Briefe von Alexander von Humboldt

an

Varnhagen von Ense.

2 x 8

Die Herausgeberin und die Verlagshandlung behalten sich das Recht der Übersetzung in das Englische, Französische und andere Sprachen vor

Briefe

von

Alexander von Humboldt

an

Varnhagen von Ense

aus den Jahren 1827 bis 1858.

Nebst

Auszügen aus Varnhagen's Tagebüchern,

und

Briefen von Varnhagen und Andern an Humboldt.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.
1860.

Vorwort.

Die vorliegenden Briefe Humboldt's enthalten einen Beitrag von unvergleichlicher Wichtigkeit zu dem wahren, echten und unverschleierten Bilde seines Geistes und Charakters. Daß sie der Öffentlichkeit nach seinem Tode übergeben würden, war sein Wunsch und Wille, der auch in den als Motto diesem Buche vorangestellten Worten einen entschiedenen Ausdruck gefunden hat. Nirgends hat er sich freier und aufrichtiger ausgesprochen, als in den Mittheilungen an Varnhagen, seinen vieljährigen treuen Freund, den er vor allen schätzte und liebte. Ihm schenkte er das rückhaltloseste Vertrauen, bei ihm legte er nieder, was er, der die meisten der an ihn gerichteten Briefe zu zerstören pflegte, als bedeutsam bewahrt und gerettet wünschte. Er rechnete darauf, daß Varnhagen, der Jüngere von beiden, ihn überleben würde.

Doch Varnhagen starb zuerst, und übertrug mir die Pflicht, die nun eine doppelte geworden, diese merkwürdigen Zeugnisse des Lebens, der Thätigkeit und des Denkens

des großen Mannes herauszugeben. Bei der Erfüllung einer solchen Pflicht war es eine Aufgabe der Pietät, jedes Wort getreu so stehen zu lassen wie es aufgezeichnet worden, ja, es hätte geheißen, den Schatten Humboldt's beleidigen, wäre ich so anmaßend gewesen, an seinen Aussprüchen Änderungen vorzunehmen.

Ich konnte daher auch auf den wohlmeinenden Wunsch der Verlagshandlung, solche Änderungen zu machen, ebenso wenig eingehen, als ich eigenem Wunsche und eigenen Rücksichten irgend einen Einfluß dabei gestatten durfte. Hier galt nur die Eine Rücksicht: die ewige Wahrheit, die ich Humboldt, der Geschichte und der Literatur, und dem mir heiligen Willen desjenigen, der mir diesen Auftrag hinterlassen hat, schuldig bin.

So soll denn ganz und vollständig das Vermächtniß erscheinen, welches in meine Hände niedergelegt worden!

Zu Humboldt's Briefen bilden Stellen aus Varnhagen's Tagebüchern eine lebendige Ergänzung, indem sie zu den schriftlichen Äußerungen Humboldt's auch die mündlichen hinzufügen. Von den Briefen Varnhagen's sind leider nur sehr wenige erhalten oder aufzufinden gewesen. Doch prägen sich schon in dem Vorhandenen die edle Freundschaft, der stets rege Geistesverkehr, die treue Genossenschaft in dem gemeinsamen Wirken für Wissenschaft und Freiheit, welche Humboldt und Varnhagen so viele Jahre verbanden, hinreichend aus.

Die Briefe vieler anderer berühmter und ausgezeichneter Personen, welche beigefügt sind, zeigen Humboldt in seinem ausgebreiteten Weltverkehr, in seinen mannigfaltigen Beziehungen zu Gelehrten und Schriftstellern, zu Staatsmännern und Fürsten, die sich ihm huldigend nahten.

Berlin, im Februar 1860.

Ludmilla Assing.

Inhalt.

	Seite
Erster Brief. Humboldt an Varnhagen	1
Zweiter Brief. Humboldt an Varnhagen	2
Dritter Brief. Humboldt an Varnhagen	3
Vierter Brief. Humboldt an Varnhagen	4
Fünfter Brief. Humboldt an Varnhagen	6
Sechster Brief. Humboldt an Varnhagen	7
Siebenter Brief. Humboldt an Varnhagen	8
Achter Brief. Varnhagen an Humboldt	10
Neunter Brief. Humboldt an Fabel	12
Zehnter Brief. Humboldt an Varnhagen	13
Elfter Brief. Humboldt an Rahel	15
Zwölfter Brief. Humboldt an Varnhagen	16
Dreizehnter Brief. Humboldt an Varnhagen	17
Vierzehnter Brief. Humboldt an Varnhagen	18
Funfzehnter Brief. Humboldt an Varnhagen	19
Sechzehnter Brief. Humboldt an Varnhagen	20
Siebzehnter Brief. Humboldt an Varnhagen	21
Achtzehnter Brief. Humboldt an Varnhagen	26
Neunzehnter Brief. Humboldt an Varnhagen	27
Zwanzigster Brief. Humboldt an Varnhagen	28
Einundzwanzigster Brief. Humboldt an Varnhagen	29
Zweiundzwanzigster Brief. Humboldt an Varnhagen	30
Dreiundzwanzigster Brief. Humboldt an Varnhagen	33
Vierundzwanzigster Brief. Humboldt an Varnhagen	34
Fünfundzwanzigster Brief. Humboldt an die Fürstin von Pückler	36
Sechsundzwanzigster Brief. Humboldt an Varnhagen	37
Siebenundzwanzigster Brief. Humboldt an Varnhagen	39
Achtundzwanzigster Brief. Humboldt an Varnhagen	41
Neunundzwanzigster Brief. Humboldt an Varnhagen	43
Dreißigster Brief. Humboldt an Varnhagen	44
Einunddreißigster Brief. Humboldt an Varnhagen	46
Zweiunddreißigster Brief. Humboldt an Varnhagen	47
Dreiunddreißigster Brief. Humboldt an Varnhagen	51
Vierunddreißigster Brief. Humboldt an Varnhagen	52
Fünfunddreißigster Brief. Humboldt an Varnhagen	53
Sechsunddreißigster Brief. Humboldt an Varnhagen	56

Seite

Siebenunddreißigster Brief. Humboldt an Varnhagen 59
Achtunddreißigster Brief. Humboldt an Varnhagen 60
Neununddreißigster Brief. Humboldt an Varnhagen 61
Vierzigster Brief. Humboldt an Varnhagen 63
Einundvierzigster Brief. Humboldt an Varnhagen 64
Zweiundvierzigster Brief. Metternich an Humboldt 66
Dreiundvierzigster Brief. Humboldt an Varnhagen 69
Vierundvierzigster Brief. König Christian der Achte von Dänemark an Humboldt 70
Fünfundvierzigster Brief. Humboldt an Varnhagen 72
Sechsundvierzigster Brief. Humboldt an Varnhagen 74
Siebenundvierzigster Brief. Humboldt an Varnhagen 75
Achtundvierzigster Brief. Humboldt an Varnhagen 77
Neunundvierzigster Brief. Guizot an Humboldt 81
Fünfzigster Brief. Arago an Humboldt 83
Einundfünfzigster Brief. Humboldt an Bettina von Arnim 85
Zweiundfünfzigster Brief. Humboldt an Varnhagen 87
Dreiundfünfzigster Brief. Humboldt an Varnhagen 89
Vierundfünfzigster Brief. Humboldt an Varnhagen 90
Fünfundfünfzigster Brief. Humboldt an Speyer 92
Sechsundfünfzigster Brief. Humboldt an Varnhagen 94
Siebenundfünfzigster Brief. Humboldt an Varnhagen 95
Achtundfünfzigster Brief. König Christian der Achte von Dänemark an Humboldt 97
Neunundfünfzigster Brief. Humboldt an Varnhagen 99
Sechzigster Brief. Humboldt an Varnhagen 101
Einundsechzigster Brief. Humboldt an Varnhagen 104
Zweiundsechzigster Brief. Humboldt an Varnhagen 108
Dreiundsechzigster Brief. Humboldt an Varnhagen 109
Vierundsechzigster Brief. Humboldt an Varnhagen 111
Fünfundsechzigster Brief. Humboldt an Varnhagen 116
Sechsundsechzigster Brief. Humboldt an Varnhagen 117
Siebenundsechzigster Brief. Humboldt an Varnhagen 119
Achtundsechzigster Brief. Humboldt an Varnhagen 120
Neunundsechzigster Brief. Humboldt an Varnhagen 125
Siebzigster Brief. Humboldt an Varnhagen 126
Einundsiebzigster Brief. Humboldt an Varnhagen 127
Zweiundsiebzigster Brief. Humboldt an Varnhagen 129
Dreiundsiebzigster Brief. Humboldt an Varnhagen 130
Vierundsiebzigster Brief. Humboldt an Varnhagen 132
Fünfundsiebzigster Brief. Humboldt an Varnhagen 134
Sechsundsiebzigster Brief. Humboldt an Varnhagen 138
Siebenundsiebzigster Brief. J. W. T. an Humboldt 141
Achtundsiebzigster Brief. Der französische Gesandte Graf Bresson an Humboldt 142
Neunundsiebzigster Brief. Arago an Humboldt 145
Achtzigster Brief. Vier Billete Friedrich Wilhelms des Vierten an Humboldt . 147
Einundachtzigster Brief. König Christian der Achte von Dänemark an Humboldt 150
Zweiundachtzigster Brief. John Herschel an Humboldt 151
Dreiundachtzigster Brief. Balzac an Humboldt 155
Vierundachtzigster Brief. Robert Peel an Humboldt 156
Fünfundachtzigster Brief. Metternich an Humboldt 157
Sechsundachtzigster Brief. Prescott an Humboldt 159
Siebenundachtzigster Brief. Frau von Récamier an Humboldt 162
Achtundachtzigster Brief. Humboldt an Varnhagen 163

Seite

Neunundachtzigster Brief. Leopold Großherzog von Toscana an Humboldt . . 164
Neunzigster Brief. Humboldt an Varnhagen 166
Einundneunzigster Brief. Humboldt an Varnhagen 167
Zweiundneunzigster Brief. Humboldt an Varnhagen 169
Dreiundneunzigster Brief. Humboldt an Varnhagen 171
Vierundneunzigster Brief. Humboldt an Varnhagen 172
Fünfundneunzigster Brief. Humboldt an Varnhagen 173
Sechsundneunzigster Brief. Humboldt an Varnhagen 174
Siebenundneunzigster Brief. Humboldt an Varnhagen 175
Achtundneunzigster Brief. Metternich an Humboldt 176
Neunundneunzigster Brief. Jules Janin an Humboldt 178
Hundertster Brief. Humboldt an Varnhagen 180
Hunderterster Brief. Humboldt an Varnhagen 182
Hundertzweiter Brief. Humboldt an Varnhagen 185
Hundertdritter Brief. Humboldt an Varnhagen 186
Hundertvierter Brief. Humboldt an Varnhagen 188
Hundertfünfter Brief. Humboldt an Varnhagen 189
Hundertsechster Brief. Humboldt an Varnhagen 191
Hundertsiebenter Brief. Humboldt an Varnhagen 193
Hundertachter Brief. Humboldt an Varnhagen 194
Hundertneunter Brief. Humboldt an Varnhagen 195
Hundertzehnter Brief. Humboldt an Friedrich Wilhelm den Vierten 196
Hundertelfter Brief. Bessel an Humboldt 198
Hundertzwölfter Brief. Victor Hugo an Humboldt 205
Hundertdreizehnter Brief. Friedrich Rückert an Humboldt 206
Hundertvierzehnter Brief. Alexander Manzoni an Humboldt 207
Hundertfünfzehnter Brief. Thiers an Humboldt 210
Hundertsechzehnter Brief. Die Fürstin von Ganine, Lucian Bonaparte's Witwe an Humboldt 211
Hundertsiebzehnter Brief. Herzogin Helene von Orleans an Humboldt . . . 212
Hundertachtzehnter Brief. Herzogin Helene von Orleans an Humboldt . . . 213
Hundertneunzehnter Brief. Herzogin Helene von Orleans an Humboldt . . 214
Hundertzwanzigster Brief. Humboldt an Varnhagen 215
Hunderteinundzwanzigster Brief. Humboldt an Varnhagen 217
Hundertzweiundzwanzigster Brief. Metternich an Humboldt 218
Hundertdreiundzwanzigster Brief. Humboldt an Varnhagen 221
Hundertvierundzwanzigster Brief. Humboldt an Varnhagen 222
Hundertfünfundzwanzigster Brief. Humboldt an Varnhagen 224
Hundertsechsundzwanzigster Brief. Humboldt an Varnhagen 225
Hundertsiebenundzwanzigster Brief. Mignet an Humboldt 226
Hundertachtundzwanzigster Brief. Humboldt an Baudin 228
Hundertneunundzwanzigster Brief. Humboldt an Varnhagen 231
Hundertdreißigster Brief. Metternich an Humboldt 233
Hunderteinunddreißigster Brief. Prinz Albert an Humboldt 234
Hundertzweiunddreißigster Brief. Humboldt an Varnhagen 235
Hundertdreiunddreißigster Brief. Humboldt an Varnhagen 236
Hundertvierunddreißigster Brief. Humboldt an Varnhagen 240
Hundertfünfunddreißigster Brief. Humboldt an Varnhagen 243
Hundertsechsunddreißigster Brief. Humboldt an Varnhagen 244
Hundertsiebenunddreißigster Brief. Metternich an Humboldt 245
Hundertachtunddreißigster Brief. Humboldt an Varnhagen 246
Hundertneununddreißigster Brief. Herzogin Helene von Orleans an Humboldt . 247

Seite
Hundertvierzigster Brief. Humboldt an Varnhagen 249
Hunderteinundvierzigster Brief. Humboldt an Varnhagen 251
Hundertzweiundvierzigster Brief. Humboldt an Varnhagen 252
Hundertdreiundvierzigster Brief. Humboldt an Varnhagen 253
Hundertvierundvierzigster Brief. Humboldt an Bettina von Arnim 254
Hundertfünfundvierzigster Brief. Humboldt an Varnhagen 256
Hundertsechsundvierzigster Brief. Humboldt an Varnhagen 258
Hundertsiebenundvierzigster Brief. Humboldt an Varnhagen 260
Hundertachtundvierzigster Brief. Humboldt an Varnhagen 262
Hundertneunundvierzigster Brief. Humboldt an Varnhagen 263
Hundertfünfzigster Brief. Humboldt an Varnhagen 266
Hunderteinundfünfzigster Brief. Humboldt an Varnhagen 268
Hundertzweiundfünfzigster Brief. Humboldt an Varnhagen 270
Hunderdreiundfünfzigster Brief. Humboldt an Varnhagen 271
Hundertvierundfünfzigster Brief. Humboldt an Varnhagen 273
Hundertfünfundfünfzigster Brief. Humboldt an Varnhagen 276
Hundertsechsundfünfzigster Brief. Humboldt an Varnhagen 277
Hundertsiebenundfünfzigster Brief. Frage an Humboldt 279
Hundertachtundfünfzigster Brief. Humboldt an Varnhagen 281
Hundertneunundfünfzigster Brief. Humboldt an Varnhagen 282
Hundertsechzigster Brief. Varnhagen an Humboldt 286
Hunderteinundsechzigster Brief. Humboldt an Varnhagen 289
Hundertzweiundsechzigster Brief. Humboldt an Bettina von Arnim 291
Hundertdreiundsechzigster Brief. Humboldt an Varnhagen 293
Hundertvierundsechzigster Brief. Humboldt an Varnhagen 294
Hundertfünfundsechzigster Brief. Humboldt an Varnhagen 295
Hundertsechsundsechzigster Brief. Varnhagen an Humboldt 296
Hundertsiebenundsechzigster Brief. Humboldt an Varnhagen 297
Hundertachtundsechzigster Brief. Humboldt an Varnhagen 299
Hundertneunundsechzigster Brief. Humboldt an Varnhagen 304
Hundertsiebzigster Brief. Die Fürstin Lieven an Humboldt 307
Hunderteinundsiebzigster Brief. Varnhagen an Humboldt 309
Hundertzweiundsiebzigster Brief. Humboldt an Varnhagen 310
Hundertdreiundsiebzigster Brief. Humboldt an Varnhagen 312
Hundertvierundsiebzigster Brief. Varnhagen an Humboldt 313
Hundertfünfundsiebzigster Brief. Humboldt an Varnhagen 314
Hundertsechsundsiebzigster Brief. Humboldt an Varnhagen 315
Hundertsiebenundsiebzigster Brief. Der sranzösische Minister-Resident von Gerolt an Humboldt 316
Hundertachtundsiebzigster Brief. Varnhagen an Humboldt 318
Hundertneunundsiebzigster Brief. Humboldt an Varnhagen 320
Hundertachtzigster Brief. Humboldt an Varnhagen 321
Hunderteinundachtzigster Brief. Der Großherzog Karl Alexander von Sachsen-Weimar an Humboldt 322
Hundertzweiundachtzigster Brief. Varnhagen an Humboldt 323
Hundertdreiundachtzigster Brief. Humboldt an Varnhagen 325
Hundertvierundachtzigster Brief. Humboldt an Varnhagen 327
Hundertfünfundachtzigster Brief. Metternich an Humboldt 329
Hundertsechsundachtzigster Brief. Humboldt an Varnhagen 331
Hundertsiebenundachtzigster Brief. Humboldt an Varnhagen 332
Hundertachtundachtzigster Brief. Humboldt an Varnhagen 334

Seite

Hundertneunundachtzigster Brief. Karl Alexander, Großherzog zu Sachsen-Weimar, an Humboldt 336

Hundertneunzigster Brief. Jobard an Humboldt 338

Hunderteinundneunzigster Brief. Varnhagen zu Hildebrandt's Gemälde der Wohnung Humboldt's und dessen beigefügtem Spruch 340

Hundertzweiundneunzigster Brief. Humboldt an Varnhagen 341

Hundertdreiundneunzigster Brief. Humboldt an Varnhagen 344

Hundertvierundneunzigster Brief. Karl Alexander, Großherzog zu Sachsen-Weimar, an Humboldt 345

Hundertfünfundneunzigster Brief. Humboldt an Varnhagen 347

Hundertsechsundneunzigster Brief. Varnhagen an Humboldt 349

Hundertsiebenundneunzigster Brief. Varnhagen an Humboldt 351

Hundertachtundneunzigster Brief. Varnhagen an Humboldt 354

Hundertneunundneunzigster Brief. Humboldt an Varnhagen 355

Zweihundertster Brief. Humboldt an Varnhagen 357

Zweihunderterster Brief. Karl Alexander, Großherzog von Sachsen-Weimar, an Humboldt 358

Zweihundertzweiter Brief. Varnhagen an Humboldt 359

Zweihundertdritter Brief. Varnhagen an Humboldt 361

Zweihundertvierter Brief. Humboldt an Varnhagen 362

Zweihundertfünfter Brief. Humboldt an Varnhagen 363

Zweihundertsechster Brief. Humboldt an Varnhagen 365

Zweihundertsiebenter Brief. Karl Alexander, Großherzog zu Sachsen-Weimar, an Humboldt 366

Zweihundertachter Brief. Humboldt an Varnhagen 367

Zweihundertneunter Brief. Humboldt an Varnhagen 369

Zweihundertzehnter Brief. Karl Alexander, Großherzog zu Sachsen-Weimar, an Humboldt 370

Zweihundertelfter Brief. Thiers an Humboldt 372

Zweihundertzwölfter Brief. Humboldt an Varnhagen 373

Zweihundertdreizehnter Brief. Humboldt an Varnhagen 375

Zweihundertvierzehnter Brief. Humboldt an Varnhagen 378

Zweihundertfünfzehnter Brief. Varnhagen an Humboldt 380

Zweihundertsechzehnter Brief. Humboldt an Varnhagen 382

Zweihundertsiebzehnter Brief. Humboldt an Varnhagen 384

Zweihundertachtzehnter Brief. Humboldt an Varnhagen 386

Zweihundertneunzehnter Brief. Prinz Napoleon, Sohn Jerome's, an Humboldt 388

Zweihundertzwanzigster Brief. Humboldt an Varnhagen 390

Zweihundereinundzwanzigster Brief. Humboldt an Varnhagen 391

Zweihundertzweiundzwanzigster Brief. Humboldt an Varnhagen 393

Zweihundertdreiundzwanzigster Brief. Humboldt an Varnhagen 395

Zweihundertvierundzwanzigster Brief. Humboldt an Varnhagen 397

Zweihundertfünfundzwanzigster Brief. Humboldt an Ludmilla Assing 400

1.

Humboldt an Varnhagen.

Berlin, den 25. September 1827.

Darf ich Ihnen, mein Verehrtester, den besten Abdruck meiner Abhandlung*) anbieten, der mir übrig bleibt? Die letzten Zeilen werden Sie nachsichtiger für die übrigen machen.

Dienstags. A. v. Humboldt.

*) Ueber die Hauptursachen der Temperatur-Verschiedenheit auf dem Erdkörper.

2.

Humboldt an Varnhagen.

Berlin, den 1. November 1827.

Sie haben mir einmal einige freundliche Worte über meine Versuche gesagt, die Natur lebendig und doch wahr (d. i. in der strengsten Uebereinstimmung mit dem Beobachteten) zu schildern. Daß diese Worte mir angenehme Eindrücke gelassen, erkennen Sie an diesem schwachen Ausdruck meiner Dankbarkeit.*) Ich habe die Erläuterungen fast alle umgeändert, und den Rhodischen Genius zugesetzt, für den Schiller einige Vorliebe zeigte. Mit der freundschaftlichsten Hochachtung Ihr A. Humboldt.

Sonderbar, daß mir Koreff nie geantwortet auf das, was wir hier für ihn gethan!

*) Ansichten der Natur. Neue Auflage.

3.

Humboldt an Varnhagen.

Berlin, den 21. November 1827.
Mittwoch, Nachts.

Da ich Ihres Wohlwollens und meiner Noten, die ich streng befolgt, sicherer als des Nachschreibens der Zuhörer bin, so übersende ich Ihnen hier, mein Verehrtester, die ganze fünfte Stunde sammt der heutigen Rekapitulation. Sie werden darin gewiß keine antiphilosophische Wendung finden. Machen Sie jeden beliebigen Gebrauch von diesen Blättern, nur keine Abschrift zum Drucke, und senden Sie sie mir gütigst bis Sonnabend zurück; daß diese Noten nur für mich waren, erkennen Sie aus der Verworrenheit der Redaction, aber der Wunsch offen zu handeln, setzt mich über jede Besorgniß, die mir meine Eitelkeit einflößen könnte, hinweg. A. Humboldt.

(Die Blätter sollten dem Prof. Hegel mitgetheilt werden, dem hinterbracht worden war, Humboldt hätte Anzüglichkeiten gegen die Philosophie einfließen lassen.)

4.

Humboldt an Varnhagen.

Berlin, den 15. April 1828.

Dürfte ich Sie heute zwischen 2 Uhr ¼ und 3 Uhr auf einige Augenblicke stören, und Sie um einen litterarischen Rath bitten? Mein Buch soll heißen:

„Entwurf einer physischen Weltbeschreibung."

Ich wünschte die individuelle Veranlassung der Vorlesungen auf dem Titel anzugeben, und doch fühlen lassen, daß ich mehr und etwas anderes gebe, als die Vorlesungen. „Nach Erinnerungen aus Vorlesungen in den Jahren 1827 und 1828, bearbeitet von Al. v. Humboldt" hat man, höre ich, lächerlich und prätentiös gefunden. Ich gebe es gerne auf; aber „Souvenirs d'un cours de Physique du monde", „Souvenirs d'un voyage en Perse", schienen mir unschädlich. Wie soll ich den Titel einrichten. „Entwurf einer phys. W. von A. v. H. (auf Veranlassung von Vorlesungen neubearbeitet", oder: „theilweise nach Vorlesungen bearbeitet.")? Alles das scheint mir unbeholfen. Adverbia sind unpassend für Titel. Wie wenn ich mit ganz kleinen Lettern zusetzen ließe: „Ein Theil dieser Schrift ist der Gegenstand von Vorlesungen in den Jahren 1827 und 1828 gewesen."? Aber das ist lang, und dann das Verbum! „Auf Veranlassung" ist vielleicht doch besser. Ich vertraue auf Ihr

Talent. Sie werden mir gewiß aus diesem Labyrinthe heraushelfen. Mit freundschaftlichster Anhänglichkeit Ihr gehorsamster A. Humboldt.

(Anmerkung von Varnhagen. Ich selbst hatte jenen ersten Titel an der Tafel des Prinzen August getadelt, und Humboldt es durch Beuth wiedererfahren.)

5.

Humboldt an Varnhagen.

Berlin, den 3. April 1829.

Ich werde kommen, Ihnen persönlich zu danken, mich auf einige Augenblicke Ihrer Rückkunft und der schönen Eindrücke, welche Ihre neue Geschäftsthätigkeit überall gelassen, zu erfreuen, und in den unglücklichen Verhältnissen meiner Familie die Verzeihung Ihrer geistreichen mir ewig theuren Gattin zu erbitten. Der König läßt sich nie (selbst von Fürst Wittgenstein nicht) ein Buch überreichen. Es muß durch den gewöhnlichen Weg kommen. Ich werde es aber Albrecht sehr, sehr empfehlen.*) Ich bin gekocht, und reise in acht Tagen!

Freitags. A. Ht.

*) Ein Buch von Ranke.

6.

Humboldt an Varnhagen.

Berlin, den 26. April 1830.

Ich finde diesen Augenblick von Potsdam heimkehrend Ihre theuren Briefe und Ihr mir so angenehmes Geschenk. Der Zinzendorf wird mich sehr, sehr erfreuen: es ist eine individuelle Physiognomie wie Lavater, Cardanus. Über die neuere Pietisterei S. 22. die in Halle auszubrechen anfing, habe ich gelächelt. Ihr Schluß des Werks ist voll Würde und Anmuth. — Ich freue mich, zu hören daß Sie meinen cri de Pétersbourg, eine Parodie vor dem Hofe gehalten, freundlich behalten wollen, — ein gedrängtes Werk zweier Nächte, ein Versuch zu schmeicheln ohne Erniedrigung, zu sagen was sein sollte. Da Sie und Ihre geistreiche Frau, meine vieljährige gütige Freundin, an allem Theil nehmen, was mir Freundliches begegnet, so melde ich Ihnen, daß mich der König während des Reichstags zum Kaiser schickt, wahrscheinlich reise ich zugleich mit dem Kronprinzen, der die Kaiserin zum Rendezvous in Fischbach abholt. Ihr A. Ht.

Zinzendorf's Briefe an den Heiland waren wohl leserlicher!

7.

Humboldt an Varnhagen.

Berlin, den 9. Juli 1830.

Nehmen Sie und Ihre geistreiche treffliche Gattin, in abermaligem Wegreisen meinen wärmsten Dank für Ihr neues mir so angenehmes Geschenk.*) Der Mann, dessen Eigenthümlichkeiten Sie so sinnig entwickeln, war mir persönlich unbekannt; er gehörte zu denen, die durch individuelle Persönlichkeit hervortreten, im Leben wichtiger, als durch ihre Schriften geworden sind. Ein Mann, der sich einbildet, daß seine Erinnerungen bis ins erste Jahr hinaufsteigen (die Markgräfin rechnete anders: j'étais un enfant très-précoce, à deux ans je savais parler, à trois ans je marchais!), ein Mann, der einen Schutzgeist im schwarzen Mantel, wie Cardanus hat, nüchtern alte Jungfern liebt, bloß um sie zur Tugend und Litteratur zu bekehren; ein Mann, dem das Schicksal deutscher Professoren unter deutschen Fürsten tragischer als das der Griechen erscheint, — hat meine ganze Bewunderung als Seltenheit. Die Kirchenzeitung wird ihn nicht unter die Gläubigen zählen, und die Schimmelmanns werden es

*) Denkwürdigkeiten des Philosophen und Arztes Johann Benjamin Erhard. Herausgegeben von K. A. Varnhagen von Ense. Stuttgart und Tübingen, Cotta. 1830.

Ihnen, mein Verehrteſter, nicht Dank wiſſen, daß die Schrift an die däniſch-holſteiniſchen Saturnalien empfindelnder Demagogie erinnert! Es freut mich unendlich, daß Sie ſich mit Hardenberg beſchäftigen wollen, eine ſchwierige aber dankbare Aufgabe, wenn Sie nur die Epochen zu unterſcheiden wiſſen, und der Parteihaß einſt ſchweigen wird. Auch für Hegel ſcheint er endlich zu meiner Freude in der Akademie zu ſchweigen. Dankbarſt Ihr

Freitags. A. Humboldt.

Wir finden aus jener Zeit in Varnhagen's Tageblättern folgende Stelle: „Alexander von Humboldt ſagte nach der Juli-Revolution zu Gans, der allzu warme Hoffnungen von der neuen Regierung hegte: «Glauben Sie mir, lieber Freund, meine Wünſche ſtimmen mit den Ihren überein, aber meine Hoffnungen ſind ſchwach. Seit vierzig Jahren ſeh' ich in Paris die Gewalthaber wechſeln, immer fallen ſie durch eigne Untüchtigkeit, immer treten neue Verſprechungen an die Stelle, aber ſie erfüllen ſich nicht, und derſelbe Gang des Verderbens beginnt auf's neue. Ich habe die meiſten der Männer des Tages gekannt, zum Theil vertraut, es waren ausgezeichnete, wohlmeinende darunter, aber ſie hielten nicht aus, bald waren ſie nicht beſſer als ihre Vorgänger, oft wurden ſie noch größere Schufte. Keine Regierung hat bis jetzt dem Volke Wort gehalten, keine ihre Selbſtſucht dem Gemeinwohl untergeordnet. So lange das nicht geſchieht, wird keine Macht in Frankreich dauernd beſtehen. Die Nation iſt noch immer betrogen worden, und ſie wird wieder betrogen. Dann wird ſie auch wieder den Lug und Trug ſtrafen, denn dazu iſt ſie reif und ſtark genug.»“

8.

Varnhagen an Humboldt.

Berlin, den 23. Januar 1853.

Freilich war ich es, der Ew. Excellenz neulich im Sonnenscheine der Mittagsstunde begegnete, und Sie zu spät erkannte, wie von Ihnen zu spät erkannt wurde. Gern wäre ich Ihnen nachgeeilt, aber so rasche, zum Einholen nöthige Schritte wollten mir noch nicht geziemen! Ich hätte Ew. Excellenz ein Wort, Hrn. von Bülow in London betreffend, mitzutheilen gewünscht, das damals noch ganz frisch, aus sicherster Quelle, und wahrscheinlich auch Ihnen noch neu war, eine Äußerung des Königs nämlich, wonach die Gefahr, in welcher jener verwegene Gesandte schwebte, als vorübergegangen anzusehen ist. Seitdem haben Ew. Excellenz von allen Orten her die Kunde längst vernommen, und meine Mittheilung ist veraltet. —

Nun haben wir Preußen ja endlich auch eine allgemeine Volksvertretung empfangen, oder vielmehr, wir hatten sie lange, und wußtens nur nicht. Hr. Bischof Eylert hat uns die Augen geöffnet, er hat zuerst das große Wort ausgesprochen, ein zweiter Mirabeau an Licht der Gedanken und Kühnheit des Ausdrucks; ich denke mir, nicht nur der Rittersaal, sondern das ganze Schloß erzitterte, als er den gewaltigen Spruch in die Versammlung donnerte, die Vertretung des ganzen Volks, aller Stände und In-

teressen sei — das Ordensfest! Ich beuge mich in Ehrfurcht und Bewunderung dieser kolossalen Kühnheit, dieser neuen unerhörten Kombination, wodurch die elenden Institutionen, die bisher für Volksvertretung in Europa gelten durften, Parlamente, Kammern, Stände, Cortes und dergleichen mehr, in ihr Nichts geschleudert werden. Ich habe den Redner nur durch den lautlosen Mund der Staatszeitung vernommen, aber Ew. Excellenz waren ohne Zweifel gegenwärtig, und gewiß bedauern Sie mich, und rufen mir zu, was in alter Zeit von Demosthenes vorgelesener Rede gesagt wurde: Ja, wenn Ihr erst ihn selbst gehört hättet! Und das beifällige Lächeln, die gnädige Zufriedenheit der Hörer, die frohen Blicke der Staunenden mit anzusehen, muß den Eindruck noch mehr erhöht haben! —

O unsre evangelischen Pfaffen sind auf gutem Wege, sie versprechen den katholischen, wie sie in ihrer höchsten Pfaffenblüthe waren, nichts nachzugeben! Solch gleißnerischer Schwarzrock macht uns zum Gespött von ganz Europa. Volksvertretung hin, Volksvertretung her, mag sie gegeben werden, oder versagt bleiben, das kümmert mich in diesem Augenblicke nicht, aber daß der Kerl das Ordensfest dafür einschieben will, das ist ein Unterstehen, worauf das Tollhaus oder das Zuchthaus stehen sollte. — Aber nicht einmal ein Lied, ein Gassenhauer, ein Scherzbild bestraft solche Ungebühr, es ist alles still! —

Und da es denn Schlafenszeit ist, so will ich mich auch niederlegen, und Ihnen und mir angenehme Träume wünschen. Mit tiefster Hochachtung ꝛc. ꝛc. ꝛc. V.

(Vergl. A. v. Humboldts Billet an Rahel vom 1. Febr. 1833.)

9.

Humboldt an Rahel.

Berlin, den 1. Februar 1833.

Mein frühes Antworten ist kein gutes Zeichen, meine verehrte Freundin! Wenn in diesem Lande etwas zu Stande kommen soll, so muß es 14 Monate dauern, dann ist Hoffnung. Der Brief, den ich Sie ja bitte, nicht in der Hand Ihrer Freundin zu lassen, sagt alles. Man hat mich mündlich und schriftlich erst freundlichst und sinnig angehört, aber heute früh kamen die schönen, sehr schönen Zeichnungen zurück! Das unterstrichene Wort könnte mir noch einige Hoffnung geben, aber ich täusche mich lieber selbst, als Andere, und die Bestimmtheit des Charakters von Beuth, der hier allein entscheidet, versperrt die Aussicht. Daß ich den thätigsten Willen gezeigt, wie Sie es wollten, bedarf keiner Erklärung. Das sollte bei Ihnen ein historischer Glaube sein. Möchten Sie mir doch ein tröstendes Wort über den theuren Varnhagen sagen, die einzige glänzende Stütze unserer Litteratur (im edleren Sinne des Worts) unseres Vaterlandes, „in dem, sagt der Bischof mit dem gezückten Schwerte, auch die ausgezeichnetsten Talente, als solche, keine Auszeichnung verdienen.“ Es ist kein Wunder, daß so etwas ausgesagt wird, aber was niederschlagender ist, scheint mir die Schlechtigkeit der Gesellschaft, in der man hier lebt, und die von solchen unwürdigen Aeußerungen auch nicht einmal aufgeregt wird. Schonen Sie Beide Ihr besseres Sein.

A. Ht.

10.

Humboldt an Varnhagen.

Berlin, den 3. Februar 1833.

Ich bin unendlich dankbar und gerührt durch Ihren schönen Brief. Anmuth und Wohlklang der Sprache sollten so immer die Anmuth der Sitten begleiten. Mein Bruder, der zwei Tage hier war, aber meist unter dem Wellenschlage der Prinzen, die unverbittlich zu bitten das Recht haben, trägt mir auf, Ihnen, verehrter Freund, zu sagen, wie sehr er fühle, was Schmeichelhaftes in dem Anerbieten liege, aber er ist so sehr mit dem Druck seines Quartbandes über die mit dem Sanskrit verwandten asiatischen Sprachen beschäftigt, daß er nicht annehmen kann, was er für etwas sehr Wichtiges hält. Er wünscht für den Ruhm des großen Abgeschiedenen, daß **Sie** die Arbeit übernehmen möchten. Ich höre mit Schmerz, daß Sie und Ihre geistreiche Freundin nur **Ein** kleines Stückchen Gesundheit haben, das Sie sich höflichst gegenseitig ableihen — eine Art des Wechsel-Unterrichts oder Azais'scher Kompensation, über welche ich tief traure. Ich habe einen langen Brief von Frau von Cotta. Es scheint, als werde sie selbst die Allgemeine Zeitung für sich übernehmen, wieder eine anti-salische Lebensregung. Wie doch zu gewissen Zeiten ein Prinzip immer die ganze Welt durchdringt: Erwachen des Aelter-Geglaubten, unverwüstliche Friedenslust, Mißtrauen in jede Besserung, Talent-Wasser-

scheu, kirchlicher Unitätszwang, diplomatische Protokollsucht &c. cardines rerum. A. Ht.

(Anmerkung von Varnhagen. Ich hatte im Namen von Rahel, die wegen Krankheit nicht konnte, das an sie gerichtete Billet vom 1. beantwortet, und nachschriftlich den Wunsch ausgedrückt, der Minister von Humboldt möchte für die Jahrbücher der Kritik den eben zu erwartenden vollendeten Faust recensiren.)

11.

Humboldt an Rahel.

Berlin, den 9. Februar 1833.

Ich bin noch einmal bei Beuth gewesen, um ihm seine alte Freundschaft mit L. ins Gedächtniß zu rufen. Er meinte: es würde für die Familie nützlich sein, das rein Architektonische von dem bloß Landschaftlichen und den Kupferstichen zu trennen. Nur das Architektonische könne seinem Institute nützen, und wenn der Familie daran läge, so würde er für einige hundert Thaler (4 - 500 Rtl.?) ankaufen können. So wenig einladend auch dieser Vorschlag ist, glaubte ich doch, verehrteste Frau, Ihnen denselben mittheilen zu dürfen. Beuth wünscht dann unmittelbar mit jemand zu unterhandeln, der ihn in seinem Hause deßhalb besuchen wollte. Möge die Frühlingssonne Ihnen Beiden Wärme, Heiterkeit und Kräfte gewähren. Das byzantinische Reich (allhier) ist sehr ernsthaft in zwei Partheien des Bunsen'schen Gesangbuchs und des Elsner'schen Liederschatzes getheilt. Die Kriegs- und Adjutanten-Macht ist für den Liederschatz. Ich bin noch unentschieden.

A. Ht.

Sonnabend.

12.

Humboldt an Varnhagen.

Sonnabend, den 9. März 1833.

Einem Geiſte wie dem Ihrigen, mein edler Freund, iſt Einſamkeit und Ruhe nöthig, Sie ſchöpfen nur aus ſich ſelbſt. Denken Sie, daß ich die Schreckensnachricht*) erſt geſtern Nacht durch Fürſt Carolath erhielt. Sie wiſſen, welche warme, langgeprüfte, nachſichtsvolle Freundin ich an Ihr, der Zierde ihres Geſchlechts, verliere; wie liebenswürdig ſie noch für mich war bei dem kleinen mir anvertrauten Geſchäfte bei Beuth! So tief mit allem Hinfälligen und Trüben des Lebens vertraut, und doch ſo heiter und ſo milde! Bei ſo viel Geiſt, ſo gemüthlich und ſo herzlich! Lange wird Ihnen die Welt öde erſcheinen, aber das Bewußtſein, bis zum letzten Hauch, einer ſo ſchönen Seele gegeben zu haben, was Geiſt und Herz und Anmuth der Sitten, wie die Ihrige, theurer Varnhagen, gewähren können, iſt doch ein Balſam für die Wunde. Schonen Sie, ich beſchwöre Sie, Ihre Geſundheit.

A. Humboldt.

*) Rahel's Tod.

13.

Humboldt an Varnhagen.

Berlin, den 3. December 1833.

Verzeihung, tausendmal Verzeihung, daß ich Ihnen so spät erst die klassischen Studien von Friedrich Schlegel zurücksende. Ich habe sie fleißig studirt, und mich überzeugt, daß viele Ansichten des hellenischen Alterthums, die die Neueren sich zuschreiben, in Aufsätzen vor 1795 (eine Deukalionische Vorzeit) begraben liegen. Auch der Angelus Silesius, den ich nun erst habe schätzen gelernt, hat beiden Brüdern große Freude gemacht. Es ist eine Frömmigkeit, die einen wie eine milde Frühlingsluft anweht, und der Verewigten mysteriöse hieroglyphische Merkzeichen machen mir Ihr Geschenk doppelt theuer.

Spiker hat auf eine wunderbare Weise einen Genitiv „astronomische Beobachtungen Alexanders von Humboldt" für eine Unterschrift bei der Anzeige von Oltmanns Tod gehalten! Ich werde es ohne Berichtigung stehen lassen. Mit alter Anhänglichkeit Ihr

A. Humboldt.

14.

Humboldt an Varnhagen.

Berlin, den 9. December 1833.

Ich theile Ihnen, hochverehrter Freund, einige Worte der liebenswürdigen Herzogin von Dessau mit. Alles was die Unfrige angenehm berührt, muß Ihrem Herzen theuer sein.

Sonntag. A. v. Humboldt.

„Dessau, den 1. December 1833.

— Empfangen Sie auch meinen besten Dank für die mitgetheilten Bücher, die mich jedes in seiner Art sehr interessirten. Die «Rahel» nicht persönlich gekannt zu haben, bedaure ich, zumal nachdem mir ihr Inneres so klar geworden, ich hätte gerne die äußere Erscheinung, und wie sich in dieser der Kern erkennen ließ, beobachtet. —

Friederike Herzogin zu Anhalt."

Noch voll Bewunderung über R. „das Buch aller Bücher!" Darf ich Sie, verehrter Freund, um Friedrich Schlegel's sämmtliche Werke etwa den dritten Theil bitten?

15.

Humboldt an Varnhagen.

Berlin, den 19. December 1833.

Durch das langweilige und lebendige Hofleben abgehalten mich nach der theuren Gesundheit meines Freundes persönlich zu erkundigen, muß ich leider! schriftlich bitten, mir gütigst den Brief der Herzogin von Dessau, der freundliche Worte für die Verklärte enthielt, zurückzusenden.

Donnerstags. A. v. Humboldt.

16.

Humboldt an Varnhagen.

Berlin, den 27. Oktober 1834.

Ich fange den Druck meines Werks (des Werks meines Lebens) an. Ich habe den tollen Einfall, die ganze materielle Welt, alles was wir heute von den Erscheinungen der Himmelsräume und des Erdenlebens, von den Nebelsternen bis zur Geographie der Moose auf den Granitfelsen, wissen, alles in Einem Werke darzustellen, und in einem Werke, das zugleich in lebendiger Sprache anregt und das Gemüth ergötzt. Jede große und wichtige Idee, die irgendwo aufgeglimmt, muß neben den Thatsachen hier verzeichnet sein. Es muß eine Epoche der geistigen Entwickelung der Menschheit (in ihrem Wissen von der Natur) darstellen. Die Prolegomena sind meist fertig, der ganz neu umgearbeitete, von mir frei gehaltene, aber an demselben Tage diktirte Discours d'ouverture, das Naturgemählde, die Anregungsmittel zum Naturstudium im Geiste unserer Zeit (dreierlei: 1) Poésie descriptive und lebendige Schilderung der Naturscenen in modernen Reiseberichten, 2) Landschaftsmahlerei, Darstellung, sinnliche, einer exotischen Natur, wann sie entstanden, wann sie Bedürfniß und hohe Freude geworden, warum das leidenschaftliche Alterthum sie nicht haben konnte, 3) Pflanzungen, Gruppirung nach Pflanzenphysiognomik, (nicht botanische Gärten); Geschichte der physischen Weltbeschreibung, wie die Idee der

Welt, des Zusammenhangs aller Erscheinungen, den Völkern durch den Lauf der Jahrhunderte klar geworden ist. Diese Prolegomena sind die Hauptsache, und enthalten den generellen Theil, ihm folgt der spezielle, — die Einzelnheiten, geordnet, (ich lege Ihnen einen Theil eines tabellarischen Registers bei). Weltraum — die ganze physische Astronomie — Unser feste Erdkörper, Inneres, Aeußeres, Elektro-Magnetismus des Inneren. Vulkanismus, d. h. Reaktion des Inneren eines Planeten auf seine Oberfläche. Gliederung der Massen. Eine kleine Geognosie — Meer — Luftkreis — Klimate — Organisches — Geographie der Pflanzen. Geographie der Thiere — Menschen-Racen und Sprache — deren dann physische Organisation (Artikulation der Töne) von der Intelligenz (deren Produkt, Manifestation die Sprache ist) beherrscht wird. In dem speziellen Theile alle numerischen Resultate, die genauesten wie in Laplace exposition du système du Monde. Da diese Einzelnheiten nicht derselben litterarischen Darstellung fähig sind, als die allgemeinen Kombinationen des Naturwissens, so wird das nur Faktische nur in kurzen Sätzen fast tabellarisch geordnet, so daß z. B. über Klimate, über Erdmagnetismus der fleißige Leser in wenigen Blättern alle Resultate zusammengedrängt finden muß, die ein Studium vieler Jahre nur liefern würde. Die Formähnlichkeit (litterarische Uebereinstimmung) mit dem allgemeinen Theile wird vermittelt durch kleine Einleitungen zu jedem speziellen Kapitel. Otfried Müller hat in seiner vortrefflich geschriebenen Archäologie dieselbe Methode sehr glücklich befolgt.

Ich habe gewünscht, daß Sie, hochverehrter Freund, einen deutlichen Begriff von meinem Unternehmen durch mich selbst erhalten möchten. Es ist mir nicht geglückt, das

Ganze in Einen Band zusammenzudrängen, und doch würde es in dieser Kürze den großartigsten Eindruck hinterlassen haben. Ich hoffe, daß zwei Bände das Ganze fassen. Keine Note unter dem Texte, aber hinter den Kapiteln Noten, welche ganz ungelesen bleiben können, die aber solide Erudition und mehr Einzelnheiten enthalten. Das Ganze ist nicht was man gemeinhin physikalische Erdbeschreibung nennt, es begreift Himmel und Erde, alles Geschaffene. Ich hatte vor 15 Jahren angefangen, es französisch zu schreiben, und nannte es Essai sur la Physique du Monde. In Deutschland wollte ich es anfangs das Buch von der Natur nennen, wie man dergleichen im Mittelalter von Albertus Magnus hat. Das ist alles aber unbestimmt. Jetzt ist mein Titel: Kosmos. Entwurf einer physischen Weltbeschreibung von A. v. H. Nach erweiterten Umrissen seiner Vorlesungen in den Jahren 1827 und 1828. Bei Cotta. Ich wünschte das Wort Kosmos hinzuzufügen, ja die Menschen zu zwingen das Buch so zu nennen, um zu vermeiden, daß man nicht H.'s physische Erdbeschreibung sage, was denn das Ding in die Klasse der Mittersacher'schen Schriften werfen würde. Weltbeschreibung (nach Weltgeschichte geformt) würde man als ungebräuchliches Wort immer mit Erdbeschreibung verwechseln. Ich weiß, daß Kosmos sehr vornehm ist und nicht ohne eine gewisse Affèterie, aber der Titel sagt mit einem Schlagworte Himmel und Erde, und steht der Gäa (dem etwas schlechten Erdbuche von Prof. Zeune, einer wahren Erdbeschreibung) entgegen. Mein Bruder ist auch für den Titel Kosmos, ich habe lange geschwankt.

Nun meine Bitte, theurer Freund! Ich kann es nicht über mich gewinnen, den Anfang meines Manuskripts weg-

zusenden, ohne Sie anzuflehen, einen kritischen Blick darauf zu werfen. Sie haben ein so großes Talent der anmuthreichsten Schreibart, Sie sind auch so geistreich und unabhängig, daß Sie Formen des Schreibens nicht gradehin zurückstoßen, die individuell sind, und von den Ihrigen abweichen. Lesen Sie gewogentlichst die Rede, und legen Sie ein Blättchen an, auf welches Sie schreiben, ganz ohne Gründe anzugeben: so... hätte ich lieber statt so... dieses. Tadeln Sie aber nicht, ohne mir zu helfen. Auch beruhigen Sie mich über den Titel. Mit innigstem Vertrauen Ihr

Montags. A. v. Humboldt.

Die Hauptgebrechen meines Stils sind eine unglückliche Neigung zu allzu dichterischen Formen, eine lange Partizipial-Konstruktion und ein zu großes Konzentriren vielfacher Ansichten, Gefühle in Einen Periodenbau. Ich glaube, daß diese meiner Individualität anhangenden Radikal-Übel durch eine daneben bestehende ernste Einfachheit und Verallgemeinerung (ein Schweben über der Beobachtung, wenn ich eitel so sagen dürfte) gemindert werden. Ein Buch von der Natur muß den Eindruck wie die Natur selbst hervorbringen. Worauf ich aber besonders wie in meinen Ansichten der Natur geachtet, und worin meine Manier von Forster und Chateaubriand ganz verschieden ist, ich habe gesucht, immer wahr beschreibend, bezeichnend, selbst scientifisch wahr zu sein, ohne in die dürre Region des Wissens zu gelangen.

17.

Humboldt an Varnhagen.

Berlin, den 28. Oktober 1834.

Sie haben mich aufgerichtet und erfreut durch Ihren liebenswürdigen Brief und Ihre noch liebenswürdigere Sorgfalt. Sie sind ganz in den Geist meines Bestrebens eingedrungen, nur hat die Aeußerung meines liebenden Vertrauens (eine Manifestation der Würdigung Ihres schönen Talents in der Humboldtischen Familie) Sie zu nachsichtig und lobend gemacht. Ihre Bemerkungen haben einen Grad der Feinheit, des Geschmacks und des Scharfsinns, der mir das Verbessern zum angenehmsten Geschäft gemacht. Ich habe alles, fast alles benutzt, über $^{19}/_{20}$, einiger Eigensinn bleibt dem ersten Redakteur immer. Ich bitte tausendmal um Verzeihung, daß ich Ihnen Blätter gesandt, in denen ich (gegen das Ende der Rede) das Neu-Angeklebte nicht durchgesehen. Einige Phrasen waren ganz embrouillirt. Sie erlauben mir, daß ich in diesen Tagen Ihnen noch mündlich danken darf. Dann werde ich Ihnen die Verbesserungen am Schlusse der Rede vorlegen. — Auch ich würde mich glücklich geschätzt haben, hätte ich der Unsrigen einige dieser Reisebilder vorlegen können. Dankbarst Ihr

A. v. Humboldt.

Wenn es doch im Deutschen ein so vortreffliches, ganz unraisonnirtes Synonymen-Buch gäbe, als das beiliegende,

welches Sie gewiß nicht kennen, und das mir der Abbé Delisle angerathen, weil es einem viel, viel Zeit erspart, wenn man ein ähnliches Wort sucht. Man sieht gleich, auf welchem Wege der Ersatz möglich ist. Ich hole das Buch ab.

18.

Humboldt an Varnhagen.

Berlin, Sonntags 6 Uhr früh,
den 5. April 1835.

Sie, mein theurer Varnhagen, der Sie den Schmerz nicht fürchten, und ihm sinnig in der Tiefe der Gefühle nachspüren, Sie müssen in dieser trauervollen Zeit einige Worte der Liebe, die Ihnen beide Brüder zollen, empfangen. Die Erlösung ist noch nicht erfolgt. Ich verließ ihn gestern Abend 11 Uhr, und eile wieder hin. Der gestrige Tag war weniger erschütternd. Ein halb soporöser Zustand, viel, nicht sehr unruhiger Schlaf, und bei jedem Erwachen Worte der Liebe, des Trostes, immer noch die Klarheit des großen Geistes, der alles faßt und sondert, seinem Zustande nachspäht. Die Stimme war sehr schwach, rauh (heiser) und kindlich fein, daher man ihm noch Blutigel auf den Kehlkopf setzte. Völlige Besinnung!! „Denkt recht oft an mich, sagte er vorgestern, doch ja mit Heiterkeit. Ich war sehr glücklich: auch heute war ein schöner Tag für mich: denn die Liebe ist das Höchste. Bald werde ich bei der Mutter sein, Einsicht haben in eine höhere Weltordnung." ... Mir bleibt keine Spur von Hoffnung. **Ich glaubte nicht, daß meine alten Augen so viel Thränen hätten. Es dauert acht Tage.***)

*) Wilhelm von Humboldt starb den 8. April 1835 zu Tegel 6 Uhr Abends.

19.

Humboldt an Varnhagen.

Berlin, den 5. Mai 1835. Dienstags.

Ich bin leider! von den vielen fürstlichen Fremden so besessen, vom Wetterschlag, dem kalten und doch nicht erfrischenden, so hingerissen, daß ich kaum Zeit finde, Ihnen, edler Freund, zu danken für den Vollmann und die Biographie des Hingeschiedenen, in der ich Ihren Pinsel und die Retouchen nicht verkannt hatte, als die Staatszeitung in meine Hände fiel. Von wichtigen Männern sollte man in solchen Blättern zu reden nicht unternehmen; zwischen einer Familie, einem Censor und einem eitlen Publikum ist das Problem schwer zu lösen, besitzt man selbst Ihren Geist! Der Name Mundt hat mich an einige sehr merkwürdige Seiten seiner Madonna über den Hang der Deutschen zu dumpfen Naturgefühlen erinnert. Es ist viel Wahres in diesen Betrachtungen, und ich glaubte meine eigene Verdammniß darin zu lesen. So viel, [illegible] trer Freund, über die, uns Beiden verödete Welt. Dankbarst Ihr

A. Humboldt.

Es schmerzt mich doch, daß Sie die Großfürstin nicht sehen wollen.

20.

Humboldt an Varnhagen.

Berlin, den 6. Mai 1835.

Ich ſende die überſchickten Hefte zurück, weil ſie ihre Series unterbrechen könnten. Ich habe faſt alle Menſchen nahe perſönlich gekannt, die Bollmann ſehr lebhaft und wahr ſchildert. Man ſieht, wie er ſelbſt ſteigt, indem er fort lebt, in wichtigere Verhältniſſe tritt. Ein ſonderbarer Lebenspfad, médecin de sauvetage. Ich habe beſſere Eindrücke nun von ihm durch Sie empfangen, denn, ohne daß ich die rechte Urſache errathen konnte, fand ich Bollmann in Lafayette's Familie in den letzten Jahren nicht beliebt. —

A. H.

21.

Humboldt an Varnhagen.

Berlin, Sonnabend den 23. Mai 1835.

Wenn Ihnen, theurer Freund, das Morgenblatt vom 18. Mai in die Hände fällt, so werfen Sie gütigst den Blick auf einen eben nicht angenehmen Aufsatz: Wilhelm von Humboldt's Begräbniß. Mein Bruder wird geschildert als von seiner Familie verlassen sterbend. Aber solchen Mißdeutungen schenke ich wenig Aufmerksamkeit; was ich aber zu rathen wünschte, ist das Zweite, was mein Bruder nächst der Musik nicht verstand, und was man nicht nennen kann. Ist das Gott oder eine Unzucht? Ich weiß von keinem Diktum der Art von ihm. Suchen Sie, mein Theurer, doch zu erspähen, wie man diesen Ausspruch im Publikum deutet. Auch meines Bruders politisches Ausscheiden ist so weltbekannt, daß es sonderbar ist, zu sagen, man wisse nicht, ob er daran Schuld sei. Sie sehen, ich rufe Ihren Scharfsinn und Ihre Liebe gern an, um zu ergänzen was mir an ersterm fehlt. Dankbarst Ihr

A. Humboldt.

22.

Humboldt an Varnhagen.

Berlin, den 28. März 1836.

Ein Geist wie der Ihrige, edler Freund, weiß in seiner Milde und Stärke für alles eine Rechtfertigung zu ersinnen: deßhalb fürchte ich auch nicht, nach so langer Abwesenheit, nach einem durch fürstlichen Wellenschlag und Festlichkeiten zerrissenen Winter, heute Vormittag bittend vor Ihnen zu erscheinen. Sie sind in der tonarmen, geistig verödeten Stadt der Einzige, der Sinn für Maß im Ausdruck trauriger Gefühle und für Harmonie des Stiles zeigt. Darf ich Sie bitten, einen kritischen Blick auf die beiliegenden Blätter zu werfen.*) Die Variationen auf der lobenden Leier für vierzig Individuen war eine lästige, stilverderbende Nothwendigkeit. Es war bestimmt, wer an die große Tafel geladen werden sollte. Ich denke auch daraus habe ich mich, durch einige individuelle Bezeichnungen und graduirten Lobgesang, nicht ganz albern gerettet. Ich bitte Sie, mir zu erlauben, gegen 11 Uhr Sie **heute** besuchen zu dürfen, um die Blätter, mit denen man in der Druckerei sehr eilt, sammt ihren mündlichen Bemerkungen abzuholen. Ich ändere, falls es nöthig ist, sous votre dictée bei Ihnen selber. Es wäre menschlich,

*) Vorrede zu Wilhelms von Humboldt Werk über die Kawi-Sprache.

wenn Sie mich vor Ihrem Bette empfangen wollten.
Verehrungsvoll Ihr
Montag. A. Humboldt.
Ich komme um eilf Uhr.

Varnhagen ſchrieb den 11. Mai 1836 in ſein Tagebuch: „Heute ganz früh kam Alexander von Humboldt zu mir und blieb anderthalb Stunden. Der Hauptgegenſtand des Geſprächs waren die franzöſiſchen Prinzen, die heute hier ankamen. Die Verlegenheit des Königs iſt nicht gering, er möchte den Fremden die größten Artigkeiten erzeigen, und dabei zugleich, daß dieſe Artigkeiten in St. Petersburg als Grobheiten erſchienen. Der Miniſter Ancillon hat ſich nicht getraut, dem Kronprinzen die endliche Gewißheit jenes Hiebertommens mitzutheilen, er hat es dem Zufall überlaſſen ihn davon zu unterrichten. Unſre Prinzen brauſten ſehr auf, und ſchimpften über den unwillkommenen Beſuch; die Prinzeſſinnen Auguſte und Marie, welche günſtig davon ſprachen, bekamen harte Worte. Man ſprach davon, daß im Theater Lärm entſtehen würde, einige Leute würden klatſchen wollen, hoffentlich weit mehrere ziſchen. In Trier iſt ſchon die Durchreiſe durch einen Verfall ſolcher Art bezeichnet worden. Indeß werden unſre Prinzen, trotz alles Mißgefühls, doch ſehr artig ſein, da der Wille des Königs hierüber ihnen zu beſtimmt ausgeſprochen worden. Die Königin der Niederlande, die grade hier iſt, und die man am erbitterſten glaubte, geht mit gutem Beiſpiel voran, und erklärt, ſie würde die Fremden bei ſich annehmen. — Früher hatten der Geſandte Herr Breſſon und Herr von Humboldt die Reiſe abgerathen. Daß ſie nun doch erfolgte, ſcheint ein Betrieb des Fürſten von Metternich, der in den orientaliſchen Angelegenheiten Frankreichs Einwirken bedarf, aber zugleich Rußland ſchonen möchte, und daher Preußen vorſchiebt, nach deſſen Beiſpiel nun die Aufnahme der franzöſiſchen Prinzen

in Wien nur eine nothwendige Folge wird. Die Sache ist allerdings ein Ereigniß und von großer Wirkung auf die Gesinnungen und Ansichten, eine Thatsache, die zu jedermann spricht. Unser Hof, das muß jeder denken, hat entweder die Grundsätze nicht, die er bisher zu haben schien, oder er ist zu schwach, sie behaupten zu können, und muß andre heucheln. In beiden Fällen schlimm! —“

23.

Humboldt an Varnhagen.

Berlin, den 31. Mai 1836.

(Über den Artikel in der Allgemeinen Zeitung gegen Raumer, vom Major von Radowitz angeblich verfaßt.)

Der Briefsteller muß wenig von der lügenhaften Aussage der Geschwächten zu besorgen gehabt haben. In der allgemeinen Ansicht über die Untiefe und Halbigkeit des großen Geschichtsforschers bin ich seiner Meinung. Dazu liefet sich Herr von Raumer „als wenn man Stockprügel kriegt", und das leide und vergebe ich nie.

24.

Humboldt an Varnhagen.

Montags, den 24. April 1837.

Es iſt gar tröſtlich, daß beide Brüder in dieſer intellektuell verödeten Stadt (wie glänzte ſie in Rahel's Blüthezeit!) in dem Andenken des Einzigen leben, dem Sinn, und zarte Sitte und Anmuth der Rede geblieben ſind.

Alle meine Nachforſchungen über den einzelnen Abdruck des Aufſatzes waren heute vergebens, ja ich habe nicht einmal den einzelnen Band der Akademie 1822, weil ich damals in Paris lebte. Doch in wenigen Tagen bringe ich Ihnen dieſen, auch zeige ich Ihnen die Liſte aller hinterlaſſenen Werke meines verewigten Bruders, die ich mühſam angefertigt, und die Sie vielleicht vermehren, Cotta wird alles drucken, auch die achthundert Sonette und geiſtliche — ebenfalls ungedruckte — Gedichte aus Spanien. Ich arbeite mit Pietät an den Einrichtungen zu dieſer Ausgabe, damit ich beruhigt vor der Vollendung hinſterben kann.

Wie würde ich je den Verdacht gegen Sie hegen, theurer Freund, daß Sie mich bei der trefflichen Fürſtin eine Sontag werden (wie im Salon der Prinzeſſin Belgiojoſo), eine Exhibition machen laſſen! Ich werde gern leſen in einem kleinen Zirkel von zwölf bis fünfzehn Perſonen,

anders bestimmt nicht, weil Berlin eine kleine, unlitterarische und dazu überhämische Stadt ist, die es lächerlich finden würde, wenn ich nach zwei leider schon so öffentlichen Schauspielen ein drittes gäbe. Glücklicherweise bin ich ohnedies keine Sontag in Berlin, und die Vorlesung kann daher sehr füglich ein secret de comédie bleiben. Sie sind wohl menschlich genug, in meinem Sinne zu reden, und mich nicht zu tadeln. Mit aller Verehrung Ihr

A. v. H.

25.

Humboldt an die Fürstin von Pückler.

J'arrive la nuit même de Potsdam et j'accepte avec plaisir l'aimable offre de madame la princesse pour demain mercredi soir à huit heures précises, car le spectacle dure une heure. Je crains de prendre jeudi, vu l'incertitude des perturbations planétaires. Toutes les personnes que vous voulez bien choisir, me sont agréables, je prierais seulement madame la princesse de ne pas inviter Rauch, Gans, et M. et Mad. de Rühle parceque déjà ils ont passé par cet ennui. M. de Varnhagen ajoutera qui il voudra. Rien ne surpasse le tact qu'il a pour deviner qui pourrait avoir quelque indulgence à m'entendre. Mille respectueux et affectueux hommages.

Ce mardi 2. Mai 1837.

Al. Humboldt.

26.

Humboldt an Varnhagen.

Ich kam, theurer Freund, aus zwei Gründen: 1) Um Ihnen das opus vom Miniſter Kamptz (casus in terminis, zu 25 Exemplaren gedruckt) zu bringen, das Sie vielleicht noch nicht geſehen, und das ein anderes ſehr heftiges des ſelig verbrannten Strelitziſchen Miniſters von Oertzen veranlaßt hat. Wie man jemand weißen kann, leſen Sie S. 30. 2). Wollte ich Sie bitten, nicht über mich zu lachen, wenn Sie morgen zu einer Lektüre bei der Fürſtin eingeladen werden. Ich kann es Ihnen beſchwören, es liegt minder Eitelkeit (von der ich übrigens gar nicht frei bin), als Schwäche des Karakters und Gutmüthigkeit in dieſem Schritt. Ich glaubte der Fürſtin dieſe Satisfaktion geben zu müſſen, — die Tochter drang auch in mich, — und ſie zeigte mir eine harmloſe Liſte von zehn Perſonen. Wollen Sie jemand oder mehrere vorſchlagen oder mitbringen, ſo iſt es mir ſehr angenehm, nur nicht Leute, die ſchon gehört haben. Ihre Freunde ſind die meinigen. Von den Ihrigen kann ich Nachſicht erwarten. Ich behaupte, daß es nicht unverdienſtlich iſt, wenn ein Menſch, der ſein Leben mit Zahlen und Steinen zugebracht, ſich ſo viel Arbeit gegeben hat, deutſch ſchreiben zu lernen. Ihr

Al. Ht.

Die heftige Schrift des Strelitziſchen Miniſters, in der weit mehr Geiſt iſt, hoffe ich Ihnen auch zu ſchaffen.

Varnhagen bemerkt den 3. May 1831 in seinen Tageblättern: „Abends bei der Fürstin von Pückler die längst besprochene Vorlesung von Herrn von Humboldt. — Die Vorlesung war sehr schön, und machte den besten Eindruck. Ich sprach mit dem General von Rühle über Humboldt's Wesen; er stimmte völlig ein, »wenn der einmal todt sein wird, dann wird man erst recht wissen, was man an ihm gehabt hat.« —

Herr von Humboldt war gestern bei mir, und brachte mir die kleine, nur in fünfundzwanzig Exemplaren gedruckte Schrift des Ministers von Kamptz „Casus in terminis," worin er die französische Thronveränderung in das beste Licht stellt, und die mecklenburgische Heirath rechtfertigt. So gegen seine sonstigen Grundsätze, daß ich gleich sagen konnte: »Hätte er sich nur doppelt, so sperrte er sich Einmal ein!« Gegen die Heirath fehlt es noch immer nicht an Widerspruch. Der Herzog Karl von Mecklenburg-Strelitz hat förmlich dagegen intriguirt, und einen Bund in der mecklenburgischen und preußischen Familie zu stiften gesucht, eine Verbrüderung und Verpflichtung gegen alle Heirathen mit dem Orleans'schen Hause; es war sogar von einer förmlichen Protestation die Rede. Alles im heftigsten Widerstreite gegen den ausgesprochenen Sinn des Königs! Der Herzog Karl ist nun wirklich krank; aus Verdruß und Aerger, nicht bloß von dieser Sache, sondern auch von andern."

27.

Humboldt an Varnhagen.

Berlin, den 10. Mai 1837.

Endlich, mein theurer Freund, kann ich Ihnen den Theil der akademiſchen Schriften ſchicken, der die wichtige Abhandlung über die Geſchichte enthält. Ich werde dieſen erborgten Theil bald Ihnen mit einem andern vertauſchen, den Sie behalten ſollen. Es ſcheint, als habe es nie beſondere Abdrücke gegeben. — Sie verſchwanden ſo ſchnell nach dem letzten Schauſpiele, daß ich recht fürchte, Ihr Ausgehen an jenem verhängnißvollen Tage ſei eine bloße Aufopferung für mich geweſen. Ich ſchlage ewige Pendelſchläge zwiſchen Potsdam und Berlin. Morgen ſchon wieder nach Potsdam, wo wir (am 16ten) die liebenswürdige Prinzeſſin*) erwarten, die das ganze helleniſche Lager entzweit hat, und die man ſich jetzt freuen wird „bei weitem nicht ſchön genug" zu finden. Dankbarſt Ihr

A. Humboldt.

Mittwoch.

Je savais depuis longtemps que le général Bugeaud ne parlait pas français, je vois àprésent que sa véritable langue est le Mongol. Welche Timuriden-Proklamation der „armée civilisatrice."

*) Helene, Prinzeſſin von Mecklenburg-Schwerin, nachherige Herzogin von Orleans.

Meines Bruders Aufsatz gehört zu dem Vollendetsten in Sprache, das er geschrieben. „Gott regiert die Welt; (S. 317) die Geschichtsaufgabe ist das Aufspüren dieser ewigen geheimnißvollen Rathschlüsse," das ist doch eigentlich das Resultat, und über dies Resultat habe ich bisweilen mit meinem Bruder, ich darf nicht sagen gehadert, sondern diskutirt. Dies Resultat ist allerdings den urältesten, in allen Sprachen ausgesprochenen Gefühlen der Menschheit analog. Meines Bruders Abhandlung ist der Kommentar (der entwickelnde, deutende, belobende) dieses dumpfen Gefühles. Auf eben diese Art schafft sich der Physiolog sogenannte Lebenskräfte, um organische Erscheinungen zu erklären, weil seine Kenntniß der physischen, in der sogenannten todten Natur waltenden Kräfte ihm nicht ausreichen, dies Spiel der lebenden Organismen zu erklären. Sind darum Lebenskräfte erwiesen? Ich weiß, Sie werden mir zürnen, weil Sie errathen, daß die Hauptidee dieser herrlichen Abhandlung mich nicht ganz befriedigt.

28.

Humboldt an Varnhagen.

Mittwoch, den 17. Mai 1837.

Sie haben mir, mein hochverehrter Freund, einen schönen Genuß bereitet. Ich hoffe, daß diese Betrachtungen über die Art der Geschichtschreibung einmal einem neuen Theile Ihrer vortrefflichen kleinen Schriften beigefügt werden! Der Blick schwindelt allerdings vor der Fülle des Materials, das neu eröffnete Quellen von allen Völkern her zuführen. Sie zeigen, wie dieser Stoff dem Geiste unterworfen werden kann. Einfacher wird sich alles im nächsten Jahrtausend gestalten. Das individuelle Leben der Nationen konnte sich erhalten trotz der Heerzüge durch die Feste. Seit der großen Epoche von Columbus und Gama, seitdem ein Theil, eine Seite des Planeten, der andern kund ward, hat das bewegliche Element, das Meer, gleichsam die Allgegenwart einer Gattung der Civilisation (der westeuropäischen) möglich gemacht. Von allen Konturen des Starren aus dringen andre Sitte, andrer Glaube, anderes Lebensbedürfniß auch in die ungegliedertsten Ländermassen ein. Die Südsee-Inseln sind ja schon protestantische Kirchspiele; eine schwimmende Batterie, ein einziges Kriegsschiff verändert das Schicksal von Chili....

Prinzessin Helene hat durch ihre holde Anmuth und geistige Überlegenheit auch gestern manchen rohen widerstrebenden Stoff besiegt. Es war recht lächerlich, wie einige

Personen sich zwangen, ernst, würdig, und — albern zu erscheinen. Sie geht, was mich besonders erfreut, mit der größten Heiterkeit dem neuen Lande entgegen. Ich wünschte, daß sie mehr allein den Rhein passirte. Die Mutter ist brav und gebildet, aber schüchtern, und andere Gestalten der Umgebung sollten billig auf dem diesseitigen Ufer bleiben. Glücklicherweise ist man in der großen französischen Welt ganz von der kleinlichen Mauerie und Tadelsucht frei, die in Berlin und Potsdam herrscht, wo man Monate lang gedankenleer an einem selbstgeschaffenen Zerrbilde matter Einbildungskraft naget.

Ich hatte den Geh. Kabinetsrath Müller, der Sie und Ihre Geistesprodukte zu schätzen weiß, meine Freude theilen lassen. Er ist aber, als Jurist, auch auf den ersten Bogen No. 63. (Rezension des Provinzialrechts von Goetze) abgeschweift. Wollten Sie, theurer Freund, mir nicht, für Müller, den Anfang jener Rezension schicken? Dankbarst

Ihr

A. v. Humboldt.

29.

Humboldt an Varnhagen.

Montag, den 30. Mai 1837.

Sie können, mein verehrter Freund, ganz über den Theil der Akademie disponiren, bis ich Ihnen ein eigenes Exemplar schaffe. Die Mittheilung für den geistreichen Gans ist mir besonders angenehm. Hegel's geschichtliche Studien werden mich besonders interessiren, weil ich bisher ein wildes Vorurtheil gegen die Ansicht hege, daß die Völker, ein jedes, etwas repräsentiren müssen; daß alles geschehen sei, „damit erfüllet werde" was der Philosoph verheißt. Ich werde aufmerksam lesen, und gern von meinem Vorurtheile zurückkommen. Ihr

A. v. Humboldt.

30.

Humboldt an Varnhagen.

Sonnabend, den 1. Juli 1837.

Morgen Tegel und Montag Abreise nach dem ewigen Quell, bei dem mir der Anblick des Fürsten von Warschau die trübe Seele nicht erheitern wird — es ist mir daher nicht gegeben, Ihnen persönlich meinen innigen Dank darzubringen. Sophie Charlotte und Hegel's Philosophie der Geschichte werden mich begleiten und mir beide ein großer Genuß sein. Aus Gemüth wende ich mich lieber zu Ihnen. Ein Wald von Ideen ist freilich für mich in jenem Hegel, dem Gans so meisterhaft den Karakter seiner großen Individualität gelassen hat, aber für einen Menschen, der, wie ich, insektenartig an den Boden und seine Naturverschiedenheit gebannt ist, wird ein abstraktes Behaupten rein falscher Thatsachen und Ansichten über Amerika und die indische Welt freiheitraubend und beängstigend. Dabei verkenne ich alles das Großartige nicht.

In Ihnen ist alles tief und milde zugleich, und Sie besitzen was jenem fehlt, die ewige Anmuth und Jugend der Sprache.

A. Humboldt.

Mein Leben habe ich recht schlecht eingerichtet, ich thue alles um recht früh stupide zu werden. Ich thäte gern

„Verzicht auf das europäische Rindfleisch," das Hegel S. 77 so viel besser als das amerikanische fabelt, und lebte neben den schwachen kraftlosen (leider 25 Fuß langen) Krokodilen. S. 442—444 hat unser edle Freund mir gewiß mundrechter gefeilt. —

31.

Humboldt an Varnhagen.

Berlin, den 4. Oktober 1837.

Sie geben bisweilen so gern Dauer flüchtigen Erscheinungen, und bewahren was die Winde davontragen, daß ich, theurer Freund, Ihnen die kleine Rede schicke, welche die Zeitungen so verstümmelt mitgetheilt haben. Der Sinn wird Ihnen gefallen, wenn auch der Ausdruck bei völlig mangelnder Vorbereitung, gewählter sein könnte. Das politische Hannover habe ich gefunden, wie Sie es aufgefaßt, und Privatgespräche mit dem König Ernst, die gleichzeitig Zorn und Furcht ausdrücken, bestätigen die Ansicht. Leist aus Stade und sein fünfstündiger Vortrag sollen aber neuerdings wieder schmeichelnd geschadet haben.

Ihr

A. H.

Stieglitz, Wilhelms ältester Freund, und der ihm einst in der Leine das Leben beim Baden rettete (mein Bruder schrie ihm zu, mit beispiellosem Stoicismus: „Ich sterbe, aber es thut nichts!"), war mir eine ernste Gespenster-Erscheinung. Es ist mir etwas Unheimliches in seiner Geisteswirkung.

32.

Humboldt an Varnhagen.

Sonntag, den 22. Oktober 1837.
Nachts 2 Uhr.

Ich finde nach einem faſt achttägigen Aufenthalte in Potsdam, der mich ſehr entmuthigt hat, Ihr liebenswürdiges Andenken. Empfangen Sie, verehrter Freund, noch dieſen Abend meinen wärmſten Dank; Sie haben an mir gelobt, wonach ich am meiſten ſtrebe, nicht foſſil zu werden, ſo lange ich mich noch bewege, und feſt an dem Glauben zu halten, „daß die Natur ihren Fluch gehängt hat an das Stillеſtehen.“ Die Jugend iſt das Symbol des Fortſchreitens, und die, welche jetzt regieren, (die Berliner Weltelephanten) sont des momies en service extraordinaire. Gute Nacht.

A. Humboldt.

33.

Humboldt an Varnhagen.

Berlin, Dienstag den 7. November 1837.

Der Anfang meines Briefes ist schwach: das Ende vernünftiger. Aber Sie sollten den dramatischen Effekt des Ganzen nicht verlieren!

Was Sie fordern, mein theurer Freund, ist sehr lebensgefährlich, denn es handelt sich nicht bloß um meine Gefühle, sondern auch um die einer Familie, die ängstlich deutet. Je treffender und geistreicher Ihre Schilderung besonders S. 10—15, ist, [„Er ging von Ideen aus“... „Was ihm Viele ganz absprechen“...] desto unheimlicher wird mir alles in einem so kurzen Aufsatze, da das Mildernde in der Darstellung eines ganzen, politisch und litterarisch nicht unwichtigen Lebens liegen würde. Diese vollständigere Darstellung ist aber jetzt unmöglich, daher mein Wunsch immer der bleibt, für seinen Ruhm durch Verbreitung seiner litterarischen Arbeiten zu sorgen. Weglassen, Verändern, in diesem schönen Aufsatze, würde ihm Reiz und Kraft nehmen. Sie haben das Ganze in der edelsten Stimmung geschrieben, aber es giebt Punkte (Reineke Fuchs, das Verhältniß zu Frau von Humboldt), die besonders jetzt noch nicht angenehm zu berühren sind. Da sie bloß individuelle Eindrücke frei von mir aufgezählt verlangen, so will ich Ihnen diese wiedergeben. Oft sind es bloß Zweifel.

S. 5: „Fremd dem abstrakten Denken“.. Die Bezeichnung „mittlere Philosophie“ geht wohl auf die Kantische, der er am meisten anhing. Er glaubte gerade, daß Metaphysik, aber Vor-Hegelische, das Hauptfach seiner Jugend gewesen sei. Ich wünschte bloß einige schärfere Bezeichnung.

S. 6. „Im eigentlichen Sinne nicht produktiv.“? Philosophie der Sprache nach ganz neuen Ansichten, Geist des Alterthums, Bearbeitung der Geschichte, tiefer Sinn für Poesie — — in allen diesen Fächern hat er doch nichts Unbedeutendes produzirt.

S. 8. „Stil lauter Eis“; mildern Sie etwas. Sie thun es ja selbst S. 30 wo das Wort „erwärmt“.

S. 13. „So ist der Ruf bald entschieden, und der Name Mephistopheles oder Reineke..“ Man würde die zwei bezeichnenden Namen wegwünschen, das alles im Vorigen in der glücklichsten Lebhaftigkeit des Stils gesagt ist. „Mephistopheles“ . . . erinnert an den Herzog Karl.

S. 14. Diese Frage über Gemüth und der Ausspruch Talleyrand's, den ich nicht kannte, und der nur einen Sinn durch Nebenbeziehungen politischer Unschlüssigkeit hat haben können, sind nicht angenehm. „C'était un des hommes d'état dont l'Europe de mon temps n'en a pas compté trois ou quatre“, habe ich Talleyrand sagen hören.

S. 15. „Was ihm Viele ganz absprachen“.. sehr scharfsinnig und schön. Die alte Prinzeß Louise sagte von Ihnen: „Sie seien am meisten zu fürchten, wenn Sie rechtfertigten.“

S. 18. Mein Bruder erzählte oft, daß ihn Stieglitz gerettet, aber die Worte, die in seinem Munde ruhmredig gewesen wären, hörte ich erst jetzt von Stieglitz

Sie sind sehr charakteristisch und wahr. Also zu wünschen bloß ein erläuterndes, Mißverstand hinderndes Wort. —

S. 23. Daß er Rahel unendlich bewunderte, ist sehr, sehr wahr!

S. 28. „Verfassungsgrundsätze." Wenn Sie je von diesen Blättern Gebrauch machen, mein Theurer, so schalten sie ja ein: „wenn er gleich später in andern Aufsätzen auf das bestimmteste auf die Nothwendigkeit einer allgemeinen Repräsentativ-Verfassung gedrungen hatte." Die Einschränkung ist nöthig. Ich habe selbst seinen Plan zur Verfassung und zum Wahlmodus in Händen gehabt, und er ist in diesen Ideen gestorben.

S. 31. Statt „Geiz": zu große Sparsamkeit.

Ich lese noch einmal: mit mehr Geistesruhe finde ich das Ganze zu dem Besten, was Sie je geschrieben. S. 6. 7. 10—12! 13—20. 24—27. 30!! alles, fast alles, und mit unendlicher Milde haben Sie wiedergegeben, was Sie hier und da etwas schroffer zu nehmen schienen.

„Il n'y a rien de maudit, sagte der große Mahler Gérard, que de consulter la famille sur la ressemblance du défunt. Il y a de quoi se pendre, telle est leur exigeance! Ils auraient fait bon marché du parent vivant." So werden Sie von mir sagen. Ich frage mich nun am Schlusse selbst, ob ich nicht dem von mir so zärtlich und so sorgsam geliebten Bruder einen großen Ruhm entziehe, wenn ich Sie im Eingange bat, nicht zu drucken?

Allerdings würde ich ihm einen Ruhm entziehen, denn wer wird je so eingreifend wahr und so beredt über

ihn schreiben. Also was ich aufzuopfern wünsche, zu erflehen wage, ist ja so wenig; bei Ihrer Gewandtheit des Stils so leicht zu ändern! Es bezieht sich auf die wenigen Zeilen, die ich S. 13 und 14 unterstrichen, Rahel's Urtheil S. 14 und 15 aber nicht eingerechnet, sie ist immer milde, und gerecht, und anmuthig.

Haben Sie den wärmsten, innigsten Dank, mein verehrter Freund! Antworten Sie mir nicht. Ich komme morgen früh gegen 12 Uhr zu Ihnen. Ihr

A. Humboldt.

34.

Humboldt an Varnhagen.

Berlin, den 9. Juni 1838.

Ich bin sehr glücklich, verehrter Freund, Ihnen die einzigen bisher erschienenen Bände des großen russischen Dichters zum Geschenk darbieten zu können. Soll ich morgen Sonntag 1 Uhr zu Ihnen kommen, damit meine Augen die schönen Augen sehen, welche Sie in das slavische Sprachlabyrinth (zu unserm litterarischen Heil) hineingezogen haben?

Bei Herrn K. bin ich zweimal gewesen, da er nicht zu Hause war, habe ich ihm Karten gelassen; dazu habe ich ihm einen zärtlichen Brief mit Anerbietungen für Petersburg (zur Reise nach Genf) geschrieben, — aber keine Silbe seitdem von ihm gehört. Ein solches Benehmen bei einem jungen Manne, der ohne mich noch als Kosakenschreiber in Orenburg sitzen würde, läßt sich schwer enträthseln. Dankbarst Ihr

Sonnabend. A. Ht.

Antworten Sie nicht, wenn ich kommen darf.

35.

Humboldt an Varnhagen.

Berlin, den 3. August 1838.

Sie sind für mich, mein verehrter Freund, wie der Richter des guten Geschmackes, so auch der Richter des Anstandes und vornehmer Sitte. Ich habe für Cotta's neue Quartal-Zeitschrift zwei Aufsätze geschrieben (noch nicht publizirte), von denen seine Rathgeber sehr entzückt sind, eine Naturbeschreibung des Plateau von Bogota und über Schwankungen der Geldproduktion seit dem Mittelalter. Er schickt mir dafür (es sind vier gedruckte Bogen) einen Wechsel auf Frege zu fünfzig Friedrichsd'or, das sind über zwölf Friedrichsd'or der Bogen. Ich habe (so sehr ich Geld brauche) Lust, die Hälfte zurückzugeben — aber indem ich den Entschluß ausführe, fällt mir ein, mich vorher zu erkundigen, was man wohl jetzt als Maximum des Honorars für Journal-Aufsätze betrachten darf, ob sechs, acht oder zehn Friedrichsd'or Sitte ist; dann schickte ich weniger zurück. Es kann mir wichtig werden für die Folge. Verzeihen Sie die prosaische Anfrage und schreiben Sie mir nachsichtsvoll in einigen Tagen ein paar Worte. Ich gehe heute nach der Insel. Ht.

In Varnhagen's Tageblättern vom 9. August 1838 befindet sich Folgendes angemerkt: „Humboldt erzählte mir, in einem

langen Besuch, die Neuigkeiten von Töplitz. Der König von Preußen und der Kaiser von Rußland haben es beiderseits vermieden, mit einander allein zu sein, indem jeder nur Verlegenheit davon befürchtete. Der Kaiser sprach bei mehreren Anlässen ganz verächtlich von dem jetzigen französischen Regierungswesen und noch schlimmer von dem Könige Ludwig Philipp insbesondre. Der Fürst von Metternich war leicht und zerstreut, für die Gegenwart völlig ohne Sorge, nährte aber stets den düstern Gedanken, daß mit dem Tode Ludwig Philipps eine neue Wendung beginnen und der Krieg unvermeidlich sein würde. Will er dies den Andern fürerst einreden? frage ich. Bei Metternich muß man immer zuerst prüfen, wiefern eine Meinung grade im Augenblicke für seine Stellung taugt. —"

Den 9. April 1839 berichtet Varnhagen in seinen Tageblättern: „Humboldt kam unvermuthet, und machte mir die größten Entschuldigungen, daß er mich so lange nicht gesehen. Und nun schüttete er seinen Sack aus, mit tausend Neuigkeiten, von Paris, von hier; wohl zwei Stunden lang. Er sieht die Sachen in Frankreich für sehr bedenklich an, und hat in diesem Sinne auch zuletzt an den Fürsten von Metternich davon geschrieben; heute noch sei die französische Krisis ganz eine innere, aber morgen schon könne sie sich nach außen wenden, und wie nöthig sei es da, daß Deutschland in sich befestigt stehe, daß die kölnische und die hannöversche Dummheit abgethan sei! —"

Den 19. April 1839 erzählt Varnhagen in seinen Tageblättern: „Ich besuchte Humboldt, der mir vielerlei mittheilte, auch ein schönes Bildniß von Arago zeigte, das mir besonders wohlgefiel! Er sprach viel über die Verwicklung russischer und englischer Bezüge in Ostindien und Persien, und erzählte, was er aus dem Munde des russischen Kaisers selbst hierüber gehört;

der Kaiſer war ſehr erbittert gegen die Engländer, und legte den größten Werth darauf, ihrer Herrſchaft in Aſien entgegenzuwirken. Humboldt giebt mir darin Recht, daß noch gute fünfzig Jahre hingehen könnten, ehe den Engländern in Oſtindien wirkliche Gefahr von den Ruſſen drohte, daß aber Beſorgniß und Eifer auch ohne Noth früher, als der Zuſammenſtoß dort erfolgen könnte, einen in Europa hervorrufen dürften, wiewohl man ſich von beiden Seiten gewiß etwas beſinnen würde, ehe man es dahin triebe! —"

Den 25. Mai 1839 ſchreibt Varnhagen in ſeinen Tageblättern: „Ich traf Humboldt unter den Linden; wir plauderten lange. Er erzählt mir, daß man am Hofe über den Tod von Gans abſcheulich geſprochen, mit Ausnahme des Königs, der nie von Todten übel ſpricht, und des Kronprinzen, der ſogar ein Wort des Bedauerns geſagt; die andern Prinzen haben gefrohlockt, die Fürſtin von Liegnitz auch ſehr mißwollend geſprochen."

36.

Humboldt an Varnhagen.

Berlin, Montag den 3. Juni 1839.

Das Buch was Sie mir geliehen *), mein theurer Freund, ist ein köstliches Buch, wie alles köstlich genannt werden muß, was die Individualität der Menschen bezeichnet. Meines Bruders Briefe sind sehr schön. Sein Urtheil über den Staatskanzler macht seinem Karakter viel Ehre, und in dem Nachsatze, der dem ausgesprochenen Lobe etwas zu nehmen scheint, liegt ein tieferer politischer Sinn verborgen. Er bezieht sich wohl auf einen andern großartigeren Ausgang, den jene Entwickelung der Weltbegebenheiten hätte haben können. Besonders freut mich die Anerkennung Ihres Talents, Ihrer Darstellungsweise, die Anerkennung des Seelenreichthums, der in Rahel's Briefen (wenigen offenbaret) liegt. Adam Müller's aristokratische Rücken, und die so bäurisch natürlich verliebte, bucklige und deßhalb gewiß etwas unzüchtige Prinzessin **) gewähren den herrlichsten Kontrast des politischen und menschlichen Unraths. „Das Vaterland retten, sagt Gentz'ens erster Mensch, heißt den preußischen Adel wieder in seine Rechte einsetzen, ihn unbesteuret zu lassen, damit er, nach einer kurzen Negoziazion, dem Monarchen

*) Dorow's Denkschriften und Briefe. Band III.
**) Sophie Wilhelmine, Prinzessin von Baireuth.

sein don gratuit frei darbringen könne. Dazu muß der Mensch unauflöslich an den Boden gefesselt bleiben.“ Wie die Montmorency's der Ukermark sich müssen gefreuet haben was nutzlos in ihren armen Seelen lag, in so schulgerechte Dogmen gegossen, in so gebildeter Sprache von einem talentvollen Schriftsteller ausgedrückt zu sehen! An Raum und Zeit in dieser Kastengeist nicht gebunden. Geisterartig wird er sich drehend einst wieder zeigen, wenn ich nicht mehr sein werde. Ich frage mich oft, ob unter den Bekreuzten, die (wie die Homerischen Helden) ausgestreckt im Wollmarkte auf ihren Säcken der Ruhe pflegen, Adam Müller nicht wieder Unterschriften sammeln konnte? Benjamin Constant hat diesen unbeweglichen Erbtheil der Gesinnung sehr hübsch in der Parabel des Schiffbruchs ausgedrückt: „Grand Dieu, je ne suis pas assez indiscret pour vous prier de nous sauver tous. Sauvez-moi tout seul.“

Wenn Sie einen Augenblick Muße haben, so lesen Sie blätternd im dritten Bande meiner Geschichte der Geographie des Mittelalters, was ich über die Naturansichten und den Stil von Christ. Columbus entwickelt habe. B. III. S. 232. Den Traum S. 316. Es war der Gegenstand einer Lektüre bei Chateaubriand und Madame Récamier, und gefiel, wie der Ausbruch des Gefühls gefällt zwischen den öden Steppen minutiöser Erudition. Ich hoffe bald Ihnen die erschienenen fünf Bände darbringen zu können. Die Nachlässigkeit meines Buchhändlers hindert mich jetzt daran. A. H.

Den 9. Juni 1839 bemerkt Varnhagen in seinen Tageblättern: „Humboldt bestätigt meine auch schon öfters ausgesprochene

Behauptung, daß aus dem Schweigen der Autoren nicht zu viel gefolgert werden dürfe. Er führt drei wichtige, ganz unläugbare Thatsachen an, von denen man da, wo man es am meisten voraussetzen müßte, kein Zeugniß findet; in den Archiven von Barcelona keine Spur von dem Triumph-Einzug, den Columbus dort hielt, in Marco Polo keine Erwähnung der chinesischen Mauer, in den Archiven von Portugal nichts über die Reisen des Amerigo Vespucci in Diensten dieser Krone. (Geschichte der Geogr. des Neuen Kontinents Th. IV. S. 160 ff.) —"

37.

Humboldt an Varnhagen.

Freitag, den 13. September 1839.

Herr Piaget hat mir einen recht angenehmen Eindruck hinterlaſſen. Er würde wohl eigentlich dem Collège français, als professeur de littérature ou d'histoire, am nützlichſten ſein, aber das pedantiſche Oberlehrer-Examen ſteht entgegen. Ich werde alles bei Herrn von Werther verſuchen, wo freilich der etwas unlitterariſche Schnauzbart und die langen ſchlichten Südſee-Haare etwas auffallen werden.

Mit alter Anhänglichkeit Ihr

A. v. Humboldt.

Wunderbar genug, daß die Neufchateller Räthe beim Kabinette Herrn Piaget abrathen, par jalousie de metier?

38.

Humboldt an Varnhagen.

Berlin, den 29. December 1839.

Es ist eine schöne und recht menschliche Handlung, daß Sie mir, mein theurer Freund, diese kleine Schrift *) leihen, die mir gewiß entgangen wäre. Das Lob, was Sie ihr zollen, der Sie so lebendig ein Lebensbild zu entwerfen, und so anmuthig zu verschönern wissen, ohne die Grundzüge zu verwischen, ist eine große Autorität. Kries gehört übrigens unter meine Jugendfreunde. Wir besuchten zusammen bei Heyne das Seminarium. Ich bringe Ihnen die Schrift bald wieder.

A. Humboldt.

In großer Eile.

*) Fr. Jacobs' Jubelschrift für Kries in Gotha.

39.

Humboldt an Varnhagen.

Mittwoch Nachmittag den 26. Februar 1840.

Ich beklage mich, theurer Freund, Sie verfehlt zu haben. Ich war sehr leidend am Fuß, an einem elenden kleinen Nagelgeschwür, und war heute nur zu meinem Nachbar Leopold von Buch (zum erstenmale) gegangen. Herzlichen Dank für Sesenheim.*) Sie haben wohl Recht gehabt, die kleine Schrift, die im höchsten Grade einen deutschen Karakter hat und ein so sinniges Interesse durch Ihre Vorrede gewinnt, der Vergessenheit zu entreißen. Es lebt in dem Schriftchen ein schönes Gefühl für das was einem Deutschen in seiner Litteratur wichtig und heilig bleiben muß. Der Mann durchforscht Sesenheim und Drusenheim wie Andere die Troade. Die Eigennamen sind leider weniger poetisch. Die Stellen S. 12 und 13 sind voll Anmuth des Stils; dann wird der Philologe schwerfällig ungewiß über das, was er halb erforscht, unsicher wie über einen alten Codex, den er zu flüchtig gelesen. Ob Friederikens Schwestern, „deren man sich so gar nicht anzunehmen hat" S. 48, ob der katholische Geistliche, der sie „zu Falle gebracht",

*) Wallfahrt nach Sesenheim. Von August Ferdinand Näke. Herausgegeben von K. A. Varnhagen von Ense. Berlin. 1840.

und dann (nach anderer Lesart) auch nicht zu Falle gebracht, an dem allen Freude haben werden, entscheide ich nicht. Über die Troade und den Skamander ist man auch nicht in's Reine gekommen, und Helena hat sich müssen manchen Griechen-Klatsch gefallen lassen.

Mit alter Freundschaft dankbarst Ihr

A. v. Hdt.

40.

Humboldt an Varnhagen.

Montag, den 9. März 1840.

Der Kronprinz, dem ich an diesem Morgen Ihr inhaltreiches Lebensbuch gebracht, hat mir aufgetragen, Ihnen, verehrter Freund, seinen „freundlichsten Dank" auszudrücken. Er hat sich dabei Ihrer „Sophie Charlotte, Ihres Seydlitz, und der immer anmuthigen Sprache, der Gewandtheit schwierige Lebensverhältnisse zu schildern" erinnert. Die freimüthige Stelle über Grimm habe ich ihm vorgelesen. Sie hat sehr gefallen und ein Gespräch über Hannover herbeigeführt. Er hat sehr verständige Worte darüber fallen lassen: „Der König von Hannover versteht nicht, Deutsche zu behandeln: er weiß nicht, wie man diese gewinnt, wenn man den Augenblick gemüthlicher Anregung zu benutzen weiß. Ich würde an dem Tage, wo die Nachricht der endlichen Wahl in Göttingen nach Hannover kam, einen Adjutanten oder Civil-Staatsbeamten nach Göttingen gesandt haben, um den Professoren zu danken und sie zu befragen, ob es ihnen angenehm wäre, daß er allen sieben Professoren die Stellen wieder gebe." Das sind Worte, die einer edeln Natur entströmen. Von Ihrem Aufsatz über Niebuhr, mit dem ich ganz einverstanden bin, rede ich dem Kronprinzen nicht.

Mit alter Anhänglichkeit Ihr A. v. Hdt.

41.

Humboldt an Varnhagen.

Mittwoch, den 18. März 1840.

Eine geschmacklose Streitschrift des Herrn Gretsch gegen Melgunoff und gegen das mir ganz unbekannte Buch von Koenig, voll Sibirien, Strangulation, geheimen Fonds und russischem Patriotismus, ein unausstehliches Machwerk! Wollen Sie es lesen, mein Theurer? Denn Sie allein verstehen es ganz. Das Buch könnte mich fast mit Herrn Melgunoff versöhnen, gegen den ich schon einigen Groll gefaßt. Ich habe zwar keine Erinnerung von ihm und meinem Gespräch mit ihm, aber die Sprache, in der ich zu ihm sprach, muß er sonderbar gedeutet und in die seine übertragen haben, wenn er mich gegen den auftreten läßt, dessen große geistige Gaben und Anmuth des Stils wie der Sitten ich überall preise. Wie ist es glaublich, daß ich gegen Sie ausbrechen werde in der einzigen Unterhaltung, die ich mit einem Manne habe, der mir einen Brief von Ihrer Hand bringt! Wer kennt mir so unvorsichtige Orinoco-Sitten? —

Marheineke hat auch einen Feldzug in den kritischen Blättern, mehr gegen Savigny als gegen Stahl vollführt. Es ist viel Schärfe in der Luft, und die Schwarzen sind nicht schonend. Das Ende der Philippika ist sehr beredt, im Klimax von den Rationalisten durch Sankt Hegel zu Galilei. Leider sind die vorhergehenden zwölf

Seiten ohne alle Farbe und von mittelmäßigstem Stile. Görres und Schelling wissen besser zu färben. Mich interessirt an dem allen nur das Dramatische und das Talent was gezeigt oder nicht gezeigt wird. Cäsareopapie, Territorialsystem, ja die „Autorität von bestimmtem positiven Lehrinhalte und markirter Physiognomie“ die Herr Marheineke S. 41 herbeiwünscht, sind mir Gräuel oder Karnaval-Freuden. Beide Partheien sind nur verschiedene Arten von Kompressions-Maschinen, und ein „philosophisch“ begründeter christlicher Dogmatismus von „markirter Physiognomie“ ist von allen Schnürleibern mir das lästigste.

Raumer (Karl) hat „Kreuzzüge“ herausgegeben, Kreuzzüge gegen die Geognosten; die Sarazenen sind Leopold von Buch (Ihr neu Bekehrter) und ich. — A. Ht.

Und Sintenis in Magdeburg, und der Neufchateller Staatsrath, „der die Sündfluth hat verbieten lassen“, alles 1840. Drei Kometen sind nicht hinlänglich.

Ich habe einen Brief vom Marquis Clanricarde aus St. Petersburg vom 5. März, „man wisse seit vier bis fünf Wochen nichts von der Expedition von Chiwa“, — „It is purely an attack upon the Khan whom they propose to dethrone and to put his brother in the place.“ Sie sehen, daß er sehr beruhigt scheinen will! Eine lämmermilde Politik! —

42.

Metternich an Humboldt.

Vienne, ce 29. mars 1840.

Mon cher Baron!

Ne mettant point en doute, que Monsieur le Prince royal, auquel j'ai l'honneur de répondre aujourd'hui, vous donnera connaissance de ma déclaration, c'est à ma lettre à S. A. R. que je m'en rapporte. Vous verrez que je me mets à ses ordres, et cela toutefois sous la réserve de mon ignorance Archéologique. A cette ignorance vient se joindre celle des attributions de la Présidence.

Voici en tout cas, ce que je pense d'une position individuelle dans son rapport avec une association scientifique quelconque.

Il y a trois espèces d'hommes. Les uns sont de véritables savants, et leur nombre est fort restreint. D'autres sont amis des sciences en général, ou de telle branche des sciences en particulier; leur nombre est bien autrement étendu. La troisième classe qui est la plus nombreuse, c'est celle des ames sèches, des esprits étroits, des viveurs qui souvent sont de très bonnes gens, mais pour lesquels les sciences et les arts sont du superflu.

Je me range dans la seconde de ces catégories. Moi et mes confrères pouvons servir utilement la cul-

ture morale pourvû que nous ne nous en mélions pas trop en détail. Là où je crois pouvoir faire le bien, je regarde comme un devoir de m'y vouer; dans la présente occasion cependant je n'aurai que de la bonne volonté à mettre dans la balance. Comme ma profession de foi est renfermée dans mes explications envers l'auguste Protecteur, c'est à ce que j'ai pris la liberté de lui dire, que je prends celle de vous renvoyer.

Il y a si longtems, mon cher Baron, que vous n'êtes venu nous voir, que quand vous vous corrigerez, vous éprouverez plus d'une satisfaction où bien des progrès fort réels, que nous avons faits sur les terrains qui vous comptent au nombre des dominateurs. Jaeger dont la perte est très regrettable, a été parfaitement remplacé par Endlicher, homme d'un genie éminent. Baumgarten et Ettingshausen sont des savants très distingués. L'école polytechnique marche à merveille et forme des savants et des ouvriers fort utiles. Rösel est le premier opticien de nos tems et le jeune Voigtländer marche sur ses traces. L'établissement du Baron Charles Hügel a ouvert un nouveau et vaste champ à la botanique. Les sciences et les arts marchent ainsi à souhait. Ce qui leur manque, c'est un inspecteur tel que vous.

Vous vous plaignez, mon cher Baron, de vous trouver être le plus ancien des étrangers dans l'Institut. Ce sort est sans doute triste, parcequ'il est inévitable, à moins qu'on ne fasse la sottise de s'en aller avant d'autres, mais il est naturel. J'éprouve le même sentiment, et cela sur un champ qui certes est le plus vaste des champs! De tous les Rois et chefs

de cabinet en fonction entre les années 1813 et 1815 les seuls vivants sont le Roi de Prusse et moi. L'époque n'embrasse cependant qu'un quart de siècle, tant il est vrai que 25 ans sont toute une époque historique! Ne nous décourageons pas pour si peu de chose, et allons comme si de rien n'était.

Mille sincères hommages, mon cher Baron.

Metternich.

43.

Humboldt an Varnhagen.

Donnerstag den 9. April 1840.

Hier zwei Salamander. Der schwarze (schwarzgeränderte) König von Dänemark ist nicht bloß ein norwegisch-konstitutioneller, auch ein mineralogischer König, der recht gute Memoires über den Vesuv geschrieben. Da sein Vorgänger ein astronomischer König war, Kometen-Preise ausgesetzt, großen Männern, wie dem General Müffling und mir, Chronometer geschenkt, auch an einem Kometen (in der Nacht der Entdeckung des Galli'schen Kometen) gestorben ist, so fürchteten die dänischen Astronomen für ihr himmlisches Treiben bei dem irdischen (unterirdischen) König. Ich wurde aufgefordert, eine alte Vorliebe für mich geltend zu machen. Ich suchte daher den Vorwand, was ich sonst nie gethan, bei der Thronbesteigung Glück zu wünschen. Das ist die Veranlassung des schwarzen Drama's. Der Brief ist einfach und verständig.

A. Ht.

Lesen Sie Herrn Quinet (Stelle über Goethe und Bettina) und geben Sie mir das Gift zurück.

44.

König Chriſtian der Achte von Dänemark an Humboldt.

Copenhague, ce 13. janvier 1840.

Monsieur le Baron de Humboldt! Parmi les lettres particulières qui me sont parvenues depuis mon avènement au trône, aucune ne m'a fait un plus sensible plaisir que celle que vous m'avez adressée sous la date du 17. decembre. Votre souvenir a le plus grand prix pour moi, et je me rappelle avec un bien grand intérêt les entretiens que j'ai eus avec vous, Monsieur le Baron, à Paris, il y a déjà nombre d'années, mais depuis vous avez enrichi les sciences de nouvelles recherches et la Sibérie exploitée par vous, comme jadis l'Amérique, offre aux sciences naturelles des aperçus nouveaux, qui ne sont dus qu'à vous, Monsieur le Baron. Oui, je m'estimerais heureux de m'entretenir un jour avec vous sur ces nouvelles recherches.

Les sciences naturelles offrent toujours des intérêts nouveaux et je ne négligerai certainement pas de concourir à leur avancement autant qu'il dépendra de moi.

Les travaux astronomiques et géodesiques de votre célèbre ami Schumacher méritent certainement ma protection. Ce savant s'est acquis un nom européen et j'apprécie ses rares mérites. — Quand aux

observations magnétiques d'après la méthode de Gauss je m'occupe de les amplifier ici à Copenhague, où un observatoire établi depuis 1834 près de l'école polytechnique sera placé plus convenablement sur le rempart de la ville et nous y établirons deux différents emplacements, l'un pour les observations sur la déclinaison, l'autre pour l'appareil de l'inclinaison. Le célèbre Oersted dirigera cet établissement.

Je m'estime heureux, Monsieur le Baron, de pouvoir vous entretenir de l'avancement des sciences naturelles dans mon pays, vous y puiserez la certitude que je ne négligerai aucune occasion pour justifier les bonnes idées que vous avez de mon intérêt pour les sciences et pour tout ce qui peut tendre à éclairer mes sujets et les rendre heureux.

Je désire, Monsieur le Baron, que vous trouviez souvent le loisir de vous entretenir avec moi et je m'empresserai de cultiver des relations si agréables pour moi.

La Reine me charge de ses complimens pour vous et je saisis l'occasion pour me dire avec la plus haute considération, Monsieur le Baron de Humboldt,

votre

tout affectionné

Christian.

45.

Humboldt an Varnhagen.

Sonnabend den 11. April 1840.

Der Kronprinz wünscht sehr Ihren interessanten Brief von Fürst Metternich sehen zu dürfen. Können Sie, theurer Freund, ihn mir heute Abend bis ½ acht Uhr senden? A. Ht.

Über diesen Brief bemerkt Varnhagen in seinen Tageblättern vom 2. April 1840: „Zu Hause einen Brief vom Fürsten von Metternich vorgefunden, einen großen, eigenhändigen. Er erklärt mein Bild des Wiener Kongresses für ein vollkommen treues, bis auf weniges, das zu berichtigen sei. Er selbst berichtigt umständlich die Erzählung von dem Eintreffen der Nachricht in Wien, daß Napoleon die Insel Elba verlassen habe. Ein Brief von geschichtlichem Werthe! —"

Den 5. April 1840 erwähnt Varnhagen noch einmal in seinen Tageblättern den Metternich'schen Brief. „Mittags kam Humboldt", schreibt er, „er hatte gestern durch Wittgenstein von dem Briefe gehört, Wittgenstein hatte davon als von der merkwürdigsten Sache gesprochen, auch dem Grafen Orloff und andern Fremden. Humboldt war auch sehr verwundert und erfreut. Er gab mir einen Brief zu lesen, den der Fürst von Metternich ihm geschrieben, über die Stellung einiger Naturforscher in Wien, über die Präsidentschaft der archäologischen Gesellschaft in Rom. — Humboldt erzählt mir traurige Betreibungen des rheinisch-

westphälischen Adels, denen der Kronprinz günstig ist. Es ist im Plan, eine große adlige und katholische Erziehungsanstalt zu errichten, eine Anstalt, in der sich die Jesuiten einnisten können. — Auf die Bemerkung, der Kronprinz scheine in der Zerstreuung gar nicht einmal daran gedacht zu haben, daß die Krankheit des Königs eine wichtige Veränderung zur Folge haben könne, erwiderte der Minister von Rochow: „O sehr wohl hat er daran gedacht, und mancherlei ganz in Bereitschaft gehalten, womit er gleich hervortreten wollte, nämlich in den Kirchensachen solche Anordnungen, denen ich stärkstens hätte widersprechen müssen."

46.

Humboldt an Varnhagen.

Den 13. April 1840.

Der Kronprinz trägt mir ausdrücklich auf, Ihnen, theurer Freund, seinen Dank für eine so interessante Mittheilung darzubringen. Graf Alvensleben war zugegen. Alle haben den Brief sehr ehrenvoll für Sie und Ihre Schilderung des Kongresses, wie auch sehr ausgezeichnet durch edle Einfachheit der Erzählung einer denkwürdigen Begebenheit gefunden. „Et tout cela prouve que ma fille est muette", und daß man ein Talent wie das Ihrige (Talent des Berathens, des Darstellens, der erprobten Weltklugheit) feiern läßt, um bei Ihrem Tode einmal, wie bei meinem Bruder, verwundernd zu beklagen, daß man nicht früher daran gedacht Sie zu benutzen. Così va il mondo. A. H.

Ich bin ganz verquakert. Mistreß Fry und William Allan: kleine Predigten in den Zuchthäusern (die scheuslichsten, die die Quakereise wohl je gesehen) und kleine Traktätchen gegen das Branntweintrinken.

47.

Humboldt an Varnhagen.

Freitag den 29. März 1840.

Entscheiden Sie, der Meister der Wohlredenheit und des Wohlklangs:

Ich hatte: „So weit Humanität (Gesittung) den Erdkreis umfaßte";

Mir gefällt jetzt besser: 1) „Er hat gleich mächtig, so weit Gesittung und Weltverkehr reichen, auf die Herrscher wie auf die Völker gewirkt", (reichen, nicht reichten, das ich verabscheue,) oder: 2) „So weit Gesittung und Weltverkehr die Menschheit veredelten", oder: 3) „Die Menschheit empfänglich machten", oder: 4) Die Menschheit geeinigt."

Wäre No. 4 (das letzte) nicht das bessere? Vielleicht haben Sie eine Inspiration. Stecken Sie mir bei Stägemann heute Abend ein Zettelchen verstohlen in die Hand. Vielleicht ist die alte Lesart doch die beste. A. Ht.

„Humanität" gebe ich auf jeden Fall auf, nachdem ich eben im letzten Bande von Campe's Wörterbuch so viel Moquerien darüber lese.

„Sed quamquam, primo statim beatissimi saeculi ortu, Nerva Caesar res olim dissociabiles miscuerit, principatum ac libertatem: augeatque quotidie felicitatem imperii Nerva Trajanus." Tacitus in

Agricola, cap. 3. — Auch von demſelben alten (edlen und litterariſch ſehr gebildeten) Nerva: „Quod si vita suppeditet, principatum divi Nervae, et imperium Trajani, uberiorem securioremque materiam senectuti seposui: rara temporum felicitate, ubi sentire quae velis, et quae sentias dicere licet. Tacit. Hist. I. 1. — Ich werde, um alle zu ſpezielle Beziehung zu vermeiden, natürlich nur die numeriſchen Citate geben, sic: Tacit. vita Ag. c. 3. Hist. I. 1. Ht.

48.

Humboldt an Varnhagen.

Berlin, Dienstag Nacht den 27. Oktober 1840.

Wenn ich so lange bei Ihnen, vor und nach meinem nordischen Feldzuge nicht erschienen bin, mein theurer hochverehrter Freund, so geschah es nur, weil es Unmöglichkeiten des Lebens giebt, gegen die man vergebens ankämpft. Gleich nach den hiesigen Festen wollte ich zu Ihnen eilen, aber die Ungewißheit ob ich nach Paris ginge (was ich abschlug, weil es damals weder dem Könige noch mir ehrenvoll sein konnte, wenn Preußen nicht selbstständig auftreten kann!), die nahe Abreise Bülow's, die Ankunft des kranken Generals von Hedemann und seiner Familie, wie ein rheumatisches Fieber, das mich sechs Tage zu Hause hielt, haben alles vereitelt. Morgen früh, um 8 Uhr, muß ich mich wieder nach Sanssouci übersiedeln; aber wohl nur (hoffe ich) auf wenige Tage. Ich ergreife daher jetzt die Feder, um wenige trauliche Worte mit Ihnen zu reden. Zuerst meinen innigen Dank für die talentvolle und edle Behandlung der ziemlich mittelmäßigen „Erinnerungen von M. Arndt"! Ich hatte die Anfeindung gegen Sie allerdings bemerkt. Der Ton Ihrer Kritik ist die edelste Art der Rache. Der Mann, den ich nie persönlich gekannt, ist durch die großen Begebenheiten, nicht durch sich selbst geboben. Sonderbar genug, daß man ihm, in diesen letzten Tagen, am Abend seines Lebens

wieder eine Wichtigkeit gegeben, die nicht aus der Gerechtigkeitsliebe allein entstanden ist.

Da Sie alles Individuelle lieben, so will ich Ihre Freundlichkeit mit einer andern sehr kleinen erwiedern. Ich schenke Ihnen einen Brief von Guizot, den er mir nach Königsberg nicht ohne Absicht geschrieben. Das Unterstreichen gehört mir, wie Sie von selbst ahnden würden: ich zeigte den Brief dem Könige. Er war geschrieben, als der Belgier, Bülow und Guizot in Windsor gewesen waren, und das Geschäft Hoffnung gab, wie es dieselbe jetzt wieder giebt, wo Thiers auf Einmal so nachgiebig-schwach und Palmerston so dogmatisch-trotzig auftreten. Geben Sie aber den Brief nicht aus den Händen.

Für die Nachrichten über die Grimm's danke ich herzlich. Es ist mir sehr wichtig, die Lage der Sachen genau zu verfolgen. In den Monaten, die ich auf dem „historischen Hügel" gewohnt, habe ich, von den heterogensten Elementen abwechselnd umgeben, mich ununterbrochen frei und in Einer Richtung bewegt. Wegen der Grimm's hatte der König nicht mir, sondern Andern Aufträge gegeben: da aber bis zur Rückkunft von Königsberg nichts geschehen war, so habe ich ein Promemoria an den König gerichtet über das was in Königsberg ständisch vorgefallen war, wie über die Nothwendigkeit, in Dingen, die alle Gemüther bewegen, um diese zu versöhnen, eigenmächtig aufzutreten, die beiden Grimm, Albrecht und Dahlmann zu berufen. Für Dahlmann blieb nur wenig Hoffnung, Albrecht wurde berufen, und nahm nicht an, er schützt seine Dankbarkeit für Sachsen vor. Es wäre für die Sieben eine Genugthuung gewesen, daß Albrecht Professor in Berlin wäre. Wird man doch wenigstens in Hannover erfahren, daß der König den Elbinger berufen habe. Über die

Grimm's hat der König den festen Plan, Minister Eichhorn solle ihnen anbieten als Akademiker zu kommen, er solle ihnen beiden, da sie wie Mann und Frau leben, eine von den Grimm's selbst zu fordernde Pension anbieten. Daß der König solche Verhältnisse zart behandelt haben will, sehen Sie aus der Negotiation mit Tieck. Zu Bibliothekaren sind die vortrefflichen Leute sehr untauglich, ob der Wilhelm, ein Korrespondent der Akademie, liest oder nicht liest, ist auch sehr gleichgültig. Die Hauptsache ist, daß man sie besitzt. Von „Einschmuggeln", „Erniedrigung", „zu spät ihrer gedenken" — dans un regne de cent jours — kann also keine Rede sein! Der Ladenbergischen Administration macht es wenigstens Ehre, daß ich sie dahin hatte bringen können, Dahlmann sehr lobend förmlich für die Universität Breslau, wo eine Vakanz war, vorzuschlagen. Ich habe pflichtmäßig Wege eröffnet, die Ausführung ist nicht in meinen Händen. So wie ich von Potsdam zurückkomme, werde ich Minister Eichhorn bedrängen, die Angelegenheit der Gebrüder Grimm, eine ächt deutsche, vaterländische Angelegenheit, unmittelbar und ganz officiell zu betreiben. Das Einmischen Vieler ist in diesen Sachen verderblich, obgleich bei einem so natürlichen Interesse, zu rechtfertigen.

Ob Sie, theurer Freund, diese Zeilen, deren Sinn untadelhafter als die Sprache ist, werden lesen können und wollen? Sie den Diplomaten brauche ich nicht zu beschwören, meinen Brief nicht dem „Kinde"*) vorzulesen, aber die Lage der Sache, an der ich nichts versäumt, muß sie erfahren. A. Ht.

*) Bettina.

Es ist das unaussprechliche Unglück vorgefallen, daß meines Freundes des Astronomen Bessel einziger fünfundzwanzigjähriger Sohn, von dem ausgezeichnetsten mathematischen Talente (an der Bauschule), gestern verschied. Ein Nervenfieber.

Bopp's Recension ist mir eine große Freude.

49.

Guizot an Humboldt.

Londres, 24. août 1840.

Monsieur le Baron.

Vous êtes parfaitement aimable d'avoir pensé à m'envoyer les deux nouveaux volumes des oeuvres de Monsieur votre frère. Je vous remercie, et du présent qui a eu lui-même tant de valeur, et du souvenir qui en a au moins autant pour moi. J'espère bien qu'à travers toutes nos affaires, car ce sont vos affaires comme les miennes, je viendrai à bout de lire quelque chose de ce grand travail. Je voudrais employer mon tems d'une façon aussi complète et aussi variée que vous savez le faire. Gardez-en un peu pour travailler au succès d'une bonne et sage politique. Elle vous doit déjà beaucoup. Elle a encore besoin de vous.

J'envie au baron de Bülow le plaisir de vous voir. Je regrette infiniment sa société à Londres. La conversation, la vraie conversation, nourrie et libre, est fort rare ici. La sienne me manquera beaucoup. Je voudrais bien aller quelque jour vous faire une visite chez vous, voir de près votre pays, celui de tous où l'esprit humain joue le plus grand rôle, et son nouveau Roi, digne, me dit-on, d'un tel pays. En attendant, gardez-moi, je vous prie, Monsieur le Baron,

toute votre ancienne bienveillance, et croyez à la durée comme à la sincérité des sentimens que je vous porte depuis bien long-tems.

Guizot.

(Anmerkung von Humboldt. Reçu à Königsberg pendant les fêtes. A. von Humboldt.)

50.

Arago an Humboldt.

Paris, 12. mars 1841.

Je ne dois pas, je ne veux pas croire que tu m'aies demandé sérieusement*), si je verrais avec plaisir ton voyage à Paris. Est-ce donc que tu douterais de mon invariable attachement? Saches que je regarderais toute incertitude sur ce point comme la plus cruelle injure. En dehors de ma famille, tu es, sans aucune comparaison, la personne du monde que j'aime le plus tendrement. Il faut aussi te résigner, tu es le seul de mes amis sur qui je compterais dans des circonstances difficiles.

Je suis vraiment heureux de la pensée que je passerai quelques soirées avec la personne à qui je dois mon goût pour la météorologie et la physique du globe. Il y aura pour toi un lit à l'observatoire.

Le pauvre Savary est dans un état déplorable. Le médecin m'assure que sa maladie de poitrine ne permet aucun espoir. Quel malheur!

Tu arriveras à Paris à l'ouverture de mon cours

*) Anmerkung von Humboldt. Ich hatte gefragt, ob er es für möglich halte, daß die Verschiedenheit unserer politischen Wünsche, (Krieg mit Deutschland,) uns gegenseitig stören könnten?

A. Ht.

d'astronomie. Mon nouvel amphithéatre est d'un luxe scandaleux.

Je suis charmé de la guérison du pauvre Sheiffer (est-ce ainsi?) Ton bon coeur t'a toujours créé une nombreuse famille.

Adieu, mon meilleur ami. Mon attachement pour toi ne finira qu'avec ma vie.

F. Arago.

(Anmerkung von Humboldt. Seinem geistreichen Freunde Varnhagen von Ense mit der innigsten Bitte jede Veröffentlichung eines solchen Autographen vor Arago's Tode zu verhüten.

A. Humboldt.)

51.

Humboldt an Bettina von Arnim.

(In Abschrift von Varnhagen's Hand.)

Sonnabend den 21. November 1840.

Wie konnten Sie nur daran zweifeln, verehrungswerthe Frau, daß ich nicht dankbar sein würde für die Mittheilungen über die wahre Lage der edeln Männer, denen man, nach so vielen ungerechten Leiden und nach so langer schimpflicher Vernachlässigung, endlich eine sorgenfreie Stellung bereiten will. Ich habe geglaubt, daß zu dieser Stellung in Berlin dreitausend Thaler für beide nothwendig wären. In diesem Sinne habe ich fortgefahren zu wirken. Der König hat den Grundsatz, in finanziellen Dingen nie eine Bestimmung von sich ausgehen zu lassen: er hat, wie alle Fürsten, auch gar kein Maß für das, was Gelehrte bedürfen. Die großen Geister, die man um sich zu versammeln strebt, haben dieselben prosaischen Bedürfnisse wie die kleinen. Will man den Zweck, so muß man auch die Mittel wollen, und dies besonders in einer Sache, die Aller Augen auf sich zieht und mit der Ehre des Landes zusammenhängt. Minister Eichhorn, dem jetzt allein die Bestimmungen übertragen sind, freut sich der Ankunft der Grimm. Er hat schon früher mit dem Jakob Grimm in den freundschaftlichsten Verhältnissen gestanden. Ich war noch vor einer Stunde bei ihm, um meine Ansicht zu ver-

theidigen. Er versichert, daß er alles allmählig zum Besten durchführen werde, aber man müsse Vertrauen in ihn setzen und ihn ungestört handeln lassen.

Empfangen Sie, gnädige Frau, den Ausdruck meiner Verehrung und dankbarsten Gefühle.

Al. Humboldt.

52.

Humboldt an Varnhagen.

Berlin, den 22. April 1841.

Ihr Brief hat mir unendlich wohlgethan. Ich sehe, daß wir uns gleich nahe stehen, und daß Sie meine Lage, mir trübe Unsichtbarkeit nur der Zerrissenheit meiner Lage, einer Anwendung von Kräften, die nach einem nicht zu erreichenden Ziele hinstreben, zugeschrieben haben. Am Abend eines vielbewegten und doch nicht recht erfüllten Lebens ist es ein Genuß, in der Achtung derer zu bleiben, deren Sinn und Geist und Wünschen man angehört. Ich werde Ihnen persönlich danken, und für Herrn L. noch heute Nachmittag Schritte bei der Prinzessin von Preußen thun, auch die Kaiserliche Hoheit anregen daß sie, mit ihrem Ernste, mich unterstütze. Mit alter Verehrung und Liebe Ihr A. v. Humboldt.

Ich hatte Veranlassung, in Potsdam, da er es forderte, dem König Schelling's Rede über Natur und Kunst (Philosoph. Schriften Thl. I. 1809) vorzulesen. Die Stellen über Raphael, Leonardo da Vinci und die Möglichkeit einer erneuerten Blüthe der Kunst gehören zu dem Anmuthigsten, was unsre Sprache gewährt. Die Vorlesung machte auf den König den Eindruck eines schönen Gesanges. Der Vogel ist aber jetzt siebenundsechszig Jahr alt, und kommt aus einem goldenen Käfig in einen andern.

Varnhagen sagt in seinen Tageblättern vom 25. April 1841: „Humboldt kam und blieb über anderthalb Stunden, ich fand ihn schlimm aussehend, aber frischen, muntern Geistes, und redseliger als je. Er lebt den König wegen seiner Gesinnung, seiner Absichten, meint aber, derselbe sei kein Mann des Handelns, und wo er handle, geschehe es stoßweise, ohne Zusammenhang und Maß. Sei es Güte oder Zagheit, genug er wagt oft nicht, was er am stärksten wünscht, und ganz leicht könnte; so wartet er mit Ungeduld, daß der Minister von Werther sich zurückziehe, und fragt Humboldt, ob derselbe ihm nichts der Art geäußert habe!“ —

Den 30. April 1841 bemerkt Varnhagen: „Humboldt hat viele Feinde unter den Gelehrten, wie am Hofe. Unaufhörlich wird versucht, ob man auf ihn schimpfen könne; thut jemand entschieden den Mund zu seinem Lobe auf, so schweigt der Tadel gleich, denn selten fühlt sich jemand im Stande ihn durchzuführen. Neulich sagte mir ein Herr, er wisse nicht, was er von Humboldt denken solle, er könne mit seinem Urtheil nicht auf's Reine kommen; ich erwiederte: «Denken Sie immer das Beste von ihm, trauen Sie ihm stets das Beste zu, und Sie werden dabei stets am sichersten fahren!» Ein andrer Herr äußerte bei andrer Gelegenheit höhnisch: «Humboldt war ein großer Mann, bis er nach Berlin kam, da wurde er ein gewöhnlicher.» Da erinnerte Moritz Robert, daß schon Rahel öfters gesagt: «In Berlin hält sich nichts, alles kommt herunter, wird ruppig, ja wenn der Pabst nach Berlin käme, so bliebe er nicht lange Pabst, er würde was Ordinaires, ein Bereiter etwa.» Das Wort von Rahel ist richtig, ich erinnere mich dessen, doch war es bis jetzt nicht aufgeschrieben. Jene Eigenschaft Berlins aber wäre tiefer zu erforschen, sie deutet auf eine scharfe Macht unentwickelter Größe, und kann, zum Positiven entwickelt, Berlins höchsten Ruhm tragen; bleibt sie im Negativen stecken, so wird sie freilich zur Schmach! «Dort lebt ein so verwegener Menschenschlag», sagte Goethe einmal; das ist ungefähr die nämliche Bezeichnung. —“

53.

Humboldt an Varnhagen.

Sonnabend, den 24. April 1841.

Ein Schmerz, Sie, theurer Freund, nicht gefunden zu haben! Korrigiren Sie mir den Titel, den ich wegsenden muß. Es ist nothwendig zu sagen, „daß es nicht die Vorlesung von 1828 ist", und den langen Satz habe ich so aphoristisch in kleiner Schrift auf den Titel bringen wollen. Es mag ungewöhnlich sein, nach dem Namen, aber ich wollte, Sie könnten es billigen. Ht.

Kosmos.

Entwurf einer physischen Weltbeschreibung

von

A. von Humboldt.

Nach Umrissen von Vorlesungen aus den Jahren 1827 und 1828, erweitert und berichtigt durch die Forschungen (Entdeckungen?) der neuesten Zeit.

Naturae vero rerum vis atque majestas in omnibus momentis fide caret, si quis modo partes ejus ac non totam complectatur animo. Plin. hist. nat. lib. 7. c. 1.

Stuttgart.

54.

Humboldt an Varnhagen.

Mittwoch, den 28. April 1841.

Seien Sie recht freundlich und nachsichtig indem Sie mich lesen. Ich wünsche, daß Sie einen recht vollständigen Begriff von der Komposition meines Werkes erhalten. In A habe ich viel verbessert. Werfen Sie besonders den Blick auf S. 37 und auf die Noten. Schelling's Name S. 37 und 68, Hegel S. 66. Die bestimmte Versicherung S. 64, daß ich nicht den Schöpfer der Naturphilosophie anklage, wird ihm wohl meine ätzende Schärfe über die „heiteren Saturnalien", le bal en masque der tollsten Naturphilosophen, verzeihlicher machen. Il faut avoir le courage d'imprimer ce que l'on a dit et écrit depuis trente ans. Es ist eine bejammernswürdige Epoche gewesen, in der Deutschland hinter England und Frankreich tief herabgesunken ist. Eine Chemie, in der man sich die Hände nicht naß machte.

Der Diamant ist ein zum Bewußtsein gekommener Kiesel. Granit ist Aether. Carus.

Die der Erde zugekehrte Mondseite ist von anderer Anschwellung als die abgekehrte, Ursach, der Mond möchte die liebenden Arme ausstrecken, — er kann nicht, blickt aber die Erde an, und verlängert sein Untergesicht.

Die Granitblöcke auf den Felsen sind Zuckungen der Natur.

Die Wälder sind bekanntlich die Haare des Erdthiers, die angeschwollene Aequatorialseite ist die Bauchseite der Natur.

Amerika ist eine weibliche Form, lang, schlank, wässrig, und im 48° eiskalt. Die Breitengrade sind Jahre, die Frau wird alt mit 48.

Osten ist Sauerstoff, Westen Hydrogen; es regnet, wenn die Ostwolken sich mit Westwolken mischen. Schelling.

Versteinerungen in Felsen sind nicht Reste des einst Lebenden, es sind die ersten Versuche der Natur Thiere und Pflanzen zu bilden. (In Sibirien fraßen die Hunde Jahre lang von dem Versuche — ein stinkender Elephant an der Lena-Mündung.)

Das sind die Saturnalien! Schenken Sie einen besondern Blick en gros den Noten, von denen ich einige A. S. 40—49. B. S. 55—57. beilege.

Ich wünschte das Werk selbst in Allgemeinheit und Größe der Ansicht, in Lebendigkeit und wo möglich Anmuth des Stils, Uebertragung der technischen Ausdrücke in glücklich gewählte, beschreibende, mahlende Ausdrücke.

Korrigiren Sie frei, mein Theurer! Ich folge gern, wo ich kann. In die Noten wollte ich einige nicht ganz gemeine Erudition bannen. So sollte das Buch der Reflex meines Selbst, meines Lebens, meiner uralten Person sein. Bei dieser Freiheit der Behandlung kann ich aphoristisch verfahren. Es soll mehr angedeutet als ergründet werden. Manches wird nur von denen recht verstanden werden, die tief ein einzelnes naturhistorisches Fach kennen: aber meine Rede, denke ich, ist immer so gehalten, daß nichts die stört,

die weniger wissen. Der eigentliche Zweck ist das Schweben über den Dingen, die wir 1841 wissen. Mens agitat molem, möge der Geist noch da sein!

Daß ein solches Werk nicht vollendet wird von Einem aus dem Kometen-Jahr 1769 ist sonnenklar. Die einzelnen Fragmente sollen so erscheinen, in Massen von zwölf bis fünfzehn Bogen, daß die, welche mich begraben sehen, in jedem Fragmente etwas Abgeschlossenes haben. So sollen erscheinen von den Prolegomenen 1—4. (Mein „Anregungsmittel", beschreibende Poesie, die Sie noch nicht gesehen, es ist ein Hauptstück, auf das ich sehr rechne); — No. 5. Die Geschichte der Weltanschauung, die ich ganz fertig habe, soll das ganze zweite Heft füllen.

Dem Oratorischen muß das einfach und wissenschaftlich Beschreibende immerfort gemischt sein. So ist die Natur selbst. Die funkelnden Sterne erfreuen und begeistern, und doch kreist am Himmelsgewölbe alles in mathematischen Figuren. Die Hauptsache ist, daß der Ausdruck immer edel bleibe, dann fehlt der Eindruck von der Größe der Natur nicht.

Sie werden doch nicht tadeln, daß ich (C.) in einer Note (alle Noten mit sehr kleiner Schrift nie unter der Seite, sondern am Ende jedes Abschnittes) die wenig bekannte Stelle Shakspeare's citire? Ich hatte gesagt, daß Naturkenntniß nicht grade zum Genuß nothwendig sei, aber denselben erhöht.

Verzeihung für die Eile. Ich gehe morgen früh auf sechs bis sieben Tage mit dem König nach Potsdam.

Mit dankbarer Freundschaft Ihr unlieferlicher

A. v. Humboldt.

55.

Humboldt an Spiker.

(C.)

Shakspeare love's labour's lost, act I. scen. 1.
Biron spricht zum König von Navarra:

„Den ird'schen Pathen aller Himmelslichter,
Die jeden Fürstern alsobald getauft,
Kommt ihre Glanzesnacht nicht mehr zu Statten,
Als denen, die hingehn, unwissend wer sie sind!
Zu vieles wissen, heißt den Ruhm nur kennen,
Und jeden kann ein Pathe wohl benennen."

Daignez me renvoyer cette page. Je me sers de votre belle traduction dans une note qu'on imprime dans mon Kosmos. Vous permettrez que je dise: „Nach Spiker's Uebertragung." Cela me fera plaisir: Aurai-je à encourir la fureur du marquis Auguste de Schlegel ou de Tieck Acorombonus? Dites-moi s'ils ont aussi traduit ce morceau? Amitiés.

Ht.

(Anmerkung von Varnhagen. Die Ueberſetzung Spiker's iſt leider in allem Betracht ſchlecht.)

56.

Humboldt an Varnhagen.

Montag Nachts, den 3. Mai 1841.

Ich besorge, mein theurer Freund, daß ich Donnerstag noch einmal werde nach Potsdam und fort von da den 10—12ten nach Paris gehen. An Cotta soll ich vorher Mst. schicken. Lassen Sie mich nicht so lange schweben zwischen Strafgericht und Nachsicht. Ich bitte um einige Worte mit der Sendung. Ihr

A. v. Humboldt.

57.

Humboldt an Varnhagen.

Dienstag den 4. Mai 1841.

Wenn ich auch abrechne, mein theurer Freund, was Ihr Wunsch mich zu beruhigen dem Urtheil Zartes und Sanftes zugefügt, so bleibt mir doch in Ihrem heutigen lieben Briefe überviel des Beglückenden übrig. Ich werde Ihnen morgen früh nach 11 Uhr die Buße*) auflegen, daß Sie mich auf einige Augenblicke empfangen und meinen Dank annehmen sollen.

Das „schmeichle mich" muß wohl vom Abschreiber sein, wenigstens ist es gegen mein bestes Wissen. Einen falschen Accusativ S. 44 sollen Sie mir zeigen. Es ist doch nicht „Einsicht in den Zusammenhang"? man sieht ja hinein. Der Spiker soll verschwinden, ich ahndete das Böse, und lasse lieber die ganze Stelle auch englisch weg, die mehr die Unkenntniß lobt, als andeutet, daß das Wissen den Genuß vermehren kann.

Über „Saturnalien" sehe ich, daß Sie mir volle Freiheit lassen. Sie sagen, des Dänen erwähnend: „Ich bemerke nur, ich thue nicht Einspruch."

Ich habe nicht Steffens gedenken wollen, so viel auch er bei seiner großen Leere in aller Erfahrungswissenschaft und bei strafbar eiteler Faulenzerei einen Tadel verdienen

*) Der 5. Mai, Bußtag.

würde. Ich nenne Saturnalien das lustige aber kurze Possenspiel, von dem ich Ihnen neulich einige Proben gegeben, die aber nicht von Steffens, sondern einige Stufen niedriger, von seinen Anbetern sind. Wenn Steffens ein armer, von den Mächtigen bedrückter Gelehrter wäre, so würde ich furchtsamer sein, aber da Sie autographa lieben, will ich Ihnen eines verehren, aus dem Sie lernen müssen, wie nordische Könige glauben, daß es in Berlin eine Steffens'sche Philosophie! gebe, die den Theologen heilsam ist, et qui n'est pas celle de Hegel!! Steffens wird glauben, er sei mit begriffen unter den „tiefsinnigen und mächtigen Denkern, gegen deren Rath man gehandelt." Auch folgt der gefährlichen Phrase unmittelbar eine andere: „Mißbrauch jugendlicher Kräfte, denn ernste, der Philosophie und der Beobachtung gleichzeitig zugewandte Geister sind jenen Saturnalien fremd geblieben." Solche Phrase ist eine défense, ein fort détaché, und Steffens glaubt gewiß, daß er sich auch der Erfahrung zugewandt hat, weil er einst in Freiberg in eine Grube gefahren ist. Ich würde durch Minderung alles verderben, und man muß im Schreiben den Muth haben, den man im Sprechen zeigt, aber beides in derselben leichten und heiteren Manier.

Haben Sie in Steffens langweiliger Lebensbeschreibung, die mir in Sanssouci eingequält worden ist, aufgefunden, wie durch zwiefache Befruchtungen alter Großeltern, durch einen Erzbischof und König, sich Pietismus und Aristokratismus in ihm erklären lassen, ce sont des héritages!

A. v. Humboldt.

58.

König Christian der Achte von Dänemark an Humboldt.

Copenhague, ce 25. mars 1841.

Monsieur le Baron! C'est à moi de remercier doublement le célèbre Conseiller intime Dieffenbach de l'attention qu'il a eu de m'envoyer ses ouvrages sur l'art de guérir le strabisme et le begayement, puisqu'elle m'a valu le plaisir de recevoir votre chère lettre du 24. fevrier. Introduit par vous, Monsieur le Baron, on est sûr de réussir; dans ce cas-ci les oeuvres et la réputation de l'auteur dispensait d'en dire davantage, mais vous rendez pleine justice aux services signalés que le Conseiller intime Dieffenbach a rendu à l'humanité et je m'empresse de les reconnaître en conférant mon ordre de Danebrog à ce savant distingué. Ma lettre à ce sujet lui sera remise par mon Envoyé le Comte de Reventlau, et je recommanderai particulièrement au Chevalier Dieffenbach les chirurgiens danois qui visiteront Berlin, pour s'approprier l'art qu'il vient d'illustrer. —

Le porteur de cette lettre que j'ose recommander à votre protection est le Candidat en théologie Bornemann, jeune homme doué de talents et de connaissances, que j'envois à Berlin auprès de mon compatriote Steffens pour étudier la philosophie; non pré-

cisément celle de Hegel, qui trouve d'autres prôneurs à notre université, mais celle qui peut contribuer à rectifier les idées souvent exagérées de nos philosophes modernes. — Steffens est retenu à Berlin par des liens sacrés, fondés sur la reconnaissance qu'il doit au Roi, mais je désire que son génie et ses connaissances ne soient pas perdues pour nous, et que ce jeune savant profite de ses lumières, avant qu'elles ne cessent de vivifier tout ce qui vient en rapport avec mon célèbre compatriote, qui, à mon avis, vaut, à lui seul, toute une faculté académique.

Je suis avec le plus grand intérêt, fondé sur l'amitié la plus sincère et des rapports (de position) que je ne saurais méconnaître, tout ce que votre excellent Roi fait et entreprend pour le bonheur de ses sujets, pour la nationalité germanique et pour la conservation de la paix. Que ses efforts soient bénis du Tout-puissant, et ses peuples verront une prospérité affermie et augmentée, ce qui contribuera puissamment au bien-être de leurs voisins.

Le Roi a eu tant de bonté pour mon fils, je ne puis assez le reconnaître. J'envisage, Dieu merci, son avenir sous les auspices les plus heureux, fondés sur l'union avec l'aimable Duchesse Caroline de Mecklembourg-Strelitz.

J'apprécie les voeux que vous m'adressez à ce sujet et je suis avec la plus haute considération, Monsieur le Baron Humboldt, votre

tout affectionné

Christian, R.

59.

Humboldt an Varnhagen.

Berlin, den 17. Mai 1841.

(Bei Varnhagen aufgeschrieben.)
(Mit dem Vorworte zu Wilhelm von Humboldt's Schriften.)

Es ist mir ein großer Schmerz, Sie unter den Bedrängnissen meiner morgenden Abreise (erst Potsdam, dann Paris bis Oktober) nicht vorher umarmen zu können. Ich wende mich wieder an Sie als an die Quelle — bis Rückert kommt, die einzige — des reinen Geschmacks, des Sprachsinnes, des zartesten Gefühls für Schicklichkeit. Schreiben Sie mir recht nachsichtsvoll, was ich in diesem Vorwort streichen soll, geben Sie aber auch Rath wo Sie tadeln. Ich habe die zwei Seiten in trüber innerer Stimmung in der Nacht niedergeschrieben. Sie haben vielleicht eine zu sentimental lobende Tendenz.

Pag. 1. Zeile 2. „Noch", weil ich es noch erlebe.

Zeile 10. „Die hochbegabten Geister" vielleicht Ihnen mißfällig; „Menschen."? —

A. v. Humboldt.

Varnhagen schrieb den 21. November 1841 folgende Bemerkung über Humboldt auf: „Ich las heute die Depeschen, welche Alexander von Humboldt im Jahre 1835 aus Paris an den

König geschrieben hat. Gar nicht, wie von Alexander Humboldt! Jeder Andre hätte die auch schreiben können, und, was das Schlimmste ist, kein Andrer hätte sie anders schreiben können! So sind die politischen Geschäfte, sie zerfalle in Kleinigkeiten, die gar nicht wichtig sind, aber es doch werden, weil man übereingekommen ist, sie so zu nehmen. Dabei die feststehende Heuchelei von Formen, Voraussetzungen, Übertreibungen, da muß die Wahrheit beständig untergehen. Und ich prüfte mich, und gestand mir, daß ich, einmal in solchen Geschäften, auch nicht heraus könnte aus diesem Geleise! Und da wundern sich die Leute, daß in England und Frankreich die Zeitungsschreiber Minister werden! Als wenn es nicht unendlich leichter wäre, gewöhnliche Depeschen zu schreiben, als ausgezeichnete Zeitungsartikel! —"

60.

Humboldt an Varnhagen.

Freitag, den 3. December 1841.

Unter dem, was ich Ihnen verdanke, theurer Freund, iſt mir Hormayr's kräftiger Brief am liebſten geweſen. Le style est tout l'homme. Der ſieht den Menſchen, die uns umgeben, und von denen die beſſern ſich in „Reticenzen, Milderungen, Anreizungen, Halbheiten" verlieren, nicht ähnlich. Sein Glaube an Münſter's Liberalismus iſt wohl nur Verwechſelung der Motive der Handlungsweiſe. Zweifelsohne hat Graf Münſter auf das edelſte zur Befreiung von Deutſchland beigetragen, er that es aber wahrlich nicht, um das Licht durchbrechen zu laſſen, das man heute noch geſpenſterartig fürchtet. — Der Bruno [Bauer] hat mich präadamitiſch bekehrt gefunden. In meiner Jugend dachten die Hofprediger ſo: ich wurde von einem eingeſegnet, der auch erzählte: Die Evangeliſten hätten ſich manches aufgezeichnet, woraus man ſpäter Biographieen gedichtet. Ich ſchrieb vor vielen Jahren: „Toutes les religions positives offrent trois parties distinctes; un traité de moeurs partout le même et très pur, un rêve géologique, et un mythe ou petit roman historique, le dernier élément obtient le plus d'importance." — Ich lege Ihnen den Baron Seckendorf bei, der auch eine Repräſentation will, nämlich den „re puro", in den ſich das Volk incarnirt, alles in philoſophiſcher

Sprache. Muß gefallen, denn ohne diese Abndung hätte er es nicht drucken lassen. Solchen Leuten muß man keinen Zweifel über eigene Meinungen lassen. Ich habe ihm, dem Vice-Präsidenten, geantwortet: „Ich werde ihn aufmerksam lesen, so sehr auch unsre politischen Grundsätze über volksthümliche Verfassungen von einander abwichen.“ Es ist für mich eine trübe, schwere Abendluft. —

Mit alter Anhänglichkeit Ihr

A. v. Humboldt.

Den Tag vor diesem Briefe, den 2. December 1841, schrieb Varnhagen in seine Tageblätter: „Humboldt gestern bei mir. Erzählungen von Paris. Wie er unsre hiesigen Sachen findet. Er denkt ernstlich daran, sich zurückzuziehen; er weiß recht gut, daß nur sein Name dem Könige noch Werth hat, daß sein Wirken von Andern weit überflügelt wird. Thiers hat ihm in Paris gesagt, man rede so viel von dem revolutionairen Frankreich, ihm scheine aber Preußen auch hübsch unruhig! In einem Briefe von Guizot an Humboldt stand viel Gutes für den König, und als Humboldt es diesem zeigte, und das Wort succès vorkam, rief der König: «Ach lieber Gott, damit steht es schwach, davon wollen wir nur still sein!» In der That findet Humboldt, daß die Stimmung sich hier auf erschreckende Weise verschlimmert hat; der König hat Feinde, und in sehr hoher Sphäre. Der Minister Eichhorn trägt allgemeinen Haß, und spielt am Hof eine dürftige Figur. — Es scheint kein Zweifel mehr, daß Bunsen Gesandter in England wird. Der Graf zu Stolberg ist fast der einzige, der freimüthig wider Bunsen spricht. Humboldt spottet über Bunsen's Erbauungsbüchlein «die stille Woche.»“

Den 3. December 1841 bemerkt Varnhagen: „Ich bekomme so eben ein Blatt von Humboldt, der mir eine Schrift des Präsidenten von Seckendorf schickt, worin «auch eine Repräsentation verlangt wird, nämlich der re puro, in den sich das Volk in-

carnirt.« Er setzt hinzu: »Muß gefallen; denn ohne diese Ahndung hätte er es nicht drucken lassen.« Zuletzt sagt er tief schwermüthig: »Es ist für mich eine trübe, schwere Abendluft.« Es ist hart, Humboldt zu sein, und das sagen zu müssen, auf dem Gipfel der Ehren, in der Fülle des Ruhmes! Er hat in der That wenig Freude, und nur seine satyrische Munterkeit macht ihm das Leben hier noch etwas erträglich."

61.

Humboldt an Varnhagen.

Berlin, Montag Nachts den 7. December 1841.

Ich habe nicht Muße, Ihnen, verehrter Freund, für Ihre geistreiche und historisch-gediegene Darstellung von Schwerin's Leben schriftlich zu danken. Ein tiefes Eindringen in die Individualität des großen Karakters belebt das Ganze, wie Natürlichkeit immer, im Darstellen, das eigentliche Element des Lebens ist. Ein mürrischer Rath zum Wegreiten, eine allein gewonnene Schlacht, haben dem Helden seine ganze Laufbahn unwegsam gemacht. Das Ende, mit der Fahne in der Hand, in dem blutigen Gemetzel von dreizehntausend theilnahmlosen Menschen, schließt recht mahlerisch das Leben des Greises, der, wie Columbus, groß und profaisch geizig zugleich war. Was hier Ihrem Talent als Geschichtschreiber besonders Ehre macht und von Vielen gewiß übersehen worden ist, liegt in der Nicht-Unterbrechung der Narration des Schlachtgetümmels durch Schwerin's Tod. —

Ich werde Ihnen die „gesammelten Werke" selbst bringen, und den zweiten Theil des Hormayr'schen köstlichen Pfeffertranks erflehen. Ihr letztes mir sehr ehrenvolles Schreiben enthielt Worte, die ich nicht mißverstehen möchte. „Sie gönnen sich kaum den Besitz meiner Impietäten." Über solch Eigenthum mögen Sie nach meinem

baldigen Hinscheiden walten und schalten. Wahrheit ist man im Leben nur denen schuldig, die man tief achtet, also Ihnen.

A. H.

Den 18. December 1841 schrieb Varnhagen in seine Tageblätter: „Ich hörte heute die abenteuerliche, ganz heimlich mitgetheilte Sage, der König werde zur Taufe des Prinzen von Wallis nach England reisen, das wäre ganz im Stillen unterhandelt worden, und diese schmeichelhafte Eröffnung habe sehr beigetragen, die Ernennung Bunsen's zum Gesandten dem dortigen Hofe annehmbar zu machen. Durch diesen Zusatz wird mir die ganze Nachricht verdächtig. So liegen diese diplomatischen Verhältnisse nicht. — Ist aber dennoch die Sache gegründet, und auch nur im Vorschlage, so muß natürlich Bunsen dabei die Hand im Spiele haben, und es knüpfen sich dann große Dinge daran. Nach meinem Urtheil sehr gefährliche Dinge, enger Anschluß an England wäre schon bedenklich; aber innige Verbindung mit der anglikanischen Kirche und den Tories, — ein wahres Verderben! Und ganz Preußen, ganz Deutschland, ganz Europa würde solche Verbindung als gewiß annehmen, auch wenn sie nicht Statt fände; das wäre schon tausendfacher Schaden, der König verlöre in den Gemüthern seiner Unterthanen mehr, als er jetzt noch verlieren darf. — Ich hoffe, die ganze Erzählung ist eine Fabel! — Humboldt sagt: die Heulwuth habe hier stark zugenommen, als er abgereist sei, heulten Einige, jetzt, nach seiner Wiederkehr, Alle. Seine scharfen und witzigen Bemerkungen sind eine wahre Erfrischung in unserm geistesarmen Gesellschaftsleben."

Vor seiner Abreise nach England kam Humboldt von Varnhagen Abschied nehmen; dieser schrieb darüber in seinen Tageblättern den 14. Januar 1842: „Humboldt kam Abschied

nehmen, er reist morgen Abend. Er war beim Grafen von Malzan, für dessen Leben man heute wenig Hoffnung hat. »Sein Tod bringt uns Canitz her, nicht Bülow!« sagt Humboldt klagend. Ich tröste ihn damit, daß auch Canitz wegfallen kann. — »Und wer soll denn kommen?« — Bunsen. — »Das wäre doch gar zu arg! Zwar bieder zurückbegleiten wird er den König, das ist schon bestimmt!« Auf Canitz ist Humboldt sehr übel zu sprechen, und er begreift nicht, wie so ich den nicht mehr fürchte, den erz-aristokratischen, erz-theologischen — darin aber sehr albernen, ja geradezu dummen —, den erz-antifranzösischen Canitz, der satirisch-bämisch sei, und darin oft ohne alle Würde, — »zwar Sie sind selber ein Tory!« fügt Humboldt hinzu. Damit steht es noch so so, erwiedre ich, aber Canitz ist rechtschaffen, scharf und grade, wird vieles durchsetzen, und im Übrigen werden ihn Geschäfte und Verhältnisse schon zügeln!"

Nach Humboldt's Rückkehr schreibt Varnhagen den 24. Februar in seinen Tageblättern: „Humboldt hatte mir sehr schön von England erzählt. Am Hofe die größte Pracht, aber die Lebensart einfach und natürlich, das Gespräch bequem, der Ton überaus freundlich und gutmüthig, sogar zwischen den Herren und Damen entgegenstehender Parteien. Peel gefällt ihm nicht, wie er ihm schon ehmals nicht gefiel, sieht wie ein Holländer aus, ist mehr eitel als ehrgeizig, hat kleine Gesichtspunkte. Lord Aberdeen ist ein verstockter Stillschweiger, der es aber durch sein Schweigen doch nicht dahin bringt, die Leute glauben zu machen, er könne viel Kluges reden. Bunsen hat die größten Taktlosigkeiten gemacht, alle Welt ist gegen ihn, nur der König mehr als je für ihn. »Die ganze Reise des Königs war eine Intrigue von Bunsen«, sagten selbst Engländer.

Über unsre hiesigen Angelegenheiten wird viel gerathen, vermuthet, versichert. Für das auswärtige Ministerium ist einstweilen der fromme Arnim von Brüssel hergerufen; später wird

Canitz ernannt werden, — oder Bunsen, sag' ich. Graf von Alvensleben soll nach Wien, Radowitz doch vorläufig nach Karlsruhe, bis die Bundesgesandtschaft frei wird. Noch ist vielleicht der Muth nicht da, Bunsen zu nehmen, und Bülow wegzuthun, aber jeder Monat, jede Woche muß den Muth stärken, und dann geschieht beides. — An Malzan's Herstellung ist nicht zu denken, die besseren Tage machen stets wieder schlimmeren, die helleren Augenblicke neuer Verdunkelung Platz. Ein trauriger Zustand."

62.

Humboldt an Varnhagen.

Berlin, Montag, den 28. Februar 1842.

Ich wünschte zwei Zeilen über Ihr mich beunruhigendes Befinden zu haben, mein edler Freund. Ich habe dem sehr verarmten recht talentvollen Dichter Freiligrath in Darmstadt, ohne alle Verpflichtung im Auslande lebend, eine Pension von dreihundert Thalern (eine elende, aber verläufige) verschafft. Können Sie mir seine Gedichte leihen?

A. Ht.

Anmerkung von Varnhagen. Dienstags, mit dem Feuilleton das Journal des Debats, worin Philarete Chasles auf eine gemeine Weise die deutsche Litteratur und die größten deutschen Schriftsteller schmäht und höhnt, schrieb Humboldt mir folgende Worte:

Und dieser Elende ist unter dem Guizot'schen Ministerium Professeur des langues du Nord (litt. anglaise, allemande) au College de France geworden. Behalten Sie nur das alberne geschmacklose Bubenstück.

A. Ht.

63.

Humboldt an Varnhagen.

Berlin, den 10. März 1842.

Seien Sie sehr beruhigt über das Mißgeschick. Der König kauft italiänische, aber schlechterdings nicht französische Bilder. Das Bildniß von Cherubini ist allerdings sehr schön, und so viel ich mich erinnere sah ich es bei Cherubini selbst. Da dieser nicht todt und Ingres sehr reich ist, so begreife ich nicht, wie das Portrait zu verkaufen sein kann. Sagen Sie dem geistreichen „Kinde" nur, Sie hätten mir den Feuilleton gegeben.

Im letzten gekommenen Journal des Debats steht ein scharfer, sehr guter Artikel über das scheusliche Judengesetz, das man andreht, und über welches ich bereits sehr eindringende Worte habe hören lassen.

Dankbarst Ihr

A. Ht.

Mittwochs.

Es sollte in dem Eingang des Gesetzes von dem „Wunder Gottes, die jüdische Nation unter andern Völkern erhalten zu haben, von dem Willen Gottes, die Nation abgesondert zu erhalten", geredet werden. Ich habe darauf geantwortet: „Das Gesetz ist mit allen Prinzipien einer einigenden Staatsklugheit streitend, — es sei eine gefahrvolle Anmaßung der schwachen Menschheit, die uralten Dekrete Gottes auslegen zu wollen; die Geschichte finstrer

Jahrhunderte lehre, zu welchen Abwegen solche Deutungen Muth geben."

Ich lebe unter dem Schein äußern Glanzes und dem Genuß phantasiereicher Vorliebe eines edlen Fürsten in einer moralischen gemüthlichen Abgeschiedenheit, wie sie nur der nüchterne Seelenzustand dieses getheilten eruditen sich bei gleichnamigen Polen abstoßenden, mürrischen und doch nach Ost sich täglich mehr einengenden Landes (eines wahren Steppenlandes) herbeiführen kann. Möchten Sie mit dem zufrieden sein, der, einsam, den Muth seiner Meinungen hat.

64.

Humboldt an Varnhagen.

Berlin, den 21. März 1842.

Mein theurer, so glücklich mir wiedergegebener Freund!

Es ist mir eine unendliche Freude, aus Ihrem köstlichen Briefe zu sehen, daß die in der That recht anmuthige Gesellschaft bei der Fürstin Ihnen leiblich und bei meinem strafbaren Materialismus sage ich darum auch geistig wohlgethan hat. Eine solche Gesellschaft, größtentheils aus demselben etwas nüchternen Berliner Putzmaterial zusammengewebet, gewinnt in dem Hause der Fürstin Pückler gleich eine andere Gestalt. Es ist wie der Geist, der in den Staat hauchen muß; das Material scheint veredelt. —

Ihre christliche Glaubenslehre behalte ich noch, der ich mich ehemals schon in Potsdam an dem Straußischen Heiland sehr ergötzt: man lernt daraus nicht bloß, was er nicht glaubt, und was mir minder neu ist, als vielmehr, was alles von den schwarzen Männern geglaubt und gelehrt worden ist, die der Menschheit jetzt wieder neue Bande anzulegen verstehen, ja die Rüstung ihrer ehemaligen Feinde anlegen. Die Stelle, Spinoza betreffend, werde ich mir gern abschreiben. Ob die große Neuheit des zweiten Theils der Glaubenslehre (1841) nicht als Einwen-

dung vorgebracht werden wird, da man behauptet nach sehr alten Heften zu lesen? Mir schiene es strategischer, die unerhörte Unchronologie mit einigen Bemerkungen über den neuen Glauben an den ganzen roman historique der apostolischen Mythensammler zu veröffentlichen. Wer so öffentlich lehrt, muß sich auch die Oeffentlichkeit der Vertheidigung Andersdenkender gefallen lassen. So eine vorläufige mündliche Mittheilung im milden Ton der Klage machte die spätere öffentliche schwierig, und bringt nichts hervor, als vornehmes Lächeln, Abläugnen. Nicht der Spinozistische Unfall, nur dieser Mißbrauch der edelsten geistigen Kräfte zum Dienste einengender Lehren finstrer Jahrhunderte, ist mir ordentlich schmerzlich. Die Persönlichkeit des Mannes hatte allerdings nichts Anziehendes für mich, aber ich hatte eine gewisse Vorliebe für ihn, wie mich alles verführt und begeistert, wo, wie in der Rede über die Kunst, der milde Hauch der Phantasie den Wohlklang der Sprache erwärmend belebt. Nun bin ich getrennt. In der letzten Rede, nicht über die Kunst, sondern im Fackelschein, ist ja von Weggehen wie vollbrachter Musikusreise (der bezahlten) die Rede, — ist wohl nur eine sentimentale Wendung um Furcht zu erregen.

Nun einige Antworten über die Lebensbeschreibung, an die ich doch mit einigem Schrecken denke, nicht des Politischen wegen, sondern aus Familienrücksichten. Ich rechne fest auf Ihr Versprechen. Der Mann wird doch nicht so Viele betrüben wollen! —

Wilhelm ist in Potsdam geboren, weil sein Vater Königlicher Kammerherr und zugleich dienstthuender Kammerherr bei der Prinzessin von Preußen Elisabeth war. Er verließ Potsdam, als die Prinzessin nach Stettin gebracht wurde. Mein Vater verblieb in der höchsten Gunst

des Prinzen von Preußen, der ihn regelmäßig alle Jahre in Tegel besuchte. Dies erklärt Ihnen die Stelle in der englischen Depesche, wo es heißt (ich glaube sehr früh 1775? Raumer's Beiträge zur neuern Geschichte, Thl. 5. S. 297): „Hertzberg, Schulenburg, könnten ein Ministerium bilden, aber die meiste Wahrscheinlichkeit des Erfolges haben, obgleich sie nicht derselben Art sind, diejenigen, welche als des Prinzen Günstlinge betrachtet werden. Zu den ersten unter ihnen gehört Herr von Humboldt, ehemals ein Beamter beim verbündeten Heere, ein Mann von einfachem Verstande und schönem Karakter, Herr von Hordt, ein unternehmender Genius..." Das Wort Beamter ist ein sonderbares Mißverständniß. Mein Vater (Major) war Adjutant des Herzogs Ferdinand von Braunschweig, nachdem er lange in dem Finkenstein'schen Dragonerregimente gedient, er wurde oft vom Herzog an Friedrich den Zweiten während der bösesten Zeiten des siebenjährigen Krieges geschickt, daher Friedrich der Zweite in Briefen über die Wedel'sche Deconfiture schreibt: „Ich habe an Humboldt alles gesagt, was man von solcher Ferne aus sagen kann." (Manuskript-Briefe, die der König neuerlichst in Preußen gekauft.)

Meine Familie ist aus Hinterpommern. Mein Bruder und ich waren lange die letzten unsers Namens. Meine Mutter war eine Colomb, Kousine der Fürstin Blücher, und also Nichte des alten Präsidenten in Aurich (Ostfriesland). Sie hatte sich in erster Ehe mit einem Baron von Holwede verheirathet. Aus dieser Ehe war mein Stiefbruder Holwede, einst im Gendarmenregimente. Meine Mutter hat das Verdienst, auf des alten Geh. Rathes Runth Antriebe, uns eine überaus sorgfältige Erziehung

zu geben. Wilhelm ward in den ersten Jahren von Campe als unserm Hauslehrer erzogen. Den Grund zu seinen tiefen griechischen Studien legte Löffler, der Verfasser eines freigesinnten Buches über den Neu-Platonismus der Kirchenväter, damals Gendarmen-Feldprediger, nachher Ober-Konsistorialrath in Gotha. Nächst Löffler unterrichtete Fischer vom Grauen Kloster viele Jahre lang Wilhelm im Griechischen, ein Mann, der, was ziemlich unbekannt ist, neben der Mathematik viel Griechisch wußte. Daß Engel, Reitemeier, Dohm und Klein uns lange Kollegien gelesen über Philosophie, Jurisprudenz und Staatswissenschaft, ist Ihnen bekannt. Auf der Universität in Frankfurt (sechs Monate) wohnten wir in Löffler's Hause, dort Professor. In Göttingen frequentirten wir beide (ein Jahr) das philologische Seminarium von Heyne.

Meinem Vater gehörte Tegel (ein ehemaliges Jagdschloß des großen Kurfürsten, daher nur in Erbpacht genommen, erst Wilhelm hat es als Rittergut besessen, daher Schinkel vier Thürme, um den einen alten Thurm aus der Zeit des großen Kurfürsten zu erhalten) und Ringenwalde, bei Soldin in der Neumark. Ringenwalde hat später mir gehört, dann den Grafen Reede und Achim Arnim. Wilhelm besaß bei seinem Tode Tegel, Burgörner und Auleben, (durch seine Frau erworben, da der Dacheröden'sche Lehnsnexus aufgehoben ward), Hadersleben im Magdeburgischen, und das Schloß Ottmachau in Schlesien, die ihm nach dem Pariser Frieden geschenkte Dotation.

Das Sonett I. 394. bezieht sich auf ein zweites Kind, glaub' ich, das Frau von Humboldt in Rom verlor. Eines ist in Paris begraben.

Ich beschwöre Sie, nur dem Verfasser nichts als von mir kommend mitzutheilen. Er würde es in der Vor-

rede unvermeidlich ſagen, und dann würde ich reſponſabel für vieles was ich fürchte.

Verzeihen Sie den ſtercoranartigen geſchwätzigen Brei.

A. Ht.

(Anmerkung von Varnhagen. Er hatte wohl eben in Strauß's Glaubenslehre von den Stercoraniſten geleſen. Daher hier das Wort.)

65.

Humboldt an Varnhagen.

Donnerstag, den 31. März 1842.

Ich erhalte den Lao-Tseu, der einen eigenthümlichen Duft des vorherodotischen Alterthums hat, in dem Augenblick, in dem ich mit dem König von Potsdam zurückkomme. Der Brief, der den chinesischen Philosophen begleitet, giebt mir eine trübe Stimmung. Ich sehe, daß Sie noch nicht den Muth Ihrer Genesung haben, das Selbstgefühl der wiederkehrenden physischen Kraft. Daß Ihnen die geistige nicht geschmälert ist, sagt jeder Ihrer Briefe. Es ist mir doch keiner dieser Briefe verloren gegangen? Ich schrieb Ihnen vor wohl acht Tagen einen vier Seiten langen Brief über den christlich dogmatisirenden Philosophen und die Beantwortung der Fragen des Biographen, der mich beunruhigt mit seiner pietistischen Neugier. Mein Brief ist doch in Ihre Hände gekommen? Er enthält auch viel Geschwätziges über meines Bruders erste Bildung. Sie erwähnen meiner Geschwätzigkeit gar nicht. Es darf mich doch nicht beunruhigen?

Mit Bülow ist es uns geglückt. Er kommt Sonnabend: es könnte der Anfang von etwas sein, oder das Ende, le bouquet, der Lichteffekt des Schauspiels? —

Ich aß gestern mit Tholuk und Beckedorff in Potsdam. Sie würden mir sonst wohl nicht erschienen sein.

Mit treuer Ergebenheit Ihr

A. Ht.

66.

Humboldt an Varnhagen.

Berlin, den 6. April 1842.

Nach dem ſo übermüthig veröffentlichten Inquiſitions-Urtheile des Bruno Bauer darf ich Ihren Strauß wohl nicht länger bewahren. Ich gebe Ihnen das merkwürdige Buch, das mich zu manchem Nachdenken veranlaßt hat, mit vielem Danke zurück. Die Methodik darin iſt vortrefflich, auch lernt man die ganze Glaubensgeſchichte der Zeit kennen, in der man gelebt, beſonders die pfäffiſche Liſt, mit der, nach Schleiermacher'ſcher Weiſe, man ſich äußerlich zu allen Formen der chriſtlichen Mythen bekennt, ſich Andersdenkenden aneignet, den „Kelch getrunken" in Begleitung von Hofequipagen verſcharren läßt *), während jeglicher Mythe eine ſogenannte philoſophiſche Erklärung untergeſchoben wird. Was mir an Strauß gar nicht gefallen hat, iſt der naturhiſtoriſche Leichtſinn, mit dem er in Entſtehung des Organiſchen aus dem Unorganiſchen, ja in Bildung des Menſchen aus chaldäiſchem Urſchlamme keine Schwierigkeit findet. Daß er von den blauen Dingen jenſeits des Grabes wenig zu halten ſcheint, verzeihe ich ihm leichter, vielleicht auch nur, weil man, bei wenig geſpannter Erwartung, ſich um ſo lieber und angenehmer überraſchen läßt. Für Sie, Glücklicher, iſt es keine Über-

*) Schleiermacher.

raſchung. Acht ſpaniſch und empörend iſt in der heutigen Inquiſitionsformel mir der Ausdruck geweſen, der Verurtheilte werde „ſelbſt erkennen“ ..! Neque aliud reges, aut qui eadem saevitia usi sunt, nisi dedecus sibi atque illis gloriam peperere.

Ich ſchicke Ihnen einen Don Juan, zum Theil ſehr ſchöne Formen der Sprache, auch Phantaſie. Ich bin neugierig, wie er Sie anſprechen wird.

Der konſtitutionelle Roi des Landes*) hat geſtern, vor vierzig Menſchen, wieder an ſeinem Tiſche geſagt: die Göttinger Profeſſoren hätten in einer Addreſſe ihm von ihrem Patriotismus geſprochen, „Profeſſoren haben gar kein Vaterland; Profeſſoren, Huren (der Deutlichkeit wegen ſetzte er hinzu des putains) und Tänzerinnen kann man überall für Geld haben, ſie gehen dahin, wo man ihnen einige Groſchen mehr bietet.“ Welche Schande, das einen deutſchen Fürſten zu nennen!

Mit treuer Anhänglichkeit Ihr A. Ht.

Mittwoch Nachts.

---

*) König Ernſt Auguſt von Hannover.

67.

Humboldt an Varnhagen.

Berlin, den 7. April 1842.

Der uns unbekannte Freund ist sehr liebenswürdig. Ich habe alle Besorgniß verloren. Sie wissen jede Wunde zu heilen. Ich theile Ihnen gern die Abschrift der wenigen Zeilen mit, die, wie es meine Absicht war, am andern Morgen in des Königs Hände gelangten. Ich brauchte den Umweg, weil ich so freier und unzufriedener schreiben durfte. Die Sache ist auf besserem Wege, vielleicht aber nicht unwiederbringlich aufgegeben. Ich muß Sie also

inständigst bitten, die Zeilen nicht
aus der Hand zu geben!

Sie würden unwiederbringlich in die Zeitungen übergehen, und meinem Wirken in einer wichtigen Sache sehr schädlich werden. Der König ließ mich sehr früh rufen, und es gereicht ihm zur Ehre, daß er mir sehr herzlich für meine freie Äußerung gedankt hat.

Ich bin heute nicht nach Potsdam gegangen, um die Wahl im pleno des talentvollen jüdischen Physikers Rieß zu betreiben. Sie ist für die Akademie sehr ehrenvoll ausgefallen, nur drei schwarze Kugeln.

Ich gehe morgen dem Könige nach, bis Sonntag. Ich werde suchen etwas wichtiges autographisches Poetisches (von Wilhelm von Humboldt) für Stuttgart aufzutreiben. Was ich selbst besitze, sind leider! Abschriften. — Schonen Sie, theurer Freund, Ihre Gesundheit, die nicht ganz befestigt ist. Ihr

Donnerstag Nacht. A. v. Humboldt.

68.

Humboldt an Varnhagen.

Freitag, den 24. Juni 1842.

Ihr freundliches Andenken, mein verehrter geistreicher Freund, ist mir um so wohlthätiger gewesen, als ich unwohl, katarrhalisch unwohl von Sanssouci zurückgekommen bin, in allen Gräueln des Umziehens lebe (in ein abgeschmacktes Quartier des sibirischen Stadtviertels, der Oranienburger Straße!!) und kaum ein Tintenfaß auf dem Tische habe.

Hier nur der Ausdruck meines Dankes. Meine Liebe zu Marheineke habe ich ihm selbst dargebracht. Ein Donnerwetter in Form einer Kabinetsordre, in den Zeitungen, mit einigen Proben des Censur-Unsinnes, wäre ersprießlicher als das unmögliche Preßgesetz, und ein Großinquisitor zur Begründung der Preßfreiheit. Wir hätten uns so vieles zu sagen, und ich hoffe Sie vor Ihrer Abreise noch besuchen zu können. Dazu der heitre Anblick von vier Kronprinzen und Thronfolgern, einem lendenlahmen blassen, einem versoffenen Isländer, einem blinden politisch-wüthigen, einem eigensinnigen geisteslahmen, — das ist die künftige monarchische Welt. Ihr A. Ht.

Ich gehe mit dem König an den Rhein. Daß ich für Petersburg kein Fahnenlappen sein konnte, verstehen Sie. — Der Kanzler hat die Freude noch immer rohen Beschuldigungen von Seiten der Nichtgeladenen oder vom Ban-

quet Vertriebenen ausgesetzt zu sein. Wie Glasknöpfe, Pfauenfedern und Bänder die Menschen aufregen ...*)

(Anmerkung von Varnhagen. Marheineke's Aufsatz über die anglikanische Kirche in den Jahrbüchern für wissenschaftliche Kritik, mit ein paar Censurdummheiten.)

Varnhagen schreibt den 26. Juni 1842 in seinen Tageblättern über den neuen Orden: „Humboldt erzählt mir ausführlich von der Stiftung des neuen Ordens. Der König hat zuerst eine Liste aufgesetzt, die Namen hatte er mit Sanskritbuchstaben geschrieben; diese Liste wurde an Humboldt, Eichhorn, Savigny, Thiele, zur Berathung mitgetheilt, und dann oft verändert, mancher Name kam dazu und wieder davon, sechs Wochen dauerte das Schweben. Anfangs wollte der König sechsundvierzig Mitglieder, so viele als Friedrich der Große Regierungsjahre zählte, die Zahl vierzig verwarf er wegen der Spöttereien über die Quarante der französischen Akademie, endlich beschränkte er die Zahl auf dreißig. In allem verfuhr der König sehr nach eignem Sinne. Arago ist vom Könige ursprünglich genannt worden. Metternich des Königs ausdrücklicher und beharrlicher Wille. Rumohr fiel wieder weg. Steffens, meinte der König, sei doch eigentlich nicht stark genug, weder als Philosoph noch als Naturforscher. Liszt war des Königs entschiedne Wahl, und keine Einwendungen fruchteten. Spontini sollte den Orden haben, aber Savigny und Kabinetsrath Müller konnten es ihm ausreden. Gegen Moore sagte man dem Könige, er habe Spottverse gegen Preußen gemacht: «Das geht mich gar nichts an!» sagte der König. Gegen Melloni wandte man ein, daß er Car-

*) Bezieht sich auf den neuen Orden pour le mérite.

benaro und Haupt einer revolutionairen Junta gewesen. «Ist mir ganz gleichgültig», meinte der König, und er würde Oconnell ernennen, wenn der solche wissenschaftliche Verdienste hätte. Der König wollte Raumer'n und Ranke'n, Eichhorn und Savigny nur Ranke'n, darüber fielen beide aus. Im Widerspruch mit obiger Ansicht (bei Melloni, Moore und Arago) wurde doch der Historiker Schlosser wegen seiner Partheinahme (?) beseitigt. Metternich hatte sich über das Bisthum zu Jerusalem spöttisch geäußert, damit er es nicht auch über den Orden thäte, sollte er Mitglied werden; dies hält Humboldt für die geheime Triebfeder. Wegen Metternich's wurde Uwaroff nicht genannt, weil dann jener nicht mehr der einzige seiner Art gewesen wäre. Link wurde als nicht gewichtig genug angesehen."

Den 27. Juni 1812 fügt Varnhagen noch hinzu: „Nachträgliches von gestern. Humboldt erzählte mir, er habe den König im voraus benachrichtigt, daß die Akademie der Wissenschaften den Herrn Rieß, einen Juden, als Mitglied aufnehmen wolle; der König habe erwiedert, er würde die Wahl ohne alles Bedenken bestätigen. «Ich hoffe doch nicht, fügte er hinzu, daß Ihr Bruder die Dummheit begangen und in die Statuten gesetzt hat, es dürfe kein Jude in der Akademie sein?» Der Minister Eichhorn wußte, daß der König kein Bedenken habe, ihm selbst aber war die Sache unangenehm, und er glaubte sie auch Thile'n, Rochow'n, Stolbergen und Andern mißfällig, daher ließ er das Gesuch der Akademie um die Königliche Bestätigung erst sechs Wochen liegen, und schrieb dann an die Akademie, ob sie auch gewußt habe, daß Rieß ein Jude sei? Die Akademie war über diese Anfrage sehr aufgebracht, und antwortete einstimmig, sie halte sich an ihre Statuten, habe nach diesen gewählt, und weise die Frage des Ministers als eine ungehörige zurück, ohne sie zu beantworten. Diese Grobheit steckte Eichhorn ein, und ließ nun das Bestätigungsgesuch an den König abgehen, der es auch so-

gleich bewilligte. Der König ſchien einige Unzufriedenheit zu empfinden, als er inne ward, daß er gewährte, was Friedrich der Große verſagt hatte, nämlich die Zulaſſung eines Juden zur Akademie; Friedrich hatte die Wahl Moſes Mendelsſohn's nicht beſtätigt, man glaubt, aus Rückſicht für Katharina Kaiſerin von Rußland, welche Mitglied der Akademie war, und von der man nicht gewiß war, ob ihr ſolche Genoſſenſchaft auch recht ſein würde."

Den 30. Auguſt 1842 bemerkt Varnhagen in ſeinen Tageblättern: „Humboldt erzählt mir Erbärmlichkeiten von Eichhorn. Viel vom Könige, ſeiner Liebenswürdigkeit, Laune, Scherzhaftigkeit. Meint aber, ſeine Lieblingsvorſtellungen gebe er nicht auf, er halte ſeine Vorhaben feſt, auch wenn er ſie zurückzuziehen ſcheine. Der König war mit Graf Mortimer Maltzan zufriedner, als mit irgend einem andern ſeiner Miniſter, hatte volles Vertrauen in ihn, traute ihm alles zu. — Unterſuchung über die Bedeutung des Wortes „geiſtreich", und wiefern man den König ſo nennen dürfe. Humboldt meint, der König wolle auch nach Griechenland reiſen, und dann gehe er gewiß auch nach Jeruſalem. Es ſei zu befürchten, daß am Ende die Pfaffen ihn doch noch bezwängen, ſein munteres Naturell unterkriegten! — Humboldt geht in Aufträgen nach Eu zum Könige der Franzoſen, dann nach Paris; im Dezember will er wieder in Berlin ſein."

Varnhagen ſchildert einen Beſuch, den Humboldt ihm nach ſeiner Rückkehr von Paris machte, in einem Tageblatt vom 18. März 1843 wie folgt: „Humboldt beſuchte mich heute; er hat ſehr gealtert, ſeit ich ihn nicht geſehen, aber ſein Geiſt und Muth ſind friſch. Er war in Paris vergnügt und heiter, hier hat ſich gleich eine trübe Stimmung über ihn gelegt; was er

vorgefunden, ist, wie er sagt erbärmlich, das alte bekannte Wesen, mit gefährlichen Dingen in kindischer Fröhlichkeit beschäftigt. Zudem wird er mit Klagen und Ansprüchen bestürmt, alle Leute wollen, er soll für sie sprechen, seinen Einfluß für sie verwenden. «Einfluß!» ruft er aus, — «Niemand hat ihn! Auch Bunsen und Radowitz, die Günstlinge des Königs, haben keinen, sie können nichts, als die erspähten Einbildungen und Schwächen nähren, ihnen dienen und opfern, und wollten sie etwas, das außerhalb dieser Richtung läge, so wär' es gleich mit ihnen vorbei. Der König thut was er grade will, was aus seinen frühbefestigten Vorstellungen sich entwickelt, und der Rath, den er allenfalls anhört, gilt ihm nichts.» Er spricht mit Verachtung von Eichhorn und Savigny, als gleißnerischen Augendienern, die sich von Thile, von Gerlach, von Hengstenberg bestimmen lassen. — Der König hat nichts aufgegeben von seinen bisherigen Verhaben, und kann jeden Augenblick neue Versuche darin machen, in Betreff der Juden, der Sonntagsfeier, der englischen Bischofsweihe, der neuen Adelseinrichtungen u. s. w. Er hegt Pläne, als sollte er hundert Jahr alt werden, denkt an ungeheure Bauten, Gartenanlagen, Kunstausführungen, auch an Reisen, ein Besuch in Athen ist schon zur Sprache gekommen, im Hintergrunde schlummert gewiß eine Wallfahrt nach Jerusalem! Napoleonische Friedenszüge, nach London, St. Petersburg, in den Orient, eroberte Gelehrte und Künstler, anstatt Länder! Kunst und Phantasie auf dem Throne, fanatische Gaukelei umher, und heuchlerischer Mißbrauch in Spielerei! Und dabei der Mensch wahrhaft geistreich, wahrhaft liebenswürdig, von bestem Willen beseelt! — Was wird aus diesen Dingen noch werden!" —

69.

Humboldt an Varnhagen.

Berlin, den 3. April 1843.

Wenn ich, mein theurer Freund, so spät erst für das köstliche Geschenk Ihnen meinen wärmsten Dank darbringe, so ist es, weil ich erst einen Aufenthalt von Potsdam habe dazu anwenden müssen, um mit Ihnen Ihre Jugend zu durchwandern und mich in den „erweiterten" Verhältnissen des Wiener Weltkongresses zu orientiren. Es ist eine glückliche Zugabe, die Ihrer früheren Entwickelungsgeschichte: solche Geister sieht man gern in der bewegten Welt auftreten und vor unsern Augen einwirken. Wie ungerecht waren wir einst in Beurtheilung der Männer, die im großen Kongresse Europa zu konstituiren versuchten: ich sage: wie viel mehr erheischten wir damals in solcher Ungerechtigkeitslaune, wenn jetzt, in Vergleich mit der Elendigkeit, die uns umgiebt, die zu Wien Versammelten als große Staatsmänner sich in der Erinnerung darstellen. Dafür haben wir Hofphilosophen, Missionsministerinnen, Hoftheologen und Überraschungsprediger.....

Minister Bülow klagt, daß Sie auch kein einzigesmal ihn zwischen 8 und 9 Uhr in seiner Familie besucht haben. Er nimmt morgen Dienstag Abends öffentlich an, und Sie würden ein Schmuck seines Zirkels sein. Er ladet schriftlich niemand von denen ein, die so bestimmt wissen, daß sie ihm theuer sind. A. v. Humboldt.

Montags.

70.

Humboldt an Varnhagen.

Dienstag, den 13. Juni 1843.

Verzeihen Sie, theurer Freund, daß durch Reimer's Abwesenheit, meine ewigen Zerstreuungen und Pendelbewegungen, Vorbereitungen zu einer kleinen Reise nach Pommern (13—22sten), ich gehindert worden bin, Ihnen früher die zwei neuen Bände von Wilhelms Werken zu bringen. Ich weiß, Sie lieben den Kommentar zu Hermann und Dorothea nicht übermäßig. Er wäre freilich anmuthiger in eine Schrift über die epische Dichtung im Allgemeinen verwandelt worden, aber Sie sehen selbst im Kawi-Buche, wie jener große Geist immer gern das Allgemeine an das Spezielle anheftete. Die Sonette sind voll hohen Ernstes und voll Tiefe der Gefühle. Ich komme noch, Sie zu umarmen, und Sie zu fragen, auf welchem Wege ich ein Exemplar an Herrn Thomas Carlyle sicher kann gelangen lassen. A. flößt mir wenig Vertrauen ein, und Bülow's Pakete dürfen nicht anschwellen. Herrn Carriere werde ich verbindlichst danken. Der „fossile Minister", weiß ich, hat seine Lebenskraft durch einen liebenswürdigen Brief an Sie, beurkundet. Von mir giebt es auch ein Leben, dans les biographies rédigées par un homme de rien, in der ich als eine gesellschaftlich-maliziöse Bestie geschildert bin. So etwas tödtet nicht, bessert aber auch wenig. Mit alter Treue Ihr

A. v. Ht.

71.

Humboldt an Varnhagen.

Berlin, den 26. Juni 1843.

Ich bin überzeugt, mein Lieber, daß ich Ihnen einige Freude bereite, indem ich Ihnen (allein) das Fragment eines neuen Bandes von Eckermann mittheile. Wunderbare Anbetung der Jugendkraft als göttliche Quelle der Produktivität (Anbetung in einem Greise): Hingebung an Napoleon, ohne alle Störung durch moralische Betrachtung! Ich muß Sie inständigst bitten, den Bogen nicht unserem Kinde*) zu zeigen, auch nicht mit Brockhaus über die Mittheilung zu reden, die mir Eckermann gemacht. Es könnte ihm schaden, und er ist schon nicht glücklich. Ich hoffe, Wilhelms letzte zwei Bände sind endlich durch Buschmann in Ihre Hände gekommen. Das Wetter hat unsere Nordreise sehr begünstigt. Solche Reisen sind recht dazu geeignet, die Fürsten über den Zustand der Gemüther zu täuschen. Ich habe „aus einem Fenster" zu der Jugend einige Worte über die geistigen Bande gesprochen, welche gleichzeitig und ohne durch räumliche Entfernung gemindert zu werden, das Verständniß freier Gefühle, dauernder Hoffnung in allem belebt, was die Fortschritte der Menschheit ehrt. Sie finden die kleine Rede in der Staatszeitung, wie ich sie gleich, nachdem ich sie frei ge-

*) Bettina.

halten, aufschrieb. Ohne diese Vorsicht würden meine immer wachsenden Freunde die Rede verdreht haben. Custine habe ich theilweise dem König vorgelesen. Er ist unendlich geistreich, und herrlich geschrieben. Ich kenne nur noch zwei Bände, und ziehe den ersten vor, da er eine neue Größe der tragischen Begebenheiten meisterhaft darstellt. Mit Verehrung Ihr

A. v. Humboldt.

Montag.

Senden Sie mir gütigst den Eckermann zurück.

72.

Humboldt an Varnhagen.

Dienstag, den 27. Juni 1843.

Ich erſchrecke vor dem Gedanken, theurer Freund, daß Sie Donnerstag nach Tegel fahren könnten, um ein leeres Haus zu finden. Bülow nimmt heute Abſchied vom König, und hofft morgen, Mittwoch, mit ſeiner Frau und den zwei älteſten Töchtern nach Schlangenbad zu reiſen. Ich ſchreibe dies in dem Fall, daß es mir (heute) nicht glücken ſollte, Sie vor Ihrer Abreiſe zu umarmen. Der Fackelzug in Düſſeldorf könnte über manches aufklären. Ich lege, da Sie alles aufheben was Ihre Freunde betrifft, die kleine Rede bei. Ihr

A. Ht.

73.

Humboldt an Varnhagen.

Sanssouci, den 27. August 1843.
Sonntag.

Wie sollte ich nicht eilen, mein theurer Freund, Ihnen für Ihre köstliche Gabe, für Ihre liebevolle Erinnerung an einen geistig Dahinschwindenden zu danken! Ich kenne nichts Anmuthigeres in Komposition (tief gemüthlicher Auffassung), in Wohlklang der Sprache, und Haltung des landschaftlichen Kolorits, als Ihre Lebensbilder, als die Beurtheilung dessen, was in unserer gemeinsam verlebten Zeit, litterarischen Werth gehabt. — Wie Sie selbst meiner gedacht, so unbedeutender Worte, die ich gesprochen, nenne ich großmüthig. Vielfach bin ich schon in den drei Bänden auf früher betretenen, immer neu einladenden Wegen, Ihnen nachgeeilt, aber in dieser „Sylva Sylvarum" ist mir nichts lieber gewesen, als was Sie so ernst und wahr über den historischen Irrthum der „ächt-germanischen" Ständesonderung gesagt, II. 256–272. Sie sehen, daß meine politische Wuth mich nicht verläßt, daß ich noch sehr an dem Irdischen hänge, da, wie ich von Ihnen lerne, wir, (nach Kant's Ausspruch) mit der Fortdauer, nach der sogenannten Entseelung, eben nicht viel Staat machen sollen. „Das grünende Reis, das in der nordischen Reiche Raum aufschoß", (ich werde beshaft), hat sich wenig akklimatisirt,

und zum Harren habe ich wenig Zeit mehr, da ich nun schon dreiundfünfzig Jahre harre... Die Deutschen werden noch manches Buch über die Freiheit schreiben. —

Der kartenspielende Mann II. 157 wird in der Nähe meines „Hügels" wieder einige Aufregung verursachen. Ich glaube aber doch eine Milderung entdeckt zu haben, an die man freilich nicht gern erinnert. Das Wort: „dieser elende Mensch" ist, denke ich, entschwunden. Sie sehen, daß ich Sie gern lese, und doch nicht aus bloßer Furcht.

A. v. Ht.

Wir haben noch gar nicht von Custine's Buch gesprochen. Der erste Band ist als beredte, geistvolle Schilderung (des Dramatischen) das gelungenste. Wie gründlich ein solches Buch ärgern muß, selbst die, welche ihre Rechtfertigung verabscheuen! Il y a des longueurs de déclamations, ein gewisses rhetorisches Schwarz, das ermüdet. Die Veröffentlichung des hypertragischen Briefes (Fürstin Trubetzkoi) tadle ich sehr. Ohne die Reizung, welche diese Veröffentlichung nothwendig erregen muß, hätte ja eine neue Petition noch Rettung hoffen lassen! Wo ist das Recht, ein so gewagtes Spiel zu treiben, selbst zu morden! Ferner erschrecke ich über die litterarische Anbetung des Geschreibsels der Mad. de Girardin und Mad. Gay. Diese Anbetung war einer schönen Großfürstin allenfalls zu verzeihen.

Daß der Saint-Simonismus von einem preußischen Geschäftsmann erfunden ist, ergötzt mich unendlich. Weil es Königsberg, will ich es hier verschweigen. —

74.

Humboldt an den Prinzen von Preußen.

Berlin, den 29. December 1843.

Ew. Königlichen Hoheit

beeile ich mich unterthänigst anzuzeigen, daß das Kästchen die Universal-Gestirn Uhr der beider Erfinder Lieutenant D. und H. v. A..... enthaltend mit den gnädigen Befehlen von Ihnen, richtig in meine Hände gekommen ist. Ich werde natürlich alles thun, was in dieser Angelegenheit Ew. Königliche Hoheit angenehm sein kann. Die beiden Herren Offiziere haben mir schon in einem Briefe aus Temesvar vom 13. December dieses Jahres die Ankunft des Instrumentes mit dem sehr naiven Zusatze gemeldet:

„daß ich beiden Erfindern von Sr. Majestät dem „König, dem Welt-Médecin aller Künste und „Wissenschaften, eine militairische Decoration ver„schaffen solle."

Damit von dem Weltarzte aber solche Welt-Arznei gereicht werde, müssen diese Herren einige Zeilen an Se. Majestät selbst richten. Die sogenannten Universal-Gestirn Uhren hatten großen Ruf im Mittelalter, werden aber in dem dermaligen Zustande der Astronomie auf keinem Observatorium, wo der Beobachter selbst rechnet, benutzt. Graphische Erfindungen der Art sind daher nur zu einer Belohnung vorzuschlagen, wenn die Einsender sich in irgend einen Contact mit dem Monarchen setzen.

Diese Regeln befolgt der König sogar bei Büchern, für die keine schriftliche Danksagung erfolgt, wenn sie nicht mit einem Briefe begleitet sind.

Ew. Kön. Hoheit werden unter diesen Verhältnissen wohl nicht mißbilligen, daß ich dem Herrn Lieutenant H. v. A..... freundlichst für das mir geschenkte Vertrauen danke, ihn aber anrege, um mir das Mittel zu erleichtern, ihm und seinem Freunde, nach dem Wunsche und den Befehlen Ew. Kön. Hoheit, nützlich zu werden, mir einige Zeilen für Sr. Majestät den König (mich nennend) zu senden. Der Sicherheit wegen haben wohl Ew. Königliche Hoheit die Gnade den nach Temesvar bestimmten Brief an den Herrn Gesandten General von Canitz unter Ihrem Siegel couvertiren zu lassen. Die Kiste werde ich gemeinschaftlich mit dem Professor Encke auf der Sternwarte eröffnen, und diesen auffordern, wie in solchen Fällen gewöhnlich, für das Geheime Kabinet einen Bericht zu erstatten. Da das Wort sinnreich auch bei Instrumenten die nichts neues haben immer angewendet werden kann, so werde ich dann schon suchen eine kleine Potion der „allgemeinen Weltmedicin" zu erflehen.

In tiefster Ehrerbietung verharre ich,

Ew. Königlichen Hoheit

unterthänigster

A. v. Humboldt.

75.

Humboldt an Varnhagen.

Montag, den 1. Januar 1844.

Von der Potsdamer Eisenbahn gedrängt, eile ich Ihnen, theurer Freund, trotz Ihrer Anonymität zu sagen, daß der König vor den Seifenblasen, dem Bleigießen, dem Choral der Dom-Engelchöre und dem eintretenden Nachtwächter, große große Freude über das liebliche Geschenk gehabt hat. Es ist eine Gruppirung voll Grazie und Anmuth der Komposition, der Himmel im Reflex der irdischen Liebe. Der König hat sogleich auf die jungen Feen, Bettina's Schwanenbrut, gerathen, und wünscht danken zu dürfen.

A. v. Ht.

Privatissime. Ich hatte wegen des Hieroglyphen, der den Schwan von der Schwanin unterscheidet, einige Zweifel, aber der König meint, ich sei ganz arriéré über das, was das Kunstleben in der neuen Erziehung verändert habe.

(Anmerkung von Varnhagen. Bettina von Arnim hatte mir eine zarte, wunderschöne Zeichnung, ein nacktes Mädchen und einen nackten Jüngling an einem Baume stehend, in dessen Krone eine Nachtigall singt, mit dem Auftrage zugestellt, sie anonym an Herrn v. Humboldt zu schicken, damit er sie anonym als Neujahrsgabe dem Könige überreiche. Die ausdrückliche Nacktheit des Jünglings konnte allerdings auffallen, doch Bet-

tinen leicht verziehen werden. Daß der König aber denken konnte, die Töchter hätten das Bildchen gezeichnet, ist doch gar zu arg, falls nicht eine strafende Neckerei gegen Bettinen in der geheuchelten Annahme stecken soll!)

Den 1. April 1841 schrieb Varnhagen in sein Tagebuch: „Nach langer Zeit wieder ein Besuch von Humboldt. Er sagte mir alles, was er auf dem Herzen hat. Er thut was er kann, aber viel kann er nicht, und der Vierundsiebzigjährige ist doch einmal vierundsiebzigjährig! Er selber wies mit Betonung auf sein Alter hin. Seine gehäuften Geschäfte drücken ihn, doch möchte er sie nicht missen; und Hof und Gesellschaft sind ihm wie ein altgewohntes Stammhäusel, wo man seinen Abend zuzubringen und seinen Schoppen zu trinken pflegt. — Der König, sagt er, ist mit nichts als mit seinen Phantasien beschäftigt, und diese gehen meist auf Geistiges, Kirchliches hinaus, Gottesdienst, Kirchenbauten, Missionen u. s. w. Das Irdische bekümmert ihn wenig; ob Louis Philippe's Tod eine Krise herbeiführen wird, was bei Metternich's Ableben eintreten kann, wie sich Rußland gegen uns verhält, das alles läßt ihn gleichgültig, er denkt kaum daran. Wer einmal sein Günstling ist, und ihn nach Neigung beschäftigt, der hat gewonnen Spiel. Bunsen, Radowitz und Canitz, stehen am höchsten bei ihm, Stolberg erst in zweiter Reihe. Dabei herrscht die größte Zerstreuung und Achtlosigkeit. Rückert hatte der Königin zu ihrer Genesung hübsche Gedichte gesandt, man fand sie allerliebst, aber dachte nicht daran, daß auf solche Darbietung ein Wort der Erwiederung schicklich sei; ganz spät fiel es doch der Königin ein, und Rückert sollte gerufen werden, allein er war schon seit drei Wochen abgereist! Schelling sieht der König kaum Einmal im Jahre; seit er ihn hat, bekümmert er sich wenig um ihn. Auch Steffens, den er doch liebt, läßt er selten einladen. Reumont macht jetzt eine kleine Ausnahme, er hat an der Günstlingschaft Bunsen's und

des Grafen von Brühl etwas Antheil. (Man macht sich über ** lustig, über sein Tanzen u. s. w. Humboldt sagte, er sei grün, wenn er nicht grade gelb sei, der König erwiederte, in *** sehe jederman so aus!) Bunsen hat an Verstand nicht zugenommen; er hat dem Könige vorgeschlagen, Kalifornien zu kaufen, Missionaire dorthin zu schicken u. s. w. Die Unternehmungen der Frau von Helfert begünstigt er nachdrücklich, er wollte seinen eignen Sohn mit ihr schicken, und zwölftausend Pfund Sterling aus eignen Mitteln zur Gründung von Niederlassungen hergeben, wobei denn wieder Missionen bezweckt waren, doch zog er sein Anerbieten zurück, als er die Theilnahme des Königs unsicher sah. Frau von Helfert hat einstweilen vom Könige nur zehntausend Thaler geschenkt bekommen, der Minister Rother hat ihre weiteren Anschläge hintertrieben, doch zwei Agenten abschicken müssen, die über den Zustand der Besitzungen der Frau von Helfert in Ostindien berichten sollen. Auch an den Niederlassungen in Texas hatte man den König wollen Theil nehmen lassen, immer mit Einflechtung religiöser Interessen. Humboldt hatte an Bunsen eine starke Mahnung geschrieben, er möchte doch Eichhorn warnen, möchte den Haß bedenken, den die Handlungsweise dieses Mannes erwede, und den ja der König mittrage; hier sprach er ihm ausdrücklich in gleichem Sinne, und führte ihm alles zu Gemüth; aber Bunsen, der zwei Stunden eifrigst über Ägypten mit ihm gesprochen, erwiederte hierauf keine Silbe, sondern stand auf, und ging weg. Humboldt hält ihn für eitel genug, ein Ministerium hier anzunehmen. Mir scheint, Humboldt läßt sich noch viel zu viel mit Bunsen ein, und thut zu freundschaftlich mit ihm! — Die Königin, meint Humboldt, habe keine katholische Vorliebe, sie sei im Gegentheil erzprotestantisch, und glaubenseifriger noch, als der König selbst, den sie nur immer antreibt in dieser Richtung; sie würde stärker einwirken, wenn sie die Sachen mehr verstände. —

Abends sendet mir Humboldt mit einem freundlichen Schreiben das Buch: «Russie, Allemagne et France, par Marc

Fournier, Paris 1844«, nebſt achtzehn koſtbaren Handſchriften von Arago, Metternich, Peel, Stanley, Récamier, Balzac, Prescott, Brunel, Herſchel, Breſſon, Helene von Orleans, Herzogin von Dino, und vier vertraulichen, heitern Billetten des Königs an ihn. Ein Prachtgeſchenk!"

76.

Humboldt an Varnhagen.

Berlin, den 1. April 1844.

Ich will versuchen, mein edler Freund, ob ich neben dem ruthenischen Giftgräuel *) Ihnen heute Abend durch unbedeutende Geschenke eine Freude machen kann. Daß in den Briefen, außer dem Solinger, ich selbst geschmeichelt werde, hat mich nicht abhalten müssen, Ihnen anzubieten was Sie interessiren kann.

1) Lord Stanley, der jetzige Minister, dem ich den Vetter unseres Diefenbach, Verfasser einer vortrefflichen Reise nach Neu-Zeeland, empfohlen. Der Reisende war in den Frankfurter Aufruhr implizirt, weßhalb eine Anstellung in Deutschland noch schwierig ist. Wenn ich reisen könnte, würde ich mir keinen andern Gefährten wünschen.

2) Die Vermuthung aus Solingen.

3) Ein merkwürdiger Brief von Bresson, 6. Februar 1839.

4) Ein sehr gemüthlicher Brief von Arago, dem ich das Examen de l'histoire de la géographie du 15me siècle dedizirt. Ich weiß nicht, ob ich Ihnen schon etwas von Arago's Hand gegeben.

5) Ein Briefchen des Königs zu einer Zeit, wo er mich sehr unterstützte in der Befreiung junger Demagogen.

*) Russie, Allemagne et France, par Marc Fournier. Paris. 1844.

Es handelte sich hier um den jungen Höninghaus, mit dem es mir allerdings glückte. Der Brief des Kronprinzen zeugt von edlem Unwillen gegen Kamptz et Konsorten.

6) Ein Brief von der Herzogin von Orleans.

7) Ein Brief des Königs von Dänemark. Ich hatte gleichzeitig mit Arago dem König den großen Mond-Rechner Hansen in Gotha empfohlen. Unsere Bitte ward erfüllt, auch Arago erhielt einen eigenhändigen sehr freundlichen Brief vom Christianus Rex, einst konstitutionell in — Norwegen.

8) Wieder ein Billet des Kronprinzen, heiter und fein. Es lag ihm viel daran, daß Metternich die Präsidentschaft annehme, pour mettre la société en bonne odeur à Rome où elle passe pour Bunso-hérétique.

9) Ein Brief von der Ducheſſe de Dino, jetzt Ducheſſe de Talleyrand. Sie iſt aber zur Herzogin von Sagan ernannt.

10. 11) Wieder zwei heitere Briefe des Königs. Le Seehund, die Empfehlung eines etwas rohen dänischen Schiffskapitäns, der Naturforscher jeden für 2500 Rtl. (etwas theuer) um die Welt fahren wollte. Es wurde nichts daraus. Le seigneur Cados, ministre sécretaire d'état des Uhrmachers Duc de Normandie, der an den Kronprinz schrieb um sich über die ungebührliche Art zu beklagen, mit der die Staatszeitung ihn behandelte.

12) Brunel, der Held des Tunnel.

13) Ein Brief von Sir John Herschel voll Schmeichelei.

14) Mr. de Balzac.

15) Sir Robert Peel. Man hatte von Oxford aus an mich geschrieben, daß der erste Botaniker von Europa Robert Brown plötzlich in großer Geldverlegenheit wäre,

und daß Peel auf mein Gesuch ihm eine der vier einzigen kleinen Pensionen verschaffen würde, die das Parlament für Gelehrte ausgesetzt. Es ist mir geglückt.

16) Mad. Recamier. Sie haben gewiß schon mehrere Briefe von ihr.

17) Ein hübscher Brief von Fürst Metternich, zuzufügen zu der Masse, die Sie von ihm besitzen.

18) Der große amerikanische Geschichtschreiber Prescott.

In ihren Händen ist gerettet, was ich in meinem Übermuthe zerstöre. Ich beschwöre Sie, theurer Freund, niemand zu sagen, daß ich Ihnen diese wenngleich so unbedeutenden Billete des Königs gegeben. Es würde mir jetzt schaden.

Mit alter Verehrung Ihr

A. von Humboldt.

Montag Abend.

77.

J. W. T. an Humboldt.

Höfgen bei Solingen den 21. März 1844.

Ew. Exzellenz wollen mir nicht ungütig nehmen daß ich so frei bin mich an Sie zu wenden. Vor einiger Zeit habe in der Zeitung gelesen daß einer aus Königsberg Ihnen über Naturgeheimnisse, nämlich Lichtbilder in der Finsterniß zu machen, sollte geschrieben haben, woraus ich vermuthe daß Ew. Exzellenz ein Naturforscher und mit Freunden bekannt, die auch Naturforscher sind. Da ich auch wichtige Entdeckungen in Naturgeheimnissen gemacht habe, meine jetzige Geschäfte es mir aber nicht erlauben weitere Fortschritte darin zu machen, so wünschte ich einmal mit Ihnen deshalben sprechen zu können, vielleicht kann einer dem andern noch wohl nützlich sein, ich will mir gerne gefallen lassen eine Reise zu Ihnen nach Berlin zu machen. Ew. Exzellenz belieben mir, wenn Ihnen mein Besuch nicht zuwider, doch baldigst zu schreiben, um welche Zeit ich Sie in Berlin sprechen könnte. Ihrer gefälligen Antwort entgegen sehend,

grüßt Ew. Exzellenz mit aller Hochachtung

Ihr ergebenster

J. W. T.

Der Kaufmann Herr Gottfried H. in Berlin könnte Ihnen etwaige Auskunft über meinen Stand und Charakter geben.

(Anmerkung von Humboldt. Die Vermuthung, die Ihnen seit einiger Zeit durch das Lesen eines politischen Blattes entstanden ist, daß ich ein Naturforscher sei, ist allerdings gegründet. Ich habe das Unrecht schon seit 1789 einige naturhistorische Schriften zu publiziren.)

78.

Der franzöſiſche Geſandte Graf Breſſon an Humboldt.

Berlin, 6 fevrier 1839.

Chère Excellence,

Je suis heureux de pouvoir vous envoyer aujourd'hui un article plus digne de vous que celui d'hier. Gardez ce numéro des Débats. Je n'en fais pas collection.

La remarque de Mr. M. V. L. — sur le nescio quis Plutarchus est puérile. Du reste, son article est inspiré par une juste appréciation de votre gloire qui est nôtre aussi et que nous revendiquons.

Veuillez, chère Excellence, agréer mes affectueux et respectueux hommages.

Bresson.

P. S. Je finissais ce billet quand celui que vous m'avez écrit ce matin m'a été remis. — Je le conserverai toute ma vie, et parcequ'il est un vrai monument historique et pour ce titre précieux d'ami que vous daignez me donner. Hélas! oui, nous verrons bien des choses, si Dieu nous prête vie, mais qu'il fasse que nous ne revoyons plus celles qui ont déjà passé sur notre siècle! La coalition y travaille cependant de toutes ses forces en sapant le pouvoir royal. C'est un accès de démence qui rappelle 1791. Ce

sont des Girondins en herbe que nous aurions aimés, et ils seraient les premières victimes englouties sous l'édifice qu'ils ébranlent.

Est-il donc nécessaire de faire un grand effort de raison pour voir clairement que le Roi est le ciment de toutes choses, qu'il nous tient suspendus sur le chaos, et que lui de moins ou lui de plus, la situation change de fond en comble? En conscience, le danger vient-il de lui aujourd'hui? et un ordre de choses si péniblement acquis, si laborieusement établi, sera-t-il sacrifié à la rancune de quelques hommes, ou à quelques vaines théories inapplicables en France, bonnes tout au plus en Angleterre, où elles sont consacrées par les ages, et, ce qui ne vaut mieux encore, administrées par les seules classes éclairées et supérieures? D. qui est un bon esprit, m'écrit qu'il a foi dans l'issue de la crise ministérielle. Mr. Molé a modifié sa résolution de ne plus reprendre les affaires: il les reprendra si on lui assure 36 ou 40 voix de majorité. La réunion Jacqueminot, qui rend de grands services, y travaille.

Voici les adieux, les derniers, de Mr. de Talleyrand à Fontainebleau le 2. juin 1837: Adieu, mon cher Bresson; restez à Berlin aussi longtems que possible; vous êtes bien; ne cherchez pas le mieux. Il y aura bien du mouvement dans le monde; vous êtes jeune; vous le verrez.

Je vous cite ces paroles parcequ'elles rentrent dans l'esprit de votre billet, dont je vous remercie encore et qui devient pour moi titre de famille.

B.

(Anmerkung von Humboldt. Lettre du Comte Bresson, ministre de France à Berlin. Je l'ai conservée à cause de quelques mots de Mr. de Talleyrand. J'avais écrit à Mr. Bresson que la position en France est des plus graves, que je crois encore à la paix, parceque à côté de la sagesse des gouvernans, il y a de la médecine expectante, de la mollesse, et de la prudence timorée. Que ces choses ne peuvent cependant agir que pour un tems limité, et que ceux qui sont jeunes, comme lui, verront en action ce qui court aujourd'hui comme velléités nationales à racines profondes.)

79.

Arago an Humboldt.

Paris, 19. août 1834.

Mon cher ami.

Les termes me manquent pour te dire combien je suis peiné de t'avoir donné un moment d'ennui. Persuade-toi donc, une fois pour toutes, que quelque puissent être envers toi, mes torts apparents ou réels, je n'aurai jamais celui d'oublier combien tu as toujours été bon pour moi: l'amitié que je t'ai vouée ne le cède pas à celle que tu me montres et dont je suis à la fois heureux et fier! J'aurais bien voulu, à l'occasion de ton aimable dédicace t'en donner un témoignage public; mais diverses circonstances de ma position actuellement si difficile et si compliquée, y ont mis obstacle. Ce n'est, au reste, je l'espère, que partie remise.

J'apprends avec chagrin que tu n'es pas content de ta santé. La mienne est détestable et je m'en inquiète peu. Tout ce que je vois journellement dans ce bas monde, de bassesse, de servilité, d'ignobles passions, me fait envisager avec sang froid les évènemens dont les hommes se préoccupent le plus. La seule nouvelle qui pourrait aujourd'hui me tirer de mon spleen, serait celle — de ton voyage à Paris. Pourquoi n'ai-je

pas trouvé dans tes lettres un seul mot d'espoir, même pour un avenir éloigné?

Le monde scientifique est ici dans un calme plat! c'est véritablement à s'en désoler. Je pars après-demain pour l'Angleterre avec Mr. Pentland. En rapporterai-je des idées plus consolantes?

Notre observatoire est devenu à la fois élégant et très-commode. Le Bureau a décidé qu'il fallait nommer un directeur. J'ai été choisi à l'unanimité. J'aurai sous mes ordres quatre ou cinq jeunes gens avec le titre d'élèves et 2000 francs d'appointement. Sous ce rapport nous allons enfin sortir de l'ornière.

Adieu mon cher, mon excellent ami. Mathieu qui n'est pas encore entièrement guéri d'un cruel mal d'yeux, me charge, ainsi que sa femme, de le rappeler à ton souvenir.

Tout à toi pour la vie

F. Arago.

80.

Vier Billete Friedrich Wilhelm's des Vierten an Humboldt.

I.

23. Dec. 36. Abends.

Die quasi namenloſe Nummer hat die gelindeſte aller Strafen zu erwarten, denn der Spruch wird ohne Zweifel, d. h. ganz gewiß auf 6 Monat und 3jährige Unanſtellungsfähigkeit gemildert. Alſo einigen Troſt ſchicken Sie als Chriſtgeſchenk nach dem vielgetreuen Krefeld. Vielleicht!!?!! gelingt mir's die völlige Begnadigung dieſer Kategorie herbeizuführen. — Empörend und horribel aber iſt es, den armen Jungen ſo lang im ekeln Loch ſchmachten zu laſſen. — Bei ſolchen Eltern. — Wenn es Narren und Spitzbuben wären, ſeine Eltern, dann wär's kaum zu entſchuldigen. — Sehen wir uns heut Abend?

Fr. W.

II.

Cherissime Humboldt, vous connaissez tous les prétendants à toutes les couronnes — lisez, de grâce, la lettre ci-jointe et faites moi connaître le seigneur Cados, ses père et mère et aïeux, ainsi que ses

droits à la couronne de France, que je tâcherai alors à lui procurer.

B. 21. févr. 1839. Frédéric Guillaume Pr. royal.

III.

Eine Epiſode aus Figaro's Hochzeit.

Il y manque quelque chose —
Quoi? —
Le cachet.

Fühlen Sie die feine Anſpielung, theuerſter Freund. Ihr Siegel muß mich aus faſt eben ſo großer Verlegenheit reißen, als jenes die Gräfin Almaviva. Sonſt bemerkt der Fürſt, daß ich all das Schmeichelhafte, was Sie leider! von mir geſagt haben, geleſen habe. Pour vous divertir lege ich mein Schreiben bei. Vale.

B. 23. März 1840. Fr. W.

[Von Humboldt's Hand: Autographe du prince-royal de Prusse. Le prince-royal offrait au prince Metternich la place de président de l'institut archéologique de Rome. J'avais dû donner au prince-royal une lettre qu'il voulait inclure, comme elle contenait quelques éloges il a désiré qu'elle fut cachetée.

Humboldt.

J'ai eu l'honnêteté et la maladresse de ne pas copier la lettre du roi au prince Metternich.]

IV.

Je vous communique la dépêche ci-jointe de Copenhague pour vous avertir de la nouvelle seccatura qui vous attend d'un phoque du Sund qui vient vous demander conseil et assistance pour tourner autour de notre globe. La présente n'étant à d'autres fins, je prie Dieu, monsieur le baron de Humboldt qu'il vous ait en sa sainte et digne garde. Donné en notre chateau de Potsdam 29. avril 1849 (1843?) vers minuit.

(LS)

Sign.
Frédéric Guillaume.

(Anmerkung von Varnhagen. Alles genau so wie hier, als Scherz!)

81.

König Christian der Achte von Dänemark an Humboldt.

Copenhague, ce 3. mai 1843.

Monsieur le Baron de Humboldt! La lettre que vous m'avez adressée le jour avant votre départ de Paris a éveillé mon attention au sujet des tables lunaires qu'on doit aux travaux du Professeur Hansen et je me suis adressé à notre célèbre astronome Schumacher pour apprendre ce qui restait encore à faire pour compléter cet ouvrage important. Suivant ses indices il a été facile de trouver moyen de continuer ces travaux, les comparaisons des observations, et moyennant les secours nécessaires et alloués Schumacher espère de voir publier ces tables de la lune avant le terme de deux années. — On trouvera sans doute la récompense des soins qu'on consacre aux sciences dans leur avancement même, mais l'approbation des savants distingués donne une véritable satisfaction, dont on jouit doublement lorsque ces suffrages nous viennent d'une voix qui vaut bien d'autres. Jaloux de mériter toujours votre approbation, Monsieur le Baron, je désire être guidé par vos lumières et je serai charmé toutefois que vous voudrez m'adresser vos observations scientifiques.

C'est avec la plus haute considération que j'ai le plaisir de me dire, Monsieur le Baron de Humboldt votre tout affectionné Christian R.

82.

John Herſchel an Humboldt.

Collingwood, 21. Dec 1843.
Hawkhorst. Kent.

My dear Baron,

It is now a considerable time since I received your valued and most interesting work on Central Asia, which I should have long ago acknowledged, but that I was unwilling and indeed unable in proper terms to thank you for so flattering and pleasing a mark of your attention, till I had made myself at least in some degree acquainted with the contents. This however the continued pression of occupations which leave me little time and liberty for reading has not yet allowed me to do otherwise than partially — and in fact is a work of such close research that I despair of ever being able fully to master all its details. In consequence, I have hitherto limited myself chiefly to the Climatological researches in the third volume and especially to the memoir on the causes of the flexures of the Isothermal lines which I have read with the greatest interest and which appears to me to contain by far the most complete and masterly coup-d'oeil of that important subject which I have ever met with. In reading this and other parts of your works on this subject and of the „Physique du globe“ in all its departments — that which strikes

me with astonishment in the perfect familiarity and freshness of recollection of every detail which seems to confer on you in some degree the attribute of ubiquity on the surface of this our planet — so vividly present does the picture of its various regions seems to be in your imagination and so completely do you succeed in making it so to that of your readers.

The account of the Auriferous and Platiniferous deposits in the Ural and the zone in 56 lat. has also very much interested me as well as the curious facts respecting the distribution of the Grecians germs in those regions. I could not forbear translating and sending to the „Athenaeum“ (the best of our literary and scientific periodicals) the singular account of the „monstre“ of Taschkow Targanka — (citing of course your work as the source of the history) — in vol III. p. 597.

The idea of availing ourselves of the information contained in the works of Chinese geographers for the purpose of improving our geographical knowledge of Central Asia, appears to me as happy as it is likely to prove fertile — especially now that the literature of that singular country is becoming more accessible daily by the importation of Chinese books. — What you have stated respecting the magnetic chariots and hodometers of the Emperor Tching-wang — if you can entirely rely on your authority gives a far higher idea of the ancient civilisation of China than any other fact which has yet been produced.

In a word, I must congratulate you on the appearance of this work as on another great achie-

vement — and if — as fame reports — it is only the forerunner of another — on the early discovery of America — it is only another proof that your funds are inexhaustible! May you have many years of health and strength granted you to pour them forth — and may each succeeding contribution to our knowledge afford yourself as much delight in its production as it is due to do your readers in its perusal.

Miss Gibsone writes word that you have more than once enquired of her when my Cape observations will appear. No one can regret more than myself the delay which has taken place, but it has been unavoidable as I have had every part of the reduction to execute myself and the construction of the various catalogues, charts, and minute details of every kind consume a world of time quite disproportioned to their apparent extent. However I have great hopes of being able to get the considerable portion in the course of the next year, into the printers hands. — Some of the Nebulae are already in success of engraving. Perhaps the subject which has given me most trouble is that of the photometric estimation of the magnitudes of Southern stars and their companions with the Northern ones. — A curious fact respecting one of them 7 Argus has been communicated to me from a correspondent in India. — Mr. Mackay — viz; that it has again made a further, great and sudden step forward in the scale of magnitude (you may perhaps remember that in 1837. 8 it suddenly increased from 2. 1 m to equal α Centauri) — In March 1843 according to Mr. Mackay it was equal to Canopus. „α Crucis", he says „looked

quite dim beside it." — When I first observed it at the Cape it was very decidedly inferior to α Crucis.

Believe me, my dear Sir, ever yours most truly

J. F. W. Herschel.

I must not forget to wish you a „merry christmas and many happy returns of the season" in English fashion.

83.

Balzac an Humboldt.

Berlin, Hôtel de Russie. 1843.

Monsieur le Baron.

Serais-je assez heureux en allant lundi à Potsdam par le train d'onze heures, d'avoir l'honneur de vous y rencontrer, et de vous présenter mes respects? Je ne fais que passer par Berlin, vous me pardonnerez donc de prendre la liberté de vous indiquer ainsi le temps de ma visite; mais, n'est-ce pas d'ailleurs vous prouver à quel point je tiens à ajouter quelques nouveaux souvenirs à ceux du salon de Gérard.

Si je n'ai pas le bonheur de vous trouver, ce petit mot vous dira du moins que je voulais me rappeler à vous, autrement que par une carte. Aussi, veuillez, Monsieur le baron, agréer l'expression de la respectueuse admiration d. v. t. h. et t. o. s.

de Balzac.

84.

Robert Peel an Humboldt.

Whitehall, 4. Sept. 1843.

Dear Baron de Humboldt.

I was most flattered by your kind attention in transmitting for my acceptance your most interesting work on Central Asia. It will be much prized by me, as well on account of its intrinsic value as a token of your personal regard and esteem.

There is no privilege of official power, the exercise of which gives me greater satisfaction — than that of occasionally bestowing a mark of Royal favour and public gratitude on men distinguished by scientific attainments and by services rendered to the cause of knowledge.

From the very limited means which Parliament has placed at the disposal of this Court, it has been my good fortune to be enabled to recognize the merit of Mr. Robert Brown. I have just conveyed to him the intimation that Her Majesty has been pleased to confer upon him for his life a Pension on the Civil List of two hundred Pounds per annum, in recognition of his eminent acquirements as a Botanist, and of the value of his contributions to the store of Botanical knowledge.

Believe me, dear Baron de Humboldt, whith sincere esteem very faithfully yours

Robert Peel.

85.

Metternich an Humboldt.

Vienne, Octobre 1843.

Mon cher Baron!

Vous avez bien voulu m'envoyer un exemplaire de votre Asia centrale: je l'appelle la votre car les découvertes appartiennent de droit à ceux qui les font et qu'être l'auteur d'une découverte vaut souvent mieux que d'être le possesseur de l'objet sur lequel elle parte! J'ai commencé la lecture de l'ouvrage que je compte au nombre de ceux que je traite, comme des esprits autrement faits que le mien traitent les productions futiles, à savoir comme une grande ressource. Tel est en toute vérité le cas: j'ai souvent besoin de me distraire des soins de mon travail de fabrique; alors je cherche de nouveaux éléments de vie et de force dans des productions sérieuses. Un livre comme vous savez en faire, est pour moi une source féconde d'éléments pareils; aussi mon but est toujours atteint: j'apprends et j'aime à apprendre, — et je ne me dépite pas par tout ce que vous savez! Ce que dans vos ouvrages il y a d'admirable c'est la méthode; vous savez tracer une ligne pour ne plus jamais la perdre de vue. Aussi arrivez vous, ce qui n'est pas réservé à tous ceux qui se mettent en route.

Vous m'enverrez les volumes complèts et je les attends avec un vif sentiment de reconnaissance.

Veuillez agréer, mon cher Baron, l'assurance de mes sentiments de considération distingués et d'attachement déjà fort ancien.

Metternich.

86.

Prescott an Humboldt.

Boston, dec. 23. 1843.

Sir,

A book on which I have been engaged for some years, the History of the Conquest of Mexico is now published in this country, as it was some few weeks since in England; and I have the pleasure to request your acceptance of a copy which sails for that port from New York in January. Although the main subject of the work is the Conquest by the Spaniards, I have devoted half a volume to a view of the Aztec civilisation; and as in this shadowy field I have been very often guided by the light of your researches, I feel especially indebted to you, and am most desirous that the manner in which my own investigation is conducted may receive your approbation. It will indeed be one of the best and most satisfactory results of my labours.

As I have been supplied with a large body of unpublished and original documents for the Peruvian conquest, I shall occupy myself with this immediately. But I feel a great want at the outset of your friendly hand to aid me. For although your great work — the Atlas Pittoresque sheds much light on scattered

points, yet as your Voyage aux régions equinoxiales stops short of Peru, I shall have to grope my way along through the greater part without the master's hand which in the Nouvelle Espagne led me on so securely.

The Peruvian subject will I think occupy less time and space than the Mexican, and when it is finished I propose to devote myself to a history of the Reign of Philip the Second. For this last I have been long amassing materials, and a learned Spaniard has explored for me the various collections, public and private, in England, Belgium, France and is now at work for me in Spain. In Ranke's excellent History: „Fürsten und Völker von Süd-Europa", I find an enumeration of several important Mss. chiefly Venetian Relations of which I am very desirous to obtain copies. They are for the most part in the Royal library of Berlin and some few in that of Gotha. I have written to our minister Mr. Wheaton to request him to make some arrangements, if he can, for my effecting this. The liberal principles on which literary institutions are conducted in Prussia, and the facilities given to men of letters, together with the known courtesy of the German character, lead me to anticipate no obstacles to the execution of my desires. Should there be any, however, you will confer great favour on me by giving your countenance to my applications.

I trust this will not appear too presumptuous a request on my part. Although I have not the honour of being personally known to you, yet the kind messages I have received from you, and lately through

Professor Tellkampf, convince me that my former publication was not unwelcome to you, and that you may feel an interest in my future historical labours.

I pray you, my dear Sir, to accept the assurances of the very high respect with which I have the honour to be your obedient servant

Wm H. Prescott.

87.

Frau von Récamier an Humboldt.

Paris, 28. juillet 1843.

Je n'ai pas d'expression, monsieur, pour vous dire combien je suis touchée de votre lettre, vous m'avez épargné le saisissement d'apprendre par les journeaux une nouvelle aussi douleureuse qu'imprévue. — Quoique bien souffrante et bien affligée, je ne veux pas perdre un moment pour vous en remercier. — Vous savez, monsieur, qu'il y avait bien des années que je n'avais vu le Prince Auguste, mais je recevais constamment la preuve de son souvenir. — C'est à l'époque la plus triste de sa vie que je l'avais connu chez Madame de Staël, où il avait rencontré tant de nobles sympathies; hélas, de la réunion si brillante et si agitée du château de Coppet il ne restait que lui; il ne me reste plus à présent des souvenirs de ma jeunesse et de tout ce passé de ma vie, que le beau tableau de Corinne, dont le sentiment le plus noble et le plus touchant avait orné ma retraite. Je n'ai pas le courage, monsieur, de prolonger cette lettre et de répondre aux détails si intéressants qui terminent la votre, permettez-moi de ne vous parler aujourd'hui que de ma douleur, de ma reconnaissance et de mon admiration. J. Récamier.

88.

Humboldt an Varnhagen.

Den 31. August 1844.

Ich lege in Ihre Hände, was Ihnen angenehm sein wird:

a) Bettina in der Verfolgung.
b) Zwei Exemplare meiner sehr kleinen Rede.
c) Zwei Briefe von Spontini mit unbegreiflichen Anspielungen auf Fürst Wittgenstein, Graf Redern, Haß gegen Meyerbeer, und eine ernste Antwort von mir.
d) Einen Brief von Gay Lussac, als er so gefährlich durch eine Explosion verletzt war.
e) Einen recht menschlichen Brief vom Großherzog von Toscana.

Immer verehrungsvoll Ihr

A. v. Humboldt.

Sonnabend Nacht.

89.

Leopold, Großherzog von Toscana an Humboldt.

Florence, ce 20 juillet 1844.

Très cher Comte.

Le Professeur de Botanique Philippe Parlatore se rend à Berlin. Il m'est impossible de le laisser partir sans le charger d'une lettre pour vous, cher comte, qui exprime mes rémercîments pour les recommendations que vous m'avez faites pour que le Toscane put s'enrichir de plusieurs hommes illustres. Vous le père et protecteur de toutes les sciences naturelles connaissiez Monsieur Parlatore et un jugement porté par vous suffisait: il est à Florence, dirige le Jardin du Musée et préside à l'herbier central qui doit à lui son existence. Un autre Physicien nous a été recommandé par vous, le Professeur Matteucci; il est un investigateur de la nature, espion heureux, il mène la Science, fabrique les instruments pour l'interroger, et est maintenant sur le chemin d'importantes découvertes, il fait aussi un petit voyage pour se remettre d'un travail trop prolongé. Je ne sais s'il sera aussi heureux de rencontrer celui pour lequel il conserve tant de vénération et de reconnaissance. Notre université de Pise a rassemblé tout ce que l'on pouvait trouver en fait de sciences naturelles et on en voit le

fruit; à Florence les études pratiques de perfectionnement dans le grand Hopital, j'espère, contribuent aussi à maintenir la médecine et la chirurgie dans le vrai chemin de science naturelle, d'observation et d'expérience. Les congrès des amateurs des sciences en Italie porteront leur fruit aussi, ces réunions innocentes mettent la science à la connaissance de beaucoup de personnes et établissent des relations utiles entre beaucoup d'hommes de mérite qui se connaissaient à peine. On avait dit une fois que vous aviez l'intention de descendre en Italie. Vous auriez mis le comble à notre bonheur, vous auriez été acclamé unanimement le vrai protecteur des sciences naturelles.

Veuillez me croire toujours votre très affectionné

Léopold.

90.

Humboldt an Varnhagen.

Den 2. September 1844.

Und hätte Dr. Prutz in Halle in seinem verpönten Moritz auch nichts geschrieben, als was der Narr S. 40 vom Volke sagt, „dem man zwei Bissen geben soll, damit es mit dem Schwanze wedelnd sich in seine kalte Höle verkrieche", und S. 53 die auch poetisch schönen Verse „Ich beschwör' euch, künftige Regenten", so begreift man, wie das wunderbare Stück, in dem Moritz alle Freunde ins Wasser stürzt, um die Freude zu haben, sie todt oder lebendig, auf jeden Fall schnupfennaß, herauszufischen, hat anregen können in jetziger Zeit.

Lesen Sie, theurer Freund, das Manuskript, aber schicken Sie es mir morgen Dienstags bis 2 Uhr zurück. Die Schritte, die ich thue, werden übrigens vergebens sein. Man könnte mit der Aufführung Geld gewinnen für die Überschwemmten, so wäre die Polizei eine hydraulische oder gar eine Trockenmaschine. Ihr

A. Ht.

Montag.

91.

Humboldt an Varnhagen.

Berlin, den 6. September 1844.

Auch ich begreife, wie Sie, mein theurer Freund, daß die Rede sehr an- und aufregend hat wirken müssen in „unserem Norden" wie unter dem trägen Pole. Es gelingt Ihm in einer Bildersprache, die freilich etwas alte Bilder vor die Seele führt, aber eine gewisse Zartheit des Ausdruckes und ein schönes Gefühl für Wohlklang sind nicht zu verkennen. Es ist überhaupt etwas Edles, so ein Bedürfniß der freien Rede zu Tausenden des Volkes immer von neuem zu fühlen, ein Bedürfniß der öffentlichen Mittheilung. Die Großmuth, die „hohen Diener" in den Königlichen Purpur schützend zu hüllen, wird wenig erkannt werden. Darf man sich denn feindlich auf das kleine „Nachtgefieder" werfen? Ein Gefühl, und ein wehmüthiges, dringt sich auf, daß ein so hochbegabter Fürst, von den wohlwollendsten Absichten geleitet, eine Frischheit des Gemüths bewahrend, die ihn rastlos antreibt, in der Richtung der Staatsbewegung, gegen seinen besten Willen, getäuscht wird. Als Parry auf dem Eise mit vielen Samojeden-Hunden nach dem Pole wollte, wurden Schlitten und Hunde immer vorwärts getrieben. Wie aber die Sonne durch den Nebel brach und die Polhöhe bestimmt werden konnte, fand man, daß, ohne es zu wissen, man um mehrere Grade rückwärts gekommen war. Eine be-

wegliche, gegen Süden durch die Meeresströmung fortgerissene Eisbank war der Boden, auf dem man vorwärts eilte. Die Minister sind der bewegliche, eisige Boden. Ist die Strömung die dogmatisirende Missions-Philosophie?

A. Ht.

Im Briefe an Spontini ist wunderbar verschrieben la magie diverse, anstatt la magie divine des sons n'a pas d'action sur la prose de la vie.

Es ist nun gewiß, daß die Kaiserin nicht kommt, der König den 15? in Sanssouci.

92.

Humboldt an Varnhagen.

Berlin, den 13. September 1844.

Ich muß dieſen Augenblick nach der Stettiner Eiſenbahn wegen der Ankunft des Königs um 9 Uhr; dann nach Sansſouci auf einige Tage, wo ich leider! meinen 75jährigen Geburtstag erlebe. Ich ſage bloß leider! weil ich 1789 glaubte, die Welt würde einige Fragen mehr gelöſt haben. Ich habe vieles geſehen, aber nach meinen Forderungen doch nur wenig.

Ich kann Ihnen über Ihre anmuthige Schilderung Ihres Pariſer Aufenthalts 1810 heute nicht ſchreiben. Mein guter Sinn hat mich gleich dahin geleitet, wo der Duft Ihrer Freundſchaft mich anhauchte. Ich habe erfahren, daß ich für Lob noch nicht abgeſtumpft bin.

Wie großartig antiſcythiſch hat ſich die Breslauer Univerſität benommen. Wie erfinderiſch wird der Menſch durch politiſchen Zwang, lauter Strickleitern, Löcher-Scharrer, Verkleidungen, um an die freie Luft zu kommen, und wenn ſie die freie Luft haben, werden ſie ächt deutſch darüber grübeln ob ihnen beſſer ſei? Dann wird es ſein wie bei dem Prinzen: Dites-moi, si je m'amuse. Ihr

Freitag. A. v. Ht.

Wir fügen hier ein Tageblatt von Varnhagen vom 26. Juni 1844 ein, welches zwei ſcharfe Antworten von Humboldt erzählt. Es heißt dort:

„An der königlichen Tafel in Sanssouci ließ Humboldt kürzlich diese beiden guten Pfeile vom Bogen fliegen.

Es war von einer russischen Anordnung die Rede, und Humboldt nannte, indem er davon sprach, mehrmals den Minister des Kultus; «Sie irren, rief ihm der König zu, Sie verwechseln hier zwei verschiedene Minister, hier handelte nicht der Minister des Kultus, sondern der Minister der Aufklärung, der ist ein andrer, als der Minister des Kultus!» Humboldt, ohne sich stören zu lassen, nahm die Berichtigung an, indem er seiner Rede eiligst einschaltete — «also nicht der Minister des Kultus sondern des Gegentheils» — und dann in gewohnter Weise weitersprach.

Das folgende Stück ist noch schöner. Der General Leopold von Gerlach, der sein Necken nicht lassen kann, unterstand sich neulich, einen Angriff auf Humboldt zu versuchen, und sagte zu ihm: «Ew. Exzellenz gehen jetzt wohl recht oft in die Kirche?» Er hoffte ihn damit in Verlegenheit zu setzen. Humboldt aber antwortete sogleich: «Das Jetzt ist ja sehr freundlich von Ihnen, Sie wollen mir dadurch den Weg anzeigen, auf dem ich meine Carriere machen könnte.» Der frömmelnde Schäker verstummte wie todtgeschlagen!"

Noch schärfer schildert eine spätere Stelle vom 26. December 1845 die Angriffe, denen Humboldt ausgesetzt war. Varnhagen schreibt: „Humboldt besucht mich, und bleibt über eine Stunde. Merkwürdige Mittheilungen. Er versichert mich, ohne sein Hofverhältniß würde er hier nicht leben können, er würde ausgewiesen werden, so sehr haßten ihn die Ultra's und Pietisten, es sei unglaublich wie sehr man täglich den König gegen ihn einzunehmen suche; in den andern deutschen Ländern würde man ihn eben so wenig dulden, sobald er den Schutz und Schimmer seiner Stellung nicht mehr habe."

93.

Humboldt an Varnhagen.

Berlin, den 19. September 1844.

Hätten Sie wohl den Muth, theurer Freund, einige Augenblicke ſich über den jetzigen Zuſtand der franzöſiſchen Litteratur zu unterhalten? Ich wage es Ihnen einen jungen franzöſiſchen Novellen-Schriftſteller, Herrn Jouſſerandot aus der Franche-Comté, zu empfehlen, der viel Bart und freundlich-unſchuldige Lebendigkeit hat. Sohn eines reichen Arztes iſt er mir aus Paris empfohlen. Verzeihen Sie die Zumuthung, aber man muß das Ungemach, ſich bisweilen beſehen zu laſſen, theilen.

Donnerstags. A. v. Humboldt.

94.

Humboldt an Varnhagen.

Berlin, Dienstag Nacht 1 Uhr, 3. Juni 1845.

Es hat sich diesen Abend alles Räthselhafte gelöst, mein theurer Freund! Man schickte mir diesen Nachmittag vierzehn Pakete unter einander gemengt, was von Paris aus durch Versehen nach Berlin (December—Mai) an mich addressirt wurde, und was hier im auswärtigen Departement angehäuft lag. Wir haben sogleich Ihre Hand erkannt, das Paket war an mich addressirt, und enthielt wohlversiegelt Ihren wichtigen, geistreichen politischen Brief und das Paket an die Comtesse d'Agoult, das ich Ihnen hier übersende. Ich bin an dem ganzen Vorfall ganz unschuldig.

In der Rhein- und Mosel-Zeitung No. 122 vom 29. Mai werde ich des Voltairianismus, Läugnens aller Offenbarung, Komplotts mit Marheineke, Bruno Bauer, Feuerbach, ja des Zuges gegen Luzern schuldig erkannt, ipsissimis verbis, alles wegen Kosmos S. 381. Man hatte schon dem Könige gesagt, das Buch sei unchristlich und demagogisch. Dagegen schreibt mir der König, „Er könne nur wie Alfons dem Tasso sagen: So halt' ich's endlich denn in meinen Händen, Und nenn' es in gewissem Sinne mein ..." Das ist poetisch und sehr höflich. Mit innigem Dankgefühl Ihr

A. v. Humboldt.

95.

Humboldt an Varnhagen.

Berlin, Mittwoch den 4. Juni 1845.

Ich erkenne leicht an der Anmuth der Sprache den meine schwachen litterarischen Bestrebungen schützenden Genius. Ich hatte das köstliche Blatt, das auch Neander's Erklärungen enthält, nicht gesehen. In den letzten Augenblicken des Aufbrechens sage ich Ihnen nur vorläufig meinen innigen Dank für eine der wichtigsten Lebensschilderungen, die wir Ihrem alles belebenden Griffel verdanken. Mit Ernst und Größe haben Sie dargestellt, was volksthümlicher Enthusiasmus oft aus Übermuth in burleske Prosa herabgezogen. Dieser edle Läuterungsprozeß erfreut.

Wenn Süßmilch es erlaubt, so vollende ich den Kosmos; freilich stehen an den Eingängen vieler Disziplinen (Weltgeschichte, Geologie, Mechanik des Himmels) schwarze Gestalten, die drohend hindern wollen, in das Innere zu dringen. —

Frau von Hormayr ist ja eine gar angenehme Erscheinung.

Mit alter Verehrung und Liebe Ihr

A. Humboldt.

96.

Humboldt an Varnhagen.

Berlin, den 16. Juni 1845.

Ich benutze die letzten Augenblicke, ehe ich auf die Eisenbahn gehe, um Ihnen, theurer Freund, für das originelle Karakterbild, Hans von Held, innigst zu danken. Ich habe nur die eine Hälfte davon gelesen, und da diese Lektüre auf die Ihres Blücher folgte, so bin ich recht natürlich zu der Bewunderung angeregt worden, wie alle Farbentöne des Kriegslebens und der nach Freiheit strebenden bürgerlichen Verhältnisse Ihnen gleichmäßig glücken. Das fatalistische Wort „glücken" sollte hier nicht stehen, da der Grund des Gelingens tief in der Reinheit der Vernunftansicht und der Tiefe der Gefühle gegründet ist. In dem „Held" spiegelt sich die jetzige Welt ab. Zerboni's Brief über die Breslauer blutige Volksszene ist so edel als erschütternd. Das schreckt aber unsre nüchtern fanatischen, weißblütigen Polignac's nicht ab. Eine erste Gewaltthat werden sie suchen durch eine methodischer angelegte zu bekräftigen, und das alles unter der Regierung eines solchen Königs. Ich bin sehr gereizt und tief verstimmt. Mit alter Anhänglichkeit Ihr

Montag früh. A. v. Humboldt.

Da ich auf der flüchtigen Reise doch nicht Zeit zum Lesen finden werde, so habe ich mir das lehrreiche Buch von Herrn von Bülow in Tegel auf einige Tage entreißen lassen.

97.

Humboldt an Varnhagen.

Berlin, Donnerstag den 4. September 1845.

Ich benutze die ersten Augenblicke meiner Rückkehr aus Potsdam, um Ihnen meine innige Freude auszudrücken über die günstige Wirkung Ihrer Badekur. Der Kontrast des häuslichen Unglücks meiner Familie mit den nüchternen, beregneten Hoffesten in Brühl und Stolzenfels war für mich eine harte Prüfung! Ich werde Frau von Bülow morgen von Ihrer herzlichen Theilnahme reden. Die Fortschritte der Besserung sind riesenhaft gewesen. Außer einigem Gedächtnißmangel, der sich aber tagelang nicht äußert, ist keine intellektuelle Veränderung zu spüren, doch sind Schonung und Isolirung und Ruhe noch sehr zu wünschen. Der Würde seines Karakters getreu, zieht er sich zurück. Sie wissen, mein edler Freund, daß er schon bei der Ixstein'schen Gewaltthat die Entlassung gefordert. Jetzt ist die öffentliche Lage der Dinge noch um vieles verschlimmert. Bülow's Austritt ist eine traurige Begebenheit, aber die Kraft der Dinge ist stärker im nördlichen Deutschlande, als daß durch einen Einzelnen viel versöhnt werden könnte. — Sagen Sie dem Herrn Professor Fichte, daß ich zwar schon ein unwürdiger Doctor Philosophiae bin, aber mit Dankgefühl alles annehme, was aus den geistesfreien Würtemberger Gauen mir geboten wird. Liebevoll Ihr A. v. Humboldt.

Ich lege Ihnen bei zum Aufbewahren einen schönen Brief von Fürst Metternich, den ich auf dem Johannisberge besucht, einen Brief von Lord Stanley dem Minister, und zwei Briefe von Jules Janin und Spontini.

Mit einem Buche für die Frau Gräfin zu Stolberg.

98.

Metternich an Humboldt.

Wien, den 21. Juni 1845.

Mein lieber Baron!

Sie erhalten in der Anlage meinen Stimmzettel für den künftigen Collegen. Ich hoffe daß Sie meine Bereitwilligkeit nicht außer dem Bereiche meiner Überzeugung suchen werden. In jenem der letzteren steht eine Empfehlung von Ihrer Seite so hoch, daß der Wunsch und die Erfüllung in einander laufen.

Ihren Kosmos habe ich gelesen und das Buch in der Weise behandelt wie ich gewöhnt bin, reichhaltige Sammlungen zu benutzen. Den Eindruck den das Werk auf mich macht, kann ich Ihnen nicht besser als mittelst des Geständnisses kundgeben, daß es in mir die sich bekämpfenden, oder wenn Sie wollen, die sich neutralisirenden Gefühle der Beruhigung, in Folge des von mir Gewußten und des Bedauerns, des vielen von mir nicht Gewußten, hervorrief. Diese Gefühle versinken in nichts, gegenüber dem der Bewunderung Ihres Wissens, welches das Gelingen des riesenhaften Unternehmens allein möglich machen konnte. Mit dem Wissen allein würde jedoch die Aufgabe, welche Sie sich stellten, nicht lösbar gewesen sein, und hier komme ich auf das wahre Verdienst des Verfassers, — auf dessen Darstellungsgabe und Methodik! Sie haben im Werke das alte Wort, Disciplin, auf die

Wissenschaften angewendet, wieder zu Ehren gebracht; Gott gebe, daß dessen Begriff sich in der bürgerlichen Gesellschaft seiner ewigen Rechte ebenfalls bemeistre!

Wenn meine Eindrücke nur einen geringen Werth haben, so steht es verschieden mit denen der Fachmänner. Der letzteren Urtheil fließt hier in Bewunderung über, und ich stimme mit ihnen in dem Ausspruche überein, daß Sie allein unter den Lebenden die Aufgabe zu lösen vermochten, wie denn auch der Begriff des Kosmos der wahre auf Ihr Unternehmen passende gewesen ist. Ich habe Ihnen gesagt, daß ich den ersten Band des Werkes gelesen habe. Nun bin ich mit dessen Studium beschäftigt und ich danke Ihnen für die wahrhaft seligen Stunden, welche Sie mir eröffnet haben. Als solche bezeichne ich diejenigen, welche mir gestatten das undankbare Feld der Zeitwirren gegen jenes der Naturwissenschaften zu vertauschen!

Empfangen Sie, lieber Humboldt, die erneute Versicherung meiner aufrichtigen Ihnen längst bekannten Gesinnungen. Metternich.

99.

Jules Janin an Humboldt.

Hotel de l'étoile à Bonn,
dimanche soir, 10 août 1845.

Monsieur,

Je vous prie et je vous supplie de m'accorder une chose impossible. Vous êtes le plus bienveillant ami des gens de lettres de mon pays, vous avez toujours été pour moi le plus indulgent des hommes. Voici ma priere, s'il vous plait.

Il y a huit jours que j'ai quitté Paris, tout exprès pour parler au journal des Débats du voyage de S. M. la Reine d'Angleterre sur les bords du Rhin. Avant mon départ j'ai eu l'honneur de saluer le Roi à Neuilly, et il a approuvé mon projet. Mr. Guizot m'a fort encouragé, disant que cela était hospitalier de mettre à la suite de la Reine un honnête écrivain tout disposé à célebrer ces merveilleux pélérinages qui tiennent l'Europe attentive et charmée. En même temps Mr. Guizot me donnait des lettres et des instructions dont je suis fier, tant de lettres me sont des recommandations honorables: tant mes instructions sont dignes de l'homme qui me les donnait.

Maintenant, Monsieur, aidez-moi! Ce que je sollicite, ce n'est pas d'être présenté à S. M. votre Roi, c'est de pouvoir mettre un pied dans cette foule Royale.

On ne me verra pas, je verrai tout, ma mission est à remplir, sauf à me montrer digne de cet honneur par le récit que j'en saurai faire. Vous le verrez, c'est une impérieuse passion, c'est la passion de l'écrivain qui me pousse.

Je n'ai pas de titres, mais s'il en faut un, dites, que je suis lieutenant Colonel d'une Légion, que j'arriverai en bel uniforme et qu'enfin à faire du bien que les dignes écrivains que le Roi reçoit à la table et à qui il a accordé, en toutes ces circonstances importantes tous les honneurs, fontes récits du temps présent qui servent à l'histoire de l'avenir.

Je vous écris sous les plus dignes auspices, sous les auspices de Mr. Meyerbeer. Vous le rendrez bien heureux, j'en suis sûr, et avec lui le journal des Débats, où vous êtes si fort aimé, et avec tant de monde, moi votre serviteur.

J'attends bien impatiemment et cependant avec la plus parfaite soumission, votre bonne réponse. — Je suis bien sûr que dans tous les cas, vous avez fait pour m'obtenir cette faveur, tout ce que pouvait se faire honorablement.

Agréez, monsieur le Baron, l'humble hommage de mon dévouement et de mon profond respect.

Jules Janin.

108.

Humboldt an Varnhagen.

Potsdam, den 26. September 1845.

Seinem theuren Freunde dem
C. A. von Varnhagen.

Könige und Republiken.

Por lo que desio la conservacion de los Reyes desio la conservacion de ellos dentro de los limites permitidos. Un grave consejero dixò al Rey Don Phelipe II, viendo que iva en diversas ocasiones al poder absoluto: Señor, reconoced à Dios en la tierra como en el cielo, por que no se cause de las monarquias, suave govierno si los Reyes suavemente usan de él.

Cartas de Antonio Perez, p. 545.

Lors de l'insurrection des Pays-Bas on se demandait déjà „si les Rois s'en vont". Je vous traduis le passage d'Antonio Perez: „C'est parceque je désire la conservation des Rois que je leur conseille de rester dans leurs limites permises. Un prudent conseiller disait au Roi Philippe II voyant qu'en différentes occasions il tendait au pouvoir absolu: «Señor, reconnaissez la suprématie de Dieu sur la terre comme dans le ciel, afin que Dieu ne se fatigue pas des

monarchies, genre de gouvernement très-doux, si l'on en use avec modération.»"

El Dios del cielo es delicado mucho en suffrir compañero en ninguna cosa y se pica del abuso del poder humano. Si Dios se causa de las monarquias, darà otra forma al mundo.

Le Dieu du ciel est trop jaloux pour souffrir un compagnon dans une chose quelconque: il est outré de tout abus du pouvoir humain. Si Dieu se lasse des monarchies, il donnera au monde (politique) une autre forme. A. Humboldt.

101.

Humboldt an Varnhagen.

Potsdam, den 2. Oktober 1845.

Ich hatte das wunderliche Zettelchen mit der Prophezeihung que Dios se cansera de los Reyes viele Tage auf meinem Tische in der Absicht es Ihnen, mein theurer Freund, zu bringen. Wenn ich etwas Sinniges finde in meiner späten und hier im Stadtschloß recht einsamen Nachtarbeit, so denke ich an Sie. Da ich immer durch Betreibung „des modus von Bülow's Verabschiedung" gehindert wurde, Sie, theurer Freund, zu besuchen, so entschloß ich mich das Zettelchen an Sie zu kuvertiren. Es hat in mir die Veranlassung von dem allgemeinen zu höchster Indignation erregenden Zustande der Staatsverhältnisse. Jeder Tag bringt etwas Schlimmeres, und wo alles zukunftschwer droht, herrscht die größte Sorglosigkeit.

Ich komme von Tegel, wo man sich sehr freuen wird, Sie zu sehen. Man bittet besonders, daß Sie den nächsten Winter das Haus in Berlin recht fleißig mit Ihrem Besuche erfreuen mögen. —

Im Westminster Review sagt in einem langen Artikel ein Doktor Croß, der Stil des Kosmos sei gedehnt und überaus mittelmäßig, der häufige Reflex auf die Empfindung würde von englischen Gelehrten für recht überflüssig gehalten, Neues enthalte so ein Buch gar nicht.

Dann folgt die Denunciation des Atheismus, obgleich überall von der „Schöpfung“ und dem „Geſchaffenen“ im Kosmos die Rede iſt. Auch habe ich noch in der franzöſiſchen Überſetzung vor acht Monaten mich auf's deutlichſte alſo ausgedrückt:

„C'est cette nécessité des choses, cet enchaînement occulte, mais permanent, ce retour périodique dans le développement progressif des formes, des phénomènes et des événements, qui constituent la nature obéissante à une première impulsion donnée. La physique, comme l'indique son nom même, se borne à expliquer les phénomènes du monde naturel par les propriétés de la matière; le dernier but des sciences expérimentales est donc de remonter à l'existence des lois et de les généraliser progressivement. Tout ce qui est au-delà n'est pas du domaine de la physique du monde et appartient à un autre genre des spéculations plus élevées. Immanuel Kant, du très petit nombre des philosophes qu'on n'a pas accusé d'impiété jusqu'ici, a marqué les limites des explications physiques avec une rare sagacité dans son célèbre Essai sur la théorie et la construction des cieux publié à Königsberg en 1755.“

Das Benehmen der Stadtverordneten iſt ſehr edel. Es iſt eine Freude und dabei ein Wunder, ſo viel Gemeinſinn unter Menſchen der verſchiedenartigſten Bildung zu finden. Der Haß gegen eine Richtung vereint — aber ſcheinbar nur.

Es iſt allerdings ein großes Unrecht von mir, einem ſo vortrefflichen Mann als dem Verfaſſer der „religiöſen Poeſie der Juden in Spanien“ noch nicht geantwortet zu haben. Ich wollte erſt leſen, und der Schrecken am

14. September sechsundsiebenzig Jahr alt geworden zu sein, hat mich dergestalt in den Kosmos versenkt, daß daruber mir liebe Pflichten unerfüllt geblieben sind. Ich werde Herrn Sachs persönlich sehen, und bitte Sie, mich vorher bei ihm zu entschuldigen, denn rechtfertigen darf ich nicht sagen. Dankbarst Ihr

Mitwoch Nacht. A. v. Humboldt.

Die Notiz über Hormayr, die aber politisch sonderbar bei 1808 abbricht, ist sehr interessant. Welch eine Masse von Schriften, hundert und fünfzig Bände!

102.

Humboldt an Varnhagen.

Berlin, den 27. Oktober 1845.

Ich wünschte nicht, mein theurer Freund, daß ein Freund von Thiers, mir von diesem mit großer Wärme empfohlen, Berlin verließe ohne den Genuß gehabt zu haben, Sie zu sehen. Herr Thomas, einer der Redakteure der Revue des deux Mondes, ist der Verfasser eines sehr wichtigen Werks über die alte Provinzial-Verfassung von Frankreich aus Archiven gezogen. Ich empfehle ihn Ihrer Nachsicht. Ihr

A. v. Humboldt.

In großer Eile.

103.

Humboldt an Varnhagen.

Berlin, den 30. November 1845.

Die Gaben werden zwiefach kostbar, wenn sie durch eine Hand wie die Ihrige zu mir gelangen, mein theurer Freund. Der herrlichen Gräfin habe ich unmittelbar geschrieben. Sie haben wohl recht zu sagen, daß das schöne Gedicht von einer wundersamen inneren Durchdringung des Gegenstandes zeugt.

Es schien mir zarter, an den Freiherrn von Hormayr und nicht an die Gemahlin zu schreiben. Darf ich Sie bitten, mein Briefchen einzulegen, wenn Sie es der Form nach billigen. Der freie Mann ist seit langer Zeit ein Gegenstand meiner Verliebe: seine litterarische Arbeitsamkeit setzt mich in Erstaunen. Herrn Sachs habe ich heute die Freude zu sehen: ich werde sein Buch gern selbst dem König geben, es ist aber eine Epoche in der nichts haftet, alles zu Luftgebilden wird, die doch verhängnißvoll und mißgestaltet, an frühere Phantasieen angeknüpft, wiederkehren werden. Man fürchtet oft die späteren Folgen solcher Anregungen, mit denen man hat wollen bessere hervorbringen.

Wie der Kosmos so unerwartet hat gefallen können? Es liegt wohl in dem was die Menschen sich daneben denken und in der Bildsamkeit unserer deutschen Sprache, die es so leicht macht etwas anschaulich zu machen, durch Worte zu mahlen.

Ich werde zu Ihnen kommen, um Ihnen, edler Freund, zu danken für die Art wie Sie Voltaire's geistiges und moralisches Verdienst gehoben haben.*) Ihre Revelationen sind köstlich; aber Duncker-Freytag, der Werboffizier, die Schildwache, und der heitere Verdacht dessen, was mit Madame Denis nächtlich versucht worden, sind und bleiben sehr unheimlich. Mit alter Anhänglichkeit Ihr

A. v. Ht.

Sonntag.

Ich vergesse nicht den Kaufmann Breul.

Minister Bülow hat sehr sehr beklagt, daß Sie ihn verfehlten. Sie werden ihm und der Frau überaus angenehm sein jeden Abend $7\frac{1}{2}$ Uhr bis 9 Uhr.

*) Voltaire in Frankfurt am Main 1753, von K. A. Varnhagen von Ense.

104.

Humboldt an Varnhagen.

Donnerstag, den 15. Januar 1846.

Herr Milnes und was er über den König gesagt haben kann, „who showed him no personal civilities", interessirt mich weniger, aber eine große Freude ist es mir, wenn mein keckes Auftreten für Prutz ihm endlich nützlich geworden ist. Das ist das elend Wenige, das ich in meiner Lage erlange: ich sterbe aber mit dem Gewissens-Glauben, bis an meinen Tod keinen der mir Gleichgesinnten verlassen zu haben. Ihr Beifall ist mir von hohem Werthe, mein theurer Freund!

Im Quarterly Review wird gesagt, ich habe einen prolixen Stil und nie eine Seite of vivid expression schreiben können.

Mit treuer Anhänglichkeit Ihr

A. v. Humboldt.

Verzeihen Sie philosophisch das abgeschnittene Blatt. Ich hatte mich in der Eile in der Aufschrift geirrt.

105.

Humboldt an Varnhagen.

Berlin, den 25. Januar 1846.

Nach einer offiziellen Speisung der Friedensritter, deren unwürdiger Kanzler ich bin, beim König, nach einigen grauenvollen Stunden bei Bülow, dessen Zustand immer hoffnungsloser wird, nach einem Ball im Schlosse, von dem ich eben heimkehre, kann ich doch nicht die Ruhe suchen, ehe ich Ihnen vorläufig Dank sage für Ihre geistlichen Gaben. Ich freue mich des Rückblicks in eine dichterische Zeitepoche, die eine edlere, ich hätte sagen sollen eine lebensfrischere hervorgerufen, aber ich werde von der langen „Klagode", von den „blauen und schwarzen Augen" und Besser's lustiger Perrücke mich gern Ihrem Zinzendorf von neuem zuwenden. Das ist ein großes, wohlgelungenes Lebensbild, eine Gestalt die über alles hervorragt, was unsre bewegte Zeit nach andern Richtungen erweckt. Ihr Zinzendorf wurde stets auch von meinem Bruder bewundert. Wie sehr ist das Interesse nicht gestiegen durch das was wir sehen oder vielmehr erwarten: aber wo sind in den Verstandesgletschern jetziger Zeit die Persönlichkeiten, die sich mit Zinzendorf, Lavater und Stilling messen könnten ...

Dankbarst Ihr

A. Humboldt.

Sonnabend Nacht.

Ich habe Ranke heute sehr klar mein Entsetzen geäußert über das was er sich gegen Preuß (eine viel höhere und edlere Natur als die seinige) in einer Sitzung erlaubt hat, bei der ich nicht zugegen war.

Vielleicht haben Sie noch die Journale nicht, in denen ich unmäßig gelobt und getadelt werde. (North British Review und Quarterly Review.)

In Deutschland wird meine Prosa oft als zu poetisch getadelt, im Quart. Rev. heißt sie schleppend, ohne alles Leben: not a vivid description. Wie jedes Volk anders fühlt.

106.

Humboldt an Varnhagen.

Berlin, den 7. Februar 1846.

Es war gestern Mittag die Erlösung des armen Bülow. Er fiel Donnerstag Nachts um 11 Uhr beim Zubettegehen dem Jäger wie todt in die Arme. Ein Schlagfluß! Er verschloß die Augen und öffnete sie nie wieder. Er hatte gegen Morgen 140 Pulsschläge. Der Aderlaß wirkte nicht. Sein Ende war, fast wie das letzte Leben, besinnungslos. Die Familie ist tief erschüttert. Der Vorfall ist aber wohlthätig. Die herrliche Frau wäre untergegangen. Wir tragen ihn Dienstag ganz still nach der Säule in Tegel, auf der die Hoffnung steht. Mitten unter den Sorgen, die mir dieser Tod verursacht, mitten unter den Briefen, die an Guizot, Metternich, Aberdeen zu schreiben sind, kann ich nur mit wenigen Worten auf den schönen gemüthlichen Brief der Frau von Arnim antworten. Ich habe wenig Hoffnung, daß die alten Regenten in Weimar Prutz oder Fallersleben berufen werden; mir war früher Guhrauer eingefallen, für den Sie gewiß auch Vorliebe haben. Wie glücklich mich die Ernennung von Prutz (Fallersleben kenne ich nicht persönlich) machen würde, wissen Sie längst, aber der ganze, die Wochenstube, den König und mich betreffende passus muß umgeändert werden, er beruht auf einem falschen Gerüchte. Ich habe dem König nie das Buch gezeigt, die Niederschlagung des Prozesses gar nicht

bei dem König (der auf Dr. Prutz wegen des alten Kulmbacher Vetters ziemlich gereizt geblieben ist), sondern durch Minister Bodelschwingh betrieben. Diesem hatte Prutz persönlich einen angenehmen Eindruck gelassen. Es war mir leicht, diesen Eindruck zu vermehren. Prutz war um Niederschlagung des Prozesses (den er wohl ohnedem nicht ganz verloren hätte) eingekommen. Man glaubte, da er der Regierung entgegenkam, sei es rathsam, ihn nicht zurückzustoßen. Die Stelle, „man solle unsern König befragen", muß ja auch wegbleiben, da sie die Großherzogin beleidigen würde, die bei jeder Gelegenheit ihre Unabhängigkeit von Preußen voranſetzt, sogar ganz neuerdings den Kanzler Müller zu vertheidigen gehabt, weil man von hier aus diplomatisch dem weimarischen Hof vorgeworfen, Kanzler Müller leide, daß eine hier verbotene Zeitschrift in einem weimarischen Lesezirkel gehalten werde!! Der weimarische Hof hat mit Würde geantwortet; daß er aber Prutz oder Fallersleben wählen sollte, scheint mir kaum wahrscheinlich. Credat Judaeus Apella. Verzeihen Sie an diesem Tage, theurer Freund, mein verworrenes Schreiben! Ihr

Sonnabend. A. Ht.

107.

Humboldt an Varnhagen.

Berlin, den 20. Februar 1846.

Errathen Sie, mein theurer Freund, wer mir diese merkwürdige Schrift gesendet hat? Errathen Sie etwas aus dem Wappen und dem Namen auf der Addresse „M—?" Ist das der Verfasser, und zu welchem Journal mag der Artikel gehören? Tief, von großer politischer Anschauung ist er nicht. Die Stelle S. 8 hat der Verfasser selbst angestrichen, und in ihr liegt ein Widerspruch! Preußen soll Einheit haben in einer amerikanischen Konföderation. Die Worte S. 3 über Friedrich den Zweiten und seine Werke und „Kant eine Guillotine" S. 5 sind wie sie Minister Thile schreiben würde. Beide haben mich indignirt. Der Verfasser kennt alle Namen, allen Klatsch der Eckensteher, ist gerührt über den Liberalismus von Bodelschwingh S. 14 der noch täglich die Ausweisung der Badener Deputirten vertheidigt. Er wagt nicht, Eichhorn tadelnd zu nennen. Bloß die letzte Zeile ist großartig und schön.

Mit unverbrüchlicher Anhänglichkeit Ihr

Freitags. A. v. Humboldt.

108.

Humboldt an Varnhagen.

Berlin, den 29. März 1846.

Ich habe nur so viel Muße um Ihnen zu sagen, daß ich gewiß im Juni — September in Sanssouci sein werde, und Ihnen, edler Freund, innigst danke für die liebevolle Weise, mit der Sie meines Bruders Agamemnons gedenken. Aus siebzehnhundert Versen gerade sechzehn gehässig auszuwählen!! Ich hatte mich einmal darüber beklagt, daß man meines Bruders Übersetzung in einem Königlichen Schlosse nicht aufführen wolle! Da nun die Staatszeitung alle Abend dem König unter die Augen kommt, so hat man geglaubt, es sei nützlich, da zu lästern. Schon am folgenden Tage habe ich in der Spener'schen Zeitung geantwortet, sanft, weil der sehr wohlunterrichtete unpoetische Dr. Franz jetzt eine Vermehrung seiner Pension sucht. Ich habe selbst gewacht, daß der König meine Antwort nicht sah, wenigstens hat er mir bis gestern nie davon gesprochen. Schicken Sie mir das Blättchen zurück. Ich arbeite, ich glaube nicht ohne Glück, am Kosmos, aber in trüber Stimmung über die öffentliche Sache. Ihre Nachrichten aus England sind sehr interessant. Mit innigster Freundschaft Ihr

A. v. Humboldt.

Sonntags.

109.

Humboldt an Varnhagen.

Berlin, den 30. März 1846.

Ich überreiche Ihnen wieder einige wenig wichtige Autographen, zehn an der Zahl, von

Villemain,
Bessel,
Victor Hugo,
Rückert, den Sie oft haben,
Manzoni, voll meines Lobes, aber nicht schön im Stil,
Thiers,
Wittwe von Lucian Bonaparte,
Drei Morgenbillette der Ducheſſe d'Orleans.

Ich lege dieſen flüchtigen Blättern einen Brief von mir an den König bei, den ich Sie inſtändigſt bitte niemand zu zeigen und mir morgen zurückzuſenden, weil ich ihn brauchen könnte. Sie ſollen den Brief ſpäter beſitzen. Es geſchieht bisweilen, daß der König ſtatt eines Morgenbillets ſeine Antwort auf meinen Brief ſelbſt ſchreibt. Das geſchah geſtern. Die Miniſter, die gern ſtillſchweigend möchten turnen laſſen, verdächtigen Prof. Maßmann, den der König ſehr liebt und hier behalten will. Mein Brief wird Ihnen wenigſtens zeigen, daß ich frei ſage, wie das Böſe einbricht und man ſich alle Mittel zum Handeln nimmt.

Mit alter Anhänglichkeit Ihr

A. v. Humboldt.

110.

Humboldt an Friedrich Wilhelm den Vierten.

Ich habe heute Morgen schon um 8 Uhr nach der Köthener Straße geschickt, um nach den vertrauensvollen Mittheilungen Ew. Majestät eine Unterredung mit Professor Maßmann über das Entscheidende in seiner Lage zu haben. Er hat mich eben verlassen, und er hat mir wieder einen herrlichen Eindruck von Gediegenheit, Klarheit der Ideen, begeisterter Kraft in Wirkung auf die Jugend (das unzerstörbare, uralte, sich immer erneuernde Institut der Menschheit) gelassen. Sich fürchten vor jeder begeisternden Kraft, heißt dem Staatenleben die nährende, erhaltende Kraft nehmen. Professor M. hat den Minister von Bodelschwingh seit zwei Jahren nicht gesehen, aber der Minister hat ihn damals sehr freundlich behandelt, und Maßmann wünscht, ohne sich aufdrängen zu wollen, sehr auf jede Frage unbefangen antworten zu können. Da ich mir von dieser Unterredung viel verspreche, bei dem edeln und offnen Karakter des Ministers von Bodelschwingh, so muß ich Ew. Königliche Majestät unterthänigst bitten, mir schreiben zu lassen: ob nach Ihren ertheilten Befehlen der Minister den Prof. M. wird rufen lassen, oder ob dieser von selbst zu dem Minister gehen soll, unberufen, aber durch Aeußerungen Ew. Majestät veranlaßt. Wie man Maßmann's Verdienste um die Poesie der Hohenstaufischen Zeit und sein Talent des Vortrags im Universitätsleben hat vergessen können, wundert mich. Ich finde in Ger-

vinus Geschichte der deutschen Litteratur belebt: Maßmann's Denkmäler deutscher Sprache 1828, seine Gedichte des zwölften Jahrhunderts, seine Legenden und ritterliche Poesie. Wie sollte ein Mann der Jugend gefährlich sein, den der König von Baiern bei der Erziehung seiner Prinzen angestellt, von dem der Kronprinz sich rühmt, die wohlthätigsten Anregungen zu geistiger Freiheit und Ausübung künftiger Regentenpflichten empfangen zu haben. Wir leben nicht in einer trüben, aber in einer ernsten Zeit. Alles Wirken und Handeln wird gehemmt, wenn durch Verdächtigung man sich der besten Kräfte beraubt. Enthusiastisch an Ihre Person, an den Glanz Ihrer Regierung, wie an den Ruhm des Vaterlandes gekettet, betrübe ich mich, wenn Ihre edelsten Absichten Gefahr leiden verkannt werden zu müssen. Es giebt freilich sehr achtbare Menschen, die aus bloßer Liebe für Ew. Majestät auch mich gern schon unter der Säule in Tegel oder wieder jenseits des Rheins sehen möchten.

In dankbarster Ehrerbietung,

Ew. Königlichen Majestät

Berlin, den 29. März 1846.

allergetreuester
A. v. Humboldt.

(Der König schrieb auf das Rückblatt:)

Herzlichsten Dank, theuerster Humboldt. M. Bodelschwingh wird Maßmann rufen lassen. In aller Eile wie immerdar,

Ihr getreuer
F. W.

Alexander v. Humboldt.
hier.

111.

Bessel an Humboldt.

Königsberg, den 12. Februar 1846.

Leider erfahre ich daß Ew. Exzellenz den Verlust des Herrn von Bülow zu beklagen haben. Obgleich ich nicht das Glück gehabt habe, den Verewigten persönlich zu kennen, so kannte ich doch die herzliche Liebe des Onkels zu dem Neffen und hörte oft von der begeisterten Erwiederung desselben sprechen. Ferner kannte ich den Ruhm des Verewigten, den Ruhm eines edeln Mannes, eines talentvollen, scharfsichtigen Mannes. Ich wollte, ich könnte Worte des Trostes reden, wie ich sie hörte als mich mein schwerer Verlust traf! — aber die sind nicht jedem gegeben. Daß die Zeit das Bluten von Wunden hemmt, welche Anfangs ihren Zustand nicht verändern zu können scheinen, habe ich selbst erfahren; daß der Tod nach kurzem Leiden besser ist als der Tod nach langem Leiden, ist eine Wahrheit die mir oft einleuchtend geworden ist!

Der Kanzler, Herr von Wegnern, hat mir am 27. v. M. den Brief mitgetheilt, den er von Ew. Exzellenz erhalten hat. Dieser Brief enthält die erste Nachricht, welche ich seit dem 7. Nov. vorigen Jahres über das Bild empfangen habe, wodurch unser Allergnädigster Monarch den armen Kranken zu beglücken beabsichtigte: daß er mir äußerst erfreulich und beruhigend war, liegt

in der Natur der Sache. Seit dem ersten Strahle dieser Hoffnung, hat sie mich unaufhörlich beschäftigt; sie hat sogar einigen Aberglauben aufgeregt, indem ich damit in Verbindung brachte, daß mein Befinden während des ganzen Decembers so gut war, daß es lebhafte Hoffnungen erregte. Diese Aussicht auf Herstellung, meinte ich, erscheine mir, damit ich mich noch längere Zeit des Glückes freuen möchte, welches das theure Bild des Hochverehrten mir gewähren wird! — eine Ansicht, zu welcher mich zu bekennen ich sonst nicht behaupten kann, da ich eigene und fremde Erfahrung gleich oft in Übereinstimmung und im Widerspruche mit ihr finde, und das Ergebniß meines Nachdenkens über diese dunkele Materie nur ist, daß sie eine der unzähligen ist, welche sich jenseits des Vorhanges befinden, der uns sowohl von den großen Geheimnissen über unsere eigene Natur trennt, als von denen, welche die Natur im Allgemeinen zwischen die ersten Ursachen und die wahrnehmbaren Erscheinungen der Dinge schiebt. Freilich entschuldigte ich den sich regenden Aberglauben durch die unbestreitbare Wahrheit, daß lebhafte, erfreuliche Wirkungen auf den Geist oder das Gemüth, sich durch Rückwirkungen auf den Körper äußern; aber warum haben sich denn die letzteren nicht bei mir erhalten? — Dem sei indessen wie ihm wolle! — thatsächlich ist, daß das Bild des Königs mir in schlaflosen Nächten immer vor den Augen gestanden hat, daß ich an jedem Tage gehofft habe, er werde mir eine Nachricht darüber bringen. Ich begreife vollkommen, daß die Sorge für das Wohl von Millionen, dem Herzen des Monarchen gleich theuren Unterthanen, den Herrscher selbst beherrscht, daß sie Ihn nöthigt, die Anordnung der Reihefolge der zahllosen, sich in Ihm kreuzenden Interessen dem Drange

des Augenblicks zu überlassen; ich begreife also vollkommen, daß der König, wenn er auch nicht Wohlthaten vergißt, die er spenden will, wie die er gespendet hat, die mir zu spenden beabsichtigte nicht an eine bestimmte Zeit zu binden vermochte. Ich weiß auch gewiß, daß ich auf einer Mine stehe, welche in jedem Augenblicke auffliegen kann; daß also Heute nicht über Morgen bestimmt. Ich hielt daher für angemessen, die in mir rege gewordene Hoffnung auf den Besitz des theuersten der Bilder ganz in mich zu verschließen, selbst Frau und Töchtern nichts davon zu verrathen, bis weitere Nachricht von der wirklichen Annäherung der Hoffnung meine Sicherheit so weit vermehren würde, als den Umständen nach möglich ist. Die äußerste Scheu vor der Verbreitung von Nachrichten, deren Wahrheit nicht der nächste Augenblick rechtfertigen wird, gegründet auf die traurige Erfahrung, daß Lüge und Entstellung gierig solche Nachrichten erwarten; ferner die Furcht, durch voreilige Verbreitung dem Könige eine Art von Zwang (sit venia verbo) aufzuerlegen — diese nahe liegenden Betrachtungen schienen mir unverbrüchliches Schweigen nöthig zu machen. Als aber Ew. Exzellenz Schreiben an Herrn von Wegnern die Nachricht ohne mein Zuthun verbreitete, und als die Nähe der Erfüllung meiner Hoffnungen sich mir zeigte, hatte auch der Zwang meines Schweigens sein Ende erreicht und ich habe, von dem Augenblick an, in der Vorstellung des wirklichen Besitzes des Bildes geschwelgt. Schon am nächsten Tage, den 28. Januar, brachte ich die Vererbungsurkunde zu Papier, welche über das Bild nach meinem Tode verfügt. Ich betrachte es als allgemeines Eigenthum des Vaterlandes; wegen des ihm zu Grunde liegenden Gedankens „dem Kranken eine Freude zu bereiten“

nicht allein, sondern noch aus mehreren andern Gründen. Ich habe es also nicht meiner Familie hinterlassen wollen, sondern, in Folge langer und sorgfältiger Überlegung bis zum 27. Januar, meiner Vaterstadt Minden, so daß die höchsten Militair- und Civilbehörden der Provinz, in Verbindung mit dem Burgemeister der Stadt, über Ort und Art seiner Aufbewahrung das Weitere zu bestimmen haben werden. Ferner bin ich schon am 28. Januar thätig geworden in der Ausführung anderer, sich auf die gewährte Hoffnung beziehender Pläne, welche mich in den letzten Monaten vielfach unterhalten haben: um das Bild des Höchstverehrten angemessen zu empfangen, ist erforderlich, daß ich den Ort, wo ich es aufbewahren werde, in den besten Zustand versetze, den ich hervorzubringen vermag. Ich habe also über die jetzige Möblirung und Verzierung meiner beiden Zimmer den Stab gebrochen und eine neue bestellt, so luxuriös und geschmackvoll (versteht sich für einen Professor!) als ich sie habe erfinden können. Die Vorschriften zu ihrer Ausführung sind sogleich abgegangen, und die Eröffnung der Schiffahrt im Frühjahre wird mir alles was ich wünsche bringen. Ich will niemand tadeln, der mich für thöricht hält, indem ich Verschönerungspläne meines Aufenthaltsortes verfolge, während die Wahrscheinlichkeit ihn bald zu verlassen, überwiegend groß ist; aber wenn ich sie aufschieben wollte, so würde die Aussicht auf die Ankunft des Königsbildes mich beunruhigen, statt, wie jetzt, mich freudig über manches Leiden zu erheben. Genieße ich den Anblick dieses Bildes auch nur einen Tag, so werde ich durch einen zwar schmalen aber schönen Grenzstrich von diesem Leben in jenes übergehen! — Noch eins will ich hinzusetzen, ehe ich aufhöre Ew. Exzellenz mit der Darlegung der Folgen zu langweilen, die sich an

die unschätzbar erwartete Gabe des Allerhöchsten Herrn geknüpft haben. Herr Kanzler von Wegnern hat Professor Simson beauftragt, mir seinen Wunsch zu äußern, daß ich veranlassen möge, daß eine Nachricht, das Bild betreffend, in den öffentlichen Blättern erscheine. Ich habe mich aber dagegen erklärt, zum Theil aus oben angeführten Gründen; zum Theil auch, weil eine solche Nachricht sicher noch geeigneter sein wird, wenn sie nach dem Empfange des Bildes kommt. Sollte ich nach diesem Empfange nicht mehr schreiben können, so weiß Simson, was die Nachricht meinem Wunsche gemäß enthalten soll.

Möchte ich doch die schöne Erscheinung einmal sehen können, welche der Biela'sche Komet jetzt entwickelt hat! — Hier hat Wichmann am 11. Januar nichts davon bemerkt, vielleicht oder wahrscheinlich der damaligen geringen Heiterkeit des Himmels wegen; aber am 15. sah er beide Kometenköpfe deutlich. Er beschrieb mir, Tags darauf, das Gesehene mündlich; aber ich erlangte dadurch keine rechte Vorstellung davon, sondern meinte, daß das was er einen zweiten Kometenkopf nannte, eine Nebelanhäufung sei, wie auch andere Kometen sie, in größerer oder kleinerer Entfernung von dem eigentlichen Kopfe, schon gezeigt hatten. Ich forderte ihn auf, bei dem nächsten Wiedersehen der Erscheinung, eine möglichst treue Zeichnung zu entwerfen, und mir diese mitzutheilen. — Der Zustand des Himmels und der oft niedrige Stand des Kometen verzögerten Zeichnung und Messungen bis zum 26. Januar. Seit dieser Zeit ist nun der zweite Kopf des Kometen so aufmerksam als möglich verfolgt worden. Die hiesigen Wahrnehmungen desselben sind, unter den bis jetzt bekannt gewordenen, die frühesten; da man allerorten aufmerksam darauf geworden ist und gemessen

hat, so wird, der Jahreszeit zum Trotze, eine schöne, hoffentlich zu Folgerungen berechtigende, Reihe von Beobachtungen bekannt werden. — So wie die Sache sich bis jetzt entwickelt hat, glaube ich, darin wieder ein Hervortreten von Polarkräften erkennen zu müssen. Der weitere Verlauf wird aber wohl zu mehr als oberflächlicher Ansicht berechtigen. —

Die Beobachtungen des neuen Planeten kommen hier durch das dazu ganz unübertreffliche, Heliometer, so ausgezeichnet betrieben werden, daß ihre Genauigkeit die der besten Meridianbeobb. weit übertrifft, freilich aber nur ganz zu Nutzen gelangt, wenn die Vergleichungssterne eben so genau bestimmt sind. Auf diese Bestimmung wird also hier die Kraft der Meridianbeobb. verwandt, um den Planeten selbst bekümmert Doctor Busch, auf meinen Rath, sich nicht. Auch Encke und Schumacher habe ich ersucht, zur Bestimmung der Sterne beizutragen. Der erstere hat von hier schon eine Reihe vortrefflicher Beobb., zur Grundlage seiner Bahnbestimmung, erhalten, und wird in diesen Tagen auch ihre Fortsetzung empfangen. Ein großes Glück ist es, daß ich meine weitläufigen Untersuchungen über die genaue Reduction der Beobb. mit meinem Heliometer, in Ordnung gebracht, und in dem ersten Bande meiner Astr. Unters. bekannt gemacht habe. Ohne dieses würde Wichmann, bei meiner jetzigen Unbrauchbarkeit, nichts genau reduciren können, und dadurch das Interesse der Planetenbeobb. verlieren, welches nur während der ersten Periode der Beobachtungen vorhanden ist, also nur bei sofortiger Berechnung der Beobb. — Ich hoffe, daß Encke's Rechnungen durch diese Grundlage eine Sicherheit erhalten werden, welche

sich, bei der Wiedererscheinung des Planeten bis auf wenige Secunden bewähren wird. —

Endlich zum Schlusse!

Verehrungsvoll, bis an mein Ende!

Ew. Excellenz gehorsamster

F. W. Bessel.

(Anmerkung von Humboldt. Der vorletzte Brief, den ich von dem großen und edeln Manne erhielt.)

112.

Victor Hugo an Humboldt.

20 mars 1845.

Vous avez bien voulu, Monsieur le baron, et illustre confrère, me promettre que vous accepteriez de ma main Notre-Dame de Paris, et être assez bon pour vous charger de l'offrir en mon nom à votre auguste roi, pour lequel vous connaissez ma sympathie et mon admiration. Je joins à Notre-Dame de Paris mon discours si sérieux à l'académie. Je serais heureux que vous eussiez quelque plaisir à accueillir cette marque de ma haute et profonde considération.

Le votre Victor Hugo.

113.

Friedrich Rückert an Humboldt.

Berlin, März 1846.

Euer Exzellenz

hatte ich das Unglück zweimal zu verfehlen, da ich kam, Ihnen meinen Dank für Ihre große Freundlichkeit und Güte, und zugleich ein herzliches Lebewohl für diesen Sommer zu sagen, da ich morgen meiner Landeinsamkeit zueile. Gott gebe Ihnen recht viele gute Stunden zur glücklichen Vollendung Ihres großen Werkes, das mir gegenwärtig mehr am Herzen liegt, als irgend ein eigenes. Denn es ist das Ehrenmaal Deutschlands, seine Vertretung vor Europa, und ich bin als Deutscher stolz darauf, daß Sie's nicht französisch geschrieben haben. Ich wollte Sie auch um die Erlaubniß bitten, Ihnen meinen ältesten Sohn, der den Privatdocenten in Jena macht, vorzustellen; nun mag er selbst sein Glück bei Ihnen mit dieser Briefbestellung versuchen. Schließlich bitte ich Sie, mich bei Ihren Majestäten, die ich diesen Winter nicht habe sehen sollen, mit Ihrer Fürsprache zu vertreten; möchte es mir noch vergönnt sein etwas Ihres und Ihres Beifalls Würdiges zu leisten; aber möchten Sie sich doch auch überzeugen, daß meine Sache nicht das Auftreten vor einem Residenzpublikum, sondern das einsame Bilden in der Stille des Landlebens ist, wohin ich jetzt dankbar für die höchste Gnade Seiner Majestät, und mit reinster Verehrung für Sie mich zurückziehen darf.

Rückert.

114.

Alexander Manzoni an Humboldt.

Milan, 6 decembre 1844.

Monsieur le Baron.

Je n'avais pas hésité à exprimer ma confiance dans une auguste et parfaite bonté; mais, au lieu d'une juste confiance, c'eût été de ma part une présomption impardonnable, que d'oser prévoir sous quelle forme ingénieusement aimable cette bonté daignerait se manifester. J'ai donc acquis une seconde fois le droit précieux (on me ferait presque oublier que c'est un devoir sacré) de prier Votre Excellence de mettre aux pieds de votre noble Roi l'humble tribut d'une reconnaissance, devenue, s'il est possible, plus vive et plus profonde. Et, dussé-je paraître indiscret, je ne puis renoncer à saisir cette occasion de renouveler le respectueux hommage des voeux que, comme habitant de ce monde, et, à ce titre, nihil humani a me alienum putans, j'avais, depuis longtemps dans mon coeur. Cet hommage cesserait d'être pur, et perdrait ainsi son unique prix, s'il entraînait le plus léger sacrifice de ma conscience catholique, c'est à dire, de ce qui est l'âme de ma conscience. Mais, grâce à Dieu, il n'en est pas ainsi; car, parmi les caracteres et les signes de la haute destinée, que je salue de loin, avec une joie respectueuse, il m'est donné d'admirer et d'aimer le développement de l'oeuvre la plus excellente de la justice, qui est la liberté du bien.

Mon admiration pour vous, Monsieur le Baron, quand même elle ne se contenterait pas d'être le simple écho d'une si grande renommée, ne doit pas vous surprendre; car, si, comme j'entends toujours dire, il n'y a pas de savant qui n'ait quelque chose à apprendre de vous, il est peu d'ignorants à qui vous n'ayez appris quelque chose. A ce propos, et au risque d'abuser de votre indulgence, je ne puis vous taire mon espérance d'avoir un souvenir de Humboldt, souvenirs moins précieux sans doute que ceux que je dois à sa bienveillance, mais qui aura aussi son prix. Mon concitoyen, le Comte Alexandre Lito Modignani, dans un voyage, qu'il a fait, guidé surtout par vous, dans l'Amérique méridionale, a été chercher, sur la montagne de Quindia, les magnifiques Céroxylons à l'époque de la maturité des fruits, en a fait abattre un, et a bien voulu, à son retour, me faire part des semences qu'il en avait recueillies. Mises en terre le printemps passé, aucune n'a encore levé; mais les ayant visitées dernièrement, je les ai trouvées toutes saines, et il y en avait deux où l'on voyait un léger renflement à la base. Je serais heureux, et même un peu fier de posseder quelque individu, et assez rare, je crois, du peuple ancien et nouveau, que vous avez conquis à la science.

C'est avec le plus profond respect, et, permettez-moi d'ajouter, avec cette affection qu'on éprouve toujours pour un grand homme, et qu'on souhaite tant de lui exprimer, que j'ai l'honneur d'être de Votre Excellence le très humble et très obéissant serviteur

Alexandre Manzoni.

(Anmerkung von Humboldt. An A. Humboldt bei Gelegenheit der Weigerung die Friedensclasse des Ordens pour le mérite anzunehmen. Ich hatte ihm schreiben müssen, seine Freiheit behalte er in vollem Maße, er solle das Kreuz nie tragen, aber ein so großer und schöner Name müsse auf der Liste der Ritter verbleiben.)

115.

Thiers an Humboldt.

Paris, août 1845.

Monsieur!

Je prends la liberté de vous adresser un jeune français, plein de talent, de connaissances et de curiosité. Il veut connaître l'Allemagne, et Berlin en particulier. Je n'ai pas cru pouvoir l'adresser mieux qu'au savant illustre qui fait les honneurs de Berlin aux étrangers. Permettez-moi de vous le recommander d'une manière toute spéciale. Mr. Thomas est mon ami particulier, et l'ami de tous vos amis de Paris. Veuillez agréer d'avance tous mes remerciments pour l'acceuil que vous voudrez bien lui faire, et recevoir l'assurance de mon attachement et de ma haute considération.

A. Thiers.

116.

Die Fürstin von Canino, Lucian Bonaparte's Wittwe an Humboldt.

Paris, mai 1845.

Je vous adresse, Monsieur le Baron, un exemplaire de ma réfutation à Mr. Thiers, au sujet des paragraphes attentatoires de cet historien à la mémoire de mon mari. L'estime que vous lui portiez, ainsi que votre cher frère et votre estimable belle-soeur pour moi tous les deux de douce et noble mémoire, me fait espérer que vous recevrez avec intérêt ce témoignage de tous les sentiments que je professe pour vous, Monsieur le Baron et dans les quels je vous prie de me croire votre affectionnée

La Princesse de Canino,
veuve Bonaparte Lucien.

117.

Herzogin Helene von Orleans an Humboldt.

Tuilerien, den 12. Februar 1845.

Nicht länger will ich das anvertraute Gut bewahren, welches mir reichen Genuß verschaffte. Empfangen Sie für diese Mittheilung nochmals den aufrichtigsten Dank und lassen Sie mich hoffen, in kurzem neuen Stoff des Dankes zu finden. Sie sehen, der Egoismus herrscht bei mir auf eine unverzeihliche Weise vor.

Ew. Exzellenz affectionirte

Helene.

118.

Herzogin Helene von Orleans an Humboldt.

Neuilly, 12. Mai 1845.

Ew. Exzellenz

müssen es sich schon gefallen lassen oft von mir in Anspruch genommen zu werden — heute ist es aber eine große Zumuthung, welche mich zu Ihnen führt — ich wünsche nämlich mir und meinem Vetter von Weimar die Freude und Belehrung in Ihrer Gesellschaft Versailles zu besuchen — unser Plan ist diese Fahrt am Donnerstag zu machen — den Abend ladet der König Sie zu einem Diner und Theater in Trianon ein — haben Sie nun den Muth mit uns die veränderte Pilgerfahrt zu unternehmen, so bitte ich Ew. Exzellenz am Donnerstag um halb zwölf Uhr hier in Neuilly zu sein, um uns in unsrer Wanderschaft zu begleiten. Sollten jedoch anderweitige Beschäftigungen Sie zurückhalten, so bitte ich Sie um ein offenes Bekenntniß. Empfangen Ew. Exzellenz den Ausdruck meiner aufrichtigsten Hochachtung.

Helene.

119.

Herzogin Helene von Orleans an Humboldt.

(Winter 1845.)

Ich habe in Trianon nicht mehr die Genugthuung gehabt, Ew. Exzellenz mein Lebewohl zu sagen und Ihnen meinen Dank für Ihr herrliches Werk zu wiederholen; lassen Sie es mich jetzt noch schriftlich thun, indem ich Ihnen die Zeilen für meine geliebte Cousine sende, und empfangen Sie nochmals den Ausdruck des innigsten Wunsches, Ew. Exzellenz nach kurzer Frist auf französischem Boden wieder zu begrüßen.

Mit aufrichtigster Hochachtung Ew. Exzellenz affectionirte

Helene.

120.

Humboldt an Varnhagen.

Potsdam, den 22. April 1846.

Es ist mir eine große Beruhigung gewesen vor Ihnen haben lesen zu dürfen, und wenn ich auch in dem so lebhaften als liebenswürdigen Ausdrucke Ihres Lobes sehr viel dem Zartgefühl zuschreiben muß, mit dem man gern einem Greise Freude gewährt, so bleibt mir doch eine große Befriedigung im Innern des Gemüthes übrig. Die Hauptsache nach der ich strebe ist die der Komposition, das Beherrschen größer mit Sorgfalt und genauer Sachkenntniß zusammengetriebener Massen. Die Benutzung unserer herrlichen, schmiegsamen, harmonischen, darstellenden Sprache ist erst ein sekundaires Streben. Ich werde gewiß Gelegenheit finden Ihren trefflichen Rath zu benutzen für Flemming und Mad. de Sevigné. Auch den etwas schwülstigen Seneca (Quaest. natur.) habe ich mitgenommen um ihn zu durchsuchen.

Nun komme ich erst zu dem Zweck dieser Zeilen. Der König sagte mir gestern Abend beim Schlafengehen: „Lassen Sie doch der Bettina wissen, daß sie wegen der Hauptperson*) sich sehr beruhigen kann. Es ist nie daran gedacht worden, ihn den Russen auszuliefern." Ich. „Sie sollten es ihr doch selbst auch schreiben." Er. „Ja, das

*) Mieroslawski.

hoffe ich auch zu thun.“ Er war dabei sehr freundlich für Bettinen.

Mit alter Anhänglichkeit Ihr

A. v. Humboldt.

Mittwoch.

Wie traurig ist dieses achte Attentat! Sonderbar, daß man so selten auf die Minister schießt und auf die Kabinetsräthe! Dergleichen Begebenheiten sind um so unheimlicher, als ihr wahrscheinliches oder unwahrscheinliches Wiederkehren schlechterdings außer dem Bereich des Raisonnements liegt. —

121.

Humboldt an Varnhagen.

Potsdam, den 18. Mai 1846.

Ich schicke Ihnen, theurer Freund, für Ihre Sammlung einen sehr merkwürdigen Brief von Fürst Metternich, der halb theologisch endigt, voll Geist und Schwung der Rede mit ein wenig Furcht vor dem Pantheismus am Ende des Briefes.

Mit alter Freundschaft Ihr

A. v. Humboldt.
Montags.

122.

Metternich an Humboldt.

Vienne, ce 10. mai 1846.

Mon cher Baron!

Vous trouvez ci-joint mon vote.*) Je le donne en conscience et vous absous du crime de l'intrigue électorale qui court le monde. — Le Roi et son Chancellier sont des appréciateurs intègres du mérite scientifique et je sais marquer la place qui m'appartient dans les avenues de la science et qui à mon vif regret est loin du sanctuaire!

Ce que je viens de vous dire, mon cher Baron, n'est ni de la forfanterie ni un excès de modestie; c'est tout bonnement l'histoire de ma vie. Vous ne la connaissez pas, cette histoire, et je vais vous la conter en peu de mots.

J'ai dans l'age où la vie prend une direction, éprouvé un penchant que je me permettrais de qualifier d'irrésistible pour les sciences exactes et naturelles et un dégout que j'appellerais absolu pour la vie d'affaires proprement dites, si je n'avais vaincu mon dégout irrésisté à mon penchant. C'est le sort qui dispose des hommes et leurs qualités comme leurs défauts décident de leurs carrières. Le sort m'a éloigné de ce que j'aurais voulu, et il m'a engagé dans la

*) Anmerkung von Humboldt. Le Prince a voté pour Mr. Hermann de Leipzig.

voie que je n'ai point choisie. Une fois lancé, je me suis soumis sans perdre de vue ce vers quoi portèrent mes inclinations et il m'est résulté, que ce que j'eusse désiré pouvoir regarder comme le but de ma vie intellectuelle, n'en est devenu que le soulagement. Le Roi m'a imprimé la marque d'un savant. Je sais à quoi m'en tenir à cet égard. S'il s'agit du coeur, le Roi ne s'est point mépris.

Ce que vous me dites de la prochaine apparition du second volume du Cosmos, m'en fait attendre l'étude avec un vif désir; on ne vous lit pas, on vous étudie, et la place d'un écolier ne va en plein. Personne n'est plus appellé que je le suis, à rendre justice à votre remarque relative à l'influence que le christianisme a exercée sur les sciences naturelles, *) comme sur l'humanité entière et dès lors sur toutes les sciences, car cette remarque s'est depuis longtemps fait jour en moi. Elle est d'une complète justesse et sa cause génératrice et simple comme le sont toutes les verités, celles apperçues comme celles inapperçues, circonstances qui ne changent rien à l'essence d'une vérité. Le faux mène au faux, comme le vrai conduit au vrai. Aussi longtemps que l'esprit s'est maintenu dans le faux, dans la sphère la plus élevée que l'esprit de l'homme puisse atteindre, les conséquences de ce triste état, ont dû réagir dans toutes les directions morales, intellectuelles et sociales et apposer à leur développement dans la droite voie, un obstacle

*) Anmerkung von Humboldt. J'avais dit sur la vivacité du sentiment de la nature: j'avais comparé St. Basile à Bernardin de St. Pierre. A. Ht.

insurmontable. La bonne nouvelle une fois annoncée, la position a du changer. Ce n'est pas en divinisant les effets, que ceux-ci ont pu être suivis dans les voies de la vérité; leur recherche est restée circonscrite dans la spéculation abstraite des philosophes et dans la verve des poètes. La cause une fois mise à couvert, les cœurs se sont mis en repos et les esprits se sont ouverts. Ceux-ci sont longtemps encore restés enveloppés dans les brouillards de la sceptique païenne quand enfin la philosophie scolastique a été débordée par la science expérimentale. Trouvez-vous mon raisonnement juste? Si vous le trouvez, je ne suis pas en doute que vous ne partagiez ma crainte, que les progrès scientifiques véritables, courent le risque d'être arrêtés par des esprits trop ambitieux, qui veulent remonter des effets à la cause, et qui trouvant la route coupée par les limites infranchissables que Dieu a posées à l'intelligence humaine, ne pouvant avancer, se replient sur eux-mêmes et retournent à la stupidité du paganisme en cherchant la cause dans les effets!

Le monde, mon cher Baron, est fort dangereusement placé. Le corps social est en fermentation; vous me rendriez un bien grand service, si vous pouviez m'apprendre de quelle espèce est cette fermentation, si elle est spiritueuse, acide ou putride? J'ai bien peur que le verdict ne tourne vers la dernière de ces espèces et ce n'est pas moi qui pourrais vous apprendre que ces produits ne sont guère utiles.

Veuillez recevoir les remercîments des miens pour votre aimable souvenir et l'assurance de ma vieille amitié.

Metternich.

123.

Humboldt an Varnhagen.

Berlin, den 30. Mai 1846.

Vielleicht, mein theurer Freund, ist es Ihnen nicht uninteressant, das Gedicht des Kronprinzen von Baiern selbst zu besitzen. Die Sprache ist weniger herbe, als die Walhalla-Sprache, und einige Stellen sind recht gefühlvoll, wenn auch nicht von vielem poetischen Schwunge.

Ihr

A. v. Humboldt.

Sonnabend.

124.

Humboldt an Varnhagen.

Potsdam, den 14. November 1846.

Welche glanzvolle Aufnahme, mein theurer Freund, hat der fünfte Band meines Bruders bei Ihnen gefunden! Verzeihen Sie nur, daß in der argen Geschäftigkeit der letzten Tage auf dem kalten „historischen Hügel“ ich Ihnen nicht empfehlende Worte dazu geschrieben. Auch ich beklage die Auslassungen, auf die Sie mich so freundlich aufmerksam machen. Ich denke, daß man im folgenden Bande nachliefern könne! Man hatte die Briefe geglaubt so drucken zu müssen, als mein Bruder sie zur Herausgabe präparirt hatte und wie sie zum Kauf angeboten wurden. Ich glaube, daß man bei keiner Nation ein ähnliches ganz der Ideenbereicherung gewidmetes Leben auffinden wird. Wie unendlich erfreut mich die nahe Hoffnung, von Ihrer Hand wieder ein Meisterwerk scharf aufgefaßter, lebendiger und dabei zarter Darstellungen geselliger und diplomatischer Verhältnisse erwarten zu dürfen! Mit unverbrüchlicher Anhänglichkeit Ihr dankbarer

A. Humboldt.

Wenn es von einem historisch großen Monarchen nicht ganz weise gewesen ist bei den Illusionen der Versailler Atmosphäre der Tentation nicht widerstanden zu haben, dem Barrikaden-Andenken ein Schauspiel à la Louis XIV

kontraſtirend gegenüber zu ſtellen, viel dem Nachfolger zu erſchweren um ſehr Unſicheres zu erlangen, ſo iſt Palmerſton's und der Albert-Victoria Benehmen doch auch tölpiſch ungeſittet. Indeß gründen die nüchternen Anglo-Amerikaner ein weſtliches, China's Handel bedrohendes Weltreich.

Mein Manuſkript „über die Webereien der Alten" S. 106 und 113 ſcheint auch in Wolf's Nachlaß verloren gegangen zu ſein. Die Wirkung der geiſtlichen Muſik, beſonders S. 323 enthält viel ſchön Ausgedrucktes.

Aus dem Jahre 1846 finden wir folgende Anmerkung in Varnhagen's Tageblättern: „Man ſprach über die Fähigkeiten eines der jüngern **ſchen Prinzen, und meinte, ſie ſeien gering. Humboldt widerſprach: »Das muß ich beſtreiten, ſagte er, der junge Prinz hat kürzlich mit mir geſprochen, er traf mich wartend im Zimmer ſeiner Mutter und fragte: »Wer ſind Sie?« Ich. Ich heiße Humboldt. — »Und was ſind Sie?« Ich. Ich bin Kammerherr Seiner Majeſtät des Königs. »Weiter nichts?« brach der Prinz kurz ab und wendete ſich weiter; das zeugt doch unläugbar von Verſtand!«"

125.

Humboldt an Varnhagen.

Berlin, den 28. November 1846.

Ich antworte Ihnen heute nicht, mein edler Freund, über den herrlichen Band Ihrer Denkwürdigkeiten. Wie Ihnen auch alles gelingt! Heute empfehle ich Ihnen einen geistreichen Franzosen Herrn Galuski, der Deutschland besser als wir kennt, Verfasser eines Aufsatzes über A. W. Schlegel. Er bleibt nur wenige Tage. Behalten Sie das Autograph von Barante.*)

A. v. Humboldt.
Sonnabend.

*) Wodurch Barante Herrn Galuski an Humboldt empfiehlt.

126.

Humboldt an Varnhagen.

Berlin, den 6. Dezember 1846.

Sie sehen vielleicht erst spät, mein theurer Freund, die „cinq jours de Berlin", in denen ich als ein ziemlicher anmuthiger Schwätzer von den Berlinern (denn diese werden redend eingeführt) moralisch aber nicht ganz freundlich behandelt werde. Wenn meinen Reden alle consistance fehlt, so fürchte ich für die Dauerhaftigkeit des Weltgebäudes, Kosmos. Gewiß hat Sie Herr Barriere am 6ten Tage besucht, und Sie haben ihm das alles eingeflößt. Über Preußens Rolle und M. de Kanitz enthält das Blatt köstliche Dinge, Cracoviana.

Für Ihre Autographensammlung schicke ich Ihnen einen mich lobenden Brief von Mignet und einen von mir 1801 aus dem indischen Carthagena geschriebenen Brief, ein Wendepunkt meines Lebens, an Citoyen Baudin, der mit dem Perron die Reise um die Welt machte, zu einer Zeit von mir geschrieben, wo in Europa wahrscheinlich sich niemand mehr Citoyen nannte. Baudin war, statt um das Kap Horn zu schiffen und mich in Lima abzuholen, um das Cap de bonne espérance nach Australien gegangen.

Mit alter Freundschaft Ihr

A. v. Humboldt.

Sonntag.

Ich lege Ihnen einen schönen Brief meines Bruders an Körner mit bei, der im 6ten Bande erscheinen wird. Sie müssen mir diese Abschrift wiederschicken.

127.

Mignet an Humboldt.

Paris, 1. juillet 1846.

Monsieur le Baron et très illustre confrère. Vous n'aurez pas la peine à croire combien j'ai été heureux et flatté d'apprendre que le volume sur Antonio Perez et Philippe II vous avait intéressé et avait obtenu une approbation aussi elevée que celle de votre Roi. Le suffrage d'un Prince qui joint tant d'esprit à tant de savoir et qui est un des juges littéraires les plus ingénieux et les plus sûrs, ne pouvait qu'être du plus haut prix pour moi. Afin que le livre qui a été honoré de cet auguste suffrage en soit plus digne, me serait-il permis de vous prier, Monsieur et très illustre confrère, de l'offrir à votre souverain, sous la forme nouvelle, à la fois plus complète et plus achevée, que je viens de lui donner! C'est un respectueux hommage que le Roi de Prusse a encouragé par l'expression de son indulgente satisfaction et auquel vos bontés pour moi, menageront, j'en suis sur, un accueil favorable.

Je prends la liberté de vous adresser aussi, pour votre bibliothèque, un exemplaire de cette nouvelle édition. Des documents inattendus et fort curieux, dont j'ai pu faire usage pour exposer, dans toute leur vérité, les projets de Don Juan d'Autriche, le meurtre

d'Escovedo et la disgrâce de Perez, rendent l'édition précédente imparfaite.

Mais j'ai hâte de vous parler du premier volume du Cosmos, qui m'a été remis de votre part, et où vous avez si admirablement montré, pour me servir d'une de vos belles expressions, «l'ordre dans l'univers et la magnificence dans l'ordre». Je l'ai lu avec le plaisir le plus vif et le plus profitable. C'est une exposition, pleine d'enchaînement et de grandeur, des phénomènes et des lois de l'univers, depuis ces lointaines nébuleuses d'où la lumière n'arrive à nous qu'après deux millions d'années jusqu'aux révolutions qui ont présidé à l'organisation actuelle de notre planète et ont permis à l'homme de paraître, de vivre et de dominer à sa surface. Pour tracer cet immense tableau dans la féconde variété et sa majestueuse harmonie, il fallait, comme vous, posséder fortement toutes les sciences, avoir vu la nature sous ses aspects les plus divers et l'aimer profondément, unir enfin une imagination poétique à une intelligence sure et vaste. Achevez vite ce bel ouvrage pour votre gloire et notre instruction, et agréez, très cher et très illustre confrère, l'expression de mes remercîments, de mon admiration et de mon affectueux dévouement.

Mignet.

128.

Humboldt an Baudin.

Carthagène des Indes,
le 12 avril 1801.

Citoyen,

Lorsque je vous embrassais la dernière fois rue Helvetius à Paris, et que je comptais partir pour l'Afrique et les grandes Indes, il ne me restait qu'un faible espoir de vous revoir et de naviguer sous vos ordres. Vous êtes instruit sans doute par nos communs amis les C. C. Jussieu, Desfontaines ... combien mon voyage s'est changé, comment les Barbaresques m'ont empêché de partir pour l'Egypte, comment le Roi d'Espagne m'a accordé la permission de parcourir ces vastes domaines en Amérique et en Asie, d'y ramasser tous les objets qui peuvent être utiles aux sciences ... Indépendant et toujours à mes propres frais, mon ami Bonpland et moi avons parcouru depuis deux ans les pays situés entre la côte, l'Orinoko, le Casiquian, le Rio Negro et l'Amazone. Notre santé a resisté aux dangers énormes que présentent les rivières. Au milieu de ces bois nous avons parlé de vous, de nos visites inutiles chez le C. François de Neufchateau, de nos espoirs trompés. Sur le point de partir depuis la Havane pour le Mexique et les Isles Philippines, il nous est parvenu la nouvelle com-

ment votre constance ;a sçu enfin vaincre toutes les difficultés. Nous avons fait des combinaisons, nous sommes surs que vous relâchez à Valparaiso, à Lima, Guayaquil. Nous avons changé à l'instant nos plans et malgré la force des brises impétueuses de cette côte, nous sommes partis sur un petit Pilotboot pour vous chercher dans la Mer du Sud, pour voir si revenant sur nos anciens projets, nous puissions réunir nos travaux aux votres, si nous pouvions parcourir avec vous la Mer du Sud ... Un malheureux passage de 21 jours depuis la Havane à Carthagène nous a empêchés de prendre la route de Panama et Guayaquil. Nous craignons que la brise ne souffle plus dans la mer du Sud et nous entreprenons de poursuivre la route de terre par le Rio de la Magdalena, S. Fe, Popajan, Quito ...

J'espère que nous serons au mois de juin ou commencement de juillet à la ville de Quito où j'attendrai la nouvelle de votre arrivée à Lima. Ayez la grâce de m'y écrire deux mots sous l'adresse espagnole al Sr. Baron de Humboldt Quito, casa del Sr. Governador Bn. de Caroudelet. Mon plan est au cas que je n'entende rien de vous, mon respectable ami, de visiter le Chimboraço, Losca ... jusqu'au novembre 1801 et descendre en décembre ou janvier 1802 avec mes instrumens à Lima.

Vous verrez par cette narration, mon respectable ami, que le climat des Tropiques ne m'a pas rendu phlegmatique, que je ne connais pas de sacrifices lorsqu'il s'agit de suivre des plans utiles et hardis. Je vous ai parlé avec franchise; je sais que je vous demande plus que je vous offre, je ne puis croire même

que des circonstances particulieres pourraient vous empêcher de nous recevoir à votre bord ... En ce cas cette lettre pourrait vous embarrasser, elle vous embarasserait d'autant plus que vous nous honorez de votre amitie. J'ose vous prier de me parler franchement, je me rejouirai toujours d'avoir eu le plaisir de vous voir et je ne me plaindrai jamais des évènements qui nous gouvernent malgré nous. C'est par cette franchise que vous me donnerez le signe le plus précieux de vos bontés pour moi. Je continuerais alors ma propre expédition depuis Lima à Acapulco, Mexico, aux Philippines, Surate, Bassora, la Palestine — Marseille. Mais j'aime mieux croire que je puisse être des vôtres. Le C. Bonpland vous présente ses respects.

Salut et amitie inviolable.

Alexandre Humboldt.

Spätere Anmerkung von Humboldt. Cette lettre écrite au Capitaine Baudin à mon arrivée à Carthagène des Indes (en venant de la Havane) m'a été rendue, le Cap. Baudin n'ayant pas relâché à Lima.

A. Humboldt.

Berlin, en Nov. 1846.

129.

Humboldt an Varnhagen.

Sonntag, den 21. Februar 1847.

— Ich weiß nicht ob ich Ihnen einen sehr schönen Brief meines Bruders über Schiller's Tod aus Rom 1805, der erst neuerdings aufgefunden worden ist und der im nächsten Theile der Werke erscheint, gezeigt habe. Ich lege Ihnen auch noch als in dieser Woche empfangen einen sehr liebenswürdigen Brief von Fürst Metternich und einen sehr hölzern schwachen von Prinz Albert bei. Metternich hat ein Prachtwerk auf seine Kosten herausgegeben, eine Beschreibung seiner Versteinerungssammlung in Königswarth. Vielleicht liegt darin eine kleine Nebenabsicht, die, daß er, nicht Kolowrat, Präsident der neuen Akademie der Wissenschaften werde. An Prinz Albert hatte ich auf seinen Wunsch, als er in Stolzenfels war, ein Exemplar des Kosmos in sein Zimmer legen lassen, er hatte die Höflichkeit, mir nicht zu danken. Jetzt hat ihn der Schwarze Vogel höflich gemacht, zugleich das und —. Er läßt mich „von kreisenden Lichtmeeren und von Sternenterrassen" sprechen, eine Koburgische Variante zu meinem Texte, quite english aus Windsor, wo alles voll Terrassen ist. Im Kosmos steht einmal der Sternenteppich S. 159 um durch Oeffnungen die sternleeren Flecke zu erklären. Das Buch über die merikanischen Monumente, das er mir schenkt, habe ich mir vor zwei

Jahren gekauft. Eine Prachtausgabe von Lord Byron wäre zarter gewesen: auch ist es sonderbar der Königin Victoria gar nicht zu erwähnen, die mein Naturbuch vielleicht nicht christlich findet. Sie sehen, ich richte streng, wenn Prinzen schreiben.

Schicken Sie mir gütigst Metternich und Albert bald wieder, denn ich habe noch nicht geantwortet; auch um Wilhelms Brief muß ich später bitten, es ist die einzige Abschrift, das Original habe ich an Schleier geschenkt, da er sehnlichst etwas von des Bruders Hand erwünschte.

Mit alter Anhänglichkeit Ihr

A. v. Humboldt.

130.

Metternich an Humboldt.

(Wien, Februar 1847.)

Mon cher Baron!

Je commencerai cette lettre par vous féliciter de la nouvelle marque d'honneur que le Roi vient de vous donner. L'Aigle, sous l'ombre des ailes duquel — sub umbra alarum — vous avez su tant produire se présentera bien sur votre poitrine! Suum cuique!

Voici ce qui me reste à vous dire!

Vous savez que je ne suis pas un savant et que je n'ai point la prétention d'en être un; vous savez parcontre que je suis ami des sciences, et c'est dans cette qualité que j'ai fourni à des savans les moyens de mettre au jour l'opuscule dont je vous envois le premier exemplaire. J'espère que vous en trouverez l'exécution convenable. Je crois être aujourd'hui en possession de la collection la plus complète qui existe des monumens d'une époque, dont je n'ai pas la prétention de fixer la date, dont la Gossau renferme des restes sans nombre. L'histoire qu'écrivent les hommes embrasse un point imperceptible dans celle dont la nature possède les matériaux. Ce n'est pas moi qui ai donné mon nom à une Ammonite; ce sont les éditeurs de l'opuscule. Ce que je sais, c'est que mon nom et même celui d'Ammon, était ignoré quand mon filleul était en vie!

Mille sincères hommages, mon cher Baron.

Metternich.

131.

Prinz Albert an Humboldt.

Windsor Castle, 7. Febr. 1847.

Verehrter Herr Baron

Ich habe mich beim allmähligen Durchlesen des ersten Bandes Ihres Kosmos fortwährend gedrungen gefühlt, Ihnen meinen wiederholten Dank für den großen geistigen Genuß auszudrücken, den mir dieses Studium gewährt hat. Freilich vermag ich nicht, Ihnen über Ihr vortreffliches Werk, das ich aus Ihren eigenen Händen empfangen habe, ein spruchfähiges Urtheil hier als Gegengabe mitzutheilen. Um aber, in Ermangelung eines solchen, dem Ausdrucke meines Dankes wenigstens ein gewisses äußerliches Gewicht zu leihen, überreiche ich Ihnen das beifolgende Werk (Catherwood's Views in Central America), das als ein Nachtrag zu Ihrem eigenen großen Werke über das spanische Amerika vielleicht Ihre Aufmerksamkeit in Anspruch nehmen dürfte. Ich brauche nicht zu sagen, mit wie lebhafter Erwartung ich dem Erscheinen des zweiten Bandes des Kosmos entgegensehe.

Möge der Himmel „dessen kreisende Lichtmeere und Sternenterrassen" Sie so herrlich beschreiben, Sie dem Vaterlande, der Welt und dem Kosmos selbst noch viele Jahre in ungestörter Körper- und Geistesfrische erhalten. Dies ist der aufrichtige Wunsch Ihres

ganz ergebenen
Albert.

132.

Humboldt an Varnhagen.

Berlin, den 27. Februar 1847.

Hier, mein theurer Freund, ist endlich mein dankender Brief an Carriere, mit drei warmen Empfehlungen.

Sie haben recht gehabt auf mich zu schelten wegen zu großer Strenge gegen den Mann der Sternterrassen. Ich bin nur strenge mit den Mächtigen, und dieser Mann ist mir in Stolzenfels sehr unheimlich geworden. „Ich weiß, Sie nehmen viel Theil an dem Unglück der russischen Polen, leider! verdienen die Polen so wenig unsere Theilnahme als die Irländer.“ Mihi dixit, und man ist der schöne Gemahl der Königin von Großbritannien! —

Ich eile heute nach Potsdam um alle Manuskripte zu holen, die glücklicherweise von Erfurt angekommen sind. Frau von Bülow schreibt, es sei eine lange und sehr schöne Stelle über unsere Rahel darin, und Schmeichelhaftes für Sie.

Mit alter Anhänglichkeit Ihr

A. v. H.

Sonnabend.

133.

Humboldt an Varnhagen.

Berlin, den 27. März 1847.

Ich bin tugendhafter gewesen als Sie glauben, mein theurer Freund. Ich bin mit dem ersten Bande der Briefe*) (Theresens Eigenthum) ganz fertig. Ich habe fast nichts zu ändern gefunden und im Ganzen kaum den Werth von 3—4 Seiten supprimirt, Zwieback, häusliches Detail, ein paar Ausfälle der Diede gegen Herzog Karl von Braunschweig, der sich gewiß durch Kalumnien auf ihre Tugend rächen würde. — Es ist viel Wunderschönes, in Sprache und Ideen, darin, ein Lebensbild von der seltensten Art, eine Verachtung alles menschlichen Glücks und Unglücks sobald es den Ideenkreis nicht verengt, viel Biblisches und dogmatisch Christliches, ein Gemisch von Stoa, Verachtung der äußern Weltbegebenheiten und doch Zartheit und Weiche in einem Briefwechsel der bis vier Tage vor dem Tode fortgesetzt wird, auf Linien schreibend um das Selbstschreiben mit zitternder Hand möglich zu machen. Daneben Liebesquälereien, qui m'impatientent, die ich aber stehen lasse um dem Eindruck der mächtigen Individualität nichts zu nehmen. Ich wiederhole, was ich ausgestrichen, sind 5—6 Zeilen, was ich Langweiliges,

*) Wilhelm von Humboldt's „Briefe an eine Freundin", welche als eine Erbschaft von Charlotte Diede in den Besitz von Therese von Bacheracht gelangt waren.

Unbedeutendes supprimirt der Werth von 3—4 geschriebenen, kaum 2 gedruckten Seiten. Wenn Sie aber in dem Manuskript viel, sehr viel anderes also ausgestrichen finden ∿∿∿∿∿∿∿∿, oft halbe Seiten, so ist dies das Werk der alten Dame. Vielleicht hat des Pfarrers Tochter zu Taubenheim einige krankhafte Anfälle von Pruderie gehabt. Die Dinte wird Ihnen beweisen, daß ich an diesem Ausstreichen keine Schuld habe. Der erste Band enthält eine schöne Stelle über Therese und viel Lobendes über den König von Baiern. Im zweiten Band ist eine Schilderung von Rahel, die Ihnen Freude machen wird. Über Bettinen steht (wie mir Frau von Bülow sagt) minder Angenehmes. Ich werde es gewiß modifiziren.

Ich hoffe Ihnen bis Dienstag den ganzen ersten Theil übergeben zu können. Der zweite soll bald nachfolgen, diesen zweiten bringe ich Ihnen dann mit Noten und Facsimile's, die man abkürzen muß, in einem Blechkasten mit Vorlegeschloß. Dann haben Sie den ganzen Schatz. Salvavi animam meam. Das Ganze wird heillosen und heilbringenden Lärmen machen und die entgegengesetztesten Urtheile veranlassen.

Mit inniger Freundschaft Ihr

A. v. Ht.

Thun Sie uns die Freundschaft dahin zu wirken, daß das Buch nicht in Berlin gedruckt und (wo möglich) nicht früher angekündigt werde, als es wirklich erscheint.

Meine Briefe für Carriere sind doch richtig in Ihre Hände gekommen?

Varnhagen schrieb den 30. März 1847 in seine Tageblätter: „Wie ich wieder zu Hause bin, kommt Humboldt und bringt mir ein Pack Manuskript, die Briefe seines Bruders an Frau Diede. — Humboldt sieht die diesigen Sachen so verzweifelt an, als ich, tröstet sich aber damit, daß die geschenkten Verfassungen von Haus aus nichts taugen, und daß am Ende schon etwas Gutes hervorgehen wird; er ist auf Heftigkeiten aller Art, Polizeigrimm, Volkswuth, Truppeneinwirken gefaßt. Der König, meint er, ahndet dergleichen nicht, ist seelenvergnügt, hat seine Eröffnungsrede fertig, und denkt nicht weiter an den 11. April und seine Folgen. Mit Humboldt hat er über die Ständesache nie ein Wort gesprochen. In der Sache von Michelet hat Eichhorn den König äußerst aufgereizt, doch wird Michelet schwerlich abgesetzt werden können, wie es doch der König will und der Minister betreibt."

Den 31. März 1847 fügt Varnhagen noch Folgendes hinzu: „Humboldt sagte mir gestern noch, der König glaube fest an Don Miguel, Don Carlos, an den Sturz der Juli-Dynastie, und daß er noch werde nach Paris reisen können, den rechtmäßigen Herrscher zu begrüßen. — Ferner: er selber, Humboldt, gelte für einen Jacobiner, der die dreifarbige Fahne in der Tasche führe, ich dagegen würde für royalistisch gehalten, aber der König habe Vorurtheile gegen mich; es sei unbegreiflich, daß mein alter Freund Canitz dem Könige diese Vorurtheile nicht nehme, daß man bei allem, was jetzt vorgehe mich nicht zu Rathe ziehe, zu benutzen denke; auch Wittgenstein habe mit Humboldt oft in diesem Sinn gesprochen. Man vergißt dabei nur Eins: daß ich nicht kann und nicht will, beides in gleicher Entschiedenheit.

Der Adel ist furchtbar aufgeregt; er ist plötzlich ein anderer geworden; das Selbstgefühl empört sich mit Macht. Der Teufel selbst hätte kein wirksameres Mittel erfinden können, um diese ganze Klasse feindlich zu stimmen, als diesen mißgeborenen Herrenstand!

Traum. Ich sah den König furchtbar weinend indem er

ausrief: «Dahin also ist es gekommen?! Nun, ich weiche! Laßt meinen Bruder alles übernehmen, und mög' es ihm besser als mir gelingen!»"

Den 3. Mai 1847 schrieb Varnhagen folgendes scherzhafte Wort von Humboldt auf: „Humboldt scherzte, ein Herr von Massow habe in den Ständen die liberale Denkart als eine Verschrobenheit aufgeführt, darnach sei er Humboldt also eine verschrobene Person, doppelt sogar, denn der Minister von Bodelschwingh sehe auch einen Litteraten für eine solche an!"

Den 11. Juli 1847 bemerkt Varnhagen: „Heute früh unerwartet Humboldt bei mir, ganz rüstig und munter. Er will nicht eigentlich krank gewesen sein. Er sagt, der König lebe in einem Taumel von Vergnügen, sei oft ausgelassen lustig, denke nicht mehr an den Landtag außer wenn er an ihn erinnert werde, dann freilich sei er ernst und finster. Die Minister aber sind höchst erbittert, besonders Savigny und Eichhorn, und am meisten Bodelschwingh, der noch jetzt den König zu scharfen Maßregeln reize, dagegen Canitz diesmal mild und versöhnlich wirke, Bodelschwingh kann es den Ständen nicht verzeihen, daß sie ihn um seinen geträumten Sieg gebracht, um seine geträumte Premierministerschaft. Humboldt ist am letzten Bogen seines zweiten Bandes; er geht im September nach Paris."

134.

Humboldt an Varnhagen.

Berlin, den 18. Januar 1849.

Wenn ich, mein theurer Varnhagen, so spät erst, und heute so lakonisch für Ihre lieben Geschenke und Ihren Brief und Ihre Glückwünsche danke, so werden Sie es wohl keiner Minderung meiner treuen Verehrung und Freundschaft zuschreiben. Ich habe allerdings jetzt erst den Genuß dessen gehabt, was Ihnen allein ansteht einen „schlichten Vortrag" zu nennen. Wie hat sich seitdem alles furchtbarer und auch hoffnungsvoller gestaltet, aber der Gefahr weiß man nur rohe materielle Kräfte entgegen zu setzen, und die angebotenen Früchte weiß man nicht zu pflücken, man will sie Andern zuwenden. — Romuald's Vokation*) verdient allerdings Züchtigung, welch ein Mißbrauch des ausgezeichneten Talentes! Nous en causerons sobald ich nur erst den Ordenstag, und den Wirrwarr der akademischen Wahlen zu meinem Orden hinter mir habe; la petite pièce, neben dem großen Weltdrama.

Mit alter Anhänglichkeit Ihr

A. v. Ht.

Der König ist nie edler gelobt worden, als in „schlichter Vortrag."!

*) Romuald, ou la vocation, par M. deCustine. Paris 1848. 4 Vol.

Die kleine Schrift: „Schlichter Vortrag an die Deutschen über die Aufgabe des Tages. Berlin, 1848", ist von Varnhagen verfaßt. Dieser schrieb übrigens selbst darüber einige Monate später, den 10. Mai 1849 in seine Tageblätter: „Ich lese wieder, was ich über Friedrich Wilhelm den Vierten noch im August vorigen Jahres drucken lassen, was ich nach seinem Huldigungstag im Herbste 1840 geschrieben — mit welchen Empfindungen jetzt! — Was ich thun mag, im Wachen, im Schlaf, immer drückt mich der Alp dieser Tageszustände, obschon ich recht gut weiß, daß es eben nur Zustände des Tages sind, daß die Vergeltung nicht ausbleibt, und daß die Zukunft reiche Früchte bringt. Auf, mein Vaterland! auf denn! Durch Bürgerkrieg mußt du hindurch, so gehe muthig deinen Weg, und alle Schuld des Blutes falle auf die Häupter, die dich auf diesen Weg zwingen. — Hier sind es nicht die augenblicklichen Erfolge, sondern die Mißerfolge, welche die Volkssache fördern."

Wir haben hier noch einen Besuch von Humboldt bei Varnhagen einzuschalten. Dieser schrieb den 12. Februar 1849 in seine Tageblätter: „Besuch von Humboldt. Die Minister findet er absurd, vor die Kammern treten zu wollen, sie fänden nicht einmal Männer, durch die sie sich volljährig machen könnten, sogar ein Mensch wie Rühlwetter weigre sich. Daß ich die octroyirte Verfassung bloß für die dicke Hülse eines neuen Revolutionskeimes erkläre, der sich entwickeln werde, erschreckt ihn etwas, sehr aber gefällt ihm, daß der König seit acht Jahren im Streit mit der Logik liege. Er sagt mir, der König habe große Lust gehabt, Canitz wieder zum Minister der auswärtigen Angelegenheiten zu ernennen! Eichhorn gehe auch schon wieder Rath, spreche — wie die Geheimeräthin *** — von der Pietistenpartei, als wenn er nie dazu gehört hätte.

Der Staatsanzeiger bringt die österreichische Note in Betreff der deutschen Sachen. Österreich will nicht ausscheiden, sondern mitsprechen, und sagt gleich, was es nicht leiden werde, nämlich keine Volkssouverainität, kein andres Oberhaupt als Österreich. Eine Ohrfeige für Preußen, eine Ohrfeige für Frankfurt, besonders aber für Bayern. Da habt ihr's nun! Wie doch alles, alles der Republik in die Hände arbeitet!"

135.

Humboldt an Varnhagen.

Potsdam, den 16. August 1843.

Wenn ich gern in der Selbsttäuschung lebe, einige Zeilen niedergeschrieben zu haben, die meinem Ohre wohlklingen, so frage ich mich auch dabei immer, ob sie auch Ihnen, edler Freund, gefallen würden? Sie wissen, oder vielmehr, Sie wissen nicht, daß die Prinzessin von Preußen in die Säle, welche Goethe'n, Schiller'n und den von Schiller in den Briefen an Körner gelästerten Herder und Wieland gewidmet sind, im Schloß zu Weimar, ein Prachtalbum mit vielen Autographen und gemahlten Initialen niedergelegt hat. Ich habe eine Vorrede dazu schreiben müssen, die Galuski recht glücklich übersetzt hat. Die Großherzogin wünschte eine französische Übertragung um sie in das Album zu legen für die undeutschen Reisenden. Empfangen Sie mit Nachsicht dies kleine Lebenszeichen ihres Freundes. Der blutige Horizont mißfällt mir sehr. Mit alter Freundschaft und Verehrung Ihr

A. v. Humboldt.

Donnerstag.

136.

Humboldt an Varnhagen.

Potsdam, den 15. Oktober 1849.

Ich hoffe, mein edler Freund, daß jetzt endlich meine Ansichten der Natur, vermehrt und zu zwei Drittel umgeändert, in Ihren Händen sind! Durch eine unglückliche Verwirrung, die in meiner langen Abwesenheit von Berlin ihren Grund hat, haben gerade Sie, in dessen Händen ich gerade mein Lieblingswerk am liebsten weiß, es so spät bekommen. Vielleicht werfen Sie einen freundlichen Blick auf die kontrastirenden Bilder von der nächtlichen Unruhe im Walde und der Stille am hohen Mittag I, 333 und 337; auf die goldenen Traumbilder des jungen Astorpilco II, 352.

Mit aller Liebe und Freundschaft Ihr

A. v. Humboldt.

In Eile.

Legen Sie zu Ihren Autographen einen sehr anmuthigen Brief des Mannes, der jetzt in Brüssel sein soll. Das Wort „votre fortune morale" ist mit viel Freiheit angewendet. Aber die Zeitungen, die alle mit Blutflecken besudelt sind! Welches Jahr, wo alle Gefühle verwildern!

137.

Metternich an Humboldt.

Richmond, ce 17. sept. 1849.

Mon cher baron!

Je viens d'apprendre par les feuilles de ce jour, que le 9 septembre 1769 vous a vu naître, et que vous venez de célébrer ainsi votre 80e anniversaire. Près de vous je me serais joint à vos amis pour vous offrir mes voeux; à la distance qui nous sépare, je m'avance seul vers vous et vous dirai en peu de mots, que je rends grâce à la puissance qui vous a donné des facultés qui ont rendu votre nom imperissable; naître est peu de chose, utiliser la vie est beaucoup. Vous comptez parm. les plus riches et vous avez fait un bien noble usage de votre fortune morale. Que Dieu vous conserve en santé et en vie!

Recevez, mon cher baron, avec l'expression d'un voeu dont vous ne mettez pas en doute la sincérité, celle de mes sentiments de dévouement et d'amitié, dont la date est ancienne, comme tout ce qui est placé entre nous!

Metternich.

138.

Humboldt an Varnhagen.

Potsdam, den 29. Oktober 1849.

Mein theurer Freund! Ein deutscher Brief der Herzogin von Orleans, der ich seit vielen Jahren meine Schriften schicke, für die sie eine besondere Vorliebe hat, schreibt jetzt eine mir so verzauberte Handschrift, daß ich Sie innigst bitte, bei Ihrer alten diplomatischen Entzifferungs-Übung, die Zeilen nachzuschreiben. Sie scheinen einiges Politische zu enthalten. Der Inhalt wird Sie selbst interessiren, und deßhalb darf ich leichter auf Ihre Rücksicht rechnen. Ihr treuer Freund

A. Humboldt.

139.

Herzogin Helene von Orleans an Humboldt.

Ew. Excellenz

bringe ich den gerührtesten Dank für den Beweis des mir so werthen Andenkens welches Sie den Stunden widmen, die wir in jüngst vergangener Zeit erlebten, welche aber durch die Begebenheiten schon zu den antediluvianischen zu gehören scheinen.

Ich sehe mit freudiger Erkenntlichkeit, daß die nur stets so gegenwärtigen Gespräche in meinem rothen Salon in den Tuilerien, und in St. Cloud, auch Ihrem Gedächtniß nicht fremd geworden sind, und danke Ew. Excellenz für diese Treue des Gefühls, welche in jetziger Zeit einen doppelten Werth gewinnt.

Schon hatte ich durch die Mittheilung der geliebten Kousine mich an dem neu erschienenen Werke erfreuet, welches die durch Lebensschicksale gerührten Gemüther und die durch die Wirren der Weltverhältnisse afficirten Geister als einen Labungsborn begrüßen, — auch hat mein Sohn schon manche Nahrung für seinen Durst nach Unterricht darin gefunden. — Wie danke ich es Ihnen demungeachtet daß Sie mir dieses Kleinod gesendet welches in der Begleitung Ihres Briefes einen neuen Werth erhielt.

Wie Sie mit so milden und wahrhaft treffenden Worten sagen: „Die Menschen arbeiten in diesem Augenblick an einer fable convenue: streben theils nach dem Un-

ausführbaren, an welches sie selbst nicht glauben!“ Wo aber wird das Licht erscheinen, welches sie zur Einsicht führen wird, und welche Ereignisse werden noch erfordert werden, sie von der Unhaltbarkeit der widersprechendsten Forderungen zu überzeugen? Wie Ew. Exc. es glauben scheint auch mir die jetzige Ruhe eine kurze nur zu sein — auch ich sehe in ihr keine Befriedigung, sondern nur die Apathie und Gleichgültigkeit, welche erschlaffend aber nicht überzeugend wirkt. Wer vermag die Zukunft zu ergründen? Es bleibt das Räthsel des morgenden Tages verborgen — wie viel mehr müssen wir in schweigender Geduld die Lösungen der kommenden Jahre erwarten. Doch den Muth und die Ergebung soll uns dieses Harren nicht nehmen — es soll im Gegentheil unsre Kraft stählen.

Der König hat mich bei meinem Besuch in England viel nach der Gesundheit Ew. Excellenz gefragt — auch die Königin erfuhr mit großer Theilnahme die Nachrichten welche ich ihr geben konnte. — Sie bewahren in freundlichem Andenken Ihren häufigen Besuch in Paris. — Meine Kinder wünschen Ihrem Gedächtniß anempfohlen zu werden, und ich hoffe ebenfalls von Zeit zu Zeit in demselben zu erwachen.

Mit aufrichtigster Verehrung und Erkenntlichkeit Ew. Excellenz affektionirte

Helene.

Eisenach d. 23. Okt. 1849.

140.

Humboldt an Varnhagen.

Potsdam, den 31. Oktober 1849.

Tausend, tausend Dank für die Interpretation, mein edler Freund. Wie haben die politischen Stürme auch die schöne oder wenigstens einst so klare Handschrift verwüstet! Den „geliebten Kourier" lese ich „die geliebte Kousine", die Prinzessin von Preußen, welche der Herzogin die neuen Ansichten zuerst gezeigt.

Eine kleine Rede, die ich den hiesigen Stadtverordneten gehalten, und in der ich der Ansichten eines sich frei entwickelnden Staatslebens meines in Potsdam geborenen Bruders erwähnte, hat die Spiker'sche Zeitung voll Druckfehler wiedergegeben. Hier haben Sie sie von meiner Hand, wie ich sie gleich niederschrieb. Es wäre mir lieb gewesen, wenn die Antwort in der Konstitutionellen oder andern, wahrhaft liberalen Zeitung korrekt wäre wiedergegeben. Mit alter Anhänglichkeit und Freundschaft Ihr

A. v. Ht.

Mittwoch Nacht.

Beilage.

Ich glaube Ihnen, verehrungswertheste Mitbürger, meinen tiefgefühlten Dank nicht lebhafter ausdrücken zu können, als wenn ich Ihnen sage, daß Sie mir eben so

viel Freude bereitet, als unerwartete Ehre geschenkt haben. Eine solche Freude will ich nicht durch die Frage trüben, wodurch könnte ich um Sie und Ihre schöne Stadt eine so seltene Auszeichnung verdienen? Sie haben, Ihrer würdig, neben der Sorgfalt für das materielle Wohl, von höheren Ansichten geleitet, Ihre Theilnahme und Achtung für die Bestrebungen dargethan, die mit den Fortschritten des Wissens, mit der Volkserziehung und der allgemeinen Bildung der Menschen zusammenhängen. Als der Lohn für einen Theil dieser Bestrebungen, denen mein ganzes, langes, vielbewegtes Leben gewidmet gewesen ist, nehme ich mit Stolz Ihre ehrenvolle Gabe an. Durch die Huld zweier edlen Monarchen ist mir zweiundzwanzig Jahre lang die Freude geworden, mit weniger Unterbrechung, als Ihr Mitburger zu leben und in einer anmuthigen geschmückten Natur die Anregungen zu finden, deren keine lebendige Naturdarstellung entbehren darf, wenn sie sich zu dem Walten der Kräfte des Weltalls erheben will. Dankbar habe ich fast jede meiner neueren Schriften mit dem historischen Namen geschmückt, der mir theuer geworden ist, und in dessen Mauern 1767 mein Bruder geboren ward, dessen Name in dem Andenken derer gefeiert wird, bei denen sich für die größeren Ansichten eines fortschreitenden, sich regelmäßig entwickelnden Staatslebens der freie Sinn erhalten hat.

A. v. Humboldt
bei Empfang des Ehrenbürgerbriefes von Potsdam.

141.

Humboldt an Varnhagen.

Potsdam, den 4. November 1849.

Wie glücklich haben Sie mich, theurer Freund, durch eine so liebenswürdige Mittheilung aus England gemacht! Aber es liegt mir wegen des Andenkens an meinen Bruder und um denen zu antworten, die mein Verbleiben an diesem Hofe verläumden, sehr daran, meine Antwort an die Potsdamer Stadtverordneten in einem liberalen Journale korrekt drucken zu lassen. Ich möchte sie der konstitutionellen Zeitung schicken, die der Sache noch nicht Erwähnung gethan. Ich habe aber keine Abschrift, bloß das Blättchen, das ich Ihnen geschickt. Haben Sie die Freundschaft, das Blättchen mir bald wiederzusenden.

Wie wichtig sind die Pariser Nachrichten! Der Unvorsichtige erlangt vielleicht das Consulat à vie (auf welches die Worte durée et stabilité anspielen), aber er fällt doch, und weckt den schlummernden Löwen. Die Freiheit wird dabei nicht verlieren, und die deutschen Staatsmänner (giebt es welche außer H. von Gagern?) werden dann inne werden, daß es in Mitteleuropa das Frankreich von 1789 giebt, dasselbe, über dessen Nullität man seit einem Jahre spöttelt. Die Schwerpunkte verlegen sich.

Mit inniger Freundschaft Ihr

A. Hl.

Sonntags.

142.

Humboldt an Varnhagen.

Berlin, den 19. März 1850.

Ich ſage Ihnen, mein theurer Freund, meinen innigen Dank für die lieben Zeilen, die Sie Herrn Rie gegeben, der mir ſchon durch Cornelius, Olfers, Radowitz und den König ſelbſt wegen des Buchs de l'art chrétien gerühmt war. Die neue Inkarnation eines Abgeſandten zum Erfurter Parlament und deſſen Beaufſichtigung im Intereſſe des Prince-Président war mir unerwartet, aber Rafael ſelbſt hatte viele Manieren.

Freundſchaftlichſt und erwartungsvoll Ihr

A. v. Humboldt.

Dienstag.

143.

Humboldt an Varnhagen.

Potsdam, den 2. Juli 1850.

Ich freue mich in dieser trüben Reaktionszeit ein so liebenswürdiges Lebenszeichen von Ihrer Hand, theuer Freund, zu empfangen. Ich freue mich auch Ihrer Reise nach Kiel, nach der kleinen Region, wo deutscher Sinn sich ausspricht, konsequent und frei. Die Weltzustände gleichen der Wasserbouteille, die d'Alembert schüttelte, damit ein Gewebe verschiedeneckiger Blasen entstand. Er sagte dann, um das hydraulische Wissen, in dem er doch selbst so groß war, zu verspotten: „Calculez-moi cela!“ Es wird manche der Blasen zerplatzen, ehe man diplomatisch ihre transitorische Form berechnet. —

Ich werde Herrn von Froloff meinen innigen Dank aussprechen. Ich rieth ihm vergebens ab, eine Masse von Erklärungen und Bildwerke einschalten zu wollen, die das Verständniß erläutern sollten. Er wollte das rein Unmögliche, und schien von der Form der Komposition wenig einzusehen. Von dem allen werde ich ihm nichts sagen. Das Hybride glückt nie in der Litteratur.

Ich war recht unwohl, sogar bettlägerig — jetzt aber trotz der Zerrissenheit des Lebens wohl, arbeitsam und unheiter. Mit alter Freundschaft Ihr

A. v. Humboldt.

144.

Humboldt an Bettina von Arnim.

(In Abſchrift von Varnhagen's Hand.)

Berlin, den 7. Juni 1851.

Sie konnten wohl nicht zweifeln, theure, gnädigſte Baronin, daß ich mit größter Wärme Ihren Wünſchen für einen ſo gediegenen Kompoſiteur als *** entgegen kommen würde. Bei den bösartigen Vorurtheilen des Muſikpaſſes, die von meinem Bruder angeregt auf mich vom König vererbt worden ſind, iſt meine Stimme über einen Gegenſtand, von dem man mir nie ſpricht, freilich auch etwas tonlos, beſonders wenn von Kirchengeſang die Rede iſt. Zwiſchen Warſchau, Olmütz, ruſſiſchen Großfürſten, und, um etwas Höheres zu nennen, Rauch's begeiſterndem mächtigen Werke, war die Unmöglichkeit ſich ſchon Gehör zu verſchaffen. Auf Warſchau iſt nun das konſtitutionelle Hannover gefolgt, der Beſuch bei Ihrem und meinem Königlichen Freunde! Ich habe unſern Monarchen noch nicht wieder in Potsdam geſehen, bin in allen Gräueln der kosmiſchen Überſiedelung begriffen, werde noch die von Warſchau zurückkehrende Fluth (die Anſchwemmung bataviſcher und mecklenburgiſcher Hoheiten) abwarten, und wenn das Klippenmeer beruhigt iſt, ſyſtematiſch agiren, wie es Ihr heiterer geiſtreicher Brief mir inſpirirt. In dieſer trüben Zeit verhallt aber alles Mündliche, während das Schriftliche kaum beachtet wird. Das

letztere ist aber das unvermeidlich Nothwendige. Um also zu einem so leicht zu erreichenden Zwecke zu gelangen, ist eine schriftliche, ganz kurze, unmittelbar an den König gerichtete Eingabe nöthig, die ich warm empfehlen übergebe. Der vortreffliche Mann bittet den König um eine kleine Geldunterstützung zu einer Reise nach München. Eine Zahlenangabe ist nicht nothwendig, vereinfacht aber die Sache. Das edle Zartgefühl des Mannes wird sich nicht durch meinen Vorschlag verletzt fühlen, da er nicht für sich fordert, sondern für einen schönen Kunstzweck.

Mit aller Anhänglichkeit und dankbarster Verehrung

Ihr gehorsamster, treuester

A. v. Humboldt.

145.

Humboldt an Varnhagen.

Potsdam, den 1. November 1851.

Sie haben mir, mein theurer, edler Freund, durch Ihre so freundliche Zuschrift unendlich wohlgethan. Ich bin tief in Ihrer Schuld, könnte durch lange Schweigsamkeit und scheinbare Vernachlässigung zu manchem Verdacht der Kälte und Trennung über Meinungen Anlaß gegeben haben. Bei einem so geistreichen Menschen, der zugleich ein so wohlwollender ist, hätte ich nicht befürchten sollen. Ehe ich Ihren mir theuern Brief mit Baader's Bildniß erhielt, war mein Vorsatz, sobald er erschiene, den mit vieler Anstrengung vollendeten leider ganz astronomischen dritten Band des Kosmos (beide Abtheilungen zusammengebunden) Ihnen persönlich zu überbringen. Ich war eines freundlichen Empfanges gewiß, und Ihr Brief vom 24. Oktober, der in meinem Berliner Hause liegen geblieben war, bekräftigt meinen Entschluß. Ottilie von Goethe hat mir freudige Nachrichten über Ihre Gesundheit gegeben; Sie werden wie gewöhnlich das Urtheil bestreiten. Was mich aber in Erstaunen gesetzt, ist daß der gewöhnlich so gletscherartig kalte Ministerpräsident von Ottilien sehr entzückt war, und ganz gestimmt ist ihre Wünsche wegen Anstellung Wolfgangs bei der preußischen Gesandtschaft in Rom zu erfüllen. War es aber nöthig, nachdem er eine sehr geistreiche kleine Schrift über Natur und Ge-

ſetzgebung herausgegeben, eine Sammlung von Gedichten erſcheinen zu laſſen, in denen die Einbildungskraft nur hie und da aufblitzt! — In alter Anhänglichkeit in trüber matter Zeit geſchrieben von

A. v. Humboldt.

Den 21. November 1851 ſchrieb Varnhagen in ſeine Tageblätter: „Einflüſterungen, die man gegen Humboldt verſucht. Die Kleinen und Mittelmäßigen, die wohl fühlen, daß ſie gegen einen Großen nichts ſind, vereinigen ſich gegen ihn neidiſch und gehäſſig, und glauben dadurch etwas zu ſein. Einer kommt lächelnd zum andern, vertraut ihm die Abneigung, die er empfindet, die Schwächen und Mängel, die er entdeckt hat, der andre nimmt das freundlich auf, antwortet in gleicher Weiſe, ſie drücken ſich vergnügt die Hände, und ſind feſtverbundene Freunde gegen den Helden. Die angeblich Treueſten geben ſich zu ſolchen Ränken hin. Einzeln bedeuten ſie nichts, aber in der Maſſe wirken ſie als ſolche, bedrücken den Tag, hemmen und verderben das Gute, untergraben Luſt und Stimmung. Von ſolchem Gezücht hat Goethe gelitten, leidet Humboldt. Ich kenne dergleichen aus Erfahrung, an Rahel hab' ich die Fülle davon erlebt! Die Brüder, die Richten, wie gerne waren ſie einig mit den untergeordneſten Leuten, ihre vereinigte Mittelmäßigkeit höher zu ſtellen als die Genialität des Herzens und Geiſtes, von der ſie ſich doch ſtets erhellen und erwärmen ließen! Humboldt's Schwächen ſind bekannt, er thut nicht geheim, er läßt ſich ſehen wie er iſt; aber ſeine Größe bleibe unangetaſtet, die Größe ſeines Geiſtes, wie die nicht mindere ſeines Herzens! Und achtzig Jahr, — welch ein Bollwerk! wer darf es wagen, dawider anzuſtürmen?"

146.

Humboldt an Varnhagen.

Berlin, den 28. Januar 1852.

Hier mein kleines kosmisches Geschenk, theurer Freund! Ich wollte es nicht selbst bringen, damit es nicht aussehe, als dürfte ich sonst nicht kommen. Werfen Sie einen Blick auf p. 1—25, den Mars p. 511 und die Schlußworte p. 625—630.

Ich darf doch morgen Donnerstag um 1 Uhr bei Ihnen anfragen? Ich komme bestimmt.

Mit alter Anhänglichkeit, die nie erkalten wird

A. v. Humboldt.

Mittwochs.

Mit zwei gelben Heften. Seinem vieljährigen Freunde Varnhagen von Ense mit alter Verehrung und Anhänglichkeit der Verf.

Den 29. Januar 1852 heißt es in Varnhagen's Tageblättern: „Um 1 Uhr kam Humboldt. Wunderbar rüstig für seine Jahre! Ist empört über den Staatsstreich in Frankreich, über die rohe Gewaltthat, die willkürlichen Verbannungen, besonders aber über den Raub des Vermögens der Orleans. Der König war anfangs voller Jubel, ihm und dem Hofe war die gegen das Volk, gegen die Volksvertretung, gegen Recht und Eid verübte Frevelthat kein Anstoß, aber daß der Abentheurer das allgemeine Wahlrecht bestehen läßt, sich auf das Volk stützt, Sozia-

lismus ausübt und noch dazu Kaiser werden will, das macht ihn verhaßt! Humboldt findet, daß in der Februarrevolution die Einsetzung der provisorischen Regierung, die unmittelbar in ganz Frankreich Gehorsam fand, noch ein viel stärkeres Stück ist, als was jetzt der Eine, der doch schon drei Jahre Präsident war und den großen Namen führt, ausgeübt hat. Ich führte ihm das Vorparlament und den Fünfziger-Ausschuß in Frankfurt am Main an. Er sieht in jener Willigkeit des Gehorsams das Nationalgefühl der Einheit und des Zusammengehörens, welches bei den Franzosen alle Parteispaltung überherrscht. Humboldt sagt, es sei unzweifelhaft, daß Louis Bonaparte ein Sohn des Admirals Verduel sei, sein Bruder Morny ein Sohn des Generals Flahault, der mit beiden Schwestern — der Königin von Holland und der Königin von Neapel — gelebt habe. Von Persigny — Fialin de Persigny — spricht er mit tiefster Verachtung, er sei ein roher, ungebobelter Unteroffizier, der sich aber doch anmaße, etwas Neues über die Pyramiden herausgebracht zu haben. Zu unsern Sachen übergehend, beklagte er die Beschränktheit, die Armseligkeit unsrer Minister, der dümmste sei Raumer, dumm und grob dazu; der König, gereizt und böse, launenhaft, gefalle sich in der Ausrede: er könne nichts, müsse sich nach den Ministern richten!"

Den 30. Januar 1852 fügt Varnhagen noch hinzu: „Humboldt nimmt sich der Wittwe des Philologen F. lebhaft an; derselbe hat große Arbeiten für ihn gemacht. Auf Humboldt's dringenden Rath richtete sie ein Pensionsgesuch an den König, und Humboldt und Böckh sollten dasselbe empfehlend mitunterschreiben. Aber F. war Demokrat, zwar kein thätiger, doch kein versteckter, und der König konnte davon gehört haben. Um dies unschädlich zu machen, meinte Humboldt, wollten sie doch auch Stahl um seine Unterschrift ersuchen! Auf den eignen Namen setzt er nichts mehr beim Könige durch! Welche Verhältnisse, Humboldt muß Stahl vorschieben!"

147.

Humboldt an Varnhagen.

Berlin, den 5. Februar 1852.

Ich glaube, mein theurer Freund, daß der Brief, den ich so eben erhalte, Ihre Ideen über Paris sehr bestätigen werde. Galuski, der Übersetzer des zweiten Theils des Kosmos, ist ein edler, talentvoller, philologisch gelehrter Mensch, aber von sehr mäßiger Freiheitsliebe. Was er von seinen ersten Eindrücken sagt, drückt diese Mäßigkeit ziemlich unverschämt aus. Er auch war von ungeheurer Furcht des Kommenden befallen. Meine Meinung ist von jeher gewesen, daß die wildeste Republik den geistigen Fortschritten der Menschheit und dem Bewußtsein ihrer Ehrenrechte nicht so viel und so langdauernd schaden kann, als le régime de mon oncle, le despotisme éclairé, dogmatique, mielleux, der, welcher alle Künste der Zivilisation anwendet, um den Willen und die Laune eines Einzigen herrschen zu lassen. Lesen Sie, um den Abscheu vor solcher Erniedrigung, die wie eine Pest sich zu verbreiten droht, zu vermehren, im heutigen Journal des Débats (vom 3. Februar) die Gründe, welche eine Empfehlungsliste der Wählbaren (laut dem Constitutionnel) nothwendig macht. In der gestrigen Spener'schen Zeitung war schon ein Inserat von ähnlichen Vorschlägen für die zweite Kammer bei uns!

Ich hoffe Ihnen bald die Histoire de l'Académie

(von Bartholmeß) zu schaffen. Ich habe viel vergeblich für die Wittwe des Prof. F. versucht. Ihr anhänglichster

A. v. Humboldt.

Beilage.

Spener'sche Zeitung. 1852. Vom 4. Febr. No. 29.

— Die Verhandlungen über die Bildung der ersten Kammer sind wiederholt Gegenstand unserer Mittheilungen gewesen. Weniger bekannt möchte es sein, daß sich in höheren Kreisen jetzt die Aufmerksamkeit auch der Frage über die Bildung der zweiten Kammer zuwendet. Das gegenwärtige Wahlgesetz stellt das Wahlrecht als ein freiwilliges Recht ohne eine entsprechende Pflicht hin. Ein Zwang zur Wahl möchte ebenso unzweckmäßig, als unausführbar erscheinen. Indem aber die Wähler sich in beliebiger Anzahl der Wahl enthalten, geben sie dieselbe in die Hände einer unbekannten Minderheit, die häufig durch Vollzug der Wahl bewirkt, daß statt der politischen Meinung des Wahlbezirks das Gegentheil vertreten wird. Die Grundsätze, die bei der Neubildung der ersten Kammer maßgebend sein möchten, haben in ihrer Konsequenz den Vorschlag hervorgerufen, das Wahlgesetz zu der zweiten Kammer dahin abzuändern, daß S. M. der König in jedem Wahlbezirke geraume Zeit vor der Wahl durch die Regierung einen Kandidaten bestimmen läßt, der Abgeordneter wird, wenn die Mehrheit der Wähler nicht einen anderen Abgeordneten ernennt. — Die hier geltend gemachten Gründe werden wir morgen mit den Einzelnheiten des Vorschlags mittheilen.

148.

Humboldt an Varnhagen.

Berlin, den 12. Februar 1852.

Vielleicht intereſſirt es Sie, mein theurer Freund, auf einem Blättchen alles zuſammen zu finden was die Orleans'ſche Dynaſtie verſucht dem Raube entgegen zu arbeiten. Die Herzogin von Orleans ſchickt mir das Blättchen durch die Prinzeſſin von Preußen.

Iſt Ihnen ein Kandidat Wilhelm S. aus Dresden, verhüllt unter dem Namen Wilfried von der Neun, bekannt, der mich mit zugeſchickten aphoriſtiſchen Gedanken im Manuſkript quält? Ihr

A. v. H.

Sie ſchicken mir gütigſt die Anlage bald wieder.

149.

Humboldt an Varnhagen.

Berlin, den 23. März 1852.

Das Alter hat unter vielen Unbequemlichkeiten auch die, das man Versuchen der Bekehrung ausgesetzt ist. Wollen Sie, theurer Freund, den sonderbaren, gutmüthigen Brief unter ihre psychologischen Curiosa legen! (Der Mann, der von der Seligkeit Bernadotte's so überzeugt ist, sagt mir auf Umwegen, daß der Satan in meinem Herzen den Kommandostab führe, wie bei Goethe, dem frommen Kant und Wieland.) Und unser Parlament!! Man werde, wenn es nöthig wäre, „die Städte vom Erdboden vertilgen" — wünscht unser Diplomat am Bundestage.

Mit inniger Anhänglichkeit Ihr treuer

A. H.

Dienstag in tiefer Nacht.

In dem beiliegenden Briefe von August Grau vom 6. Februar 1852 aus Ohio Montgomery County heißt es: „Ein Herr, der einen großen Theil der Erde durchreist hat, der durch die Herausgabe so vieler ausgezeichneter Schriften sich im Felde der Literatur und Wissenschaften ein so dauerndes und glanzreiches Denkmal errichtet hat, kann nicht anders als mit der größten Hochachtung von jedem Deutschen genannt werden; wenn die Namen großer Krieger, die das Blut ihrer Neben-

menschen verspürten auf dem Schlachtfelde wird vergessen sein, so wird Ihr Name Jahrhunderte und Jahrtausende lang in den Annalen der Geschichte glänzen. Aber sonderbar ist es zu gleicher Zeit daß die größten Naturforscher, Philosophen und Astronomen, die den größten Theil ihrer Lebenszeit mit neuen Erfindungen und mit der Erforschung der Naturkräfte zugebracht haben, oft ganz gleichgültig sind in Beziehung auf ihr seliges oder unseliges Schicksal in der andern Welt. Goethe, Schiller, Wieland und Kant und viele andere waren alle ausgezeichnete Charaktere und glänzende Ideale, und führten mehr oder weniger ein sogenanntes moralisches Leben, so daß sie sich vielleicht des Kartenspiels, der Kegelbahn, des Schauspielhauses und Tanzsaales enthielten, aber ihr Wirkungskreis ging nicht in die Ewigkeit hinein, und das Schicksal ihrer Nebenmenschen in der andern Welt, ihre Seligkeit lag denselben nicht am Herzen." — Nachdem der Briefschreiber sich nun weiter in salbungsvollen Klagen ergeht, daß die wahre Gottseligkeit so selten sei und auch bei Fürsten und Oberhofpredigern oft vermißt werde, sagt er: „Der letzte König von Preußen und seine wahrhaft königliche Luise wußten etwas von dem Stande der Wiedergeburt, so wie auch der letzte König von Schweden, der ehemalige französische Marschall Bernadotte, Fürst von Ponte Corvo. Ein armer Bauer konnte ihm über die Mittel zum Seligwerden mehr Licht geben als einer von den ersten Bischöfen der lutherischen Kirche. Ach, Herr Geheimer Rath, so sehr ich Ihrem guten moralischen Leben, Ihrem hohen Charakter als Staatsmann und Ihren Kenntnissen als Gelehrter völlige Gerechtigkeit widerfahren lasse, und mich freuen muß daß Berlin, ja daß Preußen einen solchen Mann aufzuweisen hat wie Ew. Gnaden sind, so würde meine Freude in ein heiliges Frohlocken ausbrechen, wenn ich die Ehre haben sollte, in Ihnen einen warmen Anhänger dessen zu sehen, der auf Golgatha starb. Ach, ohne Ihn sind wir, Herr Kammerherr, doch bei allen unsern Kenntnissen, bei aller unserer hochgepriesenen Gelehrsamkeit höchst unglücklich." — Weiterhin heißt

es: „Goethe sagte bei einer gewissen Gelegenheit, daß er während seiner ganzen Lebenszeit noch nicht vier glückliche Wochen erlebt hätte. Das war die Sprache eines großen Gelehrten. Wenn Christus seine Residenz und seine Wohnung nicht in unserem Herzen aufgeschlagen hat, wer kann anderes dort sein als der Satan? Einer muß doch dort sein, einer muß doch den Kommandostab führen. Man kann doch unmöglich zu einer und derselben Zeit zweien Herren dienen! Edler Mann, gnädiger Herr Kammerherr, ich bin von großer Achtung für Sie und für Ihre erhabenen Verdienste durchdrungen, und liebe und achte Sie. Ich bin nicht werth Ihnen die Schuhriemen aufzulösen, das ist die wahre Sprache meines Herzens, wenn ich mich gleich mit der Erlernung der Anfangsgründe von siebzehn verschiedenen Sprachen beschäftigt habe, und die Schriften des neuen Testamentes noch jetzt in sieben verschiedenen Sprachen lesen kann. Aber von der Wahrheit der christlichen Religion bin ich schon seit einunddreißig Jahren nicht nur fest überzeugt, sondern ich fühle die Einflüsse des heiligen Geistes täglich und beinahe stündlich." — Der Brief ist unterzeichnet: „Ew. Gnaden ergebenster Diener und Bruder in Christo, August Grau." Humboldt hat die Anmerkung hinzugefügt: „Ein Bekehrungsversuch aus dem Staate Ohio."

150.

Humboldt an Varnhagen.

Berlin, den 13. März 1853.

Ich bin, theurer, vieljähriger Freund, bei den Verwirrniſſen meines öden Lebens, in einer moraliſch ſo ſchmachvollen Zeit, in der Geiſtesverwirrung und Ungewißheit, ob ich Ihnen den ſiebenten Band der geſammelten Schriften meines Bruders ſchon geſandt habe! Ich fühle tiefe Scham deßhalb, weiß aber, daß Sie mir noch nicht zu zürnen gelernt haben. Der Aufſatz gegen Kapodiſtrias, die Forderung Straßburg abzutreten, tönt wie eine Ironie des Schickſals in Vergleich unſerer jetzigen Demuth ...

Mit alter Liebe und Verehrung Ihr

A. v. Humboldt.

Der Tod Leopold von Buch's — ein geiſtreiches Gemiſch des edelſten hülfreichſten Gemüthes, augenblicklicher Leidenſchaft, eines kleinen Deſpotismus der Meinungen; der wenigen Menſchen einer, die eine Phyſiognomie haben — hat mich tief geſchmerzt. Er hat ſeiner Wiſſenſchaft eine neue Geſtalt gegeben, er war eine der größten Illuſtrationen der Zeit; unſere Freundſchaft hat 63 Jahre gedauert — ohne Trübung, ob wir gleich oft denſelben Boden beackerten — da ich ihn 1791 in Freiberg fand, wo er ſchon vor mir (obgleich fünf Jahre jünger) auf der Bergakademie war. Sein Begräbniß war mir ein

Vorspiel, c'est comme cela que je serai dimanche. Und in welchem Zustande verlasse ich die Welt, der ich 1789 erlebte und mitfühlte — aber Jahrhunderte sind Sekunden in dem großen Entwickelungs-Prozesse der fortschreitenden Menschheit. Die ansteigende Curve hat aber kleine Einbiegungen, und es ist gar unbequem sich in solchem Theile des Niederganges zu befinden.

151.

Humboldt an Varnhagen.

Berlin, den 14. März 1853.

Herzlichen Dank und Troſt durch das ſo karakteriſtiſche, mir unbekannte Wort Fontenelle's, aber zwanzig Jahre ſind viel zu kurz, um Beſſeres zu ſehen! Ihr Bülow von Dennewitz iſt mir eine große und freudige Nachricht! — Den Schatz des leidenſchaftlichen Leopold von Buch gebe ich zurück (in der Anlage). Sollte Friedrich Schlegel's aſtronomiſche Viſion nicht mit Geſprächen zuſammenhängen, die ich in Wien mit ihm gehabt hatte über die Gewißheit, daß wir in Deutſchland einſt das ſüdliche Kreuz würden wieder aufgehen ſehen, wie es uns ſchon in hiſtoriſcher Zeit geleuchtet hat. Ich erinnere Sie nur an eine Stelle meines Kosmos (II. p. 333), die durch feſte chronologiſche Angaben für Sie einigen Reiz erhält: „Das Kreuz fing im nördlichen Deutſchland erſt an unſichtbar zu werden 2900 Jahre vor unſerer Zeitrechnung. Das Sternbild hatte ſich zu mehr als 10° Höhe über den Horizont erheben können. Als es in den baltiſchen Ländern am Himmelsgewölbe verſchwand, ſtand in Aegypten ſchon ein halbes Jahrtauſend die große Pyramide des Cheops. Das Hirtenvolk der Hykſos machte ſeinen Einfall 700 Jahre ſpäter. Die Vorzeit tritt uns ſcheinbar näher, wenn ihr Maaß an denkwürdige Ereigniſſe geknüpft wird.“

Arbeiten Sie ja fleißig an Ihrem Bülow von Denne-

witz, der mir in Paris sehr theuer wurde. Er benahm sich, Musik liebend, sehr freundlich in Lafayette's Familie, in dem Schlößchen Lagrange bei Paris, Lafayette's Landsitze, wo Bülow zur Einquartirung lag. Ihr

A. v. Humboldt.

Ich werde Band VI selbst bringen.

(Anmerkung von Varnhagen. Als Trost wegen seiner achtziger Jahre hatte ich an Humboldt geschrieben: selbst diese könnten verhältnißmäßig wieder eine Art Jugend werden, wie Fontenelle's Beispiel zeige, der hundertjährig einer Dame den Fächer, den sie hatte fallen lassen, aufheben wollte, und da er es nicht schnell genug konnte, schmerzlich ausrief: „Que n'ai-je plus mes quatre-vingts ans!" — Von Friedrich Schlegel hatte ich ihm mitgetheilt, derselbe habe zu Dresden kurz vor seinem Tode gegen Tieck die Prophezeihung ausgesprochen, er wisse nicht genau wann, aber gewiß in nicht langer Zeit werde am Himmel eine mächtige Veränderung vorgehen, alle großen Gestirne würden ihren Platz verlassen und in ein gewaltiges Kreuz zusammenrücken.)

152.

Humboldt an Varnhagen.

Berlin, den 15. August 1853.

Durch die Verlängerung meines langweiligen Aufenthalts in Potsdam von Ihnen getrennt, mein theurer geistreicher Freund, ist meine erste Annäherung eine Bitte. Sie, Sie allein sind mein litterarischer Rathgeber, der Tiefe der Gefühle mit einem so wunderbar harmonischen Sprachtalente verbindet. In meinem Uralter nimmt Zaghaftigkeit über mich selbst krankhaft zu. Es erscheint als ein besonderes Bändchen die Auswahl der Sonette meines Bruders, in denen Stoff und Form nicht immer in glücklichem Einklang stehen. Ich flehe, daß ich morgen, Dienstags, um 1 Uhr zu Ihnen kommen darf, um Ihnen eine mir abgedrungene Vorrede vorzulesen! Geben Sie mir ja nur ein mündliches Ja, durch den Diener. Mit alter unverbrüchlicher Freundschaft Ihr

A. v. Humboldt.

Montag.

153.

Humboldt an Varnhagen.

Berlin, den 31. August 1853.

So ist in dieser für meine Gefühle so traurigen Zeit, wo ein beängstigender Samum vom Pruth zum Tajo weht, mir doch einmal etwas hoch Erfreuliches geworden: Ihre Rückkehr, so freundliche Worte von Ihnen, ja Ihre erflehte Hülfe. Ihr herrlicher Brief trifft mich bei dem bon à tirer einer kleinen, ich hoffe prätensionslosen Vorrede zu den Sonetten. Da es mir leider unmöglich ist, Ihnen morgen persönlich zu danken (ich muß Freitag dem König bei seiner Ankunft manches Versprochene in Potsdam übergeben), so wage ich es Ihnen noch diesen Abend meinen Korrekturbogen zu schicken.

Ich bitte Sie inständigst die Blätter, in die ich ein wunderbares Fragment (wie zur Erläuterung der Ideen und Stimmungen, die in den „Briefen an die Freundin" sich offenbaren) eingeschaltet habe, streng zu behandeln, und mir auf einem besondern Blättchen zu notiren, was ich *ändern*, und besonders was ich *substituiren* soll. Ihnen folge ich blindlings.

S. IV gefällt mir nicht „*schön* errungene Himmelsgabe".

Das *fromme* Fragment war von eigener Hand ziemlich unleserlich geschrieben, und in dem Periodenbau war etwas hier und da nachzuhelfen; so S. XI. Vielleicht haben Sie lieber „*bei* Anerkennung". Die Phraie ist schwerfällig, auch jetzt noch.

S. XIV werden Sie nicht tadeln „eben nicht“ statt „haben die gerade“, was noch familiärer ist. Die 4 Zeilen stehen wie ein gefallener Aerolith. Erhalten muß man sie doch, schon als große Freiheit.

Könnten Sie S. XIII unten nicht etwas helfen? Ist Ihnen das Ende der Phrase „Stimme des Gewissens — gelegt hat“ deutlich? mir nicht. Vielleicht wäre durch einige Worte der Sinn zu erläutern.

Roma, die Verse an mich aus Albano, alle Chöre und Pindarica, werden ein anderes Bändchen bilden.

Mit alter Liebe und tiefer Achtung Ihr

A. v. Humboldt.

Die traurigsten Nachrichten aus Arago's Familie; Geschwulst an Händen und Füßen, Diabetes und fast Erblindung! Vierzig Jahre Leben mit ihm!! —

154.

Humboldt an Varnhagen.

Berlin, den 2. September 1853.

Tausend Verzeihung, daß ich Sie, den Leidenden, bedrängte! Ich habe alles aufgenommen, bin jedem Winke gefolgt. Gern aber möchte ich auch die Betrachtung anbringen, die Sie bei S. VI äußern. Würden Sie folgende Einschaltung billigen: „Ein langer Aufenthalt in Rom, und vielleicht ein lebhaftes Interesse für gewisse Epochen des italienischen Dichterlebens scheinen meinem Bruder eine besondere Vorliebe für eine kleine lyrische Form eingeflößt zu haben, die dem Gedanken (soll der Wohlklang nicht aufgeopfert werden) enge Fesseln anlegt, die er aber mit Bewußtsein und Absicht frei behandelte." (Oder wollen Sie „die er in Freiheit mit Bewußtsein und Absicht behandelte", oder „die er in bewußter Freiheit behandelte"?) „Wenn nun der Dichter nach seiner realen Eigenheit und Individualität am lebhaftesten das Bedürfniß fühlte, alles was der Empfindung entquillt, mit Ideen zu verweben."

Den kritischen Schatz, Ihr Blättchen, erbitte ich zurück.

Dankbarst Ihr A. v. Humboldt.

Freitags.

(Anmerkung von Varnhagen. Ich wählte: „Die er aber mit bewußter Freiheit behandelte", weil diese Lesart sich am besten zu dem Bilde der eben genannten „Fesseln" schickt, jedoch auch sonst die Sache bestimmt ausdrückt.)

Varnhagen berichtet den 9. September 1853 in seinen Tageblättern: „Humboldt hatte sich melden lassen, er kam gegen halb 2 Uhr und blieb bis nach halb 3. Ein bloßer Besuch, ohne Geschäftliches; er hatte das Bedürfnis mancherlei auszusprechen. Zuvörderst erklärte er sich mit bittrem Hohn und Unwillen über des Königs Reden in Elbing und in Hirschberg, über die gänzliche Schwäche, die sich in solchen ungereimten Aufwallungen kund gebe. Dann sprach er mit tiefster Verachtung von dem Kultusminister von Raumer, dessen Roheit und Frechheit, dessen Haß gegen alle Wissenschaft, dessen unheilvolles Wirken. » Der König, sagte Humboldt, haßt und verachtet alle seine Minister, aber diesen besonders, und spricht von ihm wie von einem Hundevieh, besonders ärgert ihn, daß Raumer stets den Wünschen des Königs entgegen ist. « — Und behält ihn doch? — » Wie er alle behält, weil er sie einmal hat, und jede Veränderung eine mühsame Arbeit ist. — Beispiel von den Brüdern Schlagintweit, die der König gern zu einer Reise nach dem Himalaya unterstützen wollte, der Kultusminister verweigerte es, der König befahl ihm, die Meinung Humboldt's zu vernehmen, diese war die günstigste, Raumer jedoch beharrte auf seiner Meinung, die durch Humboldt's Meinung nicht umgeändert sei. Da schrieb der König, der sich gegen seinen Minister ohnmächtig bekannte, an Bunsen, der nahm die Sache in die Hand, und die Brüder Schlagintweit erhalten nun englische Unterstützung. « — Und derselbe König, der so eifersüchtig auf seine Macht thut, läßt sie so beschränken? — » Ja er gefällt sich bisweilen in der Rolle eines konstitutionellen Königs, spricht sich in mißlichen Dingen mit einer Art Schadenfreude von jeder Verantwortung frei, wirft an ihn gemachten Forderungen die Schwierigkeit entgegen, die Unterschrift seiner Minister zu erlangen, ja thut als ob der ‚Racker von Staat' etwas ihm Fremdes wäre, beschuldigt sogar seine Minister, daß sie ihn über dem ‚Racker von Staat' oft außer Acht ließen « u. s. w. — » In kleinen Summen erfährt der König oft von großen Widerstand, in großen schlägt er dem

doch durch; 300 Thaler für einen armen Gelehrten oder Künſtler ſchlägt man ihm ab, 40,000 Thaler für einen Ankauf darf man ihm nicht verweigern.» — Welche verworrene, unheilvolle Wirthſchaft! — «Der König iſt ganz zufrieden, daß er in den kirchlichen Sachen ungehindert manſchen kann, die gelten als vom Staate getrennt, da hat kein Miniſter einzureden.» — Das iſt mir unverſtändlich und auch ſo nicht richtig, die Miniſter miſchen ſich wohl ein. — «Der ſchlechteſte Kerl in der ganzen Wirthſchaft iſt der Geh. Rath N., ein niedriger Schleicher, Duckmäuſer, voll Haß und Gift. Die Garcia kann hier nicht ſingen, ſagte er vor einiger Zeit, dazu iſt ſie zu roth; alle Vorſtellungen, daß der Geſang nicht roth ſein werde, waren vergebens, ich ſagte ihm zuletzt, nun ſo ſchicken Sie nach Bethanien, und laſſen die Diakoniſſinnen ſingen. Er wird glücklich ſein, mich unter der Erde zu ſehen.»"

Den 25. September 1853 erzählt Varnhagen in ſeinen Tageblättern: „Über die Anweſenheit Humboldt's vorgeſtern im Kirchenrath wird geſagt, die Pfaffen hätten ihren größten Gegner, der ſie alle zu Schanden mache, in ihrer Mitte gehabt, den Naturforſcher, vor dem all ihr Dunſt und Trug in nichts zerfliehe. «Abällino iſt unter euch!» hätte man rufen können."

155.

Humboldt an Varnhagen.

Berlin, den 12. Dezember 1853.

Sie haben mir, mein edler Freund, einmal wieder eine große Freude zu bereiten gewußt. Nachdem unſre Abreiſe von Potsdam, das ſich ganz zu einer buddhiſtiſchen „kalten Hölle" geſtaltete, durch Unwohlſein der Königin lange gehindert war, bin ich denn endlich, ſeit Sonnabend, hieher überſiedelt. Sie haben den preußiſchen Waffenruhm und, was mich menſchlicher berührt, den ſo vielſeitig gebildeten Krieger verherrlicht.*) Die Gallerie Ihrer Lebensbilder ſteht einzig groß in unſerer deutſchen Litteratur. Ich bin ſehr entrüſtet, daß in dem letzten Stück des Quarterly Review (September) mein Freund Arago ſo ſchändlich behandelt iſt, aus politiſcher Partheiſucht, ganz wie ich von demſelben Journale viele Jahre 1810—1818. Eine Note am Ende des Septemberſtücks ſagt mit ſeltener Zartheit, der Aufſatz ſei geſchrieben, ehe man ſeinen Tod wußte, aber in London war allgemein bekannt, daß er erblindet und an Waſſerſucht, die ihn beängſtigte, gränzenlos leidend war!!

Mit alter Dankbarkeit und Anhänglichkeit und Bewunderung Ihres Talents Ihr getreuer A. v. Humboldt.

Montags.

*) Leben des Generals Grafen Bülow von Dennewitz. Von K. A. Varnhagen von Enſe. Berlin. 1853.

156.

Humboldt an Varnhagen.

Berlin, Donnerstag Nacht, — vom 13. zum 14. April 1854.

Empfangen Sie, edler Freund, meinen innigſten Dank, Sie und die liebenswürdige Vertraute „der Dämonen“. *) Der König iſt für mich wegen der geiſtlichen Vorbereitungen jetzt unſichtbar, und geht Montag in militairiſchen Angelegenheiten nach Potsdam auf 5—6 Tage; aber ein recht warmer Brief von mir iſt morgen 8 Uhr in Charlottenburg in ſeiner Hand. **) So haben wir wenigſtens unſere Pflicht treu gethan. Ich werde ganz der reſponſable Miniſter der Konſervativen; denn vor drei Tagen forderte ich das vierte Minimum des Rothen Vogels für einen Mann, der 150 Jahr ſein Grundſtück konſervirt hat, den Gärtner Bouché, einen Adoptivſohn ***) aus der Champagne. — Es iſt mir eine große Freude, daß Ihnen meine Introduction ****), die nur das Verdienſt der freien Geſinnung und Treue hat, auch in der Form gefallen hat. Als Dank ſchicke ich Ihnen ein der Zeitumſtände wegen — Juni 1848 — nicht unwichtiges Dokument für Ihre Autographenſammlung. Nur die andern Papiere,

*) Bettina. **) Um ihn zu benachrichtigen, daß am 17. Savigny's goldne Hochzeit iſt. ***) Ludwig von Gerlach hatte in der zweiten Kammer den Abgeordneten Bethmann-Hollweg einen Adoptivſohn Preußens genannt. ****) Zu Arago's Werken.

welche die irdiſchen Elendigkeiten des leider öffentlich gewordenen Zwiſtes*) ſchildern, erbitte ich einſt zurück. Alles Edle wird in Gemeinheit herabgezogen: ich habe einige Zeilen antworten müſſen. — Ich lebe monoton und trübe et mourant, avant le principe. Mit alter Anhänglichkeit Ihr A. v. Humboldt.

Ich werde gewiß Montag mich hochzeitartig einfinden.

*) Herr Mathieu hatte ſich dagegen aufgelehnt, daß auf dem Titel geſagt wird, Herr Barral ſei vom Verſtorbenen zum Herausgeber beſtellt worden.

157.

Arago an Humboldt.

Paris, ce 3. juin 1848.

Mon cher et illustre ami.

Mon fils est parti ce jour dernier pour Berlin, en qualité de ministre plénipotentiaire. Il est parti animé des meilleurs sentiments, d'idées de paix et de conciliation les plus décidées! Et voilà qu'aujourd'hui votre chargé d'affaires s'est rendu chez notre ministre des affaires étrangères, pour lui rendre compte des inquiétudes que la mission de mon fils a excitées dans votre cabinet et parmi la population berlinoise. Me voilà bien récompensé, en vérité, des efforts que j'ai faits, depuis mon arrivée au pouvoir, pour maintenir la concorde entre les deux gouvernements, pour éloigner tout prétexte de guerre! A qui persuadera-t-on, qu'animé des sentiments, dont je fais publiquement profession, j'aurais consenti à laisser investir Emmanuel d'une mission diplomatique importante, s'il avait été en désaccord avec moi, s'il appartenait à une secte socialiste hideuse, au communisme, car, j'ai honte de le dire, les accusations ont été jusque là? Au reste, j'en appelle à l'avenir: toutes les préventions disparaîtront lorsque Emmanuel aura fonctionné. Votre chargé d'affaires regrettera alors la réclamation intempestive qu'il a adressée à Mr. Bastide.

J'ai reçu, mon cher ami, avec bonheur ton aimable lettre. Rien au monde ne peut m'être plus agréable que d'apprendre que tu me conserves ton amitié. J'en suis digne par le prix que j'y mets. J'ai la confiance que ma conduite dans les trois derniers mois (j'ai presque dit dans les trois derniers siècles) ne doit me rien faire perdre dans ton esprit.

Tout à toi de coeur et d'âme

F. Arago.

158.

Humboldt an Varnhagen.

Berlin, Freitag den 14. April 1854.

Da der König ſchon Donnerstag ſeinen Kirchgang gehalten, ſo habe ich heute noch in Charlottenburg geſpeiſt und kann Ihnen uns erfreuliche Nachricht geben, daß wie der König mir geſagt „er von dem Ehrentage gewußt (nicht durch Uhden!!) und längſt alles dazu bereitet habe.“ Die Ingredienzien der geiſtigen oder materiellen Speiſung liegen freilich für mich in kimmeriſchem Dunkel begraben. Ihr treuer Humboldt.

Prinz von Preußen weiß nichts von der Einladung zu noce et festin.

159.

Humboldt an Varnhagen.

Potsdam, den 4. Juli 1854.

Da ich durch meine amerikanischen Verbindungen in die Vorliebe der Friedensgesellschaft gerathen bin, so werde ich von derselben mit vielen ihrer Schriften und Traktätchen belästigt. Die letzte Nummer des Herald of peace ist aber so merkwürdig durch die politische Bewegung der frömmelnden Friedensquaker, daß es Sie, theurer Freund, vielleicht einige Augenblicke erheitert, selbst die Zeugnisse zu lesen. Zerstören Sie das Blatt!

Die Sendung soll zugleich ein Zeichen des Lebens, d. h. der innigsten treuesten Freundschaft für Sie in diesen trüben Zeiten der Schwäche und des Unverstandes sein. Von dem neuen „Stahl-Ranke'schen" Staatsrathe habe ich mich aus Gründen, die nicht die des Alters sind, befreit, ich bin ausgeschieden.

Ich lege Ihnen noch einen krausen Brief des armen Bunsen bei, den Sie recht geheim halten und mir gelegentlich wiederschicken müssen in meine Berliner Wohnung. Erst Heidelberg und dann Bonn, immer zwischen den aufregenden Erinnerungen an zwei Erzbischöfe. Bei der gefährlichen Tendenz, die der edle Mann für theologischen Streit und seine neu erfundene apostolische Kirche unter der Firma Hippolytus hat, würde ein Aufenthalt in England, nämlich auf dem Lande zwischen London und

Oxford (der Bücher wegen) ihm ersprießlicher sein als Bonn. Die anglikanische freilich unduldsame Hochkirche ist in einem freien Lande minder unbequem, als ein ministerieller Kirchentag in Preußen. Dazu fürchte ich sehr für (wegen) Bunsen's wissenschaftlichen Ruf die drohenden hypothesenreichen Schriften über Urvölker, ägyptische, indische und ausgegrabene assyrische Semiten, wie auch über die Lage des Paradieses, für das bei Kiepert eine Karte bestellt ist. Landkarten über Meinungen der Völker können von der schiffbindenden Mythe am Meer und Himalaya bis zum Ararat und zu Aramea Kymbotos, ja bis zum merikanischen Cerceo sich ersteigen, Phantasiebilder, die auch die mormonische Bibel kennt. (S. die Beilage.)

Die weimarischen Phantasiespiele sind mehr heiterer Art; Beherrschung der Klimate durch Krystallpaläste, die zugleich Wirthshäuser sind, Nicos und Madera unnöthig machen, und ja nur 1½ Millionen Thaler Kapital erfordern, eine Anlage in der öden Potsdamer Kasernenstadt. Und das ausgebrütet in dem Hirn eines kenntnißvollen Mannes, Froriep.

Mit treuer Freundschaft Ihr A. Humboldt.

Potsdam, den 4. Juli 1854.
Im Zeitalter der Krystallpaläste.

Ich finde erst ganz vor kurzem in einem Briefe Gneisenau's, 1818, (in Stein's geistlos redigirtem Leben Bd. V. S. 262) die von Ihnen gewiß längst bemerkte Stelle: „H. strebt wieder nach dem Mittelpunkte, aber ihm mangelt Vertrauen, Achtung, Karakter und Muth." Sehr persönlicher Haß kann den eitelen Gneisenau doch nur veranlaßt haben, so verwerflich von meinem Bruder zu reden. Ich erinnere mich freilich von ihm gehört zu haben, Gneisenau sei bei seiner Verabschiedung ihm feindlich gewesen.

Was von allen Partheien übrigens damals über politische Institutionen gesagt wird, kommt mir jetzt, und kam mir schon 1815—1818 vor, als läse ich ein physikalisches Buch des dreizehnten Jahrhunderts, nur Furcht vor Provinzial-Ständen war zu loben, c'est de la bouillie pour les chats. —

Über diesen Brief bemerkt Varnhagen den 5. Juli 1854 in seinen Tageblättern: „Ich fand einen großen Brief von Humboldt, der mir das neueste Stück vom Herald of peace, einen Brief von Bunsen — vier enge Quartseiten — und einen andern von Robert Froriep aus Weimar mittheilte, begleitet von seinen guten Bemerkungen. «Die Sendung, sagt er, soll zugleich ein Zeichen des Lebens, d. h. der innigsten treuesten Freundschaft für Sie in diesen trüben Zeiten der Schwäche und des Unverstandes sein.» Ferner: «Von dem neuen Stahl-Ranke'schen Staatsrathe habe ich mich aus Gründen, die nicht die des Alters sind, befreit: ich bin ausgeschieden.» Dann spricht er von den Phantasiespielen Froriep's, der einen das Klima beherrschenden Kristallpalast in der «öden Kasernenstadt» Potsdam gründen, und dazu $1\frac{1}{2}$ Million Thaler anleihen möchte! Endlich rügt er Gneisenau's Mißurtheil über Wilhelm von Humboldt, ausgesprochen in einem Briefe vom Jahr 1818, den Pertz in dem „geistlos redigirten" Leben Stein's mittheilt; mit Recht verwirft Humboldt diese schnöde Mißbeurtheilung seines Bruders.

Der Brief von Bunsen ist sehr unordentlich geschrieben, Humboldt nennt ihn einen «krausen», was ihn treffend bezeichnet. Bunsen will künftig in Bonn wohnen, beklagt aber, daß die Universität so heruntergekommen sei, besonders in der theologischen Fakultät, man habe Dorner und Rothe weggebissen, und die allerbeschränktesten oder mittelmäßigen Leute, welche man in ganz Deutschland auftreiben konnte, wie Lange und Steinmeyer, seien an deren Stelle getreten; von Hengstenberg's Studirzimmer aus, durch Gerlach, gehe alles auf Verdummung und Verfinsterung

los; man werde dieſe trübe Zeit des geiſtreichſten Königs des Jahrhunderts noch viel ärger beklagen und verurtheilen, als Wöllner's; alles habe zugleich den reaktionairen politiſchen Karakter der Junkerparthei; nur Heuchelei und wahrer Unglaube werde durch dieſes unſelige Syſtem gepflanzt, und die leidenſchaftlichſte Reaktion vorbereitet; mit Garden und Polizei könne man ja politiſch thun was man wolle, — ſo lange es dauert: allein die Knechtung des Geiſtes habe der Deutſche nie ertragen, und ſein Fluch folge durch alle Jahrhunderte denen, die ſie geſucht haben. So ſchreibt Bunſen! Aber jetzt, als gefallener Günſtling! Wie war und wirkte er vorher? Auch zur Verdummung und Knechtung. Ganz ähnlich mit Radowitz, der auch zuletzt freiſinnig that!"

160.

Varnhagen an Humboldt.

Berlin, den 8. Juli 1854.

Mit gerührtem dankbarem Herzen hab' ich Euer Exzellenz theures Schreiben empfangen. Ja wohl, ein Lebenszeichen, ein Zeichen des kräftigsten, edelsten Lebens! Wenn je die Frage entstehen könnte, wie Sie in dieser trüben Zeit gedacht und gefühlt haben, so würde ein solches Blatt die entschiedenste Antwort sein, das glänzendste Zeugniß einer Gesinnung und Thätigkeit, die stets die gleiche Richtung gehalten und sich nie verläugnet haben. — Den Brief aus London — das ihm gegebene Beiwort „kraus" bezeichnet ihn treffend in jeder Beziehung — sende ich dem Befehl Euer Exzellenz gemäß, hiebei pflichtschuldigst zurück; wie gern hätte ich ihn meinen Sammlungen einverleibt! Er ist ein merkwürdiges Zeichen der gegenwärtigen Verhältnisse, manche Ausdrücke sind von der schlagendsten Bedeutung. Ich wollte nur, der Schreiber hätte auch früher sich so geäußert, vor den letzten persönlichen Erfahrungen! Der wissenschaftliche Ruf, den Sie durch die drohende Schriftenfluth gefährdet glauben, scheint mir von Anfang auf unsicherm Boden hauptsächlich durch äußere Stützen gehalten worden zu sein, und mit diesen unrettbar fallen zu müssen. Vielleicht wird sich die politische Bahn wieder eröffnen, aber gewiß nicht durch litterarische Hülfe, als welche diese plötzliche Überstürzung doch wohl mitbeabsichtigt scheint! Schweigende Ruhe würde weit nützlicher sein. Indeß darf diese an dem

gewählten Orte schwerlich erwartet werden, wo der katholische Haß bereits rege ist, und den politischen nährt und verstärkt, der von hier aus nachhaltig fortwirken wird.

Der selige Fürst Wittgenstein beglückwünschte mich einst, daß ich nicht nöthig hätte im Staatsrath zu sitzen, und das war doch der alte, in welchem auch Euer Exzellenz waren! Um wie viel mehr muß ich Sie beglückwünschen, daß Sie dem neuen sich entzogen haben, in welchem Stahl und Ranke sind! Dem letztern wird wohl niemand die Rolle der lächerlichen Person streitig machen, dem erstern jedermann den Vorrang des Sophisten lassen.

Die Worte Gneisenau's, welche Pertz im Leben Stein's (V. 262) mittheilt, passen so ganz und gar nicht auf Wilhelm von Humboldt, daß man versucht wäre, das H. dort anders zu deuten, wenn sich dafür eine statthafte Annahme finden ließe. Ich habe wohl selbst aus Gneisenau's Munde Äußerungen von Unzufriedenheit gehört, aber nie solche, die so ausgeschweift hätten, denen so leicht und vollständig zu widersprechen gewesen wäre! Was Gneisenau an Ihrem Bruder tadelte, war hauptsächlich, daß er nie versucht habe, durch sein Ansehn und seine Geistesüberlegenheit die Gleichgesinnten zu einer Gemeinsamkeit zu vereinigen, mit der sich vieles hätte unternehmen und bewirken lassen. Doch diesen Vorwurf, wenn es überhaupt einer ist, hat Gneisenau selbst eben so verdient, und von den Seinigen reichlichst erfahren! Das Buch von Pertz wimmelt von Ungerechtigkeiten und Schiefheiten, die zwar meist von Stein selbst herrühren, von Pertz aber mit blinder Partheilichkeit bekräftigt werden; er, der alles mittheilt, auch oft gar nicht zur Sache Gehöriges, läßt wichtige Aktenstücke unbedenklich fort, sobald sie nicht ganz zum Vortheil seines Helden sind. Dasselbe wird der Fall sein,

wenn er' Gneisenau's Biographie schreibt, zu der doch vor allem eine kriegskundige Hand erforderlich wäre! —

Das fromme Quakerblatt war mir schon bekannt; man hätte solche Ungeheuerlichkeiten in englischer Sprache kaum für möglich halten sollen! Aber unsre Zeit ist reich an solchen. An die Stelle des Tischrückens ist der Psychograph gekommen; man will mit Gewalt mir den Glauben an die Albernheit aufdrängen, ich entschuldige mich, daß in meinen Jahren man etwas zurückbleibt, ich sei erst beim Tischrücken, von dem aber will man nichts mehr hören. Bei diesem Gegenstande fällt mir etwas ein, das ich nicht unterdrücken mag! Es geschieht natürlich sehr oft, daß Äußerungen Euer Exzellenz, besonders solche, die an Königlicher Tafel vorgekommen, in's große Publikum dringen, hier mit Eifer wiederholt werden, und dabei die abweichendsten Gestalten annehmen; so ganz kürzlich wieder eine Entgegnung an Herrn Senfft von Pilsach, in der mir die ursprüngliche Fassung sehr verloren schien; es wäre doch wünschenswerth, wenn diese jedesmal irgendwie authentisch bewahrt würde! —

Mit wiederholtem innigsten Dank, in treuster Verehrung und Ergebenheit verharr' ich unwandelbar Euer Exzellenz ganz gehorsamster

Varnhagen von Ense.

Einige starke, mir so willkommene als unerwartete, Ausdrücke in dem Londoner Brief erinnern mich, daß auch Herr von Radowitz in ähnlichen sich ergangen hat, und sie sogar hat drucken lassen (Gesammelte Schriften IV. 210. 256. 281.); in der mittlern Stelle geht er so weit, den Wahlspruch „Gegen Demokraten helfen nur Soldaten" in sein Gegentheil umzukehren!

161.

Humboldt an Varnhagen.

Berlin, den 9. Juli 1854.

Ich finde, von dem in Sanssouci gefeierten russischen Namenstage zurückkehrend, Ihren liebenswürdigen Brief. Da ich Ihnen nichts abschlagen kann, so lege ich den Hippolytus bei! Befriedigen Sie dafür meine Neugierde! Ich glaube nie in meinem Leben mit Herrn Senfft von Pilsach gesprochen zu haben; ich könnte ihm auf der Straße oder in Gesellschaft begegnen und würde ihn nicht erkennen. Bei dem allen kann ich wohl bei dem König mit ihm gespeist haben. Nach dem, was ich von ihm gehört, fühle ich mich nicht zu ihm hingeneigt. Da ich dem Könige stets gegenüber sitze, so rede ich laut nur zu diesem, aber recht frei, weil ich weiß, daß man es wiedersagt, freilich gemodelt nach der Färbung des Erzählenden, in einem Lande wo dazu allerhand Anspielung eines zarten Tadels, bei völligem Mangel der Ausbildung in geselliger Rede, verloren geht.

Das Urtheil von Gneisenau betrifft gewiß meinen Bruder. Das sind oft augenblickliche Aufwallungen. Schiller schreibt an Körner, als ich in Jena ankam, „ich sei um vieles geistreicher und begabter als mein Bruder"; später, in einer Zeit als er mich täglich sah und mit Zärtlichkeit überhäufte, schrieb er an Körner: „ich sei ein beschränkter Verstandesmensch, der trotz aller rastlosen Thätigkeit in meinem Fache nie etwas Großes leisten werde. Herder's Werke seien Krankheitsstoffe, deren sich seine Natur entledige." (Man glaubt eine Stelle aus Zelter's Briefen zu lesen!) In einem Autographen aus einer Samm-

lung in Augsburg, das man mir ſchenken wollte, und das ich zurückgeſchickt, ſchreibt mein Freund Fürſt S. an Koreff: Alexander H. begleitet wieder den König auf den Aachener Kongreß bloß als Spürhund! So wird für die gläubige Nachwelt auf der Lebensbühne geſpielt. Kaiſer Alexander hatte dem vorigen König erzählt, mein Bruder ſei ohne allen Zweifel im Wiener Kongreß von den Juden um ihnen nützlich zu ſein mit Geld beſtochen worden, wie Baron Bülow in der belgiſchen Angelegenheit von den Franzoſen, laut dem König von Hannover. — In Schöning's ſehr intereſſantem baieriſchem Erbfolgekrieg, intereſſant durch die Korreſpondenz mit Prinz Heinrich und die Rückſpiegelung auf die jetzigen ſchamvollen Zuſtände, ſteht S. 294 ein politiſches Projekt, das mir unbekannt war, der öſterreichiſche Vorſchlag dem baieriſchen Hauſe für Abtretung von Baiern die Niederlande als Königreich Burgund zu geben. Nach ſo einem Titel König von Burgund ſtrebte 1815 Herzog von M. ſich aber mit Lothringen und Elſaß begnügend. Napoleon hatte auch den Principe de la Paz für einen Augenblick zum König von Bätica (Andaluſien und Granada) aus Erinnerung an „Télémaque“, den König von Sardinien zum Roi de Numidie machen wollen, obgleich der Geber über keine Spanne Land in Afrika zu disponiren hatte.

Mit inniger Freundſchaft immer gleich inkorrekt und unleſerlich Ihr treueſter

Sonnabend Nacht. A. v. Humboldt.

(Schon 1743 bot Oeſterreich dem Kaiſer Karl VII. für Baiern die erſt zu erobernden Elſaß, Lothringen und Franche-Comté als Königreich an. S. Mem. de Noailles. Tome VI.)

162.

Humboldt an Bettina von Arnim.

(In Abschrift von Varnhagen's Hand.)

Berlin, den 8. Juli 1854.

Warum, gnädigste Baronin, hat der Ewige aus dem Füllhorn, das er so sparsam auf unseren elenden, sündigen Erdball leert, Sie mit geistigen Gaben und mit den noch schöneren Gaben zarter Gefühle überschüttet, wenn Sie albernen Reden „über die von denen ich mich entferne" trauen! Was Sie Ihre prophetischen Visionen nennen, konnte mich nicht erschrecken, da solch ein Hellsehen mir auch geschenkt war! Der König hat keine Silbe von Ihrem Buche gelesen oder sich lesen zu lassen gewünscht, wie ich von Andern höre, da ich selten den Abend erscheine, und mein Vorlesen seit Jahren aufgehört hat. Wie kann ich aber, hochverehrte Freundin, der ich beim Könige nie die Worte Domkapelle, Schauspielhaus, Konzertsaal ausspreche, nie ein Wort von der Existenz eines akademischen Zentral-Dombauvereins in Bonn oder von einem Vorstande des hiesigen Vereins erfahren habe, in dieser Sache mir Gehör verschaffen! Alles was über solche allerdings wünschenswerthe Dinge mündlich selbst von sogenannten Einflußreichen vorgetragen würde, bleibt jetzt ohne alle Beachtung und Wirkung; es kann nur ein Erfolg gehofft werden, wenn unmittelbar an den König ein offizielles Exposé des Vorhabens mit persönlicher Unterschrift des

Vorstandes und bestimmten Forderungen einfach gerichtet wird. In den Kabinetsvorträgen allein wird entschieden, und eben deßhalb muß das Gesuch bestimmt und vollständig in einem Schreiben an den König dargestellt sein. In dieser bewegten Zeit, in der der Monarch nur wochenlang in Sanssouci verweilt, ist dies noch nothwendiger als je! — Von Mahler Ratti's Titian, politischen Verdächtigungen! und von hohen Unbekannten — von dem alle höre ich auch zum erstenmale, und werde gern dazu beitragen die Verdächtigungen niederzuschlagen, wenngleich bei meiner bekannten Färbung dergleichen „essais de blanchir" eine sehr schwache Hülfe sind. Unter so vielen schmerzhaften Eindrücken, die Sie in Ihrer glühenden schönen Liebe zu allem Wahren, Freien, Edlen und Guten so unerschütterlich nähren, haben Sie zu meiner großen Freude, neben den Türkensiegen noch zwei andere Gründe erheiternder Genugthuung. — Ihr Goethe-Monument ist gesichert, und der mir theure Enkel des großen Mannes hat dienstliche Anerkennung und eine freiere Lage errungen in der römischen Gesandtschaft.

Mit unverbrüchlicher alter Verehrung und Freundschaft

Der Alte von den Bergen

A. v. Ht.

163.

Humboldt an Varnhagen.

Berlin, den 10. Juli 1854.

Eine so grob „hinterpommersche" direkte Antwort konnten Sie, theurer Freund, mir freilich nicht zutrauen! Ich habe keine Ahnung von der Frage über die Begeistigung des Fichtenholzes am Tische des Königs, wo jedermann daran glaubt, wie an die persischen Heerschaaren, die man im Eichsfeld in der Luft gesehen hat. Das „Drama" der Kreuzzeitung hat wie alles was aus dieser schlechten und an Geistesarmuth kranken Parthei kommt, das Gepräge feiger Bosheit! Sie sind nicht zu beklagen, da Ihnen ein Schatz, das heißt die Kraft beseelender Erinnerungen aus einer großen Zeit, 1813, geworden ist. Auch ich habe mich immer vor der mit Geist und List redigirten Revue des deux mondes zurückgehalten. Was man gleichzeitig haßt, haßt man darum nicht aus gleichen Motiven. Die heutigen Liberalen dort glauben sich gerechtfertigt, nach Berliner Hundezwang bellen, aber nicht beißen zu dürfen, „weil ohne den Erretter sie alle würden im Blute geschwommen haben." Credat Judaeus Apella!

Ihr treuer A. v. Humboldt.

Montag. Wieder eine Leiche bestattend.*)

Ein mir unbekannter Arbeitsmann redete mich an, bei dem Begräbniß von Benjamin Constant: „N'est-ce pas, mon bon Monsieur, vous n'avez rien de si beau en Prusse, mais ce sera bien plus beau quand nous enterrerons M. de La Fayette."

*) Des Maschinenbauers Borsig, wenige Tage früher der Frau Amalia Beer; beiden wohnte der fünfundachtzigjährige Greis bei.

164.

Humboldt an Varnhagen.

Berlin, den 29. Juli 1854.

In Spanien ruft der tugendhafte „Aufſtand“ wie der tugendhafte Johanniter-Orden am Wilhelmsplatze: „Es lebe die Keuſchheit!“ — viva el pudor (Iſabella) viva la moralidad (die uneigennützige Chriſtine), — aber ſollten Sie, theurer Freund, es für möglich halten (Juli 1854!) daß der Herr Kultusminiſter, freilich bisher vergebens, auch ruft, viva el pudor! Er hat ganz officiellement beim König angetragen, daß die unbehoſeten Gruppen von der Brücke auf Königlichen Befehl wieder weggenommen und im Zeughauſe inkarzerirt werden ſollen, ohne Furcht vor der Preſſe, da das neue Frankfurter Preßzwangs-Bundesgeſetz doch nur den genialen im Münchener Kryſtallpalaſte noch fehlenden Berliner Hunde-Maulkörben gleicht, die uns Litteraten nur das Beißen, nicht aber das Bellen verwehrt. Wie viel iſt nicht ſchon an dieſen Hunde-Maulkörben gekünſtelt worden! Der dritte Ruf: viva la libertad! iſt in der Halbinſel doch durchgedrungen trotz allen vornehmen Abläugnens. Ihr getreuer

Nachts. A. v. Humboldt.

165.

Humboldt an Varnhagen.

Berlin, den 31. Juli 1854.

Leider! nein! Ich war in dem Irrthum, daß der Ankauf des Denkmals für Weimar ganz vollbracht ſei, nur daß die Vergrößerung des Denkmals, die unſere herrliche Freundin gewünſcht, aufgegeben ſei. In den Sphären, die ich kenne, iſt jetzt an keinen thätigen Antheil zu denken. — Der Ausdruck: „Die Kunſt iſt ja ſchon Gewand" iſt von großer Feinheit und Schönheit. Dankbarſt Ihr

A. v. Humboldt.

Montag, durch Eiſenbahn gedrängt.

In den Vereinigten Staaten iſt allerdings viel Liebe für mich erwacht, aber das Ganze gewährt mir dort den traurigen Anblick, daß die Freiheit nur ein Mechanismus im Elemente der Nützlichkeit iſt, wenig dort veredelnd, das Geiſtige und Gemüthliche anregend, was doch der Zweck der politiſchen Freiheit ſein ſoll. Daher Gleichgültigkeit gegen Sklaverei. Aber die V. St. ſind ein Carteſianiſcher Wirbel alles fortreißend, langweilig nivellirend. —

166.

Varnhagen an Humboldt.

Berlin, den 8. Januar 1855.

Euer Exzellenz

habe ich innigſt zu danken, daß Sie bei freundlicher Austheilung herrlicher Gaben ſich ſtets auch meiner günſtig erinnern! An Eifer des Empfangens, an Schätzung des Empfangenen, an Dankbarkeit für den edlen Geber, will ich von niemanden mich übertreffen laſſen! Dieſes in ſo ſchönem Maß gehaltene, gediegene, und zugleich elegiſche Vorwort iſt das würdigſte und dauerndſte Denkmal für den zu früh dahingeſchiedenen Prinzen, über den auch von andrer Seite mir Nachrichten zugekommen ſind, die ſein Ableben in der Blüthe der Jahre tief bedauern laſſen. Ich werde ſuchen, mir ſein Werk zu verſchaffen, das von Euer Exzellenz ſo trefflich empfohlen wird. —

Die trübe Nebelhülle, welche das Tageslicht umſchleiert, entſpricht den geiſtigen Stimmungen, von denen ich wenigſtens mich gedrückt fühle; es hat mir in den letzten Tagen nicht gelingen wollen, eine heitre zu gewinnen. —

Mit den heißeſten Wünſchen für Sie, in treuer Verehrung und dankbarſter Ergebenheit unwandelbar

Euer Exzellenz gehorſamſter
Varnhagen von Enſe.

167.

Humboldt an Varnhagen.

Berlin, den 26. April 1855.

Verehrter Freund,

Ein wunderſamer Miſſionsverſuch, in eine idyllenartige Geſpenſtergeſchichte eingekleidet, politiſch und religiös, wunderbar ſchwülſtigen „ſaubren“ Stils, den ich Ihnen mittheilen muß, wohl eher das Werk eines Mannes. Von dem „warmen“ achtzehnjährigen Geburtstag, an dem der Liebesbund geſchloſſen wurde, verſtehe ich nichts, ſehne mich auch nicht nach dem Magnetismus der Hände. — Ich halte es für bequemer gar nicht zu antworten. Die Saturnalien des Despotismus und der Schmeicheleien, das freche Feſt der Vergeſſenheit als gebe es keine Geſchichte von 1813 und 14 iſt nun ausgeſpielt, unter dem freien Inſelvolke, eine Art Affenkomödie. Es giebt nur einen Troſt, der mich aufrichtet, daß aus dem allen etwas entſtehen wird, was beide Theile gar nicht beabſichtigen. Das iſt le principe, das uns Alle überlebt. Ich bin ſo grauſam Sie mit einzureihen. Meinem Bruder Wilhelm ſcheint da oben das Kaſſeler Buch gute Dienſte geleiſtet zu haben. Mit alter Anhänglichkeit und Verehrung Ihr getreuer

A. Humboldt.

Mittwochs.

Ich bitte Sie ja mir die Geſpenſtergeſchichte zurückzuſchicken.

Anmerkung von Varnhagen.

Zu Humboldt's Briefe vom 26. April 1855.

Eine „Unbekannte" wagt es, „Worte der Macht des Geistes" zu überſenden. „Sie ſind ihr gegeben, und der Befehl dabei erlaſſen, ſie wiederzugeben." Wenn Humboldt antwortet, ſo möge er den Brief unter der Ziffer A. W. unten im Laden links von der Hausthüre Lindenſtraße 120 abgeben laſſen, und dann weiteres vernehmen. Ein Wanderer, der ausruht, wird geſchildert. Der Bruder Wilhelm erſcheint dem Bruder Alexander, und mahnt ihn, an das Himmelreich zu denken, wie herrlich es da oben, wie nebelhaft es auf der Erde ſei. Als Wahrzeichen erinnert er ihn an „den achtzehnten warmen Geburtstag", wo ſie ſich Liebe gelobten, ein Schwur, der über den Tod hinausreicht, und den er hiermit löſt. Ein ſchwülſtiges Gewäſch, in welchem das Wort „ſauber" vielmals vorkommt und als wenig angemeſſen auffällt.

Zur oben angegebenen Adreſſe bemerkt Humboldt: „Dort iſt das Penſionat von Frau von Wentſtern und die Wittwe Poppe."

168.

Humboldt an Varnhagen.

Berlin, den 9. Auguſt 1855.

Ich hatte ſchon von der vielbegeiſtigten Fürſtin von Wittgenſtein mit Betrübniß vernommen, daß Sie, edler Freund, mehr als gewöhnlich litten. Nehmen Sie mich, trotz meines langen Ausbleibens und meiner unbequemen Trilogie Berlin, Tegel und Potsdam, nachſichtsvoll auf, Sonnabend gegen 1 Uhr. Ich werde Ihnen dann auch ein kleines Dankſagungsſchreiben an Ihren Herrn Vetter, den Kaiſerl. braſ. Geſchäftsträger in Madrid, bringen. Seine Geſchichte, auf archivaliſche Monumente gegründet, ſcheint recht wichtig zu werden; aber welche ſonderbare Sendung, ohne die erſten Seiten beizulegen, und Noten auch ohne Anfang.*) Ich zweifle, daß ich je in meiner kosmiſchen Unordnung jene Anfänge erhaſche. Da ich geſtern den Prinzen von Preußen faſt eine Stunde lang allein geſehen, ſo werde ich Ihnen einiges nicht Unintereſſante, wenn auch gar nicht Entſcheidende, ſagen können. Der Prinz, den ich für wahrheitliebend halte, verſichert, ſeinen Grundſätzen getreu, überall laut geäußert zu haben, ein Krieg würde wahrſcheinlich vermieden worden ſein, wenn Preußen und Oeſterreich, gleich anfangs, mitwirkend

*) Historia geral do Brazil, tomo primeiro. Die hier fehlenden Stücke hatte er früher als Proben geſandt.

und thätlich gegen Rußland mit den Westmächten aufgetreten wären. In Petersburg antwortete man, der Kaiser Nikolaus würde doch nicht nachgegeben haben; was er bezweifle ...

Mit treuer Anhänglichkeit Ihr

A. v. Humboldt.

Donnerstags.

Sie werden mir mündlich den mythologischen Namen Sorocaba deuten.*)

Varnhagen berichtet in seinen Tageblättern den 11. August 1855: „Gegen 1 Uhr kam Humboldt, wohlaussehend, ganz rüstig, frischen und lebhaften Geistes; wenn er vor kurzem, wie Dirichlet meinte, einen mißlicheren Eindruck gab, so war das Krankheit und ist vergangen. Zuerst von dem Buche meines Vetters, das er lobt, für das er in einem Brief an ihn dankt. Den Ausdruck Sorocaba kann ich ihm nicht deuten. Humboldt hat erst neuerdings den großen brasilianischen Orden erhalten, wegen eines Schiedsrichterspruches, den er zwischen Brasilien und Venezuela zu thun aufgefordert war, es galt den Besitz eines beträchtlichen Landgebietes. «Früher wollte man mich in Rio de Janeiro als gefährlichen Kundschafter verhaften und nach Europa zurückschicken, der dazu ausgefertigte Befehl wird noch dort als Merkwürdigkeit gezeigt, jetzt macht man mich zum Schiedsrichter! Ich habe natürlich für Brasilien entschieden, denn ich wollte den großen Orden haben, die Republik Venezuela hat keinen!» Diese mit heiterster Ironie gesprochenen Worte unterbrach ich mit dem

---

*) Francisco Adolfo de Varnhagen nennt sich unter der Zueignung an den Kaiser mit seinem Namen; auf dem Titelblatte steht: „Por um socio do Instituto Historico do Brasil, Natural de Sorocaba“ (der Geburtsort des Verfassers westlich von Rio).

Ausruf: Wie ſich die Zeiten ändern! — «Ja, fiel er ſogleich wieder ein, der Verhaftsbefehl und dann der große Orden!» — Ach nein, verſetzte ich, an dies Perſönliche dacht' ich nicht, ſondern an das Weltgeſchichtliche: ſonſt übertrug man ſolche Ausſprüche dem Pabſt! — Humboldt ſah die letzten Bände von Stein's Leben bei mir liegen, und äußerte ſein Mißfallen über die äußere Anordnung, den geringen Text und den ungeſichteten Inhalt dieſes Buches; er meinte, die goldne Doſe mit Brillanten, die der König bereits an Pertz für dieſe Bände geſchickt habe, ſei viel zu viel. Ungerechtigkeit, ſchreiende und gemeine, gegen den alten Fürſten von Wittgenſtein von Stein. Auch Pertz ſei ungerecht gegen Wittgenſtein. Stein ſei gar kein feſter Charakter geweſen, niemand habe leichter Anſichten und Urtheile gewechſelt (ſagte auch ſchon Beyme, und belegte es mit Beiſpielen,) ſeine früheren freiſinnigen Anſichten über Staatswirthſchaft, bürgerliche Einrichtungen, Handel und Gewerbe, habe er ſich von der Zeit geben laſſen, ſie aber nachher vollſtändig aufgegeben und beſtritten, als dies in der Zeit vorherrſchte; er habe ſo ſchmachvoll ſeine früheren Grundſätze aufgegeben, daß ſein früherer Freund Kumb, der ihnen treu geblieben aber auch Stein nicht bloßſtellen wollte, über dreihundert Briefe deſſelben verbrannt hat, weil ſie, wie er meinte, dem verehrten Mann nur Schande machten, ihn mit ſich ſelbſt in größtem Widerſpruch zeigten. — Vom Prinzen von Preußen ſagte Humboldt, derſelbe habe in St. Petersburg wie früher hier allen Leuten geſagt, der Krieg würde vermieden worden ſein, wenn Preußen gleich anfangs entſchloſſen aufgetreten wäre, der Kaiſer Nikolaus würde nachgegeben haben. Die Kaiſerliche Familie ſei in guter Eintracht, auch der Großfürſt Konſtantin, der ihm nicht ſo gefährlich ſcheine als man ihn mache; die Kaiſerin Mutter ſage, es ſeien lauter Kinder, ſie müſſe bei ihnen bleiben, um ſie zuſammenzuhalten. Man fühle ſehr den Krieg, alles ſtocke, das Land ſei an Mannſchaft faſt erſchöpft, die Heere auch nicht ſo zahlreich; Polen, die Oſtſeeländer, Finnland, nur ſchwach beſetzt; die Hauptmacht ſtehe in der Krim, die

Verluste seien ungeheuer und gar nicht zu ersetzen; Gortschakoff berichtet, die täglichen Gefechte kosteten ihn 180 bis 200 Mann, in einem Monat eine erschreckende Zahl. Nesselrode denke an neue Unterhandlungen, aber vorher würden wohl auf der einen oder der andern Seite große Schläge fallen, man sei gar nicht ohne Sorgen wegen Sebastopol. Der Prinz ist von hier nach Erdmannsdorf zum Könige gereist, dann eilt er nach Baden. — Der König hat in Erdmannsdorf den Generallieutenant von Gerlach bei sich, unter andern auch R., falls er desselben nicht bereits «schon satt geworden, wie so leicht geschieht». Humboldt spricht von R. mit Entschiedenheit als von einem Jesuiten, nennt ihn Ignatius, spottet und witzelt lange über ihn. «Die großen Schicksale Italiens lassen den König sehr gleichgültig, aber eine bunte Glasscheibe, ein Schnörkel an einem alten Denkmal, ein Familienname, dafür habe er die größte Theilnahme, das beschäftige ihn, vergnüge ihn, für solchen Kleinkram sei nun R. der rechte Mann! Auch mit Bunsen sei das der Fall, der König briefwechsle mit ihm über theologische, kirchenväterliche Absonderlichkeiten. Er hat ihn aufgefordert, gegen den Bischof von Mainz Zeitungsartikel zu schreiben, Bunsen aber macht die Bedingung, sich in seinen Artikeln auf den Auftrag des Königs berufen zu dürfen, da sie sonst weder Ansehn noch Wirkung haben würden. Humboldt meint, einer Hieherberufung würde Bunsen doch nicht widerstehen, auch wenn sie keine amtliche, nur eine persönliche des Königs wäre. — Der Herzog von Koburg-Gotha trachtet nach Gebietsvergrößerung und höherem Titel, der eines ‚Königs von Ostphalen' ist schon im Vorschlag, der König spricht öfters von ihm scherzend als ob er es schon wäre! Man rechnet dabei auf England und Frankreich, man schmeichelt und fügt sich daher gern dem Bonaparte, den man als Protektor eines neuen Rheinbundes willig anerkennen würde. So steht es um die Deutschheit! Sie wird von ihren verpflichteten Beschützern am eifrigsten verrathen.» Zuletzt sagte noch Humboldt: «Wenn man das Unglück hat mit solch elenden Menschen leben zu müssen, wie mit

Gerlach, Raumer, und was ſonſt an dieſem Hofe ſich eingeniſtet hat» ... Er fuhr von mir nach der Köthener Straße um ein Gemählde zu ſehen, und hinterließ mich in großer Aufregung. Nicht den zehnten Theil von allem was er ſagte hab' ich behalten und niederſchreiben können!"

Den 12. Auguſt 1855 fügt Varnhagen noch hinzu: „Von Preußens Lage meinte Humboldt, ſie erinnre ihn an ein Plaidoyer, das er einſt in Paris gehört, der Advokat habe eine Klage wegen einer Ohrfeige zu führen gehabt, und zuletzt triumphirend ausgerufen: «Au fond nous n'avons pas reçu le soufflet, nous n'avons eu que le geste!»"

169.

Humboldt an Varnhagen.

Berlin, den 13. Januar 1856.

Belächeln Sie, theurer Freund (Sie haben volles Recht dazu!) die wunderbaren Zeilen der Fürstin Lieven, und auch meine lästige Anfrage. Madame de Quitzow, die seit 25 Jahren nie an mich geschrieben hat, will von mir wissen, ob Kaiser Paul, in der Epoche seines politischen Wahnsinnes, durch Kotzebue den Vorschlag habe thun lassen, daß statt der Armeen sich die Minister des Auswärtigen im persönlichen Zweikampf messen sollten. Ich war damals (1799 und 1800) in dem Flußnetze von Südamerika und kannte die Anekdote, deren Bestätigung die (wie mir jetzt scheint) sehr occidentalisch gesinnte russische Fürstin sucht, gar nicht. Nach unsichern Nachforschungen, die ich bisher gemacht, sollte der Vorschlag gewesen sein, daß nicht die Minister, sondern die Monarchen selbst sich duelliren sollten. Ich flehe, edler Freund, daß Sie mir ein paar Linien über das schreiben, was Ihnen Ihr herrliches Gedächtniß giebt, und noch mehr flehe ich, daß Sie mir beruhigende Worte sagen über Ihre Gesundheit bei der wieder eintretenden schändlichen Kälte. Bunsen schreibt mir, er erwarte eine vierte Auflage seiner Briefe. Beweist das viele Lesen und Kaufen des trefflichen oder vielmehr nützlichen Buches daß das deutsche Publikum minder zum Handeln chloroformirt sei, als wir geglaubt? Dubito. Der

deutſche Gaſtwirth eines (dicunt) recht ſchmutzigen Hotels, das unter meinem Namen in San Francisco in Kalifornien ſeit vielen Jahren — neben einem reinlicheren „von Jenny Lind“ — beſteht, ſchickt mir von Zeit zu Zeit deutſche kalifornſche Zeitungen. In einer Würdigung der moraliſchen und geiſtigen Zuſtände der Engländer, Franzoſen und Deutſchen ſagte neulich der Redakteur: „Wir Deutſche ſind ein Volksſtamm von Denkern, tief in unſerem Innern mit der Gedankenwelt beſchäftigt, auch haben wir vor den andern hier lebenden Stämmen den großen Vorzug, daß wir uns wenig oder gar nicht um die bürgerlichen und ſtaatlichen Verhältniſſe kümmern.“ So rühmen wir uns an dem Geſtade der Südſee, kaufen die „Zeichen der Zeit“, gehen aber kaum 5 Prozent von uns zu den Urwahlen. Es iſt unbequem. Wir denken. Mit alter Liebe und Verehrung Ihr

A. v. Humboldt.

War der junge Tyroler recht liebenswürdige Dichter Adolf Pichler (ſeines Handwerks nach eigentlich ein Geologe) nicht bei Ihnen? Ich glaube in dieſem ganz ..... aufs wenigſte unbequemen, demüthigenden .....*) Jahr an keinen Frieden, wohl aber an die Komödie der unnützen diplomatiſchen Unterhandlungen.

(Anmerkung von Varnhagen. In der dritten Zeile ſteht „Madame de Quitzow“, offenbar unrichtig anſtatt „Madame de Lieven“. Was hier Anlaß gegeben haben mag, daß ſich jener hier völlig bedeutungsloſe Namen vorſchob, iſt nicht zu errathen.)

---

*) Obige beiden Stellen ſind unleſerlich.

(Spätere Anmerkung von Varnhagen. Die Fürstin Lieven ist eng mit dem ehemaligen Minister Guizot verbunden, man sagt sogar mit ihm heimlich verheirathet. Guizot deutsch ausgesprochen giebt leicht den Namen Quitzow, einen märkischen sehr bekannten. Humboldt, immer zum Spötteln geneigt und besonders auch hier, mag ihr den — vielleicht am Hofe schon gäng und gäben — Übernamen hier mit voller Absicht beilegen. [Dies ist ganz richtig.])

170.

Die Fürstin Lieven an Humboldt.

Paris, le 8. janvier 1856.

Vous ne m'avez pas oubliée, mon cher baron. Je le sais par deux messages bienveillants que le baron Brockhausen m'a portés de votre part. Je l'ai bien chargé de vous en témoigner ma vive reconnaissance, mais je trouve mieux encore de vous la dire moi-même. Aujourd'hui je la fais servir de passeport à une question que je me permets de vous adresser.

Vous, qui savez tout, pouvez-vous vous souvenir du fait suivant? L'année 1799 ou 1800 l'empereur Paul imagina de proposer un combat en champ clos, où l'Angleterre, la Russie, l'Autriche, je ne sais pas quelle puissance encore, videraient leurs différends par la personne de leurs premiers ministres, Pitt, Thugut, etc. La rédaction de cette invitation fut confiée à Kotzebue, et l'article inséré dans la gazette de Hambourg. Voilà le souvenir bien distinct qui me reste. Je n'ai pas rêvé cela. Pouvez-vous compléter cette tradition? je ne rencontre personne qui puisse s'en rapeller. J'ai pensé que vous pourriez venir en aide à ma mémoire, et j'y tiens, parcequ'on croit que je radotte.

Vraiment Paul Ier n'était pas si fou. Ne trouvez-vous pas notre temps plus fou que celui-là? quel chaos! et pourquoi? . . .

Mon cher baron, je vis ici dans un petit cercle intime de vieux amis qui sont aussi les vôtres et qui vous conservent un bien bon souvenir. Quel plaisir nous aurions à vous y voir, et oublier ensemble les tristesses du jour. Ah que les hommes et les choses valaient mieux jadis! Est-ce un propos de vieille femme que je vous tiens?

Adieu, mon cher baron. Je vous demande souvenir et amitié, et je vous promets bien la réciprocité. Toute à vous.

La princesse de Lieven.

171.

Varnhagen an Humboldt.

Berlin, den 27. Januar 1856.

Mit freudigem Dank empfange ich den von Euer Exzellenz mir gütigſt überſandten Abdruck Ihrer ſchönen, an die Abgeordneten der Stadt Berlin gerichteten Antwortrede. Wäre es nicht anmaßlich zu loben, wo das Lob ſchon Gewohnheit und Überfluß iſt, ſo würde ich ſagen, die Rede iſt ſo gehaltreich-gediegen als geiſtig-edel. Für mich aber iſt ihr ſchönſter Lichtpunkt die — ſoll ich ſagen glückliche oder meiſterhafte? — Wendung, mit der Sie des Königs erwähnen, ſo würdig als fein, ſo warm als anmuthig, und jedes reine Gefühl muß ſogleich einſtimmend bekennen, daß hier dieſe Erwähnung beſonders angemeſſen und ſchön erſcheint. — In Euer Exzellenz letzter Zuſchrift hat der Ausdruck „Madame de Quitzow“ mir anfangs viel zu ſchaffen gemacht. Ich darf mich aber rühmen, das Räthſel durch Kraft des Kopfes — wie die Juden ſagen, wo wir vom Zerbrechen des Kopfes reden — gelöſt zu haben, und kann nicht umhin, die kleine Bosheit nicht nur als heitern Scherz, ſondern im gegebenen Verhältniß auch als mildes Strafmaß anzuerkennen. — Der Großherzog von Sachſen-Weimar hatte mich hier zu ſprechen verlangt, ich mußte jedoch in meinen rheumatiſchen Übeln bleiben!

In treuſter Verehrung und dankbarſter Ergebenheit unwandelbar Euer Exzellenz gehorſamſter

Varnhagen von Enſe.

172.

Humboldt an Varnhagen.

Berlin, den 28. Januar 1856.

Mein gar nicht ſchlummernder Ehrgeiz iſt reichlich dadurch befriedigt worden, daß der Meiſter der Sprache (ich vermeide den Ausdruck Redeformer) ſo anmuthig mich belobt über meine Art, den König und mein Verhältniß zu ihm zu bezeichnen. Indem man preiſet das wovon der andre keinen Luxus hat, zeigt man ihm den ehrenvolleren Weg und rechtfertigt ſich ſelbſt vor ſeiner Nation. Ein Waldmenſch, den man glaubt an den Höfen zahm gemacht zu haben, bedarf ſolcher Rechtfertigung. — Ich lege Mad. de Quitzow, die ich heute erſt der Königin habe abfordern können, mein edler Freund, nun als Eigenthum in Ihre Hände. Der alte Miniſter General Thile war feſt in dem Glauben, die Guizot's aus der Gegend von Montpellier ſeien verkappte, durch die Ausſprache erweichte, franzöſirte, proteſtantiſch gewordene, ausgewanderte Reſte der Lang-Kloderſchen von Quitzow's. Und Ihre arme, treffliche Dore, die alle Ihre Freunde in ihren von Ihnen ſo zart erleichterten Leiden bedauern! Sagen Sie ihr recht freundliche Worte von mir. Ihr treuer

A. Humboldt.

Nachts.

Der Großherzog, dem Sie entgangen ſind, hat mir viele Grüße für Sie aufgetragen. Er hat wunderbare

Theorien, wahrſcheinlich irgendwo (Böotien war auch dem alten Athen nahe) aufgegriffen, und mißverſtanden. Es giebt zwei Klaſſen von Bildhauern, deren geringere, zu der Rauch hinneigt, von außen nach innen, die höhere (Rietſchel) ſchafft von innen nach außen. — Aber welch Skandal — der Schall Philarète im J. des débats! Ich ſchrieb nach Paris: „vulgaire dans les idées comme dans les formes du langage, indigne d'un littérateur du collége de France."

173.

Humboldt an Varnhagen.

Berlin, Donnerstag den 7. Februar 1856.

Da es möglich wäre, theurer Freund, daß Sie Montalembert's Buch (des einstigen Freundes und Reisebegleiters nach Rom von Abbé Lamenais) nicht gesehen hätten, so hoffe ich Ihnen eine kleine Freude zu bereiten, indem ich Ihnen des Königs Exemplar auf einige Tage (5—6) anbiete. Das einzige Pikante darin gegen das jetzige Frankreich ist der Schluß p. 284—298. Wenn man doch machen könnte, daß dieser ganz übersetzt und ganz in Deutschland abgedruckt würde. Dankbarst Ihr

A. v. Humboldt.

Was macht die gute Dore? — Ich war patriarchalisch gestern bis 7 Uhr in Potsdam zur Taufe bei einer recht gebildeten und schönen Tochter meines sibirischen Kammerdieners Seifert, die einen Reisenden Möllhausen, welcher als Topograph und Zeichner für das amerikanische Gouvernement die große Explorations-Expedition von S. Luis, San Francisco, Panama, mitgemacht, the exped. of Capt. Whipple, auf meine und des Gesandten Gerolt's Empfehlung. Der König hat seit einem Jahre den jungen Möllhausen in Potsdam zum Kustos der dasigen Schloßbibliotheken ernannt.

Ein vortrefflicher Artikel von Laboulaye über die Domestic Institutions und des schändlichen Pierce Verbreitung der Sklaverei wo sie bisher nicht war, stand gestern im Journal des débats, ich glaube 5. Febr.!!

Behalten Sie die sehr mittelmäßigen Verse on gentle Ilm.

174.

Varnhagen an Humboldt.

Berlin, den 14. März 1856.

Euer Exzellenz

gütige werthe Geschenke kommen in meine Abgeschiedenheit, wie dieser rauhe Nachwinter sie mir auferlegt, heitrer und freundlicher als der Sonnenschein, der ihn begleitet! Empfangen Sie mit meinem wiederholten Danke die eifrige Versicherung, daß ich alles nach Gebühr zu schätzen weiß, am höchsten doch die wohlwollende Gesinnung, welche meiner so günstig gedenkt, und mich so liebreich erfreut! Die Bleistiftzeilen des sterbenden Heine sind mir ein theures Andenken, und bleiben in dem Umschlage, von Euer Exzellenz Hand überschrieben, ehrenvoll verwahrt. Auch die heutige Gabe, die sinnige Verknüpfung von Archimedes und Franklin bezüglich ihrer Denksteine, habe ich mit wärmster Theilnahme gelesen.

Ich sehe, daß Sie nicht Wind noch Wetter scheuen, und glücklicherweise nicht zu scheuen brauchen, wenn es gilt eine Ehrenpflicht zu erfüllen. Die heutige Zeit bringt seltsame Aufgaben! — Daß ein Polizeichef im Zweikampf erlegt wird, ist wohl in den Staaten des neuern Europa noch nicht dagewesen. Die Berufung eines Ministers der auswärtigen Angelegenheiten nach Paris, um zur abgemachten Sache den Streusand aus der Mark zu bringen, erscheint auch etwas fabelhaft. Doch — Allah ist groß! — In treuster Verehrung und dankbarster Ergebenheit unwandelbar Euer Exzellenz gehorsamster

Varnhagen von Ense.

175.

Humboldt an Varnhagen.

Berlin, den 14. April 1856.

Ich mußte reden, da ich der älteste preußische Bergbeamte bin, und ich mich gern meines Standes rühme. Mein Vertrauen auf Ihre Nachsicht, theurer edler Freund, ist so fest, daß ich es wage, selbst Ihnen diese unwichtigen Zeilen gedruckt darzubieten. Graf B. verdiente dieses Lob, der, frei von Gesinnung, dem Bergbau wohlthätig und noch wissenschaftlich beschäftigt ist, seitdem er die Direktion niedergelegt hat. Mit unverbrüchlicher Treue Ihr

A. v. Humboldt.

Montags.

(Anmerkung von Varnhagen. Mit der Rede zum Dienstjubelfeste Sr. Exzellenz des Wirkl. Geh. Raths und Ober-Berghauptmanns a. D. Herrn Grafen von Beust; 9. April 1856.)

176.

Humboldt an Varnhagen.

Berlin, den 11. September 1856.

Bei dem warmen Antheil, den Sie, theurer Freund, an der Sklavensache und an allem nehmen was mich betrifft, sende ich Ihnen den letzten Brief von Gerolt, der recht spät angekommen ist, aber Sie gewiß interessirt. Leider wird Buchanan und nicht Frémont, der kenntnißvolle Reisende, der den Landweg nach San Francisco viermal (messend) gemacht hat, und dem wir verdanken, daß Kalifornien nicht Sklavenstaat geworden ist, Präsident werden. Schicken Sie mir Brief und Anlagen nicht wieder zurück. Und nach der afrikanischen Albernheit, wieder eine etwas ernstere, tief kompromittirende, nicht so sehr royalistische, sondern aristokratisch-bernische Tollheit, mit etwas Eisenbahn-Interessen (ob die Bahn über Neufchatel oder Chaux de Fond zu begünstigen sei), also mit Aktienspiel gewürzt!! Und der heldenmüthige Graf, der den Staatsstreich à la Napoléon ausführt, kommt angeregt? von Berlin, während wir einen Minister bei dem Bunde haben, den wir heute sagen nie anerkannt zu haben. Wie ist da herauszukommen? So wird es mit den 3 überseeischen Besitzungen, der Jade, dem von Columbus-Stillfried entdeckten Zollern und mit Neufchatel gehen. Ich beklage den konstantinopolitanischen Pourtalès, der in bösen Widerspruch zwischen seine Dynastie (das preußische Grafenthum) und seinen offiziellen Liberalismus tritt. Glücklicherweise ist dem englischen Parlament jetzt noch der Mund verschlossen. Ihr treuer A. v. Humboldt.

177.

Der preußische Minister-Resident von Gerolt an Humboldt.

New-York, den 25. August 1856.

Mein hochgeehrtester theuerster Gönner!

Seit meinem letzten Schreiben an Ew. Exzellenz vom 8. d. M. ward ich durch Ihre Zeilen vom 27. Juli beglückt, woraus ich mit innigster Theilnahme Ihr vorübergegangenes Unwohlsein ersehen habe. Für die gütigst mir mitgetheilten Nachrichten sage ich Ew. Exzellenz meinen herzlichsten Dank, und ich beeile mich, Ihrem Wunsche gemäß, zwei Auszüge von hiesigen Zeitungen (N. York Herald und Courrier des Etats unis) zu übersenden, welche Ihre Veröffentlichung über die Sklaverei in Cuba enthalten, so wie die von Herrn Thrasher darauf in hiesigen Zeitungen veröffentlichte Entschuldigung, welche allerdings sehr lahm ist.

Die Sache hat hier überall großes Aufsehen gemacht und konnte den Gegnern der Sklaverei, welche Fremont zu ihrem Kandidaten gewählt haben, nur willkommen sein.

Vor einigen Tagen hielten die deutschen Wähler desselben, viele tausende an der Zahl, ein Mass-meeting zu Gunsten Frémont's und hielten Abends einen glänzenden Fackelzug zu seinen Ehren.

Die Sklavenfrage wird täglich bedenklicher. Während die Repräsentantenkammer der Regierung das Budget für die Armee verringert, treffen von Kansas täglich Nach-

richten von blutigen Konflikten zwiſchen den free soilers und den Sklavenhaltern ein. Man hofft jedoch daß nach Beendigung der Präſidentenwahl (im November) der innere Friede wieder hergeſtellt werden wird.

Das ungeſunde Clima in Waſhington hat mich auch auf einige Tage vertrieben, da die große Hitze in den vergangenen Monaten unerträglich war und jetzt die Wechſelfieber beginnen.

Heute reiſe ich nach Albany, wo die Verſammlung der Naturforſcher ihre Sitzungen hat, und wozu ich eingeladen bin. Ich werde dort manche bekannte Gelehrte treffen, und Ew. Erzellenz ſpäter das Nähere darüber berichten.

Herr Heine iſt ſehr glücklich über die Äußerungen Ew. Erzellenz zu ſeinen Gunſten.

Herr C. — und die elegante Welt haben längſt ſich nach den Bergen oder Seebädern begeben und ich werde ihn erſt in drei bis vier Wochen wiederſehen.

Herr Fillmore wäre der beſte Präſident, aber er ſcheint wenig Ausſicht gegen Fremont und Buchanan zu haben, und die Knownothings haben ihren Credit verloren.

Meine arme Frau und die Kinder zählen die Tage wenn ſie mich wiederſehen werden, und ich ſehne mich nicht minder, im nächſten Jahre, nach dem Schluſſe des Kongreſſes, alles mir ſo theure im Vaterlande wiederzufinden.

Der nahe Abgang der Poſt nach England nöthigt mich für heute abzubrechen, und ich ſchließe mit dem innigſten Wunſche daß dieſe Zeilen Euer Erzellenz im beſten Wohlſein finden mögen.

Mit unwandelbarer Hochverehrung und Freundſchaft verharre ich Ew. Erzellenz gehorſamſter

Gerolt.

178.

Varnhagen an Humboldt.

Berlin, den 13. September 1856.

Die große Wirkung des Namens Euer Exzellenz in den Vereinigten Staaten, wie überhaupt in Amerika, ist ein schönes Zeugniß der dortigen wachsenden Gesittung, und eine sichre Bürgschaft des endlichen Sieges der menschenfreundlichen Grundsätze, zu denen Sie ein ganzes thatenvolles Leben hindurch sich treulichst bekannt haben. Ich danke Ihnen herzlichst für die Mittheilung des Briefes und seiner gedruckten Beilagen, die meinen Sammlungen einreihen zu dürfen mir überaus werth ist. Für Fremont scheinen im Augenblicke die Aussichten allerdings etwas getrübt, jedoch neuesten Nachrichten zufolge ist der Eifer für ihn ungemein thätig und noch nicht hoffnungslos. —

Unsre heimischen Vorgänge — wenn sie auch im Auslande spielen, doch für uns ihrer Entstehung nach heimische — möchte man lieber gar nicht besprechen, da man die rechten Ausdrücke dafür kaum finden, die gefundenen schwerlich gebrauchen kann. Doch trifft man bei Allen, die ohne Nebenabsichten nur die Sache beurtheilen, eine seltne Einstimmigkeit der Verdammung. Den ächten Altpreußen sind ohnehin Jadebusen, Neuenburg und sogar Zollern nur Allotria, mit dem Kern des Staates Preußen äußer Zusammenhang. Ich fürchte, daß man in Betreff

Neuenburgs auf ein augenblickliches Zunicken Frankreichs zu viel Werth legt und in heillose Verwicklungen kommt; Reineke beredet gern seine Freunde zu gefährlichen Abentheuern, wie sie sich dann heraushelfen, das ist ihre Sache, er sieht schadenfroh zu.

Frau Bettina von Arnim hat mir in diesen Tagen für meine Sammlungen an tausend handschriftliche Blätter geschenkt; eines der werthvollsten ist ein Brief Eurer Exzellenz an Ludwig Achim von Arnim, Versteinerungen betreffend; es ist kein Datum dabei, doch muß es aus den Zwanziger Jahren sein.

Ich weiß recht gut, an welchem Tag ich diese Zeilen schreibe! Es ist der Vortag desjenigen Tages, der unter allen unsrer Zeit denkwürdigen und theuern gewiß in weitester Ausdehnung und mit begeistertster Theilnahme gefeiert wird. Empfangen Euer Exzellenz den bescheidenen Ausdruck meiner heißesten Glückwünsche mit gütigem Wohlwollen! — In treuer Verehrung und dankbarster Ergebenheit Euer Exzellenz gehorsamster

Varnhagen von Ense.

179.

Humboldt an Varnhagen.

Berlin, den 22. Sept. 1856.

Der Großherzog von Weimar, der mich eben verläßt, trägt mir auf, Sie, verehrter Freund, zu bitten, dringend zu bitten, morgen Dienstags ihn zwischen 9 und 11 Uhr zu erwarten. Er will schlechterdings Sie selbst besuchen. Ihr treuer

A. v. Humboldt.

Montags.

180.

Humboldt an Varnhagen.

Berlin, den 23. Sept. 1856.

Cher et introuvable ami!

Wie das Unwahrscheinliche wahr werden kann! Wie haben Königliche Leibjäger und Königliche Kutscher Sie nicht finden, Ihre Addresse nicht im prosaischen Wohnungsanzeiger nachsuchen können. Ich schicke diese Addresse diesen Augenblick an den Großherzog, der den Kummer hat, Sie, verehrter Freund, haben warten zu lassen. Möge er bei einem neuen Versuche glücklicher sein. Die Einlage ist ein Berliner Curiosum für Ihr Archiv.

Treu Ihr

A. v. Humboldt.

Dienstag 2 Uhr.

181.

(Einlage.)

Der Großherzog Karl Alexander von Sachsen-Weimar an Humboldt.

Au Château de Berlin.
Mardi matin.

Si j'eusse eu l'art du marquis de Saint-Germain, si je ne me trompe, dont on raconte qu'il sortit un beau matin par quatre portes à la fois, je n'aurais pas eu meilleure volonté, pour trouver M. de Varnhagen que je n'ai eu. Tout a été néanmoins inutile. On n'a pas pu me dire où il demeure, et c'est en vain que j'ai arpenté la Mauerstraße. Comme la nature m'a créé de tous les grand-ducs le plus entêté, je ne persiste pas moins dans mon intention de voir l'invisible, et je m'empresse d'y parvenir en priant Votre Excellence de me dire où demeure effectivement M. de Varnhagen. Pardonnez-moi de vous importuner de nouveau, mais en conscience je ne connais pas d'autre chemin plus court et plus droit. Je me signe avec l'attachement inépuisable de l'admiration, et de la vénération de Votre Excellence le plus dévoué

Charles Alexandre.

182.

Varnhagen an Humboldt.

Berlin, den 24. September 1856.

Euer Exzellenz

haben in diesen Tagen nicht wenig Ungelegenheit in Betreff meiner gehabt, was ich beschämt bedaure. Am meisten aber muß ich bedauern, Ihren gütigen Besuch — der jedesmal wie eine Ehre auch ein Gewinn und Glück ist, versäumt zu haben. Daß der Herr Großherzog mich gestern nicht finden konnte, obschon er in der Mauerstraße hin und her fuhr und mehrmals nachfragen ließ, wäre wirklich unbegreiflich, wenn nicht Hofdienerschaft ganz besonders geartet wäre. Ich wohne beinahe dreißig Jahre in dem ansehnlichsten Hause der Straße, das auch der Großherzog schon betreten hat, indem er den Prinzen Wilhelm von Baden besuchte. — Heute nun aber traf er richtig ein, und zwar schon um 8 Uhr, war sehr freundlich und verbindlich, sprach ziemlich freimüthig und sehr wohlmeinend, besonders auch von Euer Exzellenz mit größter Verehrung und Dankbarkeit. Sein eigentliches Anliegen kam erst ganz zuletzt; Euer Exzellenz haben dadurch, daß Sie ihn damit an mich verwiesen, mir eine große Ehre bezeigt, dabei aber auch mich in nicht geringe Verlegenheit gesetzt. Die Sache ist von großer Wichtigkeit, und kann das Lebensglück eines würdigen Mannes begründen, das Begehren selbst aber gereicht auch dem Groß-

herzog zur Ehre, und es soll mich freuen, wenn ich seinem edlen Zweck irgendwie dienen kann. Ich werde darüber nachdenken, und Euer Exzellenz ein etwaniges Ergebniß gehorsamst mittheilen. Im ersten Anlaufe nannt' ich den jungen vielbegabten H., was aber ohne Folge blieb, — der Großherzog zweifelte an hinreichender Fertigkeit im Französischen. — Der Besuch dauerte fast eine Stunde, und es kam allerlei Merkwürdiges zur Sprache; die meinige kann wenig gefallen haben, nämlich die leibliche, als welche von Schnupfen, Husten und rheumatischer Beklommenheit gänzlich verwüstet und fast unkenntlich ist! —

Mit den besten Wünschen für Euer Exzellenz Wohlbefinden, in treuester Verehrung und Dankbarkeit Ihr gehorsamster

Varnhagen von Ense.

183.

Humboldt an Varnhagen.

Berlin, den 24. September 1856.

Ehe ich mich wieder auf einige Tage, aus Aufopferung für die Königin und ihre Einsamkeit morgen in Potsdam vergrabe, will ich, theurer Freund, doch den Großherzog und mich selbst rechtfertigen. Der Großherzog hat Sie besucht, was ihm Ehre macht, nicht um Sie zu konsultiren, sondern aus Achtung für Ihr schönes Talent und Ihren Karakter, weil, wie er sagte, ihm in seinem Hause die Idee angeerbt sei, daß man in Berlin zwei Männer, Sie und mich, sehen müsse. Das müssen wir beide als Erbschaft vom alten Herrn und der Kaiserlichen Hoheit, die eine würdige Frau ist, gut aufnehmen. Er hatte gar nicht die Idee Ihnen von dem zu reden, was er sucht und nicht finden wird (gleiche Tendenz für Wissenschaft und Poesie, geographische Entdeckungsgeschichte und für Kunst, Mahlerei, Gemmen, Skulptur; feiner gesellige Ton, fertig französisch Sprechen und Schreiben, ingleichen Vorlesen). Das Wechselbalg wird erst geboren. Ich sagte j'aviserai, und ganz zufällig dabei, ich würde Sie befragen. Erst beim Weggehen, das durch sehr gezierte Reden über den „edlen Jugendgreis" offiziell eingeleitet wurde, fragte er mich, ob es mich kontraüre, wenn er Ihnen auch das Räthsel vorlegte. Der Besuch hatte zum Motiv, Beweis angeerbter Verehrung und Wunsch

Effekt zu machen, was 8 Uhr Morgens am Tage der Abreise mit etwas Selbstüberwindung verbunden sein muß. Um ihm den so trefflichen H. zu vacciniren, könnte man diesen allerdings auf 4 Monat nach Paris und London schicken, aber würde ein Talent wie H. es aushalten? J'en doute.

Innigst Ihr

Mittwochs. A. v. Humboldt.

Gerlach will sich vom König trennen und Reyher von seinem Posten verdrängen, er bliebe so dem König sehr nahe, ja näher, denn die Ursach kleiner Reizung (Kontakt-Elektrizität) fiele dann weg.

184.

Humboldt an Varnhagen.

Potsdam, 9. November 1856.

Ich habe versäumt Ihnen zu melden, mein verehrter Freund, daß ich Ihren Wunsch, den Brief, den Sie an mich gerichtet, nach Weimar zu senden und den vorgeschlagenen „Geheimschreiber" dringend zu empfehlen, pünktlich erfüllt, und zwar wenige Tage nachdem ich Ihre Absicht kannte. —

Ein deutscher Brief des Fürsten Metternich, Empfindungen ausdrückend und dabei voll Anmuth der Sprache, wird Sie interessiren. Ich schenke Ihnen den Brief für Ihre archivarische Sammlung. Die Veranlassung war eine Gypsabformung und Abklatschung, zu der der Fürst mit Hand angelegt eine altägyptische Stele von Granit, die er vor 25 Jahren von Mehemet Ali geschenkt bekommen hatte. Diese Kopie, 3—4 Fuß hoch, schenkte mir der greise Fürst, um die lange Inschrift in demotischer Schrift zu entziffern. Dies ist von dem talentvollen jungen Ägyptologen Dr. Brugsch, Verfasser einer allgemein im Auslande bewunderten demotischen Grammatik, geschehen. Dr. Brugsch, der die erste lateinisch geschriebene Ausgabe seiner Grammatik schon als Primaner im August'schen Gymnasium*) drucken ließ (die zweite Ausgabe ist

*) Das Kölnische Gymnasium in Berlin.

französisch) hat viel sehr merkwürdige Astronomie in der Inschrift gefunden, und um dem alten Fürsten Freude zu machen, hat Brugsch das Ganze als Stele-Metternich in der Zeitschrift für das Morgenland und im Athenée publizirt. Brugsch war auf Königl. Kosten 2 Jahre in Ägypten, Sohn eines armen Wachtmeisters, der vortrefflich griechisch, arabisch, hebräisch, koptisch und persisch weiß.

Verzeihen Sie das Scheusliche meiner Schrift, unleserlich und in wild inkorrektem Style.

Es ist Ihnen doch nicht entgangen der Brief des Rudelkönigs an Louis Philippe in der Spener'schen Zeitung. Non v'a bisogno — ganz wie Rochow-Seiffart (in seiner ersten Manier) an die Elbinger — „Es ist gar nicht nöthig, daß mein Volk denke, ich denke für dasselbe; das Volk, das mich so oft verrathen hat, beugt sich unter meiner Gewalt." Ihr treuer

A. Humboldt.

185.

Metternich an Humboldt.

Königswart, 14. October 1856.

Mein alter Freund!

Ich habe Ihre Ausweise über die Stele, welcher Herr Brugsch meinen Namen beilegt, mit vielem Dank erhalten und bitte Sie die Worte an denselben, welche Sie hier angelegt finden, dem gelehrten Forscher einzuhändigen. Nach meiner Rückkehr nach Wien, werde ich die bereits so reichhaltige Entzifferung des Monuments benutzen, um den Archäologen in einer Anzeige den Weg zu bezeichnen, auf dem sie Abklatschungen von demselben erhalten können. Daß ich mich nicht besser, als an Sie wenden konnte, um, mir Unwissenden, Licht über den scientifischen Werth des seit Jahren in meinen vielartigen Sammlungen schlummernden Geschenkes Mehemed Aly's zu verschaffen, dies konnte ich nicht in Zweifel stellen. Empfangen Sie und Herr Brugsch meinen aufrichtigsten Dank.

Ich habe das Glück genossen, den König in bestem Wohlsein und der mir allbekannten Gönnerschaft zu finden. Große Erinnerungen in langem Leben, bilden ein festes Band zwischen den Menschen, und erprobt ist dessen Kraft, wenn es den Stürmen der Zeit Trotz zu bieten wußte. Mehr als ein halbes Jahrhundert ist verflossen seit meiner ersten Berührung mit dem jungen Thronfolger; welche Wechselfälle diese lange Epoche ausfüllten, dies gehört der

Geschichte an. Daß dieselben mir das Vertrauen der Königin, Vater und Sohn, nie entzogen haben, dies gereicht mir zum Stolz, d. h. zu dem Gefühle, welches die Begriffe von Seele und Herzberuhigung richtiger bezeichnen als das leicht anbrüchige Wort, welches mir unter die Feder gekommen ist.

Sie, mein Vorgänger um drei Jahre, haben so eben Ihren 87sten Geburtstag gefeiert. Daß Sie und ich die Kunst „zu leben" verstanden haben, dies dürfen wir gestehen. Daß wir recht daran thun werden, sie noch länger zu pflegen, hiefür gilt keine Einrede.

Mit wahrer Freundschaft und Verehrung

Metternich.

186.

Humboldt an Varnhagen.

Berlin, den 20. November 1856.

Ich bedarf Ihrer litterarischen Hülfe, mein edler Freund. Unser großer Landschaftsmahler Hildebrandt, der in Brasilien, Kanada, Ägypten, Palästina, Griechenland und neuerdings am Nordkap war, hat eine wunderschöne Aquarelle meines „Innern Haushalts“ angefertigt um ein kleineres zu vielen hundert Exemplaren nach Amerika Verkauftes zu ersetzen. La renommée, fruit d'une longue patience de vivre, augmente avec l'imbécillité. Ich bin gezwungen, zu diesem meinem Bilde eine Inschrift zu machen mit eigner Hand. Das ist nicht leicht. Ich flehe, daß Sie mich Sonnabend um 1 Uhr, wenn Sie können, besuchen. Sie sollen mich leiten. Ihr dankbarster

A. v. Humboldt.

Donnerstags.

187.

Humboldt an Varnhagen.

Berlin, den 21. November 1856.

Ich flehte gestern, daß Sie, theurer Freund, mich Sonnabend mit Ihrem Besuche erfreuen sollten. Heute flehe ich, daß Sie nicht kommen; ich höre mit Betrübniß, daß Sie recht leidend sind. Das große Bild Hildebrandt's bleibt bei mir lange noch stehen. Jeder spätere Tag wird mir auch nützlich sein. Ich bitte Sie bloß, mir gütigst den Tag vorher mündlich sagen zu lassen, wann ich Sie erwarten darf. Wählen Sie ja die zwölfte Stunde, weil ich sicher bin, in dieser immer frei zu bleiben. Ich selbst möchte noch immer aus meiner Haut fahren. Ich leide als Greis wie von Mückenstichen, und dazu konsultirt mich noch von Zeit zu Zeit ein überchristlicher M. Foster (in Brüssel lebend) ob ich glaube daß in der Erlösung mit einbegriffen seien die unteren Thierseelen, ob auch Wanzen und Mücken selig werden. Sie bedrohen mich also auch dort oben, wo ich die mir vom Orinoko her bekannten Thierseelen wiederfinde, einen Lobgesang anstimmend.

Mit alter Freundschaft Ihr

A. v. Humboldt.

Freitags.

Und die schändliche Parthei, die fünfzigpfündige Negerkinder verkauft, Ehrenstöcke vertheilt, wie der russische Kaiser Ehrendegen, und Gräfe'sche Ehren-Nasen, — die erweist, daß alle weiße Arbeiter auch besser Sklaven als Freie wären, — hat gesiegt. Welche Unthat! —

Den 22. November 1856 schreibt Varnhagen in seinen Tageblättern: „Um halb 1 Uhr mächt' ich mich auf, und fuhr im größten Regenwetter zu Humboldt. Er freute sich meines Kommens, und führte mich bald in ein Nebenzimmer, wo Hildebrandt's großes Aquarellbild eingerahmt hing; wirklich ein vortreffliches Gemählde, in dessen reicher Mannigfaltigkeit die sitzende Gestalt Humboldt's bedeutend vorherrscht. Nun kam die Frage wegen der dafür zu wählenden Inschrift; ich hatte richtig geahndet, daß er nicht sowohl Vorschläge von mir erwarte, als vielmehr meine Billigung der von ihm schon gewählten. Gegen meine Erwartung keine kurze Sentenz, sondern eine längere Rede, eine rhetorische Komposition, die den forschenden Reisenden mit dem heimgekehrten Gelehrten glücklich zusammenstellt. Einige Veränderungen wurden anfangs beliebt, am Ende doch wieder verworfen. Das Gemählde hat Hildebrandt nicht Herrn von Humboldt, sondern dessen Kammerdiener Seiffert geschenkt. Es soll gestochen werden. Wir besahen die Zimmer, in dreien liegen seine Studirsachen umher, alle drei zu 19° Reaumur geheizt, mir eine unerträgliche Temperatur. Ein Bibliothekssaal ungeheizt. Bilder von Frau Gaggiotti gemahlt, deren Talent er hoch pries, es wunderte und freute ihn daß ich sie auch kannte. Er klagte über Hautjucken, ich sagte, es sei ein bekanntes Übel, pruritus — «senilis» setzte er sogleich hinzu. Er hatte in einem Kasten ein lebendes Chamäleon, das er mir zeigte, und von dem er sagte, es sei das einzige Thier, welches das eine seiner Augen nach oben und zugleich das andre nach unten richten könne, nur unsre Pfaffen könnten das noch, mit dem einen Auge nach dem Himmel, mit dem andern auf die Güter und Vortheile der Welt gerichtet. — Auch von Neufchatel war die Rede, der König sei voll guter Hoffnung, rechne auf Louis Bonaparte, Manteuffel sehe die Sachen nicht so günstig, lache aber darüber. Der russische Kanzler Graf von Nesselrode hat bei seiner letzten Anwesenheit zu Humboldt gesagt, die jetzige Verfassung und Haltung der Schweiz mache ihm den besten Eindruck, sei ganz geeignet, der Republik Achtung und Gunst zu gewinnen."

188.

Humboldt an Varnhagen.

Berlin, den 30. November 1856.

Verehrter Freund,

Eben erhalte ich einen in Sprache und Klarheit der Ideen mäßig zu lobenden Brief meines Schülers. — Ich schreibe nicht eher, als ich vorher zu Ihnen gekommen bin, theurer Freund. Die letzten 15 Zeilen des Briefes sind mir ganz unleserlich und unverständlich. Ich hatte ihm von dem Legen des telegraphischen Seiles zwischen Neufundland und Irland geschrieben, aber nichts angeboten. Ich kann den Unterstrichenen nicht lesen! Behalten Sie ja meines Schülers Brief, auch die Notiz, daß man in den belgischen Kammern über mich als einen abzusetzenden Materialisten und Republikaner diskutirt! Wo das Diné des Baron d'Arhim (Arnim) gewesen ist, errathe ich nicht. Ich habe vielleicht gesagt „ich sei so liberal als Arago", gewiß nie „ich sei ein Republikaner". Legen Sie, theurer Freund, M. Jobard in Ihre Archive. Ihr treuer

A. v. Humboldt.

Sonntag.

Über das was die Menschen geglaubt und nicht geglaubt haben, pflegt man gewöhnlich erst nach dem Tode (wenn man offiziell von Sydow begraben und besprochen worden ist) zu streiten.

Die Spener'sche Zeitung enthält alle Tage neben Neufchatel und der Räumung der Donau-Fürstenthümer ein bulletin de la santé von 5 kleinen Seiden-Räupchen bei Hofgärtner Fintelmann. Wie doch alles an Wichtigkeit abnimmt! Ich habe oft datirt auf dem vormals historischen Hügel von Sanssouci. Jetzt wird die Pfaueninsel historisch durch das Still-Leben von 2 Räupchen. So verwandelt die Welt sich. Freilich, als die angorischen Ziegen in Frankreich das Richelieu'sche Ministerium berühmt machten, sagte der Moniteur auch: „Le moral des chèvres s'améliore de jour en jour."

189.

Karl Alexander, Großherzog zu Sachsen-Weimar, an Humboldt.

Weimar, den 29. November 1856.

Da ich glücklicherweise die Ehre habe von Eurer Exzellenz gekannt zu sein, wirklich gekannt zu sein, so darf ich glauben, daß Sie meine Dankesbereitwilligkeit für Ihre wie für Herrn von Varnhagen's Bemühungen nicht nach der Länge der Zeit beurtheilen werden, welche seit dem Tage, wo ich Ihren Brief vom 31. v. M. erhielt, und heute verstrich. Mein aufrichtiger Dank finde hier seine Stelle. Die Sache selbst verspätete ihn. Sie mußte es, denn nicht rasch läßt ein Entschluß sich in solcher Angelegenheit fassen, und demgemäß schreibe ich heute nur deßhalb, einestheils weil ich nicht undankbar erscheinen will, anderntheils weil ich mir die Möglichkeit sichern muß, zu dem sichern Entschluß noch zu kommen. Dazu muß ich Zeit und Wahl haben. Beides ist mir gesichert durch Ihre und Herrn von Varnhagen's Gefälligkeit, denn Sie beide schlagen mir vor, den jungen Mann kommen zu lassen, um vorerst seine Bekanntschaft zu machen. Es frägt sich nun, wann dies geschehen könnte, denn *** gleich durch die Posaune der Anstellung hierher zu rufen wünsche ich nicht. Mir bleibt also nichts Anderes übrig als Euer Exzellenz zu bitten sich erkundigen zu wollen, wann jener Herr eine Reise an den Ilmstrand machen könne und wolle.

Bei dieſer Frage würde ich vor allen Dingen ſtehen bleiben, um zu meinem beſondern Dank für die merkwürdige Neuigkeit überzugehen, welche Sie mir mitzutheilen die Güte haben. Wenn ich dann die Frage anreihe, ob Euer Exzellenz mir einmal die Karte zur bewundernden Anſicht hierher ſenden wollen, und Sie dieſe Frage möglicherweiſe bewundernswürdig zudringlich finden, ſo flüchte ich mich unter den Schutz Ihrer Güte für mich, die mich oft ſtolz und heute vielleicht indiskret gemacht hat. Doch bin ich ſtolz auf Ihre Güte, Güte aber iſt ſtets mit Wahrheit gepaart, auf letztere aber baue ich, daß Sie mir meine Bitte entſchieden verweigern, wenn dieſelbe Sie beläſtigt, dem ich in Verehrung bleibe der dankbarſte Schüler

Karl Alexander.

190.

Jobard an Humboldt.

Bruxelles, le 26. novembre 1856.

Monsieur le Baron

Vous ne serez peut-être pas fâché d'apprendre les rôles qu'on vous fait jouer dans les tristes débats de notre politique religieuse.

L'ancien ministre Dechamps qui était à votre droite au diner du baron d'Arhim et qui s'étonnait si fort de vous avoir entendu dire que vous étiez républicain comme votre ami Arago, ayant mêlé votre nom à ceux des croyants illustres qui professent les idées catholiques; voici ce que lui répond un journal libéral ce matin:

„M. Dechamps, dans la dernière homélie qu'il a prononcée à la Chambre, a cité le nom de M. de Humboldt pour prouver que la science pouvait parfaitement être subordonnée au dogme. Or, il faut convenir, comme M. Devaux l'a fait remarquer, que l'exemple ne pouvait être plus mal choisi. M. de Humboldt est un de ces rationalistes purs, contre lesquels M. Dechamps a déjà écrit tant de lettres. Si M. de Humboldt avait enseigné en Belgique, il eût été bien certainement poursuivi dans les lettres pastorales et destitué par M. Dechamps lui-même, si M.

Dechamps avait été ministre. Et voilà cependant comment l'on écrit l'histoire, et comment l'on apprécie les plus hautes questions de notre avenir intellectuel et moral!" —

Voici une autre opinion philosophique pure et claire:

„Toute et quand fois vous fonderez votre église sur la bêtise humaine, les portes de l'esprit ne prévaudront pas contre elle, parcequ'il y aura toujours de grosses bêtes, de vieilles bêtes et de petites bêtes pour la soutenir et la réparer. La raison pure n'a pas les mêmes chances."

Votre tout dévoué

Jobard.

191.

Varnhagen zu Hildebrandt's Gemählde der Wohnung Humboldt's und dessen beigefügtem Spruch.

Spätes Daheim das einst in rüstig kämpfender Jugend
Weitgewanderten Forschers, der, gleichwie Höhen der Erde,
Höhen des Ruhmes erstieg, hat dargestellt uns der Mahler,
Schön, reichausgestattet mit herrlichen Schätzen des Wissens:
Werke der Kunst, der Natur, und Schrift und Geräth
des Gelehrten.
Aber ihn selbst inmitten des neidenswerthen Besitzthums
Sehen wir froh sein Reich mit sinnigem Blicke beherrschen,
Deutende Sprache verleihen dem wundervollen Gemählde,
Durch lichtvoller Gedanken beredsam glückliche Fügung
Schaffend ein neues Bild, ein geistiges, staunendem An-
schaun!

Varnhagen von Ense.

Berlin, den 1. December 1856.

192.

Humboldt an Varnhagen.

Berlin, den 3. December 1856.

So hat denn meine pedestre Prosa (was mich stolz machte, wenn dem Weltganzen nicht Ihre Gunst gehörte) Sie, edler Freund, zu dem höchsten, edelsten Rhythmus zurückgeführt! Noch verschämter als die Armen, für die der Supergreis mit bemoostem Haupte sich für 5 Silbergroschen zeigt, bringe ich Ihnen meinen tiefen Dank dar. Wie herrlich und geschmackvoll haben Sie das englische home, Daheim, in unsere Sprache übergetragen. Unvergleichlich schön und großartig ist Ihre Poesie, eine Verherrlichung voll Anmuth und ernster Mahnung an das was aus der Kunst und Natur und aus dem Geräth hatte geschöpft werden sollen. Hätte mein Bruder Wilhelm, der in seinem Briefwechsel mit Wolf so viel über strengere und unstrengere Hexameter dissertirte, doch diese Familien-Ehre noch erlebt! —

Ihr Rath, auch unrhythmisch ausgedrückt, ist mir wie ein Befehl. Ich werde ihn sogleich befolgen, und Sie haben mir die Sache sehr erleichtert. Alea jacta sit! Könnten Sie mir, theurer Freund, wohl die zehn letzten Silben (Zeilen) des Großherzoglichen Briefes in Ihre mahlerischen Züge übertragen, damit ich vielleicht errathe, was ich ihm soll versprochen haben.

Von Fremont, deſſen Bildniß ganz an Chateaubriand erinnert, iſt eine mir dedizirte Biographie eben in New-York herausgekommen: „Memoir of the life and public services of John Charles Fremont by John Bigdon(?).“ Das Dedikationsblatt ſagt: „To Alexander von Humboldt this memoir of one, whose genius he was among the first to discover and acknowledge, is respectfully inscribed by the author.“ Zarte Worte, etwas künſtlich zuſammengeſtellt. Der Brief, in dem ich ihm im Namen des Königs von Sansſouci datirt die große goldene Preismedaille für Wiſſenſchaft und Kunſt ſchickte, 1850, wegen des größten Barometer-Nivellements (500 geographiſche Meilen von Miſſouri bis Südſee) das je ausgeführt worden iſt, wird hier abgedruckt. Er endigt mit den Worten, deren Sansſouci ſich nicht zu ſchämen hat: „La Californie, qui a noblement résisté à l'introduction de l'esclavage, sera dignement représentée par un ami de la liberté et des progrès de l'intelligence.“ Die Biographie hat wunderbar romantiſche Szenen, einmal als Kälte und Hunger alle in Wuth und halben Wahnſinn ſetzt, Geſang und Gebet, und dann ein Eidſchwur von Fremont abgefordert, daß man ſich nicht morden und freſſen werde. Wenn ich meine Neugierde werde befriedigt haben, ſchicke ich Ihnen das Buch. Für jetzt das Wunder, welches ein Diviſionsprediger in Magdeburg an Herrn Aſſemann in Quedlinburg verrichtet hat. Ich habe es als Naturforſcher aufgeſpürt. Es ſteht S. 34.

Dankbar Ihr A. v. Humboldt.

(Anmerkung von Varnhagen. Die Aquarellen von Hildebrandt, darunter das Humboldt'ſche, im Kunſtverein zum Beſten der Armen für 5 Silbergroſchen zu ſehen.

„Der Selbſtmord eine Thorheit und ein Verbrechen. Zwei Predigten von Dr. Friedrich Cruſius, Diviſionsprediger. Magdeburg. 1855.“ 8. Außer dem Wunder, daß langgehegte Selbſtmordsgedanken einem Gewiſſensgeplagten bei Anrufung des Namens Jeſu plötzlich für immer vergingen, hat die Schrift noch die Merkwürdigkeit, daß ſie auf Schleiermacher anſpielt, indem ſie — auch S. 34 — ſagt: „Wird ja doch von einem berühmten Geiſtlichen erzählt, daß er einmal eine ſehr große Verſuchung zum Selbſtmord gehabt habe. Solchen Einfluß können Körper- und Gemüthsleiden ſelbſt auf rechtſchaffene und gottesfürchtige Männer ausüben.“)

193.

Humboldt an Varnhagen.

Berlin, den 17. December 1856.

Wieder ein dankbarer, recht einfach liebenswürdiger Brief vom Großherzog. Er wünscht den Besuch im Februar, und will daß das Drama beginne mit einem Ansuchen in Archiven zu forschen. Der Erlaubniß soll dann, wie er symbolisch sagt, das Materielle folgen. Sie werden, theurer Freund, das leicht einrichten. Wir nähern uns dem Ziele.

Ich begrabe morgen wieder an der Säule in Tegel, welche durch Thorwaldsen Hoffnung verheißt. Die älteste Nichte [Tochter] meines Bruders, Generalin Hedemann, 1800 in Paris geboren wenige Tage nachdem Frau von Humboldt aus Spanien zurückkam, ist nach vielen Leiden (Leberkrankheit mit Wassersucht verbunden) nach dreimonatlichen Leiden verschieden, eine liebenswürdige heitre Hausfrau, 40 Jahre in der glücklichsten Ehe gesund. **Ich begrabe mein ganzes Geschlecht.** Ihr

A. v. H.

Mittwoch Abend.

194.

Karl Alexander, Großherzog zu Sachsen-Weimar, an Humboldt.

Weimar, den 16. December 1856.

Der ewig beanspruchten, ewig gebenden, weil ewig gütigen Natur gleich, erwiedern Sie durch stets neue Güte dem stets wiederkehrenden Begehren. Der Vorschlag, welchen Euer Exzellenz mir in Betreff des jungen Gelehrten machen, entsprechend dem Plane des Herrn von Varnhagen, ist ein so trefflicher, daß ich nur bitten kann ihn zur Ausführung zu bringen. Zu dem Behuf scheint es mir passend, daß Herr von Varnhagen dem jungen Mann den Gedanken eingäbe, in unserm reichen Archive ferneren Stoff zu seinem Werke zu suchen, und um die Erlaubniß hiezu bei mir nachzusuchen. Ich würde diese sofort geben, ihr später das Materielle nachfolgen lassend. Die Zeit vom Februar n. J. an, scheint mir die beste zu der litterarischen Untersuchung. Der eigentliche Zweck dieser Reise bliebe verschwiegen, und so kann ich um so ungehinderter ihn sehen, ihn nehmen oder ihn nicht nehmen.

Ich danke Ihnen von ganzem Herzen für die gedruckte Beilage. Sie haben auch diese nicht leichte Aufgabe als Meister gelöst, und konnten es besser wie irgend Einer, weil Sie mehr als die Meisten durch Thaten zu der Welt gesprochen.

Ich werde das Journal von Petermann mir zueignen. Meine Verehrung für Sie bürgt für die thätige Wahrheit meines Strebens. Ich bitte Sie, ihm Ihren Antheil zu erhalten, wie Ihre Güte also, als Ihrem dankbarsten Verehrer und Diener

Karl Alexander.

195.

Humboldt an Varnhagen.

Berlin, den 7. Februar 1857.

Wenn in Berlin ich etwas lese, was mein litterarisches und politisches Interesse anregt, so ist mein erster Gedanke auf Sie gerichtet. Lasaulx in München, von der Baader'schen Zunft, war mir nur als ein Mann der Kreuzzeitung und Schubert'schen Dunkelwelt bekannt, und in der neuen historischen Schrift, die er mir schickt, finde ich nicht eben originelle Ansichten, aber durch Anspielung eine Mannigfaltigkeit positiver Kenntnisse offenbart, die ich bei Lasaulx nicht vermuthete. Vielfache Citationen beweisen große Vorliebe für meines Bruders Ansichten. Die slavische Messias-Stelle ist auch sehr merkwürdig, wie überhaupt die Noten eine antike sehr anmuthige Blumenlese darbieten. Dergleichen traue ich dem Präsidenten Gerlach und seinem Bruder (an den Prof. Gelzer aus Basel und andere ihm Entgegengesetzte offiziell!! zur Neuenburger Negociation gewiesen sind) nicht zu. Wenn der Lasaulx mit seinen Wünschen für die wiederhergestellte alte deutsche Reichsverfassung Ihnen, theurer Freund, nicht geschickt ist, so durchblättern Sie ihn wohl, schon der Noten wegen. —

Mit meinem Hautübel geht es um vieles besser; auch mit dem nächtlichen Fleiße. Der letzte vierte Band des Kosmos wird aus zwei Abtheilungen bestehen, d. h. aus

zwei Bänden, jeder zu 35 Bogen, deren erſter ſchon fertig gedruckt iſt. Man druckt nun am zweiten. Es ſollen aber beide Abtheilungen zugleich erſcheinen, um den Effekt (von der innern Wärme des Erdkörpers bis zu den Menſchen-Racen) nicht zu mindern. —

Die anmaßend unvorſichtige Art, wie die Neuenburger Elendigkeit hier betrieben wird, ſetzt Preußen großen Demüthigungen in Paris aus. Wie gegen Rußland wird man ſich gegen Preußen für Waterloo rächen.

Freundſchaftlichſt Ihr A. v. Ht.

196.

Varnhagen an Humboldt.

Berlin, den 9. Februar 1857.

Euer Exzellenz

empfangen das mir von Ihnen gütigſt anvertraute Buch bieheifolgend mit meinem innigſten Danke zurück. Ich habe daſſelbe mit ſehr wechſelnden Empfindungen geleſen, ich möchte ſagen mit peinlichem Intereſſe. Der Autor macht allerdings Zugeſtändniſſe und giebt Anſchauungen, die ich ihm nicht zugetraut hätte, ſo wenig wie die üppige Gelehrſamkeit ſeiner reichen Citate. Allein die ſchöne Blumenleſe der Anmerkungen kann den Kern des Textes nicht verhüllen, der ein recht bitterer iſt: die Rechtfertigung der Negerſklaverei, das brutale Lob des Krieges und der ſtehenden Heere, die Heilſamkeit ariſtokratiſcher Revolutionen; ungeachtet ſeiner weitgreifenden Höflichkeiten, die wie Einladungen Andersdenkender ausſehen, bietet der Autor dieſen doch nur die Koſt der Kreuzzeitung, nur etwas feiner zubereitet, als dies Profeſſor Leo zu thun pflegt, deſſen „Bildungsdreck“ und „ſtrophulöſes Geſindel“ nur mit etwas Würze verſetzt ſind. Latet anguis in herba! Übrigens wird mir immer bange, wenn die Philoſophen den Gang und die Stufen des Menſchheitslebens meſſen und vorausbeſtimmen, aus den wenigen Daten unſrer noch ganz kleinen Geſchichte von ein paar tauſend Jahren Geſetze für die Möglichkeiten von Millionen Jahren finden wollen. Weder Fichte, noch Schelling, noch Steffens, noch Hegel waren in dieſer Bemühung beſonders glücklich; die Beſtimmung der Zeitalter bleibt am beſten den Dichtern

überlassen. Bei unserm Autor ist es noch außerdem bemerkenswerth, daß er bekennt, an seine eigne Lehre nicht recht zu glauben, er mag „im praktischen Leben nicht verzichten auf unser nationales Ideal, die Wiederherstellung von Kaiser und Reich, obgleich sein theoretischer Glaube an die Verwirklichung nicht groß ist". (S. 157.) Wer so etwas schreiben kann, hat sich eigentlich selbst gerichtet. — Eine freundliche Antwort abseiten Euer Exzellenz darf der Autor immerhin erwarten, eine zustimmende werden Sie ihm nicht geben können.

Zu hören, daß Ihr Wohlergehen, daß Ihre Thätigkeit, Ihr Schaffen, in gewohnter Weise sich behaupten und fortschreiten, ist eine Erfrischung, eine Ermuthigung für uns Andere, die wir großer Beispiele bedürfen, um bei unserm Tagewerke — ὀλίγον τε φίλον τε — nicht zu ermatten. Die Nachrichten von den neuen Bänden des Kosmos sind mir höchst erfreulich, und ich sage wie Schiller bei Gelegenheit eines Goethe'schen Meisterwerks: Ich danke den Göttern, daß sie mich dies erleben lassen!

Die Neuenburger Sache hat auch in ihrem jetzigen Stadium viel Unheimliches, und von Anfang an mißfielen mir die Beziehungen zu Paris, die sich wie Fangschlingen anließen, in denen manches hängen bleiben wird. Der Eifer gewisser Leute ist ihnen was die Sache betrifft gar nicht Ernst, dient aber als treffliches Mittel für ihre anderweiten Zwecke, die sie auch wohl erreichen werden. Dennoch bin ich für die Zukunft unbesorgt, das Licht kann nicht erlöschen und muß siegen, nur ist der Moment der Verdunkelung häßlich und schwer.

Mit treuesten Wünschen, in größter Verehrung und Ergebenheit unwandelbar Euer Exzellenz gehorsamster

Varnhagen von Ense.

197.

Varnhagen an Humboldt.

Berlin, den 20. Februar 1857.

Werden Euer Exzellenz mir verzeihen, wenn ich einen Augenblick Ihrer edlen Zeit in Anſpruch nehme? Nicht für mich, aber für ein litterariſches Anliegen, dem ich perſönliches Intereſſe, ſchon wegen alter Bekanntſchaft nicht verſagen kann! Herr Profeſſor Franz Hoffmann in Würzburg, der mit aufopfernder Standhaftigkeit, man kann wohl ſagen gegen Wind und Wetter, die Herausgabe der Werke Franz von Baader's beſorgt, iſt jetzt, zum Abſchluſſe dieſes Unternehmens, mit einem Lebensabriſſe ſeines Autors beſchäftigt, und wünſcht nicht unerwähnt zu laſſen, daß Baader gleichzeitig mit Euer Exzellenz auf der Bergakademie in Freiberg war. Unſchätzbar wäre es ihm, über dieſen Umſtand irgend ein bezeichnendes Wort von Ihnen zu erlangen, nur eine Andeutung, ob nähere Beziehungen damals zwiſchen Ihnen und Baader ſtattfanden, ob er beſondern Eindruck auf Sie gemacht? Ich würde nicht wagen, Euer Exzellenz hiemit zu beläſtigen, wenn ich nicht vorausſetzte, daß im ungünſtigern Fall ein bloßes Nein, im günſtigern der Betrag Einer Zeile die Sache erledigen könnte! —

Das Gedränge und Euer Exzellenz eiliges Weggehen hat mich um die Freude gebracht, Sie auf dem Künſtlerfeſte huldigend zu begrüßen. Seit mehr als zwanzig Jahren hatte ich mich nicht auf ſo hohes Meer gewagt.

Wir hören seltsame Gerüchte. Ich hoffe, daß nur scherzhafte Erfindung Herrn Niebuhr Finanzminister und Herrn Wagener Geheimen Kabinetsrath werden läßt. —

Mit wiederholter Bitte um gütige Verzeihung, in tiefster Verehrung und treuster Ergebenheit unwandelbar Euer Exzellenz gehorsamster

Varnhagen von Ense.

Über Humboldt's Krankheitsanfall schreibt Varnhagen den 27. Februar 1857 in seine Tageblätter: „Besuch von Herrn Hermann Grimm, er kommt aus Humboldt's Wohnung und hat den Kammerdiener Seiffert gesprochen; nicht ein Erkältungsübel, und überhaupt kein leichtes, hat Humboldten betroffen, sondern ein Schlaganfall. Er befand sich nach dem Hofball am Dienstag Abends nicht ganz wohl, in der Nacht stand er auf um ein Glas Wasser zu trinken, — er wollte den Diener nicht stören — da stürzte er nieder, Seiffert hörte den Lärm und fand seinen Herrn auf der Erde liegen, Besinnung und Sprache kehrten erst nach einer Weile zurück. Geh. Rath Schönlein giebt keine große Hoffnung, die vergangne Nacht war nicht gut.

Sollten wir Humboldt verlieren, es wäre ein entsetzlicher Verlust. Er ist ein Gegengewicht so vieles Schlechten und Geringen, das sich nach seinem Tode keck hervorwagen und breit machen wird. Ehre und Ansehn der Wissenschaft sind in ihm verkörpert, beide werden sinken, wenn er nicht mehr da ist. Kein Name jetzt in Deutschland, in Europa, gleicht dem seinen, in ganz Berlin ist kein Ansehn, das größer, anerkannter wäre, als das seine. Und wie schmerzlich wäre sein Verlust mir! An seinen Namen, seine Bekanntschaft knüpfen sich über fünfzig meiner Lebensjahre, er hat noch die gekannt, die mir vertraut und theuer waren."

Den 14. März 1857 erzählt Varnhagen in seinen Tageblättern: „Als der König bei Humboldt war, sagte Schönlein zu diesem, er werde längere Zeit nicht auf der linken Seite fest stehen können, worauf Humboldt erwiederte: «Darum werde ich doch nicht nöthig haben, mich auf die rechte zu Gerlach zu setzen.»“

198.

Varnhagen an Humboldt.

Berlin, den 17. März 1857.

Ich kann mir nicht versagen, Euer Exzellenz meine innigsten Glückwünsche darzubringen zu Ihrer glücklichen, vollständigen Genesung! Das schönste, kräftigste Zeugniß derselben ist die mit keinem Beiworte genügend zu bezeichnende Zuschrift an den Geh. Rath Böckh, die wir heute in den hiesigen Zeitungen gelesen haben. Solche Weiheschrift ist noch niemanden zu Theil geworden, der Empfänger wird sie als die höchste und schönste aller ihm dargebrachten Gaben zu ehren wissen. Aus wie frischem Geiste und wie warmem Herzen ist sie hervorgegangen, und wie gediegen zugleich und anmuthig ist ihr Ausdruck! Auch daß sie erzählt, ich möchte sagen Herodotisch erzählt, ist von unschätzbarem Werthe, der uns die erhaltene Jugend und das gewonnene Alter edel vereinigt zeigt. —

Verzeihen Euer Exzellenz mir diese Herzensergießung! Sie bedürfen meiner Worte nicht, mir aber ist es nicht möglich sie zu unterdrücken, und so verschweig' ich auch meine heißesten Wünsche nicht, daß der strahlende Stern, über den eine Wolke hinzog, uns noch lange in gewohntem Glanze leuchten, und in heimischen und fremden Kreisen wie bisher Heil und Segen bedeuten möge! —

In tiefster Verehrung dankbarst und treulichst

Ihr ergebenster

Varnhagen von Ense.

Diese Zeilen sind nicht so unbescheiden eine Antwort zu gewärtigen!

199.

Humboldt an Varnhagen.

Berlin, den 19. März 1857.
Nachts.

Wie sollte ich mir die Freude entziehen, Ihnen, dem theuersten, geistreichsten, anhänglichsten meiner Freunde zu danken. Nicht Nachsicht, nein, eine lobende Äußerung über meine Dankrede an Böckh, ein Lob der Form, der Einkleidung, aus dem Munde des Meisters in der Sprache und den zarten Wendungen des Wohlwollens, sind mir geworden. Sie haben mir viel Freude gemacht, mehr als Sie ahndeten. Was mein Nervenübel war, das eine so schnell vorübergehende Lähmung, bei völlig freibleibender Funktion des Gehirns, Unveränderlichkeit des Pulses, Erhaltung des Gesichts und aller dem Willen unterworfenen Beweglichkeit der längern Glieder, hervorbrachte, ist mir räthselhaft geblieben. Es giebt magnetische Gewitter (das Polarlicht), elektrische in den Wolken, Nervengewitter im Menschen, starke und schwache, vielleicht auch ein bloßes Wetterleuchten, Vorbote von jenen. Ich habe ernste Todesgedanken gehabt, comme un homme qui part, ayant encore beaucoup de lettres à écrire. Andere Interessen, die ewig in mir lebhaft bleiben, fesseln mich an die Erinnerungen des gestrigen Tages!! Ich glaube mich in voller Genesung, da ich aber viel auf dem Bette habe unbeschäftigt ruhen müssen, so haben Traurigkeit und Unfrieden mit der Welt in mir zugenommen. Das sage ich

Ihnen allein. Bald werde ich zu Ihnen kommen und Ihnen mündlich aus dem Innersten der Seele danken. Alles um uns erregt Scham.

Mit innigster Freundschaft Ihr treuester

A. v. Humboldt.

Varnhagen schreibt den 19. März 1857 in seinen Tageblättern: „Unerwartet ein Brief von Humboldt! Ich hatte unter meinen Glückwunsch gesetzt, diese Zeilen seien nicht so unbescheiden irgend eine Antwort zu gewärtigen. Er aber antwortet doch, und auf die verbindlichste, herzerfreuendste Weise. Von seiner Krankheit giebt er merkwürdigen Bericht. Die schlimmen Angaben waren alle falsch, wenigstens übertrieben, er hat nie Bewußtsein oder Sprache verloren, sein Puls ist der gewöhnliche geblieben, doch hat er sich nicht verhehlt, daß es zu Ende gehen könne. «Ich habe ernste Todesgedanken gehabt, comme un homme qui part, ayant encore beaucoup de lettres à écrire!» Groß und schön fügt er hinzu: «Andere Interessen, die ewig in mir lebhaft bleiben, fesseln mich an die Erinnerungen des gestrigen Tages!! — (Des 18. März!) — Ich glaube mich in voller Genesung, da ich aber viel auf dem Bette habe unbeschäftigt ruhen müssen, so haben Traurigkeit und Unfrieden mit der Welt in mir zugenommen. Das sage ich Ihnen allein.»“

200.

Humboldt an Varnhagen.

Berlin, den 6. April 1857.

Wenn Sie, theurer Freund, den Großherzoglichen Brief, wie ich, verſtehen, ſo muß *** die Reiſe antreten. Ich hatte nämlich vorgeſchlagen, er komme nach Weimar unter dem Vorwande die Archive zu ſtudiren, er bringe einen Empfehlungsbrief von Ihnen oder mir, werde eingeladen, und wenn er mißfiele, frage man ihn bloß, ob er wieder nach †† zurückginge. Das ſei ein Schiboleth als ſchlechtes Ende des Drama's, quod Deus avertat. Ich ſchlug auch vor die verabredete Summe vorzuſchießen. Auf dieſen Punkt antwortet der Tyrann nicht klar. *** geht wohl über Berlin. Sollen wir ihm dann hier den Empfehlungsbrief mit den galvaniſchen Reizmitteln geben? Ich thue wie Sie es wünſchen. Ihr treuer

Montag. A. v. Humboldt.

Behalten Sie den Großherzoglichen Brief, der ſehr hübſch und geſchmackvoll endigt.

201.

Karl Alexander, Großherzog von Sachsen-Weimar, an Humboldt.

Weimar, den 3. April 1857.

Ein Mißverständniß ist der Schlüssel meines Benehmens in Bezug auf ***. Ich habe nämlich geglaubt und erwartet, daß nachdem er — im Januar glaube ich — bei mir um die Erlaubniß nachsuchte, in den Archiven, die sich hier befinden, Nachforschungen anzustellen, ich aber diese Erlaubniß sofort ertheilte, er gleich hieherkommen würde. Dann erst, natürlich, würde ich ihm die Reisekosten ersetzt haben. Gerade in diesen letzten Tagen wunderte ich mich, von *** weder etwas zu sehen noch zu hören.

Da kam der zweite Brief Euer Exzellenz an, der, von mir Aufschluß verlangend, mir Aufschluß giebt, und ich beeile mich auf diesen zu antworten, daß in 10 Tagen etwa *** hieherkommen könnte, ich in jedem Fall bereit sein würde ihm die Bezahlung zu leisten, deren Höhe Euer Exzellenz selbst angaben. — Der Verabredung gemäß würden wir beide, ich und der Reisende, uns gänzlich als ungebunden noch betrachten und demgemäß die nöthige Diskretion über die eigentliche Ursache dieser Reise beobachten.

Dante hätte wahrer noch gesprochen, sagte er: viver, ch'è un correr' a l'eterna gioventù. Sie beweisen es, denn ewig verjüngt sich Ihr unsterblicher Geist. Seine Güte ist auch hievon ein Beweis.

In dankbarer Verehrung und Liebe Ihr treu ergebenster

Karl Alexander.

202.

Varnhagen an Humboldt.

Berlin, den 7. April 1857.

Euer Exzellenz

gütige und sehr erwünschte Mittheilungen habe ich noch gestern eiligst nach †† befördert, das heißt, den wesentlichen Inhalt. Hoffentlich wird Herr *** nun die Reise gleich antreten, ich erwarte aber von ihm vorher noch eine Antwort, und da ich nicht glaube, daß er bei der Kürze der Zeit, die der Großherzog anberaumt hat, den Umweg über Berlin machen kann, so wird er wohl am zweckmäßigsten das Empfehlungsschreiben, welches ihn einführen soll, in Weimar selbst empfangen.

Der Großherzog besteht auf Diskretion, mit allem Recht! sie ist für ihn bequem, und für die Gegenseite zart und schonend. *** hat sich in diesem Betreff bisher ganz korrekt verhalten. — Auf den Ausgang der ganzen Sache bin ich sehr gespannt; vorausgesetzt, daß überhaupt ein gutes Verhältniß im Keim vorhanden sei, würde das Gelingen mir eine außerordentliche Befriedigung gewähren. Euer Exzellenz vermittelnder und beschützender Hand wird dabei jedenfalls der innigste Segensdank zu widmen sein! —

Sehr erfreut mich das abermalige Geschenk, das Sie mir mit dem Großherzoglichen Schreiben machen. Nicht nur der Schluß ist geschmackvoll und fein, sondern auch die Schreibart im Ganzen hat angenehme Wendungen, und besonders drückt die Verehrung für Euer Exzellenz sich in einer Weise aus, deren herzliche Aufrichtigkeit unverkennbar ist.

Seit einigen Tagen leb' ich ganz in Erinnerungen vergangner Zeiten und Verhältnisse. Der so eben bei Cotta erschienene Briefwechsel zwischen Gentz und Adam Müller hat mich in einen Zauberkreis gebannt, und ich muß den ganzen Inhalt jener Lebensbilder nochmals in mir betrachtend durchleben. Ich habe beide Männer früh und vertraut gekannt, und viel mit ihnen zu thun gehabt, persönlich befreundet, in den Sachen meist feindlich. Die Überlegenheit von Gentz über den jüngern, von ihm sehr überschätzten Freund war mir nie zweifelhaft, und wird hier aufs neue bestätigt; nur zuletzt, als die Ermordung Kotzebue's den Sinn verwirrt und betäubt, treibt die Gewalt des Schreckens den sonst Klarheit liebenden Staatsmann in die trübe Nebelschichte, in welche der geängstete Freund sich schon lange zurückgezogen hatte. Dieser Briefwechsel ist wohl einzig in seiner Art. Die Verhandlungen, Erörterungen, wechselseitigen Einwirkungen, Zuneigungen und Befehdungen haben den Reiz eines Drama's. In Adam Müller steckt übrigens der vollständige Keim der Kreuzzeitungsparthei, jedoch in idealer Höhe, noch ohne Berührung mit der Wirklichkeit, daher ohne gehässige Gemeinheiten. —

Euer Exzellenz haben mir gütigst ein paar Zeilen über Franz Baader zugesagt; darf ich daran mit der Bemerkung bescheidentlichst erinnern, daß wirklich nur ein paar Zeilen dem Zwecke genügen? —

In treuester Verehrung und dankbarster Ergebenheit unwandelbar Euer Exzellenz gehorsamster

Varnhagen von Ense.

203.

Varnhagen an Humboldt.

Berlin, den 10. April 1857.

Euer Exzellenz

habe ich die Freude melden zu können, daß Herr *** am 14. dieses von †† nach Weimar abreisen wird. So sehr er gewünscht hätte, den Umweg über Berlin zu machen, schon um Euer Exzellenz den innigsten Ausdruck seiner unbegränzten Dankbarkeit für so vielfaches edles und menschenfreundliches Bemühen zu Füßen zu legen, so nöthigt gleichwohl die vom Großherzoge gesetzte kurze Frist für jetzt auf die Erfüllung dieses Wunsches zu verzichten. Ich wage deßhalb Sie um das gütigst versprochene Empfehlungsschreiben an den Großherzog zu bitten, eigentlich ja nur zwei Einführungszeilen, das ich dann unverzüglich nach Weimar senden werde, damit Herr *** solches dort bei seiner Ankunft vorfinde. — Der junge Mann weiß recht gut, daß mit dem Hinreisen noch nichts entschieden ist, und daß er auf eine Verneinung gefaßt sein muß, aber es beglückt ihn, daß nach so langem zweifelhaftem Stocken nun diese Förderung eintritt und der Weg eröffnet ist. Euer Exzellenz haben dies durch Ihre glückliche Anfrage sogleich bewirkt und die Wolken des Mißverständnisses zerstreut; das dankbarste Gemüth erkennt dies mit innigster Durchdrungenheit! Diesen seinen Empfindungen schließen die meinigen sich eifrigst an, in diesem Falle wieder, wie schon so oft in früheren Fällen!

Mit heißesten Wünschen, in treuester Verehrung und Anhänglichkeit unwandelbar Euer Exzellenz gehorsamster

Varnhagen von Ense.

204.

Humboldt an Varnhagen.

Berlin, den 13. April 1857.

Hier, mein edler Freund, ist der Archiv-Empfehlungsbrief für ***, ganz wie Sie ihn vorgeschrieben. Möge die Sache glücken.

Mit inniger Anhänglichkeit Ihr

A. v. Humboldt.

205.

Humboldt an Varnhagen.

Berlin, den 21. April 1857.

Ich beklage, theurer Freund, Ihre Einladung und die Ihrer liebenswürdigen Nichte zum Kaffee Donnerstags nicht annehmen zu können, da ich Donnerstags ſpät und ermüdet von Charlottenburg zurückkommen werde. Es haben ſich, während meines Unwohlſeins, viele unwichtige Sachen angehäuft, die abgethan werden müſſen nach Tiſche, weil es elende Ordens- und Dedikationsſachen ſind, ein Betelreichen wenn man kein Geld ſchenken will. Die vierte Klaſſe wirkt, wie das Betel-Eſſen, ſie beſchäftigt, aber nährt nicht. Der König hofft Donnerstag mit mir abſchließen und aufräumen zu können. Herrn Profeſſor Hoffmann in Würzburg bitte ich zu ſchreiben, wie dankbar ich für ſeinen Torſo bin, aber vom König iſt keine Hülfe zu erwarten, nicht bloß (was Sie nicht ſagen werden) weil bei dem König eine kleine Geſpenſterfurcht (alias Abſcheu) vor dem katholiſchen Eifer von Baader eingewurzelt iſt, ſondern auch weil alle litterariſchen Hülfen im Kabinet zu Geſchenken von 40—45 Thalern ermagern. Statt von einem elenden Empfehlungsbriefe für Baader nach Dresden im Vorworte Gebrauch zu machen, der in einem Anfall üblen Humors geſchrieben ſein kann, lege ich das von Ihnen geforderte Blättchen bei. Mit alter Freundſchaft Ihr

A. v. Humboldt.

Beilage.

Aus einem Briefe von Humboldt an Varnhagen.

Sie fragen, theuerſter Freund, welche früheſten Eindrücke ich von Franz Baader empfing! Ich ſah ihn zuerſt im Juni 1791 als ich nach der Reiſe mit Georg Forſter nach England und dem Aufenthalt in der Hamburger Handels-Akademie von Büſch und Ebeling mich in Freiberg zum praktiſchen Bergbau ausbildete. Acht Monate genoß ich faſt täglich des Umganges dieſes liebenswürdigen und geiſtreichen Mannes. Franz Baader hatte damals ſein Werk über den Wärmeſtoff herausgegeben, und ſeine leidenſchaftliche Richtung war ganz eine chemiſch-phyſikaliſche mit einem geringen Anflug von naturphiloſophiſchen Ideen vermengt. Er war fleißig im Anfahren, mehr mit praktiſchem Bergbau und Hüttenweſen, als mit Geognoſie beſchäftigt, gründlich im Beobachten von Thatſachen, heiter und ſatiriſch, aber immer mit Anmuth, nicht intolerant gegen Andersglaubende. Seine Einbildungskraft ſchien damals wenig auf religiöſe Gegenſtände gerichtet. Er war allgemein beliebt, dabei auch gefürchtet, wie dies ſo gewöhnlich iſt bei dem Gefühl der Überlegenheit geiſtiger Vorzüge. Seine politiſche Richtung war eine freie. Es war die Zeit der Pillnitzer Zuſammenkunft in unſerer Nähe, eine Zeit und Nähe, die politiſche Äußerungen veranlaßten.

206.

Humboldt an Varnhagen.

Berlin, den 25. April 1857.

„Orakels Pforte, Abgrund der Staats-Archive, Analogieen die zur Meerestiefe führen", — das iſt weniger ſchön als der letzte Brief. Rafael hat allerlei Manieren. Er ſcheint *** (was mich Wunder nimmt) vor der hannövriſchen Reiſe aus Neugier noch nicht geſehen zu haben! Behalten Sie, theurer Freund, den nichtsſagenden Brief! Der Meeresgrund bezieht ſich auf eine Karte des Meeres von Neufundland bis Irland, die ich dem Großherzog empfohlen, und die man ihm nicht ſchaffen kann, weil ſie im nahen Karthago, bei Perthes erſchienen iſt!! Die Times ſchmeicheln ſich ja ganz ernſthaft, daß die franzöſiſche Race ausſterben wird; ſind ja die Möpſe auch ausgeſtorben. Ihr A. v. Humboldt.

Ich habe unangenehme Rudera der Korreſpondenz mit einem Dr. Groß-Hoffinger in Wien, der ſich ſelbſt anklagt 1848 gegen Preußen geſchrieben zu haben, und nun von Preußen Empfehlungen an das öſterreichiſche Gouvernement verlangt; haben Sie Erinnerungen von ihm?

(Anmerkung von Varnhagen. „Im nahen Karthago", Gotha, wegen des feindlichen Wetteifers jetzt dieſes Ortes mit Weimar, das als Rom gelten muß!)

207.

Karl Alexander, Großherzog zu Sachsen-Weimar, an Humboldt.

Den Brief Eurer Exzellenz habe ich aus der Hand des *** richtig erhalten. Empfangen Sie meinen aufrichtigen Dank für jene Zeilen, für jenes neue Zeichen Ihres für mich stets gleichen Wohlwollens. Der Überbringer derselben ist einstweilen versenkt in die Abgründe meiner Archive. Sobald ich von Hannover zurück sein werde, wohin mich Einladungen für ein paar Tage rufen, werde ich den Forschenden hervor an das Tageslicht rufen um ihn zu erforschen, von der Zukunft die weitere Entwickelung erharrend, wie das harrende Volk vor des Orakels Pforte.

Die Analogie führt mich von Abgrund zu Abgrund, und so komme ich von den Archiven zum Meeresgrund. Jene Karte desselben, von der Sie mir schrieben, wo erreiche ich sie? Als ich vor einiger Zeit nach ihr in Gotha fragte, war meine Frage eine vergebliche. Deßhalb kehre ich zurück an die Quelle, die stets reiche und gütige, der ich mich unterzeichne als dankbarster und ergebenster

Karl Alexander.

Weimar, den 22. April 1857.

208.

Humboldt an Varnhagen.

Berlin, den 28. Mai 1857. Donnerstags.

Ich bin unruhig, theurer Freund, wegen Weimar. Der Großherzog ist überall, nur nicht in Weimar-Athen. Was wird aus unserm Warmempfohlenen? Ist er von dem beredten Fürsten besprochen? Sie haben mir nicht gratulirt zu dem mir vom Hamb. Monit. verliehenen Orden als Grand officier den mir Guizot vor 15 Jahren gegeben. Raumer ist sehr interessant zu hören, er war in Pesth, Mailand, bei dem Erzherzog speisend und bei Cavour. Er ist wieder nicht ganz ohne Vorliebe für die österreichische Regierung in der Lombardei zurückgekommen, wie die Republikaner wenn sie die Vereinigten Staaten besuchen, wo Arsenik, Foltern oder Fremont'sche Neger dem Cubasüchtigen Buchanan ein prozeßfähiges Leidweh erregen. Multa sunt eadem sed aliter. Der russische Aufklärungsminister Noroff, dem bei Borodino ein Bein bis an die Lende abgeschossen ward und der mit dem hölzernen Beine in Jerusalem und Ägypten war, auch die Pyramiden erstieg, ist hier und hospitirt unter den Studenten sitzend bei Johannes Müller und Diederici, sein Begleiter, der junge Graf Ouwaroff (Verfasser eines großen Werks über die chersonesischen hellenischen Alterthümer) hospitirt bei Michelet und Boeckh; beide sehr angenehme Menschen; der erstere (sagt man) etwas zu geistlich, aber

ohne Verfolgungsgeist, beide unserem freieren Studentenwesen und aller Abwesenheit von Polizeibeamten im Universitätsgebäude sehr zugethan. Ich habe den einheinigen Raumer nicht enttäuschen mögen, da sie bald abreisen. Decipitur mundus.

Mit alter Liebe Ihr Sie langweilender

A. v. Humboldt.

(Anmerkung von Varnhagen. „Die Vereinigten Staaten, wo Arsenik, Foltern oder Fremont'sche Neger dem Cubasüchtigen Buchanan ein prozeßfähiges Leibweh erregen."

Diese Stelle bezieht sich auf den Vorgang, daß der Präsident Buchanan in einem Gasthofe, zugleich mit vielen andern, auch ihm angehörigen, Personen, nach dem Mittagsmahle von heftigen Leibschmerzen befallen wurde, so daß man Vergiftung argwöhnte, und erst durch gerichtliche Untersuchung ermittelte, daß verdorbenes Wasser an allem schuld war.)

209.

Humboldt an Varnhagen.

Potsdam, Donnerstag, in Eile.
(4. Juni 1857.)

Ein ächt großherzoglicher Brief, unzart ohne Rechtfertigung, alles abschneidend, da er „auf Wiedersehen" beim Weggehen (nach dem verabredeten Schiboleth) gesagt hatte. Dazu stumm über grob erregte Kosten. Wir werden beide, Sie und ich, nicht weiter „steuern in dem Ocean der Nachforschungen", da Bekanntschaft mit dem Vorzuschlagenden nicht auch seine Wahl bestimmt. Ich denke etwas spottend zu antworten. Vielleicht ist es Ihnen, verehrter Freund, angenehm, von dem jetzt orleanistischen Thiers ein Autograph mehr in Ihrem Archive zu haben. Auch Duvergier de Hauranne kam von der Wallfahrt nach Eisenach. Die Herzogin geht nach England. Behalten Sie beide Briefe, den bösen und den einfach guten. Ihr

A. v. Ht.

Ich denke Sonnabend mit dem Könige nach Berlin zu kommen. Die Königin reist Montag.

210.

Karl Alexander, Großherzog von Sachsen-Weimar, an Humboldt.

Ettersburg, 1. Juni 1857.

Eure Exzellenz

werden vielleicht schon erfahren haben, daß ich *** gesehen, wiederholt gesprochen, ihn aber endlich nicht angestellt habe. Er hat mich interessirt, ja ich kann sagen, daß er mir gefallen, allein den Sekretair, der mich nicht nur von alle dem in Kenntniß setzen soll, das die Wissenschaft, die Kunst, die Litteratur Bemerkenswerthes bringt, sondern die Korrespondenz, den Verkehr, den mündlichen, geselligen, in verschiedenen Sprachen besorgen könne, diesen Sekretair glaubte ich nicht in jenem Manne erkennen zu können, und ihn auf den Versuch anzustellen durfte ich nicht wagen. So blieb mir das Zurücktreten allein möglich. Ich that es also um weiter zu steuern auf dem Ocean der Nachforschungen. Ob Sie Ihre stets mir gleich bewiesene Güte auch hiebei ferner als glückverheißendes und also beglückendes Gestirn leuchten lassen wollen und werden — ich darf es wohl wünschen, ich darf aber nicht darum bitten, wenngleich wir übereingekommen waren, daß die Bekanntschaft des Vorzuschlagenden nicht auch seine Wahl bedinge.

Ich ziehe mich nun in verschiedene thüringische Waldeinsamkeiten mit allerhand Büchern zurück, unter denen

ich mich auf das Reiſebuch Barth's beſonders freue. Ich beuge mich in Ehrfurcht vor ſolch einer Ausdauer der Liebe zur Wiſſenſchaft, vor ſolch einer edeln Willenskraft, wie viel mehr thue ich es vor ſeinem Vorbild, vor Ihnen, indem ich mich nenne Ihr ergebenſter, dankbarſter Diener

Karl Alexander.

211.

Thiers an Humboldt.

Paris, 14. Mai 1857.

Mon cher Monsieur de Humboldt,

Je prends la liberté de recommander à vos bontés pour moi et pour les français en général, Mr. Duvergier de Hauranne, qui va en Allemagne pour la montrer à son jeune fils. Vous connaissez trop bien notre pays pour que j'aie besoin de vous dire quel rôle considérable et toujours honorable Mr. Duvergier de Hauranne a joué dans nos assemblées, où il a été toujours fidèle à la cause de la liberté raisonnable, et non seulement fidèle, mais singulièrement utile. Aujourd'hui, rentré dans la retraite et livré à l'étude, il va voir votre excellent pays, et j'ai pensé que je ne pouvais mieux faire que le recommander à votre bienveillance. Ce sera pour son jeune fils un souvenir impérissable que d'avoir vu le savant illustre qui honore le plus notre siècle et que nous français nous avons la vanité de considérer comme français et propre autant qu'il est allemand.

Je ne vous écris rien des affaires courantes de notre monde, car Mr. Duvergier de Hauranne les connait, et vous les fera connaître mieux que personne.

Agréez le nouvel hommage de mon respectueux attachement.

A. Thiers.

212.

Humboldt an Varnhagen.

Berlin, den 19. Juni 1857.

Es ist mir zu meiner größten Freude, während einer Exkursion nach Tegel, durch Herrn Richard Zeune ein herrliches Bildniß von Ihnen, verehrter Freund, zugegangen. Ich weiß nicht ob ich mehr bewundern soll die so anmuthige, karakteristische, geistig-lebensfrische Ähnlichkeit mir theurer, ansprechender Züge (das Talent des kunstreichen Fräuleins Ludmilla Assing), oder die im Gedanken und Ausdruck so prägnante Schrift von Ihrer Hand. Ich habe die letztere selbst abgeschrieben und umhergezeigt, weil sie zu dem Besten gehört, was sinnig unsere Sprache sentenziös geben kann. Die unerwartete Ankunft der Gebrüder Schlagintweit aus Kaschmir, Tibet und dem überstiegenen Kuenlün-Gebirge, das Tibet nördlich, so wie der Himalaya südlich begränzt, hat, da sie zum König nach Marienbad abgehen (doch nicht mit den 340 Kisten, die sie mitgebracht) den Ihnen gewidmeten Dank unmäßig verspätet. (Alle Pässe, die den Reisenden bequemsten, 18000 Fuß hoch!) Von der liberalen Großherzoglichen Macht (liberal nicht in der Lebensprosa des Metallreizes) keine Silbe, weil er wahrscheinlich von uns neue Vorschläge, neue Opfer, erwartet.

Nur der ungariſche Ehrenmönch*) und die Fürſtin bleiben mir räthſelhaft. Ihr treueſter

A. Humboldt.

Der Kaiſer Napoleon hat durch ſehr liebenswürdige, an Delikateſſe der Sprachwendungen reiche vom Prinzen Napoleon (plon plon) und Walewski an mich geſandte Briefe alles früher zufällig räthſelhaft Gemachte geſchickt verbeſſert. Da Niebuhr ein Buch über Noriſches als preuß. Kabinetsrath herausgiebt, muß man ſich über nichts wundern, auch nicht über die freie Wahlagitation im freien Frankreich. Ich glaube, daß ein paar Wochen in Branitz Ihnen heilſam ſein werden.

---

*) Liszt. Humboldt nennt ihn ſo wegen ſeiner Aufnahme in den Franziskanerorden.

213.

Humboldt an Varnhagen.

Berlin, den 30. Juni 1857.

Es fehlt mir an Worten um Ihnen auszudrücken, verehrter Freund, Ihnen und der liebenswürdigen geiſtreichen Künſtlerin und Schriftſtellerin Fräulein Ludmilla Aſſing zu ſagen, welchen Genuß Sie mir in meiner Einſamkeit durch Eliſa von Ahlefeldt gewährt haben, welcher Genuß noch Allen bevorſteht, die es mir auf Tage entreißen werden. Wer kann ſolches Schickſal, ſo zart, ſo einfach, in ſo edler Sprache von Fräulein Ludmilla dargeſtellt, ohne Rührung leſen, ohne angeregte Betrachtung über die Gefühlsplagen, welche die edelſten und gebildetſten Menſchen ſich aufzulegen wiſſen über halbdogmatiſche Leidenſchaften, zu deren Befriedigung das ſchwierige Inſtitut der offiziellen Ehe kein Mittel iſt. Eliſa von Ahlefeldt liebte Adolph von Lützow nur als kräftigen Repräſentanten einer edlen politiſchen Meinung. Das Motiv der Löſung der Bande, unzart von ſeiner Seite, hat etwas Niederſchlagendes. Immermann will ſich lieben laſſen, ſchreckt, wie Eliſa, vor dem Heirathszwang, und heirathet doch!! Wer mich in dem allen am meiſten anregt, iſt Frieſen, der 1807 ſo viel mit mir an dem mexikaniſchen Atlas gearbeitet, der mir ſo theuer war, dem ich viel war. Ich habe ſeiner im Essai politique sur la

Nouvelle Espagne mit Zärtlichkeit erwähnt. Hätte ich die schöne Arbeit von Fräulein Ludmilla gekannt, ich hätte gern Ihr einige Zeilen angeboten. Die Schrift wird aber noch viele Auflagen erleben. Da ich leider! auf eine Nacht nach Tegel muß, so frage ich an, theurer Freund, ob ich Sie Freitag um 3 Uhr besuchen darf und die Hoffnung habe dann bei Ihnen Fräulein Ludmilla zu finden. So viel Kunst und litterarische Begabtheit in Einer Person ist ein seltner Luxus. Dergleichen kann zum Übel führen. Der Weltlauf erträgt vieles nicht am rächenden Kompensations-Systeme von Freude und Leid. Ihr A. v. Humboldt.

Dienstags.

In großer Eile und inkorrekt.

(Einlage, ein Brief von Friesen aus dem Jahre 1807 mit der Aufschrift von Humboldt:)

Ein kleines Geschenk für Fräulein Ludmilla Assing, der edlen geistreichen Verfasserin von Elisa von Ahlefeldt, Handschrift meines theuren jungen Freundes Friesen, mit Gefühlen inniger Dankbarkeit A. von Humboldt.

30. Juni 1857.

Varnhagen schrieb den 4. Juli 1857 in seinen Tageblättern: „Humboldt erzählte gestern auch von der Zeit, wo er in einem Seitenhause des George'schen Gartens wohnte, und so emsig in seinen magnetischen Beobachtungen war, daß er einmal sieben Tage und Nächte hintereinander ohne gehörigen Schlaf jede halbe Stunde in dem Magnetenhäuschen nachgesehen, wie der Stand der Dinge sei; weiterhin wechselte er dann mit Stellvertretern ab. Das war 1807, grade vor fünfzig Jahren; ich habe das

Magnetenhäuschen damals oft geſehen, wenn ich Johannes von Müller, der auch in einem Seitenhauſe wohnte, und Fichte'n, der in einem Gartenhauſe mitten im Garten wohnte, zu beſuchen pflegte. Wenn der alte George — reicher Branntweinbrenner — ſeinen Garten Fremden zeigte, erzählte Humboldt weiter, ſo verſäumte er nicht, auch mit «ſeinen Gelehrten» zu prahlen. «Hier hab' ich den berühmten Müller, hier den Humboldt, hier auch den Fichte, der aber nur ein Philoſoph ſein ſoll.»"

214.

Humboldt an Varnhagen.

Berlin, den 6. Juli 1857.

In der neuern deutschen Dichtkunst so unwissend, daß ich von dem Ruhme des Herrn ** aus dem, wie er es selbst nennt, so schreckhaft langweiligen Mecklenburg nichts weiß, möchte ich von Ihnen, verehrter Freund, das Maß der Höflichkeit bestimmen lassen, mit der ich dem Manne antworten soll. Acht Bände à 40 Louisd'or Honorar, 4 für mich, 4 (wie gewöhnlich) für den König mit einem unsinnigen Briefe liegen vor mir. Der Mann scheint den großen Napoleon und Ney besungen, aber bei Nap. III, Stephanie, Walewski, Edgar Ney ohne Erfolg angeklopft zu haben. Mir wird zur Pflicht gemacht alsbald einen Trajan, eine Bianca und Heinrich IV zu lesen. Von dem was er von dem König erlangen wird, scheint er auch nicht erfüllt zu sein, was mich zur Übergabe entmuthigen könnte. —, Elisa von Ahlefeldt hat in Tegel, wo ich gestern mit Kaulbach war, als zart und geschmackvoll sehr gefallen. Nicht in Tegel, aber in Berlin, ist vielleicht bei Hofpredigern oder bei Offizieren, die Konsistorialraths-Titel kumuliren möchten, die Kirchenfrage aufgeworfen worden, ob neben dem Gatten auch ein Freund erlaubt sei? Was der Berliner doch nicht alles bespricht und zu besudeln weiß! Dankbar Ihr

A. v. Humboldt.

Montag Nacht.

Ich laſſe die zwei Bändchen in einigen Tagen wieder abholen!

Meine freundlichſten dankbarſten Grüße an Fräulein Ludmilla, die dichteriſche Künſtlerin, welche Poeſie und edle Nachbildung der Form ungeſtört vereinigt.

215.

Varnhagen an Humboldt.

Berlin, den 8. Juli 1857.

Die von Euer Exzellenz gütigst mir mitgetheilten zwei Bändchen Poesieen bekunden ohne Zweifel eine nicht geringe litterarische Bildung, gewandte Behandlung der Sprache und der Metren, aber damit scheint mir auch das Lob erschöpft! Die Zahl solcher Talente ist sehr groß, und wo keine besondre Auszeichnung hinzutritt, muß man sie wohl als gewöhnliche rechnen. Die Ansprüche, welche sich auf dergleichen Leistungen gründen, sind unverhältnißmäßig, und besonders in vorliegendem Falle, wo nicht nur Anerkennung, sondern auch gradezu Belohnung gefordert wird. Der Verfasser ist mir nicht näher bekannt, sein Ruf gewiß nur gering. Daß er eine harte Jugend gehabt, auch jetzt noch in bedrängter Lage sich befindet, ist sehr bedauerlich, aber die Art wie er sich zu helfen sucht, durch Ansprache an die Großen und Mächtigen — gesinnungslos allen Farben huldigend —, bleibt immer mißfällig, wie auch sein Brief an Euer Exzellenz, der von Ihnen schon sein richtiges Epitheton erhalten hat! In der Antwort, deren Sie ihn würdigen werden, ist meinen strengen Worten die wünschenswerthe Milderung durch Ihre so unerschöpfliche als immer gleiche Menschenfreundlichkeit und Güte reichlichst verbürgt!

Meine Nichte Ludmilla dankt aus der Fülle des Her-

zens dem antheilvollen Wohlwollen, das Euer Exzellenz ihr so gütig bezeigen, und das sie zeitlebens zu den größten Schätzen rechnen wird, die ihr je zu Theil werden können!

Wir haben gestern Frau Gaggiotti Richards besucht, und sie, schöner als je, inmitten ihrer künstlerischen Beschäftigung gefunden. Die ganze Familie hegt Ihnen eine leidenschaftliche Verehrung, und dies allein schon würde sie uns werth machen; die persönliche Liebenswürdigkeit der schönen Künstlerin ist bezaubernd. —

In unsren Tagen kann hier keine litterarische Erscheinung an's Licht treten, ohne daß sie, sei sie noch so harmlos und friedlich, dem pfäffischen und zelotischen Geist Anlaß gebe sich zu regen. Dem konnte denn auch das kleine Buch nicht entgehen, und die Verfasserin muß erwarten, von dieser Seite noch manchem widrigen Einspruch zu begegnen. Aber sie hat das Glück gehabt de manger son pain blanc le premier, das Beste und Schönste ist ihr in Euer Exzellenz Beifall zu Theil geworden, und sie kann das nachträgliche schwarze Brot ruhig liegen lassen! —

Wir denken am Montage nach Dresden abzureisen, und hoffen nach einigen Wochen Euer Exzellenz im besten Wohlsein glücklich wiederzufinden!

In tiefster Verehrung und dankbarster Ergebenheit gehorsamst

Varnhagen von Ense.

216.

Humboldt an Varnhagen.

Berlin, den 16. September 1857.

Eine Anfrage über Briefe und Pakete vom 8. und 22. August giebt mir die angenehme Gewißheit, verehrter Freund, von Ihrer Rückkehr in das mönchische Berlin, wo der (Beilage zu No. 215 der Tante Voß, 15. Sept.) „Gott in der Geschichte" wegen eines erhaltenen und unaufgeklärten Kusses, zu dem Herr Merle d'Aubigné gezwungen war, des Rationalismus und sündhaften Romanismus angeklagt wird, und (was viel erfreulicher ist) Pastor Kind sich rühmt, von einer jungen italiänischen Aufwärterin in Neapel mit Wärme der evangelischen Halbbekehrung, auf die Schulter geküßt worden zu sein. — Da ich meinem langweiligen Geburtstag nah seit dem 8. August über 300 Briefe und Pakete erhalten, so weiß ich nie etwas über das Datum der Ankunft, erinnere mich aber sehr wohl, einen Brief auf Trauerpapier vom 15. Juli aus Madrid von Ihrem ausgezeichneten Verwandten Adolfo de Varnhagen und später ein Fragment seiner Geschichte erhalten zu haben. Ich werde ihm freundlichst danken. Seine Geschichte ist nicht ohne Interesse. — Sie wissen, daß durch Ernennung einer Finanzkommission im Staatsrath man hoffte den Minister von der Heydt, dessen unabhängige Thätigkeit unbequem ist, los zu werden. Der Mann hat aber eine edle Energie gezeigt, und der König

hat die ganze Kommiſſion (das Werk Niebuhr's) vertagt. --
Mit innigſter Freundſchaft Ihr

A. v. Ht.

Mittwoch.

Meine Verehrung Ihrer talentvollen Nichte.

Ich glaube, „Gott in der Geſchichte" hat unpolitiſch gehandelt, die freilich wiederholte Königliche Einladung anzunehmen. Man wird ihm, den ich achte, manches zuſchreiben, woran er unſchuldig iſt.

217.

Humboldt an Varnhagen.

Berlin, den 14. Oktober 1857.

(Bei Zurückſendung der Briefe von Gentz an Garve.)

Innigen Dank! Ich hatte die Briefe ſchon erhalten und mich daran erquickt. Nichts kann meines Bruders Ruhm mehr vermehren. Wunderbar, daß Ancillon den ſcharfſinnigen Gentz ſo lange täuſchen konnte.

A. Ht.

Den 3. December 1857 bemerkt Varnhagen in ſeinen Tagebüchern: „Beſuch bei Humboldt. Herr von Olfers ging eben weg, und ſagt uns, daß Rauch in Dresden geſtorben ſei. Dann geht der General Graf von der Groeben fort, der ſich ſehr freundlich bezeigt, und gern hört, daß ich ihm einen Mann zuweiſen will, der die Gedichte von Schenkendorf neu herausgeben wird. Humboldt voll herzlicher Güte für Ludmilla, wie für mich, erzählt vom Könige, von Schönlein, von der Prinzeſſin von Preußen, von Doctor Laſſalle, deſſen Werk*) er in drei Nächten genau durchgeleſen, von Frieſen, ſchilt mit Verachtung auf die Kreuzzeitung, lobt den Grafen von der Groeben wegen ſeines Ehrgefühls, den Miniſter von der Heydt wegen ſeines Trotzes den Abſchied nehmen zu wollen. Er hat ein Schreiben der Kö-

*) „Die Philoſophie Herakleitos des Dunklen von Epheſos."

nigin erhalten, der König wünſcht ihn zu ſehen, und er fährt demgemäß nach Charlottenburg. Er iſt rüſtig und munter. — Viel geleſen in Laſſalle. Schon der äußere Anblick einer ſo großen und gewichtigen Arbeit erregt Ehrerbietung. Mir macht es einen eignen Eindruck, wenn die Stützen und Geltungen, bei denen ich hergekommen, eine nach der andern fallen, ſchwinden. Jeder Altgewordene muß dergleichen wahrnehmen und ertragen, aber in unſrer Zeit ſind die Wandlungen ſchneller und kräftiger, als in früheren Läuften, und ich bin beſonders empfindlich für ſie. Selbſt wo der Inhalt mir nichts verſchlägt, wo mir ſachlich nichts verloren geht, weil die Gegenſtände nicht unmittelbar in meinen Kreis gehören, iſt mir doch die Erſcheinung immer etwas peinlich. So geht es mir jetzt wieder in Betreff Schleiermacher's; ſeine Schrift über den Herakleitos war bisher das letzte Wort, der Abſchluß über dieſen Philoſophen, ſelbſt Hegel's entgegenſtehende Andeutungen hatten dieſe Geltung nicht aufheben können, man ruhte auf ihr wie auf einem weichen Kiſſen; jetzt kommt neue Kritik und zieht daſſelbe ohne weiters weg! Laſſalle ſchiebt zwar ein andres, großes und wohlausgeſtopftes dafür ein, aber der Wechſel iſt unbequem. Und doch freut mich die nie raſtende Geiſtesarbeit, der Scharfſinn, die Gelehrſamkeit, der freie und kühne Fortſchritt."

218.

Humboldt an Varnhagen.

Berlin, den 11. Januar 1858.

Verehrter Freund: auch ich bin wieder recht leidend an meinem wiederkehrenden Hautübel, eine läſtige Folge des hohen Alters. Sie haben wenigſtens Ihre unbedingte Freiheit und können ſich pflegen; mir iſt keine Freiheit gegönnt, von Allen gequält, am unbarmherzigſten und unabwendbarſten von der Poſt. Das ſo freundliche Andenken von Mrs. Sarah Auſtin iſt mir ſehr ehrenvoll, ich verdanke es Ihnen, wie ſo vieles andere. Werden Sie auch der Dollmetſcher meines Dankgefühls und meiner treuen Verehrung für die geiſtreiche Frau und ihren mir theuern Bruder M. John Taylor. Livingſtone's Nachrichten intereſſiren mich beſonders wegen ſeiner Anſicht über die Kulturfähigkeit des Negerſtammes zu einer Zeit, wo unter dem Vorwand freier Arbeit Frankreich auf einer und Nordamerika auf der andern Seite das Sklaveneinfangen in Afrika auf das ſchmachvollſte begünſtigen. Die politiſchen Nachrichten über Indien von Capt. Meadows Taylor waren unbedeutend. Vielleicht iſt es Ihnen angenehm für Ihre Archive zu beſitzen Originalbriefe von Graf Walewski, Prinz Napoleon, der nach Aegypten geht, Sohn von König Jerôme, Lord Stratford de Redcliffe, die Kopie eines ſehr ſchön ſtiliſirten Briefes des Paſcha's von

Aegypten, das Original mußte ich dem Doctor Brugsch schenken.

Doctor Michael Sachs hat sich von meiner hebräischen Verherrlichung nicht wollen abhalten lassen. Viel Freundliches dem edeln General von Pfuel, den ich aufsuchen werde, sobald ich kann. Ihr treuer immer gleich unleierlicher

A. von Humboldt.

219.

Prinz Napoleon, Sohn Jerome's, an Humboldt.

Paris, ce 13. Octobre 1857.

Monsieur le Baron,

Monsieur Mariette ne m'a remis qu'il y a quelques jours votre lettre du mois de juillet, dans laquelle vous me parlez de Monsieur le docteur Brugsch et de l'envoi de sa grammaire démotique que je n'ai pas encore reçue. — Je tiens à ce que vous ne m'accusiez pas de négligence à vous répondre: aujourd'hui je ne me sens guère le courage de vous parler même de science, votre coeur et votre esprit doivent être bien affligés par la maladie de votre souverain et ami qui nous donne de vives inquiétudes, je dis nous, parceque les quelques jours que j'ai passés à Berlin m'ont fait apprécier les qualités éminentes du Roi et m'ont vivement attaché à lui. Que Dieu le conserve, c'est un voeu sincère!

Recevez, Monsieur le Baron, l'assurance de mes sentiments de haute estime et considération.

Napoléon.

Den 18. Februar 1858 berichtet Varnhagen in seinen Tageblättern: „Zu Humboldt gegangen. Mit bewundernswürdiger

Geistesgegenwart gedenkt er sogleich alles dessen, woran unsre Anwesenheit ihn erinnern kann, er sagt Ludmilla'n die schmeichelhaftesten Sachen über ihr Buch, für dessen zweite Auflage, die nicht ausbleiben werde, er ihr eine Stelle über Friesen geben will, die er zwar auch den Leipziger Turnern für des letztern von ihnen beabsichtigtes Ehrengedächtniß mittheilen möchte, indeß haben diese nach vorläufiger Anfrage sich nicht wieder gemeldet. Auf den Großherzog von Weimar ist er übel zu sprechen, der selbe hat ihm und den Gebrüdern Schlagintweit bei wiederholtem Besuch mehrere Stunden geraubt, sie merkten bald, daß er sich nicht über die Dinge, die sie für ihn zurechtgelegt, unterrichten wolle, sondern nur — sie gesprochen haben wolle, auch hat er jedem den Falkenorden ertheilt. — Über *** hat er gegen Humboldt dieselbe Entschuldigung gemacht wie gegen mich, es sei der Adel erforderlich, was Humboldt ganz abscheulich findet, und übrigens ganz dem persönlichen Vorurtheil des Großherzogs gemäß; der Vater, der auch nicht sehr merkwürdig gewesen, habe diese Sinnesart doch wenigstens versteckt, der Sohn äußere sie unverholen; einst habe er nachdem ein Bürgerlicher die Gesellschaft verlassen, mit großer Befriedigung das Behagen ausgedrückt, jetzt seien wir unter uns! ein andermal, als man bemerkt hatte, man säße zu dreizehn an der Mittagstafel, erwiederte er tröstend, es seien zwei Bürgerliche darunter, die zählten nicht! und das sagte er zu Humboldt französisch, weil, wie er sagte, jene beiden das gewiß nicht verstünden! — Über die Last von Briefen, mit denen Humboldt heimgesucht wird, klagte er bitterlich, vierhundert im Monat wenigstens müsse er lesen, viele fingen an «Mein Greis» oder «Edler Jugendgreis» oder auch so «Karoline und ich sind glücklich, unser Schicksal liegt in Ihren Händen». — Er lobte die Prinzessin Victoria, sie sei zwar nicht hübsch, habe aber ein gefälliges, einfaches Wesen, ein beseeltes Auge.

220.

Humboldt an Varnhagen.

Berlin, den 19. Februar 1858.

Sie ſehen, theurer Freund, daß, trotz vieler kleiner Häkeleien von Mr. d'Avezac, der von Malte-Brun zu zitiren gelernt hat, Ihr Namensvetter Ihnen recht viel Ehre macht.

Unbegreiflich aber iſt daß Mr. d'Avezac von der von mir 1830 als Manuſkript herausgegebenen Karte von Juan de la Coſe von 1500, 6 Jahr vor Colon's Tod, und von einem Werke in groß Quarto unter dem Titel „Geſchichte des Seefahrers Ritter Martin Behaim", wo der Urſprung des Namens Amerika, von W. Ghillany und Alex. Humboldt 1853 gar nichts weiß.

A. Ht.

In einer Nacht durchwühlt. Der edle Jugendgreis, Vecchio della Montagna.

(Hierbei das Buch „Considérations géographiques sur l'histoire du Brézil. Examen critique d'une nouvelle histoire générale du Brézil par M. François Adolphe de Varnhagen. Rapport fait par M. d'Avezac. Paris. 1857." 8.)

221.

Humboldt an Varnhagen.

Berlin, den 7. März 1858.

Ich vermuthe, theurer Freund, daß Sie das indiskrete faſt geiſtloſe Buch von Normanby nicht in Händen gehabt. Ich werde es an Lady Bloomfield nicht zurückgeben, ohne es Ihnen anzubieten. Durchblättern Sie es nach dem Regiſter, und ſchicken Sie es mir gütigſt in 4 bis 5 Tagen zurück. Es ſchildert eine ſchlechtgeſpielte Komödie. Ihr anhänglichſter

A. v. Humboldt.

Sonntag Nacht.

Meine Verehrung Ihrer liebenswürdigen Nichte.

(A year of revolution. From a journal kept in Paris in 1848. By the marquis of Normanby, K. G. London. 1857. 2 Vols. in 8°.)

Den 8. März 1858 bemerkt Varnhagen in ſeinen Tageblättern: „Humboldt ſendet mir mit freundlichen Zeilen das Buch des Marquis von Normanby über die Revolution von 1848. Er nennt es ein indiskretes und faſt geiſtloſes Buch, ich nenn' es ein ſtupides, und dem Inhalte nach verrätheriſches; es zeigt, wie ſchädlich es iſt, ſich mit der Diplomatie einzulaſſen, beſonders mit einer unamtlichen, wie damals die des Marquis war, auf den ſowohl Lamartine als Cavaignac nur zu ſehr gehört

haben. Er iſt einer der ſtumpfeſten und langweiligſten Engländer, die es je gegeben hat.“

Den 9. März 1858 fügt Varnhagen ſeinem Urteil über Normanby noch Folgendes hinzu: „In Normanby weitergeleſen. Er iſt ein armer Tropf, aber die Elendigkeit Louis Philippe's, die Schlechtigkeit Guizot's, die verderblichen Einwirkungen der Schleicher und Betrüger, lernt man aus ſeinem ſchlechten Buche gehörig kennen. Übrigens iſt er ein Meiſter, alles Lebendige und Sprudelnde der gewaltigſten Ereigniſſe zu tödtender Langweiligkeit herabzuſtimmen.“

222.

Humboldt an Varnhagen.

Berlin, den 13. April 1858.

Ich bin gerührt über die Freundlichkeit Ihrer Zeilen und das Andenken von der geiſtreichen Fräulein Ludmilla. Da geſtern Illaire bei mir war, ſo habe ich alles vorbereitet Herrn **, dem vielgeachteten Geiſtlichen in †† nützlich für eines der Spielwerke zu werden, welche zwar nicht nähren aber eine angenehme Zerſtreuung, auch des ſpät ausgeführten Reitens mit Hinderniſſen, Ausſicht zur Errettung aus der Unterwelt der vierten Klaſſe gewähren. Ich werde an Illaire um die dritte Klaſſe ſchreiben, flehe aber, daß Sie mir etwas das Gedächtniß auffriſchen. — **'s Titel! Ich denke, er predigt nicht; giebt ſelbſt nicht mehr die kleinen, dem chemiſch verwandten Brod unionsfeindlichen Oblaten. Er iſt aber, denke ich, in †† eine proteſtantiſche Macht.

Zu Ihrer und Fräulein Ludmilla's Bekehrung lege ich Phantaſieen über die Berliniſche Weltregenloſigkeit vor der Sündfluth bei, und die feurige Weltzerſtörung, die ein bischen verwilderte Pottaſche im unſchuldigen Feldſpath des Granits in den letzten Tagen hervorbringen wird: de la géologie hébraïzante, wie ich dergleichen unvorſichtig im Kosmos genannt habe. Ihr

Dienstag. A. v. Ht.

(„Thoughts on the first rainbow, in connexion with certain geological facts. London. 1852." Die Schrift ist von W. Bateman Byng, aber an Humboldt jetzt erst durch den Lootsen-Kapitain außer Diensten Herrn F. A. Fokkes in Hamburg übersandt.)

Den 24. April 1858 bemerkt Varnhagen in seinen Tageblättern: „Gestern erzählte Humboldt sehr launig von den Briefen, die er bekommen; eine Anzahl Damen in Elberfeld haben sich verbunden, durch anonyme Briefe an seiner Bekehrung zu arbeiten, und haben ihm dies angezeigt; von Zeit zu Zeit laufen solche Briefe ein. Aus Nebraska hat man an ihn die Frage gerichtet, er möchte doch sich darüber aussprechen, wo die Schwalben im Winter bleiben; ich fragte, ob dies nicht fortwährend eine schwebende Untersuchung sei? «Freilich, erwiederte er, ich weiß es so wenig wie ein anderer, — aber, setzte er mit scherzender Wichtigkeit hinzu, das hab' ich den Leuten in Nebraska nicht geschrieben, weil man dergleichen nie eingestehen darf.»"

223.

Humboldt an Varnhagen.

Potsdam, den 19. Juni 1858.

Im Ganzen langweilig und voll innerm Widerſpruch, aber wegen des mythiſchen Deutſchamerikanerthums doch Hiſtorie und leider wahr. S. 76—80, auch S. 33. 35. 75. Zauber einer geſchlechtloſen Sprache: „Fermez les lèvres et serrez les dents.“*) Aus der und die iſt aus Faulheit de, und endlich ein neutrales, lebentödtendes the geworden.

S. 88 ſteht geſchrieben, warum mein Freund Fröbel nicht erſchoſſen (erblumet) worden iſt.

A. Ht.

Ich bin wegen des traurigen Potsdams zu lange nicht bei Ihnen erſchienen.

(Anmerkungen von Varnhagen. Dabei war: „Die deutſche Auswanderung und ihre kulturhiſtoriſche Bedeutung. Von Julius Fröbel. Leipzig. 1858.“ Von Fröbel an Humboldt eingeſandter Abdruck.

*) In den „Anglaises pour rire“ heißt es: Ouvrez la bouche et serrez les dents, et vous parlerez anglais!“ Humboldt mag dies im Sinne gehabt, aber ouvrez irrig in fermez verwandelt haben.

S. 35 ſagt Fröbel: „Übrigens ſind an und für ſich die engliſche und die deutſche Sprache nur zwei verſchiedene Dialekte,

eher vielmehr Entwickelungsstufen. Die englische ist kulturhistorisch die höhere von beiden, denn die Ableitung der grammatikalischen Formen ist anerkanntermeise der höheren geistigen Entwickelung entsprechend." Humboldt hat an den Rand geschrieben: „Oho".

S. 88 deutet Frobel auf Österreichs großen Zukunftsberuf hin. Solche Stellen, in einer 1848 erschienenen Schrift durch einen Adjutanten dem Fürsten von Windischgrätz rechtzeitig mitgeteilt, bewirkten Frobel's Begnadigung, während sein Kollege Robert Blum grausam erschossen wurde.)

224.

Humboldt an Varnhagen.

Berlin, den 9. Sept. 1858. Nachts.

Innigen Dank, mein theurer Freund, für Ihre so freundlichen Zeilen. Der Dank des trefflichen ** ist mir nicht gleichgültig: man ist hier so unartig gewesen, mir mit keiner Silbe zu sagen, daß mein Antrag erfüllt sei. Da Sie und Ihre geistreiche Nichte, Fräulein Ludmilla, Curiosa lieben und in meinem Uralter alle Scham für Selbstlob längst verschwunden ist, so lege ich Ihnen vor: den Brief der Königin Victoria, die durch die Prinzessin von Preußen mich um einige Stellen der Ansichten der Natur und des Kosmos (dichterische Naturbeschreibung) von meiner Handschrift hatte bitten lassen, — mit einem andern Briefe, des amerikanischen Kriegsministers, der mir für den Reisenden Möllhausen, als Zeichner in den zwei Expeditionen nach den Küsten der Südsee, meines Seifert's Schwiegersohn, nützlich gewesen ist und mirabile dictu allen politischen Groll gegen mich, wegen meiner Freundschaft mit Fremont, bei Seite gesetzt hat. Der letztere mir moralisch erfreulicher, der großen Namen wegen maßlos übertrieben.

Für die Regentschaft ist allerdings, so nothwendig sie auch ist, für die ganz vergeudete Ehre des Landes ist, leider! noch nichts abgemacht. Möge der Prinz von Preußen halten, was er bis jetzt verspricht: unter keiner andern

Bedingung als mit ausgesprochenem Titel Regent werde er fortwirken, aber wo die Initiative bei der Abgeschlossenheit des Königs, den man mich selbst seit der Rückkehr noch nicht hat sehen lassen? Läßt man die Initiative den Kammern, so handelt man übereilt und in unedler Furcht. Alea jacta, und die Summe der Intelligenz, die im Spiel ist, scheint ökonomisch arm zugemessen.

Was wissen Sie, theurer Freund, von Herrn Iwan Golowin, der mit einer so frechen, beispiellosen Indiskretion mich photographisch im schrecklichsten négligé de costume dem Publikum darstellt, même, wie ich ihm sehr verletzt geschrieben, en me dotant de deux fautes de français — venaient statt viennent, pourrait statt pouvait. Was die Menschen sich erlauben, um andere ihren Zwecken dienstbar zu machen! —

Ich flehe, daß Sie mir die drei Curiosa, Abschrift der Victoria, Brief des Kriegsministers, und Rovira von Golowin, bis Sonntag Morgen, wo ich mit Baron Stockmar Vater nach Tegel muß, zurückschicken.

Mein Gehen (ma démarche) nimmt an alternder Richtungslosigkeit traurig zu. Hüten Sie sich vor einer so langen Geduld zu leben. Der Ruf nimmt mit der Imbecillität zu, und die Rolle des „theuren Jugendgreises, des würdigen Seniors aller lebenden Gelehrten, Vecchio della montagna“ wird eine sehr unbequeme, wenn es auch im Netzdistrikt eine Jungfrau giebt, die der Senior in Tegel etabliren soll, weil der Ort nahe bei Berlin ist, und sie, zur rechten Zeit avertirt, zur Stadt kommen kann, um mir die Augen zu schließen.

Mit treuester freundschaftlicher Verehrung Ihr

A. v. Humboldt.

Mein böser Freund Lassalle — Herakleitos der Dunkle — ist trotz aller meiner Verwendungen, trotz der mir gegebenen Verheißungen vom Prinz von Preußen und Illaire*) doch verjagt worden. Man gab Hoffnung, der Dunkle werde in einigen Monaten (nach den Wahlen) zum noch dunkleren Pythagoras zurückkehren. Welche Distribution der Gerechtigkeit!

(Anmerkung von Varnhagen. Iwan Golowin hatte Humboldt ersucht, ihm ein russisches Drama „Novira" zueignen zu dürfen, der französische Brief, durch welchen Humboldt die Widmung annahm, ist als Facsimile dem Büchlein beigefügt.)

*) Insofern nicht ganz genau, als in der Abwesenheit der Genannten und wie sich später herausstellte, ohne ihr Vorwissen, der Minister Westphalen hierauf bestanden hatte.

225.

Humboldt an Ludmilla Assing.

Berlin, den 12. Oktober 1858.

Welch ein Tag der Erschütterung, der Trauer, des Unglücks für mich, der gestrige. Ich war von der Königin nach Potsdam beschieden, um von dem König Abschied zu nehmen. Er war weinend vor tiefer Rührung. Ich komme nach Hause, Nachmittag gegen 6 Uhr und erbreche Ihren Schmerzensbrief, theure, liebe, geistreiche Freundin! Er früher dem Irdischen entzogen, als ich der Neunzigjährige, der Alte von den Bergen. Es ist nicht genug zu sagen, daß Deutschland einen großen Schriftsteller, den verlor, der die Sprache am edelsten zum Ausdruck der zartesten Empfindungen zu modeln wußte — aber was ist die Form bei so viel Scharfblick, so prägnanter Geistigkeit, solchem Seelenadel, solcher Weltklugheit. Was Er mir war; was er mir dem nun ganz Vereinzelten war, das können Sie in Ihrem schönen, feinen Sinne allein ganz fassen. Ich werde bald kommen es Ihnen zu sagen.

Mit tiefem Seelenschmerze Ihr

Al. Humboldt.

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

„Ihr letztes mir sehr ehrenvolles Schreiben enthielt Worte, die ich nicht mißverstehen möchte. »Sie gönnen sich kaum den Besitz meiner Impietäten.« Über solch Eigenthum mögen Sie nach meinem baldigen Hinscheiden walten und schalten. Wahrheit ist man im Leben nur denen schuldig, die man tief achtet, also Ihnen."

Alexander von Humboldt an Varnhagen.

(Brief vom 7. December 1841.)

Briefwechsel

zwischen

Varnhagen von Enſe

und

Oelsner

nebſt Briefen von Rahel.

Herausgegeben

von

Ludmilla Aſſing.

Erſter Band.

Stuttgart.
Verlag von A. Kröner.
1865.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Druck von Gebr. Mäntler in Stuttgart.

Vorwort.

Der Briefwechsel, welchen wir hier den Lesern darbieten, umfaßt die Zeit von 1816 bis 1828, und liefert ein ebenso lehrreiches als pikantes Gemälde der deutschen, sowie der französischen Zustände, über welche er viele neue politische Aufschlüsse enthält. Es sind zwei deutsche Patrioten, beide ausgezeichnet durch hohe Geistesbildung, durch Karakter und Talent, welche ohne Rückhalt sich den wechselvollen Lauf der Ereignisse und ihre Urtheile und Ansichten über dieselben mittheilen. Varnhagen schildert in klaren und scharfen Zügen zuerst aus Karlsruhe, dann aus Berlin das deutsche Regierwesen, sowie die Strömungen der Zeit, Oelsner berichtet zuerst aus Frankfurt a. M., dem Sitze des Bundestags, dann aus Paris, wo er, in Beziehung mit den ausgezeichnetsten Persönlichkeiten, Gelegenheit hatte, den bunten Schauplatz dieser Weltstadt vollständig zu überschauen. In den ernsten, gewichtigen Stoff mischen sich mitunter heitere Anekdoten, bemerkenswerthe Vorgänge aus der Gesellschaft, und alle Be-

rühmtheiten jener Epoche erscheinen vor unseren Augen. Briefe von Rahel, voll Geist und Eigenthümlichkeit, sind hin und wieder denen der beiden Freunde eingeflochten. Von Varnhagen fehlen leider die Briefe aus den Jahren 1816 und 1817, sowie aus dem Anfang von 1818, eine Lücke, die in jeder Beziehung zu bedauern ist.

Ueber Varnhagen ist es nicht nöthig, etwas weiteres zu sagen; er ist allgemein gekannt und von allen denjenigen geschätzt und verehrt, welche Vaterlandsliebe, Unabhängigkeit des Karakters und schriftstellerische Begabung zu würdigen wissen. Aber auch der Name Oelsner's dürfte Vielen nicht fremd sein; seinen Zeitgenossen war er lieb und werth. Varnhagen hat in der „Galerie von Bildnissen aus Rahel's Umgang und Briefwechsel" *), eine anziehende Skizze von ihm entworfen und einige seiner Briefe an Rahel mitgetheilt. Dr. Eduard Dorow veröffentlichte einen Band Briefe Oelsner's an Stägemann **), und Dr. Merzdorf gab ein Heft Briefe Oelsner's an den oldenburgischen Geschichtschreiber und Justizrath G. A. von Halem ***) heraus; alle diese

*) Galerie von Bildnissen aus Rahel's Umgang und Briefwechsel. Herausgegeben von K. A. Varnhagen von Ense. Leipzig, 1836. 2 Theile.

**) Briefe des Königl. Preußischen Legationsraths Karl Ernst Oelsner an den wirklichen Geheimenrath Fr. Aug. von Stägemann aus den Jahren 1815 bis 1827. Herausgegeben von Dr. Dorow. Mit Facsimile der Handschrift. Leipzig, 1843.

***) Briefe des nachmaligen Königl. Preußischen Legationsraths Karl Ernst Oelsner von Paris aus geschrieben in den Jahren 1790 bis 1792. Wortgetreu aus dem Original-Manuskripte herausgegeben von Dr. Merzdorf, Großherzogl. Oldenburgischem Bibliothekar ꝛc. Berlin, 1858.

sind als Beiträge zur Geschichte von entschiedenem Werth, doch am wichtigsten von allen erscheinen uns die hier dargebotenen, an Varnhagen gerichteten. Den Wunsch, daß diese einmal dem Druck übergeben werden möchten, äußert Dorow bereits in seinem Vorwort im Jahre 1843. Und Merzdorf sagt: „Wie lehrreich und interessant würde es sein, die vollständige Korrespondenz eines so politisch durchbildeten Mannes, wie Oelsner es war, vor sich zu haben! Eines Mannes, dessen vertrauter Freund Sieyes war, eines Mannes, der vermöge seines geistigen Reichthums in dem ausgewählten Umgange mit den bedeutendsten Männern seiner Zeit, wie Talleyrand, Constant, Manuel, Wilhelm und Alexander von Humboldt, von Stein, Graf Schlabrendorf und vielen Andern lebte!" —

Varnhagen sagt in seiner Schilderung in der „Galerie von Bildnissen: „Konrad Engelbert*) Oelsner wurde den 13. Mai im Jahre 1764 zu Goldberg in Schlesien geboren, studirte zu Frankfurt an der Oder, dann zu Göttingen, begleitete als Hofmeister einen jungen Edelmann auf Reisen, trennte sich von ihm in Wien und ging beim Ausbruch der französischen Revolution nach Paris, wo er lebhaften Antheil an den Ereignissen nahm, doch nur als Zuschauer, als Litterator. Er lebte von seiner Feder. Reisen auf den Kriegsschauplatz in der Champagne, nach der Schweiz u. s. w. gaben ihm Stoff zu Berichten und Schilderungen, die in den deutschen Zeitschriften von Huber und Archenholz erschienen. In der Schreckenszeit mußte er flüchten. Späterhin wurde er

*) So sind seine Vornamen nach Varnhagen's späterer Angabe, und nicht Karl Ernst, wie früher irrthümlich angenommen wurde.

in Paris Geschäftsträger der Stadt Frankfurt und einiger kleineren Fürsten. Vertraute Freundschaft mit Sieyes machte ihm alles erreichbar, die angesehensten, die einträglichsten Posten wurden ihm angetragen, er hätte Gesandter, Graf und wer weiß was alles werden können, so gut oder noch besser als Andere. Er schlug alles aus, er wollte kein Franzose werden: am wenigsten ein Diener Napoleons. Große Summen, die er in Händen hatte und benutzen durfte, lieferte er unversehrt zurück und hatte inzwischen Mangel ausgestanden. Ein sehr reicher Oheim in Schlesien enterbte ihn, weil die Erbschaft ihn nicht genug zu reizen schien und er nicht nach Schlesien kam. Wirklich Hunderttausende hat er auf diese Weise verschwendet. Als er dahin reiste, um seine Mutter zu sehen, wurde er als ein französischer Sendling, wofür man ihn hielt, preußischerseits verhaftet, doch bald wieder freigegeben. Nach dem Sturze Napoleons bot ihm sein Vaterland neue Verhältnisse an, man hoffte vielerlei Zwecke durch ihn auszuführen. Er wurde preußischer Legationsrath, lebte in Frankfurt am Main, in Berlin, in Paris, er schmiegte sich in keine dieser Lagen, keine gab ihm einen angemessenen Beruf. Er starb in Paris, wo er seine Pension verzehrte, im Jahre 1828. — Als Schriftsteller, was man in der Litteratur so nennt, ist er nur spärlich aufgetreten. Sein Ruhm als solcher gründet sich vorzüglich nur auf die sehr zufällig entstandene, aber meisterhaft in französischer Sprache verfaßte und von dem Nationalinstitut gekrönte Preisschrift über Mahomet. Er hatte keine äußerlichen Antriebe, wenn er schrieb, er wollte weder Geld noch Ruhm. Seine meisten Arbeiten lieferte er, weil sie eine Befriedigung für ihn selbst waren, weil er seiner Neigung, seiner Liebhaberei folgte, und hierin

gerade war er eine durchaus vornehme Natur, ein wahrer Freiherr, der, wenn Geſinnung und Luſt ihn nicht für die Welt anregten, ſich ruhig hielt und gleichſam auf ſeinen Gütern lebte. Seine Schreibthätigkeit war dabei ungeheuer, aber ſeine Aufſätze blieben theils anonym, theils gingen ſie unter fremden Namen. In des Grafen von Saint-Simon Schriften ſind ganze Stücke von ihm. Manches verſchenkte er als Keim, anderes als reife Frucht, ſo die politiſchen Aphorismen, welche unter Schlottmann's Namen erſchienen ſind. Allein mehr als in ſchriftſtelleriſchen Arbeiten, eifriger und unerſchöpflicher noch, erging ſich ſeine Feder im Briefwechſel. Mit vertrauten Freunden die Welt zu beſprechen, ihnen ſeine Anſichten, die ihm bekannten Thatſachen zu eröffnen, ſie durch ſeine Mittheilungen zu fördern, zu erfreuen, das war ſeine Lieblingsbeſchäftigung, zuletzt faſt die einzige, die er treiben mochte. Dieſe vornehme Unabhängigkeit von allen gemeinen Rückſichten und der Reichthum perſönlicher Gaben, die er immerfort austheilen konnte, machten ihn der größten und vertraulichſten Verhältniſſe genießend, ohne daß er ſie benutzte. Wie früher Sieyes in dieſem Betreff erwähnt worden, ſo könnten noch viele bedeutende Franzoſen, unter den Deutſchen Wilhelm von Humboldt, Fürſt Hardenberg, Marquis von Lucheſini, Freiherr von Stein, von Fremden noch Fox, Canning, Fürſt Kurakin, Marquis von Marialva und viele Andere genannt werden. Hat er es zu keinen glänzenden Stellen gebracht, ſo war es, weil er die Stellen nicht wollte, oder wenigſtens ihre Bedingungen nicht. Fähig war er zu den größten, denn kleine Unfertigkeiten, Zerſtreuungen, Uebereilungen, die man ihn bisweilen begehen ſah und ihm als Unpraktiſches auslegte, würde jeder Schreiber oder Haus-

hofmeiſter ihm haben erſparen können; als ſolche hätten Manche von denen, die ſich weit über ihm dünkten und praktiſch dahin gekommen waren, wo jener auf ſolche Weiſe zu ſein verſchmähte, ſich allenfalls an ihrer Stelle befunden." —

So weit Varnhagen. Aus den Mittheilungen Heinrich Zſchokke's, der gleichfalls ein vertrauter Freund Oelsner's war, heben wir die folgende Stelle hervor: „Die Geſchichte der franzöſiſchen Revolution zu ſchreiben, lag in Oelsner's Plan, und vielleicht hätte dieſe Staatsumwälzung niemand gründlicher, treuer und belehrender ſchreiben können, als gerade er." — Ueber Oelsner's Perſönlichkeit macht Zſchokke folgende Angabe: „Feine, wohlgebaute, ſchmächtige Geſtalt, von vieler Muskelkraft, aber großer Reizbarkeit der Nerven. Ein feines geiſtvolles Geſicht, in deſſen beweglichen Zügen ſich die wandelbare Stimmung des Gemüths unverholen zu leſen gab; blaue Augen, in denen gewöhnlich ein ironiſches Lächeln glänzte, oder der forſchende Blick des Denkers hervortrat; eine freie Stirn, vom luſtigen Gekräuſel ſeines Haars umweht; — alles verkündete den Weltmann und den Weltweiſen."

Dieſe Andeutungen mögen genügen. Der vorliegende Briefwechſel ſpricht für ſich ſelbſt; der Spiegel einer bedeutenden Vergangenheit mit ihren Kämpfen und Beſtrebungen, lehrt er, wie jeder ächte und unverfälſchte Geſchichtsbeitrag, auch unſere heutige Gegenwart richtiger und vollſtändiger beurtheilen, als dies ohne ſolche Hülfsmittel möglich wäre.

Florenz, im November 1864.

Ludmilla Aſſing.

Inhalts-Verzeichniß.

			Seite
1.	Brief.	Oelsner an Varnhagen	1
2.	„	Oelsner an Varnhagen	1
3.	„	Oelsner an Rahel	8
4.	„	Oelsner an Varnhagen	10
5.	„	Oelsner an Varnhagen	11
6.	„	Oelsner an Rahel	16
7.	„	Oelsner an Varnhagen	18
8.	„	Oelsner an Varnhagen	22
9.	„	Oelsner an Varnhagen	23
10.	„	Oelsner an Varnhagen	24
11.	„	Oelsner an Varnhagen	28
12.	„	Oelsner an Varnhagen	30
13.	„	Oelsner an Varnhagen	32
14.	„	Oelsner an Rahel	35
15.	„	Oelsner an Varnhagen	38
16.	„	Oelsner an Rahel	39
17.	„	Oelsner an Varnhagen	40
18.	„	Oelsner an Varnhagen	44
19.	„	Oelsner an Varnhagen	45
20.	„	Oelsner an Varnhagen	47
21.	„	Oelsner an Varnhagen	51
22.	„	Oelsner an Varnhagen	54
23.	„	Oelsner an Varnhagen	56
24.	„	Oelsner an Varnhagen	61
25.	„	Oelsner an Varnhagen	66
26.	„	Oelsner an Varnhagen und Rahel	68
27.	„	Oelsner an Varnhagen	70
28.	„	Oelsner an Varnhagen	72
29.	„	Oelsner an Varnhagen	75

			Seite
30.	Brief.	Oelsner an Varnhagen	76
31.	„	Oelsner an Varnhagen	80
32.	„	Oelsner an Varnhagen und Rahel	82
33.	„	Oelsner an Varnhagen und Rahel	87
34.	„	Oelsner an Rahel	89
35.	„	Oelsner an Varnhagen und Rahel	94
36.	„	Oelsner an Varnhagen	97
37.	„	Oelsner an Rahel	98
38.	„	Oelsner an Varnhagen und Rahel	101
39.	„	Madame Oelsner-Monmarque an Rahel	103
40.	„	Oelsner an Varnhagen und Rahel	104
41.	„	Oelsner an Varnhagen und Rahel	104
42.	„	Oelsner an Varnhagen und Rahel	105
43.	„	Oelsner an Rahel	108
44.	„	Oelsner an Varnhagen und Rahel	109
45.	„	Oelsner an Varnhagen und Rahel	113
46.	„	Oelsner an Varnhagen und Rahel	120
47.	„	Oelsner an Varnhagen	123
48.	„	Oelsner an Varnhagen	128
49.	„	Oelsner an Varnhagen	129
50.	„	Oelsner an Varnhagen und Rahel	130
51.	„	Oelsner an Varnhagen	131
52.	„	Oelsner an Varnhagen	131
53.	„	Oelsner an Varnhagen	131
54.	„	Oelsner an Rahel	132
55.	„	Oelsner an Varnhagen	133
56.	„	Oelsner an Varnhagen	133
57.	„	Oelsner an Varnhagen	135
58.	„	Oelsner an Varnhagen und Rahel	138
59.	„	Oelsner an Varnhagen	142
60.	„	Oelsner an Varnhagen	145
61.	„	Oelsner an Rahel	150
62.	„	Oelsner an Varnhagen und Rahel	155
63.	„	Varnhagen an Oelsner	157
64.	„	Rahel an Oelsner	160
65.	„	Oelsner an Varnhagen und Rahel	163
66.	„	Oelsner an Varnhagen	164
67.	„	Oelsner an Varnhagen	166
68.	„	Varnhagen an Oelsner	168
69.	„	Oelsner an Varnhagen	172
70.	„	Oelsner an Varnhagen	177

			Seite
71.	Brief.	Oelsner an Varnhagen und Rahel	179
72.	„	Varnhagen an Oelsner	180
		Nachschrift von Rahel	184
73.	„	Oelsner an Varnhagen	185
74.	„	Varnhagen an Oelsner	187
75.	„	Oelsner an Varnhagen	190
76.	„	Varnhagen an Oelsner	193
77.	„	Oelsner an Varnhagen	197
78.	„	Varnhagen an Oelsner	199
79.	„	Oelsner an Varnhagen	202
80.	„	Oelsner an Rahel	206
81.	„	Oelsner an Rahel	212
82.	„	Oelsner an Varnhagen	213
83.	„	Rahel an Oelsner	217
		Nachschrift von Varnhagen	220
84.	„	Oelsner an Varnhagen	221
85.	„	Oelsner an Varnhagen und Rahel	223
86.	„	Varnhagen an Oelsner	226
87.	„	Oelsner an Varnhagen	231
88.	„	Varnhagen an Oelsner	235
89.	„	Rahel an Oelsner	240
90.	„	Oelsner an Varnhagen	241
91.	„	Oelsner an Varnhagen	244
92.	„	Varnhagen an Oelsner	245
93.	„	Rahel an Oelsner	249
94.	„	Oelsner an Varnhagen	250
95.	„	Oelsner an Varnhagen	253
96.	„	Varnhagen an Oelsner	256
97.	„	Oelsner an Varnhagen	259
98.	„	Varnhagen an Oelsner	260
99.	„	Oelsner an Varnhagen	264
100.	„	Varnhagen an Oelsner	267
101.	„	Oelsner an Varnhagen	270
102.	„	Varnhagen an Oelsner	274
103.	„	Rahel an Oelsner	277
104.	„	Oelsner an Varnhagen	279
105.	„	Varnhagen an Oelsner	280
106.	„	Oelsner an Varnhagen	285
107.	„	Oelsner an Rahel	289
108.	„	Oelsner an Varnhagen	290
109.	„	Oelsner an Rahel	292

			Seite
110.	Brief.	Oelsner an Stägemann	294
111.	„	Varnhagen an Oelsner	296
112.	„	Oelsner an Stägemann	301
113.	„	Oelsner an Varnhagen	304
114.	„	Oelsner an Varnhagen	306
115.	„	Oelsner an Varnhagen	308
116.	„	Varnhagen an Oelsner	309
117.	„	Varnhagen an Oelsner	312
118.	„	Oelsner an Varnhagen	320

1.

Oelsner an Varnhagen.

Den 16. Juni 1816.

Ihre Ueberſichten, hochwohlgeborner Herr, die ich hiemit dankbar zurückſende, haben mir faſt eben ſo viel Genuß gewährt, als vormals der Gegenſtand ſelbſt. Er ſteht da, würdig und köſtlich entfaltet, mir in mehr als einer Beziehung neu. Ich muß das Werk wieder leſen, der Reichthum und die Geſchmeidigkeit Ihres Vortrags und die zarte Taſtniß, welche Ihren Scharfſinn begleitet, erregen meine innigſte Bewunderung. Bisweilen kam es mir vor, als vermähle ſich der Geiſt Ihrer Gemahlin mit dem Ihrigen.

Hochachtungsvoll

Oelsner.

2.

Oelsner an Varnhagen.

Frankfurt a. M., 1. Auguſt 1816.

Obwohl zu Nieder-Ingelheim mein weiterer Reiſeplan vereitelt wurde durch gute Geſellſchaft und ſchlechtes Wetter, traf ich doch erſt vorigen Sonntag wieder in Frankfurt ein. Meiner Rückkehr war der Empfang Ihres Schreibens aufbewahrt. Die Freude, womit ich es erbrach, vervielfältigte

der reiche Inhalt. Daß neue Verhältnisse Ihnen liebevoll entgegen kommen, überrascht mich nicht; ich beurtheile die Welt, von der Sie umgeben sind, nach mir. Dauern sollte mich das Land, dem Ihre Persönlichkeit keine hinreißende Erscheinung wäre.

Was Oberdeutschland fabelt, ist wahrhaft belustigend. Auch in der Diplomatik also schützt reine Unschuld nicht gegen bösen Leumund. Aber von Rechtswegen wird jedes Ding nach dem Zwecke beargwohnt, der ihm vernünftiger Weise obliegt. Wenn General Tettenborn zu Felde zieht, leiht ihm die Meinung Karten.

Ihre Ahndungen sind, wie Sie wissen, auch die meinigen. Handelsnachrichten schon bekräftigen sie. Desto zweifelsüchtiger bleiben die Diplomaten. Diese haben mit den Dichtern gemein, gern an die Ewigkeit ihrer Werke zu glauben.

Jene Regi..des, bei denen man sich nichts Arges denkt, beweisen, wie alle Titel, ohne Ausnahme, von ihrer ursprünglichen Bedeutung eingebüßt.

Frankfurt finden Sie in den öffentlichen Blättern. Während der heftigsten Gährung war ich abwesend. Vorgestern hat der Senat einen Protokollauszug bekannt gemacht, die protestirenden Katholiken betreffend. Meines Erachtens läßt sich nichts einwenden gegen seine, mit anständiger Mäßigung, geäußerten Gründe, ihre durchaus undeutlichen Ansprüche zu bekämpfen. Der Staat hat nichts mit überirdischen Beziehungen zu schaffen. An den Juden sündigt die Kongreßakte, indem sie das politische Bürgerrecht auf die christlichen Bekenntnisse einschränkt. Unter diesen aber will sie jeden Unterschied aufgehoben wissen. Da es nun kein corpus evangelicorum giebt, wozu eine itio in partes von Seiten der Katholiken? Unstatthaft scheint mir selbst das Minimum, welches die Ergänzungsakte den drei herrschenden Bekenntnissen zu-

ſichert, nach Verhältniß der Zahl ihrer Köpfe. Ob dieſes Minimum richtiger geſetzt wäre, auf $4^{2}/_{3}$ oder $5^{3}/_{4}$, als auf 5 Senatoren, das unterſuchen, iſt jämmerliche Albernheit. In der Hauptſache hat Frankfurt einen großen Schritt zu einer geſunden Ordnung der Dinge gethan. Vor wenigen Monaten noch meinte der Senat aus eigenem Rechte zu herrſchen und die Herren 51 hielten ſich für geborene Stellvertreter der Bürgerſchaft. Nunmehr ſteht eine Thatſache aufgeſtellt, vermöge welcher alle Gewalten von der Bürgerſchaft ausgehen. In Deutſchland liefert Frankfurt das erſte Beiſpiel eines ſich ſelbſt konſtituirenden Volks. Für den Augenblick war es zuträglich, den Gelehrten ein großes Uebergewicht zu ertheilen. Anders wäre man nicht von der Stelle gerückt. Die zurückgedrängte Potenz des Handelsſtandes wird ſich ſchon wieder emporarbeiten. Sie ſcheint zu fühlen, daß dieſes nur inſofern geſchehen kann, als man Rechtsgründe geltend macht, die neulich noch für Ketzereien galten. Bald ergiebt ſich, daß auch Juden ſtaatsbürgerliche Bedingungen erfüllen und folglich zur Verfaſſung mitwirken können. Nach Gliederung des neuen Syſtems wird der Senat, wie ich aus guter Quelle weiß, die Notabeln der Judenſchaft verſammeln, um von ihnen zu vernehmen, was zu ihrem Frieden dient.

Die Herren Schloſſer und Schlegel ſind Gegenſtand einer bitteren Reaktion geworden. Sie werden Anzüglichkeiten in mehreren Zeitungen geleſen haben. Die „Aarauer" beſchuldigt Hrn. von Schlegel, das Aufblühen des Bundesblattes hintertrieben zu haben. Iſt das, ſo hat er mir einen weſentlichen Dienſt geleiſtet, und ich kann ihm darob unmöglich zürnen. Uebrigens ſollte mir leid thun, wenn er mich in die Fehde nur im mindeſten verwickelt glaubte. Ich traue ihm gar nicht die Thorheit zu, von Bekehrungsſucht beſeſſen zu ſein, ſo wie man ſie ihm andichtet, im Großen. Er kennt

den Geist der Religionen besser, als irgend jemand, und weiß also, daß sie nicht auf Dogmen blos beruhen, sondern vielmehr haben sie Jahrhunderte gedauert, auf einem gewohnten Sein, dessen Repulsionskraft unter allen veränderten Umständen dieselbe bleibt. Ueber Dogmen mögen die Protestanten noch so schwankend und lau geworden sein, bei der Masse, wenn sie gereizt wird, geht die Abneigung gegen Papisterei und Pabstthum bis zur Leidenschaft. Herr von Schlegel hat vermuthlich ohne Wissen und Wollen eine mächtige Parthei gegen sich aufgebracht, die sehr leicht, oder er muß sich mit sehr vieler Klugheit und Mäßigung benehmen, seinen Abruf bewirken kann. Die unsinnigsten von allen menschlichen Zänkereien sind wohl diejenigen, welche sich um Dotationen im Gebiet der Träume anspinnen.

Auch gegen Hrn. von Buol und nicht minder gegen Hrn. von Hänlein spricht sich die Meinung sehr lau und gar nicht höflich aus. Der letztere bekommt einen schweren Stand. Der Pas de Clerc, womit er hier begonnen, ist selbst in Karlsbad nicht unbemerkt geblieben, wie aus einem Briefe der oberen Behörde erhelle, den Herr von Humboldt soll erhalten haben. Ueber Hrn. von Humboldt höre ich in dem Kreise der Frankfurter nichts als günstige Urtheile. Mit Hrn. von Wessenberg, mit seinem Bruder dem Koadjutor, mit Hrn. von Gagern, ist man ebenfalls sehr zufrieden. Alle andere haben die üble Laune mehr oder weniger geweckt; in diesem Falle sind besonders die geringeren Diplomaten. Sie quälen die hiesige Magistratur mit unaufhörlichen und unausstehlichen Heimsuchungen. Zwei wohnen in einem Hause. Der Koch des einen kauft der Köchin des andern die kleinen Erbsen weg und statt Bezahlung giebt er dem Gärtner Schläge. Dieser fordert Genugthuung bei Rathe, der Rath verweist ihn an den Gesandten; der Gesandte will nicht hören, der

Sachsenhäußner wird grob. Darüber neue Klagen, Korrespondenzen und Konferenzen, indeß eine andere diplomatische Person sich weigert, für ihren Wintervorrath an Holz den bei der Einfuhr üblichen Zoll zu entrichten. Jemand, den Sie kennen, ich aber nicht nennen will *), hat neulich die Zurücknahme eines gerichtlichen Urtheils nebst Auslieferung der Akten verlangt und nöthigen Falles mit Reprefsalien gedroht. Aus dergleichen Plackereien, deren ich noch gar manche erzählen könnte, entsteht ein mürrischer Widerwille gegen die Diplomaten. Ihren Anmaßungen zu begegnen, findet man sich ganz besonders durch ein Wort aufgefordert, das dem Hrn. von Hänlein beigelegt wird, in Bezug auf die dem Bundestage gebührende Polizei. Senat und Bürgerschaft empört der Gedanke einer Regensburg'schen Abhängigkeit.

Noch ist mir das stark in Umlauf gesetzte Manuskript des Hrn. von Gagern nicht zu Gesicht gekommen. Viel höre ich davon. Es stimmt mit Nachdruck für die baldige Eröffnung des Bundestags.

Wir sehen gegenwärtig in Frankfurt drei preußische Residenten: Herr von Scholz, Herr von Mettingh und Herr von Otterstedt. Niemand kann bestimmen, wer den Platz behaupten wird. Herr von Otterstedt versichert, Scholz habe die Weisung erhalten, sich nicht Resident zu nennen. Die Zahl der hier residirenden Agenten heißt Legion. Ein Leipziger ehemaliger Schnupftabaksfabrikant, Namens Limburger, der mit Rothschild in Beziehung steht wegen der englischen Subsidien, steht in der Schwalbacher Brunnenliste als Ministre d'Angleterre, résidant à Francfort.

Die Ehre, den General Gneisenau zu sehen, ist mir nicht zu Theil geworden. Ich spiele eine gar zu schlechte Rolle

*) Herr von Otterstedt.

im Vorzimmer, daher gehe ich lieber zu niemand. Herr von Jasmund läßt sich angelegen sein, dem Willen seines Chefs gemäß, das Verhältniß zu zeigen, in welchem derselbe zur Regierung steht. Doch Sie kennen wahrscheinlich genauer, als ich darzustellen wüßte, die schmeichelhaften Umstände, von denen die Verweigerung des Abschiedes begleitet war. Daß Gneisenau zu einem Besuche beim Könige eingeladen, nicht nach Karlsbad reisen konnte, ohne Paß von Baron Otterstedt, hat mir wenigstens viel Spaß gemacht. Der geschäftigste aller Geschäftsträger ist allenthalben bei der Hand. Er brachte die Sicherheitskarte, an welche der General vermuthlich nicht gedacht hätte, noch vor Tagesanbruch. Thätigkeit peinigt ihn wie Heißhunger. Ich möchte sie den beiden Riesen im Oberon vergleichen, die so dreschen, daß kein Sonnenstrahl ungeknickt bleibt. Seinem vortrefflichen Willen fehlt die Leitung, seinem Schnellblick die bestimmte Richtung. Abermals ist eine Truppe überrheinischer Auswanderer, worunter wohlhabende, zurückgewiesen worden, obschon Herr von Humboldt gerathen hatte, sie ziehen zu lassen. Regiert wer Lust hat. Der hiesige Senat hat die Zumuthung sehr übel genommen, allen überrheinischen Auswanderern den Durchgang zu sperren, oder sie dem Hrn. von Otterstedt anzuzeigen, damit er ihre Päße visire. Lebensgern möchte unser Freund alle deutsche Regierungen gegen die Freizügigkeit ihrer Unterthanen vereinen. Er hat dessen kein Hehl. Seine Absicht meint es gut. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß gar manche der braven Leute sich gröblich täuschen, indem sie außerhalb ihrer Heimath ein besseres Glück hoffen und suchen. Aber wer hat ihn zum Vormunde bestellt? Und was kann es dem Preußisch-Polen schaden, deutsche Ansiedler zu bekommen? In vielen Gegenden am Rhein ist durch den Gebrauch der Schutzpocken ein merklicher Zuwachs von Be-

völkerung entstanden; die Ländertausche haben eine Menge Einwohner in unbequeme Lagen gebracht; andere wollen einer bedenklichen Zukunft entgehen, und endlich ist des Menschen Wille sein Himmelreich.

Auch über mich erstreckt sich des Hrn. von Otterstedt gütige Vorsorge. Sie ertheilt mir eine wichtige Sendung. Ich soll als hessen-homburg'scher Botschafter bei dem Könige von Frankreich akkreditirt werden. Allmählich seh' ich wohl, daß ich von Preußen her wenig oder nichts zu erwarten habe, dennoch fühle ich Stärke, die angebotene Herrlichkeit auszuschlagen.

Gleich nach Ihrer Abreise kam Professor Kiesewetter hier an, mit Fräulein Ida Friedländer, um nach Aachen, Spaa, Holland zu gehen. Er erzählte viel von der in Berlin obwaltenden Verstimmung. Herr von Stägemann soll über den Gang der Dinge sehr niedergeschlagen sein. Vorzüglich werden getadelt die Operationen des Finanzministeriums. Dahin gehört die westphälische Schuldensache und der mit Rothschild geschlossene Verkauf der französischen Erhebungen. Auch das Departement der auswärtigen Angelegenheiten ließ Professor Kiesewetter nicht ungeneckt.

Recht sehr empfehle ich Ihnen die Darstellung der inneren Verwaltung Großbritanniens von dem Freiherrn von Vincke, herausgegeben von Niebuhr.

Frau von Humboldt und Frau von Cüstine werden in den ersten Tagen künftiger Woche erwartet; sie reisen heute von Karlsbad.

Dr. Jassoy trägt mir sehr viele Empfehlungen an Sie und Ihre Frau Gemahlin auf. Wegen meines langen und langweiligen Briefes bitte ich um Nachsicht. Ich hätte ihn jedoch gern noch länger gemacht, wenn ich etwas Interessantes zu melden wüßte.

Bewahren Sie mir Ihre freundschaftlichen Gesinnungen und genehmigen Sie die Versicherung meiner innigsten Verehrung und Liebe.

Oelsner.

3.

Oelsner an Rahel.

Frankfurt a. M., den 5. August 1816.

Von dem glänzenden Balle, das Geburtsfest des Königs zu feiern, trieb mich die schmähliche Hitze. Ihr zu trotzen, onädige Frau, hätte ich einer Anwesenheit bedurft, wie die Ihrige. Uebrigens bewegte sich Alles in der schönsten Ordnung. Zum nothwendigen Prunk der Frankfurter Galatage gehört ein vollständiges Sortiment durchlauchtiger, verschossener Gobelins, die Prinzeß Stolberg u. dgl. Der gute Geschmack der Frau von Otterstedt hatte diese sonst übliche Austapezierung zu vermeiden gewußt. Ansehnlich hob sich aus den sitzenden Figuren die Gestalt des Hrn. von Anstett, für sich allein ein ganzer diplomatischer Körper. Viele preußische Offiziere waren zugegen. Unter der Menge von Dekorationen glaubt man sich in einer flammländischen Küche. Nur sind die dort aufgereiheten zinnernen Teller breiter, blanker und dabei anspruchsloser als die Crachats der Diplomaten. Die leere Wichtigkeit hat für mich nichts Zurückstoßendes, denn ich spüre keine Neigung, sie zu berühren. Mag man meine Entfernung für Ehrfurcht halten. Ich nehme es nicht streng mit den Vergänglichkeiten des Raumes. Dem Hrn. von Otterstedt waren nicht mehr als 24 Stunden zu seinen Anstalten verliehen. Die Weisung vom 25. Juli aus Karlsbad traf erst am 2. dieses in Frankfurt ein. Mit bewunderungswerther Fertigkeit hatte er in der kurzen Frist ein wahres Feenwerk geschaffen.

Herr von Humboldt reist heute nach Aschaffenburg, seine Gemahlin einzuholen. Von Köln ist eine prächtige Jacht hier angelangt, die Kronprinzessin von Oranien nach den Niederlanden zu bringen. Am 2. dieses wurde im Hôtel Taxis der Bundestisch aufgestellt. Er ist rund, schwarz, einer grünen Decke gewärtig, hält 16 Fuß im Durchmesser, 48 also im Umkreis. Gegen den Zeitungsartikel, der die Frankfurter einiger Verwandtschaft mit den Juden zeiht, erscheint eine sehr ernsthafte Deduktion, darzuthun, daß der hiesige Kaufmann ganz verschiedenen Stammes sei. Da dem Pamphletisten der wahre Verfasser unbekannt ist, so sind seine Bemühungen, ihn kenntlich zu machen, Verläumdung. Mit den Diplomaten lebt die hiesige Magistratur in unaufhörlichem Verdruße. Das „Journal de Francfort" hat unterlaßen, dem Hrn. von Leonhardi, nul n'est prophète dans son pays, den Titel Exzellenz beizulegen. Der Gekränkte verlangt Genugthung. Die beiden französischen Abbé Hennecart und Robert sollen exemplarisch bestraft werden. Der Senat hat den Kläger an den Bundestag verwiesen. Der Hausmeister des Hrn. von Anstett ist in eine Strafe von 25 Gulden verfallen, weil er einen Burschen ausgesandt, um Blumen auf der öffentlichen Promenade zu pflücken. Man hat auf die Entschuldigung keine Rücksicht genommen, daß die Blumen ein großes diplomatisches Diner geschmückt und das Gesetz ist ohne Ansehen der Person gehandhabt worden.

Machen Sie mich bald durch einige Zeilen glücklich und genehmigen Sie den Eid meiner unbegrenzten Ehrerbietung.

Oelsner.

Meine Verehrung dem Hrn. von Varnhagen.

4.

Oelsner an Varnhagen.

Frankfurt a. M., den 7. August 1816.

Herr von Otterstedt, der den Geist der zu Wiesbaden erscheinenden Blätter seinen Behörden angezeigt hatte, erhielt von Karlsbad aus Bescheid: wer für Oesterreich schreibe, besorge preußisches Interesse, solchergestalt seien derwalen beide Höfe verknüpft. Seine Replik ist dreist, aber über Erwartung treffend. Er unterscheidet geschickt die möglichen Gesinnungen des Haupts von den dauernden Abneigungen der Glieder. Oesterreich ist schlauer als Preußen glaubt. Graf Buol von Schauenstein hat sich neulich bestimmt gegen die durch Hrn. von Hänlein geäußerten Ansprüche auf Leitung des Bundestages erklärt: Oesterreich verlange keine Vorzüge; es wolle nicht mehr gelten als Bremen, Nassau, jeder andere deutsche Stand, ehemals habe ja Brandenburg dem Kurfürsten von Trier den Vorsitz gelassen. Die Großherzogin von Darmstadt ist für Oesterreich gewonnen durch die Hoffnung, den Prinzen Emil Gouverneur von Mainz zu sehen. Unterdeß sind die Mainzer höchlich unzufrieden, daß die Einquartirung fortdauert. Man zählt 2600 Feuerstellen. Da wo ein Offizier wohnt, keine Soldaten liegen, kommen auf manches Haus 10 Mann. Die Beköstigung fällt meistens den Einwohnern zur Last. Für die Preußen sind die vorhandenen Kasernen, welche erst ausgebessert werden, nicht geräumig genug, indem sie nicht, wie die Franzosen, zwei Mann in ein Bett legen, sondern noch obendrein, zum Besten der Gesundheit, die Betten drei Fuß weit von einander stellen. Ganz besonders wird über die Oesterreicher geklagt. Diese wollen das feuerfeste Schloß, welches Frankreich zu Magazinen für den Freihafen vortrefflich eingerichtet hatte, in Kasernen verwandeln. Dann hat der General Fermont, um

ein Zigeuner-Regiment zu beſtrafen, wegen übler Aufführung in der Gegend von Landau, dieſe Gauner und Diebe nach Mainz geſandt. Hrn. von Barkhaus Univerſitätsfreund, deſſen Rückkehr der Bundestag erwartet, ſprach gegen den erſteren folgende Maxime aus: Leute von Talent oder Genie, wie der Ausdruck lautete, müſſe man auf Baumwolle betten, damit ſie nicht zu klagen haben, gebrauchen könne man nur Leute von Routine, durch ſie beſtehe ein Staat, denn durch ſie laufen die Geſchäfte in ruhigem Gange fort. — Aber wenn die Leute von Talent merken, daß ſie ausgeſchloſſen ſind, wie dann?

Ich weiß nicht ob Ihnen, ſo wie mir, eine Verfügung der engliſchen Poſtdirektoren aufgefallen iſt; ſie haben eine alte Verordnung erneuert, vermöge welcher die Poſtmeiſter alles einberichten müſſen, was die Regierung intereſſiren kann. Für England iſt das eine neue Polizeimaßregel. Von Dr. Jaſſoy iſt eine neue Schrift gegen die proteſtirenden 51 herausgekommen. Dieſe haben bereits geantwortet. So dauert der Federkrieg fort. Beigehendes Pamphlet, deſſen Verfaſſer Herr von Gerning ſein ſoll, zieht Ihre Aufmerkſamkeit vielleicht näher an. Zu Wiesbaden iſt das Gedränge ſo groß, daß ſehr viele Badeluſtige ihre Nächte in den Wagen zubringen.

Hochachtungsvoll

ganz der Ihrige.

5.

Oelsner an Varnhagen.

Frankfurt a. M., den 13. Auguſt 1816.

Ew. Hochwohlgeboren und der Frau von Varnhagen verehrte Schreiben vom 10. kamen geſtern, mir den feſtlichen Abend der Catalani zu krönen. Da Sie meinen Briefen

den Mangel der Toilette verzeihen, so erleichtert Ihre Nachsicht die flüchtigen Mittheilungen, welche ich Ihnen zu machen habe. Zuerst müssen Sie wissen, daß es keiner Liebe möglich ist, sich mit mehr Wärme und Achtung über Frau von Varnhagen auszudrücken, als Frau von Humboldt gegen mich diesen Morgen gethan hat. Sie nährt die tiefe Hoffnung, Ihre Gemahlin bald hier zu sehen. Vorgestern erfolgte Hrn. von Hänlein's lang versprochene Rückkehr. Sein Mißgeschick erfuhr er durch Hrn. von Otterstedt. Ich melde blos was stadtkundig ist. Wenige Stunden vor seiner Ankunft waren Depeschen eingelaufen, ihm Kassel, dem Hrn. von Humboldt die Eröffnung des Bundestages anweisend. Solchergestalt ist der unglückliche Hänlein nur wieder erschienen, um so recht vor aller Welt die Achselbänder abzulegen. An seiner Stelle werden genannt, der ehemalige Minister der auswärtigen Angelegenheiten, Graf Goltz und Herr von Küster. Läßt sich denken, daß diese dem Geschäft besser gewachsen seien, als Herr von Humboldt? Aber er bekommt einen schweren Stand! Preußen ist zu einem Diskredit hinabgesunken, aus dem sich zu erheben, es beinahe eines Wagehalses, eines diplomatischen York's bedarf. Sie können sich kaum vorstellen, wie sehr Leute, die sonst ganz kleinlaut waren, ihre Stimme erfrechen. Das kommt daher, daß man das preußische Kabinet keiner Energie mehr fähig hält. Glücklicherweise ist es Deutschlands eigenes Interesse, aus Preußen etwas zu machen, wie es das Interesse der Portugiesen war, den Prinzen von Brasilien bongré, malgré, nach Rio de Janeiro zu retten.

Von den blutigen Auftritten in Mainz, die man hier zu vertuschen sucht, haben Sie vermuthlich nähere Kunde. Das ist ein sauberer Anfang für eine Bundesfestung und eine nette Ratifikation der Verträge. Fegte der preußische

Soldat den Oesterreicher hinaus, so wäre das Kabinet in ein neues System von Verhältnissen geschleudert, wodurch vielleicht das Schicksal von ganz Deutschland bestimmt würde. Meinem Ermessen nach, kann der Bundestag nicht beginnen, so lange die meisten deutschen Regierungen noch in einem blos provisorischen Zustand sind, nämlich keine Stände haben, die doch der Kongreßakte gemäß, Grundlage jeder legitimen deutschen Verfassung sein sollen. Es scheint, daß Herr von Otterstedt wirklich nach Darmstadt gehe. Mir ist das sehr lieb. In Beziehung auf Mainz steht seine Thätigkeit am rechten Platze. Zu Wiesbaden trägt man sich mit dem Gerücht: Frankreich rüste einverstanden mit England gegen den König der Niederlande, den die Lust anwandle, König von Frankreich zu werden, was den Russen nicht mißfalle aus Antagonism gegen England. Die hiesigen Kaufleute haben geschickt manoeuvrirt und das Heft beinahe wieder in die Hand bekommen. Ich warnte Jasson, ich rieth ihm, einzulenken, er verachtete seine Gegner zu sehr. Schade, daß mir die Natur nicht eine stärkere Gurgel und heftigere Geberden ertheilt hat, wie ich bin, kann ich selten eindringen. Vernichten Sie meine Zuschriften. Ihrer Gemahlin legen Sie meine Huldigungen zu Füßen. Sie genehmigen die Versicherung meiner hochachtungsvollsten Zuneigung und Treue.

Ganz der Ihrige.

Die im letzten Briefe erwähnten Auftritte in Mainz schilderte Oelsner ausführlich im „Deutschen Beobachter" in einem Artikel, welcher lautet:

Aus Mainz, den 18. August.

(Auszug aus dem Briefe eines Reisenden.)

Ich war in Köln, als die Nachricht von einer in Mainz zwischen dem österreichischen und dem preußischen Militair am 11. August vor-

gefallenen Streitigkeiten sich verbreitete. Es war die Rede von nicht weniger als 700, sage siebenhundert Gebliebenen, worunter mehrere Offiziere gezählt wurden; es war die Rede von Verwundeten und Vermißten, als wenn eine Feldschlacht stattgehabt hätte. Wahrscheinlich haben sich diese Angaben mit jedem Schritt, den sie den Rhein abwärts gemacht haben, vergrößert. Die Sage ist wie ein dahinrollender Schneeball, und vielleicht ist sie in diesem Augenblick, wann sie etwa in das Clevische gedrungen ist, durch den Zusatz einer Null, noch um das Zehnfache vergrößert. Eine ganz entgegengesetzte Progression habe ich den Rhein hinaufwärts gefunden; je näher ich der Stadt Mainz kam, desto gemäßigter war das Gerücht, desto geringer die Thatsachen: die optische Täuschung verliert sich, je mehr man sich dem Gegenstande nähert.

In Mainz habe ich Gelegenheit gehabt, Oesterreicher wie Preußen zu sehen, zu hören, zu sprechen, und mit Menschen aus allen Klassen in Berührung zu kommen. Der Vorfall, von dem diese Stadt der Schauplatz gewesen, ist im Wesentlichen folgender:

„In einem Wirthshause, wo Sonntags getanzt wird, entstand zwischen einigen österreichischen und einigen preußischen Militairen, wegen einer der weiblichen Anwesenden, erst Eifersucht, dann Neckerei, dann offener Streit. Patrouillen von beiden Nationen eilten herbei. Um den Thätlichkeiten zu steuern, sahen sie sich genöthigt, Gewalt anzuwenden. In dem bunten Gewirre mußte es schwer sein, den Schuldigen von dem Unschuldigen zu unterscheiden, und es läßt sich begreifen, daß bei dem besten Willen, Ordnung und Ruhe einzig im Auge zu haben, diesen zuletzt die Nationalfarbe allein als leitende Fäden erkennbar bleiben mochten. Soldaten vom ungarischen Regiment Benjowsky, welche dem Streit durchaus fremd geblieben waren, glaubten ihrer Farbe zu Ehren, ihren Landsleuten beitreten zu müssen. Es ward gehauen, geschossen, gestochen, wie in einer ächten Soldatenrauferei, und von dem Wirthshause ging diese bald auf das nahe gelegene Korps de Garde, wo Preußen die Wache hielten, über; da ward der Kampf so heftig, daß der wachthabende Offizier selbst am Arm verwundet ward. Indessen wurden gemeinschaftlich von den österreichischen und preußischen Oberbefehlshabern alle Maßregeln der Klugheit ergriffen, um die Ordnung wiederherzustellen. Der Generalmarsch wies alle Militaire auf die angewiesenen Allarmplätze, von welchen bei schwerer Ahndung sich niemand entfernen durfte, und hier brachten Oesterreicher

wie Preußen, während die Stadt durch verstärkte Patrouillen in allen Richtungen durchkreuzt ward, die ganze Nacht zu.

Als Resultat der Schlägerei ergab sich, daß auf einer Seite acht, auf der andern sieben verwundet worden; zwei sind an den Folgen ihrer Verwundungen gestorben. Eine Kommission, bestehend aus einer gleichen Anzahl österreichischer und preußischer Militaire von allen Rangstufen, beschäftigt sich mit der Untersuchung des Vorfalls, damit nach Konstatirung der Thatsachen von Seiten der respekt. Regierungen über die Urheber desselben exemplarische Strafe verhängt werde. Die reinsten Absichten und der redlichste Wunsch durch Ordnung und Manneszucht das gute Einverständniß beider Theile zu bethätigen, belebt die wackeren Männer, welche die Kommission ausmachen.

Während meines Aufenthalts in Mainz ward eine Parade angekündigt, und ich versäumte nicht, mich als unsichtbaren Augenzeugen dabei einzufinden. Ich sah Oesterreicher und Preußen in einer Linie stehen und einem Oberbefehl gehorchen, ich sahe sie wie Glieder eines Ganzen auf und von dem Musterungsplatze sich bewegen, Offiziere beider Nationen sah ich nach der Parade sich traulich die Hände reichen und brüderlich neben einander gehen; und wie Freunde habe ich sie allenthalben angetroffen, in Gesellschaften, bei Tisch, an öffentlichen Orten. Nur der ununterrichtete große Haufe ist fähig in dem unangenehmen Vorfalle politische Motive und Folgen zu politischen Folgerungen zu suchen, und dieser Hang der unwissenden Menge wird von Uebelgesinnten geschickt benutzt, um mit geheimnißvollen Mienen, Ahndungen und Befürchtungen rege zu machen. Als wenn brave Krieger, die in einer so schönen Sache, wie die, welche die Welt befreite, gefochten, über eine Wirthshausrauferei ihren Waffenruhm vergessen und zerfallen könnte. Als wenn nicht jeder Ehrenmann, er sei weiß oder blau gekleidet, jeden Tropfen Bluts bedauerte, der anders, als für den Dienst vergossen wird. Nur Nicht-Militairen ist es unbekannt, daß der ächt militairische Geist bei allen Armeen derselbe ist und — daß der wahre Soldat nie mehr leidet, als wenn militairische Ordnung und Zucht erschüttert werden, weil diese die Basis des ganzen Kriegsstandes ausmachen! — Mit einem Wort, der Vorfall vom 11. August war nichts, als eine Wirthshausschlägerei zwischen Militairen und Militairen, man hat Unrecht, hier Oesterreicher und Preußen sehen zu wollen; es waren hier nur Soldaten mit Soldaten im Zank; hier standen nur Individuen gegen einander, wie die Individuen einer Kompagnie zur

andern, eines Bataillons zum andern, eines Regiments zum andern. Streitigkeiten dieser Art werden stattfinden, so lange es Militair, Tanzsäle und Weibspersonen giebt, und sie haben stattgehabt, so lange Armeen existiren.

Schwer wird es sein, ein reines Resultat über diesen unangenehmen Vorfall herauszubringen, welcher die Wirkung einer augenblicklichen Aufwallung, auch zufällige Veranlassung war. Freilich verlangt die Militairdisziplin ihr Recht und Ordnung muß aufrecht gehalten sein. Aber wo viele strafbar sind, ist es nicht leicht die Strafe anzuwenden. Eine strenge erschöpfende Gerechtigkeit würde vielleicht eine Ungerechtigkeit werden! Die schärfsten Untersuchungen würden am Ende nur unbefriedigende Resultate geben, aber sie würden die Gemüther erbittern und einen Haß rege machen, der in den Individuen so lange leben würde, als die Erinnerung sich ihnen erhielte. Fortdauernder Stoff zu Mißverständnissen und Streit! Mir däucht, es ist nur ein Mittel vorhanden, die Sache auf den Grund zu beendigen; dies Mittel wäre: Entfernung eines Theils der Besatzung aus der Festung und Ersetzung derselben durch andere Regimenter; oder noch besser vielleicht, Erneuerung der ganzen Besatzung, wodurch auch der Geist der Individuen neu hervorgebracht werden würde. Doch es muß der Weisheit der hohen Höfe, an welche die Berichte gelangen werden, überlassen bleiben, über das Vorgefallene zu verfügen und Milde mit Strenge zu verbinden; dem Reisenden genügt es ein Faktum an's Licht gezogen zu haben, welches in der Dunkelheit, die es umhüllte, durch die Dummheit unwissentlich und die Bosheit absichtlich entstellt wird.

6.

Oelsner an Rahel.

Frankfurt a. M., 6. September 1816.

Den beiden Reisenden wurde mit all der Aufmerksamkeit begegnet, die ich Ihrer Empfehlung, gnädige Frau, und den Eigenschaften so vorzüglicher Männer schuldig war. Durch sie bekam ich die letzten Nachrichten aus Baden. Seitdem ist eine gänzliche Stille eingetreten, an der ich vielleicht selber schuld bin. Wollte ich Sie von meinen Empfindungen unter-

halten, von der Anhänglichkeit, Verehrung, Bewunderung, die Sie mir einflößen, so war der Gegenstand nicht zu erschöpfen. Sie hätten mich bemitleidet. Das ist immer noch das Günstigste, was einem unglücklichen Liebhaber widerfährt. Aus der diplomatischen Welt gab es nichts zu melden. Diese scheint von einer vollkommenen Starrsucht befallen zu sein. Doch nicht durchaus, denn indem Herr von Humboldt ein wenig vortritt, zieht sich Hr. von Buol ein wenig zurück, nach Art der Männchen und Weibchen im Nürnberger Hygrometer. Unterdeß werden Livreen veranstaltet, als wenn es um große Feierlichkeiten zu thun sei. Ich kann mir nicht denken, daß Preußen ohne allen Plan lebe. Wartet man auf Begebenheiten? Ueber England hör' ich sehr bedenkliche Urtheile von den Kaufleuten, die seit Kurzem Manchester, Birmingham, London sahn. In den Eingeweiden dieser Insel wühlt Verderben. Die Brodlosigkeit der unteren Klassen übersteigt alle Begriffe, wie die Schwelgerei und der Leichtsinn in den oberen. Der zunehmenden Theurung läßt sich nur dadurch abhelfen, daß die Last der Abgaben gemindert wird, und die durch den Gebrauch der Maschinen und die Industrie des festen Landes müssig gewordenen englischen Manufakturisten, können blos und allein in einem ausschließlichen Kolonialhandel Ersatz und Beschäftigung finden. Bankerott und Krieg sind die unausbleiblichen Folgerungen der Prämissen. Frankfurt ist mit englischen Waaren überladen. Sie werden um jeden Preis losgeschlagen. Der englische Kaufmann scheint eine nahe Krisis zu ahnen und sich, wie groß auch das Opfer, mit baarem Gelde versehen zu wollen, während die englische Gentry, in einem Aufzuge, als trüge sie schon im Voraus Trauer, auf's feste Land herüberströmt, sich dem vorhandenen und dem bevorstehenden Elende zu entziehen. Einem Reisenden hab' ich zwei Exemplare einer Schrift zu übergeben, welche

ungedruckt Herr und Frau von Varnhagen mit ihrem Beifall beehrten. Möge es ihr nicht ſo gehn, wie manchen Schönen, deren man ſich bei Tage ſchämt, nachdem man ihnen Abends vorher gehuldigt hatte. Profeſſor Kieſewetter hat für gut gefunden ſie an's Licht zu fördern, des Glaubens oder Hoffens, daß ſie die üble Stimmung der niederländiſchen Preußen lindern könne. Ainsi soit il! Hier macht ſie einiges Aufſehen. Mit Herrn von Cüſtine habe ich Sonntag bei Frau von Humboldt geſpeist. Seine Mutter befindet ſich in Töpliz. Aus der Einleitung zu Aeſchylos Agamemnon werden Sie eine Stelle im „Moniteur“ zu leſen bekommen. Möge ſie mir nicht verhunzt werden durch den Unverſtand des Einrückers. Empfehlen Sie mich Ihrem Herrn Gemahl. Ew. Hochwohlgeboren und ihn bitte ich ergebenſt überzeugt zu ſein von der Unvergänglichkeit meiner hochachtungsvollſten Zuneigungen.

Oelsner.

Die Herren Sack, Söhne des Biſchofs, ſind, aus England kommend, hier eingetroffen, um nach der Schweiz zu gehen.

7.

Oelsner an Varnhagen.

Frankfurt a. M. den 18. September 1816.

Dero Gemahlin unverhoffte Wiederkunft zu uns erfuhr ich bei Frau von Humboldt. Ob die Botſchaft mir willkommen war! Am folgenden Morgen hatte ich das Glück Frau von Varnhagen meine Huldigung zu bezeugen. Daß man mir zuerſt den kleinen Finger, dann die ganze Hand erlaubte, verſteht ſich von ſelbſt. Könnte ich doch mehr verrathen! Ihr Brief, mein zuverſichtlicher Ehemann, war eine Herausforderung. In der Folge hüten Sie ſich vielleicht einen jungen Springinsfeld zu foppen, blühend und unter-

nehmend wie ich. Der Aufenthalt im Bade hat Ihrer schönen Hälfte wahrlich nicht geschadet, und wissen Sie wohl, daß mir Frau von Varnhagen's Geist nie reicher erschienen ist an goldächten, rein ausgeprägten Denkmünzen, die ihr wie Perlen aus dem Munde fallen. Allenthalben wird eine solche Frau Bewunderung, nebst andern glühenden Lüsternheiten erwecken; in Deutschland, wo die Weiber immer nur an der Empfindung, die Männer an der Thatsache haften, ist sie eine vielfach merkwürdige Seltenheit. Der Zufall führte den Beobachter zu Vergleichungen zwischen dieser Dame und einem kurzbeinigen Pariser Reisenden. Was für ein Unterschied! Die Eindrücke, welche sie empfängt, verwandeln sich sogleich in Resultate und sind, wenn ich die Mundart einer Handelsstadt brauchen darf, sind Tratten, die jeder gute Kopf auf der Stelle endossiren, akzeptiren und in Kurs setzen kann; der kleine Mann hingegen zieht aus allen seinen unermüdlichen Fragen immer nur nackstehende Notizen. Er hat mir deren über Berlin mitgetheilt, die unbezweifelbar scheinen und mich nicht ergötzen. Wer dort nicht quält und bettelt, ist rein verloren und vergessen. Gott des Himmels, in welch einen Dante'schen Trichter bin ich da gesunken! Wer hilft mir aus dem Abgrunde? Wo finde ich meinen Virgil mich an's Tageslicht zu ziehn! Energie zum Betteln hat mir die Natur durchaus verweigert. Ich muß aus dem schimpflichen Zustande heraus, er erwürgt mich. Wäre ich elend genug mich lange darin fortzuschleppen, alle Achtung der Menschen löste sich von mir. Ich bin Opfer jenes optischen Betrugs, der so leicht uns wohlgeborne Seelen täuscht. Aus der Ferne erkennen wir nicht die Unebenheiten der vaterländischen Fläche. Mit Edelleuten glaubte ich zu thun zu haben, in dem hohen Sinne, in dem ich mich einen fühle. Die Trennung von meiner geliebten kleinen Familie macht mich wehmüthig und

recht sehnlich trachte ich aus den Herbergen in die weicheren häuslichen Verhältnisse zurück. Der breite Umgang gewährt mir keinen Genuß. Binnen Kurzem muß mein Entschluß gefaßt und ausgeführt sein. Das hiesige Deutschland, über das entferntere will ich nicht urtheilen, entspricht weder meinem Geschmack noch meinen Erwartungen. Die Sprache hat Fortschritte gemacht, der Geist wenige, und die gesellschaftliche Bildung steht unendlich hinter der litterarischen zurück. Ahnen- und noch plumperer Geldstolz, Rangsucht, Sektengeist, Judenhaß und mehr dergleichen Vorurtheile stehen noch da, wo ich sie vor funfundzwanzig Jahren gefunden habe. Um recht laut loszubrechen, lauern sie nur auf den letzten Ausgang der Dinge in Frankreich, ist er den Bourbonen günstig so — doch die Folgerung ergiebt sich von selbst. England ist heutzutage, nach Spanien, das vorurtheilvollste Land in der Welt. Was sagen Sie zu Lord Exmouth. Hätte seine Regierung nicht das Unternehmen auf ein großes Resultat richten sollen? Fünfzig-, ja hunderttausend hungernde Manufakturisten wären auf der afrikanischen Küste herrliche Kolonisten geworden. Lord Exmouth, voll Talent, soll sehr bestechlich sein, ein britischer Massena.

Man sagt Eichhorn, Kammergerichtsrath, begleite den Grafen Goltz. Wie übrigens die preußischen Angelegenheiten stehn, ist Ihnen vermuthlich besser bekannt als mir. Wir haben hier einen Mann (Reinhard), der mehr Aufmerksamkeit verdient, als ihm gewöhnlich geschenkt wird. Er scheint vollkommen müßig zu sein und ist, ich wollte wetten, sehr thätig. Nennen Sie ihn meinetwegen einen alten Postwagen, der seit funfundzwanzig Jahren alle Arten Reisender, die einstiegen und bezahlten, von Paris nach Straßburg oder von Hamburg nach Paris geführt. Sein gemüthlicher Werth mag im Felde der Politik ungefähr der dieses Postwagens sein. Durch

Traktate hat er sich nicht berühmt gemacht, aber trotz seiner unbehülflichen Außenseite, die bis zur Grobheit geht, trotz seiner Hypochondrie, die ihn zum Tübinger Magister stempelt, ist er der größte, der scharfsichtigste, der gewandteste diplomatische Netzjäger, den es in Frankfurt giebt. Er hat eine Menge kleiner Spürhunde um sich versammelt, die ihn gut bedienen. Herr von Gerning, dem der Blick oder das Kopfnicken eines angeblichen Grafen schmeichelt, gehört zu der Kuppel. Reinhard wird seine jedesmalige Regierung, sie heiße Bourbon, Orleans, Bonaparte, Reubel immer gut bedienen, der Beifall des Machthabers der ihn hält, ist sein Gewissen. Frankreich kann in Deutschland keinen zweckmäßigeren Minister halten; da aber Frankreichs beständige Politik dahin geht, Deutschland wenn nicht zu unterjochen, doch zu trennen, so verdient Reinhard im höchsten Grade beobachtet zu werden.

Sie erweisen, mein Verehrtester, dem Einsiedler gar zu viel Ehre; aber eine Wohlthat würden Sie ihm erweisen, wenn Sie seiner mit einigen flüchtigen oder beflügelten Worten in der „Allgemeinen deutschen Zeitung", für die Sie doch manchmal einen Artikel schreiben, erwähnten.

Stellen Sie sich vor, daß ich des begeisternden Anblicks Ihrer Gemahlin nur erst zweimal froh geworden bin. Sie liebt ihr Geschlecht mehr als das unsrige, denn sie ist unausgesetzt bei Frau von Cüstine. Darf ich mich bald wieder einiger Ihrer Zeilen erfreuen? Bewahren Sie mir eine Freundschaft, die zum Glücke meiner Tage gehört.

Leben Sie wohl, von ganzem Gemüth.

Ihr Einsiedler.

Gestern gab Lord Clancarty ein großes Mahl den Herzog von Kent zu bewirthen. Aber der Prinz kam nicht.

8.

Oelsner an Varnhagen.

Frankfurt a. M., den 27. September 1816.

Herr von Barkhaus hat zu Braunschweig und zu Hannover so viel Muthwillen über Preußen vernommen, daß ihm die Lust vergangen ist, weiter zu reisen oder, wie Sie richtig bemerken, midi à quatorze heures in Berlin zu suchen. Dagegen bringt er einen Zug von 30 Pferden mit, und andre 17 folgen ihm. Man sollte glauben, er habe einen Kavallerieangriff auf das darmstädtische Ministerium vor. Dem ist nicht also. Die Pferde sind ihm Zeitvertreib oder Prunk, wie japanische Gefäße, oder, da er nicht mehr aufsitzt, Beschauung wie dem Verschnittenen ein Harem tscherkessischer Mägde.

Da, aus dem Zusammenhange gehoben, mein kirchengeschichtlicher Aufsatz leicht könnte mißverstanden werden, so hab' ich große Lust Ihnen einen politischen Vogel zu senden, den, finden Sie es räthlich, irgend ein Mannheimer Drucker auffliegen läßt. Sie werden darin ein Wort finden über Oberhaus und Mediatisirte, das vermuthlich nicht Ihren Beifall erhält. Möchte es mir durchgehen, oder fügen Sie Anmerkungen bei. Was in der englischen Verfassung blos als Thatsache vorhanden ist, haben unsere neueren Publizisten zum Grundsatz erhoben. Meines Erachtens kann das Triebwerk des Staats sich auf vielerlei Weise in einander rädern. Demungeachtet bin ich für ein deutsches Oberhaus. Die Eitelkeit will ihre eigene Krippe. Auch muß ein großes Reich Pfründen haben. Und dann, wie wollen Sie gewisse unbrauchbare Staatsdiener anders abfertigen, als daß Sie sie in eine ehrenhafte Rumpelkammer stellen? Ein Oberhaus bedeutet nur da, wo dem Oberhäußler rüstige Knechte und Vasallen zu Gebote stehen, wie das in Polen oder Rußland

der Fall ſein würde. Sonſt ſpielt immer das Haus der Gemeinen den Meiſter, und in England ſpielt ihn Loyds Kaffeehaus; das überbietet beide. Ich war im Begriff, fortzufahren. Frau von Varnhagen läßt mich rufen. Sie zeigt mir die ſchmeichelhafte Hoffnung Sie zu ſehen und zu umarmen.

Hochachtungsvoll

Oelsner.

9.

Oelsner an Varnhagen.

Frankfurt a. M., den 1. Oktober 1816.

Wäre ich im Stande, den Artikel der „Allgemeinen Zeitung" in Bezug auf mich zu leſen, ſo würde ich erröthend und ſtammelnd, Ihnen nur zu ſagen wiſſen; genialiſcher Herr, Sie treiben Ihr Spiel mit mir. Dagegen nehme ich ihn in der Richtung des Zieles, nach welchem er abgeſandt iſt.

Kann ich denn anders als mit Entzücken die ſcharfſinnige Geſchmeidigkeit des Geiſtes bewundern, dem der Ausdruck zu Gebote ſteht, wie den Viotti und Kreutzer die Schwingungen ihrer Tonſaiten? Durch die glückliche Wendung, welche Sie dem Gegenſtande geben, wird er ein Wechſel, den die Behörde vernünftiger Weiſe aczeptiren muß. Aus gewöhnlicher Betriebſamkeit hat Herr von Otterſtedt Ihren Artikel in alle hieſigen Zeitungen befördert. Da er gerade heute in der „Oberpoſtamtszeitung" erſcheint, ſtellt er ſich, wie gerufen, zur erſten Konferenz des Bundestages ein, und bekommt ſolchergeſtalt ein faſt offizielles Anſehen. Der Ausdruck *plaſtiſch* iſt, wie mir Frau von Varnhagen ſagt, bei Hrn. von Schlegel bekrittelt worden. Was mich betrifft, ſo finde ich ihn in ſeiner neuen Stellung ganz vortrefflich. Zu

Gunsten der Puristen möchte ich ihn kreditierzeugend, schaffend, bildend übersetzen. Mit heißem Verlangen sehe ich dem Freitag entgegen, der mir die Freude gewähren soll, Ihnen mündlich und persönlich meine Huldigungen zu erneuern.

Oelsner.

10.

Oelsner an Varnhagen.

Frankfurt a. M., den 12. Oktober 1816.

Als Sie mir entrückt waren, verehrtes Paar, hatte ich weiter nichts im Darmstädter Hofe zu schaffen, nicht einmal meine Zeche zu bezahlen. Ihre Galanterie hat ihn zum gastfreundlichsten Wirthshause veredelt, in das ich je eingetreten bin. Allmählig zog ich gen Frankfurt, indeß Sie nach Mannheim flogen, denn es macht Unterschied das Viergespann der Sonnenrosse eines Feldherrn, eines Triumphators, oder die vierbeinigten Pflastertreter eines Lohnkutschers an der Deichsel zu haben. Der junge Reisegefährt, den Sie mir ersehen hatten, unterhielt mich auf's Beste. Mit ihm wehrte ich der Langeweile, die, unausstehliche Zigeunerin, an schlechten Wegen lauert und gern auf alten Karreten hockt. Ein anderer Feind neckte mich im Stillen. Es war das duftige Gesicht des schon wieder zerronnenen Zusammenseins. Hätte ich der schönen Augenblicke nicht sorgfältiger pflegen, sie nicht wuchernder festhalten, mich nicht lebendiger in sie ergießen können! Geistige Verliebtheit ist ungenügsam und blöde. Hierin gleicht sie vollkommen ihrer leiblichen Schwester. Bald redete mein Gedanke Sie an, vortrefflicher Mann, bald umschlang er Ihre Gemahlin. Beide pries ich glücklich, sich gegenseitig zu fühlen und zu verstehen, zu würdigen; zu erhöhen, zu verherrlichen. Dann neidete ich dem Gemahl die süße Huld des Himmels, die ihm beschied, was

ich früher sahe und bewunderte, aber nicht kannte. So quält einen die Vergangenheit, ohne Lehre aus der Gegenwart bessere Zukunft zu spinnen. Am Ende muß man sich dem verzweifelten Trost ergeben, daß die Träume der Einbildungskraft unserer Wirklichkeit solidester Schatz sind.

Mit der hiesigen Welt stehe ich, wie Sie wissen, in gar geringem Verkehr. Fordern Sie nicht, daß ich Erhebliches melde. Vor einigen Tagen speiste ich bei Frau von Humboldt mit Hrn. von Gersdorf und der kränklichen Widersacherin (Frau Pauli, geb. Brun), welche Frau von Varnhagen's Zorn mehr gereizt als verdient hat. Nach Tische war von Politik die Rede. Das Gespräch bezog sich insbesondere auf England. Herr von Humboldt erwähnte der Mittheilungen eines britischen Gutsbesitzers von Ansehen, und schien an die Möglichkeit einer dem Innern dieses Landes nahen Kalpa zu glauben. Wem ich von allen unsern Diplomaten am häufigsten begegne, ist Herr von Scholz. Wie er da aus dem Eschenheimer Thore zum Bockenheimer schlendert, und vice versa, sieht er einem auf halben Sold gesetzten Trim nicht unähnlich. Die Zeit gleitet an ihm vorüber wie ein Strom, in dem er weder fischen noch baden kann. Im Nothfall gewährt die „Oberpostamtszeitung" mehr Erholung. Aber da ist mir ein flinkes Legationssekretairchen aufgestoßen, ganz geschaffen für den rüstigen Pferdeabhetzer, Hrn. von Gagern. Er hatte so eben das wichtige Protokoll der zweiten Bundestagskonferenz abkonterfeit und die Finger waren ihm noch schwarz von Tinte. Durch ihn erfuhr ich, daß nunmehr kein diplomatisches Schreibzeug müßig steht. Die Vorschläge des Hrn. von Humboldt, der hoher persönlicher Achtung genießt, sind meistentheils unverändert angenommen worden. Sie betreffen den formellen Gang der Verhandlungen, und die zunächst liegenden Gegenstände.

Dahin gehört das Polizeiverhältniß des Bundes oder vielmehr der Bundesgesandtschaften zur Stadt. Der hitzige Syndik Smidt schnaubte wie ein Eber von Erimantha, als ihm, nur im Scherz, gesagt wurde, man verlange droit d'asyle. In einer Handelsstadt wäre es von nicht geringem Vortheil für die Bankbrüchigen, denen sich gestern oder vorgestern das Haus Belli mit 800,000 Gulden Schulden beigesellt.

Wenn ich Hrn. von Otterstedt glauben darf, so ist Herr von Humboldt entschlossen, den Bundestag auf eigene Gefahr zu eröffnen, sollte Graf Goltz nicht mit hinlänglicher Vollmacht hier eintreffen. Er hat recht.

Ich bin geneigt zu glauben, daß im Dunkeln viel gegen Preußen gerottet wird. Herr von R. ist nach Wien gegangen, und die Nachricht, daß der Kurfürst von Kassel dem südlichen Bunde beigetreten sei, verdient Beachtung. Ihnen brauche ich nicht die Wahrscheinlichkeit einer politischen Schlappe darzuthun. Demungeachtet ist mir nicht für Preußen bange. Auf der Universität kannte ich faule Studenten. Bisweilen ließen sie sich, und von jedem, auf der Nase spielen; Hundsfott durfte sie niemand schimpfen oder sie zogen vom Leder und setzten sich so in Respekt, daß kein Vorwitz mehr zu mukken wagte.

Ueberdrüßig, länger mit den Liebhabern seiner Frau zu leben, geht Herr von B. auf seine Güter nach B.; sie folgt ihm ungern. Der böse Leumund trägt sich mit einer Anekdote. Herr von B. hatte ehemals einen bösen Handel mit Bonaparte. Labouchère wußte das drohende Ungewitter abzuleiten. Zur Bedingung setzte er die Uebernahme einer jungen Schönheit, die mit ihm einen Ausflug nach Paphos gewagt und mit einem kleinen Reisebündel von da zurückgekommen war. — Herr von Fichard seufzt aus stöhnender

Bruſt: debita majorum immeritas lues — ſeitdem ſich Rothſchild zum Baron verklärt hat. Aber dem Uebel iſt nicht mehr zu ſteuern. Sehen Sie doch die Liſte der Neugeſchaffenen: Anſtett, Reinhard, Harnier und wie viel andere mögen unter den Diplomaten noch verſteckt ſein; unter den hieſigen Bürgern ſtreicht der Adel zu Tage: da haben wir die Leonhardi, Bethmann, Plitt, Schneider, Gerning. Ich glaube wirklich, daß dem alten gänzliche Abſchaffung zuträglicher wäre.

Vorgeſtern Abend ſpielte Frl. Maas die Rolle der Phädra mit ziemlichem Beifall. In einigen Augenblicken zeigte ſie ſich ſehr ausdrucksvoll. Sie hat ihre Kunſt gewiſſenhaft erlernt, aber die Natur hat ihr keinen mächtigen Schwung verliehen. Daher reißt ſie nicht zur Begeiſterung fort. Ihrer Stimme hängt eine gewiſſe Heiſerkeit an, ſo daß ſie nur mit Anſtrengung zu ſprechen ſcheint. Freilich wird eine ungeheure Kehle erfordert, um die Dumpfheit der deutſchen Sprache auf der Bühne zu überwinden, und doch nicht kreiſchend zu werden. Unſere mehrſilbigen Infinitiven haben etwas Unvernehmliches, das nur allein durch den Reim dem tauben Sumſen entrinnt. Endigungen wie ſein und verleihn klingen bei weitem hörbarer als Leben und geben. Ausdruck ſowohl als Periode der deutſchen Theaterdichter ſcheinen mir nicht immer dem Vermögen der menſchlichen Lungen ſich anzupaſſen. Unſere Sprache iſt noch nicht oft genug im Sturm und Drange der Leidenſchaften öffentlich geſprochen worden. Sie recht bündig faſſen zu lernen, muß ſie in die Zucht der lauten Ungeduld genommen werden.

Ueber metriſche Ueberſetzungen der Alten können Sie einen groben Artikel in der Times vom 1. Oktober leſen. Er iſt offenbar durch den von Schoell veranlaßt, der im

„Journal des debats“ vom 28. September erschien. Dem meinigen, den der unzeitige Schmeichler unterdrückt hat, wäre das nicht begegnet. Ich hatte mich gehütet, in die Trompete zu stoßen. Bescheidener, empfahl ich sicherer, durch Darlegung einer vortrefflichen Stelle! Es kränkt mich, meine gute Absicht vereitelt zu sehen.

Was treiben Sie mit meinem Rumpf? Ist er Ihnen ein bloßer Torso, ohne Kopf und Glieder, so werfen Sie ihn in's Feuer. Wie Sie das auch immer anfachen mögen, es wird nie in helleren, reineren und heißeren Flammen lodern als die Empfindungen sind, mit denen ich Ihnen und Ihrer Gemahlin angehöre. Genehmigen Sie meine Verehrung und beschenken mich bald mit einem schriftlichen Merkmal Ihrer Gewogenheit.

Oelsner.

11.

Oelsner an Varnhagen.

Frankfurt a. M., den 25. Oktober 1816.

Buchhändler Schäffer läßt mir sagen, daß er die Frage wegen des Philosophe inconnu Ihnen schon beantwortet habe. Dem Senator Smidt sind die ihm gewidmeten Exemplare eingehändigt worden, andere beide hat Frau von H. behalten. General Tettenborn führt ein wahres Heldenleben. Er ersetzt im Frieden, was er im Kriege zerstört. Darum findet er auch Dichter, seine Thaten zu besingen und Kriege, ihm Gevatter zu stehen.

Den Promotionen, welcher in dem Billet an Hrn. von Otterstedt Erwähnung geschieht, wird hier leider widersprochen. Alles, heißt es, bleibe beim Alten. Dagegen tritt eine Veränderung mit Hrn. von H. ein. Die Sache ist mir

unter dem Siegel des innigſten Vertrauens gegeben worden, und ſo theile ich ſie mit. Herr von H. geht nach London. Ich brauche Ihnen nicht zu ſagen, wie wenig dieſe Sendung behagt. Mir thut ſie beſonders um der Sache willen leid. Hrn. von H.'s Anſichten von Teutſchland und von Preußen ſcheinen ſich mir, ſeit einiger Zeit, merklich erweitert zu haben. Sein kluges Benehmen in den Konferenzen hat Preußen wieder in der Meinung empor gebracht. Man glaubt, Metternich arbeite darauf hin, das Bundesintereſſe nach Wien zu verſetzen, unter dem Vorwande, zwiſchen Berlin und der Kaiſerſtadt zu verhandeln.

Hat die Stimme der Catalani Frau von Varnhagen nach Karlsruhe gelockt, ſo findet Herr Görres zuverläſſig auch Sie nicht in Mannheim. Es wäre ſchade, wenn Sie ihn nicht hörten. Von einem gewiſſen Juſtizrath Simon macht ſich das linke Rheinufer große Verſprechungen; ich mache mir wenig oder keine, trotz der Gruner'ſchen Muthmaßungen, von Berlin her. Die Vorſätze gleichen da der aufgehobenen Geberde eines Stammbildes. Erfolge ſehe ich faſt nirgends, oder ſie ſind negativ. Der „Moniteur" vom 16. oder 17. hat endlich meine Ueberſetzung der Humboldtſchen Stelle gegeben. Schade nur, daß ſich zu Anfang ein Druckfehler eingeſchlichen hat, der eine ſehr üble Wirkung thut. Que deux termes muß heißen: pas deux termes. Hrn. von Otterſtedt verdanken wir die Einfaſſung in das „Journal de Francfort" eingerückt zu ſehen. Ich hätte Ihnen vielerlei zu ſagen über den hieſigen Schwörakt, wie Sie es in ihrem Programm nennen, wo von oben berührter Muſik und von ſinniger Regierung die Rede iſt; leider fehlt es mir an Zeit. Das Spaßhafteſte war, daß die Juden eingeladen wurden, dem Himmel in ihrer Synagoge für eine Konſtitution zu danken, die ſie mit keinem Rechte be-

denkt. Ich hoffe, sie haben es mit dem bei ihnen üblichen Gesange gethan.

Ihrer Gemahlin, dem Dichter Robert meine Verehrung.

Hochachtungsvoll

der Ihrige

Oelsner.

12.

Oelsner an Varnhagen.

Morgens, den 5. November 1816.

Trommeln höre ich und pfeifen. Der Anmarsch des Landsturms verkündet den Anbruch des Bundestages, der sehr regnigt und trübe ist. Und nun rühren sich gar die Glocken. Gestern Abend schon erschütterten sie die Lüfte, nachdem eine halbe Stunde lang mit dem hiesigen schweren Geschütz gebollert worden war. So weit hat unser laufahrtiger Freund, wenn ich den Ausdruck Ihrer Gemahlin entlehnen darf, Senator Smidt, das unschlüssige Deutschland gebracht. Der kirchliche Aufzug wäre eine Verpflichtung mehr gewesen. Herr von Buol hat sich nicht entschließen können, auf die Messe zu verzichten, oder wenn man protestantischer Seits sie bewilligte, eine lutherische Kirche zu betreten. Also, alles verweigert und nichts zugestanden. Wann wird die Zeit kommen, da die christlichen Sekten sammt und sonders sich in der hiesigen Kathedralkirche versammeln und einem Rabbiner predigen zuhören! Graf von Goltz gefällt durch seine Formen. Er hat einen lahmen Fuß mitgebracht und so ist dem Hrn. von Humboldt die Eröffnung des Bundestages zugefallen. Ich empfehle Ihnen den Trompetenstoß, den ich so eben in der „Oberpostamtszeitung" gelesen habe. Der Bundestag denkt bescheidener. Er will keine Nationalversammlung sein. Ihn überläuft

eine Art von Schauer, wenn er beachtet, wozu ihn Zeit und Ereigniſſe machen können. Zwei Kanzeliſten ſind angenommen worden, Nr. 1 zu 1200, Nr. 2 zu 1100 und zwei Kanzleidiener, jeder zu 600 Gulden, unter der ausdrücklichen Bedingung, daß ſie nichts zu fordern haben, wenn der Bundestag auseinander geht. Die Wohnung des Hrn. von Humboldt iſt für General Steigentesch in Beſchlag genommen. Herr von Pfuel kommt hieher für Preußen. Auch ein baieriſcher General wird erwartet. Wir werden bald einen ganzen Generalſtab haben. Wie ich höre, iſt von allen Equipagen die des Hrn. von Humboldt die geſchmackvollſte und glänzendſte geweſen. Herr von Lindau, der ſeit mehreren Tagen das Vorzimmer des Hrn. von Otterſtedt in Beſchlag genommen hatte, ſieht ſich abberufen, und an ſeiner Stelle den Hrn. von Mandelsloh, der dieſe Nacht ſoll angekommen ſein. Von der Wichtigkeit des Hrn. von Otterſtedt, ſeit dem Tode des dicken Königs, machen Sie ſich keinen Begriff. Er benimmt ſich, wie ein geſchenter Mann. Was er mir über ſeine Lage mitgetheilt hat, zeugt von hellſinnigem Verſtande. Man kann von ihm ſagen: et sur son rang son esprit est monté. Herr von Humboldt iſt Willens, nachdem er noch vier Wochen hier verweilt, drei Monate auf ſeine Güter zu gehen, Hätte ich zu rathen, ſo ginge er nach Berlin. Dr. Ebel ſchreibt mir, daß er Mitte dieſes Monats Zürich verlaſſe, um nach Züllichau zu ſeiner Mutter zu reiſen. Vermuthlich bringt er Ihnen einen Brief von Gruner. Aber auch ohne dieſen Firman hoffe ich von Ihnen und Ihrer huldreichen Gemahlin, daß Sie den ausgezeichneten Naturforſcher, den vorzüglichen Menſchen, den glühenden Preußen, meinen innigen Freund wohlwollend aufnehmen. Ich weiß nicht, wie ich mir habe einfallen laſſen, an Sie zu ſchreiben, heute, da mir der Kopf brennt, da

mich Schnupfen und Katarrh foltern und ich kaum die Feder zu halten im Stande bin. Entschuldigen Sie und nehmen mich unter die Flügel Ihrer Gewogenheit.

Oelsner.

13.

Oelsner an Varnhagen.

Frankfurt a. M., den 11. November 1815.

Wenn ich einem von Ihnen schreibe, theuerste Genien, schreibe ich beiden; denn so innig hat mein Herz Gemahlin und Gemahl zusammengefügt und in ein Wesen verschmolzen, daß mein Geist sie nicht mehr scheiden, sondern, noch trennen kann. Ihre erfreuenden Briefe wurden mir vorgestern zu Theil, nachdem ich bei Frau von Humboldt gewesen hatte; früher hatten Sie mich begleitet. Ich sandte auszugsweise, was Sie in beifolgendem Billet erwiedert finden. Meine Genien und Frau von Humboldt würden zu kurz kommen, wenn ich als Dolmetscher zwischen träte. Aber ich rechne auf Rückkehr meines Eigenthums. Wie gewissenhaft ich Ihre Befehle vollziehe, sehen Sie an den Uhland'schen Originalien. Der Brief von Cotta geht durch Ihre Hände, damit Sie zu Kenntniß gelangen der Anlage, wovon ich keine doppelte Abschrift besitze. Die Conséquences u. s. w. sind das heimlich verbreitete Blatt, gegen welches der Moniteur vom 27. Oktober zu Felde zieht. Der Parthei, die sich so ausspricht, fehlt es sicherlich nicht an Entschlossenheit. Wird der König genug Nachdruck behaupten, seine Verheißungen zu erfüllen? Als bei Hrn. von Humboldt der Eröffnungsrede mit Lobe Erwähnung geschah, frug Legationsrath Sch.: ob Ludwig XVIII. dergleichen Reden aus dem Stegreif halte? Das ist doch gar zu naiv, stieß mich Frau von Humboldt an.

Die aus der Humboldt'schen Einleitung übersetzte, im

Moniteur vom 17. Oktober endlich erſchienene, von Langles mit kleinem Prolog und Epilog verſehene Stelle, in die ſich, beiläufig geſagt, ein widerſinniger Druckfehler eingeſchlichen, nämlich: ne que deux, ſtatt ne pas deux, hat die „Bremer Zeitung“ zu einem Artikel veranlaßt, den ich bei Frau von Humboldt abſchriftlich geleſen habe. Im Anfange ſcheint der Verfaſſer ſich luſtig machen zu wollen über Hrn. von Humboldt und am Ende vergeht ihm die Luſt wieder. Das hat weder Sinn noch Verſtand; das iſt Tabaksqualm. Unſer Freund, der Senator Smidt, ſoll den Knaſter dazu hergegeben, wenn nicht ſelber verdampft haben.

Sie beobachten, meine Genien, ein hartnäckiges Stillſchweigen über meinen Rumpf, vermuthlich weil der Krüppel Ihnen mißfällt und Ihre Schonung dem Verfaſſer ſein Mißgeſchick nicht verkünden will. Iſt ihm denn gar nicht zu helfen? Ich früge nicht darnach, hätten ſich nicht Anerbietungen gemeldet, die berückſichtigt zu ſein verdienen. Ein preußiſcher Staatsrath Hatzfeld gibt bei Wilmans den „Wächter am deutſchen Bundestage“ heraus, und bereits iſt die erſte Nummer erſchienen. Der Titel behagt mir nicht. Die Verleger möchten mich gern bewegen, von Zeit zu Zeit ein Heft zu liefern. Von dem nämlichen Herrn Wilmans ſind zwei Flugſchriften zu Tage gefördert worden. 1) Reſtitution und Verfaſſung der größeren Handelsſtädte Deutſchlands. 2) Die Juden in Lübeck. Zum Epigraph dient letzterer Schrift eine galvaniſche Hirnzuckung des Hrn. von Gagern. Der Judenhaß, der auf einmal durch ganz Deutſchland aufkam und in wirklicher Verfolgung enden wird, nähert uns immer mehr dem ſaubern Mittelalter, in das die Empfindſamkeit unſeres Zeitalters ſo zärtlich verliebt iſt. Wir können es noch erleben, daß Juden, Hexen und Freigeiſter zuſammen an einem Spieß gebraten werden. Welch ſchöne

Beleuchtung für unsere Kultur, welch ein köstliches Stück für die Sammlung von Boisserée. Mich wandelte die Laune an, eine Beschuldigung gegen die Juden zu erheben, die viele andere lächerlich machen könnte. Hrn. von Varnhagen würde die Ausführung besser gelingen. Kein modernes Volk genießt soviel Schweinefleisch wie die Deutschen. Sie wetteifern hierin mit dem Heldenvolke des alten Roms. Die größten Nachtheile sind zu fürchten für den deutschen Muth, für die deutsche Freiheit, die noch nirgends vorhanden ist, wenn man den Juden erlaubt, das Schweinefleisch zu vertheuern. —

Von Paris aus sind mir die Nr. 38—40 des „Nain jaune“ empfohlen worden, als treu darstellend den innern Zustand von Frankreich. Professor Kirchner, dem die hiesige Handelsaristokratie sehr unartig begegnet ist, hat vom Konsistorium Urlaub genommen, in dem Augenblicke, wo er in den gesetzgebenden Körper treten sollte, der heute seine Sitzungen eröffnet. Die Sache wird als kriminell behandelt. Dr. Jassoy meint, Kirchner sei nach Stuttgart gegangen, um die erledigte Pension eines Elephanten anzusuchen. Der verdienstvolle Mann ist vielleicht zu empfindlich. Die Anekdote der Catalani wird in Varianten erzählt. Sie soll bei einem Oratorium auf die Stühle Anspruch gemacht haben, welche den hoffähigen Personen gewidmet waren. Dem sei wie ihm wolle, eine schöne, liebenswürdige Frau würde, wenn ich König wäre, in meinen großen und in meinen kleinen Zimmern gern gesehen sein. Ich halte für Beotier alle Könige, Kaiser und Zeremonienmeister, die anders denken.

Herr von Buol hat im Laufe der vergangenen Woche dreimal traktirt. Dienstag die Gesandten; da war der Kabliau frisch; Donnerstag die Gesandtschaftsräthe und Hrn. von Bethmann; da roch der Kabliau schon ein wenig und einige

Braten wurden auf lauten Befehl der Frau von Buol nicht angeschnitten; Samstag witterten die eingeladenen, intimeren Freunde schon in der Straße, womit man sie im Palaste bewirthen würde.

Frau von Varnhagen's Auftrag bei Frau von Schlegel hatte ich noch keine Gelegenheit zu bestellen.

Müde, länger hier in Frankfurt herumzuschlendern, gleich dem ehemaligen preußischen Platzkommandanten, ein müßiger Stipendiat, habe ich Seiner Durchlaucht dem Fürsten Staatskanzler (7. Nov. Datums) in einem höflichen Schreiben dringendst gebeten, meinem be, or not to be ein Ende zu machen. Seine Entscheidung erwarte ich in utramque paratus. Es bleibt mir noch einiges zu beantworten. Aber Ihre beiden Briefe, die eben vor mir lagen, haben sich so unter meine Papiere verschoben, daß ich sie nicht auffinden kann, ohne die Post einzubüßen. Erweisen Sie mir die Gnade, Brief und Beibogen an Cotta unter Kouvert zu legen und weiter zu befördern. Von ganzem Gemüth

der Ihrige

Oelsner.

14.

Oelsner an Rahel.

Frankfurt a. M., den 12. November 1816.

Der Morgen sieht aus hellen Augen in mein Zimmer, mir von den Blättern, welche ich suchte, die des weiblichen Genius nachzuweisen, indeß jene des männlichen noch immerfort Versiecken spielen. Mit unaussprechlichem Vergnügen lese ich, was ich schon gelesen hatte. Am Schnee, der heute zum erstenmal die Bäume unter meinen Fenstern beblühet, bewährt sich mir, gnädige Fee, was Sie treffend und schön über die Wunderkraft des Neuen sagen. Vom Wärmestoff

des Winters rührt es wahrlich nicht her, daß die starrenden Fibern meiner Seele erthauen, und ich frisches Leben zu athmen wähne. Aber mehr noch als mich der Anblick des Neuen erquickt, bezaubert mich der Gedanke des schönen Geistes, dem ich diese Zeilen widme. Ich bin ganz mit Ihnen einverstanden, daß uns äußerst unterhaltend und verjüngend wär', alle drei Jahr soviel Neues vor Sinnen und Seele zu bekommen, wie in den ersten unseres kurzen langen Daseins. Leider weigerte dies süße Loos ein neidisches Geschick. Der Mensch sann auf Surrogate. Die Männer erfanden berauschende Getränke, Musik, Theologie und Biribi. Den Frauen blieb fast ausschließlich der Somnambulism. Meine Edle, Sie bedürfen seiner nicht. Ihnen wurde die Ausstattung eines bevorrechteten Wesens. Die freigebige Natur senkte in Ihren Geist ein Reproduktionsvermögen, das ihn nicht altern läßt. Damit aber wäre noch nicht genugsam für Ihr Glück gesorgt, wie Sie an dem Beispiel Ihres gallischen Menächmen sehen, wenn Ihnen nicht, was der Marksin gänzlich zu fehlen scheint, ein zart empfängliches Gemüth und ein großes, theilnehmendes Herz zugefallen wäre. Aus diesen Quellen muß Sie unvergängliche, nie versiegende Jugend umfließen. St. Martin's Erschau vom Seligkeitszustande vor dem Sündenfall hat etwas Naivkindliches. Ihre Frage würde ihn in Verlegenheit setzen. Daß gesündigt wurde, beweist, wie es denn doch einen Augenblick Langeweile im Paradiese gab. Schade, daß die Langeweile nicht immer zu verliebten Sünden führt! —

Bei Hrn. von Blandow fand ich gestern Abend den Abbé Robert, ganz stumpf von der Arbeit, die ihn beschäftigt hatte und noch beschäftigte, das Buol'sche Sohlenleder dem netten französischen Fuße anzupassen. Durch ihn lernte ich den Wischi-Waschi kennen, womit Graf Buol den Bundestag

eröffnet hat. Es ist mir nicht möglich, Schlegel für den Verfasser zu halten. Auch wird versichert, die Rede sei fix und fertig von Wien gekommen. Die österreichische Kanzlei betrachtet dieselbe als ein Meisterstück und hat eine eigene Ausgabe davon besorgt. Will man die Völker nach ihren offiziellen Bekanntmachungen klassifizieren, so stehen dem Gehalte nach die englischen, der Form nach die französischen obenan. Auf dem entgegengesetzten Ende befinden sich Spanien und die ottomanische Pforte. In der Mitte giebt es einen gewaltigen Spielraum. Die Bundeseröffnung hat sich nicht zur Mittelmäßigkeit erhoben. — Herr von Humboldt soll durch einen gar zu treuen Bericht über den Zustand der Rheinprovinzen der Regierung mißfallen haben Wie Reisende melden, steht in Berlin die öffentliche Meinung auf seiner Seite, auf der Seite des Fürst Staatskanzlers der König. Heeren hat zu Gunsten der auswärtigen Gesandten geschrieben. Frankfurt wird bald ein Tummelplatz der hohen Intrigue und Preußen ohne alle Bedeutung sein. Für mich erwarte ich wenig Befriedigendes. Glauben Sie, daß der Fürst Leute von unserer Denkungsart leiden kann? Beruhigen Sie mich, wenn Sie können und genehmigen meine Huldigungen.

Wenn ich nicht irre, geht die Politik des Kabinets dahin, durch Harren und Wartenlassen zu ermüden, in der Hoffnung, einzuschläfern. Sie scheint das äußere Interesse innern Besorgnissen gänzlich aufzuopfern. Allein, wenn man nach Außen zu, allen Kredit verliert, wird man im Innern die Meinung gewinnen? Der Kalkül führt zuverlässig auf ein falsches Resultat. O! lassen Sie mich doch wissen, was Ihnen aus dem Norden bekannt ist. Wie ich meines hiesigen Seins überdrüssig bin, davon läßt sich keine Vorstellung geben. Ich fange an, mich höchst unglücklich zu fühlen.

Oelsner.

15.

Oelsner an Varnhagen.

Frankfurt a. M., den 14. November 1816.

Fürchten Sie nicht, gebietende Genien, daß ich Sie in die Nothwendigkeit ſetze, mir Stillſchweigen zu gebieten, weil ich ſonſt, Ihre Nachſicht mißbrauchend, Ihnen alle Morgen oder Nachmittage ſchreibe. Heute muß ich Sie noch heimſuchen. Was die Poſtchaiſen von der Wirkung eines gewiſſen Berichtes melden, erklärt der angebliche Verfaſſer deſſelben für ein leeres Gerücht der Berliner. Da der Gegenſtand außer ſeiner Sendung lag, hat er nie ein Wort über den Zuſtand der Rheinprovinzen verloren. Scherzend wurde bemerkt, „bei den Berlinern gelte eine dem Sprüchwort, les absents ont tort, ganz entgegengeſetzte Maxime."

Die Geſundheit des älteren Fräuleins hat ſich verſchlimmert. Das geliebte Kind den böſen Wegen und der rauhen Witterung bloszuſtellen, erlaubt die Sorgfalt einer gütigen Mutter nicht. Ich hoffe, wir behalten die verehrte Familie noch einige Zeit in Frankfurt.

Von dem Buol'ſchen Bleiextrakt haben wenige Leſer die ganze Doſis genommen. Er fällt gar zu ſehr auf die Nerven. Deſto erheiternder finden ſelbſt die Bierſtuben das geckenhafte Geſchwätz des Hrn. von Gagern. Es lohnte ſich wohl der Mühe, daß Herr von Schlegel den Tag, an dem dies ungewaſchene Zeug geſagt wurde, mit einem Gebild in der Sonne (Sonnenflecken) verglich (ſ. „Oberpoſtamtsztg." vom 5. Nov.). Das beſte, was ich in Heeren gefunden habe, ſteht S. 21 und widerlegt treffend die Wiener Idee eines Staatenbundes. Uebrigens kann man von dem Verfaſſer ſagen: il s'est fait prisonnier après pacques. Die fremden Geſandten ſind ja ſchon in Wirklichkeit vorhanden.

Hochachtungsvoll Oelsner.

16.

Oelsner an Rahel.

Frankfurt a. M., den 15. November 1816.

Herr von Otterstedt hat mir persönlich Ihre nachsichtsvollen Zeilen gebracht. Er ist Ihnen, meine Gnädige, ich glaube es mit Wahrheit versichern zu können, von Herzen zugethän. Sie werden ihn in Mannheim sehen, denn er geht zuverlässig nicht nach Stuttgart, ohne sich vom Wege abzuwenden, um Ihnen zu huldigen. Diese Reise findet seinem Vermuthen nach, Ende dieses Monats oder Anfang des folgenden statt. Mitte Dezember denkt er nach Berlin aufzubrechen. Was ich Ihnen hier zu sagen die Ehre habe, bleibt unter uns, und Sie äußern sich selbst nicht gegen ihn. Wie seine Aktien stehen, wird er im Stande sein, hoffe ich, für Ihre Wünsche etwas Ihrer Anleitung Gemäßes zu thun. —

Herr von Buol ist mit einem Hokuspokus von Anträgen aufgetreten, die einander auf die abentheuerlichste Weise in den Haaren liegen. Deutschland wird die Achseln zucken, wenn es erfährt, daß es ein Staatenbund und zugleich ein Bundesstaat ist, daß die Fürsten Souveraine sind und die Mediatisirten auch, daß jeder Bundesstaat eine ständische Verfassung haben müsse, aber ihrer im Nothfalle auch entbehren könne. Das letztere scheint gesagt, um Preußen zu schonen, dem die Idee der Stände eine Art von Grauen erweckt. Endlich will Herr von Buol, daß sein wunderlich durcheinander liegender Plunder dem Zeitgeist angepaßt werden solle. Er meldete, daß, wenn ich nicht irre, 32 Vorstellungen eingelaufen seien, und schlug eine Kommission vor, dieselben zu untersuchen und an die respektiven Bundesstaaten zurückzusenden. Preußen wandte nichts dagegen ein, und so ging es bis an Baiern, das sich sehr vernünftig über die

Sache aussprach. Wenn man der Buol'schen Fügung folge, würden die Klagen der Entscheidung dessen überlassen bleiben, gegen den sie gerichtet sind. Die Wahrheit trat dieser Meinung bei. Der preußische Gesandte entschuldigte sein Stillschweigen mit der Instruktion, die ihn anleite, in allen Stücken wie Oesterreich zu stimmen. Ob er genau wisse, wovon überhaupt die Rede ist, und wohin die Saalbaderei Oesterreichs und der Nihilism Preußens führen, wird bezweifelt. Je weniger der Bundestag leistet, je alberner und regensburgischer er sich benimmt, desto zuverlässiger wandelt ihn, meines Ermessens, die Zeit in eine Nationalversammlung, was die Herren doch alle nicht wollen. Man kann mit Zuverlässigkeit behaupten, daß Preußens politischer Kredit in zunehmender Ebbe sei.

Keinen besonderen Bericht über den Zustand der Rheinprovinzen, aber ein vollständiges Gemählde des Zustandes der preußischen Monarchie und dessen, was zu thun sei, hat Herr von Humboldt eingegeben, oder, scheint eingegeben zu haben. Seit dem Hiersein seiner Gemahlin haben sich die Ansichten dieses Ministers sehr erweitert. Der günstige Einfluß dieser vortrefflichen Frau ist nicht zu verkennen. Gescheute und großherzige Frauen sind wohlthätige Seraphim.

Von ganzem Gemüth

Oelsner.

17.

Oelsner an Varnhagen.

Frankfurt a. M., den 22. November 1816.

Daß Sie nunmehr um zwei Tagereisen weiter entfernt sind, will mir nicht behagen. Der schnelle Verkehr hatte mich an die Idee der Nachbarschaft so gewöhnt, daß Mannheim am Gallenthor zu liegen schien. Die dort wohnt,

Frau von Humboldt, erfährt jedesmal wörtlich, was die Genien für sie auftragen. Sie leidet am rechten Arm von wiederkehrenden Geschwüren, die man im Französischen Clou nennt. Möchte sie sich Wiesbadens bedienen. So verlängerte sich auch ihr Aufenthalt in hiesiger Gegend. Aus Versehen des Hrn. von Otterstedt erhielt ich Ihren letzten Brief geöffnet. Neugier hatte ihn zuverlässig nicht erbrochen, doch setzte mich der Zufall in Verlegenheit, bis ich den ganzen Inhalt des Briefes kannte. Manchmal könnten Sie unter Umschlag der Gebrüder Wilmans schreiben. Wären Sie noch in Mannheim, so bäte ich um Empfehlung an irgend ein geselliges Haus für die Wittwe von Dr. Becher, Schwester der Madame Souchay. Die Frau gehört zur guten Gesellschaft. Durch den gewaltsamen Tod des Mannes, der sich in einem Anfall von Raserei aus dem Fenster stürzte, ist ihr der hiesige Aufenthalt verleidet worden. Sie wohnt in Mannheim bei Hrn. von Kamutzi.

Ließe sich doch dem Rumpfe auf den Rücken heften: statt Kabinetsstreich lies: Zumuthung; statt Wege der Güte oder der Gewalt, lies: auf dem Wege der Güte, wenn das möglich ist. Uebrigens liegt mir sehr daran, daß er nicht ferner säume, gegen die Wiener Idee eines Staatenbundes auszuschlagen. Es giebt, meines Ermessens, nichts Wesentlicheres, als dieses schiefe und verworrene Unding zu bekämpfen. Ich lade alle gute Köpfe zu der heilsamen Kreuzfahrt ein. Den Waffen des gesunden Verstandes ist es nicht gewachsen. Aber man muß ihm auch keine Zeit gönnen, sich anzusiedeln. Unendlich heilbringend scheinen uns die Folgerungen eines Bundesstaates. Die geringeren Glieder, welche das Wahlrecht ausüben, müssen sich überzeugen, daß im Bundesstaate bei weitem besser für ihre Erhaltung gesorgt ist, als in dem sie täuschenden Staatenbunde. Ich spüre

allerlei Anwandlungen in der Feder, auf diesem Felde zu jäten. Spott der ganzen denkenden Welt wird Deutschland, und verdient es zu sein, wenn es abermals nichts aufstellt als einen Regensburger Verein von Notenfasern. Der Bundestag soll die politisch intellektuelle Kraft der deutschen Völkerschaften darstellen, versinnlichen und in Anwendung bringen. Zu einem großen Zweck sind die lächerlichsten Werkzeuge erkiest worden. Schale Regierungen haben sich schale Repräsentanten gegeben, dem erbärmlichen Ziel, was sie sich setzten, entsprechende Subjekte. Wozu sie am tauglichsten sein möchten, wäre eine neue Ausgabe des Frankfurter Traumbuchs, zum Gebrauch für ganz Deutschland, zu liefern. Der Sache nach, und in den Vorstellungen des Publikums, ist ein Bundesgesandter nicht blos Stellvertreter von Hechingen, sondern auch Stellvertreter von ganz Deutschland, denn er spricht ja ab über allgemeine Angelegenheiten. Welche jämmerliche Schlucker wir dem Auslande erscheinen müssen, den Engländern, den Franzosen, den Niederländern, den Schweden, den Norwegern, den Schweizern! Leonhardi! Welch ein Inhaltszeiger unserer Energie, unserer politischen Klugheit, unseres Zeitgeistes, unserer Deutschheit! Viel besser sind nicht ihrer viele. Herr von Gagern, der, wie Sie wissen, zu den Besten gehört, ist eine Art von Siehdichum, das die Nase nach allen vier Weltgegenden trägt, mißwissend wozu, aber lebensgern Aufsehen erregt. In der letzten Bundestagssitzung ist er mit einem Antrage aufgetreten, in welchem Gagern und Montesquieux sich gegenseitig stützten, und die Idee Oesterreichs über alle zu erheben, aus dem Helldunkel eines wunderlichen Mickmacks bricht. Preußen hat dazu still gesessen. Es stimmt in allem wie Oesterreich, es benimmt sich wie Syndic Tanz, der auf jeden Fall wie sein Vordermann meint. Trotz der unbegreiflichen Passivität Preußens

wird Oesterreich, meiner Ansicht nach, nimmermehr tonangebende Macht. Dazu hat es weder genug Kultur noch genugsame Willensstärke. Eher könnte der Entschlossenheit und dem modernen Geiste Baierns die dreiste Rolle gelingen. Wird Preußen den Schimpf, der seiner harret, tragen? Man läßt der Regierung Ludwigs XV. nicht sattsam Gerechtigkeit angedeihen. Nach Innen zu war sie überaus wohlthätig und mild. Auch geschah es, daß Frankreich zu einer Masse von Reichthum aller Art emporstieg, die aber, bis zum amerikanischen Kriege und den Entwickelungen, welche die Revolution herbeiführte, der Aufmerksamkeit des übrigen Europa entging. Nicht das Elend, sondern die unsägliche Schande, so das lüderliche Kabinet Ludwigs XV. in der Meinung aller auswärtigen Völker auf Frankreich brachte, war es, was die Franzosen, ganz vorzüglich, gegen die Bourbons empörte. Wenn ein Volk, das solches Ehrgefühl besitzt, die Verachtung seiner Nachbarn wird, steigt in ihm der Ingrimm des Mißvergnügens. Wer hingegen herrscht, sich geachtet, geehrt sieht, ist sehr leicht mit seinem Schicksal zufrieden und denkt weder an Konstitution noch Aenderungen. Die Neckerei, daß Preußen am lautesten auf ständische Verfassungen gedrungen, und nun hinter allen deutschen Staaten am meisten zurückbleibe, da doch, vermöge der Kongreßakte, ständische Verfassung, künftighin in Deutschland, unumgängliche Bedingung der Legitimität sei, setzt uns häufig zu. — Seit lange hat mich nichts so tief ergriffen, wie eine Anekdote, die auch Sie vermuthlich in den öffentlichen Blättern gelesen haben, und ich Ihnen daher blos mit einem Zuge andeute — Georg III. in den lichten Augenblicken seines Wahnsinns, auf den Knieen, betend für die Wohlfahrt seines Volkes. — Besäße ich, wie Herr von Varnhagen, die Gabe des Gesangs, der höhere Anblick würde mir Gegenstand

eines Penseroso. In meiner immerfort ungewissen, zweideutigen, widerwärtigen Lage bin ich zu keinem Allegro aufgelegt, auch wenn ich Dichter wäre. Die Sonnenfinsterniß hätte allenfalls Stoff gegeben. Den Liebhabern war sie nicht dunkel genug. Sie hatten gehofft, die Nachtwächter würden die Runde ausrufen müssen. Was man von den neuesten Instruktionen hört, so ist alles auf einiges Vernehmen mit Oesterreich abgesehen, aus Furcht für 600,000 Russen. Könnte man es denen nicht sicherer mit Deutschland bieten, und ist denn Oesterreich eine so gar solide Macht, und führt am Ende nicht immer eine Furcht zur andern? Da ist schöne Gelegenheit, sich heischer zu raisonniren. Was kümmern sich die schlafenden Bauern um die Gründlichkeit der Predigt! Verzeihen Sie, daß ich Sie mit leerem Gewäsch ermüde und bleiben Sie mir hold, theure verehrte Genien, wie ich Ihnen von ganzer Seele ergeben bin.

Oelsner.

18.

Oelsner an Varnhagen.

Frankfurt a. M., den 24. November 1816.

Ich darf annehmen, daß Sie den im „Courier", „Morning Chronicle" und andern englischen Blättern erschienenen Artikel kennen, der hier großes Aufsehen erregt, und in Berlin vermuthlich noch mehr Lärm machen wird. Für Hrn. von Humboldt ist er äußerst unangenehm. Er bringt ihn in ein entschieden bitteres Verhältniß mit dem Staatskanzler. Den Abfasser scheint diese Rücksicht wenig gekümmert zu haben. Allgemein geht die Rede, daß der Artikel aus einer englischen Depesche durch Vermittelung des Grafen Münster, der dem Fürst Staatskanzler höchst abhold ist, in die öffentlichen Papiere gekommen sei. Ich eile, Ihnen

dieſe Nachricht mitzutheilen, damit Sie falſchen Gerüchten widerſprechen können.

Ihr ergebenſter

Oelsner.

19.

Oelsner an Varnhagen.

Frankfurt a. M., den 9. Dezember 1816.

Eine hartnäckig wiederkehrende Neigung zum Huſten und Schnupfen hat ſich bei mir entwickelt und wird meinen lieberen Neigungen, der insbeſondere, an Sie zu ſchreiben, hinderlich. Entſchuldigen Sie mein langes Stillſchweigen. Endlich läuft Herr von Otterſtedt mit vollen Segeln vom Stapel. Seine Kreditive hat er vorigen Donnerſtag erhalten; die Ernennung iſt vom 8. Auguſt. Ende der Woche begiebt er ſich nach Darmſtadt. Auf ſeiner Rückkehr von Stuttgart haben Sie Beſuch in Karlsruhe. Von hier nimmt er die Befriedigung, daß Gelder angekommen ſind, die vermöge des durch ihn geführten Liquidationsgeſchäfts, von Preußen übernommenen Verpflichtungen zu erfüllen. Auch daß die Gräfin Kruſemark ihren Platz der Gräfin Henkel, ſeiner Tante, geräumt hat, macht ihm Freude. Die preußiſche Bundesgeſandtſchaft, welche noch immer im Schwan brütet, hat geſtern, ſeit ihrem Hierſein zum erſtenmal, Nachricht bekommen, daß ſie nächſtens Antworten erhalten werde. Ein Gleiches iſt dem Geheimen Finanzrath Götſchmann widerfahren. Darf ich mich wundern, ohne allen Beſcheid zu ſein? Und in letzter Behörde, was hab' ich zu hoffen? Lumperei! Doch die Zeit hat mich immer noch von Demüthigungen errettet. Es giebt Kabinette, die ihre Geſandten legen, wie der Strauß ſeine Eier; mag ſie die Sonne ausbrüten. Flattert ein junger

Strauß recht tüchtig, ich sehe es an Hrn. von Otterstedt, so reicht man ihm etwas.

Daß die französische Regierung ihre Zahlungen auf drei Monate ausgestellt, verursacht hier großes Aufsehen. Wohl nicht mit Unrecht. Es ist der erste Fidelbogenstrich zu den Bewegungen des kommenden Frühlings. Daher wird den zwei Millionen des Hrn. von Klewitz ein anderer Zweck untergelegt, als bloßes Wohlthun. Beifolgender Artikel auch, den ich Sie bitte, wenn er nicht schon in der „Allgemeinen Zeitung" steht, in irgend ein öffentliches Blatt einrücken zu lassen, ohne daß es den Anschein habe, als sei er dem Hrn. von Otterstedt offiziell zugekommen, läßt sich auf andere Gesichtspunkte als die Rheinprovinzen deuten. Wer weiß, ob man nicht an den Norden zu denken hat, indeß vom Süden die Rede geht. Die Bundesgesandten machen allerlei Bemerkungen über die totale Schweigseligkeit des Grafen Goltz, der in den Sitzungen noch nicht den Mund aufgethan. Vielleicht ist es reine Liebhaberei. Man sagt, des Hrn. von Humboldt's Bestimmung sei abgeändert, und er gehe entschieden nicht nach England. Denen, die Forderungen an Frankreich haben, ist es höchlich bitter, daß Herr von Humboldt nicht nach Paris soll. Er hatte sich in alle ihre Verhältnisse eingeweiht. Jetzt müssen sie einem andern beichten. Das ist mit Schreibereien und Kosten verbunden. Der Pariser Graf Goltz schildert seinem Kabinette den inneren Zustand Frankreichs aus dem Flachspiegel des Hofes der Tuilerien. Ich fürchte, die Erfolge strafen ihn Lüge. Sonderbar, daß gewisse Regierungen noch nicht einsehen gelernt die Wichtigkeit eines guten Beobachters, eines Mannes von eindringendem Geiste und von reifem Urtheil auf dem Posten eines Gesandten. Die Häuser Limburg und Frauenstein haben in Hrn. von Plessen einen kräftigen Beschützer gefunden. Aber

der Bundestag zieht ſicher den Kürzeren und macht ſich lächerlich vor der ganzen Welt durch das Feudal-Intereſſe, was er an dem Frankfurter Hausadel nimmt. Ich kenne einige tüchtige juridiſche Federn, die ihm nichts ſchenken wollen.

Frau von Humboldt, die mir vielfältige Grüße aufträgt an Ew. Hochwohlgeboren und an Ihre Gemahlin, der ich mich ebenfalls bitte, demüthigſt zu Füßen zu legen, befindet ſich wohl. Sie iſt von ihren Clous befreit. Mit der Geſundheit des älteſten Fräuleins giebt es immer einige Schwierigkeiten. Dagegen weiß die Witterung dem Wohlſein des Miniſters kein Haar zu krümmen. Zu Hauſe trotzt er ihr am Ofen, und wenn er ausgeht, in einem Zobelpelze, der ihm das Anſehen eines Hospodars der Moldau giebt.

Der Frau von Humboldt danke ich die Bekanntſchaft mit Werner's Muſe. Sie zieht mich unbeſchreiblich an. Ich finde da ein großes, wahrhaftes Dichtertalent. Reichthum, Fülle, Grazie, Geiſt; ſchade nur, daß ſeine Figuren am Ende alle in Duft und Nebel zerfließen. Das Hiſtoriſche in ſeinen Stücken ſcheint mir unübertrefflich. In den Erfindungen thut ſeine Einbildungskraft der Natur Gewalt. Kein Dichter noch hat ſo ſehr wie er alle Elemente aufgeboten. Himmel, Luft, Feuer, Waſſer, Donner und Wetter.

Bleiben Sie mir in Gnaden gewogen.

Hochachtungsvoll

Oelsner.

20.

Oelsner an Varnhagen.

Frankfurt a. M., den 10. Dezember 1816.

Was ich Ihnen heute zu melden die Ehre habe, ſende ich zugleich an den „deutſchen Beobachter.“ Sollten Sie

Ihrerseits für gut befinden, von der Anekdote Gebrauch zu machen, so haben Sie die Güte, den Stil abzuändern.

Eine hiesige Handelsgesellschaft, an deren Spitze Herr Schäpveler, hat Getreide aus den Ostseehäfen verschrieben. Am Rhein stehen die Preise glücklicher Weise so, daß die Spekulanten nur mit Schaden verkaufen können. Sie verdienen das aber nicht, da ihre Unternehmung einem der dringendsten Bedürfnisse abzuhelfen bezielte. Durch dieses Gefühl von Billigkeit ist der Gemeingeist eines Theils der Frankfurter Bürger geweckt worden. Viele der Bemittelten haben einen Verein geschlossen, um den Unbemittelten das Getreide unter dem Marktpreise zu liefern. Zur Deckung der Verluste werden freie Beisteuern angenommen. Herr Rothschild, den man bei allen milden Anstalten findet, übermachte dem Verein 540 Gulden. Folgenden Tages erhielt er ein Schreiben des Vorstehers, Hrn. von Bethmann, anfragend ob, da an der Wohlthat des Vereins keine Juden Theil nehmen könnten, er demungeachtet den Beitrag bestehen lasse? Herr Rothschild erwiderte: er kenne keinen Unterschied der Religion, wenn es darauf ankomme, Hülfsbedürftige zu unterstützen. Zugleich wurde die Spende erhöht um 300 Gulden.

Das achte Protokoll des Bundestags ist unstreitig das interessanteste. Der Großherzog von Weimar hat der Erlauchten Versammlung die ständische Urkunde vorgelegt, welche Seine Königl. Hoheit Ihren Staaten ertheilt haben. Höchstdieselben erklären, daß Sie sich, in Streitigkeiten zwischen der Krone und den Volksmüden, dem schiedsrichterlichen Urtheile des Bundestags zu unterziehen geruhen. Den niederländischen Gesandten, Hrn. von Gagern, der alles Große und Edele aufzufassen und zu würdigen weiß, hat der ehrwürdige Schritt des weisen Regenten lebhaft ergriffen und zu

einer ausdrucksvollen Rede fortgerissen. Der deutsche Edmund Burke verlangt, daß Seiner Königlichen Hoheit dem Großherzoge von Weimar feierliche Danksagungen zugestimmt werden. Der Baden'sche Gesandte wandte dagegen ein, daß man das Gutachten aller respektiven Höfe einholen müsse, bevor man einer Aufwallung des Herzens folgen könne.

Die freie Stadt Frankfurt hat dem Freiherrn von Stein das Ehrenbürgerrecht ertheilt, in Gemäßheit eines sehr gehaltreichen Diploms, dessen Abfasser Herr Syndik und Schöff Smidt sein soll.

Hochachtungsvoll

Oelsner.

Seit Lessing's Tode sind dreißig oder einunddreißig Jahre verflossen. Der hellste Kopf seiner Zeit, er starb im 45sten seiner Laufbahn. Vor einigen Tagen begrub man hier den Hrn. Städel, der zur Stiftung einer Kunstschule außer Haus, Gemälden, Kupferstichen, Zeichnungen, und nach Abzug der Privatvermächtnisse, 1,200,000 Gulden hinterläßt. Zur Sammlung des so schönen Vermögens beschied ihm die gute Mutter Natur 89 Jahre und etliche Monate. Gleiches Ziel konnte sie Lessingen verleihen. Vielleicht also lebte er noch, wenn ihm nicht der Sektengeist alles nur ersinnliche Herzeleid zugefügt hätte. Sollen wir zugeben, daß der wieder erwache? Ich bin entschlossen, jeden Funken, wo und wie ich kann, zu ersticken. Mit mehr Glanz und Glück wird Ihr blühenderer Geist den nämlichen Zweck verfolgen. Halten Sie dem christlichen Kornvereine, der im Juden der leidenden Menschheit keine Rechte anerkennt, das Beispiel des Samariters im Ernste vor, und im Scherze die zweitausend Jahre, aus denen sich der Groll herschreibt. Sie können sich kaum vorstellen, wie viel Vorschub viele nicht unbedeu-

tende Personen den lächerlichen Ansprüchen des Frankfurter Hausadels thun. Jeder Versuch zur Rückkehr in's Feudalsystem, so geringfügig die Ruthe Landes auch immer sein mag, findet ihren Beifall. Das laute Glaubensbekenntniß halten sie noch zurück. Sie wollen erst sehen, wie die Unternehmung ausfallen wird, welche die französischen Ultraroyalisten im Großen wagen. Könnten Sie nicht irgendwo folgendem kleinen Artikel Unterkommen verschaffen:

„Die Häuser Limburg und Frauenstein haben einen mächtigen „Beschützer gefunden in dem Mecklenburg'schen Bundesgesandten, Hrn. „von Plessen. Glücklicher Weise giebt es ein Mittel, die Ansprüche „der Reklamanten zu beschwichtigen. In der steten Berührung, welche „zwischen den Bundesgesandtschaften und der hiesigen Magistratur „stattfinden, wird eine Art von Repräsentation für die regierenden „Herren Bürgermeister durchaus nothwendig. Man ist gesonnen, ihnen „ein anständiges öffentliches Haus, eine Bürgermeisterei, einzurichten, „wo sie Staatsbesuche empfangen können. Gut meublirte Zimmer aber „entsprechen noch nicht sattsam der Würde, die ihnen zu behaupten „obliegt. Sie müssen, wenn die Repräsentation Hand und Fuß haben „soll, von dem Glanze einiger Standespersonen umfunkelt sein, denn „ein Amt erhält vorzüglich Ansehen durch den Rang der ihm untergeordneten Diener. Daher sind Erbämter unentbehrlich. Wem könnten „sie anders zufallen als den Häusern Limburg und Frauenstein? Aus „ihnen würden der Hofmarschall, der Oberstallmeister, die Kammerherren, „der Pagenhofmeister genommen. Indeß wäre es der Billigkeit gemäß, „die Neuadeligen bei Besetzung der Bürgermeisterstellen nicht ganz zu „übergehen."

Eben sendet mir Herr von Otterstedt, der erst morgen abreist, Ihr gütiges, gehaltvolles Schreiben vom 8ten. Gleichlaufend werden meine Zeilen desselben Datums Ihnen zugekommen sein. Ich bin Ihnen sehr verbunden, mich mit dem Inhalt der „Isis" bekannt gemacht zu haben. Was an mir liegt, soll geschehen, Ihnen eine Abschrift des Zeitungsartikels zu verschaffen, der sich Ihrem Blicke bisher entzog. Man weiß jetzt, daß er von King herrührt. In der Schaar jun-

ger Hofschranzen, die Sie aus Stuttgart erwarten, wünsche ich Ihnen Glück. Es sind gar unterhaltende Leute. Der Zug, mit dem Sie Ihre Schilderung des Karlsruher Hoflebens schließen, machte mich laut auflachen, nachdem ich Sie selbst der Langeweil wegen, die Sie erdulden, herzlich bedauert hatte. Herr von Otterstedt wird Ihnen Zerstreuung gewähren. Der Rumpf läßt gar zu lange auf sich warten. Daß er uns nur nicht am Ende böse Streiche spielt. Ungeduld hat eine Abschrift mit etwas verändertem Titel nach Norden, auf's Gerathewohl ausgesandt. Noch ist nichts von seiner Erscheinung vernommen worden.

Meine empfindungsvollsten Huldigungen Ihrer verehrten Gemahlin, der Dame meiner Gedanken.

Oelsner.

21.

Oelsner an Varnhagen.

Frankfurt a. M., den 12. Dezember 1816.

Die Anekdote, welche ich Ihnen von Gustavsohn zu erzählen habe, gehört nicht für weibliche Ohren. Der abgesetzte König drückt sich darin, in Beziehung auf das schöne Geschlecht, mit der rohesten Ungezogenheit aus. Man lacht jedoch, weil der französische Gesandte dabei anlief. Leute, die nichts zu thun haben, machen sich Geschäfte. Reinhard glaubte den Narren benachrichtigen zu müssen, daß die Kronprinzeß von Schweden, mit Genehmigung Frankreichs, nach Frankfurt komme. Ihm könne ja vielleicht gelegen sein, die Nachbarschaft zu meiden und sich zu entfernen. Diese Rechnung war ohne den Wirth gemacht; noch mehr, wenn man

ſich etwa Tauf verſprochen hatte. Guſtavſohn erwiederte*): Monsieur le Comte, vous pouviez vous épargner la démarche que Vous venez de faire. Une femme n'est jamais pour moi qu'un c.. Que Mde. Bernadotte promène ici son c.. tant qu'elle voudra. Il ne pourra jamais me gêner d'en voir d'autres. C'est l'affaire de son mari de voir s'il lui convient que le c.. de sa femme courre le monde. Alle Phraſen trieben ſich um das nämliche Subſtantivum wie um eine fixe Idee herum.

Ich habe mir jede nur erſinnliche Mühe gegeben, den Leipziger Artikel aufzutreiben; es iſt nicht möglich, er iſt vergriffen. Vielleicht bekommen Sie ihn durch Cotta.

Herr Syndik und Schoff Smidt, der ſich Ihrem Andenken ganz ergebenſt empfiehlt, wünſcht, daß ich Ihnen beifolgende Abſchrift eines von ihm entworfenen Senatskonſulats überſende. Vielleicht hat er ſich bei Abfaſſung deſſelben zu ſehr an der Spitze eines römiſchen Senatus populusque gedacht. Da die hieſige Kleinmüthigkeit dem Schwunge einiger Stellen die Flügel zu lähmen Willens iſt, ſo würde er, glaube ich, die Bekanntmachung ſeines Entwurfes nicht ungern ſehen. Ich befand mich geſtern in Geſellſchaft einiger Bundesgeſandten, unter denen der Graf Mandelsloh, ein guter Kopf, bei Hrn. von Barkhaus. Sie drückten ſich ſämmtlich über Graf Goltz mit vieler Achtung aus. Seine verbindlichen Formen gefallen allgemein, und was er äußert, zeigt von einem ruhigen und geſetzten Verſtande, dahingegen Herr von Buol-Schauenſtein gar kein reiflich überlegender

*) Anmerkung von Varnhagen: Zu Oelsners Brief an mich vom 12. Dezember 1816. „Ohne allen Zweifel iſt dieſer tolle Zettel das Autograph, welches Graf Reinhard mit ſeinem Briefe vom 9. Januar 1828 an Goethe ſchickt."

Präsident zu sein scheint. Sichere Ansichten scheinen diesem völlig abzugehen. Daher er denn sehr oft in einen Koller von Widersprüchen geräth, und die das mit ansehen, finden das gelassene Stillschweigen des Hrn. von Goltz sehr vorsichtig und weise. Herr von Humboldt, es thut mir leid zu sagen, wird ob seiner Spaßhaftigkeit von manchen der hiesigen Diplomaten ungünstig beurtheilt. Es heißt, Preußen habe die Rheinschifffahrt, von seiner Seite, gänzlich freigegeben. Was hier Jederman Talleyrand's Etourderie nennt, halte ich für einen wohlüberlegten Fechterstreich. Er hat sich von jeher am liebsten zu der Parthei gehalten, die bei Gelde war, und das Ministerium, gegen welches er sich erklärt, ist russisch. Vermuthlich berechnet er, daß England überwiegen werde.

Eine Person, die vor ungefähr sechs Wochen Carnot kennen lernte zu Berlin in dem russischen Hofe unter den Linden, behauptet, ihn gestern an der Wirthstafel im Schwan angetroffen und mit ihm, schonend seines Incognito, gesprochen zu haben. Geht er vielleicht nach Brüssel, wo der Sitz der russischen Parthei zu sein scheint? Die Entzweiung mit dem Großfürsten Konstantin wäre alsdann blos Maske. In England, sehe ich, werden Säbelhiebe und Kolbenstöße ausgetheilt. Kaufmannsberichten zufolge ist der Auftritt sehr blutig gewesen. Bremen steht in direktem Verkehr mit den spanisch amerikanischen Insurgenten.

Mein Schnupfen läßt nach; ich erhole mich, das Leben schmeckt mir, wenn ich gesund bin, ich lebe der Neugier, und es lohnt sich, der Neugier noch einige Jahre zu leben. Wenn ich nur aus meinen vermaledeiten Ungewißheiten heraus wäre, um nicht länger im Wirthshause zu leben. Zusage einer baldigen Entscheidung habe ich abermals, jedoch nur mittelbar, erhalten. Eine Prinzessin, schön wie ein Sommer-

nachtstraum, die eihundert Jahre auf sich warten läßt, kommt, kommt sie endlich, alt und siech. Daher sind auch die unerwarteten Freuden immer die süßesten, die besten. Mögen Sie und Frau von Varnhagen deren alle Tage auf Ihrem Wege finden.

Oelsner.

22.

Oelsner an Varnhagen.

Frankfurt a. M., den 21. Dezember 1816.

Also schonet der Winter selbst nicht des theuren Wohlseins Ihrer Gemahlin. Das macht mir den ewigen Feind des Lichtes und der Wärme nur noch verhaßter und unleidlicher. Doch da schimmert, aus dem Kalender, Hoffnung seiner los zu werden. Heute ist Sonnenwende; ich athme freier! Man nennt mich Doktor, auf Briefen und im Umgange, wahrer Gräuel mir, der ich nicht einmal Quacksalber bin. Doch ja, ich weiß ein Hausmittel, ein seltsames. Gegen Husten, Schnupfen, besonders Rheumatismus und dergleichen, wird es bisweilen, nicht ohne Succeß, gebraucht. Aber darf ich wagen, der zarten Haut einer schönen Frau das Fell eines wilden Katers, die rauhe Seite einwärts, zum Gürtel anzutragen? Mich hat es geheilt von einer Courbatüre, die mit Bleigewicht auf meinem Rücken hockete. Lebensgern möchte ich der Leibarzt einer Dame werden, der ich von ganzer Seele huldige. Aus den Berichten des Hrn. von Gruben ersehe ich, daß das alte deutsche Reich Leibärzte hatte bei seiner sonst so guten Konstitution. Wird deren auch der deutsche Bund bekommen?

Ihr Rezept, schlaftrunkene Augen zu wecken und harthörigen Freunden Guten Morgen zu wünschen, ist unbezahl-

bar, kann sehr gemeinnützig werden. Nicht selbstsüchtig genug, so was als Arkanum zu bewahren, habe ich es Personen mitgetheilt, die Kernwitz, Scharfsinn, Keckheit und blitzenden Ausdruck zu würdigen verstehen. Frau von Humboldt ergötzte sich daran auf's Köstlichste. Ob ich im Stande sein werde, Anwendung zu machen? ad huc sub judice lis est. Ich laufe Gefahr, mich zu vergreifen und, statt bloßer Schwärmer, Congrev'sche Raketen zu werfen. Dergleichen entschuldigt kaum ein gänzlicher Bruch.

Von Paris wird gemeldet, Canning habe bei Frau von Stael sich so derb gegen Rußland ausgesprochen, als zu sagen: Kaiser Alexander sei der Schutzpatron der französischen Jakobinisten. Ein solches Wort mußte Aufsehen erregen. Es zu mildern, besuchte der Engländer den russischen Gesandten. Pozzo di Borgo erwiederte: mit dem Texte ist bereits ein Bote nach Petersburg abgefertigt; durch einen zweiten will ich die Auslegung melden. — Talleyrand stand im Begriff, mit Gefolge nach Valançay zu ziehen. Wellington soll ihn eingeladen haben nach Cambray; ein wunderlicher Pendant zu Fenelon's Ungnade!

Beim Bundestage streben Plessen, Smidt und Hendrig, so gut sie können, einige Punkte der Kompetenz in's Reine zu bringen. Die Hauptarbeiten sind auf Februar anberaumt.

Für Rumpf mit Anmerkungen des ersten Lesers ist ein Ausweg gefunden.

Denken Sie sich die Insolenz von Reinhard. Eine ihm ertheilte Antwort des hiesigen Senats hat er mit der Beschwerde zurückgesandt, daß sie nicht in französischer Sprache abgefaßt sei. Vielleicht ist man dumm genug, sie ihm zu übersetzen. Wie muß sich der Mensch betragen haben dort, wo er überwiegender Minister war. Neben ihm figurirt, mattherzig und taktlos, der gute, ehrliche Scholz, ein wahrer

Amtsbote von Cocagne. Die Regierungen schildern sich in der Art, wie sie repräsentirt werden. Jede wählt sich ihr Abbild, wie sie will, wie sie fühlt, wie sie es versteht, wie sie es verdient. Zum Neujahr wünsche ich dem naiven Residenten alles nur erfinnliche Wohlergehen. Nicht vier Wochen gebe ich, so ist er das Stichblatt jedes Ladenschwengels. O Otterstedt! Otterstedt! Warum hast Du uns verlassen! Vorgestern war Gastgelage bei Hrn. von B. Mehrere Minister umsternten die mit frischen Austern gut besetzte Tafel. Aus freier Bewegung kündigte sich Herr von Scholz als Liebhaber von faulen Austern an. Die kann er essen en famille, aber es sagen, wo keine Gelegenheit, an der Tafel eines feinen Schmeckers! Jederman erfuhr, daß man Preußen auf faule Austern einladen kann. Die Scherze hielt er für Beifall. Sie ermunterten ihn, mit einer Simplicität, von der kein Beispiel, die Geschichte eines embrio mit der noch gedehnteren eines Bockes, lang und breit zu erzählen. Die Lakaien sogar gafften und staunten der preußischen Albernheit. Einer der Anwesenden wollte sie für Schafpelz des Wolfes, für Eselshaut des Löwen deuten. Seine Bemerkung machte kein Glück. Leichtfertige Bolzen wurden auf die Sender abgedrückt, welche die Wichtigkeit des hiesigen Postens kaum zu ahnen scheinen. Wie Manches ahnen sie nicht! Leben Sie wohl und behalten mich lieb. Durch alle Fiebern

der Ihrige

Oelsner.

23.

Oelsner an Varnhagen.

Frankfurt a. M., den 9. Januar 1817.

Eine Reihe von Beschäftigungen, mit denen sich Unpäßlichkeit und ein widerwärtiger Zufall verbanden, von dem

ich Ihnen weiter unten sagen werde, hat mich abgehalten, zu thun, was ich so gern thue, weil mein Herz im Spiel ist. Darum bin ich tief, tief bei meinen Genien in Schuld gerathen. Wo soll ich anfangen, wie die Sachen zusammenfassen, die sich gehäuft haben? Ich halte die Feder auf's Gerathewohl. Empfindungen und Gedanken der entgegengesetztesten Natur bestürmen mich, durchzucken, kreuzende Blitze, meine trübe Seele. Es giebt Augenblicke, wo ich die Besinnung verlieren könnte. Aber da leuchtet mir in der schwarzen Nacht ein Zwillingsgestirn, das ich anbete. Verlassen, theuerstes Paar, verlassen Sie mich nicht. Ich sollte abgehärteter sein. Die Widerwärtigkeiten haben meine Empfindlichkeit wund gerieben. Ja, wenn ich mit einem offenen Feinde zu fechten hätte. Der Meuchelmörder, es ist niemand anders als Reinhard*), lauert im Hinterhalt unter dem Schirme des Völkerrechts. Er wird nicht ermangeln, die Erscheinung der Schrift zu benutzen, der ich den Rumpf beigefügt, um vielleicht den Bundestag gegen mich aufzuwiegeln. So sehe ich nichts als neue Verfolgungen voraus. Meine Anwesenheit in Frankfurt liegt zentnerschwer auf seiner Seele. Sein feiges Gemüth begreift nicht, daß irgend jemand großmüthig sei. Lassen Sie mich einen Moment den Blick ab von ihm und zu Ihnen wenden. Wie viel Dank bin ich Ihnen schuldig für die theuren drei Briefe. Was von Ihnen kommt, weht mich mit erquickendem Athem an. Und Frau

*) Anmerkung von Varnhagen zu Oelsner's Brief vom 9. Januar 1817. — Die leidenschaftliche Aufregung hatte Sinn und Urtheil völlig verblendet; der Graf Reinhard war nicht der Schuldige, im Gegentheil eines solchen Streiches ebenso unfähig, als Oelsner der ihm angeschuldigten Dinge unfähig war. Der Letztere hat dies, wenn auch nicht sogleich, doch später vollkommen eingesehen, und daß auch das gute Vernehmen zwischen ihm und Reinhard ganz hergestellt worden, ergiebt sich aus dem Briefe Reinhard's an Goethe vom 11. April 1823.

von Humboldt, die ich öfterer sah, je näher ihre Abreise rückt, empfindet das Nämliche. Sie sind der Gegenstand unseres Gespräches, sie will von Ihnen hören, so oft ich sie besuche. Vor einigen Tagen zeigte sie, wie ein Juwel, ihrer Abendgesellschaft den allerliebsten kleinen papiernen Kosaken, so groß wie ein Floh und doch so vollendet. Jederman bewunderte, und mit Recht, die Schärfe des Blicks, die Haltung der Einbildungskraft und die Sicherheit der Hand, die solch ein Kunstwerk schaffen konnten. Auf morgen ist die Abreise festgesetzt, alles liegt eingepackt und man wird aus Mangel an Wäsche sich entschließen müssen, aufzubrechen, wenn nicht etwa bis morgen der Kourier eintrifft, den Herr von Anstett erwartet. Seine Depeschen würden sich auf Baden und Baiern beziehen und Hrn. von Humboldt noch auf sechs Monate in Frankfurt festhalten. Herr von Humboldt scherzt über diese Möglichkeit, wie über so viel andere Dinge. Ich beneide seinen glücklichen Gleichmuth. Ihm wird ein Einfall zugeschrieben, der aber der Frau von Humboldt gehört, die ihr Eigenthumsrecht geltend machte, als man ihr erzählte, daß Herr von Buol-Schauenstein unter keinem anderen, als dem Namen Ombre enragé, wüthender Schatten, zirkulire. Für die Bilder jüngster Vergangenheit habe ich Gelder bezogen, über die Ihre Herren Brüder Robert verfügen. Ein Subskriptionswerth ist noch bei Frau von Schlegel zu beziehen. Ich werde die Gelegenheit benützen, Frau von Varnhagen's Aufträge zu bestellen. Herr von Humboldt will mir wohl. Viele andere Personen sagen ähnliche Gesinnungen und doch rückt mein Geschäft nicht vorwärts. Herr von Küpfer kam, mir zu sagen, Fürst Staatskanzler habe des Grafen Goltz Vorschlag genehmigt, mich bei dem Bundestage zu beschäftigen. Von Berlin meldet mir der Professor Kiesewetter gerade das Gegentheil. Der Staats-

kanzler habe in Gegenwart des Hrn. von Stägemann meinem Bruder erklärt und die wiederholte Versicherung gegeben, er werde mich nächstens nach Berlin berufen. In dem Geiste Seiner Durchlaucht bin ich vermuthlich eine sehr vage, leicht verdünstende Idee. Ich glaube nicht, daß die Bundesgeschäfte von langer Dauer sein können. Der Differenzpunkt tritt vielleicht schon im Februar ein. Worauf soll ich antragen? Auch Herr von Humboldt meint, daß es zuträglich wäre, etwas Bestimmtes zu fordern. Leider kenne ich die Verhältnisse der Sachen und der Personen nicht genug, um zu wissen, was ich verlangen dürfte. Ich stand im Begriff, mir Ihren gütigen Rath darüber zu erbitten, als der unselige Zeitungsartikel eintraf, der mir immer in der Meinung schaden wird, weil Leute, die mich nicht kennen, nothwendigerweise glauben, daß ich durch irgend eine bösartige Thätigkeit zu solchen Ausfällen Anlaß gebe. Es liegt aber weder etwas Hämisches, noch etwas Niedriges in meinem Karakter. Fühlte ich nicht, wie unglücklich ich bin, ich müßte glauben, beneidenswerth zu sein, da ich nun seit so vielen Jahren schon Gegenstand der abgeschmacktesten Verläumdungen, der widersprechendsten Verfolgungen bin. Sie haben mir eine äußere Gestalt angelogen, vor der mein Inneres schauert. Reinhard konnte ich nicht besser bestrafen, als daß ich den Artikel abdrucken ließe als Extrait d'une Dépêche de S. E. etc. Allein mich schützt und schirmt keine Behörde. Ich habe einen großen Irrthum im Leben begangen, den, zu meinen: daß man unabhängig sein könne! Hätte mir der Fürst Staatskanzler einen Titel verliehen, der feige Reinhard würde sich nicht an mir vergriffen haben. Es wird ja gar nichts gegen Frankreich geschrieben. Die Meinung hat sich auf eine bewundernswürdige Weise zu Gunsten Frankreichs gemildert und eine ganz verschiedene

Richtung angenommen. Sie kennen den Hrn. von Blandow. Das ist der andere Pamphletist, dessen der Artikel ohne zu nennen erwähnt. Mlle. Jassoy, die bei dem elendesten Garkoch, den ein Schmecker wählen kann, bei Friederich, kochen lernt — es sind ungefähr drei Monate — hatte mit Bewilligung des Hrn. von Blandow, bei dem ich speiste, ein Billet in eine kleine Pastete geschoben, worin mir die eifersüchtige Rache einer Fraulein von Kurzrock verkündigt wurde. Die Verfasserin wußte nicht, daß dieses Fräulein Kurzrock schon vor 10 oder 12 Jahren zu Nachen gestorben. Also verfehlte der kindische Spaß gänzlich seine Wirkung. Aus dieser Albernheit haben dumme Witzlinge eine Stadtgeschichte gemacht, und so wie Sie dieselbe im „Constitutionel" lesen, ist sie vor ungefähr vier Wochen an Reinhard's Tafel erzählt worden. Nie wird des Menschen Plumpheit sichtbarer, als wenn er scherzen will. Allen, denen ich den Artikel mitgetheilt habe, ist das Pöbelhafte der Erzählung aufgefallen. Er hat mich zum Sündenbock der oft eingebildeten Demüthigungen gemacht, die ihm an einem Orte begegnen, wo er in der That wenig geachtet ist. Nicht prädominirender Minister zu sein, fühlt er sich entthronter als Bonaparte auf Helena. Er hatte mich ein für allemal zu seinen Mittwochsdiners eingeladen. Zwei oder dreimal speiste ich bei ihm. Nachher machte ich ihm eben so viele Besuche. Da die Einladung nicht erneuert, die Besuche nicht erwiedert wurden, hörte ich auf, ihn zu sehen. Es ist mir nie möglich gewesen, von allgemeinen Einladungen lange Gebrauch zu machen. Ueberdem war mir der Anlaß willkommen, mich in meine Einsamkeit zurückzuziehen. Die große Gesellschaft ist mir unbehaglich, so lange mich der Staatskanzler in der zweideutigen Lage läßt, die ich Ihnen nicht zu schildern brauche. Reinhard's Hypochondrie macht, daß er sich allenthalben von

Feinden und Verschwörungen umgeben sieht. Seine Unbehülflichkeit, äußere, sein dummer Hochmuth machen ihn heimtückisch und rachsüchtig. Er glaubt sich von mir zurückgesetzt und dafür hat er mich bestrafen wollen. Auch bin ich gewiß, daß er alles nur ersinnliche thun wird, mir zu schaden. In letzter Behörde zieht er den Kürzeren. Sprengt er mich aus meinem Karakter heraus, der keine Art von Geräusch liebt, so wird es sich zeigen, welchen Unsinn er begangen, sich an einem alten Bekannten zu vergreifen, der im Besitz eines großen Vorraths von Konfidenzen ist. Ich muß abbrechen. Verzeihen Sie die Unordnung, die Nachläßigkeiten meines Briefes. Morgen, wenn Sie erlauben, schreibe ich mehr. Bis zum letzten Hauche meines Lebens,

ganz der Ihrige

Oelsner.

24.

Oelsner an Varnhagen.

Frankfurt a. M., den 12. Januar 1817.

Halb 10 Uhr kam ich eine Viertelstunde zu spät, die Humboldt'sche Familie abreisen zu sehen. Ich hatte mich den Abend vorher beurlaubt. Herr von Humboldt denkt Mitte Februar in Berlin, Ende April wieder in Frankfurt zu sein. Bis dahin besorgt Herr von Goltz die Berliner Angelegenheiten. Baron Bülow hat über Kassel den Weg nach Mecklenburg eingeschlagen. Tod eines Bruders und Trost, dessen der Vater bedarf, rufen ihn auf einige Zeit in seine Heimath. Die Bilder jüngster Vergangenheit haben an mich zu fordern, empfangen 14 Gulden, 1 Dukaten, 24 Franks. Außerdem sind zu beziehen bei Frau von Schlegel 4 Gulden, bei mir 2 Gulden. Gestern war ich noch zu sehr betroffen von dem Dachziegel, der mir den Hut in den Kopf gedrückt. Mein

Brief muß Ihnen Mitleid eingeflößt haben. Ich schäme mich; ich bin ein Thor, aus dem vorhandenen Verdruße sogleich in die Möglichkeit künftiger Händel überzuschnappen.

Warum die Meuchler beständig meinen Karakter angreifen, der durchaus probehaltig, indeß mein Geist, mein Verstand tausenderlei Blößen geben, begreife ich nicht. Heute fühle ich mich gelassener. Jederman findet den Artikel, wie ihn Frau von Varnhagen beurtheilt hat, äußerst platt. Was in der Erzählung sich dem gemeinen Leser als Witz darstellt, ist ganz alltägliche, abgedroschene Faktur, kein eigenes Korn. Ich habe das Werk des Reinhard'schen Fleißes, wem ich konnte, mitgetheilt und dabei meine Ueberzeugung von dem Verfasser laut ausgesprochen. Es ist fast niemand, der ihn des schlechten Streiches für unfähig hielte. So viel sehe ich schon, daß mir das Terrain der Meinung bei weitem günstiger ist, als ihm. Mag er die Beschuldigung vernehmen. Ich will das Weitere abwarten. Führt er einen neuen Angriff, so stelle ich ihn recht kunstverständig an den Pranger, ohne alle Rücksicht auf den Tadel derer, die doch wohl am Ende nichts für mich thun werden und die, wenn sie ihres Ehrenwortes eingedenk, mir einen öffentlichen Titel, einen anständigen, ostensiblen Beruf ertheilt, mich nicht in den Verdacht geheimer Aufträge gebracht hätten. Da die ganze Welt weiß, daß ich Diäten beziehe, so fällt die Beschuldigung der Invektivenschreiberei in letzter Behörde auf die preußische Regierung. Diese Invektivenschreiberei aber ist erlogen. Wäre es nicht der Mühe werth, durch den „Liberal" die Vorstellungen dahin zu berichtigen: daß Deutschland gegenwärtig nichts gegen Frankreich schreibt, daß es hingegen Frankreich bemitleidet, Diplomaten in seinem Solde zu haben, die, um nicht für eitele Müßiggänger zu gelten, der Regierung, der sie dienen, alberne Histörchen einberichten. Deutschland hat

seinen Nationalhaß schon, vielleicht gar zu sehr, wieder verdünsten lassen. Es beschäftigt sich mit anderen Gegenständen, als mit Frankreich. Der „Constitutionel" ist von Reinhard zum Diener der Verläumdung gewählt worden, weil er ein Oppositionsblatt und am meisten von den Personen gelesen wird, deren günstige Meinung ich ungern verlieren würde. Sie sollen glauben, ich sei zu den Bourbons übergelaufen.

Besser hätte ich gethan, meinem ersten Einfalle zu folgen, der da war, den Artikel stillschweigend abdrucken zu lassen und ihn unter dem Titel: Extrait d'une depêche, in Umlauf zu setzen. Könnte das nicht vielleicht noch geschehen? Hier freilich würde sich kein Drucker finden. Doch ich sende Ihnen morgen einen kleinen Aufsatz, dessen Bestimmung Ihr Gutachten entscheiden wird. Jetzt ist es Zeit, von einer anderen Sache zu reden. Aus einigen Ideen, die mir in einem Schreiben an Sie durch die Feder flossen, entstand ein Aufsatz über Legitimität. Wilmans druckte die kleine Abhandlung, fand aber, daß sie, nicht voll anderthalb Bogen stark, zu leicht verfliegen würde und wünschte, daß ich ihr eine Zulage beifügen möchte. Da sandten Sie mir den Rumpf zurück. Ihm wurden einige Muskeln abgehoben und eine Ihrer Anmerkungen wurde überflüssig, sobald der geschmackloseste Einfall verschwand, den die Bemerkung züchtigte. Sind noch ein paar kleine Verstümmelungen eingetreten, so rührt das von der Furchtsamkeit des Hrn. Wilmans her, und ich bin außer Schuld. Er hat sich sogar beigehen lassen, von dem Titel den Namen Rumpf zu streichen, damit der hiesige politische Tapezierer Rumpf nicht etwa Lärm schlage. Damit ich dieses nicht hindern konnte, wurde mir die zweite Korrektur vereitelt. Der dritte Bogen war zu einem and rn Unstern ausersehen. Im Korrigiren hatte ich keinen Blick auf das Manuskript geworfen und der Meinung,

daß Alles, was davon zurückgesandt worden, in der Druckerei gesetzt sei, lasse ich den Plunder in's Feuer werfen. Acht Tage vergehen, ohne etwas von Herrn Wilmans zu vernehmen. Ich schrieb die Stockung den Festen zu. Endlich erfahre ich, daß man auf die Rückkehr des Manuskripts wartet. Von der Abhandlung über Souverainetät (bei Gelegenheit von Dabelow), deren Anfang Sie hier finden, sind zwei gute Drittel in Rauch aufgegangen. Es war mir nicht möglich, das Defizit zu ersetzen. Nun aber hat Herr Wilmans auf eine gewisse Bogenzahl sein Absehen gerichtet. Eben hatte Frau Senator Smidt mir den Beitrag zu Georg Körner's Leben zugesandt. Im Hui gab ich ihn dahin, ohne mich genau zu erinnern, was er enthält, und ohne zu überlegen, ob mich das nicht, mit dem mir unbekannten Verfasser, in Mißhelligkeiten verwickeln kann. Noch ist es Zeit, der Herausgabe Einhalt zu thun. Aber freilich, dann werden meine anderen Artikel über politische Sittlichkeit des Zeitalters und über Pairschaft in kleinen Staaten alt. Helfen Sie mir aus der Verlegenheit, wenn Sie können, Gütigster der Freunde, aber bald.

Herr von Stein hat mich durch Hrn. Finanzrath Götschmann einladen lassen, ihn zu besuchen. Zu dem Könige von Würtemberg soll er mit dem Hute auf dem Kopfe in's Zimmer getreten sein. Diese Originalität gefällt mir. Herr von Gagern läßt die Flügel gewaltig hängen, seitdem ihn der König von Würtemberg gebadet hat. Das thut mir leid.

Ich umschlinge Ihren Altar, nehmen Sie das Opfer meiner innigsten Gefühle an.

Oelsner.

Der beigehende Bogen ist ungedruckt worden.

(In der „Allgemeinen Zeitung“ abgedruckt.)

Germanien, den 12. Januar 1817.

In dem französischen Tagblatte „Le Constitutionel“ ist ein altes abgedroschenes Geschichtchen von einem lächerlichen Vergiftungsschreck als ein neuerlich in Frankfurt zwischen politischen Schriftstellern begegnetes Ereigniß umständlich wiedererzählt. Nie wird des Menschen Plumpheit sichtbarer, als wenn er scherzen will. Der Verfasser des erwähnten Artikels hat die seinige vollständig dargethan; nichts ist abgeschmackter, als seine Aufputzung einer kindischen Thorheit zu einem tragikomischen Vorgang, der nie stattgehabt, und dessen Armseligkeit er vergebens durch Witz und Laune erheben möchte, es stehen ihm statt dieser Eigenschaften nur die angeborene Plumpheit und hämische Bosheit zu Gebote. Er bezeichnet den Namen des Einen der beiden angeblichen Schriftsteller mit Anfangsbuchstaben, und macht ihn auch durch einige andere Aeußerlichkeiten kenntlich, die sonstige Schilderung würde freilich auf jeden andern Mann eher passen, als auf den, welchem er sie anheften möchte. Dieser Mann wird unter andern beschuldigt, zum Danke für mancherlei in Paris genossenes Gute, jetzt die heftigsten Ausfälle gegen Frankreich in das Publikum zu bringen und die Franzosen zu verläumden. Allein wo wird denn jetzt in deutschen Schriften Frankreich so hart angegriffen, wo werden die Franzosen so gehässig verfolgt? die Meinung des deutschen Publikums hat sich gerade in dieser Rücksicht seit einiger Zeit wunderbar gemildert und anders gewendet! Wenn Verfolgungen und Feindseligkeiten gegen Franzosen in Deutschland noch stattfinden, so rühren sie meist von Franzosen selbst her, die, nachdem sie oft die Parthei gewechselt, der jetztherrschenden sich als eifrige Diener durch solches Benehmen erst legitimiren mußten. Der Mann, den man durch diese Beschuldigung gehässig machen wollte, ist ein höchst achtungswerther, durch Rechtschaffenheit der Gesinnung und edle Bildung ausgezeichneter Deutscher, der nebenher allerdings manche politische Ansicht in das Publikum gegeben, aber bei einem umfassenden und höheren geistigen und praktischen Streben durch diesen Umstand so wenig wesentlich bezeichnet wird, als wenn man einen Fremden, dem am Strande der Elbe einige Verse entfallen, nun blos einen deutschen Versemacher nennen wollte. Diese Berichtigung und Erklärung glaubt ein Freund des hämisch Verläumdeten diesem darbringen zu müssen, weil doch viele achtungswerthe Personen, deren Urtheil keinem Ehrenmanne gleich-

gültig sein kann, die den Mann nicht kennen, aber doch dessen Namen erkennen, mit diesem, wenn auf solchen Angriff geschwiegen würde, fernerhin eine ungerechte Vorstellung verbinden möchten. Dem Verläumder aber, der vielleicht durch irrige Vermuthungen etwaige Rache auf einen ganz Unrechten zu wenden veranlaßt war, sei hiemit gesagt, daß ihm, wer er auch sein möge, sein Handwerk nicht zum Guten gerathen werde; wenn ihm aber daran gelegen wäre, den Verfasser gegenwärtiger Zeilen zu wissen, so erklärt sich derselbe ihm zum Austausch der beiderseitigen Namen auf der Stelle bereit.

25.

Oelsner an Varnhagen.

Frankfurt a. M., den 12. Januar 1817, Abends.

Laufe ich nicht bald Gefahr, Ihnen, edle Schutzengel, ein unerträglich zudringlicher Korrespondent zu werden? Die Schuld liegt nicht an mir. Auftritt wechselt mit Auftritt, da ist ein neuer.

Herr von Küpfer zeigte mir diesen Nachmittag bei Dr. Jassoy eine mich betreffende Depesche des Fürst Staatskanzlers an den Grafen von Goltz, welche besagte, daß ich nach Berlin gerufen sei. Zugleich sprach er von Privatbriefen, so mir eine breitere Bestimmung anweisen, als meine hiesige, bisherige, deren Durchmesser alle Ihnen sattsam bekannt sind. Wie ich nach Hause komme, bringt man mir ein Schreiben folgenden Inhalts:

„Bei den mir von Ew. Wohlgeboren gefälligem Schreiben vom „7. November vorigen Jahres angeführten Umständen, will ich Ihnen „hier in Berlin Ihre künftige Bestimmung anweisen, und ersuche Sie „daher sich baldigst hieher zu begeben, und versichert zu sein, daß ich „auch in der Folge gern zu der Erfüllung Ihrer Wünsche beitragen „werde.

Berlin, den 6. Januar 1817.

(unterzeichnet) Hardenberg."

Bevor ich einen Schritt thue, irgend eine Anſtalt treffe, bitte ich Sie ergebenſt um Ihr Gutachten. Der Brief ſcheint den vagen Umriß, in dem ich mich befinde, blos nach Berlin zu verſetzen. Ebenſo lauteten die früheren Schreiben. Ich ſehe kein beſtimmtes Verhältniß ausgedrückt und ſcheine blos als Sollizitant nach Berlin zu gerathen. Wären Sie doch ſchon in Mannheim; ich flöge zu Ihnen. Sie würden meine Ideen aufhellen, meine Ungewißheiten zerſtreuen, mich ermuthigen, mich leiten. Das unerwartete Feldgeſchrei aus Norden zerrüttet den gegen Reinhard angelegten Feldzugsplan. Der Artikel, den ich Ihnen überſenden wollte, wird von Jaſſoy, Barkhaus, gar zu ſchneidend gefunden. Dieſe meinen, daß, wiewohl höchſt wahrſcheinlich die Verläumdung von Reinhard ausgegangen, die Sache doch nicht unumſtößlich erwieſen ſei, und ſich alſo im Nothfall ein Dritter als Verfaſſer vorſchieben laſſe. Dem gänzlichen Gebrauch meines Aufſatzes will ich jedoch nicht entſagen. Sie werden das Nähere erfahren. Zu Darmſtadt glaubte der wichtige Mann, Herr von Perglas, daß ihm Herr von Otterſtedt in's Amt gegriffen, als er Bordeaux, der nicht vorhanden war, für Hrn. von Humboldt gefordert. Herr von Otterſtedt, wie er das bemerkte, ſuchte die Scharte auf der Stelle auszuwetzen. Da er in der Eigenſchaft eines akkreditirten Geſandten dem Hrn. von Humboldt, der nur als Gaſt in Darmſtadt war, vorgehen ſollte, wies er die Ehre, wie Herr von Perglas behauptet, mit einer Art von terreur ab. Es iſt doch rathſam, mit den Silbenſtechern der kleinen Höfe ſehr auf der Hut zu ſein. Ganz darf die Abgemeſſenheit der alten Diplomatik nicht aus den Augen geſetzt werden. Einen entſchiedenen und gefährlichen Feind hat Herr von Otterſtedt an dem Grafen Mandelslohe. Dieſer beſchuldigt ihn, einem ſeiner Freunde und Korreſpondenten eine Unterſuchung zugezo-

gen zu haben. Wann kommt die Zeit, wo ein Erguß der Meinung oder der Empfindung nicht mehr für Verschwörung gilt!

Den 15. Januar.

Ich gestehe Ihnen, daß ich gar nicht geneigt bin, nach Berlin zu gehen. Auf die Art, wie man mich dort hinruft, sehe ich das unselige Verhältniß, in das ich durch den Glauben an die Delikatesse einiger Personen gekommen, sich erneuern. Man sagt mir nichts Determinirtes; man behandelt mich zu sehr en bagatelle. Wäre es nicht besser, ich gäbe den ganzen Handel auf und ginge nach Offenbach? Ich hege die innige Ueberzeugung, daß im günstigsten Falle mir in Berlin nichts weiter als ein trauriger cul de sac geboten wird. So auf's Gerathewohl mich dahin zu begeben! Vielleicht thäte ich gescheuter, mich geradezu im Maine zu ersäufen.

Beigehend erhalten Sie die Liste der Subskribenten. Dr. Schlosser, Frau von Schlegel haben nicht bezahlt. Wegen der Summe, die bei mir liegt, bitte ich um Verfügung.

Hochachtungsvoll

Oelsner.

26.

Oelsner an Varnhagen und Rahel.

Frankfurt a. M., den 15. Januar 1817.

Frau von Humboldt sandte mir gestern durch Hrn. Boisdeslandes, der heute abreiset, eine Brieftasche, die sie mit eigener Hand gewirkt. Wenn das gütige Merkmal der Freundschaft mir schon an und für sich lieb und theuer, um wie viel kostbarer muß es mir durch die Lage werden, in

der ich es erhalte. Ich schrieb ihr, daß ein unbekanntes Wesen, recht muthwillig bisweilen, die seltsamsten Kontraste, kränkende und erfreuende, in wenige Augenblicke zusammendrängt. Zu den tröstenden gehören Ihre Briefe, großmüthig theilnehmende Genien! Sie haben mir, gnädige Frau, in dem Ihrigen so viel Männliches, Aufrichtendes gesagt, daß ich mich schäme, kleinmüthig vor Ihnen zu erscheinen. Meine Niedergeschlagenheit rührt vorzüglich davon her, daß ich alle Tage neue Entdeckungen mache von der Verruchtheit meines Feindes. Er wird mich nach Berlin verfolgen. Gehe ich dahin, so finde ich vielleicht nichts als frische Aussaat von Gram und Kummer. Denken Sie, daß sich Reinhard hat beigehen lassen, der preußischen Gesandtschaft zu insinuiren, ich sei Verfasser des tableau politique de l'Europe, par Scheffer. Dieser Scheffer, der mir und Schlabrendorf sehr wohl bekannt ist, war ehemals Erzieher in dem Hause von Reinhard. Ich habe Ihnen, glaube ich, meine Meinung über das Werkchen mitgetheilt. Daß es rein aus dem Kopfe des jungen Menschen geflossen sei, ist mir selbst nicht wahrscheinlich. Aber ich, abwesend von Paris seit 14 Monaten, habe auch nicht das Entfernteste damit gemein. Bei Hrn. von Humboldt hat mir Reinhard zu schaden gesucht, indem er behauptet, ich hätte schlecht an ihm gehandelt, als er im Jahre 1815 hier gefangen saß, mich seiner nicht angenommen, mich furchtsam zurückgezogen. Nun aber ist es notorisch, daß ich, alle Bedenklichkeiten, die mir Herr von Barkhaus und andere vorlegten, mißachtend, zu ihm gegangen bin und zufolge dieses Besuches selber verhaftet worden. Der Teufel seines bösen Gewissens treibt ihn, irgend ein Mittel des Verderbens gegen mich aufzufinden. Daher besorge ich, der Artikel, den Hrn. von Varnhagen's ritterliche Seele geboren hat, werde meinen Gegner zu neuer Wuth entzünden.

Indeß, das Loos iſt geworfen. Läßt mich Preußen im Stiche, weil es glaubt, daß ich vielleicht die Händel verſchuldet habe, und ſtehe ich ohne Hülfe nackt und bloß, ſo muß ich mich entſchließen, mein beſtes Streitroß zu beſteigen. Da alles ausgeſchwatzt wird, ſo kann es wohl nicht fehlen, daß mein Gegner den Rumpf und was dahin gehört, gegen mich gebrauche. Auch höre ich, giebt er mich für einen der thätigſten Mitarbeiter des „rheiniſchen Merkurs“, des alten, aus. Von einem Stücke kann er beweiſen, daß ich Verfaſſer bin. Ich weiß nicht, ob Sie ſich erinnern, in einem der fünf oder zehn letzten Stücke, kurz vorher, ehe er unterdrückt wurde, ein ziemlich geſchraubtes Bildniß des franzöſiſchen Karakters, in franzöſiſcher Sprache abgedruckt, geleſen zu haben. Dieſer Aufſatz wurde ehemals auf ſeine Veranlaſſung geſchrieben. Er forderte mich auf, die Farben recht grell aufzutragen, damit die Franzoſen doch einmal erführen, wie man ſie beurtheile. — Wehe mir, daß ich Sie von derlei Aergerlichkeiten unterhalten muß. Dank für den Balſam, den Sie auf mein Haupt gegoſſen.

Oelsner.

27.

Oelsner an Varnhagen.

Frankfurt a. M., den 16. Januar 1817.

Bei Gott! man muß am Ende abergläubig werden! Warum ſandte mir Madame Smidt das Manuſkript, deſſen ich mich kaum erinnerte, gerade in dem Augenblicke zurück, da ich wegen einer Aushülfe in Verlegenheit war. Auch paßt es nicht eigentlich in den Zuſammenhang des Ganzen und bringt mich wegen der Erwähnungen Reinhard's in offenbaren Widerſpruch mit mir ſelbſt. Demungeachtet geſchähe

mir ein Dienſt, es erſcheinen laſſen zu dürfen. Zwei abgedruckte Bogen, jeden zu 1000 Exemplaren, bin ich verbunden, dem Verleger zu erſetzen. Ebenſo gern und noch lieber würde ich mich mit dem Verfaſſer abfinden. Erzeigen Sie mir die Gewogenheit, zuzuſehen, ob da noch Rath zu ſchaffen iſt. Unterdeſſen habe ich mich mit Hrn. Wilmans auf Unterhandlung eingelaſſen. Den Auftrag bei Graf Goltz werde ich, da es für heute zu ſpät iſt, morgen beſorgen. Die Wendung, welche Ihre erfindungsvolle Freundſchaft der Herausforderung gegeben hat, iſt auch diejenige, welche ſich am beſten mit Ihrem diplomatiſchen Karakter verträgt, denn ich möchte um keinen Preis, daß ſo viel Edelmuth, als Sie beſitzen, meinetwegen in Gezänk verflochten würde. Beigehender Artikel, den ich Sie jedoch inſtändigſt bitte, nicht dem Drucke anzuvertrauen, hat als konfidenzielle Mittheilung Glück gemacht.

Avertissement: une vieille diligence à louer ou à vendre; à la prochaine foire de Francfort. C'est une ancienne propriété française, d'origine allemande. Le vernis français n'y a pas pris. On l'accuse d'être foncièrement lourde, soit! elle n'en est pas moins à l'épreuve des plus vilaines routes. En a-t-elle fréquentées d'autres depuis 25 ans? — Trottant de Paris à Londres, de Londres à Naples, de Naples à Hambourg etc, etc., elle s'est trouvée en dernier lieu, en Turquie, dans un chemin de traverses, où elle s'est crottée beaucoup et détraquée un peu. Il en a fallu racommoder le train et la caisse. La remettre à neuf n'était pas possible. Au reste, c'est un vrai trésor. Elle sert au gré de tous les maîtres qui veulent en disposer. On commande, elle marche, mais ne se charge pas indifféremment des effets comme des personnes. Elle n'a jamais conduit qu'un seul et unique genre de marchandises. Ces marchandises, c'est des délations. A l'égard de cet article, sa capacité est énorme. On peut lui confier les plus gros paquets. Elle les colportera avec tout le jugement d'une diligence. Un bon laboureur tirerait un excellent parti de cette patraque. Il l'enverrait dans ses champs charier du fumier.

Verhüten Sie ja, daß der Artikel nicht gedruckt erscheine. Konfidentielle Mittheilung ist ihm zuträglicher. An politischen Neuigkeiten sind wir in diesem Augenblicke entsetzlich arm. Hielte der unglückliche Kerner nicht die Bundeslade verschlossen, so gäbe es vielleicht einiges Gerede. Dem B. Stein wird sie gefallen. Er hat mich gestern auf die allerliebste Art behandelt. Zu Frau von Varnhagen's Briefe kehre ich, wie Sie aus meinem gestrigen gesehen, mit frommer Inbrunst täglich wieder.

Von ganzem Gemüth

Oelsner.

28.

Oelsner an Varnhagen.

Frankfurt a. M., den 17. Januar 1817.

Durch Spiro bekommen Bethmann, Mylenz, Mumm, Rothschild große Schlappen. Nro. 1. 50, Nro. 2. 150, Nro. 3 180 tausend Gulden. Wie viel Nro. 4. ist mir unbekannt. Die baierische Lotterie gehört zu den frechsten Gaunerstreichen, die eine Regierung je verübte. Man rechne eine Million Gulden den Verlust der Stadt, die im Begriff steht, sechs Millionen Gulden einzubüßen, wenn ein sehr angesehenes jüdisches Handelshaus bricht. — Nicht Rothschild. — Mit dem blindesten Glauben in Oesterreichs Redlichkeit hat es, aller Vorstellungen ungeachtet, fortwährend arrosirt. Die österreichischen Fonds gehen, auf eine unbegreifliche Weise, täglich mehr herunter. Jassoy sagt, die hiesigen Juden seien wie besessen für Oesterreich. Sie haben nun schon so viele üble Erfahrungen gemacht. Gab es je einen gräulicheren Finanzzustand? Die Regierungen erlauben sich alles. Jederman fühlt den Druck. Das wirkt kräftiger ein auf das

Gedankensystem der Menge, vorzüglich der Reichhälse, als die bündigsten Vernunftschlüsse. Endlich muß man doch wohl einsehen, daß nur eine Vertretung dem Unwesen Einhalt thun kann. Rothschild, höre ich, ist aus dem Zahlungsgeschäft der Alliirten gewichen. Labouchère übernimmt dasselbe. Dieser hat dem französischen Minister durch das englische Anlehen einen wichtigen Dienst geleistet, vielleicht gar ein Erhaltungsmittel gereicht. Ich lobe Rothschild, sich in Sicherheit gebracht zu haben, denn in letzter Behörde endigen dergleichen Geschäfte immer schlecht. Bethmann scheint ob des Successes des ihm Verwandten begeistert. Hier glaubt man nicht, daß die Angelegenheiten Badens so ganz übel stehen. Würtemberg und Baden haben ein und dasselbe Interesse gegen Baiern. Die Königin von Würtemberg aber soll den Hrn. von Anstett ganz für die ihr ersprießlichen Ansichten gewonnen haben. Was ich Ihnen hier mittheile, ist von Hörensagen; Sie sind so gestellt, daß Sie anschauen. Die Meinung geht, daß die Reise des Generals von Wolzogen keinen blos militairischen Zweck habe. Den 24. dieses muß er in Berlin zurück sein. Mit Darmstadt setzt es wegen der Etappen einige Schwierigkeiten. Da Frankfurt Bundesstadt, ist sie von Einquartierung frei und die preußischen Truppen, die sonst einen Umweg von 6 Meilen oder Stunden machen mußten, gehen über das Glacis und halten Nachtquartier in Höchst. Die preußische Gesandtschaft hat neue und dringende Aufträge wegen der Juden erhalten. Herr von Küpfer betreibt die Sache mit Feuereifer, vielleicht nicht mit dem Grade von Gemessenheit, den ihm reifere Erfahrung geben würde, denn die Leidenschaften noch mehr als die Vorurtheile sind hier so wüthend, daß mir Dr. Neuburg, ein unzweideutiger Zeuge, gesagt hat, es sei im hiesigen Kolleg von Todschlag die Rede, wenn die Sache nicht auf dem Wege des Vertrags

in's Gleichgewicht gebracht werde. Aus eigener Beobachtung der Umstände ist Herr von Küpfer auf den Gedanken gekommen, den Dr. Jassoy in's Mittel treten zu lassen. Unstreitig ist Jassoy der einflußreichste Mann. Aber die Gegenparthei, und aus Rachsucht die Limburger, suchen ihn als Judenfreund der Bürgerschaft verdächtig zu machen. Da der Augenblick nicht erlaubte, mündlich wegen der Bentheim'schen Briefe anzufragen, habe ich es schriftlich gethan, bin aber noch ohne Antwort. Wenn Sie den öffentlichen Streich gegen Reinhard zurückhalten können, so bitte ich Sie um Aufschub. Vielleicht wird der Mann gezwungen, die Lüge selber zu widerlegen. Herr von Otterstedt versichert, daß ihm schon gräßlich bange sei. Der Graf Goltz hat sich meinen Postwagen ausbitten lassen. Ich konnte ihn nicht abschlagen. Indem er kurirt, erhält er Varianten. Geben Sie ihn in kein Blatt. Wir wollen als diplomatische Personen alle öffentlichen Schritte vermeiden, so lange es möglich ist. Unser Gegner hat sich in der Meinung mächtig geschadet, daß er sich der Zeitungen bedient hat, zu schaden. Die Diplomatiker, so scheint es, sind abgesagte Feinde der Publizität. Mit dem Beitrage zu Kerner's Leben bin ich in Ordnung. Ich bezahle, er erscheint nicht. So habe ich bei meiner Schriftstellerei fast immer Haare gelassen. In Beziehung auf Reinhard ist es mir sehr lieb, daß der Artikel nicht erscheint, denn es geschieht seiner darin Erwähnung. Man dringt in mich, so bald ich nur kann, nach Berlin aufzubrechen. Mein Entschluß stand beinahe fest, Ihr gütiges Schreiben hat ihn wieder schwankend gemacht. Graf Goltz, bei dem ich gespeist habe vorgestern, glaube ich, hat übernommen, heute nach Berlin zu melden, daß vor Ende des Monats zu reisen, mir unmöglich sei. In der That bedarf ich einiger Zurüstungen. Auch Briefe von meiner Frau sind mir Bedürfniß. Flügel möchte ich

haben, zu Ihnen zu eilen. Noch habe ich keinen Wagen. Wie die Eisschollen des Mains, treiben Schwierigkeiten in dem Fluße meiner Ideen. Daß man doch von so vielerlei Dingen abhängig ist! Ich habe vor ungefähr acht oder neun Tagen 1200 Gulden nach Paris remittirt und nur die Hälfte dieser Summe bleibt mir in Kasse. Davon soll ich Wagen kaufen und Reise bestellen. Herr von Barkhaus hat mir Anerbietungen machen lassen. Ich muß mich sammeln, um etwas Vernünftiges beschließen und ausführen zu können. Dr. Jassoy hat mir für Sie gegeben: Materialien zur Beantwortung der unt. Bittschrift der Ganerbschaft Limburg. Es ist das Beste, was er in der Art geschrieben hat. Auch verschreien sie ihn nicht nur als Judenfreund, sondern bei den Gesandtschaften als Jakobiner, der in großen geheimen Verbindungen stehe. Es waltet ein seltsamer Wirrwarr in den Sachen und den Ideen. Verzeihen Sie den meinigen. Ich schäme mich des Briefes, den ich denn doch im Vertrauen auf Ihre huldreiche Nachsicht, so gefudelt er ist, will abgehen lassen. Noch ist die Antwort des Grafen Goltz nicht da.

Hochachtungsvoll

Oelsner.

29.

Oelsner an Varnhagen.

Frankfurt a. M., den 18. Januar 1817.

Graf Goltz meldet mir durch Hrn. von Küpfer, daß Graf Bentheim ihm in der That ein Paket an Ihre Adresse übergeben habe und daß solches diesen Morgen an Sie abgehen werde.

Um Vergebung muß ich bitten, die Meinung des Hrn. von Otterstedt gar zu leichtsinnig gegen die Ihrige angenom-

men zu haben. Was er über den Einfluß der Königin von Würtemberg auf Anstett sagte, hatte mir Wahrscheinlichkeit. Aber da ist gestern Abend Herr von Bethmann, der viel mit Russen verkehrt, bei Hrn. von Parkhaus gewesen und hat unseres Freundes Vermuthungen gänzlich widerlegt. Baiern ist mit Rußland im Reinen, es bekommt die Mainlinie, und über Preußen wird gespöttelt, daß es den Streich, der Baiern so bedeutend, zum Herrn von Süddeutschland und zum Beschützer der sächsischen Herzöge macht, nicht abzuwenden gewußt.

Legen Sie mich meiner Schutzheiligen zu Füßen und genehmigen Sie die verehrenden Empfindungen, womit ich Ihnen Beiden angehöre.

Oelsner.

30.

Oelsner an Varnhagen.

Frankfurt a. M., den 21. Januar 1817.

Ihr verehrtes Schreiben vom 18. dieses muß ein Telegraph gebracht haben, denn es ist mir gestern Abend um 6 Uhr zugekommen. Aus dem meinigen, verwandten Datums, wissen Sie nunmehr schon, daß Sie wegen des Manuskripts nicht weiter zu zürnen haben. Warum ich es hingab? aus Unverstand, aus Uebereilung, aus leichtsinniger Gefälligkeit, da mir der Verleger vorstellte, daß für ihn bei einem dicken Hefte mehr Vortheil als bei einem dünnen, indem die Einfassung immer, an Kosten, dasselbe sei. Weniger träge, hätte ich meinen alten Plunder aufgerührt. Der begangene Mißgriff bringt mir verdienten Schaden, aber dadurch, daß die Erscheinung des Ganzen zögert, wandelt sich die Widerwärtigkeit in Gunst. Nach meiner Abreise mögen die Leute hier

über die Bundeslade denken und sagen, was sie wollen. Viel Gutes verspreche ich mir nicht. Ein ganz besonderer Unstern scheint auf mein Schicksal zu funkeln. Gott weiß, ob die Lade nicht für meinen Frieden Büchse der Pandora ist. Den unschuldigsten Worten läßt sich ein gefährlicher Sinn unterlegen. Feindschaft benutzt gewiß jede Handhabe, mir weh zu thun. Auf die Verschwiegenheit der Verleger kann man wenig rechnen. Daß mein Sammelsurium Ihnen nicht durchaus mißfalle hoc est in votis. Einige Aeußerungen laufen vielleicht gegen Ihre Ansichten. Beim Widerspruche gewinnt die Welt. Züchtigen Sie die Sache, schonen Sie der Person. Das erste Exemplar, worüber ich verfüge, geht nach Karlsruhe. Leid thut es mir, sehr leid, daß meine edle Beschützerin sich dort nicht wohl befindet. Mehr oder weniger ist die Langeweile des Aufenthalts daran schuld. Warum sendet man nicht an einen solchen Ort Hrn. S., der Ruhe sucht und Stille liebt? Auch hier freilich würden Sie bisweilen Leere empfinden, nicht gerade weil die Kaufleute sich mehr und mehr von den Diplomaten zurückziehen. Der Handelsstand giebt keine Feste. Sonst war man sehr gastfrei. Zu der Störung hat das unüberlegte Geschwätz des jungen Gesandtschaftsvolks beigetragen, die den Reichsstädter auf alle Weise tadeln und lächerlich machen. Ich kenne nichts Unausstehlicheres als Zwiespalt aus Katzengeist.

Schauspieler Wurm setzt die Stadt in Bewegung. Für den „Verkehr", der künftige Woche aufgeführt wird, hat Rothschild, wie es heißt, die mittlere große Loge gemiethet. Im Stück von Kotzebue: der Schauspieldirektor, waren sehr viele Juden anwesend. Wurm hat verlangt, nach seiner Benefiz-Vorstellung den „Juden" von Cumberland zu geben. — Wegen der Subskriptionen bin ich ohne Weisung. Soll ich das Geld für Rechnung Ihres Hrn. Schwagers bei dem Invaliden-

Vereine niederlegen, den Herr von Otterstedt gestiftet und dessen Leitungen den Herren Bethmann, Kirchner u. a. überantwortet hat? Herr von Otterstedt ist gestern mit General Wolzogen nach Mainz gereist. Sie kommen morgen wieder. Den Streifschuß, der auf den Baron Stein aus dem deutschen Korrespondenten gefallen ist, werden Sie bemerkt haben. Zugleich mit dem Dichter Oehlenschläger trifft ein litterarischer Artikel von Merkel in Frankfurt ein, der ihm kein Vergnügen bringt. Wir leben in wahrem Schlachtgetümmel. Von dem Aarauer, den ich Ihrer ritterlichen Menschenliebe danke, wird gesprochen, noch habe ich ihn nicht gesehen; er zirkulirt, fordern konnte ich ihn nicht. Dr. Kästner hat mir ihn in's Haus verheißen. Meinem Gegner ist bange, in öffentlichen Zank verwickelt zu werden. Aus dieser Stimmung hoffte ich Vortheil zu ziehen. Ich weiß nicht, ob mir Herr von Otterstedt einen guten Dienst geleistet hat, zu ihm zu gehen, ihm zu sagen, „ich sei nach Berlin berufen, ob er meine, daß ich dahin passe und was er von meiner Frau halte?“ Daß mir Herr von Otterstedt recht herzlich wohl will, davon bin ich innigst überzeugt. Aber hat er nicht, ohne es zu wollen, Reinhard Wink gegeben, den er benutzen kann, mich in Berlin zu untergraben? Er braucht ja nur dem französischen Gesandten zu schreiben, „ich sei ein Gegner der Bourbonen,“ so schildert mich der als Jakobiner. Allerdings hat sich Reinhard sehr höflich in Beziehung auf mich, noch mehr auf meine Frau ausgedrückt. Das stand zu erwarten. Damit soll ich mich beruhigen und zufrieden stellen. Herr von Otterstedt faßt vortrefflich die Oberflächen, er dringt nicht in die Tiefen. Ich theile Ihre Ueberzeugung, daß mir noch mehr Schläge bevorstehen. Was es mit dem Pamphlet für einen Zusammenhang hat und wohin die Beschuldigung führen soll, begreife ich durchaus nicht, da mir die Existenz

ſolcher Pamphlets gänzlich unbekannt iſt und mir niemand darüber Auskunft geben kann. Indeß verſichert Herr von Küpfer, daß die franzöſiſche Geſandtſchaft bei dem Grafen von Goltz Beſchwerde über Frankreich nachtheilige Artikel, mehr als einmal angebracht. Geſchah das aus Vorſicht, um der Verläumdung eine Grundlage zu verſchaffen? Jederman muntert mich auf, nach Berlin auszuziehen. Es iſt mir, als wenn ich gliederlahm wäre. Renne ich vielleicht neuem Verdruß in den Rachen? Die Wellen haben mich ſchon zu ſehr herumgeworfen und meine Floßfedern am Strande ſtumpf gerieben. Wie kann ich noch ein muthiger Schwimmer ſein! Ich ſehe hier Perſonen, die ſich nicht rühmen können, ſo oft wie Sie, Briefe zu erhalten von Fürſt Wittgenſtein und Fürſt Staatskanzler. An einen Freund in Paris habe ich geſchrieben: Personne ne connait de ces brochures, dirigées contre la France, dont il est question dans le „Constitutionel". S'il en paraissait, elle ne se feraient pas lire. On est rassassié relativement à la France, et depuis la paix les Allemands ne montrent plus aucune animosité contre les Français. Le procès a été plaidé et c'est une affaire finie. Ce trait honorera éternellement le caractère allemand. C'est nous diffamer lorsqu'on nous accuse d'écrire ou de lire des pamphlèts, dont l'ennui ferait bientôt justice. Mais il existe des diplomates délateurs qui n'ont d'autre moyen de couvrir leur nullité et de se faire valoir auprès de ceux, qui les envoient, que l'invention, le mensonge, la calomnie. Ils trompent la bonne foi de leurs gouvernements et ils rendent un bien mauvais service à l'humanité en semant la méfiance et la haine entre les nations. Ungefähr in dieſem Sinne habe ich geſchrieben. Hat der Freund einigen Einfluß, ſo erſcheint ein Artikel. Etwas Aehnliches möchte

ich im „Liberal“ lesen. Aber ich nehme Ihre Güte zu sehr in Anspruch. Das Paket des Grafen von Bentheim ist wirklich an Sie abgegangen. Für die Note wegen der Zeitgenossen, bin ich Ihnen lebhaft verbunden. Tausendmal bitte ich um Vergebung wegen der Nachlässigkeit, womit ich schreibe. Ich erröthe, wenn ich Ihre Briefe gegen die meinigen halte und rette mich unter die Flügel Ihrer Nachsicht.

Verehrungsvoll

Oelsner.

31.

Oelsner an Varnhagen.

Frankfurt a. M., den 26. Januar 1817.

Ueber den Aarauer Artikel bin ich nicht weiter im Irrthum, seitdem ich ihn mit eigenen Augen gesehen habe. Ich war falsch berichtet. Die Welt wimmelt von verkehrten Lesern. Nur Dr. Kästner und Syndikus Smidt hatten Lunte gerochen. Den ersteren kennen Sie vielleicht nicht. Er gehört zu den guten und gesunden Köpfen Frankfurts. Wen sein matter, und oft stockender Vortrag nicht zurückstößt, der findet sich entschädigt durch eigenthümliche, feine und treffende Ansichten, für die dem anspruchlosen Mittheiler mehr Gelassenheit zu wünschen wäre. Die hämische Absicht des Aarauers hat unseren Freund, den Syndikus Smidt, so in Zorn gesetzt, daß er eine wahre Haubitze nach Mainz geschleudert. Mir wurde der Aufsatz bekannt, erst nachdem er abgegangen war. Auch nimmt der Verfasser nicht wohl Vorstellungen an. Er beißt und schlägt wie ein ungebändigter Zelter. Um darzuthun, daß hier nichts gedruckt wird, was irgend eine Regierung kränken kann, zeigt er, weßmaßen die hiesige Preßfreiheit unter der Zuchtruthe jedes Gesandt-

schaftsekretairleins steht, und an dem Senate den elendesten aller Schutzpatrone besitzt. Ich habe eilends nach Mainz geschrieben, zu lindern, was nur immer möglich. Man könnte sonst sehr leicht meinem Gegner ein Heer von Bundesgenossen geben. Bei außerordentlich viel gründlichen Kenntnissen und großem Verstande fehlt dem Hrn. Syndikus Smidt die hohe Abgemessenheit, die sichere Haltung, welche jedermann in Ihrem Aufsatze bewundert. Ich bin zu sehr interessirt, um nicht verdächtig zu sein, wenn ich alles wiederholte, was ich zum Lobe und Preise dieses Artikels gehört habe. Unbegrenzt fühle ich mich Ihnen verbunden. Meine Seele ist Ihr Eigenthum. Bis zum ersten Februar denke ich abzureisen. Morgen schreibe ich an Hrn. von Stägemann. Könnten Sie die Rezension des Einsiedlers verschieben, bis nach meiner Aufnahme in Berlin? Mein Handel hat mich auf zwei Entdeckungen geführt, wovon die eine nicht unbedeutend ist. Dr. Engelmann sagte mir, vor einiger Zeit sei in dem „Nürnberger Korrespondenten" ein Aufsatz erschienen, ich habe ihn nicht zu sehen bekommen, der die alten französischen Emigranten lächerlich macht und die in Deutschland noch vorhandenen sehr gekränkt hat; Reinhard's Leute hätten auf mich als Verfasser hingewiesen. Die beiden Abbé's, welche das hiesige „Frankfurter Journal" schreiben, stehen unter der Fuchtel ihres Gesandten und sind das von lange her gewohnt. Sie unterhalten Korrespondenzen mit den Pariser Blättern; die des „Journals des Débats" habe ich einigemal zu sehen Gelegenheit gehabt. Das ließ ich den Abbé Robert merken. Er ist eine leicht zu erschütternde Natur. Die Furcht, daß ihm irgend ein Pariser Artikel könne aufgebürdet werden, bewog ihn zu erklären, über Frankreich sei eine ganze Summe junger Franzosen ausgegossen, die, theils mit dem Departement der auswärtigen

Angelegenheiten, theils mit dem der Polizei in Beziehung stehen und unausgesetzt mit Paris korrespondiren. Sie halten sich hier auf, unter dem Vorwande, deutsch zu lernen u. s. w. in Pensionsanstalten. Es ist schwer, in einer großen Handelsstadt alles Zufließende zu sichten. Indeß können Umstände eintreten, wo der Bundestag an solch einem Orte nicht gerade an seinem Platze ist. Zu Berlin scheint man die Wichtigkeit von Frankfurt nicht genugsam einzusehen. Herr von S. hat nicht Thätigkeit noch Geist genug. Bei Hrn. von Küpfer finde ich vortreffliche Anlagen, aber er weiß sich noch nicht zu beherrschen, und macht sich Feinde durch allzulaute Aeußerungen. Graf von Goltz gefällt mit jedem Tage mehr; er flößt Vertrauen ein und die Mehrheit der Bundesgesandten fühlt die größte Neigung, sich ihm anzuschließen, sobald nur Preußen eine bestimmte Farbe wählt. Sie würden sehr gut mit dem Grafen von Goltz zurecht kommen. — Man glaubt eine ziemlich allgemeine Bewegung unter dem Adel wahrzunehmen. Ich hoffe, er arbeitet im Interesse des Volkes. Sie sagen mir kein Wort über die Gesundheit Ihrer Gemahlin. Was ich Ihnen noch gern mittheilte, muß ich auf morgen verschieben.

Hochachtungsvoll

Oelsner.

32.

Oelsner an Varnhagen und Rahel.

Frankfurt a. M., den 31. Januar 1817.

Instar veris enim vultus ubi tuus affulsit amico, gratior et dies, et soles melius nitent gilt von Ihnen, meine Genien, Sie mögen mir persönlich oder schriftlich erscheinen. Ihres Wohlwollens Fülle ist unerschöpflich, unermeßlich! Worte sprechen nicht meine Empfindungen aus.

Ich erröthe, stammle, schweige. Hätte ich dem Bewußtsein, das mich demüthiget, mehr als dem Gebote Ihres Willens gehorchen können, der Brief an Fürst von Wittgenstein wäre unterschlagen worden. Er ist, wenn ich von dem Gegenstande abwende, Meisterstück des Vortrags. Solchen Fluß der Sprache, solche Bündigkeit, solche Wahl des Ausdrucks findet der Fürst wohl selten in Depeschen, die ihm anderswoher zukommen. Von der Wirkung des Zeitungsartikels habe ich Ihnen schon gesagt. Sie ist größer als Sie selber ahnen. Bei Graf Rechberg wurde das Blatt mehr als einmal, wie ich aus guter Quelle weiß, verlesen und mit Anmerkungen begleitet, die dem Gegner nichts weniger als Gunst bezeugen. Dr. Jassoy schilderte den Eindruck, den der Artikel auf die Meinung macht, im wiener Polizeistil. Reinhard, sagte er, ist abgeschafft. — Es geschieht heute vermuthlich zum letztenmal, daß ich Ihnen aus Frankfurt schreibe. Hier war es, wo mir das unnennbare Glück zu Theil wurde, zwei Wesen höherer Ordnung kennen zu lernen, deren Andenken nur mit meinem sterbenden Hauche zerrinnen wird, und die ich anderswo wiederfinde, um sie auf's Neue zu verehren, zu lieben, anzubeten, wenn es ein Anderswo gibt. Ich nehme mit Wehmuth Abschied. Werden wir uns in der Folge mit gleicher Sicherheit wie bisher, und Freimüthigkeit unterhalten können? Meine Einrichtungen sind auf morgen getroffen. Ein Rheumatism, der mich plötzlich befallen hat, könnte die Abreise bis Montag verspäten. — Die Bundesversammlung sinkt in einen Diskredit, von dem Sie keine Vorstellung haben. Man hört von Gastgelagen, nicht von Beschäftigungen, oder es sind Geschäfte der unbedeutendsten Art. Neulich übergab Herr von B. seine 5 Stimmen dem Hrn. von Leonhardi. Also führte dieser kräftige deutsche Mann deren 13. Die ihm

eigenen 8 vertritt er, jährlich, jede zu 500 Gulden. Auf dem Fuß ließe sich ein höchst ökonomischer, wahrhaft Rumford'scher Bundestag, une diete à la Rumford, für Deutschland begründen. Von der Territorialkommission geht die Rede, als von einem Dasein, das hinter dem Bundestage, aber höher steht und nächstens aus der Dunkelheit an's Licht schreiten werde, in Gestalt der Diktatur. Unterdeß geräth die Kompetenz des Bundestages mit der hiesigen Stadt in's Gedränge, zuerst wegen der Bauerbschaften, wo Frankfurt recht, dann wegen der Israeliten, wo Frankfurt unrecht hat. Die Bundesversammlung giebt vorzüglich dadurch Blöße, daß sie sich eine provisorische Kompetenz zuschreibt. Dagegen ziehen die hiesigen Juristen mit aller ihrer Artillerie zu Felde. Syndikus Smidt hat bei dem loyalen Körper über das Anliegen der Limburger und Frauensteiner einen Bericht erstattet, voll historischer, juridischer und logischer Gedrungenheit. Ich, dem er ihn vorgelesen, kann nicht anders als für ihn und sein Talent entscheiden. Mit Glück soll Dr. Klaus den Gegenstand von der scherzhaften Seite genommen haben. Wir werden sehen, wenn die Schrift erscheint. Für Limburg fechten alle Freunde des alten Vorrechts und des neuen Oberhauses. Bundeslade läßt sich angelegen sein, die Anstalt als kleinen Staaten unangemessen darzuthun. Was den größeren geziemt, wird sich schon finden. Der will Konkordate, jener Pairschaft, der dritte ich weiß nicht was. Alles, was etwas will, sei willkommen. Sobald das Bedürfniß des Geschehens allgemein wird, endigt der Zustand von Stockung und Klemme, der den lebendigen Kräften unerträglich scheint. Die Judensache ist von der delikatesten Beschaffenheit. Der „Verkehr" hat sie in laute Anregung gebracht. Bei der Vorstellung, die heute wiederholt wird, benehmen sich die Juden sehr klug. Einem hie-

ſigen Schauſpieler, der ſehr mittelmäßig geſpielt hatte, ſagte ein Herr Salomon folgenden Tages an der Börſe: „Ich will Ihnen Unterricht geben und zwar gratis“. Ein Wort, das auf Rothſchild's Baroniſirung gedeutet werden konnte, iſt trotz der allgemein herrſchenden Vorurtheile von vielen der Zuhörer heftig gemißbilligt worden, weil Rothſchild wegen ſeiner Wohlthätigkeit und Karaktergüte ſehr geachtet iſt. Im vorigen Jahre hat er 30,000 Gulden an die Armen gegeben und dieſen Winter bereits 140 Kilbert Holz an eben ſo viele jüdiſche Familien vertheilt. Unſtreitig trägt der Reichthum, auch ohne die Wohlthätigkeit, zu der Achtung bei, deren er genießt. Das Haus ſchließt im Februar ſeine jährlichen Rechnungen. Für das Jahr 1815 betrugen Briefe und Staffetten 59,000 und einige hundert Gulden. In eben dem Jahr waren 664 Millionen durch ihre Kaſſe gelaufen. Der Umſtand, daß 140 jüdiſche Familien holzbedürftig ſind, zeigt einleuchtend, daß ſie nicht ſämmtlich beim Schacher gedeihen. Daher iſt die Idee entſtanden, die Juden in zwei Klaſſen zu theilen und der ärmeren die Ausübung des Bürgerrechts nur unter der Bedingung zu geſtatten, daß ſie Handwerke treiben. Dagegen empört ſich der hieſige Zunftgeiſt. Er iſt ſo mächtig, daß, als Kaufleute Fäſſer, welche die Binder nicht liefern konnten, aus Würzburg und Bamberg kommen ließen, ſich die ganze Zunft der Faßbinder mit ihren Meſſern bewaffnete und an 3 bis 400 Mann ſtark an den Main zog, die Schiffe mit Beſchlag belegte, beſchildwachte und nicht eher von dannen ließ, als bis man ſich mit ihr abgefunden hatte. Einem armen Juden, der ſein Holz ſelber ſägen und hacken wollte, wurden von den Sachſenhäuſern die Werkzeuge weggenommen, weil nur ſie das Recht haben, derlei Arbeit zu treiben. Doch iſt der Zunftgeiſt leichter durch Drohungen zu bändigen, als der Handels-

geist, dem die Autorität weniger imponirt. Den Juden selbst wäre ersprießlich, zu Handwerken gedrungen zu werden. Machen ihnen die christlichen Meister Schwierigkeiten wegen des Meisterstücks, so erkläre man sie zu Freimeistern. Durch die Furcht vor dem Patentwesen läßt sich Nachgiebigkeit bewirken. Aus Religiosität und aus Vertrauen auf die auswärtige Unterstützung soll Herr Rothschild den Vorschlag zweier Abtheilungen verworfen haben. Versprechen sich die guten Leute nicht vielleicht zuviel Nachdruck von den Kabinetten oder rechnen auf mehr Freunde, als sie ihrer wirklich besitzen?

Endlich ist es mir gelungen, eines Exemplares der Bundeslade habhaft zu werden, das ich Ihnen, wie ich es erhalten habe, sende, ungeheftet. Ich übergebe es mit den andern Schriften der morgenden Diligence, blos das K. Manuskript lege ich meinem Briefe bei. An Ihrer Beiden Urtheil hängt das Schicksal meiner Lade. Darum zittere ich sogar wegen der falschen Interpunktionen, deren ich leider sehr viele wahrnehme. Von dem doppelten Unfalle, der ihr während des Drucks begegnete, wissen Sie. Daß sie auf eine Fortsetzung hinweist, ist Einfall des Verlegers und geschiehet auf gut Glück. Mit Hrn. von B. ist es mir sonderbar gegangen. Da ich mich über sein Anerbieten nicht erklärt hatte, ließ er es durch Hrn. von Küpfer wiederholen. So wurde ich bewogen, mir tausend Gulden von ihm auszubitten. Ich konnte das mit so mehr Zuversicht, als ich ihm, zu einer Zeit, wo sein Vermögen in großer Unordnung war, 12,000 Franken vorgestreckt hatte. Seine Antwort wird glaublich, wenn man annimmt, daß zwischen dem Erbieten und der Forderung acht oder zehn Tage verflossen. Er entschuldigte sich „mit Vorräthen, für Menschen und Vieh anzuschaffende, die seine Kasse erschöpften.“ Es sind mir

ſchon mehrmals Perſonen vorgekommen, freigebig mit ihrem Eigenthum, ſo lange es ſich unter der Form von Käſe, Brot, Wein, Bier u. ſ. w. darſtellt, äußerſt ſchmutzig, wenn es Metall wird, oder wie Geld klingt. Herr von B. bewies das auch dadurch, daß er mir einen alten Rumpelkaſten unentgeltlich anbot. Sie können wohl denken, daß er im Beſitz geblieben iſt. Auch fand ich ſogleich bei Hrn. von Blandow, was ich brauchte und jetzt nicht brauche, da mir, gerade wie ich im Begriff ſtand, einen Wagen zu kaufen, der Zufall den in die Hand ſpielte, den Herr von Greuhm aus England gebracht und der nach Berlin beſtimmt iſt. Herr von Greuhm iſt geſtern Abend, ſtatt nach Berlin, nach Genua abgegangen. Vielleicht hat er Sie beſucht, ehe noch dieſer Brief Karlsruhe erreicht. Vor einigen Tagen ſahen wir hier einen Couſin des Fürſten von Hardenberg, Graf gleichen Namens. Er kam aus England in Hausangelegenheiten des Königs von Hannover. Seine Geſprächigkeit konnte ich nicht unbenutzt laſſen. Auch nach dem Prinzen von Koburg wurde gefragt. Er ſcheint keine eiſerne Geſundheit zu beſitzen. Die junge künftige Königin macht ihm viel zu ſchaffen. Den Oberſt Maſſenbach habe ich kennen gelernt. Er gefällt mir, er iſt Mann von vielen Kenntniſſen und edlem Gemüth.

Leben Sie wohl. Laſſen Sie mich nicht ohne Kunde von Ihnen. Alle Fibern meines Herzens ſchwingen, wenn ich an Sie, meine Genien, denke.

Ich bin der Ihnen ewig geweihte

Oelsner.

33.

Oelsner an Varnhagen und Rahel.

Frankfurt a. M., den 2. Februar 1817.

Meine Abreiſe iſt auf morgen, wie ich mich auch befinde, feſtgeſetzt. Ich kann nicht ſcheiden, ohne Ihnen noch

einige Worte zu sagen. Ihre Gesänge begleiten mich, Ihre Briefe, ein Heiligthum, das ich keinem Zufalle bloßstellen darf, bleiben hier verwahrt, versiegelt bei einem sichern Freunde. Auch mit den 20, Ihrem Herrn Schwager zugehörigen Gulden wollte ich nicht die Welt durchziehen. Sie liegen in den Händen der Gebrüder Wilmans.

Daß ich mit beklommenem Herzen mich auf den Weg begebe, kann ich nicht verhehlen. Diese Stimmung rührt theils von der Ungewißheit her, worin mich die Berufung läßt, theils von alle dem, was mir Herr von Otterstedt zu beobachten anempfiehlt. Fast möchte ich den Monolog der Jungfrau von Orleans seufzen: „Ihr geliebten Triften u. s. w.“ Welch ein Land, wo nur die Subalternen Bedeutung haben und jedem gehuldigt werden muß! Dem Vertrauten der Frau von Wittgenstein, Hrn. von Greuhm, schildert mich Herr von Otterstedt, in einem Briefe, dessen Inhalt er mir mitgetheilt, als einen wohlerforschten Mann, der den Irrthümern der französischen Revolution bußfertig entsagt hat, der für die Journale gut zu gebrauchen, den man schwer verantwortlich machen und gut bezahlen muß. Gott! Dahin wäre es mit mir gekommen. Nein, beim Himmel! so sinken kann ich nicht. Ich bin unfähig, dem Interesse und der Furcht zu gehorchen. Liebe nur, Ehre und Vernunft gebieten mir. Glücklicherweise giebt es Wesen Ihrer Art. Herr von Otterstedt wird mich anders würdigen lernen, er findet den Brief, wenn er von Darmstadt kommt! General Wolzogen hat, wie es scheint, einen zweiten Theil zu Hrn. von Hänlein geliefert. Was er über militairische Organisation gesagt, ist ausgeplaudert worden, und giebt gewaltigen Rumor. Unsere Gesandtschaft, bemüht die Sache zu beschwichtigen, erklärt „daß General Wolzogen seine eigenen Einfälle und keine Aufträge gesprochen.“ Bisher hatte er immer für

einen klugen, vorsichtigen Mann gegolten. Während seines Hierseins sahe er niemand fast als Baron Stein.

In Gießen ist eine große Entdeckung gemacht worden, ein Studentenorden, in welchem sich Professoren befinden sollen, der sich zum Tyrannenmorden anheischig macht. Bei Buol und Schauenstein sind Dr. Jassoy, Syndikus Smidt, Professor Kirchner und andere beschuldigt, Mitglieder geheimer Gesellschaften zu sein. — Den „Verkehr" habe ich gestern gesehen, ein albernes Stück, schlecht gespielt und doch ist es ein dummer Streich, daß der Bundestag es spielen läßt, indeß er sich mit der Judensache beschäftigt; es wirkt wie ein Coup de parti. Wirrwar, Albernheit, Lüge, was werdet Ihr zusammenpfuschern! Ich schreibe Ihnen, meine Theuersten, wie im Fluge. Entschuldigen Sie, wenn es meinem Briefe an Zusammenhang fehlt. Bewahren Sie mir Ihre Huld.

Oelsner.

34.

Oelsner an Rahel.

Leipzig, den 8. Februar 1817.

Unaufhörlich schwebt mein Gedanke zu Ihnen. Sie meine Gnädige, und Ihr Gemahl sind die einzigen Genien, die mich geleiten. Auf der Erde und im Himmel giebt es keine, denen ich mit mehr Unbefangenheit mich anzuvertrauen wage. Darum mißbrauchte ich vielleicht Ihre gütige Geduld, indem ich Sie von jeder, haarklein, der Widerwärtigkeiten unterhielt, die mir in den letzten drei Wochen meines Frankfurter Seins zuflossen. Freie Luft und Bewegung, kranken Nerven sonst so wohlthätig, scheinen diesmal ohne Einfluß auf die meinigen. Kann dem anders? Die Reise selbst, auf der ich begriffen bin, macht mir Kummer, da ihr

Zweck behangen, mir umwölkt iſt, und im Nebel liegt. Ich, ich traure recht aufrichtig um meinen ſtillen Frieden von Montmartre. Warum mußte ich ihn verlaſſen! Da erlaubte ſich niemand ein ſo grobes Urtheil über mich, wie in Deutſchland jeder nackte Junker. Klärt ſich mein Schickſal nicht bald auf, ſo eile ich, und wäre es auch mein pied à terre hinter dem Berge zu finden.

Das Wetter war mir bisher ungemein günſtig, deſto abſcheulicher ſind die Wege von Fulda bis Leipzig. Um eine Tagereiſe von mehr als neun Meilen zurückzulegen, wird die Nacht zu Hülfe genommen. Durch allerlei Hinderniſſe gebunden, entkam ich der Stadt Frankfurt erſt gegen Abend. Zu Hanau wurde ich in's Schauſpiel geladen. Der äußere Anblick verleidet die Luſt. Große ungeheure Balken ſtreben von der Straße, das Gemäuer zuſammenzuhalten. Sie ſind die einzige Unterſtützung, welche der Kurfürſt dem Theater gewährt. Seitdem er den monatlichen Sold der Offiziere erhöhet hat, haben dieſe ſich zu einem gemeinſchaftlichen Abonnement entſchloſſen. Sie bezahlen für den erſten Platz einen Batzen par tête. Die Kunſt lebt in Hanau vom Mitleid. Bei Benefizſtücken tragen Vater, Mutter und Kinder ihre Billette in der Stadt herum. Die wöchentliche Einnahme beläuft ſich auf 50 bis 60 Gulden. Davon muß nebſt den Schauſpielern Muſik und Beleuchtung leben. Wohlfeiler käme man weg bei Mondſchein. Das Perſonal beſteht aus 7 männlichen und 5 weiblichen Subjekten. Bisweilen kommt Ihnen die Aſchaffenburger Truppe, non ignara mali, zu Hülfe. Dann ſieht Hanau große heroiſche Stücke: „Götz von Berlichingen, Wilhelm Tell, Maria Stuart.“ In den Frankfurter Abendgeſellſchaften macht Wurm viel Glück durch eine äußerſt komiſche, traveſtirte Scene dieſes letztern Trauerſpiels. Graf von Goltz hatte mir geſagt, daß ſie von Ihrem

Herrn Bruder ſei. Ich bemerkte es dem Schauſpieler, der ſich für den Verfaſſer ausgab. Allerdings erwiederte er, aber ich habe ſie in Proſa gebracht. Zu Eiſenach beginnt eine andere Art von häuslicher Kultur, als die von Frankfurt bis Fulda. An die Stelle der Matratze treten Federbetten; Bettladen und Betttücher werden kärglicher und ſchmäler, wie man in Sachſen vorrückt. Auch bin ich ſchon Fuhrleuten in Schafspelzen begegnet. Die ſächſiſche Artigkeit thut mir wohl. In den Herzogthümern ſchien mir der Geiſt froh und heiter. Hier in Leipzig finde ich Niedergeſchlagenheit und höre Klagen, die gegründet ſind. Armuth und Theuerung rühren theils von Mißwachs der vorigen Jahre, theils von Beengung des Geſchäftskreiſes her. Der Hauptgrund des Elends iſt die Zerſtückelung. Preußen ſollte von ſeinen rheiniſchen Provinzen ein paarmalhunderttauſend Seelen mehr geben, als das gegenwärtige Königreich Sachſen enthält, um das Ganze zu bekommen. Die Abrundung wäre Erſatz. Ein anderer entſpränge aus der Beziehung auf Anſpach und Baireuth. Der König von Sachſen ſoll ſehr krank ſein. Da die Sachſen vorzüglich der Perſon dieſes Monarchen anhangen, ſo wäre ſein Ableben der ſchickliche Augenblick zur Unterhandlung. Gern wäre ich einen Tag in Weimar geblieben. Ein Empfehlungsſchreiben des Hrn. von Otterſtedt an Hrn. von Gersdorf hinderte mich daran. Ich traue ſeinen Briefen nicht. Die dreimal unterſtrichene **Verantwortlichkeit** und **gute Bezahlung** liegen mir ſchwer auf dem Gemüth. Was konnte ihn bewegen, mir den Uriasbrief mitzutheilen? Der Zufall. Seine Tolldreiſtigkeit, ſeine Zuverſicht, jedermann düpiren zu können, vielleicht auch, weil er in der That die Sache nicht ſo übel meinte. In ſeinem Sinne hat er mich zum Zeitungsſchreiber auserſehen, das kann mir 8000 Thaler bringen und wenn ich für den König

von Würtemberg gegen die Stände fechte, so habe ich den würtembergischen Orden binnen sechs Monaten. Ich fühle mich ganz empört, ein Gegenstand solcher Pläne und Anträge zu sein. Herr von Otterstedt hat mir eine Menge kleiner Dienste und Gefälligkeiten erwiesen. Er gewinnt jedermann durch seine unermüdete Zuvorkommenheit; aber da er für jedermann arbeitet, leistet er abwechselnd pro und contra Dienste. Ohne bösen Willen, aus Eitelkeit, aus Sucht mit der ganzen Welt, insbesondere aber mit dem Sieger gut zu stehen, richtet er seinen besten Freund zu Grunde, legt Trauer an, heult und weint und geht mit zu Grabe. Die Sachen sucht er nur immer in den Personen und Personen behandelt er wie Sachen, so läuft jeder unausgesetzt Gefahr, an den andern geopfert zu werden. Nirgends erblickt er Schwierigkeiten. Um mit dem Staatskanzler und dem Könige von Würtemberg in gleich vertrautem Briefwechsel zu stehen, überredet er sich, daß Preußen und Würtemberg durchaus ein und dasselbe Interesse haben. Die preußische Gesandtschaft in Frankfurt hat ihn in Verdacht, die Wolzogen'schen Unterhandlungen, welche mit Nassau nichts weniger als beendigt sind, ausgeschwatzt zu haben. Legationsrath Scholz besuchte mich wenige Stunden vor meiner Abreise. Er beklagte sich, daß Herr von Otterstedt ihn zu bereden gesucht, etwas über die Wolzogen'schen Unterhandlungen in die Zeitungen rücken zu lassen. Wäre er verleitet worden, der Mann hätte sich den Hals gebrochen. Das sagte ihm der Graf von Goltz. Wiewohl dem Hrn. von Otterstedt nicht unwillkommen sein möchte, die Frankfurter Residentschaft mit seiner gegenwärtigen Sendung zu vereinigen, so glaube ich doch nicht, daß er diesen Zweck im Auge führte, als er es auf Scholzens Treuherzigkeit anlegte. Er wollte sich seiner zum Ableiter des

Verdachtes bedienen, daß er es sei, der geplaudert habe. Mir hat er eine Chiffre gegeben zu einer Privatkorrespondenz. Ich werde mich hüten. Es thut mir wahrhaft leid, meine Meinung sagen zu müssen über einen Mann, der mir nicht übel will, der im Grunde niemand übel will, der aber, aus gänzlichem Mangel an eigener Haltung, an sicheren Ansichten, Grundsätzen, aus rastloser Thätigkeit und dem Bestreben, im Feuer und im Wasser zugleich zu leben, alles durcheinander wirft. Seinetwegen machen mir der Rumpf und was dazu gehört, bange. Glücklicherweise duckt er vor der öffentlichen Meinung unter. Herr von Varnhagen, der mir schon so viel Gutes erwiesen hat, könnte auch hier einen entscheidenden Schlag führen. Von seiner Feder hängt es ab, aus welchem Gesichtspunkte die Bundeslade betrachtet werden soll. Sie enthält Widersprüche, vielleicht nur scheinbare. Leicht könnte sie hinterlistiger Absicht bezüchtigt werden. Die englische Parlamentseröffnung wird, durch die unglücklichen Auftritte, welche sie begleitet haben, das Signal einer neuen Verfolgung aller Freigesinnten. Hrn. von Varnhagens unendlich geschmeidiges Talent vermag, mittelst weniger Zeilen, das Urtheil zu bestimmen, welches das Publikum über die Bundeslade fällen soll. Es wird in dieser Schrift alsdann die Tendenz erkennen, alle Partheien zu einer friedlichen und freundlichen Thätigkeit zu vereinen. Besonders wichtig wäre, Bemerkungen, welche auch größere Mächte auf sich beziehen könnten, als einzig auf die kleineren gemeint, zu deuten. Ich mache mir Vorwürfe, vor meiner Abreise nicht für einen Korrespondenten gesorgt zu haben, der Sie von dem unterhielte, was in Frankfurt vorgeht. Ich empfehle Ihnen Hrn. von Küpfer. Es ist ein Mann von Ehre; ein guter, diplomatischer Kopf, reich versehen mit seinem Fache angehörigen Kenntnissen. Dem Hrn. von Humboldt

hat er mißfallen. Er ist nicht unterwürfig und spricht seine Meinung mit allzu jugendlicher Entschlossenheit aus. Seine Denkungsart und seine Zuverlässigkeit haben mir aufrichtige Hochachtung für ihn eingeflößt. Ihrer Briefe zu entbehren, ist für mich ein schmerzhafter Verlust. Noch weiß ich keine Adresse in Berlin zu geben. Vielleicht giebt Ihnen eine der Wunsch mich glücklich zu machen ein.

Mit unbegränzter Verehrung

Oelsner.

Von einem Reisenden ist an Bertuch ein Exemplar der Bundeslade gelangt.

35.

Oelsner an Varnhagen und Rahel.

Berlin, den 24. Februar 1817.

Seitdem ich hier bin, morgen wird es vierzehn Tage, wehete aus Ihren Blättern vom 8., theure, vielgeliebte Genien, mir zum erstenmal wieder der Hauch des milden Süden, dessen lebenweckende Berührung ich jedesmal mit dem innigsten Dank empfinde.

Gleich beim Eintritt in den Gasthof, Hotel de Brandebourg, flog mir eine Botschaft entgegen, welche nur gar zu sehr jene grämlichen Ahnungen rechtfertigte, womit ich die Reise begonnen und vollendet hatte. Zwischen Berlin und Potsdam war Herr von Stägemann bei mir vorübergefahren, um nach Paris zu gehen. Wäre mir nicht zu Orenstz ein Rad gebrochen, so hätte ich Berlin einen Tag früher erreicht. Jetzt, da ich höre, daß Herr von Stägemann in Frankfurt weilet, erneuert sich das Gefühl meines Mißgeschicks, denn vermuthlich sind die Karlsruher Genien mit ihm in der Bundesstadt zusammen getroffen, und so hat mir die, obwohl gezögerte, dennoch übereilte Abreise doppelten Verlust

zugezogen. Der verſteckte Poet alſo weiſſagt nicht immer in umgekehrten Bildern, ſondern oft ſehr unverholen. Indeß muß ich ihm die Gerechtigkeit angedeihen laſſen, daß er ſich in einigen Stücken treulich an die Symbolik des Traumes hält. Der hieſige Umgang ſpricht mich lieblich an. Es athmet in ihm unendlich mehr Geiſtigkeit, als in dem von Frankfurt am Main, und dabei kommt man mir mit Herzlichkeit entgegen. Was ich beſonders unerwartet finde, iſt die milde Anſicht gewiſſer Meinungen, denen ſelbſt von ihren Widerſachern mit Verſtande und Schonung begegnet wird. Auch wenn, was ſich als Vernunft ſchildert, bloße Höflichkeit oder gute Lebensart wäre, bleibt es ſchätzbar und gefällt. An öffentlichen Orten wird mit einer Derbheit geſprochen, die für mich, ich muß es geſtehen, etwas höchſt Ungewohntes iſt. Jahn zum Beiſpiel erlaubt ſich in ſeinen Vorleſungen ſtatt Finanz, nach Anleitung Luthers, Beſchieß zu ſagen. Dergleichen und noch andere Späße kommen ſehr viele vor und geben den äußerſt beſuchten Unterhaltungen, wo unläugbar eine große Maſſe kräftigen, geſunden Menſchenverſtandes ausgeprägt und in Umlauf geſetzt wird, einen Anſtrich von Kapuzinerpredigt. In der zahlreichen Zuhörerſchaft erhebt ſich bisweilen ein unauslöſchliches Gelächter. Noch andere Perſonen haben mir Gelegenheit gegeben, zu bemerken, daß eine ſeltſam derbe Art ſich auszuſprechen hier nicht ſonderlich auffällt. Ich ſpeiſe gewöhnlich an der Wirthstafel. Mein vis à vis iſt ein pommer'ſcher Edelmann, der gedient, Höfe beſucht, ſich in der Welt und den ſchönen Künſten umgeſehen hat. Artige Formen und eine heitere Geſelligkeit machen ihn wirklich ſehr angenehm. Dieſer, nachdem er vor zwanzig bis dreißig Perſonen Anekdoten erzählt hatte von dem Kaiſer Paul, ſetzte hinzu: „Der Großfürſt Konſtantin iſt eben ſolch eine Kanaille; er iſt ein ganz lud-

röser Kerl." Es giebt, glaube ich, kein Land in der Welt, Großbritannien etwa ausgenommen, wo sich jederman wie hier mit der größten und fast herben Unbefangenheit über Regenten und Regierungen auslassen darf.

Seine Durchlaucht der Fürst Staatskanzler befinden sich noch immer in Glinicke, werden aber auf morgen zurück erwartet. Die Zuschrift, wodurch ich meine Ankunft meldete, ist gütig beantwortet worden. Bei Hrn. von Jordan habe ich eine sehr wohlwollende Aufnahme gefunden. Nicht minder freundlich erwies sich Herr von Eichhorn. Von beiden bin ich mit Eröffnungen beehrt worden, die vollkommen annehmlich, nur in einem Punkte es nicht sind, der höchst wesentlich, da Berlin weit theuerer ist als Frankfurt und Paris. Der Fürst von Wittgenstein hat die Vorstellung wo möglich noch übertroffen, die Sie mir von Seiner Durchlaucht gegeben hatten. Seine Persönlichkeit fesselt durch die reizendste Vereinigung von Feinheit und Güte. Ihrer Vorsorge zuverlässig bin ich den huldvollen Empfang und eine Unterredung von vielleicht mehr als einer Stunde schuldig. Der Fürst hegt für Sie liebreiche Gesinnungen. Die Gräfinnen von Pappenheim und von der Goltz habe ich gesehen, aber früher als Ihren Brief. Bei erster Gelegenheit werde ich die Empfehlungen bestellen. Einige Besuche, zu denen Sie mich einladen, kann ich nicht füglich machen, bevor ich dem Fürst Staatskanzler meine Huldigungen bezeugt habe. In dem Hause des Professor Kiesewetter verehrt man Sie, doch nirgends werden Sie Beide mehr gefeiert als in dem Heiligthum meiner Gefühle, in meinem Herzen.

Oelsner.

36.

Oelsner an Varnhagen.

Berlin, den 15. März 1817.

Ihr wohlthätiges Schreiben vom 4. März, theurer Verehrter, hat mich am 12. dieses beglückt. Die Dauer von neun Tagen, um den Weg von Mannheim zurückzulegen, beruhigt mich wegen meines Briefes vom 24. Februar. Herr von Boisdeslandes übernahm, ihn mit Depeschen abzufertigen. Vermuthlich wird er nunmehr bei Ihnen angelangt sein. Ich habe keinen Ausdruck für die Empfindungen, welche jedes neue Merkmal Ihrer Freundschaft in mir erweckt. Vielleicht gewinne ich ihn einmal in jener Welt, wo feinere Organe uns zarterer Mittheilung fähig machen. Im Gedräng des heutigen Augenblicks bin ich überhaupt nicht im Stande, mich zu entwickeln. Ich komme aus einer Konferenz, die ich mit Hrn. von Jordan gehabt habe und benutze die Gelegenheit, welche mir Herr von Kloch bietet, der in einer Stunde abreiset, um Ihnen wenige Worte über meine Lage zu sagen. Man bietet mir den Legationsrathstitel mit 1500 Thalern oder wenn ich das nicht annehme, Entschädigung für meine Reise. Meine Antwort war auf der Stelle bereit. Herr von Jordan wünschte, daß ich mich erst nach ruhiger Ueberlegung erklären möchte. Man könne den Gehalt wohl auf 1800 erhöhen, auch einige hundert, 4 bis 5 für meine Versetzung von Paris nach Berlin anweisen. Das kann den Entschluß nicht ändern, den ich gefaßt habe: ich gehe. Das vielleicht siehet man am liebsten. Dem Fürsten Staatskanzler habe ich, glaube ich, nie sehr behagt. Wenigstens hat er mir keine Neigung bewiesen, mich näher kennen zu lernen. Ob ich Hrn. von Eichhorn ganz gelegen sein möchte, bezweifle ich. Die meiste Geneigtheit hegt vermuthlich Herr von Jordan. Aber da haben mich

Bayerische Staatsbibliothek

die Leute hier zum Buſenfreunde des Hrn. von Humboldt gemacht, der mich höchſtens mit höflicher Kälte behandelt. Gegen ihn ſpricht ſich eine gewaltige Feindſeligkeit aus. An den Vorurtheilen, deren Opfer er iſt, hat er ſelber Schuld durch ſeine cyniſche Verachtung der öffentlichen Meinung. Aller Wahrſcheinlichkeit nach, würde meine Lage um kein Haar beſſer ſein, wenn er Staatskanzler oder Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten wäre, wozu vor der Hand wohl keine Hoffnung iſt, und der Mann, den mein Gedeihen wenig kümmern dürfte, ſchadet mir. Leichter iſt mir ſeit ein paar Stunden um's Herz, als ſeit zwei vollen Jahren. Bald werde ich mir ſelber wieder angehören. Alle Segel ſpanne ich auf, um ſo ſchnell als nur immer möglich von hier wegzukommen. Ich müßte ja raſend ſein, in Paris zu verkaufen und hier zu kaufen, mich in eine Auslage von 12,000 Franken zu ſtürzen, kläglicher 1500 Thaler willen. Die Rückkehr an den Rhein, Ihr Wiederſehen und der definitive Zug nach Montmartre begeiſtern meine Seele. Wohl mir, daß der Tag nicht ferne ſein kann, wo ich wieder auf freien Füßen ſtehe. Leben Sie wohl. Ich muß ſchließen.

Von ganzer Seele Ihr innigſt ergebener

Oelsner.

37.

Oelsner an Rahel.

Berlin, den 21. April 1817.

So lange ſchon haben wir uns nicht geſchrieben, gnädige Frau, und ſo fremd ſchienen mir die Züge der Adreſſe, daß ich Ihren Brief für einen überrheiniſchen Ausländer hielt. Bald aber entdeckte ſich der Irrthum und die Hand meiner gütigen Beſchützerin. Ihr Herr Bruder war Zeuge

meines Glücks. Brauche ich Ihnen zu ſagen, daß mir der geiſtreiche, vorurtheilsfreie Mann mächtig gefallen hat? Sie beſitzen nicht blos leibliche Verwandte in Ihrer Familie. Seine Phyſionomie ſpricht wie die Ihrige. Die Aehnlichkeiten, welche ich zwiſchen Ihnen und ihm auffand, zogen mich unwillkürlich an. Ich vertraute ihm auf den erſten Blick. Vorgeſtern lernte ich eine ſehr angenehme Perſon kennen in Ihrer Frau Schwägerin. Uebermorgen ſoll mir die Ehre werden, ſie wieder zu ſehen. Wohin mich Karlsruher Auſpizien geleiten, bin ich gut aufgenommen. Die Wärme, mit der Herr von Beyme mir in einer zahlreichen Geſellſchaft entgegen kam, die Höflichkeiten, womit Herr Reimer mich überhäuft, danke ich Hrn. von Varnhagen's vielvermögenden Empfehlungen. Wenn meine Angelegenheiten am Ende vielleicht eine nicht ganz widerwärtige Wendung nehmen, ſo wird das laute Wort des Großkanzlers dazu beigetragen haben. Doch ungeſchehene Dinge ſind zweifelhaft, laſſen ſich nur hoffen und hoffen iſt Thorheit. Noch weiß ich von keiner Ausfertigung. Mannichfaltigkeit, Miſchung des Umgangs, Gutmüthigkeit, verbunden mit Kultur, machen Berlin zu einem recht einladenden Aufenthalte, trotz der unendlichen Menge von Exzellenz- und Rathsakten, an die man alle Augenblicke anrennt, ohne jedoch davon mehr als einen polſterartigen Stoß zu bekommen. Demungeachtet muß ich mich auf einige Zeit entfernen. Paris fordert meine Gegenwart. Auf dem Wege dahin werde ich kein Mittel unverſucht laſſen, über Mannheim oder Karlsruhe zu gehen. Die neue Rangordnung mißfällt allen auf geringe Stickerei Herabgeſetzten. Schwerlich dürfte ſie unangefochten bleiben. Klaſſenweſen iſt dem Geiſte der Zeit gar gewaltig zuwider. In dieſer Hinſicht taugt der altmodiſche verſchoſſene Rock weit beſſer als ein neuer, der modiſch ſein ſoll und nicht paßt.

Hier zu Lande indeß hängt man weder mit großer Energie am Alten, noch neigt man ſich mit großer Energie zum Neuen. Großes Glück verſpreche ich dem Benzenberg'ſchen Lehnſyſteme nicht, wiewohl er und es anſehnliche Begünſtiger und Gönner haben. Der anmaßende Ton, das Raſerümpfen, die Keckheit des neuen deutſchen Beobachters, reifen ihn zum Schickſale eines politiſchen Gottſched's. In ſeinem Ideenkram herrſcht kein Zuſammenhang. Hiſtoriſche, moraliſche und politiſche Anſichten ſind, von tauſenderlei Umſtänden abhängig, immer nur bloße Approximationen. Benzenberg aber glaubt zur Evidenz gelangt zu ſein. Hätte er dieſe in ſeine mathematiſchen Verſuche zu bringen gewußt, ſo wäre er jetzt nicht nothgedrungen, Heil in einem Felde zu ſuchen, wo er wohl wahrſcheinlich nie einen hohen Rang erklimmt. Da ich in Beziehung auf ihn nicht ganz unpartheiiſch bleiben kann, macht es mir Vergnügen, zu bemerken, daß er bei Leuten von zuſammengerafter Denkkraft in keinem Anſehen ſteht. General Gneiſenau brachte ihn vorigen Samſtag in die geſetzloſe Geſellſchaft und ſchrieb ihn dort ein, wie es Brauch iſt, als Doktor der Philoſophie und Profeſſor der Konſtitutionen. Am Ausgange des Mahls erhob ſich der Präſident Profeſſor Buttmann mit den Worten: „Seine Exzellenz, der General der Infanterie, Graf Gneiſenau, der uns die Ehre erweiſt, hier zu ſpeiſen, hat ſich einer geſetzloſen Handlung ſchuldig gemacht, indem er ſelber Gaſt, einen Gaſt hier eingeführt. Da wir nun die geſetzloſe Geſellſchaft ſind und der General von Gneiſenau ſich durch eine geſetzloſe Handlung empfiehlt, ſo trage ich darauf an, daß Seine Excellenz zum wirklichen Mitgliede der Geſellſchaft erklärt werde, doch mit Vorbehalt, daß ſein Beiſpiel ja für keinen andern Gaſt gelten könne." Die Sache fand, wie Sie, Gnädige, leicht begreifen, günſtige Aufnahme. Fürſt Staatskanzler bleibt bis morgen zu Glie-

nicke. Ihn beschäftigen neue Gartenanlagen, die den Lustort sehr verschönern werden. Daß Frau von Humboldt mit allen ihren Töchtern und dem Schwiegersohne abgereist ist, wissen Sie. Herr von Humboldt führt das Präsidium der Finanzkommission mit großem Beifall. Von den Kassen, heißt es, daß sie Bedürfniß spüren, den neuen Steuerplan baldigst vollführt zu sehen. Die Genehmigung desselben wird bestritten. Donnerstag tritt eine französische Tänzerin auf. Ihre Figur hat zu Potsdam den lebendigsten Geschmack erregt. Als Künstlerin ist sie sehr mittelmäßig. Das beunruhigt die hohen Personen, welchen ihre Successe am Herzen liegen und die den großen Eigensinn des Publikums schon einmal erfuhren. Es freut mich, daß Sie mit Hrn. von Küpfer zufrieden sind. Ich hoffe, Herr von Varnhagen ist von seinem Erkältungsfieber hergestellt und entschuldigt, wenn ich heute ihm nicht besonders schreibe. Seine Empfehlungen sind bestellt. Er steht hier sehr gut mit allen Bedeutungen. Genehmigen Sie beide den Gruß meiner innigsten Verehrung.

Oelsner.

38.

Oelsner an Varnhagen und Rahel.

Berlin, den 6. Mai 1817.

Bei so viel rührender Theilnahme, als Sie mir erwiesen haben, edle, verehrte Freunde, wie sollte es Ihnen nicht lieb sein, zu vernehmen, daß meine Angelegenheiten endlich auf einen bestimmten Ausdruck gediehen sind — nach mehr als zweijährigem Herumziehen und einem hiesigen Aufenthalte von drei Monaten — tantae molis erat einen Legationsrath zu produziren! Gestern hat Seine Majestät der König das Patent unterzeichnet. In 8 Tagen bin ich reisefertig

und so denke ich dann und hoffe Ihnen, noch vor Ende der Blüthenzeit, meine Huldigungen darzubringen. Ihre Frau Schwägerin besuchte ich gestern. Der Gemahl leidet an Bruitentzündung, doch ohne Gefahr. Das Haus Stägemann befindet sich wohl. Anderswo als in der Bank lernte ich eine Wiener Gräfin kennen, die Hrn. von Stägemann's Freunden, Hrn. von Varnhagen insbesondere, nicht unbekannt ist. Mit Frau von Güstine hat sie wohl nur, wenn ja! den Titel gemein. Schmeichelhaft sind mir die Erinnerungen, deren Frau von Varnhagen's Briefe erwähnen. Ich beantworte sie täglich und schreibe der Frau von Güstine sobald ich nur ein wenig mich von dem düstern Nebel der letzten drei Monate erholt habe. Ich weiß nicht, wie ich von dieser Dame unmittelbar an Dr. Koreff komme. Die Universität hat sich mit der einfachen Erklärung begnügt, daß er Lutheraner sei und keine Belege gefordert, ihn zum Eide zu lassen. Demungeachtet hält er seine Vorlesungen nicht im öffentlichen Hörsale, sondern bei sich zu Hause. Sie finden Beifall. Zum Gegenstande hat er Physiologie gewählt. Allmählig werden sich die Studenten an ihn gewöhnen. Vor der Hand aber war ihm, wie versichert wird, ein Sturm à la Witte zugedacht, nicht aus Judenhaß, wiewohl er hier beinahe noch größer ist, als zu Frankfurt, sondern weil bei seiner Ernennung einige herkömmliche Formen verletzt worden.

In dem zweiten Theil der Analekten schießt Geheimerath Wolf einen verwundenden Pfeil ab auf die Schleiermacher'sche Uebersetzung des Plato. Furchtbares Geschütz stehet im Hinterhalte. Mir ist einiges davon gezeigt. Das Gastmahl giebt gewaltige Blößen. Benzenbergen drohet eine Schmalziade. Hegewisch hat ihn in Kiel auf's Korn genommen. Hier ist das Urtheil der besseren Köpfe schon bereits Meinung geworden. Demungeachtet behält er noch ein ge-

wiſſes Publikum und General Gneiſenau führt ihn allenthalben mit ſich. Allein dieſe Schutzmittel können ihn nicht gegen den Unwillen derer vertheidigen, die er zu Sanskulotten macht, weil ſie nicht an den Ueberwerth der Geburt glauben. Um mich her trommelts und marſchirts, daß mir der Kopf brummt. Die Garniſon von Magdeburg zieht vorüber nach Poſen. Tieck iſt vorgeſtern mit Herr von Burgsdorf nach England aufgebrochen, wie Herr von Stägemann behauptet, um die Engländer den Shakeſpeare leſen, verſtehen, fühlen und ſpielen zu lehren. Sonntag war bei Blücher ein großes Mahl, dem auch der Fürſt Staatskanzler beiwohnte, dem Herzoge von Devonſhire zu Ehren, der das Innere Rußlands bereiſen will. Leben Sie wohl und lieben mich. Von ganzem Gemüth

Ihr tiefergebener

Oelsner.

39.

Madame Oelsner = Monmarqué an Rahel.

Paris, 30. mai 1817.

Je prends la liberté, Madame, de vous adresser une lettre pour mon mari, sachant qu'il doit être dans votre ville et je saisis l'occasion de son retour près de vous, pour vous témoigner le vif désir, que j'ai d'avoir l'honneur de faire votre connaissance, et vous assurer de ma reconnaissance pour les aimables soins que vous avez bien voulu lui donner.

Moi en particulier, j'ai contracté une obligation auprès de Monsieur de Varnhagen, je n'oublierai jamais la première fois que je l'ai vu chez Madame de Staegemann. On ne voulait me parler qu'un bon allemand, lui seul a

eu assez d'humanité pour me parler français, afin de me dispenser de parler mon jargon alsacien. Veuillez lui dire, Madame, que je sens le bien. jugez combien je dois vous avoir d'obligation en donnant de si touchantes consolations à Monsieur Oelsner. Veuillez croire, Madame, au désir que j'ai de vous le dire de vive voix; en attendant, agréez, Madame, l'assurance de ma parfaite reconnaissance.

Oelsner,
nee de Monmarque.

40.

Oelsner an Varnhagen und Rahel.

Auf dem Wege nach Mannheim, den 5. Juni 1817.

Verzeihen Sie, meine Genien, daß ich Ihren gütigen Brief, der mich in Frankfurt bewillkommte, nicht auf der Stelle beantwortet habe. Ich war fast keinen Augenblick Herr meiner Zeit und ungewiß über den Tag meiner Abreise. Uebermorgen denke ich das Glück zu haben, Ihnen meine hochachtungsvollen Empfindungen persönlich zu bezeugen.

Oelsner.

41.

Oelsner an Varnhagen und Rahel.

Mannheim, den 7. Juni 1817.

Um heute Abend bei Ihnen zu sein, meine Gebieter, hätte ich nicht bei Hrn. von Strick einkehren sollen, mit dem ich gereist bin. Man hört hier auf keine Vorstellungen und will mich, selbst nicht morgen, von hinnen lassen. Durch so viel Freundschaft gerathe ich mit meiner Zeit in's Ge-

dränge. Nach der ungeduldigsten, in Berlin geäußerten Eil, wird die Bewegung zusehends zögernder. Wie kann ich mich dort und in Paris rechtfertigen, wo Verlangen meiner Ankunft entgegensieht? Jetzt flößt man mir Besorgnisse ein, Sie nicht in Karlsruhe anzutreffen. Sie seien, heißt es, mit Graf Tettenborn in Baden. Hätte dieser General nicht Mannheim geräumt, so wäre, was ich nicht ohne Unbescheidenheit wünschen könnte, Hoffnung, Sie hier zu sehen; hätte ich die Entfernungen besser berechnet, so wäre ich vielleicht kühn genug gewesen, Ihnen ein Rendezvous auf halbem Wege vorzuschlagen. Nunmehr ist mein höchstes Anliegen, gewiß zu sein, daß ich Sie in Karlsruhe finde. Ihre Antwort, versichert man, könne bis übermorgen früh hier sein. Vielleicht habe ich Unrecht, die Briefe, welche ich Ihnen einhändigen soll, der Post anzuvertrauen; aber ich kann sie Ihnen nicht länger vorenthalten.

Hochachtungsvoll

Oelsner.

42.

Oelsner an Varnhagen und Rahel.

Straßburg, den 13. Juni 1817.

Durch ein herrliches Land bin ich gekommen. Mit den anziehenden Fernen wetteiferte die nähere Schönheit der Flur und der Saat. Die Felder wimmelten von geschäftigen Menschen. Es waren meistentheils Weiber. Jätend schwangen sie eine leichte Harst oder die Sichel als Schnitterinnen. Unter ihren breiten Schäferhüten und in der glänzend weißen Wäsche sahen sie mir ganz verführerisch aus. Blaue und rosenfarbene Kattune spielten um ihre halbnackten Glieder. Die Gewänder sehr vieler waren nichts weniger als bäueri-

ſchen Schnitts. Wie bedauerte ich, daß Sie, meine Genien, nicht mir zur Seite ſaßen. Die Reflexionsſpiegel Ihrer Geiſter hätten meinen Genuß unendlich vervielfältigt und jeder Geſtalt, die ſich darbot, ein beſonderes, ſelbſtſtändiges Leben mitgetheilt. Ich that mein möglichſtes, und was ich nicht anſprechen konnte, begrüßte ich. Die löbliche Sitte des Grüßens darf nicht abkommen. Auf Reiſen iſt ſie von unerſetzlichem Werth. Meine Grüße wurden mir immer freundlich und oft ſehr ſchalkhaft erwiedert. Schade, daß meine Zufriedenheit durch das Bewußtſein unterbrochen wurde, Ihnen ſchreckliche Langeweil gemacht zu haben. Die Sonne hatte mich auf der Promenade, oder beſſer Räumelung, durch die großherzoglichen Gärten, wie betäubt, das Blut ſtrotzte in meinen Adern und hemmte die Bewegung der geiſtigen Flüſſigkeit in den Nerven. Den faulen Gedanken ſchlüpften unbehülfliche Worte mit ſaurer Mühe über die Lippen. Glücklicherweiſe ſind meine Genien ebenſo nachſichtig, als ſie großſinnige Weſen ſind. Tauſenderlei Dinge habe ich vergeſſen und ſchlage mir jetzt die Stirn, daß ich ſie vergeſſen habe. Frau von Varnhagen's Güte forderte mich mehr als einmal auf, zu reden. Ich war wie vernagelt und fühlte in dieſem Augenblicke recht lebhaft, daß es mir durchaus an Gegenwart des Geiſtes fehlt. Ebenſo wenig habe ich Vorſicht der Zukunft. Dem Wilden gleich, der ſeine Hangmatte am Morgen verkauft, gab ich auf dem rechten Rheinufer alle meine kleine Münze aus, als wenn ich deren nicht auch auf dem linken brauchen würde. Für ein leichtes Trinkgeld hätte mich die Douane unbeſichtigt ziehen laſſen; einen Doppelnapoleon konnte ich ihr nicht reichen, ohne mich verdächtig zu machen. Die Folge davon war, daß alle meine Habe durchwühlt und ich nur noch mit genauer Noth vor Thorſchluß ankam. Heute begegnet mir eine andere Widerwärtig-

keit. Herr von Jordan hat in meinen Paß ſetzen laſſen, daß ich in Familienangelegenheiten reiſe. Der Kabinetspaß wird durch dieſen Umſtand zum gemeinen Paſſe, ich muß ihn hier laſſen und einen andern nehmen. Es iſt doch abſcheulich, daß in einem Zeitalter, wo Bewegung Lebensbedürfniß geworden iſt, der Bewegung alle nur erſinnliche Hinderniſſe gelegt werden. Ohne einen Brief, den mir Herr von Humboldt auf die Seele gebunden hat, wäre ich umgekehrt, um meine Frau in Baden zu erwarten.

Sollte dem Hrn. von Varnhagen gefällig ſein, den Aufſatz über Titulaturen mit einigen Anmerkungen des erſten Leſers zu begleiten, ſo könnte es vielleicht zum Nutzen und Frommen unſerer deutſchen Methodenhaftigkeit gereichen, auf den doppelten Unterſchied aufmerkſam zu machen, deſſen zufälligerweiſe in Ihrer Abendgeſellſchaft Erwähnung geſchah und welchem nach in dem Napoleoniſchen Adelsweſen bloß Titel und keine Adelsbriefe ſtattfanden, weil das Geſetz den Adel in der ganzen Nation vorausſetzte, in dem alten franzöſiſchen Adelsſyſteme aber jeder, der Adelsbriefe hatte, die Titel nach Verhältniß ſeiner Beſetzungen trug, und wenn er keine hatte, ſich Chevalier nannte, daß erſt mit der Pairie eine neue Stufe begann. Wir haben in Deutſchland zwei Reihen von Titulaturen, die mit dem Byzantiniſchen gleichlaufen, doch mehr die Rathlinien, als die der adeligen Parallele, die aber nach und nach in der erſteren verſchwinden wird. Je häufiger die Rathstitel in einem Lande werden, deſto weniger hat die Regierung um Rath zu fragen, ſondern nähert ſich der Willkür. In Preußen giebt es geheime Oberbauräthe. Der Ausdruck unter wäre in manchen Fällen bezeichnender. So könnte man Geheime Staatsunterbauräthe ſchaffen. Polizei ließe ſich vielleicht durch Staatsunterbauweſen überſetzen. Der Polizeiminiſter wäre der Staatsunter-

bauwesensoberer. Was es mir wohl thut, gnädige Frau, in einem guten französischen Bette geschlafen zu haben, kann ich Ihnen nicht sagen. An den äußersten Grenzen des menschlichen Lebens, in den Mitteln zur Bewegung und den Mitteln zur Ruhe übertreffen die Franzosen unsere gründlichen Deutschen recht sehr. Sie bestellen ihr Postwesen und ihre Betten besser als wir. Hier weiß man von keinem pedantischen unnützen Schirrmeister, der eine Stunde vor den Pferden erscheint, und man mag wollen oder nicht, den Wagen noch obendrein schlecht schmiert. In vier Tagen denke ich, so Gott will! in Paris zu sein. Ueber die Dauer meines Aufenthalts bin ich seltsam unschlüssig. Ich kann eigentlich keinen Vorsatz festhalten, so lange ich meine Angelegenheiten nicht überschaut habe. Heil Ihnen, und Freude und Wohlergehen Ihnen Beiden, denen zu mißfallen, das höchste Unglück meines Lebens wäre und die ich ewig verehren und lieben werde. Auf der nächsten Post bei Karlsruhe war von zwei Eilboten die Rede, die mit wichtigen Nachrichten aus dem Oberlande nächtlicherweile zur Residenz flogen. Hier hat sich die Nationalgarde geweigert, fernerhin die Wachen zu beziehen und bezieht sie nicht.

Oelsner.

43.

Oelsner an Rahel.

Paris, den 18. Juni 1817.

Schon am 16. Morgens, meine Gnädige, bin ich in Paris eingetroffen, nachdem ich am 13. Abends von Straßburg abgereist war. Sie sehen, ich kann mich schnell bewegen, wenn sich unterwegs kein Karlsruhe findet. Die reichen Ebenen der Lombardei gewähren keinen erfreulicheren Anblick

als Elsaß in seiner üppigen Natur. Noch sind die Spuren des vorjährigen Mißwachses gar zu sichtbar in Lothringen und Champagne. Auf den Landstraßen regt sich ein schauerliches Gewimmel von Bettlern. Desto glänzender erscheint die Hauptstadt. Ich habe sie nie belebter erblickt. Herrn von Varnhagen's Schreiben machte dem Grafen Schlabrendorf Freude. Er ist munter und geistreich, wie er es nur immer war. In das Vaterland würde er vermuthlich zurückkehren, wenn ihn der König mit ministeriellem Karakter, doch ohne Gehalt, in den Staatsrath beriefe. Dr. Friedländer, der gestern Nacht bei Frau von Stael die Stelle des Krankenwärters versehen hatte, hält diese berühmte Schriftstellerin für rettungslos. Ihre Uebel sind sehr verwickelter Beschaffenheit. Stürmische Lebensart, der Wendepunkt, auf dem sie steht und Bandwurm vereinigen sich, ihr Dasein abzukürzen. Von Politik weiß ich noch zu wenig, als daß ich Ihnen etwas mittheilen könnte. Man glaubt mit Zuversicht an einen Besuch des Königs von Preußen. Eine Toilette wird ganz sicher darauf gerüstet. Ach, wären Sie doch hier, meiner Frau mit Ihrem Rathe beizustehen zu unserer Reise. Ein ungeheueres Stück Arbeit liegt vor mir. Das Gedränge der zu machenden und zu empfangenden Besuche nöthigt mich, abzubrechen.

Mit huldigender Seele

Oelsner.

44.

Oelsner an Varnhagen und Rahel.

Paris, den 25. Juni 1817.

Erfreuet, theure, vielgeliebte Genien, hat mich schon die bloße Zeitangabe Ihrer Zeilen, diese sind vom 19., sie wur-

den mir gestern eingehändigt, also wohnen wir nur vier Tage auseinander. Nichts erleichtert den brieflichen Verkehr wie die Schnelligkeit des Umlaufs. Mein erstes Schreiben aus Paris muß bereits bei Ihnen eingetroffen sein. Bisweilen werde ich Ihnen nackte Findlinge senden zum Behagen der böhmischen Kurgäste, wenn Hrn. von Varnhagen's Mildthätigkeit für das Bedürfniß der Kleidung sorgt. Den General Tettenborn verfehlt zu haben, thut mir höchlich leid. Die Ehre seiner Bekanntschaft funkelte meiner Reise. Stehet der Stern über Baden noch bei meiner Rückkunft, so ist eine Hoffnung, die ich unterhalte, nicht abermals getäuscht. Dem können Sie nicht entgehen, daß ich Ihnen meine Frau vorstelle. Geist besitzt sie genug, um Hrn. von Varnhagen's Vorzüge zu würdigen. Obschon sie ihn nur flüchtig sah, lebt er bei ihr in hellem Andenken. Mit der weiblichen Hälfte meiner Genien, von denen sie mich täglich mit ungeheuchelter Bewunderung reden hört, flammt sie, in persönliche Berührung zu kommen. Die Reise aber, welche uns bevorsteht, bei glühender Sommerhitze mit zwei Kindern, einer Bonne, einer Magd, liegt vor mir wie ein Riesengebirge in den Wendekreisen. Zu einem großen, mir schmerzlichen Opfer entschließt sich Madame Oelsner, indem sie sich von ihrem hiesigen Umgange, der mannichfaltig angenehm ist und von hundert gewohnten Bequemlichkeiten trennt. Alle Augenblicke fühle ich, daß wir eines guten Raths bedürfen, wie nur Frau von Varnhagen ihn geben kann, der die gesellschaftlichen Verhältnisse, welche unserer harren, bekannt sind. — Des „Beobachters" Herausforderung kommt wie gerufen. Wer Laune hat, kann an Dr. Schlottmann's Reputation ein gutes Werk verrichten. Er ist spanische Wand zu einer recht lustigen Bauchrednerposse. Der triviale Stubenburschenton, in welchem Benzenberg das Publikum unterhält,

iſt mir noch unleidlicher, als ſeine Gottſcheb'ſche Anmaßung. Das ihm gäng und gebe Anrufen ſtärkerer Freunde, wie zum Beiſpiel Görres, verräth ein Gefühl von Schwäche. Der jüngere Herr von Humboldt will ihm wohl. Er hat den Profeſſor Benzenberg, laut eigener Aeußerung, bei mehr als einer Gelegenheit dem Könige empfohlen, einmal beſonders, als der Staatskanzler zürnte wegen der Bemerkungen, die man ſich erlaubt hatte, in Betreff der rheinländiſchen Huldigung. Herr von Humboldt ſieht in ihm (Benzenberg) einen achtungswerthen politiſchen Schriftſteller; von deſſelben mathematiſchen Arbeiten hingegen hält er nicht ſonderlich viel. Mit Hrn. von Humboldt habe ich bei Graf Goltz und bei mir einige ſehr reichhaltige Stunden zugebracht. Von Frau von Stael ſagte er: elle craint la mort comme on craindrait l'opération chirurgicale la plus douloureuse. In der That giebt es keine grauſamere Amputation, als die ſo den Lebensfaden, vielleicht auf ewig, durchſchneidet. Seit einigen Tagen ſcheint es ſich mit Frau von Stael zu beſſern. Ihre Herſtellung würde mich freuen, auch um unſeres Landsmanns, des Dr. Friedländer's willen. Er verdient den Ruhm, den die Rettung einer berühmten Perſon nothwendig bringt. Mit wahrer Beſcheidenheit und hoher Gewiſſenhaftigkeit vereinigt er ungemein gründliche Kenntniſſe. Ob ſeiner läſtigen Fragſeligkeit, die er nicht zu zähmen weiß, mißkennt ihn die Welt, ich nicht. Noch weniger will ich Frau von Varnhagen eines muthwilligen Vorwitzes beſchuldigen, wenn ſie ſich nach Graf von Schlabrendorf's Weißzeuge erkundigt. Um des vortrefflichen Mannes Wäſche iſt es ſchlecht beſtellt. Unſer Freund gleicht vollkommen einem Murillo'ſchen Bettler in Bart und Gewand. Seit 1815 hat er keinen Schritt aus dem Hauſe gethan. Jetzt iſt er beſchäftigt, eine Bibliothek einzurichten, kauft Bücher und arbeitet fleißig

an ſeinem großen Sprachwerke. Leiblich finde ich ihn verändert; er iſt magerer geworden; ſein Geiſt behauptet die ihm eigenthümliche Fruchtbarkeit, doch ſcheint ſeine Lebhaftigkeit an Ueberſpannung zu grenzen; er wird leicht aufbrauſend und heftig. Von öffentlichen Dingen fehlt es ihm nicht, unterrichtet zu ſein. Er frühſtückt alle Morgen mit den Herren Bernhard, Schubert, Joly. Herr Joly hat die Aufſicht der Bibliothek des Grafen Decazes. Alſo ſtrömen ihm die Neuigkeiten des Tages zu. Freilich bleibt ein Unterſchied zwiſchen Anſichten, die man empfängt und Anſichten, die man ſelber ſchöpft. Allein es iſt doch wohl nur ein beißender Einfall, wenn ihn Herr von Humboldt einer „Gazette du Caire“ vergleicht, die von europäiſchen Welthändeln Nachricht giebt. Er beſitzt eine Reflexionskraft, einzig in ihrer Art, mit der keine Zeitung wetteifern kann. Zu weit geht dieſe Gabe allerdings, zu weit, um praktiſch zu ſein, ſie iſt ſogar dem Handeln hinderlich, aber ſie macht den Geiſt, der ihr zu folgen vermag, umſichtig und klar.

Den 26. Juni 1817.

Ich höre viel von einem handſchriftlichen Memoire des berüchtigten Maubreuil. Herr von Talleyrand ſoll darin eine Rolle ſpielen, die den Diskredit nur vermehren kann, in den der Oberkammerherr bei allen Partheien geſunken iſt durch das, was die Verhöre in's Publikum gebracht. Talleyrand ſuchte den Skandal der Sendung des Angeklagten auf den ruſſiſchen Kaiſer zu wälzen. Dagegen iſt Pozzo di Borgo aufgeſtanden und hat den Verfolg des Prozeſſes betrieben, der vermuthlich kein Ende findet. Nach allem, was ich von dem Grafen Decazes höre, iſt er ein Mann von großen Fähigkeiten, vorurtheilsfrei und voll Entſchloſſenheit. Die

Auflöſung der vorjährigen Kammer, ein Schritt, durch welchen, wie Sie ſich erinnern werden, das Zutrauen des Auslandes wieder hergeſtellt wurde und das Wahlgeſetz, ſind Werke des Polizeiminiſters. Den Ultra's iſt er verhaßt. Dieſe läſtern ihn und den König. Es ſieht ihnen nicht unähnlich, unter das Gemälde der Abreiſe bis geſchrieben zu haben. Der Miniſter aber und der König handeln im Sinne der großen Nationalmehrheit, die keine Rückkehr in's Alte, keine Kapuzinaden, ſondern die gemeinnützigen Reſultate der Revolution erhalten will. Die Ernennung des Marſchalls Gouvion St. Cyr zum Miniſter des Seewesens wird gelobt. Hrn. von Gruner's Armin iſt hier geweſen mit Offenbarungen, die, wie Schlabrendorf meint, man ſich hätte erſparen können. Ich muß ſchließen. Schreiben Sie mir bald und bewahren mir den Schatz Ihrer Gewogenheit und Ihrer Liebe. Sie wiſſen, wie von ganzer Seele ich Ihnen Beiden ergeben bin.

Oelsner.

45.

Oelsner an Varnhagen und Rahel.

Paris, den 8. Juli 1817.

Nicht allein des reichen Inhalts wegen, edle Genien, ſondern auch weil ich des Empfanges meiner Briefe vom 18. und 25. Juni verſichert, richtigen Einlauf anderer Sendungen hoffen darf, haben mir Ihre Schreiben vom 2. Juli unermeßliche Freude gemacht. Mein Bruder, Herr von Küpfer, der Befreundeten viele, laſſen mich ſchmachten, obſchon ich nicht faul geweſen bin, mich ihrem Andenken zu empfehlen. An Hrn. von Stägemann habe ich geſchrieben, wie ich heute erſt erfahre, durch Hrn. von Wuſtrow; denn er iſt es,

den unsere Gesandtschaft am 4. dieses als Expressen nach Berlin abgefertigt hat. Ohne die Gefälligkeit des mecklenburgischen Geschäftsträgers, Hrn. Oertzling, welchem Legationsrath Schöll gern zu Diensten steht, wäre mir die gute Gelegenheit entschlüpft. Meinem Briefe fügte ich eine Note bei, wie sie die Eile abzufassen erlaubte. Zugleich bat ich, dieselbe Hrn. von Jordan vorzulegen, wenn man es der Mühe werth achte. Vielleicht hat Herr von Stägemann Gründe, sich politischer Mittheilungen zu enthalten. Dann habe ich unnützerweise Papier bemalt. Mit Hrn. von Jordan oder Seiner Durchlaucht selbst zu korrespondiren, glaube ich mich nicht befugt, da mich kein Wort dazu ermächtigt und ich lieber in Nesseln tappe, als in Ungewißheit.

London und Petersburg sind die einzigen beiden Kabinette, welche hier zu Lande in Betrachtung kommen. England und die Prinzen suchen Talleyrand in's Ministerium zu bringen. Der helle Kopf des Polizeiministers ist ihnen ein Gräuel. Aber Talleyrand, Minister, würde sogar einem Theile des Ultraadels mißfallen, der hierin mit der Mehrheit des Volks übereinstimmt, das den russischen Einfluß vorzieht. Maubreuil's Prozeß ist, wie Sie aus den Zeitungen wissen, nach Rouen verpflanzt. Den Skandal, der aus dieser Batterie Talleyrand trifft, auf den russischen Kaiser zu wälzen, dürfte dem lahmen Wechselpeter nicht ganz gelingen. Gegen seine Freunde nannte der Prinz den Monarchen, bald nach dem Einzuge der Verbündeten, un cosaque philanthrope und le magnanime benêt. Dergleichen Ausdrücke wären nicht entfahren, wenn Alexander damals rundweg in einen hartherzigen Plan gewilligt hätte.

Nächstens wird die lustige Geschichte des Dr. Tumeril, deren die öffentlichen Blätter erwähnt haben, auf der Bühne erscheinen. Die Nationalgarde fängt an, sich selber lächer-

lich zu sein. Wenigstens ist ihr der Dienst verleidet. Ein ganzes Heer alter und junger Seigneurs zu versorgen, hat sie Monsieur zu Generälen und Obersten der bewaffneten Bürgerschaft ernannt. Sie ziehen Sold und behandeln ihre Untergebenen, die doch alle sich freiwillig zu den lästigen Wachten und Musterungen herleihen und aus eigenen Mitteln die kostspielige Ausrüstung stellen, als seien es Konskribirte. Der Ultraadel wird ein schlechtes Ende nehmen. Wie sehr er sich verhaßt macht, davon hat man in Deutschland keine Vorstellung. Da die Masse desselben in Armuth und Dürftigkeit versunken ist, so sieht sie sich genöthigt, nach den geringfügigsten Stellen zu schnappen und der lumpigste Junker vergönnt sich, sobald er ein Aemtchen verwaltet, dem Bürger, der mit ihm zu verkehren hat, in grobem, herabsetzendem Tone zu begegnen. Während der Revolution, und selbst unter Bonaparte, wurde der gemeinste Mann mit Achtung behandelt. Niemals ist das Lob der Unwissenheit dreister gepredigt worden, als eben jetzt. „Ein Volk, das schreiben und lesen kann, läßt sich nicht regieren.“ Daher ziehen Ueberadel und Priesterschaft gegen die Lankasterschulen zu Felde. Sie wollen dieselben mit aller Gewalt ausgerottet sehen. Ihr Dunkelsinn wirbt, ohne es zu ahnen, für die Vernunft, für unsere Fahnen. Das ist gerade ein Hauptzug des Zeitgeistes, daß jederman sich berechtigt fühlt, Alles zu erlernen, was man erlernen kann. Der gesunde Menschenverstand, selbst der untersten Klassen, bäumt sich wider den Krebsgang aus der Unwissenheit zur Dummheit. Wer muthet ihn uns zu. Eine Bande beschränkter Tröpfe, deren Dünkel, deren Albernheit in den Staat der Orangoutangs gehört. Die Geistessperre, welche ihr schmutziger Eigennutz bezielt, giebt noch bei weitem mehr Blößen als Bonaparte's Kontinentalsystem. Sollten wir nicht erleben, daß es, unzusam-

menhängendes Flickwerk, von allen Seiten durchlöchert, vor Gott und Welt zu Schanden werde?

Gleich Ihnen habe ich von unserem Zeitalter eine ziemlich günstige Meinung, vermuthlich, weil ich keine ganz ungünstige, noch weniger eine allzugünstige von mir selber hege. Seine Schwächen bemäntle ich nicht. Der Geschmack, sich in Ordensbändern gängeln zu lassen und an dem Gebammel der Knopflöcher zu spielen, zeigt, wie kindisch noch sogar die Erwachsenen sind. Wenn wir jedoch die Erscheinung genauer richten, so findet sich darin mehr Bedürfniß einer wagerechten Stellung als Auszeichnungssucht. Möchten Sie aus diesem Gesichtspunkte eine Anfrage betrachten, zu der mich Herrn von Fortias Wünsche auffordern. Dieser mein Freund, dessen Aufmerksamkeiten ich gerne durch irgend eine Gefälligkeit erwiederte, sehnt sich, einem jungen Manne, der ihm werth ist, Vergnügen zu machen. Er glaubt, daß vielleicht aus Deutschland eine kleine Dekoration, ein Bändchen, ein Läppchen zu holen wäre. Herr von Lingrée, alter Herkunft, so heißt der Kandidat, hat Reflexionen und Maximen bekannt gemacht im Geschmack, aber entgegengesetzten Sinnes, von Larochefoucauld. Hier sind zur Probe zwei oder drei dieser Réflexions et maximes. „Le coeur humain, vu de loin, inspire de la confiance; de plus près, de l'éloignement; de très près, de l'indulgence. Il en est de l'indulgence comme de l'esprit; on ne peut jamais trop en avoir, mais on peut quelquefois trop en montrer. La vertu, comme Dieu, a ses incrédules, et, comme lui, elle ne croit pas devoir les priver de ses bienfaits." Ich könnte leicht den größten Theil des Büchelchens abschreiben. Glauben Sie, daß wenn einige Exemplare nach Karlsruhe kämen, recht schön von Bauserian gebunden, eines für die Großherzogin, von einer artigen Zuschrift begleitet, eines für Frau von Varnhagen, für

Graf Tettenborn u. ſ. w., daß der Verfaſſer als Gegengeſchenk ein, wenn auch nur mattes, Stückchen Band erhalten könnte?

Ich habe keine Unbeſcheidenheit begangen, indem ich dem Grafen Schlabrendorf Ihren Brief gezeigt. Die ihn betreffende Stelle that ihm herzlich wohl. Er meint, daß wenn Herr von Humboldt zu erſetzen wäre, Herr von Brockhauſen der Kanzlerwürde durch die Neigung des Königs näher ſtehe, als Humboldt. Für den fähigſten hält er den Großkanzler von Beyme, den er übrigens als einen ihm perſönlich feindlichen Karakter betrachtet. Sie erſehen, mit welcher Unpartheilichkeit er ſich ausſpricht. Ich finde ihn nach Mittag beſtändig allein und an ſeinem Pulte. Mit Tagesanbruch beginnt er zu arbeiten. Billigen kann ich nicht, daß er ſeine Sprachgeſetze durch alle Verzweigungen der Anwendung zu verfolgen ſucht. Einmal tüchtig aufgeſtellt, bricht ein großes Prinzip ſich von ſelbſt die weitere Bahn. So iſt es mit Keppler's und mit Newton's Entdeckungen gegangen. Meine Frau, die weiter nichts als Mutterwitz beſitzt und die Freiheit hat, dem guten Grafen zu ſagen, was ihr durch den Kopf fährt, ſagte ihm, als er wegen Arbeit ſich weigerte, auszugehen: Si vous continuez, comme vous faites, vous ferez du vieux, vous ne ferez pas du neuf.

Wir haben hier in Hrn. von Arnim (Pitt-Arnim) einen hoffnungsvollen jungen preußiſchen Diplomaten. Zu London iſt ihm die Braut weggeſchnappt worden. Darüber hat er ſich, wie Rechtens, mit ſeinem glücklichen Nebenbuhler entzweit und ihn herausgefordert. Statt in Calais die Antwort abzuwarten, iſt er nach Paris gekommen. Von hier aus ſoll er einen Brief geſchrieben haben, der den Kunſtrichtern des Ehrenpunktes höchlich mißfällt.

Eine Anekdote muß ich Ihnen erzählen, die vielerlei in

einer Kapiel begreift, ein Pröbchen auch von engliſcher Inſolenz. General Desmoland war mir ein durchaus unbekannter Name, als Madame Oelsner ſeiner Frau erwähnte, von der ſie einige Beſuche erhalten hat. Madame Desmoland, aus Königsberg in Preußen gebürtig, wird mehr ob ihrer Schönheit, als ihres Geiſtes oder guten Tons bemerkt. Zu Rom, wo ihr Mann Anſtellung hatte, nannte man ſie le bel animal. Er hat ſich in Italien eine prächtige Gemäldeſammlung zuſammengeſtohlen, aus welcher für 200,000 Franks in die königliche Gallerie übergegangen ſind. Von Zeit zu Zeit trieb er Freibeuterei zur See. Imaginez-vous, Madame, ſagte Madame Desmoland zu meiner Frau, ce qui vient de m'arriver. J'ai été au bal de la cour. Il faut savoir que mon mari m'a fait présent d'un magnifique collier de diamans. *Je suis sure, Madame, que vous n'avez rien de pareil.* J'entre, tous les regards se portent sur moi, les femmes chuchotent; je voyais bien que j'étais pour elles un objet d'envie. Voilà que tout d'un coup, un anglais s'approche de moi, et sans autres, il me dit: d'où avez-vous ces diamans? Je les tiens de mon mari. Et qu'est-ce que c'est que votre mari? C'est le général Desmoland. Ah! c'est dont ce coquin qui me les a volés. Les diamans appartiennent à ma femme. Je ne vous les rendrai pas, la victoire les a donnés à mon mari.

Die junge Dame, welche ihre glänzende Toilette auf einen hohen Beſuch gerüſtet hält, heißt Miltenberg. Ihr Vater iſt officier de santé. Man korreſpondirt. Der Bibliothekar und ſein Meiſter ſind ſehr genau unterrichtet von allem, was die Intereſſenten vermuthlich für ſehr geheim halten.

Heute hatte ich das Vergnügen, den König zu ſehen.

Er sieht sehr wohl aus. Seine Korpulenz repräsentirt ein großes Reich. Der Jubel, der ihn umgab, war aufrichtig. Wie er versprochen hatte, so traf er ein, Punkt 4 Uhr. Ihm gehört die Maxime: L'exactitude est la politesse des rois!

Meine Frau wäre in Verzweiflung, wenn Herr von Varnhagen die Maxime des Grafen Lafoye gegen sie gebrauchte. Sie sieht mit Verlangen dem Augenblicke entgegen, wo sie dem verehrten Paare persönlich huldigen wird. Mißverstanden bin ich, wenn man glaubt, daß ich in meinem Vorsatze, nach Berlin zu gehen, wanke. Nur möchte ich nicht genöthigt sein, vor Mitte Septembers einzutreffen. Von den vier Monaten Urlaub, sind 17 Tage in Berlin verstrichen, aus Mangel an schriftlicher Ausfertigung. Diese fehlen nun und sollten mir doch wohl zu gute kommen. Aber wie habe ich das anzufangen? Haben Sie die Güte, dem Hrn. Legationsrath Friederich meine Hochachtung, dem General Tettenborn meine Verehrung zu bezeugen. Baden beneide ich wegen der Anwesenheit Frau von Varnhagen's, Frau von Varnhagen, wenn unter den Verwandten, die sie besuchen, ihre Schwägerin, Madame Robert, ist. Soll ich Ihnen das Gewebe von Empfindungen entwickeln, wodurch ich mit den Seelen meiner Genien in ein Wesen verflochten bin, so muß ich einen neuen Brief anfangen, da doch dieser hier schon zu lang ist. Aber Sie glauben mir auf's Wort, daß ich liebe und anbete.

Ganz der Ihrige

Oelsner.

46.

Oelsner an Varnhagen und Rahel.

Paris, den 23. Juli 1817.

Meinen ergebensten Dank für Ihre gütigen Briefe vom 16ten. Erst gestern sind sie mir zugekommen, Beweis, daß die Posten ungleich gehen.

Und wenn Frau von Varnhagen auch nur eine Zeile schreibt, prägt sie irgend einen betreffenden Abdruck ihres herrlichen Gemüths, ihres empfänglichen Geistes aus, sowie in allem, was aus des Gemahls Feder fließt, sich der Karakter eines entschiedenen Talents schildert. Sie haben uns, denn ich bin nicht immer der einzige Leser, ein sehr lebendiges Gemälde von Baden entworfen. Nur will der gute Graf Schlabrendorf durchaus nicht an die Aufrichtigkeit des Königs von Würtemberg glauben; er räth Ihnen Mißtrauen und grüßt Sie von ganzer Seele. Diese vortreffliche Seele verschönert, nach meinem Gefühle, verklärt sich mehr und mehr mit jedem steigenden Jahre; mir wird sie täglich theurer, doch bei dem Lieberwerden überläuft mich oft ein Schauer von Bangigkeit. Was ist ungewisser als Leben! Zum erstenmal, seitdem wir uns kennen, entschlüpfte ihm gestern ein leiser Hauch von Klage über die Menge preußischer Bettler, welche seine Güte heimsuchen und mißbrauchen; ihre Unverschämtheit läßt sich durch die Tracht von Haderlumpen, die den Phönix der Mildthätigkeit umhüllen, nicht irre machen. Eine berliner Nachricht, deren Sie erwähnen, fließt vermuthlich aus der nämlichen Quelle mit der meinigen. Man hat unsern Frankfurter Korrespondenten getäuscht; seine Erzählung ist übertrieben. Hier hat Preußen einen kleinen Sieg erfochten; es bekommt auf Abschlag der dem französischen Heere gemachten Lieferungen einen à compte von zwanzig Millio-

nen Franken. Wegen Hrn. von Lingrée bin ich Ihnen im voraus verbunden. Sie werden nächstens, postfrei, die nöthigen Unterhandlungsmotive bekommen. Beneidenswerth, glücklich wäre ich, das Knopfloch des Sollizitanten noch bei meinem Hiersein ausgebrämt zu sehen. Versäumen Sie ja nicht, sich aus Straßburg zu verschreiben: La France, par Lady Morgan, chez Treutel et Wurtz. Das Original soll etwas stark von Bonapartism durchwittert sein. Der Uebersetzer hat ihm den uns widerwärtigen Geruch so viel als möglich vertrieben und sogar bisweilen der Wahrheit Hohn gesprochen, wie Seite 79, obschon die 15 Franks notorisch sind. Die Verfasserin ist jene geistvolle Owenson, die schon in ihrem 17ten Jahre mehr Bände geschrieben hatte, als sie Frühlinge zählte. Den Hrn. Chateaubriand hat sie mit einigen Pinselstrichen gemalt, die man hier sehr witzig und scherzhaft findet.

Dem Schmerze über den Verlust der Frau von Stael dient einigermaßen zum Ableiter die unerwartete Erklärung, daß sie heimlich verheirathet war mit dem jungen de Rocca. Sie hinterläßt aus dieser Ehe ein Mädchen von 4 — 5 Jahren, welches, da Frau von Stael ein Alter von 54 erreicht hat, auf der äußersten Grenze weiblicher Fruchtbarkeit geboren ist, und in Hrn. de Rocca einen abgematteten Wittwer. Ihre körperliche Stärke war ebenso groß, wie die Kraft ihres Geistes. Mit beiden ist sie verschwenderisch umgegangen, doch hat der Geist am längsten ausgedauert. Den Tag vor ihrem Tode unterhielt sie den Herzog von Orleans während einer Stunde mit erstaunlicher Beredtsamkeit; sie schmeichelte sich noch am 18. Juli, zu leben; denn sie hatte auf diesen Tag Gesellschaft eingeladen. — Die Prinzessin von Condé hat, wie Sie wissen, in dem Temple eine sehr gemeinnützige Anstalt errichtet, mittelst einer religiösen Kongregation, deren Beruf ist, das heilige Sakrament Tag und Nacht

anzubeten. Die Beschäftigung scheint etwas einförmig und daher langweilig. Eine der Schwestern ist mit Hülfe einer Strickleiter über die 40 Fuß hohe Mauer entronnen, die das Gebäude umgiebt. Sie machen sich keinen Begriff von dem Rumor, den dieses unschuldige Ereigniß unter den weiblichen und männlichen Bestühlen des quartier du Marais verursacht. Eine andere Art von Gepolter kann entstehen, wenn man den Trödlerinnen den schön eingerichteten Markt nimmt, um ihn wieder mit dem Garten des Tempels zu vereinigen. Benjamin Constant's neueste Schrift: Questions sur la législation actuelle de la presse en France et sur la doctrine du ministère public, wird als sein Meisterstück betrachtet, sowohl was Gedanke, als was Vortrag betrifft. Ich sitze tief in Notariatsakten. Begehe ich nicht vielleicht eine große Thorheit, mein Dasein mit Frau und zwei Kindern an einen Ort zu versetzen, wo man noch nicht weiß, was man mit mir will? Zum Zeitungsschreiben lasse ich mich durchaus nicht brauchen. Ich hätte hier durch meine vielseitigen Beziehungen dem preußischen Staate sehr nützlich werden können. Man scheint mich gar keiner Aufmerksamkeit gewürdigt und also gar keine bestimmte Ansicht von mir gefaßt zu haben. Die zwei verlorenen Jahre dauern mich, da ich von allen Studien getrennt, auf Landstraßen und in Wirthshäusern herumgezogen bin.

Ich kenne nicht mein tief Verlangen; vielleicht entspricht ihm späte Zeit, und . . . Sie wissen, was ich sagen will. Leben Sie wohl, behalten mich lieb. Die Verehrung und die Anhänglichkeit, welche meine Genien mir eingeflößt haben, können nur mit meinem Leben enden.

Oelsner.

47.

Oelsner an Varnhagen.

Paris, den 9. August 1817.

Wer sein Papier nicht Sonnabend anschafft, muß sich bis Montag gedulden, so strenge wird hier auf die Feier des Sabbaths gehalten, in Hinsicht einiger Handelsartikel. Auch ist es kein Leichtes, du Whatman zu finden, wie das, worauf ich schreibe. Da mein Papiervorrath erschöpft war, standen mir neulich nichts als abgerissene Blätter zu Gebote. Zürnen Sie vielleicht ob dieser Verletzung des guten Anstands? Beinahe fürchte ich es. Seit 14 Tagen ist Karlsruhe gänzlich für mich verstummt, und je länger ich entbehre, desto lebhafter fühle ich, wie sehr mir frohe Botschaft von meinen Genien Bedürfniß ist und Noth thut. Bald, hoffe ich, Sie wieder zu sehen. Meine Reiseanstalten sind auf den 25sten gerichtet, wenn nicht unvermuthliche Dinge sich zwischen Vorsatz und Vollstreckung stellen, doch was kommt, kann meine Abfahrt nur um wenige Tage verzögern. Nicht gerne lasse ich unbedingte Geschäfte im Rücken. Sie alle abzuthun, wird schwerlich gelingen. Indeß hat meine Frau ein recht artiges Sümmchen einzutreiben gewußt, das man ihr schuldig war. Durch diese Gunst des Schicksals sind wir für die Reise assez au large.

Neugieriger viele eilen nach Ligny. Tief und bitterlich aber fühlt sich die militairische Parthei gekränkt, daß ein fremder König über seine Truppen auf französischem Boden Heerschau hält. Mußten sich die Deutschen nicht Gleiches von Bonaparte gefallen lassen? Wurst wieder Wurst; mir macht der Spaß Freude. Dem groben Soldatengeiste, der die Grundsätze, von denen 1789 ausging, so gewaltig verunglimpft hat, daß man sich ihrer schämen muß, gönne ich jede Demüthigung. Uebrigens ist des königlichen Monarchen

Bescheidenheit wohl himmelweit von der Absicht entfernt, den französischen Nationalstolz kränken zu wollen. Hrn. von Humboldt hat General Zieten nach Ligny eingeladen; es heißt, er gehe nicht. Der König wird in Paris erwartet, trotz aller amtlichen Versicherungen des Hrn. Legationsrathes Schöll, daß Seine Majestät keine Reise der Art im Schilde führe. Was an der Sache, weiß die Polizei besser, und das Publikum legt dem Abstecher keinen politischen Zweck unter. Professor Riesewetter und Fräulein Ida sind noch nicht angekommen. Sie gedachten den 4. dieses hier zu sein. Ihr Ausbleiben beunruhigt mich. Aus London trafen vor ungefähr drei Wochen die Herren von Burgsdorf und Tieck in Paris ein. Heute morgen haben sie ihre Rückreise nach Berlin angetreten. Die meiste Zeit seines hiesigen Aufenthalts ist Hrn. Tieck unter Lesung altfranzösischer Handschriften verstrichen. In Bezug auf Sprache hat er, wie mir scheint, interessante Entdeckungen gemacht. Es thut mir leid, ihn nur wenig gesehen und noch seltener gehört zu haben. Für seine Gesichtszüge bin ich eingenommen. Es gatten sich da Sinnigkeit, Güte und Anmuth. Ob ihm das Prisma des Mittelalters nicht bisweilen den Anblick der vorhandenen Zeit verfälscht, lasse ich dahin gestellt, da ich nicht genug Gelegenheit hatte, ihn zu beobachten. Vor einigen Jahren wurde in der rue de Bouloy eine Sammlung japanischer Gefäße gezeigt, die mehr als eine Million Franken werth war. Der Eigenthümer hatte nur für sie gelebt und sein ganzes Vermögen hineingesteckt. Dergleichen Liebhabereien sind weder zu beneiden, noch zu tadeln. Aber ein einseitiger Geschmack in Politik und Geschichte führt nothwendig zu unrichtigen Resultaten. Aus den Acvieren der Nibelungen schauen unsere Landsleute mit gar großer Geringschätzung auf Frankreich. Es wird sich regen und sie aus ihren Träumen rütteln.

Als Deutſchland ſich in's Mittelalter verliebte, rufte keine Gelegenheit zur That. Seitdem wir unſere Stärke zu fühlen anfangen, verhallet allmählig das Gewinſel nach Vergangenheit. Kraft und Jugend ſtreben in die Zukunft. Doch keine Betrachtungen. Folgende Anekdote wird Sie beſſer unterhalten. Dem Grafen Schlabrendorf wurde ein biographiſcher Artikel vorgelegt, der jetzt wahrſcheinlich in dem dictionnaire biographique von Michaud abgedruckt ſteht. Unſer Freund wird oft über deutſche Gegenſtände zu Rath gezogen, diesmal betraf es einen Gegenſtand von beſonderer Wichtigkeit: das Leben des Hrn. von Gentz. Der Rezenſent bemerkte, daß, ſo ſehr Deutſchland auch immer von den Talenten des Hrn. von Gentz überzeugt ſein möge, es unmöglich in das Hoſanna ſtimmen könne, das den Verdienſten des großen Mannes jauchzt. Am Schluſſe des Artikels heißt es: Gentz ſei der einzige unſerer Zeitgenoſſen, dem man die Geſchichte unſerer Zeit zumuthen könne und der ſie würdig zu ſchreiben vermöge; er habe ſich auf allen wichtigen Standpunkten befunden. So müßte er doch auch einige Jahre in Paris gelebt haben, äußerte Schlabrendorf. Dieſe und mehre andere Bemerkungen verfehlten nicht, Eindruck zu machen. Nach einigen Tagen kam Herr Pille wieder mit dem Bekenntniſſe: Michaud habe ihm erklärt, daß ſich an dem Artikel nicht füglich etwas abändern laſſe, indem ihn Herr von Gentz eingeſandt.

Den 11. Auguſt 1817.

Ehe ich mein Schreiben endigen konnte, wurde ich zu Tiſche gerufen. Bei Tiſche erhielt ich Ihr köſtliches Schreiben vom 4ten. Nach Tiſche kam Geſellſchaft. Geſtern war ich auf dem Lande und heute iſt Profeſſor Kieſewetter mit

Madame Friedländer und ihrer Tochter angelangt. Ich benutze einige Zwischenaugenblicke, Ihnen wo möglich zu sagen, was ich wünsche, daß Sie wissen möchten. Schlabrendorf hat einen herrlichen Kommentar zu Ihrem Briefe gesprochen. Ihn mitzutheilen, fehlen mir Zeit und Raum. Er würde vermuthlich auch etwas über Johanna Stegen gesagt haben, aber am Ausgange der dritten Seite, wo von ihr die Rede ist, wurden wir unterbrochen, und er las den Ueberrest des Briefes für sich. Kiesewetter will wissen, daß der König nicht nach Paris komme, daß das Reiseprojekt wenige Stunden vor dem Aufbruche von Berlin aufgegeben worden. Herr Joly glaubt, daß Seine Majestät incognito Paris besuchen werde. Schubert versicherte, Joly sei Bibliothekar des Polizeiministers, Schlabrendorf behauptet das Gegentheil. Gewiß ist, daß Herr Joly und Herr Decazes sehr genaue Freunde, ja Duzbrüder sind. — Das Ereigniß von Saint Denis hat einen sehr widerwärtigen Eindruck gemacht und kann nicht ohne schwere Folgen bleiben. Die Schweizer sind verhaßt. Man sagt, es sei für sie gefährlich, sich einzeln in der Gegend von Lyon blicken zu lassen. Es geht die Rede von einem neuen Werke des Gefangenen von St. Helena. Dasselbe besteht aus drei Bänden, voll liberaler Ideen und soll darthun, daß das berüchtigte Manuskript wirklich von Bonaparte ist. Der Prinz-Regent von England, so heißt es ferner, habe Beschlag gelegt auf sämmtliche Abdrücke, Exemplare aber seinen Freunden ausgetheilt und auch eines an Ludwig XVIII. gesandt. — Die Lavette der höchstseligen Prinzessin, Tochter des Herzogs von Berry, Madame de Montsoreau und ihr Schwiegersohn de la Feronaye *), eine Jagd-

*) Hierüber berichtet die „Allgemeine Zeitung" vom 21. August in einem Schreiben aus Paris vom 13. August, wie folgt:

parthie des Grafen von Artois, eine andere des Herzogs von Berry haben bemerkenswerthe Vorfälle und Reden veranlaßt, die sich mehr zu mündlicher als schriftlicher Mittheilung eignen.

Meine Frau empfiehlt sich zu Gnaden. Leben Sie wohl und behalten mich lieb.

Ganz der Ihrige

Oelsner.

Die Zeitungen haben die Ernennung des Hrn. de la Feronaye, ersten Stallmeisters des Herzogs von Berry, zum französischen Gesandten am Hofe von Kopenhagen, angekündigt. Unter den verschiedenen Erklärungen seiner Entfernung vom Hofe des Prinzen findet folgende den meisten Glauben: Frau von Montsoreau, Schwiegermutter des Herrn de la Feronaye, war zur Gouvernante der Kinder des Herzogs von Berry ernannt werden. In dieser Eigenschaft und aus anderen Gründen, die sie vermuthlich für vollwichtig hielt, wollte sie die ganze kindliche Ausstattung der Prinzessin, die ohne davon Gebrauch gemacht zu haben, gestorben war, behalten. Der Intendant des Hauses behauptete, die Ausstattung müsse zurückgegeben werden und versuchte, sich in Besitz derselben zu setzen. Diese gegenseitigen Ansprüche führten einen lebhaften Zank herbei, der zu den Ohren des Prinzen kam und ihn bewog, sich ungefähr auf folgende Art gegen Frau von Montsoreau zu äußern: „Sie kannten den Schmerz, den ich über den Verlust meiner Tochter empfunden, und ich hätte mich nicht versehen, das Andenken daran durch eigennützige Zänkereien von Ihrer Seite wieder aufgefrischt zu sehen. Ich bedarf, Madame, Ihrer Dienste nicht mehr; man wird Ihnen ein Jahrgehalt vorauszahlen und ich danke Ihnen.“ Als diese Worte dem Grafen de la Feronaye hinterbracht wurden, erfolgte zwischen ihm und dem Prinzen eine lebhafte Erörterung, nach deren Beendigung er seinem Herrn seine Stelle als Stallmeister aufsagte. Da keines der erlauchten Familienglieder sich beim Herzog von Berry verwenden wollte, um eine Aussöhnung zu Stande zu bringen, so wurde Herr de la Feronaye zum bevollmächtigten Minister am Hofe von Dänemark ernannt, weil gerade keine andere diplomatische Stelle offen war.

48.

Oelsner an Varnhagen.

Paris, den 21. August 1817.

Graf von Ruppin ist vorigen Samstag gegen Abend um 5 Uhr angekommen und hat unmittelbar nach Tische das Theater des Variétés besucht. Jederman findet den Reisenden sehr wohlaussehend, heiter und guter Dinge. Das Publikum möchte ihm gerne wichtige Vorhaben andichten; er ist zuverlässig blos zu seinem Vergnügen hier. Was er sieht und treibt, melden die Zeitungen, die, so weit sie können, jeden seiner Schritte verfolgen. Außer den Herren von Wylich, Loucadou, Timm, Wiebel, hat er niemand mitgebracht. Die Kabinetsräthe Albrecht und Lombard sind nach Soden beschieden, Beweis, daß von Geschäften hier nicht die Rede sein soll. Wie ich vorgestern mit Professor Kieswetter, den Sie Anfang Septembers in Karlsruhe sahen, durch die Straße Bourbon ging, stießen wir auf einen seiner Bekannten, den Geheimerath Schelle, Referent im Kriegsfach; dieser sagte ihm: der König weiß nicht, daß ich hier bin, ich folge seinem Beispiele, ich bin hier incognito. Demungeachtet scheute er sich nicht, in der Straße Bourbon zu räumeln, mit Gefahr, dem Grafen von Ruppin, der dort hauset, unversehens zu begegnen. Die Lustpromenaden des Gartens Beaujon scheinen den hohen Reisenden sehr zu ergötzen. Er hat viermal die Bahn durchglitten mit einer Dame, die wie zufälligerweise anwesend war. Man findet sie nicht eben schön, aber ihr Gesicht spricht große Gutmüthigkeit aus. Von litterarischen und anderen Neuigkeiten weiß ich nichts Erhebliches. Petit volume contenant quelques apperçus des hommes et de la société, par Jean Baptiste Say, de l'académie

impériale de Saint Petersbourg. Paris chez Deterville, libraire, rue Hautefeuille No. 8. 1817, wird mit großem Beifall gelesen.

Ich brauche Ihnen nicht zu sagen, wie sehr mein Geist und mein Herz Herrn und Frau von Varnhagen huldigen.

Oelsner.

49.

Oelsner an Varnhagen.

Paris, den 28. August 1817.

Ich hätte gerne unsern Freund begleitet. Es ist mir nicht möglich, vor dem 2. oder 3. abzureisen, so sehr ich auch meine Anstalten beschleunige. Mein Bruder kommt den 8. bis 10. nach Frankfurt, mich abzuholen. Ich darf ihn nicht verfehlen. Leider ist sein Brief 20 Tage unterwegs geblieben. Diese Säumniß bringt mich in's Gedränge. Ich fürchte, Karlsruhe nicht besuchen zu können. Vielleicht wäre es thunlich, uns in Mannheim zu sehen. Das Nähere schreibe ich Ihnen von Straßburg. Zufolge einer ganz unerwarteten Einladung des Grafen von Goltz soll ich morgen dem Königlichen Reisenden vorgestellt werden. Beigehend erhalten Sie fünf Exemplare der Maximen des Hrn. von Lingrée, wovon eines der Großherzogin von Baden, ein anderes dem Großherzoge, das dritte der Frau von Varnhagen, das vierte dem Grafen von Tettenborn und das fünfte wem Sie wollen. Den Zweck der Sendung kennen Sie. Sie verpflichten mich unaussprechlich den Kredit des Grafen von Tettenborn aufzubieten, um dem jungen Verfasser ein Ordensband zu verschaffen. Ueber mich walten Sie nach Willkür in allen Vor-

fallen des Lebens. Durch Professor Kiesewetter werden Sie viel der Aufmerksamkeit Werthes erfahren.

Empfangen Sie meine aufrichtigsten Huldigungen für Sie und Ihre Gemahlin. Von ganzem Gemüth

Ihr innigst ergebener

Oelsner.

50.

Oelsner an Varnhagen und Rahel.

Weißenburg, den 11. September 1817.

Aufgehalten durch Unfälle, die meinem Wagen zugestoßen sind und nach Frankfurt getrieben von der Nothwendigkeit, meinen Bruder nicht zu verfehlen, fühle ich mich wahrhaft unglücklich, theuere Genien, in Ihrer Nähe zu sein, ohne Sie besuchen zu können. Am 3ten begab ich mich auf den Weg. Da dieses nach Mittag, gelangte ich nur bis Meaux. Mit Kindern läßt sich nicht bei Nacht reisen und jedes Lager ist mit Abpackungen, Umständen, Beschwerden verbunden, daß man alle Nachtquartiere gerne meiden möchte. Morgen bin ich in Mannheim. Unermeßlich wäre mein Glück, mit Ihnen dort auf einige Stunden zusammen zu treffen. Hoffnung wage ich nicht zu nähren, und kaum unterstehe ich mich, den anmaßenden Wunsch zu äußern. Dem Boten, der ihn bringt, übergebe ich die Bücher des Hrn. von Lingrée, deren Bestimmung Sie kennen. Professor Kiesewetter wollte den armen Kleinen keinen Platz in seinem Wagen gönnen. Nehmen Sie sich ihrer in Gnaden an. Daß ich dem Könige vorgestellt worden, thut mir herzlich wohl. Seine Majestät ist mir mit Huld begegnet. Bewahren Sie mir die Ihrige.

Hochachtungsvoll

Oelsner.

51.

Oelsner an Varnhagen.

Berlin, den 25. Oktober 1817.

Sind Sie auf morgen, wie ich hoffe und mir ſchmeichle, nach Steglitz eingeladen, ſo iſt Ihnen vielleicht gefällig, daß wir die Landpartie zuſammen machen. Negative Antwort würde mich in Verzweiflung ſetzen. Heute Abend ſehen wir uns bei Frau von Stägemann.

Hochachtungsvoll

Oelsner.

52.

Oelsner an Varnhagen.

Berlin, den 2. November 1817.

Der Tag iſt wunderſchön. Herr von Beyme und ſeine Gemahlin haben mir erlaubt, ihnen meine Frau vorzuſtellen. Ich bin Willens, dieſen Nachmittag 4 Uhr nach Steglitz zu fahren. Wäre Ihnen gefällig, die nämliche Reiſe zu machen, ſo würden Sie meiner Frau und mir ſüße Ehre erweiſen, Platz in unſerem Wagen zu nehmen.

Hochachtungsvoll

Oelsner.

53.

Oelsner an Varnhagen.

Berlin, den 2. November 1817.

Meine Frau hat durchaus nicht tête à tête mit mir nach Steglitz gewollt. Uebel kann ich es nicht deuten. Sie

hört mich ſchon genug zu Hauſe über meine Thorheit ſeufzen, nach Berlin gekommen zu ſein. Noch leichter geräth man auf Reiſen in's Selbſtgeſpräch. Ich ertappe mich bisweilen, gehaltloſe nomina propria in den Bart murmelnd. Welch' eine öde Unterhaltung! Beſorgen Sie nicht, daß ſie Ihnen zu Theil werde. Die Möglichkeit, morgen nach Steglitz zu fahren, iſt uns benommen durch eine Einladung, der wir uns nicht entziehen können.

Hochachtungsvoll

Oelsner.

54.

Oelsner an Rahel.

1817.

Ich hatte mir, gnädige Frau, Ihren Brief bis zuletzt verſpart. Da läßt ſich ein gräulicher Feuerlärm hören und verrückt mir das Konzept. Ich weiß kein Sterbenswort mehr von allem, was ich ſeit acht Tagen für Sie gedacht habe. Hrn. von Varnhagen ſehe ich mit Schmerz von dannen ziehen. Seine Erſcheinung that mir wohl, noch wohlthätiger wäre die Ihrige geweſen, denn bei dem hochachtungsvollſten Vertrauen, das mir Ihr Gemahl einflößt, iſt er keine Frau, und es giebt Sachen, über die man ſich am liebſten Frauen von Ihrem Geiſte und Karakter mittheilt. Das Mißbehagen, welches ich empfinde, hier zu ſein, kann ich kaum durch Worte ſchildern. Kein Titel in der Welt wird mir die Freiheit erſetzen, die ich verloren habe und nach der ich wieder trachte. Der Ekel, den mir gewiſſe Dinge einflößen, erſtickt mich, wenn ich ihn nicht ausſprechen darf. Doch es iſt beſſer, ich ſchweige von Dingen, die Sie durch Hrn. von Varnhagen

hören werden. Dank bin ich Ihnen schuldig für die Liebe und Freundschaft, die meine Frau und ich bei Ihrem Herrn Bruder gefunden haben.

Mit unbegränzter Hingebung Sie verehrend

Oelsner.

55.

Oelsner an Varnhagen.

1817.

Ich hätte gerne die Gelegenheit benutzt, an Frau von Varnhagen zu schreiben. Es fehlt an Zeit. Das bedauere ich unendlich. Haben Sie die Güte, mich der Gewogenheit dieser verehrten Freundin zu empfehlen. A propos. Sollten Sie sich nicht so einrichten, daß Sie im Gefolge des Fürsten Staatskanzlers abreisten, ihn bis Frankfurt oder Gießen begleiteten, und so die Gelegenheit fänden, die bewußte Sache zu unterhandeln?

Hochachtungsvoll

Oelsner.

56.

Oelsner an Varnhagen.

Berlin, den 10. Januar 1818.

Länger, hochverehrtester Freund, kann ich unmöglich anstehen, Ihnen zu schreiben. Es bis hieher versäumt zu haben, liegt mir wie schwer Gewicht auf der Seele. Aber wenn ich die Ursachen der Reihe nach vorführen könnte, die der Beantwortung Ihres gütigen lieben Briefes vom 7. Dezember in den Weg getreten sind, mitleidig würden Sie mein

unwillkürliches Stillschweigen entschuldigen. Die unbedeutendste von allen Ursachen war, daß wir Feuer im Hause hatten, glücklicherweise, ohne abzubrennen. Des Nachbars Schoppen, stoßend an den Hintertheil unserer Wohnung, wurde Raub der Flammen. Dabei füllte unseren Hof ein schauerliches Gewühl von Menschen, Spritzen und Pechfackeln. Kaum war gelöscht, so tönte abermals die Höllendrommete des Feuerlärms. Dem kleinen Theater neben Tallach drohte Märterthum, und noch in derselben Nacht soll ein Schornstein, weiß nicht bei welcher Brücke, mehr als geraucht haben. Ein Berliner sieht dergleichen Ereignisse ebenso unerschüttert wie der Türke die Pest. Dazu werden Uebung erfordert, Gewohnheit. Aber dreimal Feuersbrunst in einem Zuge, wem sollte nicht die Geduld darüber ausgehen. Meiner Frau schlug der wiederholte Schreck in die Nerven und unser hiesiger Aufenthalt war ihr recht eigentlich davon verleidet. Der vorgestrige Maskenball hat sie völlig mit Berlin ausgesöhnt. Sie glaubt, keinem glänzenderen Feste je beigewohnt zu haben. Als Pilgerin wurde sie bald mit der großen und schönen Welt gemein. Sie versichert, sich auf das Köstlichste unterhalten zu haben. Der einzige Vorwurf, der den Ball treffen könnte, wäre von Seiten der Damen kein bal masqué, sondern ein bal paré gewesen zu sein. Mit wenigen Ausnahmen erschienen alle im herrlichsten Schmuck. Ich wünschte die Hofkenntniß und das Talent der Frau von Sévigné zu besitzen, um Ihrer Gemahlin eine recht spezielle Schilderung des bunten, heiteren Schauspiels zu geben, indem ich bald zur Bühne, bald zum Parterre gehörte. Die königliche Familie erschien mir ein wahrer Zauber, lauter blühende Jugend, geschmackvoll gekleidet, die Prinzessinnen wie Engel und die Gemahlin des Prinzen Wilhelm in ihrem altdeutschen, reichen Kostüm, eine ächte Himmelskönigin. Ueberall

war die Majestät des Königs gegenwärtig, mit einer Unbefangenheit, mit einer Leutseligkeit, von allem, was ich an anderen Höfen gesehen habe, ohne Beispiel. Die Aufmerksamkeit der Dienerschaft für die Bedürfnisse der Gäste hätte bei einem Souper ün nicht größer sein können, hier aber mochten sich mehr als dreitausend Personen drängen. Einige demaskirten, wie es zum Essen ging, einen tüchtigen Appetit. Auf den Tafeln und den Büffets herrschte der freigebigste Ueberfluß. Man weiß von keiner Unordnung, die vorgefallen wäre. Vergessen darf ich nicht, daß Fräulein von Stägemann sich in einer der Quadrillen des Hofes sehr liebreizend ausnahm. Vielleicht sollte ich Ihnen die Weise des Eros Uranios senden. Das Schreiben des Dr. Görke an den Herrn Seegebarth würde Ihnen wegen der Taktlosigkeit des Verfassers Spaß gewähren. Ich bin im Zweifel, ob Sie diese Sachen nicht schon haben. Ueber die Abreise des Hrn. Großkanzlers von Beyme ist noch nichts festgesetzt. Ich sehe Seine Exzellenz morgen in Steglitz. Von nun an schreibe ich Ihnen öfter, und damit mein Brief noch mit der heutigen Post abgehe, wage ich, ihn zu schließen, wiewohl ich recht sehr fühle, daß er nicht reich genug an Interesse ist, um zu verdienen, den Weg bis Karlsruhe zu machen. Ich bringe Ihnen wenigstens meiner innigen, unbegränzten, unvergänglichen Hochachtung und Liebe für Herrn und Frau von Varnhagen aufrichtige Versicherungen.

Oelsner.

57.

Oelsner an Varnhagen.

Berlin, den 13. Januar 1818.

Vorgestern speiste ich zu Steglitz. Es ist das zweite oder drittemal seit Hrn. von Varnhagen's Abreise, daß ich

dort sehr gütig aufgenommen bin. Dem Hrn. Großkanzler scheint die Munterkeit meiner Frau, seiner Gemahlin ihre Freimüthigkeit zu gefallen. Mich hat Herr von Beyme eingeladen, ihn recht oft hier in der Stadt zu besuchen. Seine Exzellenz begegnet mir überaus liebreich. Wenn ich auch denke, daß eine oder die andere Idee mich seiner Aufmerksamkeit empfohlen habe, so bleibe ich doch das Wesentliche der anziehenden Behandlung, dem eindringenden Worte Ihres Wohlwollens schuldig. Sie besitzen in diesem Minister einen aufrichtigen Freund, der eine hohe Meinung hegt von den Eigenschaften Ihres Karakters und von dem Vermögen Ihres Geistes. Ich hörte und glaubte mich im Selbstgespräch. Frau von Beyme bezieht eine Wohnung in der Stadt, wegen der nahen Niederkunft ihrer Tochter. Für Michaelis wird eine ansehnlichere Wohnung gesucht. Die dem Hrn. Großkanzler übertragene Gesetzrevision kann nach dem Urtheil des Hrn. Präsidenten von Hempel, seinem Mitarbeiter, meinem Universitätsfreunde, vier, fünf Jahre dauern. Es ist ein ungeheueres Werk. Zunächst strebt Herr von Beyme, wie mir Seine Exzellenz selber sagte, das Privatrecht auszusondern und mit dieser Arbeit hofft er früher in's Reine zu kommen, als mit den Bestimmungen, welche die politischen Verhältnisse betreffen. Die Reise in die Rheinprovinzen wird zuverlässig nicht vor Mitte Februars stattfinden und vielleicht sich noch weiter verziehen; unterbleiben kann sie jedoch nicht. Kammergerichtsrath Madise, Sohn des Professors der Jurisprudenz auf der Breslauer Universität, ist zum Begleiter ersehen. Bis jetzt kosten die Rheinprovinzen bei weitem mehr, als sie einbringen. Die Justizverwaltung derselben allein zieht aus den alten Provinzen an 100,000 Thaler. Man hofft viel von Geheimerath Rother, der gut zu rechnen versteht, und fast allgemein vernehme ich den Wunsch, Seine

Durchlaucht möchten die Verwaltung dieſer Provinzen auf ihre eigenen Mittel, als ein abgeſondertes Königreich, beſchränken.

Lohnt es ſich der Mühe, frägt man, große Anſtalten zu treffen, große Auslagen zu machen, auf einen immerdar gefährdeten Beſitz, an dem eigentlich kein Altpreuße Gefallen findet? Wie ich höre, iſt die weſentliche Beſtimmung des Hrn. von Eichhorn: Verfolg der Unterhandlungen mit und zu Gunſten der Mediatiſirten. Frau von Jordan ſagt mir, daß ihr Gemahl unter ſechs Wochen nicht wieder in Berlin eintreffen werde, da er vermuthlich von Wien nach Paris gehe. Hier hängt der Himmel voll Geigen: ein Ball folgt dem andern, ein Gaſtmahl dem andern. Den Beiſpielen der Feldmarſchälle Kalkreuth und Blücher wird der Prinz Auguſt folgen und ein Feſt geben bei der jungen Gräfin Waldenburg. Auf Donnerſtag hat Herr Henoch zu einem tanzenden Thee eingeladen, und wie es heißt, wird bei ihm verſammelt ſein, was nur immer vornehm und elegant in Berlin geachtet zu ſein wünſcht. In den öffentlichen Blättern von Hamburg erneuert ſich, wie Sie werden bemerkt haben, das Gerede von Verlegung der hieſigen Univerſität. Den Profeſſoren mißfällt eine dergleichen Abſicht; ſie würden ſich höchlich ungern anders wohin verſetzt ſehen. Auch glaubt man nicht, daß die Regierung daran denke, es ſoll aber Wunſch einer wichtigen Perſon in der Polizeibehörde ſein. Geheimerath Wolf und Dr. Erhard tragen mir Empfehlungen an Sie auf. Des Letzteren Säfte ſcheinen ſich ſehr zu verdicken. Er wird gewaltig korpulent. Darf ich Sie bitten, inliegenden Brief an einen alten Freund ſicher zu befördern, für deſſen Leben ich beſorgt bin. Der Himmel verbreite ſeinen ſchönſten Segen über das Ihrige und das Leben Ihrer herrlichen Gemahlin, für deren Champion ich hier allgemein gelte,

wenn sie eines solchen bedürfte. Mit der hochachtungsvollsten Ergebenheit.

Oelsner.

Herr von Varnhagen wird allerergebenst ersucht, sich der Sache des Hrn. von Lingrée anzunehmen.

Gelegentlich die beiden Nummern des Mercure étranger, welche in Karlsruhe geblieben, wenn sie nicht verloren gegangen sind, nach Berlin gelangen zu lassen.

58.

Oelsner an Varnhagen und Rahel.

Berlin, den 17. Februar 1815.

Gar sehr bin ich bei meinen Genien in Schuld gerathen. Noch liegen Ihre neuesten, vortrefflichen Briefe unbeantwortet. Gelesen sind sie worden und nicht von mir allein. Wie hätte ich den reichen Inhalt unseren Freunden vorenthalten gekonnt. Die Herren von Beyme, Altenstein, Stägemann, denken Ihrer mit hoher Achtung. Zählen Sie diesen Exzellenzen meinen Hausarzt bei, den Dr. Erhard.

Die Karlsruher Feste machen dem guten Geschmack Ehre, der sie angeordnet hat. Fast möchte man glauben, er habe den meiner Genien zu Rathe gezogen. Es freut mich, daß Ihnen der Winter unter anmuthigen Zerstreuungen verfließt. Mir hat er nicht Wort gehalten in dem, was sein Anfang zu versprechen schien. Zuvörderst setzten mich die Nöthen meiner Kinder in eine Art von Quarantaine gegen die Gesellschaft. Kaum war dieser Verdruß ein wenig vorüber, so zeigten sich bei meiner Frau die Folgen des Feuerschrecks, des Kummers, des — Heimwehs, sie bekam einen starken Anfall von Gelbsucht. Wunderſam schnell wußte Dr. Erhard

dem Uebel zu steuern. Je empfänglicher nun die Genesende für gütige Merkmale freundschaftlicher Erinnerung ist, desto sehnlicher wünscht sie, Ihnen und Frau von Varnhagen das Gefühl ihrer innigen Verehrung ausdrücken zu können. Sie leben bei uns in mehr als Einem Andenken. Niemand feiert Ihren Namen lauter als mein Gustav. Eines seiner Spielzeuge heißt Herr von Varnhagen, das andere Herr von Beyme. Am Thätigsten werden Sie gehandhabt. Ihre Bonbons sind unvergeßlich.

Einen heiteren Abend brachte ich neulich bei Hrn. Robert zu. Wie reich an Gesang er war, sehen Sie aus beigehendem Anschlage. Frau von Varnhagen hätte sich gewiß in dem Flusse von Tönen und dem gut gewählten Kreise von Personen gefallen. Ihr Herr Schwager ist ein Mann von Geist und Herz. Die Schüchternheit seiner Frau giebt ihrer Stimme eine höchst reizende Reflexion.

Bei Frau von Quandt werden kleine Theaterstücke aufgeführt, wie bei Hrn. von Kircheisen und in ein paar anderen Häusern. Den Russen in Deutschland spielte man recht meisterhaft. In allen Stücken, die gegeben wurden, trug Frau von Ernsthausen den Preis davon. Einem jungen Grafen Schlieben, der viel schöne gesellschaftliche Eigenschaften besitzt und dem die Rolle eines komischen Bedienten überaus gut gelungen war, sagte ein gar zu lüsterner Kunstkenner: „Schade, daß Sie schon eine andere Bestimmung haben.“ Man preiset einen viel passenderen Einfall des Kronprinzen. Bauern wollten ihn auf ihre Schultern nehmen und über den ausgetretenen Fluß tragen. Er weigerte sich dessen mit den Worten: „Ich werde meinen Unterthanen nie zur Last fallen,“ und watete durch's Wasser. Daß Herr von Ancillon kein Gleiches zu thun vermochte, gab Spöttereien. Den jugendlichen Wanderern soll der Aufseher zu mürrisch, dem Ernste

die Munterkeit lästig, die Bekanntschaft des Zöglings mit Görres höchst mißfällig gewesen sein. Von des Letzteren 4 Bogen starken, zu Engers gehaltenen oder eingereichten Rede höre ich, habe aber noch nichts gesehen. Herr Reimer, glaube ich, besitzt Exemplare. Ausdrücke, wie Philisterium, können kein Glück machen. Daß es unseren Germanen doch so gern an Tastniß fehlt. Jahn schreibt bisweilen runisches, isländisches Deutsch. In den Rheinländern ist eine Art von fidelem Wesen zu Hause, das nicht von den Franzosen herrührt, wie man in Berlin meint, sondern aus den Zeiten des geistlichen Regiments, wo Küster und Balkentreter nicht so weit vom Erzbischofe getrennt standen, wie in Militairstaaten ein bürgerlicher Rath von einem Platzmajor. Hrn. von Altenstein, der doch die Bescheidenheit selber ist, hat der Burschenton des Rheinländers so mißbehagend angesprochen, daß dieser treffliche Mann nun vielleicht ein wenig verkennt, was denn doch wahren Gehaltes in den Leuten ist. Er scheint zu glauben, man könne den Rheinprovinzen, ohne Umstände, die Idee eines adeligen Abschnitts der großen Grundeigenthümer zumuthen, ein ritterschaftliches Verhältniß wie das, dessen die alten Provinzen nicht entwöhnt sind. Herr von Beyme ist mit konstitutionellen Entwürfen beschäftigt. Was mir davon aufgeblitzt ist, zeigt den hellen, unvergleichlichen Kopf. Von ihm läßt sich, von ihm allein, das wahrhaft Taugliche erwarten. Ob im Laufe des Sommers etwas zu Stande komme, bezweifle ich, da Seine Majestät im Frühlinge nach Rußland reisen und Fürst Staatskanzler wohl nicht vor Monat Mai in Berlin eintreffen. Ernstlich denkt man auf Befriedigung der öffentlichen Wünsche. Das englische Anlehen gewährt Stoff zu vielerlei Gespräch. Bei großen Finanzoperationen müßte man den politischen Gesichtspunkt als den wesentlichsten nie aus dem Auge verlieren. Was ich anfangs

für Nationalgefühl hielt, war nichts als Brodneid. Die Sache wird hier zu 7 Prozent unterzeichnet werden, wie es heißt. Herr Ezechiel hat gestern ein großes Gastmahl gegeben. In Ländern, wo die Meinung wenig Energie besitzt, wird die Zukunft selten sehr berücksichtigt. In dem „Gesellschafter" No. 24, ist Geheimerath Wolf zu Gunsten der Hierodulen aufgetreten, deren Unschuld die „Elegante Zeitung" befleckt hat, und Herr Hirt wird nächstens in aller Form Rechtens aus dem Buche Esdra beweisen, daß es unter den angeblichen Bajaderen nicht nur honnette Mädchen, sondern auch hochtugendhafte gab. Die boshafte Kränkung, welche uns die hämischen Sachsen zugefügt, war um so empfindlicher, als man von dem Feste jede nicht ganz geheiligte Liebe entfernt gehalten hatte und weder Lauren, noch Heloisen Nachsicht gezeigt. Wolf's Brustbild, aus carrarischem Marmor, bestimmt die Bibliothek meines Bruders zu zieren, wird von allen Kunstkennern als Tieck's Meisterstück bewundert. Aus der Vagabunden-Transportirungskasse sind die Gelder gekommen, welche zur Beschleunigung der Krüdener'schen Reise nöthig waren. Es geht der vermeinten Stifterin des heiligen Bundes doch sonderbar! Ich bin kein Freund von Konkordaten. Möchte Herr von Niebuhr immer ohne Instruktion sein, wie einige versichern. Schreiben Sie an Hrn. von Cotta, so sagen Sie ihm gütigst, daß er nächstens von mir hören wird. Für den eingesandten Genfer danke ich recht sehr. Wie steht es um meinen kleinen Lingrée? Ist gar keine Hoffnung? Nehmen Sie sich des Trostlosen an. Warum ist mir nicht die Gabe verliehen, den versteckten Poeten der Symbolik des Traumes zu spielen! Ich käme und flüsterte Ihnen meine schüchternsten Gedanken in's Ohr, der Frau von Varnhagen ein Wörtchen mehr als dem Gemahle. Lieber flöge ich leibhaftig nach Karlsruhe. Der Süden hat nie ein schöneres

Wetter geboren, als was wir seit acht Tagen haben. Statt Trahuntque siccas machinae carinas werden die Reisewagen gewaschen und beginnen die Truppenübungen. Ich muß Sie diesen Frühling oder Sommer sehen. Leben Sie wohl und behalten mich lieb.

Oelsner.

Herr Mendelssohn in Paris gilt für Verfasser des französischen Aufsatzes, der zu zeigen, daß Preußen 1,650,000 Pfd. Sterling bekommen, dagegen 8,000,000 Pfd. Sterling zurückgeben würde.

59.

Oelsner an Varnhagen.

Berlin, den 21. Februar 1818.

Großkanzler von Beyme, überladen von Geschäften, wünscht bei Ihnen entschuldigt zu sein, wegen eines unbeantworteten Briefes. Seine Exzellenz hat mir die Sache mit Wärme für Sie aufgetragen. Ihre willkommenen Mittheilungen flößen jedesmal das gerechteste Interesse ein.

Endlich bin ich der Schrift von Görres habhaft geworden. Sie ist sehr verbreitet, wird stark gelesen und erregt mächtiges Aufsehen. Ich weiß nicht, wie man das unglückliche Wort Philisterium so gar bitter gegen mich rügen konnte. In einem Amtsbriefe allerdings, wäre es auch noch so bezeichnend, ist ein solcher Burschenlaut unschicklich. Doch de minimis non curat praetor. Die Begriffe, die Ansprüche der Zeit, stehen da in kolo..rter Versinnlichung. Dem Stile fehlen vielleicht Rundung und Politur, aber Gedanke und Bild der letzten zehn Seiten strotzen von Gesundheit und Leben. Burke hat keine glänzendere Phantasmagorie geschrie-

ben in den glücklichſten Augenblicken ſeiner Beredtſamkeit. Da, wo dergleichen Sprache einer Regierung in's Geſicht geführt wird, iſt die Revolution, welche man fürchtete, ſchon eingebrochen.

Der Staatskanzler wird getadelt, die Zeugen von Koblenz als Deputation, nicht als bloßen Beſuch angenommen zu haben. Was mich betrifft, ſo kann ich mich nicht wohl mit Görres altfränkiſchen Verfaſſungsideen vertragen. Seine drei Stände: Lehr, Wehr und Nähr, gehören in das Reich der Nibelungen. Die ſich gegenſeitig anfeindenden Abſtände würden in Bedrängniſſen, wo es darum zu thun iſt, die Kraft der Regierung zu ſtärken, widerſpenſtige Selbſtler, und im alltäglichen Lauf der Dinge, gehorſame Diener ſein und Jaherren, wie die des Großherzogthums Weimar.

Nur durch große, repräſentative Verfaſſungen kann, meines Erachtens, der Geiſt eines Volkes ſelbſtthätiger und die Regierung des Staats zu gleicher Zeit ſinnreicher, unternehmender und mächtiger werden. Die Preßfreiheit hat in Weimar eine Jenaer Schlacht verloren. Der Schriftſtellerei überhaupt ſteht, glaube ich, eine allgemeine Klapperjagd bevor. Tugend erprobt ſich im Unglück, ein guter Segler überwindet die Wogen, Nelſon hat ſeine beſte Schlacht im Sturme gewonnen und Preußen ſich von ſeiner Jenaer Niederlage erholt. Hirt's Schrift, zu Gunſten der Hierodulen, kenne ich erſt aus der Voſſiſchen Anzeige. Wenn das Werk den Meiſter ſchildert, den ich neulich irgendwo geſehen habe, ſo kann es nicht geſchmeidig ſein; ein ungelenkerer Gedanke, ein trockeneres Organ, wie die des Hrn. Hirt, ſind mir noch nicht vorgekommen. Ich fürchte, man macht die Lage der Hierodulen ſchlimmer. Die Sache war ſo gut wie vergeſſen. Indem man ſie durch eine ernſthafte antiquariſche Prozedur wieder auffriſcht, giebt man dem Muthwillen neuen Anlaß

zum Mißbrauch des mißglückten Namens. Herr Buttmann, höre ich, ſchimpft weidlich. Hier zu Lande verſteht man keinen Spaß. Ich hätte mich begnügt, zu ſagen, die Hierodulen ſeien honnette Mädchen geweſen, bis ſie die Bekanntſchaft des Hrn. Böttgers, oder die der „Zeitung für die elegante Welt" gemacht. Ueber den Fortgang des Anlehens habe ich nichts vernommen. Dieſer Tage wurde ich nicht wenig überraſcht, Ihre köſtliche Handſchrift aus Paris zu bekommen. Das Billet iſt von Brüſſel, 19. September. Es machte mir viel Freude. Dem Hrn. General von Tettenborn, deſſen darin Erwähnung geſchehen, bitte ich, Sie meine allerergebenſte Huldigung zu bezeugen.

Der Brief, durch den ich die ſpäte Anlage erhielt, führte mir den band-, aber nicht harmloſen Hrn. von Lingrée zu Gemüth. Iſt nichts für ihn zu hoffen? Zwei Nummern des Mercure étranger ſind in Karlsruhe geblieben. Haben ſie ſich verloren, ſo hat das nichts zu bedeuten. Im Falle ihres Vorhandenſeins würde ich ſie gelegentlich gerne hier ſehen. Sie fehlen der übrigens vollſtändigen Sammlung! Meine Frau empfiehlt ſich zu Gnaden. Legen Sie mich Ihrer Gemahlin nicht zu Füßen, ſondern — an's Herz. Mit der hochachtungsvollſten Treue.

Oelsner.

Ich bin ſo unbeleſen, daß ich nicht weiß, ob eine Schrift von Crefeld und die von Opitz daſſelbe ſind. In der einen ſollen die Herren von Bülow und Schuckmann heftig angegriffen ſein. Herr Schleiermacher iſt mit einer Widerlegung derjenigen beſchäftigt, die ſich der Kircheneinigung entgegenſetzen. Frau von H. iſt aus Italien zurück, Frau von Humboldt aber, die ihre Tochter nicht hieher begleitet hat, geht über Paris nach England. Wir haben in Berlin indiſche Taſchenſpieler und Säbelſchlucker, die viel Beifall

finden. Ein Bauchredner wird erwartet. Man verſpricht ſich von der inneren Turnkunſt deſſelben großen Zeitvertreib. Die wilden Thiere, die ſchon ſeit einiger Zeit das Publikum ergötzen, haben eine ihrer Zierden verloren, einen jungen Löwen, deſſen Leichnam, vor der Akademie ſezirt, zu Beobachtungen geführt hat, die Cuvier entgangen ſind.

60.

Oelsner an Varnhagen.

Berlin, den 25. April 1818.

Bei dem Empfange Ihrer gütigen Zeilen vom 14. d., mein Vielverehrter, überlief mich ein peinlicheres Gefühl, als Schaam, jenes frühere Schreiben vom 19. vor. Monats nicht ſchon längſt beantwortet zu haben. So was hat man vom Harren auf Gelegenheit. Auch Herr von Stägemann wollte die eines reiſefertigen Schweizers benützen, der leider von einer Woche zur andern weilt. Sie führen mir die Lebendigkeit unſeres ehemaligen Verkehrs zu Gemüth. Es giebt Erinnerungen, die man mit Wehmuth feiert. Leichter ware mir um's Herz, ließen Keppler's Umlaufsgeſetze ſich auf Empfindung anwenden. Allein der Trieb zu meinen Genien wächst im geraden Maße des Raumes und der Dauer, die uns trennen, und nur die Zuverſicht in das Medium der Bewegung, hat bei mir abgenommen. Sonſt, wo möglich, entlockte ich jedem Poſttage einen Brief von Ihnen. Beſſer als der Ihrige, zieht kein Schlüſſel das Uhrwerk meiner Seele auf. Säumt er, ſo ſtehe ich völlig abgelaufen, entronnene Stunden weiſend, die verſchollene Tagesgeſchichte, oder gar nichts von Allem, was in die Zeit gehört, ein Gnomon bei trübem Wetter. An Gaſtgelagen leiden wir keinen Mangel; vom Schmauſe aber fehlt noch viel zum Um-

gange. Man hat ſich wenig oder nichts Erhebliches zu ſagen, und ſelten fällt, was vorfällt, auf elaſtiſchen Boden. Dem hieſigen Leben müßte ein Punctum saliens eingeimpft werden. Nennen Sie mir den öffentlichen Gegenſtand, der leidenſchaftliches Intereſſe erregt. Ohne ſolches, ohne einen wachen Treiber ſchwingt ſich der Gedanke nicht wohl über den Gewerkskreis des täglichen Brodes, Begebniß, Thatſache bleiben verkaltetes Erz und, wo der Geiſt keine friſche Ausbeute gewinnt, da behilft ſich die Geſellſchaft mit roſtiger Münze aus der Sparbüchſe des Gedächtniſſes. Neid und niedere Scheelſucht ſollen hier endemiſche Krankheiten ſein. Davon iſt noch niemand heimgeſucht worden wegen meines Glücks. Es iſt ein Bündel Heu, kein Hafer. Mich, ein müßiges Thier, an der Krippe unbrauchbar, entbehrlich zu ſehen, könnte meiner Eigenliebe weh thun, wenn es nicht meinem Nationalſtolze ſchmeichelte. Was die deutſche Marine betrifft, dieſe, denke ich, läßt ſich gemüthlich, ohne Kompaß, ohne Reiſeplan, von der friedlichen Woge ſchaukeln. Wie aber, wenn unverſehens ein Windſtoß aus Weſten bliefe?

Hätten Sie mir doch die Vokale Ihres Amtsberichtes angedeutet. Allgemein höre ich Sie die trefflichſte diplomatiſche Feder des Feſtlandes preiſen. Mit Hrn. von Otterſtedt, der in Engers gut gefallen hat, iſt man ebenfalls ſehr zufrieden. Er ſcheint, was Noth thut, freimüthig anzuzeigen. Tritt kein auswärtiges Ereigniß in das Ideenſpiel der Deutſchen, ſo gelangen ſie zu volksmündigen Verfaſſungen, wahrſcheinlich nicht durch Beſchluß, aber auf dem Wege der fortwährenden Erörterung, wie England zur Abſchaffung des Negerhandels. Das Reſultat erfolgt während des wortſeligen Prozeſſes der Unterſuchung; denn die Worte ſind Dinge, je nachdem ſie gebraucht werden. Trotz aller Hinderniſſe, die ſich der Reiſe nach Tombuctu in den Weg ſtellen, wird

dieſes, vielleicht elende (!) Neſt entdeckt werden. Europa iſt verſeſſen darauf, repräſentative Anſtalten aber ſind des Schweißes der Edlen werth. In dieſer Hinſicht iſt die Kraft der Meinung zu ungeheuerer Stärke gediehen. Das zeigt der Skandal, den Kotzebue erregt. Der Menſch iſt publici juris unehrlich geworden. Dieſes Schickſal blühte ihm ſchon in der Jugend. Ich erinnere mich eines Einfalls auf ſeinen Namen: er gleiche, hieß es, dem Laubthaler, der vorderſeits das Bildniß, rückwärts das Wappen deſſen führt, auf den es geprägt iſt. Noch immer ſieht der große Haufe in Bonaparte den Beförderer volksthümlicher Verhältniſſe. Bei der Sage von ſeinem Tode haben Leute aus den unteren Ständen geweint. Ich würde es bezweifeln, hätte ich nicht ein Beiſpiel vor Augen gehabt. Meiner Verwunderung erwiederte man: wir danken ihm, daß unſere Soldaten nicht mehr geprügelt werden. Von anderen Anklängen einer Denkungsart im Volke, die ſich nicht durch Rang und Gewohnheit verblüffen läßt, ſchweigen wir!

Hrn. von Varnhagen's Parallele Kaiſer Alexanders mit Konſtantin dem Großen, iſt ſehr verführeriſch. Mündliche und ſchriftliche Kunde aus Warſchau redet der Vergleichung herzerhöhend das Wort. In dieſem Monarchen alſo hatte ich mich nicht geirrt in meinem Aufſatze über Rechtmäßigkeit. Es giebt nur einen Ruhm, welchen innumerabilis annorum series et fuga temporum nicht zerſtören kann, der iſt Heerführer der progreſſiven Vernunft zu ſein. Julian tugendhafter als Konſtantin, Karl V. leidenſchaftsloſer als Heinrich VIII., laſterloſer wollte ich ſagen, ſcheiterten beide auf's Schimpflichſte in dem Verſuche, die Strömung ihres Jahrhunderts einzudämmen, rückfluſſig zu machen. Zu der Würtemberger Bekanntſchaft *) wünſche ich Ihnen von Herzen Glück.

*) Der König von Würtemberg.

Pflegen Sie ihrer; ſie werde der Springſtock, über vorgezogene Verhaue und Gräben zu ſetzen. In Beziehung auf das Kutſchweſen kann ich mir vollkommen Ihre äußerſt unangenehme Lage denken. Des Vehikels läßt ſich unbemerkter in einer großen Stadt entbehren, als an einem kleinen Hofe. Herr von Beyme freute ſich ſehr über die dunkeln Stellen der Schloſſer'ſchen Denkſchrift durch Ihre Entdeckung des Verfaſſers Aufſchluß zu erhalten. Frau von Gerlach iſt geſtern von einem Sohne glücklich entbunden worden.

Bei Gelegenheit des Romberg'ſchen Zwiſtes ſind mir die groben Adelsvorurtheile aufgefallen, die ſich noch immer gegen bürgerliche Exzellenzen, Leute von unvornehmer Geburt, homines novi, auszuſprechen wagen. Dies Geſchlecht wird nicht vergehen, bis daß — Sie kennen ja die Stelle des Evangeliums.

Ich weiß nicht, ob Herr von Lingrée eine Maxime für ſeinen Fall hat. Ihre Zumuthung ſtroßt von Mathwillen. Wenn doch nicht alle Hoffnung aufzugeben wäre! Mit der Geſundheit des Großherzogs geht es ja beſſer.

Wilmans ſchrieb mir, Herr von Varnhagen habe ſeinen Aufſatz zurückgenommen und ſo ſei nicht genug Manuſkript für das dritte Heft. Ich habe deſſen noch für ein viertes bereit liegen. Wilmans iſt eben kein rührіger und dabei ein ſehr bloder Mann. Vielleicht ſcheint ihm manches in den Aufſätzen bedenklich. Sind in den Journalen keine Anzeigen, ſo rührt das von ſeiner Nachläſſigkeit her. Er will mir aus Leipzig ſchreiben wegen der Fortſetzung. Mir iſt wenig daran gelegen. Lieber möchte ich mit Reimer oder Cotta zu thun haben. Verfügen Sie doch noch nicht über Ihren Aufſatz. Zwei Hefte konnten doch wohl noch bei Wilmans erſcheinen. Weiter gehe ich mit ihm auf keinen Fall. Herr von Ancillon hat der Akademie eine Abhandlung vorgeleſen, vorigen

Donnerstag, über repräsentative Verfassung, die der Zuhörerschaft besonders deshalb sehr mißfallen, daß er, in einem Kreise von Gelehrten, dem Gelehrten alle Fähigkeit, alle Würde abspricht, in der Repräsentation eine Stelle einzunehmen. Die Rede wird vermuthlich gedruckt. Für die Mühe, welche sich Preußen in Paris giebt, zu Gunsten der Privatreklamationen kleiner Staaten, scheint mir sein Kredit in Deutschland nicht genug zu wachsen und doch unterzieht es sich der ganzen Erbitterung Frankreichs. Ob man nicht gut gethan hätte, mit der ganzen Staatsmasse in den deutschen Bund zu treten? Bisweilen ist es klug, sich gegen eigene Willfährigkeit zu verwahren. Wie leicht können noch andere Gränzpunkte, als die neulich an Rußland abgegebenen, die Lüsternheit der Polen wecken! Herr von Knoblauch, dem die Gränzangelegenheit aufgetragen ist, reist morgen ab. Gestern war Seine Durchlaucht, Fürst Staatskanzler, bei Seiner Majestät dem Könige, sie standen zusammen am Fenster des kleinen Palastes. Geheimerath Wolf scheint mich lieb gewonnen zu haben. Er besucht mich. Sein beißender Witz gefällt meiner Frau. Ich wünschte, Ihnen einige seiner trefflichen Einfälle auftischen zu können. Schmalz hatte sich früherer Zeit gerühmt, Wolf sei sein dreijähriger Freund. Dreihäriger, hat er sagen wollen, erwiederte Wolf. In einem Journale war die Rede von Antischmalz gefallen. Wolf erzählte: zwei Buben geriethen in einen Streit. Du bist ein Hundejunge, sagte der Eine, und Du bist nicht einmal ein Hundejunge, rief wüthend der Erste, das sollst du mir beweisen. Der Zwist dauerte, bis dem Reklamanten die postulirte Ehre bewilligt war. Ein Mann wurde des Wahnwitzes beschuldigt. Gönnen Sie ihm die einzige Art von Witz, deren er sich erfreuen kann. Geheimerath Wolf geht diesen Sommer nach Schlesien. Ich soll ihn begleiten. Mein Bruder

wünscht es. Auch Geheimerath Rother reist im Mai nach Schlesien. Ich spüre keine Neigung, ein Gleiches zu thun. Die Rheingegenden ziehen mich stärker an als die Ufer der Oder. Nur hege ich wenig Hoffnung, meiner Sehnsucht fröhnen zu können. Wie glücklich ich wäre, einige Wochen mit Ihnen und Ihrer Gemahlin in Baden zu verleben. Der Traum ist zu schön, um in Erfüllung zu gehen. Meine Frau empfiehlt sich Ihrem Andenken. Papiermangel nöthigt mich, zu schließen. Mit treuer Huldigung

ganz der Ihrige

Oelsner.

Das Rothschild'sche Metall beschäftigt bereits die Münze.

61.

Oelsner an Rahel.

Berlin, den 30. Juni 1818.

Seit drei Wochen wollte ich mit jedem Posttage bald Ihnen schreiben, gnädige Frau, bald Ihrem Gemahl, denn ich verwechsele Sie unaufhörlich miteinander und für mich, Verehrte, schimmern beide Genien in Einem Lichte. Immer zerfloß mir die Skizze, weil ich dem Hauptgegenstande des Gemäldes, das ich zu entwerfen dachte, keine sichere Haltung geben, keine bestimmte Farbe verleihen konnte. Dieser Gegenstand bin ich selbst. Ich fasse ihn wie er liegt, um nicht länger zu verschieben. Vor ungefähr vier Wochen berief mich der Fürst Staatskanzler. Seine Durchlaucht trug mir in den verbindlichsten Ausdrücken eine Stellung in Paris an. Man wünschte baldige Abreise. Ich erklärte meine Bedingungen, die Herr Koreff guthieß, der zugegen war. Der Fürst nahm sich Bedenkzeit. Andern Tages reiste er nach

Neuhardenberg, wo drei Wochen verflossen sind. Vorgestern wurde hier ein großes Abschiedsmahl gegeben. Ueber meine Angelegenheit habe ich nichts vernommen. Aber das Publikum ist unterrichtet. Hrn. von Jordans Exzellenz, die mich für ihren schlechtesten Soldaten hält, höre ich, stellt mich kärglich. Der Fürst geht, wie es heißt, den fünften Juli auf dem Dampfschiffe nach Hamburg, die Herren Koreff, Eichhorn, Rother zu Begleitern. Vermuthlich werde ich erst nach der Abreise den in Hinsicht meiner gefaßten Entschluß erfahren. Kann ich ihn ohne Einwendung befolgen, wenn er mich außer Stand setzt, mit Ehren zu bestehen? Bei dem seitherigen, zwecklosen, kostspieligen Reisen riß ich mir und meinen Kindern die Kleider ab. Ich bin entschlossen, meine ganze hiesige Existenz lieber auf's Spiel zu setzen, als mich in der Welt herumfoppen, wie das nun beinahe seit vier Jahren der Fall ist. Es giebt Verhältnisse, die einem, ohne daß man gerade eine böse Absicht darin entdeckt, das Leben abfoltern. Viele meiner hiesigen Freunde rathen mir ganz ab, von hinnen zu gehen. Kaum einheimisch, werde ich wieder fremd. Wie wenn sie recht hätten, daß man mich, mit dem man nichts anzufangen weiß, abfertigen, meiner los sein wolle? Indeß scheint mir die persönliche Denkungsart des Fürsten sehr edler Natur. Das Mißbehagen, welches ich als schlechter Pflastertreter empfinde, hat nicht gehindert, daß ich viele Berliner Beziehungen liebgewonnen. Die einen werden meinem Geiste, die andern meinem Herzen täglich theurer. Es thut mir wehe, sie zu opfern. Bei Tralles, bei Wolf, findet mein Kopf die angenehmste Erholung, und wie könnte ich dem reichhaltigen Stoffe, der Offenheit, der Wärme, dem eindringenden Verstande des Hrn. von Beyme nicht meine innigste Verehrung zollen? Auch seine Gemahlin besitzt einen trefflichen Blick und verbindet mit

großer Weltkenntniß eine Freimüthigkeit, die mich äußerst anzieht. Beide erweisen meiner Frau und mir viel Freundschaft und Güte. Daß wir einen wesentlichen Theil dieses Glücks Hrn. von Varnhagen schuldig sind, ist uns nicht entgangen. Zu den Frauen, die meine ganz besondere Hochachtung verdienen, gehört Madame Beer, deren Bekanntschaft wir dem Hause Ihres Herrn Bruders danken. Diese Dame, die mir wegen eines höchst wunderlichen Anzuges sehr mißfiel, als sie mir das erstemal bei Ihrem Herrn Bruder gezeigt wurde, hat mich seitdem für sich eben so stark eingenommen. Das Glück hat, glaube ich, seine Segnungen nie in bessere Hände niedergelegt. Ich bekenne Ihnen aufrichtig, daß ich mich nun und nimmermehr an die hundert und fünfzig finstern oder blinden Stockwerke gewöhnen werde, die das deutsche Gehirn verunstalten. Ich fühlte mich unendlich freier und glücklicher, als ich ohne Legationsrathstitel in der Welt stand, der in dem hiesigen Etagenwesen durchaus zu den subalternen gehört. Wer diesen trägt, kann sich nur mittelst tiefgebeugter Bücklinge in einer Gesellschaft behaupten, in der eine Exzellenz erscheint. Der Rücken wird ihm zugewandt mitten in der Phrase. Jederman, bis auf die Lakaien, lassen es ihn fühlen, daß er ein erbärmlicher Kauz ist. Wer in der Konversation ein Wörtchen einzuschieben wagt, thut es entweder mit der starren Impassivität des Fatalisten, der seinem Schicksal, was es auch sei, lethargisch entgegengeht, oder mit lächelnd zitternder Demuth es zu vergeuden. In solchen Gesellschaften versteht man blos die Höflichkeit der Bücklinge, für verbindliche Wendungen des Geistes hat man keinen Sinn. Einer der vorzüglichsten Feldherrn, ein Mann von gebildetem Geiste und sehr liebenswürdiger Geselligkeit, den ich in dem Hause einer Dame (Frau von Helwig) bisweilen zu sehen die Ehre habe, aber

zu sprechen mich hüte, ließ, umsessen von artigen Frauen, seinen Stock fallen, aller Rücken beugten, aller Arme streckten sich, den Kommandostab aufzuheben, selbst Frau Bettina von Arnim konnte der Anregung nicht widerstehen. Bei ihr war es vermuthlich das unwillkürliche Zucken bei einem Pistolenschuß im Theater. Frau von Arnim verbindet mit Munterkeit, Laune, Witz, laissez aller, auch gar wohl ein wenig Erudition, es ist ein Geist im ungekämmten Haar.

Der Inhalt Ihrer schönen Briefe ist auf mancherlei Weise ausgeplaudert worden. Und mein Herz ist der großmüthigste Ritter hat Frau von Helwig eben so sehr bezaubert, als es mich entzückt hatte. Die Rede war vom Prinzen Gustav, und so geriethen wir ganz unwillkürlich auf diese herrliche Gemüthsäußerung, die zugleich das Tiefgedachteste enthält. Hrn. von Varnhagen's Urtheil zu Gunsten der französischen Sprache unterschreibe ich ganz. In Hinsicht des Ausdrucks ernster Empfindung, wer ließe da nicht der unseren Gerechtigkeit angedeihen? Auch für lebendige Beredtsamkeit wird sie sich bilden. Aber zur Geselligkeitssprache fehlt ihr das Kaleidoskopische der französischen, die blitzschnell jeden Gedanken in tausenderlei zarte Rosetten zu stellen weiß. Unsere Sprache ist eine Muttersprache, dergleichen Personen, wenn sie nicht schon in ihrer Jugend geschmeidig, aufgeweckt und liebreizend waren, werden es schwerlich im Alter. Ich bin eben am Ende des dritten Theils der Frau von Staël. Neues hat sie mich nichts gelehrt, denn sie spricht nur das aus, was alle gute Köpfe dachten, aber die Art, wie sie es sagt, ist unübertrefflich und muß das Urtheil der geheimen, über ganz Europa verbreiteten Jury zur öffentlichen Meinung machen. Ich verspreche mir große Wirkungen von diesem Buche. Hrn. von Ancillon soll es nicht gefallen. In Hinsicht Bonaparte's

scheint der Batterienstürmer dem weiblichen Gemüthe noch immer zu sehr zu imponiren. Weil sie nicht dabei zugegen sind, bilden sich die Frauen ein, daß alles was Schlachten gewinnt oder schlägt, Heldenmuth sei. Hrn. Necker's großen Schatten übertreibt sich Frau von Staël. In den Dämmerungen des Gefühls scheinen die Gegenstände immer mächtiger, als sie es an sich selber sind. Necker war zuverlässig ein redlicher Mann, vortrefflicher Finanzier, ausgezeichneter Schriftsteller, philosophisch aufgeklärter Geist, aber in den superlativ humanen Verhältnissen, in denen er lebte, hatte er sich allzusentimentale Vorstellungen vom Volke gebildet. Nur der höchste Grad von Eitelkeit konnte ihn verleiten, zu glauben, daß sein Kredit die zerrüttete Maschine halten könne, nachdem die Mißgriffe des Hofes die Einnahme der Bastille herbeigeführt und der Glaube an Ludwigs XVI. Zuverlässigkeit verschwunden war. Wenn er aus Basel zurückkam, um dem Könige zu dienen, mußte es nur geschehen, ihm zur Flucht zu rathen.

Der Marschall Kalkreuth, dessen Tod mir leid thut, weil er eine recht edle Tradition aus der schönen Zeit Friedrichs II. war, hat vor seinem Ableben gesagt, „er wünsche der Monarchie eine so gute Konstitution, als die, so er besessen". Seine Wittwe zieht sich nach Schlesien. Daß sich General von Tettenborn des unglücklichen Badens annimmt, freut mich unendlich. Ich sehe in den großen Staaten so viel Kleines, daß mir herzlich leid thäte, wenn die Kleinen ihretwegen zu Grunde gingen. Die kleinen Mächte werden doch am Ende wohl einsehen, daß ihre einzigen Vertheidigungswaffen Preßfreiheit und Stände sind.

Ob Hrn. von Humboldt der neapolitanische Scirocco besser bekommen wird als die Nebel der Themse? Ich schäme mich meines Gesudels und bitte um Entschuldigung. Seit

lange iſt mir meine Feder nicht ſo untreu geweſen, wie heute.

Die Hälfte von dem, was ich zu ſagen habe, bleibt in ihr ſtecken, und dann macht ſie unnütze Kritze und Striche, die ich ausſchaben muß. Halten Sie ihr dieſe Schwächen zu Gute, der Führer dieſer Feder befindet ſich nicht wohl, er iſt niedergeſchlagen, ſchlaff, in ſeinen Nerven erſchüttert. Ach ihm thäte noth, und wie wohl würde ihm thun der köſtliche Aufenthalt in Baden, das Sie ihm ſo reizend geſchildert, Ihres Umgangs belebender Thau, und der heitere Himmel und die freie Natur. Meine Frau trägt mir auf, Ihnen ihre wärmſten Huldigungen zu bezeugen. Leben Sie wohl.

Von ganzem Gemüth Ihr ſeeleigener

Oelsner.

Ihr Herr Bruder nebſt ſeiner einnehmenden Frau iſt in Poſen. Vergebens frug ich bei ihnen an.

62.

Oelsner an Varnhagen und Rahel.

Frankfurt a. M., den 27. Juli 1818.

Laſſen Sie, huldreiche Genien, mich nicht nach Frankreich reiſen, ohne einige Zeilen von Ihnen. Wenn Sie mit umgehender Poſt ſchreiben nach Mainz, On . . bei Hrn. Legationsrath Pietſch, ſo empfange ich Ihren Brief noch bevor ich von da aufbreche. In Paris weiß ich dermalen keine Adreſſe, als die, unter welcher Briefe an Schlabrendorf gelangen. Daß mir unheimlich zu Muthe iſt, in Ihrer Nähe zu ſein, ohne Sie zu ſehen, zu hören, zu athmen, werden Sie leicht denken. Leider muß ich den anziehendſten Umweg

vermeiden. Ich reise mit vier Pferden und meine Mittel sind gar zu beschränkt. Geringfügig über alle Erwartung waren die vom Fürst Staatskanzler angewiesenen. Ihm selbst konnte ich keine Einwendungen machen, da mir die Expedition des Auftrages erst den Tag nach seiner Abreise zukam. Also mußte ich Hrn. von Jordan die Schwierigkeit, die Unmöglichkeit vorstellen, dem Auftrage des Staatskanzlers Genüge zu leisten. Herr von Jordan erklärte mir, daß der ganze Auftrag ihm fremd und da er nicht darüber befragt worden, so konnte ich wohl sehen, daß er ihm mißfällig sei, zwecklos dünke und unnütz. Demungeachtet benahm sich dieser Minister überaus freundlich und gütig, und wenn die Reise endlich zu Stande gekommen ist, bin ich das einzig den Bewilligungen des Hrn. von Jordan schuldig. Von meiner Lage in Paris verspreche ich mir nichts Angenehmes. Mit Hrn. von Goltz komme ich freilich in kein genaues Verhältniß. Ich bin bei der Gesandtschaft, wie ich es bei dem Departement in Berlin war, auf der Wildbahn. Einleuchtend ist mir, daß man kein Vertrauen in mich setzt, keinen Werth auf die Stellung legt, die man mir anweist. Was kann da meine Stimme gelten neben acht diplomatischen Agenten, deren Ansichten für die ächten gelten! An den wohlmeinenden Absichten des Fürst Staatskanzlers darf ich nicht zweifeln, Seine Durchlaucht hat sie mir auf das allerverbindlichste gezeigt, mündlich, schriftlich; faktisch aber bin ich wie ein Fangball hin und hergetrieben worden und bald frage ich mich, ob ich nicht bei dem Spiele grausam zu Grunde gehen muß. Mit Sack und Pack bin ich im vorigen Jahre nach Berlin gezogen, mit Sack und Pack gehe ich heute nach Paris zurück. Selbst wenn man mich gehörig ausstattete, wäre ich nicht für die Verluste entschädigt, die das müßige Hinumhergeschiebe nach sich zieht. Berlin werde

ich immer in meinem Herzen tragen. Auch in Ihrer Familie, Frau von Varnhagen, iſt mir viel Liebes und Gutes begegnet. Meine Frau hat den Aufenthalt nicht ohne Thränen verlaſſen. Er hat uns mit trefflichen Menſchen, und die uns ewig theuer bleiben werden, bekannt gemacht. Aber dort als ein penſionirter Pflaſtertreter einherzuwandeln, war gar zu niederſchlagend, demüthigend. Wer am meiſten liebt, iſt der am wenigſten Geliebte, dieſem Geſchicke entgehet ſelbſt nicht die Vaterlandsliebe. Ich wünſche von ganzem Herzen, daß die klugen Leute, die mich als einen unnützen Metaphyſiker betrachten und ſich ſelbſt als Exzpraktiker, weil ſie gar keine Zukunft im Auge haben, das Schiff glücklich durch alle Stürme führen, deren Gewölk ſich mir am Horizonte zu ſammeln ſcheint. Leben Sie wohl. Behalten Sie mich ein wenig lieb. Mein Geiſt und mein Herz ſind voll von Ihnen.

Oelsner.

63.

Varnhagen an Oelsner.

Baden, den 29. Juli 1818.

Wie es auch ſei — ich wünſche Ihnen doch Glück zu der Veränderung, die Sie betroffen, mein hochverehrteſter Freund! über deren Entſtehen und Umſtände ich ſonſt ſo außer mir bin, wie Sie es ſich kaum vorſtellen! Es iſt nur ein Zug mehr in dem großen Gemählde, auf das ich die Augen immer gerichtet habe und von dem ich ſie immer wegwenden möchte; nichts ſollte mich unter dieſen Figuren überraſchen, aber die Empörung, die ich dabei empfinde, überraſcht mich jedesmal, als wäre mit ihr auch ihr Gegenſtand neu! Aber für Sie und Ihre verehrte Gemahlin freut mich doch Paris,

der gewohnte Boden des Lebens, der Mittelpunkt der Ereignisse, der Sammelplatz vielfacher Verhältnisse! Lassen Sie die guten Nebendinge Ihr verletztes Gemüth von der schlechten Hauptsache abwenden! Ich muß mir Zwang anthun, um nicht auszubrechen in Wuth gegen die elenden, nichtswürdigen, dummen, selbstverderblichen Maßregeln und Behandlungsarten, die in der Welt die Oberhand haben und ungestraft eine Zeitlang walten. Die Erzpraktiker haben weder 1789 noch 1806 Stich gehalten, viele haben in der Emigration und auf dem Schaffot, Andere in verachteter Nichtigkeit und auf der Festung ihre Praktik so unnütz erfunden, wie man jetzt die Metapolitik unnütz findet; aber Erfahrungen müssen gemacht werden, sie sind vorher keine. Was hilft alles Reden! Fällt aber einst ein plötzliches Licht auf die dunkle Bühne, dann werden wir sehen, in welcher Stellung die Finsterlinge überrascht, als ewige Schmachsäulen der Geschichte festgehalten sein werden.

Ich wollte Sie trösten und ermuntern, und reize Sie nur mehr mit allgemeinen Betrachtungen! Wie gern hätten wir Sie gesehen und wenigstens eine kurze Zeit bei uns besessen! Wie vieles hätten wir besprochen! — Sie knüpfen doch Ihren Briefwechsel nach Stuttgart wieder an? Ich soll Sie auch zur Mitarbeit an einer Zeitschrift „der Stern", welche an die Stelle der „europäischen Annalen" treten wird, auffordern; die Aufsätze werden gut honorirt werden; Herausgeber wird Herr Dr. Lindner sein, welches aber noch einige Zeit ungesagt bleiben muß. — Lassen Sie mich gleich Ihre Pariser Adresse wissen, ich habe Ihnen, wenn Sie erst dort sind, eine wichtige Frage zu machen. —

Wir leben hier, wie es die Umstände mit sich bringen; das heißt, schon nicht sehr nach Neigung und Anspruch. Richtete ich mich nicht unaufhörlich mit Anstrengung empor,

so müßte ich niedergeschlagen sein. Ich habe viel zu thun, doch kommen mir bisweilen Zweifel, ob ich nicht an einer Arbeit sitze, die mir am Ende vorkommen wird wie jenem Studenten seine fleißige Uebersetzung des Corpus juris, die ihm durch bübische Spottvögel als eine angebliche Buchhändlerbestellung aufgetragen worden war!

Herr General von Tettenborn befindet sich bei dem Großherzoge in Grießbach; seine Gesandtschaft nach Wien, — der Kaiser hat sie mit gnädigstem Wohlgefallen für genehm erklärt — kann vielleicht erst nach dem Aachener Kongresse — selbst Herr von Gentz gebraucht den verpönten Ausdruck — Statt finden. Späterhin kommt er von Wien doch gewiß wieder nach Karlsruhe zurück, und was wir an jenem heißen Vormittage in den großherzoglichen Gärten scherzend gesprochen, dürfte Ernst werden.

Herr von Cotta ist in diesem Augenblicke hier; haben Sie mir etwas an ihn aufzutragen, so rechnen Sie auf die sorgfältigste Ausrichtung. Wie in allem, worin Sie mich gebrauchen können!

Lesen Sie zur Ergötzung, wenn es noch nicht geschehen, die Folies du siècle par Mr. Lourdoneix, worin der Abschnitt: le Souverain, mir eine tiefe, kühne, erhabene Konzeption erscheint; überhaupt hat das Buch eine fast deutsche Geistesader. Sagen Sie mir bei Gelegenheit etwas über den Verfasser.

Sagen Sie dem verehrungswürdigen Hrn. Grafen Schlabrendorf meine Gesinnungen der Hochachtung und Anhänglichkeit. Er schreibt mir nicht mehr. Dieser Tage brachte mir der junge Graf Kaiserling mündlich gute Nachrichten von ihm, und daß er eine Sammlung von Revolutionsschriften veranstalte, die einer preußischen Universität zum Vermächtniß bestimmt sein sollen.

Herzliche Grüße an alle Freunde! Mit unverändert treuer Gesinnung ganz der Ihrige

K. A. V. v. E.

64.

Rahel an Oelsner.

Baden, Mittwoch, den 29. Juli 1818.

Trübes, wärmliches Nebelwetter, nach langer, heißer, trockener Hitze und einem Gewitter.

Eine plötzliche Neuigkeit! dachte ich, als mir Tore diesen Morgen den dünnen, gleich als von Ihnen erkannten Brief im Bette überreichte. Die Laden wurden aufgerissen; es war eine Neuigkeit, denn „Frankfurt" stand oben! Und gestehe ich's, einen Augenblick freute es mich: Sie waren näher; ohne Gestalt zog die Möglichkeit durch meinen Kopf, ich könne Sie nun sehen; nachher die Wirklichkeit durch, daß ich dazu nicht Geld genug habe; und bei Ihrer schnellen Fahrt nicht einmal Zeit: dann war es mir lieb, daß Sie aus Berlin waren. Dann empörte ich mich mit Ihnen und für Sie; dann sorgte ich mit Ihnen in alle kleine Details hinein; dann freute ich mich, daß Sie mit „Sack und Pack" weg sind, denn nur daraus sah ich, daß Madame Oelsner mit Ihnen ist. Dann lief ich zu Varnhagen; dem ich zusprach, weil er nicht gleich die Sache nahm wie ich, und tief affizirt war, ich hatte ihm den Brief nach seinem Bette geschickt. Wir sprachen viel und denken jetzt gleich. Es bleibt dabei: ich habe einen Vorzug im Ansehen der Dinge bei uns; ich kenne sie länger und ganz: ununterbrochen von Kindheit auf; ich denke nie günstig von denen, die sich einbilden, sie lenken sie: sie lenken gar nicht: sie lassen sich

tragen und bezahlen, und weil sie ununterbrochen genießen, so haben sie keine Zeit und keinen Willen, nach einer Richtung, Zweck oder Plan, bös zu sein; sind aber nicht minder schlecht in ihrer bodenlosen Negation; in dem Abgrund von Nichts, der sich füllt wie er kann. Ich hatte also keinen Augenblick, in welchem ich hoffte, man könne aus Einsicht, mit Willen einen Mann schätzen und gebrauchen, der nicht schon in eine wichtige Position hineingetrieben ist, vom alten immer seichter werdenden Strom. Ich halte es für gut, daß Sie rückwärts vom Ufer gestoßen sind: der Augenblick ist hart, wie der Stoß, der Schwindel lästig. Aber weg sind Sie in einem andern Lande, und Sie müssen sich erholen: die Natur der Sache bringt es mit sich. Wir sind Ihre Freunde, die den zärtlichsten, innigsten Antheil an Ihnen nehmen, den die thätigste Sorge nicht verläßt; und etwas wird gelingen. Sie und Frau von Oelsner werden die Thränen des Abschieds vergessen: und sich heimisch in Ihrem Paris wiederfinden, unter bequemen Reden, Leben und Lebensmitteln; kurz, in einem vollkommen depravirten Ort! (So lobte ein geistreicher Freund [Gualtieri] große Städte.) „Oft ist ein Fall das Mittel, um desto sicherer wieder aufzustehen!“ sagt Shakespeare. Wie unendlich wahr und immer wieder wahr. Erst jetzt haben wir das regeste, lebendige Beispiel an einem Jugendfreund von mir, der — noch dazu durch Unbesonnenheit — in eine Grube geplumpt war, und eben durch dies Geräusch uns wieder bekannt wurde, und dadurch zu uns kam, und nun weit besser steht als vorher. [Lindner.] Ich habe gewiß das Glück, auch Sie höher, besser, sicherer und angenehmer zu sehen, als in Berlin. Der Sand wird fest, und dann bricht er. Das sollen Sie sehen; sie lassen ja gar nicht nach, sie kneten und trei-

ben, und reiben, und helfen der Natur, als könne sie's nicht allein: und was sie unterlassen ist auch ein schön Stück Arbeit. So waren Paraden und Anderes ein schweißtreibendes Geschäft vor einer gewissen Zeit; als aber Krieg kam, von andern großen Uiern hergetrieben, kam er wie in eine Kinderstube hinein, wo man ein Puppenarsenal sieht, aber von nichts als der kleinen, bequemen Stube weiß; und, zerbricht es, weint und staunt, und eine Zeit lang folgt, bis man gewachsen, aber doch unerzogen ist, und — wie lange noch? — bleibt. Muth also! das heißt, nicht vergessen, daß Ereignisse nie kinderlos bleiben; daß zum öftersten Kinder den Eltern ganz unähnlich sind, und die ähnlichsten sich mit jedem Jahr immer anders entwickeln, als man's nur irgend errathen kann. Für's Erste, und ich bringe das in Anschlag: kommt in wenigen Tagen mein Bruder Moritz mit seiner polnischen Frau zum Besuch zu mir, und ich und diese beiden wollen eine Reise machen, die Frau zielt auf Paris. Nun hab' ich einen großen Grund mehr, dahin zu wollen und das ist Ihnen ein Trost, und vielleicht irgend eine Hülfe. Also, Glückauf vielmehr! Die Welt ist erschüttert, etwas muß vorgehen. Denken Sie, daß Sie gesund sind; Kopf haben, Freunde, „Gleichgesinnte" sagt Goethe, und lange keine wahre Verlegenheit. So spräch' ich zu mir selbst, so spreche ich zu Ihnen! Ich muß noch meinem Bruder, eben Moritz, ein Wort schreiben. Lassen Sie uns nur jetzt keinen Posttag ohne Nachricht! Ich muß alles von Paris wissen, was Sie und Ihr Hauswesen, Ihre Einrichtung, Ihren Trouble, Ihr Angenehmes betrifft. Dieser Brief ist auch für Madame Oelsner, und hiermit grüße ich sie! Ich möchte weinen, daß ich nicht schnell nach Mainz reisen kann. Ich sehe so viel verschwenden, das heißt, ohne Sinn und Genuß wegwerfen. Halte — là! das geht in's

Unendliche; nämlich bis zum Unbegreiflichen. So nannte Brinckmann Gott. Adieu, Adieu! Ihre

Rahel.

65.

Oelsner an Varnhagen und Rahel.

Saarbrück, den 4. August 1818.

Ich kann Deutschland nicht verlassen, ohne daß sich nicht noch einmal meine Blicke nach Ihnen wenden. Gern möchte ich ein Wort des Dankes sagen. Für den unaussprechlichen giebt es keinen Ausdruck. Mainz beschenkte mich mit Ihren herzerhebenden Briefen. So theilnehmend wie Sie Beide, sind nur großsinnige Seelen. Zu Ihren Füßen liegt die Staubwolke der Alltagswelt. Sie können thun, begehen was Sie wollen, bei mir behalten Sie recht. Fehlen können Sie und sündigen, wenn es Ihnen gefällt, und mein Gemüth bleibt den Genien mit unverbrüchlicher Treue ergeben. Welch ein Lichtstrahl, Frau von Varnhagen vielleicht in Paris zu sehen. Aller Wahrscheinlichkeit nach kommen die Souveraine dahin und Potier kann nicht ausbleiben. Madame Oelsner stammt nach Ihrer Bekanntschaft. Des jungen Rothschild's blühende Braut und die Tante mit dem verbundenen Auge haben ihr Verlangen auf den Gipfel getrieben. Frauenlob in dem Munde von Frauen thuet noch ganz andere Wirkung, als in dem Munde des Mannes. Zu Frankfurt mußte ich länger rasten als meine Absicht war. Die schmähliche Sonnengluth, der wir ausgesetzt waren, hatte meine Frau krank gemacht. Mehr noch wahrlich als diese Versäumniß hat mich der Diskredit bekümmert, in den wir beim deutschen Bunde gefallen sind. Hier höre ich Klagen über die unnütz zahlreiche Beamtenwelt und die allzuweit getriebene

Verpflichtung zum Soldatendienste. Doch ich muß abbrechen. Der Schmidt ist fertig. Meine Frau empfiehlt sich zu Gnaden. Genehmigen Sie meine Huldigung.

Oelsner.

Meinen Gruß der Melita, die Ihnen mit Freundlichkeit meine Briefe bringt.

66.

Oelsner an Varnhagen.

Paris, den 17. August 1818.

Am 7. bin ich hier angelangt nebst den Meinigen, ohne widrigen Zufall, nur von der Hitze hart mitgenommen. Das Ziel der Reise wäre erreicht, nicht das Ende der Wanderungen. Wenn der Gasthof mich nicht mit Stumpf und Stiel aufzehren soll, muß ich anderswo Behausung miethen. Wohnung aber zu finden, wie ich brauche, hält äußerst schwer. Ich kann durchaus nicht im Geräusch der Kinder leben, denken, schreiben. Dann hat man die Preise zu berücksichtigen. Es ist ein höllisches Ding um das menschliche Dasein auf Erden. Hunderttausend kreischende Lumpereien unterbrechen die Harmonie, zerrütten den Takt und machen das angebliche Konzert zur wahren Bierfidelei. Vor Mitte Oktober, dem gewöhnlichen Termine, darf ich nicht hoffen, leidliche Zimmer zu beziehen. Ich würde das alles leichter tragen, stärkte mich bei dem ewigen Aus- und Einpacken einiges Vertrauen in den Zweck. Kann der preußischen Regierung im Ernste an einer litterarischen Korrespondenz gelegen sein? Herr Schoell hat schon überall eingeflüstert, daß ich der Gesandtschaft ein fünftes Rad am Wagen bin. In den Provinzen sowohl als hier wird so zuversichtlich auf die

Räumung gerechnet, daß eine entgegengesetzte Maßregel nur von der übelsten Wirkung sein kann. Was weiter, dazu braucht es keiner großen Definationsgabe. Die Baccine, welche das Menschengeschlecht auf eine schauerliche Art vermehrt, fordert in letzter Behörde Krieg. Der Ueberschuß von Weibern, den wir behalten, macht mich verlegen, so lang es an Fräuleinstiftern und Nonnenklöstern gebricht. Frau von Schlegel hat ein schönes Beispiel gegeben, wenn es wahr, daß sie in den Orden der Kapuzinerinnen, wie versichert wird, getreten ist.

Die Polen, welche hier in großer Menge sind, schmeicheln sich mit naher Herstellung ihres ganzen Königreichs. Dabei aber würden Oesterreich und Preußen Haare lassen. Es ist skaldische Poesie zuverlässig, wenn man dem Kaiser Alexander den Plan unterlegt, Karl XIV. für Schweden und Norwegen zu entschädigen? Glauben Sie, daß General Czernichef dem Könige von Schweden gesagt habe: Mit allem dem, was der Kaiser, sein Herr, in Hinsicht Frankreichs beschlossen habe und zu verfügen gedenke, werde Bernadotte sehr zufrieden sein u. s. w., jetzt sei Preußen der Gegenstand, welcher Rußlands hauptsächliche Aufmerksamkeit heische, Preußen sei im Begriff, Thorheiten zu begehen. Mit dergleichen Fabeln tragen sich hier sogar gesetzte Männer. Ueberhaupt bemerke ich übertriebene Vorstellungen von dem Jakobinism der Deutschen, insbesondere der Preußen.

Graf Schlabrendorf habe ich besten Wohlseins gefunden.

Während der Anwesenheit seiner Nichte, die vor einigen Tagen abgereist ist, soll ein Testament zu Stande gekommen sein. Mehr zu schreiben muß ich verschieben! Leben Sie wohl!

Oelsner.

67.

Oelsner an Varnhagen.

27. Août. 1818.

Le moment où l'on dévoila la statue, produisit un beau coup de théatre. Tout le reste m'a paru froid. On voyait peu de drapeaux blancs flotter aux croisées, mais ce qui dut surprendre davantage, c'est la sobriété des applaudissemens et des cris de joie au passage du magnifique cortège de la cour, les duchesses infiniment gracieuses, mises avec moins de richesse que d'élégance, et les princes à cheval autour de la calèche du roi. Les cérémonies publiques ne deviennent fête que par le mouvement des spectateurs. La profusion des comestibles a été extraordinaire; la populace s'est coulée sans enthusiasme. J'ai payé ma curiosité de la perte d'un mouchoir. Rien de si facile que de rattraper le voleur. C'eut été une perte pour les galères. Mr. de Goltz nous a donné hier un superbe diner. Il y avait haute société. Je ne reconnus d'abord que la figure de Lord Wellington et celle du Chevalier Schoell. Le noble Duc a maigri, il m'avait l'air très fatigué. Quant à Mr. Schoell, sa bonne mine ferait honneur aux noces de Gamache. Et cependant, il ne mange pas avec autant d'appétit que le Comte de Stakelberg, dont le valet de chambre ne laisse son maitre manquer de rien. Je n'ai pas vu de sujet mieux dressé pour le service d'un gourmand. Mad. de Stakelberg est une femme fort aimable. Elle, la Princesse de Vaudemont, Mad. de Bonnay, et la Comtesse de Goltz, voilà tout ce qu'il y eut de dames. Le Duc de Richelieu, le Général Ziethen, Mr. de Tshilshakof leur furent présentés; je me suis présenté moi-même.

La physiognomie de Pozzo di Borgo m'a singulièrement occupée. Le diner fini, les ministres des grandes cours se retirèrent pour une conférence qui se tint dans une pièce à côté du salon. J'imagine que le départ de l'armée d'occupation s'y est traîté.

Mr. Bignon vient de traiter les différends qui subsistent entre Carlsruhe et Munich. La brochure va vous intéresser. En la feuilletant j'ai entrevu que l'auteur plaide la cause du Grand-Duc contre la convoitise de la Bavière, et qu'il fait la guerre à Mr. le Conseiller Schoell. Celui, dans le 11me Vol. de sa collection publiée après les volumes 12, 13, 14, s'est avisé d'émettre une opinion que le caractère diplomatique de l'écrivain, énoncé sur le titre de l'ouvrage, ferait envisager comme officielle, mais en Allemagne rien ne tire à conséquence, ici, c'est autre chose. La nomination de Mr. de Bernstorff a excité une sorte de surprise. On s'étonne de ce qu'un pays comme la Prusse ne produit pas les talens necéssaires à son salut et qu'elle a besoin de recourir à l'étranger. Il n'est pas question ici de l'étranger qui, attaché dès sa jeunesse au pays qui l'élève, appartient naturellement à la patrie d'adoption.

Notre eremite, qui vous fait ses complimens, a dit une chose très forte à Mad. de Chèves sur Mr. de Bernstorff. Mr. de S. qui arrange si bien les autres, s'arrange bien mal lui-même. C'est à la lettre qu'il montre le derrière à ses amis. Le séant usé de sa robe de chambre y laisse une lacune que la Venus aux belles fesses remplirait plus dignement que le propriétaire actuel.

J'ai assisté aujourd'hui à la séance publique de l'académie française. L'éloge couronné de Rollin est un ouvrage charmant. Je ne suis pas également content des discours

de recipiendaire. Mr. Cuvier y mit d'ailleurs une affectation de timidité qui devint carricature. La réponse de Mr. de Drézé est un beau morceau d'éloquence. La vigueur de ce vieillard m'a enchanté. Mais pour s'entendre louer en face comme Mr. Cuvier, il faut un courage de bronze. — J'ambrasse vos genoux, mes nobles amis, et me recommande à votre bienveillance. Adieu!

Oelsner.

68.

Varnhagen an Oelsner.

Baden, den 4. September 1818.

Mit aller Innigkeit, die unserem verehrten Freunde in unseren Herzen wohnt, haben wir die werthen Briefe vom 17. und 27. v. M. empfangen! Ich glaubte, der zweite würde mir eine nähere Adresse bringen, in deren Ermangelung ich aber nicht länger anstehe, die unseres würdigen Einsiedlers zu gebrauchen, dem ich Sie bitte, meine ganze Verehrung zu bezeugen. Man betrübte mich durch die Versicherung, daß er mir zürne wegen einiger Zeilen, die über ihn im Druck erschienen sind; ich begreife, daß der verehrte Mann jene Zeilen mißbilligen kann, glaube aber nicht, daß er die Gesinnung tadeln darf, aus der sie hervorgingen, und aus der ich sie keineswegs bereue! — Ich war in der letzten Zeit ungewöhnlich beschäftigt und bin es zum Theil noch; die auf Baden gehäuften Spannungsverhältnisse durch die Krankheit des Großherzogs, die Verstimmung mit Baiern, die zur Entscheidung nahende Gebietssache und endlich durch die Erscheinung einer badenschen Verfassungsurkunde, gaben und geben mir mannigfache Thätigkeit, die, wie Sie denken können, nicht überall auf Beobachtungsberichte beschränkt zu

bleiben vermocht! Die Konstitution möchte ich Ihnen gern senden, aber, obgleich musterhaft kurz und bündig abgefaßt, hat sie doch für einen bloßen Brief zu großen Umfang und die Zeitungen werden sie schnell genug ausbreiten. Ich muß gestehen, daß dieses Werk meine Erwartungen weit übertroffen hat; vieles darin ist ganz vortrefflich; anderes nicht unverbesserlich. Ihr und des Hrn. Grafen von Schlabrendorf darüber gesprochenes Urtheil wünschte ich gern zu erfahren. Herr von Reizenstein ist als der Hauptverfasser zu betrachten, durch Hrn. von Tettenborn's kräftigen Freisinn und Hrn. von Berstett's eifrigen Betrieb nachdrücklich unterstützt. Es fehlte auch nicht an Widerspruch, der aber besiegt wurde. Jetzt kommt es vorzüglich darauf an, ob die Standesherren und der übrige Adel, denen eine solche Verfassung ein Gräuel ist, in ihre schon beginnenden Umtriebe einen Theil des Volkes einzuflechten vermögen, oder nicht; ich hoffe letzteres, und dann dürfen wir auf einem Punkte wirklich einmal ein konstitutionelles Gedeihen erwarten; aber in Würtemberg und Baiern ist diese Hoffnung eben wegen des überwiegenden unruhigen Adels schon viel geringer! — Hrn. Bignon's Schrift erwart' ich jeden Augenblick von Straßburg, ich höre von allen Seiten viel Gutes davon, sie muß hier äußerst willkommen sein. Man ist hier in beharrlicher Weigerung, irgend eine Bestimmung des berühmten Protokolls von Paris anzuerkennen; Herr General von Tettenborn, von dem Fürsten von Metternich nach dem Johannisberge eingeladen, wird diesem Entschlusse Festigkeit, und vielleicht, wenn das Glück günstig ist, sogar Billigung zu verschaffen wissen; er ist auch zu dem Fürsten Staatskanzler nach Aachen gereist, und wird erst im Winter seinen Gesandtschaftsposten in Wien antreten. Aus Berlin fehlt es uns nicht an Nachrichten, Moritz und Ernestine Robert, die seit

einigen Wochen hier bei uns zum Besuche sind, und sich Ihnen und Ihrer Frau Gemahlin bestens empfehlen, liefern deren mündliche, wie man sie schriftlich nie giebt. Lassen Sie mich ebenfalls davon brieflich schweigen. Daß nach und nach vieles wahr wird, was Kundige vorhersehen, ist eine alte Geschichte. Ueber die Anstellung des Hrn. Grafen von Bernstorff ließen sich im voraus die anziehendsten Gestaltungen dichten; daß die Sache reichhaltige Merkwürdigkeiten darbieten wird, ist wohl außer Zweifel; daß hier Stoff sei, erkannte ich gleich mit solcher Sicherheit, wie in dem Titel von Grillparzer's Trauerspiel „Sappho" den dichterischen Gehalt, gleichgültig kann bei solcher Wahl der Erfolg nicht bleiben. — Man fürchtet in Frankfurt neue Anstrengungen Preußens zu größerem Machtdastehen; ich weiß nicht aus welchen Gründen; überhaupt aber befürchtet man ungemein den bevorstehenden Kongreß, von welchem die englischen Blätter allerdings große Dinge verkünden wollen. Ich glaube jedoch nicht, daß viele und unbedingte Machtgebote von dort ausgehen, und die ausgegangenen schnelle und unbedingte Vollstreckung finden werden. Die anderen Staaten, die nicht die vier Mächte sind, und eine Art Oppositionsstellung gegen diese haben, sind nicht ohne Mittel, und werden nicht lange in dieser jetzigen Befürchtung und Erschrockenheit bleiben, ohne sich dagegen besinnend zu stärken und dem Uebergewicht entgegen zu arbeiten. Schon jetzt ist im Publikum die ganze Vorstellung des Kongresses zu Aachen im voraus diskreditirt, und mit einer Art Schadenfreude nennt jederman fortdauernd Kongreß, was die vier Höfe schlechterdings nicht so genannt wissen wollen.

Oft schon habe ich sehr beklagt, bei meinem mehrmaligen Aufenthalt in Paris immer die Bekanntschaft des Hrn. Benjamins de Constant versäumt zu haben; neuen Anlaß

zu dieſer Klage erhalte ich eben jetzt, da die Herausgabe der franzöſiſchen Minerva ihm für mehrere Freunde einen neuen Beziehungsreiz ertheilt. Dürfte ich den Wünſchen derſelben vielleicht zu entſprechen hoffen, wenn ich Ihrer gütigen Vermittelung übergäbe, Hochverehrteſter, was man meiner unmittelbaren Verbindung glaubte zumuthen zu können? Es iſt die Rede von Aufnahme des beifolgenden Aufſatzes in die franzöſiſche Minerva, deren Geiſte man ihn angemeſſen, deren Wirkſamkeit man ihn bedürftig glaubt; die Ueberſetzung in's Franzöſiſche, ſowie die etwanigen weiteren Bemerkungen die der Stoff nach neueren Beleuchtungen vertrüge, wollte man lieber der Güte des Hrn. von Conſtant, als welcher des Deutſchen ja ſo gründliche Kunde beſitzt, überlaſſen, als mit einer minder gefügigen Arbeit zuvorkommen. Auf Verſchwiegenheit wird gerechnet; man glaubt dieſe Berufseigenſchaft derjenigen, die alles ſagen ſollen, unter den franzöſiſchen Schriftſtellern geſicherter und ausgebildeter vorausſetzen zu dürfen, als unter den deutſchen, wo noch ſo manche Klatſcherei umgeht. —

Die Schrift: „Deutſches Wort an die Rheinländer" ſoll den Dr. Koreff zum Verfaſſer haben; ſeine Schreibart erkenne ich darin aber nicht.

Meine eifrigſte Empfehlung an Ihre verehrte Frau Gemahlin, der auch meine Frau ſo wie Ihnen alles Erfreuende zu ſagen wünſcht!

Mit innigſter Verehrung Ihr

K. A. V. v. C.

69.

Oelsner an Varnhagen.

Paris, den 11. September 1818.

Von allem, mein Theurer, was ich seit meinem Wiederhier aus Deutschland empfing, war der Kupferstich Ihrer Hand das Willkommenste. Er weckte mich vorgestern zu wahrem Jubel. Meine Frau blieb kein stummer Zeuge, da sie vernahm, daß Ihr Schwager Moritz mit Catalani Robert nur noch vier Tagereisen von uns und nicht mehr. Bestellen Sie unsere glühendsten Gegengrüße. Dürfen wir nicht hoffen, das interessante Paar unter Geleit der Frau von Varnhagen bei Madame de Monmerqué zu sehen au passage du Cendrier Nro. 38? Und warum wollten Sie zurückbleiben? Das Nachfest des Kongresses wird zuverlässig in Paris gefeiert. Dafür bürgen Potier und Brünet. Mit Ihrem Artikel habe ich keinen Augenblick gesäumt, bin aber nicht so glücklich gewesen, Benjamin Constantin anzutreffen. Diesen werde ich bei erster Gelegenheit mit Ihren Empfindungen für seine Person bekannt machen. Eben höre ich, daß in den hiesigen Blättern ein Aufsatz erschien, dem der W. wahrscheinlich zu Grunde liegt. Durch eine Menge Lesekabinette sind die deutschen Zeitschriften dermalen so stark in Paris verbreitet, daß ich fast besser au courant zu sein glaube, als ich es in Berlin war. Sie kennen ja die Kärglichkeit des Cassino. Ihren reichhaltigen Brief habe ich unserem Einsiedler mitgetheilt. Es giebt Dinge, über die man böse wird und doch nicht zürnt. Der Groll, den die Zeitgenossen erregt haben, ist von keiner bitteren Laune. Ob die Badener Konstitution, sie sei noch so preiswürdig und zeitgemäß, als Rettungsmittel nicht zu spät erscheint, that is the question. Ich verspreche mir mehr von General Tettenborn's Persön-

lichkeit. Hier waltet die Meinung, daß dem Großherzogthum Baden zu Aachen bevorstehe, was in den Veterinairschulen den alten Pferden geschiehet: Zergliederung am lebendigen Leibe. Auch über Preßfreiheit, heißt es, werde der Kongreß entscheiden. Wenn nur nicht zu Gunsten allgemeiner deutscher Preßfreiheit die besonderen einzelnen, allzukecken Preßfreiheiten der kleineren Staaten in den Grund gebohrt werden! In Oesterreich, sehe ich, sind sogar die Büchertitel der Zensur unterworfen. Deutschlands Souveraine zweiter und dritter Ordnung werden täglich tiefer in den Strom gemeiner Partikularen hineingetrieben, deren Rechte, deren Selbstständigkeit nur allein die öffentliche Meinung schützen kann. Die öffentliche Meinung aber hat keinen Hinterhalt, wenn ihr nicht das Geschütz der Schriftsteller zu Gebote stehet. Spielen kann dieses Geschütz nur mittelst der Preßfreiheit. Soviel begreift ein Jeder. Fast alle Gesetze, betreffend die Freiheit, Geschriebenes drucken zu lassen, so mir noch vorgekommen sind, waren sammt und sonders mulier formosa superne entzückenden Eingangs. Hinten aber trugen ihnen jedesmal die Expeditionen eine lange unabsehbare Schleppe voll Jammer nach. Die Preßfreiheit hat das mit der Gottesfurcht und mit der Tugend gemein, daß sie, wie diese, für heilsam, unentbehrlich, nothwendig fast überall und ohne Bedenken, anerkannt durch die Ausnahmen, welche in der Praxis gelten, sich verflüchtiget und verdünstet. Dem russischen Kaiser werden große Pläne zugetraut. Nach Einigen trägt er die Vertreibung der Türken aus Europa im Schilde durch gemeinschaftlichen Ruck der ganzen hochlöblichen Christenheit. Es fehlt nicht an Leuten, welche die Unternehmung wünschen, weil sie berechnet haben, daß sie binnen Eines Feldzuges unmöglich vollbracht wird und sodann allerlei Lotterieloose zu gewinnen sind. Herr Schoell hat sich gegen

Bignon verantwortet, doch nicht über die Stelle, für welche der Diplomat haftet, Seite 215 des Buchs, das jetzt vermuthlich in Ihren Händen ist. Sad de minimis non curat praeter, besonders wenn man ihn zum Vetter hat. Herr Scholl ist mit einer Pflegetochter des hiesigen Hrn. Jordan verheirathet. Den Tod Millin's wissen Sie aus den Zeitungen. Seine Bibliothek hat er einer alten Freundin, Gräfin Bozolais, oder Lavolais hinterlassen. Diese Bibliothek, sehr ansehnlich, in Hinsicht der Antiquitäten und der Kunst einzig und in der schönsten Ordnung, welches der Katalag, 6 Bände in F., beweiset, schien mir eine zweckmäßige Ausstattung für die rheinische Universität, und so schrieb ich darüber an Hrn. von Koreff, ehe noch Millin, glaube ich, begraben war. Gewiß ist mir niemand zuvor gekommen. Ich hatte mich überzeugt, daß die hiesige Regierung die Bibliothek nicht kaufen würde, obschon sie es eigentlich sollte, wegen ihrer, in mehreren Fächern methodischen Vollkommenheit. Da diese Bibliothek oft mehr benutzt worden ist, als die königliche und der gelehrte Stand ihren hohen Werth genau kennt, so wird sich wegen der Ausfuhr in die Fremde Geschrei erheben. Schon als Preußen die Justinianische Gemäldesammlung kaufte, hieß es, die Fremden trügen alle Kunstsachen davon und mit französischem Gelde. Dergleichen vorzubeugen, war ich Willens, wenn mein Vorschlag genehmigt würde, den Herzog von Richelieu von der Absicht zu benachrichtigen, welche Captatiae benevolentiae ihren Zweck hier nicht verfehlen konnte. Auch dieses meldete ich. Vorigen Dienstag besuchte mich Herr Schoell, mir zu sagen, daß er Auftrag habe, die Millin'sche Bibliothek für die rheinische Universität zu kaufen. Daß mein Vorschlag Eingang gefunden, freute mich um so mehr, als er ohne Antwort geblieben war, und jederman erfährt denn doch gern, was aus seinen Ideen hervorgeht.

Ob man wohlfeiler fahre, den Auftrag zu einem Buchhändlergeschäft zu machen, als ihn mir anzuvertrauen, lasse ich dahin gestellt. Mir war es um die Sache zu thun, nicht um die Vortheile, die für einen geschickten Mäkler beim Kaufabschlusse abfallen können. Uebrigens bemerke ich recht wohl die Zurücksetzung, welche mir hier begegnet. Hrn. von Koreff sie beizumessen, bin ich weit entfernt. Von ihm habe ich in den flüchtigen Berührungen meines Berliner Aufenthalts nur die artigste Behandlung zu rühmen. Ich schreibe Ihnen im Getöse von Anstreichern und Tapetenflickern. Meine alten Möbeln habe ich hier in schlechtem Zustande, aber edle und nicht unbedeutende Freunde in günstigen Gesinnungen für mich wieder gefunden. Jetzt, da ich mich neu einzurichten habe, erfahre ich erst, wie sehr mich das Hin- und Herziehen mit Haus und Habe in meinem Vermögen zurückgesetzt hat. Herr Steidel, der Ihnen zu Wien vermuthlich vorgekommen ist, wo er niemandem die Zeit verkürzte, hat sich ein Wartegeld von 1500 Thalern erwinselt. 8000 Franken sind ihm gezahlt worden auf Abschlag der 60,000 Franken, die er fordert für Reisen und Bemühungen, zu hindern, daß Preußen den Wiederbesitz von Danzig erlange. Für Reisen, die ich auf Geheiß unternommen habe, freilich zu keinem Zwecke, welches nicht meine Schuld ist, für Reisen von Frankfurt a. M. nach Berlin, von Berlin nach Paris, von Paris mit Familie nach Berlin, von Berlin mit Sack und Pack hierher, zu allen diesen Versetzungen hat man mir in Summa 900 Thaler angewiesen, wovon ich 300 der besonderen Gefälligkeit des Hrn. von Jordan verdanke, der es auf sich nahm, die ausgeworfene Summe zu verdoppeln. Wäre mir nicht ausdrücklich gesagt worden, daß man mich für unbrauchbar hält (wiewohl kein Versuch der Brauchbarkeit mit mir angestellt worden), so müßte ich es aus der Abschätzung schließen, wo-

von Sie den Konto sehen. Daß man in einiger Zeit vielleicht sage, wozu bedarf die preußische Monarchie eines litterarischen Korrespondenten, auch auf den Fall bin ich vorbereitet. Aber, daß ich ohne alles Gefühl eigenthümlicher Kraft sei, daß eine schlummernde Stärke nicht erwachen könne, das, das darf sich niemand vorstellen. Vielleicht, wer weiß, liegt der Punkt, auf dem ich mich befinde, in der aufsteigenden Bahn der Cycloïde, so viel ist gewiß, daß mein Rad noch nicht abgelaufen ist und ihm einige Schwingungen übrig sind. Marquis von Marialva ist nach Johannisberg abgereist. Der Herzog von Orleans geht nach Aachen, die Souveraine zu begrüßen. Das Werk der Frau von Staël wird in vielen Zirkeln als Zeitungslektüre behandelt. Neues in der That hat sie nicht gelehrt, aber der Geist, in dem sie schreibt, verdient Hochachtung und ihre Diktion, besonders die des ersten Theils, ist bewundernswerth. Ich äußerte bei Frau von Helwig ein Urtheil dieser Art gegen Hrn. Savigny, der die Herablassung hatte, mich anzuhören. In Berlin sieht ein Legationsrath, besonders einer, von dem jederman weiß, daß er in einem cul de sac steht, neben einem Staatsrathe sehr niedrig. Die unbedeutenden Worte des Mannes, der sein Haupt trägt mit Ehrfurcht et comme un saint sacrament, wie Camille Desmoulins von St. Just sagte, straften meine Vermessenheit. Legros hat das Bildniß einer hohen Person gemalt. Das hat zu einer Chanson Anlaß gegeben, deren Refrein: le voilà, le Gros l'a peint. Die Aussprache wird Sie auf den Witz führen. Meine Adresse habe ich Ihnen angezeigt. Lassen Sie mich nicht lange schmachten. Huldigungen der Frau von Varnhagen, Ihnen aufrichtige Ergebenheit. Ihr Geist soll mich, hoffe ich, Ihrer Freundschaft unter allen Verhältnissen würdig finden.

Oelsner.

70.

Oelsner an Varnhagen.

Den 12. September.

Mein Brief hat den Ablauf der Post versäumt, ich erbreche ihn, einiges beizufügen. Ganz gewiß lesen Sie das »Journal des Débats« von gestern. Es enthält Anzeige einer recht artigen Arbeit des Hrn. Ternite, unstreitig von einem Gönner. Schlegel's deutschen Kommentar kannte ich bereits, und es ist mir recht lieb, am Ende des Aufsatzes Bemerkungen zu finden, die ich selbst gemacht hatte. Der Unterschied zwischen christlicher und heidnischer Kunst, wovon die erstere Seele mahlt, die andere Körper, gehört zu den Schwärmereien unserer Tage und ist meines Erachtens aus der Luft gegriffen. Ich möchte wissen, wie viel Gemählde aus der schönen Zeit des Alterthums Herr Schlegel gesehen hat. Wir haben ja nichts als bloße Umrisse ererbt. Den Philosophen des 18. Jahrhunderts, unter denen zur Ehre der Menschheit, Friedrich, Voltaire und Franklin stehen, wird unaufhörlich vorgeworfen, sich am Christenthum versündigt zu haben. Die Dichter und Litteratoren des 19. Jahrhunderts versündigen sich weit mehr, sie machen es gänzlich zur Fabel, indem sie es mit Eigenschaften und Wirkungen ausstaffiren, die ihm fremd sind. Sonderlich freuen wird sich Herr Schlegel nicht, noch geschmeichelt finden, daß der französische Journalist ihn zum Kopisten von Chateaubriand macht. Frau von St. Mery ist verhaftet worden nebst zweien, wie es heißt, ihrer Liebhaber, das setzt mehrere voraus. Noch ein Wort. Wesentlich war in Hinsicht der Millin'schen Bibliothek, die Unterhandlung ohne Geräusch zu treiben, und gestern

Abend ſchon höre ich davon unter den Arkaden des Palais royal. Alſo hat die Eitelkeit ihren Auftrag ausposaunt. Wiſſen möchte ich, ob er ihr in der That ertheilt iſt? Von Hrn. von Altenſtein war nicht die Rede. Dieſer Miniſter hat doch von Rechts wegen ein Wort dabei zu ſprechen. Ja, man kündigte mir einen Auftrag an, den ich entweder von ihm oder von Hrn. S. erhalten würde. Für letzteren danke ich im voraus. Wie wäre es, wenn man blos Wind hätte und ſich der Negoziation zu bemeiſtern hoffte, wozu ſchöne Gelegenheit, da Herr S. den 18. oder 20. nach Aachen geht. Mir iſt die Sache von nun an fremd. Die Vortheile, ſo dem Freibeuter zufallen können, gönne ich ihm recht gern, aber daß er mir vielleicht noch gar beim Publikum die Ehre des Gedankens raubt, thut mir weh. Ich hätte den Wiſſenſchaften gern bewieſen, daß ich auf ihr Intereſſe aufmerkſam bin. So eben bringt Mons. Pirault des Chaumes ſeine Ovidiſche Ueberſetzung: »L'art de plaire d'Ovid, poëme en trois chants, suivi du remède d'amour, poëme en un chant, nouvelle traduction en vers français avec le text en régard, et la fidélité, poëme érotique en trois chants par P. D. C., orné de quatre gravures.« Paris chez Guillaume rue Hautefeuille No. 14. Ich kannte ſie im Manuſkript und verſpreche Leſer.

Delsner.

71.

Oelsner an Varnhagen und Rahel.

Paris, den 5. Oktober 1818.

Auch Sie, meine Genien, scheinen mir ungetreu zu werden. Vergebens sehne ich mich nach einem Federzuge von Ihnen. Wollen Sie mir denn gar nicht mehr schreiben? Hat so viel Liebe, wie ich für Sie empfinde, durchaus keine Gegenliebe erworben? Entheben Sie mich der schwermüthigen Ungewißheit. Frau Gräfin von Schl. ist aus England angekommen mit reicher Ladung von Beobachtungen. Sie bringt viel und manches über H. und B., die sie oft und umständlich gesprochen hat. Noch hatte ich nicht die Ehre, die freimüthige Reisende zu sehen, aber alles, was ich höre, macht mich lüstern. Die Abreise des Grafen Pozzo di Borgo erregt Aufsehen, wohl, weil sie zu beweisen scheint, daß dieser Minister fortwährend das Vertrauen seines Gebieters besitzt. Die Ultra's oder Uebergeschnappten sind weder dem einen noch dem andern hold. Seit mehreren Tagen trugen sie sich mit der Hoffnung, daß Graf Stackelberg Hrn. Pozzo ersetzen würde. Der Umsturz des spanischen Ministeriums, das sie für ein russisches ausgeben, weil es ein wenig Vernunft zeigte, macht ihnen grausame Freude. Vorigen Samstag acht Tage hatte der hiesige englische Gesandte offizielle Botschaft von dem Ereignisse, das der spanische bis dato nur vom Hörensagen kennt. Einen Kalifen, wie den spanischen, möchten die Uebergeschnappten lebensgern auf dem französischen Throne. Sie sagen, Ferdinand sei angebetet. Frau von Pizarro weiß am besten, wie sehr er es zu sein verdient. Da half kein Bitten und Flehen, die Exilirte mußte in Kindesnöthen abreisen und wurde, nachdem sie neun Stunden Wegs, von Gensd'armen begleitet, zurückgelegt hatte, im

Wagen entbunden. Eine Pariser Dame soll einen Brief haben von dem russischen Kaiser, der ihr meldet, daß Seine Majestät das Kongreßprotokoll den 7. November zu unterzeichnen und den 10. von Aachen nach Paris aufzubrechen denke. Einige Traditionen setzen Oktober für November, wozu keine Wahrscheinlichkeit. Den Ultra's soll gelungen sein, eine junge Person von schönen Anlagen dem Könige zu empfehlen, der Gefallen findet, ihr Unterricht im Deklamiren zu ertheilen. Das könnte, wenn es wahr wäre, Folgen haben. Indeß scheint Seine Majestät fortwährend in dem Umgange der Madame Primaton Erholung zu finden. Meine Frau empfiehlt sich Ihnen ergebenst.

Genehmigen Sie die Versicherung meiner aufrichtigsten Huldigung.

Oelsner.

72.

Varnhagen an Oelsner.

Karlsruhe, den 6. Oktober 1818.

Die Zeitungsnachrichten könnten Sie wohl gar verleiten, mein theuerster Freund, uns schon mitten im Kriegsgetümmel und auf dem Schauplatze großer Begebenheiten zu glauben; deßhalb schreibe ich Ihnen endlich, daß wir uns noch in ziemlicher Ruhe, ja sogar aus Baden zurück in der ödesten Ruhe, die es giebt, in Karlsruhe befinden! Allerdings sind ernste Anstalten getroffen, die Beurlaubten einberufen, die Regimenter marschfertig gestellt worden, und in Kurzem können die baden'schen Truppen, kein verächtlicher Körper von 25 bis 30,000 Mann, am Neckar versammelt stehen, aber diese Wachsamkeit und das mannhafte Benehmen des Königs von Würtemberg, der in München die entschlossenste Erklärung

hat abgeben lassen, werden das bairische Vorhaben einer plötzlichen Besetzung der Rheinpfalz, im Falle des Ablebens des Großherzogs, wohl genugsam zurückgeschreckt haben. Der nachdrückliche Ernst der kleinen Staaten hat etwas Ehrenvolles, dem man unwillkürlich Theilnahme widmet. Die Sache könnte lächerlich sein, wenn nicht jeder gewaltsame Ausbruch das Antlitz von Aufstand und Umwälzung vorantrüge, dessen furchtbare Züge die Kabinette und ihre Diplomatiker in Schrecken setzen. Man fühlt wohl, daß die Herrscher sich in dem Verhältniß einer Gesellschaft befinden, die um ein Pulverfaß versammelt ist, der Geringste davon, wenn er sich selbst verloren geben will, sprengt sie alle in die Luft. An dieser Entschlossenheit würde es hier nicht fehlen. Aber die Angelegenheiten werden sich wohl auf dem Wege billiger Unterhandlung mit geringem Verluste für Baden friedlich entwirren, wozu der General von Tettenborn auf seinen Sendungen nach Aachen, Frankfurt und Mainz mit großer Geschicklichkeit die besten Einleitungen gemacht hat. Auch wird der Großherzog so schnell nicht aus dieser Welt scheiden, sondern vielleicht ganz genesen, vorzüglich wenn er die angerathene Reise nach Montpellier nicht zu lange verschiebt. Welche Dreistigkeit aber in den Baiern vorausgesetzt wird, ist unglaublich; man traut ihnen alles mögliche zu; so wenig gehört dazu, nur einige Beispiele selbstwilligen Handelns und eigenmächtigen Muthes, um eine Regierung auf lange Zeit in Respekt zu setzen. Baden hat den Vortheil der öffentlichen Meinung ganz auf seiner Seite, nur finden die Truppen dieser Macht in Deutschland meist noch schlechte Wege und ihr Geschütz keinen Spielraum! Sie haben, Theuerster, diesen Ausdruck für die Schriftsteller in Ihrem letzten Briefe mir gegeben! Desto fleißiger muß in dem koupirten Terrain geplänkelt werden, und zwar immerfort, und jetzt mehr als

je! Besonders muß das tüchtige Benehmen Würtembergs mit Ehrensalven begrüßt werden. Der Beifall ist ein mächtiger Antrieb für die, welche ihn wirklich empfangen, und für die, welche ihn zu empfangen wünschen. Inzwischen leben wir doch hier in einer Art Krisis, die besonders durch innere Verhältnisse der Personen gesteigert ist und nur mit ihrem geringeren Theile nach außen erscheint. Zu thun habe ich bei allem diesen außerordentlich! —

Von Aachen schallt noch wenig herüber; ich sende meine Berichte dem Fürsten Staatskanzler dahin. Andere werden in Person herbei gezogen. Ich verzichte darauf, in diesen Kreisen je das Prinzip des Geltens und Voranstehens zu ergründen; denn die Gemeinheit und Anmaßung ist es doch nicht allein, vielleicht eine Potenz derselben, ein Bruch von ihr auf jeden Fall. Ihre Geschichte, mein verehrtester Freund, ist eine ewige Schande für diejenigen, die daran verfaßt haben. Ich bin empört davon. Jeder kleinste Bestandtheil gleicht dem Ganzen. Die Sache wegen der Millin'schen Büchersammlung ist abscheulich, ich beurtheile die wahrscheinlichen Gründe der Art, wie sie behandelt wird, gerade so wie Sie. Bei solchen Zweigen, wo gewöhnlich ein Vortheil abfällt, liebt man diejenigen nicht, die solchen Vortheil verschmähen könnten. Ich habe schon Erfahrungen dieser Art selber gemacht. —

Gestern erst bekam ich Dr. Schlottmann's neueste Schrift in die Hände; wie gierig machte ich das Exemplar zu meinem Eigenthum! Ein freudiger Abend war gleich die Folge davon, der Geist blitzte nach allen Richtungen durch mein Zimmer. Welch' tiefe, reiche Blicke in den wahren Zustand und welch' angenehme Laune des Vortrags! Es sind Satyren, diese Aphorismen, in denen das Salz das Metrum zerfressen hat. An die Gesellschaft in Aachen denkend, hätte ich

faſt den landesverrätheriſchen Wunſch gehegt, daß das Büchlein franzöſiſch geſchrieben ſein möchte. Aber wie wäre es mit einer Ueberſetzung? Könnte Dr. Schlottmann doch ſo viel Franzöſiſch!

Wieland's „Patriot" hört auf; es iſt Schade, er lieferte mitunter die beſten Sachen. In unſeren deutſchen Zeitungen ſteckt wirklich eine ganze Litteraturbildung. Haben Sie in einer außerordentlichen Beilage zur „Allgemeinen Zeitung" die Lehre des kosmopolitiſchen Syrach geleſen? Und wiſſen Sie etwas von dem Manne? Er hat Geiſt und Tiefe, iſt aber ein Ariſtokrat, ein Völkerariſtokrat! Was ſucht er an Europa gewaltſam erſt Vorzüge zum Uebergewicht zu ſchaffen, da er alles, was er verlangt, in den nordamerikaniſchen Staaten natürlich vorfindet, aber nicht erkennen will! Denn ſie ſind ihm Roturiers und die europäiſchen Staaten dagegen Adelige. Aber höchſt merkwürdig iſt ſeine Richtung und die Hartnäckigkeit, mit der er ſie verfolgt!

Die Pannerherren der Börſe mit ihren hinterſäſſigen Kapitaliſten haben mir bei Schlottmann unausſprechlich wohlgefallen! Die Stände als Kanonikate, das Geſchütz des Geheimeraths Wolf, die Schriftſteller als Geiſtlichkeit u. ſ. w., ich ſchickte Ihnen das Buch, wenn ich ſagen wollte, was mir alles gefallen hat!

Meine Huldigungen für Ihre verehrte Frau Gemahlin! Für Sie beide die herzlichſten Ausdrücke von Rahel. Möchte ein gütiger Stern uns an denſelben Ort bleibend zuſammenführen!

Mit innigſter Verehrung und treueſter Ergebenheit

Ihr

K. A. V. v. E.

Nachschrift von Rahel.

Die witzigen, richtigen Aphorismen habe ich diesen Morgen in meinem Bette, wo ich sie zur Hand nahm, auslesen müssen: mit dem größten Vergnügen, mit der größten Satisfaktion. Vermöge aller meiner Gesinnung und auch Einsicht, hätte ich glauben können, ich habe sie geschrieben, und so war ich auch ganz in Unruhe, daß sie nicht jeder Fürst, jeder Staatsmann gleich liest, wollte sie gern allen gleich zuschicken! als mir gleich der Muth wieder durch den Gedanken sank, daß nur die sie verstehen, die ebenso denken. Aber wir wollen doch nicht verzweifeln; ihre Spitzen werden reizen, ihre Richtigkeit treffen. Syrach (von dem die „Allgemeine Zeitung" neulich einiges auffrischte) protegire ich weit mehr als Varnhagen. Einen solchen Aristokratism kann man anhören. Wie ist er deutlich, bündig und umschauend. Auch er berührt einen alten Gedanken von mir; die Erde wird nicht groß genug am Ende, man wird mit den Sternen zu schaffen haben wollen. Verzeihung für den zerrissenen Gruß! ich bin zu sehr in Eil'. Wie geht das Privatleben in Paris; Ihres, Madame Oelsner ihres? Besser? Bequemer?

Ihre

Rahel.

73.

Oelsner an Varnhagen.

Paris, den 15. Oktober 1818.

In dem gestrigen „Journal du Commerce“, Carlsruhe le 6. Oct., werden Sie, mein Theurer, einen Theil Ihres Briefes lesen, den der Herausgeber leider auf eine abgeschmackte Weise verstümmelt hat. Das Wesentlichste, nämlich alles, worauf es Ihnen ankam, ist weggefallen. Der Mißgriff läßt sich nur allein dadurch erklären, daß dem gefeierten Könige von Würtemberg ein Artikel aus Stuttgart in den Weg gelaufen ist.

Kommen Sie einmal mit der Gräfin Schlabrendorf zusammen, so müssen Sie zu erfahren suchen, wie ein gewisser großer Diplomatiker in London über Ihren Stil im Vergleich mit dem von Darmstadt urtheilt. Der Geschmack ist gar mannichfaltig. Die Sache wird Ihnen Spaß machen. Den 23. dieses erwartet man den König von Preußen in Gesellschaft des russischen Kaisers. Die Monarchen wollen nur zwei Tage hier bleiben. Lange dauert der Aufenthalt zuverlässig nicht. Daß der Fürst Staatskanzler komme, wird bezweifelt. Paris ist im Jubel über den Abmarsch der Gäste. Die Ultra's aber sind höchlich unzufrieden, und wenn sie sich gegen Fremde aufzuknöpfen wagten, so würden sie die hohen Verbündeten mit eben der Herabwürdigung behandeln, wie den König von Frankreich. Unterdeß lassen sie nicht übel merken, daß sie den russischen Kaiser für einen Erzjakobiner halten und der Familie Glinet lassen sie kein gutes Haar seitdem, ich weiß nicht, mit welchem Rechte, verlautet, daß Ludwig XVIII. Verfasser dieses recht artigen Stücks sei, zu

dem der pensionirte Herr Mereville blos den Namen geliehen. Es ist in einem trefflichen Geiste abgefaßt und wie anziehend, zeigt der fortwährende Beifall des Gedränges.

Ein Anekdötchen seltsamer Beschaffenheit muß ich Ihnen erzählen. Die vielseitigen Betrachtungen, zu denen es Stoff gewährt, überlasse ich dem Geiste meiner Genien. Vor einiger Zeit wurde an der Tafel des Hrn. von Talleyrand erzählt: der Prinz R. habe in der Trunkenheit der Frau des französischen Gesandten, der Frau von Osmond, die, schon ziemlich betagt, wahrscheinlich triftige Gründe hatte, ihre Schenkel nicht zeigen zu wollen, die Kniee entblößt, von der Beleidigten eine Ohrfeige erhalten, worauf er versetzte: Behandelt man mich so, komme ich nicht wieder. Natürlich wurde das Geschichtchen, dessen Authentizität, niemand bezweifelte, lang und breit besprochen. Ein Engländer von hohem Range, der mit zu Tische saß, schien nicht eingreifen zu wollen, und so trieb sich das Gespräch recht absichtlich um ihn herum. Endlich verließ ihn die Geduld und er soll gesagt haben: Der Trunkenbold ist ein so verächtlicher Mensch, daß kein rechtlicher Mann mit ihm umgehen kann. Seine Beamte sehen ihn, so weit es noth thut und meiden ihn sonst. Wäre Osmond nicht selbst verachtet, weil er in den Straßen gebettelt, mich selbst mehr als einmal angesprochen und von mir Almosen erhalten hat, so hätte man ihn gewarnt, den Prinzen R. bei sich aufzunehmen, sich mit ihm abzugeben. Jetzt hat er's. Es ist wirklich Schande, daß uns der König von Frankreich solch einen Gesandten schickt. Osmond ist ein schmutziger Geizhals. Sein Koch ist in Hrn. von H.'s Dienste getreten und erhält doppelten Lohn. Ob sich daraus schließen läßt, daß der einfache sehr gering gewesen sei? Die muthwillige Laune unseres Gesandten scheint dem Prinzen R. sehr zu behagen, der an seinem Umgange großes Gefallen findet.

Von allem, was ich hier erzähle, beſchwöre ich nichts. Relata refero.

Von ganzem Herzen

der Ihrige

Oelsner.

Es heißt hier, Herr von Varnhagen trete in Baden'ſche Dienſte, ihm ſei der Titel eines Freiherrn beigelegt.

74.

Varnhagen an Oelsner.

Karlsruhe, den 20. Oktober 1818.

Ihre theuren Briefe, Verehrteſter, vom 5. und 15. d. ſind richtig eingetroffen, der letztere ſoeben; dem erſteren war der meinige vom 6. begegnet, es iſt Schade, daß ſie ſich unterwegs nicht ſprechen gekonnt! Meinen eifrigſten Dank für Ihre gütige Bemühung im Tagesblatte des Handels, welches freilich diesmal den Ballaſt anſtatt der Waare ausgeboten; indeſſen hat von letzterer der wahre Freiſinnige in Brüſſel etwas zum Verkaufe gebracht. Es iſt jetzt üble Zeit im Handel, wir ſind mit engliſchem Fabrikat überhäuft und die Monopoliſten in Aachen, wenn ſie auch mit Eigenem zurückhalten, ſperren die Wege für Fremdes. Doch das wird ſich geben; konnte doch ſelbſt Napoleon dem Bedürfniſſe nach Kaffee und Zucker nicht wehren, und viele Napoleone, wenn ſie erſt wirklich exiſtirten, wären doch immer weniger, als Einer! — Von andern Dingen! Wir ſollen uns hier des Beſuches des Kaiſers Alexander erfreuen, wenn er von Aachen kommt und nach Wien geht; ob dazwiſchen ein Aufenthalt

in Paris stattfindet, ist uns hier ungewiß, doch wäre es fast unfreundlich, sich dem huldigenden Gedränge des Dankes einer großen Nation, die ihre Brust durch die kaiserliche Fürsorge wieder frei fühlt, ganz entziehen zu wollen. Zwar die Neueren rechnen die Bescheidenheit zu den Tugenden, die Römer ergaben sich ohne Scheu dem vollen Genusse ihrer Triumphe; ich finde letzteres sehr natürlich, nur begreife ich nicht, wie neben dem Triumphe des einen Konsuls sein Kollege sich in der wie aus Mitleid vom Senate zugestandenen Ovation gefallen mochte. — Das Hauptergebniß der Aachener Zusammenkunft hätten wir also! welche Bedeutung man auch den noch erwarteten anderen Ergebnissen wird beilegen wollen, ich glaube, sie bleiben gegen jenes doch nur Nebensachen. Noch ist hin und wieder einige ängstliche Erwartung, aber die Meinungen und Interessen im Ganzen haben schon wieder nach der ersten Verdutzung eine gerüstete Stellung eingenommen. — Die Veränderungen der Welt gehen mit reißender Gewalt unaufhaltsam vorwärts, ein Stück nach dem andern von bisheriger Denkart und Verhältnissen fällt zusammen und die Macht der Fürsten steht auf vielen Seiten entblößt; möchten sie manche Dinge lieber ganz unberührt lassen, als deren nähere Untersuchung herbeizuführen! Ich erschrecke, wenn ich sehe, wo die Schreckensmenschen, die gefürchteten Jakobiner, sitzen, wo ihre tägliche, üppige Nahrung finden! —

Im Baden'schen herrscht noch mancherlei Unruhe und Besorgnisse; die Gesundheit des Großherzogs ist nicht hergestellt, die Gebietssache im Schweben, den Baiern traut man, trotz der Erklärung des Hrn. Grafen von Rechberg an den würtembergischen Gesandten, in gewissen Fällen thätigen Zugriff zu; sonst stehen die Verhandlungen bei den vier Mächten ziemlich günstig, und eine Entscheidung von dort her, wenn man dazu gelangt, kann nicht mehr ganz nachtheilig

ausfallen. Ich habe durch dieſe Umſtände fortwährend viel zu thun und häufigen Anlaß, verdrießlich und mißvergnügt zu ſein. Man ſchätzt mich zu ſehr; man findet bei mir ganz natürlich und gewöhnlich, was man andern außerordentlich anrechnen will; ein Affe, der buchſtabirt, iſt allerdings wunderbarer, als ein Menſch, der lieſt und ſchreibt. Sie müſſen mir ausführlich ſagen, was die Frau Gräfin Schlabrendorf von dem großen Diplomatiker über mich und meine Schreibart für ein Urtheil vernommen hat, und wie dort der Vergleich zwiſchen Darmſtadt und Karlsruhe geſtellt worden; es iſt eine richtige Neugier, die ich darnach habe; befriedigen Sie dieſelbe! Waren meine Wünſche, die jenen Diplomatiker auf einen jetzt anders beſetzten Poſten erhoben ſehen wollten, für mich perſönlich blind, ſo glaube ich ihr richtiges Sehen für das Allgemeine doch noch vertheidigen zu können, obgleich ich dem, der mich verkennt, einige Fähigkeiten allerdings weniger zurechnen muß. — Iſt Ihnen unſer hieſiger würtembergiſcher Geſandter, Graf von Mülinen, während ſeines Brautwerbungsaufenthaltes in Paris — er heirathet eine Fräulein Rougemont — nicht vorgekommen? So viel er weiß, iſt er ein Ultra, nur kein franzöſiſcher, ſondern ein Berner, mit wüthendem Franzoſenhaß und Adelsdunk; iſt es nicht tragiſch, daß er eine Franzöſin und eine Bankierstochter zur Mutter ſeiner Sproſſen machen muß? Sie iſt überdies nicht ſchön, ſagt man, aber reich. — Ich leſe Bailleul's Hefte gegen das letzte Werk der Frau von Stael mit unendlichem Vergnügen. Der Mann nimmt, wie man zu Deutſch ſagt, kein Blatt vor den Mund! Die eifrigſten Empfehlungen an Ihre verehrte Gattin von mir und Rahel, die Ihnen alles Beſte und Schönſte wünſcht! Mit innigſter Verehrung

Ihr

K. A. V. v. E.

75.

Oelsner an Varnhagen.

Paris, den 8. November 1818.

Ich bin so unglücklich, mein Theurer, Ihr letztes Schreiben verlegt zu haben und folglich nicht bestimmt zu wissen, seit wie lange meine Antwort im Rückstande ist. Entschuldigen werden Sie, was von unwillkürlichen Abhaltungen herrührt, denen nicht anders zu begegnen war, als sie vorüberziehen zu lassen. Unser Monarch hat sich, wie immer, in Paris gefallen und der Fürst hinwiederum den Parisern, weil man ihn anspruchslos und der französischen Kultur zugethan findet. Dem flüchtigen Besuche des russischen Kaisers wird die Absicht untergelegt, den Ultraroyalisten die Leviten zu lesen, die Kappe zu waschen. Das Haupt derselben, Herr von A., soll sehr niedergeschlagen erschienen sein bei Tafel und nachher. Einige Tage darauf wurde im Hoftheater „Hamlet" gegeben. Ging die Vorstellung den Großfürsten Konstantin an, so mußte sie nothwendig ihren Zweck verfehlen, da trotz der Vorurtheile, die Bonaparte gegen Alexander zu verbreiten und zu beglaubigen gesucht, kein vernünftiger Mensch Arges denkt. — Die Entscheidungen des Kongresses beweisen Pozzo di Borgo's bedeutenden Einfluß. Mit diesem Einflusse sind die Mißvergnügten sehr unzufrieden. Aus Erbitterung möchten sie beinahe gern ihre Prophezeihung erfüllt sehen. Manche ihrer Ahnungen sind auch die meinigen. Gewiß ist, daß seit einigen Tagen dreifarbige Kokarden oder doch etwas ihnen ähnliches und weiße von Schweinsschwarte zum Vorschein gekommen sind, daß freche und betrunkene Burschen „Es lebe der Kaiser" geschrieen, auf die Bourbonen geschimpft und in der Vorstadt St. Marceau eine Weile dem

Angriff der Gensd'armerie widerſtanden haben. Auf weſſen Antrieb, möchte ſchwer zu beſtimmen ſein. Wunderlich durchkreuzen einander die Intriguen. Wäre die Eröffnung der Legislatur nicht vor der Thüre, ſo hätte die „Minerva" wahrſcheinlich mit der 40ſten Nummer aufgehört. Jetzt erlaubt ſich das Miniſterium nicht, ſie zu unterdrücken. Mit ſolcher Gier aber iſt das Stück aufgekauft worden, daß geſtern kein Exemplar mehr bei den Verlegern anzutreffen war. Wir erfreuen uns des wunderſchönſten Wetters. Die Tuillerien waren heute gedrängt voll. Welch ein hiſtoriſches Gewimmel und wie ſeltſam bunt und der Vergangenheit unähnlich. Unter andern begegnete ich dem Erzbiſchofe von Saragoſſa, ehemaligen Großinquiſitor von Spanien. Sonſt wurden ihm die Hände, die Füße, das Gewand geküßt und Ketzer, wie wir, hätten uns nicht ohne Schauer in ſeiner Nähe befunden. Nichts von allem dem war dermalen zu ſpüren; er trug einen grünen Frack à queue de poisson, wie man ſie gegenwärtig zu tragen pflegt. Durch welchen Ideenzuſammenhang mich der Großinquiſitor auf Hrn. von Beguelin führt, deſſen Verluſt unſer Vaterland betrauert, wird Ihnen bald klar werden. Unſtreitig hat Herr von Beguelin, den Graf Schlabrendorf den ſeligen Hundsfott nennt, dem preußiſchen Staate ſehr wichtige Dienſte geleiſtet durch ſeine Sendung nach Paris, die 700,000 Franken gekoſtet haben ſoll. Er verſchleuderte das Geld mit ſolchem Leichtſinn, daß der Spanier Gimbernat, der zu ſeinem Umgange gehörte, ihm bei Gelegenheit einer Landparthie ſagte: Vous dépensez cinq cent francs comme moi vingt sous; mon souverain a perdu le Perou, est-ce que, par hazard, le vôtre l'aurait trouvé?

Herr von Humboldt, höre ich, geht nach Frankfurt a. M., um die deutſchen Territorialangelegenheiten zu verfolgen.

Endlich habe ich die Schlottmann'schen Aphorismen, welche, schmeichelhafte Ehre! Ihren Beifall erhalten haben. Aphorismen sind es nun eigentlich nicht. Man hätte das Büchelchen richtiger „Vernünftige Gedanken" überschrieben. Da ich den Dr. Schlottmann für einen Mann von Geschmack halte, so kann ich mir nicht vorstellen, daß er die Vorrede geschrieben, noch das Aushängewort aus W. und Z. gewählt habe. Die Stimme der Verkündigung sündigt gegen den guten Ton, der in der Schrift selbst zu herrschen scheint, an sich selbst aber ist der Gedanke gar zu herbe, und was noch schlimmer, in ein ungetreues Sinnbild eingekleidet. Wer nichts einnimmt, hat nichts zu verdauen, und Schlaf ziehet keine Unverdaulichkeit nach sich.

In Beziehung auf mein voriges Schreiben kann ich nicht umhin, Ihnen noch zu bemerken, daß eminente Eigenschaften gar häufig Hindernisse und keine Beförderungsmittel sind. Es darf Sie daher gar nicht wundern, wenn einem Manne von Ihrer Geistesselbstständigkeit, Ihrer Kühnheit, Ihrer Stärke, ein wurmförmiger Karakter vorgezogen wird, der Thränen des Entzückens weint, wenn er vernimmt, wonach er sich alle Morgen im Vorzimmer erkundigt, daß der Meister mit ihm zufrieden ist. Anfangs wird über die triviale Unterwürfigkeit gelacht, allmählig findet man sie bequem, besonders gar nicht gefährlich, zuletzt erscheint sie liebenswürdig und sobald man liebt, werden Vorzüge in den geliebten Gegenstand hineingetragen, von denen kein Mensch sich hätte träumen lassen.

Bitten muß ich, daß von der Briefaufschrift chez Madame de M. wegbleibe, indem es zu Mißverständniß Anlaß giebt. M. ist der Familienname meiner Frau, zu dem man gewöhnlich den meinigen fügt. Ich glaubte, Sie könnten mir unter dieser Firma schreiben, ohne weitere Eigenschaft.

Wir haben recht innig bedauert, daß uns die Hoffnung, Frau von Varnhagen hier zu sehen, vereitelt worden ist. Madame Fränkel wollte mit Gewißheit wissen, Ihre Damen kämen.

Von der weiblichen Hand meiner Genien habe ich seit dem 5. September nichts mehr gesehen. Lassen Sie doch bisweilen einen Tropfen Ihres Balsams auf mein Haupt rinnen. Er erquickt Geist und Herz, ein Herz, das Ihnen Beiden mit unwandelbarer Hochachtung, Liebe und Treue ergeben ist.

Oelsner.

76.

Varnhagen an Oelsner.

Karlsruhe, den 29. November 1818.

Gestern hat der russische Kaiser von hier den Weg nach Stuttgart genommen, nachdem er noch zuletzt in Rastatt bei dem Großherzoge gespeist, dessen Gesundheitszustand diese Anstrengung wohl erlaubte. Der Kaiser hielt sich während seiner dreitägigen Anwesenheit ganz zurückgezogen, wollte keine Leute sehen, und entzog sich ebenso der Huldigung der Menge, die voll Ungeduld ihm entgegenströmte. Man hatte die größten Anstalten zu seinem Empfange getroffen, alles drängte sich wetteifernd, die Ankunft eines Fürsten zu verherrlichen, den man als den Retter Badens, als den Verwalter der Gerechtigkeit begrüßen durfte. Sein hiesiger Geschäftsträger, Hr. von Struve hatte ihn von den Anstalten benachrichtigt, und deßhalb angefragt, die natürliche Folge war, daß der Kaiser vorausfandte und alle Feierlichkeit verbat. Da die Ursache nicht verborgen blieb, so wandte sich der ganze Zorn

der Einwohner wegen ihrer gestörten Freude gegen Hrn. von Struve, und es hätte nicht viel gefehlt, so wären im Jubel über die Ankunft des Kaisers seinem Geschäftsträger die Fenster eingeworfen worden! Die Beleuchtung der Stadt wurde jedoch am folgenden Tage erlaubt, sie war die prachtvollste und glänzendste von der Welt; wenigstens diesem Zwecke ist der Plan von Karlsruhe gemäß. Inschriften und Bilder huldigten dem Kaiser auf eine Weise, die kaum einen Unterschied zwischen eigenem und fremdem Herrscher erkennen ließ; der Schutz der gerechten Sache galt jedoch noch höher, als der Schutz der badenschen Sache. In der That dankt Baden dem freien und starken Auftreten Rußlands die glänzende Beendigung seiner unseligen Streitverhältnisse; die Erbfolge der Markgrafen ist gesichert, die Reversionen sind vernichtet, der Besitzstand erhalten; dies ist mehr als die kühnste Erwartung zu hoffen gewagt, die übrigen Mächte haben dem Kaiser beigestimmt, der aber erklärt hatte, daß er auch ohne diese Beistimmung auf seiner Erklärung beharren würde. Baiern hat die völligste Niederlage erlitten; seine letzten Schriften kommen schon zu spät; eine neue Wendung versucht ein Aufsatz in einer der letzten Beilagen des „Oppositionsblattes", der die ganze Gehässigkeit des Verfahrens gegen Baiern und den ganzen bairischen Anspruch auf Oesterreich zurückführt. Diese politische Richtung dürfte durch jenes Ereigniß künftig große Ausdehnung erhalten. Die Theilnahme Preußens für Baden war sehr wirksam, aber weniger vortretend, und daher wird sie im Publikum kaum gerechnet. Die Macht und der Einfluß Rußlands ziehen alle Augen lediglich auf sich, alles andere verdunkelt sich dagegen. Die Theilnahme an den deutschen Angelegenheiten ist gewiß nicht unbedeutend, aber die Rücksicht auf die russischen Verhältnisse bei weitem größer; die ganze Verfassung

der Deutſchen ſetzt ſie immer nothgedrungen in den Fall, den auswärtigen Wirkungen mehr noch entgegenzukommen, als ſie blos abwartend zu geſtatten! —

Frankreich beginnt unter dieſen Umſtänden einen neuen Aufſchwung in der Meinung, die von der Weichſel bis jenſeits des Rheins keinen politiſchen Haltpunkt gegen die öſtliche Macht findet, als in der Kraftmitte, die an der Seine ſich neu erhebt. Ich verſichere Sie, daß man in Deutſchland das Wiederanſpannen zahlreicher Fäden, die man abgeriſſen glaubte, und die in der That eine Weile erſchlafft lagen, ſehr gut merken kann. Alles rings um uns her ſteigt, nur unſer Frankfurter Vaterlandspapier ſinkt. Die konſtitutionelle und nationale Kraftentwickelung in Frankreich erfüllt alles mit Staunen und zum Theil mit Beſorgniß; die Wahlhandlungen, wie ſie in der „Minerva“ dargeſtellt ſind, zeugen von unwiderſtehlichem Triebe zur Freiheit, dem die ganze Nation zum Körper dient. Auf die Franzoſen blicken auch wieder unſere deutſchen Freiheitsſtreber, die ſich im eigenen Kreiſe überall gegen die Macht im Weichen finden und eine Menge Außenwerke, die ſie errungen hatten, wieder verlaſſen, um ſich in die unzugänglichen Felſenhöhlen tieferer Wirkſamkeit zu beſchränken; freilich iſt Bonn mehr als eine Zeitung; aber die Menſchen entſagen um des Jahres willen doch dem Tage nicht gern.

Die Schlottmann'ſchen Aphorismen haben vielen Beifall gefunden, doch nicht die draſtiſche Wirkung, die ihrem Witze und ihrer Tiefe entſpräche. Man glaubte, die „Minerva“ würde einiges davon mittheilen; ſie iſt auf deutſche Erſcheinungen ſehr aufmerkſam, hat aber beſſeren Willen als Mittel.

Der Herr General von Tettenborn befindet ſich noch in Raſtatt; es iſt ungewiß, ob er nach Frankfurt geht: da

die Antwort des Münchener Hofes auf die Aachener Mittheilung vielleicht jede fernere Unterhandlung unnöthig macht. Aber ganz gewiß geht er bald nach Wien, wohin seine Bestimmung als Gesandter unverändert ist. Seiner Kraft und seiner Geschicklichkeit gebührt der erste Ruhm des glücklichen Ausganges der badenschen Sache; Herr von Berstett hat sich in Aachen vortrefflich benommen; unter dem vorigen Minister Hrn. von Hacke wäre Baden zuverlässig in diesen Geschichten zu Grunde gegangen!

Die herzlichsten Grüße von Rahel! Sie ist leidend, sonst würde sie selbst schreiben. Die verehrungsvollsten Empfehlungen an Ihre Frau Gemahlin! Ich schreibe heute nur, was mir vor der Faust lag, es ist noch vieles zurück! Ihr Brief vom 8. d. ist mir auch noch Antwort schuldig geblieben auf meine anfragende Bitte um nähere Auskunft wegen der Aeußerungen des Hrn. Ministers von Humboldt. —

Der Herr Graf von Bernstorff wird einen harten Stand haben; seinen guten Absichten und redlichen Gesinnungen läßt man Gerechtigkeit widerfahren; aber es giebt Leute, denen daran am wenigsten gelegen ist. Seine Mitwirksamkeit in Aachen hat jedoch sein Ansehen erhöht und den Antritt des eigentlichen Departements vortheilhaft vorbereitet.

Mit innigster Verehrung und Ergebenheit

Ihr

K. A. V. v. E.

77.

Oelsner an Varnhagen.

Paris, den 30. November 1818.

Daß ich gar nichts aus Karlsruhe vernehme, wäre ein böses, böses Zeichen, hätte ich nicht die badenschen Angelegenheiten, den Kongreß, des Kaisers Besuch mir, Verehrter, Ihr peinigendes Schweigen zu erklären. Alle diese Gegenstände beschäftigten Sie nothwendig viel und waren Ihrer Aufmerksamkeit wichtiger, als das Bedürfniß eines unglücklichen Liebhabers irgend einen Fingerzeig seiner Genien wiederzusehen.

Seit dem Kongresse ist hier eine sonderbare Stimmung eingetreten; sie trägt allgemein die Farbe des Mißtrauens. Mit dem Wetteifer der Epigramme begann nicht selten das Vorspiel ernstlicher Ereignisse. Ob Sir Charles Credülon's die Leidenschaften der Partheien sänftigen, niederschlagen werde, steht zu bezweifeln. Die litterarische Gewissenlosigkeit des Verfassers ist gar zu ruchbar. Auch hat Herr Malte Brün offenbar auf Antrieb des Ministers geschrieben. Darum ist sein Buch nicht weniger lesenswerth und ich empfehle es ihrer Aufmerksamkeit. Von Seiten des Geschmacks kann es sich freilich nicht messen mit den folies du siècle, dennoch werden Sie ihm gern ein paar Stunden schenken. Den Verfasser beneide ich übrigens nicht um die Sporteln, die er außer dem Honorar des Verlegers und der Behörde vermuthlich zu beziehen hat. Was macht der sich aus den Schwielen der Autorschaft.

Jouy hat seinen „Belisaire" drucken lassen. Man erzählt folgende Anekdote. Er hatte das Stück dem Hrn. Villemain eingehändigt, dieser dem Könige. Der König verlangte Abänderungen. Die Bereitwilligkeit des Dichters entsprach dem

Verlangen und so wurde das Stück mit königlicher Genehmigung von den Schauspielern eingelernt. Schon war der Tag zur Aufführung anberaumt, als ganz unerwartet der Befehl erscheint, das Stück nicht zu geben. In seiner Ausgabe hat der Verfasser die abgeänderten Stellen unterstrichen. Man fährt immer schlimm, sich mit dem genus irritabile vatum zu entzweien.

Ueber der Börse schweben finstere Wolken. Kein Paratonnere wird für ganz sicher gehalten und die solidesten Häuser fürchten, daß das Wetter bei Ihnen einschlage. Sonderbar, die Rente steigt während der Occupation, um zu fallen, sobald die Verbündeten den Boden räumen. Wunderliches Zeug spukt in den meisten Gehirnen, die mir vorkommen.

Hrn. von Klüber's Ernennung hat mich, ich gestehe, überrascht. Wäre Paris befragt worden, so könnte Herr von Varnhagen auf Schlabrendorf's und meine Stimme zählen. Ich meine, daß Ihrem Geiste, Ihrer Stärke jedes diplomatische Ziel erreichbar ist, das Sie sich setzen wollen. Vor allen Dingen nehmen Sie sich vor, mir einige Zeilen zu schreiben, mich von Ihrem, von Frau von Varnhagen's Wohlbefinden zu benachrichtigen und mich der Fortdauer Ihrer Gewogenheit zu versichern.

In meinem Hause giebt's Krankheit und Sorge. Die Sorge rührt vorzüglich daher, daß ich aus der Berliner und der Aachener Welt, da ich doch an soviele Personen, wäre es auch nur Höflichkeitshalber, geschrieben habe, keine erwiedernde Silbe gesehen. Ich bin von meinem Vaterlande wie verstoßen, in einen Zustand von Verfinsterung gerathen, der mich auch mitunter lachen macht; denn selbst in den Polarkreisen dauert die Nacht nicht ewig.

Bezeigen Sie dem Grafen von Tettenborn meine Hul-

digung über den Sukzeß ſeiner Negoziationen. 3000 Seelen bekommt Baiern. Da hat es was rechts erfiſcht. Ihnen auch, Ihrer Verwendung iſt Baden großen Dank ſchuldig.

Meine Frau empfiehlt ſich zu Gnaden.

Ich bin mit unwandelbarer Verehrung, Liebe und Treue Ihr ganz ergebener

Oelsner.

In Berlin werden, wie ich höre, große Promotionen vorfallen.

78.

Varnhagen an Oelsner.

Karlsruhe, den 13. Dezember 1818.

Den Tag vorher, ehe ich Ihren lieben Brief vom 30. v. M. erhielt, müſſen Sie den meinigen vom 29. empfangen haben, und Ihre Güte, mein hochverehrter Freund, hat mich längſt von der Beſchuldigung freigeſprochen, die ſcheinbar zu verdienen mir faſt eben ſo hart wäre, als die wirkliche Schuld. Ich glaubte ſchon wieder aufathmen zu können, und die Dinge einen ſtillern Gang nehmen zu ſehen, als der unglückliche Todesfall, deſſen längſt erwarteter Eintritt im wirklichen Augenblick doch überraſchte, uns neue Gegenſtände vielfacher Beſchäftigung, und auch, beſonders mir, den bittern Anlaß wahrhaft gefühlter Trauer gab! Wer den hingeſchiedenen jungen Fürſten näher gekannt hat, der muß ihm den innern Grund eines liebenswürdigen und wohlwollenden Gemüths zugeſtehen, und kann ſeinem ſchon ſeit früherer Zeit höchſt beklagenswerthen Schickſale die Theilnahme nicht verſagen. Sein Oheim und Nachfolger, der jetzige Großherzog Ludwig, wird als Regent größeren Preis verdienen, er liebt Ordnung und Gerechtigkeit; als Menſch hat er mit Edelmuth und

Mäßigung begonnen; die nun verwittwete Großherzogin Stephanie ist aus einer, wie man allgemein glaubte, ungern gesehenen Feindin ein Gegenstand der besorglichsten Theilnahme geworden. Die Macht bewirkt Milde; es ist meistens das Unvermögen zu schaden, das so sehr zu schaden begehrt. — Die vorgegangene Veränderung hat uns in diesen Tagen sehr in Anspruch genommen, und wird es noch ferner eine Zeitlang, da die wachsamste Aufmerksamkeit und Thätigkeit auch dem wenigen Ertrage doch die ganze Mühe widmen muß. Indessen wird alles bald in ein gehöriges Geleise kommen. Wäre dies Trauerereigniß sechs oder acht Wochen früher eingetroffen, so würde es nicht so ruhig abgegangen sein. Denken Sie nur, man war in Aachen fest überzeugt, daß die Baiern in solchem Falle in's Badensche einrücken würden und man war in Aachen gar nicht gewiß, ob und wie man sie wieder hinausbringen sollte; selbst die Fülle der Macht mag bisweilen minder behülflich sein, wenigstens war man in Aachen recht froh, daß Baden selbst gegen die Gefahr gerüstet und Würtemberg mit ernstlicher Erklärung ihm schützend zur Seite stand! Seltsame Lage der Dinge; woraus man deutlich sieht, daß mehr zur Macht gehört als Macht. Wer sich selber hilft, dem stehen Andere gern bei. Die Entschlossenheit, die sich in Schwaben zeigte, und die laute Stimme der öffentlichen Meinung haben dem Kaiser Alexander die für Baden günstige Entscheidung sehr erleichtert. Man will ihm aber von manchen Seiten gar nicht verzeihen, daß er als Fremder diese Rolle in einer deutschen Sache gespielt, und man wirft uns Preußen vor, daß wir sie nicht übernommen. Allein dieser Vorgang ist nur ein einzelner in größerer Gesammtrichtung; Rußland hat überhaupt die erste Stimme geführt, und besonders Oesterreich und England ganz in den Hintergrund gedrängt. Ich glaube,

die Luſt zu dem nächſten Kongreß, der in drei Jahren wieder gehalten werden ſoll, iſt nicht bei allen Betheiligten gleich groß, der Sieger ſucht begierig das Feld ſeiner Erfolge, der Verunglückte ſcheut die Bahn, die ihn im Nachtheil gezeigt. —

Wie gefällt Ihnen Herr von Stourdza? Die Austheilung ſeiner Denkſchrift in Aachen iſt eine ungebührliche Dreiſtigkeit, wie man ſie nur mit Deutſchen haben kann; doch ſcheint er nicht ungezauſt aus dem Handel zu kommen, und unſere Tagesblätter hetzen munter; er iſt ein preisgegebener Ueberſchuß von dem für deutſche Preßfreiheit ſonſt unantaſtbaren Kongreß, der auch nur gelobt wird, obwohl auf verſchiedene Weiſe. Der badenſche Oberamtmann Freiherr von Liebenſtein wollte in ſeiner Rede am 18. Oktober den Kongreß nur nicht voreilig loben; dieſe merkwürdige Probe einer trotzenden Kühnheit folgt in beiliegendem Druckblatte!

Zu ernſtlicheren Erörterungen läßt es ſich bei uns in Preußen an; es geſchehen dringende Mahnungen, und einzelne Streifen Feuerszucken verkündigend am bewölkten Himmel. Der Fürſt Staatskanzler wird allgemein für ſehr alt gehalten, die Schwierigkeiten häufen ſich von allen Seiten riesengroß, und das Geſchrei wächſt ungeheuer. Man wird eine Ständeverſammlung zuletzt als Staatsbehörde nöthig haben. Graf von Bernſtorff, voll guter Geſinnung und eifrigen Willens, erſchrickt vor der Laufbahn, die er betreten ſoll, und die ihm inner- und außerhalb nur Gegner zeigt; er ſoll ſeine Bereitwilligkeit faſt ſchon bereuen. Es war nicht der Staatskanzler, der dieſen Eintritt in preußiſche Dienſte zuerſt angeregt; er willigte nur ein. Hr. v. Jordan konnte und mochte unter dieſen Umſtänden nicht bleiben, er wich in die angenehmſte wünſchenswertheſte Stelle, die

ihm aber doch ganz vergällt ist. Herr Geheimer Legationsrath Klüber ersetzt ihn ganz bestimmt nicht in dem verlassenen Wirkungskreise; man weiß noch nichts über die künftige nächste Umgebung des neuen Ministers. Der furchtbarste Gegner wird Herr von Humboldt sein, er rüstet sich zur heftigsten Opposition; man behauptet, es seien mehrere Personen ganz erschrocken gewesen über die angeblich ganz revolutionaire Sprache, die er in Aachen geführt haben soll; ihm selbst war auch viel Bitteres zugedacht, und bei einigen Gelegenheiten soll Laune und Fassung schwer zu erhalten gewesen sein; die Ertheilung des schwarzen Adler- und des Andreas-Ordens an Graf B. dürfte dahin gerechnet werden. Ich schreibe Ihnen alles dies im größten Vertrauen und unter strengstem Siegel! Den eigenen Verhältnissen ist oft solche Kunde nützlich. Unser Aller Verhältnisse sind dabei betheiligt, daß wir diese Verirrung bald in sichere Gestaltung sich entwickeln sehen! Graf Bernstorff oder Herr von Humboldt — Einer möge denn endlich Minister dieses Ministeriums sein! —

Mit innigster Verehrung Ihr

K. A. V. v. E.

Rahel wollte schreiben, aber sie kann heute nicht, die herzlichsten Grüße von uns beiden.

79.

Oelsner an Varnhagen.

Paris, den 17. Dezember 1818.

Als Herr von Jordan Ihre Vollmacht beglaubigte, ahnte ihm wohl nicht, daß Baden, während der Windstille, einer der thätigsten und wichtigsten Posten werden könnte;

so spielt das Schicksal! Ihnen, mein Theurer, will es wohl, und dafür sei ihm Preis und Dank, denn mit Ihrem Höhenmesser gehören Sie nicht in's Plattland, sondern auf den Gipfel der Geschäfte. Den Großherzog hat der unversöhnliche Tod gerade im Kulminationspunkte des Lebens weggerafft. Woran starb der unglückliche Fürst? Die Zeitungen nennen es Brustwassersucht. Sollten Ordensaustheilungen stattfinden, wie gewöhnlich bei Thronbesteigungen, so empfehle ich nochmals meinen, persönlich sehr liebenswürdigen Marimenmacher. Der jungen Wittwe würde man so etwas nicht abschlagen. Auf Ihre Frage wüßte ich weiter nichts zu antworten, als was Sie schon wissen, oder ich müßte bei der Dame anklopfen, die gar witzig, sich nicht leicht ausfragen läßt und höchstens nur im Profil Rede steht. Mit ihrer Heftigkeit hat sie wahrscheinlich für Ernst genommen, was im Scherze gemeint war. Sie kennen den entschiedenen Widerwillen, den sie gegen Darmstadt hegt und der sich bei jeder Gelegenheit Luft macht. Diesem galt es, diesen hat man vermuthlich necken wollen. Das entspricht so ganz der muthwilligen Laune des Parteners, denn wie könnte ein Mann von Geist und Geschmack Bobuche über Talma, einen englischen Reiter über Blücher, Schlottmann über Franklin setzen. — Unter freundlichen Nachbarinnen ist es Brauch, daß sie einander Geschirr und mitunter auch die Seife leihen. Sie müssen mir den Ausdruck borgen, den Sie so glücklich aus der Medizin in den Umgang verpflanzt haben. Ihren Gedanken in aufsteigender Linie nachfolgend, entdecke ich eine drastische Dialektik. Würde dieser meine Geschichte unterworfen, so führen einige Leute aus der Haut über ihre eigene Inkonsequenz. Wie ich Ihnen bereits zu melden die Ehre hatte, bin ich für die Zuschriften an den Fürst Staatskanzler ohne sichere Adresse und auf die deßhalb an Hrn. von

Koreff gerichteten Bitten ohne Antwort. Nothwendig hielt ich mich in den harmlosen Schranken der politischen Gemeinplätze. Demungeachtet muß etwas durchgeschlüpft sein, das den Hrn. von Schoell allarmirt hat. Vor einigen Tagen ist mir ein Reskript zugekommen, welches mich anweist, alle meine politischen Aufsätze dem Grafen von der Goltz vorzulegen. Die rein litterarischen und wissenschaftlichen haben einen Freipaß. Allein heutzutage giebt es keine schriftstellerische Erscheinung, die nicht an Politik streift. Also werde ich, so lange ich etwas vorzulegen habe, alles ohne Unterschied dem Gutachten des Richters unterwerfen. Sie begreifen wohl, daß ich eigenthümliche Ansichten, vorzüglich der laufenden Dinge, ersticken muß. Da mir aber nicht gesagt ist, daß meine Briefe an Hrn. von Varnhagen einer Kontrolle bezüchtiget sind, so werde ich diese Freiheit benutzen um Ihnen von Zeit zu Zeit mitzutheilen, was man anderswo nicht zu hören verlangt. Sonderbar ist, daß die Weisung gerade in einem Augenblicke kommt, wo die Korrespondenz brauchbaren Inhalt gewinnen konnte, denn wenn nicht alles täuscht oder gewisse Stimmungen nicht plötzlich umlenken, so ist hier eine Krisis im Anzuge. Unter den Ministern herrscht laut gewordene Uneinigkeit. Herr Decazes hat vergangene Woche dreimal seine Demission angeboten, der Herzog von Richelieu hat aus Aerger Blutspeien gehabt und Lainé will durchaus nicht Pair des Reichs werden, sondern Minister des Innern bleiben, oder zu seiner Advokatur nach Bordeaux zurückkehren. Die Mehrheit des Oberhauses ist dafür, die Macht des Königthums auf alle Weise zu vergrößern, die der Verfassungsakte zu mindern, aber die geringere Zahl besitzt mehr Intensität. In der Deputirtenkammer haben die Doktrinärs das Uebergewicht. Es ist wahrscheinlicher, daß sie den Hrn. Lainé, als daß er sie meistern wird. Herzog

von Richelieu, der ſich bei den auswärtigen Mächten für die Ruhe Frankreichs verbürgt hat, ſcheint, durch Uebertreibungen der Vorfälle, die ſich bei den Wahlen ergeben haben, verſtimmt und dem Ultraism günſtig aus Aachen zurückgekommen zu ſein. Seine Anſichten gelten überhaupt als ſehr abhängig von ſeinem Umgange. Man hat von ihm geſagt: il se couche ultra et se lève ministériel. Der König würde vermuthlich ſehr gern die Gewalt annehmen, welche ihm die Ultra zugedacht haben, aber ſie quälen ihn zu ſehr, er iſt überzeugt, daß es mit ihnen keine Ruhe giebt, er aber liebt und will Ruhe; dieſe gewährt ihm Decazes. Der König alſo würde ſich weit leichter von Richelieu als von Decazes trennen, aber der Herzog hat durch die bewirkte Räumung, die ſein Triumph iſt, einen zu großen und zu glänzenden Dienſt geleiſtet, als daß man ihn aus dem Stegereife abtreten ließe. Werden hingegen Gouvion und Decazes aus dem Miniſterium vertrieben, ſo erlangen ſie auf einmal einen furchtbaren Grad von Popularität. Der Gedanke, daß Jules de Polignac Polizeiminiſter werde, erregt bei dem Volke, das Hrn. Decazes Vertrauen ſchenkt, Beſtürzung. Die Ultra ſehen ihn ſchon geſtürzt; beſſer unterrichtete Perſonen meinen, er ſtehe feſter als je, wofern ein gewiſſer Punkt in's Reine kommt. Er würde dann den Polizeititel ablegen, die Sache beibehalten, nur noch ein anderes Miniſterium damit verbinden. Einige falſche Manövers in Hinſicht auf Lainé ſcheinen ihm das Spiel etwas durcheinander geworfen zu haben. Aber der König, ihm mit Neigung zugethan, ſiehet ihn für ſein Geſchöpf an. In den Geſchäften wird eine Art von Stockung gefühlt, Folge des miniſteriellen Zwieſpalts. Auf der Börſe ſiehet es unſauber aus. Hoffnung, daß die Fonds ſteigen, iſt keine vorhanden. Es giebt eine dette flottante von 20, M. R. und

dann noch einen ganzen Bündel anderer, mit denen Corvetto gespielt hat und die erst wieder untergebracht werden müssen. Baring und Kompagnie haben sich einen neuen Aufschub ausgebeten. Bethmann steckt auch in der Klemme. Er hat sich hier lächerlich gemacht durch sein unächtes Vornehmthun. Der König befindet sich nicht wohl, ihm ist die Gicht zurückgetreten. Sie haben gewiß noch keinen unordentlicheren Brief von mir gelesen. Das rührt daher, daß ich alle Augenblicke gefragt werde, ob ich noch nicht fertig bin, daß meine Frau, die sich Ihnen ergebenst empfiehlt, nicht ohne mich ausfahren kann. In mancher Leute Depeschen mag es noch verworrener aussehen. Es ist kein Leichtes, die Dinge, so uns vorliegen, zusammen zu reimen.

Sie wissen vermuthlich schon, daß Herr Schoell in das Kabinet des Fürsten Staatskanzlers kommt. Er ist beschäftigt, seine Buchhandlung abzugeben. Ein preußischer Offizier sagte zu Aachen, als von der Räumung die Rede war: mais nous reviendrons, et pour y rester! — Oui, sagte der General Maison, *sous terre!* Das ist aus der Seele aller Franzosen gesprochen. Die Preußen sind gehaßt. Mich trifft der Haß so gut wie jeden andern, indeß ich wie ein Stiefkind des Vaterlandes behandelt werde. Leben Sie wohl. Bald mehr. Von ganzer Seele der Ihrige.

Oelsner.

80.

Oelsner an Rahel.

Paris, den 19. Dezember 1818.

Ihrer Güte, gnädige Frau, womöglich eine Zeile abzugewinnen, ist der Hauptzweck meines heutigen Schreibens.

Den klassischen Brief vom 13. dieses erhielt ich einige Stunden, nachdem mein vorgestriger abgegangen war. Ich konnte der Versuchung nicht widerstehen und mußte ihn dem Einsiedler mittheilen. Jedes Wort des stoffreichen Inhalts ist mehr als einmal gelesen, erwogen und gewürdigt worden. Es war späte Nacht, als ich nach Hause ging. Dem Verlangen des Briefstellers gemäß, hätte ich alles für mich allein behalten sollen. Wird man mich entschuldigen, mir verzeihen? Die Unvorsichtigkeit kann keine Folgen haben und so rechne ich, edle Frau, auf Ihren Schutz. Heute geht allgemein die Rede, daß die Minister sich umhalset, ausgesöhnt, Friede geschlossen haben, paix platrée glaube ich. Gewiß ist, daß der Herzog von Richelieu und der Präsident Favez, gleichlautend mit Lainé, zum Besuche gewesen sind bei dem Polizeiminister, der sich nie so sehr ärgert, daß ihn Blutspeien befällt. Die Jugend hat doch unvergleichliche Vortheile über das Alter. Zu welchen Bedingungen der Vergleich stattgefunden, weiß man noch nicht, so viel läßt sich vermuthen, daß der Plan aufgegeben sei, das Wahlgesetz anzugreifen. Wenn das ruchbar wird, schreien die Ultra Zeter und Mordio, denn man kann sich nicht verhehlen, daß die Wahlen künftigen Jahres dann noch independenter ausfallen, als die dermaligen und die städtische Industrie über die rurale, die, intellektuell genommen, hinter jener sehr zurückgeblieben ist, ein völlig entschiedenes Uebergewicht bekommen.

Die aus Aachen zurückgekehrten französischen Beobachter und Diplomaten sprechen nur einzig und allein von Gentz mit Lobe, das sei ein Kopf, der erimire sich doch am folgenden Morgen dessen, was man ihm den Tag vorher gesagt habe, der raisonnire und kombinire; alle übrige auswärtige Diplomaterei wird zum Theil wie Leichtsinn, zum Theil wie verlegener Trödel behandelt.

Ich kann nicht umhin, Ihnen einige Anekdoten zum besten zu geben. Die Reise des Herzogs von Angoulême scheint von guter Wirkung. Wohl berechnet war unstreitig die Auszeichnung, welche dem General Drouot widerfuhr. Dieser hatte sich der Einladung zu entziehen gesucht. Ihn an der Tafel zu haben, verschob der Herzog das Mittagsmahl. Personen alten Adels gebrauchten den Ausdruck l'ordre de la noblesse. Der Herzog versetzte: Je ne connais que l'ordre militaire et l'ordre civil. il n'y a de noblesse que les généraux et les capitalistes. Böse Zungen wollen, man habe in einem a parte hinzugefügt: „so lauten meine Instruktionen, verstehen Sie mich?"

Anderen bösen Zungen gehört folgende Anekdote. Der Maire eines Ortes versammelte seine Gemeinde, um sie auf die Ankunft des Fürsten vorzubereiten. Mir zu liebe, schreit recht tüchtig das Leben der Bourbons. Jung und Alt weigert sich, sie schützen Heiserkeit vor. Da weder Bitten noch Drohungen helfen und man den Wagen schon anrollen sieht, hilft sich der Maire mit Versprechungen: Kinder, mes amis, vivent les Bourbons. je vous promets que c'est pour la dernière fois! Augenblicklich ertönt ein rauschendes Lebe von einem Ende des Orts zum andern. Dergleichen Späße, sei es, daß lustige Laune oder übler Wille sie erfindet, sind immer ungünstige Zeichen. Ueber Herrscher, die man fürchtet oder verehrt, wird nicht leichtsinnig gescherzt. Von mehreren Beispielen, wie weit die Verletzungen des Anstandes gehen, will ich nur eines anführen. Um den Kamin sitzt eine Gesellschaft. Ich habe Ihnen eine große Neuigkeit zu melden, sagte der Eintretende. Und welche, welche? Er ist . . wer denn? Er selbst. Kann es jemand anders sein, als Bonaparte! Er ist in Vaugirard. Das weiß ich besser, erwiedert ein Zweiter. Schon ist er in die Keller der Tuillerien ein-

gerückt. Der König reiſet dieſen Abend und iſt eben jetzt beſchäftigt, ſeinen Bündel zu ſchnallen à faire ses paquets. Sonderbar, äußert ein Tritter, es ſind keine drei Minuten, daß ich ihm auf den Boulevards begegnete mit ſeinem gewöhnlichen Gefolge. Laſſen Sie das gut ſein, der König iſt ausgefahren, um Abſchiedsbeſuche zu machen. Ein edler Herzog verſicherte dieſer Tage, der König ſende alle Morgen der Gräfin Decazes einen Veilchenſtrauß. So ſucht eine gewiſſe Parthei den Miniſter verdächtig zu machen und den König herabzuwürdigen. Zwiſchen dem alten und dem neuen Adel liegt eine unermeßliche Kluft. Von dem Naſerümpfen über die angebliche Niedrigkeit von Decazes macht man ſich keinen Begriff, ja, Herr Royer Collard hat ſich in den Zirkeln des Faubourg St. Germain wie eine espèce betrachtet und behandelt geſehen. So werden Leute, die vortreffliche Bundesgenoſſen ſein konnten, vielleicht wollten, unverſöhnliche Feinde der alten Geſchlechter. Von dem neuen Finanzminiſter iſt geſagt worden: sa nomination fait baisser les fonds et hausser les épaules. Da haben Sie, gnädige Frau, meinen ganzen kleinen Vorrath. Etwas bleibt zurück, das ſich aber dem Papiere nicht wohl anvertrauen läßt.

Nun kann ich Ihnen doch auch ein Wort von mir ſagen. Aus meinem Briefe von vorgeſtern kennen Sie meine Lage. Ich ſoll ſogar nichts in die öffentlichen Blätter einrücken laſſen, ohne es dem Gutachten des Tritten zu unterwerfen. Aber ich habe nichts einrücken laſſen. Hat man es darauf angelegt, mich zu kränken? Sie haben ſich mir, edle Frau, mehrmals als Beſchützerin erwieſen, ſtehen Sie mir, wie Ihnen am beſten dünkt, liebreich mit Rath oder mit That bei. Ich bin eigentlich durch das Vertrauen in Hrn. von Koreff bewogen worden, hierher zu gehen. Ich glaubte, er meine es redlich. Hat man mich in den Schlamm ſchieben

wollen, ſo iſt denn doch Paris kein ſchicklicher Cul de sac. Hier gehen gar zu viel Leute vorüber und ein Klagelied tönt von tauſend Ecken wieder. Aber vermuthlich iſt gar kein böſer Wille in dem, was mir begegnet, ſondern bloße Inkonſequenz, und ſo will ich mir gern jede laute Jeremiade unterſagen. Wie laſſen ſich aber die Folgen abwenden, die ſich häufen und mich drücken? Durch die Nothwendigkeit einer doppelten Haushaltung, die 21 Monate gedauert hat, durch die Umzüge und Ortsveränderungen, die mich während eines Zeitraums von vier Jahren, ſechsmal zwiſchen Paris und Berlin hin und her führten, zweimal mit Familie und Geräthſchaft, durch das Auflöſen endlich und Wiedereinrichten meines Hausweſens bin ich in Ausgaben gerathen, deren Schwere kein vernünftiger Menſch bezweifeln wird. Und wer vergütigt mir die verlorene Zeit, welche bereits, wie ich dem Fürſt Staatskanzler geſchrieben habe, einem Alter angehört, wo die Stundenuhr des Lebens ſchneller abzulaufen ſcheint und Verluſte unerſetzlicher ſind. Und wer entſchädigt mich für den Gram vorgehaltener, vereitelter Ausſichten, der in ſeine Wolken den Frohſinn einer ganzen Familie verſchlingt. Meinen hieſigen geſellſchaftlichen Verhältniſſen bin ich zum Theil entrückt und in den vaterländiſchen, die ſo bereitwillig und freundlich ſich jedem Fremden aneignen, ſteht der Eingeborene wie verlaſſen da. Man könnte mich nicht zurückſetzender behandeln, wäre ich der unfähigſte Tropf, was noch nicht für jederman erwieſen iſt, auch nicht erwieſen ſein kann, weil ich auf keine Probe geſtellt worden bin und Proben nicht jedesmal beweiſend ſind, denn wer nicht in das verſteinerte Leben einer Kanzleiſtube paßt, kann noch übrigens ein ſehr vernünftiger Menſch ſein. Wäre meine Unbrauchbarkeit eine ausgemachte Sache, ſo erlaubt ſie dennoch, nicht alle Billigkeit an mir zu verletzen und mich in den

Auskehricht zu werfen. Vielleicht ſind die Worte, die hier meiner Feder entſchlüpfen, zu ſtark. Unter den Schoppen ſchiebt man den unnützen Karren und will ſich weiter nicht um mich bekümmern. Aber da ſtehe ich dem Winde und den Wettern bloßgeſtellt, die früher oder ſpäter zuverläſſig losbrechen. Der Haß, der unſern Namen trifft, hält ſich an die Aufſchrift und ich würde als ein vergeſſenes Möbel im Stich gelaſſen. „Friede, möchte ich denen ſagen, die mich herumgegängelt, wie Kinder eine Seifenblaſe mich geneckt haben. Friede iſt beſſer als Krieg, laſſet uns in Frieden von einander ſcheiden, aber gebt mir Erſatz! Ihr ſeid mir eine Entſchädigung ſchuldig, eine zureichende, ſo will es Recht und ſo will es die Menſchlichkeit.“

Mein Vertrauen, gnädige Frau, in Ihr treffendes Urtheil, iſt unbegränzt. Erzeigen Sie mir die Huld, die Schiedsrichterin zu ſein, welche meine Zweifel löſet, meine Ungewißheiten ſchlichtet. Ich unterwerfe mich dem Ausſpruche Ihres hohen Geiſtes, Ihres Edelmuths.

Herr von Küpfer befindet ſich hier. Solche Konverſationen, wie bei dem Einſiedler vorfallen, ſind ihm in ſeiner Praxis noch nicht vorgekommen. Mit ſeiner Art zu ſein, ſteht er zwiſchen Graf Kalkreuth und Graf Schlabrendorf, wie eine Brigg zwiſchen zwei Orloffſchiffen, die wechſelweiſe ihre Ladungen abfeuern. Leben Sie wohl und bleiben mir in Gnaden gewogen.

Delsner.

Ich glaubte ſchon genug geſchrieben zu haben und doch kann ich nicht umhin, Ihnen die histoire de la session de 1817 zu empfehlen von Fiévée. Sie werden ſchon in der Vorrede eine merkwürdige Stelle oder vielmehr wichtiges Bekenntniß finden. Auch den zweiten und dritten Theil der

quatre concordats von Pradt lassen Sie nicht undurchblättert. Pradt ist ein Schiffbrüchiger, der, wie man sagt, zu seinem Glück, ein wenig auch zu seiner Verwunderung, auf der Insel der Vernunft gestrandet ist und nun von daher erzählt, wie er die Sachen gesehen hat. Nun sollte ich doch wohl schließen, aber da stehen wir schon wiederum am Abschlusse eines Jahrs. Das Leben rinnt vorüber, ehe man seiner recht eigentlich froh wird. Möchte das heranrückende Jahr vom Schicksal beauftragt sein, mir Ihre Freundschaft und die Ihres Gemahls zu befestigen und über Sie Beide ein reiches Füllhorn von Freuden auszuschütten. Auch Ihrer Bonne senden Sie die ihr günstigsten Wünsche. Meine Frau empfiehlt sich Ihnen ganz ergebenst.

Oelsner.

81.

Oelsner an Rahel.

Paris, den 25. Dezember 1818.

Der geflickte Frieden, gnädige Frau, von dem ich Ihnen in meinem vorigen Briefe sprach, hat nicht Stich gehalten und so hat das Christkind denn viel neues beschcert. Herr Decazes ist auf seine Güter gegangen. Seine Kollegen, der Herzog von Richelieu ausgenommen, thun ein Gleiches. Das neue Ministerium kann in seiner jetzigen Zusammensetzung wohl schwerlich dauern. Von Cuvier wird am wenigsten geglaubt, daß er die Probe besteht. Die ganze Sache, die sich erst in voriger Nacht begeben hat, ist noch zu frisch, noch zu wenig bekannt, als daß eine öffentliche darüber fertig sein konnte. Zunächst werden wir diese an der Börse merken. Ich betrachte die Veränderung als ein Ereigniß,

das sehr bedeutende Folgen nach sich ziehen wird. Die Ultraroyalisten sehen es als ein glückliches an. Man kann niemanden vor seinem Ende selig preisen. Von ganzem Gemüth

der Ihrige

Oelsner.

82.

Oelsner an Varnhagen.

Den 25. Dezember, Abends.

Mit der Nachricht, das Ministerium sei aufgelöst, verbreitete sich heute morgen auch das Gerücht von der Abreise des Hrn. Decazes nach Libourne. Postpferde waren im Hotel der Polizei gesehen worden. Ehe man, so heißt es, mit den Anstalten fertig wurde, kam die Einladung, das Portefeuille ad interim zu behalten, bis die neuen Minister ernannt seien. Aehnliche Einladungen sind an die übrigen ergangen, deren Abschied der König angenommen hat. Dem Herzoge von Richelieu ist freie Hand gelassen, ein neues Ministerium wie ihm beliebt zu wählen. Gleich auf den ersten Blick aber wird dem Geschöpfe, das er erzeugt hat, Lebenskraft und Dauer abgesprochen. Simeon soll für die Justiz, Molline für die Finanzen, Villele für die Marine, wovon er nichts versteht, Lauriston für den Krieg, Cuvier's amphibischer Karakter für das Amphibium des Innern und der Polizei ernannt sein. La France est donc un cadavre, puisqu'on la donne à Cuvier à desséquer et à en faire un squelette. Die große Neuigkeit ist noch zu neu; so geflügelt sie auch sein mag, braucht sie 24 Stunden, um die wichtigsten Glieder der Gesellschaft zu durchlaufen.

Den 26. Dezember.

Der Plunder liegt wunderlich durcheinander. Simeon, Villele haben ausgeschlagen. Molline's Weigerung bringt ihm große Ehre. Der Herzog ist mit seinem Ministerium noch gar nicht im Reinen. Schon siehet das Unternehmen wie ein abentheuerlicher Mißgriff aus. Wie ist es möglich, daß Seine Exzellenz aus Aachen, mit der Absicht zurückkommend, das alte Ministerium zu stürzen und ein neues aufzustellen, gar nichts berechnet, nichts vergrößert hat, und selbst von den Ultra's, die ihre schönsten Hoffnungen auf ihn gebaut hatten, wird dem Herzoge Ungeschicklichkeit, incapacité vorgeworfen. Unterdeß stocken die Geschäfte. Die Freunde des Grafen Decazes sind sehr thätig. Ihnen schließen sich die Liberalen an, weil sie glauben, daß Decazes dem Hofe zu sehr Franzose ist, der Nation behaupten sie, sei er es nicht genug, aber sie hoffen, er werde es werden durch die Nothwendigkeit der Umstände. Beim Herzoge d'Escars der wohl unterrichtet sein könnte, was aber doch auch nicht immer bei Hofleuten der Fall ist, hieß es heute Abend, Lainé werde Justizminister, Fontanes Minister des Kultus, Molé Minister des Innern, Pasquier Handelsminister und Herr Cuvier, der die Molusken aus dem Grunde kennt, bekomme das Seewesen, Decazes bleibe Polizeiminister. Auf die Nachricht, daß er das Ministère de la maison du Roi erhalte, sind die Renten gestiegen. Doch alles Steigen der Renten ist jetzt illusorisch, Decazes wird siegen. Cuvier's Reputation ist völlig leck. Seine Bereitwilligkeit, sich an jedes beliebige System zu schließen, bricht ihm den Hals.

Den 27. Dezember.

Heute ging es in den Zirkeln der Ultra, deren Abgott der Herzog von Richelieu nach so langer Ungnade geworden iſt, als ſein Miniſterium gedauert hat, heftig über den König her. Er habe dem Herzog eine Falle gelegt und um ſeiner los zu werden, Gelegenheit gegeben, ſeine Blöße ſich und andern darzuthun. Die Wohnung Decazes iſt, ſeitdem ſeine Lage ſchwankend ſcheint, von Equipagen belagert, und ſeine Soiréen waren nie glänzender.

Den 28. Dezember.

Die Deputirten treten in traulichen Sitzungen zuſammen, ſich gegen die Möglichkeit irgend eines Staatsſtreichs zu rüſten. Es iſt höchſt wünſchenswerth, daß die Ungewißheiten ſich nicht verlängern. Ihre Dauer würde widrige Folgen nach ſich ziehen. Die Aeußerungen werden mit jedem Tage bedenklicher. Von einem Siege der Ultra kann gar nicht mehr die Rede ſein.

Den 29. Dezember.

Nach zwei oder drei verunglückten Entbindungen, wovon die eine rein ultra halb in Petto geblieben iſt, hat der Herzog von Richelieu das Schöpfungswerk wirklich dem Grafen Decazes überlaſſen, auf deſſen Entfernung es doch hauptſächlich abgeſehen war. Der Sieg der liberalen Parthei iſt entſchieden und gewiß. Bis Nachmittag zeigten die Liſten allerlei Varianten. So ſtand Jaucourt, ein bekannter Nothnagel auf der einen, Talleyrand, den aber die Meinung aller Partheien zurückſtößt, auf der anderen. Für ächt gilt endlich folgende. General Deſſole, ein Mann von Geiſt, von libe-

raler Denkungsart und mildem Karakter, Minister der auswärtigen Angelegenheiten und Präsident des Konseils, welches letztere Herr Decazes, vermuthlich um den Schein zu meiden, nicht hat sein wollen. Graf Decazes verbündet mit der Polizei das Innere, Gouvion bleibt im Kriegswesen, Abt Louis wird Finanzminister, de Serre Justizminister, Portal, damit auch ein Protestant Minister sei, bekommt die Marine. Einige Ultra verwetten ihr Leben, daß der morgende „Moniteur" die besagten Ernennungen vereiteln wird. Also müßte heute Nacht eine Katastrophe eintreten, wozu keine Wahrscheinlichkeit. Der Herzog von Richelieu, wegen seines rechtlichen Karakters aufrichtig verehrt, wird recht sehr bedauert, daß er sich in Aachen hat irre leiten lassen. Hier hat er ohne Vorsicht, ohne Kenntniß des Feldes gehandelt. Ihm wird blindes Vertrauen in Monnier vorgeworfen. Dieser, um Einfluß zu haben, wünschte ein schwach zusammengesetztes Ministerium. Jetzt heißt er le polisson de la pièce. Auch Molé ist völlig zu Schanden geworden. Er wird von allen Partheien als Verräther betrachtet. Der Herzog hat gröblich gefehlt, mit auswärtigen Bayonnetten zu drohen. Zu einer Zeit, wo die politische Korrespondenz zwischen der Hauptstadt und den Provinzen äußerst lebhaft, geht der Gedanke wie Lauffeuer durch ganz Frankreich, es ist weniger zu thun um Abänderung des Wahlgesetzes, als darum, daß wir keine Armee haben sollen. Hat der Herzog von Richelieu im Geiste der Verbündeten gehandelt, so haben die Verbündeten hier eine große Schlacht verloren.

Den 30. Dezember.

Die Veränderung, welche sich hier zu Gunsten der liberalen Parthei ereignet hat, kann nicht anders als von höchst

bedeutenden Folgen ſein. Ich glaubte, ich thäte am beſten, meinen Genien einen kurzen Auszug meines Tagebuchs zu liefern.

Glück zum neuen Jahr mit Bitte um Antwort.

Oelsner.

83.

Rahel an Oelsner.

Karlsruhe, den 3. Januar 1819.

Dieſen Morgen, lieber Oelsner, erhielt ich Ihren vierten Brief, in welchem Sie mir bis zum 30. von der lieben Kranken Zuſtand ſchreiben: wie danke ich Ihnen für dieſe Sorgfalt: Sie wiſſen aber, was ſie mir iſt, und ich bin überzeugt, Sie laſſen mich in keiner Art von Unruhe und fahren fort, mich jedes, es ſei ſchlimm oder gut, wiſſen zu laſſen. Ich verſpreche Ihnen in ähnlichen Fällen und in allen, eben ſo treue Dienſte: wenn auch nicht ſo geſchickte. Ihre Berichte ſind denen des beſten Arztes gleich und auch für den unkundigſten klar und inſofern beruhigend. Vielen Dank! Eine ſchöne Freundin, werden Sie in ſich ſagen! Sie ſieht ein, was Dienſte ſind, dankt, verſpricht ähnliche, und was ſie eben jetzt für mich thun kann, unterläßt ſie! Ihr Brief vom 19. vorigen Monats liegt neben mir und iſt noch unbeantwortet. Die vielfältigſten Hinderniſſe hielten mich vom Schreiben ab. — Ich bin immer unpäßlich, kann ſelten ſchreiben. Nun bin ich ſeit vier Wochen nicht aus dem Hauſe geweſen, weil ich ſchlechterdings die rohe Luft, wie ſie Humboldt nennt, nicht ertragen kann. Genug davon! — Seit Mittwoch liegt Varnhagen zu Bette, an einer Art Grippe, ſo daß er ſeitdem nicht geſchrieben hat, und alle Geſchäfte

ſich häufen und er in einer Art désespoir deßwegen iſt. Ich ſoll Sie herzlich grüßen: auch er läßt Ihnen ſehr danken; er, der ſelbſt Arzt iſt, iſt noch eingenommener von Ihren gütigen Nachrichten: ich verſichere Sie, ich habe ſo viel Kranke gepflegt, daß ich ſie auch zu ſchätzen weiß. —

Ich nehme es für baares Geld, Lieber, und nicht für Schmeichelei, daß Sie mich über Ihre Angelegenheiten um Rath fragen. Sie werden ſich erinnern, welches Bild ich Ihnen entwarf, ehe Sie nach Berlin gingen. Ein ſolch Geſchwür, wenn es nicht platzt oder operirt wird, kann nur um ſich greifen, und ſo liegt auch das Uebel da! An ſich ziehend von beſten Lebensſäften, was es nur kann, um ſie mit ſich zu verderben. Suchen Sie auf die beſtmöglichſte, erſt glimpfliche Art Entſchädigung für Ihre, in jeder Hinſicht ſchmerzlichen Ausgaben und Unkoſten zu bekommen, und machen Sie ſich los von Menſchen, die nichts von Menſchen wiſſen. Die nur Gemeines brauchen wollen, aber auch doch nicht können, denn das Gemeine, die Gemeinen brauchen immer nur wieder ſie. So iſt es, ſo hängt es zuſammen, daß mein Vergleich vom Geſchwür ganz paßt: die Verderbniß greift immer mehr um ſich, immer tiefer. Wer ſeinen Körper unregiert ſchalten und walten und überhand nehmen läßt, und wo kein Geiſt mehr regiert, da wird es immer ſo kommen: der Geiſt muß das Oberſte ſein: das Oberſte iſt hier ganz ohne Geiſt. Alles iſt ohne Regiment. Dies ginge noch! — Nun kommt noch ſtarrer Dünkel dazu, den man leicht bereden und gar nicht ausreden kann — daß er hinlänglich ſei, um fromm, rechtſchaffen zu ſein, und eben dadurch für die Ewigkeit feſtſteht, und allein nur verdiene, und das Recht habe feſt zu ſtehen. Von ſolchen Uebeln ohne Heilung kann man ſich nur entfernen. Ein Mann, wie Sie, findet außer ſeiner Familie noch Freunde und Männer, die

ihn anerkennen und zu gebrauchen wissen! Glauben Sie nicht, dies sei ein leichtsinniger Rath, um Sie los zu werden: wir waren so betreten, so geschmerzt über die Behandlung, die Sie erfahren, daß besonders Varnhagen sich in mehreren Tagen gar nicht fassen konnte: und uns war, als beträfe es uns. Nur überrascht hat es *mich* nicht. Nie einen Augenblick habe ich die Menschen anders gesehen. Für mich ändern sie sich auch nicht: und *schrieen* sie auf offener, empörter Gasse, was *wir* wünschen, suchen und in kommenden siècles erhoffen möchten; die meinen immer nur dasselbe. Nur einzelnes; kein Allgemeinblick, noch Wunsch: sich durchschleichen, kriechen, lügen, rauben, schreiben, schwätzen, ja morden, mit ihrem Privat- und persönlichen Interesse, dies nur kennen sie; und dies nicht deutlich, großartig, wie ein ehrlicher Teufel: nein! Im dunklen Instinkt einer schleichenden, Giftblattern hinter sich lassenden Raupe, als böse, hockende, blinde Fühle; als Wolf, der kein Blut scheut im lachenden Hunger: wie alle düstere Thiergattung zugleich. So kenne ich sie: so bleiben sie. So ist die ganze Klasse; der große und größte Theil der Menschenmasse, die durch ihre *Zeit*, aber nicht aus eigener That gebildet ist. Und dort *regieren* die! Also ab! Ich empfinde, was Sie uns vortrugen, die Schwierigkeit Ihrer Lage; ich weiß, was das ist, die Jugend mit ihrem Reichthum hinter sich zu haben: aber das *Verweilen* würde zu nichts nützen: Sie müßten nur *noch* später dasselbe thun. Die Koalition ist größer als je: nur *Geborene* lassen sie aufkommen; sie *fühlen* eine Masse gegen sich und eine Masse gedenken sie ihr entgegen zu stellen. Es gelingt noch, wenn auch nicht im Großen, d. h. auf lange für die Geschichte, für Menschenleben genug: zu viel. So sehe ich's. Verfahren Sie (*wenn Sie mir folgen*) langsam, nachdringlich, gelassen, behut-

ſam, beharrlich: nur auf Erſatz. Und bilden Sie ſich einſtweilen ſo viel möglich neue Verbindung. Varnhagen wird Ihnen nächſtens auch ſchreiben. Er war meiner Meinung. Sein Sie meines innigſten Antheils immer gewiß, wenn auch heute mein Brief nur trocken ſcheint: ich ſchreibe in Eil; in Furcht vor meinem Kopfweh, und will gern wieder zu Varnhagen, und das Aufgebrachte ſchien vor dem Antheil zu ſiegen: ich bin aber nur aufgebracht aus Antheil und großer Kenntniß des Terrains. Vor Anno 6 kannte ich ſie alle ſchon ſo: nun denken Sie Anno 19! — Viele herzliche Grüße an Madame Oelsner. — Tettenborn wird nächſtens nach Wien reiſen. Sonſt giebt es nichts Neues: außer, daß die Alten herrſchen und immer dreiſter und auch geheim, durch allerlei Meneen! Leben Sie wohl!

Ihre

Rahel.

Nachſchrift von Varnhagen.

So ſchlimm iſt es mit mir nicht, daß ich nicht einen herzlichen Gruß ſelber zuſetzen könnte! So iſt es, wie Rahel ſchreibt, ich ſehe es eben ſo! — Ich ſtimme auch, nach neuerdings aufgehäufter Detailkenntniß der Dinge ganz dem ertheilten Rathe bei; nur warten Sie mit allen Schritten noch einige Wochen, denn die werden ja hoffentlich den Anfang und den Gang des neuen Miniſteriums zeigen; nicht, um die Anſicht darnach zu ändern, aber um die Wege erfolgreicher zu wählen. Ich muß aufhören!

Von ganzem Herzen

Ihr treuer

K. A. V. v. E.

84.

Oelsner an Varnhagen.

Paris, den 4. Januar 1819.

Ich fahre fort, Ihnen zu ſchreiben, bis Sie ſagen, daß ich es unterlaſſen ſoll. Seit Mitte Dezembers iſt dieſes mein fünfter Brief. Möchte doch ja nicht etwa der ſprüchwörtliche Ausdruck mit „Rath oder That“, deſſen ich mich in dem Einen bediente, mißverſtanden ſein. Ich habe unter That weiter nichts gemeint, als den möglichen Anſtoß einer Billardkugel, die Ihnen vielleicht zur Hand wäre.

Das neue Miniſterium verſpricht mit Beſtimmtheit aufzutreten. Ueber ſeinen wahren Gehalt wird die heutige Sitzung der Deputirtenkammer viel entſcheiden. In den Büreaux der Miniſterien hat es einſtweilen mancherlei Veränderungen gegeben, ſowie deren den Präfekturen bevorſtehen. Zweiundzwanzig verſtoßene Pairs kehren in das Oberhaus zurück, welches außerdem eine ganze Reihe neuer bekommt. Mag der „Moniteur“ dieſe Vorgänge umſtändlich berichten. Allem Vermuthen nach haben ſich die neuen Miniſter gegen die liberale Parthei, welche im Grunde nichts anderes, als die Nation ſelber iſt, zu Erfüllung einiger Deſiderien anheiſchig gemacht. Dem Volke ſchmecken das wohlfeilere Brod und der durch Minderung der Abgabe wohlfeilere Wein. Während der Miniſterialkriſis benahmen ſich im Corps diplomatique, wie man rühmt, am geſcheuteſten die Geſandten von Dänemark und England. Sir Stuart weiſſagte gleich anfangs den Ausgang. Pozzo di Borgo hingegen wird zu den dupes gezählt. So ſehr hatten ihn die engliſchen Blätter, deren Stimmhammer in Paris, bethört, daß er ſich für die Präſidentſchaft auserſehen hielt und dem Abbé Louis eine Stelle antrug. Louis zeigt ſich in dem gegenwärtigen Mini-

sterium ganz besonders werkthätig. Den Geldhäusern, die noch viel zu ziehen hofften, dürfte das Liquidationsgeschäft verfauert werden. General Maison, heißt es, gehe nach Rußland, und aller Wahrscheinlichkeit nach wird Osmond aus England abgerufen. Durch Auffangen der, den „Times" zugedachten Depeschen, hat er sich dem Grafen Decazes wohl nicht empfohlen. Die Verzweiflung der Ultra geht eben so weit, wie vor wenig Tagen ihre Hoffnungen. Das neue Ministerium besteht aus lauter Plebejern. So was kann Europa nicht dulden, das kann nicht Stich halten, Herr von Talleyrand muß hinein. Und doch haben wir schon ein plebejisches Kaiserthum gesehen, das 10 Jahre lang bestanden hat. Wie Leute, die ihre Zahlungen einstellen, auf die Rückkehr eines reichen Vetters aus Westindien, so rechnet der Adel auf auswärtige Unzufriedenheit. Sie würde ihm zum Verderben gereichen, wenn diese Unzufriedenheit einen Bruch herbeiführte. Gegen das Ausland steht Frankreich für Einen Mann und schlägt ohne Barmherzigkeit alles zu Boden, was die Einheit hindern, sich dem Auslande anschließen will. Eine andere Wendung der Dinge ist möglich, wenn von dem Auslande her nicht an dem Räderwerke gerüttelt oder dasselbe durch fremde Einmischung aus seinen Fugen gerissen wird. Frankreich nämlich will keine Revolution, es will nur die Früchte der vollbrachten Revolution retten, erhalten und jeder Reaktion vorbeugen. Werden die Liberalen durch Sukzeß zu überraschen Schritten fortgezogen, so kann sich eine wichtige Masse von Meinung auf die Seite der Ultra wenden, deren Mittel schon an sich, wenn sie sie zu gebrauchen wüßten, keineswegs unbedeutend sind. Erreichen aber leidenschaftliche und heftig gereizte Partheien einen hohen Grad von Gleichgewicht, so müssen sie sich entweder aussöhnen oder den zweideutigen Frieden in offenbaren Krieg verwandeln, und das

wäre hier ein Bürgerkrieg. Dieſe Anſicht der Dinge wünſchte ich wohl Hrn. von Stägemann mittheilen zu können.

Hochachtungsvoll

der Ihrige

Oelsner.

85.

Oelsner an Varnhagen und Rahel.

Paris, den 17. Januar 1819.

Daß meine Genien einer höheren Ordnung angehören, als der vorüberfließenden des Augenblicks, beſtätigen Ihre herrlichen Worte vom 3. dieſes, denen die Aengſtlichkeit fremd iſt, welche einen unſerer hoffnungsvollſten, jungen Diplomaten, der mir perſönlich wohl will, aufgefordert hat, weitere Korreſpondenz mit mir auszuſchlagen, ſo ſehr bin ich ihm Independent, als wenn der Barometer das Wetter wäre. Er war gekommen, die Bombe platzen zu ſehen. Aus den Scherben, die er heimbringt, können Liebhaber, ſo gut wie aus der Kaffeeſchale, weiſſagen, jeder was ſeinen Wünſchen ſchmeichelt. Dem Meinungsſoldaten verarge ich nicht, ſich blindlings, wenn er es vermag, an die Fahne zu halten, mit der er ſeinen Weg zu machen gedenkt, aber daß auch die, ſo die Fahne aufſtecken, ſich alles Urtheilens begeben und entübrigen, wäre in der That unbegreiflich, wenn nicht uralte Erfahrung lehrte, was Sie, meine Gnädige, ſchon vor 1806 bemerkt haben, daß Dünkel und Faulheit Erbkrankheiten anſäſſiger Autoritäten. Seſſeltaktik aber hat ſich eigentlich noch weit mehr als jene des offenen Feldes, um die Stellung eines Gegners zu bekümmern, der in vielfach gebrochenen Linien anrückt. Wenigſtens ſollte ſie ihren Nachtwächtern

erlauben, in den Wind zu reden. Vergessen habe ich, Ihnen zu sagen, daß mir empfohlen ist, nichts in die Zeitungen einrücken zu lassen, ohne Bewilligung. Mir ist gar nicht in den Sinn gekommen, für hiesige Blätter zu arbeiten, und ich weiß ohne Vorschrift, was sich schickt. In dem Stücke, was gespielt wird, scheint man recht unnützerweise das Gefühl der Angemessenheiten zu verletzen. Mich soll dieser Tadel nicht treffen. Doch genug hievon. Unsere Freuden und Leiden sind allzu unbedeutende Größen gegen jene beiden Ewigkeiten, wovon die Eine vor, die Andere hinter dem Leben liegt, um viel Zeit auf persönliche Dinge zu verwenden. Der überraschende Tod Ihrer königlichen Freundin zeigt, welch eine jämmerliche Lumperei, wenig besser als die des Bettlers, selbst ein fürstliches Dasein ist.

Säumen Sie nicht, das so eben erschienene »Europe après le congrès d'Aix la Chapelle,« par Mr. de Pradt und mit Aufmerksamkeit zu lesen. Pradt hat feine Nase. Sein Buch ist das Manifest der Zukunft. Daß der tonsurirte Schranz der militairischen Parthei hofirt, beweiset, daß er sie betrachtet als gedeihend, als im siegenden Anzuge. Ich bin dieser Parthei nicht hold. Sie ist die ungeschickteste und gefährlichste in der Politik. Entschluß setzend an die Stelle der Vernunft, geht sie beständig in ihren eigenen Ausschweifungen zu Grunde. Es wäre ein großes Unglück, wenn sie Uebergewicht bekäme. Nothwendig begünstigt sie der Minister, dem die Armee zu organisiren, obliegt. Bis zu welchem Grade sich seine Vorliebe erstrecke, läßt sich vorderhand nicht genau bestimmen. Die Gegner des neuen Ministeriums richten jetzt ihre Batterien vorzüglich auf den Kriegsminister. Dann schmeicheln sie sich, daß vier caractères entiers, wie Decazes, Gouvion, Louis und de Serre, sich nicht lange zusammen vertragen werden, dann hoffen sie auf Louis' An-

hänglichkeit, auf Dessolle's Nachgiebigkeit, auf Englands Vorliebe für Talleyrand. Dieser spricht von dem gegenwärtigen Ministerium als einer commission provisoire, so nennt er es. Lust, große Lust hegt er unstreitig, an's Ruder zu treten. Seit einigen Jahren waren die Loose, welche er zog, vereitelte Hoffnungen. Lange könnte sein Glück nicht dauern, wenn das gegenwärtige Ministerium zerfiele. Die Doktrinairs würden alsdann an die Reihe kommen. Werden diese stark genug sein, die militairische Parthei im Zügel zu halten? Das hängt von inneren und äußeren Zufälligkeiten ab. Die Ultra werben, ich glaube, zu ihrem Verderben. Das Ministerium hält derb zusammen und der König fühlt sich stark in seiner Umgebung. Gegen die auswärtigen Gesandten hat er einen vornehmeren Ton angenommen. Daß sich die Intrignen mannichfaltig durchkreuzen, können Sie leicht denken. Durch Weiber scheint die ehemalige Königin Hortense viel Einfluß zu haben. Marie Louise zahlt treulich ihren Pensionirten. Auch Metternich soll einiges Geld spenden. Wesentlich hängt die Ruhe von Frankreich und die von Europa an dem Leben des Königs. Gott erhalte ihn. Leben Sie wohl und bewahren mir Ihre Freundschaft. Zugleich bitte ich Sie, auf etliche Wochen von meinen zudringlichen Briefen auszuruhen. Meine Frau trägt mir auf, beide Genien ihrer tiefsten Verehrung zu versichern.

Ganz der Ihrige

Oelsner.

N. S. Die Nachgiebigkeit, womit Preußen der Komp. Baring 25 Monate bewilligt, hat überrascht. In England ist, so viel man weiß, die Entfernung des Herzogs von Richelieu sehr gut aufgenommen. Louis droht mit Revision der früheren Budgets. Das heißt eine glühende Kugel werfen

in's Lager der Ultraroyalisten, es ist vermuthlich bloße mesure de menace, Diversion zu machen.

86.

Varnhagen an Oelsner.

Karlsruhe, den 22. Januar 1819.

Ihre willkommenen, preiswürdigen Briefe, die alle richtig eingetroffen sind — der letzte vom 17. gestern — so lange Zeit unerwiedert lassen zu sollen, war kein geringer Theil der mir auferlegten Krankheitsgebote; seit drei Wochen habe ich wenig das Bett verlassen und meine Zeilen unter Rahel's Brief sprachen zu voreilig von meinem Zustande, der zwar bloß katharralisch, aber durch krampfhaften Husten, verstecktes Fieber, Zerschlagenheit und Unlust so verdrießlich als möglich war. Ich hoffe, er ist jetzt bezwungen, obgleich seine Hartnäckigkeit und Langsamkeit im Weichen mich noch zu längerer Behutsamkeit nöthigt.

Die Vorgänge in Paris, der Ministerwechsel und die Aeußerung der Ansichten und Meinungen während der in die Länge gezogenen Entwickelung, haben ganz Europa spannen müssen, mehr noch als der Fürstenrath in Aachen, der dadurch erst in die Prüfung genommen worden und — sie schlecht bestanden hat! Ich kann Ihnen nicht genug danken, verehrtester Freund, daß Sie mir in diesem so hochwichtigen Zeitabschnitt das an Ort und Stelle Ihrem scharfen Auge erscheinende Licht in so köstlichen Strahlen haben spenden wollen! Die Folge der Farben, wie sie nach einander vorgedrungen, die Zwischenauftritte und Uebergänge sind hier nicht minder bedeutend, als das Ergebniß. Kann ich Ihnen besser danken, als daß ich Ihnen sage, daß Ihre Gabe in

weiteren Kreisen zu wuchernder Fruchtbarkeit treulich gefördert worden? Fertige Bäume können wir nicht in das Erdreich nach Belieben stellen, aber die Reiser, die wir pflanzen, wachsen zu mächtigen Stämmen; wenn auch wir nicht gerade den Schatten davon genießen! — Alle Kabinette scheinen von Blindheit geschlagen gewesen; sie kennen noch nicht die Franzosen, trotz der gegenseitigen Besuche, noch nicht den Geist der Ereignisse, in denen sie mitgespielt! Wie durch einen Draht gezogen, sprangen plötzlich alle aristokratischen Gelüste und Gesinnungen hervor, als die Ultraparthei zu siegen glaubte, an allen Höfen, bei allen Ministern, hier in Karlsruhe so gut wie in Berlin und anderen Orten, durch ganz Europa wären die bedenklichsten Folgen fühlbar geworden, wie es jetzt, nach der journée des dupes, täglich mehr die hoffnungsvollsten werden. Die Leute meinten, es dürfe nicht möglich sein, daß ihr theurer, gefeierter Richelieu einem Decazes weichen solle, man hätte glauben können, jedem sei in ihm wenigstens ein Vetter weggeschickt. Die Klügeren wollten schnell wieder etwas freisinnig sein, und sahen sich um, ob es schon sehr bemerkt worden, daß sie einen Augenblick ihre andere Denkart gezeigt! Ich glaube aber, daß es von manchen Spähern genugsam angeschrieben worden! In Berlin soll die Sache den Eindruck gemacht haben, völlig als habe der Aachener Kongreß eine Hauptschlacht verloren, und nicht einmal Truppen, um den Kampf zu erneuern. Glücklicherweise giebt es Bilder, die über die Sachen täuschen! So weiß man ja, daß unter dem Marquis und Pair Dessolle doch nur ein Bürgerlicher steckt, die Herkunft der anderen Minister ist zum Theil nicht einmal durch Titel verkleidet, und wie will solch ein Unding bestehen können! Nicht sechs Wochen kann das neue jakobinische Ministerium sich halten! Das Volk, durch keine Zügel gebändigt, wird in neue Stürme

ausbrechen, wir müssen es für seinen Frevel züchtigen und Frankreich wird das Opfer! Dies ist eine verbreitete Ansicht; daß deren Theilhaber jedoch bei ihren Schlußfolgen durch unheimliche Gefühle gestört sind und nicht ganz darauf vertrauen, sieht man wohl an ihrer besorgten und nachgiebigen Miene; sie halten die Sprecher einer entgegengesetzten Ansicht doch nicht für ganz verrückt, sie nehmen sie wenigstens als ein für den Augenblick gestiegenes Staatspapier. — Ich muß besonders bemerken, daß der König von Würtemberg gleich anfangs die richtige Meinung von dem Ereigniß gehabt und die Täuschung der Aachener Verabredung klar durchschaut hat. — Herr von Stägemann schreibt mir auch, daß der König von Frankreich ihm nie sicherer geschienen, als mit dem gegenwärtigen Ministerium, und daß, wenn es fallen sollte, dies nur desto schlimmer für das Königthum sein werde. Der Fürst Staatskanzler war entgegengesetzter Meinung.

Unsere deutschen Blätter haben sich in dieser Krisis eifrigst thätig bewiesen, die „Allgemeine Zeitung" hat Schlag auf Schlag gegeben. Sie haben gesehen, wie übel Hrn. von Stourdza allenthalben begegnet worden, zum großen Mißfallen vornehmer Personen, denen die Zeitungsschreiber gar verwegen dünkten! In welchem Lichte steht aber diese litterarisch-politische Treibjagd, wenn es wahr sein sollte, was die Schwester des Hrn. von Stourdza von Weimar nach Mannheim geschrieben, daß die übel aufgenommene Denkschrift weniger ihrem Bruder, als — dem Kaiser Alexander selbst angehöre!

Aus jedem Zeichen der Zeit dämmert oder leuchtet ein Strahl, der einem allgemeinen Feuer angehört, das nun schon dreißig Jahre brennt. Feuer gab es immer; sein Karakter nur war anders. — Von allen Seiten treten in Deutschland Stände hervor, oder werden gefordert; in Würtemberg zu-

dringlichſt, in Darmſtadt mit trockener Derbheit, in Preußen mit unruhigem Hin- und Herreden. Dem Verfaſſer von „Welt und Zeit“, wovon der vierte Theil erſchienen iſt (und auch eine Stelle über Hrn. Otterſtedt enthält, den Merkel angegriffen hatte), wollen alle dieſe Ständebemühungen in unſeren Kleinſtaaten zwar wenig Genüge leiſten. Mir iſt dabei eingefallen, daß Herr von Pleſſen in der Bundesverſammlung einmal gerühmt, Mecklenburg-Schwerin und Mecklenburg-Strelitz, zwei vollkommen von einander unabhängige, ſouveraine Staaten, hätten aus früherer Zeit gemeinſame Landſtände in Einer Verſammlung beibehalten; alſo das geht? und beſteht ohne Nachtheil? und ſtammt noch dazu aus der guten, alten Zeit? wie wäre es, könnten einmal die Leute fragen, wir thäten mehrere deutſche Ständeanſtalten auf ſolche Art in Eine zuſammen, und wenn ſchon mehrere, warum nicht alle? — Sie ſehen, ich träume in anderer Leute Sinn, der zu allem einer Ableitung aus dem Mittelalter bedarf! - -

Unſer trefflicher Stägemann iſt wider Willen zu der „Staatszeitung“ verſetzt, der Sie glücklich entgangen ſind! Er ſieht die Sache ein, wie ſie iſt; gebundene Schreibart heißt ſonſt in Verſen, hier iſt es Proſa. Er ſchreibt mir von Ihnen ſehr theilnehmend; der Fürſt Staatskanzler habe ihm erzählt, Herr Graf von Goltz habe Ihr Verhältniß unrichtig behandelt und ſei darüber berichtigt worden. Im Ganzen ſcheint Herr von Stägemann zu meinen, Sie ſollten mehr zum Wahlſpruch nehmen: tu contra audentius ito!

Herr von Jordan geht entſchieden nach Dresden. Ueber den Gang, den die Sachen unter Graf Bernſtorff's Verwaltung nehmen werden, iſt noch keine ſichere Andeutung vorhanden. Koreff iſt unter Hrn. von Altenſtein's Obhut getreten; dieſer Staatsmann ſcheint als ſolcher das Lob nicht zu gewinnen, das ihm als Menſchen ſo reichlich gebührt; im

Staatsrath findet man ihn ultra-aristokratisch, in seinem Ministerium ultra-römisch; ich mag und darf diese Meinung nicht theilen, bis ich überzeugt werde; freilich scheitern gerade an diesen beiden Punkten oft die trefflichsten Gemüther und hellsten Geister.

Von Hrn. Bailleul's Werk gegen Frau von Staël kommt eine deutsche Uebersetzung bei Cotta heraus. Auf Pradt's neueste Schrift bin ich neugierig, sie muß dieser Tage eintreffen. Was Sie von dem zu erwartenden Uebergewicht der Militairparthei sagen, ist mir einleuchtend; Sie geben den wichtigsten Wink, der aus dem jetzigen Augenblicke für die nächste Weiterentwickelung zu ertheilen ist! —

Herr General von Tettenborn ist auf seinen Posten nach Wien abgereist. Er selbst hat keinen neuen Orden zu seinen, freilich schon zahlreichen — hier hinzugefügt; es war nicht möglich, Ihren Empfohlenen, dessen ich nie vergessen habe, zu schmücken, die Umstände waren gar zu unglückselig, die Krankheit, die politische Bedrängniß, der Tod, die Trauer.

Tief erschüttert hat mich der Tod der Königin von Würtemberg. Ich war ihr sehr zugethan, sie hatte den anmuthigsten Verstand, den ich je gesehen. Ihren Verlust habe ich in aller Art zu beklagen! Und so plötzlich wurde sie hingerafft! Ein wahrer Schreck! —

Wer ist denn der ängstliche, hoffnungsvolle Diplomat, der Ihrem Briefwechsel sich lieber entzieht? Göttlich! göttlich! der kann es mit dieser Sorte von Muth weit bringen; denn Alberoni bezeigte, als Vendôme von dem Stuhle aufstand, keinen größeren, und das war der Anfang seines Glücks! Nur fürchte ich, daß er, wenn auch nicht im Grade, doch der Art nach, zu viele Mitstrebende hat.

Leben Sie wohl! Ich habe schon zu viel geschrieben. Die verehrungsvollsten Empfehlungen an Ihre Frau Gemah-

lin von mir und Rahel, die Ihnen insbesondere alles Herzlichste sagt. Schreiben Sie uns ferner; Ihre Briefe sind die erwünschtesten Botschaften, es sind Rimessen, an denen wir reich werden. Sagen Sie dem Hrn. Grafen von Schlabrendorf meine eifrigsten Grüße und Glückwünsche.

Mit innigster Verehrung und freundschaftlichster Ergebenheit und Treue.

Ihr

K. A. V. v. E.

87.

Oelsner an Varnhagen.

Paris, den 3. März 1819.

Können Sie sich vorstellen, mein Verehrtester, daß ich Ihren Brief vom 22. Januar erst gestern erhalten habe? Kaum werden Sie es glauben, und doch ist dem also — eine lange, ungewohnte, peinliche Entsagung war mir auferlegt. Weder der Größe Ihres Geistes, noch der Ueberwiegenheit Ihres Karakters ließen sich Küpfer'sche Bedenklichkeiten anpassen, folglich schrieb ich Ihr Stillschweigen auf Rechnung der Geschäfte. Von dem Zufalle, der sein Spiel trieb, hatte ich keine Ahnung. Die Poststempel beurkunden, daß der Brief am 22. Januar in Karlsruhe abgegeben worden und am 26. desselben Monats in Paris angekommen ist. Ich verschone Sie mit weitläufiger Geschichte, aus der Unwissenheit eines neuen Portiers entstandener. Zu meinem Glück ist dermalen ein Cousin meiner Frau, gleichen Namens mit ihr, Präsident der Assisen. An diesen gelangte der Brief vorgestern gleichsam wie ein Aktenstück und als wenn die Cour einen Prozeß zu instruiren hätte gegen den dummen Ultraism der euro-

päischen Kabinette. Dadurch aber, daß das Kind Ihrer Freundschaft sich verspätete und alt wurde, büßte es nicht im Mindesten von dem Werthe seines Inhalts ein, der im Gegentheil, aus den soeben eingetretenen Ereignissen, eine höhere und entscheidende Bedeutung empfängt. Bevor ich aber von dieser spreche, muß ich Ihrem Geiste huldigen, dessen Scharfsinn, Witz und Geschmack mir nie in einem glänzenderen Lichte erschienen sind. Und solch' ein Talent bleibt in Karlsruhe, indeß der Saalbader Schoell nach Berlin berufen wird. Er fehlte, um dem Kabinette Relief zu geben. Ist ihm vergönnt, noch einige Wochen hier zu verweilen, so kann er die Scherben einer zweiten Bombe den Freunden der Ultra und den seinigen mitbringen. Nur sechs Wochen sollte, wie Sie sagen, das jakobinische Ministerium dauern. So hatten es die klugen Weltregierer in ihrem Rathe beschlossen und gerade am Ablauf der kurzen, dem Ministerium gesetzten Frist kommt Barthelemy mit seiner kriegverkündenden Motion angezogen. Hier ist kein Zweifel, daß die Drahtfäden, welche den albernen Greis in Bewegung setzten, bis in's Ausland reichen. Pozzo di Borgo hat sich sehr rührig bewiesen, sie zu ziehen. Den Eindruck, welchen der Friedensbruch gemacht, schildern nur mäßig „Minerva" und andere Blätter. Mühe wird es der Regierung kosten, den Petitionen gewachsen zu sein, die von allen Punkten Frankreichs drohen. Wahrscheinlich sucht sie durch besänftigende Maßregelen der Gefahr vorzubeugen. Gestern Abend sah man der Ernennung von 50 neuen Pairs entgegen. Die Auflösung der Deputirtenkammer scheint dem Minister des Innern bedenklich, denn sicher würden die Wahlen im Sinne der Jndependenten sein. Vielleicht ist man auch ein wenig eifersüchtig auf Dessolle und darum zum Mezzotermin geneigt. Allein der Lärmschuß hat bereits alle Gemüther durchdrungen

und aufgeregt, Vertrauen, Glaube, Zuversicht sind unwiederbringlich verschwunden und das Volk steht heimlich gerüstet, dem Adel und den Priestern beim ersten Aufgebot der Umstände den Hals zu brechen, oder, wie man sich zarter ausdrückt, die physische Möglichkeit abzuschneiden, auswärtige Hülfe anzuflehen, von der für Frankreich weiter nichts, sagen die Freigesinnten, „als das Schicksal Polens zu erwarten ist.“ Der Ultraroyalisten bedienen sich die auswärtigen Mächte als ihrer Marionetten. Gelänge es, Frankreich zu unterjochen und zu zerstückeln, so wäre die Nothwendigkeit getilgt, den europäischen Völkern repräsentative Verfassungen zu geben. Der Priesterschaft und dem remigrirten Adel sind, so heißt es ferner, Titel, Ehren, Aemter, Pensionen im Ueberfluß zu Theil worden. Was bleibt ihnen vernünftigerweise zu wünschen? Nichts! aber sie wollen gebieten, sie allein wollen frei sein, solus in toto Caesar, orbe liber erit, alles übrige soll von des Adels Gnade abhangen. An dem neuen Adel ist auch nicht viel gelegen. Doch steht er nicht im Geisteswiderspruche mit einer besseren Ordnung der Dinge, aus der er gewissermaßen hervorging. Jeder Ausschuß konnte sich ihm beigesellen und war auf der Stelle Gleiches zu Gleichem. Die alte Ebenbürtigkeit hingegen verstößt jeden Neuling bis in's dritte und vierte Glied. Kein ächter, naturentsprossener Edelmann kann aufrichtiger Bundesgenosse sein der ausschließlichen Kaste; denn für alle Dienste, die er ihr zu erweisen vermag, wird dem nativen Adel im Grunde nichts zu Lohn, als sie geleistet zu haben, und er muß sich mit der Ehre begnügen, daß er Dienste zu leisten wußte. Die Geldleute sind dem Adel beinahe ebenso verhaßt, wie die Gelehrten, weil er Industrie und Handel zu den Ursachen seines Verfalles zählt. Er wünscht das Zeitalter roher Produkte zurück und feiert den Bankerott jedes großen Handelshauses als ein

glückliches Ereigniß. Was ich hier niedergeſchrieben habe, ſind ungefähr die allgemeinen Beſtandtheile der Meinung, mit denen ſich noch viele beſondere vermählen. Nie haben die Ultra ihre Hoffnungen ſo laut geäußert, wie jetzt. Sous peu, vous entendrez à bas la charte höre ich von vielen. Die Marquiſe de Soncy, ein elendes Weibsbild, ſagte vorigen Sonnabend zu ihrem Arzte: nous rentrerons dans tous nos droits et cette canaille qui nous a tourmenté depuis trente ans, sera mise à sa place. Dabei beobachten ſie die Faſtenzeit mit ſolcher Strenge, daß ſich ein paar Damen von meiner Bekanntſchaft pastilles de manthe anzunehmen weigerten. Dergleichen Kaſteiungen verdienen wohl des Himmels Huld auf Erden, und darum, meinen ſie, müſſen ihre Wünſche doch endlich einmal in Erfüllung gehen. Die erſte Regierungsmaßregel wird dann ſein, die fille d'honneur zu verbieten, die ihnen ein Gräuel iſt. Barthelemy ſoll im Augenblicke, da er das Wort nehmen wollte, ein oſtenſibles Billet erhalten haben, das ihn wankend machte. Sogleich zogen ihn einige Pairs in ihre Mitte und zeigten ein anderes, das ihn aufmunterte, den Schritt zu thun. Dem Könige muß dieſe Sache ſehr unangenehm ſein, denn er kann nicht wollen, daß das Volk die Aufrichtigkeit ſeiner Geſinnung bezweifle. Der „Staatszeitung" entgangen zu ſein, bin ich herzlich froh. Es thut mir leid, daß ſie ſich ſo gewaltig auf Polemik einläßt. Vorher mußte ſie ihren Kredit begründen. Ueberdem aber ſchaden unumwundene und namentliche Angriffe, indem ſie den Angegriffenen in die Nothwendigkeit ſetzen, ſich zu vertheidigen. Englands und Frankreichs offizielle Artikel meiden Perſönlichkeiten auf alle Weiſe.

Ihre Geſundheit iſt, hoffe ich, vollkommen hergeſtellt. An Ihre Kraft ſollte man glauben, wage ſich keine Krankheit. Den Verluſt Ihrer anmuthigen jungen Königin habe

ich recht innig bedauert. Ihr Tod erregte bei mir eben die Wehmuth, die mich befällt, wenn ich edle Gaben und Gemüther so gestellt sehe, daß ihre Einwirkung auf das Leben des Staats vereitelt wird. Dem schmerzlichen Gefühle zu entrinnen, wirft man sich in die Bewunderung des unermeßlichen Reichthums der Natur, welche alljährlich einen Prunk von Blüthen spendet, deren verhältnißmäßig nur wenige zur Frucht gedeihen. Lassen Sie uns das Leben, so lange es da ist, über seine Vergänglichkeit täuschen durch Gedanken und Empfindungen, wovon die liebsten und theuersten mir beständig diejenigen sein werden, welche mich mit meinen angebeteten Genien verbinden. Meine Frau empfiehlt sich Ihrer und der unvergleichlichen Gemahlin Freundschaft und Gewogenheit. Sie theilt, wie Sie leicht denken, die feurige Verehrung, die mich verzehrt, und da sie bisweilen etwas aus Ihren Briefen erfährt, so ist sie eben so lüstern auf den Empfang derselben, als ich es bin. Graf Schlabrendorf grüßt Sie hochachtungsvoll. Ueber das audentius ito! ein anderes Mal. Leben Sie wohl! Von ganzem Gemüth

der Ihrige

Oelsner.

88.

Varnhagen an Oelsner.

Karlsruhe, den 12. März 1819.

Indem ich eben die Feder ergreife, Ihnen zu schreiben, mein hochverehrter Freund, und mich der Stimmung überlassen will, die mich besonders aus dem Schlusse Ihres theuren Briefes anweht, wo sie von dem Ersatze sprechen, den, für so viele schmerzliche Betrachtungen, der unermeßliche

Reichthum der Natur oder die beſſern menſchlichen Gedanken und Empfindungen gewähren — indem ich mit wiedererwachtem Behagen dieſer Richtung mein Schreiben widmen möchte, aber auch gerade in dem Augenblicke, als ich „Karlsruhe“ hingeſetzt, überraſcht mich eine Ladung von Nachrichten aus Berlin, die, auf ſicherem Wege befördert, ohne Rückhalt die dortigen Dinge ſchildern! Meine Stimmung kommt dabei mit jenem Erſatze zu kurz, und wie ein noch zu rechter Zeit herumgeholter Gaul trab' ich wieder in der traurigen politiſchen Landſtraße fort, die ich durch glücklichen Sprung mit einem luſtigen Anger zu vertauſchen hoffte! Allzuniederſchlagend iſt alles, was aus der lieben Hauptſtadt kommt; laſſen Sie mich zu dem Freund und Kollegen vertrauensvoll darüber ſprechen, nur durch Mittheilung verwandelt Niederſchlagendes ſich wieder in Aufrichtendes. Traurig, traurig verhält ſich die Miſchung, aus der unſer Staat die Nahrung ſeines höheren Lebens nehmen ſoll. Wenn die Sache in dieſer Trägheit noch eine Weile ſtehen bleibt, ſo wird der Geſtank die Fäulniß zu erkennen geben; bis jetzt wildelt es ſchon etwas ſtark, aber das halten die Vornehmen ja für haut-goût, es ſcheint, der Staat ſo gut wie ein Rehbraten, iſt nach dem Geſchmacke gewiſſer Leute nur dann recht, wenn er etwas liegen geblieben. Das Salz des guten Staatskanzlers iſt gar matt geworden, der Eſſig des Hrn. von Humboldt gewaltig verdünnt, Herr Graf von Bernſtorff giebt was er findet, Herr von Altenſtein möchte ſogar nehmen um zu geben — was aber iſt damit zu machen? Wie geſagt, es wird der Geſtank unleidlich werden! In den Miniſterien iſt wenig Leben, in ihrer Geſammtniß erlöſcht auch dies wenige; der Staatsrath fördert nichts; an Konſtitution wird nicht gedacht, die Hof- und Militairgeſinnung iſt ganz dagegen, und hat entſchieden die Oberhand; wäre die Regie-

rungsmaſchine nur recht aufgezogen, ſo wäre der Zuſtand, wenn auch nicht der erwünſchte, doch vergleichungsweiſe ſo übel nicht, allein durch einzelnes Aendern, Einſchieben, Stillſtellen und Gehenmachen iſt das Räderwerk ganz in Verwirrung gebracht und die Einſicht des Getriebes verloren. Herr von Humboldt hat in einem ſehr weitſchweifigen Aufſatze die Gründe angegeben, die ihn nur bedingungsweiſe die angebotene Miniſterſtelle wünſchen laſſen, und hat ſich erboten, gleich nach Berlin zu kommen, um dieſe Gründe mündlich weiter auseinander zu ſetzen. Dies hat der König, wie es heißt, mit Unwillen abgelehnt, und durch einen Kabinetsbefehl eine unbedingte Erklärung aufgegeben, die Herr von Humboldt, man fürchtet, verneinend geben wird, vielleicht ſchon gegeben hat, wahrſcheinlich im Vertrauen auf die Eindrücke, die ſein keckes Reden in Aachen auf den Fürſten Staatskanzler und den Hrn. Grafen von Bernſtorff wirklich im höchſten Grade gemacht haben ſoll, und nach welchen er einen völligen Bruch doch nicht zu fürchten ſcheint. Daß der Liberalismus jetzt in Berlin den Namen Humboldt führt, mag Ihnen von dem Ganzen einen Begriff geben. Ich meinestheils bin überzeugt, daß Herr von Humboldt, nach einigen hitzigen Plänkeleien, auch nicht viel weiter kommen würde; ſind doch auch Herr von Beyme, und in anderer Art Herr Graf von Gneiſenau bei aller Kraft und Geſinnung auf die engſte Wirkſamkeit beſchränkt. Ein Mann kann hier überhaupt nicht ausreichen, die Sache verſchmäht es, ſich an einen Namen zu knüpfen, aber einer Verſammlung von Männern, in rechtem Beruf und rechter Bahn, würde ſie gleich ihren Geiſt verleihen! Von dem Staatskanzler ſpricht man in Berlin ſchon wie von einem Abgeſchiedenen, doch nicht nach dem Sprichwort »de mortuis« . . . es thut mir doch ſehr leid, denn der freundlichen Seele dieſes Mannes

mußte man gut sein! — Koreff steht im alten Ansehen, man huldigt ihm, haßt ihn aber, und glaubt heimlich, daß sein Spiel zu schlimmem Ende führen könne; wahrscheinlich mißt man ihm mehr Einfluß bei, als er wirklich hat, und seine Eitelkeit lehnt den gefährlichen Anschein nicht ab! Die Anstellung des Hrn. Schoell wird mir auch berichtet, als eine — Schoelmerei, über die man sich nicht zu freuen habe! — Die Abberufung des Hrn. Grafen von Goltz vom Bundestage macht ungemeines Aufsehen; die Mittheilung eines Aufsatzes über das Bundeskriegswesen, die großen Lärm machte, und nicht hätte geschehen sollen, wird als Grund angeführt. Ein Umlaufschreiben, worin die Sache beruhigt und beschwichtigt werden sollte, und das auch an mich kam, war so elend und stümperhaft abgefaßt, daß ich mich beim Lesen schämte, und ohne Uebermuth wohl zu mir sagen konnte, warum hat Graf Bernstorff nicht wenigstens mich zu solchen Abfassungen, wo doch wahrlich der Redeausdruck in etwas zu beachten ist! Indeß dachte ich das in Graf Bernstorff's Interesse, nicht in meinem; Gott behüte mich jetzt eine Versetzung zu wünschen! Auch Ihnen, mein theurer Freund, wünsche ich einstweilen noch Glück zu Ihrer auswärtigen Anstellung, obgleich ich Ihnen soviel Besseres und Würdigeres zugedacht! Vielleicht bedürfen König und Vaterland in der Folge unseres treuen Eifers und unserer redlichen Gesinnung, die man jetzt nicht ganz erkennen mag, auf entschiedenere Weise! — Aber auch in dieser Zwischenzeit ist ein gewisses audentius ito jedem von uns zu empfehlen.

— — Die bairische Ständeversammlung büßt zum Theil die Schuld der unbequemen, im Zuschnitt verdorbenen Verfassungsform; aber die Unbeholfenheit ist auch auf Seite der Abgeordneten, wie bei den Reichsräthen die Anmaßung und bei der Regierung die Geistlosigkeit. Indeß hilft die Sache

doch im Ganzen fort, und wird in sich selbst schon besser werden. Die badenschen Stände sind neuerdings vertagt bis zum 20. April, was eben nicht vortheilhaft ist; doch läßt sich noch alles bestens an. Die würtembergischen sollen im Mai oder Juni berufen werden. Wenn erst überall in Deutschland dieses Institut besteht, werden wir um vieles klarer sehen. —

Die französischen Angelegenheiten sind und bleiben verkannt! Die Leute gewissen Ranges und Standes werden nie müde, die Dinge immer wieder auf den Kopf zu stellen; man beweiset ihnen, daß aus a ein b folgt, sie sind auch überzeugt, aber kaum erblicken sie beide vor sich, so behaupten sie a folge aus b. Ihre Blindheit richtet sie zu Grunde. Man darf nicht müde werden, wenigstens die Sehenden zu stärken. Die „Allgemeine Zeitung" ist eine Heldin für die gute Sache; der „Minerva" ohnehin alle Ehre! Ihre Verfasser bilden einen Ritterorden, herrlicher und ruhmvoller, als je ein gegen Ungläubige gestifteter gewesen. — Russische Umlaufschreiben — dies sehr unter uns — sprechen mit Bedauern von Richelieu's Abgang, von der bedenklichen Deutung dieses Ereignisses, welches schon die Vorkehrungen des protocole réservé von Aachen über die französischen Angelegenheiten rechtfertige, von der Nothwendigkeit des engen Zusammenhaltens der Verbündeten, und von dem Befehle des Kaisers an alle seine Gesandten und Agenten im Auslande sich immer enger und freundschaftlicher in ihren Kreisen an die Gesandten und Agenten der andern Verbündeten anzuschließen. Ich halte diese Maßregel nicht für kräftig genug, wollte Ihnen aber doch, falls Herr Graf Pozzo di Borgo sie Ihnen noch nicht mitgetheilt hat, die Kenntniß davon geben, die einem preußischen Legationsrathe taugt. —

Für diesmal genug! Ich bitte meine Verehrung an Frau von Oelsner auszudrücken; meine Frau vermag heute nur ein Grußblättchen beizufügen. Mit innigster Hochachtung und Ergebenheit

Ihr

K. A. V. v. E.

Der Großherzog von Baden hat mir das Großkreuz des Zähringer Ordens verliehen; es war mir sehr angenehm, in der ganzen Christenheit gilt ein Stern mit großem Bande; und von diesem sagt man allgemein, daß ich ihn verdient habe.

89.

Rahel an Oelsner.

Karlsruhe, Freitag den 12. März 1819.

Dies wird nur ein Freundesgruß, der Ihnen einen künftigen Brief ankündigen soll. Schreiben Sie mir hübsch weiter! Auch ich werde Ihnen melden, was ich weiß, d. h. was ich denke über alles Altfränkische: mir kommen die Tagesdummheiten durchaus nicht als solches vor. Kopfungelenkigkeit, Herzenskälte, Stagnation darin, und Dünkel, da man einmal nicht hinter dem Pfluge steht und hinter dem Spinnrad sitzt; das irrt Gemeine, und täuscht sie bei Schlepprock und Manschette! Adieu! Viele Grüße für Sie und Madame Oelsner! Wenn Sie schöne Pariser Frühlingsbouquette sehen, gedenken Sie meiner! An solche Sachen denke ich. Haben Sie die Custine'sche Familie gesehen? Sind die schon oder noch in Paris? Ist Gräfin Schlabrendorf

noch dort? Antworten Sie gütigſt auf dieſe Fragen! Leben Sie wohl!

Ihre

Rahel.

90.

Oelsner an Varnhagen.

Paris, den 19. März 1819.

Ich freue mich Ihres neuen Schmucks, per ardua ad astra. Es war nichts Leichtes das alte, fallbrohende Haus Zähringen zu ſtützen. Sie haben ihm weſentliche Hülfe geleiſtet, und das Amt eines Friedensboten redlich erfüllt. Beiſpiele eines ſo wohlerworbenen Sterns giebt es blutwenige. Wenn dergleichen Sterne auch keine Sonnen ſind, ſo ſcheinen ſie doch ſattſam gerade den Leuten in's Geſicht, von deren Dünkel oder Albernheit das junge, nackte, unausſtaffirte Verdienſt peinliche Zurückſetzung und Hinderniſſe befährt, in der Laufbahn, welche zu verfolgen Ihre glänzende Beſtimmung iſt. Setzen Sie ſich das kühnſte Ziel, denn nur durch den Umfang des Zweckes iſt Büffon's große Geduld — Genie. Vorläufig jedoch hätte ich Sie gern auf dem Poſten geſehen, der, zu aller Welt Erſtaunen, eines andern harret. Er ſei der nächſte nach dem Staatskanzler, hat Herr Schoell bei Mademoiſelle Williams geſagt. Welchen Relief unſer Kabinet durch dieſen Mann empfängt, bleibe dem Gutachten der Bücherwürmer anheimgeſtellt, die ihn als Commiſſaire priseur der Licenzen kannten. Iſt Berlin denn gänzlich auf den Kopf gefallen? Ihr Schreiben, theurer Freund, thut auf mich die Wirkung eines, in den Zwiſchenakten der Oper, gelüpften Vorhanges. Aus dem Gewimmel

ragt keine von den Rollen hervor, die das Stück spielen werden. Vermuthlich sind diese noch mit ihrer Toilette nicht in Ordnung. Ich denke völlig so wie Sie, daß ein Mann, wer er auch sei, wenn ihn keine Versammlung trägt, nimmermehr ausreicht. An die Stelle des Fürst Staatskanzlers scheint eine Minister-Anarchie zu treten, alles gemeinnützige Wirken versaugende. Humboldt handelt klug, sich nicht absorbiren zu lassen. Ob aber ein zuträglicherer Zeitpunkt kommen wird für das Spiel seiner Kräfte, weiß ich nicht. Ach! möchten meine Ahnungen täuschen! Preußen, fürchte ich, gehet in der Wiedergeburt zu Grunde. Der günstige Augenblick, wo es, sich selbst überlassen und gelassen, zu Werke schreiten konnte, ist vorüber. Ihn hat die Regierung in heilloser, alles Zutrauen abstoßender Nachlässigkeit vergeudet. Schon sind äußere Begebenheiten im Anzuge, die kein planrechtes Verfahren gestatten. Mir thut der König leid, dessen edle Hingebung einen großen Minister verdiente.

So wie die Sachen standen, konnte der Staat einer praefectura suprema nicht entbehren. Sie ist das eigentliche Auskunftsmittel mächtiger Reiche, die keine Verfassung haben. Der Gedanke, sie zu errichten, macht dem Monarchen Ehre, denn es wird ein Muth dazu erfordert, der nicht jedem Fürsten verliehen ist. Fast keiner wagt selbst dem Lieblinge das Lenkseil der Gewalt förmlich zu übergeben. Willentliche Entsagung ist nicht Fahrlässigkeit, sondern Größe.

Preußen wird hier als ein bloßer Vortrab von Rußland betrachtet. Es läuft Gefahr in Splitter zu springen bei einem Zusammenstoße zwischen Rußland und Frankreich, der nicht möglich wäre, wenn Preußen eine Verfassung hätte. Das Kreisschreiben, dessen sie erwähnen, und von dem mir Pozzo di Borgo freilich nichts gesagt hat, bestätigt, was hier ziemlich allgemein geargwohnt wird. Die Reise des Herzogs

von Richelieu in den mittägigen Provinzen hat ein sehr verdächtiges Ansehen gewonnen. Der Ultraism strebt nach Bürgerkrieg und ist rasend genug, sich eines dritten Besuchs der Alliirten zu versehen. Nehmen wir an, daß den Alliirten alles nach Wunsche gehe, was ich vernünftiger Weise bezweifle; daß der König alle unruhigen Köpfe, alle Glücksritter, alle angehenden jungen Räuber, denen nach französischem Silberzeuge gelüstet, anziehe und mit sich fortreiße, und ein Ableiter werde für die Freiheitstriebe, denn auf solch eine Diversion ist es doch hauptsächlich gemeint, so wird es nothwendig einen arragonischen, alle Disziplin auflösenden Krieg geben, und da die Freiheitstriebe immer wieder erwachen, und die Souveraine ihre Armeen nicht selber in die Schlacht führen, sondern meistentheils aus dem diplomatischen Hauptlager befehligen, so sehen wir ein Menschenalter von Condottieris den alten Dynastieen übler mitspielen, als je eine gesetzte Verfassung würde gethan haben. — Von den Liberalen steht kein Angriff zu erwarten. Sie werden sich weislich auf der Defensive halten, aber dem Angriffe, wenn er kommt, zu begegnen wissen. Die Lage des Grafen Decazes scheint mir täglich schwieriger. Die Rolle des Lieblings mit der eines Nationalministers zu vereinbaren, ist eine kitzliche Aufgabe. Er soll Dessolle, de Serre, Louis zu entfernen wünschen. Viel Zeit gehet den Ministern durch das Geschäft, sich zu behaupten, verloren, so stocken die wichtigeren. Unterdeß beunruhigt niemand den Kriegsminister, der seinen Weg ruhig und überlegt fortsetzt. — Gräfin Schlabrendorf denkt mit Anfang künftigen Monats in Koblenz einzutreffen. Ueber Frau von Custine habe ich noch keine Gelegenheit gehabt Erkundigungen einzuziehen. Meine Pakete und Briefe an Hrn. von Stägemann bleiben unterwegs. Ich weiß gar nicht, wie ich mich benehmen soll,

damit er nur erfahre, daß Sendungen an ihn durch den wöchentlichen Kourier abgegangen sind, den 19. Februar, 27. Februar, 6. März, 12. März. Man muß glauben, daß nur Schriften von einer Farbe nach Berlin gelangen sollen. Ich muß schließen, wenn mir die heutige Post nicht entschlüpfen soll. Ihnen und Ihrer Gemahlin meiner Frau und meine ergebenste Huldigung.

Oelsner.

91.

Oelsner an Varnhagen.

Paris, den 24. März 1819.

Hrn. Wustrow's Anstellung bei der hiesigen Gesandtschaft hört auf mit dem 1. April. Berufen nach Berlin, begleitet er Hrn. Schoell. Beide ersetzt Herr Jouffroy. Graf Goltz hat Urlaub verlangt um die Junibäder zu brauchen. Mit dem Geschenk von 25,000 Thalern, in Papier 70 Prozent, scheint er nicht zufrieden. Es bekommen ja soviele Leute Dotationen, die weniger gethan. Schoell rühmte sich gegen Oerthling nach Berlin zu gehen, um dort an die Spitze einer Parthei zu treten. Glück zu dem Leben, das er dem Ultraism verleihen wird. Ich glaubte ihn wegen seiner Diskretion berufen. Aber da sehe ich aus Weimars Blättern, daß, wenn Stourdza Spießruthen lief durch Deutschland, der Russe diese Behandlung gerade der Unvorsichtigkeit des preußischen Legationsraths verdankt. Das Kabinet konnte keinen schicklicheren Augenblick wählen, dergleichen Verdienste zu belohnen. Larivaillere, Fauche Borelle und Schoell geben uns eine treffliche Dreifaltigkeit.

Der Persische Gesandte will seine Tscherkessierin losschlagen. Haben Sie Lust zu bieten? sechstausend Franken.

Es wird Mühe kosten, sie an den Mann zu bringen. Eine englische Lady läßt sich sehr angelegen sein, ihn zur Audienz zu bewegen. Er verlangt, daß man ihn schiebe wie den König. Anders stehe sein Kopf auf dem Spiel.

Man siehet einer neuen Emission von zwanzig Pairs entgegen. Madame de Barante ist jetzt die schönste Frau in Paris. Der Minister des Innern huldigt ihr. Es stand zu erwarten, daß er ihren Gemahl zum Pair machte. Aber daß alle ihre Schwäger und Vettern es geworden sind, findet man doch zu arg.

In den Departementern giebt der „Conservateur" dem Hrn. Decazes große Popularität, bei dem Könige empfiehlt ihn die „Minerva", so daß seine Stellung, mitten unter den Angriffen, immer sehr günstig bleibt.

Gar zu unüberlegt haben die Ultraisten die Maske abgeworfen. Niemand glaubt mehr, daß ihnen an der Konstitution etwas gelegen sei. Sie wollen die grüne Kokarde, und gestehen selbst das Militärsystem, Bonaparte wäre ihnen lieber als die legale Ordnung, für welche Lafayette und Manuel streiten.

Leben Sie wohl!

Oelsner.

92.

Varnhagen an Oelsner.

Karlsruhe, den 25. März 1819.

Das Ereigniß, welches sich vorgestern in Mannheim zugetragen hat, wird eine große Erschütterung in den Gemüthern weithin erregen; sein Ursprung und seine Richtung, besonders aber die Art, wie es von den Mächtigen angesehen werden wird, müssen ihm die Bedeutung eines politischen

Ereignisses beilegen. Hier sind die genauen Umstände, nach den sichersten Quellen, die mir vor Andern zugänglich waren. Ein junger Mensch kommt am 23. d. Morgens in Mannheim an, steigt im Gasthof ab und läßt sich durch einen Lohnbedienten sogleich zu Hrn. von Kotzebue führen, und als ein Landsmann melden, der ihm aufwarten will. Er wird nicht angenommen, sondern zu Nachmittag um 5 Uhr beschieden, wo er sich denn auch einfindet, in einem besondern Zimmer empfangen wird, und eine Weile mit Hrn. von Kotzebue in Unterhaltung bleibt, bis er endlich demselben eine Schrift oder Brief überreicht, und fast in gleichem Augenblicke einen Dolch hervorzieht, mit dem er den Ueberraschten sofort niedersticht, der auch wenige Minuten darauf verscheidet. Auf das Geräusch tritt ein Diener herein, der seinen Herrn am Boden liegend, den Mörder aber mit gezücktem Dolch erblickt, der mit drohendem Rufe „Wer will hier noch sterben?“ zum Ausgange kommt, auf der Treppe jubelnd ruft: „Es lebe Teutonia! es lebe mein deutsches Vaterland!“ in der Hausthüre still steht, das Mordgeschrei vernimmt, nach dem Fenster hinauf, wo die Fürstin Hienburg, die eben bei Frau von Kotzebue war, um Hülfe schrie, den Dolch emporhebt und ruft: „So müssen alle Verräther sterben!“ dann niederkniet, Gott für das Gelingen seines Werkes dankt, sich dem Schutze des Himmels empfiehlt, und sich zweimal den Dolch in die Brust stößt, worauf er besinnungslos hinfällt, und in das Spital gebracht wird. Soweit das Ereigniß selbst! In der Tasche des jungen Mannes fand man zwei Papiere, außer einem Passe, der aber einen falschen Namen gab, und einer Matrikel, die man nicht gleich lesen konnte. Das eine Papier bestand aus einem Bogen in größtem Format, sauber beschrieben, und einen wahrscheinlich zum Anschlage bestimmt gewesenen

Aufruf an das deutsche Volk enthaltend. Die Ueberschrift lautete: „Todesstoß dem August von Kotzebue," dann folgte „Tugend in Freiheit und Einheit", und hierauf begann eine Schilderung der Erniedrigung und Knechtschaft des deutschen Volks, der Wortbrüchigkeit der Fürsten gegen dasselbe, der Schwelgerei und Feigheit, des elenden Zustandes, dem es erliege, die Aufforderung, sich zur Freiheit zu erheben, die Schlechten und Verräther zu vertilgen, zu ermorden, wie eben jetzt mit dem Erzknechte und Allerschändlichsten August von Kotzebue angefangen werden solle, es gäbe nichts Edleres, als freiwillig sein Leben dem Vaterlande darzubringen; mit freudigem Muth und feuriger Vaterlandsliebe werde hier der Eine vorangehen und ein Beispiel zur allgemeinen Nachahmung geben, des Ruhms und Dankes aller Edlen gewiß; ferner die Reformation solle vollendet, das Pabstthum aus Deutschland vertilgt werden, Eine Kirche und Ein Staat solle sein, die Freiheit des Glaubens und des Bürgers gestatteten u. s. w. Dies ungefähr ist der Inhalt oder die Meinung des großen weitläuftigen Aufsatzes, der in verwirrten und ausschweifenden Redensarten für toll genug gelten mag, aber durchaus keine Spur des Wahnsinns zeigt. Das andere Papier war ein bloßer Zettel, worauf stand: „Todesurtheil für Aug. von Kotzebue, vollzogen am 23. März um 5½ Uhr, nach Beschluß der Universität***." Sonst fand man noch an seinem Halse ein Kreuz mit der Jahreszahl 1815, mit einem roth und schwarzen Bande befestigt.

Der junge Mensch, wie sich aus näherer Untersuchung fand, heißt Karl Ludwig Sand, ist etwa 24 Jahr alt, und aus Wonsiedel bei Baireuth gebürtig, wo sein noch lebender Vater Justizrath ist. Er studirte Theologie in Tübingen, dann in Jena, von wo er unmittelbar nach Mannheim kam.

Die Aerzte erklärten seine Wunde für tödtlich; indessen gelangte er Abends wieder zur Besinnung, beantwortete einige Fragen durch Zeichen, ließ sich aufrichten, und schrieb mit äußerster Anstrengung einige Zeilen „er habe den russischen Spion in Deutschland, den Verräther Aug. von Kotzebue, ermorden müssen.“ Am folgenden Tage konnte er etwas sprechen, und sagte dem ihn besuchenden Prediger unter andern: „es habe ihn einen halbjährigen schweren Kampf gekostet, bis sein Vorhaben zum unumstößlichen Beschlusse der Ausführung gediehen sei.“ Er schien gar keine Reue, sondern große Zufriedenheit zu empfinden, und sich für keinen Verbrecher, sondern für einen der edelsten Menschen zu halten, der ein erhabenes Beispiel gegeben! Noch lebt er, und wird vielleicht noch eine Weile leben können, aber seine Wunden sind gleichwohl tödtlich, da er sich in die Lunge getroffen hat.

Ich kann Ihnen nicht sagen, welchen Eindruck diese Begebenheit macht, alles ist von Schrecken und schauderhafter Besorgniß erfüllt. Ich selbst habe Mühe mich zu fassen. Es ist, als ob ein furchtbares Zeichen gegeben worden wäre, daß jetzt, daß hiedurch eine neue Ordnung der Dinge sich eröffne; niemand hält sich für sicher, da es klar ist, daß ein freiwillig zum Tode Entschlossener jedes Leben mitnehmen kann. Die Hauptfrage, ob die That mit Wissen und auf Geheiß Anderer geschehen, ob sie aus dem rasenden Einzelnen oder aus einem geheimen Bunde hervorgegangen, beantwortet der Schrecken unbedingt zur Vergrößerung der eignen Angst. Ein Assassinen-Orden in Deutschland? Ich kann es nicht glauben, mein Gefühl empört sich dagegen! Aber Alle betheuern, daß darüber kein Zweifel sein könne. Bei der allgemeinen Neigung zu dieser Annahme, die auch in der Ferne als die wahrscheinlichste gelten wird, muß der Eindruck nur

um so furchtbarer sein. Was werden Herr von Stourdza, was Herr von Gentz bei der Nachricht empfinden? was die Fürsten und Minister, besonders in Ländern, wo noch Konstitutionen fehlen? Was wird der russische Kaiser sagen? Sein hiesiger Geschäftsträger, Herr von Struve, hat eine Stafette nach St. Petersburg abgeschickt; ich eine nach Berlin; der französische Gesandte hat die Nachricht dem Telegraphen in Straßburg überliefert. Ich sehe schon ein Heer von unverständigem Geschwätz, von thörichten Vorschlägen und zwecklosen Maßregeln anrücken, einen allgemeinen Krieg gegen Universitäten und Studenten, vielleicht Aufhebung und Beschränkung von einigen Hochschulen, vielleicht klösterliche Einrichtung und Lehrweise, kurz, man kann vieles zerstören, verletzen, verunstalten und hart treffen, ohne im geringsten den Geist zu berühren, den man unterdrücken will, ohne im geringsten die Gefahr zu beschränken, gegen die man Hülfe sucht! —

Ihren theuren Brief vom 19. d. haben wir richtig erhalten. Wie richtig ist sein Inhalt! Thucydides in der „Allg. Zeitung" war mir auch sehr merkwürdig.

Herzliche Grüße von uns beiden an Sie beide!

K. A. V. v. E.

93.

Rahel an Oelsner.

Karlsruhe, den 28. März 1819.

Lieber Oelsner! Die originalste Person nächst mir wird Ihnen diesen Brief geben. Leicht und lustig von Natur, aber, alles erfahren, und den Herbst ein lange krank gewesenes fünfzehnjähriges Mädchen verloren, will sie Seele

und Leib in Paris erholen, findet nur dort Erholung. Ich aber finde sie zu allein dort und empfehle sie daher Ihnen. Der Mensch kann nicht wissen, was ihm begegnet. Sie heißt Pauline Cesar, ist die Tochter des Geheimenraths aus Berlin dieses Namens, hat ihren Familiennamen nach ihrer Scheidung von ihrem Manne (Wiesel) wieder angenommen. Wohnte den einen Theil dieses Winters bei mir, den andern in Basel bei ihrer Schwester Madame Streckeisen. Jetzt läßt sie sich nicht länger halten; sie liebt nur Paris, wie wir Alle. Ist aber frei, wie wir nicht. Wenn Sie sie nicht nur oberflächlich kennen, werden Sie sie sehr gut finden. Ich liebe sie sehr. Sie hat keinen Anspruch auf Societät. Nur auf Theater, Luft, Promenade. Adieu. Leben Sie wohl.

Ihre wie immer

Fr. Varnhagen.

94.

Oelsner an Varnhagen.

Paris, den 31. März 1819.

Ihr verehrtes Schreiben vom 25., mein Theurer, das ich gestern Nachmittag erhielt und wofür ich allerergebenst danke, hat mir soviel Besuche zugezogen, daß ich erst spät nach Mitternacht zu Bett gegangen bin. Sie machen sich keine Vorstellung von dem Eindrucke, den die schreckliche Mannheimer That auch hier erregt, wo man sonst gewöhnlich von auswärtigen Dingen nur ganz oberflächlich berührt wird. Im Hintergrunde nämlich dieser That erscheint jedem eine Denkungsart, eine Stimmung der Gemüther, die mit einem Sprudel ähnlicher Handlungen droht. Daß die Re-

gierungen Maßregeln dagegen ergreifen, stehet zu erwarten. Ihre Lage ist schlüpfricht und ein wahrer Fallstrick. Die Universitäten sind was Deutschland Deutschestes besitzt. Mißgriffe, ungerechte oder ungeschickte Verfolgungen würden den gefährlichen Schwung der zu dämpfenden Federkraft nur noch höher spannen. Das Vernünftigste wäre, den Völkern beherzt Wort zu halten und so der Schwärmerei die Lebensmittel abzuschneiden. Der Zeitgeist ist eine Art von Fatum, dem sich nicht ausweichen läßt. Ich schrieb eines Tages dem Großkanzler Hrn. von Beyme: „der geographische Entdeckungsgeist ist auf Tombucktu gerichtet. Bisher sind alle Versuche, dahin zu gelangen, verunglückt. Aber die Reisen lassen nicht nach, und zuverlässig werden sie am Ende Tombucktu erreichen. Nachher findet sich vielleicht ein Nest, das des Aufwandes nicht werth ist. Was die repräsentativen Verfassungen besseres leisten werden, als wir haben, kann gar vielen Zweifeln unterworfen sein. Aber ausgemacht scheint, uns wenigstens, die das Schauspiel ohne Vorurtheil betrachten, daß ein unwiderstehlicher Zug, dessen Streben durch jedes Hinderniß nur lebendiger erweckt wird, das Zeitalter nach solchen Verfassungen fortreißt."

Ihre Empfindungen bei dem unheimlichen Ereigniß von Mannheim sind auch die meinigen. Der Fanatism, aus dem die That hervorgegangen ist, muß nothwendig dem Partheigeiste, der Nahrung für seine Leidenschaften und für seine Vorurtheile sucht, eine große Verstärkung von besonnenen und wohlgesinnten Leuten zuführen, denn welchem nicht vom Teufel besessenen Volke kann mit Prozeduren aus dem Mittelalter gedient sein, dessen Poesie schon gräulich genug ist. Die hiesigen Ultraisten setzen ohne Weiteres die Russen in Bewegung, dem Unfuge Deutschlands zu steuern. Der Himmel verhüte solch ein Unglück und gebe den Regie-

rungen Verstand und Muth, sich auf ihre eigene Stärke zu verlassen. Kämen Russen nach Deutschland, so würden die Franzosen nicht ausbleiben als Bundesgenossen der entgegengesetzten Parthei.

Herr Schoell hat einen ungünstigen Augenblick gewählt, um bei uns an die Spitze einer Meinung zu treten. Der Gedanke, mit ihm zu korrespondiren, ist mir höchlich zuwider. Könnten Sie mir nicht vielleicht eine förmliche Weisung auswirken, blos mit unserm Freunde Hrn. von St. zu korrespondiren. Diesem machte ich selbst gern den Antrag, aber ich bin meiner Briefe nicht sicher.

Frau Gräfin von Schlabrendorf reiset morgen früh.

Die Minister gewinnen täglich mehr das Vertrauen der Nation. Der König zeigt sich sehr selbstständig gegen die Clabauderien seiner Familie. Bei Gelegenheit der Verschönerungen, die mit den Champs élysées vorgenommenen werden, sagte er, mit der ihm eigenen Artigkeit zu der Herzogin von B. „Ihre Kinder werden es genießen!" Sie erdreistete sich zu erwiedern: Sire, du train dont vous allez, mes enfants n'en jouiront pas. Petite bête, versetzte er, faites-en auparavant; je vous ai fait venir pour cela. Die Aerzte riethen ihr darauf, acht Tage nicht auszugehen.

Hochachtungsvoll

Oelsner.

Frau von Varnhagen tausend Huldigungen.

95.

Oelsner an Varnhagen.

Paris, den 5. April 1819.

Ich bin äußerst begierig auf Nachrichten aus unserem Vaterlande. Meine Theuren verbinden mich unendlich, wenn mir nichts vorenthalten wird von dem, was dieselben erfahren.

Deutschen Studenten möchte ich nicht rathen, jetzt hieher zu kommen. Ein junger Arzt, der die hiesigen Hospitäler besucht, wurde vor der zahlreichen Versammlung gefragt: Sind Sie Teutonist? Leute, mit denen ich in gar keinem Verkehr stehe, Militairpersonen und andere, haben mich heimgesucht, um über die That von Mannheim und den Geist unserer Jugend Erkundigungen einzuziehen. So groß ist das Aufsehen, das die schreckliche That erregt, da sich die Vorstellung eines Vehmgerichtes damit verbindet, an dessen Existenz ich doch nicht so recht glauben kann. Den Ultraisten scheint die Lust verleidet, deutsche Truppen in ihre Angelegenheiten zu mischen. Desto mehr rechnen sie auf künftige Hülfe der Russen, sobald diese erst mit den Universitäten fertig sind, an denen, wie sie erachten, Alexander ganz nothwendig Rache nehmen wird. An Kotzebue selbst ist ihnen übrigens blutwenig gelegen. Auch er hat in die Revolution gepfuscht, auch er war anfangs, sagen sie, ein Anhänger der Abscheulichkeit. Das ist hinreichend, seinem Schicksale Mitleid zu versagen. Ihre Journalisten allein, nil humani a me alienum.... haben ihn aufrichtig beweint.

Ein französischer Oberst nimmt die Sachen von einer anderen Seite. Bei der Schwäche der preußischen Regierung, äußerte er, gerathen die Russen über Kurz oder Lang, es kann nicht fehlen, in das Spiel der deutschen Angelegenhei-

ten. Uns ist das ganz recht. Wir haben keinen Groll auf die Russen. Qu'ils fassent de la Prusse des choux et des raves. Was jenseits des Rheins geschiehet, bleicht uns kein Haar. Je bunter es dort zugehet, desto gewisser sind wir, das linke Rheinufer wieder zu ertappen. Sie reden wie ein Soldat, erwiederte ich, die Politik wird anders richten. In der That fühlen und erkennen die reiferen Beurtheiler, daß die Russen nicht ohne Gefahr für Frankreich den Meister spielen könnten in Deutschland und daß Frankreich nur sicher sein kann, in wiefern Deutschland frei ist. Doch wollen wir uns erinnern, daß Frankreich Elsaß nahm für die Dienste, welche es der deutschen Denkfreiheit geleistet hatte. Möchten die deutschen Regierungen vernünftig sein! Nur indem sie durch Befriedigung gegründeter Ansprüche das öffentliche Mißvergnügen besänftigen, können sie dem Fanatism steuern, wiewohl dieser zum Theil aus einer verschrobenen und halb wahnwitzigen Litteratur entspringt. Aber werden die Köpfe auf genugthuende Wirklichkeiten angewandt, darf ihre geistige Kraft schaffend helfen am Leben des Staats, so entziehen sie sich von selbst den Hirngespinsten einer aufgeblasenen Schulphilosophie, den Fantasmagorien der Mystik und dem Geschmacke für die grotesken Dichtereien des Mittelalters, um welchen sich die Hrn. von Schlegel so vielfach verdient gemacht.

Die Wittwe des Marschall Brüne verfolgt die Urheber der an ihm verübten Missethat. Sie hat vom Könige erhalten, daß der Prozeß zu Paris instruirt werde. Das heißt eine glühende Kugel in das Lager der Ultraisten. Diese versprechen sich große Dinge von der Botschaft des Lord Withworth, der mit einer außerordentlichen Sendung hier erwartet wird. Daß aber ein preußischer Herold im Anzuge sei, bezweifle ich, obschon es gesagt wird. Ein

jeder kehre doch zuerſt vor ſeiner eigenen Thür. Daß der Herausgeber von Stourdza in dem gegenwärtigen Augenblicke nach Berlin berufen wird, iſt einer der ſchiefſten Mißgriffe, ſo man begehen kann. General Marquis Maiſon kam aus Aachen mit der Verſicherung zurück, das preußiſche Kabinet ſei ultraiſtiſch bis zur gänzlichen Unzugänglichkeit. Dieſes wird nunmehr offiziell dargelegt, denn Herr Schoell hat ſeine Denkungsart, nicht wie es einem Diplomaten ziemt, ſondern recht bourgeoisement, breit und plump, bei jeder Gelegenheit ausgeſprochen. Alſo weiß jederman, wie ſehr derſelbe au pas und à la hauteur iſt. Unterdeſſen wird die entgegengeſetzte Denkungsart täglich herrſchender und ſo mächtig, daß ich glaube, Herr Decazes, der ſich weſentliche Verdienſte um die liberale Meinung erworben, unternimmt ein ſehr gewagtes Spiel, indem er ihr die Verdoppelung der Deputirten verweigert.

Meine demüthige Bitte in Beziehung auf Hrn. von Stägemann wiederhole ich. Der Gedanke, mit Herrn Schoell in ſchriftlichen Verkehr zu kommen, iſt mir unerträglich. Erweiſen Sie mir die Güte, meine Freilaſſung zu bewirken. Ich möchte gern förmlich angewieſen ſein, bloß mit unſerem Freunde zu korreſpondiren. Doch muß die Verwendung keine Mühe machen. Aber wie ſollte ſie Ihnen Mühe machen? Es iſt ja nur um ein paar Zeilen zu thun an Hrn. von Stägemann, Zeilen, die eben ſo leicht als elegant aus Ihrer Feder fließen. Huldigung meinen Genien.

Leben Sie wohl. Von ganzer Seele

Ihr innigſt ergebener

Oelsner.

In „Welt und Zeit“ ſteht ein verteufelter Ausdruck: gemaſſenbacht. Was mag Herr von Otterſtedt dazu ſagen; beſonders jetzt?

96.

Varnhagen an Oelsner.

Karlsruhe, den 8. April 1819.

Den schätzbaren Briefen vom 24. und 31. März und vom 3. April, — der letztere traf heute ein, die Angabe des Tages ist aber wohl vorausgeeilt? — mit denen Sie, verehrter Freund, uns erfreut haben, werde ich heute nur gedrängte Erwiederung geben können. Ich will Ihnen aber von dem Gegenstande des Tages mittheilen, der fortwährend alle Spannung der Gemüther und Aufmerksamkeit der Geister erregt. Der unglückliche Sand lebt noch und kann noch eine Weile leben, obwohl seine Wunden wenig Hoffnung geben; sieben Zoll tief hat er sich den Dolch in die Brust gestoßen, die Spitze fand am Rückgrat Widerstand, sonst wäre sie durch und durch gedrungen. Ich glaube nicht, daß jemand von uns in diesem Augenblick so zufrieden mit sich ist, wie der unselige Jüngling, der mit heiterer Gemüthsruhe sich seiner That freut, keinerlei Reue blicken läßt und den Tod lächelnd erwartet. Jeder gewöhnliche Maßstab fällt hier weg. Auch mischt sich in den Abscheu des Publikums vor dem Morde immer mehr Theilnahme und Bewunderung für den Mörder, dessen edle Gesichtsbildung, Ruhe und Stärke des Benehmens den tiefsten Eindruck macht. Die Zeugnisse, die für ihn aus Tübingen und Erlangen einlaufen, sind durchaus vortheilhaft; er gehörte zu den sittlichsten und musterhaftesten Studirenden, war fleißig und still, ließ sich sogar, wie der Senat der Universität Erlangen berichtet, durch die Verfolgungen der Landsmannschaften im Guten nicht irre machen. In Jena gefiel ihm das Leben in der Burschenschaft, auch war er mit bei dem Wartburgfeste, und sprach dort bündige Worte. Er hat gute Studien gemacht

und auch die Alten, wie es scheint, fleißig gelesen. In seiner Seele scheint alles im edelsten Styl sich gestaltet zu haben. Die Untersuchung ist im vollem Gange; in Jena hat man seine Papiere durchsucht, seine Freunde vernommen — er lebte vorzüglich mit Niedersachsen — aber bis jetzt noch kein Komplott gefunden. Die Leute denken aber, sie müssen eine Verschwörung, einen geheimen Bund entdecken, und möchten in der Hitze lieber einen machen, als keinen finden. Ich fürchte, wenn erst der Anstoß aus Rußland gekommen sein kann, wird man sich sehr ungeberden und fruchtlosen Lärm erheben. Man wird Meinungen, Ansichten, Gefühle entdecken, die den Höfen schrecklich mißfallen, die aber doch den Gerichten kein Gegenstand sein werden; an einem Komplott zweifle ich noch immer. Was die Zeitungen von einem stattgehabten Würfeln erzählen, beruht auf keinem Grunde. Bedeutend ist eine Aeußerung in einem zu Jena auf Sand's Zimmer versiegelt gefundenen Briefe; ich theile Ihnen dieselbe mit, aber unter dem Siegel des strengsten Geheimnisses, lassen Sie dieselbe nur Vertraute lesen und Niemanden abschreiben, damit nicht öffentlich die Rede davon sei; ich muß dies ausdrücklich fordern! — Sand schreibt, nachdem er seine Entlassung aus der Burschenschaft genommen, damit niemand an ihm Anstoß nehmen möge, wenn er für's Vaterland auf dem Rabenstein sterben sollte, an seine engern Freunde: „Seit ich nach und nach über die Sache des Vaterlandes in mir klarer wurde, trachtete ich mich gegen der Welt Halbheit öffentlich zu entscheiden, und ich kann nimmer ruhen, bis der Spottbube Kotzebue durch meine Hand seinen Lohn empfangen wird. — Nun gehe ich hin, um diese Brandfackel in's ruhige Leben zu schleudern; möge der Erfolg für unser gemeinsames Streben segensreich werden. — Falle ich, so

iſt mein letzter Wille zu Euch, daß man bei allen dergleichen Fällen für die Zukunft diejenigen, die die Gaben der Geiſtesklarheit, der Rede, der handfeſten Verwaltung beſitzen, diejenigen, die in jeder Stunde des Lebens zum Tode für die hohe gemeinſame Sache bereit ſein zu können ſchon bewieſen, die etwa auch ſchon Anſehen beim Volke erlangt haben, daß man dieſe dann, ſo ſehr ſie ſich auch zum Kampfe hervordrängen werden, dennoch in den Hinterhalt ſtelle, auf daß, wenn das Land frei werden ſollte, es nicht an den Bildnern fehle, und auch gleich der rechte vollendete Zuſtand geſchaffen werde." — Revolutionskraft ſteckt hinter dieſen Worten, erſchrecken können ſie machen, aber ein Komplott zeigen ſie nicht an. Wahrlich, *gemein* iſt dieſe Geſinnung nicht! ſie hat etwas Vornehm-Erhabenes in der freiwilligen Unterordnung unter höhere oder höher geglaubte Weſen! — Aber noch einmal, Sie laſſen die Worte ja nicht in Umlauf kommen! —

An unſern Freund in Berlin ſchreibe ich morgen. Ich werde ihm alles beſtellen. Allein ich zweifle, daß er ſelbſt bewirken kann, was Sie wünſchen! Sie müßten es vom Fürſten Staatskanzler verlangen. An wen richten Sie denn bis jetzt Ihre Schreiben? Würden Sie dieſelben nicht am beſten dem Grafen Bernſtorff einſenden? Gewiß für Sie und für die Geſchäfte am beſten! —

Nächſtens mehr! Tauſend herzliche Grüße von

Ihrem

K. A. V. v. E.

97.

Oelsner an Varnhagen.

Paris, den 8. April 1819.

Eine Neuigkeit kann ich nicht umhin Ihnen mitzutheilen, trotz des Unwahrscheinlichen, ja Unglaublichen, was sie verkündet. Ein junger Freund, sonst gewöhnlich sehr wohl unterrichtet, versicherte gestern, die Polizei wisse, daß der König von Preußen binnen zehn bis zwölf Tagen eintreffe, um einige Tage incognito hier zuzubringen. S. M. begebe sich alsdann in die Schweiz, wo ein neuer Kongreß bevorstehe, dem Kaiser Franz auf seinem Rückwege aus Italien beiwohnen werde. Ueber den Zweck der Anwesenheit des Lord Whitworth sind die Meinungen verschieden. Ihrem Urtheile sei die Wahl anheimgestellt. Nach Einigen ist er gekommen, den König an gewisse mündliche Versprechungen zu erinnern, die Herzog von Richelieu in seinem Namen zu Aachen gethan hätte und die mit dem Barthelemy'schen Antrage in Beziehung stehen. Nach andern liegt ihm ob, den eigentlichen Zustand der Dinge kennen zu lernen, weil die Meinungen des Herzogs von Wellington und des Lord Castlereagh getheilt und aus der Verschiedenheit ihrer Ansichten ein Zwiespalt entsteht, den das englische Kabinet zu heben wünscht. Die Meinung des Herzogs von Wellington soll weniger ultraistisch sein, als die des Lord Castlereagh. Sie können sich leicht vorstellen, daß es nicht an geheimen Noten fehlen wird, wenn Lord Withworth deren nicht schon zur Genüge in London empfangen hat. Ein drittes Gerücht giebt ihm Auftrag, Frankreich zu einem Schritte gegen Nordamerika zu vermögen, wegen der Besitznahme der Floriden, die Frankreich jedoch, das seine wichtigsten Kolonien verloren hat, mit größerer Gleichgültigkeit ansehen kann,

als England. Eine vierte Vermuthung, die allerernſthafteſte, iſt, daß er das Aufſtecken der dreifarbigen Kokarde beziele, weil die weiße ältlich macht. Doch Scherz bei Seite, ſo halte ich alles Einmiſchen der auswärtigen Mächte in die innern Angelegenheiten Frankreichs für äußerſt unweiſe und gefährlich. Frankreich bedarf keiner Hofmeiſter; die liberale Parthei wird nicht unterliegen, und alles, was dieſe zu fürchten hat, iſt, daß die Geſinnungen, auf denen ſie feſtſteht, ſich zu raſch und vorſchnell entwickeln. Es iſt unbegreiflich, daß Erfahrung ſo wenig fruchtet und daß die auswärtigen Kabinette 1819 gerade eben die irrige Politik einſchlagen, in welche ſie 1791 auf Antrieb der Emigrirten geriethen.

Leben Sie wohl.

Oelsner.

98.

Varnhagen an Oelsner.

Karlsruhe, den 9. April 1819.

Ich mußte geſtern zu eilig abbrechen und verſuche daher heute, den Faden aufzunehmen. Ich rieth Ihnen von dem Wunſche ab, Ihren amtlichen Briefwechſel lediglich an unſern Freund zu knüpfen, und meine Gründe ſteigen mit zunehmender Betrachtung. Für Sie und den Freund wäre es freilich bequem und angenehm, aber Ihr Verhältniß würde darunter leiden; Sie müſſen durchaus mit den Oberbehörden in Berührung bleiben, wenn Sie nicht vergeſſen und verfremdet ſein wollen. Ihr amtlicher Briefwechſel mit Hrn. von Stägemann würde Ihnen bloß als eine Privatſache angerechnet werden. Sie können mir erwiedern, daß

das bisherige Benehmen der Oberbehörde ſchon von der Art geweſen, um Ihnen die Zuverſicht auf das Anrechnen ohnehin verdorben zu haben. — Sie wiſſen es, mein theurer Freund, ob ich hierin mit reger Theilnahme und Schätzung auf Ihrer Seite bin! Aber es bleibt doch noch ein großer Unterſchied, ob Sie unwillig und mißvergnügt die Beſchränkung ertragen, oder willig ſich ſelbſt noch mehr beſcheiden; auch kann eine Veränderung vorgehen, und dann iſt es nicht gleichgültig, in welcher Beziehung dieſe Sie findet. Ich glaube, Sie müſſen durchaus mit dem Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten in Verkehr ſtehen und an dieſen Ihre Briefe und Berichte ſenden; das iſt das Angemeſſene, und findet dies noch nicht Statt, ſo müſſen Sie darauf Ihren Antrag ſtellen. So entgehen Sie auch Hrn. Schöll, den ich mir freilich auch nicht als den Empfänger oder Schnüffler meiner Briefe wünſchen möchte! Ich hoffe, Sie billigen es, daß ich in meinem Briefe an Hrn. von Stägemann über Ihre Sache nur in dem angegebenen Sinne ſpreche, und die Beziehung auf ihn ſelbſt einſtweilen weglaſſe. Ein anderes wäre es, wenn er das nahe und innige Vertrauen des Hrn. Grafen von Bernſtorff beſäße, und Sie bei dieſem als Empfänger Ihrer Zuſchriften in jedem Augenblick vollkommen vertreten könnte! Ich habe aber keinen Grund, ein ſolches Verhältniß vorauszuſetzen; der Miniſter iſt zurückhaltend, und wenn jemand ihm näher gedrungen iſt, ſo dürfte dies vor allen Hr. Ancillon ſein, nicht aber unſer Freund.

Die Nachrichten aus Berlin erfüllen mich mit tiefem Bedauern. Es rückt nichts hervor, und der Schauplatz der öffentlichen Angelegenheiten zeigt das kleinlichſte Getreibe. Statt der tüchtigen Geiſter, welche die Bühne thätig beherrſchen ſollten, ſchweben Geſpenſter durch die öden Räume

hin, Gespenster der Nacht, denen das Unheil zur Seite geht. Auch die Besten sind gelähmt, ein trüber Dunstkreis hüllt alle Lebensgluth in dicke Rauchwirbel, und ich fürchte, man läßt es auf einen frischen Sturmwind ankommen, ob der die Luft klären, aber auch dann die Flammen gefährlich erregen will. An Konstitution scheint nicht gedacht zu werden; ob lumpige Provinzialstände mit Mühe an den Tag kommen, ist auch noch zweifelhaft. Ein Kalfakter nach dem andern schmeichelt den aristokratischen Obskuranten im Modeton; dem Bischof Eylert ist der Konsistorialrath Snethlage gefolgt, und beweist, daß der verderbliche Zeitgeist daher kommt, daß man die Erziehung von der Grundlage der christlichen Religion auf eine philanthropische übergesetzt und gesagt, der Mensch sei von Ursprung gut, da es doch gewiß sei, daß er von Ursprung böse ist. Auch Professor Steffens, wahrlich ohne es zu wollen, hat, durch seine heillose Ungeschicklichkeit und Uebertreibung in Lebensdingen, dieser Seite sehr gedient. Im Journal des Professor Buchholz ist ein Aufsatz über eine verwirrte Art von Volksvertretung, der damit schließt, die vorsichtigste Zögerung in dieser Sache anzuempfehlen. Dies sind nur einzelne Zeichen; wie ist aber der Zustand im Ganzen? Ich erschrecke vor dem Anblick! Unser theures Preußen verliert auf allen Punkten täglich an Kraft und Bedeutung, und die Kräfte, die in ihm wachsen, gehören einem System an, das von der jetzt preußisch genannten Richtung ganz verläugnet wird. — Preußen freisinnig fortschreitend ist einer der ersten und mächtigsten Staaten; Preußen in den Händen einer Faktion von Aristokraten und Obskuranten findet sich auf einem der untersten Plätze. — Was Herr von Humboldt machen wird, bin ich sehr neugierig zu sehen.

Aus Mannheim ist nichts Neues einberichtet. Sand

lebt noch; die Theilnahme für ihn nimmt zu und ſpricht ſich auch ſchon ſtärker in manchen Blättern aus. Einen Brief in Nr. 95 der „Allgemeinen Zeitung“ müſſen Sie leſen; ich glaube, er iſt Hrn. von Gagern entſchlüpft, obgleich der kein allgemein geſchätzter Diplomat iſt — ich kenne einen ſolchen auch ſonſt nicht, aber wohl allgemein verachtete — eine gewiſſe Klaſſe Leute freute ſich des Briefes und poſaunte ihn aus, ſchon in Nr. 98 derſelben Zeitung hat ihnen ein wackerer Mann aus München ihr Frohlocken ein wenig gelegt; dieſer Streit der Meinungen wird damit ſchwerlich ſchon abgethan ſein. Die gewiſſe Klaſſe iſt in einer argen Bedrängniß, ſie fürchtet Erörterung und mehr noch Handgemenge. Der Stoß gegen Kotzebue hat eine neue Rechnung angehoben, man fühlt ſich auf beiden Seiten anders und ſieht, daß That möglich iſt. In Leipzig hat es wegen beſonderer Rückſicht und Beachtung, die von Adelichen verlangt wurde, ohne Weiteres Ohrfeigen geſetzt. Dagegen iſt es ein junger Graf von Bocholz, Student in Jena, der ſich für den Ausforderer des Hrn. von Stourdza öffentlich erklärt! Weil der junge Mann einen ſolchen Namen führt, ſuchen die gewiſſen Leute ihn ſchonend zu übergehen. — Sie werden genug haben. Ich ſchließe! Leben Sie wohl, empfehlen Sie uns Ihrer verehrten Frau Gemahlin und bleiben Sie unſerer treuen Geſinnungen gewiß!

Ihr

K. A. V. v. E.

Können Sie mir nicht ſagen, wer Verfaſſer der deutſchen Briefe aus Frankfurt in der franzöſiſchen „Minerva“ iſt? Ausdruck und Schreibart, das ſieht man wohl, erhält der Stoff erſt an der Seine.

99.

Celsner an Varnhagen.

Paris, den 12. April 1819.

Bei Gefahr Ihnen läſtig zu fallen, da dieſes hier ſeit noch nicht 14 Tagen mein vierter Brief iſt, ſchreibe ich dennoch, weil der vom achten, ich weiß nicht aus welcher Unachtſamkeit, dem Lord Wellington beilegt, was von Caſtlereagh gelten ſoll, und ich den Irrthum unmöglich kann beſtehen laſſen.

Seitdem Wellington, als Großmeiſter der Artillerie, Sitz und Stimme genommen hat in dem brittiſchen Geheimrathe, herrſcht zwiſchen ihm und dem Lord Caſtlereagh der entſchiedenſte Widerſpruch. Einer müſſe den Andern ganz nothwendig aus dem Sattel heben. Wellington, für Erlöſung des Militairſyſtems ſtimmend, fördert diejenige auswärtige Politik, welche ſeinen Abſichten die günſtigſte ſcheint; da hingegen Caſtlereagh, dem Militairſyſtem abgeneigt, (wäre es auch nur, um nicht vom erſten Platze auf den zweiten geſchoben zu werden) eine liberale Politik einſchlägt. Hieraus erklärt ſich, warum Lord Stuart die neueſten Ereigniſſe genehmigt und bei jeder Gelegenheit dem hieſigen Miniſterium freundlich und zuvorkommend iſt. In Hinſicht der Sendung des Lord Withworth ſteht noch niemand recht im Klaren. An Herrn Lagarde hat Marquis Deſolle einen wichtigen Gehülfen bekommen, den es Graf Decazes gereuen kann, vernachläſſigt zu haben. Lagarde iſt ungemein thätig und beſſer als irgend jemand von auswärtigen Verhältniſſen unterrichtet. Das preußiſche Kabinet wird für dasjenige gehalten, welches ſich am übelſten gebärdet hat bei der Miniſterialveränderung, und unverkleidet ſein Mißvergnügen zeigt über die Folgen. Händel wird Frankreich dermalen

mit niemand anfangen, aber stark genug fühlt es sich, um sich von keinem Unberufenen meistern zu lassen. Die Ultraisten rühmen, daß Monsieur, Comte d'Artois, mit dem Könige von Preußen in lebhaftem und vertrautem Briefwechsel stehe. Mittelsperson ist Graf Briges, der viel bei Hrn. Fränkel aus- und eingehet.

Den 13. April.

So weit war ich, als ich gestern Ihren inhaltreichen Brief vom achten empfing. Sie haben von mir keinen Mißbrauch Ihres Vertrauens zu fürchten. Rechnen Sie daher, daß die Vorschrift, so Sie mir ertheilt, genau beobachtet werde. — Daß der junge Mann noch lebt, ist zum Erstaunen. Jeder Andere wäre bei der Reizbarkeit seines Alters am Wundfieber gestorben, oder aus Gram vor dem mißlungenen Vorsatz sich selbst zu tödten. Er muß ebensoviel Körperstärke als Seelenkraft besitzen. Nothwendig wird ihm, wenn er fortdauert, der Prozeß gemacht. Der Staat ist es der bürgerlichen Sicherheit der Gesellschaft schuldig. Aber die Richter befinden sich in einer ungewöhnlichen Lage. Das geraubte Leben flößt wenig, desto größeres Interesse flößt das zu verurtheilende ein. Wir haben hier einen von den Fällen, die sich in der Folge häufiger ereignen werden, wo es einleuchtet, welch ein großer Mangel in der deutschen Kriminalgerichtsordnung, der Mangel an Öffenkundigkeit ist. Wäre ich Richter, ich würde nur unter der Bedingung öffentlicher Verhandlung zu Gericht sitzen, und hätte ich Einfluß auf den Landesfürsten, so suchte ich denselben für diese außerordentliche Maßregel zu bestimmen; denn es ist hier ein Prozeß, der vor ganz Deutschland, ja vor ganz Europa

geführt wird. Höchſt weſentlich iſt, daß der Verdacht eines auswärtigen Einfluſſes entfernt bleibe. Wird ein Todesurtheil gefällt, wie ſolches wohl nicht anders ſein kann, ſo möchte ich keine Hinrichtung rathen, ſondern den Delinquenten, deſſen Gefühl vermuthlich Begnadigung ablehnt, als von Verzücktheit befallen, in Verwahrung bringen. Die Myſtik, die Naturphiloſophie und des Mittelalters Bänkelſängereien gebe ich preis, wie Sie ſchon aus meinen früheren Briefen erſehen haben, aber daß nur den Univerſitäten kein Schaden geſchieht. Von der Erhaltung dieſer wahren und bisher alleinigen Nationalanſtalten hängt des deutſchen Volkes geiſtige Würde ab. Der Gegenſtand wäre unerſchöpflich, wenn wir ihn ex profesſo abhandeln wollten. Geben Sie mir die beruhigende Nachricht, daß den deutſchen Staatsmännern die Wichtigkeit einleuchtet, unſrer Hochſchulen freies Daſein nicht zu kränken.

Auf die Fragen, welche mich betreffen, erwiedere ich kürzlich Folgendes. Meine Antwort auf das Reſkript vom 30. November glaubt der Fürſt Staatskanzler nicht erhalten zu haben. Ich habe ihm ſeitdem ein paarmal Auszüge aus Broſchüren überſandt, Auszüge, die mich anekeln und von denen ich vermuthen konnte, daß ſie nicht geleſen werden. Wäre es nicht beſſer, daß eine unnütze Arbeit gänzlich unterbleibe? Den Verdacht entferne ich, daß man ſich ihrer bedienen wolle, um mich ſelbſt als unnütz zu entfernen. Bin ich unnütz, weſſen iſt die Schuld? Ich wünſche mir und anderen den Verdruß der Erörterungen zu erſparen. Nach allem, was mir mündlich und ſchriftlich zugeſichert worden, müßte ich an die aufrichtige Abſicht einer zweckmäßigen Beſtimmung glauben.

Zuverläſſig wäre ich nicht hierher gegangen, hätte man mich der Bedingung unterworfen, mein Penſum von Graf

Goltz korrigiren zu laſſen. Ich bin doch ſchon ein wenig zu ſehr über die Kinderjahre hinaus. So wie die Sachen ſtehen, würde mir zu ganz beſonderer Befriedigung gereichen, an Hrn. von Stägemann gewieſen zu ſein. Leben Sie wohl, im Dual bringe ich den Genien meine tiefſte und ergebenſte Huldigung.

Eine Dame, die mich ſehr nahe angeht, trägt mir die feurigſten Verſicherungen ihrer Hochachtung auf.

Oelsner.

100.

Varnhagen an Oelsner.

Karlsruhe, den 15. April 1819.

Die Gerüchte, deren Ihr Brief vom 8. dieſes erwähnt, vermag ich nicht zu beurtheilen, doch reihet ſich ohne Widerſpruch ein anderes hier verbreitetes daran, welches unſern König dieſen Sommer unſer Baden beſuchen läßt. Ob dieſes Baden wirklich gemeint, oder nur mit dem Baden bei Wien verwechſelt ſei, oder vielleicht die ganze Sache keinen Grund hat, hoffe ich erſt auf meine Anfrage durch die wohl nicht ausbleibende Antwort des Fürſten Wittgenſtein zu erfahren. Eine neue Fürſtenzuſammenkunft in der Schweiz ſtünde auch in keinem Widerſtreit mit der Stimmung und Abſicht, die wir den Höfen vermuthen dürfen. Ich habe aber nichts davon gehört. Wenn unſer König aber in dieſe Gegend käme, während Kaiſer Alexander in Warſchau erſcheint, ſo wäre es wahrſcheinlich auch dieſes letzteren Vorſatz die Reiſe weiter nach Weſten fortzuſetzen. Es iſt jetzt ein Augenblick der Gerüchte; Sie werden die erſchreckenden Nachrichten aus Berlin, an denen glücklicherweiſe nichts iſt, in der „Allge-

meinen Zeitung" gelesen haben; diesmal sind die Zeitungsschreiber unschuldig, und diplomatische Urtheilslosigkeit hat den blinden Lärm angerichtet. Ein unruhiger Auflauf in Charlottenburg, der durch die Wache zerstreut wurde, und nicht gerade durch Verlangen nach Verfassung, sondern durch anderes Mißvergnügen verursacht worden sein soll, gab den Grund zu der übertriebenen Erzählung. Leider wirken dergleichen Vorstellungen, wie jenes Gerücht enthielt, auch nach dessen Berichtigung noch zum Theil fort, und in dem Gemählde unseres Gesammtzustandes bringt der gegenwärtige Augenblick sondere Verbindungen der Farben hervor! —

Herr von Stourdza ist nach St. Petersburg abgereist, wo er schlecht empfangen werden wird; man ist höchst aufgebracht daselbst über sein, den russischen Kaiser vorschiebendes Bekenntniß wegen der berüchtigten Denkschrift, die ganz verläugnet wird, und gar nicht die Gesinnungen des Kaisers ausdrücken soll. Einige meinen, der Stoff rühre ursprünglich von Hrn. von Gentz her, und man habe österreichischer Seits gern gesehen, daß er unter russischer Gestalt erscheine, um die Gehässigkeit des Eindruckes auf Rußland fallen zu lassen, dessen Uebergewicht in Deutschland allzu beunruhigend geworden sei. Für diese Meinung sprechen Vermuthungen, denen erprobter Scharfsinn Vertrauen bereitet hat, Vermuthungen, denen das geheime Treiben des Aachener Kongresses am frühesten enthüllt war, und denen ich damals weniger glauben wollte. Die Wendung, welche die Sache des Hrn. von Stourdza genommen hat, und die wirklich nicht schiefer und gemeiner sein kann, ist den Höfen ungemein verdrießlich. Der ganze Zorn des russischen Hofes ist in amtlichen Noten gegen den Hrn. Schöll ausgesprochen worden, der als derjenige bezeichnet wird, der die Denkschrift durch unwürdigen Verrath des Vertrauens zuerst unter die

Leute gebracht; der Kaiser bezeigt darüber seinen größten Unwillen. Dieser üble Handel kann Hrn. Schöll's Aussichten gewaltig trüben; mir sagte der hiesige russische Geschäftsträger, er glaube nach einer solchen abscheulichen Veruntreuung, die alles politische Geschäftsvertrauen zerstöre, könne von einer Versetzung des Hrn. Schöll in einen wichtigeren Wirkungskreis kaum noch die Rede sein; ja eine gänzliche Entfernung von den Geschäften schiene für ein so dreistes Vergehen, das übrigens schon zum zweitenmal vorkomme — die buchhändlerische Spekulation mit den pariser Verträgen vom Jahre 1815 ist noch unvergessen — nur eine schwache Ahndung. Ich meinestheils bin aber noch in Zweifel, ob Herr Schöll *nicht am Ende diesen Sturm* wie den damaligen Windstoß beschwichtigt und nicht dadurch gefördert wird. Damals segelte er nur um so besser, wurde bald Legationsrath und Ritter; vielleicht plaudert er in seiner neuen Stelle einmal ein Staatsgeheimniß aus, wodurch er sich zur Exzellenz aufschwingt. Wer kann alle Glücksfälle berechnen? In dieser Art scheint mir nichts unmöglich. —

Der Student Sand wird bald sterben, er wird täglich schwächer. Seine That läßt große Furcht zurück, die man vergebens verhüllen möchte. In der „Allgemeinen Zeitung" sind treffliche Aufsätze von der Isar und vom Rhein gegen den albernen Diplomaten in Nr. 95 erschienen zur Vertheidigung der Universitäten und der Jugend. Das Merkwürdigste aber bleibt der weimarische Vortrag am Bundestage, der ohne alle Scheu kühn mit der Wahrheit herausgeht; zum Glück war er schon vor der Sand'schen Geschichte in Frankfurt angekommen, sonst würde er doch zaghafter ausgefallen sein. Die Sache macht großes Aufsehen; die Freunde der Wahrheit ermuthigen sich daran. Ueberhaupt sind die Geister munterer als gewöhnlich zur Aufforderung und zum Kampf.

Ungeschlagen vermag kein Dunkelmann mehr sich dem Volke zu zeigen, von allen Seiten trifft ihn die unbarmherzige Peitsche der Tagesblätter.

Die Untersuchung in Jena, die nun geschlossen ist, hat keine Spur von Mitschuldigen an Sand's That geliefert, im Gegentheil fast die Gewißheit, daß er den Vorsatz ganz aus sich geschöpft, und tief in sich verschlossen gehalten habe. Dies Ergebniß ist nicht nach dem Sinne des vornehmen Pöbels, ihm wäre ein geheimer Bund, dessen sämmtliche Mitglieder dem Schwerte der Gerechtigkeit den Nacken gebeugt hätten, eine nothwendige Erbauung gewesen. — Lesen Sie „Sappho" von Grillparzer, ein edles Dichterwerk, aus ächtem Geiste und Gemüthe hervorgesprossen.

Mit innigster Verehrung und von ganzem Herzen

Ihr

K. A. V. v. E.

101.

Celsner an Varnhagen.

Paris, den 21. April 1819.

Erst heute habe ich Frau von Cesar gesehen. Sie hatte nicht für gut gefunden, Frau von Varnhagen's Schreiben früher als vorigen Sonnabend abzugeben, obschon seit drei Wochen in Paris. Was ich vermag, der Empfehlung Ehre zu machen, soll mir angelegen sein. Tief fühle und erkenne ich Ihre liebevolle Theilnahme an meinen Verhältnissen. Die Betrachtungen vom 9. sind Weisheit und Wohlwollen. Daß Sie das Beste, das Zweckmäßigste rathen, leuchtet ein. Dessen ungeachtet hängt mein Herz an dem

geäußerten Wunſche. Verkehr mit unſerem gemeinſchaftlichen Freunde hat doch auch etwas Amtliches, wegen des Blattes, dem er vorſtehet. Was ſoll ich dem Grafen Bernſtorff? Seine Anſichten können nicht ſehr verſchieden ſein von den bisher befolgten, ſonſt hätte man ihn ſchwerlich gewählt. Der Gelehrte, von dem Sie ahnen, daß er ſein nächſtes Vertrauen beſitze, iſt ein Mann, wenn ich nicht irre, von feſtem folgerechtem Schritte. Vermuthlich alſo werden die Geſchäfte nunmehr nicht jedem Kalfakter, wie Sie den Schlag von Leuten trefflich nennen, überantwortet, um damit bald dieſen bald jenen Feld- oder Holzweg einzuſchlagen. Aber beim Schlendern, beim Ausweichen läuft man doch weniger Gefahr umzukippen, als wenn ein falſches Syſtem über den Knüppeldamm angeblicher Grundſätze ſteigt und methodiſch fort wegkutſchirt. Ein ſchlaffer Fuhrmann bringt den Karren oft am beſten durch den Treck. Doch wie dem auch ſei, was mir am wenigſten behagt, iſt der Mittelsmann, der von hier zwiſchen den M. und den K. tritt. Er iſt vorgeſtern high spirited abgereiſet.

Eine Anekdote aus den Zeiten des alten Grafen Brühl muß ich Ihnen erzählen. Dieſer ſächſiſche Miniſter neigte einſtens auf die Seite des Königs von Preußen. Da ließ ſich ein bejahrtes Mütterchen aus Wien bei ihm melden. Werfen Ew. Exzellenz einen Blick auf den Zettel, den ſie ihm vorhielt, kennen Sie die Handſchrift? Von dieſem Beſuche an ſtand Brühl feſt in dem öſterreichiſchen Intereſſe. Einer ähnlichen Erinnerung bediente ſich der Heilsausſchuß, nicht ohne Erfolg, bei dem Baron von Thugut. Vorſichtiger ſind die Kabinette, die das Geheimniß ihrer Schwäche alle Tage ſelbſt freiwillig und umſonſt verrathen.

Die Diplomatik liegt im Argen. Ihre heutigen Zierden ſind lauter Pfuſcher. Iſt denn alle Spur von Dezenz ver-

loren? Sollte der buchhändlerische Trödler, über den Rußland Klage führt, nicht sechs Monden verschnaufen, und die Hülle der Vergessenheit umschlagen, ehe er zu höherem Vertrauen befördert wird? Ich bin Ihrer Meinung. Es giebt Glückskinder, die gerade durch ihre Fehler emporkommen. Einem Manne von Ihrem Gehalte begegnet so was nicht; ihm würde kein Schnitzer zu gut gehalten. Ich schließe das aus folgender Thatsache, die Schlabrendorf verbürgt. Jemand, den er nicht nennen will, der aber, wie Sie leicht erkennen, nicht zu Ihren Gönnern zählt, machte Anno 1815 Einwendungen gegen Hrn. von Varnhagen's Sendung „einen Mann von solcher Denkungsart und von solchem Talent zu gebrauchen." Die Obere Behörde erwiederte: „anderswo würde er gar zu gefährlich sein."

Die ungünstigen Gerüchte von Berlin hat Baron Alvensleben (Major) niedergeschlagen. Er ist am 12. von Berlin aufgebrochen, und hier angekommen den 18. Dennoch dauern hie und da die Sagen fort. — Des Artikels von der Ifar bin ich nicht habhaft worden. Von den andern ist mir keiner entgangen. — Sappho sah ich in Berlin. Der deutsche Korrespondent der „Minerva" ist ein Exulant, dessen Namen mir nicht kund geworden. Lesen Sie doch: lettre à Messieurs de l'académie des inscriptions et belles lettres, par O. L. Courier 2. Mars 1819, um sich zu überzeugen, daß die Grobiane unter den Philologen noch nicht ausgestorben sind. Besondere Aufmerksamkeit verdient: Mémoires pour servir à l'histoire de la révolution de St. Domingue, par le Gb. Pamph. de Lacroix. Von dem Werke Daunou, des garanties individuelles mißfällt mir bloß der Titel; ihm zufolge könnte das vortreffliche Buch eine Abhandlung sein über Hirschfänger, Sackpistolen und Regenschirme. Sie werden in den Zeitungen bemerkt haben, wie feierlich Latour

Maubourg in England aufgenommen. Kanonendonner und Ehrenwachen begrüßten ihn. Man hatte solches hier gar nicht erwartet, noch weniger Absicht es zu fordern, da man selbst nicht dergleichen Etikette beobachtet, dieselbe, wiewohl englische Sitte, dem General Andreaß nach dem Frieden von Amiens förmlich verweigert, und dem Duc de la Châtre nicht erwiesen worden. Aus der Gefälligkeit England's gegen Nordamerika, dem es sogar Antheil an der Newfoundlandfischerei bewilligt, wird geschloßen, daß Lord Castlereagh's Politik aufrichtig nach Erhaltung des Friedens trachte.

Als neulich Marschal St. Cyr dem Könige 60 Ernennungen vorlegte, frug der König, nachdem er sie genehmigt hatte: haben Sie bei Waterloo gefochten? allerdings! Auch die Bataillonschefs? ja! Nun, nun, es hat nichts zu sagen; cela ne fait rien. Wegen der Gesundheit des Grafen Decazes sind seine Freunde in Sorgen. Im Ministerium hat er, seitdem es besteht, die Erwartungen seiner Kollegen übertroffen. Die fortgesetzte Anstrengung aber scheint ihn abzuspannen. Das Gerücht trägt sich mit noch anderen Ursachen seiner hoffentlich vorübergehenden inneren Kränklichkeit. Ihn zu verlieren, wäre ein großes Unglück. Vielleicht ist er in der Sitzung der Deputirtenkammer, um albernem Geschwätze das Maul zu stopfen. Leben Sie wohl und behalten mich lieb.

Von ganzer Seele

Ihr getreuer

Oelsner.

Wie mich Herr Fränkel versichert, werden in Frankfurt, zufolge einer Konvention, alle Briefe aufgemacht. — Vergessen hätte ich beinahe, Ihnen zu sagen, daß sich das Publikum mit einer Sage von übelgelaunten Erklärungen

Preußens gegen Frankreich trägt. Es ſpuckt gewaltig in den Köpfen.

102.

Varnhagen an Oelsner.

Karlsruhe, den 27. April 1819.

Zufolge eines Briefes, den ich geſtern vom Fürſten von Wittgenſtein empfangen habe, iſt das Gerücht von einer Reiſe des Königs in dieſe Gegenden ganz ohne Grund. Andere Nachrichten äußern die Vermuthung, daß der König dieſen Sommer die Inſel Rügen beſuchen und daſelbſt Seebäder gebrauchen werde; es iſt aber nichts Feſtes darüber. Ihren Brief vom 21. dieſes erhielt ich geſtern, mein hochverehrter Freund. Alſo iſt Herr Schoell doch nach Berlin abgereiſt! Das wird eine treffliche Geſchäftsführung werden. Es gereicht zur größeren Ehre Gottes, wenn ein Staat, bei dem Unverſtande, der Schlaffheit und Ungeſchicklichkeit ſeiner Steuerleute, doch noch ſeine Laufbahn fortſetzt. Freilich läuft auch ein Huhn, dem man den Kopf heruntergehauen, noch eine Strecke fort. Bei der größeren Ehre Gottes fährt die unſrige indeß ſehr ſchlimm. Sie haben mich wohl ſonſt mild und artig gefunden, mein theuerer Freund! aber ich kann Ihnen verſichern, daß unter anſcheinender Mäßigung die ungemeſſenſte Heftigkeit in mir ſein kann. Sie halten mich gewiß für einen guten Preußen, aber Sie glauben wohl nicht, wie leidenſchaftlich entbrannt ich dieſem Gefühl, das mich an Staat und Land knüpft, ergeben ſein mag! In dieſem Gefühl bin ich voll grimmigem Haß und Erbitterung gegen den elenden Schwarm von Menſchen, die, in den oberen Stellen ſich blähend, unſer Land immer tiefer

herabbringen, und uns von dem Gipfel der Ehre und des Anſehens in den Abgrund der Verachtung ſtürzen. Ob dieſe Menſchen Staatskanzler, Miniſter oder Staatsräthe heißen, iſt mir einerlei, wer jene Schuld trägt, der iſt gemeint, in dem ſehe ich nur einen Verderber. Die Thatſache iſt unläugbar, daß Preußen überall zum Geſpötte wird; Sie haben keinen Begriff von der Art, wie wir in Frankfurt angeſehen und behandelt werden; Heſſen-Kaſſel ſteht dagegen trotz Zöpfen und Domainenkäufern beſſer. Sagen Sie, theurer Freund, was ſoll ein ehrlicher Staatsdiener dabei thun? Alles Schreiben und Mahnen hilft nicht, wenn auch die Stellung nicht jede Aeußerung der Art ſchon im voraus in der Form verdürbe! In dieſer Beziehung hätte ich es als ein Glück angeſehen, wenn der König nach Baden gekommen wäre, ich hätte dem wohlmeinenden Monarchen alles herausgeſagt. Warum ſollte man auch nicht kühn das Eis brechen und ewig das Vorurtheil ſchonen, das den Mann nur nach Rang und Titel hoch oder niedrig halten will? Uebrigens entwickelt ſich die Zeit mit ſteigender Gluth, vieles flackert ſchon in Rauch empor, was für unverbrennlich galt, und der Staatskanzler hört vielleicht bald von einem Bauer oder Handwerker, was ihm von einem Legationsrathe zu hören unerträglich geweſen.

Ein merkwürdiges Schauſpiel entfaltet ſich unter meinen Augen. Die baden'ſchen Stände ſind eröffnet und durch einige kraftvolle Antriebe des Freiherrn von Liebenſtein in wirkſames Vorſchreiten geſetzt. Unaufhaltſam iſt der Zug nunmehr eingerichtet. Was die Kraft der Stände unwiderſtehlich macht, iſt die Unfähigkeit der Miniſter, deren Blöße ſich ganz und gar enthüllt. Sie häufen Ungeſchick auf Ungeſchick und Thorheit auf Thorheit. Nichts iſt fertig, nichts bedacht, ſelbſt für den perſönlichen Vortheil nicht. Ein

Adelsedikt, an Inhalt und Form gleich abgeschmackt, erscheint am Tage selbst, an welchem die Stände eröffnet worden, und als früher beschlossen, ihrer Einwirkung noch entzogen. Daß die Adeligen nicht unanständig zum Behuf des Militairdienstes visitirt, daß sie gleich Kadetten werden sollen, daß sie ihre Bauern wegen persönlicher Beleidigungen prügeln dürfen, mag als Probe des Styls genug sein. Von Trabanten, Trauergeläut, Huldigung, Kanzleititeln ist das Uebrige erfüllt. Gerichte und Verwaltung sind bedenklich preisgegeben. Dieses Edikt, in solcher Fassung und solchem Zeitpunkte gegeben, droht in die glückliche Aussicht der hiesigen Verhandlungen alle heftigsten Stürme einzuführen. Die Abgeordneten sind empört. Und von diesen Abgeordneten erhofft Herr von Berstett auf der andern Seite eine Staatsbelohnung für seine diplomatischen Verdienste! Der Großherzog ist der edelste, wohlmeinendste Fürst, dessen Absicht getäuscht worden, dessen eigener Vortheil ungerecht verkürzt worden; sein bürgerlicher Minister Fischer hat vergebens widersprochen, sein adeliger behielt die Oberhand. Es ist offenbar, daß die Race unserer jetzigen Geschäftsleute den neuen Dingen nicht gewachsen ist, die Unfähigkeit muß Platz machen und das Talent eintreten! — In der badenschen Ständeversammlung ist schon die ganze Kraft der baierischen als ursprüngliche Grundlage. Je länger wir in Preußen warten, desto mehr erwartet auch uns. Norddeutschland verbleicht gegen Süddeutschland, und welches Licht muß jenes entwickeln, wenn es das alte Ueberglänzen wieder erlangen will! — —

Ihre Anekdote vom Grafen Brühl ist trefflich. Herr von Stourdza ist nach Wien gereist. Herr von Gentz fürchtet sich angstvoll vor dem ihm angedrohten Gift. Der unglückliche Sand lebt noch, wird aber bald sterben.

Man iſt voller Beſorgniß wegen Frankreichs Freiheitsmacht. Man ſieht 1814 und 1815 ſchon als verlorene Streiche an und meint, die Sache ginge von neuem los. Die Ultra verläſtern im Auslande ihre Regierung aus allen Kräften und finden allzu häufig Beifall; denn der Bund der Ariſtokratie beſteht.

Leben Sie wohl! Von ganzem Herzen

Ihr

K. A. V. v. E.

103.

Rahel an Oelsner.

Karlsruhe, Dienſtag, den 27. April 1819.

Kaltes Einheizwetter, nach dem ſchönſten, wärmſten, vorlauteſten, grünen Blüthen- und Blumen-Frühling: man ſah ſchon kleine Weintrübchen an den Reben.

Seit vorgeſtern war ich in keinem Garten. Wenn es nur nichts geſchadet hat. Ganz apropos! Ich weiß gar nicht, in welcher Umgebung ich Sie mir denken ſoll, auf welchem Ort, in welcher Straße, mit einem Garten am Hauſe, oder in der Nähe, weit von Spaziergängen oder nicht, das iſt für mich immer eine Hauptſache, und gerade davon erwähnen Sie nie etwas.

Dieſen Morgen erhielt ich endlich einen ſchnellen, nur viertägigen Brief von Madame Ceſar, wo mir das Datum ſchon zeigte, ſie habe Sie geſehen, ich ſoll Ihnen danken für Ihre Freundlichkeit gegen ſie, und thue es auch. Sie lobt Sie ſehr und findet Sie ganz verliebt in uns, ſo

daß ordentlich etwas auf Sie davon rejaillirte. Welch schöner Zauber! der einzige, unter welchem man noch etwas gelten kann; lange war ich schon nicht bezaubert, schmeichle auch daher so schlecht und wünsche doch nichts mehr! Nämlich, als recht von Herzen schmeicheln zu können, die einzige elegante, edle und erlaubte Art!

Hätte ich Ihnen vor fünf Tagen geschrieben, so hätte ich Ihnen wenigstens von einem neuen großen Eindruck, den ich erlebte, entzückt schreiben müssen. Da gab hier der Großherzog den versammelten Ständen eine Verfassung, mit einer guten, bündigen, herzlichen, zweckmäßigen Eröffnungsrede, sehr natürlich, ehrlich gerührt, kräftig gesprochen. Ein kurzer, herrlicher Eid wurde geleistet. Und mein Herz mit Balsam getränkt, von langem, finstern, sogar unbewußtem, Druck zum ersten gesunden Schlagen genesen. Endlich erlebt ich allgemeine Hoffnung, wie ich Krieg, Einmarsch, Druck, Schreck, Armuth, als allgemeinen Schlag erlebt hatte. Und wahrlich, Persönlichkeit schwand; ich war es zufrieden, das Glück verfehlt zu haben in meinem Leben, und schaute freudig und einmal keck wie Glückliche der Sonne entgegen. Da kam den andern Tag ein Adelsedikt und zeigte mir Deutschland in den alten Lappen und, wenigstens für meinen Kopf, in einem Wust und Schutt, dessen Aufräumung ich weder erleben, noch fassen kann. So halte ich mich denn an Natur und andere Länder, und warte wieder wie vorher, dumpf und ziemlich dumm. Wenn ich schon weiß, es geht nirgends schnell und plötzlich, und es wird auch bei uns kommen! Doch erleb' ich das Leben auf gereinigtem Boden nicht!

Doch wie unnütz, einem gewitzigten Mann wie Sie, solche Anfänge von Landesinteresse vortragen zu wollen! Ich bin auch nur kindisch in Gefühlen und noch mehr in Aeuße-

rungen derſelben; meine Einſicht und Ueberſicht iſt unverhältnißmäßig reifer.

Ich bitte Sie, machen Sie, daß Graf Cuſtine mir antwortet.

Ihre und Madame Oelsner's Freundin

Rahel.

104.

Oelßner an Varnhagen.

Paris, den 24. Mai 1819.

Von Erfüllung Ihres Auftrags iſt Ihnen Beweis erſchienen. Ueber den Abgang der verlangten Sendung bin ich ungewiß. Man hat mit Leuten zu thun, die leichter verſprechen, als Wort halten.

In dem geſtrigen „Journal des Débats" ſtreckt Malte Brün die Hand nach Sporteln aus. Deren zu reichen lohnt ſich nicht. Wie die Republik anfing lächerlich zu werden, war ihr der Stab gebrochen. Auf ſechs Monate ſetze ich den ſpäteſten Termin der ultraiſtiſchen Parthei, um ſowohl inner- als außerhalb Landes der Kinder Spott zu ſein.

Nichts ſtärkeres habe ich geleſen, als was Görres geſagt hat; hier ſind die beiden Zeiten, alte und neue, einander zum erſtenmal blutig begegnet. Es iſt das ominöſeſte Wort der ominöſen Zeit. Zu meinem Genuß wünſchte ich dem trefflichen Görres weniger unbehülflichen Styl. Dadurch aber ginge vielleicht ein weſentlicher Theil ſeiner einwirkenden Kraft verloren. Das deutſche Publikum liebt Phraſen, woran man lang zu kauen hat, wie der engliſche Gaumen halbgekochtes Rindfleiſch.

Ich empfehle Ihnen den fünften Theil von Daru, histoire de la république de Venise. Mit der reinen Wahrheit über Bonaparte's Lug und Trug ist er nicht herausgerückt, denn daran hat er vermuthlich selbst zu viel Theil genommen. Aber immer bleibt das Gemählde der kläglichen Unschlüssigkeit des venetianischen Senats ähnlich und treu. Möge diese Unschlüssigkeit einzig in ihrer Art sein, kein Nachbild finden, da sie ganz unvermeidlich jedes Kabinet, das von ihr befallen ist, in die traurigste Klemme bringt.

Was machen Sie mit Sand? lebt der Unglückliche noch? Die Boulevards verkaufen sein Bildniß. Entginge er dem Tode, wäre es nicht am besten, ihn nach Amerika zu versetzen?

Wir erfreuen uns hier des köstlichsten Wetters. Ich bin einige Tage auf dem Lande gewesen und der Wagen wartet, der mich zurück nach Pomponne führen soll.

Leben Sie wohl.

Hochachtungsvoll

Oelsner.

105.

Varnhagen an Oelsner.

Karlsruhe, den 11. Juni 1819.

Der Unfall, welcher unsern König betroffen hat, ist zum Glück ohne gefährliche Folgen geblieben; nach einem zweiten Umlaufschreiben des Hrn. Grafen von Bernstorff befanden sich Seine Majestät bereits wieder so weit hergestellt, daß keine weiteren Nachrichten zu ertheilen nöthig schien. Kluger Weise hatte man diesmal gleich für schnelle

Verbreitung des Vorfalls geſorgt und die Gerüchte abgeſchnitten, die ſonſt in tauſendfacher Geſtalt ſich daran geheftet haben würden. Indeß wie jetzt kein Ereigniß ohne Beziehung auf politiſche Stimmung iſt, ſo hat auch dieſes mancherlei Aeußerungen hervorgerufen, aus welchen ein Seher künftige Verhältniſſe erkennen möchte; Ihr Scharfſinn bedarf nicht erſt dieſer Aeußerungen, um ein ſolcher Seher zu ſein. — Was auch immer erſonnen und verſucht wird, um die Entwickelung des neuen Weltzuſtandes, wie ihn die Geſchichte der letzten dreißig Jahre begründet, zu hindern oder aufzuhalten, es bleibt vergebens und wirkt zum Gegentheil! Ein lebendiges Beiſpiel haben wir hier vor Augen. In ungeſtörter Begünſtigung, unter ſicherem Einfluſſe der Macht, in allen Vortheilen der Stellung, hatte der Adel und ein ihm angehörendes Miniſterium hier ſeine Betreibungen gepflogen und ein neues Adelsedikt veranlaßt, die frühere Verfaſſungsurkunde und die Stände umgehend. Mißgriffe, die auf dieſem Weg unvermeidlich waren, gaben die Blößen des dunkeln Werkes frei; die Volksvertreter benutzten ſie, und ſchnell hat die Lage der Dinge ſich verändert! Schon iſt der Adel vom verwegenen Angriff auf ängſtliche Vertheidigung gebracht. Die Kammer der Abgeordneten hat durch ihre Haltung und Kraft ihn in lähmendes Erſtaunen verſetzt; in der Sitzung vom 8. vernahm ſie den Bericht ihrer Kommiſſion über den Antrag des Abgeordneten Knapp über die Nichtvollziehung des neueſten Adelsedikts; der Berichterſtatter, geheimer Referendair und Abgeordnete Winter, hielt einen Vortrag von einer Stunde und drüber, die tiefſte Stille herrſchte in der Verſammlung; mit ausgezeichnetem Geiſt und grüſteter Kraft zermalmte der Redner Schlag auf Schlag alle Blendwerke und Täuſchungen, ſtellte die Wahrheit an's Licht und lieferte das überraſchendſte Ergeb-

niß der bündigsten Schlußfolgen, ein Meisterstück von treffendem Ueberblick und wirkender Beredtsamkeit! Ohnmächtig verließen die Gegner den Saal; lauter Beifall empfing den braven Volksvertreter, der auch als Staatsdiener seine Pflicht zu thun bekannte, indem er die Rechte des Thrones gegen dessen eigenes Ministerium vertheidigte. Der Eindruck war außerordentlich und wird für ganz Deutschland gegeben sein, indem überall diese Verhältnisse mehr oder weniger drücken und beläſtigen. Ich mache Sie auf die Rede, die bald gedruckt sein wird, besonders aufmerksam. Nicht geahndet hatte die Aristokratie, daß sie so angegriffen werden könne; das Ministerium hatte nicht an die Möglichkeit geglaubt, daß so viel Talent und Muth von daher erscheinen könne, wohin man die vornehmen Blicke zu werfen kaum gewürdigt! Nun steht die Sache da, und was auch ferner geschehen möge, die Minister bleiben in der Verwirrung stecken, oder kommen doch nicht ungehudelt heraus! Es kann sein, daß die Adelskammer sich nach dem ersten Schrecken wieder etwas erholt und das verfassungsmäßige Weiterschreiten der Sache für diesmal hemme, aber jederman fühlt, daß damit wenig geholfen sei und daß das Furchtbare bei der Sache die unhemmbare Wirkung der ausgesprochenen Wahrheiten in den Gemüthern des Volkes ist, so daß der Sieg hier nur als Unrecht, der gerettete Vorzug fast nur als Schmach gelten wird! — Die übrigen Verhandlungen gehen hier den vortrefflichsten Gang, mit weniger Geschwätz und Zank, als in Baiern, und mit nicht geringerem Nachdruck. Das Herz hüpft vor Freuden, unsere Deutschen so rüstig und gewandt im neuen Leben zu sehen, die Nation lernt sich erst jetzt näher kennen, diese Oeffentlichkeit ist ein unschätzbarer Gewinn!

Nun werden auch im August die würtembergischen

Stände ſich wieder verſammeln und zwar, wie es heißt, in Eßlingen. Was wird aus dem nördlichen Deutſchland werden bei dieſem Vorſprunge des ſüdlichen? Will jenes warten, bis es als ruſſiſche Provinz von einem Selbſtherrſcher den Befehl zu liberalen Inſtitutionen empfängt? Mein Schwiegervater, ein Mann, von dem viel Witziges mir erzählt worden, hatte einen Bedienten, den er Nachts auf ſeinem Lager ſtöhnen und über Durſt klagen hörte, ohne daß dieſer eine Anſtalt zum Trinken machen wollte; lange geſtört im Schlafe und überdrüſſig, rief plötzlich der Herr mit ſtarker Stimme: „Johann!“ Augenblicks ſtand dieſer vor dem Bette und fragte nach des Herrn Befehlen. „Hol' ein Glas Waſſer!“ Sogleich ſprang er davon und brachte das Verlangte. „Trink' und leg dich wieder zu Bette!“ ſchloß der Befehl, und Johann war auf die leichteſte Weiſe von der Welt zu Trunk und Labung gelangt.

Herr von Humboldt hat einen Brief über Verfaſſung ausgehen laſſen, der in den Zeitungen prangt. Sehr mattes geſinnungsloſes Zeug, gleißneriſches Tagesgeſchwätz, unnütz und gemein. Der „hiſtoriſche Grund“ iſt ein haltloſer Vorwand für allerlei Bequemlichkeiten, ein ſolches Götzenwort in Deutſchland wie in Frankreich die Legitimität. Mit ſolchem Gefaſel wird Herr von Humboldt nichts wirken; ihm thut Noth, daß Drang und Gefahr, Schläge und Widerwärtigkeiten ihn auf die Geiſteshöhe treiben, deren er fähig iſt; denn il a autant d'esprit qu'il veut ſagt Rahel von ihm! Ich weiß nicht, ob ſeine Feinde in Berlin zu Preußens Beſtem ihn genugſam bedrängen werden!

Sand lebt noch, aber der Auflöſung zu. Unter dem Titel: „Betrachtungen bei Veranlaſſung der Ermordung des Etatsraths von Kotzebue, Deutſchland 1819,“ iſt eine kleine Schrift erſchienen, die das Ereigniß als eine nothwendige

Folge der Beleidigungen und Angriffe ſchildert, die Wirkung als heilſam preiſt und die Schuld den Regierungen zuſchiebt, dies alles in einer gelaſſenen, unterſuchenden Sprache. Görres hat einige ſtarke Blitze, aber ſein Feuer iſt unrein, ſeine Zuſammenreihung voller Widerſpruch; Herr von Stägemann beſtreitet auch, daß die Zeit warnt, ſie falle, meint er, immer mit der Thüre in's Haus.

Auf die Stellung der Dinge in Frankreich iſt man ſehr aufmerkſam; man merkt wohl, daß der Einfluß von dort für uns unabwendbar iſt. Die Höfe fürchten, die Völker hoffen, die Geſcheuten ſind auf große Erſchütterungen gefaßt, da nirgends Verſtand und Einſicht genugſam die jetzige Ruhe verbürgen wollen, und Unverſtand und Mißgriffe alles ſonſt Unmögliche möglich machen.

Die Zahl der Zeitſchriften und Zeitungen vermehrt ſich in Deutſchland, auch die Zahl der Leſenden.

Ihre Briefe vom 24. Mai und 5. Juni ſind in unſern Händen. Meine Frau iſt mit Madame Milder-Hauptmann, die mir von dem Fürſten von Hardenberg empfohlen iſt und hier ſingen wird, auf den Jahrmarkt gegangen. Die herzlichſten Grüße kann ich Ihnen doch von ihr ſagen, wenn ſie auch nicht anweſend iſt.

Mit innigſter Verehrung und treueſter Ergebenheit

Ihr

K. A. V. v. E.

106.

Oelsner an Varnhagen.

Paris, den 5. Juli 1819.

Ein Tag hat mich nach dem andern von der Beantwortung Ihres verehrten vom 11. Juni abgehalten. Die Empfindungen, welche Ihnen Deutschlands neues Leben erregt, mir faſt unerwartetes, ſind auch die meinigen. Beſonders freue ich mich des Geiſtes, der in Karlsruhe weht. Von Ihrem und Frau von Varnhagen's Einfluſſe auf dieſen herrlichen Geiſt bin ich in der Stille innigſt überzeugt. Hüten Sie ſich, mein Theurer, daß ihn die Ultraiſten merken. Verdächtig ſind Sie den Herren ſchon weidlich. Doch was kümmert's! Dem Lichte gedeiht ſein Recht und gutwillig oder nicht fahren die dunkeln Bergknappen zu Tage. Ob über ein Kleines! ſind Sie, die dem Schauſpiele näher ſtehen, mit mehr Schärfe zu ermeſſen im Stande, als ich. Mir ſchwillt der Kamm, ſo oft ich den deutſchen Norden betrachte. Will er denn durchaus ſein eigentliches, einziges Hauptintereſſe mißkennen, verſäumen, verſcherzen? Schade, daß es für unbeholfene Staaten keine Schwiegerväter giebt, wie den Ihrigen. Was Sie mir von ihm erzählen, die transcendent komiſche Anekdote iſt voller Patriarchenwitz. Der Mann war zum Vormund des Menſchengeſchlechts geboren.

Aus Berlin, es thut mir wohl, unſern Freund von Stägemann wieder daheim zu wiſſen, verlautet, Hannover werde den Vorſtellungen und Wünſchen der Zeit, ſowie den Angeſteckten, mehr und mehr abgeneigt. Dieſer Krebsgang rührt zum Theil vielleicht von Altersſchwäche her. Da erwachen die Eindrücke des erſten Umgangs. Einer phyſiognomiſchen Anmerkung Lavater's zufolge, enthüllt das Angeſicht des Sterbenden, in den nächſten Augenblicken des Verſchei-

dens, die Züge der Kindheit, und im Tode gleicht der Mensch dem Säuglinge. Des Umlenkens zweiter Beweggrund ist wahrscheinlich politischer Beschaffenheit. Die hiesigen Ultraisten, man weiß wie leicht und mit welcher Zuversicht sie hoffen, versprechen sich einen Staatsstreich, von dessen Möglichkeit in- und ausländische Blätter munkeln. Ihre Verbindungen reichen weit und frei in die Fremde. Ich überlasse es feineren Nasen, den Plan in seinem Lager zu wittern. Hält er sich hinter der, auf den 15. August anberaumten Jagd versteckt, so hat ihn das Rothwild zu fürchten, wenn die Flinten nicht versagen. Doch Scherz bei Seite. Vorboten bedenklicher Umstände zeigen sich offenbar. Selbst den Kometen muß ich dahin rechnen, weil er die Einbildungskraft des Volks beschäftigt und der Aberglaube jenen von 1811 bis 1812 mit den Begebenheiten, die ihm folgten, in Verbindung setzt. Man kann sich nicht verhehlen, daß die Preßfreiheit den entzügelten Leidenschaften ein unbegränztes Feld eröffnet. Die Doktrinairs gerathen dabei in die Klemme, denn absehen läßt sich nicht, wie ihre Weisheit sich im Gleichgewicht behaupten werde zwischen zwei thätigen, kühnen, unternehmenden Partheien, die beide nicht ganz redlich sind, indem die Eine, was sie auch immer sagen mag, die Charte ohne die Bourbons, die Andere, wie sehr sie auch immer das Gegentheil betheuern mag, den König ohne die Charte will. Wer den Burschenlärm anzettelte, den wir dieser Tage hier gehabt haben, möchte schwerlich genau zu bestimmen sein. Die weißen Blätter, welche über den Unfug Zeter und Mordio schreien, hatten hinterrücks vielleicht die Hand im Spiele. Muß man nicht glauben, daß der Schritt des alten Hitzkopfs von Dekan recht absichtlich Skandal bezweckte, wenn ihn zu vermeiden, er bloß eine füglichere Stunde und die übliche Form zu wählen brauchte. Dagegen wird der beliebte Leh-

rer vom Katheder und in Anwesenheit seiner zahlreichen Zuhörerschaft, mit Interdikt belegt. Wo in der Welt hätte solch ein Verfahren nicht zum Aufruhr gereizt? Zu den Reden, die man Bajout vorwirft, gehört auch diese: L'assemblée de 1815 a souillé la royauté, comme la convention de 1793 a souillé la république. Auch in den Lyceen herrscht und äußert sich oft ein Geist der Widerspänstigkeit. Daß sich die Jugend, vom Waffenruhme Bonaparte's begeistert, gern und willig seiner militairischen Zucht unterwarf, war sehr natürlich, und ebenso natürlich ist, daß sie sich jetzt gegen eine mönchische Disziplin sträubt und auflehnt, zu der die häusliche Erziehung weder, noch die in der gegenwärtigen Zeit progressiven Begriffe anleiten. Frankreich nähert sich mit großen Schritten dem Protestantismus.

In Metz sollen blutige Händel vorgefallen sein zwischen den Linientruppen und den Schweizern, Händel, in welche sich die Bürger gemischt haben. Hier, sagt man, sei die Vorstadt St. Antoine geneigt, für die jungen Rechtsbeflissenen Parthei zu nehmen. Es wird gewaltig viel von allen Seiten gelogen und intriguirt. Wir haben einen sehr frischen, wetterschwangern Sommer. Diese Nacht wurde ich durch einen heftigen Donnerschlag geweckt. Der Blitz hat, höre ich, einen Baum in den elysäischen Feldern zerschmettert. — Meines Erachtens haben die Doktrinairs nicht zu glauben, daß Frankreich, ohne Gefahr vom Auslande, einer großen Armee entbehren könnte. Es ist ein wahres politisches noli me tangere, an dem sich niemand leicht vergreifen wird. Aber die Doktrin steht im Widerspruche mit den Vorurtheilen der Nation und mit tausend und abermals tausend individuellen Bedürfnissen.

Den 6. Juli.

Gestern wurde ich gehindert, meinen Brief zu vollenden. Dessen, was ich Ihnen noch schreiben wollte, erinnere ich mich nicht bestimmt. Doch ja, das Urtheil hatte ich im Sinn, das Sie über den berüchtigten Konstitutionsbrief fällen, den ich im Original und in der Uebersetzung gelesen habe. Es ist streng, strenger als das unsrige, aber treffend wahr, und darum haben wir dem unsrigen, das bloß um die historischen Begründungen gaukelte, mehr Ernst eingeschärft. Die Monarchie, für welche man arbeitet, ist ja eben dadurch groß und mächtig geworden, daß sie die alte, alberne Geschichte zu Boden trat. Welche Lücke! Welche Lücke! glorreiche, glänzende, zwischen Jetzt und den Ständen, die der Fürst zusammenberuft, um ein abgetragenes Wamms flicken zu lassen. Und an solch eine Vergangenheit will man sich anschließen. Aus der Natur der Sache, aus dem Zwecke, den man sich vorsetzt, aus den Bedürfnissen muß geschöpft werden, nicht aus dem Larifari der Chroniken. Die Staatsmänner, die zu Wien sagen konnten, ständische Verfassungen müßten nicht mit repräsentativen verwechselt werden, mit den repräsentativen sei es vorbei, haben den Geist ihrer Zeit durchaus mißverstanden, oder sind ihm fremd geblieben. Ich habe Lust, für gewisse Länder einen eigenen Verfassungstelegraphen anzulegen. Durch ihn sollen die Neuigkeiten, welche sich auf den Gegenstand beziehen, gerade wie es ihnen ziemt, verbreitet werden. Er besteht aus in gehörigen Distanzen angestellten Gähnenden. Es thut mir leid, daß ich der Schrift, die Sie empfehlen, nicht habhaft werden kann. Ein gewisser Herr Ternite, den Sie kennen, giebt sich hier sehr gern, wie versichert wird, für den Bastard irgend eines großherzoglichen oder gar königlichen Hauses aus. Schlabrendorf hat seine Johanniter-Präbende an die schlesischen Dorfschulen verschenkt.

Der Brief an Klewitz iſt ein Meiſterſtück, doch davon ein anderesmal.

Ihr

Oelsner.

Meine Frau empfiehlt ſich Ihrer Gemahlin und Ihnen zu Gnaden. Ich, deſſen aufrichtige Ergebenheit, Liebe und Hochachtung meine Genien kennen, thue ein Gleiches.

107.

Oelsner an Rahel.

Paris, Sommer 1819.

Madam!

Your health, I hope, is as well as I wish. I send you by the first opportunity the shoes, which you asked, six pairs of white satin. I have ordered them of the shoemaker of the Dutchess of Angoulême. Countess C. is living, as I believe, at her country seat in Normandie. Shat is all what I can communicate with respect to this lady. Will you be so kind as to tell our friend, if you see him, that his last letter reached madam de M., only the first of the present. Madam de M. is very grieved from what he says in his letters. You know the interest that she feels for him. It is impossible not to be affected at the contrarieties he meets. But we have too good an opinion of his courage to fear him abated. So a genius like his great crisis generate great ressource, the pains he suffers are transitorious, and will turn to increase his reputation. Very foolish news arrived from 13. nothwithstanding all the usual indulgence for a first

specimen, the conspiracy invented by your police shewes too much unshilfulness. The pieces concerning the pretended plot are equally arkward in form and matter. Discourses of drunkards constitute no crime. When tyrants resolved to distroy the templers they reproached them to have kissed the back part of their great moshee, when they formed the design to burn the yews, they accused them of having celebrated their easter feast with a roasted child, instead of a lamb. Those were facts alleged, and very probably facts indeed! The Pr. police had not exposed any facts, perhaps she may reveal them after the sentence has passed.

I have the honour to be with great truth, dear madam, your attached friend and servant.

Sara Brighton.

108.
Oelsner an Varnhagen.

Paris, den 24. August 1819.

Sara Brighton, eine alte Bekannte von meiner Frau, freut sich nicht wenig, daß die Bestellung nach Wunsch ausgefallen ist. Noch größere Freude macht das gestern eingelaufene Schreiben selbst. Es reißt uns aus quälender Ungewißheit, aus Besorgnissen, die der fortgesetzte Erguß mannigfaltiger, aber alberner Gerüchte natürlicherweise erzeugen mußte. Wenn Leidenschaften, Vorurtheile, Argwohn sich einer Regierung bemeistern, sind die abentheuerlichsten Mißgriffe denkbar. Heil der gerechten, öffentlichen Meinung, die Sie schon jetzt für das Böse entschädigt, das Ihnen vielleicht

und vermuthlich zugedacht war. Sie werden noch sattsamere Genugthuung erhalten. Ihre anscheinende Niederlage ist ein wirklicher Sieg. Den B. Polizeistreich betrachte ich als eine wahre Wetterscheide für die Seelen, er hat in Deutschland zuverlässig die Schwachen von den Starken gesondert. Es giebt geborene Knechte, die aus Leichtsinn oder Niedrigkeit bereit stehen, alles gutzuheißen, was von Oben kommt. Wer in Ungnade fällt, wer verunglückt, den speien sie an. Wir haben hier ein paar solcher unwürdigen Landsleute. Sie tadelten blos, daß die Regierung nicht vor gar lange schon kamptzische Maßregeln ergriffen. Die Verschwörung war ihnen erwiesen. Sie belegten ihre Aussagen mit Thatsachen, erlogenen, und kurz, der vorlauten Dringlichkeit müsse man das Maul stopfen. Seitdem es klar wird, daß die Berliner Geschichte ihren Urhebern Schande bringt, lassen die erwähnten gehorsamen Diener der Begebenheiten das Wort sinken. Die Karakterlosigkeit des einen ist, glaube ich, bis in die chinesische Mongolei erschollen, der andere, ein armseliger Lumpensammler, wußte haarklein darzuthun, daß die Sachen erfolgen mußten, wie sie denn am Ende doch nicht erfolgt sind. Herr von Humboldt hingegen, obschon er sich mit ungerechter Herabwürdigung über Jahn äußert, mißbilligt ohne Hehl, was geschehen ist, und behauptet, daß es wichtige Veränderungen nach sich ziehen wird. Sein Bruder werde sich auf das allerbestimmteste erklären, er selbst habe dem F. S. V. mit all der Freimüthigkeit geschrieben, die mich überraschte. Er speiste gestern bei mir mit Alexander Hamilton und Sir Robert Wilson. Letzterer betrachtet das Blutbad von Manchester als ein äußerst unglückliches Ereigniß für die Regierung. Die Formen von (unleserlich) seien für Hunt und so scheint es mir auch. Sir Robert kehrt Sonnabend nach England. Viele seiner Landsleute thun desgleichen.

Europa steht an der Schwelle großer Katastrophen. Die Würzburger und Frankfurter Judenverfolgungen erregen, wie Sie sich leicht vorstellen, meinen ganzen Abscheu. Sie zeugen von der Rohheit des großen Haufens, dessen Neigung vielleicht angehetzt worden zu einem politischen Zwecke, entweder die Juden in ein antinationales Interesse zu treiben, oder Baiern Gelegenheit zu liefern, zu seiner Entschädigung für die an Oesterreich abgetretenen Bezirke Frankfurt zu besetzen. Empfehlen Sie mich Herrn von Blanday, insbesondere aber Ihrer verehrten Gemahlin. Ich schreibe Ihnen bei der drückendsten Hitze und nach schlafloser Nacht. Sie werden meine Nachlässigkeiten verzeihen. Leben Sie wohl und behalten mich lieb.

Von ganzem Gemüth

Oelsner.

109.

Oelsner an Nagel.

27. août 1819.

Au même instant, Madame, où Mr. de Kamptz nous apprit la découverte, qui ne s'est pourtant pas confirmée, d'une trame ourdie par les sociétés secrètes, il se publia à Paris, singulière coïncidence, une soit-disant histoire des sociétés secrètes en Allemagne. Le fonds de cette misérable production n'est qu'un réchauffé des sottises que l'Abbé Barnel a débité sur ce sujet. Elles ont été réfutées par Monnier, il y a longtemps, dans un ouvrage imprimé chez Cotta. Il faut néanmoins rendre justice à la nouvelle cuisinière. Sa fricassée est mêlée

d'absurdités, d'impertinences de sa façon. On m'écrit de Berlin que Mr. Erhard prétend avoir vu le manuscrit dans les mains d'un ancien libraire, qui des bords de la Seine s'est transporté sur les bords de la Sprée, où il remplie maintenant des fonctions politiques. J'ignore si le cher docteur ne se trompe pas. Il semble plutôt que Fauche Borel est l'auteur de la brochure, dont le manuscrit, à ce qui m'a été assuré, fut apporté à l'éditeur de Paris par une femme intimement liée avec le personnage de Neuchâtel. En opposition à l'histoire des sociétés secrètes, et dans un esprit tout différent, vient de paraître: La vérité sur les sociétés secrètes en Allemagne par un ancien illuminé, brochure de 142 pages. Je n'ai jusqu'ici aucune donnée sur l'auteur de cet écrit. Il est évidemment allemand. Les détails qu'il donne font supposer beaucoup de rélations personnelles. Il se montre peu favorable à Mr. de Klewiz, mais grand ami de Mr. de Humboldt. Les complimens qu'il adresse à Mr. Schmalz ne sont pas flatteurs. Quand à Mr. de Schuckmann, il semble lui conseiller de se retirer. J'ai vu avec peine que Mr. de Varnhagen est traité avec légèreté p. 98. Qu'il ne se laisse pas décourager par les injustices qu'il éprouve. Pour être menagé dans ce monde, il faut montrer ses dents. Dites-lui bien des choses de ma part. Je vous salue de tout mon coeur.

Oelsner.

On aimerait savoir si la lettre du 24 août vous est parvenue?

110.

Oelsner an Stägemann.

Paris, den 28. August 1819.

Obschon Sie kein Russe, sondern der theuerste meiner Freunde, freue ich mich Ihres schleunigen Abzugs von Torgau. Ich weiß Sie nirgends lieber als in Berlin. Sie sehen, daß ich meinen Vortheil verstehe. — Ueber lauter Hören und Sehen ist mir die Woche vergangen, und zum Lesen wenig, noch weniger Zeit geblieben zum Schreiben. Der Sankt-Ludwigssitzung des Instituts nicht beigewohnt zu haben, lassen Sie unbereuet. Sie hätten nur abgegriffene Münze akademischer Phrasen eingenommen, die seit der Regierung des Kardinals Richelieu in Umlauf sind. Eine Anekdote weckte vom Einnicken. Die Muselmänner wollten den gefangenen König mit aller Gewalt zum Islamism bekehren. Seine Widerspänstigkeit schrieben sie dem Einflusse des Bischofs von Jerusalem zu, den sie dafür torquirten. Als ihm die Daumschrauben angesetzt wurden, schrie er: Abjurez. Sire, abjurez, je prends le péché sur moi. Ein Fragment aus Mercier's Heldengedichte Moses hätte vermuthlich sehr gefallen, wäre der Vortrag hörbarer gewesen. — Mit Hrn. von Humboldt bin ich diese Woche mehrmals zusammengetroffen. Eigentlich ist er überall, und findet, ich begreife nicht wie, zu allem Zeit. Der Umgang sucht ihn wegen seiner Celebrität, seiner Geselligkeit, seiner schwelgenden Gesprächigkeit, und wiewohl ihm die Frauen vorwerfen qu'il y a un peu trop de répertoire dans sa conversation, so macht doch jede Einladung Glück, bei der es heißt: vous aurez Mr. de Humboldt. Den kamptzischen Polizeistreich oder Streicher richtete der Kammerherr mit einer Freisinnigkeit, die mich überraschte. Daß ich mit dem Generale Sir

Robert Wilſon geſpeiſt, geſprochen und ſeinen Beſuch angenommen habe, macht mich Ihnen doch wohl nicht verdächtig? Wie aber, wenn er zu einem neuen Abentheuer auf's feſte Land gekommen wäre, ſich nach Küſtrin zu ſchleichen, um den Doktor Jahn aus ſeinem Blockhauſe zu entführen? Sollte Doktor Friedländer ſolch einen Plan entdeckt haben, ſo müßte ich dennoch widerſprechen. Sir Robert iſt hier wegen ſeiner kranken Schweſter, die an Waſſerſucht leidet. Natürlich wird ihm ſehr gehuldigt. Er iſt Augapfel des Militairs und der Damen. Um einen Abend, den ich mit Madame Mars zugebracht habe, könnten Sie mich allenfalls beneiden. Ein junger Vicomte, der geſpielt ſein will, gab den Matadoren des franzöſiſchen Theaters ein Diner, das mit Trüffelkapaunen begann und mit Faſanen endigte. Ich hatte die Ehre, neben Mademoiſelle Mars zu ſitzen. Sie war höchſt artig, faſt empfindſam, vermuthlich weil ſie mich für einen jungen, reichen, deutſchen Baron hielt, aus der Werther'ſchen Epoche. Beim Deſſert wurde ihr eine Roſe gebracht von Sevresporzellan. Als ſie den Deckel hob, entflatterten zwei Schmetterlinge. Sie waren an eine Krone von Immortellen befeſtigt, und daß ſie ſchmeichelhafte Reime nach ſich zogen, verſteht ſich von ſelbſt. Aber das kleine Feſt konnte nicht ohne Unfall ablaufen. Ein alter Ludwigsritter, dem Leckerbiſſen ſelten vorgeſetzt werden, hatte ſich den Magen überladen. Indem er ſeine Abſchiedsverbeugungen machte, richtete er unſern Trimalcion ſo übel zu, daß dieſer nicht im Stande war, Mlle. Mars nach Hauſe zu begleiten. Ich preiſe Sie glücklich, hochverehrteſter Freund, daß Sie das Loos nicht getroffen hat, den Wirth zu vertreten. Es hätte vielleicht auch Ihren Hausfrieden auf ein paar Tage geſtört.

Ich bedaure, keinen Katalog der diesjährigen Ausſtellung zur Hand zu haben. Sie erhalten ihn künftigen Sonn-

abend. Bisher habe ich nur bloß die Erzeugnisse der Manufakturen in Augenschein genommen; sie sind außerordentlich und füllen neunundzwanzig Säle. Von den Gemählden höre ich, daß das Kolorit vorherrscht. Es erhebt sich eine neue Schule, die den alten Zöglingen David's, Gerard, Guerie, Girodet u. s. w. Schaden und Leid thut. Der Ungehorsam durchzuckt Europa wie ein elektrischer Funke. Auch die vinselnde Jugend beweist sich aufsässig.

Den Verfasser von la vérité sur les sociétés secrètes, par un ancien illuminé, erräth man vielleicht eher in Berlin als hier. Seine Schrift ist gegen die Schoell-Borel'sche Geschichte gerichtet, die er nur zu gelinde behandelt. Dem Minister von Humboldt scheint sie sehr günstig. Dem Geheimenrath Schmalz werden S. 3 keine Komplimente gemacht. S. 98 sehe ich Hrn. v. Varnhagen ziemlich schnöde behandelt.

111.

Varnhagen an Oelsner.

Baden, den 3. September 1819.

Die Briefe vom 24. und 27. August sind uns richtig zugekommen und haben uns durch Freundestheilnahme tröstend gestärkt; wir erkennen mit innigstem Danke die herzlichen Gesinnungen, die uns gerade in diesem Augenblick so wirksam zuschweben wollen, wir durften auf diese Gesinnungen rechnen, wir hätten nicht an ihnen gezweifelt, auch wenn sie uns eine Zeitlang verstummt wären; aber immer wäre für uns ein schmerzliches Vermissen mit ihrem Schweigen verbunden gewesen! Durch das Zusammentreffen mit den anderweitigen preußischen Maßregeln und die daher entstandenen Gerüchte hat meine Abberufung in den öffentlichen Blättern

eine ganz ungehörige Farbe erhalten; in der Anſicht, mancher Perſonen mag vieles zum Grunde liegen, was mich allerdings gern mit jenen Dingen in ein Gemenge werfen möchte, allein der Thatſache nach kann nichts von einander mehr geſondert ſein, und in der amtlichen Erſcheinung iſt bis jetzt eben ſo wenig von jener Vermengung die Rede. Kein Wort von Unzufriedenheit, kein Wort von beſonderer Weiſung, kein Gedanke an Unterſuchung von Papieren u. dgl. Dennoch mußten meine Freunde, durch die Gerüchte verleitet, größtentheils glauben, daß meine Sache von der unangenehmen Art ſei, die immer ein öffentliches Aergerniß begründet, wenn auch das letzte Ergebniß ganz vortheilhaft ausfällt. Ich konnte die Treue und den Eifer meiner Freunde daher in mißlicherem Anſchein erproben, als die Wirklichkeit erlaubt hätte, und ich darf mich rühmen, meine Erwartung auf keinem Irrwege gefunden zu haben! Neue Freunde hat mir jener Anſchein ſogar zugewandt, und wollte man eine Rechnung anſtellen, wobei die Zukunft mit in Anſchlag gebracht werden dürfte, ſo iſt noch ſehr die Frage, ob nicht der Gewinn den Verluſt ſehr überſteigt. Allein ich will dieſe Rechnung dahingeſtellt laſſen, und gern eingeſtehen, daß ich lieber den gegenwärtigen Verdruß vernichtet ſehe, als künftiges Behagen daraus zu gewinnen dächte. — Die Zuſammenkunft in Karlsbad hat ſich länger ausgedehnt, als man vermuthete, damit verzögert ſich leider auch die weitere Verfügung, die ich aus dem Miniſterium zu erwarten habe, indem Herr Graf von Bernſtorff mir wahrſcheinlich erſt eine Weile nach ſeiner Rückkunft zu Berlin auf mein Schreiben, worin ich ihm den Empfang der Abberufung meldete, antworten wird. Dieſe Ungewißheit iſt in häuslicher Beziehung außerordentlich beklagenswerth, das größte Uebel wäre, wenn ſie länger fortdauerte. Herr von Stägemann ſchrieb mir, ich möchte

baldigst nach Berlin kommen; das ist leicht gesagt, aber mancherlei Gründe stehen der Ausführung entgegen; ich muß noch einige Zeit in hiesigen Gegenden warten, ob nicht eine Verfügung erfolgt, bei der ich die weite Reise doch nur unnöthig unternommen hätte.

Die Verschwörungsgeschichten in Berlin setzen viele Federn in Bewegung; jede neue Aeußerung darüber, sie sei von Vornehmen oder Geringen, öffentlich oder vertraulich, beweiset immer deutlicher, daß aus dem Ganzen ein Zerrbild von Benehmen übrig bleiben wird, wozu niemand sich wird bekennen wollen, und das am Ende doch am meisten auf den deutschen Namen geheftet sein wird. Niemand von den Angeschuldigten scheint etwas zu fürchten, Herr Professor Arndt setzt ruhig seine Vorlesungen fort, auch Dr. Jahn, dem doch am meisten zur Last fallen soll, ist ganz guter Dinge. Ich glaube, daß die Gesinnung, welche wünscht, daß die Grundlosigkeit der angeblichen Verschwörungen erwiesen werden möge, zugleich die beste und eifrigste für König und Vaterland ist. Indeß wird der Trieb, ich möchte sagen, die Wuth, solche Verschwörungen nach dem gemachten Lärm noch wirklich nachzuweisen und herauszudeuten, nur mit hartnäckigem Widerstande dem Lichte der Wahrheit weichen und sich in jeder kleinsten Verschanzung zu halten suchen. Hiedurch dürfte der völlige Ausgang der Sache noch längere Zeit verschoben bleiben, zum Ungemach vieler Einzelnen, aber auch zum Nachtheile des Ganzen.

Die erste Schrift über die geheimen Gesellschaften, die in Paris erschienen ist, kenne ich durch Auszüge; sie ist jämmerlich zusammengestoppelt aus altem Zeug und neuen Lappen; das über Nostitz und Madame Brede, die Prager Schauspielerin, Gesagte ist wörtlich aus einem Artikel der bonapartistischen Zeitungen vom Jahre 1813 und paßt nicht

einmal mehr in den Aeußerlichkeiten, da Madame Brede seit sechs Jahren nicht mehr in Prag ist. Die zweite Schrift kenne ich gar nicht, ich bin aber begierig, sie zu lesen, deutsche Blätter werden sich ihrer wohl bald bemächtigen. Könnten Sie mir die Stelle, die mich betrifft, nicht vielleicht abgeschrieben zukommen lassen? Ich würde sehr dankbar sein. Ich fürchte sonst den öffentlichen Krieg keineswegs und kann Angriffe ertragen; doch giebt es deren schädliche und meine Stellung hindert mich in diesem Augenblicke, auch gegen solche jetzt abwehrend aufzutreten. Es würde mir lieb sein, wenn jemand sich die Mühe nähme, wenigstens die groben Unwahrheiten von meiner Verhaftung, von Untersuchung meiner Papiere, von meiner Abführung nach Berlin u. s. w. zu berichtigen, und zu sagen, daß meine Abberufung von Karlsruhe mit den übrigen Geschichten nichts zu thun habe, sondern blos Folge der beschlossenen Einziehung des ganzen Postens sei; vielleicht ließe sich gegen die Stelle in obiger Schrift, sofern ihr Inhalt, den ich nicht kenne, dazu Anlaß giebt, eine oder die andere schickliche Redensart dabei anbringen. Doch wie gesagt, mein eigenes Verhältniß gestattet mir in diesem Augenblicke kein persönliches Auftreten, und ich muß mich dem Lobe wie dem Tadel der Zeitungen einstweilen untheilnehmend hingeben.

Die Judenverfolgung in unsren Städten ist eine greuliche Erscheinung; nicht überall zeigt sich die Obrigkeit so nachdrucksvoll, wie in Hamburg; in Heidelberg wird der Stadtdirektor Pfister hart beschuldigt, in Karlsruhe sollen vornehme Herren den Angriffsruf Hep mitgerufen haben! Man sieht aus der Allgemeinheit dieser Ausbrüche gegen die Juden, daß diejenigen irren, welche in unserer politischen Zerstückelung ein Hinderniß allgemein durchgreifender Volksbewegungen zu haben meinen. Die größte Einheit der

Deutschen ist in dem Gefühle zu erkennen, welches sie von ihrem Zustande äußern. Uebrigens sind diese Stürme gegen die Juden ein Anfang solcher Ereignisse, die ihnen späterhin alle Gleichheit der Rechte mit den Christen von Volkswegen bringen werden. Man räth den Juden, liberal zu sein; bisher sehen sie sich mehr noch als Angehörige der Machthaber an.

Die englischen Volksereignisse verursachen in Deutschland vielfache Bestürzung; man fühlt wohl, daß hier kein Stillstand zu erwarten ist, und solche Blutbade, wie das in Manchester, nichts bessern Vor einem Jahre Spafield, jetzt Manchester — verhält sich das nicht wie die Wartburg und die neuesten Verschwörungssachen?

Herr von Berstett ist von Karlsbad noch nicht zurück; es heißt, er wird sich als Minister nicht halten können; man braucht noch lange keinen guten Kopf an seine Stelle zu setzen, um schon einen bei weitem bessern zu haben. Auch Gott hat oft ein Wohlgefallen, gerade die untersten Knechte zu seinen glänzendsten Aufträgen zu wählen; aber die Regenten wählen nicht die geringsten, sondern die armseligsten, und das thut Gott nicht. — Herr von Oppel war vierzehn Tage hier, und ist heute nach Frankfurt gereist; er empfiehlt sich Ihnen auf's wärmste! Schreiben Sie uns jetzt wieder nach Karlsruhe und bald!

Von ganzem Herzen

Ihr treuer

K. A. B. v. E.

112.

Oelsner an Stägemann.

Paris, den 11. September 1819.

Endlich könnte ich Ihnen, hochverehrtester Freund, genauen Bericht erstatten über die gräuliche Begebenheit qui fut appelée la michelade, parcequ'elle avait été tramée peu avant la St. Michel, et éxécutée peu après, 30. Sept. 1567, wenn es nicht kürzer wäre, Sie an das Werk selbst zu weisen, aus dem ich die Phrase schöpfte. Dieses Werk findet sich gewißlich zu Berlin auf der königl. Bibliothek oder bei den Nachkommen der französischen Flüchtlinge. In dem fünften Bande der Historie civile, écclésiastique et littéraire de la ville de Nismes, par Ménard steht die ganze Geschichte umständlich erzählt S. 10 bis 33 und in den Beilagen ff. 5, 8, 10. Mit den Gefängnißmorden von 1792 hat sie nur gar zu viel Aehnlichkeit. An hundert der bedeutendsten Katholiken wurden umgebracht. Die Michelade macht den Anfang des zweiten Bürgerkrieges, und der Furcht, welche sie den Katholiken einjagte, ist es vielleicht beizumessen, daß letztere späterhin nicht wagten, die Barthelemiade an den Protestanten zu vollziehen. Eine Sonderbarkeit bleibe nicht unbemerkt. Abkömmlinge jener Häupter, welche die Michelade anzettelten, und wovon einige hingerichtet, andere proskribirt wurden, zeigen sich gegenwärtig unter den heftigsten Verfolgern der Protestanten.

Gegen die Denkwürdigkeiten des Hrn. Koch macht die preußische Ehre Einwendungen. Feldmarschall Blücher und das strategische Talent seines Generalstabs werden, meines Erachtens S. 365, 71, 75, 80, 86, 97, 425 gar zu geringschätzig behandelt. Ueberhaupt scheint der Verfasser den preußischen Namen so viel als ihm möglich in den Schatten

zu stellen. Er spricht fast immer nur von armée de Silésie. Erinnern Sie sich, wie das Manuskript von St. Hélène den preußischen Krieg von 1806 und 7 als eine Nebensache mit Stillschweigen übergeht. Es ist französischer Tik, Preußen als ein Anhängsel von Rußland zu betrachten. S. 401 und 403 will man blos mit Russen gefochten haben. Daß Fürst Schwarzenberg (2. Theil S. 41 und 403) Bonaparten begünstigt, um ihm Zeit zu geben, entweder Kräfte zu sammeln oder zur Besinnung zu gelangen, bin ich sehr geneigt zu glauben.

Aus der Staatszeitung, die Ihren Brief vom 4. September begleitet, sehe ich, daß die Herren von Schuckmann und Humboldt sich brüderlich vertragen wie Castor und Pollux, und wo der eine schläft, der andere wacht. Beispiele solcher Eintracht sind hiezulande unerhört, und werden auch schwerlich Nachahmung finden.

Seitdem das Haupt der Doctrinairs seine Stelle niedergelegt und der Minister des Inneren bei Hrn. von Fontanes gespeist hat, ist wieder viel von allerlei Veränderungen die Rede. Die Motive, welche dem Entschlusse des Hrn. Royer Collard geliehen werden, sind Beschönigungen, um die wahre Ursache zu decken, die in einer Wendung der decazischen Politik liegt. Dem Minister des Innern gehen die ultraischen Federn stark zu Leibe. Den empfindlichsten Angriff hat Donadieu gethan. Indeß, der junge rüstige Mann wird sich schon zu helfen wissen.

Was halten Sie von der Behauptung, daß um über Frankreich zu herrschen, der Liebhaber sich nur des Schlosses der Tuillerien zu bemeistern brauche? Ganz ungegründet ist sie wohl nicht.

Zum erstenmal in meinem Leben hatte ich gestern die Ehre, einer Amtssitzung des französischen Theaterareopags

beizuwohnen, der niemanden zuläßt als den Autor und seinen Gevatter. Die Richter waren Mesdames Mars, Volney, Leverd, Duchesnoy, Mr. Lafond u. s. w. „Was ist denn das für ein Prinz, der so oft vorkommt?“ unterbrach Mlle. Leverd. „Madame,“ erwiederte der lesende Autor, „c'est un Lord anglais, mais qui a achéte une principauté en Prusse. Sept ou huit de ses compatriotes en ont fait autant.“ Sollte man nicht glauben, bei uns werde Jahrmarkt gehalten mit Fürstenthümern! Das Lustspiel wurde angenommen unter Bedingung einer Reduktion der fünf Akte auf drei.

Der Grieche Nicolopoulo hat mir einiges von seinen Arbeiten gebracht für Geheimerath Wolf. Ich bin so frei, das Päckchen Ihrer Gefälligkeit zu empfehlen.

Wegen Jahn bitte ich um Entschuldigung. Der Vorwurf des Verzagtseins wurde ihm in einem andern Briefe gemacht als dem Ihrigen. Mein Irrthum wird hoffentlich keine Folgen nach sich ziehen.

Hrn. von Varnhagen finde ich ebenfalls, wie Sie bemerkt haben, über das ihm zugestoßene Mißgeschick niedergeschlagen. Ich suche ihn aufzurichten.

Daß Sie mit Arbeiten überladen sind, zeigt, wie sehr man Ihren hohen Werth erkennt. Aber man erkennt ihn noch immer nicht genug, so lange Sie nicht Staatsminister sind. Sorgen Sie für Ihre Gesundheit. Leben Sie wohl. Behalten Sie uns lieb. Meine Frau und ich empfehlen sich Ihnen und Ihrem Hause zu fortdauernder Gewogenheit.

Verehrungsvoll

Oelsner.

113.

Oelsner an Varnhagen.

Paris, den 29. September 1819.

Weiß ich mir Rechenschaft zu geben, warum ihr gütiges Schreiben vom 3. dieses noch unbeantwortet liegt? ja und nein! Doch sie erlassen die Auskunft. Hatte mein Verlangen freie Hand, so wurde die Schuld ohne Zweifel früher abgetragen. Eines Zögerungsgrundes muß ich erwähnen, bevor ich schrieb, hätte ich gern jenen Wunsch erfüllt gesehen, den Sie in Bezug auf gewisse, beinahe verschollene Sagen äußerten. Meine Absicht ist vernichtet worden, weil ich sie nicht selbst vollführen konnte. Ich harre der Rückkehr eines Freundes, dessen Gefälligkeit sich ihr nicht entziehen wird. Nun erlauben Sie mir nach ihren Angelegenheiten zu fragen. Welches ist Ihre gegenwärtige Lage, wie betrachten Sie dieselbe, was bieten sich Ihnen für Aussichten, was hoffen, was erwarten Sie? Dem innigen Antheil, den ich für alle Ihre Verhältnisse empfinde, sind Sie es schuldig, mich zu unterrichten. Möchte meine Furcht irren, aber ich besorge, daß es schwer halte, den durchschnittenen Weg, die im Norden zerrissene, unterbrochene Bahn zu ebnen. Sie standen ehemals sehr gut mit Würtemberg. Leider nur sind diplomatische Freundschaften glänzend und zerbrechlich wie Porzellan. Der junge Monarch spielt eine schöne Rolle. Wird ihm vergönnet sein sie durchzuführen? Wie dermalen in Stuttgart waren 1791 zu Warschau Volk und Herrscher eines Sinnes. Mächtigen Nachbarn mißfiel die Eintracht. Noch ist die Scharte nicht ausgewetzt. Den Zeitungen zufolge, meinen einzigen Botschaftern, hegt Deutschland schwermüthige Besorgnisse über den Ertrag des Karlsbader Kongresses. Mir scheint es in der Ordnung, daß die Macht endlich einmal

im Ernſte ihr Heil gegen den Zeitgeiſt verſuche. So wird man doch ſehen, was an der einen, was an dem andern, und wer der Stärkere iſt. Wundern ſollte mich, wenn den Verfaſſern des ſchönen Ganzen, dem der Bundestag bloß ſein hehres Imprimatur aufzuſiegeln hat, nicht dies oder das unberückſichtigt, nicht irgend etwas unberechnet geblieben wäre. Klugheit, welche der Volksmeinung entweder gar keinen Zutritt oder Eintritt nur unter knechtiſchen Bücklingen geſtattet, läuft Gefahr Seifenblaſen für Mongolfieren zu halten. Im Parterre und in der Gallerie ſitzen Kenner. Die Welt läßt ſich nicht mehr aus verſchloſſenen Kabinettern regieren. Oeffentliche Angelegenheiten wollen öffentlich verhandelt ſein. Aber die Völker köpfen lieber ihre eigene Dummheit, als den Unverſtand ihrer Vorgeſetzten. Die Staatskunſt will ſich ihre Schwäche nicht eingeſtehen, kann ſich nicht zum Gefühl ihres Unvermögens entſchließen. Das Beiſpiel Bonaparte's iſt zu verführeriſch, obſchon der Held gar ſchlecht geendigt hat. Zwiſchen dem Korſen jedoch und den Karlsbadern giebt es einen verzweifelten Unterſchied. Wer von dieſen blendet durch unerhörtes Kriegsglück! Dadurch, und daß er in den erſten Jahren ſeiner Herrſchaft ganz im Geiſte der Zeit, für den großen Haufen wenigſtens, zu handeln wußte, gelang es ihm, die Völker in die Schwärmereien ſeines Willens fortzureißen. Was ſoll ich Ihnen von Frankreich ſagen? Der König iſt beliebt, die Miniſter ſind es weniger. Sie werden eine beſtimmtere Farbe annehmen müſſen. Miſſionen, Konkordat und Katholizism ſind verhaßt. Ich muß ſchließen.

Leben Sie wohl. Meine Huldigungen beiden Genien.

Ganz

der Ihrige.

In Italien iſt ein Baron Strick geſtorben. Sollte es der von Lieſchoten, der unſrige ſein? Wenn Sie die Güte haben, mir den Empfang meines Briefes anzuzeigen, ſo bitte ich ergebenſt, mich über dieſen Punkt nicht in Ungewißheit zu laſſen. Von Göthe's Divan kennt man hier bis dato bloß den Namen. So eben wird mir gebracht: Congrès de Carlsbad, par Mr. de Pradt, Quai des Augustins Nr. 57. première partie. 88 Seiten.

114.

Oelsner an Varnhagen.

Paris, den 1. Oktober 1819.

Ihr mir höchſt erfreuliches Schreiben vom 20. September vielgeliebter Freund, iſt zu Straßburg, wie der Stempel bezeugt, am 25. eingetroffen, und nicht früher als ehegeſtern in Paris eingetroffen. Wenige Minuten vorher war ſehr verſpätete Antwort auf jenes vom 3. nach Karlsruhe abgegangen. Lebensgern hätte man dieſe Antwort wieder einberufen. Auch wandte ich mich deßhalb ſpornſtreichs an die nächſte Behörde, wo die Briefe geſichtet und geſondert werden, bevor ſie an das Hauptpoſtamt gelangen. Meine Bemühungen waren fruchtlos. Sobald der Brief in die Büchſe fällt, er ſeiner Zuſchrift angehört. Dieſem Beſcheide nach muß ich den meinigen ſeinem Schickſale überlaſſen. Vermuthlich haben Sie bei Ihrer Abreiſe für dergleichen Fälle geſorgt, und ſo hoffe ich, daß er Ihnen unverletzt zukomme. Sie finden in meinem Briefe vom 29., was ich einen Augenblick vor Empfang des Ihrigen von Ihren Verhältniſſen dachte. Daraus werden Sie erſehen, wie über alle Maßen

unerwartet mir der Inhalt Ihres neueſten Schreibens ſein mußte. Seit lange iſt mir keine ſo frohe Botſchaft worden, nicht ſo viel Heil widerfahren. Aber Sie haben mich auf eine ſchwere Probe geſtellt. Es koſtet Mühe, eine große Freude in der jubelnden Bruſt zu verſchließen! Der ſchöne Herbſt ſcheint mir heiterer, da es klar iſt, daß der Himmel ſeine Gerechten nicht zu Schanden werden läßt. Möge er ſie bei Ihrer Waſſerſcheu erhalten. Am Potawmak giebt es nichts als Langeweile. Doch würde ich mich lieber dahin verbannt ſehen, als an die Ufer des Rheins. Das gräuliche Siebengeſtirn, welches zu Mainz aufgehet, verkündet ſcheußliches Ungemach, das ſchlimmſte den Boten. Ich kann mir nicht vorſtellen, daß eine Inquiſitionsanſtalt in Deutſchland keinen Widerſtand finde. Angeber und Spione, die ſolch ein Tribunal nothwendig ausſäet, müſſen jedes redliche Gemüth empören. Wem will man den Prozeß machen? dem geſunden Menſchenverſtande? Der bricht die Feſſeln, ſprengt die Kerker und überlebt die Foltern, denen einige ſeiner Mitbürger unterliegen können. Partheiwuth, Dünkel, Vorurtheile hingegen gehen nothwendig an ihren eigenen Ausſchweifungen zu Grunde. Wie ich aus den Zeitungen ſehe, wird der Frankfurter Bundestag bei dem Mainzer Inquiſitionsgericht die Rolle des Denunzianten ſpielen, eine ſaubere Rolle. Faſt lächerlich aber ſind die Empfehlungsbriefe, womit die Verurtheilten in ihre Heimath zurückkehren, um entweder geköpft oder gerädert zu werden. Dieſes ſcheint mir der originellſte Zug in der Gentziſchen Geſetzgebung.

Empfehlen Sie mich Frau von Varnhagen. Leben Sie wohl, und behalten mich lieb.

Ganz

der Ihrige.

115.

Oeltzner an Varnhagen.

Paris, den 6. November 1819.

An der Aufnahme, welche Ihnen in Berlin geworden, nehme ich freudigen Theil. Sie kann nicht ehrenvoller, nicht schmeichelhafter sein. Der kleine Zusatz von Widerwärtigkeit, den hämische Zeugen eingerührt, ist kaum merklich. Ihr Verläumder war kein Würgengel, kein mörderisches Geschoß; sonst hätte er, Ihnen schaudert die Haut, Sie als Abfasser seiner Arbeiten angegeben. Wie hohen Werth Sie immer auf den Ruhm der Denkart, der Gesinnungen legen, im Gegensatz mit dem gefeierten Talente, so würde Ihnen jener doch, glaube ich, in jeder Verzweiflung zu theuer sein um den berstedt'schen Preis, und lieber, als sich mit solchem Angebinde ausgestattet zu sehen, möchten Sie, wenn es möglich wäre, für einen mal-honnête homme gelten. Zu großer Entfernung, und wer weiß wie langer Abwesenheit bestimmt, mußten Sie wohl natürlich sich zu beurlauben wünschen. So habe ich mir Ihre Reise nach Berlin erklärt. Doch vielleicht bleiben Sie uns. Ich hoffe, weil ich wünsche. Wo können Sie nützlicher sein als in Europa, und was hat Ihr Kopf unter den Gegenfüßlern zu schaffen? Wird demungeachtet das Rad geschlagen, so bitte ich, beschreiben Sie ihren Wendekreis über Paris. Es ist wichtig, Galatin kennen zu lernen. Frau von Varnhagen begleitet Sie. Wir verwahren sie Ihnen, bis Sie wiederkehren. Eine Nebenbuhlerin ist in Mißtreß Barlow nicht zu fürchten, deren Bekanntschaft ich Ihnen empfehle, wenn sie noch lebt, was mir leider ungewiß, weil ich seit lange ohne Briefe bin von dieser Freundin; ihr Landsitz liegt eine Stunde von Washington. Erneuern Sie mein Andenken dem portugiesischen Gesandten, Correa de Serra,

dessen wissenschaftlich geistreicher Umgang Sie ergötzen wird. Gewöhnlich hauset er zu Philadelphia. Noch könnte ich Ihnen anweisen Madame Passavent, nebst einigen andern, nicht uninteressanten Sprößlingen Europa's, aber die Sache hat keine Eile. Was Sie mir von der huldreichen Behandlung melden, womit Ihnen der Herr Staatskanzler begegnet, überrascht mich nicht. Dieser Fürst ist ganz gewiß der ausgebildetste, der vollendetste Edelmann seiner Zeit. Ich fälle ein um so weniger bestochenes Urtheil, als mein unbedingtes Vertrauen in die Persönlichkeit seiner Durchlaucht die wesentlichste Ursache der schiefen, mißbehaglichen Lage ist, die mir weder Hoffnungen noch Aussicht einer bessern zeigt. Unterhalten Sie sich von Politik mit Herrn von Stägemann. Ich habe nur geradezu noch so viel Zeit meinen Brief zu schließen. Frau von Varnhagen bezeigen Sie meine tiefe Ehrerbietung. Leben Sie wohl und behalten mich lieb.

Von ganzem Gemüth

der Ihrige

Oelsner.

116.

Varnhagen an Oelsner.

Berlin, Anfang November 1819.

Ich benutze die sichere Gelegenheit, die sich endlich darbietet, um Ihnen, verehrter Freund, über meine hiesige Lage die gewünschten näheren Aufschlüsse zu geben. — Gleich nach meiner Ankunft fuhr ich zum Grafen von Bernstorff, der mich sehr kalt und streng empfing. Ich hatte mit ihm eine dreistündige Erörterung, besser gesagt, einen dreistündigen Zank. Er wollte mir, zwar nicht von Amtswegen, wie er ausdrück-

lich sagte, aber doch ganz entschieden die wegen meines Benehmens in Karlsruhe verlauteten Dinge vorhalten, die ich mit Unwillen als Verläumdungen und Dummheiten zurückwies. Dabei stellte er meine Talente sehr hoch, rühmte meine Depeschen als das non plus ultra von Feinheit, Scharfsinn und Darstellungsgabe, was ihnen aber fehle, sei die Aufrichtigkeit, ich hätte die Regierungen durch meine günstigen Berichte über die dortigen Ständeverhandlungen, die sich doch nachher als grundschlecht erwiesen, absichtlich irre geführt. Ich rief, das sei nicht wahr, ich hätte nur meine Pflicht erfüllt, und die Sachen geschildert, wie ich sie gesehen. Ich gerieth in den größten Zorn, behauptete meine strenge Redlichkeit, und verbat mir alles Lob meiner Talente, das nur den Zweck habe, meine Rechtschaffenheit zu verdunkeln. Ich wurde, indem wir mit starken Schritten im Zimmer auf- und abgingen, so leidenschaftlich und laut, daß Ancillon, der im Nebenzimmer war, ein paarmal herein kam, um zu sehen, was es gäbe. Bernstorff meinte unter andern, ich solle die Sache nicht auf's äußerste treiben, denn wenn ich auf Untersuchung dränge, so könne meine Ernennung nach Nordamerika wieder rückgängig werden. Ich erwiederte, dahin wolle ich überhaupt nicht gehen, nachdem er selbst mir gesagt, daß der Zweck dabei sei, mich zu entfernen; ich würde lieber sogleich den Abschied nehmen. Das kam ihm unerwartet, das brachte ihn sichtlich aus der Fassung; er hatte geglaubt, den höchsten Trumpf auszuspielen, und sah, daß der nichts galt. Nach langem Streiten und Zerren entließ er mich, indem er sagte, zwischen ihm und dem Könige stehe der Staatskanzler, auf den müsse er mich verweisen, was der entscheide, werde ihm recht sein.

Am folgenden Tage war ich zu Mittag beim Fürsten von Hardenberg, der über die Vorwürfe, die mir der Graf von Bernstorff gemacht, nur lächelte, mir die Sendung nach

Washington nicht aufdringen wollte, und meinte, ich möchte einstweilen nur ruhig in Berlin bleiben, es würde sich mit der Zeit schon alles finden. Hiermit war ich für den Augenblick zufrieden.

Mit Bernstorff glaubte ich es gründlich verdorben zu haben, und meine Freunde, besonders Herr von Stägemann, waren darüber voll ängstlicher Besorgniß. Aber im Gegentheil! ich erfuhr, daß Bernstorff von mir seit jenem stürmischen Auftritt sehr vortheilhaft gesprochen, und namentlich meine Heftigkeit zwar getadelt, aber sie als das Zeichen eines vorwurfsfreien Bewußtseins anerkannt und hinzugefügt habe, ich stünde nur um so höher in seiner Achtung. Dies gefiel mir natürlich wieder sehr von ihm, und ich hätte Vertrauen zu ihm fassen können. Aber ich ging doch nicht wieder zu ihm, und habe ihn noch nicht wieder gesehen.

Unterdessen sind mir die lockendsten Vorspiegelungen und dringendsten Mahnungen gemacht worden, ich solle doch die Parthei Hardenberg's verlassen, und mich zur sogenannten Hofparthei halten, mir würde sich die glänzendste Laufbahn eröffnen. Schuckmann, Ancillon und Kamptz redeten mir in solchem Sinne mehr oder minder offen. Ich habe geantwortet, ich wisse von keiner Parthei Hardenberg's, und könne daher keine verlassen, aber ich sei in königlichem Dienst, und da sei der Staatskanzler mein höchster Vorgesetzter, den ich als solchen zu ehren, und dem ich zu gehorchen habe. Dies hat natürlich nicht sehr gefallen,

Doch ist es die reine Wahrheit. Ich bin kein Günstling Hardenberg's, ich bin nicht sein Anhänger; am wenigsten bin ich jetzt von seinem Verhalten eingenommen, da ich mit andern Schwächen auch die in ihm sehe, daß er sich selbst und seine Anhänger gleichsam verläugnet, die letzteren sogar seinen Gegnern opfert. Er wird für mich nichts thun, so

wenig wie Bernstorff. Aber mich von ihm loszusagen, Parthei gegen ihn zu nehmen, das wäre ein unwürdiger Streich, den niemand mir zumuthen soll. Stägemann, der überaus ängstlich ist und für sich selbst allerlei fürchtet, sähe mich gern mit der Hofparthei verbunden, und meint, ich solle die alte Bekanntschaft mit Wittgenstein und dem Herzog Karl von Mecklenburg-Strelitz benutzen, um auf diesem Boden festen Fuß zu fassen. Denkt er durch mich dort für sich selbst einen Halt zu gewinnen? Ich kann ihm nicht helfen; das ist nicht meine Weise. —

Ich sehe für mich in der nächsten Zeit nichts übrig, als die völligste Zurückgezogenheit, bis diese trüben Dinge sich geklärt haben. Ich will nicht mit dem Kopf durch die Wand, aber auch nicht ihn bis zur Erde bücken. Ich warte gradaufrecht. —

117.

Varnhagen an Oelsner.

Berlin, den 8. Dezember 1819.

Mein theurer, verehrter Freund! Wie oft habe ich Ihnen seit dem Empfang Ihres letzten Briefes, der mir auf dem gewohnten Wege richtig zugekommen, wieder schreiben wollen! Aber diese Zeit ist dem Briefwechsel nicht günstig, und ein beschriebenes Blatt an einen Freund zu senden, erfordert jetzt nicht weniger Bedenken, als eine Fahrt im mittelländischen Meer ohne Türkenpaß; verboten ist beides nicht, aber jeder wagt es auf seine Gefahr. Wie viel glücklicher ist jetzt das Beisammensein, in dessen mündlichen, vertraulichen Verkehr kein Lauerer und Fänger einzudringen vermag! In der That ist der Werth des Gesprächs äußerst

geſtiegen, und ſowohl ſein Inhalt als ſeine Ausdehnung hat zugenommen, ſo daß unter ſechs, acht und zwölf Augen beinahe daſſelbe vorkommt, was ſonſt bloß unter vieren. Die Berliner ſind im Reden ächte Hauptſtädter, und laſſen ſich dieſen Genuß nicht verkümmern; alles, was ſonſt geſchrieben oder geleſen wurde, findet nun unter dieſem Obdache ſeine Unterkunft und vermehrt die Wortbevölkerung dergeſtalt, daß man doch vielleicht in Kurzem gerathen finden wird, einen Theil des Zudrangs wieder in Schriften und Anſtalten abzuſetzen und ſo in alle Welt zu ſchicken. Merkwürdig hat hierüber Herr von Schütz in ſeiner Schrift über Rußland und Deutſchland ſich geäußert; er behauptet geradezu, daß eben in den nächſten fünf bis zehn Jahren in Deutſchland ausnahmsweiſe die allergrößte Preßfreiheit ſein müßte, indem hier jeder Zwang nothwendig auf geheime Verbindungen leiten, ja die Zenſur ſelbſt zur Unterdrückung deſſen, was ſie erhalten will, mißbrauchen werde. Mein Freund Schütz iſt in dem ganzen Buche, dieſen Abſchnitt über Preßfreiheit ausgenommen, ein unverkennbarer Ultra, und dem Geiſte, den die neueſten Maßregeln zu verfolgen behaupten, gar nicht befreundet; nichtsdeſtoweniger haben jene Maßregeln keineswegs ſeinen Beifall, ſondern er will ſogar noch beſonders dagegen ſchreiben; in gleicher Art äußerte Adam Müller in Leipzig ſein Mißvergnügen darüber; Jahn, ein Mitveranlaſſer jener Strenge, Görres, zuerſt von ihr getroffen, ſind doch wahrhaftig keine Liberalen! Iſt es ein feiner richtiger Takt, daß, während alle Liberalen im beſſern Sinne ruhen und ſchweigen, die Ultra's ſich zum Kampfe ſtellen und ihre Sache führen zu müſſen glauben? In der That, es ſcheint deutlich zu werden, daß die Regierungen mehr dieſe beunruhigen, als jene, obgleich nur letztere ihnen gefährlich dünken! Die Finſterniß, in

welche ſich die Leute geſtellt haben, läßt ſie nun Verbündete als Feinde behandeln; dieſem Streite ſehen die Andern gelaſſen zu. Und in allem Ernſte, ich muß bekennen, daß ich die Sache des Freiſinns und des Fortſchreitens wenig gehindert oder bedroht finde; wohl aber die Gegner in ſchlimmer Lage ſehe. Denn die Ultra's, der unbedingten Macht unterworfen und ohne Thätigkeit der Umtriebe und des Redens und Schreibens, haben keinen Boden mehr unter den Füßen, weil in der Wirklichkeit der Dinge nichts für ſie arbeitet; die Liberalen hingegen, für welche alle wirklichen Verhältniſſe der Welt ſtreiten, denen alle Entwickelung menſchlicher Kräfte in allen Einrichtungen verbündet iſt, für welche Geſetzgebung, Kriegsweſen, Unterricht, Finanzen u. ſ. w. unaufhörlich neue Vortheile ausprägen; die Liberalen ſehen ihre Sache, auch ohne Lärm und Rede, auch ohne ausgeſprochene Forderung und ſelbſtthätigen Eingriff, ununterbrochen dem Weſen nach gefördert. Wenn ſie gleichwohl die Hemmung empfinden, die für die Aeußerungen des Freiſinns eingetreten iſt, ſo haben ſie den Troſt, daß die ganze Kraft der Ultra's ihnen gegen dieſe Hemmung dienen muß, und daß ſie den verdrießlichen Kampf durch die feindlichen Kräfte führen, durch eine Art Darlehen, das nur für den Augenblick mit auf dieſer Seite iſt, und gleichſam Futter für Pulver wird, und deſto beſſer in dieſem Kampfe aufgerieben wird, als es am folgenden Tage wieder ſeine Stelle auf der Gegenſeite haben würde. Nehmen Sie, mein Verehrteſter, die Art, wie ich die Sachen hier herauszuwenden geſucht, immerhin zum Theil als ſpitzfindige Erluſtigung eines zum Müßiggange gebrachten diplomatiſchen Gehirnes, etwas Wahres liegt doch in dieſer Betrachtungsweiſe, und ſie erklärt einige der neueſten Erſcheinungen; wenn ich aber nicht allzu ernſtlich darauf beſtehe, ſo rührt

das von dem Gefühle der Unmöglichkeit her, die ich voraussehe, Ihnen, wenn Sie streng auf mich eindrängen, die Partheien der Ultra's und Liberalen, die ich dem Namen nach angemerkt, hier in der Wirklichkeit wahrhaft nachzuweisen! — Denn selbst, daß ich meinen rechtschaffenen, edeln Freund Schütz eben einen Ultra genannt, werden Sie selbst gleich für Scherz genommen haben, wie man wohl ein liebliches Kind als Spitzbuben bezeichnet und anruft! — Unter den litterarischen Erscheinungen hat lange Zeit nichts ein so großes Aufsehen gemacht, wie die noch eben vor dem Beginn des Reiches der Zensur erschienene Schrift des alten Voß gegen Friedrich Stolberg im dritten Hefte des „Sophronizon" von Paulus in Heidelberg. Wunderbar flammt diese Fackel auf, da es eben Nacht werden soll; die ganze vornehme Welt ist durch ihr Sprühen aufgeschreckt. Was in weitläuftigen Abhandlungen hundertmal wiederholt und verhallt ist, was in allgemeinen Schilderungen immer nur oberflächlich eingewirkt hat, das ist hier an einem frischen Lebensbeispiel endlich unbarmherzig dargethan und unauslöschlich in's Bewußtsein gerufen: das Verhältniß des Bürgerlichen zum Adeligen. Es ist gezeigt, daß weder Jugendneigung, Freundschaft, Gewohnheit noch Studien, Geistesbildung und Kunstübung, daß mit Einem Worte kein Band stark genug ist, um nicht bei vielen Beziehungen und Gelegenheiten für den Bürgerlichen bei dem Adeligen aufzuhören, wo dieser jenen verläugnet und geringer setzt, sich aber Rang und Vorrecht, höheren Anspruch an Welt und Menschen, an Genuß und Ehre, unerschrocken beilegt. Vielleicht finden auch Sie, daß Voß mit Stolberg fast allzuhart verfahren; allein darauf kommt es nicht mehr an, das Ergebniß bleibt dasselbe, wie eine anatomische Entdeckung, ob sie nun am lebenden Körper oder am fühllosen Leichnam gemacht wer-

den. Und wunderbar trifft dieſe Schrift, die gleichſam ein Feuerbrand in den ganzen holſtein-däniſchen Grafenkreis iſt, gerade in dieſen Augenblick, wo die Aufmerkſamkeit von mehr als einer Seite dahin ſich wendet!

Wir haben hier auch einige andere Gegenſtände des litterariſchen Weſens, die uns zu ſprechen geben, Regierungsbevollmächtigte bei den Univerſitäten, und ein Ober-Zenſurkollegium; man glaubt, beide werden wenig zu thun bekommen, indem die Studenten vor den neuen Behörden, wie Kinder während Fremdenbeſuchs, größere Achtſamkeit im Benehmen haben, die Schriftſteller aber ihre Werke während fünf Jahren zurückhalten würden, dabei ſie ohnehin noch vier Jahre kürzer abkommen, als wenn ſie, wozu man ſie doch billig anhalten dürfte, dem Horaziſchen nonum prematur in annum folgen müßten. Uebrigens hat die Berliner Univerſität ſich in einer dringend abgefaßten Vorſtellung gegen die am Bundestage allgemein ausgeſprochenen Beſchuldigungen beſchwert und verwahrt; ein Gleiches hat die Kieler Univerſität gethan und Genugthuung verlangt; von Breslau und andern verſichert man daſſelbe. Die Gelehrten beſitzen in Deutſchland noch am meiſten Beharrungskraft und Zähigkeit, mit ihnen iſt ſchwer fertig zu werden, und ſie als ganzen Stand gegen ſich zu haben, dürfte der ſtärkſten Macht beſchwerlich fallen. Ich vermuthe, daß darauf Rückſicht genommen werden wird!

An einer Verfaſſungsurkunde wird hier fortwährend gearbeitet. Ich bekenne, daß ich nun ſelbſt zu zweifeln anfange, ob ihr baldiges Erſcheinen wünſchenswerth iſt; bei der jetzigen Lage der Dinge ſind tauſend Irrungen und Mißverſtändniſſe unter dem Volke zu befürchten, wenn nur die Verfaſſung in's Leben treten ſoll; kaum ſind wir auf die richtigen und gemäßigten Erſcheinungen vorbereitet, wo-

hin soll uns irgend eine ausschweifende führen? Indessen kommt es hauptsächlich darauf an, wie die Verfassung sein wird. Das Zögern hat auch seine Gefahr, nachdem sogar für Rußland eine repräsentative Verfassung in Warschau vom Kaiser unterzeichnet worden und nächstens bekannt werden dürfte. Hrn. von Ancillon's neueste Schrift über Staatswissenschaft deutet vielleicht einige Grundzüge für die preußische Verfassung an, denen bereits höhere Billigung inwohnt.

Warum glauben Sie in Ihrem letzten Briefe noch immer, daß ich nach Nordamerika gehen könnte? Ich dachte, Ihnen geschrieben zu haben, daß ich diese Sache als völlig wieder aufgelöst betrachten darf. Die vereinigten Staaten haben erklärt, daß sie keinen Gesandten nach Berlin schicken, dadurch würde die Fortsetzung der ohnehin wenig nützenden preußischen Sendung fast unziemlich. Ich würde aber auch ohne diesen Umstand hinreichende persönliche Gründe geltend zu machen haben, um eine so entlegene Bestimmung abzulehnen. Unterdessen habe ich deren bis jetzt noch keine anderweitige im Auge; es schadet auch nichts, ich überwintere hier in aller Ruhe und warte ab. Ich habe viele Freunde und die allerangesehensten; der König selbst ist mir keineswegs ungnädig. Ein Staatsminister, und keiner von denen, welche Sie schon als meine Freunde kennen, nahm unerwartet solchen Antheil an mir, daß er mir den wesentlichen Rath ertheilte, aus meiner Zurückgezogenheit herauszugehen und die große Welt zu besuchen; seitdem habe ich meine Besuchsfahrten gemacht und mit Erfolg einigen Minister-Assembleen beigewohnt. Mein Benehmen und Auftreten entspricht meiner Vorwurfsfreiheit, nicht das Geringste kann man mir mit Wahrheit zur Last legen. Die Verläumdung ist schon in sich selber zusammengestürzt, der Irrthum wird folgen. Seh' ich mir die Sachen von einer andern Seite

an, so könnte ich ganz hochmüthig werden über die Wichtigkeit, die ich mir beigelegt sehe; aber blick' ich wiederum auf die Leute, welche diese Kreise politischer Wichtigkeit sonst ausfüllen, so fühle ich wohl, wie demüthigend die Vergleichung bleibt, in der ich mich hochmüthig zeigen wollte. Uebrigens ist es nicht meine Bemerkung allein, sondern eine allgemeine, und auch von mehreren Fürsten ausgesprochene, daß in Deutschland ein entsetzlicher Mangel an Talenten für den höheren Staatsdienst fühlbar wird.

Wäre es freundlichere Jahreszeit und wäre besonders nicht meine arme Rahel so manchen Leiden ausgesetzt, so könnte ich von Tag zu Tag hier ziemlich vergnügt sein. Aber Rahel ist sehr kränklich, die Unruhe, der Wechsel der Lage, die Mannigfaltigkeit der Aussichten, besonders aber der denn doch rauhere Himmel und einrichtungslosere Aufenthalt, sind ihr sehr nachtheilig, sie hat kaum ihre nächsten Freunde hier besuchen können, jeder Ausgang hat sein Bedenken und leicht sein Nachweh. Wir haben, obwohl nicht darauf eingerichtet, doch öfters kleine Besuche bei uns; in Berlin ist Gesellschaft leicht gefunden und befriedigt; auch liefern einige Abende mehr Geist und Leben, als anderswo Jahre; wo sieht man Wolfe, Erhardt, Stägemanne, Tiecke, Koreffe u. s. w. wie hier? Frau von Humboldt, selbst krank, hat Raheln doch auch schon ein paarmal besucht; den Gatten habe ich noch nicht gesehen, er zeigt sich fast gar nicht und soll unendlich viel arbeiten. Hrn. von Beyme sehe ich bisweilen, die Stägemann'sche Familie öfters; an beiden Orten wird Ihrer eifrigst gedacht. Gestern hatte ich das Vergnügen, mit Hrn. von Rhediger, neben dem ich bei Tische saß, von Ihnen sprechen zu können.

Das gewöhnliche Tagesleben läßt hier die politischen Angelegenheiten wirklich mehr in Schatten gestellt, als man

glauben ſollte. Von Wien hört man wenig und fragt man auch wenig. Beachtungswerth ſcheint jetzt vor allem das Treiben des Königs von Würtemberg, dem es vielleicht gelingt, die erſten Fäden eines ſüddeutſchen Bundes jetzt anzulegen; er iſt Staatsmann genug, um ſeinen Groll gegen Baiern gleich als Nebenſache dem größeren Zwecke aufzuopfern. Die Mainzer Kommiſſion hat nichts zu thun; man glaubt, daß von hieraus kein Verhafteter dorthin gebracht werden wird, da man ſelbſt Jahn nächſtens frei zu ſehen erwartet. Höchſt geſpannt iſt man auf die franzöſiſchen Nachrichten; man verkennt nicht, daß von dort noch ſtets die Hauptregungen für Deutſchland kommen, auch will man vernehmen, wie dort unſere Sachen verarbeitet werden; die „Minerva“ und der „Conſtitutionnel“ werden begierig verſchlungen; zwei Briefe eines Franzoſen in letzterem haben hier großes Aufſehen erregt, Beſtürzung und Schadenfreude auf den entgegengeſetzten Seiten; die Herren führen ein ſcharfes Schwert, das iſt wahr!

Es geht die Rede von mancherlei diplomatiſchen Veränderungen, es giebt mehrere Poſten zu beſetzen, allein Gewiſſes iſt darüber nicht bekannt, außer daß Herr General von Clauſewitz nach London beſtimmt iſt, wie Sie ſchon wiſſen; doch war auch dieſer Poſten ſchon Hrn. von Werther zugedacht.

K. A. V. v. E.

118.

Oelsner an Varnhagen.

Paris, den 24. Dezember 1819.

Zunächst, mein hochverehrter Theurer, freue ich mich Ihres zuverlässigen Bleibens in Europa, und dann, daß Sie mit jedem Tage in stärkere Beleuchtung treten. Ueber ein kleines, so stehen Sie in vollem Lichte. Um den vertrauteren Kreis Ihres Umgangs darf man neiden. Niemand ist vielseitiger als Doktor Erhard, sinnvoller als Herr von Stägemann, geistreicher als Geheimerath Wolf. Schade, daß letzterem nicht leichtlich eine Zeile abgewonnen wird. Er hatte mir ein paar Worte für den Uebersetzer der «Pia fingda» (?) versprochen. Nur vorübergehend habe ich Hrn. Tieck in Paris, in Berlin gar nicht gesehen. Eines andern genialen Kopfes, dessen Sie erwähnen, Trefflichkeit, weiß ich ebenfalls anzuerkennen, obschon sein absolutes Schweigen um so kränkender, als er sehr empfänglich für gute Begegnung. Ihre Blicke auf den Ort und in die Zeit Ihres Seins sind scharf, treffend und sprechen mich lebhaft an. Mit großer Ueberlegenheit umschauen Sie den Standpunkt. Es war nicht möglich, das herrliche Schreiben unter den Scheffel zu stellen. Wie hätte ich der Versuchung widerstanden, es seinem ganzen Inhalte nach einem befreundeten Grauharte vorzulegen, den wir beide ob seines wahren Geistes verehren und wegen seines theilnehmenden, guten Gemüthes lieben, doch war der Voßische Extrakt ein wenig sauer zu verschlucken und blieb beinahe in der Kehle stecken. Das Gewissen des Philosophen fühlte sich getroffen, denn Diogenes, obwohl mit Lumpen angethan, hat den alten Adam nie ganz ausgezogen. Weder Sophronizon, noch Ancillon sind zu bekommen. Frau von Varnhagen's Auftrag habe ich in Person bestellt, für

die Empfängerin zur unrechten Stunde. Man schien sehr verlegen und mit dringender Höflichkeit wurde ich ersucht, das Vorzimmer zu räumen, über dessen Schwelle ich kaum getreten war. Ich vermuthete einen ganz gewiß lustigen Piqueur im Hintergrunde. In derlei Fällen ist rathsam, den Schlüssel abzuziehen. Folgenden Morgens belegte mir ein schriftlicher Protest, daß kein Liebeshandel, sondern bitterer Zank auf dem Tapet gewesen. Ich lasse mich gern zurechtweisen und denke überhaupt nichts Arges von lustigen Frauen. Zugleich schickte man mir den Brief, auf den es ankam. Mit ausnehmendem Interesse habe ich ihn gelesen. Frau von Varnhagen schildert sich in ihrer eigenthümlichen, nicht zu übertreffenden Manier. Sie ist die unabhängigste, und, erlauben Sie mir den Ausdruck, bisweilen drolligste Intelligenz, die auf Erden lebt. Daß sie des Herumziehens überdrüssig, begreife ich. Hoffen will ich, daß sie mit hergestellter Ruhe ihre Gesundheit wieder herstellt. Bringen Sie Ihrer Gemahlin meine aufrichtigsten Huldigungen und Wünsche zum neuen Jahr. Bei Frau von Helvig hörte ich eines Abends einen Dichter von Talent und Geschmack. Ist das der nämliche politische Schriftsteller, Herr von Schütz, für den Sie mir Hochachtung einflößen? Da ich annehmen darf, daß Sie das 98ste Heft der „Minerva" lesen, so spare ich mir Weitschweifigkeiten. Der König Ludwig XVIII. scheint überzeugt zu sein, daß er zeither eine falsche Bahn, fausse route, verfolgt und die Bourbons auf der seit 1817 eingeschlagenen wenig weiter vorwärts gekommen sind, als sie es 1815 waren. Durch die Ministerialveränderung und die Rede vom Thron hat man die bisherige Stellung aufgegeben und Frankreich in einen Zustand von Spannung versetzt, den Sie aus den öffentlichen Blättern abnehmen können, zum Theil wenigstens. Dem Könige sind die Liberalen

verhaßt, er liebt die Ultra's, aber fürchtet sie. Daher bezwecken die Anschläge, in Hinsicht des Wahlgesetzes, die seinen Beifall haben, und Molé ziemlich pfiffig ausgedacht, eine Versammlung von Mittelbrüdern. Die Ultra würden nichts als schlaffe Liberale und die Liberalen nur schlaffe Ultra wählen. So hätte das Ministerium einen Bündel Jaherren, die, um des lieben Friedens willen, der Regierung alles zu Gefallen thäten, was sie beschließen oder wünschen könnte. Dieser Plan behagt weder der einen noch der andern Parthei, doch meinen die Ultra's, daß bei jeder, auch ihnen mißfälligen Aenderung des Wahlgesetzes etwas für sie zu gewinnen sei, dahingegen die Liberalen auf alle Fälle Gefahr sehen. Mittlerweile füllt sich Paris mit jungen Schnurrbärten an, die eben so gut Vendaneser (?) sein können, als Bonapartisten, die man jetzt vielleicht schicklicher Eugenisten nennen würde. Andererseits finden sich allmählich, in kleinen Abtheilungen, Linientruppen ein. Die königlichen Garden in dem Louvre und in den Tuillerien laden alle Abende um 4 Uhr ihre Gewehre, und ebenso sind die Gewehre der Patrouillen geladen, welche die königliche Garde aussendet. Offenbar wird ein Vorwand gesucht zum Gebrauche der Gewalt. Die Piqüren und andere Dinge dieser Art haben noch keinen liefern wollen. Es wird sich schon einer finden. Wie das kommen kann, lehre folgende Thatsache. Vorigen Sonntag Abends um 10 Uhr ein Viertel glaubte meine Frau, mit der ich mich in unserem gewöhnlichen Zimmer befand, einen Schuß fallen zu hören, der von der Gartenseite herzukommen schien. Wir gehen in den Speisesaal, öffnen die Fensterladen und das Fenster. Es mochten ungefähr sechs Minuten verflossen sein, als wir sehr deutlich zwei andere Schüsse hörten. Bald darauf bringt ein Dienstmädchen die Nachricht: on vient de tuer un piqueur à la grille, le portier est allé voir. Wir

glauben, man habe dem Mädchen, das sehr einfältig, etwas aufgebunden; bei näherer Untersuchung bestätigte sich die Thatsache des Erschießens. Am Ausgange der rue neuve des Augustins, der Passage de cendrier gegenüber liegt eine Schenke. Dort hatten sich einige Handwerker gezankt, geschlagen. Im Scherz oder aus Trunkenheit entspringt einer mit einem Humpen Weine, der nicht bezahlt war. Der Wirth schreit au voleur. Eine Patrouille königlicher Garden zieht vorüber, und diese ohne Weiteres giebt Feuer auf den angeblichen Dieb. Der Getödtete ist ein Grobschmied von 27 Jahren, der in dem ganzen Quartier als ein braver Kerl bekannt war. Sein Leichnam blieb bis 2 Uhr Morgens in der rue basse du rempart liegen. Durch die öffentlichen Blätter sind die Umstände sehr entstellt worden. Die Sicherheit eines jeden ist gefährdet, wenn in einer volkreichen Stadt so leichtsinnig auf die Leute geschossen wird. Am andern Tage erzählte meine Frau ein Ereigniß, das sie sehr erschüttert hatte, bei einem Besuche einer Dame, die zur Gesellschaft ersten Ranges gehört. »C'est très bien fait, erwiederte diese, il faut effrayer la populace, ces gens là ont le verbe trop haut, ils lisent les journaux.« Aber hier ist ja von Journalen gar nicht die Rede. »C'est un malheur, mais que voulez-vous, il faut leur en imposer.« Was für Auftritte aus solcher Ansicht hervorgehen werden, läßt sich leicht erachten. Zuerst wird auf's Volk geschossen, nachher thut es dem Soldaten leid, und nachher geht er gar zum Volke über. Wie kann man so verblendet sein, um nicht Möglichkeiten vorauszusehen, die schon mehrmals Wirklichkeiten gewesen sind.

Ich schreibe Ihnen unter gewaltigen Leiden. Seit acht Tagen haben wir hier eine so mürbe, feuchte Temperatur, daß alle Wände triefen. Sie hat mir eine solche Courba-

ture zugezogen, daß ich kein Glied zu regen vermag ohne Schmerz. Die Frage wegen des Verfassers der histoire des sociétés secrètes habe ich an Herrn von Stägemann schon vorigen Sonnabend beantwortet. Meine Frau trägt mir die Versicherung ihrer hochachtungsvollsten Ergebenheit an Herrn und Frau von Varnhagen auf. Beschützen Sie mich in dem Andenken des Hrn. von Rhediger. Mein Geschreibsel richten Sie mit Nachsicht. Die Unwandelbarkeit der vielfältigen Empfindungen, womit ich Ihnen angehöre, brauche ich Ihnen nicht zu betheuern. Wissen möchte ich gern, was aus Frau Buchhändler Reimer geworden ist.

Leben Sie wohl, und bleiben mir gewogen.

Ganz Ihr

Oelsner.

Ende des ersten Bandes

Briefwechsel

zwischen

Varnhagen von Enſe

und

Oelsner

nebſt Briefen von Rahel.

Herausgegeben

von

Ludmilla Aſſing.

Zweiter Band.

Stuttgart.
Verlag von A. Kröner.
1865.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Druck von Gebrüder Mänkler in Stuttgart.

Inhalts-Verzeichniß.

		Seite
1.	Brief. Varnhagen an Oelsner	1
2.	„ Oelsner an Varnhagen	9
3.	„ Oelsner an Varnhagen	14
4.	„ Varnhagen an Oelsner	16
5.	„ Oelsner an Varnhagen	22
6.	„ Varnhagen an Oelsner	26
7.	„ Oelsner an Varnhagen	31
8.	„ Oelsner an Varnhagen	34
9.	„ Le vieux drapeau	39
10.	„ Varnhagen an Oelsner	41
11.	„ Rahel an Oelsner	46
12.	„ Oelsner an Varnhagen	48
13.	„ Oelsner an Rahel	53
14.	„ Oelsner an Varnhagen	57
15.	„ Oelsner an Varnhagen	58
16.	„ Que'ques traits du discours de Louvel	59
17.	„ Oelsner an Varnhagen	61
18.	„ Varnhagen an Oelsner	63

			Seite
19.	Brief.	Varnhagen an Oelsner	70
20.	„	Oelsner an Varnhagen	75
21.	„	Oelsner an Varnhagen	79
22.	„	Oelsner an Varnhagen	80
23.	„	Varnhagen an Oelsner	83
24.	„	Oelsner an Varnhagen	95
25.	„	Varnhagen an Oelsner	97
26.	„	Oelsner an Varnhagen	105
27.	„	Varnhagen an Oelsner	111
28.	„	Oelsner an Varnhagen	118
29.	„	Varnhagen an Oelsner	132
30.	„	Varnhagen an Oelsner	140
31.	„	Varnhagen an Oelsner	151
32.	„	Oelsner an Varnhagen	159
33.	„	Varnhagen an Oelsner	163
34.	„	Oelsner an Varnhagen	171
35.	„	Oelsner an Varnhagen	177
36.	„	Varnhagen an Oelsner	180
37.	„	Varnhagen an Oelsner	190
38.	„	Varnhagen an Oelsner	192
39.	„	Rahel an Oelsner	196
40.	„	Varnhagen an Oelsner	197
41.	„	Oelsner an Varnhagen	199
42.	„	Le vote présenté par la noblesse d'Hayti aux trois grands allies	206
43.	„	Varnhagen an Oelsner	208
44.	„	Rahel an Oelsner	209
45.	„	Oelsner an Rahel	211
46.	„	Oelsner an Varnhagen	214
47.	„	Varnhagen an Oelsner	217
48.	„	Oelsner an Varnhagen	223
49.	„	Varnhagen an Oelsner	225
50.	„	Oelsner an Varnhagen	230
51.	„	Ronde des libéraux	233

			Seite
52.	Brief.	Les Pairs Pétrés	235
53.	„	Oelsner an Varnhagen	237
54.	„	Varnhagen an Oelsner	242
55.	„	Oelsner an Varnhagen	249
56.	„	Varnhagen an Oelsner	253
57.	„	Oelsner an Varnhagen	261
58.	„	Varnhagen an Oelsner	265
59.	„	Oelsner an Varnhagen	272
60.	„	Essai sur la diplomatie moderne et sur la vie politique et privée	276
61.	„	Varnhagen an Oelsner	278
62.	„	Oelsner an Varnhagen	280
63.	„	Oelsner an Varnhagen	285
64.	„	Oelsner an Stägemann	287
65.	„	Varnhagen an Oelsner	290
66.	„	Oelsner an Varnhagen	296
67.	„	Oelsner an Varnhagen	297
68.	„	Varnhagen an Oelsner	298
69.	„	Oelsner an Varnhagen	303
70.	„	Varnhagen an Oelsner	308
71.	„	Rahel an Oelsner	315
72.	„	Oelsner an Varnhagen	317
73.	„	Varnhagen an Oelsner	326
74.	„	Oelsner an Rahel	330
75.	„	Varnhagen an Oelsner	332
76.	„	Rahel an Oelsner	340
77.	„	Varnhagen an Oelsner	342
78.	„	Varnhagen an Oelsner	346
79.	„	Oelsner an Varnhagen	350
80.	„	Varnhagen an Oelsner	366
81.	„	Varnhagen an Oelsner	369
82.	„	Oelsner an Frau von Varnhagen	370
83.	„	Varnhagen an Oelsner	371
84.	„	Oelsner an Varnhagen	374

Seite

85. Brief. Oelsner an Rahel 377
86. „ Oelsner an Varnhagen 378
87. „ Varnhagen an Oelsner 379
88. „ Oelsner an Varnhagen 381
89. „ Oelsner an Rahel 387
90. „ Rahel an Oelsner 389
91. „ Varnhagen an Oelsner 392
92. „ Varnhagen an Oelsner 399
93. „ Oelsner an Varnhagen 402
94. „ Oelsner an Rahel 409

Anhang.

1. Brief. Oelsner an Varnhagen 411
2. „ Oelsner an Varnhagen 419
3. „ Oelsner an Varnhagen 425

1.

Varnhagen an Oelsner.

Berlin, den 4. Februar 1820.

Ich erschrecke, indem ich Ihr letztes, theures Schreiben zur Beantwortung vor Augen nehme; es ist vom 24. Dezember v. J. Ich glaubte nicht so lange gewartet zu haben, und finde auch jetzt nicht, was mir die Zeit so in verkürzter Weile vorübergezogen hat. Die Fülle der Lustbarkeiten und der Zudrang angenehmer Vorgänge sind dabei ohne Schuld; unsere Prunkgesellschaften, Maskenbälle, Opern u. s. w. geben selbst den Theilnehmern wenig Vergnügen, geschweige denn solchen, die, wie ich, sich davon möglichst zurückziehen. Statt des Vergnügens gab es sogar mancherlei Verdrüsse bei jenen Gelegenheiten, und Damen und Herren hatten allerlei auszustehen, was den guten Ton und die feine Sitte nicht als herrschend bezeichnet. Die jungen Leute halten sich stolz und starr, an munteren Verkehr beider Geschlechter ist nicht zu denken, und selbst zum Tanze bequemen sie sich nur halb gezwungen, wenn etwa von hohen Personen ein unzufriedenes Wort die steifen Glieder erst gelöst! Von dem

Reize der Unterhaltung durch Gespräch ist nur noch eine dunkle Sage übrig, der nur in den unteren Kreisen noch einige Wirklichkeit nachlebt. Ich habe doch nicht umhin gekonnt, einer der Hofassembleen bei dem Hrn. Minister Grafen von Bülow beizuwohnen, um den König und das Königliche Haus einmal in der Nähe wieder zu sehen; dieser Abend war noch einer der besten. Die kleinen Züge, in die ich hier gerathen bin, werden Sie, verehrtester Freund, mir um der Bedeutung willen, die Sie in einem großen Gemählde gewinnen könnten, wohl verzeihen! — Es ist allerdings in dieser Zeit auch Wichtigeres bei uns vorgegangen. Die Ministerveränderung hat im Anfange großes Aufsehen gemacht; Hrn. von Humboldt's Anhang erschien viel größer, als man bis dahin vermuthet hatte, aber seine Geschicklichkeit hat nicht den Sieg erworben, den man bei solchem Rückhalt um so eher hätte erwarten dürfen. Für die Beurtheilung des hiesigen Bodens ist bemerkenswerth, daß vierzehn Tage hindurch die Ausscheidung der beiden Minister ganz bestimmt bearbeitet wurde, ohne daß weder Herr von Humboldt noch Herr von Beyme etwas davon ahndeten, und daß letzterer noch wenige Tage vor dem Ausbruche einem Freunde, der ihm Nachricht gab, den ablehnendsten Unglauben entgegensetzte. Durch eine besondere Begünstigung der Umstände war ich von dem Gange und jedesmaligen Stande dieser Sache ganz genau unterrichtet. In Betreff des trefflichen Hrn. von Beyme that mir der Vorgang sehr leid; ich bin gewiß, daß gegen ihn auch zumeist nur ungegründete Voraussetzungen gewirkt haben; was aber Hrn. von Humboldt betrifft, so mag ich Ihnen im Vertrauen wohl gestehen, daß ich wegen seiner Ausscheidung kein großes Bedauern empfinden kann, ich habe auf seine Wirksamkeit niemals die außerordentliche Hoffnung setzen können, die ich Andere damit verbinden ge-

sehen, und alle Angaben, die in der letzten Zeit zu meiner Kenntniß gekommen, haben mich über das, was von ihm in der obersten Stelle zu erwarten gewesen wäre, nur stets in neue Zweifel gesetzt. Der Sinn und Karakter des Fürsten von Hardenberg gewährt auch den Unzufriedenen und Gegnern noch immer mehr Beruhigung und Zuflucht, als Hrn. von Humboldt's Geistesart selbst seinen Freunden. Die neuesten Verordnungen über das Staatsschuldenwesen und den Staatshaushalt, denen man im Ganzen doch entschiedenen Beifall zollen muß, haben dem Ansehen des Staatskanzlers neuen Aufschwung ertheilt, und den Gemüthern neue Hoffnung, die doch auch er allein nur, wie jederman eingesteht, am vollständigsten zu erfüllen fähig ist. Merkwürdig genug fängt auch Hrn. von Humboldt's Anhang wieder an zu verfallen, und man hört ihn vielfach tadeln, besonders von solchen Vornehmen, die seinen Sieg als gewiß annehmend mit Eifer sich ihm angeschlossen hatten, um gleich in die eroberten Stellen mit einzurücken. Wie die Dinge jetzt liegen, gilt der Fürst von Hardenberg den meisten als der Vertreter des Bessern, und bis zu dem großen Abschnitte, den eine Verfassungsurkunde in unserem Staatsleben verursachen wird, dünkt es das Vortheilhafteste, wenn die bisherige Gestirnung fortdauert. Besonders aber vereinigen sich die triftigsten Gründe zu dem Wunsche, daß jener Abschnitt nicht erst vermittelst einer neuen Staatsverwaltung entstehe, sondern noch durch die jetzige bewirkt werde. Manches hieher Gehörige werden Sie in einigen Aufsätzen der „Allgemeinen Zeitung" vom Ende des vorigen und Anfange dieses Monats verständlich genug angedeutet sehen. Ich wünschte sehr, daß die französischen freisinnigen Tagesblätter davon wohlmeinend Kunde nähmen. — Unsere Ritterschaften bemühen sich mit Eingaben und Vorstellungen an den König,

um Seine Majestät zu versichern, daß sie keinesweges eine Konstitution verlangen, sondern mit dem jetzigen Zustande, der allenfalls noch durch einen Rückblick auf die ehemaligen Vorrechte erhellt werden kann, zufrieden sind. Andere Edelleute sinnen dagegen ernstlich auf Stiftung von Majoraten, die den Eintritt in das zu erwartende Oberhaus sichern sollen; der höhere Adel, die Standesherrn u. s. w. scheinen insgesammt eifrig für Konstitution gestimmt, wobei denn auch ohne Zweifel für diese Klasse, wie jetzt zur Zeit noch alles zu erblicken ist, kein geringer Gewinn bevorsteht. Indessen scheint das Verfassungswesen hier zu seiner Ausführung noch manchen besonderen Anstoßes zu bedürfen, und insofern noch großen Wechselfällen unterworfen zu sein. Da man den jetzigen Zeitpunkt, der vielleicht der letzte günstige war, zu einer gänzlichen Zurücknahme und Umkehr nicht benutzt, so führt jeder Tag und jedes Ereigniß in der Bahn vorwärts, und selbst von Wien her, wo vielleicht die stärkste Abneigung dagegen thätig versammelt ist, wird die Verfassungssache genährt und beschleunigt. — Die Ausbildung der Bundesakte wird in Wien mit Feuereifer betrieben; die Aristokratie wendet alle ihre Kraft zu dem Werke, von dem sie ihr Heil erwartet. Man behauptet, Baiern, Würtemberg u. s. w. ließen in ihrer Opposition nach, und schlössen sich den Entwürfen zur Verherrlichung des Bundestages jetzt hitzig an, so daß Andere wieder dagegen mäßigend auftreten müßten. Verhält sich dies wirklich so, dann ist mir über die Bedeutung kein Zweifel und wir werden ein merkwürdiges Ergebniß sehen. Nicht, weil der König von Würtemberg seine Ansicht geändert, nicht, wie man meint, weil der baierische Hof plötzlich vor den unruhigen Köpfen in Franken Furcht bekommen, sondern weil jener die Umstände hell überschaut, und weil dieser in den untergeordneten aber

einflußreichen Staatsmännern aus der Schule des Grafen von Montgelas so schlaue als wachsame Spürer besitzt, darum lassen diese Staaten sich eine Form gefallen, bei der sie, wenn sie genauer zusehen, nicht sowohl selber gebunden werden, als vielmehr die andern binden! Eine Bemerkung, die so oben auf liegt, daß man sich wundern muß, sie erst so spät gemacht zu sehen; denn die ganze dreijährige Erfahrung der Verhandlungen in Frankfurt bot sie schon dar. Von 70 Stimmen im Plenum haben Preußen und Oesterreich 8, von 17 der engeren Versammlung 2, die übrigen stehen den mittleren und kleineren Staaten zu; wer hier bei Stimmenmehrheit gewinnt, ist leicht zu entnehmen! Ich ging schon seit längerer Zeit damit um, diese und andere Beziehungen des Bundesverhältnisses in einer eigenen Denkschrift auszuarbeiten, allein besondere Gründe bestimmten mich, es wieder zu unterlassen. Die Zeit muß lehren. — Sehr begierig bin ich, was die Ereignisse in Spanien, die neue Wendung der Dinge in Frankreich, und auch das Wetterleuchten des Aufstandes, der den Kongreß ganz in der Nähe unter den ungarischen Bauern überraschte, für Eindruck machen werden. Die Geschichte hat bisweilen beißend witzige Einfälle; ein solcher dünkt mich, daß sie den Verhaftungen der Umtrieber und Turner und dem Preßzwange einen wirklichen Aufstand magyarischer Bauern, wo weder Deutschthümler noch Zeitungen sind, an die Seite stellt! — An neuen litterarischen Erscheinungen habe ich Ihnen als sehr auffallend zu nennen den Wiederabdruck der Schrift des Hrn. von Gentz für Freisinn und Preßfreiheit, die er vor 20 Jahren hatte drucken lassen, die Schrift des Hofraths Behr in Würzburg gegen die Ausdehnung der Befugnisse des Bundestages, die Aktenstücke über Hrn. Dr. de Wette's Dienstentlassung, und das neueste Vierteljahrsheft des „Hermes" mit des Verlegers Vor-

rede; das alles unter der Herrschaft der strengsten Aufsicht und Ahndung! Aber das Ober-Zensurkollegium ist wirklich sehr liberal. Hat ja sogar neulich die „Spener'sche Zeitung" einen häßlichen Stank, den Herr Schöll in der „Staatszeitung" gegen sie gemacht, mit höhnender Laune abführen dürfen! — Von den demagogischen Umtrieben verlautet wenig mehr; man erwartet nächstens die Freilassung Hrn. Jahn's, da die Gerichtskommission ihn von den angeschuldigten Verbrechen bereits vor einiger Zeit freigesprochen hat. Auch im Oesterreichischen sind ja die meisten der Verhafteten schon wieder losgelassen, und jeder Wohldenkende muß sich freuen, daß unser Deutschland doch keine so grimmigen Anschläge und Verschwörungen in seinem Innern hegt, als der erste Lärm vermuthen lassen wollte. Was Sie mir aber von der Sehnsucht mancher Leute in Frankreich nach einem Ausbruche, wo Gewalt gegen das Volk gebraucht werden könnte, in Ihrem letzten Briefe erzählen, das findet leider auch in Deutschland seine ausgedehnte Anwendung. Manche Leute fühlen sich durch den ruhigen Besitz der Macht noch lange nicht befriedigt, sie möchten in jedem Augenblick durch deren fürchterlichste Ausübung sich erst überzeugen, daß sie noch im Besitze sind. Sie können sich keine ruhigere Stadt denken, als Berlin jetzt ist, auch keine Ahndung von Volksgährung; gleichwohl hört man den Wunsch äußern: „Wollte Gott, daß das Lumpenpack einmal einen Auflauf machte, damit wir ein Beispiel geben können, und die Hunde zusammenschießen, denn das thut Noth, und eher wird es doch nicht ruhig!" Als ob nicht alles ruhig wäre! — Ihre Ansichten über die französischen Angelegenheiten sind uns sehr wichtig, und wir wissen deren ganzen Werth zu schätzen; es ist zu wünschen, daß sich über diese Gegenstände nicht aus andern unreinen Quellen zu viele gefahrvolle Irrthümer verbreiten.

Herr Geheimerath Wolf will mir ſeit Wochen einige Zeilen für Sie ſchicken, aber es trifft immer nicht ein. Geheimerath Koreff, den wir oft ſehen, gedenkt Ihrer in wohlmeinender Freundlichkeit; iſt er Ihnen eine Antwort ſchuldig, ſo mögen Sie Nachſicht haben, er iſt viel und zum Theil unangenehm beſchäftigt, und ſieht ſeinen Bemühungen und Wünſchen manches Hinderniß entgegenſtehen. Herr von Jordan, der auf Urlaub hieher gekommen war, hat einen üblen Fall auf den Kopf gethan, von dem er ſich jedoch ſchon wieder erholt; ich wollte lieber, er würde Bundesgeſandter, ſtatt Hrn. von Küſter, der in Frankfurt unſere Sachen nicht heben wird. Uebrigens iſt in den Geſchäften für die erledigten oder zu verändernden Geſandtſchaften jetzt gar nichts zu bewirken, jedes Bemühen iſt jetzt vergeblich, bis die Stockung durch Wiederkehr des Hrn. Grafen von Bernſtorff gelöſt wird. Ich für mein Theil warte ruhig ab, was ſich ereignen wird, und bin ſelber neugierig, wo es mit mir wird hinauswollen. Wer das Kreuz hat, ſegnet ſich; ich hab' es nicht, das ſieht man, aber ob ich es auch einmal bekommen werde, wer weiß? — Hrn. von Stägemann ſehe ich nicht ſo oft, als ich wünſche, ſein Haus hat einen beſonders anziehenden Reiz, meine Frau iſt nun endlich auch dort bekannt geworden, zu beiderſeitigem Wohlgefallen, aber Unpäßlichkeit und ſchlechtes Wetter und weiter Weg werfen ſich zu oft ſtörend auf dieſen Umgang. Hrn. von Beyme ſehe ich faſt gar nicht, er hält ſich ſehr zurückgezogen, und will ſogar nach Steglitz gehen; der Schlag, der ihn betroffen, iſt ihm, ohne ihn zu beugen, doch ſchmerzlich geweſen. — Ich habe von Lémontey einen Verſuch über die Monarchie Ludwigs XIV. geleſen, beigefügt einer Nachleſe aus Dangeau's Tagebüchern; jene Schrift iſt nach Inhalt und Vortrag den gediegenſten Geſchichtswerken beizuzählen und ſtellen-

weise eines Tacitus würdig. Kennen Sie den Verfasser und vielleicht noch andere Schriften von ihm? Er verdient gewiß die größte Hochachtung! Auf sein größeres Werk, zu welchem der angeführte Versuch nur die Einleitung ist, bin ich außerordentlich begierig. Sagen Sie mir etwas von ihm. — Ruhet denn Ihr schriftstellerischer Fleiß ganz? Geben Sie denn nicht Ihr Werk über die Byzantiner heraus? In der litterarischen Kraft liegt ein wirksamer Zauber, den man nicht verabsäumen darf! —

Meine Frau bittet um gütige Beförderung des beiliegenden Briefes. Sie fügt die herzlichsten Grüße hinzu. Empfehlen Sie uns angelegentlichst Ihrer Frau Gemahlin. Ich hoffe, Sie befinden sich insgesammt wohlauf! Meine Frau war sehr krank, und ist noch immer beständig leidend.

Leben Sie wohl! In treuester Verehrung und Ergebenheit

Ihr

K. A. V. v. E.

Herr von Fouqué will gegen Voß als Stolberg's Ritter auftreten; vergebens rathen ihm die Freunde ab. Dieser Handel wird noch lange Zeit hin und her schwanken, und eine Menge einzelner Ausbrüche veranlassen, wenn gleich nur der Anfang recht im Vorgrunde der Begebenheiten erscheinen konnte. Claus Harms in Kiel ist von einem dortigen Senator Witthöft und von dem alten Dr. Gurlitt in Hamburg hart angegriffen worden. In solchen Kämpfen ist der Deutsche rüstig, könnten wir nur alle politischen Fragen erst in gelehrte, geschichtliche und kirchliche auflösen, dann würden wir schnell jedes Gegenstandes Meister! —

2.

Oelsner an Varnhagen.

Paris, den 12. Februar 1820.

Vor Allem, Verehrter, danke ich für Ihren Brief als Merkmal gütigen Andenkens, dann für den Inhalt desselben, den meine Antwort nur stellenweis berühren wird, obschon sie ihn gern bis in die kleinsten seiner Fibern verfolgte. Ihr treffender Blick beleuchtet die scharfe Seite der Wahrheit in dem Verhältnisse zwischen Fürst von Hardenberg und Baron Humboldt. Sinn und Karakter des ersteren, sagen Sie, gewähren auch den Unzufriedenen und Gegnern mehr Beruhigung und Zuflucht, als des andern Geistesart selbst seinen Freunden. Mein Gefühl betheuert mir, daß Sie recht haben. Nur mit einem großherzigen Gemüthe ist man den schwierigen Aufgaben gewachsen, die unsern Tagen bevorstehen. Zu dieser Eigenschaft gesellt sich bei Fürst von Hardenberg ein höchst empfänglicher Geist. Auch sind die ihn auszeichnenden, unter den Deutschen noch so seltenen Formen in Erwägung zu ziehen. Mein Urtheil ist hier um so unbestochener, als mich Seine Durchlaucht ihrerseits wohl keiner sonderlichen Betrachtung würdigen. Ich bin Ihnen verbunden, daß Sie mich auf gewisse Artikel der „Allgemeinen deutschen Zeitung" aufmerksam gemacht. Sobald ich sie mir verschaffen kann, werde ich Ihre Wünsche zu erfüllen suchen. Der Censeur scheint mir in Beziehung auf Fürst von Hardenberg recht absichtlich von irgend jemand hinter's Licht geführt zu werden. Ich habe schon mehrere Personen aufgeboten, ihn zu warnen. Bei Gelegenheit dessen, was unter den Augen des Wiener Kongresses vorfällt, bemerken Sie, daß die Geschichte bisweilen beißend witzige Einfälle habe. Ganz besonders gilt dieses Wort der gegenwärtigen Zeit, wo

Meinungen und Macht in grellem Widerspruche stehen und von dem neuen Geiste, der sich über die Massen ergossen hat, zum Theil selbst diejenigen besessen sind, die ihn beschwören und austreiben wollen. Herr von Stägemann nennt ihn Rübezahl. Meistens, in der That, neckt und quält er wie dieser mein Landsmann nur jene, die ihn thörichterweise fürchten, oder unbehutsam herausfordern. Daß der Kobold von Spanien her die Schachsteine durcheinander werfen könne, ist wohl keinem Wiener Diplomaten eingefallen! Noch jetzt, da es so gut wie entschieden, daß Cadix an die Insurgenten übergegangen und eine spanische Provinz nach der andern für Konstitution in Aufruhr tritt, höre ich behaupten, Ferdinand müsse die Dosis der Weigerungen nebst den dahin einschlagenden Maßregeln verdoppeln und lieber zu Grunde gehen, als dem Verlangen der Völker nachgeben. So raisonnirt Leidenschaft; Weisheit schickt sich in die Zeit. Dazu muß die Zeit erkannt werden; das aber ist kein leichtes Stück Arbeit in objektiver Richtung, weil das Plus und Minus der Befugnisse sich vielfältig durchkreuzen und man subjektive mehr oder weniger einer der entgegengesetzten Meinungen zuneigt. Treten nun gar Vorurtheil und Partheigeist in die Schranken, so werden die wichtigsten Erscheinungen der Zeit, bald aus Verblendung und bald willentlich, verkehrten Ursachen zugeschrieben. Zuletzt entsteht eine Masse von Irrthum, in der selbst der unbefangenste Geist zu ersticken Gefahr läuft. Den zufälligen Einfluß der Umtrieber, mich Ihres Ausdrucks zu bedienen, auf das, was als öffentliche Meinung erscheint, will ich nicht in Abrede stellen. Gauner besuchen den Jahrmarkt, aber wenn kein Jahrmarkt wäre, blieben sie daheim. Handgreiflicher Unsinn ist anzunehmen, daß Grundeigenthümer wie Argenson, Fabrikanten wie Tarnauf, Kapitalisten wie

Laffitte ihr Geld vergeuden, um in Frankreich oder Andalusien Aufstände anzuzetteln.

Für Regierungen kenne ich nichts wesentlicheres, als falsche Ansichten und Vorstellungen von sich abzuwehren. Wenn Meinungen zu dem Umfange und der Kraft gediehen sind, wie wir sie jetzt in Europa sehen, so lassen sie sich durchaus nicht auf den Einfluß individueller Bewegungen setzen, und die Gewalt, welche gegen sie verfährt, führt Streiche in's Wasser. Wie die Sachen stehen, ist meines Erachtens konstitutionelle Monarchie die einzige Rettung zum Frieden. Soll die konstitutionelle Monarchie möglich sein, so müssen die Fürsten sie aufrichtig wollen, widrigenfalls Europa in einen hundertjährigen Kampf von Anarchie und Despotism stürzt, dessen sicherstes Resultat wohl nicht Republik, wie sich die Optimisten schmeicheln, sondern, wie ich fürchte, Untergang der alten Dinastieen sein würde, auf deren Ruinen sich neue Geschlechter erhöben. Man liest in den hiesigen Zeitungen den Brief eines deutschen Staatsmannes, der zu seinem Korrespondenten sagt: Ihr schätzt Euer Glück nicht wie Ihr solltet. Eure Jakobiner wissen wenigstens, was sie verlangen, die unsrigen haben keine klare Vorstellung im Kopfe. Ist dem also, so finde ich die Lage der deutschen Regierungen besser. Sie brauchen ja nur den Leuten etwas Zweckmäßiges hinzustellen und zu sagen: seht, das habt Ihr gewollt. Doch ich vergesse, daß ich mich auf französischem Boden befinde, und Ihnen vermuthlich mehr gedient ist mit dem, was ich hier wahrnehme, als mit dem, was Sie in Deutschland selbst beobachten. Zeigt Ihnen Herr von Stägemann meine Briefe, so wissen Sie, daß ich von bangem Vorgefühl einer traurigen Zukunft durchdrungen bin. Der Angriff auf das Wahlgesetz hat den Frieden unwiderbringlich gestört. In Paris unterhält man

sich zwischendurch von anderen Dingen. In den Provinzen ist die Spannung auf einen einzigen Gegenstand gerichtet. Mir scheint es unbegreiflich, warum die Regierung nicht gleich vor drei Monaten mit dem Abänderungsgesetze herausrückte, warum sie der Gährung Zeit ließ, sich zu entwickeln. Das Ministerium war damals der Mehrheit einiger Stimmen ebenso sicher, als jetzt, und die Nation hatte noch keine Muße gehabt, sich zu besinnen und der Sieg hätte sie überrumpelt. Gegenwärtig ist die Besorgniß allgemein, daß das französische Volk in dem Wohlstande bedroht sei, den die Revolution durch die deutsche Gewerb- und Bodenfreiheit geschaffen, daß Privilegien im Anzuge u. s. w., daß der Regierung auswärtige Armeen zu Gebote stehen. Ich fürchte, es wirft sich der Militairpartei in die Arme, die ihr Haupt mächtig emporhebt. Mit Hrn. Lémontey, über den Sie mich befragen, wurde ich auf eine ganz eigene Art bekannt. Madame Clavier, Wittwe des bekannten Helenisten, eine der geistreichsten Pariser Frauen, stellte ihn mir in einem Augenblicke vor, wo ich tiefer Zerstreuung unterlag. Statt mit dem Herausgeber der Memoires von Dangeau zu sprechen, glaubte ich eine lange Weile den zu Anfang des vorigen Jahrhunderts verstorbenen Marquis de Louville vor mir zu haben. Mein Quiproquo giebt ihm vielleicht Stoff zu einer komischen Erzählung. Da Sie dieser treffliche Kopf interessirt und Sie seine »Folie, raison, petit cours de morale« nicht kennen, so sende ich sie Ihnen künftigen Sonnabend ohne weiteren Auftrag. Die kleine Ausgabe wird Sie nicht gereuen. In der Krönungszeit machte sich Lémontey bekannt durch seine »Familie du Jura.« Unter Fouché hat er das litterarische Fach der Polizei verwaltet. Daher versetzen ihm die Voilá einige Geißelhiebe. In »l'enfant de l'Europe« huldigt er den Bourbons. Er

gehört jetzt zu dem Conseil, dem die Theatercensur anvertraut ist. Ein Litterator, dessen Umgang viel gesucht wird, hat nothwendig gesellige, anspruchslose Formen. Sein mündlicher Vortrag ist körnicht. Ueber die Ereignisse des Tages äußert er sich mit großer Freimüthigkeit. Ob sein Liberalism nicht im Grunde Bonapartism, will ich nicht untersuchen. Ohne Noth muß man hiezulande dem Karakter nicht zu tief nachspüren. Lémontey soll ungeheuer geizig sein, und da er täglich ausspeist und für seine sehr einfache Garderobe nichts ausgiebt, an dreimalhunderttausend Francs zurückgelegt haben.

Den Brief von Caulaincourt, der soviel Lärm gemacht, werden Sie gelesen haben. Caulaincourt hat den Ruf großer Behutsamkeit, um so mehr Bewunderung mußte der dreiste Schritt erregen. Es wird versichert, können Sie sich vorstellen? daß er von Pozzo di Borgo zu diesem Schritte aufgehetzt worden.

Die Gräfin Stollberg, geborene Redern, läßt hier Seelenmessen lesen für ihren seligen Gemahl. Ihr Geschäftsmann, Herr Risonette, die Frau Gräfin besitzt einige aus Kirchengütern in Nationalgüter verwandelte Meierhöfe, hat den Auftrag zu besorgen. Ich möchte wohl wissen, ob die Pariser Messen eine besondere Kraft haben?

Bezeigen Sie der Frau von Varnhagen, Hofrath Wolf, Hrn. von Koreff meine tiefe Verehrung.

Leben Sie wohl und bewahren mir Ihre Freundschaft.

Mit innigster Verehrung

Oelsner.

3.

Oelsner an Varnhagen.

Paris, den 18. Februar 1820.

Beifolgenden Brief sollte der vorige Kourier mitnehmen. Er kam zu spät. Heute würde ich in manchen Stellen anders schreiben. Die spanischen Ereignisse scheinen übertrieben. Dagegen ist hiezulande ein so grausam tragisches Begebniß eingetreten, daß ich mir wirklich Vorwürfe mache, mit Ihnen gescherzt zu haben über die drolligten Wendungen, welche die Weltgeschichte bisweilen zu nehmen sich gefällt.

Die näheren Umstände des an dem unglücklichen Herzog von Berry verübten Meuchelmords lesen Sie zur Genüge in den Tagesblättern. Sie sind zu abscheulich, als daß meine Erzählung sie wiederholen mag. Obschon der Thäter ein kaltwüthiger Fanatiker, halte ich die That für kein isolirtes Faktum. Von wem er angetrieben worden, weiß er vermuthlich selber nicht, und wird, wie in solchen Fällen fast immer, schwer oder gar nichts auszumitteln sein. Aber daß das Verbrechen gerade am Vorabende des zum Antrage des neuen Wahlgesetzes anberaumten Tages geschieht, ist, glaube ich, kein unerheblicher Umstand. Dann auch sind allerlei, freilich gestaltlose, Sagen von Dingen, die da kommen werden, voraus gegangen. Hinwiederum jedoch muß man eingestehen, daß dergleichen überall stattfindet, wo ein großes allgemeines Interesse die Gemüther in heftige Spannung setzt. Dieser Spannung hätte man vorbeugen können und sollen. Der sicherste Weg war redlich, streng und fest auf der konstitutionellen Bahn zu wandeln. Mit jedem Tage gewann der König mehr Freunde, mehr Zutrauen und Liebe. Die antibourbonische Parthei lag zu Boden, das öffentliche

Mißvergnügen hat sie aufgerichtet und zu reger Thätigkeit gespornt. Bestand der König durchaus auf Abänderung des Wahlgesetzes, so mußte sich Herr Decazes entweder zurückziehen oder ohne Rückhalt in die Arme der Royalisten werfen. Diese wären rasch zu Werke gegangen. Dabei war weniger Gefahr, als mit dem Zaudern. Sein Dünkel hat den Liebling ihm unvermerkt in eine Verpfählung gelockt, wo er jetzt, wie ein Ceylon'scher Elephant, eingeengt steht, und aus der er sich nur durch einen Salto mortale retten kann, wenn es nicht schon zu spät ist. Daß der König nicht von ihm ablassen will, empört die Royalisten höchlich und sie haben's kein Hehl, daß ihnen lieb gewesen wäre, wenn der Streich, der den Herzog von Berry weggerafft, Seine Majestät getroffen hätte. Wenn kein Van der Flühe, kein Engel der Versöhnung in's Mittel tritt, sehe ich nichts als Bürgerkrieg und Blutvergießen. Das Volk hat an dem Schicksal des Herzogs von Berry nur gar zu wenig Theilnahme bewiesen, was auch immer die öffentlichen Blätter, n'importe von welcher Farbe, sagen mögen.

Sind Ihnen die Erzählungen von Lémontey recht, so haben Sie an Hrn. von Stägemann 12 Francs zu zahlen, dem ich sie in Rechnung bringen werde, wo nicht, so wird sich wohl ein anderer Liebhaber finden. Ich habe etwas vorwitzig gehandelt, daß ich die Sammlung ohne Auftrag bestellt und bevor ich wußte, wieviel sie koste.

Mit der Bitte um Nachsicht verbinde ich die noch dringendere um die Fortdauer Ihrer Freundschaft.

Ergebenheitsvoll

Oelsner.

Ich bin so frei, Inlage an Hrn. von Jordan Ihrer Gefälligkeit zu empfehlen.

4.

Varnhagen an Oelsner.

Berlin, den 17. März 1820.

Ihr werthes Schreiben, begleitet von der angenehmen Sendung des Lémontey'schen Werkes, habe ich richtig erhalten, mein hochverehrter Freund! Die Einlage an Hrn. von Jordan ist sogleich besorgt worden, ich habe diesen jedoch seitdem nicht wieder gesprochen, da er in seiner schwermüthigen Mißlaune — Folge der verlornen, und wie es scheint unersetzbaren Stellung — fast so unzugänglich ist, wie in der Zeit des arbeitvollen Einflusses. — Für die Schriften Lémontey's und für die Nachrichten über ihn sage ich Ihnen den besten Dank; ich hatte neben dem ernsten Griffel der Geschichte nicht so leichte Feder des Scherzes vermuthet; die Aufsätze, obwohl von ungleichem Werthe, zeigen insgesammt freie Geistesflüge und scharfen Witz; ich würde nur einen starken Anstrich von Schmeichelei wegwünschen, der allzu oft hervordringt. Wegen des Preises hat die Abrechnung mit Hrn. von Stägemann durchaus keine Schwierigkeit, da ich gegen denselben noch mit Auslagen im Vorsprunge bin, und ich bitte Sie daher, es damit so zu halten, wie Sie in Ihrem Briefe gesagt haben! — Die Mordgeschichte von Paris hat hier natürlich die größte Bestürzung erregt; die Folgen davon werden auch in den deutschen Angelegenheiten fühlbar werden, obwohl das Ereigniß hier nicht gleich so brauchbar anzufassen war, als für eine gewisse Parthei in Frankreich; es mag wohl Mancher ordentlich seinen Verdruß darüber gehabt haben, daß hier keine Gesetze über Preßfreiheit, Gerichtsverfahren und Wahlgesetze noch erst abzuändern waren, und diese Dinge in Karlsbad gleichsam zuvor erschöpft worden. Wären indeß noch Maßregeln zu nehmen, so hätten seitdem die Verschwö-

rung in London und der Fortgang des spanischen Aufstandes genugsamen Anlaß auf's neue dargeboten; vielleicht sind diese Gegenstände für die Zusammenkunft vorbehalten, die hier im Sommer bestimmt zwischen dem Könige und dem Kaiser Franz stattfinden wird, ob auch der Kaiser Alexander kommen soll, ist mir weniger gewiß kund.

Der jetzige Kongreß zu Wien, der seinem Ende naht, hat sich zumeist mit Entwickelung der deutschen Bundesakte beschäftigt, und eine Zusatz-Akte ausgearbeitet, deren Inhalt gewiß großen Beifall erwerben darf; die süddeutschen Verfassungen bleiben völlig unangetastet, die künftigen Verfassungen anderer deutschen Staaten ganz deren Autonomie überlassen; dies ist das Wichtigste, nachdem sich die Sachen einmal so gestellt, daß jetzt eine gleichförmige Vorschrift des Bundestages über diese Angelegenheit den Wünschen der Freisinnigen wenig Entsprechendes geliefert haben dürfte! Von der hiesigen Verfassungssache hört man von Zeit zu Zeit einige Worte fallen, die das Volk aber fast ganz unbeachtet läßt; die Minister glauben, daß die Sache noch weit entfernt sei, Viele wollen ganz an der Möglichkeit zweifeln, die Wenigsten richten die Augen darauf, wenngleich sonst die politischen Bestrebungen und Erwartungen in der letzten Zeit nicht abgenommen haben. Ich glaube stets, daß es am besten wäre, die mannigfachen Kräfte, die im Wilden und Unbegränzten wuchern, je eher je lieber in Verfassungsformen zu binden, und die Theilnahme bei diesen festzuhalten, ehe sie von Andrem angezogen wird! Daß vielfache politische Kräfte in der Wildniß umherstreifen und sich neue Bahn brechen wollen, darüber lassen die Auszüge, welche die „Staatszeitung" aus den Akten über die demagogischen Umtriebe liefert, keinen Zweifel mehr.

Ich bin erstaunt über die Fülle und Stärke der Dinge,

wie weit und mannigfach sie schon gediehen sind. Freilich wollen die Gerichtshöfe in allen diesen Dingen keine eigentlichen Verbrechen finden, und es ist daher auch nicht von eigentlicher Strafe die Rede; desto neugieriger ist man auf den Ausgang. Inzwischen glauben viele, ja die meisten Leute, und darunter die angesehensten und erfahrensten, daß die Mittheilung jener Briefstellen und Gedichte leicht neue Nahrung und Ausbreitung für den gerügten Ungeist geben könnte, und insofern besser unterblieben wäre; der Meinung bin ich auch, daß wenn jene Mittheilung ein Mißgriff ist, es nur ein höchst folgenreicher und verhängnißvoller sein kann, denn unbedeutend ist die Maßregel in keinem Falle.

Während hier Verbindungen und Zwecke der einen Art an den Tag kommen, lassen sich deren auch mancherlei von der andern spüren; der Adel scheint in Berathungen geschäftig, da zahlreiche Eingaben und Vorstellungen von Ritterschaften, Gutsbesitzern u. s. w. einlaufen, die Theils den König bitten, keine Verfassung zu geben, Theils Beschwerde über die bestehenden Gesetze führen, Vorrechte wiederansprechen u. dgl. m. Damit nichts fehle, so hat auch die Geistlichkeit in der Person des Weihbischofs von Münster Herrn von Droste ihr ärgerliches Streben offenbart, als welcher sich unterfangen hat unsere Universitäten zu verrufen, und Drohungen auszusprechen, die Sie im „Hamburger Korrespondenten" gelesen haben werden. Man glaubt, es werde scharf mit dem Eiferer verfahren werden, und wahrlich es thäte sehr noth! denn hier ist eine wirkliche Staatshandlung, die man wenigstens in dem Abschiedsschreiben der theologischen Fakultät an Hrn. Dr. de Wette, weßhalb über Schleiermacher ein Gewitter zusammen gezogen ist, nicht so entschieden annehmen kann. —

Nach Hrn. Grafen von Bernstorff's Rückkehr von Wien

wird hier wohl einige diplomatiſche Bewegung vorgehen, es heißt, Herr Graf von Goltz werde nun doch in Frankfurt bleiben, Herr General von Clauſewitz nach London, Herr von Küſter nach Bern und Herr von Werther nach Stuttgart gehen. Was mit mir geſchieht, weiß ich noch im geringſten nicht; der Fürſt Staatskanzler läßt meine Lage ſo peinlich als möglich werden, indem er mit Artigkeit und Vertrauen auf alles Andere, nur nicht auf meine perſönliche Sache antwortet, und ſogar zu der Beſchwerde, daß meine Beſoldung von der Kaſſe erſt auf ſeinen beſonderen Befehl ausgezahlt werden will, gänzlich ſtillſchweigt. Vielleicht meint es inzwiſchen niemand ſo gut mit ihm, als ich; mir erweckt wirklich ſeine Art und Weiſe, und ſelbſt ſeine jetzige nicht gefahrloſe Stellung, die innigſte Theilnahme. Und wer iſt um ihn! Herr Geheimerath Schöll, und die neuen „Geheimen" Legationsräthe, Herren Philippsborn, Zyka, Balan u. ſ. w. können ihm wahrhaftig weder Troſt noch Hülfe ſein. Ich bin durch dieſes Avancement der Herren auch etwas zurückgeſetzt, wenn ich auch bloß nach der Anciennität rechne, und ſonſt nichts in Anſchlag bringe. Doch ſchon im Homeros findet ſich Troſt für derlei Ungemach. Für unfähig und unkräftig hält man mich wenigſtens nicht; ich höre ſelber, und aus Hrn. Ancillon's Munde das Gegentheil, und hinwiederum die geſteigertſte Klage über den Mangel an Köpfen und Talenten! Ich will alſo doch noch eine Weile abwarten, was ich etwa durch das Unverdienſt Anderer noch für Verdienſt angerechnet erhalten ſoll. Der hartnäckigſte Dünkel müßte in dieſer Lebensſchule zur demüthigſten Einkehr werden, und der Gewinn iſt einem gewiß! — Durch Gruner's Ableben habe ich einen in jedem Betracht ſehr werthen Freund verloren, deſſen Mitſtreben in der Bahn des Lebens je weiterhin mir gewiß deſto verbundener geworden wäre. Seine

trefflichen Eigenschaften konnten sich zuweilen solchen Aeußerungen überlassen, wo sie verkannt werden mußten; seine Freundestreue, seine Wärme blieben aber immer dieselbe; und seine Gewandtheit führte ihn immer bald wieder aus jedem Mißverständniß heraus. Sein Andenken wird jetzt leider an manches Urtheil gebunden bleiben, das ihm das Weiterleben abgestreift hätte. Ich weiß nicht, ob Sie ihn näher gekannt haben? Hier hat er heftige Feinde, aber auch warme Freunde, und um den Werth seines Namens dürfte noch einiger Kampf entzündet werden. —

Sie müssen durchaus die Schrift von Voß gegen Stolberg im „Sophronizon" zu bekommen suchen; ihre Wirkung wird bereits merkbarer, sie wird noch lange wachsen und nachdringen. In der „Jenaer Allgemeinen Litteratur-Zeitung" steht eine würdige Rezension. Die Antwort von Stolberg ist sehr schlecht, sie geht gar nicht auf die Sache ein und weiß auch keinen Ton zu finden; es nannte sie jemand „matter Geifer"; was die Familie Stolberg und selbst Perthes mit den Seinen bei dieser Sache hervorgebracht, ist alles nicht der Rede werth. Auch die „Leipziger Allgemeine Litteratur-Zeitung" würdigte Voßens Benehmen anerkennend, und wagte sogar ganz dreist von aristokratischen Umtrieben zu reden, die grade eben recht an's Licht gezogen würden, während so viel von demokratischen verlaute.

Der Universitäten haben sich mit vielem Muthe Friedrich Köppen in Landshut und so eben auch H. Steffens angenommen; des erstern Schrift ist selbst in Baiern weggenommen, die des letztern von der hiesigen Ober-Zensur erlaubt worden, obwohl sie sehr starke Stellen hat. Steffens bringt aber immer so vielerlei zusammen, daß man selten ein rechtes Ergebniß herausfindet; er spricht für die Universitäten, giebt aber die unteren Schulen als Grund des

Rebels hin und will mit Religionsübung helfen! Seine Schreibart iſt und bleibt unangenehm, und dieſe Schrift, obwohl ein Sendſchreiben an den Präſidenten von Lüttwitz, iſt von ſeinen andern Abhandlungen in der Form nicht verſchieden.

Von Hrn. Oberſt von Rühle wird dieſer Tage ein ausführliches Werk über Preßfreiheit und Preßgeſetze fertig, welches größtentheils ſchon vor der neuen Zeitrechnung von Karlsbad ausgearbeitet war.

Dies ſind auch faſt alle einigermaßen merkwürdige Erſcheinungen im litterariſchen Gebiete; ſonſt iſt eine große Stille und die Buchhändler klagen. Die Profeſſoren in Kiel haben beſchloſſen, binnen fünf Jahren nichts drucken zu laſſen.

Wir ſind hier beſonders geſpannt auf die Nachrichten aus Spanien, die uns von allen Seiten vorenthalten werden; es iſt wieder wie bei dem früheren Kriege auf der Halbinſel, wo nur immer die entſcheidenden Ergebniſſe, nicht die vorbereitenden und ringenden Begebenheiten, zu unſerer Kunde kamen. In Baden dürfen die öffentlichen Blätter des Aufſtandes in Spanien gar nicht erwähnen. Herr von Berſtett verherrlicht ſich immer glänzender! —

Empfehlen Sie mich gütigſt dem verehrten Hrn. Grafen von Schlabrendorf, an den ich alle Tage, mit dem lebhafteſten Wunſche ihn hören zu können, in wärmſter Ergebenheit denke! Wenn die Gelegenheit es giebt, ſo wünſchte ich wohl durch Ihre Mittlung einen Brief zurückgeſchickt zu erhalten, den ich vor drei Jahren an den Hrn. Grafen eingeſandt und worin, auf ſeine Veranlaſſung, mir der Herr Oberkonſiſtorialrath Nolte einige erwünſchte Auskunft in Betreff der Johanna Stegen, jetzige Frau Hinderſinn, gegeben hatte.

Meine Frau grüßt Sie beſtens und ſchreibt vielleicht auch noch ein Wort; der Winter hat ihr nicht viel Gutes gebracht, wir wollen ſehen, was der Sommer thut, den ſie in jedem Falle wieder am Rhein verleben möchte, wegen Luft und Bädern. Wir ſehen einige Leute, welches in Berlin das Beſte und auch wegen allgemeiner Willfährigkeit und Genügſamkeit das Leichteſte iſt. Hrn. von Stägemann's Haus wünſchte ich alle Abend geöffnet. Die Prunkgeſellſchaften der Miniſter verderben Zeit und Maßſtab.

Bezeugen Sie Ihrer Frau Gemahlin meine Verehrung! Ich möchte es in Paris ſelbſt thun können! Leben Sie wohl!

Von ganzer Seele mit innigſter Hochachtung

Ihr

K. A. V. v. E.

5.

Oelsner an Varnhagen.

Paris, den 7. April 1820.

Unſerm gemeinſchaftlichen Freunde v. S., mein innigſt Verehrter, eine Stelle Ihres inhaltreichen Briefes vom 17. vor. Monats mitzutheilen, ohne das Ganze, haben Sie mir wahrlich nicht zugetraut. Er las dieſes Ganze, wie Sie leicht erachten, mit dem eindringlichſten Intereſſe. Schade daß ich Ihnen ſeine Bemerkungen nicht überliefern kann. Auf den Abſchnitt des Textes, der ihn perſönlich angieng, ließ er mich antworten: Perſonen, mit welchen er einige Berührungspunkte habe, würden ihm, wie er im Leben vorrücke, werther und lieber; mit Ihnen aber habe

er der Berührungspunkte sehr viele, daher sei ihm jedes Merkmal Ihrer Anhänglichkeit und Zuneigung unendlich theuer, genußbringend, herz- und geisterhebend. In Betreff des Hörens würden Sie, glaube er, wenig Neues von ihm vernehmen; er sage nichts als ganz alltägliche Dinge, Trivialitäten, wie ihm vorkomme, die aber freilich anderswo, als auf seinem Zimmer, große Frevel sein könnten. Den Brief des Hrn. Oberkonsistorialraths Nolte versprach er zu suchen. Wird er ihn finden? Daß der Name Stegen, den ich absichtlich wiederholte, kein Andenken weckte, that mir leid. Solches gehört zu den unbegreiflichen Wunderlichkeiten des Mannes, der neulich zu Funke's Magdeburgischem Monumente 500 Thaler geschossen, seine Johanniter-Präbende an das Schulmeisterseminar in Breslau verschenkt und hier von dem Ungeziefer deutscher Handwerksburschen, die auf der Bärenhaut liegen oder heimkehren wollen nach Schwaben, Tag für Tag benagt und aufgefressen wird. Er scheint die letzte Zuflucht ihrer hiesigen Herberge und keiner zieht ohne guten Rath und Unterstützung von dannen.

Was soll ich Ihnen von den öffentlichen Verhältnissen melden? Ihrem Scharfblick kann sich die Zukunft, welche in der Gegenwart arbeitet, nicht entrücken und Sie durchschauen den Zusammenhang der Dinge ohne fremde Beihülfe. Alles drängt hier auf eine Krisis los. Wie sie zunächst ausfallen werde, wie zuletzt? sind zwei ganz verschiedene Aufgaben. Doch es giebt nichts unsicheres, als politische Weissagungen. So viel nur scheint mir ausgemacht, daß, siegt die Parthei, welche dermalen recht muthwilligerweise Krisis anzettelt, sie den Sieg schon so mißbrauchen wird, daß er ihr keinen Segen bringt. Es ist die nämliche Parthei, deren Leidenschaftlichkeit und Verblendung (lesen Sie das Memoire von Vauban) den ganzen Zweck des Vendeekrieges vereitel-

ten und der Krone überhaupt in dem Laufe der Revolution mehr Schaden zufügten, als der Jakobinism je vermocht hätte, ohne dergleichen Bundesgenoſſen. Der König hat ihr lang, aber nicht mit genugſamer Entſchloſſenheit widerſtanden, und iſt endlich überflügelt worden. Sie wird ihn troß ſeines Sträubens niederziehen. Von einem gallertartigen Miniſter ſind keine eiſernen Hinderniſſe zu befahren. Herrn Pasquier gilt es gleich, wem er dient, und er iſt jeder Parthei bereitwilligſter Diener, die zu herrſchen oder ſo lange ſie zu herrſchen vermag. Ihm hat die verſchwenderiſche Natur etwas von den geſchmeidigen Eigenſchaften des Arioſtiſchen Horrike verliehen, er ſteckt ſich die abgehauenen Gliedmaßen an, wie und wo er will, als wären ſie von Wachs. Bemerkenswerth deucht mich, daß ſein gegenwärtiger Ultraismus ihn ganz und gar nicht abhält, mit Savary in dem vertrauteſten Umgange zu ſtehen. Im mittägigen Frankreich, zu Marſeille, Aix, Nismes u. ſ. w. haben die Miſſionare einen furchtbaren Fanatism angefacht. Werden die proteſtantiſchen Schweizer, nach Nismes und Montpellier beordert, die Glaubenswuth der Katholiken unterſtützen? Die Schweizer ſchwören nur bei Monſieur und ſind ſeiner Parthei mit Leib und Seele ergeben. Ob außer den Schweizern, die dem Volke verhaßt, viel auf anderen militairiſchen Beiſtand zu rechnen ſei, ſcheint ſehr zweifelhaft. Der Geiſt des Volks athmet in den Truppen, zwei, drei Regimenter ausgenommen, wo die Mißvergnügten ſchweigen. Des gedienten Soldaten läßt ſich nicht durchaus entbehren und überall, wo ein paar alter Schnurrbärte in der Kompagnie ſtehen, ſind ſie es, welche die Kompagnie führen, beſonders in den Augenblicken des Aufgebots. Das Beiſpiel von Rennes kann ſehr leicht Nachahmer finden. Ein beiweitem gefährlicheres Vorbild ſtellen die Begebenheiten Spaniens. Lei-

der ſind es dieſe Begebenheiten, welche den überſpannten Theil der Royaliſten in ſeinen falſchen Anſichten beſtärken. Und doch iſt es ſonnenklar, daß die Gefahr nur unausbleiblicher wird, jemehr man die Doſis der Macht verdoppelt, wenn man die Meinung gegen ſich hat. Madame ſoll einen Beſuch gemacht haben in den Kaſernen. Ich ſehe nichts als widerwärtige Reſultate voraus. Der Himmel gebe, daß ich mich täuſche. Allein wie die Sachen ſtehen, ſcheint mir das geringſte Gebröckel hinzureichen, um den Abſturz einer Lawine einzuleiten. Der Kampf droht mehr aus der Provinz, als in der Hauptſtadt.

Eine Truppe franzöſiſcher Gensdarmerie ſoll über die Gränze des Dep. des Pyrénées gegangen und in eine ſpaniſche Ortſchaft eingerückt ſein, um Gewaltthätigkeiten zu verhüten, die ſonſt das Volk an ſeinen alten Magiſträten begangen hätte. Die Lähmung der Preßfreiheit hat den Nachtheil, daß ſie der Zirkulation beunruhigender Gerüchte den Mantel der Dunkelheit leihet. Herr Benjamin Conſtant hat in den neueſten Debatten großen Ruhm erworben und iſt zu wirklichem Anſehen gelangt. Selbſt die rechte Seite bewundert ſein Talent, um ſomehr, da es ihr bei dem bezahlten Zentrum gar nicht ſchaden kann, welches ebenſo ſolide iſt, als das Metall, aus dem es zuſammengegoſſen oder wodurch es feſtſtehend geworden. Um dieſem oder jenem Gliede Aplomp zu geben, wurden ihm zwei, dreimalhunderttauſend Francs eingetrichtert (ſagt böſer Leumund). Herrn von Rühle's Schrift brauche ich nicht zu ſehen. Deſto lieber möchte ich Voß. Er iſt hier nirgends aufzutreiben. Was Steffen's auch immer ſchreibt, ſein fieberhafter oder fieberbehafteter Geiſt ſpricht mich nicht an.

Daß Ihre perſönliche Lage nicht ſo wie Sie wünſchen und verdienen, bedaure ich von ganzer Seele. Mit Schil-

derung der meinigen verſchone ich Sie ſo lange, als ſie nichts heiteres, nichts aufmunterndes gewährt. Meiner Frau krampfhafte Reizbarkeit fordert zum Beſuch eines Bades auf. Fehlte es mir nicht an Mitteln zu großen Unternehmungen, ſo möchte ſie irgend wo mit Frau von Varnhagen zuſammentreffen: Wir verſichern Sie und Ihrer Gemahlin unſerer tiefſten und wärmſten Verehrung. Verbinden würden Sie uns beide, wenn Sie uns der Familie Reimer empfehlen wollten. Von Hrn. Eichhorn höre ich ſeit undenklichen Zeiten gar nichts. Nehmen Sie mich bei meinen Freunden in Schutz, erhalten Sie mir Ihre und Frau von Varnhagen's gütige Zuneigung und ſchöpfen aus den Bitterkeiten der Zeit keinen, auch nicht den geringſten Tropfen.

Von ganzem Gemüth

Der Ihrige

Oelsner.

6.

Varnhagen an Oelsner.

Berlin, den 21. April 1820.

Hier ſende ich Ihnen den Voß, damit Sie ihn leſen und weiter zu leſen geben! Zwar möchte ich dieſen Abdruck mir erhalten, da er mir durch die Anſtriche von Rahel's Hand eigenthümlich werth iſt, allein um der Sache willen laufe er immerhin die Gefahr, ſich zu verlieren. Es iſt mir wichtig, daß Ihnen dieſe Schrift nicht unbekannt bleibe; vielleicht ſprechen auch franzöſiſche Blätter davon, und es bietet ſich Gelegenheit zur Berichtigung falſcher Urtheile. Herr von Stägemann will Ihnen einige Gegenſchriften beilegen, die aber alle ſehr ſchwach ſind. In der „Jenaer

Allgemeinen Litteratur-Zeitung" ist der wahre Gesichtspunkt gründlich festgestellt. Voß selbst hat mündlich geäußert, alles Gegengerede müsse an seinen Worten zerschellen, er wisse recht gut, daß er das Stärkste gesagt habe, was gesagt werden könne. Uebrigens soll er, wie aus Heidelberg versichert wird, bei Abfassung seiner Schrift öfters in Thränen gewesen sein; ich finde in der That dem Ausdruck seines Unwillens tiefe Rührung beigemischt; Andere finden es anders. Zarte Seelen glauben wenigstens das Geklatsch verdammen zu müssen, aber wenn solche Mittheilungen diesen Namen verdienen, so giebt es keine Geschichtsforschung mehr, und selbst das jüngste Gericht, wie Rahel dem Herrn Dr. Schleiermacher sagte, verliert allen Stoff. Doch, wie ich schon früher geschrieben, Voß könnte ganz unrecht haben, er könnte als Böswicht und Verräther dastehen, und die Sache bliebe doch unwiderstehlich in's Leben geworfen. Genug endlich, lesen Sie! —

Das Adelsverhältniß ist eigentlich der Grundstoff aller Quälereien und Verlegenheiten unsrer Zeit; es will niemanden gelingen, damit auf's Reine zu kommen, weder den Fürsten, noch den Volksfreunden, noch dem Adel selbst; in der Verwirrung fühlt jeder Theil nur Unbehagen und Verdruß, und unter den eifrigsten Bemühungen und Thätigkeiten entgeht allen das Ziel und die Frucht ihrer Arbeit. Ja, es ist, als ob ein böser Zauberer nach Laune oft die Rollen verkehrte und die verschiedenen Partheien wechselsweise für die Gegner arbeiten ließe. Ich habe sehr oft die gescheutesten Bürger in diesem Falle gesehen; jetzt scheint der entgegengesetzte vorzuherrschen. Der Adel ist es, der den von den Turnern verlassenen Raum erfüllt, er tritt überall als Opposition auf und macht den Behörden das Leben sauer. Von allen Seiten kommen Vorstellungen und Ein-

gaben, theils abwehrende, theils fordernde, die Ritterschaften, die Gutsbesitzer enden ihre Haller'schen Redensarten zuletzt immer mit dem Worte ständische Verfassung. Die kurmärkische Landschaft will sich nicht auflösen lassen, sie streitet über ihre angeblichen Rechte noch jetzt mit der Staatsverwaltung; man kann nicht umhin, von beiden Seiten zuweilen Grundsätze anzurufen und dann öffnet sich das ganze Feld freier Untersuchung über Gegenstände, die man derselben entzogen wissen will. In gesellschaftlichen Gesprächen läßt sich der Adel am freiesten aus, ein Herr von Rochow behauptet, sein Adel sei nicht geringer als der Hohenzollern'sche, ein Anderer meint, die Staatsverwaltung sei selbst revolutionair, ein Dritter bemüht sich, alle Vornehmen, die ihn ihrem Range unterzuordnen berufen sind, herabzusetzen und zu verkleinern. Leider wird diese Art auch im Volke dann begierig aufgefaßt, und die äußere Achtung, das Ansehen des Namens und der Würde, welche der gesellschaftlichen Verbindung so nöthig sind, fällt mit jedem Tage. Die gute Lebensart, der feine Ton gebildeter Sitte, woran die preußische Beamtenwelt nie Ueberfluß gehabt, wird auch in den höchsten Kreisen immer seltener. In den Bierschenken erzählt man die rohesten Zänkereien, die im Ministerium, die im Staatsrathe vorgefallen sein sollen, die plumpsten Anmaßungen und Prahlereien, denen Kriecherei und Unterwürfigkeit sich verbunden zeigt. So arbeitet die Aristokratie in ihrem ganzen Umfange an ihrem eigenen Verderben und reißt die Bollwerke nieder, hinter denen sie aller Kraft und Geschicklichkeit der Demokraten noch eine gute Weile hätte unbezwinglich sein können! Es ist sehr zu wünschen, daß die Regierung diesen Gang der Entwickelungen bald durch ein tüchtiges Verfassungswerk mäßige, oder in festen Formen unschädlich beschleunige. Eine Gemeindeordnung, unter Herrn

von Vincke's Vorſitz ausgearbeitet, wird nächſtens erwartet. Die andern Vorarbeiten werden gleichfalls, ſo heißt es, gefördert. Von einer eigentlichen Verfaſſungsurkunde will aber noch nichts verlauten. Der Fürſt Staatskanzler wird aber gewiß mit einem ſolchen Werke den Ruhm ſeines Namens krönen wollen. Mir wäre auch für die ruhige und glückliche Entwickelung dieſer Angelegenheiten gar nicht bange, wenn es nur eine Bürgſchaft gäbe, daß kein auswärtiges Ereigniß, überhaupt nichts Unerwartetes, ſtörend dazwiſchen treten wollte. In Preußen iſt ein Schatz von Geiſt, Kenntniß, Ordnung und Treue, die in ihrer Miſchung ſich gegenſeitig halten und unſerem Staate ſeine eigenthümliche Kraft geben.

Es giebt hier jetzt wenig Neues. Das verlängerte Ausbleiben des Hrn. Grafen von Bernſtorff hält die diplomatiſchen Beſtimmungen auf, deren Abſchluß bevorſteht. Noch weiß man nicht mit Sicherheit, ob Herr General von Clauſewitz nach England geht, ob Herr von Werther nach Spanien zurückkehrt, wer die Geſandtſchaften nach der Schweiz und nach Kaſſel erhalten ſoll, ob und durch wen Herr Graf von Goltz in Frankfurt a. M. erſetzt werden wird. Herr von Jordan iſt geſtern nach Dresden zurückgekehrt, ungern, wie er ſelbſt geſagt, da ihm ſeine frühere Stellung in Berlin unerſetzlich dünkt. — Ein außerordentliches Aergerniß hat hier der ſiebente Band der Correſpondance inédite de Napoléon in den höheren Kreiſen verurſacht; Sie können ſich denken, wie manchen Leuten dabei zu Muthe geweſen! Und wie ſehr muß nicht jeder Diplomatiker beim Schreiben zittern, wenn er ſich vorſtellt, daß all ſein Witz einmal gedruckt erſcheinen kann! Herr Geheimerath Schöll iſt wahrſcheinlich der einzige, der ſich hier ſeines ehemaligen Kollegen Panckoucke noch etwas annimmt.

Einen Vorfall, der ſchon um Oſtern hier beim Schön-

hauſer Thore ſtattgefunden, werden feindliche Zeitungsſchreiber vielleicht arg vergrößern. Es war bloß eine Schlägerei, die im ſogenannten Voigtlande zwiſchen Soldaten und Handwerksburſchen angefangen hatte, ſich Abends nach der Stadt hinzog und zur Ueberwältigung der Thorwache Anlaß gab, bis dieſe aus den Kaſernen Unterſtützung erhielt, und der Volkshaufen, der durch Müßiggänger zu einigen Tauſenden angewachſen war, zerſtreut wurde. Die Sache hatte gar keine politiſche Beimiſchung; daß von ein paar Betrunkenen der Freiheit und Napoleon ein Hoch gerufen worden, iſt blos lächerlich wegen der ſinnreichen Zuſammenſtellung. Das Kammergericht, welches ſich zufolge eines Kabinetsbefehls ernſtlichſt und ſchleunigſt mit der Sache beſchäftigen ſollte, hat auch in dieſer Anſicht die ganze Sache, als von minderem Belang und bloßer Polizeiwichtigkeit, an das Stadtgericht verwieſen. Gewiß wird über den Vorfall ein großer Lärm gemacht werden, da wir im Auslande viele Feinde haben. So hat man auch über Jahn's Gefangenſchaft ganz irrige Vorſtellungen verbreitet, ſein Verhaft iſt ſehr gelinde, Verwandte dürfen ihn jetzt beſuchen; ja es iſt ſogar von ſeiner Freilaſſung auf Bürgſchaft die Rede, da hieſige Bürger ſich erboten haben, eine anſehnliche Geldſumme hiezu niederzulegen; er könnte, wie geſtern erzählt worden, alle Tage davongehen, wenn er wollte, denn in ſeinem Vorzimmer ſitzt bloß ein Gensdarm, der ſich bei Jahn regelmäßig meldet: „Herr Profeſſor, ich gehe jetzt zum Eſſen!“ und dem Verhafteten ſeine eigene Hut überläßt. Sie ſehen aus dieſen Umſtänden, von denen übrigens nicht weiter zu ſprechen ſein dürfte, wie ſehr auch in dieſem Betreff die Wahrheit entſtellt wird.

Die Nachrichten aus Spanien erhalten natürlich die allgemeine Aufmerkſamkeit in großer Regung. Aus Eng-

land vernehmen wir mißliche Dinge. Aber die Hauptſache bleibt Frankreich. Laſſen Sie uns ferner ſo treffende Bemerkungen und Durchblicke zukommen, wie deren alle Ihre ſo unendlich ſchätzbaren Briefe enthalten, und beſonders auch der letzte Brief vom 7. dieſes, welcher heute vor acht Tagen richtig in meine Hände gelangt iſt!

Leben Sie wohl, hochverehrteſter Freund! Laſſen Sie uns noch vieles zuſammen erleben und bleiben Sie unter allen Bedingungen der unverbrüchlichen Ergebenheit und innigſten Verehrung verſichert

Ihres

K. A. V. v. E.

Ich freue mich ungemein des wohlwollenden Andenkens unſeres ehrwürdigen Einſiedlers in der Rue Richelieu; in Ermangelung des Briefwechſels iſt mir der Wechſel unſerer Grüße von gebührendem Werthe.

Meine Frau trägt mir die beſten Grüße für Sie auf; die Welt gienge wie ſie könnte; Sie wüßten ſchon, wie alles iſt, und hätten's uns ſchon am beſten geſchrieben, die Partheien ſagten beide ihre Meinung nicht ganz, ſo ſei es wirklich, die Gewalt bräche zuweilen mit der That durch. Nun auch gut! Man nimmt's, wie es kommt.

7.

Oelsner an Varnhagen.

Paris, den 29. April 1820.

Hätten wir Schriftzeichen, um bei Zeilen und Worten die Beherzigungen des Leſers auszudrücken, ſo bekämen Sie, theuerſter Freund, Abſchrift Ihres Briefes vom 21. d. reich-

lich überladen mit Vokalen, Akzenten u. dgl., wie ein Moallakat für Schulen. Solchergestalt nur könnte ich Ihnen zeigen, daß ich den Werth eines Musters von Scharfsinn, umsichtiger Feinheit und Haltung in seinem ganzen Zauber empfinde. Es erreichen würde ich nicht, auch wenn ich mich dessen zu befleißigen unterstände, am allerwenigsten heute, da ich meine Antwort nicht gern auf acht Tage verschöbe. Ihre gütige Aufmerksamkeit, die ich mit innigstem Dank erkenne, soll nicht unbelohnt bleiben. Sophronizon durch die Anstriche von weiblicher Hand geheiligt, wird heimkehren sicher und gewiß. Noch gestern Abend verschlang ich ihn und diesen Morgen schon ist er dem Einsiedler übermacht worden mit Beifügung des freundlichen Rathes, nur zu lesen wenn man sich bewußt sei, den alten Adam ganz ausgezogen zu haben. Mich hat die Vossische Treuherzigkeit ungemein gerührt. Was das Geklatsch betrifft, so unterschreibe ich von Herzen den genialen Gedanken Ihrer bewunderten Geniusin, daß ohne Geklatsch kein jüngstes Gericht möglich wäre und freue mich im Voraus der netten Kammerjungfern, die beim Anbruch des großen Tages wie an manchem andern, eine gar nicht unheimliche Rolle spielen werden. Doch bis es dahin kommt, wird in diesem Leben wohl noch mehr Neues, als vernünftiger Weise zu wünschen, auf's Tapet gebracht. Der Himmel gebe nur, daß unserem Vaterlande Friede und Freude bleibe. Es scheint aber, als wenn die Korrespondenz des Marquis de Bonnay mißliche Ansichten nach Paris verbreite. Sie schildert, wie ich versichert worden bin, den Geist der Armeen gefährlich, bedenklich. Ich hoffe, daß ihn thörichte Gespenster täuschen und keine Wirklichkeit seinen Vorstellungen zu Grunde liegt. Was man hier, gestern in einigen Zirkeln, von Portugal erzählte, ist mir zu unverbürgt, als daß ich es wiederholen möchte. Den Engländern wäre

großes Unheil zugestoßen. Unruhige Köpfe wandeln ihre Wünsche in Sagen. In England selbst sollen Veränderungen, einige Bewilligungen im Anzuge sein. Mit der meisten Zuversicht spricht man von Ministerwechsel. Der König ist dem gegenwärtigen Ministerium abhold geworden, weil es ihm in Beziehung auf die Gemahlin, das Zuträglichste angerathen oder vielmehr abgenöthigt. Oft schon habe ich gesehen, daß Staatsmänner gerade an ihren guten Werken zu Grunde gingen. Fast muß ich glauben, daß ein Verständniß stattfindet, zwischen den spanischen und französischen Liberalen. So vieles Vorausgesagte geht immer pünktlich in Erfüllung. Wer weiß, ob sie nicht die Absicht hegen, Frankreich zu Truppensammlung an der Gränze zu nöthigen. Dem Geiste der französischen Armee traue ich nicht. In Lyon hat es wirkliche Schlägerei gesetzt. Was zu Grenoble vorgefallen, liegt noch sehr im Dunkeln. Die erstickte Preßfreiheit ist den üblen Gerüchten günstig. Das „Journal des Débats," wie ich von einem der Redakteure weiß, fängt an, mit der Zensur unzufriedener zu werden, als es die liberalen Blätter sind; sie unterdrückt nämlich vieles von dem, was dem Publikum freilich mißfallen, aber desto mehr dem Pavillon Marsan behagen würde.

Die Petition des Hrn. Madier de Monpau scheint ein Schritt von bedeutenden Folgen. — Nach General Wilson's Urtheile werden von den hiesigen Kammern Allgemeinheiten besser behandelt, als im englischen Parlamente, wo sie nur Langeweile erwecken könnten; dagegen aber sei England in Anwendung der Grundsätze unendlich weiter. Von den Deutschen sagte er, sie bedächten immer das Ende so lang und breit, daß sie mit nichts zum Anfang kamen. Ich gestehe, daß mich diese Aeußerung recht sehr über die Bonaan'schen Botschaften beruhigt. Die Gerichtshöfe haben die Subskrip-

tionsangelegenheit, der unsere „Staatszeitung“ hart zu Leibe gehet, abgewiesen — ein Beweis, daß der Karakter des französischen Ministeriums Treistigkeit und Schwäche. Der Prozeß des Mörders Louvel wird gleichzeitig mit dem Wahlgesetz vorgenommen werden, um Diversion zu machen. Der Umsturz des Vorhandenen kann den größten Unfug nach sich ziehen, noch mehr aber jene Bonald'sche Absicht, an deren Ausführung, wie es heißt, gearbeitet wird, die Substitutionen herzustellen. Der Staat würde dadurch 60 Millionen jährlicher Einkünfte, Notaren, Prokurationen u. s. w. eben soviel und noch mehr verlieren. Die finanzielle Stärke Frankreichs, die sich unter zwei Invasionen sattsam bewiesen hat, rührt ganz vorzüglich von der Zerstückelung und der Verkäuflichkeit des Grundeigenthums her. Darf man sich wundern, wenn eine Menge gesetzter Leute fürchten, daß der Sommer nicht ruhig ablaufen werde. Nachsicht bitte ich für mein Geschreibsel. Bringen Sie der Frau von B. meine Huldigungen.

Bleiben Sie mir zugethan.

Hochachtungsvoll

Oelsner.

8.

Oelsner an Varnhagen.

Paris, den 4. Mai 1820.

Meiner Pünktlichkeit, theuerster Freund, stehen Leute im Wege, welche sich die Bekanntschaft des trefflichen Alten ausbitten, den ich Ihnen also nicht durch den nächsten Kourier heimsenden kann. Von Schladrendorf bekam ich ihn mit angebogenen Zeilen. Uebertrieben deucht, was jedoch ziemlich

glaubwürdige Perſonen verſichern, daß von der gedruckten Beilage 600,000 Exemplare ausgeſtreut worden. Das Liedchen wird in den Kaſernen, ja unter den Garden geſungen, nach einer dem Soldaten ſehr geläufigen Weiſe. Den Geiſt der Armeen zu erforſchen, wurden vor einigen Wochen vier Generale ausgeſchickt. Rognat's Bericht machte den meiſten Eindruck. Ihm zufolge kann ſich der Hof auf keine einzige Legion verlaſſen. Schuld wird der Fahrläſſigkeit, auch wohl dem böſen Willen, der Oberſten zugeſchrieben. Man ſpricht von bevorſtehender Verabſchiedung einer ganzen Menge. Die Zahl der Unzufriedenen dadurch zu mehren, iſt minder zweifelhaft, als Beſſerung des Geiſtes zu bewirken durch alten Adel. Sie können ſich nicht vorſtellen, wie ungeſchickt die Bayonner Proklamation erſcheint, wo dem Soldaten grob weg geſagt wird, nicht zu ſtehlen. So ſpricht der Schlendrian, der nichts von der Revolution ahnet, die in der Gefühlsart und ſelbſt in den Redensarten des gemeinen Mannes ſeit 89 vorgefallen iſt.

Nicht wenige Generale ſind von ihren Stellen abgerufen. Lahouſſain verließ Caen bei Nacht, um ſich den Merkmalen der öffentlichen Theilnahme zu entziehen. Tags zuvor hatten ihm die Einwohner ein großes Gaſtmahl gegeben. Vierhundert Subſkribenten konnte der Saal nicht faſſen. Durch die Petition Madier-Monjau kommt der Pavillon Marſan gar ſehr in's Gerede der Leute. Die „Quotidienne" räth die geheime Regierung zur patenten zu machen. Wie mir ſcheint, iſt der Vorſchlag ſchon großen Theils befolgt. Auf den vollſtändigen Zweck ſoll die Note gerichtet ſein, welche der Geſandte eines Kabinets, das ich nicht füglich nennen darf, eingereicht, wie die Sage geht. Unter den nördlichen Breiten alſo, wird von Gefahr unheimlicher Folgen nichts geträumt. Unberufen möchte ich keiner Regierung

meine Ansichten mittheilen. Thuen Sie Ihr Bestes, der unsrigen die steigende Verwickelung Frankreichs zu zeigen. Mißgriffe zu meiden, muß man klar sehen. Was will der Knaller unter dem Bogen der neuen Gallerie, der Mordstreich auf den Gardisten des Grafen Artois? Eine Parthei schiebt der andern die Sünde zu, und es ist nicht immer leicht auszumitteln, in wessen Interesse eine That verübt, eine Verfügung getroffen, eine Maßregel genommen wird. Der Redlichkeit keiner Parthei läßt sich blindlings trauen. Von den Liberalen wird der Herzog von Richelieu beschuldigt, einen Fructidorisirungsvorwand zu suchen. Der Hof aber, glaube ich, fühlt sich in tiefer Verlegenheit. Beunruhigende Gerüchte, die sich häufen, wenn auch erlogen, beweisen das Dasein wirklicher Umtriebe. Die Spannung ist so, daß ganz zufällige Ereignisse, in Brand gesteckte Wälder und Ortschaften als Partheisache betrachtet werden. Die geringste Kleinigkeit kann das Aufbrausen der Gährung beschleunigen. Bei dem sichtbarlich umherschleichenden bösen Geiste sind die schlechten Aussichten der kommenden Ernte ein wetterdrohendes Faktum. Indeß ist der Mangel doch nicht so überhangend, daß das Brod gerade heute aufschlagen mußte, als wenn die gestrigen Erleuchtungen um des Kontrastes willen stattgefunden hätten. Die Herzogin von Angoulême spendet viel den Armen. Dergleichen kleinliche Hülfsmittel sind unter Meinungsumständen wie die jetzigen, klägliche Albernheit. Oft höre ich den Vers, ich weiß nicht, ob ich ihn recht wiederhole, des Lord Byron zitiren: „Spain to be free, free's more than herself." Den Einfluß der spanischen Begebenheiten fühlt Frankreich sichtlich. Le Roi, höre ich sagen, est dans la charte, il n'est pas si sûr que la charte est dans le roi. Wahrscheinlich wird hier die Herstellung der Konstitution von 91 in Anregung kommen.

Zehntausend Exemplare dieser Konstitution sind gedruckt und werden das Stück zu zwei Sols verkauft, Beweis, daß es nicht an Vorschuß gefehlt hat. Dadurch sind auf einmal alter und neuer Adel abgeschafft, Munizipalitäten und Bezirkschaftsverwaltungen organisirt nebst Nationalgarden, und die dreifarbige Kokarde folgt von selbst. Das wird eine saubere Wirthschaft geben. In Bretagne haben sich die Behörden föderirt und heute schon hieß es, Rennes habe seinen Maire ernannt; vermuthlich weiter nichts als vorläufiges Gerücht.

In Spanien soll sich die Lage des Königs verschlimmern. Einige ultraistische Thoren würden Zusammenfluß malkontenter Spanier diesseits der Pyrenäen als ein günstiges Ereigniß betrachten. Seit ein paar Tagen erwarten sie den Infanten Don Carlos. Ich bin Ihnen verbunden, daß Sie mich in den Stand gesetzt, gewisse, uns betreffende, abgeschmackte Gerüchte zu widerlegen. Durch die „Times" vom 26. April hatten sie sich erneuert. Die dreistündige Audienz kommt mir sehr unwahrscheinlich vor. Herr von Bülow, dächte ich, sollte besser unterrichtet sein, als es aussieht. Ein Reisender begegnete dem Herzog von Angoulême zu Auxerre. Er begleitete eine Prozession. Zu Nismes that er das ehemals barfuß. Von hier hat er sich entfernt, um nicht während des Louvel'schen Prozesses anwesend zu sein, da alles, was ihn an das unglückliche Schicksal des Bruders erinnert, sein Gemüth auf das heftigste erschüttert.

Den 5. Mai 1820.

Der Hof war gestern in der äußersten Bestürzung. Fürchtet man vielleicht, daß die geraubte Mot d'ordre zu einem Anschlage gegen den Herzog von Angoulême diene? Was Bösewichter vermögen, ist durch den Tod des Herzogs von Berry erwiesen. In der vergangenen Nacht sind mehrere Chaisen mit Freunden des Prinzen abgereist, vermuthlich für seine Sicherheit zu sorgen.

Als nächste Ursache des Jammers, der Frankreich bedrohet, muß der Angriff auf das Wahlgesetz betrachtet werden. Es ist unbegreiflich, wie die Regierung das nicht einsieht. Dermaleinst wird die Welt erstaunen, daß die Sachen immer von der allerverkehrtesten Seite angegriffen wurden. Anders genommen, waren sie kinderleicht. Nirgends sonst als auf der Basis des gemeinen Rechts giebt's heutzutage einen festen Standpunkt. Statt dessen kommt man mit mystischen Ansprüchen, die den Völkern verleidet sind. Ich bin ganz mit Ihnen einverstanden, daß das Adelsverhältniß die Quelle aller Quälereien ist. Die Aufgabe wäre nicht schwer zu lösen, verlangte der Adel blos eine Pairskammer, einen politischen Doktorgrad, aber das genügt ihm nicht, er nimmt eine mystische Bedeutung in Anspruch, die ihm der Geist des Zeitalters geradezu abläugnet.

Daß sich die Nation den Stärkeren fühlt, daß das Ministerium aus den Exzeptionsgesetzen keinen Vortheil ziehe, hingegen eine große Zerrüttung herbeiführen kann, wenn es von der Diktatur Gebrauch macht, zeigt die Unbefangenheit, womit in der Gesellschaft, an der Börse, in Kaffeehäusern, in Schenken gesprochen wird. Die Regierung flößt keine Furcht ein. Mit dem Einschreiten auswärtiger Mächte zu drohen, wie noch immer einige ultraistische Trai-

neurs zu thun pflegen, ist ungereimt, erstens weil man an der Börse die Verlegenheiten der auswärtigen Mächte kennt, und zweitens, weil der Popanz empört.

Lesen Sie doch ja nécessité d'une armée permanente, de Lamarque. Ich sende es Hrn. von Stägemann. Wie die Rede gehet, befindet sich Herr Decazes zu Etioles in der Nachbarschaft von Paris. Ich zweifle, ob dieser Empyrique viel helfen könne.

Jemand, der bei mir Ihre Handschrift sah, sagte: das muß ein Mann von festem, selbstständigen Karakter sein. Ich freuete mich, wie natürlich, des treffendem physionomischen Blickes. Dann aber kehrte ich auf mich selbst zurück. Was mag man von dir beim Anschauen deiner Schreiberei denken? Einen Theil der Schuld tragen die Federn, schlecht geschnitten, unfolgsam. Ohne mich zu irgend einer Gleichstellung zu vermessen, tröstete ich mich am Ende mit Frau von Varnhagen, deren Zeilen bisweilen schwer zu entziffern sind und doch würde ich mich glücklich schätzen, ein paar solcher Zeilen wieder einmal zu besitzen.

Hochachtungsvoll

Oelsner.

9.

Le vieux drapeau.

Air. Elle aime à rire, elle aime à boire.

De mes vieux compagnons de gloire,
Je viens de me voir entouré;
Nos souvenirs m'ont enivré,
Le vin m'a rendu la mémoire:

Fier de mes exploits et des leurs,
J'ai mon drapeau dans ma chaumière;
Quand secouerai-je la poussière,
Qui ternit ses nobles couleurs?

Il est caché sous l'humble paille
Où je dors pauvre et mutilé,
Lui qui, sûr de vaincre, a volé
Vingt ans de bataille en bataille:
Chargé de lauriers et de fleurs,
Il brilla sur l'Europe entière;
Quand, etc.

Ce drapeau payait à la France,
Tout le sang qu'il nous a coûté;
Sur le sein de la liberté
Nos fils jouaient avec sa lance:
Qu'il prouve encore aux oppresseurs
Combien la gloire est roturière.
Quand, etc.

Son aigle est resté dans la poudre,
Fatigué de lointains exploits:
Rendons-lui le coq des Gaulois,
Il sut aussi lancer la foudre:
La France, oubliant ses douleurs,
Le rebénira libre et fière.
Quand, etc.

Las d'errer avec la victoire,
Des lois il deviendra l'appui:
Chaque soldat fut, grâce à lui,
Citoyen au bord de la Loire:

Seul il peut voiler nos malheurs,
Deployons-le sur la frontière;
Quand, etc.

Mais il est là près de mes armes!
Un instant osons l'entrevoir:
Viens, mon drapeau, viens, mon espoir!
C'est à toi d'essuyer mes larmes!
D'un guerrier qui verse des pleurs.
Le ciel entendra la prière:
Oui, je secouerai la poussière,
Qui ternit tes nobles couleurs!

10.

Varnhagen an Oelsner.

Berlin, den 12. Mai 1820.

Ich möchte mit dem morgenden „Kourier" Sie wenigstens benachrichtigen, daß ich Ihren werthen Brief vom 29. vor. Monats richtig empfangen, und alles, was ihm an Güte und Freundlichkeit für mich inwohnt, dankbar empfunden habe! Ein Lob von Ihnen ausgesprochen, verehrtester Freund, ist mir unendlich theuer, wenn auch der gute Wille darin über das Verdienst hinausginge, ich achte es für eben so großes Verdienst, diesen guten Willen erworben zu haben. Sie werden aber diesem Blatte nun gleich die gedoppelte Nachsicht schenken müssen, die Sie bei dem vorigen erübrigt haben wollen; ich schreibe in spätester Nachtstunde, mit müder Feder und angegriffenem Kopfe. Wir haben hier nach ernstlicher Kälte wieder drückende Sommerschwüle, die Abende bringen aber noch feuchte Kühlung und im treulosen Wechsel

bleibt immer einiger Nachtheil zurück. Berlins Straßen und Spaziergänge wogen voll Menschen, es will jederman wissen, daß es Sommer ist, und sucht sein mäßiges Vergnügen, woran es denn auch nirgends fehlt. Ich aber empfinde bei dem Anblicke des vollen Sommers eine große Unruhe, ich dachte ihn hier nicht zu sehen und nun ist alles unaufhaltsam grün geworden, ohne daß ich von der Stelle gekommen bin! Sollte ich bleiben, so wäre mir das auch Recht, nur müßte ich's wissen. Aber auch meine Frau, die in jedem Falle reisen sollte, ist noch aufgehalten durch die Abwartung der äußersten Umrisse, die sich für mich wenigstens im Allgemeinen bei der Rückkunft des Hrn. Grafen von Bernstorff bezeichnen werden, und diese ist nun wiederum bis zum Ende dieses Monats ausgesetzt! So schwierig und langsam geht das Geschäft, die ausgewählten Grundsätze und geschlossenen Uebereinkünfte in angemessenen Ausdruck zu fassen. In der Wiener Verhandlung soll übrigens auf's Glänzendste der überlegene Geist und die vollendete Geschäftsführung des Fürsten von Metternich erschienen sein, wovon in den diplomatischen Kreisen mit einer fast unanständigen Bewunderung gesprochen wird; die Verdienste jenes Staatsmannes scheinen darnach bei früheren Gelegenheiten nur sehr unvollkommen gewürdigt worden zu sein. Der Mangel an fähigen Männern für die höheren Staatsgeschäfte macht aber allerdings den Einzelnen, der fähig ist oder dafür gehalten wird, ungeheuer im Werthe steigen. Ein merkwürdiges Beispiel bietet der mecklenburgische Staatsminister und Gesandte am Bundestage Herr von Plessen; seine Vorzüge sind seit dem Karlsbader Kongreß so überzeugend hervorgetreten, daß Baiern, Preußen, und sogar Oesterreich sich wetteifernd um ihn beworben und ihn zum Bundesgesandten haben machen wollen, welches er bis jetzt aber noch ausgeschlagen hat, da er in Mecklenburg

die angenehmsten Verhältnisse genießt, alles nach seinem Willen leitet und gerade jetzt manche Umgestaltung beabsichtigt, die mit seinen Lieblingsgedanken zusammenhängt. Die Anträge, die ihm gemacht worden, sind aber gewiß keine unbedeutenden Zeichen der Zeit und geben zu reichlichen Betrachtungen Anlaß, die hier jedoch keineswegs stehen sollen! —

Von unseren hiesigen Angelegenheiten unterrichtet Sie Herr von Stägemann besser, als ich es vermöchte. Nur mag er manche Sachen als unbegründet übergehen, deren Tageserscheinung im Publikum schon als solche nicht ohne Interesse ist, das freilich ungleich größer wäre, wenn ihre Wahrheit durch dauernde Wirkungen erwiesen würde. So hieß es in der ganzen Stadt, die Verhandlungen im Staatsrathe wegen der neuen Steuer hätten eine merkwürdige Opposition enthüllt, an deren Spitze die Königlichen Prinzen stünden und zu der die Herren von Vincke und von Ancillon gehörten. Letzterer sollte eine Rede gehalten haben, worin des Militairs als eines unzuverlässigen, gegen das eigene Volk nicht mit Sicherheit zu gebrauchenden Werkzeugs gedacht worden wäre. Kaum verbreitete sich diese Sage unter den Offizieren, als diese in Feuer geriethen, die erwähnte Aeußerung in's Gewisse zu bringen suchten, und, wenn dies gelungen, die auffallendste Rache an dem Redner zu nehmen betheuerten. Allein die Sache fällt von selbst weg, denn da kein Mitglied des Staatsraths die Verhandlungen mittheilen darf, so ist für einen Dritten nie sicher herauszubringen, was dort gesagt worden und was nicht. In diesem Augenblicke ist es wieder still davon, aber ich glaube das unangenehme Gerede hat dem Hrn. von Ancillon vielen Verdruß machen müssen, da auch von der als unbegründet erkannten Erbitterung immer etwas in den Gemüthern zu haften pflegt und bei Gelegenheit wieder an den Tag kommt.

Ein Freund von mir, dessen kalte Ruhe und ungeirrter Wahrheitsblick mich von jeher einen großen Werth auf seine Urtheile legen ließen, sagte gestern bei Gelegenheit des Wortes Opposition, es gäbe deren durchaus keine in dem Sinne, wie sie anderswo vorhanden sei, und am allerwenigsten gäbe es eine im Volke, das im Ganzen hier zufrieden erscheine, sondern höchstens unter den Vornehmen und Beamten, und auch diese hätten nur einen lockeren Boden unter den Füßen. Ich muß meinem Freunde beipflichten, eine Opposition, die nicht auf bestimmte Grundsätze deutet, sondern sich auf persönliche Verhältnisse beschränkt, verdient jenen Namen kaum, und ich möchte zweifeln, daß eine andere hier bestehe. Ich wünsche zugleich, daß dem Fürsten Staatskanzler so wenig als möglich der Weg, den er nach seiner eigensten Denkart gehen müßte, gehemmt und gehindert werde, denn jede Abweichung von dieser seiner eigensten Denkart ist ein wahrer Verlust für die Gesammtheit.

Es schwirren allerlei Gerüchte von Kriegsaussichten unter den Leuten umher, von einem Kongresse in Pesth, der sich auf die türkischen Sachen beziehen müßte, von wirklichem Türkenkriege, auf den besonders die Polen begierig sein sollen, von feindlicher Stimmung der Höfe von St. Petersburg und London: wer möchte mit Sicherheit behaupten, was von solchen Anlagen wieder vergehen und was davon sich entwickeln wird? Aber der wahre Boden der Begebenheiten in Europa ist unläugbar Frankreich, und dahin sind alle Blicke gewendet, die selbst nach Spanien nur über Frankreich gelangen. Jeder Vorfall, der sich unter den Franzosen ereignet, wirkt unmittelbar auf Stimmung und Verhältniß der Deutschen, dagegen das Treiben der Engländer uns wenig rührt. Die Franzosen herrschen noch jetzt in Europa; ihre Angelegenheiten wecken eine Theilnahme, die man den eigenen Sachen

kaum in solchem Maße gönnt; die französische „Minerva" nahm man hier begieriger zur Hand, als des Hrn. von Cölle „vaterländisches Verfassungsarchiv", dessen dicke Massen gegen einen raschen Angriff neuerer Geistesgründe (Prinzipien) nicht einen Augenblick haltbar sein würden.

Unsere diplomatischen Veränderungen sind noch immer in unbestimmter Schwebe. Daß der General Graf Tauentzien als Gesandter in London bleiben werde, wird sehr glaublich gefunden. Herr General von Wolzogen oder Herr Graf von Egloffstein sollen für Kassel in der Reihe stehen. Wegen der Gesandtschaft am Bundestage ist alles in Zweifel; es hat zehnmal geheißen, Herr Graf von Goltz bliebe und zehnmal, er ginge. Der Herr Geheime Legationsrath Balan geht nach Rom wegen Unterhandlung eines Konkordats, dessen Schwierigkeiten dadurch wohl nicht vermindert werden.

Herr von Otterstedt hat hier viele Personen, aber meist solche, aus denen er sich nichts macht, in die äußerste Empörung über sein Verfahren gebracht; er hat nämlich auch diejenigen Papiere und Briefschaften in Gruner's Nachlaß, welche dieser als Privatsachen noch bei Lebzeiten abgesondert hatte, trotz alles Widerspruchs der Wittwe, an sich gerissen und hieher eingesandt. Gruner war in keine Untersuchung verwickelt, sein vertraulicher Briefwechsel gehörte den Seinigen; die Durchsicht desselben wird viel böses Blut machen und kann dadurch viel Unheil verursachen. Wer weiß, ob selbst diejenigen, denen Herr von Otterstedt sich dienstefrig erzeigen wollte, ihm am Ende die Sache danken! —

Leben Sie wohl! Die herzlichsten Grüße von meiner Frau! Mit innigster Verehrung

Ihr

K. A. V. v. E.

Ich wünsche zu wissen, ob die in London erschienenen Memoiren des Hrn. Fleuri de Chaboulon in Frankreich nachgedruckt worden sind? Ich habe das Buch mit großer Spannung gelesen; ich denke mir, wenn es verhältnißmäßig bekannt wird, den Eindruck davon in Frankreich nicht gleichgültig. —

Die Geschichten mit den Gardes du Corps nehmen ja ein bedenkliches Ansehen! —

11.

Rahel an Oelsner.

Berlin, den 20. Mai 1820.

Wenn ich mir selbst schriebe, brauchte ich weiter nichts hinzuzusetzen. Von hier aus sehe ich die Welt. Der Ort in seinem geistigen und andern Zustande bedingt mir die Welt. Also bin ich ganz eitel, sie doch so anzusehen wie Sie: es läßt sich meines Bedünkens nichts mehr über sie sagen, als was Sie schon im Herbste schrieben: „Beide Parthien — aus zweien besteht sie einmal — sagen nicht was sie eigentlich wollen.“ Sie nannten auch dabei, was sie wollen; ich setze hinzu: und sie betrügen sich nicht mehr einer den andern: und diesen Punkt Zeit halte ich für eine Reise, die uns jeden Augenblick eine unbekannte Frucht aus der Schalendecke kann hervorbrechen lassen, welche die eine Hälfte der Leute als süß, die andere wird als bitter verzehren müssen. Es muß eine neue Erfindung gemacht werden! Die alten sind verbraucht. Priester, Regierungen, waren sonst ihrer Zeit vor; brachten Gesetze von Bergen, aus Wolken, von nicht bekannten Ländern; diese Gesetze sind durchdemonstrirt; jeder Mieth-

wohner des Erdenrundes weiß ihren Grund, oder wenigstens, er iſt ihm zu Ohren gekommen; nun will keiner ſie mehr als einſeitiges Gebot halten, ſondern ſie machen helfen: und eine geſetzliche Weiſe in dieſen Zuſtand zu bringen, wird allein noch gar nicht helfen; obgleich man auch dies noch in den höheren Etagen nicht gern will. Es iſt noch Phantaſie im Menſchen übrig für idealiſche Zuſtände, und die will Stoff, Nahrung. Alle gemeinſcheinende Anſprüche gründen ſich darauf; weil ſie auch von denen, die ſie machen, nicht verſtanden werden; und dieſe ſich in Mittel und Stoff vergreifen. Darum denk' ich mir einen Geſetzgeber, einen Regenten jetzt als ſolchen, der eine hohe allgemeingültige Anſicht des Lebens zu erfinden wüßte. Etwa eine neue Religion, welche die Sittlichkeit ſchärfer zu verſtehen gäbe, allen gebotenen Handlungen eine andere Richtung, einen neuen Ehrgeiz; oder einen neuen Geſetzgeber, der ein neues Organ erfände; wie wir ſchon an Schifffahrt, Ferngläſern, oder dergleichen haben. Aber aller Menſchen Geiſt, der Zufall, die Zeit, Gott wird ſo etwas ſchicken, das bin ich gewiß. Alles andere — wird ſchon etwas clabaudage; und ging ſie nicht an Leib und Leben, ſo bekümmerte man ſich nicht mehr drum, und ſie ennuyirte weniger. Eines wundert mich aber wie den größten Imbecille, immer ganz von neuem: wieſo gerade die Faiseurs in der Welt, das Ganze ſo wenig aus dem Ganzen anſehen. Bringt das die Verlegenheit des Handelns mit ſich?

Von mir weiß ich Ihnen nichts zu ſagen, als daß ich warte — auf Graf Bernſtorff. Nach deſſen Dispoſition will ich meine Marſchroute einrichten, und treffe im ſüdlichen Deutſchland dann vielleicht mit Ihnen und Madame Oelsner zuſammen. Das würde mich ungemein erfreuen! Berlin kennen Sie: es ſteht nicht ſtill: es läuft aber immer in der-

ſelben Richtung. Es kultivirt und kultivirt ſich: iſt aber zu entfernt von den kultivirteſten Ländern, und lange kein Mittelpunkt, um andere zu kultiviren. Die Berliner leben aber friſch drauf los: und das iſt Gewinn, alſo haben die Recht. Sein Sie mit dieſen Zeilen zufrieden! Es muß immer aus meiner Feder, was ich gerade im Kopfe habe. Darum bin ich *ſehr* diskret, *ehe* ich anfange zu ſchreiben. — Ich bitte Sie, lieber Herr Oelsner, iſt Madame Ceſar — Pauline — noch in Paris? Ein Wort von ihr! Ich bitte! —

Rahel.

12.

Oelsner an Varnhagen.

Paris, den 25. Mai 1820.

Ihrer ſehr richtigen Anſicht gemäß, mein Theurer, bleibt Frankreich noch immer das hauptſächlichſte Schwungrad der Begebenheiten in Europa, und die Art, wie es angetrieben wird, iſt der Betrachtung werth.

In dem Streite über das Wahlgeſetz, der ſchwere Folgen nach ſich ziehen dürfte, ſtrömen die Motive gegen das neue mit täglich wachſender Stärke. Wer bewundert nicht den Reichthum der Erörterungen! Auf eine ſo große Mannigfaltigkeit von Talenten waren wir durch die früheren Debatten nicht vorbereitet. Beſonders hat Conſtant die glänzendſten Vorſtellungen übertroffen. Es iſt nicht gewöhnlich, daß ein Geiſt ſeines Alters neue Gaben erwirbt. Wie auf einmal ſind bei ihm alle Kräfte, die er beſaß, zu höherer Entwickelung gediehen und eine Wärme, die ihm fehlte, hat ſich ihnen nebſt einer Fertigkeit zum Improvi-

ſiren beigeſellt. Da ſieht man, was der rechte Platz vermag, den gefunden zu haben Conſtant, ſonderbar genug, einem Fehltritt verdankt, einem, dem Manne von ſeiner Welt- und Menſchenkenntniß nicht leicht verzeihlichen. Beging er den Fehltritt nicht, ſo machte ihn Gent zum Miniſter, und ſeine Fähigkeiten ſtockten auf halber Bahn. Abgeſtoßen vom Hofe, zu welchem hin die Neigung ſeines Ehrgeizes ſtrebte, wurde er in den Beruf zurückgedrängt, für den ihn die Natur ſeiner großen Eigenſchaften beſtimmte. Man kann ihn recht füglich Mirabeau und Vergniaud an die Seite ſtellen. Dem Einen thut er es an Korrektheit, dem Andern an Kenntniſſen zuvor, und keinem ſteht er im Muthe nach. Die helle Vernunft, womit er jeden Gegenſtand in der Nähe ſowohl, als aus dem Geſichtspunkte der Zukunft betrachtet, ſein geſchmackvoller, ſinnreicher und beſtändig einfach klarer Vortrag, ſein unter allen Umſtänden ſich gleichbleibender Ton der feinen Welt, werden gewiß überall bemerkt, wo es empfängliche Leſer giebt, aber die Verhältniſſe des örtlichen Augenblicks muß man kennen, um das Verdienſt ſeiner Beſonnenheit, ſeiner Selbſtbeherrſchung, ſeiner Taktniß des Schicklichen zu ermeſſen. Ganz einzig iſt er in der, dem kochenden Blute unerreichbaren Kunſt, Kühnheit zu zügeln. Wie erbärmlich erſchien uns dagegen Cuvier, von deſſen blindgeladener Haubitze ſich das Miniſterium Wunderdinge verſprach. Ich beſorge, der Miethling hat ſich denen, die ihn gedingt, wenig empfohlen, und büßt in Salons den Ruhm, den er in Knochenhäuſern errungen, wo er, glaub' ich, am beſten gethan hätte zu weilen. Auf dem Felde der Politik verdammt ihn ſeine Karakterloſigkeit zu ſteter Subalternenſchaft. Einer Parthei gegenüber, die auf ſeichte Gründe geſtützt, mit hämiſcher Leidenſchaftlichkeit und ohne geſunde Logik für ſelbſtſüchtige Abſichten ficht und zu Gunſten unleid-

licher Forderungen, welche die Welt ermüden, nichts als ewig wiederkehrende, abgedroschene Litaneien zu wirbeln weiß, zeigt die Opposition überhaupt einen musterhaften Geist der Mäßigung; sie schöpft ihn zuverlässig aus dem innern Bewußtsein ihres spezifischen Gewichtes.

Der sämmtliche ultraistische Verstandesschatz streicht zu Tage in den Rednern der rechten Hand, die hinsichtlich des Umfangs der Begriffe das Trefflichste sind, was die Parthei aufzuweisen hat, ihr ächter Tokaier Ausbruch. Philosophie und gute Gründe sind diesen päbstlichen Junkern Hochverrath und Sünde gegen den heiligen Geist, an Gründen ist ihnen durchaus nichts gelegen, stat pro ratione voluntas. Wenn sie nur ihren Zweck erreichen! der kann nicht fehlen, so lange das Zentrum Walpole'schen Ueberzeugungen Folge leistet. Ist Ilium erobert, dann glaubt man, wahrscheinlich auch hie und da im Auslande, den Himmel voll Geigen, alles Wünschenswerthe so gut wie gewonnen, und die weiteren Resultate außer Zweifel. Noch habe ich keine französische Parthei gekannt, die im Siege weiser geworden wäre, und die Ultra scheinen mir gerade am wenigsten zur Bescheidenheit geneigt.

Bonaparte, die Freiheit zu Boden tretend, begünstigte in seinem Halbgottdünkel die Gleichheit. Niedriger Ursprung hinderte keine Seele sich an die Schwellen des Thrones zu schwingen und die aus den Hefen des Volks gefischten Barone und Grafen mißfielen der Menge so wenig, daß sie sich im Gegentheil gern in ihnen als Vettern und Oehmen bespiegelte. Dem ultraistischen Gerüste soll der bessere Theil der Nation zum Fußgestelle dienen. Der Versuch, ihm geduldiges Ertragen dieser Herabwürdigung anzumuthen, ist erschrecklich gewagt, wenn nicht dumm. Einen solchen Versuch sich beigehen zu lassen, kann nur Leuten einfallen, die ihr Zeitalter noch so wenig verstehen, daß sie die Revolution

bis dieſen Tag für das Werk der bande noire du juif Ephraim und Kreuzpflanzungen für Religion halten.

Die Bourbons ſind verloren, wenn das neue Wahlgeſetz nicht durchgeht, ſagt der Herzog von Richelieu zu allen die ihn hören. Allerdings hat ſich ihre Lage ſehr verſchlimmert. Daran aber iſt nicht das beſtehende Wahlgeſetz, ſondern die ſeinen Umſturz athmende Fehde ſchuld. Gekränkt kann es nicht wohl leiſten, was es ungekränkt vermocht hätte. Deſſen ungeachtet fürchte ich von ſeiner Wirkung weniger Gefahr für die Dynaſtie, als von dem nagelneuen, das der Nation verhaßt iſt, die ihre Geſetze faſt ebenſo leicht wie Moden wechſelt. Unter den Deputirten der liberalen Seite ſitzen vielleicht drei oder vier Bonapartiſten, alles übrige beſteht aus konſtitutionell geſinnten Royaliſten; Ternaux, Royer-Collard, Louvoiſier ſind ſtrenge Anhänger der Bourbons, treue uneigennützige Freunde des Königs. Ihre Warnungen verdienen Beherzigung. Aber ſie reden zu tauben Ohren. Man iſt nun durchaus Willens, ſich mit Präſervativen zu Grunde zu richten. Von Rußland wird geglaubt, es ſchmeichle den Wünſchen der Antibourboniſten. Eine Unterredung zwiſchen Graf Schouwalow und einem ſeiner Generale iſt mir aus ſicherer Quelle zugefloſſen. Der Hyperboräer ſcheint gar liberale Geſinnungen zu hegen. Was könnte Rußland beabſichtigen? Bernadotte möchte es, ſo lauten die Träume eines vermuthlich kranken Gehirns, nach Frankreich ſchieben, um ſich gelegentlich den Rüſſel anzueignen, den eine der ſkandinaviſchen Halbinſeln in Beziehung auf den riphäiſchen Elephanten bildet, und ohne welchen dieſer Elephant nimmer gegen den britiſchen Wallfiſch kämpfen kann. Aus dem Abentheurer, wenn man ihm nur Vorwand gefunden, Schweden zu räumen, mag alsdann werden was da will.

Die Windſtille des vorigen Jahres hörte gerade mit

Eintritt der Periode auf, da die Ultra wieder ihre Segel lüfteten. Seitdem ist von Komplotten die Rede, nicht immer leicht zu unterscheiden, erdichteten oder wirklichen.

Der Versuch Hrn. Decazes in den Prozeß des Mörders Louvel zu verwickeln, hat in der Pairskammer großen Zwist erregt und ist mißlungen. Bastard de l'Etang angeklagt, wichtige Aktenstücke unterschlagen zu haben, beschämte die Parthei durch diejenigen, so er vorlegte. Marschal Suchet zog heftig gegen Seguier und Belard zu Felde, welcher letzere ganz besonders sich des ehrenrührigen Ausdrucks sicaires de Bonaparte bedient hatte, indem er von der alten Armee sprach. Davoust glaubte ebenfalls das Wort nehmen und gewisse Umtriebe strafen zu müssen. Er erlaubte sich folgende Aeußerung an Seguier gewandt: chaque parti a sa queue de canaille, livrez-nous la vôtre et ne la protégez pas. Was von den Ultra, gilt ebenfalls von den Liberalen und so hatte der Schweif von diesen wohl ganz gewiß dem Herzog von Angoulême eine Schlinge gelegt. Der Zweck scheint gewesen zu sein, dem Könige Konzessionen abzunöthigen, dadurch, daß man sich in Besitz der Person des Prinzen als Unterpfandes setzte. Ob Beweis genug vorhanden, um den französischen Portiers zu Leibe zu gehen, ist eine andere Frage. Die hiesigen Blätter geben einen Brief Sr. Durchlaucht des Fürsten Staatskanzlers an Herrn Benzenberg mit der Bemerkung, daß der Wechsel keinen Zahltag festsetze.

In Spanien ist eine Art von Reaktion eingetreten. Man hat alle diejenigen verhaftet, welche ehedem gegen die Konstitution protestirt. Wird an den Furien der Rache das geringste Glied entfesselt, so sind sie nicht mehr zu bändigen, bei einem Volke besonders von so hastigem Karakter wie die Spanier.

Revolutionsepochen sind gräßliche, gräuliche. Ich sehe

nur ein einziges Mittel, das von ihnen unzertrennliche Böse zu lindern. Es steht bei den Regierungen. Sie müssen sich über allen Partheigeist zu erheben wissen, um mit Stärke Unbefangenheit des Geistes zu verbinden.

Frau von Cesar meldet mir, daß sie morgen nach London aufbricht. Möchte ich bald hören, daß auch Frau von Varnhagen in Bewegung sei, oder noch lieber, daß Sie beide zusammen freie Lüfte athmen und auf dem Wege zu einer angenehmen Bestimmung sind.

Empfehlen sie mich der weiblichen Gewogenheit. Sie kennen die Empfindungen, die mich für meine Genien beleben. Der Frühling hauche Ihnen Wohlsein!

Hochachtungsvoll

Ihr

Oelsner.

13.

Oelsner an Rahel.

Paris, den 31. Mai 1820.

Bei Empfang, gnädige Frau, Ihrer lieben, flüchtigen und doch so inhaltvollen Zeilen war mein Brief vom 25. schon in den Händen des Bestellers. Ergiebt sich dessenungeachtet, daß er einige Punkte der später eingelaufenen Schreiben beantwortet, so ist diese Zufälligkeit kein bloßes Ungefähr, wie man glauben könnte. Mit einiger Eitelkeit hätte ich hier freies Spiel, die Sache aus Gemüthsverwandtschaft, aus Sympathie, ganz zu Gunsten meiner Eigenliebe zu erklären; aber das gleichzeitige Erwachen übereinstimmender Vorstellungen hat auch anderswo, wenn die

Beobachter durch große Zwischenräume geschieden sind, und zwar in der wirklichen Beschaffenheit der Dinge seinen Grund. Letztere, wie sie uns vorliegt, wäre also überall dieselbe. Treffend schildern Sie in wenig Worten den krampfhaften Zustand unseres Zeitalters. Ihn zu stillen bedarf es einer, meinen Sie, neuen Erfindung. Der Einfall ist köstlich, sinnreich, drolligt, nur Ihnen kommen dergleichen, doch er verlangt mehr als noth thut. Was zu finden, ist gefunden, und die einzige noch zu machende Findung scheint mir, das Gefundene anzuwenden. Wenn Sie sagen, ehemals bekamen die Völker ihre Gesetze von Bergen und aus Wolken, heutzutage wollen sie ihre Gesetze verfassen helfen, so schwebt Ihnen die Silbe der Charade auf den Lippen und Sie entschlagen Sich bloß der Müh', sie auszusprechen. Oeffentliche, wahrhafte oder simulirte Verhandlung der öffentlichen Angelegenheiten ist das einzige Mittel, auf der Stufe unserer gegenwärtigen Sitten- und Geistesbildung die Regierungen mit den Völkern und diese mit jenen (nicht vollkommen auszusöhnen, denn eine völlige Zurechtstellung der Köpfe gehört in die Heimath des ewigen Friedens), aber einigermaßen in's Gleichgewicht zu bringen. Nur auf diese Art können sich die Regierungen das Produkt einer großen Masse von Kräften beigesellen, die ihnen sonst um so eigensinniger, einseitiger und anmaßender entgegenwirken, als sie sich vernachlässigter oder gar angefeindeter fühlen. Was die Dummheit betrifft, so ist sie zuverlässig unschädlicher, wenn sie offenbar, als wenn sie insgeheim zu Rathe sitzt. Die Maßregel der Oeffentlichkeit, uralt, wurde schon lange her, selbst in despotischen Reichen, bei außerordentlichen Ereignissen gebraucht, wo die Gewalt nicht auf unbedingt blinden Gehorsam zu rechnen wagte. Kriegsmanifeste haben keinen andern Zweck, als mit dem Volke zu raisonniren und die

Herrschaft des hohen Beschlusses, so weit sich nur immer thun läßt, auf öffentliche Ueberzeugung zu gründen. Was ehedem unter seltenen Umständen galt und stattfand, ist Bedürfniß des alltäglichen Lebens der Völker geworden. Spanien liefert ein redendes Beispiel von dem Nachtheile der Verheimlichungen. Gelangten die andalusischen Begebenheiten treulich zur Kunde der Nation, mußten die Gerüchte nicht im Finstern schleichen, so gerieth Ferdinand nicht in die Nothwendigkeit, die Konstitution der Kortes gerade in dem Augenblicke anzunehmen, wo sich der Ueberrest von Diego's zerronnener Truppe auflöste. Ferdinand ist zu bedauern.

In einer gewissen Sphäre will es durchaus nicht hell werden. So rasen die hiesigen Ultra blindlings in ihr Unglück. Sie wollen nicht begreifen, daß nach einer Umkegelei, wie die in der französischen Revolution, sich die Welt nicht auf den alten Fuß stellen läßt, daß ihr neue Formen, neue Anstalten unentbehrlich sind. Der Angriff auf das Wahlgesetz ist der ungeschickteste Streich, den man begehen konnte. Durch eine ganz besondere Gunst der Umstände wird an einem zur Demokratie geneigten Zeitalter ein in der That aristokratisches Gesetz beliebt und populär. Dieses Gesetz genügt dem Schwindelgeiste versessener Ansprüche nicht. Er versucht die Stimmfähigkeit noch mehr zu beschränken und indem er dem großen Eigenthum Vorrechte zu erwerben strebt, weckt die vielleicht sehr unselige Frage: ob denn materielles Eigenthum überhaupt ausschließliche Vorzüge besitzen soll?

Hrn. von Stägemann habe ich dringendst empfohlen, Ihnen Roullat's »notice historique« mitzutheilen. Niemand in Deutschland weiß solch ein Werk besser zu schätzen, als Sie, meine Gnädige. Wie Roullat würde vielleicht ein

Pudel die Hochzeitfeier oder das Leichenbegängniß seines Hausherrn beschreiben, und was Roullat zu leisten vermag, wenn er sich über seinen Gesichtskreis erhebt, zeigt der Hut, den er der Büste des Königs aufsetzt. Bezweifelt Herr von Stägemann noch die Aechtheit der Louis Bonapartischen Memoiren, so bitte ich dem Hrn. Geheimenrathe zu bemerken, daß wohl keinen Verfälscher die Lust anwandeln kann, die langweilige Manier des Verfassers nachzuäffen. Hrn. von Varnhagen zu antworten, muß ich auf ein anderesmal verschieben. Doch kann ich zwei Stellen seines Briefes hier nicht unberührt lassen. Die Gewißheit, womit diplomatische Kreise den Lauf der Geschichte und ihre Resultate richten, erweist ihre Beschränktheit. Sie halten den nächsten sinnlichen Eindruck für Ultimatum und ahnen nicht, daß während der Schlacht eine selbst schwache Parthei größer erscheint, als sie ist, durch den Troß, der am Ende dem Sieger angehört.

Der zu Leipzig gehaltene Kongreß der öffentlichen Meinung, dessen Herr von Varnhagen erwähnt, führte mich auf den, der alle Sommer in den deutschen Badeplätzen stattfindet. Ich würde mich glücklich schätzen, einen davon mit Ihnen besuchen zu können. Noch unendlich erfreulicher wäre es mir, Sie hier zu sehen. Möchte das Wort, das zu dieser Hoffnung berechtigt, das Ihnen entschlüpft, kein loses, leichtsinniges Wort sein! Besuchen Sie mich in meinem Wittwerstande, kommen Sie, theuerste Freundin, meine Frau bringt den Sommer in St. Cloud zu. Empfehlen Sie mich Hrn. von Varnhagen.

Mit unwandelbarer Verehrung für beide

Ihr ergebener

Oelsner.

14.

Oelsner an Varnhagen.

Paris, den 3. Juni 1820.

Für Voß, mein Hochverehrteſter, bin ich Ihnen dankbarlichſt verbunden.

Das Verwerfen des Amendements von Familie Jordan erregt große Niedergeſchlagenheit bei allen aufrichtigen Freunden des Friedens. Die Bonapartiſten aber freuen ſich eines Ereigniſſes, wodurch die Spaltung zwiſchen dem Hofe und der Nation erweitert wird.

Geſtern hat es in der Umgegend des Sitzungsplatzes Schlägerei gegeben. Königliche Gardiſten in bürgerlicher Kleidung ſchimpften Hrn. von Chauvelin, wie er in der Sänfte nach dem Wagen getragen wurde. Das Publikum nahm Parthei. Die Gardiſten haben, wie es ſcheint, den Kürzeren gezogen, und es hat Zeit gebraucht, den Tumult zu beſänftigen.

Heute ſind alle Zugänge des Platzes und Palaſtes Bourbon ſtark mit Wachen beſetzt und die Patrouillen der Gendarmerie ziehen auf und ab.

Aus den Provinzen fürchtet man wichtige Nachrichten zu hören.

Leben Sie wohl!

Der Ihrige

Oelsner.

15.

Oelßner an Varnhagen.

Paris, den 10. Juni 1820.

Sie muthen mir nicht zu, Verehrter, Ihnen die einzelnen Vorfälle zu schildern, die sich seit acht Tagen hier ereignet haben. Den Block der Begebnisse liefern die Verhandlungen der Kammern. Daß die Gewaltthätigkeiten am 3. vom Uebermuthe der Ultra ausgegangen, leidet keinen Zweifel. Recht unsinnigerweise haben sie solchergestalt ihren in der Sitzung erfochtenen Sieg verhunzt. Während des Sonntags war Ruhe oder vielmehr die Partheien rüsteten sich in der Stille. Am folgenden Morgen untersagte ein Anschlagszettel das Zusammensein von mehr als drei Personen. Gegen Abend waren die Kay und der Platz Louis XV. mit Tausenden angefüllt. Ohne das äußerst schonende Benehmen der Truppen und einen zur rechten Zeit eintretenden Platzregen wäre die Geschichte vermuthlich sehr übel abgelaufen. Dienstag hat es heftigere Auftritte gegeben. Die jungen Leute hatten bei dem Leichname Allemand's, den trotz des beständigen Regens zehntausend zu Grabe begleiteten, Rache geschworen. Der Schutt und die Steine, welche um die Madeleine liegen, diente ein wahrhaft militairisches Manöver zu decken. Wie ich Mittwoch Abends gegen 8 Uhr aus einem Hause der Ecke rue Caumartin trat, stieß ich auf einen ungeheuern Zug von Volk, der mit erschütterndem Geschrei: Vive la charte! brüllte, aber niemanden etwas zu Leide that. Ihm folgte ein zweiter. Eine Viertelstunde darauf flog Kavallerie im Galopp die Boulevards entlang, um den Zug erst zwischen Porte St. Martin und Boulevard du temple zu erreichen, wo es einen tüchtigen Zusammenstoß gegeben hat. Vorgestern Abend ist der

Kavallerie ſtark mit Steinen zugeſetzt worden in der Vorſtadt St. Denis. Dort hat es geſtern abermals Auftritte gegeben. Um 10 Uhr begegnete ich einem Kuiraſſierregiment, das des Weges zog und hörte von Verwundeten ſprechen. Die Miniſter und gewiſſe Blätter bemühen ſich, aus ſehr guten Gründen, die Bewegungen geringer darzuſtellen, als ſie ſind. In den jungen Gemüthern herrſcht ein Ingrimm, der ſich mehr und mehr dem Volke mittheilt. Das geſtern angenommene Amendement von Boin iſt ein Palliativ, mit dem ſich ein Theil der Regierung und die ſchüchterne Mitte der Kammer beruhigt, das aber weder die Liberalen noch die Ultra zufrieden ſtellt. Eine Kammer aus zweierlei Elementen, zweierlei Wähler ſind unausführbare Dinge, wie die Sachen ſtehen. »Drapeau blanc« ſagt, das Volk habe dem Mörder Louvel zugerufen: monstre. Das Volk hat ſich nicht nur ganz ſtill gehalten, ſondern die Hüte ſind ſogar abgenommen worden, denken Sie ſich die Abſcheulichkeit, aber es iſt nur leider gar zu wahr, daß dem gemeinen Manne ſelbſt die Rede gefällt, wovon ich Ihnen Abſchrift ſende.

Leben Sie wohl!

Delsner.

16.

Quelques traits du discours de Louvel.

Mr. le Chancelier: Accusé Louvel, avez-vous quelque chose à ajouter à votre défense? Louvel, qui pendant tout le cours des plaidoyers a gardé un profond silence, les yeux constamment fixé sur un papier, se lève et prononce d'une voix un peu altérée les paroles sui-

vantes, que nous rapportons aussi exactement qu'il nous est possible. La lecture que fait l'accusé est souvent interrompue par la difficulté où il paraît être à lire son écriture.

Aujourd'hui, si j'ai à rougir d'un crime que j'ai commis tout seul, mais en attaquant par derrière . . . une consolation ne m'abandonnera pas : c'est que la France n'en est pas deshonorée, pas plus que ma famille. On m'accuse d'avoir assassiné un prince de la famille royale, oui, j'en suis coupable, mais j'ai voulu détruire les éternels ennemis de la patrie . . . On doit voir en moi un Français qui s'est dévoué pour la France . . . Les hommes du gouvernement sont autant et plus coupables que moi, ils ont pris des crimes pour des vertus et des vertus pour des crimes . . . Le plus mauvais gouvernement a toujours frappé les traîtres à la patrie . . . quand les étrangers menaçaient la France, tout les Français devaient se rapprocher, se réunir pour les combattre . . . Suivant moi, dans mon idée, un homme exilé est à plaindre, mais si un Français qui est obligé de sortir de France, s'occupe de nuire et porte les armes contre sa patrie, il ne peut plus rentrer sur le sol, il est coupable, il perd sa qualité de Français . . . je ne puis m'empêcher de penser que si la bataille de Waterloo a été funeste à la France, c'est que des Français a Bruxelles et a Gand ont favorisé les étrangers et leur ont donné le succès . . . Suivant moi, dans mon sentiment, la mort de Louis XVI. était nécessaire. La France y a consenti. Si une poignée d'intrigants s'était présentée aux portes du chateau pour lui donner la mort, je croirais le contraire, mais il est resté en arrestation avec sa famille longtemps avant sa mort, de sorte que

si réellement il n'y avait eu que quelques hommes, il n'aurait pas péri, la nation entière, s'y serait opposée . . . Aujourd'hui encore, suivant moi et dans mon opinion, les Bourbons sont coupables, la nation, la nation qui les souffre en est deshonorée, et c'est ici mon dernier adieu.

Zum 10. Juni.

An dem gestrigen Tumulte sollen bei vierzig bis fünfzigtausend Personen theilgenommen haben. Daß sich die Vorstädte in den Handel mischen, ist böser Vorbedeutung. Von der reitenden Nationalgarde heißt es, daß sie viele Verwundete zähle, unter denen sich auch Marschall Oudinot befinden soll, dem eine Flasche an den Kopf geflogen. Das letztere möchte wohl erlogen sein.

17.

Oelsner an Varnhagen.

Paris, den 16. Juni 1820.

In der Nacht vom 9. zum 10. war die Unordnung so groß, daß Dragoner von St. Chamans mit gezückten Säbeln einen Angriff thaten auf die Nationalgarde, welche sich nicht anders zu helfen wußte, als die Bayonnette vorzustrecken. Marschall Oudinot, dem da ahnte, daß nicht alles mit rechten Dingen zugehe, befand sich dort, beobachtungshalber in bürgerlicher Kleidung. Durch den Wirrwarr gerieth er unter die Füße der Pferde und Menschen. Sobald er sich wieder auf die Beine gerafft, machte er dem Anführer Vorwürfe.

Dieser behauptete, die Nationalgarde habe vive la charte hören lassen. Dubinot, der das Gegentheil bezeugen konnte, beschuldigte den Rittmeister, einer Parthei zu dienen, die mit aller Gewalt Blut vergießen wolle. Der Mann ist verschwunden, wahrscheinlich anderswohin versetzt worden, relata refero. Seit Sonntag herrscht Ruhe. Die militairischen Anstalten dauern fort und von der Polizei werden Verhaftungen vorgenommen. Das Wahlgesetz, wie es sich durch den Ausbesserungshülfsantrag des Hrn. Boin in der Angst gestaltet hat, die sich aller Gemüther bei dem Drohen einer Revolution bemächtigte, ist ein Sänftigungsmittel, aber wohl nichts mehr. Die Zeit erlaubt mir nicht, mich über vielerlei Gegenstände auszubreiten. Mit einer Bitte nur kann ich Sie nicht unbehelligt lassen und zwar mit einer sehr dringenden. Es ist um einen biographischen Artikel des Pr. Meierotto zu thun, zu welchem mir hinreichende Angaben fehlen, den ich aber einem Freunde habe zusagen müssen. Ach, wenn Sie mich in den Stand setzten, Wort zu halten! Sie würden mich unaussprechlich verbinden. Doch es kommt hier nicht allein auf die Sache, sondern auch auf Schleunigkeit an. Dürfte ich mir schmeicheln, von heute in drei Wochen Besitzer Ihrer gütigen Antwort zu sein? Meine Verehrung der Frau von Varnhagen.

Mit innigster Hochachtung und Ergebenheit

Oelsner.

18.

Varnhagen an Oelsner.

Berlin, den 30. Juni 1820.

Ihrem Verlangen, verehrteſter Freund, in Betreff Meierotto's, wird beikommendes Werk hoffentlich überreiches Genüge leiſten. Ich wollte Ihnen Anfangs einen Auszug beſorgen, fand aber das Buch ſelber ſo ſchätzbar, die mannigfachen Nachrichten ſo anziehend, daß ich für nöthig hielt, das Ganze zu ſchicken, beſonders da mir der Maßſtab fehlte, bis zu welchem Grade der Ausführlichkeit Ihre litterariſche Abſicht gemeint iſt. Mich hat beim Leſen auf's neue wieder die Betrachtung getroffen, aus wie viel Armuth und Elend und mit welchem Fleiß und Ringen ein Edler aus dem Volke endlich ein Ziel erreicht, wo er die höheren Kreiſe zu berühren anfängt, aus denen ein bevorrechteter Unedler mit mehr Vortheilen und Hülfsmitteln den Anfang ſeiner reichen Bahn betritt, als jenem nach zurückgelegter, für alle Tugend und Arbeit zum Lohn geboten wird! — Mit größter Theilnahme und lebhafteſtem Danke haben wir die Reihe von Briefen empfangen, mit denen Sie uns in dieſer Zeit erfreut haben! Sie müſſen mir verzeihen, daß ich eine Zeit lang nicht geantwortet; ich fand einige Schwierigkeit wegen der ſichern Beſorgung meiner Briefe, da ſowohl Herr von Stägemann als Herr von Rother verreiſt waren, jetzt iſt letzterer wieder hier, und ich benutze ſeine Güte ſogleich. In einiger Zeit wird auch Herr von Stägemann von Karlsbad zurückkehren. Der Staatskanzler wird erſt am 5. oder 6. Auguſt nach Pyrmont gehen, nachdem der König von Karlsbad und Töplitz, wohin ſeine Majeſtät begleitet von dem Fürſten von Wittgenſtein in dieſen Tagen abreiſen, wieder hier eingetroffen ſein wird. In Kurzem werden denn

auch wohl unsere durch die lange Verzögerung fast eingestockten Diplomaten auf den Weg kommen; ich hoffe kaum noch, für mein bescheiden Theil darunter zu sein, und weiß nicht, wo es mit mir hinaus will! Die einzelnen Bestimmungen sind noch nicht ganz klar, eine Anzahl Personen schwebt um eine Anzahl Plätze; Herr von Werther, Herr von Clausewitz, Fürst von Hatzfeldt und Graf von Tauentzien waren auf London gerichtet, die beiden letzten hatten bald die ersten beseitigt, und wahrscheinlich wird Graf von Tauentzien, wenn die Besoldung des Postens ansehnlich genug erhöht worden, den Preis davon tragen. Für die Schweiz nennt man den Grafen von Meuron, vor andern Bewerbern; für Kassel den Grafen von Egloffstein, Hrn. von Clausewitz, Hrn. von Wolzogen; für den Haag, wenn Fürst von Hatzfeldt abginge, ebenfalls wieder Hrn. von Werther und Hrn. von Clausewitz. Am schwierigsten scheint die Besetzung der Bundesgesandtschaft in Frankfurt, wo Graf von Goltz bestimmt nicht bleiben soll; man unterhandelt deßhalb mit Hrn. von Humboldt, der von Tegel dazu in die Stadt gekommen. Herr von Greuhm, der aus Philadelphia hier angekommen, nimmt seinen Platz im Departement. — Herr Graf von Bernstorff ist seit der Rückkehr von Wien sehr leidend; außer der Gicht, die ihm Hände und Füße befällt, befürchtet man Brustwassersucht; das Geschäftsleben bietet in unsern Tagen auch mehr Dornen als Rosen, und so befindet sich der würdige Mann, über dessen persönlichen Karakter auch bei seinen erbittersten Feinden nur Eine Stimme ist, in keiner beneidenswerthen Lage! Die Schlußakte von Wien wird auch nicht in dem Sinne anerkannt, als man dort im Kreise der Versammelten sich berechtigt glaubte zu erwarten: die meisten Leute haben beschränkte Gesichtspunkte, aus Leidenschaft verkennen sie, was dem Gemeinwohl und sogar was

ihren eigenen Ansichten entspricht; wie kann man läugnen, daß alles, was dem Bundeswesen überhaupt, und der höchsten Behörde Deutschlands insbesondere, Stärke und Haltung ertheilt, in jeder Beimischung ein wahrer Gewinn ist für die vaterländischen Angelegenheiten? Es kommt alles auf die Art der Anwendung und Ausübung an, die, wie bei allen deutschen Anstalten, sehr verschieden sein kann. Die Bestätigung der bestehenden Verfassungen ist äußerst wichtig; die Bestimmung über die künftigen, in Betreff der den Fürsten vorbehaltenen ungetheilten Staatsgewalt, mißt sich an jenem Beispiele, welches die süddeutschen Verfassungen nicht als diesen Grundsatz verletzend voraussetzt. Und so ist es auch mit andern Artikeln. Im Ganzen hat die Akte wenig Aufsehen erregt, und nur eine kalte Aufnahme gefunden, ohne Erbitterung und Haß, die sonst so sehr bei der Hand sind!

Dr. Jahn hat sich seiner Fortschaffung nach Kolberg wenig widersetzt, er wird dort frei sein und seine Pension von 1000 Rthlr. genießen, bis die ganze Untersuchung geendigt ist. Durch Entdeckungen im Lippischen hat sich die Umtriebssache neuerdings aufgefrischt, allein das Publikum erwartet keine wichtige Neuigkeit mehr aus diesen Dingen. Einiges Aufsehen macht die Zueignung, durch welche Herr Professor Thiersch in München seinen verdeutschten Pindaros dem Jahn als dem Herstieller gymnastischer Spiele preisend gewidmet hat; die Zensur ist nicht streng gewesen, sonst hätte man die Zueignung wohl unterdrückt; überhaupt wird in Baiern und Sachsen alles Mögliche gedruckt, und auf den Verdruß, den andere empfinden könnten, keine Rücksicht genommen.

Haben Sie im „Hamburger Korrespondenten" das Geschichtchen des Grafen von Westphalen, eines nahen Bekannten von mir, gelesen, der eine seinem Söhnchen in der Schule

widerfahrene Anrede an dem bürgerlichen Schuljungen thätlich gerochen, und deßhalb vor Gericht gestanden hat? Er war zu dreimonatlichem Gefängniß und 50 Thaler Strafe verurtheilt, eilte aber von Bern hieher, und hat, ungeachtet des Einspruchs des Justizministers, erlangt, daß ihm das Gefängniß erlassen ist, und er nur das Geld erlegt. Die Sache macht schon hier Lärm, und wird es noch mehr am Rhein, wo die Leute die Adeligen immer begünstigt glauben, und sich an das Zeugniß von civisme, welches Perthes im „Hamburger Korrespondenten" dem Grafen höchst ungeschickt ertheilt hat, nicht kehren werden. Dagegen hat ein gewisser Wildenhain zu Dresden in der „Isis", deren zähes Leben noch fortdauert, einem andern Freunde von mir, dem Baron de la Motte Fouqué, weil er ihm Gedichte verändert, deutschderbe Ohrfeigen geboten! Welche Zeiten, welche Sitten! Fouqué muß nun bei allen Potentaten für jenen Wildenhain die Erhebung in den Adelstand erflehen, damit er die Beleidigung abfechten könne; und was soll er machen, wenn jener bürgerlich bleiben will? —

Hier ist alle Thätigkeit und Erwartung der Leute auf die neuen Maßregeln in Betreff des Staatshaushalts gespannt. Die neue Kommission, welche der König zur Prüfung der Ausgaben niedergesetzt, wird beträchtliche Ersparnisse verfügen. Eine Menge Unterbeamte haben ihr Urtheil erhalten, andere sind dessen gewärtig. Es entsteht daraus, daß man allgemeine Klagen vernimmt, indem der Eine mehr zahlen, der Andere weniger empfangen soll. Die Beamten sind ein wichtiger Theil des Volks, der auf die öffentliche Stimmung den größten Einfluß hat. Wenn erst alle Verfügungen bekannt sind, wird ein gräßliches Geschrei erschallen; man sagt schon jetzt, daß man den Pfennig und den Groschen beschneide, und dem Thaler dagegen noch zulege. In

der That muß manches hundert Thaler gestrichen werden, um die siebentausend, die Graf Haugwitz, die vierzehntausend, die Graf Goltz auch nach seiner Abberufung empfängt, und die zwölftausend, die Graf Tauentzien mehr erhalten soll, und viel anderes dergleichen, wieder gut zu machen. Allein ich glaube, daß das Geschrei der Kleinen zuletzt auch die Besoldung und Pensionen der Großen erschüttern wird. Uebrigens stehen unsere Finanzen wahrlich so schlecht nicht, als man es machen will, und wären vielleicht jene Maßregeln, die als äußerste erscheinen, zu vermeiden, wenn nicht der Preuße in dem Worte Staatsschuld ein zu arges Gespenst sähe, das er nicht schnell genug bannen zu können glaubt. Herr Geheimerath Rother wird in seiner neuen wichtigen Thätigkeit allgemein gelobt, obgleich auch ihm allerlei Hindernisse oft im Wege stehen mögen.

Sie können sich denken, welchen Antheil wir hier an den französischen Bewegungen genommen haben! Die Vorgänge wurden durch die Gerüchte noch vergrößert, die Tuilerien sollten durchaus in Flammen stehen. Man bewundert hier die Entschlossenheit und Konsequenz der französischen Minister, die dem Volke mit Erfolg Trotz geboten; man wußte übrigens, wie es scheint, durch vertrauliche Mittheilung des dortigen Hofes, der das Ausland beruhigend verständigen wollte, schon lange von den Anstalten des Kriegsministers, um in Paris durch verläßliche Truppen den Meister zu spielen. Die Konsequenz will mir aber am wenigsten einleuchten, wenn ich betrachte, wie sehr die Minister seit voriger Sitzung und während der jetzigen ihren Gang verändert haben. Das jetzige Wahlgesetz wird ihnen auch keineswegs leisten, was sie wollen und erwarten, wenigstens dünkt mich, daß es den Liberalen noch alle Pforten offen läßt; und würden sich nicht bei den Wahlen in den Pro-

vinzen, wenn man die Liberalen mit Gewalt abwenden wollte, viel gefährlichere Auftritte zeigen, als alle bisherigen waren? Es sieht nicht aus, als ob der Kampf durch die jetzige Zwischenruhe schon geendigt wäre! In diesem Sinne spricht auch unsere „Haude- und Spener'sche Zeitung" vom 20. Juni, welche über Frankreich einen eigenen Artikel aus der Feder des Hrn. von Schöll enthält, über dessen Schluß hier nur Eine Stimme der Verwunderung war; es ist darin das Aergste zugegeben, was man bisher verneinte; ich glaube, die Feder ist mit der Absicht durchgegangen und die Zensur hat geschlafen. Auch die „Staatszeitung" ist über die französischen Angelegenheiten seit der Abwesenheit Hrn. von Stägemann's viel mäßiger in ihrem Urtheil; ich sehe, daß es besser wäre, wenn ein Ultra sie redigirte, als ein Liberaler, der den Ultra spielt, und die Rolle, um nur ja darin zu sein, überladen muß. Ich wünschte unserm verehrten Freund von ganzem Herzen, ihn seines Geschäfts überhoben zu sehen, das ihn nur der Verkennung und allen Verdrießlichkeiten einer Zwischenstellung aussetzt! —

Ueber die französischen Angelegenheiten haben mir Ziévée's »Réflexions sur les trois premiers mois de l'année 1820« sehr merkwürdig geschienen. Von dem Antheil, den das Publikum in gewisser Richtung bezeigt, ist der Umstand anzuführen, daß von Fleuri de Chaboulon's Memoiren zu gleicher Zeit in Hamburg und in Leipzig zwei saubere Nachdrücke erschienen sind, die reißend abgehen. Die Renommée verschafft einem hiesigen Konditorladen, wo sie gehalten wird, mehr Zulauf, als seine gute Lage. Die politische Interesse unter den Deutschen ist selten feurig und zusammenstimmend, aber es geht nie ganz aus und setzt sich im Einzelnen desto fester.

Es wird viel von einer russischen Note gesprochen, durch

welche der Kaiser Alexander die Aufmerksamkeit der großen Höfe nach Westen lenken und die Sammlung kriegerischer Kräfte dorthin zu wenden, mahnen soll. Der angebliche Inhalt dieser Note stimmt nicht mit den Aeußerungen, die von Graf Schouwaloff in Paris erzählt werden. Ich möchte glauben, daß Rußlands Augenmerk mehr auf den Osten, als auf den Westen gerichtet ist; ihm leuchten dort große Geschicke, deren Bahnen sich nicht nach Willkür öffnen und schließen, sie müssen betreten werden, wenn sie sich darbieten. Freilich, wohl hängt Ost und West zusammen! Die Russen werden es noch genugsam zeigen! — In Schweden gestaltet sich viel neues Leben; der dritte Stand und die Geistlichkeit sind der jetzigen Ordnung der Dinge ergeben, der Adel fügt sich und spaltet sich, die Litteratur ist im mächtigen Aufschwunge und ihr Eifer verschwistert sich mit Vaterlandseifer; der König ist klug und auf seiner Hut, als Krieger ist er gewiß zu zählen, und er hat Schwedens Vertheidigungsstand gehoben. —

Ich schreibe und schließe meinen Brief heute, obgleich erst morgen der Kourier geht. Ich thue es, um sicher zu sein, den Abgang nicht zu versäumen; auch erhalte ich die Briefe, die der Kourier heute etwa mitbringt, nicht früh genug, um gleich mit dem abgehenden wieder zu antworten. Ich bemerke dies nur zu meiner Entschuldigung.

Leben Sie wohl! Mit innigster Verehrung

Ihr getreuer

K. A. V. v. E.

19.

Varnhagen an Oelsner.

Berlin, den 7. Juli 1820.

In Deutschland wird es wieder etwas regsamer, seitdem die hemmende Erwartung, welche auf die Wiener Verhandlungen gerichtet gewesen, durch deren Schlußakte gelöst worden. Die ständischen Lebenstriebe schießen in Darmstadt auf, während sie in Baden sich erneuern; es fehlt nicht an vielfachen Anlässen ernster Betrachtung! Unsere Landsleute sind schwer zu befeuern, aber noch schwerer abzuschrecken; die Hessen beginnen ihre Sache, als wenn sie die ersten wären, die damit zu thun haben, als wenn Baiern, Würtemberg und Baden sich noch keine blauen Augen auf dem Verfassungswege geholt hätten, die Minister sind noch ebenso unberathen, als die Volksvertreter muthig. Die hessendarmstädtische Regierung scheint weniger ihre inneren Gegner, als das Einmischen der äußeren Schutzgewalt zu fürchten, womit sie doch selbst in Wien den Bundestag zu bekleiden geholfen hat; nur auf diese Weise ist die schnelle und gänzliche Nachgiebigkeit zu begreifen, durch welche man die Ansprüche der Stände zu befriedigen verspricht. Eine solche Nachgiebigkeit liegt gewiß nicht im Geiste der dortigen Verabredungen und doch folgt sie aus diesen; so wenig ist die Naturlehre bis jetzt in der Staatskunst befestigt, jeden Augenblick erfolgen andere Wirkungen aus den festgesetzten Ursachen, als man mit allem Scharfsinne berechnen konnte! Ungemein wichtig erscheint mir auch das Vorhaben der süddeutschen Regierungen, sich in Betreff des Handels und der Zölle als ein einziges Ganze aufzustellen; Süddeutschland gewinnt dadurch an Zusammenhang und Ansehen und schreitet nur um so schneller auf der Bahn der Entwickelung fort, die ihm viel-

leicht seit den Zeiten der Hohenstaufen nicht so wie jetzt geöffnet gewesen ist. Man darf dies im Norden, meines Bedünkens, nicht lange mehr unbeachtet lassen, wenn man nicht ein Uebergewicht verlieren will, dessen Besitz jetzt wohl noch in den Banden früherer Ereignisse bewahrt ist, es aber schwerlich in den Banden der jetzigen künftig sein dürfte. — Uebrigens ist aus den inneren Verhältnissen Deutschlands für's erste noch keine Begebenheit zu erwarten, die eine allgemeine Veränderung der Staatsstellung befürchten ließe; desto mehr reifen und bereiten sich freilich die Kräfte, die einst an einer solchen Begebenheit, Falls ein Krieg im Osten oder Westen sie uns brächte, furchtbaren Antheil nehmen würden.

Die Zeitungen haben verbreitet, am 3. August würde die preußische Verfassungsurkunde erscheinen: diese Nachricht ist gewiß voreilig; nach den Worten des Fürsten Staatskanzlers soll vorher der Staatshaushalt in völlige Ordnung gebracht werden, und dies kann bis zu jenem Zeitpunkt bei weitem noch nicht geschehen sein; die damit beauftragte außerordentliche Kommission ist zwar unaufhörlich beschäftigt, allein die Schwierigkeiten sind auch sehr groß. Herr von Vincke, ein Mann, dessen Geist und Rechtschaffenheit allgemein gepriesen werden, hat in jener Kommission den Knoten lieber zerhauen wollen, und schlechtweg ein Herabsteigen aus dem Range einer ersten Macht, die Verminderung des stehenden Heeres um 50,000 Mann und die Abschaffung aller überflüssigen Oberbeamten — worunter er selbst in seiner Eigenschaft als Oberpräsident sich finde — angerathen; allein solchen Rath scheinen Menschen nicht ausführen zu können, nur das Geschick und die Nothwendigkeit. Aber die Sache ist doch ein Zeugniß großer Selbstständigkeit und kraftvoller Gedanken, woran es hier überhaupt nie fehlen wird, sobald man nur

zum Hören geneigt sein will. Hrn. von Vincke's Antrag hat auch noch das Bedenkliche, daß man beim Herabsteigen nicht gut bestimmen kann, wo man stehen bleiben will, sondern leicht ein paar Stufen zu tief kommt, ja wohl dann erst recht dazu gedrängt wird. Ich ziehe lieber die entgegengesetzte Nutzanwendung aus dem Bilde der gegenwärtigen Lage, und sage, Preußen muß höher steigen, wenn die jetzige Stufe, wie Hrn. von Vincke wohl zuzugeben ist, zu viel Unbequemes hat. Und dieses Höhersteigen findet in manchem Betrachte schon wirklich Statt; die Volkszahl, der Anbau und alle Thätigkeit — etwa die des großen Handels und der Seeschifffahrt abgerechnet — vermehren sich in steigendem Maße; die Freiheit der Bauern und die Gewerbefreiheit, durch Gemeinheitstheilung und Kunststraßen unterstützt, werden nicht bloß in Pommern, wie Herr Oberpräsident Sack sich ausdrückte, ein zweites Pommern schaffen, sondern in allen alten Provinzen neue hinzu erwerben. Dieses Wachsen der Volkskraft dürfte auch in der Verfassungssache ein wesentlicheres Förderungsmittel sein, als vieles andere, was dafür gilt. —

Ich habe Ihnen neulich über Hrn. von Humboldt's Bestimmung nach Frankfurt nicht ganz richtig geschrieben. Allerdings behauptet man noch, daß der Herr Graf von Bernstorff die Sache wolle und betreibe, aber der Fürst Staatskanzler verneint dies Vorhaben mit Nachdruck. In diesem Falle dürfte also wohl nichts daraus werden, denn der Fürst ist noch jeder Opposition gewachsen gewesen und wird es zuverlässig auch bleiben, so lange nur Personen und nicht Sachen ihm entgegenstehen. Ueber die Besetzung der diplomatischen Posten scheint im Allgemeinen viel Zweifel und Widerspruch fortzudauern.

Unsere „Staatszeitung" vom 4. dieses enthält einen Auf-

satz über den zweiten Theil einer Geschichte des preußischen Staates während der neueren Zeit. Das Buch, dessen dritter Theil unter der Presse befindlich, erregt großes Aufsehen, großen Beifall und Aerger; es zeichnet sich durch das Bemühen nach würdigem Stil, nach treuer Wahrhaftigkeit und gemäßigter Gesinnung vortheilhaft aus, Herr Geheimerath Wolf sagt davon, es nähere sich den Alten; Verfasser ist der Professor Manso in Breslau, der sein Werk auch ohne Hehl an den Fürsten von Hardenberg und an Herrn von Altenstein mit der Bitte eingesandt, ihm Berichtigungen und Aufschlüsse zukommen zu lassen. Wenn auch das Buch nicht so hoch steht, als Einige behaupten, so gehört es doch zu den besten Versuchen eines edleren Strebens; in keinem Falle kann es die schnöde Behandlung verdienen, die ihm von der „Staatszeitung" im Wiederhalle des frechsten Aristokratengeschwätzes widerfährt. Allgemeiner Unwillen spricht sich gegen diesen Aufsatz aus, die verschiedenartigsten Stimmen erheben sich laut dagegen; man will den blinden Wahn nicht begreifen, der die preußische „Staatszeitung" das eigene Interesse Preußens so grob verkennen und so thöricht bekämpfen läßt, daß selbst die Vortheile Preußens über Oesterreich nicht gelten dürfen, und ein angemessenes Schlußwort Manso's, das den Preußen in jener Vergleichung trösten soll, als Plattheit verunglimpft wird! Das Merkwürdigste ist der Umstand, daß der König von dem Buche Kenntniß genommen und sein Wohlgefallen geäußert hat, besonders auch mit den Urtheilen, die ihn näher angehen, nicht unzufrieden gewesen ist; es ging die Rede, der Verfasser solle zum Professor der Geschichte befördert werden. Wenn es nach manchen Leuten ginge, so müßte vielmehr eine grimmige Verfolgung gegen den verwegenen Schulmann angezettelt werden. Die „Staatszeitung" hat das Zeichen

gegeben, und man fühlt im Publikum wohl, was dergleichen bedeute und verheiße. Leider sagt man sogar, der Aufsatz sei von unserem Stägemann aus Karlsbad eingegangen und seine Feinde suchen ihm durch diese Sage allen Schaden bei seinen Geistesfreunden zu thun. Der Partheigeist scheint sich mit neuer Begierde auf diesen Gegenstand zu werfen, und ficht ihn vielleicht noch weitläuftig aus. Herr Professor von Raumer wird wahrscheinlich für Manso auftreten, an andern Federn wird es auch nicht fehlen. Wegen des „sächsischen" Schulmannes, dessen allerdings anzüglicherweise als eines entschiedenen Franzosenfreundes erwähnt wird, hat Herr von Minkwitz bereits einige Beschwerde bei unserem Ministerium anzubringen für nöthig erachtet.

Die Zensuranstalten gleichen den unzulänglichen Dämmen gegen die Wasserfluth; nicht nur übersteigt und durchbricht diese zuweilen den Wall, sie schleicht auch unter ihm durch. Einen Beweis liefert das neueste Heft der Monatsschrift des Hrn. Professor Buchholz, worin ein Aufsatz gegen das Pabstthum und gegen den Grundbesitz der katholischen Geistlichkeit mit nackter Stärke die Bahn verfolgt, die einer zahlreichen, begünstigten Klasse von Leuten unmittelbar die revolutionaire ist. In dem vorhergehenden Hefte durfte sogar Dr. Erhard's scharfes Buch über das Recht eines Volkes zur Revolution gepriesen und stellenweise angeführt werden. Dergleichen beweiset den Freisinn unserer Behörden; aber wozu überhaupt Behörden, deren Lob darin besteht, daß sie sich möglichst selber wieder aufheben?

Frankreich scheint ja ganz aufgelockert durch gährende Blasen! Sind die Nachrichten wegen der bewaffneten Unzufriedenen, die sich in den Pyrenäen sammeln sollen, gegründet, so steht es wahrlich schlimm! Ich fürchte, daß

unſere Staatsmänner von dorther unangenehm überraſcht werden; ich meine natürlich nicht die preußiſchen, ſondern die deutſchen Staatsmänner, von denen Sie ein Pröbchen nächſtens wiederum in dem Grafen Mülinen, Hrn. Rougemont's Schwiegerſohn, erblicken werden, welcher an des Grafen Gallatin Stelle würtembergiſcher Geſandter wird in Paris! Ich waſche meine Hände in Unſchuld!

Leben Sie wohl!

Von ganzem Herzen

Der Ihrige

K. A. V. v. E.

Meinen Brief mit Meierotto's Leben werden Sie empfangen haben.

20.

Oelsner an Varnhagen.

Paris, den 14. Juli 1820.

Vor allen Dingen, mein Theurer, danke ich für die Meierotto'ſche Lebensbeſchreibung. Sie ſind von unerſchöpflicher Güte. Anliegen wird mir, die Schuld abzutragen.

Je öfter ich Sie leſe, deſto mehr erfreue ich mich über die Mannigfaltigkeit und den Umfang des Geſichtskreiſes, der ſich Ihrem klaren Blick in dem Dickicht eines platten Landes öffnet. Die Natur hat Ihnen ſcharfe nicht nur, ſondern auch achromatiſche Augen verliehen. Suchen Sie von dieſer doppelten Eigenſchaft, beſonders die letztere, der profanen Welt ſo viel wie möglich zu verbergen, weil widrigenfalls ſie zum Vorwand dienen könnte, Ihr Verdienſt von den Höhen abzuhalten, welche ich von ihm beſtiegen zu ſehen

wünsche, auf denen ich es mit Liebe und Bewunderung erblicken würde. Doch Sie sind berufen, große Hindernisse zu überwinden, denn an dem Muthe, der dazu erfordert wird, fehlt es nicht.

Recht genau scheint mir das Ausland die hiesigen Verhältnisse nicht zu würdigen. Das Mehr der linken Kammerseite ist einer Revolution ebenso abgeneigt, als es die Regierung selbst nur immer sein kann! Ihre gemeinschaftliche Bangigkeit pflanzte den Boin'schen Wetterableiter, der die Krisis aus dem Frühling in den Herbst verlegt. Bis zum 10. Juni hielten sich die Minister auf nichts weniger gefaßt, als aufgeknüpft zu werden. Mit dieser Angstpolitik kam Cüvier am 7. von ihrem Diner nach Hause und verbreitete keine sehr heitere Stimmung über den Abendzirkel, in welchem sich eine Staatsräthin von meiner Bekanntschaft befand.

Schon jetzt sind die Departementer wegen der Wahlen in Bewegung. Wo sich nur immer ein Mann findet, der der Regierung zuwider sein kann, da scheinen alle Stimmen hinzustreben. Allem Vermuthen nach kommt eine sehr liberale Kammer zu Stande, wenn die Regierung nicht in der Zwischenzeit das Uebergewicht auf ihre Seite zu bringen weiß. Bedeutende Mittel stehen ihr zu Gebote und ansehnliche Finanzen. Wie ist es möglich, wenden Sie mir ein, da trotz eines Budgets von 800 Millionen ein jährliches Defizit von 150 Millionen eintritt? Das diesjährige würde um 60 Millionen geringer sein, wenn die verschiedenen Ministerien zusammen nicht einen Ueberschuß abzuwerfen hätten, mittelst dessen man für jedes Departement 800,000 Franks mehr oder weniger auf gute Wahlen verwenden kann. Dann befindet sich die Regierung im Besitz drei anderer thätiger Werkzeuge: Journale, Polizei und Missionsanstalten, eine besondere Art von Polizei. Von den Ge-

richtshöfen hat sie sich unbedingten Gehorsam zu versprechen, und völlig vom Hofe abhängig sind höhere und niedere Geistlichkeit nebst der Pairskammer; lauter Vortheile, deren sich das alte Regime nicht zu erfreuen hatte. Um stark zu sein, fehlt es der Regierung also nicht an Mitteln. Wird sie sich ihrer zu bedienen vermögen? An Hrn. Pasquier glaubt man seit einiger Zeit ihm nicht natürliche Schüchternheit zu bemerken. Pasquier, Roy, Simeon sind dem Auflösen der Kammer entgegen, weil sie fürchten, nicht wieder gewählt zu werden; der Herzog von Richelieu aber will durchaus Constant's, Manuels u. m. a. los sein, der Hoffnung, daß man ihre Wiederernennung werde verhüten können. Das Auflösen der Kammer wird als Mißgriff betrachtet; darum glauben manche Leute, daß er begangen werde. Wenn alle Stricke reißen, die neuen Wahlen entschieden ungünstig auszufallen drohen, will eine gewisse Parthei den König durch Petitionen zur Diktatur auffordern. Der Streich fehlt noch, daß die Charte förmlich suspendirt werde. Freilich giebt es Truppen, die dem Hofe ergeben sind mit Leib und Seele, aber sie machen doch nur immer einen Theil der Heeresmacht, und mit Geld läßt sich allerdings viel ausrichten, besonders in einem Lande, wo jedermann mehr spendet als einnimmt, aber das Geld reicht nie so weit wie der Glaube.

Seitdem meine Frau ihre Gesundheit herzustellen in St. Cloud wohnt, bin ich zur Lebensart eines garçon zurückgekehrt. Bisweilen speise ich in einer Pension, die von einer ehemaligen Hofdame der Kaiserin Josephine gehalten wird. Ueble Nachrede meint, die englische Polizei schieße zu den Kosten her, um, da die Anstalt vorzüglich von Engländern besucht wird, zu erfahren, was diese im Auslande sinnen und spinnen. Wie dem auch sei, man findet hier

gute Gesellschaft und was vielleicht noch besser, man speist gut und wohlfeil. Frau von Genlis gehört zu den gewöhnlichen Tischgenossen, so wie Frau von Lingrée mit ihrem, Ihnen bekannten, wahrhaft liebenswürdigen Maximenmacher, dessen Höflichkeit die Großherzogin von Baden doch wohl hätte mit ein paar Zeilen bedenken sollen. Das Namensfest der Frau von Genlis Felicie zu feiern, wurde vorigen Sonntag von Frau von Lingrée ein großes zuckerbackenes Herz mit einem Strauße von Immortellen überreicht. Außerdem hatte sie köstlichen Lünel und einen Dichter mitgebracht, der Uebersetzer des Camoens, talentvoller Mann, der aber in der alltäglichen Welt wenig zu Hause ist. Unvorbereitet sah er sich aufgefordert, eine Gesundheit, die ich aus guten Gründen abgelehnt hatte, auszubringen. Frau von Genlis hält sich für die Krone aller schriftstellerischen Frauen. Er bezeichnete sie als Verfasserin einer großen Zahl von Werken, dont plusieurs sont excellens. Sie sehen, man konnte von nicht weniger Poesie ein Kompliment aufschwellen. So sagte einst Herr Defeeze, indem er in einer Sitzung der französischen Akademie Hrn. Mys de la Place mit großer Emphase lobte: der Mann, den man beinah (presque) den Newton Frankreichs nennen könnte. — Es war, als wenn die ganze Gesellschaft plötzlich in einen Eiskeller getaucht würde. Ich schrieb die starre Kälte der Frau von Genlis dem Exzeptionskomplimente zu. Am folgenden Tage wurde ich eines besseren belehrt. Weder die Gefeierte noch die Begrüßerin erschienen, auch viele andere Damen fehlten. In dieser Leere unterhielt mich Fräulein von Bennzech, eine Tochter des bekannten Ministers, der seine Familie, wie es scheint, ohne Vermögen hinterlassen hat, da die erwähnte Dame bei der Freiherrin Baudée als Gehülfin steht. Sie erklärte mir die Abwesenheiten. Frau von Lingrée, obwohl

von ganz gutem Adel, hat einen Schnitzer begangen; sie hätte sich nicht herausnehmen sollen, eine Titel führende Person, die am Hofe vorgestellt worden und in den Karossen des Königs kutschirt worden, ohne vorgängige Erlaubniß zu beglückwünschen, zu beseften. Dergleichen ist nur Personen gleichen Ranges gestattet. Bei dieser Gelegenheit erfuhr ich auch, daß es unschicklich ist, den kutschirenden Adel nach seinem Befinden zu fragen. Um sich solch eine Familiarität zu erlauben, muß der nicht kutschirende vorerst angeredet sein. Am besten unterbleibt der Vorwitz ganz, so ist es ja wider alles Verhältniß, daß ein Diener seinem Herrn gute Nacht wünscht. Den Kommentar überlasse ich Frau von Varnhagen, der ich meine tiefsten Huldigungen darbringe.

Bleiben Sie mir in Gnaden gewogen.

Hochachtungsvoll

Oelsner.

21.

Oelsner an Varnhagen.

Paris, den 15. Juli 1820.

Eben hatte ich, Verehrtester, Ihr köstliches Schreiben vom 30. Juni beantwortet und für den gütigst übersandten Meierotto gedankt, als ich das vom 7. Juni empfing, dessen Erwiederung ich auf nächsten Sonnabend verschob. Siehe da, so vernehme ich, daß die Kouriere aufhören oder in Zukunft nur den ersten jedes Monats abgehen. Von Bücherexpeditionen kann gar nicht mehr die Rede sein und Herr von Stägemann muß mir sagen, wie ich ihm die vorhande-

nen soll zukommen lassen. Wegen des Briefes, der den Übrigen einschließt, verspricht man Gelegenheit auf künftige Woche; Sie werden ihn also später erhalten, als den gegenwärtigen.

Ich bitte um Ihre Vermittelung, damit mein Verhältniß zu Hrn. von Stägemann fortdauere. Hinsichtlich meiner sonstigen Stellung beunruhigen Ihre Reduktionsnachrichten. Hätten Sie wohl die Güte, meinetwegen mit Hrn. von Rother zu sprechen. Sie können sich wohl vorstellen, daß Ungewißheit doppelt drückend ist, wenn man Kinder hat. »De l'affaire de la loi des élections, par Mr. de Pradt« eignet sich, großes Aufsehen zu erregen. Gelegentlich spricht der Verfasser auch von England, wo denn der Baron von Ompteda garstig mitgenommen wird. »La Biographie des députés« wurde Lémontey zugeschrieben, ist aber von Courrier, dem Hellenisten; einige Portraits sind trefflich, das von Decazes ganz besonders.

Bezeigen Sie Ihrer Frau Gemahlin meine Verehrung.

Hochachtungsvoll

Oelsner.

22.

Oelsner an Varnhagen.

Morgens 6 Uhr, 22. Juli 1820.

Aus Beilage, zu Tausenden das Stück um einen Sol, könnte man schließen, daß an dem Gegenstande viel gelegen sei. Mit Nichten! Meines Erachtens hat diese liliputische Ausgabe der Charte keinen weiteren Zweck, als einer ähnlichen der Konstitution von 91 den Weg zu bahnen.

Aber was ſagen Sie zu den Ereigniſſen von Neapel, deren Einfluß ſich bereits auf Rom erſtreckt, ja zu Turin geſpürt wird? Bewegungen in Mantua macht die Anweſenheit deutſcher Beſatzung unwahrſcheinlich. Inmittelſt ſcheint ganz Italien in einem Netze eines viel umfaſſenden Komplots, deſſen beſondere Abſicht, Oeſterreich, wofern es gegen Neapel anrückt, zwiſchen zwei Feuer zu nehmen. Bei Anlaß einer großen Begebenheit entwickeln ſich nothwendig gar mancherlei und auch voreilige Meinungen. Denke ſich wer da kann, Galizien zum Aufſtande bearbeitet. Das heißt in's Blaue überſchnappen. Die Wirklichkeit iſt arg genug und beut dem regen Geiſte ſattſame Beſchäftigung. Noch manche Schlußakte dürfte erforderlich ſein, bis Europa wieder im abgemeſſenen Geleiſe ſchreitet. Les événemens de l'Italie n'empêcheront pas de marcher, hat König Ludwig geſagt. Die Aeußerung iſt nicht im körperlichen Sinne zu verſtehen, denn da haperts mit den Beinen. Daß man Wort zu halten Willens, zeigt die Verabſchiedung der Doktrinaire; lauter rechtliche Leute, aber Mittelbrüder, die jetzt erfahren, was zuletzt immer dergleichen Sekten widerfährt. Perſönlich ſtanden ſie in großer Gunſt bei Decazes, einige gehörten zu ſeinen intimſten Freunden. Die gänzliche Vernichtung ihres Einfluſſes, unmittelbar nach ſeiner Abreiſe, erweckt den Argwohn, daß die dem Miniſter bis zum ſpäteſten Abſchiede erwieſenen Königlichen Gnaden mehr aus Politik, als aus wahrer Anhänglichkeit erfolgten. Vierzig Präfekte ſtehen auf dem Sprunge. Die Regierung ſcheint entſchloſſen, eine ſehr beſtimmte Farbe aufzuſtecken. Man muß das Eiſen ſchmieden, weil es warm iſt, wir kommen nie in eine beſſere Lage, ſagt die Parthei, der die Gegenwart behagt. Durch Auflöſung der Kammer hofft der König eine Verſammlung zu bekommen, die ihm ohne Schwierigkeit fünfjährige Wahlen bewilligt, Maßregel,

auf die Sr. Majestät ernstliches Absehen gerichtet ist. Unter der allgemeinen Betrübniß, die vorigen Montag ob der neapolitanischen Botschaften in dem Abendzirkel des Herzogs von Richelieu herrschte, zeigte der Hausherr ungewöhnliche Munterkeit. Er freut sich, der Kammer los zu sein. Alles übrige dünkt ihm Spaß. Möglichen Quiroga's wird man schon zu Leibe gehen. Wenn nur nicht hier eintritt, was Mercier von Robespierre bemerkte. „Wie Herodes das Christkind, witterte er einen kleinen Bonaparte in der Menge; der Rechtschuldige war nicht zu ertappen."

Der Spener'sche Zeitungsartikel, dessen Ihr Brief vom 30. Juni erwähnt, beweiset, daß sich nicht aus jedem Buchknappen ein Diplomat schaffen läßt. Pumpsack, bei aller Dreistigkeit, bleibt seiner Natur nach immerhin ein schlechter Fliegenwedel.

Bald hätte ich vergessen Ihnen zu melden, daß man Besorgnisse hegt wegen Beaucaire, nicht, daß das mal de Naples, sondern daß die orientalische Pest dort eingedrungen sei. Einige Ballen angesteckter Waaren wären aus Majorca nach Beaucaire zu Markte gekommen. Hoffentlich ist die Sage ein bloßes Gespenst.

Um 10 Uhr.

Eben habe ich den „Courrier français" gelesen. Er giebt nicht uninteressante Notizen über Filangieri, Carascosa, Pepé und Campochiaro.

Personen, die neben mir frühstückten, wollten wissen, daß der Telegraph Nachricht von Gefahren, die den Lord Castlereagh bedrohten, aus England gebracht. All das zeigt, wie begebenheitsfähig die Gemüther sind. Der gegen die

Königin von England angesponnene Prozeß ist ein äußerst unüberlegter Streich. Ich hätte die britischen Minister für weniger gedankenlos gehalten. Mit bloßem Schlendrian reichen die Regierungen nicht aus. Autorität ohne gesunde Ideen gewinnt schwerlich in unsern Tagen ihre Schachpartie.

Der hiesige Hof theilt unter eine Menge kleiner Beamten, als da sind Garde, Magazins und dergleichen, kleine Pensionen aus. Der Undank setzt die Wohlthat auf Rechnung der Furcht. Die Biographien sollen mehr als einen Verfasser haben. Man nennt Arnaud, Etienne, Courrier.

Leben Sie wohl!

Hochachtungsvoll

Oelsner.

23.

Varnhagen an Oelsner.

Berlin, den 29. Juli 1820, Vormittags.

Ihren werthen Brief vom 22. dieses bekam ich gestern Abend, und da der ungewisse Wiederabgang unseres jetzt seltenen Kouriers meine Antwort bereit finden muß, so fange ich dieselbe gleich an. Unbeschreiblich ist der Eindruck, den das Ereigniß von Neapel hier gemacht hat; fabelhaft sind die Ansichten und Urtheile, die dabei an den Tag kommen. Zwischen tiefster Sorglosigkeit und höchster Beängstigung kennen manche Leute gar keine Mittelstufe. Ich gehöre gewiß nicht zu denen, die alles rosenfarb sehen, und über die Gefahren der Zeit täuschen wollen, aber doch dünkt es mich eitle Selbstquälerei, wenn man sich in solchen Schrecken

setzt, wie Herr General von Knesebeck thut. Dieser hat neulich bei der Tafel des Hrn. Grafen von Bernstorff dem Gedächtnisse der Anwesenden den bedenklichen Umstand zurückgerufen, daß vor mehreren Monaten, als ein Kourier aus Neapel hier eingetroffen war, sogleich verlautet habe, dort sei eine Revolution ausgebrochen, bis späterhin bekannt geworden, daß der Kourier bloß einen Orden für den hiesigen neapolitanischen Gesandten überbracht habe, daraus gehe klärlich hervor, daß der jetzige Aufstand schon damals erwartet und vorbereitet gewesen sei, und die hiesigen Carbonari mit den Umtriebern zu Neapel in engstem Zusammenhange stünden. Wenn ich dergleichen Ueberzeugung hätte, so hielt ich wenigstens auch allen Widerstand vergeblich, und die Sache für unrettbar verloren. Aber dieser Folgerichtigkeit sieht man wenige Leute sich befleißigen! Die erste Nachricht von dem Aufstande kam durch Hrn. Partholdy hieher, der in Rom einen durcheilenden österreichischen Kourier zu benutzen wußte; unser Gesandter in Neapel selbst hat noch keine Silbe geschrieben, obwohl eine solche Gelegenheit, den sonst pfründenartigen Posten geltend zu machen, als ein seltenes Glück erscheint; gleichwohl besitzt Herr von Raumohr die erste Eigenschaft, die nach Ministeraussprüch ein Gesandter vor allen andern — und allenfalls auch als die einzige — besitzen muß, Geburt!

Die besten Nachrichten kamen über Paris. Für Oesterreich ist die Geschichte ein furchtbares Unheil, man zittert für ganz Italien. Die piemontesischen Truppen sind auf den Beinen, das Volk in Mailand nur eines Zeichens gewärtig. Fürst von Metternich kann bei der Sache seine Stelle einbüßen, ohnehin sprach man seit den letzten Wiener Verhandlungen zweifelhaft von seinem Bestehen. Die Verwirrung wächst auf allen Seiten. Dieses Konstitutionshey ist

ansteckend wie das Judenhey, und ich bin gewiß, daß unter tausend Uniformen auch in Deutschland die Herzen aufgeregter schlagen, als vorher. Daß die Neapolitaner gerade die spanische Verfassung gefordert haben, diese äußerst volksthümliche, strenge, verhaßte, ist ein fürchterlicher Umstand mehr; die Sache wäre nur halb so arg, wenn sie etwa die darmstädtische oder sonst eine ähnliche begehrten! — Man glaubt hier, daß Oesterreich nicht umhin könne, seine Waffen in Italien geltend zu machen. Das kann denn freilich eine saubere Geschichte werden! — In Deutschland gehen die Sachen ihren Gang ohne merkliche Aenderung fort; die darmstädtischen und badenischen Ständeverhandlungen zeigen Kraft und Einsicht auf der einen Seite, und Schwäche und Unbeholfenheit auf der andern; besonders hat Herr von Berstett sich wieder in seinem ganzen Ruhme gezeigt, durch den dummen Anschlag zur Verhinderung der bedeutendsten Abgeordneten, die nun doch in der Kammer auftreten. Der Bundestag, den man für solche Fälle in Wien beweint hat, wird nun am wenigsten angerufen; die Regierungen fürchten nun seine Dazwischenkunft am meisten, und setzen sich lieber um jeden Preis mit ihren Ständen. Das südliche Deutschland nimmt immer mehr eigenen Karakter an, und kugelt sich zusammen, während das nördliche sich unbestimmt und ausgereckt hält; an Geistesthätigkeit fehlt es nirgends, doch fürchte ich auch darin das Uebergewicht bald auf Seiten des Südens; Baiern und Schwaben sind in ununterbrochenem Fortschreiten; sie allein haben ordentliche Zeitungen, die wenig bis zu uns gelangen. Hrn. Sartorius dickes Werk über die Gefahren, welche Deutschland bedrohen und die Mittel u. s. w. ist ein Musterbild deutscher Staatsschreiberei, laues Wasser mit göttingischen Eimern aus hannöverischen Brunnen geschöpft, immer um eine ganze Jahreszeit ver-

später. Merkwürdiger ist Hrn. Körte's Buch über das Leben Carnot's, nach authentischen Quellen, mit einem Anhange von des letztern Gedichten; die Anwesenheit Carnot's und Boulay's de la Meurthe hat im Halberstädtischen und Magdeburgischen, wie es scheint, nicht ganz ohne Wirkung bleiben können.

Unser Herr Professor Buchholz schreibt in seinem Journal gegen den Pabst, und rühmt Dr. Erhard's Buch über das Recht des Volkes zur Revolution. Hrn. Professor Benzenberg's Buch über den preußischen Staatshaushalt wird für ein erbärmliches Machwerk gehalten; er ist jetzt hier, um, wie man sagt, eine ihm bequem gelegene Domaine billig zu erwerben. — Ich habe Ihnen schon von der Geschichte des preußischen Staates, als deren Verfasser Herr Professor Manso in Breslau genannt wird, ein Wort gesagt. Sie werden die scharfe Aburtheilung in Nr. 54 unserer „Staatszeitung" gelesen haben; es ist nun ganz bekannt, daß sie von unserem Freunde Hrn. von Stägemann selbst verfaßt worden; seine Freunde haben ihn deßhalb sehr getadelt, und ich habe ihn nicht vertheidigen können. Der Geheimerath Wolf rühmte das Werk öffentlich, die Schreibart nähere sich den Alten; auch hiesige Minister und der Fürst Staatskanzler hatten es gütig aufgenommen, und Hrn. Manso nach seinem Wunsche für den folgenden Theil sogar Nachweisungen mitgetheilt. Die scharfe Lauge der „Staatszeitung" mußte daher mißfallen, und konnte höchstens einige Ultra's befriedigen, deren gute Meinung solchen Preis niemals werth sein darf. Nun kam noch die Beschwerde des sächsischen Gesandten hinzu, und Herr Friedrich von Raumer nahm sich Manso's beim Staatskanzler lebhaft an; dieser höchst ungehalten befahl die Genugthuung, die Sie in Nr. 58 der „Staatszeitung" lesen, wo zuerst die sächsische Verbalnote und dann ein Aufsatz des

Hrn. von Raumer abgedruckt ist. Vergebens haben Herrn von Stägemann's Freunde die Sache zu hindern oder doch zu verzögern gesucht, der Fürst bestand auf dem Abdruck. Diese ganze Geschichte ist hier in allen Kreisen ungemein besprochen und verhandelt worden, und hat unserm Freunde vielen Verdruß hinterlassen, den ihm niemand lieber als ich hätte erspart sehen mögen! Einige meinen, er würde die Redaktion der „Staatszeitung" nicht gut behalten können; ihn selbst habe ich noch nicht darüber gesprochen. —

Nachmittags.

Ich bekomme so eben Ihre Zeilen vom 15. dieses zugeschickt, und sehe daraus, daß noch ein früherer Brief von Ihnen unterwegs ist, der vielleicht eintrifft, bevor dieser hier abgeht.

In Betreff der Reduktionen haben Sie, wie ich glaube, gar nichts zu fürchten, denn Sie befinden sich ja in wirklicher Anstellung und Thätigkeit, auch ist der Fürst Staatskanzler dem übertriebenen Ersparen als nachtheilig für den Dienst sehr entgegen, und läßt in seinem näheren Bereiche, wozu das auswärtige Departement gehört, so leicht nichts eindringen. Ich habe bis jetzt nicht das Geringste vernommen, was Sie persönlich anginge, und finde demnach gerathen, mit niemanden zu sprechen, wenn nicht eine außerordentliche Gelegenheit unverhoffte Gunst darbietet, sonst könnte Erinnern leicht den entgegengesetzten Erfolg haben. Ihr Verhältniß zu Hrn. von Stägemann kann ebenfalls im Schutze des Schweigens, wie mich dünkt, der ungestörten Fortdauer nach Ihrem Wunsche genießen. Nur darf man von Allem nicht zu viel reden! Für solche Personen, die, wie Sie und ich,

den triftigsten Grund zu neuen Anforderungen haben, ist es hart, noch obenein schweigen zu müssen, wenn diese unerfüllt bleiben; allein diese Zeit ist als eine Ausnahme, als ein Uebergang zu betrachten, der seine eigenen Bedingungen hat! Ist nur ein gewisser Kreislauf überstanden, wieder ein neuer Boden erreicht, dann werden auch wir schon wieder zu Worte kommen. Was ich mir im Stillen alles vorsage, giebt mir Geduld; ich denke, Sie werden dieselbe Redekunst an sich selber üben! —

Die Kouriere dürften vielleicht wieder hergestellt werden, wenigstens einige; Herr Graf von Goltz vermißt dieselben zu sehr, noch mehr aber Herr Geheimerath Schöll, dem die wöchentlichen Gelegenheiten ungemein bequem waren. Die Sache wird sich also wohl wieder machen. —

Indem ich schreibe, wird mir Ihr theurer Brief vom 14. dieses zugeschickt, und es fehlt mir also keiner. Was Sie von Frankreich sagen, ist mir ungemein einleuchtend; ich bekenne, daß mir die Wirkung des Geldes bei den nächsten Wahlen sehr bedenklich ist, uneigennützig und redlich meinen es mit dem Gemeinwesen doch immer nur die Wenigeren. Aber fallen die Wahlen nicht im Sinne des Volkes aus, so giebt's andere Auftritte, das scheint unfehlbar.

Merkwürdig ist die Uebereinstimmung, die sich aller Orten in den Verhältnissen zeigt. Wie der Herzog von Richelieu nur vor allen Dingen die Herren Constant, Manuel u. s. w. los sein will, so versichert Herr von Berstett, der Großherzog sei nicht sicher auf seinem Throne, wenn die Herren von Liebenstein, Winter, Duttlinger u. s. w. einberufen würden; es geschah aber doch, weil die Stände drohten auseinander zu gehen, und nun ist alles im guten Gleise, außer daß den Ministern einige starke Sachen unter die Nase gerieben worden, was dem Großherzoge nichts thut! Ueberall sieht man

nur Perſonen, nie die Gewalt der Dinge; Einzelnheiten, nie das Allgemeine, daher die unaufhörlichen Mißurtheile und Mißgriffe. Selbſt die engere Verbindung der Anſichten und Geſinnungen, die in den vornehmeren Kreiſen von ganz Europa eine Art von allgemeinem politiſchen Glaubensbekenntniſſe bewirken möchte, iſt im Grunde nur eine Anreihung von Einzelheiten und deren Wiederholung in verſchiedenen Sprachen. Der Kaiſer Alexander mag ein höheres Ganze von Ideen im Auge haben, allein ſeine nächſten Werkzeuge faſſen die Sache ſchon niedriger. In dieſem Augenblicke finden lebhafte Verhandlungen zwiſchen Rußland, Oeſterreich, England und Frankreich Statt, um in den franzöſiſchen, ſpaniſchen, portugieſiſchen, und nun auch wohl neapolitaniſchen Angelegenheiten ein feſtes Benehmen auszumachen; doch kann ſchwerlich ein genügendes Ergebniß hervorgehen, wenn man nicht allgemeinen Krieg beſchließt und das — wäre keine Kleinigkeit!

Den 30. Juli.

Ich höre, daß noch mehrere Tage hingehen, bevor der Kourier nach Paris abgefertigt wird. Ich habe alſo noch alle Zeit, um Neueres und Neueſtes zu melden. Erlauben Sie mir, daß ich Ihnen und dem verehrten Hrn. Grafen von Schlabrendorf unterdeſſen die Bekanntſchaft eines Ihrer Landsleute zuwende, den Sie beide einer günſtigen Aufnahme nicht unwürdig finden werden! Ich kann kaum annehmen, daß Ihnen dieſer Angelus Sileſius, den eine ganze Litteratur vergeſſen hatte, bekannt ſein ſollte; aber auch in dieſem Falle würde Ihnen die Auswahl dieſes Abdrucks vielleicht willkommen ſein. Ich geſtehe, daß mir wenig Geiſtiges fol-

chen Werth besitzt und solchen Eindruck macht, wie diese Sprüche, in welchen die menschliche Seele die äußerste Gränze ihrer Flugfähigkeit erreicht zu haben scheint. Doch anstatt mich selbst über diese Erzeugnisse zu verbreiten, schreibe ich besser die Worte ab, mit denen Rahel einen Abdruck derselben an die Gräfin von Schlabrendorf nach Cirus geschickt hat und die ich mir aus ihrem Briefe bewahren gewollt; sie lauten folgendermaßen: „Theure Gräfin! Sichere Freundin! Die Lebenswellen schleichen, laufen, stürmen, wallen vorüber, und sitzen die Freunde nicht in einem und demselben Schiffe, nicht an demselben Ufer, so bleibt es vergeblich, jene für einander auffangen zu wollen; erhascht, sind sie todt, einzeln, ohne Strom, ohne Bedeutung, Leben oder Beziehung. Darum ist Trennung so hart, weil für die *am meisten Gewitzigten* denn auch, wie für andere, die Mittheilung starrt: nur *dieser* große Gewinn bleibt ihnen, daß der Lebensstrom in einem jeden von ihnen dieselben Tiefen *durchgearbeitet* hat, wenn sie sich wiedersehen; und noch einen Vortheil müssen wir uns nicht entschlüpfen lassen! diesen nämlich, wenn uns ein wirklich geistiger Fund entgegenschwimmt, daß wir ihn nicht in Stummheit für uns allein fischen, sondern unvergessen und gleich ihn den Geistesverwandten zuschiffen. In dieser ununterbrochenen Gesinnung schicke ich Ihnen, geehrte Freundin, beikommendes Büchlein. Ein Schatz von Gedanken; Kleinode erhabenen Stolzes, der mich bis zum Lächeln erfreut; gedachte und daher einzig wahre Demuth; einzig wahre Religion, da es *Fragen* an Gott sind; getrostes Verzweifeln; Unschuld in höchster Kraft bewahrt! Dies alles in bereiteter, gebildeter, glücklicher Sprache, die ihr Bestes und Alles dem Gedanken verdankt und nicht wie ein Kleid des Gedankens, sondern wie dessen lebendige, aus ihm erwachsene Behautung lebt. Kurz, das

Gegentheil der Zeitavortons in Religiosität, Denken, Gesinnung und Ausdruck von allem diesen! Darum, theure Gräfin, schicke ich es Ihnen! Mir stärken diese Sprüche den ganzen Geist und Kopf, wie Bergmorgenluft die zu wenig beachtete Natur des Körpers. Möge es Sie ebenso erfreuen und Sie mich es wissen lassen!" — So weit Rahel, deren Wunsch auch die beifolgenden Abdrücke des Büchleins begleiten möge! —

Die Nachrichten aus Neapel sammeln sich nun immer häufiger an; sie werden immer beunruhigender. Die Art, wie der „österreichische Beobachter" davon zu reden begonnen, dürfte ziemlich allgemein angenommen werden, aber doch nirgends ausreichen. Viele unserer angesehenen Offiziere erklären sich mit Abscheu gegen das Benehmen der südländischen Truppen; sie möchten, daß Preußen dahin zum Werke der Rache zögen und wünschten, an solchem Auftrage Theil zu haben. Indessen ist ein Heer, besonders in unseren Tagen, eine so vielartig zusammengesetzte und bedingte Masse, um von einigen Stimmen sogleich auf das Ganze schließen zu lassen. Selbst Oesterreichs Waffeneinmischung wird von manchen Leuten, denen man ein Urtheil in solchen Dingen zugestehen muß, für höchst mißlich gehalten, um so viel mehr müßte dies bei entfernteren Mächten stattfinden! Und welcher Staat, wenn es ihm auch an Kriegern nicht fehlt, kann jetzt Geld wegwerfen? Um Geld zu sparen, soll sogar in unserem Staatsrath eine Verminderung des Heeres von 15,000 Mann in Antrag gebracht worden sein. Genug, die Schwierigkeiten sind in jedem Betrachte groß, und doch ist nicht gut abzusehen, wie die Regierungen auf ihrem jetzigen Standpunkte ruhig zugeben können, daß sich ein Land nach dem andern in bewaffnete Konstitution setzt. Ich habe glücklicherweise bei diesen Dingen keinen Rath zu geben, aber unter den gegebenen Umständen könnte ich es auch gar nicht;

es giebt Verwickelungen, in denen alles, was man thut, fehlerhaft bleibt und bleiben muß.

Den 3. August, Abends.

Der Geburtstag des Königs ist sehr vergnügt begangen worden. Im Schauspielhause führte Herr Spontini einen trefflichen Gesang auf, der allgemein bewundert wird. Die Stadt ist großentheils erleuchtet, in der Umgegend sind Feuerwerke u. dgl. Der König selbst hat das Fest im Kreise seiner Familie auf der Pfaueninsel gefeiert. Die Leute wollen sich nicht nehmen lassen, daß noch eine Verkündigung in Betreff der Verfassung kommen könne, selbst alte ehrliche Bürgersleute werden beim Zögern nach und nach bedenklich; es ist aber nichts voreiliger, als jene Erwartung, und ich begreife nicht, wie die Leute dazu kommen, wenn nicht die Zeitungen Schuld sind. — Man ist ganz außer aller Fassung wegen Italien, die Nachrichten können nicht beunruhigender sein, die Carbonari treten unter diesem Namen mit Heeresmacht auf und in Rom zitterte alles vor ihrem Einbruche. Dabei giebt es Leute, die da behaupten, daß der russische Hof ein Ereigniß, welches die österreichische Macht in Italien zu brechen geeignet ist, nicht ungern sehe. Andere sprechen von einem geheimen Vertrage des russischen Hofes mit Ali Pascha von Janina, dessen das österreichische Kabinet um jeden Preis habhaft werden möchte, wahrscheinlich um ihn der Pforte vorzulegen. Genug, die Köpfe sind in ausgebreiteter Thätigkeit, und Großes und Kleines, und Vernünftiges und Tolles schwirrt durcheinander! Aus Portugal und Sardinien sieht man den unangenehmsten Botschaften entgegen. Ja, manche Leute dehnen ihre Besorgnisse auf die beiden

Heſſen aus, beſonders Kurheſſen, wo keine Verfaſſung und ein entſchloſſenes Militair iſt. Doch hat es mit Deutſchland noch gute Wege! — Ich habe geſtern mit Hrn. von Stägemann zu Mittag gegeſſen; er ſieht wohl aus und rühmt die Wirkung von Karlsbad. Im Uebrigen fand ich ihn fröhlichen Muthes, wie ſonſt, und freundſchaftlichen Sinnes, wie immer. Er iſt gleich nach ſeiner Ankunft in das Gewühl der Arbeiten geſtürzt, die ſich jetzt ungemein drängen, und ich habe ihn noch nicht recht genießen können. Nach dem 10. dieſes, wenn die Staatshaushalterei endlich zu einem Ergebniſſe gelangt, der König wieder nach Töplitz und der Fürſt Staatskanzler nach Pyrmont abgereiſt ſein werden, iſt auf etwas mehr Muße zu rechnen. Auch Herr von Ancillon wird nach Töplitz abgehen und Herr von Ladenberg nach Karlsbad; dieſe beide Herren gelten als Hauptführer der gegen die jetzige Staatsverwaltung gerichteten Oppoſition. Der Fürſt Staatskanzler iſt aber durch ſein Anſehen noch lange jeder Oppoſition überlegen und mag im Nothfalle nochmals den Beiſtand aller Liberalen für ſich bereit glauben, die auch allerdings um ihn am liebſten und am ſicherſten wieder vereint ſein können. — Die diplomatiſchen Stellen ſind noch nicht beſetzt; es heißt wieder, daß Herr General von Clauſewitz die Geſandtſchaft nach London behaupten werde. Ueber die Bundesgeſandtſchaft iſt es ſtill; Herr Graf von Solms-Laubach war zuletzt in Rede.

Die Geſchichte der Frau von Geulis iſt köſtlich! Es gilt alſo an der Seine, wie am Rhein, an der Donau und an der Spree derſelbe Schwindel der Vergangenheit, die ſich in der Gegenwart nicht halten kann. Wir hätten hier auch gute Stückchen zu erzählen! Aber für diesmal fehlt es an Raum. —

Haben Sie meiner Bitte, wegen gelegentlicher Nachfrage

nach der angeblichen Prinzessin von Bourbon-Conti, ehemaligen Madame Guachet, die in Paris leben soll, schon gedenken können?

Wenn bald wieder ein Kourier ginge, wünschte ich, daß Sie mir den Hrn. von Pradt »de l'affaire de la loi des élections« und die »galerie des députés« von Courrier unter meinem Umschlage schicken möchten. Die Auslage bäte ich Sie Hrn. von Stägemann als für mich geschehen auf seiner Rechnung aufzuführen, ich bin mit ihm noch im Vorschuß. Das Buch über Meierotto wollen Sie gütigst nicht in Anrechnung dagegen bringen; es findet sich wohl einmal eine Ausgleichung dafür! —

Der Kourier geht vielleicht morgen noch nicht ab, ich muß aber doch schon meinen Brief schließen, um ihn frühzeitig abzugeben, damit ich nicht die seltene Gelegenheit versäume, falls die Abfertigung einmal wider Vermuthen beschleunigt würde.

Leben Sie wohl, verehrtester Freund! Mit den herzlichsten Grüßen von meiner Frau und von mir selbst empfehle ich mich der Gunst Ihrer Freundschaft!

Hochachtungsvoll

Ihr

K. A. V. v. E.

24.

Oelsner an Varnhagen.

Paris, den 31. Juli 1820.

Der englische Kourier, durch den, wie Sie wissen, mein Verehrtester, die erste Kunde von der Neapel'schen Quirogketta nach Paris gelangte, kam nicht ohne Eilbriefe für Richelieu, Castelcicala und andere Exzellenzen, die der gemeine Mann Diplomaten nennt. Hiesigen Orts wurden diese Briefe dreißig Stunden und länger in ihrer Eil' aufgehalten. Wer mit Gelegenheit reiset, muß sich dergleichen gefallen lassen. Meines Bedünkens sollte in Zeiten wie die jetzigen, wo selbst der Kaufmann keine Sache von Wichtigkeit der öffentlichen Post anvertraut, jedes Kabinet, bei außerordentlichen Vorgängen wenigstens, die Kosten eines außerordentlichen Boten erschwingen. Für die meisten freilich wäre es verschleudertes Geld. Ob sie Weltbegebenheiten früher erfahren oder später, richtig oder verkehrt, ist all eins. Am Ende sind es ihnen doch nur Zeitungen.

Die gekränkten Empfänger der schon ältlichen Botschaften konnten ihren Verdruß und sein Murren nicht ersticken. Niemand war darüber weniger betroffen, als Sir Charles Stuart. Ohne Zeitverlust habe ich die Pakete befördert, hieß es, sobald ich ihrer einmal nur auf meinem Tische ansichtig geworden. Den übrigen Bescheid ertheilte jenes britische Kopfnicken, womit man selbst dem Könige Ludwig begegnet. Zu Verbeugungen nämlich hat der englische Gesandte keine Rückgradsgelenke auf seinen Posten mitgebracht, vermuthlich um sich bewußt zu bleiben, daß er einer Macht dient, welche diesseits des Kanals überall nichts als ihre Söldner erblickt, gewesene, einstweilige oder dermaleinstige.

Die Absicht, den österreichischen Oberbefehshaber und

zugleich die Spesenrechnung abzufertigen, so der Wiener Hof schon vor lang dem von Neapel eingereicht, scheint am Fuße des Vesuvs sehr viel zu dem vulkanischen Ausbruche mitgewirkt zu haben, der die Ruhe von Europa zu erschüttern droht. Dessen ungeachtet glauben die Engländer von meiner Bekanntschaft sämmtlich an Fortdauer des Friedens. Es ist wohl möglich, daß sie recht haben. Verhaßt ist die Konstitutionstreiberei des festen Landes, dem Londoner Kabinet zwar nothwendig, allein es findet vielleicht bedenklich und nicht rathsam, irgend eine Kontinentalmacht in's Feld zu schicken mit Truppen, die der Hauch von den Pyrenäen und den Apenninen her freier nur unter Zelten anwehen und durchspielen würde. Das mag der eigentliche Grund sein, warum die russischen Aufmunterungen gegen Spanien weder hier, noch an der Themse Eingang gefunden. Der Geist, von dem die europäischen Heere mehr oder weniger, je nach den Ortsverhältnissen, doch allesamt in einigem Grade ergriffen sind, ist ein selbstbeschließender und folglich prätorianischer Soldatengeist. Werden die stehenden Heere nicht aufgelöst, so laufen die bestehenden Dynastien Gefahr, durch sie aufgelöst zu werden. Noch sehe ich keine Zeit für die Fürsten, sich den Haller'schen Freuden des Lebens zu überlassen. Im Gegentheil, sie rennen in ihr Verderben, wenn sie den rasenden Berner, dessen Buch gegen Spanien die Berliner Zensur genehmigt hat, zum Leitstern wählen. Die Regierungen haben kein anderes Heil, als die Meinung der Völker auf ihre Seite zu bringen, entweder mittelst vernünftiger Bewilligungen, welches das sicherste und leichteste, oder daß sie es machen wie der berüchtigte Vigier, der in seinem Leben nur einen Prozeß verlor, alle andere, die ungerechtesten gewann. Er besaß ein paar Landhäuser, reichlich ausgestattet mit Bequemlichkeiten, Weibern und Köchen. Dort-

hin führte er Advokaten und Richter zu schmausen, zu schwelgen, zu schlafen. Unter Wohlleben verging ihnen der Muth zu hadern. Allerdings aber ist es kein Leichtes, ganze Völker zu bewirthen, wenn man nicht etwa Herr von Eldorado ist.

Das französische Ministerium benimmt sich mit großer Milde und Mäßigung, Beweis daß es die Umstände richtiger in's Auge faßt, als vor vier Wochen, wo gewisse Prozesse zuverlässig anders ausgefallen wären. Zweifelsohne hat das italiänische Ereigniß mächtigen Eindruck gemacht. Die Ultra's sind mit dem Verhalten des Ministeriums höchlich unzufrieden. Wer kann es diesen Herren je recht machen? Ich wünsche zum Besten der Regierung, daß sie in dem Geleise der Weisheit verharre, das ihr offen liegt. Beehren Sie mich doch bald mit freundlicher Zuschrift. Versichern Sie Ihre Frau Gemahlin meiner tiefsten Ergebenheiten.

Leben Sie wohl.

Hochachtungsvoll

Ihr

Oelsner.

25.

Varnhagen an Oelsner.

Berlin, den 29. August 1820.

Der Tag einer neuen Kuriersendung ist wahrscheinlich nahe und soll mich nicht unvorbereitet finden! Ihr Brief vom 31. vor. Monats hat sich mit dem meinigen, dem zwei Druckschriftchen beigefügt waren, unterwegs gekreuzt. Ich hätte Ihnen gern seitdem wieder geantwortet, mein hochverehrter Freund, aber die gewöhnliche Post wird einem ehrlichen Manne immer mehr zuwider; Herr Geheimerath

Scholl kann die Einschränkung des Kouriermechsels nicht beklagenswerther finden, als ich, obgleich ihm gewiß mehr stoffartiger Vortheil daraus erwuchs, nämlich außer der geistigen Mittheilung auch Wäsche, Stiefel, Kleidermoden, Speisen u. s. w. Herr von Gentz behauptete in seiner guten Tischlaune einmal sogar, daß dies der Hauptertrag und somit auch der esoterische Zweck aller Staatsboten sei — welch glückliche Anordnung, den esoterischen Zweck gerade in die exoterische Erscheinung zu setzen! — unter dem Ansehen eines solchen Führers geht man sicher, und ich darf daher keinen Vorwurf unvaterländischer Selbstsucht befürchten, wenn ich den recht innigen Wunsch hege, daß der Staat die 50,000 Thaler doch wieder freisinnig anwenden wolle, um unseren Briefen einige Förderniß zu gewähren! Wenn nur jeder Biedermann gleichzeitig sein Unbehagen und seinen Wunsch ausspräche, geschähe es vielleicht bald. Wir wollen sehen, ich verzage keineswegs an dem, was persönliche Bequemlichkeit betrifft. — Vier Wochen Zwischenraum sind in der That für den Gang unserer Weltereignisse ein zu großer Abstand, man verliert sich darin. Was geschieht nicht alles unterdessen! Schon ist wieder weniger von Neapel und Palermo, als von Paris und Vincennes die Rede! Wenn die Portier's sich vermehren, welche Aussicht auf Riego's und Quiroga's? Das Wagen ist hier das Furchtbare, wenn auch das Gelingen noch fern bleibt. Hier hat das Ereigniß außerordentlichen Eindruck gemacht, der besonders noch dadurch erhöht wurde, daß die sofortige Abfertigung des hiesigen französischen Legationssekretairs Hrn. von Flavigny an den Kaiser von Rußland auf noch wichtigere Dinge schließen ließ, als die bekannt gewordenen besagten. Mein Barbier — verzeihen Sie, daß ich Aeußerungen eines solchen Mannes, doch nicht seinen Namen, auf demselben

Blatte anführe, wo Kunstgenossen wie Schöll und Gentz prangen — sagte mir heute, es scheine in Paris doch nichts von solcher Bedeutung vorgefallen, als man gestern „in der ersten Freude“ hier geglaubt. Also „zur Freude“ dient dergleichen? Da sollte man doch den Leuten den Gefallen nicht thun, durch übertriebene Maßnahmen, wie jene Sendung an den russischen Kaiser nun erscheint, die Vorstellung des Unheils für Uebelwollende zu vermehren; und daß die Zahl der letzteren sehr groß sein müsse, beweisen, außer dem Zeugnisse meines sehr unschuldigen Barbiers, alle großen Ministerialkonferenzen und Kongresse. Auch inmitten der innigsten diplomatischen Verbindungen wird von Zeit zu Zeit ein solches Uebelwollen sichtbar und stört und schwächt gemeinsames Ansehen und Kraft. Den Unwillen, welchen Lord Stuart durch arge Säumniß bei seinen Kollegen erweckt hat, trägt hier das österreichische Kabinet von Seiten des neapolitanischen Gesandten Herzogs von Partanna, der dasselbe beschuldigt, die Nachrichten aus Sizilien nur in übertreibenden und zubereiteten Schilderungen durchgelassen zu haben; gleichwohl ist der Herzog ein Mann, der es an Revolutionshaß mit jedem aufnimmt, ein Mann, der von einer vielversprechenden Lustreise nach Hamburg wieder abstand, weil er zu seinem Schrecken erfahren, daß er dort zu seinem Umgange keinen Adel finden würde. Dergleichen Züge beweisen, daß diejenigen, die verbündet einander aus allen Kräften halten und fördern sollten, nur allzuoft sich gegenseitig Abbruch thun; dergleichen müßte schlechterdings bis auf die letzte Spur vertilgt werden, um alle Anstrengung ungetheilt nur gegen den wahren Feind, die Revolution, richten zu können! Aber ein jeder Staatsmann, der dem Heere des Zeitgeistes im Allgemeinen mit gegenübersteht, beherbergt unterdessen einzelne Einquartirung desselben mit

mehr oder weniger Wissen und Gewissen. Nicht minder schlimm, als dieser Umstand, ist der andere, der mit der Macht des Erfolges verbunden ist; man räumt diesem ein viel zu großes Ansehen ein und schwächt dadurch das Bestehende, wie man das Entstehende nährt; die Art, wie die spanischen Diplomatiker überall geachtet und gehalten und ihr Verhältniß stillschweigend als ein regelrechtes angenommen wird, gegen die bekannte Meinung und Neigung, scheint mir ein gefährlicher Zoll, den man dem Erfolge noch immer wie zur Zeit Napoleon's und der französischen Republik darbringt. Denn „Entweder — Oder" gilt in allen Dingen, und Folgerichtigkeit kann man von Feind und Freund erwarten und aufstellen.

Sie sehen an meinem flüchtigen Herreden, daß ich diesmal von hieraus wenig Erhebliches zu melden habe. Der König ist noch in Töplitz, der Fürst Staatskanzler in Pyrmont, die Minister pflegen im Sommer ebenfalls einiger Erholung; die ganze Berliner Welt ist auf Reisen oder Landhäusern zerstreut. Unsere neue Anleihe hat Fortgang, es wird dafür und dagegen gesprochen, sowie fortwährend über die neuen Steuern, aber das streitende Publikum ist für den Augenblick noch nicht zahlreich genug, und wird wohl erst gegen Ende Septembers zu dem Gedränge anschwellen, das zu einer Reibung erforderlich ist.

Die Gerüchte von bevorstehenden Kongressen werden längst zu Ihnen gedrungen sein. Außer dem Lustlager bei Pesth nennt man noch Wien und München als Sitze großer Vereinigungen. Sollte wirklich, wie es heißt, in München ein dauernder Ausschuß für deutsche Angelegenheiten niedergesetzt werden, so kann das Herz eines braven Preußen nur mit bitterer Eifersucht die hohe Wichtigkeit empfinden, die dem emporringenden Baiern dadurch vorzugsweise zugestan-

den wird. Auch die kaum vergoldeten Strahlen des Bundestages müßten dadurch schnell wieder allen Glanz verlieren, der ohnehin schon in etwas durch die in Wien und Paris zu eröffnenden Geschäfte verblichen ist. Bald wird es an Diplomatikern fehlen, um allen diesen Kongressen, Ausschüssen, Bundestagen und Konferenzen zu genügen, die Arbeit an Berichten, Gutachten, Denkschriften und Protokollen wird riesengroß; Augias wird sich nach mehr als einem Herakles umsehen müssen; an Talenten ist längst Mangel, bald auch an bloßen Namen.

Zuverlässigen Nachrichten zufolge, die ich aus Oesterreich erhalten habe, war das Pesther Lager bestimmt, die Veranlassung zum Einstoßen der ungarischen Verfassung zu geben, nach einem Plane, den besonders der Herr Graf von Stadion mit des Fürsten von Metternich williger Zustimmung bei dem Kaiser genährt haben soll. Die Absicht ist durch das Ereigniß von Neapel natürlicherweise gestört und eingestellt, das Geheimniß jedoch zur Kunde der Ungarn durchgedrungen und die Stimmung von diesen dadurch nicht gebessert. Sonderbar bleibt es, daß der Sache und dem Geiste nach eine in Ungarn bezweckte Veränderung auch unter Anführung der Regierung nur den anderen Veränderungen, die man verabscheut und bekriegt, ähnlich sein könnte; Aufhebung der Vorrechte, Begünstigung des Bürgerstandes, Förderung des Anbaus jeder Art, Unterdrückung des sogenannten Historischen, mit Einem Worte, alles, was in Preußen seit 1807 bis auf diese Stunde geschieht, würden auch in Ungarn die Zeichen der Zeit werden.

Man hat im österreichischen Heere viel unzufriedenen Geist bemerken wollen, Verhaftungen lassen auf Umtriebe schließen, die Aeußerungen über die Regierung sind oft laut und heftig. Unter diesen Umständen müssen sich große Ver-

legenheiten häufen. Von allen Seiten flammt und sprüht oder dampft und knistert es um die erschrockenen Häupter. Umtriebe scheinen durch ganz Europa verbreitet, Sardinien und Portugal haben deren neuerdings enthüllt, Polen gewährt keine Sicherheit, Deutschland erweckt neue Besorgnisse; was in den jungen Leuten jetzt gährt, ist ein undurchdringliches Geheimniß, und gewiß sind diese Gemüther jetzt erfüllter, als vor einem Jahre. Ob nicht im Heere für arge Zwecke geworben wird, ist eine Frage, die sich unaufhörlich aufdrängt. Die große Stille nach dem vorigen lauten Geschrei ist äußerst beängstigend. Ich fürchte, der Zugriff im vorigen Sommer, der zwar die Kenntniß von vielen schwarzen Gedanken, aber doch kein gerichtliches Ergebniß zur Folge gehabt hat, ist ein übereiltes Unternehmen gewesen, das nur dazu gedient hat, die wenigen Fäden, die man in Händen hatte, nun ganz zu verlieren und in völliger Dunkelheit zurückzubleiben! Es heißt noch fortwährend, daß auch die letzten noch verhafteten sogenannten Demagogen in Kurzem völlig freikommen würden.

Der konstitutionelle Weg scheint allerdings der einzige, um allen geheimen Umtrieben und Verschwörungen ganz zu entgehen, allein nicht allen Lenkern von oben leuchtet der Vortheil ein, der besonders dann zweifelhaft wird, wenn man den nöthigen Weg nur halb oder zu zaghaft wandelt. Herr von Berstett hat noch vor Kurzem dem Großherzoge von Baden den dringenden Rath ertheilt, die ganze Konstitution Badens zurückzunehmen, und da dieser Rath verworfen worden, so läßt er ausſprengen, nicht er, sondern der Minister von Fischer habe den Rath gegeben und Er dessen Annahme verhindert! Was der Mensch für Gedanken über die Weltverhältnisse noch immer haben mag. Da ist doch wenigstens Herr von Grolman in Darmstadt gescheuter! Hier

bei uns meint man es gewiß ernst und aufrichtig mit der Verfassung, nur daß die Sache Zeit haben will; zufolge einer Aeußerung des Fürsten von Hardenberg, die man als an Hrn. Professor Buchholz gerichtet, erzählt, dürfte etwa nach dreien Jahren der Zeitpunkt eintreten, wo eine Verfassungsurkunde für Preußen verwirklicht werden könnte. —

Den 30. August.

Die schrecklichsten Gerüchte aus England, zufolge deren Lord Castlereagh das Leben verloren hätte, und höhere Personen noch in gleicher Gefahr stünden, haben heute die ganze Stadt durchlaufen. Noch weiß niemand, was davon zu glauben oder zu verwerfen ist; aber selbst wenn die Sache falsch erkannt würde, wie ich fast vermuthe, so blieben doch die Gerüchte nicht unbedeutend. Die Eindrücke, die das Volk empfängt, sind nicht zu berechnen, noch zu bemeistern; wer sich auf den psychologischen Gang der Dinge versteht, kann aus diesen Eindrücken manches Zukünftige weissagen. Der „österreichische Beobachter", der „Moniteur", der „englische Courier" und andere Blätter dieser Art, rufen zwar den Weissagungen des Kalchas und der Kassandra Wahnsinn und Frevel wie vor dreißig Jahren, „Eh man nach Ilion zog, wenn man von Ilion kommt," allein der Sehende erschrickt nur um so mehr, je weniger ihm Einsicht und Rath unter den Andern erscheint! Wer kann sich freuen, wer darf sich mit Hoffnung schmeicheln, wenn Europa in den blutigen Gräuel stürzt, dessen Wuth wir in Frankreich gesehen haben? Aber führt nicht Alles dahin mit unwiderstehlicher Gewalt? Will irgend ein Staatsmann hören und sehen? Geist und Kraft von Dünkel und Schwäche unterscheiden? Freunde er-

kennen und Feinde entfernen? Die Regierungen bezahlen und nähren, ehren und stützen ihre bittersten Feinde, ihre giftigsten Untergräber! In den großen Titeln, in den großen Aemtern und Gehalten sind sie versteckt, aber nicht vor dem Volke, dem sie die ganze Blöße zuwenden, um nur gegen die andere Seite schön verhüllt zu erscheinen. Ich könnte diesen Satz mit einzelnen Thatsachen belegen, wenn es dessen bedürfte. Doch die Geschichte wird schon ihr Recht üben! —

Den 31. August.

Die Gerüchte aus London scheinen sich nicht zu bestätigen. Desto besser für die erschrockenen Gemüther! — Ich muß diesen Brief schließen. Vielleicht bringt mir der Kourier einen von Ihnen mit, und ich kann noch ein Wort beifügen. Leben Sie wohl! Die herzlichsten Grüße von meiner Frau.

Mit innigster Ergebenheit

Ihr

K. A. V. v. E.

Die Schrift des Hrn. von Pradt und die Biographie der Deputirten haben wir gelesen; beide haben Gewürz. Kommen beide Bücher durch Ihre Güte noch für mich an, so schadet es nichts, aber die Sendung, wenn sie noch nicht geschehen, könnte nunmehr unterbleiben. Hier ist nichts Erhebliches im Druck erschienen, als die Staatslehren Fichte's aus dessen Nachlaß; ein Buch von großer Geistesstärke und kühnem Ausdruck.

26.

Oelsner an Varnhagen.

Paris, 30. August 1820.

Für den cherubinischen Wandersmann, Hochverehrtester, bin ich Ihnen lebhaft verpflichtet. Ihrer Sorgfalt dankt er ein neues, geschmackvolles Dasein. Seine Dämmerungen sind duftige Nebel. Besonders ziehet mich die herzliche Sprache an, als mit Opitz, Logau verschwistert, und mir heimathlich. Beiliegende Zeilen, ihn betreffend, werden Sie nicht ungern lesen. Sie kennen die Hand des Angelus Silesius, der unser Freund und Zeitgenosse. Er besitzt einen ganzen Schatz ähnlicher Einzelblicke. Pradt's Freisprechung läßt mich hoffen, daß sein Buch bis übermorgen wieder im Handel sei. Die Biographien sind entweder gar nicht, oder nur um willkürliche Preise zu bekommen. Nächstens, heißt es, erscheine eine zweite und vermehrte Auflage. Beide Schriften standen schon unter polizeilichem Beschlage, als ich Ihren Auftrag empfing. Kann ich ihn nicht erfüllen, so bitte ich, halten Sie sich an Hrn. von Stägemann's Exemplare. Senden muß ich Ihnen nothwendig Keratry, der erst gestern ausgegeben, noch wenig im Publikum, aber wahrscheinlich Aufsehen, ja Lärm erregen wird. Die Unerschrockenheit, womit er der heiligen Allianz begegnet, darf dem Auslande nicht unbemerkt bleiben. Madame de Guachet habe ich nicht außer Acht gelassen. Den Zettel, der mich an die einzuziehenden Erkundigungen mahnet, erblicke ich täglich auf meinem Schreibtische. Bisher fand ich keine befriedigende Auskunft. Es thut mir leid, nicht früher als eben jetzt, an den Lexicographen Pougens gedacht zu haben, natürlichen Sohn eines Prinzen Conty, vermuthlich eben desselben, dem Ihre Dame angehört. Hinsichtlich der Wohnung möchte Irrthum obwalten. Condé, nicht Conty, heißt die geistliche Vorsteherin des klösterlichen Stiftes im Temple.

Lange hat man uns die russischen Noten vorenthalten. Endlich tritt auch die zweite an's Licht. Hrn. Capo d'Istria wird die Abfassung zugeschrieben. Wie arm doch der Norden, zu derlei Arbeiten immerdar fremder Hülfe zu bedürfen! Die Stücke sind sehr verständlich und unterscheiden sich darin von der ehemals üblichen Diplomatik, die sich der Kunst befließ, mit vielen Worten nichts zu sagen. Wenn man gelesen hatte, mußte man nicht recht wissen was? Hier hingegen spricht sich der Gedanke klar und deutlich aus. Mein voriger Brief hat Ihnen gezeigt, wie stark mich die Besorgniß prätorisirter Revision anwandelt! Unmöglich kann man Quitogaben ohne Schauer sehen, und nothwendig erwecken sie den höchsten Unwillen der Höfe. Aber die Gegenmittel, so genommen werden, führen sie zum Ziel, dem Uebel vorzubeugen? Der Erfolg wird zeigen, ob sie die besten waren. Bis dahin sind Zweifel gestattet. Geschichte, soweit ich sie kenne, lehrt mich, daß Zeitgährungen großen Umfangs, immer nur durch eine Macht beseigt wurden, die zu unterhandeln verstand mit der Meinung, aus der sie keimten. Von dem, was sich in der russischen Note als Maßregel darstellt, war keine Wirkung auf Spanien zu erwarten. Wohlwollensbezeugungen in Worten, sind Komplimente, Beantwortung, Kratzfüße. Hätten die hohen Verbündeten sich der Diktatur, die ihnen 1814 ein günstiges Schicksal in die Hände spielte, werkthätig zu Gunsten Spaniens bedient, so wären die Wünsche, welche diesem Reiche eine gute Konstitution gönnen, keine pia desideria geblieben. Da nichts von Oben kam, entstand etwas von Unten, wie solches zu geschehen pflegt in allen Fällen einer unhaltbaren Dauer. Unregelmäßig ist es dabei hergegangen. Nicht die Art des Ursprungs, sondern der heilsame Gebrauch des Zepters heiligt und legitimirt den Herrscher und sein Geschlecht. Auch

bei Katharinen's Thronbesteigung waren einige Unregelmäßigkeiten vorgefallen. Den Kortes gebietet ihr Interesse, der Armee nicht weiter den Zügel schießen zu lassen. Vielleicht hätte man wohlgethan, ihnen dieses recht nachdrücklich an's Gemüth zu legen. Aus dem Tadel macht sich der Spanier soviel, wie jener Fiacre, der da frug: Monsieur le juge, est-ce que cela m'empêchera de conduire mon fiacre? — Non mon ami! Dans ce cas, blâmez toujours, je m'en f... — Rathen zu wollen, unter Umständen, wie die jetzigen, dünkt mich Vorwitz; denn wer unbefangen, nicht im Sinne der gefaßten Beschlüsse räth, läuft Gefahr für einen Verräther zu gelten.

In Rücksicht des Zeitgeistes denkt Oesterreich wohl am rundesten: Du mußt mich schlagen oder mir gehorchen. Zu Hause hat es die Erfahrung für sich, und gar Vieles mit nackter Gewalt durchgesetzt. Aber läßt sich der menschliche Geist überall festnageln? Fast scheint es Fürst Metternich anzunehmen in seiner Note an Hrn. von Verstett. Doch sind sie der Sache nicht ganz gewiß. Ein Schnäpschen! und es wird schon gehen. Man muß sich Muth zutrinken, dann bleibt die Physiognomie der Welt, von einem Jahrhundert zum andern, dieselbe, wie sie seit Moses und Herodot erprobt worden.

Sei es Kannengießerei oder Absicht, es fehlt hier nicht an Leuten, den österreichischen Truppenbewegungen einen auf das mittägige Frankreich gerichteten Hinterzweck unterzuschieben. Les cloches sonneraient d'elles-mêmes, S. 12 der Brochüre von Keratry, ist ein furchtbares Wort. Unklug wäre, den Nationalgeist herauszufordern. Die stete Täuschung einer gewissen Parthei besteht darin, daß sie, so oft sie auf Widerspruch stößt, Republikaner wittert. Republikanism ist hierzulande wenig zu Hause, selbst des Patrio-

tism strömt kein Ueberfluß, desto überwiegender herrscht Nationalgeist. Dieser setzt seinen Ehrenpunkt auf liberale Ideen, weil Frankreich darin den Ton angab und unter Nachklang desselben seine siegenden Armeen Europa durchzogen. Daraus erklären Sie sich, warum des abscheulichen Louvel's Rede unter dem Volke abgeschrieben wird und Beifall findet. Sie soll gewaltig im Umlauf sein.

Ueber die neapolitanischen Ereignisse bin ich, durch die Gefälligkeit eines auswärtigen Gesandten, zu Kenntniß von Nachrichten gelangt, die sehr merkwürdig sind. Dem Berichterstatter zufolge, der ein nüchterner Kopf zu sein scheint, wurden die Umtriebe der Carbonari durch zwei besondere Ursachen begünstigt. Auf Antrieb des Generals Nugent waren den Truppen, die im Lager von Sessa gestanden, die Belohnungen verweigert worden, welche ihnen der Hof zugesagt. Ihre Unzufriedenheit machte sie jeder Einflüsterung empfänglich. Aus einem, Ihnen gewiß eben so höchlich überraschenden Zusammenhange entsprang ein noch wirksameres Verhältniß, wenn die Geschichte, die ich zu erzählen habe, gegründet ist.

Während der letzten Krankheit des Pabstes hätten Oesterreich und Neapel sich verstanden, den Kirchenstaat bei dem Ableben Sr. Heiligkeit zu besetzen und einzuziehen. Der Herzog von Salerno, Prinz Leopold, wäre damit beliehen worden, unter österreichischer Oberherrlichkeit. Pius genas. Den Besitzlustigen mißfiel der Verschub. Durch glänzende Aussichten lockten sie den Gouvernor von Rom in ihr Interesse. Monsignor Pacca fand nichts einfacheres, als den Pabst vergiften zu lassen. Der Pater Kammerherr aber, auf dessen Dienstfertigkeit man gerechnet hatte, wies den Antrag mit Grauen zurück. Diesen Vertrauten wegzuräumen, schien dem Bloßgestellten einzige Rettung. Von plötzlicher

Krankheit befallen, ahnte der unglückliche Kämmerer sogleich wessen Opfer. Er raffte seine Kräfte zusammen, schrieb den Vorgang, und übergab das versiegelte Papier einem Freunde, unter Bedingung, es ihm selbst einzuhändigen, wenn er stürbe, dem Pabste. Der Kämmerer starb; sein Freund lieferte das versiegelte Blatt Sr. Heiligkeit.

Zuverlässig erinnern Sie sich des plötzlichen unerklärlichen Entweichens eines Prälaten, Monsignor Pacca's. Alle Zeitungen waren davon voll. Er hatte noch zu rechter Zeit davon Wind bekommen, vielleicht mit Genehmigung des Pabstes, der den Skandal zu ersticken zuträglich erachtete. Doch sollte die Sünde nicht ohne Züchtigung bleiben. Die Geistlichkeit erhielt Weisung, daß das Christenthum sich mit bürgerlicher Freiheit recht sehr wohl vertrage. Von allen neapolitanischen Kanzeln wurde das Lob der spanischen Konstitution gepredigt. Die Regierung witterte Unrath. Sie ging den Predigern zu Leibe. Die meisten verschanzten sich hinter ihre kirchlichen Vorrechte. Einige jedoch lieferten aus. Man bekam Instruktionen zu lesen, ganz im reinsten Geiste des Christenthums abgefaßt, aber nichts weniger als den Ministern behagend. Ihre Wirkung hatten sie bereits gethan, und so gelang das Unternehmen der Carbonari. — Die Konspiration, die der Moniteur vom 20. anzeigte, hat weder viel Aufsehen gemacht, noch vollen Glauben gefunden. Indeß läßt sich nicht in Abrede stellen, daß eine große und zwar offene Konspiration vorhanden ist, zu Gunsten der liberalen Institute, Verfassungen und Gesetze. Diese braucht nicht erst entdeckt zu werden und wird eben so wenig zu vereiteln sein, da die Masse der Nation ihr zugethan. Eine andere mehr im Finstern schleichende mag wohl gegen die Bourbons gerichtet sein. Wie viel von dieser entdeckt worden, muß die Untersuchung bestimmen. Es wäre ein Wunder, wenn die

Werkzeuge der Polizei nicht gar manches ihres Machwerks eingemischt hätten, wenigstens sind Leute verhaftet worden, denen keine Anhänglichkeit für Bonaparte oder seine Familie zuzutrauen ist. Der entflohene Nantil scheint Anspinner gewesen zu sein. Warum entkam gerade er? Der Prozeß soll, wie ich höre, bis zur Wahlzeit warten, um Diversion zu machen. Eine wahre Odyssee von Skandal ist der englische Prozeß. Man hätte ihn um jeden Preis unterdrücken sollen. Mit welcher Thätigkeit die englischen Kabinetskouriere jetzt aus allen Ländern verdammte Seelen nach England schleppen. Aus den Diensten, welche die europäische Diplomatik dabei reicht, erwächst ihr kein neuer Glanz. Schade, daß die Königin auf ihren Reisen nicht auch Darmstadt besuchte.

Keratry, den ich nur flüchtig durchlaufen und nicht zu Ende gelesen hatte, sehe ich, enthält ein wahres Manifest gegen die russischen und Metternich'schen Noten. Was werden Sie dazu sagen? Madame Cesar habe ich seit ihrer Rückkunft noch nicht gesehen.

Versichern sie Frau von Varnhagen meiner verehrungsvollsten Huldigung.

Mit innigster Ergebenheit

Oelsner.

27.

Varnhagen an Oelsner.

Berlin, den 17. September 1820.

Ich glaube morgen eine Gelegenheit eröffnet, um Ihnen, hochverehrteſter Freund, einen Brief, wenigſtens bis zur Hälfte des Weges, mit Sicherheit zu ſenden. Ich ſage Ihnen den innigſten Dank für Ihr werthes Schreiben vom 30. vorigen Monats und für die daſſelbe begleitenden Druckſchriften. Paris bekräftigt ſich als der Mittelpunkt von Europa, alles Wichtige fließt dort zuſammen, alle Antriebe gehen von dort aus, ganz Europa findet dort Worte, die ihm anderwärts fehlen. Die Schrift von Keratry iſt ein bedeutender Beleg für dieſe Behauptung, die Anmerkungen zu der Note des Fürſten von Metternich, die Betrachtungen über das heilige Bündniß, dies alles könnte in Deutſchland nicht mehr geſagt werden, obgleich noch ſehr vieles in Deutſchland geſagt wird, und in England könnte es zwar geſagt werden, aber es bliebe in England. Die kleine Schrift wird mit Begierde geleſen, ſie ſcheint häufiger, als die ſonſtigen Schriften dieſer Art, über den Rhein gekommen. Ich danke Ihnen ungemein, daß Sie mir dieſelbe ausgewählt, und bitte um gelegentliche Wiederholung ſolcher Sendungen, deren Werth durch Ihre ſcharfſinnige und glückliche Auswahl weit den Werth der kleinen Summe überſteigen muß, die ich darauf verwenden kann und deren Maß ich gern Ihrem Gutdünken überlaſſe. — Wunderbare Aufſchlüſſe geben Sie über den Gang der Dinge in Italien; der Sinn iſt ganz betroffen von dem Blicke in dieſen Zuſammenhang, der in dieſer Geſtalt nicht erfunden ſein kann. Ich habe alle Urſache, der Erzählung völligen Glauben beizumeſſen; Nachrichten fremder Geſandten, die hieher gekommen, aber noch ſehr geheim ſind, beſtätigen die Sache, ohne ſie recht zu wiſſen; ſie beſchuldigen die päbſtliche Regie-

rung einer unbegreiflichen Saumſeligkeit, ja ſogar einer anſcheinenden Zuſtimmung bei mancherlei Ereigniſſen, die den Andern unbedingt als Gräuel daſtehen. Im Kirchenſtaate verſammeln ſich die Carbonari hin und wieder am hellen Tage, laſſen ſich die Kirchen aufſchließen, und ſogar Ungeweihte dürfen ihren Verſammlungen beiwohnen. Man verſichert, der Pabſt weigere ſich ernſtlich, fremde Truppen in ſein Gebiet aufzunehmen. Die Hauptentſcheidung über die beabſichtigten Maßregeln der Oeſterreicher wird wohl von Warſchau herkommen.

Inzwiſchen iſt ein Kongreß der italiäniſchen Regierungen von Oeſterreich auf das Tapet gebracht und eine Kommiſſion gegen die Umtriebe der Carbonari ſchon im Werke. Haben Karlsbad und Mainz denn in Deutſchland ſich als ſo wirkſame Mittel erwieſen, daß man für Italien wieder nur eben dieſe verſchreibt? Ich fürchte, ich fürchte gleich Ihnen, daß man in grauſamer Verblendung dem Unheil entgegen geht, ſtatt ihm zu entfliehen! Die Stimmung der Vornehmen und Leitenden iſt äußerſt heftig und aufgebracht, ſie halten die ganze Welt des Liberalismus verdächtig, ſie wollen gar nichts mehr vernehmen, weil ſie nur dergleichen zu hören bekommen, das ſie verletzt; es wäre auch gar nichts nütze, ihnen ſolcherlei wider ihren Willen aufzudringen, die Wunder der Thatſachen ſind ihnen kaum ſo verhaßt, als die Wunder der Einſicht. Wahrlich, mit Trauer muß dieſe Stimmung den Wohlmeinenden erfüllen, der ſich über bevorſtehende Schreckensſtürme nicht in jedem Augenblicke mit der Tröſtung eines großen Weltplans zu beruhigen vermag! —

Hier wird es nach und nach wieder lebhaft zum Winter, der ſogar, nach einer hohen Aeußeruug, feſtlich glänzend werden ſoll. Auch die Diplomatiker finden ſich allmählig wieder ein, von Einheimiſchen ſind Herr von Jordan und Herr

von Klüber angekommen, auch Herr von Humboldt iſt ſeit mehreren Tagen hier; der Fürſt Staatskanzler wird zum 26. erwartet. Ob er oder der Herr Graf von Bernſtorff zum nächſten großen Kongreſſe nach Wien geht, ſcheint noch nicht ausgemacht; letzterer, heißt es, ſuche ſich der Sache zu entwinden. Großen Lärm erregt hier eine Klageſchrift des Herzogs von Anhalt-Köthen gegen Preußen wegen der freien Elbſchiffahrt; ſie iſt in dem bitterſten Tone gegen unſer Miniſterium abgefaßt, greift Hrn. von Bernſtorff perſönlich an und bringt Dinge zur Sprache, die das allerunangenehmſte Aufſehen machen; die Worte Unterdrückung, Verletzung der Verträge, Zweifel an deren Heiligkeit, allgemeine Unzufriedenheit des Volks, Förderung von Ausbrüchen derſelben u. dgl. m. ſind darin nicht geſpart; die Schrift iſt an alle deutſchen Höfe vertheilt und dem Bundestage vorgelegt worden, wohin der Herzog ſelber ſeinen Weg genommen, wie im vorigen Jahre nach Wien, um ſeine Beſchwerde deſto beſſer zu unterſtützen. Wir werden uns großer Mäßigung in der Sache befleißigen, die allerdings durch den Seelen-Hoffmann arg verdorben worden, weßhalb dieſem auch die Leitung der Sektion im Miniſterium ſeitdem entzogen iſt. Inzwiſchen eignete ſich die Sache ſehr zu einer öffentlichen Vertheidigung, es ließe ſich manches Zweckmäßige ſagen, nur fehlt es uns leider an einer Feder, die eine ſolche Staatsſchrift liefern könnte! und wenn es uns auch nicht daran fehlt, doch dem Miniſterium. Die Sache könnte die Folge haben, daß Herr von Jordan wieder im Miniſterium einen beſonderen Kreis von Geſchäften angewieſen erhielte, wie er ſchon lange wünſcht und wozu bisher nur die Form ſich nicht finden laſſen wollte. —

Der Herr Major, Graf von Meuron, iſt nun wirklich zum Geſandten in der Schweiz ernannt und geht bald dahin

ab. Der Staatskanzler und der Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten ſollen dieſe Ernennung nicht begünſtigt haben. Wegen des Hrn. Grafen von Tauentzien iſt noch alles im Schweben. Ein Gerücht läßt Hrn. von Kamptz als Geſandten nach Kaſſel gehen; demſelben wird widerſprochen und doch neuer Glauben geſchenkt. — Neben der Politik giebt die Kunſt hier große Beſchäftigung, Hrn. Spontini's Aufführung ſeiner Werke, die meiſterhaften tragiſchen Rollen der Madame Schröder, der ſeiner Vollendung nahende Theaterbau des Hrn. Schinkel, ſetzen Berlin in lebhafte Bewegung. Das iſt ſehr gut und nöthig, denn ſonſt erſtürbe in Sand und Uniformen aller Reiz und Umgang des Lebens.

Aus Baden habe ich ganz friſche Nachrichten erhalten. Was auch die Zeitungen ſagen mögen, die Ständeſitzung iſt in höchſter Unzufriedenheit beendet worden. Als Herr von Berſtett den Anſchlag ausführen wollte, die wichtigeren Mitglieder entfernt zu halten, erklärten die Einberufenen in der Stille, ſie würden auseinandergehen und ihren Kommitenten erklären, die Volksvertretung ſei zum bloßen Gaukelſpiel herabgebracht. Herr von Berſtett drang darauf, der Großherzog möchte die Gelegenheit benutzen und die ganze Verfaſſung zurücknehmen oder doch fallen laſſen. Der treuloſe Rath des rachgierigen Miniſters wurde überſtimmt und er ſelbſt zog ſich auf's Land zurück. Die Abgeordneten wurden ſämmtlich einberufen und die Verhandlungen eröffneten ſich mit glücklichſten Zeichen. Die Stände erfüllten alle Wünſche der Regierung, waren mäßig und nachgiebig über alle Erwartung. Herr von Berſtett ſaß indeſſen zwei Stunden von Karlsruhe in Ettlingen, nahe genug, um allerlei Ränke einwirken zu laſſen. Die zweite Kammer wurde in allerlei Kleinigkeiten geneckt und gehindert. Kaum aber hatte ſie Budget und Anleihen bewilligt, alles was die Regierung

brauchte, ſo brach man alle ihre andern wichtigen Arbeiten, auf die das Land harrte, mitten ab, ohne auch nur ein einziges Geſchäft zum Schluſſe gelangen zu laſſen und ſchickte die Stände mit ſüßen Worten nach Hauſe. Die herbe Unzufriedenheit, das bittere Erſtaunen iſt nicht durch die Ladung zur Großherzoglichen Tafel, nicht durch das Ordensbändchen des Vorſitzers der Abgeordneten beſänftigt worden, ſie gährt ärger als je im ganzen Lande und wird in der nächſten Verſammlung der Stände dem unklugen Miniſterium mit Zins vom Zins heimkommen! —

In Würtemberg iſt alles ruhig und zufrieden, der König ſelbſt hält ſein Werk aufrecht; nur die Standesherren nähren dort Mißhelliges und die Geſandten ſind ſehr ſchlecht und hemmen des Königs Wirkung nach außen, jetzt ſendet er den Grafen von Mülinen ſogar nach Paris! — Baierns Rolle dämmert immer bedeutender in Deutſchland hervor. Ich fange an, einer alten Vorherſagung Hrn. von Beyme's Glauben beizumeſſen; er ſah in Baiern den künftigen Hauptſtaat Deutſchlands. —

Sie müſſen doch Friedrich Schlegel's „Concordia" leſen. Seine Geſchicklichkeit im Verhüllen und Zeigen, im Anlocken und Täuſchen iſt unvergleichlich. Er ſagt durchaus nicht, was er im Innerſten meint; aber das Ergebniß ſeiner Schrift iſt für die Freiheit und gegen die Ultra's; wäre man in Wien klug genug, um dergleichen zu verſtehen, ſo würde man wahrlich nicht die Erlaubniß zum Drucke geben. Von Dr. Troxler iſt eine philoſophiſche Rechtslehre erſchienen, ein geiſtvolles Werk, das auch gegen Haller, Adam Müller, Ancillon u. A. zu Felde zieht. In Verlegenheit ſetzt ſeine hieſigen Anhänger Herr von Haller, der im IV. Bande ſeiner Reſtauration die Hand an Görres bietet, welcher doch hier nicht gelten darf. —

An dem Ufer der Oſtſee iſt eine Verfaſſungsſtimme erſchollen, immer eine Merkwürdigkeit in jenen weiten Strecken! Sie iſt von einem Generalkonſul Hrn. Gibſone in Danzig und übrigens nicht bedeutend. Herr von Ancillon behauptet, unſer Verfaſſungswerk ſei noch keinen Augenblick bei Seite geſchoben; das mag wohl ſein, aber was heißt das weiter?

Die engliſche Verhandlung vor dem Hauſe der Lords erweckt überall, wie es ſcheint, dieſelben Urtheile. Es iſt nur Eine Stimme des Erſtaunens und Widerwillens, der Mißbilligung gegen die Miniſter und ihr Verfahren. Wer fühlt nicht, daß das Königthum aller Orten davon befleckt wird? und auch erſchüttert! Der Gefahren unmittelbar für England nicht zu gedenken. Wiſſen Sie, daß ich einige, nicht unwichtige Beiträge zur Enthüllung der niedrigen Maßregeln, die gegen die Prinzeſſin von Wallis gerichtet geweſen, ertheilen könnte? Ich habe Hrn. von Ompteda genau gekannt und mehrere ſeiner Umtriebe ſind unter meinen Augen vorgegangen. Unwürdiger und niederträchtiger kann man nicht ſein, wenn auch die Prinzeſſin darum nicht beſſer in ihrer Sache ſteht! Manche Leute hier rechnen ihr indeß zum Guten an, daß ſie doch nur Einen Liebhaber die ganze Zeit gehabt und ihm treu geweſen zu ſein ſcheint; die liebende Gattin, das Muſter der häuslichen Zärtlichkeit liegt ganz nahe bei, Schade, daß Pergami nicht an anderer Stelle ſtand und eine Welt von Lob und Preis feierte wetteifernd, was jetzt als Gräuel verabſcheut wird. Gott, wie ſteht es mit deiner Welt! Wie wirr und bunt und verkehrt verarbeiten die Menſchen ihre Begriffe! Wenn nicht ſchon ſo viel geweſen wäre, könnte man mit einigem Grunde ſittlich und ehrlich und weiſe thun! Aber trug nicht Ludwig XIV. Trauer für Cromwell? Wurden nicht Eliſabeth von England und Katharina von Rußland in den Himmel erhoben und ihre Liebhaber geehrt und

gefeiert? War nicht des österreichischen Kaisers Tochter die Gattin Bonaparte's, dessen Frau noch lebte? Es ist wahr, die Königin Karoline und ihr Pergami haben sich noch keiner weltbeherrschenden Umstände erfreut; vielleicht kommt's noch und dann wollen wir sehen. —

Tausend Dank für das herrliche Blatt des verehrten Grafen von Schlabrendorf! Sein Beifall ist meiner kleinen Ausgabe die köstlichste Belohnung. Ihn mußte freilich sein tiefsinniger Landsmann ansprechen, das konnte ich voraussehen, aber überrascht hat mich sein inneres Zusammentreffen mit ihm. Wie geistvoll schön, wie wortleuchtend sind seine Sprüche, in ihrer bildhauerischen Prosa der mahlerischen Poesie des Angelus vollkommen werth! Möchte er zu bewegen sein, mir von dem Schatze seiner „Einzelblicke" mehr als jene beiden mitzutheilen! Sie können im Laufe der Zeiten keine empfänglicheren Leser und Freunde finden, als Rahel und ich es sind für diese ganze Art. Bezeigen Sie dem verehrten Manne meine innigsten Gesinnungen der Hochachtung und Anhänglichkeit! —

Meinen Brief vom 29. vor. Monats haben Sie hoffentlich erhalten.

Mit innigster Ergebenheit

Ihr

K. A. V. v. E.

Die herzlichsten Grüße von meiner Frau. Sie ist etwas leidend; es schickt sich hier zu einem neuem Wartewinter an, dessen Aussicht die Seele so wenig erfreut, als das Wetter dem Körper wohl thut. Es ist d o c h nordisch hier, man muß es wohl eingestehen! – Freuen Sie sich Ihres Aufenthalts in Paris! — Meine Frau wird nächstens

an Madame Ceſar ſchreiben, Unpäßlichkeit hielt ſie dieſer Tage ab. —

Vom 18. September 1820.

Können Sie mir ein paar biographiſch-litterariſche Notizen über Keratry geben? Was in der Galerie pittoresque ſteht, liegt mir vor, genügt aber nicht. — Aus Italien haben wir neue Nachrichten; Oeſterreich iſt raſch in ſeinen Maßregeln vorgerückt, der Vertrag zur Erhaltung der gegenwärtigen Lage der Dinge und zur Herſtellung Neapels iſt ſchon mit allen italieniſchen Regierungen geſchloſſen, alſo auch mit dem Pabſt. Alle wollen vereint, mit bewaffneter Hand dahin rücken, wo Gefahr iſt, alſo zunächſt nach Neapel. Inzwiſchen iſt die ſtarke Adreſſe der ſardiniſchen Heeresmacht an den König bekannt geworden, ein neuer Umſtand, auf den nicht gerechnet war. Was wird noch alles hinzukommen? Ein unabſehbares Feld von Begebenheiten iſt eröffnet; der Himmel füge alles zum Guten! —

28.

Oelsner an Varnhagen.

Paris, den 27. September 1820.

Zu meinem wahren Nachtheile gereicht es, theurer Verehrter, daß Ihr hochgeſchätztes Schreiben vom 29. vor. Monats ſich nicht auf der Stelle beantworten ließ. Mir blüheten Gedanken, die mich Ihnen empfohlen hätten. Nunmehr ſind ſie wie verloſchen. Semper nocuit differre pa-

ratis. Doch wer unterfänge zu briefeln vier, ja wohl sechs Wochen vor Abgang der Gelegenheit, bei so flüssigen Umrissen der Zeit, wie die jetzigen, wo Weltereignisse mit dem Fluge der Stunden wetteifern. Noch weiß ich nicht, ob Herr Finanzrath Paris sich gegenwärtiger Zeilen annimmt. Dessenungeachtet will ich nicht länger säumen.

Eine Ihrer Besorgnisse ist bereits gerechtfertigt, die in Hinsicht Portugals. Nur bis zum 2. dieses erstrecken sich die Zeitungsnachrichten. Durch Vorsorge des Marquis de Marialva sind alle folgende in's Stocken und die hiesigen Portugiesen unter Beschlag der Polizei gerathen. Schiffspässe nach Portugal verweigern auf Antrieb des nämlichen Botschafters sämmtliche französische Häfen. Gleiches thun die Niederlande; seltsame Maßregeln mitten im Frieden und bei Abwesenheit der Post! Die Sperre soll den Handelsstand zum Gehorsam beugen und durch denselben das Volk. Bald muß sich zeigen, was sie fruchtet. Nach den neuesten Briefen des Marquis waren am 11. die Insurgenten noch nicht im Besitz der Hauptstadt. Gerüchte, ihnen günstige, stützen sich vorzüglich auf das offizielle Schweigen der öffentlichen Blätter.

Beinah ist dem französischen Ministerium seine eigene Zensur verleidet. Während die ihm widerspänstigen Gesinnungen ihren Gang gehen, wie vorher, bewirkt sie selber blos, daß seine Bekanntmachungen wenig oder keinen Glauben finden; bisweilen sogar ziehet sie der Regierung Verantwortlichkeiten zu. So hat neulich der schwedische Gesandte im Namen seines Hofes Beschwerde erhoben wegen eines Artikels im „Constitutionel", dessen Anzüglichkeit die Zensur genehmigt hatte aus Mißachtung eines Königs von gemeinem Herkommen.

Gestern sind viele Verhaftungen vorgefallen. Man

rafft ein wunderliches Gemengſel von Leuten zuſammen; alles was in den Juniauftritten figurirte oder ſich anderswo zu laut geäußert. Das Komplott, mit deſſen Unterſuchung die Kommiſſion der Pairskammer beſchäftigt iſt, ſcheint bald ein Turban, bald ein Hut. Dem „Moniteur“ zufolge bezweckte es die Erhebung eines Napoleoniden, jetzt ſoll es den Prinzen von Oranien zum Gegenſtande haben. Solchergeſtalt gewinnt die Regierung das Anſehen eines Geſpenſterſehers, und ihr Treiben flößt weder Vertrauen ein, noch Furcht. Uebrigens kann es ſehr wahr ſein, daß es eine Partei in Frankreich giebt, die ſich konſtitutionelle Freiheit nur von einem proteſtantiſchen Fürſten verſpricht.

Unter den Fenſtern der Freiherrin Deutzel ſchrie ein Umträger: Grande conspiration, tramée par le colonel Dentzel! Madame iſt eine Frau von derbem Schlage, die nichts auf ſich und ihrem Sohn ſitzen läßt. Erzürnt riß ſie den Flügel auf und rief: Dites, tramée par Pasquier. Helfen Sie mir zu einem deutſchen Worte für imposer. Nur dem wird imponirt, der an unſere Ueberlegenheit glaubt, ſei es löblicher oder unlöblicher Kräfte. Zu der geringfügigen Meinung von den Eigenſchaften der Machthaber geſellt ſich der Unwille des gekränkten Ehrgefühls. Wer hat Oeſterreich, ſagt der franzöſiſche Nationalgeiſt, zum Zionswächter über Italien beſtellt? Iſt es erlaubt, daß wir keine Bewegung machen, indeß der Süden von Deutſchland unter die Waffen tritt? Unzeitigkeit kann der franzöſiſchen Regierung großen Schaden bereiten. Allein ſie traut der Armee, ſie traut dem Volke nicht. Eine ziemlich gäng und gäbe Meinung will, daß Rußland mit griechiſcher Treue dem Hauſe Oeſterreich Italien einräume, um unterdeß, nach Belieben, in Frankreich zu ſchalten, wo der Herzog von Richelieu das blinde Werkzeug von Pozzo di Borgo

wär'. Dieſer Anſicht widerſpricht folgende, gleichfalls ſtark im Umlauf. Daß Oeſterreich Hinterabſichten hege für den kleinen Napoleon, Rußland für den Prinzen von Oranien, ſind entweder bloße Lieblingsgrillen antibourbonischen Partheigeiſtes, oder Spielballen, die man der nicht genugſam umſichtigen Unzufriedenheit hinwirft, wenn nicht Lockſpeiſe lüſterne Vögel zu fangen. Die Glieder der heiligen Allianz waren nie einverſtandener, dem Repräſentativſyſtem das Genick zu brechen, dieſem Friedensſtörer, deſſen recht eigentliches Pflegbett Frankreich iſt und bleibt. Warum ſoll den Neapolitanern nicht geſtattet ſein, was die Spanier gethan? Auf Frankreich ſind die Rüſtungen angelegt, denen Neapel zum Vorwande dient. Gelingt den Oeſterreichern ihr experimentum in anima vili, ſo kommt die Reih an uns. Die deutſche Konſtitutionsſucht wird den Gehorſam der deutſchen Heere nicht lähmen, beſonders wenn man dieſen die ſilbernen Löffel und Gabeln verſpricht, die ihnen bei ihren vorigen Beſuchen ſchon gar gewaltig in die Augen ſtachen. Von hier aus reichen die Ultra der Invaſion die Hand. Eile, rufen ſie, Frankreich zahlt die Koſten. Alſo kann es wohl geſchehen, daß durch Todtſchlag und Vertreibung den Liberalen ein böſer Streich verſetzt wird, aber des Siegs wird ſich der Sieger nicht lang erfreuen, wir reißen ihn mit uns zu Boden.

Noch nie ſchwebte Europa in bedenklicheren Umſtänden. Aus dem vorigen iſt das Liſſaboner Erdbeben berüchtigt. Es wurde bis an den baltiſchen Küſten verſpürt. Eine ihm ähnliche Elektrizität ſcheint die politiſchen Körper unſeres Welttheils zu durchſtrömen. Schwerlich darf man das Daſein geheimer Umtriebe in Abrede ſtellen. Ihre Lebensmittel wären längſt aufgezehrt, ſchöpften dieſe Umtriebe nicht aus dem Behälter des Zeitgeiſtes, der ſchlummernd ein nicht

unthätiger Galvanism und geweckt, wie griechisches Feuer um sich frißt, unlöschbar den üblichen Wasserspritzen.

Seit einiger Zeit hat die heilige Allianz bedeutende Flecken Landes eingebüßt. Die dichtere Stellung, welche sie dabei gewonnen, wird, fürchte ich, künftigen Verlusten nur in sofern vorbeugen, als man sich entschließt, in die neuen Begriffe, Vorstellungsarten und Verhältnisse bis zu einem gewissen Grade einzugehen. Das Anschwellen derselben völlig ableiten zu wollen, wäre eitles Bemühen, aber zu künftigen ist es hoffentlich. Es giebt Fälle, wo das Meer nur mit Hülfe des Meeres eingedämmt wird. Die Wogen selber schaufeln, schütten und schanzen den Sand zur Wehr; allein etwas Spielraum muß man ihnen gönnen. Nichts hingegen soll den Völkern bewilligt und das Bewilligte wohl gar hinterrücks geschmälert werden, wenn die Note des Herrn Fürsten von Metternich an Baron Verstett den feststehenden Plan der Kabinette darlegt. Es scheint auf die Möglichkeit berechnet, daß Erschauen, Gewohnheiten und Bedürfnisse von einem Jahrhundert zum andern dieselben bleiben. Dagegen lehnt sich die Geschichte auf. Das europäische Menschengeschlecht läßt sich nicht wie China stereotypiren; und in welchem Kabinette sitzt der Mann, der es vermöchte, der dem Auftrage gewachsen wär'? Die Beharrlichkeit des Europäers besteht in Bewegung. Je mehr Geist in der Bewegung, desto selbstständiger wirkt dieselbe, und gedeihet sie zu einer Stärke, sich eigenmächtig Recht zu schaffen, so ist es weise nachzugeben. Das alte Sprüchwort: Vox populi, vox Dei entfloß den Lippen eines ächten Staatsmannes. Niemand hat es je in folgerechter Ausdauer weiter gebracht, als der römische Hof. Und dennoch änderte er im Laufe der Zeiten, mag er es eingestehen oder nicht, Denkart und Sitten. Der heutige Katholizism siehet dem

von Hildebrand ſehr unähnlich. Wo predigt er Feuer und Schwert gegen die Ketzer, und was iſt aus der Untrüglichkeit der Päbſte geworden? Indeß haben die Kirchenverſammlungen den heiligen Stuhl nicht zu Grunde gerichtet, und ſo kann ja auch die weltliche Macht ſich mit ſtändiſchen Verfaſſungen ausſöhnen. Mit einiger Gewandtheit wäre es den Höfen und dem alten Herrenſtande ein Leichtes, das Gedicht der konſtitutionellen Monarchie ganz zu ihrem Vortheil auszulegen. Man überläßt ſich lieber dem herkömmlichen Schlendrian. Iſt es Trägheit, iſt es Beſchränktheit? vermuthlich beides! Daß die Welt regiert zu ſein bedürfe, das fühlt die Welt. Ob man ſie ewig nach derſelben Maxime regieren könne oder ſolle, darüber waltet der Streit. Die politiſchen Katholiken behaupten: ja! die politiſchen Proteſtanten behaupten: nein! Zwei Lehren, die ſich ſchnöde abſtoßen, werden nothwendig nach erſchöpften Wortwechſeln handgemein. Was bisher geſchah, führte zu bloßen Waffenſtillſtänden. Noch iſt kein eigentlicher politiſcher Religionsfriede geſchloſſen und ein furchtbarer Staatenkrieg nicht unwahrſcheinlich in der Reihe vorbehaltener Ereigniſſe. Der Himmel gebe dann, daß die Armeen nicht den Völkern und den Höfen gleich übel mitſpielen! Gefahr iſt für beide; für die Fürſten, wenn, da ſie nicht überall gegenwärtig ſein können, ihre Heere zuerſt aus Vorſicht ſubalternen Helden und dann nothgedrungen der überlegenen kühnen Fähigkeit anvertraut werden. Was die Freiheit betrifft, ſo hat ſie von Veteranen nichts zu hoffen. Auch dem Soldaten der Triumvirn war es um Konſtitution zu thun, ja die Republik dauerte im Heere fort, nachdem ſie den Bürgern längſt entriſſen war. Dennoch kam keine feſte Ordnung zu Stande, und bald büßte die Freiheit, bald büßte der Thron. Ich erwarte die That, um mich zu überzeugen, daß heutzu-

tage ein Fürstenrath leichtsinnig Krieg beschließe. Das Heilmittel könnte für den Arzt noch übler ausschlagen, als für den Kranken! Keine Begebenheit wird geboren, ohne von sieben oder acht folgenden Zeugungen wie gewisse Insekten trächtig zu sein. Sie bemerken treffend scharfsinnig, mein Theurer, daß die Staatsmänner, welche dem Heere des Zeitgeistes im allgemeinen gegenüberstehen, einzelne Einquartirung beherbergen. Wäre mein Brief nicht schon zu lang und zu langweilig, so lieferte ich aus hiesiger Erfahrung Belege zu dieser Wahrheit; die Wiener Konkordisten thäten wohl, sie zur Grundlage ihrer Friedensunterhandlungen zu machen. Vorher müßten sie ihre alberne Vornehmthuerei ablegen. In dem Sinne, wie sie den Ausdruck Signatur gebrauchen, ist er eben so abgeschmackt, als undeutsch. Es ist Zeit zu schließen.

Meine tiefste Verehrung der Frau von Varnhagen, der ich hohes Wohlsein wünsche. Leben Sie ebenfalls wohl.

Auf die Fortdauer Ihrer beiderseitigen Gewogenheit mit innigstem Vertrauen rechnend, bin ich hochachtungsvoll

Ihr ganz ergebener

Oelsner.

Den 2. Oktober.

Wahrscheinlich träfe mein Brief nicht früher ein, als unser nächster Kourier, und so ließ ich den Herrn Finanzrath reisen. Aber indem ich das Geschriebene durchlese, wie erstaune ich über meine Geschwätzigkeit! Zwei Seiten habe ich mit Gemeinplätzen angefüllt. Ich schäme mich Ihrer bei Ihnen. Doch Sie mit dem unnützen Plunder zu verschonen, müßte ich den ganzen Brief umschreiben. Dazu, gestehe ich,

fehlt mir der Muth. Am bequemſten verlaſſe ich mich auf Ihre erprobte Nachſicht.

Die Zeitungen überheben mich von der glücklichen Entbindung der Herzogin von Berry zu erzählen, die ohne Schmerzen niedergekommen, wie die heilige Jungfrau. Der Hof glaubt, daß ſie den Heiland der Welt geboren. In der Theilnahme des Volkes, die wirklich groß, iſt mehr Betrachtung der Mutter als des Kindes, deſſen Schickſale zu weit in der Zukunft liegen. Von dem böſen Geiſte, der im Finſtern ſchleicht, will ich Ihnen folgende Gerüchte anführen: Sie werden ſie nach ihrem wahren Werthe abſchätzen. Der Pavillon Marſan, ſo geht die Rede, habe es dahin gebracht, daß ſich den 1. Oktober mehrere ruſſiſche Truppenſäulen gegen Frankreich in Bewegung ſetzten. Die dermaligen Verhaftungen, es ſind meiſtens junge Militairs die man einziehet, hätten keinen andern Zweck, als möglichen Widerſtand zu hindern. Von allen Miniſtern ſei Pasquier der einzige genau in den Plan, den er zum Theil ſelbſt entworfen, eingeweiht.

Unterdeß iſt der Prinz von Oranien entzweit, wie man verſichert, mit dem Könige, ſeinem Vater, aus den Niederlanden nach Warſchau aufgebrochen; dem Vorgeben der Ultra zufolge, damit ihm, der ihnen höchſt verdächtig, ſein Herr Schwager die Leviten leſe. Eine andere Parthei glaubt zu ſehr an die Selbſtſtändigkeit des ruſſiſchen Kabinets, um ihm nicht eine ihren Wünſchen gemäße Abſicht unterzulegen. In dieſer Hypotheſe heißt es: da die Ultra nicht ohne Hülfe des Auslandes regieren können, ſo wird Kaiſer Alexander den Prinzen von Oranien zum Statthalter von Frankreich beſtellen.

England, dem der nordiſche Einfluß nicht ganz kauſcher ſcheint, ſoll ſich für Hrn. von Talleyrand verwenden. Wohl

möglich, daß eine Finte, zwischen dem Exbischof von Autün und Hrn. Decazes abgekartet, für Talleyrand arbeitet; in jedem Falle arbeitet der letztere nur für sich. Große Geschicklichkeit kann man dem Manne nicht absprechen. In dem gewöhnlichen Sinne freilich steht er hinter sehr vielen Diplomaten zurück, und Herr von Humboldt hatte vollkommen recht, die Talleyrand'schen Wiener Noten (von Labeinardiere abgefaßt) schaal und den Minister selbst bei allen mündlichen Erörterungen leer und nichtssagend zu finden. Aber, was man nicht genugsam in Erwägung zog, ist seine unübertroffene Vampyrgabe, jederman nach Zeit und Ort, einen Floh in's Ohr zu setzen. Lord Byron's Lord Ruthwan versteht das nicht besser. Die Talleyrand'schen tête-a-tête haben auf die Beschlüsse des Kongresses mehr Einfluß ausgeübt, als man sich gewöhnlich vorstellt. Vielleicht hat nichts so sehr die Einverleibung Sachsens hintertrieben. Meines Erachtens berücksichtigte er dabei weniger das eigentliche Interesse Frankreichs, als den Triumph gekränkter Persönlichkeit. Die Preußen betrachteten damals Frankreich wie einen Strohmann. Dem Pavillon Marsan kann Herr Talleyrand nicht behagen. Die Priester sind ihm gar zu abhold, und das schöne Loos welches der Herzogin von Berry zugefallen, muß den Kredit dieser Fürstin, und den von Madame steigern und befestigen. Hinter der Audieuz, die Bourienne vor einigen Tagen beim Könige, hat man eine Talleyrand'sche Angelegenheit vermuthet. Aus sicherer Quelle weiß ich, daß Figaro seine eigenen Geschäfte betrieben. Er wünscht zum Wahlpräsidenten von Lyonne ernannt zu sein.

Allen Pavillons und Kabinetsplänen könnte ein gewaltiger Querstrich geschehen, wenn in England Begebenheiten ausbrächen, von deren Möglichkeit Privatbriefe ansehnlicher Personen mit einer Art von Zuversicht sprechen.

Der obwaltende Prozeß iſt ein ſinnloſer Mißgriff. Sind die Miniſter denn gänzlich auf den Kopf gefallen? Wie es ſcheint, nimmt die Parthei der Königin täglich zu, nnd was wird erſt die Vertheidigung bewirken, was das Urtheil, wie es immer ausfalle? Wirft man die Königin in den Tower, ſo hört damit die Gährung keineswegs auf.

Geſtern iſt in Paris die ſichere Nachricht eingetroffen, daß die Portugieſiſche Quirogade vollkommen geſiegt hat.

Den 3. Oktober.

„Du gouvernement de la France," von Guizot, iſt ein Werk von großer Bedeutung. Die Perſönlichkeit des jungen Mannes, wenigſtens ihr Aeußeres, denn näher kenne ich ihn nicht, hat mich nie angezogen. Sie iſt mir viel zu anmaßend und abſprechend. Auch bei andern hat ſie ihm ungeheuer geſchadet. Alter und Erfahrung werden Herrn Guizot's Erziehung vollenden, welches ich um ſo mehr wünſche, als mir ſein Buch für den Umfang und die Stärke ſeines Kopfes, für ſeine Ehrlichkeit, für ſeinen Muth die höchſte Achtung einflößt. Ich ſende ein Exemplar dieſes Buches, das über die gewöhnlichen Brochüren weit hervorragt aus der Fluth, an Hrn. von Stägemann. Allen Anſichten des Verfaſſers kann man nicht beipflichten. Einigen Stellen fehlt es vielleicht abſichtlich an Helligkeit, andere habe ich nicht ohne Bewunderung geleſen. Die Biene, die ihren Stachel in der Wunde läßt, S. 20, und die alte Politik, die ſich zu keiner vollſtändigen Wahrheit bequemt, S. 53, ſind wie ſo viel andere, die ich übergehe, tief geſchöpfte Erſchaue. Von Bösartigkeit iſt keine Spur in Guizot und doch ſchildert er Lainé als einen Mann ohne Karakter, de Serre als einen

Brouillon, und das Stillschweigen über Pasquier schildert diesen als einen Gauner. Im gegenwärtigem Ministerium besitzt unstreitig Pasquier die meiste Gewandtheit. De Serre verdankt einen großen Theil seines Rufs dem Coup de gueule auf der Bühne. Auch „Fievée: Examen des discussions relatives à la loi des élections pendant la session de 1819“ ist lesenswerth. Die Touquet'sche Ausgabe von Voltaire, 15. Bände, jeder zu 2 Fr., das Ganze für die Subskribenten 30 Fr., macht außerordentliches Glück. Wie nothwendig ist der Druck klein und gedrängt, das Papier hingegen bei weitem klarer und weißer als das von Schneider's griechischem Wörterbuche 2. Ausgabe.

Den 5. Oktober.

Bei dem Weine, der vorgestern zu Ehren des Herzogs von Bordeaux in den elysäischen Feldern gratis ausgeschenkt wurde, mochte ich mich nicht verweilen. Dem Dufte nach, war es kein Saint Julien, kein Chateau Margot, kein Lafitte. Ebenso wenig führten mich die Knackwürste in Versuchung. Von einigen Gerüsten wurden Schinken und Hammelskeulen, von anderen gedruckte Lieder ausgespielt, Kantaten u..s. w. Doch das Christkind hat auch Ordensbänder mitgebracht, allen Marschällen, Ministern und Exministern. Etwas ist man von der Regel abgewichen. Ein Bürgerlicher und der es durchaus hat bleiben wollen, obschon Ultra, Herr Lainé, hat den Cordon bleu bekommen, und den Marschällen ist vergönnt worden ihre anderweitigen Orden beizubehalten. Ehedem duldete der heilige Geist keinen Nebenbuhler. Heutzutage gilt der Thaler nur zwölf Groschen, und die Revolution spukt, wo man sie am wenigsten vermuthen sollte.

Trotz seines probehaltigen Ultraism geht Herr von Chateaubriand leer aus. Der König kann ihn nicht wohl leiden. Sr. Majestät mißfallen Anmaßung und Uebertreibung, zu welcher Fahne sie sich auch bekennen. Der kleine Zwist, in welchen die Herren Chateaubriand und Deseeze gerathen sind, erregt wahren Spaß. Dem prosaischen Besinger der Märtyrer hat der Vertheidiger des königlichen Märtyrers die Ehre weggeschnappt, die Höckerweiber von Bordeaux dem Hofe vorzustellen. Wegen der schönen Sachen, die diese Damen dem Könige gesagt, und was für guten Rath sie ihm erheilt haben, verweise ich Sie an das „Journal des Débats." Der König ist zu klug, um solcher Maskeraden Dupe zu sein.

Den 6. Oktober.

Ich bin gestern so glücklich gewesen, Ihr verehrtes Schreiben vom 17. September durch das Haus Rothschild zu erhalten und danke Ihnen von ganzer Seele an mich gedacht zu haben, denn ich war voll Sehnsucht nach vaterländischer Kunde. Sie liefern mir reichlichen Stoff zur Betrachtung. Ueber Keratry werde ich Ihnen Auskunft verschaffen. Für heute ist es zu spät. So viel ich weiß, war er Arzt. Da die Sendung seiner Schrift Ihren Beifall gefunden und Sie mich zu andern auffordern, so ist es Ihnen vielleicht nicht unangenehm, Guizot, Jay und Fievée zu bekommen.

Ihre Empfehlung Hrn. Friedrich Schlegel's zeigt mir, daß ich seine „Concordia" zu leichtsinnig beurtheilt, aber ich kenne sie blos nach Auszügen, und da fiel mir das Wort Signatur widerwärtig auf. Freuen sollte es mich, wenn Herr von

Jordan wiederum an seinen alten Posten träte. Er besitzt große Geschäftserfahrung und Festigkeit. Außerdem, glaube ich, ist ihm eine hohe Freimüthigkeit und Geradheit des Karakters eigen. Die Fürstin Metternich wird in Paris erwartet, wo sie den Winter zuzubringen gedenkt. Ultraistische Nasen wittern in ihr den Vorläufer eines Kongresses. Einer meiner Freunde will Briefe gesehen haben, die dahin deuten. Das fehlt noch, daß ein solches Intriguenstück auf hiesigem Theater gegeben werde. Die Akteurs kennen ihr Publikum nicht. Es verlangt Beaumarchais'sche, die Moliere'schen Späße sind ihm veraltet, verleidet. Wäre es nicht endlich Zeit, eine neue Oper einzulernen? Die Diktatur, so 1815 möglich war, schlägt 1820 fehl.

Für dießmal, meine ich, wäre genug geschwätzt. Eine Frage müssen Sie mir erlauben. Unter meinen Papieren findet sich ein Manuskript über die Konstantinische Periode. Ich würde es übersetzen. Glauben Sie daß mit Hrn. Reimer, dem ich Sie meine Verehrung zu bezeigen bitte, ein Geschäft zu machen wäre? Lebensgern möchte ich auf einem litterarischen Wege eine Lücke von 2500 Fr. ausfüllen.

Daß Ihnen und Ihrer Frau Gemahlin ein neuer Wartewinter bevorsteht, thut mir herzlich leid. Glücklicherweise tragen Sie beide Schöpfungskräfte in sich, eine todte Welt zu beseelen; Berlin aber besteht nicht aus bloßen Erdenklößen; es ist mit Geistern, geisterzeugenden, bevölkert. Meine Frau empfiehlt sich Ihrem wohlwollenden Andenken. Mit tiefster Huldigung für Frau von Varnhagen und hochachtungsvoller Lieb' und Anhänglichkeit für Ihre Person ganz

Ihr

Oelsner.

Den 7. Oktober.

Der edle Einsiedler, den ich gestern Abend zu sehen das Vergnügen hatte, höchlich geschmeichelt von Ihrem Geschmack an seinen Einzelblicken, sendet mir in diesem Augenblicke, nicht unaufgefordert, was ich vermuthlich kenne, aber keine Zeit habe zu lesen, wenn ich den Abgang des Kouriers nicht versäumen will. Er ist sehr mißtrauisch. Wäre er des Sukzesses gewiß, würde er sich wohl zur Herausgabe der Sammlung entschließen. Ein Wort im „Hermes", aber es müßte sich blos mit der Sache, der Gattung, dem gelungenen Stücke beschäftigen, nicht von uns herzurühren scheinen, und besonders des Verfassers mit keiner Silbe erwähnen. Das Unterfangen ist delikat. – Die Verlegenheit der Freunde des Hrn. von Haller, wegen seiner Verirrung zu Görres ist äußerst spaßhaft.

Warum stehen Sie an, mitzutheilen, was über den berüchtigten Baron zu Ihrer Kunde gelangt. Keratry ist nicht Arzt aber Naturforscher, und gehört einem altadeligen Geschlechte an, mit der Großherzogin Stephanie verwandt, und bei ihr, die seine geistlichen Schriften liebt, in hohen Gnaden stehend. So viel in der Kürze.

Hochachtungsvoll

Ihr

Oelsner.

Ergebenst bitte ich um Förderung der Inlage.

29.

Varnhagen an Oelsner.

Berlin, den 6. Oktober 1820.

Unser Kourier geht morgen oder übermorgen; ich wähle das sicherste Theil und fange schon heute zu schreiben an! — Nach den großen Kriegsübungen der Truppen ist hier nun der nahe Kongreß ein Gegenstand lebhafter Beschäftigung; hoffentlich wird er weniger Uebelstände zeigen, als jene, die theilweise zu großer Unzufriedenheit ausgefallen sein sollen; wir sind in Preußen verwöhnt und machen an kriegsthümliche Darstellungen die größten Ansprüche, anderwärts würde vortrefflich heißen, was hier nicht genügt; das preußische Heer ist das schönste, das man sehen kann, besonders durch den Ausdruck von Geist und Selbstständigkeit, der aus den Truppen hervorleuchtet und der den etwanigen Mangel an sonstiger Genauigkeit oder an glänzender Pracht reichlich deckt. Ich glaube nicht, daß darum die Truppen weniger zuverlässig sind, wie manche Leute ängstlich meinen; die Aufmerksamkeit und die Unterscheidungen, die man in dieser Hinsicht anwenden will, dürften schlimmer wirken, als das freie Selbstgefühl der Truppen. Zum Kongresse nach Troppau werden des Königs Majestät gegen den 20. dieses abreisen; der Fürst von Hardenberg und der Graf von Bernstorff etwas früher; wer außer Hrn. Geheimerath Schöll die beiden Minister begleiten wird, ist noch nicht bekannt, doch werden weder Herr von Ancillon noch Herr von Jordan von der Reise sein, obwohl besonders der letztere oftmals genannt worden. Ueber die Art und Wendung des Kongresses hört man sehr abweichende Meinungen. Der üble Streich, der den österreichischen Absichten in Italien durch die russische Erklärung am Bundestage gespielt worden, muß den Fürsten von Metternich in Verlegenheit setzen; trotz

Rußland in Italien zu ſchalten, ſcheint unmöglich; es wird alſo die ruſſiſche Zuſtimmung erhandelt werden müſſen; ich glaube, der Kaiſer Alexander wird ſie geben, aber unter Bedingungen, die in polniſchen, türkiſchen, franzöſiſchen und ſelbſt deutſchen Angelegenheiten dem öſterreichiſchen Hofe ſchmerzlich ſein werden! Gegen Rußland andere Mächte aufzubieten, wird kaum gelingen, da Frankreich kein drohendes Anſehen hat, England auf viele Gegenſtände zerſtreut und Preußen feſt verbündet mit Rußland iſt und dies auch bleiben wird, was immer für diplomatiſche Künſte verſucht ſein mögen, um davon abzulöſen! Man muß alſo nachgeben, um nur gegen Neapel vorrücken zu können. Daß der Krieg dorthin getragen werden ſoll, davon bin ich feſt überzeugt, auch daß die Waffenerfolge für Oeſterreich ſein werden, will ich ſicher annehmen; nur ſcheint damit noch das Wenigſte gethan, und das Feuer, das man vor ſeinem Angeſicht dämpft, bricht vielleicht im Rücken deſto heftiger wieder aus. Wie darf man ſich noch täuſchen, daß ganz Italien gährt? Rom und Venedig und Mailand und Genua ſind ſelbſt nach unſern Nachrichten gefährlichere Punkte, als Neapel. Die piemonteſiſche Adreſſe wird jetzt für unächt, für ein Machwerk aus Neapel angegeben; möglich, daß die erſten Abdrücke dorther gekommen ſind, aber daß Abſchriften derſelben ſchon vor Monaten in Genua umhergegangen und unterzeichnet worden, bezeugt ein General von meiner Bekanntſchaft, der kürzlich aus jenen Gegenden heimgekehrt iſt.

Inzwiſchen gehen auch in Portugal die Dinge widerwärtiger, als man nach den erſten Gegenmaßregeln der Regierung von Liſſabon gehofft, und es iſt zweifelhaft, wiefern die Engländer dort ihre Waffen hinwenden mögen; bis jetzt haben ſie ſich begnügt, den portugieſiſchen Geſandten

überall durch die Höfe des festen Landes den Rath einschärfen zu lassen, daß sie ganz dem großbritannischen Hofe vertrauen und folgen möchten. Aber gesetzt auch, man bekriegt und bezwingt Neapel und Portugal — was ist damit Wesentliches gewonnen, sobald man Spanien in dem Stande läßt, der für jene Beispiel geworden? Ginge man wirklich von Grundsätzen aus, so müßte man in Betreff Spaniens keinen Augenblick ungewiß geblieben sein, sondern trotz Aufopferungen und Gefahren alle Kräfte uneigennützig dorthin gerichtet haben.

Und was wird in Frankreich geschehen? Sind die verstärkten Hoffnungen der Royalisten, die ihnen der neue Herzog von Bordeaux gewährt, nicht mehr als aufgewogen durch die verlorenen Hoffnungen so vieler andern, denen dieses Kind ihre bisherigen Aussichten abschneidet? Was wir von Wahlen für die Deputirtenkammer hören, läßt ebenfalls große Verlegenheiten erwarten, aus denen vielleicht ein Staatsstreich retten soll! Aber wie unsicher sind solche Hülfsmittel! Der Herzog von Richelieu kam von Aachen zurück und fand alles anders gestellt, als er dort gerechnet hatte; wie wird es bei seiner Heimkunft von Troppau sein? Sollte wirklich die dreifarbige Fahne in Frankreich zu den Unmöglichkeiten gehören? Wie viele Fragen und Zweifel drängen sich hier auf! Grauenvoll steigt die Aufgabe des Kongresses mit ungeheueren Riesengliedern aus dem Boden der Völker auf, und unsern Diplomatikern muß sich das Haar sträuben, wenn sie das Bild fest in's Auge fassen. Aber Blendwerke stellen sich dazwischen und verhüllen Vergangenes wie Zukünftiges. Die Vorsehung braucht Herzoge von Braunschweig und Napoleone, wie Luther und Frankline. — Für uns ruhige Betrachter und Freunde friedlicher Ent-

wickelung iſt wenig Troſt und Heil in den nächſten Weltauftritten vorherzuſehen.

Ein Ultrageiſt, den ſelbſt Friedrich Schlegel nicht umhin kann, in ſeiner „Concordia“ als einen böſen zu bezeichnen, gewinnt in den oberen Kreiſen des Staatslebens immer mehr Oberhand; er unterwirft ſich die ſchwankenden Geſinnungen und verfolgt die widerſtrebenden, er predigt Strenge und Gewalt, er verwirft alles Verfaſſungsweſen. Bei vielen Leuten muß die Verordnung vom 22. Mai 1815 ſchon als ein Verbrechen, wenigſtens als ein Mißgriff gelten, von dem man nichts mehr reden darf. Ein Verfaſſungsfreund iſt ſchon ein halber Empörer, ein Liberaler durchaus ein ſchlechter Menſch. Dieſer Ultrageiſt iſt glücklicherweiſe in Preußen mehr eingebrachte Waare, als Landeserzeugniß, und ganz kann er dieſen Boden nicht bezwingen. Eine Parthei, die man wohl ſehr uneigentlich vom Hofe benennt, ſoll ſich zu dieſem Geiſte bekennen, in den eigentlichen Staatsbehörden iſt er nicht einheimiſch geworden. — Möge nur nie die richtige Schätzung der Perſonen fehlen und die Regierung ihre wahren Freunde ſtets unter dem großen Gedränge der ſcheinbaren erkennen!

Seit Herr von Stägemann die „Staatszeitung“ abgegeben hat, iſt dieſe Anſtalt beträchtlich geſunken; man ſieht nun erſt, wie viel ſie noch zu verlieren hatte! Herr Heun hatte aus den Zeitungsberichten der Regierung von Gumbinnen eine Ueberſicht des dortigen Handels für die „Staatszeitung“ ausgewählt, unglücklicherweiſe ohne Sachkenntniß, lauter Schleichhandel mit Rußland wird öffentlich in ſeinem Umfange und in ſeinen Gegenſtänden ausgeſtellt! Herr von Alopeus traut ſeinen Augen kaum; er ſchlägt Lärm hier und in St. Petersburg; ſcharfe Verordnungen treffen unſere Gränze, die zwiſchentragenden Juden, und ein Bannfluch

der Rabbiner ergeht, um den Kaiser wieder zu beruhigen! — Daß die Zeitung nun dreimal wöchentlich erscheint, statt zweimal, ist auch kein Vortheil; dergleichen erschiene je seltener, desto besser! — Herr Professor Benzenberg wollte eine Oppositionszeitung schreiben, um die „Staatszeitung" zu heben, aber Zweck und Mittel scheinen hier gleicher Mißlichkeit zu unterliegen. — Es ist jetzt in Deutschland mit öffentlichen Blättern nichts anzufangen; nur einige süddeutsche schreiben noch frei. — Die französischen Zeitungen sind uns auch verstummt; die englischen, häufig die Frucht der Muße und Galle des Hrn. von Humboldt tragend, gelangen nicht zu uns.

Ich habe so eben einen Namen genannt, an den sich vor dem Jahre um diese Zeit die glänzendsten Erwartungen anschlossen, alles pries ihn, man sah den neuen Staatskanzler, den Ordner der Verwaltung, den Begründer einer Verfassung; es ist jetzt von ihm gar keine Rede mehr, sein Kommen und Gehen von Tegel und nach Tegel läßt jetzt gleichgültig; nicht anders ist es mit Hrn. von Beyme und Hrn. von Boyen, die ich kürzlich gesehen. Schnell ist der Nachhall ihres Ansehens verklungen, das ihnen zuerst noch von ihren Aemtern gefolgt war. Es giebt hier kein Publikum, wenig öffentlichen Geist und kaum noch eine öffentliche Meinung, es giebt nur Amt und Thatsache hier. Eine Opposition im Staatsrathe ist immer gefährlich, aber eine Opposition im Publikum ist nichts, höchstens kann sie jener einen breitern Boden geben. Was im Stillen die Gemüther und Köpfe durcharbeitet, das mag freilich nicht unbedeutend sein; die geheime Meinung ist am Ende auch eine Kraft, gleich der öffentlichen; aber wer erforscht, was dort vorgeht? Ich fange an, zum erstenmal recht ernstlich an geheime Verbindungen zu glauben; es scheint unmöglich, daß

alle jene Aufregung der Jugend, die man uns enthüllt hat, in gewöhnliche Ruhe übergegangen sei.

Eine merkwürdige Schrift ist bei Brockhaus erschienen, die hier große Begierde erweckt hat, die zahlreichen Abdrücke bei den hiesigen Buchhändlern sind vergriffen. Sie heißt „Die Verwaltung des Staatskanzlers Fürsten von Hardenberg", Verfasser ist ohne Zweifel Herr Professor Benzenberg, er läugnet es wenigstens nicht. Diese Schrift ist in einem guten Sinne geschrieben, sie ist eine Lobrede, aber auf das wahrhaft Lobenswerthe gerichtet, und sogar voll von dankenswerthen Kühnheiten, die um so auffallender sind, als der Fürst von Hardenberg, wie man sagt, nicht nur das Ganze durchgesehen, sondern auch ganze Seiten darin selbst geschrieben haben soll. Die bekannte Manier des Hrn. Benzenberg macht das Büchlein sonst ziemlich unangenehm, kein Mensch dreht seine Gedanken so häufig um, nachdem er sie ausgegeben. Uebrigens dürfte die ganze Schrift, ungeachtet des Lobenswerthen, welches ich anerkannt habe, doch nur ein mißliches Versehen sein, sowohl für die allgemeine Sache des Freisinns, als für die persönliche Sache des Staatskanzlers; sie öffnet die Augen über Dinge, die besser in stiller Dämmerung gediehen wären, sie stellt den Staatskanzler dem ärgsten Hasse aller derjenigen bloß, die jetzt die Oberhand ungetheilt besitzen. Diese Lobrede wird ein furchtbares Beweisstück gegen ihn, ein Zeugniß, das ihm unendlich schaden kann! Gewisse Seiten davon können in den höchsten Kreisen nur Mißfallen erregen, das man nicht ungenutzt lassen wird. Man fängt ohnehin stark an, von Sittlichkeit, Ordnung, Grundsätzen u. s. w. in dem Tone zu reden, als fänden sich alle diese Dinge nur im Schooße einer gewissen Parthei; man spricht vom Alter, von der Umgebung des Fürsten, von Abnahme der Kräfte u. s. w. mit beziehungs-

reicher Bedeutung; daneben steht der Fürst in Wohlsein und Kraft und übt nach wie vor die unumschränkte Ministergewalt. Sein Wort gilt noch alles, aber die Meinung seiner Gegner gilt viel. Genug, es ist ein seltsamer Zustand, der sich in dieser Stellung nicht lange mehr wird halten können und der alle diejenigen, welche ihre Verhältnisse nach dem, was obwalten wird, einrichten möchten, in ängstliche Verlegenheit setzt. — Wenn ich Benzenberg's Schrift noch bekommen kann, sende ich sie ihnen mit.

Von Hrn. Professor Görres hatte man mit Zuversichtlichkeit versichert, er dürfe frei nach Koblenz wiederkehren, man führte den Kabinetsbefehl deshalb als vom 24. August aus Töplitz erlassen an, vielleicht habe ich es Ihnen auch geschrieben; nach neuern Nachrichten ist an alle diesem nichts, so wenig, als daß Herr Dr. de Wette wieder eingesetzt werden sollte. Im Gegentheil scheint Strenge und Nachdruck in solchen Beziehungen zu herrschen und von manchen Seiten fortwährend dazu aufgefordert zu werden. Wenn ein neuer Anlauf gegen Umtriebe genommen würde, dürften die dann Betroffenen wohl kein so gelindes Schicksal haben!

Ich sehe von J. H. Voß eine neue Schrift angekündigt, „Bestätigung der Stolberg'schen Umtriebe", sie ist noch nicht hier; wenn es der Mühe werth ist, werde ich sie Ihnen späterhin zusenden.

Unser Geheimerath Wolf ist noch auf Reisen, er ist in die Schweiz gerathen und wollte nach Italien gehen, wenn die Umstände es erlauben; vielleicht wendet er sich rechts und Sie sehen ihn in Paris; es fehlt uns recht seine geistreiche Anwesenheit, es geht immer Belebendes von ihm aus.

Dr. Erhard ist mit Aufstellung eines neuen umfassenden Systems der Physik beschäftigt; auch wird er Herausgeber des Werks eines verstorbenen Freundes, Hrn. von

Herbert, über den Selbſtmord ſein, wovon ich mir viel verſpreche.

Herr Geheimerath Koreff läßt phyſiologiſche Vorleſungen drucken, die gewiß großen wiſſenſchaftlichen Werth haben, ſowohl durch Kenntniß, als durch Zuſammenſtellung. — Ich ſelbſt aber gebe mich faſt mit nichts ab, als mit dem Griechiſchen, welches aufzufriſchen mir nöthig iſt; dieſen Winter denke ich den Sophokles mit Hülfe eines philologiſchen Freundes durchzuarbeiten.

Ich habe dieſe Blätter wieder überleſen und finde, daß ich der Feder freien Lauf gelaſſen. Sie werden das kollegialiſche Vertrauen neben dem freundſchaftlichen darin erkennen; ſolche Mittheilung wird unter allen Umſtänden erlaubt ſein.

Es geht noch immer die Rede, der Herr Graf von Goltz werde nicht in Frankfurt bleiben; Herr Graf von Tauentzien liegt tödtlich krank darnieder und wird wohl den Poſten in London nicht mehr antreten können.

Man rühmt allgemein die Depeſchen des Hrn. Grafen von Goltz in Paris, ſie geben die meiſten und beſten Aufſchlüſſe; aus Italien ſcheint uns ähnliche Wirkſamkeit der Geſandten zu wünſchen. Neueſten Nachrichten zufolge, die aber nicht preußiſche ſind, iſt der König von Neapel mit Oeſterreich in engſter und einverſtandenſter Verbindung, der Reichsverweſer dagegen mit Rom in allerlei Verwickelungen gegen Oeſterreich getreten.

Leben Sie wohl! Freuen Sie ſich Ihres Aufenthaltes in der großen Weltſtadt und rücken Sie nichts an Ihren Verhältniſſen in dieſem Augenblick!

Meine Frau grüßt Sie herzlichſt und bittet um gefällige Abgabe der Einlage an Madame Cäſar.

Mit innigſter Verehrung und von ganzem Herzen Ihr

K. A. V. v. E.

Ich hoffe, Sie haben meine Briefe vom 29. August und 17. September richtig erhalten; Ihr letzter, den ich habe, ist vom 30. August.

Nach neuesten Berichten, die wir haben, geht also nicht Richelieu, sondern Herr von Caraman und Herr de la Ferronaye nach Troppau!

30.

Varnhagen an Oelsner.

Berlin, den 1. November 1820.

Ein Schreiben, welches mir für Sie eingehändigt worden, mein verehrtester Freund, empfangen Sie in beifolgender Einlage. Mit dem befreundeten Buchhändler habe ich Ihrem Auftrage gemäß über den Verlag Ihres byzantinischen Werke gesprochen; er ist durchaus nicht abgeneigt, wünscht aber vor näherer Zusagung einen größeren Abschnitt des Buches vor Augen zu haben, auch über den Umfang bestimmte Angaben zu erhalten, damit die Art und Weise des Ganzen und darnach denn auch die Bedingungen sich füglicher beurtheilen lassen mögen. Es hängt also nunmehr von Ihnen ab, wiefern Sie in dieser gemachten Einleitung vorwärtsschreiten wollen; Sie können auf meinen Eifer und Thätigkeit zur besten Wahrnehmung Ihres Vortheils, in allem, was Sie mir hierin auftragen wollen, mit Zuversicht rechnen! Erlauben Sie aber, daß ich in der Gesinnung, die mich für Sie beseelt, hier gleich eine Frage mache! Warum wollen Sie ein französisch geschriebenes Werk, welches in dieser Sprache einen ungleich größeren Kreis von Lesern finden würde, erst in's Deutsche übersetzen, um es einem kleineren Kreise zu bieten? Sollte nicht das Werk von Paris aus selbst unter den Gelehrten einen vortheilhaften Eindruck

machen? Den Weltleuten wird es unſtreitig als ein beſonderes Verdienſt gelten, daß ein Deutſcher in ihrer Sprache gelehrte Stoffe handhabt. Ihr Ruf iſt in dieſer Hinſicht zu ſicher begründet, als daß er nicht Ihr Werk in ſolcher Geſtalt ungemein begünſtigen würde. Sie werden das freilich alles beſſer erwägen und beurtheilen, als es mir möglich iſt, der ich die näheren Umſtände und Abſichten nicht kenne; aber Sie werden mir gewiß auch die Frage gern verzeihen, die meiner lebhafteſten Theilnahme ſich zunächſt aufdrängt. —

Außerordentliche Freude haben mir die fortgeſetzten Einzelblicke unſeres würdigen und verehrten Grafen verurſacht, beſonders ſind die beiden, welche ſich auf ein neueres, unglückſeliges Ereigniß näher beziehen, von ganz wunderwerthem Inhalt und Ausdruck. An Tiefe und Kraft iſt der Eremita Pariſienſis dem geiſtesverwandten Angelus Sileſius ein würdiger Genoſſe; an Darſtellung weiß ich ihn innerhalb unſeres Gebiets nur allein Klopſtock zu vergleichen, in deſſen köſtlichen Denkmalen der Deutſchen, der Gelehrtenrepublik hin und wieder eingeſtreut, eine Künſtlergabe waltet, die ſeitdem nur unſerem edlen Einſiedler zu höherem Gebrauche wieder verliehen worden. Wie ſehr müßte ich mich freuen, die ganze Sammlung dieſer Spruchgebilde zu beſitzen! Wie viel lieber würde ich dieſen Beſitz in der großen Leſewelt als ein Gemeingut mitgenießen! Glauben Sie nicht, daß der verehrte Graf eine Herausgabe veranſtalten möchte; oder wenigſtens veranſtalten ließe, wenn man gehörig in ihn dränge? Es wäre ſehr ſchön und bereicherte uns wahrhaft. Möchten Sie ihn doch dazu bewegen! Ich bitte Sie, ihm wiederholt meinen innigſten Dank für die höchſt erfreuende Mittheilung und die eifrigſte Huldigung meiner tiefſten Verehrung zu bezeugen.

Ungemein verbunden bin ich Ihnen für die überſandten

Bücher; das Werk von Guizot, und zum Theil auch die Schrift von Fiévée läßt in die innersten Eingeweide des bisherigen französischen Regierungsverhältnisses blicken; es liegen für den Seher eine Menge Aufschlüsse über künftige Begebnisse darin, vielleicht hat in diesem Augenblicke schon die Verwirklichung unwiderruflich ihre Bahn erwählt und angefangen. Die Verhältnisse Frankreichs sind uns in der letzten Zeit etwas weniger vor Augen gewesen; die Entschließungen Oesterreichs in Betreff Neapels und die Regungen Polens gingen uns dringender an; jetzt fließt denn freilich Nahes und Entlegenes für eine Zeitlang in dem gemeinsamen Mittelpunkt Troppau zusammen. Der Kaiser Alexander soll nicht ohne großen Verdruß aus Polen dort eingetroffen sein; man spricht von häßlichen Auftritten während der letzten Tage des Aufenthalts in Warschau, von gewaltigem Volkslärm, von Werfen, von Herunterreißen vom Pferde und dgl. mehr, lauter Gerüchte schlimmer Art, die durch öffentliche Nachrichten eher bestätigt, als widerlegt werden. Nichtsdestoweniger ist der Selbstherrscher ohne Zweifel auch der entschiedenste Anderherrscher in Troppau, und Rußland's Stellung und Ansehen wohl noch bei keinem Kongresse in solcher Bedeutung erschienen. Oesterreich ist im Schach gehalten durch Italien; England schwebt über einem Abgrunde, und seine Staatsbehörde muß erst glücklich hinüber sein, bevor es sicher Schritte zu thun vermag; Frankreich, eine Macht, von der man weiß, daß sie nicht wagen darf 20,000 Mann zusammenzuziehen, ist dadurch politisch aufgelöst und nichtig; der deutsche Bund kommt nicht vor; Preußen betrachtet man als treuen Verbündeten Rußlands; wie könnte es unter solchen Umständen anders sein, als daß Rußland eine Art Diktatur übt? Auch finden des Kaisers Alexander wohlmeinende Gesinnungen viel Vertrauen im Publikum, und

viele Leute hoffen fest, er werde die große Macht, die in seine Hand gegeben ist, zur Sicherung des Friedens zu verwenden wissen. Unterdeß hat Portugal die Angelegenheiten Neapels aus der schwierigen Stelle der jüngsten Ereignisse durch jüngere abgelöst, durch Eröffnung des Parlaments ist die Sache volksthümlicher befestigt worden, und außer Spanien hat bereits auch Schweden die Anzeige des Vorgegangenen anerkennend und beglückwünschend beantwortet; Sizilien scheint ganz zur Ruhe gebracht und im Vereine festgehalten zu sein; offenbar bietet unter allen diesen Umständen ein Krieg gegen Neapel jetzt schon ganz andere Bedenken, als im Anfange. Alle Verabredungen und Maßregeln von Troppau werden jedoch zuletzt von Entscheidung dieser Kriegsfrage abhängen, von ihr erst Karakter und Bedeutung empfangen. —

Wie der Marquis von Marialva in Paris, so hat der Herr Graf von Lobo hier die Untersagung alles Verkehrs mit dem aufrührerischen Portugal zu bewirken gesucht, allein ohne seinen Zweck zu erreichen; man spricht von einer beinahe spottenden Antwort, die ertheilt worden sei, und es werden einige mündliche Aeußerungen des Fürsten Staatskanzlers herumgetragen, nach denen die portugiesische Regierung ihr Loos gar sehr verschuldet haben und noch froh sein sollte, daß das Volk noch mit dem Hause Braganza auf neue Verbindung sich einlassen will. So verschieden bildet sich also derselbe Schritt auf verändertem Boden! —

In den deutschen Angelegenheiten entwickeln sich merkwürdige Dinge, die ich schon längst, und in ausführlichen Denkschriften vorausgesagt, die aber nichtsdestoweniger überraschen. Die Berathungen der süddeutschen Höfe in Darmstadt, anfangs auf bloßen Handels- und Zollverein gerichtet, gewinnen nach und nach größeren Umfang, die wichtigsten Beziehungen aller Art laufen dort zusammen, und die Be-

zeichnung des Vorspiels eines süddeutschen Bundestages dürfte mehr voreilend als unrichtig sein. Sehr merkwürdig ist in Hinsicht dieser Dinge eine Schrift, die unter dem Titel „Manuskript aus Süddeutschland" angeblich zu London, wahrscheinlich aber in der Schweiz erschienen ist, und das allergrößte Aufsehen erregt; die wenigen Abdrücke, die hieher gekommen sind, werden verschlungen. Oesterreich und Preußen werden nach Vorlegung eines langen Sündenregisters ohne Weiteres aus dem deutschen Bunde verwiesen, und Deutschlands Bestehen, Gehalt und Geist auf Baiern und Schwaben angewiesen. Alles in Folge geschichtlicher Darlegungen, die nicht feindseliger, aber auch nicht geschickter gemacht werden konnten! Offenbar ist diese Schrift ein Streich, der zunächst von Baiern und für Baiern ausgeht, und nebenher auch für Würtemberg; Ansicht und Schreibart verrathen einen gewandten Mitarbeiter der ehemaligen „Allemannia", und wo nicht Hrn. von Aretin selbst, doch einen seiner bedeutendsten Freunde. Man kann dreist behaupten, daß seit sechs Jahren in Deutschland keine kühnere Mittheilung erschienen ist; das Stärkste aber liegt in dem Hinterhalte, den sie an wirklichen Interessen und an wirksamen Staatenverhältnissen besitzt.

Zum Unglück erweist sich auch gerade jetzt der große Bundestag in Frankfurt in seiner Schwere und Langsamkeit tiefer versunken, als noch je vorher; seinem Ansehen haben die Karlsbader und Wiener Beschlüsse keine Mehrung gebracht; es kommt nichts zu Stande und kann nichts zu Stande kommen. Kurhessen trotzt nach wie vor in der Sache der Domainenkäufer, Bremen und Oldenburg liegen einander in den Haaren, Anhalt beschuldigt seinen Nachbar, Darmstadt überläßt nun gar den Ständen die ganze Abfassung des Urgesetzes, und in allem diesen ist wenig oder nichts von der Einwirkung des Bundestages zu spüren!

Die Zentral-Kommiſſion zu Mainz ſoll im November Bericht über ihre bisherige Thätigkeit erſtatten, man erwartete davon irgend eine Wichtigkeit zu entnehmen, allein auch dieſe Erwartung iſt ganz geſcheitert! — Die Bundesverſammlung, unter der Hand von der Verlegenheit der Kommiſſion, die durchaus nichts Erhebliches ausgeforſcht hat, benachrichtigt, ging in einer geheimen Sitzung zu Rathe, was unter ſolchen Umſtänden zu thun ſei, und beſchloß endlich, den Bericht zur beſtimmten Zeit zu empfangen, den Inhalt aber unter dem Vorwande, daß die noch waltenden und von manchen Ländern herdrohenden Gährungszeichen die Bekanntmachung nicht erlaubten, gleich den Sand'ſchen Akten geheim zu halten, und das Publikum über das Ganze wenigſtens in glaubhaften Vermuthungen zu laſſen! Wie wenig dieſer Weg zu dem vorgeſetzten Zwecke führt, ergiebt ſich ſchon daraus, daß am Rhein überall und hier wenigſtens theilweiſe das Publikum von dem Vorhaben ſchon unterrichtet iſt, und die Ausführung daher nur mit bitterem Spott und Hohn empfangen wird. Ueberhaupt können die Regierungen auf kein Geheimniß mehr rechnen; und was Herr Geheimerath Schöll nicht gerade in Druck giebt, das weiß doch Herr von Otterſtedt oder Herr von Küſter auf ſeine Weiſe anzubringen. Soviel iſt gewiß, daß die ärgſten Gerüchte und die bitterſten Gerede, deren Weg ich habe zurückverfolgen können, immer aus den unreinen Mittheilungen der Diplomaten herkamen, unrein nenne ich diejenigen, welche den Kreis der pflichtigen Amts- und Staatsgenoſſenſchaft überſchreiten.

Sie ſehen aus dieſen wenigen Zügen, daß wir uns der Freude, unſere heimiſchen Sachen gedeihlich geordnet zu ſehen, noch nicht überlaſſen dürfen, obwohl großer Aufwand von Thätigkeit dafür geſchehen iſt, und der Fürſt von Metternich

in seinem Schreiben an Hrn. von Berstett ganz Recht hat, wenn er sagt, man müsse den Gewinn mehr nach dem berechnen, was verhindert worden, als nach dem, was erlangt worden ist. —

Von der Wiederbesetzung oder Neubesetzung mehrerer unserer wichtigsten Gesandschaften ist es anhaltend still; Herr Graf von Goltz wird wohl ferner in Frankfurt verweilen, sowie die Herren von Jastrow und von Küster in München und Stuttgart, obwohl man ihren Scharfsinn in Betreff der süddeutschen Sachen nicht zu loben hat; London und Madrid behalten einstweilen noch ferner bloße Geschäftsträger; Herr von Jordan dürfte seinem Wunsche gemäß wieder in Berlin eine Stellung erhalten. Der Fürst Staatskanzler hat bloß Hrn. Geheimerath Schöll, der alles in allem ist, mit nach Troppau genommen, eine Wahl, die ungemein vielen Tadel findet. Herr Graf von Bernstorff, der leider in Troppau sogleich erkrankt ist, hat unter seinen Begleitern keinen höheren Arbeiter; Herr von Ancillon, der vorzugsweise ersehen sein konnte, war hier zur Leitung der Geschäfte unentbehrlich; unter diesen Umständen, meinten Einige, würde man an Hrn. von Humboldt denken müssen, allein mir war und ist eine solche Wendung nicht wahrscheinlich. Fürst von Wittgenstein und Graf von Bernstorff, welche den Kern unseres Ministeriums bilden, bedürfen jenes Staatsmannes nicht, der auch gegen den Erstgenannten eine tiefe Feindschaft im Herzen bewahrt, die durch den Freundschaftsanschein für den Zweiten noch nicht wieder verdeckt wird. Welche Pflicht der Dankbarkeit mich dem Fürsten Wittgenstein verbindet, wissen Sie; durch die augenblickliche Befangenheit, in welcher der Fürst mich ungerecht zu beurtheilen scheint, kann jene nicht gemindert werden; dem Grafen von Bernstorff habe ich noch nicht Dank schuldig werden können, aber

seinen persönlichen Eigenschaften zollt man Verehrung, auch ohne erwiedernde Anerkennung; ich bin überzeugt, daß längere Anwesenheit mich diesen Personen am Ende näher führen, und diese Annäherung vielfache Vortheile gewähren muß, die nicht bloß für mich sein werden. Mein persönliches Verhältniß ist demnach in die Mitte einer Menge von Möglichkeiten gestellt, die erst von der Zeit ihre Entwickelung erwarten.

Der Fürst von Hardenberg, obwohl in diesem Augenblick gesund und rüstig — er hat abermals den Hrn. Geheimerath Koreff hier zurückgelassen — dürfte doch den Abend seiner Tage nicht lange mehr den Stürmen der Ereignisse, die stets verwickelter und heftiger andringen, aussetzen wollen. Die Benzenberg'sche Schrift, die eine zweite Auflage erlebt hat, regt fortwährend vielen Haß gegen den Kanzler an, und wenn er mit den Gegnern nicht bereit oder fähig war zu brechen, so konnte ihm jene Erscheinung nur schaden! — Unsere Liberalen aber können für niemanden eine Stütze sein, sie verstehen ihre Sache gar zu schlecht, und die Regierung hätte sie nie so wichtig zu nehmen brauchen, als bisweilen geschehen ist; jener Name selbst ist meistens nur eine Verkappung, hinter der nicht einmal viel verborgen liegt. —

In den gesellschaftlichen Verhältnissen ist hier die Langeweile überhandnehmend, man fühlt Unbehagen, Stockung, Entfernung nach allen Seiten. Dies ist nicht eben meine Klage, sondern die der Andern. Die bloße Vorstellung der Vornehmheit erfreut nicht lange, besonders wo nicht wirkliche Macht und Verschwendungsfülle zum Reize dienen. Die Kunst ist hier, trotz ihrer zahlreichen Jünger und Jüngerlinge, doch nur ein dürftiges Wesen, das seinen Genuß erst durch Ueberlegung gewähren muß. Geist, Laune und Scherz,

die ächten Gottheiten der Gesellschaft, zerschellen an den Schranken, die sie überall finden. So geschieht es, daß man die Leute am liebsten einzeln sieht, und auf diese Art ergiebt sich noch bisweilen eine belebende Unterhaltung. Sonst lese ich Griechisches und spiele Schach. —

Vor Kurzem war hier ein Viktualienhändler Namens Schulze verhaftet worden, der nach der Angabe eines Herrn von Burgheim (oder vielmehr Grafen von Schlabrendorf wie er wahrhaft heißen, aber wegen eines stattgehabten Zweikampfes nicht öffentlich genannt sein wollte) die schändlichsten Absichten gegen hohe Personen ausgesprochen haben soll. Man fand in der That, so wird versichert, bedenkliche Dinge, allein nichts Ueberführendes, und es wurde Befehl gegeben, die ganze Geschichte niederzuschlagen, und nichts mehr davon zu reden. Der Mann ist demnach wieder auf freien Fuß gestellt, und die Sache damit aus. Dies zu Ihrer Kenntniß, und damit Sie widersprechen können, wenn die fremden Blätter, wie zu erwarten, aus dieser Sache gerne eine große Verschwörung und neue Umtriebsuntersuchung machen möchten! —

Ueber die Rolle, die der selige Baron von Omzteda gespielt hat, könnte am besten Herr General von Tettenborn, der sein Vertrauen hatte, Auskunft geben. In der Geschichte des beabsichtigten Zweikampfes mit Hrn. Hownam fanden die schändlichsten Ränke Statt. Jener erwartete diesen in Mannheim, aber nur solange, als er wußte, daß dieser zu kommen verhindert sei, wie vorher verabredet worden war. Herr Graf von Münster war mit im Spiele und würde wenigstens sehr erröthen müssen, wenn dasselbe beleuchtet würde. Jetzt ist es für Aufführung solcher Besonderheiten indeß schon zu spät, und überdies hat ja das Oberhaus erklärt, daß keine Fragen an die Zeugen gemacht werden dürfen,

worin die Vorausſetzung angezettelter Ränke gegen die Königin liege. Aber ich habe für künftige Denkwürdigkeiten die Sache aufbewahrt, die dann ohnehin von allen Seiten erhellt werden wird. Jetzt muß ich die zarte Amtsſtellung bedenken, in der ich mich befinde. —

Den 2. November.

Man verſichert, es werde hier bereits an der Kehrſeite der Hardenberg'ſchen Verwaltung gegen die Benzenberg'ſche Darſtellung geſchrieben, und die Schrift, zu welcher Beiträge von bedeutenden Händen geliefert worden, ſolle ebenfalls bei Brockhaus erſcheinen. Der Herr Profeſſor Buchholz, welcher ſich anſchickt, eine — wie man vermuthet, vom Fürſten Staatskanzler nicht bloß gutgeheißene, ſondern aufgegebene und geſtimmte — konſtitutionelle Sprache zu führen, hat grade jetzt zum erſtenmal mit der Zenſur verdrießliche Händel bekommen. Uebrigens iſt unſere Zenſur nicht beſonders ſtreng; das Manuſkript aus Süddeutſchland iſt nicht verboten; eine Vorrede Jean Paul Richter's zu einem neuen Roman, welche die beißendſte und beziehungsreichſte Satyre gegen die Umtriebsunterſuchung und gegen Hrn. von Kamptz enthält, bekam ohne Schwierigkeit hier das Imprimatur. Etwas Konfuſion ſcheint hierin mitzuwirken; ein bekannter Schriftſteller meinte, es ginge alles nur mit ihrer Hülfe ein bischen vorwärts.

Des Königs Majeſtät werden nun doch nach Troppau abreiſen, man ſagt am Sonnabend. Der Fürſt von Wittgenſtein geht voraus. Die Monarchen, meint man, würden höchſtens drei Wochen beiſammen bleiben, die Miniſter aber noch längere Zeit, ſei es in Troppau oder in Wien. In-

zwiſchen hat nach den Zeitungen auch Niederland die neue Ordnung Neapels anerkannt und die dortigen Entwickelungen gehen unaufhaltſam vorwärts. Die Wahlen in Frankreich werden ihr Ergebniß auch noch zum Ausgange des Kongreſſes liefern. Ein Napoleon kann zwar nicht mehr von Elba und ſchwerlich von St. Helena zurückkommen, aber dennoch kann Frankreich noch anderes Hauptereigniß gebären, das ſo großen Berathungen verhältnißmäßige That gegenüberſtellt, wie jene es für den erſten Wiener Kongreß geweſen.

Herr Geheimerath Wolf iſt nach langer Abweſenheit wieder hier eingetroffen, ich habe ihn aber noch nicht geſehen.

Der Plan des Hrn. von Jordan zur Wiederkehr nach Berlin ſoll, wie mir heute verſichert wird, noch keineswegs zur Reife gekommen und größeren Schwierigkeiten als je ausgeſetzt ſein. Selbſt der gute Wille, ſich an die neu herrſchende Parthei anzuſchließen, iſt zur völligen Aufnahme in dieſelbe nicht hinlänglich.

Unſere Kouriere gehen nun wieder, anſtatt monatlich, auf Hrn. Geheimerath Schöll's Antrag, vierzehntäglich.

Sehen Sie den Marquis von Marialva noch bisweilen? In Paris muß jetzt ein braſilianiſcher Legationsrath angekommen ſein, der für Berlin beſtimmt iſt und zum nächſten Frühjahr hier erſcheinen ſoll. Wäre ihm eine Adreſſe an mich beizubringen, ſo würde mir dies lieb ſein; ich habe einen Vetter in braſilianiſchen Dienſten, um deſſentwillen mir dergleichen Bekanntſchaft angenehm ſein könnte.

Leben Sie wohl! Meine Frau läßt Ihnen die herzlichſten Empfehlungen ſagen!

Mit innigſter Verehrung verharre ich

Ihr getreuer

K. A. V. v. E.

31.

Varnhagen an Oelsner.

Berlin, den 17. November 1820.

Der Ihrem verehrten Schreiben vom 2. dieses beigefügte Brief ist sogleich mit Sicherheit besorgt worden. Mein Brief, ich glaube vom nämlichen Tage, wird nebst der Einlage von Hrn. Professor Tralles hoffentlich in Ihren Händen sein. Ich danke Ihnen bestens für die übersandten Flugschriften, deren Ton und Farbe für uns hier um so wichtigere Zeichen sind, als in dieser Entfernung die Dinge gewöhnlich nur in rohen Massentheilen erscheinen und von feineren Sonderungen und Abschattungen nicht die Rede ist. Daß ein Ultra den Herzog von Richelieu angreifen könnte, daß ein Liberaler es aufrichtig mit den Bourbons meinen dürfte, dergleichen will unsern grobfühlenden Politikern nicht in den Kopf, sie lassen sich auf Unterscheidungen nicht ein, werfen Grundsätze und Menschen ungeprüft durcheinander, um nur ein dürftiges Entweder — Oder zu behaupten, nach dessen Maße sie loben oder schimpfen können. Diese Art, die Verhältnisse des Tages nur in den allgemeinsten Umrissen zu sehen, mag dem späten Geschichtschreiber oft ganz angemessen sein, dem mitlebenden Staatsmanne aber bringt sie den unfehlbaren Nachtheil, daß er nie weiß, woran er ist und immer überrascht wird, indem er stets die Mittelkräfte übersieht, aus denen unaufhörlich neue Erscheinungen hervorgehen, während nur selten ein Tag für Hauptschlachten kommt, und diese dann meistens in den vorhergegangenen Ereignissen schon bedingt sind. Der Kunst, die Welthändel nur im Groben — nicht im Großen, denn das könnte oft sehr fein sein — anzuschauen, sehe ich mehr und mehr Huldigungen bringen, und die Feinheiten der Politik

verlieren ſich unter die Fabeln. An Fabeln iſt zwar gemeinhin viel erdichtet, aber doch gerade dasjenige nicht, worauf es ankommt!

Von dem Zuſtande Frankreichs haben wir hier durchaus keinen Begriff, man will darauf nicht weiter eingehen; es iſt genug, daß die Franzoſen ein unruhiges Volk ſind und die Bourbons legitime Herrſcher. Was ſich von dorther auch für uns Wichtiges ereignen kann, darum kümmern wir uns nicht; außer daß wir im voraus unſern herzlichſten Haß dagegen ausſprechen. Auch was ſich in Süddeutſchland begiebt, macht uns weiter keine Sorge, wenn es uns auch Verdruß und Aerger genug gewährt. Selbſt Warſchau erſcheint uns nicht ſo nah, als man vielleicht in Poſen glauben möchte. Sie ſehen meine Freiheit im Gebrauche des Pluralis, ich ſage „Wir" nicht bloß für Ich, ſondern ſogar für Nicht-Ich! Man will hier ſchon wiſſen, die Wahlen würden in Frankreich größtentheils liberal ausfallen, und dann, meinen Viele, müſſe man doch endlich einſehen, daß es mit dem konſtitutionellen Syſtem überhaupt nicht geht und daß man den ganzen Plunder abſchaffen muß, wenn man Ruhe haben will. Daß dergleichen Meinung auch in Troppau laut werde, wollen Einige behaupten, wage ich aber nicht zu beſtätigen. Doch vermuthe ich, daß bei der hohen Berathung eben ſo ſehr Deutſchland und Frankreich in Betracht kommen dürften, als Italien und Neapel; die deutſchen Verfaſſungen — und ſchon wieder eine durch Volksvertrag, trotz Wiener Schlußakte und Frankfurter Bundesmacht! — ſind kein geringerer Stein des Anſtoßes, als die ſpaniſchen im Süden Europa's, ſie haben ihre Stütze an der in Frankreich eingewurzelten Volksvertretung; ein vereinter Zug nach Weſten könnte alles zuſammen aufräumen — nil mortalibus arduum! Eigentlich Zuverläſſiges über die

Wendung der Angelegenheiten in Troppau ist aber hier noch nicht bekannt, außer daß eine große Verschiedenheit in Ansichten und Wünschen dort zur Einheit in Wort und That verarbeitet werden muß. Einstimmig rühmt man die Weise, wie Herr Graf von Bernstorff das Ansehen und den Vortheil Preußens als großer Staatsmann, wie diese Zeit und dieses Reich ihn recht eigentlich nöthig hat, mit hoher Umsicht behandelt. Herr von Humboldt ist durch dieses Lob in Schatten gestellt, allein auch das Licht des Fürsten Staatskanzlers etwas getrübt, und somit ist auch jener nicht unbefriedigt, der übrigens dem Hrn. Grafen noch immer nahe steht. Die Berathungen in Troppau geben für den Augenblick einigen Stillstand in anderweitigen Entwickelungen, aber die Zeit für diese tritt bald wieder ein, und dann gestaltet sich hier unvermeidlich eine neue Ministerialkrisis, zu der sich alles mehr und mehr rüstet. Nur auswärtige Verflechtungen könnten noch ferner hindernd dazwischen treten. Das Buch des Hrn. Professor Benzenberg, welches der Fürst Staatskanzler, ungeachtet der Erklärung in den öffentlichen Blättern, fortdauernd ungemein werth hält, hat nicht wenig dazu beigetragen, den Schleier von unserer innern Stellung wegzuziehen. Der Hof, der ganze Adel und ein großer Theil der höheren Staatsbeamten führen eine sehr entschiedene Sprache, doch meist innerhalb eines gewissen Kreises, und ich zweifle, daß sie dem entgegengesetzten Kreise ganz bekannt sei. Die bevorstehenden Verhandlungen im Staatsrathe werden vieles näher sehen lassen.

Während uns die Zeitungen neue Umtriebe in Menge und eifrige Verbindungen der Carbonari mit norddeutschen Gesellschaften in's Blaue hinein drohend ankündigen, befindet sich die Mainzer Untersuchungskommission darum nicht minder in Verlegenheit wegen ihres Berichts über die schon er-

forſchten und verhandelten Umtriebe. Der Geheimerath Wolf, der von einer angenehmen Rhein- und Schweizerreiſe neulich wohlbehalten wieder hier eingetroffen iſt, hatte den Mitgliedern der Kommiſſion ſeine klaſſiſche Hülfe und für ihren Bericht Worte des Cicero vorgeſchlagen, der in einem ſeiner Briefe ſagt de quo scribebamus nihil est! Wir werden dieſes kurze Latein hoffentlich bald in breitem Deutſch zu genießen bekommen, da das Zurückhalten des Berichts, nachdem die Abſicht frühzeitig ausgeplaudert worden, nichts mehr nützen kann. Ich will das Daſein von mancherlei Vereinen und Genoſſenſchaften wohl glauben, aber ihre Bedeutung und Wirkſamkeit kann ich nicht zugeben, ſo lange keine Thatſachen beſtehen, die ganz allein auf ſolche Urſache bezogen werden müßten. Die Rolle, die ſpäterhin, bei ſchon veränderten Dingen, durch Geſellſchaften geſpielt werden kann, iſt etwas anderes. Doch bleibt auch dann der allgemeine Geiſt, die gemeinſamen Bedürfniſſe und Geſinnungen, die Hauptſache. Umtriebe anderer Art, als die demagogiſchen, hat Johann Heinrich Voß unter dieſer dreiſten Benennung in beifolgendem Buche, welches dem früheren zur Ergänzung und Beſtätigung dient, neuerdings zur Sprache gebracht. Es iſt ungemein ſtark geſchrieben, man muß erſtaunen, daß dergleichen noch freien Lauf behält; das Aufſehen iſt äußerſt groß und der Lärm wird durch die hier zum erſtenmal Mitangegriffenen noch vermehrt. Ich ſende Ihnen das Buch ſeiner allgemeinen Beziehung und einzelnen Merkwürdigkeiten wegen; es bedarf der Zurückſendung nicht.

Das „Manuſkript aus Süddeutſchland" iſt nun doch von der Polizei bei allen Buchhändlern weggenommen worden. Herr Miniſter von Schuckmann findet darin, unbeſchadet ſeines entſchiedenen Abſcheus, meiſterhafte Ausführungen; auf gleiche Weiſe wird das Buch in der Note eines ſüddeut-

ſchen Hofes, der allen Antheil an der Herausgabe weit von ſich ablehnt, ſehr beziehungsreich in Betreff der Sachen und der Darſtellung geprieſen und gelobt. Eine Regierung ſteckt aber gewiß dahinter, denn weder Verfaſſer noch Verleger ſcheinen an Gewinn gedacht zu haben; man nennt jetzt den Ritter von Lang als den Urheber, in jedem Falle muß es ein Baier ſein, der nur deshalb auch etwas Würtemberger iſt.

Eine andere Schrift, „Der Schriftſteller als Staatsbeamter", von Hrn. Regierungsrath Grävell, regt beſonders unſere hieſige Beamtenwelt an; auf dem Boden des Landrechts wird gegen Miniſtermacht und ſelbſt gegen königliche Kabinetsbefehle geſtritten; dem Verfaſſer iſt bis jetzt noch nichts weiter geſchehen; es heißt ſogar, ſein unterdrücktes Buch „Der Bürger", worüber der Lärm entſtanden, würde nunmehr freigegeben. Ein gutes Stück Preßfreiheit, und ſogar ein böſes, dauert inmitten aller Gegenanſtalten fort und wird wahrſcheinlich auch dann noch fortdauern, wenn ſelbſt alle Strenge der Entwürfe, die jetzt über dieſen Gegenſtand am Bundestage zur Prüfung vorliegen, zur Ausübung kommt!

Ohne weitere Anmerkung gebe ich Ihnen folgende Geſchichte! Freiherr von Forſtner, Lieutenant im zweiten Garderegiment und Verfaſſer eines ſehr gerühmten, auf viele Bände angelegten mathematiſchen Werkes, gerieth dieſen Sommer auf einer Reiſe mit ſeinem Verleger Hrn. Reimer zuſammen, der ſelbſt in Geſellſchaft Hrn. de Wette's reiſte und in München mit ſeinem Geführten der unwillkürliche Anlaß vielen diplomatiſchen Geſchreibes wurde. Die Berichte des Hrn. Generals von Zaſtrow bewirkten mancherlei Gerede, es erfolgte zwar keine weitere Verfügung darauf, aber die Offiziere der Garde nahmen davon in Betreff des Hrn. von Forſtner Kunde. Nach einiger Zeit gedieh die Sache

zu einer förmlichen Befragung, die an Hrn. von Forſtner, Namens ſeiner Kameraden, gerichtet wurde, ob er Hrn. de Wette kenne, mit ihm gereiſt ſei, die Umſtände von deſſen Dienſtentſetzung wiſſe u. ſ. w., zuletzt die Hauptfrage, ob er glaube, daß er in Betreff eines ſolchen Vorfalles anderer Meinung ſein dürfe, als der ihm bekannten des Königs? Seine Antworten und vorzüglich die Bejahung der letzten Frage veranlaßten nunmehr eine Berathung der Offiziere, worin ſie beſchloſſen, ſich an den König zu wenden und Seiner Majeſtät anheimzuſtellen, ob ſie mit einem Manne von ſolchen Grundſätzen noch ferner dienen könnten? Die Offiziere unterzeichneten dieſe ſchriftliche Anfrage ſehr zahlreich, ich glaube, man gab ihre Anzahl auf mehr als ſechzig an, ſelbſt ſolche, die einzeln ſich anders geäußert hatten, folgten dem Beiſpiele der Menge. Für Hrn. von Forſtner traten die Rückſichten früherer Auszeichnung, untadlichen Wandels, vorzüglicher Thätigkeit bei der Kriegsſchule und ſelbſt ſeine Jugend ein, und er wurde daher nicht entlaſſen, ſondern nur verſetzt, und zwar in das 22. Infanterieregiment nach Neiſſe, mit dem Befehl ſchleuniger Abreiſe dahin, die er dieſer Tage in den Zeitungen ſeinen Freunden anzeigte. Die Offiziere empfingen große Belobungen, deren Inhalt, von dem Prinzen Wilhelm, dem Sohne des Königs, auf der Parade ausgeſprochen, verſchiedenartig erzählt wird. Dies iſt alſo ein Seitenſtück zu dem ähnlichen Benehmen der Gardeoffiziere zu Darmſtadt in Betreff des vom Kriegsgerichte freigeſprochenen Lieutenants Schulz, der als Verfaſſer eines politiſchen Katechismus in Unterſuchung geweſen. Auf jeden Fall erſcheint in ſolchen Vorgängen ein Geiſt des Zuſammenhaltens und der Entſchiedenheit, der merkwürdig iſt durch ſeine Richtung. In der Form, daß Offiziere ſich berathen und das Ergebniß ihrer Berathung höheren Ortes

vorlegen, dürfte aber die Einwirkung des neueren Zeitgeiſtes nur um ſo greller hervorleuchten.

Eine andere Geſchichte im Militair nahm eine ſchlimmere Wendung. In einer Geſellſchaft war die Rede davon, daß nunmehr, wie bereits aus dem erſten, bald auch aus den übrigen Regimentern der Garde die bürgerlichen Offiziere entfernt werden ſollten; ein Adelicher tritt darauf an einen bürgerlichen Kameraden heran und ſagt ſcherzend, dann würde es ja wohl mit ſeiner Adjutantur auch bald vorbei ſein! Der Gereizte iſt des Scherzes wie des Ernſtes überdrüſſig, nennt den Andern ſchlechtweg einen H—, ſtellt ſich der darauf erfolgenden Ausforderung und ſchießt ihn über'n Haufen. Auch dieſer Vorgang wird mannigfach erzählt und die genauern Umſtände ſind nicht zu verbürgen; die Hauptſache aber ſcheint richtig. Immer bleibt es beklagenswerth, daß die geſetzliche Einrichtung die adelichen Anſprüche nicht völlig aus dem Spiel gebracht, oder, Falls es lieber ſo ſein ſoll, ausdrücklich wieder hergeſtellt hat, damit jeder wiſſen möge, was er werden und was er bleiben kann.

Die Mainzer Unterſuchungskommiſſion bekennt ſich noch zur Zeit keineswegs zu dem «nihil est»; auf ihren Antrag werden die beiden Profeſſoren Welker zu Bonn neuerdings zur Unterſuchung gezogen; desgleichen Herr Profeſſor Arndt, der zugleich vom Lehramte ſuspendirt iſt. Unter des Letztern Papieren hat man eine Handſchrift geſchichtlicher Denkwürdigkeiten gefunden, die ihm beſonders übel gedeutet wird, ſie ſcheinen jedoch für's erſte nicht zur Herausgabe beſtimmt geweſen und daher mit denen, von welchen Tacitus ann. IV. 34. ſpricht, nicht auf eine Linie zu ſtellen. Auch der ſelige Herr von Cölln hat geſchichtliche Denkwürdigkeiten nebſt dem Entwurf einer preußiſchen Konſtitution hinterlaſſen; die ſein Sohn den Buchhändlern anbietet.

Die Darmſtädter Geſchichten machen großen Lärm; man weiß gar nicht, was man vor Erſtaunen ſagen ſoll. Man hofft auf Troppau. Der Krieg gegen Neapel, an den man immer mehr glaubt, bedarf einer gleichzeitigen Machtwirkung gegen Süddeutſchland. Die Verwickelung iſt groß, es wird ſchwer ſein, einen ſichern Faden zu finden, um ſich nicht in dem Gewirre zu verlieren. Berliner Witz ſagt, außer den Herrſchern und Miniſtern ſei auch Pepe in Troppau; das Wort gilt auch im Franzöſiſchen.

Das Gerücht von größerer Herſtellung Polens gewinnt an Halt und Glauben. Sehr beſtimmt will man wiſſen, daß Danzig und Thorn, beſonders aber Danzig, von dem Reichstage zu Warſchau in ſtarke Anregung gebracht worden und der Kaiſer darauf eingegangen ſei. Diplomatiſche Einbildungskraft ſpielt ſchon mit zum Theil glänzenden Erſatzmitteln, die geboten werden dürften.

Herr Geheimerath Rother war bedeutend krank, befindet ſich aber jetzt wieder auf dem langſamen Wege der Beſſerung.

Mit großem Vergnügen habe ich hier einen jungen Grafen von Schlabrendorf wiedergeſehen, einen Neffen unſeres verehrungswürdigſten Einſiedlers. Ich kannte ihn vorübergehend im Jahre 1815. Er beſitzt Geiſt, Kenntniſſe, Lebhaftigkeit und vortreffliche Geſinnung, hat ehrenwerthe Freunde und erfreut mich insbeſondere durch ſeine wahrhafte Innigkeit und Verehrung für den herrlichen Ohm. Sie werden ihn wohl noch in dieſem Winter in Paris ſehen; auch von Ihnen hört ich ihn mit ſolchen Ausdrücken des Eifers und der Gerechtigkeit reden, die meiner Freundſchaftsempfindung innigſt wohlthaten!

Meine Frau bedauert es ungemein, die werthe Bekanntſchaft Ihrer Frau Gemahlin erſt von dem Zufalle künftigen Begegnens erwarten zu ſollen; dem gleichen Freund-

ſchaftskreiſe angehörig, darf ſie aber auch jetzt ſchon das Recht der freundlichſten Zuverſicht und Begrüßung ſich zueignen, und wünſcht es durch dieſe Zeilen zu üben!

Mit innigſter Verehrung

Ihr

K. A. V. v. E.

Kommt Ihnen in Paris frühzeitig die Folge von Goethe's Heften über Kunſt und Alterthum zu Geſicht? Das neueſte Heft enthält „zahme Xenien" und andere Köſtlichkeiten von des Meiſters Hand. Ich könnte es Ihnen nächſtens ſchicken, wenn Sie es wünſchten.

32.

Oelsner an Varnhagen.

Paris, den 14. Dezember 1820.

Gegen Hrn. von Stägemann, mein Theurer, habe ich mich bereits erklärt über das „Manuſkript aus Süddeutſchland". Erlauben Sie mir einiges nachzuholen. Nächſter Tage erſcheint eine franzöſiſche Verdolmetſchung von Depping bei Treuttel und Würtz. Dieſes Haus befaßt ſich nicht gewöhnlich mit politiſcher Litteratur und es hat dem Unternehmer das Geſchäft aufgetragen. Alſo muß irgend ein bedeutendes Anſinnen eingetreten ſein; vermuthlich Baiern. Das Original iſt mit Baſeler Lettern gedruckt, aller Wahrſcheinlichkeit nach in Straßburg. Prinz Paul von Würtemberg hält den Dr. Lindner für Verfaſſer. Andere rathen auf Butenſchön. Ich hingegen bin geneigt, die Arbeit Rehmann zuzuſchreiben, wenn er noch lebt. Witz und Stil ſind ſeiner würdig.

Die Revolution in San Domingo iſt kein geringes

Ereigniß. Es kann nicht unbemerkt bleiben, daß es abermals eine militairische. Wer hat noch Luft, ſich auf Armeen zu verlaſſen! Soldaten ſind treffliche Werkzeuge, um Herrſchaft zu errichten, aber ſchlechte Stützen ſie zu halten, wenn ihr die Meinung entgegen iſt.

Perſonen, die mit dem Stande der Dinge in Italien ziemlich wohl bekannt zu ſein ſcheinen, unterſtehen ſich zu behaupten, daß Oeſterreich nunmehr in einen ſehr langwierigen Krieg verwickelt wird, oder wenn es ihn nicht wagt, Gefahr läuft, die Halbinſel pian piano räumen zu müſſen. Für Rußland ſind die italiäniſchen und ſelbſt die deutſchen Angelegenheiten doch im Grunde von wenig Belang. Man wundert ſich, daß es Kaiſer Alexander der Mühe werth achtet, ſich ihrentwillen auf Monate aus ſeinem großen Reiche zu entfernen.

Graf Torreno verſicherte neulich an der Tafel von Laſitte, daß in Spanien ein nachdrücklicher Widerſtand gegen die beſchloſſenen und noch zu beſchließenden Reformen gar nicht denkbar ſei. Die Einſtimmigkeit der Kortes ſei ſo groß geweſen, daß eigentlich keine Erörterungen ſtattgefunden, ſondern daß man ſich bloß freundſchaftlich beſprochen habe. Die Folgen der franzöſiſchen Beſitznahme verglich er mit dem befruchtenden Schlamme, den die Ueberſchwemmungen des Nils zurücklaſſen. Von den auswärtigen Kabinetten allen ſind die ſpaniſchen Kundthuungsſchreiben auf das höflichſte beantwortet worden. Dadurch wird das ganz verſchiedene Benehmen gegen Neapel nur auffallender. Schreitet man zum Gebrauch der Waffen, ſo erhebt ſich die Meinung noch um vieles lauter, und zwar durch die Geldmäkler, die ſammt und ſonders am Abgrunde des Bankerotes ſtehen. Dem Kredite des Herrn Rothſchild hat das Sinken der öſterreichiſchen Staatspapiere ſchon unendlich geſchadet.

Geſtehen Sie, daß wir in einer außerordentlichen Zeit leben. Es arbeitet ſich aus ihr eine Zukunft hervor, gegen die wir mit unſerem Wiſſen und Sein ein rohes Mittelalter vorſtellen. Bis dahin aber geſchehen noch wunderliche Ereigniſſe. Den Völkern grauet für Republik. Ich kann es ihnen nicht verargen. Wer hätte ſie zur Republik erzogen? Sie würden dumme und läſterliche Streiche begehen. Aber alles was denkt, will, verlangt und fordert konſtitutionelle Monarchie. Dafür graut den Fürſten. Die Spanier, um einen konſtitutionellen König zu bekommen, haben ihren Ferdinand an Ketten gelegt.

Eben ſehe ich aus den Zeitungen, daß die Neapolitaner friſch weg ihre Konſtitution dekretiren und die der ſpaniſchen Kortes umarbeiten, als wenn kein Troppau in der Welt wäre. Die Artikel, wodurch ſie ſich die Souverainetät beilegen und erklären, daß ſie keiner Familie angehören, iſt offenbarer Aufſtand gegen den Grundſatz der Legitimität. Ich bin ſehr begierig zu ſehen, wie die heilige Allianz den europäiſchen Knäuel entwirren wird, der ſich täglich mehr verwickelt.

Den 15. Dezember.

Heute werden wieder Kriegsgerüchte laut. Wird Italien Kriegsſchauplatz und ſpielt ſich der Krieg in die Länge, ſo kann es gar wohl geſchehen, daß die franzöſiſche Regierung durch den Druck der Meinung genöthigt iſt, gegen Oeſterreich Parthei zu nehmen, ſie mag wollen oder nicht.

Da hat ſich doch endlich der Herzog von Richelieu erweichen laſſen. Villèle und Corbiere ſind Miniſter geworden. Jederman harret des morgenden „Moniteur“ mit Verlan-

gen. Bestätigt er, so stehen noch andere Veränderungen bevor. Bourienne ist, wie es scheint, zum Polizeipräfekt ausersehen. Daß der König dieses Jahr die Kammern in sein Haus kommen läßt, statt sich in das ihrige zu begeben, kann von bedeutenden Folgen sein. Jetzt dient Unpäßlichkeit zum Vorwande. Vielleicht hütete man seit zehn Monaten die Stube einzig, um diesen Vorwand zu haben. Es ist ja nicht durchaus nothwendig, daß der König die Sitzungen in Person eröffne. Die Sache kann ja durch eine Kommission geschehen, wie in England. Ich halte die Berufung in's Louvre für die größte Schlappe, die das Repräsentativsystem noch in Frankreich bekommen hat.

Den 16. Dezember.

Wiewohl der heutige „Moniteur" noch keiner Ernennung erwähnt, scheint die Sache doch gewiß zu sein. Wegen Heiberg bin ich in Verlegenheit; ich habe die Brochüre verliehen und im Buchhandel ist sie nicht zu finden. Exemplare sind nur bei dem Verfasser selbst zu bekommen. Vielleicht bringt man sie mir noch, ich verfolge meinen Schuldner. Beigehende Briefe empfehle ich Ihrem Schutze. Es sind Neujahrswünsche.

Ich lebe unter lauter Schrecknissen. Meine Frau, nachdem sie vier Wochen lang die Krankenstube nicht verlassen, ist gestern zu übereilt ausgegangen und von dem heftigsten Schwindel befallen worden. Diese täglichen häuslichen Erschütterungen reiben mich auf. Kaum bleibt mir Besinnung, einen Brief zu schreiben. Auch verliere ich alle Augenblicke den Faden meiner Gedanken und die Ausdrücke bleiben mir in der Feder sitzen. Sie müssen, gütiger Freund, Nachsicht mit mir tragen.

Nehmen Sie für Sie und Frau von Varnhagen meine beſten Wünſche zum neuen Jahr.

Bewahren Sie mir Ihre Freundſchaft. Sie gehört zum Glück meines Lebens. Daß mir der letzte Kourier nichts von Ihnen noch von Hrn. von Stägemann brachte, that mir entſetzlich leid.

Von ganzer Seele der Ihrige

Oelsner.

33.

Varnhagen an Oelsner.

Berlin, den 15. Dezember 1820.

Ehe dieſes Blatt zu Ihren Händen kommt, mein theurer, hochverehrteſter Freund! iſt hoffentlich längſt die erſchreckende Sorge gewichen, die Sie in Ihrem letzten Schreiben bekümmerte, und meine innige Theilnahme darf ſich nur noch mit Ihrer Dankesfreude über den glücklichen Ausgang vereinigen! Ja, ein inneres Gefühl giebt mir dieſe Zuverſicht, die ſelbſt Ihr Brief am zweiten Tage erwecken will, deſſen beruhigendere Ausſicht ſich nicht wieder getrübt haben möge! Ihre lieben Kleinen ſind mir im freundlichſten Andenken; der allerliebſte Knabe, ſo klug und dreiſt, hatte meine lebhafteſte Zuneigung! Der Segen des Himmels begleite ſeinen Lebensweg, und gebe Ihnen viele Freude durch ihn! Meine Frau iſt von gleichem Antheil durchdrungen, unſere gemeinſchaftlichen Empfindungen und Wünſche hoffen auch für Ihre verehrte Gattin durch Ihre Vermittelung ausgeſprochen zu werden! Alles Schönſte und Beſte!

Ich ſende Ihnen beifolgend das „Manuſkript aus Süd-

deutſchland", welches noch nicht von der Tageswelle weggeſpült iſt, wie die Nachtragung des dagegen gerichteten Aufſatzes der „Allgemeinen Zeitung" in der unſrigen bezeugt. Als Verfaſſer wurden nach einander mehrere Schriftſteller genannt, unter andern auch Dr. Lindner, welches ich nicht glauben mag, da offenbar ein Baier ſpricht, und daher die amtliche Anzeige aus Mainz, daß der dortige baieriſche Bevollmächtigte bei der Zentralkommiſſion, Herr Geheimer Legationsrath Hörmann, der Urheber ſei, viel Gewicht haben muß. Die Liebhaberei des neckenden Geiſtes, der unſerer Tagesgeſchichte vorſteht, an widerſprechenden Verbindungen in ſeinen Erzeugniſſen, hat auch ein Mitglied unſerer Oberzenſurbehörde erweiſen müſſen. Herr Friedrich von Raumer hat als Anhang zu dem dritten Bande der Geſchichte des preußiſchen Staats, die ſein Freund Herr Profeſſor Manſo in der Herrmann'ſchen Buchhandlung zu Frankfurt a. M. herausgegeben, eine Abhandlung über die Verfaſſung der preußiſchen Behörden geliefert, die ungefähr alles darſtellt was eine Zenſurbehörde, ihrem einmal angenommenen Zweck nach, am gefliſſenſten zu unterdrücken berufen wäre! Herr von Raumer hat ſich geradezu genannt, und ich geſtehe, daß ich dies als ein Beiſpiel hohen Muthes verehren muß. Sein Vortrag iſt zwar an die Einſicht, nicht an die Leidenſchaft gerichtet, ſein Gegenſtand ſind Sachverhältniſſe, nicht perſönliche, und dadurch iſt die ganze Schrift weniger zündend; allein es iſt in dem Lichte, das er verbreitet, eine ſo ſchonungsloſe Helle, daß auch dieſe für gewiſſe Augen unerträglich ſein muß, und die ganze Erſcheinung kann nicht ohne gewichtige Folgen bleiben. Der Verfaſſer bemüht ſich, unſere ganze Einrichtung als fehlerhaft, unzuſammenhängend, zweckwidrig, ertödtend, nachzuweiſen, die Regierungen, die Oberpräſidien, die Miniſterien, die Geſetzkommiſſion, der Staats-

rath, die Staatskanzlei, alles erfährt eine ſcharfe Prüfung; er will republikaniſche Inſtitutionen für die Monarchie unerläßlich finden, er ſieht nur Heil gegen große Uebel, die er bezeichnet, und gegen den Einbruch der Tyrannei, den er befürchtet, in volksvertretenden Ständen. Bei den Anſichten und Stimmungen, die hier in den oberen Kreiſen ſich herrſchend befeſtigen, ſind ſolche Grundſätze und ſolche Sprache nicht viel geringer als Hochverrath, und allerdings ſteht in den Karlsbader und Frankfurter Beſchlüſſen nichts dergleichen, ſondern wohl eher das Gegentheil. Dennoch glaubt man nicht, daß Hrn. von Raumer darüber eine beſtimmte Verfolgung zuſtoßen werde, die bloße Ungunſt aber wird ihn wenig kränken, nachdem er auf die höchſte Gunſt freiwillig verzichtet hat. — So geſchieht auch bei uns doch immer mancherlei, was das öffentliche Leben berührt, obwohl dieſer Boden jetzt durchaus kein Schauplatz dafür ſein will. Blos die Thätigkeit in den Umtrieben gedeiht noch einigermaßen, und, ſonderbar genug, nicht bloß in ſolchen Leuten, die nach Umtrieben ſuchen, ſondern auch in ſolchen, die ſie liefern; unaufhörlich entdeckt ſich Neues und Unver...uthetes, man ſollte glauben, daß die Nachfrage, wie bei andern Waaren, den Zufluß vermehrt! Unter den Offizieren ſoll mancherlei verlautbaren, was nicht unbeachtet bleiben darf; erſt neuerdings iſt ein Rittmeiſter Herr von Pannwitz, ſo heißt es, zur Unterſuchung gezogen worden, ein Herr von Platen auf Rügen deßgleichen; ein Oberſt und ein Oberſtlieutenant ſollen im Berichte der Mainzer Kommiſſion, doch nur wegen früherer Briefſtellen, vorkommen. Ich geſtehe, dieſe ganze Geſchichte mit den Umtrieben und ihre ganze Behandlung ſcheinen mir eine heilloſe Verirrung. Es ſteht ſo ſchlimm nicht, als man aus ſolchen Anzeigen ſchließen will, und es ſteht viel ſchlimmer, als man daraus erweiſen kann; die

Sache liegt in der Luft, im Waſſer, in den Elementen, in der Welt, und iſt viel zu groß, als daß ſie ſich in den Köpfen und Papieren einzelner Menſchen handfeſt machen ließe! — Von den im vorigen Jahre Verhafteten iſt nunmehr auch Dr. Follenius wirklich wieder freigelaſſen.

Die Ernennung des Hrn. von Chateaubriand zum Geſandten am hieſigen Hofe hat hier viel Gerede veranlaßt. Manche Perſonen, die ihre Eindrücke noch von Atala oder vom „Conſervateur" her hatten, ſind durch die Monarchie selon la Charte — denn die Bücher werden nun emſig nachgeſehen — etwas ſtutzig gemacht. Sie können ganz Recht haben, Verehrteſter, der Mann wird vielleicht zu liberal dünken. Uebrigens wird ſeine Stellung nicht ohne Schwierigkeiten ſein, ſo gut auch die erſte Aufnahme ausfallen wird; der Gelehrte, der Schriftſteller, kann dem Staatsmanne üble Streiche ſpielen. Ob die Gräfin von Cuſtine Briefe für uns mitgeben wird, iſt nicht gewiß; ſie zu fordern wäre faſt zu viel, obwohl die Bekanntſchaft in manchem Betrachte wünſchenswerth. — Wir haben hier das Ergebniß der Deputirtenwahlen in Frankreich keineswegs ſo erwartet, wie es ausgefallen iſt, es reimt ſich nicht mit aller bisherigen Kenntniß der Dinge, und uns ſcheint, es müſſe dazu beſondere Aufſchlüſſe geben, die vielleicht auch ſchon in Ihren früheren Briefen richtig angedeutet ſind. Anderweitige Nachrichten aus Frankreich laſſen die Furcht durchblicken, es möchte von dem Urtheilsſpruche der Wahlverſammlungen eine Berufung an den gewaltigeren Gerichtshof des Volks und des Heeres ſtattfinden. Höchſtwichtig müſſen die Verhandlungen der Kammern in dieſer Sitzung werden. — Seine thätige Rolle in der Politik, die Frankreich ſo lange vernachläſſigen mußte, konnte es nicht bedeutender wieder aufnehmen, als durch die Vermittelung, die es für Neapel angeknüpft. Das ruſſiſche

Kabinet ſcheint die öſterreichiſchen Abſichten mit ſeiner Schlauheit in Umwege geführt zu haben, aus denen ſie nur in der größten Verlegenheit ſich zu veränderten Dingen wieder hervorwinden können. Das Gerücht, daß der Erzherzog Rainer an die Spitze der öſterreichiſchen Angelegenheiten treten werde, bezeichnet wenigſtens die Meinung, die man von der mißlichen Stellung des Fürſten von Metternich hat. Uebrigens iſt die Wanderung des Kongreſſes von Troppau nach Wien noch nicht entſchieden. Man verſichert ſogar, der Fürſt Staatskanzler werde zum Ende des Monats hier zurück ſein. In Italien kann man jedoch zuverläſſig neuen Ereigniſſen entgegenſehen; der Kirchenſtaat wankt, allen Nachrichten zufolge, in ſeinem Innern, und ſelbſt dem Pabſte iſt nicht zu trauen. In Spanien ſeh' ich große Ausbrüche kommen, die den Thron zertrümmern können, und dieſes Land als Freiſtaat ſollte mich nicht wundern. Der engliſche Geſandte hat wegen Portugals in Troppau erklärt, ſein Hof würde ſich in die Angelegenheiten dieſes Landes nicht miſchen, es wäre denn, daß der König dazu aufforderte, und dann nur unter gewiſſen Bedingungen, von denen ſpäter verlautete, ſie wären gegen die Vereinigten Staaten von Nordamerika abgeſehen, gegen welche ſich Braſilien mit England verbünden ſollte. Aber Braſilien iſt ja nunmehr ſelbſt angegriffen, und ſeine politiſche Verbündung von ungewiſſem Werthe! Ihr Portugieſe in Paris wird ſchlechte Laune haben; ſie kann ſeine Albernheit nicht entſchuldigen; der ganze Mann hat ſich in der Wiener Verlobungsgeſchichte abgeſpiegelt, die Züge, die noch fehlten, giebt ſein Brief. Mein Wunſch war übrigens nur ein Einfall, der ſich ohne Arg wieder verzieht, und ich bedauere nur Ihre Bemühung, die ich Ihnen zugleich innigſt danke. Was meinen Vetter in Braſilien betrifft, ſo habe ich bereits anderweitige Auskunft gefunden.

Geheimerath Koreff iſt durch eine von Troppau gekommene Verfügung aus dem Bureau des Staatskanzlers in das Miniſterium des Kultus verſetzt, wohin auch der Geheimerath Beckedorff gebracht worden. Erſterer wird aber vielleicht ſtatt dieſer Anſtellung die Leitung der Irrenhäuſer anſprechen, die ihm früher ausdrücklich zugeſagt worden. Dieſe Verſetzung hat großes Erſtaunen hervorgebracht, man meint die Hand des Hrn. von Schöll — doch nicht er, ſondern Herr Fauche-Borel iſt geadelt worden, alſo des Hrn. Geheimerath Schöll darin zu erkennen. Dieſer ſteht beim Fürſten Staatskanzler vortrefflich, doch wie gut er ſich daſelbſt auch ſtehen möge, ſo hindert dieß doch nicht, daß er bei manchen Andern noch beſſer ſtehe. Er ſoll ſehr behülflich geweſen ſein, Hrn. von Chateaubriand hieher zu bringen, welches beſonders Fürſt Wittgenſtein und Graf von Bernſtorff gewünſcht haben. Manche glauben indeß, ich weiß nicht mit welchem Grunde, daß der Staatskanzler nach und nach ſeine Geſchäftsführung eingehen laſſen und ſich zurückziehen werde, in welchem Falle man den Fürſten Wittgenſtein als denjenigen anſieht, dem die Bildung eines neuen Miniſteriums obliegen würde.

Ich für meinen Theil bin hier auf einer wahren Geduldsprobe; ich habe Kraft genug, ſie mit ruhiger Haltung zu beſtehen. Gott gnade aber, wenn ich's überdrüſſig werde! Ich hätte Mittel genug, um manchen Tückiſchgeſinnten in die Klemme zu nehmen! Daß ich Feinde habe, weiß ich nun gewiß, ſelbſt höheren Ortes ſind mir darüber Winke zugekommen, die ich zu nutzen wiſſen werde.

Der badenſche Geſandte, Herr General von Stockhorn, iſt von hier abberufen worden und an ſeine Stelle kommt ein Geſchäftsträger. Jener iſt ein abgeſchmackter Kerl, vom gewöhnlichſten Schlage der Diplomaten, ohne Kopf und Glie-

der, in dicker Finsterniß lebend. Der niederländische Gesandte, Herr General von Perponcher thut es ihm an Lebensgewandtheit, der hessen-darmstädtische an Gelehrsamkeit zuvor. Hören Sie zu! Bei der Frau Gräfin von Redern war vor Kurzem eine ansehnliche Gesellschaft versammelt; unter den zum Thee bestimmten Tassen erweckte zufällig Eine besondere Nachfrage, die Bildnisse der Könige Friedrichs des Großen, Friedrich Wilhelms II. und Friedrich Wilhelms III. waren leicht zu erkennen, nicht so die Bedeutung der beigefügten Worte: Fuit, Est, Erit! Die Damen und Herr von Stockhorn sinnen vergebens, die Sache ist zu räthselhaft. Glücklicherweise tritt Herr von Perponcher heran, er wird die Erklärung geben. Mit Zuversicht und Anstand betrachtet er den Gegenstand, und ziemlich rasch findet er, daß fuit altfranzösisch ist für fût, est würde nun leicht sein, aber was ist mit erit anzufangen? Er entschließt sich kurz und setzt die Tasse hin mit der Bemerkung, das Zweite und Dritte sei in einer fremden Sprache, die er nicht kenne. Unglücklicherweise steht Herr von Senden dabei, und aufgerufen zur Erklärung, schreit er heraus: „Ei was! erit ist ja das Futurum von Sum!" Die Damen sahen, daß statt der Lösung des Einen Räthsels zwei neue, Futurum und Sum, gekommen waren, und ließen die Sache fallen. Besser die Sache, als die Tasse, die als diplomatische Merkwürdigkeit irgend ein Kabinet zu verzieren würdig wäre! — Das Geschichtchen ist nicht so armselig, als es scheint, es ist damit sehr viel bezeichnet. Besseres bieten unsere vornehmen Gesellschaftskreise kaum dar; die Abgeschmacktheit und Langeweile, die im vorigen Winter noch mit manchem Rest von Geistesregung und Freisinnigkeit zu kämpfen hatten, haben indessen den Raum völlig ausgefegt und sich gemächlich eingerichtet. Die Absonderung ist größer, die Gunst sorgfältiger abgewo-

gen, man beſinnt ſich mehr und mehr, wer man iſt und was man kann. O man kommt täglich weiter! So weit, daß Mancher, der vor Kurzem noch ſelbſt die Naſe rümpfte, nun ſich über den Stolz der Andern beklagt und bald von dieſen Andern abermals Einige über die noch Stolzeren klagen werden.

Bewegen Sie doch den verehrten Grafen von Schlabrendorf zur Ausführung ſeines guten Vorſatzes, der mich auf's Aeußerſte anzieht! Möchte er mir zuſenden, was erſcheinen ſoll, ich biete mich zum litterariſchen Geſchäftsführer an!

Das „Manuſkript aus Süddeutſchland" bitte ich mir gelegentlich zurück.

Ich höre ſoeben, daß der Hof von Turin in Troppau hat erklären laſſen, er werde dem Verlangen ſeiner Völker nachgeben und eine Verfaſſung mit volkvertretenden Abgeordneten einführen. — In Kopenhagen war es, nach neuern Nachrichten, auf ein Ereigniß, wie die im Süden ſtattgefundenen, abgeſehen; die Gährung ſoll in ganz Dänemark ſehr groß ſein.

Leben Sie wohl!

Von ganzem Herzen der Ihrige!

K. A. V. v. E.

Das Wort für den „Hermes" über die Angelusſprüche, das dem verehrten Einſiedler die Herausgabe ſeiner Einzelblicke entlocken könnte, möchte ich von Ihrer Hand abgefaßt erhalten; ich würde es gehörig eingerahmt alsdann weiterbefördern.

Indem ich einige Stellen meines Briefes überlaufe, fällt mir der Franzoſe ein, der da fragte: Ne lisez-vous pas le blanc de l'écriture? und meinte, daß da Vieles zu leſen ſtünde, ohne irgend Buchſtaben und Worte! Mein Fall iſt

das gerade nicht, ich gebe in den Zeilen selber am liebsten, was ich meine. Doch geht's nicht immer, und zuweilen freilich ist das Verstehen des Ungeschriebenen unentbehrlich zum Verstehen des Geschriebenen! Man sagt, jener Ausdruck sei von Diderot; ich möchte glauben von Frau von Sévigné.

34.

Oelsner an Varnhagen.

Paris, den 30. Dezember 1820.

Mein Dank, hochverehrtester Freund, begleitet die Rückkehr Ihres gütigen Darlehns. Auf Raumer bin ich gierig, obschon Sie bemerken, daß von den Grundsätzen seines Erzeugnisses nichts, wohl eher das Gegentheil in den Karlsbader und Frankfurter Beschlüssen. Bei diesem Seitwinke schimmerte mir der schalkhafte Blick, dessen man nur recht ansichtig wird in Abwesenheit der Brillen. Daß auf der Geduldprobe, die Sie zu bestehen haben, Ihre ätzende Laune hell fließt, nicht trübe, zeigt von ungemeiner Stärke. Beharren Sie in der ruhigen Haltung. Große Siege erringt große Geduld. Lange kann die Zeit nicht fortfahren Ihre Talente, Ihre unübertreffliche Feder unbenutzt zu lassen. Die Regierungen sind wie hübsche Mädchen. Erst nach den Flitterwochen, nicht immer gleich, verheirathen sich diese mit dem tüchtigsten Liebhaber.

Es darf mich nicht wundern, wenn das Resultat der französischen Wahlen Deutschland überrascht hat, da es hier die nämliche Wirkung gethan, selbst auf die zum Theil, deren Wünsche ihm entgegensahen. Wie die Karte gemischt und

abgewogen worden, erhellet ein klein wenig aus den Erörterungen bei Gelegenheit von Lisois. Man hat sich alles mögliche vergönnt, dem schon an sich äußerst günstigem Gesetze den gesuchten Zweck unfehlbar abzugewinnen; und wenn dennoch eine Handvoll Liberaux in die Kammer schlüpfte, so rührt das einzig von der Ungeschicklichkeit oder Schüchternheit der respektiven Wahlpräsidenten her. Ist man solchergestalt zu einem wirklichen, ächten Abbilde der öffentlichen Meinung gelangt, so liegt am Tage, daß die entgegengesetzte Stimme nicht dem Volke, sondern einer bloßen Klicke angehört, welches letztere politische Seelsorger sich bemühen, der Welt einzureden. Aller Zweifel scheint bei ihnen nicht verstummt zu sein. Das beweiset meines Erachtens die ungeheuere Menge von Gensdarmespatrouillen, die sich überall kreuzen. Wäre die gegenwärtige Repräsentation durchaus einseitig, so würden nothwendigerweise die widerwärtigsten Ergebnisse an's Licht treten.

Von der weißen Mehrheit, die sich bei dem Deputirten Piet versammelt, wird der Herzog von Richelieu auf's heftigste angefeindet, bald Dummkopf, bald, man sollte es kaum glauben, Philosoph gescholten. De Serre ist ihm ein Jakobiner und selbst Latour Maubourg steht übel angeschrieben, seitdem er ein paar Altadeliche, den einen wegen Unfähigkeit, den andern wegen Veruntreuung ihrer Stellen entsetzt hat. Lauriston ausgenommen, hat keiner von den Ministern à portefeuille ein solides Fußgestell. Villèle herrscht in seiner Parthei wie ein Monarch. Er kann die widersprechendsten Dinge durchsetzen. Die Stärke dieser Parthei besteht großentheils in ihrer Hingebung an ein Oberhaupt, was bei den Gegnern, die aus sehr heterogenen Elementen zusamenfließen, nicht wohl, oder nur im höchsten Gedränge der Noth möglich ist. Ständen die Liberalen allein, ihre Lage wäre, glaube

ich, vortheilhafter. Vielleicht irre ich, vielleicht können ſie der Bonapartiſten nicht entbehren. Dieſe haben einen unabſehbaren Anhang in der großen Volksmaſſe. Der große Haufe hat das mit den Soldaten gemein, daß beiden Gewalt für Recht gilt. Statt der Bourboniſten zu herrſchen und zu wirthſchaften, iſt alles was die Bonapartiſten wollen. Wüßten Villèle und die Seinigen die redlichen Freunde volksgünſtiger Verfaſſung von dieſen Gaunern zu unterſcheiden, ſie hätten leichteres Spiel; allein ſie treiben haſſend die abſtechendſten Verſchiedenheiten in eine Kategorie zuſammen, ſobald ſie ihre Anſprüche auf Adelsvorzug kränken. Uebrigens iſt Villèle ein ſchlauer und gewandter Mann, begabt mit raſcher Gegenwart des Geiſtes. Nimmermehr, hieß es, werde er einen Platz im Konſeil annehmen ohne Portefeuille. Solch ein Schritt ſei unter ſeiner Würde. Am Ende hat er ihn doch gethan. Mit einem Fuß im Steigbügel ſteht man dem Sattel näher. Corbière und Lainé ſind dem gegebenen Beiſpiele gefolgt. Mit Lainé werden die Herren Kollegen bisweilen in Verdrießlichkeiten gerathen. Er iſt ein Schmoller, der nicht Pair nicht Duc ſein, den Heiligengeiſtorden nicht tragen, die Unterrichtskommiſſion nicht präſidiren will, und ſich immer nur erſt nach eigenſinnigen Widerbeſtrebungen zum Ziele legt.

Herr von Villèle gedenkt, wie ſeine Freunde verſichern, die Zwecke, denen es gilt, zuerſt auf dem gelinden Wege einzuleiten, dann aber auch mit moyens extrêmes zu unterſtützen. Es iſt von nichts geringerem die Rede, als einen ganzen Schober von Gegnern zu deportiren. Freilich ſchleichen in allen Partheien falſche Brüder, und ſo werde, meinen die Skeptiker, ſolch ein Projekt vor der Vollſtreckung ausgeplaudert. Kann ſein! Zu den Zeiten der Ligue waren die Partheien nicht ehrlicher als jetzt. Auch der Bartholomäus-

nacht gingen laute Gerüchte voran. Und beweisen nicht die neueſten Wahlen, daß die Liberalen zu überrumpeln ſind? Etwas ähnliches iſt ihnen in den Juniauftritten begegnet, wo die Chouanerie eine wichtige Rolle geſpielt. Das Gouvernement occulte hat eine mächtige Wirklichkeit. Ein anderes Ding ſind die Folgen der Maßregel. Da iſt es nur gar zu gewiß, daß Gewaltſtreiche das zu tilgende Uebel gewöhnlich nur ärger machen. Durch die Bluthochzeit wurde die Wuth der Bürgerkriege nicht geſänftigt, ſondern heftiger angefacht. Wie dem auch ſei, einige Anſtalten verkünden vielumfaſſenden Entwurf.

Die Geiſtlichkeit, ohne kirchliches Eigenthum iſt gänzlich von dem jedesmaligen Machthaber abhängig. Man ſucht mehr und mehr, ihr die Beſorgung und Leitung des öffentlichen Unterrichts zuzuwenden. Mittelſt der Chambre de Discipline haben die Advokaten aufgehört ein freier Stand zu ſein. Jetzt ſind die Aerzte an der Reihe. Ihre neue mediziniſche Akademie dürfte im Grunde weiter nichts ſein, als eine Polizeieinrichtung, durch welche ſich das Gouvernement dreitauſend Aerzte und Wundärzte unter dem Namen von Membres, honoraires, associés, adjoints, correspondans, angeſtellt.

So ſtehen die Sachen, abgeſehen von dem Tumult der Leidenſchaften, deſſen Einwirkung den reinſten Feldzugsplan vereiteln kann. Was für abſcheuliche Leidenſchaften in den Gemüthern kochen, davon zeigen neuerdings zwei entſetzliche Beiſpiele. Die Ermordung des Clerc de l'procureur, der geſtrige „Constitutionel“ erzählt die Geſchichte, und jene in Sevres an zwei bejahrten Frauen verübte Miſſethat. Zu der erſteren gab eine Touquet'ſche Doſe à la charte, nicht eine à la Dieu donné Anlaß, wie der entgegengeſetzte Partheigeiſt zu verbreiten ſucht; zu der anderen die Weigerung, das Lob Louvel's

anzuhören. Da haben Sie beide Faktionen in ihrer scheußlichen Blöße.

Ueber den Vortheil, der von dem Ausziehen des Königs von Neapel, dem Kongresse erwachsen kann, sind die Meinungen sehr geschieden. Es wäre verdrießlich, wenn man einen bloßen Pensionair gewonnen hätte. Das Parlament scheint in sehr männlicher Fassung zu verharren. In Italien soll die Vermögensungleichheit zwischen den älteren und den jüngeren Söhnen großer Häuser beinah noch greller sein, als in Spanien, wo die Abschaffung der Fideikomisse der neuen Konstitution gerade im Adel die hartnäckigsten Anhänger wirbt. Prinz Borghese besaß zwei Millionen Francs Einkünfte, während sein Bruder Aldobrandini sich mit siebentausend Francs begnügen mußte. Vermuthlich aber besitzen die italienischen Cadets mehr Genügsamkeit als die spanischen. Graf Torreno wurde gefragt, wie Spanien sich bei einem Kriege Oesterreichs gegen Neapel verhalten würde? Nicht gleichgültig, war die Antwort, denn in letzter Behörde wäre er gegen uns gerichtet. Was wird es thun? Das weiß ich nicht! Nun ungefähr? Vorerst, meine ich, möchte wohl eine große Menge spanischer Offiziere, und sehr eingeübter, nach Neapel eilen. Und was halten Sie von einer spanischen Armee, qui se mettrait à cheval sur les Pyrénées. Torreno, Sie erschrecken mich! Ihre Armee könnte Frankreich gewaltige Krämpfe verursachen. Die Sache ist so bedenklich, daß das Kabinet der Tuilerien keine dringendere Angelegenheit haben kann, als den Frieden zwischen Oesterreich und Neapel zu vermitteln.

Andere Gesinnungen äußern sich in einem ansehnlichen Theile des Handelsstandes. Dieser fürchtet, daß die Sachen mit Neapel friedlich ablaufen. Ein Mann, dem ich mein Erstaunen ausdrückte, erwiederte: Fehde in Italien führt

unausbleiblich zu einem allgemeinen Kriege, und was kann erwünſchter ſein, wenn alle Geſchäfte ſtocken? Daß ich mit einem Worte auf Torreno zurückkomme. In der Audienz, zu der man ihn aufgefordert hatte, ſagten ihm der König und Madame verbindliche Phraſen. Der Graf von Artois aber, als er ihm vorgeſtellt ward, richtete die Frage, wie lange Torreno in Paris? an den Geſandten. Nach einigem Zaudern von Seiten des Befragten, antwortete der, den die Frage betraf. Ohne das mindeſte zu erwiedern, wandte ſich Monſieur an Graf von Goltz mit Worten, deren Abſicht dem Graf Torreno nicht entgangen iſt. On vous envoie Mr. de Chateaubriand à Berlin, celui-là ne vous révolutionnera pas. Dreißig Jahre lang hat man ſich über die Frage geſtritten: ob die Völker Verfaſſungen haben ſollen? Die Sachen ſind endlich ſo weit gediehen, daß die Regierungen öffentlich wenigſtens, einwilligen. Nun erhebt ſich eine neue Frage, die nämlich, wer Verfaſſungen geben ſoll? Es iſt ein Streit de lana caprina. Der gebe ſie, der ſie geben kann. Es wäre entſetzlich, wenn man ſich um ſolcher Spitzfindigkeiten willen abermals dreißig Jahre lang raufte. Und ſiehe, da bringt man uns wieder eine Charte nach franzöſiſchem Muſter in Darmſtadt, Tiehlſcher Maſſe. Auch ſie erwähnt, wie ſo viele andere der Souverainetät. Was verſteht man denn unter Konſtitution? Ich meine Vertheilung der Gewalt! Iſt dieſe getheilt, ſo befindet ſich die vereinte Gewalt weder im Fürſten allein, noch im Volke, und es ſcheint mir unlogiſch, die Souverainetät einem oder dem andern ausſchließlich beizumeſſen.

35.

Oelsner an Varnhagen.

Paris, den 4. Januar 1821.

Wie ich vorigen Samstag eben eine fünfte Seite für Sie angefangen hatte, vernahm ich durch den Hrn. Doktor Friedländer, der von allem in der Welt immer die erste Kunde hat, daß der Kourier auf übermorgen verschoben sei. Verdrießlich war mir die Botschaft, weil, wenn ich liegengebliebene Briefe am folgenden Posttage überlese, ich sie jedesmal vernichten möchte. Ein sehr nachsichtiger Freund nur kann eine Korrespondenz, wie die meinige, nicht ungern fortgesetzt sehen. Besonders ertappe ich mich auf Wiederholungen. Dem Urtheile freilich eines höchst sinnreichen Mannes nach, mit dem ich, als er noch in Frankreich lebte, genauen Umgang pflog, ist Wiederholung von allen rhetorischen Figuren die wirksamste; doch zuverlässig nicht die angenehmste.

Meine häuslichen Widerwärtigkeiten dauern fort. Kaum waren die Kinder genesen, so wurde mir die Frau krank, und jetzt hat ein unvorsichtiger Spaziergang meiner kleinen Tochter ein Schleimfieber zugezogen. Diese täglich nagenden Quälereien zehren mein körperliches und geistiges Dasein auf. Man stellt sich nicht vor, wie sie nach und nach den Geschmack am Leben abstumpfen. Der einzige Ersatz, den solch ein Zustand gewährt, ist, daß er uns über viele Mißverhältnisse der Außenwelt erhebt.

Ich sehe die großen Ereignisse der Zeit unbefangener, unbetroffener, als ehemals; und wenn ich das Treiben der Diplomatik erwäge, so kommt es mir wie ein tartarischer Jahrmarkt vor, wo nicht die öffentlichen, sondern Privatgeschäfte die reellen sind.

Das abgelaufene Jahr iſt ein merkwürdiges vom erſten Tage bis zum letzten, von dem Aufſtande in der Inſel Laon bis zur Feuersbrunſt in Brüſſel. Es läßt ſich kaum denken, daß das angetretene ohne wichtige Begebenheiten vorüberziehe. Mittlerweile glauben hier einige Leute von Friſchem, es werde nicht zum Bruche kommen zwiſchen Oeſterreich und Neapel, erſtens weil das neapolitaniſche Parlament ſich ſehr männlich geberdet, zweitens weil den Juden und den Kapitaliſten der Friede am Herzen liegt. Je ſtärker die Gläubiger mit Staatspapieren beladen ſind, deſto triftiger finden ſie ihre Ueberzeugungsgründe gegen den Krieg. Iſt es hingegen wahr, daß Troppau den Neapolitanern außer Abänderung ihrer Verfaſſung auch Koſtenbezahlung der öſterreichiſchen Rüſtungen vorſchreibt, ſo ſieht man keine Möglichkeit, den Handel ohne Fehde abzuſpinnen.

Laſſen wir Italien und wenden uns nach Frankreich, ſo erblicken wir dreierlei Fechtbahnen. In dem Prozeſſe wegen der Auftritte vom 5. und 6. Juni mißfällt dem Publikum höchlich die Partheilichkeit des Gerichtshofes. Es lohnt ſich der Müh', in den Journalen nachzuleſen, wie er ſich gegen die Advokaten benimmt und was insbeſondere dem Hrn. Berville begegnet iſt.

Einen andern Schauplatz eröffnet die Pairskammer. Trotz der Erklärung, daß der ruſſiſche Kaiſer mit Mißfallen bemerken werde, wenn in dem Prozeſſe von Vincennes des Hrn. Schwagers Seiner Majeſtät Erwähnung geſchähe, beſchäftigt ſich, wie verlautet, der Paſtoret'ſche Bericht lang und viel mit dem Prinzen von Oranien.

Bei der Beſchuldigung, daß General Maiſon für ihn konſpirirt, wurde gemurrt, bei der, daß Deſelles, laut aufgelacht, und eben ſo unwahrſcheinlich iſt es, daß der beinahe achtzigjährige, felſenfeſte Janſeniſt, Herr Lanjui-

nais, ſich angelegen ſein laſſe, einen proteſtantiſchen Fürſten auf den franzöſiſchen Thron zu bringen. Nebſt dieſen drei Ebenbürtigen wurde auch Marmont genannt, der aber die Rolle des Angebers geſpielt haben ſoll. In der Kammer der Deputirten ſind d'Argenſon und Lafayette bezeichnet, letzterer ganz vorzüglich zur Rache auserſehen. Hätte die Sache einigen Grund, ſo käme Pozzo di Borgo in Verdacht. Von den Perſonen, die an die Wirklichkeit des Komplotts glauben, wird er ohne Scheu des Mitwiſſens bezüchtigt. Zu Troppau ſoll er die Lage der Bourbons als mißlich und unſicher ſchildern. Da die franzöſiſchen Geſchäftsträger nicht im Stande geweſen, ſeinen Einfluß zu überwältigen, ſo haben ſie dahin gearbeitet, ihm in Baron Vincent einen Gegenfüßler in den Kongreß zu bringen. Der König ſoll in der Abſchiedsaudienz ſich ungefähr folgendermaßen ausgedrückt haben: Dites-leur, (aux souverains réunis,) que je suis plus fort que Louis XIV., si je ne puis pas leur envoyer cent mille hommes, dont ils n'ont pas besoin, je puis leur donner cent millions de subsides. Die wichtigſten Szenen wird die Kammer der Deputirten darbieten. In dem Comité secret, der bei Gelegenheit der Adreſſe gehalten worden, iſt es ſehr barſch hergegangen. Vergebens bemühte ſich die linke Seite den Ausdruck konſtitutionell hinein zu bringen. Ihre Gründe mochten überwiegen, der Wille der Gegner überwog noch mehr. Stat pro ratione voluntas. Als die Liberalen aber die Verwaltung der Miniſter angegriffen, fanden ſie unerwartete Bundesgenoſſen auf der rechten Seite. General Sebaſtiani behauptete, daß von den im vorigen Jahr zu Feſtungsbau angewieſenen Millionen kein Deut zu dem beſtimmten Zwecke verwandt worden, und ebenſo ſei mit den Geldern gewirthſchaftet worden, behauptete Donadieu, die ausgeſetzt waren, um in Odeſſa Getraide

zu kaufen. De Serre verſuchte, das Miniſterium zu rechtfertigen, da fielen Labourdonnais und Donadieu über ihn und alle Miniſter her, mit Ausnahme von Villele, Corbière, Lainé und kapitelten ſie fürchterlich herunter. Gegen den Herzog von Richelieu wurden empfindliche Anzüglichkeiten geſagt. In der folgenden öffentlichen Sitzung hat ſich der Finanzminiſter durch den Ausdruck Etats zum lieben Kinde machen wollen. Seine Ungeſchicklichkeit, ſo bald er nicht chiffrirt, liegt am Tage. Er gab ſich ohne Nutzen preis.

Möge jedes neue Jahr mich in Ihrer Freundſchaft und in der Gewogenheit der Frau von Varnhagen befeſtigen, der ich Sie meine tiefe und unwandelbare Verehrung zu bezeigen ergebenſt bitte.

Hochachtungsvoll

ganz der Ihrige

Oelsner.

Bald hätte ich vergeſſen, Ihnen zu ſagen, daß mir Schlabrendorf Abſchrift verſprochen hat von ſeinen Einzelblicken, und zwar für Sie. Sie ſollen ſie durchſehen, dann will er drucken.

36.

Varnhagen an Oelsner.

Berlin, den 18. Januar 1821.

Ihre ſchätzenswerthen Briefe vom 16. Dezember und 4. Januar, die nebſt ihren gedruckten Beilagen mir richtig zugekommen ſind, bin ich nicht im Stande würdig zu beantworten, mein hochverehrteſter Freund! Weder Stoff noch Geſchicklichkeit wollen dazu taugen, und ich fühle mich Ihnen

gegenüber wie ein Provinzmann einem Hauptſtädter; der erſtere, wenn auch einmal die Gegenſtände und Ereigniſſe ihn vorübergehend begünſtigen, ſteht ſelbſt dann noch dem letzteren an ſcharfer Durchdringung, an treffender Ueberſicht nach. Ich aber habe diesmal weder Inhalt noch Geſtalt in meinem Geiſte, und muß Ihre ganze Nachſicht anſprechen wegen eines Briefes, der nur erſcheint, weil ſein Ausbleiben noch ſchärferen Tadel verdienen könnte! — Während Sie aus der Mitte der belebteſten Bewegungen und Ausſichten uns die begehrteſten und wichtigſten Spenden zufertigen, auf welche unſere ganze Theilnahme ſich zuſammendrängt, leben wir ſelbſt in der ungewöhnlichſten Stille und Bedeutungsloſigkeit. Ich weiß nicht, was ich davon denken ſoll, aber ich werde an dem hieſigen Leben faſt irre, und zweifle bald an meinem Sinne, bald wieder an den Dingen. Im Grunde iſt hier Regſamkeit und Fülle genug; die mannigfachſten Bahnen eines wechſelnden Lebensgewühles ſind unaufhörlich offen; die Geſellſchaftsverbindungen werden eifrigſt gehegt; der Hof iſt glänzend, Schauſpiele und Feſte verſchönen ihn, jeder Tag in der Woche iſt für Bälle und Prunkverſammlungen regelmäßig eingeſchrieben; an dem Bilde, welches etwan ein Romanſchreiber für den Gegenſatz des Landlebens von dem Winterglanz einer üppigen Hauptſtadt nöthig hätte, brauchte Berlin keinen Zug fehlen zu laſſen. Allein dem Dichter, der das Leben nicht nach bloßen Aeußerlichkeiten ermißt, dürfte dagegen ſehr bange werden, woher er den Aufwand eines gehaltreichen Bildes hier beſtreiten ſolle? Nicht blos für *mein* Gefühl, auch für die Empfindung einer Anzahl von Freunden und Bekannten, die ſonſt nicht ſo leicht unter einander übereinſtimmen, iſt in all jenem Treiben und Wogen kein eigentliches Leben, ſondern ein ſchattenhaftes, reiz- und wärmeloſes Todtenbild, nur bewegt, aber nicht beſeelt,

von ganz äußerlich geſtellten Ziehkräften. Es iſt durchaus, als wenn aller Geiſt, alle Friſche, aller wahre Ernſt und aller wahre Scherz, aller Duft der Einbildungskraft und alles Feuer des Selbſtwollens von dieſem Wuſte gewichen wäre, und immer mehr wiche! Mittheilung und Geſpräch ſind ſeit meiner Anweſenheit in Zeit von einem Jahre wenigſtens um neun Zehntheile zuſammengeſchrumpft; wie das übriggebliebene Zehntheil ausſieht, kann man hieraus entnehmen. Wetteifer und Reibung haben aufgehört; wo ſie noch zuweilen erſcheinen, iſt es unbewußt, thöricht und verderblich, letzteres in einem oder anderem Sinne. Kein Gegenſtand, keine Reizung bietet ſich im Laufe des Tages dem Gemüthe an, deren Ergreifung oder Verfolg nicht alsbald in der traurigen Betrachtung unterſänke, daß es nicht der Mühe werth, daß nichts damit gethan oder gewonnen ſei. Eine Gegenwart, die nur ſie ſelbſt ſein will, der die Vergangenheit läſtig und beſchämend, die Zukunft grauſenhaft, und daher beide verhaßt ſind, bringt ſich nothwendig um's Leben. Dies möchte wohl der umfaſſendſte Ausdruck für unſern Zuſtand ſein; der Geiſt mag ſich nirgends zeigen, da er es nicht überall und nicht in ſeinen weſentlichſten Geſtalten darf, die Geſpenſter treten an ſeine Stelle. Zufällig iſt aber auch im Einzelnen ſehr Vieles aus eigenen Mitteln ſchlecht und gering, und kommt freiwillig dem Einfluſſe des Allgemeinen wohlwollend entgegen! In der Geiſtesbildung iſt ein offenbarer Verfall; ſtatt der Helden und Anführer hat ſich der Troß in das Feld der Ehre ausgebreitet; der Geſchmack in Künſten geht unter, aus Mangel an hohen Vorbildern und geiſtreicher Kritik, letztere iſt in Litteratur und Leben unentbehrlich, die unſere iſt die elendeſte, die es geben kann, die Urtheile in den Zeitungen über unſere ſchiefgetriebene Schaubühne geben den Maßſtab. Da alles

mit der Regierung zuſammenhängt, alles Anſtalt des Staates und Werk des oberen Einfluſſes iſt, ſo wird das Lob Schmeichelei, der Tadel Frechheit. Es verſteht ſich von ſelbſt, daß dieſe Geſunkenheit von dem ſelbſtgefälligen Dünkel begleitet iſt, gerade jetzt höher zu ſtehen als je. Man blickt mit Lächeln auf alle nahen und fernen Gegenſtände der Vergleichung und wiegt ſich in der ſüßen Huldigung, deren Verſagung nicht zu befürchten iſt. Uns thäten ein paar Brüder Schlegel, wie ſie ehemals waren, noth, ein Heinrich von Bülow in mehr als Einem Fache, ein Ludwig Börne, wie er jetzt iſt, für die Kunſtkritik. Eine gebührende Gabe freier Oeffentlichkeit zeigte uns vielleicht alles das, und vielleicht mehr als das, vollbeſtehend in unſerer Mitte.

In den Staatsſachen iſt eine ganz außerordentliche Stille; ſeit vielen Wochen fragt man vergebens jeden Morgen, ob etwas Neues vorhanden. Selbſt die Gegenſtrebung der Partheien und der Streit der Behörden ſcheinen in Stockung gerathen; ein Waffenſtillſtand, dem ich keinen Augenblick traue! Die Abweſenheit des Fürſten Staatskanzlers und des Hrn. Grafen von Bernſtorff, die Erwartung neuer politiſcher Entſcheidungen, welche unſern Antheil fordern, ohne ihn zu erſchöpfen, ſind wohl die wichtigſten Urſachen jenes Stillſtandes; nach dem Zwiſchenſpiele muß das Hauptſtück — dafür ſorgen die Sachen — mit neuer Lebhaftigkeit beginnen. Finanzen, Verwaltung, Geſetzgebung, reißen mit ihren Anforderungen nicht ab, man kann ſie eine Weile auf der Fluth des Lebens treiben laſſen, aber nachher muß man ſie nur um ſo angeſtrengter wieder zurecht rudern. Dies ſcheint ein Hauptgeſetz alles politiſchen Lebens: nichts Weſentliches läßt ſich umgehen, alles will gethan ſein, und aufgeſchoben iſt nicht aufgehoben.

Es gab vor kurzem Gerüchte, welche Hrn. von Hum-

boldt mit dem Entwurfe einer neuen Organisation der höchsten Staatsbehörden, oder auch gar mit dem einer Verfassungsurkunde beschäftigt sein ließen; keines von beiden ist der Fall.

Wahr ist es, der genannte Staatsmann hat sich dem Fürsten von Wittgenstein zu nähern und dem Hrn. Grafen von Bernstorff befreundet zu erhalten gesucht, aber ein Auftrag wie die obigen Arbeiten ist gewiß nicht erfolgt und noch weniger eine Aussicht eröffnet worden, die zu der ersten Ministerstelle oder zu deren Einflusse führte. Herr von Humboldt beschäftigt sich mit Sanskrit, dem Hrn. Geheimerath Wolf zu großer Entrüstung, die dadurch noch vermehrt worden, daß Herr Dr. Schleiermacher es war, der die Trauung der Fräulein Gabrielle von Humboldt mit dem Hrn. von Bülow verrichtete. Letzterer Umstand dürfte auch von andern Seiten her übel vermerkt werden, da Schleiermacher durch die fortgesetzte Kühnheit seiner Kanzelvorträge noch immer großen Anstoß giebt. Eine andere Sage behauptete, der Oberpräsident Herr von Bülow, den unglücklicherweise der Schlag getroffen, sei wegen Verfassungsarbeiten von Magdeburg hieherberufen; allein unterrichtete Personen läugnen auch dies und schreiben das Hieherkommen des Hrn. von Bülow blos dem Wunsche des Fürsten von Hardenberg zu, durch seinen Herrn Vetter die Familienangelegenheiten zu ordnen, welche dem Fürsten aufliegen, als welcher sich von seiner Gemahlin gerichtlich trennen will, und die Zustimmung der Fürstin auf gütlichem Wege dazu erlangen möchte; eine Sache, die, wie Sie denken können, ein unendliches Gerede verursacht, in welches viele Namen verflochten werden, einer Fräulein Hähnle, des Hrn. Geheimerath Schöll u. s. w. Doch ist auch diese Sache für den Augenblick, wie es scheint, in den allgemeinen Stillstand

aufgenommen, und für diese freilich könnte der Verzug ein wahrer Gewinn werden. Um wieder auf die Verfassungsangelegenheit zurückzukommen, so glaube ich nicht, daß dieselbe höheren Ortes im geringsten auf dem Teppich ist, vielmehr scheint die Ueberzeugung von ihrer Unnöthigkeit sich mit dem Gefühl ihrer Mißlichkeit dort mehr und mehr zu verschwistern. Ich muß bekennen, daß ich unter gewissen Bedingungen auch jetzt noch, wie schon vor langer Zeit, eine Konstitution in Preußen keineswegs für heilsam erklären würde; besonders dürften die süddeutschen Verfassungen nicht zum Muster dienen. Sie gedenken in Ihrem letzten Briefe, mein Verehrtester, mit treffenden Bemerkungen der darmstädtischen Verfassung; ich pflichte Ihnen völlig bei; auffallend ist mir in diesem Grundgesetze die besondere Neigung aus den zwei Kammern, die allerdings festgestellt worden, in eine einzige überzugehen, eine Neigung, die nirgends noch so deutlich hervorgetreten ist, obwohl auch schon Würtemberg einen leisen Ansatz dazu genommen hat. Die Mediatisirten, gegen welche diese Neigung am meisten gerichtet ist, werden uns in Deutschland noch viel zu schaffen geben; selbst der Bundestag, der sie doch am meisten begünstigt, kann sie nicht befriedigen. Hier in Berlin übrigens könnte man ganz vergessen, daß es einen deutschen Bund und eine Tagsatzung desselben gebe, kein Name wird weniger genannt; im Süden hingegen ist dies anders, nicht gerade dieser Bundestag, aber doch der ihm zu Grunde liegende staatenverbündende Geist hat seine Wirkung mächtig dorthin geworfen!

Ueber Neapel verlautet hier wenig; man glaubt aber ziemlich allgemein, daß es zum Kriege kommen werde. Viele Personen fangen an zu bezweifeln, daß unser König der Zusammenkunft in Laibach beiwohnen werde; mancherlei Unpäßlichkeiten machen für Se. Majestät eine Reise jetzt nicht

wünschenswerth. Unsere Krieger sind großentheils gegen die Neapolitaner heftig entbrannt; mein Freund Fouqué, den ich aber mehr den Dichtern als den Kriegern zurechne, möchte sie gern mit Stumpf und Stiel ausrotten helfen. Unstreitig mußte man, um diesen Zweck zu erreichen, mit bonapartischer Gewaltschnelle in Italien vordringen, und keinen Kongreß von Troppau abhalten. Doch fehlt es auch nicht an Stimmen, selbst unter den Kriegern, die den Neapolitanern laut alles Heil, und den Oesterreichern schlechten Erfolg wünschen. Selbst eine unserer Zeitungen schrieb neulich dem „englischen Kourier" das Lob des neapolitanischen Parlaments arglos nach! Vielleicht kommt letzterer Mißgriff auf Rechnung der buchstäblichen Befolgung einer von Troppau gekommenen neuen Instruktion für die Zeitungsschreiber, worin ihnen die ministeriellen ausländischen Blätter, z. B. „österreichischer Beobachter," „Journal des Debats" u. s. w. zur Richtschnur gegeben werden, und wobei es leicht geschehen kann, daß Ausfälle gegen protestantische Fürsten, und anderes Aehnliche mit jener Empfehlung in unsere Blätter geräth! In Frankreich wird auch sogar in diesem Augenblicke doch wohl das „Journal des Debats" noch nicht als ministeriell angesehen? Mich empört nur, daß Preußen nicht seine Sprache aus eigenen Mitteln und eigener Stimmung führen soll; der „österreichische Beobachter" erhält schwerlich die Weisung, sich nach der „preußischen Staatszeitung" zu richten! —

Man will wissen, daß Herr von Gentz ungemein fleißig in Geschäften der Preßfreiheit und des Buchhandels gebraucht und aus seiner Feder eine Arbeit zu erwarten sei, die den Schriftstellern und Buchhändlern ihr Fach hinlänglich verleiden werde. „Das Manuskript aus Süddeutschland" scheint hiezu den Antrieb verdoppelt zu haben; es wird fortwährend einer ungewöhnlichen Sorgfalt gewürdigt, und ist hier zu

Lande eine wahre Seltenheit; die Polizei hat die hiesigen Buchhandlungen im voraus verpflichtet, auch die französische Uebersetzung, die ihnen zugesandt werden möchte, sofort abzuliefern. Eine Schrift des Hrn. Präsidenten Harscher von Almendingen über eine Anhalt-Bernburgische Rechtsangelegenheit, worin sehr heftige Ausfälle gegen Preußen stehen, ist weggenommen worden. Von den beiden Schriften, die gegen Hrn. Professor Benzenberg erschienen sind, kennt man den Verfasser der einen, die ganz liberale Farbe trägt, noch immer nicht; der Verfasser der andern, die besonders den Adel als Gegner des Staatskanzlers zu erkennen giebt, hat sich ohne Scheu genannt, es ist Herr von Bülow auf Kummerow. Das Leben des Feldmarschalls Fürsten Blücher, welches Herr Dr. Förster geschrieben, wird die Feder des hiesigen Generalstabs in Bewegung setzen. Man forscht abseiten des Hofes mit Eifer, ob es wahr sei, daß dieser Dr. Förster, nachdem ihn Se. Majestät von seiner Stelle an der Kriegsschule entlassen, aus anderweitigen Kassen für die Besoldung entschädigt werde? Man würde dies gewiß sehr übel vormerken, obgleich der Fall mit Dr. Jahn, der seine Besoldung behalten hat, nicht mißbilligt worden ist. —

Den 19. Januar.

Gestern wurde das jährliche Ordensfest mit gewohnter Feierlichkeit begangen. Unter den zahlreichen Rittern, die neu geschaffen worden, ist mir keiner, soviel ich mündliche Listen überblicken kann, als besonders merkwürdig aufgefallen. Der König erforscht und belohnt mit seltener Sorgfalt das Verdienst in allen Klassen, auch in dem Gelehrtenstande und in den noch geringeren Ständen; gemeine Soldaten und

Bürger speisen bei diesem Feste vermischt mit Generalen und Ministern an des Königs Tafel, und Se. Majestät trinken auf ihre Gesundheit. —

Herr von Chateaubriand hat bereits seine Audienz beim Könige gehabt. Ihre Vermuthung in Betreff seiner Farbe fängt schon an in Erfüllung zu gehen. Seine vornehmen Kollegen hätten es gerade von ihm nicht erwartet, daß er das Beispiel unvornehmer Gemeinschaft gäbe, und nehmen es ihm übel, daß er den schwedischen Generalkonsul Herrn Dehn und den Hrn. Geheimerath Koreff gleich in den ersten Tagen besuchte; in gewissen Häusern hat er es dadurch schon verspielt. Wir werden sehen, was weiter erfolgt. —

Hrn. Guizot's Werk ist hier von vielen Seiten mit Theilnahme und Beifall, die ich den Leuten nicht zugetraut hätte, aufgenommen worden, und wird fortwährend verlangt; auf bloßen Namensruf hin hatte der Verfasser einen Abdruck seines Buches an Hrn. Dr. Schleiermacher gesandt, der sich dadurch sehr geschmeichelt fühlt. Auch Herr von Savigny soll dieses Werkes mit Lobe erwähnen. Das Französische herrscht noch gewaltig in den Lebenswirkungen, trotz allen Deutschthums. Auch fehlt es an deutschen Schriftstellern, die das Allgemeine klar auffaßten; die Zensur treibt sie noch dazu in die traurigste Enge. Herr Professor Buchholz hat eben einen drohenden Verweis erhalten, darüber, daß er in seiner Zeitschrift revolutionaire Richtungen nehme, und bei jeder Gelegenheit das katholische Christenthum anfeinde; er hatte jedoch nichts ohne Zensur drucken lassen. Die Sache scheint von Troppau zu kommen, und war wohl geeignet den Mann, der oft im Auftrage und meist im Sinne der Regierung geschrieben zu haben meint, in Bestürzung zu bringen. —

Nachmittags.

Seit vorgestern Abend soll eine Nachricht aus Dresden hier sein, die ich mich scheue zu glauben, allein das Gerücht hat sie heute allgemein verbreitet, und ich finde, daß viele Leute sie bereitwillig für wahr annehmen. Der König von Spanien soll abgesetzt sein! Große Bewegung ist darüber in den Gemüthern und Köpfen. Das Nähere muß sich bald ergeben, Ihnen ist es in diesem Augenblicke längst bekannt! — Welche Ereignisse thürmen sich vor unsern Augen auf! Was sollen wir noch alles erleben! —

Ihre Neujahrsbriefe sind sorgsamst befördert! Ich bedauere mit innigstem Antheile die wiederholten Unfälle, die Ihr häusliches Leben betrüben! Möchten die heißesten Wünsche der Freundschaft nicht bloß hülflose Lebensbegleiter sein, und nur einen Theil des Segens, den sie auf ihren freien Schwingen tragen, in Wirklichkeit umsetzen und darbieten können! Empfehlen Sie uns angelegentlichst Ihrer verehrten Frau Gemahlin! Meine Frau nimmt an Allem — Sie kennen ihr Gemüth — den herzensvollsten Antheil! Auch dem ehrwürdigen Grafen bitte ich den Ausdruck meiner hochachtungsvollsten und wärmsten Ergebenheit zu überliefern; sein Vorhaben entzückt mich, und ich freue mich ungemein, wenn ich etwas zur Ausführung beizutragen im Stande bin. — Beifolgendes Päckchen, Pflanzenzeichnungen meines Freundes des Hrn. von Chamisso enthaltend, bitte ich ganz ergebenst dem Hrn. Mahler Choris zukommen zu lassen. —

Der Kourier geht zwar der Regel nach erst morgen ab, allein um nicht durch zufällige Beschleunigung des Abganges

in die Gefahr des Verſäumens zu gerathen, ſchließe ich ſchon heute und gebe meine Botſchaft in ſichere Hände ab.

Mit innigſter Verehrung verharrend

Ihr gehorſamſter

K. A. V. v. E.

Vielen Dank für die mitgeſandten Schriften! —

37.

Varnhagen an Oelßner.

Berlin, den 26. Januar 1821.

Was werden Sie, mein hochverehrter Freund, bei dem langen Außenbleiben meiner Sendſchreiben von mir gedacht haben? Daß ich ein ſaumſeliger Briefſteller ſei, könnte den Gedanken zunächſt liegen, aber mit Unrecht erführe ich ſolche Beſchuldigung! Ihnen gegenüber wünſche ich den Vorwurf am wenigſten zu verdienen, obwohl ich meine Wünſche lange nicht in Verhältniß ihrer Stärke erfülle, weil Rückſichten aller Art die Luſt am Schreiben verkümmern. Diesmal aber iſt eine Irrung, die in Abfertigung der Kouriere geſchehen iſt, einem ſchon geſiegelten Briefe zu achttägiger Verzögerung geworden. Herr Geheimerath Schöll hatte von Troppau her die Veranlaſſung gegeben, daß ohne Wiſſen der hieſigen Behörde ein Kourier außer der Reihe am ungewöhnlichen Tage abging, und dafür, eben ſo unvorhergeſehen, am gewöhnlichen Tage ausfiel. Es war mir verdrießlich genug! Indeß will ich wenigſtens den Nutzen davon ziehen, meinem Briefe noch ein Blatt beizulegen. —

Die Gerüchte aus Spanien, deren ich als hier im Umlauf erwähnte, haben keine Beſtätigung erhalten. Merkwürdig bleibt immer, daß ſie mit ſolchem Anſehen und ſol-

cher Ausdehnung auch nur ein paar Tage beſtehen konnten; ſie ſchienen recht eigentlich den Tag unſeres Ordensfeſtes befeinden zu wollen, und fanden gerade in der Kirche und auf dem Schloſſe ihren ſtärkſten Schwung. Wenn man recht auf den Urſprung ſolcher Gerüchte zurückgehen könnte oder wollte, ſo dürften zuweilen ganz unerwartete Entdeckungen geſchehen. Ich hatte früherhin einmal Gelegenheit, von einem abſcheulichen und beleidigenden Gerede, gegen deſſen Urheber das blanke Schwert der Rache ſchon gezückt ſchien, die Quelle im hohen diplomatiſchen Gebiete nachzuweiſen, allein das Schwert fiel augenblicklich in die Scheide, und es wurde der Sache nicht ferner gedacht. Es ſollte mich nicht wundern, wenn die ſpaniſchen Gerüchte, die man unbeachtet fallen läßt, wieder aus einer ſolchen Quelle der höheren Kreiſe gefloſſen wären. —

Wir haben hier im Uebrigen wenig Neues, als daß die Meinung, der König werde nicht reiſen, ſich beſtärkt. Es giebt viele Perſonen, die einen ſolchen Entſchluß aus preußiſcher Geſinnung preiſen, und vielleicht nicht minder viele, denen die Sache in Bezug auf Neapel lieb wäre, welcher Staat im hieſigen Publikum viele Freunde zu haben ſcheint. Die ſpaniſche Verfaſſung, zu deren Verdammung voriges Jahr noch die Stimmen der verſchiedenſten Partheien ſich vereinigten, hat durch die Ereigniſſe an Anſehen und Nachfrage gewonnen, und man glaubt nun ſchon, daß ſie keineswegs ſo verwerflich ſei; ich ſpreche natürlich nicht von den Leuten, die ſelbſtſtändig denken und umfaſſend anſchauen, ſondern von denen, welche ſich in den Eindrücken gehen laſſen, die der Tag bringt. —

In Rußland ſind mehr konſtitutionelle Geiſter wach, als man glauben ſollte. Eine große Menge Ruſſen ſind auf Reiſen, viele wollen gerade jetzt nach Italien; man hört

ſonderbare Aeußerungen. Der heilige Bund mag auf ſeiner Hut ſein! — Es heißt nun, Herr Graf von Schladen, der nach Konſtantinopel nicht zurückkehrt, ſolle unſer Geſandter in London werden. Herr Graf von Flemmig kann im Mai aus Braſilien eintreffen. — In Bonn hat ein Profeſſor Freudenfeld zwei Studierende, Namens Goßler, aus dem Magdeburgiſchen ſtammend, zur katholiſchen Kirche glücklich übergeleitet, ein Beiſpiel, das verdrießliche Erörterungen verurſachen kann! — Herr Profeſſor Buchholz dagegen ſchreibt tapfer gegen die Concordia-Brüder, welches ihm auch Verdruß zuzieht. —

Leben Sie wohl!

Von ganzem Herzen der Ihrige.

K. A. V. v. E.

38.

Varnhagen an Oelsner.

Berlin, den 2. Februarr 1821.

Mein Brief vom 19. und 26. vor. Monats wird nunmehr in Ihren Händen ſein! Die nächſte Veranlaſſung zu meinem heutigen Schreiben iſt das beifolgende Päckchen, das mein Freund Chamiſſo mir für den Mahler Choris zugeſtellt hat, und welches ich abermals Ihrer gütigen Sorge zu empfehlen habe. Ohne dieſen Anlaß würde ich andere Tage, als die jetzigen, gewählt haben, um Ihnen wieder zu ſchreiben. Sie werden, mein innigverehrter Freund, mit der Inhaltloſigkeit und Verſtimmung, die meine Zeilen zu erkennen geben, die allergütigſte Nachſicht haben müſſen. Meine Frau, die an Hüftweh ſehr ſchmerzlich danieder lag, und ich ſelbſt,

den ein Fieber befallen hatte, ringen langsam und mühvoll nach Genesung; der Lebensreize giebt es dabei in hiesigem Wetter und Verhältnissen wenige, und ich besonders entbehre der großen Hülfe bestimmter und wirksamer Thätigkeit. Also auf gute Laune und frischen Muth ist unter solchen Umständen gar nicht zu rechnen; man reibt sich in Mißmuth auf. — —

Die Stockung, von der ich Ihnen schrieb, ist noch dieselbe. Das Hoffest Lalla Rukh, der schwarze Adler des Herrn Justizministers, einige Stadtgeschichten, haben keinen merklichen Unterschied gemacht. Es wird wohl gefühlt, daß in der Stille ein tiefes Interesse waltet, welches sich wohl auf geringe Gegenstände werfen, aber von den größten und lärmendsten nicht berücken läßt. Dieses Interesse nun harrt, bis es von seinen wahren Angelegenheiten gerufen wird; daß solches Harren fast ohne alle Nahrung jahrelang bestehen kann, dient zur Karakteristik der Menschen, der Zeiten und Umstände; Nahrung darf doch nicht heißen, was der Einbildungskraft als Kost aus der Ferne gezeigt wird! —

Aller Augen sind auf Laibach gerichtet, man erwartet dieser Tage von daher entscheidende Nachrichten, sie werden noch früher, als hier, in Paris eintreffen. Eine solche Hauptfrage, wie Krieg oder Frieden, weckt die gespannteste Neugier, und allerdings wird die Antwort diesmal von den größten Folgen sein. Doch ist die Sache Neapels schon Sache Italiens geworden, und schwerlich bleiben im kommenden Sommer, sei es nun Krieg oder Frieden, die übrigen Theile dieses Landes ruhig. Der Welfenbund im obern Italien, dem man schon seit mehr als einem Jahre nachspürt, ohne hinreichendes Ergebniß, soll die Seele der ganzen Carboneria sein, und man darf dieser gerade im gegenwärtigen Zeitpunkte große Thätigkeit zutrauen. Die Leute reden auch

viel von deutſchen Verbindungen und Umtrieben, lärmen davon in Berichten und Zeitungen, erwecken Angſt und Sorgen, auch wohl Erbitterung und Strenge, allein nach allem, was mir davon kund wird, und nach allem, was ich ſonſt aus dem gegebenen Stande der Dinge ermeſſen kann, bin ich vollkommen überzeugt, daß man jetzt nicht weiß und nicht wiſſen kann, was in Deutſchland vorgeht und zunächſt geſchehen mag. Und das iſt ſehr ſchlimm! Sie bemerkten vor längerer Zeit in Ihren Briefen ſehr treffend, daß in Spanien der Hof ſeinen größten Nachtheil in der von ihm ſelbſt ausgegangenen Unterdrückung der Oeffentlichkeit gefunden habe, und ohne deren Zerſtörung wahrſcheinlich nicht genöthigt geweſen wäre, dem Aufſtande der Quiroga und Riego in dem Augenblicke nachzugeben, als deren Truppenmacht ſich aufzulöſen drohte! Ich will gern glauben, daß es in Deutſchland geheime Verbindungen gebe, wie zu allen Zeiten, aber politiſche Wichtigkeit und Wirkſamkeit erhalten ſie unbeſtreitbar erſt durch das Dunkel, in welches man ſie zurückdrängt, und durch das Schweigen, welches man über das ganze Land verbreitet. —

Die Stadtgeſchichten, deren ich im Vorbeigehn erwähnte, ſind der ſchlimme Bankerott des Dr. B. mit einer für einen Arzt unbegreiflich hohen Summe, und eine in Wege geglaubte Scheidung des Fürſten von * von ſeiner Gemahlin, gebornen Gräfin *. Es waren arge Dinge erzählt worden, die der liebenswürdigen, aber oft unglaublich natürlichen, und zuweilen geblütskranken Fürſtin zur Schuld gerechnet ſeien; allein glücklicherweiſe iſt anſtatt der Scheidung nun eine Ausſöhnung erfolgt, und alles, was ſo arg und groß erzählt worden, beſchränkt ſich auf Geringfügigkeiten und Unvorſichtigkeiten, die nicht ernſthafte Folgen zu haben brauchen. Dies zur Berichtigung etwaniger Gerüchte, die auf

anderem Wege zu Ihnen gelangen möchten! Ich finde bei dieſen und andern Gelegenheiten, daß das ſittliche Urtheil der Berliner ſeit einiger Zeit auf das jämmerlichſte heruntergekommen, in ſich ſelbſt verwirrt und verloren iſt; die elendeſten Aeußerlichkeiten — und nichts als dieſe — drängen ſich übereinander, ſtreiten, und unerwartet trägt die eine oder die andere den Sieg davon. Das Mitleid, das fromm und liebreich den ſchlechteſten Kerl umgiebt, die unerbittliche Strenge, die hinwieder einen leichten Fehl mit finſtrem Tugendſtolze verdammt, das Wohlwollen wie der Abſcheu, die Bewunderung wie die Verachtung, alle ſind meiſt in gleicher Art empörend, weil ſie aus den nichtswürdigſten Quellen kommen. Oeffentliche Meinung, im edlen Sinne des Wortes, iſt ganz erloſchen; es iſt unter Guten und Schlechten ſchon ganz angenommen, daß niemand ſeine wahre Meinung zu ſagen brauche, weil manche ja gar nicht geſagt werden darf; dies erſtreckt ſich auf alle Fächer, denn in allen gilt Behördenanſehen, Gunſt und Vorliebe. Uns thäten ein paar kritiſche Allarmiſten noth, ein paar Schlegel und Tieck, die mit neuen Lucinden, Athenäums und Zerbino's jetzt in den Lebens- und Sittenwuſt heilſames Aergerniß brächten, wie jene damals, als dieſe Bücher erſchienen. Die Schlechten und Dummen haben ſich in den völligſten Beſitz geſetzt, und der Geiſt und die höhere Begabung jeder Art ſchleichen arm und geduckt in der Stille; ſelbſt Männer, wie Herr von Humboldt, wie Geheimerath Wolf, Dr. Erhard, Dr. Schleiermacher, Achim von Arnim und andere ſind in dieſem Augenblicke für Berlin und deſſen Lebensverkehr ſo gut wie gar nicht da, oder höchſtens ſoviel wie jeder andere Gemeine, der in Reih und Glied ſeine Stelle hat, und Hrn. von Chateaubriand ſcheint es hierin nicht beſſer zu ergehen. Das war ſonſt hier anders, und wie ſehr anders! —

Um von etwas Anderem zu reden — können Sie mir nicht sagen, ob das angetretene Jahr die Revolutionen des vorigen wieder alle wird ungeschehen machen? Mir wäre lieb, es zu wissen, und vielleicht weiß man es in Paris; hier nicht; doch hofft man's! —

Nun leben Sie wohl, und bleiben Sie gewogen

Ihrem

verehrungsvoll ergebenem

K. A. V. v. E.

39.

Rahel an Oelsner.

Berlin, den 2. Februar 1821.

Heute kann ich Sie nicht freundlich machen; heute, lieber Freund, müssen Sie freundlich sein, wenn ich Eingang bei Ihnen finden soll. Gedankenloser, geistloser, ausgehöhlter, war ich noch nicht! Vom Gebrauch wird man es erstlich immer mehr, und dann millionstens — anstatt zweitens — war ich jetzt krank. Krank an Krankheit, krank an Heilung, nämlich an den Mitteln dazu. Diesen Augenblick komme ich aus der schönen Gegend — dem Thiergarten zu Hause; seit mehr als vierzehn Tagen versuchte ich dort zuerst wieder die Luft, in einem zugemachten Wagen. Es ist mir nicht schlecht bekommen, sogar gut; ich fühle meinen Stumpf- und Schwachsinn deutlicher. Zustand für Freunde! Ich bedauere Freunde, wenn's an's Leisten geht, an's Ertragen. „Ach, was soll der Mensch verlangen!" Immer das, was er eben braucht. Mir ist jetzt höchst nöthig vinaigre des quatres voleurs. Und wie lange schon! Allenthalben

habe ich ihn schon suchen und holen lassen, aller war nicht der rechte, und half nicht. Hätten Sie wohl die Gnade, mir ihn auf beifolgende Adresse in Paris holen zu lassen? Davon habe ich noch ein paar Tropfen, die mir das Leben fristen. Ungefähr für acht Franken; Sie geben ihn wohleingewickelt einem Kourier mit. Je unehrlicher mein Wunsch, oder worauf er sich bezieht, je mehr wird er mir das Gewissen wecken. Schalten Sie wieder über Ihre Dienerin, wenn Sie etwas von Berlin wollen. Sie sollen einmal sehen, wie allert ich bin. Dieser Aufruf geht auch an Madame Oelsner, der ich mich bestens empfehlen möchte.

Von der großen Welt sehe und höre ich nichts, nicht einmal die große Maskerade, noch nicht einmal Chateaubriand im Thiergarten, wo er täglich Gegend sucht. Glaub' ich. So wie ich einmal etwas Amüsantes weiß, so schreibe ich Ihnen. Ich möchte mich gern insinuiren!

Rahel.

Ist der Neveu des Grafen Schlabrendorf schon in Paris? Ich empfehle mich Onkel und Neffen!

40.

Varnhagen an Oelsner.

Berlin, den 9. Februar 1821.

Wie schrecklich, mein innigstverehrter Freund, befiel mich die Trauernachricht, die ich von Ihrem großen Verlust erhielt! Zuerst durch Hrn. von Stägemann kam mir die schriftliche Anzeige, ich wollte es nicht glauben, und suchte zehnmal buchstabirend einen andern Namen herauszubringen; am folgenden Tage erschien das gedruckte Blatt, und gab

die niederschlagende Gewißheit! Was soll und was kann ich Ihnen sagen? Sie sind im voraus unseres tiefsten Antheils überzeugt, Sie bedürfen nicht erst der Versicherung, daß Ihr Schmerz, Ihr Zustand, unseren Herzen gegenwärtig sind! daß die zärtlichste Freundschaft Ihre schwergetroffenen Empfindungen mit liebender Pflege aufnehmen, Ihrem Sinne Linderung und Trost bieten möchte! Doch was vermag hier aller Willen und alles Bemühen? in solchem Falle stehen wir Alle hülflos an der Gränze der Lebensbetrachtung, und die Schwäche menschlicher Kräfte erscheint in ihrer ganzen Blöße! Die ganze Gewalt des Allgemeinen, an welches wir Vernunft und Sinn das ganze Leben hindurch zu gewöhnen gesucht, scheitert an dem unwiderstehlichen, furchtbaren Eindruck der einzelnen, schrecklichen Thatsache, die in jedem Augenblick sich wiederholt dem Gemüth aufdringt. Beklagenswerther Freund, ich ermesse Ihren Verlust zu sehr, um Sie trösten zu wollen! Ich will keine Worte verschwenden in eitlem Bemühen! Das plötzliche, unerwartete Hereinbrechen des Unglücks vermehrt dessen schreckhafte Wirkung; doch ist es vielleicht eine Begünstigung, wenn wir sie auch nicht wünschen, aus dem Zwischenreiche des entschwindenden Lebens mit schnellen Schritten entführt zu werden! Wie hart für Sie, wie traurig für Ihren lieben Sohn, der wohl schon ganz empfindet, was er verloren, wenn auch nicht begreift und ausspricht, in dieser Verwaisung ein neues Abkommen mit dem Leben zu treffen! Und doch ist in diesem Sohne, dem lebendigen Vermächtniß der allzu früh Dahingeschiedenen, der stärkste Ruf der Ermuthigung, das schönste Pfand neuer Lebenströstung Ihnen verblieben. Wenden Sie Ihre Gedanken auf diesen, wenden Sie Ihre schmerzliche Trauer in freudige Thätigkeit für dieses unschätzbare Leben! Ich umarme mit innigster Wehmuth Ihren lieben Kleinen, ich um-

arme Sie, mein theurer Freund, mit aller Innigkeit der treuſten Freundſchaft! Meine Frau, tief von dem Trauerfall erſchreckt und niedergeſchlagen, grüßt Sie aus theilnehmendſtem Herzen! Bleiben Sie unſerer wärmſten und aufrichtigſten Neigung verſichert, und wenn Sie die Menſchen überſchauen, die Ihnen als die Ihrigen noch zurückgeblieben, ſo gedenken Sie nicht zuletzt Ihrer herzlichen Freunde, die Ihnen Verehrung und Liebe zeitlebens gewidmet haben. Mit den heißeſten Wünſchen und beſeelteſten Hoffnungen für Sie und Ihren lieben Kleinen verharre ich, mein theurer Freund.

Ewig Ihr treuer

K. A. V. v. E.

41.

Oelsner an Varnhagen.

Paris, den 23. Februar 1821.

Ihre tiefen Gefühls und hoher Betrachtung vollen Zeilen vom 9. dieſes, Theurer, Innigſtverehrter, haben meine ganze Wehmuth aufgeregt und ſind mit heißen Thränen benetzt worden. Sie können ſich keinen erſchütterteren Gemüthszuſtand denken als den meinigen. Seit vier Monaten bin ich durch alle Stufen menſchlichen Seelenſchmerzes gegangen, um deſſen letzte Zinne zu erſteigen. Im November zitterte ich für das Leben meines Sohnes. Die Entſchloſſenheit der Mutter rettete es. Ohne die Einwendungen des Arztes zu berückſichtigen, ſetzte ſie dem Erſticken Blutegel und Brechmittel entgegen. Unſer Arzt, deſſen gutem Willen und nicht zu ermüdenden Sorgfalt ich volles Herzens huldige, verbindet leider mit ſehr vielſeitigen mediziniſchen Kenntniſſen

weder Scharfblick noch Kühnheit, aber höchſt empfindliche Eigenliebe. Gewiſſermaßen eiferſüchtig auf das gelungene Verfahren meiner Frau, quälte er ſie mit Vorwürfen des Schadens, den ihre Verwegenheit hätte anrichten können. Dieſe Vorwürfe wurden fortgeſetzt, als der Knabe ſchon geneſen war und machten Eindruck, weil der Blutverluſt ein paar Tage lang fieberhaften Wahnſinn und große Ermattung nach ſich gezogen. Bei Behandlung des Mädchens ſchien mir der bedenkliche Arzt die Thatkraft meiner Frau zweckmäßig gemildert zu haben. Ich eilte, ihm meine Erkenntlichkeit zu beweiſen. Die Kinder aber wurden vier Wochen länger zu Hauſe gehalten, als er verordnet hatte. Erſt am 31. Januar wagte man ſie in's Freie zu führen. Unglücklicherweiſe herrſchte heftige Kälte; allein Mutter und Kinder, wohlverwahrt, ſtrotzten von Geſundheit. Das muntere, lebenstrunkene Mädchen wurde von jederman mit Erſtaunen bemerkt. In der Paſſage du Panorama öffnete es ſich das Gedränge wie ein kleiner Sturm, flog von einem Gegenſtande der Neugier zum andern, mit Einfällen, denen die Vorübergehenden ihre Bewunderung nicht verweigern konnten, es ſchien, als wenn das Kind die ganze Sinnenwelt auf Einmal in ſich aufnehmen und zurückzuſtrahlen ſtrebte. Die Mutter war bezaubert, mich erſchreckte der Anblick, der alle Umgebungen ergötzte. Ich ſahe etwas Ungewöhnliches vor mir, und in mir fühlte ich etwas, das mich wie eine düſtere Ahnung durchſchauerte. Warum ſucht man dergleichen zweifelhafte Lichter aus einer unbekannten Welt nicht feſtzuhalten oder zu verfolgen; ſie könnten uns bisweilen leiten.

Ueber einige andere Vorzeichen meines Unglücks möchte ich mich Ihnen, aber blos einem Geiſte wie dem Ihrigen, und mündlich mittheilen. Die frühzeitige Entwicklung meiner

Tochter war keineswegs der Erziehung beizumeſſen. Sie wies allen Unterricht zurück, und horchte nur gelegentlich dem ihres Bruders. Daher erwiederte ſie auf Ermahnungen: je sais un peu de tout ce que mon frère sait. Aber ſie wußte weit mehr. Sie beſaß, nicht mehr als vier ein halb Jahr alt, einen Schatz eigenthümlicher Beobachtungen und dichteriſcher Vorſtellungen. Auf alles, was ihr geſagt wurde, antwortete ſie mit raſcher Gegenwart des Geiſtes und Beſonnenheit. Ihre Ausdrücke waren gewählt, ihre Sprache korrekt, und ihr blieb kein falſcher Akzent, keine fehlerhafte Redensart ungerügt. Glauben Sie nicht, daß ich übertreibe. Was ich Ihnen ſage, iſt reine Wahrheit. Am Neujahrstage kam ſie in mein Bett mit den Worten: Papa, j'ai rêvé pour toi une couronne de laurier. et pour Maman une couronne de roses. Einige Stunden nachher klagte ſie über Halsweh. In eben dem Augenblicke führt ein Neujahrsbeſuch den Arzt herbei. Er hält das Uebel für unbedeutend. Am folgenden Tage, da das Uebel ſchon merklich zugenommen hatte, weiſet er hartnäckig die wiederholten Vorſchläge der Mutter ab, die auf Blutegel und Brechmittel beſtanden. Noch am dritten Tage, als das Kind den Schleim ſchon fädenweis aus dem Munde zog, betheuerte der kurzſichtige Mann, daß keine Gefahr, durchaus keine, zu beſorgen ſei. Meine Frau ließ den jungen Dr. Jaſſoy rufen. Auf den erſten Blick erkannte dieſer zwanzigjährige Jüngling die Krankheit. Jene Mittel, die zwei, drei Tage früher geholfen hätten, kamen zu ſpät oder ſchwächten wohl noch obendrein die Kräfte, welche der jungen Natur blieben, ſich ſelber zu helfen. Ueber Erwartung, und mit einer Stärke, die man ſich kaum vorſtellen kann, kämpfte das unglückliche Opfer bis zum Sonnabende gegen ſein Schickſal. Nachdem es ſeiner Bonne, ſeinem Bruder und mir die Hand zum

Abſchiede gereicht und der Mutter geſagt hatte: Maman, tu viendras avec moi! warf es ſich aus dem Bett in ihre Arme und verſchied an dem Buſen, der es genährt hatte. Die Mutter wollte den Leichnam nicht aus ihren Armen laſſen; ich habe etwas Himmliſches, etwas Göttliches empfunden, ſagte ſie, in dem Augenblicke, da das holde Weſen ſeine Seele ausgehaucht, ich begleite, rief ſie, meine Tochter in's Grab. Den Tag über verweilte ſie bei der lebloſen Hülle, deren Angeſicht der Tod veredelt, verſchönt zu haben ſchien. Um ſieben Uhr Abends verfiel ſie in einen tiefen Schlaf. Als ſie um zehn Uhr erwachte, glaubte ſie eine Ewigkeit geſchlafen zu haben. Von nun an zeigte ſie wehmüthige Ruhe aber höchſte Faſſung; ja, eine Freude überglänzte ſie, als ich mit Ueberraſchung bemerkte, daß ſie ihr Haupthaar, als eine Mitgift, dem Kinde geopfert habe. Am ſiebenten erklärte ſich ihre Krankheit, die abermals nicht begriffen wurde. Die Aerzte waren der ſeitherige Dr. Marc, Leibarzt des Herzogs von Orleans, und Dr. Bourgoiſe. Letzterer konnte nur fünf Beſuche machen, da er von der nämlichen Krankheit befallen, nahe daran geweſen iſt, wie ich ſpäter erfahren, ſich den Kehlkopf aufſchneiden zu laſſen. Vom 7. bis zum 18. entwickelte ſich die Krankheit meiner Frau in drei verſchiedenen Anſätzen. Am Ende war es, was ich gleich anfangs vermuthet, und den Aerzten in die Ohren geſchrieen, eben der Croup, der meine Tochter erwürgt hatte. Sie hatte ihn von den Lippen des Kindes geſogen, dem ſie, als es nicht mehr ſchlingen konnte, Arzneien einzuflößen ſuchte. Hingebung, Ermüdung haben das ihrige beigetragen. Was ich gelitten habe, ſie leiden, ſie in der vollſten Kraft des Lebens von dem unbarmherzigen Würger erſtickt zu ſehen, ſchildert keine menſchliche Feder oder Zunge. Bis zum letzten Hauche behaupteten ſich ihr Geiſt, ihr Be-

wußtſein, ihre Selbſtbeherrſchung und keine Schwäche hat ſie angewandelt. Nur das konnte ſie ſich nicht vergeben, daß ſie ihre Anſicht von der Krankheit des Kindes der Meinung eines Mannes aufgeopfert, deſſen mancherlei Einſichten ſie ſchätzte, den ſie aber vielfältig überſah. Bisher meinte man nicht, daß der Croup Erwachſene heimſuche. Doch iſt Washington daran geſtorben, und neulich hier der Buchhändler Gagliani, auch viele andere. Die feuchte, neblichte Witterung ſcheint ihn ſehr begünſtigt zu haben. Il y a des momens, où tout ce que l'on peut faire, c'est de vivre, ſagt, ich weiß nicht wer. Meinen Sohn den Eindrücken des Schmerzes zu entziehen, führten ihn Freunde in eine Penſionsanſtalt. Dort iſt er vernachläſſigt worden. Nach einigen Tagen bekam ich ihn krank zurück. Drei Wochen hindurch habe ich ſeinetwegen in den ernſteſten Beſorgniſſen geſchwebt. Jetzt iſt er beſſer. Aber noch immer vertrete ich bei ihm Kinderwärterin. Seine Rührigkeit geſtattet mir keine Beſchäftigung. Ich bedarf Stille um zu arbeiten. Dabei entdecke ich bei jedem Anblick Aehnlichkeiten, die mir vormals entgangen waren oder die ein Genius auf ſein Geſicht zaubert, um mich ſchmerzhaft an die Mutter zu erinnern. Meine Lage iſt dadurch verſchlimmert, daß ich unmöglich in der verhängnißvollen Wohnung bleiben konnte, wo ſo viel Jammer über mich erging. Um Freunden nicht läſtig zu fallen, habe ich mich in ein Hotel garni geworfen. Hier fehlt es mir an hunderterlei Dingen, die man nicht füglich entbehren kann. Doch wie darf ich dieſer Kleinigkeiten erwähnen, bei dem unermeßlichen Verluſte, den nichts zu erſetzen im Stande iſt. Die Familie, die ich mir geſchaffen hatte, in der ich eine immer reizendere Zukunft tagen ſah, liegt zur Hälfte durch einen Streich vernichtet. In Hinſicht des Sohnes, der mir bleibt, war ich gewohnt, die Mutter

als seine recht eigentliche Vorsehung zu betrachten. Sie vermochte ihm unendlich mehr zu leisten als ich. Und ihr waren die Pflichten der Mutter so herzlich lieb. Sie kannte keinen süßeren Genuß, als die Erfüllung ihrer Mutterpflichten. Hätte sie nicht zu leben verdient mit ihren Kindern! Grausam, unbarmherzig erscheint die Natur. Nur ein Jenseits kann ihre Sittlichkeit retten. Noch ist die Kindheit meines Sohnes mütterlicher Pflege und väterlicher Obhut bedürftig. Was soll aus ihm werden, wenn auch mich das Schicksal wegrafft? ein entsetzlicher Gedanke. Von meinem Bruder in Breslau haben wir uns wenig zu versprechen.

Ich sehnte mich nach deutscher Lektüre. Unter den Büchern, die mir Schlabrendorf geliehen, befinden sich zu meinem Glück Ihre deutschen, zu Tübingen 1815 bekannt gemachten Erzählungen, eine wahre Wohlthat. Es ist mir unbegreiflich, wie ich das Dasein dieser Erzählungen nicht früher erfahren, wie nicht jederman, der Ihren Namen nennt, auch sogleich dieser Erzählungen gegen mich gedacht hat, es sind Meisterstücke des Geistes, der Empfindung, der Einbildungskraft und eines klassischen Talents. Knigge, der Verfasser der grauen Mappe und andere fahren schlimm bei dem Genusse, den mir Ihre glänzenden Schöpfungen gewähren. Wen sollten jene nicht anekeln, wenn man einmal von dieser herrlichen Früchte Stile gekostet hat. Ich werde ihnen einen Uebersetzer suchen und zunächst durch Hrn. Stapfer sie an Madame Guizot empfehlen.

Ihr Schreiben vom 2. dieses erwähnt eines Briefes vom 19. und 26. vorigen Monats, den ich nicht erhalten habe. Mir ist in dem ganzen Januar nichts von Ihnen zugekommen. Bei Barthelmot war kein vinaigre de quatre voleurs zu finden. Man wollte ihn aber beischaffen. Ich erachtete kürzer mich an Cadet selbst zu wenden. Die Aus-

lage beträgt drei Franks ſechs Sols. Bezeigen Sie der Frau von Varnhagen meine unwandelbare Verehrung. Der Himmel ſchütze Ihre Tage und Ihr Glück. Bleiben Sie gewogen einem mitleidswerthen Unglücklichen, Ihrem hochachtungsvollen Freunde

Oelsner.

Hier fällt nichts Erhebliches vor, was Sie nicht ebenſogut und noch beſſer durch die Zeitungen als durch mich erführen. Von dem Kongreſſe, heißt es, daß er wohl beſtimmen könne, wann und wo der erſte Kanonenſchuß gegen Neapel fallen ſolle, daß aber ſeiner ganzen Weisheit nicht möglich ſei, zu beſtimmen, wann und wo der letzte in dieſer großen Angelegenheit fallen werde. Die Sache der Annuitäten hat einen ſehr politiſchen Sinn. Die franzöſiſche Regierung denkt mittelſt derſelben den Geldbeſtand zu einer Obſervationsarmee zu bekommen, deren Aufſtellung durch die Abſicht Rußlands nothwendig wird, mit anſehnlicher Heeresmacht gegen Spanien zu Felde zu ziehen. Hinter dieſem Feldzuge lauert, den Hoffnungen der Anti-Bourboniſten zufolge, ein Plan auf Frankreich. Merkwürdig iſt, daß die wegen des Komplots von Vincennes Verhafteten alleſammt nach und nach frei gelaſſen werden, ſo daß nur am Ende die Agents provocateurs ſitzen bleiben. Schon vorlang wurde verſichert, der ruſſiſche Kaiſer habe ſein Mißfallen erklärt, wenn in dem beabſichtigten Prozeſſe ſeines Schwagers Erwähnung geſchähe.

Ein Graf Roß, den ich nicht kenne, hat in Angelegenheit einer Madame Sixthon an mich geſchrieben und erſucht, die Antwort an dieſe Frau zu richten. Ich bitte ergebenſt, ihr Inlage zuzuwenden.

Einer meiner hieſigen, guten und bewährten Freunde, Vicomte de Cholet, der die Feldzüge von 1793—94 in der

preußischen Armee als Capitaine Agrégé beim Regimente Blücher's mitgemacht, nachher den Engländern in Irland gedient und endlich in Syrien und Egypten unter Abercrombie und Hutchison gefochten hat, wünscht das neueste preußische Reglement pour l'instruction de la Cavalerie zu besitzen. Wird es mitgetheilt, ist es zu haben und darf man es einem rechtlichen Manne anvertrauen, so wäre mir sehr lieb, dasselbe dem Hrn. von Cholet verschaffen zu können. Lassen Sie mich gefälligst über diesen Gegenstand nicht ohne Antwort.

Herr von Chateaubriand, dem Frau von Varnhagen so oft im Thiergarten begegnet, wo er Gegenden sucht, hat an einen seiner hiesigen Freunde geschrieben: Il n'y a des ultras qu'à Paris; à Berlin je ne vois que des Jacobins, ce pays est entièrement perdu pour la bonne cause!

42.

Le vote présenté par la noblesse d'Hayti aux trois grands alliés,

de Béranger.

Air: de la Cataquoi.

1.

Christophe est mort et du royaume
La noblesse a recours à vous,
François, Alexandre, Guillaume
Prenez aussi pitié de nous;
Ce n'est pas pays limitrophe
Mais le mal fait tant de progrès.

Vite un congrès,
Deux, trois congrès,
Quatre congrès, cinq congrès, six congrès.
Princes, vengez ce bon Christophe
Roi digne de tous nos regrets.

2.

Il tombe après avoir fait rage
Contre les peuples maladroits.
Qui, du trone écartant l'orage,
Pour l'affermir bornent ses droits;
A refuter maint philosophe
Ses canons étaient toujours prêts.
Vite un congrès,
Deux, trois, etc.

3.

Malgré la trinité royale,
Malgré la sainte trinité,
Notre nation de loyale
A proclamé la liberté,
Pour l'esprit saint qu'elle apostrophe,
Lui qui dicte vos décrets.
Vite un congrès, etc.

4.

Avec respect traitez l'Espagne
Votre maitre y perdit ses pas,
Naples est un pays de Cocagne,
Mais des volcans n'approchez pas;
Vous taillerez en pleine étoffe,
Venez chez nous par un vent frais.
Vite un congrès, etc.

5.

Don Quichottes de l'arbitraire,
Allons, morbleu de la valeur!
Ce monarque était votre frère,
Les rois sont de même couleur;
Exploiter une catastrophe
S'accorde avec vos plans secrets.
Vite un congrès, etc.

43.

Varnhagen an Oelßner.

Berlin, den 9. März 1821.

Ihr Schreiben vom 23. vor. Monats ist uns richtig zugekommen. Mein theurer Freund, wie sehr haben wir mitempfunden, was Sie schildern, auf eine Weise schildern, die das innerste Sein erschüttert! Ich bin krank und zum Theil mit von dem Eindruck, der in meiner Seele grade eine Stimmung traf, die nur allzu empfänglich für solchen Inhalt war. Wie sehr wünschte ich, daß wir bei Ihnen gewesen wären, noch wären! —

Mein Brief vom 19. und 26. Januar ist von hier richtig abgegangen; es wäre mir unsäglich unangenehm, wenn er verloren bliebe; fragen Sie aber nur recht ernstlich nach, da seine Ankunft grade in die unglückliche Zeit Ihres Umziehens gefallen sein kann, so ist er vielleicht unrecht abgegeben oder irgendwo liegen geblieben. Das Format war groß Oktav, wegen eines Einschlusses an den Mahler Choris mit Pflanzenzeichnungen. Hoffentlich ist das Paket noch wieder zu finden!

Ich kann nicht ſchreiben; jede Zeile macht mich kränker. Neues weiß ich von hier nicht zu melden, als daß man ſagt — mirabile dictu — auch wir zahlten Subſidien an Oeſterreich und zwar ſechs Millionen Thaler!

Genug für heute, es iſt mir nicht möglich!

Leben Sie wohl, theurer, verehrter Freund!

Von ganzem Herzen und für immer

Der Ihrige

K. A. V. v. E.

44.

Rahel an Oelsner.

Berlin, den 9. März 1821.

„Wenn wir nur bei ihm wären!“ war die Eſſenz von allem, was mir Ihr Brief auspreßte, und dies wiederholt' ich auch immer Varnhagen. Obwohl ich weiß, es giebt keinen Troſt, keinen in Worte zu faſſenden. Lear ſagt zu einem, der ihm Unglück klagt: „O! du würdeſt alles vergeſſen, wenn du meines hörteſt!“ Dies iſt wenigſtens der Sinn ſeiner Schmerzensworte. So ging es mir mit Ihnen! Wie Schatten, ohne Farbe noch feſte Geſtalt, entſchwand mir das eben kürzlich Erlebte. Uns hier war *eben* eine Freundin und Nachbarin, zwiſchen dreißig und vierzig Jahren, an einem unendlichen Leiden von Krankheit geſtorben, und noch nicht begraben. Meiner älteſten Freundin einziger Sohn und Hoffnung, ein junger Architekt, Louis Liman, der mit General Menu reiſte, in Alexandrien geſtorben, und die Nachricht *eben friſch* angekommen. Dies alles von Sonntag bis Mittwoch. Dazwiſchen Varnhagen unwohl. Alles ſchwand mir

gegen Ihre Schilderung, armer Freund! Wie haben Sie unvermuthet die tüchtige, edle, thätig-gesunde Freundin mitgeschildert! Die liebe, treue, kluge, starke Mutter! Ich sehe sie, obgleich ich sie nie sah, und weine mit Ihnen. Da ist nichts zu sagen, als Gott anzusehen, ob er uns nichts sagen wird. Der spricht aber nur ein- für allemal, wenn er uns in's Leben ruft. Und richtig zitiren Sie den, der da sagt: il y a des momens, où l'on ne peut rien faire que de vivre. Leben ist die große Uressenz, der tiefe Urstoff, woraus alles entquillt, mit und ohne unser Zuthun. Solchen Gemüthern, wie Sie eins sind, kann man am wenigsten arbeiten helfen, weil sie alle Arbeit selbst übernehmen, denen mag ich nur zeigen, daß ich ihnen nachfühlte und nachdenken konnte, das ist ihr einziger Trost, weil dieser Trost eine Art Umgang ist. Am erschütterndsten, lieber Freund, in Ihrem Schreiben war mir das, daß Sie für alle übrigen Lebensverhältnisse so klar blieben, so voller Haltung und erforderliche Thätigkeit. Diese Stärke und Macht über sich selbst ist mir der sicherste Bürge über durchgefühltes Leid, ich kenne schon die, die sich nicht fassen können, die können sich bloß nicht fassen, und auch nicht allen Schmerz und Verlust in allen seinen Beziehungen. Könnt' ich viel mit Ihnen sprechen! Es thäte Ihnen gewiß gut. Ich fühle, wie nicht zum Ertragen Ihnen Ihr Haus, angefüllt mit den Bildern, sein mußte, und doch glaube ich, ich hätte mich nicht fremdem Unbehagen preisgegeben. Wären wir nur jetzt in Paris! Ich meine nur, bei Ihnen und dem Kinde. Ich würde es sehr gut besorgen.

Varnhagen ist noch immer nicht wohl.

Ihre Freundin

Rahel.

45.

Oelsner an Rahel.

Paris, den 19. März 1821.

Die wenigen Worte, womit Sie mich beschenken, theure unvergleichliche Seelenergründerin, schildern hinreichend, welch' eine Wohlthat Ihr Umgang für mich wäre. Es fehlt mir hier nicht an theilnehmenden Freunden. Ganz besonders haben sich meiner die Frauen auf's liebevollste angenommen. Aber sie wissen mir nichts als Soireen und Diners zu geben. Dergleichen gutgemeinte Zeitvertreibe sind keine wirklichen Ableiter des Grams und gewähren nur oberflächliche Zerstreuung. Ich verlange nicht, daß jemand mit mir weine. Desto mehr bedürfte ich der Empfänglichkeit eines reichbesaiteten Geistes, wie der Ihrige, die innersten Regungen meines erschütterten Gemüths zu klagen. Durch den eigenthümlichen Rückklang der seinigen würde er meine Gefühle in eine hellere und doch nicht frembartige Stimmung versetzen. Frau von Courmont, eine treffliche Verwandte, wollte mich in ihr Haus. Diesen Zwang konnte ich meinem Schmerze nicht anlegen, so schauerlich mir auch die Einsamkeit, wo ich unaufhörlich in folternde Anschauungen versinke. Habe ich nicht schwer gesündigt, das köstliche holde Kind, das mir der Himmel gegeben hatte, blindlings der Afterweisheit eines Arztes zu überantworten. Warum beobachtete ich nicht den richtigen Sinn, die gesunde Einsicht der Mutter! Ihrer Meinung mußte ich beistehen. Meine Nachlässigkeit, meine Stumpfheit dünken mich unerhört. Ich bin unerschöpflich in Vorwürfen. Bald finde ich, daß ich das heiligste, was ich auf Erden besaß, daß ich die Theuren, deren Leben und

Glück mir anvertraut waren, nicht genug geliebt habe, daß ich nicht genug für sie beide gesorgt, und doch sagt mir mein Bewußtsein, daß ich bei erkannter Gefahr alles zu ihrer Rettung aufgeboten, was meiner Besinnung möglich war. Ist mein guter Wille außer Schuld, so bleibt mir immer mein Unverstand, mein Mangel klarer Umsicht zu bejammern. Am Ende haben wir alles, was geschieht, dem unbarmherzigen Schicksale beizumessen. Eine treue, tüchtige, edle Mutter sucht keinen höheren Lohn, als die Erhaltung ihrer Kinder, dafür wird ihr das Kind entrissen; sie kennt keinen höheren Genuß, als die Erfüllung ihrer Mutterpflichten, dafür muß sie sterben. Die Natur straft wie Verbrechen die gewissenhafte Beobachtung des Sittengesetzes, das sie dem menschlichen Herzen eingeprägt. Unsre löblichsten Handlungen ziehen fast immer den meisten Kummer nach. Und jenes Erwürgen einer zarten Blume, die wie ein junger Tag mit schimmernden Farben über meine, jetzt verödete Zukunft aufging! Was hatte die Unschuld verschuldet, um so grausam hingerichtet zu werden! Ist das nicht Missethat? Die Schöpfung erscheint mir als ein scheußliches Ungeheuer, wenn es nicht anderswo für derlei Entsetzlichkeiten und Verwirrnisse eine befriedigende Auflösung giebt.

Sie tadeln, daß ich meine Wohnung verlassen habe. Um keinen Preis könnte ich dort rasten. Ich meide die Gegend, in der sie liegt. Die Unbequemlichkeiten des Hôtel garni, wenn man, ob einer Menge unversehener Ausgaben, sich auf ein einziges Zimmer beschränken muß, und die Nothwendigkeit, meinen Sohn um mich zu haben, der mir aus der Pension, wo er vernachlässigt worden, krank zurückkam und für den ich noch kein schickliches Unterkommen gefunden, tragen nicht wenig bei, die Widerwärtigkeiten meiner Lage zu vermehren. Der Knabe ist betäubend regsam

und sein Muthwillen steht mit meiner Niedergeschlagenheit in dem peinlichsten Kontraste. Auch andere haben die Erfahrung gemacht, daß aufgeweckte Kinder gerade eben in dem Maße lustiger werden, als die Erwachsenen traurig sind. Will die Natur von ihnen schwermüthige Eindrücke abwenden, die ihre kleinen Seelen leicht zermalmen könnten? Mein Sohn rechtfertigt die Erscheinung des Hanswursts im Trauerspiel. Ich bin auch betrübt, sagt er bisweilen, aber ich suche Dich und mich zu zerstreuen, und dann fällt er wieder in seine Possen. So mißfällig sie mir sind, habe ich sie doch noch lieber, als ihn weich und wehmüthig werden zu sehen. Von der Erkenntniß meines Verlustes wird mich nie je etwas zerstreuen, von dem immerwährenden Gefühle desselben nur die Zeit abziehen können oder ein großes Interesse, das mich mit sich fortreißt und mir nicht erlaubt, zu mir selbst zu kommen. Die Weltbegebenheiten vervielfältigen sich. Wem darin eine Rolle zufällt, der hat Beschäftigung. Ueberall wird die Konstitution Mode. Es ist eine gefundene, geräumige Toga, die Blößen der Nacktheit zu bedecken, und welche, getragen, sich in tausenderlei beliebige Falten schlagen läßt. Den Regierungen muß die interimistische Kommission ganz nothwendig mißbehagen. Sie ist der Hauptpunkt, um den man sich schlagen wird. Neben ihm dürften die Pairskammern Mühe haben, sich in Gunst zu setzen.

Es ist mir unendlich lieb, daß ich von Ihres Herrn Gemahls Krankheit nicht früher als von seiner Genesung Nachricht bekommen habe. Bei dem Zustande ängstlicher Reizbarkeit, in welchem ich mich befinde, würde mich die Gefahr des edelsten Freundes in die allerschrecklichsten Besorgnisse gestürzt haben. Dem Himmel sei Dank, daß es mit ihm besser geht. Sorgen Sie für seine und für Ihre

Gesundheit, erhalten Sie ihn und sich. Für Sie gebe es keine Trennung. Schließen Sie mich in Ihren Bund.

Verehrungsvoll

Oelsner.

46.

Oelsner an Varnhagen.

Paris, den 23. März 1821.

Lassen Sie mich hoffen, Theurer, Verehrter, daß Ihnen vollkommene Gesundheit wiedergegeben ist, wenn nicht durch die Kunst der Aerzte, doch mit Hülfe Ihrer kräftigen Natur. Meinerseits kann ich mich keines ächten Wohlseins rühmen. Von dem Kummer, der mich betroffen, liegt mir eine tiefe Schwere in allen Gliedern. Ich spüre meinen Geist gelähmt, mein Gedächtniß versiegt. Es kostet mich unsägliche Mühe, Vorstellungen festzuhalten oder zu verfolgen, besonders zerstieben mir die Namen wie Duft. Und doch verdient die Zeit, in der wir leben, jede nur ersinnliche Aufmerksamkeit. Ueber den jämmerlichen Ergieb des siebenten Kongresses herrscht blos eine Stimme. Dem Könige von Preußen tönt allgemeines Lob, weder nach Troppau, noch gen Laibach gegangen zu sein. Welch ein Mißgriff, daß in sechsmonatlichen Erörterungen die Möglichkeit dessen, was zunächst begegnen sollte, die eines derben Widerstandes, unerwogen blieb. Auf jeden Fall mußte man den Neapolitanern eine Ausflucht lassen. Das österreichische Manifest aber, in seiner Art ebenso merkwürdig, wie ehedem das Braunschweig'sche, obschon minder heftig, sagt: Seid Ihr ungehorsam, so wird Euer Land erobert, gehorcht Ihr, so wird Euer Land besetzt. Wer in

aller Welt wäre feige oder dumm genug aus der gegebenen Alternative, nicht den offenbaren Krieg zu wählen. Durch die piemontesischen Ereignisse ist hier in Paris und überall in Frankreich, eine Stimmung laut geworden, die schon längst vorhanden war, von nun an aber unaufhaltsam zur lebendigen Entwickelung strebt. Das Ministerium kann die bevorstehende Umwende nicht mehr hintertreiben. Es läuft noch, ficht und haut, aber es ist schon todt. Nicht ohne Empfindlichkeit wird Preußen beschuldigt, ich weiß nicht mit welchem Rechte, die jetzigen Minister durch seine Noten in das ultraistische System hinein gespornt zu haben. Dieses System scheint binnen Kurzem nicht blos nach Innen zu, sondern auch nach Außen hin, einem entgegengesetzten Platz machen zu müssen. Frankreich bleibt nicht müßig oder unseitig zwischen Spanien und Italien, und daß es für Oesterreich Parthei nehme, ist nicht denkbar. Wie die ersten Nachrichten aus Piemont einliefen, war man in der Gesellschaft Piet und dem Zirkel Labourdonnais eben beschäftigt, das Ultimatum der gegenwärtigen Kammermehrheit zu beschließen: fünfzehn Millionen Renten den Emigrirten, acht Millionen der Geistlichkeit, Absetzung einer Menge Präfekten und Sousprafekten, Herstellung der Handwerksinnungen u. s. w. Zuerst wollte man nicht glauben. Bei genauerer Kunde erblaßten die hoffnungsvollen, hochrothbäckigen Pläne. Am folgenden Tage schlug Herr de Serre vor: die Charte zu suspendiren, 36 Prävotalgerichte zu verordnen u. s. w. Niemand unterstützte seinen Antrag. Daß ihn selbst Villèle und Corbière im Stiche ließen, erzürnte den sehr cholerischen Justizminister nicht wenig, und zwar mit Recht. Sie hatten ihn den Tag vorher zu dem gewagten Schritte angetrieben. In dem hiesigen Kabinette ist dermalen, glaube ich, guter Rath höchlich theuer. Er muß es auch anderswo sein, so

lange unpartheiiſches Urtheil als Feindſeligkeit betrachtet und verworfen wird. Für die Regierungen alleſammt giebt es nur ein einziges Mittel, aus der falſchen Stellung zu treten, in welche ſie gerathen ſind und die mit jedem Tage gefährlicher zu werden droht; dieſes Mittel iſt mit dem Zeitgeiſte, ein vernünftiges Wort zu ſprechen, oder ſich von ihm ſagen zu laſſen. Aus der Beilage erſehen Sie, wie Männer, die doch zuverläſſig nicht umſturzſüchtig, keine Revolutionairs ſind, die Lage der Dinge erkennen. Heute Abend bin ich auf mehrere Gruppen geſtoßen und das Gedränge um das »Journal du soir« war halb 11 Uhr noch ſo groß, daß es den Weg unter der Gallerie des Théatre français verrannte. Nicht nur die Kammerſitzung, ſondern auch, und ganz hauptſächlich, der Wunſch einen Sieg der Neapolitaner, von dem Herr Ternaux Nachricht haben ſoll, beſtätigt zu ſehen, iſt der Grund dieſer ungewöhnlichen Regſamkeit. Es wird ſpät, ich muß ſchließen. Leben Sie wohl und behalten mich lieb.

Von ganzer Seele und auf immerdar

der Ihrige

Delsner.

De l'organisation municipale en France.

Avis sur cet écrit.

Un Pair de France (Lanjuinais) et un Député (Keratry) nés dans la même ville, qui ont la même patrie et le même désir de la servir, ont cru qu'ils ne démériteraient pas de leurs concitoyens en réunissant leurs efforts pour éloigner du péril le vaisseau de la monarchie française; *triste vaisseau, dont les agrès et la mâture*

endommagés déjà par la tempête demandent que l'on évite les écueils sur lesquels on le pousse au risque de rendre bientôt toute manœuvre impossible! Ah! pourquoi ne pas naviguer en droite ligne vers le port prochain, sur lequel il serait si bon de se diriger avec un tranquille sillage? Pourquoi répétant la carte et la boussole s'aventurer dans les mers orageuses de l'oligarchie ou du pouvoir absolu, quand chacun ne demande qu'à gagner terre par la route la plus courte et a y jouir d'un repos bien chèrement acquis? Pourquoi enfin des préférences quand la cargaison est à tous? La loi n'a-t-elle pas marqué les seules distinctions qui doivent maintenir le bon ordre dans l'équipage?

47.

Varnhagen an Oelsner.

Berlin, den 21. März 1821.

Ein feindseliges Wetter, dessen schnöder Einfluß in weitem Umkreise verspürt wird, erlaubt keine völlige Herstellung; man schleppt sich leidend hin, glaubt besser zu sein, fühlt immer wieder das Gegentheil und harrt des Sommers! In solchem Zustande befinde ich mich seit den letzten Zeilen, die Ihnen von mir zugekommen sein werden; sie waren vom 9. dieses, und begleitet von dem verlangten Buche. Dieser Zustand des größten Mißbehagens wird überschwänglich bestärkt durch alles, was Menschen und ihre Verhältnisse wetteifernd mit rauher Winterkälte und trüben Regenstürmen in ähnlicher Art zu leisten vermögen; es fehlt durchaus an Reiz und Wärme des Lebens, an wohlbegründeter Fröhlichkeit, an

befriedigender Gegenwart, höchstens besitzt noch die erste Jugend etwas von diesen Gütern, die zweite Jugend und dritte aber müssen darauf verzichten. Ich ziehe mich mit jedem Monat mehr zurück, und finde größeren Widerwillen vor dem, was man hier große Welt nennen kann. Fast allen meinen Freunden und näheren Bekannten ergeht es eben so, und ich kann also den Grund nicht so sehr in mir, als in der Sache selbst zu suchen haben! Wenn ich Ihnen von hiesigen Lebensdingen wenig melde, so ist nicht bloß meine Zurückgezogenheit Schuld, sondern es geht in der That wenig Meldenswerthes vor. —

Ein Kourier von Hrn. General von Ratzmer hat uns die neuesten Nachrichten aus Italien überbracht, von der Niederlage der Neapolitaner u. s. w. Diese Nachrichten erregen natürlich große Freude am Hof, unter den Diplomaten, bei vielen Offizieren; im eigentlichen Publikum scheint die Stimmung dagegen sehr getheilt, und es ist sogar schwer, sie genau zu erkennen, denn ein großer Theil von Meinungen und Wünschen zeigt sich nicht mehr, sondern harrt in der Hülle des Schweigens. Die zugleich ausgestreute Nachricht von Vorgängen in Piemont, und von Bewegung russischer Truppen, die nun auf alle Fälle nach Italien rücken sollen, vermehrt den Stoff der Betrachtungen, und hält die Gemüther in neuer Schwebe. Daß Preußen zum Kriege gegen Neapel Hülfsgelder gebe, wird entschieden geläugnet, nicht aber, daß sie gefordert worden; es soll eine Uebereinkunft bestehen, nach welcher die vereinigten Mächte die Kriegskosten unter gemeinsamer Gewährleistung künftig durch eine dem Reiche Neapel zur Last fallenden Anleihe decken wollen, aber selbst zu dieser Uebereinkunft habe Preußen, sagt man, nur seine Zustimmung, aber nicht seine Gewährleistung gegeben, weil diese in das Staatsschuldengesetz einen Bruch zu machen

ſcheinen dürfte. Indeß politiſch und diplomatiſch machen dieſe Nebendinge in der Geſtalt des gemeinſamen Bündniſſes nicht die geringſte Aenderung, und es ſcheint mir nur lächerlich, wenn manche Eiferer aus ſolchen und andern Umſtänden noch herausklügeln wollen, daß Preußen einen beſonderen Standpunkt behalten, und gegen Neapel nicht mitbeſchloſſen habe; die Laibacher Erklärung hebt jeden Zweifel auf. —

Die Niederlage der neapolitaniſchen Truppen kommt mir ganz erwartet und natürlich vor, ich habe es von Anfang immer geſagt; auch für den Gang, den die Begebenheiten überhaupt zu nehmen haben könnten, ſcheint mir eine andere Einleitung der Dinge kaum ſtatthaft; wenn die Sache Neapels nicht zur Sache Italiens wird, wenn die öſterreichiſchen Truppen nicht aufgerieben werden, ſo iſt Neapel nicht zu retten, beides aber kann nur geſchehen, wenn die Oeſterreicher in's Innere des Reiches vordringen, ſich zerſplittern, und entfernt von dem eignen Lande mit den Völkern des fremden herumſchlagen. Wenn die Neapolitaner an ihrer Gränze eine Schlacht gewannen, eine zweite mitten im Kirchenſtaat, konnten ſie hoffen eine dritte am Po zu gewinnen, oder gar ſiegend nach Wien vorzudringen? Mit jedem Vorrücken ſtieg ihr Nachtheil, und der Vortheil der Gegner; damit ſie den Krieg gewinnen — was ja etwas viel Größeres iſt, als bloße Schlachten — müſſen ſie bei Tarent und Reggio fechten, wie die Ruſſen bei Moskau und die Spanier bei Cadix, welches andere Folgen hatte, als ein erſter Sieg bei Wilna oder Pampeluna je gehabt haben könnte. Sie ſehen, daß ich als Oeſterreicher oder als deren Bundesgenoſſe, keineswegs über den gemeldeten Sieg ſo ſehr frohlocken möchte! —

Der Lärm der Engländer im Parlament über die neapolitaniſchen Angelegenheiten hat hier viel Aergerniß ge-

geben, besonders da die ganze Unterlage, worauf der Angriff der Opposition sich stützte, der Abdruck der österreichischen Kreisnote im „hamburgischen Korrespondenten", wiederum unserer Diplomatik zur Last fallen soll; Herr Graf Grote in Hamburg, dem man die vertrauliche Mittheilung des Schreibens an jenes Zeitblatt beimißt, hat darüber, wie versichert wird, große Unannehmlichkeiten erfahren. So kann selbst der Eifer im Fehle sein! —

In Wien übrigens spricht man lauter und freier über die Gegenstände des Tages, als hier, wo der Antheil doch bei weitem entfernter ist. Die allgemeine Stimmung ist dort gegen den Krieg, und eine Menge vornehmer und bedeutender Personen sprechen mit Heftigkeit dagegen. Selbst der Herr General von Bianchi, Herzog von Casa-Lanza, sagte in einer Gesellschaft, aus deren Mitte dies wiedererzählt worden, „Er müsse zur Ehre seines Kaisers annehmen, daß er die Sache nicht verstünde, als daß er wissentlich ein solches Unternehmen ausführe." Alle alten und neuen Feinde des Fürsten von Metternich sind in Thätigkeit. —

In Frankreich muß es zwischen den Partheien ja nunmehr bald zum offenen Bruche kommen. Es ist nur zum Verwundern, daß die linke Seite den Kampf in der Kammer, wo sie die schwächere ist, nicht aufgiebt, um ihn ganz außerhalb der Kammer zu führen, wo sie so ungeheure Stärke hat. Die neuen Reglementsanschläge, die den liberalen Abgeordneten schnell den letzten Stoß geben, und sie in einer lächerlichen Gebundenheit ausstellen würden, sind nicht geeignet, einen Ausbruch abzuwenden. Während man in Frankreich von Seiten der Regierung mit den Ständen auf gutem Wege zu sein glaubt, sieht man in Deutschland mit ängstlicher Besorgniß auf die unsrigen. Die Wiederberufung der bairischen Stände scheint als ein Schreckbild vor Augen zu

ſchweben, das man um jeden Preis entfernt halten möchte. Die Würtemberger reizen ohnehin ſchon das böſe Blut auf, und zwar daſelbſt nicht bloß die Stände, ſondern auch der König ſelbſt, dem man fortwährend die liberalſten Geſinnungen beimißt. Selbſt Sachſen und Hannover haben ſtändiſche Verdrießlichkeiten, und man iſt weit von der goldenen Zeit, da dergleichen Anſtalten in ſolcher Unſchuld beſtanden, daß nie davon die Rede zu ſein brauchte! —

Der König von Schweden, obwohl ſeine Herkunft ihm erſt in hundert Jahren verziehen werden kann, hätte beinah die Gunſt und Stimme der bisherigen Gegner und Verächter gewonnen, ſo angenehm überraſchte ſeine Abmahnung an den Storthing in Norwegen gegen die Adelsabſchaffung; doch nur beinah, denn man fühlt dabei doch zugleich den bitteren Haß, daß ein Plebejer ſo das Patriziat in ſeinen Schutz nehmen dürfe! Gewonnen hat er alſo wohl eigentlich nichts auf jener Seite; aber auf der andern dürfte ſein Verluſt um ſo gewiſſer ſein. —

Die letzte Kouriernachricht aus Italien nennt unſern Fürſten Staatskanzler als dort erkrankt; ſollte es wirklich mehr als eine Unpäßlichkeit ſein, ſo wäre ſehr zu bedauern, daß Geheimerath Koreff nicht in ſeiner Begleitung iſt. Ich hoffe jedoch das Beſte. Hier ſieht man verlangend der Rückkunft des Fürſten entgegen. Der Staatsrath hat dieſelbe wegen des Dranges wichtiger Arbeiten nicht einmal abwarten können, ſondern hat ſchon ſeine Sitzungen wieder begonnen! Das Provinzial-Schuldenweſen und die Gemeindeordnung geben ſchwierige Verhandlungen. —

In der Litteratur kommt wenig Erhebliches vor. Herr Profeſſor Benzenberg bearbeitet für die „Zeitgenoſſen“ nun auch einen Artikel über Friedrich Wilhelm III., worin ungefähr daſſelbe wiederholt werden ſoll, was ſchon in der

Schrift über den Fürsten von Hardenberg gesagt ist. Begierig bin ich auf einen andern Artikel, dessen Verfasser und Gegenstand Herr Geheimerath Schöll sein wird.

Fragen Sie doch ja recht sorgfältig, ich bitte Sie, den vermißten Briefen nach, es würde mich sehr beruhigen dieselben in Ihren Händen zu wissen. Sie sind hoffentlich nur verlegt, oder vergessen worden. —

Die Güte, mit welcher Sie meiner Erzählungen gedenken ist mir höchst schmeichelhaft und aufmunternd; solchen Beifalls, der am meisten ersehnt ist, darf man sich getrost erfreuen, und der eigene Zweifel muß nun Vertrauen werden. Wäre meine Stimmung nicht so ganz anders gestellt, Ihr Lob könnte mich sogleich zu neuen Versuchen anspornen! —

Ich muß für heute schließen. Die innigsten Grüße von meiner Frau, die mit theilnehmendster Freundschaft Ihrer gedenkt. Empfehlen Sie mich gütigst dem verehrten Einsiedler. Mit unwandelbarer Gesinnung

Ihr

treuer

K. A. V. v. E.

Beifolgende Schrift des Arztes Erhard wird Sie nicht ohne Interesse lassen. Der Mann ist ein Denker. Ich fürchte nur, er hat hier die Gedanken fest und scharf bereitet, ohne sich zu kümmern, wozu sie gebraucht werden können. Blinkende Waffen legt er auf offenen Markt, beide Partheien werden von dem Vorrathe nehmen. Ich erbitte mir das Büchlein gelegentlich zurück, da es Anstriche und Bemerkungen von lieber Hand trägt. —

48.

Oelsner an Varnhagen.

Paris, den 7. April 1821.

Ihr Unmuth, Hochverehrter, Theurer, betrübt mich um so mehr, als die Urſachen, die ihn erwecken, ſich alle Tage erneuern. Eine Halte mitten auf dem Wege und im Schlamme bei dem Gefühl nicht gewöhnlicher Stärke! Kein Zuſtand kann nagender ſein. Laſſen Sie ſich nicht überwältigen. Es gingen gar zu viele, ſchöne und große Kräfte zu Grunde. Pflicht gegen Sie ſelbſt gebietet Ihnen, Ihr Vermögen einer günſtigeren Zeit aufzubewahren.

Für das Reglement bin ich Ihnen, ſowie für die Schrift des Herrn Dr. Erhard verbunden. Letztere bekommen Sie nächſtens zurück. Bisher konnte ich ſie nur flüchtig durchlaufen. Ich habe mir vorgenommen, den vielleicht allzu metaphyſiſchen Theil mit beſonderem Bedacht zu leſen. Einiges ſcheint mir gar ſehr weit ausgeholt. Die Wahrheit wohnt nicht immer in Klüften und hinter Bergen, ſondern räumelt oft unter den Menſchen. Uebrigens gewährt das anziehende Buch reichlichen Stoff zum Nachdenken.

Herr Profeſſor Benzenberg hat, wie ich ſehe, mit Unrecht Lobesbegrüßungen angenommen, da die Schrift über die Verwaltung des Hrn. Fürſten von Hardenberg dem Herrn Geheimerath Koreff angehört. Sehr neugierig bin ich zu wiſſen, welchen Eindruck die franzöſiſche Bekanntmachung in Berlin erregen wird. Ich kann mir nicht vorſtellen, daß ſie gegenwärtigen Augenblicks dem Hrn. Fürſten Staatskanzler oder dem Hrn. Verfaſſer willkommen ſei, mit Anmerkungen von B. Conſtant und einem Titel, der ſo laut ſchreit, daß ſchon dieſen Morgen kein Exemplar mehr bei Deſennes zu haben war. Schneller iſt nicht leicht eine Brochüre vergriffen

worden. Ich muß Sie deßhalb an Hrn. von Stägemann weiſen, für den ich geſtern noch „du triomphe inévitable et prochain des principes constitutionels en Prusse“ zu erwiſchen das Glück hatte.

Die italieniſchen Angelegenheiten werden hier für nichts weniger als beendigt angeſehen. Herr von Humboldt betrachtet, wie Klaproth verſichert, den Sukzeß der Oeſterreicher als einen vorübergehenden Jubel für Hrn. Schöll, obſchon er bei ſeiner Abreiſe von Paris geäußert haben ſoll: si jamais je me mêle des affaires, il n'y aura plus de constitution sur le continent d'ici à trois ans.

Baron Eckardſtein kommt aus Spanien mit der Ueberzeugung, daß dort große Bewegungen bevorſtehen, und vielleicht ſehr gefährliche für den König zu fürchten ſind.

Die Rede, daß Ruſſen im Anzuge ſind, um die Pyrenäen zu überſteigen, verbreitet ſich mehr und mehr. Von einem Beſuche der Oeſterreicher ſcheint die Schweiz bedroht. Wenn dieſe Dinge ſich verwirklichen, iſt es durchaus unmöglich, daß Frankreich ruhig bleibe.

Im Ausziehen und Ausräumen begriffen, weiß ich nicht recht, wo mir der Kopf ſteht. Ich muß ſchließen. Ihrer Frau Gemahlin meine Huldigung.

Leben Sie wohl. Behalten mich lieb.

Von ganzem Gemüth

der Ihrige

Oelsner.

49.

Varnhagen an Oelsner.

Berlin, den 20. April 1821.

Die französische Erscheinung der Benzenberg'schen Schrift, in so verstärkter Farbe und ungelegenem Zeitpunkte, erregt hier, wie vorauszusehen war, den größten Lärm. Unserer hiesigen Lage, die nichts wünschenswerther finden kann, als in Ruhe und Schweigen die mißlichen Zeitläufte durchzudauern, ist der allerböseste Streich dadurch gespielt; der begleitende Reiz eines beißenden Aergernisses, wie es selten der lauernden Schadenfreude geboten wird, treibt die Sache auf die äußerste Spitze. Wahrlich, es ist etwas Verhängnißvolles in diesem Irrthum, den die erfindungsreichste Arglist nicht wirksamer zu toller Verwirrung, aber auch zur Flüssigmachung vieler stockenden Stoffe, hätte einleiten und anwenden können, als es hier das wunderbare Spiel des Zufalls gethan. Mit Koreff's und Constant's Namen, und mit der zuversichtlichen Hinweisung auf eine hohe amtliche Quelle, ist die Schrift allerdings eine ganz andere, als sie in ihrer bescheidenen Deutschheit war; und gleichwohl fand schon damals der Fürst Staatskanzler angemessen, jeden Antheil, den man ihm daran zuschreiben möchte, öffentlich zu verneinen. Seine Erklärung ließ vielleicht manchen Ungläubigen zurück; aber wie viel Glauben wird sie jetzt finden können, bei solchen scheinvollen Zeichen, in einem nun ungleich größeren und auch unkundigeren Lesekreise! Es wäre gar nicht zu verwundern, wenn die Wahrheit selbst fortwährend nur als Ausflucht, der grundlose Irrthum als berechnete, nur nicht einzugestehende Absicht aufgenommen würde. Wie ich mir auch die Sache stellen mag, immer muß ich mir den Fürsten von Hardenberg außerordentlich aufgebracht dabei denken, und irgend nach einer

Seite dürfte ſein Zorn unvermeidlich fallen müſſen. Zwar die Unterrichteten hier wiſſen wohl, was von der Sache zu halten ſei, allein ſelbſt für ſie bleibt manche Frage übrig, deren Löſung die Neugier ſpannt.

Daß Herr Profeſſor Benzenberg der rechte und einzige Verfaſſer der Schrift iſt, darüber kann hier kein Zweifel ſein; aber wie konnte der raſende Irrthum entſtehen, der ſo bedeutungsvoll, und gerade für dieſen einzigen Fall mit ſolch trügeriſcher und folgenreicher Verblendung, unſern Geheimerath Koreff als Verfaſſer ausruft und verbürgt? Ich fürchte, es kommt eine häßliche Geſchichte zum Vorſchein, von welcher Koreff auf eine oder die andere Weiſe das Opfer werden muß! Denn daß Herr Benjamin Conſtant aufrichtig, wenn, gleich unzart, bei der Sache iſt, leuchtet bald ein; ſeine Rechtfertigung wird durch Mittheilung der Worte geſchehen müſſen, mit denen Koreff die Sendung der Schrift begleitet hat; letzterer geſteht die Sendung ein, und glaubt ſich zu erinnern, auf den Umſchlag geſchrieben zu haben „de la part de l'auteur. Koreff.“ vorausſetzend, daß jener den wahren Verfaſſer ohnehin kenne. Das iſt ſchon ſchlimm genug, beſonders da Benzenberg ſolchen beſtimmten Auftrag zu einer ſchriftſtelleriſchen Huldigung kaum ertheilt haben will, ſondern nur den Wunſch geäußert, daß die Schrift in Paris einen Ueberſetzer finden möchte. Allein es kommt noch insbeſondere auf den Inhalt des Briefes an, den Koreff zugleich mit jener Sendung abgeſchickt hat, und ob darin nicht andere Ausdrücke ſtehen, die wohl gar den Staatskanzler einmiſchen! Herr Benjamin Conſtant, durch Koreff's öffentliche Erklärung und durch den unvermeidlichen Sturm der Ultra's hart bedrängt, wird gezwungen ſein, jede ſchonende Rückſicht beiſeit zu ſetzen. Das Lächerliche einer ertappten Eitelkeit, unter der Hand allenfalls den Ruhm eines Ungenannten auf ſich nehmen und den

Gewinn eines nicht abgewendeten Irrthums ſich gefallen laſſen zu wollen, dieſes Lächerliche — das Einzige, was hier verſchuldet ſein könnte — wäre noch wohl zu verwinden; aber die Folgerungen ſind unter den gegenwärtigen Umſtänden ernſthafterer Art. Eine Schrift, die hier ungemein mißfallen hat, deren Gegenſtand die preußiſche Staatsverwaltung iſt, die der Fürſt Staatskanzler ſo gut wie mißbilligt hat, von einem preußiſchen Beamten an einen franzöſiſchen Liberalen zur Ueberſetzung geſandt, — das iſt ein Vergehen, welches dem härteſten Tadel unterliegt; eine bloße Verbindung mit ſolchen Leuten zu unterhalten, dünkt höchſt unſchicklich, wo nicht gar ſträflich. Alle Diplomaten ſind in Bewegung, es tönt von allen Seiten Unwillen und Entrüſtung. Schon hat man böswillige Folgerungen verſucht, als könnten auf ſolchem Wege auch manche der feindſeligen Aufſätze, die hier ſchon ſo oft Aergerniß gegeben, in auswärtige Blätter gelangt ſein. Nichts iſt unwahrer und unwahrſcheinlicher, ſobald man Koreff genauer kennt; aber unglücklicherweiſe hat er viele Feinde, und dieſen dient der Vorwand ſo gut, wie die Sache. Ich weiß nicht, wie dieſer verwünſchte Handel enden ſoll, und fürchte für unſern Freund den unangenehmſten Ausgang, wenn nicht ein günſtiges Geſchick ihn aus der Verwirrung rettet; das Einzige, was vielleicht zu ſeinen Gunſten iſt, beſteht in der Abweſenheit des Staatskanzlers, ohne den nichts geſchieht, und der erſt am 25. dieſes hier eintrifft; wenn nur Herr Benjamin Conſtant nicht gar zu Arges vorbringt, ſo kann ſich in den gewonnenen Tagen ſchon einiges wieder verbluten. Wenn dieſer Brief in Ihren Händen iſt, hat in den franzöſiſchen Blättern ſich die Phyſiognomie der Sache gewiß ſchon entſchieden! —

Italien wäre alſo zu dem vorigen Stande beinahe zurückgebracht! Die letzten Nachrichten laſſen für Piemont kein

anderes Geſchick, als das von Neapel erwarten. Viele Leute glauben jedoch, daß in beiden Ländern der Sieg von größter Mäßigung begleitet und ſelbſt nicht ohne die Frucht irgend einer Verfaſſung ſein wird; freilich nicht der ſpaniſchen, ſondern einer Art von franzöſiſchen, die den Kabinetten ſchon zuläſſig dünken ſoll. Andere Meinungen erwarten aber nach Ankunft der Ruſſen eine ſtrengere Sprache von Seiten der Höfe gegen die Völker, als bisher noch geführt wird. Daß ein Angriff gegen die Spanier beabſichtigt werde, wird immer allgemeiner geglaubt, und von Vielen, die jetzt reden, laut gewünſcht und begehrt. Doch iſt es unglaublich, wie furchtbar die Erſcheinung der Ruſſen auf alle Gemüther wirkt, ſelbſt die feſteſten werden erſchüttert, und die heftigſten Gegner der Revolutionen werden an dieſem Abwendungsmittel irre.

Woher dieſer allgemeine Haß gegen die Mitverbündeten von 1813 eigentlich kommt, iſt mir etwas räthſelhaft; die politiſche Gefahr, die von einer ſo ungeheuren Macht drohen könnte, vermag als abſtrakte Vorſtellung nicht ſo tief in die Geſinnung der nichtdenkenden Menſchen einzuwirken, und thatſächlicher, unmittelbar empfundener Druck findet nicht ſtatt. Aber es iſt ausgemacht, daß die Preußen — anderer Deutſchen zu geſchweigen — insgeſammt den ſtärkſten Widerwillen gegen die Ruſſen hegen, Hohe und Niedrige, von allen Farben; unſer ganzes Heer iſt von dieſem Widerwillen durchdrungen. Wie geſagt, ich wüßte nicht anzugeben, wie es ſich damit recht verhält, ob gute oder ſchlechte Triebfedern in dieſer Stimmung vorherrſchen. Die Zeit wird es aufklären. — Während in Italien eine nach der andern Revolution erliſcht, und das Publikum für ſeine Neigung zu dergleichen Begebenheiten dort keinen Halt mehr findet, ſucht es dieſen deſto eifriger in Griechenland, und verpflanzt dahin ſeine

Erwartungen, als wären sie noch nie getäuscht worden. Nach den Zeitungen sind die Dinge dort ernstlich genug, besonders da das Geheimniß aller Versuche der Art, die schreckende Grausamkeit, dort gut gewußt und angewendet scheint. Indessen läßt sich schwer ein Urtheil über den Stand jener Angelegenheiten fällen, wenn man nicht die genaueren Verhältnisse kennt. Nur so viel läßt sich abnehmen, daß ohne Unterstützung, heimliche oder offenbare, der Russen, große Schwierigkeiten für die Griechen zu überwinden sein werden.

Reisende aus Frankreich schildern den Zustand dieses Landes als sehr bedenklich. Unsere Augen blicken ängstlich auf die dortigen Entwicklungen. Herr von Chateaubriand wird, wie man glaubt, nicht wieder nach Berlin zurückkehren; es hat ihm gar nicht gefallen können; nach den Feierlichkeiten der Taufe, denen er beiwohnen will, wird er, so heißt es, die Bäder in den Pyrenäen besuchen. Den Liberalen ist man hier sehr gram, sie gelten für Aufwiegler und Unruhstifter, unter jenem Namen machen sie bei den Höfen kein Glück mehr, sie müssen einen andern auswählen.

Beifolgendes Paket an Hrn. Choris empfehle ich Ihrer Güte, es sind Schriften gelehrten Inhalts von Hrn. von Chamisso, den Ihre gütige Besorgung gleichfalls zu besonderem Danke verpflichtet. Ich lege das neue Schriftchen des Hrn. Professor Arndt bei, welches eben ausgegeben worden, und gewiß nicht unbeachtet bleiben wird; daß aber nur Herr Benjamin Constant nichts davon erfahre!

Wegen meines Briefes vom 26. Januar, den Sie nicht erhalten haben, gebe ich die Nachfrage bei der Behörde nicht auf, nach Paris scheint er, so viel bis jetzt sich ergiebt, wohl gekommen zu sein. Durch wen zunächst empfangen Sie dort das Eingesandte gewöhnlich?

Unter der Herrschaft der Karlsbader Zensur ist so eben

eine Denkſchrift uber die ſpaniſche Staatsveränderung von Heinrich Meiſel, Königlich ſächſiſchem geweſenen Legationsſekretair zu Madrid, bei Hrn. Brockhaus erſchienen, worin die vollkommenſte Lobrede jenes Ereigniſſes enthalten iſt.

Leben Sie wohl! Die herzlichſten Grüße von meiner Frau!

Von ganzer Seele

Ihr

K. A. V. v. E.

50.

Oelßner an Varnhagen.

Paris, den 20. April 1821.

Endlich, mein Hochverehrter, ſind Ihre Briefe vom 18. und 26. Januar nebſt Einſchluß angelangt, und wohlbehalten, wie mich deucht. Der jüngſte Kourier hat ſie mitgebracht. Warum dieſe Briefe ſo lang unterwegs? Leichter begreife ich den Schaden, wären ſie verloren. Unſerem alten Freunde mußte ich den Fund mittheilen, ſchon um der Zeilen willen, die ihn ſelbſt betreffen. Mir ſparten Sie das Mahnwort an ſeine Zuſage. Er überzeugte mich, daß Sie ſeines feſten Vorſatzes Richter und Sichter der Einzelblicke. Man beſchäftigt ſich wirklich und ernſtlich mit Abſchrift. Da dem Verfaſſer weniger an Eigenthümlichkeit, als an zeitgemäßer Wendung des Gedankens liegt, ſo unterſtützt er ihn gern zu mehrerem Nachdruck mit den Ausſprüchen anerkannter Würden. Ich hatte das Glück, ihm einige Stellen von Wolf zu liefern. Sehr geringer Zahl, waren ſie dennoch

hinreichend, einen hohen Begriff von der deutſchen Schreibart des großen Philologen zu erwecken.

Sind ſie zu bekommen, des Hrn. Geheimerath Wolf der Berliner Akademie vorgeleſene zwei Abhandlungen, wovon eine über Trajan's milde Stiftung, ſo läßt Sie Schlabrendorf darum bitten. Angelegener iſt mir von Ihrer gänzlichen Geneſung baldige und volle Gewißheit. Für meine betrübte Lage giebt es nichts tröſtenderes, als das Wohlſein meiner Freunde. Ich bedarf dieſes Ankers, um in meiner Niedergeſchlagenheit nicht völlig unterzugehen. Auf meiner Seele liegt ein Druck von Gram, den ich nicht abzuwälzen vermag. Obſchon ich mit dem Wechſelagenten Manuel keinen Umgang pflog, hat mich ſein Tod ſehr erſchüttert. Der Mann, den ich gewiſſermaßen auf die Bahn des Glücks geführt, denn ich brachte ihn vor fünfundzwanzig Jahren nach Paris, war ein Muſter von Menſchenliebe und Wohlthätigkeit. Das Schickſal eines Privatmanns hat lange keinen ſo allgemeinen und öffentlichen Antheil erregt. Die Judenſchaft kann auf ihn ſtolz ſein. Ich bedaure, ihn im Leben vernachläſſigt zu haben. So oft wir uns begegneten, beehrte er mich mit Gruß, Anerbietung und Einladung. Erſt wenn das Rauchwerk verglimmt, empfindet man ſeinen Duft. Ich ſchätzte den Edlen, ich liebte ihn. Sein Reichthum, glaube ich, hielt mich von ihm zurück. Ueber die Dinge, welche ſich auf dem großen Schauplatze von Europa ereignen, und in dem Felde Frankreichs vorbereiten, ein Endurtel zu fällen, wäre Vorwitz. Wünſche zweier Partheien gehen dem Beſuche der Ruſſen entgegen. Eine ſehnt ſich, der Bourbons los zu ſein, die Andere betreibt die Clotüre der Konſtitution, wie die Verhandlungen der Kammer zeigen, aus Leibeskräften. Meines Erachtens ſtehet es ſchlecht um ein Land, wo die Partheien nicht mehr auf ſich ſelbſt, ſondern auf aus-

wärtige Zwischenkunft als ihr Heil rechnen. Gemeiniglich zertritt der Vermittler die Hoffnungen des Partheigeistes und den gesegneten Boden des Landes, das sich ihm unvorsichtigerweise preisgab. Gegen Spanien, sagt man, sei ein förmlicher Allianztraktat geschlossen, zwischen Oesterreich, Rußland, Frankreich und für jeden auswärtigen Füßler, der in Frankreich einrückt, zwanzig Sous, für den Reiter sechszig zur täglichen Verpflegung festgesetzt. Wer die Kosten zahle, wird nicht gesagt. Der, denke ich, zahlt, der die Mittel besitzt. In Oesterreich scheinen sie gewaltig zu fehlen, und Rußland hat wohl auch keinen Ueberfluß an klingenden Metallen. Also kann die Verpflegung nur aus französischem Schatze zu schöpfen sein.

Daß Hrn. Decazes der Hof verboten, leidet keinen Zweifel. Diese Ungnade soll von dem Papiernachlaß herrühren, den die Wittwe des sogenannten Herzogs von Otranto nach Paris gebracht, und dem Könige eingehändigt. In dem Nachlasse befänden sich Berichte, welche Decazes während der hundert Tage an Fouché aus Gent geschrieben, wohin er gesandt worden, um Bonaparte, dem sein Betragen bei der ersten Restauration höchlich mißfallen, neue Beweise von Ergebenheit zu leisten. Die Sache ist nur in dem Munde derer die sie erzählen, verdächtig, an und für sich selbst ist sie gar nicht unwahrscheinlich. Auch erinnere ich mich, schon vor langer Zeit gehört zu haben, und zwar mit recht glaublichen Umständen, daß jener Zeit Réal und Müraire Vorwort für Decazes bei Bonaparte eingelegt, Decazes unterdeß in seines Schwiegervaters Wagen auf Erlaubniß auszusteigen am Schlosse gewartet, Bonaparte sich durchaus geweigert, ihn vorzulassen, wonach er denn in's Ausland gezogen sei. Ich schreibe Ihnen unter dem tosenden Gerolle der Wagen, die nach Longchamp fahren, in meiner neuen Wohnung ru-

du Helder Nr. 4. Die Fahrt nach Longchamp iſt eine Konſtitution, wie ſie alle ſein ſollten. Kein Menſch weiß, wer ſie gegeben, oder wie ſie eigentlich entſtanden. Die laufenden Sagen widerſprechen ſich. Ich etwa ausgenommen, wagt niemand leicht ſich dem Geſetze zu entziehen. Es wird mit Strenge von der guten, und mitunter ſchlechten Geſellſchaft beobachtet und doch ſtehet keine Strafe auf der Nichtbeobachtung. Man ſiehet nicht, was der Zug für Freude bringt. Er iſt koſtſpielig, langweilig wie eine Leichenprozeſſion und die fahrenden Schönheiten ſind dem Naſerümpfen und dem lauten Spotte der luſtigen Zuſchauer bloßgeſtellt. Deſſen ungeachtet wird die Sache auch von der Regierung mit ſolchem Ernſte betrieben, daß ich vorgeſtern, der ich an nichts weniger als an Longchamp dachte, einen Coup d'Etat im Anzuge glaubte, wie ich von ungefähr die ungeheure Maſſe von Kavallerie erblickte, die ſich über die Boulevards verbreitete.

O! gäbe es doch Gelegenheit, uns dieſen Sommer irgendwo zu ſehen! Empfehlen Sie mich Ihrer verehrten Gemahlin. Sie wiſſen, wie ich Sie Beide liebe.

Hochachtungsvoll

Oelsner.

51.

Ronde des libéraux.

Air de la Boulangère.

Dites-moi, sommes-nous contents
Français, mes très chers frères
Nous n'avons plus de parlements
Et très peu de vicaires.

Mais un polisson devient grand.
Decazes en est la preuve,
Vraiment
Decazes en est la preuve.

Nous avons pour la liberté,
Combattu dès l'enfance,
Nous avons de la Royauté
Affaiblie l'influence.
Pourqu'un polisson devint Roi.
Decazes en est la preuve.
Je crois
Decazes en est la preuve.

La charte consacre des droits
Précieux à la France,
Celui de se donner ses lois,
De régler ses dépenses.
Un polisson nous ravit tout
Decazes en est la preuve,
Surtout
Decazes en est la preuve.

A la responsabilité
Echappent nos ministres,
Sur la presse l'autorité,
Met ses verroux sinistres
Un polisson fait tout cela
Decazes en est la preuve,
Oui - dà,
Decazes en est la preuve.

O mon pays, o que je plains
Ta misère infinie,
N'est-il que des fils de coquin *)
Pour régir la patrie!
Un polisson s'en fait un jeu,
Decazes en est la preuve,
Bon Dieu!
Decazes en est la preuve.

Mars 1819.

52.

Les Pairs Pétrés,

Cantique d'un citoyen.

Air tout le long de la rivière.

Mes amis sont-ils Pairs ou non,
Ces faquin d'un pauvre renom,
Qu'au sénat par une ordonnance,
On vient d'installer par urgence
Et qu'on a dispensé, je croi
D'amour du pays et du Roi,
Si c'est ainsi, Français, qu'on nous gouverne,
Je crois que Decazes en vérité nous berne,
Je crois que Decazes nous berne.

*) M.M. Cazes étaient deux frères; il y en avait un qui avait reçu le surnom de Couqui, qui veut dire coquin en Patois, et — lorsqu'on venait sonner, Mr. Cazes allait ouvrir, parcequ'il n'avait pas de domestique. Qui demandez-vous, Monsieur? — Mr. Cazes — lequel, Monsieur? — Mr. Cazes le coqui — Entrez, Mr., c'est moi.

Tous ses parents, tous ses amis,
Et tous ses cocus y sont mis.
Il en a fait des pairs de France
Et voyez ou va l'impudence!
Au public dit chaque catin.
Mon mari sera Pair demain.
Si c'est ainsi, Français, qu'on nous gouverne,
Je crois que Decazes en vérité nous berne,
Je crois que Decazes nous berne.

Si pour faire changer le temps
Le sénat s'est rempli de seans . . .
Je vois à la moindre tempête,
Tous les porteurs d'aigrette en tête
En ducs en marquis affublés
Dans notre sénat installés,
Si c'est ainsi, Français, qu'on nous gouverne,
Je crois que Decazes en vérité nous berne,
Je crois que Decazes nous berne.

Le roi n'a nommé que le sien,
Mais le roi n'est qu'un citoyen,
Qui veut le bien ou qui s'en flatte,
Qui dîne, qui soupe et qui rate . . .
Et qui dès-lors comme un gascon
Ne fait pas des pairs à foison,
Si c'est ainsi, Français, qu'on nous gouverne,
Je crois que Decazes en vérité nous berne,
Je crois que Decazes nous berne. *)

*) Lorsque Mr. Decazes nomma les pairs de France; le roi en voulait nommer et comme Mr. Decazes nommait toujours les siens, le roi lui dit: accordez-moi celui-là.

On ne croit guères à vos vertus,
Nobles nouveaux, nouveaux venus,
Grandis à l'ombre de la gloire,
Pillards d'épée ou d'écritoire,
Vous soutiendrez nos droits perclus,
Comme la corde les pendus.
Si c'est ainsi, Français, qu'on nous gouverne,
Je crois que Decazes en vérité nous berne,
Je crois que Decazes nous berne.

Qu'il faudrait un vigoureux bras,
Pour nous relever de si bas,
Louis entend la voix publique,
Souffle sur le corps politique.
Il tien à rien, il croulera,
La vertu le reconstruira.
Si c'est ainsi que Louis nous gouverne,
Je ne dirai plus, Français, que l'on nous berne,
Je ne dirai plus qu'on nous berne.

Mars 1819.

53.

Oelsner an Varnhagen.

Paris, den 3. Mai 1821.

Wegen der vermißten Briefe, mein Theurer, ſind Sie nunmehr, denke ich, außer Sorgen. Maler Choris hat ſeine Pakete nach der Reihe abgeholt. Hrn. von Chamiſſo danke

ich für die Bekanntſchaft des jungen Künſtlers und ſeiner trefflichen Arbeiten. Auf das Weitere des Berliner Aergerniſſes bin ich neugierig. Unſerem gelehrten Weltmanne Koreff haben Benjamin Conſtant's Freundſchaft, Unvorſicht und Muthwillen, denn wahrſcheinlich trifft alles drei zuſammen, einen böſen, bitterböſen Streich geſpielt. Alſo entrinnt doch niemand ſeinem Schickſale. Es bringt einen oft, wohin man gar nicht gedachte, wollte, noch weniger ſteuerte, den Miniſter Humboldt z. B. unter die Fahne der Liberalen. Geheimerath Koreff's Erklärung iſt mir nicht vorgekommen. Die Antwort zeigt Schonung. Dagegen möchte ich Benzenberg nicht rathen, ſich allzuſtark an dem franzöſiſchen Publiziſten zu reiben. In ſeinem neueſten Ausfluge ſoll der deutſche Vielſchreiber abentheuerliche Blößen geben. Daß ihm dergleichen begegne, denken Sie meine Verwunderung.

Den innern Zuſtand Frankreichs finde ich bei weitem nicht ſo bedenklich, wie ihn die Federn des hier verſammelten ockulten Kongreſſes dem Auslande ſchildern, um womöglich ihre wirkliche oder angebliche Geſpenſterfurcht der Welt und den Kabinetten einzujagen.

Zwei wohlpenſionirte Neukatholiken laſſen ſich das Letztere ganz beſonders angelegen ſein. Allerdings giebt es Unzufriedene. In dem Bergaſſe'ſchen Prozeſſe wurde die Anklage zur Lobrede. So was muß den Staatsgutsbeſitzern ſchlafloſe Nächte machen. Widerwillen bei ſehr vielen erweckt nothwendig des Hofes hartnäckiges Streben, altfränkiſche Gewohnheiten zu beleben, herzuſtellen, ſtehende Formen, jetzt ſogar den bisher ſelbſtſtändigen Geiſt des Kaſſationstribunals zu brechen. Die Unbefangenheit der Miniſter, dem ihnen bewilligten Kredite willkürliche Zwecke unterzuſchieben, kann nicht ohne Mißvergnügen und Vorgefühl ein-

ſtiger großer Rechnungs- und Finanzwirrniſſe erwogen werden. Aber wer opfert leicht erträgliche Gegenwart ungewiſſer Zukunft? Meiſtentheils ſind es Denkarten und Meinungen, die ſich geklemmt, geneckt oder verletzt fühlen. Handel und Wandel blühen. Geld iſt im Ueberfluſſe. Auf dem Volke liegt kein ſichtlicher Druck. Was ſollte die tagesfrohe Maſſe feindlich gegen die Regierung bewegen, in Aufruhr bringen? Man begreift nicht was, als etwa Einſchreiten von Außen. Leider arbeiten Verblendete aus allen ihren Kräften nach ſolch einem Ziel. Verlangen die Ultra Ruſſen, ſo hoffen die Anti-Bourboniſten auf Spanier. Glücklicherweiſe fehlt es bis jetzt an allgemein gültigen Glaubensgründen, daß die beſagten Gegner, Mitte Sommers, in Frankreich zuſammentreffen. Hindern könnte ſie nichts. Mit ſeiner gegenwärtigen Militairverfaſſung iſt der franzöſiſche Boden ein unbewachter, von allen Seiten zugängiger und offener Triumphbogen.

Aus dem vorgeſtrigen „Moniteur" erſehen Sie, daß Blacas, Montesquieu und Chateaubriand zu Mitgliedern des Conseil privé ernannt ſind. Conseil privé neben dem Conſeil des Miniſters und dem Staatsrathe iſt eine wichtige Neuerung, inſofern er förmlich anerkannt erſcheint. Die Perſonen, aus denen derſelbe beſteht, geben den zweiten Geſichtspunkt.

An der Pairskammer machte der Siegelbewahrer einen unglücklichen Verſuch, alten Brauch einzuführen. Unter der Preſſe hat ſich ſeine Rede gemildert. Geſprochen hatte er von enregistrement, das obliege, und von remontrances, die der König in Gnaden anhören werde. Auch ſollte die Kammer eine richterliche Tracht bekommen. Der Herzog von Broglio, das Staunen und den Unwillen der Verſammlung wahrnehmend, erhob ſich, lebhaft aufgemuntert gegen

de Serre, den Herzog Richelieu fleißig anstieß, zu antworten, der aber gemessener erachtete zu schweigen. Zu nicht geringer Ueberraschung war es Decazes, der den Minister vertheidigte. Ihm widerfuhr Verachtung. Das Schifflein dieses Menschen ist völlig leck. Er hat nicht gewußt, Mann der Nation zu sein, und so ist er in nichts gesunken, wie sich ihm die königliche Gunst entzogen hat. Durch Bitten und Betteln ist es ihm gelungen, wieder bei Hofe erscheinen zu dürfen. Nur solchergestalt könne er die nachtheiligsten Gerüchte und schwärzesten Verläumdungen niederschlagen. Seine Ankunft gab zu einer empfindlichen Szene Anlaß. Die Wache, bloß mit der Sperrkonsigne bekannt, stutzte und überlegte, bis ein besser unterrichteter Offizier und zwar ganz laut sagte: la consigne n'est que pour le soir. In seinem Hause soll er die schrecklichste üble Laune hegen. Er kann seine alten Freunde nicht mehr leiden und schnauzt sogar den Hrn. von Mirbel gewaltig an. Decazes ist jung genug, um das Andenken seiner entrückten Bedeutung recht lange zu behalten. Der glänzendste Sieg wurde Hrn. Desolles zu Theil. Seine im schüchternen Tone begonnene Rede war noch nicht zur Hälfte, als ihn schon der einstimmigste Beifall begrüßte. Er bewies, daß man die Pairskammer in richterliche Tracht kleiden wolle, um sie allmählig zu einem ehemaligen Parlament herabzuwürdigen. Die Kammer hat keine Lust, sich dazu herzuleihen, noch weniger ihre Entschließungen dem Kassationstribunale zu unterwerfen. Sie ist festen Vorsatzes, wirkliche Pairskammer zu bleiben und ihre Selbstständigkeit zu behaupten. Daß sich in ihr das eigentliche Bollwerk der Konstitution finden würde, weit mehr als in der Deputirtenkammer, hatten die Liberalen nicht erwartet. Dem Ministerium kommt der Widerstand höchst ungelegen. Durch Einschub neuer Pairs wäre nichts gewonnen. Der bereits herr-

Ich hatte mit * gute, gediegene Gespräche über Frau von Stein, über Gesetze, Sitten, Einrichtungen, Aushülfen. Auch nachher, als wir nicht mehr allein waren, blieb das Gespräch lebhaft und gehaltreich, und behandelte munter und ernst die verschiedensten Gegenstände. Ich erbot mich, Vorlesungen über die Briefe Goethe's an Frau von Stein zu halten, in der Singakademie, nur für Damen, die aber nach der ersten Vorlesung schwerlich wiederkommen würden. Hauptsächlich die Weiber sind es, die jenen Briefen alles Böse nachsagen, und was nicht drinnen steht hineinsetzen. Die Weiber! —

* ließ mich fragen, was ein junger Mann für Schritte thun solle, um hier in die diplomatische Laufbahn zu gelangen? Ich antwortete, den Kopf in einen Misthaufen stecken, denn wenn man sehe, daß er weder Scheu noch Scham habe, werde man ihn für brauchbar halten. Wie kann jetzt jemand, der nicht ein Hofedelmann ist, sich in dieses herabgewürdigte, jammervolle Getriebe drängen wollen! Livree und Tressen sind wohl noch dabei, aber der Dienst ist schimpflich, wie der bei einer Kourtisane. Und zu diesem Dienste kann auch die Noth nicht treiben; die kann zwingen, daß man Hausknecht oder Kutscher wird, aber nicht Diplomat.

Welch ein Fest für mich ist das Lesen der Goethischen Briefe! Indem sie beleben und anregen, jeden Antheil und jede Thätigkeit erwecken, sind sie doch hauptsächlich beruhigend, erhebend. Sie geben überall das Aechte, oder führen darauf hin. Ich durchmesse den zurückgelegten Zeitraum meines Lebens in ihnen auf's neue, füge zu meinen Anschauungen und Eindrücken die des Weisen, des Dichters hinzu, und die eignen, die ich mit keinen andern vertauschen möchte, werden mir nur um so werther in dem neuen Lichte. Ich kann mich in dieser Betrachtungsweise ganz glücklich fühlen, und bin fromm dankbar für alles mir Gewährte. —

Eine strenge Stelle von Goethe gegen Friedrich Heinrich Jacobi läßt schauerlich das tiefe Mißverhältniß erblicken, das die beiden Freunde im Innern feindlich gegeneinander stellt, während auf der Oberfläche alles noch glatt und freundlich ist. Wer hat nicht Aehnliches mit alten Freunden erfahren! Selbst ihre Liebe wird zum Bleigewicht, das sich an uns hängt, uns zu hemmen. Der Unwillen, den Goethe hierüber empfindet, geht aus tiefster Sittlichkeit hervor. —

Mit größter Strenge wird darauf gesehen, daß von Beamten keine demokratische Zeitung zu Einrückungen benutzt wird; sie dürfen ihre Bekanntmachungen nur gebilligten Blättern geben, sollten diese auch wegen geringer Verbreitung den Zweck nicht erfüllen! —

Neue Haussuchungen hier, in Posen, in Breslau, am Rhein. Gesetzloser Zustand in Kassel. —

Der Handelsminister erlegt den Mitgliedern der Eisenbahndirektion in Köln willkürliche Geldstrafen auf. —

Montag, den 24. November 1851.

Einiges geschrieben; ich wollte mich auch einmal wieder in Versen versuchen, in politischen Xenien, das Versemachen ist leicht und lustig genug, die alte Uebung noch nicht verlernt, aber der Inhalt widerstrebt zu sehr, er will sich nicht dem anmuthigen Spiel gesellen, umgekehrt wie beim Juvenalis, macht der Unwille hier keinen Vers, er wartet auf die scharfe Prosa künftiger Volksbeschlüsse, Richtersprüche. Nicht meine Schuld ist es, wenn mir alle sanften, liebevollen, versöhnlichen Gefühle, deren mein Herz voll ist, und die jeder Tag neu erzeugt, in bittern Haß und zornige Rachelust umgewandelt werden. Ich leide dabei, das weiß Gott! —

Besuch vom Prinzen von *. Mittheilungen aus der Hof- und Staatswelt. Er schimpft auf den Minister von

der Heydt, der „wie ein wilder Ochs“ überall anstoße, in plumper Hoffahrt und Schwelgerei seine Ministerschaft genieße, und in den Geschäften alles zerrütte. Er ist überzeugt, daß neue Ausbrüche kommen, die Regierung mache es darnach; sobald unsre dummen Bauerburschen einmal aufhorten, links und rechts zu machen auf Kommando, dann sei es ganz vorbei, und diese Zeit werde kommen. Er bekennt, daß er ohne Demokrat zu sein, täglich mehr zur Demokratie gedrängt werde, daß er es ohne starke Gemüthsbewegung ansehen werde, wenn sie einst ihre zahlreichen Opfer fordern und nehmen wird. —

In Goethe gelesen, in Knebel's Schriften, im Lucretius. Die lateinischen Dichter gefallen mir jetzt mehr als sonst; eigentlich ansprechend für uns aber sind' ich doch hauptsächlich den Ovidius, und die Oden des Horatius, weniger seine Sermonen und Episteln eigenthümlicher, römischer sind.

In Hannover ein neues reaktionaires Ministerium Schele. Oesterreich und die Junker! Die Kaufleute in Hannover gegen den Handelsvertrag mit Preußen. — Der König von Preußen ist zur Beerdigung Ernst Augusts nach Hannover gereist. —

Der Gesandte Graf von Pourtalès, Schwiegersohn von Bethmann-Hollweg, ist ohne Gehalt zur Disposition gestellt.

Der Rektor Zorn aus Festenberg, schon durch den Oberkirchenrath des Predigtamts entsetzt, ist nun durch die Breslauer Regierung auch seines Lehramtes verlustig erklärt, weil er den Steuerverweigerungsbeschluß verbreitet hat. —

Dr. Borchardt in Glatz, dem die Regierung die ärztliche Praxis ungesetzlich entzog, hat vom Minister den Bescheid erhalten, die Regierung habe Recht gethan. Ohne Gründe.

In Pillau hat die Regierung dem Gemeinderathe verboten, über die Verhaftung des Beamten der Elbinger Dampfböte zu berathen, bei 50 Thaler Strafe für den Vorsteher, 20 für die andern.

Dienstag, den 25. November 1851.

Der König und die Minister sind noch zu keinem Beschluß in Betreff der Kammern gelangt; der Haß gegen sie ist ganz entschieden, aber die Furcht hält ihm die Wage, im Nothfall, meinen sie, könne man sich doch auf sie stützen! Sie schweben in doppelter Furcht, sie könnten zu viel und könnten zu wenig thun. Sie kratzen sich schon hinter den Ohren, denn jetzt däucht ihnen, sie hätten zu viel gethan, es sei gar nicht nöthig gewesen, eine Verfassung zu geben und zu beschwören. Einer entschuldigt sich jetzt, indem er die Schuld auf den andern wirft. —

In Paris ist der russische General von Kiel gestorben; er war zuletzt nur ein Beauftragter in Kunstsachen. Ein guter freundlicher Mann. Er war es, der mir hier im Jahr 1830 einige Zeit vor dem Ausbruch der Warschauer Revolution diesen mit Bestimmtheit vorhersagte; er meinte damals, er wisse alles genau, könne aber nichts beweisen; ehe die Sache geschehen sei, würde ihm niemand glauben, im Gegentheil ihn selbst für verdächtig halten, daher müsse er schweigen. So geht's den Polizeiregierungen! —

In Hamburg ist ein Apotheker Ulex verhaftet worden, auch mehrere Ungarn, ehmalige Honved's, auch ein von London gekommener Sendling. Kossuth's Auftreten in England hat die Gemüther seiner Landsleute tief erregt. Er ist jetzt nach Nordamerika abgereist, bis zuletzt gefeiert und bejubelt.

In Posen ist die Stefanski'sche Buchdruckerei durch die Polizei geschlossen worden. Sie druckte die letzte noch vorhandene polnische Zeitung. Die Polen werden ihre Sachen wieder heimlich treiben, die Regierung löscht sich selber die Lichter aus, bei denen sie sehen könnte. Es wird nächstens auch das Licht der Demokraten, ihre Zeitungen, ausgelöscht werden, nicht zum Nachtheil der Sache, ganz im Gegentheil!

Grüße von Herrn Savile Morten aus Paris, er ſieht ſeinem Scheiden von den »Daily News« entgegen. —

Schnee und Nebel wirken heute ſehr herabſtimmend auf mich, auch fühl' ich mich körperlich angegriffen. — Goethe's Briefe an Knebel erquicken mich. Es ſah auch in dieſem Kreiſe oft dürftig und troſtlos aus. Aber der hehre, der edle Geiſt ringt alle Widerwärtigkeiten zu ſeinen Füßen. —

Prediger Dulon wird vom hannöverſchen Gericht, das ihn nicht ſtrafbar findet, nach Bremen zurückgeliefert, wo aber auch ſchon das Gericht auf ihn wartet. —

Ein Bruder Lothar Bucher's in Frankfurt am Main verhaftet, auf preußiſches Begehren, er iſt beſchuldigt, Briefe ſeines Bruders zu beſorgen. Iſt das auch ſchon ein Verbrechen? —

Der reiche Lotterieкollekteur Schreiber in Breslau, der gewöhnlich 6000 Looſe abſetzt, bekommt jetzt von der Direktion nur 600, weil man ihn beſchuldigt, für Temme's Niederlaſſung in Breslau geſorgt zu haben. Der Miniſter hat ſeine Beſchwerde zurückgewieſen. —

Mittwoch, den 26. November 1851.

Schöne Dinge giebt es wieder aufzuſchreiben! Eines der herrlichſten Stückchen wird in Erfurt ausgeführt; man eröffnet dem Drucker der neuen Kracklügge'ſchen Zeitung, ja, drucken dürfe er ſie, aber nicht ausgeben und verkaufen, dazu habe er eine Gewerbserlaubniß nöthig, die ihm natürlich abgeſchlagen wird. —

Niedrige Umtriebe, der „Urwählerzeitung" zu ſchaden. Die ſchändliche „Adlerzeitung", von Wagener geſtiftet und geleitet, wird zu lächerlich billigem Preis ausgeboten, in alle Häuſer getragen, Wirthen und Miethern aufgedrängt. Zu gleicher Zeit verbietet die Polizei den Kaffeehäuſern und

Konditoreien, die „Urwählerzeitung" zum Lesen aufzulegen, bei Verlust der Gewerbserlaubniß. Solche unwürdige Niederträchtigkeit! —

Das politische Wochenblatt von Bethmann-Hollweg ist angekündigt. Der alte General von Bardeleben, Geheimrath Mathis (!), Legationsrath Graf von der Goltz, Geheimrath Michaelis, und Graf von Yorck, sind mit dabei. —

In Elbing große Erbitterung der Reaktion gegen den Staatsanwalt, obschon er erklärt, er habe die Klage gegen die Polizeischergen Zychlinski und Neumann nicht erhoben!

Die dessauische Regierung hat hier gegen den Redakteur der „Kreuzzeitung" wegen Verläumdung geklagt. —

Die „Neue Preußische Zeitung" behauptet, ganze Völker könnten wahnsinnig werden, die Franzosen seien es seit 60 Jahren. Man könnte ihr erwiedern, ganze Klassen seien wahnsinnig, gehen wie toll auf ihr eignes Verderben aus. —

Abends Besuch vom Grafen von *. Er geht morgen aufs Land, kommt aber bald wieder, weil er den Befehl erhalten hat, „als Hofschranze" der Eröffnung der Kammern beizuwohnen, die er verwünscht und verflucht; er meint jetzt auch, sie müßten untergehen, willig oder nicht. Uebrigens spricht er die abgedroschensten Sachen, die verbrauchtesten Redensarten gegen Stimmenmehrheit, Volksvertretung, Eitelkeit der Redner, Unkunde der Abgeordneten. Zuletzt läuft alles darauf hinaus, daß der König an allem schuld sei, daß unter seiner Regierung niemals ein gedeihlicher Zustand zu erwarten sei! Der Graf schimpft auf die Bureaukratie, hält es aber doch mit den Ministern. Die neue Partei Bethmann-Hollweg verwirft er mit Hohn. —

Der General von Selasinsky ist pensionirt worden. Der hat also nun auch seinen Dank! Nicht leicht ist jemand zu finden, der so eifrig und unermüdet am Werke der Reaktion gearbeitet, so ganz für den König und das alte Regierungs-

wesen sich aufgeopfert hat, bei den Wahlen, in den Vereinen ꝛc. —

Die christkatholische Gemeinde hier hat den Muth, den von dem Minister von Westphalen gegen sie gemachten Anschuldigungen öffentlich zu widersprechen, sie seien unwahr, verläumderisch. Man wird ihr bald den Mund stopfen. In Oesterreich, in Baiern, sind alle deutschkatholischen und freien Gemeinden gänzlich verboten; hier, bis es dahin kommt, einstweilen schändlichst gescheren und gequält. —

Ein Wunder! Das Kammergericht hat die Redakteure des „Publizisten" und der „Gerichtszeitung" freigesprochen. Die Polizei hatte sie schuldig befunden, eine öffentlich verlesene Anklage zu früh mitgetheilt zu haben, vor dem Schlusse des ganzen Handels. Das Gericht war doch so ehrlich, den Schluß der einzelnen Sitzung als Maß anzunehmen. —

Donnerstag, den 27. November 1851.

Eröffnung der Kammern heute durch die Minister. In dem Vortrage Manteuffel's wird der größern politischen Verhältnisse nicht erwähnt. Dies ist mit Bedacht unterlassen, die Kammern sollen verstehen, daß sie darum sich nicht zu kümmern haben, und die „Neue Preußische Zeitung" hebt dies mit Lust hervor, wie sie denn überhaupt heute in ihrer Rundschau die lügenhaftesten, nichtswürdigsten Verdrehungen macht. Man könnte mit Fug erwiedern, die Regierung spreche nicht von europäischer Politik, weil die für sie aufgehört hat, weil Preußen keine Großmacht mehr ist, von Rußland und Oesterreich in's Schlepptau genommen wird, und überall durch Niederlagen zurückgedrängt steht. — Von den Provinziallandtagen wird als „früheren", und von ihrer Einberufung als einer „interimistischen" gesprochen, womit die Kreuzzeitungspartei eine schallende Ohrfeige bekommt. —

In Görlitz polizeiliche Hausſuchung bei Dr. Kleeſeld. — In Frankfurt am Main der Buchhändlergehülfe Bucher, Bruder des ehmaligen Abgeordneten, nicht nur verhaftet, ſondern an Preußen überliefert und hiehergebracht! —

In Liegnitz hielt die Regierung am 15. ein Disziplinargericht über die Lehrer Schmock und Meuſel aus Grünberg und Drewes aus Schertendorf wegen demokratiſcher Betheiligung im Jahr 1848. Die Angeklagten waren ſchon im Jahre 1850 vom Schwurgericht in Grünberg, auf Antrag des Staatsanwalts, freigeſprochen. Aber das half ihnen nichts. Meuſel wurde des Amts entſetzt, Drewes bekam einen Verweis. Auch der Lehrer Grätz wurde ſeines Amtes entſetzt. Nur wegen Schmock's, der Privatlehrer iſt, erklärte die Regierung ſich für unzuſtändig, und verwies ſeine Sache an die Polizei. Ihm wird's nicht beſſer darum ergehen! —

Dem Prediger Dulon iſt in Bremen ein Fackelzug und Hurrah gebracht worden. Selbſt frühere Gegner nehmen ſich ſeiner an. Der Bürgermeiſter Smidt verliert immer mehr an Anſehn und Vertrauen. Vor wenig Jahren noch ließ die Bürgerſchaft ſein Standbild von Steinhäuſer anfertigen. Die Stürme von 1848 haben furchtbar aufgeräumt in den alten Berühmtheiten und Leumunden. Wie mancher vorher vielgeltende Mann hat ſich ſeitdem verſchlechtert. Heilſame Prüfung und Reinigung! —

In Goethe's „Fauſt" geleſen, die „Helena". Franzöſiſche Blätter, engliſche. —

Freitag, den 28. November 1851.

Die Goethe-Knebel'ſchen Briefe werden zuletzt ſehr traurig, wegen des hohen Alters; man ſieht alles abſterben und einſchrumpfen, ſo ſehr auch Goethe's rüſtige Thätigkeit dies verdeckt und zu überwinden ſucht. Auch die Briefe der hei-

tern Frau von Sévigné bekommen zuletzt eine düstre Färbung, und sogar die von Voltaire, obwohl dessen scherzhafte Laune bis zuletzt sich treu bleibt. —

Vor dem Kriminalgericht hier war der Kaufmann Krause angeklagt, den Konstablerwachtmeister Gellius im Amte beleidigt zu haben. Gegen den letztern aber kamen so üble Dinge zum Vorschein, daß — zwar er nicht verurtheilt, aber doch jener freigesprochen wurde. — In Lissa wurde der Distriktskommissarius Dietrich, weil er seine Polizeigewalt zu Befriedigung seiner Lüste mißbraucht, vom Schwurgericht zu neun Jahren Zuchthaus verurtheilt. — Das sind seltne Beispiele, in hundert andern Fällen wird den Frevlern durchgeholfen, sie werden noch gar belohnt. Der berüchtigte Kaiser, wie oft müßte der bestraft sein! Und Ohm, Goedsche ꝛc.

Der eine Schuft wenigstens, Hassenpflug, ist am 26. vom Gericht zu Greifswald endlich verurtheilt, wegen Fälschung, zu vierwöchentlicher Gefängnißstrafe. Die preußische Nationalkokarde ihm abzuerkennen, ist bloß unterlassen, weil der kurhessische Ministerpräsident ohnehin diese nicht mehr hat. Wohl bekomm's! — Unterdeß wüthet das Scheusal in dem armen Hessen noch immer fort, täglich erfolgen dort Verurtheilungen, Einkerkerungen, Absetzungen, alles wider Gesetz und Recht. Ein Generalauditeriat muß das andre verurtheilen. Gräßlicher Zustand! Der Kurfürst ist ein ausgemachter Bösewicht, er freut sich des Bösen. Gottes Strafe wird ihn schon erreichen. —

Die Oesterreicher in Holstein haben große Noth wegen der vielen Ungarn in ihren Truppen, die Nähe des Meeres begünstigt ihr Entweichen, ihre Verbindung mit den Geflüchteten. Große Untersuchung in Altona. Der hamburgische Bürger Russak ist auch verhaftet, und der Senat benimmt sich schlecht. —

In Rostock ist dem Dr. Retslav die Erlaubniß, Vor-

leſungen zu halten, wieder entzogen worden, weil er wegen eines Preßvergehens verurtheilt, nicht mehr als unbeſcholten gelten könne! —

In Baden iſt das Tragen von Halsbinden, in denen das Roth vorherrſcht, verboten worden. Der Belagerungsſtand will dort, wie es ſcheint, niemals aufhören. —

Sonnabend, den 29. November 1851.

Die Rundſchau der „Neuen Preußiſchen Zeitung", diesmal beſonders reich an Lügen, Verdrehungen und Heucheleien, wird in ihrer ſchamloſen Blöße durch die „Urwählerzeitung" hingeſtellt. Auch die „Nationalzeitung" hat einen vortrefflichen Artikel über das Volk und ſeine Bedeutung. —

In Frankreich rückt die Kriſis immer näher. Möglich iſt es, daß der Präſident Bonaparte einen Staatsſtreich glücklich durchführt, aber dann iſt ihm der Erfolg nur gewährt, um das Königthum ganz niederzuwerfen, und die Republik von dieſem Feinde zu befreien, denn die Republik wird bleiben, trotz Bonaparte und nach Bonaparte. Der dumme Neffe wird kein Reich gründen, konnt' es doch der kluge Onkel nicht! —

Die Entwicklungen menſchlicher Dinge geſchehen in den Völkern ſo wenig wie im einzelnen Menſchen nach ſittlichen Forderungen und Berechtigungen der Gegenwart, ſondern nach den Anſprüchen und Erforderniſſen der Zukunft, daher nach Beſtimmungen, die unſern Augen meiſt unſichtbar ſind. Die Entwicklungen geſchehen, das erkennen wir deutlich, nach Naturgeſetzen, aber die Formel für dieſe haben wir noch nicht aufgefunden, wir treffen ihren Inhalt bisweilen nur ahnend, oder in Begeiſterung vorſchauend. —

Die Geſchäfte an der Börſe liegen ſtill, es findet faſt gar kein Umſatz ſtatt. Eben ſo ſtockt der Handel, die Fabriken,

ſchende Geiſt der Kammer überflügelt die Neulinge, und die Erſcheinung, welche ſie darbietet, iſt ein Argument zu Gunſten der Pairskammern, wenigſtens in den heutigen Kulturumſtänden und Verhältniſſen und für die gegenwärtige Zeit der bürgerlichen Geſellſchaft.

Ein zwiſchen Oeſterreich, Rußland und Frankreich zu Laibach gegen Spanien unterzeichneter Vertrag ſoll am 6. April hier in Paris ratifizirt worden ſein. Den heutigen Nachrichten zufolge greift Spanien zu entſcheidend ſtarken Maßregeln.

Das unerwarteſte Intermezzo in unſerer Zeitgeſchichte iſt zweifelsohne die Inſurrektion der Griechen. Rußland mag ſie angezettelt haben oder nicht, ſein ſichtbares Intereſſe fordert ſie zu unterſtützen. Ohne auswärtige Hülfe können die Griechen unmöglich der türkiſchen Uebermacht widerſtehen. Ihre Niederlage, die faſt gänzliche Vernichtung dieſes Volksſtammes wäre, würde dem ruſſiſchen Kaiſer großen Schaden thun bei den Orthodoxen. Aber unterſtützt er die Griechen, ſo läßt er ſich in ein ſehr ernſthaftes Geſchäft ein.

Jederman weiß, welches Bildniß Montgaillard von dem Grafen de Lille und den übrigen Bourbons entworfen hat. Montgaillard bezieht eine Penſion von Ludwig XVIII. und iſt zu einem monatlichen Einbericht ſeiner Anſichten gehalten. Ich empfehle Ihnen noch, eh' ich ſchließe: Lo specchio del disinganno, presentato a sua maesta siciliana dal Capitano Francesco Romeo, Londra 1820.

Verſichern Sie Frau von Varnhagen meiner innigſten Verehrung, die ich dieſelbe zu genehmigen bitte.

Leben Sie wohl und behalten mich lieb.

Hochachtungsvoll

Oelsner.

---

das Handwerk. Bedrängniß überall. Die Seidenwirker in schrecklicher Noth, Geld im Ueberfluß, aber kein Vertrauen, jeder hält es fest und wagt kein Unternehmen, wegen der allgemeinen Unsicherheit der Zustände, der Verwirrung in allen Staatssachen, der Furcht vor neuen Steuern. Das ist das Reich der „Ruhe und Ordnung", des dem Bürger und Arbeiter verheißenen Gedeihens und Aufschwunges! Und die Stadt Berlin hat ein Defizit von beinahe 200,000 Thalern jährlich! Voriges Jahr, dieses Jahr, nächstes Jahr! Herrliches Zeugniß für die niedre und hohe Obrigkeit, die auf der Stadt lastet! —

In Nassau, Reuß ꝛc. Oktroyirung von Verfassungen, von Drei-Klassen-Wahlgesetz; diesen Unsinn ahmt man überall nach, muß ihn nachahmen. Doch soll diese Wahlart nicht bleiben, sondern eine beschränktere nächstens an die Stelle treten. Braunschweig hat sich gefügt, Hannover wird sich auch fügen. —

Wüthen der dänischen Truppen in Schleswig, auch gegen Frauen und Kinder. Auch dort giebt es Haynau's, Kaiser's, Carlier's. Die Mächte schweigen dazu.

Landrath von Bardeleben plötzlich versetzt, dreißig Meilen ab von dem Kreis wo er ansässig ist. Er zieht den Abschied vor. —

Haussuchung bei einem Studenten in Königsberg von hier aus befohlen! Fruchtlos. Man suchte ein für Hofmann und Campe bestimmtes Manuskript! —

Sonntag, den 30. November 1851.

Besuch vom Prinzen von *, der wieder sehr merkwürdige und verwegene Reden führt, von Preußens Mediatisirung, von der Feigheit der Regierenden ꝛc. Schimpft auf Manteuffel, von der Heydt, Simons ꝛc. — Der Direktor Waagen

kommt dazu; er bringt mir aus London einen Brief von Franz von Pulßky, der mir eine Anzahl der werthvollſten Autogr. phen ſendet. —

Nachrichten aus Wien. Der Hof ſchwelgt in ſinnlichen Genüſſen, Andachtsübungen und niedriger Rachſucht. Der Kaiſer iſt voll Einbildung, er meint ſelbſtſtändig und kriegeriſch zu ſein, und iſt ſchwach und nichts weniger als beherzt. — Sie denken dort immer an neue Gefahren, thun aber nur das Aeußerlichſte zu deren Abwendung, nicht das Allergeringſte aus dem Kern der Sache. Den Kurs möchten ſie verbeſſern — durch den Polizeimeiſter! — aber nur zum eignen Vortheil, nicht zum Gemeinbeſten. Rohe Härte, Dummheit und Uebermuth herrſchen, keine Spur von einem edlen Gedanken, von wohlmeinender Abſicht. Und hier?! —

Der König lebt in ſteten Befürchtungen, die Wachſamkeit um ihn her iſt verdoppelt, überall ſind Soldaten und Polizeileute aufgeſtellt; wer im geringſten verdächtig, wer nur unbekannt iſt, wird verhaftet, unterſucht, verhört. Dazwiſchen überläßt ſich der König oft poſſenhafter Laune, oder geräth in heftigen Zorn. Die nächſten Diener, vornehme wie geringe, haben viel zu leiden, und ſagen es ſei eine Hölle. —

In Rotteck geleſen, Welcker, Klüber, zuletzt in Voltaire: »Il faut aimer sa patrie quelques injustices qu'on y essuye; comme il faut aimer et servir l'être suprême, malgré les superstitions et le fanatisme qui deshonorent si souvent son culte« ſchreibt er an J. J. Rouſſeau unter dem 30. Auguſt 1755. —

Der König hatte am Freitage die ſämmtlichen Kammermitglieder zur Mittagstafel eingeladen. Von ſeiner Weiſe den Wirth zu machen, ging er auch diesmal nicht ab. Er ſchrie wüthend den Herrn von Bethmann-Hollweg an, ſprach von ſeiner Gnade, die man erwerben ſolle, von ſeiner Ungnade, die man verdiene, die genaueren Worte konnte Pitt-

Arnim, der doch in der Nähe war, nicht hören. Bethmann-Hollweg ſah den König an und erwiederte nichts. Mathis aber, der mitgetroffen war, antwortete kurz. Dann iſt der König jedesmal außer Faſſung; er ſchwieg. Am Ende der Tafel ſagte er im Aufſtehen wie zu ſich ſelber: „Ich bin wieder einmal zu heftig geweſen.“ Pitt-Arnim ſagt, kein Menſch macht ſich mehr etwas daraus, wenn der König ihn anfährt, man iſt ganz gleichgültig dabei, man lacht darüber und zuckt die Achſeln.

Den Geh. Legationsrath von Gruner, der jetzt ſeinen Abſchied genommen, fragte jemand, wieſo er es über ſich habe gewinnen können, mit Bismarck-Schönhauſen an den Bundestag zu gehen? Er ſagte, er habe es aus Pflichtgefühl gethan, es ſei niemand anders da geweſen, der etwas von den deutſchen Sachen gewußt. Er habe jedoch für ſeinen guten Willen hart gebüßt, und es endlich vor Ekel nicht mehr aushalten können; dieſe Erniedrigung Preußens, dieſes im Staube liegen, dieſe Unterwürfigkeit gegen Oeſterreich, alles überſteige jede Vorſtellung. —

Oeſterreich hat ſeinen neuen Tarif erlaſſen, und in Folge deſſen alle ſeine „Genoſſen im Bunde“ zu Berathungen nach Wien eingeladen, um allgemeine deutſche Handelsvereinigung zu Stande zu bringen. Während Preußen dummerweiſe den Zollverein, um des hannöverſchen Vertrages willen, gekündigt hat. —

Montag, den 1. Dezember 1851.

Fortdauernde Gewaltthaten gegen die freien Gemeinden, die Deutſchkatholiſchen. Bei Minden hatten die letztern eine Kirche eigends erbaut, ſie ſollte zum Gottesdienſt eingeweiht werden, da kam die Polizei mit brutaler Gewalt und trieb die Leute auseinander. Vorher es zu verbieten, wäre zu friedlich geweſen!

Die Konsistorien erlassen Vorschriften über Vorschriften, daß die Deutschkatholischen nicht als Taufzeugen gelten können, ein Geistlicher der Landeskirche sie nicht trauen darf, bei ihren Beerdigungen keine geistliche Rede, selbst kein lautes Gebet erlaubt ist, sie nicht eigne Schulen haben dürfen. Auch die Zeugnisse ihrer Prediger, Lehrer und Vorstände sollen keine Gültigkeit haben. — Aber die Jesuiten haben alle Freiheit! — Soll man sich wundern, wenn das Volk glaubt, der König sei heimlich schon lange katholisch? —

„Mehr und mehr überzeugt man sich, daß in Preußen alles worüber man klagt und was man leidet, zuletzt auf den König bezogen werden muß; er ist es, der noch jetzt sein Wesen allem was geschieht als Stempel aufdrückt; daher die Willkür, die Unordnung, die Gehässigkeit, das Kleinliche." Dies soll wörtlich in einem englischen Blatte gestanden haben! —

In Suhl hat die freie Gemeinde noch ihr Stiftungsfest ungestört feiern dürfen. Auch in Hamburg hatte solche Feier Statt. —

Preßverfolgungen, Verurtheilungen, Schikanen. Neue Gewerbserlaubniß erfordert für Buchhändler, Buchdrucker, Zeitungsträger, Leihbibliothekare ꝛc. Ein schmähliches Treiben! Der ganze Staat eine Polizeiwirthschaft; kein Gesetz, keine Gerichtsbehörde gilt daneben etwas. —

Dienstag, den 2. Dezember 1851.

Vortrefflicher Artikel der „Nationalzeitung", die Stadt Berlin und ihre Verwaltung betreffend; die Reaktion im Magistrat, in dem Gemeinderath, und Feigheit, Unfähigkeit, Verwahrlosung, Bankrott! Sie können in ihren Reihen keine Männer finden, die als unbesoldete Stadträthe, als unbesoldete Armenpfleger dienen wollten oder könnten! —

Ausgegangen mit Ludmilla. Bei Sachse Gemählde gesehen; Napoleon auf dem großen Bernhard von Delaroche, Sterbeszene von Horace Vernet: das letztere mißfällt mir durchaus, in Auffassung und Ausführung, ein schlechter Einfall. — Hierauf unter den Linden bei Herrn Valerie, der uns seine schönen Bilder zeigt, Magyaren, Ungarn aller Nationen, besonders aber Zigeuner. Er ist italiänischen Ursprungs, aber französischer Bürger. —

Die Zeitungen geben das neuliche Aufbrausen des Königs in gemilderter Gestalt. Was man mündlich erzählt, lautet viel ärger, maßloser; auch die späteren Einlenkungen lauten widrig. — „Es sind ja zwei Leute, die ich küssen möchte, aber sie widersprechen mir" u. dgl. mehr. —

Telegraphische Depesche aus Paris, von Manteuffel in den Kammern vertraulich mitgetheilt, daß die Nationalversammlung gesprengt, Changarnier verhaftet, Louis Bonaparte im Besitz der Macht sei, alles heute geschehen. Nicht recht klar. —

Ein merkwürdiges Buch von Arthur Schopenhauer, „Parerga und Paralipomena", in zwei Bänden. Viel Tiefes, Scharfes und Eigenthümliches, aber rob, verbissen, trotzig, stets erbittert über nicht gefundene Anerkennung, wobei er selber mit höhnischer Verachtung von Fichte, Schelling und Hegel spricht. Ein ungenießbarer Mensch und Autor. Mir gefällt, daß er aufgeklärt und menschlich denkt, daß er Voltaire und Diderot liebt, auch Goethe'n, aber sein Eigensinn und Zugreifen verdirbt alles. —

Soult ist am 26. November gestorben. Priesnitz am 28. und der ehmalige Prediger Meinhold, Verfasser der „Bernsteinhexe" am 30. in Charlottenburg, im 54. Jahr. —

Der heutige „Publizist" hat einen vortrefflichen Aufsatz: „Was wir von den Kammern erwarten?" Die Antwort lautet: „Recht und Versöhnung", nämlich wirkliches Festhalten

der Gesetze und Aufhören des niedrigen rohen Hasses Amnestie. Das Blatt ist von Hinckeldey sogleich — das heißt, doch zu spät — mit Beschlag belegt worden. Solche milde, gerechte Stimmen will eben der wüthige Haß nicht hören. —

Der dänische General Bardenfleth hat den Befehl über die holsteinischen Truppen übernommen, und sie für Dänemark vereidigt. Wie vielen Menschen bei uns muß bei diesem Ereignisse nicht die Scham das Gesicht röthen! Preußen, seine Versprechungen, seine Thaten! (Doch diese selbst waren von Anfang eigentlich Missethaten!)

„Die deutschen Frauen im Mittelalter. Von Karl Weinhold. Wien, 1851." 8.

Mittwoch, den 3. Dezember 1851.

Schon früh stürzt der Prinz von * herein, und will den Pariser Staatsstreich besprechen; ganz unnöthig! weder ich noch er können dabei anders als müssig kannegießern. Ich verweise ihn auf die nächsten Zeitungen und Briefnachrichten. Aber er bleibt mir auf dem Halse und bringt mich zur Verzweiflung, denn er nimmt mir die besten Schreibestunden und zerrüttet mir den ganzen Tag. Endlich geht er ab. Meine Thüre zugeschlossen. W. B. M. ꝛc. kamen nicht herein. —

Geschrieben. Die Sachen in Frankreich bewegen mich stärker, als ich dachte. In dem augenblicklichen Siege des Schurken Louis Bonaparte sah' ich nur den dauernden der Volkssache; hat doch sogar des alten Napoleon Despotismus im Grunde nur der Sache der Freiheit gedient! Die Mehrheit der gesprengten Nationalversammlung bestand aus Schuften, aus Verräthern des Volks, warum sollte das sich ihrer annehmen? Wäre es umgekehrt ausgefallen, hätte die Nationalversammlung den Präsidenten gestürzt, so würde das Volk

es auch geſchehen laſſen, auch er iſt ein Verräther. Eben ſo ſteht es hier; zertritt das Miniſterium die Kammern, der Demokratie kann es recht ſein, ſie haben ſich ſchuftig benommen, zerträten die Kammern die Miniſter, die Demokratie hätte nichts dagegen, auch ſie haben die Volksſache verrathen. —

Die „Kreuzzeitung" iſt voll Angſt und Sorge, ſchimpft auf Bonaparte, ruft zum Vaterlandseifer auf! Jetzt ſollen die Kammern ſich wohl mit der auswärtigen Politik beſchäftigen, ach gar zu gern will man das! Gränzenloſe Erbärmlichkeit! —

Der Befehl iſt ſogleich ergangen, das achte Armeekorps, am Rhein, mobil zu machen! In acht Tagen vielleicht ſchämt man ſich dieſes Befehls, ſoll er nicht erlaſſen geweſen ſein. In acht Tagen vielleicht ſollen auch die Kamern wieder nicht mit auswärtiger Politik ſich beſchäftigen! —

Herr Hodgkin iſt nun auch hier ausgewieſen und von Konſtablern zum Bahnhof begleitet worden. Er hatte ſich eben vorgenommen, Preußen auf Koſten Oeſterreichs zu loben! Preußen hat ihn eines Beſſern belehrt. Mag er nun beide ſchelten! —

Dr. Klefeld, Arzt in Görlitz, bei dem ſchon Hausſuchung war, nun auch verhaftet; er ſoll mit Bucher in Verbindung ſtehen, als wenn das ein Verbrechen wäre! —

Dulon hat in Bremen wieder gepredigt, unter größtem Zulauf und Beifall. Das Gericht aber ſetzt ſeine Verfolgungen gegen ihn fort; der ganze Senat iſt wider ihn. —

Abends bei *. Bonaparte's Staatsſtreich etwas beſprochen, die Verwirrung und Angſt hier am Hofe! —

Geſchichtsbetrachtungen. Unergründlicher Reichthum der Gebilde, tauſendfacher Zuſammenhang der Dinge; es wäre das anziehendſte, ergötzlichſte Schauſpiel, — wenn es nur ein Schauſpiel wäre! — In dieſem Wirbel von Ereigniſſen

kreiſt das Chriſtenthum immer mit! Wie es dem bisher ergangen iſt! wie es ihm noch ergeht! Es lebt unter Hohn und Schmach weiter, ſeinen Unrath und Abfall, ſeinen innern Feind muß es vergöttert ſehen. —

In Arthur Schopenhauer geleſen. Ein toller Kerl, aber hat viel Gutes. Wie er über Wahnbilder der Religion, über den Ehrenpunkt ſpricht, ſehr gut! Ueber die Elendigkeit der Menſchen, daß man ihre Noth vor allem anſehen ſoll, — vortrefflich! »Pauvre humanité!« Wie Rahel ſo oft der Frau von Stael nachſagte. —

Donnerstag, den 4. Dezember 1851.

Die „Urwählerzeitung" ſagt das Richtige über den Pariſer Staatsſtreich, das Volk bei uns verſteht die Sache ganz richtig. Die „Nationalzeitung" deutet auf unſre Zuſtände hin, daß auch unſre Staatsſtreiche mit Wortbruch und Argliſt geſchahen, daß auch bei uns alle feierlich geleiſteten Zuſagen freventlich und frech gebrochen worden ſind. Ob ſich das Volk wird wieder blenden und mit großen Worten gewinnen laſſen? Ob es ſich von falſcher Vaterlandsliebe, von Kriegsluſt wird fortreißen laſſen, von ungewecktem Haß gegen den Erbfeind, wie man ſo gern die Franzoſen noch immer bezeichnen möchte? Dieſe Frage wird erhoben und faſt nur verneinend beantwortet; am Rhein nun gar, da ſind die demokratiſchen Geſinnungen durchaus franzoſenfreundlich, da ſingen ſie nicht mehr: „Sie ſollen ihn nicht haben!" ſondern: „Sie ſollen ihn haben, ſie ſollen ihn haben, wenn ſie die Freiheit bringen!" Vaterland? Die Knechte haben keins. Preußen? Wo iſt es noch zu finden? Welche ſeiner alten Eigenſchaften hat es noch? Wir ſind ſchon Ruſſen, Oeſterreicher! —

In den Handels- und Zollsachen geht Oesterreich stark und klug vorwärts. Wenn Hannover den Handelsvertrag mit Preußen noch nicht bricht, so geschieht auch das nur zum Vortheil Oesterreichs, der Vertrag bindet Preußen und wendet ihm die andern Zollvereinsstaaten ab. Die Minister aber prahlen, als hätten sie Preußens Wohlfahrt und Macht gegründet! —

Der Minister von Manteuffel erklärte heute in der Ersten Kammer, sie würden nicht mobil machen. Da haben wir's! Vorgestern war der Befehl dazu vom Könige schon ausgesprochen; heute ist es nicht mehr wahr. Der erste Schrecken war groß! —

Prof. Bayrhoffer aus Marburg wird durch Steckbriefe verfolgt. Die polnische Zeitung in Posen darf in einer andern Druckerei — und nach gegebenen guten Versprechungen — wieder erscheinen. —

Von den Kammerverhandlungen, den Regierungsvorlagen, den Gesinnungen und Absichten, ist gar nicht zu reden. Alles windet sich in Lügen und Ränken weiter. Alles wetteifert in Anweisungen auf die Zukunft; welche von diesen Anweisungen sie zahlen wird, das wird sich zeigen. —

Freitag, den 5. Dezember 1851.

Nähere Nachrichten aus Paris. Der Spitzbube hat vor seinem Staatsstreich erst fünfundzwanzig Millionen Franken aus der Staatsbank erhoben. Das Volk unruhig, die Truppen schweigend. Es ist noch nicht aller Tage Abend. — Unsre Zeitungen sehr gut, alle sprechen von Louis Napoleon als von einem Verbrecher. Die Demokraten freuen sich der Strafe, die ein Theil der Feinde jetzt erfährt, der andre Theil wird auch an die Reihe kommen. —

Unſern Gewalthabern hier mißfällt die Berufung des Präſidenten an das Volk, die an die Truppen laſſen ſie ſich ſchon eher gefallen. Sie hoffen noch, daß Bonaparte es mit ihnen halten werde, ſind deſſen aber keineswegs gewiß. Angſt und Sorge ſind groß, obſchon man thut, als ſei man mit dem Geſchehenen einverſtanden. Daß Rußland zum Staatsſtreich gerathen, gedrängt habe, wird nicht geläugnet; die Frage iſt nur, wie ihm die Folgen ſchmecken! —

Beſuch von Weiber, von Hänlein; letzterer hat ſich die albernſten Nachrichten aufbinden laſſen; man ſieht, was im diplomatiſchen Kreiſe für Dummheiten umlaufen, was alles von den blödſinnigen Leuten geglaubt werden kann. Von Verſchwörungen, die mit Koſſuth's Aufenthalt in England zuſammenhängen ſollen, von Schneidergeſellen, die auf die erſten Banquierhäuſer Kreditbriefe auf Hunderttauſende haben ꝛc.

Beſtürzung und Geſchäftsloſigkeit an der Börſe, die Kourſe ſind gefallen, man will ſie gern wieder heben. —

Im Seneca geleſen, in Voltaire. —

In Paris Kampf. Bruchſtücke der Nationalverſammlung wehren ſich. Michel de Bourges, Victor Hugo, Eugene Sue ꝛc. rufen zu den Waffen. —

Der Redakteur Schönörffer in Königsberg vom Appellationsgericht zu drei Monaten Gefängniß verurtheilt, das Untergericht hatte vier Wochen oder 50 Thaler beſtimmt. —

In Elbing neue Schikanen gegen die Deutſchkatholiſchen.

In Breslau der Stadtgerichtsrath Pſtücker, ehmals Abgeordneter zur aufgelöſten zweiten Kammer, vom Appellationsgericht disziplinariſch zu dreimonatlicher Amtsſuspenſion mit halbem Gehalt verurtheilt, wegen ſeines Verhaltens im Jahr 1848.

In Delitſch neue Verhaftung des Arztes Dr. Fiebiger, nachdem er eben in Magdeburg anderthalb Jahre verbüßt!

In Kaſſel die Wahlverweigerer um fünf Thaler jeder

54.

Varnhagen an Oelsner.

Berlin, den 18. Mai 1821.

Unser Geheimerath Koreff, der sich am Tage der Ankunft des Fürsten von Hardenberg plötzlich von Berlin nach Dresden entfernt hatte, ist eben so unerwartet von dort wieder hieher zurückgekehrt, und hat seine gewöhnlichen Vorlesungen angekündigt. Das Gerede und die Vermuthungen, die sich in Betreff seiner Verhältnisse unter den hiesigen Leuten erhoben hatten, sind damit noch nicht ganz niedergeschlagen, und fortwährend behaupten Manche, er sei jene kurze Zeit hindurch verbannt gewesen, Andere sagen, er sei zum Behufe seiner Verantwortung zurück gerufen. Von ihm selbst, obwohl ich ihn öfters sehe, weiß ich nichts über die Sache, und in der That vermag ich kein Urtheil darüber auszusprechen. Nur weiß ich von anderer Seite zuverlässig, daß der Staatskanzler in besonderem Schreiben von den Herren Koreff und Benzenberg vorläufig Auskunft über das Constant'sche Aergerniß eingefordert hat, und daß davon die Rede ist, den französischen Herausgeber amtlich zur Rechenschaft zu fordern. Der heftige Aufsatz im „österreichischen Beobachter", den unsere „Staatszeitung" eifrigst aufgenommen, hat die Sache nicht verbessert, und wir fürchten für Koreff aus dieser Geschichte noch manchen Verdruß, obwohl seine Heiterkeit bis jetzt noch ungestört erscheint und jede Besorgniß ablehnt. Ich wünsche von Herzen, daß er Recht haben möge, ich sehe vielleicht zu dunkel. Die neue Schrift Benzenberg's „Friedrich Wilhelm der Dritte," hat dem Verfasser die mangelnde Gewogenheit hiesiger Personen nicht zu erwerben gewußt. Der König soll äußerst mißvergnügt mit der ganzen Darstellung sein; der Zensor, Herr Hofrath la Garde, hat

gestraft, dann neue Vorforderung, die Weigerer sollen sagen, aus welchem Grunde sie nicht gewählt! Gedankeninquisition. Und solche Schufte, wie Hassenpflug und sein Kurfürst, regieren! —

Ein Gericht in Königsberg hat auf Antrag des Staatsanwalts erklärt, ein Angeklagter, den zwei Nachtwächter geprügelt, und der sich zur Wehre gesetzt, sei nicht schuldig, die Obrigkeit beleidigt zu haben! —

Aber ein Bürger, der einem Konstabler gesagt: „Ich werde Ihnen die Thüre weisen!" wird hier zu 10 Thaler Strafe verurtheilt, obwohl erwiesen und anerkannt wurde, daß der Konstabler unbefugt bei ihm eingedrungen war und nichts bei ihm zu suchen hatte! Türkei. —

Seit dem Pariser Vorgang stockt hier aller Verkehr. Die Leute halten mit ihren Weihnachtseinkäufen inne. In den Laden wird sehr geklagt. —

Die „Kreuzzeitung" wirft dem Grafen von Chambord gradezu Feigheit vor. „Nun, dann ist er grade wie die andern." —

Der Philologe Dr. Franz ist hier gestorben. Er war ein eifriger Demokrat. —

Sonnabend, den 6. Dezember 1851.

Die heutige „Konstitutionelle Zeitung" spricht Abscheu gegen den Verbrecher Louis Bonaparte aus, beschuldigt aber die französische Linke, früher nicht mit den Burggraven gegen ihn gestimmt zu haben. Diese Zeitung fühlt die Lage ihrer Parthei hier, sie möchte die Demokraten anrufen, jetzt ihr beizustehen in den Kammern. Nichts da! Keine Gemeinschaft mehr mit diesen Leuten, die der Oktroyirung zugestimmt, die alle Gesetzesbrüche zugelassen haben! Die Linke in Paris that ganz recht, für diese Rechte, für diese durch-

löcherte Verfaſſung brauchte ſie keine Hand zu regen. Wenn ſie jetzt dennoch kämpft, ſo geſchieht es, weil der Verbrecher weiter geht, auch die Volkspartei angreift, und die frechſte Anmaßung ausübt. —

In Frankfurt am Main hat der öſterreichiſche Kommandant ſchon militairiſche Sicherheitsmaßregeln, d. h. polizeiliche, angeordnet. Auch hier zeigt ſich die größte Furcht und Angſt. —

Beſuch von Weiher. Berathungen im Kriegsminiſterium, ſie wiſſen alle nicht, was ſie thun ſollen, wie ſie thun ſollen. — Beſuch von Dr. Hermann Franck, anderthalb Stunden. Ueber die Lage der Dinge, im Allgemeinen, im Einzelnen. Franzoſen und ihre Aufgabe ſeit ſechzig Jahren. Deutſche, ihr Werth, ihre Tüchtigkeit; daß ſie nichts ausrichten können, iſt nicht heutige Schuld, iſt ſeit Jahrhunderten ſo angelegt. Ob die Monarchie ſich aus ihrer Schmach und Unwürde noch wieder erhebt? Nein! Alle Könige haben ſich und ihr Amt zu ſehr geſchändet durch Verrath, durch Feigheit, der Glauben an ſie iſt verloren! — Uebrigens — die Menſchen bleiben Menſchen, mali inter malos vivimus. Senec. de ira. III. 26. Das Gute kann nicht aus den Guten allein hervorgehen, es muß auch aus den Schlechten hervorgehen; das Gemiſch der Leidenſchaften giebt eine gute Gährung. —

Die „Neue Preußiſche Zeitung" iſt entſchieden gegen den Abentheurer, zählt ihm ſeine ſchlechten Mittel her, als wenn ſie die unſrer Staatsretter herzählte. Naiv genug! —

Die Nachrichten aus Paris ſind ſparſam und unſicher. Ein furchtbarer Kampf aber wüthet, das iſt gewiß, und die Sachen des Abentheurers ſtehen nur zweifelhaft. Schon hat er geheime Wahlen zugeſtanden, anſtatt der öffentlichen, das iſt eine Nachgiebigkeit gegen den Aufſtand. Das Volk ſchlägt ſich gegen die Truppen mit größtem Heldenmuth. Abgeordnete und andre Volksmänner treten entſchloſſen

auf, ermuntern, kämpfen, Victor Hugo erläßt einen Aufruf und ist überall sichtbar. Die Generale Castellane in Lyon und Neumeyer in Nantes sind gegen Bonaparte, heißt es. Tapferkeit und Todesverachtung sind an der Tagesordnung. In Paris hat der Schutz 100,000 Mann und noch 50,000 sind herbeigerufen. Das Volk ist ohne Waffen, und dennoch! —

Unangenehme Eindrücke von den Weihnachtsgeschichten. Grade unter den Gebildeten, Feinen, wie sie sich dünken, herrscht eine gemeine Habsucht, eine rohe Begier nach Geschenken, deren Werth wirklich nur der ist, den sie im Laden haben. Geringe Dienstboten sind bescheidener, zufriedener. —

Im Seneca gelesen, in Voltaire. —

Der Schlosser Sigrist, im Jahre 1848 bei den Barrikaden ein Hauptführer, aber wegen des Zeughaussturmes zu mehrjähriger Haft verurtheilt, hat diese verbüßt und ist wieder frei. Ob man ihn hier leiden wird? —

Der König soll hochvergnügt sein über den Streich Bonaparte's. Bei der ersten Nachricht war er erschrocken, und gab Befehl, das achte Armeekorps mobil zu machen, er fürchtete, das Volk möchte siegen. Bonaparte's Sache sieht er als seine eigne, als die aller Fürsten an, — arme Fürsten, so weit sind sie schon! — und da die Nachrichten Bonaparte's Gelingen wahrscheinlich machen, so hat man alle Ursache sich zu freuen! — Einstweilen genießt man wenigstens der herrlichen Lust, daß Volk, daß Franzosen niedergeschossen werden!! —

Sonntag, den 7. Dezember 1851.

Die Nachrichten aus Paris lauten nicht ungünstig. In den nördlichen Departementern Gährung. Der Kampf in Paris dauert mit Erbitterung fort, viele Opfer fallen. —

Unſre Vornehmen hier, das Diplomaten- und Hofvolk, beginnen ſich etwas zu ſchämen, werden verlegen und kleinlaut. Dem ſiegenden Spitzbuben wollen ſie wohl zujauchzen; aber wenn er unterliegt, dann ſagen ſie ſich von ihm los.

Merkwürdig, daß faſt alle engliſchen Blätter, die ſchändlichen „Times" wie die wackere »Daily News« gegen den Staatsſtreich und gegen Bonaparte ſind. —

In Hannover wollen die Kammern ſich ermannen. Viel zu ſpät! Jetzt mögen ſie nur zu Grunde gehen! Auch die Verſuche, unſre Kammern zu retten, ſind jetzt unnütz und vergeblich. Mögen ſie durch ihren ſchmachvollen Untergang neue Beiſpiele des Wortbruchs und Verraths liefern! Das iſt alles, was ſie noch leiſten können. —

Trotz des ſchlechten Wetters ausgegangen. In der Leipzigerſtraße 96 bei Müller, dem man ſeine Leihbibliothek mit willkürlicher Gewalt unterdrückt hat, und der jetzt Pappſachen ꝛc. verkauft. Dann Leipzigerſtraße 25 bei Streckfuß, wo ich Zigarren gekauft. —

Im Seneca geleſen, Engliſches. — Die franzöſiſchen Ereigniſſe ſtürmten mir in der Seele, und ich hatte bisweilen Mühe, Richtung und Maß nicht zu verlieren. Die Dinge, die man vor Augen hat, ſind ſo arg, ſo verbrecheriſch und durch und durch unſittlich, daß man glauben könnte, man lebe die unſeligſte Zeit der Geſchichte, die der römiſchen Cäſaren, mit. Die Gewalt war damals roher, grauſamer, aber nicht ſchändlicher, nicht frevelhafter als jetzt. —

* war drittehalb Stunden bei dem Kultusminiſter von Raumer, hat für Fröbel geſprochen, den Miniſter in die Enge getrieben, beſchämt; aber alles nutzlos. Dieſer Menſch iſt dumm, fanatiſch, gewiſſenlos. Unter andern ſagte er, das ſei eben das Unchriſtliche bei Fröbel, daß er meine, den ſündhaften Anlagen der Menſchen durch Unterricht entgegen zu wirken, dafür ſei nur das Blut Chriſti gut! * fragte

ihn, wieſo er denn Unterrichtsminiſter ſein könne? — Ein ſolcher Menſch an der Spitze dieſer Verwaltung! — Die Spiele, meinte er, ſeien an ſich unſchuldig, aber nicht die Grundſätze, alles ginge auf Atheismus aus; unterſuchen laſſen wolle er die Sachen nicht, er wiſſe genug davon; auch hätte die Polizei Briefe von Demokraten in Händen, worin die Kindergärten empfohlen würden, dieſe Leute, die ſehr klug ſeien und feine Naſen hätten, erkennten demnach, daß die Sache für ſie ſei! —

Bethmann-Hollweg und ſeine Genoſſen haben dem König ihre Unterwürfigkeit, ihre guten Geſinnungen dargelegt; er hat ſie zu Gnaden angenommen; wenn es ſo gemeint ſei, ſo habe er nichts wider ſie, ſie möchten nur fortfahren gute Unterthanen zu ſein. —

Montag, den 8. Dezember 1851.

Die Nachrichten aus Paris lauten nicht gut, die günſtigen beſtätigen ſich nicht, die ungünſtigen wiederholen ſich. Die Empörung über das Budenſtück muß aber groß und allgemein ſein, nur die Soldaten unterſtützen es. Wie lange, das iſt eine andre Frage. —

Der Buchhändler Keil in Leipzig wegen Zerrbildern im eingegangenen „Leuchtturm", die auf den hergeſtellten Bundestag gedeutet werden, noch jetzt zu dreimonatlichem Gefängniß verurtheilt worden. —

Die Majeſtätsbeleidigungen kommen in dieſen Tagen wieder ſehr häufig vor, aber man findet nicht angemeſſen, ſie zu rügen, vielleicht thut man es ſpäterhin. Ein Handwerker hat in einer Bierſchenke, wo man von dem Eidbruch Bonaparte's ſprach, laut ausgerufen: „So ſind ſie ja Alle, Bonaparte und Friedrich Wilhelm, das iſt ein und derſelbe — Stoff!" — Eine vornehme Dame nannte den König:

„Unſer dummer Herumreiter.“ Am häufigſten kommen Worte vor, die den König als Feigling und als Heuchler bezeichnen. Man will ihm gar nichts Gutes mehr zutrauen, nur Bosheit und Rachſucht. „Er haßt eigentlich alle Menſchen, die wenigen Schmeichler ausgenommen, die ſeinen Phantaſieen huldigen; ſeine Miniſter haßt er zumeiſt.“

Der Miniſter von Manteuffel geht wieder in den Bierſchenken umher, ſpricht mit Bürgern und Handwerkern, will ſich populair machen. Wozu das? Iſt das Volk denn etwas? Für einen Staatsretter? Die ihm als demokratiſch verdächtigten Orte findet er ganz gemüthlich, die Maſchinenbauer gute Leute, hört ihre Klagen gegen Gewerberath und Magiſtrat beifällig an, will ihnen helfen ꝛc. Der Staatsretter! —

Der Konrektor Schramm aus Langenſalza, vormals Abgeordneter zur Nationalverſammlung in Berlin und dann zur zweiten Kammer, iſt in Erfurt wegen Hochverrathes zu fünf Jahren Zuchthaus verurtheilt worden. Der Buchhändler Straube zu achtzehn Monat Feſtungsſtrafe, der Kandidat Stieler aus Langenſalza zu einem Jahr Gefängniß. Alle drei waren ſchon längſt im Auslande. —

Der Senat von Bremen überträgt dem Bundestage willig die Aufgabe, das bremiſche Volk in Ordnung zu bringen. O Smidt, Smidt, dahin iſt es gekommen! —

Zu Hauſe mit Ludmilla noch Schach geſpielt; aber unruhig, nervenerregt! Die Nachrichten aus Paris thun mir gar zu weh; ich weiß, daß es ſo richtig und gewiß gut iſt, aber ich fühle anders. Das Herz pocht mir krankhaft! —

Der Redakteur des „Publiziſten“, A. F. Thiele, iſt zu zwei Monaten Gefängnißſtrafe verurtheilt worden, wegen einer Kritik des neuen Strafgeſetzbuches, die in dem Blatte vom 7. Juli ſtand. Das Gericht wollte auf die Wahrheit der dort angeführten Thatſachen nicht eingehen. —

In England fühlt man in dem Verbrechen des After-

Bonaparte ziemlich allgemein etwas Feindseliges. Der Abentheurer macht, wenn er besteht, Frankreich zu einer russischen Abhängigkeit, hält es mit Oesterreich und Rußland gegen England; Preußen nennt man nicht mit, es zählt nicht mehr, es ist ein Anhängsel der beiden andern. —

Dienstag, den 9. Dezember 1851.

Schlaflose schlimme Nacht! Nervenunruhe, die Pariser Schandthat brannte mir in den Eingeweiden, verzerrte mir alle Vorstellung, die Gedanken waren zu schwach, die Gefühle zu mächtig, sie stürmten immerfort. Die neue Bartholomäusnacht hat noch gefehlt, sie vollendet das Bild aller Gräuel der nichtswürdigen Militairherrschaft, die über Europa waltet. Die andern Herrscher aber müssen sich doch solch eines Genossen, wie der Abentheurer Louis Bonaparte ist, eigentlich schämen. Schämen sie sich? O nein, sich freuen sich! —

Die heutigen Nachrichten lassen keinen Zweifel, daß in Paris der Waffenkampf aufgehört hat. Die Legitimisten zuerst haben den Widerstand aufgegeben, sich dem Schuft genähert. Das Volk hat abgelassen, da es die Uebermacht der Soldaten und ihre Wuth sah. Nie hätte man gedacht, daß französisches Militair in Masse so freiheitsverrätherisch, so vaterlandsvergessen sein könnte. Gleich wilden Thieren haben sie geraset. Der Abentheurer will auf solche Stützen seine Macht gründen! Noch ist aber Frankreich nicht verloren! Geduld! —

Abends zu *. Allgemeines Geschnatter, nicht Ein Wort, das der Mühe werth gewesen wäre! Wahrhaft erwürgende Gesellschaft, diese geschäftige Langeweile, diese Dürftigkeit, Geringheit der Unterhaltung! Ich komme auf meine alten Tage zu ganz besondern Betrachtungen, die mir sonst fern lagen. Vor allem drängt sich die Frage auf, ob all das

gemeine Volk der sogenannten Leute, dieses kleine Getreibe des bürgerlichen Lebens, der armseligen Bildung und Einbildung, es wohl werth sei, daß man näheren Antheil an ihm nehme? Die Natur macht sich offenbar nicht viel aus ihm, sie wirft es hin und her, läßt es entstehn und vergehn, und bewahrt keine Spur von ihm. Gerechtigkeit muß im Allgemeinen herrschen, Wohlwollen und Hülfe dem Einzelnen gewährt werden, — aber zu große Sorge für das Menschengeschlecht soll sich niemand auflegen. Wie schlecht ist es dem guten Jesus bekommen und gerathen! Und doch war er der beste und größte Retter, der jemals aufgetreten!

Zu Hause noch Gespräche mit Ludmilla und etwas Schach. Die französischen Sachen drücken mich schwer. Der Anschein ist doch schlimmer, als ich sie mir vorgestellt. Ein siegender Soldat, das wäre noch was! aber ein siegender Lump und Schuft, das ist unerhört, in Frankreich wenigstens! Ein Dei von Algier, ein Bei von Tunis, durch aufrührische Rotten zur Herrschaft erhoben! —

Die „Kreuzzeitung" sieht Krieg kommen. Sie sagt, wir müßten mit Oesterreich dann eng verbunden stehen, trotz des brennenden Unrechts, das dieses uns anthue. So? Also brennendes Unrecht erleiden wir von dort? Bisher läugnete das die „Kreuzzeitung", sie gab uns die Manteuffel'sche Schande für preußische Ehre zu fressen!

Einer Zeitungsnachricht aus St. Petersburg zufolge soll Bakunin noch am Leben sein. —

Correspondance entre le comte de Mirabeau et le comte de La Marck pendant les années 1789, 1790 et 1791, recueillie, mise en ordre et publiée par M. Ad. de Bacourt, ancien ambassadeur de France près la cour de Sardaigne. Paris, 1851. 3 vols. 8. Hier wird Mirabeau's Verhältniß — nicht Einverständniß — mit dem Hof, mit dem König und der Königin, vollkommen aufgedeckt. Aber

ihm ſelbſt lag daran, daß dies geſchehen ſollte, die Bemühungen, die ihm nach ſeinem Tode als Verrath angerechnet wurden, rechnete er ſich zur Ehre. So geht es mit dem geſchichtlichen Ruf! Jedes Jahrhundert nicht nur, jedes Jahrzehnt ſtellt ihn um! —

Mittwoch, den 10. Dezember 1851.

Paris iſt ruhig, einzelne Unruhen in den Departementern ſind nicht bedeutend, die Gewaltherrſchaft iſt gräuelvoll hart und ſcharf, im Augenblicke ſcheint kein Widerſtand möglich. Die Nation muß ſich erſt wieder beſinnen, umſehen. Alle Nachrichten ſtimmen darin überein, daß die Maſſe des Volks, die Arbeiter, daß überhaupt die Rothen noch gar nicht zum Kampfe ſich erhoben haben, daß die Montagnards nicht ſowohl als Volksmänner, als vielmehr als Mitglieder der Nationalverſammlung ſich zum Widerſtand bewogen fanden. Der Sozialismus in Frankreich ſteht noch unberührt. —

Der König hier iſt wüthend aufgefahren, daß jemand in ſeiner Gegenwart die Vorgänge in Paris vom 2. Dezember mit den hieſigen vom 18. März verglich. Das Gelingen Louis Bonaparte's freut ihn nicht mehr, es ärgert ihn. Und daß ein Heer dem unberechtigſten Lumpen zur ſchrankenloſeſten Macht verhilft, wirft einen tiefen Schatten auf die nach ſeiner Meinung heilige ererbte Macht. Ja, ja, die Fürſten beugten ſich unter den alten Napoleon, der war wenigſtens ein ehrenvoller Eiſenhandſchuh, jetzt ſollen ſie von dem ſchmutzigen ledernen des Abenteurers geſchlagen werden, oder gar ihn küſſen! —

Die zweihundert Austheiler der „Urwählerzeitung", beſchuldigt das Blatt einzeln verkauft zu haben ohne Gewerbserlaubniß, ſind auf Antrag der Behörde ſelbſt freigeſprochen

worden. Viele haben die Polizeistrafe schon bezahlt. Einstweilen standen nur vier vor Gericht, deren Nichtschuldig aber für alle gilt.

In den hannöverschen Kammern hat sich die Mehrheit gegen die Regierungsvorlagen ausgesprochen. Deutsche Kammern, heutiges Tags! Man wird sie maßregeln. —

Besuch von Dr. Hermann Franck und Weiber. Franck blieb über zwei Stunden, und wir besprachen gründlich die Lage der Sachen. Er hat große Einsicht und reifen Geist, betrachtet die Zustände von der Höhe herab. Was wir sprachen ist mehr Geschichtebetrachtung als Politik, die Naturgeschichte des Menschenschlages wird erörtert. In einer gewissen Höhe verschwinden die noch so großen Unterschiede der Völker, und Volk ist Volk, eins wie das andere. Was den Menschen überhaupt zur Last fällt, soll man nicht dem einzelnen Volk aufbürden, so wenig wie dem einzelnen Menschen das, was dem ganzen Zeitalter angehört. Iniquus est qui commune vitium singulis objecit. (Seneca de ira III, 26.) Mir fällt auch die Stelle von Shakespeare ein:

»As hounds, and greyhounds, mongrels, spaniels, curs,
Shoughs, water-rugs, and demi-wolves, are cleped
All by the name of dogs« etc. (Macbeth.)

Die Ereignisse in Frankreich an ihren Ort zu stellen, ist keine Kleinigkeit, der Umfang, den sie äußerlich haben, macht es schon schwierig. Man begreift eine wüthige Soldatenrotte, ein solches Heer ist schwerer zu fassen. —

Abends zu Hause. Mit Ludmilla Schach gespielt. —

In Voltaire gelesen; ich wollte in der Noth, die der litt, die unsitte vergessen, und wahrhaftig, arg und schwer war auch die seine! Und was trieb ihn zu diesen Kämpfen und Leiden? Die reinste Wahrheits- und Menschenliebe! Er konnte seine Reichthümer, seinen Ruhm, die Gunst der Großen, den Be-

sein Amt verloren, weil er die Anzeige in der Zeitung gestattet; der Adel sieht in Benzenberg den Demokraten, die Liberalen den Ministeriellen, das Ministerium den Konstitutionellen, was respektive immer der schimpflichsten Bezeichnung gleichkommt. Merkwürdig ist es, wie wenig in unsrer Zeit ein Schriftsteller sich Dank verdienen kann, und zwar desto weniger, je mehr er es darauf anlegt. Die Leute wollen auch, so scheint es mir, gar nicht mehr verständigt sein, sondern sie wollen es auf thatsächliche Entscheidung ankommen lassen, wie man den Zweikampf unternimmt, statt vor Gericht zu gehen. Zur bloßen Erörterung konnten auch die nächstvergangenen Jahre dienen, da mochte sich die Mehrheit redlicher Gemüther noch mancher zu findenden Wahrheit und aufzustellender Einsicht fügen; allein diese Zeit halte ich für geschlossen, und schön, herzlich und freudig werden sich die Dinge nicht mehr gestalten; der Frieden ist gebrochen, und wenn er wiederkehrt, so ist es spät, nach großem Weh, und nach dem Siege des einen Theils, nicht nach dem Vergleiche beider; Schaden aber ist beim Siege wie bei der Niederlage. Den Sieg zu gebrauchen, ist überdies oft nicht weniger schwierig, als ihn zu erlangen.

Ich glaube, die neuesten Sieger empfinden und leiden schon etwas von der Wahrheit dieses Satzes; nicht bloß da, wo der Sieg mit den Waffen errungen worden, auch in den Gegenden, wo seine Folgen ohne Waffen bedeutend werden, scheint eine eigene Verlegenheit über den Geistern zu schweben, wie der große Gewinn zu verwenden sei; ohne höhere Ideen und umfassende Schöpfungen reicht man in den jetzigen Weltzuständen nicht mehr aus, läßt man sich aber auf jene ein, wer vermag dann Schranken zu setzen in einem Gebiete, das keine erlaubt, als die wirklich die seinen sind? Die Kontrerevolutionen, denen das Zerstören nicht einmal in solchem

fall der Welt, in süßer Behaglichkeit genießen, allein er wählte den Kampf, und kämpfte heldenmüthig bis an's Ende!

Der Bundestag hat den Beschluß gefaßt, daß alle den ehmaligen reichsständischen und reichsritterschaftlichen Mediatisirten im 14. Artikel der Bundesakte gewährten Adelsprivilegien vollkommen zu Recht bestehen. Diese Grundrechte sind heilig! —

Donnerstag, den 11. Dezember 1851.

Sehr schlechte Nacht, die weiche schlaffe Luft lag mir auf den Nerven, die Pariser Vorgänge standen mir vor der Seele. —

Oesterreich beabsichtigt, am Bundestage sein Präsidium von seiner stimmenden Gesandtschaft zu trennen, und für ersteres einen Erzherzog aufzustellen. Das heißt, den Reif, nach welchem Preußen die Hand ausgestreckt, etwas höher hängen, und dem Alleinbesitz nur stärkere Geltung geben. Der König ist höchlich beschamt und erbittert über dies Vorhaben, die Minister klagen und schimpfen, — aber wenn Oesterreich die Sache ernstlich will, werden sie alle nachgeben. —

Auch die beiden letzten Gefangenen, die wegen des Büchsenvereins in Haft waren, sind nun freigelassen worden, spät genug! Die ganze Anschuldigung ist in Wind aufgegangen. Und der große staatsretterische Lärm von Komplott und Aufruhr? —

Fruchtlose Haussuchung beim Buchdruckereibesitzer Reichardt hier. — Haussuchung bei zweien Studenten, fruchtlos. —

Unsre Staatsretter sind verdrießlich, daß Louis Bonaparte ihr Handwerk durch seine Uebertreibungen so bloßgestellt, so verzerrbildet. Sie fühlen, daß der Unterschied nur im Grade liegt, im Grundsatz nicht; denn ihr Recht, auf das sie sich stützen, beruht zuletzt auf ihrer Einbildung, wie das

seinige auf seiner. Die Vergleichung ist ihnen sehr unangenehm, und der Staatsstreich des Schuftes, seine Gewaltanmaßung, Oktroyirung, Polizeiwillkür, Frechheit, kann nicht getadelt werden, ohne daß auch für unsre Staatsretter etwas abfällt. Dieselben Vorwände, Ruhe und Ordnung, Autorität, Wohlfahrt des Volks, haben auch sie gebraucht, und von ihren Zusagen keine erfüllt, im Gegentheil erst recht Gesetzlosigkeit, Noth und Schmach hervorgebracht. Der Schuft bringt nun alles in größerem Maß, und macht die Sachen recht auffallend. —

Die „Neue Preußische Zeitung" ist empört über die Art Freude, die der König über den Bonaparte'schen Staatsstreich an den Tag gelegt hat, und fragt bedeutend, was für Grund legitime Fürsten haben könnten, sich des Budenstückes zu freuen? Die Antwort ist leicht: Haß gegen alles was Volk heißt, was Freiheit heißt. —

Ich blieb zu Hause; besorgte allerlei Geschäfte, schrieb einiges auf, las dann in Schriften zur französischen Revolution, im Seneca; spielte mit Ludmilla einige Partheen Schach.

Schreckensregierung in ganz Frankreich, alle Preßfreiheit vernichtet, jeder Verein, jedes Zusammenkommen, jedes mißvergnügte Wort, mit Verhaftung bestraft, mit Deportirung nach Cayenne. Belagerungsstand, Willkür, freche Rohheit, gemeine Spürerei, schamlose Lügen.

Erklärungen des Schuftes an die auswärtigen Höfe, sie zu beruhigen. Er sucht den Beistand der Pfaffen, der Fürsten! — Im Elysée glänzender Empfang, großes Gedränge, alle Gesandten, Mathilde Demidoff, Marquise Douglas (Tochter der Großherzogin Stephanie von Baden), viele Legitimisten, einige Orleanisten. —

Freitag, den 12. Dezember 1851.

Geschrieben. Ueber den Staatsstreich des Abenteuers, Staatsretterei überhaupt. Man muß das Zusammengehörige zusammenstellen, da wird vieles von selbst klar. —

Der Buchhändler Scheller in Düsseldorf, angeklagt wegen Verkaufs der Freiligrath'schen Gedichte, ist zwar freigesprochen, der Vorrath von Abdrücken aber vernichtet werden. —

Wiederum sind freie Gemeinden unterdrückt, ihnen ihr Gottesdienst untersagt worden. Hier chikanirt man sie tüchtig, verbietet sie aber noch nicht ausdrücklich. —

Hier sollen heimlich demokratische Versammlungen stattgefunden haben, um sich über die Lage der Dinge zu verständigen. Der Beschluß soll dahin ausgefallen sein, fest auf den Grundsätzen zu beharren, die Genossen zu unterstützen, die Gesinnungen zu stärken und auszubreiten, alles Uebrige werde sich von selbst finden. — Die Versammlungen konnten als heimliche nur klein sein, von dreißig bis vierzig Personen, eine jedoch, in einem Gartenhause, von mehr als hundert. — Merkwürdig, daß dergleichen geschehen kann! —

Thiers durch Polizei über die Gränze gebracht, in Mainz angekommen. —

Sonnabend, den 13. Dezember 1851.

Die „Neue Preußische Zeitung" will die Kammern nicht ganz aufgeben, sie fürchtet die Geheimräthe-regierung, und meint, diese Leute seien zwar auch in den Kammern vorherrschend, aber hier doch in bestimmten Formen gehalten. Die Partei scheint zu merken, daß ihr ohne Kammern und Presse kein Mittel der Macht verbleiben würde. —

Geschrieben, zur Stärkung der Gesinnung. Und wenn es nur ein Regentropfen ist, einer der Millionen, die fallen müssen, damit ein Acker befruchtet werde! — Je größer das

Uebel wird, je massenhafter es auftritt, desto sorgsamer und emsiger muß jedes kleinste Gute gepflegt werden. —

Die „Nationalzeitung“ fährt in ihrer Verdammung des Abentheuters tapfer fort. Der „Kladderadatsch“ nennt ihn in wortspielender Wiederholung sechsmal einen Schuft. Die „Neue Preußische Zeitung“ muß fortwährend ernstlich zu Felde ziehen gegen die Zustimmer des Lumpen selbst gegen die ministerielle „Preußische Zeitung“, und thut dies mit Nachdruck, mit Erbitterung. Diese Verderbniß, den Eidbrüchigen, den Aufrührer, den Mörder, den Feigling in seinen Missethaten zu billigen, wirft ein schreckliches Licht auf den Zustand unsrer obern Klassen, unsrer Regierungen; die helle baare Unsittlichkeit tritt an den Tag, und die tolle Unvernunft zugleich. Recht, fraternisirt nur, Könige und Kaiser, mit dem schmutzigen Abentheurer, mit seiner Volkssouverainetät, seinem allgemeinen Stimmrecht, seiner Kriegsgewaltsamkeit! Ihr werdet Ehre davon haben und auch Nutzen! Wartet nur! —

Major von Wildenbruch, bisher Geschäftsträger in Athen, ist zum Gesandten in Konstantinopel ernannt worden. Für den ist der Rücktritt des Grafen von Pourtalès ein Gewinn! Er hat sich in letzter Zeit durch und durch als hoffährtiger Knecht erwiesen. Was ist aus all den Menschen geworden, die einst den Schein des Guten hatten! —

Der Artikel der „Preußischen Zeitung“, den ich nun erst ganz gelesen, ist wirklich das Non plus ultra von feiler, niederträchtiger, grundverderbter Gesinnung, — feil, weil sie morgen das Gegentheil sagen wird, wenn der Schuft gefallen ist, also käuflich den jedesmaligen Umständen! Der Ausdruck des Abschaums unsrer Regierung, unsrer Diplomaten, unsres niedrigen Mittelstandes. —

In Stuttgart waren einige Mitglieder des Arbeitervereins ausgewiesen worden. Ein Abgeordneter fragte in

der Kammer den Minister darüber, der antwortete, er wisse nichts davon. Es giebt noch Leute, die solche Auskunft verlangen! In unsern Zuständen gilt nichts mehr als rohe Gewalt, erlangt diese, dann habt ihr Recht, erlangt sie auf jede Art, ihr werdet Beifall finden. Alles andre ist unnütz. Daß die Gewalt wechselt, wissen wir. —

Wie die Bourbons und Orleans auf den Lärm vom 2. Dezember gleich herzuliefen, zu sehen ob ihnen etwa von dem zerschmetterten Frankreich etwas zufiele, und dann gleich wieder abtrollten — es ist so lächerlich als feig. —

Ich blieb zu Hause. Mit Ludmilla Schach gespielt. — Im vierten Bande von Stenzel's preußischer Geschichte gelesen. Geistlos, verdrießlich, und gar nicht sehr genau, so sehr er thut als wäre er dies, und sich gegen Preuß dünkelhaft überhebt. Das Militairische schlechter als bei Preuß. Dabei hat er doch die gehörige Bewunderung für Friedrich den Großen. Der Band geht von 1739 bis 1756. —

Sollte die Entwicklung der europäischen Geschichte wirklich es erfordern, daß die Franzosen ihre bisherige Rolle verlören, eine Zeitlang unterdrückt, gelähmt, heruntergebracht würden? Sollte ihr Beruf erledigt, ihr Glanz erloschen sein? Ich kann es bis jetzt nicht einsehen, daß dies gemeint sei. Wäre es aber, so müßt' ich mich darein finden, wie in so manches Andre!

Die verwittwete Fürstin Henriette von Solms-Lich, geb. Gräfin von Bentheim, starb in Lich am 8. d. im 75. Jahr.

Sonntag, den 14. Dezember 1851.

Geschrieben; zur Berichtigung der Urtheile. Wieder ein Tropfen zum Regen! Man darf nicht ermüden. Die Lage der Dinge ist so, daß wirklich kein Ausgang vorhanden, überall ein Riegel vorgeschoben scheint, und man auf lange

Zeit allen neuen Aufschwung für unmöglich halten möchte, aber die Geschichte ist klüger, sieht weiter und schärfer als wir, und wird ihre Wege schon finden! Wie groß muß der Freiheitsgeist sein, wenn überall ein solcher Schreckens- und Gewaltzustand nöthig ist, ihn zu bändigen! — Und die Bändigungsmittel selbst zum Theil aus dem Freiheitsgeist entlehnt sind! Muth, Hoffnung! —

Kann eine dagewesene Machterscheinung, wie Napoleon Bonaparte war, durch bloßen Nachschimmer des Namens solche Dinge hervorbringen, wie wir jetzt sehen, so dürfen wir eben daraus den Trost schöpfen, daß auch andre große Erscheinungen wiederkehren und nachwirken, unsre deutsche Nationalversammlung, unsre preußische, unsre österreichische. Keine Macht des Himmels und der Erde vermag es ungeschehen zu machen, daß sie dagewesen sind. —

Daß in Paris, mitten in der Schreckensherrschaft, wo jeder Widerspruch gegen den Abenteurer mit Todesgefahr verbunden ist, wo die Presse schweigt und die Konversation, daß die Gamins durch die Straßen ziehen und Non, non, non singen, also den Schrecken schon wieder zum Spott und Hohn machen, ist mir ein merkwürdiges Zeichen. —

Unruhen auf vielen Punkten Frankreichs. Die Spießgesellen des Schuftes vergrößern die Berichte davon, weil sie daraus die Nothwendigkeit des Gewaltstreichs darzuthun meinen, sie vergessen aber, daß sie damit auch zeigen, welchen Widerspruch er findet, wie unzureichend er ist. — Befehl, alles niederzuschießen, was sich widersetzt. — Die vier Generale Changarnier, Lamoricière, Bedeau, Cavaignac, sind verhaftet, aber auch vernichtet? haben sie keinen Anhang? — In den Abstimmungen des Heeres äußern sich doch viele Stimmen mit Nein, obschon die Mehrheit Ja sagt. —

Montag, den 15. Dezember 1851.

Zwei Briefe aus Paris, von C. und von der Gräfin *. C. sagt, daß die Soldaten Alles niedermachten, in jede Gruppe von Menschen hineinschossen, in die Bürgerhäuser, auf geputzte Damen. Uebrigens dürfe man nicht schreiben, bemerkt sie ausdrücklich. — Die Gräfin * aber achtet des Zwanges nicht, sie schreibt: »Ici nous vivons sous le plus ignominieux des despotismes. On ne peut plus ici écrire, ni parler, ni respirer. Les prisons sont pleines, les perquisitions de la police incessantes. Des *prétoriens* gagnés à prix d'or, ont deshonoré l'armée en la rendant complice du plus lâche forfait. Qu'un pareil gouvernement puisse s'établir, cela semble contre nature, mais c'est trop déjà qu'il ait pu s'imposer une heure. Nous allons entrer dans une série de révolutions incalculables, car la faute est à *tous les partis* et je doute que l'expérience les rende plus sages et plus dévoués à la patrie. Mais, adieu, monsieur, j'ai l'âme trop navrée pour vous entretenir d'autre chose.« — Von der Selbstsucht aller öffentlichen Männer, die in Paris auf der Bühne waren, schreibt auch C. Ohne Zweifel ist vielen nur recht geschehen, aber durch schuftigere Werkzeuge, als sie selber waren. Und das Vaterland, die Freiheit, — die sind schändlichst verrathen! —

Vortrefflich benimmt sich Herr Alexander Thomas, er hat seine Stellen niedergelegt, und dem Schuft öffentlich abgesagt.

Dienstag, den 16. Dezember 1851.

Je düstrer der Himmel wird, deste schwärzer die Nacht einbricht, je treuer pfleg' ich des Lichtes, das schon dagewesen, und glaube an seine Wiederkehr. Hab' ich doch den Beginn der Freiheitsbewegung gesehen, den Sturz Napoleons, den herrlichen Völkeraufschwung im großen Jahr 1848.

Was will ich mehr? Ich kann zufrieden sein! Jeden Tag auf's neue drück' ich diese Erscheinungen mir an's Herz. —

Im Jahr 1810 dachte der Minister Stein daran, nach Kentucky oder Tenessee auszuwandern, so sehr verzweifelte er, den Sturz Napoleons zu erleben, so fest schien dessen Macht sich zu gründen und auszubreiten! —

Herrlich, herrlich! In Wien, in München und in Stuttgart sind schon Zeitungen verwarnt und bestraft worden, weil sie zu scharf über den Abentheurer urtheilten, die Regierungen sehen diesen Schurken als ihren Verbündeten an. Recht so! Sie erkennen ihresgleichen. —

In Nürnberg ist der Redakteur des „Nürnberger Korrespondenten", Dr. Feuß, ausgewiesen worden und nach Bamberg gezogen. Bei dem Redakteur des „Fränkischen Couriers" in Nürnberg, Dr. Jegel, war strenge Haussuchung, wegen eines Postpakets, das er empfangen hatte, und dessen Inhalt sich als Musiknoten erwies! —

In Hamburg verfügen die Oesterreicher neue Verhaftungen und schleppen hamburgische Bürger nach Altona zum Verhör und Gericht. Die hamburgische Behörde selbst aber will den von ihr ohne Grund verhafteten und als schuldlos entlassenen Bürgern die Kosten der Haft und Haussuchung anrechnen; ihre Irrthümer sollen die Opfer derselben noch bezahlen! Man ist an Ungerechtigkeiten aller Art schon so gewöhnt, daß man wenig Aufhebens davon macht. —

Hier haben sich die Leute, nach einigem Zögern und Zagen, wieder zum Kaufen entschlossen, und alles stürzt nun in die Läden, Ausstellungen, die Weihnachtszeit übt ihr Recht. Der Philister glaubt, der Abentheurer werde sich in Frankreich halten, wenigstens bis über Neujahr! — Die Gewalt scheint sich für den Augenblick noch zu befestigen, das Ansehn aber keineswegs, und es melden sich schon Anzeigen großer Schwierigkeiten. — Der Jesuit Montalembert stimmt dem

Verbrecher offen zu, der Graf von Chambord mahnt die Legitimisten nicht wider jenen zu sein. Was könnte dieser Parthei gründlicher den Garaus machen, als diese Herabwürdigung, diese Verbindung! Eben so gut könnte man für Schinderhannes Parthei nehmen. — Diese Entsittlichung rechnen die Vornehmen für nichts. —

Mittwoch, den 17. Dezember 1851.

Geschrieben, über preußische Zustände, die matten Kammerverhandlungen ꝛc. — Betrachtungen über den Gang der europäischen Entwicklung, alles drängt auf ein gemeinsames großes Ziel hin, der bisherige Zustand kann sich nicht halten. Der Sozialismus wirkt in den höchsten Ständen wie in den niedrigsten, und steht über aller Politik, alle Bewegungen dieser dienen ihm, fördern ihn.

Der Antrag Beseler's, die Kammern sollen erklären, dem Bundestag stehe kein Recht zu, in die preußische Verfassung einzugreifen, wäre an sich wohl von Wichtigkeit; aber bei diesen Kammern sinkt er in Nichts zusammen. Darf übrigens der Bundestag in Preußen die Verfassung nicht ändern, so darf er es auch nicht in Dessau oder Meiningen, darf er es in diesen, so darf er es auch in Preußen. Die Regierung ist gegen jede Festsetzung hierin, sie will gern bei andern Ländern die Hand im Spiele haben, und weiß, daß der Bundestag ihr nichts vorschreiben wird, was sie nicht selbst will, und am liebsten auf diesem Wege will, weil sie doch einmal zur offnen Willkürherrschaft zu feig ist. —

Vom Könige werden wieder schöne Stückchen erzählt, von haarsträubender Selbstgenügsamkeit und Selbstlob, er rühmte sich seiner unbeugsamen Festigkeit, seiner Ueberzeugungstreue, die ihn nie wanken ließ! Hat er alles vergessen, oder will

er andeuten, was die Andern vergessen *sollen*? Als wenn man das könnte! —

In Paris geht es so fort. Die Aufstände in den Departementern werden für den Augenblick unterdrückt. Der Schuft befiehlt strenge Sonntagsfeier, die Religion muß dem Schuft dienen, und die katholische Geistlichkeit willigt ein, eben so heuchlerisch wie er, denn er will sie und sie ihn nur benutzen. Geldspenden, Zensur, Verhaftungen ꝛc. ꝛc.

Victor Hugo ist glücklich nach Belgien entkommen. Der Lump Girardin hat seine Zeitung aufgegeben und geht nach England, alle seine Klugheiten und Verrätherein haben ihm nichts genützt. Ein halber Spitzbube ist nichts, ein ganzer muß man sein! —

„Aus dem Nachlasse Friedrichs von der Marwitz auf Friedersdorf, Generallieutenants ꝛc. Berlin, 1852, 8. Erster Band." Der ältere Bruder Alexanders von der Marwitz, den ich sehr früh gekannt habe, wir hörten die philosophischen und mathematischen Vorlesungen bei Kiesewetter zusammen, in den Jahren 1801 und 1802, und waren in mannigfacher Berührung. Er war ein großer Schreier und barscher Landedelmann, der aber doch eitel auf Bildung war, und wenn er sich zeigen wollte meist Gelächter erregte, was er dann sehr übel nahm. Die ganze Familie, selbst der hochgeistige Alexander, zeichnete sich durch die gewaltthätigste Brutalität aus, durch die stolzeste Selbstgefälligkeit, durch die bärtesten Urtheile. Dieser General zeigt sich als der Gipfel dieser Eigenschaften, auch in diesem Buche. Seine Ausfälle sind oft sehr spaßhaft. Ein braver Haudegen, ein im gewöhnlichen Sinn rechtschaffener Mann, aber unleidlich im Umgang, rechthaberisch, plump. Für mich ist sein Buch höchst ergötzlich! — Leider ist es nur verstümmelt und gemildert in den Druck gegeben. — In Alexanders Briefen an Rahel manches Ungünstige über den Bruder, der auch nicht immer so loyal

Maße gelingt, wie die Revolutionen, haben noch eine ärgere Klippe, als diese, im Schaffen und Erbauen zu bestehen; und ohne neue Gestaltungen des Lebens ist nun einmal nichts gewonnen, da die Alten ja auch immer dieselben Stoffe und Richtungen in sich tragen, deren Ausbruch so große Anstrengungen des Hasses und des Entsetzens erregt. Wirklich scheinen mir die Höfe nicht Ursache zu haben, über den neuesten Umschwung der Dinge in Italien so sehr zu frohlocken, es bleiben noch die schwersten und bedenklichsten Gestirnungen zurück, deren Unheildeutende Verbindungen sich über Europa hinauserstrecken.

Mehr als je bedarf es der Besonnenheit, der Eintracht, der Talente, um die Regierungen dem Kampfe mit jenen Gestirnungen — ja wahrlich Sterne, denn es sind nicht die Menschen — gewachsen zu erhalten; wer dieser Eigenschaften entbehren zu können glaubte, wer sogar der Gerechtigkeit und Wahrheit nicht ferner zu bedürfen meinte, der wäre kein Führer, wie ihn die alten Staaten vor allen brauchen. Ich fürchte, man verkennt in Italien bereits, in der blutigen Strenge, die man übt, die ungeheure Kraft, den sichersten Erfolg, den die Regierungen seit Jahren gerade darin, und allein darin, gegen alle Welt behauptet, daß sie so milde, so gemäßigt, so unschreckhaft, so allmählich und halb in ihren Maßregeln verfahren sind; an dieser Milde bricht sich alles, wogegen Strenge nur wetzt! Doch verzeihen Sie meinem Gerede, das Sie in dieser Art gewiß nicht verlangen, und wovon ich selbst kaum weiß, warum ich es hinschreibe, wenn es nicht etwa der Ausfüllung wegen anstatt anderer Sachen steht, die sich noch weniger zum Schreiben bequemen wollen.

Die widerwärtige Geschichte mit den demagogischen Umtrieben dauert noch immer fort; Hrn. von Mühlenfels Entweichung aus der Haft ist ein neues Ereigniß, das viel zu

und königsfreundlich war, als er sich in dem Buche später anstellt! —

Donnerstag, den 18. Dezember 1851.

Geschrieben; ich muß doch, so lang ich kann, meine Schuldigkeit thun! —

Die Polizei wird immer drückender, frecher; sie mischt sich in das Privatleben, wittert politische Vereine in gewöhnlichen Gesellschaften; musikalische Klubb's, Lesegesellschaften, Singethee's, Konversationsstunden in fremden Sprachen, Kränzchen mit und ohne Namen, giebt es hier unzählige, sie machen einen großen Theil der Bildung und des Vergnügens der Berliner aus; wo die Polizei nun schikaniren will, da stellt sie Fragen an, verlangt die Listen der Mitglieder oder Theilnehmer, will den Bestand der Kassen wissen ꝛc. Thäte sie das allgemein, so würde es ein großes Geschrei geben, und fiele die Sache von selbst in's Lächerliche, aber sie thut es einzeln, willkürlich, nach zufälliger Mißliebigkeit der Personen, und bei dem geringsten Widerspruch verhaftet sie. —

Brief und Gedichtsammlung von Herrn Gottfried Keller.

Den Soldaten ist nun das Tabackrauchen auf der Straße verboten worden. Sie werden der schönen Zeit gedenken, wo Prinzen und Generale mit ihnen rauchten. Nicht lange, so wird auch das Verbot allgemein werden. Nun — ich rauche nicht! —

Dr. Kleefeld in Görlitz ist auf Antrag des Staatsanwalts aus der Haft entlassen; der dorthin gebrachte Buchhändler Bucher noch nicht. Die Gefangenschaft war unnöthig; wer sie anbefohlen, sollte billig dafür sitzen. —

In Paris sind Cavaignac, Piscatory und Chauffour in Freiheit gesetzt worden. Vielmehr in Ham, wohin sie gebracht waren. Mit dem Abentheurer sieht es noch sehr unsicher aus, obgleich er die Macht des Tages unstreitig in Händen

hat. Er konnte mit seinen Spießgesellen militairische Gewalt- und Mordthaten begehen, aber etwas Politisches gründen ist eine andre Aufgabe. — Die „Kreuzzeitung“ ist fortwährend gegen ihn, braucht aber keine Schimpfwörter mehr gegen ihn.

Haussuchung bei dem gewesenen Stadtrath Runge. Die Polizei hat mehrere verbotene Druckschriften bei ihm weggenommen, obgleich deren Besitz nicht verboten ist, sondern nur deren Verkauf, Verbreitung. Das Gesuchte hat sie nicht gefunden. —

In Naumburg wurde Karl Ernst von Gagern, der wegen Reden in der freien Gemeinde angeklagt war, vom Schwurgericht freigesprochen. Die Anklage war die allerwillkürlichste, grundloseste. — In Breslau war eben so ein Ausschuß für das Wohl der arbeitenden Klassen wegen verspäteter Anmeldung polizeilich angeklagt aus ganz ungültigen Verwänden, das Stadtgericht hat sie freigesprochen. Es waren Milde, Eisenbahndirektor Lewald, Banquier Frank, Graf Ballestrem und Justizrath Gräff. —

Haussuchung bei Herrn Rosentreter, der auch verhaftet aber dann gleich wieder entlassen wurde. —

In Marwitz gelesen; das Buch ergötzt mich sehr, der Mann ist in seinen Urtheilen unberechenbar, doch ist sein Standpunkt unverrückt der eines märkischen Junkers und Offiziers. So ist ihm der „Oesterreichische Beobachter“ eine „gottlose Zeitung“, ein Beamter, ein Heimathloser, ein gebildeter Bürger zum Abscheu, Stein, Metternich, Canning, alles dieselbe Art, dagegen freut er sich des Wartburgfestes, des Griechenaufstandes. Sein Gut Friedersdorf ist sein halbes Ich. Daß ich dort war, und die ganze Familie kenne, erhöht mir den Reiz des Lesens. Der Mann hat ein starkes Selbstgefühl, und schätzt eigentlich nur sich und die Seinigen, d. h. wer ihm angehört oder mit ihm im nahen Verhältnisse stand. Kiesewetter, Adam Müller, welcher letztere

ihn doch in seiner Opposition gegen den Staatskanzler leitete, nennt er gar nicht. —

Markus Niebuhr hat im Auftrage der Familie (Gräfin Münster, Frau von Rochow, dem Sohne des Generals) die Herausgabe besorgt. —

Freitag, den 19. Dezember 1851.

Geschrieben; über Catilina, und was er gethan hätte, wenn sein Bubenstück gelungen wäre. Der Arme hatte keinen Onkel! —

Pastor Hildenhagen aus Quetz (bei Delitzsch) ist durch den Oberkirchenrath von Berlin im Disziplinarwege nun schließlich seines Amtes entsetzt und zu Tragung der Untersuchungskosten verurtheilt. Wegen seines politischen Verhaltens im Jahr 1848. —

Das Kammergericht hat wieder ein völlig ungerechtes Urtheil gefällt, auf die handgreifliche Wortverdrehung des Staatsanwaltes gegründet, daß der Verein der Arbeiterverbrüderung, weil er die Verbesserung des Zustandes seiner Mitglieder beabsichtige, ein politischer Verein sei! Welche Schlußfolgerung! Demnach sind Julius Berends, Dr. Rieß, Goldarbeiter Schütz, Dr. Kuhlmey, Langerhans, von Schomburg-Gerwasi, zu zehntägiger Gefängnißstrafe verurtheilt und die zehn Vereine, aus denen der große Verein bestand, geschlossen worden. Die Stellvertreter der Vorstände und auch der Bäckermeister Hamann wurden wegen unzureichenden Beweises freigesprochen. — (Zu 10 Thaler Strafgeld jeder, oder zu zehntägiger [das erste Urtheil hatte vierzehntägige] Gefängnißstrafe.) —

In Gotha erklären die Minister den Ständen, der Bundestag habe, oder übe das Recht, die Verfassung in den einzelnen Staaten nach seinem Belieben abzuändern. —

In Hannover spielt der ehemals gefeierte Stüve wieder eine schlechte Rolle, eine herrschsüchtige, intrigante, freiheits- und volksfeindliche. —

Der König hat fortwährend den größten Abscheu gegen Berlin; er will diesen Winter gar nicht hier wohnen, gar kein Fest hier geben, und hat sich darüber erst dieser Tage wieder in seiner Art von Kraftsprache geäußert. Ein Berliner hat gleich gesagt: „Warum Berlin? warum nicht Preußen?"

Es ist erschreckend, was für Worte gegen den König im Volk umlaufen, die unwahrsten Dinge werden erzählt und geglaubt. Eigentlich geht das vom Hof und vom Adel aus, diese haben im Jahr 1848 ihrem wüthenden Hasse freien Lauf gelassen; jetzt möchten sie wenigstens etwas Schein für den König wiederherstellen, nicht zu viel, denn sie trauen ihm noch nicht. Daß der König alle seine Freiheitsversprechungen nicht gehalten hat, rechnet man ihm weniger an, als daß er Preußen so sehr hat sinken lassen, und daß die heillose Polizeiwirthschaft von ihm angeordnet ist. Die Volksmeinung scheint jetzt ohnmächtig und werthlos, man verlacht sie, aber Folgen hat sie gewiß, und sie werden schon einmal sichtbar werden, zur ungelegensten Zeit! —

Ich befinde mich jetzt so ziemlich in der Lage des alten Schlabrendorf, der nach 1789 auch 1793 und 1800—1814 das Unheil stets wachsen sah, und wohl 1814 und 1815, aber nicht 1830 und 1848 erlebte. Ich muß oft an ihn denken. —

Abends zu Hause. — Im Seneca gelesen, — er ist beruhigend aber nicht erheiternd. In den Denkwürdigkeiten von Marwitz. — Englische Blätter. — Daß England rüste, ist wohl ein voreiliges Gerücht. —

Sonnabend, den 20. Dezember 1851.

Geschrieben. Ueber Recht und Gesetz; die Fürsten wollen beides nicht, nur den Schein, diesen für das Volk, für sich wollen sie Gewalt, absolute Gewalt, unbedingte Willkür; wehe ihnen, wenn erst alles Volk erkennt, daß es so ist! — Man hört die rohesten pöbelhaftesten Aeußerungen in den obersten Kreisen; unmenschliche Härte, lustige Grausamkeit, haben alle edlen und milden Gesinnungen ausgetilgt. Es ist empörend, was alles sich zeigt, der Teufel allein kann sein Wohlgefallen daran haben! —

Beim Weiterlesen im Leben Stein's von Pertz find' ich doch auch im eigentlichen Texte von Pertz vieles Gute, und seine Arbeit über den Wiener Kongreß im Ganzen verdienstlich; grade bei seiner beschränkten Geschichtsansicht ist es ihm desto höher anzurechnen, daß bisweilen ein ächter Freisinn durchbricht. —

Oesterreichs fortgesetzte Mühen, den Zollverein zu sprengen. Ein größerer Handelsverein, worin ganz Oesterreich mit allen seinen Kräften und Beziehungen, könnte in der That noch besser sein, aber wäre es nicht insbesondere für Preußen. Aber wen kümmert jetzt der besondre Vortheil Preußens? Der König giebt ihn auf, die Minister, die Mehrheit der Kammern geben ihn auf! Und die früheren Vaterlandsfreunde, die Volks- und Freiheitsfreunde? Sie wissen das alte Preußen nicht mehr zu finden, das neue dürfen sie nicht gründen. Der Staat ist eine leere Scheide geworden, ohne den Degen, der ihren Werth ausmachte. Für ein Futteral begeistert man sich nicht, wäre der Inhalt auch noch so kostbar gewesen! Wir sind eine Art Rußland oder Oesterreich, und wenn wir nichts anderes sind, so sind doch Rußland und Oesterreich selbst das, was wir sein wollen, noch etwas besser als wir. Daraus ergiebt sich das Ende alles Patriotismus.

Wo dieser noch besteht, da gründet er sich auf Erinnerung oder Wahn. —

Im Kriegsheer ist eine düstre traurige Stimmung, viele Offiziere äußern ihr Bedauern, nicht den Abschied nehmen zu können, sie fühlen sich gedrückt, die letzte Mobilmachung und deren Ausgang liegt schwer auf ihnen. Die Kriegführung gegen Dänemark erweist sich nun offenbar als ein Gewebe von Verrath und Schmach, der Feldzug gegen die Badener als eine Reihe von Fehlern und Dummheiten, und nun gar Bronzell! —

Der König hat dem Diakonissenhause Bethanien fünfzigtausend Thaler geschenkt, mit Bedingungen, die einiges Mißtrauen zeigen, ob jene Anstalt so fortbestehen werde, wie er sie gestiftet hat. —

Zwei Landräthe, die sich als Abgeordnete zur zweiten Kammer bei dem Claessen'schen Antrage betheiligt hatten, sind zur Disposition gestellt worden, „da Beamte von selbst wissen müssen, daß es den Kammern nicht zusteht, sich in Verwaltungsmaßregeln zu mischen".

In Gremmen ist der Oberpfarrer und Schulephorus Schweitzer wegen seiner seit vier Jahren bewiesenen demokratischen Bestrebungen seines Amtes durch den Oberkirchenrath entsetzt worden.

Die ministerielle „Preußische Zeitung" erklärt, daß die vom Bundestage veröffentlichten Protokolle seiner Sitzungen unzuverlässig seien, und einige Sachen einseitig wiedergäben. — Schönes Beispiel von Treue, von Einigkeit! —

In Paris derselbe Zustand, Gewalt, Lüge, Verlegenheit. Die Abstimmung über den Schuft beginnt. Sie scheint nicht so vortheilhaft für ihn, als er gewünscht haben mag, aber die Mehrheit wird ihm wohl gewiß sein, da es nur eine erdichtete zu sein braucht. —

Russische Freude über den Staatsstreich in Paris. Aus

zuverläſſiger Quelle wird verſichert, der Kaiſer von Rußland habe dem Schuft Louis Napoleon zu dem Stück die Summe von zehn Millionen Franken zur Verfügung geſtellt. Die Ruſſen rechnen den Burſchen ganz als ihren verpflichteten Augendiener, der Frankreich für ihre Zwecke verwaltet, ausbeutet, es für ſie unterdrückt und bricht. Die Rechnung könnte doch irrig ſein. Vorwärts, wir werden ja ſehen! —

Sonntag, den 21. Dezember 1851.

Die „Urwählerzeitung“ ſehr gut über unſre Kammern, die ſie dem Mückenſpiel vergleicht. Sie ſelbſt arbeiten tüchtig an ihrer eignen Tödtung, Erniedrigung, es werden in ihr Anträge gemacht, daß ſie nur alle zwei Jahre zuſammenkommen ſollen ꝛc. Die Regierung giebt ihnen Fußtritt auf Fußtritt, Vincke und Camphauſen ereifern ſich dagegen, aber umſonſt. Warum dienten ſie früher dieſen Miniſtern im ſchlechten Werk?

Geſchrieben. Ueber das Bubenſtück in Frankreich; die Fürſten haben nicht Urſache ſich ſeiner zu freuen; wie ſchändlich es auch ſein möge, ein Fortſchritt der ihnen feindlichen Entwickelung iſt es doch immer, ſie werden es ſchon erfahren, und ihr jetziges Lachen wird ſich in Grinſen verwandeln.

Beſuch von Herrn Adler; über Arthur Schopenhauer, der in Frankfurt am Main als reicher Sonderling lebt, faſt ganz ohne Umgang wie ohne Amt oder Geſchäft. Er geht immer mit ſeinem Pudel ſpaziren, und ſpricht gewöhnlich laut und ausführlich mit ihm in den Straßen, in den Anlagen, doch ſucht er am liebſten abgelegene, einſame Gegenden. Als ihm ein ſchwarzer Pudel ſtarb, ſchaffte er gleich einen weißen an, und ſetzte ſein Geſpräch fort mit dieſem.

Die Begünſtigung der katholiſchen Kirche durch den König fällt allgemein auf; während die Proteſtanten bedrückt und

gemaßregelt werden, haben die Katholiken volle Freiheit, stehen mit dem Pabst in engstem Zusammenhang, mehr als sie es in Baiern und Oesterreich dürfen, und die Jesuiten dürfen keck ihr Wesen treiben. Der König, welcher die protestantischen Geistlichen bei jeder Gelegenheit „anbellt", hat für die katholischen immer schmeichelnde Lobesworte. Am Rhein ist die katholische Bewegung besonders stark, sieben Klöster sind dort in der letzten Zeit entstanden, die Frauen sind dabei sehr thätig, unter andern Miß Atcherley, die Bekehrerin der Gräfin von Hahn. Vielen Rheinländern ist dies Treiben doch nun lieb, weil es auch gegen Preußen arbeitet, weil es ein oppositionelles, ein revolutionaires ist.

Im Cicero gelesen, die Rede für den Roscius. Welche Zeiten! Ein Spiegel, in welchem sich unsre sehen können!

Der Minister von Manteuffel wendet alles an, um den Prozeß gegen Heinrich von Arnim hinauszuschieben, weil er sich vor dessen Auftreten fürchtet. Heinrich von Arnim hat eine lange Rede ausgearbeitet, in der Manteuffel zerrieben werden soll wie zwischen Mühlsteinen. —

Montag, den 22. Dezember 1851.

Ich hatte die Nacht in großen Schmerzen zugebracht, in rheumatischen Schmerzen, schlaflos, am Morgen noch sehr leidend, im Bette zu bleiben genöthigt.

Ich mußte fortwährend der unglücklichen Zeitläufte gedenken, des wahnsinnigen Gräuels, der über Frankreich verhängt ist, eine solche Nation, so bübisch angeführt, und gefangen, auf einige Zeit wenigstens! von solchem Schuft, der nichts hat als einen Namen, den er entehrt, und die gemeinste Frechheit, von dem Afterhelden, dem Lügner und Betrüger, dem Lüstling und Schwächling, der wie ein Straßen-

räuber auf die Nation fällt, mit Hülfe eines Heeres, das er zum Landesverrath zu ſtimmen gewußt! Ich weiß, dieſe unbegreiflichen Vorgänge gehören zum Ganzen, vertiefen und beſchleunigen die Entwicklung, auf die es abgeſehen iſt, zu der alles einſtimmig hinwirkt, — aber die Erſcheinung iſt ſchwer zu ertragen. Gott weiß es, wie ſehr ſie an mir zehrt! Oft ſieht es doch gar zu dunkel aus, daß ich mit Angſt nach Licht rufen möchte! —

Beſuch von Weiber. Der Frauenverein, dem ſeine Tochter vorſtand, richtig durch die Polizei geſprengt! Sogar die Frauen dürfen ſich nicht mehr zu dieſem Behuf der Wohlthätigkeit verſammeln, ohne daß ein Konſtabler dabei ſitzt, von deſſen Willkür und Gnade es abhängt, ob ſie verhandeln können, oder auseinander ſtieben müſſen.

Der freiſinnige Hawlicek, Redakteur eines tſchechiſchen Blattes, iſt aus Böhmen verwieſen, und muß in Brixen leben! Saat für die Zukunft! —

Es ſprach mich fremdartig wie ein Wunder an, daß zwei polniſche Geiſtliche in Krakau, welche für die im Aufſtande dort gefallenen Polen Gedächtnißreden gehalten hatten, freigeſprochen worden ſind. —

Ferner war es mir wie ein Mährchen zu leſen, daß der Polizeidirektor in Elbing die Schließung der dortigen freien Gemeinde wieder hat aufheben müſſen, weil der Staatsanwalt die angeſchuldigten dort geſprochenen Worte für unverfänglich erklären mußte. Warum läßt man es nicht bei der Schließung? Weil ſie vor dem Geſetz nicht gerechtfertigt iſt? Was kümmert ſich unſre Verwaltung um die Geſetze? Die Miniſter ſprechen ihnen offen in den Kammern Hohn! Zu den Preßſachen z. B. —

Die verfälſchte Veröffentlichung der Bundesprotokolle iſt nun öffentlich eingeſtanden. Preußen klagt bitter, und Oeſterreich muß ſich entſchuldigen. Indeß fährt letzteres fort, das

Bundesverhältniß zum eignen Vortheil zu mißbrauchen, und Preußen wird täglich kleiner, beengter. —

Dienstag, den 23. Dezember 1851.

Bedeckter Himmel, frische Luft. Ich zu Bette, in Schmerzen.

Das Ergebniß der Wahlen in Frankreich fällt für den Schuft günstig aus, das heißt die Angabe, denn dem kein Eid und kein Gesetz heilig war, wie sollten dem die Wahlzettel heilig sein? Ob und wie viel Stimmen hinzugelogen worden, wird immer ungewiß bleiben; doch wird eine starke Minderheit eingestanden, im Heer, in der Flotte, im Volk, — in Paris allein 90,000 Neinstimmen! Das ist beträchtlich, besonders da man annehmen kann, daß jedes Nein ernstlich gemeint ist, dagegen viele Ja nur so mitlaufen. Ganze Regimenter, ganze Schiffsmannschaften stimmten Nein; was wird der Schuft mit ihnen anfangen? — Gräßlicher Zustand! Schinderbannes als Fürst! —

Der König von Neapel — das Scheusal — hat über Bonaparte's Gelingen laut gejubelt, mit unanständigem Lärmen; unser König soll sich etwas schämen, einen solchen Genossen zu haben! Sie werden sich Alle noch schämen, aber zu spät. —

Der Minister von Manteuffel trachtet entschieden nach Volksgunst; er möchte gern guten Leumund haben, die Staatsretterei liegt schwer auf dem Gewissen. Aber sein Bemühen ist ungeschickt und giebt starke Blößen. Lächerliche Anreden hört er, und lächerliche Antworten ertheilt er. —

Der abgesetzte Prediger Hildenhagen hat eine Schrift drucken lassen, worin er die Akten seines Prozesses mittheilte. Die Polizei hat die Schrift weggenommen. In Halle. —

In Paderborn Dr. Theodor Herzberg freigesprochen. Er war Redakteur einer Zeitung, und wegen Preßvergehen angeklagt.

ſprechen giebt; er hat einen Brief zurückgelaſſen, worin, wie es heißt, geſagt iſt, einem ordentlichen und unabhängigen Gerichtshofe würde er ſich wiederum ſtellen. Die Kreiſe der Verdächtigung, hier oft gleichbedeutend mit Verläumdung, erweitern ſich, und ziehen, wie natürlich alle perſönlichen Gehäſſigkeiten in ſich hinein; die Bemühungen des Hrn. von Haller, der in ſeinem Vaterlande ſo viele grundloſe Anklagen herumgezettelt hat, ſcheinen nicht einzeln geblieben zu ſein; diplomatiſche Berichte wetteifern in Lieferung deſſen, was allein jetzt Glück macht; auch bleibt man nicht mehr bei Gymnaſiaſten und Studenten ſtehen, mancher Fürſt gilt als ein Jakobiner, und der Herr Miniſter von Stein als ausgemachter Carbonaro; der Fürſt Staatskanzler hat letzteren in Rom nicht geſprochen, aber darum nicht minder muß er ſelbſt von manchen Seiten dennoch einige Anſchwärzung dulden; ſeit Herr Geheimerath Ancillon in der „Iſis" gelobt worden, dürfte er in ſeiner politiſchen Farbe für empfindliche Augen ebenfalls etwas bräunlicher geworden ſein! Kurz, es kann weit gehen, und wenn ich meiner Einbildungskraft den Zügel ſchießen laſſe, ſo ſehe ich im Geiſt eine neue Farbentheorie, in welcher ſtatt wie bei Newton auf Weiß, alles auf Schwarz zurück geführt wird! —

Ich höre ſeit einiger Zeit wieder öfters von nahem Verfaſſungwerke, beſonders von Provinzialſtänden, reden. Ich bekenne, daß ich dergleichen Sagen wenig Aufmerkſamkeit widme, da ich ſie bis jetzt für müßig halten muß. Zwar wird der Gedanke an Provinzialſtände von vielen Seiten mit Neigung gepflegt, allein davon bis zu einem Anfange der wirklichen Bearbeitung iſt noch ſehr weit; ſehr wichtige Stimmen halten ſogar den Verſuch einer Gemeindeordnung, die ebenfalls häufig beſprochen, aber noch nicht an's Licht gebracht worden, für eine Brandfackel zur Revolution, die beſſer niemals ge-

In Nürnberg wehren ſich die Mitglieder der unterdrückten freien Gemeinden noch tapfer wegen ihrer Kindererziehung.

In Darmſtadt noch immer Oppoſition in den Kammern, ſo auch in Gotha, in Stuttgart. Zähigkeit der Deutſchen, ſo wie ſie vereinzelt ſind, vereinigt haben ſie weniger Trotz.

Im Cicero geleſen, mit vielen fruchtbaren Betrachtungen. —

Der Buchhändler Scheller in Düſſeldorf, wegen der neuen Freiligrath'ſchen Gedichte angeklagt, iſt zwar freigeſprochen worden, die Polizei aber ſchließt ſeine Buchhandlung!

Die Kölniſche Zeitung, weil ſie dem Schuſt in Frankreich beiſtimmt, iſt wieder in Gunſt bei der Regierung. Die Behörden dürfen ihre Anzeigen wieder in ſie einrücken laſſen. Lehre und Beiſpiel der Sittlichkeit! —

In Dresden iſt die Unterſuchung gegen Frau von Bock (Schröder-Devrient) niedergeſchlagen; ſie bezahlt aber die Unterſuchungskoſten. —

In Hamburg fortwährend öſterreichiſche Verhaftungen. Der Senat iſt gleichgültig, beſchwert ſich nur der Form wegen. —

Mittwoch, den 24. Dezember 1851.

Mir hat in vergangener Nacht geträumt, Bakunin ſei befreit, — daß er lebt, ſcheint gewiß, — und begegne mir auf ſeiner Flucht, er hatte nur noch den Rhein zu überſchreiten, um in Straßburg zu ſein; aber was fand er da! Ein neues Rußland, ein Bonapartiſtiſches, Gewalt, Unterdrückung, nicht Freiheit und Schutz, ſondern Haft, Auslieferung, wenn Bonaparte nicht ſelber ihn erſchießen ließ.

Mit den Weihnachtsgaben beſchäftigt. Dienſt- und Hausleute, ſechzig Nachbarkinder beſchenkt.

Ich begann den dritten Theil von Lamartine's Reſtauration. Die Vergangenheit thut mir wohl in dieſer Zeit. — In der Gegenwart hält man alles, dünkt mich, für zu

fest und schließlich, da doch in allem immerfort der Wechsel herrscht. Vieles dauert zwar lange, aber stets unter Veränderung, und manches nimmt auch schnell und plötzlich ein Ende. Leider hat das Gute, so scheint es, die wenigste Dauer. Aber daß es erschienen ist, bleibt ein unvergängliches Andenken. Hätte die elektrische Bewegung vom Jahre 1848 sich fortsetzen, die Welt nach den damals ausgesprochenen Gesinnungen und Grundsätzen sich neu ordnen und vollständig entwickeln können, es wäre zu schön gewesen! Die schlechten Leidenschaften, Selbstsucht, Bosheit, Nichtswürdigkeit aller Art, standen entgegen, und sie möchten uns noch gar einreden, sie hätten uns gerettet vor falschen Zauberbildern. Die Verräther, die Feigen, die Ehrlosen! Mögen sie nun ihrem Spießgesellen dem Bonaparte die Hände reichen! —

Die Freiheit hat immer nur einen kleinen Raum gehabt, gleichsam einen Zufluchtsort. Es gab Zeiten, wo in Europa nur Holland und die Schweiz solche Zufluchtsorte waren. Jetzt haben wir England und Nordamerika, und dann auch noch den wunderbaren Länderstreif, den Piemont, Schweiz, Belgien und Holland bilden; doch der ist schon unsicher. — Der Despotismus hat von jeher große Ländergebiete gehabt. Was gab es unter der römischen Cäsarenherrschaft für Freistätten? Armuth, Verborgenheit, die Christengemeinden, und diese nicht lange! —

Wir übersehen kaum fünftausend Jahre der Menschengeschichte, das ist sehr wenig. Wenn einmal zwanzigtausend, fünfzigtausend zu übersehen sind, werden sich ganz neue Ergebnisse finden, wird alles sich in andrem Verhältniß zeigen. Die Menschheit ist noch jung, sie kennt kaum ihren Wohnort, die Erde, ganz; sie ist noch zu neu auf ihr. —

Der Buchhändler Matthes in Leipzig wegen eines Bildes, auf dem Bakunin, Blum, Trützschler, Waldeck ꝛc. abge-

bildet waren, zu dreimonatlichem Gefängniß bestraft? Auch der Zeichner ist verurtheilt worden. —

Dr. Hornever in Mainz verhaftet. Er redigirte die „Mainzer Abendpost", deren frühere Redakteure auch verfolgt werden. —

In Wien Dr. Gustav Freund, weil er für die „Weserzeitung" Nachrichten geschrieben, die den Ministern mißfielen, zu dreijähriger Festungsstrafe verurtheilt. —

Donnerstag, den 25. Dezember 1851.

Nach englischen und belgischen Berichten — in Frankreich giebt es keine freie Presse mehr — wird bei den Wahlen für Louis Bonaparte ganz ohne Scheu mit Gewalt und Betrug verfahren. Die Polizei hindert die Austheilung der Wahlzettel, auf denen Nein steht. Daß es bei Auszählung der Stimmen nicht ehrlich zugeht, weiß man schon vorher. — Aus Algier keine genaueren Nachrichten, nur im Allgemeinen, daß die Truppen dort mißgestimmt sind. —

Der Kriegsminister von Stockhausen bekommt den Abschied. Er hat sich gegen seinen Willen zu weit verwickelt. Der König wollte seinen Garderegimentern ferner Zulage gewähren, und als dagegen Schwierigkeiten erhoben wurden, sagte er trotzig, er wolle die Zulage aus seiner Schatulle bezahlen. Das war nur so großsprecherisch hingesagt, aber keineswegs gemeint. Der Kriegsminister nahm es buchstäblich und ließ es bekannt werden. Darauf warf ihm der König heftig diese Dummheit vor. Deßhalb soll er den Abschied nehmen müssen, aus keinem andern Grunde. —

Der Graf von Alvensleben und Hr. von Bismarck-Schönhausen behandeln den Minister Manteuffel wie einen Bedienten; er nimmt es demüthig hin. Bismarck hat ihn erst kürzlich ernsthaft heruntergemacht wegen der Dummheiten, die er durch Rvno Quehl schreiben läßt. —

Die Erbitterung zwiſchen Sansſouci und Koblenz iſt größer als je und wird gefliſſentlich genährt von beiden Seiten. Alles was der König thut, erfährt in Koblenz ſcharfen Tadel.

(Die Zulage des erſten Garderegiments und der Gardedukorps ſollte abgeſchafft werden, und die Abſchaffung war ſchon ausgeſprochen; hierauf berief ſich der Kriegsminiſter. Die Beibehaltung mißfällt dem ganzen übrigen Heer.)

Freitag, den 26. Dezember 1851.

Kaum bin ich erwacht, ſo kommt der Fürſt Ludwig von Carolath, er bringt allerlei Nachrichten, unter andern daß Lord Palmerſton abgetreten iſt. — Der Fürſt hält mir wunderliche Reden, die mich auf den Gedanken bringen, er wolle mich ſondiren, ob ich geneigt wäre, mich der Bethmann-Hollweg'ſchen Parthei anzuſchließen, in welchem Fall er es auch thun möchte. Da ich hiezu nicht die geringſte Luſt bezeige, ſo läßt er die Sache fallen. Er verſichert mich, Hof und Miniſter lebten in beſtändiger Furcht, daß hier einmal plötzlich ein Umſchwung erfolgt, ein Sturm, der ſie alle verwebt. Ihm ſelbſt iſt das ſehr glaublich, er traut der jetzigen Ruhe nicht. Uebrigens bedauert er dem preußiſchen Staat anzugehören, und möchte lieber, daß Schleſien öſterreichiſch geblieben wäre! Iſt das nun patriotiſche oder unpatriotiſche Geſinnung? Muß ihm die Nationalkokarde aberkannt werden? Wenn vielleicht die preußiſche, die öſterreichiſche doch nicht? —

Brief aus Leipzig vom Fürſten von Pückler, er ſendet mir mit freundlichſten Worten zwei Blättchen von Schiller und Goethe als angenehmes Weihnachtsgeſchenk. —

Geſchichten aus dem Hof- und Staatsleben; die frömmelnden Miniſter von Raumer und von der Heydt; die

Gewiſſenloſigkeit, der Leichtſinn, die Härte und Unmenſchlichkeit in den obern Regionen, der unſinnige Trotz und die feige Furcht. Ach, immer daſſelbe! Schon zu oft dagewesen, das ganze Gewebe der Geſchichte iſt voll davon. —

Sonnabend, den 27. Dezember 1851.

Ich verſuche aufzuſtehen. —

Extrablatt der Neuen Preußiſchen Zeitung: Palmerſton durch Lord Granville erſetzt, die Wahlſtimmen in Frankreich lauten zu Gunſten des Schufts, und — das Wichtigſte — der Schuft ſoll einem Londoner Gerücht zufolge, von Belgien die Kriegskoſten-Entſchädigung für 1832 fordern wollen! Das eröffnet weite Ausſichten!

Das Poſſenſpiel der Abſtimmung in Frankreich geht unter Zwang, Betrug und Lüge ſeinen Gang. Beiſpiele in Menge von den ſchlechten Hülfen, welche die Gewalthaber anwenden. — Brief Ledru-Rollin's voll Muth und Vertrauen, er ſieht zwar Frankreich für den Augenblick als gelähmt an, ſetzt aber ſeine Zuverſicht auf Nordamerika, von dort werde der neue große Umſchwung kommen. Ich gehe nicht ſo weit, ich hoffe noch ſtets auf Frankreich. Das franzöſiſche Volk hat eine ſchlimme (ich ſage noch nicht einmal eine ſchwache) Stunde, aber es lebt noch in alter Stärke, das deutſche Volk lebt, das italiäniſche, das magyariſche, und das ſlaviſche ſchlummert. —

Glänzender Empfang Koſſuth's in New-York.

Hr. Brüggemann, Redakteur der „Kölniſchen Zeitung", wegen eines mißfälligen Artikels über hieſige Maßregeln, und wegen der Aufnahme eines „Oelblattes von Elihu Burritt" zu 50 Thaler Strafe verurtheilt! Wegen des Oelblattes! —

Der bisherige ruſſiſche Geſchäftsträger hier, Hr. von Budberg, iſt zum Geſandten ernannt! Man kann ſich ſeine Verdienſte denken. Ein würdiger Nachfolger Meyendorff's. —

Am Bundestage Zank und Hader. Sie können über nichts einig werden, als über die Verfolgung der Demokratie, die Unterdrückung der Preſſe, aber ſchon nicht über deren Regelung. Preußen klagt bitter über die Anmaßungen Oeſterreichs, dies über die Unfügſamkeit Preußens; doch fügt dieſes ſich wahrlich genug! Der Bundestag ſtiftet nur Verwirrung, alles wird verſchleppt, zerzauſt, die Unordnung, die Widerſprüche, die Zwiſtigkeiten mehren ſich. Recht und Wahrheit ſind ganz verſchwunden. Allerliebſte Wirthſchaft! —

Der General Preſe war zum Kriegsminiſter vorgeſchlagen, der König will aber einen Adlichen. General von Wuſſow vorgeſchlagen, deßgleichen General Roth von Schreckenſtein. Stockhauſen iſt dem Könige ſeit der letzten Geſchichte ganz verhaßt.

Im Cicero geleſen, in Lamartine. Der Letztere ſinkt in ſeinem Glanzreden und Schönfärben doch gar oft zum leeren Schwätzer und rohen Anſtreicher herab. Seine Redensarten häufen ſich bei jedem Gegenſtande, fallen oft in's Abgeſchmackte. Er fabelt, wo er nichts weiß, und wo er was weiß, fabelt er auch. Zum Unterhaltungsleſen ſind ſeine Bücher vortrefflich, ſofern man ſich nicht ärgert, daß dergleichen Geſchichtſchreibung ſein will! —

In Oeſterreich neue Verhaftungen, Verweiſung von Schriftſtellern an beſtimmte Orte, Bedrohungen ꝛc.

Sonntag, den 28. Dezember 1851.

Ich verließ das Bett, um einiges zu ſchreiben. Ein gutes Wort kommt wohl an guten Ort! Wenn ich bedenke, woher die heilſamen Stürme des Jahres 1848 gekommen, woraus ſie beſtanden, ſo verzweifle ich nicht, daß jede kleinſte Thätigkeit ihr fruchtbares Ergebniß liefert. Trotz allem Jammer des Tages, trotz aller Feſſeln, ſind wir doch weiter und freier

heute, als wir es in den vormärzlichen Zuſtänden waren. Ja, wir haben Errungenſchaften, unentreißbare, dies ſind die dageweſenen Thatſachen, die Anſichten, die Meinungen, die ſich in uns befeſtigen. —

Beſuch von Hrn. Dr. Franck. Er beklagt die Nöthen der Franzoſen, den Jammer, den ſie durchzumachen haben, er iſt nicht ſicher, daß ſie ihn glücklich überdauern, ſie können auf lange Zeit gebrochen bleiben, politiſch einſchwinden. Er berechnet auch die Wirkungen auf das übrige Europa: der Schuft, der in Frankreich das parlamentariſche Leben zertritt, darf es in den Nachbarländern nicht leiden, in Piemont nicht, in Belgien nicht, man wird ihn von Oeſterreich und Rußland her nur zu ſehr darin beſtärken, ſich mit ihm zu jeder Unterdrückung vereinigen. Und England! Es wird allen Angriffen ausgeſetzt ſein, einer Landung vielleicht, der Eroberung Londons, Wellington ſelbſt hat die Möglichkeit ſolcher Gefahr ausgeſprochen, gegen die nur Hülfe im allgemeinen Volksaufſtande zu finden iſt, ſowohl Englands als des Feſtlandes; das aber fürchten die engliſchen Gewalthaber am meiſten, England und das Feſtland in Revolution zu ſetzen. Ich ſage zu Franck: „Sie meinen mir düſtre Bilder aufzuſtellen, und eröffnen mir unverſehens die helliſte Ausſicht, die ganze Kraft Englands in der Revolution, dieſer hat grade das bisher gefehlt!“ Wir rechnen hin und her, aber die Dinge ſind ſo mannigfaltig, ſo verſchränkt und verflochten, daß nichts auch nur mit Wahrſcheinlichkeit vorauszuſehen iſt, als große Kämpfe, Kriſen, Ueberraſchungen, und alles im Dienſte der allgemeinen geſchichtlichen Bewegung! deren Ziel mir nicht wankt.

Ludmilla war bei der Gräfin von Ablefeldt, wo Hr. Palleske vorlas. Wir beſprachen nachher mancherlei, beſonders meine Jugenderinnerungen von Düſſeldorf und Straßburg. —

In Lamartine geleſen, im Cicero, in Voltaire's Briefen. —

Hr. von Stockhausen bleibt Kriegsminister; nicht ohne Schaden seiner Ehre, sagt man, die Schimpfreden des Königs seien zu arg gewesen. — Unter den Leuten geht wieder allerlei Gerede von Abdankung des Königs, von seinem heimlichen Katholischsein u. dgl. —

Montag, den 29. Dezember 1851.

„Achilles", ein Drama von Palleske, in drei Akten. Ich begann zu lesen und von Stoff und Sprache angezogen, las ich es in Einem Zuge bis zu Ende. Gute Haltung, edler Ton, poetischer Blick. Seit langer Zeit hat kein dramatisches Erzeugniß mir so günstigen Eindruck gemacht. Der dritte Akt ist hastiger, unruhiger gearbeitet, als die beiden ersten; der Schluß bedarf vielleicht andrer Worte. —

Man fährt fort, von Seiten der Verwaltungsbehörden sowohl Buchdruckern als Buchhändlern wider das Gesetz ihre Gewerbserlaubniß zu entziehen, während die Klage über diese Gesetzwidrigkeit in den Kammern zur Sprache gekommen ist.

Es bekümmert sich niemand um die Kammern, außer zum Hohn und Spott. Sie bestehen der Mehrzahl nach aus Beamten. Nun ist auch der Major Graf von Königsmarck Mitglied derselben! Darauf bezog sich also neulich seine Ausrufung, Gott wolle ihn behüten nicht in diese Versuchung gestellt zu werden! Er hatte sich als Kandidat aufgestellt und hoffte gewählt zu werden, war dessen aber noch nicht gewiß. —

In Hanau war der Gottesdienst der freien Gemeinde durch Soldaten verhindert. — In Hamburg neue Verhaftungen. —

Die Zahl von sechs Millionen Stimmen für den Schuft in Frankreich ist großentheils eine Lüge, das steht fest; aber auch nach Abzug der erzwungenen und der gradezu erlogenen bleibt auch bloß eine Million wahrer Stimmen doch wirklich ein Räthsel. Der Schuft hat freilich die feile katholische Geist-

lichkeit und einen großen Theil der elenden Legitimiſten für ſich. Er fährt fort, ſein Handwerk auszuüben, ein Dei von Algier, ein Schinderhannes im Großen! Dekrete über Dekrete! Nur zu! — Er hat ſich ſchon hier über die „Kreuzzeitung" beklagen laſſen, man hat ihm geantwortet, es ſei hier Preßfreiheit! —

Abends zu Hauſe. Mit Ludmilla Schach. Ich hatte mich wieder zu Bett gelegt. — In Lamartine geleſen, im Cicero, in Goethe's Briefen an Frau von Stein. —

Wie die Menſchen verkehrt handeln! Aus leerer Furcht, durch den Kommunismus ihre Reichthümer, ihre Beſitzungen zu verlieren, machen ſie die eifrigſten Anſtalten, dieſes Ergebniß herbeizuführen! Sie zeigen ſich ſo ſehr als Feinde des Volks und der Freiheit, daß wenn das Volk einſt die Oberhand gewinnt, es nothwendig ſie tödten oder wenigſtens ſie verbannen und entwaffnen — das heißt ihnen ihre Geldmittel nehmen — muß! —

Wären die Dinge ſo fortgegangen, wie im Jahre 1848, ſo hätte niemand daran denken können, den Beſitz und das Eigenthum irgendwie in Frage zu ſtellen. Und es dachte in der That niemand vorher an ſolche Möglichkeit, ehe die Reaktion anfing dreiſt aufzutreten. — Ob nicht der Schuft in Frankreich, der liebe Freund der Könige, der gute Sohn des Pabſtes, ein großes Beiſpiel von Beſchlagnahme, von Einziehung des Eigenthums geben wird? Es wäre ſeiner würdig! In Oeſterreich geſchieht es ohnehin! —

Unſre Handelswirren werden immer toller. Die Miniſter wiſſen nicht mehr aus noch ein. Am Ende ſtürzen ſie ſich zur Rettung in Oeſterreichs Arme, das heißt in das Unglück, das ſie vermeiden wollen! —

Dienstag, den 30. Dezember 1851.

Wie ſteht es mit der Sache des Volks und der Freiheit? Sie hat ſich freilich vom äußern Schauplatz weit zurückgezogen, und iſt ſchon lange nicht mehr ſo nah, daß man ſie mit Händen greifen könnte, ſie ſcheint fürerſt noch mehr ſich zu entfernen; es geht uns wie den erſten Chriſten, die auch anfangs auf die ganz nahe Wiederkunft des Herrn rechneten, aber ſie dann, als ſie länger und länger auf ſich warten ließ, auf die weite dunkle Ferne verlegten. Im Herbſt 1848, im ganzen Jahre 1849 war noch Hoffnung auf die Nähe, jetzt iſt das vorbei. Jetzt gilt es nur die Geſinnung bewahren und die Stätte bereit halten, und das Leben durchwinden, ſo gut jeder kann. — Unterdeſſen wächſt ein neues Geſchlecht auf, und das wird auch ſein Theil wirken wollen. Selbſtſüchtige Hoffnungen dürfen wir nicht hegen. —

Die Polizei hat einen „Neujahrs-Kladderadatſch" weggenommen, auf Anregung Wrangel's, der etwas gegen die Soldaten darin gefunden haben wollte! — Der Vater Wrangel gehört vollkommen unter die lächerlichen Perſonen der Stadt. Die Soldaten ſelber ſchimpfen auf ihn, weil er ihnen das Tabakrauchen auf der Straße verboten hat, — ſchon am 17. geſchah das, für Berlin und den zweimaligen Umkreis. —

Die „Kreuzzeitung" bringt heute eine ſchwungvolle Rundſchau, ganz gegen den Schuft in Frankreich, die Säbelherrſchaft, den Abſolutismus gerichtet. Großes Lob Frankreichs als eines theuren Gliedes im chriſtlichen Europa, ſelbſt Voltaire und Rouſſeau werden als Mitträger ſeines Ruhmes genannt. Aber die Berufung auf Gottes Ordnung, auf altes geheiligtes Recht u. dgl. iſt lauter blauer Dunſt, er ſchwebt in der Luft ohne Wurzel und Grund. Gott hat keine Regierungsform geoffenbart, keine bürgerlichen Geſetze, und wollte man die jetzigen Staaten ſammt und ſonders durchmuſtern nach den

zündet würde; und allerdings glaube ich nicht, daß bei solchen Umständen und Urtheilen irgend ein wichtiger Schritt hierin zu erwarten sei. Provinzialstände, ohne Reichsstände und Gemeindeordnung, würden dem Adel ein großes Uebergewicht geben; sie könnten für Steuersachen gut benutzt werden; sie wären eine Art Erfüllung des Artikels 13 der Bundesakte; dies alles spricht für sie noch am meisten, und vielleicht kommen sie noch am ersten zu Tage; doch kann der höheren Staatsverwaltung auch nicht die Schwierigkeit entgehen, die solch neue ungeprüfte Werkzeuge dem Gange der Regierung in den Weg legen können, und die Vereinzelung von Volkstheilen, die dann noch weniger, als jetzt, dem Gesammtkörper zur Einheit verbunden sein würden.

Ich hätte über Preußen's eigenthümliche Beschaffenheit in Bezug auf die konstitutionellen Einrichtungen genugsamen Stoff zu einer beachtungswerthen Denkschrift, wenn es sich auf meinem Standpunkte im Staatsdienste der Mühe verlohnte, irgend eine nichtbefohlene Arbeit zu machen. Welchen Einfluß unsere Finanzangelegenheiten, der Ausfall in dem gehofften Steuerertrage, und die Ungunst, woran unsere letzte Anleihe leidet, auf konstitutionelle Entwickelungen haben werden, wage ich nicht zu bestimmen; Unterrichtete behaupten, es müßten in jedem Falle bedeutende Maßregeln genommen werden, und mancherlei Rathschläge dazu sind allerdings in Umlauf. Jedoch glaube ich der Hülfsmittel noch viele übrig, und ehe sie alle erschöpft sind noch lange Zeit. —

Was Sie von Frankreich schreiben, daß im Ganzen dort kein sichtbarer Druck auf dem Volke laste, gilt in hohem Grade von Preußen; das Leben des Volkes nimmt sich allenthalben auf, innere Regsamkeit und Bildung gedeihen, überall entwickeln sich neue Anlagen des Wohlstandes und der Verbesserung. Die Freiheit der Gewerbe, die Selbstständigkeit

willkürlichen Annahmen der „Kreuzzeitung", so bestünde kein einziger zu Recht. —

In Bromberg wollte ein deutschkatholisches Ehepaar geschieden sein. Das Gericht fand eine Scheidung unzulässig, da durch die deutschkatholische Trauung keine Ehe begründet sei! —

Abends war ich zum erstenmal seit zehn Tagen wieder aus, bei *. Gesellschaft. Wie stumpf und leer leben diese Leute in den Tag hinein, ohne Sinn, ohne Gewissen, ohne höheren Bezug! Das Vorgefundene, das Eingerichtete gilt ihnen als Boden des Daseins, und sie wechseln diesen ohne Bekümmerniß, wenn es nur nicht ihre That sein soll; sie gingen, wenn das Heidenthum eingeführt würde, eben so eifrig und geputzt in die Götzentempel wie jetzt in die christlichen Sonntagskirchen. Hofgeklatsch, das ist jetzt ihre Wonne! sie dünken sich der Region etwas angehörig, wenn sie davon sprechen; wie gemeines Gesindel sprechen sie von ihrer Herrschaft wohl mit Eitelkeit, aber ohne Ehrfurcht, vielmehr mit stillem Haß. —

Der Oberst von Olberg ist zur Disposition gestellt, der Oberstlieutenant an seiner Statt Kommandeur des Regiments geworden. Was mag Olberg Mißfälliges gethan haben? Im Jahr 1848 hat er sich in Posen gegen Willisen und später gegen Pfuel sehr schlecht benommen. —

Die „Preußische Zeitung" hat große Bitterkeit gegen Oesterreich; auch die „Neue Preußische Zeitung" wirft diesem wiederholt seine Härte, seine Rücksichtslosigkeit gegen Preußen vor. — Am Bundestage herrscht Uneinigkeit, Tücke, List und Trug! — Und die Leute wollen noch auf die Paulskirche schimpfen! —

Gewaltsamkeiten und grobe Betrügereien bei der Abstimmung in Frankreich schon von den Maire's verübt, und an's Licht gezogen von kühnen Neinstimmern, aber vergebens. Den Gewaltstreichen kann nur wieder Gewalt entgegenstehen.

Heeresmacht ist die Waffe, ohne die man nicht in den Kampf gehen kann. —

Neue Spaltung in der Kreuzzeitungspartei! Der Rundschauer preist Olmütz und das Zusammengehen mit Oesterreich, die Redaktion macht dazu die Anmerkung, das sei irrig, Oesterreich benehme sich feindlich gegen uns. —

Mittwoch, den 31. Dezember 1851.

Der Fabrikant und gewesene Abgeordnete C. Schwedler junior, wegen der Dresdener Maiereignisse zu lebenslänglichem Zuchthaus verurtheilt, ist am 29. seiner Haft entsprungen. Deßgleichen der Diakonus und ehmalige Abgeordnete Dammann aus Lengefeld, wegen der Maiereignisse zu zehnjähriger Haft verurtheilt, aus der Frohnveste zu Lauterstein. —

In Wiesbaden ist der Dr. Duller als Prediger der deutschkatholischen Gemeinde von der Regierung nicht bestätigt worden. —

In Bremen wollte der Senat mit der Bürgerschaft in nicht öffentliche Verhandlung wegen der Verfassungsänderungen treten, die der Bundestag verlangt; die Bürgerschaft hat dies abgelehnt. Oeffentlich will der Senat seine Vorschläge nicht mittheilen. Nun wird er wohl österreichische Truppen rufen.

In Lübeck hat die Bürgerschaft die Vorschläge des Senats angenommen. In Hamburg schwebt noch alles. —

Nun soll Stockhausen doch nicht Kriegsminister bleiben! Er wollte wieder, aber der König will nicht. —

„Und wenn nun der Schuft Louis Bonaparte dennoch Kaiser wird und es lebenslang bleibt und seine Dynastie fortdauert?“ Die Möglichkeit muß ich zugeben. Aber die Folgen werden dann unfehlbar die sein, daß die Monarchen

nicht nur, ſondern auch die Monarchie ſelbſt durch ein ſolches Beiſpiel in ihren Grundfeſten erſchüttert werden, daß auf den Fürſten aller der Makel eines ſolchen Genoſſen und einer ſolchen Verbrüderung haftet, daß die Könige ſich einem Dei bücken und ganz verächtlich werden. — „Dazu wäre die Märzſchande und die nachherige Bosheit und Wortbrüchigkeit genug.“ — Nein, es muß noch mehr und ärger kommen. —

Ich begleite jetzt in Gedanken immer den Grafen von Schlabrendorf auf ſeinem Wege durch die franzöſiſche Revolution. Er ſah die junge Freiheit von 1789, er ſah die Blutzeit von 1793, er ſah Bonaparte'n als Konſul und Kaiſer. Ich kann mir ſeine Empfindungen vergegenwärtigen! Er verzagte doch keineswegs! —

Am 23. ſtarb in Turin Giovanni Berchet, der vaterländiſche Freiheitsſänger. Er war 1834 mit Arconati's hier. Franzöſiſchen Urſprungs, aber ganz Italiäner, theilte er lange Zeit mit ſeinen edelſten Landsleuten die Verbannung, wurde dann amneſtirt, lebte darauf in Florenz, und war zuletzt in Piemont eingebürgert, wo er Mitglied des Parlaments war. Er wurde 68 Jahre.

Im Cicero geleſen; in der eben erſchienenen zweiten Abtheilung des dritten Bandes von Humboldt's „Kosmos“. — Goethe's Briefe an Frau von Stein. —

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MUENCHEN

Druck von David Bürkli in Zürich.

Tagebücher

von

K. A. Varnhagen von Enſe.

Neunter Band.

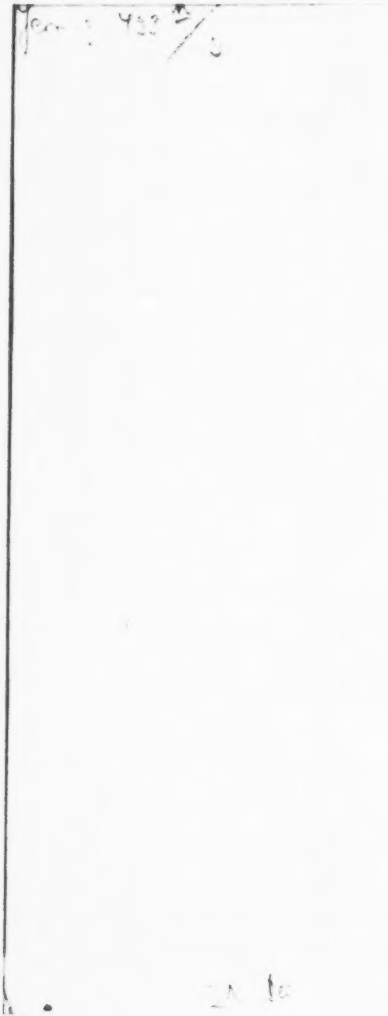

Aus dem Nachlaß Varnhagen's von Enſe.

Tagebücher

von

K. A. Varnhagen von Enſe.

Neunter Band.

Hamburg.
Hoffmann & Campe.
1868.

Das Recht der Uebersetzung ins Englische, Französische und andere fremde Sprachen ist vorbehalten.

Stadtbibliothek

Donnerstag, den 1. Januar 1852.

Schlechte Nacht, schlimme Träume! —

Das gefürchtete Jahr, dem das vergangne seine Krise vorweggenommen haben soll, am 2. December! Wir wollen sehen! Die überstandene Krise dürfte nur ein Vorspiel gewesen sein. —

Besuch von Dr. Hermann Franck. Geistvolle Bemerkungen über das Bewußtsein des Menschen, wie er mit andern Menschen steht, welchen Eindruck er macht, was er ihnen zumuthen oder bei ihnen wagen kann. Aber alles das weilt nur in der Aeußerlichkeit, wie er Andern eigentlich im Innern gilt, wie sie sein Wesen auffassen, das erfährt er niemals, und er darf sich daher auch nicht sehr darum kümmern, es liegt zuletzt nicht viel daran! — Ueber die nächsten Demüthigungen, die Preußen wird erdulden müssen, ob es ihnen wird entgehen können? Preußen steht ganz vereinzelt, wird als Großmacht gar nicht mehr gerechnet; wenn Rußland, oder falls dies nicht dabei sein will, nur Oesterreich und Frankreich von ihm entschieden etwas wollen, so muß es sich fügen. Seine Zuflucht könnte die Volkssache sein, der Freisinn, aber diese hat es verrathen, verräth es noch täglich, den Rückweg dahin wird es nicht einschlagen können, nicht einmal mehr wollen können. Ihm kann das Schicksal Polens nahe rücken. Für den Preis, daß ganz Italien ihm überlassen wird, kann Oesterreich einwilligen, die Rheinlande an Frankreich, das Land jenseits der Weichsel an Rußland fallen zu lassen. Und sollte Preußen den Krieg wählen, wer soll und kann ihn führen? unter dieser

Regierungsart?! England kommt freilich in Betracht, aber wie steht es dort? —

Mit der Fortsetzung der polnischen Zeitschrift in Posen ist es doch nichts geworden. Die Polizei hat alle Drucker Posens zusammengerufen und ihnen erklärt, wer von ihnen den „Goniec" drucken würde, dem würde sofort die Gewerbeerlaubniß entzogen werden. Warum noch erst die Warnung? Aus Väterlichkeit, Vormundschaft! Und wie zart und gesetzlich! Die Presse selbst ist frei, nur der Drucker nicht: das Blatt ist nicht verboten, nur unmöglich gemacht. Geheiligte Sophismen! Die Kirche darf kein Blut vergießen, darum verbrennt sie die Ketzer, oder überliefert sie dem weltlichen Arm. — Nächstens wird der Ministerunfug, der mit der Presse getrieben wird, in den Kammern verhandelt, aber ohne den geringsten Erfolg, das weiß man schon im voraus. —

Besuch von Frau von ". Nachrichten aus Hannover, der blinde König ist ganz in den Händen der Frömmler und Junker. Nachrichten aus Tours in Frankreich: die Legitimisten dort, Herzogin von Rauzan ꝛc. sind fest überzeugt, ohne den Staatsstreich — würden sie alle ermordet worden sein! Dann hoffen sie, er werde die Brücke sein für den Grafen Chambord.

Abends spät, als ich mit Ludmilla Schach spielte, kam noch der Graf Cieszkowski. Mittheilungen aus den Kammern, die ganz im Gefühl ihrer Ohnmacht leben, sich winden und krümmen! — Ueber Frankreich: ob Louis Bonaparte sich befestigen werde? Wer kann das wissen? Einen Auftrag muß er wohl haben, etwas ausrichten soll er: aber mich dünkt, nicht seinetwegen ist ihm der Auftrag gegeben, sondern um andrer Zwecke willen; nicht seine Ehre, sondern Schmach und Schande und Verderben derer, in deren Reihen er tritt, wird beabsichtigt. —

Im Cicero gelesen, in Humboldt's Kosmos.

Besuch von Hänlein, Neuigkeiten aus der Stadt, aus dem diplomatischen Kreise. Der König „immer lustig", Manteuffel hält und bewegt sich wie ein Schneidergeselle, Westphalen und Raumer ganz armselige Erscheinungen, Heydt ein hoffährtiger, plumper Glückspilz, — nirgends Würde noch Anstand. Lauter bekannte Dinge! —

Das Bethmann-Hollweg'sche Wochenblatt erklärt sich auch sehr stark — etwas spät jedoch — gegen Louis Bonaparte, der aber schon gebieterisch von den Regierungen, die er als befreundete ansieht, gegen die Presse in diesem Betreff Beschränkungen verlangt. —

In dem Krankenhause Bethanien werden die Kranken mit Beterei gräßlich geplagt; der Hauptzweck der Behandlung ist die Gewissen aufzuregen, die Kranken zum Bewußtsein ihrer Sünden und zu dem Bekenntniß zu bringen, daß sie ihre Leiden verdient haben. Wenn sie wegen übergroßer Schmerzen klagen, verweist man ihnen das als einen Mangel an Ergebung. Ja selbst die körperliche Pflege wird ihnen bisweilen versagt, um sie Geduld zu lehren. Eine von heftigen Krämpfen heimgesuchte Kranke bat vor einiger Zeit Nachts um Kamillenthee, der die Schmerzen lindern würde; sie wurde belehrt, sie möge sich in Geduld fassen bis zum Morgen, in der Nacht könne man sich mit dergleichen Bereitungen nicht abgeben! Ganz arme Leute haben von dort schon nach Hause zurück verlangt, obschon sie hier manchem Mangel entgegensehen mußten. Das Frömmlerwesen vernichtet alles Gute, was die Anstalt haben könnte, es stiftet überall nur Unheil. —

Am 27. soll in Frankfurt am Main die Sitzung des Bundestages so stürmisch gewesen sein, daß man die lauten Stimmen auf der Straße, in den gegenüberliegenden Häusern gehört hat. Die Gesandten von Oesterreich und Preußen waren wüthend an einander gerathen, der Vorgang war so

des Landmannes, und die dreijährige Schule des Kriegsdienſtes, durch welche nach und nach die ganze Bevölkerung durchgegangen ſein wird, bieten einander kräftig die Hände. Dieſes Anwachſen des Volkes, mit dem die obern Gebilde nicht gleichen Schritt halten können, wird von den Weiterſehenden freilich oft genug mit Beunruhigung anerkannt, und ungleich dem edlen Gaskogner, der wenigſtens am Sonntage jedem Bauer ſein Huhn im Topfe wünſchte, haben edle Märker ſich wohl ſchon daran geärgert, daß die ſonſt in den Volkskneipen faſt alleinherrſchende hochgefeierte friſche Wurſt nun ſchon oft durch Hühner-, Gänſe- und Putenbraten erſetzt wird. —

Unſer verehrter Staatskanzler iſt fortwährend wohlauf und munter. Das Publikum hat mit Antheil den Fürſten mit ſeiner Gemahlin bei der erſten Aufführung der Oper „Olimpia“ in derſelben Loge erſcheinen geſehen. Es heißt, er werde dieſen Sommer nicht mehr ausreiſen, ſondern bloß zwiſchen Berlin, Glinike und Neuhardenberg ſeinen Aufenthalt wechſeln. Herr Geheimerath Schöll iſt ſein beſtändiger Begleiter, und ſcheint ſo ſehr wie je das Vertrauen zu beſitzen. Ich ſelbſt habe den Fürſten ſeit ſeiner Rückkehr noch nicht geſehen. —

Vielen Dank für die mitgetheilten Lieder auf Decazes; ſie zeigen den ganzen Haß der Gegner, der wirklich ungeheuer iſt, mehr als man aus den Verhältniſſen, ſo weit ſie bekannt ſind, erklärlich finden kann. Auch im Auslande hält manche Erbitterung ſich an jenen Namen feſt; Herr Geheimer Staatsrath Niebuhr ſagte in Rom an des Kanzlers Tafel mit der ihm eigenen blaſſen und trägen Wütigkeit, wenn der Herzog Decazes gebraten würde, möchte er ſich mit Vergnügen ein Stück davon ausbitten! In früherer Zeit war derſelbe Mann in gleicher Weiſe ſo für den Hrn. Miniſter

ärgerlich als betrübend. Dergleichen iſt bisher noch nie vorgekommen. —

In Würzburg zahlreiche Verhaftungen, Haussuchungen ꝛc.

In Mainz die „Mainzer Abendpost“ von der Polizei unterdrückt.

In Altona der hamburgiſche Bürger Ruscak von dem öſterreichiſchen Kriegsgericht zu zehnjährigem Kerker verurtheilt. Neue Verhaftungen in Hamburg. —

Der Kaiſer von Oeſterreich hebt die Grundrechte und Verfaſſungen ſeiner Staaten durch ein Patent auf, verfügt, daß die Gemeindeordnung durchgeſehen, die Majorate begünſtigt, die Schwurgerichte aufgehoben werden ꝛc. ꝛc. Folgt dem guten Beiſpiel, das ihm Louis Bonaparte gegeben! Der kleine Mann hat Muth hinter ſeinen Bajonetten! —

Der berüchtigte Anno Duehl iſt ſo das Faktotum Manteuffel's, daß ſogar Hinckeldey in manchen Fällen bei jenem anfragt, wie er ſich zu verhalten habe! —

Die Zeitungen erzählen, die drei Mächte, Rußland, Oeſterreich und Preußen hätten bei ihren Beglückwünſchungen den — in Frankreich daran erinnert, daß nach den Verträgen von Wien die Familie Bonaparte auf immer vom franzöſiſchen Thron ausgeſchloſſen werden. Haben ſie dieſe Dreiſtigkeit gehabt?

In Humboldt geleſen, im Cicero, in Gibbon. —

General von Hahn hat erklärt, das Kriegsminiſterium nur annehmen zu wollen, wenn ihm erlaubt würde, dreihundert höhere Offiziere auf Penſion zu ſetzen, ſoviele wenigſtens ſeien dienſtunfähig. —

Sonnabend, den 3. Januar 1852.

Geſchrieben. Ueber die Franzoſen, gegen die jetzt tauſend Stimmen losziehen, ſie ſeien entſittlicht, entartet, ſie ſeien der Freiheit nicht werth, ſie könnten nicht Republik ſein ꝛc. Ich

frage dieſe Leute zunächſt: „Und wir? wie ſteht es mit uns?“ Dann verweiſ' ich ſie auf die Geſchichte aller Völker; was hat nicht jedes erduldet? Eben dieſe Franzoſen fünfzehn Jahre die Bourbons und die Pfaffen, achtzehn Jahre den Betrüger Louis Philipp. Und die Spanier! die Engländer ſelbſt! — Frankreich iſt noch ſtets der Heerd, wo auch unſer Feuer brennt, und wird uns noch wunderbare Vorbilder geben, verlaßt euch drauf! —

Auch die „Urwählerzeitung“ ſtimmt in den falſchen Ton. —

Ausgegangen mit Ludmilla. In der Münzſtraße die koloſſale Erzbildſäule des Kopernikus beſehen, die nach Thorn beſtimmt iſt. Breit, ſchwerfällig, ausdrucksloſ. Von Tieck modellirt, von Fiſcher gegoſſen. —

Hausſuchungen und Verhaftungen in München, Künſtler, Schriftſteller ꝛc. Deßgleichen in Augsburg, in Köln und Düſſeldorf. —

Der Lehrer Dr. Witt, wegen ſeiner politiſchen Theilnahme von 1848 (er war Abgeordneter in Berlin) disziplinariſch entlaſſen, hatte ſich nach Königsberg gewandt um daſelbſt Privatunterricht zu geben. Die Polizei hat es ihm verboten. —

Der — in Paris trägt jetzt Militairuniform, läßt ſich in Notre-Dame ein Tedeum ſingen, bezieht die Tuilerien, giebt den Truppen die Adler wieder, hebt die Geſchwornen bei Preßvergehen auf ꝛc. Hier am Hofe fängt man ſchon an ſich zu ängſtigen, nach dem thörichten Jubel! —

In Humboldt geleſen, im Cicero, in Voltaire und Gibbon. —

Friedrich Wilhelm IV. wäre ſo gern Kaiſer geworden! Auch er hatte die Stimmenmehrheit der Deutſchen für ſich! Er durfte die Wahl nicht annehmen. Und Louis Bonaparte'n gelingt es, er darf, er wagt's! — ihn hindert kein Veto fremder Mächte. —

Graf Mariano Alberti war wegen angeblicher Betrügerei

mit falschen Papieren Leonore Tasso's zu siebenjähriger Zuchthausstrafe verurtheilt werden; eine genauere Untersuchung hat die Aechtheit der Papiere außer Zweifel gestellt, und der Graf Alberti ist für unschuldig erklärt worden. Ranke war durch die Papiere Alberti's widerlegt und auf's Maul geschlagen, und betrauerte dies sehr; um so lauter jubelte er, als die Verurtheilung desselben erfolgte: jetzt kann er nun wieder im Sack und in der Asche sitzen! —

Sonntag, den 4. Januar 1852.

Geschrieben. Das Volk, seine und der Freiheit Freunde, haben jetzt wenig zu thun, die innern Angelegenheiten geben ihnen keine Arbeit, da der Verrath und Betrug von oben ihnen die Theilnahme an den Wahlen und an den Kammern verleidet haben; sie können jetzt nur thätig sein in der Ausbreitung und Stärkung ihrer Gesinnungen, in der Bezeichnung der Handlungen des Feindes. Aber noch eine andre Achtsamkeit liegt ihnen ob, die Hütung der Volkskräfte, daß sie nicht in voreiligen Ausbrüchen, in nutzlosen Sonderversuchen sich zersplittern, verbrauchen, daß sie aber auch nicht durch falsche Vorspiegelungen sich verlocken lassen, eine Sache für die ihre zu halten, die es nicht ist: mögen die Fürsten mit dem — in Frankreich sich verbrüdern oder von ihm bekriegt werden, dem Volke kann das gleichgültig sein, seine Sache ist *nicht* dabei. Sobald Recht und Freiheit nichts gelten, ist es einerlei, ob man dem einen oder dem andern Reich angehöre, es bleibt immer dieselbe Knechtschaft. Das Volksthum ist unter ihr nicht verbunden. Der Befreiungskrieg von 1813 geschah in gutem Glauben unter Voraussetzungen, die jetzt nicht mehr möglich sind. Dem Volksaufschwunge damals folgte der Treubruch von oben hinterdrein, dem, den man jetzt erlebt hat, kann kein Vertrauen folgen. —

Ich war den ganzen Tag sehr leidend. Ich hatte keine

Stimmung zum Schreiben: alles war mir verdrießlich, die politische Dunkelheit sehr drückend. In ganz Europa kein Fleck, der in heiterem Lichte stünde, an dessen Gegenwart man sich freuen könnte! Aller Trost, alle Hoffnung, aller Muth nur in den Gedanken, nicht für die Sinne! Der Augenblick bietet ihnen nichts! —

In Lamartine die Schlacht von Bellealliance gelesen, mit Plänen und Karten. Er schont den Napoleon nicht, rechnet ihm alle Schwächen genau nach. Hart gegen Benjamin Constant, ungerecht und feindlich gegen Lafayette, sehr billig gegen Fouché. Seine Urtheile machen mich keinen Augenblick irre, sie dienen mir alle zunächst zur Beurtheilung seiner. In Gibbon gelesen, in Goethe. Deutsche Zeitschriften. —

Neue schreiende Angaben über die Stimmenzahl für Louis Bonaparte. Die Fälschungen sind so arg, so allgemein, so schamlos betrieben worden, daß es völlig ungewiß bleibt, ob die Ja's in der Mehrheit sind, daß niemand mit Sicherheit weiß, ob statt der angeblichen sieben Millionen auch nur Eine Million für den — gestimmt hat! — Indeß hat er den Schein, und der genügt ihm. Die fremden Höfe sehen diesen Schein gern und ungern. —

Montag, den 5. Januar 1852.

Brief aus Paris über die Lage der Dinge dort. Montalembert, Eckstein, Rio, Donoso Cortes, Herzogin von Raguse, aber auch Republikaner kommen darin vor; Aussicht auf künftigen Kampf! —

Kleine Schrift von Prof. Karl Hermann Scheidler über die Gespräche von Radowitz. Thut äußerst gescheidt und sogar weise, meint auf Belehrung und Vermittlung komme es an! Auf Belehrung wohl, aber nicht auf die theoretische, die er bietet, sondern auf die durch Thatsachen gegebene, die zu aller Welt sprechen. Er glaubt eine große Wahrheit auszu-

sprechen, wenn er sagt, das deutsche Volk sei im Jahr 1848 politisch unreif, unklar gewesen: ich behaupte gegen ihn, daß kein Volk als Volk jemals reifer gewesen, reifer für den bessern Zustand, den es sich geben wollte: aber der Theil der Nation, den man gewöhnlich nicht Volk nennt, seine Fürsten und Vornehmen, die waren nicht reif, sondern roh und verderbt, und hierin irrte das Volk, das edle großmüthige, daß es mit Verräthern und Selbstsüchtigen jenes bessern Zustandes sicher zu sein wähnte. Diese Großmuth, dieses Zutrauen, hat uns zu Grunde gerichtet, es war ein Fehler, aber ein schöner Fehler. Nur wiederholt darf er nicht werden! —

In Goethe gelesen, in Humboldt, in Gibbon. —

Verurtheilungen in Kassel, auch einige Freisprechungen. — Freisprechungen in Zweibrücken. — Hausforschungen in Breslau bei polnischen Studenten, durch österreichische Anforderung veranlaßt. — Der hessische Buchhändler Balde aus Sachsen verbannt. — Der Minister von Manteuffel empfängt durch eine Handwerker-Deputation Klagen gegen den Gewerberath und Magistrat. —

Hetzige Artikel unsrer Blätter gegen Oesterreich. — Rundschreiben, das den Zollvereinsstaaten erklärt, Preußen werde dasjenige Mitglied des Zollvereins, das an den jetzigen Wiener Handelsbeschlüssen Theil nimmt, als ausgeschieden ansehen. (Das Ministerium läugnet die Sache.)

Die willkürliche Gewaltherrschaft in Oesterreich jetzt ohne Schranken! alle Versprechungen zurückgenommen, auch keine verführerische Lockung ist geblieben! — Dabei arbeiten Schwarzenberg und Haßenpflug an einer neuen Verfassung für Kurhessen! —

Der — in Frankreich zeigt in schamloser Nacktheit die scheußliche Gestalt, die sie alle haben, und hin und wieder noch in abgetragene Lumpen hüllen. Er ist ihr getreues Bild. —

Das hiesige Ministerium hat dem Herzog von Dessau,

der ſich über die Kreuzzeitung beſchwerte, erklärt, es könne nichts thun, er ſolle an das Gericht gehen; ebenſo dem Louis Bonaparte. Wenn es nur nicht die Kreuzzeitung wäre! — wie würde die Behörde da flink zur Hand ſein! —

Dienstag, den 6. Januar 1852.

Beſuch bei Dr. Hermann Franck. Mittheilungen aus Paris; Brief von Herrn Alexander Thomas aus Brüſſel, ſeine neue Wochenſchrift **le bulletin français**, erſte Nummer qui nous sommes; ſehr gut, aber mit zu viel Mäßigung! hier muß Zorn, Leidenſchaft, kriegeriſche Feindſchaft auftreten! Thomas iſt gegen die Republik, gegen das allgemeine Stimmrecht, — aber ſein Verhalten iſt ehrenwerth, iſt muthvoll. —

Zuſtand der Dinge in Frankreich; Beſorgniß, daß hier der Graf von Arnim-Boyzenburg Miniſterpräſident werden könnte, — „ſchlimmer als Manteuffel, ſchlimmer als Gerlach und die ganze Kreuzzeitung.“ Was liegt an den Schattirungen? Ein bischen milder, ein bischen ſtrenger, die Hauptſache bleibt dieſelbe! —

Der ſeit vier Jahren vergeſſene Staatsrath ſoll hier wieder in Thätigkeit geſetzt werden. Sie brauchen noch mehr Verwicklung!

In Frankfurt am Main ſind plötzlich alle noch beſtehenden Vereine unterdrückt worden, in Bremen ſind die eine Zeitlang eingeſtellten, wieder zuſammengekommen. —

Die Polizei richtet wieder allerlei Scheereien gegen die Bezirksvereine, und deren Vorſchußkaſſen, ſteckt ihre Naſe in die Rechnungsbücher, fragt, beſiehlt ꝛc. Es iſt eine wahre Schande. —

Die ſächſiſche konſtitutionelle Zeitung wird von Dresden her verwarnt, nicht feindlich gegen Oeſterreich zu ſein, ſie würde ſonſt verboten werden. In Oeſterreich iſt ſie noch ungehindert zugelaſſen. Die ſächſiſche Behörde iſt eifriger für Oeſterreich

bemüht, als selbst die österreichische! — Neue Verhaftungen und Ausweisungen in Baiern. —

Dr. Rupp in Königsberg wegen Beleidigung des Oberkirchenraths und Preßvergehens zu 75 Thaler Strafe verurtheilt.

Die Polizei meint, sie habe das Vereinswesen hier vernichtet. Eitler Wahn! Mehr als je bestehen die Vereine und sind thätig, in kleinen Gruppen, unter mannigfachen Hüllen. Die untern Klassen, die Handwerker, Arbeiter, kleinen Bürger, bedürfen neben ihrer großen Arbeit eines solchen idealen Reizes, einer höheren Theilnahme, eines geheimen Bundes. Sie sind ungemein thätig in Verbreitung von Schriften, Zeitungen, Liedern, Bildern, sie halten die Aufmerksamkeit wach, theilen Ansichten mit, sprechen das gute oder schlimme Urtheil über Personen ꝛc. — Man versichert, es dürfe nichts geschrieben werden, — alles werde nur mündlich abgemacht. —

Mainz, den 7. Januar 1842.

In Frankreich geht es lustig her. Das Stück, das hier aufgeführt wird, müßte den Antheil der Neugier und Erwartung aufs höchste spannen, wäre es nicht so grundgemein und ekelhaft! Schinderhannes in Purpur, das ist kein Lustspiel mehr! —

Der Oberst von Olberg ist zur Disposition gestellt.

Ein Neurekter Lindemann aus Plauen, wegen der Maiereignisse in Sachsen zu vieljähriger Zuchthausstrafe verurtheilt, ist vom Könige von Sachsen begnadigt worden. Ein seltener, vereinzelter Fall! Noch täglich werden schwere Strafurtheile in derselben Sache ausgesprochen. —

Die deutsche Flotte soll versteigert werden. Oesterreich und Preußen können auch über diesen Gegenstand sich nicht einigen. Die deutsche Flotte war von Anfang ein tausendes Spielwerk für die dummen Gebildeten, jetzt ist sie eine Jammerlichkeit. —

Wir ſind ohne Kriegsminiſter; die Rede iſt von Benin, den aber der König ſchon jetzt nicht leiden kann! —

Der „Publiziſt“ von der Polizei weggenommen, wie gewöhnlich zu ſpät! —

Donnerstag, den 8. Januar 1852.

Nachmittags Beſuch von Bettina von Arnim nebſt ihrer Tochter Giſela. Letztere muß zuerſt eintreten und mir ſagen, die Mutter habe nicht allein zu kommen wagen mögen, ſie ſchäme ſich zu ſehr, daß ſie ſo lange nicht bei mir geweſen. Dann ſagt Bettina, ſie habe das Gelübde gethan, nicht eher wieder mich zu beſuchen, als bis ihr Buch fertig ſei, das ſei nun ſo gut wie fertig, ſie laſſe den letzten Bogen drucken. Nun will ſie, daß ich mir dieſen letzten Bogen vorleſen laſſe, daß ich ihn für mich leſe genügt ihr nicht. Ich antworte, wenn's nicht anders ſein könne, müſſe ich ſchon zuhören. Sie wird alſo nächſtens damit kommen. Sie äußert nun noch allerlei Bedenken, wie man ihr Buch aufnehmen, ob die Polizei es wegnehmen, ob der König es beſchützen werde? Letzteres wünſcht ſie ſehnlichſt, beſonders auch um ihrer Familie willen, damit dieſe nicht tadeln und ſchelten können, ſondern mitverehren müſſen, was der König verehrt. Sie hat zu dieſem Zweck alles gethan, den König ein edles Bild von ſich ſelber in ihrem Buche finden zu laſſen, um deſſentwillen er manches ihm weniger angenehme Beiwerk überſehen könne. Alles dies iſt ſehr verwerren, und ich zweifle ſehr, daß im Widerſtreite der Abſichten die Erfüllung derſelben erreicht werde. Ich fürchte, das ganze Buch, nun ſchon ſo lange verzögert und durch manche Zeitſtimmungen durchgetrieben, wird ſchwer und dunkel da liegen, wie ein Scheiterhaufen, der naß geworden iſt und nicht brennen will. —

Abends Beſuch von Frau von *. Sie erzählt mir ſchändliche Züge aus der hieſigen Adels- und Beamtenwelt, nichtswürdige

Aeußerungen von Frauen und Fräulein, die ſich des — in Frankreich mit dummer Bethörung freuen! Niedriges, ſchlechtes Volk, das zu nichts gut iſt. Sie erzählt mir auch vom General von der Marwitz, den ſie genau gekannt hat, da er den Winter mit ſeiner Familie in Frankfurt an der Oder zu wohnen pflegte: ſeine gränzenloſe Rohheit im Ausdruck, ſeine Gewaltſamkeit gegen ſeine Nächſten, ſein gränzenloſer Stolz, ſein arger Geiz. Kein ſchmeichelhaftes Bild! — Niemand konnte ihn leiden, wer nicht gezwungen war ihn zu ſehen, der mied ihn. Der Präſident von der Reck nahm ihn zum Ziel ſeines Witzes und verſpottete ihn unter dem Schein größter Höflichkeit. — —

In Gibbon geleſen, in Goethe. Franzöſiſche Blätter. — „Die Braut von Korinth. Drama in drei Akten von Emil Palleske. 1849."

Die Geſchworenengerichte ſind vom Bundestage her bedroht. Trotz der dortigen offenbaren Zwietracht kann doch die Einigkeit gegen die Geſchworenengerichte, die man als eine Volks- und Freiheitsſache anſieht, leicht erfolgen. Mit den Maßregeln gegen die Preſſe hat es noch nicht gelingen wollen. Die Hämlinge! Dieſe Staatsretter und Diplomaten, die ſich erfrechten, den Nationalverſammlungen Unfähigkeit und Langſamkeit vorzuwerfen! —

Der Miniſter von Manteuffel arbeitet unabläſſig daran, ſich im Volke bekannt und beliebt zu machen. Meint er damit ein Gegengewicht gegen die Hofgunſt zu erlangen? Da irrt er ſich gewaltig! Eine Volksbeliebtheit, die keine Volksfreiheit hinter ſich hat, die nur das künſtliche Erzeugniß lügenhafter und ſchmeichleriſcher Augendienerei iſt, hat keines Pfifferlings Werth. —

Freitag, den 9. Januar 1852.

Geſchrieben; Ausſichten und Hoffnungen, nicht nahe, aber ſichre! —

Beſuch bei Herrn Palleske, leider ſehr weit, ganz am fernſten Ende der Köthener Straße. Ich traf ihn und ſeine ſchöne Frau; wir beſprachen litterariſche Sachen, ſeine Ausſichten hier ꝛc. —

Der franzöſiſche Geſandte in Hamburg hat eiligſt den Redakteur der dortigen „Reform“ wegen eines Spottliedes verklagt, das ein Hohn auf ſeinen Herrn und Meiſter Louis Bonaparte ſein ſollte. Das Gericht hat entſchieden, die Beziehung auf ihn ſei unerwieſen, und hat daher den Redakteur freigeſprochen. Erſtes Beiſpiel einer ſolchen Klage! Hier könnten deren hundert angeſtellt werden. Was liefert nicht der „Kladderadatſch“ allein! —

Nachmittags Beſuch von Herrn Dr. Boas, in litterariſchen Angelegenheiten. Schmach der jetzigen Zuſtände. Vorliebe für Oeſterreich: Auflöſung Preußens, die im Innerſten ſchon begonnen hat und ſtarke Fortſchritte macht. Niemand glaubt mehr den Worten, die von oben kommen, niemand traut der Regierung Ehrlichkeit und wahrhaft guten Willen zu. —

Abends bei *. Nichtigkeit und Geringheit der Leute! Die Mädchen zum Erbarmen gering und oberflächlich, und eitel auf Erbärmlichkeiten! ** iſt mit ſeinem Talentchen völlig untergegangen, er ſucht die Leere der großen Welt, die Miniſterassembleen, den Hof, und wird ſein zerfahrenes, ſaft- und kraftloſes Weſen dort nicht ſtärken! —

Zu Hauſe noch mit Ludmilla dieſe jämmerlichen Geſellſchaftszuſtände, dieſe gemeinen Eitelkeiten und hohlen Betreibungen ausführlich beſprochen; ſie hegt den größten Abſcheu gegen dieſen Abſchaum von Bildung.

Der ehmalige Generalkonſul Theremin iſt geſtern nach langem Leiden geſtorben. — Auch Nathan Mendelsſohn, der

von Stein begeiſtert, daß er einmal verſicherte, wenn Stein ihm befehle zu morden, ſo werde er blindlings morden. Man ſieht, liebend und haſſend ſchwebt ſeine Einbildungskraft immer in demſelben Kreiſe von Lieblingsvorſtellungen.

Unſere neue Oper „Olimpia“ und die angefangenen Truppenmanöver beſchäftigen faſt ausſchließend in dieſem Augenblicke den Hof und die Stadt. Erſtere hat im Publikum nur ſehr beſtrittenen Beifall, deſto größeren aber am Hofe, und Spontini muß nach allem, was ihm widerfahren iſt, ſeinen Erfolg für den allerglänzendſten halten. An Dekorationen, Fälle, Pracht und Lärm hat es nicht gefehlt; man ſagte beißend, es ſei niemals mit mehr anderweitigen Mitteln, als muſikaliſchen, der Anſchein einer Oper zu Stande gebracht worden. Nächſtens wird das neue Schauſpielhaus eröffnet werden, mit Goethe's „Iphigenia“, wozu der Dichterfürſt ſelbſt einen Feſtprolog dem Wunſche des Hrn. Grafen von Brühl zugeſagt hat. Die Aufforderung dazu traf ihn in Jena vor einem mineraliſchen Schranke, beſchäftigt Steine und Kohlen zu ordnen, und aus dieſer untern und dunklen Arbeit hervor ſah er ſich unerwartet, wie Cincinnatus, zu dem Ehrenglanze ehemaliger Befehlshaberſchaft berufen; er ſelbſt führt in einem Briefe, den ich geleſen, würdig ſcherzend dieſen Vergleich. —

Herr Geheimerath Wolf hat Mittheilung deſſen verſprochen, was Sie für unſern hochverehrten Grafen von Schlabrendorf gewünſcht; ich zweifle, daß ich das Verſprochene noch zu rechter Zeit für heute von ihm erhalte. Er wollte zugleich einen Brief für Sie ſenden, und da hat ſeine Saumſeligkeit doppelten Gegenſtand. —

Meine Frau grüßt Sie herzlichſt; ſie iſt dieſer Tage ſehr leidend, und jetzt zu ſtumpf, um Ihnen ein Wort beizufügen, welches ſie ſonſt ſehr gerne gethan hätte. Leben

jüngſte und letztlebende der Söhne von Moſes Mendelsſohn, iſt in ſeinem Bette todt gefunden worden. Er war ein geſchickter Mechanikus, aber unglücklicher Geſchäftsmann. —

Unſre Ariſtokraten fangen an einzuſehen, daß Louis Bonaparte doch nicht ihre Sache führt, daß er eben ſo mit dem Volk als mit ihnen liebäugelt, daß er ſie treten und zwicken wird, ſo wie nur der Anlaß dazu kommt. —

Der baieriſche Oberſt von Gumpenberg hat an die ihm untergebene Gendarmerie einen Tagesbefehl erlaſſen, worin er ihr das Benehmen der franzöſiſchen Polizei-Gendarmerie am 2. December als glorreiches Muſter verhält und zur Nachahmung empfiehlt! Und ein ſolches Vieh bleibt Oberſt! Pfui! —

Sonnabend, den 10. Januar 1852.

Die „Urwählerzeitung“ bringt genauen ſtenographiſchen Bericht über die Audienz der Handwerker bei Manteuffel; es iſt herzbewegend zu leſen, wie die Leute geplagt, geſchoren, mißhandelt werden, verkürzt in ihrem Eigenthum, verhindert an richtiger Beſorgung ihrer Angelegenheiten, und zwar von denen, die das Wohl derſelben wahrzunehmen verpflichtet ſind. Der Stadtrath Riſch iſt wie an den Pranger geſtellt und wird ohne Zweifel abgeſetzt werden. Aber die Antworten Manteuffel's ſind kalt und zweideutig, und man ſieht, daß er kein Herz hat für die Leiden des Volks. Ich gedenke dabei der ſchönen Worte Goethe's, an Schönborn nach Algier geſchrieben, vom 1. Juni 1774. „Ich habe bei dieſer Gelegenheit das gemeine Volk wieder näher kennen gelernt, und bin aber- und abermal vergewiſſert werden, daß das doch die beſten Menſchen ſind.“

Der Erzſchuft Joel Jacoby, einſt als Verfaſſer der „Klagen eines Juden“ von Hitzig gefeiert und empfohlen, dann lange als Polizeikundſchafter angeſtellt, darauf lange verſchollen, iſt

wieder in Thätigkeit bei der Hinckelden'schen Polizei, und hilft die Litteratur überwachen.

Die Frechheit, mit der das Ministerium den Glaeſſen'schen Antrag wegen der von den Behörden immerfort verletzten Preßgeſetzgebung als einen verfaſſungswidrigen zu beſeitigen verſucht hat, erregt doch einige Scham bei den Miniſtern ſelbſt, und einer hat ſich ſchon entſchuldigt, nicht er, ſondern Manteuffel habe dies angegeben! —

In Paris Feſte und Gaſtereien: Willkürherrſchaft, die ſich mit Religion, Ordnung und Volkswohl verbrämt, und alle dreie heuchleriſch verbraucht. Diktatur, die zum Kaiſerthum werden will. Die Fürſten Europa's verdienen es, den — als ihresgleichen zu ſehen, ihn fürchten, ihm nachgeben zu müſſen! —

Sonntag, den 11. Januar 1852.

Geſchrieben, über die Unredlichkeit der Regierungen: erſt fälſchen ſie das parlamentariſche Staatsweſen, dann ſagen ſie mit frecher Lügenſtirn, es ſei falſch, man könne nicht mit ihm regieren. Hierin gleichen alle unſre Staatsretter dem — Louis Bonaparte! In Kurheſſen regierte man recht gut mit der Verfaſſung, in Braunſchweig auch, in Baiern, Würtemberg und Baden wenigſtens beſſer als je vorher. —

Der ruſſiſche Geſandte von Budberg verdient ſeine raſche und glänzende Beförderung, er will nichts ſein als der gehorſame eifrige Knecht ſeines Herrn, erklärt Freiheit für ein abgeſchmacktes Ding und den Säbel für die höchſte Berechtigung. Hoffährtige Gemeinheit, Prunk und Schwelgerei ſind in der Ordnung; die Diplomaten ſind meiſt ſchlechte Burſchen, und die es nicht ſchon ſind, werden's oder wollen es ſcheinen. —

Sendung aus Brüssel von Herrn Alexander Thomas, erstes und zweites Heft des „Bulletin français“. Er ist beredt, aber seine Grundsätze sind kläglich: er ist doch nur ein französischer Gothaer! Insofern er den — Bonaparte angreift, mag man ihn gelten lassen; wo es auf politisches Bilden ankommt, muß er bestritten werden. —

Schändliches Benehmen der Minister und der rechten Seite in der heutigen Kammerdebatte. Herr von Kleist-Retzow erlaubt sich die handgreiflichsten Falschheiten und Verdrehungen. Die Kammern sollen gar nichts sein. Warum hat man sie? Was will man mit solchem —? Glaubt man, der Staat, der König, die Regierung habe Ehre davon? —

Im Volk hört man Stimmen, der König, der die Verfassung beschworen habe, und sie von seinen Ministern ungestraft brechen lasse, sei selber des — schuldig. Wenn ein Monsieur Bonaparte, ein hiesiger, einmal dazwischen fahre, sie alle zusammenhaue, einkerkere, zum Teufel jage, so geschähe ihnen allen Recht. Es komme nur darauf an, daß einer die Macht dazu habe, vom Rechte könne nicht die Rede sein. So weit hat es unsre Staatsretterei schon gebracht, daß man Recht und Gesetz für nichts mehr achtet. Sie werden die Folgen noch erfahren! —

Die „Allgemeine Zeitung“ in Augsburg ist seit langen Jahren zum erstenmal dort weggenommen worden, wegen eines Artikels die baierischen Kammerverhandlungen betreffend. —

In Bremen sind die Geschwornengerichte jetzt eben erst zu Stande gekommen, grade in der Zeit, wo man sie allgemein wieder abschaffen will. Einstweilen freut sich die Demokratie, die in Bremen sehr stark ist, des kleinen Sieges. —

Sieben Generale hintereinander haben das Kriegsministerium abgelehnt; jeder fürchtet diesen Augias-Stall. Die Regierung läugnet zwar das Abschlagen, aber es ist doch

wahr; in der Sache iſt es gleichgültig, ob es ihnen förmlich angetragen worden, oder ob man nur ihre Geneigtheit ſondirt hat. —

Gerüchte von Gährung, von Aufſtand in Algerien.

Der — Bonaparte läßt die Freiheitsbäume umhauen, und die Inſchriften liberté égalité fraternité auslöſchen, was dem Volke ſehr mißfällt. — Zenſur und Willkür in Betreff der Zeitungen. — Die Erbärmlichkeit und Schufterei wird mit jedem Tag offenbarer und verächtlicher. Trotz aller augenblicklichen Macht ſieht man die größte Ohnmacht. —

Von der eifrigen Thätigkeit Oeſterreichs, einen großen Handels- und Zollverein zu gründen, in welchem der preußiſche untergehen ſoll, ſprechen unſre Zeitungen viel, allein die Hauptſachen werden geheim betrieben. Oeſterreich geht wirklich darauf aus, Preußen zu Grunde zu richten; ein großes Spiel, das die hieſige Schwäche, Feigheit und Treuloſigkeit erleichtern. Wie könnte Preußen auftreten, hätte nicht die Regierung das eigne Volk und alle Deutſchen wiederholt getäuſcht, genarrt! —

Der König hat neulich den Miniſter von Manteuffel wieder ſo angefahren und ihm ſo unangenehme Dinge geſagt, daß ein Bruch unvermeidlich wurde, und Manteuffel erklärte, ſeinen Abſchied fordern zu müſſen. Der König ſoll neue Rückſchritte verlangt haben, für die Manteuffel im Augenblick nicht Rath wußte. Der „große" Hinckeldey — ſo lautete der Bericht, den ich hörte, brachte die Verſöhnung noch wieder zu Stande. —

Dienstag, den 13. Januar 1852.

In Paris die ſchändlichſten frechſten Verbannungs- und Ausweiſungs-Dekrete von dem — erlaſſen! Die bedeutendſten Namen füllen die Liſten, beſonders Montagnards, dann Orleaniſten, keine Legitimiſten; auch Girardin iſt darunter. —

Die grausamen Deportirungen nach Cayenne gehen ohne viel Umstände massenhaft vor sich, man fertigt nicht erst Listen an. —

Die Gefangenen von Ham sind über die belgische Gränze gebracht, und noch in Belgien selbst wurden sie von französischer Polizei gezwungen weitergeführt. Das ist unerhört! Aber die Gefangenen ließen es sich gefallen! —

Ich habe nochmals die Sache wegen des allgemeinen Wahlrechts mit aller Sorgfalt überdacht; der Gegenstand ist mir geläufig genug, schon vor dreißig Jahren mit Schlabrendorf, dann mit Lindner, Oelsner, später mit Börne, Gans hab' ich die Sache verhandelt, erörtert, durchgefochten. Das Ergebniß der neuen Ueberlegung ist: nachdem es einmal zugestanden worden, nachdem es dagewesen, kann ich es nicht wieder fahren lassen; ob ich es begehren würde, wenn es noch gar nicht wirklich geworden, ist eine andre Frage. Der Mißbrauch, die schlechten Ergebnisse, die wir davon erlebt, beweisen nichts. Werden wir das Christenthum verwerfen, weil es Tausende gemordet hat? Das allgemeine Wahlrecht abschaffen ist eben so, wie Leibeigenschaft oder Sklaverei wiederherstellen. —

Wie kann man vom Volke mehr Reife, mehr Sittlichkeit und Tugend verlangen, als von den sogenannten Gebildeten, Vornehmen, Reichen, vom Hofe, von der Regierung? Verlangen darf man sie nicht, daß sie aber thatsächlich verbunden sind, will man am wenigsten anerkennen. —

Besuch von Dr. Hermann Franck. Ueber das „Bulletin français“ von Alexander Thomas: laß' ihn seine Dienste thun, etwas fällt dabei doch immer für unsere Sache ab! Ueber die Eigenthümlichkeit der Völker und das ihnen Gemeinsame. Ich behaupte, das Letztere überwiegt bei unsern politischen Tagesfragen, für ganz Europa gelten dieselben Grundzüge einer Verfassung. Das Gemeinsame in Besonderheiten zu vereinzeln, ist ein verkehrtes Beginnen. Das Be-

sondere macht sich von selbst geltend, und nur zu sehr. Wir Deutschen haben vor Andern Ursache, das Gemeinsame zu halten, zu fördern. Ueber unsre Kammern! —

Schmachvolle Mehrheit in der zweiten Kammer gegen den Claessen'schen Antrag, der durch die Tagesordnung beseitigt wird! Nun ist sie erst recht wieder die Lumpenkammer! Selbst die Kreuzzeitung gestand ausdrücklich, der Antrag sei nicht, wie Manteuffel gesagt, verfassungswidrig, selbst Geppert erklärte, die Vorschrift, auf die das Ministerium sich stütze, sei ohne allen Zweifel gesetzlich aufgehoben. Und doch! —

Die Verordnung, die unsern alten Staatsrath wieder beruft, ist erschienen. Da haben sie was Rechtes! —

General von Bonin hat das Kriegsministerium angenommen. —

Der Prinz von Preußen kommt zum Ordensfest hieher, gegen den Willen Manteuffel's, auf den er gräßlich schimpft. Der österreichische Gesandte wirkt gegen Manteuffel mit persönlichem Haß, mehr als man es in Wien gutheißt. —

Louis Bonaparte hebt in ganz Frankreich die Nationalgarden auf, läßt Münzen mit seinem Bildniß schlagen, sendet Massen unverhörter Gefangener nach Cayenne. —

Abends zu Hause. Mit Ludmilla Schach gespielt. In meinen Papieren gearbeitet. In Goethe gelesen, in Gibbon. —

Voltaire schreibt an den Grafen d'Argental am 31. Dezember 1760: „Je suis très-fâché que Fréron soit au fort l'évêque. Toutes les plaisanteries vont cesser; il n'y aura plus moyen de se moquer de lui.“ Der wahre Edelmann! Das Menschliche geht ihm über alles. Durchaus zeigt er diese Gesinnung! —

Mittwoch, den 14. Januar 1852.

In meinen Papieren gearbeitet. Ueber die revolutionairen Betreibungen geschrieben; sie sind von Zeiten der

Freisinnigen durchaus aufzugeben, die ganze Thätigkeit fällt den Regierungen anheim, die Revolutionsmänner brauchen nur zu warten, die Regierungen arbeiten sicher und eifrig, sie bringen das Werk fertig. Die Hauptsache bleibt, die Einsichten zu hellen, die Gesinnungen festzuhalten. Dieses Wirken wird durch keine Polizei gehemmt. — Besuch von Weiber. Neuigkeiten vom Hofe: der König hat Anlage zur Wassersucht, heißt es. Grobheiten gegen Stockhausen, gegen Manteuffel und von der Heydt. —

Nachmittags Besuch vom Grafen von *. Erzählt von der ersten Kammer, deren Mitglied er nun ist; findet das ganze Wesen langweilig, unnütz, ist aber überzeugt, daß wir es behalten. Die künftige Pairie gefällt ihm nicht, sie wird nur böses Blut geben in der Mark und in Pommern. General von Stockhausen ist vom Könige mit ungnädiger Trockenheit verabschiedet worden, ohne ausgedrücktes Bedauern oder Dank. Der König konnte ihn so nicht leiden, daß als der Minister ihm die Vorschläge zu Aenderungen im Heerwesen erörterte, er kaum zuhören mochte, gar nichts erwiederte, weder Beifall noch Mißvergnügen äußerte, und eine beleidigende Kälte zeigte. Jetzt, da dieselben Vorschläge durch andere, beliebtere Persönlichkeiten ihm dargelegt werden, thut er, als wenn er dergleichen zum erstenmal hörte, findet alles herrlich, göttlich, ist voller Feuer für die Sache! —

Schrift von Konstantin Franz über Louis Bonaparte. —

Also neben den Kammern auch Provinziallandtage, auch Staatsrath! Warum nicht auch Vereinigter Landtag? warum nicht auch Generaldirektorium? Preußen kommt mir vor wie die Wagen der Gemüsehändler nach Markttagen, hoch bepackt, daß sie kaum ihre Ladung halten, aber diese besteht in lauter leeren Körben! —

Ein Buchhändler Schlesinger hier hatte die Becker'sche Vertheidigungsrede wieder abgedruckt, und stand deßhalb vor

Gericht. Da die erste Herausgabe freigesprochen worden, so wurde es auch die zweite, doch die noch vorräthigen Abdrücke vernichtet. Die Anklage zu erheben, war schon gehässig. —

Die „Neue Preußische Zeitung" wiederholt heute ihre Vertheidigung des Rechts der zweiten Kammer in ihrem Claessen'schen Antrag, dessen Beseitigung doch nicht ohne den Beigeschmack einer Niederlage der Minister geschehen sei. —

Donnerstag, den 15. Januar 1852.

Frischen Muthes aufgestanden, mich zum Schreiben hingesetzt, eben kam ich in guten Zug, dachte an keine Störung. — Herr von Hänlein! Dr. Boas! Prinz von Schönaich-Carolath! Sie gefielen sich untereinander so gut, daß sie die Unterhaltung über anderthalb Stunden fortsetzten, während ich auf dem Sopha lag und wenig Theil nahm. Carolath blieb zuletzt, und sagte dann einige merkwürdige Dinge, Wahrnehmungen die er gemacht, Züge aus hiesigen Verhältnissen. —

Nachmittags kam Bettina von Arnim. Ihr Buch ist noch nicht fertig; sie will aus dem schon Gedruckten vieles weglassen; weiße Blätter einlegen und dabei bemerken: „Eigne Zensur." Ich rathe ihr noch hinzuzufügen, grade das Beste sei gestrichen, wie die Zensur es immer zu thun pflegt.

Abends ein Brief aus Paris von *, vorgestern geschrieben. Besorgliche Nachrichten, Krieg mit England in Aussicht. Der — will durchaus den Kaisertitel annehmen, welches als sein Verderben angesehen wird. Alles ist gegen ihn, außer seinen Spießgesellen. Man ist erstaunt und entsetzt über sein Verfahren. —

Herrn Bismarck-Schönhausen wird es als ein großes und feines Stück angerechnet, daß er, weil Graf Thun ihn im Schlafrock empfangen, den Besuch von diesem im Garten angenommen und eine Cigarre dabei geraucht hat! — Großer Staatsmann! — Hier sagt man, Bismarck habe bei dem Streit

im Bundespalast von Ihm eine Ohrfeige bekommen; was nicht wahr ist. —

In Voltaire's Briefen gelesen, in Goethe's. Ich empfand das reinste Vergnügen und Wohlbehagen in der Betrachtung des Wesens und Lebens dieser beiden herrlichen Menschen, in der liebevollen Zuneigung, die beide mir einflößen. Wie verkannt werden beide noch von so vielen Leuten, wie angefeindet aus den schlechtesten Gründen und Vorwänden! Besonders Voltaire. Die gehässigen Erscheinungen des Tages, die scheußlichen Auswürfe der Menschheit, die jetzt überall am Ruder sind, verschwanden mir eine Zeitlang im Anschauen dieser geheiligten Kreise edler und höchster Bildung. —

Freitag, den 16. Januar 1852.

Die willkürlichen Fortschleppungen so vieler Tausende von Menschen nach Cayenne oder Nukahiwa, ohne Gericht oder nur Verhör, nach Zufall oder Privathaß, ist das Grausamste, Schandlichste, was seit Carrier's Zeiten geschehen ist; wenn die Gräuel damals blutiger waren, so hatten sie doch kaum mehr Scheußlichkeit, es war mehr Anlaß dazu, mehr Kriegszustand; hier ist es die völlige Umkehrung, die Vertheidiger oder Anhänger des Rechts und der Gesetzlichkeit werden von dem Zerstörer dieser als Feinde derselben bezeichnet und behandelt, von ihm, der ohne alle Berechtigung ist! Und seine bedeutendsten und schlimmsten Widersacher schont er doch wieder, weil er sie fürchtet! Und doch ist die Verachtung noch weit größer als der Haß, so jämmerlich ist die Persönlichkeit. Nur keine Vergleichung mit den Cäsarn! Suetonius ist zu gut für ihn, Kriminalakten sind seine Geschichtschreibung. Fluch und Schimpf auf sein Haupt! —

Der Redakteur der „Nationalzeitung" Herr Dr. Zabel wegen der Aufnahme einer Anleihe-Anzeige, in der eine auswärtige Lotterie entdeckt worden, zu fünfzig Thaler Geldstrafe verurtheilt. —

Ein Mitarbeiter der „Nationalzeitung“, der von Leipzig über die polizeiliche Wegnahme des Geldes und eines Bildnisses von Blum, welche dem Blumverein gehört, berichtet hatte, mußte auf gerichtliche Forderung der Leipziger Polizei hier genannt werden, und ist demgemäß dort bestraft und ausgewiesen worden. —

Der hiesige Magistrat will sämmtliche Zeitungen, welche den Bericht von der Audienz aufgenommen haben, die von Manteuffel den Arbeitern und Handwerkern gewährt werden, wegen Verläumdung in Anklage stellen. Des Magistrats würdig! Gegen Zeitungen und Handwerker hat er den größten Muth. —

Was alles mit dem Staatsrath bezweckt wird! Eine Schwächung der Kammern, eine Verstärkung — es ist zweifelhaft von was! —

Herr Alexander Thomas soll von Brüssel schon ausgewiesen sein. —

In Paris ist die neue Verfassung verkündigt: auf zehn Jahre. Der — wagt das Kaiserthum noch nicht. — Berufung an das Volk bleibt. Das schmeckt den Höfen nicht. —

Die Urtheile der Menschen sind kläglich, sie haben weder festen Grund noch sichres Ziel, sie drücken keine Wahrheit aus, sondern nur einen Modeschein der Eitelkeit, in welchem die Menschen glauben recht gut sich auszunehmen, als einsichtige, gutgesinnte, geschmackvolle, vornehme zu erscheinen. Daher ist ihnen auch wenig an ihren Urtheilen gelegen, sie werfen sie ohne Bedenken als eine veraltende Mode weg und nehmen neue dafür. Der äußere Erfolg, der oft doch nur ein scheinbarer ist, ein nur kurzer, geht ihnen über alles. Die meisten unsrer Geistlichen, unsrer Frommen, hätten der Hinrichtung Jesu Beifall geklatscht, hätten sie damals gelebt, denn daß sein Tod grade sein Sieg sein würde, wäre ihnen nicht in den Sinn gekommen. —

Sie wohl, verehrteſter Freund! Heitrer Muth und friſche Lebenskraft erfülle Sie! Die Zeiten ſtürmen vorüber, und die Welt und der Menſch haben nicht viel mehr, als den jedesmaligen Tag! —

Treu und innigſt

Ihr

K. A. V. v. E.

Soeben nach dem Schluſſe meines noch heute Abend zur morgenden Kourierſendung abzuliefernden Pakets erhalte ich von Hrn. Geheimerath Wolf beifolgende Druckſchriften, nebſt einem Zettel, der, am Mittagstiſche — wie der Bediente ausdrücklich beſtellt — in der Stadt Rom geſchrieben, das Ausbleiben des Briefes entſchuldigt und ſeine Zukunft verheißt.

Mit herzlichſten Grüßen

Ihr

K. A. V. v. E.

55.

Oelsner an Varnhagen.

Paris, den 19. Mai 1821.

Ein Poſttag ohne Briefe von Ihnen, mein Theurer, iſt ein wahrer Trauertag. Unſer letzter Kourier hat mich faſt in Verzweiflung gebracht. Dagegen bin ich von einem Ihrer Freunde beſucht worden, dem jungen Amerikaner Bancroft. Auf die Frage, worin ich ihm dienen könne? erwiederte er: mit einer feinen weiblichen Zunge; ihn gelüſte nach nichts ſo ſehr, als die Konverſation einer franzöſiſchen Dame zu hören. Madame Clavier ſpricht gut, gern und viel. Ihr habe ich den neugierigen Reiſenden vorgeſtellt. Er ſchien

Sonntabend, den 17 Januar 1852.

Polizeiliche Haussuchung in der Druckerei der „Neuen Preußischen Zeitung“, ohne schriftlichen Befehl. Endlich! Der Zwiespalt wird offenbar. Hinckeldey hat sich ermannt. Die Gerlach's wüthen. —

In Königsberg ein Verein aufgelöst, wo der Oberlehrer Dr. Schumann Vorträge hielt, vor Studenten, dem Assessor Reimer, dem gewesenen Landrath Reuter ꝛc. — In Frankfurt am Main, in Würzburg und Stuttgart Verhaftungen, Ausweisungen. —

In Zweibrücken von den Geschwornen auch der letzte der des Hochverraths Angeklagten, Pharmazeut Karl Schmitt, freigesprochen.

Herr Dr. Zabel war wegen einer Erzählung von einem schwarzrothgelben Schnupftuch in der „Nationalzeitung“, worin ein Konstabler beleidigt sein sollte, vom ersten Gericht freigesprochen worden; das Kammergericht fand darin Erregung von Haß und Unzufriedenheit, und verurtheilte ihn zu zwei Monaten Gefängniß. — Man denkt wieder ernstlicher daran, der „Nationalzeitung“ und der „Urwählerzeitung“ den Garaus, oder wenigstens das Leben sauer zu machen.

Die neue Verfassung für Frankreich, wie der — Louis Bonaparte sich zu seinem Besten ausgedacht, ist nun erschienen. Ein schamloses Machwerk, im Wesen unsren Octroyirungen und Revisionen gleich, nur noch dreister und schroffer. Ich überlasse Andern die Kritik der einzelnen Bestimmungen. — Der — hat in Paris den Spitznamen Soulouque, nach dem Negerkaiser auf San Domingo, — er ist außer sich darüber vor Zorn. —

Der „Kladderadatsch“ giebt Zerrbilder von Louis Bonaparte. —

In Herder gelesen, in Goethe. Herder ist ein bedeutender, vielumfassender Geist, aber ich kann ihn nicht lieben. Seine

Frau hat sein Leben mit vieler Wärme aber auch Bitterkeit geschrieben; die stete Rechtfertigung nimmt sich übel aus. Frau von Woltmann, Frau von Herder, Frau Huber, Frau von Welzogen, wenn erstere über ihre Männer, letztere über ihren Schwager Schiller, schreiben, kommen mir alle wie Ein Autor vor! Doch, will man unterscheiden, so hat Frau von Woltmann den Vorzug, sie hat die meiste Kraft und Entschiedenheit. —

* eifrige Vermittlerin zwischen der Prinzessin von Preußen und dem Grafen von Schwerin. Sie duzt sich mit der Gräfin, theilt ihr Briefe mit, Bestellungen für den Grafen ꝛc. Sie thun dabei sehr wichtig, es sieht bedeutend aus, ist aber ganz und gar unerheblich und läuft auf ein bloßes Spiel hinaus, das für nicht genug beschäftigte Leute allerdings großen Reiz hat. —

In Baden war die Regierung bei der Nachricht vom Staatsstreich des 2. Dezembers so erschrocken, daß sie an alle Behörden den Befehl erließ, im Falle von Unruhen alle aus dem Jahre 1848 bekannten Demokraten sogleich zu verhaften! Dieser Befehl ist jetzt an den Tag gekommen und die Regierung schämt sich. — Sie glauben also wirklich, die dummen Teufel, sie könnten den Sieg behalten und es werde bei dem jetzigen Zustande sein Bewenden haben? ! —

Sonntag, den 18. Januar 1852.

Geschrieben über deutsche Hoffnungen. — Vortrefflicher Aufsatz in der „Nationalzeitung" über das Auswandern des Volks, und launig-bittrer Artikel über die Tagesordnung der Kammern. — Die „Urwählerzeitung" vergleicht die Parthei Bethmann-Hollweg mit den Meilenzeigern an den alten Wegen, die niemand mehr geht.

Montag, den 19. Januar 1852.

Geschrieben; über die Stärke der Demokratie, und daß die unsichtbare stärker wird als die sichtbare. —

Sendung aus Paris von der Gräfin d'Agoult, der zweite Band ihrer Geschichte der Revolution vom Jahr 1848.

In Goethe gelesen, in Gibbon. Alte Sachen durchgesehen. Nachschlagungen, Eintragungen ꝛc. —

In Tilsit ist die angeklagte freie evangelische Gemeinde vom Kriminalgericht freigesprochen und die Erlaubniß fernerer Versammlungen ihr ausdrücklich ertheilt worden. Zähigkeit des deutschen Sinnes, Vertrauen auf Gerechtigkeit, wie oft es auch getäuscht worden sein mag! Die freien Gemeinden wehren sich überall, und je kleiner sie sind, deste standhafter. —

In Köln ist am 17. der Kaufmann Johann Schemmer, beschuldigt in den Verhandlungen des Gemeinderaths gegen den König Beleidigungen ausgesprochen zu haben, vom Geschwornengericht freigesprochen worden. Zwei Bürger, die der Gerichtssitzung beigewohnt hatten, äußerten sich im Hinausgehen so kräftig darüber, daß die Polizei sie verhaftete. —

In Madrid ein Militairaufstand, zwar gedämpft und die Anführer erschossen, aber als Beispiel gefährlich. Einen Augenblick stand alles in größter Gefahr. —

In Hannover zieht noch eine Bürgerwehr auf Wache, mit noch schwarzrothgoldner Fahne!

Hier ist die Buchhandlung Zimien geschlossen worden, wegen des Glaßbrenner'schen Almanachs, den sie trotz des ergangenen Verbots unter einem neuen Titel doch wieder verkauft hat.

Jämmerlicher Zwiespalt wegen der deutschen Flotte und schändliche Behandlung dieser Angelegenheit von Seiten der deutschen Regierungen. Wie auch hierin das arme deutsche Volk genarrt und betrogen ist, um seine Sparpfennige betrogen, um seine großmüthige Vaterlandsliebe! Freilich waren auch Eitelkeit und Hoffahrt in dem verkehrten Eifer!

Dienstag, den 20. Januar 1852.

Geſchrieben; wider Louis Bonaparte, —, und zwar ſo, daß Andre, die ſich beſſer dünken als er, es aber nicht ſind, in ſeinem ſcheußlichen Bild ſich erkennen müſſen. Ueberall giebt es Gelichter ſeinesgleichen, überall hat es die Macht.

In der Buchhandlung Adelf & Co. unter den Linden nach alten Büchern gefragt. Es iſt zum Erſtaunen und zum Erſchrecken, wie ſchnell und beinahe gänzlich die Bücher des nächſtvergangenen Geſchlechts verſchwinden; von ſo vielen Büchern, die in meiner Jugendzeit galten, iſt faſt keine Spur mehr übrig: andre, die man dem Namen nach noch kennt, auch etwa noch ehrt, kommen doch äußerſt ſelten vor; beſonders vergeht der Inhalt der Leihbibliotheken ſchnell und wird durch andern erſetzt. Die wiſſenſchaftlichen Bibliotheken dagegen haben keine Acht auf das Lebensbedürfniß, Romane und Gedichte ſind ihnen gleichgültig und werden nicht angeſchafft, außer wenn der Zufall ſie liefert. Gar vieles aus den achtziger und neunziger Jahren ſuch' ich ſeit langer Zeit bei Antiquaren und in Auktionen vergebens.

In Gera der Redakteur der „Bürgerzeitung", Herr Schrader, ausgewieſen, nun auch der Redakteur des dortigen amtlichen Blattes „Gera'ſche Zeitung", Herr Friedrich Gleich, wegen eines Artikels gegen den — Louis Bonaparte, mit dem das Fürſtlein von Reuß es nicht verderben will! —

Mittwoch, den 21. Januar 1852.

Ausgegangen mit Ludmilla. In der Gertraudenſtraße eine Thierbude beſucht. Hyäne, Wolf, Fuchs, Waſchbär, Hund, Schaf, Adler, Kaninchen, Hühner, Enten, Katze, Ratten, alles friedlich beiſammen! Die Thiere ſind munter und in ihrem natürlichen Weſen, drängen ſich, liegen nebeneinander, ohne Feindſchaft oder Furcht. Ein Wunder, dieſe Zähmung, ein völliges Räthſel! Wir trafen Herrn Falk-

mann und Dr. Klein dort: letzterer sagte, nun möchte man fast an die Wahrheit dessen glauben, was vom Zusammensein der Thiere im Paradies erzählt wird. Der Eigenthümer sagt, die Zähmungsart sei sein Geheimniß, doch theilte er so viel davon mit, daß er glauben lassen wolle, der Wolf wisse nicht, daß das Schaf ein Schaf sei ꝛc.

In dem Buche der Gräfin d'Agoult gelesen, in ältern deutschen Sachen, von L. von Heß, Riesbeck ꝛc. Wie anders sieht es doch jetzt in Deutschland aus, als vor sechzig, fünfzig Jahren! Welch' ungeheurer Fortschritt, allen Staatsrettern und Dunkelmännern zum Trotz! Dank der französischen Revolution und ihren Freunden in Deutschland: sie haben trefflich aufgeräumt. —

Im Herbste 1848 hatten zu Pillau der Hauptmann von Gumochowski, Lieutenant von Wegner, Freiwilliger von Roggenbucke und mehrere Unteroffiziere und Soldaten eine Zustimmungsadresse an die Nationalversammlung unterzeichnet: die Unteroffiziere und Soldaten hatte man als Verführte betrachtet und nicht bestraft, die drei Genannten aber zu dreijähriger Festungshaft verurtheilt. Sie haben diese Strafe nun abgebüßt, und sind von Weichselmünde in Königsberg angekommen.

Der Buchhändler Dr. Löwenthal aus Frankfurt am Main ausgewiesen, ebenso Dr. Lunkenbein, ferner der Prediger der deutschkatholischen Gemeinde Dr. Fleß. —

Ueber die Petition der hiesigen deutschkatholischen Gemeinde wegen der unerhörten, grausamen und lächerlichen Verfolgung ihres Predigers Brauer, den die Polizei hier nach Hadelschwert verweist, die dortige Obrigkeit nicht duldet, kein Ort aufnehmen will, — geht die Kammer zur Tagesordnung über! Schändlich! —

Die Kreuzzeitung will die Verfassung nicht schnell, sondern langsam, Stück für Stück, aufzehren: ihr ist bange, den Boden, auf dem allein sie kämpfen und siegen kann, zu früh zu verlieren. Heute findet sie sogar, daß der Grundbesitz, an dem ja so viele

Nichtadeliche Theil haben, kein gutes Maß der Vertretung ſei, daß auch die bemittelte Stellung an ſich nicht die geringſte Gewährleiſtung eines wirklich konſervativen Sinnes gebe und dergleichen mehr. Angſt und Wirrniß. —

Der Prinz von Preußen hat die Kammermitglieder der Provinz Pommern, deren Statthalter er iſt, bei ſich geſehen und ihnen unglaubliche Worte geſagt. Die Armee müſſe ihre erſte Sorge ſein, deren Stand müſſe erhöht werden, der Kriegsminiſter habe viel zu wenig Geld gefordert, es müßten noch ein paar Millionen mehr ſein, für die Armee dürfe kein Sparſyſtem gelten; ein bloß ſtehendes Heer ſei ihm am liebſten, aber freilich werde man der Landwehr nicht entbehren können ꝛc. Man findet dies Auftreten ſo ungehörig, anmaßend, verkehrt und ſo völlig taktlos, daß man mit Sorgen an die Zeit denkt, wo dieſer Prinz vielleicht König ſein wird. — Er hat auch geſagt, über das in Frankreich Geſchehene dürfe man ſich freuen, nur ſchade, daß es nicht legitim! —

Donnerstag, den 22. Januar 1852.

Unſer Staatsweſen ſchleppt ſich in jämmerlichſter Weiſe dahin. Der König will unbedingte Herrſchgewalt, mit einigem Gepränge von Ständeweſen, aber nur Gepränge! Die Miniſter und Beamten mochten den alten Beamtenſtaat wieder, mit dem höchſtens ein Schein von Verfaſſung beſtehen dürfte. Die Junker wollen eine Ariſtokratie mit allen möglichen Vorrechten und geſichertem Einfluß auf Hof und Verwaltung. Dieſe drei Partheien ſuchen nun, jede mit möglichſter Schonung der beiden andern, aus dem Stoffe des gegenwärtigen Zuſtandes ihre Sache herauszuarbeiten, aber mit Liſt, mit Zaudern, mit Feigheit, ſo daß Jahre vergehen müſſen, ehe das Geſuchte wirklich erlangt wird, und da es für keine Parthei rein herauskommen kann, ſo wird auf Jahre hinaus Preußen keine feſte ſichre Geſtalt haben, ſondern ein ekles Gemiſch trüber Gährung blei-

den. — Das Volk arbeitet und schweigt, bestärkt sich und harrt.

Der Herzog von Nassau befiehlt seinen Hofdienern, und will es auch allen seinen Staatsbeamten befehlen, sonntäglich in die Kirche zu gehen. Guter Anfang! Also mit Gewalt Heuchler wollen sie! Sie werden sie bekommen. Der Herzog von Nassau! Wie steht's mit Wort halten und Eid? —

In Gibbon gelesen, im Cicero. In meinen Papieren gearbeitet.

Bei dem letzten Hoffeste ging es etwas ungestüm her, alles drängte nach Erfrischungen, die sehr knapp waren. Man fand den Abend sehr langweilig und anstrengend. Der König wollte lustig sein und machte Possen, die sehr schaal ausfielen; einigen Abgeordneten sagte er widrige Bemerkungen, und eilte weiter, ehe sie antworten konnten. Die Königin sehr kalt und verdrießlich, man sah ihr die Langeweile an. Viele Offiziere äußerten ihre Mißstimmung; einer sagte ganz laut, das sei kein Hof, das sei eine Cohue, Anstand und Würde seien ganz verschwunden. Die Possen des Königs mißfielen so sehr, besonders klagten die Damen. —

Ein Graf von Schack aus Schlesien, neugewählter Abgeordneter, nahm seinen Platz auf der linken Seite, was als Merkwürdigkeit angesehen wird. —

Der frühere Gesandte in Wien, Graf von Bernstorff ist hier in die erste Kammer gewählt worden, zum großen Verdruß Manteuffel's, der alles aufgeboten hatte, es zu verhindern. —

Neue Schererein gegen die freien Gemeinden von Seiten der Polizei und Verwaltung; die Beschwerden, die sie an die Kammern gerichtet, bleiben unbeachtet. —

Neue Ausweisungen in Frankfurt am Main. Die Vereine werden dort aufgehoben und scharf verboten, aber sie bestehen fort, und nicht einmal sehr geheim! —

Von dem — Louis Bonaparte täglich neue Machtgebote.

Der Teufel holt ihn noch nicht, aber gewiß einst. — Der französische Gesandte Lefebvre hat am letzten Hoftage dem König ein Schreiben des — überreicht, kurz vor dem Hoffest. Sie müssen es sich alle gefallen lassen, den — als ihresgleichen anzusehen und zu behandeln.

Freitag, den 23. Januar 1852.

Besuch von Herrn Dr. J. Löwenberg, der mir die Handschrift der zweiten Vertheidigung Hans von Held's wiederbringt, und von seinem „Enthüllten Posen" das zweite und dritte Heft mittheilt. Ueber die Verhältnisse und Gesinnungen der Polen; es ist in Friedenszeiten nicht auf sie zu rechnen, wenn gefochten wird aber werden sie dasein. Löwenberg sucht wohlfeile polnische Lehrbücher zu beschaffen, der Geschichte, der Erdbeschreibung. Große Unterredung über Humboldt, welches der Kern seines persönlichen Wesens sei? Freigesinnt, sag' ich, war er immer, bald muthiger, bald zurückhaltender, wo er es gar nicht zu sein schien, war es Schwäche, nicht Wandlung, dann verläugnete er nur seinen Glauben, den er innerlich doch festhielt. — „Hat denn Humboldt in seinem Alter, bei seiner Stellung, seinem Namen, es nöthig, gleich den andern Hofschranzen Abends um 11 Uhr den König bei dessen Zurückkommen von der Jagd auf der Terrasse von Sanssouci im schlechten Wetter zu erwarten?" Nein, nöthig gewiß nicht, aber ich sehe darin nicht eine Kriecherei, sondern eine Genugthuung die er sich giebt es noch zu können. —

Der Kandidat Röckner in Königsberg, dem der Staatsanwalt eine ganz grundlose Schikane wegen der Kaution der von ihm herausgegebenen Zeitschrift „der Volksbote" gemacht hatte, ist doch ehrlicherweise vom dortigen Stadtgericht freigesprochen worden.

Der hiesige Getreidehändler Sobernheim hatte eine Anzahl fälliger Koupons von Staatsschuldscheinen dem Zahlamte hier eingeschickt. Dies fand einen falschen darunter, und machte

der Polizei davon Anzeige. Darauf erschien ein Konstabler mit zweien Gehülfen in der Schreibstube des Kaufmanns, der eben einen Brief las. Der Konstabler begann damit ohne weiteres ihm den Brief wegzureißen und ihn als Verhafteten zu erklären, der ihm nach der Stadtvogtei folgen müsse. Nach anderthalb Stunden Wartens wurde er dort mit vielen Entschuldigungen entlassen, so habe man es nicht gemeint, der Konstabler habe nur fragen sollen, von wem er die Reuvens habe? Sie waren ihm von Leipzig eingeschickt worden. Da die Verhaftung Aufsehn gemacht, so schämt sich die Polizei und erklärt, es habe keine Verhaftung Statt gehabt, sondern nur eine Verführung, weil der Kaufmann dem Konstabler nicht gleich Auskunft ertheilt habe; sie ladet ihm daher den Schein auf, selber an der gehabten Unannehmlichkeit schuld zu sein! —

Abends Besuch vom Grafen Gieskowski. Wieder nach Ministerveränderung gefragt, ob nicht Graf von Arnim-Boytzenburg, ob nicht gar Radowitz an Manteuffel's Stelle kommen könne? Nein! St. Petersburg und Wien sind ja mit Manteuffel zufrieden, warum sollte er weg? —

Merkwürdiger Aufsatz der Neuen Preußischen Zeitung, welche entschieden dagegen kämpft, daß die Mitgliedschaft der ersten Kammer lediglich dem Belieben des Königs zu bestimmen überlassen sei; sie will Unabhängigkeit, Selbstberechtigung der Aristokratie; sie erklärt, der König sei mehr oder minder in den Händen der jedesmaligen Minister, und daß diese immer so seien, wie die jetzigen — ! —, dafür gebe es keine Bürgschaft.

Kossuth in Washington glänzend empfangen, Reden, Feste, &c.

Der König hat sich mit beißendem, verachtenden Spott über Manteuffel ausgelassen, der nicht Französisch könne und mit den fremden Gesandten die größte Noth habe; die Unterhaltungen, in denen der Preuße das Französische schinde, der Fremde das Deutsche radebreche, und wobei man Winke und Zeichen zu Hülfe nehme, sollen überaus lächerlich sein. —

Sonnabend, den 24. Januar 1852.

Beſuch von Herrn Dr. Junz. Wir machen uns die Lage der Dinge völlig klar. Wir leben jetzt in Berlin als ob es in Konſtantinopel wäre, unterdrückte Rajahs, von der Willkür und Gewalt jedes Paſcha abhängig, dem der Sultan ſeine Macht übertragen hat! Was iſt von Preußen, dieſem uns einſt ſo werthen Preußen noch übrig? Der Name, weiter nichts. Der Staat iſt aufgelöſt, herabgewürdigt, unter den Einfluß fremder Höfe geſtellt, er hat keinen Inhalt mehr, als Willkür und Lüge. Er hat vor andern Ländern und Reichen nichts mehr voraus, als daß er noch einen größern Klumpen bildet, aber in dieſem Vorzug übertreffen ihn Oeſterreich, Frankreich, Rußland! Wird Preußen noch einen andern Inhalt wiederbekommen? Wird das alte Preußen verjüngt ſich herſtellen? Wir wünſchen es, aber die Ausſichten ſind trüb' und zweifelhaft. —

Neue Maßregeln des — Louis Napoleon; neue Miniſter. Beſchluß, die Beſitzungen des Hauſes Orleans in Frankreich theils einzuziehen, theils zum Beſten des Hauſes verſteigern zu laſſen. — Gerüchte von perſönlichen Angriffen auf ihn. —

Sendung aus Brüſſel von Herrn Thomas, Bulletin français No. 4.

Die freigeſprochene deutſchkatholiſche Gemeinde in Tilſit darf doch keinen Gottesdienſt halten, der Staatsanwalt hat appellirt, — und erlangt in der Appellation gewiß eine Verurtheilung. Dafür iſt durch den weiſen und gerechten Juſtizminiſter Simons geſorgt! —

Das Kammergericht hat heute die vom erſten Gericht freigeſprochenen Redakteure Zabel und Heldheim und den Dr. Gumbinner ſchuldig erklärt, und erſtere jeden zu 25 Thaler, den letztern zu 50 Thaler Geldſtrafe verurtheilt. Letzterer hatte die Nachricht aufgeſetzt, erſtere ſie in ihre Blätter aufgenommen, ein Konſtabler habe die Mittagstafel bei Meinhardt am Sontage, der Predigt wegen, von 2 Uhr auf 4 Uhr vertagt. Die Nachricht hat ſich

ſich vorzüglich mit Fräulein von Zeltner zu gefallen, der ein ganz gewöhnliches Mäulchen auf dem rechten Flecke ſitzt. Des Einſiedlers Neffe, dem ich die kleine Geſchichte erzählte, verlangte zu wiſſen: ob Frau von Varnhagen ſich mit Madame Clavier meſſen dürfe? Ja, wahrlich! ward ihm zur Antwort. Aller Orten, wo unſere Geiſtesheldin auftritt, bleibt ſie ausgezeichnet, hervorragend, überwiegend mit ihrem hellen, ſcharfen, originellen Reflexionsſpiegel. Sie würde hier ſowohl wie in Berlin bezaubern. Aber kommen Sie und ſehen Sie ſelbſt. Ich weiß nicht, warum unſere Deutſchen ſo ſchwer in Frauenkreiſe zu bringen ſind, beſonders wenn ſie, wie dieſer, ſich mit Vortheil zeigen können. Er ſchlug mein Anerbieten aus. Uebrigens hat mich der junge Graf wahrhaft angeſprochen. Schade, daß ich ihn nur zweimal ſah und zwar, von Seiten meiner, in einem beklommenen Zuſtande, der ihn unmöglich für mich einnehmen konnte. Deutſcher Umgang begegnet mir ſelten. Man ſcheint mich für einen Ausbürger, einen Hinterſaſſen zu halten.

Hrn. von Schlegel's Anweſenheit iſt mir blos durch den Ruf bekannt. Ob ſeiner Ziererei ſoll er bisweilen nicht unlächerlich ſein. Courier's Brochüre macht Ihnen, hoffe ich, Spaß. Der Schwiegerſohn von Madame Clavier beſitzt derben Witz. Ich bedauere den Gerichtshof, der ſich ihm bloßſtellt. Was Paul Louis über Ludwig XIV. ſagt, hat den Vorwand zum Verhaft der Brochüre geliefert. Der Streich iſt ein Mißgriff, eine Dummheit, aber die Regierung begeht deren ſo viele. Courier hat die Lacher auf ſeiner Seite und bei ſeiner hübſchen, liebenswürdigen, talentvollen Frau und auf ſeinen Gütern, die in der Nachbarſchaft von Chambord liegen, macht ihm die Gunſt oder Ungunſt der Miniſter weder kalt noch warm. Courier gehört zu den vorzüglichſten franzöſiſchen Helleniſten.

saur

BIBLIOTHEK DER DISCH. LITERATUR
VARNHAGEN VON ENSE, K. A.

3-598-53028-5
FN. 1221/036

allerdings als falsch erwiesen. Dagegen ist es ganz gewiß, daß dem Dr. Gumbinner die Sache war absichtlich zugeflüstert werden, um ihn und die Zeitungsredakteure durch die Mittheilung, die sie machen würden, in Nachtheil und Schaden zu bringen. —

Abends mit Ludmilla geplaudert. In dem Buche der Gräfin d'Agoult gelesen, im Cicero. —

In der letzten militairischen Gesellschaft am 23. (im Englischen Hause) hielt der Hofmarschall von Schöning einen kriegsgeschichtlichen Vortrag, bei dem er eine Menge wichtiger Mittheilungen aus dem Archiv machte. Ihm, dem Unberufenen, Unfähigen, wird diese Quelle geöffnet, er darf sie frei benutzen und daraus veröffentlichen was er will, er ist Hofmarschall und ein Schmeichler und Schranze dazu. Bei solchem hält man alles gut angebracht. Die Prinzen waren auch dort. —

Sonntag, den 25. Januar 1852.

Früh aufgestanden, geschrieben. Verschiedenes über Rahel nachträglich aufgesetzt. Mit jedem Tage verehr' ich ihr Andenken inniger, vermiss' ich sie schmerzlicher. Dies warme Herz, dieser frische Geist, diese Schnelligkeit und Kraft des Wesens, diese Anmuth und Milde, wo fänden sie ihresgleichen auch nur annähernd! Namentlich dacht' ich auch über Rahels Vaterlandsliebe, die von so eigenthümlicher und starker Art war. Sie war eine ächte Preußin, ein ächtes Berliner Kind, liebte Land und Landsleute mit Leidenschaft, im Vorbilde Friedrichs des Großen und mit ihm in engstem Zusammenhang, ohne Einbildung und Täuschung, sie wußte nur zu gut wo es uns fehlte, besonders der Regierung! —

Besuch des großherzoglich oldenburgischen Oberkammerherrn Baron Alexander von Rennenkampf, der mein Kriegsgefährte in den Jahren 1813 und 1814 war, und den ich seit wenigstens dreißig Jahren nicht wiedergesehen. Er kommt

von Genua, war in Athen, Wien, Paris. Was für Menschen kennen wir zusammen, haben wir zusammen gekannt! Humboldt's, Tettenborn, Wallmoden, die Hofräthin Herz, Rauch, Dohrn, Struve's ꝛc. Heute wurde noch Darbes erwähnt, der ihn unter Feßler's Vorsitz in die Freimaurerei aufgenommen! Nachrichten von Philippsborn in Wien, von Fräulein von Scharnhorst, jetzt Oberhofmeisterin in Oldenburg, vom Grafen von Münnich eben dort, vom Obersten von Mosle, von Dr. Bartelmann. Er erzählte mir viel von Rußland, von Speranßkii, den er genau gekannt, vom Kaiser Alexander. Freies Urtheil; er verwirft die jetzige österreichische Regiererei, bemitleidet die unsere; urtheilt ungünstig über Meyendorff, der seinen Ueberzug von seiner Bildung mehr abwerfe und sich als rohen russischen Knecht zeige, der aus Ehrgeiz und um den Beifall seines Herrn zu erlangen vor nichts zurückschrecke, zu allem beeifert sei, voll Härte und Grausamkeit, blind gegen seine eignen Meinungen wüthe. — Rennenkampf verließ mich erst nach zwei Stunden; morgen früh will er nach Oldenburg abreisen, wenn es ihm gelingt bis dahin Humboldt noch zu sehen. — Seine Erzählungen von Athen, von dem Benehmen des englischen Gesandten dort; Freude über Palmerston's Abtreten. — Den König hier hat er als Kronprinzen oft und viel gesehen; über sein Witzeln und Späßeln, bei dem einem nicht gut zu Muth wird, über sein ungeheures Essenkönnen ꝛc. —

Montag, den 26. Januar 1852.

Geschrieben, aber mit Unlust. Im Politischen gilt wie im Poetischen der Spruch: „Das Lied, das aus der Kehle dringt, ist Lohn der reichlich lohnet.“ Absichtliches, Berechnetes, ist von unsicherm Werthe, und bei solchen Handlungen weiß man selten voraus, ob sie der Sache nutzen oder schaden werden. Aber rücksichtlos den inneren Antrieben zu folgen, das erfrischt das Herz, das belohnt sich immer auf der Stelle. Es gilt

hier vor allem die Antriebe rein zu erhalten. Alles Partheiwesen führt eine Art von Fälschung mit sich, doch kann man sich dessen nicht erwehren, man muß einer Parthei angehören, ihr dienen, sie fördern, sie leiten wenn man kann. Doch eine Unlust bleibt's.

Die freien Gemeinden in Quedlinburg und Aschersleben von der Polizei geschlossen. Haussuchungen, Beschlagnahmen; die ganze Herrlichkeit der gesetzlosen Willkür. Und noch immer kein Muth, gründlich und in Gesetzesform zu unterdrücken! Immer nur Schikanen, Tückerei! —

Der König hat vor einigen Tagen einen Spaziergang von Charlottenburg nach Berlin gemacht, in Begleitung eines Adjutanten. An einer Stelle in der Nähe des großen Sterns, wo es grade sehr einsam war, wollten ein paar Arbeiter ihn anreden, über deren plötzliche Annäherung der König sich so entsetzte, daß er mit eiligen Schritten vor ihnen floh, und der Adjutant, der die Leute mit einigen Worten abwies, ihm kaum folgen konnte. — Die Vossische Zeitung hat den Umstand verschwiegen und nur die Rüstigkeit des Gehens hervorgehoben, die Neue Preußische Zeitung will in der Schmeichelei nicht zurückbleiben, und verdoppelt heute sogar den Gang, er sei hin und zurück gewesen. — „J'y consens!" —

In München hatte das Ständemitglied von Lasaulx gesagt, man müsse jetzt um so mehr auf seiner Hut sein, da ein Flibustier in Frankreich sich der Staatsgewalt bemächtigt habe. Auf die Klage des französischen Gesandten hat der Ministerpräsident von der Pfordten diesen Ausdruck in der Kammer gemißbilligt. —

Antwortschreiben Manteuffel's an Krausnick, wegen der Klagen der Handwerksgesellen, höflich aber zurechtweisend und spitz. Der edle Bürgermeister hatte ziemlich dreist die Mittheilung der geführten Beschwerden verlangt. —

Die Debatten in den Kammern werden lebhafter, bleiben aber unfruchtbar. Ueber die Ausweisung des Predigers

Brauner bringt der Regierungskommissair Scheerer (im Jahr 1848 Volksmann!) die nichtswürdigsten Gründe vor, unter andern, derselbe habe sich im Jahr 1848 der Volksparthei angeschlossen! Simson antwortet brav. Die Mehrheit — zum erstenmal — ist gegen die Regierung, — empfiehlt die Beschwerde den Ministern zur Berücksichtigung. Der Justizrath Geppert, sonst traurig genug, stimmt mit der Mehrheit. —

Der Litterat Arthur Müller sollte heute verhaftet werden. Das ganze Haus war mit Konstablern besetzt, und er wurde im Schlafrock überrascht; da er sich aber anziehen mußte, fand er hiebei Gelegenheit zu entschlüpfen. —

Gegen die Presse werden schreckliche Maßregeln am Bundestage vorbereitet. — Hier bringt das Ministerium einen Antrag auf Wiedereinführung des Zeitungsstempels in die Kammern.

Der Bundestag mahnt die thüringischen Herzoge dringender und ernstlicher zu entschiedenen Verfassungsänderungen. —

Der Fürst von Schwarzburg-Rudolstadt hat — erst jetzt — das „von Gottes Gnaden" wieder angenommen. Ist nicht mehr dasselbe, war schon einmal abgeschafft, wie der Adel bei uns, die Heiligkeit hat aufgehört! — Unsre Nationalversammlung hat freilich die Abschaffung nicht durchführen können, nur ausgesprochen, und man hat ihr diesen Ausspruch zum Fehler angerechnet, aber sie hat dennoch durch denselben einen der gewaltigsten, nachwirkendsten Schläge geführt, von dessen Folgen der Adel betroffen bleibt, auch wenn er in Ritterschaft und Pairie noch so sehr sich neu befestigt zu haben meint. —

Dienstag, den 27. Januar 1852.

Die Nationalzeitung sehr tüchtig über englische Parlamentsreform, mit scharfen Beziehungen auf unsre verkümmerten Wahlrechte. Das allgemeine Stimmrecht unbedingt gefordert. — Die Urwählerzeitung spricht mit Verachtung von der neuen Revidirung der schon zu Schanden revidirten Verfassung, und

schließt damit, daß Gottlob das Volk nicht zu revidiren sei, das bleibe wie es ist. —

Ein katholisches Blatt fand seinen Hauptabsatz an der Kirchenthüre vor und nach dem Gottesdienste. Die Polizei hat diesen Verkauf untersagt. Erfahren nun auch die Katholiken solche Scheereien! —

Die französischen Dekrete gegen das Haus Orleans erregen das größte Staunen, den heftigsten Unwillen. Die Nationalzeitung nennt sie den Diebstahl auf den nächtlichen Einbruch vom 2. Dezember. Spaltung unter den Spitzbuben, Morny und Fould weichen, der Halunke Carlier hat sich nach London zurückgezogen. —

Besuch von Weiber. Bald kam auch der Graf von Kleist-Leß, und blieb über zwei Stunden, brachte alles Mögliche zur Sprache, erzählte Hofgeschichten, russische und sächsische Vorgänge, gab allerlei von Manteuffel, vom Grafen von Alvensleben, von Generalen und Hofleuten zum Besten, nur vom Könige wollt' er nicht reden, denn er habe Urphede geleistet, sagte er, — doch nichtsdesteweniger! Er hält Preußen für einen absterbenden Staat, dessen Rolle ausgespielt sei, der keine Zukunft habe. Er war gestern beim Prinzen von Preußen, der ihm stumpf und bizig vorkam. Er sieht keinen andern Ausgang, als Rußlands Vergrößerung. Er sieht neue Aufstände, neue Revolutien, glaubt aber weder an Deutschland, noch an Freiheit. Die Ereignisse in Frankreich verabscheut er, doch imponiren sie ihm. Den Fürsten gönnt er diesen Kollegen.

Herr von Prokesch beklagt sich heftig, daß man in den hiesigen Zeitungen, selbst in der ministeriellen Preußischen, die feindlichsten Angriffe gegen Oesterreich geschehen lasse. Manteuffel verweist ihn an die Gerichte, und läugnet, daß die Preußische Zeitung ministeriell sei. Die alten Späße! Im Vertrauen sagt er, daß dies einer der wenigen Fälle sei, für die man die Preßfreiheit noch bestehen lasse; gegen das

Ausland könne man sich am bequemsten so wehren, auch gegen die Kreuzzeitung, sei es ihm oft lieb, die demokratischen Blätter zu haben. —

Der König ist in peinlicher Verlegenheit, wie er die Prinzen in der Pairskammer stellen soll; er möchte ihnen Ansehn und Einfluß zum Vortheil der Krone geben, aber wenn ihm einfällt, daß sie ihr Ansehn und ihren Einfluß ihm entgegensetzen könnten, so möchte er sie in völlige Unbedeutenheit hinabdrücken. Es ist die Rede, daß jeder Prinz, obschon gebornes Mitglied der ersten Kammer, doch für jedes Jahr einer neuen Königlichen Erlaubniß benöthigt sein solle, an den Verhandlungen Theil zu nehmen. —

Der — Louis Bonaparte dekretirt die Herstellung der Adelstitel. Die Aristokratie freut sich. Recht so! Aus der schmutzigsten Hand müssen sie ihren Flittertand wiederbekommen! —

Heute wieder eine Stimmenmehrheit in der zweiten Kammer für den Antrag der Linken (Vincke ꝛc.), zum größten Staunen der Rechten. Wenn das sich noch öfter wiederholt, so wird man die Widerspenstigen bald nach Hause schicken! —

In Mainz ist der bereits zu drei und ein halb Monat verurtheilte Redakteur der Mainzer Abendpost, Herr H. Schlippe, vom hessischen Obergericht freigesprochen worden. —

In Baden noch immer Belagerungsstand, sogar von den Ständen genehmigt! — Ein Soldat, der als falscher Angeber eine ganze Gemeinde mit Strafquartieren heimsuchen machte und viele Personen in die Kasematten von Rastatt brachte, die noch jetzt sitzen, obschon die Falschheit der Angaben erwiesen ist, hat sich auf und davon gemacht, und wird als Ausreißer durch die Zeitungen verkündet! Gesegnetes Baden! —

Die Neue Preußische Zeitung hat heute eine Rundschau vom Januar, in der sehr gute Sachen stehen, wenn man solchen Worten trauen könnte; aber es steckt Verrath dahinter, und ein frömmelndes Junkerthum, die schlechteste

von allen Regierungsparteien; aber sie schimpft den — Louis Bonaparte, nimmt das Brüsseler Bulletin français gegen ihn zum Bundesgenossen an, und das ist gut, wiewohl es mir für das Bulletin etwas leid thut, und dessen Schwäche in positiver Politik offenbart. Ueberhaupt wird jetzt das Wahre, die volle Meinung, fast gar nicht gesagt; das wird in Thaten kund werden, durch Männer, vor denen die Leute des heutigen Tages sich sogleich verkriechen. —

Mittwoch, den 28. Januar 1852.

Alles was wir in den letzten Jahren erlebt haben, scheint uns flüchtig und vergangen, ohne Frucht oder Ergebniß, weil im Augenblicke keines sichtbar ist, oder vielmehr das Gegentheil von allem, was die Bewegung dieser Jahre zu wollen, zu versprechen schien. Aber die Bedeutung dieser Erscheinung wird später mächtig hervortreten und sich in einer langen Reihe unwiderstehlicher Folgen äußern. Daß in Wien und Berlin das Volk siegte, daß in Frankfurt am Main ein Vorparlament, ein Fünfzigerausschuß herrschte, dem der Bundestag und Wien und Berlin gehorchten, daß drei Nationalversammlungen aus Urwahlen und allgemeinem Stimmrecht hervorgingen, daß eine Reichsregierung eingesetzt, ein Reichskrieg geführt wurde, daß von Republik die Rede war, das alles sind unvergängliche Thatsachen. Das Königthum, die Beamtenmacht, haben Schlappen erlitten, von denen sie sich in hundert Jahren nicht erholen können, es müßten denn geniale Fürsten, geniale Minister, geniale Adelsführer kommen, die ihre Sache retteten für noch einige Zeit. Das Alte sinkt und bricht zusehends! —

Man spricht von der Stimmung im preußischen Heere sehr seltsam, es soll unter den Generalen und Offizieren gar kein Verlangen nach Krieg sein, sie sollen im Ganzen sich gedemüthigt und besorglich äußern. Die Offiziere fühlen

sich dem größten Zwang unterworfen; die Gemeinen werden wieder streng behandelt.

Der Präsident von Gerlach hielt in der Kammer dem Lehnswesen eine schamlose Lobrede. Und Stahl, wie benimmt sich der! —

In Hannover wird der Handelsvertrag mit Preußen bestätigt. Oesterreich stellt sich an, als sei es mit den Handelsberathungen in Wien sehr zufrieden. Ihm liegt alles daran, den Zollverein zu sprengen.

Ausgegangen mit Ludmilla. Besuch bei Mrs. Robinson, der Mann nicht zu Hause. Dann Besuch bei Frau von Bock (Schröder-Devrient), anderthalb Stunden. Prächtige Frau, voll Geist und Leben, und von höchstem Freiheitssinn. Sie erzählt uns die Umstände, durch die sie in die Dresdener Maistürme gerathen, die nachherigen Polizeischikanen in Dresden, wie alle Punkte, wegen der man sie beschuldigt, erweisbar falsch und grundlos seien, nur freilich demokratisch sei sie gesinnt und habe es nicht verhehlt. Die Polizei in Dresden hat trotz des ausdrücklichen Befehls des Königs, ihren Prozeß niederzuschlagen und ihr die Kaution von 500 Thlrn. zurückzugeben, drei Wochen lang gezögert dies zu thun. — Nachrichten von ihrer Mutter Sophie Schröder. Sie lebt in Augsburg bei ihrem Sohne, einem baierischen Offizier; mit der Tochter gespannt wegen deren demokratischer Gesinnung! Sie hat dreizehn Kinder geboren und neun davon selbst gesäugt; zu vierzehn Jahren verheirathet, zu fünfzehn Mutter; — jetzt 71 Jahr. —

Herrn General der Infanterie von Scharnhorst gesprochen. Er ist sehr bitter gegen Müffling's Memoiren. —

Billet von Humboldt nebst zwei Theilen des Kosmos. Er will morgen Mittags persönlich kommen. Eindringlich artig schreibt er.

Sendung aus Köln von Herrn Dr. Düntzer; er schickt mir seine ausführliche Kritik des „Xenienkampfes" von Boas. —

Alles iſt heute auf dem Schloß zur Kour. Man rühmt, daß der König 800 Gäſte habe; der — Louis Bonaparte hatte bei ſeinem Feſt in den Tuilerien 7000! Und welcher Unterſchied auch in der Bewirthung! Ja, ja, dergleichen Vergleichungen reizen zum Nachdenken! — Der Abentheurer — wirkt vortrefflich zur weitern Herabſetzung der Fürſten. —

Ich habe mich mit dem Bramſtedter Meyer beſchäftigen müſſen. Ein Mann von vielen Talenten und außerordentlich zahlreichen Verbindungen, er ſtand mit Herder, Schiller, Schelling in Verkehr; zuletzt blieb er doch bei Friedrich Perthes ſtehen! Ich behielt einen Eindruck von Oede, Mattigkeit, Unbehagen. Wie iſt alles anders, wenn man mit Goethe oder Voltaire zu thun hat! — (Vergleichung mit Fermey.)

Herr von Bethmann-Hollweg, Graf von Fürſtenberg-Stammheim u. ſ. w. werden zu keiner Miniſter-Aſſemblee eingeladen. Die kleinliche gemeine Rache wird allgemein getadelt, und von den Betroffenen verachtet. —

Donnerstag, den 29. Januar 1852.

Geſchrieben. Unſre Kammern machen alles mit der Tagesordnung ab, außer was gegen ſie gerichtet iſt, das nehmen ſie begierig auf. Sie haben die Verfaſſung beſchworen, ſind aber deren geſchworene Feinde. Stahl's jeſuitiſche Unterſcheidung, ſie hätten nicht Gotte geſchworen, ſondern nur untereinander bei Gott, empört ſogar ſeine Partheigenoſſen, nur Ludwig von Gerlach ſtimmt ihm freudig bei. — Heinrich von Arnim hat eine ſcharfe Rede gegen die neue Verfaſſungs-Reviſion gehalten, angreifend gegen die Miniſter. Nutzlos! —

Der Berliner Magiſtrat läßt ſeine Vertheidigung gegen die Vorwürfe, die das Schreiben Manteuffel's ihm macht oder zu machen ſcheint, in den hieſigen Zeitungen abdrucken, und verweiſt dem Miniſter ſein Verfahren mit trockner Schaden-

Denken Sie ſich, was dem Eierſchalentreter, dem behutſamen Marquis de Marialva für ein Teufelsſpuk widerfahren iſt. Er feierte vorigen Sonntag das Namensfeſt ſeines Monarchen. Ein oder zwei Tage vorher war die Nachricht eingelaufen, daß der Hof von Rio de Janeiro die Konſtitution genehmigt, an der zu Liſſabon gearbeitet wird. Eigentlich, meines Erachtens, ſetzt ſich der Hof von Rio de Janeiro zu Tiſch, während noch gedeckt wird. Wie dem auch ſei, der Marquis hätte das Feſt abbeſtellen ſollen. Allein die Gäſte waren geladen, die Lebensmittel angeſchafft und die Lampen über der Hausthür gerüſtet. Nun dieſe konnte man doch wenigſtens unangezündet laſſen. Des portugieſiſchen Geſandten feine Naſe hat nicht gewittert, daß die Erleuchtung, in der Meinung des Volks, der Konſtitution gelte. Treue Freunde hatten es beglaubigt. Er iſt außer ſich. Proteſtiren läßt ſich nicht. Zu Liſſabon, wie ich höre, will man dem Könige nicht einmal das Recht der Sanktion eingeſtehen. Die „Quotidienne" vom 14. enthält einen Angriff auf Conſtant, der, ich fürchte, nicht ungeahnet bleibt. Wenn nur nicht etwa Preußen dabei in's Spiel kommt. Glücklicherweiſe hat Benjamin jetzt mit der Kirche vollauf zu thun. In Ermangelung der Ruſſen können es noch die Prieſter ſein, die das Staatsſchiff aus dem Gleichgewicht bringen. Bourienne, Benoiſt, Labourdonnois und Konſorten ſind exemplariſch fromme Stützen des Glaubens. Die Prozeſſion auf dem Kalvariberge, der die Prinzen beiwohnten, läßt hoffen, daß die Miſſionare nächſtens wie Seiltänzer, aber an polizeilichen Leiſen, in die Stadt herabſteigen und auf den Boulevards ihre Umzüge halten werden.

Dem Prozeſſe, der die Pairskammer beſchäftigt, habe ich vorgeſtern beigewohnt. Ich traf eine höchſt intereſſante Sitzung. Der Marſchall Marmont befand ſich in einer wi-

freude. Die Leute haben Muth hinter den bureaukratischen Schutzmauern! Schlägt er sie, oder sie ihn, — uns kann es gleichgültig sein. Vom Recht an sich ist doch einmal keine Rede, nur Rechthaberei ist die Frage. —

Der Lehrer und Organist Krinis zu Friedershof bei Strehlen durch Disziplinarverfahren seines Amtes entsetzt, wegen Demokratie! —

Bei der gestrigen Kour sind wieder Unannehmlichkeiten vorgefallen; der König hat einen Abgeordneten zur zweiten Kammer heruntergehunzt, den Namen wußte man nicht anzugeben, andre sind verletzt durch die ihnen bewiesene Kälte. Der König soll die Gardeoffiziere zu trotzig, nicht schmiegsam genug gefunden haben. —

Dumme Aeußerungen des sehr bornirten Fürsten von R. über die Kammerdebatten, von Humboldt mir wiedererzählt. Der Polacke findet Gerlach's und Stahl's Reden sehr gemäßigt und milde! Die Polen halten ihn gar nicht mehr für einen der Ihrigen. —

Scharfe Reden des Grafen von Dyhrn und des Herrn von Vincke; der ehemalige Minister von Bodelschwingh fällt wüthend gegen Dyhrn aus. Jämmerliche, in der Geringheit freche, nichtssagende, ausweichende Antwort Manteuffel's. —

Im Cicero gelesen, in Voltaire. —

Freitag, den 30. Januar 1852.

Geschrieben. Wie sehr der — Louis Bonaparte der demokratischen Sache nützt. Er fördert sie gradezu, indem er sich auf sie zu stützen vorgiebt. Er fördert sie mittelbar, durch die Schläge, die er austheilt, durch die Furcht und Scham, die er den Höfen macht, durch die Lust zur Gewaltthat, die er in ihnen aufregt. Er dient als Knecht, und folglich zu Andrer Vortheil, wie sogar der große Napoleon nur der Revolution diente. —

Urwählerzeitung vortrefflich; ob Aristokratie oder Bureaukratie vorzuziehen sei? Nachdem sie ermittelt, daß wir doch nur eine bureaukratische Aristokratie oder aristokratische Bureaukratie haben können, geht sie zur Tagesordnung über. — Die Nationalzeitung eifert gegen den Staatsrath, die Spener'sche gegen die ungeheure Stempelsteuer, die den Zeitungen aufgelegt werden soll. In der oktroyirten Verfassung von 1818 war eine solche Beschränkung der Zeitungen für immer ausgeschlossen! —

Besuch bei Herrn Dr. Hermann Franck, über eine Stunde. Was zu erwarten steht, was zu thun ist? Englands Rüstung ist ein ernstes Zeichen, man muß in London von den uns noch dunkeln Absichten des — bestimmtere Kenntniß haben. Ob England wirklich in so großer Gefahr und so schutzlos dastehe, wie man dort glaubt? Starke Zweifel dagegen. Offenkundige Gemeinheit, daß der —, indem er der Familie Orleans 200 Millionen nimmt, sich die Phrase erlaubt, sie hätte an den 100, die ihr blieben, noch reichlich genug! Als wenn davon auch nur die Rede sein könnte! —

Englische Sachen gelesen, deutsche Zeitschriften durchgesehen. —

Die Stände in Gotha, weil sie die allgemeine Umänderung der Verfassung verworfen haben, sind sogleich aufgelöst worden.

In Bremen wehrt sich die Bürgerschaft auch noch tapfer. —

In Hannover haben die Minister in den Kammern die Mehrheit nicht. Sie haben die Kammern vertagt, und zwar über die gesetzliche Frist hinaus, unter dem Vorwande, es sei früher kein verarbeiteter Stoff zu liefern. —

Ein Mitglied der hessen-darmstädtischen Stände, Herr Schmitz, war in Rheinbaiern wegen Theilnahme am Aufstande in contumaciam zum Tode verurtheilt worden. Ein Ausschuß von Ständemitgliedern sollte berichten, ob dies Urtheil gegen jenen Abgeordneten hier eine Folge haben müsse? Die Antwort war einstimmig Nein, das Urtheil sei nicht zu beachten. —

Man iſt endlich ſo klug, und verhandelt die noch oft vorkommenden Majeſtätsbeleidigungen nicht mehr öffentlich. Das Publikum zeigte zu große Luſt, die Schimpfreden wiederholen zu hören. —

Sonnabend, den 31. Januar 1852.

In meinen Papieren gearbeitet. — Es iſt doch ein trauriges Loos, alle Erheiterung und Freude, allen Muth und Troſt immer nur aus dem Reiche der Gedanken ſchöpfen zu müſſen, aus großen Berechnungen und weiten Verknüpfungen, niemals aus der wirklichen Gegenwart, aus den unmittelbaren Tageseindrücken! Dieſe letztern ſind unaufhörlich trüb und widrig; und jeden Morgen damit zu beginnen, eine Maſſe von Schmach und Beleidigung hinunterzuwürgen, von allen Seiten den Hagel ſchlechter Nachrichten auszuhalten, iſt eine Aufgabe, bei der zuletzt die Geduld brechen kann. Und alles ohne anderweitige Luſt und Freude, ohne Schadloshaltung irgend einer Art, ohne die Leidenſchaften der Jugend, ohne deren Hoffnungen und Kräfte, ohne ſonſtige Freundlichkeit des Lebens! Im Gegentheil, die Geſellſchaft iſt zerſtört, die Freunde ſind großentheils verdorben, die Litteratur lahmt und ſtockt, Wiſſenſchaft und Kunſt ſind mit ihren Pflegern verſumpft! Aber dennoch! Die gute Sache gedeiht, das Vertrauen iſt unerſchütterlich, und dieſe Zeit iſt mir doch lieber als die vormärzliche! —

Beſuch von Herrn und Frau von Bock. Angenehme Unterhaltung. Er iſt ein wackrer freiſinniger Mann, ſie eine geniale Frau. Sie findet großes Gefallen an dem Bilde Rahels, das Daffinger gemalt hat, und erinnert ſich Rahels ſehr gut, zu der ſie in Prag 1813 als kleines Kind einigemal geſchickt worden um Beſtellungen auszurichten. —

In den Kammern geht es wirr her, nicht ſo ganz nach dem Willen und Wunſche der Miniſter oder der Rechten.

Der neuliche Beschluß, daß die Kommission zu tadeln sei, eine Sache eigenmächtig aufgeschoben zu haben, wurde aufrecht erhalten. Auch erlitt der Minister des Innern Herr von Westphalen eine Niederlage, der Antrag, die Beamten sollten zum Eintritt in die Kammern die Einwilligung ihrer Vorgesetzten nöthig haben, wurde verworfen. Der Minister wurde bei andrer Gelegenheit ausgelacht. Seine eignen Kollegen sind einig, daß er unter ihnen der dümmste sei, doch soll Herr von Raumer dies nicht ganz zugeben wollen, er meint auch Ansprüche zu haben. Sie mögen es unter sich ausmachen!

Abends kam Frau von * und hatte mehrere dringende Anliegen; ein Aufsatz der hannöverschen Zeitung soll in hiesige gebracht werden, aber in keine demokratische, da dies der Sache Fröbel's nur schaden würde; eine Sammlung ist vorgeschlagen, die den Zweck hat für Fröbel's alte Tage zu sorgen. Alles unthunlich, unausführbar! Hier sind solche Sammlungen sogar untersagt, die Polizei muß sie erlauben, das wird sie in diesem Falle nicht thun. Es ist überhaupt nichts mit Unternehmungen, die gegen Wind und Wetter durchgesetzt werden müssen, man erlangt in der Regel nichts und opfert ungeheuer viel; bei günstigen Umständen erfolgt alles ganz leicht und wie von selbst. Im Sommer muß man nicht Schrittschuh laufen wollen. Fröbel soll seine Sache persönlich lehren und treiben so gut er kann, aber nicht verlangen, sie solle nun sogleich völlig zum Durchbruche kommen und triumphiren, damit er es noch sehe. Seine Schüler und Anhänger verleiten ihn zu Ansprüchen und Hoffnungen, die sich nicht erfüllen. — Meinen die Leute, mir läge nicht auch vieles auf dem Herzen und im Sinn, was ich in der Welt zu Stande bringen möchte? Vieles, vieles! Aber ich sehe, welche Jahreszeit wir haben, und bescheide mich. Gern gewiß nicht! —

Die schleswig-holsteinischen Sachen nähern sich dem Austrag. Dänemark hat sehr nachgegeben. Wir wollen aber

erst sehen, wie es thatsächlich damit wird, die Worte machen's nicht. —

Kossuth fortwährend gefeiert. — Der — in Frankreich wird vielseitig angegriffen, wirthschaftet weiter, geht seinem Untergang entgegen. —

Vergleich Louis Bonaparte's mit Manteuffel; beide weit über das Maß ihrer Fähigkeiten hinaus dreist und waghalsig, gleich unbekümmert um ihre früheren Worte, Versicherungen; beide ohne alle Geschicklichkeit fügsam und unterwürfig, wenn die Umstände es verlangen, und herzlos gewaltsam und willkürlich, wenn dies gestattet ist. Auch in einem gewissen Hang nach Volksgunst stimmen sie überein, und in der dreisten Ungeschicklichkeit auch dabei, der eine treibt's mit Wurst und Weißbier bei den Soldaten, der andre mit Weißbier bei Schluder, und der Philisterschwarm neigt sich zu ihnen. —

Sonntag, den 1. Februar 1852.

Manteuffel hat neulich über das Verhältniß Preußens zu Oesterreich und zum Bundestag erbärmlich gesprochen, abweichend, um die Sache herum, nichtssagend, — heute rühmt ihn die Spener'sche Zeitung, er habe sich auf die Sache eingelassen, und eine vortreffliche, taktvolle Haltung behauptet! Frischweg das Gegentheil der offenbaren Wahrheit, das ist der ministerielle Schmeichler. —

Wie man sich in Acht nehmen muß! Ein Mann, der bisher offen und eifrig die demokratische Richtung bekannte, sie in Druckschriften aussprach, von der Regierung verfolgt wurde, soll plötzlich sich dieser angeschlossen haben, und alles was ihm vertraut worden, steht nun in Gefahr! Ich will seinen Namen nicht schreiben, bis ich erst völlige Gewißheit habe.

Die Briefe und Tagebücher des Grafen und der Gräfin von Malzahn machen fortwährend das ärgerlichste Aufsehn,

viele Leute haben ſie geleſen oder hineingeblickt, ſowohl während ſie beim Könige waren, als während ſie beim Gericht lagen.

Seitdem die Höflinge wiſſen, daß Humboldt beim Könige nicht mehr ſo viel gilt, ſein Wort weniger beachtet wird, erweiſen ſie ihm kaum noch ſo viel Aufmerkſamkeit, als einer Exzellenz gebührt. Sie erzählen mehr als je Gehäſſiges von ihm. Es iſt ein jämmerliches Volk, das von wahrem Verdienſt und Werth keinen Begriff hat. Wer aber hat ihn! —

Im Cicero geleſen, in Voltaire, Goethiſche Sachen. —

Die Kreuzzeitung wiederholt mit Wohlgefallen einen kleinen Artikel der Nationalzeitung. Eine wahre Merkwürdigkeit! — Ueberhaupt läßt ſie an Bosheit und Spott etwas nach. Iſt das eine Wirkung der Pariſer Sachen? Denkt man an nahe Gefahr, in der man Freunde nöthig haben könnte, zu der man die Kräfte des Landes vereinigen zu müſſen hofft? —

Louis Benaparte will auch etwas einlenken. Die meiſten Verhafteten ſollen freigelaſſen werden. Milde, großmüthige Rundſchreiben an die Behörden wegen Handhabung der Polizei. Nimmt der Wolf einen Schafspelz um?

Lächerliche und dumme Schrift vom Grafen von Arnim-Blumberg (dem Schloßhauptmann und Bruder des Grafen von Arnim-Boytzenburg) voll bornirter Frömmelei und höfiſchem Knechtsſinn zugleich. Er wird noch verrückt werden, ſeine Frau geb. von Heiſter iſt es wirklich ſchon!

Montag, den 2. Februar 1852.

Frühmorgens ein Brief aus St. Petersburg von Gräfin B. Ein Schimmer von dem Eindruck des Pariſer Verbrechens, Theilnahme für den Beginn, Beſorgniß wegen des Weitergehens! So ſind ſie alſo geſonnen, die Gewalthaber, Eid, Recht und Sittlichkeit ſind ihnen nichts, der Nutzen iſt's, der das Urtheil beſtimmt. Dabei wird von dem Muth geſprochen,

der sein Leben einsetzt, als wenn der — den gezeigt hätte! Einen Muth, den übrigens jeder Straßenräuber und Raufbold hat! Kaiser Nikolai, das ist faul und schwach! —

Sonderbare Nachrichten aus Baiern und Neapel, in beiden bisher tiefdunkeln Ländern soll es etwas heller werden, man will weniger wüthen, im Rückschreiten inne halten! — Ich muß erst bestimmte Thatsachen sehen, ehe ich es glaube! —

Auch in Sachsen scheint man gelindere Saiten aufzuziehen.

Schon soll auch die Zurückziehung der Oesterreicher und Preußen aus Holstein und Hamburg beschlossen sein.

Bei dem letzten Hoffeste hat der Bediente des französischen Gesandten unter der andern Dienerschaft die Republik hochleben lassen, worauf er durch einen Konstabler sogleich zur Haft gebracht wurde. Die Sache ist sehr lächerlich, macht aber Aufsehn. Der französische Gesandte hat sich beschwert, es sei nicht Gebrauch, die Leute gleich zu verhaften, während sie auf ihre Herrschaft warten müßten, man merke sie an und verfahre nachher gegen sie. Der russische Gesandte giebt ihm Recht. Manteuffel antwortet plump; die Polizei sei dazu da, gleich zuzugreifen; ihm selber imponirt die Polizei.

Herr von Hinckeldey hat den Rothen Adlerorden dritter Klasse mit der Schleife erhalten. Man denke! Bei solchen Verdiensten hätte ihm der Schwarze Adler gebührt! —

Die belgische Regierung hat auf Andringen der französischen das in Brüssel erscheinende Bulletin français mit Beschlag belegt, weil es Beleidigungen des französischen Staatsoberhaupts enthalte! Ja freilich, die enthält es! —

Dr. Rupp wurde in Elbing erwartet und sollte dort in der freien Gemeinde predigen; dieser jedoch wurde von der Polizei angezeigt, so wie dieser gemeingefährliche Mensch in Elbing sich würde blicken lassen, werde er ausgewiesen werden. Darf die nichtswürdige Polizeibehörde einen Menschen so schimpfen? —

Ausweisungen aus Düsseldorf. —

Alle Zeitungen jammern über die beantragte Zeitungssteuer. Sie sehen darin die entschiedenste Feindseligkeit gegen die Tagespresse, deren Untergang; nur die Blätter der Regierung, die sie durch ihr Geld unterstützt, würden bestehen. Man erinnert an den Artikel der oktroyirten Verfassung, die dergleichen Belastungen auf immer abgeschafft erklärte. —

Dienstag, den 3. Februar 1852.

Geschrieben; über die Staatsretterei, die französische und deutsche, wir vergessen die letztere zu sehr, sie ist aber vom selben Teig wie die erstere, nur nicht so scharf ausgebacken. —

Betrachtungen über Preußen. Nach dem Unglück von 1806 folgte Demüthigung und Schwächung; aber leidenschaftlich erwachte die Liebe zu dem Vaterland und Staat, die in ihrer Schmach sich nur um so mächtiger geistig erhoben, Menschlichkeit, Bildung und Freisinn aus allen Kräften förderten, und den künftigen Aufschwung vorbereiteten. — Jetzt, nachdem man feige die Darbietungen von 1848 und 1849 versäumt, und sich durch Demüthigung gegen Oesterreich tief erniedrigt und fast entehrt hat, erwirbt der gesunkene Staat nicht Liebe und Zutrauen, sondern Verachtung oder höchstens Gleichgültigkeit, denn er ist hart, rachsüchtig, verfolgend, unterdrückend, er will vor allem das Volk niederhalten, die Freiheit vernichten. Damals halfen revolutionaire Mittel ihm auf, jetzt bringen ihn reaktionaire vollends herab. —

Besuch von Dr. Hermann Franck. Herr Thomas hat Brüssel verlassen müssen, und soll in London sein. Er ist zu edel um die Wirthschaft in Frankreich zu bekämpfen, zu fein und gut. Dazu gehört der Scharfrichter, der Büttel, der allein hat die rechten Mittel und Gewohnheiten, die für solche — taugen!

In den Kammern wird manches brave Wort jetzt gesagt, aber freilich zu spät, wirkungslos. Auch muß der Eifer der

Linken eine lügnerische Maske vornehmen, er muß für das Königthum, dessen Wohl und Ehre, für die äußere Geltung des Staates auftreten, anstatt geradezu für die Sache des Volkes und der Freiheit. In solche Enge haben sich diese Leute durch ihre Schwäche schon treiben lassen! Als neulich davon die Rede war, daß die Wahl eines Beamten zum Abgeordneten schon deßhalb nicht den Urlaub für ihn mitbedingen dürfe, weil es ja sonst aussehe, als sei der königliche Dienst geringer als die Volkswahl, da trat niemand auf und sagte, das sei eben richtig, die Volkswahl müsse weit vorangehen; man sagte höchstens, warum habt Ihr's denn in die oktroyirte Verfassung gesetzt? Niemand hat euch dazu genöthigt! Ihr hieltet es damals für richtig, wenigstens zulässig. —

Abends lange mit Ludmilla gesprochen; über die Gesellschaft, die Staatsverhältnisse, meine versäumte diplomatische Laufbahn, meine vertrauten Beziehungen zu den Ministern Graf von Maltzan, Freiherr von Bülow und Freiherr von Canitz. Die größte Befriedigung, daß meine diplomatische Laufbahn *nicht* besser geglückt ist! Tausendmal besser und reicher ist mein Leben durch die Störung geworden! Der Graf von Bernstorff hatte eine Ahndung davon, er fand einst, daß meine Lage günstiger sei als seine, daß meine litterarischen Beschäftigungen mehr werth seien als seine politischen. Zwar damals wollt' ich ihm das nicht glauben, aber jetzt seh' ich es ein. „Glänzendes Elend", ja wohl, ja wohl! —

Mittwoch, den 4. Februar 1852.

Die Urwählerzeitung bringt eine Erklärung der Schneidergesellenschaft gegen die Erklärung des Magistrats, woraus hervorgeht, daß dieser gelogen und die Sachlage ganz entstellt hat. Der Stadtrath Risch, dessen Uebergriffe der Magistrat vertheidigt, soll übrigens den Rath schon bekommen haben, sein Amt niederzulegen. —

Verlegenheit und Unentschlossenheit des Königs und seiner Minister so wie der übrigen Rathgeber, wie sie die Pairskammer einrichten wollen, dann auch wie die zweite Kammer abzuändern sein möchte, denn lassen wie sie ist wollen sie dieselbe nicht. Da sie eigentlich keine Kammern wollen, so kann ihnen keine Aenderung genügen, und sie müssen immer neue machen. Diese Konservativen können nichts bestehen lassen, nichts dauern sehen! Naiv ist bei solchen Berathungen die Voraussetzung, daß wenn nur sie unter sich einig sind, auf die Kammern selbst gar nichts ankomme, daß die ruhig hinnehmen müssen, was man ihnen giebt. Die märkischen Junker sind in großen Aengsten, ihr Vortheil könnte nicht richtig herauskommen, der König plötzlich von ihnen abspringen, da er die hohen Titel der Mediatisirten, der schlesischen und rheinisch-westphälischen Adelsfamilien besonders liebt. Die Demokraten bekümmern sich den Teufel um die ganze Geschichte, die doch nur unhaltbares Flickwerk wird. —

Der Bischof Eylert in Potsdam ist im zweiundachtzigsten Jahr gestorben. Sein Buch über den vorigen König ist schon vergessen: es kann nicht als geschichtliche Quelle gebraucht werden. —

In Würtemberg sind an verschiedenen Orten die Volksvereine aufgehoben worden. Ein Wunder, daß sie noch bestanden! —

In Weimar, in Gotha, in Hamburg und Bremen noch allerlei Opposition gegen die Verfassungsänderungen, die der Bundestag befiehlt. Sogar in Sondershausen! Der Bundestag wird einschreiten müssen, was den Fürsten doch gar nicht lieb ist. —

In Kopenhagen große Unzufriedenheit mit dem Ergebniß der Verhandlungen wegen Schleswig-Holstein. Die dortige Demokratie sieht endlich ein, daß sie von den Mächten, die der dänischen Sache gegen die deutsche beistanden, betrogen worden. Jetzt mögen Dänen und Deutsche die Nationalitäts-

derwärtigen, ſchiefen Stellung. Offenbar ſind es Er und die Polizei, welche die vermeinte Konſpiration angezettelt haben, der Marſchall um den Heiligen Geiſtorden zu bekommen, die Polizei um die Wahlen, was ihr auch gelungen iſt, mittelſt der Furcht zu leiten. Die Angeklagten ſind faſt alleſammt alberne Tröpfe bis auf einen, den Oberſtlieutenant Berard, der ein Bube, ein Polizeiagent, ein Verführer iſt. Den Haupträdelsführer aber, Nantil, hat die Polizei entſchlüpfen laſſen. Berard verdient die Galeere, die andern, glaube ich, hätten eine ſattſame Korrektion, wenn ſie die Ruthe bekämen. Das Oberhaus gewährt einen impoſanten Anblick. Der Kanzler Tambray iſt ein grundredlicher, einfältiger Mann. Ich habe noch kein franzöſiſches Tribunal in politiſchen Händeln ſich mit ſolcher Unparteilichkeit benehmen ſehen.

Wenn man den Gerüchten trauen darf, ſo iſt der Friede in Italien bei weitem nicht hergeſtellt, und Oeſterreich laborirt dort an einem Krebsſchaden. Die Sache konnte übel werden, wenn Spanien zwanzigtauſend Mann nach Kalabrien ſchleuderte. Aber Spanien hat mit ſich ſelbſt zu ſchaffen. Es wird von franzöſiſchem Gelde tüchtig bearbeitet.

Die von Prieſtern geführten Quadrillen erfreuen ſich auswärtiger Subſidien.

Bezeigen Sie der Frau von Varnhagen meine Verehrung. Leben Sie wohl und behalten mich lieb.

Hochachtungsvoll

Oelsner.

frage fallen lassen, und sich die Hände reichen um für die Freiheitsfrage verbunden zu wirken. —

In England beim Lord Scarborough auf dem Lande starb in voriger Woche der Hannoveraner von der Osten, den ich in Wiesbaden 1839 gekannt. In der englisch-deutschen Legion hat er in Spanien und bei Waterloo gefochten. In Ostindien war er im Rachen eines Löwen (nicht Tigers), und er zeigte mir die Spuren von dessen seinem Arm und Rücken eingedrückten Zähnen. Erst vor wenigen Jahren hatte der König von Hannover ihm den Generalstitel verliehen. Daß er ein ungeheures Vermögen hinterlassen, ist eine Fabel.

Donnerstag, den 5. Februar 1852.

Mit Unlust aufgestanden, die Zeitungen sind ein schlechter Tagesanfang, und doch muß man durch sie hindurch um sie nur hinter sich zu haben! Von allen Seiten nur widrige Nachrichten, die zu Anregung frischen Muthes und Vertrauens zu verarbeiten, keine geringe Aufgabe ist. Doch die Stimmung bessert sich schon durch die Arbeit selbst, und so belohnt diese sich doppelt. —

Besuch vom Grafen von *, der mir die Denkwürdigkeiten von Marwitz wiederbringt, die ihn entzückt haben! Er bekennt sich offen als rothen Reaktionair, er ist wüthig gegen die Kammern, gegen die Verfassung, gegen die Minister, am meisten gegen den König, und möchte vor allem eine eiserne Militairgewalt errichtet sehen, natürlich bei der er mit wäre! Gegen Heinrich von Arnim und Graf von Dybrn ist er in größtem Zorn, Landesverräther seien sie, weil sie die Schande des Vaterlandes aufdecken, dem Feinde zum Hohn! Er ließe sie ganz einfach in Spandau sitzen, wenn er die Macht hätte, da gehörten sie hin, sagt er. Ich wollte erst nichts antworten, that es dann aber doch, und entgegnete ihm derb. Er sah aus, wie einer, der sich mit Vergnügen an mir rächen würde,

ging aber dann mit freundlichen Versicherungen! Unverstand und Tücke! — Diesmal haben sie sich gezeigt wie noch nie! —

Abends mit Ludmilla die mikroskopischen Vorstellungen des Herrn Hasert gesehen, Krausenstraße 10. Sehr merkwürdig; besonders die Moose, die Krystallbürungen.

In Hamann und Jacobi gelesen. Hamann ist im Grunde doch nur ein tiefsinniger, geistvoller Schwächling, voll Eigensucht und Hoffahrt, in seinen Schriften wie im Leben ohne Zucht. Ein bedauernswerther Mensch, aber ein höchst ausgezeichneter, höchst merkwürdiger. Lebte er in unsrer Kreuzzeitungszeit, da würde sich seine fanatische Richtung vielleicht in größerer Stärke gezeigt, alles Zarte und Edle in ihm sich völlig geduckt haben. Seine Schwäche ist Jacobi'n gegenüber doch noch imponirende Stärke, Jacobi dreht und windet sich, ist ihm aber nicht gewachsen, gebärdet sich oft kläglich. —

Die Offiziere, welche Kammermitglieder sind, müssen in den Sitzungen jetzt auf Befehl des Königs in Uniform erscheinen. —

Es ist die Rede, daß die Soldaten von ihren Vorgesetzten wieder mit Du sollen angeredet werden. —

Dr. Rupp hat den Muth gehabt wirklich in Elbing zu erscheinen, und einen Vortrag in der freien Gemeinde zu beginnen, den aber der Polizeibeamte sogleich unterbrach und die Versammlung auflöste. Ein Theil derselben, Rupp an der Spitze, protestirte, und erklärte, nur der Gewalt weichen zu wollen. Der Polizeibeamte legte die Hand an jeden Widerspenstigen, das war die Gewalt, der man denn auch wich. —

Die Regierung in Danzig hat die Frechheit gehabt, die Anstellung des Lehrers Oblert an der Elbinger höheren Bürgerschule aus dem Grunde zu verweigern, weil derselbe seine demokratische Gesinnung auch in seinen Abstimmungen bei den Wahlen dargelegt habe! Also keine Wahlfreiheit?! Der Lehrer Oblert hat übrigens nur bei den Wahlen seine

Gesinnung an den Tag gelegt, nicht in Vereinen, nicht in der Presse, nicht in Gesellschaften. Die Behörden lehren, wie einst mit ihnen zu verfahren sei! —

* sagte: „Ja, Sie sehen hier in mir einen blutrothen Kerl, der ganz Partheimann ist, keine Rücksicht und Schonung kennt!* Und dann macht er es wieder dem Kammerwesen zum Vorwurf, daß alles Recht und Wohl dem Partheigeiste weichen müsse, daß Rechtsunsicherheit entstehe! Die Kammern sind schlecht, das ist wahr; aber sie sind es dadurch, daß solche Kerls wie er darin sitzen, tückische Feinde, die nur hineingehen um sie zu zerstören, die der Verfassung Treue schwören in der Absicht sie zu Grunde zu richten. Ich warf ihm vor, daß er noch nicht wie er versprochen einen Antrag gegen die Einkommensteuer gemacht; er suchte Ausflüchte, meinte, der Staat brauche Geld, man könne doch nicht so geradezu gegen die Minister auftreten u. s. w. Er gab zu verstehen, ihn drücke sie nicht sehr, und es gebe andre Dinge, die Ersatz leisten! —

Freitag, den 6. Februar 1852.

Brief von Humboldt, der mir zwei Briefe zum Lesen schickt, einen von Herrn Galusky aus Paris, den andern von Carnot aus Belgien. Er selbst äußert sich gegen die Bonaparte-Wirthschaft. —

In meinen Papieren gearbeitet, mühsam und unerquicklich. Was muß man alles zusammenschleppen, berücksichtigen, und ohne jede Hülfe! Manches möcht' ich doch noch ausarbeiten, nicht mehr den Freunden zu Liebe, denn die verlieren sich schon in wachsender Schnelligkeit, aber den guten Landsleuten, die ja wohl in Zukunft einmal auch von mir gern hören, wie es in meinen Lebenstagen im Vaterland aussah. —

Verhandlungen zwischen Frankreich und Oesterreich in Betreff der Schweiz sollen wirklich stattfinden, ein Abschluß aber noch nicht erfolgt sein. Daß dergleichen hinter dem

Rücken Preußens, ohne seine Zuziehung berathen wird, nimmt man hier sehr übel. Preußen steht ganz vereinzelt; seine scheinbaren Bundesgenossen, Rußland und Oesterreich, werden es unbedenklich opfern, wenn dies ihnen paßt; einstweilen gebrauchen sie es zur Reaktion, vielleicht auch zum Kriege! In Wien sagt man laut, die Kaisergelüste Friedrich Wilhelms des Vierten in Deutschland, seien eine Treulosigkeit und Rechtswidrigkeit, wie Louis Bonaparte sie in Frankreich ausübt, nur sei bei jenen weniger Muth und Verstand gewesen, daher sie auch ein so klägliches Ende gehabt. —

Der große Gerichtshandel in Ludwigsburg gegen Becher und seine Genossen ist endlich entschieden: Becher, ehemaliger Reichsregent, und über dreißig andre Angeklagte, Griesinger, Graf Uexküll ꝛc. wurden freigesprochen, etwa sieben oder acht für schuldig erklärt. — Großer Zorn der Knechtischen darüber. —

Unsre Kammerverhandlungen über das Budget werden in kläglichster Weise fortgesetzt. Die Knechtischen stimmen eifrig für jede Mißhandlung, welche die Regierung ihnen zufügt. —

Das englische Parlament eröffnet. — Verwundung der Königin von Spanien. — In Kassel neue Verfolgungen, Haussuchungen. —

Hier sieht man die Verfassung schon als abgeschafft an, nachdem man sie gehörig durchlöchert und geschwächt. Freilich will man etwas an die Stelle setzen, aber man weiß noch nicht was. Man pfuschert an einer ersten Kammer, an einer zweiten; Vorschläge jagen Vorschläge, alles ohne Grundsätze, ohne Richtung, ohne festen Willen. Dabei denkt man an völlige Umgestaltung des Heers, an neue Einrichtung des Gerichtswesens, dabei hat man keine feste Gemeindeordnung, — alles im Schwanken, in der Mache, in der Pfuscherei. Nur der Druck der Abgaben und der Polizei steht fest und wächst. —

Kossuth in den Vereinigten Staaten gefeiert und wirksam;

fortgeſetzte Reden, die den größten Beifall finden. Der öſterreichiſche Geſchäftsträger Hülſemann ſchreit kläglich und wird verlacht, weil er falſche Schritte thut. —

Sonnabend, den 7. Februar 1852

Geſchrieben. Mit den Konſtitutionen läßt ſich nicht regieren, beißt das Geſchrei; wo hat man es noch aufrichtig verſucht? Noch nie, in Frankreich nicht, in Deutſchland nicht! Von Anfang an, überall, Unredlichkeit von oben, Liſt und Tücke oder gar Gewalt gegen die neuen Verfaſſungen. Mit treuloſen Fürſten und nichtswürdigen Miniſtern läßt ſich nicht regieren, ſagen die Volksfreunde. —

Elende Kammerverhandlungen. Frecher, ſchamloſer Uebermuth der Mehrheit. Die wenigen Kämpfer für Recht und Freiheit leiſten wirklich achtungswerthen Widerſtand, aber freilich durch ihre früheren Fehler fruchtloſen. Die Linke verſtärkt ſich etwas.

Eine Geſchichte, die ich nicht aufſchreiben wollte, weil ich ſie bezweifelte, kam in den Kammern vor. Ein Konſtabler quälte einen Herrn auf dem Bahnhof wegen Legitimation, der Herr konnte keine geben, verſicherte aber, er ſei in Berlin wohnhaft, doch der Konſtabler ließ nicht nach; nur als der Herr, auf Befragen, wo die Zeitungsexpedition der Kreuzzeitung ſei, von dieſer die Straße und Nummer wußte, verbeugte ſich der Scherge und ging befriedigt ſeiner Wege! —

Heute erzählt die Kreuzzeitung, der bisherige Aktuarius Thiele, demokratiſcher Redakteur des „Publiziſten", ſei als Redakteur der miniſteriellen „Zeit" mit 800 Thaler Gehalt angeſtellt. Alſo doch! —

Die beiden Bände von der Histoire de l'Académie de Berlin (Paris 1850) durchlaufen. Ein ſchlechtes Buch, ſchwerfällig und trocken; erinnert an andre elſaſſiſche Franzoſen. Ohne rechten Plan, ohne Geiſt; mit der Abſicht zu

schmeicheln, dem Könige, der Akademie, den jetzigen Berühmtheiten derselben. Er zieht die Geschichte der Philosophie des achtzehnten Jahrhunderts hinein, die mit der Akademie nichts zu schaffen hat, und giebt daher zu viel, von den Mitgliedern aber wieder sagt er oft viel zu wenig. Ungenießbar! —

Litteraturgeschichtliche Sachen gelesen, handschriftliche, gedruckte.

(Histoire philosophique de l'Académie de Prusse, depuis Leibnitz jusqu'à Schelling. Par Christian Bartholmèss. Paris, 1850. 2 Vols. 8.)

Die Minister haben beim König andern Einfluß als den ihren wirken und wurden besorgt. Sie stellten dem Könige vor, zu gewissen Aenderungen der Verfassung könnten sie die Hand nicht bieten, worauf der König erwiederte, so müßte er andre Männer wählen, die seinen Willen ausführten. Sie lenkten dann etwas ein, der König seinerseits auch, und so blieb einstweilen alles wie es war! Sie wollen vor allem im Amte bleiben, das gefällt ihnen zu gut. —

Sonntag, den 8. Februar 1852.

Wie roh und gemein die Minister in den Kammern reden, das geht über alle Begriffe! Manteuffel, Westphalen, Raumer, — solche plumpe Sprecher sucht man anderswo vergebens. Es sind nicht bloß die Worte, es gehört die Begleitung dieser Gebärden, dieses Tons und Gesichtsausdrucks dazu! So hör' ich von Andern, denn ich selbst gehe nicht in die Schweinställe, wie Herr von W. die Kammern nennt, in die er freilich als Abgeordneter gehört! —

In meinen Papieren gearbeitet. In Rahels Briefen mit Innigkeit und Andacht gelesen. Ihr Geist hat mitten im Menschengewühl eine geheiligte Stätte, wohin keine Anfechtung dringt, eine Insel der Seligen, wo alles Gute zusammenkommt. —

Der Preßprozeß Heinrichs von Arnim ſoll am 21. verhandelt werden. Man hat alles erſchöpft um ihn aufzuſchieben, und alles, um die Richter zu bearbeiten. Ohne gewaltſame Maßregel läßt ſich die Sache nicht mehr binhalten. Alſo drauf los! Das Gefecht beginnt. —

In Hamann geleſen und in Hippel. Einige Abſchnitte in Bartholmès genauer durchgeſehen. —

Allerlei Gerüchte von Miniſterwechſel. Bethmann-Hollweg war beim König, Graf von Pourtalès auch, beide waren ſehr gnädig aufgenommen. Graf von Bernſtorff ſollte Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten werden, Herr von Ladenberg wieder Kultusminiſter ꝛc. Lauter Schaum!

Man ſagt, der König habe ſeine Luſt daran, den jetzigen Miniſtern bisweilen Angſt zu machen, als ſei er ganz nahe daran ſie zu entlaſſen. Nachher ſpotte er über die Geſichter, die ſie ihm gezeigt; den meiſten Haß habe er auf Manteuffel. — Warum ſchafft er ihn denn nicht wirklich ab? wird gefragt. Die Antwort iſt: „Sie ſcheinen nicht zu wiſſen, wie ſchwach und unentſchloſſen ſolch ein wechſelnder Karakter iſt.“ —

Der Kaiſer von Rußland iſt erzürnt, daß Herr von Simolin, ſein Unterthan, der aber auch preußiſche Beſitzungen hat, hier mit dem Johanniterorden begnadet worden. Der Kaiſer meint, er habe ſich ihn „erbettelt“. Der ruſſiſche Geſandte will den in Ungnade Gefallenen nicht ſehen. — Der vorige Geſandte Herr von Meyendorff hat in den letzten Jahren ſeinen früheren guten Ruf ganz zerſtört, dem gehäſſigſten Partheigeiſt gefröhnt, ſich durch ſeine Angebereien beim Kaiſer beliebt gemacht. Ueber den oldenburgiſchen Geſandten Oberſt von Mosle hatte er ſo bösartig geſchrieben, daß der Kaiſer vom Großherzog deſſen Abberufung, ja deſſen Entlaſſung forderte; doch der Großherzog hielt Stand, und wollte den Oberſten zum Bundesgeſandten ernennen, nur auf deſſen eignen Wunſch ließ er ihn in ſein altes Militairverhältniß eintreten. —

Auf Anordnung des Ministers von Raumer müssen die Geistlichen nun eifrigst die Schulen beaufsichtigen. Die fanatischen Pfaffen gehen nun in die Lehrstunden, wachen sorgsam, daß aller Unterricht gehörig ihr frömmelndes Wesen annehme, befehlen das Auswendiglernen von Kirchenliedern und Bibelsprüchen an, nehmen auch wohl selbst das Wort und berichtigen und tadeln den Lehrer, ohne Rücksicht auf den Schaden, den sie seinem Ansehn zufügen. Die schändlichen Heuchler, unter dem Vorwande, Zucht und Ordnung zu erhalten, zerstören sie sie von Grund aus! Der Geschichtsunterricht ist es besonders, den sie auf's Korn nehmen. —

Das Buch Gubrauer's über Joachim Jungius gewährt einen tröstlichen Blick auf die Kräfte der Wissenschaft und Gelehrsamkeit in den Deutschen; durch die unglücklichsten Zeiten der Verwüstung und Ohnmacht strebten diese Thätigkeiten kräftig empor, und behaupteten sich in Wirksamkeit und Ansehn. Die Liste berühmter Schüler von Jungius ist besonders lehrreich. —

Montag, den 9. Februar 1852.

Geschrieben: die märkischen und pommerschen Junker, noch heute wie vor vierhundert Jahren, feindlich gegen Fürst und Volk, nicht besser als der polnische Adel, dessen Eigensucht und Willkür den Untergang Polens verschuldet. —

Besuch vom Grafen von Yorck. Wehklagen über die Kammermehrheit, über die Minister, über den König. Yorck sagt mir, der König habe den Herrn von Bethmann-Hollweg kommen lassen, sich mit dessen Ansichten über die Bildung der ersten Kammer einverstanden erklärt, ihm aufgetragen, den Theilnehmern seinen aufrichtigen Dank zu sagen, und ihnen mitzutheilen, daß er den Ministern befohlen habe, sich auf den Grund der geschehenen Anträge mit der Parthei in Einvernehmen zu setzen. Die Parthei theilt diesen Willen des

Königs vielen Mitgliedern der Rechten mit, die darauf erklären, sie würden für die Anträge stimmen. Die eigentliche Rechte überrascht und erbittert schweigt. Aber Präsident von Gerlach geht zum Könige, stimmt ihn völlig um, und der schon von ihm genehmigte Antrag wird verworfen, ein ganz entgegengesetzter in's Werk gesetzt. Gestern kam das zum Ausbruch. Die märkisch-pommer'schen Junker scheuen keine Verkehrtheit, um nur sich selber im Staate die Herrschaft zu sichern. Die Minister Waschlappen; der König verlangt, die Abgeordneten sollen es auch sein, ihre Meinungen und Stimmen nach jeder seiner Launen ändern. Yorck sagt, wenn diese Kammerzeit erst vorüber sei, wolle er nie wieder eine Wahl annehmen. Bittre Klagen über die Frechheit, die blinde Partheiwuth, die Gewissenlosigkeit der Rechten. Er ist lange genug mit ihr gegangen, er kann's wissen! —

Sendung aus Köln von Herrn Dr. Dünzer, Goethe'sche Sachen. Aus Brüssel No. 6 des Bulletin français, trotz der Beschlagnahme der früheren Nummern. —

Die Wirthschaft in Kassel so toll wie je! Haussuchungen, gerichtliche Verfolgungen, Rechtsverdrehung und Willkür; was kann man von einem ausgemachten Spitzbuben wie Hassenpflug, was von einem Scheusal wie der giftige Kurfürst erwarten? — Die Halunken machen eine neue Verfassung, die meineidigen, und die Kommissaire von Oesterreich und Preußen pfuschen mit daran.

Dienstag, den 10. Februar 1852.

Brief aus Frankfurt am Main vom russischen Staatsrath von Blum; Nachricht von seinen Beschäftigungen, seinem Leben. — Besuch von Herrn von Hänlein; er macht die Feste mit, ist aber ganz verzweifelt, und droht zum zehntenmal, seine Aufzeichnungen von 1848 drucken zu lassen. Bei dem letzten Hoffest ist der König auf ihn zugegangen, und redet ihn

haſtig an: „Sagen Sie mir, lieber Hänlein, wo wohnen Sie eigentlich?“ — Hier in Berlin, Ew. Majeſtät! — „O, das weiß ich, nein, ich mein', in welcher Straße?“ — Ich habe mir, wie es meinen jetzigen Verhältniſſen gemäß iſt, eine ganz kleine Wohnung in der Taubenſtraße genommen. — „In der Taubenſtraße? Wohl gar im Bullenwinkel, wo die alten Weiber ſitzen und die ſchöne Meluſine feil haben?“ Damit war er ſchon in hellem Lachen fortgerannt und ließ den Armen verblüfft in ſeiner Ueberſchüttung von nicht ſchmeichelhaften Bildern ſtehen. „Ich dachte ſchon,“ ſagte Hänlein, „der König wolle endlich mit mir von meiner Sache reden, da macht er ſtatt deſſen den dummen Spaß! Iſt das eines Königs würdig? eines Landesherrn gegen einen mißhandelten treuen Diener?“

Die Kreuzzeitung beginnt heute mit groben Unwahrheiten über die Entſtehung des Adels in Deutſchland, und mit ſchmeichleriſchen Unterſtellungen, die den König fangen ſollen. Ein Lügen- und Schandblatt bleibt's, das iſt wahr, obſchon die — oft kühne Schlagworte gebrauchen, die auch wir gelten laſſen!

Der Aktuarius Thiele vertheidigt ſich heute im „Publiziſten“, er ſei nicht Polizeilieutenant, auch nicht Redakteur des miniſteriellen Blattes, überhaupt nichts bei der Regierung, ſondern nur Mitarbeiter an jenem Blatte für gewiſſe Artikel geworden. — Er ſcheint aber das Vertrauen der Demokraten verſcherzt zu haben. —

The house of the seven gables. By Nathaniel Hawthorne. A Romance. Boston 1851. 8.

Mittwoch, den 11. Februar 1852.

Wie es in unſern Kammern hergeht, iſt zwar an ſich von keiner Bedeutung, aber doch als Beiſpiel von Niederträchtigkeit, Verrath und Bosheit merkwürdig. Stück für Stück laſſen

56.

Varnhagen an Oelsner.

Berlin, den 1. Juni 1821.

Gleich Ihnen, verehrteſter Freund, bin ich den Kuriertagen, die mir erſehnte Blätter gewähren oder verſagen, mit wechſelnden Empfindungen verpflichtet, welche hier um ſo weniger gleichgültig werden können, als die herbeigeführte Nahrung bei weitem die einheimiſch gewinnbare überſteigt, und wir mit unſerem täglichen Brode beinahe ganz auf das Ausland angewieſen ſind; daſſelbe wird überall gebacken, in allen Städten und Ländern, auf Inſeln und Meeren, am wenigſten aber an der Spree, wo der Geiſt der Geſchichte eine vorübergehende Niederlaſſung nun auf geraume Zeit wieder verwahrloſen zu wollen ſcheint. Mit größter Freudenbewegung werden jedesmal Ihre Briefe empfangen, mit größter Trauer vermißt; und dennoch wie ſehr iſt jede Mittheilung jetzt von dem Ziel und von den Mitteln abgetrennt, die ihr gebühren könnten! Ich fühle dies beſonders ſchmerzlich; in ungebundener Rede, wie wir Deutſche bisweilen die Proſa nennen, das gebundenſte Silben- und Wortmaß gebrauchen zu ſollen, dem man gerade entfliehen wollte, iſt eine größere Aufgabe, als Voß und Wolf zu löſen vermögen; und doch iſt es ungefähr daſſelbe, in vertraulichen Freundesbriefen ſolche Schreibart zu beobachten, wie ſie etwan für Aufſätze nöthig ſein dürfte, die für den „Moniteur“ oder die „Staatszeitung“ beſtimmt ſind. Sie ſehen aus dieſer Bemerkung, daß ich dergleichen Aufgabe nicht eben löſe, und der Schaden davon iſt mein; aber die Aufgabe beſteht darum nicht weniger! Sie haben keine Vorſtellung davon, was alles übel genommen wird; es iſt ein Wetteifer im Verengen des Kreiſes der Rechtgläubigen, wie er noch nie geweſen iſt, und die heute

dieſe — Abgeordneten ihr eignes Recht, ihre Pflicht und Ehre zu Grunde gehen. Die Verfaſſung wird nicht nur durchlöchert, ſie wird ausgehöhlt, daß nur ein leerer Balg übrig bleibt. Die Preſſe, die jährliche Bewilligung des Budgets, das Aufſichtsrecht, die Geſchwornengerichte, alles fällt unter den Händen dieſer durch Minderheitswahlen berufenen Volksvertreter. Die Schamloſigkeit geht bis zum Ekel. Was die Miniſter nicht alles zu ſagen ſich erfrechen! Mit ihnen wetteifern die Stahl, die Keller, die Gerlach, in wüthiger Selbſterniedrigung. Wenn Keller (der aus der Schweiz) die Kammern mit bübiſchem Hohn ihre Erbärmlichkeit im Spiegel ſehen läßt, ruft die Rechte dem pöbelhaften Witze lauten Beifall. Wie das Volk dieſe Schandwirthſchaft anſieht, ergiebt ſich aus einer eben ſtattgehabten Nachwahl eines hieſigen Abgeordneten, in dem einen Wahlbezirk erſchienen drei Urwähler, in dem andern Einer, in einem andern gar keiner! Ein Reaktionair ſchämte ſich nicht, unter ſolchen Umſtänden ſich wählen zu laſſen! —

Die Neue Preußiſche Zeitung läßt auch wieder durchblicken, was hinter ihren frommen Predigten und ſittlichen Stichwörtern liegt; nämlich die ſchnödeſte Unſittlichkeit und Bosheit. Der Geh. Rath Mätzke hat als Abgeordneter für die Verweiſung der Beſchwerden Brauner's an das Miniſterium geſtimmt; dafür ſchärft die Neue Preußiſche Zeitung ſeinen Vorgeſetzten in tückiſcher Weiſe ein, daß ein ſolcher Beamter von ihnen nicht zu dulden ſei! Sie will, der Mann ſoll gegen ſein Gewiſſen ſtimmen; ſie ſelbſt, dieſe Gleißner, ſtimmen in ihrer Sache wie oft und heftig gegen ihre Vorgeſetzten, ja greifen die ganze Regierung wüthig an! Bedarf es weitern Zeugniſſes, welches verderbte Lumpenpack jetzt im Staat obenauf iſt, welch frecher Troß von Lügnern und Heuchlern? Ritter wollen ſie heißen, aber die niedrigſten Knechte ſind edler. Wann wird dieſer Troß einmal ausgefegt! —

In Kaſſel Schwarzenberg, Henkel und andere Ehrenmänner

vor dem Kriegsgerichte, dem knechtischen, verkauften, unbefugten!

Die Oesterreicher in Holstein und Hamburg schicken sich zum Abmarsch an. Die Dänen richten ihre Herrschaft ein. Doch ist das Volk in Kopenhagen mit den Abmachungen sehr unzufrieden, und die Minister ängstigen sich. —

Verlegenheiten des Abenteurers — in Paris. Nur Lumpen und Taugenichtse halten sich zu ihm, und er wird seinen Spießgesellen, wie sie ihm, untreu. —

Donnerstag, den 12. Februar 1852.

Die Nationalzeitung untersucht, ob Louis Bonaparte so leicht Krieg machen könne, wie die Lage sein würde, wenn die Truppen gegen äußern Feind gebraucht werden; unter dem Namen französischer Verhältnisse schildert sie unsre preußischen: sie sind jenen ganz ähnlich. —

Gerüchte von Ministerveränderung wiederholt in Umlauf. Aber wir können keine besseren, nur schlechtere Minister bekommen, niemals freisinnige, außer durch gewaltsame Stöße. „Wer hier jetzt Minister wird, der übernimmt es, zuvörderst in demüthigster Fügsamkeit vor dem König und dem Hof zu kriechen, Adel und Militair zu begünstigen, die Verfassung aufzuheben, oder mit gleißnerischem Schein immerfort zu mißhandeln, das Volk zu hassen und zu treten." Fürerst behalten wir die Staatsretter noch, bis — — —!

Die Regierungsbehörden verbieten jetzt den Gemeinderäthen und Magistraten, die freien oder deutschkatholischen Gemeinden mit ausgesetzten Beihülfen zu unterstützen, oder ihnen Gebäude zur Benutzung für ihre Versammlungen einzuräumen. In Glogau waren hundert Thaler zu diesem Zweck ausgesetzt. Das Sammeln von Geldern ist auch verboten, ebenso der Verkauf der Erbauungsschriften, — warum nicht gleich die ganze Sache?! —

Der Drucker des Bulletin français in Brüssel ist mit seiner Klage wegen Beschlagnahme desselben vom dortigen Gericht abgewiesen worden. In Frankreich ist die Verbreitung doch sehr gelungen. —

Preßprozesse gegen die Nationalzeitung und gegen die Konstitutionelle Zeitung. Sophistische Tücke der Anklagen! —

Billet von Humboldt. Er theilt mir ein Orleans'sches Blatt mit, das die Herzogin von Orleans ihm durch die Prinzessin von Preußen zugeschickt hat.

Ich blieb zu Hause. Mit Ludmilla Schach gespielt. — Vorher in meinen Papieren gearbeitet, und mit innigster Empfindung an Rahel gedacht, ihre Ansichten und ihre Urtheile mir vergegenwärtigt. Das Ende des achtzehnten Jahrhunderts bietet eine ganz eigne Gestaltung von Welt und Geist, ein heutiger Mensch kann sich schwerlich davon einen Begriff machen! — Französische Revolution und deutsche Geistesbildung im wetteifernden Fortschreiten. —

Bei meinen letzten Wanderungen durch die Straßen Berlins, besonders im östlichen Theile der Stadt, fiel mir Haltung und Physiognomie des Volkes im Allgemeinen als verändert auf, weniger gedrückt, kühner, trotziger; viele Männer aus dem Arbeiterstande sahen aus, als könnten sie jeden Augenblick losschlagen. Unter sich scheinen die Leute einträchtig, kein Zank oder Streit ist zu merken. Wirkt der Staatsstreich in Frankreich? Die Milde des Winters? Die Verstimmung der mittlern Klassen? Die Noth? Vielleicht alles zusammen. —

Freitag, den 13. Februar 1852.

Ueber die Zerstörung der preußischen Verfassung. Wem thut dies Schaden? Der Regierung, dem Könige, nicht dem Volke; dieses sieht dem Abtragen des unbrauchbaren, zerlöcherten Gebäudes ruhig zu, doch vergißt es nicht, daß der

Bauplatz ihm gehört, und es wird ihn, was man auch darauf baue, seiner Zeit fordern! Wehe denen, die sich ihn anmaßen! —

Es dämmert in dem jetzigen Streit über die Bildung der ersten Kammer etwas von dem wahren Sachverhalt hervor, und selbst am Hofe beginnt man etwas davon zu merken, daß die Kreuzzeitungspartei mehr für den Adel ist, als für das Königthum, daß sie dieses eng genug beschränken will zum Vortheil der Junker, daß sie ihm nur vorspiegelt, deren Sache sei eins mit der des Königs. Daher der König, zum Schrecken der Gerlach's ꝛc., auch schon einige Annäherung zu Bethmann-Hollweg, Pourtalès ꝛc. zeigt, die seiner persönlichen Macht mehr einräumen, als die Kreuzzeitungsleute. Diese meinen, die Minister werden es treu mit ihnen halten, aber sie irren sich, die Minister werden keine Schwierigkeit machen, sich mit den Bethmann-Hollweg'schen Leuten zu verbinden, sobald dies nöthig erscheint. Fürerst sind die Gerlach's noch sehr stark. —

Im Cicero gelesen, in Goethe, Englisches. — Die Seven gables sind kein gemeiner Roman, doch sind langweilige Ausführungen darin, wie in allen englischen Romanen. —

Der Priester Merino ist schon hingerichtet. Einige niederträchtige Berichte machten ihn zum rothen Republikaner; aber selbst die Neue Preußische Zeitung sagt, sie könne ihn den Demokraten nicht zuschieben. Er war Priester und mußte vor der Erdrosselung entpriestert werden, übrigens scheint er wahnsinnig wenigstens so sehr wie Sefeloge, und durchaus ohne Mitschuldige. Daß das Volk rief: „Es un tiro de la reyna-madre!" ist sehr bezeichnend. — Er blieb fest und trotzig bis in den Tod. —

Hausuchungen bei Rees von Esenbeck und andern Vorstehern der freien Gemeinde in Breslau. Die Polizei nimmt Bücher und Schriften weg, die vielleicht zu verkaufen verboten ist, aber keineswegs sie zu besitzen. —

Frau von Dudevant hat von Louis Bonaparte verlangt,

daß mehrere nach Cayenne bestimmte Freiheitsleute in Europa bleiben dürfen, unter diesen sind Greppo und Marc Dufraisse. Auf Andrer Fürbitte werden noch viele freigegeben. —

Sonnabend, den 14. Februar 1852.

Die Nationalzeitung bringt einen trefflichen Artikel über die preußische Aristokratie und Demokratie in Bezug auf das Königthum, sie zeigt, daß letztere diesem nicht feindlich ist, wohl aber erstere, die auch jetzt unverhohlen ihm gegenüber sich als Macht festsetzen will, unter dem Schein der Unterwürfigkeit, des Gehorsams. Ein altes Thema, von mir schon oft behandelt, und ich behandle es auf's neue mit denselben alten Waffen. — Daß in den märkisch-pommer'schen Junkern eine große persönliche Kraft liegt, ein zäher Trotz, ein starkes Selbstgefühl nach oben wie nach unten, dies hab' ich schon vor zweiunddreißig Jahren bei den damaligen Verfassungsarbeiten hervorgehoben, und Beyme'n, Gneisenau ꝛc. darauf aufmerksam gemacht. Doch im Frühjahr 1848 waren alle diese Junker wie vernichtet, keiner zeigte sich, alle fügten sich verstört der neuen Gewalt, oder flüchteten. Der Präsident von Gerlach war einer der ersten Ausreißer, und trat erst wieder auf, als die Gefahr ganz vorüber war; und wie flüchtete Königsmarck ꝛc.! — Der Abgeordnete Baumstark sagte neulich dem Herrn von Gerlach in der Kammer, daß er im Jahr 1848 nirgends zu sehen gewesen sei! — Und den König ließen sie im Schutz der Bürger, des Malers Hensel! —

Ausgegangen mit Ludmilla. In der Stallstraße die Werkstatt des Bildhauers Franz besucht; Modell einer Gruppe, ein Hirt von einem Leoparden überfallen, sein Hund kommt zu Hülfe. Artilleriebrücke. Im Kunstverein. Norwegische Landschaft. Mein liebes Bild von Menzel wieder angesehen, Friedrich der Große mit seiner Tischgesellschaft; man möchte das immer vor Augen haben. —

Der Königstädtische Handwerker-Verein sammelt Beiträge. Noch hat er das Zeichen der beiden sich umfassenden Hände mit der Jahreszahl 1848, noch hat er dieselben Unterstützungszwecke, — aber seine Statuten hat er ändern müssen, und läßt sich gefallen, Manteuffel, General von Schöler und andre Reaktionairs an der Spitze zu haben! Theuer erkauftes Bestehen! O Bisky, Bisky! —

Heute ist das siebente Stück des Bulletin français doch richtig wieder von Brüssel eingetroffen. —

In Goethe gelesen und den Roman von Hawthorne the house of the seven gables beendigt. —

Nähere Nachrichten über den hingerichteten Merino. Seine Festigkeit hat sich keinen Augenblick verläugnet. —

Kleine Parlamentsreform in England durch Lord Russel angekündigt; dummes Zeug! —

Der Abentheurer — in Paris setzt seine Wirthschaft fort.

Die Vorstellung verbreitet sich, mit Frankreich sei es vorbei, die Lebenskraft der Nation sei erschöpft, das Land müsse fremder Herrschgewalt erliegen, das parlamentarische Leben sei verbraucht, abgenutzt ꝛc. Und man dehnt diese Vorstellung auch wohl auf Deutschland aus, ja auf ganz Europa. Kurzsichtige Stumpfheit, unreifes, übereiltes Urtheil! Nichts von all' dem ist wahr! Die europäische Menschheit ist in brausender Entwicklung, und wird nur immer kräftiger, geistiger. —

Sonntag, den 15. Februar 1852.

Die Zeitungen bringen ein zweites Schreiben Manteuffel's an den Berliner Magistrat, worin dessen Antwort besprochen und ihm in aller Höflichkeit mit bittrem Hohn begegnet wird. Der Minister freut sich, wenn Behörden gutes Zeugniß bekommen, indessen sei der Umstand schlimm, daß der Magistrat selbst es sei, der sich dieses Zeugniß geschrieben, auch wolle die

Behauptung, der Magistrat habe stets die nöthige Festigkeit und Kraft gezeigt, mit den Erinnerungen des Ministers nicht ganz stimmen; die Veröffentlichung seines Schreibens habe dieser nicht beabsichtigt, aber sie sei ihm ganz recht, auch das jetzige könne gedruckt werden. Das ist ganz gut, daß der feige, hoffährtige Magistrat dergleichen zu schlucken bekommt, indeß thun auch dem Minister solche Pillen noth, denn auch er giebt starke Blößen! Ihm geziemt es nicht, Vorwürfe zu machen; er hat hundertmal seine Sprache gewechselt, die treulosesten Vorspiegelungen gemacht, falsche Verdächtigungen ꝛc. Der König habe ihm befohlen darüber zu wachen, daß auch dem geringsten Mann kein Unrecht geschehe?! Das im Angesicht der nicht hundert- sondern tausendfachen Ungesetzlichkeiten und willkürlichen, gegen Einzelne wie gegen Körperschaften ausgeübte Gewaltthaten zu sagen, dazu gehört wahrlich eine Frechheit wie die Louis Bonaparte's! Die Konstabler-Brutalitäten, die Ausweisungen, Verhaftungen, Konzessions-Entziehungen, das himmelschreiende Verfahren gegen die freien Gemeinden ꝛc. ꝛc. zeugen laut wider dieses dreiste Selbstlob. Wenn der Magistrat Mannheit hätte, er könnte schon antworten! —

In Turin hat die liberale Linke sich dem halbliberalen Ministerium angeschlossen, dadurch dessen Fall verhindert, und die Reaktion von der Macht entfernt. —

Ich habe meine Jugend überdacht, was sie hatte, was sie entbehrte; meine Eltern, meine Schwester, meine frühsten Lehrer und Freunde. Wie weniges erscheint im Leben freiwillig, fast alles dringt sich als nothwendig auf, wird geboten, erzwungen! Aber doch ist es der Funke von Selbstbestimmung, von freiem Willen, der aus der Asche hervor, die ihn überdeckt, das Leben zu dem macht was es geworden ist, zum Menschenleben; denn trotz Neigung und Zwang ist überall, in den kleinsten Augenblicken, immerfort die Wahl thätig, oft kaum wahrnehmbar, so klein und versteckt, aber von entscheidender

Wirksamkeit. Ein unmerklicher Ruck, — und wir sind auf tausend Meilen von dem Strudel ab, der uns zu verschlingen droht; ein andrer, — und aus weiter Ferne sind wir plötzlich in ihn geworfen. — Der Wille ist das eigentlich Schicksalsfeste (wie Feuerfeste) im Menschen, und auch das Todesfeste, das Unsterbliche; hier aufgelöst, schießt es anderswo wieder zu neuen Krystallen an. —

Montag, den 16. Februar 1852.

Wie die Tage hinfließen, scheinbar ungeändert, in den jammervollsten Zuständen, in Druck und Elend, in blinder Thorheit und Nichtswürdigkeit! Man möchte verzweifeln, wenn man nur sähe und nicht wüßte. Aber man weiß, daß die Aenderung im Stillen mächtig vorgeht, daß sie unfehlbar an den Tag tritt, und das jetzige Unwesen dann eben so vergangen sein wird, wie der frühere Segen, der wiederkehrt in verstärkter Kraft und Fülle. —

Ausgegangen mit Ludmilla. Den General von Scharnhorst gesprochen: er ist sehr aufgebracht gegen Müffling, führt schreiende Unwahrheiten in dessen Memoiren an, Anmaßung von Thaten, die nicht er, sondern Andre gethan haben, beruft sich auf die Zeugnisse von Reyher, Selasinsky ꝛc.

Es ist eine Monstre-Petition für Berlin in Vorschlag, den König um Abschaffung der Verfassung als einer nutzlosen Beschwerlichkeit anzugehen. Die Demokratie ist nicht abgeneigt, sich in Masse dabei zu betheiligen, um zu zeigen, daß diese Verfassung ihr für keine gilt, und alles wie vorher in Frage steht. Die Konservativen, der Hof, die Konstitutionellen, besonders aber der Kreuzzeitungstroß würden sich bitter ärgern. Doch im Grunde ist's besser, die Demokratie rührt sich nicht und bleibt in ihrer strengen Haltung, bis sie durchgreifend auftreten kann.

In Kassel ist der verhaftete Dr. Kellner, Redakteur der

Horniſſe, aus dem Kaſtell entſprungen, und hat einen wachthabenden Leibgardiſten mitgenommen. Am andern Tage wollte das Kriegsgericht über ihn ſprechen. —

Der Regierungspräſident in Oppeln Graf von Pückler iſt als nicht reaktionair genug verabſchiedet worden. —

Dem Litteraten Hopf iſt nun doch wieder der Aufenthalt in Charlottenburg verweigert, und in Berlin darf er gar nicht ſein! Herr von Manteuffel! „Nicht dem Geringſten aus dem Volke darf ein Unrecht geſchehen!“ Der König hat Ihnen befohlen, dafür zu ſorgen! O wie vortrefflich ſorgen Sie! —

Die freie Gemeinde in Zeitz durch Richterſpruch geſchloſſen. —

In Mecklenburg, in Nürnberg, neue Verhaftungen ꝛc. —

Hier ſollen die Befugniſſe des Staatsanwalts erweitert werden in Betreff der Hausſuchungen ꝛc. Nicht nöthig, die Polizei ſchaltet ja ganz frei darin und weiß von keiner Gränze.

Der König, die Miniſter, die Kreuzzeitungspartei, die Bethmann-Hollweg's, alle müben ſich ab wegen der erſten Kammer und bringen nichts zu Stande! Sie können nichts ſchaffen, und was ſie fertig bekommen, gefällt und genügt ihnen nicht. Hierin geht's ihnen wie Louis Bonaparte'n.

Im Cicero geleſen, in Winckelmann. —

Dienstag, den 17. Februar 1852.

Bettina von Arnim kam als ich noch zu Bette lag. Sie erzählte, daß ſie am Freitag Abend erkrankt ſei, Fieber bekommen habe, ein paar Tage ſei ſie ſehr ſchwach und ſchwankend geblieben, jetzt aber gehe es beſſer. Sie hat das Gypsmodell ihres Goetbedenkmals nach Bellevue bringen laſſen, wo der König es ſehen will. Sie ſieht ſehr ſchlimm aus. —

Kaum war ſie fort, ſo ſtand ich auf, ſchrieb meine Bemerkungen über die allgemeine Lage der Dinge nieder, über die Vergeblichkeit alles vereinzelten Bemühens, ſofern es nicht im

Geiste des allgemeinen Strebens ist; von Preußen, von Deutschland, von Italien ꝛc. kann nicht die Rede sein, nur von Europa. „Nur im Ganzen kann das einmal besser werden", sagte schon jener geringe Bürgersmann! Das Volk weiß schon! —

Erbärmliche Ränke und Kniffe um den König her, der den Kreuzrittern jeden Augenblick zu entschlüpfen droht! Können sie den märkischen und pommerschen Junkern nicht das Uebergewicht in der ersten Kammer sichern, so haben sie ihre Mühe verloren, denn das Uebergewicht in der zweiten Kammer ist weit weniger sicherzustellen. Sie müssen daher gesetzliche Wahlberechtigung erlangen, wogegen der König besser findet, daß die Ernennung von seiner Willkür und Gnade abhängt. Um Zeit zu gewinnen, und außerhalb der Kammerdebatten die Sache auf's Reine zu bringen, wünscht man die Kammern auf vier bis sechs Wochen zu vertagen. —

Zeitungsgefechte zwischen Preußen und Oesterreich, sehr ernstlich und bitter. Die Höfe thun dabei, als wenn sie herzlich befreundet wären! Es ist auch die Rede, daß Herr von Bismarck-Schönhausen nicht Bundesgesandter bleiben könne. —

Der Dieb Hassenpflug hat gegen seine Verurtheilung in Greifswalde noch spät Nichtigkeitsbeschwerde eingelegt; die Sache kommt nun an das Obertribunal; wird es den lieben Mann freisprechen?

Klatscherei gegen Hettner in Jena, der in einem Vortrage die freie Liebe soll gepriesen haben. In dieser Lesung nicht wahr! Er tadelt den Werther, daß er nicht die Kraft gehabt, seine Leidenschaft durchzusetzen; damit kann zunächst doch nur gemeint sein, was auch Napoleon gemeint zu haben scheint, warum Werther nicht den Albert verdrängt. Und in Jena! Wo ist wohl mehr freie Liebe getrieben worden als dort! Von den bedeutendsten Personen, Schiller, Schlegel, Humboldt, Paulus, die Frauen nicht zu nennen! —

noch mitverdammen helfen, ſind morgen ſchon ſelber ausgeſchieden. Niemand empfindet dies mehr, als Herr Profeſſor Benzenberg, der von denen, welchen er ſich anſchließen wollte, durchaus verſtoßen iſt, und wider Willen mit denen, die er preisgab, auf einer und derſelben Linie ſteht. Unſere ſogenannte öffentliche Meinung, deren Stimme vor zwei Jahren noch allerlei Rückſichten gebot, iſt zu gänzlicher Ohnmacht abgemattet, und von ihr läßt ſich nichts mehr vernehmen. Es iſt demnach jeder Einzelne und jedes Verhältniß wehrlos dem gegenwärtig Obwaltenden auf Gnad' und Ungnade überliefert; und da, wo ſelbſt das Recht nur ein Ausfluß der Gnade iſt, kann niemand der Gnade ganz entbehren. Denken Sie ſich daher die Rückſichten, die Unterwürfigkeiten, das Schweigen, die Vorſichtigkeiten, die Scheinannahmen, zu denen die Menſchen genöthigt ſind, oder zu ſein glauben! Aus dieſer wirklich auffallenden Zurückgezogenheit und Stille, die mehr und mehr in dem öffentlichen Leben herrſchend wird, weiß ich in der That denn auch wenig Bemerkenswerthes zu berichten, und meine Briefe erſchienen arm, ſelbſt wenn ſie die ganze Habe der hieſigen Vorräthe erſchöpften, was ſie doch keineswegs thun. Herr Profeſſor Benzenberg weiſſagt noch immer eine nahe Konſtitution, und glaubt den Fürſten Staatskanzler in dieſem Augenblicke, zu Neuhardenberg, wo Seine Durchlaucht allerdings, eigener Aeußerung nach, wichtigen Arbeiten ungeſtört obliegen wollen, mit Abfaſſung eines ſolchen Werkes beſchäftigt; ſolcher Meinung ſind auch andere zugethan, die dabei allerlei Gründe, vorzüglich von den Finanzen her, anzuführen bemüht ſind. Ich habe mich ſeit langer Zeit, bei ſolchen und ähnlichen Verkündigungen, ſehr wohl befunden im Zweifel, und beharre darin hartnäckig, bis die Thatſache ſich ergiebt, und den Zweifel von ſelber löſt; auf ſolche Weiſe ſpare ich große Unkoſten an Träumen und Einbildun-

völkerung, wie Berlin sie hat, ist die Lust zur Waffenergreifung sehr natürlich, jeder hat gedient, jeder versteht mit Schießwaffen umzugehen, fürchtet den Soldaten nicht, noch weniger die Konstabler. Es soll der leitenden Demokratie die größten Anstrengungen gekostet haben, unzeitige Versuche von Aufstand und Losschlagen zurückzuhalten. Das ist in jedem Fall vernünftig; obschon es dahin gekommen ist, daß man kaum noch weiß, was gelingen kann oder scheitern wird, es kann das Unvernünftigste Erfolg haben. Das Volk, auch nur vierundzwanzig Stunden im Besitze der Hauptstadt, würde die Reihen seiner Feinde schrecklich lichten, große Verwüstung anrichten! Jetzt hört man vielfältig, der gute Augenblick würde sein, wenn das Heer gegen die Franzosen stünde, bei der ersten Niederlage desselben. Patriotisch ist das nicht. Aber die Einstimmung der Reaktion zur jetzigen Erniedrigung Preußens, der Trotz auf Russenhülfe, ist es auch nicht. —

Im Seneca gelesen, und wieder einmal in Puschkin's lyrischen Gedichten. —

Victor Hugo spricht in Piemont von dem künftigen Parlament der vereinigten europäischen Staaten, in welchem er mit seinen italiänischen Freunden noch zusammen zu sein hofft. Schon seit dem Herbst 1848 hab' ich diese Vorstellung gefaßt, ich begrüße sie in ihrem auch anderweitigen Hervorbrechen, habe dabei jedoch keine persönliche Hoffnung. Ob die Wandlung durchaus wünschens[illegible]th sein werde? das mag dahingestellt bleiben, sie wird aber unvermeidlich, wenn die Fürsten so fortfahren, mit offnem Verrath und blinder Hoffahrt so weiter zu regieren. —

Die Neue Preußische Zeitung berichtet ausführlich, mit welchen Hülfsmitteln, mit welchem Geheimniß und mit welcher muthigen Ausdauer und Entschlossenheit die Flucht Kellner's bewirkt worden. Ein Vertrauter hatte sich eigends als Soldat anwerben lassen und ein halbes Jahr allen Dienst mitgemacht,

um des Augenblicks willen, wo er als Schildwache würde zu dem Zweck mitwirken können. Die Zeitung ſchließt mit dem Seufzer, daß doch bei ihrer Parthei nur ein Viertheil ſolches Eifers und ſolcher Hingebung ſein möchte! —

Der hieſige Magiſtrat hat dem zweiten Schreiben Manteuffel's auch wieder geantwortet, und ebenfalls mit ehrerbietigſter Schnödigkeit; der Miniſter ſoll doch die Thatſachen angeben, die in ſeinem Gedächtniß den Magiſtrat anſchuldigen ꝛc. Sie hätten ſich nicht entzweien ſollen, ſie taugen beide nichts, und ihr Streit giebt nur dem Volke was zu lachen, das nach keiner Seite Parthei nimmt. —

Im Lager der Reaktion iſt große Freude, daß in den Kammern das Werk des Rückſchrittes ſo gut gedeiht; unter den ekelhafteſten Verhandlungen kommen die ſchändlichſten Beſchlüſſe raſch zu Stande; von dieſer Seite meint man auch nun keine längere Vertagung der Kammern mehr nöthig; im Gegentheil, man wünſcht die Arbeit möglichſt zu fördern, und alles raſch zum Ende zu bringen. —

„Die Roſe des Kaukaſus, dramatiſches Gedicht von Gottſchall.“ Viel Feuer, reicher Ausdruck, aber der Schluß unbefriedigend. —

Donnerstag, den 19. Februar 1852.

Die ganze Nacht von Goethe und von Rahel geträumt, ſehr gut! Mit größter Innigkeit Goethe'n angeſchloſſen, macht' ich alles mit, was er in Freud' und Leid erlebte, ſeine Gemüthsbewegungen, ſeine Phantaſien und Anſchauungen, und war überaus glücklich, beſonders da auch Rahel an allem Theil nahm; der Traum führte ſchöne Gegenden vor, angenehme Erlebniſſe mit dem Herzog Karl Auguſt, mit Frau von Stein, mit Corona Schröter ꝛc. Dabei guter Schlaf. —

Hier war ein Abgeordneter zur zweiten Kammer zu wählen, weil der Kriegsminiſter von Stockhauſen mit ſeinem Amt auch

sein Mandat niedergelegt hat. Von 223 Wahlmännern fanden sich nur 81 zur Wahl ein, diese Willigen dachte man leicht zu bereden, den neuen Kriegsminister von Bonin zu wählen, allein sie wollten keinen Beamten, und wählten den Stadtrath Beck, einen Konstitutionellen.

Die Nationalzeitung spricht es heute klar aus, was eigentlich die Reaktionspartei wolle, Adelsherrschaft, den König stellen die Junker erst in zweite Linie, das Volk in gar keine. Dabei haben sie die größte Scheu das Wort Adel auszusprechen, eher nehmen sie noch den Namen Junker in den Mund. Der Nagel ist auf den Kopf getroffen. —

Die christkatholische Gemeinde in Breslau ist polizeilich geschlossen, so wie der Provinzialvorstand aller christkatholischen Gemeinden in Schlesien. Sie dürfen keine neuen Mitglieder mehr annehmen, nicht zusammenkommen ꝛc. Am Sonntage vorher hatten sie ihr Stiftungsfest gefeiert. —

In Leipzig ist der Prediger der Deutschkatholiken Herr Franz Rauch wegen Preßvergehen in Haft, und wird nicht wieder predigen dürfen. —

In Dessau wollte der Stadtrath Fiedler, Vorstand der dortigen freien Gemeinde, nachher aber wieder ausgeschieden, sein Kind taufen lassen vom protestantischen Prediger, dieser und der Superintendent machten aber Schwierigkeiten, besonders wollten sie das Kind nur in der Kirche — gleich den unehelichen Kindern — nicht im Hause taufen, was für ehrbarer gilt. Fiedler erklärte, wenn er bis 3 Uhr Nachmittags nicht günstigen Bescheid erhalte, so werde er sein Kind katholisch taufen lassen, da eilten die protestantischen Pfaffen herbei und thaten was er wollte.

In München neue Ausweisungen und Verhaftungen. — In Leipzig ein bei Brockhaus beschäftigter Litterat ohne allen Grund ausgewiesen, man wußte ihm nichts Thatsächliches vorzuwerfen. — Dagegen hat ebendaselbst der demokratische

Litterat Kauffer, der verhaftet werden sollte, die Flucht nach England ergriffen. —

In Rom wurde am 9. als dem Stiftungstage der römischen Republik (9. Februar 1849) die große Treppe des Kapitols mit Laubgewinden und Blumen geschmückt, Böller losgeschossen, Flintensalven, Flugblätter ausgestreut ꝛc. Die Polizei kam erst ganz spät herbei, es gab ein kleines Gefecht, darauf Verhaftungen, Verhöre ꝛc. — Sie werden der Freiheitsliebe der Italiäner doch nicht Meister! —

Freitag, den 20. Februar 1852.

Die Nationalzeitung über den Adel sehr gut! Der niedrige Adel will die Vorrechte des hohen nicht gelten lassen, also! — Das Zahlenverhältniß bei der Wahl des Abgeordneten Bock soll nicht das gestern ausgesprochene gewesen sein, doch die Hauptsache bleibt, nur die Minderheit der Wahlmänner hatte sich eingefunden. —

In Hannover war am 18. auch eine Abgeordnetenwahl, sie fiel auf den Demokraten Dr. Bauermeister, mit 47 gegen 14 Stimmen; die Konstitutionellen hatten sich alle der Linken angeschlossen, zum Schrecken der dortigen und zum Mißmuth unsrer Dunkelmänner. —

Ein hiesiger Kürschnermeister hatte am Eingang des Versammlungssaales der christkatholischen Gemeinde ruhig gestanden mit dem Hut in der Hand, in den manche Vorübergehende kleine Gaben warfen. Wegen unerlaubten Kollekturens in Strafe genommen! —

In Charlottenburg wurde ein dortiger Einwohner, der wegen angeblicher Majestätsbeleidigung vor dem Kreisschwurgericht stand, von den Geschworenen freigesprochen. Die Verhandlung war nicht öffentlich, um der Beleidigung nicht neuen Wiederhall zu geben; es sollen sehr beißende Reden gewesen sein, die jedoch nicht zu beweisen waren. —

In Görlitz wurde am 27. der seit dem 7. Dezember v. J. dort in Untersuchungshaft befindliche Buchhändler Bucher, der in Frankfurt am Main verhaftet und dorthin geschleppt worden war, wegen Mangel jedes Grundes zur Anklage aus dem Gefängniß einfach entlassen! Und den Behörden, die ihn ohne Grund willkürlich und freventlich so lange seiner Freiheit beraubt haben, geschieht nichts! —

Gestern hat der Rückmarsch der Oesterreicher und Preußen aus Holstein und Hamburg begonnen. Holstein wird seinen Feinden überlassen. Dänische Gewaltmaßregeln sind schon vorbereitet, Entlassungen, Verbannungen ꝛc. So haben Oesterreich und Preußen und der Deutsche Bund unter ihnen die deutsche Sache gegen Dänemark gewahrt! Die dänische Thronfolge, als das fernere Schicksal Schleswig-Holsteins, ist nicht geordnet. Die Kabinette sind eben so geschickt als redlich. —

Goethe'sche Sachen gelesen, Eckermann, Riemer, Bichoff, Düntzer ꝛc. —

Oldenburg ist nun dem preußisch-hannoverschen Handelsvertrage beigetreten.

Soulouque, der in Frankreich, erläßt eine Verordnung gegen die Presse von mörderischer Schärfe. Wird ihm nichts helfen. —

Belgien rüstet, — verhaftet aber auch den Herrn Thomas ꝛc. — England rüstet. — Der belgische Fürst von Ligne war hier in besonderer Sendung und ist dann nach Wien gereist. —

Der Generallieutenant von Gerlach begegnete mir heute, feist, schnaubend, ereifert, der kurze dicke Kerl sah ganz abscheulich aus, mehr einem Schergen, als einem General ähnlich, ohne Spur von Würde.

Bethmann-Hollweg und Pourtalès waren vorgestern wieder zum Könige berufen. Sie sind dem Ministerium, sofern sie nur nicht Minister werden wollen, minder zuwider als die Gerlach's. Gegen diese hat Manteuffel einen tiefen Haß, wie sie gegen ihn. Sie glauben einander aber noch nöthig zu

haben, und jede Seite glaubt die andere dienſtbar zu halten. — Bethmann-Hollweg war auch heute wieder beim Könige. — Vorgeſtern auch der Abgeordnete von Zander.

Sonnabend, den 21. Februar 1852.

Gut geſchlafen, und heiter aufgewacht im eben begonnenen achtundſechzigſten Jahre: ſiebenundſechzig ſind fertig! —

Vortrefflicher Artikel der Nationalzeitung, überſchrieben „Stahl-Baroche". Es wird nachgewieſen, daß Stahl die Rechtsverdrehungen ſeines Freundes Gerlach verwirft, die Ungeſetzlichkeit der Miniſterhandlungen zugiebt, ſogar die Sache der Demokratie einigermaßen vertritt, aber dann doch wieder für die Rechtsverdrehungen und Ungeſetzlichkeiten ſtimmt. Die Leute ſprechen viel von dem Talente Stahls; daß er eine fertige Zunge hat, iſt gewiß, aber er ſpricht da, wo man ihm nur ſehr bedingt widerſprechen kann, in der Nationalverſammlung, wo man das Rechte ganz ſagen könnte, wären ſeine unhaltbaren frechen Vorſpiegelungen leicht in ihrer Blöße hingeſtellt worden, da wäre das Zeug ein jämmerliches Geſchwätz geweſen. Er iſt unredlich, das macht ihn ſchwach; er dient einer Parthei, deren Mitglied er aber nur als Diener ſein kann, und er äußert ſich im Vertrauen ſtark genug über die Dummheit und Undankbarkeit derer, denen er dient. — —

Herr Richard Zeune beſchenkt mich mit 67 Handſchriften, „So viel als Du Lebensjahr' — So viel Blätter bring' ich dar."

Nachmittags kam Graf von Yorck und blieb anderthalb Stunden. Er erzählt mancherlei von den Kammern und Partheien. Der Graf von Redern gab neulich einen Ball, den der Prinz Karl beſuchte: als dieſer den Grafen von Fürſtenberg-Stammheim und den Herrn von Sendlitz ſah, ſagte er ſo, daß letzterer es hören mußte, zu dem Wirth: „Ich wundere mich, daß Sie zu einer Geſellſchaft, wo ich erſcheine, Perſonen einladen, die wider die Regierung ſtimmen, das iſt wider alle

Schicklichkeit." Redern ſchwieg unterthänigſt. Yorck war Zeuge, wie der Präſident von Gerlach in der Kammer an einen Redner, der ihn eben ſcharf widerlegt und für einen Sophiſten erklärt hatte, freundlichſt herankam und Späße machte. Darauf ſagte er ſelbſt zu ihm: „Herr von Gerlach, Ihren Vortrag habe ich ſehr ſchwach gefunden, wie können Sie, wo es Gründe gilt für eine ſo wichtige Maßregel, wie die Berufung der abgeſchafften Stände, ſich bloß auf das Gefühl berufen, auf das Gefühl derer, die zu Ihrer Parthei gehören?" Gerlach erwiederte lachend: „Meine Junkers verſtehen viel von Gründen! Denen muß ich grade ſo beikommen, wie ich gethan: meine Junkers — es klang nicht anders als ob er ſagen wollte: die dummen Kerls — müſſen blindlings folgen." Nach einigen Zwiſchenworten ſagte Yorck weiter: „Nun wahrlich, Sie ſind ein rechter Demagog geworden!" Und Gerlach antwortete luſtig: „Nun ja, warum nicht? Man lernt etwas in den Kammern.

Mit Ludmilla mancherlei geſprochen, über Welt und Menſchen. — Im Cicero geleſen. —

Heute wurde der Prozeß gegen Heinrich von Arnim und Herrn von Bardeleben verhandelt. Die Regierung hatte ihre Sache gut vorbereitet; der Staatsanwalt überraſchte gleich anfangs mit dem Verlangen der Ausſchließung der Oeffentlichkeit, und das Gericht willfahrte! Die vorgeladenen Zeugen erſchienen entweder nicht, oder erſchienen zwar, aber verweigerten (wie jene ſchriftlich thaten) jede Ausſage, indem ſie ſich hinter das Amtsgeheimniß verſchanzten. Der Gerichtshof berieth drei Stunden. Er ſchämte ſich doch, die Anklage in allen Punkten begründet zu finden, er fand ſie nur in Einem Punkte ſo, und verurtheilte, ſtatt zu Gefängniß, zu bloßer Geldſtrafe, Arnim zu 200 Thalern, Bardeleben zu 100. — Ein feiges verrätheriſches Verfahren, Vereitelung der gerechten Anſprüche auf öffentliche Theilnahme! Nur ſo wagte die Regierung ſich auf den gefürchteten Prozeß einzulaſſen! —

In Kaſſel Verurtheilung Schwarzenberg's und Gräfe's (Henkel ſcheint geflohen), durch das Kriegsgericht zu mehrjährigem Gefängniß verurtheilt. Kampf zwiſchen Scham und Feigheit. Beſondere Umſtände. Das Schandurtheil ſchreit zum Himmel! —

Sonntag, den 22. Februar 1852.

Geſchrieben. Ich muß wohl grob und rauh ſein in meinen Berichten und Urtheilen, denn die Sachen ſelbſt ſind grob und rauh, und der härteſte Ausdruck bleibt noch weit hinter ihnen zurück. Wo ſollte man auch die Zeit hernehmen, ſolche Fülle von Schändlichkeit, Meineid, Verrath, Lüge, Sophiſterei und Betrug in allen Geſtalten mit Zierlichkeit oder Würde zu behandeln! Das ſind Zeiten, wie die Doktor Luther's, ohne Fluchen und Schelten geht's nicht. —

Einige gute Reden, die in den Kammern gehalten worden, erſcheinen im Druck, von Brünneck, Bucke, Camphauſen, Kühn, Mathis ꝛc., erwecken aber auch ſo nur wenig Aufmerkſamkeit, es fühlt jedermann, daß es bedeutungsloſe Worte ſind. Die Demokratie läßt ſich nicht locken und täuſchen: ſie bringt lieber zehn Jahre in Unterdrückung ungebeugt hin, als daß ſie leidliche Bedingungen einginge, bei denen ſie ſich beugte. —

Dr. Kühne in Leipzig wegen der angeblichen Beleidigung des Königs von Neapel — in einem kurzen Bericht über Gladſtone — zu dreiwöchentlichem Gefängniß verurtheilt! Er lernt erkennen, ſo gut wie Harkort, welcher Art die Leute ſind, mit denen zuſammen er die Volks- und Freiheitsfreunde zu beſtreiten ſtrebte! — Der Advokat Eckert in Dresden hat ſeine Anklage gegen die Freimaurerei bei den Ständekammern angebracht, die katholiſchen Fanatiker ſind für ihn, doch zweifelt man nicht, daß die Anklage fallen und die Freimaurerei mit Ehren aus der Unterſuchung hervorgehen werde. —

Der Redakteur der Neuen Oderzeitung, Herr Temme, zu

Breslau wegen Beleidigung des Staatsministeriums zu 50 Thaler Strafe verurtheilt. — Die Kölnische Zeitung wegen Aufnahme des Oelblattes von Elihu Burrit (gegen die Kriegsheere) vom Gericht freigesprochen, wegen eines andern Artikels, der die Polizei geschmäht haben soll, zu 30 Thaler Strafe verurtheilt. —

Der Herausgeber des Mephistopheles in Hamburg ist daselbst wegen Beleidigung „einer befreundeten Regierung" — Louis Bonaparte's — zu 50 Mark Strafe verurtheilt worden. Der Staatsanwalt hatte 300 gewollt. Herr Marr ist derselbe, der früher von österreichischen Soldaten schwere Mißhandlungen erlitt. —

Am 19. starb hier der ehemalige [illegible]heime Ober-Tribunalsrath Karl von Winterfeld im neunundsechzigsten Jahr. Jugendfreund von Alexander von der Marwitz, Salomen, Willisen ꝛc. Ein großer Musikgelehrter, auch im Spanischen weltbewandert, aber ein schwacher Karakter, keine Mannhaftigkeit. —

Montag, den 23. Februar 1852.

Hänlein's „Acht Tage auf Reisen" durchgesehen; die lächerlichste, geistlosteste Schmeichelei für alle hohen Herrschaften, mit denen er in Berührung kam, eine wahre Lakaienschrift, die doch schwerlich ihr Trinkgeld erlangen wird! Was ihm der König aus Spott und Mißachtung hingeworfen hat, nimmt er als kostbare Gnadenbezeigung auf, und prahlt damit! Ihm ist nicht zu helfen! Rührend, daß er meint, mit solchem Wisch etwas auszurichten! —

Es wird von vielen Seiten mit großer Anstrengung daran gearbeitet, das Chaos Preußen wieder in geordnete Gestalt zu bringen. Ein Plan jagt den andern; militairische Vorschläge, diplomatische, administrative, finanzielle, sogar kirchliche, schwirren durcheinander, jedermann bringt seine Weisheit oder seinen Eigennutz in's Spiel; aber es bleibt beim Chaos, beim unseligen Mittelzustande zwischen Altem und Neuem. man

gen. Nicht gerade, daß die Sache an ſich unmöglich wäre; aber ich wüßte in dieſem Augenblicke durchaus keine Förderung derſelben zu erblicken; der Hof muß in allen Beziehungen entgegen ſein, das Volk iſt unbekümmert, und die Wirkung der Sachverhältniſſe läßt ſich, wenn man es um jeden Preis will, noch Jahrelang ablenken und hinhalten. Der Staatskanzler, um welchen alles Vertrauen ſich vereinigt, beſitzt in ſeinen ungeſchwächten Seelenkräften ſo viel Ueberſicht, Beſonnenheit und Feinheit, daß er gewiß nichts unternimmt, was nicht als durchaus nöthig vor aller Augen gerechtfertigt daſteht, und letzteres wüßte ich in der That nicht, wie es zu bewirken wäre. Daß eine Gemeindeordnung unterwegs wäre, bezweifelte ich auch ſchon längſt, und habe Ihnen, glaub' ich, ſchon davon geſchrieben. Sie können ſich, nach meiner Meinung, ganz getroſt den preußiſchen Staat in unerſchütterter Ruhe, kriegeriſcher Verfaſſung und veränderungsloſer Richtung vorſtellen; die Aufhebung von ein paar Regierungskollegien und der vermuthliche Austritt des Hrn. von Klewitz aus dem Miniſterium, werden ſelbſt im hieſigen Publikum nicht ſehr bedeutend genommen. Etwas wichtiger ſieht man allenfalls das Poſtweſen an, deſſen Verwaltung nach Hrn. von Segebarth's Austritt, ſehr verſchiedenartigen Schickſalen zugewieſen wird. Einige wollen es dem Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten mitunterordnen laſſen, Andere nennen Hrn. von Jordan als Bewerber; noch Andere erwähnen der dem Hrn. Staatsrath Nagler darauf ſchon vor Jahren gegebenen Königlichen Anwartſchaft; da ſowohl die Hauptſtelle als mehrere der nächſten Mittelſtellen nicht blos für Aemter, ſondern auch für höchſt einträgliche Pfründen gelten, ſo kommt hier freilich ein ungewöhnlicher Antheil in Betracht, der die Beſitzer wie die Bewerber und alle ihre mannigfachen Anhänger lebhaft erregen muß. Möglich wäre

versucht wohl einige Verbesserungen, doch nur als Flickwerk, und was nicht rein technisch ist, das unterbleibt und gedeiht nicht. Es gehörte ein großer König dazu, diese faule Gährung in eine weinichte zu verwandeln, unsre Zustände zu klären, kluge und edle Staatsmänner, muthige und hellschauende Volksvertreter, eine neue Nationalversammlung, in der die Männer der früheren Linken die Rechte wären. Alle sonstige Arbeit dient nur zur Ausfüllung des Zwischenraums von 1848 und dem andern Jahr, dessen Ziffer noch niemand anzugeben weiß. —

Wer auf die Art und Stärke der Gedanken achtet, welche durch die Menschengeister gehen, der Gefühle, die sich damit verbinden, der kann nicht läugnen, daß die Achtung vor dem Königthum, der herkömmlichen Obrigkeit, dem Kirchenwesen, in beständigem Sinken ist, daß es damit jetzt weit schlechter steht als im Jahr 1848, wo das Volk noch alles wollte bestehen lassen, was sich mit der Freiheit zu vertragen schien. Aeußerlich ist vieles durch rohe Gewalt neu hergestellt oder neu befestigt worden, aber innerlich ist es locker und lose, durch keine Ueberzeugung getragen, und was nächstens davon fällt, wird man liegen lassen. —

Der Abgeordnete Klee stellt in der ersten Kammer einen Antrag zur Ausschließung der Juden von den Kammern. Den Antrag unterstützen Gerlach, Graf von Königsmarck ꝛc. Schade, in diesem Fall schade, daß ' schen todt ist! Aber warum nicht auch der getauften Juden? Haben sie den Stahl noch so nöthig? Seine Zeit wird auch kommen! —

Manteuffel und Hinckeldey leben in entschiedner Feindschaft, thun einander möglichst entgegen. Zwar ist Hinckeldey der Untergebene, aber da er selber zum Könige kommt, ihm Bericht erstattet, so muß der Vorgesetzte sich mit ihm in Acht nehmen. Manteuffel begünstigt gewissermaßen die demokratischen Blätter, ja bedient sich ihrer. Die Kreuzzeitung ist ihm verhaßter und gefährlicher, auch das Bethmann-Holl-

weg'ſche Wochenblatt. Die Spener'ſche und Voſſiſche kann er auch nicht leiden, und das neue Preßgeſetz ſoll beſonders dieſe treffen. —

Manteuffel hat ſein Schreiben an den Magiſtrat mit eigenhändigen Beſſerungen der Abſchrift zuerſt in die Druckerei der Urwählerzeitung geſchickt. Ohne Zweifel ſoll es verfaßt und allerdings die Wendungen etwas ſchärfer genommen haben, als der Miniſter es beabſichtigte. —

Dienstag, den 24. Februar 1852

Der Scharmützel zwiſchen Manteuffel und dem Magiſtrat wird in den Zeitungen fortgeſetzt. Die Geſellenſchaft verantwortet ſich gegen falſche Angaben des Magiſtrats, Stimmen gegen dieſen und für ihn werden laut. Die Thatſache, daß der Magiſtrat im November 1848 eine Erklärung gegen das Miniſterium Brandenburg-Manteuffel erlaſſen hat, wird in Erinnerung gebracht, auch andre Sachen, die er jetzt gern ungeſchehen wünſchte. Haut nur zu! tüchtig! kann man mit gutem Gewiſſen beiden Seiten zurufen. —

Von allen Seiten nur Widerwärtiges! Selbſt das Angenehme, ſo ſpärlich es iſt, hat noch die Beimiſchung von jenem. Friſches, frohes Gedeihen im richtigen Element, wie fern, wie fern! —

Gegen Mittag kam der franzöſiſche Generalkonſul aus *, Herr *, zu mir. — Erzählungen bezüglich auf die franzöſiſche Archivverwaltung. Die Akten des Revolutionstribunals (Fouquier-Tinville, Hebert ꝛc.) werden durchaus nicht mitgetheilt; ſelbſt der Herzogin von Angoulême gelang es nicht ein Aktenſtück, das ſie eifrig ſuchen ließ, zu bekommen. Die Beamten ſagten, es ſei nicht zu finden, doch iſt es vorhanden, und * hat es in Händen gehabt. Auch die Akten des Staatsſekretariats unter Napoleon waren lange unter ſtrengem Verſchluß, zuerſt hat Thiers ſie benutzen dürfen, und ſeitdem kein

andrer. Unter diesen befindet sich ein Gesuch des Königs Ludwig von Holland, von seiner Gemahlin geschieden zu werden wegen Ehebruchs, kurz nach der Geburt des jetzigen Präsidenten Louis Bonaparte, den er nicht als seinen Sohn anerkennen wollte: der Kaiser unterdrückte die Sache. —

Berathungen über die Zukunft; ob man in Preußen werde bleiben dürfen, ob seinen Lebensunterhalt gewinnen? Straßburger Freunde möchten sich hierherziehen. Alles ungewiß! Geduld, nichts übereilen! —

Die Neue Preußische Zeitung beginnt mit einer Rüge der vornehmen Welt, die ihre rauschenden Feste ungestört an Sonntagen giebt, ja sogar am Sonntagsmorgen tanzt und schwelgt, während den untern Ständen die strengste Sonntagsfeier geboten wird. Daß sie gegen die Vornehmen endlich das Wort nimmt, ist ganz richtig und brav, aber darin bleibt sie im Unrecht, daß sie Gesinnung durch Polizeiverbote bestimmen will. Innerhalb der christlichen Gemeinde mag sie rügen und mahnen: aber was darf sie sich anmaßen die Nichtchristen zu maßregeln? Heutzutage giebt es viele Leute, die gar nicht Christen sind noch sein wollen, und grade die Vornehmen sind häufig dieser Art. Daß der Staat die Leute zwingt Christen zu heißen, ist ein Uebelstand, den der Staat zu verantworten hat! —

Das vor dem Sonntagsball beim russischen Gesandten ausgebrochene Feuer wird als eine göttliche Strafmahnung vorgestellt! —

Mittwoch, den 25. Februar 1852.

Herr von Hänlein besuchte mich und erzählte vom gestrigen Hoffest, überhaupt von der vornehmen Gesellschaft. Zum Lachen und Anwidern, was alles in diesem Kreise vorgeht, ein Jahrmarkt von Plundersweilern in schönen Sälen und gestickten Kleidern! Ränke, Gehässigkeiten, Prahlereien, Dreistigkeiten,

Aufpaſſereien, und alles nichtig und leer! Die ganze Diplomatie iſt in Aufruhr wegen des Artikels der Kreuzzeitung, der ruſſiſche Geſandte wüthet, ſpricht von Genugthuung, die ihm werden müſſe, oder er werde ſeine Päſſe fordern. Nur gemach! Er wird ſich beruhigen müſſen, und wer weiß ob nicht der Kaiſer ihm noch Unrecht giebt! — Der Graf von Bernſtorff thut wichtig und beſſährtig, ſtrebt nach Manteuffel's Miniſterium; Manteuffel macht linkiſche Verbeugungen, drückt jedem Lieutenant die Hand; Herr Scheultz von Aſcheraden ſchwatzt alles um ſich her todt; Herr von der Heydt iſt die Hoffahrt ſelbſt, dankt keinem Gruß. Die Fräuleins von * wüthend auf die Potsdamer Offiziere, die ihnen, des Miniſters Töchtern, keine Einladung zum neulichen Koſtümball geſchickt, „die Potsdamer ſollen es entgelten, es wird ihnen nicht ſo hingehen.“ — General von Scharnhorſt klagt, daß man ihn ſchlecht behandelt habe; der ehemalige Finanzminiſter von Rabe klagt, der König habe ihm ausdrücklich verſprochen, er ſolle, wenn er nicht mehr Miniſter ſei, wieder eine Stelle von 4000 Thaler bekommen, jetzt habe der König ihm nur 2000 geben laſſen, nicht mehr als ihm genau gebührt, weil der König einen wahren Haß auf ihn geworfen; der Graf von Arnim-Boytzenburg wird vom Könige kaum angeſehen, die Reden deſſelben in der Kammer ſind ihm zu freiſinnig! ꝛc. —

Abends um 8 Uhr mit Ludmilla zu Frau von Bock gefahren. Die Geſellſchaft war ſchon im Gange, wurde aber erſt gegen 9 vollſtändig. Gegen dreißig Perſonen, Geheimrath Dr. Horn und Frau, Herr von Wolf und Frau, die alte Sängerin Seidler, die Schauſpielerin Hoppé (Tochter der Madame Grelinger), Profeſſor Duncker aus Halle nebſt Frau, der Hofbuchhändler Alexander Duncker nebſt Frau, Dr. Max Ring, Fanny Lewald, Dr. Stahr, Graf von Fernemont, die Liefländer von Engelhard und von Oettingen ꝛc. Frau von Bock ſang, wozu Herr von Bock ſie auf dem Flügel begleitete.

Herrlich, mit gewaltiger Stimme und Leidenschaft, in schönster Kunstfreudigkeit, Lieder von Goethe, Heine, komponirt von Schubert, Schumann. Was alles rief dieser Gesang mir nicht zurück! Vergangne Zeiten im zauberischen Licht! Frau von Bock hat alles Pathos, allen Gemüthsreichthum der berühmten Mutter, und den Gesang obenein. Auch im Gespräch, im Benehmen, ist sie von genialer Lebhaftigkeit. —

Der General von Webern, der sich im Jahr 1818 berühmt machte, indem er der Demokratie einen Schimpfnamen anheften wollte, ihn aber dadurch dem eignen Namen anheftete, nimmt mißvergnügt seinen Abschied! Die andern Generale ließen ihn schon längst nicht viel gelten, sagten er sei ein altes Weib, habe ein großes Maul und es sei nichts dahinter ꝛc. —

Donnerstag, den 26. Februar 1852.

Einiges geschrieben. Dann kam der Fürst von Schönaich-Carolath und blieb anderthalb Stunden, ein Besuch von Weiber schob sich in jenen ein. Hof- und Staatsneuigkeiten ohne Belang. Aus Unschlüssigkeit kommt man zu nichts, man lebt vom Tag in den Tag hinein. Der König will ungern die künftige Bildung der ersten Kammer durch eine Botschaft an die Kammern bestimmen, weil er sich fürchtet, man werde seinen Vorschlag annehmen und ihn dabei festhalten. Er will ja im Grunde gar keine Kammern, und nun soll er sie sogar, wenn auch die Art seiner Willkür offen steht, befestigen! Er möchte, die Andern schlügen vor, da könnte er immer noch etwas abdingen, oder widerstrebend nachgeben, und indem er dies ausdrückte, jeden Vorbehalt für die Zukunft hineinbringen, wie er es schon bei Beschwörung der Verfassung gethan. Die Minister sind fast gleichgültig bei der Sache, nur fühlen sie, daß ihre Schwierigkeiten und Mühen wachsen, so wie die Kammern bestimmtere Gestalt bekommen, denn mit der ersten Kammer wird auch die zweite entschiedener, und der

Pairie gegenüber werden die nächsten Wahlen ganz andere Abgeordnete liefern als diese jetzigen. Das Volk aber giebt auf die ganze Wirthschaft nichts; seine Losung ist und bleibt: Revolution! Allgemeine Revolution, gründliche Revolution! Dem Volke liegt es schwer in den Gliedern, daß es betrogen und verrathen worden, daß es von den jetzigen Machthabern nichts zu hoffen hat. Auch gründen sie nichts, schaffen sie nichts, der Staat ist in größter Unordnung. Steuern und Schulden wachsen, die Ehre und Achtung ist gesunken, die Zukunft von allen Seiten gefahrdrohend, ein heilloser Krieg vielleicht ganz nahe! —

Carolath äußert sich bitter gegen die Memoiren des Generals von der Marwitz; es sei darin nichts als der stolze plumpe märkische Junker, voll Vorurtheil und Anmaßung, von einer in Dummheit übergehenden Beschränktheit. Auch tadelt er sehr die Mißurtheile über Hardenberg, selbst über Haugwitz. —

Die freie Gemeinde zu Naumburg wieder vor Gericht gequält und der Vorstand — jedes Mitglied — in Geldstrafe genommen, die Gemeinde geschlossen, unter nichtigen Vorwänden und falschen Anklagen. — Der Prediger Sachse aus Magdeburg wird in Burg, wo er predigen wollte, auf dem Bahnhof angehalten und mit Gewalt nach Magdeburg zurückgeschickt, unter thränenvollem Abschied von den zahlreich versammelten Mitgliedern der Gemeinde. — Eine Ansprache in einer Familie, vor 12—15 Personen, in einer kleinen Stube gilt als unerlaubter Vortrag! —

Die Neue Preußische Zeitung bringt ihre Februar-Rundschau, und geht immer offener mit der Sprache heraus; sie verhehlt nicht mehr, daß Adel, und kleiner Adel, der märkisch-pommersche Adel, ihr die Hauptsache ist. Dabei thut sie freilich, als ob auch das Königthum, ja der Bürger- und Bauernstand ihr am Herzen läge. Sie will auch — heute noch, wer weiß ob morgen? — bürgerliche Offiziere und Rittergutsbesitzer gelten lassen. Sie verachtet unsre Orden und ihre Verschwendung. —

In Kassel ist der Obergerichtsanwalt Henkel, den man entflohen glaubte, wieder angelangt und hat sich gleich im Kastell gemeldet. Er hatte bloß eine dringende Geschäftsreise gemacht, und nicht gewußt, daß die schon einmal aufgeschobene Vorladung nun so schnell erfolgen würde. Im Hannöverschen verlangte der ihn verfolgende Polizeimann seine Verhaftung, die hannöversche Behörde jedoch, da sie hörte, er reise eben nach Kassel zurück, ließ ihn frei reisen. —

Freitag, den 27. Februar 1852.

Man fragt mich immer auf's neue, ob ich Royalist oder Republikaner sei? Ich antworte, jedenfalls zöge ich die Monarchie Friedrichs des Großen der Republik Louis Bonaparte's vor. — Das Königthum hat unläugbar große Vorzüge, die Persönlichkeit kann wohlthätiger wirken, milder und menschlicher sein, als die strenge Gesetzesherrschaft, wofern nicht auch in diese der Grundsatz der Gnade eingeführt wird, wie dazu in den Vereinigten Staaten von Nordamerika schon ein Anfang gemacht ist: — aber, aber — das Königthum braucht Könige! Hat Frankreich seit Ludwig dem Vierzehnten einen König gehabt? —

Vortrefflicher Artikel der Nationalzeitung über das Chaos der Reaktion, kühn und scharf. — Der Aktuarius Thiele wegen seines Artikels im „Publizisten": „Was wir von den Kammern erwarten" vor Gericht gestellt, und freigesprochen. —

Die Neue Preußische Zeitung entschuldigt sich und will den russischen Gesandten nicht beleidigt haben: die Preußische Zeitung giebt ihr einen Verweis.

In Wichmann's Werkstatt sah ich auch die Büste Clemens Brentano's, im Jahr 1803 von Friedrich Tieck verfertigt. Ich habe ihn acht Jahre später zuerst gesehen, da sah er nicht mehr so gut aus, noch immer hübsch, aber nicht fein und edel, sondern verwildert, verderbt. Ich hätte die Büste nicht für

sein Bild erkannt ohne die Inschrift. Sie zeigt einen schönen ernsten Jüngling, drückt aber auch Schwäche und Feigheit aus!

Sonnabend, den 28. Februar 1852.

In Rahel's Papieren gearbeitet. Man hat ihr vorgeworfen, bei ihrer Freiheits- und Gleichheitsliebe doch zumeist vornehme Freunde und Freundinnen gehabt zu haben; die Sache ist doch sehr natürlich! Ganz gewiß werden aus Verrechten Vorzüge, und diese sind jedenfalls anzuerkennen, wenn auch ihr Ursprung ein ungerechter ist. Bin ich doch in ähnlichem Falle! Das untere Volk, das ich liebe, dem ich sein volles Recht verschaffen möchte, dem ich alles Beste gönne, kann deßhalb noch nicht mein Umgang sein. Ueberhaupt wird die Adelssache meist falsch angesehen; die Titel und Vorrechte des Adels zu vernichten, kann als Kriegsmaßregel gegen seine Anmaßungen gelten, in ruhiger Entwicklung aber müßte das Verfahren umgekehrt sein, nicht der Adel herabgezogen, sondern das Volk hinaufgerückt werden. In der Kleidung ist dies schon längst erfolgt, jeder, der es vermag, trägt sich als Herr. Die Zukunft wird hierin noch große Verwandlungen sehen. --

Nachrichten aus Wien. Das Volk ist dort in aufgeregter Mißstimmung, tief ergrimmt gegen die Regierung, gegen die Wortbrüchigkeit, mit der alle Versprechungen zurückgenommen worden. Die Vorstädte gähren immerfort, sind jeden Augenblick bereit loszuschlagen, nur die Kriegsgewalt unterdrückt noch den Ausbruch, und vermöchte es vielleicht nicht, wenn nicht auch die besonnenen Freiheitsfreunde Geduld predigten. Die Last der Steuern ist groß, die Geldverhältnisse sind unsicher und störend, die Noth der Armen wächst. Ein Finanzbankrott, ein auswärtiger Krieg, und alles ist vorbei. — Tout comme chez nous! —

In Breslau sollten neue Wahlmänner gewählt werden; in elf Wahlbezirken fand sich kein einziger Urwähler ein! So

denkt das Volk über dieſe zerfetzte Verfaſſung, über dieſe jämmerlichen Kammern!

In Würtemberg ſprechen die Abgeordneten mit großer Mehrheit noch die Gültigkeit der Grundrechte aus. — In Weimar iſt das Wahlgeſetz unter Einſpruch und Austritt der Linken abgeändert worden. — In Gotha bittet der Herzog, man ſolle das Wahlgeſetz doch ändern, es gehe nun einmal nicht anders! Aber in ganz Thüringen herrſcht große Zähigkeit und durchaus demokratiſcher Geiſt. —

Verfolgungen, Ausweiſungen, Hausſuchungen. Bei letztern nimmt die Polizei die Schriften aus dem Jahre 1848, Zeitungen, Lieder, ſelbſt handſchriftliche Blätter, ungeſetzlich mit weg. —

Der Prediger Brauner ſchien endlich hier geduldet zu werden; aber nein, ſeine Ausweiſung erneuert ſich, und man deutet ihm an, daß ſein Geburtsort Habelſchwerdt ihn jetzt annehmen werde! Er will aber lieber in's Ausland gehen. —

In Köthen darf der Prediger Uhlich aus Magdeburg nicht mehr predigen, bei ſeiner Ankunft ſoll er zurückgewieſen werden. —

Die Oeſterreicher ſchleppen den hamburgiſchen Bürger Ruſczak gefeſſelt mit nach Oeſterreich. Zwei andre verhaftete Hamburger ſind der hamburgiſchen Behörde übergeben, um von ihr abgeurtheilt zu werden. Der Abzug geht raſch vor ſich. Natürlich; es gilt ja ein Land der Unterdrückung zu überliefern, da eilt man. —

Gerlach und ſeine Spießgeſellen treten immer frecher auf; nun wird auch das Landrecht als ein Erzeugniß der Revolution angegriffen. Stände, das heißt Vorrechte der Junker, ſind das Erſte und Letzte in Preußen; fruher ſprachen ſie mehr vom Königthum. — Die Miniſter ſprechen in den Kammern mit frecher Stirn das ungewaſchenſte Zeug. —

Abends mit Ludmilla bei Mrs. Robinſon, wo ſich auch

noch Herr von Engelhard und Herr von Oettingen einfanden; ganz belebt und angenehm. Geschichtliches, Litterarisches, besonders über Rußen und Slaven. Großes Lob des unglücklichen Bakunin. Mrs. Robinson meint, daß ich der russischen Litteratur zu große Vorliebe widme, es gäbe doch zu wenig Bücher im Russischen; aber sie wünscht mich für das Serbische zu gewinnen, wo es fast gar nichts giebt! — Ueber Rußlands Zukunft, Sibirien ꝛc. —

Vortrefflicher Aufsatz von Sainte-Beuve über Frau von Krüdener; ihre Biographie von Charles Eynard liefert ihm den Stoff, ein ganz außerordentliches, wahrheitsvolles Bild von ihr aufzustellen. Revue des deux mondes, 1849. 15. Septembre.

Englisches Ministerium, Graf Derby (Lord Stanley) und der von diesem bisher verachtete Disraeli! Letzterer sogar die Hauptperson! Der Aristokratie höchst schmerzlich. —

Sonntag, den 29. Februar 1852.

Geschrieben. Der Adel verlangt jetzt ganz offen für seinen Gutsbesitz obrigkeitliche Rechte; bisher griff er in die des Volkes ein, da sah das Königthum ruhig zu oder stimmte lustig ein, jetzt muß er das was er anspricht dem Königthum abziehen, da wird dieses stutzig werden, oder falls es einwilligt, sich wieder bedeutend schwächen.

Vincke hatte von den halleschen Studenten gesagt, sie seien meist abhängig durch die Freitische, deren sie bedürften: Darüber kamen bittre Klagen aus Halle, der Abgeordnete Max Duncker wurde aufgefordert, die Sache der Studenten in der Kammer zu vertreten, ihre Ehre herzustellen. Er antwortete sehr geschickt, sie seien nicht genau berichtet, die von Vincke gesprochenen Worte hätten nichts Beleidigendes; außerdem aber bedürfe er um ihre Sache zu führen, sicherer Beweismittel, z. B. eine Erklärung des Kurators, welche zu erwirken

noch der Fall, daß bei Gelegenheit ſolchen Wechſels durch die Aufhellung, die jeder Kampf bewirkt, die Pfründen ſich verlören und nur die Aemter allein übrig blieben, welches denn freilich ein Querſtrich durch manche Rechnung ſein würde. —

Unſere „Staatszeitung“ ſcheint einer neuen Veränderung entgegen zu gehen. Herr Geheimer Hofrath Heun klagt über Mangel an Abſatz und verlangt Zuſchuß oder Zenſurfreiheit, eine gute Alternative! Die „Staatszeitung“, welche von Amtswegen jede Zenſuranſtalt lobpreiſen muß, dürfte am wenigſten ihre Strenge beklagen, ſondern hätte mit Freude, gleich dem heiligen Xaverius, bei jeder neuen Kürzung oder Lenkung auszurufen: Amplius, amplius, Domine! —

Herr Brockhaus in Leipzig, von der hieſigen Maßregel getroffen, die ſeinen Verlag wegen des darin herrſchenden „ſchlechten Sinnes“, in Preußen vor dem Verkaufe einer nochmaligen Prüfung unterwirft, hofft noch Zurücknahme dieſes Befehls zu erwirken, und erklärt bei dieſer Gelegenheit, daß er den Inhalt des Büchleins, welches den Anlaß gegeben, keineswegs vertrete, vielmehr mit dem Verfaſſer allen Verkehr abgebrochen habe. Unſere Zenſur wirft ihr Auge nun auch auf Gegenſtände des Geſchmacks; es hieß ſchon früherhin, unſere Blätter dürften keine tadelnden Kritiken über die Oper „Olimpia“ aufnehmen, doch ſchien dies fabelhaft, bis nun wirklich ein Aufſatz im „Geſellſchafter“ von Gubitz durch ſeine auffallenden Zenſurlücken die Sache beglaubigt hat. Das Publikum iſt der Oper fortwährend nicht ſehr hold und nimmt die wiederholten Vorſtellungen kalt auf. Ein Gleiches läßt ſich von der Art und Weiſe ſagen, wie das endlich eröffnete neue Schauſpielhaus im Publikum beurtheilt wird, der Tadel iſt überwiegend und die begeiſterten Lobredner ſind etwas kleinlaut gewor-

nicht schwer fallen könne, etwa des Inhalts: „daß bei Verleihung von Beneſizien auf die politiſche Geſinnung und Richtung der betreffenden Studirenden keine Rückſicht genommen werde“. Dieſe Wendung, ſo natürlich und fein, ſo unſchuldig und beißend, trifft den ganzen Handel auf den Kopf und ſchlägt ihn todt. Grade dieſe Erklärung kann man nicht geben und will man nicht geben. Witz vom beſten Stil, der dem Profeſſor Duncker alle Ehre macht. Sein Brief iſt vom 16. Februar. —

Großer Nothſtand in Oberſchleſien, in Oſtpreußen, Krankheiten, Hunger, die Behörden werden ängſtlich, die untern werden nicht gehört, die obern wollen alles vertuſchen, die Hülfe kommt immer erſt, wenn alles zu ſpät iſt! In Preußen hat man gegen herumziehende, brotverlangende Schaaren bereits Truppen aufbieten müſſen. —

Soll ich anmerken, daß der Großherzog von Baden wegen ſeiner fortwährenden Krankheit die Regierungsgeſchäfte ſeinem zweiten Sohn Friedrich übertragen? Dieſer iſt öſterreichiſch geſinnt. Der Erbgroßherzog Ludwig iſt ſchwachen Geiſtes und regierungsunfähig. Ein ſeltner Fall, daß dies anerkannt wird! —

Das Appellationsgericht zu Königsberg hat den vom Stadtgericht freigeſprochenen Prediger Ender nun doch der Beleidigung des Konſiſtoriums ſchuldig erklärt und zu dreiwöchentlichem Gefängniß und Bezahlung der Koſten verurtheilt. —

Buchhändler Brockhaus in Leipzig zu drei Wochen Gefängniß und Koſten verurtheilt, wegen eines aus der Augsburger Allg. Zeitung abgedruckten Artikels und wegen eines Artikels über Neapel. —

In Montesquieu geleſen, in Voltaire. —

Montag, den 1. März 1852.

Besuch von Hänlein. Von allen Seiten wird Manteuffel getadelt wegen seiner Haltungslosigkeit und Schwäche gegenüber dem russischen Gesandten, der in seinem ersten hastigen Schreiben sogar mit Kosacken gedroht haben soll! Manteuffel hat Gegner in günstiger Stellung, die alles zu seinem Nachtheil verwenden, und wenn sie auch noch reaktionairer sind als er, doch auch den Tadel der Demokraten gegen ihn geltend machen. Das scheint er auch zu wissen, und deßhalb sucht er sich im Volke beliebt zu machen, freilich in einer Weise, die ihm wieder verdacht wird, und die auch sehr ungeschickt ist. —

Der Prinz von Preußen reist noch nicht an den Rhein zurück, er wartet hier die Festsetzung der Grundsätze ab, nach denen die erste Kammer gebildet werden soll. Der Minister von Manteuffel versichert, er habe große Noth mit ihm, aber nicht größere als mit dem König, der durchaus zu keinem Beschlusse kommen könne. Natürlich; er soll etwas feststellen, das er nicht will. Eine Pairskammer soll ihm vor allen Dingen abschaffbar sein, im Einzelnen wie im Ganzen. Bincke hat bitter gesagt, da würde das Sicherste sein, hundert königliche Lakaien in prächtige bunte Tracht zu kleiden, und zu sagen, das seien die Pairs! — Der König will weder den Grafen von Arnim-Boytzenburg, noch den Grafen von Yorck, noch den Grafen von Dyhrn zu Pairs, sie sind ihm zu widerwärtige Personen. Aber den Gerlach's traut er auch nicht, und den Bethmann-Hollweg's auch nicht. —

Schlimme Nachrichten vom Wachsen des Nothstandes: Typhus in der Umgegend von Erfurt. Die Kammern fanden nicht nöthig, mit diesen Sachen sich abzugeben. Tagesordnung. —

In Montesquieu gelesen, in Kant. —

Die Kreuzzeitung sagt, man habe sie von so vielen Seiten mit Fragen bestürmt, wer den Artikel über das Sonntagstanzen beim russischen Gesandten geschrieben habe, daß sie

nicht länger schweigen könne, sie wolle nur gestehen, der Verfasser sei der abgesetzte persische Minister, von dem die Zeitungen melden, ihm seien auf Befehl des Schachs im Bade die Adern geöffnet worden, er habe demnach die gebührende Strafe schon empfangen. Diesen Scherz findet die Diplomatie eine neue Frechheit. Man will von verschiedenen Seiten jetzt der Kreuzzeitung ernstlich zu Leibe gehen. Ich glaube, sie kommt auch diesmal wieder gut durch. —

Dienstag, den 2. März 1852.

Die Gewaltherrschaft des — Bonaparte giebt der Welt ein bedenkliches Gleichniß für alle Machtentsetzung; wer die Macht nehmen kann, der hat sie und wird von allen andern Machthabern anerkannt; der Gedanke liegt nah, auch letztere möchten wohl keine bessere Berechtigung gehabt haben, als jener; der Heiligenschein von Gottes Gnaden erbleicht immer mehr; diese Wirkung des Bonapartischen Staatsstreichs ist keine der unwichtigsten, und die dummen Fürsten, die sich darüber freuten, werden sie schon empfinden. —

Besuch von Weiber. Ein Polizeibeamter war bei dem Redakteur der Nationalzeitung, mit dem vertraulichen Ersuchen, über die Geschichte des russischen Gesandten und der Kreuzzeitung nichts mehr zu sagen, was natürlich zugestanden wurde. Da die andern Zeitungen auch schweigen, so ist der Vertrauensmann wohl auch bei ihnen gewesen. Die auswärtige Presse wird sich desto eifriger drüber her machen. Das Staatsministerium hat eine Sitzung über diese Sache gehalten; man will warten, bis die St. Petersburger Meinung eintrifft. —

Bettina von Arnim kam. Sie erzählte mir den Verlauf ihrer Denkmalsangelegenheit. Der König hat ihr einen Brief geschrieben, in dem sie weder Sinn noch Verstand findet. Das Denkmal wollte er in Bellevue sehen, meinte aber, eine sichre Stunde könne er nicht bestimmen, auch sei es wohl nicht zweck-

mäßig, daß ſie einander ſähen; früher, als ſie eine Macht geweſen, habe ihre Annäherung ihm geſchmeichelt, aber ſeit 1848 ... Da bricht er ab. Er hat das Denkmal am Sonntag vor acht Tagen denn doch geſehen; nach ſechs bis ſieben Tagen ließ der Kaſtellan von Bellevue ſie erinnern, daſſelbe wieder abholen zu laſſen, und gleich, das Zimmer werde gebraucht. So liegt nun alles wie nicht geſchehen da. Der König hatte ihr auch ihren Abſagebrief vorgerückt. Sie findet ſich unedel, unritterlich behandelt. Will ihm aber doch ihr Buch ſchicken, und beſchleunigt es deßhalb nun wirklich. Nach einiger Zeit kam Fräulein Giſela und holte die Mutter ab. —

Nach dem Eſſen kam Bettina nochmals und brachte mir die Vertheidigungsrede Heinrichs von Arnim; eilte dann im Sturm fort. — Ich las die Rede, die in ihrer Art vortrefflich iſt, und einige geſchichtliche Angaben von Wichtigkeit enthält: z. B. daß unmittelbar nach dem Märzſturm auch die Reaktion daran dachte, den König fallen zu laſſen, und eine proviſoriſche Regierung einzuſetzen. Ich ſandte das Blatt mit einigen Zeilen gleich zurück. —

Neue Scheerereien gegen die deutſchkatholiſchen und freien Gemeinden. Jeder Gottesdienſt wird als eine politiſche Verſammlung angeſehen, überwacht; die Prediger werden ausgewieſen, bedroht, in Geldſtrafe genommen. Aber die Unterdrückung iſt noch nicht gelungen, die Mitgliederzahl hat ſich eher vermehrt als vermindert. In Glogau ſind erſt kürzlich zwei angeſehene Männer förmlich aus der Landeskirche getreten und zur freien Gemeinde übergegangen. —

In Baiern müſſen die Kinder der Deutſchkatholiken alsbald katholiſch oder proteſtantiſch getauft werden, nur dieſe Wahl haben die Eltern. —

Der Brief des Königs an Bettinen ſchließt mit einer ſpaniſchen Formel, Dios u. ſ. w., zuletzt die Buchſtaben V. M. (Vuestra Merced, Usted). Was das nun bedeutet? Gar

nichts! Phantasie, Lustigkeit, die sich auf allem Erlernten herumwälzt. — „Als Sie noch eine Macht waren," kommt auch vor. —

Der russische Kaiser spricht vom König in den wegwerfendsten Ausdrücken, nennt ihn „ce bon bavard, ce rodomont", und preußische Junker erzählen sich das mit vergnügtem Wohlgefallen! —

Mittwoch, den 3. März 1852.

Wie es in unsern Kammern hergeht, was die Minister und die Rechte dort zu sagen wagt, wie frech sie die Verfassung mißachten und doch wieder benutzen, mit welchem Hohn sie ihre Sophismen und Verdrehungen vorbringen, ja sie als solche eingestehen, dies gewissenlose, übermüthige Treiben, bei dem die Mehrzahl der dummen Junker blindlings dem Befehl gehorcht, dies unwürdige unehrliche Gebahren ist schwerlich nochmals in so vollendeter Gestalt wiederzufinden. „Das Unrecht hat alle Scham verloren."

Und die Ruchlosigkeit, Gottlosigkeit in Hessen-Kassel?! Deutschland hat von jeher viel erduldet, aber dies! —

Nothstand in Hessen, im Schwarzwald, in Thüringen, in Preußen. Die Regierungen fangen schon wieder an, ihn theilweise zu läugnen; der Typhus im Eichsfelde soll nicht wahr sein, trotzdem ärztliche Schreiben von dort ihn bestätigen, aber die Behörden haben ihn ja noch nicht berichtet! —

Bei dem Prediger Wislicenus in Halle eine Haussuchung. —

In Köln sitzen seit zehn Monaten dortige Männer in Untersuchungshaft, es kommt nicht zum Prozeß, weil sich keine stichhaltigen Anklagen finden, aber man behält sie in Haft. Wenn für solche Niederträchtigkeit künftig einmal Rache genommen wird, kann man's den Leuten verdenken? Wer an solchem Gräuel Schuld ist, ist ein Missethäter und verdient

die härteste Strafe. Man beschuldigt den Justizminister Simons. —

Wieder ist mir von sehr zuverlässiger Seite versichert worden, am 19. und 20. März 1848 sei von Generalen und Offizieren ernstlich daran gedacht worden, den König bei Seite zu setzen und eine Regierungskommission unter dem Prinzen von Preußen einzurichten, der Schrecken und die Flucht des Prinzen vereitelten den Anschlag. Hohe Offiziere nannten den König mit den gemeinsten Schimpfworten, und riefen erbittert aus, da sei doch am Ende Republik noch besser! — Der General von Prittwitz soll die Truppen, nachdem er den Befehl dazu erhalten, nun erst recht mit Eifer und ganz aus Berlin zurückgezogen haben, der König sollte zur Strafe recht der Willkür des Pöbels bloßgestellt sein, „mag er sehen, wie er mit dem Lumpenpack zurecht kommt!“ —

Die Würtembergische Zeitung enthält folgende gewichtige Betrachtung: „Im Angesichte dessen, was sich gegenwärtig in Kurhessen ereignet, wird an die Königlich würtembergische Staatsregierung die Frage gerichtet, ob ihre Bedeutung im Bunde so gering sei, daß sie nicht durch ihren Gesandten in Frankfurt wenigstens Protest dagegen erheben lassen könnte? Es wird nämlich angenommen werden dürfen, daß die würtembergische Regierung in diesem Punkte die Ansichten aller rechtlichen Leute theilt. Was kann man, wenn die Zeit der Bewegung wieder kommt, von den Völkern erwarten, wenn die Regierungen das Unrecht im Interesse des Absolutismus so üppig wuchern lassen?“ — Hört! hört!

Ein Brief aus London, von bedeutender Hand geschrieben, enthält das offne wichtige Bekenntniß: „We want war“. — Vom Prinzen Albert an den König? —

Der Präsident von Gerlach hat die niederträchtige Frechheit gehabt, öffentlich in der Kammer zu sagen, die Reichen hätten das entschiedne Recht die Armen zu beherrschen, da-

gegen beſäßen dieſe das unbeſtreitbare Recht, von den Reichen beherrſcht zu werden! —

Donnerstag, den 4. März 1852.

Vortrefflicher Artikel der Nationalzeitung: Louis Bonaparte das Spiegelbild aller andern Staatsretter; ſie fühlen entſetzt die Verwandtſchaft, möchten ſie aber abläugnen. Er klopft ihnen auf die Schulter, und da ſie ihn nicht kennen wollen, ſpricht er: Warum ſo vornehm, trauter Bruder? — Im Grunde hat er noch den Vorzug, daß er ſeine Stellung doch perſönlich errungen, ſie aber haben ſie nur geerbt.

Zu Hauſe Beſuch vom General von *, der mich endlich trifft. Er findet die Dinge hier ſchauderhaft, in größter Zerriſſenheit, verworren, vernachläſſigt, die Menſchen voll gehäſſiger Leidenſchaft, thörichter Verblendung, ſträflichen Leichtſinns, ohne Willen, ohne Kraft. Niemand denkt an die Zukunft, an die großen Prüfungen, die ſichtlich bevorſtehen. Wenn es zum Kriege gegen Frankreich kommt, wie es denn nur allzu wahrſcheinlich iſt, ſo iſt nichts vorbereitet, kein Befehlshaber bezeichnet, kein Plan entworfen, kein Bündniß abgeſchloſſen. Da der Abenteurer — nur von ſeinen Launen abhängt, ein Ueberfall Belgiens leicht ausgeführt iſt, ſo ſind die Rheinlande ſchon immerfort in Gefahr. Was hindert uns, mit Belgien und Holland, mit England beſonders, ein Schutz- und Trutzbündniß abzuſchließen? Sie ſind willig und bereit, aber wir, — wir ſind unentſchloſſen, wankelmüthig; auch wiſſen wir nicht, wie wir mit Oeſterreich und Rußland ſtehen, ohne uns auf ſie verlaſſen zu können, berückſichtigen wir ſie als wenn dies der Fall wäre. Auch des Deutſchen Bundes ſind wir nicht ſicher, es ſteht nicht feſt, wie wir zu ihm, wie er zu uns ſich verhält. Alles in Verwirrung, in Zwietracht! — Die Veränderungen des Heerweſens will man wohl, aber

niemand hat Muth und Willen genug sie durchzuführen. Man wird einiges flicken, sonst nichts. —

Später kam Herr Gottfried Keller mich zu besuchen. Schweizersachen, Fülle von Schriften und Andenken Lavater's in Zürich. Der erste Schweizer, der mir seit 1809 etwas von Méville sagen kann, dem Landschaftsmaler aus Basel, von dem Harscher mir damals entzückt schrieb. Méville war nach Rußland gerathen, traf mit seinen Bildern nicht den dortigen Geschmack, verbiß sich in seine Eigenart, blieb unberühmt und unbelohnt, kam nie auf einen grünen Zweig. Er ist nun schon lange todt. Natürlich hatte ich nichts mehr von ihm gehört. —

In Dresden ist der Befehl gegeben, an Demokraten keine Paßkarten mehr zu ertheilen, sondern nur Pässe, die theuer und beschwerlicher sind als jene, auch aller Orten der Polizei vorgezeigt und visirt werden müssen. Wer bestimmt, daß jemand ein Demokrat sei? Schöne Willkürbezeichnung! Denkt man nicht daran, daß man damit den Gegnern das Recht giebt, einst auch Aristokraten oder Reaktionairs als eine besondere Klasse ausnahmsweise zu behandeln? —

Der Prediger Dulon in Bremen ist nun wirklich durch den Senat vom Amte suspendirt, und wird ihm der Prozeß gemacht. —

Zustand der moralischen Welt: die ganze Gesellschaftswelt schwimmt in Unsitten, in Lastern und Schlechtigkeiten, und nur daß diese zugleich so schwach und erbärmlich sind, macht den Zustand noch haltbar. —

In Montesquieu gelesen, in La Bruyere. — Karl Friedrich Neumann über das Reich der Sikh. —

Von der Befestigung Berlins ist neuerdings die Rede. Der General Adelph von Willisen hat vor Jahren den ersten Plan dazu eingereicht, und soll auch jetzt dabei gehört werden. —

Der König hat die Abgeordneten Zander und Schmückert

(von der Post) zu sich beschieden, mit ihnen von der Bildung der ersten Kammer gesprochen, und sie aufgefordert für die Entscheidung, die ihm gefällt, zu werben. Diese unbedeutenden Menschen! Sie haben aber der Absicht des Königs bestens entsprochen und manche Stimme gewonnen, sie gaben den Leuten die Hoffnung, der König denke sie zu ernennen, wenn sie für ihn stimmten! —

Freitag, den 5. März 1852.

Geschrieben. Erwägung künftiger Möglichkeiten, Haltung des Volkes dabei. Die demokratische Gesinnung wächst, auch da wo sie diesen Namen nicht führt, nicht führen will. In der Wirkung läuft das auf Eins hinaus, ob der Name dabei sei oder nicht. —

Heute beginnt die Kammerdebatte über die künftige Gestalt der ersten Kammer. Mir sehr gleichgültig. Was diese Minoritätskammern und diese Regierung für dieses jetzige Preußen beschließen, wird keinen Bestand haben, kann nimmer als Maß der Zukunft gelten. Und gewönne es doch Bestand, — nun dann ist es mir dennoch gleichgültig, denn dann bleibt der ganze Staat nur ein Uebel, das man ertragen, mit dem man sich abfinden muß. Vielen angesehenen Leuten war der Staat von jeher nichts anderes, mir aber war Preußen werth und theuer, ich freute mich seiner, seines Gedeihens, seines Ruhmes, seiner wachsenden Freiheit, wobei ich nur bedauerte, daß sie großentheils außerhalb und trotz der Regierung, aber doch immer durch deren Veranstaltung wuchs und gedieh. Das ging so fort, bis zu dem Höhenpunkte von 1848; seitdem unter der Willkürgewalt der Reaktion, ist Preußen, das alte Preußen verschwunden, nicht mehr zu finden, und der einstweilige Staat nur das, was er dem Heimathlosen sein kann, ein nothdürftiges Unterkommen zum Abwarten. —

Brief aus Paris von der Gräfin *. Sie schreibt unter

anderm: „L'élection du général Cavaignac est un fait très-considérable dans l'état actuel des choses. Nommé spontanément, sans aucun moyen de se réunir ou même de communiquer par la presse, malgré les moyens innombrables dont on a pu user contre lui, par la bourgeoisie commerçante, son nom qui signifie république marque un progrès sensible dans l'opinion de la classe moyenne et nous console des erreurs politiques du prolétariat. Je crois bien, comme vous, que nous retrouverons quelque jour notre élan et notre force, cependant, en considérant la marche générale des événements en Europe, il m'arrive parfois de me demander si la civilisation ne traverse pas l'Atlantique, et si New-York n'est pas la capitale naissante, la Rome du monde futur? je vois se former sur ces terres immenses des États-unis, une race nouvelle, une véritable race humaine, née du mélange de toutes les vieilles races européennes. Ces prodigieuses émigrations, ces colonies, tout me semble indiquer un dessein providentiel ... mais je crains de vous paraître chimérique et je m'arrête. L'Europe durera bien d'ailleurs encore un peu plus que nous, et il n'est pas besoin de prendre son deuil avant sa mort." —

Die Memoiren des Kardinals von Retz wären vielleicht noch lange ungedruckt geblieben, hätte nicht der Herzog von Orleans aus politischen Gründen den Druck veranlaßt. Er glaubte durch diese Schriften die Verherrlichung des Königlichen Ansehns dargestellt, des Ansehns, das auch er in dem Kinde Ludwig dem Fünfzehnten zu behaupten hatte. So erschien die erste Ausgabe im Jahr 1717. D'Argenson ließ dazu die Handschrift verwenden, welche der Kardinal in einem Kloster zu Commerci niedergelegt hatte. Aber diese Handschrift war verstümmelt, die stärksten Stellen und alles was sich auf des

den, nur Freund Koreff läßt ſich noch nicht abſchrecken, ſondern hat ſich lobpreiſend in der Zeitung vernehmen laſſen. Mit unſerer Kunſt iſt es noch gar ſchwach beſtellt, unſere Baumeiſter, Bildhauer und Mahler haben den Mund zu voll genommen, ſie haben neben einigem Lobenswerthen ſehr viel Verfehltes aufzuweiſen; ihre Zeit der Gunſt ſcheint übrigens auch ſchon größtentheils vorüber. Daß ſelbſt das Erwünſchteſte und Schönſte ſich doch meiſt nur auf ſolche Art ergiebt, daß man es beinahe wieder als ein Uebel verbannen möchte! Was kann ſchöner ſein, was war erſehnter unter uns, als die Liebe zu den Künſten in den herrſchenden und in den gebildeten Kreiſen einer Stadt allgemein blühen, die Künſtler ſelbſt freundlichſt gehegt und reichlichſt unterſtützt zu ſehen? Und dieſe gute, vor zehn Jahren kaum gehoffte Erſcheinung iſt in ihrer Art hier faſt zum Ekel und Aerger kund geworden.

Die Geſchichte des Marquis von Marialva iſt ganz köſtlich; der Mann verdient, daß ihm dergleichen widerfahre; er war mir in ſeiner weichlichen Gleißnerei und feigen Böslichkeit von jeher zuwider, und ſein Benehmen in Betreff des Frauenzimmers, das Sie kennen, iſt wahrhaft ſchändlich. Er hat hier einen würdigen Kollegen an dem Grafen von Oriola, in welchem alle Verderbtheit des Vornehmen und Aufgeblaſenheit und Unfähigkeit des heutigen Diplomaten vereinigt ſind. Dieſe Herren haben keine ganz heitere Zukunft mehr vor ſich und müſſen nun, da auch Braſilien der neuen Ordnung der Dinge beigetreten iſt, vor der Prüfung der Kommiſſion in Liſſabon zittern, die ſie anfangs verlachen wollten. Die diplomatiſchen Körper werden aller Orten etwas verdünnt erſcheinen, da ſo viele reinmonarchiſche Abgeſandte ausſcheiden und die Annahme konſtitutioneller eben nicht erleichtert wird. Die

Kardinals Liebschaften bezog, von Pfaffenband ausgelöscht. Eine vollständige Abschrift soll in der Familie Caumartin aufbewahrt worden sein. —

Sonnabend, den 6. März 1852.

Die gestrige Sitzung der ersten Kammer war doch merkwürdig. Die Kreuzzeitungspartei erlitt eine Niederlage, aber auch die Minister, und diese waren sogar entzweit: Westphalen, Raumer und Simons stimmten gegen Manteuffel. Der kleine Adel, das Ritter- und Junkerthum wurden geschlagen, zum Vortheil der Krone. Der elende Stahl hielt eine elende Rede, er wollte der Linken sogar das Recht absprechen, für die Krone aufzutreten, und meinte, er sei für die Aristokratie um des Königthums-willen, nicht umgekehrt, daher dürfe er sich, wenn er überstimmt werde, auch darüber noch freuen, weil es doch als ein Sieg der Krone, nicht der Linken, anzusehen sei. Der lügnerische Sophist! Die Konstitutionelle Zeitung heute giebt das Sachverhältniß sehr gut an; sagt jedoch, die Bestimmung, wie die erste Kammer gebildet werden solle, sei nicht so wichtig wie die Wahl eines Schulzen, der erste Sturm werde die Pairskammer spurlos wegfegen. —

Besuch vom General von Pfuel, der gestern von Magdeburg hier angekommen ist; er will nur acht Tage bleiben. Bei seinen zweiundsiebzig Jahren sieht er sehr gut aus, nur hält er sich etwas gebückt. Wir hatten viel zu besprechen, die neuesten Vorgänge in Frankreich, England, unser jetziges Jammerwesen. Ueber den König, seine Liebhabereien, seine wechselnden Einfälle, seine Unfähigkeit die Rechte Andrer gegenüber seinem Willen zu begreifen, das Gute einer parlamentarischen Regierung einzusehen. Pfuel bekannte, sein eignes Unrecht sehe er jetzt vollkommen ein, im Jahr 1848 einen Augenblick trotz bessern Wissens an die Möglichkeit ge-

glaubt zu haben, der König wolle aufrichtig die Einsetzung einer Konstitution, und als ihm klar geworden, der König wolle nur deren Beseitigung, habe er zu lange gezögert seinen Abschied zu nehmen. Ich sagte zu Pfuel, ich habe ihm damals so bitter gegrollt, weil ich seine Uebernahme der Ministerpräsidentschaft unbedenklich als gleichbedeutend mit dem Verhaben angesehen, die Nationalversammlung zu sprengen, und in der That hatte er etwas der Art ausgesprochen, von Oktroyiren der belgischen Verfassung ꝛc. Unsre Aussichten: wie es um den Prinzen von Preußen stehe, um die Prinzessin, den Sohn-Thronfolger ꝛc. Der Abenteurer — muß Krieg machen, er wird gedrängt, er wird beeilt. Da werden wir sehen, wie wir Krieg zu führen verstehen! Die Wechselfälle, das Ende, sind nicht abzusehen. —

Die Neue Preußische Zeitung bekennt, daß sie gestern die Schlacht verloren habe, hofft aber, daß der Feldzug nicht verloren sei, fordert ihre Angehörigen zur Ausdauer auf ꝛc. Viele hatten im Mißmuth schon geäußert, sie wollten aus der Kammer treten. —

Während der Verhandlungen in der gestrigen ersten Kammer eilte der Graf von Fürstenberg-Stammheim zum Könige und brachte von diesem ein Schreiben zurück, nach dessen Einsicht die Minister für die von der Mehrheit beliebte Fassung stimmten. —

In Frankreich sind fast alle Wahlen zum gesetzgebenden Körper nach dem Willen Bonaparte's ausgefallen. Außer Cavaignac zählt man bis jetzt nur vier Widersacher. Das ganze Wahlwesen wurde durch List und Gewalt geleitet; eine handgreifliche große Lüge! —

Sonntag, den 7. März 1852.

Zum neunzehntenmal diesen Trauertag erlebt, der durch die öftere Wiederkehr nur schwerer wird; stets mehr entfernt

er sich vom frischen Leben, wird stets mehr zur Erinnerung, zur Hoffnung auch! —

Besuch vom Fürsten von Z. Er scherzt bitter über die bevorstehende Pairie von Königs Gnaden, über die Pairs, die auserwählt, über die Junker, die verstoßen sein werden; ihm sei schon einmal auf einige Wochen gewährt gewesen, zum Herrenstande zu gehören, sollte ihm nun auch beschieden sein Pair zu werden, so fürchte er bei Wiederergreifung auf solchem Abwege künftig doppelt gestraft zu werden! Er spricht recht gescheid über Frankreich und England, über unsre hiesige Jämmerlichkeit. Auch über Zeit und Leben recht einsichtig. —

Der Sieg über die Kreuzzeitungspartei durch die Abstimmung am Freitag ist ein Sieg, worin sie als Hülfsknechte der Krone gefochten, nicht in eigner Sache. Doch ist die Niederlage der Junker wichtig und folgenreich. In drei Wochen muß über dieselbe Sache eine zweite Abstimmung geschehen: das ist ein weiter Spielraum für Ränke und Kniffe, die schon thätig bemüht sind, den König umzustimmen, die Reihen der Gegner zu lichten, die Minister besorgt zu machen. Alles trüb und wirr! —

Ueberall Regierungen, die im eignen Volke den Feind sehen, die ihre Kriegerschaaren zur innern Unterdrückung nötig haben! Das war sonst nicht; ganz Preußen, ganz Oesterreich, alle deutschen und italiänischen Länder konnten von Truppen entblößt sein, diese nach außen gebraucht werden, ohne daß Aufstand oder Ungehorsam zu befürchten war. Der entgegengesetzte, künstliche, gespannte Zustand ist jetzt der gewöhnliche, seit dem 2. Dezember nun auch in Frankreich, — die Truppen fort, und überall ist Aufruhr, Revolution! Welche Folgen ergeben sich aus diesem Zustand, welche Verhängnisse verknüpfen sich mit ihm? —

Eine Monstre-Petition zur Abschaffung der Kammern und der Verfassung würde jetzt, da man sich nicht zahlreich ver-

ſammeln und nicht frei berathen darf, doch ihre Schwierigkeiten haben: brächte man nicht hunderttauſend Unterſchriften zuſammen, ſo bliebe die Sache zu klein. Im günſtigſten Fall aber wär' es doch eine machtloſe Prahlerei, ein Ueberraſchungsſtreich ohne weitere Wirkung, als daß man die Gegner geärgert hätte. Auch kämpfen jetzt manche Konſtitutionelle ſo brav, ihre Beharrlichkeit hält ſo manches feſt, daß es nicht ſchön wäre, ihnen ihre kleinen Vortheile jetzt zu verbittern. Es iſt wahr, ſie haben uns früher durch ihr Halten zu den Miniſtern, zu der Gewalt, unendlich geſchadet, die ganze Sache verdorben, aber wir dürfen unſre Rache nicht nehmen in dem Augenblick, wo ſchon die Strafe ſie ohnehin trifft, und wo ſie wenigſtens tapfer ſind. — Die Kammern wird der Teufel ſchon holen! —

Montag, den 8. März 1852.

Geſchrieben. Unbedeutenheit der Kammerſachen, es iſt als ob die Beſchlüſſe nur eine Geſellſchaft beträfen, die innerhalb ihres Kreiſes ſehr aufgeregt iſt, ohne daß andre Leute ſich drum bekümmern, außer aus Neugier und zur Beluſtigung. —

Beſuch von Weiber. Mittheilungen aus den Gewerbekreiſen. Herr Levy, Bisky's Nachfolger, iſt durch den berüchtigten Malmène ſo dringend aufgefordert worden mit ihm zu Manteuffel zu gehen, daß er es nicht abſchlagen konnte: der Miniſter verſprach alles Beſte für die Handwerker, für die Geſellen insbeſondre, wünſchte aber, daß ſie auch ihm beſtänden, worauf Herr Levy ſehr gut antwortete, was man von ihnen armen Leuten denn für Beiſtand erwarten könnte? Man dachte vielleicht das Geſtändniß zu erlangen, ja, es ſei eine mächtige Verbündung vorhanden ꝛc. Eindruck, den der Miniſter machte, Urtheil über Malmène u. ſ. w. —

Was man ſich im Volk erzählt: Der Sohn des Prinzen von Preußen ſchimpfte ſeinen Lehrer und ſagte ihm, wenn er

einſt König ſein würde, wolle er ihn erſchießen laſſen. Der Prinz von Preußen, hievon benachrichtigt, ergriff ſeinen Sohn und hieb mit der Reitpeitſche auf ihn los, die Prinzeſſin ſtürzte herbei und wollte den Sohn retten. Kampf zwiſchen den Eheleuten. Der Streit kam vor den König, die Königin erklärte die Strenge als richtig, die Prinzeſſin antwortete, die Königin könne über Muttergefühle nicht urtheilen, und nannte ſie eine Betſchweſter. Darauf erfolgte die Verweiſung nach Koblenz. Der Lehrer ſei krank geworden, der Prinz habe ihn täglich beſuchen müſſen ꝛc. —

Abends mit Ludmilla zu Herrn und Frau von Beck; ſie waren ganz allein, ein paar Eingeladene hatten abſagen laſſen, das war vortrefflich! Der Abend war ein höchſt genußreicher. Das Geſpräch war mannigfach, ſtets belebt und angenehm. Herr von Beck fein, unterrichtet, freiſinnig, Frau von Beck geiſtvoll, von genialer Lebhaftigkeit, herzlich, liebenswürdig, beide zuſammen auf edlem Fuß, voll Vertrauen und Einverſtändniß. Frau von Beck ſang Lieder von Schubert, die zwei Grenadiere von Heine und Schumann, eine Strophe der Marſeillaiſe, eine des Geſangs der Girondiſten. Sie erzählte prächtige Geſchichten, vom Kaiſer Ferdinand von Oeſterreich, vom König Ludwig von Baiern, vom Großherzog von Weimar (dem jetzigen), vom Herzog von Anhalt-Bernburg, alles mit vortrefflichem Nachahmen! — Wir kamen erſt um halb 12 Uhr nach Hauſe, überaus befriedigt. —

Dummheiten in Betreff der deutſchen Flotte, zwei Schiffe an Preußen verpfändet! Der alte Schwindel fortgeſetzt. —

In Prag der Profeſſor Janaz Hanus abgeſetzt, weil er Hegel'ſche Philoſophie lehrte, was nun in ganz Oeſterreich verboten iſt. O die herrlichen Dummköpfe.

In Breslau die Gemeindeſchule der Deutſchkatholiken auf Befehl der Polizei geſchloſſen. Der Magiſtrat hat die ſtrahlende Dummheit gehabt zu erklären, dieſer Religionsgeſellſchaft

fehle die ſtaatliche Anerkennung, und dadurch ſei die Lauterkeit ihrer religiöſen und politiſchen Geſinnung mindeſtens in Frage geſtellt! —

Dienstag, den 9. März 1852.

Wie ſehr hier die allgemeine Denkart politiſch fortgeſchritten und gereift iſt, zeigt ſich darin, daß ſich faſt niemand um die neuliche Niederlage der Junkerpartei bekümmert; dieſe ſelbſt jammert zwar gewaltig, aber die Demokraten reden nicht viel davon, die freien Blätter ſtellen die Sache ruhig in das rechte Licht und beobachten eine ſtrenge maßvolle Haltung. —

Geſchrieben, über Monarchie und Republik, und daß, wenn man ſagt, eine Republik ſei nur möglich mit Republikanern, dies noch mehr gilt, wenn von Monarchie die Rede iſt, ſie iſt nur möglich mit Fürſten: fehlen die, ſo fällt ſie von ſelbſt.

Die Junkerpartei iſt durch die erlittene Niederlage ſchon entzweit. Es gab im Innern harten Zank. Doch hat ſie ſich zu einer Deputation an die Miniſter Manteuffel und Weſtphalen entſchloſſen, um dieſe zu verſichern, daß die Partei in ihrem Eifer für das Königthum beharren und die Miniſter ferner unterſtützen werde. Eine gefährliche Erklärung! ſie ſagt mehr als ſie ſoll! —

Die Spener'ſche Zeitung bringt einen harten Angriff gegen die Kreuzzeitung, die auch von Wien und München her ſcharfe Schläge bekommt. Die Redaktion der Kreuzzeitung fürchtet beim nächſten Vierteljahr eine verminderte Abonnentenzahl. —

Vorgeſtern war polizeiliche Hausſuchung in Neuſtadt-Eberswalde beim dortigen Handwerkerverein. Man hat viele Schriften weggenommen und den Verein geſchloſſen. —

In Bremen wird ein Bundeskommiſſar erwartet, die Ver-

faſſung neu zu ordnen, nach des Senats und des Bürgermeiſters Smidt Anſichten und Wünſchen! —

In Weimar Proteſt wegen der Grundrechte, nicht von demokratiſcher Seite nur; auch der ſehr konſervative Steuerdirektor Haaſe iſt dabei. In Würtemberg gleichfalls Proteſt. —

Der freigemeindliche Prediger Sachſe von Magdeburg iſt aus Halle polizeilich fortgewieſen worden, ohne Angabe eines Grundes. —

In Königsberg haben die Behörden bei ihrer ſchlechten Preſſe ſich nicht nur anrüchiger, ſondern gerichtlich infamirter Leute bedient, z. B. des ehemaligen Bombardiers Lindenberg, und hohe Staatsbeamte haben Aufſätze in die Schmutzblätter geliefert. Dieſe Blätter haben einen Schlag dadurch erlitten, daß der Oberpräſident die dienſtwillig gewordene Hartung'ſche Zeitung wieder zu Gnaden angenommen und ihr die Einrückungen der Behörden auf's neue zugewendet hat. —

Nachrichten aus Paris: der Präſident — iſt gichtkrank, ſeine Bande uneins, die — Wirthſchaft will nicht geben. —

Franzöſiſche Schrift über Deutſchland und Preußen, durch die Polizei weggenommen. Der König beißt un tyran sanguinaire. die Prinzeſſin von * une vipère. —

„Die Verbrecherin aus Eiferſucht. Eine Kriminal-Novelle aus der jüngſten Vergangenheit. Von C. R." Schon im Jahr 1847 gedruckt, in der Zeitſchrift „Deutſche Vaterlandsblätter, von Dr. Braunthal", Januarheft, Berlin, bei Friedrich Müller, aber mir bis heute gänzlich unbekannt geblieben. Es iſt die Geſchichte der unglücklichen Sophie Menges, worin auch ich unter dem Namen Bernhagen vorkomme, als Verfaſſer des Buches Lea ꝛc. Die Hauptſachen ſind weggeblieben, entweder weil der Schreiber ſie nicht wußte oder nicht zu berühren wagte, z. B. die Beziehungen zum Könige, zur Königin. —

Geſchrieben: Volk in Frankreich, Volk in Deutſchland, der Unterſchied iſt nicht ſo groß, daß beide ſich nicht verſtändigen könnten, betrogen und verrathen ſind ſie beide genug! — Beſuch von Herrn von Hänlein, der allerlei Nachrichten aus den Kammern und den diplomatiſchen Kreiſen bringt; der Handel mit dem ruſſiſchen Geſandten ſcheint einzuſchlafen, man will in St. Petersburg nicht viel draus machen. — Beſuch vom Grafen von Kleiſt-Loß; er iſt begierig zu erfahren, wie es mit der Pairie wird; ihm wäre ganz recht dazu zu gehören, aber er darf nicht hoffen ernannt zu werden; er meint, es würde wohl nur eine Verſammlung von Kammerherren dabei herauskommen. —

In Breslau hat das Stadtgericht die polizeiliche Schließung der freien Gemeinde nicht beſtätigt. Die Appellation wird helfen. —

Auch in Delitzſch iſt der Prediger Sachſe verhindert worden in der freien Gemeinde einen Vortrag zu halten. Der Polizeibeamte Aſſeſſor Katholi ſagte bald nach dem Beginn: „Das iſt keine religiöſe Rede, da kommt kein Bibelſpruch vor! Ich löſe die Verſammlung auf.“

Die Nichtigkeitsbeſchwerde des Staatsanwalts in dem Prozeß über Kinkel's Befreiung iſt vom Obergericht abgewieſen worden.

In Kaſſel hat das Kriegsgericht doch nicht gewagt, gegen das frühere Generalauditeriat wegen deſſen früherer Richterſprüche eine Verurtheilung auszuſprechen. Aber wie geht es ſonſt dort zu! —

Und in Schleswig-Holſtein! Das arme, von den deutſchen Großmächten, beſonders aber von Preußen, ſo ſchrecklich verrathene Land!

Wuth der Kreuzzeitung. Sie ſchreit auch wieder nach Buße! —

Die Rede Stahl's über Revolution iſt ein trauriges Gewäſch, voller Widerſprüche, Sophismen, Albernheiten, ein wahrer Bankrott des von ſeiner Parthei in den Himmel erhobenen Maulhelden. —

Geſtern war im franzöſiſchen Schauſpiel ein beſonderer Auftritt. Mit einer zuerſt in ihrer neuen Rolle auftretenden Schauſpielerin ſtürzte zugleich die frühere Beſitzerin dieſer Rolle auf die Bühne und ſchnitt jener das Wort ab. Der Vorhang mußte fallen, der Direktor trat mit einer Erklärung auf, und dann ſpielte die neue Schauſpielerin ihre Rolle ungeſtört zu Ende. Das Publikum nahm die Sache heiter. Der König lachte überlaut mit den heftigſten Gebärden, „wie ein Kobold" ſagten einige, „wie ein Berliner Junge" ſagten andere. —

Die öſterreichiſche Polizei hat ſchon mehrere Blätter der Kreuzzeitung mit Beſchlag belegt; auch dort will man Willkürherrſchaft, aber nicht Junkergewalt. Im Grund iſt es in faſt ganz Europa ein und dieſelbe Wirthſchaft; und ſie wird dauern, bis die Werkzeuge der Gewalt zerbrochen ſind, oder in andre Hände kommen, wären es auch nur die ſolcher — wie Louis Bonaparte; der Monarchie, der Legitimität der Fürſten, ſchadet der mehr, als der Freiheit; indem er letztere verräth, dient er ihr zugleich, wie der Kaiſer Napoleon ihr diente. —

Am 4. März iſt in Erfurt der Verleger und Redakteur der Allgemeinen Erfurter Zeitung zu 10 Thaler Strafe verurtheilt worden, weil er ſie zwar drucken, verlegen, verfaſſen durfte, aber nicht verkaufen, dazu hatte er keine Gewerbserlaubniß! Solchen Unſinn, ſolche Verdrehungen und Kniffe verüben unſre Behörden! — Die Zeitung erſcheint nicht mehr, ſie kann es nicht unter dieſer Polizeiwillkür. —

Die Geringheit und Leerheit der gewöhnlichen Gesellschaftsleute wird mir stets unerträglicher, und dieser gebildete Pöbel ist noch ordentlich stolz auf seine Erbärmlichkeit! Ich habe nicht Humor genug, um über die Albernheiten dieser Mißgestalten nur zu lachen; sie erzürnen mich, weil sie allem Guten wirklich schaden, ein weitverbreitetes, sorgsam gepflegtes Giftgerank! —

Stahl hat gestern Abend dem König und der Königin beim Thee die Hauptstellen aus seiner Rede über Revolution vorgelesen, zu großem Beifall! Er wird wohl weggelassen haben, was er zu Gunsten von Rebellion und bloßem Thronwechsel vorgetragen hat! —

Die Neue Preußische Zeitung schreit sehr und gebärdet sich wüthig, gebietet Buße, droht und trotzt, erscheint aber dabei nur albern und widerwärtig, und verräth ihre Schwäche; man sieht, wenn einmal die Regierung nicht auf ihrer Seite ist, wird sie gleich ohnmächtig; doch ist die Regierung noch genug auf ihrer Seite! —

In Danzig Haussuchung, und Auflösung einer christkatholischen Versammlung. — In Elbing neue Verfolgungen. —

Die Leute von der schwarzen Adlerzeitung, einem Töchterchen der Neuen Preußischen Zeitung, wegen Verläumdung des Stadtrathes Risch ꝛc. zu kleinen Strafen verurtheilt, ungeachtet die Sache selbst noch vor der Ministerialbehörde schwebend ist, und in andern gleichen Fällen deßhalb das Urtheil ausgesetzt worden. Der Assessor Wagener trat als Vertheidiger auf. Hier scheint Gehässigkeit im Spiel! Aber diese Leute haben so oft der offenbaren Ungerechtigkeit Beifall geklatscht, sie sogar verbrecherisch hervorzurufen gesucht — wie im Waldeck'schen Prozeß schandvollen Andenkens —, daß sie nicht klagen dürfen, wenn sie Unrecht leiden. —

In Frankreich alles zweifelhaft. Man hält die Schweiz

Theilung in zwei ſolche Klaſſen wird ſchon einigermaßen ſichtbar, wenn auch für's erſte nur in unbedeutenden Vorgängen.

Vielen Dank für die kleine Schrift, deren beißende Laune uns ſehr ergötzt hat. Der Tauſend, was ſind da für Dinge geſagt! Das zeugt doch von regerem Oppoſitionsgeiſte, als ich ihn mir in Frankreich gegenwärtig vorgeſtellt.

Für Ihre Güte in Betreff des jungen Nordamerikaners ſind wir Ihnen herzlichſt verpflichtet. Grüßen Sie ihn von uns, wenn Sie ihn noch ſehen, es iſt eine unſchuldige, treue Seele, die Gutes bringt und das Beſte ſucht. Sie haben Recht mit den Deutſchen, ſie wagen ſich ungern unter fremde Frauen, wie ich es faſt an allen meinen Bekannten in Paris erfahren habe; ich ſelbſt entſchloß mich nur nach allerlei Ausflüchten zum Beſuche bei Frau von Staël, wozu doch ganz beſonderer Anlaß mir gegeben war; ich möchte glauben, daß mehr Vorurtheil als Eitelkeit im Spiele iſt, wir haben uns abgewöhnt, die Franzöſinnen als Frauen anzuſehen, und unſere deutſchen Frauen in Paris unterſtützen dies Vorurtheil gefliſſentlich, wenigſtens iſt es mir ſo begegnet.

Wer hätte gedacht, daß Quiroga's und Riego's geringes Anheben auf der Inſel Leon nach anderthalb Jahren die weiten Küſten des Mittelmeers durchſtürmt haben würde! Ohne jenes Beiſpiel wäre wohl an keinen Aufſtand Italiens, ohne dieſen an keinen Aufſtand Griechenlands zu denken geweſen. Die Sache ſcheint im Süden und an den Meeresküſten viel ernſthafter und beſtandvoller, als im Norden, wo der Beiſtand auswärtiger Mächte dem Gelingen nicht wie dort entbehrlich ſein dürfte. Man iſt hier ſehr der Meinung, der ruſſiſche Kaiſer werde ſich der Glaubensgenoſſen doch zuletzt annehmen müſſen, und die Grauſamkeiten

für bedroht. Fürerſt iſt ſie wohl noch nicht gefährdet, daß aber auch ſie in den allgemeinen Zuſtand eingeſchmolzen werden muß, iſt mir keine Frage. —

In Saint-Martin geleſen; in Goethe. —

Freitag, den 12. März 1852.

Der Präſident von Gerlach ruft die Wiederherſtellung des Rechts auf fremdem Boden zu jagen mit heftigem Eifer, und dafür den Paragraphen der Verfaſſung an, der das Eigenthum für unverletzlich erklärt: der gleißneriſche Sophiſt, dem die ganze Verfaſſung nichts gilt, wo ſie mit ſeinen verrückten, junkerlichen Dünkeleien in Widerſpruch ſteht! Dieſe Leute ſind wirklich ſo ſchlecht als mächtig, ſo geiſtesarm als frech! Ohne fremde Stütze, was wären ſie? Die lächerlichſten Alfanzen. Aber freilich, Fürſt und Miniſter ſind in ihren Klauen! —

Die Preußiſche Zeitung findet nöthig, ein Gerücht, daß Fürſt von Solms-Lich, Patow, Camphauſen und Bethmann-Hollweg in's Miniſterium treten würden, für grundlos zu erklären. —

In Bremen hat die Bürgerſchaft das Verfahren des Senats gegen den Prediger Dulon für unbefugt erklärt, und Zurücknahme verlangt. —

Ueber die Behandlung der Gefangenen in der Hausvoigtei ſtehen gute Berichte in der Urwählerzeitung. Der Aſſeſſor Raſch hat ſchon den Zuſtand der Feſtungsgefangenen geſchildert. Gut, daß dergleichen zur Sprache kommt, die Abhülfe ſteht freilich erſt künftig zu erwarten. Es herrſcht ein Geiſt der Härte und Grauſamkeit, der an die Zeit erinnert, wo ganze Klaſſen eine Luſt darin fanden zu ſchlagen, zu peinigen. Dabei thut man, als ſei es etwas Schönes, beruft ſich auf Ordnung, auf Hausordnung, ſchmückt ſich mit dem Ruhm gewiſſenhafter Beobachtung der Vorſchriften ꝛc. —

Besuch von einem Russen aus Moskau, Herrn Staroff, wenn ich den Namen recht gehört habe. Merkwürdige Nachrichten, alles schläft in Rußland für den Augenblick, aber einzelne Laute verrathen, welcher Art die Träume der Schlafenden sind; sie haben sich niedergelegt mit dem Rausch, den das Jahr 1848 auch ihnen gebracht; dies Jahr wirkt mächtig fort in den Seelen der Russen, ist ihnen noch wie Gegenwart, noch heute erzählt man sich als unveraltete Neuigkeit, daß in Wien und Berlin das Volk gesiegt, aber den Kaiser und den König begnadigt hat! Die schöne Litteratur macht in Rußland jetzt eine Pause, die Regierung ist zu mißtrauisch und gewaltsam, sieht in Romanen, Gedichten ꝛc. schlimme Andeutungen, verweist die Verfasser aus den Hauptstädten ꝛc. Die neuesten eindringlichen Gedichte sind ohne Namen, werden nicht gedruckt, nicht einmal geschrieben, aber auswendig gelernt und hergesagt wo es ohne Gefahr geschehen kann. Wenn der Kaiser stirbt, erwartet man große Veränderungen. —

Im ersten Märzheft des Deutschen Museums einen Artikel von Otto Fock über die schleswig-holsteinische Kriegführung gelesen. Der arme Willisen ist nicht zu retten, er bleibt verurtheilt! Aber sein Hauptunglück war, daß er dem Verräther Wyneken sein Vertrauen geschenkt, dieser dünkelvolle Generalstabsoffizier wird hier unauslöschlich als Schuft und als Feigling gebrandmarkt! Wird er je seine Strafe leiden?! —

Endlich, endlich werden in beiden Kammern Anträge gegen das ungesetzliche Verfahren der Regierung mit den deutsch-katholischen und freien Gemeinden gemacht! Die Sache wird zwar für jetzt wenig helfen, die fanatischen Minister von Raumer und Westphalen werden frech behaupten, sie seien an keine Vorschrift gebunden — wie sie dies bei Entziehung des Postdebits bei mißfälligen Zeitungen gethan, — aber es ist doch gut, daß die Sache zur Sprache kommt, die Ungerechtig-

keit gerügt wird. — Die Jesuiten dagegen dürfen in Preußen mit offnem Gepränge ihr Wesen treiben! Nachrichten aus Neiße, aus Schlesien überhaupt. —

Man sagt ganz laut, beides, sowohl die Verfolgung der freien Gemeinden als die Begünstigung der Jesuiten, geschehe auf ausdrücklichen Befehl des Königs, wobei die Versicherung, der König und die Königin seien längst insgeheim katholisch, sich auf's neue die ausgebreitetste Geltung schafft. —

Nothstand in vielen Gegenden; die Regierung, theils sorglos, theils verstockt, läugnet so lang als möglich, dann gesteht sie ihr Unvermögen. Vereine zur Abwehr der Noth verhindert das schikanöse Vereinsgesetz, freie Besprechung ist unterdrückt. Alle Last fällt mit Recht auf die Regierung. Die Wohlthätigkeit der Einzelnen hält sich auffallend zurück, beschränkt sich auf den nächsten Kreis; an allgemeine Beisteuern ist nicht zu denken, — die Meinung, in den Händen der Behörden sei das Geld am schlechtesten angelegt, ist sehr verbreitet; man traut ihnen nichts Gutes zu. Man erinnert an die Sammlungen für die Märzkämpfer, für die deutsche Flotte ꝛc. —

Die Neue Preußische Zeitung schimpft auf den jetzigen englischen Minister Disraeli wegen seiner jüdischen Abkunft; sie dachte in dem Augenblick nicht an ihren Helden Stahl! —

Mit der Schweiz will der — Abentheurer in Paris doch nicht ernste Händel anfangen, er giebt nach. Seine Possenspiele vervollständigen sich übrigens im Innern. —

Sonntag, den 14. März 1852.

Die Nationalzeitung bespricht, bei Gelegenheit des österreichischen Verbots, die politische Wirksamkeit der Hegel'schen Philosophie, und weist nach, daß sie auch in solchen vorhanden ist, die nichts von ihr wissen oder sie gar verbieten; meint übrigens, die Demokraten hätten am meisten Ursache, mit ihr unzufrieden zu sein.

Sendung von Humboldt, das neueſte Bulletin français — das ich ſchon habe — und ein Stück des Athenaeum, wegen eines Artikels über Thomas Moore. — General von Pfuel kam, und wir ſprachen lange, in vertraulichſter offenſter Mittheilung, über die Gebrechen der Gegenwart, die Ausſichten in die Zukunft; auch erfragte ich von Pfuel noch manche genaue Angaben über die Märzverfälle 1848, genauere noch, als er ſie in ſeiner Denkſchrift darlegt. —

Ein wichtiger Fortſchritt in Deutſchland iſt die auffallende Erſcheinung, daß die Bedeutung der Gelehrten ſeit den großen politiſchen Bewegungen eine ganz andere geworden, als ſie vorher war. Ihr vormundſchaftliches Anſehen hat aufgehört, die Zunft iſt gebrochen, der Bann gelöſt. Geiſt und Wiſſen ſind mehr in die Nation übergegangen, ſind mehr als freies Eigenthum anerkannt, ohne Belehnung von Univerſität, Akademie oder Schriftſteller-Orden. Tauſende treten jetzt praktiſch als befähigte Männer auf, wo früher kaum Hunderte zu finden waren. — Die ganze Nation hat eine gute Schule durchgemacht; die Früchte werden kommen.

In meinen Papieren gearbeitet, Durchſicht und Verbeſſerung früherer Aufzeichnungen. Den Roman the scarlet letter von Hawthorne ausgeleſen, mit großer Gemüthsbewegung; ein treffliches Werk eines edlen und tiefen Geiſtes. —

Der ehemalige ſächſiſche Geheime Rath Karl Todt, einer der edelſten Volksfreunde und Volksvertreter, ſtarb als Flüchtling in Zürich den 10. März nach langen Leiden am Magenkrebs. —

Der König der Niederlande hat dem Könige der Belgier im Fall eines Angriffs von Seiten Frankreichs die geſammte Kriegsmacht Hollands zur Unterſtützung zugeſagt. Beide Staaten ſchließen ſich feſt an England an, und ſuchen auch Rußland ſich geneigt zu machen. —

Der Wirth des hieſigen Treubundhauſes, Namens Förſter, iſt flüchtig geworden, und wird als Betrüger mit Steckbriefen

verfolgt. Wenn das einem demokratischen Wirth widerfähre, wie würde die Kreuzzeitung lärmen! —

Montag, den 15. März 1852.

In der ersten Kammer hat Lette sehr tapfer und auch Forstner und Bethmann-Hollweg leidlich gut wider die Verfolgung der Deutschkatholiken gesprochen; die im Namen der Regierung auftretenden Sprecher Brüggemann und Scheerer recht niederträchtig, Gerlach seiner Gewohnheit gemäß als scheußlich fanatischer Pfaff. Die Abstimmung war natürlich gegen die Verfolgten. —

In Königsberg ist eine Kleinkinder-Schule, weil Dr. Rupp sie leitete, aufgelöst und die Kinder, höchstens sechsjährige, von der Polizei auf die Straße gesetzt worden. —

Das Obertribunal hat gestern als Disziplinargericht den achtundsiebenzigjährigen Rees von Esenbeck seines Amtes für verlustig erklärt und ihn zu den Kosten der Untersuchung verurtheilt. Der alte Mann ist ein Ehrenmann, und ihm geschieht das größte Unrecht. Mangel an Klugheit nur ist ihm vorzuwerfen. —

Der Gemeinderath von Krefeld hat wegen der Gemeindeordnung eine Petition an die Kammern gerichtet; deßhalb hat die Regierung in Düsseldorf ihm einen Verweis gegeben und ihm mit Suspension gedroht! Sie sind ganz verrückt, diese reaktionairen Beamtenseelen. –

In Bremen waren Unruhen in einer Kirche. Die Kreuzzeitung spritzt Gift und Galle und schreit über Gotteslästerung und Frevel. Die Polizeistörungen deutschkatholischer Gottesdienste hält das heuchlerisch-fanatische Blatt für kein Aergerniß. —

Man wird künftig einmal erstaunen und die Möglichkeit nicht begreifen, wie eine so kleine Zahl vornehmen Gesindels eine ganze Nation so schmachvoll hat drücken und schikaniren

können. Denn, nimmt man die Kriegsmacht und die Konstabler weg, so sieht man nur die baare Erbärmlichkeit und Lumperei. —

Zwei Personen gefielen sich gegenseitig und besprachen ihre Verheirathung. Dabei kamen allerlei Bedenken vor, sie wogen jede ihrerseits die Vortheile und Nachtheile sorgfältig ab. Nach allem was ich davon hörte, kam ich zuletzt zu dem Ergebniß, eigentlich sei ihr Sinn, etwa sechs oder acht Wochen lustig zusammen zu leben, das sei grade genug für ihre Liebe, und natürlich komme die Heirath ihnen ein bischen zu viel für diesen Zweck vor. Höher und sittlicher aber wird der Genuß nicht dadurch, daß die Ehe das Gefäß sein soll, aus dem sie ihn trinken! Die Saint-Simonisten haben Recht, es bedarf auch für wandelbare, leichte Gemüther in solchen Fällen gültiger Formen, es paßt nicht alles Leben in die steifen Eheformen. Es ist aber ungerecht, daß für natürliche Ansprüche jetzt nur Wege offen stehen, die dem Tadel und der Schande unterliegen. —

Louis Bonaparte hat die fünfprozentige Rente auf vierundeinhalbprozentige herabgesetzt, worüber die Geldmänner sehr in Unruhe sind. Wartet nur! es wird noch besser kommen! Alles im Namen der Ruhe und Ordnung, der Staatsretterei, der Rettung der Zivilisation! —

Dienstag, den 16. März 1852.

Vor einigen Tagen kam der König zum Potsdamer Thor hereingefahren, stieg in der Leipziger Straße aus und ging zu Fuß weiter, während der Wagen zur Seite blieb. Zwischen der Wilhelmsstraße und Kanonierstraße sah sich der König die Häuser besonders an, betrat deßhalb mehrmals den Straßendamm, wobei der begleitende Lakai bemüht war ihm die Bahn etwas frei zu halten, endlich trat der König in ein Haus, kam aber gleich wieder zurück, und sah sich wieder die Häuser an,

wobei er mehrmals für sich die Worte sprach: „Ich weiß nicht ... Ich weiß doch nicht ...“. dann stieg er wieder ein und fuhr weiter. Vielen Leuten war dies Benehmen aufgefallen, und sie scheuten sich nicht unter einander zu fragen: „Ist er verrückt? der ist wohl toll geworden!“ — Das nächste merkwürdige Haus ist Nr. 13, wo einst der Graf Zinzendorf seine Versammlungen hielt; vielleicht wollte der König dies ihm bezeichnete Haus näher ansehen. —

Mittwoch, den 17. März 1852.

Vortrefflicher Artikel der Nationalzeitung, des Geheimraths Plinius Bericht an den Kaiser Trajan über die verderbliche Christensekte! — Die neue Preußische Zeitung, in der bloßen Furcht, der Fürst von Solms-Lich könnte Minister werden, sucht ihn durch ein Schmähgedicht zu besudeln. Das Blatt ist gemeiner, verruchter als je. —

Abschiedsbesuch vom General von Pfuel. Er spricht sich sehr wacker aus. Unser Regierungswesen mehr als türkisch, die Verderbniß, die Gesetz- und Sittenlosigkeit, oben schon herrschend, breitet sich nach unten aus; im untern Volk ist noch die meiste Tugend und Ehrliebe. Die ganze Regierung ein Gemisch von Frechheit und Schwäche. Was auch kommen mag, von innen oder außen, es trifft unsre Regierung unvorbereitet, als Ueberraschung, und dann ist gleich die Verwirrung da. Rasendes Eingreifen der Polizei, brutal und unbefugt, mit lügnerischen Vorwänden: ein Kontrabler dringt in eine Privatgesellschaft und löst sie auf. — Dem General außer Diensten von Zoller zu Glogau, Vorstand der dortigen freien Gemeinde, Papiere und Bücher durchsucht! Der stupide Minister von Raumer läßt dem Zusammenhange der Fröbel'schen Kindergärten mit den freien Gemeinden nachforschen und wird ihn finden! Von solchem Vieh von Dummheit wird regiert! —

Nachmittags Beſuch von Herrn Adolph Streckfuß. Mannigfaches, lebhaftes Geſpräch, Erzählungen aus ſeinem Leben. Anſichten über die Vergangenheit, Thorheiten der Linken, der demokratiſchen Phantaſten in Frankfurt am Main, von der Reaktion trefflich benutzt. Erwartungen, Muth und Ausdauer. —

Seit dem Sonntage ſchon ſind viel Verwandte der am 18. März 1848 im Kampfe Gebliebenen zu deren Gräbern gewallfahrt, und haben ſie mit Blumen und Kränzen geſchmückt; die Polizei hat dies nicht gehindert, heute Nachmittag aber ſind Konſtabler angerückt und haben den Zugang zu den Grabſtätten gewehrt. Dieſe ſind ſeit einiger Zeit mit einem Zaun umgeben, der nur Einen Einlaß hat. Morgen erwartet man wieder brutale Gewaltſamkeiten der Konſtabler; die ganze Bande wird vom Volke tödtlich gehaßt. —

Der Kaiſer von Rußland ſoll erklärt haben, er werde keinen Beſuch in Berlin machen, ſo lange die Kammern hier verſammelt ſind! Viel Ehre für die Kammern, aber wenig für den Kaiſer! —

Der Fürſt von Solms-Lich iſt hierher berufen vom König. Ob er kommen wird? Er thäte beſſer nicht zu kommen; hier erwartet ihn alles Gift, das täglich aus dem Sumpfe der Kreuzzeitungspartei aufſteigt. —

Donnerstag, den 18. März 1852.

Starker Nebel, durch den die Sonne von frühmorgens bis gegen 10 Uhr als eine blutrothe Scheibe zu ſehen war. Es iſt der 18. März, es iſt das Jahr 1852! Die Luft iſt ſcharf, bei 5° R. Wärme. —

Vortrefflicher Artikel der Urwählerzeitung zum Andenken des Tages; die andern Zeitungen aller Farben liefern keine Betrachtungen der Art, ſie ſchweigen, und das mag auch gut ſein. Der Urwähler hebt unter andern den Gegenſatz hervor,

das Miniſterium Camphauſen habe die Revolution nicht anerkannt, um ſie nicht durchzuführen, die Reaktion hingegen habe ſie anerkannt, um mit ihr zu brechen. —

Brief und Buch von Herrn Dr. Michael Sachs, „Beiträge zur Sprach- und Alterthumsforſchung, aus jüdiſchen Quellen, erſtes Heft.“

Auch heute war der ganze Friedrichshain durch ſtarke Konſtablerſchaaren ſtreng abgeſperrt. Das Volk machte keinen Verſuch einzudringen. Daß die Regierung die Feier des denkwürdigen Tages durch die ſtrengſten Maßregeln verhindern muß, iſt Feier genug. Die Polizeiköpfe, die uns anſtatt der Staatsmänner regieren, werden nie klug! In den höchſten Regionen giebt es nur ſolche. —

Die Münchener Blätter von Phillips ſagen, es ſei recht gut, daß in Berlin die Kirchen ſo leer blieben, um das reine Waſſer aufnehmen zu können, müſſe das Gefäß erſt vom ſchmutzigen leer ſein. Darüber ſchreit natürlich die proteſtantiſche Pietiſterei. —

In Reinbold's Papieren geleſen, in Mirabeau. —

Ich kann das Tagesgeſchwätz immer weniger vertragen, ſowohl das gedruckte als das mündliche! Ich vermiſſe ſchmerzlich den Umgang ſolcher Menſchen, von denen ich lernen kann, die mich mit neuen Gedanken nähren. Bücher ſolcher Art giebt es genug, aber ſie reden nicht von ſelbſt, nicht eingreifend in das vorliegende Leben, und was ſonſt ein Vortheil iſt, daß ſie nämlich unperſönlich ſind, empfind' ich als Nachtheil. Ich muß immer an Rahel denken. Wen hatte ſie? Goethe'n und Saint-Martin. — Es giebt Zeiten, wo mir alle Bücher zu ſchwach ſind, — ein Sonnenblick, ein Sternenſchimmer thun dann gut! —

Neulich führte der König den Vorſitz im Staatsminiſterium. Nach längerm Hin- und Herreden wurde er ungeduldig, und ſagte zu Raumer und Weſtphalen: „Wenn Sie nicht wollen,

se werde ich Andre finden!" und lief weg. Da sagte Westphalen, nach diesen Worten bleibe ihnen wohl nichts übrig, als ihr Abschiedsgesuch einzureichen. „O Gott bewahre!" rief Manteuffel, „deßwegen noch nicht! Bleiben Sie ruhig und warten es ab." Nach einer halben Stunde kam der König wieder, und alles war wie nicht gewesen. Doch ist Manteuffel'n grade an diesen beiden Kollegen nichts gelegen, er möchte sie gern los werden, aber ihre Nachfolger selbst ernennen, nicht sich geben lassen. „Das Ganze ist eine Lakaienwirthschaft." —

Unser Gesandter im Haag, Graf Hans von Königsmarck, ist bekanntlich einer der dümmsten und widerwärtigsten Diplomaten, die wir haben. Sein Legationssekretair Herr von Schack gerieth mit ihm in Zwist, der offen ausbrach. Er verklagte den Gesandten, erklärte ihn für unfähig den Geschäften vorzusteben. Der Gesandte erklärte den Sekretair für widerspenstig und unbrauchbar; der letztere wurde zurückgerufen, und wartet nun vergebens auf eine andre Anstellung. —

Freitag, den 19. März 1852.

Heute vor vier Jahren wehte auf dem Schloß die deutsche Fahne, der Palast des Prinzen von Preußen war als Nationaleigenthum bezeichnet und nur hiedurch vom Untergang gerettet; die Bezeichnung ist von der Mauer längst weggekratzt, aber aus der Erinnerung läßt sie sich nicht auskratzen! —

Wie schändlich, kaltgiftig, hat der Kultusminister von Raumer wieder die freien Gemeinden verläumdet! Keine Rüge seines ungerechten Verfahrens hilft; die Mehrheit stimmt ihm bei. — In Baden dagegen werden die Alt-Lutheraner, die hier das große Wort haben, als Dissidenten bitter verfolgt, und gegen diese Verfolgung klagen die hiesigen Verfolger! —

In Stuttgart wollte man die Linke aus der Stände-

der Türken dürften dieſe Wendung der Dinge mächtig beſchleunigen. Aber für die allgemeine europäiſche Staatskunſt iſt dies ein Gegenſtand unentwirrbarer Verwickelung; jede der Hauptmächte hat andere Wünſche und andere Befürchtungen von dieſer Seite; ſelbſt eine Theilung des ganzen Reiches läßt ſich, nach der Lage der Länder, nie zweckmäßig genug anordnen, und das Loos Rußlands würde immer zu groß bleiben, da ihm jedenfalls die alleinige Anwartſchaft auf Kleinaſien zu gut käme. Ohne verfaſſungsmäßige Freiheit ginge es bei den Griechen auch nicht mehr ab, und bei dem Süden wäre es noch überdies zweifelhaft, ob dort die Ohnmacht der Höfe und die Einführung ihrer Grundſätze jemals feſten Boden gewinnen könnte. Dieſe Gegenſätze, gebilligte Revolution und unterſtützte Freiheitsbewegung einerſeits und andererſeits preisgegebenes Chriſtenthum und verſäumte Gelegenheit, machen eine ſchreckliche Klemme, die auf jeder Seite ihre Stacheln hat. Vielleicht geht auch dieſe Bewegung vorüber, wie ſo manche andere, ohne unmittelbaren Erfolg; ein mittelbarer würde darum nicht abzuläugnen ſein, denn die Geſtaltungen der Geſchichte bilden meiſt Reihen mit größeren oder geringeren Zwiſchenräumen, und um das Nächſtliegende zu nehmen, ſo brauchen wir nur auf unſern Schill zu ſehen, der zwar ſchmählich und wie Allen ſchien, unnütz verunglückte, aber den Yorck zu beſſerem Glücke vorbereitete und ankündigte; Ypſilanti könnte wohl eine Art Schill ſein.

Was hat uns die Oſtermeſſe gebracht! „Wilhelm Meiſter's Wanderjahre", von dem großen Meiſter, der es hier ganz iſt, wie in irgend einem Werke. Das ganze Gebiet menſchlicher Auffaſſung und Thätigkeit erhebt er bildend in lebendige Klarheit, und alle Wiſſenſchaften und Künſte, Lebensarten und Geſinnungen, Verhältniſſe und Zuſtände

verſammlung ausmärzen. Frechheit des Staatsraths von Pleſſen. Die Abſchaffung der Grundrechte wird von der Mehrheit beſchloſſen. —

Profeſſor Wippermann in Gießen diſziplinariſch entlaſſen. —

Das Untergericht hatte die Schließung der freien Gemeinde zu Breslau nicht gerechtfertigt gefunden, das Appellationsgericht wohl.

Geſtern Nachmittag ſtarb Raupach. Die Blätter bemühen ſich ihn zu loben. Das Wahre iſt, daß er ein philiſterhafter, eingebildeter Kerl war. Wer ihn für einen Dichter halten will, mag es thun. Gewiß war er das leibhaftige Zeugniß der Jämmerlichkeit des deutſchen Theaters, ein Kotzebue in Abart. —

Karl Vogt's Thierſtaaten hier verboten! Jetzt, ſo ſpät! —

Jakob Rieſen an den Präſidenten der zweiten Kammer; ein Mitglied der Rechten hat Verläumdungen gegen ihn ausgeſprochen, die ein Zeugniß der Elbinger Polizei widerlegt. —

Das Miniſterium will allerdings die Grundſteuerfreiheit der Rittergüter aufheben, wo Geld zu beziehen iſt hat der Staat immer Recht! Aber die bisher Steuerfreien ſollen dafür, daß ſie ſo lange es waren, eine Kapitalbelehnung erhalten, das heißt eine Entſchädigung, die zwar vielen Menſchen mißfallen wird, aber ohne die man ein zu großes Mißfallen der Betroffenen fürchtet, und die Regierung geſteht, daß ſie lieber die Unzufriedenheit berückſichtigen will, welche nicht Recht hat, als die, welche Recht hat! Allerliebſtes Geſtändniß! —

Ausfall der Neuen Preußiſchen Zeitung gegen den öſterreichiſchen Geſandten von Prokeſch, der ſich mit größter Schärfe gegen unſre Miniſter ausgeſprochen haben ſoll.

Verſuche der Parthei, Herrn von Bethmann-Hollweg wieder zu gewinnen. — Jammer und Klagen, daß in der

Provinz Preußen an öffentlichen Orten überall die Nationalzeitung aufliegt, und nicht die Kreuzzeitung. —

Der elende Minister von Raumer hat die Kammer mit einer Blumenlese aus Schriften und selbst Privatbriefen von Deutschkatholiken bewirthet, um zu zeigen, daß man diese unterdrücken müsse. Ein unredliches, treuloses Verfahren, das man vor dreißig Jahren gegen die Demagogenumtriebe angewendet, und sich dadurch so verächtlich als lächerlich gemacht hat. Die Katholiken aber begünstigt der Minister, die Jesuiten sogar, und was können für Blumenlesen aus deren Schriften, und von der Kirche beglaubigten, geliefert werden! Fürstenmord, Meineid, Lüge, Verrath und Arglist jeder Art haben sie vertheidigt! Freilich, mit Ausnahme des Fürstenmordes haben die Regierungen der andern Mittel sich reichlich bedient, und solche Vertheidiger sind ihnen ganz Recht! —

Sonnabend, den 20. März 1852.

Geschrieben; für die verfolgten Deutschkatholischen! Schimpf und Schande den Verfolgern! Diesen zum Herzen, zur Vernunft zu reden ist das vergeblichste Unternehmen, sie haben beides nicht! —

Der Magistrat hat neue Plackereien und Gewaltthaten gegen die armen Handwerker unternommen, der Stadtrath Risch geht dabei wieder voran. Diesmal sind Meister und Gesellen in ihrem Widerstande gegen den Magistrat einig; sie hoffen auf Manteuffel. —

Bethmann-Hollweg erläßt eine scharfe Erklärung gegen das „Schandblatt" die Kreuzzeitung, das ihn verrätherisch zu schonen sich das Ansehn giebt, um ihn von seinen Freunden zu trennen. —

Die Kreuzzeitung ist in ganz Oesterreich verboten worden. —

Scharfe Debatten in der zweiten Kammer über das Budget

des Kriegsministers; dieser macht Phrasen, Vincke und Harkort gehen der Sache stark auf den Kern; Bismarck-Schönhausen will die Städte, wenn sie sich wieder empören, von dem Erdboden vertilgen, was aber nur ein schallendes Gelächter hervorruft. Vincke verspottet ihn wegen seines Witzes, seiner diplomatischen Erfolge ꝛc. Die Landwehr wird vertheidigt ꝛc. Natürlich bewilligt die Mehrheit alles Geforderte! Doch sind Worte und Bemerkungen gefallen, die kein Bismarck-Schönhausen vertilgt! —

Manteuffel hat vertraulich geäußert, an Raumer und Westphalen sei ihm nichts gelegen, beide taugten gar nicht zu Ministern, beide seien die starre Unfähigkeit; er würde es gern sehen, wenn sie ausschieden, und würde sich gern andre Kollegen gefallen lassen; das heißt, er möchte bei einem Ministerwechsel gern der Bleibende sein, sei es nun, daß Solms-Lich oder Bethmann-Hollweg, oder Arnim-Boytzenburg an's Ruder käme. Unruhig ist er, denn der König scheint überdrüssig und zu einem Wechsel geneigt. —

Sonntag den 21. März 1852.

Geschrieben, um doch nicht ganz die Hände in den Schooß zu legen! Sandkörner zum Werk, das deren Hunderttausende fordert, und Hunderttausende ungebraucht läßt, aber ohne die Fülle nicht entsteht. Dann kam Fürst von Schönaich-Carolath; ich hatte Zeit für ihn und er blieb zwei Stunden. Ob das Ministerium fallen, und wer in ein neues zu kommen Hoffnung hat, das beschäftigt die Leute am meisten; mich nur aus Tagesneugierde; das rechte kann jetzt nicht kommen, — erst müssen Niederlagen eintreten. Ueber den Fürsten von Solms-Lich, Bunsen, Radowitz ꝛc. — Offenes Bekenntniß, daß Preußen nicht mehr ist, was es war — oder schien —

und daß es nicht mehr hoffen kann Deutſchland in ſich aufzunehmen, ſondern nun wirklich in Deutſchland aufgeben muß, wenn ihm nicht Schlimmeres beſchieden iſt! Die Leute, die von einem Thronwechſel etwas hoffen, wiſſen nicht wie die Sachen ſtehen; ein Thronwechſel ändert hier nichts, als höchſtens einige Nebenumſtände, es müßte denn ſein, daß noch unerkannt im Verborgenen ein neuer Friedrich der Große heranblüht! —

In Mirabeau geleſen, in Voltaire, Engliſches. In Reinhold's überſetztem Petrarca. —

Der vierzehnte Band von Baader's Schriften. Gleich in der Vorrede dieſes von Dr. Schlüter in Münſter herausgegebenen Bandes findet ſich eine Stelle, die meinen Unwillen erregt. Baader hat das freie tüchtige Wort geſagt: „Der Papismus iſt die Schwäche des Katholizismus und der Katholizismus iſt die Stärke des Papismus.“ (Bei Saint-Martin findet ſich ein ähnlicher Ausſpruch.) Hierüber macht nun der feige Herausgeber ſeine Entſchuldigungen, Baader ſei in ſeiner letzten Zeit ſchwankend geweſen, habe nicht die rechte Beſonnenheit und Klarheit gehabt, die Aeußerung ſei aus einer in ihm erregten Animoſität gefloſſen, ſeiner innerſten Denkart fremd ꝛc. Warum befaßt der Menſch ſich mit einer Herausgabe, bei der die Würde des freien Denkers, die Ehre der Selbſtſtändigkeit des Autors ſo preisgegeben werden muß? Schlüter beruft ſich darauf, daß Baader in ſeinen letzten Stunden den Troſt der Kirche verlangte und erhielt. Das „erhielt“ will ich nicht beſtreiten, aber „verlangte“ muß ich bezweifeln; Baader, nach vielen Aeußerungen, die ich von ihm gehört, bedurfte gleich Saint-Martin des Troſtes der Kirche nicht, er fühlte ſich in gewiſſem Sinn über ihr, jedenfalls neben ihr. Zog er dann in München an meiner Seite vor der vorbeigetragenen Hoſtie den Hut nicht, und machte, als ich ihn darüber befragte, einen Spaß!

Zollkongreß in Bamberg, von Baiern, Würtemberg, Sachſen; im preußiſchen Zollverein öſterreichiſche Betreibungen. —

Montag, den 22. März 1852.

Dr. Caroſé ſtarb am 18. in Heidelberg; ich betraure ihn ſehr. Er war ein guter Kopf, der gegen das Pabſtthum wacker angekämpft hat.

In Bremen zeigt die Bürgerſchaft unvermuthet den tapferſten Trotz gegen den Senat und ſelbſt gegen den Bundestag, ſie ſpricht dieſem alle Befugniß der Einmiſchung ab, und erklärt, daß der Senat, wenn er nicht ungeſäumt ſeinen Pflichten nachkomme, nicht ferner als Senat anzuſehen ſei. Mit 127 gegen 97 Stimmen. Die Bürgerſchaft wird unterliegen, aber wie in Kurheſſen das Volk unterlag, der offenbaren Ungeſetzlichkeit und Gewalt. Brav von der Bürgerſchaft! Sie weiß was erfolgt, aber Recht und Ehre ſind auf ihrer Seite. —

Der nichtswürdige Ohm, der ſich von der Reaktionspartbei als falſcher Zeuge gegen Waldeck gebrauchen ließ, iſt in Magdeburg als obdachloſer und hungriger Bettler angekommen, und hat bei der Polizei um Aufnahme in das Gefängniß nachgeſucht, das man ihm aber nur auf Eine Nacht gewährt hat. Sorgen die Freunde nicht beſſer für ihre Spießgeſellen? Warum nimmt ihn Goedſche nicht auf oder Wagener? warum nicht Hinckeldey oder Manteuffel? Armer Dulder Ohm! Sieh, was deine Partheigenoſſen, Bismarck-Schönhauſen, Kleiſt-Retzow, Heydt, Simons ꝛc. für günſtigeres Schickſal haben! —

Spitze Reden zwiſchen Bismarck Schönhauſen und Vincke, erſterer bekommt ſcharfe Stiche und wird lächerlich gemacht; auch mit Harkort hat Bismarck einen Strauß. Man erwartet Zweikämpfe. Der hohe Ton, den ſich Bismarck herausnimmt, paßt nicht zu ſeinen vielen erlittenen Niederlagen. —

Die Konstitutionelle Zeitung vom Sonntag ist polizeilich weggenommen worden. Sie tadelt scharf das Verfahren gegen die Deutschkatholiken.

Raupach's Beerdigung mit großem Gepränge. Auch der König hat seinen Wagen geschickt. Sie thun, als hätten sie einen Dichter gehabt! Sie geben sich das Ansehn, als müßten sie die feinsten Weine haben, und berauschen sich in Fusel! —

Die Verfolgungen und Haussuchungen bei Deutschkatholiken gehen ihren Gang. Detroit in Königsberg vor dem Konsistorium. In Dessau spricht es die Regierung frech heraus, die Aufhebung der freien Gemeinden beruhe auf bundestäglicher Verabredung. Nur Christen und Juden sind vom Staat anerkannt, als derselben Offenbarung angehörend! Derselben? O der Querköpfe! Und am Glauben selbst liegt ihnen nichts, nur an den Formen, dem Schein! —

Rees von Esenbeck läßt in Breslau seine Bücher versteigern, bietet sein Herbarium zum Verkauf! —

Dienstag, den 23. März 1852.

Geschrieben; Vergleichung zwischen den vormärzlichen und nachmärzlichen Zuständen, — die Freiheit ist unterdrückt, das Volk gequält, die Reaktion steht in voller Blüthe, aber inmitten der Revolution, — wir sind heute viel weiter als wir vor 1848 waren, und wünschen die früheren Zustände nicht zurück! „Auch kennen wir jetzt unsere Feinde, die wir 1848 nicht kannten, und wenn es zu neuen Schlägen kommt, werden sie die rechten treffen." — Was geht in England vor? Wird auch dort Belagerungszustand, Gewaltherrschaft, Abschaffung der Preßfreiheit, des Parlaments bereitet? Ein Staatsstreich ist jetzt eben so gut dort möglich, als anderswo! Aber auch die Revolution kann plötzlich dort einrücken. Fortschritt! —

Sendung aus England von Herrn Grote, der neunte und zehnte Band seiner Geschichte Griechenlands. Ein Trost, ein

Segen iſt mir dieſes Werk, und wie kommen dieſe neuen Bände zur guten Stunde! Eine Verſorgung für die nächſte Zeit, eine Mitgift in den Frühling hinein! —

In Halle hat die Mehrheit der großen Liebfrauengemeinde gegen die neue kirchliche Gemeindeordnung entſchiedenen Einſpruch gethan. Es kommt aus allen dieſen Kirchenbetriebſamkeiten nur Zwiſt und Hader. Die Regierung zeigt beſonders auch auf dieſem Gebiet eine gänzliche Unfähigkeit. —

Bei Treptow haben Wiedertäufer ihre Taufen in der Spree gehalten; drei Kähne führten die Taufzeugen. Bei dieſer auffallenden Handlung ſchritt keine Polizei ein, Fanatiker liebt ſie! —

Telegraphiſche Nachricht aus Brüſſel, daß Thomas und d'Hauſſonville von den Geſchworenen freigeſprochen worden. —

In Grote geleſen, in Mirabeau, in Reinhold's Papieren. —

Graf von York wollte mich beſuchen; nichts! wie kann er ſich einbilden, daß ich mich zu Bethmann-Hollweg bekehren werde? Er ſoll dem General von Bardeleben Hoffnung gemacht haben, daß ich am politiſchen Wochenblatt Theil nehmen werde!! —

Die Dänen wirthſchaften in Schleswig und auch ſchon in Holſtein nach Luſt und Belieben, kümmern ſich um keine Verträge, und noch weniger um die ſchüchternen Vorſtellungen, die ihnen die armſeligen Diplomaten deßhalb im Stillen machen. Die däniſchen Truppen in den Herzogthümern, gegen 50,000 Mann ſtark, ſind übermüthig gegen das Volk, und äußern den heftigſten Haß gegen die Preußen, gegen die ſie gar zu gern in den Kampf zögen. —

Mittwoch, den 24. März 1852.

Billet von Humboldt, der mir einen Brief ſendet, durch den Auguſt Grau, in Ohio Montgomery County, ihn zum

gläubigen Christen zu machen versucht; in salbungsvoller schmeichelnder Manier ein Probestück des frechsten Dünkels! —

Besuch von Dr. Hermann Franck; deutsche Sachen; Frömmelei; mächtiger Einfluß des Predigers Büchsel und jämmerliche Unbedeutenheit des Mannes, dem jede Auszeichnung gänzlich fehlt. Ueber die Geschichte des Frankfurter Parlaments von Bruno Bauer. —

Antwort an Humboldt geschrieben: die Verse von Goethe an die „Pfarrerswittib" für ihn abgeschrieben; die auch als Antwort an Herrn August Grau dienen können. —

Den Präsidenten und bedeutenden Mitgliedern der Kammern ist von den Ministern vertraulich eröffnet worden, der König wünsche, daß die Geschäfte bis zum 15. Mai erledigt sein möchten. Die Antwort lautete zweifelhaft. Natürlich fällt einem dabei ein, daß der Kaiser von Rußland bei seinem Besuch hier die Bedingung gestellt haben soll, keine Kammern hier versammelt zu finden. Welcher Stoff zu Betrachtungen, für den Staatsmann, Royalisten, Preußeneiferer, Geschichtsmann, und für den — Kladderadatsch! —

Ueberall werden die Kammern, besonders die zweiten, in Deutschland geringschätzig behandelt, vernachlässigt, verletzt; es geschieht wie auf Verabredung: in Darmstadt, Hannover, München, Dresden, selbst in Weimar. Nicht zu verwundern; aber einzutragen in das große Merkbuch. —

Das Hofmarschallamt hat befohlen, daß niemand beim Durchgehen durch das Schloß Taback rauchen darf. Die Wachtposten verhaften diejenigen, die nicht gleich die Zigarre löschen.

Den unglücklichen Deutschkatholiken hier ist nun auch die Benutzung des Gesellschaftshauses zu ihren gottesdienstlichen Versammlungen entzogen worden. Die Polizei hat dem Wirth angezeigt, wenn er seine Säle ferner der Gemeinde

leihe, werde ihm die Gewerbserlaubniß genommen werden. Man will den Leuten durch Scheereien, durch langsame Qualen abzwingen, was man durch ein kräftiges Verbot mit Einem Schlage bewirken könnte, sie sollen ihre Sache einstellen!

In Sondershausen haben die Soldaten erst jetzt die deutschen Farben abgelegt. So spät! Verboten sind sie noch nicht. —

Vom Bürgermeister Smidt in Bremen hör' ich schlimme Dinge! Der alte Mann als Verräther an der Freiheit und an seiner Stadt, deren bester Berather und Schmuck er so lange war! —

Die Berathungen in Hannover über die deutsche Flotte haben zu keinem Ziel geführt. Ueberall dasselbe Unvermögen, dieselbe trostlose Erbärmlichkeit! Der Bundestag das Urbild aller Ohnmacht und Schlechtigkeit! —

In Grote gelesen; Xenophon's Rückzug ist sehr gut kritisch dargelegt: die Vorliebe für Athen freut mich, sie kommt aus den besten Gründen. —

In Baiern hat eine Gerichtsbehörde die neuesten fanatischen Schriften der Gräfin von Hahn verboten, weil sie Haß gegen die Protestanten erregen! In Baiern! Sie werden wohl wieder erlaubt werden. —

Wiener Blätter machen großes unverhältnißmäßiges Aufheben von dem Schicksal des im adriatischen Meer untergegangenen Dampfschiffes Marianna. Daß der junge Rübeck sein Leben dabei gefunden, erklärt den Lärm nicht genügend. Die Sache hat diesen Zusammenhang. Der Kaiser hatte sich eingeschifft, man fürchtete Sturm und wollte noch im Hafen bleiben. Der Kaiser meinte Muth und Befehlsmacht zeigen zu müssen, und befahl die Abfahrt. Da jedoch der Sturm heftig wurde, kehrte er eiligst zurück an's Land. Die Marianna war nicht mehr zu erreichen und mußte ihrem Schicksal über-

lassen werden. Sie wurde das Opfer des unvernünftigen Befehls. —

Donnerstag, den 25. März 1852.

Brief und Sendung von Herrn Professor Troxler aus Bern, vom 11. Januar; er sendet mir das Buch: „Vorlesungen über Goethe's Torquato Tasso, von Ludwig Eckardt, mit einer Vorrede von Troxler. Bern, 1852."

Ohm ist von Magdeburg hier eingetroffen und gleich auf die Polizei geführt worden, die ihn sogleich ausgewiesen und nach Hamburg geschoben hat. So behandeln ihn seine Freunde! Daß er beichten werde, scheinen sie nicht zu fürchten, ohne Zweifel haben sie ihre Sicherheiten genommen. —

Der König ist nach Meurs abgereist, dem 150jährigen Jubiläum der Preußenherrschaft dort beizuwohnen. Man fürchtet sich schon vor den Reden, die er dort halten wird. „Er hat sich doch noch immer blamirt", sagte ein jetzt mißvergnügter General, der früher auch unglücklich in Reden sich versucht hat. (Der General von Webern.)

Der Graf von Bernstorff spricht mit tiefster Verachtung von Manteuffel, an dessen Stelle er zu kommen strebt. Herr von Prokesch arbeitet auch an Manteuffel's Sturz, nur der russische Schutz hält diesen noch. —

Sternberg war heute bei Prokesch. Es war von Revolution die Rede, und daß sie nicht von 1789 her, sondern von weit früherer Zeit zu rechnen sei; da sagte Sternberg, man müsse wenigstens auf Christus zurückgehen, denn der sei der größte Revolutionär gewesen. —

Die Schullehrer-Seminarien sollen an kleine Orte verlegt werden, das Potsdamer nach Köpenik, das Berliner nach Brandenburg, um sie dem üblen Einfluß der großen Städte

ſpiegelt er in ſeinen Zauberlichtern. In dieſem neuen Buche ſind Stoffe der weiſeſten Frömmigkeit, der Menſchenerziehung, der Kunſtlehre verarbeitet, die ſich nur mit den größten Werken ausgezeichneter Geiſter in dieſen Fächern vergleichen laſſen, mit dem Staate Platon's, dem „Emil“ von Rouſſeau. Sie werden unendlichen Genuß davon haben. Vieles rief mir durch Vortrag und Inhalt lebhaft unſern ehrwürdigen Einſiedler vor die Seele, welchen dieſes Buch mit verwandten Geiſtesregungen nicht minder anſprechen dürfte, als ſein würdiger Landsmann Angelus. Ich möchte von ihm ein Urtheil darüber vernehmen. Bezeigen Sie ihm, ich bitte, meine innigſte Verehrung und laſſen Sie mich auch dem wackern Neffen empfohlen ſein!

Mein Brief vom 18. vor. Monats nebſt reichen Wolfiſchen Beilagen wird Ihnen zugekommen ſein. Viele eifrige Grüße des Hrn. Geheimeraths habe ich nachträglich zu ſenden, er beklagt wiederholt ſeinen Mangel an Schreibeſtimmung und bedauert faſt, daß die Zenſur nicht auch auf Briefe ſich erſtrecke und dadurch den gültigſten Vorwand gäbe, keine zu ſchreiben. Er iſt übrigens munter und geiſtvoll wie immer.

Die herzlichſten Grüße für Sie, verehrteſter Freund, von meiner Frau! Fortwährend leidet ſie viel an gichtiſchen Uebeln, ſie ſollte ein Bad beſuchen oder wenigſtens reiſen, allein unſere ſtockenden Verhältniſſe machen uns jeden Entſchluß zu einem ſchwierigen und eine Trennung doppelt unangenehm. Ich weiß noch nicht, wie uns der Sommer vergehen wird.

Leben Sie wohl, mein theurer Freund, und möge Ihnen Troſt und Freude in reicher Fülle zuſtrömen!

Von ganzem Herzen Ihr treuer

K. A. V. v. E.

zu entziehen. Erbärmlich, nichts als das Zeichen der Furcht und Dummheit! Der Zweck wird gänzlich verfehlt. —

Tales of mystery, imagination, and humour; and poems. By Edgar Allan Poe. London. 1852. 12°. Mit eingedruckten Bildern. Der Dichter wurde geboren zu Baltimore im Januar 1811 und starb daselbst in einem Hospital den 7. Oktober 1849 achtundreißig Jahre alt. Ein reicher Herr Allan hatte ihn adoptirt, allein sich zuletzt von ihm losgesagt. Poe war ein genialer Träumer, beredter Schriftsteller, aber zugleich ein unverbesserlicher Trunkenbold, der vieler Schlechtigkeiten fähig wurde, und auch an einem Uebermaß im Trinken starb. Die Nordamerikaner rühmen ihn über die Maßen. —

Freitag, den 26. März 1852.

Vortrefflicher Artikel der Nationalzeitung, die Deutschland vom russischen Standpunkt als eine Art Polen ansieht, das zur Theilung reift, wie die polnischen Junker das Vaterland verriethen und sich den Russen anschlossen, so jetzt die preußischen Junker, „die ständische Gliederung", wie sie sich nennen. Bismarck-Schönhausen, die „brennende Zigarre", bekommt den Beinamen Petiterkes, der Städtevertilger. — Er soll gestern mit Harkort einen Zweikampf gehabt haben, bei dem aber niemand verwundet wurde. (Der Zweikampf war mit Bincke. Sie wechselten zwei Kugeln, worauf Bismarck-Schönhausen erklärte, er habe sich übereilt. Herrn Harkort hatte er schon früher durch eine Ehrenerklärung zufrieden gestellt. Bincke hatte seinen Namensvetter, den Elberfelder zum Sekundanten, Bismarck einen Stolberg. —)

In Breslau Verhaftungen und Haussuchungen; es sollen heimlich gedruckte Plakate gefunden worden sein. —

Für Rees von Esenbeck zeigt sich in England große Theil-

nahme, die Zeitschriften rühmen sein wissenschaftliches Verdienst, beklagen sein Unglück, sein bekümmertes Alter. Ob man nicht hier das Mitleid der Minister, des Königs, für den Greis erwecken könne? Nein, hier finde man nur versteckte Bosheit, blinden Haß.

In Köln ist der Abgeordnete Claeßen wegen einer Rede im Gemeinderath, die den Regierungspräsidenten beleidigt haben soll, in das Minimum der Strafe, zu 25 Thaler, verurtheilt worden; der Redakteur der Kölner Zeitung, Brüggemann, weil er die Rede abgedruckt, zu 10 Thaler. —

Der Justizminister hat von der zweiten Kammer die Erlaubniß begehrt, den Abgeordneten Harkort wegen Preßvergehen gerichtlich zu verfolgen. Harkort selbst ersucht um Beschleunigung. Er büßt schwer seine frühere Dienstwilligkeit für die Staatsretter, seine Verläugnung der Volkssache. —

Der Direktor Prof. Krech sollte Direktor des neuen Realgymnasiums der Friedrichs-Wilhelms-Stadt werden, höheren Ortes aber hat er die Bestätigung nicht erhalten. Warum hat er auch eine Gräfin Schwerin zur Frau! Das ist jetzt bei den Behörden keine Empfehlung! —

In Grote gelesen, in Mirabeau. —

Ruhe ist die erste Bürgerpflicht, oder Vor fünfzig Jahren. Ein Roman von Willibald Alexis (Häring). Berlin, 1852. Zwei Theile. Der gute reiche Stoff ist nicht nach Gebühr benutzt und verarbeitet; Häring kennt ihn nicht einmal genug, und es kommen Irrthümer und Mißgriffe in Menge vor. Zum Beispiel ist von den Nibelungen die Rede, von denen damals außer ein paar Gelehrten niemand sprach; Adam Müller's Vorlesungen fallen um ein paar Jahre später, an Heinrich von Kleist's Hermann war noch gar nicht gedacht. Die Geschichte des alten Formey mit Friedrich dem Großen ist irrig auf Spalding übertragen, obschon die Behrenstraße für diesen nicht paßt. Statt Gendarmen-Offiziere zu lesen Gendarmerie-Offiziere,

macht mir ganz übel! Das Regiment Gendarmen war keine Gendarmerie! U. ſ. w.! —

Die Regierung in Düſſeldorf hat den Polizeibeſchluß, der Schaub'ſchen Buchhandlung wegen der Freiligrath'ſchen Gedichte die Gewerbserlaubniß zu entziehen, nicht genehmigt. Der Polizeikommiſſarius von Faldern aber ruft das Miniſterium an, daß es ihm Recht gebe! —

Der Schriftſteller J. Garnier war auf preußiſche Anforderung zu Frankfurt am Main fünf Monate in Unterſuchungshaft. Da ſich nicht das Geringſte gegen ihn ergeben hat, iſt er wieder freigelaſſen worden! So was kommt oft vor, und wird für nichts gerechnet! — Neue Hausſuchungen hier und auch einige Verhaftungen. Brutale Rohheit und Uebergriffe der Konſtabler. Sie dringen in Privatgeſellſchaften ein, zeichnen die Anweſenden auf oder heißen ſie fortgehen, fragen was man geſungen habe ꝛc. Natürlich nur bei Demokraten, bei Mittelleuten, deren Beſchwerden unbeachtet bleiben. —

Sonnabend den 27. März 1852.

Die Urwählerzeitung vortrefflich über das Regierungsweſen, das bloß bemüht iſt, der Oberfläche des Lebens einen falſchen Schein zu geben, den Regierenden Illuſionen zu machen. Auch die Nationalzeitung ſetzt ihre Betrachtungen über Rußland ſehr gut fort. Die Konſtitutionelle Zeitung beleuchtet die Anſchläge der Ritterſchaft auf vollſtändige Adelsherrſchaft. —

Langer Beſuch von Hänlein: er droht immer mit Drucken laſſen; ſchimpft auf Manteuffel, auf Bismarck-Schönhauſen, auf den König, der alles was er verſprochen vergißt, — wie ſchon ſeine Schweſter die Großherzogin Alexandrine ihn von jeher beſchuldigt, — klagt über die Grobheit und Rohheit der Menſchen, über den Grafen von Bernſtorff, der ſein Legationsſekretair war und ihn jetzt nicht kennt, u. ſ. w. Der Geheime

Rath Le Coq bekommt auch sein Theil. Ich such' ihn bestens zu beruhigen. —

Die Gerlach'sche (Kreuzzeitungs-) Parthei fängt an zu wanken. Sie kann die Schlappe nicht verwinden, die ihr in der ersten Kammer angethan worden, und bei der sie dem Könige verdächtig geworden, ihr Ansehn dem seinigen entgegenstellen zu wollen. Dazu kommt, daß Oesterreich von ihr beleidigt ist, daß die Parthei Bethmann-Hollweg gegen sie arbeitet und ihr augenscheinlich bedeutende Kräfte entzieht. Nimmt man ihr die Rednerbühne und die Kammern, so ist sie augenblicklich vernichtet. Sie fühlt das tief und sieht sich nach neuen Stützen um, sie spricht davon, sich mit dem Handwerkerstande zu verbinden, sie wird ein wenig demagogisch, revolutionair; der alte befestigte Grundbesitz, die Rittergüter, der Hofdienst, die Soldatenheuchelei, reichen nicht aus. Fürerst wirft sie sich in gesteigerte Frömmelei, in kirchlich fanatischen Eifer; damit hofft sie den König auf's neue zu gewinnen, oder einzuschüchtern; sie verhehlt es übrigens nicht, wie wenig sie von diesem hält, sie erklärt ihn für unzuverlässig, für haltungslos, für Preußens größtes Unglück; unter ihren geheuchelten Huldigungen liegt wüthiger Haß. Sie hofft auf den Kaiser von Rußland, falls der hierher kommen wird, aber sie fürchtet ihn auch, und ein Verhältniß des Adels wie in Rußland kann ihr nie gefallen; doch werden die märkischen Junker es an Eifer und Hingebung für den Kaiser es allen zuvorzuthun, wie einst die polnischen es gethan, nicht fehlen lassen, zum Unheil des Vaterlandes. —

Das politische Wochenblatt von heute ist polizeilich beschlagen worden. Auch das neueste Blatt des „Protestant". —

In Grote gelesen, in Isokrates manches nachgesehen. Deutsche Schriften. —

Vortrefflicher Kladderadatsch! Bismarck-Schönhausen wird in allen Richtungen verlächerlicht. —

Der Präſident Blech hat mit dem König eine Unterredung gehabt, und über die von der Kreuzzeitung gegen ihn gemachten Anſchuldigungen ſich mit trotzigem Unwillen ausgelaſſen. —

Sonntag, den 28. März 1852.

Geſchrieben. Reinhold'ſche Sachen. Sachen von Rabel. Eine Geſchichtsbetrachtung der deutſchen Ereigniſſe, die Ehre und Bravheit des Volks anerkannt, leider auf Koſten ſeines Gedeihens, ſeiner Erfolge, die politiſchen Dinge ſind ſo gemein, daß nur die Gemeinheit ſie glücklich zu behandeln verſteht. —

Die Anſprüche der Junker gehen jetzt offen gegen die Stein-Hardenberg'ſche Geſetzgebung los. Sie beantragen die Aufhebung der ländlichen Ablöſungen; ſie wollen wieder Unterthanen haben, obrigkeitliche Rechte, Steuerfreiheit und Erhebung von Gefällen ꝛc. Doch die Pairskammer fällt noch nicht in ihre Hände, die erſte Kammer hat in zweiter Abſtimmung ihren Beſchluß beſtätigt.

In Magdeburg hat der König auf der Durchreiſe wieder ſeine unglückliche Redeluſt gebüßt und auf die freie Gemeinde dort geſchimpft; es verdrießt ihn beſonders, daß ſie ſo zahlreich iſt. —

In Glogau iſt der General außer Dienſten, von Feller, als Vorſtand der freien Gemeinde ſtreng verhört und bedroht worden; er will Glogau verlaſſen, wird aber den Schikanen nicht entgehen. —

Der hannöverſche General von Jacobi iſt in Bremen als Bundeskommiſſair angekommen. Die Stadt zeigt die tiefſte Ruhe. Bürgermeiſter Smidt als Staatsretter, eine neue Erſcheinung! —

Was unsre Zustände hier besonders trostlos macht, ist die allgemeine Verdunkelung, welche sich verbreitet, und der nächsten Zukunft bedrohlich wird. In allen Gebieten gilt nicht mehr Geist oder Talent, beitre Tüchtigkeit und wahre Würde, sondern der niedrige Eifer, die geheuchelte Gesinnung, die Frömmelei, die Schmiegsamkeit, findet sich dies alles bei Vornehmen, bei Adlichen, so haben diese den entschiednen Vorzug, und bei solchen Eigenschaften bedarf es in allen Fächern nur der gewöhnlichsten Mittelmäßigkeit, um vor der gänzlichen Unfähigkeit noch ausgezeichnet zu erscheinen. Im Heer, in der Diplomatik, in der Kirche, in der Rechtspflege, in der Verwaltung, überall sind diese Mittelmäßigkeiten und Unfähigkeiten obenauf. Sie sind natürlich dem Geiste, dem Talent wie jeder Selbstständigkeit feind, beseitigen diese, wenn sie sie nicht gar verfolgen. Untergeordnete, knechtische Talente, sind die einzig willkommenen. An den Universitäten, Gymnasien und Schulen darf kein heller Geist sich bemerklich machen, für Hegel wäre kein Platz mehr, noch weniger für Gans, für Schleiermacher durchaus nicht. Die noch vorhandenen namhaften Gelehrten sind stumm oder abgethan, ihre Namen gelten nur noch als Luxus für den Hof; auch hat der König für solchen Werth wenig Unterscheidung mehr, wenn er sie je gehabt hat, ganz dumme Menschen stellt er eben so hoch wie kluge, und er läßt sich von ihnen, die sich ihm scheinbar unterwerfen, am meisten leiten. Wo sind unsre Staatsmänner? Die Minister alle sind erbärmlich, jeder von ihnen gesteht es in Betreff der andern! Am Hof, in der Gesellschaft spielen sie die jämmerlichste Rolle! Unsre Oberpräsidenten, welche Tröpfe. Kleist-Retzow gilt für den schlechtesten. Die Blüthe unsrer Diplomaten besteht am Bundestag aus Bismarck-Schönhausen, in St. Petersburg aus Theodor von Rochow. Und wo sind unsre Generale? Man weiß keinen einzigen mehr zu nennen, der entschiedne Fähigkeit, Ansehn, Vertrauen beim Heer und bei

der Nation hätte! Der Tag der Prüfung wird uns in schrecklicher Unbereitschaft finden! Und je später er kommt, deste größer wird die Verdunkelung und Verwirrung sein, in der das einst so helle, so geordnete Preußen schmachvoll darniederliegt! —

In Grote gelesen, in Isokrates, Cornelius Nepos ꝛc. — Die Geschichte Griechenlands giebt einem Deutschen jetzt viel zu denken! —

Montag, den 29. März 1852.

Wie es sich in Wahrheit damit verhält, ob der König katholisch sei oder nicht, läßt sich im Augenblicke wohl nicht mit Gewißheit bestimmen, aber der Umstand ist unzweifelhaft, daß die Jesuiten den König nicht nur öffentlich loben, sondern insgeheim auch als einen der Ihrigen preisen. Sie sollen sich bei ihm wichtige Zugänge eröffnet haben, so wie bei dem Kaiser von Rußland, und ihrer Vermittlung soll Louis Bonaparte — der sich ihnen ganz hingegeben hat — die günstige Stimmung verdanken, die er vor und nach seinem Eidbruch bei beiden Fürsten genoß. Die Pläne des Jesuitengenerals Pater Rothan überflügeln die des Pabstes und die der weltlichen Mächte, sie gehen durch die Politik der Kabinette auer durch, scheinen bald das eine, bald das andere zu begünstigen und oft in Widerspruch mit sich selber, haben aber ihren richtigen Bezug auf dasselbe Ziel. Ihr Wirken in England ist am offenbarsten und gewaltsamsten, in Rußland soll es nicht minder bedeutend sein, doch völlig im Stillen. Mit Preußen haben die Jesuiten, so heißt es, einen besondern Plan. So lange das Oberhaupt des Staates nicht als katholisches dasteht, gilt das Bemühen, den Hauptstamm katholischer Unterthanen, die Rheinlande, der preußischen Krone zu entziehen, ihn entweder Belgien oder Frankreich zuzuwenden, denn für die katholische Kirche bedeutet

die Nationalität nichts. Dafür soll der König durch protestantische Staaten in Norddeutschland entschädigt werden, durch Hannover, Braunschweig, Mecklenburg, die Hansestädte. Man geht so weit zu versichern, daß dem Könige dieser Tausch bereits sehr annehmbar vorgestellt worden sei, besonders auch habe man ihm versichert, er brauche nichts dabei zu thun, es werde alles gemacht werden, er habe dann nur einzuwilligen. Das läßt sich alles leidlich genug an, aber wer zuletzt dabei betrogen sein wird, das kann noch niemand wissen, vielleicht grade die Jesuiten. —

In Grote gelesen, im Nepos und Plutarches. —

Des Königs Reden in Meurs stehen in der Zeitung nur unvollständig. Die dortige Begeisterung wird als Behördenmachwerk angesehen, und dann als Zeitungsmachwerk. —

In Burg ist die freie Gemeinde geschlossen, bei den Vorstehern nutzlose Hausuchung gehalten worden. —

Die Urwählerzeitung ist wegen angeblicher Beleidigung des Assessors Wagener auf dessen Klage zu 25 Thaler Strafe verurtheilt worden. Sie hatte gesagt, die Kreuzzeitung scheue für ihre Zwecke nicht die Anwendung unwürdiger Mittel. Was liegt wohl heller am Tag als dies? Mit tausend Beispielen läßt es sich belegen! Das Urtheil ist ein partheiliches, ungerechtes! —

Dr. Elsner in Stuttgart theilweise begnadigt. —

In der Bremer Sache am Bundestag hat der luxemburgische — der fremde, wenigstdeutsche — Gesandte die Bedingung durchgesetzt, daß zuerst nur vermittelnd, nicht gewaltsam, verfahren werde. —

Holland und Belgien haben in letzter Zeit, wegen der gemeinsamen von Frankreich her drohenden Gefahr, sich einander freundlich genähert. Auch Rußland ist freundlicher gegen Belgien. Dies sagen nun schon die Zeitungen. —

Dienstag, den 30. März 1852.

Der Kriegszuſtand in Baden iſt auf's neue verlängert worden. Der in Frankreich iſt durch ein Dekret des Präſidenten Louis Bonaparte überall aufgehoben. Ganz in der Ordnung, daß Deutſchland in der Schmach den Vorzug behält! — Und Oeſterreich! —

In Bremen wirthſchaftet der Senat als Staatsretter. Die Bürgerſchaft aufgelöſt, neues Wahlgeſetz octroyirt, Vereine verboten, Preſſe beſchränkt u. ſ. w. Tiefe Ruhe. —

In Aſchersleben iſt der bekannte Dr. Ryno Quehl, Manteuffel's erkaufter Schreiber und Späher, zum Abgeordneten in die zweite Kammer gewählt worden. Die meiſten ihrer Mitglieder brauchen nicht zu erröthen, ſie begrüßen einen würdigen Bruder. Aber freilich, die Schande wird offenbarer! —

In Mecklenburg werden zwei Mitglieder des Frankfurter Parlaments, die mit in Stuttgart getagt, deßhalb erſt jetzt des Hochverraths angeklagt und vor Gericht gezogen. —

Am 26. März ſtarb in Krailsheim der ehemalige preußiſche Generalarzt, Ritter und Gutsbeſitzer von Horlacher im 84. Jahr. Er war in Berlin Oberchirurgus in der Pepiniere, und eine Zeitlang mein Vorgeſetzter, ich kann ſagen mein Freund. Ein kenntnißreicher, tüchtiger Mann, und voll menſchenfreundlichen Wohlwollens. Ich habe ihn zuletzt in den großen Geſellſchaften beim Generalarzt Ruſt im Thiergarten, vor etwa fünfundzwanzig Jahren geſehen. —

Schändliches Verfahren in Halle vorgeſtern gegen den Prediger Ublich aus Magdeburg. Auf dem Bahnhof angehalten, wurde er verhört, ſeine Paßkarte galt nicht, er durfte nicht in die Stadt, mußte im Wirthshaus bleiben und mit dem nächſten Bahnzug nach Magdeburg zurückkehren. Anfangs wollte man nicht erlauben, daß er mit jemand auf ſeinem Zimmer ſpräche, daß er einige Schritte ſpazieren ginge. Die

Magdeburger Prediger der freien Gemeinde waren ſchon 1847 für Weißenfels, Aſchersleben, Egeln, Gutenswegen, Stendal, Kalbe, Schönebeck, Delitzſch, Burg und Halle anerkannt; jetzt ſind ſie von all dieſen Orten gewaltſam getrennt.

Die Kreuzzeitung bringt ihre Rundſchau vom März; ſie freut ſich der Siege ihrer Parthei, meint aber das Meiſte ſei noch zu thun. Sie ſagt ganz offen, daß ſie über 50 Jahre hinaus zurück will. Freche Sophismen, Scheinheiligkeiten, Bosheiten, Unſinn — die Fülle! Daneben ſagt ſie der öſterreichiſchen Regierung keck, daß dieſe revolutionair den Abſolutismus zum Ziel habe, und weinerlich, warum ſie denn die Kreuzzeitung verboten habe? —

In Breslau verbot die Polizei einer Frau den Namen ihres Mannes zu führen, weil ſie deutſchkatholiſch, alſo *nicht* mit ihm getraut ſei. Da die Frau fortfuhr den Namen zu gebrauchen, wurde ſie vor Gericht wegen Führung falſchen Namens belangt. Das Gericht erklärte ſie denn doch befugt zu dem Namen. Solche Niederträchtigkeiten dürfen offen verſucht werden! —

Mittwoch, den 31. März 1852.

Geſtern hat die erſte Kammer den Antrag des Dr. Klee wider die Zulaſſung der Juden mit der einfachen Tagesordnung beſeitigt, Gerlach und Raumer wollten eine motivirte, welche den Inhalt des Antrags billigen, nur den Mangel an Zeit vorſchützen ſollte. Woher kommt dieſe Mehrheit von Vernunft und Billigkeit unter der frechen, gewaltſamen, wahnſinnigen Mehrheit, die ſonſt hier herrſcht? — Dr. Moritz Veit ſprach würdig, Bethmann-Hollweg, Graf von Yorck ſtimmten gut. — Von den ſonſtigen Kammerſachen will ich nichts aufzeichnen. Schaum! —

In Frankreich ſind die großen Staatskörperſchaften feierlich

57.

Oelsner an Varnhagen.

Paris, den 2. Juni 1821.

Sandeshundertdünenmal, in meinem Namen, Hrn. Geheimerath Wolf zu danken für seine Freigebigkeiten, bitte ich dringendst, hochverehrter, theurer Freund. Das Multiplikationsexempel mit dem Faktor Düne, hat mich höchlich überrascht und bezaubert. Solch ein Schweizer in der Hausthür flößt Respekt ein. Man sieht gleich auf den ersten Blick, daß da keine gemeine Leute wohnen, sondern ein großer Herr, ein Mann von Genie. Mit all seinem trefflichen Witze könnte der griechische Aristophanes bei unseren Deutschen in die Schule gehen, der, jammerschade! freilich keine Schauspiele schreibt, dagegen aber in seinen Noten Schaustücke prägt von unvergleichlichem Werthe. Die Rede über deutsche Verskunst werde ich versuchen, zu übersetzen. Es ist ein schweres, halsbrechendes Unternehmen. Si canimus sylvas, sylvae sint consule dignae.

Ueber den kannibalischen Geschmack, den der Stein'sche Lälius aus dem Studium der Alten gesogen, habe ich mich gegen Hrn. von Stägemann ausgesprochen. Er erregt mir Gräuel. Aber zum Todtlachen ist, daß ihm sein vormaliger Cäsar für einen Carbonaro gilt. Welches Anstrichs der Baron Stein, geht aus Folgendem hervor. Bei Beschauung der Aarauer Bibliothek sagte er zum Bibliothekar: „Alle Welt ist jetzt von Konstitutionsschwindel wie besessen; wüßten die Leute, was es für eine gute Sache um die Hörigkeit war, sie würden anders denken."

Dieser Tage erwies mir Frau von Otterstedt die Ehre, in meiner kleinen Wohnung Thee zu trinken. Ein plötzlicher Regen trieb Frau von Lingrée mit ihrem Sohne auf mein

eröffnet. Der Bonapartismus versucht Wurzeln zu treiben. Die Legitimisten schließen sich ihm theilweise schon an. Louis Bonaparte hat erklärt, die Republik beibehalten zu wollen, sie bedrohe niemanden! Cavaignac, Garnot und Henon haben den Eid schriftlich in gleichlautender Form verweigert. —

Der elende Quehl ist in unsrer zweiten Kammer wirklich schon aufgetreten, mit Geschwätz gegen die Geschwornengerichte. Das Bürschchen soll vorhaben, eine eigne Partei in der Kammer zusammenzuziehen! Die Kreuzzeitung hat ihn mit Schmähungen und Spöttereien überhäuft, bald wird sie mit dem lieben Bruder liebäugeln! Quehl, Stieber ꝛc. alles derselbe Teig. —

Im österreichischen Polen herrscht ja schöne Ruhe und Ordnung, Dank den Staatsrettern! Die Bauern halten eigenmächtig Gerichtstage, verurtheilen und strafen nach der Eingebung des Augenblicks. Die Regierung weiß sich nicht zu helfen. —

In Grote gelesen, im Xenophon. — Goethe'sche Sachen ꝛc. —

Unglaubliche Verurtheilungen in Preßangelegenheiten, wider allen Menschenverstand! — Abermalige Haussuchungen in Berlin bei Handwerkern. — Scheerereien auf den Bahnhöfen. —

Der russische Gesandte von Budberg erklärt mit Heftigkeit, er sei kein Deutscher, sondern ein Russe, wolle nur Russe sein; erklärt dies nicht etwa vor Leuten, bei denen er sich zu sichern hat, sondern einem Liefländer gegenüber, vertraulich, unter vier Augen! Er ist ein roher, selbstsüchtiger Mensch; ganz recht, er sei kein Deutscher! — Er erklärt jede Nationalität für Narrheit. —

Der König ist wüthend ergrimmt gegen die Kreuzzeitungspartei, die ihm die Macht streitig machen will, die erste Kammer nach seinem Ermessen zu bilden und zu füllen. Er

hat ſich gegen dieſe Widerſacher mit den ſtärkſten Ausdrücken ausgelaſſen, er ſchimpft auf ſie, — aber — die Gerlach's bleiben, Bismarck-Schönhauſen bleibt, Kleiſt-Retzow bleibt, und alle Manteuffel, Weſtphalen, Raumer, Heydt ꝛc. bleiben! —

Donnerstag, den 1. April 1852.

Geſchrieben; über unſre Fanatiker und deren Macht; ſie herrſchen, wie alle ſolche Kerls, durch die plumpſte Bethörung, durch die roheſte Lüge, denen ſie bei der Furcht und Schwäche Geltung zu ſchaffen wiſſen. Solchen Unthieren wird Land und Volk gewiſſenlos preisgegeben! Nur Frechheit iſt nöthig, nicht Geiſt, Talent, oder irgend eine Auszeichnung! —

Eines dieſer Unthiere iſt wenigſtens gebrandmarkt, der Verbrecher Haſſenpflug. Dieſer kurheſſiſche Miniſterpräſident iſt nun auch durch das Appellationsgericht verurtheilt, es hat den Spruch des erſten Gerichts beſtätigt, vierwöchentliche Gefängnißſtrafe wegen Fälſchung. Er hofft auf das Obertribunal. —

Rede des — in Frankreich. Lauter freche Lügen und Prahlereien. Seine Dienſtknechte und Spießgeſellen klatſchen ihm Beifall, das Volk iſt ſtumm und wartet ab was weiter kommt. —

Die Neue Preußiſche Zeitung erklärt jetzt an Oeſterreich den Krieg; ſeit zwei Jahren handle es feindlich gegen Preußen, kein Mann mehr ſoll nun preußiſcherſeits nach Italien rücken, kein preußiſcher Grenadier am Po fechten. Preußen ſei mit ſeiner Revolution allein fertig geworden, Oeſterreich nicht, es ſolle ſich erinnern, wen es zu Hülfe gerufen hat! Die Ruſſen werden ihm zum Vorwurf gemacht. Alles, weil die Neue Preußiſche Zeitung in Oeſterreich verboten worden! —

Der Prozeß Heinrichs von Arnim iſt in Braunſchweig mit allen Aktenſtücken gedruckt worden. Die Schrift iſt hier

verboten, ein paar Tage zu ſpät, ſie iſt ſchon in jedermanns Händen. —

In Leipzig hat der Prediger Rauch den Befehl bekommen, in der freien Gemeinde nicht mehr zu predigen, er mußte dann auch ſogleich die Stadt verlaſſen. Seine Gemeinde liebte ihn ſehr. —

In Glogau ſtrenge Maßregeln gegen die freie Gemeinde, die nun ganz als politiſcher Verein behandelt wird; Frauen und Kinder dürfen an den Verſammlungen nicht Theil nehmen ꝛc.

In Neuchatel ſind die Wahlen zum Großen Rath republikaniſch ausgefallen, 74 Republikaner, 14 Royaliſten. Die hieſigen Neuchateller Ariſtokraten, Graf Pourtalès ꝛc. hatten mit Beſtimmtheit das Uebergewicht der Royaliſten erwartet. —

Von den in Breslau wegen aufrühriſcher Plakate verhafteten vier Perſonen ſind bereits zwei wieder auf freien Fuß geſtellt. —

Zu Hauſe geblieben. In Grote geleſen, in Mirabeau. Deutſche und franzöſiſche politiſche Schriften. —

Verhältniſſe der Litteratur in Deutſchland. Sie bleibt ohnmächtig, unwirkſam, weil das Litteratengeſindel, beſonders das an Zeitſchriften und Zeitungen klebende, das Rechte theils nicht weiß, theils nicht will; dieſe Leute werden von den kleinlichſten Rückſichten beherrſcht, von Eitelkeit und Dünkel, von Neid, von Gewinnſucht; die meiſten ſuchen nur ein Unterkommen, gleichviel bei welchem Dienſtherrn. —

Wie wird's mit unſrer erſten Kammer? Die zweite ſcheint keine Luſt zu einer Pairie zu haben, und das ſieht die Gerlach'ſche Parthei diesmal recht gern. Wenn nun die zweite den Wünſchen des Königs und der Abſtimmung der erſten Kammer nicht entſpricht, wird dann ektroyirt, oder bleibt die erſte noch wie ſie iſt, das heißt, wird ſie nach dem bisherigen Wahlgeſetz erneuert? Nur eine Frage der Neugierde! An

der Sache ſelbſt liegt wenig. — Graf von Dyhrn mit fünf Mitgliedern der äußerſten Rechten ſtimmten mit Nein! —

Freitag, den 2. April 1852.

Die Nationalzeitung ſagt es heute allen Freunden und Knechten der Staatsretterei, des Belagerungsſtandes, des Verfaſſungsbruches grade heraus, daß ſie kein Recht haben, die Diktatur in Frankreich zu verdammen, die, wenn ſie von den Bourbons, von den Orleans ausginge, ihnen ganz recht wäre. —

Der neue Abgeordnete Ryno Quehl iſt furchtbar durchgehechelt worden; man hat ihm ſein früheres Leben vorgehalten, alles in der öffentlichen Kammer. Draußen hat er's noch beſſer bekommen, man hat ihn den Laufburſchen Manteuffel's genannt, die Schande der Kammer, ein Geſpann vom elenden Küpfer ꝛc.

Simſon hat eine gute Rede zur Rettung der Schwurgerichte gehalten, und dabei geſagt, wenn man ſie jetzt auch abſchaffe, werde der nächſte Sturm, der vieles andre wegfegen werde, ſie doch wiederbringen. Die Reaktion war erzürnt über dieſe Drohung, die aber der Redner nur ſo gewichtiger wiederholte. — Der ehemalige Miniſter von Bodelſchwingh polterte heftig und läppiſch, brachte aber nur ungewaſchenes Zeug an den Tag. —

In Liegnitz der Prediger Otto bei der freien Gemeinde abgeſetzt. —

Der Prediger der freien Gemeinden Dr. Hrabowski vertheidigt in den öffentlichen Blättern ſeine Sache kräftig gegen die rohen und ſtupiden Angriffe des Kultusminiſters von Raumer. —

Hausſuchungen in Nürnberg, man dachte wichtige Papiere bei einem Buchhändler zu finden, fand aber keine. —

Das neugewählte Mitglied der zweiten Kammer, Kaufmann Dannenberg aus Berlin, hat gleich mit der Linken geſtimmt, wofür die Kreuzzeitung ihm ihre Verfolgung androht. Sie merken, dieſe Geſellen, daß neue Wahlen ihnen verderblich ſein können! —

In Grote geleſen, im Nepos und Plutarchos. Engliſche Kleinigkeiten. — „Die Alliirten der Reaktion. Roman von Iſidor Heller. Berlin, 1852.“ Zwei Theile. —

So ſehr von oben her Haß und Unwillen erregt werden, die Anläſſe ſich mehren, welche das Gefühl zu Wünſchen der Vergeltung und Rache reizen, wenigſtens mit deren nothwendigen Erfolgen vertraut machen, ſo kann ich mich doch des tiefſten Bedauerns nicht erwehren, wenn ich dieſe Wandlung der Dinge ſehe. Ich bin nicht blind gegen die Vortheile, die ſich aus jeder gegebenen Geſellſchaftslage entwickeln, ich verkenne die Auszeichnung nicht, die unſern Vornehmen, unſern Adlichen in manchem Betracht zukommt; innerhalb ſeiner Berufsgränzen, als Landwirth, als Offizier, hat der Adel hier große Dinge geleiſtet; in der bürgerlichen Stellung gewöhnte er ſich, indem er ſelbſt nach Bildung ſtrebte, alle Gebildeten als ſeinesgleichen anzuſehen. Selbſt im Jahr 1818 hat ein großer Theil der Edelleute die von der Nationalverſammlung ausgeſprochene Aufhebung des Adels mit Gleichgültigkeit oder doch mit geringem Bedauern angeſehen. Durch die Reaktion iſt aber alles toll geworden, nachdem man ſich in Wortbruch, Gewaltthat, Hohn und Uebermuth wie berauſcht hat, iſt der Adel nur noch ein wüthiger Feind der Geſellſchaft, es iſt kein Frieden mit ihm zu machen, es iſt ein Krieg auf Leben und Tod. Wir haben großen Umſchwung zu erwarten, bei dem der Adel nicht beſtehen kann. Wir werden ihn verlieren, und es ſehr zu bedauern haben, dieſe guten und wichtigen — wenn auch jetzt verwilderten — Kräfte und Anlagen einzubüßen. Beſſer, ſie ließen ſich retten, nicht als das, was ſie jetzt

ſind, aber als das, was ſie ſein könnten, was ſie zu werden verſprachen! —

Sonnabend, den 3. April 1852.

Geſchrieben. Ueber die Forderung des Tages, wie Goethe ſagt. Der Staat iſt krank und wund, aber für jetzt nicht zu heilen; das Einzige, was jetzt geſchehen kann, wäre ihn zu reinigen, aber die Leute, die am Werk ſind, verunreinigen ihn nur noch mehr, werfen immer neuen Schmutz auf den alten. —

Bettina von Arnim war gekommen und ſetzte ſich zu unſrem Mittageſſen. Dann kam General von Willisen aus Erfurt, ſaß auch bei uns am Tiſch, ging aber bald wieder, im Hinausbegleiten kam die Rede auf Bettinen's Goethe-Denkmal, es kommt heraus, daß er mir bei ſeinem letzten Hierſein ehe er abreiſte, davon geſchrieben hat, den Brief aber hab' ich nie bekommen! Der König findet das Denkmal herrlich, prächtig, ohne jedes Aber, iſt ganz entzückt, hat Willisen hingeſchickt es zu ſehen und war ganz erzürnt, daß es ſchon wieder fort war. (Bettina war aufgefordert worden, das Modell aus Bellevue eiligſt wieder fortzuſchaffen.) Ich ſagte dies ſogleich Bettinen, die wie aus den Wolken fiel und ganz beglückt war, ſie hatte dergleichen nicht mehr gehofft, ſie hatte aus dem Schweigen des Königs gegen ſie, aus der Aufforderung des Kaſtellans von Bellevue das Modell eiligſt wieder abholen zu laſſen, auf Mißfallen und Unzufriedenheit geſchloſſen, hatte gemeint, der König wolle ſie mit Abſicht kalt zurückweiſen, ſogar kränken. Mit vielen Dankſagungen eilte ſie fort, ganz ergriffen von dem neuen Hoffnungsſchimmer, ſie will nun mir ſchreiben, was Willisen dem König allenfalls — mündlich oder ſchriftlich — wieder mittheilen könnte. Wir wollen ſehen! Ich bedinge mir nur aus, daß mein Name nicht in's Spiel kommt. —

Humboldt iſt krank und muß zu Bette liegen. Er ſieht ſeine Krankheit als bedenklich an, befolgt genau jede Vorſchrift Schönlein's. Mög' er wieder geneſen, und die Freude noch haben ſeinen Kosmos fertig zu ſehen! Auch gönn' ich ihm, nicht in dieſen troſtloſen Zeiten die Welt zu verlaſſen, ſondern neue Morgenröthe der Freiheit zu erleben! —

In Grote geleſen. — Zweiter Band der Denkwürdigkeiten des Generals von der Marwitz. Für mich hauptſächlich wegen der Erzählung der Kriegsvorfälle von 1806 merkwürdig. Welche Bekenntniſſe! Und dabei will der Kerl noch thun, als ob es ſehr unrecht geweſen, daß Napoleon geſiegt hat! Und dieſen Hohenlohe will er ſtets noch hochſtellen und preiſen, er der die beſten Männer mit ſeiner barſchen Manier abfertigt! Die Gegenſtände ſeiner Zuneigung nicht weniger als die ſeines Haſſes zeigen wie ſchwach ſein Urtheil iſt. Einen dritten Band könnt' ich nicht mehr ertragen, es iſt genug an den zweien. — Der plumpe, eingebildete märkiſche Faſelhans! —

Der Präſident Bloch war ſteif und feſt der Meinung, der Sommer werde Krieg bringen: plötzlich nahm er die entgegengeſetzte an. Darüber befragt, ſagte er: „Hat doch Herr von Bismarck in der Kammer geſagt, es wird Krieg! So'n Beheime kann doch nicht recht haben?“ —

Sonntag, den 4. April 1852.

Bisweilen ſchimmert aus unſrer troſtloſen Verwirrung und Rathloſigkeit doch noch ein Schimmer der Erhaltung und Rettung für Preußen, den Staat Friedrichs des Großen, — wenn es aber gelingt, und noch etwas leidlich Gutes herauskommt, ſo iſt es wahrlich nicht das Verdienſt der Menſchen, die am Ruder ſind, denn die thun alles, ihn zu Grunde zu richten durch Unverſtand, Bosheit und Fahrläſſigkeit! Daß

Preußen nach dem Frieden von Tilsit sich wieder erholte, bei diesem König, diesen Ministern, war ein Wunder, ein Wunder, das nicht ohne den Staatskanzler Hardenberg zu Stande kam; ein Wunder wäre auch jetzt nöthig, bei diesem König, diesen Ministern, aber das Werkzeug ist weit und breit nicht zu entdecken.

Nachmittags kam Bettina von Arnim. Heute ist ihr Geburtstag. Sie bringt mir ein Briefblatt, das ich an Adolf von Willisen soll gelangen lassen, damit dieser es vor die Augen des Königs bringe; über ihr neues Buch und über das Goethe-Denkmal; sie hat beides — nicht ganz zweckmäßig — verknüpft. —

In Grote gelesen, im Xenophon und Plutarches. —

Dem General von der Marwitz begegnet es, unter seinen vielen rohen, ungebärdigen, abgeschmackten, verrückten Aussprüchen auch wohl einmal so was zu sagen wie S. 243: „Unter Republik verstehen wir (wie auch der Wortsinn schon angiebt) ein Gemeinwesen, einen Staat. Unter Despotie aber eine unbeschränkte Alleinherrschaft, einen Nichtstaat. Eine Monarchie kann diesem nach sehr wohl eine Republik sein, oder genauer genommen, sie m u ß es durchaus sein, denn der Monarch ist in derselben ein Staatsbürger, wie die Unterthanen.“ So redet, nach Goethe, ein Toller in Freiheit auch wohl weise Sprüche, doch hört er wegen solchen Zufalls nicht auf ein Toller zu sein. —

Der Minister von Manteuffel kauft Güter und legt Kapitalien an, das macht einen sehr übeln Eindruck. Daß Rußland in ihm seinen Ergebenen begünstigt und schützt, ist allgemein angenommen, daß es aber auch in ihm seinen Diener bezahle, ist eine Meinung, die erst seit einiger Zeit sich verbreitet und in hohen wie niedern Kreisen starken Glauben findet. Daß der König ihn haßt, und nur behält, weil er muß, wird auch immer häufiger gesagt und geglaubt. —

Die Neue Preußiſche Zeitung droht mit neuen Enthüllungen gegen den Seehandlungspräſidenten Bloch. Es ſollen böſe Unterſchleife gemacht worden ſein, die aber nicht dem Herrn Bloch, ſondern andern Leuten zur Laſt fallen. Bei dieſer Gelegenheit kommt auch überhaupt die geprieſene Redlichkeit der preußiſchen Staatsbeamten wieder ſtark in Frage, und man führt, indem man im Allgemeinen ſie anerkennt, doch eine gute Zahl ſchlimmer Ausnahmen an. In erſter Reihe prangt da leider mein alter Freund S., der, bei ſonſtigen ausgezeichneten Eigenſchaften und den ſchönſten vaterländiſchen und dichteriſchen Gefühlen, ein — wie man ſich ausdrückt — großer Spitzbub in Geldſachen geweſen ſein ſoll; auch habe der Staatskanzler, heißt es, ihn deßhalb von allen ſolchen Geſchäften entfernt, und auch im Staatsdienſte nicht weiter befördert. —

Montag, den 5. April 1852.

Sendung aus London von Herrn Alexander Thomas, le nouveau Bulletin français No. 5 vom 1. April. —

Der Betrug, den die jetzigen engliſchen Miniſter (Graf Derby, Disraeli) dem Parlament geſpielt, indem ſie die nahe Auflöſung deſſelben verſprachen, ſich in dieſer Vorausſetzung alle Geldſummen bewilligen ließen, und dann jenes Verſprechen für ein Mißverſtändniß erklärten, iſt ein ſprechender Beweis, daß die Schufterei in der Politik reißende Fortſchritte macht. Von engliſchen Miniſtern hätte man noch vor kurzem dergleichen nicht möglich geglaubt. Aber das Beiſpiel iſt anſteckend. Wenn ein Falſcher wie Haſſenpflug Premierminiſter ſein darf, ſo mögen diejenigen, die mit ihm verkehren, noch ſo ſehr ſich einbilden, doch nicht ſo ſchlecht wie er zu ſein, viel beſſer ſind ſie nicht. Er und der — Louis Bonaparte

ſind der wahre Ausdruck der allgemeinen jetzigen Regierungstugend und Regierungsehre! —

Der Senat hat in Frankreich dem Präſidenten eine jährliche Einnahme von zwölf Millionen Franken zugeſprochen, dazu die koſtenfreie Nutznießung der Schlöſſer, Gärten, Jagden. Man ſagt, er habe nur acht Millionen gefordert, aber ſechzehn erwartet. Er wird den Schaden bald genug ausbeſſern. Als Kaiſer wird er ſich vierzig Millionen ausbedingen, nehmen. —

In Darmſtadt werden die Bamberger Zollverhandlungen fortgeſetzt, mit Zutritt von beiden Heſſen und von Naſſau. —

Dem Prediger Detroit in Königsberg iſt die Leitung der franzöſiſch-reformirten Töchterſchule ſo wie jeder Unterricht an derſelben verboten worden. —

In Löwenberg der Prediger der freien Gemeinde Krels und das Vorſtandsmitglied Häſeler vom Kreisgericht wegen verübter kirchlicher Handlungen zu Gefängniß- und Geldſtrafe verurtheilt.

Der Advokat Bohnſtedt in Köln freigeſprochen. —

In Koburg mußten neue Stadtverordnete gewählt werden. Die Wahlen ſind durchgängig demokratiſch ausgefallen. —

Die Wirthſchaft in Schleswig-Holſtein, in Kurheſſen, in Bremen, überall dieſelbe Willkürgewalt, Rechtloſigkeit, Verſchleppung, Ohnmacht und Unfähigkeit der Gewaltshaber. Bundestagswirthſchaft! Und aller andern Orten! In Baden, Würtemberg, Baiern, Sachſen, Hannover, Mecklenburg, in Preußen, in Oeſterreich! Das nenn' ich Gemeinſamkeit, Gleichmacherei, Einheit von Deutſchland! Und weiter, Einheit von Europa!

Zu Hauſe lange Unterhaltung mit Ludmilla. — In Grote geleſen, im Cornelius Nepos, im Plutarchos. —

Zimmer. Herr von Lingrée ist ein Mann von achtungswerthem Geiste, Geschmack und Zartgefühl, und ich bedaure, daß ihm in der bewußten Angelegenheit die Großherzogin von Baden nicht ein paar Zeilen geantwortet, was doch sonst Fürsten gern und leicht thun, da es Höflichkeit und gute Lebensart fordern. Die Rede kam auf Frau von Krüdener, zu der ihn, 1815, seine Neugier geführt hatte. Sie empfing ihn jedesmal mit den Worten: Je vous salue, mon cher Monsieur en Jésus Christ, réfugiez vous dans le sein du Dieu vivant. Neben den Besuchen des russischen Kaisers war ihr liebster Umgang Jsnard, den Ihnen die Geschichte der Revolution bekannt macht. Natürlich wurde auch von der heiligen Allianz gesprochen. Ich bemerkte, daß sich Vergasse gegen mich gerühmt, gerade jetzt zwei Jahre, Abfasser des Instruments zu sein, welches ihm auch niemand bestreitet. Aber der Gedanke kommt nicht von ihm her, versetzte Frau von Lingrée, der wurde ihm, wie ich aus seinem eigenen Munde und durch den Schwager du Petit Thouars weiß, von der Herzogin von Bourbon gegeben. Er hatte das Verdienst, ihn dem Kaiser vorzutragen und genehm zu machen. Doch auch nicht der Herzogin von Bourbon gehört der ursprüngliche Gedanke, dessen bloße Ueberbringerin sie war. Diese hatte ihn von der Herzogin von Angoulême empfangen, in deren frommer Umgebung er ausgebrütet worden.

Der vor dem Oberhause obschwebende Prozeß macht jederman schrecklich Langeweile. Lagarde, ehemaliger Polizeiminister zu Lissabon und einer der größten hiesigen ausgedienten Polizeikünstler spricht nicht ohne Erröthen von einer Konspiration, deren Anzettler er für heillose Stümper erklärt. Bei einem Frühstücke, das der Prinz Paul von Würtemberg gab, behauptete er laut, sie sei ein bloßes Machwerk des Pavillon Marsan und der Militairpolizei, zu dem Mou-

Dienstag, den 6. April 1852.

Beſuch vom Staatsrath von Blum. Mittheilungen aus Rußland. Blicke nach Perſien, Indien. Krieg im Kaukaſus. Iſt wirklich von Rußland für Europa ſo große Gefahr vorhanden? Die allergrößte, wenn feige, verrätheriſche, unfähige Regierungen dem klugen, ſichern ruſſiſchen Kabinet entgegenſtehen. Sehr wenige, wenn wir ſtarke, kriegskundige Fürſten haben. Gar keine Gefahr, wenn die Völker frei und verbunden ſind. Im Jahr 1848 war die ganze ruſſiſche Macht wie gelähmt durch die Revolution, der Kaiſer voll Angſt und Sorgen, kein Menſch in Deutſchland und Frankreich kümmerte ſich um ihn, er dankte Gott, wenn er nicht angegriffen, wenn Polen nicht unruhig wurde. Nur als die Kabinette wieder oben auf, als die Völker betrogen und zertreten waren, da hatte er leichtes Spiel, die Fürſten gehorchen ihm. — Ganz derſelbe Fall iſt zwiſchen Frankreich und England; letzteres hat nichts zu fürchten, wenn es die Freiheit auf ſeiner Seite hat, die Freiheit nicht nur Englands, ſondern aller Völker, wenn es den Feind Bonaparte mit Revolutionskräften angreift; aber das eigenſüchtige, engherzige, ariſtokratiſche, volksverrätheriſche England, — das kann von Bonaparte beſiegt werden. Doch wird auch dieſes letztere England ſich verzweifelt wehren! —

Aus Wien traf heute früh die Nachricht ein, daß der Miniſterpräſident Fürſt Felix von Schwarzenberg geſtern Mittag am Schlagfluß plötzlich geſtorben. Nicht ſehr erheblich; die einzelnen Werkleute bedeuten nicht viel, es treten andre an deren Stelle, und ſelten beſſere. Nur zwei Todesfälle wären jetzt wichtig, wegen der Verwirrung, die auf ſie folgte, der des — Louis Bonaparte, und der des Kaiſers Nikolai. —

Der Generalintendant von Hülſen führt das Theaterweſen ganz ariſtokratiſch, als Sache des Hofes und der Vornehmen,

besonders wird das Militair berücksichtigt, Offiziere bekommen Freibillets, Unteroffiziere und Gemeine ebenfalls. Gegen die Schauspieler und die Schriftsteller ist er schroff. Das knechtische Gesindel im Publikum freut sich, und meint sich mitbetheiligt am Hofe und an den Vornehmen, wenn es in das Lob einstimmt, das die aristokratischen Kreise der neuen Verwaltung geben! —

Am 4. starb in Weimar die Herzogin Bernhard, die wir voriges Jahr in Liebenstein besucht haben. Ein großer Verlust für Frau von Marenholz. —

Die Jesuiten in Schlesien rumoren stark; sie thun was sie wollen, niemand hindert sie, die Polizei hört und sieht nicht! Sie bewirken viele Bekehrungen. Nächstens werden sie in Breslau nun auch auftreten. Nicht auch in Berlin? — *Uebrigens fürchte ich ihre Treiben im Allgemeinen gar nicht.* Sie mögen im Einzelnen manchen Unfug anrichten. Aber der Rückschlag wird nicht ausbleiben, und mehr umwerfen als sie bauen können. —

Herr von Radowitz ist von Erfurt nach Karlsruhe gereist, die Zeitungen sagen, um die dortige Erbfolge ordnen zu helfen. Aber von hier ist er nicht abgeschickt und dort nicht berufen. Er kann mit der Sache nur als dienstwilliger Vertrauter des Herzogs von Gotha sehr nebenher zu thun haben. —

Mittwoch, den 7. April 1852.

Bettina von Arnim quält mich mit ihren Aufträgen; sie könnte alle meine Zeit, Kräfte, Thätigkeiten und Verbindungen für ihre Zwecke verbrauchen, und kümmerte sich nachher kein Schnippchen darum. Ich will ihr gern Dienste leisten und Opfer bringen, nur persönlich von ihr nicht in ihre Sachen verflechten lassen, das ist zu gefahrvoll, besonders bei ihrer

Unklarheit! Sie hat Mißtrauen gegen alle Menſchen, und iſt keck und voreilig in ihren Anſchuldigungen. Ich habe die größte Mühe gehabt, ihr die bitterböſen Ausfälle wegzu ſtreichen, die ſie auf dem für den König beſtimmten Blatte gegen Oſers und Rauch anbringen wollte, und die, wie gegründet ſie ſein mögen, dahin nicht gehören, ſondern der Sache nur ſchaden. Sie glaubt feſt, ich habe etwas Beſonderes dabei, daß ich meinen Namen nicht beim König genannt wiſſen will, und es iſt doch nur das Gefühl, ſich nicht auf den Bock zu einem Kutſcher ſetzen zu wollen, mit dem die Pferde durchgehen. — Sie gab mir auch zu verſtehen, ich thäte viel zu wenig um ihre Bücher in Gang und Gunſt zu bringen. Du lieber Gott, das müſſen ſie ſelbſt thun! Von ſelbſt hab' ich auch ſchon alles gethan was ich verantworten kann; gedrängt und getrieben verlier' ich gleich alle Luſt. —

Neue Zögerungen in Kaſſel. Der Kurfürſt will das vom preußiſchen Kommiſſar Uhden ausgearbeitete Verfaſſungsmachwerk nicht unterſchreiben, will eigentlich gar keine Verfaſſung, wohl aber neues Geld vom verarmten, zertretenen, verödeten Lande! Er und ſein Haſſenpflug würdige Spießgeſellen! —

Fernere Scheerereien, Verbote, Verfolgungen gegen die Deutſchkatholiſchen, die Sekte ſoll unter langſamen Qualen verkommen.

Schöne Einigkeit der Regierungen! Preußen befiehlt einen Nachzug nach Hamburg, Mecklenburg unterſagt ihn; jenes will die Direktoren der Eiſenbahn für jeden Unterlaſſungstag mit 200 Thalern ſtrafen, dieſes für jeden Begebungstag mit 100. Einſtweilen hat Preußen (von der Heydt) nachgegeben. —

In Grote geleſen, im Cornelius Nepos. —

Zum Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten in Oeſterreich iſt der Geſandte zu London Graf von Buol-Schauenſtein

ernannt, ein Schwager Meyendorff's. Die klare Mittelmäßigkeit in ſolchem Poſten genügt; die Regierungen machen es ſich in dieſer Hinſicht einander leicht, jede ſieht der andern die perſönliche Dummheit willig nach, und die ſächliche — gleicht ſich aus durch untergeordnete Kräfte. —

Der König iſt ſehr beſtürzt über den Tod Schwarzenberg's. Die Miniſter fürchten ſich vor dem Neuem was kommen mag. — Die Neue Preußiſche Zeitung wird plötzlich zur Verkünderin von Schwarzenberg's Ruhm, verzeiht ihm was er gegen Preußen gethan.

Gründonnerstag, den 8. April 1852.

Beſuch vom Fürſten von Schöneich-Carolath wegen Schwarzenberg's Tod! Iſt ſehr verwundert, daß ich wenig daraus mache, keine weſentliche Veränderung davon erwarte. „Er war Preußens erklärter Feind!“ Aber hier iſt man erſchrocken über den Verluſt, man hatte dieſen Feind ſchon lieb; man fürchtet ſich vor dem, was nun eintreten kann! Man teufelt hatte ſich an dieſe harte Hand ſchon gewöhnt. Wir ſind ſo weit herunter, daß wir jeden Kampf als eine Niederlage fürchten; und gewiß, in allen Kundigen lebt die Ueberzeugung, daß Preußen, oder vielmehr daß Friedrich Wilhelm der Vierte, keinen Krieg führen kann, außer einen Bundeskrieg gegen Frankreich, als Mitgeber der Andern. Ueber die Unfähigkeit Theodor Rochow's, Arnim's in Wien, Hatzfeldt's in Paris. —

Treiben der Jeſuiten am hieſigen Hofe. Sie ſchmeicheln dem Könige mit allerlei Vertrauen, mit ihren Miſſionsſachen in fremden Welttheilen, mit großen Bauten; daß ſie im Lande herumziehen und predigen dürfen, iſt die unerhörteſte Vergünſtigung, keine Behörde wagt es ſie zu ſtören, und zu beaufſichtigen; der freigegebene Verkehr der katholiſchen Geiſtlichkeit mit Rom knüpft den Zuſammenhang immer feſter. Und doch

iſt alles das eitel Schaum! Die Kirche ſtützt ſich nicht mehr auf den Glauben, ſondern auf die Macht der weltlichen Fürſten, der Pabſt hängt von einem — wie Louis Bonaparte ab, muß Franzoſen in Rom haben oder Oeſterreicher. Das päbſtliche Anſehen iſt nur noch ein erborgtes.

In Gotha ſtarb am 2. der Dr. Theodor Althaus, einer der eifrigſten und liebenswürdigſten Freiheitsfreunde, und früher Herausgeber einer Zeitung in Hannover, kaum dreißig Jahr alt. Seine Vaterlandsliebe war das reinſte Feuer. Er war mit Adolph Stahr ſehr befreundet, und ſeine Schweſter iſt die Gattin Otto Lewald's. Schade, ſolche Männer ſollten leben!

In Schleſien iſt der freigemeindliche Prediger zu Haſelbach, der ſich in einer Druckſchrift gegen die gräßlichen Beſchuldigungen des Landraths vertheidigt hatte, wegen Beleidigung deſſelben gerichtlich zu 20 Thaler Strafe verurtheilt worden. Der Landrath durfte jenen als ein Scheuſal ſchildern, und wurde nicht einmal getadelt. Vorbehalten!

Ludwig Simon aus Trier und Auguſt Braß aus Berlin haben die Schweiz, wo ſie als Flüchtlinge ruhig lebten, verlaſſen müſſen, ſie haben ſich nach England gewendet.

In Grote geleſen, mit unausſprechlichem Vergnügen! Auch den fünften Band wieder vorgenommen. Die Geſchichte der Griechen iſt voll Reiz und Größe, man kommt nicht aus dem Staunen, aus der Bewunderung, leider auch nicht aus dem Bedauern, daß ſich nicht aus dieſen Freiheitstrieben eine Macht geſtalt von Jahrhunderten gebildet hat, daß dieſe Welt der römiſchen weichen mußte! Eine kurze Blüthe! doch eine ewig dauernde Frucht! —

Stiller Freitag, den 9. April 1852.

Nach London an Herrn George Grote geſchrieben, Dank für die zwei neueſten Bände ſeiner Geſchichte von Griechenland.

die der Troſt und das Glück dieſer meiner jetzigen Tage ſind; ohne dieſes Buch wüßt' ich kaum was mit ihnen anzufangen! —

Beſuch von Weiber. Wiener Nachrichten, Münchener. Der Fürſt von Wallerſtein führt den unerfreulichen Kampf mit muthiger Beharrlichkeit fort. In Oeſterreich iſt gar kein ſolcher Kampf, aber die Stimmung nur um ſo heißer; je größer die Unterdrückung, deſto ſtärker der Freiheitsgeiſt, deſto näher die Revolution.

Man iſt endlich ſo klug geweſen, die unaufhörlichen Majeſtätsbeleidigungen, die im untern Volk vorkommen, möglichſt unbeachtet zu laſſen. Die von den Vornehmen nicht weniger oft begangnen und viel ſtärkern werden ohnehin nie gerügt. Aber nun hat der König, der ein paarmal die Schimpfwörter ſelbſt vernommen, mit denen man ihn geſchmäht, im Zorn den ſchärfſten Befehl erlaſſen, alle dergleichen Fälle gleich vor Gericht zu bringen, und unerbittlich zu beſtrafen. —

Der ſtupide Kultusminiſter von Raumer weigert ſich hartnäckig, den zum Direktor der neuen Realſchule vorgeſchlagenen Dr. Krech zu beſtätigen, obſchon der Magiſtrat und viele andere angeſehene Autoritäten ſich für ihn verwenden. Der Verwandte des Grafen von Schwerin iſt ihm zuwider.

Sonnabend, den 10. April 1852.

Langer Beſuch von Herrn von Hänlein, der ſeine bittern Klagen ausſpricht und ſich noch ſtets mit allerlei Hoffnungen trägt. „Wenn ich nur Einmal eine halbe Stunde mit dem König reden könnte, ich glaube, ich würde ihn erweichen!“ Dabei weint er ſchon halb, und lächelt über die Verſtellung des Gelingens. „Aber ſie laſſen mich nicht heran, fährt er fort, und der König ſelbſt meidet mich, weil er ſich ſchämt, mir ſein Verſprechen nicht gehalten zu haben!“ Ueber hieſige Angelegenheiten, perſönliche Sachen ꝛc. Küpfer gilt als der

Spürhund und Zuträger Manteuffel's, als aufdringlicher, freiwilliger, gleich Ezechel, Ryno Quehl und anderm ſolchen Gelichter. —

Viele unſerer Offiziere, darunter angeſehene Generale, freuen ſich laut über Schwarzenberg's Tod: „Unſer Feind iſt todt, wir ſind ihn los, Gottlob!“ Sehr unanſtändig! Sie wenigſtens haben ihn nicht getödtet, wie nicht geſchlagen! Und ſeine Stelle wird ein Anderer füllen.

Dulon in Bremen wehrt ſich noch, trotz Bürgermeiſter, Senat und Bundeskommiſſair. Viele Einwohner in Bremen, beſonders mehrere tauſend Frauen, haben zu ſeinen Gunſten Unterſchriften gegeben. Auch iſt gegen das Urtheil der Heidelberger Theologen eine Gegenſchrift von Dittenberger erſchienen.

Detroit in Königsberg iſt nun auch ſeines geiſtlichen Amtes als Prediger der franzöſiſch reformirten Gemeinde enthoben, und alle Widerwärtigkeiten der Verhandlung mit gehäſſigen Behörden fallen auf den geplagten muthigen Mann. —

Dagegen hat man hier den freigemeindlichen Prediger Erdmann erlaubt, zu Oſtern in Neu-Ruppin einen Gottesdienſt zu halten, während allen Magdeburger Predigern dergleichen ſtreng unterſagt bleibt. — Willkür: ſie können nichts andres! —

Der Advokat Krautbofer in Poſen, wegen Preßvergehens beim Kreisgericht angeklagt, iſt freigeſprochen, dagegen, weil er ſein Manuſkript Krutowski unterſchrieben, wegen Führung eines falſchen Namens zu 50 Thaler Strafe verurtheilt! Krutowski iſt nur das polniſche Krautbofer. Würde das Gericht auch den Grafen von Leiningen, wenn er ſich Linange ſchriebe, verurtheilen? Oder gar den Herrn von Hardenberg, der ſich Novalis nannte? Früher fand ein preußiſches Gericht ſogar den Schriftſtellernamen Clauren nicht nur berechtigt, ſondern auch dem Herrn Heun ſo eigen, daß niemand anders ihn annehmen dürfe! —

Auf die fanatische Aeußerung des verrückten Präsidenten von Gerlach in der Kammer, daß einem ganzen Dorfe der Verstand still stehen würde, wenn es einen Juden als Schulze sähe, sind nun schon fünf solcher Beispiele öffentlich angemeldet, daß Bauern einen Juden zum Schulzen gewählt haben und mit dieser Wahl sehr zufrieden sind. So viel klüger, reifer und milder ist unser Volk, als solch ein dünkelhafter, engherziger, nicht von Gotteseifer, sondern von Teufeleifer besessener Schwatzjunker! —

Ostersonntag, den 11. April 1852.

Gute Aufsätze der Urwählerzeitung und der Nationalzeitung. Die Nationalzeitung ist so wie die Kreuzzeitung in ganz Frankreich verboten. Ganz richtig! Der Abenteurer — — das bleibt er auch unter der Kaiserkrone — muß die freie Presse vernichten. —

Verhandlungen der Demokratie. Die sind natürlich sehr erschwert, und erfordern strenges Geheimniß, um sich den Störungen zu entziehen, aber sie finden doch Statt. Aufs neue wird die Frage aufgeworfen, ob die Parthei sich bei den Wahlen betheiligen soll? Man sieht die Kämpfe in den Kammern, man möchte die Freisinnigen dort doch gern unterstützen, von wenigen Stimmen hängt oft das Uebergewicht ab, diese wären bei Nachwahlen öfters ohne Schwierigkeit zu gewinnen. Allein dieser Vortheil, so groß er erscheint, so sehr er das Gefühl anspricht, wird verworfen. Man fürchtet, daß bei solcher Nachgiebigkeit die große demokratische Masse nach und nach in die matte konstitutionelle Richtung sich verlaufe, man will an den Grundsätzen festhalten und die willkürlichen Oktroyirungen und Revisionen nicht als Rechtsboden betreten. Die demokratische Parthei bleibt also vor der Hand unthätig. Aber es ist keine geringe Sache, daß durch ganz Deutschland eine Masse

von Menſchen beſteht, die von keiner Regierung ſich gewinnen läßt, die den ganzen jetzigen Zuſtand als einen gewaltſamen, feindlichen anſieht, die mit ihren beſten Kräften ſich außerhalb der jetzigen Staaten hält, und alle Erwartung auf künftige Bewegungen, auf neue Zuſtände ſtellt. So giebt es denn eine große Parthei in Deutſchland, die nur gezwungen ſich den beſtehenden Staaten angehörig bekennt, eigentlich aber nur der Zukunft vertraut: Bürger der Zukunft, aus denen man keine ausſchließlichen Preußen, Baiern, Württemberger, Heſſen, Hannoveraner, Holſteiner und Oeſterreicher mehr machen kann. Dieſe Ausſcheidung iſt ſehr bedenklich, und kann auf die weiteren Ereigniſſe von wichtigen Folgen ſein. Die Dinge mögen im Hintergrunde noch ganz anders ausſehen, Plane zur eingreifenden Thätigkeit mögen in manchen Köpfen arbeiten, einzelne Verſuche der tollſten Art gewagt werden; wer kann das wiſſen oder überſehen? Aber die Auffaſſung des Allgemeinen, wie ich ſie hier gebe, iſt auch der Gegenparthei nicht entgangen, und dieſe ſogar dient dazu, durch ihre Anklagen und Beſorgniſſe, die Thatſachen zur Kenntniß derer zu bringen, die ſie ſonſt nicht ſo gut erführen. — Die Demokratie hat zwei Außenwerke, die Handwerker- und Arbeiter-Vereine nach unten, die Flüchtlings-Ausſchüſſe nach oben, mit denen die Behörden ſich hauptſächlich abmühen; unter dieſer Zerſtreuung, hinter dieſem Verhange, bleibt ihnen der Kern der Parthei im Vaterlande ziemlich verborgen. Die Regierungen werden die Verblendung nicht los!

In Goete geleſen, im Plutarches, griechiſche lyriſche Sachen. —

In Nürnberg Verhaftungen und Ausweiſungen, deßgleichen in Frankfurt am Main. —

Montag, den 12. April 1852.

In Grote gelesen, im Xenophon. Französisches.

Der Großfürst Konstantin von Rußland hat den Grafen Chambord in Venedig als König behandelt und Majestät genannt. Als Ohrfeige für Louis Bonaparte ganz gut! —

Die Demokraten haben in den Behörden gar viele heimliche Freunde, die ihnen vor Gericht, bei der Polizei und selbst im Gefängniß allen möglichen Vorschub thun. Warnungen und Winke werden ertheilt, Anklägereien unterdrückt, Briefe besorgt ꝛc. Selbst Hinckeldey und Ryno Quehl haben in einzelnen Fällen die Beschützer gemacht, aus Eitelkeit oder Laune, aus Rücksichten. Die meisten Arbeiter an der Kreuzzeitung sogar sind heimlich demokratisch gesinnt, und die freien Blätter haben von daher schon manche nützliche Mittheilung erhalten. Auch viele Konstabler sollen gut bürgerlich gesinnt sein. Wenn einmal die Dinge wieder umschlagen, was wird man für Entdeckungen machen? —

Dienstag, den 13. April 1852.

Geschrieben. — Besuch von Weiber, Nachrichten aus der Stadt, politischer Eifer des Predigers Büchsel, Haß der andern Prediger gegen ihn und untereinander, ihr allgemeiner Knechtssinn, ihr geringes Ansehen beim Volke, das sich mehr und mehr abwendet; in dem christkatholischen Gottesdienste war dieser Tage eine Mannschaft von vierzig bis fünfzig Konstablern, die so drohend aussahen, daß die Gemeinde jeden Augenblick ihre Auseinandertreibung fürchtete.

In Darmstadt sind handelspolitische Beschlüsse gefaßt worden, die man als preußenfeindliche angiebt. Der Zollverein ist bedroht. —

In Hannover sind die beiden Junker-Minister aus dem Ministerium geschieden, die gemäßigten geblieben.

nier anfangs gar nicht gezogen worden, weil man ihn nicht für ganz kauscher hält, welchem aber der Polizeidirektor, als es zu einer gewissen Reife gediehen war, beigetreten, um nicht ganz entbehrlich zu werden.

Das jetzige Ministerium ist noch immer nicht völlig in dem Sinne der rechten Kammerseite. Man sagt, Pasquier und Roi ständen auf dem Sprunge. Daher sprechen sie auch bisweilen, als wenn sie nichts mehr zu verlieren hätten, doch liegen ihnen ihre Stellen sehr am Herzen. Von Auflösung der Kammer ist keine Ahnung. Ein Minister, der solch einen Gedanken hegend, ihn einem seiner Kollegen anvertraute, wäre verrathen und verkauft. Die Mehrheit der Kammer hält so fest zusammen, daß sie, wenn es ihr gefällt, Herstellung der Zehenden und der Rototen beschließen kann.

Durch das gegenwärtige Wahlgesetz hat der Landadel das Heft in die Hand bekommen. Er ist Hahn im Korbe, so lange er will. Um Mitglied der Kammer zu sein, werden 5—6000 Franks Einkünfte aus Grundstücken erfordert. Dergleichen Leute traten ehemals als Sous-Lieutenants in die Armee, dienten 25 Jahre, wurden Kapitains und kehrten mit dem Ludwigskreuze heim. Zu Oberststellen gelangten sie nie. Diese gehörten dem Hofadel, der hundert, ein paarmal hunderttausend Einkünfte besaß. Nimmermehr wäre ein Bruder des Hrn. von Villèle, der noch überdem ein ganz neubackener Junker ist, Bischof geworden. Wenn der Dorfadel Verstand hätte, würde er das Repräsentativsystem zu retten suchen. Er hat nie in einem vortheilhafteren Rahmen gestanden und kann keinen erfinden, der ihm gleich käme. In wenigen Jahren hielten seine Familien den breiten Stein. Allein das Repräsentativwesen ist ihm unausstehlich, weil es Werk der Revolution. Er sieht sein einziges Heil in der Wiedergeburt seiner alten Patrimonialrechte. Gelingen ihm

In Wien hat der Miniſter von Bach den Vorſitz im Staatsminiſterium erhalten. Die Kreuzzeitung verfolgte ihn ſtets mit glühendem Haß, und ſuchte ihn wegzubeißen.

In Grote geleſen, in Goethe's lyriſchen Gedichten ꝛc. — Prutz, deutſches Muſeum, erſtes Aprilheft.

Neue Liſte aus Schleſien von Juden, die das Schulamt oder die Polizei verwalten, worüber Herr von Gerlach den Verſtand verlieren will! So'n bischen Verſtand iſt leicht verloren! —

In Schleſien weitere bittere Verfolgung von Lehrern und Predigern wegen demokratiſcher Geſinnungen! —

Der Prediger Detroit in Königsberg wird von der Behörde nicht nur ſchikanirt und verfolgt, ſondern auch verläumderiſch angeſchuldigt, und ſeine Rechtfertigung findet in keiner Zeitung Aufnahme! — Der Oberpräſident dort iſt Herr von Eichmann. —

Mittwoch, den 14. April 1852.

Der Bürgermeiſter Smidt hat wenigſtens die kluge Geſchicklichkeit, Bremen von fremden Truppen frei zu halten! Der Bundeskommiſſair General von Jacobi hat an den Bundestag berichtet, es würden keine Truppen nöthig ſein. —

Nachmittags kam Bettina von Arnim und las mir ihre Vorrede zum zweiten Theil des Königsbuches vor. Anmuthig, doch eben auch ſehr ſchmeichleriſch. Sie wollte das Buch nicht mehr „Geſpräche mit Dämonen", ſondern „die Wolkenkammer" nennen; ich rieth die Beibehaltung des erſten Titels an.

In Weimar nun doch die deutſche Kokarde abgeſchafft. Sehr richtig! In Grote geleſen. In Mirabeau; ſeine Briefe an den Grafen von La Marck ſind für mich von großem Reiz,

für die große Welt kommen sie um fünfzig Jahre zu spät. Das Leben, dem sie angehören, ist völlig dahin, hat mit der Gegenwart keine Berührung mehr. —

Lettres inédites du comte de Maistre. Die Welt bedarf jetzt anderer Nahrung. Von dieser Gattung kann ich nur noch Saint-Martin vertragen, weil sich das Abergläubisch-Phantastische bei ihm leicht absondern und wegthun läßt, und Franz Baader, weil er die tiefsten Gedanken hat, und die orthodoxisch dogmatische Hülle, in die er sich kleidet, mit großer Freiheit selbst abwirft, besonders im wirklichen Gespräch dies gern und munter thut. —

Donnerstag, den 15. April 1852.

Gestern schwer eingeschlafen, von Griechenland geträumt, von Eleusinischen Geheimnissen und von Nabel. Früh aufgewacht, noch vor der Morgendämmerung, ich quälte mich mit allerlei Gedanken, bis die Tageshelle sie verscheuchte, und mich, wie Goethe sagt, wieder fest auf meine Füße stellte.

Die Konstitutionelle Zeitung bringt aus Königsberg einen kräftigen Einspruch von Dinter, E. Ender, Rupp und Sieburger gegen die vielfachen Unrichtigkeiten und Entstellungen, die der dortige Polizeipräsident Peters in einem Aufsatze gegen die freien Gemeinden sich erlaubt hat. Der freche Bursch, der auch den Abgeordneten Simsen wegen seiner Aeußerungen in der Kammer meint zur Rechenschaft ziehen zu können, ist in seiner Blöße hingestellt. —

Ich bin überhaupt an diesem düstern Tage sehr verstimmt. Von allen Seiten nur Verdruß und Widrigkeit. Nicht ein Schimmer von Angenehmem! Die allgemeinen Zustände, die Bedrängniß der Guten und Edlen, die Noth an allen Enden, das Mißlingen so vieler Entwürfe, die Plackereien von allen

Seiten, die Zwiſtigkeiten und Spannungen, die den Umgang hemmen.

In den Zeitungen großer Lärm über den baieriſchen Geh. Legationsrath Dönniges, den Freund des Königs, den die Ultramontanen nicht in München dulden. Er iſt nach Paris gereiſt. Den baieriſchen Zeitungen iſt verboten davon zu reden. Seine Frau, eine Jüdin aus Berlin, geb. Wolff, ſoll noch mehr bei der Königin gelten, als er beim König. Ränke von Abel, von Pfordten, trübe Wirthſchaft, lumpiges Zeug! —

Der Fürſt von Wittgenſtein, jetzt Miniſterpräſident in Wiesbaden, früher ein Anhängſel des Prinzen Emil von Darmſtadt, — als ſolchen kannt' ich ihn ehemals ſehr genau — hat ſich ſchon im ganzen Lande vollſtändig verhaßt gemacht; ein hoffährtiger, geldſüchtiger, ſittenloſer Ultra, daneben ein Feind von Preußen, in den Handelsſachen thätig wider uns. —

Der ehemalige Abgeordnete zu Frankfurt und zuletzt lächerliche Reichsmarinerath Dr. Wilhelm Jordan ſoll in Oeſterreich eine Anſtellung bekommen. Er war vor 1848 aus Leipzig fortgewieſen, lebte als Litterat in Bremen, in Paris, kam 1848 nach Berlin, ſpielte den Freigeſinnten, wurde gewählt. In Frankfurt ſchlug er um, und ſpielte eine ſchuftige Rolle.

Temme in Breslau tritt von der Redaktion der Neuen Oder-Zeitung zurück. Man hat alle Schikanen gegen ihn aufgeboten.

Die Neue Preußiſche Zeitung liefert eine Denkſchrift Kinkel's an die Nordamerikaner voll Revolutionseifer und Revolutionshoffnungen. Ein andres Blatt dürfte ſie nicht geben. Den Demokraten geſchieht ein großer Dienſt mit der Verbreitung. —

In Grote geleſen, im Plutarchos. Fünfter Band von Lamartine's Reſtaurationen. Deutſche Blätter.

In Spanien ein ſtrenges Preßgeſetz. Die Cortes vertagt. Alles deutet dort auf Rückkehr zur Willkürherrſchaft. An Rathen und Drängen dazu läßt es die Reaktion nicht fehlen. — Spanien ſtand 1848 außerhalb der Revolution, in die nächſte kommt es hinein! —

Freitag, den 16. April 1852.

Wieder ſchlecht geſchlafen, wegen Gedanken. Die Kämpfe mit dem Leben ſind das Leben ſelbſt, ſie laſſen nur mit dieſem nach. Welche Bürden liegen auf mir! doch hat jeder ſeine. Pauvre humanité, ſagte Frau von Stael, und Rahel wiederholte das Wort oft mit durchdrungenſter Ueberzeugung. Ja gewiß, das allgemeine Loos, die Hinfälligkeit und Schwäche der Menſchen, ſollte ſie zur Milde und Nachſicht gegen einander ſtimmen. Wer iſt ſo frevelhaft, einem Menſchen Krankheit oder ſonſt ein perſönliches Unglück zu wünſchen? Wie iſt aller Haß, aller gerechte Zorn gegen Savigny verſchwunden bei der Nachricht, daß ſein Sohn in Tobſucht verfällt! Es war mir ſtets in der Seele zuwider, daß Schleiermacher über den Selbſtmord ſeines Feindes Jenisch mit Kälte ſcherzen konnte. Hätte er ihn dem Ertrinken nahe geſehen, er hätte ihm ja die rettende Hand doch geboten! Pauvre humanité! —

Kurheſſiſche neue Verfaſſungsurkunde! Fängt mit der ſchamloſeſten Lüge an! „Von zwei Spitzbuben gemacht, während andre zuſahen“. Glaubt man wirklich dergleichen Zeug werde halten? —

In Breslau bei einem Tapezier Schadow Hausſuchung nach Papieren. Man hat nichts gefunden. Falſche Angeberei. —

Die Regierung zu Merſeburg erläßt die ſchärfſte Verordnung wegen der Sonntagsfeier. Was erzwingen ſie damit? Gehorſam auf einige Stunden, aber Haß gegen die

Zwangskirche, Hohn und Spott gegen deren Aberglauben und Dogmen. —

In der Neuen Preußischen Zeitung selber wird nun eingestanden, daß in dem höheren Kreise, woher die Regierung ihre Beamten zu nehmen pflegt, die Ungläubigkeit herrschend sei, daß die Leute nur dem äußeren Scheine, dem Namen nach Christen seien. Doch grade darauf legt ja die Parthei den höchsten Werth! Und den Juden, den sie heute ausschließen will, muß sie morgen aufnehmen, wenn er sich taufen läßt, was ja ganz von seiner Laune abhängt, denn die Religion hindert ihn selten. —

In Spanien regen sich wieder Karlisten. In der Türkei giebt es neue Spannung gegen Aegypten. —

Belgien verabschiedet Rußlands wegen seine polnischen Generale und Offiziere, nimmt Frankreichs wegen keine französischen Flüchtlinge mehr auf. Man arbeitet daran, die belgische Verfassung in's Unfreie revidiren zu lassen. Die Rathschläge der großen Mächte geben dahin, die Forderungen des — Bonaparte, die Umtriebe der belgischen Priester und Adlichen. —

In Paris die Professoren Michelet, Quinet und Mickewitsch durch ein verunglimpfendes Dekret abgesetzt. —

In Schlesien arbeiten die Jesuiten lustig vorwärts! Sie thun es ungehindert, ungestraft. Agitation für Rom, für Oesterreich; dazu schweigt die Regierung, schweigt die Kreuzzeitung. Ein Staat, der sich von Gift nähren will, der es willig und dankbar annimmt! Preußen hätte doch einen schönern Tod gefunden, wenn der Kaiser Napoleon es erschlagen hätte! Friedrichs des Großen Reich — besteht schon lange nicht mehr. —

Die Junkerpartei, nachdem sie das Volk belogen und betrogen und das Bürgerthum vom politischen Schauplatz verdrängt, versuchte nun in eigener Sache aufzutreten, allein da gerieth sie mit der Fürsten- und Beamtenmacht in Kampf, und verlor seitdem einigen Boden; hier, in Oesterreich, in Hannover, in Sachsen ꝛc. Doch ist ihre Macht keineswegs gebrochen, sie ist noch im Besitz der besten Kräfte; am Hofe, in den Behörden, im Heer, hat sie noch stets die Oberhand nicht formell, aber thatsächlich, und wird sie behalten, bis ein neuer Umschwung der Dinge kommt. —

Zwietracht in den Gewerbesachen. Händel der Gewerke, besonders der Gesellen, mit dem Gewerberath, mit dem Magistrat; die Unterdrückten rufen den Schutz von Hinckeldey an, der sich dadurch geschmeichelt fühlt. Der Stadtrath Risch ist noch nicht abgesetzt, und setzt seine Ränke und Streiche fort. —

Was ich in der Jugend mit durchgelebt ohne es recht zu fühlen, lern' ich im Alter nachfühlen, und kann mich jetzt erst in die Empfindungen derer versetzen, die damals ihre Weltbestrebungen getäuscht sahen, meines Vaters, Schlabrendorf's, Oelsner's, Georg Kerner's, Reinhard's, Reinhold's, Fichte's. Aber auch sie verzweifelten nicht an der Sache der Freiheit, trotz der zwiefachen Verdüsterung, die sie erlitt, der Schreckenszeit und der Kaiserzeit. Die Freiheit brach unter den hergestellten Königen glänzend wieder hervor; und selbst die von 1848 dauert in tausend Schwingungen noch fort, — ganz äußerlich sogar, denn noch ist Frankreich Republik und Preußen konstitutionell, und sollte beides den Namen ändern, das Alte findet nimmer seine alten Grundlagen wieder. Ich tausche nicht rückwärts, so trüb' auch die Gegenwart ist; die Vergangenheit war trüber. —

Die Polizei hier hat einige Artikel der Neuen Preußischen

Zeitung wegen Erregung von Haß und Verachtung in Anklage geſtellt. Die Parthei der Kreuzzeitung hat jetzt eine Zeit ſchlechten Wetters, auch iſt das Blatt etwas farblos und ſtumpf. Sie müſſen ihren edlen Goedſche wieder herantufen und ſeinen Freund Ohm! Der Polizeirath Lüdemann hat die Anklage unterſchrieben, gegen dieſen ſpreizt ſich der „Zuſchauer“ doch etwas. —

In Chemnitz noch Verurtheilungen wegen der ſächſiſchen Maiereigniſſe! In Dresden Antrag auf Abſchaffung der Kommunalgarden, der aber noch verworfen wird. —

Trotz der Verfaſſungsurkunde doch noch Belagerungsſtand in Kaſſel! Der Bundestag ſogar meinte, mit der Ertheilung der neuen Verfaſſung müſſe der Kriegszuſtand aufhören. Doch darin darf der Kurfürſt dem Bundestag entgegen ſein! Er verſuch' es einmal mit dem kleinſten Freiheitsgelüſt! — Die neue Verfaſſung? Ein ſchuftiges Machwerk! Wohl dem, den es nichts angeht! —

Die Geſandten der Zollvereinsglieder ſind ſchon hier beiſammen und werden übermorgen ihre Berathungen anfangen. Unſere Miniſter ſind in großen Aengſten, ſie wiſſen nicht aus noch ein, ſie kennen die Sache ſo gut wie gar nicht, und müſſen ſich auf ihre Unterbeamten verlaſſen; und dabei fühlen ſie doch, daß die wichtigſten politiſchen Folgen ſich an dieſe Berathungen knüpfen, oder vielmehr feſte politiſche Entſchließungen ihnen vorausgehen ſollten. Es werden wohl lauter Halbheiten herauskommen.

In Grote geleſen, die Geſchichten des Dionyſios von Syrakuſä, wie gemacht zur Vergleichung mit denen des Louis Bonaparte! Würdige Geſellen!

In Schiller's Wallenſtein ein paar Szenen geleſen.

„In Ihren Blättern kommen jeden Augenblick die Worte Schuft, Halunke, Lump u. ſ. w. vor; Sie tadelten einmal Schloſſer'n, daß er in ſeinem Geſchichtsbuche geſagt: ‚Der Schuft Talleyrand war damals Miniſter!' Sie machen es noch ärger." Auf dieſen gutgemeinten Tadel hab' ich zu erwiedern, daß meine Blätter kein Geſchichtsbuch ſind, daß ich Einzelnes für mich aufzeichne, und mich kurz faſſen muß, daß unſere Zeiten Kriegszeiten ſind, und Haß und Kampf nichts von Artigkeiten wiſſen. So ein Schimpfwort oder Fluch erleichtert dem Soldaten die Bruſt! — Achilleus ſchreit ſogar den Agamemnon wüthig an, und Odyſſeus prügelt den Therſites! Was ſollen wir mit Leuten wie Haſſenpflug, Louis Bonaparte ꝛc. ꝛc. für Umſtände machen? Die Namenliſte iſt freilich ſehr lang! —

In Rahel's Papieren gearbeitet; Briefe an Pauline Wieſel abgeſchrieben. Ich konnt' es kaum aushalten, ſo ergriff mich der elektriſche Strom, der aus dieſen alten Blättern in meine Seele fuhr. Im zwanzigſten Jahre nach Rahel's Scheiden iſt dieſes Leben noch ſo friſch! Alles was ſie gelitten, was ſie ertragen und gethan, ihr ganzes Schickſal fühlt' ich als Gegenwart, und mein Geſchick dazu. Welche dämoniſchen Kräfte, welche Zauber des Daſeins, welche Reiche des Gedankens und der Empfindung, waren in dieſe trübe Wirklichkeit verhüllt, und wie ſtrahlte dieſe doch wieder herrlich von dem leuchtenden Inhalt, den ſie führte! — Dabei erkennt' ich die furchtbare Gewalt des Weiterlebens, die unwiderſtehliche Veränderung, die alles erleidet, die Welt, das eigene Selbſt, die Erinnerung ſogar! Ich bin alt geworden, und ſehe Rahel nun doch anders an, als vor zwanzig Jahren; nicht geringer, Gott bewahre! im Gegentheil, ich ſehe ſie nur noch gerechtfertigter, — aber anders, ſchon weil ich anders bin! —

„Anders leſen Knaben den Terenz, anders Grotius.“ Wie Goethe muß auch ich die Sentenz gelten laſſen. — Segen, tauſend Segen für Rahel! —

Nachmittag kam Bettina von Arnim, las mir die drei letzten Bogen ihres Dämonenbuches mit Gewalt vor, und wollte meinen Rath, in welcher Art ſie daſſelbe an den König gelangen laſſen und was ſie ihm dazu ſchreiben ſollte. Ich ſagte ihr meine Meinung aufrichtig, belegte ſie mit Gründen, und Bettina fand ſie gut, und will ſie befolgen. Ich widerrieth ihr, das Buch unbedingt dem König zu überliefern, daß er demſelben Leben oder Tod ſprechen könnte, denn die Gefahr, daß er letztern ausſpräche, iſt wahrlich vorhanden: es läßt ſich nicht im geringſten vorausbeſtimmen, welchen Eindruck er davon haben werde, der allerbeſte iſt ſo möglich wie der allerſchlimmſte, es iſt ein reines Glücksſpiel. Uebrigens iſt das Buch das verworrenſte, geſtaltloſeſte, verſtimmendſte, das Bettina geſchrieben hat. Sie hat die Widerſprüche aus denen es beſteht, nicht zu bezwingen vermocht. Es ſollte ein Königsbuch ſein, aber auch ein Volksbuch: was dem einen taugt, taugt dem andern nicht. Anfangs war es dem Jubelfeſte Goethe's beſtimmt; dann ſollten die Magnaten verherrlicht werden, dann der König vor der Reaktion gewarnt werden. Alles das iſt nun zu ſpät, und hat auch in ſich keinen Zuſammenhang. Schöne Stellen in Menge, glückliche Gedanken und Bilder, kein Ganzes.

Montag, den 19. April 1852.

Einige Geſchichtsbetrachtungen über die Griechen niedergeſchrieben, das Grote'ſche Werk angerühmt.

Die Menſchheit ſteht noch in ihren roben Anfangen, der Geiſt ringt ſich aus der Natur hervor, und kämpft mit ihr den

noch sehr ungleichen Kampf; der Mensch dient der Natur noch zu sehr, wie könnt' er sie dabei nach Gebühr beherrschen oder mit ihr völlig befreundet sein? Die Fortschritte der Menschenbildung sind schon jetzt, bei dem kurzen Raum unserer Uebersicht, ungeheuer groß, wunderbar und verheißungsvoll, allein der Abstand der am weitesten Vorgeschrittenen von den am weitesten Zurückgebliebenen ist ein unermeßlich großer, und dies Mißverhältniß wird wohl immer bleiben. Aller Gewinn der Vordersten aber, ihre Hülfsmittel, ihre Verfeinerung, dienen eben so zum Schlechten wie zum Guten, und müssen unaufhörlich zu diesem gewendet und gehalten werden. Die Kriege, so gebildet und gelehrt und veredelt jetzt, sind doch nur die Ausbrüche der Thierheit im Menschengeschlecht; daß sie geregelt sind, ist ein kleiner Trost. Ganz ihnen entsagen können wir nicht, so lange noch Freiheit und Recht zu erkämpfen sind. —

In Königsberg ein Prediger beim Collegium Fridericianum vom Amte suspendirt. — In Köln zwei junge Leute angeklagt, der eine ein Gedicht gegen den König verfaßt, der andere es gesungen zu haben, vom Schwurgericht freigesprochen. —

In Kassel neue Verhaftungen und Hausuchungen. — Hassenpflug will über tausend Turner zur Untersuchung ziehen. Die Auswanderung sehr stark, ganze Dörfer verödet. —

Zu Nassau die freien Gemeinden gänzlich unterdrückt. Die Leute wandern größtentheils aus. — Der Minister Witzigenstein! —

Heute haben hier die Zollvereins-Berathungen begonnen. Der baierische Abgesandte hat auf die Theilnahme Oesterreich's schon hingedeutet, sie gefordert aber noch nicht.

Prinz Paul von Würtemberg (Vater der Großfürstin Helene) ist in Paris gestorben, 14 Tage vorher ist der alte Schelm noch katholisch geworden. Sein Bruder, der König,

seine Absichten, so wird er bald erfahren, was er dabei gewonnen. Er spielt alsdann vor dem Hofadel seine ehemalige klägliche Figur. Wie wurde er Anno 1789 in den Abendkreisen der Königin begafft! Lesen Sie die Memoiren des Marquis de Ferrière. Nicht einmal mit den Pariser Hauttiers konnten sich die französischen Landjunker messen.

Es darf nicht wundern, wenn gar vielen rechtlichen Leuten das Konstitutionswesen verleidet ist. Man kommt damit nicht zu Ende. Das Gewebe, was den Tag über gewirkt war, löst die Nacht wieder auf. Unter den jetzigen Umständen läßt sich ein Konstitutionsversuch Preußen kaum zumuthen. Die Nachbarn würden ihm die Ausführung sehr verkümmern.

Sollte Ihr Weg in die Kurstraße an das Haus Mechow und Pietsch führen, so erweisen Sie mir die Gefälligkeit, dem Hrn. Ritter Pietsch zu sagen, daß ich ihn recht sehr bitte, meine Gehaltsquittungen mir durch den nächsten Kourier zur Unterschrift einzusenden. Apropos der Reise nach Amerika. Auf dem Wege bin ich gewesen, aber nicht dahin gekommen. Das Weitere ein andermal. Empfehlen Sie mich Ihrer verehrten Gemahlin.

Leben Sie wohl, behalten mich lieb.

Hochachtungsvoll von ganzer Seele

der Ihrige

Oelsner.

hielt ihn für einen durchtriebenen böſen Schelm, und hatte viel von ihm zu leiden.

In Spanien ſtellt man die Fueros der baskiſchen Provinzen wieder her, um den Karliſten dieſen Vorwand zu nehmen. Sie müſſen doch wieder ſehr gefährlich ſein! —

Dienstag, den 20. April 1852.

Die Kammern geſtern wieder eröffnet. Das geſetzwidrige, ſchändlich argliſtige Verfahren gegen den Buchdrucker Fauſt kam zur Sprache. Dr. Veit ſprach für ihn, Gerlach war ſo ſchamlos es recht zu finden, daß die Regierung ihm die Zeitung in Erfurt zu drucken erlaubte, aber die Erlaubniß ſie auszugeben ihm abſprach! —

In Kaſſel hat der Kurfürſt mit Gewalt die ſtändiſchen Papiere wegnehmen laſſen, ſeinen eigenen Revers, daß er die Verfaſſung halten werde, die Eide ſeiner Miniſter ꝛc. Deutſcher Fürſt, und Meineid, Gewalt, Verrath, Frechheit eng verbunden; und der Fälſcher Haſſenpflug ſein Miniſter! — Und Preußen und Oeſterreich ſehen ruhig zu, ja mit Beifall, vielleicht mit Neid. Alles dieſelbe Sorte, die ſchlechteſte! — Die Urwählerzeitung iſt heute gut über die neue Verfaſſung Kurheſſens, die Gaukelei mit dem Bundestag, die Unehrlichkeit der Regierung.

Brief und Buch aus Köln von Herrn Dr. Düntzer, „Frauenbilder aus Goethe's Jugendzeit."

Der Präſident von Gerlach hat wieder in der Kammer die empörendſten Aeußerungen gethan. Zehnjährige Verfolgung auszuhalten, meint er, würde den freien Gemeinden gut bekommen. Ihm, dem giftigen Wurm, würde es gut bekommen, wenn man ihn mit den Füßen zerträte! —

Das Blatt der Konſtitutionellen Zeitung, worin die Vertheidigung Rupp's gegen den Königsberger Polizeimann, der

ihn verläumdet und falsche Angaben gemacht hatte, abgedruckt stand, ist dort von der Polizei mit Beschlag belegt worden.

Der hiesige Magistrat hat sich genöthigt gesehen, öffentlich bekannt zu machen, daß sein Beisitzer im Gewerberath keine Geschenke von den Gewerken annehmen darf, keine Erfrischungen, keinen Wagen; dies ist zwar bisher der Brauch gewesen und ein wohlthuender (!), aber schon immer verboten. Man sieht aus dieser Bekanntmachung, wie tief der Unfug eingerissen war, da selbst der Magistrat ihn nicht ohne Bedauern abzustellen vermag. Die Handwerker haben was erfahren in dieser Zeit, und wissen endlich, wie man sie geschoren.

Ich las gleich, nachdem ich den zehnten Band von Grote beendigt, mit größtem Eifer und Vergnügen in Düntzer's neuem Goethebuch. —

Man spricht viel von der großen Gunst, in welcher jetzt — erst jetzt? — Hinckeldey beim Könige stehen soll, und meint, er werde zum Polizeiminister ernannt werden. Ein Polizeiministerium mag errichtet werden, — elende Nachäfferei, weil der — Louis Bonaparte eins errichtet hat, der es wieder seinem Onkel nachgeäfft —, aber es glauben Viele, dann werde doch nicht Hinckeldey Minister werden, sondern ein Hofadelicher. —

In Köln zwei junge Burschen, der Majestätsbeleidigung angeklagt, von den Geschworenen freigesprochen. —

Den Geburtstag des Königs von Sachsen zu feiern, haben in Dresden von 200 Innungsältesten nur 9 gebilligt. Man sieht wie sie ihn lieben, den guten Mann! —

Mittwoch, den 21. April 1852.

Beſuch von Bettina von Arnim. Betrachtungen über den Tod von Franz Savigny. Bettina findet alle Todesfurcht albern, verſichert, ſie habe keine; hält Thätigkeit für die große Hauptſache, und nichts für verloren, was Geiſt oder Seele gewirkt haben; glaubt an Perſönlichkeit, die über das irdiſche Leben hinausreicht, an Fortbildung der hier verkümmerten Anlagen, z. B. der übrigen für Muſik und Bildnerei, — „und meine ſchlechten Eigenſchaften," ſetzte ſie lachend hinzu, „von denen wird kein Menſch mehr was wiſſen, die werden nicht fortwirken, die werden verſchwunden ſein!" — In Betreff ihres Verhältniſſes zum Könige hofft ſie jetzt auf gute Dienſte der Gräfin von Voß, und thörichter Weiſe der Gräfin von Münſter geb. von der Marwitz! — Sie ging heute bald wieder.

Der Aſſeſſor Wagener zu fünfmonatlicher Haft verurtheilt, wegen Verläumdung des Präſidenten Bloch. Wenn er erſt ſitzt, wird man ihm allen Hohn in's Geſicht werfen dürfen, den er über den verurtheilten Bernſtein unermüdlich ausgoß. —

In Königsberg verſchiedene Privatgeſellſchaften durch Konſtabler aufgelöſt, unter andern ein Kaffee von ſechs Damen!

In Quedlinburg die freie Gemeinde vom Gericht gewaltſam für einen politiſchen Verein erklärt, geſchloſſen und in Geldſtrafe genommen. Dieſe Verdrehungen ſind ſo boshaft als feige! Feigheit iſt der Karakter unſerer Regierung, Feigheit überall, wo nicht Soldaten und Konſtabler gegen Waffenloſe zu handeln haben.

Neue Verhaftungen in Kaſſel. Neuer großer politiſcher Prozeß in Thüringen, wegen Vorgängen im Jahre 1848, die durch Amneſtie gedeckt waren, aber man ſophiſtiſirt ſich über die Amneſtie hinaus, wie dies auch hier ſchon verſucht werden.

Die Feigheit iſt natürlich rachſüchtig, und beſonders unerbittlich gegen Vorgänge, wobei ſie ſelbſt in ihrer Schmach recht offenbar geworden iſt. Feigheit und Macht, üble Verbindung! —

Der Bundestag will Ferien machen! Sie wollen allen Unrath der früheren Zeit ſorgfältig wieder auf ſich nehmen! —

Brockhaus in Leipzig vom Appellationsgericht wegen Preßvergehens freigeſprochen, ſeine Zeitung hatte einen Aufſatz der Augsburger Allgemeinen Zeitung, in welchem Deutſchland mit düſtern Farben geſchildert war, unverändert aufgenommen, und das alberne Untergericht ihn ſchon verurtheilt! —

Die deutſchen Sachen ſind ſchwer auszudenken; nirgends iſt ihnen ein feſter und grader Weg offen, überall thürmen ſich Hinderniſſe auf. Ein Kaiſerthum? Es fordert einen Kaiſer, dazu giebt es keinen tauglichen Mann. (Die Goldene Bulle will einen hominem justum, bonum et utilem! Alle dieſe Bezeichnungen haben bei unſern Fürſten bankrott gemacht.) Eine Republik? Wo wäre für ſie ein Mittelpunkt, eine Hauptſtadt? Welchem Führer, welchem Bewegungsanfang würde ſich Deutſchland insgeſammt unterwerfen, anvertrauen? Wie lange könnte ein Diktator in Berlin auf die Folgſamkeit in München, in Hannover rechnen? Wiens zu geſchweigen! Und würden die Preußen je der Fahne folgen, die in Stuttgart oder Nürnberg aufgepflanzt wäre? Lauter Schwierigkeiten, Entgegenſetzungen und Wirrniſſe! — Und dennoch! Der Gang der Dinge iſt wunderbar, die Geſchichte gebietet über unbekannte Kräfte. —

Wäre es nicht ſchon wirklich dageweſen, plötzlich wie durch Zauber hervorgerufen, wir würden es noch heute für eine Unmöglichkeit, für einen lächerlichen Traum halten, daß aus Urwahlen, in ganz Deutſchland ungebindert vollzogen, eine gebietende Nationalverſammlung erſtand.

Donnerstag, den 22. April 1852.

Die Kammerverhandlungen sind nicht der Rede werth; die Worte des Rechts, der Vernunft, der Menschlichkeit werden mit frechem Hohn, mit schlechten Späßen erwiedert, und wo irgend ein Unheil, eine Schmach abgewendet wird, geschieht es in geringstem Maß und aus schlechten Gründen. Die Junker sind unverbesserlich, und ihre Führer Stahl und Gerlach die Pest des Landes.

Böckh und Gruppe haben Streit in den Zeitungen über die Kenntniß Platon's von der Drehung der Erdachse.

Einiges zur Empfehlung von Düntzer's Buch aufgesetzt. — Ich finde diese Fülle der Erläuterungen und genauen Erforschungen unschätzbar, obschon ich wohl sehe, daß vieles darin zu weit geht, irrig oder überflüssig ist. Es ist in diesen Sachen schwer ein richtiges Maß zu halten, man muß bis an die äußersten Gränzen vorschreiten. Die Nachwelt wird schon beschränken und einziehen, was sich zu üppig ausdehnt. Die Poesie aber, und das ist merkwürdig, steht unangefochten von diesem Schwall von Bemerkungen, Fragen und Untersuchungen, sie wird wie ein Felsen im Meere von den Wogen nur umspült, nicht erschüttert. Goethe selbst würde sich entsetzt haben vor all' diesen Schriften, aber das schadet nicht! wir haben sie anders anzusehen. Und neben den Ausgaben cum notis variorum wird es immer noch genug Ausgaben des bloßen Textes geben, für die Schule, für die Tasche. Wie wenige Leser des Homers lesen den Eustathios, aber welcher Freund des Dichters freut sich nicht, daß ein solcher Kommentator vorhanden ist! — Düntzer sollte mit Bekker etwas milder verfahren, aber — Philologen!

Der Prediger Dulon ist in Bremen durch den Senat abgesetzt. Die Gemeinde soll eine neue Wahl treffen. Der Senat hat unbefugte Gewalt ausgeübt. Herr Smidt! Herr Smidt! —

Zwei Freisprechungen ſind hier erfolgt, der Nationalzeitung und der Konſtitutionellen. Wunder genug! Doch waren beide Fälle, beſonders der erſte, von der Art, daß die Anklage gar nicht hat ſtattfinden dürfen.. Und eine kleine Geldſtrafe iſt doch nebenher verhängt, und die Bemerkung ausgeſprochen, man hätte um die Pflichtwidrigkeit eines Beamten zu rügen, ſich an deſſen Vorgeſetzte, nicht an die Preſſe wenden ſollen! —

Mahler Richter in Kaſſel, flüchtiger Demokrat, macht ſeinen Frieden mit Haſſenpflug, und will ſeinen Wohlthäter den Dr. Kellner liefern! Der achtzigjährige Vater des letztern verhaftet, verhört, aber gleich wieder entlaſſen. Die übrigen Mitglieder der Familie noch in Haft. — (Die Frau nun auch entlaſſen.)

Der Kaiſer von Rußland ganz wider ſeinen Willen genöthigt, ein Erhalter der franzöſiſchen Republik zu ſein! — Sein Freund Louis Bonaparte ſehr unzufrieden mit ihm.

Freitag, den 23. April 1852.

Geſchrieben; über den Zollverein als politiſches Gebild; er iſt mir jetzt nicht beſſer als die deutſche Flotte, der Teufel mag ihn holen; die kleine Vereinigung war gut, ſo lange ſie keiner größern im Wege ſtand; nachdem Erfurt aufgegeben worden, die Kaiſerkronengelüſte, was ſoll uns dieſer lügenhafte Schein eines halben Deutſchthums? Weitere Gedanken hierüber ſind künftig mitzutheilen.

Beſuch bei Dr. Hermann Franck. Ueber Schelling, ſein Leben, ſeine Familie; ſein Ehrgeiz, der gleich nach ſeiner Berufung nach München erwachte, hat den Philoſophen in ihm langſam getödtet; er wollte was andres ſein, und dazu die Philoſophie gebrauchen; er hatte ſich ſchon für baieriſch franzöſiſch erklärt, als die Sachen umſchlugen, und er noch ziemlich unvermerkt baieriſch-deutſch wurde, dann hielt er ſich möglichſt

katholiſch, in Berlin proteſtantiſch-pietiſtiſch, — alles andere, nur nicht philoſophiſch! Doch bleibt ihm nichts, als der alte Ruhm. Neuen zu erwerben iſt er zu alt, der Hof ihm zu fremd, der Staat zuverſchloſſen. —

Die Miniſter haben in der Zeitungsſteuerſache den eigenen Entwurf fallen laſſen, den der Kommiſſion angenommen, der aber ſcheint die Mehrheit der Stimmen ſchon zu haben.

Der Referendarius außer Dienſten, Herr Raſch, hat den edlen Muth, ſich öffentlich des verhafteten Tronke anzunehmen, und der Kreuzzeitung zu ſagen, daß Tronke nicht durch ſeine frühere Entweichung ſein Ehrenwort gebrochen habe. — Ehrenwort, Eid? Wer giebt denn das Beiſpiel ſie für nichts zu achten? —

Man bemerkt, daß in unſern Gerichtshöfen der Muth wieder etwas wächſt; nicht der volle, rechte Muth; aber ſie möchten doch nicht für ſo ganz und gar knechtiſch gelten. —

Alle Zeitungen erleiden ſchon jetzt große Minderung des Abſatzes, ſie ziehen im Allgemeinen nicht mehr ſehr an; beſonders aber hat die Kreuzzeitung viele Leſer verloren. Wie wird es erſt, wenn in Folge der Zeitungsſteuer die Preiſe höher geſtellt werden? —

Veröffentlichung der Wiener Zoll- und Handels-Protokolle. Sie enthalten viel Unangenehmes für Preußen, und werfen ſtarke Schatten in die hieſigen Verhandlungen. Unſere Miniſter haben ſich unkundig, ſchwach und thöricht benommen. Wenigſtens ſteht heute alles in Frage, und der von ihnen gekündigte Zollverein muß erſt wieder gegründet werden. —

In Breslau ſind vier Jeſuiten eingetroffen. —

Guter Artikel der Urwählerzeitung über die Jesuiten und Dissidenten; diese sind die wahren Protestanten, die fortschreitenden; die alten stehengebliebenen Protestanten sind nur abgefallene Katholiken, und in den Augen von diesen nur Dissidenten. Daß alle Regierungen so dumm und blind in dies Verderben hineinlaufen, die Freunde verfolgen und den Feind einlassen, deutet auf einen großen, gemeinsamen Verlauf, den diese Sachen nehmen sollen. Die Dummheit ist so groß, daß die Schlechtigkeit kaum größer sein kann. Verruchtes Gesindel regiert die Welt! —

Bettina von Arnim kam, und klagte mir ihre Verlegenheit, Buchdrucker und Buchhändler wollen nicht in ihren Sinn eingehen. Nach vielem Berathen dankt sie mir herzlich, daß ich es so gut und redlich mit ihr meine. Beim Weggehen sagt sie: „Ich freu' mich, daß wir zwei uns doch nun so lange schon kennen, und daß wir uns nie gezankt haben!" Ich erwiederte lachend, sie sei mir doch schon oft spinnefeind gewesen und habe mich lange Zeiten hindurch gemieden. Sie will das nicht glauben, verneint es ganz und gar.

Der englische Legationssekretair Herr Howard, der fünfzehn Jahre hier gelebt und ein Fräulein von der Schulenburg geheirathet, ist abberufen und geht nach England zurück. Recht gut! Er war hier ganz und gar zum märkischen Junker geworden, zum wüthigen Reaktionair. —

In den Darmstädter Zollberathungen sind Beschlüsse gefaßt worden, die für Preußen sehr unangenehm lauten. Die feindliche Betriebsamkeit Oesterreichs kommt mehr und mehr an den Tag. Und Preußen hat in seinem Dünkel sich überall träg erwiesen! —

Die Jesuiten dürfen sogar im Freien predigen, nur in Posen hat man es ihnen nicht erlauben wollen, worüber sie furchtbar schreien. Nicht nur in Breslau sind vier Jesuiten

eingezogen, auch in Berlin ſchon zwei, deren Thätigkeit ſchon lange vorbereitet iſt. Am 23. ſind hier 22 Perſonen, meiſt Frauen, von der proteſtantiſchen Kirche zur katholiſchen öffentlich übergetreten. Ein in Berlin ganz unerhörter Fall! „Wie jetzt der Proteſtantismus und wie jetzt Preußen iſt, iſt es gar nicht zu bedauern, wenn die Welt katholiſch und öſterreichiſch wird!“ Was kann man ſolchem Ausſpruch Triftiges erwidern?

Ein eben erſchienenes Jahrbuch der katholiſchen Kirche, Berlin 1852, iſt von der Polizei weggenommen worden. Man ſagt, es enthalte die ſtärkſten Schmähungen der Proteſtanten, Luther's ꝛc. Bei aller Nachſicht, die man für die Katholiken hat, fand man dies doch zu arg. Vielleicht wird das Buch aber doch wieder freigegeben. —

Manche Leute fordern ihre Beiträge für die deutſche Flotte jetzt vom Bundestage zurück. Das Aergerniß dieſer Sache iſt unauslöſchlich. Wo iſt das Schiff, das der Prinz von Preußen im Sommer 1848 zu London angeblich für die deutſche Flotte aus ſeinen Mitteln gekauft haben ſoll? Elende Verſpiegelungen!

In Schweidnitz Herr Petry wegen Preßvergehen freigeſprochen. Auch hier ein paar Freiſprechungen. Unbedeutend. — In Bremen die Druckerei von Emil Meyer, die ein demokratiſches Blatt druckte, auf Befehl des Bundeskommiſſairs verſiegelt.

Sonntag, den 25. April 1852.

Die Kreuzzeitung hat ihre Mittheilung der Kinkel'ſchen Denkſchrift doch nicht fortgeſetzt; wahrſcheinlich durfte ſie nicht, denn man merkte, daß ſie weit mehr mit Wohlgefallen als mit Abſcheu geleſen wurde. Die Kreuzzeitung nimmt das Maul nicht mehr ſo voll, iſt beſcheidener, ſtiller geworden; doch — latet anguis in herba. —

Die Polen, unglücklich, überall verſtoßen, jetzt auch in Frankreich von dem — Louis Bonaparte kaum geduldet, kommen auf den Gedanken, ſich an den ruſſiſchen Kaiſer anzuſchließen, und ſie haben Hoffnung auf Amneſtie und Gunſt. Sie ſind ungeduldig, das Warten — ſchon ſo lange Zeit ihr Loos — wird ihnen ſchwer. Einſtweilen haben ſie das Vergnügen, daß Oeſterreich und Preußen vor dem Gedanken erſchrecken, in ihren Polen plötzliche Anhänger Rußlands zu ſehen, das für ſie dann leicht ebenſo beſchützend auftreten könnte, wie es gegen ſie bisher verfolgend auftrat. „Noch iſt Polen nicht verloren."

Sollte man es für möglich halten, die Kreuzzeitungspartei, welche mit ſo giftiger Wuth, ſo glühendem Haß den Präſidenten Bloch angegriffen, ſein Verderben geſucht, ihn verhöhnt und begeifert, dieſe ſcheut jetzt nicht die Erniedrigung, durch allerlei Bitten und Verwendungen denſelben Bloch dahin zu vermögen, daß er ſelber darauf antrage, dem Aſſeſſor Wagener ſeine Verlaumdungsſtrafe zu erlaſſen? Sogar den König hat man zu dieſem Behufe in's Spiel gebracht!

In der Schweiz ſind die Radikalen ſcheinbar in der Minderheit bei der letzten großen Abſtimmung geblieben; aber nur ſcheinbar, denn die gemäßigten Demokraten ſtimmten größtentheils mit den Gegnern. Die Ueberſtimmten unterwerfen ſich willig dem Geſetz. —

Mein ſtiller Nachmittag und Abend waren vergnügt; ich war mit Rahel und Goethe beſchäftigt, ſinnend, leſend, mir beide bis zu lauter Anrede vergegenwärtigend. — Zuletzt in Grote geleſen über die Ilias. —

Montag, den 26. April 1852.

Der philoſophiſche Eifer und das kritiſche Talent wuchern in Düntzer doch etwas zu ſtark; er bezweifelt zu viel, und

58.

Varnhagen an Oelsner.

Berlin, den 15. Juni 1821.

Ihr Auftrag, mein hochverehrteſter Freund, in Betreff der Quittungen iſt von mir an Hrn. Pietſch genau ausgerichtet worden, ich hinterließ ihn ſchriftlich, weil der genannte Herr über Land gefahren war, und ich fügte mein Erbieten hinzu, die Sendung meinem Briefe beizuſchließen, wenn keine andere Weiſe näher und bequemer zur Hand wäre. Vielleicht wird vor der Siegelung dieſes Blattes noch etwas geſchickt. —

Den Hrn. Geheimerath Wolf, dem ich ſo gern das ihn Betreffende aus Ihrem Briefe mitgetheilt hätte, konnte ich in dieſen acht Tagen noch nicht perſönlich erreichen, er behandelt unſern Sommer mit Gewalt als ſolchen, und fliegt in Regen, Wind und Kälte eifrig über Land. Ihre Grüße und Ihr Ueberſetzungswillen werden ihn höchlich erfreuen; das Ueberſetztwerden iſt doch eigentlich die größte Schriftſtellerehre, und eine viel glänzendere Weiſe, den fremden Völkern bekannt zu werden, als die Vermittelung einer gemeinſamen Sprache, z. B. der lateiniſchen, in welcher zu ſchreiben ehemals darum ſo belohnend war.

Herr von Humboldt ſcheint für ſein neues Werk über die baskiſche Sprache, dem das lateiniſche Gewand ſehr leicht zu geben geweſen wäre, ebenfalls die Ehre der Ueberſetzung zu erwarten, wozu vielleicht Herr Geheimerath Schöll Anſtalt trifft, aber ſchwerlich ohne vorhergängige Sicherung der Koſten. Bei dieſem Gegenſtande muß ich doch auch der eben erſchienenen Ueberſetzung des Ariſtophanes von Voß erwähnen; ſie iſt höchſt merkwürdig, in Sprachbildung und Silbenmaß von großem Verdienſt, weniger verrenkt und ſeltſam, als es

macht ſich beſonders mit der Zeitrechnung ſehr zu ſchaffen, die er in vielen Angaben umändern will, und dabei gar oft Gefahr läuft, das Richtige bloßen Vermuthungen aufzuopfern. Wie häufig beſchuldigt er Goethe'n in ſeiner „Dichtung und Wahrheit" des Irrthums, wo dieſer keineswegs erwieſen iſt! Nicht alles, was ſich zu widerſprechen ſcheint, iſt deßhalb unwahr oder unvereinbar; einen vorhandenen, feſten Text darf man nicht ſo ohne weiteres umſtoßen; vieles muß man dahingeſtellt, oder unentſchieden ſchweben laſſen, es muß nicht alles auf der Stelle gelöſt oder beſtimmt werden. Dieſen Uebereifer hat Düntzer von Anfang an gehabt, und obſchon er ſelber ſchon oft in dem Falle war, früheren Ausſpruch in ſpäterer Einſicht zurückzunehmen, ſo geht er doch immer wagend vor! — Uebrigens wird die Nachwelt ihm ſeine Arbeiten nicht genug verdanken können, ſie ſind ein wahrer Schatz. —

Sendung aus London, das ſiebente Heft des Nouveau Bulletin français, das in ſeiner Kriegsführung tapfer verharrt, aber freilich mit Gründen ficht, die für mich und meine Freunde nur untergeordnete, nicht die letzten ſind.

Der Großherzog Leopold von Baden iſt am 24. geſtorben. — Sein zweiter Sohn Friedrich tritt die Regierung als Regent an, da der Erbgroßherzog geiſteskrank iſt. Als ob das hinderte! Taub und blind, närriſch und albern, unvermögend, verrückt, dumm, boshaft, meineidig, ſittenlos und ſchändlich — alles das mag ein Fürſt ſein, nur freiſinnig nicht, das allein macht ihn unfähig zum Regieren. —

Der alte rohe Landgraf von Heſſen-Homburg erklärt ohne weiteres die Verfaſſung für abgeſchafft. Braver Mann! —

Der Buchdrucker Hotop in Kaſſel, kein Demokrat, wegen geringer Druckſachen aus dem Jahre 1849 kriegsgerichtlich zu ſechs Monaten Gefängniß verurtheilt! —

In Grote geleſen, in Düntzer, in Horatius. — Graf von

Kraſſow zum Oberpräſidenten in Pommern ernannt. Man will ihn aber als Abgeordneten in der Kammer noch nicht entbehren — es müßte eine neue Wahl ſtattfinden — daher wird die Ernennung noch nicht bekannt gemacht. —

Herr von Rochow ſoll Geſandter in Wien werden, Graf von Bernſtorff ihn in St. Petersburg erſetzen. Der König iſt aber jetzt gegen Bernſtorff mißgeſtimmt. —

Lobrede Leo's auf die katholiſche Kirche, den Pabſt u. ſ. w.

Dienstag, den 27. April 1852.

Ich muß zu Bette bleiben. Früher Beſuch vom Fürſten Schönaich-Carolath, bald kommt auch Herr von Hänlein. Spott und Klagen. Der König ſoll „fuchswild" ſein über die Abſtimmungen in den Kammern. Hänlein ſagt mir, bei meinem Leiden ſei Gewalt das beſte Mittel; er habe einſt in Hamburg Rheuma gehabt und ſich nicht rühren können, da habe der Prinz Karl ihm ſagen laſſen, er ſei angekommen, Hänlein machte ſich mit großen Schmerzen auf, bumpelte zum Prinzen, das Rheuma verging noch deſſelben Tages! Ich antwortete, leider gäb' es für mich nichts, was ſo auf mich wirkte, wie auf ihn der Prinz Karl.

Die Neue Preußiſche Zeitung pflanzt plötzlich die Fahne des Proteſtantismus auf, und eifert gegen die Katholiken. Dagegen rühmt ſie jetzt den Fürſten von Schwarzenberg als einen Mann nach ihrem Herzen, und will auch wieder preußiſche Truppen am Po fechten laſſen! — Die Fortſetzung von Kinkel's Denkſchrift darf ſie nicht geben.

Der ehemalige Abgeordnete von Rappard — in der Schweiz — wegen Verbleibens im Frankfurter Parlament, und der Oekonom Rakow aus Zehdenik — in New-York — wegen Kämpfens in Baden gegen die Preußen, zu namhaften Strafen, letzterer zum Tode verurtheilt.

Ein Miniſterialbefehl ordnet an, daß die Bergleute vor und nach der Arbeit ein feierliches Gebet halten ſollen. —

Mittwoch, den 28. April 1852.

Große Verwirrung über die Abſtimmung der zweiten Kammer gegen die Patrie! Bincke hat den Junkern einen Spiegel vorgehalten, der ihnen ihre ganze Häßlichkeit zeigt, auch die Miniſter hat er gut herumgenommen. Manteuffel las eine Rede ab, die auf die geſagten Dinge nicht recht paßte, ſie war unter falſchen Vorausſetzungen gemacht, vielleicht von Quehl, und machte einen jämmerlichen Eindruck. Auch Stahl zeigte ſich in ſeiner Redefertigkeit als hohler Schwätzer. Er machte auch einen ſatyriſchen Ausfall gegen den Grafen von Yorck, ſeinen früheren Anhänger, deſſen Eitelkeit ihm das nie verzeiht. — Was wird nun werden? — Die Miniſter halten Rath, erſt unter ſich, dann beim Könige. Auflöſen? Vertagen? Befehlen? — Noch heute Nachmittag wurde beiden Kammern eine Botſchaft vorgelegt, der Entwurf eines Geſetzes, daß dem Könige die Bildung der erſten Kammer zu überlaſſen ſei. Großer Lärm; doch wird die Sache durchgehen, trotz der Verfaſſungswidrigkeit, und die Junker hoffen jetzt auch bei dieſem Gange der Dinge das Beſte zu gewinnen. —

Der König ſoll in dem letzten Miniſterrathe zu Bellevue ordentlich gewüthet haben, beſonders aber gegen Manteuffel grob geweſen ſein. „Die Kanaillen" nannte er die Abgeordneten, die, wie er es nennt, gegen ihn geſtimmt haben. —

In Grote, Goethe, Merck geleſen, im Horatius. —

In Königsberg las Walesrode bei dem auf Disziplinarweg abgeſetzten Landrath Reuter vor acht Perſonen den Julius Cäſar von Shakeſpeare. Ein Polizeibeamter drang ein, fragte was die Geſellſchaft treibe, nahm das Buch und las den

Titel, und ging dann um fernere Befehle zu holen, kam aber doch nicht wieder. Schändlich und lächerlich. —

In Posen und Breslau Haussuchungen. Nichts gefunden. — In Görlitz sind Bruno Bucher und Dr. Kleefeld, die wegen grundlosen Verdachts viele Monate in Haft waren, endlich freigelassen worden! Freche Polizeiwillkür anstatt der Gerechtigkeit! Heilloses Treiben; wehe denen, die es anordnen, die es gutheißen! —

E. T. Hoffmann hier wegen eines Buches über die Kirche verurtheilt und das Buch unterdrückt. —

In Baden hat nun der Erbgroßherzog Ludwig seine Rechte an seinen Bruder Friedrich freiwillig abgetreten.

Donnerstag, den 29. April 1852.

Urwählerzeitung und Nationalzeitung vortrefflich über die Pairskammer. Die Minister haben in ihrer Eile bei Einbringung des Gesetzvorschlags, dem Könige alles anheimzustellen, den Verfassungsparagraphen übersehen, daß ein schon verworfener Antrag in derselben Sitzungszeit nicht wieder eingebracht werden darf. Auf eine Verletzung mehr oder weniger kommt es nicht mehr an. Laßt sie nur machen! —

Am 24. starb in Baden der Dichter Schukofskii. —

Görgey's Memoiren sind bei Brockhaus erschienen. Er wird seine schlechte Sache zu keiner guten machen. Verräther ist und bleibt er. Gegen Haynau harte Beschuldigungen. —

Lamartine's fünften Band angefangen. — In Horatius gelesen. —

An der Gemeindeordnung wird noch immer geflickt, getrennt, abgeschnitten, zugesetzt; es ist eine rechte Jämmerlichkeit! —

Man ſagt ſehr richtig, wenn jetzt die Junkerpartei für die Bildung der erſten Kammer allein durch den König ſtimmt, ſo iſt dies ein Zeichen, daß man der Partei geheime Zuſagen gemacht, daß der König die Sache doch zumeiſt nach den Wünſchen der Junker einrichten werde. Hundert Ränke ſind im Gange, Verſprechungen, Verſpiegelungen, Vertraulichkeiten, Zuflüſterungen ꝛc. Man zweifelt nicht, daß die Lumpenkammern in allem nachgeben. —

Die Neue Preußiſche Zeitung erzählt, ein Gypsfigurenhändler habe ſeine ganze Ladung fallen laſſen, und alles ſei zerbrochen, nur die Büſte Robert Blum's war unbeſchädigt. Maſchinenbauer ſahen es an, und jeder wollte die Büſte haben. Sie machten darauf eine Sammlung und kauften die Büſte gemeinſchaftlich. „Das thaten die armen Demokraten für ihren gypſernen Helden", ſagt das Blatt. — Warum erzählt es dies? —

Die von Preußen erworbene Fregatte Eckernförde, fruher Geſion bei den Dänen genannt, ſoll aus Bremerhafen nach Rotterdam gehen, um dort neu mit Kupfer beſchlagen zu werden, dann eine weite Uebungsfahrt machen. Es heißt, die Regierung fürchtet, die Dänen könnten, wenn das Schiff jetzt durch den Sund ginge, um in einen preußiſchen Hafen einzulaufen, ihres ehemaligen Beſitzes ſich gewaltſam bemächtigen wollen!

Freitag, den 30. April 1852.

Verwirrung und Schwankungen der politiſchen Parteien. Viel heraus kommen wird aus allen Anſtrengungen nicht, aber die Uebungen werden nicht verloren ſein, die Freiheit der Debatte und deren Inhalt bringt man aus den Köpfen nicht mehr heraus, und das Volk, wenn auch wieder von Willkürmacht regiert, iſt ein andres geworden als es war. Die Ver-

legenheit der Minister, der Junker, des Königs selbst, macht den Leuten vielen Spaß. Das alte Preußen, die Ehrfurcht, die Scheu sind dahin! —

Verwirrung und Streit wegen der Gemeindeordnung, die theils eingeführt ist, theils nicht verändert worden ist und noch verändert werden soll. Im Zerstören und Lähmen und Verstümmeln sind unsere Staatsdiener sehr stark, Bauen und Ordnen gelingt ihnen schlecht. Das Polizeiwesen, ja das verstehen sie; aber sonst ist Preußen in seinem Innern, in seinen Richtungen und Grundlagen völlig aufgelöst, alles hält nur äußerlich zusammen. —

Die so schnell an dem Vaterland und der Freiheit irre wurden, nachdem die Sachen eine traurige Wendung genommen, die so bereit das deutsche Volk beschuldigen, zu wenig reif, zu wenig becifert zu sein, diese sprechen nur aus was man von ihnen sagen kann, was von ihnen wahr ist, *sie* sind von dem Volke, das sie bezeichnen! Das deutsche Volk aber hat die Eigenschaften, die jedes Volk hat, wenn es politisch zur Erscheinung kommt, es legt alles Gute und Schlechte der Menschen dar, allen Wechsel, alles Aeußerste, darin sind Deutsche nicht anders als die Griechen und Römer waren, als die Engländer und Franzosen sind; es kommt noch ein starker Bestandtheil von Gutmüthigkeit und Bildsamkeit als besonderer Vorzug hinzu. Ich meinestheils bin wahrlich schmerzhaft ergriffen von unsern schmachvollen Begegnissen und finde sie jämmerlich wie nur irgend Einer; aber unser Volk hat dies Elend nicht verschuldet, ein altes Schicksal hat es so verfügt; ich bin mit dem deutschen Volke sehr zufrieden, es hat Ehre eingelegt in den letzten Zeiten, es hat sich edel bewährt im Glück wie im Unglück, und es wird sein altes Schicksal doch einst überwinden, und in neuer Erhebung klug und kräftig sein. —

Bettina von Arnim kam; neue Zweifel, nur Klagen; sie

fragt, ob ſie ihr Buch wirklich dem Könige ſchicken ſoll? Ich meine, ſie dürfe es nicht unterlaſſen.

Der ehemalige Miniſter Teſte iſt am 26. zu Paris geſtorben. — Ich kannte ihn ſehr gut in Baden 1816 und 1817. —

Der König wollte heute dem alten Savigny einen Beileidsbeſuch machen; es war dieſem geſagt worden, zwei Polizeileute fanden ſich ein, ein Königlicher Piqueur meldete, der König werde gleich vom Schloſſe abfahren. Savigny's ordneten ſchleunigſt das Zimmer, er zog eine weiße Halsbinde an ꝛc. Der Wagen kam die Linden herab, nah am Hauſe winkte der Vorreiter den Polizeileuten, die an der Thüre ſtanden, es ſei nichts, und der König fuhr ohne Aufenthalt vorüber und zum Thore hinaus. Savigny's in größter Beſtürzung und Beſchämung. —

Sonnabend, den 1. Mai 1852.

Die Konſtitutionelle Zeitung ſpricht gut und ſcharf die heutige Lage der hieſigen Sachen aus, beſonders auch dies, daß die Junker, falls ſie jetzt für den Königlichen Vorſchlag ſtimmen, den ſie kürzlich ſo ſtark beſtritten haben, entweder charakterlos der Tageslaune folgen, oder durch heimliche Zuſagen gewonnen ſind. —

Wenn wir uns den Fortgang der Geſchichte aus dieſen Wirrniſſen und Widerſprüchen, in denen ſie jetzt ſich abmüht, denken wollen, ſo iſt's, als ob jeder Ausgang verſchloſſen wäre, als müßte alles auf viele Jahre hinaus in dieſem Jammer bleiben. Und doch iſt das unmöglich! Welche Ereigniſſe wir aber zunächſt wünſchen ſollen, können wir nicht ſagen, es giebt keine, die wir zugleich als mögliche und als erfreuliche bezeichnen dürften. Wir müſſen uns darauf verlaſſen, daß die Bewegung unaufhörlich fortſchreitet, daß die

Geſchichte klüger iſt und ſich beſſer verſteht, als wir! Dieſes Preußen, ſoll es beſtehen, ſoll es etwas mehr bedeuten als ein andrer Mittelſtaat, muß wachſen, muß ſich ſtärken und erheben; doch dazu ſind ihm alle Mittel abgeſchnitten, Staat und Krone und Volk ſind in fortwährender Erniedrigung. Wenn aber die Freiheit innerhalb Preußens nicht gedeiht, wenn ihr Wachsthum von anders woher zu uns einbricht, aus allgemeinen Quellen, warum ſollte ſie dieſe Unform von Staat, die noch dazu feindlich erfüllt iſt, beſtehen laſſen, warum dieſen Staat reifen und vergrößern? In der That, für Preußen iſt wenig Ausſicht in den nächſten Zeiten. Ein Wunder, ein Gott, eine noch unbekannte Größe müßte denn plötzlich auftreten! —

Die Schützengilde in Magdeburg hat erſt jetzt die deutſchen Kokarden abgelegt! Auch jetzt freiwillig, niemand hat es befohlen. —

Eine Vertheidigungsſchrift des Predigers Detroit in Königsberg gegen die Polizei iſt von der Polizei vor der Veröffentlichung mit Beſchlag belegt worden. Ihm iſt auch jeder Unterricht verboten. — Den Privatanſtalten für Mädchenerziehung in Königsberg iſt angeſagt worden, wenn ſie Lehrerinnen behielten, die der freien Gemeinde angehörten, ſo würde ihnen die Konzeſſion entzogen werden. — Hausſuchungen, bei denen man nichts findet. —

Hier ſind in den Kunſthandlungen die Bildniſſe Blum's, Kinkel's, Trützſchler's und der meiſten andern Demokratenhäupter weggenommen, angeblich wegen der Unterſchriften, die aufrühreriſch lauten, — aber auch ſolche, bei denen bloß der Name ſteht. —

In Lamartine geleſen, im Horatius, Goethe'ſche Sachen. —

Deutſches Wörterbuch von Jakob und Wilhelm Grimm. Leipzig 1852. Erſtes Heft. Sehr willkommen! Gelehrt, unterhaltend ſogar. Mitunter etwas eigenſinnig. — Warum

hat er nicht Abläugnen, nur Ableugnen? In Schwaben ſagt man Laugnen. Warum ſchreibt er Fleming?

Frau von Manteuffel fragte neulich durch den Unterſtaatsſekretair Lecoq — denn ſie kann nicht Franzöſiſch — den franzöſiſchen Geſandten, der bei ihr einen Beſuch machte, ob es auch Karpfen in Frankreich gebe? Der Geſandte, nachdem er die Frage erſt nicht recht faſſen konnte, antwortete dann luſtig: „Oh, Madame! il y en a jusque dans la Chine!“ Die Anweſenden erwehrten ſich des Lachens nicht. —

General von Stockhauſen iſt jetzt ein Mißvergnügter, führt die bitterſten Reden gegen den König, gegen die Miniſter, ſeine Kollegen von ehmals. —

Herr von der Heydt will auf dem Wilhelmsplatz einen Springbrunnen bauen, dem Prinzen Karl zu ſchmeicheln! —

Ausfall Manteuffel's in der Kammer gegen Oeſterreich, bei Gelegenheit der Konſulate: „Unbeſonnen, taktlos, ſchädlich.“ Und Prokeſch wird ihm ſchon den Kopf dafür waſchen!

Sonntag, den 2. Mai 1852.

Aus Baden die Todesanzeige Schukoffski's durch die Frau, geb. von Reutern, empfangen: er ſtarb am 24. April. — Beſuch von Herrn von Hänlein. Mittheilungen mancher Art. Der König hat zu einem Abgeordneten geſagt, es ſtimmten viele Mitglieder der Kammer nicht nach ſeinem Sinn, aber jeder müſſe ſeine Meinung ausſprechen, das ſei ihm ſtets reſpektabel. Eine andre Aeußerung aber läuft um, er wolle die Kanaillen, die gegen ſeinen Sinn ſtimmten, ſchon kuranzen! Auch ſind viele Abgeordnete ſchon ſo eingeſchüchtert, daß ſie — das heißt die muthigern — ſich in wichtigern Sachen lieber der Abſtimmung entzieben: das wird ihnen aber auch verdacht. —

Die Nationalzeitung verarbeitet heute den Geh. Rath

Stahl nach Gebühr: ſie zeigt die Albernheit, die Denkſchwäche ſeines Geredes, dem die Schwatzhaftigkeit einen elenden Schimmer giebt, das aber ganz haltungslos und hohl iſt, gut genug freilich für die märkiſchen Junker und für den geiſtloſen Hof. —

Beſuch von Bettina von Arnim. Ihr Buch iſt noch nicht fertig! Sorgen und Mühen. Erzählungen vom Könige. —

Die Miniſter haben bei Berathung des Poſtgeſetzes in den Kammern jetzt nachgegeben, daß, wenn die Zeitungen nur durch die Poſt befördert werden dürfen, die Poſt ſie auch befördern müſſe. Das konnten ſie leicht nachgeben, ſie haben andre Schikanen genug in Händen, gegen Verleger, Drucker, und zuletzt die Polizei! —

Briefe vom Rhein beklagen den dortigen Zuſtand; alle Anhänglichkeit an Preußen, die ſich zu bilden anfing, iſt wieder rückgängig geworden; ein Staat, heißt es, der nicht weiß was er will, der ſeinen Verheißungen wortbrüchig, für die Zukunft gar nichts mehr verheißt, deſſen König ſein Volk nicht liebt ſondern haßt, iſt nicht werth, daß man ſich ihm anſchließe, daß man ſich ihm widme. Viele Augen ſind nach Frankreich gerichtet. „Wir ſollen deutſch ſein?“ ſagen die Leute, „wir wollten es, wir waren es, aber wir ſind mit unſrer Geſinnung übel gefahren! Die Fürſten haben uns die Deutſchheit ausgetrieben.“ —

In Lamartine geleſen, in Briefen von Schlabrendorf aus der Revolutions- und Reſtaurationszeit; ich finde bei ihm die Gefühle wieder, die mir die Zeitumſtände aufdrängten, weniger die Anſichten, zu denen ſie mich führen. Er hat einen wahren Ekel vor den Leuten, denen die Staatsſachen anvertraut ſind, eine tiefe Verachtung für Könige und Miniſter; aber ſeine Hoffnungen ſind kleinlaut, und er ahndet nicht die Revolutionen, die bald nach ihm kommen ſollten. —

von der im Alter ſich überbietenden Sprachkünſtelei des Verſemeiſters zu erwarten war. Fremdartig bleibt uns dieſer ungezogene Liebling des athenäiſchen Parterre's wohl für immer, und ſelbſt die meiſterhaften Verſuche unſeres Wolf, ihn durch zierliche Wendung und Milderung an unſere Lebensgebilde nur um etwas anzunähern, machen bei der großen Entfernung wenig aus. Voß hat ihm ſeine gräßlichen Ausdrücke unverblümt gelaſſen; vielleicht iſt dieß das beſte Mittel, man muß, wie beim Schwimmenlernen, gleich kopfüber in die Tiefe ſpringen, und dabei Tief und Dünn nicht achten. —

Unſere ganze Stadt unterhält ſich ſeit mehreren Tagen mit lebhafter Neugier von der uns zugedacht geweſenen Konſtitution; keiner in Neuhardenberg ausgearbeiteten, ſondern in Weſtpreußen! Herr Oberpräſident von Schön hat in der Gegend von Marienwerder eine Verſchwörung entdeckt, die auf nichts Geringeres abgeſehen war, als dem preußiſchen Volke die ſpaniſche Konſtitution zu verkündigen. Als Anführer wird ein Oberförſter Herr von Hedemann genannt, Bruder des Adjutanten von Prinz Wilhelm und Humboldtſchen Schwiegerſohns, dann ein Herr von Pannwitz und mehrere Edelleute, Offiziere u. ſ. w. Man hat fertige Aufrufe bei dem erſtern gefunden. Die Abſicht ſoll geweſen ſein, ſich mit Hülfe von Einverſtändniſſen, und dadurch bewirkten Pöbelaufruhrs zuvörderſt der Stadt Danzig zu bemächtigen, von dort aus das Weitere zu leiten, und endlich nach Berlin zu rücken. Ueber die Anzahl der verhafteten Perſonen herrſchen ſehr abweichende Angaben, die übertriebenſten gewiß in den Berichten der hieſigen Diplomaten, die faſt immer zu viel oder zu wenig wiſſen. Sie können ſich denken, daß der tollkühne Schwindel kein geringes Aufſehen macht. Der Umſtand, daß Edelleute an der Spitze ſtehen, und daß an der Weichſel dergleichen möglich iſt, muß

Montag, den 3. Mai 1852.

Preßverurtheilungen. Dr. Rupp in Königsberg, Herr von Jasmund hier, Dr. Faust in Erfurt. Ungerechtes Urtheil des hiesigen Kriminalgerichts gegen einen Bürger, der im Wirthshause sich über die Konstabler unschicklich geäußert haben soll, welches zweien derselben, die im dritten Zimmer davon in bürgerlicher Kleidung als Gäste saßen, hinterbracht worden. Beleidigung königlicher Beamten im Dienst! Man sieht, welcher Mißbrauch hier getrieben wird! —

Mit den Zollberathungen geht es nicht von der Stelle. Die Sitzungen werden, wegen ihrer Leerheit, für vertrauliche angegeben. Baiern und Kurhessen treten am entschiedensten als Anhänger von Oesterreich auf. Der Minister von Manteuffel in gräuelhafter Verlegenheit. Der König meint bald, man solle mit Oesterreich gehen, bald schimpft er auf dieses. Am Hofe sagt man sogar schon, man solle doch Oesterreich nachgeben, diese Sachen seien ja nicht so wichtig! —

In der Pairiesache geht es toll her. Ränke und Listen, Unschlüssigkeit, Wechsel der Launen! Die Aristokratie ist in sich selber ganz uneinig, in höchster Aufregung; die meisten Adlichen möchten nur kurzweg sich dem anschließen, was gelten wird, aber daß man dies nicht vorher weiß ist eben das Unglück. Nur die märkischen Junker beharren auf Ritterschaftskörpern. Jämmerliches Getreibe, dem das Volk gelassen zusieht. —

Es ist, als bauten sie den Unsinn bloß auf, damit etwas da sei, was umgerissen werden könne. Die Revolution von 1848 fand zu wenig vor, was zerstört werden mußte. Man liefert den künftigen reicheren Stoff, „schätzbares Material". Es ist nicht denkbar, daß diese Jämmerlichkeiten auf die Dauer bestehen. Daß man aber die Stürme wünschen muß, ist schlimm. —

Der König hat dieser Tage bei der Mittagstafel mit großer

Bitterkeit gesagt: „Die auf der rechten Seite der Kammern sind auch Rothe!“ Er that bisher, als liebe und ehre er seinen Adel, aber im Grunde verachtet und haßt er ihn schon längst, und weiß auch sehr gut, wie er von diesen Leuten gehaßt und verachtet wird. Einzelne will er begünstigen und erheben, die ganze Klasse durchaus nicht. —

„So dumm wie ein Flügeladjutant“, ist hier am Hof eine sprichwörtliche Redensart. Man begreift nicht, wie der König manche dieser Leute in seiner Nähe aushalten kann. Willisen, der kleine, behauptete einst, der König vertrage nicht lange die Gesellschaft geistloser Menschen, eine gewisse Bildung und Aufgewecktheit fordere er von seiner Umgebung durchaus. Ein andrer General, dem ich das erzählte, sagte lachend: „Glauben Sie das nicht! Dergleichen Leute hat er nur um Staat mit ihnen zu machen; zum täglichen Verkehr sind ihm die Dummen am liebsten, die sehen ihm nicht in die Karte, mit denen thut er sich keinen Zwang an.“ —

Anfangs Mai starb im Hospital zu New-York der ehemalige Buchhändler Heinrich Hoff aus Mannheim, der wegen seines Antheils an der Revolutionsbewegung des Jahres 1848 aus dem Vaterlande nach Amerika hatte flüchten müssen.

Dienstag, den 4. Mai 1852.

Geschrieben; gräßliche Wirthschaft in Kurhessen! Der Spitzbube Hassenpflug, der heuchlerische — Vilmar! —

Ich vermag die Schikanen, Quälereien, Verdrehungen und Gehässigkeiten, welche unsre Behörden immerfort gegen mißliebige Personen ausüben, nicht alle aufzuschreiben; besonders da die eigentliche Hauptsache stets in den näheren Umständen liegt, die zu weitläufig sind um sie genau anzugeben. Es liegt wieder eine gute Anzahl von Beispielen vor. Eines muß ich doch anführen! Der Geh. Rath Waldeck, der frei-

geſprochen worden, auf dem keine Schuld ruht, wegen deren man ihm disziplinariſch etwas anhaben könnte, iſt ſchon ſeit langer Zeit berechtigt in ein höheres Gehalt einzurücken. Es wird ihm aber vorenthalten, er bekommt ſtets nur das alte geringe. Der Präſident von Mühler, der Juſtizminiſter Simons, ſind ſo unwürdig, es dabei zu laſſen. Sie geben zu verſtehen, der König habe dies ausdrücklich befohlen; deſto ſchlimmer für den König! Aber ihnen braucht der König ſo was gar nicht erſt zu befehlen! Das wollen Männer des Rechts, der Gerechtigkeit ſein! Leider begehen nicht nur die Polizei- und Verwaltungsbehörden, ſondern auch die Gerichtshöfe nach Umſtänden offenbare Ungerechtigkeiten! —

Vom edlen Bakunin iſt wieder in den Zeitungen die Rede; dem Gerücht von ſeinem Tode wird widerſprochen; er ſoll in Schlüſſelburg in nicht allzu harter Haft leben. Aber der freiheitsglühende Mann in Haft! Tröſte Gott ihn!

Nachtgedanke: Der Menſch fürchtet den Tod, bloß weil er noch nicht glücklich genug geweſen iſt; im höchſten Glück möchte er gleich hinſterben!

In einem engliſchen Blatte, man wußte mir nicht zu ſagen in welchem, ſteht eine fürchterliche Anklage unſres Königs, alle ſeine Sünden werden ihm vorgehalten, wie er ſein Volk erſt verführt, dann beſtraft, durch ſeine Eitelkeit und Schwäche aufgeregt und gehetzt, dann gequält habe, wie Preußen unter ihm herabgekommen, ehrlos und machtlos geworden, und er ſelber nur noch ein gedemüthigter Vaſall ſei. Man rede ihm in's Gewiſſen, und fragt ihn, wie ihm noch ein Leckerbiſſen ſchmecken, das lügneriſche Gepränge gefallen, die hohle Scheinehre ihn befriedigen könne, da ſein Bewußtſein ihm doch unaufhörlich zurufen müſſe: Du biſt ein —! Der Aufſatz ſoll von einem Deutſchen herrühren, wie man aus einzelnen Zügen beſtimmt erkennen will! —

Mittwoch, den 5. Mai 1852.

Der Redakteur Dr. Zabel iſt nun vom Obertribunal zu zweimonatlicher Haft verurtheilt worden, wegen der Geſchichte mit dem rothen Schnupftuch, das ein Konſtabler einem Schullehrer ſoll verboten haben zu gebrauchen; da dieſer Vorgang ſich nicht erweiſen ließ — daß er ſtattgehabt iſt gleichwohl wahrſcheinlich — ſo ſoll in der Angabe eine Beleidigung des Polizeipräſidenten liegen! Das Untergericht hat freigeſprochen, das Kammergericht verurtheilt, das Obertribunal nun auch. — Ehrliche, würdige Rechtspflege! —

Donnerstag, den 6. Mai 1852.

Beſuch von Bettina von Arnim, neue Sachen wegen ihres Buches; ſie will nun an den König ſchreiben, ehe ſie ihm das Buch ſchickt, und nur von dem Goethedenkmal ſprechen, früher ſollte beides verbunden werden; neuer Einfall, das Buch dem Kaiſer Abdul-Medſchid zuzueignen, dem Geiſte des Islam ꝛc.

Heute war ein wichtiger Tag für die Verfaſſungsſache; die zweite Kammer hat die Vorlage der Regierung und alle Amendements — wegen Bildung der erſten Kammer — mit großer Mehrheit verworfen. Nun ſteht daher alles in der früheren Beſtimmung, die doch niemand recht will. Vincke hat ſcharf und gut geſprochen. Die Miniſter ſtanden wie Butter an der Sonne; Manteuffel ſagte das Entgegengeſetzte von Weſtphalen. Das hat man davon, wenn man nicht weiß was man will, nichts Tüchtiges vorzulegen hat, und eine unbeſtimmte, zweifelhafte Laune zu vertreten unternimmt! Die erſte Kammer braucht nun gar nicht zu berathen. Die Miniſter bielten Rath; man erwartete Vertagung der Kammern, Auflöſung, Oktroyirung ꝛc. Der König iſt zum Empfang der

Kaiserin von Rußland nach Schlesien gereist. Die Aeußerlichkeiten werden jetzt alles andre zurückdrängen.

Goethe'sche Sachen gelesen, im Horatius, Französisches. —

Die heutige Kammergeschichte ist das schreiende Bild unsrer innern Zustände. Hätte der König einen bestimmten Gedanken in Betreff einer Pairskammer, hätte er den Willen einer bestimmten Richtung zu folgen und bei dieser fest zu verharren, so könnte er auf die Zustimmung der Mehrheit dieser Kammer unbedingt rechnen. Aber er will überhaupt keine Kammern, er will daher auch keine Pairie, er will eigentlich gar nichts, als Freiheit für seine Willkür, für seine wechselnden Launen, und hiefür allenfalls den Schein äußerer Gesetzlichkeit. Dies rund heraus zu erklären, durch die That auszuüben, fehlt es aber an Muth und Stätigkeit. Dem Unbestimmten, Schwankenden kann aber kein Mensch sich anschließen. Die Minister selber sind in tödtlicher Verlegenheit, und spielen die albernste, dümmste Rolle. So geht's von einem Tag zum andern, bis — es nicht mehr geht! —

Freitag, den 7. Mai 1852.

Geschrieben: die gestrigen Abstimmungen sprechen laut; der König hat das Vertrauen selbst dieser Kammer nicht! Er würde ihren Gehorsam haben, wenn er den Muth hätte zu befehlen, aber er weiß nicht was er mit ihrem Gehorsam anfangen soll! Der Graf von Arnim-Boytzenburg hat es schamlos herausgesagt, er betrachte die Königliche Vorlage als den Anfang der Aufhebung der Konstitution, und deßhalb stimme er dafür; vor wenigen Tagen hat dieser taumelnde Schwätzer hundertmal versichert, nichts in der Welt solle ihn abhalten dagegen zu stimmen! —

Besuch von Herrn Prof. Dirichlet. Die gestrigen Abstimmungen! Die Sache stellt sich ganz einfach, wenn man

ſich nur durch die Masken nicht irren läßt. Der König will gar keine Kammer, keine erſte, keine zweite; Ariſtokraten wollen etwas Kammern für ſich; Demokratie will nicht dieſe Kammern, ſondern Volksvertretung. Der Staat iſt ohne Steuer und Ziel, er läßt ſich von den Wellen der Ereigniſſe ſchaukeln, kommt der Sturm, ſo fehlt alles! Bunte Flaggen genug, aber nicht Segel, nicht Taue, nicht Anker! Die Mehrheit der Menſchen iſt ſchon ganz gleichgültig gegen den Staat, ſieht ihn wie aſiatiſchen Deſpotismus an, man benutzt ihn, man entzieht ſich ihm, nach Umſtänden; ob dieſes Preußen, dieſes Königthum beſteht, gedeiht, wächſt, oder ſinkt, verdirbt, untergeht, das bekümmert ſie nicht. Viele der Vornehmen und Reichen ſprechen es gradezu aus. —

In Lamartine geleſen, im Ovidius. —

Die Sorge wegen der Zukunft wird in den konſervativen Kreiſen immer merklicher. Die ſelbſtſüchtigen Ariſtokraten, die leichtſinnigen Hofleute, das ſtumpfe Bürgervolk, alle fühlen eine gewiſſe Aengſtlichkeit und möchten die Verfaſſung doch erhalten ſehen. Sie meinen, ſie hätten an ihr etwas! Nichts haben ſie an ihr. Im Sturm iſt dieſes lecke Schiff, befrachtet mit Trug und Argliſt und Verdrehung und Jämmerlichkeit, gleich zerſchellt. —

Die Ariſtokraten denken ſchon wieder an das Volk, ſein Name wird wieder genannt, nicht mit Schimpfen, ſondern mit Achtung, man erkennt es als eine Macht. Die Feigen denken auch ſchon wieder ſich beliebt zu machen, man ſpricht von den verſchollenen Feſtlichkeiten, Bezirksbällen ꝛc. Der — in Frankreich dient auch diesmal wieder als Vorbild, das die Lumpen nachahmen.

Der Litterat Friedrich Mayer in Gotha wegen Beleidigung der preußiſchen Regierung zu dreimonatlichem Gefängniß verurtheilt.

Gerücht, der Kaiſer von Oeſterreich werde nach Potsdam

kommen! Ei, wenn der ſich ſo demüthigt, dann muß großer Vortheil dahinter ſtecken! Das wird für Preußen ſchlimmer ſein als Olmütz. —

Sonnabend, den 8. Mai 1852.

Die Nationalzeitung nimmt den Grafen von Arnim-Boytzenburg gehörig vor: der kann's vertragen, der hat ein dickes Fell. —

Ich kann mich einer tiefen Verſtimmung nicht erwehren. Zu Widriges, Läſtiges, Störendes fällt auf mich, zu groß iſt die Summe deſſen, was ich ſchon immer trage, zu troſtlos iſt das Allgemeine. Der Frühling thut auch das Seinige dazu, er iſt als Jahreszeit da, wirkt und reizt, weckt den Sinn, erregt Unruhe, Sehnſucht, aber als Lieblichkeit iſt er nicht vorhanden, ſondern verſteckt hinter kaltem Wetter, hinter Rheuma und ſonſtigen Leiden, jedes Geben wird zum Nachtheil, jedes Schauen zur Unbefriedigung. Aber das Schlimmſte iſt, daß ich kein abſtraktes Leben führen kann, daß ich meine Tage nicht habe, daß alle meine Bekannten von nah und fern an ihnen zerren, ſie zerpflücken. Ich kann faſt gar nichts mehr für mich thun, die angefangenen Arbeiten liegen ungefördert. Und es iſt nicht das Erarbeitete, das ich bedaure, ſondern die Thätigkeit des Arbeitens, die mich kräftigt, erquickt, über den Tag hinausführt. Sonſt konnt' ich in meinen Erinnerungen Troſt finden, ſeit einiger Zeit ſteigen aber auch in dieſen mehr düſtre als heitre Geſtalten auf, es haben ſich Wolken darüber gehäuft. — Was hilft's? Ich muß auch das durchmachen! Kein Menſch weiß wie mir zu Muth iſt, ich habe niemanden, dem ich es ſagen kann! — Es gehörte ein alter Freund dazu, einer der mitgelebt hätte, der dadurch alles verſtände; Rahel vor Allen! — Ich ſollte leichtſinniger ſein, die Flüchtigkeit des Irdiſchen, die Sicherheit des Scheidens

bedenken, die Vergangenheit ruhen lassen, für die Zukunft nicht sorgen, — — — ich kann aber nicht! —

Die Kaiserin von Rußland ist heute aus Schlesien hier angekommen und auf der Verbindungsbahn von einem Bahnhof zum andern, dann gleich weiter nach Potsdam gefahren. Die Bahnhöfe waren abgesperrt. Die Kaiserin ist sehr leidend, wird allein essen, wenig Leute sehen, ist aber dabei nervenunruhig, zerstreuungsbedürftig ꝛc.

In Grote gelesen, im Ovidius. — Kladderadatsch über die Pairie. —

Die Minister, schon bei der Pairsfrage in Minderheit, waren es auch dann in der Bankfrage. Das aber thut ihnen nichts. Gerüchte, daß Graf von Arnim-Boytzenburg an Manteuffel's Stelle kommen werde. Mir nicht glaublich. Der König haßt ihn, und es ist kein Grund verhanden Manteuffel'n jetzt abzudanken. —

Manteuffel hatte seinen Freund Dr. Quehl zu Simson und Graf von Schwerin mit dem vertraulichen Ansinnen abgeschickt, sie möchten beide dem Ministerium in Betreff der ersten Kammer beistimmen, er versprach ihnen dafür, sie sollten Mitglieder des Staatsrathes werden, ihre Parthei durch sie in dieser Behörde zur Vertretung kommen. Sie wiesen das Ansinnen zurück.

Hier trägt man sich sehr mit einer Aeußerung des Kaisers von Rußland, der zum General von Lindheim gesagt hat: „Il ne faut pas y penser d'abolir vos chambres d'une manière illégale.“ Also d'une manière légale? fragt man nun. —

Der Polizeikommissair von Hassenkrug zu Minden, lange Zeit der Plagegeist der Reisenden auf der Eisenbahn, ist endlich übel angekommen, und wegen im Amt begangener körperlichen Mißhandlung eines Mannes zu sechsmonatlicher Haft gerichtlich verurtheilt worden. Ob er nicht begnadigt wird?! —

Beſuch von Frau von Bock geb. Schröder; ſie darf nicht nach Rußland, Herr von Bock mußte hin, und wird Müde haben, neue Erlaubniß zum Reiſen in's Ausland zu erhalten. Welch ein Unglück ein Ruſſe zu ſein! Auch fühlen ſie's alle ſehr tief, ſogar die begünſtigten. —

Ueber die Kaiſerin von Rußland gehen ſchon allerlei Märchen im Schwange; ſie ſei zurückgeſchickt und dürfe nicht wieder nach Rußland, ſie werde durch Ammen genährt, ſie ſchlafe zwiſchen zwei jungen Mädchen, und anderes der Art. Tauſende, Bittſteller und Eitle, warten auf ſie, hoffen Geld, Verwendung, Gnaden, einen Blick zu erlangen; man hat die ſtrengſten Vorkehrungen getroffen, um ihr alle Beläſtigungen fern zu halten. —

Bei der Durchfahrt von einem Bahnhof zum andern fuhr der Polizeipräſident vor der Kaiſerin, und gebärdete ſich heftig um die Leute, welche dichtgedrängt neben der Bahn ſtanden, zum Hurrahrufen zu bewegen, allein die Menge blieb ſtill, nur hie und da erſcholl ein einzelner Laut, wehte ein grüßendes Taſchentuch. — Der König ſaß bei der Kaiſerin im Wagen und machte ein ſaures Geſicht. —

Der König hat zu Manteuffel geſagt: „Bleiben Sie mir nur jetzt mit den Schwerneths Kammern vom Leibe!“ —

Neue Bedrängniſſe der freien Gemeinden in Preußen, immer ſtärkere Scheereien, ſchamloſere Sophismen! — Harte kriegsrechtliche Verurtheilungen in Wien, wegen Lumpereien; weil ein junger Mann ein paar alte Blätter des Kladderadatſch einem Freunde geborgt, gleich ſechsmonatliche Strafhaft ꝛc. —

Die Junkerpartei in Hannover iſt etwas geſchlagen, giebt ſich aber alle Mühe, wieder darauf zu kommen. —

Herr von Kleiſt-Retzow, einverſtanden mit dem Miniſter des Innern, erklärte dieſem, er wolle ſeine Oberpräſidenten-

Stelle niederlegen, wenn ſie ihn hindern dürfte, gegen die Regierungsvorlage in der Patrieſache zu ſtimmen. Herr von Weſtphalen erwiederte, er ſelbſt ſtimme auch dagegen und bleibe Miniſter, ſo könne Herr von Kleiſt auch Oberpräſident bleiben. Wohlfeile Gewiſſenhaftigkeit der Junkerpartei! —

Montag, den 10. Mai 1852.

Auf dem Landtage von Gotha wurde der Antrag gemacht, dem Herzog das im Jahre 1848 ihm abgeſprochene „Von Gottes Gnaden“ wiederzugeben. Die Mehrheit aber ſtimmte dagegen. Im Jahre 1852 iſt das eine Merkwürdigkeit, und ein Beweis, wie tief die Forderungen der Revolution in den Gemüthern wurzeln, und daß die Demokratie zwar vieles der Gewaltthätigkeit überlaſſen muß, aber nichts aufgiebt. —

In Frankfurt am Main haben Bundesgeſandte die Stadtbehörden verwarnt, die neue Verfaſſung ſei nicht chriſtlich genug. — Wenn doch Chriſtus ſelber einmal die Verfaſſungen der großen Staaten reviditen wollte! Die Gewalthaber würden ſich wundern, was da alles wegfiele: ſie ſelbſt am erſten, ſie ſind die rechten Unchriſten. Er ſtellt ſolche Revidirung an, in Form der Revolutionen. —

In Karlsruhe will der katholiſche Erzbiſchof das Traueramt für den verſtorbenen Großherzog Leopold nicht in hergebrachter Weiſe halten laſſen. Die Regierung iſt darüber in offnem Streite mit ihm, erläßt Rundſchreiben an die Behörden ꝛc.

Ein philoſophiſches Buch von unſerm Michelet, „Die Zukunft der Menſchheit und die Unſterblichkeit der Seele“, hier bei Schneider gedruckt, wurde ſogleich von der Polizei weggenommen, ſelbſt drei Abdrücke im Hauſe des Verfaſſers. Es iſt eigentlich der dritte Theil ſeiner „Epiphanie der ewigen Perſönlichkeit des Geiſtes“. Die beiden erſten Theile ſind unange-

besonders die Köpfe verwirren. Nur als Zeichen ist übrigens die Sache bedeutend, in ihrem eigentlichen Gehalte fast nur lächerlich; die ganze Tollheit offenbart sich schon darin, daß die Leute dem Volke Steuerfreiheit zusichern wollten! Man ist äußerst begierig auf die weitere Untersuchung. — Fast zu gleicher Zeit sind in Magdeburg die Verfasser eines Drohbriefes, den der Fürst von Metternich erhalten hatte, ausgemittelt worden, der eine soll Heiligenstedt, der andere Horst heißen, einen Dritten wußte man nicht zu nennen; der Brief war durch den Poststempel als von Magdeburg kommend bezeichnet, und die Handschrift gab die übrige Spur. —

Solche unsinnige Unternehmungen, in denen die ersten Grundlagen eines auch nur klugen Betragens fehlen, sind wohl nicht gemacht um unmittelbar große Dinge fürchten zu lassen; sie zerstören aber in unsern deutschen Angelegenheiten immer mehr die gute Stimmung, und trüben die Aussicht einer Zukunft, für die wir der guten Zeichen nicht allzuviele haben! — Man sagt uns auch, von österreichischer Seite sei eine große Liste solcher Personen, die bisher noch zu keiner Untersuchung gekommen, aber nichtsdestoweniger als gefährlich zu betrachten sind, den Höfen mitgetheilt worden.

Wie verschieden sich der Karakter der Völker in ihrem politischen Benehmen abspiegelt! Die darmstädtische Ständeversammlung wollte auf eine ihr konstitutionswidrig dünkende Botschaft des Fürsten auseinander gehen; der norwegische Storthing hat auf die Nachricht, daß der König verfassungsgemäß ihre Sitzung schließen wolle, die Drohung ausgehen lassen, sich für permanent zu erklären, und das norwegische Volk von seiner Lage durch eine Adresse zu unterrichten. Die Hartnäckigkeit dieser nordischen Felsenmänner ist außerordentlich; die Gluth des Südens scheint in diesen Eislanden vulkanisch zu arbeiten. Der König Karl Johann

fochten. Der Minister von Raumer zeigt seinen fanatischen dummen Eifer! — Auch eine in Hamburg erschienene Schrift, „Stahl, ein Jesuit", von F. R. Fischer, ist durch die hiesige Polizei mit Beschlag belegt. —

In Schlesien sind im vorigen Jahre 648 Uebertritte von der katholischen zur evangelischen Kirche erfolgt; darunter sind viele Deutschkatholiken, welche der Staat durch seine Verfolgungen zwingt, in eine der alten Kirchen zurückzukehren, da sie dann meist die protestantische vorziehen. Die Zunahme der katholischen Kirche ist dagegen gering, und hat überhaupt nicht viel zu bedeuten, so wie aller Einfluß der Jesuiten wenig sagen will, sie liefern keine haltbare Arbeit mehr; ein frischer Revolutionstag, und all' der Schwindel ist vorüber! —

Es heißt, der Minister des Innern werde sich zurückziehen. Er hat allerdings in der letzten Zeit vor der Kammer eine klägliche Rolle gespielt; aber nicht er allein. Der Minister von Manteuffel hat sich noch jämmerlicher gezeigt. Gestern hat er eingestanden, er habe sich in der Erfurter Union und in der Gemeindeordnung geirrt, er habe beide für lebensfähig gehalten, sie seien es aber nicht gewesen, natürlich, weil er und seine Genossen beide erdrosselt haben! Und niemand sagt ihm, ein Minister, der sich in solchen Hauptsachen irre, sei eben ein unfähiger, nichtsnutziger? Versuch er doch ein andres Handwerk, Schneiderei oder Schusterei, vielleicht trifft er's besser! —

Ein Herr Otte de la Chevallerie in Magdeburg erklärt öffentlich, er habe zwar im Jahre 1848 wegen demokratischer Gesinnung seinen Abschied genommen, seitdem aber seinen Irrthum eingesehen, und sei wieder aufgesinnt! —

Die Kreuzzeitung will doch nicht, daß die Kammern ganz abgeschafft werden. Sie fände das unrecht, revolutionair. Ihr ist bange! — Der König aber wütbet, und die Minister taumeln! — Der König will durchaus nicht, daß die erste

Kammer ſo ſei, wie er es bei der Reviſion gewollt, den Abgeordneten hutend und drohend abgedrungen hat! —

In der Augsburger Allgemeinen Zeitung erdreiſtet ſich eine Lakaienſeele, auf den Großherzog von Baden eine Lobrede zu halten, in der dieſem die ſchönſten Eigenſchaften mit lügneriſcher Frechheit beigelegt werden. Die Wahrheit iſt, daß dieſer Leopold ein höchſt beſchränkter, feiger und gemeiner Schwächling war, und dabei doch ſo viel Böswilligkeit, Mißgunſt und Härte beſaß, als die Geringheit ſeiner Natur zu tragen vermochte. —

Dienstag, den 11. Mai 1852.

So ſehr die Mehrheit unſrer beiden Kammern lumpig, feige und verrätheriſch iſt, ſo ſehr verdient die kämpfende Minderheit unſere dankbare Anerkennung. Die ſogenannten Konſtitutionellen, als Gegner der Demokraten, haben viel verſchuldet, als Gegner der Junker haben ſie manches wieder gutgemacht. Ihr Widerſtand, obſchon in den meiſten Fällen erfolglos, hat doch den politiſchen Einſpruch lebendig erhalten und die Gewohnheit öffentlicher Erörterung verſtärkt, manches tapfere, ſcharfe Wort iſt gefallen, und die Gegner, Junker und Miniſter, haben ſich in ihrer ganzen Schändlichkeit zeigen müſſen. Ueberhaupt, wer will dem Volke die Formen politiſcher Freiheit wieder aus dem Kopfe bringen, wer die Erinnerung an die Nationalverſammlung, an die Ohnmacht des Beamtenthums, an die Kühnheit des Kampfes und den Abzug der Truppen austilgen? Jedermann weiß nun, was für Rechte auszuſprechen ſind, was gelingen kann, was die Umſtände vermögen. Der Heiligenſchein der Krone und aller hergebrachten Einrichtungen, die mit ihr zuſammenhängen, iſt auf immer dahin. Dieſen Weg ſchreitet ganz Europa vorwärts, alle Reaktion vermag nicht ihn zu ſperren! —

Neue ſcharfe Reden Vincke's gegen die Miniſter. „Wir wollen weder ihre Plätze noch ihre Köpfe, auf die letztern legen wir gar keinen Werth.“ Er greift beſonders Manteuffel an, ruft auf's neue Olmütz herbei, und als Manteuffel behauptet nicht früher abgereiſt zu ſein als bis er Schwarzenberg's Zuſtimmung empfangen, zeiht Vincke ihn der Unwahrheit. —

Gegen Abend kam Bettina von Arnim und brachte mir ihr endlich fertig gewordenes Buch. Sie will nun nach Leipzig reiſen um es durch einen Verleger verkaufen zu laſſen. Sie hat eine Vorrede dazu geſchrieben, die nur den König betrifft, und eine beſondre Zueignung an den Geiſt des Islam, vertreten durch den Kaiſer Abdul Medſchid, dem ſie das Buch durch den hieſigen türkiſchen Geſandten auch zuſchicken will. Ich habe nie etwas geſehen, das ſo ganz außer Rand und Band iſt; wie das Buch dem Könige gefallen ſoll, iſt gar nicht abzuſehen; wie der Leſewelt, iſt mir völlig räthſelhaft; ich bin neugierig auf den Erfolg.

Bericht aus Elbing in der Nationalzeitung. Die Regierung maßt ſich an, den Schullehrern zu unterſagen, einem ihrer Genoſſen, der auf nichtswürdige Angeberei eines Meineidigen in Unterſuchung iſt und dem deßhalb die Hälfte ſeines kärglichen Gehaltes innebehalten wird, Unterſtützungen von ihrem kleinen Einkommen zu geben, ſie widerſtrebten dadurch den Abſichten der Regierung! Dieſe ſind alſo, daß die Familie des Mannes im Elend umkomme? Das iſt chriſtlich? Türkiſch iſt ein noch zu gutes Wort! Beſtimmen wollen die Racker wem ich Wohlthaten geben darf! — Ich lege das gedruckte Blatt hier bei, — die Sache iſt gar zu arg. —

Das Feſt in Paris geſtern iſt ruhig abgelaufen. Den Truppen ſind Adler verliehen worden, Ernennungen ſind geſchehen ꝛc.

In Grote geleſen, im Horatius. Goethe'ſche Sachen. —

Die Polizei entwickelt wegen der ruſſiſchen Gäſte ungewöhnliche Thätigkeit. Auf den Bahnhöfen ſtrenge Unterſuchung der Päſſe, auch plötzlich unterwegs, wozu eigends angehalten wird. Man fürchtet auch ſchon wieder franzöſiſche Sendlinge: o du lieber Gott, welch' blinde Narrheit! —

Am 3. Mai ſtarb zu Gerswalde in der Uckermark Friedrich Wilhelm Karl von Arnim, beinahe ſechsundſechzig Jahr alt. Er war eine kurze Zeit Polizeipräſident von Berlin, dankte aber bald ab, weil er zu feſt und ſelbſtſtändig war und ſich mit den Prinzen bei einem Feuer erzürnte. Ein friſcher, kluger Mann, mit dem gut zu leben war. Rahel und ich duzten uns mit ihm, in Folge eines Scherzes.

Mittwoch, den 12. Mai 1852.

Die Urwählerzeitung, die Nationalzeitung und auch die Konſtitutionelle, ſetzen unſere Verfaſſungslage klar auseinander. Sie zeigen die Abſichten der Parteien, die Verlegenheiten und Widerſprüche der Miniſter, die Stimmung und den Sinn des Königs dabei, und zeigen hinter all' dieſen das unbefriedigte, in ſeinen Forderungen nicht nachlaſſende, durch den Trug nicht getäuſchte, vom Drucke nur trotziger gewordene, und gewiß einſt wieder gewaltige Volk. Der König will ſeine Prinzen nicht der Verfaſſung ſchwören laſſen, — oder die Prinzen wollen nicht —, daher verwirft er jetzt die von ihm ſelbſt beſtimmte Zuſammenſetzung der erſten Kammer. Er will aber auch ſonſt keine Befeſtigung der Kammern, alles ſoll ſeiner Willkür, ſeinen Launen überlaſſen ſein, und dazu ſollen die Kammern zuſtimmen! Er will ſie haben und auch nicht haben, erſteres nur um letzteres! Ein ſo unſinniger Zuſtand iſt hier noch nie geweſen. Die Miniſter uneins, nicht aus Grundſätzen, ſondern aus Zufälligkeiten. Wenn ein Funke von Muth vorhanden iſt, ſo muß das Kammer-

weſen jetzt abgeſchafft werden; wenn es nicht geſchieht, ſo überwiegt die Feigheit und die ihr verbundene Tücke.

Dem ruſſiſchen Kaiſer gegenüber ſchämt man ſich, konſtitutionell auch nur zu ſcheinen. Man drängt die Kammern zum Schluß, aber ſie werden wohl noch ſitzen, wenn jener kommt. —

„Der Diſſident“, Zeitſchrift von G. O. Hoffmann hier, der Religionsverſpottung angeklagt, vom Kriminalgericht freigeſprochen. —

Die Miniſter waren ſchon wieder in der Minderheit und zwar einem Antrage von Geppert gegenüber; das halten ſie aber aus. —

In dem Manteuffel'ſchen Blatte „die Zeit“ wird das Fehlſchlagen der Königlichen Vorlage zur Bildung der Pairskammer gradezu dem Miniſter von Weſtphalen und der Rede des Grafen von Arnim ſchuld gegeben. Die Kreuzzeitung iſt fuchswild, daß ein anerkanntermeiſe aus Staatsgeldern bezahltes Blatt ſolche Artikel liefert und den Zwieſpalt im Miniſterium offenbart. —

Damit die Uneinigkeit überall ſichtbar werde, iſt nun auch die Hengſtenbergiſche Kirchenzeitung mit den Elberfelder frommen Geiſtlichen in Hader gerathen. Immer zu, das ſchadet uns nicht! —

Das Buch von Bettina macht mir große Sorgen: ich zweifle ſehr an ſeinem glücklichen Lauf: es iſt kein feſter Kern in ihm, alles zerfließt, und die Gründung mit dem ſchlafenden König iſt bis zur Ermüdung in weitſchweifigem Gerede ausgeführt. Seit drei Jahren habe ich ſo viel mit dem Buche zu thun, ſo viel darüber gehört und geſprochen, ſo viel darin leſen und wieder leſen müſſen, daß ich jetzt durchaus keinen unbefangenen Eindruck von ihm haben kann; welchen es auf den König haben wird, liegt außer aller Berechnung.

Der ehmalige Miniſter von Bodelſchwingh und der Pro-

feſſor Beſeler ſind in der Kammer ſo hart aneinander gerathen, daß man einen Zweikampf erwartet. — (Bodelſchwingh hatte gelogen, und Beſeler dies aufgedeckt. —)

Nachrichten aus Dresden ſagen, daß dort am Hofe die Erinnerung ſehr lebhaft an die alten Zeiten erwacht iſt, wo Sachſen als Bonaparte's Bundesgenoſſe groß und bedeutend war, und daß man nicht für unmöglich hält, unter ähnlichen Verhältniſſen den durch Preußen abgeriſſenen Theil von Sachſen wieder zu erlangen. Wenn es einmal an Erſtattungen kommen ſollte, ſo hätte Preußen gar viel zurückzugeben! —

Donnerstag, den 13. Mai 1852.

Beſuch von Bettina von Arnim. Sie will am Sonntage nach Leipzig reiſen, manche Buchhändler werden dann ſchon fort ſein, und ihr Geſchäft wird Schwierigkeiten finden. Für das Goethe-Denkmal hat ſie wieder andre Pläne, den König, über den ſie empört iſt, will ſie aus dem Spiele laſſen, dagegen ganz Deutſchland auffordern, dazu beizutragen, dann will ſie wieder die vierzigtauſend Bände eigner und Achim von Arnim'ſcher Schriften, die ſie gedruckt liegen hat, dazu verwenden, — aber niemand kauft jetzt dieſe Schriften, wird es dann jemand? — Endlich meint ſie, die Familie Brentano ſei reich genug, um das Denkmal ganz aus eigenen Kräften zu errichten, und den König von Preußen könne man entbehren. Jeder Einwand, jeder Zweifel erzürnt ſie. —

In der zweiten Kammer iſt die Gemeindeordnung — freilich die eben verſchlimmerte — auch für Neu-Vorpommern als gültig angenommen worden, gegen die Kommiſſion und gegen den Oberpräſidenten am Rhein Herrn von Kleiſt-Retzow. Die Junker wollten für die dortigen Städte die alten verkommenen Ordnungen erhalten wiſſen. Die Parthei

iſt über die kleine Niederlage ſehr aufgebracht. Sie fängt auch ſchon wieder ihre Plänkeleien gegen ihren „theuren Novembermann“ Manteuffel an. —

Das Oberappellationsgericht zu Dresden hat den zu dreimonatlichem Gefängniß verurtheilten Dr. Kühne in Leipzig wegen ſeines kleinen Artikels gegen den König von Neapel freigeſprochen, aber zu den Koſten verurtheilt.

Mit unſern Zollberathungen geht es kläglich, ſie kommen nicht vorwärts: die Miniſter ſind rathlos, zögern feige, und gerathen immer ſchlimmer in Gefahr des gänzlichen Nachgebens. Der Zollverein ſteht in einer Kriſis, und der gerühmte Vertrag mit Hannover iſt jetzt nur eine Schwierigkeit mehr. Schon ſagen hier Leute von Anſehn, der Zollverein ſei wider das Bundesrecht, er müſſe allgemeinen Ordnungen weichen. Das iſt auch ganz richtig, aber Preußen ſinkt dann gewaltig herab.

Manteuffel verſichert mit Nachdruck, Preußen werde in den Zollſachen keinerlei Nachgiebigkeit zeigen. Er klagt bitter über Vincke's Grobheiten, aus denen er ſich zwar nichts mache, die aber doch widerwärtig ſeien. Er läßt durchblicken, daß Herr von Weſtphalen aus dem Miniſterium ausſcheiden müſſe. Man ſagt ihm, er ſelbſt hätte ſeine Entlaſſung nehmen müſſen, als der König durch das Schreiben, das der Graf von Fürſtenberg ihm in die Kammerſitzung brachte, ihn ſo ſehr bloßgeſtellt. Aber Manteuffel will von Entlaſſung nichts hören, er lacht derer, die der Ehre Miniſter zu ſein die perſönliche Ehre voranſtellen wollen. Er rechnet darauf, daß ſchon um Rußlands willen ſeine Entlaſſung unmöglich ſei. —

Freitag, den 14. Mai 1852.

Die Neue Preußiſche Zeitung ſchlägt auf's neue mit Bitterkeit gegen Manteuffel unter dem Deckmantel der „Zeit“

los; er soll deren Angriffe gegen seinen Kollegen Westphalen nicht dulden, sondern rügen; statt dessen bezahle er sie sogar.

Der Aktuar Thiele hatte im Publizisten über einen Preßprozeß berichtet, und dabei die angeklagte Stelle mitgetheilt. Dies sollte als Wiederholung des Vergehens gelten. Das Gericht sprach ihn frei. —

In Florenz die Verfassung nun förmlich abgeschafft. —

In den baskischen Provinzen sollen die Fueros nun wirklich hergestellt werden, doch mit Abänderungen.

In England haben die Minister durch Herrn Gladstone abermals eine Niederlage erlitten. — Ob das Ministerium sich halten könne ist sehr die Frage; trotz seiner 80,000 Milizen und Prügelstrafe! Zum erstenmal seit undenklicher Zeit findet Aushebung statt freier Werbung! Kann große Folgen haben. —

Franz Arago hat dem Präsidenten Louis Bonaparte den geforderten Eid verweigert, und in einem etwas ruhmredigen und dadurch schwachen Schreiben seine Entlassung gegeben. Der Präsident hat diese nicht angenommen, und ihm als Ausnahme den Eid erlassen. —

Besuch von einem Livländer, Herrn von Sivers, Dichter und Naturforscher, der aus Amerika kommt, Panama, Yucatan ꝛc. besucht hat. —

Im Gallius gelesen. Deutsche Litteratur vor sechzig, siebzig Jahren, Reisen in Deutschland zu jener Zeit ꝛc. —

Sonnabend, den 15. Mai 1852.

Die „Allgemeine Erfurter Zeitung" ist nun doch wieder erschienen. Die Minister schämten sich der Enthüllungen, die in den Kammern zur Sprache gekommen, und ließen die ungerechten Maßregeln, die sie früher ganz gebilligt hatten, auf-

heben. Aber ſie werden dem Blatte, hinter dem Herr Krack rügge ſteckt, ſchon aufpaſſen. —

Wie ſpät! Erſt jetzt wird in Reuß-Gera die Verfaſſung aufgehoben, die Ungültigkeit der deutſchen Grundrechte erklärt, erſt jetzt wird in Weimar die Beeidigung der Truppen auf die Verfaſſung abgeſchafft. Alles auf Erinnern des Bundestags! —

Die Zeitungsſteuer iſt hier nun auch in der erſten Kammer angenommen worden, alle Amendements ſind verworfen. Dieß iſt für Preußen ein wahres Schandgeſetz, ein neuer Verrath an der Freiheit, ein neuer Wortbruch. — Der Miniſterpräſident ſetzte ſein ganzes Anſehn daran, dies Geſetz durchzubringen.

Sonntag, den 16. Mai 1852.

Sobald ich konnte, ging ich aus, unter die Linden, in den Thiergarten; beim Goldfiſchteich etwas geruht, dann nach Hauſe. Noch zu wenig Schatten für ſo viel Sonne. —

Ein Geſpräch mit angehört über die mit der Landwehr vorgenommenen Veränderungen. Ein Bürgersmann ſagte: „Wir ſind keine Landwehr mehr, wir ſind nur beurlaubte Linientruppen, wir haben unſre eignen Offiziere nicht mehr; die Scheererei iſt dieſelbe, aber Namen und Bedeutung ſind anders.“ Das bischen Steif, das wir haben konnten, iſt uns genommen. Froh und freudig rückt nun keiner von uns aus, das iſt vorbei.“ — Ein andres Geſpräch, von zwei geputzten Handwerksburſchen, drückte die niedrigſten Geſinnungen aus, wer ſie am beſten bezahle, dem dienten ſie, jede Regierung ſei ihnen gleichgültig, dem Sachſen ſei Oeſterreich wie Preußen, und wenn Bonaparte käme, wäre es auch einerlei. — Wie viel liegt in dieſen beiden Geſprächen! Solche Geſinnungen erzieht die Regierung! —

Es iſt doch eine ſchreiende Thatſache, eine furchtbare, verhängnißvolle Wahrheit, daß unter den vielen Fürſten Deutſchlands kein einziger muthigen Sinn und Willen gezeigt hat, kein einziger Scham und Ehrgefühl, um entweder den Stürmen zu widerſtehen, oder bei dem, was er ihnen nachgegeben, zu beharren. Ein Freund des Volkes, des Rechts und der Ehrlichkeit iſt nicht unter ihnen, oder wenn es einen giebt, der ſo denkt, ſo hat er doch den Muth nicht es zu bekennen. Der Geringſte wäre dazu mächtig genug, der Geringſte könnte es offen ausſprechen, daß er einen Haſſenpflug verachtet, daß er mit dem Kurfürſten nichts will zu thun haben. Aber im Gegentheil, ſie ſchmeicheln jedem Schuft, der in Gunſt oder Macht ſteht. Der König von Würtemberg wagte einen Augenblick, dem Könige von Preußen zu trotzen, aber nicht aus eignem Muth, ſondern als Dienſtbefliſſener Oeſterreichs. So tief geſunken ſind ſie alle, daß auch nicht einmal der Ehrgeiz oder die Ruhmſucht einen von ihnen verlockt hat, eine große Selbſtſtändigkeit zu erringen, ein neues Reich zu ſtiften. Die preußiſchen Kaiſergelüſte waren im Beginn und am Ende von keinem Heldenmuth begleitet, ſie fingen aus Noth und Schmach an, und endeten in kleinlicher Schwäche und Treuloſigkeit. — Was können dieſer Art Fürſten von der Zukunft erwarten? Die Furcht wenigſtens ſollte ſie zurückhalten, wenn keine edlere Triebfeder es vermag, aber ſie kennen nur die des Augenblicks, und wenn ſie aus Furcht brav ſein wollen, wird es zu ſpät ſein.

Im Gallius geleſen, in Grote. —

Furchtbarer Brief von Changarnier an den Kriegsminiſter, er verweigert den Eid, den der „Meineidige“ von ihm fordert. Der — Louis Bonaparte hat ihn verführen, gewinnen wollen, ihm die Konnetable-Stelle und ungeheure Geldſummen angeboten. Das hieſige Miniſterblatt „die Zeit“ hat die

geht jetzt damit um, dem norwegiſchen Reiche eine neue Verfaſſung zu geben; den Staatsſtreich, den er ausführen möchte, unterwirft er aber vorher dem Ermeſſen und der Billigung der andern Höfe, ein Schritt, der den Norwegern Zeit zur Gegenwehr giebt, und den Schweden ſelbſt, wie man glaubt, ſehr mißfallen wird. Der König kommt in eine ſehr verwickelte Lage, das den Höfen abgelegte Bekenntniß, ihre Stimme nöthig zu haben, und nicht aus eigenem Entſchluſſe ſelbſtkräftig handeln zu mögen, giebt ihn jedem auswärtigen Einfluße preis, und noch unheilvoller dürfte die den Schweden dadurch geweckte Ueberzeugung ſein, daß ihr König ſich in Abhängigkeit begeben. Dieſem Könige werden ſie nie verzeihen, was jedem andern erlaubt wäre, wenn dieſer aufhört ein Held zu ſein, oder wenigſtens einer zu ſcheinen, iſt er ſchon nicht König mehr. Bernadotte kann durch dieſelben Uebergänge, Verblendungen und Irrungen fallen, wie Bonaparte; es muß ungemein ſchwer ſein, durch alle Schimmer und Nebel des Throns hindurch den hellen Blick auf deſſen Grundfeſten und Zugänge ſich zu erhalten. Die Kränklichkeit des Kronprinzen Oskar erinnert häufig an den Prinzen Guſtav, deſſen Herſtellung dem Syſteme der Legitimität ſehr angelegen ſein muß.

Ihr Schreiben erwähnt zu unſerer Verwunderung der Frau von Otterſtedt, als einer in Paris Anweſenden. Iſt ſie ohne den Gemahl mit ſämmtlichen Kindern dort? Sie iſt eine verſtändige Frau, und macht keine unnütze Anſtrengung, der Zweck muß die Mittel werth ſein. Die Erbſchaft des, wie man weiß, ſehr beträchtlichen Vermögens unſeres verehrungswürdigen Einſiedlers wäre allerdings eine dignus vindice nodus, um den ſogar, nach Horatius Erlaubniß, eine Göttin bemüht werden dürfte. Manche Gläubiger würden freudig ſolche Kunde vernehmen. Ich ſelbſt war ehemals

ſtärkſten Stellen des Briefes weggelaſſen und Punkte dafür geſetzt! —

Montag, den 17. Mai 1852.

Beſuch von Herrn Dr. Hermann Franck; er geſteht, daß er ganz entmuthigt ſei, einen langen Zeitraum von Verwilderung, von Verdunkelung aller geiſtigen, ſittlichen Bildung vorausſieht; ich bekämpfe ſeine Anſicht. Ueber die hieſigen Zuſtände; was wird aus den Zollberathungen? Demüthigung, Nachtheil! Was will Preußen? Nichts, es iſt eine Null, zu einer noch ſo geringen Ziffer ließe ſich etwas addiren, zu einer Null nichts! Was kann Preußen? Nichts, ſo lange es ſich ſelber gefeſſelt hält in ſeiner Lüge, ſeiner Falſchheit, die es zugleich ſchwach machen. Ueber die ehrenwerthe Ausdauer des Herrn Thomas, während ſein Feind immer mehr Boden gewinnt und Macht entfaltet; ich erinnere an die ſtarke Beharrlichkeit von Gentz in Bekämpfung des alten Bonaparte.

Man ſpricht uns von den Ruſſen, als den nächſten Feinden Deutſchlands, die uns unterjochen, die unſre Sitten, unſre Bildung zerſtören, uns in Barbarei verſchütten werden. Ich habe dieſe Furcht nicht! Wir haben Bildung im Ueberfluß, können alle Ruſſen mit ihr anſtecken, und dieſe gehorchen ihr ſchon jetzt; ſie können uns Unterdrückung bringen, die wir ja auch jetzt haben, aber ſie ſelbſt ſind keine Barbaren, ſie haben unſre Einrichtungen, Lebensart, Anſichten, ſie haben ihre Dichter, Gelehrte, ihre herrliche, reiche Sprache. Ihr Fürſtenhaus iſt uns nicht fremder als das lothringiſche, das römiſche. Doch hievon abgeſehen! Es müßte mit dem Teufel zugehen, wenn Oeſterreichs und Preußens Heere ſo gar nichts gegen das ruſſiſche vermöchten, vor dieſem wie vom Schauplatz verſchwänden; und es müßte mit dem Teufel zugehen, wenn

nicht ein deutſcher Fürſt oder Heerführer gegen den ausländiſchen Feind die Revolution aufriefe, den allgemeinen Aufſtand der Völker, der Polen, der Magyaren, der Finnländer, der Deutſchen insgeſammt; die Revolution macht Rußland auf der Stelle ohnmächtig. Freilich gehört Muth und Verſtand dazu, ſie zur Hülfe zu rufen.

Manteuffel brachte ſeinen Freund Rync Quebl mit in die erſte Kammer, als Regierungskommiſſarius ſollte er das Zeitungsſteuergeſetz vertreten. Als einige Mitglieder der Rechten dieſen Burſchen ſahen, redeten ſie unter einander ab, ſo wie derſelbe ſprechen würde, wollten ſie den Saal verlaſſen; Mitglieder der Linken ſchloſſen ſich dieſer Verabredung an. Manteuffel erfuhr es noch zu guter Zeit, und um eine ſolche Schmach zu vermeiden, ließ er den Freund nun ſtumm bleiben. Die Kreuzzeitung macht ſich heute das Vergnügen, den Vorgang ohne Scheu mitzutheilen, und dem Quebl auch noch einen Spottvers zu widmen. —

Zu Rothenburg in Schleſien war die freie Gemeinde noch vor kurzem durch die Regierung für einen nicht politiſchen Verein erklärt worden; jetzt wird ihr plötzlich jede gottesdienſtliche Handlung ſtreng unterſagt. Sie legt Einſprache ein. Wird nichts helfen.

Profeſſor Roßmäßler aus Tharand, der in Frankfurt am Main Vorleſungen über Verſteinerung hielt, iſt von der Polizei ausgewieſen worden. Er war freilich Mitglied der deutſchen Nationalverſammlung, und ein ausdauerndes. —

Die Polizei fährt fort, Bildniſſe die ihr mißfallen wegzunehmen, in Bilderläden, Wirthshauszimmern, auch bei Gelegenheit in Wohnſtuben; z. B. Jacoby, Waldeck, Blum ꝛc. —

Dritter Band von Louis Blanc's histoire de la révolution. — Fortlage's „Genetiſche Geſchichte der Philoſophie

ſeit Kant", Koenig's „Haus und Welt" zwei Bände, unter dieſem Titel giebt er ein Leben Georg Forſter's.

Der Kaiſer von Rußland iſt ſchon geſtern in Potsdam angekommen.

Dienstag, den 18. Mai 1852.

Wie ein Ausgang aus der troſtloſen Lage der politiſchen Welt gefunden werden ſoll, ich weiß es nicht! Gefunden aber wird er werden und plötzlich ſich zeigen. Ich erinnere mich noch ſehr gut, wie bei jedem neuen Kampfe gegen den Kaiſer Napoleon erſt die Hoffnungen groß waren, durch ſeine Siege vernichtet wurden, dann die Leute verzagten und alles für verloren hielten, nur die Muthigſten harrten aus, und ich hielt mich zu ihnen, ließ mich dafür verſpotten und verlachen, oder doch bedauern, auch von ſolchen, die es nachher nicht Wort haben wollten: damals hieß es, gegen ſo mächtige Geſchicke, gegen ſolche Uebermacht des Genius könne nur ein Thor noch kämpfen wollen, Gott gebe ſichtbar die Welt in Napoleon's Hand, man müſſe ſich unterwerfen. Wir aber unterwarfen uns nicht, und erlebten die Sachen in Spanien, in Rußland, ſahen die Siege Wellington's, Blücher's. An ſeiner Ausdehnung ging das franzöſiſche Reich zu Grunde, in Spanien und Rußland mußte es ſich ſeine Niederlagen holen, von weit her. An ihrer Ausdehnung wird auch die wort- und eidbrüchige Reaktion zu Grunde gehen. Die künftigen Beſieger, die neuen Helden der Freiheit weiß noch niemand zu nennen, aber ſie ſind ſchon da, und ſie ſelbſt wiſſen noch nicht, wozu ſie berufen ſind.

Jemehr wir uns von dem Jahre 1848 entfernen, deſto ſtaunenswerther erſcheinen ſeine Wunder, deſto größer ſeine Thaten, Erfolge, deſto friſcher und edler ſeine Freiheit. Sie werden es nicht auslöſchen! Sie nennen es das Jahr der

Schande; ja der Schande für die Fürſten, die Junker, die vornehmen Knechte, aber der Ehre und des Ruhmes für das Volk und ſeine und der Freiheit Freunde! —

Herr Mahler Philipp Arens bringt mir einen Brief aus Paris von Dr. Moritz Hartmann. Gute Nachrichten von dieſem, doch ſehnt er ſich in die Heimath zurück. Daran iſt ſobald nicht zu denken, daß er kommen dürfte. Von den Franzoſen urtheilt Herr Arens ſehr ungünſtig, wie faſt alle Freiheitsgeſinnte; doch thut man ihnen meines Erachtens unrecht; es geht ihnen ſchlimm, aber welchem Volke nicht? Sie werden ſich ſchon helfen, gegen den —, oder mit ihm! Er ſcheint Herr und Meiſter, iſt aber doch nur ein Knecht der Geſchichte, muß ihr dienen.

Abends mit Ludmilla.

Geſchwätz über den Kaiſer; ſeine Anrede an die preußiſchen Offiziere, er ſei ihr Kamerad. Er ſoll heute Abend in die Stadt kommen, unter den Linden ſind viele Häuſer erleuchtet.

Bei der Illumination gedenke ich an die nach den Märzkämpfen drei Abende hintereinander, mit Freudenſchüſſen, Jauchzen und Jubeln, ohne alle Polizei!

Jetzt preiſen die Leute in die Wette das neue Gitter, das um das Friedrichs-Denkmal errichtet iſt. Ich finde vor allem, daß man es nicht hätte erzfarb anſtreichen ſollen, ſondern das dunkle Eiſen hätte beſſer gegen das Erz des Denkmals abgeſtochen. Aber beſſer wäre es ganz weggeblieben! Es ſtört den Eindruck, es führt den der Ueberladung nun bis zum Fuß herab. Wie weit beſſer hat Schlüter es auch hierin getroffen!

Mittwoch, den 19. Mai 1852.

Die dem Kaiſer dargebrachten Huldigungen des Militairs, der Behörden, der Junker, der geſammten Reaktion, in Ge-

dichten, Zurufen, Aufwartungen, Zeitungsphrasen, Festlichkeiten, werden etwas zu viel und für den König gradezu beleidigend. Der Kaiser wird als der Retter gepriesen, dem Preußen alles verdanke, der das Beispiel des Muths und der Festigkeit gegeben, ohne den alles zu Grunde gegangen wäre. Der König steht dabei stets im Schatten. Die Polizei hatte strengen Befehl ertheilt, überall, wo der Kaiser sich zeigen würde, Maßregeln zu treffen, daß es an Eifer und Beifall nicht fehle, aber es geht damit zu weit: der König macht saure Gesichter.

Seltsam, der Kaiser lobt die Offiziere, daß sie dem König treu geblieben, dieser auf sie rechnen könne, und grade diese Offiziere, die der Garde besonders, sind es, die den König am heftigsten hassen, und am schimpflichsten von ihm reden, die in Masse nach den Märztagen den Abschied nehmen wollten, den Prinzen von Preußen feierten! —

Neue Gehässigkeit und Nichtswürdigkeit! Die Paßkontrolle auf den Bahnhöfen ist verschärft, wer keine Paßkarte hat, setzt sich den größten Ungelegenheiten aus. Die Polizei macht bekannt, es sei ja so leicht sich mit einer Paßkarte zu versehen, die für ein ganzes Jahr gelte, und nur 5 Silbergroschen koste: wer keine löse, sei daher selber schuld ꝛc. — Aber dies ist eine schändliche Lüge und verrätherische Gleißnerei! Es ist nicht wahr, daß jedermann eine Paßkarte erhalte, den Demokraten wird sie verweigert, ohne Angabe eines Grundes, die Demokraten sind genöthigt für jede besondre Fahrt mit vielen Umständen und für schweres Geld einen Paß zu nehmen, der ihnen auch verweigert werden kann. Und wer ist ein Demokrat? Wen es der Polizei beliebt dafür anzusehen! Die Nationalzeitung brachte gestern diese Schändlichkeit zur Sprache. —

Neue Verfolgungen in Kassel! Wer von den Wahlen wegbleibt, wer vom Wählen abräth, wer nicht nach dem Sinne

der Regierung wählt, der iſt ſtrafbar. O Haſſenpflug und Louis Bonaparte! —

Nur zwei freie Gemeinden von den vielen im Herzogthum Sachſen beſtehen noch, die zu Magdeburg und die zu Halberſtadt, aber auch die letztere ſieht ihren Schluß nahe, denn ſchon iſt ihr Vorſtand zur Unterſuchung gezogen.

Zuſtellung aus Kaſſel von der Kurfürſtlichen Ordenskommiſſion. Sie ſchickt mir ein Exemplar der neuen Ordensſtatuten und das neue Band, daß ich zu meinem Kommandeurkreuz erſter Klaſſe tragen ſoll! Ach, dergleichen gilt wieder, und ein — wie dieſer Kurfürſt glaubt Ehre verleihen zu können!

Die Kammern heute durch den Miniſterpräſidenten mit einer nichtsſagenden Rede geſchloſſen. Sehr gleichgültig.

Donnerstag, den 20. Mai 1852.

Geſchrieben: über die Geſetze des Zollvereins, herbeigeführt durch den Dünkel, die Dummheit und die Argliſt des Miniſteriums, das in dem Vertrag mit Hannover einen unverdienten Ruhm ſuchte, die Zollvereinsſtaaten obenhin behandelte, ſie in die Taſche zu ſtecken und Oeſterreich ein Schnippchen zu ſchlagen meinte. Grade wie bei der Unionwird auch jetzt wieder Hannover zweideutig. Das Schreiben in ſolcher Richtung wird mir ſchon ganz zum Ueberdruß.

Eine Schrift von Dr. Rupp in Königsberg, über die Furcht vor den Jeſuiten, iſt ſogleich weggenommen worden.

In Baden nahm die öffentliche Meinung katholiſcher- wie proteſtantiſcherſeits lebhaft Parthei für die Regierung in dem Streit derſelben mit dem Erzbiſchof, Katholiken beſuchten den proteſtantiſchen Gottesdienſt, der dem verſtorbenen Großherzog zu Ehren gehalten wurde. Aber nun kommt die Regierung ſelbſt und verbietet den Zeitungen, daß man den Feind

beſtreite, mit dem ſie ſchnell einen ſchlechten Frieden eingeht! —

In Grote, Feuerbach und Ovidius geleſen. Franzöſiſche und engliſche Blätter.

Der Oberkammerherr und Hausminiſter Graf zu Stolberg hat zu einem Bekannten von mir geſagt, der König werde die Kammern gewiß nicht abſchaffen, es liege ihm zu viel daran, ſich in vorkommenden Fällen rühmen zu können, ein konſtitutioneller König zu ſein; denn er habe, deſſen dürfe man gewiß ſein, die Gelüſte nach dem Kaiſertitel noch nicht aufgegeben, und hoffe noch dieſe Erhebung, bei der allerdings die Volksſtimme etwas zu gelten habe. — Nun ja! die Volksſtimme! — Was ſind das für troſtloſe Hoffnungen! Eher iſt das Rückſchreiten zum Markgrafen von Brandenburg, als das Vorſchreiten zum Kaiſer der Deutſchen möglich! Da wird Louis Bonaparte ſchneller zum Ziel gelangen! — Wo es darauf ankam, herzhaft zuzugreifen, da fehlten Muth und Entſchluß. Die Gelüſte freilich hegen ſich ohne Gefahr! —

Freitag, den 21. März 1852.

Die Huldigungen, die dem Prinzen von Preußen in Stettin wieder gebracht worden, ſind dem König äußerſt empfindlich; beſonders iſt er wüthend, daß die Geſundheit der Prinzeſſin erſt ausgebracht worden, und erſt nachher die der Königin. —

Der Prinzeſſin von Preußen wird es ſehr zum Vorwurf gemacht, daß ſie den Geheimrath Camphauſen und den Grafen von Schwerin bisweilen ſieht, der Prinz ſelber war damit unzufrieden, allein ſie ſtopfte ihm den Mund, indem ſie ihm ſagte, nie werde ſie dieſe Männer verläugnen, die zuerſt gewagt, öffentlich die Rückkehr des Prinzen aus England zu beantragen.

Der König leidet schrecklich durch die Anwesenheit des Kaisers von Rußland, er sieht sich von diesem ganz in den Schatten gestellt, und die Bewunderung für seinen Schwager, die Begeisterung besonders der Gardeoffiziere, macht ihn ganz unglücklich. —

Der Stadtgerichtsrath Pflücker in Breslau, vom dortigen Appellationsgericht zu dreimonatlicher Amtsentsetzung disziplinarisch verurtheilt, ist vom hiesigen Obertribunal seines Amtes ganz entsetzt worden. Alles Saat für die Zukunft, sie wird aufgehen.

Lermontoff's poetischer Nachlaß, von Friedrich Bodenstedt übersetzt. — Des Geh. Regierungsrathes Georg Bärsch kleine Schrift über den Tugendbund, hauptsächlich zur Berichtigung der Angaben des Prof. Voigt in Königsberg, unerhebliche Kleinigkeiten, eitles Wichtigthun, Prahlerei mit außerordentlicher Unterthanentreue, nach jetzigen Erfordernissen zugestutzt. Sein Schön- und Großthun wurde schon 1813 von Tettenborn, Pfuel und Canitz belacht, er gehört mit zu dem Troß, der im Franzosenhaß Ruhm suchte, wobei freilich auch ernstliche Gefahr zu bestehen war und bisweilen große Kühnheit bewiesen wurde. Daß eine Parthei bestand, Edelleute und Offiziere und auch hohe und niedre Beamte, die den König absetzen und den Prinzen Wilhelm an die Spitze stellen wollte, hätte Bärsch nicht verneinen sollen, sie war ihm damals gewiß bekannt, und die Thatsachen unzweifelhaft, in den Memoiren des Generals von der Marwitz ist sie eingestanden, wenn auch nicht, daß er selbst einer der heftigsten Betreiber dieser Dinge war, so wie sein Bruder Alexander von der Marwitz; ich wußte damals von diesen Umtrieben, die mir aber sehr zuwider waren, schon wegen des Vorwaltens der aristokratischen Gesinnungen. —

Gedichte von Oskar von Redwitz, Mainz, 1852. Nichts für mich! Wie man spät inne wurde wie schädlich der

Geſundheit die mit Arſenikgrün gefärbten Tapeten ſind, ſo wird man ſpät erkennen, wie entnervend all' die häßliche, frömmelnde Tändelei dieſer Redwitz ꝛc., und wie hohl und leer das Gepolter der Griepenkerl ꝛc. — Dieſe Zeit hat keine Dichter, außer in den Verbannten, Ausgewieſenen! —

Der Kaiſer hat bei ſeiner Ankunft ſogleich die Leibgendarmen des Königs vermißt, die 1848 abgeſchafft worden. Mit ſtrengem Blicke fragte er nach ihnen. Sie ſind ohne Verzug hergeſtellt, neue Leute in die noch vorhandenen Uniformen geſteckt worden. Man findet die Nachfrage kleinlich und die rückſichtsvolle Beeiferung.

Die Junker-Parthei in letzter Zeit ſehr erbittert gegen Manteuffel, hat ihm auch beim Kaiſer zu ſchaden geſucht, dem eigentlichen Stützpunkte, den er bisher hatte, allein ſie muß ſich wohl überzeugen, daß ihre Ränke dort nichts vermögen, denn was ſie in Wahrheit will, Selbſtſtändigkeit gegen die Krone, der ſie dafür das Volk zur Unterdrückung preisgeben, iſt nicht nach dem Sinne des Kaiſers, ſo wenig wie auch des Königs; nur halten ſie dieſen für leichter zu bethören. —

Sonnabend, den 22. Mai 1852.

Wenn der Kaiſer mit dem Könige zuſammen erſcheint, im Wagen, zu Pferde, iſt alle Aufmerkſamkeit auf jenen gerichtet, auch die Vergleichung ſtets zum Nachtheil des Königs; dieſer ſieht bei geringem Unterſchiede des wirklichen Alters, um zwanzig Jahre älter aus, jener, kräftig, rüſtig, entſchloſſen, willensſtark. — Geſtern bei dem Feſtmahle auf dem Schloſſe brachte der König die Geſundheit des Kaiſers mit den Worten aus: „Gott erhalte ihn dem Welttheile, den Gott ihm zum Erbtheile gegeben, und dieſer Zeit, der er unentbehrlich iſt!“ Bei dem „Welttheile“ fragt man, ob Aſien, ob Europa? Es iſt wohl nur Erdtheil, Land, Gebiet gemeint, aber es klingt häßlich. Auch die Einleitworte mißfielen: „In meinem und

meines Heeres Namen, und im Namen aller treuen Preußenherzen bringe ich die Geſundheit aus" ꝛc. Was haben die treuen Preußenherzen mit dem Kaiſer zu thun? will man ſie ihm gleichſam untergeben? Dagegen würde viel Einſpruch ſtattfinden. — Der Kaiſer antwortete überraſcht und verlegen: „Dieu conserve votre Majesté!" und ſetzte erſt nach einer Weile hinzu: „Ich trinke auf das Wohl des Königs von Preußen und ſeiner vortrefflichen Armee!" Das Gethue mit der Armee wird etwas zu viel. — Der Kaiſer zeigt gegen die Prinzeſſin von Preußen große Kälte, mit dem Prinzen iſt er ſehr freundlich. —

Die Miniſter haben beſchloſſen ein neues Wahlgeſetz für die erſte Kammer zu oktroyiren. Der König denkt nicht an Kammern, Wahlgeſetz, Zollverein u. ſ. w. Alles ſteht jetzt im Hintergrund und Schatten, die Koketterie des Tages iſt alles! —

In Grote geleſen, in Feuerbach, im Horatius. — Der heutige Kladderadatſch weggenommen. (Später wieder frei gegeben.)

Die Schrift von Rupp iſt wieder freigegeben worden, weil die Polizei ſich beſonnen hat, „daß das Geſetz nicht erlaubt, Druckſchriften vor der Veröffentlichung wegzunehmen". Die Polizei fürchtet vor Gericht zu unterliegen, und ihre ſo zarte als ungewöhnliche Gewiſſenhaftigkeit hat nur die Abſicht, das Verbrechen erſt vollſtändig hervor zu locken! —

Am Rhein ſind ein paar Tagesblätter, denen die Poſt die Beförderung verweigert hatte, zu dieſer wieder zugelaſſen. —

Gefahren Preußens wie vor dem ſiebenjährigen Krieg, ohne einen Friedrich! — Rußland fordert Polen und das Weichſelland, Oeſterreich Schleſien, Frankreich die Rheinlande, Sachſen ſeine verlorne Hälfte, Hannover wenigſtens Hildesheim, — da wären dem Adler die Federn ſchön zerpflückt, die Klauen abgeſchnitten! —

beauftragt, zu ſolchem Zwecke die Aehnlichkeit des einen Knaben, die man vorausſetzte, wirkſam ſpielen zu laſſen, mußte aber das unziemliche Anſinnen ablehnen, ſo gern ich auch die ungünſtige Meinung, über die ich klagen hörte, zu mildern beitragen wollte. Eine unläugbare Geſchicklichkeit beſitzt Herr von Otterſtedt, und man könnte ſie ihm ſehr beneiden, wenn er nicht die große Aufrichtigkeit beſäße, auch den Schlüſſel ſeines Benehmens zu geben, den freilich nicht ein jeder ſtets in der Hand haben möchte. —

Sie quälen mich, verehrteſter Freund, durch den Vorwurf, welchen der Name des Hrn. von Lingrée für mich enthält, unverdient; die Zeitumſtände waren die unglücklichſten von der Welt und nicht vorherzuberechnen. Die Großherzogin, an der Seite des todtkranken, ſich ſelbſt vergiftet glaubenden Fürſten, der ſelbſt, was er aus eignem Antrieb wollte, unſchlüſſig und unthätig verabſäumte, die Unruhen des Streites mit Baiern, der Wechſel des Aufenthalts, dann die neue Regierung, die alle Verhältniſſe, und beſonders die der Großherzogin, umſtellte: alles dieſes erklärt wohl, wie die Sache des Hrn. von L. trotz des beſten Willens ſie ſchwimmend zu erhalten, endlich unterſinken konnte. Viele andere Angelegenheiten, ſolcher und anderer Art, wo nicht bloß der Mund ſondern auch das Herz ſchon die entſchiedenſten Verſprechen gegeben, hatten damals daſſelbe Schickſal. Vielleicht läßt ſich einſt noch Erſatz finden, wir wollen hoffen! —

Was Sie von der Herſtammung des heiligen Bundes melden, iſt von hohem geſchichtlichen Intereſſe; aus unfruchtbarem Schooße dieſe Blüthe! ſie hat in der That nur wenig Farbe, und krankt ſo hin, obwohl in den fetteſten Boden weit und breit verpflanzt. Von Frau von Krüdener habe ich Ihnen, glaub' ich, ſchon vor vierzehn Tagen gemeldet, daß ſie in St. Petersburg ungeſtört den Kreuzzug gegen die

Sonntag, den 23. Mai 1852.

Ich muß es anmerken, als Zeugniß für die Zukunft, daß der Gedanke einer Unterordnung unter Rußland täglich hier geläufiger wird, daß man ſelbſt allgemein ſie als Thatſache ſchon beſtehend annimmt, daß man von vielen Seiten ihre Vollendung als kein Uebel anſieht, daß man von manchen ſie wünſcht. Es ſei doch ein unermeßlicher Vortheil, heißt es, einem großen Reiche anzugehören, wo ein durchgreifender Wille herrſcht, wo die Größe ſelbſt ein Schutz wird für den Einzelnen, der in der Menge leicht verſchwinden kann — in Schleſien denkt man hiebei neben Rußland auch an Oeſterreich, — man will dem Ehrgeiz, dem Handel, dem Gewerbefleiße größern Spielraum eröffnet ſehen. An der Selbſtſtändigkeit und Macht Preußens verzweifeln unſere eifrigſten Vaterlandsfreunde. Auch giebt es Ruſſen, die höhniſch davon reden, daß der Kaiſer dem Könige vorſchreibt, befiehlt, was geſchehen ſoll, daß der König ſchon wirklich ein Vaſall ſei. Die Junker, welche Preußen lieber auf ein Brandenburg-Pommern herabgebracht ſehen wollen, als es durch Freiheit zur größten Macht emporſteigen ſehen, würden ſich dem Kaiſer freudig unterwerfen. Allein ſie dürften ſich dabei gar ſehr betrogen ſehen! Der ruſſiſche Staat begünſtigt in ſeinem eigenſten Weſen keine Feudalzuſtände, keine Adelsherrſchaft, er fordert unter der Zucht der Willkürherrſchaft doch nur die Gleichſtellung, die Volksfreiheit; ſeine Rangklaſſen, an den Staatsdienſt geknüpft, ſind der Ariſtokratie ein Gräuel. Rußland iſt der Freiheit nicht ſo gefährlich — nicht gefährlicher, als die einheimiſchen Gewalt- und Willkürherrſchaften. Wie viele Ruſſen ſind freiheitliebend! —

Ueber den Trinkſpruch des Königs wird viel geſprochen. Er hat offenbar den Kaiſer überraſcht und in Verlegenheit geſetzt. Man verſichert, die Worte „in meines Heeres Namen und im Namen aller treuen Preußenherzen“ habe er nicht geſagt,

die seien erst bei der Redaktion für die Zeitungen zugesetzt worden, um der Erwähnung des Heeres durch den Kaiser einen Grund zu legen. Dem Uebelstande, daß alles etwas nach Vasallenschaft schmeckt, ist aber nicht abzuhelfen. So und so, der Beigeschmack bleibt, und die Leute schmecken ihn.

In den Gedichten von Sivers gelesen, in Moritz Hartmann, Voltaire, Horatius.

Ist denn der Kaiser Nikolai wirklich der große Herrscher, für den man ihn ausgiebt? Was hat er namentlich in der letzten Zeit gethan und ausgeführt? Die Revolution ist im Jahre 1848 an seinen Gränzen stehen geblieben, aber nicht durch seine Kraft der Abwehr, sondern durch die Blödigkeit der Revolution, durch die Großmuth und Bethörung der Franzosen und Deutschen, die alles im Frieden halten wollten. Die Wogen freier und mächtiger Völker schlügen noch heute erschütternd an die Ufer des russischen Reiches, hätte nicht Verrath und Wortbruch im Innern die Völker arglistig entwaffnet und geknechtet. Der Kaiser genießt die Ehre fremder, nicht löblicher Handlungen, den Erfolg von Umständen, die er abgewartet, nicht herbeigeführt. —

Die Gräber im Friedrichshain sind unzugänglich gemacht, indem man die Wege planirt und alles rings mit Anpflanzungen besetzt hat; nur Ein Gang führt noch zur Grabstätte, ein neuer von einem entlegenen Thore her. Die Leichen auszugraben und auf den Schindanger zu werfen, hat man die beste Lust, aber noch immer nicht den rechten Muth! —

Montag, den 24. Mai 1842.

Der Eindruck, den der Kaiser macht, ist allerdings ein sehr günstiger, durch die bloße Persönlichkeit, man staunt den großgegliederten, rüstigen Mann, sein festes, starkes Aussehen an, aber von Liebe zu ihm zeigt sich keine Spur. Die Menge

freut ſich noch insbeſondere der Demüthigung, in der neben ihm der König erſcheint, und dem man dieſe peinliche Herabdrückung recht gönnt, in der Menge ſind Höflinge, Edelleute, Offiziere mitbegriffen. Wenn man jetzt des Königs erwähnt, verziehen ſich die Mienen zum Hohn, zum Lachen, zum Mitleid; er iſt in der Meinung gründlich heruntergekommen, und wird ſich nie wieder heben, es iſt vorbei für immer! —

An Dr. Franck ein Wort geſchrieben, über die προσαγωγοί, und über den Wagen, dem ich bei der Rückkehr vom Bahnhof begegnete, der Elephant aus Kreuzberg's Menagerie, die nach Hamburg überſiedelt, fuhr zur Eiſenbahn, und viel Volks begleitete ihn mit lebhaften Bezeigungen. —

Die Prinzeſſin von Preußen iſt krank, aus Aerger oder Trotz: bei der letzten Truppenſchau wurde ſie auffallend vernachläſſigt, ſie ſaß in ihrem Wagen und weder der Kaiſer noch der König ritten heran ſie zu begrüßen, die Prinzen und die Generale hielten ſich demnach ebenfalls zurück: ſie erſchien ganz verlaſſen, wird's aber denen, die ſich gegen ſie vergangen, ſchon gedenken, wenn ſie einmal Königin ſein wird! — Wird ſie's aber ſein? —

In Braunſchweig wird ein gebildeter, ſittlicher Schneidergeſelle Stabler aus Strehlen in Schleſien, weil er kommuniſtiſche Schriften, deren Inhalt ihm nicht einmal näher bekannt geweſen, von einem Freunde angenommen und weitergegeben, durch die Geſchworenen zu einjähriger Zuchthausſtrafe verurtheilt! Welcher Gräuel! Die preußiſche Polizei hat wieder die Ehre, dabei mitthätig ihren Eifer gezeigt zu haben! —

In Leipzig ſind die Schrift „Vier Wochen franzöſiſcher Geſchichte, von A. L. von Rochau“ und das erſte Maiheft (Nr. 9) des deutſchen Muſeums von Prutz durch das Kriminalamt weggenommen worden. — In Bremen Hausſuchung bei Louiſe Aſton, jetzt Gattin des dortigen Arztes Meier, und

Haussuchung bei Dr. Wiegmaier, der sodann auch verhaftet wurde. —

In Elbing am 18. Schließung der freien Gemeinde durch den Polizeimann Assessor von Bever, weil sie ein politischer Verein sei; das wird bewiesen durch einen Satz in einem Vortrage Herrn Stelter's, der als eine Lästerung betrachtet wird; aber Stelter selbst führt den Satz nur an um ihn zu bekämpfen! — So schamlos als dumm! —

Dienstag, den 25. Mai 1852.

„Man lebt eigentlich schrecklich", sagte gestern Franck, „man wird jeden Tag im Innersten beleidigt durch alles, was man von der Welt erfährt, und sich dieser entschlagen kann man auch nicht, sie liegt einem zu nah an; sonst könnte man sich in Geistesthätigkeit versenken und darin der Welt vergessend glücklich sein, das ist heute nicht möglich, alle Geistesthätigkeit will jetzt zur Anwendung kommen, es ist die Zeit, wo sich die Praxis aufdrängt, ja die Theorie dürfte nicht einmal so frei wie sonst hervor treten." Das ist sehr wahr. Auch mir gelingt es nicht dem Tage zu entsagen, und seine Beleidigungen bringt jeder! Nicht abgehärtet wird das Herz, nur empfindlicher. —

In Merseburg hat die Regierung nicht nur die Sonntagsfeier verschärft, sondern auch geboten, daß in jedem Dorfe höchstens Einmal im Monat öffentlicher Tanz erlaubt werde. Welche Förderung der Frömmigkeit! Die Kirche soll die einzige Belustigung sein! Das verfluchte Heuchlerpack, die nichtswürdigen Lumpenhunde! —

Scheerereien der Handwerker, Unterbrechung ihrer Bildungsanstalten, Beförderung der Uneinigkeit zwischen den verschiedenen Gewerken, zwischen Meister und Gesellen, Ausweisung der letztern ꝛc.

Die Nationalzeitung macht auf die allmählich veränderte Sprache der Regierung aufmerksam; der Ministerpräsident ist der Präsident des Staatsministeriums geworden; wo früher beauftragt wurde, wird befohlen; wo noch vor kurzem Gründe angegeben wurden, fallen sie jetzt weg; das Wort Unterthan wird mit Fleiß hervorgehoben ꝛc.

In Hanau drohende politische Prozesse wirklich angefangen, in Kassel erzwungene Wahlen, in Sachsen und Baiern strenge Preßmaßregeln; neue Beschränkungen beabsichtigt, am Bundestag ꝛc.

Die Neue Preußische Zeitung windet und dreht sich nach allen Seiten, um Gründe zu finden für die Erhaltung der Kammern, der Verfassung, gegen die Oktroyirung einer Patrie. Sie zieht gegen Manteuffel los, sie warnt vor Kontrerevolution. Fürerst habe man an den Kammern etwas Gutes, Sichres, man soll es behalten und benutzen, das glaub' ich! Sie und ihre Parthei hat was dran, wir aber nicht! Unsertwegen kann der Schund zum Teufel fahren! Mit plumper Sophistik will sie unsre Verfassung als ein schon deutschgewordenes Werk anerkennen, während sie das französische Konstitutionswesen nach wie vor verwirft und bekämpft. Mit dieser List meint sie den König und manche Leute sonst zu fangen, auf die Begriffe geht doch niemand ein, die Stichwörter thun's! —

Der Kaiser Nikolai bleibt länger als er anfangs wollte; er soll mit der Aufnahme, die er hier bei den Offizieren, Truppen, Bürgern und selbst dem Volke gefunden, außerordentlich zufrieden sein. Der Zuruf, der ihr begrüßt, soll ihn ungemein erfreuen, und noch mehr der sichtliche Vorzug, den man ihm vor dem König giebt. Die Russen thun, als wenn ihr Kaiser hier zu gebieten hätte, die Preußen aber zum Theile thun auch so! Die Kreuzzeitungspartei sieht sich in ihren Erwartungen von ihm getäuscht, für sie ist er zu spät gekommen, sie kann sich nicht mehr in den neuen Royalismus verstecken, sie kann die aristokratische

Ständeherrschaft nicht mehr verläugnen, und dem Kaiser ist ariſtokratiſche Macht ſo zuwider wie demokratiſche, er kennt und will nur despotiſche. —

Die Polizei hatte Nachricht erhalten, daß der ehemalige Lieutenant Techow, bekannt vom Zeughausſturm, aus London nach Mecklenburg kommen würde, wo er eine Braut hat. Sogleich wurden alle Anſtalten getroffen ihn zu fangen. Auf dem Bahnhof in Wittenberge, wo er ankommen ſollte, waren Konſtabler mit der Beſchreibung ſeiner Perſon, ja mit ſeinem Bildniß verſehen, ſie ſuchten bei allen Reiſenden nach ſeiner Aehnlichkeit, zogen Beſchreibungen und Bildniß zu Rath. Das wurde bemerkt, und ſeine Freunde konnten noch zeitig genug nach England ſchreiben, daß er doch ja nicht kommen möge. So hat der Eifer der Polizei ſelbſt ihn gerettet.

Mittwoch, den 26. Mai 1852.

In Ehrenbreitſtein Hausſuchung bei einem ehemaligen preußiſchen Offizier, wegen Polizeinachrichten aus Paris; auch in Koblenz und Umgegend Spürereien! —

In Bremen Verhaftungen wegen eines angeblichen Todtenbundes. In Hamburg ebenfalls Nachforſchungen. — Verhaftungen in Homburg und ſtrenge Verwarnungen; der wortbrüchige Landgraf! —

In Hannover Vorſchläge zur Aenderung der Verfaſſung ganz zu Gunſten der Junker, aber noch lange nicht im Sinne der Junker; ſie ſind höchſt unzufrieden und widerſpenſtig. Dieſe Brut fordert, daß man ſich ihr unbedingt ergeben, oder ſie vertilgen ſoll; ihr Benehmen dringt auf letzteres. —

Herrliche Zuſtände in Deutſchland! Naſſau und Darmſtadt halten die Rheinſchiffe an, um ſich wechſelſeitig zu quälen, Preußen, um beide zu ſtrafen, thut daſſelbe; alle leiden darunter, die Schiffer, die Reiſenden, die Einrichtungen. Und der

Bundestag ſieht ruhig zu, häuft ſeinen Miſt und weiter nichts! Wie würde dieſe Schand- und Schmachbehörde der Deutſchen mit Gewalt eingreifen, gälte es irgend eine freiſinnige Handlung, oder auch nur ein Werthalten eines deutſchen Fürſten! Ein Frevel gegen Recht und Wohlfahrt hat nichts zu bedeuten! — Und die freche Schamloſigkeit in allen dieſen Sachen! —

Gerüchte in Betreff unſerer Kammern. Oktroyirung, Wiederberufung der Kammern, Neubildung der Erſten; Fortbeſtehen des jetzigen Einſtweiligen; Vergehenlaſſen der erſten Kammer, wodurch die zweite von ſelber zu nichts wird; Aufhebung der Verfaſſung; alles ein und derſelbe Quark.

Ein Leben Kinkel's von Ullmann polizeilich verboten.

Donnerstag, den 27. Mai 1852.

Der König hatte dem Präſidenten von Hinckeldey befohlen, für die Anweſenheit des Kaiſers alles entfernt zu halten, was äußerlich an 1848 erinnere, da waren denn zuerſt die lieben Konſtabler bedroht, aber die wollte und konnte man doch nicht verſtecken! Sie mußten jedoch um militairiſch auszuſehen mit Flinten erſcheinen. Der Kaiſer unterſchied ſie ſogleich, betrachtete ſie eine Weile und ſagte dann: „Die blauen Herren dort gefallen mir nicht.“ Große Trauer und Beſtürzung. Hinckeldey ſieht die Konſtabler als ſeine Schöpfung an, ſie ſind aber Rühlwetter's unſterbliches Verdienſt. Trotz aller Reinigung ſind doch einzelne Demokraten unter ihnen, beſonders aber Leute, die ſich der Gelegenheit bedienen, allerlei Geldnutzung zu ziehen.

Hier und in Potsdam, Charlottenburg, Spandau ꝛc. bezeichnen die Leute aus dem Volke den König und die Königin mit dem Namen Herr und Madame Schmidt, unter dieſem Namen werden alle möglichen Geſchichten von ihnen erzählt und Majeſtätsbeleidigungen begangen! Ein nachher ausge-

wieſener Handwerker ſoll dies aufgebracht und hinterlaſſen haben, und in Amerika mit Vergnügen hören, daß ſein Wort ſo überaus wuchert. —

Die Kreuzzeitung preiſt die Kammern, rühmt ihre einzigen Verdienſte, — die chambre introuvable in Frankreich 1815! Sie warnt vor Eidesbruch, vor Oktroyirung! Sie, die bisher den geleiſteten Eid beklagte, hundert Verſuche machte durch Auslegung um ihn herum zu kommen, ſie die keine andre Verfaſſung haben wollte als die zwei Sätze: der König befiehlt, und: das Volk gehorcht! Man ſieht, wie dieſe Parthei ſchamlos unredlich iſt, und nach wechſelnden Umſtänden alles recht und gut und heilig findet, was im Augenblicke zu ihrem Vortheil gereicht. Heuchleriſche Spitzbuben ſind's deutſch herausgeſagt. —

So vieles, was ich jetzt andre leiden ſehe, habe ich früher auch durchgemacht, und am Ende doch glücklich überſtanden. Außer Verbannung und Gefängniß, die mir doch oft genug gedroht, iſt mir nichts erſpart worden: Mangel und Hülfloſigkeit, Verſchließung aller Ausſichten, peinigende Ungewißheit aller Verhältniſſe, Heimathloſigkeit, Verzweiflung, Mißkennung von Seiten der Freunde, alles hab' ich bis auf die Hefen geſchluckt! Daher fühl' ich die Leiden der jetzigen Verfolgten um ſo tiefer mit, daher ſuch' ich ihnen zu helfen ſo viel ich kann, daher kann ich mit beſtem Fug ihnen Muth und Hoffnung einſprechen. Allerdings dachte ich nicht im Jahre 1848, daß unſre Freiheitsbewegungen dieſe jetzige Wendung nehmen würden, aber ſo ganz gut war mir doch auch nicht zu Muthe, als ich ſah, daß bei uns die alten Beamten und das Heer im alten Zuſchnitt blieben, und daß die Bewegung nicht auch in Rußland und England eindrang. Wär' ich aber nicht krank, wär' ich nur einigermaßen rüſtig geweſen, ſo würde mich nichts abgehalten haben, in Frankfurt am Main Abgeordneter zu werden, und im Parlament auszudauern bis zu deſſen Sprengung. Ich wäre dann jetzt gewiß als Verurtheilter im

Gefängniß, oder als Flüchtling in London oder in der Schweiz. — Dies zum Troſte derer, die da meinen, es ginge mir zu gut! —

Freitag, den 28. Mai 1852.

Schreiten wir fort, oder nicht? Während ich ſehr wohl erkenne, wie der Anſchein für die Verneinung ſpricht, ſo behaupte ich doch die Bejahung aus allen Kräften. In demſelben Gange, den wir ſeit dem Sturze Napoleon's gingen, ſchreiten wir rüſtig vor. Ich behauptete dies gutes Muthes nicht gegen Schleiermacher, der nach dem Frieden von Tilſit klagend ausrief: „Ich dachte die Geſchichte würde nun recht ſtarke Schritte machen, aber nun ſteht das Luder gar ſtille!“ Ich meinte, nun ginge erſt recht unſre Arbeit an. —

Sorge wegen des Umſichgreifens der Katholiken. Da dies von oben ausgeht, von oben befördert wird, ſo iſt es wohl eine widrige Erſcheinung, aber keine gefährliche. Wäre die Sache im Volke, ja dann hätte ſie was zu bedeuten. Aber es iſt kein Glaube dabei, nur hierarchiſcher Eifer, Herrſchſucht, weltlicher Zweck! Sie mögen bauen und bauen immer höher, an Einem Tage fällt doch der ganze Plunder krachend ein! Das Aufräumen wird dann um ſo gründlicher. Viel Uebel und Plage jedoch kann vorhergehen! —

Beſuch von Herrn Dr. Max Ring, der mir das erſte Bändchen ſeiner „Stadtgeſchichten“ bringt, und zugleich Abſchied nimmt. Er reiſt übermorgen nach Iſchl und Italien. Ich beglückwünſche ihn von Herzen, es konnte ihm nichts beſſeres widerfahren. Er erzählt mir ausführlich von den merkwürdigen Zuſtänden in Oberſchleſien, dem deutſchen Adel und den polniſchen Bauern dort; die letztern ſchildert er als die gutmüthigſten bildſamſten Menſchen, die jedoch hart mißhandelt werden. —

Besuch von Bettina von Arnim, sie ist schon seit ein paar Tagen aus Leipzig zurück, und hat ihr Buch dort nicht angebracht, sie wollte die Vorschläge, die ihr von Seiten J. J. Weber's gemacht wurden, nicht annehmen. Berathung, was jetzt zu thun sei? Ich weiß nichts. Sie will es mit Herrn Simien versuchen, der noch nicht die Gewerbserlaubniß wieder hat, den sie noch gar nicht kennt. — Herr Löber kam dazu, den sie erst etwas unfreundlich anließ, es war ihr verdrießlich, daß an den Tag kam, auch er kenne ihr Buch schon, das sie auch der Mrs. Robinson gegeben, als ob ich das übelnehmen könnte! Dann ergaben sich aber lebhafte, gehaltvolle Gespräche, in denen sich Löber's guter und frischer Sinn zeigte. Nachdem Bettina fortgegangen, blieb Löber noch lange bei mir, besprach umständlich seine Lage, seine Aussichten, die letztern sind ihm in Preußen ganz versperrt.

Hier erwartete man den Austritt Raumer's, Westphalen's und auch des Finanzministers Bodelschwingh aus dem Ministerium; es ist nichts daraus geworden; alles bleibt in der Schwebe und hängt so hin. Nirgends bestimmte Richtung, nirgends fester Wille! Die Jämmerlichkeit überall im Vortheil! —

Die kläglichen Zollberathungen! Eine große Versammlung von Gewerbsmännern hat in Halle stattgefunden, ihre Erklärung, daß ihnen der Zollverein, der Vertrag mit Hannover, aber auch ein Handelsvertrag mit Oesterreich lieb sei, gefällt den Ministern, es ist ein Brett zur Brücke, um den Forderungen Oesterreichs nachzugeben. —

Man glaubt hier einen Sieg errungen zu haben, weil in einer Berathung der großen Mächte zu London Preußens Recht auf Neuchatel anerkannt worden. — Eine Volksversammlung in der Schweiz, von den Jesuiten angestiftet, ist ruhig abgelaufen. —

Der Kaiser hat während seiner Anwesenheit kein Wort

Türken predigt. Die Stimmung in Rußland erhebt ſich immer ſtärker für die Griechen, und die Stimmung iſt dort nicht gleichgültig. Der Großfürſt Nikolaus hat hier, ehe er abreiſte, laut auf das Heil der Griechen den Becher angeſtoßen, ein Umſtand, deſſen die neue Berliner Monatſchrift (von Hrn. Dr. Förſter) ſogar erwähnen durfte, indem ſie von einer hohen Hand ſprach, die ſolches gethan habe. Ebenſo ſpricht Herr Geheimerath Beckedorff, der in politiſchen Dingen zu den Rechtgläubigſten gehört und nichts Unerlaubtes ſagen möchte, mit frommer Theilnahme von den Griechen, und ſieht in ihrer Sache die des Chriſtenthums. Ich würde dies alles ganz einfach finden, wenn ich nur den öſterreichiſchen Beobachter damit zu reimen wüßte, der fortfährt mit entſchiedenem Widerwillen von den griechiſchen Aufrührern zu ſprechen, deren Unterdrückung hoffentlich nahe ſein werde.

Mein Freund Chamiſſo findet Ihre Bemerkungen über den franzöſiſchen Landadel und deſſen Stellung vor der Revolution durch ſeine Erinnerung vollkommen beſtätigt; „Es iſt wahr, Kapitains, und nach 25jährigem Dienſte Ludwigsritter, mehr wurden wir nie!“ rief er aus, „Wir haßten den Hofadel, aber noch mehr Mr. l'Intendant, gegen Andere waren wir billig, und ließen ſie nach ihrem Werthe gelten.“ Er war zu jung, als die Revolution einbrach, um ſich der Patrimonialrechte zu erinnern. Doch, obſchon er das Frühere nicht ſo ganz entſetzlich ſchlecht glaubt, hält er das Jetzige bei weitem für beſſer; er iſt voll des reinſten Eifers für Verfaſſung. Die Memoiren des Marquis de Ferrière werde ich zu bekommen ſuchen. —

Herr Staatsrath Nagler hat nun doch die Poſtpräſidentſchaft erhalten; die Stelle iſt aber bei weitem nicht dieſelbe, die Herr von Segebarth bekleidete. — Man ſpricht noch immer von Errichtung einer neuen Bank zum Behufe

mit Humboldt gesprochen, welches diesem allerdings empfindlich, den Höflingen aber eine Wonne ist; sie freuen sich, daß eine Persönlichkeit, von der sie sich gedrückt fühlen, auch wieder gedrückt wird. —

Sonnabend, den 29. Mai 1852.

Ich hatte eine unruhige Nacht, konnte erst gar nicht einschlafen, überdachte die Trübseligkeiten des täglichen Lebens, die schlechten geringen Sachen, mit denen das Menschenpack sich abmüht, die verächtlichen, ganz nichtigen Beeiferungen des gemeinen Trosses, kein erfreuliches Bild! Ich gewann endlich bessere Gedanken, muthigern Sinn, und schlief ein. —

Der Abentheurer — spielt seine jämmerliche Rolle in Frankreich fort, er muß wohl berufen sein, — ein Besen, der, nachdem er gehörig gedient, selber unter den Kehricht kommt! Sein — streich ist gelungen, wie schon mancher; die — streiche des Kaisers Napoleon gegen Spanien gelangen auch — auf einige Zeit! Er ist doch in Verbannungshaft gestorben. Einstweilen dient Louis Bonaparte zur Herabwürdigung aller staatsretterischen meineidigen Gewalten; der Schaden, den er den Fürsten thut, ist unermeßlich. Das Europa, das einen solchen Burschen an der Spitze der mächtigen französischen Nation hat, dulden muß und fürchten, ist nicht das gewünschte monarchische; statt der unschuldigen Republik haben die Fürsten nun den drohenden Nebenbuhler, der sie alle schändet, unter sich, und die Volkssouveränität und das alte Wahlrecht der Republik obenein! —

Die vornehmen Leute, der Mittelstand, der sich ihnen gleichstellen, der ganze Troß der sogenannten Wohlgesinnten, die für etwas gelten möchten, ergeht sich jetzt in Lakaiengesprächen über die Trinkgelder und Geschenke, die der Kaiser zurückgelassen, die Orden, die Dosen, die Dukaten. Die letztern gefallen am meisten, bei den Dosen berechnet man wie

weit ſie unter dem angegebenen Werthe ſtehen, mit den Orden iſt man am wenigſten zufrieden, weil man höhere gehofft, weil man die Gunſt mit zu vielen Andern theilen muß. Daß Graf Stolberg als Oberkammerherr den Andreaserden bekommen hat, während Manteuffel und Wrangel nur den St. Alexander-Newsky, macht großes Aufſehen, und die beiden Zurückgeſetzten fühlen ſich gekränkt und beſchämt. Lakaien, Lakaien, trotz ihrer hohen Titel! —

Dr. Weiß in Freiburg, der als Redakteur einer dortigen Zeitung ſich des Erzbiſchofs gegen die badiſche Regierung angenommen hatte, iſt deßhalb vom Miniſter von Marſchall abgeſetzt worden. Im Uebrigen giebt die Regierung doch dem Erzbiſchof nach. —

Fürſt Ghyka in Venedig verhaftet, wegen politiſcher Sachen. —

Der eifrige Demokrat Dr. Streit in Koburg, ſchon früher in Haft und vielfach verfolgt, iſt auf's neue verhaftet.

Unſer Miniſter des Innern hat Verordnungen erlaſſen, nach denen alle Handwerksburſchen, die auf ihrer Wanderung Bremen berührt haben, als angeſteckt betrachtet, von der Polizei ſtreng durchſucht und beaufſichtigt, und am Weiterwandern verhindert werden ſollen. Der Jammermann! Vor 1848 gab es ſolche Maßregeln in Betreff der Schweiz, wozu haben ſie genutzt? Immer die alte Lumperei! Das Quälen des untern Volkes thut der Revolution mehr Vorſchub, als alle Bemühungen der Demokraten. —

Pfingſtſonntag, den 30. Mai 1852.

Beſuch von Herrn Jegór von Sivers, er bringt mit ein Blatt ſeiner Handſchrift. Lehrreiches Geſpräch über ſeine Reiſen ꝛc. —

Der Kaiſer von Rußland hat bei Czenſtochau einen Unfall

gehabt, der Zug kam aus den Schienen, und es dauerte zwei Stunden bis er weiter konnte. Mit der Nachricht, daß er und seine Begleitung unbeschädigt geblieben, hat er einen Flügeladjutanten hieher an die Kaiserin geschickt. Ja, ja! Nur ein Mensch wie andre, der Natur unterworfen, verwundbar, sterblich! Sie möchten's gern vergessen und vergessen's wirklich oft. —

Rathlosigkeit der Minister, sie wissen nicht was der König will — er auch nicht — und wissen nicht was sie selbst wollen, außer Minister zu bleiben, dazu sind sie entschlossen. — Die Junker machen es überall mit Fleiß bemerklich und geltend, daß Manteuffel einen geringen Orden bekommen, der nicht die volle Gunst des Kaisers andeutet; sie möchten ihn austreiben, und einen der Ihren an seine Stelle bringen. Und wäre es Gerlach selber, bald würde auch er nur ein Manteuffel sein. —

Böckh sprach mit Bewunderung von Grote's Werk; er hielt auch Barthelemy's Anacharsis sehr in Ehren, das Buch sei gründlich gelehrt.

In Löher's Buch über Amerika gelesen, ein sehr schätzbares Werk, von bester Gesinnung und lehrreichstem Gehalt, es ist in Cincinnati gedruckt und leider bei uns sehr unbekannt geblieben. — In Thiers gelesen, in Goethe (Hermann und Dorothea).

Die Kaiserin speiste in der Regel allein, doch lud sie mehrmals den König ein, oder einen andern ihrer Brüder. Einmal ließ sie den König zwei Stunden warten, der ganz außer sich gerieth, vor Ungeduld mit den Füßen stampfte und umhertrippelte, und sich in Redensarten Luft machte: „Was soll daraus werden," rief er einmal aus, „wenn die Unordnung nun gar von oben kommt?" Die Hofleute bissen sich auf die Zunge, jedem fiel das bekannte „ordre, contr'ordre, dés-

ordre" ein. — Auch ſonſt machte die Kaiſerin viel Verwirrung und Verdruß. —

Pfingſtmontag, den 31. Mai 1852.

Nachrichten aus der Mark, aus Pommern und Preußen, über den guten Stand der Demokratie, ſie ſteht in den Behörden, in Geiſtlichen und Schullehrern und ſelbſt in Offizieren feſt, wie wohl dieſe alle dem äußern Scheine nach ſich oft verläugnen müſſen, aber Kaufleute, Bürger und Handwerker bekennen ſich auch offen zu ihr, und die Oberbehörden werden mit ihnen nicht fertig; vor allen iſt Dr. Johann Jacoby voll Muth und Zuverſicht. Vergebens lauert die Polizei den Demokraten auf, ſie thun nichts wobei man ſie faſſen könnte, ſie behaupten nur ihre Geſinnung, breiten ſie mit Leichtigkeit aus, und ſehen lachend dem Thun der Gegner zu, die nichts zu Stande bringen.

Zur Sittengeſchichte. Vor etwa fünf Jahren geſchah in St. Petersburg folgendes Aergerniß. Drei Damen des Hofes machten mit einem vornehmen Offizier auf einer Maskerade allerlei Thorheiten, bald aber war ihnen der Schauplatz nicht frei genug, und ſie fuhren in eine Reſtauration, wo ſie ſich beſondre Zimmer geben ließen, ausgeſuchte Speiſen, Champagner im Ueberfluß; dann entkleideten ſich alle, und der Offizier ſollte wie Paris die Schönſte bezeichnen, er ſtellte mit jeder ſeine Proben an, und erklärte dann alle für gleich ſchön. Darüber Zank und Balgerei, dann wieder Fröhlichkeit und Gelächter, Singen und Toben. Mit Geldſtücken warfen ſie dann die Fenſterſcheiben ein, vor dem Hauſe ſammelten ſich Leute. Der Wirth drang endlich in's Zimmer, und warnte, der Kaiſer werde durch die Straße fahren, den Auflauf und Lärm wahrnehmen. Hohngelächter zur Antwort: „Was machen wir uns aus dem Kaiſer?" Der beſorgte Wirth eilte

zum Polizeimeiſter, der augenblicklich kam, aber kaum die Naſe in's Zimmer geſteckt und die Perſonen erkannt hatte, als er erklärte, die ſeien ihm zu hoch, und ſich entfernte. Trunkenheit und Ermüdung ließen endlich Stille eintreten. Der Kaiſer erfuhr die Sache; daß man ſeine Autorität geſchmäht hatte, vergab er nicht: die drei Damen wurden verwieſen, der Offizier nach dem Kaukaſus geſchickt. Zum Krieg nach Ungarn durfte er kommen: er fiel durch eine Kanonenkugel, der erſte ruſſiſche General, der dort vor dem Feinde blieb in Siebenbürgen. Skariatin hieß er.

Dienstag, den 1. Juni 1852.

Nachdem ich aufgeſtanden war und angefangen hatte zu ſchreiben, kam der achtzigjährige General von Gzetteritz, ganz munter und rüſtig, erzählte viel, den Tod ſeiner Frau mit Thränen der Rührung, die Zuſtände der Schweiz — er lebt in Vevay — die kriegeriſche Rüſtigkeit des Volkes dort, die Schande Preußens, die Wirkung von Olmütz und Bronzell; er ſagt, Gröben habe jeden Augenblick gefürchtet, der Kriegseifer ſeiner Truppen werde in Meuterei ausbrechen. Nachrichten aus Potsdam, wo Gzetteritz vierzehn Tage war. Er will nach Italien, will den Aetna beſteigen, in zwei Jahren wiederkommen ꝛc. — Weiber kam dazu, und hörte noch manches mit an. —

Die Kaiſerkrone von Friedrich Wilhelm erſehnt und verſcherzt, von Louis Bonaparte erſtrebt, prangt auf Soulouque's Haupt, er iſt als Fauſtin der Erſte ausgerufen: der Schwarze hat ſie alle überflügelt: ſie ärgern ſich unmäßig über dieſe Erdreiſtung!

Der Kaiſer Nikolaus hat ſich in Potsdam den Miniſter von Manteuffel rufen laſſen und ihm geſagt: „Ich muß mit Ihnen ſprechen, alles was der König mir geſagt hat verſteh'

ich nicht, ich kann nicht klug daraus werden; ein Langes und Breites über die Vorrechte, die dem Kaiser von Oesterreich gebühren, iſt mir ganz dunkel geblieben; ſagen Sie mir wie die Sachen ſind.“ Der Kaiſer war aber auch mit Manteuffel nicht ſehr zufrieden; es war ihm unbehaglich deutſch zu ſprechen, doch mußte er, weil Manteuffel nicht Franzöſiſch kann, auch dieſer Mangel mißfiel dem Kaiſer. —

Die Rheindampfſchiffe werden in Mainz und Kaub nicht mehr aufgehalten. Der diplomatiſche Federkrieg aber dauert fort. —

In den Zollſachen iſt Preußen dem Nachgeben gegen Oeſterreich um vieles näher. Ich ließ es gelten, gäbe man aus Einſicht gleich anfangs nach, aber man thut es erſt ſpät, aus Feigheit und Schwäche. Man hatte geprahlt, mit Oeſterreich keine Unterhandlungen zu führen, bevor der Zollverein nicht wieder befeſtigt ſei, aber man verſchleppt dieſen oder läßt ihn verſchleppen, und die Unterhandlungen mit Oeſterreich ſind im Gange. —

Die Schrift gegen die Jeſuiten von Rupp war ſchon wieder freigegeben, da wird ſie zum zweitenmal mit Beſchlag belegt! —

Hausſuchungen in Schleſien nach Wander's Katechismus, in Erfurt bei Handwerkern, in Berlin bei Cigarrenmachern.

Freiſprechung der Elberfelder Zeitung; Verurtheilung andrer Blätter. Die Behörden müſſen Arbeit haben, viel Arbeit! —

In Köln die „deutſche Volkshalle“, das ultramontane, öſterreichiſche Blatt zum erſtenmal durch die Polizei weggenommen.

Jeſuiten in Danzig! —

Bei dem großen Schützenfeſt in Potsdam hat die Demokratie ſtarke Werbung gemacht, bloß durch das grobe, beleidigende Betragen der Prinzen und Höflinge! —

Mittwoch, den 2. Juni 1852.

Die Urwählerzeitung tritt ſtark gegen die Kreuzzeitungspartei hervor, ſagt, ſie ſei die Partei des Auslandes, trage das Zeichen der Landwehr — die von ihr zerſtört worden — mit Schanden. Die Konſtitutionelle Zeitung weiſt nach, daß in den wichtigſten Dingen alles bei uns wankend und ſchwebend ſei, kein Preuße mehr wiſſe, was die Regierung ernſtlich wolle, an was er ſich zu halten habe. Für den Augenblick gebt alles Mahnen und Warnen verloren, aber die Zukunft wird es zeigen, daß die Sachen ihre Wirkung haben.

Ob der Kaiſer hier den von Louis Bonaparte abgeſchickten Baron von Heckeren (frühern Baron d'Anthès, Tödter Puſchkin's) geſprochen, wird vielfach beſtritten; es ſcheint aber doch, daß er ihn angenommen und leidlich genug behandelt hat. —

Herr von Prokeſch nach Wien abgereiſt, wegen der Handelsſachen. —

In Freiburg (Baden) iſt von der Regierung das katholiſche Seminar aufgehoben worden, weil der Erzbiſchof daſſelbe ausſchließlich der Regierung zu leiten verlangte. —

Auch die preußiſche Kirchenbehörde iſt endlich auf das Treiben der Jeſuiten aufmerkſam geworden, will Bekehrungen hindern ꝛc. —

Donnerstag, den 3. Juni 1852

Geſchrieben, über Preußens Handelsverträge; ſie wollen noch ſelbſtſtändig ſcheinen, nachdem ſie es längſt nicht mehr ſind; wer den Staat aufgegeben, wie kann der noch im Handelsweſen ihn behaupten?

Beſuch von Herrn von Sivers. Geſchichten aus St. Petersburg. Ob die Sittenloſigkeit in früherer Zeit größer

sein konnte? Gewiß nicht, auch in Berlin nicht: die verrufene Zeit vor 1806 sah nichts der Art, wie Prinzessin ..., unsre Prinzen insgesammt, wie Gräfin ... wie Frau von ..., wie die Prozeßgeschichte Maltzan, und hundert andre Aergernisse unsrer Tage: nur jetzt kommt zu der größeren Verderbtheit noch die größere Heuchelei, das ist ein schlimmer Unterschied!

Von Hamburg sind Fräulein Anna Keppe und Fräulein von Meysenbug, die beide dort in der Hochschule für Frauen waren, hier angekommen, in der guten Meinung hier Fröbel'sche Kindergärten zu errichten. Für den Kultusminister von Raumer ist das wie Jakobiner und Guillotine! Die Polizei war den beiden Fräulein gleich auf dem Hals, besonders dem Fräulein von Meysenbug, der man alle ihre Papiere, alle, alle — Rechnungen wie Tagebücher, Sprachübungen wie Briefschaften — unbarmherzig wegnahm, und sie dann auswies. Sie ist nach Hamburg zurückgekehrt, will aber auch dort nicht bleiben, sondern nach England gehen. Fräulein Keppe wurde minder streng behandelt, aber muß tägliche Polizeibelästigungen leiden, wird verhört über ihren Umgang, ihren Briefwechsel, soll über Personen Auskunft geben, und ist ihres Bleibens nicht sicher. Fräulein von Meysenbug ist die Schwester meines Wandnachbars des badischen Gesandten, der sehr dazu beigetragen haben soll, daß sie hier nicht geduldet wurde. —

Der König soll die Minister von Manteuffel und von der Heydt kürzlich furchtbar heruntergemacht haben, gegen sie mit „ungeschickten Dienern" und sogar mit „dummen Jungen" um sich geworfen haben; man sagt, Manteuffel habe darauf den Abschied nehmen wollen, Heydt aber es ihm ausgeredet, und scherzend bemerkt, wie die guten Titel, die der König vergebe, die Titel Minister und Exzellenz, müsse man auch die bösen hinnehmen, besonders da jene von jedermann, diese aber von niemanden wiederholt würden. — Gegen die Schimpf-

worte des Königs haben alle Hofleute ſich längſt eine dickfellige Haut gemacht. —

Freitag, den 4. Juni 1852.

Während der ganzen vergangenen Nacht lag ich in Fieberhitze, und litt unſäglich, den fiebernden Pulſen geſellten ſich fiebernde Gedanken. Das Fieber dauerte den Tag über fort. Ich mußte mich ſehr ſtill halten und gelangte erſt gegen Abend dazu, etwas zu leſen, in Voltaire, in Grote.

Sonnabend, den 5. Juni 1852.

Mein Zuſtand noch derſelbe: ſchwach und müde, doch kein Schlaf. Unſelige Gedanken, heute vor 53 Jahren ſtarb mein Vater, ich dachte mir lebhaft alle Umſtände von damals, meine Gefühle, meine Lage; ich war vierzehn Jahr alt, — wie verſchoben, wie verkümmert war alles, wie verſchloſſen Welt und Leben! Jugendkraft und Phantaſie halfen alles überwinden. Und die nachherige Wirklichkeit war ſchöner und reicher als alles Erträumte! Von einer Rahel konnt' ich noch gar keine Vorſtellung haben. Mein eigentlicher Lebensſchatz war doch Rahel. Allen Segen des Himmels ruf' ich noch täglich auf ſie hernieder. —

Gegen Abend ließ der Fürſt von Butera ſich anmelden, und ſchickte mit ſeiner Karte zugleich einen Empfehlungsbrief der Marquiſin Arconati-Visconti mir herein, ich wollt' ihn annehmen, aber der Lohnbediente muß meine Entſchuldigung, der Fürſt möge nicht übel nehmen mich im Bette zu finden, mißverſtanden und für eine des Ablehnens genommen haben, der Fürſt kam nicht. Der Brief der Marquiſin iſt freundlich und noch wie im alten Einverſtändniß geſchrieben, er rief mir tauſend Sachen zurück, und beſchäftigte mich ſehr lebhaft. —

Sonntag, den 6. Juni 1852.

Schlafloſigkeit, Nervenunruhe. Das Gewicht aller meiner Verhältniſſe, Aufgaben, Sorgen, Zerrereien und Plackereien, die ich mir aufzähle und bedenke, drückt ſchwer auf mein Gemüth; ich empfinde die höchſte Ungeduld, und möchte allem mit Einem guten Entſchluß entfliehen! Es hat ſich zu vieles angehäuft, aus allen Enden der Welt kommt es zuſammen, und die Ausſaat ſo vieler Jahre hat zu ſtark gewuchert. Ich habe zu viele Wechſel ausgeſtellt, auf mich ſelbſt aller Orten, und nun kommen ſie alle, ſelbſt die längſt verfallenen, gar nicht mehr gültigen, und auch das Abweiſen iſt eine Noth und Laſt! —

Es iſt traurig, daß die Ausſicht des Geneſens nicht auch eine der Freudigkeit ſein kann; das alte Tagewerk liegt ſogleich wieder vor mir, als ein geſtörtes, unterbrochenes, alſo mit verdoppelten Kräften wieder aufzunehmendes! —

Nichts Beſtändiges! Das hieſige Joachimsthal'ſche Gymnaſium ſoll von Berlin verlegt und nach Chorin gebracht werden! Die konſervative Regierung kann nichts beſtehen laſſen, ſie rüttelt an allem! Die Frommen wollen eine klöſterliche Lehranſtalt daraus machen, fern vom Einfluſſe der großen Stadt; dem König ſchmeichelt der Name Chorin!

Montag, den 7. Juni 1852.

Noch immer krank. Aber ich verſuche aufzuſtehen und zu ſchreiben.

Beſuch vom Fürſten von Butera und Scordia; er iſt 45 Jahr alt, hat Frau und ſieben Kinder, iſt nicht der Sohn des Hannoveraners; er war Mitglied der proviſoriſchen Regierung in Palermo, iſt ausgeſchloſſen von der Amneſtie; freiſinnig ſehr, aber mit großen Vorurtheilen, theoretiſirt trotz einem Deutſchen, haßt die Franzoſen, liebt und preiſt Eng-

des leichtern Verkehrs, besonders der Staatsschuldscheine! — Der Fürst von Hatzfeldt ist bestimmt, der Krönung Georgs IV. preußischerseits als glückwünschender Gesandter beizuwohnen. —

Wir haben hier entsetzliches Wetter, ein wahrer Herbst, selbst das Grün kann die Ueberzeugung vom Sommer nicht aufrecht erhalten. Ich leide unaufhörlich an Erkältung, besonders plagt mich Husten und Schnupfenbetäubung. Meiner Frau geht es nicht besser. Sie grüßt Sie von Herzen. — Empfehlen Sie mich dem verehrten Hrn. Grafen Schlabrendorf; auch seinem wackern Neffen und dem freundlich begierigen Amerikaner Dr. Bancroft gelegentlich meine Grüße!

Mit innigster Freundschaft

Ihr

K. A. V. v. E.

Wie ich siegeln will, kömmt Herr Geheimerath Wolf von Freienwalde zurück, eben verläßt er mich. Tausend Grüße soll ich Ihnen sagen, und Ihnen auf nächsten Konviktag einen „Schreibebrief" zusichern. Ihr Vorhaben freut ihn sehr, aber er sieht auch die Schwierigkeiten, und will, dünkt mich, bei deren Lösung beirathig sein. Den Voßischen Aristophanes sieht er mit Verachtung liegen, ich habe ihn in der Hand, als meine Frau hereintritt und fragt, was das für ein Buch sei? „O, das müssen Sie lesen, sagt Wolf ganz verbindlich, es ist ein Komödienbuch." Er ist in Ironie unerschöpflich. —

Voß hat statt „Sandeshundertdünenmal" die Multiplikation: „Wüstensandmalmeeressand." —

Schreiben Sie mir über Goethe's Wanderjahre ein Wort, eine Herzensergießung, einen Ausruf, einen Spruch, eine Rezension, ein Epigramm, kurz etwas, das in einer

land, will ein ausgedehntes Wahlrecht, aber kein allgemeines; die Franzosen sind das Unglück von Europa, ihre Revolutionen schaden ihnen selbst und allen Völkern, die von 1848 war ein Strohfeuer, dies ist ausgelöscht, und alles um zwanzig Jahre rückgängig geworden, die Fürsten meineidig, aber auch die Völker verderbt ꝛc. — Ich bin dieser Meinung nicht; ich behaupte, wir sind ungemein vorwärts gekommen, statt des nachtheiligen drückenden Friedens haben wir erklärten Krieg, wir haben einen schlechten Feldzug gehabt, aber unsre Sache steht dennoch gut, sie faßt sogar bei den Gegnern Wurzel, und breitet sich thatsächlich aus; künftig gewinnen wir auch Schlachten. Die Franzosen sind noch heute die wichtigste, die tonangebende Nation, selbst unter dem — Louis Bonaparte, alle andern Staaten blicken auf Frankreich, hoffen und fürchten von ihm alles.

Von politischen Sachen ist wenig anzumerken. Herr von Bismarck-Schönhausen ist aus Frankfurt am Main hieher berufen und darauf nach Wien geschickt worden. Nach Wien, nicht nach Olmütz, aber im Sinne gleichbedeutend, es wird neue Schande für Preußen geben.

Verfolgungen überall! In Halberstadt die große freie Gemeinde, die seit 1846 bestand — unter Wislicenus Leitung — ist von der Polizei geschlossen, da sich ergeben, daß es ein politischer Verein sei! — In Elbing macht der Assessor von Brauchitsch seine neuen Streiche, Lehrer werden verfolgt, weil sie im Jahre 1848 Adressen mit unterzeichnet! — In Breslau Untersuchung gegen Hofrichter. — In Leipzig Verurtheilung eines Redakteurs Cramer, dann der Buchhändler Kollmann zu sechs Monaten Gefängniß wegen Verkaufs verbotener Bücher, ein andrer Buchhändler hat sich der Strafe durch die Flucht entzogen.

In Pfalzbaiern ist ein Verurtheilter nach Amerika entkommen, für den man öffentlich Geld gesammelt. —

In Großenhain haben Bürger und Soldaten das Heckerlied gesungen. Scharfe Untersuchungen. — Wegen des in Bremen entdeckten Todtenbundes fortwährend Verhaftungen auch hier! Der Kladderadatsch hat die Sache in ihrer Lächerlichkeit dargestellt, und eine Petition der Schneidergesellen mitgetheilt, ihnen ja gebühre das Vorrecht in solchen Unternehmungen, der Gewerberath möge es den Zigarrenmachern wehren! —

Von dem Geklatsch der Höflinge und der Bedienten aus Potsdam will ich nichts sagen.

Aus dem Scheitern der letzten Revolution wollen viele Leute, Gelehrte, theoretische Staatsbeamte, reiche Philister, Geldmenschen, die Folgerung ziehen, daß alle republikanischen Träume und Freiheitsideen der Ueberzeugung von der Nothwendigkeit der Monarchie gewichen sind, daß die Zukunft uns nur alle Macht in den Händen Einzelner zeigen werde, der Erfolg Louis Bonaparte's ist ihnen der schlagendste Beweis dieser Wendung der Dinge! Laß sie nur; daß dergleichen Leute dergleichen glauben, gehört mit zur Entwicklung. Die Fürsten, Minister, Gewalthaber, haben ein andres Gefühl ihrer Lage; sie sehen nur drohende Gefahren, nicht Sicherheit!

Dienstag, den 8. Juni 1852.

Noch zuletzt hat ein Regierungskommissair in den Kammern offen ausgesprochen, die Regierung habe den festen Vorsatz, allem freigemeindlichem Wesen mit gesetzlichen Mitteln den Garaus zu machen. Mit gesetzlichen Mitteln? Mit Gesetzverdrehung und Lüge, indem man ihren Gottesdienst mit schamloser Fälschung für politische Zusammenkünfte erklärt! Welche feige Nichtswürdigkeit! — Eben erst ist in Königsberg die Buchhandlung von Kiewning & Kroß durch die Polizei

geſchloſſen worden, unter den angegebenen Gründen ſind auch die, daß ſie Oppoſitionsſchriften verlegt habe, und daß Kiewning der freien Gemeinde beigetreten ſei! —

Das Gericht in Breslau hat den Schneidergeſellen Falkenbayn zu dreijährigem Gefängniß, den Mahlergeſellen Lawatſchek zu anderthalbjährigem, den Buchdruckerlehrling Felsmann zu einjährigem Gefängniß, alle zum Verluſt der bürgerlichen Ehrenrechte und zu den Koſten verurtheilt! Sie waren angeklagt, aufrühreriſche Plakate verbreitet zu haben. Das Ganze lief auf eine Handwerkskinderei hinaus! —

In Baden werden viele geringe Leute, auch Soldaten, wegen arger Schmähungen auf den verſtorbenen Großherzog Leopold verhaftet. Die Urtheile des Volkes kommen an den Tag! —

Die Kreuzzeitung jammert, daß die Bethmann-Hollweg'ſche Parthei ſo viel Boden und Gunſt gewonnen; ſie droht ihr ſchon, wenn ſie auch die Führung des Staates in ihre Hände bekäme, würde doch bald ihre Unfähigkeit wie ihr Unvermögen an den Tag kommen.

Gegen Abend kam der Fürſt von Butera, der immer vortheilhafter erſcheint, gutmüthig, einſichtig, karakterfeſt, es läßt ſich leicht mit ihm leben. Der Fürſt machte den beſten Eindruck, wußte ſich in alles gleich zu finden, man ſah, daß er Welt, Menſchen, Litteratur und Kunſt kennt. Er lobte ſehr die Gedichte Berchet's, Prati's; tadelte unſer neues Muſeum, rühmte die Dresdener Gemäldegallerie, pries die Gärten und Schlöſſer von Potsdam. Die Herrlichkeit Palermo's ſei ohne gleichen, aber es ſei kein Menſchenleben dort, ganz Sizilien ein Grab, auf das die Sonne ſcheint!

Bismarck-Schönhauſen nach Wien geſandt, damit er am Bundestage unſchädlich werde, und in Wien ſich die Finger verbrenne; das, meint man, ſei Manteuffel's Abſicht.

In den Zollberathungen hat Preußen endlich eine Erklärung abgegeben, auf welche die Minister als auf eine starke sich viel einbilden, die aber doch nur ein Luftstreich ist, während die Nachgiebigkeit gegen Oesterreich immer näher tritt. Auch Oldenburgs Beitritt zum preußisch-hannoverschen Handelsvertrag ist wieder unsicher. —

Eines der schreiendsten Beispiele des anmaßlichen, unsittlichen Eingreifens der Regierung in das Privatleben gab neulich die Bedrohung eines Lehrers in Elbing, zum Unterhalt eines abgesetzten redlichen Kollegen keinen Beitrag zu geben, weil dies den Absichten der Regierung entgegen wirken heiße. Ein nicht minder schreiendes kommt jetzt am Rhein zu Tage. Der Advokat-Anwalt Blöm, längst Mitglied der Verwaltung der Düsseldorf-Elberfelder Eisenbahn, ist zum Direktor derselben gewählt worden; die Regierung hat alle Mittel angewandt, die Wahl zu hindern, da dies nicht gelang, so erklärt sie jetzt, sie werde aus überwiegenden Gründen des Gemeinwohls, von Oberaufsichtswegen, seinen Amtsantritt verhindern. Blöm war Abgeordneter und entschiedener Demokrat. Die niederträchtige Kreuzzeitung, die so oft thut als wäre sie die Feindin der Beamtenwillkür, ruft frohlockend Beifall! —

Noch immer Verhaftungen wegen des Todtenbundes in Bremen. Die Polizei will zu thun haben. Schade, daß die Sache nicht für die Anwesenheit des Kaisers Nikolai hier zu gebrauchen war! —

Die in Hildburghausen erscheinende Dorfzeitung ist in Preußen verboten worden. — Auch einige baierische Blätter sind bedroht. —

Die Schullehrer-Versammlung in Gotha, bei welcher Diesterweg tapfer sprach, und Friedrich Fröbel mit Auszeichnung behandelt wurde, macht dem Minister von Raumer

großen Verdruß. Ungehindert und unwidersprochen treiben ſie ihr Weſen doch nicht, dieſe Willkür- und Gewaltsminiſter!

Die Konſtabler waren eine der Errungenſchaften der Regierung aus dem Jahr 1848, und dieſe wurde ſorgſamſt erhalten und gepflegt. Nachdem man ſie vielfach verändert, ausgebildet, zu einer vermeintlich muſterhaften Vollendung gebracht, ſoll ſie nun doch fallen, und ſtatt ihrer wieder Landgendarmerie eingeführt werden. Dieſe wird grün uniformirt und ſoll zum Militair gehören. Wieder neue Koſten für neue unnütze Spielerei! — Die Veränderung hängt mit dem Aufenthalt des Kaiſers Nikolai zuſammen.

Donnerstag, den 10. Juni 1852.

In Grote geleſen. Welches Völkerſchauſpiel wird hier vor uns aufgeführt!

In der Rheinpfalz iſt den Lehrern verboten worden, Dieſterweg's Schriften in ihren Leſevereinen und Bibliotheken zu haben! Natürlich ſteigen ſie im Werthe, denen ſie ſilbern waren, werden ſie nun golden. Als dies vermeinte Gift zu wirken anfing, vor mehr als zwanzig Jahren, merkte es keine Behörde; jetzt merkt ſie was, aber das alte ſchon ausgewirkte, das nun jetzt beſtimmende merkt ſie auch erſt wieder nach zwanzig Jahren.

Der bethlehemetiſche Kindermord iſt das ſprechende Bild für alle furchtſame Regierungsweisheit; ſie wußte nicht welches unter den vielen Kindern das gefährliche ſei, ſie mußte alle tödten um ſicher zu ſein; ſie tödtete alle, ſo glaubte ſie, doch grade das gefährliche war ſchon in Sicherheit! — Jetzt neckt ein Kobold ſie mit dem Todtenbund in Bremen, anſtatt ihn als eine Dummheit zu behandeln und in der Stille aufzulöſen, machen ſie ein Geſchrei, das allen ernſteren Betreibungen zum Warnungsrufe dient, und indem ſie dem Blendwerk

folgen, geht hinter demſelben alles vor, was ihnen einſt wirklich Verderben bringt. —

In Belgien hat bei den neuen Wahlen die freiſinnige Parthei gegen die katholiſche großes Uebergewicht. —

Hinckeldey hat nur erſt vertraulich den Offizieren der Konſtabler eröffnet, daß die Umwandlung in die alte Gendarmerie beverſtehe, und iſt wüthend, daß dies Vorhaben ſchon ausgeplaudert iſt; die Zeitungen müſſen die Nachricht zurücknehmen.

In Kiel ſind eine Anzahl dortiger Profeſſoren durch die däniſche Regierung ohne weiters entlaſſen, fortgejagt wegen ihrer Theilnahme an der ſchleswig-holſteiniſchen Sache. — Frechheit der Dänen gegenüber den Hamburgern. — Das ſind die Folgen des von Preußen und Oeſterreich und vom Deutſchen Bund an den Herzogthümern verübten Verraths! —

Freitag, den 11. Juni 1852.

Nachmittags kam der Fürſt von Butera, er reiſt morgen nach Hamburg. Er äußert ſich diesmal mit großer Offenheit, lobt Garibaldi'n; er hofft alles von der Haltung, der Redlichkeit des Königs von Sardinien, er meint auf Republik und Einheit müſſe der Italiener noch verzichten, glücklich genug, wenn das konſtitutionelle Weſen Wurzeln treibt! Er iſt in Italien eigentlich auf dem Standpunkt der Gothaer, der Schleswig-Holſteiner; er wird ſein Vertrauen auf den König von Sardinien noch theuer büßen! Trotz allem gefällt er mir ſehr, er iſt fein, weltkundig, ſehr gutmüthig, und ich glaube äußerſt entzündbar, das Unglück der Verbannung trägt er mit Muth und Milde. Er ladet mich ein nach Turin und Genua zu kommen, — er lebt am letztern Orte, weil ſeine Gattin nicht ohne den Anblick des Meeres leben kann, — und gebe es Gott! rief er mit Feuer, nach Palermo! — Von den

Sehenswürdigkeiten hier ſpricht er mit Geſchmack: er findet die Schloßkuppel ganz unſinnig, das neue Muſeum überladen mit Verzierungen, die neuen Kirchen kleinliche Spielereien, in allem zuſammen den Mangel an Einheit, Klarheit, Zweckmäßigkeit. Unſre Kammern möchte er nicht ganz aufgeben, der kleinſte Schimmer von dergleichen ſei ſchon etwas werth, — aber man hat ihm ſchon geſagt, daß ſie ſo gut wie verurtheilt ſind, daß man ein buntes Poſſenſpiel von Ständen an ihre Stelle ſetzen wird. Er hat auch gehört, daß der Zollverein in Gefahr iſt, er zuckt die Achſeln, und meint, Preußen ſteige herab und demüthige ſich unter Oeſterreich. —

Dr. Hyne Quehl mit großen Aergerniſſen vor Gericht: einer der ihm untreu gewordenen Lohnſchreiber hat öffentlich von ihm ausgeſagt, daß er den Direktor einer herumziehenden Schauſpielertruppe nie verläugnen könne. Die Lumpen zanken und ſchimpfen einander.

Statt friſcher Thätigkeit Betrachtungen, ein trauriger Tauſch! Doch alles hat ſeine Zeit, dem Alter iſt Rückblick und Nachdenken beſchieden. — Ich wiederhole mir ſtets auf's neue, daß mein Leben ein überaus glückliches, ein reiches war: ſchon durch Rahel, die mehr für mich war als ein Königreich, durch die allein ich eine Vorſtellung bekommen habe, was das Leben ſein könnte. Aber auch von andrer Seite iſt mir mehr zu Theil geworden, als ich erwartete, verdiente. In der Jugend hab' ich viel entbehrt, ſchmerzlich vermißt, ich bin durch harte Lehrjahre gegangen: die ſpätere Zeit gewährte deſto mehr. Ich war nicht verwöhnt, ich kannte die Vortheile nicht einmal, die ich hätte geltend machen dürfen, ich hielt alle Freunde für befähigter, berechtigter als mich ſelbſt, ich ſetzte mich zurück, und ſah mich zurückgeſetzt. Dadurch wurde ich nur um ſo empfindlicher für Gutes, für Anerkennung, für Erfolg, und als mich dieſe in ſpäterer Zeit überraſchten, hatte ich allerdings eine beſondre Zufriedenheit durch ſie. Wie ein

Sonnenschein kam es über mich, es rührte mich zur Dankbarkeit, es stärkte mich zu neuem Eifer. Nicht Eitelkeit empfand ich, nur herzliche Befriedigung. Ich habe nie den Gedanken gehabt, dieses Angenehme künstlich hervorzurufen, nie die Neigung gehabt, darin zu schwelgen. Haben bisweilen Freunde mich in dieser Hinsicht verkannt, so waren es mehr ihre eignen Antriebe, die sie mir unterlegten. — So wenig galt mir, wo es rechter Ernst war, meine Persönlichkeit, mein Name, daß ich für Rahel, für den Sieg der Freiheit, beide freudigst dem völligen Vergessen geopfert hätte! —

Sonnabend, den 12. Juni 1852.

Besuch von Herrn Palleske. Besuch von Herrn Mahler Menzel. Er bringt mir das Miniaturbild der Tänzerin Barbarini wieder.

Montag, den 14. Juni 1852.

In Deutschland sieht es doch jämmerlich aus! Viele Leute glauben wirklich, das Jahr 1848 mit seinen Täuschungen sei für immer unter die Träume verwiesen, sie meinen, es sei ein kläglicher Versuch, untergegangen wie aufgekommen, gleich den Aufständen 1820 in Spanien, Piemont, Neapel; aber diese Aufstände haben andre zur Folge gehabt, und aus diesen sind denn doch Veränderungen hervorgegangen, die wahrlich sichtbar sind! Die Deutschen können nicht vergessen, daß sie einige Monate eine Nationalversammlung hatten, die frei und mächtig gebot, die alle Stämme und Länder vereinigte. Die Deutschen werden sich wieder erheben und frei werden!

Daß die dänische Regierung die schleswig-holsteinischen Anleihen, freiwillige und gezwungene, für ungültig erklärt,

verurſacht Beſtürzung, Unwillen, Klagegeſchrei. Man glaubt, ſie werde die Erklärung zurücknehmen müſſen.

Unſer Magiſtrat, von allen kriechendbeflißnen Behörden des Staates wohl die lumpigſte, hat vom Miniſterium eine Eingabe wegen Errichtung von Meſſen hier, zurückbekommen, er ſoll ſie erſt dem Gemeinderath mittheilen. Guter Naſenſtüber! —

Dienstag, den 15. Juni 1852.

Das politiſche Wochenblatt und die Kreuzzeitung ſind im heftigſten Streit. Die zerfallene Partei wüthet gegen ſich ſelber; ein behagliches Schauſpiel für uns Andere! Doch ſind die Wochenblätter ehrlicher, friſcher und preußiſcher als die Kreuzjunker, die zum Theil ehrloſes Geſindel ſind; ſie werden von ihren Gegnern gut getroffen! —

Gegen die Kreuzzeitung und ihre hämiſchen Angriffe auf Manteuffel tritt auch die „Zeit“ mit heftigem Nachdruck auf. Selber mit Macht auf ſie loszuſchlagen, hat der Miniſter doch den Muth nicht! —

In Koblenz iſt der bisherige Oberbürgermeiſter Bachem, deſſen Wiedererwählung die Regierung nicht beſtätigt hat, abermals einſtimmig wiedergewählt worden. Kleiſt-Retzow ſehr aufgebracht deshalb.

Ueber hundert reiche Mennoniten-Familien wandern aus Preußen nach Rußland aus, weil man ihnen dort die Befreiung vom Kriegsdienſte nicht mehr zugeſtehen will, Rußland aber ſie gewährt. —

Verſuch des katholiſchen Probſtes Mencke, die Schlüſſel zur Garniſonkirche zu erlangen und dieſe zur Simultankirche zu machen. — In Spandau ſelbſt durfte diesmal keine katholiſche Proceſſion am Frohnleichnamstage in den Straßen ſtattfinden. Die Jeſuitenmiſſionen dürfen nicht mehr im Freien und nur

noch in Landstrichen, wo die katholische Bevölkerung überwiegt, gehalten werden. — Die Schrift von Ruyp gegen die Jesuiten ist in Königsberg vom Stadtgericht nun wirklich freigegeben worden. —

In Baiern wird verboten, für das Fortbestehen des Zollvereins Unterschriften zu sammeln; Fremde, die es thun, sind ausgewiesen. —

Mittwoch, den 16. Juni 1852.

In Magdeburg ist bei allen Buchhändlern nach Dulon'schen Schriften gesucht worden. Die Minister und die Polizei sind auf den Namen Dulon ganz toll, der Minister von Raumer auch noch auf den Namen Fröbel. — Hier in Berlin hat man auch wieder bei Privaten Haussuchung nach Papieren und Büchern gehalten. — Die Behörden sind ganz blind, sie laufen dem Unbedeutenden nach, auf das sie gerade gehetzt werden, und bemerken nicht, daß das Bedeutende dicht neben ihnen ruhig seinen Weg geht. Die Dulon'schen Schriften mag ich nicht lesen und soll ich nicht lesen. Aber die eben hier gedruckte und ausgegebene Berliner Revolutionschronik von Adolf Wolff, worin die Verhandlungen der hiesigen Klubs im edlen Freiheitsjahre 1848, lese ich ganz vergnüglich. — (Die Lieferungen 15 und 16, sie waren schon voriges Jahr fertig, wurden von der Polizei weggenommen, sind jetzt aber freigegeben.)

Die Buchhändler von Berlin hatten durch ihren Vorstand, — Parthey, Karl Duncker, Veit, Georg Reimer ꝛc. — über ihre Lage gegenüber den neuen Gesetzen dem Ministerium eine Denkschrift eingereicht. Sie bekamen in vielen Wochen keine Antwort, und da die Gesetzentwürfe den Kammern schon vorlagen, diese auch ihrem Schluß entgegensahen, so glaubten die Buchhändler ihre Denkschrift als Petition den Kammern einreichen zu müssen. Hierüber geriethen die Minister in Wuth, sie fanden es die größte Frechheit. Kürzlich wurden nun die

Reihefolge geſellſchaftlicher Aeußerungen eine Nummer ausmachen könne! —

59.

Oelsner an Varnhagen.

Paris, den 16. Juni 1821.

Ich habe Ihnen, Verehrter, Theurer, einen Verdruß zu klagen, der mir um ſo empfindlicher, als ich nicht ganz außer Schuld bin. Vor nicht gar lang erſuchte mich der Herausgeber der „Staatszeitung" um genaue Nachricht über Hrn. Frank's hiſtoriſches Gemählde und ſeine perſönliche Lage. Die wohlgeſinnte Abſicht der Zuſchrift war unverkennlich. Ich beantwortete ſie mit allen Umſtänden, die ich wußte und zu wiſſen glaubte. Muß man denn zu jeder Zeile ſchreiben, ob ſie für das Publikum oder nicht? Leider ließ ich, unvorſichtig, eine alte vielverbreitete, aber wie ſich jetzt findet, völlig ungegründete Sage durch die Feder laufen. Luſtigen Köpfen werden witzige Einfälle aufgebürdet, barmherzigen Seelen gute Werke. Man folgt und traut dem Rufe. Jederman fand in der Ordnung, daß Graf Schlabrendorf den Künſtler unterſtütze, der ihn täglich ſieht. Mein Irrthum wäre harmlos geblieben, hätte nicht gerade ihn in Umlauf zu ſetzen, Satan den Geheimerath Heun geritten. Sehr weſentliche Dinge zur Würdigung der Arbeit und des Meiſters fehlen dagegen. Vermuthlich hat die Zenſur nicht erlaubt, des Mißgeſchickes zu erwähnen, das Hrn. Frank die Ausſtellung in der königlichen Galerie verſperrt. Er wurde 1815 zu Unterzeichnung des preußiſchen, den hieſigen Muſen ſogenannten Spoliationsprotokolls verleitet. Auf Rechnung des Herausgebers kämen noch allerlei Mißgriffe,

Mitglieder des Vorstandes zum Polizeipräsidenten beschieden, und ihnen hier eröffnet, daß ihre Petition den Ministern sehr mißfallen habe, daß sie Ausdrücke enthielte, die nach den Gesetzen strafbar seien, doch wolle das Ministerium diesmal darüber hinwegsehen und es bei dieser Rüge bewenden lassen. Aber die Buchhändler erklärten, sie nähmen das nicht an, sie glaubten in ihrem Rechte zu sein, und wenn man sie für strafbar hielte, so möchte man sie vor Gericht stellen. Diese Verwahrung mußte in's Protokoll aufgenommen werden, und heute steht die Sache in den Zeitungen. —

Die Regierung zu Düsseldorf hat erklärt, daß wenn der gewählte Eisenbahndirektor Blöm wagen würde, sein Amt anzutreten, sie ihn durch bewaffnete Hand daran hindern, und einen neuen Direktor nach eigenem Belieben einsetzen würde. Herr Blöm hat durch ein Schreiben die Verläumdungen zurückgewiesen, die ihn als Urheber der Unwürdigkeiten bezeichnen wollen, welche dem Könige in Düsseldorf begegnet sind, wo er mit Koth beworfen, geschimpft und verhöhnt worden ꝛc. —

Der Rektor Zorn in Schlesien ist nun schließlich in letzter Instanz vom Amt entlassen und in die Untersuchungskosten verurtheilt worden. Noch wegen der Steuerverweigerung von 1848. Mit acht Kindern brotlos! Eine Unterzeichnung von Hülfegeldern für ihn darf nicht öffentlich geschehen, und auch die stille möchte die Regierung versagen, verhindern.

Die Konstitutionelle Zeitung, ganz unsinniger Weise wegen eines gar nicht strafbaren Artikels aus der Weserzeitung angeklagt, ist in erster Instanz und nun doch auch vom Kammergericht in zweiter freigesprochen worden. Die Anklage war zu boshaft und grundlos. —

Geheimrath Mathis ist jetzt der schärfste Kämpfer des politischen Wochenblattes gegen die Kreuzzeitung; diese wirft ihm seine frühere Polizeiwirthschaft vor: kann es was Angenehmeres geben?

Geschrieben. Zu sehr es gewohnt um es zu lassen! Aber die Hoffnung, daß die Feder was ausrichte, ist freilich sehr gering. — Besuch vom Fürsten von Carolath; Fragen über die Verhandlungen in Wien, über Personen, die beim König Einfluß haben, er fragt mich!! Das ist gewiß, daß der König sogar seine Günstlinge nicht liebt, sie mit Mißtrauen ansieht, selbst der Graf zu Stolberg ist ihm nicht mehr derselbe, der er ihm war. er kann niemanden leiden, der ihn im Jahre 1848 gesehen hat. — Besuch von Herrn von Sivers; über Livland, den dortigen Adel; über Peter den Großen ꝛc.

Nachmittags Besuch von Herrn Dr. Hermann Franck. Ueber Frankreich, England; über die preußischen Zustände; gräßliche Polizeivorgänge, Schamlosigkeiten! Indeß, man macht alles durch, leidet, seufzt, knirscht, und am Ende findet sich doch, daß wir unendlich gewonnen haben, daß wir viel weiter sind, als wir waren; den Nachlebenden wird es zu Gute kommen, und sie werden es einsehen. — Nachrichten von Herrn Thomas aus London. —

General Lamoriciére wollte in Aachen die Bäder brauchen, er hatte den Gesandten von Rochow gefragt, ob es ihm erlaubt sein würde, dieser hatte es schmeichelhaft bejaht. Gleichwohl mußte Lamoriciére ohne Aufenthalt nach Belgien zurückkehren. —

Wer weiß denn aus? fragt man. Der Litterat Siewert wurde bei seinem ärgerlichen Prozeß gegen den Ryno Quehl sogleich ausgewiesen, wandte sich an Hinckeldey, und der hob die Ausweisung unverzüglich auf. Anarchie in der Polizei! —

Große Bewegung in der evangelischen Kirche, Pastoralkonferenzen, Missionsverein, Gustav-Adolph-Verein u. s. w. Die Frömmler meinen ihrerseits durch solche Anstalten die Revolution zu bezwingen, den beweglichen Menschengeist fest-

zuſtellen, und die armen Schmäher können doch nichts als die Bewegung mehren! —

Man fängt ſchon wieder an, hier und auch in Oeſterreich die Armee nur in den Offizieren zu ſehen, den gemeinen Soldaten für nichts zu achten. Vor ein paar Jahren wollte man jedem Gemeinen einreden, er ſei die Armee, alſo die Hauptſache im Staat, die Ehre und das Heil deſſelben, wie ſchmeichelte man ihm, wie verwöhnte man ihn! Jetzt wird wieder die größte Strenge geübt, der Soldat geplagt und gedrückt, und er darf nicht mucken. Die Offiziere ſind gegen die Bürger noch artig genug, aber gegen die Soldaten übermüthig, hochfahrend, und dieſe fühlen großen Unmuth, den ſie freilich einzeln nicht zeigen dürfen, der aber einmal im Großen furchtbar ausbrechen kann, wenn die Gelegenheit ſich darbietet. Die Macht iſt noch ſo loſe und locker, wie bisher, ſie will keine feſte Grundlage, verſchmäht Recht und Geſetz, Großmuth, Billigkeit, von Wohlthun und Güte iſt gar nicht die Rede. Wie leicht bricht ſolche Macht zuſammen! —

In Baiern iſt jetzt das Militair vom geleiſteten Verfaſſungseid entbunden, und ſchwört einen neuen Dienſteid.

Der Miniſter von der Pfordten ſcheint ſich mit dem Günſtling des Königs, Geheimen Legationsrath Dönniges, der aus Paris wiedergekehrt iſt, vertragen und eine Schwenkung gegen die Ultramontanen gemacht zu haben. Lumpenpack insgeſammt! —

Heinrich Hoff, Buchhändler aus Mannheim, betheiligt bei dem Aufſtand in Baden, ſtarb anfangs Mai zu New-York im Hoſpital. Struve hat ihm einige Denkworte gewidmet. Eifer und Feuer hatte er, doch wenig Geiſt und gemeine Vorſtellungen. —

Der Graf von Henckel-Donnersmarck und andrer hoher Adel aus Schleſien wollten dem König in Breslau ein Feſt geben, und ſchickten ſchon ihre Einladungen zu einem ritter-

schaftlichen Gastmahl ihm entgegen; er nahm dies aber übel, antwortete, daß er in Breslau nicht Gast, sondern Wirth sei, und lud sie doch nicht ein. Jetzt will man es so auslegen, als habe er daran Anstoß genommen, daß nur ein Stand, nur die Ritterschaft, die Sache betrieben habe; allein das Ritterschaftliche war ihm nicht anstößig, sondern die Anmaßung ihn in seiner Stadt bewirthen zu wollen. —

Freitag, den 18. Juni 1852.

Ich lese in den „Geologischen Bildern" von Bernhard Cotta folgenden merkwürdigen Schluß des Buches: „Von der Zukunft läßt sich Aehnliches erwarten, wie von der Vergangenheit. Auch die jetzigen Arten werden durch neue, oft höher organisirte ersetzt werden, und selbst der Mensch kann von diesem Lauf der Dinge keine Ausnahme beanspruchen. Auch er hat einen begabtern Nachfolger als Beherrscher dieser Erde zu erwarten, der nach ihm das höchste Glied der organischen Entwicklungsreihe sein wird." Diesen Gedanken beg' ich schon längst und stelle mir vor, daß ein höheres Geschlecht beim Auffinden unserer Gerippe staunend unsre Kiefer und Zähne betrachten, und dabei verächtlich ausrufen wird: „Sie fraßen!" Solche Vorstellungen tödten viele politische Armseligkeiten; die arme Menschheit! Sie sollte nicht in sich selber wüthen und wühlen, sondern friedlich zusammenhalten in ihren Gebrechen, unter ihrer Last! — Der obige Gedanke hat etwas Demüthigendes, aber auch Erhebendes. Es ist tröstlich, daß es nicht bei diesem Menschenthum bleiben, daß etwas Schöneres, Besseres kommen soll, und daß wir auf unsrer Stufe die höhere ahnden, voraussetzen, erbeb uns fast schon auf diese, läßt uns fühlen, daß wir Antheil an ihr haben, vielleicht einst auf ihr stehen.

Ein schändlicher Auslieferungsvertrag, den England mit Frankreich zu schließen im Begriffe war, ist in Folge heftiger

Parlamentsdebatten von den englischen Ministern aufgegeben worden. Diese schändlichen Minister bekommen ihr gehöriges Theil von der Opposition, von der Presse, bleiben aber doch im Amte. Wie andrer Orten! —

„Erinnerungen eines österreichischen Veteranen aus dem italienischen Kriege der Jahre 1848 und 1849. Stuttgart und Tübingen 1852." Zwei Bände in 8. Verfasser ist der Feldmarschallieutenant von Schönhals, ein Mann von Bildung und Einsicht; aber die Unparteilichkeit und Mäßigung, in denen er erscheinen will, ist größtentheils erlogen; ich wollte lieber er nähme offen und streng, wie es einem Kriegsmann natürlich, Partei für das österreichische Heer, als daß er mit gleißnerischer Billigkeit wie unter einem weiten anständigen Mantel seine Gehässigkeit und Parteistellung doch nur übel verdeckt. Warum nennt er die Fürstin Belgiojoso die „alte verbuhlte"? Auf welche vornehme hochgelehrte Wiener Dame ließe das Beiwort sich nicht besser anwenden? Sein Lob des schändlichen Haynau bricht ihm vollends den Stab; er gedenkt auch der Schmach, die der Bestie in London begegnet ist, und ruft jeden Oesterreicher zur Rache auf, aber eben dazu muß er der Schmach erwähnen, und das ist immer gut. Daß er die Gebrechen der österreichischen Regierung aufdeckt, oft ganz feindlich gegen sie sein muß, kann auch willkommen sein. — Uebrigens hol' ihn und sein Buch der Teufel! —

Sonnabend, den 19. Juni 1852.

Die Urwählerzeitung stellt die Prediger der freien Gemeinden den Geistlichen der Staatskirche gegenüber, zeigt wo wahrer Eifer, wahre Frömmigkeit, Entbehren und Dulden sei. —

In Stettin hat die freie Gemeinde anstatt der Predigt bisweilen Kirchenmusik angehört, alte strengorthodoxe Kirchenmusik, wie die Neue Preußische Zeitung selbst eingesteht, mit

der hämischen Bemerkung, wie diese Ungläubigen das mit ihrer Denkart vereinbar fänden, begreife sie nicht. Die Polizei hat diese Musikaufführung für Konzerte erklärt und verboten, weil Konzerte den Sonntag entheiligen! Was soll man zu solcher tückischen Verdrehung sagen? Das sind satanische Behörden, nicht christliche! —

Durch eine Verkündigung der Königin Victoria ist in England den katholischen Priestern und Mönchen verboten worden, sich in ihrer gottesdienstlichen oder mönchischen Kleidung öffentlich zu zeigen. Sie trieben es gar zu frech und aufreizend. —

Unsre Zeitungen melden, auch die ministeriellen, daß zwei adlige Damen von guten alten Familien wegen Trunkenheit und Obdachlosigkeit in Haft genommen seien; sie waren durch Liederlichkeit so herab gesunken, daß sie wie gemeine Dirnen lebten. Der gerühmte Adel! Die Stütze des Thrones, die Ehre des Staates, des Heeres! —

Die Polizeibehörde will jene Nachricht, die allerdings das größte Aufsehen macht, für einen Irrthum erklären. Die Wahrheit aber dringt durch diesen schwachen Mantel nur um so stärker durch, und man nennt jetzt sogar die Namen dieser Damen; von Maltzan und von Hacke. Noch andre Fälle werden angeführt, wo die Namen Zedlitz, Seydlitz, Bohlen, Massow, Treskow, Arnim sich in den allerniedrigsten Beziehungen bloßstellen. —

Die Kaufmannschaft in Kassel und andern Orten erklärt, daß sie das neue Eisenbahn-Papiergeld Kurhessens nicht annehmen werde. Hassenpflug's und des Kurfürsten Finanzspekulation!

Die springende Prozession bei Trier hat wieder stattgefunden, mit mehr als achttausend Theilnehmern. Solchen Unsinn und Frevel erlaubt und beschützt die Regierung, der die Aufführung von Kirchenmusik anstößig ist! —

Sonntag, den 20. Juni 1852.

Wunder und Zauber des Vergangenen, wie ein Tag nach dem andern, ein Leben, ein Geschlecht nach dem andern dahinzieht und sich dort anreiht, die Gegenwart scheint nur zu arbeiten um alles so schnell wie möglich dorthin zu fördern, den Abgrund der Zeit zu füllen! Das Nächstvergangene scheint uns noch zu leben, wie die noch frische Leiche, bald aber werden wir gewahr, daß es im Wesen schon dem Allerentferntesten gleichsieht. Das Jahr 1848! Aber sein geistiger Inhalt ist nicht todt, das Andenken lebt fort, die Thatsachen sind unzerstörbar. —

Man versichert, — Manteuffel selbst hat es gesagt, — der König behandle die Zollvereinssache ganz als eine geringe, die ihn nichts angehe, um die er sich nicht zu bekümmern habe, mögen die „Herren Räthe" sie abmachen, er lacht und spottet über ihre Mühen und Arbeiten, und daß sie nichts zu Stande bringen! Da er Oesterreich fürchtet, mit Oesterreich um jeden Preis gutstehen will, so ist er stets geneigt dessen Forderungen zuzugestehen, und ist erbittert über die vielen Schwierigkeiten, die man macht. Was die Sache bedeutet, welche Folgen sie haben wird, sieht er nicht ein, will nichts davon hören. Freilich nachher, meinen die Minister, wenn er nachgeben wird, und dann Geschrei entsteht, und er erfährt, daß die Welt es als eine Niederlage Preußens betrachtet, dann wird er toben und schelten und uns Vorwürfe machen. — Da die Minister keine konstitutionellen sind, keine sein wollen, so mögen sie tragen was ihre Stellung mit sich bringt, und woran sie schon gewöhnt sein sollten: sie werden genug dafür bezahlt. —

Der Gewerberath, schon längst eine schiefe Behörde, den Handwerkern zur Beschwichtigung gewährt, und dann zur Plackerei gemacht, wird nun ganz zu Schanden, indem er dem Magistrat nicht mehr beigeordnet, sondern untergeordnet heißt. Der Stadtrath Rich treibt noch sein Unwesen, der

Altgeselle Michaelis, der das Vertrauen der Handwerker hat, ist nun doch endlich ausgewiesen, so weit haben es die Ränke gebracht.

Wegen Neuchatel ist der König ganz hitzig, er möchte schon ein paar Bataillone hinschicken. Wie würde sich Oesterreich freuen, wenn er in Kriegshändel mit der Schweiz geriethe! Sie würden ihm beistehen, Oesterreich und Frankreich, aber in welcher Art und mit welchen Bedingungen! Sie würden größere Vortheile davontragen, als er.

Es ist eine strenge Untersuchung angeordnet, durch wessen Dummheit die Anzeige in die Zeitungen gekommen, daß zwei Damen von bekannten adlichen Familien wegen Trunkenheit und Obdachlosigkeit zur Haft gebracht worden. Die Nachricht war aus dem gewöhnlichen Polizeibericht, der für die Zeitungen ausgezogen wird. Nicht aus Dummheit, sondern mit Absicht ist dergleichen veröffentlicht; in der Polizei selbst, in allen Zweigen der Verwaltung, besonders auch bei den Regierungsblättern, sind Volks- und Freiheitsfreunde beschäftigt, und wo sie irgend können, spielen sie der herrschenden Parthei schlimme Possen. —

Ich blieb Abends zu Hause, arbeitete in meinen Papieren, und war ganz vergnügt. — In Grote gelesen, im Cicero; Russisches. —

Der König und die Minister haben nun die Einstellung der Gemeindeordnung völlig ausgesprochen, die neue Berufung der Provinzialstände in Aussicht gestellt, auf Oktroyirung für jetzt verzichtet. Ein beispielloser Zustand! Das von der Regierung gemachte, von den Kammern gebilligte, verkündete Gesetz, das in der Hälfte der Städte ausgeführt worden und noch besteht, sogar unter der Sistirung fortbesteht, ist für ungültig erklärt. Alle früheren Einrichtungen sind abgeschafft, die neuen, über die man noch nicht einig ist, in weiter Ferne;

— niemand weiß, woran er iſt! Das nenn' ich doch Anarchie! Eine Halunkenwirthſchaft! —

Montag, den 21. Juni 1852.

Brief aus Schloß Roland bei Düſſeldorf, von Herrn Friedensrichter Fahne, der mir aus ſeiner Geſchichte der kölniſchen, jülich'ſchen und bergiſchen Geſchlechter das Blatt Varnhagen gedruckt überſendet.

Die Sonne ſchien, und ich hatte großes Verlangen zu fahren, ließ bei Schulze anſpannen, und fuhr in den Thiergarten. Smaragdgrün, friſch, kein Staub. Ich ſprach bei Bettina von Arnim ein, ſie konnte aber nicht mitfahren. Ich traf den General von Webern bei ihr: er hat ſeinen Abſchied genommen bloß wegen der Schmach von Olmütz: er nennt die Demokraten jetzt nicht mehr Sch– kerle, ſondern andre Leute: er ſchimpft auf die Umgebung des Königs, er jammert über die Elendigkeit der Regierung. —

Der Advokatanwalt Blöm iſt freiwillig zurückgetreten; der Regierungskommiſſair drohte mit äußerſter Gewalt. Herr von Unruh iſt ſchon vor einiger Zeit als Eiſenbahndirektor in Magdeburg abgetreten; auch gegen ihn wollte die Regierung einſchreiten.

General Lamoricière iſt in Aachen wieder angekommen, und darf nun bleiben. — In Köln eine Schaar für den päbſtlichen Dienſt angeworbener Leute, die aus Hamburg, Holſtein ꝛc. kamen, angehalten. — Nr. 29 des politiſchen Wochenblattes weggenommen.

Der Gutsbeſitzer Deutſch hat eine Schrift über den chriſtlichen Staat als Manuſkript drucken laſſen. Weggenommen. Bei Schippenbeil. —

Die Orleans'ſche Sache im Staatsrath zu Paris durch

Ausschlag der Präsidentenstimme (Baroche) für eine Verwaltungssache erklärt, also dem Louis Bonaparte Recht gegeben.

Heute Vormittag unter den Linden hörte ich einen wohlgekleideten feinen Herrn zu einem andern sagen: „Der König hat sich in Breslau wieder aufgeführt wie ein dummer Junge!“ Es hörten es auch Andre, und sahen den Beiden verwundert nach. Heute Abend lese ich in der Zeitung, was die Leute gemeint haben mögen, die Unterredung des Königs mit dem Landrathsstellvertreter Preu. — (In Landeshut, nicht in Breslau.) —

Dienstag, den 22. Juni 1852.

Wie heißt unsere Regierungsform? „Königlich Preußische Anarchie.“ —

Die Bestimmung in der preußischen Verfassung über die Freiheit der Kirche hat zu dem gräuelhaften Unwesen geführt, daß die Katholiken ganz ihrer Geistlichkeit und fremdem Oberherrn, dem Pabst, überlassen, die Evangelischen dem vom König eingesetzten Kirchenrath unterwerfen, die freien Gemeinden aber unterdrückt, verfolgt, gequält sind. Der Oberkirchenrath stellt die Staatskirche vor, die unirte. Nun aber spaltet er sich aus der Union wieder in eine Lutherische und in eine Calvinische Behörde, wodurch die Union gleichsam unter die Bekenntnisse gestellt wird, über denen sie früher stand. Hiegegen erhebt sich großer Widerspruch. Der Unsinn ist auch zu groß! Die Eunuchen können nichts schaffen, nur hindern und stören. Auch hier wieder Königlich Preußische Anarchie! —

Mittwoch, den 23. Juni 1852.

Früh aufgestanden und gutes Muthes in den Tag geschaut. Ich kann mir meine Stimmung nicht erklären; ich bin nicht

wenn ich glauben wollte. Es wäre leicht geweſen, den Betheiligten das Zeitungsblatt vorzuenthalten. Allein Verhehlen iſt meine Sache nicht, und ſo habe ich mir doppelten Aerger zugezogen. Von Herzen bedauere ich, einem ſelbſtſtändigen Karakter wehgethan zu haben, der ſich ſeine trockene Unabhängigkeit ſauer genug werden läßt. Je beſcheidener der Mann, deſto weniger gebührt ihm, für den Söldling eines Gönners ausgeſchrieen zu ſein. Andererſeits weiß ich, wie ungern der Einſiedler ſeinen Namen gedruckt erblickt. In der vorhandenen Beziehung ſcheint ſogar ein leiſer Vorwurf zu athmen, daß ein Wohlwollen, dem Gauner und Bettler nur allzuleicht Spenden ablocken, nicht ſelbſtrührig genug dem darbenden Verdienſte entgegenkommt, das die zu führenden Erweiſe des Bedarfs und Verbrauchs von der mitunter ſchulgerechten Güte abſchrecken. Ich verſchone Sie mit einer Menge anderer Gründe, die mir die Nennung des edeln Greiſes ſehr ungelegen machen.

Madame Clavier wünſcht dem Hrn. Geheimerath Wolf zu wiſſen zu thun, daß zwei auszeſucht ſchöne Exemplare des „Pauſanias" bei ihr um den Subſkriptionspreis zu haben ſind, eins Velin, das andere gewöhnliches Druckpapier. Wollten Sie gütigſt den Auftrag beſtellen.

Als Meiſter- und Kabinetsſtück rühmte Baron Vitrolles, der die Talleyrand'ſchen noch ungedruckten Memoires geleſen, die Schilderung eines Konzerts zu Valancay, wobei die ſpaniſchen Infanten den Takt ſchlugen, wie Leute pflegen, die zum erſtenmal Muſik hören. Mit dem Geiſte und dem Scharfblick einer ſpöttiſch verſchmitzten franzöſiſchen Soubrette beobachtete der Hausherr die Verblüfften. Der Hauptgedanke dieſer Denkwürdigkeit iſt zu beweiſen, daß Talleyrand von Anbeginn ſeines Einfluſſes auf rétabliſſement du pouvoir hingeſteuert. Du pouvoir, das glaubt man gern. Aber

frei von Schmerzen, leide an Schwindel, habe die allgemeine Schmach vor Augen, das schändliche Unrecht, die täglichen Missethaten gegen die Völker und gegen die besten Männer, das Umsichgreifen der frechen Willkür, der Lüge und Bosheit, und dennoch fühle ich mich getrost und heiter! Ist es die frische Arbeit, die mich stärkt gegen all' den Wust, oder die heimliche Hoffnung nahen Wechsels? Letztere hege ich eigentlich nicht; ich sehe, daß alles wächst und reift, ich weiß, daß die Ernte kommen wird, aber ich halte sie nicht für so nahe. — Uebrigens muß ich derer lachen, die da meinen, wir seien nicht vorwärts, wir seien zurückgekommen. Die vormärzlichen Zustände sind gründlich zerstört, wir sind weit über sie hinaus, alles was man von obenher betreibt, zeigt nur, daß man nichts sicher hat, daß man wohl zurück will, aber nicht kann: man trägt unheilbare Wunden! —

Der König ist nach dem Rhein abgereist. — Vor nicht langer Zeit hat er zu einem Vertrauten wörtlich gesagt, ja, es sei wahr, im Jahre 1848 hatten alle Fürsten, alle, den Kopf verloren, — nur er allein habe sich zu fassen gewußt! Man führt dieses Wort als den Gipfel der Selbstverblendung an: aber die ihn näher kennen, sagen, er sei nicht so verhört, er wisse recht gut wie es mit ihm stehe, er wisse genau, wer Zeuge seiner Furcht, seiner Rathlosigkeit gewesen, er wolle auch nicht blenden, sondern nur andeuten, wie man von ihm sprechen soll. —

In den Zeitungen verlautet wieder mancherlei von Hecker, von Ruge; sie scheinen noch mancherlei Zusammenhang mit Deutschland, besonders dem südlichen, zu haben, und ihre Sache keineswegs aufzugeben.

Jemand verglich die Feindschaft zwischen Friedrich Wilhelm dem Vierten und seinem Bruder dem Prinzen von Preußen mit der Feindschaft, die einst zwischen Friedrich dem Großen und seinem Bruder Heinrich bestand. Ein alter Oberst

rief aus: „O das ist ja gar nicht zu vergleichen! Die beiden letztern waren zwei große Kriegshelden und Feldherren! Da war doch noch Grund zur Eifersucht.“ Er merkte erst nachher, daß er die beiden erstern damit übel als das Gegentheil bezeichnet habe. —

Donnerstag, den 24. Juni 1852.

Oesterreich zieht die suddeutschen Höfe nun ernstlich an sich heran, und die Darmstädter Koalition droht den Zollverein zu sprengen. Auch in Hessen-Darmstadt ist den Behörden befohlen, die Sammlung von Unterschriften für die Erhaltung des Zollvereins zu hindern. So rächt sich das Reaktionswesen! Wo die Volksstimme für Preußen laut werden möchte, wird sie nach dessen eigenen Grundsätzen und Beispielen unterdrückt. —

Die „Neue Preußische Zeitung“ sprüht Gift und Geifer gegen Sachsen, und ist schändlicher und niederträchtiger als je. Voll Unredlichkeit, frechen Vorspiegelungen, hohlen Prahlereien. Auch in Betreff Schleswig-Holsteins durchaus nichtswürdig. Nur läßt sie wenigstens den Vorwurf durchklingen, daß Preußen, daß der König sich an der Sache schwer versündigt habe! Englische Blätter sagen es ganz ohne Hehl, daß der König in der Sache Schleswig-Holsteins nichts gesehen und gesucht, als die Gelegenheit, seine erlittene Schmach zu verdecken, und seine unzufriedenen, ihm fast den Gehorsam aufsagenden Garderuppen zu beschäftigen. Hier sagt man das schon lange! —

Der neue Prozeß, von dem Streckfuß wegen seiner schon einmal freigesprochenen Geschichte der französischen Revolution bedroht ist, scheint nicht stattfinden zu sollen. Schämt man sich endlich? —

Der Redakteur des neuen Elbinger Anzeigers Herr J. Born hatte im Oktober gegen die Berufung der Provinzialstände

geſchrieben, und war vom Elbinger Kreisgericht und dann vom Marienwerder Appellationsgericht wegen Aufreizung zum Ungehorſam zu 50 Thalern Strafe verurtheilt worden. Jetzt hat das Obertribunal beide Urtheile vernichtet und Herrn Born freigeſprochen. Ein Wunder in unſrer Rechtspflege, und ein um ſo größeres, als in der Abtheilung des Obertribunals, die den Spruch fällte, der bekannte Frömmler und Knechtiſchgeſinnte Götze den Vorſitz führte.

Krackrügge in Erfurt wieder vor Gericht! Kühn und tapfer, daher wird er doppelt beſtraft werden. —

In Bremen geht das von Hermes geleitete, ſogenannte konſervative, wirklich aber reaktionaire Blatt wegen Mangel an Unterſtützung ein. —

Der Oberpräſident von Kleiſt-Retzow hat eine Verfügung erlaſſen, daß die Rheinſchiffe das Schiff, auf dem ſich wegen Gegenwart des Königs die Königliche Flagge befindet, durch Aufhiſſung der Nationalflagge begrüßen ſollen. Muſter dieſer letztern ſind an befondern Orten anzuſehen. Große Maßregel! Kennt man ſchon andre, die den Namen dieſes Oberpräſidenten auf die Nachwelt bringen?

Freitag, den 25. Juni 1852.

In Griechenland kocht und brodelt es, der König iſt allgemein verhaßt, und man erwartet, daß er nächſtens vom Volke wird weggejagt werden. Griechiſche Prieſter predigen öffentlich Aufruhr gegen ihn. Die Türken ſind aufmerkſam, ſich gegen die revolutionairen Bewegungen zu ſchützen oder gar Nutzen von ihnen zu ziehen. — Es iſt wahr, dieſer König verſteht ſein Handwerk nicht beſſer, als alle!

Die Kreuzzeitung giebt Erklärungen über den chriſtlichen, den evangeliſchen Staat. Preußen iſt ihr ein evangeliſcher Staat, weil der König und die Obrigkeit überhaupt dieſes Be-

kenntnisses ist; würde der König katholisch, so würde der Staat — giebt sie zu verstehen — ein katholischer sein! Lauter dummes Zeug! Preußen war ein protestantischer Staat, und wurde dann der Staat Friedrichs des Großen, behielt davon lange den Schein, hat aber nun Wesen und Schein verloren, und ist jetzt — bis auf weitere Entscheidung — der Staat Friedrich Wilhelms des Vierten, der wohl gern katholisch sein möchte, aber nie den Uebertritt wagen wird. — Die Kreuzzeitung lügt protestantischen Eifer, im Herzen ist sie katholisch; die Knechtschgesinnten lieben die Herrschaft über Knechte. Sie möchten aus der Mark Brandenburg ein Paraguay machen! Daß sie's versuchen dürfen ist schändlich genug!

In Hannover haben die Stände den König daran erinnert, daß er versprochen hat aus allen Kräften dahin zu wirken, daß eine Volksvertretung der Deutschen am Bundestage zu Stande komme, ein Bundesgericht angeordnet werde ꝛc. Große Zähigkeit, die zwar nutzlos ist, aber doch mahnt! —

Auch in Frankreich ist dieser Senat und dieser gesetzgebende Körper, wiewohl durch Meineid, Gewalt, Willkür und Niederträchtigkeit gegründet, doch nicht so zahm, wie der — Bonaparte es erwartet hat! —

Aus Liebenstein geht die Nachricht ein, daß Friedrich Fröbel in Marienthal am 21. Abends gestorben sei.

Zu Hause noch geschrieben. In gedruckten Briefen gelesen, in Goethe's, Schiller's, Reinhold's, Baggesen's, Jacobi's, Erhard's ꝛc. Was gab es neben den ächten und großen Genien für schwache, verdrehte Köpfe! Baggesen ist einer der hervorragendsten; Jacobi ist auch nicht freizusprechen, Klinger noch weniger, Schelling und Steffens tragen ihr Theil ebenfalls; Ein Kant, Ein Fichte, Ein Goethe, jeder wiegt fünfzig von jenen auf. Ich will den guten, geistvollen, strebsamen, verdienten Männern ihren Ruhm nicht verkleinern, ihnen keine ihrer

Eigenſchaften abſprechen, aber die Vergleichung halten ſie nicht aus. —

Der Redakteur der Kreuzzeitung Aſſeſſor Wagener wegen Verläumdung des Generalkonſul Oswald in Hamburg, zu zweimonatlichem Gefängniß verurtheilt. (Noch Folge der Bloch'ſchen Sache.) Der Schuft hatte früher, wenn ein Demokrat einen Preßprozeß verlor, nur Hohn und Spott darüber, jubelte, daß der Verurtheilte nun „brummen“ müſſe ꝛc. —

Sonnabend, den 26. Juni 1852.

Die Urwählerzeitung behandelt in ihrer klaren Weiſe vortrefflich das preußiſche ſogenannte Staatskirchenthum, und zeigt die Widerſprüche, in die es ſich verwickelt hat. —

Nachmittags Spazierfahrt. Vor dem Roſenthaler Thor bei Wollank's Weinberg den neuen Zirkus und das Hippodrom beſehen. Fahrt zum Geſundbrunnen. Ueber die Kolonie-Anlagen des Wedding, durch die Gruppe zerriſſener noch unbebauter Sandhügel, wo wir etwas in die Irre fuhren, ausſtiegen und Gräſer pflückten, nach Schönhauſen, wo der Boden gleich fruchtbar wurde, die herrlichſten Bäume den Weg hoch überwölbten, die Felder in üppiger Pracht ſtanden. In Pankow betraten wir einen Wirthsgarten, wo die ſchönſten Blumen prangten, hochſtöckige Roſen, Stiefmütterchen aller Art, rother Fingerhut, daneben ausländiſche Seltenheiten. Zum Schönhauſer Thor wieder eingefahren. Sehr befriedigender, wohlthuender Eindruck, überall Bauten und Gartenanlagen, ſichtbare Zunahme des Verkehrs; die Häuſer geſchmackvoll, überall Blumen, jeder Fleck bearbeitet, benutzt, die Gärtnerei im größten Flor. Neue Straßen entſtehen, Bäume werden gepflanzt, die Wege gut beſorgt. Und das alles unter dieſem Regierungsdruck, unter den Hemmniſſen ſo vieler Behörden! Wie wäre es erſt, wenn Freiheit waltete, das Volk ſeine Kräfte

völlig entwickeln dürfte! „Les peuples existent, malgré les gouvernements!“ sagte Mirabeau. Hier sieht man's recht. Die Reaktion sieht's auch, mit Aerger! —

Die Sistirung der Gemeindeordnung durch einen vom König und den Ministern unterschriebenen Befehl wird stark angegriffen. Die Minister haben eine ungeschickte Form gewählt, die sich in keiner Weise rechtfertigen läßt. Sie bearbeiten ihre Sache wie unkundige Pfuscher. Sie führen die Feder wie Handwerkslehrlinge und Köchinnen; auf Sinn und Verstand kommt es ihnen dabei nicht an. Jene Verfügung ist durchaus unhaltbar, gilt aber darum nicht minder, in unsrer Anarchie ist alles zulässig. —

Der König benimmt sich am Rhein wieder in gewohnter Weise, abwechselnd lustig und streng, aufmerksam und vergeßlich, verbindlich und beleidigend: doch macht alles keinen rechten Eindruck mehr, man kennt schon alles. Die Zahl seiner Freunde und Anhänger mehrt sich durch seine Reisen nicht! —

Sonntag, den 27. Juni 1852.

In der Konstitutionellen Zeitung scharfe Kritik der Königlichen Ordre wegen Sistirung der Gemeindeordnung. — Die Urwählerzeitung klagt, daß viele Postämter, dem neuen Postgesetz entgegen, noch immer die Annahme von Bestellungen der Blätter verweigern, die sie für mißliebige halten. Allerliebste Wirthschaft! —

Ich las alte Sachen durch, von Harscher und andern Jugendfreunden, und gerieth in die schwermüthigste Stimmung. Mich aus ihr zu retten, warf ich mich in's Arbeiten, das mir anfangs zuwider war, nachher aber mir gefiel und auch leidlich gelang. Sonderbar! Die tieftraurige Stimmung dauerte fort, aber ich konnte recht vergnügt in ihr sein, und wünschte mir nur Vertraute aus früherer Zeit, um alles mit

ihnen beſprechen zu können. Hundertmal wünſchte ich Rahel herbei, vergegenwärtigte mir ihre edle kräftige Art, das Leben aufzufaſſen, den Tag zu behandeln. Thätigkeit, das fühl' ich, iſt mein einziges Heil, in ihr iſt Troſt und Muth und Kraft. —

Wie die politiſchen Dinge jetzt langſam und träge gehen! Nur nach der eigenen Schwere fügt ſich alles, menſchlicher Trieb und Willen ſind wie gar nicht dabei. Der Fürſt Felix von Schwarzenberg ſetzte noch einigen Eifer in die Behandlung der Sachen, die jetzigen Leute laſſen es gehen wie es kann und mag. Sogar der — Louis Bonaparte fühlt ſich gehemmt und ergiebt ſich darein, er, der doch alles zu wagen und vor nichts zurückzuſchrecken hat. Auch der Kaiſer von Rußland, den man als den größten Sieger und Gewinner dieſer Zeit bewundert und preiſt, was hat er denn ausgeführt, was erlangt? Nichts als das äußerliche Uebergewicht in der jetzigen Stellung der Verhältniſſe, über die Höfe und Kabinette, die ſelber nichts bedeuten, die mit Einem revolutionairen Ruck in Staub zerfallen können. Wo hat ſein Wille ſich ſchaffend bewieſen, irgend etwas Bedeutendes entſchieden? Mit einem Louis Bonaparte muß er ſich ſchmeichelnd einlaſſen, an ſeiner Gränze das konſtitutionelle Preußen haben! Sie ſind aber alle keine Helden, ſie wagen nichts ernſtlich anzufaſſen, ſie wiſſen nichts zu führen, nicht einmal den Krieg! Wie würde der ächte Bonaparte mit ihnen umſpringen, auch nur ein Karl der Zwölfte! Sie können nichts als das Parade- und Revuenſpiel, und auch das ſchlecht genug; über eine Brigade hinaus geht's nicht, dann verwirrt ſich alles in ihren Händen. Und dabei thun ſie, als ob ſie rechte Soldaten wären, anderes Pulver als das des blinden Exerzirens gerochen hätten! —

Ich blieb den Abend zu Hauſe, ſchrieb nach dem Thee noch einiges, las dann mich zu erholen und zu zerſtreuen in Goethe's und Schiller's Briefen, wo ſich immer neue Goldkörner finden. Mein Kalifornien! —

Ein Konstabler hat am hellen lichten Tage zwei ehrbare Damen auf der Straße verhaftet unter der Angabe, sie seien liederliche Mädchen; als sie im Rheinischen Hof ankamen, erwies sich, daß sie die Töchter eines Gutsbesitzers waren. Die Auftritte und Aeußerungen, welche die sittenlose Polizei hier verursachte, wirkten so empörend, daß mehrere Fremde gleich abreisen und eine Stadt verlassen wollten, wo dergleichen brutale Wirthschaft besteht. —

Montag, den 28. Juni 1852.

In langen unruhigen Träumen mich abgequält, eine schwierige Verknüpfung persönlicher Bezüge gehörig auszudrücken, den Ausdruck zu finden und zu klären; ich war öfters damit beinahe zu Stande, doch im Niederschreiben verwirrte es sich wieder; endlich kam ich auf den Verdacht, es sei wohl nur ein Traum und ich könnte die Sache lassen, da gab ich mir keine Mühe mehr. So ist es auch mit der Lebensruhe, sieht man erst alles nichtig und unnöthig, so giebt man sich keine Mühe mehr, und schläft! —

Sendung von Herrn Alexander Thomas aus London. Ein unermüdlicher gewandter Kämpfer, obschon er im Innern fast verzweifelt. Er hat zuerst das Wort des Einspruchs erhoben, das doch nun schon überall wiederhallt, selbst in Louis Bonaparte's eigenen Machwerken. —

Wichtiger Prozeß in England. Der katholisch gewordene Pusevit Newman hatte den gewesenen katholischen Priester Achilli, der jetzt gegen Rom auftritt, des lästerlichsten Lebens beschuldigt, die Sache kam vor Gericht, die katholische Parthei hatte falsche Zeugen aus Italien herbeigeschafft, die Geschworenen sprachen den Achilli frei, unter Umständen und Formen, die für die Ultramontanen eine herbe Niederlage bezeichnen. Ein schändlicher Prozeß! —

Prinz Karl und Prinz Albrecht waren von Schlangenbad nach Wiesbaden gekommen und dort in einem Gasthof eingekehrt. Sie hatten sich's bequem gemacht und saßen Abends auf dem Zimmer, als ein Kammerherr bestürzt eintrat, und ausrief: „Königliche Hoheit, wissen Sie schon . . . ?" — Nun, was ist geschehen, doch kein Unglück? — „Das nun eben nicht, aber . . ." — Nur heraus, was denn? — „Ach, die Prinzessin Mariane (Albrechts geschiedene Gemahlin) ist angekommen und sitzt unten an der Table d'hôte mit ihrem Gemahl!" (Dieser Gemahl ist ein Holländer, ein ehemaliger Hoflakai, seinen Namen weiß ich nicht: die Prinzessin hat schon Kinder von ihm.) Albrecht war sehr erschrecken über das Aergerniß, wollte auf der Stelle abreisen. Karl aber zog Erkundigungen ein, und hörte, daß die widerwärtigen Fremden schon am andern Morgen weiterreisen würden. Da blieben die Prinzen denn, und warteten den Morgen ab. Albrecht versagte sich es nicht, der Abreise der Prinzessin, ihres Gatten und ihres Gefolges vom Fenster herab heimlich zuzusehen. Eine hübsche Geschichte, für ein Lustspiel brauchbar. —

Dienstag, den 29. Juni 1852.

Brief aus Königsberg vom Staatsminister von Schön: das Leben des Generals Grafen von Bülow-Dennewitz soll geschrieben werden, er hat mich vorgeschlagen und fordert mich auf. Der Antrag reizt mich allerdings, ich will es überlegen, Zeit und Kräfte veranschlagen.

Krackrügge in Erfurt zu zweimonatlichem Gefängniß verurtheilt. — Verhaftungen in Bremen, im unglücklichen Kassel, in Marburg. — Hinkeldey in Wien, — und schon wieder zurück. —

Die Rundschau der Kreuzzeitung redet offen den Ultramontanen, den Jesuiten das Wort, mit heuchlerischen Sophis

men diesen Eifer als einen auch vom protestantischen Standpunkt ganz richtigen darstellend. Der verruchte Fanatiker bekennt schamlos, daß ihm der Jesuit lieber ist, als der freidenkende Protestant. Er liebt nur den Fanatismus, ohne allen Glauben, Knechten und Wüthen ist ihm die Hauptsache, er würde auch gegen Christus, dessen Namen er entweiht, das Kreuzige! Kreuzige! gerufen, er würde mit den rohen Kriegsknechten gewetteifert haben ihn in's Gesicht zu schlagen und anzuspeien. Das ist mir unzweifelhaft. Sie treiben Teufelswerk, diese pfäffischen Wütheriche.

„Vor der zwölften Stunde. II. Deutschlands Lage. Frankfurt a. Main, 1852." 65 Seiten. Gut geschrieben und oft vortrefflichen Inhalts, aber sehr gemischt mit Falschem, Schiefem, ganz Unhaltbarem. Kann jemand im Ernst unsre Fürsten loben? Wo sind die Thaten, auf die sie sich berufen können? Thaten der Feigheit, der Schwäche, des Verraths, der Unwürdigkeit genug, — aber Großmuth, Treue, Wohlwollen, Redlichkeit, soll man die in Kassel suchen, in Karlsruhe, Dresden, Wiesbaden, Stuttgart, Hannover oder wo sonst? Der Verfasser verwirft auch die deutsche Nationalversammlung, die Reichsverfassung, das Kaiserthum. — er hat gut verwerfen, was getödtet daliegt! Ist es aber vielleicht eine List und Klugheit, daß er so vieles, dem heute damit nichts geschadet wird, preisgiebt, um mit deste besserm Anschein andre starke Wahrheiten sagen zu können? Er verkündet Sturm, großen Sturm, und daß die Waffen es ausfechten werden, nicht politische Bewegungen, nicht Aufruhr und Volkserhebung. Die Waffen, ja! doch wer sie führen, wem sie gehorchen, für was sie kämpfen werden, das weiß er so wenig wie jemand sonst. —

Zu Hause. Fleißig geschrieben. In Goethe gelesen, in Grote. —

Die Prediger der freien Gemeinden und Deutschkatholiken

Legitimität! darum war es ihm schwerlich zu thun. Seit den Zeiten Richelieu's bedurfte Frankreich stets eines vorschreitenden Flügelmannes. Der Verfasser hält sich für den Kardinalminister der jüngsten Dezennien.

Höchst übel hat der König genommen, daß die rechte Kammerseite ihm sein Dotationsgesetz verpfuscht. Mehr noch ist ein Theil der Minister mit dem Drange dieser Parthei unzufrieden. Ob es gegründet, daß man auch zu Laibach Rückruck allzu rasch gefunden? Behaupten höre ich, Pozzo di Borgo habe Weisung zu hemmen. Dagegen schmeicheln sich die Ultra's mit der Hoffnung eines ihnen ganz gefälligen Ministeriums, gleich nach Beendigung der jetzigen Session. Kandidaten sind Blacas, Chateaubriand. Latour Maubourg bettet sich trefflich aux Invalides.

Es ist bedenklich, den Freunden des Feudalsystems zu der Strohjunkermehrheit Glück zu wünschen, die gegenwärtig an der Spitze steht. Die gute Sache konnte keine ungeschickteren Advokaten wählen. Ihre nackte ländliche Unwissenheit, die durchaus keine Vernunft annehmen will, flößt dem Publikum tiefe Verachtung ein. Das Zeitalter ist denn doch zu aufgeklärt für Begriffe aus den Kreuzzügen. In jeder Schenke wird der sichtliche Mangel an Geist und Talent bemerkt und belacht.

Bei der Herzogin von Duras hieß es zu Canning: Sie sind ein geübter Richter, wen halten Sie für den besten unserer Redner? General Roy besitzt meines Erachtens, war die Antwort, am meisten ächt parlamentarische Beredtsamkeit. Und Constant? C'est un publiciste, il est hors de ligne. Ich weiß nicht, wen er sonst noch nannte. Wie keiner von der rechten Seite kam, hörte man auf zu fragen.

Die Rede von Lafayette hat großen Eindruck gemacht. Alte Damen im Faubourg St. Germain meinten, bereits

werden von den Gerichten häufig bestraft wegen unbefugter geistlicher Verrichtungen, Taufen, Trauen, Abendmahl ertheilen. Ein Schneider, der in der beliebten Sekte der Irvingianer das Abendmahl ausgetheilt, ist vom Kammergericht freigesprochen worden, weil es kein Gesetz gäbe, das Verrichtungen geistlicher Handlungen bestrafe. —

In Vermenteff gelesen, um die Uebersetzung Bodenstedt's mit den Urschriften zu vergleichen. Der Uebersetzer hat in der That Außerordentliches geleistet, mehr als ich für möglich hielt; er verbindet Kraft mit Rundung und Glätte. —

Mittwoch, den 30. Juni 1852.

Die Spener'sche Zeitung sagt heute ein großes Wort; sie fragt, ob die Kreuzzeitung, die schon den Zollverein als eine schwarzrothgoldne Sache verwirft, nicht bald auch noch Schlesien, Sachsen und Rheinland als schwarzrothgelden verwerfen wird? Müssen wir denn, um schwarzweiß zu sein, erst schwarzgeld werden? — Die Konstitutionelle Zeitung nimmt Abschied, sie geht ein. —

Besuch von Professor Stahr, der mir sein neuestes Buch „Weimar und Jena" bringt. Ich habe gleich den Anfang mit großer Rührung gelesen, mit liebender Verehrung für Goethe und den Herzog.

Besuch von Herrn von Zwehl. Litterarische Sachen, neueste, junges Deutschland, die Schlegel'sche Zeit, Garlieb Merkel. —

Die Kreuzzeitung sagt nun schon mit Manteuffel's Worten, man müsse die Zollvereinsstaaten, die sich einem wie Blei an die Füße hängen, loswerden. Die Oesterreicher sagen laut, der Zollverein sei gegen die Bundesakte, und Preußens Stellung in diesem Begriff bundesrechtlich ganz unhaltbar. Es ist lächerlich, wie Preußen mit seinen 100,000 Soldaten

machtlos und schwach erscheint, aber verdient hat die Regierung alles, was ihr widerfährt! Schade, daß die Schuldigen es nicht allein tragen, sondern das unschuldige Volk mitbüßt! Aber die Verachtung steigt zum Erschrecken!

Wieder Verurtheilungen und Freisprechungen in freigemeindlichen Sachen. Manche Gerichte halten sich noch an die Gesetze, andre sind fügsam dem Ministerwillen oder dem Hofeinfluß. Anarchie, Anarchie! —

Die katholischen Bischöfe und Erzbischöfe sind angewiesen, keine Ernennung oder Wahl zu Kammermitgliedern anzunehmen, sie sollen die weltliche Wirksamkeit vermeiden, um die geistliche deste freier auszuüben. Dem Könige macht diese Weigerung einen Strich durch die Rechnung. —

Am Rhein der König Gast des Grafen von Fürstenberg-Stammheim; dieser bringt die Gesundheit des Königs aus, der König die des Grafen. Die Junker der Kreuzzeitung haben viel Aerger, doch lange nicht genug. —

Heute sollte in letzter Instanz der Prozeß gegen Haasenpflug durch das Obertribunal entschieden werden; der Termin ist aber auf den 12. Juli verschoben. Der Justizrath Grelinger führt Haasenpflug's Vertheidigung! —

Donnerstag, den 1. Juli 1852.

Der Minister von Manteuffel ist plötzlich zum König an den Rhein gereist. — Der König hat einer Abordnung, die ihm die Wünsche für Erhaltung des Zollvereins vortrug, grade herausgesagt, der Zollverein werde sich wohl nicht erhalten lassen. Also ist die Niederlage wohl schon erlitten!

Die Zeitungen veröffentlichen eine Anekdote, die für den König günstig lauten soll, aber ganz entgegengesetzt wirkt. Der König badet auf dem Apollinarisberge mit großer Befriedigung die neuen Fresken, und vergaß darüber ganz das

Militair. Endlich sagte der Prinz von Preußen: „Majestät, die Truppen stehen schon seit einer Stunde aufmarschirt!“ Der König erwiederte: „Ich habe hier mehr Vergnügen! aber du hast Recht!“ Und ging dann zu den Truppen.

Der Kaiser von Rußland hat hier sehr entschieden seine Meinung dahin ausgesprochen, abgeschafft müsse die hiesige Verfassung werden, das verstehe sich von selbst, aber durch keinen Wortbruch, sondern auf gesetzlichem Wege, durch die Kammern selbst; wenn man das wolle, habe es keine Schwierigkeit. — Aber, kann man den Kaiser fragen, was ist damit gewonnen? Ist damit in Preußen etwas Festes hergestellt? Bekommt damit der König die Gabe regieren zu können, die ihm der Kaiser so gänzlich abspricht? —

Freitag, den 2. Juli 1852.

Ekelhafte Speichelleckereien und Fuchsschwänzereien in den Zeitungsberichten von den Reisen des Königs; die Neue Preußische Zeitung, wo doch anerkanntermeise der Haß und die Verachtung am stärksten sind, treibt es am ärgsten in dieser Gleißnerei. Da ist von Jubel und Begeisterung die Rede, die Trierer Landleute sind glücklich ihren geliebten König zu sehen ꝛc. Mit eben so gutem Fug könnte ein Bonapartistisches Blatt sie glücklich sein lassen, ihren geliebten Kaiser zu sehen. Privatbriefe vom Rhein lauten anders. In Düsseldorf sind Schmährufe vorgekommen, in Koblenz einige Leute wegen Aeußerungen in den Wirthshäusern verhaftet worden. Die Anstalten werden von den Behörden gemacht und mit schwerem Geld bezahlt. Das Volk strömt herbei um zu sehen, aber von Begeisterung ist keine Spur. Worauf sollte sie sich auch gründen? Auf Siege, wohlthätige Gesetze, auf Festhaltung des Zollvereins? —

In Stettin ist nun auch die freie Gemeinde polizeilich geschlossen worden, bei dem Prediger und den Vorstehern strenge Haussuchung, alle Papiere weggenommen, Bücher ꝛc. Man wird schon etwas Giftiges herausklauben.

Das erste Urtheil in dem Prozeß des Grafen Alfred von Maltzan und seiner Schwester, das die letztere und den Küchenmeister Huth freispricht, über den Grafen aber wegen Meineids die Untersuchung noch fortsetzen läßt, erregte im Volke große Zweifel und vielen Unwillen. Man wittert Hofeinfluß: der Graf und die Gräfin sind nahe Verwandte der Hofdame der Königin, der Tochter des verstorbenen Ministers Grafen Mortimer. An die Redlichkeit preußischer Gerichte glaubt niemand mehr, seit die Reaktion so arges Verderbniß ausgestreut. —

Nach den Artikeln der Neuen Preußischen Zeitung möchte man glauben es sei nahe daran, daß der König und somit der Staat katholisch werde. Man zeigt die offenbarste Vorliebe für die katholische Kirche, für die Jesuiten. Ein Theil der protestantischen Geistlichkeit ist gar nicht abgeneigt mit überzugehen; ihre Frauen würde man ihnen ausnahmsweise lassen, zum Aussterben, wenn nicht einer oder der andere die seinige lieber gleich los würde! —

Beim Anblick der vergitterten Schloßportale, Wachthäuser, Höfe: „Diese Denkmale des Volkssieges am 18. März, vom Feinde errichtet, sind die sprechenden Zeugnisse sowohl der damaligen Erbärmlichkeit als der noch fortdauernden Furcht. Ein neuer König müßte sie sogleich abschaffen. Was helfen alle diese gewaltigen Gitter, wenn doch Ein Hauptzugang nicht zu umgittern ist? Die Brust nämlich, in der die Feigheit wohnt?“ —

In Stahr's „Weimar und Jena“ mit der allergrößten Befriedigung gelesen. Das ist ein Lehrbuch, ein lebendig ein-

dringliches Lehrbuch, wie unsre Deutschen in dieser Zeit es nöthig haben. Aller politische Bedarf steckt darin! —

Sonnabend, den 3. Juli 1852.

Geschrieben. Wenn der Zollverein aufhört, was kommt dann? Andre Demüthigungen für Preußen. Man wird ihm den Bundestag noch ferner auflasten, den Klub in der Eschenheimer Gasse! Es geht Preußen wie dem Volke, zur eigenen Knechtung muß es seine Kräfte hergeben. Wer stark sein könnte, ist doppelt verächtlich, wenn er sich schwach und feige benimmt. —

Die Urwählerzeitung giebt einen wackern, tapfern Artikel zu Ehren Friedrich Fröbel's und recht zu Schanden des dummen Kultusministers von Raumer. — Die Nationalzeitung hat einen vortrefflichen Artikel über Dirichlet's akademische Lehrrede des Mathematikers Jacobi, dessen demokratische Gesinnung gebührend hervorgehoben wird. —

Selbst die Kreuzzeitung spricht nun mit Tadel über die Vorfälle im Rheinischen Hof, sie, die sonst alle Brutalitäten der Polizei gutheißt oder doch im mildesten Licht sieht! —

Viele Aerzte, unter ihnen Langenbeck, Jüngken, von Textor, Müller, Casper ꝛc. haben sich nachdrücklich gegen das von Barez, Romberg und Andern vorgeschlagene ärztliche Ehrengericht erklärt. Die Sache ist aber noch nicht aufgegeben. —

Auflösung des englischen Parlaments und Berufung eines neuen.

Wenn es, wie vorauszusehen, nächstens bei uns wieder zu Wahlen kommt, für die erste Kammer, für die zweite, — was soll die demokratische Partei thun? Soll sie mitwählen, gemäßigte Freisinnige in die Kammern zu bringen suchen, damit diese besser werden, allmählig Boden gewinnen, die Verfassung ausbilden? Das wird ein langsamer, weitaussehender Handel,

ſtete Selbſtverläugnung, ſteter Jammer, erbärmliche Kleinkrämerei! Laſſe man die verpfuſchten Lappen denen, die ſie zugeſchnitten haben. Uns kann dergleichen Flickwerk nicht mehr befriedigen, unſre Ausſichten ſind auf neuen Zuſchnitt aus dem Großen und Ganzen gerichtet. Lieber hundert Jahre warten, als uns mit dieſem Unrath abgeben. Ich ſage mit Beſtimmtheit ohne Zaudern: Nein! nein! nein! nicht wählen, nicht vertrauen, nicht mitwirken! —

In ſeiner kläglichen Verlegenheit hat die Regierung den Geſandten Theodor von Rochow nach Stuttgart geſandt, um Würtemberg in der Zollvereinsſache umzuſtimmen. Die Sendung iſt tiefes Geheimniß — und ſchon bekannt. Er iſt einer der dümmſten Menſchen, in der eignen Familie gilt er dafür. Er war ehmals in Stuttgart Geſandter, da hofft man er werde was ausrichten! —

Der König wäre befugt die ganze erſte Kammer nach Gutdünken zu ernennen, aber er verzichtet diesmal auf ſeine Befugniß, er läßt ſie lieber noch einmal proviſoriſch durch Wahl entſtehen. Die Urſache iſt klar, er will nichts feſtſetzen, ſich nicht binden; er will eine Kammer haben, die er, die ſich ſelber ohne weiteres aufheben kann. Da kann man ſagen, er enthält ſich, gleich der Demokratie! —

Sonntag, den 4. Juli 1852.

Die Urwählerzeitung hat den Muth zu ſagen, das Katholiſiren der Kreuzzeitung ſei nur eine politiſche Spekulation auf den König, den ſie dem Katholizismus günſtig wiſſe oder glaube. —

Geſchrieben. Wie ſteht preußiſche Vaterlandsliebe zu deutſcher? Die Freiheitsliebe hat unbedingt den Vorzug. Wir ſind unter der Zwangsherrſchaft keine Preußen, keine Deutſchen; wir ſind dann Bürger eines Staates, der erſt werden ſoll. —

In Grote gelesen, und Fragmente griechischer Lyriker. Grote's Irrthum wegen Mimnermos und Solon, — nicht ersterer, sondern letzterer, will achtzig Jahre feststellen als Lebensziel. —

In Paris eine Verschwörung, eine Höllenmaschine gegen den Abenteurer —; ist es Wahrheit oder Vorwand? Verhaftungen finden Statt.

Thiers aus der Waadt ausgewiesen; er soll nur im Innern der Schweiz sich aufhalten, er verläßt sie lieber. —

Lob des großen Mahlers und Zeichners Asmus Carstens, auch in Baggesen's und Fernow's Briefen. — Baggesen selbst einer der seltsamsten Menschen, voll Eifer, gleich von allem eingenommen, launenvoll, übertrieben, begabt zum Denken und zum Dichten, in jüngern Jahren sehr verführerisch, — aber von Haus aus ein Windbeutel, ein Lügner, der nichts hat und kennt als sich selbst. Alle Kinderunarten hat er noch im Alter. Als ich ihn in Tübingen bei Cotta kennen lernte, machte er den widrigsten Eindruck auf mich, er war in Selbstgefälligkeit und Eitelkeit ganz blind, und trieb fade Possen, ohne zu merken, daß sie nicht sonderlich gefielen. — Was ich über ihn bei Gelegenheit seiner Briefe an Erhard gesagt, ist viel zu mild. —

Neue Ausgabe von Herder's Werken in vierzig Duodezbändchen. Es ist doch schön, daß dergleichen in dieser Zeit unternommen wird! Auch eine neue Ausgabe von Goethe's Werken in vierzig starken Bänden. Schiller fehlt auch nicht.

Die philosophische Schrift von Michelet, welche zu Anfang des Mai mit Beschlag belegt worden, ist jetzt — nach zwei Monaten — wieder freigegeben! Billig sollte eine Behörde, die so leichtfertig schaltet, dem Verletzten Schadloshaltung leisten und auch für die Hinzögerung bestraft werden. —

Montag, den 5. Juli 1852.

Ich erwähnte heute in dem Briefe an Charlotte Wynn, daß vor dreiundvierzig Jahren die Schlacht von Wagram war, und sagte dabei, die damalige Welt sei von der jetzigen so verschieden, daß der Unterschied kaum größer sein könnte, wenn ich statt jener die Schlacht von Marathon mitgemacht hätte; aber meine Denkart und Gefühlsweise seien unverändert dieselben, trotz der Jahre und trotz der Welt. —

In England wird die Religionspartheiung immer heftiger. In Stockport blutige Schlägereien zwischen Katholiken und Protestanten, die ersteren gaben den Anlaß, die letzteren hatten die Uebermacht und ließen sie unmäßig walten. — Große Entrüstung, großes Geschrei. —

Wenn die Demokraten, sagt man, bei den letzten Wahlen sich wieder nicht betheiligen, so verliert sich die Parthei in unthätiger Gleichgültigkeit; wenn man ihr nicht einige Beschäftigung giebt — und die Polizei hindert jede — so löst sie sich immer weiter auf; ihr behaltet sie nicht als schlagfertige Körperschaft beisammen. Ich antworte, letzteres ist sie auch jetzt nicht mehr. Mir ist es ganz Recht, daß sie sich in die Masse des Volkes verliere, sie ersteht künftig um so gekräftigter und zahlreicher wieder. Ich wähle nicht mit nach dem gefälschten, tückisch eingerichteten Wahlgesetz! —

Dienstag, den 6. Juli 1852.

Geschrieben: Berechnung des Gewinnes und Verlustes für gewisse Fälle; viele Leute meinen, wenn von Freiheit nicht mehr die Rede sei, dürfe wieder der Vortheil Preußens die Hauptsache werden, aber mit nichten! Die Theilnahme und der Eifer für die Freiheit dürfen keinem andern Zwecke dienen, sie bleiben jener verknüpft, und schlafen lieber, so lange sie nichts zu thun haben! —

Die Kreuzzeitung ſpielt große Empörung über die heſſen-darmſtädtiſche Regierung, die ihren Ständen wortbrüchig geworden ſei, parlamentariſch Unerhörtes gethan, der öffentlichen Meinung den Krieg erklärt habe, alles gegen den preußiſchen Zollverein. Alſo darum! —

Die Kreuzzeitung giebt heute noch eine andere Merkwürdigkeit; ſie giebt ihre Lage zu erkennen, geſteht, daß ſie von Manteuffel bisher nur geſoppt, gebraucht und mißbraucht worden, droht nun zum Angriff überzugehen, ſich von den falſchen Freunden zu trennen u. ſ. w. Alles ohne Namen, aber ganz deutlich. Notſchüſſe, Schreckſchüſſe der kleinen, aber ſcheu nicht mehr recht mächtigen Partbei! — Wir wollen ſehen, was weiter wird. —

Der Moniteur giebt das in Paris entdeckte Komplott für unbedeutend aus. Die Hauptſache ſcheint durch die Polizei gemacht, aber ſo ungeſchickt, daß man nichts Rechtes damit anfangen kann, daß man die Sache als einen gemeinen Gerichtshandel muß hingehen laſſen. —

In der hannöverſchen Ständeverſammlung hat ein Abgeordneter von der Wiederkehr der Stürme von 1848 drohend geſprochen: ein Miniſter hat darauf erwiedert, mit dem Jahre 1848 dürfe man nicht mehr drohen, das ſei vorbei, alle Maßregeln ſeien getroffen und außer der Polizei habe man Heereskräfte, er deutete damit auf auswärtige. Der Kerl heißt Bacmeiſter.

Mittwoch, den 7. Juli 1852.

Die Cholera in Kalisch, in Breslau, man ſagt auch hier. —

Die Nationalzeitung hält uns ein Bild von Deutſchlands und Preußens Erniedrigung in kräftigen Zügen vor Augen. — Die Urwählerzeitung iſt empört über die Vorfälle in Stockport: ſie bemerkt, daß im geſchmähten Jahre 1848 das Volk nirgends

Religionsfeindschaft, nirgends Sektenhaß zeigte, daß erst die Reaktion dies alles hervorgerufen hat. —

Besuch von Herrn Buchhändler Simion. Er erzählt mir die Verfolgung, die er erlitten hat und noch leidet; er hat Lust Berlin zu verlassen. —

Die Neue Preußische Zeitung wiederholt ihre gestrige Kriegserklärung gegen Manteuffel deutlicher, doch noch immer ohne ihn zu nennen. Sie gedenkt auch der bevorstehenden Wahlen, sie wäre völlig geschlagen, wenn sie unterblieben. Sie zittert für die Verfassung, die Kammern, die oft geschmähten, jetzt geliebten, die Parthei wäre entwaffnet, wenn es keine Kammern mehr gäbe, oder ihr die Rolle der Mehrheit nicht mehr gelänge. —

Der Kaiser Franz Joseph hat in Ungarn über hundert verurtheilte magyarische Offiziere begnadigt und sogleich in Freiheit setzen lassen. — Ein Tropfen im Meere! — Sie denken nicht an Amnestie, Versöhnung, sie wollen Rache und Bosheit üben, bis sie beides einmal selbst erleiden! —

General Changarnier hier. Er besucht die Theater, Kasernen, Kroll ꝛc. Einst auch ein Staatsretter! —

In Hegel gelesen. Monumenta Paderbornensia. Muretus. —

Donnerstag, den 8. Juli 1852.

Geschrieben, mit Unterbrechungen der Hitze wegen. Ueber die schriftstellerische Behandlung der Sachen, Anordnung, Gruppirung, — das Talent gewinnt gewissermaßen die Oberhand über den Stoff, und dieser wird erst recht geschaffen. Ueber die geschichtliche Wahrheit und über die Stilfärbung. Wir vernehmen die rechte Wahrheit nur von dem, der ihrer in höherem Sinne mächtig ist, sie zu behandeln versteht. Nackte Wahrheit giebt es in Geschichtsdarstellungen nicht. —

ſei die Inſurrektion im Anmarſch und gaben ihrem Portier Befehl, ſie nicht vorzulaſſen. Gegen Verfolgung ſchützt Lafayetten die Unantaſtbarkeit ſeines Privatlebens. Im Schloſſe de la Grange iſt er ein angebeteter Patriarch.

The Right Divine of kings to governe wrong, dedicated to the holy Alliance, by the author of the political house that Jack built, London, printed for William Houe 45 Ludgate Hill, 1821, zeigt in einer Note über Preußen, wie äußerſt unwiſſend die Engländer in Hinſicht des feſten Landes ſind.

Kaum war Graf Goltz verreiſt, ſo beſchäftigten ſich die Zeitungen ſchon mit ſeiner Rückkehr als Ambaſſadeur. Beſonders fiel mir das „Journal des Débats" dabei auf. Es unterhält mit Chateaubriand die engſte Verbindung. Wie kommt dieſes dazu, vorlaut zu ſein? Folgender Schlüſſel wurde mir geſtern gegeben. Wenn Herr von Chateaubriand nicht Miniſter der auswärtigen Geſchäfte wird, was vielleicht noch gute Wege hat, ſo ginge er zunächſt am liebſten nach London. Gelingt das auch nicht, nun ſo möchte er lebensgern mit den Einkünften eines Ambaſſadeur nach Berlin zurückkehren, welches nothwendig erfolgen würde, wenn Preußen einen Ambaſſadeur bei Frankreich akkreditirte. Er alſo iſt der eigentliche Treiber dieſer Angelegenheit.

Die Engländer ſollen Alexandrien zu beſetzen und ſomit Aegypten in Beſchlag zu nehmen gedenken.

Für die Anzeige der „Goethe'ſchen Wanderjahre" bin ich Ihnen verbunden. Ja, wenn ich ſie nur erſt hätte!

Die Hrn. Pietſch ſenden mir meine Gehaltsquittungen noch immer nicht. Sollten ſie für die Folge Schwierigkeit der Beziehung vorausſehen? Das letztemal ſcheint die Zahlung ſehr geſäumt zu haben. Meine Unglücksfälle ſind nicht ohne Folgen geblieben für meine Finanzen. Begräbniſſe,

In Kassel harte und ungerechte Verurtheilungen, Gräfe's, Henkel's, Schwarzenberg's, des siebzigjährigen Ehrenmannes! Ein Herr von Loßberg, wegen Theilnahme am badischen Aufstande verurtheilt, ist zu 16 Jahren Eisenhaft begnadigt. Wenn Recht und Gerechtigkeit wäre, so säße der Kurfürst mit seinem Hassenpflug im Zuchthaus! —

Die Kreuzzeitung wiederholt zum drittenmal ihre Drohung gegen Manteuffel, aber wieder ohne ihn zu nennen, ohne loszuschlagen. Jetzt kommt es darauf an, wer eine Schlappe bekommt, die Kreuzzeitung oder Manteuffel. Ich habe für keine Seite eine Vorliebe, mir kann es recht sein, wohin immer der Schlag treffe. Der König ist jedenfalls mit Schadenfreude dabei betheiligt, er haßt die Kreuzzeitung, trotz aller ihrer gehaßten Unterthänigkeit, und er haßt Manteuffel'n, trotz aller seiner geleisteten Dienste. —

Die Zollvereinssachen stehen schlecht; die koalisirten süddeutschen Regierungen halten ihre Erklärung fest, und Oesterreich gewinnt mit jedem Tage mehr Boden. —

Dr. Zabel, als Redakteur der Nationalzeitung angeklagt, durch einen Artikel den Gewerberath beleidigt zu haben, war durch das hiesige Stadtgericht zu zwei Monaten Gefängniß verurtheilt. Er war aber zur Zeit der Aufnahme jenes Artikels gar nicht hier. Das Kammergericht hat ihn daher nur zu einer Ordnungsstrafe von zwanzig Thalern verurtheilt.

Der Abgeordnete Harkort und der Redakteur der Breslauer Zeitung wegen Preßvergehen angeklagt, sind beide vom Breslauer Stadtgericht freigesprochen worden.

„Das Wesen des modernen Konstitutionalismus und seiner Konsequenzen. Von L. Graf von Pfeil. Berlin 1852." 8. Ein gemeiner, aufgestutzter Junker voll frecher Anmaßung und schändlicher Servilserei. Er will sogar den — Louis Bonaparte rechtfertigen, meint, dessen Eidbruch sei so arg nicht ꝛc. Man sieht, Gleich und Gleich gesellt sich. Aber was für ein

Holzkopf ist dieser Sophist! Zum Thüreneinrennen! Ich glaube, ich habe den Lumpen früher bei Olfers oft gesehen, er galt schon damals für dumm und unangenehm.

Herr von Bismarck-Schönhausen ist von Wien zurück und hat nichts mitgebracht als Höflichkeiten. Ausgerichtet hat er nichts. Weder war die Sache darnach, noch der Mann, wie konnte man irgend einen Erfolg hoffen! —

Freitag, den 9. Juli 1852.

Die Urwählerzeitung spricht edlen Unwillen aus über die öffentliche Ankündigung der Versteigerung der deutschen Flotte Namens der Bundesversammlung. „Im Jahre der Schande 1852." Sie ruft es in die Welt hinein, nicht wir, nicht das deutsche Volk, der Bundestag thut es, die Reaktion, die Fürsten! Sie bekommen ihr Theil reichlich! Der Aufsatz ist mit würdiger Leidenschaft und ganz volksverständlich geschrieben. —

Jesuiten überall! Sie kaufen sich an in Münster, Paderborn, Trier, Breslau, sie errichten Erziehungsanstalten, Schulen ꝛc. Sie predigen auf offenem Felde. Wartet nur! Sie werden es euch Ketzern schon danken! Sie werden bald dahin kommen, den Königsmord zu lehren, wie sie schon immer gethan! —

In Mecklenburg werden viele Junker katholisch, natürlich, das ist die Spitze des Junkerthums! Es ist die Aristokratie, die sich der Kirche bemächtigt, nicht umgekehrt. Man behauptet immer mehr, der König und die Königin seien katholisch, auch der Hofprediger Strauß sei es, und noch andre Geistliche. —

Der Oberkirchenrath hat schon Streit mit seinen eigenen Leuten. Gegen seine Verfügungen hat die theologische Fakultät in Halle protestirt, sie vernichteten die Union, wird gesagt. Auch Prof. Leo und noch viele Andere sind dagegen aufgetreten.

Wie es in unsern Behörden zugeht! Ein Gerichtsrath beschwert sich beim Appellationsgericht wegen Verkürzung, man hat allen seinen Kollegen, die mit ihm in gleichem Falle sind, eine Zulage gegeben, ihm nicht. Keine Antwort! Zweite Beschwerde. Keine Antwort. Beschwerde beim Justizminister. Endlich späte Antwort: nur auf Empfehlung des Appellationsgerichtes könne der Minister die Zulage gewähren. Ueber dies aber beschwert sich ja eben der Gerichtsrath! Ist das nicht Hohn? Freilich — der Mann gilt für demokratisch, und Herr Simons — ist Herr Simons, würdiger Nachfolger Rintelen's! —

Abends bei * Erzählungen von der *'schen Reise; eine wahre Hetze, ein wildes Vergnügen ohne Sinn, ein Jagen nach Orten, bloß um sagen zu können, man sei dagewesen, in Straßburg das Münster gesehen, aber nicht den Thurm bestiegen! Recht im Karakter! Eitelkeit, Prahlerei, Mode. Wenn einmal wieder ein König Gras frißt, wie Nebukadnezar, gehen sie alle mit ihm auf die Weide. —

In Hegel gelesen, in Goethe. — An Bettina von Arnim die Jahreszeiten geschickt.

Denkschrift gegen die Kreuzzeitungspartei, ausgearbeitet für Manteuffel, der sie dem Könige geben will. Sie dringt auf Zerstörung der Partei, wenigstens ihres Einflusses, auf Maßregeln gegen die Zeitung selbst. — Wird aber der Generaladjutant von Gerlach entfernt werden? Schon Radowitz drang vergebens darauf! — Und wird der Minister von Westphalen abgedankt? Der Minister von Raumer? Doch mit diesen Schwächlingen meint Manteuffel bald fertig zu werden; sind sie von ihren jetzigen Leuten getrennt, halten sie diese nicht mehr für mächtig, so ducken sie unter, und thun was ihnen gesagt wird. —

Sonnabend, den 10. Juli 1852.

Besuch von Bettina von Arnim. — Bettina fragt, ob sie ihr Buch wirklich dem König schicken, ob sie es Humboldt geben soll? Was sie dazu schreiben soll? Das Goethedenkmal liegt ihr schwer im Sinn, sie weiß nicht, wie sie damit dran ist; sie hat vieles abgeändert, besonders eine Psyche, von der Rauch, wie ihr hinterbracht worden, gesagt hat, es sei eine ganz obscöne Figur. Von dem Ganzen hat Rauch geäußert, es sei ein merkwürdiger Versuch einer genialen Frau, die aber keine Künstlerin sei, kein Künstler werde die Sache so wie sie jetzt ist wirklich ausführen wollen; es sei ganz Unstatthaftes dabei. —

In Saalfeld sind Verhaftungen und Haussuchungen geschehen; bei zwei demokratischen Handwerkern will man viele Schriften gefunden haben. — In Frankfurt a. M. ist das beabsichtigte Waldfest der demokratischen Vereine polizeilich verboten worden. — In Königsberg und in Köln sind eingebrachte politische Schriften in großer Menge weggenommen worden. Im Volk ist noch großes Treiben, zähes, muthiges. — Die Gesinnungen sind unverändert, der Haß gesteigert, — die Gelegenheit — wird sich finden! Die Furcht der Regierungen zeigt, wie mächtig sie die Gegner weiß oder glaubt. —

Die Kreuzzeitung ist heute wieder matt und schweigsam. Ihre Drohungen verwirklichen sich nicht! Wenn sie nicht furchtbar ist, wird sie gleich lumpig. Sie fügt sich doch immer wieder unter die Minister, und huldigt und schmeichelt denen, von denen sie sich gehaßt weiß; eben so macht sie es mit dem König. — Sie soll ungemein an Abnehmern verloren haben.

In Goethe gelesen, in Hegel. — Militairischer Briefwechsel Friedrich's des Großen mit seinem Bruder Prinz Heinrich. Hätte nur nicht der Hofmarschall von Schöning die Herausgabe zu besorgen gehabt! Ein ungeschickter, das Maul voll nehmender Tapo. —

Betrachtungen über die katholische Kirche, ihren Bestand, ihre Macht. Wir sind getäuscht durch die nahe Berührung, von freierem Standpunkt angesehen ist es nicht so arg. Sie lebt nicht mehr von eigner Kraft, sie wird gehalten durch die politische der Fürsten, und diese selbst leben nur durch die Gewalt der Soldaten, die ihnen noch gehorchen. Bei dem nächsten Sturm ist alles wieder vorbei, und die römische Macht fällt mit der andern. Wann? Ich kann warten. Erwartetes kommt alle Tage, und noch mehr Unerwartetes. —

Nachrichten aus Frankreich. Louis Bonaparte soll an Diabetes leiden. Die Opposition wächst, die Unruhe im Volk, auch im Heer. Wie lange noch, und der Staatsretter ist vorübergegangen wie andre flüchtige Erscheinungen, die keine andre Bedeutung hinterlassen, als daß sie eben nur Erscheinungen waren, ein gemeiner Staubwind, ein Regenschauer. Die Franzosen werden sich schon helfen, aber wir! —

Die größte Ehre die größte Schande! Manteuffel's dänischer Elephantenorden! Kann er ihn ohne Scham tragen? Belohnung für die nichtswürdigsten, Deutschland verrathenden, Preußen entehrenden Dienste. —

Daß Bismarck-Schönhausen in Wien auch gar nichts ausgerichtet, wird jetzt von allen Seiten eingestanden. Die Parthei merkt es endlich, daß man ihn absichtlich für die Sendung ausgewählt, weil sie eine vergebliche sein würde. Er fand sich, mit Neulings-Ehrgeiz, geschmeichelt, und war gefoppt. Der König möchte sie alle unter die Füße treten. —

Prinz Friedrich (Sohn des Bruders des vorigen Königs und der nachherigen Königin von Hannover) ist aus einer Vorstellung der Rachel fortgelaufen und hat sich im Friedrich-Wilhelmsstädtischen Theater an gemeinen Späßen belustigt: er rühmt sich dessen, und klagt über die Langweiligkeit dieser Rachel. So ist der Geschmack dieses alten Sünders und

Schwächlings! Die ganze Horde ist so. — Herr von Hülsen hat nicht einmal die Artigkeit gehabt, die fremde Künstlerin zu besuchen. Freilich, er spricht nicht Französisch! Ein Generalintendant der Königlichen Schauspiele! „Warum nicht? Der Minister der auswärtigen Angelegenheiten kann's auch nicht!"

Drei Offiziere desselben Regiments hörten von den drei Töchtern eines reichen Kaufmanns in der Provinz, jede soll sechzigtausend Thaler gleich mitbekommen; sie schickten einen Mittelsmann ab, dem die Unterhandlung vollkommen gelang, die drei Mädchen sind Bräute geworden, ehe man sich gegenseitig gesehen hat. Wie die Personen sind, darauf kommt es beiden Theilen nicht an, die eine Seite will nur Geld, die andre Rang und Stand. Einer dieser Edlen heißt Graf von Unruh, der zweite Herr von Wurmb, der dritte Name wurde nicht genannt. Sternberg erzählte die Geschichte; Herr von Wurmb ist der Neffe der Frau von Sternberg.

Die eingegangene Konstitutionelle Zeitung bekommt noch einen Prozeß, wegen eines Artikels, der die Sistirung der Gemeindeordnung für ungesetzlich erklärt hat. —

Montag, den 12. Juli 1852.

Hassenpflug von dem Obertribunal hier heute von der Anklage der Fälschung nach langer Berathung freigesprochen. Wohlbemerkt, daß die Thatsache nicht anders sich herausstellt, wie bei den früheren beiden Urtheilen, gethan hat er das was angegeben war, nur die Auslegung ist eine andre. Trotz der Freisprechung bleibt er ein Fälscher bis in alle Ewigkeit. Der Justizrath Crelinger hat ihn vertheidigt. Das Obertribunal hat ihn freigesprochen. Crelinger, Obertribunal! Das Obertribunal hat sich durch sein Benehmen gegen Waldeck mit unauslöschlicher Schande beladen.

In Elbing hatte am 1. Februar der Polizeiinspektor Neumann den Gottesdienst der freien Gemeinde willkürlich aufgehoben, und einige Mitglieder so wie Dr. Rupp, der den Vortrag halten wollte, waren, weil sie Einspruch thaten, wegen Ungehorsams angeklagt worden. Am 9. Juli kam die Sache zum Spruch. Der Staatsanwalt selbst erkannte die Auflösung als gesetzlich nicht begründet, die Willkür des Polizeimanns nicht zu rechtfertigen, trug aber doch auf die gelinde Strafe von 5 Thalern an, weil der polizeilichen Anordnung in jedem Falle auf der Stelle gehorcht werden müsse. Der Gerichtshof sprach demgemäß das Urtheil. Solch nichtswürdige, heillose Lehre soll ein Gerichtshof anerkennen, verkündigen! Das Ungesetzliche, Rechtswidrige, vielleicht gradezu Strafbare soll einstweilen ausgeführt werden, nachher kann man ja klagen! So weit ist es mit Preußen gekommen! Die Türkei hat eine zivilisirtere Regierung. Und das heillose Wesen soll dauern, gedeihen? Ein edles, freiheitswürdiges, von Bildung durchströmtes Volk soll von Barbaren geknechtet bleiben?! —

Fräulein Rachel wird nicht weiter spielen, giebt ihre sechste Rolle auf. Die Hitze und die Erkrankung eines Mitspielers werden als Ursache angeführt. Sie ist aber auch unzufrieden mit dem zu wenigen Besuch ihrer Vorstellungen, und besonders unzufrieden mit dem Hof, der sie gleichgültig, fast schnöde behandelt. Sie hat sich darüber scharf und schneidend in einer großen Gesellschaft bei der Gräfin Reale ausgesprochen, dem Prinzen Friedrich, dem alten Gecken hat sie's in's Gesicht gesagt, dieser Hof scheine keine Seele im Leibe zu haben.

Dienstag, den 13. Juli 1852.

Lange Unterredung mit dem Geheimen Rath *; sein Austritt aus dem Ministerium ist noch nicht gewiß. Klagen über die Erbärmlichkeit, die Willkür, die Verwirrung der Wirthschaft hier, über die Demüthigungen Preußens, die Niedrigkeit und Verachtung, in der die Regierung steht; gemeine rohe Denkart in den Behörden vorherrschend, von oben begünstigt; Trauer der bessern Offiziere, erlöschender Geist im Heere. — Direktor Cornelius. — Herr Freudorff, ganz erschrocken, wagt nicht mich anzureden! — Bei mir zu Hause war inzwischen Herr Dr. Ruge, und ließ mir eine Flugschrift zurück, die sein Bruder in London für mich gesendet: „Die Lage des Humanismus." In dem Vorworte stehen starke Sachen. Der nachfolgende Text ist mehr gelehrt als politisch, und sagt nichts zum Tage Gehöriges. —

Nun geht's los! Die Neue Preußische Zeitung ist gestern und heute polizeilich weggenommen worden! Gestern bekam ich noch das Blatt, heute nicht. Nun ist der Krieg ausgebrochen! Wird nicht ein klatriger Waffenstillstand folgen? — Alles stürmt gegen die Kreuzzeitung; man sieht wie klein die Parthei ist, und wie verhaßt, aber gleichwohl auch noch gefürchtet! Sie kann jeden Augenblick wieder die Oberhand gewinnen, denn sie sitzt am Hofe fest und hat den König sehr umsponnen.

In Breslau hat der Magistrat, während die Sache der freien Gemeinde noch vor Gericht schwebt, eigenmächtig sie für aufgehoben erklärt, ihre Grundstücke eingezogen ꝛc. —

Die Freisprechung Hassenpflug's durch das Obertribunal macht in den vornehmen Kreisen keinen Eindruck, man hat sie erwartet, zum Theil gewünscht; aber desto mehr im Volke; man hält ihn nach wie vor für einen Dieb, und die Richter für Diebshelfer; der Justizrath Grelinger hat sich ein schlimmes Denkmal gesetzt. —

In den Zoll- und Handelssachen die größte Verlegenheit und Stockung. Man kann nicht in einer einzelnen Sache klar und richtig verfahren, wenn man in allen andern irr' ist. Preußen weiß nicht mehr was es will und hat seine Grundlagen aufgegeben. Durch Begünstigung der Jesuiten ist es bis hinter die Reformation zurückgeschritten. Der Staat hat keine Bedeutung und keine Macht mehr, wenn er seine Geschichte verläugnet! —

Löher nahm Abschied, er reist nach Jena und Göttingen, wo er sich die Universitäten ansehen will. Ich wünsch' ihm von Herzen alles Gedeihen! Ein braver, wissenschaftlicher, und feiner, liebenswürdiger Mann. —

Im Tacitus und Suetonius gelesen. Französisches.

Fräulein Rachel, die während ihres Aufenthalts hier von Seiten des Hofes, der sie doch gerufen, auf das äußerste vernachlässigt worden, hat nun doch noch eine Einladung erhalten, der Kaiserin etwas vorzulesen, auch spielen soll sie in Potsdam, noch zuletzt, ob sie's thun wird ist noch die Frage. Sie wissen nicht, wen sie vor sich haben, die Künstlerin scheert sich den Teufel um sie. —

O nein! Sie scheeren wohl umeinander! Der Kaiser, der immer sagte: „la vilaine rouge, je ne veux pas la voir!" küßt ihr die Hände, beschenkt sie, ladet sie ein, und die Schauspielerin ist entzückt, bewundert den Kaiser, ist entzückt! — Dagegen ist nun weiter nichts zu sagen, sie zeigen wer sie sind. —

Mittwoch, den 14. Juli 1852.

Drittehalbstündiger Besuch vom Grafen von Alvensleben: er brachte zwar manche Neuigkeiten aus unserm innern Hof- und Staatswesen, manche wichtige und noch mehr lustige, aber für die lange Zeit war mir doch der Ertrag zu klein; und

dazu die besten Vormittagsstunden! — Kleist erzählt mir, er komme eben von seinen Gütern in Pommern, die ganze Provinz sei aufgeregt wegen der Begünstigung der Jesuiten und überhaupt der katholischen Kirche, man sei dort heftig protestantisch, nehme dem Könige was er in diesem Betreffe thue und sage sehr übel, und wenn man die Religion gefährdet oder gar glaube, der König werde katholisch werden, so könne plötzlich die treueste Provinz die am meisten zum Abfall geneigte werden. — Ueber Paris, unsern Gesandten Grafen von Hatzfeldt, der an Unverstand und Schwäche alles übertreffe, was man in dieser Art je gesehen, selbst Herr von Werther habe nicht solche Blößen gezeigt. Ich glaub's, Preußen hat von jeher solche Diplomaten in Fülle! —

Die Neue Preußische Zeitung geifert und jammert über die Beschlagnahme, und giebt aus Trotz die Leitartikel der weggenommenen Blätter heute nochmals. Sie nennt nun auch ihren Feind, und nennt ihn Mantenffel-Quebl, erstern durch letztern schimpfend.

Sie übt eben jetzt wieder die Niederträchtigkeit, einen lügenhaften Bericht von dem Waldfest der Demokratie bei Frankfurt am Main zu geben. Den feierlichen Auszug hatte die Polizei verboten, und der unterblieb. Aber die demokratische Bevölkerung von Frankfurt, Offenbach, Höchst, Rüdesheim, von mehr als zwanzig Ortschaften strömte zusammen, man tafelte, sang Lieder, und über zehntausend Menschen waren friedlich und fröhlich bis an den Abend beisammen. Die Kreuzzeitung aber lügt hinzu, nach dem Absingen des Heckerliedes, des Hängeliedes und der Marseillaise hätten wüthende Prügeleien stattgefunden. Im vorigen Jahre machten die eingeschlichenen Gegner Unfug, das Schandblatt meint, das müsse wieder so gewesen sein. Das Fest ist von großer Bedeutung, indem es zeigt, daß der Volksgeist lebendig

Aerzte, Umziehen und hunderterlei andere Ausgaben, die Ehre, Gefühl, Andenken nicht gestatten abzulegen, bringen mich gewaltig in die Klemme. Gott weiß, wann ich wieder auf einen grünen Zweig komme. Mir geschäh' ein böser Streich, wenn mein Gehalt nur über Zeit ausbliebe. Ich bin beschäftigt, ein Manuskript kopiren zu lassen, das nicht länger faullenzen soll. Welch ein Glück, könnte ich Sie darüber zu Rathe ziehen!

Wir haben fortwährend warmes Winterwetter. Möge ein milderer Himmel im Norden Ihrer verehrten Gemahlin und Ihnen Gesundheit hauchen.

Behalten Sie mich lieb.

Hochachtungsvoll

Oelsner.

Der „Morning Chronicle" vom 30. liefert dem Publikum eine französische Petition, die dem Rufe des Hrn. Lainé gewaltig schaden kann.

60.

Essai sur la diplomatie moderne et sur la vie politique et privée,

du Prince de Talleyrand.

Introduction.

Chap. I. *L'Abbé de Perigord et son entrée dans le monde.*
„ II. *L'évêque d'Autun et l'assemblée constituante.*
„ III. *Mr. de Talleyrand et l'émigration.*
„ IV. *Le citoyen Talleyrand et le directoire,*

und nicht entmuthigt ist. Unter den Augen des Bundestags, der Bundesbesatzung!

Die Koburger Ritterschaft klagt am Bundestag gegen den Herzog, weil er durch seine Verfassung die Stände gleichstellt, Urwahlen ohne Zensus bestimmt hat ꝛc. —

Ein Bürgermeister, der auf dem Weichseldampfschiff nach Pillau — glaub' ich — unbefugte Gewalt ausgeübt, und vor Gericht Unrecht bekommen hat, ist nichtsdestoweniger, oder grade deßhalb, auf sechs Jahre in seinem Amte bestätigt worden. Solche Burschen sind recht angenehm, sie geben die beste Bürgschaft, daß man sie zu allem werde gebrauchen können. –

Im Tacitus gelesen, in Goethe und Moritz.

Die Kreuzzeitung ist auch heute, also dreimal hintereinander, von der Polizei weggenommen worden; doch hab' ich das heutige Blatt bekommen.

Herr von Jasmund, Redakteur des preußischen Wochenblattes, ist ausgewiesen worden, der Befehl indeß vorläufig noch eingestellt. Herr von Bethmann-Hollweg ist auf die Nachricht eiligst vom Rhein hieher gekommen. —

Fräulein Rachel, ergrimmt über die Grobheit des Herrn von Hülsen, hat in das Stammbuch seines Vorgängers Herrn von Küstner deutsch die Worte eingeschrieben: „Man kann uns wohl niedrig behandeln, aber nicht erniedrigen."

„Völkerkunde. Karakteristik und Physiologie der Völker, von Dr. M. L. Frankenheim, Professor in Breslau. Breslau, 1852. 8." Ein wackeres Buch, im humansten Sinn verfaßt.

Donnerstag, den 15. Juli 1852.

Die Urwählerzeitung zeigt sehr gut, daß all' die Vorsichtsmaßregeln in Paris zur Abwendung neuer Barrikaden, das Abschaffen der Pflastersteine, die Gradelegung der Straßen ꝛc.

ganz umsonst und lächerlich sind; daß eine Revolution stets unerwartet kommt, und in den tiefen Fehlern und gänzlichen Rathlosigkeit der Regierenden ihre Stärke hat. Erhebt sich das Volk, so geschieht das aus großer Ursache. Man kann auch an die Schloßgitter hier denken, an die umgitterten Wachen ꝛc., das Denkmal, das die Regierung dem 18. März errichtet hat! —

Der Prozeß Rothjung-Becker kommt in Köln zur Verhandlung, erst jetzt! Der brave Barbier Kühne ist auch als Zeuge vorgeladen, und reist mit einigen andern Zeugen auf Staatskosten hin. — Der Todtenbund treibt auch noch seinen Spuk, man verhaftet noch hin und wieder arme Teufel; aber es kommt nichts dabei heraus. — Die Fliegenden Blätter in München haben ein Bildchen, wo drei Schneider bei Nacht ihren Schwur ablegen. Aber mit dergleichen hält die Polizei sich zum Narren, und läuft dem Hasen nach, während Wolf und Fuchs ungefährdet bleiben.

Das demokratische Waldfest bei Frankfurt am Main macht gewaltiges Aufsehn, man erschrickt zu sehen, daß überall noch demokratische Vereine bestehen, und daß sie in ihrem Zusammenhange offen hervortreten. Hier können sie das freilich nicht, dazu ist die Polizei zu stark, und nach ihr das Militair. Aber vorhanden sind die Vereine, und wirken und werben, diese Gesinnung ist nicht mehr auszurotten, durch Drohung und Gewalt gewiß nicht.

In Wetzlar ist ein Sängerfest, an welchem die ganze Rheingegend theilnehmen wollte, und das schon mit Böllerschüssen feierlich begrüßt wurde, plötzlich durch den Oberpräsidenten von Kleist Retzow verboten werden. Nachwirkung des Waldfestes? Furcht? —

Wie ehrenwerth die demokratischen Blätter sich bei dem Unglück der Kreuzzeitung benehmen! Keines jubelt oder spottet, höchstens wird die Thatsache einfach erwähnt. Wie

befliſſen war das Schandblatt die Unfälle der demokratiſchen Zeitungen zu begeifern, zu verhöhnen! Wie lobte ſie die Polizeibehörde! Wie freute ſich der Zuſchauer, wenn ein Redakteur in Haft kam, „brummen“ mußte! — Auf welcher Seite iſt hier Vornehmheit, Bildung?

Erzählungen von Fräulein Rachel, bei der eben Hofrath Förſter geweſen; der König hat ihr 20,000 Franken geſchenkt, die Kaiſerin einen Opalſchmuck. Sie ſagt, mit reichlichem Gelde ſei nicht alles abgemacht, es gehöre auch dazu, daß man einen Künſtler zu behandeln wiſſe. Ihr Bruder, Herr Felix, hat dem Herrn von Hülſen ſeine Grobheit vorgeworfen und einen heftigen lauten Zank mit ihm gehabt.

Die Kreuzzeitung erſcheint nicht, anſtatt ihrer ein gedrucktes Anzeigeblatt, daß die dreimalige Beſchlaglegung ihr zeige, wie man entſchieden ihr Fortfahren in alter Weiſe nicht geſtatten wolle, ſie könne aber nicht anders ſchreiben, ſie müſſe Farbe halten, und zöge daher vor, eine Zeitlang zu ſchweigen, bis das Gericht geſprochen habe. — Seit langer Zeit hat kein hieſiges Ereigniß ſolches Aufſehen gemacht. Die Kreuzzeitung eingeſtellt! Das einſtweilige Aufhören kann leicht ein ſchließliches bedeuten. Eine Niederlage iſt es jedenfalls, eine eingeſtandene. Uebrigens eine Unehrlichkeit gegen das Publikum, denn dies hat eben ein Vierteljahr theuer bezahlt, und hat das Recht auf ein Blatt mit täglichen Nachrichten, die ſogenannten Leitartikel konnten eine Zeit hindurch fehlen, aber die Nachrichten aus London, Paris und Wien u. ſ. w., die Nachrichten aus der Stadt konnte ſie ungefähr[et] liefern. —

Freitag, den 16. Juli 1852.

Wie komm' ich dazu vom ruſſiſchen Kaiſer zu träumen? Es war nichts Unangenehmes, doch verdroß mich's als ich wachte.

Der preußiſche Zollverein geht zu allen Teufeln! Man

ſieht den Abfall Sachſens als gewiß an, und denkt hier ſchon wieder an Zollwächter gegen die ſächſiſchen Gränzen! —

Man erzählt, der Präſident von Gerlach, bekanntlich ſehr feige — oder nur da dreiſt wo er ſich ſtark und ſicher weiß —, habe den Sturm gegen die Kreuzzeitung vorhergeſehen, und ſich ſchon vor acht Tagen von ihr losgeſagt! Das hindert aber nicht, daß er nicht doch mit allem Eifer für ſie wirke. —

Kirchliche Exkommunikation eines Eiſenbahnbeamten in Baiern zieht Verluſt bürgerlicher Rechte nach ſich! Soll nicht auch bürgerliche Strafe erleiden, wer die Kirche verſäumt? Wer nicht Sonntags zweimal hinein geht? Wahre Verruchtheit, dergleichen wieder herbeizuzerren! — In Oeſterreich hat der junge — Kaiſer nun die Jeſuiten förmlich hergeſtellt.

Nachrichten aus Ungarn, die Reiſe des Kaiſers fällt gar nicht glänzend aus, kein großer Zulauf, kein lauter Jubel, im Gegentheil! Der vornehme Adel huldigt wohl, aber das Volk hält ſich finſter zurück. Die prahlenden Zeitungsberichte ſind Lügen, oder gründen ſich auf Lügen: die Behörden zwingen die Menſchen herbei und bezahlen ihren Leberuf.

Nach der Niederlage der Kreuzzeitung dachte man eine Annäherung zwiſchen den Miniſtern und der Parthei Bethmann-Hollweg im Werke, doch letztere erklärt, mit dem Miniſter von Manteuffel werde ſie nie gemeine Sache machen. Darauf erklären nun die Miniſter und ihre Anhänger, daß jene Parthei ſich zu unbedeutend und unfähig erwieſen habe, als daß jemals ein Miniſterium etwas an ihr haben könnte. —

Im Livius geleſen. In Goethe's Rom und in Moritz'ens Rom. — Vermiſchte Sachen. —

Der König von Dänemark hält ſeine Amneſtie nicht, bricht ſein feierlich gegebenes Wort! — Wie die Andern! — Wann wird ſie kommen die Nemeſis? Kommen wird ſie. —

Der König nahm als Kronprinz in Königsberg Fechtunterricht; auf einem mit Planken umzäunten Hof. Die Schul-

jugend kam vorbei, und bemühte sich durch Ritzen und Löcher etwas von der Fechtübung zu sehen. Das ärgerte den Kronprinzen, er näherte sich den Planken, und stach wüthig mit dem Rappier durch die Löcher, hinter denen er die Augen der Knaben vermuthete. Sein Fechtmeister war empört, und verwies es ihm mit harten Worten, die jener mürrisch aufnahm. —

Sonnabend, den 17. Juli 1852.

Brief aus Königsberg vom Staatsminister von Schön. Unzufriedenheit mit den dicken Bänden von Stein's Leben durch Pertz. Nochmalige Aufforderung Hardenberg's Leben zu schreiben. Die Familie des Grafen von Bülow-Dennewitz wird mir Nachrichten zu dessen Biographie zuschicken.

Der Kladderadatsch vortrefflich über Hassenpflug, den er für den seinen erklärt, den er nicht sich will rauben lassen.

Mit den Urwahlen wird es bald aus sein. Man arbeitet ein neues Wahlgesetz aus, das extrovirt werden soll, mit ständischer Gliederung ꝛc. Der Demokratie kann's einerlei sein, sie wählt ohnehin nicht mit, sie verschmäht die Gaukelei.

Merkwürdiges Wort von Hegel: „Man bringt nicht in Anschlag was das Leben in concreto ist, — die angenehme Gewohnheit des Wirkens und des Thätigseins, wie es Goethe nennt, — das uns beständig beschäftigende unaufhörliche Einströmen von Empfindungen in die körperliche Behaglichkeit", das ist ein außerordentlicher Ausdruck, der den Goethe'schen noch überbietet! Es ist ein Blick, der sich in das Innere der Natur einbohrt. — (Ueber den Briefwechsel Lessing's mit seiner Frau.)

Sonntag, den 18. Juli 1852.

In Moritz geleſen, in Goethe, in Stahr. Livius und Martialis nachgeſchlagen.

Hausſuchungen bei Berichterſtattern fremder Zeitungen hier, man ſuchte Artikel über die Zollvereinsſache! Man meint darin etwas verbieten zu können; viel zu ſpät! Die Meinungen ſind längſt fertig, und die feindlichſte iſt ſchon ausgeſprochen worden.

Freiſprechungen theils, theils Verurtheilungen in Sachen der freien Gemeinden. Die Gerichte ſind nicht einig, aber einige gewinnen wieder etwas Muth zur Selbſtſtändigkeit. —

Der Magiſtrat zu Frankfurt am Main empfängt eine öſterreichiſche ſcharfe Mahnung, weil er das demokratiſche Waldfeſt nicht verhindert hat. Der Graf von Thun ſagte ſchon früher, die Frankfurter Behörden ſeien keine Behörden! —

In Mecklenburg fortgeſetzte harte Verfolgung der Demokraten, Abſetzung von Predigern, Schullehrern, Profeſſoren ꝛc. Auch neue Uebertritte zur katholiſchen Kirche. —

Jämmerliche Ständeverſammlung in Kaſſel. Und doch Oppoſition!

Aufforderung und Lockung zur Herausgabe einer deutſchen Monatſchrift litterariſchen Inhalts. Ich weiß wohl, daß eine ſolche, die überall eindränge, gänzlich fehlt, und daß ſie außerordentlichen Nutzen bringen müßte, auch habe ich ſchon viele Verbindungen, die dafür nutzbar wären, und andre könnt' ich leicht gewinnen. Allein ich fühle in mir jetzo nicht die gehörige anhaltende Kraft um eine ſolche Arbeit auch nur ein Jahr wirklich zu führen und durchzuſetzen. Ich würde die Hauptſache bald Andern überlaſſen müſſen, und mit ihrer Leiſtung ſchwerlich zufrieden ſein. Zudem hätte ich auf alle andere Thätigkeit für geraume Zeit Verzicht zu thun, und das könnt' ich kaum verantworten. Summa dieſer Gründe und Erwägungen: ich gehe auf keinen Plan der Art ein, ich übernehme

nichts! — Obnehin rechne ich mir es besonders an, daß leichtsinniger Ehrgeiz und Wunsch nach Einfluß und Stimme mich auch in jüngern Jahren nie verführt hat, Herausgeber eines Blattes zu werden, das nur solche persönliche Zwecke haben könnte! Das ist für die *, **, *** u. s. w., die, wie Andre etwa denken sich anzuschließen, ihrerseits nur vor allem ihr Blatt haben und damit ihr Geschäft treiben wollen, — allenfalls auch sich dabei verkaufen! —

Montag, den 19. Juli 1852.

Die Neue Preußische Zeitung ist wieder erschienen! Nach drei Tagen passiven Widerstandes. Sie erklärt, sie füge sich in Gehorsam, und werde von nun an in den Zeitsachen sich jeder eignen Meinung enthalten!! Und vor drei Tagen prahlte sie, lieber erscheine sie nicht, als daß sie nicht ihre Farbe hielte! Völlige Niederlage, völlige Niederträchtigkeit! —

In Hamburg wollen Rath und Bürgerschaft die neue Verfassung, trotz Bundestag und trotz der Mahnungen Oesterreichs und Preußens. In Bremen noch der alte Zustand.

Droysen's Werk über das Leben des Feldmarschalls Grafen von York hat ein unbestreitbares eigenthümliches Verdienst: es ist nicht sowohl die Auffassung und Darstellung seines Helden selbst, als vielmehr die geschickte Herbeiziehung und Verarbeitung alles zeitgeschichtlichen Stoffes, der zur Unterlage und Ausschmückung seines Helden dient. Jedoch wird der Held bisweilen von diesem Stoff etwas gedrückt, und dient nur zum losen Faden, alles Andre daran aufzureihen. —

Dienstag, den 20. Juli 1852.

Bettina von Arnim kam Nachmittags, und Gisela holte sie nachher ab. Bettina hat vor acht Tagen einen Anfall gehabt, als sie Meyerens aufstand fühlte sie die rechte Zeit wie

gelähmt, der Fuß ſchleppte, die Hand konnte nicht feſthalten. Man ſchrieb gleich auf's Land und Giſela kam ſie zu pflegen. Es geht wieder gut, ſie kommt zu Fuß von den Zelten, aber ſchreiben kann ſie noch nicht. Eine rheumatiſche Lähmung, es ſoll nichts zu ſagen haben. Mir aber machte es den traurigſten Eindruck; Bettina krank, gebrechlich, das will nicht paſſen. Aber wer bleibt verſchont? es kommt an jeden! — Giſela ſehr hübſch und munter. Bettina ſehr aufgebracht über Humboldt, der gegen ihren Schwager Pitt Arnim ſchlecht von ihrem Buche geſprochen. Sie will, ich ſoll Humboldt darüber zur Rede ſtellen, ihm eigends deßhalb ſchreiben. Sie giebt dem bei mir hängenden Bilde Humboldt's einen Naſenſtüber. Sie behauptet die Auflage ſei ſchon faſt verkauft; ich glaub' es nicht, im Gegentheil, ich glaube die Nachfrage ſehr gering. —

Die Neue Preußiſche Zeitung iſt wieder ganz matt und jämmerlich; ihre Schwäche iſt offenbar, ſie hat Prügel hingenommen, nun glaubt niemand mehr an ihren Muth und Trotz. Sie wirft ihren Geifer auf die Blätter die von ihrem Unglück ſchlecht geſprochen haben, und droht ihnen. Das iſt wohlfeil! Gegen Manteuffel muß ſie losziehen, das iſt was! Aber da rettet ſich das Luder heuchleriſch in den Gehorſam! —

Mittwoch, den 21. Juli 1852.

Geſchrieben. Ueber die nächſten Wahlen: Beharren in der Nichttheilnahme: es iſt wieder wie vor 1848, da hatten wir nichts mit den Wahlen zu thun, wir waren ausgeſchloſſen; die nächſte Wahlordnung ſchließt uns wieder aus: warum uns zu dem Poſſenſpiel hergeben? Es iſt wichtig, daß eine große Maſſe vorhanden iſt, die ſich nicht mit Nebenſachen abfertigen läßt, die ſtets auf die Hauptſache gerichtet iſt. — An meinen Denkwürdigkeiten weitergeſchrieben.

Die katholische Geistlichkeit wird immer dreister, herrschsüchtiger. Der Bischof Arnoldi in Trier verbietet auf Befehl des Pabstes dem Professor der Philosophie den Vortrag der Günther'schen, die bisher erlaubt war. — Der Erzbischof von Freiburg in Baden verhängt Strafen über die Geistlichen, die nach Befehl der Obrigkeit ein Todtenamt für den verstorbenen Großherzog gehalten haben. —

Neue Haussuchungen bei Krackrügge in Erfurt und beim Buchdrucker Faust. Verfolgungen in Thüringen; die Herzoge werden durch die Reaktion dazu gezwungen, man droht ihnen mit dem Bundestage. — Neue Verhaftungen in Bremen.

Der Minister von Westphalen hat durch ein Schreiben an den Bürgermeister von Neustadt-Eberswalde das dort angekündigte, schon seit sechs Jahren gefeierte märkische Sängerfest polizeilich verboten.

Die Kreuzzeitung scheut es nicht einen Vortheil auch unter der Form von Schande zu gewinnen. Sie hat die Niederlage vor dem Publikum nicht gescheut, das demüthige Bekenntniß des Gehorsams abgelegt, weil sie unter dieser Bedingung dem Minister von Manteuffel die Entfernung des Dr. Quehl — also ein Stück des Ministeriums selbst, „Manteuffel-Quehl", — abgedrungen hat. Die Junker schämen sich nicht, die Kreuzzeitung schämt sich nicht, die Minister schämen sich nicht. Es ist die gemeinste Lumpenwirthschaft. —

Der König von Schweden ist in Kissingen. Seine Reise macht gar kein Aufsehn, keinen Eindruck. — Louis Bonaparte macht Aufsehn, weil er noch nicht König ist! —

Donnerstag, den 22. Juli 1852.

Louis Bonaparte, der Abenteurer —, in Straßburg, und in Baden bei der Großherzogin Stephanie. — Alles eilt ihn zu begrüßen, ihm zu huldigen. Der König hat den General-

lieutenant von Hirſchfeldt damit beauftragt. Schöner Auftrag! Was einem nicht alles zukommen kann, wenn man die Ehre hat im Dienſte zu ſein! Und bei ſolchen Demüthigungen noch immer der Dünkel, man ſei etwas Beſonderes! —

Freiſprechung des ehemaligen Bürgermeiſters in Glauchau, der wegen der Dresdener Geſchichte ſchon zu zwölf Jahren Zuchthaus verurtheilt war, durch das Obergericht. —

Der Hamburger Senat wird vom Bundestag gewarnt, die neue Verfaſſung nicht einzuführen. Der Bundestag findet, daß auch Hannover noch viel zu frei iſt, der Preſſe und den Vereinen zu viel geſtattet. Auch die Sängervereine ſind verdächtig, und werden hie und da ſchon verboten.

Im Tacitus geleſen, im Grotius.

Vom Präſidenten von Gerlach wird nicht bloß in demokratiſchen Kreiſen, ſondern auch am Hof und in vornehmen Geſellſchaften, wie von einem Hanswurſt geſprochen, wie von einem ſchlechten Bajazzo, der gemeine, abgeſtandene Späße macht, — ein „ungeſalzener Schuft“ ſagt Shakeſpeare. —

Freitag, den 23. Juli 1852.

Um 12 Uhr zu Bettina von Arnim gefahren. Wir trafen ſie allein, ſie ſchien ſehr matt und betrübt, ermunterte ſich aber ſchnell, und zeigte uns das Goethe-Denkmal; ſie hat viel daran geändert, und will noch mehr ändern, auch ihr mailändiſches Wappen ſoll nun wegfallen, äußerte ſie ganz von ſelbſt. Wir ſahen alles genau an, das Fußgeſtell des Sarkophags bedarf unten noch eines Abſatzes, meine ich; auch verlang' ich die umgebende Waſſerrinne breiter und tiefer, überhaupt gewaltige Waſſerfälle.

Alles reiſt in's Bad; der König nach Putbus, die Königin nach Iſchl, Hinckeldey nach Oſtende, Duehl, die Miniſter alle.

Chap. V. *Talleyrand et le consulat.*
„ VI. *Le Prince de Benevent et l'empire.*
„ VII. *Le Prince de Talleyrand et la restauration.*
Conclusion et notes.

Quelque intérêt que présentent les événemens, cet intérêt diminue si on le sépare des hommes. Dans notre siècle, la vérité aussi-bien que la fiction, a besoin d'emprunter une physiognomie animée, et un héros brillant n'est pas moins indispensable à l'histoire qu'au romancier etc. . . . Toutes ces conditions, nous les avons trouvées merveilleusement réunis dans un homme que l'on peut regarder comme un phénomène politique, puisque, seul peut-être parmi nos hommes d'état, il n'a jamais vu fuir avec la faveur cette considération mondaine, qui en est l'ordinaire compagne, et qui lui survit si rarement. Nous n'avons donc du hésiter à choisir le Prince de Talleyrand-Périgord, membre de l'assemblée constituante, Ministre du Directoire, Ministre du Consulat, Ministre de l'Empire, Ministre du Roi; appartenant à l'ancienne noblesse, par sa naissance, à l'église par ses premières fonctions, à la bonne compagnie par ses habitudes, à la liberté par ses actions et ses discours, à l'égalité par son mariage . . .

Ce fut des mains de l'évêque d'Autun qu'elle (la révolution) reçut sa première bénédiction au champ de mars, où il la tint pour ainsi dire sur les fonds de baptême. Sous le directoire on put admirer avec quelle prudence il eut l'air de lui pardonner ses fautes et ses crimes, lorsque en 1800 elle se fit consulaire, elle reçut son encens, quatre années ensuite, il célèbra son union avec l'empire, se refroidit peu-à-peu et s'empressa toutefois de lui rendre les derniers devoirs alors qu'en

— Juſtizferien; Bundestagsferien, Zollberathungsferien. — Werden ſie im Herbſte klüger wieder an die Arbeit gehen?

Die Neue Preußiſche Zeitung vertheidigt ihr Benehmen erbärmlich, wie der ſchlechteſte Sachwalter-Schuft! Mit neuen Lügen, elenden Kniffen, Verdrehungen. Das Wahre verſchweigt ſie. —

In Aſchersleben iſt die freie Gemeinde, bisher ſeitens der Polizei lange unterdrückt und angeklagt, gerichtlich frei geſprochen worden.

Wie kurz iſt doch in dieſer Zeit, unter den gewöhnlichen Menſchen das Andenken! Die nächſten, die theuerſten Perſonen, gleich ſind ſie vergeſſen. Wie die Wilden leben die Menſchen in den Tag hinein, ohne Geſchichte, ohne Zukunft. Wenn ich in meinem nächſten Kreiſe mich umſehe, ſo muß ich erſchrecken. Niemand ſpricht noch von Moritz und Gretchine Robert, von Hannchen von Lamprecht, von Fanny Gasper, von Abraham und Lea Mendelsſohn, von Rieſewetter, von Strägemann, ihre Kinder oder nahen Verwandten leben, aber ſie gedenken der Alten nicht, dieſe ſind verſchwunden als wären ſie nie dageweſen. — Je höher und edler der Menſch iſt, deſto ſtärker fühlt er ſeinen Zuſammenhang mit den Seinigen, aus dem engſten Kreiſe in die weiteſten hinaus. Ich bin durch mein ganzes Weſen, ich möchte ſagen durch mein Fach, auf das Andenken, auf das Hegen und Pflegen des Vergangenen hingewieſen, ich will mir daraus kein beſonderes Verdienſt machen. Und wie könnt' ich auch neben Rahel! In ihr war dieſe Tugend des Andenkens auf den höchſten Gipfel geſtiegen. Sie gedachte der Entfernten, der Abgeſchiedenen, als wären ſie gegenwärtig, als lebten ſie; und in ihr lebten ſie wirklich noch, thätig und friſch; die Ferne, der Tod ſelbſt hatten keine Gewalt; Rahel ſprach von ihren Freunden, als übten ſie noch Einfluß auf ſie, zitirte ihre Sprüche, ihre Meinungen, machte deren eigenſtes Weſen geltend, rief immer ein lebendiges Bild derſelben hervor. Wie

viele ihrer Freunde kannt' ich nur durch ſie, aber ſo, als hätt' ich ſie ſelber gekannt: ſie lebten mit mir und ich mit ihnen, die Sphäre ihres Daſeins war erweitert durch Rahel. Und alles das nur als reine Thatſache, ohne Bemerkung derſelben, gleichſam unbewußt, weit entfernt von allem Anſpruch, daß es etwas ſein ſollte! Nie hat es jemand hervorgehoben, nur ich ſag' es jetzt, durch den Gegenſatz aufmerkſam gemacht. —

Sonnabend, den 24. Juli 1852.

Aeußerungen des Königs über den Kölner Dom, der ſoll fertig werden, das ſei ihm die wichtigſte Angelegenheit ſeines Lebens, nur für dieſen Zweck möchte er Krösus Schätze haben! Nur für dieſen Zweck? Ein König von Preußen! Und läßt Friedrich's des Großen Werke drucken! Wie paßt das zuſammen? Recht gut! Es iſt beides Schminke, das eine rothe, das andre weiße!

Die Zeitungen ſind angefüllt mit verworrenen unſichern Nachrichten über den Stand der Zoll- und Handelsberathungen. So wichtig die Entſcheidungen ſein werden, ſo gleichgültig iſt dieſer Wechſel von kleinen Zügen und Stellungen, in denen überall nur die Unfähigkeit, Unklarheit und Hoffahrt der Regierenden erſcheint. Sie wären es werth, daß ein dritter dazu käme, und beiden Spielern das Spiel an die dummen Köpfe würfe! Der rechte Napoleon thäte es, der falſche iſt aber ſelbſt ein —, der kann's nicht. — Würtemberg und Baden haben ſich von der Darmſtädter Koalition etwas zurückgezogen, ſich wieder Preußen etwas genähert. Das gehört recht zu dem albernen Zeug, es darf nichts ganz geſchehen, alles nur halb. In Baden herrſcht die alte Dämelei, in Würtemberg ſcheint dem König auch das Gehirn auszutrocknen.

— In Darmſtadt regiert der Prinz Emil, der ehmalige Franzoſe und jetzige Oeſterreicher. —

Der Großherzog von Heſſen-Darmſtadt iſt der erſte deutſche Fürſt, der mit dem — Louis Bonaparte die Orden ausgetauſcht. Deutſche Fürſtenehre, ſie iſt wie ſie war. Nach innen hoffährtig und wortbrüchig, nach außen demüthig, kriechend. —

Ein Stückchen Rheinbund im Werden? Es wäre billig, unter ſo — Regierungen muß alles Schmachvolle, Schändliche, Verderbliche wiederkehren! Oeſterreich und Preußen haben ſchon Schleswig-Holſtein abgetreten, das zieht weiteres nach ſich. — Der — Louis Bonaparte hat die badiſchen Truppen beaugenſcheint, ſie haben ihm vive Napoléon gerufen, er hat ſeine Zufriedenheit zu erkennen gegeben. Das Pariſer Blatt Patrie fragt ſchon, ob nach ſolchen Vorgängen Baden noch als Ausland zu rechnen ſei? Bravo! Bravo! —

Daß der König den Louis Bonaparte in Straßburg durch den Generallieutenant von Hirſchfeldt begrüßen ließ, ſieht man hier wie eine große Demüthigung an. Als der König in Trier war, hat Louis Bonaparte ihm niemanden geſchickt. —

Sonntag, den 25. Juli 1852.

Geſchrieben: von meinen Denkwürdigkeiten den Abſchnitt **1818** vorläufig beendet. Papiere für den Abſchnitt **1819** zuſammengeſucht.

Montag, den 26. Juli 1852.

Die Zollvereinsberathungen hier vertagt, die Abgeordneten auf Reiſen, in Bädern ꝛc. Auf dieſe Weiſe verlängert ſich die Dauer des Zollvereins noch, ſo lange die Vertagung währt beſteht er noch! —

Wollt ihr wissen, welches das Jahr der Schande ist? Dieses jetzige; doch machen andre ihm den Vorrang streitig. Allerdings kann auch das Jahr 1848 so heißen, es hat die vollendete Feigheit und — der Fürsten gesehen.

In Pillau hat der sogenannte Plantagenklub den Bürgermeister Faß, der sich vor einiger Zeit mit frecher Gewalt eigenmächtige Griffe erlaubt hat, und seitdem die Bestätigung in seinem Amte auf sechs Jahre von der Regierung erhielt, nicht aufgenommen; der Oberstlieutenant von Zollicoffer als Kommandant hat in einem lächerlichen Schreiben dem Klub dies verwiesen, und ihm gedroht, wenn der Beschluß nicht zurückgenommen würde, die Erlaubniß zur Benutzung der sogenannten Plantagen zurückzunehmen. Der Klub hat würdig und ernst geantwortet, und den Herrn von Zollicoffer abgefertigt. Der Klub aber geht nun ein.

Heute strömte ganz Berlin zu dem Borsig'schen und zum botanischen Garten, nach Moabit und Schöneberg, die Victoria regia, die an beiden Orten blüht, anzusehen. —

Dienstag, den 27. Juli 1852.

Brief aus Königsberg von Herrn von Schön, der mir seine Freude über Grote's history of Greece ausspricht, Lobeck und Lehrs beugten sich tief vor dem Autor. Das freut mich. Schön sieht die Wichtigkeit des Werkes für unsere Zeit ein. Der Samen der Demokratie für die Zukunft!

In der Nationalzeitung steht der Briefwechsel des Kommandanten von Pillau, Oberstlieutenants von Zollicoffer, mit dem Vorstande des Plantagenklubs, wegen nicht Aufnahme des berüchtigten Bürgermeisters Faß, vollständig abgedruckt. Zollicoffer und Faß werden berühmte Namen. —

Die Urwählerzeitung giebt die traurig-lächerliche Geschichte

von der Verfolgung, die eine deutschkatholische Gemeinde abseiten der Behörde erlitten hat. Kniffe und Tücken, die aber doch nichts gefruchtet. Die Gemeinde besteht. —

An Herrn von Schön nach Preußisch-Arnau geschrieben. — Ueber Grote, seine Person, sein Werk. Lob und Preis!

Im Tacitus gelesen. Französisches, Englisches. —

Die Prinzessin von Preußen, grade in Baden anwesend, als Louis Bonaparte dort eintraf, hat seinen Besuch annehmen müssen; der König hatte es von hier aus ihr befohlen. Der Freundin der Herzogin von Orleans muß es hart gewesen sein, den Räuber des Orleans'schen Vermögens zu empfangen. — Man unterwirft sich jeder drohenden Gewalt! —

Die Neue Preußische Zeitung bringt ihre Rundschau. Sie spricht vom 18. März, wo das stolze Preußen sich gebeugt, das Heer beschimpft worden, der Prinz von Preußen seinen Palast dem Pöbel überlassen, — offenbar den König und den Prinzen zugleich etwas bloßstellend. Dann spricht sie von der Nothwendigkeit der Parthei, ihrer Parthei, rühmt mit Trotz deren Verdienste, droht mit neuer Schmach. Aber den Minister von Manteuffel lassen sie in Ruhe! Die feigen, tückischen Heuchler, ohne Scham und Ehre! —

Der Prozeß gegen Dr. Becker in Köln erleidet neuen Aufschub! Seit fast zwei Jahren ist Dr. Becker in strenger Untersuchungshaft! Welche Strafe gebührte den Beamten, die an solcher Hinzögerung schuld sind?

Die freie evangelische Gemeinde zu Ober-Hasselbach von der Regierung zu Liegnitz schändlich gequält und beeinträchtigt. Man unterdrückt das Wort evangelisch, daß ihr durch die Regierung zuerkannt ist. Man verbietet ihr alle Religionshandlungen, die ihr gesetzlich zustehen. Der Vorstand, Prediger Schmidt ꝛc., thut kräftigen Einspruch. —

Fortschritte der Ultramontanen; es giebt fast keine andern Katholiken mehr, als römisch-päbstliche! — Sie wollen in

Fulda eine katholiſche Univerſität für Norddeutſchland errichten! — Die proteſtantiſchen Pfaffen wollen die Ohrenbeichte einführen! — Alles zum Lachen! —

In Preußen wird eine hohe Paßſteuer für Reiſen in's Ausland beabſichtigt, wie in Rußland. Die Voſſiſche Zeitung ſagt's. Das wird gut werden!

Eine merkwürdige Erſcheinung iſt Louis Bonaparte gewiß. Aber er ſcheint auch als Zuchtrutbe beſtimmt zu ſein, grade für die, welche ſeiner Schandthat zujauchzten, für das ſelbſtſüchtige Philiſterpack, für die alten Ehrenſitzer. Doch iſt es ganz richtig, daß das Heer und das untere Volk ihn duldet, unterſtützt; richtig, wenn ſchon nicht recht! —

Neue Verhaftungen in Italien, beſonders im Venetianiſchen. Angebliche Verſchwörung von Mazzini geleitet. —

Mittwoch, den 28. Juli 1852.

Die Urwählerzeitung ſehr gut über den Treubund, der nur noch ein Verein von Almoſenempfängern iſt, früher ein Tummelplatz der Vornehmen war, der Offiziere. Sein Eid lautet auch auf die Verfaſſung, jetzt wird das Geſindel dazu gebraucht, Adreſſen für Abſchaffung der Verfaſſung zu bewirken. Treue, beſchimpftes Wort, in einer Zeit wo kein Wort gehalten, jeder Eid gebrochen wird! —

Geſchrieben. — Im Plutarchos und in der griechiſchen Anthologie geleſen. — Lamartine's Reſtaurationsgeſchichte, ſechſter Band.

Warum läßt man noch immer etwas beſtehen, das an Verfaſſung, an freie Preſſe erinnert? Es iſt unbegreiflich! Der Abentheurer — in Frankreich mag glauben, auch der Schein des Scheins ſei ihm noch nöthig, — aber unſre Leute hier? Sollte die Furcht, die feige Furcht noch ſo groß ſein?

Der Reaktion iſt bange um die Kammern, um die freie Preſſe; denn was iſt die Parthei ohne ſolche Hülfsmittel? Das erklärt viel, aber nicht alles, denn die Regierung will keine Partheien dulden, auch den Einſpruch der Reaktion nicht; die Regierung will ſchrankenloſe Macht, willkürliche. —

Louis Bonaparte wirkt ganz und gar gegen die Monarchie, auch indem er eine gründet. Denn wenn jeder die Macht an ſich reißen darf, und anerkannt wird, ſobald er ſie hat, ſo iſt's mit den alten Königsgeſchlechtern vorbei.

General Lamoriciere iſt von Koblenz weggewieſen worden; Gefälligkeit Preußens gegen Louis Bonaparte!

Die Kreuzzeitungsparthei iſt keine royaliſtiſche, keine religiöſe, keine preußiſch-patriotiſche, ſondern eine herrſchſüchtige, ariſtokratiſche, alles andre heuchelt ſie nur, mit der Herrſchſucht und dem Adelsfanatismus allein iſt es ihr Ernſt. Sie iſt der verfeinerte — und doch noch genug barbariſche — Ausdruck jener rohen Junker und Räuber, die ſich in der Mark dem erſten Hohenzollern widerſetzten; ihnen iſt am König nichts gelegen, auch an der Kirche nicht, inſofern es eine beſtimmte iſt, ſie wären ebenſo gern katholiſch als proteſtantiſch, auch an Preußen liegt ihnen nichts, ſie ſind auch keine Deutſchen, ſie wären eben ſo gern ruſſiſche Edelleute, ſofern nur ihre Vorrechte geſichert, ihre Herrſchſucht befriedigt wird. Sie ſind im Kerne ſehr ſchwach, aber ſie ziehen durch ihre Heuchelei bald mehr bald weniger Sympathien an, ſie haben den rohen Theil des Hofes, der Offiziere, der Landedelleute, zum Theil auch der Beamten, der ihnen bald einen größern bald einen kleinern Körper bildet. Eine helle, kluge Regierung hätte keinen Augenblick die Täuſchung, mit dieſem Gelichter einig zu ſein, träte ſie unter die Füße. Eine helle, kluge Regierung! —

„Ueber die sogenannte Unthätigkeit der Demokratie" ist die Aufschrift eines Artikels der Nationalzeitung, welcher eine richtige, und bei den jetzigen Umständen kühne Darstellung der Lage der Parthei und zugleich Vorschriften des Verhaltens giebt. Ich mache mir keine Täuschung; die Parthei als solche in Preußen, in Deutschland, ist für den Augenblick gelähmt, sie kann nicht öffentlich in einer Weise wirken, die ihr würdig wäre, aber die Meinung, aus der die Parthei sich herausbildet, ist stärker als je und täglich im Wachsen. Daß ihre Kräfte aber jetzt keine zum offenen Kampfe gerüsteten sind, daß es andrer Ereignisse und Gelegenheiten bedarf, um dahin gelangen zu können, liegt in der Natur der Sache. Auch hat die Nationalzeitung ganz Recht, daß die Stellung der Demokratie, trotz mancher Aehnlichkeit, doch eine ganz andere ist, als vor dem März 1848, schon daß sie leidet, zeigt daß sie ist. In Einem stimm' ich dem Aufsatze nicht bei, daß die Demokratie gegen die Monarchie sei; im Grundsatze gewiß nicht; auch im Jahre 1848 wurde zuerst kein Thron bedroht; der Wahlspruch Republik erhob sich erst, als die Ueberzeugung entstand — bei Struve und Hecker freilich sehr früh — daß mit den vorhandenen Monarchen nichts anzufangen sei, daß sie es nicht ehrlich mit dem Volke gemeint.

Die Oberin von Bethanien, Fräulein von Rantzau, sollte vor Gericht geladen werden, weil eine ihrer Diakonissinnen sich das Leben genommen hat, man sagt aus Verzweiflung über die gegen sie ausgeübte Strenge. Durch höhern Einfluß ist die Vorladung unterblieben. Unabhängigkeit der Gerichte!

Nach dem gestrigen Kladderadatsch sollte man glauben, den Offizieren sei verboten sich vor Kranzler's Konditorei auf der Straße hinzusetzen; vor dem März 1848 saßen sie dort haufenweise, streckten die Füße auf das Gitter und zeigten den Vorübergehenden die schmutzigen Stiefelsohlen. Die Zeitungen

rügten nachher dieſe „Offizierlümmel“. Jetzt meint man, es ſei nicht anſtändig, daß Offiziere ſich dort ſo gemiſcht mit Bürgervolk öffentlich zur Schau ſtellten. —

Vom König erzählt man ſeltſame Aeußerungen von burſchikoſer Art, die freilich bei ihm nicht ſelten ſind. Vom alten Wrangel hat er geſagt, der ſei ein ſolcher Sch—kerl, daß er verdiente ein Berliner Bürger zu ſein! Vom Prinzen von Preußen: „Mein Bruder bildet ſich ein, daß er ein Feldherr ſei, das iſt ja zum Todtlachen!“ Vom General Leopold von Gerlach: „Den hab' ich um mich, wie einen amüſanten Spitz, er bellt und knurrt mehr, als er beißt, und wenn ich ſage Kuſch! ſo kriecht er in den Winkel.“ — Keine Schonung nach keiner Seite! —

Man erzählt auch, daß der König einem General ganz geſprächsweiſe, in ruhiger Unterhaltung eine tief beleidigende Aeußerung hingeworfen, dafür aber von dieſem eine Antwort von ſo unerhörter Grobheit bekommen habe, daß ihm nichts übrig blieb, als den General auf der Stelle verhaften zu laſſen, oder zu thun als habe er gar nichts gehört. Er wählte das letztere. Es ſoll von Courage die Rede geweſen ſein. War der General vielleicht Prittwitz? Es ſieht ihm ähnlich.

Freitag, den 30. Juli 1852.

Die Urwählerzeitung ſehr treffend über die Schwäche und Untauglichkeit preußiſcher Stände, und über die Klage gegen die Kammern: dieſe würden ſchon was taugen, heißt es, wenn nur die Regierung es ehrlich wollte. —

Der Student Robert Schleban, zu ſechs Jahren Strafeinſtellung verurtheilt, aber in den Kaſematten zu Silberberg hart gehalten, hatte einen Fluchtverſuch gemacht, und war kriegsrechtlich dafür zu weitern ſechs Monaten Haft verurtheilt. Das Generalkommando zu Breslau hat dieſes Urtheil vernichtet

und fünf Jahre dafür gesetzt. — In Sachsen einige Milderung von Strafen, aber in Leipzig auch neue Ausweisungen. —

Im Tacitus gelesen, in Lamartine; welch ein Unterschied!

Englische Blätter veröffentlichen einen Vertrag vom 20. Mai 1852 zwischen Oesterreich, Preußen und Rußland, worin festgesetzt ist, daß diese Mächte wohl die Republik in Frankreich dulden wollen, auch das Kaiserthum, letzteres aber nicht erblich, als Erbherrscher in Frankreich erkennen sie nur den Grafen von Chambord berechtigt an. In dem Mitgetheilten ist nichts was nöthigte an der Echtheit zu zweifeln. Das Aktenstück selbst aber ist das lumpigste, jämmerlichste Machwerk, von Schwäche, Hoffahrt, Rathlosigkeit, Unvernunft eingegeben! Welche Widersprüche! Sie erkennen die Herrschaft eines Bonaparte an — einerlei welchen Titel er führt — und brechen damit ihre Verträge von 1815, auf die sie sich gleich wieder berufen. Ihren Grundsätzen zuwider, erkannten sie auch Louis Philippe während achtzehn Jahren an, und hielten Freundschaft mit ihm. Und wie? wenn die Franzosen wieder durch Volkswahl, den Sohn — oder wer sonst Erbe sein soll — Louis Bonaparte's zum Kaiser machen, das wollen die Mächte gelten lassen? Alle Logik ist verschwunden, aller Geist! Diese feigen Diplomaten fliehen das eine Unglück und rennen in ein andres, größeres. Wenn der — kein Hasenfuß ist, so muß er in diesem Vertrage das Zeugniß der Feigheit und Ohnmacht erkennen, das die Mächte sich ausgestellt und ihm in die Hand gegeben haben! Ja, sie geben ihm eine Hülfe zum Kaiserthum, denn dieses jämmerliche Wischblatt muß alle Franzosen beleidigen, und dem — viele Stimmen gewinnen, die ihm sonst etwa noch fehlen würden. Und in dem zahlreichen Geschmeiß von Hofleuten, Vertrauten, in dem vielen Diplomatengesindel ist kein ehrlicher einsichtiger Mann, der es wagt, den Fürsten zu sagen, welche Dummheit sie begehen? —

1814 il crut l'ensevelir vivante, en rouvrant les portes de la France à l'ancienne dynastie de ses rois.

Ce sera donc autour de cette figure impossible partout présente, si non toujours apparente dans les grands événements de notre époque, que viendra s'agiter cette foule d'écrivains, de publicistes, de conseillers, de politiques, d'hommes d'état, d'ambassadeurs, de ministres, de princes, d'empereurs et de rois, qui ont vécu ou qui vivent encore.

61.

Varnhagen an Oelsner.

Berlin, den 29. Juni 1821.

Ich schreibe Ihnen heute nur einige Worte, mein verehrtester Freund, und mehr um Ihnen den Empfang Ihres Briefes vom 16. dieses anzuzeigen, als um selbst einen zu liefern. Ich weiß nicht, welch ein Zusammentreffen von Umständen mir heute die Feder so schwer macht, aber sie will nicht von der Stelle.

Meine arme Frau ist seit mehreren Tagen leider sehr krank, ein Fieberausbruch überfiel sie so heftig, daß ich unsern Freund Koreff am Johannistage aus der Maurerloge holen mußte; ihr eigentliches Leiden besteht aber in rheumatischen und gichtischen Uebeln, und diese dauern noch fort; auch nachdem das Fieber den kräftigsten Mitteln glücklich gewichen ist. Rahel soll nun, sobald ihre Kräfte so weit hergestellt sind, in das Bad von Töplitz, welches ihr auch schon ehemals von gutem Nutzen gewesen. Das Wetter muß dazu auch erst besser werden; nachdem wir lange Zeit rauhe und trübe Luft gehabt, erschienen zwar einige warme

Geſchrieben. Ob Regierungs- oder Beamtenmacht bei uns jetzt ſtärker ſind als früher? Nein, gewaltſamer wohl, aber darum ſchwächer, und immer bedroht. —

Die Kreuzzeitungspartei arbeitet im Stillen mit angeſtrengten Kräften, in den künftigen Kammern die Oberhand zu gewinnen, ſie gehorcht für den Augenblick den Miniſtern knechtiſch, um derſelben deſto ſicherer Herr zu werden, ſie ſchämt ſich nicht, alles iſt ihr gleichgültig, wenn ſie nur zur Macht gelangt. Auf das neue Wahlgeſetz, das oktroyirt werden ſoll, ſuchen ſie möglichſt einzuwirken, die Junker und Heuchler, um ihre Leute zu begünſtigen. Sie drohen, ſie bitten und flehen, ſie verſchmähen keine Wege, auch den ſchmutzigſten nicht. Soviel iſt gewiß, daß ſie dem König möglichſt ſchaden und ihn gründlich haſſen, daß ſie das Königthum untergraben, das ſie erhalten möchten und zu lieben vorgeben.

Der Tag geht ſeinen gewöhnlichen Gang, als wäre alles in beſter Ordnung; jeder treibt ſeine Arbeit, ſucht ſeinen Genuß, alles ſcheint geſichert, beruhigt, die Reichen und Mächtigen leben in Freuden und Stolz, es ſcheint, als könne man aller Sorgen lachen. Wenn der Staat keine Achtung, keine Ehre mehr hat, zuſehends ſchwächer wird, ſeiner Auflöſung zuneigt, ſo ſpürt das der Einzelne noch lange nicht, aber über kurz oder lang treffen ihn die Folgen. Die ſtille Arbeit der Geſchichte, die neben der lauten des Tages hergeht, will nicht bemerkt ſein, ſie benutzt all' das Geſpräch, um ſich dahinter zu verſtecken, wenn das Werk aber reif iſt, dann tritt es hervor, und alle ſchreien: „Wer hätte das gedacht!“ —

Merkwürdig iſt es, wie mit dem Eide, dieſem gewaltigen Bindemittel, ohne das man keinen Staat glaubt zuſammenhalten zu können, gewirthſchaftet wird, geſpielt und gefrevelt! Unſre vornehme Welt ſieht ihn für nichts an, nennt ihn ein abgenutztes Werkzeug, hat gar kein Gewiſſen für ihn, entbindet

ſich jedes geleiſteten ohne alle Umſtände; früher rief man doch die geiſtliche Macht dabei zu Hülfe. Daß die Fürſten, welche ſelbſt eid- und wortbrüchig ſind, auch den Eid Louis Bonaparte's für nichts halten, iſt ſehr natürlich, ſie preiſen den Eidbruch, der ihnen zu nutzen ſcheint. Aber die Edelleute, die Offiziere? Gilt denn kein Ehrenwort mehr? Und der Soldateneid, ſoll der allein noch was ſein? grade derjenige Eid, der immer entſchieden ein Zwangseid iſt? Sie werden noch erfahren, unſre Junker, was ſie damit thun, daß ſie den Eidbruch ſo leicht nehmen, ja ſogar preiſen! —

Ich habe bisher immer dagegen geſtritten, daß der König dem Trunk ergeben ſei, und mich dabei beſonders auf Adolph von Willisen's Verſicherung geſtützt; aber entweder iſt Willisen ſelber getäuſcht, oder er hat mich täuſchen wollen, denn aus dem Hofkreiſe ſelber verlauten Geſchichten, die kaum einen Zweifel zulaſſen; Erzählungen von Königsmarck, Pitt-Arnim, Redern, Meyering ꝛc. ſtimmen mit Aeußerungen von Lakaien, Reitknechten ꝛc. vollkommen überein. —

Sonntag, den 1. Auguſt 1852.

Geſchrieben. Kritik des Vertrags vom 20. Mai zwiſchen Oeſterreich, Preußen und Rußland, gegen Louis Bonaparte. Zu erbärmlich für den Ernſt, verdient nur Spott und Hohn! —

Beſuch von Herrn Dr. Hermann Franck; er war in der Schweiz, auf dem Rigi. Von Frankreich und den Franzoſen; wie ſie nur die Schmach ertragen! Aber allen Völkern begegnet das, und dauert ſeine Zeit; die Engländer, die Schweden, die Spanier, alle haben ihre guten Tage gehabt und ihre böſen. Franck mochte nicht durch den Elſaß reiſen, weil ihn die Franzoſen, die er ſonſt ſo ſehr liebt, jetzt anwiderten. — Nachmittags Beſuch vom Grafen von Königsmarck. Bittre Klagen über unſre Zuſtände, beſonders über die Beamtenmacht, die

Beamtenwillkür. Er hat einen Prozeß wegen Beleidigung einer Oberbehörde, an die er geschrieben hatte, sie sollten ihn nicht schikaniren; der Staatsanwalt verfolgt die Sache mit Eifer, die Behörde muß beleidigt sein, auch wenn sie es lieber nicht wäre; ein Advokat-Anwalt verweigerte ihn zu vertheidigen, weil sie politisch verschiedener Parthei wären! Er meint, er werde verfolgt, weil er ein Edelmann, weil er Graf sei; die Beamten seien demokratisch; sein nächster Richter, der Leben und Tod in Händen habe, verehre den Robert Blum und den Waldeck, deren Bildnisse bei ihm an der Wand hängen! Er wird, wenn er verurtheilt wird, nicht Geldstrafe, sondern Festungsstrafe wählen, um das Aergerniß recht auffallend zu machen, und dann alles öffentlich mittheilen. —

König Otto von Griechenland hat wirklich sein Land in der größten Krisis verlassen und ist in Wien angekommen, die Königin als Regentin zurückgeblieben. Vielleicht entsteht nun Ruhe und Ordnung! Es wäre nicht das erstemal, daß ein König sie in seinem Lande verhindert hat!

Der Pabst wünscht, verlangt, daß der König von Preußen einen Gesandten katholischen Glaubens nach Rom sende! unter den schönsten Schmeichelworten für den König! —

Der Vertrag vom 20. Mai wird für ein falsches Machwerk erklärt. Der Inhalt aber ist dennoch richtig, in dem diplomatischen Verkehr der drei Höfe sind diese Verfäge und Maßregeln zur Sprache gekommen, gebilligt worden, wennschon ein eigentlicher Abschluß nicht erfolgt sein soll. Dieser war schon deshalb schwierig, weil die Berufung auf die Verträge von 1815 der Theilnahme Englands bedurfte, welche für die andern Bestimmungen nicht zu verlangen war. Es heißt sogar, der mitgetheilte Vertrag sei einer der Entwürfe, die vorgelegt worden, von denen aber keiner zur Vollziehung gebracht sei. Sei es damit wie es wolle, die Gesinnungen und Absichten, Klugheiten und Vorbehalte, die in dem Machwerk ausgedrückt

ſind, kann man täglich von allen unſern Diplomaten und Ultra's hören, es ſind die der Höfe, Herrſcher und Miniſter. Daß jede der Mächte bereit iſt, nach Umſtänden den Vertrag, ſelbſt wenn er beſchloſſen und beſchworen wäre, wieder zu brechen, das verſteht ſich ohnehin von ſelbſt; damit fallen alle Einwendungen weg, daß Oeſterreich andre Ab- und Rückſichten hegen müſſe, daß Fälle eintreten könnten, wo es Gemeinſchaft mit Bonaparte machen würde u. dgl. m. —

Einmiſchung des Bundestags in die hamburgiſche Verfaſſung. Der Hamburger Senat ſucht möglichſt abzuwehren. — Noch ſchlimmere Einmiſchung des Bundestags in die hannöverſche Verfaſſung, eine ſchändliche Denkſchrift erörtert, was alles dem Bundestage nicht gefällt. Die alte Geſchichte geſteigert! Der Bundestag eine Behörde der Knechtung, der Willkür, ſtets zur Unterdrückung bereit, nie eine Behörde des Rechtes, des Schutzes, der Freiheit. Die Regierungen dürfen thun, was ſie wollen. Verfaſſungen brechen, aufheben iſt immer recht!

Montag, den 2. Auguſt 1852.

Bettina von Arnim kam Nachmittags und las mir ihren Brief an den König vor, den ich ſehr billigen mußte, was ſie ungemein freute. Sie erzählte mir eine verworrene, halb verſchwiegene Geſchichte vom Mahler Ratti, dem ſie einen herrlichen Auftrag verſchafft hat, einen Tizian in Venedig zu kopiren, was ihn und ſeine Familie vom Untergange rettet. Eine reiche Predigerwittwe — die ungewöhnlichſte Zuſammenſtellung von der Welt — giebt die bedeutenden Unkoſten dazu her. Ganz außer ſich iſt ſie über meinen Elephanten*) und will ihn durchaus haben, geſchenkt, geliehen, zum Zeichnen,

*) Aus Elfenbein geſchnitzt.

zum Abformen, ſie wollte mir ihn geradezu wegnehmen, ich hatte ernſtliche Mühe ihr zu wehren.

In Oeſterreich dürfen die proteſtantiſchen Geiſtlichen ſich nicht mehr Pfarrer nennen, ſie müſſen Paſtoren heißen.

In Mainz iſt ein Zeitungsſchreiber, der geſagt hatte, die Regierung ziehe ihre Sonderintereſſen den allgemeinen deutſchen vor, zu längerer Haft verurtheilt worden. Das iſt alſo eine Beleidigung? Die deutſchen Regierungen ſehen ſolche Aeußerungen gar oft als ein Lob an! Nach ihnen ſollte die Bezeichnung „deutſch“ lieber ganz verſchwinden. —

Das Bernburger Conſiſtorium hat einen Tiſchlerſohn Guſtav Herzog, der bei der Konfirmation die Abendmahlfeier geſtört und die Zeremonie nicht mitgemacht, in den Bann gethan, er darf nicht als Pathe zugelaſſen, nicht aufgeboten, nicht getraut werden, ja nicht einmal chriſtliches Begräbniß erhalten! — Gegenſtuck zu dem Eiſenbahnbeamten in der Pfalz! — Die proteſtantiſchen Pfaffen greifen um ſich! Sie haben auch großes Gelüſte nach der Ohrenbeichte! — Das iſt alles nur Schaum, eine friſche Welle ſpült ihn weg. —

Hausſuchungen in Luckau, Debrilugk ꝛc. Die Polizei nimmt Druckſchriften weg, die ihr mißfallen. Was ſie ſucht, findet ſie nicht. Dies Wegnehmen von gedruckten Sachen iſt durchaus widergeſetzlich; verboten iſt nur der Vertrieb, nicht der Beſitz.

Dienstag, den 3. Auguſt 1852.

Von allen Seiten wird nun der angebliche Vertrag vom 20. Mai für eine Erfindung erklärt; aber der ganze Inhalt iſt ächt, nur mag er nicht Vertragsform erlangt haben. Uebrigens iſt man das Lügen der Regierung ſchon gewöhnt, ihre Worte haben keinen Glauben. Auch öffentlich und feierlich lügen ſie. Exempla sunt odiosa. Hat doch der König von

Dänemark ſogar ſeine verkündigte Amneſtie nicht gehalten! Ein großes Beiſpiel!

Der Fürſt von Liechtenſtein hat ſein Ländchen dem öſterreichiſchen Zollweſen angeſchloſſen. Ein Anfang.

Die Regierung in Liegnitz hat dem Prediger Schmidt in Ober-Haſelbach die ſchon früher verfolgte Druckſchrift „Geſchichte der freien evangeliſchen Gemeinde Ober-Haſelbach“ in beinahe 600 Abdrücken fortgenommen. Die angeblichen Beleidigungen des Landrathamtes waren früher fortgeſchafft und die Stellen verändert worden, aber in den Abänderungen will man noch Beleidigungen finden. Die Leute leben von Schikanen und Kniffen; es iſt ihr Element, ſie ſchwelgen darin. —

Schändliche Wirthſchaft in Baden, fortgeſetzter Kriegszuſtand. Die Militairbefehlshaber ſprechen willkürlich Strafen aus, wo die Gerichte freigeſprochen haben, und die Miniſter billigen das!

Mittwoch, den 4. Auguſt 1852.

Vortrefflicher Aufſatz in der Urwählerzeitung, daß nichts von dem Vergangenen verloren ſei, daß die Nationalverſammlung, die Reichsverfaſſung, die deutſchen Farben fortleben, wie das deutſche Volk und das deutſche Herz. Vortrefflich ausgeführt!

Geſchrieben, auf gut Glück! Vielleicht von vielen Funken zündet einer, hellt irgendwo einen Kopf, ein Herz. —

Nachmittags kam Fräulein Eliſe Hüſſener, und begann das Elephantenköpfchen in Thon zu modelliren.

Schreiben des Kriegsminiſters von Bonin, daß er mir auf den Antrag des Grafen Bülow von Dennewitz gern geſtatte die Akten des Kriegsminiſteriums in Betreff des Generals, Vaters des Bittſtellers, einzuſehen. —

Frankfurt an der Oder! Die Stadt könnte in ihre

Chronik eintragen — wird's aber gewiß versäumen — welche reiche Gesellschaftsblüthe sie in den nächsten fünfzehn bis zwanzig Jahren nach den Befreiungskriegen erlebt hat. Die zwei großen gastlichen Häuser des Präsidenten von der Reck und des Präsidenten von Wißmann, die schönen und hochgebildeten Frauen derselben, dazu die Generalin von Zielinski (jetzige Frau von Treskow) und noch andre schöne Frauen, sehr ausgezeichnete Generale und angenehme Offiziere, Justizrath Bardeleben als Bürgermeister, Ranke als Lehrer, ab und zu die schöne Welt aus Berlin und aus der Umgegend; es war ein einziger Kreis, von verschiedenen Bestandtheilen, die aber alle auf einer gewissen Höhe waren, und gut zusammenstimmten, ein herrliches Wetter des Lebens, — so was kommt in Jahrhunderten nicht in derselben Stadt wieder. Frau von Treskow sollte darüber etwas aufschreiben. Frau von Wißmann insbesondre war schön, geistreich, charakterstreng und leidenschaftlich. —

Donnerstag, den 5. August 1852.

Nachmittags Besuch von Bettina von Arnim; sie bringt mir die Abschrift ihres Briefes an den König. Hoffnungen und Zweifel, wie es mit dem Goethedenkmal werden wird. Sie klagt, daß sie bin sei, ganz unfähig und schwach, sie verzichtet darauf stark und ungebeugt zu sein, sie bekennt sich als gebrochen. Das macht mir einen schmerzlichen, schlimmen Eindruck! Sie nimmt gerührt und herzlich Abschied, sie reist in einigen Tagen mit ihren Töchtern nach Franzensbrunn. Sie sieht mich bedeutend an, und sagt mit schwerem Ernst: „Ich hoffe wir sehen uns wieder!"

Betrachtungen über Welt, Natur, Menschen und Schicksale; es hat alles neben der jugendlichen fröhlichen Seite eine düstre sorgliche: Frieden und Glück sind auf ein Jenseits

verwieſen, das wir zugleich mit dem hier nicht umfaſſen, nur ahnden und erſehnen können. Es kann dieſe irdiſche Welt nicht das Ende aller Dinge ſein.

Die Urwählerzeitung erörtert tief und verſtändlich das Verhältniß des Bundestags zur hannöverſchen Verfaſſung, die gebotene Ungerechtigkeit, der Zwang zum Schlechten, zur Willkür und Gewalt. Dieſe freche Aufſtellung des Böſen, die ſchamlos noch mit Chriſtenthum prahlt und die Lehre Jeſus zum Teufelswerk verbraucht, iſt in dieſer Art und in dieſem Umfange noch nicht vorgekommen. Sie iſt ein Ruf an alle Völker, ſie verkündet das Recht des Aufſtandes gegen ſolche Obrigkeit, ſie fordert zum Kampf, und der wird kommen. Man zeigt, mit welchen Waffen, unter welchen Bedingungen er geführt werden ſoll, ohne alle Schonung, auf Tod und Leben, mit äußerſter Gewalt. Nicht mehr Bewilligungen ſind zu fordern, Ausgleichungen zu treffen, Verfaſſungen abzuringen, das konnte damals gelten, im Jahre 1848. Jetzt giebt es andre Loſung, andres Feldgeſchrei.

Der König denkt von Putbus einen Ausflug nach Kopenhagen zu machen. Wie er da empfangen werden wird? Es iſt wahr, Schleswig-Holſtein hat er den Dänen gebunden überlaſſen, aber darum vergeſſen ſie es ihm nicht, daß er ihnen zuerſt Krieg deßhalb gemacht. In Stettin, bei des Königs Anweſenheit, war das däniſche Poſtdampfſchiff das einzige, das ſeine Flagge nicht aufzog. —

Victor Hugo läßt in London ſeine Schrift gegen Bonaparte drucken. — Proudhon's Schrift in Paris ausgegeben.

Unſer Kultusminiſter, trotz aller Liebe zu den Jeſuiten, verbietet den Beſuch ihrer Seminarien einem früheren Geſetz zufolge. Auch ſonſt will man den Ultramontanen jetzt etwas entgegenwirken, das heißt, nachdem man ihnen Thaler bewilligt, denkt man ihnen Pfennige abzuzwacken. —

Freitag, den 6. August 1852.

Etwas geschrieben, dann mich aufgemacht und in's Kriegsministerium gegangen. Beim Major von Zemmerfeld, Kriegsrath Wilke, Registraturrath Fiebig, im Kriegsarchiv, überall viel Höflichkeit, aber keine Papiere! Es ist nichts da. Ueber zwei Stunden nutzlos hingebracht, in Nachfragen, Suchen. Man zeigt mir allerlei Merkwürdigkeiten, Derfflinger's Unterschrift, eine Denkschrift des Generals von Blumenstein vom Jahre 1808 über die Wiederbefestigung von Breslau, die Rechnungen über die Bildsäule des großen Kurfürsten — sie hat 41,300 Thaler gekostet —, alte Kenduitenlisten, Tagebücher aus dem siebenjährigen Kriege, und manches andre, vom General von Bülow findet sich nichts. Alles Kriegsgeschichtliche soll auf dem großen Generalstabe sein. Auch die Bibliothek des Kriegsministeriums hat nichts; ihr Vorstand ist Heinrich Smidt, der See-Novellen-Dichter, der mich freundlich begrüßt, als alten Kameraden aus der Mittwochsgesellschaft. In größter Sonnenschwüle nach Hause. —

Viel aufgeschrieben, ausgezogen, in angestrengter Arbeit bis zum Thee. Nachher eine Stunde unter den Linden, auch bei Kranzler gesessen. Professor Agathon Benary gesprochen. — Bei Kranzler einige Offiziere im heißen Innern, keine vor der Thüre.

Zu Hause noch gearbeitet. Deutsche Flug- und Zeitschriften.

Wiederholte Haussuchungen in Dobrilugk, in Lieben-werda bei Kaufleuten, wo viele Papiere weggenommen worden sind. —

Anweisung des Dr. Müller, eines Baiern, der in Köln das katholische Blatt „Deutsche Volkshalle" herausgab. —

In Baiern — in der Rheinpfalz — ist das Aufstecken deutscher Fahnen bei Gelegenheit der Durchreise des Königs

BIBLIOTHEK DER DISCH. LITERATUR
VARNHAGEN VON ENSE, K. A.
3-598-53028-5
FN. 12212/037

Tage, aber heute iſt es ſchon wieder kalt und rauh. Dieſen Sommer möchte ich meinerſeits zu den verlorenen rechnen, ich kann mich nicht ſonderlich ſeiner Gunſt rühmen, und erinnere mich kaum eines unheimlicheren und verdrießlicheren.

Hrn. Geheimerath Wolf habe ich die Beſtellung wegen des Clavier'ſchen Pauſanias ausgerichtet; er freut ſich des guten Fortganges der Herausgabe, deren er in den Analekten, ich glaube gegen Ende des dritten Bandes in einer Note, mit großen Ehren gedacht; was den gütigen Antrag der Frau von Clavier betrifft, ſo habe ich keine beſtimmte Antwort, ſondern nur die lächelnde Bemerkung erlangt, daß der erſte Band alsdann nicht dabei ſein dürfe, weil er dieſen ſchon aus Clavier's eigener Zuſendung beſitze.

Der alte Herr lebt in ſeinem gewohnten Zuge fort, und ſtattet ſeine Tage reichlich mit Ironie und Geiſt aus. Er läßt Ihnen die herzlichſten Grüße ſagen.

Die Quittungen des Hrn. Pietſch werden Sie mit dem letzten Kourier empfangen haben. Sie wurden mir nachgeſchickt, als ich meinen Brief an Sie zur Beförderung abgab, deßhalb konnt' ich ſie nicht mehr unter meinen Umſchlag einſchließen.

Herr von Stägemann iſt in das Karlsbad abgereiſt, wird aber in vierzehn Tagen wieder zurück ſein. Seine Gemahlin war es, die mir Ihren letzten Brief zuſtellte.

Neues haben wir in dieſem Augenblicke hier gar nicht, es geht alles ſeinen gewohnten Gang, und wer ſollte darin eine Aenderung machen? Die vielfachen Kommiſſionen, von denen etwa die Rede ſein mag, pflegen dies am wenigſten zu thun. — Es ſcheint nicht, daß der Fürſt Staatskanzler in dieſem Sommer noch wegreiſen werde.

Leben Sie wohl! Verzeihen Sie die ſchlechte Stimmung dieſes Briefes, und laſſen Sie ſich von ihr nicht anſtecken.

Ludwig, mit Absetzung der dabei betheiligten Gemeinderäthe bestraft worden.

In Paris geht heimlich in den Kasernen ein Lied um, das anfängt: „Un empereur qui n'est pas caporal," und großen Beifall findet. Die Polizei hat den Verfasser noch nicht entdeckt.

Der Oberredakteur der Kreuzzeitung Dr. Beutner zeigt den Lesern an, daß er zu dem Präsidenten von Hinkeldey beschieden worden sei, der ihm erklärt habe, durch ein Ministerialschreiben beauftragt zu sein, ihn zu warnen, nicht beleidigende Ausdrücke gegen fremde Regierungen zu gebrauchen, namentlich sich der Angriffe auf Louis Bonaparte zu enthalten. Sie haben doch entsetzliche Furcht vor dem Kerl! —

Die Kreuzzeitungspartei arbeitet aus allen Kräften sich mit der Bethmann-Hollweg'schen zu versöhnen; man wendet fromme Werkzeuge an, stellt vor wie sehr Einigkeit jetzt auch in kirchlicher Richtung nöthig sei, damit nicht die Jesuiten die Oberhand gewinnen. Wohlverstanden ist dies nur eine Lockspeise für die Bethmann-Hollweg'sche Parthei, denn die eigentlichen Kreuzzeitungsritter sind den Jesuiten hold, und haben nichts gegen deren Ausbreitung.

Die stärksten Ränke werden geschmiedet um den Minister-Präsidenten zu stürzen. Gerlach und seine Genossen möchten den Unterstaatssekretair Lecoq zum Minister der auswärtigen Angelegenheiten machen, nicht sowohl weil er einer der Ihren ist, und sie durch ihn befriedigt sein werden, als weil sie wissen, daß ein so dummer, unfähiger Mensch in Zeiten der Krisis am ehesten durchzubringen ist; niemand fürchtet ihn, jeder denkt ihn nachher leicht aus dem Sattel zu heben, auch der König sagt leichter Ja als bei jedem andern. Ueber seine Unfähigkeit ist nur Eine Stimme, er heißt das Rindvieh, der Heuochse u. s. w. sogar bei seinen Untergebenen. Der Aufenthalt des Königs in Putbus soll benutzt werden, die

Sache reif zu machen. — Deßhalb hat auch die Kreuzzeitung so schnell nachgegeben, sie würde durch die Fortführung eines offenen Kampfes ihren andern Anschlägen nur geschadet haben, sie geht sicher bei diesen, und hat durch ihre scheinbare Folgsamkeit nur beim König gewonnen. —

Die auf den Geh. Rath Professor Stahl gefallene Wahl zum Rektor der berliniſa Universität wird als die größte Schmach der feigen, augendienerischen Professoren angesehen. Das elendeste Lumpengesindel hat mehr Ehre im Leibe! —

Sonnabend, den 7. August 1852.

General Roth von Schreckenstein in St. Petersburg mit dem Pferde gestürzt, und drei Rippen gebrochen. Er wohnt unter mir.

Der Abgeordnete zur Nationalversammlung Herr Krantbofer, polnisch Krutewski genannt, war krank von Posen hier angekommen, und ist dieser Tage in einem Krankenhause gestorben. —

Am 4. starb in Paris Graf d'Orsay, ein Held des Weltlebens, über den mir Carlyle einst bedeutende Worte geschrieben.

Sonntag, den 8. August 1852.

Die Urwählerzeitung enthält einen biographischen Artikel über Bakunin, der als noch lebend angenommen wird. —

Den ganzen Tag fleißig gearbeitet: gesammelt, nachgeschlagen, gelesen, auch geschrieben. Die Thätigkeit machte mir den ganzen Tag zu einem heitern. Innerlich vergnügt lebt' ich in drei verschiedenen Lebenskreisen, in dem von Rahel's frühester Zeit, in dem des Glanzes von Weimar, in dem Kreise der Erinnerung aus den Befreiungskriegen. Welch gute Stim-

mung gab mir die nähere Betrachtung Bülow's von Dennewitz! Da gab es noch ein Preußen, an dem man sich freuen konnte! Wie weit sind wir davon!

Daß die Offiziere nicht mehr bei Kranzler vor der Thüre sitzen dürfen, ist ihnen durch den General von Möllendorf kund gethan worden: es ist für unschicklich erklärt worden.

Welches Loos war härter, das der Freiheitsfreunde von 1789 in den Jahren 1793 bis 1814, oder das der Freiheitsfreunde von 1848 in diesen Jahren jetzt? Unstreitig das der ersteren! Sie sahen ihre schönsten Hoffnungen und besten Männer untergehen, Gräuel und Willkürherrschaft anstatt der Freiheit, und mußten alles verloren glauben. Wir haben ihr Beispiel, und Hoffnung und Zuversicht! —

Montag, den 9. August 1852.

In Schweidnitz ist der deutsch-katholischen Gemeinde der Mitgebrauch der Garnisonskirche zum Gottesdienst untersagt worden. Sie war die letzte, welche noch solcher Gunst genießen durfte. Man beschuldigt die Langmuth der dortigen Behörden, nicht früher eingeschritten zu sein! — Die verfolgten Gemeinden schrumpfen ein, sie können es nicht aushalten. Aber die Gesinnung und Denkart bleiben, im Gegentheil diese stärkt und mehrt sich. —

Der Gewerberath hier hat alles Vertrauen verloren, an den neuen Wahlen nahm man nur wenig Theil. Man erkennt es nun, daß unter der Bureaukratie keine Freiheit möglich ist.

Zu Hause geblieben. Den ganzen Abend gearbeitet. — Im Plutarchos etwas gelesen, aber die Bilder vor Großbeeren und Dennewitz blieben mir vor den Augen, bis in den späten Schlaf.

Sechzehn von Louis Bonaparte aus Frankreich Verbannte dürfen dahin zurückkehren, unter ihnen Thiers und andre Orleanisten, dann Michel (von Bourges) und einige Republikaner.

Geh. Legationsrath Dönniges in München ist nun den Ultramontanen zum Trotz im Ministerium und Kabinet angestellt. Unsre Staatsleute hoffen schon, er werde Baiern für die Zollverhandlungen günstiger stimmen. Sonst aber halten es diese Staatsleute ja grade mit den Ultramontanen! —

Als im Frühjahr 1848 in Deutschland die Revolution ausbrach, sagte der Kaiser Nikolaus zum Erbgroßherzog von Weimar, der grade in Rußland war: „Bei Euch wird es am schlimmsten hergehen, alles wird verwüstet werden!“ und ließ der Großherzogin schreiben, sie solle nur gleich zu ihm nach Rußland kommen. Sie aber dankte ihrem Bruder für seinen guten Willen, und erklärte, sie werde bleiben, in Weimar sei ihr Platz, was da sich ereigne, das wolle sie mit durchmachen und erleiden. Sehr schön von der wackern Frau! —

Dienstag, den 10. August 1852.

Kriegsgeschichte studirt. Die Genauigkeit in Erzählung der Vorgänge besteht nicht in der Anhäufung von Einzelheiten, sondern in ihrer richtigen Zusammenfassung. Die bloße Rechnung und Summirung giebt kein Bild, und führt den Krieg auf ein bloßes Spiel mit Schachfiguren zurück, was er durchaus nicht ist. —

Die Kreuzzeitung hält ihrer Parthei strafend das Beispiel der Demokraten vor, die treu und fest zusammenhalten: bei der Beerdigung eines ihrer Führer, sagt sie, folgten über tausend Begleiter. Meint sie die Beerdigung Krauthofer's? Jedenfalls ist es merkwürdig, daß sie ihren Muth so offen

zeigen, und daß der Feind es verkündigen muß! — (Sie meint den Kaufmann Gleich.)

Wenn nicht alle Zeichen trügen, so hat die Kreuzzeitung ihren Höhepunkt schon überschritten und geht stark abwärts. Das Junkerthum der märkischen und pommerschen Ritterschaft hält nicht lange Stand; die Zeit ist schon vorüber, wo ein solcher Rothfrack und Aristokratenbart als Gebieter auftrat, und Bismarck-Schönhausen und Kleist-Retzow den glücklichen Sprung in hohe Aemter machten. Die Minister fürchten sich nicht mehr vor ihnen, der König noch weniger, im Militair bedeuten sie nicht viel, und vor der Demokratie sind sie völlig null. Ränke und Schleichwege sind wieder ihre Zuflucht, und nehmen sie das Maul zu voll, so schlägt man ihnen drauf. Sie lebten von der Revolution, so wie diese weniger sichtbar ist, müssen sie abzehren, verhungern. —

Der — Louis Bonaparte hat seinem feierlichen Eide, den er als Präsident der Republik geleistet, noch freiwillig eine Ehrenworts-Versicherung hinzugefügt. Er mochte fühlen, daß nach unsern heutigen Vorstellungen und Lebensverhältnissen das Ehrenwort noch höher steht als der Eid. Der Bruch des letztern ist ein Verbrechen, auf welches Strafe gesetzt ist, der Bruch des erstern hat keine Strafe zur Folge, nur die Schande in der Meinung, die Vernichtung der Persönlichkeit. Der — hat indeß eines wie das andre gebrochen; er ist ein Ehrloser und ein Verbrecher. — Das wollen die Großen, die ihn noch begünstigen, nicht wissen und hören, aber es wirkt auch in ihnen, und sie werden es ihm schon noch vorwerfen, wenn auch sie am wenigsten dazu berechtigt sind! —

Mittwoch, den 11. August 1852.

Früh in den Thiergarten gefahren zum Herrn General von Weyrach, er war eben im Begriff zu mir zu kommen.

Freundliche, herzliche Aufnahme, bereitwillige Mittheilung. Ungesucht ergab sich im Gespräch ein ziemlich klares Bild von dem Wesen des Generals von Bülow, und ein sehr anziehendes. In manchem Betracht ist er mit Ernst von Pfuel zu vergleichen, in der Vernachlässigung des Friedensdienstes, der Abneigung gegen Exerzieren und Paraden. Liebevoller Gatte, zärtlicher Vater. Im Kriegsfeld von kalter Unerschrockenheit, aufmerksamer Ruhe und größter Entschlossenheit. General von Weyrach machte mir den besten Eindruck. —

Die „Deutsche Volkshalle" in Köln war nicht nur ein erzkatholisches, sondern auch österreichisches Blatt, von österreichischem Gelde unterstützt. Das wußte die preußische Regierung und duldete es, sie die sonst doch gleich mit Gewaltthätigkeit bei der Hand ist! Auch dem katholischen Preßverein, dem gegliederten, hat sie jetzt erst angezeigt, daß sie ihn als politischen Verein ansehe, und nicht dulden könne. Angezeigt! Demokraten hätte man gleich in's Gefängniß gesteckt, und nach einem halben Jahre vor Gericht gestellt.

Das katholische „Schlesische Kirchenblatt" von Dr. Franz Lorinser, einem der Geistlichen des Fürstbischofs, ist am 6. in Breslau mit Beschlag belegt worden, wegen Beleidigung evangelischer Prediger und Beamten. Großes Aufsehn. — Alles nur bald und kümmerlich. Keine Freiheit, keine Kraft. —

In Köln waren zwei Personen wegen Vertheilung eines „rothen Katechismus" angeklagt. Der Ankläger zeigte sich als ein gemeiner, anrüchiger, zur Prügelklasse der Soldaten gehöriger Polizeispürhund. Das Gericht sprach die Angeklagten frei. Der Staatsanwalt appellirte, und ließ beide Männer, als sie im Gefängniß ihre Sachen abholen wollten, gleich wieder in Haft nehmen. Das ist eine Rechtspflege, die soll man achten! —

Lord Derby in England macht seine dummen Streiche

weiter. Jetzt hat er nichtsnutzige Händel mit den Vereinigten Staaten von Nordamerika wegen Fischereien angefangen. — Nirgends ein großer und guter Fürst, nirgends ein großer Minister! —

In Wien denkt man daran, wegen der Vorfälle im März 1848 Untersuchungen einzuleiten, gegen die Aufreger des Volks Grafen von Breuner, gegen den nachherigen Minister von Pillersdorf. Hier giebt es auch Leute, die ernstlich mahnen, die Königliche Amnestie von damals nicht zu achten. Der König von Dänemark hat sich an seine nicht gekehrt! —

Victor Hugo's Napoléon le petit ist erschienen, und macht großes Aufsehn. —

Donnerstag, den 12. August 1852.

Besuch von Herrn General von Weyrach, der mir viele Kriegsgeschichten mit lebhaftem Eifer erzählt; sehr erwünscht und angenehm. —

In Elbing sollte der Gemeinderath Abgeordnete zum nächsten Provinziallandtag wählen. Die demokratische Mehrheit weigerte sich zu wählen, und gab ihre Stimmzettel unbeschrieben ab. Die reaktionaire Minderheit wählte dann nach ihrem Geschmack. Man ist hier sehr verwundert, wie trotzig die Demokratie doch auftritt, wie wenig sie überwunden ist. Ja, ja, die Gesinnung besteht. —

Berends, Schäffer und Tappert sind aus dem Kuratorium der Vereins- und Verbrüderungs-Kasse ausgetreten, weil so lange sie darin waren keine Hoffnung blieb, daß die Polizei das Statut dieses Kranken- und Sterbevereins je bestätigen würde. Sie sind zurückgetreten unter Wahrung ihrer Grundsätze und Rechte, so würdig als angemessen.

Die neuern Forschungen und Aufstellungen über Schöpfung, Urwelt, Naturbildung, haben mir trotz aller scharfsinnigen Ent-

wickelungen und wunderbaren Ergebnisse doch etwas Grauenhaftes, diese Oede und Unreise alles Daseins ist nicht zu ertragen, und aller Gewinn, der am Ziele der großen Bahn liegen mag, verliert an Werth, wenn man auf den schauderhaften Anfang zurückzusehen gezwungen ist. Wie viel heiterer, lachender, liebevoller, möcht' ich sagen, ist die morgenländische Phantasie eines Paradieses, das die Anfänge der Menschheit umschließt, und zwar verloren worden, aber wiederzugewinnen ist, während wir ein Analogen schon jetzt immer herzustellen streben. Die Erfahrung kann dem Menschengeschlechte rückwärts nur geringere Stufen der Bildung gezeigt haben, nur ein Fortschreiten zu höheren; wie kamen die Menschen auf die Vorstellung, das Schönste ihres Daseins in das Dunkel des Anfangs verlegt zu haben? War es eine dichterische Erfindung, so ist es die größte, gewaltigste und herrlichste, die jemals einer menschlichen Einbildungskraft entsprungen ist. — Die noch menschenlose Natur mit ihren riesigen Pflanzen und Mißgestalten von Thieren ist ein ganz trostloser, ja ein unerträglicher Gedanke. Dazu gehören recht „die Nebel des düsteren Nordens", die kein heiteres, warmes Genußleben verstatten.

Merkwürdiger Ausspruch: „Bonaparte est, selon M. Siéyes, l'homme le plus criminel envers l'espèce humaine; il détestait les idées libérales; c'est Bonaparte qui a arrêté l'essor de ce siècle vers la liberté." Souvenirs du Général Lamarque p. 380. — Im Jahre 1802 sagte ich in einer choriambischen Ode ganz dasselbe, stellte Bonaparten als einen Verbrecher gegen die Menschheit dar, weil er die Freiheit erstickt, die Republik vernichtet hatte. Kiesewetter hatte die größte Freude an dieser Ode. — Aber gedient hat dennoch Bonaparte der Freiheitssache, er hat ihre Keime nach allen Ländern verpflanzt; als Knecht hat er dienen

müſſen, gegen ſeine eignen Zwecke. Und ſo muß auch der — von Neſſe ihr dienen. —

Freitag, den 13. Auguſt 1852.

Die Urwählerzeitung auch heute wieder vortrefflich, ſie zeigt daß Adel und Geiſtlichkeit keine Stützen des Thrones ſind, ſondern ihn zur Stütze nöthig haben. Sie trägt die ſchlagendſten Thatſachen mit milder Ruhe vor. Die Geſinnung iſt vortrefflich. Sie regt an, erweckt, muntert auf. Die Kreuzzeitung iſt wie auf's Maul geſchlagen ſeit ihrer Niederlage.

Vier junge Leute aus den höheren Ständen ſangen vom Spaziergang heimkehrend beim Halliſchen Thor das Heckerlied, ein Konſtabler verbot es, und als ein Wortwechſel entſtand verhaftete er den einen. Merkwürdig, daß ſelbſt ſolcher Muthwille Geſinnung und Muth verräth! —

Auch in Leipzig wird am 15. eine katholiſche Kirchenfeier zu Ehren des Napoleonstages Statt finden. Ob hier, weiß man noch nicht. So weit iſt es wieder, wer hätte das gedacht! Wenn der kleine Bonaparte andern Muth hätte, als Eide zu brechen, und Soldaten gegen das wehrloſe Volk auszuſchicken, er ſteckte die Kerls alle in den Sack. Furcht haben ſie, das muß man ſagen! Aber etwas dreiſter als ſie iſt er doch. —

Die Wittwe Gleich widerſpricht den lügneriſchen Angaben der Kreuzzeitung, daß ihr Mann verordnet habe, ſeine Leiche ſolle in einem rothen Hemde ausgeſtellt werden, daß die Polizei hemmend eingeſchritten ſei, lauter verrätheriſche Erfindungen! —

Der König hat neulich mit Erbitterung ſich dahin ausgeſprochen, nie ſollten die Kammern vermögen durch irgend eine Abſtimmung ihn dahinzubringen, ſeine Miniſter zu wechſeln. Dazu machte jemand die Bemerkung, er wolle das dem Volks-

sturm vorbehalten. Ein Andrer erinnerte an das „Keine Macht der Erde“ in der Eröffnungsrede des Vereinigten Landtages. Ein dritter meinte gutmüthig, der König sollte es lieber einmal versuchen, und die Stimmenmehrheit der Kammern höher stellen als die Minister, er werde bald sehen welchen Segen er davon haben werde. — Und sind ihm etwa seine Minister lieb? Im Gegentheil! Außer Stolberg, der eine Null ist, haßt er sie alle, und mißhandelt sie mit Schimpfreden, die abwesenden und anwesenden. (Dem General Leopold von Gerlach sagte er einmal, als der ihm mißfällig widersprochen hatte: „Scheeren Sie sich aus der Stube, Sie haben hier nichts zu schaffen.“ Der Prinz von Preußen war dabei, und sagte nachher zu Gerlach: „Noch kein preußischer General hat sich so viel gefallen lassen wie Sie!“ Gerlach schwieg. Nachher sagte er zu seinen Freunden, er trage diese Schmach um seiner Parthei ferner nutzen zu können!) —

Sonnabend, den 14. August 1852.

Die Urwählerzeitung fährt tapfer fort in ihren Erörterungen über Adel und Geistlichkeit; sie stellt ihnen mit Nachdruck die Würde, die Thätigkeit und Macht des Volkes entgegen. — Die Nationalzeitung hebt den Müssiggang, die Unfruchtbarkeit, die Nachtheile der stehenden großen Heere volkswirthschaftlich hervor. — So führen unsre Zeitungen den Kampf noch immer, und thun gute Schläge. Ich begreife nicht, wie die Regierung dergleichen noch duldet, warum sie nicht die Zensur herstellt? Ich glaube zwar nicht, daß ihr damit geholfen wäre, im Gegentheil! aber sie glaubt's! Ich weiß nicht, was sie zurückhält; die Macht hat sie ja! —

Geschrieben. — Droysen's zweiten Band von Yorck's Leben rasch durchgelesen. Gelehrte Sorgfalt, gute lebhafte Darstellung, besonders auf das persönlich Bezeichnende hin

Meine freundſchaftliche Verehrung und Zuneigung für Sie mögen Sie über jede Stimmung weit erhoben glauben!

Von ganzem Herzen

Ihr

K. A. V. v. E.

62.

Oelsner an Varnhagen.

Paris, den 30. Juni 1821.

Hoffentlich, mein Theurer, iſt jetzt doch wohl auch bei Ihnen das ſchlimme Wetter vorüber, und Sie ſind nebſt Ihrer verehrten Gemahlin vollkommen hergeſtellt. Dr. Bancroft war eben zum Beſuch gekommen, als ich Ihre Grüße erhielt. Er empfing ſie vom Blatte. Ich ſoll Ihnen ſeinen Dank abſtatten. Mit großer Erkenntlichkeit gedenkt er Ihrer Güte und Ihres Umgangs. Da Sie des jungen Grafen Leopold von Schlabrendorf erwähnen, ſo muß ich vergeſſen haben, Ihnen zu ſagen, daß dieſer ſchon längſt wieder abgereiſt iſt. Er hat ſich in Allem nur vierzehn Tage hier aufgehalten. Nach des Hrn. Geheimerath Wolf Schreibebrief verlangt mich großmächtig. Von ſeinem Nebenbuhler Voß hat er nichts zu beſorgen. Wüſtenſandmalmeeresſand iſt eine geſchmackloſe Uebertreibung.

Ihre jüngſten Zeilen ſind voll des vielfachſten Intereſſes. Die Vorfälle bei Danzig, von denen etwas in dem „Morning Chronicle“ verlautet, beweiſen, daß die öffentlichen und geheimen Polizeien, womit Europa überladen iſt, ihm die innere Ruhe und den Hausfrieden nicht verſichern. Das irgendwo dem Anſchein nach gelöſchte Feuer glimmt fort

ſtrebend; von Stein bekommt man hier ein richtigeres, einleuchtenderes Bild, als bei Pertz. Viel Ballaſt, weil er gern ſeine reichen Stoffe anbringen wollte; ich weiß wohl, ſolcher Verführung widerſteht man ſchwer, eine Verführung aber iſt's. —

Das zwanzigſte und einundzwanzigſte Heft der hieſigen Revolutionschronik ſind weggenommen; auch eine kirchliche Zeitung, wegen Ausfällen gegen den Oberkirchenrath. Die Polizei muß ſich was zu thun machen, ſie hat zu große Ferien!

Der Dr. Hermann Müller, Herausgeber der Volkshalle zu Köln, der ganz katholiſch und baieriſch ſchrieb, iſt nun ernſtlich ausgewieſen, wie er ſelbſt anzeigt. —

Nachrichten aus Poſen ſchildern die Verwaltung dort unter dem Oberpräſidenten von Puttkammer als die ungerechteſte, willkürlichſte von der Welt. Die Schikanen, Kniffe, Scheerereien und feigen Bedrückungen, welche gegen die Polen ausgeübt werden, ſind auf's unerträglichſte geſteigert, und die ganze polniſche Bevölkerung ſoll nichts ſehnlicher wünſchen, als ruſſiſch zu werden. —

Seit der Revolution ſind erſt vier Jahre vergangen. Aber das reiche, gewaltige Jahr 1848 iſt ſchon wie ein Menſchenalter hinter uns, das heißt ſeine Geſtalt, denn ſein Inhalt lebt noch friſch unter uns fort, wenn auch in mannichfacher Verkleidung. Die volle klare Erſcheinung aber weiß man jetzt kaum noch zu faſſen. Man kann ſich kaum noch vorſtellen wie alles war, was damals geſchah, geſchehen konnte; es war eine Verzauberung; ein kurzes derbes Auftreten des Volks, zufälliger Haufen ohne Einrichtung und Leitung, hatte das Königsthum, das Kriegsheer, die Beamtenmacht, den Hof, den Adel und die Kirche mit Donnerkeilen angeſchmettert. Als man ſich erholte, wünſchte man die Schmach, die Rathloſigkeit und Verzweiflung zu läugnen, beſonders aber die

Unterwerfung, die völlige Unterwerfung, aber zahlreiche Zeugnisse sprechen es für Mit- und Nachwelt aus, und Briefe, Zeitungsblätter aus jener Zeit werden sich genug vorfinden, um einst die Nachkommen über diese Schreckenswirkungen zu unterrichten.

Tieck hat von Shakespeare gesagt: „Es ist mir oft wie ein Wunder gewesen, daß ein Mensch mit dieser Schöpfungskraft und Weisheit hat entstehen können." Recht gut und schön! Aber warum bei Shakespeare stehen bleiben? Gilt das nicht von jedem großen und edlen Menschen? von Friedrich dem Großen, von Goethe, von Sophokles, von Platon? Und ganz insbesondere von Goethe? dessen Schöpfungskraft noch umfangreicher ist als Shakespeare's, und dessen Weisheit — menschenfreundliche Einsicht und Güte — persönlich bestätigter? — Doch in dem höchsten Gebiete des Lebens gelte kein Rang und Vorzug; sie seien alle mit gleicher Liebe umfaßt; die Vorliebe ist dann Sache des Einzelnen.

Sonntag, den 15. August 1852.

Die Urwählerzeitung ist weggenommen, — die Polizei hat die bisherigen starken Artikel nicht greifen können, nun schnappt sie nach dem ersten besten, der nun für jene büßen soll. —

Besuch von Dr. Hermann Franck. Er wird mein Nachbar, das zweite Haus von mir, bei Pister's. — Nachrichten aus Frankreich, Schrift von Victor Hugo. Herr Alexander Thomas setzt sein Bulletin français in London nicht fort, weil er nicht gegen den — schreiben kann, ohne gegen die Franzosen überhaupt zu schreiben, und das will er nicht. — Ich kann es nicht läugnen, der — macht mir jetzt Vergnügen, weil er die andern zittern macht. Und wie zittern sie! Der 15. August nicht nur in Frankreich, sondern in Deutschland,

in Baden, Leipzig, Hamburg, Stettin, in Frankfurt am Main unter den Augen des Bundestages, als politisches Fest kirchlich gefeiert, ist ein Zeugniß, das gewaltiger spricht, als alle sonstige Erniedrigung. Das ist das sichtbarste Zeichen für das unterste Volk, das dringt ein. Und die Mächte und Fürsten mucksen nicht! Sie schweigen, wie ihre Verträge, die jedes Mitglied der Familie Bonaparte in Frankreich von der Herrschaft ausschließen, und denen zum Trotz ein Bonaparte — und welcher! — in Frankreich herrscht und sie zittern macht! Sie wünschen die Republik zurück, die harmlose, schwache, die nur in Rom ihnen etwas lästig war! Sie büßen es schwer, daß sie dem Staatsstreich zujubelten, aber sie werden es noch schwerer büßen! —

Erzählungen vom Feldmarschall Grafen von Yorck, der mit Franck auf gutem vertraulichen Fuße war; von seinem Hasse gegen Gneisenau, von seiner Geringschätzung Blücher's. —

Wie zahm die Kreuzzeitung jetzt ist! Die einzige Anspielung, die sie sich erlaubt, die sonst so schamlos freche, ist, daß sie bei Gelegenheit der Granitbahnen, die jetzt in der Wilhelmsstraße fertig geworden, ganz verstohlen sagt, es werde fortan also leicht sein, dort den rechten Weg inne zu halten! Dazu muß man erst wissen, daß die meisten Minister dort wohnen.

Der „Kirchliche Anzeiger", ein katholisches Blatt, ist heute weggenommen worden, er verwarf die Einmischung des Staats in die kirchlichen Angelegenheiten. Der Behörde thut es nur leid, daß sie gegen Katholiken auftreten muß. Sie beißt lieber in Deutschkatholiken und Freigemeinden! —

Montag, den 16. August 1852.

Die Urwählerzeitung von gestern hab' ich zu lesen bekommen. Sie enthält einen vortrefflichen Aufsatz über den

einem von ihm durch die Neue Oder-Zeitung veröffentlichten Aufsatz. Wegen geistlicher Amtshandlungen ist er auch in Anklage gestellt. —

Die Kreuzzeitung sagt, die ihr geschehene Verwarnung in Betreff der Ausdrücke gegen Louis Bonaparte könne sie nur als neben dem Gesetz erfolgt betrachten. —

Der Bundestag gestattet den Juden in Frankfurt am Main nur in bürgerlichen Rechten Gleichstellung mit den Christen, nicht in politischen. Es wird in den Zeitungen gesagt, Preußen werde sich ebenfalls diesem Ausspruch fügen müssen, nur wolle man abwarten, daß es von selbst den betreffenden Artikel der Verfassung durch die Kammern abändre. —

Droysen schildert sehr gut die Verlegenheiten, Zweifel und Aengste, in denen sich Yorck nach Abschluß des Vertrags mit den Russen lange Zeit hinquälte, die Ungewißheiten, in denen ihn der auch rathlos bedrängte König ließ. Wider den Willen des Autors macht die ganze Darstellung einen fast komischen Eindruck. —

Dienstag, den 17. August 1852.

Die Zollberathungen haben heute nicht wieder angefangen; die Eröffnung soll in einigen Tagen geschehen. Zeit fünf Monaten ein ergebnißloses Herumzerren, ohne einen Schritt vorwärts. Oesterreich will die Sache zu einer Bundestagsangelegenheit machen; dann geht es Preußen erst recht übel! —

In Leipzig haben viele Sachsen dem Napoleonsfeste beigewohnt; es leben dort noch alte Sympathieen, oder vielmehr man wirft sich in den Bonapartismus wie in den Katholizismus, um die Andern zu ärgern, von da aus Opposition zu machen; die Demokraten thun dies aber sicher nicht. —

Würdige Erklärung von Berends, Tappert und Schäffer

in Betreff ihres Rücktritts vom Verwaltungsausschuß des Kranken- und Sterbe-Kassen-Vereins; sie geben ihre Forderungen nicht auf, verlangen eine Generalversammlung ꝛc. —

Herr Malmène, der Freund Manteuffel's, der Liebling der Reaktion, ist in Untersuchung wegen eines Knaben, den er in seiner Anstalt seit zehn Tagen im Keller an einer eisernen Kette angeschlossen hielt, einen Tag um den andern bei Wasser und Brot, mit Hieben. Der Knabe hatte aus der Anstalt entweichen wollen. Die Polizei hat den Knaben — von fünfzehn Jahren — sogleich befreit, im Waisenhause vorläufig untergebracht und die Sache dem Staatsanwalt übergeben. Das Ministerblatt „Die Zeit" bringt diese Nachricht, alle Blätter wiederholen sie. Die Gleißnerei kommt zu Falle. —

Mittwoch, den 18. August 1852.

Wackerer Artikel der Nationalzeitung gegen die Neue Preußische, der ihre Niederträchtigkeiten vorgehalten, ihre Junker als die Parthei des Auslandes, der Unehre hingestellt werden, als dieselbe Parthei, die gegen Stein und Hardenberg arbeitete. — Die Urwählerzeitung spricht ergreifend — mir aber zu empfindsam — über die Versteigerung des Schiffes „Deutschland". Mögen die erröthen, die sich zu schämen haben; die deutschen Fürsten, in deren Namen der Bundestag spricht, durch die alles geschieht, was Schimpf und Schande bringt. In Frankfurt am Main wehten in der Kirche am 15. dreifarbige französische Fahnen, in München auch, die dreifarbige deutsche ist verboten. Wartet, Hallunken! Ihr werdet die letztern noch mit Angst und Schrecken gegen die erstern zu Hülfe rufen! Mögen sie dann wehen, aber für die eigene Sache, nicht für euch, die ihr sie verrathen habt und entehrt. —

Die Festlichkeiten in Paris am 15. wurden durch Regen

gestört; das Volk, die Nationalgarde, die Straßenjugend, alles kalt und gleichgültig; der Aufwand groß und prächtig, aber alles auf Befehl, alles für Staatsgeld. —

Das Kuratorium der Malmène'schen Anstalt will sich gegen die Polizei rechtfertigen. Die Thatsachen läugnet es nicht.

Donnerstag, den 19. August 1852.

Ausgegangen; bei Kranzler; in der Oranienburgerstraße Nr. 31 beim Obersten Friedrich von Bülow, dem ehemaligen Kommandanten von Küstrin, dem wunderlichen Alten, der in den Zeitungen mit kurzen Schlagartikeln, die er für baares Geld einrücken läßt, seine Galle gegen Katholiken, Jesuiten und jede ihn dünkende Unvernunft in lateinischer Schrift ausläßt. Er ist der Sohn eines ältern Bruders des nachherigen Grafen von Bülow-Dennewitz, also dessen leiblicher Vetter, jetzt achtundsiebzig Jahr alt, aber noch sehr rüstig, heftig und störrig. Er erzählte mir mancherlei, was zum Theil sehr brauchbar ist, und versprach noch manches hervorzusuchen. Ich kam gut mit ihm aus. Er führt ein unglückliches Leben, von seiner Frau ist er seit mehr als zwanzig Jahren geschieden. Er wünscht bald zu sterben, am liebsten auf der Straße todt hinzufallen! —

Auf dem Rückwege Herrn Dr. Franck gesprochen. Ueber Schelling, das Buch von Paulus u. s. w. Das Buch ist mir fortgekommen. „Schelling ist in seiner eignen Tinte ertrunken", das Kammergericht verlangte, um sich zu überzeugen, daß Paulus Schelling's Hefte habe drucken lassen, diese zu sehen, das aber grade wollte Schelling nicht an den Tag gestellt wissen, daß es genau dieselben wären, und so fiel die Sache. Neuestes Stückchen von Schelling! Er hatte in einer akademischen Rede sich auf die Stelle eines alten Philosophen und

eines neuen Auslegers desselben bezogen, ohne beide ausdrücklich zu nennen. Franck meinte, er müsse damit den Aristoteles und den Professor Zeller in Tübingen haben bezeichnen wollen und ersuchte Dirichlet, doch Schelling hierüber zu fragen; Schelling aber antwortete barsch, wenn er die Namen hätte nennen wollen, würde er es in der Rede gethan haben. Das ist denn allerdings ein kleinliches Versteckenspielen! —

Seltsam! Der Dr. Konstantin Franz ist eben erst als Hülfsarbeiter im Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten angestellt worden und dabei nimmt die Polizei seine neueste Schrift, „Die Staatskrankheit", die doch gewiß mit dem Beifall des Ministers geschrieben worden, in Beschlag! —

Freitag, den 20. August 1852.

Noch immer keine Zollberathungen; eine Menge kleiner Verhandlungen mit den einzelnen Höfen, überall von österreichischen Ränken und Einflüssen vereitelt; wenn Preußen noch etwas retten kann, so ist es, daß man auch Oesterreich mißtraut, daß auch Oesterreich nicht klug genug ist, ehrlich zu sein.

Auf Antrieb des französischen Gesandten, Herrn von Varennes, hat die Polizei nun auch den Kladderadatsch verwarnt! Diese in unsrer Gesetzgebung nicht vorhandne Maßregel läßt man sich gradezu aus der neuen Bonapartischen Gesetzgebung hier oktroiren und fühlt die Schmach und Schande nicht! — Der König ist in Putbus sehr vergnügt, macht sich täglich neue Unterhaltung und lebt in dulci jubilo, als gäb' es keine Vergangenheit und keine Zukunft. — Gegen die freien Gemeinden wird fortgefahren mit himmelschreiender Ungerechtigkeit, dem Landrecht, der Verfassung, den früheren Verordnungen zum Hohn, aller menschlichen Billigkeit entgegen, die Frömmler haben einen besonderen Haß auf sie, und der

König hält es für so christlich Werk, sie zu vertilgen, als Philipp der Zweite von Spanien es für christlich Werk hielt, die Ketzer zu verbrennen. Was alles muß der christliche Name tragen!

In Breslau war bei Rees von Esenbeck wieder eine Haussuchung; man hat nichts Belastendes gefunden, aber doch einige Privatbriefe weggenommen. Auch bei einem Schlossermeister und einem Litteraten in Breslau ist nach Papieren gesucht worden.

In Baden dauert der Streit mit dem Erzbischof ernstlich fort. Die Bischöfe am Rhein treten zusammen, um gemeinsame Schritte zu thun, die auch gegen Preußen gerichtet sind, weil dies der ungemessenen Freiheit der katholischen Kirche wieder einige Schranken setzt. „Nicht nur blind, stockblind," sagte neulich der Oberst von Bülow, „nein, geradezu toll, erztoll ist unsre Regierung, den Katholiken, den Jesuiten so freie Hand zu lassen!" —

Dr. Franck machte gestern die wichtige Bemerkung, daß Berlin seit den letzten Jahrzehnten nun doch dahin gelangt sei, wirkliche Hauptstadt geworden zu sein, die nicht mehr vom Hof abhängig ist, sondern ihr eignes Leben führt, ein kräftiges Bürgerleben. Und dies nimmt noch immer mit jedem Tage zu; wenn der Staat nicht kleiner wird, muß Berlin immer noch wachsen, dreißig Jahre noch so, wie die vorigen waren, und die Einwohnerzahl wird eine Million betragen. —

Herr Brockhaus in Leipzig als Redakteur der Blätter für litterarische Unterhaltung zu drei Monaten Gefängniß verurtheilt, wegen eines Artikels über Frankreichs Religionsphilosophie. —

Auch in Wien ist das Napoleonsfest in der Kirche feierlich gehalten worden, der päbstliche Nuntius fand sich dazu ein. In München, Dresden, Bern ꝛc. Erniedrigung, nicht unsre, sondern unsrer Gewalthaber! Und ihnen geschieht nur Recht.

Die Kriegsgeschichte der Jahre 1813 und 1814 bleibt ein wahrer Irrgarten, auf jedem Schritte begegnet man Widersprüchen, Zweifeln, Verwirrungen; die nach so langen Jahren erschienenen vielen Erzählungen sind oft unzuverlässig, bisweilen gradezu eigennützig und absichtlich täuschend, nicht selten aus unfreiwilligen Einbildungen hervorgehend; beide Fehler finden sich besonders bei Müffling, der es nicht verschmerzen konnte, nur eine untergeordnete Rolle unter Gneisenau gespielt zu haben; die Selbsttäuschung ist bei Knesebeck vorherrschend. Schade, daß Gneisenau nichts geschrieben hat, der ist mir jederzeit als ein ächter Wahrheitsfreund erschienen. Von Seiten der Sieger betrachtet, sind jene Feldzüge ein Gemisch von Schwankungen, Verkehrtheiten, Einsicht und Tapferkeit, deren Einheit in keiner Oberleitung nachzuweisen ist, das Glück, das Schicksal hat alles zum Vortheil gelenkt. Auf Seiten des Besiegten war die Einheit der Leitung, aber nur zu seinem Unglück; er hatte in die Kriegsbewegungen große Verhältnisse gebracht, jetzt wurden sie ihm zu groß, er reichte mit seiner Berechnung und seinen Hülfsmitteln nicht aus; die letztern hatte er selber durch Mißbrauch größtentheils erschöpft. —

Kladderadatsch verspottet der Verwarnung zum Trotz auf's neue Louis Bonaparte und auch Oesterreich, fällt aber hauptsächlich über die Malmöne-Geschichte her. — Nach ihm ist den preußischen Offizieren nun auch das Gebrauchen sogenannter Knifflorgnetten verboten, und Baron Strudelwitz will den Abschied nehmen, weil die Offiziere so geschoren werden.

Keine Zollberathungen! Nicht einmal die Berathungen bringen diese Hämlinge zu Stande, geschweige denn Beschlüsse!

Die Neue Preußische Zeitung behauptet, auch gegen den Widerspruch anderer Blätter, der General von Radowitz sei

unter der Aſche und ſchlägt, ehe man ſich deſſen verſieht, anderwärts wieder auf. Die Grundſtoffe des Uebels liegen zu tief, als daß Polizeimaßregeln ſie erreichen oder erſticken könnten. Dem Feuerheerde eines Vulkans dient ja ſelbſt Waſſer zur Flamme. Es ſtehen einander zwei feindliche Ideenmaſſen gegenüber. Europa bedarf eines hellen Diktatorkopfes, der genau erkenne, was der einen Maſſe nicht verweigert werden kann, und was der andern bewilligt werden muß; und dann Macht und Entſchloſſenheit beſitze, die gefaßte Anſicht zu behaupten und durch alle Schwierigkeiten zu retten. Wer jetzt am Ruder ſitzt, wiſſe im Sturm zu ſegeln. Völlige Windſtille iſt weder zu hoffen noch zu wünſchen. Ein anderes Mittel, was ich jedoch nur als palliativ betrachte, wäre Ableitung der überſtrömenden Thätigkeit unſeres Zeitalters auf ein großes auswärtiges Ereigniß. Griechenlands Kampf mit der Pforte bietet dazu eine treffliche Gelegenheit. Ein Kardinalminiſter von Richelieus Schlage, an der Spitze europäiſcher Kabinetspolitik, würde die Gelegenheit nicht unbenutzt laſſen.

Aus dem Prozeſſe, der ſchon ſo lange her die Pairskammer beſchäftigt, gehet ſattſam herror, daß die Polizei ſelber Komplotte angezettelt, theils um ihre Wachſamkeit darzuthun, theils um unſichere Leute zu entdecken und um anderen die Luſt zum Anſpinnen zu verleiden. Das iſt ganz gut, aber ſo wird ja immerfort die Idee des Komplotirens unterhalten und Marquis de Pontecoulant bemerkte mit Grunde, daß das eigentliche Reſultat des Prozeſſes ſein würde, zu zeigen, wie eine wirkliche Konſpiration anzufangen ſei. Ein anderer höchſt mißlicher Umſtand iſt folgender: Sobald es mehrere Polizeien giebt, arbeitet eine oft zum Nachtheil der andern. Auf der Polizeiliſte des Pavillon Marſan z. B. befinden ſich Leute, die ganz und gar nicht

zum Oberleiter aller militairischen Bildungsanstalten ernannt worden. —

Eine Besprechung der Zollvereins-Bevollmächtigten hat heute doch stattgefunden, aber keine Berathung. Man begrüßte sich und es kam nichts zur Sprache. — (Nach Andern doch; aber keine Folgen!)

In Florenz ist ein Ehepaar, das von der katholischen Religion zur protestantischen, „zur reinen Lehre des Evangeliums" übergetreten, zu mehrjähriger Galeerenstrafe verurtheilt. —

Auch in Warschau ist der Napoleonstag durch eine Messe gefeiert worden; ein politisches Kirchenfest! —

Es heißt, Preußen — wer ist Preußen in diesem Fall? der König? Manteuffel? Heydt? die Kreuzzeitung? — sei schon ganz entschlossen, den Zollverein aufzugeben und dafür einen Handelsvertrag mit Rußland abzuschließen. Der wird auch darnach sein! Zum Vortheil der Russen, das versteht sich! —

Sonntag, den 22. August 1852.

Fortgesetzte Nachrichten von dem schlechten und lächerlichen Verlauf der Bonaparte-Festlichkeiten in Paris. Der vornehme Pöbel erlustigt sich an den Dames und Forts de la Halle; er selbst ist aber in seiner Bildung nichtswürdiger und gemeiner, als dieses rohe Volk, das noch halb Thier, halb Kind ist. —

Der König selbst soll von Manteuffel verlangt haben, daß er den Dr. Nyno Quehl beseitige. Manteuffel meinte, er schulde dem jungen Manne große Dankbarkeit; indeß schickte er ihn doch auf Reisen.

Seit vier Jahren täuscht Rußland meine Erwartung, es muß doch endlich von dort etwas kommen, es fehlt etwas, so lange von dort kein Revolutionsbeitrag erfolgt. Der Kaiser,

der alles zurückhält, iſt dadurch auch ſelbſt gelähmt; er verwendet ſeine Macht zur bloßen Vereinigung und muß zuſehen, wie in der Welt alles geſchieht, was er doch muß geſchehen laſſen. Es geht ihm hierin nicht beſſer, als der Demokratie, er miſcht ſich nicht ein, er muß ſogar dem neuen Kaiſer allen Raum laſſen! — Iſt das eine Macht?

Montag, den 23. Auguſt 1852.

Nachmittags zum Generallieutenant von Prittwitz gegangen, ihm meine Wünſche vorgetragen. Herzliche Aufnahme, beſte Zuſagen! Er äußert ſich mit ſoldatiſcher Aufrichtigkeit. Bülow und Yorck und Kleiſt hielten nichts von Blücher, haßten Gneiſenau und Müffling. Bülow nannte Gneiſenau'n nur ſtets das verbrannte Gehirn. Prittwitz ſagt von dem neueſten Buche Müffling's, der „alte Muff" habe die Sachen ſo hingeſtellt, wie er ſich in den langen Jahren ſie zurechtgedacht, in der Geſtalt, wie ſie für ihn am vortheilhafteſten wären, es ſei nichts darin ganz unrichtig, aber auch nichts ganz richtig, eine Menge ſchlagender Entſtellungen oder Mißgriffe laſſen ſich nachweiſen. Prittwitz hat auch über die Märztage 1848 alles genau niedergeſchrieben, kann den Aufſatz aber nicht aus der Hand geben; einen als Handſchrift gedruckten Brief gegen den Grafen von Arnim-Boitzenburg hat er mir mitgetheilt. — Ich kenne den General ſeit 1811. —

In Victor Hugo's „Napoléon le petit" geleſen. Alles ſehr wahr! Aber was hier von dem neueſten Gewalthaber geſagt wird, gilt mehr oder minder von allen alten. Der Abenteurer — iſt nur ein vollſtändiges Prachtexemplar der ganzen Race. Hugo hat ganz Recht, der 2. Dezember erhebt das Verbrechen vom 18. Brumaire, wie das ſchlechte Kind den ſchlechten Vater noch ſchlechter macht. — Es gehörte aus-

dauernde Kraft dazu, das Buch zu schreiben. Es sind edle Schimpfreden, oft erhabnen Ausdrucks. —

Mehrere Blätter der Neuen Oder-Zeitung in Breslau, die den gräßlichen Zustand in Oberschlesien zur Sprache brachten, den Hunger-Typhus, die Cholera, die schlechten Maßregeln der Regierung ꝛc., sind polizeilich weggenommen worden. —

Dienstag, den 24. August 1852.

Zum Schreiben alles günstig; aber der Fürst von Schönaich-Carolath störte mich und blieb zwar weniger lang als sonst, aber doch über eine Stunde. Seine Mittheilungen über die Zustände in Schlesien sind bemerkenswerth; er schildert die zunehmende Verarmung und stets wiederkehrende Noth des armen Volks und giebt der Regierung die Schuld, nicht nur dem Uebel nicht zu wehren, sondern durch ihr Verfahren es hervorzurufen. Er behauptet, Schlesien würde nicht ungern wieder österreichisch werden! Wie die Polen in Posen gern russisch würden. Beispiele der Rohheit, des Fanatismus der katholischen Geistlichen, sie machen, wenn auch nur mittelbar, das Volk dem protestantischen König abwendig; aber grade die Fanatiker werden begünstigt, die aufgeklärten, preußisch gesinnten Katholiken zurückgesetzt, gehaßt, verfolgt von der Regierung! Schwäche und Widersprüche überall! —

Die Urwählerzeitung ist heute wieder weggenommen worden. Sie müssen sich von Zeit zu Zeit ihr Müthchen kühlen, und neulich gelang es nicht; aus Aerger thun sie einen neuen Griff. —

In Florenz viele Verhaftungen wegen eines Todtenbundes! Was wird aus dem Todtenbund in Bremen? Hezel'sche Handgranaten? Erbärmliche Spitzbübereien der angstvollen Bosheit! —

In Oesterreich sind endlich — jetzt erst — die Kriegsgerichte, wegen der Revolution bis jetzt fortgeführt, geschlossen worden. —

Görgey soll noch in Klagenfurt sein, aber wegen seines Buches zur Untersuchung gezogen werden. Recht so! Oesterreich muß den Verräther strafen, da Kossuth es nicht kann! —

Es ist ein großer Trost für mich, daß Victor Hugo fast alles Allgemeine so sagt, wie ich es schon gesagt habe. Dieselben Geschichtsanschauungen, dieselben Hoffnungen, Trostgründe, dieselbe Zuversicht. Ich bewundere die Kraft, die in seinem Buche steckt, die er hineingearbeitet hat. Ich hätte so viel nicht schreiben, nicht ausarbeiten können, das Herzklopfen, der Schauder, der Schwindel hätten hundertmal mich die Feder wegwerfen lassen! —

Seitdem die mittlern und kleinen deutschen Fürsten sich von Preußen abwenden, wird hier am Hofe und vom Könige selbst, der den Ton angiebt, heftig auf diese einst heilig geachteten Mitfürsten geschimpft und gelästert. Sie heißen kleine Köter, nichtswürdige Schufte, Verräther, jämmerliches Gesindel, würdig bei erster Gelegenheit abgeschafft zu werden u. s. w. Und warum sind sie von Preußen abgewendet? Weil dieses sie genarrt und mißhandelt hat, weil dies die deutsche Sache zuerst aufgegeben, weil sie gesehen haben, daß hier weder Muth noch Stärke ist, daß man keinen Anhalt, keinen Schutz mehr findet, daß Preußen sich selber in Olmütz schmachvoll unter Oesterreich geduckt hat. Wie mag man noch so hoffährtige Ansprüche verbringen! —

Mittwoch, den 25. August 1852

Es heißt, Klindworth sei nach Putbus gereist, um den König zu sprechen, in vertraulichen Aufträgen des Königs von Würtemberg wegen der Handels- und Zollsachen. Da haben

die beiden Könige einen ſchuftigen Vermittler! Der König von Würtemberg haßt den König von Preußen recht von Herzen, nun erſt recht, ſeit er in Schwaben Hohenzollern erworben hat. Solchen Nachbar wieder loszuwerden, könnte ein ſtarker Beweggrund ſein, im Fall eines Krieges ſich an Frankreich zu halten, Louis Bonaparte würde gern zum Dank Hohenzollern verſprechen! —

Ueber die Wiederanſtellung von Radowitz gehen die ſonderbarſten Gerüchte. „Will man Oeſterreich ſchrecken, dadurch, daß man ſtatt der Armee den zur Ruhe geſetzten Radowitz mobil macht?“ Will der König zeigen, daß er ſich um Rußland nicht kümmert? Und wie ſteht Manteuffel dazu? Erbärmlicher Zuſtand!

Der Polizeipräſident von Hinckeldey war die ganze Zeit beim König in Putbus und wird nun an den Rhein und nach Frankreich reiſen. Die Miniſter von Raumer und von Weſtphalen ſtreichen auch umher. Herr von Gerlach und Stahl ſind in England. —

Die Hyäne Haynau in Brüſſel ausgeziſcht und bedroht, durch belgiſche Offiziere und Polizei gerettet! —

Man erzählt aus Putbus, der König habe dort alles aufgeboten, um ſich liebenswürdig und aufgeweckt zu zeigen, aber im Ganzen habe er doch nur einen ſchlechten Eindruck gemacht, beſonders bei der vornehmen Klaſſe, die er nie wieder für ſich gewinnt. O ja, zum Schein der Unterthänigkeit, der Bewunderung, der Treue, ſind ſie immer bereit, wie die Schreiber der Zeitungsartikel es auch ſtets ausposaunen, aber hinterher zucken ſie die Achſeln, verziehen die Lippen und ſprechen Hohn und Schmach über ihn aus. Humboldt ſoll unaufhörlich über die Koketterie geſpottet und gewitzelt haben. Es ſollen ſehr plumpe Sachen vorgekommen ſein. —

Manteuffel findet ſich in einer üblen Lage. Auf den König geſtützt, verſuchte er der Junkerpartei den Gehorſam aufzuſagen, der Trotz gelang, die Junker verſuchten ihr Geſchrei, wurden aber auf's Maul geſchlagen, die Kreuzzeitung verſtummte. Nun aber gilt es den Zollverein zu retten, das kann Manteuffel nicht, das wird nun ihm zur Laſt gelegt, und die ihn ſonſt entſchuldigten, die Junker, klagen ihn heimlich jetzt beim König an, er ſei verbraucht, unfähig u. ſ. w. Dazu wird ihm ſein Freund Malmöne angegriffen und ſteckt in böſem Handel. Der König ſpricht ſchon in dem Sinn, als habe Manteuffel zuletzt den Erwartungen nicht mehr entſprochen, bedürfe des Ausruhens u. ſ. w. Und Radowitz? Er wird kommen, wir werden ihn an der Arbeit ſehen! —

Nachrichten aus England; die rohe Unfähigkeit der Regierung auch dort ſichtbar; Graf Derby, d'Israeli; und ſie halten ſich. Auch dort trotz Preſſe und Parlament! Doch wegen des letztern müſſen wir erſt ſehen, vielleicht halten ſie ſich nicht. —

In Goethe geleſen, das einzig-herrliche Buch aus der Champagne, das techniſche Meiſterwerk Groß-Kophta, das in dieſem Betreff, der Folge der Auftritte, der Sprache, nicht gehörig anerkannt wird; daß der Gehalt dem Herzen unfruchtbar iſt, ſagt Goethe ſelbſt. —

Der General von Wrangel hat einige gelegentliche Worte des Kaiſers, die gar keine Einladung waren, als ſolche genommen, und mit großem Gefolge von Offizieren darauf die Reiſe nach St. Petersburg gemacht. General von Prittwitz und andre Offiziere waren eingeladen, Wrangel aber nicht. Aus Schonung hat man es gut ſein laſſen, und Wrangel [illegible]rd die große Reitereiſchau mit anſehen. Der Kaiſer hat aber geäußert, ſo viele preußiſche Offiziere ſollten nicht mit dabei ſein, ſo hat denn der König den Befehl geſchickt, alle preußiſchen

Offiziere, die jetzt in St. Petersburg sind, sollten mit dem Prinzen Friedrich Wilhelm zurückkommen; nur zwei sollen bei Wrangel bleiben. — Der Kaiser hatte hier die Reiterei gesehen und Wrangel etwas Artiges darüber gesagt, worauf dieser gemeint, er selbst wünsche einmal die russische Reiterei zu sehen, und da antwortete der Kaiser, dazu könne wohl einmal Gelegenheit kommen. Das nahm Wrangel als Einladung. Man spottet sehr über ihn. —

Freitag, den 27. August 1852.

Zum General von Reiche gegangen, Leipziger Platz Nr. 4. Ueber eine Stunde bei ihm gewesen; er las mir manches aus seinen handschriftlichen Denkwürdigkeiten vor, erzählte vieles und wichtiges. Er versprach mir alle Auskunft und Hülfe. Aber viel wird es doch nicht werden, weil er das Beste für seine Denkwürdigkeiten zurückhalten will, welches auch der Fall mit dem Obersten von Szmykowski ist, der geschrieben hat, wenn er aus seinen Aufsätzen das Beste hergäbe, so würden ihm jene dadurch werthlos. Wenn es Ausarbeitungen sind, so hat er Recht. —

Hoffmann von Fallersleben von Trier ausgewiesen, wo er Handschriften der Stadtbibliothek durchsehen wollte.

Wigard von München ausgewiesen; er wollte dem Stenographenkongreß beiwohnen, hatte sächsische Pässe. Half nichts! Er war ein Mitglied der deutschen Nationalversammlung in Stuttgart, und betheiligt bei den Dresdner Maigeschichten! —

Der Fürst von Putbus soll den Schwarzen Adlerorden bekommen; also ein Orden für gute Bewirthung! Auch gut!

Der König hat von der Prinzessin von Preußen gesagt: „Elle ne ment pas, mais elle est un mensonge.“ — In Weimar sprach sie lange und eifrig mit dem französischen Gesandten La Rochefoucauld, und verließ ihn, wie sie meinte,

als ganz entzückten Bewunderer von ihr. Er aber machte eine wegstoßende Bewegung mit Hand und Fuß und sagte voll Ingrimm: „Va-t-en, comédienne.“ — Herr von Gersdorf sagte von diesem groben Diplomaten: „Il est particulièrement apte à porter des déclarations de guerre.“ — (Vor 1847, in diesem Jahre ging La Rochefoucauld von Weimar ab.)

Der jetzige Großherzog von Weimar hat einen tödtlichen Haß gegen Schiller; dieser sollte, hieß es einmal, sein Lehrer werden; ferner haßt er entsetzlich die lateinische Sprache, und weiß aus dem frühen Zwangsunterricht noch einige Oden des Horaz auswendig, was ihn fürchterlich ärgert, und die er mit Widerwillen bisweilen hersagt, gleichsam als würde er sie dadurch los! —

Sonnabend, den 28. August 1852.

Besuch von Herrn General von Weyrach. Nachricht, daß General von Reyher mich alle seine Hülfsmittel gern wird einsehen lassen, daß aber neun Offiziere des Generalstabs grade beauftragt sind, die Bülow'schen Feldzüge zu bearbeiten. Wichtige Erzählungen. Bemerkungen über Personen. —

Der Prinz von Preußen, reich wie kein Andrer an Unglücksfällen, ist bei Stettin wieder mit dem Pferde in vollem Rennen gestürzt, eigentlich vom Pferde abgeworfen worden; man mußte ihm zur Ader lassen. Er soll außer Gefahr sein.

Die Urwählerzeitung ist heute schon wieder weggenommen worden.

Fortgesetzte Maßregeln gegen die freien Gemeinden, gegen die Gesangvereine, gegen Zeitungen, die theils unterdrückt, theils durch Postverbot gehindert werden, Ausweisungen von Personen, — wer kann das alles einzeln aufschreiben! —

Versteigerung der Deutschen Flotte; schleswig-holsteinische Truppen nach Kopenhagen verlegt, schlagen sich mit dänischen

Matroſen, däniſche Truppen in Altona mit den Bürgern! — Es heißt, Preußen wolle am Bundestag dagegen Einſpruch thun, daß die däniſchen Truppen in Schleswig-Holſtein, die ſchleswig-holſteiniſchen in Dänemark ſtehen!! —

Der König hat bei Stettin mit dem Prinzen von Preußen einen bittern Wortwechſel gehabt, es war vor den Truppen und betraf dieſe; nur wenige Zeugen haben es gehört, der König wurde hochroth, der Prinz erblaßte. Die Zeugen gaben dem Prinzen Recht, und fanden es übel vom Könige, daß er ſo ſchnöder Worte ſich bediente; welche es waren, wurde nicht geſagt. Man fand es ſehr auffallend, daß der König den Prinzen nach deſſen unglücklichem Sturze nicht beſuchte. —

Bisher galt es als unzweifelhaft — auch mir —, daß der Kaiſer Nikolai, äußerlich eine ſo glänzende Heldengeſtalt, auch im Innern die kraftvollſte Feſtigkeit und den unerſchrockenſten Muth hege, man führte die ſprechendſten Beiſpiele an, ſein Benehmen bei ſeiner Thronbeſteigung, bei der Cholera ꝛc. Man ſtellte ihn ſtets als Muſter auf, zur Beſchämung der andern Fürſten, die ſich bei den Volksſtürmen feige gezeigt hatten. Vornehme Ruſſen lächeln über dieſen Vorzug, den man ihm einräumen will; ſie ſagen, ihr Kaiſer ſei die Muthloſigkeit und Unentſchloſſenheit gegenüber allen Umſtänden, die den Geſichts- und Wirkungskreis eines Unteroffiziers überragen. Bei ſeiner Thronbeſteigung habe er ganz und gar den Kopf verloren, keine Befehle zu geben gewußt oder gewagt, die Entſchloſſenheit ſeiner Umgebung allein habe ihn gerettet. Namentlich ſoll der General Toll ihm Muth zugeſprochen, und dann eigenmächtig Befehle ertheilt, ſogar ſelbſt eine Kanone abgefeuert haben ꝛc. —

Sonntag, den 29. August 1852.

Die Nationalzeitung hat einen sehr guten Artikel: „Das Kolosseum, der Fischmarkt", eine Vergleichung der römischen Zäsaren-Wirthschaft mit der des französischen —-Abentheurers, zum Vortheil der erstern. Bonapartismus regt sich in Neapel, in Sachsen, in Kurhessen, auch in Spanien erinnert man sich, daß es Josephinos und Afrancesados gegeben hat. Welche Schmach und Schande für die Regierungen, daß dergleichen möglich ist! So haben sie seit 1815 ihre Siegesmacht und ihre reichen Mittel angewendet, daß die nichtswürdigste Schwindelei als bloßer Gegensatz von ihrer Jämmerlichkeit noch Reiz gewinnt. Und in den Rheinlanden, in Italien, Ungarn und Polen, wie steht es da? Nirgends Besserung und Versöhnung!

Preußen kommt in den großen politischen Fragen gar nicht mehr in Betracht. Selbst an seiner Kriegstüchtigkeit zweifelt man. — Dies spricht sich in den englischen Zeitungen aus, und auch schon in deutschen. —

Dienstag, den 31. August 1852.

Nachmittags Besuch vom Obersten von Bülow, der mir die Papiere wiederbringt, bei denen er nichts zu erinnern findet. Von seiner Großmutter hat er lange Zeit Briefe bewahrt, die recht gut geschrieben waren, sie unterzeichnete nur den Namen Sophie. Er glaubt, daß der jetzige König heimlich ein Katholik geworden; er hat im Wohnzimmer des Königs ein Gemählde gesehen, das vorstellt, wie ein Vorhang weggezogen wird, und dahinter die Mutter Maria mit dem Kinde erscheint, vor denen der König in Rittertracht anbetend auf den Knieen liegt. Von wem dies Bild gemahlt worden, und bei welchem Anlaß muß ich doch erfragen. Bülow verabscheut den Jesuiten Radowitz, es werde ihm aber nicht gelingen die Armee katholisch zu machen! Er meint, Hardenberg sei als Staatskanzler immer

ahnen, daß der Vorsteher auf ihren Namen Besoldung zieht. Sie selbst sind in allen öffentlichen Händeln vornevor, wie bei dem Leichenbegängniß Manuel's und dem Feldzuge nach Père-Lachaise zum Andenken des jungen l'Allemand, und wundern sich, daß sie überall unangetastet bleiben. An ihnen sich zu vergreifen, wagt kein Diener der öffentlichen Polizei, da diese sie für Rädelsführer einer geheimen hält. Ich könnte Ihnen hiezu die seltsamsten Belege liefern.

Man hat den scherzhaften Vorschlag gemacht, de supprimer la jeunesse. Die hiesigen jungen Leute befesten, bewirthen einander. Eine Schule ladet die andere ein. Da auch Gäste, die keine Studenten sind, hinzukommen, so erweitern und vervielfältigen sich die Bekanntschaften. Hinter diesen brüderlichen Gelagen steckt sichtlich ein Umtrieb. Aber man kann die Jugend nicht hindern zu schmausen. Werden die großen Tafeln untersagt, so entstehen desto mehr kleinere. Der Himmel weiß, was der Sommer im Schilde führt. Daß die französische Burschenschaft alle ihre Einfälle aus sich selber schöpfe, darf man bezweifeln. Ohne mitwirkende Ursache würde der tückische Sporn an ihr abgleiten. Indeß stünde die Sache der Aristokraten so gar übel nicht, nur müßten sie bessere Zungen vertheidigen. Daß die rechte Kammerseite nur zu toben weiß und zu schreien: la clôture! ist gar zu erbärmlich. Ihre geschicktesten Köpfe sind Ueberläufer. Man zählt auf der rechten Seite fünfzehn ehemalige Rothmützen, während niemand auf der linken den Revolutionsschmuck getragen hat. Wie schwach sich der Hof fühlt, zeigt die Verlobung der Mademoiselle Lafitte mit dem Sohne des Marschall Soult. Es wird davon gesprochen, wie von einer Staatssache, aus der große Folgen hervorgehen können. Die Hochzeit ist auf zehn Monate verschoben, damit das junge Paar Zeit habe, sich kennen zu lernen.

nur für England thätig geweſen. Er haßt den verſtorbenen Miniſter Guſtav von Rochow als einen Knechtiſchgeſinnten. — In Kant geleſen, mit großem Vergnügen! Seine Art, die Gegenſtände zu behandeln, hat für mich einen außerordentlichen Reiz; man merkt es überall, daß er immer noch weit über dem ſteht was er ſagt, er läßt ſtets alle Wege offen, und wo er einhält, ſieht man, daß man weiter gehen kann. —

Mittwoch, den 1. September 1852.

Beſuch vom General von Reiche, den ich auf dem Sopha liegend empfangen muß. Er bringt mir Briefſchaften und Aufſätze, die ich aber nicht behalte, ſondern nur leſe und hin und wieder ausziehe. Vielfache Erzählungen, über Boyen, Müffling, Welzogen, Yorck ꝛc. Alle dieſe alten Generale, die ich jetzt ſpreche, ſind durchaus unzufrieden mit der jetzigen Wirthſchaft, verhehlen nicht ihre Abneigung, ihren Haß. Reiche blieb über eine Stunde lang bei mir. —

In Kant weitergeleſen, dann in Grote's Geſchichte von Griechenland. — Tagesblätter und Flugſchriften. —

In Bromberg iſt die deutſchkatholiſche Gemeinde, ihren Prediger an der Spitze, zur evangeliſchen Kirche übergegangen. Dahin haben die endloſen Plackereien es gebracht! Was iſt nun damit gewonnen? Glaubt man an dieſen Leuten nun Strenggläubige zu haben? — Dieſer erzwungene Uebertritt iſt eine Schande für Preußen, zeigt die ſchnödeſte Unduldſamkeit.

In Köln zwei Leute freigeſprochen und entlaſſen, die beſchuldigt waren verbotene Schriften vertheilt zu haben. Der Ankläger war ein beſtrafter Soldat aus der Prügelklaſſe.

Ueber den nichtswürdigen Gang unſrer Zollverhandlungen iſt es nicht nöthig noch ein Wort zu verlieren. Nach ſechs Monaten iſt man ſo weit wie am Anfang.

Neuer Unglücksfall des Prinzen von Preußen, nachträglich bekannt geworden; er gerieth mit seinem Pferde in einen Sumpf, und mußte durch fremde Hülfe gerettet werden. —

Auch der Prinz Friedrich Wilhelm war auf der Rückkehr von St. Petersburg zur See in großer Gefahr: die Dampfmaschine ging nicht.

Von Bettina's „Gespräche mit Dämonen" ist es ganz still. Nur einige Hofleute sprechen davon in mißliebigem Sinn, und sagen, sie habe in diesem Buche den König gefoppt. Wenn ein zu schönes Bild vom König entworfen ihn foppen heißt, so hat auch der Mahler Hensel ihn gefoppt! —

Das leichte und schnelle und deßhalb allgemeine Reisen unsrer Zeit ist eine Erscheinung, die noch nicht dagewesen ist, die aber ungeheure Folgen haben und den Weltzustand ganz verändern muß. Langsam und im Einzelnen anfangs wenig bemerkbar, werden diese Wirkungen hervortreten, nach und nach aber zu kolossalen Gestalten aufwachsen. Die Menschheit lebt in einem täglich steigenden Zusammenhang, in immer brausenderer Geselligkeit, wie noch nie vorher, sie lernt sich erst recht kennen, und alles austauschen, nicht nur Erzeugnisse der Natur und Kunst, auch die des Geistes, der Lebens- und Staatsformen. Genug, die Welt erlebt eine neue Epoche. Wie kommen alle Erfindungen, alle Wissenschaften zu Hülfe! — In unsrer Zeit wär' es nicht mehr möglich, daß ein Volk die anders redenden Nachbarn Stumme, Nichtredende, nennte! Und auch Barbaren nennt man nur noch die, welche es wirklich sind. —

Neulich kam zur Sprache, daß auf dem Gebiet des vertrauten Umgangs mit Frauen bei den Männern — und am Ende auch bei den Frauen — alles Gewissen aufhöre. Die Thatsache im Allgemeinen zugegeben, wiewohl es doch im Besondern gewiß gar oft anders ist, so läßt sich die Erscheinung ganz leicht erklären. Grade da, wo die Natur gebieterisch Freiheit und Selbstbestimmung, Wahl und Gefallen fordert,

üben unſre kirchlichen und bürgerlichen Geſetze oder Einrichtungen den verkehrteſten Zwang, ziehen alles in's Enge, machen zu Verbrechen und Schande, was der Einzelne in ſich ſelbſt durchaus nicht als ſolche fühlt. Dieſes ganze Gebiet iſt bisher von den Geſetzgebern mit der rohesten Pfuſcherei behandelt. Die Ausbrüche der Natur gegen die Einrichtungen ſind wie die politiſchen Revolutionen das Zeichen vorhandener Schlechtigkeit.

Donnerstag, den 2. September 1852.

Schnupfen und Huſten quälen mich ſehr; es iſt unmöglich dabei zu einer guten Stimmung zu kommen. Auch der Schlaf war ſchlecht. Sonſt hilft wohl der Traum bisweilen dem Wachen glücklich nach, erſetzt und ergänzt, giebt unverhoffte Aufſchlüſſe; diesmal aber benahm er ſich wie ein Feind, verwirrend und zerſtörend. Ich habe dieſe Nächte die beiden Schlachten von Groß-Beeren und Dennewitz ausführlich durchgeträumt, aber ſo verkehrt, unwahr und toll, daß ich das feſte Gedächtnißbild beider, wie ich es wachend habe, davon angegriffen finde, erſt wieder reinigen und herſtellen muß. Mich dünkt, mir iſt ſolche Schmach noch nicht widerfahren. —

Man verſichert, daß in Berlin noch immer demokratiſche Vereine beſtehen, und in regelmäßiger Verbindung mit auswärtigen. Sie wollen, heißt es, dies heilige Feuer der Volksſache nicht erlöſchen laſſen, ſondern daſſelbe im Verborgenen hüten und bereit halten. Ich kann dergleichen Anſtalten nicht klug noch zweckmäßig finden. Sie ſtehen in immerwährender Gefahr, nutzen wenig und können unendlich ſchaden. Auf die Länge erliegen ſie gewiß dem Verrath oder irgend einer innern Verkehrtheit. Die geſchichtlichen Ereigniſſe kommen aus andern Quellen, und in größerem Maßſtabe, als ſolche Vereine ſind. Große, allgemeine Urſachen wirken plötzlich auf die ganze Zeit-

genoſſenſchaft, und reißen alles mit ſich fort. Man will von ihnen nicht unvorbereitet überraſcht werden, man will im voraus die Häupter bezeichnet haben, auf die man ſich verlaſſen kann. Das iſt wieder falſch. Niemand kann wiſſen, was ſich darbieten wird, in welcher Geſtalt, in welcher Stärke, von welcher Seite. Und zu Führern taugen die meiſt am wenigſten, die man ſich auserſehen hat; in langem Wirken nutzen ſie ſich ab, veralten, und verſtehen oft die neue Bewegung gar nicht, da ſie nur auf die alte eingerichtet ſind. Das neue Ereigniß bringt auch ſeine neuen Führer, und ſollten die auch nicht die rechten ſein, ſich nicht halten, — wie Lamartine, Cavaignac, Heinrich von Gagern —, nun, ſo iſt das auch ein Geſchick, das man hinnehmen muß! Unſre Geſchichte wird nicht mehr von einzelnen Menſchen gemacht, auch nicht von Geſellſchaften, ſondern aus großer Zuſammenſtrömung unberechenbarer Wirkungen. Will die Demokratie ſich in der Gegenwart behaupten, für die Zukunft vorbereiten, ſo weiß ich nur Ein erſprießliches Mittel, nur eine unfehlbare und dazu noch gefahrloſe Thätigkeit, die kein Kaiſer und König hindern kann, die Stärkung und Ausbreitung ihrer Geſinnung, ihrer Tüchtigkeit, die Pflege der ernſten Ueberzeugung. An Talenten, die ſich ausbilden, kann es auch nicht fehlen.

In Kant geleſen. In Goethe's und Schiller's Briefwechſel: ob es denn viele Deutſche geben mag, die erkennen, welch einzigen Schatz ſie in dieſem Briefwechſel beſitzen? Von ſolcher männlichen Freundſchaft weiß ich kein Beiſpiel, keines von ſo fruchtbarem, für beide Theile ſo gewinnreichem Austauſch. Und wie ließen es ſich die braven Männer ſauer werden! —

Frau Thereſe von Lützow kommt aus Java zurück, mit einem Kind und einem Buche. —

„Briefwechſel Schleiermacher's mit Gaß. Berlin, 1852.“ 8. Für mich merkwürdig genug, doch iſt der theologiſche Kram unendlich langweilig, und aller Geiſt Schleiermacher's reicht nicht hin, Geſchmack und Reiz hineinzubringen. Mir kommt überhaupt Schleiermacher in dieſen Briefen ziemlich matt und klein vor; Herzlichkeit iſt faſt gar nicht zu finden, wo ſie erſcheinen will, wird's geziert und bohl; wo er ſcherzt, iſt es traurig, ja ekelhaft, wie in einer für Frau Gaß geſchriebenen Stelle; in den politiſchen Sachen iſt er meiſt perſönlich-gehäſſig und etwas eingebildet, ich las es mit Achſelzucken. Zum erſtenmal aber wird hier ſeines Verhältniſſes zur Predigerin Grunow geb. Krüger öffentlich gedacht, die ſich ſeinetwegen ſcheiden laſſen wollte, dann aber plötzlich den Muth verlor und zum Manne zurückkehrte. Daß er noch im Anfange ſeines halliſchen Aufenthaltes auf ſie rechnete, war mir nicht bekannt, ich glaubte die Entſcheidung ſei gekommen, als er noch in Stolpe war. Aber daß Schleiermacher ſich wegen dieſes Mißgeſchickes todthungern wollte, daß die Freunde und Freundinnen auf die Frau ſchimpften, als ſei nicht ihr Verlaſſen ihres Mannes, ſondern ihr Verbleiben bei ihm eine Schändlichkeit, das wird nicht geſagt! In dem biographiſchen Vorworte wird auch behauptet, Schleiermacher ſei in ſeinen nachmaligen ehelichen und häuslichen Verhältniſſen zu den beſonders Begnadigten zu rechnen; das mag bloße Unkunde ſein. Doch wenn der Herausgeber, Gaß der Sohn, auch von Marwitz nichts wußte, von abermaligen Selbſtmordgedanken Schleiermacher's, von andern Bewerbungen um ſeine Frau und andern Neigungen derſelben, ſo mußte er doch von dem Fiſcher'ſchen Unweſen wiſſen, das beinahe zwanzig Jahre lang das Schleiermacher'ſche Haus vergiftete, die Freunde entfernte, die eigne Schweſter

Schleiermacher's aus dem Hause trieb. Der alte Gaß hat selber einmal seinen Freund ernstlich zur Rede gestellt, wie er das Unwesen dulden könne, diese trügliche Phantasterei, durch die seine Frau ganz närrisch werde, seine Kinder vernachlässigt und der Krankenpflege geopfert u. s. w. Der arme Schleiermacher sollte zu seinem schweren Hauskreuz nun auch das noch tragen, daß der taktlose Freund ihn darüber zur Rede stellte, und wenigstens diese neue Last schüttelte er ab, indem er dem Freunde höhnisch lachend erwiederte: „O das sind Geschichten!" und gleich von andern Dingen sprach. — Mir erscheint jetzt aus der Ferne gesehen, und auch durch dieses Buch wieder, der ganze Kreis, der sich um Schleiermacher versammelte, überaus langweilig, düster, trocken und armselig, ohne eine Spur von Geist und Leben, denn die Andern verstummten aus Ehrerbietung oder sprachen leise die in der Koterie üblichen Stichwörter, und Schleiermacher wartete, daß man ihn beleben oder erfrischen sollte, was nur Bettina bisweilen that, wofür er sie denn auch sehr liebte und ihr alle Unarten gern verzieh, die Andern ihr aber sehr aufsässig waren, die Herz, die Schede's, die Eichhorn's, die Reimer's, und besonders die Theologen, die er an sich zog. Ich dauerte nicht lange darin aus!

Die Zeitungen enthalten nichts Wichtiges. Daß in Baden endlich der Kriegszustand aufgehört, und wieder der Gesetzzustand eintritt, welches gestern verkündet worden, und wobei die erbärmliche Regierung noch den Beamten scharfes Aufpassen anempfiehlt, ist nicht der Rede werth. Gesetze giebt's in Deutschland nur noch dem Namen nach. Die Schande der Regierung aber bleibt unauslöschlich, so lange dieses Ausnahmszustandes bedurft zu haben! Diese erbärmlichsten aller Schächer! —

Beſuch von Herrn Major Nobiling; wichtige Erläuterungen aus der Revolutionszeit, über das Wegſchicken der Truppen aus Berlin, über den Zeughausſturm ꝛc. Major Bleſſon ſei der unfähigſte Dummkopf geweſen, oder — ſag' ich — der nichtswürdigſte Verräther!

Die Urwählerzeitung vortrefflich gegen die Gerlach'ſche Rundſchau, diesmal von London her geſandt; ſie wird als elende Charlatanerie behandelt. — Die Neue Preußiſche Zeitung geifert gegen Oeſterreich, droht ihm mit Krieg, nennt es einen Rieſen mit thönernen Gliedern, droht ihm mit Aufſtand in Ungarn und Italien, mit Frankreich! Da ſeh einer mal die Spitzbuben! Sie ſcheuen in ihrer ſchamloſen Frechheit nicht, ſich ſelber in's Geſicht zu ſchlagen, wenn es nur dem Gegner weh thut. Sie wollen ſich mit der Revolution gegen Oeſterreich verbinden, ſie, die nicht Lob genug für Olmütz hatten! Nichtswürdige Rotte!

Daſſelbe Blatt erzählt die polizeiliche Austreibung eines katholiſchen Geiſtlichen aus Mecklenburg-Schwerin; der Ritter von der Kettenburg, ein Neukatholik, wollte ihn auf ſeinem Gute ſchützen, die Polizei griff durch. Nun ſagt die Kreuzzeitung, mit ſolchen Mitteln werde man den Zweck nicht erreichen! Die Schändlichkeit! Gegen Demokraten, gegen Deutſchkatholiken haben ſolche Mittel ſtets ihren Beifall gehabt! —

In Goethe und Schiller geleſen; Griechiſches. —

Was ich am 28. Auguſt über den ruſſiſchen Kaiſer niederſchrieb, wird mir auch von andrer Seite merkwürdig beſtätigt. Der Großfürſt Konſtantin, ſelber eine ausgemachte Memme, war außer ſich darüber, daß man ſeinen Bruder als einen Helden darſtellen wolle; mit Heftigkeit rief er aus: „Ich kenn' ihn beſſer! Er hat nicht mehr Tapferkeit als mein kleiner Finger! Wir ſind gar nicht auseinander, wir ſind deſſelben

Geschlechts." — Das erinnert mich an die Königin Katharina von Würtemberg, die von ihrem Bruder Konstantin sagte: „Er ist ein Thier, aber er ist doch der Beste von uns, er zeigt sich wenigstens wie er ist." — Auch der Graf Orloff, der beständige Begleiter des Kaisers, soll sich über den Muth des Kaisers mehr als zweideutig geäußert haben. — Unser König soll das alles recht gut wissen, und sich daher um so mehr ärgern, daß der Kaiser immer so thut als stünde er hoch über ihm. —

Sonntag, den 5. September 1852.

Die Urwählerzeitung vortrefflich über die gemachten Huldigungen und die gemachten Verschwörungen; sie spricht immer von Frankreich, etwas von Oesterreich — denn das ist jetzt auch preisgegeben — aber was sie sagt trifft auch Preußen mit. Der — Bonaparte ist ein vortrefflicher Prügelknabe für die Streiche, die man den hohen Herrschaften selbst nicht geben darf. Die Nationalzeitung hat einen scharfen Artikel über die Frage, ob man die Klassiker von den Schulen verbannen und die Kirchenväter dafür einführen werde? Letzteres verneint sie bestimmt, und führt aus den Kirchenvätern eine Menge ganz kommunistischer und ganz autoritätsfeindlicher Lehren an. Was diese Blätter doch alles leisten, und wie tapfer sie den Kampf weiter führen! Ich meinerseits erkenne dies mit herzlichem Dank an, und diejenigen Demokraten, die immer thun, als leisteten jene nicht genug, kommen mir sehr unverständig vor, und sind wohl selber nie recht im Gefecht gewesen. —

Das neuste Stück des Berliner Wochenblatts ist polizeilich weggenommen worden. Auch ein Blatt der Kölner Volkshalle. Nach welchen Regeln das wohl geschieht? Heute so, morgen so! —

„Sagen Sie, was fehlt Ihnen, worüber klagen Sie, haben Sie nicht alles was Sie brauchen?“ Gemeine, zum Ekel wiederholte Redensart! Ja, mir fehlt nichts von allem was ich brauche, wenn ich nur daran denke den Tag leidlich zu verbringen, von Morgen bis Abend unter allerlei Genüssen möglichst hinzuschwelgen, und weder um meine Mitmenschen mich zu bekümmern noch um den Staat im Allgemeinen. Aber dann bleibt mir auch fort mit eurem „für König und Vaterland“, mit eurem „Ich bin ein Preuße“, dann ist mir auch einerlei, wer hier regiert, die Russen oder die Franzosen oder die Oesterreicher. Ich aber kann mir einen allgemeinen Zustand vorstellen, bei dem mein Geist erhoben, mein Herz beglückt ist, und hätte ich auch alles dabei verloren, was ihr mir jetzt zum Vortheil rechnet, Vermögen, Stellung, Wohlergehen. Freut nicht ein ehrlicher Offizier sich einer gewonnenen Schlacht, eines herrlichen Feldzuges, wenn auch ein Arm oder ein Bein ihm dabei verloren ging? —

Montag, den 6. September 1852.

Bei fahlem Sonnenschein dieselbe dicke schwere Luft, wie gestern. Seit den zweiundfünfzig Jahren, daß ich Berlin kenne, hat sich im Allgemeinen die Luft sehr nachtheilig verändert. Fast immer liegt schwerer Dunst über der Stadt, den nur ein starker Wind bisweilen verweht, der aber, sobald dieser nachläßt, gleich wieder da ist. Die vielen Fabriken mit ihrem Rauch und Gas, die gehäuften Unreinigkeiten, das Unvermögen der Spree, und die fast verdreifachte Zahl von Menschen und Thieren, kommen allerdings hier sehr in Betracht. — Etwas geschrieben, dann ausgegangen. — An Kranzler's Ecke die von der Parade zurückkehrenden Truppen vorbeimarschiren sehen. Der König mit dem Großfürsten Thronfolger fuhr vorbei. Die Fürstin von Liegnitz. —

Auf der Kunstausstellung einen vorläufigen Besuch gemacht. Den General von Scharnhorst über verschiedene Gegenstände dort gesprochen; er ist sehr ungehalten über die Art des jetzigen Königswesens, über die Pedanterei der Offiziere, ihre falsche Bildung ꝛc. Herrn Dr. Spiker gesprochen, den Gesandten von Meysenbug ꝛc. —

Heute gesteht die Kreuzzeitung ein, daß Preußen im Auslande sehr an Achtung und Ansehen verloren habe, und in Deutschland entschieden nur die zweite Stelle einnehme; dies komme daher, daß es nur Oesterreich in dessen plumper Reaktion und noch ungeschickt nachgeahmt habe, es sei Oesterreich nicht gewachsen ꝛc. Diese mittelbare Anklage des Königs und der Minister ist die Folge des doch noch verbissenen Grolles gegen beide, die nicht fortfahren, die Bismarck's und Rezow's der Parthei zu hohen Posten zu erheben, sondern im Gegentheil wieder einen Radowitz hervorsuchen. Die Kreuzzeitung log bisher, und behauptete Preußen stünde vortrefflich, weil sie von den Ministern alles hoffte, nun sie diese haßt, sagt sie die Wahrheit, denn die Thatsache ist allerdings wahr!

Seltsamer Zustand, die Revolution glauben sie los zu sein, aber ein geheimes Bewußtsein sagt ihnen, daß sie keineswegs überwunden ist, nun streiten sie unter sich und können nicht fertig werden, und haben nun gar wieder einen Bonaparte in ihrer Mitte und auf dem Hals, von dem sie alles fürchten! „Abällino ist unter euch!" heißt der Schreckensruf, und um den Schein zu haben, als wär' ihnen nicht bange, müssen sie mit ihm liebäugeln. Mit keinem Helden, mit einem Verbrecher! —

Ich blieb zu Hause, theils aus körperlicher Verstimmung, theils aus Drang der Arbeit. An die vorhabende kann ich noch gar nicht kommen, aber die Zurüstungen fordern viel Zeit, und meine Lebensverhältnisse sind so mannigfach, daß ich kaum weiß wie ich sie alle bestreiten soll. Jetzt für die

Das Schauspiel der jetzigen Welt bringt alle Augenblicke eine neue, unversehene Verwickelung. Die Griechen nehmen den Türken das aus Egypten verschriebene Getreide weg. Um nicht Hungers zu sterben, halten die Türken das aus Odessa nach Sizilien bestimmte an, unbekümmert ob die Oesterreicher dort etwas zu kauen haben. Vielen meiner Bekannten scheint Neapel noch kein sicherer Boden. Dort habe Rußland dem Kaiser Franz saure Arbeit bestellt. Nun brauche, meinen sie, das Petersburger Kabinet die Konstitutionssucht in Preußen zu nähren und anzufachen, so laufe es keine Gefahr im Rücken seiner Pläne auf Konstantinopel beunruhigt zu werden. Eben so eitles Gerede höre ich in Beziehung auf England. Die Gläubigen legen dem Teufel immer mehr zur Last, als ihm gebührt, und England wird nun einmal hiezulande für ärger als ein bloßer Schwarzkünstler gehalten. Seit dem man weiß, daß der König von Portugal nicht in Lissabon, sondern bei Gibraltar zu landen gesonnen ist, werden die Engländer ohne weiteres beschuldigt, die Aufstände in Bahia angeregt zu haben, um den König nach Europa zu schrecken. Die Rückkehr der Braganza aus Brasilien wird nothwendig für Portugal wichtige Folgen nach sich ziehen. Ich glaube nicht, daß das englische Ministerium dermalen große Pläne nach Außen im Auge hat. Es scheint mir wie das hiesige, ganz vorzüglich auf Ruhe und Selbsterhaltung bedacht zu sein.

Madame Catalani erzählte neulich, daß in einem Gespräch mit dem russischen Kaiser dieser Monarch ihr sagte: mit mir und meinen Russen muß Frankreich, denke ich, wohl zufrieden sein, wir haben uns besser aufgeführt als die Preußen, nichts aus dem Museum weggenommen.

Wegen des „Investigador Portuguez" habe ich alle mögliche Nachsuchung angestellt. Zuerst wandte ich mich an

nächste Zeit kommen die vielfachsten Spannungen zusammen, ich kann keine derselben abschneiden, muß sie alle auf mich nehmen und verarbeiten! Das Innere der Verhältnisse, und das was sich am Schreibtisch abthun läßt, macht mir weniger Sorge, wiewohl auch da Widersprüche und Gegensätze in Menge zu behandeln sind; aber wird äußere Rüstigkeit von mir verlangt, ungewohnte Anstrengung, gesellschaftliches Bemühen, zu allem jenen obendrein, dann muß ich mich zahlungsunfähig bekennen! —

Die Herausgeber des Dissidenten hier freigesprochen. — Auch noch eine andre Freisprechung in Preßsachen.

Die Kreuzzeitung erhielt ich noch heute Abend, sie ist aber polizeilich weggenommen worden. —

Dienstag, den 7. September 1852.

Die Urwählerzeitung erinnert meisterhaft an die Geschichte, wie Louis Philipp und Guizot durch die Deputirtenkammer diejenigen Franzosen, die zum Grafen von Chambord nach London wallfahrteten, brandmarken ließ, und macht beißende Nutzanwendungen. — Die Nationalzeitung sehr gut über Victor Hugo und Proudhon. —

Geschrieben, Aufzeichnungen, Auszüge. — Dann ausgegangen; wieder an der Kranzler-Ecke die Truppen vorbeimarschiren sehen; etwas dürftig, die Trommler müde, die Offiziere nicht mehr dabei. Der König kam wieder gefahren; einige Leute grüßten, ein Herr sch... kte den Hut, nun wurde nur um so auffallender, daß fast alles bedeckt und stumm blieb. Der Hutschwenker wurde ausgelacht! Und dabei Konstabler die Menge!

Besuch von R., der mir die Antwort auf mein Billet selbst bringt. Ueber Schleiermacher und seine Liebe zur Predigerin Grunow; der Westphale Jösting war sein Ver-

trauter, diesem gab die Frau die Briefe zurück, die sie von Schleiermacher hatte, und der ließ sie in Jösting's Händen. Erst nach Schleiermacher's Tode soll er sie der Familie zugestellt, und jetzt die Gräfin von Schwerin sie in Verwahrung haben; sie werden gewiß einmal veröffentlicht; ich bin aber jetzt weniger begierig darauf. Ueber Radowitz, der seine neue Stellung erst nicht annehmen wollte, den der König aber zwang, indem er sagte, Schulmeister könne er doch jedenfalls sein, dabei habe er keine politische Reibung zu fürchten. Manteuffel war über die Ernennung ganz betroffen, ist aber schon matt und läßt alles geben wie es will. Der König fühlt sich wieder im Besitz aller Willkürmacht, die Reaktion imponirt ihm nicht mehr, sie hat ihre eigne Stellung untergraben, weder Gerlach, noch Manteuffel, noch Bethmann-Hollweg haben festen Boden, und sie helfen fortwährend ihn lockern. Wenn wieder eine Erschütterung kommt, wird niemand da sein. — R. zeigte sich wieder als redlicher wackrer Mann, der alles Zutrauen verdient. Ein Ehrenmann.

Die Kreuzzeitung voll wüthigen Schimpfens gegen Oesterreich, rückt ihm alle früheren Niederlagen vor, die Hülfe Rußlands gegen Ungarn, die früheren Hülfsleistungen Preußens gegen Türken und Franzosen ꝛc.

Radowitz sollte Gesandter in Madrid werden, das schlug er aus, weil er dann unter Manteuffel würde gestanden haben. Ob es bei seiner jetzigen Ernennung bleibt? Wer weiß! Die Rückschläge aus Wien und Petersburg sind erst abzuwarten, und die Ränke der Gerlach's.

Manteuffel hat wegen der Ernennung von Radowitz seine Entlassung eingereicht, der König will sie ihm nicht geben, und wird ihm zu der Bitterkeit einiges Süße hinzufügen! — (Er hat seine Entlassung *nicht* gefordert; er fürchtete, sie zu bekommen!) —

Der König hat zweimal den Minister von Manteuffel,

von dem er wußte, daß er seine Entlassung fordern würde, gar nicht zu Worte kommen lassen, hat ihm mit schreiender Lustigkeit entgegen gerufen, er müsse eine prächtige Anekdote hören, und so fort eine halbe Stunde lang, dann wandte er sich unter lautem Lachen ab und ging fort. —

Mittwoch, den 8. September 1852.

Ich mag nichts Politisches aufschreiben. Die Unwürdigkeiten, Schwächen, Schändlichkeiten nehmen kein Ende! Unterdrückungen der Presse, bübische Schikanen gegen die freien Gemeinden, niedrige Schmeicheleien, Hoffahrt und Kriecherei, das alles geht seinen Gang! —

Eine hübsche Geschichte muß ich doch aufschreiben! In Königsberg ist ein Mann wegen im März 1848 ausgestoßener Schimpfreden wider den König zu mehrmonatlicher Gefängnißstrafe verurtheilt worden. Trotz der Amnestie? Wegen Schimpfreden im März 1848? Sollte man diese Sachen nicht lieber vergessen als aufrühren? Ist es nicht ein schreiendes Unrecht, das dem Manne geschieht? Aber der Zusammenhang ist dieser! Der Mann hatte bald eingesehen, daß die Volkssache nicht gedieh, wandelte sich schnell zum Gutgesinnten um, wurde Reaktionair, Kundschafter, Angeber von Demokraten, empfing 1850 zur Belohnung den rothen Adlerorden vierter Klasse. Nun wurde er immer unverschämter, führte das große Wort, gab Andre bei den Behörden an, wurde endlich wegen seines schändlichen Betragens aus der Schützengilde ausgestoßen, wollte wieder falsche Anklagen machen, da rief man ihm seine eignen Sünden in's Gedächtniß, erhärtete sie durch Zeugen, der Staatsanwalt mußte die Sache verfolgen. Nun muß der König noch entscheiden, ob der Schuft den Adlerorden noch behalten soll! —

Der Fürst von Putbus hat nun wirklich den schwarzen

Adlerorden erhalten, für „gute Bewirthung“. Künftig, ſagt ein General, kann alſo auch ein geſchickter Oberkellner Anſprüche machen! — Dieſer ſchwarze Adlerorden und der, den in früherer Zeit Rother empfing, heißt es, ſind die ſchimpflichſten, die je vertheilt worden. Rother, ſagt man, habe ihn bekommen für ſein Bemühen, aus Staatsgeldern dem König und dem Königlichen Hauſe ein ungeheures Privatvermögen zu ſchaffen, und für ſein Mitwiſſen und Schweigen in Betreff aller geheimen Finanzgeſchäfte.

Freitag, den 10. September 1852.

Beſuch von Dr. Hermann Franck. Lebhafte Unterhaltung. Dazwiſchen Beſuch von Hermann Grimm, der zu Ludmilla geht, dann wieder kommt, und mich erſt ſpäter mit Franck wieder allein läßt. Fortgeſetzte Unterhaltung; Kritik der hieſigen Zuſtände; waren ſie nicht ſchon längſt ſo, nicht immer? O ja, doch nicht ſo offen und kenntlich, der verdeckte Theil ließ beſſere Vorausſetzungen zu, und das geſunde, rüſtige Streben von unten hielt den Gebrechen von oben einigermaßen das Gleichgewicht. — In den Sachen des Zollvereins werden wir nachgeben, haben ſchon den Anfang gemacht. Wir wollen auch nichts anderes, als nur mit dem Schein der Ehre leidlich aus der Klemme kommen, mit dem Schein, der iſt uns alles! Einen Zauberer haben wir nöthig, der die Handlungen der Feigheit und Schande für die Welt als Handlungen der Ehre und des Muthes erſcheinen ließe. — In Preußen fehlt alles, wenn der König fehlt! mein alter Spruch. Dieſe Stelle, wo der König ſteht, iſt hier ſo eingerichtet, daß nichts ſie ausfüllen kann, oder — die Camarilla! Jetzt theilen ſich beide in den Raum, ſie ſtreiten und drängen ſich in ihm, aber füllen ihn nicht aus. —

Wie es mit den Menſchen beſtellt iſt, kann man oft zum

Erschrecken in einzelnen Urtheilen erkennen, die sie aussprechen. Sie ahnden nicht, wie sie ihr Inneres bloßgeben, wie sehr sie sich ihr eignes Urtheil sprechen. Der Graf von Königsmark bekennt, daß ihm Louis Bonaparte gar sehr gefalle, daß der sein Mann sei! Der Fürst von * erklärt sich laut als dessen Anhänger. Der —, —, —, —, — gefällt ihnen! Dem Ministerpräsidenten von Manteuffel sollen die andern Minister mehr untergeordnet werden, sie sollen ihn von allem in Kenntniß setzen, er kann ihren Verträgen beim Könige beiwohnen ꝛc. Ob ihn das mit seinen Kollegen mehr befreunden wird? Ob diese Bevorzugung nicht ihm seinen nahen Sturz bereitet? —

Zum 10. September 1852

Die Verordnung, daß die andern Minister den Ministerpräsidenten von ihren Maßnahmen in Kenntniß setzen sollen, hat folgenden Ursprung. Der Minister von Raumer gab seinen bekannten Erlaß gegen die katholischen Anmaßungen. Große Klagen der Katholiken. Der König höchst aufgebracht, daß man die Katholiken gekränkt, rüffelt den Minister von Manteuffel dafür; dieser sagt, er habe nichts davon gewußt. Der König antwortet, er müsse davon wissen. Manteuffel erwiedert, wenn er für die Handlungen seiner Kollegen verantwortlich sein solle, so müßten diese auch an seine Zustimmung gebunden sein. Daher die Verordnung.

Der König mißbilligt also auf's äußerste den Erlaß Raumer's; und doch wird er nicht zurückgenommen? „Ja, das geht doch so schnell nicht, dazu muß man erst die Wege suchen!“

Armer Staat!

Sonnabend, den 11. September 1852.

Temme geht als Professor nach Zürich. Wie mich das freut! —

Herr von Jasmund als Redakteur des politischen Wochenblattes zu 10 Thaler Strafe verurtheilt, weil er sich, in dem neulich weggenommenen Blatte, zu Gunsten der Dissidenten ausgesprochen und angeblich dabei die Staatsbehörde beleidigt hat! —

In Dresden ist ein Arzt Richter, der wegen der Maiereignisse ein Jahr in Untersuchungshaft war, dann freigesprochen wurde, nun noch seiner Aemter entsetzt worden! —

Der Redakteur der Reform in Hamburg zu 50 Mark Strafe verurtheilt, weil er den — Bonaparte beleidigt hat. Der französische Gesandte, der Gesandte —, hatte geklagt.

General von Wrangel geht nun doch, heißt es, mit zur großen Truppenschau nach Wosnessensk. Wer weiß was der alte Geck für niedrige Bitten und Schliche deßhalb angebracht hat. Daß der Kaiser hier ihn nicht eingeladen hat, steht fest. —

Montag, den 13. September 1852.

Die märkischen Provinzialstände sind eröffnet worden, auch die andrer Provinzen, in kurzer Frist werden alle Landtage thätig sein. Lumpenzeug, kein Mensch kümmert sich darum! Der Staatsanzeiger macht die Wahlordnung für die provisorische Erste Kammer bekannt. Wem liegt was an den Hadern?

Dienstag, den 14. September 1852.

Humboldt heute dreiundachtzig Jahr alt geworden. Er war vor kurzem sehr krank, ist aber jetzt wieder hergestellt und arbeitet. —

Beſuch des Fürſten von *, er nimmt Abſchied weil er morgen abreiſt; im November will er wieder kommen. Er kam von Herrn von Prokeſch, den er ſehr rühmt und preiſt. Er iſt ganz überzeugt — und Prokeſch auch — daß Preußen in der Zollſache übel ſitzen bleibt; daß ein Unterordnen unter Oeſterreich bei dieſer unſrer jetzigen Regierung unvermeidlich iſt. Ueber den luſtigen Miniſter von der Heydt, den finſtern dickhäutigen Miniſter von Raumer, den kümmerlichen Weſtphalen, den nichtigen Bodelſchwingh. Und Manteuffel? „Der iſt ganz abgenutzt, hat gar keinen Willen, läßt ſich von den Umſtänden ſchieben und dreben, wird vom Könige außer Athem geſetzt.“ Man muß gar nicht mehr hinſehen, nach dieſem jammervollen Getriebe! Aber wehe dem Staate, der ſeinen Bürgern verhaßt oder was eben ſo ſchlimm gleichgültig wird! —

Kabinetsordre, die den Miniſterpräſidenten über die andern Miniſter ſtellt. Ja, wenn jener der Mann wäre, der eine ſolche Stellung benutzen könnte! Aber wie vieles fehlt dazu!

Die beutige Urwählerzeitung — ich habe ſie noch bekommen — polizeilich mit Beſchlag belegt. Bloße Schikanen, kein Grund! —

Der Kaiſer hat zum Prinzen Friedrich Wilhelm (Sohn des Prinzen von Preußen) als er von St. Petersburg abreiſen wollte, geſagt: „Weißt Du denn ſchon die Nachricht, daß der Kerl wieder da iſt?“ Der Prinz wußte nicht was er meinte: „Nun, der Kerl, der Kerl!“ Es ergab ſich, daß Radowitz gemeint war! —

Der Kaiſer hat zu einem öſterreichiſchen General geſagt: „Ihrem Kaiſer ſteht meine Armee zu Gebot, meinem Schwager wahrlich nicht!“

Mittwoch, den 15. September 1852.

Herr Stadtrath Reimer sendet mir „Gesammelte Schriften von J. von Radowitz“ in zwei Bänden, die Reimer verlegt hat. Sie enthalten seine Frankfurter und Erfurter Geschichten, dann seine Heiligen- und Devisen-Aufsätze, endlich einen Aufsatz über Autographen. In letzterem giebt er Weisungen und Ansichten, die für mich ohne Werth sind; meine Sammlung ist eine andre, als er meint, sie ist vor allen die meine, nach meinen Verhältnissen, Absichten und Gelegenheiten. Die politischen Sachen dieses gesinnungslosen Schwätzers und Blenders nochmals zu lesen, soll der Himmel mich behüten. Weißbrennen möchten sie sich Alle, diese Kerls, die so unermeßlich geschadet haben, gescheitert sind, und doch immer wieder oben schwimmen. Dieser Charlatan spielt seine Rolle! —

Viel in Droysen's Leben Yorck's gelesen; es liest sich ganz angenehm, doch möchte man bei vielem fragen, woher er das wisse? Auch ziehen häßliche Fäden durch das Ganze, die sich gern an Gunst und Ansehn anknüpfen möchten, dann auch fallen viele Gemeinplätze auf, die in ihrem Ausdruck nichts weniger als gerechtfertigt sind. Soldat ist er nicht, das giebt sich an der Befliſſenheit zu erkennen, mit der er den Schein der Einsicht in die militairischen Dinge sich zu geben sucht. —

Donnerstag, den 16. September 1852.

Abends Besuch vom Grafen von Königsmark: er ist wieder beim Provinziallandtag hier; spricht wie ein Angeworbener von Gerlach, der ihn also wohl mit zu seinen „dummen Junkers“ zählt! Ganz ohne Grundsätze, und in aller seiner Eifrigkeit doch matt. Er könnte einer von Louis Bonaparte's Generalen sein. Sonst war er doch anders. Vorüber, Vorüber!

Wellington iſt geſtorben. — In Peterhof der Fürſt Wolchonskii, der „große Dieb“. Gleichviel, der Kaiſer trauert um ihn. —

Königsmark ſagt mir im Vertrauen, er wiſſe ganz beſtimmt, — ſein Freund Manteuffel kann es ihm geſagt haben —, daß Preußen jetzt entſchieden iſt, gegen Oeſterreich Stand zu halten und durchaus nicht nachzugeben, man werde nöthigen Falls den Zollverein fahren laſſen und ſich mit Hannover, Mecklenburg, Braunſchweig einigen.

Die Kreuzzeitung eifert gegen polizeiliche Politik: das ſteht ihr gut an! Ein Säufer, der Nüchternheit empfiehlt! Freilich, jetzt halten Manteuffel und Hinkeldey die ſchändliche Parthei etwas in der Enge! Sonſt preiſt das Schandmaul ja jede Gewaltthat, Niederträchtigkeit und Schikane, die gegen Demokraten verübt wird. —

Freitag, den 17. September 1852.

Die Urwählerzeitung macht aufmerkſam auf die unverantwortliche Art, wie man gegen Buchſtaben und Sinn der Verfaſſung mit dem neuen Wahlgeſetz für die proviſoriſche erſte Kammer umgeſprungen iſt. Man könnte es gedankenlos nennen, wenn nicht die entſchiedene Abſicht klar hervorleuchtete, die Wahlen ganz in die Hände der Junker zu ſpielen! Dieſer Haderwiſch Verfaſſung wird als ſolcher behandelt, ob ein Fetzen mehr davon abgeriſſen wird, das iſt einerlei. —

Große Nachricht, daß Preußen fortan mit der Koalition im Zollverein nicht mehr verhandeln wird! Die Koalition hat ihm den Stuhl vor die Thüre geſetzt, die letzten preußiſchen Mittheilungen keiner Antwort gewürdigt. Der Zollverein iſt ſo gut wie geſprengt. Wir werden ſehen, ob Hannover aushält. Schande und Schaden zugleich; die dumme Regierung!

Die freien Gemeinden werden geplackt und verfolgt mit schändlicher, kalter Bosheit. Unwürdige, niedrige, kleinliche Maßregeln gegen sie. —

Sonnabend, den 18. September 1852.

General von Schreckenstein, der unter mir wohnte, ist heute nach Wiesbaden abgereist. — Die Frau des Oberpräsidenten von Puttkammer in Posen ist an der Cholera gestorben. So oft die Krankheit sich an vornehme Leute macht, ist die ganze Klasse betroffen als wenn ein Unglück geschähe. Eine Gesellschaft von Damen besprach in diesem Sinn den obigen Fall, ein Herr beruhigte sie mit der Bemerkung, die Puttkammer sei eine ziemlich gemeine Frau gewesen, aber die Damen, die das hörten, fühlten sich wenig dadurch gesichert, sie mußten fürchten, dann möchten auch sie vor der Cholera nicht als vornehme gelten! —

Ein hiesiger ehrbarer Bürger, der sich als Reaktionair gezeigt hat, erzählt einem seiner Freunde mit Entsetzen und ganz heimlich, daß er leider mit eignen Augen sich habe überzeugen müssen, wie gewisse Gerüchte, die er bisher mit Zorn abgewiesen, nur allzuwahr seien! Er sei Abends in Sanssouci gewesen, habe im Garten ein einsames Gebüsch gesucht, da sei plötzlich ein dicker Mann des Weges daher gekommen, der offenbar wegen Trunkenheit seiner Sinne nicht mächtig war, und zwei Adjutanten, die sich ängstlich umsahen, führten ihn dem Schlosse zu! —

Sonntag, den 19. September 1852.

Die Urwählerzeitung spricht über die Darstellung, welche Herr von Radowitz von seiner politischen Thätigkeit giebt, ein schlagendes Urtheil aus, sie trifft den Nagel auf den Kopf. —

Hrn. von Pradt, dieſen allwiſſenden und unendlich dienſtfertigen königlichen Bibliothekar. Ihm war die Schrift unbekannt, doch hieß er mich wiederkommen. Vorigen Montag fand ich einen Portugieſen bei ihm, der mir kundthat, daß der „Inveſtigador" zu London erſchienen und in Paris nur ein einziges vollſtändiges Exemplar zu finden ſei, welches der Marquis de Souza beſitze. Den Marquis de Souza habe ich noch keine Gelegenheit gehabt, anzutreffen. Dagegen bin ich bei dem Dr. Conſtantio geweſen. Dieſer wußte, daß ein gewiſſer Herr Verdier, den er mir aber nicht genauer angeben konnte, einzelne Stücke habe, zugleich verſicherte er, daß der Verfaſſer nächſtens nach Paris komme, der alsdann vielleicht die Nummern, an denen Ihnen gelegen iſt, herbeiſchafft. Wer weiß, ob ſie nicht der Marquis de Souza zum Verſenden leihet. Er iſt äußerſt dienſtfertig. Sind die Artikel über die Feldzüge des Grafen von der Lippe nicht zu ſtark, ſo müßte man ſie abſchreiben.

Mein Verlangen nach Goethe's Wanderjahren iſt durch die Leſung Ihres Aufſatzes unendlich vermehrt worden. Noch habe ich das Wunderbuch nicht ausfindig gemacht. Denken Sie ſich meine Beklommenheit, Ihrem Wunſche nicht willfahren zu können.

Ich muß ſchließen. Mein Guſtav beginnt heute ſein achtes Jahr und ich habe ihm einen Spaziergang verſprochen. Wünſchen Sie, daß mir ihn der Himmel erhalte. Er iſt mein einziges Gut auf Erden.

Leben Sie wohl und behalten mich lieb. Sie kennen die Empfindungen der Hochachtung und Treue, womit ich Ihnen und Ihrer Gemahlin ergeben bin.

Ganz der Ihrige

Oelsner.

Das ministerielle Blatt „Die Zeit" benutzt den Anlaß, um Radowitz als politisch ungefährlich in seiner neuen Stellung zu bezeichnen, über seine Vergangenheit die Achseln zu zucken, aber zugleich ihn gegen die hämischen Artikel der Kreuzzeitung zu vertheidigen und nebenbei dem preußischen Wochenblatt einen Hieb zu geben. — Die Kreuzzeitung sagt heute, das Abbrechen der Verhandlungen mit der Koalition im Zollverein sei von Seiten der preußischen Regierung ein guter Anfang, aber man müsse sehen, wie das Ende sein werde! Oesterreich wird in der That bei diesem Ergebniß nicht stehen bleiben, sondern weiter gehen. —

Montag, den 20. September 1852.

Die arme Bettina von Arnim hat schon wieder einen verdrießlichen Handel! Sie ist verklagt worden, ihr neues Buch durch Buchbindergesellen, nicht durch einen Meister, haben heften zu lassen! „Wegen unbefugten Betriebs des Buchbindergewerks!" —

Dienstag, den 21. September 1852.

Die Urwählerzeitung wieder ganz vortrefflich über den Kirchentag in Bremen; daß die Protestanten nicht mehr gegen die römische Kirche protestiren, sondern mit ihr wetteifern, sie wollen Ohrenbeichte, Kirchenbuße ꝛc. Nicht mehr ist es ihnen um die Religion, nur um die Kirche zu thun, um Herrschaft. —

Mittwoch, den 22. September 1852.

Die Urwählerzeitung wieder sehr gut, besonders aber die freigegebene Nummer vom 24. August, die heute mit ausgegeben worden, über Religionsfreiheit und Staatsverfolgung.

Verfügungen der Beamten ꝛc. Die „Zeit“ bringt einen heftigen Artikel gegen die Kreuzzeitung, ihre Lügen, ihre Heuchelei, sie habe stets die Sprengung des Zollvereins gewollt unter der Maske seine Erhaltung zu wollen.

Montag, den 27. September 1852.

Brief aus Dresden von Thomas Carlyle. Also ist er doch nach Deutschland gekommen! Und kommt vielleicht schon heute hier an!

Heute ist ein Tag stärkender Erinnerung für mich, am 27. September 1814 wurde Rahel meine Frau; Heil! Heil! ruf' ich noch heute diesem glücklichen Ereigniß meines Lebens! —

Wie viel neue Arbeit drängt sich mir auf! Ich muß meinen Aufsatz über Saint-Martin nochmals umschreiben, nachdem ich die schon 1847 herausgekommenen Denkwürdigkeiten des Freiherrn von Gleichen jetzt erst entdeckt habe! — Auch das Büchlein von Prof. Köpke über Charlotte von Kalb muß ich genau durchgehen. — Dazu kommt eben der dritte Band von Droysen's Biographie des Feldmarschalls York mit 510 Seiten. —

Dienstag, den 28. September 1852.

Zum erstenmal ist ein Konstabler vom Gericht zu vier Monaten Gefängniß verurtheilt worden, wegen körperlicher Mißhandlung eines von ihm Verhafteten; dieser letztere wegen angeblicher Widersetzung, nur zu vier Wochen! So weit sind wir herabgekommen, daß ein solcher Spruch, der in Betreff des letztern Mannes noch immer eine Ungerechtigkeit ist, uns schon ein Anfang von Gerechtigkeit dünkt!

Mittwoch, den 29. September 1852.

Der Graf von Maltzan zu Gefängnißstrafe und Adelsverlust verurtheilt, wegen Meineid. Vornehme Verderbniß! — (Der Adel ist ihm in späterem Urtheil verblieben.) —

Oesterreich macht in Böhmen wieder kriegerische Anstalten; ein Hohn für Preußen! —

In Sachsen, Würtemberg und Baden und hin und wieder auch in Preußen finden noch Verurtheilungen wegen Ereignissen des Jahres 1848 Statt! — In Schlesien aber kommt auch eine gerichtliche Freisprechung einer deutschkatholischen Gemeinde vor, gegen die Polizei! —

Der Prediger Detroit in Königsberg verurtheilt zur Absetzung vom Amt, ohne Ansprüche! — Eine schreiende Ungerechtigkeit! —

Freitag, den 1. Oktober 1852.

Besuch von Herrn Neuberg, der gestern mit Carlyle angekommen ist und mir diesen ankündigt. Ich komme seinem Besuch zuvor und gehe zu ihm, Hôtel de l'Europe, Taubenstraße. Herzliche Bewillkommnung; er sieht seinem Bilde sehr ähnlich, hager, langer Leib, schmale, doch rothe Backen. Er spricht das Deutsche gebrochen, doch geläufig genug. Er klagt, er jammert; er kann nichts vertragen, ist peinlich in allen Dingen, will alles bequem und schnell ausbeuten, war in Dresden nur Einen Tag, will in sechs Tagen alles einernten, was er hier über Friedrich den Großen erfahren kann. Er hofft noch heute durch Neuberg's Sorge eine ruhige Schlafstube zu erlangen, will schreiben und sich ausruhen, morgen zu mir kommen. Das düstre Regenwetter verstimmt ihn sehr. —

Sonnabend, den 2. Oktober 1852.

Besuch beim Herrn General von Reyher, herzliche, gutmüthige Aufnahme, beste Versprechungen, nur kann er nichts aus dem Hause geben; er geht freisinnig und freundlich auf alles ein, und ich bringe eine so lehrreiche als angenehme halbe Stunde bei ihm zu. Die wichtigsten Papiere in Betreff Bülow's fanden sich im Nachlasse Knesebeck's, sind aber noch nicht geordnet, ich soll mich noch eine kleine Weile gedulden.

Nachmittags langer Besuch vom Oberlandforstmeister von Burgsdorf, einem siebzigjährigen Alten voll Feuer und Flammen. Was mir der alles erzählt hat! In soldatischem derben Ausdruck die allerköstlichsten Geschichten! Er war Adjutant Bülow's von 1813—1815, hat ein Tagebuch geführt, wird es mir geben. Ein Sohn des Oberforstmeisters von Burgsdorf ist in Tegel, ein Vetter Wilhelms von Burgsdorf, er hat mich früher schon hier nebenan bei York's gesehen, aber was mich besonders anzieht, ist, daß er mit Tettenborn auf der Forstschule zu Waltershausen war. Was erzählt er mir alles von Tettenborn, von Bülow, von Boyen, vom vorigen König, vom jetzigen, vom Prinzen von Preußen! Ich weiß es kaum alles festzuhalten! —

Noch am späten Abend kamen Carlyle und Neuberg und blieben bis halb elf. Bücher wurden hervorgeholt, Notizen mitgetheilt.

Dienstag, den 5. Oktober 1852.

Herr Savoye, früher Gesandter der französischen Republik bei der deutschen Nationalversammlung in Frankfurt a. M., sendet mir seine Uebersetzung von Victor Hugo's Napoléon le petit, erschienen bei Kanitz in Gera; — freut mich sehr! —

Die Kreuzzeitung, die wieder anfangen wollte, zu beißen, ist gestern polizeilich weggenommen worden. Heute beklagt

sie sich bitter über die Polizei, die noch um 8 Uhr Abends einen Konstabler abgeschickt hatte, um das Manuskript des Leitartikels einzufordern, das ihm aber nicht gegeben wurde. —

Der gewesene Staatsminister Graf von Alvensleben war nach Hannover gesandt, den Abfall von Preußen zu verhindern. Wenn der geschickt wird, so steht's immer schlecht! Der König von Hannover und der Kurfürst von Hessen sind nach München gereist. —

Frecher Artikel der „Zeit" über die in der preußischen Verfassung nöthigen Aenderungen. So frech und roh schreibt nur ein bezahlter Mensch, der sich nicht die Mühe geben mag, zu überreden, sondern plump in den Tag hineinschreibt, was er selbst nicht meint noch will. Unwahr durch und durch. —

Die Zeitungen melden, daß Herr Savile Morton in Paris von einem andern Engländer aus Eifersucht getödtet, mit einem Messer in den Hals gestochen worden sei! Welch ein trauriges Ende! Der hübsche, geistvolle Mann!

Francisco Adolfo de Varnhagen, brasilianischer Geschäftsträger in Madrid; nach dem Gothaischen Kalender. Klose zuerst machte mich aufmerksam darauf. —

Freiherr von Senfft-Pilsach, ein Kreuzzeitungs-Ultra, ist Oberpräsident von Pommern geworden. Er gilt für ganz unfähig zu diesem Amte. Der König hat eigenwillig gegen den Rath der Minister ihn dazu ernannt. —

Mittwoch, den 6. Oktober 1852.

Besuch von Herrn Dr. Hermann Franck. Große Trauer über Morton's Geschick, Franck hat es ihm buchstäblich vorausgesagt, das Verhältniß zu Mrs. Bower war schon in vollem Gang, als Franck zuletzt in Paris war. Lebhafte Schilderung Morton's, er vergleicht ihn mit Benvenuto Cellini, er sei durchaus eine Künstlernatur gewesen, glücklicher Dilettant in

der Genremahlerei; herkulische Kraft und Kühnheit in allen Beziehungen! — Ueber die Lage Preußens; von welcher Seite man sie ansieht, ist sie erbärmlich, trostlos; unter diesen Leuten, welche das Heft in Händen haben, unter allen andern, in deren Hände dasselbe jetzt kommen kann, ist keine Hoffnung möglich! Jede Wiedererhebung setzt liberale, ja revolutionaire Schritte voraus, die anzurathen wie ein Verbrechen, wie eine Schändlichkeit erschiene, nur Hohn und Verachtung finden würde; es bleibt nichts übrig, als die Blinden und Thoren, da sie unfähig sind zu sehen, in ihrer Dummheit ihrem Schicksal zu überlassen. Auf jedem Punkte, wo man unsre Lage untersucht, kommt man auf das Demokratische als einziges Heil. Es geht England ebenso; England, aristokratisch, ist machtlos, beklommen, bedroht; demokratisch, revolutionair, ist es allmächtig, gebietend, herrschend.

Kriegsgeschichten. — Mémoires du général Lamarque. — Histoire des Manichéens par Beausobre. —

Freitag, den 8. Oktober 1852.

In England denkt man wieder an Palmerston, wie ich es vorhergesagt! — In Darmstadt erklärt sich die Mehrheit der Ständeversammlung gegen die eigne Regierung und für den Zollverein; was hilft's! Wir selbst ja haben die Leute, die für uns sind, auf's Maul geschlagen und sind bereit, es wieder zu thun!

In Lamarque gelesen, in Goethe. — Zu Hause Abschiedskarten von Carlyle und Neuberg; sie reisen morgen früh. —

Sonnabend, den 9. Oktober 1852.

Einige ungerechte Preßurtheile. Offenbare Rechtsverdrehung!

In England Furcht, in Belgien Schrecken. — „Dem König von Preußen zittern auch die Manschetten," sagt höhnisch ein Kutscher. — Der Prozeß in Köln gegen Rothjung, Becker, Bürgers, Klein, Freiligrath ꝛc. wegen Kommunismus jetzt in vollem Gange, nachdem er schändlich hinausgeschoben worden, damit die Leute recht lange in Haft sitzen! Der Zweck ist eingestanden! Streckfuß, Kühn und Andre als Zeugen hingefordert. —

Sonntag, den 10. Oktober 1852.

Die Urwählerzeitung vortrefflich über den Prozeß in Köln, die Nichtigkeit der Anklage, die siebzehnmonatliche Untersuchungshaft, bei der auch Krankheit nicht berücksichtigt wurde ꝛc. —

Montag, den 11. Oktober 1852.

Auf dem Königlichen Generalstab Herrn Major von Fransecky gesprochen. Schlimme Nachricht! Die Hauptpapiere kann ich vor drei bis vier Monaten nicht bekommen. —

Die Savoye'sche Uebersetzung von Victor Hugo's Napoléon le petit durch die biesige Polizei in Beschlag genommen. Das Original wird noch frei verkauft. Die Polizei will etwas gethan haben, dessen sie sich bei Bonaparte — rühmen könne! —

Dienstag, den 12. Oktober 1852.

Ich komme mir vor wie ein Abgesetzter, seit der gestrigen Nachricht, daß ich in meiner Arbeit nicht fortfahren kann, drei bis vier Monate warten muß! Ein rechter Unglücksfall. —

Schriftchen von Dr. Daniel Sanders (Hamburg, Campe, 1852) gegen das deutsche Wörterbuch der Gebrüder Grimm.

Er weist ihnen zahllose Mängel, Ordnungslosigkeit und arge Verstöße nach. Unter den letztern ist der über rechtes und linkes Flußufer fast unbegreiflich! „Das Ufer des Flusses, wo wir stehn, heißt uns das rechte, das gegenüberliegende das andre oder linke!“ Die beiden Brüder sind sehr gedankenlos an's Werk gegangen. Sie haben es mit ihrer bescheidenen Hoffahrt weit gebracht, sie hatten bisher ein fast unbestrittenes Ansehn. Stolz auf ihr ungeheures aber ungeordnetes Wissen, zertraten sie vor vielen Jahren das Wörterbuch von Heinsius im Entstehen, jetzt in ihrem Alter müssen sie erleben, daß dieses noch jetzt, nach beinahe dreißig Jahren, besser gefunden wird, als das ihre. Die Demüthigung ist hart, doch nicht unverdient. Und niemand ist empfindlicher als sie beide!

Der russische Generallieutenant Graf Friedrich von Nesselrode wollte mich besuchen. Wir waren zusammen bei Tettenborn; seit 1814, wo er in Boitzenburg zu mir auf's Zimmer zog, hab' ich ihn nicht wiedergesehen. Seit achtunddreißig Jahren, welch ein Lebensinhalt!

Radowitz wird im Deutschen Museum von Prutz in seiner ganzen Charlatanerie bloßgestellt, seine Maske ihm abgerissen, seine Vorspiegelungen vernichtet. Schade nur, daß dem Verfasser, trotz seines Ableugnens, der Muth zu diesen Ausfällen doch eigentlich daher kommt, daß er weiß, er thue damit dem Minister von Manteuffel einen Gefallen! —

Mittwoch, den 13. October 1852.

Die Regierung möchte die nächsten Kammerwahlen beleben, sie fordert in Zeitungsartikeln auf, man solle sich betheiligen, sie wirft der Demokratie vor, daß sie gleichgültig sei; in welche Angst würde die Regierung aber gerathen, wenn es plötzlich hieße: „Die Demokratie wählt mit!“ Nein, sie thut das aber nicht, sie überläßt dem Lumpengesindel der Vornehmen,

den feilen Beamten, den heuchlerischen „Gutgesinnten“, den Frömmlern, diese unfreien Wahlen, diese nichtswürdige Verfassung mit ihren Rissen und Brüchen! Dieser ganze Unfug muß abgestellt werden, auf lumpige Kleingewinne läßt man sich nicht ein. Im Ganzen wird einmal abgerechnet, vielleicht spät, sehr spät, aber im Ganzen, das wollen wir im Auge behalten! —

Graf Friedrich von Nesselrode kam und blieb zwei Stunden. Herzliches, inniges Wiedersehen und größte Vertraulichkeit, obschon er sich als ein Erzultra, Legitimist und Aristokrat, ich mich als einen Freiheits- und Volksfreund zu erkennen gab. Er ist aber auch ein Anhänger Louis Bonaparte's, mit dem seine Tochter, Frau von Kalergis, eng befreundet ist. Schadet nichts! Ueber Nostitz, Pfuel, Canitz, Bülow (den nachherigen Minister), Tettenborn, Droste, Berg, Kosloffskii, sogar über Julius Schmidt sprachen wir. Ueber die Lage der Sachen in Europa. Auskunft über Bakunin; er lebt, wird im Gefängniß gut gehalten. Auch Wisotzki lebt noch! —.

Der Gesandte von Brockhausen; er ist nach Belgien bestimmt.

Bonaparte hat in Bordeaux erklärt, daß er das Kaiserthum annimmt, ein Kaiser des Friedens sein will, wehe dem, der zuerst wieder Krieg macht! Der —, *noch* bedarf er des Friedens, noch will er nicht angegriffen sein. Nachher macht er sich aus seinem Weheruf nichts. Und die Dummköpfe glauben ihm! Ganz recht, Betrüger müssen betrogen werden! Nur zu! —

Donnerstag, den 14. Oktober 1852.

Das Wiedersehen Nesselrode's gestern und unser Gespräch haben mich so aufgeregt und erfüllt, als wär' ich in den lebhaftesten Parlamentsverhandlungen gewesen; persönliche

Erinnerungen, lyrische Gefühle, strenge Erörterungen, Bezüge der Gegenwart, alles schwirrte leidenschaftlich durcheinander; die Vergangenheit, und welche! war wie aufgekocht und brodelte und dampfte, während die Gegensätze der Gegenwart immer das Feuer löschen wollten, aber von ihnen schnell verzehrt wurden, erst zuletzt wurden sie etwas wirksamer und die kühle Betrachtung kam auf, daß wir doch eigentlich nicht zusammen gehörten! Alle Vorurtheile und Verblendungen der Höfe sind in Nesselrode vereinigt, mit einer Abndung jedoch, daß es damit nichts sei. Die Gemeinplätze von der Unmöglichkeit der Konstitutionen, von der Rettung der Gesellschaft, von der Nothwendigkeit der Jesuiten, von der Ausnahmslage Englands u. dgl. mehr, strömen ihm vom Munde, doch mit der Schattirung, als wolle er nur probiren, wo er damit durchkommt, ob sie festhalten! Den Grafen von Chambord giebt er auf, Louis Bonaparte ist sein Held. Er glaubt an alle Verspiegelungen des Wortbrüchigen, spricht alle Schlagworte desselben nach, er bittet mich inständig, doch nicht so scharf gegen diesen Mann zu sein, doch etwas gut von ihm zu denken! Der Legitimist, der Ultra! So ist's recht, so müssen diese Leute verblendet ihr eigenes Unheil befördern! Sie wollen der rothen Revolution entgehen? Sie werden die rothe Revolution und einen rothen Kaiser haben! Wie ein Kranker zur Krankheit auch noch die falsche Arznei! Nesselrode haßt die Kreuzzeitung, schimpft auf sie, weil sie seinen Bonaparte schimpft, gegen ihn zum Meuchelmord auffordert. Ich sehe das ganze Geschwätz der vornehmen Russenwelt vor mir aufgedeckt! Nur weiter so, die Sachen gehen vorwärts.

Anderthalbstündiger Besuch von Herrn von Maltitz. Angenehme Geschichten und Schilderungen aus Weimar. Ueber die Großherzogin Luise, die Großherzogin Marie, ihren Gemahl u. s. w. —

Ausgegangen, in's Hotel du Nord zum Grafen von

Meinen Brief erhalten Sie, da mir die Abwesenheit des Hrn. von Stägemann an unsern vielgefeierten Geheimen Staatsrath zu schreiben untersagt, durch Hrn. Pr. Tralles. Um gütige Besorgung der Beilage an Hrn. Pietsch bitte ich recht dringend. Entschuldigen Sie mich, wenn Sie Hrn. Pietsch sprechen sollten, daß es mir nicht möglich gewesen, die Sendung mit einigen Zeilen zu begleiten. Ich werde aber nicht säumen, zu schreiben.

63.

Oelsner an Varnhagen.

Paris, den 14. Juli 1821.

Ihr und Frau von Varnhagen's Uebelbefinden, innigst verehrter Freund, thut mir in der Seele leid. Man erinnert sich keines abscheulicheren Sommers. Doch das Wetter ist nicht allein an Ihrer Gemüthsverstimmung schuld. Sollte unglücklicherweise ein Artikel in der 76. Nummer der „Preußischen Staatszeitung" beitragen, so söhnet mich, hoffe ich, anliegender Brief wieder mit Ihnen, oder vielmehr Sie mit mir. Je nach Gutdünken vernichten Sie denselben oder senden ihn mit Mundlack versiegelt, an seine Zuschrift.

Das wichtigste, was hier vorgefallen, ist der Eindruck, den die Nachricht von dem Tode Bonaparte's hervorgebracht. Ueber die Folgen dieses Eindrucks entscheiden zu wollen, wäre Voreil. Ich bin müde von dem Manne zu sprechen. Eine Anekdote, die seine Verstocktheit schildert, habe ich Herrn von Stägemann mitgetheilt. Bonaparte war nicht eigentlich böse, aber durchaus entblößt von Adel des Gemüths. Der junge Lafayette zeichnete sich in mehreren Feldzügen durch

Nesselrode. Frau von Kalergis, die uns aber bald verläßt, weil sie nach Potsdam zur Königlichen Tafel geladen worden. Fortsetzung gestriger Gespräche, über Nostitz, Tettenborn, Kosloffski, über Düsseldorf, Holland, Frankreich; über Freisinnigkeit, Metternich's Briefe; Friedrich der Große: „la maudite race humaine" und „les princes sont de la canaille." — Gangbare Redensarten in Paris und St. Petersburg über Revolution, die sich geltend machen; o Blinde, Blinde! —

Der Abentheurer — wird entschieden ganz nächstens Kaiser und König. Den Höfen geschieht ganz recht; zwar thun sie, als ob es ihnen auch ganz recht wäre, aber es ist ihnen schlimm dabei zu Muth, ihre Hoffahrt leidet durch den neuen Mitbruder fürchterlich. — Und was wird weiter? Süddeutschland neigt zum Rheinbunde, Belgien ist beinahe verloren; im russischen Sinn wird letzteres auch schon so gut wie aufgegeben! —

Nesselrode erzählt mir, sein Vater — der Sohn des Kanzlers in Düsseldorf — habe ganz anders gedacht als er selber. Nicht nur habe er mit Mirabeau Briefe gewechselt, sondern auch dessen Büste auf seinem Schreibpulte gehabt, so wie einen Stein der Bastille, den er von Paris mitgebracht. — Er spricht das merkwürdige Urtheil aus, die Russen hätten eine schlechte Reiterei, Rußland sei gar kein reitendes, sei ein fahrendes Land. Auch sei es kein Butterland.

Nostitz über Tschernyscheff; es sei leicht, mit dem fertig zu werden, man brauche nur alles, was er von sich selbst sage, ein wenig zu steigern, dann könne man mit ihm machen was man wolle. —

Freitag, den 15. Oktober 1852.

Besuch bei Herrn Dr. Hermann Franck, der jetzt nur Ein Haus von mir wohnt. Gespräch über das Sinken Preußens, seine Hülflosigkeit. Keine Veränderung kann helfen, als die größte; jede nächste kann nur eine schlechte sein. Staatsleben etwas anderes als das Leben der Einzelnen; dieses mag gedeihen, während ersteres krankt, aber nur einige Zeit, wenn die großen Erschütterungen kommen, dann reißt das fallende Staatsleben auch den privaten Wohlstand um. —

Hin und wieder ein paar Häuser beleuchtet wegen des 15. Aermlich. Die Anstalten des — in Frankreich schlagen ohnehin alle andern solcher Art völlig todt. —

Sonnabend, den 16. Oktober 1852.

Das Ministerblatt „Die Zeit" erfrecht sich, unsre Nationalversammlung von 1848 wieder zu tadeln, ohne Grund, aus reiner Lüge und Verläumdung; dazu stimmt vortrefflich die andre Schamlosigkeit, daß sie sagt, die preußische Regierung habe es immer ehrlich mit der Verfassung gemeint. O du Spitzbube! —

Der Bundestag will ein Preßgesetz geben, demnächst auch ein Vereinsgesetz, dem Preußen aber seine eigene Gesetzgebung nicht opfern, nicht unterordnen will. Oesterreich aber bezweckt diese Unterordnung. Nun erklärt Preußen, jene Gesetze nur zu wollen, wenn sie mit den seinigen wesentlich übereinstimmen. Damit giebt Preußen auch hierin völlig nach, es verliert seine Selbstständigkeit und wird bundespflichtig. So elend sind unsre Sachen bestellt! O Minister und König! —

Abends Besuch von General Adolph von Willisen, der zum Geburtstage des Königs aus Erfurt angekommen ist. — Jämmerliche Lage Preußens; zwei Worte können plötzlich alles ändern, sagt Willisen. Welche? „Konstitutionell und

national“. Die aber grade fehlen in unserm Wörterbuch, die werden durch radikal und revolutionair ersetzt, und im Grunde sind auch die nur ächt, jene veraltet durch schändlichen Mißbrauch von oben her. —

Der Kladderadatsch verspottet die zu Kreuz gekrochene Kreuzzeitung. Ach, das gefällt aber auch grade den Ministern! —

Sonntag, den 17. Oktober 1852.

Der König ist mit dem Könige der Belgier in lebhaftem persönlichen Briefwechsel, der letztere fordert Versicherungen des Schutzes, er bekommt allerlei schöne Redensarten zurück. Was entsteht daraus? Gar nichts!

Die Regierung jammert fortwährend, man solle sich doch an den Wahlen betheiligen; und wenn man's thäte, würde sie nur erschrecken. In feiger Furcht und Angst möchte man Kammern haben, die der Regierung zur Stütze dienen und die man doch leicht zerbrechen könne. Die Demokratie giebt manches bedeutende Lebenszeichen, aber mitwählen wird sie nicht; was liegt ihr an dem Lügen- und Scheinwerke?

Man versichert, Oesterreich sei mit Louis Bonaparte schon im besten Einvernehmen, suche ihm den Pabst geneigt zu machen ꝛc. Was Bonaparte dafür giebt oder zugesteht, ist noch im Dunkeln. Keinenfalls wird sich Preußen darüber zu freuen haben. —

In Frankfurt am Main hat der Senat auf Befehl des Bundestages — dieses „Klubs in der Eschenheimer Gasse“ — die bisherige politische Gleichstellung der Frankfurter aufheben müssen! Und solche Schmach und Schande sollte nicht Rache fordern? Vergessen wir nicht, was Fürsten, Höfe, Minister alles seit 1848 gefrevelt und verbrochen! Die Nation hat auch ihre Akten, ihr Archiv!

Einfluß der Franzosen auf Deutschland, besonders auf das südliche: es sind noch große Sympathieen im Beamten- und Militairstande, die Höfe haben ohnehin keine Festigkeit: charakterloses Schwanken und nichtswürdige Selbstsucht ist ihr Urtheil. —

Montag, den 18. Oktober 1852.

Noch im Bette nahm ich den Besuch von Maltitz an, er reist noch Vormittags ab; merkwürdige, angenehme Geschichten! — Kaum war ich aufgestanden, so kam Graf Friedrich von Nesselrode, der ebenfalls sogleich abreist; er sagte mir die zärtlichsten Dinge, wünscht länger in Berlin zu sein, großentheils meinetwegen; merkwürdig, wie ein Demokrat gutsteht mit einem Aristokraten! Wir sind beide Düsseldorfer, das ist nicht ganz unwirksam dabei. Eine traurige Nachricht sagte er mir noch, daß sein und mein Freund Fürst Wiasemski seit einem Jahre schwer krank ist.

Dienstag, den 19. Oktober 1852.

Hof und Minister und Reaktion hier haben jetzt keinen sehnlicheren Wunsch, als daß die Demokraten sich an den Wahlen betheiligen und recht tolle Jakobiner wählen möchten, damit der Vorwand gegeben wäre, die Kammern sammt der ganzen Verfassung aufzuheben. Laut werden solche Wünsche ausgesprochen und die Leute aufgefordert, sie zu verwirklichen; ich will nicht sagen: wie verrätherisch, wie nichtswürdig! sondern nur: wie feige, wie jämmerlich! —

Die Urwählerzeitung ist gestern weggenommen worden. — Der ehemalige Minister Heinrich von Arnim ist nun auch in zweiter Instanz verurtheilt worden; dreihundert Thaler Geldstrafe. —

In München ist ein des Hochverraths Angeklagter nach anderthalb Jahren Untersuchung und Haft von der Anklage entbunden und freigelassen, dann aber doch ausgewiesen worden! —

Der alte Jahn ist am 15. in Freiburg an der Unstrut gestorben, vierundsiebzig Jahr alt. Er hat ein unrühmliches Alter gehabt, es bestand in lauter Schwätzerei, im Frankfurter Parlament hat er eine schlechte, volksverrätherische Rolle gespielt. Daß er im Kriege 1813 sich vor den Kugeln gefürchtet, hatte ihn schon bei den Lützowern verächtlich gemacht, doch suchten sie es damals zu vertuschen, sie meinten seines Namens noch zu bedürfen; erst lange nachher kamen die Thatsachen an's Licht. —

Große Klagen hier und in Leipzig über das Stocken der Geschäfte, wegen der Unsicherheit der Zukunft, der Auflösung des Zollvereins; auch schon entfernte Kriegsbesorgnisse wirken ein. —

Mittwoch, den 20. Oktober 1852.

Die Regierung macht die vielartigsten Manöver, das Volk zur Betheiligung an den Wahlen anzutreiben, zu verlocken. Sie hat dabei, je nach den Umständen, ein doppeltes Augenmerk: entweder sie erlangt ganz knechtische Abgeordnete, dann läßt sie durch diese die Verfassung in scheinbar gesetzlicher Weise vernichten, oder auf ein verglimmendes Fünkchen zurückbringen; oder, was ihr doch weniger lieb wäre, sie hofft auf revolutionaire Abgeordnete, die ihr den Vorwand leihen, mit Gewalt aufzutreten, wozu doch fast mehr Muth erfordert würde, als man ihr beimessen kann. Wahrscheinlich gelingt ihr keines von beiden ganz, und sie wird sich mit Noth und Scham zwischen beiden hinschleppen wie bisher. Uebrigens giebt es wohl kein Beispiel einer solchen Erscheinung, wie die, welche wir jetzt

erleben, daß ein König eine von ihm oktroyirte Verfassung erst nach seinen Wünschen revidiren läßt, die revidirte doch wieder nur unter neuen Bedingungen, die er für unerläßliche erklärt, annehmen will, sie dann beschwört, und nun diese angenommenen unerläßlichen Bedingungen, da sie in Anwendung kommen sollen, wieder fallen läßt! Anstatt die erste Kammer nach seinem Willen schließlich festzusetzen, läßt er sie nochmals einstweilig durch erkünstelte Wahl zu Stande kommen! Dies Benehmen, was mehr als alles bezeichnend ist, wird lange nicht genug besprochen, fällt lange nicht genug auf; aber freilich, es will kein ordentlicher Mensch mehr diesen Schmutz angreifen. Eine merkwürdige Erscheinung aber bleibt's. Ernstliches Wohlmeinen, edle Gesinnung, staatsmännische Gedanken, sittliche Würde, wo zeigen sich solche im heutigen Staat? Freche feige Buben treiben ein nichtswürdiges Betrugsspiel, mit kleinen Ränken und Kniffen, und heucheln mit Religion und Kirche, mit Heiligkeit und Frömmigkeit. Verruchtes Gezücht! —

Langer Besuch von Wilhelm von Willisen. Er reist heute Abend nach Danzig ab. Was der mir alles erzählt! Vom Grafen Max von Hatzfeldt, dem Gesandten in Paris, der wieder dorthin abgeht; vom Grafen von Bernstorff, der als Gesandter in Wien die traurigste Rolle hat spielen müssen, weil der König in Privatbriefen an die kaiserliche Familie wieder alles umwarf, was der Gesandte amtlich zu erklären hatte; von Herrn von Bokelberg, der als Gesandter in München ganz ohne Weisungen blieb, und in der peinlichsten Lage gelassen wurde. Alle drei sprechen dem Minister von Manteuffel jede Fähigkeit ab, er habe keinen politischen Gedanken ꝛc. —

Louis Bonaparte hat den Araber Abdel-Kader freigegeben, zuvor aber ihn schwören lassen, daß er nicht nach Algier zurückkehren wolle. Abdel-Kader zeigte die Stelle im Koran, welche die Heiligkeit des Eides festsetzt. Und der — — Bona-

parte meint, für Andre sei ein Eid verbindlich? Ist er verrückt? Abdel-Kader kann dem — gegenüber thun was er will; er braucht sich nur auf dessen Beispiel zu berufen. —

Donnerstag, den 21. Oktober 1852.

Ich mag die einzelnen Polizeigriffe, die Schließungen freier Gemeinden, die Nichtbestätigung von Wahlen, die gehässigen Dienstentsetzungen, die willkürlichen Ausweisungen ꝛc. nicht aufschreiben! Dieser Strom von Maßregeln hört niemals auf!

Traurige Lage des hochbejahrten Rees von Esenbeck in Breslau! —

Schändliche Rolle des Polizeiraths Stieber in dem Prozeß zu Köln; als der — im März 1848 eiligst ein Demokrat wurde, bab' ich ihm gleich nicht getraut, und auch verhindert daß Andre ihm trauten. —

Freitag, den 22. Oktober 1852.

General von Reiche sendet mir unerwartet zwei Hefte seiner handschriftlichen Denkwürdigkeiten zur Benutzung bei meiner Bülow'schen Arbeit. Auf sein beigefügtes verbindliches Schreiben sogleich geantwortet, und einen Empfangsschein ausgestellt. —

Kriegsgeschichten gelesen. Im Horatius. — Berliner Revolutionschronik, Heft 21. 22. —

An Dr. Alexander Jung nach Königsberg geschrieben.

Die heutige Urwählerzeitung ist von der Polizei weggenommen.

Sonnabend, den 23. Oktober 1852.

Nun! Die Tage sind leer, aber die Träume bereichern den Schlaf. Gestern träumte mir, ich sei mit dem alten Kaiser Napoleon zusammen, er war ein gewaltiger Gebieter, der Schrecken der Könige und Fürsten, selbst der von ihm gemachten. Heute beängstigte mich ein Traum, den ich schon oft geträumt, ich war schon mit Rabel verheirathet, hatte den Krieg mitgemacht, und sollte nun noch Medizin studiren! Dann aber ging es in revolutionaire Vorgänge über, ich sah deutsche Fürsten nach England fliehen, und einige hatten das Vertrauen zu mir, dabei meine Hülfe anzusprechen! Welche Tollheiten und doch Sinn darin!

Geschrieben, wieder einmal für die Tageswirkung! Beharren, unverfahrbares, im Zurückhalten! Die einzige uns noch gelassene Freiheit ist, ihren betrügerischen Schein abzuweisen. —

Sonntag, den 24. Oktober 1852.

Geschrieben: Aussichten! Uns Preußen, indem wir die vorher geschehenen, die verdienten Geschicke unsres verwahrlosten, von oben schändlich verrathenen Staates näher und näher kommen sehen, wird es doch eiskalt auf der Haut, und alle frühere Liebe zu diesem Gemeinsamen flammt nochmals heftig auf. —

Ich empfange meinen Wahlzettel zur morgenden Urwahl für die zweite Kammer. Ich gehöre diesmal zur ersten Klasse des Bezirks. Die Wahlbezirke sind sehr verkleinert: um sie beste besser zu beaufsichtigen? Die Stimmen um so leichter zu leiten? Macht nur eure Streiche wie ihr wollt, verruchtes Gezücht! uns treffen sie nicht!

Herrn Dr. Franck nicht zu Hause getroffen. Er kam Nachmittags, und wir sprachen über vieles. Er glaubt fest, mehrere

der neuern Urwählerartikel seien von mir, wo nicht geschrieben, doch eingegeben, und war sehr verwundert, als ich ihm versicherte, daß ich den Dr. Bernstein wenigstens in sechs Monaten nicht gesehen. Ueber Preußens nächste Zukunft; nichts Tröstliches, von keiner Seite! —

Der ehemalige Polizeipräsident Julius von Minutoli, jetzt Generalkonsul in Spanien, versieht in Abwesenheit des preußischen Gesandten auch dessen politische Geschäfte. Der Ehrgeiz und die Vielthuerei lassen ihn viel Unkluges, ja Albernes machen oder berichten. Neulich schrieb er an den König, er habe mit dem Könige von Spanien eine lange Unterredung gehabt, besonders auch über die Anwesenheit seiner Majestät in Spanien. Der König schrieb an den Rand: „Minutoli, du rasest! Ich bin nie in Spanien gewesen. Ich wollt' ich wäre dort gewesen." Jedes Kind weiß, daß Fr. W. IV. nie Spanien gesehen hat! —

Montag, den 25. Oktober 1852.

Welche Träume! Diese Nacht erschienen mir vergangene Zeiten, der Minister Graf Bernstorff lebte noch, aber mit heutigem Inhalt erfüllt. Es stand eine gänzliche Verarmung in Aussicht, die Niederlage des Staates durch äußere Schläge; mir drängten sich widrige Verlegenheiten auf; ich dachte an Amerika! Zur allgemeinen Verarmung kann es kommen, die Regierungen arbeiten dahin!

Die Wahlen fanden Statt. Gleichgültig, verächtlich, nichtsnutzig. Hol' sie der Teufel!

Während des Kaffee's schickte die Dümmler'sche Buchhandlung zweimal dringend und flehentlich, sie wollte das Buch „Deutschland und die abendländische Zivilisation" zurücknehmen, sie müsse alle ihre Abdrücke desselben der Polizei einliefern, der Verleger in Stuttgart sei verhaftet, die Polizei sei

mit äußerſter Schärfe hinterher ꝛc. Ich konnte das Buch aber nicht geben, es war nicht mehr im Hauſe, und erſt am Abend fand ich es wieder vor, ohne daß ich mich beſinnen kann, wer es von mir mitgenommen hatte. Das Buch iſt ſcharf, unnöthig ſcharf, z. B. der Ausdruck „der ruſſiſche Soulouque", aber gewiß ungefährlich; ſolche hiſtoriſche Durchquälung von Gedanken geht nicht in's Volk. Ich habe gegen den Inhalt vieles einzuwenden! doch muß ein ächter Demokrat an der Richtung des Ganzen ſeine Freude haben!

Dienstag, den 26. Oktober 1852.

Der alte Gagern am 22. in Hornau geſtorben, 87 Jahre alt. —

Iſidor Heller, ein geborner Oeſterreicher, wegen ſeiner hieſigen Berichte für Wiener Blätter von hier ausgewieſen! —

Die Urwählerzeitung heute von der Polizei weggenommen. Die Polizei hat wieder einmal Muße und fällt auf die Zeitungen, die ſind ja ſtets zur Hand, um die üble Laune und den Dienſteifer an ihnen auszulaſſen! Auch Bücher müſſen herhalten. —

Das Buch „Deutſchland und die abendländiſche Ziviliſation" (der Verfaſſer heißt Diezel), hat helle, ſtrahlende Blicke; leidet aber an dem großen Fehler, das Gemeinſame nicht gehörig anzuſchlagen, das in der Menſchheit überall durchbrechende, und ſich von den Sondererſcheinungen, von der Verſchiedenheit der Völker, zu falſchen Schlüſſen verleiten zu laſſen. Vor allem iſt er ungerecht gegen die Franzoſen; ſie ſtellen großentheils jenes Gemeinſame vor, ehe es noch als ſolches vorhanden iſt, ſie bahnen es an, ganz Europa lebt ihr Leben mit. Er wirft ihnen vor katholiſch zu ſein, er meint proteſtantiſch ſei beſſer, allein er vergißt, daß ſich aus jenen katholiſchen Leuten eine höhere Freiheit des Denkens hervorgebildet hat, als aus den proteſtantiſchen Engländern und

seine Bravour aus. Dem General Grouchy rettete er das Leben. Seit drei, vier Jahren ſtand ſein Name auf allen Einreichliſten zur Ehrenlegion oben an. Jedesmal wurde er geſtrichen, weil Bonaparte den Vater nicht leiden konnte.

Courier's Dreiſtigkeit geht in's Weite, darum ſende ich Ihnen ſein neueſtes Produkt.

Villemain's Rede wird als ein Meiſterſtück betrachtet und auch mir gilt ſie dafür, abgeſehen von dem Gegenſtande, der indeß bei allen Mängeln doch nicht ohne Würde war. Was akademiſche Elogen ſind, und beſonders franzöſiſche, wiſſen wir übrigens. Ganz kann ich ſie nicht verwerfen. Sie geben der Litteratur einen vornehmen Anſtand, der den Janhagel der Weltleute abhält, dem Gelehrten auf den Fuß zu treten; ſie erzeugen eine Maſſe von Privatilluſtration, deren Frankreich weit mehr beſitzt, als Deutſchland, und welche die Herrſcher nöthigt, die Beherrſchten zu achten, folglich ſtiften ſie Nutzen. Der junge Villemain iſt eine ſeltſame Erſcheinung. Sein Aeußeres verläumdet ſchrecklich ſeinen ungemeinen intellektuellen und moraliſchen Gehalt. Er ſieht nicht nur dumm, ſondern auch niederträchtig aus und doch legte er ganz aus freiem Antriebe und aus bloßer Anhänglichkeit für Decazes, eine Stelle nieder, le directoire de la librairie, die ihm 40,000 Franks einbrachte.

Das Blatt über Diplomatie und Talleyrand iſt aus einem Manuſkript genommen, das mir vor einigen Tagen geliehen wurde. Ein Freund erzählte mir bei dieſer Gelegenheit folgenden Zug, der da beweiſet, daß Herr von Talleyrand nicht immer ſein Gleichgewicht behauptet. Er empfahl ihm den Hrn. von Villeterque, der jetzt längſt todt, vor 15 Jahren einiges in der Litteratur bedeutete, und ſagte: non seulement que c'est un homme de beaucoup d'esprit, mais, chose très rare, il joint à un esprit très distingué

Deutſchen, denn unſre tiefſten Philoſophen, ſelbſt Kant, Fichte und Hegel, haben von den Franzoſen gelernt, von ihnen den Boden erlangt, auf dem ſie ſtehen konnten. — Der Verfaſſer iſt gut mit Rußland bekannt; vergißt aber auch bei den Ruſſen die Macht des Gemeinſamen.

Jeſuitenmiſſion eröffnet in Breslau. — Der Miniſter des Innern hat den Harkort'ſchen Wahlkatechismus mit Beſchlag belegen laſſen. Harkort hat den Miniſtern gegen die Demokraten eifrig gedient. Sie belohnen ihn wie er es verdient! —

Die Nationalzeitung berichtet aus Prag, daß Bakunin aus ſeiner Haft auf der St. Petersburger Feſtung nach dem Kaukaſus abgeführt werden, um dort als Gemeiner zu dienen. Er wird bald wieder Offizier ſein, und dann ſteht ihm alles offen. Das Gute hat Rußland, man trägt dort nicht lange nach. —

Unruhige Gedanken wegen der nächſten Entwicklungen. —

Mittwoch, den 27. Oktober 1852.

In dem Kölner Prozeß entwickelt ſich wieder ein ſchändliches Bubenſtück, ähnlich dem gegen Waldeck verſuchten. Der — Stieber ſpielt die Rolle des Goedſche, Ohm, Wagener. Kein Wunder, daß man anderthalb Jahre brauchte, dieſes verruchte Lügenwerk zuſammenzukünſteln. Und doch hält es nicht, die Bosheit kommt an den Tag. Die Polizei begeht Verbrechen, macht falſche Briefumſchläge, ſendet falſche Boten, wird aber dabei genarrt und betrogen. —

Die Nationalzeitung antwortet heute auf die frechen Verleumdungen der miniſteriellen Zeitungen, welche die Volkspartei beſchuldigen, mit Hoffnung auf das Kaiſer-Frankreich zu ſehen; ſie ſagt mit dürren Worten: „Die deutſche Volkspartei hat keine Geſandten abgeſchickt, um dem Präſidenten im Wartezimmer des Bahnhofs die Ehrfurcht zu bezeigen". Jeder-

mann muß dabei an den General von Hirschfeldt denken, den der König abgeschickt hatte. —

Herr Major Nobiling bringt mir seine Druckschrift: „Die Berliner Bürgerwehr in den Tagen vom 19. März bis 7. April 1848", die er zu seiner Rechtfertigung gegen verschiedene Anschuldigungen geschrieben.

Beim Geschichtsmahler Richter, wir finden aber nur seine Mutter und Schwester, letztere sogleich erkennbar als die von ihm so schön gemahlte: sie ging mit uns — von der Jerusalemer Straße 58 nach Spittelmarkt 2 — um uns in das Atelier ihres Bruders zu führen, das jedoch verschlossen war: wir brachten sie wieder nach Hause. Edle feine Züge, ein vollkommen freies Betragen, ohne alle Ziererei, muthig und klug, ein Berliner Mädchen bester Art. —

In Reiche's Memorabilien gelesen. Nobiling's Schrift über die Berliner Bürgerwehr und Minutoli's als Handschrift gedruckten Aufsatz über seine Wiederanstellung gelesen. Alle diese Mittheilungen machen sich ein Verdienst daraus, daß sie nur mit größter Rücksicht und Schonung verfaßt sind, und bei weitem nicht alles sagen! Das aber ist grade ihr Unverdienst. Wo es drauf ankommt, die Wahrheit zu erfahren, da brechen sie ab! Ueber den König, den Hof, die Minister, die Generale ꝛc. — schweigen sie. Sie geben dadurch den übelsten Vermuthungen Raum, daß über jene Personen gar arge Dinge zu sagen wären. So thut auch der General von Prittwitz. Diese Personen werden dadurch gar nicht geschont, die Schreiber schonen nur sich selbst. —

Der Kurfürst von Hessen, den der Prinz von Hessen etwas spät um die Zustimmung zu seiner Heirath mit der Tochter des Prinzen Karl von Preußen angegangen, macht Schwierigkeiten sie zu geben, und macht höhnische Bemerkungen über diese Verwandtschaften mit Preußen. So weit ist Preußen herunter, daß solch ein Lump ihm Trotz bieten darf!

Der Barbier Kühne, mein Nachbar, ist aus Köln, wo er Zeuge im Prozeß Becker-Rothjung sein mußte, zurückgekehrt. —

Der Landrath außer Diensten, Herr von Hilgers, ist von hier ausgewiesen worden, weil er eine Ansprache wegen der Wahlen mit unterschrieben hatte. Die Reaktionairs und die Katholiken üben ihren Wahleinfluß ungestört! — Dem Herausgeber einer norddeutschen Zeitung, der einzigen in ihrem Lande, die für Preußen und den Zollverein thätig war, hat die Polizei nicht erlaubt sich hier aufzuhalten.

Der zweideutige Dr. Schütte, der lange hier gelebt, dann in Dessau, und zuletzt für Oesterreich schrieb, ist dort ausgewiesen.

Die Neue Preußische Zeitung giebt dem König einen Hieb; in der Rundschau legt sie hauptsächlich gegen Radowitz los. Sie kennt nichts, nichts, als persönliche Interessen, darin ganz dem — Louis Bonaparte gleich! —

Radowitz versicherte, er habe seinen Briefwechsel mit dem Grafen von Brandenburg verbrannt. Man fragt warum? Enthielt er so schlechte, schimpfliche Dinge?

Donnerstag, den 28. Oktober 1852.

Der König ist auf die Jagd nach Letzlingen gefahren. „Louis Bonaparte fährt auch auf die Jagd, aber zu guter Beute! Er wird die Kaiserkrone kriegen, die unserm Dicken entgangen ist.“ — „Der König kann nicht verzeihen — man hat ihm zu seinem Geburtstage die Oper la clemenza di Tito zum Spott aufgeführt — vergebens hofft man auf eine Amnestie, der — Bonaparte wird's ihm auch darin zuvorthun.“ Die Majestätsbeleidigungen häufen sich wieder, aber man macht keinen Lärm, spricht öfters frei. —

Ausgegangen. Auf dem Schiffbauerdamm lebhafte innige Gedanken an Rahel, an ihren Spaziergang hier den 3. November 1808, den sie in einem Briefe an mich beschreibt, mit einfachen, für mich unwiderstehlich rührenden Worten, die mir sonnenhell im Gedächtniß geblieben sind. Schmerzliche Betrachtungen, bei denen ich doch dankbar die reiche Fülle des Lebens pries, die mir zugewiesen. Wohlthuende Freudigkeit, liebevolle Wärme des Daseins! In die Pepiniere hineingeblickt. — Bei einem Antiquar. —

Abends der General Wilhelm von Willisen, der von Danzig wiedergekehrt ist. Ganz vergnügt. Politische Zustände besprochen; es fehlt jeder Boden, alles in der Luft! Der Staat zerbröckelt in die armseligsten Kleinlichkeiten, persönliche Absichten, Ränke, Launen! Willisen hat den General Leopold von Gerlach gesprochen, und von ihm die Worte gehört: „Ich finde jeden glücklich zu preisen, der im Stande ist aus allerhöchstem Dienst ausscheiden zu können!“ Auch sagte derselbe die bedenklichen Worte: „Gott setzt die Könige ein, aber auch ab.“ Er sagte, das größte Unglück sei, daß der König ganz und gar keinen Muth habe! (Er soll außer der irdischen Furcht auch die geistliche haben, sich vor Strafen des Himmels, vor der Hölle fürchten.) Willisen meint, Radowitz sei jetzt aufrichtig konstitutionell, die Umstände und besonders die Gegner hätten ihm dies aufgezwungen. —

Zur Schande der Kammer ist nun auch der — Polizeirath Stieber als Kandidat zum Abgeordneten aufgestellt! Neben Kupfer, Quehl und anderm Schund. Zur Schande der Wähler, Berlins, der Reaktion! —

Sonntag, den 31. Oktober 1852.

Unruhige Nacht. Träume vom Kriegsleben; nicht von der Oper! Selbst im Theater gestern dacht ich immer an die bevorstehenden Ereignisse. Ob der König an sie denkt? Die Minister? Wetteifert man mit Louis Bonaparte blos in Jagdvergnügen und Huldigungsgepränge? Dieser Bonaparte betreibt auch noch Anderes!

Die thüringischen Fürsten haben den Zollverein mit Preußen erneuert. Sie waren dazu durch die Lage ihrer Gränzen gezwungen. Man hofft jetzt auf Braunschweig, kaum noch auf Hannover.

Der Berliner Magistrat ist wegen großer Summen mit dem Polizeipräsidenten in Streit. Hinckeldey bärdet ihm auf was er will, verfährt gleich gewaltsam: der Minister giebt ihm Recht. Der feige Magistrat erntet die Früchte seiner niedrigen Unterwürfigkeit. Die Regierung tritt ihn, und meint, er müsse alles hinnehmen. —

Ein hiesiger Stadtrath, Jakobsohn, ist vom Judenthum zur christ-katholischen Gemeinde übergegangen, und hat dies in einer Wahlversammlung öffentlich erklärt. Die Pfaffen seufzen, daß er nicht lieber evangelisch oder Lutherisch geworden! —

Die Urwählerzeitung vorgestern und gestern vortrefflich. „Wann Preußen stark sei" gegen die sophistischen Rundschauer. Heute sehr gut über die verfassungswidrige Verkümmerung der Städte um ihr Wahlrecht zur ersten Kammer. Die Höchstbesteuerten werden nur vom Lande gerechnet, dabei fällt die Wahl größtentheils in die Hände der Adlichen. — Aber es ist alles einerlei! Der Regierung geht jede Schändlichkeit ungestraft, ungerügt hin.

Den ganzen Tag ungestört gearbeitet. Reiche's Memorabilien zu Ende gelesen und Auszüge daraus gemacht. Auch aus Burgsdorf's Tagebuch schon vieles ausgezogen. —

Im Ovidius gelesen, in Jean Paul Richter. Wunderbar, wie die Zeit auf diesen Autor wirkt! Er wird immer weniger genießbar. Einige schöne Gedanken und glückliche Einfälle sondert man leicht heraus, aber das Uebrige läßt man dann weggewendet abfließen. Der gestaltlose Humor veraltet, während der gestaltete sich behauptet. Daher auch Jean Paul's Gestalten — wie sein Leibgeber, Vult und Walt, Katzenberger, Wuz u. s. w. — nicht leicht untergehen, wohl aber sein Vortrag. —

Die Frauen urtheilen in sittlichen, das heißt hier meistentheils in sinnlichen Dingen deshalb nicht nach der Wahrheit und Ueberzeugung, weil sie fürchten, dadurch in der Achtung, der zwar auf Vorurtheil gegründeten aber geltenden, zu verlieren, für solche gehalten zu werden, die ohne feines, ohne zartes Gefühl sind. Sie sind zu bemitleiden, zu entschuldigen in solchem Fall, aber wahrlich nicht zu preisen! Die wenigen, welche mit Muth und Freiheit nach der Wahrheit und Ueberzeugung urtheilen, sind unendlich höher und edler als jene, haben weit feineres und zarteres Gefühl, welches auch immer die äußern Umstände sein mögen, unter denen sie leben. Dichter wissen es wohl, und Jesus wußte es vor Allen! —

Montag, den 1. November 1852.

Besuch bei Herrn Major v. Fransecki auf dem großen Generalstab. Er eröffnet mir, daß die Benutzung der mir versprochenen Papiere augenblicklich sehr in Frage stehe: der General von Rauher sei höchst aufgebracht über Droysen's Veröffentlichung eines Schreibens von Yorck an ihn, worin von Undank eines irregeführten Königs gesprochen wird, das habe großen Anstoß und Widerwillen erregt, der General sei bestürzt und ergrimmt, wolle nun niemanden mehr etwas mittheilen, außer auf höhere Ermächtigung ꝛc. Der Major meint, es müsse darüber einige

Zeit hingeben, dann werde sich der General wohl beruhigen und alles beim Alten bleiben, ich werde die Papiere unfehlbar bekommen ꝛc. Das ist nun doch verdrießlich genug, und es würde allerdings lächerlich sein, wenn ich für Droysen Strafe leiden sollte, aber ich bin keineswegs sicher, daß nicht doch dies geschieht, und sehe wieder, wie schlimm es ist mit einer Preußischen Behörde zu thun zu haben, in denen sammt und sonders der Teufel steckt! —

König und Minister sind entschlossen, die Kammern abzuschaffen, ständisch-aristokratische Körperschaften statt ihrer einzurichten. Entschlossen! Was heißt das bei uns? „Wir wollen sehen ob ihr Muth oder ihre Geschicklichkeit dazu ausreicht!"

L'empire c'est la paix! sagt der große —. In seinem Sinne, wenn es nicht gelogen sein soll, kann es nur heißen, wenn ich das ganze Kaiserreich meines Oheims hergestellt habe, dann will ich Frieden halten! Und die Kabinette glauben ihm! Richtig ist's!

Von der Kreuzzeitungsparthei, die noch kürzlich in ihrer Rundschau den General von Radowitz tückisch angegriffen hatte, sind Versuche gemacht worden, ihn zu versöhnen, zu gewinnen. Daran sieht man am besten, wie schlecht es mit ihr steht, sie verliert allen Boden, und sucht solchen, den sie eben noch verunreinigt! Aber ganz vergebens, denn Radowitz würde, wenn er sich mit dem Gelichter nochmals einließe, beim König allen Halt verlieren. —

„Ach, mein lieber Bonaparte! diese treffliche Zuchtruthe!" sagte neulich ein Demokrat: „in Frankreich würd' ich ihn hassen, hier muß ich ihm Beifall geben, hier haut er geradezu meine Feinde, rächt uns an ihnen für all' die Unbill, die sie uns angethan!" —

Im Ovidius gelesen. Was reizt doch so sehr an den Tristien, deren Ton im Ganzen so widrig ist? Es ist der Kontrast einer wilden und einer hochgebildeten Welt, die tiefe

Sehnsucht nach dieser, deren Abbild festgehalten wird und erneuert, die Macht des Dichters, aus seiner gräuelvollen Lage, seiner Zerknirschung und Schmiegsamkeit, die sich nach allen Seiten dreht und abmüht, ein unvergängliches, auch in aller Entwürdigung noch anmuthiges Denkmal zu schaffen. —

Wiederholte Versicherung, daß der König in Betreff der politischen Lage der Dinge völlig beruhigt und sorglos sei; daß Louis Bonaparte Kaiser wird, ist ihm zwar sehr bitter, allein er hat sich darein ergeben, und meint, dann könne man um so sichrer sein, die Revolution werde erstickt werden, der neue Kaiser gleichsam der Volkspolizeimeister der Könige sein. — O ja, das Volk wird er unterdrücken, aber die Könige nicht minder, und daß er alles aus Volkes Gnaden und Stimme ist, hat schon die ganze Revolution in sich! —

Wenn er Belgien nimmt, so wird Rußland es geschehen lassen, Oesterreich ebenfalls, Preußen gewiß! Vielleicht auch England! Und dann soll mal einer sehen, in welche bodenlose Verachtung die gekrönten Häupter fallen! —

Die alten werthlosen Papiere des Königreichs Westphalen kommen wieder an der Börse vor! Heda, Kurfürst und Hasenpflug! —

Dienstag, den 2. November 1852.

Katholische Ansprüche machen überall sich geltend, in Westphalen, am Rhein, in Schlesien, in Preußen, besonders lebhaft aber jetzt in Posen. Die katholische Geistlichkeit beutet die Religionsfreiheit aus, die auch von der Regierung vorzugsweise nur nach dieser Seite gemeint scheint. Und doch ist alles nur politisch, der Eifer ist keiner des Glaubens, nur der Kirche. —

Der König hat endlich dem Dr. Krech als Director des neuen städtischen Gymnasiums die vom Minister von Raumer beharrlich versagte Bestätigung auf wiederholtes Bitten des

Magistrats ertheilt. Eine Ohrfeige für den Minister; aber eine thut's nicht! —

Neue Zollberathungen in Wien vom Minister Grafen von Buol eröffnet; Oesterreich bietet seine Länder den aus dem Zollverein geschiedenen deutschen Staaten zur Anschließung, versichert aber, daß ihm das Fortbestehen des Zollvereins ganz genehm sei! —

Unter den vielen beflissenen Schmeicheleien, die der Oberst von Szwykowski mir gestern sagte, war auch das überschwänglichste Lob meiner Schilderung des Festes des Fürsten von Schwarzenberg, das sei ein Meisterwerk, übertreffe jede andre Erzählung, auch die von Raumer. Ich fragte, wo denn Raumer diesen Stoff behandelt habe? mir sei das ganz unbekannt. „O freilich! Raumer hat das Fest in einem langen Aufsatz beschrieben. Aber der Ihrige ist weit besser, so kann Raumer nicht schreiben!" — Wo steht denn der Aufsatz? — „O es ist weiter nicht der Mühe werth, daß Sie es nachsehen, es steht in seinem historischen Taschenbuch." — Prächtig, das ist grade mein Aufsatz! Ich schreibe also besser als — ich! —

Mittwoch, den 3. November 1852.

In Berlin regt sich ein Streben, die Verfassung zu behalten, die Wahlen zeigen deutlich, daß die Mehrheit der Bürger — derer, die noch Theil daran nehmen, — den Junkern und den Beamten entgegen wirkt. Es sind einige kräftige Aeußerungen vorgekommen. Mögen sie sehen, was sie ausrichten! —

Besorgnisse wegen Belgiens. Man fürchtet schon weniger, daß Louis Bonaparte das Land nimmt, als daß es sich ihm übergiebt! Die großen Mächte, statt den König der Belgier gegen die Aufforderungen des — zu schützen, rathen zur Nach-

giebigkeit, zur ungesetzlichen Beschränkung der Presse u. s. w. Im Jahre 1848 staunten sie Belgien an, als das einzige Land, das unter den Stürmen ruhig blieb; daß dies der Gesetzlichkeit der Regierung zu danken war, erkennen sie nicht mehr, sie glauben Ruhe jetzt nur durch Ungesetzlichkeit verbürgt! Europa wird eine Pfütze von Unflath, Gemeinheit und Schändlichkeit. Aber, daß es dabei nicht verbleibt, dafür bürgt die Geschichte, die nie rastende! —

Der Landrath von Soest, Herr von Bockum-Dolffs, ist vom Ministerium abgesetzt; er war nicht fügsam genug in Betreff der Wahlen. Die Zurücksetzung ehrenhafter Männer, die Anstellung der Lumpen und Schufte, gehört in den Gang, den wir gehen. —

Wiederum hört man von sehr vornehmen Leuten die Aeußerung, es sei ihnen ganz einerlei, ob hier ein russischer Gouverneur befehle, ein österreichischer oder preußischer; das Volksthum sei eine Narrheit, besonders das deutsche, und ein preußisches gebe es gar nicht. Dahin kommen, auf andrem Wege freilich und aus andern Gründen, endlich auch die Demokraten. „Wo frei leben ich kann, ist mir Rom", sagte Brutus. Und gewiß, die Freiheit ist das ächte Vaterland. Jene Vornehmen aber sprechen eine gemeine Gleichgültigkeit gegen beide aus, ihnen ist jede Herrschaft recht, der sie schmeichelnd dienen und Vortheile abgewinnen können. —

Donnerstag, den 4. November 1852.

Bei Herrn Adolph Streckfuß, Cigarren und Gespräch; er glaubt, die Kölner Angeklagten werden alle freigesprochen werden. —

Der König soll in Betreff der Verfassung höchst aufgereizt sein, an deren gesetzlicher Abschaffung schon zweifeln, und doch nicht wagen wollen, sie mit Gewalt zu beseitigen. Er

une très grande moralité. Bei dieſen Worten wurde Talleyrand feuerroth, und ſo, daß es alle Umſtehenden bemerkten. Als wenn man ihm ein Epigramm zugeſpitzt, faßte er den Redner in's Auge. Dieſer ließ ſich nicht irre machen, fuhr in gleichem Tone fort und Talleyrand, überzeugt von der abſichtsloſen Unbefangenheit deſſelben, erwiederte den Antrag auf's verbindlichſte.

Die Freiſprechung aller vor dem Tribunal von Rioms einer Konſpiration Angeklagten, läßt vermuthen, daß das Urtheil der Pairskammer über das Komplot von Vincennes ſehr milde ausfallen werde. Laverderie und Brogot, zwei Altadelige, dürften am übelſten wegkommen. Sie ſind als Polizeidiener, als Agents provocateurs betrachtet und ſo prophezeit man ihnen fünfjähriges Gefängniß.

In vielerlei Hinſicht ſcheint das Miniſterium ſeit einigen Wochen gelindere Saiten aufzuſpannen, ja wohl gar ſich ein wenig zur linken Oppoſition hinzuneigen.

Der Himmel ſtelle Ihre und Frau von Varnhagen's Geſundheit her. Ihr Wohlſein und Ihre Gewogenheit gehören zum Glück meines Lebens.

Hochachtungsvoll

Oelsner.

64.

Oelsner an Stägemann.

Paris, den 14. Juli 1821.

Von Ihrer Reiſe nach Karlsbad, mein Hochverehrter, ſind Sie, denke ich, wieder daheim. Möge Ihnen der Brunnen wohl bekommen ſein! Ich fürchte, Sie hatten wenig Geſell-

soll aus Zerknirschung über diese Lage schon geweint haben. Doch ist seine Stimmung auch hierin, wie in allem, sehr wandelbar. Bald ist er stolz darauf, in Vergleich Oesterreichs, doch noch etwas zu haben, was diesem fehlt, bald fühlt er sich gedemüthigt, noch gebunden zu sein, während dieses schon frank und frei ist! —

Der Bundestag soll über Preußen stehen und absprechen, daran wird jetzt mit Macht gearbeitet. Nicht nur die Handels- und Zollsachen will Oesterreich dorthin bringen, sondern auch die katholischen Kirchensachen. Früher durfte das nie geschehen, eine Anklage Preußens wurde von Oesterreich nie unterstützt, eine Oesterreichs nie durch Preußen zugegeben. Das war Abrede. —

Man versichert der König sehe noch heute den Louis Bonaparte als den Retter der Gesellschaft, als den Freund und die Stütze der Könige an, sehe zwar ungern diese Kaiserwürde, freue sich aber der Macht desselben, und glaube fest an seine Friedensliebe; die Rheinprovinzen seien nie sicherer gewesen ꝛc. —

Heinrich Leo spricht in der Neuen Preußischen Zeitung ausführlich über Radowitz, beleidigt und bedauert ihn, findet ihn ohne wahren Grund und Boden, befangen und blind ꝛc. Ein widerlicher, roher Aufsatz, aus frommer Salbung und bitterer Galle ein ekelhaftes Gemisch. Leo ist durch und durch Fanatiker, doch mehr ein gemachter, als ein natürlicher. Er heuchelt Lutherthum, wie er Christenthum heuchelt. Eigentlich ist er ein Heide.

Manteuffel beklagt sich bitter über seinen Kollegen Westphalen, er sei ein beschränkter, schwerfälliger Kopf, es sei nichts mit ihm anzufangen. Und doch kann man mit ihm regieren? Ebenso beklagt sich Manteuffel über den neuen Oberpräsidenten von Pommern, Freiherrn von Senfft-Pilsach, er sei ganz unfähig, ein Stück Holz würde ein besserer Oberpräsident sein ꝛc. Aber Herr von Manteuffel selbst, wie

ſteht es denn mit ihm? Man ſagt, Preußen habe nie eine größere Mittelmäßigkeit, einen entſchiedneren Waſchlappen unter ſeinen Miniſtern gehabt. Doch der König braucht Waſchlappen, ein etwas feſteres, ſteiferes Zeug würde ihm beſchwerlich ſein zu handhaben. —

Der Kriegsminiſter wird von den nächſten Kammern außerordentlich eine Million Thaler verlangen, zur Vervollſtändigung des nöthigen Kriegsmaterials. Auch die Grundſteuer kommt wieder in Anregung; die Regierung als ſolche begünſtigt zwar den Adel, befeindet ihn aber auch ſtets etwas dabei! —

Freitag, den 5. November 1852.

Beſuch vom Staatsrath von Blum. Erzählungen aus Rußland; hinter dem offenbaren, amtlichen Leben geht ein geheimes, inhaltreiches immer ſtill fort; in den Kreiſen, die dem vornehmen oder gebildeten Leben angehören, weiß man alles was vorgeht ſehr gut und genau, die Geſchichtſchreibung iſt unterdrückt, aber die Geſchichtskunde um ſo größer und ſorgfältiger. Familienarchive in den Oſtſee-Provinzen.

Freches Umlaufſchreiben, das der Miniſter des Innern Herr von Weſtphalen an die Landräthe erlaſſen, die Wahlen hingen ganz von ihnen ab; wenn ſie es an Eifer und Betriebſamkeit fehlen ließen, würde man ſie zur Rechenſchaft ziehen u. ſ. w. Die Beamten laſſen ſich viel gefallen, müſſen es, aber die beſſern ſind alle empört, ſich ſo zu niedrigen Knechten herabgewürdigt zu ſehen. Man erwartet mehrere Dienſtentlaſſungen oder Abſchiedsgeſuche.

Sonnabend, den 6. November 1852.

Beim geſtrigen Hubertusfeſt im Grunewald ſollen widrige Auftritte vorgekommen ſein, heftige Schimpfreden gegen Per-

sonen vom Hofe, rohe Späße; alle Anwesenden waren verstimmt und betreten. Ein Försterbursche soll dem Könige derb geantwortet haben, was ihm ungestraft hinging, aber Andre mußten für ihn büßen, Vornehme. Schlimm, schlimm! —

Der Lehrer an der städtischen Realschule zu Breslau, Dr. Bebusch, ist vom Minister des Innern seines Amtes entsetzt worden, weil er Vorstand der deutschkatholischen Gemeinde ist. Er war auch Mitglied der preußischen Nationalversammlung. Die Entsetzung ist zwar noch nicht ausgesprochen, aber sie erfolgt unzweifelhaft, da die Disziplinaruntersuchung verhängt ist. —

Sonntag, den 7. November 1852.

Unruhige Nacht, wilde Träume. Wie so ich dazu komme, mich in die Schlacht von Borodino zu träumen, und sie mit durchzumachen, ist mir ganz unerklärbar! —

Unsre preußische politische Lage ist ganz verzweifelt; aus dem Innern heraus ist keine Rettung denkbar, der Freisinn *kann* in *dieser* Regierung sich nicht emporarbeiten, er kann nur sie stürzen, und das ist so leicht nicht, da sie alle Macht des Heeres und des Geldes hat, dazu gehört lange Zeit. Das Einzige, was helfen kann, ist ein Stoß von außen, *wie* im Jahre 1806. Aber ob der dann Preußen helfen wird, oder einer neuen Gestaltung, das ist noch sehr die Frage! — Der König selbst, wollte er jetzt freisinnig regieren — thörichte Voraussetzung! er denkt nicht dran! — er würde es nicht können, nicht dürfen. Die Reaktion würde es nicht leiden, es verhindern, oder ihn strafen. —

Montag, den 8. November 1852.

Geschrieben; was von den Kammern zu erwarten steht?

In Paris wird das Kaiserthum schon eingeführt. Der Senat hat die Botschaft des Staatsstreich-Mannes empfangen, in Berathung gezogen. Das weitere Gaukelspiel bleibt nicht aus. Sonderbare Zeichen der Stimmung, Unruhe der Gemüther, Beklommenheit, Schweigen der Soldaten, der Börse. Aber wer kann die Kräfte berechnen, die hier im Innern sich bekämpfen, und einst ihren unerwarteten Ausbruch finden? —

Hier ist man empört und erbittert, daß die Regierung sich mit solchen — wie Stieber besudelt. Die schamlose Frechheit dieses Burschen vor dem Gericht zu Köln übersteigt alles. Die niederträchtigste Bosheit ist in ihm! —

Die Neue Preußische Zeitung stimmt auch schon wieder ihre ekelhaften Gemeinheiten und Stallknechtswitze gegen die ihr mißfälligen Abgeordneten an. Das alte Schandblatt! Diese Leute untergraben jede Ehrbarkeit und Sitte, den Geschmack und die Bildung. Ihre Sprache ist die des gemeinsten Pöbels. Ein Scharfrichter als Hanswurst kann nicht abscheulicher sein.

In Asseburg's Denkwürdigkeiten gelesen; Fröbel'sche Sachen, Zeitschriften.

Dienstag, den 9. November 1852.

Brief und Buch („Naturstudien") von Herrn Dr. Masius, Lehrer zu Salzwedel. —

In Lamartine gelesen. Englische Zeitschriften, einige merkwürdige Sachen. Macaulay's Rede zeigt den engbeschränkten Staatsmann! Er macht sich zum Gothaer, zum Harkort!

„Briefwechsel und mündlicher Verkehr zwischen Goethe und dem Rathe Grüner. Leipzig, 1853. 8." Willkommene

Mittheilungen, doch in beschränktem Stoff abgegränzt, und aus dem spätern Alter, daher nicht jugendlich und aufregend, aber gehaltvoll und liebenswürdig. —

Mittwoch, den 10. November 1852.

Die gestrige Urwählerzeitung glaubte sich gegen die sogenannte Straßendemokratie des Jahres 1848 aussprechen zu müssen. Das konnte sie bleiben lassen. Die Straßendemokratie war im Jahre 1848 ganz harmlos, hinderte niemanden, that niemanden etwas, die Leute standen in ruhigen Gruppen um einen Erzähler her, oder gingen in Reihen vor's Thor zu einer Volksversammlung, selten hörte man Geschrei und Lärm; nur in wenigen Fällen kamen Ausschweifungen vor, wo die Reaktion im Stillen zu solchen hetzte, oder die neue Polizei der Konstabler sich brutal einmischte; selbst die Katzenmusiken blieben in Schranken, und auch sie gingen zum Theil von hetzenden Reaktionairs aus, wie sich später klar herausgestellt hat. Daß auch ein Bernstein jenes verläumderische Geträtsch gelten läßt, ist nicht zu dulden. Die Straßenreden Lindenmüller's, Karbe's und Anderer, wie harmlos waren sie! Unterhaltung, Scherz, Geselligkeit, ich ging oft vorüber, hörte einen Augenblick zu, ging lächelnd weiter, und sah daß auch Andre lächelten. —

Herr Dr. Hermann Franck sendet mir eine Druckschrift des Prof. Dr. Wurm, die gegen das Grimm'sche Wörterbuch gerichtet ist. —

Semper aliquid novi ex Gallia! Frankreich ist noch stets der Feuerherd für Europa! Kaum ist Louis Bonaparte zum Kaiser fertig, da tritt Hieronymus Bonaparte zurück, die Familie spaltet sich. —

In Oesterreich will man die Juden wieder einschränken; aber in Frankreich ist der Jude Fould, in England der Juden-

abkömmling Disraeli, Staatsminister. Ueberall drängt das Neue sich vor, tritt neben das Alte, und bald an seine Stelle. Die paar Rückschritte bedeuten nichts. —

Die Neue Preußische Zeitung wagt seit kurzem gegen die Unumschränktheit der Fürsten zu sprechen, gegen ihren Spießgesellen Leo. Sie sieht die Ritterschaft in Gefahr, sie will die Pairskammer für sich in Anspruch nehmen. — Leo, der schon von der Regierung nicht beachtet wird, sieht nun sogar von den Leuten seiner Parthei sich getadelt; das kann ihm bald zu viel werden, und dann läuft er in die katholische Kirche hinüber! —

Der Stadtrath und Syndikus Flottwell zu Elbing ist durch Disziplinargericht, dem der Präsident von Blumenthal vorsaß, seines Amtes entsetzt worden. — Haussuchungen, bei einem Gutsbesitzer unweit Danzig, in Halle, in Magdeburg, in Westphalen, alles wegen des Harkort'schen Wahlkatechismus. —

Scheerereien, die den Ankommenden hier durch die Konstabler und Polizeileutenants widerfahren, besonders den Handwerkern und andern geringen Leuten; unerträgliche Hoffahrt der Polizeibeamten, kleine Pascha's meinen sie zu sein, und fügen den Hohn zur Plackerei! —

Ein Beamter, der als Abgeordneter zur preußischen Nationalversammlung mit der Linken gestimmt hatte, sollte befördert werden. Der König verweigerte es. Man stellte ihm vor, daß der Beamte nicht nur äußerst geschickt und pflichttreu, sondern auch ganz unentbehrlich sei. Der König rief in heftiger Wuth: „Nein, nein! So lange ich lebe, soll von der ganzen Bande kein einziger befördert werden!" — Und gehörte er denn nicht auch zu der Bande? fragte ein Engländer; hat er sie nicht berufen, hat er nicht seinen Umritt gemacht? —

Die Briefe eines Staatsmanns hier bei Herz erschienen, deren Verfasser Strauß im Lippe'schen ist, sind von der Polizei weggenommen worden, weil darin der Bruch des politischen Eides gerechtfertigt wird! — Die Eidestreuen, die schon so vielfach meineidig geworden! —

Das Obertribunal hat in dem Falle des Assessors Rasch seinen früheren Ausspruch, daß der Zwang, einen Andern zu nennen, in der Untersuchung unzulässig sei, zurückgenommen. Also Rasch soll gezwungen werden, zu sagen, wer ihm die wahrheitsgemäßen Angaben über das hiesige Stadtgefängniß mitgetheilt hat. —

Der geprügelte Bürgermeister Krausnick ist vom Gemeinderath zum Abgeordneten in die erste Kammer gewählt; eine feige, eine nichtswürdige Wahl! Man sagt höhnisch, nun müsse Isaak Moses Hersch auch gewählt werden, denn wo Krausnick genannt werde, werde auch Hersch genannt. (Jüdische Briefe im Jahre 1848.)

Die Geschichte der wegen Bibellesens in Florenz zu Zuchthausstrafe verurtheilten Eheleute Madiai macht großen Eindruck. Daß der Großherzog die englische und preußische Verwendung schnöde zurückweist, spornt nur den protestantischen Eifer, und die Katholiken werden es bei Gelegenheit schon fühlen, wie sehr jene Geschichte zu ihrem Schaden gereicht.

Schändliche Plackereien und Verbote, unter denen die Protestanten in Oesterreich leiden! Freche Willkür und Gewaltsamkeit der völlig barbarischen Regierung! —

In Belgien legt das neue Ministerium ein unerhört strenges Preßgesetz in der Repräsentantenkammer vor; es ist ganz eingerichtet für den Abentheurer —, der schon Kaiser genannt wird. Der Anfang der Unterwerfung Belgiens unter die französischen Machtgebote. Und Rußland, Oesterreich und Preußen haben dringend diese Nachgiebigkeit ge-

rathen, in die Forderung des Dei's von Frankreich eingestimmt! Wahrhaftig, diese hoffährtigen Machtgewalten erscheinen ganz klein und demüthig, und an dem neuen Bonaparte wird ihre Erbärmlichkeit offenbar! Sie werden die Gemeinschaft des europäischen Souleuque nie verwinden, so wenig sie das große Jahr 1848 verwunden haben oder verwinden werden! —

In Lamartine gelesen; etwas im Horatius. — Englische Blätter. —

Uncle Tom's Cabin von Mrs. Beecher Stowe. —

Bleak House by Charles Dickens. —

Bei Jahn ist nur der große Fehler, daß er leider nicht der Held, nicht der Mann war, für den er gelten sollte und früh schon nicht mehr galt. Im Kriege 1813 warf man ihm vor, daß er nie mit dabei gewesen sei, wo es galt. Gegen die Staatsbehörde hatte er nur Muth, so lange sie ihn fürchtete, als dies nicht mehr der Fall war, gab er gleich klein bei und suchte nur seine Pensionen zu retten. Die Beschränkungen, die man ihm auflegte, ließ er sich gefallen, weil er wußte, daß man ihm, wenn er es nicht thäte, das Geld entzöge. Er willigte in alles ein. Seine Freunde haben es ihm genug verdacht, daß er so wenig männlichen Trotz bewiesen. Der alte Reimer wollte nichts mehr von ihm wissen, auch Weiher beklagte die Nachgiebigkeit. —

Freitag, den 12. November 1852.

In Hamburg ist der Todestag Robert Blum's von Demokraten gefeiert, das Fest aber durch die Polizei gestört worden. Hier und in Leipzig haben mehrere Gesellschaften, von denen die Polizei nichts erfuhr, das Andenken Robert Blum's festlich gefeiert; es sind demokratische Lieder gesungen worden. In England ist eine große Feier bereitet. Bei Frankfurt am Main war auf einer der höchsten Pappeln eine schwarze Fahne

aufgesteckt, sie wehte den ganzen Tag, denn die Polizei wußte so wenig, sie herunter zu bringen, als sie wußte, wie sie hinaufgekommen. Die Demokratie lebt im Volke frisch und stark. —

Der König und die Königin besahen heute unter den Linden im Kunstverein das Bild von Delaroche, die Königin Marie Antoinette als Verurtheilte darstellend. Man drängte sich hinzu. „Da können sie sich ein Beispiel dran nehmen!“ sagte eine Frau aus dem Volke. Der König sah sehr schlimm aus, verzerrte Züge — „vom gewaltsamen Lachen und verstellten Lächeln“ — und der Ausdruck frühen Greisenthums. Nur wenige Leute grüßten. Die Königin sah böse aus, sie ist ganz und gar nicht beliebt. —

Die Kreuzzeitung mahnt heute die Fürsten, daß, wenn sie nur Zwingherren sein wollten, so würden ihre Unterthanen sich auch nur wie Sklaven helfen können, indem sie ihren Herrn ermorden oder ihm davon laufen. Aber dabei billigt dies infame Blatt jede Gewaltmaßregel und jede Plackerei der Behörden, und fügt gemeinen Hohn und Spott hinzu. —

Abends Besuch von Herrn Staatsrath von Blum. Ueber Rußland manches Merkwürdige. Daß auch dort mannigfaches Leben pulsirt, weiß ich lange. Und auch dort überwiegt, unbeschadet des Oertlichen, das ganz allgemeine europäische Leben. —

Fräulein von Craven erzählt, in Basel habe eine ehrwürdige Verwandte zu ihr gesagt: „Pauvre créature, ton roi est fou!“ Ein badischer Landmann sagte: „Ja, Ihr König, das ist ein schlimmer Kamerad! Auf den kann man sich nicht verlassen.“ Und so am Rhein überall nur Schmach und Hohn für ihn. —

Wiederum hab' ich sagen hören und von einem wackern Mann, die Demokraten hätten mitwählen sollen, ihr Enthalten sei ein Zeichen der Schwäche. Doch bald ließ er sich vom Gegentheil überzeugen. Man kann sehr stark sein und

ist es doch nicht in jeder Art, auf jedem Punkt. War nicht der russische Kaiser mit all' seiner Macht zum bloßen Zusehen im Jahre 1848 genöthigt? kann er den Kaukasus bezwingen? Muß nicht der König trotz der 400,000 Mann Soldaten, auf die er so stolz ist, seines Neuchatels noch immer entbehren? den Zollverein sprengen sehen? So ist es auch mit der Stärke der Demokratie, äußerlich kann sie im Augenblicke nichts gegen die Polizei, aber diese auch ist ohnmächtig gegen die Gesinnung. —

Sonnabend, den 13. November 1852.

Niederschlagende Nachricht aus Köln! Gegen alles Erwarten sind nur Jacoby, Daniels, Klein und Ehrhardt freigesprochen, Leßner zu dreijähriger, Reiff, Otto und Becker zu fünfjähriger, Reefer, Bürgers und Rothjung gar zu sechsjähriger Festungsstrafe verurtheilt, mit Verlust der Ehrenrechte, mit nachheriger Polizeiaufsicht. Ein schändliches, ganz ungerechtes Urtheil! Die Regierung hat abscheulich alles dazu vorbereitet, anderthalbjährige Untersuchungshaft gebraucht, die Geschwornen ernannt, Schelmstücke veranlaßt ꝛc. — Und ein solcher — wie Zieber geht frei umher, darf sich brüsten, Belohnung fordern, während die besten Männer im Kerker schmachten! Treffe jeder Fluch den Urheber solcher Missethaten und alle Helfer und Zustimmer! Ich hoffe! — Alle Rechtskundigen hier und am Rhein waren überzeugt, die Angeklagten könnten nach den jetzt geltenden Gesetzen nicht verurtheilt werden. Aber was sind jetzt preußische Richter, preußische Geschworne! Mir ist sehr weh!

Die Zeitungen Abends bringen die telegraphische Nachricht von Köln. Sie enthalten sich aller Bemerkungen. —

Der „Kladderadatsch" züchtigt den Grafen von Zedlitz-Trutzschler, der sich unterstanden hat, den Wirth zur goldnen

schaft und schlechtes Wetter. Der diesjährige Sommer scheint überall sehr frostiger Beschaffenheit.

Merkwürdiges ist hier nichts vorgefallen. Um so empfänglicher war das Feld für die Hiobspost aus den afrikanischen Gewässern. Sie mußte nothwendig Eindruck machen und gar viele, viele Augen haben sich über den Tod Bonaparte's roth geweint. Die meinigen sind trocken geblieben. Ich gehörte nie zu den Freunden oder Bewunderern des Ungethüms, das sich, mit ungeheuren Mitteln ausgerüstet, zwanzig Jahre lang in der Welt herumgetummelt hat, um am Ende alle seine Zwecke zu verfehlen. Gleich bei seinem Eintritt auf den Schauplatz der Geschichte, witterte ich den Schelm und war in beständigem Hader mit denen, die sich einen Washington, mit denen, die sich einen Monk in ihm versprachen. Große Geistesgaben und Karakterstärke wurden allerdings zu der Rolle erfordert, die er gespielt hat. Er besaß im höchsten Grade den Charlatanism, dessen es bedarf, um die Vorstellungen des großen Haufens der Welt zu unterjochen und mit sich fortzureißen, und in seinen früheren Tagen einen unermeßlichen Scharfsinn, die Gunst des Augenblicks zu erkennen und zu benutzen. Was hätte der Wagehals vermocht, mit einigem Sinn für das Wohl und den Werth der Menschheit! Aber der Schmuck des Genies war auf das Haupt einer ganz gemeinen Seele gefallen. Er glaubte an keine innere Würde, und die Selbstständigkeit anderer zu vernichten oder doch zu demüthigen, die Tugend vom Thron bis zur Hütte zu besudeln, war sein seligster Genuß. Er hat Frankreich und Europa, den Völkern und den Staatenführern, unsäglichen Schaden zugefügt, indem er alles wahre Ehrgefühl erstickt oder verdächtig gemacht, und im Golde einen Ersatz für alle Unehre angewiesen hat. Dieser Mensch ist ohne alle Gewissensbisse gestorben und in

Gans in Breslau öffentlich als einen solchen zu bezeichnen, bei dem die Aristokraten nicht mehr einkehren dürften, weil er als Wähler seine Stimme nicht einem Junker gegeben. Das erboste Gräfchen wird mit allen möglichen Saucen zurecht gemacht. — Auch hat der „Kladderadatsch" ein vortreffliches Bild von dem durch Schlagbäume im Innern vielfach versperrten Deutschland.

Die Urwählerzeitung ist heute von der Polizei weggenommen. —

Der Regierungsrath von Seltzer — ich glaube, so heißt der Kerl — hat sein neues Amt als Polizeidirektor in Elbing wie ein türkischer Pascha mit frecher Willkürgewalt angefangen. —

Feigheit der englischen Minister, beim feierlichen Begräbniß Wellington's werden die von ihm eroberten Fahnen nicht gebraucht werden. So fürchten sie schon den Louis Bonaparte! —

Sonntag, den 14. November 1852.

Besuch von Herrn von Sivers, der von Leipzig wieder hier angekommen ist. —

General von Radowitz trägt die Nase wieder sehr hoch, sieht drohend umher, thut ganz militairisch, sucht die jüngern Offiziere an sich zu knüpfen, bietet den ältern Offizieren seine Gönnerschaft. Die Generale fast ohne Ausnahme hassen ihn.

Plackereien und Widerwärtigkeiten ohne Zahl, die hier den Fremden und nicht selten auch den Einheimischen von der Polizei bereitet werden. Anmaßung und Frechheit der Beamten, sie verfahren mit völliger Willkür, nach beliebiger Laune, erschöpfen jede Geduld. Es ist eine schändliche Gemeinheit und Büberei in dem ganzen Wesen. Wo sie höhere Verbindung wittern oder gar sehen, sind die Schergen voll hündischer

Demuth und Kriecherei. Sie halten den Volkshaß wach; das thun ſie. —

Montag, den 15. November 1852.

In Stuttgart iſt am 12. der eifrige Demokrat Adolph Schoder am Nervenfieber geſtorben. Er wird ſehr beklagt. —

In Elbing iſt der „Elbinger Anzeiger" vom Polizeidirektor unter den nichtswürdigſten Vorwänden unterdrückt worden. Schändliche Plackereien, auf Lügen und Falſchheit begründet! Der Redakteur Born zeigt die Maßregel den Leſern in einem beſondern Blatt an. —

Die Neue Preußiſche Zeitung ſtellt erhebende Betrachtungen über das Kölner Urtheil an; die Geſchwornen ſind ihr Retter des Staats, in dem Sinne, der auch dem — in Frankreich zu Gute kommt! —

Das Poſſenſpiel in Frankreich geht ſeinen Gang. Können wir wünſchen, daß es jetzt unterbrochen werde? Eigentlich nicht. Sein Fortgang iſt eine Strafe für viele Leute, die durch andre Strafe nicht erreicht werden können. — Freilich, ein redlicher Franzoſe darf es anders anſehen und um jeden Preis augenblicklich das Ende des ungeheuern Frevels wünſchen! —

Vortrefflicher Kladderadatſch! Das durch zahlloſe Schlagbäume auseinandergehaltene verſperrte Deutſchland! —

Unter den Litteraten, die jetzt als Lakaien dem Miniſterium und der Reaktion dienen, ſind viele, die das Dienen als ihr Fach und Gewerbe treiben und immer eine Herrſchaft haben müſſen; ſie können auch wohl Zeugniſſe von ihrer früheren Herrſchaft, der Demokratie, beibringen, daß ſie ihr treu und eifrigſt gedient haben, und nur ihre Entlaſſung genommen haben, um ſich zu verändern. —

Dienstag, den 16. November 1852.

Unsre Kammern zum 29. einberufen. Schöne Schweineställe! Auf Befehl des Königs ist kürzlich die Fregatte Eckernförde wieder zurückgekauft worden, sie heißt wieder Gefion. Schämt man sich der Erinnerung an deutschen Sieg, an deutsche Eroberung? Da hat man Recht! Es ist auch zum Schämen. Warum schenkt man den Dänen die Fregatte nicht zurück? Warum bestraft man Wrangel und Bonin nicht dafür, daß sie mit den Schleswig Holsteinern gegen die Dänen gefochten? „Sie thaten es auf Befehl des Königs." Nun, dafür wird doch mancher Andre bestraft! —

Die Eingesessenen des Soester Kreises bitten den König, ihnen den Landrath Herrn von Bockum-Dolffs doch wieder zu geben. Wird viel helfen! Nun erst recht nicht! —

Jämmerliche Thronrede zur Eröffnung des englischen Parlaments. England ist schwach unter diesem Derby-Ministerium. Bald wird sich zeigen, ob im Volke noch die alte Kraft lebt. Ich sage nein. —

In Frankreich ist jetzt der rohe und der feile Theil der Nation mit der Regierung obenauf, der edle und gebildete Theil unterdrückt. Aber wie lange wird es dauern, so erscheint der rohe Theil als der tapfere, der feile als der geschickte! Ein Gutes ist doch bei dieser Schmach, auch die Franzosen müssen das anerkennen, ihre Stellung gegen das Ausland hat gewonnen. Für uns ist die Lage der Dinge gar nicht unvortheilhaft; wir sehen unsre schlimmsten Feinde gedemüthigt, geängstigt. —

Mittwoch, den 17. November 1852.

Die Zeitungen melden, daß die Frau Therese von Lützow, gewesene Backeracht, am 16. September auf Java an der Ruhr gestorben. Sie wollte bald nach Europa zurückkehren.

Schöne und angenehme, auch gute Frau, doch sonst nicht viel.

Protest des Grafen von Chambord gegen das neue französische Kaiserthum. Schwach. Erkennt aber den Volkswillen an. — Kräftiger Protest Victor Hugo's, in flammenden Worten. Der Missethäter Louis Bonaparte vogelfrei, seine infame Regierung ein Verbrechen und eine Schande, sein allgemeines Stimmrecht ein Betrugspiel! Louis Bonaparte hat diese Stücke nun selbst im Moniteur veröffentlicht, um die Verbreitung, die alle Scherzen seiner Polizei nicht hindern konnten, wenigstens in der Wirkung zu schwächen. Hilft aber nichts! Der beiße Stempel haftet. —

Graf von Arnim-Blumberg unverrichteter Sache aus Florenz zurück. Der König sehr erbittert, daß der Großherzog auf ihn so wenig achtet. Bonne mine à mauvais jeu. Es heißt jetzt, es sei keine Staatssendung, sondern eine ganz persönliche, private gewesen. Ist es damit besser? —

In der Nationalzeitung ein wackrer Nachruf an Adolph Scheer.

Donnerstag, den 18. November 1852

Gedicht und Brief von Herrn Kriegsrath Müchler, dem neunsiajährigen! Und so gut, wie er es sonst konnte, dichtet er auch jetzt noch.

Die Kreuzzeitung verneint auf's entschiedenste, daß Lee der Verfasser der Briefe über Staatskunst sei. Das aber entscheidet noch nichts; wenn es ihr paßt, so lügt sie was sie kann, diese Megäre. —

Die Minister sind durchaus uneinig; Manteuffel, Simons und Heydt gegen Westphalen und Raumer; die andern zählen nicht. —

Abends gearbeitet; die Schlacht von Groß-Beeren durch

gemacht, noch nicht ſchließlich. Große Frage, was beſſer ſei, mehr Ueberſicht oder mehr Einzelheiten? Durch, zwiſchen Skylla und Charibdis!

Wahlzettel zur Gemeinderathswahl. Die können lange warten! — In Voltaire geleſen, zur Labung! —

Freitag, den 19. November 1852.

Herr Krackrügge in Erfurt, wegen angeblicher Beleidigung des Erfurter Magiſtrats vom Kreisgericht zu zwei Monaten Gefängniß verurtheilt, iſt vom Oberlandesgericht in Naumburg freigeſprochen. —

Der Graf von Zedlitz-Trützſchler, der durch öffentliche Anzeige ſeine politiſchen Freunde vor dem Gaſthof zur goldenen Gans in Breslau warnte, weil der Wirth bei den Wahlen für Gräff geſtimmt, iſt Regierungspräſident in Breslau, was den von ihm begangenen Unfug noch ſehr ſteigert. Breslauer Bürger haben deßhalb eine Beſchwerde an den Miniſter von Manteuffel gerichtet, das freie Wahlrecht ſei ſchwer verletzt u. ſ. w. Das Zeugniß der Unwürdigkeit, in ſolchem Amte zu ſtehen, hat der tückiſche Kerl ſich ſelbſt geſchrieben, was braucht Manteuffel es zu unterſchreiben? Eher ſtellt der ſich ein ähnliches aus!

Memoirs of the baroness d'Oberkirch, countess de Montbrison. Written by herself and edited by her grandson the count de Montbrison. London 1852. 3 Vols. 8°. Sie war eine geborne von Waldner aus dem Elſaß; Goethe ſcheint in Straßburg mit ihr bekannt geweſen zu ſein. Trocken, ariſtokratiſch, tief unter der Erwartung. —

Sonnabend, den 20. November 1852.

Die Polizeischeereien des Herrn von Selzer in Elbing sind ganz empörend: die frechste Auslegung von an sich schon schlechten Vorschriften findet ungestraft Statt. Diese täglichen Schindereien und Frechheiten müssen erbittern und die letzte Achtung vor der Obrigkeit austilgen. Wenn es einmal wieder Ausbrüche giebt, möge man sich erinnern, wer sie bereitet, wer dazu geholfen hat! —

Der Prediger Hartung zu Merseburg hat in einer Predigt Gott gebeten, uns von dem Oberkirchenrath und Konsistorium zu erlösen und dafür ein ächt Lutherisches einzusetzen. Natürlich haben Konsistorium und Oberkirchenrath ihn vom Amte suspendirt. —

Katholischer Pfarrer in Halle, der auf eine allgemein ausgedruckte Ermächtigung des Erzbischofs von Posen den Grafen Jameiski mit der Tochter des Grafen Titus Tjalinski getraut hat, ohne die bürgerlichen Vorschriften dabei zu beachten. Lauter Kirchenstreitigkeiten in dem unglücklichen byzantinischen Preußen! —

Der „Aladderadatsch" hält dem Grafen Derby die Fehgheit vor, bei dem Wellington'schen Begräbniß die Siegesfahnen zu verstecken.

In Frankreich von 100,000 Soldaten dreißigtausend entlassen. Ob sich durch solche Kleinigkeit wohl jemand täuschen läßt?

Montag, den 22. November 1852.

General Ludwig von Thile gestern in Frankfurt an der Oder gestorben, 71 Jahr alt.

Dienstag, den 23. November 1852.

Wahlausschreiben des Landraths in Ratibor, Herrn von Gloner, er erwartet und verlangt, daß man seinen Kandidaten wählen wird; wenn der Kreis auf des Landraths, auf des Königs Hülfe rechnen will, so soll er auch nach dem Sinne des Königs wählen. Zum Glück werden solche Nichtswürdigkeiten schuftiger Beamten jetzt doch öffentlich! Gelungen ist übrigens das Bubenstück, ein Fürst Lichnowsky ist gewählt worden. —

Die „Kreuzzeitung" klagt, daß überall in die Gemeinderäthe demokratische Leute gewählt werden, und sieht Gefahr. —

In Breslau darf Herr Milde keine Wahlversammlung halten. Er hat früher dazu mitgestimmt, der Polizei solche Verweigerungsmacht zu geben. Herr Harkort, Herr Milde, wohl bekomm's! Diese Burschе können noch als Knechte dienen und wir wollen ihre Dienste als solche anerkennen, unsre Genossen und Freunde aber können sie nie werden. —

Stieber soll zum Polizeidirektor von Köln bestimmt sein. Wenn es einmal wieder gilt, schlägt der um, aber dann ist er mit Fußtritten heimzuschicken. —

Donnerstag, den 25. November 1852.

Botschaft, Brief und Buch von Herrn Dr. Michael Sachs, „Stimmen vom Jordan und Euphrat". —

In Köln ist der Dr. d'Ester abwesend wegen Hochverrath zum Tode verurtheilt worden, auch soll das Urtheil an den Schandpfahl angeschlagen werden. Das Urtheil verdient den Schandpfahl. —

Freitag, den 26. November 1852.

Ueberlegung, ob ich an den Gemeinderathswahlen theilnehmen soll? Für diese ist kein Wahlgesetz verkümmert

worden, die Freiheitsfreunde können sich dabei betheiligen, es ist nicht wie bei den Kammerwahlen. Aber ich bleibe beim Nein! Für mich persönlich bleibt es das Richtige. —

Die „Urwählerzeitung" macht schon zum zweitenmal den Landrath von Glöner zurecht. Sie stellt ihn an den Pranger und die Regierung mit, wenn diese den frechen Lump gewähren läßt oder gar billigt.

In Kassel ist der Museumdirektor Appel, der Freund und Günstling Hassenpflug's, der gutgesinnte Treubündler, in Haft und geständig, Medaillen im Betrag von mehr als 10,000 Thalern aus dem ihm anvertrauten Museum gestohlen zu haben. Natürlich ein Freund Hassenpflug's, des Greifswalder Diebes! —

Auch noch andre Landräthe, z. B. ein Herr von Schkopp, haben wie Glöner sich in den Wahlsachen freche Umtriebe und schamlose Bekanntmachungen erlaubt, die nach und nach an die Oeffentlichkeit gezogen werden. Sie handeln wohl auf höhere Vorschrift, der Minister des Innern, Herr von Westphalen, ist ganz der Mann zu solchen Streichen. —

In den Zwistigkeiten Manteuffel's mit Westphalen und Raumer hat der König sich jetzt für den erstern erklärt. Auf wie lange? — Er ist dem König verhaßt und wird es büßen, daß er in Ansehn und Würden bleibt! Uebrigens will er um jeden Preis Minister sein. Es giebt dabei, außer Ansehn und Macht, auch noch Andres zu holen. —

Sonnabend, den 27. November 1852.

Die Urwählerzeitung legt dar, wie grade die Vornehmsten, die Fürsten, mit der Religion Handel treiben, jetzt wieder die Prinzessin Karola von Wasa und der baierische Prinz, der Griechenland erben soll. —

Die Nationalzeitung fährt fort, an dem Beispiele Jahn's

zu zeigen, wie es mit Recht und Rechtspflege steht, wenn die Regierung es gerathen findet, sich um beide nicht zu kümmern, wenn Polizei mehr gilt als Gesetz. Das trifft heute gut! —

Der Kladderadatsch bechelt den Präsidenten Zedlitz-Trützschler und den Landrath Gloner nach Gebühr. Diese Burschen müssen noch lange Zeit immerfort gegeißelt werden, bis die Regierung sie verläugnet oder sich zu ihnen bekennt, was eben so gut ist.

Dr. Neumann, letzter Redakteur der eingegangenen konstitutionellen Zeitung, ist dieser Tage von hier ausgewiesen worden. — An Haussuchungen, willkürlichen Verhaftungen fehlt es auch nicht, weder hier noch in den Provinzen, die Wirthschaft geht ihren Gang. —

In Dickens gelesen und — viel ergötzlicher — in Voltaire.

In Stuttgart werden angesehene Staatsbeamte zur Verantwortung gezogen, weil sie Scheder's Leichenbegängniß gefolgt sind! Edler König von Würtemberg! Er wollte früher gern eine Ausnahme sein, jetzt gehört er ganz zum Troß der andern Könige! —

Der Maire der Vorstadt von Lyon sagt in seiner Wahlproklamation: „Die Könige hatten sich versprochen, das Zepter für immer der Familie des großen Mannes zu entreißen, und sieh' da, ihre Schwüre und ihre wahnwitzigen Hoffnungen verschwinden wie leerer Rauch beim Aufathmen der französischen Nation." —

Winter 1852—1853.

Bei der geringen Beachtung, die wir dem Einzelnen der Kammerverhandlungen und dem Pöbel der Abgeordneten zuwenden, ist mir eine arge Verwirrung begegnet; ich habe beide Binke, den Westphalen und den Schlesier, für einen und denselben genommen und alles dem letztern beigelegt, in der

Meinung, der erstere habe keine Wahl angenommen. Dabei fühlt' ich wohl, daß die Aeußerungen für den Oldenburger Vincke oft etwas zu stark und feurig waren, aber für den Hagener schienen sie mir doch wieder nicht stark genug. Kurz, wo jetzt in meinen Tagesbemerkungen der Name Vincke vorkommt, ist erst zu prüfen, welcher von beiden mit Recht zu nennen sei. —

Sonntag, den 28. November 1852.

Die Urwählerzeitung bespricht den Fall in Elbing, wo die Polizei dem Besitzer einer Badeanstalt die Erlaubniß, sie zu haben, entzieht, weil er als Mitglied der freien Gemeinde dem Staate gegenüber nicht ein zuverlässiger Mann sei. So weit sind wir schon gekommen, daß ein solcher Fall nicht mehr mit Trotz, sondern mit Wehmuth besprochen wird! — Die Nationalzeitung spricht nochmals von Jahn; die ministerielle „Zeit" meint, man wisse nicht, wozu das solle; das seien alte Zustände, die längst abgekommen, jetzt herrsche Gesetz und Recht, jetzt könne niemanden Unrecht geschehen. Welche Schandstirne gehört dazu, im Angesichte der Thatsachen solchen frechen Lug zu schreiben!

Hermann Grimm versichert, der Erbgroßherzog von Weimar habe Bettinens Goethe-Denkmal gekauft, d. h. den Bildhauer Steinhäuser mit der weitern Ausführung förmlich beauftragt. Wenn es wahr ist, soll es mich freuen! — Bettina noch in Weimar. —

Montag, den 29. November 1852.

Unruhige Nacht. Welch großen Traum vom alten Napoleon hatte ich! wie lebhaft, wie geordnet! Gebirgsgegend, Kriegsführung darin, Napoleon das Unglaubliche leistend in

völliger Zufriedenheit mit ſich ſelbſt, ein Beweis, daß ſein Leben nicht den leiſeſten Faden moraliſchen Sinnes durchläuft. Wie unzugängig für die Rechte und Empfindungen Anderer Bonaparte geweſen iſt, ſchildert folgende Anekdote: Bei ſeiner Rückkehr aus Elba ſagte er zu Cambaceres, der wegen ſeiner bekannten, unendlichen Feigheit nicht in das Geheimniß der Konſpiration gezogen worden. Hé bien, que dites-vous de mon retour? Sire, erwiederte der Erzkanzler, ce n'est pas seulement un triomphe, c'est une apothéose; mais que votre majesté ne se trompe pas, l'amour, que sa personne et sa gloire inspirent naturellement aux Français, n'est pas dans ce moment-ci la seule cause de leur enthousiasme. Louis XVIII. leur avait promis la liberté, il leur a manqué de parole, on l'a abandonné. Les Français ne veulent plus être gouvernés despotiquement, ils veulent la liberté, ils l'attendent de vous, Sire! Je le sais, verſetzte Benaparte, je sais qu'ils demandent la liberté, je les en dégouterai. Die Folgen des Additionsakts beweiſen, wie ſehr er irrte. Deſſen ungeachtet, wenn er aus St. Helena entkommen und wieder zu Gewalt emporgeſtiegen wäre, Bonaparte hätte ſein altes Stück abgeſpielt, immer und ewig wie eine Loh- oder Diſtelfinke, der man ein Ständchen eingelernt hat. Seitdem wir wiſſen, daß er ein Loch im Magen hatte, darf ſich niemand mehr wundern, wenn er alles zu verſchlingen trachtete. Erklärt das Loch im Magen die Unerſättlichkeit ſeiner Herrſchaft, ſo erklärt das Fett um's Herz ſeine gränzenloſe Unempfindlichkeit. Den hieſigen Aerzten aber iſt das Loch verdächtig. Nicht der Krebs, aber wohl Gift, meinen ſie, zerfreſſe oder durchfreſſe den Magen. Für ſeinen Anhang iſt Bonaparte's Hinſcheiden ein Glück. Sie laufen jetzt keine Gefahr mehr, für ihren Helden dumme Streiche zu begehen und würden auch vieler

Führung der Märsche und Gefechte, zweimal gefangen, aber jedesmal wieder entschlüpfend. —

Der Gymnasiallehrer Volkmar in Fulda durch Gendarmen in seiner Schule verhaftet und nach Kassel abgeführt. —

Der nach anderthalbjähriger Haft in Köln freigesprochene Arzt Dr. Jacobi ist wegen einer in einem Privatbrief 1848 ausgesprochenen Majestätsbeleidigung — er war noch Student — jetzt zu vierwöchentlicher Haft und Verlust der Nationalkokarde verurtheilt worden. — Vom Kreisgericht in Minden, mit Milderungsgründen!

Die Zeitungen bringen Abends Nachricht von Eröffnung der Kammern, die heute Mittag stattgefunden. Niemand dachte daran, nicht Franck, nicht ich, keine Seele im Hause! Daran kann man sehen, was an der Lumperei ist!

Verhaftungen im Posen'schen, in Schlesien, am Rhein.

In Ratibor hat die Staatsanwaltschaft Anklage gegen den Landrath von Gléner wegen Beeinträchtigung der Wahlfreiheit erhoben. Das wird ihr schön bekommen! Das Gericht fragt den Minister. —

Dienstag, den 30. November 1852.

Besuch von Herrn Dr. Otto Roquette, der mir einen Brief aus Halle von Prutz übergiebt; junger Dichter und Litterarhistoriker, aus Bromberg gebürtig. —

Die „Urwählerzeitung" ist heute polizeilich weggenommen worden, ich habe sie indeß noch erhalten. Sie erinnert an die schreibende Hand bei Belsazer's Festschmaus. Das ist freilich dem fröhlichen, prunkenden, genießenden Hofe sehr unangenehm.

In Wien ist schon mehrmals in Anregung gekommen, daß der Kaiser einen Besuch in Berlin machen sollte; man hat die

Art, wie dies geschehen müßte, den Sinn und die Bedeutung, die Vortheile, die dabei zu erlangen wären, vielfach erwogen, und war darüber einig, ein solcher Besuch müsse nicht zum Glanze Preußens, sondern zu dessen Demüthigung dienen; der König in seiner dicken Figur, seiner Kahlköpfigkeit, seiner aschgrauen Gesichtsfarbe ꝛc. werde gegen den jungen Kaiser übel abstechen, dieser einen gewaltigen Eindruck machen; aber andrerseits möchte man nicht scheinen allzu gut mit Preußen zu stehen. Der König soll auch nicht zweifelhaft sein, wie ein solcher Besuch gemeint sein könne, und eine große Angst haben, daher alles Mögliche thun, um ihn abzulenken. Der Kaiser, und ein König, der hat Kaiser werden wollen, aber König geblieben ist! Das ist schon übel. —

Die Kreuzzeitungspartei, gegen welche das Ministerium sich entschieden erklärt hat, sieht sich zu der Heuchelei genöthigt, nicht nur evangelisch, sondern auch ministeriell zu sein, sie ruft ihren Angehörigen zu, daß es vor allem ihre Aufgabe sei zur Regierung zu stehen. Sie küssen den Fuß, der sie tritt; aus einer Niederträchtigkeit mehr machen sie sich nichts!

In Tübingen die Burschenschaft verhört, ihr Verstand verhaftet und hausgesucht, weil sie am Begräbniß Scheder's theilgenommen! Sogar die Kutscher, mit denen die Studenten nach Stuttgart gefahren sind, haben sich verantworten müssen. —

Dr. Rupp in Königsberg wegen einer Schrift gegen die Jesuiten, in der auch die Staatskirche — dieses preußische Monstrum — beleidigt sein soll, zu zwei Monaten Gefängniß verurtheilt. — Als Rupp einer Anzahl Kinder Religionsunterricht gab, trat ein Polizeimann ein und hieß die Kinder nach Hause gehen. —

Die Stadt Reichenbach hatte einen Bürgermeister zu wählen. Zweimal wurde ihre Wahl von der Regierung verworfen, die ihr dann einen oktroyirte. Dieser von der Regierung eingesetzte hat alsbald die Stadtkasse bestohlen, sich mit 7000 Thalern

davongemacht, und wird nun durch Steckbriefe verfolgt. Gesinnungstreu, zuverlässig, unbescholten! —

Mittwoch, den 1. Dezember 1852.

Der König ist noch immer unschlüssig, was er mit der ersten Kammer machen soll; zehnmal festgesetzt, zehnmal wieder umgestoßen! Eine Pairie wär' ihm schon recht, aber daß er sie machen soll, verstutzt ihn. Und wenn nur nicht neben der ersten auch eine zweite Kammer sein müßte! —

In den „Blättern für litterarische Unterhaltung" ein Aufsatz über Clemens Brentano, der gut zu werden verspricht: von Clemens Arsten, das heißt von Hemsen in Göttingen. —

Donnerstag, den 2. Dezember 1852.

Geschrieben. — Besuch vom Staatsrath von Blum. — Besuch von Herrn von Sivers. — Der Fürst von Pückler giebt von Schloß Branitz eine Erklärung, daß er nicht gestorben und auch nicht katholisch geworden sei. —

Der Bankier Lipke, in erster Instanz wegen vormundschaftlicher Veruntreuung zu 27,000 Thaler Strafe verurtheilt, ist vom Kammergericht freigesprochen worden. Dem Grafen Alfred von Maltzahn-Wedell ist in zweiter Instanz der Adel gelassen worden, sein Meineid wurde milde als ein nur fahrlässiger angesehen, und nur mit sechsmonatlichem Gefängniß bestraft. — Der Graf hat nahe Verwandte am Hof. —

In Bremen hat der Senat dem Buchdrucker, der Dulon's Vertheidigungsschrift weitergedruckt hat, die Gewerbserlaubniß entzogen. Hat der Senat von Bremen unsre Künste gelernt? —

Zustände in Schleswig-Holstein, in Kur- und Darmhessen, in Nassau, in Baiern, Würtemberg, Baden, Mecklenburg,

Oesterreichs und Preußens zu geschweigen, — wo soll das hinaus?

In England beträchtliche Rüstungen, 5000 Matrosen, Artilleriepferde, Soldaten, Festungswerke. —

Der Abenteurer — wird heute zum Kaiser erklärt. Schön für die Kaiserwürde, und für die anerkennenden Kollegen! Die Stimmenzahl ist auf 7,800,000 Bejahende gebracht; warum nicht auf 8 Millionen, oder 10, oder 20? Mit denselben Kosten, mit denselben Künsten!. Giebt's nicht so viele Stimmende in Frankreich? Sagt, es gebe so viele! —

Ein redlicher Royalist machte einem Minister Vorstellungen, daß die Regierung in so vielen Fällen geradezu der Verfassung und den Gesetzen zuwiderhandle, letztern eine offenbar-gewaltsame Auslegung gebe; die Antwort war: „Lieber Freund, das hangt so zusammen: wir müssen Furcht erwecken! Wenn die Leute sehen, wir bleiben innerhalb der Gesetze, so haben sie keine Furcht, wenn wir ihnen aber zeigen, wir kehren uns an nichts, dann glauben sie an unsre Macht, dann haben sie Furcht." Merkwürdiges Geständniß! Und welche Lehre! —

Als Verfasser der „Briefe über Staatskunst" wird jetzt Viktor von Strauß genannt, der aus dem Livre'schen. — Das Buch ist von der Polizei weggenommen. Markus Niebuhr hier hat es zum Druck befördert, und sich die Finger damit verbrannt! —

Sonnabend, den 4. Dezember 1852

Gestern Abends zu *. Baron von *, der Abgeordnete zur ersten Kammer dort. Gebildete Langweiligkeit, philisterhafte Mäßigung! —

Besuch vom Major Nobiling, der mir handschriftliche Denkblätter über die Märztage 1848 mittheilt. — Besuch von Weiber; Hohenlohe soll Diepenbroek's Nachfolger als Fürst-

bischof von Breslau werden: da fällt die wichtige Stelle ganz in die Hände der Ultramontanen, der Oesterreicher; Diepenbrook soll unheilbar und dem Tode nahe sein. — Besuch vom General von Weyrach. Neue Beiträge zu Bülow's Biographie; Erzählungen von Yorck, von Reyher ꝛc. Unzufriedenheit mit dem jetzigen Zustande der Dinge. — Besuch von Herrn Prof. Dirichlet. Mancherlei Mittheilungen. —

Zu den Gemeinderathswahlen in Elbing wurden gedruckte Zettel mit den Namen der sogenannten konservativen Kandidaten durch Polizeikommissaire den Wählern in's Haus gebracht. Beschwerde über diese Beeinträchtigung der Wahlfreiheit beim Polizeidirektor. Klassische Antwort: „Es ist keine Veranlassung zu erkennen, Ihnen darüber Bescheid zu ertheilen, von wem der Polizeikommissarius Scheffler den Auftrag zur Verbreitung der konservativen Stimmzettel erhalten hat. Die Behauptung, daß hierin ein Eingriff in Ihre Wahlrechte enthalten sei, ist eine ganz hinfällige. Dies zum Bescheide auf Ihr Schreiben vom 20. d. M. Elbing, den 22. November 1852. Königliche Polizeidirektion. Von Selzer." — Ja, von Selzer heißt er, von Selzer, von Selzer, ein Name, der nicht zu vergessen ist; von Selzer, von Selzer!

Guter Aufsatz von Wehl in den „Jahreszeiten", über Therese von Lützow. —

Sonntag, den 5. Dezember 1852.

Herr von Selzer in Elbing verherrlicht seinen Namen auf's neue; er nimmt einem Wirth die Gewerbserlaubniß, bis derselbe seinen Hof der Polizei zugänglicher gemacht hat, ein prächtiger Fall von Polizeischeererei! Noch nicht dagewesen. —

Die Kammern fangen gut an; der Landrath von Elsner wird vom Minister Westphalen gebilligt, von der Kammermehrheit auch, die Wahl Lichnowsky's wird für gültig erklärt. —

Besuch von Herrn Rio. Unsre Zustände kann er nicht fassen, nur das was man ihm davon in die der französischen Restaurationszeit übersetzen kann. — Besuch vom Staatsrath von Blum. Russische Sachen, Universität Dorpat, Ostseeprovinzen. —

Montag, den 6. Dezember 1852.

In den Denkschriften des Herrn Majors Robiling gelesen. Die Schilderung der Märztage macht einen eigenthümlichen Eindruck. Er spricht als Augenzeuge, und will aufrichtig nur die Wahrheit sagen. Keine Spur von fremden Einflüssen, von Franzosen oder Polen; alles erklärt sich aus eignen Erzeugnissen des Berliner Bodens zur Genüge. Aus dieser Darstellung und Ansicht, die im Ganzen nur einen gelegentlichen Krawall sieht, geht eine furchtbare Erkenntniß hervor, die den Hof und Staat in ganzer Erbärmlichkeit zeigt, was übrigens der Verfasser *nicht* bezweckt; nämlich die Erkenntniß, daß der Schrecken gar nicht draußen war, sondern ganz und gar drinnen, im Innern der Regierung; im Schloß, im König, in den Ministern und Generalen; die Rathlosigkeit und Furcht waren so groß, daß die unverhältnißmäßigen, den äußern Kräften gar nicht mehr entsprechenden Folgen daraus kamen; einige hundert entschlossene Leute setzten alles in Bewegung, die Entschlossenheit hatte den Jammermenschen gegenüber leichtes Spiel. Sogar der Schein des Schreckens war draußen längst vorüber, als Entsetzen und Angst im Innern noch fortwirkten. Freilich kam der Schrecken nicht blos von Berlin her, sondern auch von Köln und Breslau, und vor allem von Wien und Frankfurt am Main! —

Der gewesene Minister Herr Ubden hat die Stimmenmehrheit zum Präsidenten der zweiten Kammer gegen den Grafen von Schwerin dadurch erlangt, daß die katholische Fraktion sich

des Stimmens enthielt. — Der König wünschte heftig, daß Udden Präsident würde, er sieht dies als einen persönlichen Erfolg an, der es doch nicht ist. —

In Königsberg ist eine Frau wegen unbefugter Führung eines Namens in 2 Thaler Strafe genommen worden; der Name ist der ihres Mannes, mit dem sie freigemeindlich getraut war! —

Herr Rie schalt auf die durch den Staatsstreich gesprengte Assemblée nationale; die gemeinen Menschen hätten sich, sagt er, eigennützig tägliche 25 Franken für jeden zugesprochen, alle Welt habe darüber geschrieen, die Verschwendung, den Eigennutz getadelt, aussi cela les a tués! setzte er vergnügt hinzu. Aber die 100 Millionen, die der Staatsstreich gekostet und nach sich gezogen, die 24 Millionen jährlich für den Kaiser, die 6 Millionen jährlich für seine Sippschaft, die werden nicht gerechnet? Und nun wird jedem Abgeordneten durch ein Dekret ein Jahrgehalt von 6000 Franken ausgesetzt, — was sagt Herr Rie nun?! —

Der Minister von Manteuffel versichert, die prächtige Dose, die der König den Zeitungen zufolge für ihn habe machen lassen, sei niemals an ihn gelangt; das Ganze sei entweder eine leere Erfindung, oder — es sei dem König wieder leid geworden! —

Dienstag, den 7. Dezember 1852.

Geschrieben. — Die „Urwählerzeitung" vortrefflich über die Gültigkeit der Lichnowsky'schen Wahl, über die Selbstverurtheilung der Mehrheit der zweiten Kammer, die keine Untersuchung will. Freche Reden Elener's und Westphalen's, plumpe Rohheit des Grafen von Renard, schändliches Benehmen des Präsidenten von Gerlach. Der Vergleich mit dem schlechten

Kerl Villèle ist für dieses Gezücht noch zu ehrenvoll; Villèle war doch ein guter Geschäftmann dabei.

Das neue Kaiserthum in Frankreich, wunderbarer als das erste, weit grundloser und verbrecherischer, entsteht vor unsern Augen unter großem Lärm und Gepräng, bedroht uns in allen Richtungen, schafft neue Verhältnisse und Beziehungen, und wird dabei mit erstaunlicher Gleichgültigkeit aufgenommen, weit kühler und negativer als das erste, wird wenig erörtert und besprochen; jedermann thut als ob nichts verändert wäre! Die Zeitungen sind verwarnt worden, der „Kladderadatsch", die „Kreuzzeitung", die „Urwählerzeitung" und die „Nationalzeitung", den — Kaiser nicht zu beleidigen, weil die Regierung mit ihm in gutem Frieden leben wolle; die also müssen schweigen. Aber Flugschriften, Bücher könnten doch erscheinen, und auch die kommen nicht. Die Demokratie darf am ersten ruhig zusehen, da der neue Machthaber zunächst ihr nichts thut; wohl aber die in Angst setzt, die sich an ihr vergangen haben. —

Der König hat noch keine Gnade für politische oder kirchliche Vergehen geübt, im Gegentheil er ist unerbittlich, aber dem hiesigen katholischen Pfaffen Künzer, der wegen Beleidigung der evangelischen Kirche zu Gefängnißstrafe verurtheilt war, hat er diese, sobald er es erfuhr, gleich am zweiten Tage, in Gnaden erlassen. Schlimmer Eindruck.

Der ehemalige Referendar Rasch, nun auch vom Obertribunal verurtheilt, den Mann zu nennen, von dem er die veröffentlichten Nachrichten über die Behandlung der Festungsgefangenen erhalten hat; auf's neue deshalb und sehr brutal verhaftet, hat er erklärt, er könne es jetzt sagen, denn ein Schreiben des Mittheilers ermächtige ihn dazu, es sei der in Silberberg verhaftete Student Niemz. Rasch mußte darauf freigelassen werden; die Behörde aber sieht sich in ihrer Erwartung getäuscht; sie hoffte gegen einen demokratischen Beamten wüthen zu können. —

Die Katholiken in den Kammern halten schon nicht was sie versprochen haben, sie ränkeln mit der Rechten. — Vorlagen an die Kammern, neue Gemeindeordnungen, Bildung der ersten Kammer, zweijährige Sitzung anstatt einjähriger, — lauter Zeug, um das wir uns nicht kümmern! —

Victor Hugo's Buch, ein unicum in Geschichte und Litteratur! So ist noch kein Machthaber gleich von Anfang öffentlich begrüßt worden! Völlig als Schuft hingestellt. Neben dem Thron der Galgen aufgerichtet! —

Die Katholiken in den Kammern haben bei der Präsidentenwahl mit der Linken stimmen wollen; der König hat mit ihnen sprechen und ihnen gute Versicherungen geben lassen, darauf sind sie von der Linken abgefallen, ohne doch — so klug sind sie — gleich ministeriell zu werden.

Der — Kaiser spricht es feierlich aus, daß sein Reich nicht wie andere aus der Gewalt, der Arglist und Lüge hervorgehe, — ein größerer Mißbrauch ist mit Worten nicht zu treiben. Schinderhannes kann eben so gut sagen, er sei ein edler Fürst, ein wohlthätiger Landesvater gewesen.

Mittwoch, den 8. Dezember 1852.

Der neapolitanische Gesandte in Paris, der früher hier gewesene Ritter Antonini, war der erste fremde Diplomat, der dem neuen Kaiser gehuldigt. Ein bourbonischer Hof! England, Belgien sind schon nachgefolgt. Wer kann an Preußen zweifeln? —

Hinckeldey empfiehlt seinen Konstablern Artigkeit, nachdem er sie wegen ihrer begangenen Brutalitäten noch jetzt ausdrücklich belobt! —

Was unsre Gerichtshöfe jetzt für Strafurtheile fällen! Man möchte die Richter für Polizeischergen halten, die nicht

nach dem Gesetz, sondern nach Befehlen sprechen. Das bringt kein Heil! —

In Spanien die Cortes aufgelöst, neue Berufung derselben, Abänderung der Verfassung, natürlich in's Knechtische! Ganz recht! So kommt auch Spanien in die künftige allgemeine Bewegung, es giebt seinen Einsatz. Nun fehlt nur, daß auch England den seinigen gebe. Auch noch die Schweiz, auch noch Schweden! Für Rußland ist nicht zu sorgen, das steckt mit Haut und Haar in der Revolution, und wird einmal die Decke abwerfen. —

Donnerstag, den 9. Dezember 1852.

Herrlicher Schlag der „Urwählerzeitung". Sie stellt den Herrn von Gerlach als den Lindenmüller der „Kreuzzeitung" dar, als den frechen Gecken, den Vorspringer der Partei. — Auch die „Nationalzeitung" vortrefflich über die Furcht der Mächte vor dem neuen Kaiser, über ihre geheimen Sympathieen mit ihm.

Herr W. Liebknecht veröffentlicht von London her einen nachdrücklichen Einspruch gegen das Vorkommen seines Namens in dem Kölner Prozeß, und erklärt, der notorische Polizeiagent Wilhelm Hirsch habe vor dem Magistrat des Bowstreet vor Zeugen bekannt, daß er das berüchtigte Protokollbuch verfaßt und Liebknecht's Unterschrift gefälscht habe. Sogar die „Kreuzzeitung" muß dies aufnehmen. Und solche Spitzbuben sind obenauf! —

Unsre Gleichgültigkeit über alles was in und mit den Kammern geschieht ist so groß, daß wir die Verhandlungen kaum noch lesen. Wir hören hin, wie nach einem Wirthshauslärm, man nimmt etwas Theil an der Erscheinung, aber nicht an der Sache. Aber auch die künftigen Pairs trauen dem Dinge nicht, sie sprechen mit Spott und Hohn von der

Beſchuldigungen enthoben ſein, wenn nicht mächtige Wahrſcheinlichkeit vorhanden wäre, daß das Intereſſe, welches der Vater hinterläßt, ſich um den Sohn zuſammenzieht.

Haben Sie die Güte Hrn. Tralles, ſollten Sie ihm begegnen, folgendes Sinngedicht mitzutheilen, das freilich nicht neu, dem gelehrten Mathematiker aber vielleicht unbekannt iſt:

Si vous voulez faire bientôt
Une fortune immense et pourtant légitime,
Achetez La Place ce qu'il vaut.
Et vendez-le ce qu'il s'estime.

Soeben wird heute zum 14. Juli eine neue Auflage des Manuſkripts von St. Helena ausgegeben.

Da in dem Hôtel der preußiſchen Geſandtſchaft das Ameublement erneuert wird, ſo iſt hier die Meinung, daß Se. Majeſtät der König mit der Großfürſtin k. D. H. Paris beſuchen werde, ziemlich allgemein.

Bezeugen Sie der Frau von Stägemann und Fräulein Hedwig meine tiefe Verehrung.

Bleiben Sie mir gewogen und genehmigen die Verſicherung meiner hochachtungsvollen Ergebenheit.

Oelsner.

65.

Varnhagen an Oelsner.

Berlin, den 27. Juli 1821.

Ich habe einen Kouriertag vorübergehen laſſen, ohne Ihnen zu ſchreiben, verehrteſter Freund! Den Tag nur, nicht die Gelegenheit, denn ſie grade wollte mir nicht kom-

ihnen zugedachten Würde, und von dem, der sie ihnen verleihen will. —

Was in Frankreich geschieht, ist wieder, wie früher, unsre Hauptsache. Franzosen! Es ist noch nicht zu Ende mit ihnen, sie werden schon wieder herauskommen aus dieser Schmach. Sie sind mit ihren Königen fertig geworden, und mit dem alten Napoleon; der kleine ist doch nur ihr Knecht und muß ihnen dienen! Er liefert die Kraft nach außen, die der Republik fehlte. Die Höfe alle zittern. —

In Lichtenberg gelesen. Ein nicht genug zu verehrender Schriftsteller! —

Freitag, den 10. Dezember 1852.

Bettinens Goethedenkmal, schreibt nun auch Maltitz, ist vom Erbgroßherzog angekauft, und soll im Park von Weimar aufgestellt werden.

In dem Büchlein „Goethe und seine Widersacher" von Dr. K. Reck, gedruckt in Weimar 1837, steht S. 111 und 112 folgende Stelle: „Was aber in Frankreich auf das Haus Orleans folgen würde, ist von selbst klar: eine sogenannte Republik, und alsdann und alsbald römisches Soldaten- und Imperator-Wesen, was überhaupt den Typus zu den künftigen Verhältnissen in Europa mehr abgeben wird als die germanische Urfreiheit." Merkwürdig genug ist diese Prophezeihung. Aber ihr zum Trotz vertrau' ich auf Wiederkehr und Festsetzung der Freiheit, die nie verloren ist, so lange man nach ihr noch strebt, die wirklich vorhanden ist in aller Schmach und Knechtschaft, so lange man ihr nicht entsagt. — Und wahrlich, selbst jetzt sind wir mitten im Genusse der Freiheit, sie ist unser geistiges Lebenselement, wo sie fehlt, sehen wir sie fehlen, das Vermissen ist ja schon ein innerer Besitz! —

Beim Kriegsminister von Bonin war gestern große Abendgesellschaft; die jungen Offiziere führten die kühnsten, die revolutionairsten Reden, nannten die ganze Regierung eine Lauwirthschaft, schimpften auf den König, sagten es müßte anders werden, lange ließen sie sich nicht mehr mißhandeln ꝛc. —

Sonnabend, den 11. Dezember 1852.

Geschrieben. — In Spanien hat der Minister Murillo die Cortes erst auf das schändlichste gereizt, dann durch Grenadiere aufgelöst! Und nun die oktroyirte neue Verfassung! Ueberall Hassenpflüge, Manteuffel, Derby's! Gute Saat! —

Der König ist wieder wüthig auf Manteuffel, schimpft auf ihn „wie ein Rebhuhn". Manteuffel hat ihm wieder etwas nicht nach seinem Sinne gemacht, etwas in Betreff der Kammern; was es eigentlich ist „mag der Teufel wissen"! —

Der freche Landrath von Elsner, nahe dran öffentlich von der Kammer getadelt und vom Staatsanwalt verklagt zu werden, ist jetzt, da seine Frechheit durch die des Ministers von Westphalen und durch die Nachsicht der Abgeordneten gesiegt hat, eine Art Löwe in der vornehmen Gesellschaft geworden, alle die Lumpen der Reaktion drängen sich um ihn, schmeicheln ihm, er gilt für eine wichtige Person in der Kammer und im Staat, man verheißt ihm rasche Beförderung. Doch war seine Vertheidigungsrede sehr schaal und die Berufung auf die Wasserpolacken armselig. „Kladderadatsch" nimmt ihn vor! —

Der König, sagen die Leute, sei durch die Sachen in Frankreich wieder furchtsam und zahm geworden, spreche von dem Werthe der Verfassung, wolle sie beibehalten wissen ꝛc. —

Auch habe ihm das Lob einiger englischen Blätter, die ihn als konstitutionell geblieben rühmten, ungemein geschmeichelt; er wolle, heißt es, sich eng mit England verbünden, und dazu gehöre einiges Verfassungswesen! Du lieber Gott! Willkür, Polizeiwirthschaft, Mißachten aller Gesetze, das ist unser Verfassungswesen! Zum Erbarmen! —

Der ehmalige Minister von Pillersdorf in Wien ist in Folge einer Disziplinaruntersuchung der Würde eines Wirklichen Geheimen Raths (Excellenz) verlustig erklärt. —

In Madrid nimmt das Volk die Ektrovirung übel, wirft nach dem Minister Murillo mit Steinen, zischt die Königin-Wittwe Christina aus. Der — in Paris läßt seine Blätter sagen, er habe seine Hand nicht im Spiele, man weiß aber, daß er sie sehr drinnen hat, der —! —

Der Prinz von Preußen versteht kein Partheihaupt zu sein; er stand eine Weile dem Könige fast gleich, und konnte auf das Heer, auf einen großen Theil der Beamten sich stützen; aber jetzt ist er ganz gesunken, er gilt wenig, und der König ist obenauf. Der Prinz ist mißmuthig, widerspricht, tadelt, aber es entsteht nichts daraus, niemand fürchtet ihn, und niemand hofft etwas von ihm, seine Gunst ist unfruchtbar. Neulich berief sich jemand auf ihn beim Hausminister Grafen zu Stolberg: „Ach was!“ rief der Graf, „geben Sie mir mit Ihrem Prinzen! Der gilt mir gar nichts, mir gilt nur der König!“ Auch die Offiziere sind ihm nicht mehr so ergeben wie sonst; dagegen hat die Prinzessin unter ihnen viele Anhänger. —

Sonntag, den 12. Dezember 1852.

Mit hoher Befriedigung sehen der Hof und die Schlechten unter den Beamten, daß den Kammern jedes Jahr mehr Geld abgefordert wird: „Zahlen sollen die Kanaillen wenigstens,“

so wird gesprochen, „sie sollen den Spaß nicht umsonst haben.“ Aber die Kanaillen, die so reden, müssen wenigstens mitzahlen, das scheinen sie dabei zu übersehen! —

Die hiesige Geldwirthschaft ist in der That arg, die unmäßigste Verschwendung herrscht in allen Staatsausgaben, und Sparsamkeit und Geiz nur da wo es beliebt. Man sagt, unser ganzes Rechnungswesen sei Lug und Trug, — daß es vor 1848 so war, ist offenbar geworden, — und noch nie habe so viel Unterschleif, so viel unerlaubter Vortheil stattgefunden. Man bezeichnet ganz laut die Leute, die sich dessen schuldig machen. Bauten, Ankäufe, Verkäufe, alles muß dazu dienen, Post, Eisenbahnen ꝛc. —

Ein guter Zug vom Prinzen Karl. Auf seinem Schmerzenslager unsäglich leidend hat er seinen Stallmeister Brockisch rufen lassen, ihm die Hand gegeben und freundlich zugeredet: „Sie sind nicht schuld an meinem Unfall, lieber Brockisch, das weiß ich recht gut; auch das Pferd ist nicht schuld, nur die Sandgrube, die nicht ordentlich zugeworfen war! Was macht denn mein leidensgefährte? (Das Pferd, das auch beschädigt war.) Sobald ich so weit besser bin, daß ich an's Fenster kann, müssen Sie mir das arme Thier auf dem Platz vorreiten.“ Das macht dem Prinzen alle Ehre. Ob er je wieder reiten wird, ist noch sehr die Frage.

Montag, den 13. Dezember 1852.

Geschrieben; ob sich Preußen jetzt mit England fest verbünden kann? Zu wünschen wäre es, doch es ist schwerlich auszuführen. Preußen liegt in tiefen Banden der Knechtschaft, und wird sie nicht zerreißen! Bosheit und Unverstand walten!

Gerücht, der Kaiser von Oesterreich werde übermorgen hier eintreffen. Sollte er? —

Dienstag, den 14. Dezember 1852.

Der Kaiser von Oesterreich soll wirklich in den nächsten Tagen hier eintreffen. Der Besuch bringt uns kein Heil! —

Dem Geheimrath Stahl haben die pommerschen Junker ein Festmahl gegeben, wobei der getaufte Jude fanatisch-christlich gesprochen und unter anderem verkündet hat, die Wissenschaft im Allgemeinen müsse umgebildet werden. Seine freilich taugt den Teufel nichts! und er selbst ist ein gesinnungsloser Selbstling, der mit der Macht des Tages geht und gedeihen will. In Frankreich wäre er ein wüthiger Anhänger des neuen Kaiser- —.

Die Prinzessin von Wasa wird dem Louis Bonaparte wirklich versagt, nachdem sie doch seinetwegen schon katholisch geworden. Da der Vater kein Mann, sondern ein Waschlappen ist, so kann diese Umkehr nicht von ihm, sondern muß von Oesterreich oder Rußland kommen. Wenn sie den neuen Herrn Bruder unwirsch machen, wird er sich mehr und mehr roth zeigen. —

Donnerstag, den 16. Dezember 1852.

Besuch von Herrn R., wegen Rußezak; hier lebende Ungarn wollen dem Kaiser eine Bittschrift für ihn überreichen. Verkehrtes Beginnen! Grade Ungarn dürfen das nicht thun, nur die Familien-Theilnahme darf hier auftreten, keine landsmännische. Und wird eine Bittschrift hier den Kaiser erreichen? Und wenn sie ihn erreicht? Unsre Fürsten begnadigen nicht, nicht bei politischen Dingen. Sie wollen keine Gnade ausüben, angenommen haben sie sie im Jahre 1848!

Besuch von Herrn von Sivers. Mittheilungen aus der litterarischen Welt. — Sendung von Rank's „Geschichten armer Leute". —

Die Rechte der zweiten Kammer hat wieder eine kleine Niederlage erlitten. Sie iſt ganz giftig darüber, und ſchimpft was ſie kann. —

Das neue Kaiſerthum in Frankreich, nur mit nachgeahmtem Prunk, mit Uniformen, Stickereien, verſchwenderiſchen Gelagen und Geldgaben eingeführt, kommt mir vor wie ein Bedientenfeſt!

Freitag, den 17. Dezember 1852.

Der Kaiſer iſt angekommen, ein magrer, aufgeſchoſſener, ſchwächlicher, nicht hübſch und etwas dumm ausſehender junger Burſch. Der König, alt und dickbäuchig und glatzköpfig, neben ihm in Huſarenuniform. Es ſoll kein ſchöner Anblick und der Zuruf nur ſpärlich geweſen ſein; doch hatte Hinkelden ſein Möglichſtes gethan, daß geſchrieen würde. —

Sonnabend, den 18. Dezember 1852.

Große Parade. Der König reitet mit dem Kaiſer aus Charlottenburg nach Berlin auf's Schloß, unter Glockengeläute und Geſchützſalven. Die Linden abgeſperrt. —

Zweierlei Gegenſtände kommen jetzt hier zur Sprache, die große politiſche Angelegenheit in Betreff der franzöſiſchen Verhältniſſe, und die Zoll- und Handelsſache; in der letztern wird der König nachgiebig ſein und Zugeſtändniſſe machen, die wenigſtens das Anſehen des Staates nicht mehren werden; in der erſtern wird der König hochklingende Verſprechungen geben und empfangen, man wird ſich gegenſeitig Einigkeit und feſtes Zuſammenhalten geloben, möglich ſogar, daß es zum Abſchluß eines Bundesvertrages kommt; indeſſen da in den Geſinnungen durchaus keine Eintracht iſt, ſondern nur Haß, Zwieſpalt, Eiferſucht, auch kein Drang der Noth empfunden wird, ſo lange

die Heere noch ungeschlagen dasteben, so wird es von den Umständen abhängen, wie viel und was von den Verabredungen, die man jetzt trifft, künftig in Erfüllung geben wird. Die ganze Geschichte ist ziemlich bedeutungslos, man redet sich ein, man thue was, und es ist nichts!

Der Prinz von Preußen ist erst heute Mittag von Koblenz hier angekommen. Es ist ein auffallender Schimpf, daß er so spät gerufen werden, daß er den Kaiser nicht mit hat empfangen können. Er sollte erst gar nicht kommen, heißt es. Die Prinzessin muß in Koblenz bleiben, die Feindschaft ist offen erklärt.

Abends bei *. Zu Hause noch eine belebte Stunde mit Ludmilla. — Griechisches gelesen, Kriegsgeschichten von 1813. —

In England das Ministerium Derby-Disraeli gefallen durch Verwerfung seines Budgets. —

Sonntag, den 19. Dezember 1852.

Nachdem der Berliner Magistrat sich unwürdig und feig der Reaktion angeschlossen, gegen den Sinn der Bürger und gegen die Freiheit, und alle Achtung verloren, wird er nun vom Polizeipräsidenten behandelt wie er's verdient. Hinckeldey macht nicht viel Umstände mit ihm, bürdet ihm die ungeheuersten Lasten auf, ordnet die Feuerwehr und Straßenreinigung, schließt mit Engländern einen Vertrag über die Versorgung der Stadt mit fließendem Wasser. Sofern er zweckmäßige Anordnungen trifft, wird er allerdings belobt, aber die Freiheit der Stadt leidet, und der Magistrat wird immer verächtlicher. — Für gehörige Begeisterung hat Hinckeldey's Sorge gestern doch nicht ausgereicht. Alle sagen, auch Sternberg berichtet so ausdrücklich, daß unter den Linden nur geringe Volksmenge, und der Zuruf äußerst dünn und matt war, obgleich die Soldaten schreien mußten. Der Einzug soll gar nicht besonders

gewesen ſein, das Volk über das Ausſehn der beiden Herrſcher ſich luſtig gemacht haben. —

Man verſichert, von allen politiſchen Fragen liege dem Könige keine ſo am Herzen, als die unbedeutendſte, für Preußen gleichgültigſte, die wegen Neuchatel; über dieſe werde er mit dem Kaiſer am dringendſten ſprechen, und wenn ihm darin Hoffnung gemacht werde, werde er in andern Dingen rückſichtslos nachgiebig ſein. —

Montag, den 20. Dezember 1852.

Ein alter Stabsoffizier ſagte dieſer Tage: „In der Regierung iſt alles noch wie vor 1848, noch eben ſo dumm, unſchlüſſig und feige. Kommt eine neue Prüfung, dann ſei Gott gnädig! Steht das Volk wieder einmal auf — ich ſage das Volk, nicht einzelne Leute aus dem Volk —, dann iſt Hof, Miniſter, Generale, Magiſtrat, Polizei wieder in derſelben Verwirrung und Nichtigkeit wie damals, und die Konſtabler ſind die erſten, die davonlaufen oder übergehen.“ Ein alter Stabsoffizier iſt es, der das ſagt; kein Demokrat. —

Dienstag, den 21. Dezember 1852.

Geſchrieben: über die Unwichtigkeit der Zuſammenkunft der Kaiſers von Oeſterreich und des Königs von Preußen; ſie hat nur Bedeutung in dem Schein, den ſie wirft, nicht in ſich ſelbſt; ſie iſt völlig kraftlos, denn die beiden Herrſcher ſind keine ſelbſtwirkenden Perſonen, und ihre Verſicherungen, in denen doch nur ſchlaffes Wollen ſteckt, geben nicht in andre Perſonen über. Wenn der frühere Bund nicht hielt, warum ſollte der jetzige denn halten? Sie glauben einander doch nicht, und die Völker glauben ihnen insgeſammt nicht mehr, das iſt verſichert. —

Besuch von Dr. Hermann Franck. Er wollte recht eigentlich über Wilhelm von Humboldt sprechen, über den Kern seiner Eigenschaften. Wir kamen zu dem Ergebniß, daß er kein schaffender, fruchtbarer Geist war, daß er den Vortheil genoß, mehrere Gebiete in sich zu vereinigen, und diese Vereinigung auf dem günstigsten Schauplatz, in dem Welt- und Staatsleben, durch seine Person glänzend darzustellen und geltend zu machen. Er ging eigentlich nur immer auf eigene Bildung aus, seine Schriften waren nur, was nebenher litterarisch bei diesem Streben abfiel. Seine besonderste Eigenheit, das unversiegbare originelle Scherzen, Witzeln, Sophistisiren, hat sich nie litterarisch äußern und befestigen können, im Gegentheil, seine Schriften, selbst seine Briefe, meiden gestissentlich alles, was dahin führen könnte. Alles übrigens half ihm, Geburt, Vermögen, Stand, die Unfälle Preußens, selbst daß er diesen Bruder hatte. Wenn ihn auch Schlabrendorf nicht für einen großen Mann will gelten lassen, ein bedeutender Mann, ein höchst merkwürdiger, bleibt er immer. Talleyrand's Wort: „Il est comme la Prusse, on ne sait pas trop ce que c'est." Wir sprachen auch noch über August Wilhelm von Schlegel, mit gerechter Anerkennung seiner guten Seiten, über Steffens ꝛc. —

Sternberg erzählte, vorgestern Abend sei der Kaiser von Oesterreich mit den jüngern preußischen Prinzen allein zusammengeblieben, und habe mit ihnen bis tief in die Nacht Champagner getrunken. — Der Kaiser hat hier im Allgemeinen nur schlecht gefallen. — Heute Nachmittags um 2 Uhr ist er von hier über Dresden nach Hause gereist. Glückliche Reise! —

Der Prinz von Preußen ist ungerufen hierhergekommen; der König, weit entfernt diesen Ungehorsam zu rügen, hat alles gethan um den Unwillen des Prinzen zu beschwichtigen. Der Prinz würde aus sich dergleichen auch nicht wagen, aber die Prinzessin hat ihn überredet, es sei seine Pflicht darüber zu

machen, daß Oesterreich nicht in Berlin den Meister spiele. — Nach andern Nachrichten kam er wider Willen, und auf den dritten telegraphischen Befehl. —

Der Kaiser von Oesterreich wollte hier eine Jagd mitmachen. Die Königin sagte, sie als Tante verbiete es. Man dachte an die Gefahr, daß der Kaiser hier einen Unfall erleiden könnte! —

Donnerstag, den 23. Dezember 1852.

Kriegsgeschichten gelesen; Louis Blanc's französische Revolution, vierter Band. — Louis Blanc ist voll Grimm gegen Mirabeau, wegen seiner Verbindung mit dem Hof, er nennt ihn l'illustre misérable! Er thut ihm schreiendes Unrecht. Nicht, daß ich Mirabeau's Heimlichkeit mit dem Hofe, sein Annehmen großer Geldsummen schön finden oder gradezu rechtfertigen wollte, — gewiß nicht, — aber zu entschuldigen ist es. Vor allem steht fest, daß Mirabeau sich nicht verkauft hat, sondern in seinen Ansichten und Meinungen ganz derselbe geblieben ist, daß er nur Geld genommen um seine Ueberzeugung, zu der sich der Hof selber bequemen mußte, durchzubringen, daß er wirklich das Königthum retten, dasselbe neben der Freiheit wollte, weil er es nöthig für Frankreich, als dessen Heil erkannte. Louis Blanc ist schon zu weit entfernt von den Gedanken an solche Verbindung, um Mirabeau's Standpunkt gehörig zu würdigen. Die Mittel waren nicht schön, nicht glücklich, aber der Zweck löblich, und damals noch sehr zulässig. Meinten es doch ebenfalls bei uns im Jahr 1848 die ächten Freiheitsfreunde sehr gut mit dem Königthum, wollten es erhalten, stützen, erheben zum Kaiserthum. Ich selbst hielt es redlich mit dem König, mit dem, der damals aufrichtig die Freiheit zu wollen schien, den Ruhm und die Einheit des Vaterlandes. Freilich, Geld empfingen wir nicht, sondern Schimpf und

men. Hoffentlich darf dieſes Blatt wieder völlig in's alte Geleiſe einlenken; unſer vielgeſchätzter Freund wird eben zurückerwartet aus Karlsbad. Ihre werthen Briefe vom 16. und 30. vor. Monats und vom 14. dieſes Monats ſind mir inzwiſchen richtig zugekommen und wir danken beſtens für den ſtets reichen Inhalt und die wohlgewählten Beilagen! —

Meine Frau, welche von ſchwerem Krankenlager langſam erſtanden iſt und dauerhaftere Geneſung von weiterem Arzneigebrauche hofft, nimmt wie immer den lebhafteſten Antheil an allem, was von Ihnen zu uns gelangt. Das Hüftweh, die mannigfachen Geſtalten von rheumatiſchen Uebeln und die Nervenkrämpfe, woran insgeſammt — und tagweiſe wahrhaft erſchreckend — ſie ſchmerzlich daniederlag, haben ihrer elaſtiſchen Natur keine bleibende Unterdrückung zu bringen vermocht, und ihr Geiſt bedurfte kaum einer Erholung. Mit größter Theilnahme empfing ſie dieſer Tage beſonders die Rede, welche Ihre Güte geſandt und empfohlen; die Rede des Hrn. Villemain, in der ein ganzes Gebiet franzöſiſcher Zuſtände und Bewegungen ſich aufſchließt. Die Kunſt, in gebundener Rede alles zu ſagen, was der ungebundenen nicht erlaubt wäre, die Freiheit im ſchwierigſten Silbenmaße der Proſa, die Sicherheit und Anmuth im leichten Gebrauche jedes Gegebenen, findet ſich meines Wiſſens nirgends in dem Maße, wie bei den neueſten Franzoſen. Dem inneren Geiſte ſcheint die äußere Bedingung entſchieden zuträglich, und, wie Villemain es ſelbſt ausdrückt, die Behandlung der Gedanken wird zur eigenthümlichen Schöpfung. Ihre Beiſtriche mit Bleiſtift auf den Druckblättern geben unſerer Aufmerkſamkeit die trefflichſte Leitung oder auch, um gerechten Ruhm nicht abzuläugnen, die angenehmſte Begegnung! Es ſind unter den angeſtrichenen Stellen wirklich

Hohn! — Mirabeau war durchaus kein Verräther; daß er aus Ueberzeugung sprach, giebt auch Louis Blanc mittelbar zu, indem er die Reden bewundert, die das bloße Talent, gesondert von der Gesinnung, so nicht hätte liefern können. — Louis Blanc war auch schon ungerecht gegen Voltaire, dem er einen Standpunkt zumuthet, der erst lange nachher möglich war. Es ging auch Goethe'n so, von dem man eine Begeisterung für deutsches Volksthum verlangte, dessen Namen noch nicht einmal vorhanden war. Das wollen Geschichtskundige sein! —

In Spanien muß jetzt Bravo Murille das Ausland suchen, Narvaez, eben verwiesen, wird zurückberufen! —

Schimpfliches Benehmen des Grafen Derby bei seinem Ausscheiden; der Herzog von Newcastle nennt ihn einen Lügner. —

Bei uns macht sich die katholische Parthei breit. Die Regierung ist ganz haltungs- und rathlos, sie thut nur was sie nicht lassen kann, hat aber nicht Ziel noch Richtung. Der König haßt die Verfassung, die Kammern, fürchtet aber sie abzuschaffen. „Wer weiß, wenn's was mit Frankreich giebt, sind wir vielleicht froh sie zu haben!" Ja, doch dann müßten sie auch nicht diese sein, sondern ächte, vom Volkswillen getragene. Wenn Frankreich schon besiegt wäre, dann jagte man all' die, die jetzt Konstitutionelle heißen, zum Teufel! —

Freitag, den 24. Dezember 1852.

Geschrieben. Die preußischen Kriegsthaten von 1813 erscheinen, je genauer man sie betrachtet, deste wunderbarer. Diese wenigen Männer, die wirklich Eifer und Kraft hatten, die zahlreichen hemmenden Gegner, die Unentschlossenheit des Königs, die mißlichen Verhältnisse mit den Verbündeten und dabei das arme gedrückte Land! Blücher, Scharnhorst,

Gneisenau, Stein, Hardenberg, Clausewitz, das waren die Hauptkräfte der muthigen Bewegung; ja wohl, auch Hardenberg, ohne ihn wäre nichts gegangen! York, Bülow, Grolman, Boyen, Arndt kommen auch in Betracht, doch erst in zweiter Reihe. Die Menge wurde fortgerissen, gezwungen. —

Abends Weihnachtsbescheerung bei mir für sechzig arme Nachbarskinder. Zudrang auch aus andern Stadtgegenden.

Lange mit Ludmilla gesprochen. Alles sehr zufrieden mit den Geschenken. Angenehm. Und trübe, wehmüthige Rückblicke auf die Vergangenheit! Innige Gedanken an Rahel! Auch meiner Eltern, meiner Schwester lebhaft gedacht. Wenn man doch die Entschwundenen zurückrufen könnte! —

Sonnabend, den 25. Dezember 1852.

Plan zu einer allgemeinen Zeitschrift für Deutschland, sowohl politischen als litterarischen Inhalts, in verschiedenen Abtheilungen. Es wäre schön, aber es geht nicht. Unsre politischen Zustände hindern, diese sind verhängnißvoll für alles, für Litteratur, Schauspiel, schöne Künste, selbst für die Wissenschaft. Das läßt sich dadurch nicht ändern, daß man es unbeachtet lassen will: es schlägt durch alles durch. Die deutsche Gesellschaft, das deutsche Publikum, ist getheilt und zersondert, wie das deutsche Staatswesen. Nur die hohe Aristokratie hat wahren Zusammenhang, bildet ein Ganzes, durch das doch auch ein scharfer Strich geht, der Norddeutsches und Süddeutsches, Protestantisches und Katholisches abscheidet. Ehmals, im alten Reiche, war mehr Gemeinsames, in der Gesellschaft, in der Litteratur. Wir haben keine Allgemeine Deutsche Bibliothek, keinen Hamburger Korrespondenten, keinen Deutschen Merkur mehr, ja nicht einmal mehr eine Jenaische Litteraturzeitung; die Augsburger Allgemeine Zeitung ist eine Annäherung an jene Blätter, aber nur eine Annäherung.

Man muß dergleichen wiederholen und einschärfen, um vor thörichten Unternehmungen zu warnen! —

Sonntag, den 26. Dezember 1852.

Schlechte Nacht; Nervenstimmung von beunruhigender quälender Art, Körpergefühl und Gedanken wie aus dem Tagesleben hinaus, wie darüberschwebend im Luftballon, ein Faden abgeschnitten, und alles geht in's Weite davon! —

Ich habe mich endlich überwunden, in das Buch von van der Velde hineinzusehen, das von Theodor von Corsica handelt, eben wegen dieses Helden. Aber ich konnte das Lesen nicht fortsetzen. Gemeines Romanenzeug, für die schlechteste Leserklasse. Wie richtig, daß ich diesen Schriftsteller bisher ganz an mir vorübergehen ließ! Ich habe gar nichts daran verloren. Und Böttiger, und Laube, kennten diesen Mann loben! —

Montag, den 27. Dezember 1852.

Den Notariats-Kandidaten Bermbach in Köln, der im dortigen Becker'schen Prozeß nicht verurtheilt werden konnte, hat der Justizminister Simons für unfähig erklärt, jemals im preußischen Justizdienst angestellt zu werden. Wenn sie die armen Verfolgten durch die Gerichte nicht fassen können, so fassen sie sie anders. Eine gute Lehre, ein gutes Beispiel! —

Zahlreiche Bedrückungen und Uebergriffe von Seiten der Regierung werden durch Beschwerdeschriften den Kammern gemeldet, aber die meisten dieser Papiere werden beseitigt ohne nur besprochen worden zu sein. Es heißt dann, die Form sei nicht gehörig beachtet, die Anschrift nicht richtig ꝛc. —

In Louis Blanc gelesen. Die französische Revolution,

ein unerschöpflicher Gegenstand! Immer neue Seiten zeigen sich, neue Gesichtspunkte! —

Dienstag, den 28. Dezember 1852.

Aising's Briefe und Gedichte an Rosa Maria, aus und nach der Kriegszeit von 1813, mit tiefer Rührung gelesen. Ein inniges treues Herz, ein hoher tapfrer Muth, ein edles starkes Pflichtgefühl.

Der Geometer Uhlmann aus Brandenburg, wegen Theilnahme am badischen Aufstand zu langwieriger Haft verurtheilt, ist in Herford aus dem Gefängniß glücklich entkommen. —

Die „Neue Preußische Zeitung" jammert heute wie schon gestern über die Zersetzung ihrer Partei, deren Lauheit und Schwäche. Sie deutet an, daß man der Regierung Opposition machen müsse, klagt über deren Verblendung ꝛc.

Mittwoch, den 29. Dezember 1852.

Geschrieben. Mit dem Auszug aus dem Werke des Generals von Prittwitz wünschte ich vor Ablauf des Jahres fertig zu sein; ich war es schon gestern. Doch giebt es mancherlei nachzutragen. Das Werk selbst ist vortrefflich und macht seinem Verfasser große Ehre, durch Gewissenhaftigkeit, Maß, Urtheil.

Besuch von Herrn Carteron; er schildert mir in zwei Worten den Zustand von Paris: man eilt Geschäfte zu machen und sich zu vergnügen; an Dauer glaubt niemand, die Regierung ist von keiner Seite geachtet, man lacht und spottet über sie; übrigens große Lebensfreiheit durch ganz Frankreich, mit Ausnahmen versteht sich, aber diese abgerechnet, spürt man die Polizei fast gar nicht. Geldfülle und Verschwendung! Die Republikaner streng zurückgezogen und beharrlich. Mi-

chelet in Armuth zu Nantes! Schlimme Nachrichten von Galusky, der wüthende Artikel gegen die Demokraten geschrieben hat, ein modéré enragé, von Guizot eingenommen.

Donnerstag, den 30. Dezember 1852.

Hofrath Jarcke in Wien gestorben, 52 Jahr alt. Das war ein böser Mensch, der hier zu seiner Zeit viel geschadet! In Wien war er unschädlich, Metternich konnte ihn nicht gebrauchen, in der Unthätigkeit wurde er ein Schlemmer und Dickwanst, wie Friedrich Schlegel, dessen höherer Geist aber zuletzt doch wieder aus dem Wüste sich herausriß, in Dresden Vorlesungen hielt, die er in Wien nicht halten durfte, wiewohl doch wieder sein früher plötzlicher Tod, wie Jarcke's langes Leiden, von Unmäßigkeit kam.

Die „Neue Preußische Zeitung" sagt es als Bemerkung so nebenher, ohne was daraus zu machen, daß sie die sogenannten Insertionen vor der Aufnahme erst der Polizei einreichen müsse. Eine so große Gesetzwidrigkeit, eine solche Zensur, ganz willkürlich, ohne daß ein Hahn darnach kräht? —

Freitag, den 31. Dezember 1852.

Mir träumte von Hamburg, vom dortigen Baumhaus, der Gesellschaft, die sich dort versammelte, dem Hafengetümmel und Schiffswesen, das mich als Knaben dort ergötzte, im Jahr 1795, 1796, es waren heitre, angenehme Bilder! —

Im Volke hier hat sich der Glaube festgesetzt, der Kaiser von Oesterreich sei nur hieher gekommen, um Geld zu borgen von Preußen! Der hiesige Bürger oder Arbeiter läßt sich das nicht ausreden. Die Wahrheit, daß nur Verlegenheit und Bedürfniß, und die Hoffnung uns etwas abzuschwindeln, den Kaiser hieher geführt, hat im Volke sich zu diesem derben

Ausspruch verarbeitet. „Er hat Geld haben wollen," heißt es nun, „aber keines gekriegt." Ach, er hat genug gekriegt, ihr guten Leute! —

Der Polizeilieutenant d'Espagne, der nun sogar in den Zeitungen besungen wird, ist erkrankt und gestorben in Folge eines heftigen Vorgangs mit Hinckelden, der ihn schrecklich ausgehunzt hat. Der niedrige Ehrgeiz des Zwergen ertrug das nicht.

In England sind Niebuhr's Briefe von Susanne Winkworth übersetzt worden; sein Name steht dort in höherem Ansehn als bei uns, man kennt dort nur seine Gelehrsamkeit, seinen Forschungsgeist, seine bürgerliche Redlichkeit; seine krankhafte Selbstsucht, seine maßlose Gereiztheit, seine politische Schwäche und Eitelkeit, seine praktische Unfähigkeit konnte man dort nicht so kennen lernen. Außerdem tritt dort auch das Ansehn des preußischen Gesandten Bunsen für ihn ein, der in England viel gilt, bei uns aber gar wenig, und des Königs selbst, der aus Niebuhr viel machte, weil dieser ihm ungemessen schmeichelte. In dem Sohne Markus Niebuhr, dem Kabinetssekretair des Königs, sind nicht einmal die starken Eigenschaften des Vaters, sondern nur die Gebrechen erhalten, er ist durch und durch pauvre sire!

Die Geschichten in Elbing gehen ihren ungestörten Gang: die Regierung in Danzig mißbilligt einige Willkürhandlungen der Polizei, andre, ganz ebenso verwerfliche, billigt sie, wider Gesetz und Vernunft. Und diese freche Wirthschaft sehen alle Minister ruhig mit an, ja sie befehlen sie und leben die hohen Zwergen, die so eifrig das Volk drücken und schikaniren! Wirklich, der Unverstand ist noch größer als die Bosheit, sonst würde die Furcht sie hemmen. Der Polizeilieutenant Hauptmann d'Espagne müßte ein warnendes Beispiel sein, daß die Strafe für schlechte Dienste auch von denen kommt, denen gedient werden. —

Abends zu Hause. Mit Ludmilla Schach gespielt, ausgesprochen, in das neue Jahr hinein. — Ungewöhnlich laut und lebhaft auf der Straße, Gesang, Geschrei, lautes Zurufen, ein Leierkasten; die Konstabler waren diesmal nicht zur Hand, oder ließen es so hingehen. — Ich war noch um 2 Uhr wach und hatte lebhafte Erinnerungen. Sonderbar, daß so manches klar Gedachte und rein Empfundene sich nicht sagen läßt, weil jeder Ausdruck, der dafür sich darbietet, doch nur ein falscher wäre! So diesmal manche Welterkenntniß, die mir zuströmte, Anschauungen über Völker, über Christenthum, auch die Vollempfindung dessen, was Rahel war, wie sie zur Natur und zur Gesellschaft stand, — ich kann es nicht ausdrücken. —

Zerrbild auf den Kaiser von Oesterreich und Spottlied. — Einem andern Zerrbild auf den Kaiser und den König, die als zwei Hunde mit sehr ähnlichen Gesichtern einander beriechen, hat die Lithographie ihre Hülfe verweigert, es soll nur in Abzeichnungen umgehen. —

Druck von Otto Wigand in Leipzig.

Tagebücher

von

K. A. Varnhagen von Ense.

Zehnter Band.

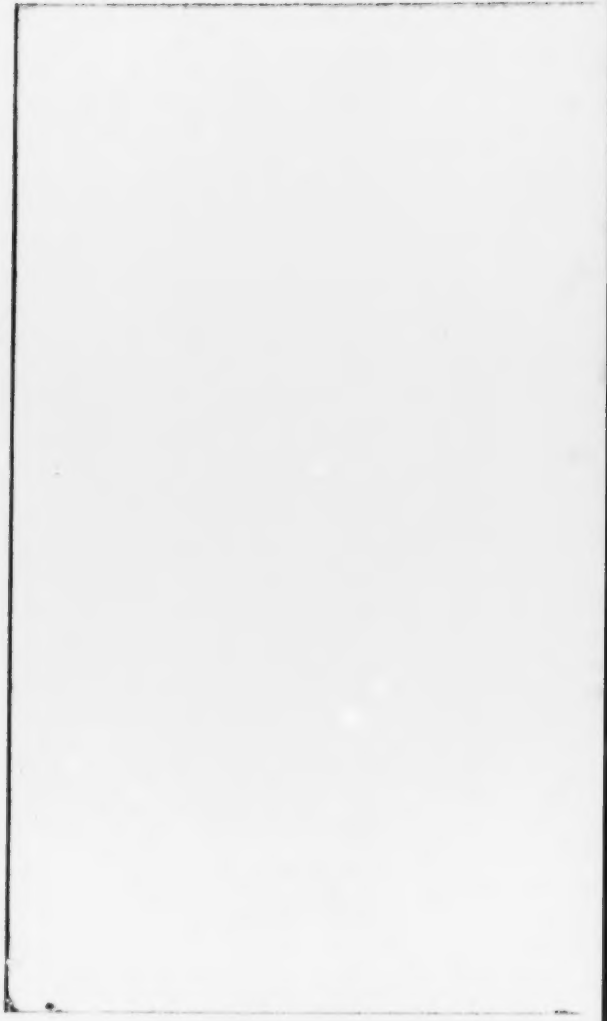

Aus dem Nachlaß Varnhagen's von Enſe.

Tagebücher

von

K. A. Varnhagen von Enſe.

Zehnter Band.

Hamburg.
Hoffmann & Campe.

1868.

großartige, mit Meisterschaft ausgedrückte Sprüche. Und so also muß man jetzt in Frankreich innerhalb dieses Kreises von den Bourbons, so darf man von der Freiheit und der Charte, und so versteht man von dem Kaiserthum und seinen Siegen zu reden! Wahrlich, alles wohl überlegt, muß man diese Lebensstellung des Widerstreitenden in einem Volke, wo sie auf solche Art geboten oder auch nur zulässig geworden, diesem Volke ungemein zur Ehre rechnen; die hohe gesellige Bildung ist in der Sache vorauszusetzen, wo sie so in den Worten sein kann. — Von uns Deutschen wüßt' ich dergleichen nicht zu rühmen; unsere neuesten Erscheinungen sind weit davon entfernt, einen solch gebildeten Geist zu verrathen. Schmeichelei ist in vielen Fällen unumgänglich nothwendig, in manchen durchaus verdienstlich; wie traurig, wenn sie sich nur plump und gemein zu geberden weiß, und durch keine beigemischte Wahrheitsherbe gewürzt werden darf! —

Der allgemeine Antheil ist auch hier, wie wohl an den meisten Orten, jetzt den Griechen zugewendet. Man zweifelt kaum noch an dem Einschreiten Rußlands, bejammert aber jeden Tag der Zögerung, den die unglücklichen Vorkämpfer mit so schrecklichen, unersetzlichen Opfern bezahlen müssen! Ja es könnte geschehen, daß die griechische Sache inzwischen völlig aus der Welt verschwände und der Krieg zwar erfolgte, aber nur als russisch-türkischer! In Rußland selbst ist die Theilnahme für die Griechen, nach allen Berichten, auf einen Grad belebt, besonders auch im Heere, daß schon dieser Umstand, meint man, den Entschluß des Kaisers mächtigst fördern muß. Die Geistlichkeit der orthodoxen Kirche sieht durch die Märtyrer, die ihr der Feind gegeben, ihr großes Ansehen nur noch vermehrt. In Ungarn, in Polen, sind auch die Gemüther, so heißt es, stark angeregt. Den Polen giebt man sogar Schuld, sie sännen ihrerseits auf

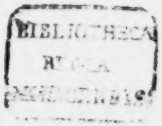

Das Recht der Uebersetzung ins Englische, Französische und andere fremde Sprachen ist vorbehalten.

1853.

Montag, den 3. Januar 1853.

Der ehmalige Abgeordnete und Oberbürgermeister Ziegler in Brandenburg ist vom Kriminalgericht in Magdeburg freigesprochen worden. Er sollte den Gerichtsdirektor in Brandenburg und einen Superintendenten verläumdet haben.

Dienstag, den 4. Januar 1853.

Das Buch von Reichlin-Meldegg ist in Stuttgart erschienen, der erste Band. Ein langweiliger Text, so schlecht redigirt als möglich. —

Die „Urwählerzeitung" Nr. 2 ist von der Polizei weggenommen worden; sie besprach die Schändlichkeiten, die in Elbing von dem Polizeidirektor verübt werden, und ungestraft bleiben.

Rösler von Oels hat von Amerika her seinen politischen und auch persönlichen Gegner, Reallehrer Kehler zu Tuttlingen, der den Entfernten mit niedrigen Schmähungen und Verdächtigungen verfolgt, gerichtlich belangt, und der elende Verläumder ist vom Gericht zu achttägiger Haft und 30 Gulden Strafgeld verurtheilt worden; ein erster Spruch lautete sogar auf 5 Wochen und 55 Gulden.

Mittwoch, den 5. Januar 1853.

Das Kreisgericht in Stettin hat die angeklagte freie Gemeinde daselbst freigesprochen, und ihre polizeiliche Schließung

aufgehoben. Ein wahres Wunder! Das Gericht über die Polizei gestellt! Aber wird es dabei verbleiben?

In Goethe gelesen; in meinen Kriegsbüchern ꝛc. —

Donnerstag, den 6. Januar 1853.

Sehr schlechte, großentheils schlaflose Nacht.

Geschrieben. Die Schlacht von Belleallianee wieder einmal durchgemacht, nach Wagner, Müffling, Plothe, Zilborne ꝛc. Ohne Blücher und Gneisenau war Wellington verloren. Er wäre es auch so gewesen, wenn Napoleon noch der alte gewesen wäre, seine Befehle richtiger gegeben und durch Wiederholungen gesicherter gewesen wären, er selbst noch wie sonst rüstig zu Pferde gesessen hätte. Daß ihm Ney bei Ligny, Grouchy bei Belleallianee ausblieb, ist seine Schuld. Uebrigens benahm er sich mehr wie ein Spieler, als wie ein Feldherr: er fühlte sich in verzweifelter Lage, er betrog die französische Nation, das machte ihn unsicher, da bedurfte er um jeden Preis eines Sieges, und gelang der nicht, so war das Spiel verloren: sein Spiel, die Sache der Nation hätte sich noch vertheidigen und retten lassen, selbst gegen die anrückende Uebermacht. Die Flucht von Belleallianee nach Paris ist das Gegenstück zu dem Siegeszug von Cannes nach Paris. Mir ist es sehr glaublich, was Alexander Dumas erzählt, daß Napoleon bei Belleallianee wegen eines heimlichen Uebels sich nicht zu Pferde halten konnte, außer im Schritt! —

Der König hat am Johanniter-Orden gedrtelt: nun ist dieser erst recht nicht Fisch noch Fleisch! Es sollen 100 Thaler, auch 200 Thaler, bei der Aufnahme bezahlt, auch Jahresbeiträge zur Stiftung eines Hospitals gegeben werden; auswärtige Ritter brauchen das nicht, sind aber dann nur Ehrenritter. Das wird viel helfen! Unvermögen etwas zu schaffen, in allen Richtungen! —

Freitag, den 7. Januar 1853.

Die demokratiſchen Blätter ſtellen mit beißender Schärfe wiederholt die merkwürdige Thatſache vor Augen, daß, wie ſchon längſt die Demokratie, nun auch die Standesherren, die Königlichen Prinzen, ja der König ſelbſt, ſich der Ausübung ihrer durch die Verfaſſung ertheilten politiſchen Rechte enthalten! Ob das aber, wo dergleichen geſchieht, ein ſchöner Zuſtand iſt? Jene wollen nicht Pairs vorſtellen, das Volk nicht Wähler! —

„Einleitung in die Geſchichte des neunzehnten Jahrhunderts. Von G. G. Gervinus. Leipzig, 1853. 8.“ Ganz vortreffliche Geſchichtsanſchauungen, mir ſehr vertraute. —

Sonnabend, den 8. Januar 1853.

In Gervinus geleſen, mit großer Befriedigung; in Tieck ꝛc. —

Der König hat die Wahl des Dr. Krech ſchließlich nicht beſtätigt, der Magiſtrat muß eine neue Wahl vornehmen. — Der nichtswürdige falſche Ankläger Goedſche, ehmaliger Poſtſekretair, iſt wegen Herausforderung des Buchdruckers Hayn auf Piſtolen — der elende Schächer! — zu ſechswöchentlicher Haft verurtheilt worden, eben ſo ſein Kartellträger, ein Dr. Köbler. Geſindel, Geſücht! —

Die Geſandten von Oeſterreich, Preußen und Rußland haben dem Kaiſer der Franzoſen ihre neuen Beglaubigungen überreicht. „Monsieur mon frère“, heißt es alſo nun! Der ruſſiſche Kaiſer ſoll dieſen Ausdruck noch vermieden haben, iſt darum aber nicht weniger Monsieur mon frère, der Bonaparte — nicht minder „Sire“ und „Majesté Impériale“, grade wie der Kaiſer Nikolai. —

Das Buch von Gervinus iſt in Heidelberg ſchon polizeilich weggenommen und ſoll als hochverrätheriſch angeklagt werden.

Blinder Regierungsprobel, dumme Beamtenrotte! Die Wahrheiten glauben sie unterdrücken zu können! —

Unsre Kammern — ich kümmere mich um sie nicht! „Welcher Menschenkehricht!“ sagt einmal Heine. Diese Kupfer, Stahl, Duehl, Gerlach, Mützschke Rollande, Limburg Stirum ꝛc. ꝛc. Warum fehlen Goedsche, Ohm? ꝛc. ꝛc. —

Sonntag, den 9. Januar 1853.

Etwas bessre Nacht. Ich hatte einen seltsamen Traum vom verstorbenen Minister Grafen Christian Bernstorff; wir waren die besten Freunde, er nicht mehr Minister, ich ohne jedes Dienstverhältniß, er beklagte seine Verirrung, jemals ein preußisches angenommen zu haben, sprach herb über den König ꝛc.

Der Könige wird angst und bang, da die Zeit herannaht wo er sich über die erste Kammer entscheiden, sie machen und befestigen muß, und dadurch auch der zweiten neue Bestätigung und Kraft geben muß: er möchte des ganzen Rummels ledig sein, und soll nun gar die Hand bieten, daß er sich fester einsetze! Daher betreibt man auch schon in Pommern, in der Mark und selbst in Berlin starke Bittschriften um Aufhebung der Verfassung, und die Junkerpartei, um sich wieder beim Könige beliebt und wichtig zu machen, will dazu hülfreich sein, aber nur bis zu einem gewissen Grad, sie macht ihre Bedingungen, und argwöhnt, daß man diese nicht halten werde, daher will sie nicht zu viel im voraus leisten. Das Ganze ist eine lumpige Geschichte, aus der nichts heraus kommt als das Offenbarwerden des bösen Willens, des Verrathes, der Feigheit und der Ränke. —

Montag, den 10. Januar 1853.

Herrn von Hänlein gesprochen. Der Minister von Manteuffel hat zu ihm gesagt, es sei doch immer eine schöne Thatsache, daß der Kaiser von Oesterreich hier gewesen, und Prokesch komme nun auch fort, das sei ein Triumph! Daß Herr von Prokesch zum Bundesgesandten ernannt werden, wußte der Minister noch nicht, doch stand es noch am selbigen Abend in der Zeitung! Man sieht in dieser Ernennung und in der Heimlichkeit, die dabei gegen Preußen beobachtet werden, eine besondere Tücke Oesterreichs, einen Anfang der Nackenschläge, die wir ferner von daher zu erwarten haben. —

Besuch bei Herrn Dr. Hermann Franck. Ueber Gervinus, und daß er durch seine Schrift die Gothaer verlassen hat. —

Besuch von Herrn Staatsrath von Blum. Nachrichten aus Nizza. —

Es gehört doch zu den Zeichen unsrer Zustände, daß ein Mann, wie der Präsident der Seehandlung, Herr Bloch, von der neuesten Schrift des Gervinus entzückt ist und dies laut ausspricht.

Dienstag, den 11. Januar 1853.

Geschrieben, „Alte Zeiten werden jung", Wiederkehr der Bonapartischen Herrschaft in scheußlichster Fratze! —

Nachrichten aus Paris; die Legitimisten neigen sich schon mehr dem Kaiser zu, sie sehen mit Neid die ungeheuern Vortheile, die Andern von ihm zufließen, Würden, Macht, und besonders Geld, Geld! Die Verbrecher Saint-Arnaud, Magnan, Morny, Persigny ꝛc. sind schnell Millionaire geworden! —

Madiai in Toscana im Kerker gestorben! Alle Verwendungen des Königs von Preußen, Großbritanniens ꝛc. zu Schanden gemacht! Sein Verbrechen war, die Bibel gelesen

zu haben und protestantisch geworden zu sein. Frau Marcet ist noch im Gefängniß. —

Besuch von Herrn von Sivers; über Cuba, Japan, Gedichte ꝛc. —

In Goethe gelesen, in Jean Paul Richter einiges, französische Zeitblätter, neue Auflage von Chateaubriand's „de Bonaparte et des Bourbons". —

Unsre Zeitungen sind tapfer: sie besprechen auch schon das Buch von Gervinus gehörig. — Als ein merkwürdiges Zeichen der Gesinnung und des Muthes erscheint heute in den demokratischen Blättern eine Anzeige von Julius Berends und Bathow, welche von den Geldern, die für ein Denkmal im Friedrichshain hier eingesammelt werden, Rechnung ablegt: sie sagt, daß ein Denkmal jetzt nicht errichtet werden könne, daß man aber die Pflege der Gräber mit einer kleinen Summe bestritten, und die Hauptsumme, etwa 2000 Thaler, bei der Königlichen Bank auf Zinsen gelegt habe. Das Letztere erscheint bedenklich, man fürchtet, die Regierung könne einmal die Hand darnach ausstrecken. Aus dieser Besorgniß sind schon zur Zeit des Sammelns viele Beiträge nicht gegeben worden. Man traut diesen Gebärden einmal nicht.

Mittwoch, den 12. Januar 1853.

Besuch von Herrn Major Rebiling, anderthalb Stunden: die wichtigsten Mittheilungen über die Märztage 1848: Bestätigung der allgemeinen Kopflosigkeit am Hof, in den Behörden, besonders aber in den militairischen. Kein General, kein Minister, der nicht den Kopf verloren hätte! Die Flucht des Prinzen von Preußen war ganz unnöthig.

Donnerstag, den 13. Januar 1853.

Die Neue Preußische Zeitung ist ganz entsetzt über die sich kundgebende Demokratie, die Anzeige von Berends und Bathow, die Schrift von Gervinus, sie schreit Lärm und Rache! —

Der deutschkatholische Prediger Erdmann hier ist wegen angeblich gehässiger Angriffe auf Christus und auf die Grundlehren des Christenthums zu vier Wochen Gefängniß verurtheilt worden, der Staatsanwalt forderte neun Monate. — Die freie Gemeinde in Nordhausen, deren polizeiliche Schließung durch zwei gerichtliche Sprüche aufgehoben worden, bleibt dennoch geschlossen, nun schon ein Jahr! Die Gerichte sind ohnmächtig, die Polizeiwillkür allmächtig! Aber es wird ein Tag des Gerichts kommen, der wird Macht haben! —

In Elbing wirthschaftet der Polizeischerge von Zeltzer wie ein Pascha. Es giebt kein Recht mehr, keine Selbstständigkeit irgend einer Art, bei solcher Wirthschaft. Und im Angesicht der Kammern, in aller Oeffentlichkeit besteht der Gräuel! —

Die freie Gemeinde in Halberstadt ist auch gerichtlich freigesprochen worden, desgleichen die zu Tilsit; was hilft's? man kann den Gerichten das Freisprechen erlauben, wenn die Polizei doch thut was sie will! —

Freitag, den 14. Januar 1853.

Nachrichten aus dem Kreise der Abgeordneten. Sie sind im Allgemeinen noch schwierig genug, machen sich untereinander und auch den Ministern viel zu schaffen, es regt sich mancher Widerspruch, manche Unzufriedenheit. Wir sind weit zurückgegangen, das ist wahr, aber die Forderungen sind weiter voraus als je vorher, und die Wege vorwärts sind gebahnt und nur nothdürftig gesperrt. Die Regierung steht schlimmer als je vorher! Sie fühlt es auch.

Der Kreuzzeitungspartheï ist wieder bang um die Verfassung, sie will auch keine Auflösung der Kammern, sie will für sich die Majorität, die sie hat, behaupten, die fehlende erlangen. —

Preßprocesse, Majestätsbeleidigungen, Strafurtheile! —

Verwarnung der hiesigen Zeitungsredakteure und Verleger durch den Polizeipräsidenten; sie sollen keine Eingaben an den König aufnehmen, als wenn sie auch die Antwort zugleich geben. Wer diese — ganz willkürliche — Vorschrift nicht achtet, soll die Gewerbserlaubniß verlieren können! —

Sonnabend, den 15. Januar 1853.

Besuch bei Tieck, der im Bette liegt, aber ganz munter ist. Professor Werder war bei ihm, ging aber bald. Tieck war herzlich und sehr gesprächig. Ueber Carlyle: über Coleridge und seine Aeußerungen in Betreff Shakespeare's: über Goethe's Faust, die alte Geschichte, daß er hätte Fragment bleiben müssen, daß der zweite Theil nichts tauge u. s. w. Er hofft, vier Bände seines Briefwechsels werden bald erscheinen können, er unterhandelt schon mit einem Verleger. Große Dankbarkeit für meinen Besuch und meine Theilnahme. Ueber sein Ausarbeiten im Kopfe, sein Abwarten der Stimmung, beim Schreiben komme alles auf den Anfang, auf die ersten Worte an, mit diesen sei Tonart, Haltung, Gang unwiderruflich entschieden.

Während ich bei dem achtzigjährigen Dichter war, war Ludmilla bei dem neunzigjährigen, bei Karl Büchler, den sie ebenfalls munter und gesprächig fand, und der noch ausgeht, er sagte sogar, daß er mich nächstens besuchen wolle.

Das englische „Athenäum" bringt eine merkwürdige Anzeige über einen Ergänzungsband zum Shakespeare, von Herrn Geiler herausgegeben. Ein Abdruck der Folio-Ausgabe von

1632, den Herr Collier in einer Versteigerung kaufte, und erst seines schmutzigen verdorbenen Aussehens wegen nicht beachtete, zeigte bei näherer Ansicht gegen 20,000 handschriftliche Bemerkungen oder Verbesserungen, die aus alter Zeit und aus einem zuverlässigen Texte zu stammen scheinen. Ein bedeutender Fund! —

Lamartine in seinem achten Bande wird immer fader und matter; er spricht alles mit schönen Redensarten zurecht, und schmeichelt nach allen Seiten, besonders aber den Bourbons, deren Elendigkeit er höfisch aufstutzt, deren Wortbrüchigkeit er verschweigt oder entschuldigt. Unter seinen Händen wird die Geschichte nur eine Beschönigung. Ich bin seiner herzlich satt. —

Im Plinius gelesen, Englisches. —

Sonntag, den 16. Januar 1853.

Geschrieben; über die Theilnahme, die man für das heutige Preußen haben kann; sie kann einzig in der Hoffnung bestehen, daß es ein anderes werden könne, daß dieser Staat einen andern Inhalt aufnehmen werde, das Jahr 1848 hat gezeigt, welchen. —

Die Festlichkeiten bei Hof haben angefangen, und beschäftigen die vornehme Welt. König und Königin wohnen auf dem Schlosse. Alles drängt sich dorthin, aber es ist kein aufrichtiger Sinn, keine ächte Huldigung dabei. Wie hat sich das verändert! Hof und Adel und Militair vergißt nicht die erlittnen Schläge.

Der Landrath von Elsner, gefragt, warum er den Hofball nicht besucht habe, antwortete, wenn man Mitglied der Kammer sei, könne man dort kein Vergnügen haben, man werde ganz verächtlich angesehen und schändlich behandelt. „Auch

ähnliche Unternehmungen gegen Rußland, wie dieses jetzt gegen die Türkei unterstützen soll. Dieses wäre ein Punkt, der manche Abneigung und manches Zögern wohl erklären könnte. Widerwärtigkeiten müssen kürzlich dort vorgekommen sein, das scheint ausgemacht, und zwar solche, die sich auf verbetenes Einrücken russischer oder verweigertes Ausziehen polnischer Truppen beziehen. Der Kaiser ist sehr ungnädig und zeigt sich halb aufgebracht, halb gekränkt, sagt man. Die Weichsel treibt dieses Jahr unruhige Wirbel in ihren Ufern hinab; schon wollte sie deutsch-spanische Verfassung emporfluthen, es fehlte noch, daß sie eine polnisch-spanische versuchte! Ueber die Vorfälle, welche der erstere Ausdruck bezeichnen soll, werden Sie in der „Allgemeinen Zeitung" einen Weichselbrief gelesen haben, der eine merkliche Ungeschicklichkeit verräth und von dem ich nicht glauben kann, daß er von irgend einer Behörde gebilligt worden. Von der Sache selbst verlautet nichts Neues; sie scheint keine große Ausdehnung gehabt zu haben und wird ohne Zweifel bald auf's Reine gebracht sein, da die Untersuchung thätig geführt wird.

Herr General von Natzmer, der aus Neapel zurückgekommen, rühmt die vortreffliche Mannszucht der Oesterreicher und die heitere Ruhe der Neapolitaner; der General Frimont nimmt sich mit löblichem Eifer vieler Verfolgten an, die sich zumeist an ihn wenden; das Verfolgen selbst soll große Schwierigkeiten finden, und außer vorübergehender Einkerkerung — oft sehr empörender und schmachvoller — selten ein rechtes Ergebniß liefern; die Anstifter und Haupttheilnehmer der Revolution sind größtentheils fort, die späteren Förderer und Beitreter sind auf mannigfache Art gedeckt, so wollte man z. B. die sämmtlichen Gardeoffiziere wegen Carbonarismus zur Verantwortung ziehen, aber es

Sie? Sie, der äußersten Rechten angehörig?" — Ja, auch wir, auch ich, und fast noch mehr als die Andern. — Nun, das ist ja hübsch!

Montag, den 17. Januar 1853.

Der Dissident Hoffmann hier wegen Beleidigung der Staatsreligion und ihrer Diener zu mehrwöchentlicher Haft verurtheilt! Er hatte den Bremer Kirchentag — diese Mißgeburt — nach Verdienst besprochen. —

Der freigemeindliche Prediger Erdmann, wegen Anmaßung geistlicher Amtsverrichtungen angeklagt, wird vom Gericht für nicht schuldig erklärt, weil seine Handlungen, Taufe, Trauung ꝛc. eben keine geistlichen Amtsverrichtungen und ohne Gültigkeit seien! —

Die Tübinger Burschenschaft bekommt vom Rektor im Auftrag des Kultusministeriums einen scharfen Verweis wegen ihrer Betheiligung am Leichenbegängniß des Demokraten Scheder. Und solche Obrigkeit will noch Anspruch machen, daß man sie achte und ehre! Einem Gestorbenen, der uns lieb war, nicht dies bezeigen zu dürfen, das reine Gefühl einer edlen Jugend! —

In Paris geht das Possenspiel so weiter, in lauter Aeußerlichkeiten, Festen, Uniformen, Hofstaten, Geldschenkungen ꝛc. Wie rechtes Gesindel das Herrschaft spielt! Soulouque! Eine so große, gewaltige Farce, mitten in der Zivilisation, in Frankreich, in Paris, ist doch noch nicht vorgekommen! — Wir lernen die Möglichkeit der verruchtesten römischen Cäsaren begreifen.

Krieg zwischen Türken und den Montenegrinern, letztere von Rußland begünstigt, von Oesterreich beobachtet. —

Am Bundestage soll nun doch ein gemeinsames Preßgesetz zu Stande kommen, unter Betrieb des Herrn von Prokesch;

Preußen giebt nach, und ist am Ende froh, seine Presse strenger zu fesseln, ohne den Schein zu haben, es selbst zu thun. Alte Erbärmlichkeit, die mit dem bösen Willen auch noch die Feigheit aufzeigt! Sie denken wirklich, diese Jammerleute, mit einem Wort, mit einem Anschein, sei etwas ausgerichtet! Jetzt noch! —

Die Künstler klagen alle sehr über Herrn von Olfers. —

In Kopenhagen ist der Reichstag aufgelöst worden, wegen dänisch-demokratischer Eigenwilligkeit.

Aus Toscana wird die Nachricht vom Tode Madiai's amtlich verneint. Man sagt sogar, er werde höchst mild und gut gehalten und nächstens freigelassen!

Als einen der eifrigsten Zuträger und Schmarotzer in der diplomatischen Welt und auch in zweiter Gesellschaft der Banquiers bezeichnet man den Landrath von Kleist-Schweinitz aus Herzberg; er geht auf den Wegen Küpfer's, der sich jetzt besonders dem französischen Gesandten anschmiegt, und soll ein höchst gefährlicher Mensch sein.

Dienstag, den 18. Januar 1853.

Regen mit Schneeflocken untermischt. Gräuliche Rasse! — Geschrieben, mein täglich Werk! Was kann ich anderes! — In solcher trüben Zeit, wo es kaum hell wird, schwindet ohnehin das unmittelbare Leben in Unsichtbarkeit, man muß es voraussetzen, aber sieht und fühlt es nicht. Kein Ausgehen, keine frische Luft, keine muntre Ansprache, keine Naturfreude, ein Verkriechen hinter erwärmte Mauern, in allerlei Gedankenspiele, Traumgespinnste. Das ist nichts Neues, jeder hier zu Lande hat's erfahren, und ich erfahr' es nun auch. *Ὅσσα δὲ διαπονίσσι τύχαις βροτοὶ ἔλπε' ἔχουσιν, ὧν ἄν μοῖραν ἔχῃς, ταύτην ἔχε μηδ' ἀγανάκτει.* —

Billet von Herrn A. Bernſtein; er kündigt mir den Beſuch von Gervinus an. Ihm gleich ein paar Zeilen geantwortet.

Das Buch von Hetzen „Vom andern Ufer“ geleſen. Auerbach's neue Dorfgeſchichten.

Breslau, den 19. Januar 1853.

Dünne Schneedecke auf den Dächern, die bald ſchmilzt. Dunſt. —

Geſchrieben: Litterariſches über Ludwig Tieck's Verdienſte und Vorurtheile: durch letztere hat er einen ſchlechten Einfluß auf Litteratur und Theater geübt, einen Einfluß, dem man noch heute aus allen Kräften entgegenarbeiten muß. Ebenſo war bisher Gervinus durch ſeine Beſchränktheit, durch ſein Nichtverſtehen und Mißverſtehen Goethe's ſehr verderblich. Er iſt mit Sack und Pack in das Lager der Demokratie übergegangen, das mag ſein. Aber in der Litteratur iſt ihm eine ähnliche Bekehrung nöthig. —

Der durch Angeberei eines beſtraften Meineidigen vom Amte ſuſpendirte Lehrer Franz in Elbing iſt nicht nur vom Gericht, ſondern auch von dem Disciplinarhof und dann von der Danziger Regierung für unſchuldig erklärt worden. Der ſchaffige Kultusminiſter von Raumer mußte ihn wohl wieder in ſein Amt einſetzen: den armen Lehrern aber, die zuſammengeſchoſſen, um dem bedrängten Mann ſein kärgliches Gehalt von 300 Thalern zu erſetzen, hat der Miniſter dafür Geldſtrafen auferlegt: willkürlich, widerrechtlich! Er hat dazu gar keine Befugniß! —

Donnerstag, den 20. Januar 1853.

Unruhige Nacht, böſe Träume. — Vortrefflich die „Urwählerzeitung“ über das Benehmen der erſten Kammer, die in lauter Widerſprüche ſich einklemmt. Aber iſt es dieſem Ge-

sündel um Logik zu thun? Sie suchen ihren Vortheil auf alle Weise, mit Hoffahrt und Demuth, mit Lüge und Verrath, mit jeder Niederträchtigkeit; sie schmeicheln dem König und hassen ihn, den Ministern und verachten sie. Und ihr Anführer ist, was ihnen selbst das Verächtlichste, der getaufte Jude Stahl, den sie bewundern, weil er Maulfertigkeit hat, darauf beschränken sich seine Talente, er ist sonst ein erbärmlicher Wicht. —

Geschrieben. **Facit indignatio versus.** Doch diesmal keine Verse. Ausgegangen mit Ludmilla; im Kunstverein das Bild von Gallait besehen, die Leichen der Grafen Egmont und Hoorn.

Brief und Sendung aus Weimar von Apollonius von Maltitz. Ein schönes Blatt von Goethe, eines von Adelheid Reinbold, eines von Karl Gottlob Cramer, dem einst berühmten Verfasser des Erasmus Schleicher, der, wie ich nun sehe, auch der Verfasser des Liedes „Sehnsucht nach Oskar“ ist, das meine Schwester und ich einst sehr liebten und oft besangen und sangen. — Maltitz ist voll Gedanken und Entwürfen, fleißig, immer mit Edlem und Hohem beschäftigt. —

Herr Dr. Schrader aus Erfurt — jetzt nach Halle versetzt — sendet mir ein Blatt, das ganz was Neues enthält, nämlich er bezweifelt, daß Angelus Silesius und Johann Scheffler ein und dieselbe Person seien; seine Gründe der Annahme einer Verschiedenheit wollen mir keineswegs einleuchten, ich kann aber jetzt auf eine rechte Prüfung derselben nicht eingehen.

Freitag, den 21. Januar 1853.

Ich habe doch gleich meine Papiere nachsehen müssen, und schnell gefunden, daß Herrn Dr. Schrader's Aufstellungen in Betreff der Verschiedenheit des Angelus Silesius und Johannes Scheffler ganz in den Wind gehen: alles fällt zusammen vor

der einen Stelle in der Vorrede zur Ecclesiologia, wo Johannes Scheffler ausdrücklich die verfluchte Pfyffe und den chernubinischen Wanderromann für seine Werke erklärt. Wie hat Herr Schrader das übersehen können?

Gervinus ist nach Heidelberg abgereist, um sich dem Gericht zu stellen. —

Der Fürstbischof von Breslau, Kardinal von Diepenbroek, ist gestorben. — Der Kaiser Bonaparte heirathet die Spanierin Montijos.

In Frankreich die Aufführung des Tartüffe als unsittlich verboten!

Hüthen des Pascha von Zeitzer in Elbing! Und Könia und Minister und Kammern in guter Seelenruhe dabei! —

Sonntag, den 23. Januar 1853.

Die „Spener'sche Zeitung" wählt die Gelegenheit, und giebt einen langen Artikel gegen den verfolgten Gervinus: der Monarchie wird das Wort geredet, im Gegensatze zur Demokratie, die doch nach Gervinus Meinung nicht dem Königthum feindlich ist. —

Die Sache von Gervinus erweckt große Theilnahme: man sieht in ihr alle freie historische Forschung und Aeußerung bedroht, man erklärt es für die schändlichste Gewaltsamkeit dergleichen bestrafen zu wollen. Aber es ist doch möglich, daß er verurtheilt wird! Unsre Regierungen sind zu scheußlich, die Gerichte zu schwach und furchtsam, wenn nicht gar eben so wie die Regierungen. —

Unsre Zeitungen bringen die Rede, welche der Kaiser Bonaparte zu Paris gestern dem Staatsrath, dem Senat und dem gesetzgebenden Körper in Betreff seiner Vermählung gehalten hat. Er nennt sich selbst einen Parvenu, das ist gut. Er sagt überhaupt viel Spitziges für die alten Dynastieen, und diese werden sich noch hinterm Ohr kratzen, nicht gefälliger

, gewesen zu sein, denn Ehre hat sie nicht abgehalten, nur dummer Dünkel, weil sie sich im Augenblicke grade weniger fürchteten! Seine Heirath wirft den Kaiser-Abenteurer auf die revolutionaire Seite. Der „Retter der Gesellschaft" wird es ihnen nicht lange bleiben!

Das Ordensfest war heute: nur noch ein Prunk- und Gaukelspiel!

Die Rede Louis Napoleons ist ganz bieder telegraphirt werden; das erste Beispiel einer so großen Depesche von mehr als tausend Wörtern. Die Spener'sche, Vossische und die Nationalzeitung hatten sie. Die Kreuzzeitung gab ein Extrablatt.

Der Präsident von Gerlach sagte neulich mit höhnischer Bitterkeit: „Der preußische Staat wird von zwei Sch..... regiert, von Louis Schneider und Rhne Quehl." Beide waren Schauspieler. —

Montag, den 24. Januar 1853.

Mit vielem Fleiß und mit tiefer Rührung Papiere von Rahel durchgesehen und eingetragen. Ich war wohlthätig erwärmt und zu neuem Leben erfrischt durch diesen lieblichen Sonnenschein, in dem ich sonst immer lebte, jetzt nur auf Augenblicke, denn wie er mich belebt, so verzehrt er mich auch. Ich halt' ihn nicht lange aus, ich müßte denn neue Thätigkeit an ihn wenden können.

Sendung aus Halle von Prof. Heinrich Leo, der dritten Auflage seiner Universalgeschichte dritter Band, über 1100 Seiten stark, dem Präsidenten Ludwig von Gerlach zugeeignet! Mit welcher Behaarlichkeit dieser Leo sich in gutem Vernehmen mit mir erhalten will! Er müßte mich von Rechts wegen hassen! Aber nein! Er schickt mir seine Schriften, und zitirt die meinigen. —

Besuch von Herrn G. Ueber die Bonapartische Heirath und Rede. Die Beleidigung der alten Höfe ist das Wichtigste.

Alles zum Vortheil der revolutionairen Bewegung! Dieser — thut den alten Krontragern mehr Schaden, als sein Onkel ihnen gethan; dieser bezwang sie, jener beschimpft sie, würdigt sie herab, nie wieder verlöschen kann, was sie 1848 durch das Volk erlitten, was sie jetzt durch den — leiden. Freilich heißt es auch plectuntur Achivi! Gut, das ist ihr Loos immer, der Unterschied ist nur der, ob sie nur leiden oder noch eine Genugthuung dabei haben. Was auch jetzt geschehen mag, das Volk hat seine Genugthuung dabei. —

In Leo gelesen. Er reißt alle unsre Helden herunter, Luther, Hutten, Sickingen, Gustav Adolph, Friedrich den Großen. Von Luther sagt er possirlich, er habe die Befugnisse und Schranken des akademischen Lehramtes arg überschritten! Der Fanatiker Leo wird zum Philister Leo! —

Die „Nationalzeitung" erzählt ausführlich, wer die Kaiserin Katharina von Rußland war, welches Blut in der jetzigen russischen Kaiserfamilie sei; dann auch von der Frl. d'Olbreuse, deren Blut in der englischen Königsfamilie ströme, von der unsern wird schonend geschwiegen, aber was jedermann weiß, braucht nicht gesagt zu werden. Schimpf auf Schimpf müssen sie verschlucken! Sie jubelten dem Staatsstreich Beifall! —

Dienstag, den 25. Januar 1853.

Geschrieben: kriegsgeschichtliche Angaben aus verschiedenen Quellen mit einander verglichen. — In Rabel's Papieren gearbeitet.

Ueber unsre Kammergeschichten. Der König hofft seine ursprünglichen Absichten, alles auf ständische Gliederung zurückzuführen, jetzt durchzusetzen. Nur zu diesem Zweck behält er den Minister von Manteuffel noch, der soll den Muth und die Geschicklichkeit dazu haben. Gelingt es, dann läßt er Manteuffel'n laufen; gelingt es nicht, — nun dann wird die Zerrerei fortgesetzt! —

Mittwoch, den 26. Januar 1853.

In Königsberg hat der alberne Polizeidirektor die Schrift von Gervinus mit Beschlag belegt, der einzige in Preußen! Solch dumme Augendiener werden doch öfters mißbilligt. Die Schrift eines Predigers der freien Gemeinden gegen die Jesuitenmoral war in Magdeburg polizeilich unterdrückt, durch einen Befehl von hier ist sie wieder freigegeben worden. Dagegen ist Herr von Jasmund, Redakteur des Bethmann-Hollweg'schen Wochenblattes, wegen Beleidigung des Ministeriums sehr ungerecht zu Gefängnißstrafe verurtheilt worden; er hatte gesagt, der Minister des Innern habe eine sehr strenge und tiefgeheime Verordnung an alle Landräthe erlassen um die Wahlen zu leiten; die Thatsache wurde nicht geläugnet.

Die telegraphische Depesche, welche die Rede des Kaisers Napoleon für die Zeitungen brachte, wurde durch eine des preußischen Gesandten von Hatzfeldt unterbrochen, welche natürlich den Vorrang erhalten mußte, dabei aber lächerlicherweise nichts sagte, als daß der Gesandte die Rede noch nicht habe bekommen können und sie künftig schicken werde! Darauf wurde die Telegraphirung für die Zeitungen fortgesetzt. Der König las die Rede zuerst in der Nationalzeitung. Dies ist ganz authentisch. —

Der Graf von Itzenplitz erweist sich in der ersten Kammer immer erbärmlicher, täglich seines Schwagers von Meding würdiger! Die Bursche wundern sich, daß Freunde der Oeffentlichkeit dennoch bei Wahlen geheime Abstimmung verlangen können. Mit solchen Dummheiten kommen sie noch jetzt! —

Betrachtungen über den Gang der Geschichte. Alles fängt immer von neuem an, und doch ist in allem Wiederanfangen jedesmal ein Fortschritt. Ein Geschlecht folgt dem andern, aber weiß wenig von dem andern; die Erfahrungen gehen verloren, daher müssen immer neue gemacht werden, unter etwas veränderten Umständen, darin liegt dann der Fortschritt. —

Donnerstag, den 27. Januar 1853.

An Prof. Leo nach Halle geschrieben: Dank, aber den acgnerischen Sinn nicht verhehlt; ein Wort über den Besuch Carlyle's hier.

Der Minister von Westphalen hat nun die Absicht der Regierung, auch die zweite Kammer umzubilden und ständisch einzurichten, öffentlich eingestanden, zugleich aber die Lagben, schon jetzt deshalb etwas veranlassen zu wollen! Eine scheußliche Wirthschaft! —

Der berüchtigte Stieber ist nun hier Polizeidirektor geworden! Die Regierung schämt sich nicht, das ist wahr. —

Wuth an allen Höfen und in allen vernehmen Kreisen gegen Louis Bonaparte. Sehr possirlich für uns. Wir lachen dazu! —

In Grolman's Krieg von 1815 gelesen. Der kühne einsichtsvolle Kriegsmann in jeder Zeile! Lamartine, Goethe ꝛc. —

Heute ist Schelling achtundsiebzig Jahr alt geworden.

Freitag, den 28. Januar 1853.

Besuch von Herrn von Zwers. Ueber die Alterthümer von Palenque ꝛc.: er behauptet, sie seien zur Zeit der ersten Ankömmlinge noch keine Trümmer, sondern bewohnt gewesen.

In der ersten Kammer ist wirklich ein Antrag auf Abschaffung der Verfassung in Umlauf gesetzt, der schon zahlreiche Unterschriften bekommen hat. Uns ist an dieser zu Brei zerquetschten Verfassung nichts gelegen, an den Kammern, die aus schimpflichen Minoritätswahlen hervorgegangen, noch weniger; möge sie der Teufel holen, dem sie schon gehören! Die Deputirten aber, die jenen Antrag machen, sind in ihrem eignen Sinne Verräther und Meineidige. Die Unterschriften sind noch nicht zahlreich genug, die Regierung erschrickt und hält zurück. —

In Königsberg der Prediger Detreit wegen einer Druckschrift, in der er sich vertheidigte, zu Gefängniß- und Geldstrafe verurtheilt. Hier ein Prediger von Bülow, der in der freien Gemeinde Trauungen und Taufen vorgenommen hat, zu vierzehntägiger Haft verurtheilt. In Magdeburg der Prediger Ublich und noch ein andrer wegen gleicher Vergehen freigesprochen.

Mein Nachbar, der badische Gesandte von Meysenbug, hat im Auftrag seiner Regierung hier Beschwerde über die Neue Preußische Zeitung geführt, welche die Maßregeln Badens gegen die Alt-Lutheraner unanständig getadelt haben soll. —

Die Frau von Bruining geb. Fürstin von Lieven, die eigentliche Befreierin Kinkel's, ist in London an der Herzbeutel-Wassersucht gestorben. Sie that den Flüchtlingen viel Gutes; an ihrem Grabe sollen Reden gehalten werden.

Nachrichten aus Paris. Die Oesterreicher dort enthalten sich des Hofes. Oesterreich ist beleidigt, weil gesagt worden, es habe sich beworben (brigué) um die Heirath der Erzherzogin Marie Louise mit Napoleon. Aber ist die Berichtigung, es sei durch Zwang dahin gebracht worden, nicht noch schlimmer?

Wie ekelhaft sind alle diese Gleißnereien, Lügen, Eitelkeiten und Niederträchtigkeiten! — In welcher Luft leben wir, müssen wir leben! Nur, wer sie erfährt, kennt diese Vergiftung! Die Nachkommen werden es schwer begreifen, welche Zustände dies waren, und wenn dies, wie sie so allgemein ertragen werden konnten. —

Sonnabend, den 29. Januar 1853

Meisterhafter Aufsatz der Nationalzeitung gegen den Rundschauer Gerlach; dessen Haß gegen Friedrich den Großen, dessen Arglist und Verrätherei werden herrlich aufgedeckt. — Auch die Urwählerzeitung ist ganz vortrefflich; sie zeigt, wie Louis

ergab ſich, daß ſie alle erſt nach der Revolution auf ausdrücklichen Wunſch des Königs die Vendita beſucht hatten, weil man dieſem vorgeſtellt hatte, dies ſei die einzige ſichere Art, um ſeine Garden gegen die wachſame Eiferſucht der Tagesführer zu behaupten; und grade der General Filangieri, der den Offizieren jenen Wunſch des Königs hat eröffnen müſſen, hatte ſich geweigert, jene Brüderſchaft mit ſeinen Untergebenen zu theilen. In Piemont ſcheinen die Schwierigkeiten und Verlegenheiten noch größer. In Spanien empfindet man ſie auf der entgegengeſetzten Seite. So ſchwer iſt es, mit Geſinnungen und Meinungen zu kämpfen, die meiſt da, wo ſie am gefährlichſten ſind, am wenigſten erfaßt werden können! Unſere Mainzer Kommiſſion liefert auch nichts; wenn wirklich aus Mangel an Stoff, deſto beſſer!

Der Tod Napoleon's ſollte anfangs für manche deutſche Heldenthümler gar kein beſonderes Ereigniß mehr ſein; nach und nach bewirkt der große Antheil der übrigen Welt auch bei ihnen einigen Eindruck. Gewiß iſt die Sache nicht bloß für Frankreich wichtig; die Empfindungsweiſe alles Volkes empfängt gleichſam einen neuen Umſchwung, und jedem Einzelnen drängen ſich Geſchichtsbetrachtungen auf, die für Viele nur vermittelſt ſolches Namens möglich ſind. Begebenheiten, ſelbſt in dem dumpfeſten Nachhall, wirken tief in das Volk; alle Schriften und Vernünftelungen ſind dagegen unbedeutend. Manche glauben hier, Napoleon's Leben ſei den Bourbons nicht unvortheilhaft geweſen; das, was in ihm bedrohend erſchienen, überlebe ihn in ſeinem Sohn und Stiefſohn. Die Ultra's frohlocken indeß. Ihr übriges Treiben dürfte ihnen Wehklagen bereiten.

Unſer König war, nach allen Nachrichten, mit dem Aufenthalte am Rhein ſehr zufrieden; die Landwehr ſoll würdig erſchienen ſein, mit der Garde verglichen zu werden.

Bonaparte, nachdem ihn die Mächte als Kaiser anerkannt, plötzlich über ihre Anerkennung sich hinweggesetzt und den höhern Titel Parvenu annimmt, welchen sie mit „Glücksritter“ übersetzt. —

Die Elbinger Schandlichkeiten sind durch eine Petition an die Kammern gebracht worden. Die Kammern geben über diese wie über alle Petitionen zur Tagesordnung. So steht es bei uns.

Im Plinius gelesen, in Lamartine, Englisches ꝛc. —

Sonntag, den 30. Januar 1853.

Endlich Bettina von Arnim wieder hier, seit gestern. Sie kam gegen Mittag und blieb eine gute Stunde. Sie sieht wohl aus und sagt, daß auch Marie sehr viel besser ist, diese und Armgart sind in Wiepersdorf, Gisela aber mit hier. Ueber Weimar vielerlei. Der Erbgroßherzog hat von Steinhäuser in Rom die Goethe-Bildsäule für 6000 Thaler gekauft, aber nur die Bildsäule, das Ganze des Denkmals nicht, dies ist also aufgelöst; die Erbgroßherzogin will auch die Psyche nicht, die Goethe'n zur Hand steht, sie nimmt an der Nacktheit Anstoß; Bettina sagte ihr schelmisch, wenn die Psyche wegbliebe, so müßte Goethe auch nicht im Mantel dasitzen, sondern nackt! — Bettina spricht sehr übel von Weimar. — Sie will nun doch ihr ganzes Denkmal noch ausführen durch Unterzeichnungen von Frankfurt am Main her, aber Steinhäuser ist nicht mehr ihr Mann, „er hat den Goethe verdorben, die Gestalt ist zu kurz und gedrückt, darf nicht von unten gesehen werden, sie muß mit dem Betrachter auf gleichem Boden stehen“. Zu den Unterzeichnungen denkt sie den Erbgroßherzog, Liszt und selbst den König noch zu benutzen; dieser hat ihr auf Brief und Buch nicht eine Zeile geantwortet. Auch von ' sprach sie; sie will ihre Sachen drucken lassen, unter der Bedingung, daß man sein

Buch ebenfalls verlegt; aber auch die ihren will ja niemand mehr! Nachrichten aus Paris von dem elenden Circourt, der von der Frl. Mentijos bewundernd schreibt; Bettina meint, diese Dame habe freien Sinn und große Kraft, sie werde Bonaparte'n mit denselben Ideen erfüllen, die sie, Bettina, unserm König habe geben wollen, jener werde nun ausführen, was dieser versäumt. Eine Fluth von Verwirrung und Widersprüchen! Herr von Zwers kam und hemmte den Strom.

Ein namhafter General (Bardeleben? Webern?) hat gesagt, sein preußischer Patriotismus ruhe, so lange dieser König regiere! Das innerste Gefühl empöre sich gegen diese Wirthschaft, alles Vertrauen und alle Hoffnung sei vernichtet! —

Montag, den 31. Januar 1853.

Vorgestern war die bürgerliche Heirath Louis Bonaparte's, das Volk jubelt ihm in den Straßen zu. — Hier gaben Berliner Bürger dem Polizeipräsidenten von Hinckeldey ein Festmahl bei Kroll, über 1100 Gäste, auch viel Jubel, für ihn und Manteuffel, die Unterdrücker der Freiheit und des Volks! Diese Leute würden auch Tanterre und Henriet hochleben lassen! — Sie thun, als wäre Hinckeldey der liebenswürdigste, gutmüthigste Menschenfreund; und er hält eine Rede, und fühlt sich berauscht von dem Afterbilde der Popularität! — Gestern war auch gleich die kirchliche Heirath Bonaparte's, unter großem Volksjubel, und die Gesandten waren auch dabei. —

Schimpfliches Benehmen unsrer Kammern, jeder Unsinn ist ihnen recht, wenn die Regierung ihn vorbringt und die Partheisucht ihren Vortheil dabei zu finden glaubt. Der Minister von Westphalen blamirt sich so frank und frei, als wenn es die größte Ehre wäre. Und die edlen Grafen von Itzenplitz, von Arnim, von Stolberg hinter ihm drein! Die Edelleute stehn unter dem Befehlswink des getauften Juden Stahl.

Uns ist das kein Schimpfname, ihnen aber ist er's! Drum nenn' ich ihn so. —

Die Minister haben schon erklärt, daß sie nach Annahme der Vorlage über die Umbildung der ersten Kammer sogleich Vorschläge über die der zweiten bringen würden. Die Hasenfüße von Abgeordneten werden schon sehen, wie man mit ihnen umspringt! —

Louis Bonaparte hat eine Amnestie erlassen, die sich auf etwa dreitausend Personen erstreckt. — Donoso Cortes, Marquez de Valdegamas, der fanatische Eiferer für die katholische Kirche, ist auch einer für Bonaparte und für dessen Heirath.

Der Präsident der hiesigen Bank, Herr von Lamprecht, ist wirklicher Geheimer Rath und Exzellenz geworden. Vor zwei Jahren stand er noch unter Hansemann und wollte diesem ganz weichen.

Dienstag, den 1. Februar 1853.

In Baden sind die Unterbehörden angewiesen worden, Beschlagnahmen von Schriften künftig nicht ohne vorherige Anfrage vorzunehmen. Man schämt sich der Dummheit, die gegen Gervinus begangen worden. —

Die ehmalige polnische Wirthschaft war Ordnung und Weisheit gegen die jetzige preußische. Solche Minister, solche Kammern! Lüge, Verwirrung, Dummheit, Gemeinheit! —

Der Student Schleban ist endlich, auf erneuertes Bitten seiner Mutter und militairärztliches Zeugniß wegen seines Gesundheitszustandes, in Silberberg aus einem Zuchthausträfling ein gewöhnlicher Festungsgefangener geworden. —

Der König hat Maskenbälle in den Fasten streng verboten.

Kriegsgeschichte des Jahres 1814 von Grolman und Damitz; viel aufgeschrieben. — In Lee, Lamartine und Voltaire gelesen.

Der König macht sein vor vier Jahren gegebenes Wort, er werde die ständischen Anordnungen zurückführen, jetzt wirklich wahr. „Ich fürchte sehr, er macht damit zugleich noch vieles andre wahr, was ihm einst recht lieb sein wird."

Arne Quehl ist das Faktotum des Ministers von Manteuffel, er macht ihm seine Berichte an den König, seine Vorträge in der Kammer, er liefert zu allem die Phrase. Dabei hat er die litterarische Polizei zu handhaben. Bei ihm warten die angesehensten Beamten im Vorzimmer; auch Lamprecht hat ihm fleißig aufgewartet. Und welch' ein Bursch ist dieser Quehl!

Mittwoch, den 2. Februar 1853.

„Jeder dieser Staatsretter wird vom andern abgethan", so ist ein Leitartikel der „Urwählerzeitung" überschrieben; witzig und scharf.

Die „Neue Preußische Zeitung" war dieser Tage nahe daran zu sterben. Die Klagen des französischen Gesandten und der Katholiken fanden bei Manteuffel ein williges Ohr. Für diesmal kam sie noch durch, aber sie schwebt in Gefahr. Die Ausfälle gegen Friedrich den Großen in der Rundschau haben ihr neuen Haß zugezogen.

Manteuffel unterstützt den Minister von Westphalen nur schwach; er möchte diesen Gönner der Kreuzzeitung am liebsten beseitigt sehen. Seine Kreatur, Arne Quehl, stimmte sogar mit der Linken gegen die Anträge Westphalen's. —

Die Debatten in der Kammer sind ekelhaft, die Rechte benimmt sich frech und bübisch, Gerlach und Stahl schwatzen das schändlichste Zeug, unverschämt, heuchlerisch, höhnisch. Herr von Vincke-Olbendorf, Geheimrath Riedel und besonders Aldenhoven zeigen Muth und Kraft, aber es hilft nichts. —

Donnerstag, den 4. Februar 1853.

Großes Wunder! Die „Spener'sche Zeitung" ist weggenommen worden, zum erstenmal! Auch die „Urwählerzeitung", aber die ist's gewohnt. —

Mittags kam Bettina von Arnim, war bei unserm Essen, sprach voll Feuer und Witz über die verschiedensten Sachen, sehr lustig, hinderte mich aber am Nachmittagsschlaf, dessen ich doch sehr bedurfte, und den ich auch nach ihrem Weggehen nicht fand.

In der zweiten Kammer gab es eine Ausforderung zwischen Bincke und Graf von Renard. Ersterer hat dem letzteren vorgehalten, daß er im Jahre 1848 nur Bürger Renard habe heißen wollen, nicht Graf, nicht Exzellenz, beide Titel habe er abgelehnt. So kommt die Furcht dieser Leute noch heute an den Tag! — Anträge zu Untersuchungen gegen den Präsidenten Lette, wegen Wahlreden, gegen einen Mann in Schlesien wegen Beleidigung der — Kammern!!! Da müßt' ich alle Tage vor Gericht stehen! —

Auch will der Minister-Präsident von Manteuffel sich nicht beruhigen, daß Graf Schwerin den Abgeordneten Aldenhoven nicht zur Ordnung gerufen hat. Erbärmlichkeiten! —

Der naseweise Markus Niebuhr, Geh. Regierungsrath, vom Präsidenten Grafen Schwerin barr angefahren. —

Sonnabend, den 5. Februar 1853.

Nun haben sie auch in Leipzig die Schrift von Gervinus verboten! Nachdem schon die zweite Auflage vergriffen ist. Ob sie hier nicht auch noch die Dummheit machen werden?

Preßprozesse, hin und wieder auch noch Haussuchungen, Polizeischeereien aller Art! — Die Spener'sche Zeitung war weggenommen, weil sie die Anklage gegen Gervinus mit den

angeſchuldigten Stellen gab; doch was ſchaden dieſe Stellen, da die ganze Schrift nicht verboten iſt? —

Herr von Mitſchke-Kollande, vor wenig Jahren noch Herr Mitſchke, ein vollſtändiger Junker, ſpielt den Ritter, redet in der Kammer! „Zaunkönige gewinnen Stimme.“ —

Sonntag, den 6. Februar 1853.

Die „Urwählerzeitung“ wieder weggenommen; ſie werden es mit ihren Schikanen nicht müde! — Die Verhandlungen mit Oeſterreich in den Zollſachen ſollen dem Abſchluß nahe ſein; unter welchen Bedingungen? Darauf kommt alles an. — Herr von Profeſch hat auf der Durchreiſe nach Frankfurt am Main in Kaſſel den Dieb Haſſenpflug beſucht. Ehrenvoll für beide! —

Der Juſtizrath Grelinger iſt geſtern Nachmittag nach langen Leiden hier geſtorben.

Montag, den 7. Februar 1853.

Der Profeſſor und Mahler Kopiſch verſtarb geſtern hier plötzlich.

In Grolman geleſen. Mein alter lieber Tettenborn erſcheint bei ihm in gebührender Weiſe, als eifriger, einſichtiger, tapfrer Kriegsheld, ſeine Gefechte ſind umſtändlich beſchrieben, zum Theil nach mir, zum Theil aber auch nach andern Quellen, z. B. das Gefecht gegen Napoleon bei Saint-Dizier, ausführlich und genau. Es bewegte mir das innerſte Herz, dies zu leſen. —

Dienstag, den 8. Februar 1853.

Der Assessor Wagener als Redakteur der Kreuzzeitung heute wegen Beleidigung des Staatsministeriums zu 9 Monaten Haft verurtheilt, in contumaciam. Wenn ein solches Urtheil bisher Andre traf, dann bebte er, wurde nicht müde mit seinen Späßen von Brummen, Sitzen ꝛc. Er hielt es für unmöglich, daß ihn dergleichen je treffen konnte.

Mittwoch, den 9. Februar 1853.

Niederlage der Kreuzzeitungspartei sogar in der ersten Kammer; ihre ganze Niederträchtigkeit und Erbärmlichkeit wird offenbar; Graf von Arnim-Boytzenburg zieht sich feige zurück, Stahl bekennt, daß die Junker nur ihr besonderes Wohl anstreben, daß die Mehrzahl in ihr dumm und unlenksam sei; lächerliche Lage, gegen die Autorität und in der Minorität! — Sie richten sich zu Grunde für alle Zukunft, diese Lumpen; alles Ansehn, alles Zutrauen schwindet für immer, der nächste Sturm rafft sie erbarmungslos fort. Aber auch ohne Sturm schwinden sie dahin. —

Wichtige Nachricht aus Mailand: am 7. — vorgestern — ist daselbst ein Aufstand ausgebrochen, Wachen wurden angegriffen, österreichische Offiziere. Nach 2 Stunden alles durch Truppen gedämpft. Jedenfalls ist dieser erste neue Versuch ein Feuerzeichen, das durch ganz Europa leuchtet, den einen zum Schrecken, den andern zur Lust.

Donnerstag, den 10. Februar 1853.

Besuch von Herrn Dr. Robert Giseke aus Leipzig.

Unser Kammer-Unwesen ist auf dem Gipfel. Ein wahrer Katzenjammer. Die Regierung und die Junker theilen sich in die Schande. Bincke Olbendorf, Wentzel, Lette, Reichensperger, Aldenhoven und einige Andre ringen brav genug, aber ihre

frühere Schuld iſt damit nicht ausgelöſcht, ſie rächt ſich. — Stahl jetzt, wie früher Gerlach, ſchimpft auf die eigne Parthei, ſchämt ſich der dummen Genoſſen. Nur Geduld! bald wird der dümmſte Junker wieder vernehm auf den Juden herabſehen! Stahl iſt verbraucht, dialektiſch abgenutzt, er kann nichts mehr; ein wucheriſcher Geſchäftsmann, wie weit entfernt vom Staatsmann! man ſchmeichelt ihm während man ihn braucht, aber man ſchämt ſich ſeiner, und bald kennt man ihn nicht mehr. Geſchadet hat er genug.

Der Präſident von Lette wegen einer Wahlrede vor das Disziplinargericht gezogen! Die Kammer erlaubt es herzlich gern.

In Kaſſel Prozeſſe gegen Mitglieder der Stände beabſichtigt, und ſchon eingeleitet, wenigſtens befohlen. Haſſenpflug! —

In Böhmen Todesurtheile wegen Sachen aus dem Jahre 1849. Auch ein Abgeordneter zur Frankfurter Nationalverſammlung iſt darunter. Die Todesurtheile jedoch gemildert in ſchweren Kerker. —

In Paris Verhaftungen von Legitimiſten und Schriftſtellern. Auch der treffliche Moritz Hartmann iſt darunter.

In Klapka's Buch zu leſen war mir diesmal wie früher höchſt peinlich; die Wunden bluten wenn man ſie berührt.

Freitag, den 11. Februar 1853.

Die „Nationalzeitung" ſehr tapfer über unſre Jammerzuſtände. — Die „Urwählerzeitung" belehrend und warnend über den Aufſtandsverſuch in Mailand, ſie darf natürlich nicht ihre ganze Meinung ſagen, deutet ſie aber genug an, um das Volk daraus Verhaltungsmaßregeln ziehen zu laſſen; ſie ſpricht von Oeſterreich, meint aber auch Preußen. —

Die zweite Kammer hat mit ziemlicher Majorität die Zweijährigkeit der Sitzungen und des Budgets, statt der Einjährigkeit, abgelehnt, dagegen die Sechsjährigkeit der Wahlperiode angenommen. Ein Theil der Rechten stimmte diesmal mit der Linken. —

Nicht Moritz Hartmann, sondern ein Litterat Herrmann soll in Paris verhaftet sein. Ich fürchte doch, es ist Moritz Hartmann.

Sonnabend, den 12 Februar 1853

Schlaflose Nacht, mit den Sorgen der Nacht! Diesmal darüber, wie es künftig mit meinen Papieren werden soll? So lange Ludmilla da ist, hat es freilich keine Noth, aber für andre Fälle weiß ich keinen Rath, keinen der ausreicht. Sonderbar, wie viele Menschen an derselben Verlegenheit leiden! Der Staatsminister von Schön, der General von Pfuel, Ludwig Tieck; früher General von Rühle, General von dem Knesebeck, Eduard Gans, selbst der Fürst von Wittgenstein: die Papiere der letztern sind auch übel gefahren, theils verkommen, theils unter Siegel gelegt; Rühle's wichtigsten Sachen hat die Frau, die von Gans der Bruder verschleudert.

Geheimrath Riedel hat eine taxfreie Rede für die Verfassung gehalten, aber es dankt es ihm der Teufel. Zu spät Reue. —

Die Beschlagnahme der Schrift von Gervinus in Königsberg ist vom Gericht nicht bestätigt worden, aber der Staatsanwalt hat appellirt. — Die „Urwählerzeitung" ist wegen eines durchaus gemäßigten, ehrlichen Artikels zu 60 Thaler Geldstrafe sehr ungerecht verurtheilt worden. Welche Rechtspflege! —

Katholische Debatte in den Kammern. Leeres Stroh gedroschen.

Gerlach und Stahl verlieren nach und nach alles Ansehn in der eignen Parthei, man fühlt ihre freche Unfähigkeit, Arglist, ihren Hohn und Verrath gegen die eignen Mitläufer.

Sonntag, den 13. Februar 1853.

Im Thiergarten bei Bettina von Arnim. Sie saß über einem dicken Manuskript von Achim von Arnim, die Fortsetzung der „Kronenwächter", die sie will drucken lassen, um den Ertrag für das Goethe-Denkmal zu verwenden. Sie sagt, es kommen darin bedenkliche Stellen vor. — — Sie will fast nichts reden und hören, als was dies Manuskript betrifft, alles andre muß weichen! —

Frau v. Marenholtz läßt mir sagen, daß ihr Sohn gestern gestorben sei. Die arme Mutter! Ich schreib' ihr ein Wort. —

In Mailand Hängen und Erschießen. Es sind auch viele Oesterreicher geblieben, Offiziere und Gemeine. Italien erzittert aber nicht aus Furcht, aus Grimm und Rachgefühl. — Auch in Mailand war es eine Rotte fremder, schlechtgekleideter Kerle, deren jeder 5 Lire bekam, die den Aufstand gemacht; aber gestraft soll doch die Stadt werden? und für den Schaden haften? sie, die entwaffnet und gebunden ist? Besinge deinen Radetzky! Justinus Kerner! Lüge und Ungerechtigkeit! — Was sind das für Leute, die für 5 Lire Leben und Freiheit wagen? Eigennützig können sie nicht sein, denn als Angeber der Sache könnten sie das Zwanzigfache bekommen.

Montag, den 14. Februar 1853.

Die Amnestie in Frankreich ist großentheils nur Vorspiegelung; die Zahl der durch sie wirklich Befreiten ist sehr gering. Der — bleibt sich gleich. — Stahl und Gerlach klagen bitter über die Dummheit und Störrigkeit ihrer Junker, diese klagen

Seine Majeſtät haben auch bei den Einwohnern die glücklichſten Eindrücke hinterlaſſen. Das Volk iſt wirklich gut und leicht beweglich.

Zum Geburtstage des Königs wird hier eine Oper von Koreff, „Aucaſſin und Nicolette“, komponirt von Schneider, aufgeführt werden. Die Beſorgniſſe, die uns für unſeren Freund aus dem Conſtant'ſchen Aergerniß erwachſen waren, ſind, wie ſchon jenes Zeichen beweiſt, für diesmal glücklich zerſtreut. Dem Kreiſe des Fürſten von Hardenberg ſteht Koreff mehr als je entfernt. Ich bin ihm den größten Dank ſchuldig geworden für die ſorgſame und meiſterhafte Behandlung meiner Frau, die er faſt wie an den Händen aus der Tiefe ihrer Krankheit heraufgehoben zur Geneſung!

Von den letzterſchienenen Geſetzen erwartet man alles Gute; die früheren wirken ſichtlich zur Aufnahme des Landes. Eine neue Kommiſſion zur Unterſuchung der Verwaltungsart des Staates, auch Vereinfachungskommiſſion genannt, wird manche Veränderung in den Regierungen veranlaſſen, beſonders auch, glaubt man, mehrere Zweige in Generaldirektionen, ähnlich den franzöſiſchen, zuſammenfaſſen.

Bevor ich zum Schluſſe dieſes Briefes gekommen, iſt unterdeſſen ein neuer Entſchluß für uns entſchieden worden. Meine Frau ſoll nach Töplitz reiſen und ich werde ſie dahin begleiten. Für mich wird es faſt eben ſo nöthig, wie für Rahel, einmal wieder im Freien aufzuathmen und dieſe trüben Wartetage hier zu unterbrechen. Den Tag der Abreiſe weiß ich noch nicht, aber er darf nicht fern ſein, wenn wir noch einiges vom Sommer retten wollen. Sehr gütig und wohlwollend bewilligte mir Herr Graf von Bernſtorff ſeine Zuſtimmung.

Schreiben Sie mir nur auf dem gewohnten Wege, verehrteſter Freund! Ich werde mir mit der Poſt nach Böh-

ebenso über die Anmaßung und Selbstsucht ihrer Häuptlinge, manche können auch den getauften Juden nicht ohne Schamröthe als ihren Führer sehen. Große Verwirrung und Zwietracht herrschen in dieser Parthei. Markus Niebuhr ist ebenfalls den Junkern verhaßt, so sehr er sich bei ihnen beliebt zu machen sucht; auch die Hofleute hassen ihn; Humboldt nennt ihn „die schielende Wanze". Er sieht in der That widerlich aus. —

Prinz Friedrich von Preußen, Vetter des Königs, hält nächtliche Orgien, Trinkgelage, die bis an den Morgen dauern, mit Saufbrüdern und Freudenmädchen gemeinster Art. Auf dem Schloß erzählt man von ihm die schändlichsten Aergernisse. Daneben findet es die Königin entsetzlich, wenn in der Fastenzeit hier noch getanzt wird! —

Der russische Gesandte von Budberg gab neulich einen Ball, zu dem er den französischen Gesandten nicht einlud; flugs gab dieser auch einen Ball und lud den Russen nicht ein. Darüber ist der letztere nun außer sich! Was bildet sich dieser Emporkömmling, der im russischen Dienst emporgekommen, denn ein? — Schlechte Reflexe des belgischen Gesandten hier, Herrn von Rethomb's: Schmeichler und Ränkemacher, hetzt die Katholiken auf ꝛc. —

Daß Herr von Below in der Kammer neulich — auf sehr dumme, ungeschickte Weise noch dazu — den Shakespeare angeführt und ihn einen spanischen Dichter genannt hat, — was schon dem „Aladderadatsch" verfallen ist, — berührt unsre gebildeten Adlichen sehr empfindlich. Sie schämen sich der schlechtesten Streiche nicht, aber solcher Lumpereien. — General von Peucker bewirbt sich beflissen und flehentlichst um einen diplomatischen Posten; einen militairischen, sagt man, kann er nie mehr bekommen, die ganze Armee verabscheut ihn, weil er sie 1848 dem Reichsverweser wollte schwören lassen. Der König, der damals das Schwören bewilligen wollte, hat es ihm verziehen, aber die Armee verzeiht nicht. —

Der König hat jetzt erst die Anekdote gehört, daß Frau von Manteuffel den französischen Gesandten — und noch dazu durch Hülfe eines Dolmetschers, — gefragt, s'il y a des carpes en France? und daß dieser spöttisch geantwortet, Oh! oui, Madame! tant que vous voudrez! Der König belustigt sich über die Maßen an solchen Geschichten; die Höflinge sagen, es freue ihn, wenn Manteuffel's lächerlich werden und er sie bänseln kann. Die Höflinge sind alle wider den König und voll Tadels. —

Der Graf Cajus zu Stolberg hat gesagt, sie im Westen seien Preußen mit Unzufriedenheit; der Graf zu Stolberg-Wernigerode erwiedert darauf, er sei ein enragirter Preuße, und will seinen Namen von dem seines Namensvetters sorgsam unterschieden wissen. Die beiden Reichensperger haben in der katholischen Debatte eifrig und lange gesprochen, Bincke-Olbendorf, Brünneck, Kleist-Retzow, am schlechtesten der Präsident von Gerlach, der nach Abfluß des wenigen hellen Wassers recht erbärmlich auf dem stinkenden Schlamm seiner Lügnerei sitzen blieb. Es wird ihm etwas unheimlich.

Hier sind Verhaftungen und Haussuchungen geschehen; junge Leute, bisher unbekannt und unbescholten, sind kommunistischer Verbindungen angeklagt. Was die Behörde wohl darunter verstehen mag? —

In Italien sieht es düster und drohend aus. Oesterreich, das eben mit dem Volksaufstand in Montenegro liebeln wollte, wird wohl in der Lombardei entgegengesetzte Beschäftigung finden. Das ganze Land gährt. Ungarische Soldaten mochte man nicht gebrauchen, einzelne mußte man standrechtlich erschießen lassen. Aufrufe von Mazzini, von Kossuth. Der Aufstand, wenn auch unterdrückt, ist ein furchtbares Lebenszeichen. Die Reaktion ist ganz in Wuth.

Radetzky's Proklamationen und Anordnungen sind die einer stupiden rohen Gewalt, sie athmen Wuth und verwirren sich

in Widersprüche, die den alten Mann lächerlich machen. Bald ist die Bevölkerung von Mailand vortrefflich gesinnt, voll Unwillen gegen den Aufstand, bald läßt sie sich vom Schrecken beherrschen, den ihr die Revolutionaires einflößen; üben denn die Oesterreicher nicht auch Schrecken genug? Die alten Faseleien werden auf's neue durchgefaselt. —

Dienstag, den 15. Februar 1853.

Geschrieben. „Eure Republik ist ein Unding, solche hat es nie gegeben und wird es nicht geben." Und euer Glaubensreich, ist es kein Wahn? Hat irgend eine weltliche oder geistliche Macht je unbestritten dagestanden? Uebrigens ist das Bestehen der nordamerikanischen Freistaaten ein Geschichtsphänomen, mit dem ihr so bald nicht fertig werdet.

Die „Neue Preußische Zeitung" ist gestern Abend weggenommen worden, weil sie — dumm genug — die Proklamation Kossuth's mitgetheilt hat. In ihrer dünkelhaften Einbildung thut sie, als sei dergleichen wirkungslos; die Regierung aber weiß es besser, und unterdrückt. —

Besuch von Häulein; über seine Angelegenheiten, der König narre ihn, stelle sich konstitutionell beschränkt, sage stets: „Ja, wenn nur Manteuffel wollte!" Manteuffel hinwieder: „Ja, wenn nur der König wollte!" Er findet das sehr unköniglich.

Die Landräthe in den Kammern wollen dem Herrn von Vincke Olbendorf zu Leibe gehen, sie fühlen sich von ihm verspottet, beleidigt: es sind ihrer eine gute Anzahl, aber meist jämmerliche Burschen, er kann sie verlachen, und sollte einer was wollen, nun so wird er seinen Mann stehen, ihm fehlt es nicht an Muth. —

Die gewaltsamen und willkürlichen Maßregeln in Elbing gegen Riesen und Andre gehen immer fort, und der Minister

billigt ſie. Strafbare Behörden. Und dabei noch ſtets das freche Vergeben nur das Geſetzliche zu thun! Sie höhnen und mißhandeln die Geſetze. —

In Stettin iſt nun auch ein Verbot gegen die Schrift von Gervinus ergangen. Warum nicht auch hier?

In Königsberg eine Vorleſung des Dr. Rupp von der Polizei, das heißt von einem ſie bewachenden Gendarm, abgebrochen. Und das ſoll gute Stimmung machen? —

Die Anrede von Prokeſch an den Bundestag bei ſeinem Eintritt in denſelben iſt ein ſchlechtes Machwerk, aus Lüge und Schwulſt zuſammengebacken. Er ſtellt ſogar hiſtoriſche Anſichten auf! Ich fange an zu zweifeln, daß er der Mann ſei, in Frankfurt am Main die Leitung zu führen. Der allererbärmlichſte, feigſte Graf von Münch-Bellinghauſen war wohl auch untauglich, aber er hatte einen Metternich hinter ſich, Prokeſch nur einen Buol.

Die Börſe war hier heute ſehr unruhig und beſtürzt wegen ſchlechter Nachrichten aus Wien! angeblich auch aus Paris.

Im Volke hier heißen die Gaſſenkehrer „Hinckeldey's Garde".

Stahr in der „Nationalzeitung" ſehr gut über Hinrichs und ſein Buch vom Königthum. —

Ein diplomatiſches Uebereinkommen Oeſterreichs und Rußlands mit Frankreich überläßt letzterem die Einverleibung von Belgien und in gewiſſen Fällen des linken Rheinufers, dafür nehmen Oeſterreich und Rußland Stücke der Türkei. Preußen ſteht außerhalb des Spieles; aus Mitleid will man ihm, wenn es fügſam iſt, Stücke von Galizien zur Entſchädigung geben! Der preußiſche Geſandte in Wien iſt ohne Abnung ſolcher Dinge, der Miniſter von Manteuffel hat ſie erfahren, aber will ſie nicht glauben, oder ſtellt ſich ſo; aber Dr. Ayno Quehl muß eifrige Nachforſchungen anſtellen! Die erſte Spur dieſer Sache hat in Wien Herr Wolff, Mitheraus-

geber der Nationalzeitung, aufgefunden. — Es ist nicht das erstemal, daß Rußland die preußischen Rheinlande vergeben wollte. —

Mittwoch, den 16. Februar 1853.

In auswärtigen Blättern sprechen feile Tagesschreiber von Manteuffel und Hinckeldey als von den populairsten Persönlichkeiten Berlins! Warum wird Wrangel vergessen? Das Wahre ist, nachdem diese Leute die Handlanger der Reaktion gewesen und dafür ihren Lohn empfangen, möchten sie gar gern das Gehässige ihrer Rolle vergessen machen und für Volksfreunde gelten. Aber es gelingt ihnen nicht! Bei Schlunder Bier trinken, hin und wieder einem Nothleidenden beistehen, einige polizeiliche Einrichtungen treffen, das reicht dazu nicht hin, so wenig wie die Festzeitung und Zeitungsschreibereien es machen. Der Schmeichler und Mantelträger giebt es freilich genug, und wie viele Leute stehen unter Zwang! Aber die Masse des Volks läßt sich nicht täuschen, sie haßt jene Personen, und wird sie hassen, so lange ihre Namen nicht vergessen sind. —

Merkwürdig ist es, wie sehr noch immer Goethe's Sprüche in unsern parlamentarischen Verhandlungen vorkommen. Alle Partheien zitiren ihn, und gewöhnlich treffen seine Worte gut.

Die Nachrichten aus Italien sind noch sehr beunruhigend. Wieder möchte man die Gelegenheit benutzen, gegen die Schweiz loszufahren! —

In Frankreich wird neue Verminderung der Kriegsmacht verkündet. Rede des Kaisers bei Eröffnung des gesetzgebenden Körpers, stolz gegen das Ausland, Frankreich in Europa vorherrschend, er Bonaparte selbst der Glücklichmacher für alle Staaten! —

Donnerstag, den 17. Februar 1853.

Geschrieben. Ueble Stimmung aus innern Gründen und äußern Anlässen. Ich möchte herausspringen aus allem Wust, in dem ich sitze! Mir fehlt geistiger, belebender Austausch; auch die Besten bringen mir nur ihre Klagen, ihre Sorgen. Keine Vorgänge, deren man sich freuen könnte, kein Werk, an dem man herzhaft Mitarbeiter werden möchte. Lumpen und Schufte sind obenauf. —

Einige hundert Einwohner von Elbing haben an die Kammern eine Petition gesandt, in der sie über die Willkür und Partheilichkeit der dortigen Polizeibehörde klagen und viele Beispiele davon angeben. Die Tagesordnung ist die Antwort darauf, wie der Ministerpräsident von Manteuffel selber sie will. Wo soll man eine Petition gegen die Willkür und Partheilichkeit der Kammern einreichen? Das Volk wird es schon einmal wissen! —

Ueber die Handelsverhältnisse Englands und Deutschlands ein paar große Abhandlungen gelesen. Ein gescheidter Fürst wäre nöthig, diese Wirrnisse zu ordnen, oder eine ächte Nationalversammlung. Die litterarischen Debatten darüber helfen nichts, so lange sie nur von niedrigen Standpunkten ausgehen; unsre Schriftsteller haben keine andern. Viele dieser Schreiber meinen es weit gebracht zu haben, wenn sie über Fichte's geschlossenen Handelsstaat spotten! —

Rees von Esenbeck dankt in der Breslauer Zeitung (Neuen Oder-Zeitung) den Arbeitern, die ihm an seinem Geburtstag ein Ständchen bringen wollten, das aber die Polizei verhindert hat; er sagt, er habe ihre Lieder d o c h gehört. —

Freitag, den 18. Februar 1853.

Verstimmung, widerwärtige Betrachtung der Menschen und Sachen. Erzürnte Empfindlichkeit. Ich verarbeite alles

möglichſt in mir ſelbſt. Jeder Ausbruch, an ſich ſchon verwerflich in Betreff der Andern, verſchlimmert auch den eignen Zuſtand. — Geſchrieben, unter allen Umſtänden.

In Halle iſt die zweite Auflage des Antibarbarus logicus von Cains erſchienen. Darin wird das Lehren Hegel'ſcher Philoſophie auf Univerſitäten und Gymnaſien als verderblich und gräuelhaft bezeichnet; aus allen Kräften müſſe man dem geſunden Menſchenverſtande gegen dieſe böſe Sophiſtik und Schwärmerei aufhelfen. — Der Krieg iſt aber nicht ſowohl gegen die Hegel'ſche, als gegen jede Philoſophie gerichtet, die nicht bloßes Schulformweſen im Dienſte des Staats und der Kirche iſt. Die Pfaffen und Pietiſten leben die Schrift.

Die Linke unſrer Kammern war in der letzten Zeit nahe daran, in Maſſe ihre Mandate niederzulegen und abzureiſen. Die Demokratie war ſchon vor vier Jahren ſo klug, ſo aufrichtig, ſo trotzig.

Sonnabend, den 19. Februar 1853.

Telegraphiſche Depeſche, daß der Kaiſer von Oeſterreich in Wien auf der Baſtei von einem ehmaligen ungariſchen Huſaren in den Hinterkopf geſtochen werden. Bedenkliche Zeichen, ſie mehren ſich! — Geſtern Nachmittag gegen 2 Uhr geſchah es. — Der Kaiſer liegt zu Bette. —

Beſuch bei Dr. Hermann Franck; von dem Tagesereigniß war nur vorübergehend die Rede, deſto mehr von allgemeinen Verhältniſſen. Herr Prof. Dirichlet kam dazu, und ging mit zu mir; bald kam auch Staatsrath von Blum, und es wurden beſonders ruſſiſche Verhältniſſe lebhaft beſprochen. Vom Kaiſer von Oeſterreich kein Wort. Es fiel mir erſt nachher auf. In früheren Zeiten wäre ſolche Gleichgültigkeit nicht möglich geweſen. Jetzt ſieht man alle dieſe Machtträger, als

vorübergehende und dabei sehr wackelige Gestalten an; man wundert sich über nichts. Das Volk, früher bei solchen Gelegenheiten erschrocken, lacht und bohnt, und hält alles, was jene trifft, noch für viel zu wenig. —

Herr von Hänlein, in alter Diplomatengewohnheit, kommt gelaufen um allerlei Anzufungen zu machen, einige Bemerkungen zu hören, und weiß sich viel mit der Nachricht, daß heute noch von hier der General von Brauchitsch nach Wien abreist, um das Beileid des Königs dort auszusprechen. Für die Höfe ist freilich die Sache wichtig! —

Zu Hause geblieben wegen Unwohlsein. Schach mit Ludmilla. Im Tacitus und Suetonius manches nachgesehen. Mont-Revêche, von Frau von Dudevant, zu lesen angefangen. —

Gestern ist in Charlottenburg ein Mensch verhaftet worden, der eines Anschlags auf den König verdächtig ist. Man fand zwei Pistolen bei ihm! — An demselben Tage mit dem Mordanfall in Wien! —

Sonntag, den 20. Februar 1853.

Die Schrift von Gervinus ist nun wie in Stettin so auch in Magdeburg verboten; hier nicht, auch ist in Königsberg das Verbot wieder zurückgenommen, aber das schadet nichts, den Polizeibehörden ist es doch zu süß ihre Macht zu zeigen! — Die Minister billigen auch die schändliche Willkür der Polizei in Elbing, die offenbare Ungerechtigkeit! — Die bisher bei dem Geschwornengericht in Posen betheiligt gewesenen Juden erlassen eine scharfe Erklärung gegen die Verläumdungen, die der Oberpräsident von Pommern, Herr Senfft von Pilsach, in der Kammer gegen sie ausgesprochen hat; sie weisen ihn gründlich zurecht, er muß sich tief schämen. Ja, ja, wir haben herrliche Beamte! —

In Oesterreich darf kein protestantischer Prediger sich Pfarrer nennen; in Schlesien wollte man einem freigemeindlichen Prediger daraus ein Verbrechen machen; zum Glück sprach das Gericht ihn frei. — Es hieß, die Regierung wolle milder mit den Dissidenten verfahren, ihnen einige Rechte zugestehen, die Behörden aber sind noch im alten Zuge, verfolgen, schikaniren soviel sie nur können. Welch ein Staat!

Was alle Regierungen übersehen, alle Polizeibehörden, das ist die ungeheure Verbreitung wohlfeiler Bücher, die Popularisirung aller Kenntnisse, voran und zumeist freilich der gewerblichen, gemeinnützigen, naturwissenschaftlichen, dann aber auch der höheren Naturschilderungen, Reisen, Darstellungen des Völkerlebens, Geschichtskunde, — es wimmelt von wohlfeilen Büchern der Art, sogar mit Bildern, die auch wohlfeil sind, — diese haben oft wenig eignen Werth, werden von den Gelehrten kaum bemerkt, wirken aber ungeheuer im Volke, das mehr liest als je, und seine eigne Litteratur für sich hat. —

Merkwürdig ist es, wie die preußische Regierung, die den Zeitungen alle heftigen Ausfälle gegen Frankreich untersagt, fortwährend die gegen Oesterreich erlaubt. Die „Nationalzeitung", die „Urwählerzeitung", schildern diese mit den gehässigsten Farben, und werden dafür nicht mit Beschlag belegt. Sie tadeln sogar, daß Preußen mit einem so schlechten Staate verbündet ist, sie sagen, das sei Preußens Verderben, es sei betrogen ꝛc. —

Der Vorfall in Charlottenburg wird möglichst vertuscht: ohne die vermindernde Anzeige in den Zeitungen, die ihn als unbedeutend darstellt, hätte das große Publikum noch lange Zeit vielleicht nichts davon erfahren. Die Verminderung in der Anzeige ist sehr ungeschickt. Wie kommt ein Kerl dazu, wenn er Soldat werden will, sich in Charlottenburg anzudrängen, und dazu zwei Pistolen in der Tasche zu führen? Sie sollen ungeladen gewesen sein; aber gebacktes Blei hat er bei

ſich gebahrt. Boten über Boten wechſelten zwiſchen Berlin und Charlottenburg am Freitag, Hinckeldey war den ganzen Tag draußen. Das Vertuſchen hilft nichts; es ſchadet oft nur. — Diesmal hilft das Wiener Ereigniß etwas, und lenkt die Aufmerkſamkeit dorthin. — Der Schrecken iſt ungeheuer unter den Ultra's. —

Ich konnte heute wenig ſchreiben, las aber viel in meinen Kriegsgeſchichten.

Dr. Jabel war wegen Preßvergehen zu viermonatlicher Haft verurtheilt, im Wege der Gnade iſt dieſe Strafe in eine Geldſtrafe verwandelt worden. —

Männer vom Fache verſichern, daß unſer Heerweſen jämmerlich verwaltet werde, daß die Gebrechen, die bei der letzten Mobilmachung an den Tag kamen, bei einer neuen nur in größerem Maßſtabe ſichtbar werden würden, daß der Tag der Prüfung ſchrecklich ſein werde. Beſonders ſoll die Artillerie in größtem Verfall ſein, viele Offizierſtellen ſind unbeſetzt, es fehlt an Befähigten. Der König, ſagen die alten Generale, habe für das Militair zwar bedeutende Worte, ſüße Phraſen, aber keine Liebe, keinen Blick, keine zweckmäßige Sorgfalt.

General von Wrangel erzählt, der Kaiſer Nikolai habe ihm geſagt, er wünſche nicht, daß die Türkei ihn zwinge ſie anzugreifen, ihr Beſtand ſei ihm allzu wichtig; ſelbſt Conſtantinopel zu bekommen, würde ihn nur in Verlegenheit ſetzen, denn dann müßte er St. Petersburg verlaſſen, und die Ruſſen würden eiferſüchtig ſein auf das neue Reich, das er dann antreten müßte ꝛc. Den alten Burſchen hat er ganz bethört, der glaubt ihm das alles! —

men nichts nachsenden lassen und auch selbst wenig schreiben. Aber ganz stocken soll unser Briefwechsel doch nicht!

Alles Beste und Schönste für Sie!

Viele Grüße an Hrn. Grafen von Schlabrendorf und wiederholte Bitten, seiner Einzelblicke für mich zu gedenken!

Von ganzem Herzen

Ihr

K. A. V. v. E.

66.

Oelsner an Varnhagen.

Paris, den 28. Juli 1821.

Zu dem Lobe von Fontanes, mein Theurer, mögen Sie nun auch seine Schande lesen.

Bei den liberalen Ideen muß etwas zu gewinnen sein, sonst hätte Talleyrand anders gesprochen. Der schlaue Mann besitzt ein Fühlhorn, das ihn nie irre leitet, und mittelst dessen er jedesmal bei Zeiten spürt, wo sein Vortheil liegt. Sollten die Dinge hier auf einem Wendepunkte stehen?

Es thut mir leid, Ihnen das sehr lesenswerthe Buch der Frau von Staël, „Mes dix années d'exil," nicht senden zu können, weil es von zwei anderen Theilen unzertrennlich ist.

Lassen Sie mich hoffen, daß mein Briefchen Sie und Ihre Frau Gemahlin im besten Wohlsein finde.

Hochachtungsvoll

Oelsner.

Ich hatte vergessen, daß mein Geburtstag ist. Die Glückwünsche erinnerten mich daran, daß ich mein neunundsechzigstes Jahr antrete.

Johann Libenyi heißt der Magyar, der den Kaiser erstechen wollte, 20 Jahr alt, gewesener Honved, roh und wild. — In Wien großer Lärm, Spenden, Illuminationen ꝛc. Hier die größte Gleichgültigkeit, die mich in Erstaunen setzt; man spricht gar nicht davon, ein Konzert der Milanolle ist wichtiger. Hof und Diplomaten müssen wohl beseiert thun, aber außer dem Scheingepränge, daß man schreibt, schickt, den Telegraphen in Bewegung setzt, ist auch nicht viel dabei, man lacht und scherzt gleich darauf wie vorher; — die Furcht, der Rückblick auf eigne Gefahr, wirkt auch noch mit. —

In Wien schimpft alles auf den General Grafen Giulay, der in Mailand befehligt. Er war zu seinem Vergnügen nach Florenz gereist, in Mailand war die größte Sorglosigkeit, der Dienst ganz erschlafft, keinerlei Anstalten! Die Truppen waren ganz unvorbereitet, die Gewehre vor den Wachthäusern preisgegeben. So geht es mit diesen Dingen! So werden einst unsre Gitter an den Schloßportalen und um die Wachthäuser — diese eisernen Denkmale des 18. März — zum Hohn und Gelächter sein! Sie werden zu nichts nütze sein, wie am 18. März schon die Soldaten und Kanonen nichts halfen!

Niedrig und gemein, wie immer bei jeder Gelegenheit, ist auch jetzt wieder vor allem die Kreuzzeitung, in ihren heuchlerischen Ausrufen, schändlichen Verdächtigungen, lügenhaften Angaben. Gegen Kossuth, Mazzini, Kinkel, Louis Blanc häuft sie die arglistigsten, frechsten Beschuldigungen. Die mitgetheilten Proklamationen sogar, von Kossuth angeblich und Mazzini, erweisen sich als erlogne Machwerke. —

Ein Handelsvertrag zwischen Oesterreich und Preußen ist in diesen Tagen abgeschlossen worden; der Beitritt steht allen Staaten frei, die sich dem ehmaligen preußischen Zollvérein wieder anschließen wollen.

Das Wunderkind Luise Braun aus der Schifferstraße, dessen göttlichen Eingebungen vor einigen Jahren die vornehme und geringe Welt so gläubig vertraute, ist als Betrügerin vom Gericht verurtheilt worden; sie ist jetzt 17 Jahr alt, und war schon damals, zu 12 Jahren, grundliederlich.

Memoirs of the court and cabinets of George III. By the duke of Buckingham and Chandor. London, 1853. 2 Vols.

Dienstag, den 22. Februar 1853.

„Urwählerzeitung" und „Nationalzeitung" heute in gleichem Sinne kräftigst gegen die falschen Beschuldigungen der Ultrablätter, besonders der niederträchtigen Kreuzzeitung, als sei die demokratische Parthei an dem Mordversuch, an dem Aufruhr schuld. Die Parthei der Rechten beutet jeden solchen Anlaß verrätherisch für ihre Zwecke aus, das ist bekannt! Sie wird auch jetzt auf Maßregeln gegen die Presse, gegen die Flüchtlinge, gegen die Schweiz und England dringen, Oesterreich wird am Bundestage sein Preßgesetz durchbringen, Preußen wird nicht länger widersprechen. Immerhin! Laß sie in Furcht und Wahn verkehrte Griffe thun! Laß sie die Schweiz besetzen, drücken, brandschatzen; sie vermehren nur das Gebiet des Hasses und des einstigen großen Aufstandes; wie in Mailand werden sie in Bern und Zürich gehaßt werden; die Zahl der Unterdrückten, Beleidigten vermehren, heißt die schon vorhandenen durch Bundesgenossen verstärken. — Und die Presse? Die Volksparthei kann ihrer entbehren; in den letzten fünf Jahren ist für zwanzig Jahre im Vorrath gearbeitet. Die

meisten deutschen Blätter sind ohnehin schlecht, feige, verkauft, wenigstens unrein, diesen ist die Freiheit nichts, der Zwang gebührt ihnen.

Mittwoch, den 23. Februar 1853.

Die Schrift von Gervinus nun auch in Dresden mit Verbot belegt. Wird auch noch in Berlin geschehen! Unsre Minister, die eben noch sagten, nicht sie, sondern die Unterbehörden hätten in Königsberg, Stettin, Magdeburg das Verbot erlassen, werden sich bald schämen, ihren Antheil an der Sache geläugnet zu haben! Außerdem glaubt ihrem Vorgeben niemand; darf denn eine Unterbehörde das Geringste selbstständig thun? — Ich höre, daß Gervinus seine Verurtheilung jetzt als gewiß voraussieht.

Aus der Lombardei sind plötzlich und in der kürzesten Frist 6000 Tessiner ausgewiesen worden. Das macht der österreichischen Regierung gute Freunde? — Piement hält sich noch selbstständig und würdig, gestützt auf England. Wie lange? —

In Hamburg haben Senat und Bürgerschaft die deutsch-katholische Gemeinde aufgelöst, die Versammlungen, die Schulen. Die erbedere Geistlichkeit! —

Abends Besuch von Herrn Professor Stahr. Ueber die Weltlage, die deutsche Schriftstellerei. Niederträchtigkeiten und Gemeinheiten der Kreuzzeitung; Elendigkeit der Spener'schen! Alles gewohnte Geschrei von Komplotten, Verschwörungen, Bösewichtern, die den Meuchelmord anstiften ꝛc. So leer und grundlos, wie bei Louvel, Tschech, Sefelege, Sand ꝛc., und in der Wiederholung um so schändlicher, als die Buben selbst es wissen, daß sie Falsches angeben und behaupten.

Endlich haben die hiesigen Minister eine Verabredung erlassen, nach der die Deutschkatholischen von den Gerichten und Verwaltungsbehörden etwas weniger gequält werden sollen! —

General Graf von Benckendorff kommt aus Weimar und bringt mir einen Brief und ein Buch von Apollonius von Maltitz. Ein feiner, artiger Mann; Nesselrode, der General, hat ihm von mir erzählt, darum wünschte er mich kennen zu lernen. Wir sprachen von der Großherzogin Marie, mit einstimmigem Lobe, vom Grafen Bludoff, von russischer Litteratur, von Tettenborn; seinen Vater Konstantin und seine Mutter Natalie Alopeus hab' ich sehr gut gekannt. —

Die neusten Nachrichten aus Wien schildern den Kaiser doch als sehr leidend. Erst klang alles so heroisch, er hatte seinen Säbel gezogen, war allein fortgegangen, jetzt heißt es, er sei eingeknickt, habe sich am Arm seines Adjutanten fortgeschleppt, habe eine Zeitlang nicht sehen können u. s. w. Großer Blutverlust. —

Unser Handelsvertrag mit Oesterreich ist vom 19. und steht schon in auswärtigen Zeitungen. Der Inhalt scheint vortheilhaft genug, die Form ist ein Nachgeben, wie in Betreff des Bundestages auch. Wir prahlen nur mit der Großmacht, sind keine.

In Sachsen Beschlagnahmen, in Karlsruhe deßgleichen, selbst ältere Bücher kommen an die Reihe. — In Frankreich verdammen Erzbischöfe und Bischöfe das ultramontane Blatt „l'Univers", verbieten es zu lesen ꝛc. Der Herausgeber Veuillot ist grade in Rom. Die katholischen Pfaffen treiben ihr Wesen arg genug, das ist wahr, aber sie sind im Ganzen doch nichts mehr gegen sonst, ihre Macht ist gebrochen, wie die des Adels und der Fürsten, so sehr sie im Einzelnen sich geltend macht.

Unsre nichtsnutzigen, lächerlichen Kammern, mit ihren Kupfer, Blankenfee, Gladisch, Mitschke-Kolande, Gerlach, Jtzenplitz, Arno Duehl ꝛc. Die erste Kammer ist über den Antrag von Saurma und Reuß, die Verfassung abzuschaffen, doch zur Tagesordnung übergegangen. Stahl selbst hat für die Verfassung gesprochen, natürlich für die Mißgeburt, die es durch Kunst immer mehr werden soll! Die Junker wollen das Netz nicht missen, in dem sie den König gefangen halten; sie ziehen es immer enger, wenn sie auch die Maschen weiter machen, um ihn glauben zu lassen, er könne durchschlüpfen. —

Unzufriedenheit der Offiziere mit Wrangel. „Halb Bauer, halb Komödiant", sagt General von Möllendorff von ihm. Seine Wichtigthuerei mißfällt allgemein. Als er hörte, der König habe schlaflose Nächte, gehe oft in späten Stunden im Schloßgarten und vor dem Schlosse unruhig umher, ritt Wrangel kürzlich in der Nacht nach Charlottenburg, um nachzusehen, ob auch für die Sicherheit des Königs gehörig gesorgt sei, ließ sich dabei vom König bemerken, wurde herangerufen, belobt ꝛc. Am andern Tag schenkte der König ihm einen Schimmel.

Bei einem Artillerieregimente hier fehlen 17 Offiziere, die man nur ersetzen kann, wenn man minderbefähigte Leute nimmt. In dem ganzen Kriegsheer fehlen sechshundert Lieutenants; die Leute wenden sich vom Kriegsdienst ab, die Armee, heißt es, verkümmere, werde nicht beachtet, zurückgesetzt, habe keine Aussichten ꝛc. Wie vor 1806, wo auch so viele fähige Köpfe den Abschied nahmen, neue Verhältnisse suchten ꝛc. —

Freitag, den 25. Februar 1853.

Geschrieben. Wenn Preußen ein konstitutioneller Staat wird und bleibt, so sind wenigstens die Anfänge traurig und

ſchmachvoll! Aus der ektroyirten, bis zur Ohnmacht revidirten Verfaſſung ſollte etwas werden, nachdem aus der von der Nationalverſammlung entworfenen nichts geworden iſt? Warum nicht? Die Menſchen halten von jeher lieber das Gemeine feſt, als das Edle. —

Beim Geh. Finanzrath von Könen war fromme, erzreaktionaire Geſellſchaft; der Prediger Büchſel kam, und ſagte er komme vom lieben Aſſeſſor Wagener, der jetzt die Geſchäfte vernachläſſigen müſſe, weil er mit ſeinem Prozeß gegen Bloch vollauf zu thun habe; zwar ſei ihm die Verſicherung ertheilt, daß Bloch verlieren und fallen werde, aber —! Frommes Seufzen.

Beſuch vom Staatsrath von Blum. Abends nach 6 Uhr holte mich Herr Oberſt Mebes ab, um mit ihm die militairiſche Geſellſchaft im Engliſchen Hauſe zu beſuchen. Im großen Saal, etwa 150 Anweſende, faſt nur Offiziere, darunter die Generale von Brangel, von Reyher, Prinz Georg (Sohn des Prinzen Friedrich). Major von Franſecky hielt einen anderthalbſtündigen Vortrag über Gneiſenau, der mich in ſtäter Spannung bis zum Ende höchlich anregte, ſehr gut und beſonders zweckmäßig. Die Gebrechen des alten Militairweſens, die Unwürdigkeit ſo vieler Befehlshaber, wurden nicht vertuſcht, die Tüchtigkeit der Bürger Kolbergs, ihre Hülfe als Bürgerwehr, die Verdienſte Nettelbeck's, wurden gebührend geprieſen. Ich ſprach mit General von Reyher, der überaus freundlich war, aber meine Hoffnungen auf die Bülow'ſchen Papiere noch weit hinausſchob. Auch mit dem Major von Franſecky einige Worte gewechſelt. Reyher fragte mich, ob ich der Geſellſchaft beigetreten ſei, ob ich nicht beitreten werde? Ich gab ausweichende Antwort; ich will erſt ſehen.

Die Juriſtenfakultät zu Göttingen hat den Ausſpruch gethan, die Schrift von Gervinus ſei nicht ſtrafbar, der Autor müſſe freigeſprochen werden. — In Prag ſogar darf die Schrift

frei verkauft werden, — ſie iſt wiſſenſchaftlich, nicht für's Volk.

Heute Verhandlung vor dem Stadtſchwurgericht, Aſſeſſor Wagener als Verläumder des Präſidenten Bloch; noch unbeendigt.

Sonnabend, den 26. Februar 1853.

Beſuch von Weiber; Nachrichten aus Charlottenburg; eine Ober-Poliſei wieder im Vorſchlag, aber Manteuffel wünſcht ſie nicht, weil ein eigentlicher Polizeiminiſter leicht die Hauptperſon im Staate wird. Unruhe in den obern Kreiſen und Sorgloſigkeit, Schwanken, Unentſchloſſenheit. Selbſtſucht überall! —

Die in Paris verhafteten Zeitungskorreſpondenten, alſo auch ohne Zweifel Moritz Hartmann, ſind in Freiheit geſetzt worden.

Telegraphiſche Nachricht aus Wien, der Kaiſer leidet an Blutandrang nach dem Kopfe, Fieber. Der Mörder Libenyi, heißt es, iſt ſchon hingerichtet. Die Eile iſt ſehr auffallend; man ſagt, er habe wegen ſeines auf Befehl des Kaiſers hingerichteten Vaters Rache nehmen wollen; ſeine Aeußerungen über Ungarn ſeien höchſt verwegen und gefährlich geweſen u. ſ. w. Alles nicht Grund genug zu ſolcher Eile. — Schimpfen der Zeitungen auf die Schweiz und England.

In Goethe geleſen, die geſchichtlichen Erläuterungen zur Farbenlehre, als Stärkung und Ermunterung! Gegen die widrigen Einflüſſe, die auf mich eindringen! —

Sonntag, den 27. Februar 1853.

Beſuch vom General von Willisen aus Danzig, er kommt aus Erfurt, wo er den jüngern Bruder beſucht hat. Langes

Gespräch über unsre Zustände, diplomatische, militairische. — Er erzählt mir von zweien Brüdern, Herren von Schwerin, die in seiner Brigade ausgezeichnete wackre Kürassieroffiziere waren, und aus bloßer Ueberlegung, weil ihnen diese Dienstverhältnisse und die erwerblose Beschränktheit, in der sie lebten, mißfällig geworden, ihren Abschied nahmen, das Grobschmiedehandwerk lernten, und mit etwa 1000 Thalern nach Kalifornien gingen. Man sieht, die Denkart geht über alle Standesvorurtheile und Vortheile! —

Ich konnte heute meiner Verstimmung nicht Herr werden.

Montag, den 28. Februar 1853.

Wunderliche Träume; ich sprach ausführlich mit General Klapka, mit dem verstorbenen Minister von Bülow, und Andern, hatte dann einen schlimmen Handel mit einem Konstabler ꝛc.

Leichtgläubigkeit der Menschen, man kann ihnen alles weiß machen, wenn man die Gelegenheit richtig benutzt, mit gehöriger Unverschämtheit und gewichtigem Ernst dasselbe wiederholt vorträgt; Pfaffen und Diplomaten benutzen das recht gut. Glauben doch jetzt Vornehme und Geringe zum Erstaunen den Worten des — Louis Bonaparte, dem Wortbrüchigen, Meineidigen, dem Erzlügner! —

Ausgegangen mit Ludmilla. Im Thiergarten bei Bettina von Arnim. Sie arbeitet an ihren Musiksachen. Sie zeigt mir ihren Schrank mit Papieren. Erst beim Weggehen zeigt sich Fräulein Gisela, kommt uns auf der Treppe nach, setzt sich auf eine Treppenstufe, ist sehr liebenswürdig.

„Der Handelsvertrag mit Oesterreich ist uns in der Sache gewiß ein Vortheil, — wenn man ihn uns läßt; aber der Form nach eine Niederlage, wir haben thun müssen, was

Oesterreich gewollt, wir aber nicht gewollt." Dergleichen hört man vielfach.

Der Polizeipräsident von Hinckeldey setzt alles in Bewegung, ein Generaldirektorium der Polizei zu schaffen, dessen Vorstand er zu werden hofft. Der König stimmt ihm bei, die Minister aber sind entgegen, denn eine solche Behörde würde ihrem Ansehn und Einflusse schädlich sein. Einstweilen schützen sie Mangel an Geld vor. Er aber sieht ihren üblen Willen, und rügt nun gegen diesen. Nachdem er lange Zeit mit größtem Eifer ihnen gedient, versucht er nun, sie denselben entbehren zu lassen, besonders läßt er der Presse freieren Lauf, der er ohnehin dafür dankbar ist, daß sie seine Wasserleitungs- und Feuerlöschungs-Anstalten, seine Marktreinigung und Straßenreinigung mit einigem Lob erwähnen.

Dienstag, den 1. März 1853.

Brief aus Paris von der Gräfin d'Agoult; sie sendet mir den dritten Band ihrer Geschichte der Februarrevolution, und will die Geschichte der vereinigten Niederlande schreiben. Moritz Hartmann ist freigelassen, aber wird vor Gericht stehen.

Die Türken haben den österreichischen Forderungen sogleich nachgegeben, die Feindseligkeiten gegen Montenegro eingestellt. Wie zärtlich und stark Oesterreich sich dieser Aufrührer annimmt! Ob durch solche Thatsachen nicht zuletzt seine Lügen und Wühlereien gegen andre Aufrührer völlig zu Schanden werden? Die Lüge, daß es der christliche Glaube sei, für den man auftrete, hält nirgends Stand. Die Griechen waren auch Glaubensgenossen, wie wütbete man gegen die! —

Der Prediger Boyschlag in Trier wegen einer Schrift gegen die Radowitz'schen Gespräche, in der er die katholische

Religion beleidigt haben soll, zu vier Wochen Gefängniß verurtheilt.

In Sachsen Verbote von Büchern und Zeitschriften; Verfolgungen und Bedrückungen der Volksfreunde. — Auch hier geht das nichtswürdige Treiben seinen festen Weg. Die Behörden athmen nur Rache. Sie bringen sie dem Volke bei, es lernt von ihnen! —

Badische Regierungsblätter (der Staatsanwalt vor Gericht hat es gesagt!) haben die Unverschämtheit, laut auszusprechen, daß die Regierung, falls Gervinus freigesprochen werde, zur Selbsthülfe schreiten und ihn doch bestrafen wolle! —

In Kurhessen Riesenprozesse gegen die Hanauer Turner, gegen die Mitglieder der alten Ständeversammlung. — Hassenpflug! —

In Charlottenburg drei Soldaten in einer Schenke von Bürgern wegen Beleidigungen gegen den König verhaftet und angeklagt; die Sache wird amtlich für einen Irrthum erklärt, die Soldaten seien nicht schuldig; in der Stille sind diese aber mit der größten Strenge bestraft und dann entfernt worden. Man will um jeden Preis den Schein retten.

Merkwürdig, daß schon jetzt wieder Emile Girardin zu Paris der Republik den künftigen Sieg verheißt, ungestraft! Wie bei uns Gervinus der Demokratie die Zukunft verspricht, — nicht ungestraft, wie es scheint! —

Ein Bekannter von mir wünschte ein kleines Kapital in nordamerikanischen Eisenbahn-Aktien anzulegen, ein Kaufmann in Bremen bot ihm dazu seine Dienste bereitwillig an, der Kurs war vortheilhaft; aber das Geschäft erlitt einige Verzögerung, und in der Zwischenzeit stieg der Kurs unverhältnißmäßig. Um die Ursache befragt, gab der Bremer die Auskunft, in der letzten Zeit seien einige Millionen von deutschen regierenden Fürsten in nordamerikanischen Aktien angelegt und dadurch ihr Preis so sehr gehoben worden. Also

67.

Oelsner an Varnhagen.

Paris, den 25. August 1821.

Wenn die Wünsche der treuesten Freundschaft, Hochverehrter, Theurer, etwas über die Kräfte der Natur vermögen, so ist Ihrer Frau Gemahlin Karlsbad wohlbekommen. Lassen Sie mich bald vernehmen, daß meine Hoffnungen nicht täuschen. In dem dortigen Zusammenflusse aller Arten Ranges und Müßigganges fehlte es Ihnen zuversichtlich nicht an Neuigkeiten. Wir halbverkohlten Pariser wissen nur von tropischer Sonnengluth, die uns das Hirn austrocknet.

Der Anwesenheit des Herzogs von Wellington wird mehr Gewicht beigelegt, als sie vielleicht trägt. Gern möchten die Ultra den Zapfenstreich gegen Rußland schlagen, blos zum Vorwand der Entfernung des Herzogs von Richelieu, der ihnen ein Dorn im Auge ist. Achtzigtausend Franzosen sollen unter einem englischen Feldherrn in den Mündungen der Donau landen. Haben Sie je von einem abentheuerlicheren Einfall gehört?

Alles fordert Rußland auf, den Griechen beizustehen, Menschlichkeit und die Gunst des Zeitpunkts. Auf der Seite des festen Landes hat es keine Diversion zu fürchten. Mir wäre ein russischer Prinz auf dem Throne Konstantins gewaltige Freude.

In Italien siehet es unheimlich aus, wenn man den Nachrichten der Kaufleute trauen darf, die auf der Messe von Berceil keinen Absatz gefunden. Diesem zufolge wäre die ganze Halbinsel ein Vulkan, der über neuem furchtbaren Ausbruche brütet.

Hrn. von Stägemann sende ich die Memoires von Morellet. Sie werden sie nicht ohne Interesse lesen. Ich em-

diese Kanaillen trauen den Zuständen nicht, die sie selbst geschaffen haben, sie suchen Sicherheit und Zuflucht in den Vereinigten Staaten, die sie verwünschen, verabscheuen? Nichtswürdiges Gezücht! —

Mittwoch, den 2. März 1853.

Die „Nationalzeitung" liefert seit einiger Zeit eine Reihe vortrefflicher politischer Artikel, worin sie nachweist, daß Preußen mit Oesterreich und Rußland nicht im Bunde sein dürfe, daß es mit England zusammenhalten müsse. Von jenen werde Preußen unterdrückt, mißbraucht, betrogen. Ich meine, für Preußen sei der beste Bund der mit dem deutschen Volke; dann mit Frankreich, das mir hundertmal lieber ist als England mit seiner Beschränktheit und Pedanterei. Aber freilich, Frankreich ist jetzt nicht Frankreich! —

Ein Gutsbesitzer in Posen, Herr von Bialkowski, war angeklagt, einen Pfandschein des polnischen Revolutionsausschusses zu London zu besitzen; die Geschwornen sprachen ihn jedoch frei. —

In Neuen hat ein Kaiserlicher Gerichtshof, nämlich einer des — Louis Napoleon, einen jungen Menschen zu sechs Monaten Gefängniß verurtheilt, weil derselbe der Messe und dem Abendmahl beigewohnt, ohne vorher gebeichtet zu haben! Möchte man da nicht den Heiligen Voltaire anrufen, der die Schandgerichte seines Frankreichs in edlem Unwillen brandmarkte? —

Die „Times" liefern einen geharnischten Artikel gegen die frechen Anmaßungen der Mächte, die von England verlangen, es solle die politischen Flüchtlinge nicht dulden. Diese Forderungen werden scharf zurückgewiesen, und die Beispiele vorgeführt, wie auch die Könige und ihre Minister in England eine sichre Zuflucht gefunden; Ludwig der Achtzehnte, Karl

der Zehnte, Louis Philippe, Metternich, der Prinz von Preußen, der Herzog Karl von Braunschweig. Man spricht sehr stolz und entschieden. Rußland und Oesterreich möchten eine neue Sperre gegen England hervorrufen! Sie sind thöricht genug, es versuchen zu wollen! —

In der zweiten Kammer ist die Abschaffung der Grundsteuerbefreiung mit 229 gegen 83 Stimmen beschlossen worden. Die Kreuzzeitungsleute wehrten sich wie Verzweifelte. Gerlach bekam tüchtige Püffe von Reichensperger, Vincke ꝛc. Ueber die Entschädigung ist noch nichts beschlossen. Die Ultra's wollen eine größere, als die Regierung ihnen zugesteht, die Freisinnigen wollen gar keine zugesteben. Indeß freut man sich der Niederlage der schändlichen Lügenpartbei.

Ob nicht der Name des badischen Staatsanwalts, der gegen Gervinus vor Gericht die Drohung aussprach, daß die Regierung, wenn das Gericht ihn freispräche, zur Selbsthülfe greifen würde, an den Galgen angeschlagen werden sollte?

Fluchtversuch des Dr. Becker (Köln) aus Weichselmünde, mißlungen. — Niederträchtigkeit der Kreuzzeitung. —

Freitag, den 4. März 1853.

Schwere Mißstimmung, aus verschiedenen, zusammenwirkenden Ursachen. Trübe Zeit, der Anfang des März, für mich! Unwillkürlich und unwiderstehlich drängt sich die Erinnerung von Rahel's Krankheit und Sterben mir vor die Seele. Der Aufschub meiner Arbeit über Bülow von Dennewitz quält mich entsetzlich; werd' ich sie noch ausführen? muß ich sie aufgeben? beides hat seine Noth. Meine Verhältnisse lasten auf mir, geben mir nur karge Befriedigung. Die Weltzustände zeigen nirgends eine Hellung. Und der Winter, der Schnee! Dazu körperliches Leid, Schwindel, nervöses Unbehagen. „Es möchte kein Hund so länger leben!“ Und doch!

Arbeit zum Guten, fördernde Thätigkeit, welchen Reiz haben sie! Gedanken, das Beste, was der Mensch haben kann! —

Besuch vom Staatsrath von Blum; Nachrichten aus Heidelberg, aus Hanau. Ist es möglich, daß in Deutschland solche Zustände bestehen, wie in Kurhessen? Unter den Augen aller Fürsten, des Bundestages? Der letztere hatte feierlich versprochen, nach Herstellung der Macht des Kurfürsten solle der Belagerungszustand sogleich aufhören, er besteht noch! Der Bundestag ist wortbrüchig wie seine Bestandtheile, gemein und nichtswürdig bis in die innerste Faser. —

In der zweiten Kammer wurde gesagt, von unsren Gerichten könne man Gerechtigkeit erwarten (bisweilen!), vom Bundestage nicht gleicherweise; der Minister von der Heydt fand eine solche Aeußerung unstatthaft, der Präsident Graf von Schwerin aber statthaft. Darauf erwiederte Heydt sehr heftig, die Regierung werde diese Redefreiheit zu beschränken wissen. Der ehmals liberale, jetzt grundservile Heydt ist würdig, für den Bundestag aufzutreten. Asinus asinum fricat.

Sonnabend, den 5. März 1853.

Unsre Demokraten lassen sich den Aufstandsversuch in Mailand zur guten Lehre sein, das Gelüst, ihre Kräfte zur Unzeit anzuwenden, ist sehr gedämpft worden, indessen sind diese Kräfte vorhanden und stets im Wachsen, und können, wenn die rechte Gelegenheit erscheint, wunderbaren Erfolg haben; wenn zu dem Muthe des Volkes die Klugheit sich gesellt, dann ist der Sieg der Demokratie gewiß. Man versicherte vor einiger Zeit, nicht nur seien die Handwerkervereine in größter Blüthe, sondern auch in der Freimaurerei, ja sogar im Treubunde, beständen geheime Abtheilungen, die ganz im demokratischen Sinn arbeiteten. Die Polizei sucht in der Ferne was in der Nähe, ja vielleicht in ihr selber ist! —

Leopold von Buch ſtarb geſtern; in demſelben Hauſe wo Spiker wohnt, hinter dem Gießhauſe; er iſt 79 Jahr alt geworden.

Beſuch von Dr. Hermann Franck: er ſagte ſehr geſcheidte, ſehr ſchlagende Sachen, über die höheren politiſchen Verhältniſſe, über Oeſterreich, Frankreich, über die tückiſchen Anſchläge der Regierungen, dann über unſre Kammern; bei aller entſchiedenen Verachtung für dieſe und die erbärmlich verſchnittene Verfaſſung äußert er doch einiges Wohlgefallen an den Verhandlungen; er meint, es würden Dinge geſagt, Aufſchlüſſe gegeben, Kenntniſſe dargelegt, die nicht ohne Wirkung bleiben könnten; die ganze Nation lerne, bilde ſich, werde wach und aufmerkſam, die Regierung ſelbſt werde wider Willen täglich konſtitutioneller, verliere an wirklicher Macht, indem ſie die namentliche zu mehren glaube und wirklich mehre. Der Zuſtand Frankreichs iſt ein mährchenhafter, ſpukartiger, wie ein böſer Zauberbann liege das Kaiſerthum auf der Nation; die Bethörung werde plötzlich einmal aufhören, das Volk wieder frei ſein. Schon jetzt iſt die innere Bewegung in Frankreich wieder thätig, und gewinnt an Kraft, wie Louis Bonaparte an Kraft verliert. Noch immer hat ſeine Herrſchaft, trotz des gräuelhaften blutigen Anfangs, das Anſehen einer mauvaise plaisanterie. —

Generallieutenant von Prittwitz feierte heute ſein fünfzigjähriges Dienſtjubiläum. Der König gab ihm den Rothen Adler in Brillianten.

Der Graf von Pourtalès iſt nach Neuchatel gereiſt, nur in Familienangelegenheiten wird öffentlich verſichert; man will aber mit Beſtimmtheit wiſſen, daß er in Aufträgen des Königs dort wirken ſoll. Der König fühlt das heißeſte Verlangen nach dieſem für Preußen ganz gleichgültigen Neuchatel, er hält ſich für beſchimpft, ſo lang er es nicht wieder hat. Die Schweiz iſt unruhig, iſt bedroht von Oeſterreich, die

ariſtokratiſche und katholiſche Parthei regt ſich, vielleicht gelingt es, ihr — zunächſt in Neuchatel — das Uebergewicht zu geben und das Anſehn des Königs dort wiederherzuſtellen. Oeſterreich hat allen Nachdruck verſprochen, hat mit dem Köder von Neuchatel manche Willfährigkeit des Königs gewonnen, und doch hat man Urſache zu glauben, daß Oeſterreich es gern ſehen wird, wenn, ſelbſt wenn die ganze Schweiz unterworfen wird, doch grade Neuchatel nicht wieder preußiſch wird! —

Sonntag, den 6. März 1853.

Die „Nationalzeitung" liefert den Schluß ihrer geiſtvollen, pathetiſchen, ſchmerzlich muthigen Entwicklungen, die nur den edlen Fehler haben, noch zu liebevoll für Preußen zu ſein. Ich weiß recht wohl, daß es hier noch nicht am ſchlimmſten iſt, daß unſre Regierung verhältnißmäßig noch etwas menſchlicher ſich benimmt als andre, aber im Ganzen iſt ſie doch ebenfalls wortbrüchig, brutal, gewaltthätig, rachſüchtig und heuchleriſch gleich den andern; es ruht ein Fluch auf ihr, und ſo lange ſie waltet, kann kein Vaterlandsgefühl ſich ihr verbinden, bleibt dieſer Staat ein ehmals glänzendes, lebenerfülltes, jetzt beſudeltes, todterfülltes Gefäß! Soll noch ein Preußen ſein, gut! ſo ſei es, aber nicht das jetzige, ſondern das alte ruhmwürdige, oder ein neues, kräftigaufſtrebendes! —

Die Aufwallung gegen die Schweiz kühlt ſich ſchon wieder etwas ab; die ruhige Gelaſſenheit der Schweizer, ihre bedachtſame Erörterung der Thatſachen, wirkt ſelbſt auf Oeſterreichs Leidenſchaftlichkeit beruhigend ein. Dazu kommt, daß Frankreich und noch mehr England allen Grund hat, die Schweiz nicht rückſichtslos den Oeſterreichern und Preußen zu überlaſſen, ja daß Oeſterreich ſogar den Preußen ihr Neuchatel nicht wiedergegeben zu ſehen wünſcht. Die Hoffnungen des Königs

rücken wieder in die Ferne, der Augenblick der Rache gegen die Schweiz iſt noch nicht gekommen. Der König iſt voll Unmuth deßhalb.

Der König hat die Reihe von Aufſätzen in der „Nationalzeitung", welche höhere Politik beſprechen, aufmerkſam geleſen, und glaubt ziemlich ſtark an die Tücke des öſterreichiſchen Kabinets. Doch von den Demokraten will er nichts wiſſen, er bildet ſich noch immer ein, man habe ihn am 19. März durch Volksband umbringen wollen! Er haßt die Berliner! —

Mont-Revêche von George Sand ausgeleſen. Die Verfaſſerin nimmt eine andre Wendung als ich gedacht. Ich hätte wohl gegen Geſtalt und Inhalt einige Einwendungen, allein ſie kommen bei dem dichteriſchen Reichthum, der ſich hier entfaltet, kaum in Betracht. Die Revue des deux mondes, eine unfreiſinnige, unterwürfige, der Macht ſchmeichelnde Zeitſchrift, giebt ſich Mühe, das Buch als einen Verfall, ein Herabſinken der herrlichen Dichterin zu ſchildern, allein wenn ſie ganz heruntergekommen wäre, ſtünde ſie doch noch höher, als alle dieſe Wichte, die ſie tadeln wollen.

In Goethe geleſen, in Rahel's Briefen herzergreifende, geiſterbebende Stellen.

Das Hofgericht zu Mannheim habe den Spruch über die Schrift von Gervinus noch ausgeſetzt, „um erſt nähere Verhaltungsbefehle einzuholen", ſo ſagte das Frankfurter Journal, und damit die traurige volle Wahrheit. Die badiſche Behörde hat natürlich das Blatt unterdrückt.

In München, Augsburg, Würzburg, Nürnberg, Fürth, große polizeiliche Forſchungen, Verhaftungen, Beſchlagnahmen, Ausweiſungen; auch wegen Verführung der Truppen hatte man Beſorgniſſe.

In Ungarn Mißvergnügen und Gährung. In Peſt und Komorn Verſchwörungen, Einverſtändniſſe mit Koſſuth. Hin-

richtungen. Oesterreich wird zur Türkei, Europa wird zur Türkei!

In Würtemberg ist die Todesstrafe hergestellt. Auf „körperliche Mißhandlung des Königs und Reichsverwesers“ ist sie nicht ausgedehnt. Das Nein nimmt sich äußerst komisch aus.

Montag, den 7. März 1853.

Leopold von Buch war schwierigen Umgangs, auch sogar Humboldt hatte oft seine Noth mit ihm. Erklärter Feind war er von Steffens, den er niemals grüßte, von dem er stets in den wegwerfendsten Ausdrücken sprach. Auch Karl von Raumer war ihm verhaßt, von Goethe'n wollt' er gar nichts mehr hören. Alles wegen andrer Ansichten von Geologie.

„Preußen ist nie so friedfertig gewesen wie jetzt. Der Minister von Manteuffel will nichts vom Kriege hören, am allerwenigsten der König: wäre nicht Neuchatel wiederzuerobern, dessen nutzlosen Besitz er nicht verschmerzen kann, er wäre ein wahrer Elihu Burrit. Auch läßt er die Armee ganz verfallen, und einige bevorzugte Hofoffiziere ausgenommen, liebt er das Militair ganz und gar nicht.“

Man versichert, die Königin gewinne stets mehr Einfluß, und zwar sehr schlimmen. Sie sei ganz erfüllt von Bitterkeit. —

Dienstag, den 8. März 1853.

Geschrieben und viel in meinen Papieren gearbeitet. Bülow von Dennewitz quält mich, die hingezögerte, noch ungewisse Arbeit! Ich fördere sie doch so weit ich kann, auf's Ungewisse!

In der zweiten Kammer hat eine große Stimmenmehrheit

die von der Regierung vorgeſchlagene Entſchädigung für die bisher von der Grundſteuer befreiten und nunmehr zu beſteuernden Beſitzer nicht angenommen; die Rechte ſtimmte mit Nein, weil ſie die ganze Sache nicht will, oder doch die Entſchädigung höher will, die Linke, weil ſie gar keine Entſchädigung gewähren will. Die Regierung hat hierauf die Geſetzvorlage auf Befehl des Königs zurückgezogen. Große Aufregung.

Die Mehrheit in beiden Kammern ſcheint den Abſichten der Miniſter, der Redefreiheit der Abgeordneten andre Schranken als durch die Präſidenten aufzuerlegen, ſtark entgegen zu ſein.

In Dresden und auch in Leipzig große Hausſuchung, an letztrem Orte bei mehr als dreißig Perſonen, bei Stadtverordneten, Aerzten, Kaufleuten, meiſt nicht demokratiſch geſinnten. Man ſuchte Verbindungen mit London, mit Mailand! Man fand aber nicht das Geringſte, aus Verdruß nahm die Polizei wenigſtens einige Druckſchriften weg, ſelbſt unverbotene! —

Unter den Offizieren herrſcht eine gedrückte, bittre Stimmung, ſie äußern die größte Unzufriedenheit mit dem König, ſehen ihn als den Feind der Armee, als das Unglück des Staates an. — Prinz Friedrich von Heſſen, preußiſcher General, ſchimpft laut auf den Mangel an Muth, an Entſchloſſenheit, man ſei hier noch ganz revolutionair, dulde die verfluchten Kammern ꝛc. Ein ſchönes Früchtchen, dieſer Prinz! Haſſenpflug's würdig! — Andre Generale und Offiziere tadeln aus andern Gründen und Geſichtspunkten. Es giebt Freiſinnige, ja Demokraten unter ihnen. —

Prinz Adalbert von Preußen, dem die Artillerie untergeben iſt, verſteht von dem Fache gar nichts, läßt alles zu Grunde gehen.

Herr von Hülſen ſoll Hofmarſchall werden, Graf von Pfeil Ober-Intendant der Schauſpiele. Die Unfähigkeit des erſtern iſt ſchon offenbar, die des zweiten wird es werden.

Der König war wuthig auf den Fürsten Zulkowski, weil dieser in den posenschen Provinzialständen die polnische Volksthümlichkeit hervorgehoben, — in mäßiger, ruhiger Art. Zulkowski mied seitdem Berlin und besuchte Dresden. Das verdroß den König wieder. Er ließ daher den Fürsten wissen, er trage ihm nach wie vor seine gnädigen Gesinnungen. Darauf kam der Fürst; als er sich aber beim Könige melden ließ, brachte ihm der Generaladjutant von Gerlach die Antwort, nein, es ginge nicht! —

Mittwoch, den 9. März 1853.

Erinnerungen an Kopf, sehr liebevolle, wehmüthige! Wie Rahel ihn würdigte und schätzte, wie vieles ihm stets zu verzeihen war, und wie gern man ihm verzieh! Alle seine Unarten gingen von seiner Phantasie aus, sein Herz hatte keinen Theil daran. Doch konnte man im strengen Leben nicht alles, was er beging, auf die leichte Schulter nehmen; man konnte nicht.

Gervinus ist vom Hofgericht zu Mannheim nicht des Hochverrathes, aber der Stiftung von Unruhe schuldig befunden und zu zweimonatlicher Festungsstrafe verurtheilt worden, auch in die Kosten, und die Schrift soll vernichtet werden! — Auch das Appellationsgericht in Königsberg hat die Beschlagnahme der Schrift bestätigt und ihre Vernichtung ausgesprochen. — Welch schöne deutsche Einheit und Einigkeit vom Neckar bis zum Pregel! — Das Hofgericht hat seine näheren Verhaltungsbefehle bekommen. — Und bei uns?!! —

Bunsen spricht sich in der Vorrede zu seinem Hippolytus ziemlich freisinnig aus; das soll ihm in Ehren gedacht werden. —

Ich wünsche dem deutschen Volk ein gutes Gedächtniß, damit es nicht vergessen habe, wenn einmal Zeit und Gelegen-

heit kommt, was alles und wen alles es zu bedenken habe! Ich habe kein Verlangen nach Rache, kein Wohlgefallen an Strafvollziehungen, aber es ist Hochverrath an der guten Sache, den Feind als Freund zu behandeln, ihm Waffen zu lassen, ihn zu schonen. Die Nachsicht und Milde von 1848 darf sich nicht wiederholen, seitdem die Reaktion mit solch unerbittlicher Gewaltsamkeit, mit so blutigem Haß und fortgesetzter Verfolgung aufgetreten ist, Tausende um Leben und Freiheit, um Wohlstand, Vaterland und Zuflucht gebracht hat, und alle Niederträchtigkeit und Frechheit noch immerfort höhnisch ausübt. Man versichert, das Volk habe ein gutes Gedächtniß, und halte Rechnung über Sachen und Personen.

Die Juden ausgeschlossen von Gemeindeämtern! Auch gut! Ihre Mitbürger mögen noch so großes Vertrauen in einen Mann setzen, sie dürfen ihn nicht wählen, wenn er ein Jude ist; wenn er aber Christ heißt, dann mag er ein noch so schlechter Christ sein, er darf gewählt werden.

Lebensweise der hiesigen Abgeordneten von der Junkerpartei. Frühmorgens schon Laufgelage, Austern, Champagner, Nachmittags hohes Spiel, Abends Theater und Liederlichkeit, bei allem wüsten Thun ein frömmelndes Gleißen. Sauberes Volk! Der Landrath von G. aus Schlesien, berüchtigt wegen seines frechen Wahlbemühens, ist ein Rambafter dieser Bursche. —

Der Minister von Manteuffel sagte in der Kammer, „die Minister seien nichts als ein Werkzeug in der Hand des Königs; ein Wink, und sie verschwänden, und er küsse die Hand, die ihm solchen Wink ertheile". Das nenn' ich aufrichtig gesprochen, und wahrlich kühn, in Gegenwart der Abgeordneten auf solche Richtigkeit als Minister stolz zu thun! Bezeichnend für unsre Zustände. Er hatte nöthig, sich vor dem Könige zu demüthigen, er wußte, daß dies besonders gefallen würde, und that's! —

pfehle ganz besonders die Eloge von Lémontay nebst den Marionnetten.

Bei Schlabrendorf habe ich Ihr Verlangen nach den zugesagten Einzelblicken in Anregung gebracht. Der treffliche Mann iſt mein Leiden. Er weiß mit nichts fertig zu werden, zu keinem Schluſſe zu gelangen. In lauter Rüſtung zum Leben und Handeln entſchwindet ihm die Zeit. Das fühlt er und ärgert ſich, und doch bleibt das Ding beim Alten.

Es bleibe mit unſerer Liebe beim Alten. Bezeigen Sie der Frau von Varnhagen meine innigſte Verehrung.

Leben Sie wohl.

Hochachtungsvoll

der Ihrige

Oelsner.

68.

Varnhagen an Oelsner.

Berlin, den 1. November 1821.

Nach beinahe dreimonatlicher Abweſenheit ſind wir endlich in Berlin wieder glücklich eingetroffen, und mit manch anderer langentbehrten Gewohnheit kehrt auch dieſe angenehmſte und theuerſte zurück, daß ich Ihnen, mein hochverehrteſter Freund, in vertraulichem Schreiben mein Herz und Sinn eröffnen und freundſchaftliche Erwiederung empfangen darf! Sehr ſchmerzhaft war mir die Unterbrechung des Briefwechſels, der allein ſo manchen Erſatz in unſere Einſamkeit bringen konnte, die in gewiſſem Sinne eine völlige Abgeſchiedenheit zu nennen war; allein die Sache ſelbſt war

Donnerstag, den 10. März 1853.

Geschrieben. Herzenserzießung über das badische Hofgericht zu Mannheim, über andre ihm ähnliche Gerichtshöfe; wenigstens in England soll man's lesen, wie es mit deutscher Rechtspflege steht.

Gegen Abend Besuch von Herrn Prof. Stahr: Gesinnung wie man sie nur wünschen kann; ächte Menschenliebe, edle und starke Denkart. Stimmung und Urtheil etwas getrübt durch Nervenleiden. Im Ganzen ein trefflicher Mensch und erleuchteter Geist. Ueber den Weltzustand im Allgemeinen, über Preßfreiheit, über unsre Zukunft — düster! Ueber die Sache von Gervinus und sein Benehmen, er hat wenig Entschlossenheit gezeigt.

Freitag, den 11. März 1853.

Die Bildung der ersten Kammer ist dem Könige nun ganz überlassen, doch nur durch erbliche oder lebenslängliche Ernennungen. — Ob er sich darüber freut? „Es kriebelt ihn in den Fingern, wenn er etwas unterschreiben soll, was er nicht wieder zurücknehmen kann", sagte verlängst ein Minister, der es erklären wollte, wieso der König schwerlich jemals eine Amnestie geben werde.

Ausgegangen mit Ludmilla. Besuch bei Tieck. Er ist in Betreff der Collier'schen Varianten zum Shakespeare noch sehr zweifelhaft, billigt nur einiges. Ueber Friedrich Schlegel und Schleiermacher. Ueber Tauler. Tieck liegt zu Bette, genießt sehr wenig, kein Fleisch, keine Fleischbrühe, keinen Thee, dagegen Kaffee mit Weißbrod, Linsensuppe, Kartoffelsuppe. — Sein Kopf, sein Gedächtniß, sein Auge und Ohr sind sehr gut. —

Der hiesige Handwerkerverein beschickt mich; er besteht fort unter seinen alten Zeichen und Einrichtungen, es werden Lehr-

vorträge gehalten, Krankenkassen geführt, Bücher ausgeliehen, gesellige Zusammenkünfte veranstaltet, nur ist der demokratische Geist unsichtbar geworden, statt Bisky's walten Hinkeldey und Manteuffel, sie stehen an der Spitze als Gönner und Förderer, werden als solche gefeiert. Man versichert, das unter dieser Hülle der demokratische Geist ungeschwächt bestehe und wirke, daß der Verein noch stets die Pflanzschule der Freiheit sei; mag sein! indessen ich will mich von ihm fern halten, mit meiner Theilnahme und meinen Beiträgen warten, bis er von der falschen Hülle wieder frei geworden.

Sonnabend, den 12. März 1853.

Sonnenschein und freie trockne Steinplatten lockten heute halb Berlin auf die Straßen, es war sehr lebendig. Mir fielen aber die Gesichter schrecklich auf, die sich dem Anblicke zeigten; unter tausend kaum eines, das ein bischen ordentlich aussah, lauter verkümmerte, verdorbene, innern Mangel, Verkünstelung oder Verschrobenheit ausdrückende, besonders die vornehmen, sogenannt gebildeten, nichts als Ziererei, Schwäche, hoffährtige Gemeinheit! Die rohen Arbeitsleute, mit schweren Dingen in freier Luft beschäftigten Menschen, Lastträger, Dienstboten, Kutscher und dergleichen, sahen noch am besten, am gesundesten und aufrichtigsten aus. — Traurige Zustände, in denen die Verwahrlosten fast noch besser aussehen, als die Begünstigten, sorglich Auferzogenen! — die Mehrzahl aber nur ein unvollständiges Menschenbild liefert! — Die südlichen Völker sind verhältnißmäßig schöner und kräftiger, das Leben ist leichter, gleichmäßiger, wenigstens das Körperliche, Sinnliche gedeiht, und das Geistige, das dem Augenblicke gehört.

Im Tacitus gelesen; in Walter Scott's Lebensbeschreibungen der Romandichter, — dürftiges und schwaches Buch! —

In Heidelberg eine Dame aus Nordamerika verhaftet, deß-

gleichen ein Fräulein Hyfelt aus Landau, die an einem öffentlichen Ort über den Mordversuch gegen den österreichischen Kaiser eine mißfällige Aeußerung gemacht hatte.

In Kurhessen fortdauernde Wuthen. In Baiern Angst und Sorge! In Frankfurt am Main verstärkte Polizeispürung.

In Rußland sind viele hohe Generale, darunter General adjutanten des Kaisers, verhaftet und zur Untersuchung gezogen worden, wegen Unterschleif und Betrug! Auch deutsche Namen sind darunter, Grabbe, Manderstern ꝛc. — und Zaß!

Der König hat den General von Prittwitz zwar besucht, aber kaum ein Wort mit ihm gesprochen, sich stets von ihm abgewendet. Er hat ihn zur Mittagstafel nach Charlottenburg laden lassen, doch so spät, daß derselbe kaum noch eintreffen konnte, und der König ihm zurief: „Ah, Sie kommen? Ich dachte schon, es sei zu spät geworden, als die Einladung Sie traf!“ Bei Tafel keine Silbe; auch nachher nicht. Die Königin sagte im Vorbeigehen: „Sie wollen uns verlassen?“ wartete aber keine Antwort ab. Man ist im Militair sehr aufgebracht über diese schnöde Behandlung. — Prittwitz einige Tage vor seinem Jubiläum zeigte auf der Parade das Glückwunschschreiben, das ihm der Kaiser von Rußland zugesandt hatte, und rühmte den Kaiser. Das hat ihm der König besonders übel genommen, sich sehr aufgebracht darüber geäußert. Prittwitz stand von jeher schlecht mit dem König.

Der Kriegsminister von Bonin hat zu einem Bekannten gesagt, diesmal sei die allgemeine Grundsteuer von den Kammern noch abgewiesen worden, die Junker hätten die große Entschädigung nicht annehmen wollen; nächstens würde die Grundsteuer ihnen doch auferlegt werden, aber ohne Entschädigung, das würden sie von ihrer Dummheit haben! —

Sonntag, den 13. März 1853.

Ich werde veranlaßt über unsern hiesigen Kunstbetrieb einige alte Wahrnehmungen zu wiederholen. Gute Künstler, sinn- und einsichtsvolle, sind vorhanden, an ihnen liegt es nicht, daß es mit unserm Kunstwesen so schlecht bestellt ist. Aber dem höheren Gesellschaftskreise fehlt es ganz an Geschmack, und leider auch dem Könige ganz und gar! Das Glänzende, Prächtige, Bunte gilt allein, das aber hält sich am wenigsten, zerfällt, verschießt, veraltet, und wird dann zu lumpiger Armseligkeit. Unsre sogenannten Gebildeten sind eine dumme, eitle Heerde, die alles mitmacht, was ein zufälliger Leithammel angiebt, ihre Urtheile sind ein albernes selbstgefälliges Nachsprechen; unsre Gelehrten haben vor ihnen nichts voraus, hat ein Prinz, ein Minister etwas gesagt, so beugen sie sich in Demuth und legen ihm ihre Gelehrsamkeit unter die Füße. Was hör' ich täglich für erbärmliche Berlinereien dieser Art! auch besonders von Frauen, die in ihrer Blöße und Verbissenheit ganz ekelhaft werden, ohne davon nur eine Ahndung zu haben!

Brief und Buch von Humboldt; der siebente Band der gesammelten Schriften seines Bruders. Schmerz über die schmachvolle Gegenwart, über Leopold's von Buch unerwarteten Tod.

Heute erst bin ich inne geworden, daß ich in unsern Kammerverhandlungen, aus Nachlässigkeit und vorgefaßter Meinung, den Abgeordneten Vincke zur ersten Kammer und den gleichnamigen zur zweiten als eine und dieselbe Person angesehen, und alles, was von beiden zu melden war, dem einen aufgeladen habe, dem Herrn von Vincke-Olbendorf aus Schlesien, der dadurch unverhältnißmäßig glänzend erscheint. Ich hatte mir eingebildet, Georg von Vincke aus Westphalen habe diesmal keine Wahl angenommen. Nun ist jedesmal, wo ein Vincke in diesen Blättern genannt worden, erst zu ermitteln und

zu berichtigen, welcher gemeint sein soll. Ich werde diese Prüfung und Berichtigung aber im Einzelnen nicht vernehmen. Viel zu langweilig, wie das ganze Kammerwesen! —

Der Prediger Sydow, Schleiermacher's Schüler, soll sich vor dem Oberkirchenrathe verantworten, wiefe er sich unterstanden, am Teufel zu zweifeln? Sie werden ihm dessen Dasein schon beweisen, aber als arme dumme Teufel; an den großen wird er ihnen gegenüber doch nicht glauben.

Dankgottesdienst hier in allen Kirchen für die Erhaltung des Kaisers von Oesterreich. Sie könnten noch mehr danken, diese angeblich Frommen, wenn dem Kaiser auch die Verletzung wäre erspart worden. So ganz hat die Versehung ihn doch nicht beschützen wollen! —

Montag, den 14. März 1853.

Brief an Humboldt; ich theile ihm einen Brief von Leopold von Buch aus dem Jahre 1818 mit, und erzähle den Ausruf des hundertjährigen Fontenelle: „Que n'ai-je plus mes quatre-vingts ans!"

Nachricht von Verwundung des Königs von Neapel. Falsch.

Nachricht aus Wien, daß Hayman gestorben. Ein schlechter Kerl weniger. Man sah seiner Wiederanstellung entgegen! —

Der Abgeordnete Müller-Melchiers in Mainz, wegen seiner Rede in der darmstädtischen Ständeversammlung über den Zollverein bekannt, hatte diese Rede drucken lassen, war deßhalb angeklagt und vom Gericht freigesprochen; jetzt aber ist er zu zwei Monaten Gefängniß, der Drucker sogar zu fünf Monaten, verurtheilt worden. Herrliche Minister und herrliche Gerichtshöfe!

In Nürnberg empörende Maßregeln gegen die dortige Zeitung, fast tägliche Beschlagnahme, auf die zwar die Freigebung

faſt jedesmal folgt, aber das Beſtehen des Blattes wird unmöglich.

In Speyer wird die Zeitung wegen Polizeiſchikanen mit Ablauf des Vierteljahres zu erſcheinen aufhören.

Auch unſer „Kladderadatſch“ ſagt: „Wir ſchreiben nur, weil wir es brauchen, wir ſchrieben jetzt ſonſt wahrlich nicht.“ Er bekommt unaufhörliche Warnungen, und darf beſtimmte Gegenſtände nicht berühren.

Schändlich-erbärmliche Rede des Abgeordneten von Senfft-Pilſach gegen die Juden, höhniſche Hindeutung auf Meyerbeer's muſikaliſches Talent.

Im Tacitus geleſen. Fort mit allen Kleinlichkeiten! —

Das Miniſterium iſt ziemlich in Auflöſung, die Miniſter unter ſich ganz uneinig, keiner des Königs ſicher, er geht mit allen ſchlecht um. Die unterthänige Beugung nur, in der ſie ſtehen, iſt ihr wahrhaft Gemeinſames. Sie werden doch alle bleiben, ſo lange jeder kann! —

Das Domkapitel in Breslau will bei Wiederbeſetzung der fürſtbiſchöflichen Würde nur unmittelbar mit dem Könige zu thun haben, nicht mit den Miniſtern, und der König ſoll ſehr geneigt ſein, dieſen Anſprüchen zu willfahren, ſeine Miniſter auf dieſe Weiſe öffentlich zurückzuſetzen.

Dienstag, den 15. März 1853.

Brief von Humboldt. Er ſpricht über Bülow von Dennewitz, über Friedrich Schlegel ſehr merkwürdig; er wird mir den ſechſten Band der Schriften ſeines Bruders ſelber bringen.

Die „Urwählerzeitung“ iſt polizeilich weggenommen worden.

In Würtemberg iſt der von einigen Unterbehörden auf die Schrift von Gervinus gelegte Beſchlag höheren Ortes wieder aufgehoben. Das bischen Scham und Ehrbarkeit muß man heutiges Tages einer deutſchen Regierung doch anrechnen! Bei

uns wieder nicht kalt noch warm. Oertliche Verbote läßt das Ministerium bestehen, und wenn die Gerichte die Verbote feigerweise bestätigen, so ist es ihm nur um so lieber.

In Thiers gelesen; auch er ist einer der vielen Menschen, die schön und edel anfangen und schlecht und unedel enden. Wie gleißnerisch und frech und doch wie matt und gering sucht er die Frevel Napoleons zu rechtfertigen!

Donnerstag, den 17. März 1853.

Nachrichten aus Wien sagen sehr bestimmt, daß der Magyar Libenyi bei seiner Hinrichtung nichts weniger als ruhig und zerknirscht, sondern trotzig und entschlossen ausgesehen. Auch war der auf Kossuth abgesehene Streich ernstlicher als man bekennt, und dem Gelingen sehr nah, die Festung war in größter Gefahr, 4000 Bauern waren in der Nachbarschaft versammelt, um auf das erste Zeichen einzurücken. Man ist am meisten erschrocken über die große Menge der Theilnehmer und Mitwisser im untern Volke, und daß dabei das Geheimniß so streng bewahrt werden konnte, wie auch in Mailand der Fall war. — Wenn es wahr ist, daß der verruchte Haynau schon zum Nachfolger Radetzky's und zum Schinder der Lombarden ernannt war, so ist ja sein plötzlicher Tod ein wahrer Segen! Er hinterläßt eine Tochter und ein Vermögen von drei Millionen Gulden. Weber? — Sein hessisches Vermögen hatte er schon längst durchgebracht. Er war ein grundschlechter Kerl. Im Regiment Vegelsang, wo wir zusammen dienten, hielt man ihn jeder Niederträchtigkeit fähig. —

Nun ist die Schrift von Gervinus auch in Köln verboten, und sogar in Berlin selbst. Man hat aufgehört sich zu schämen.

Närrische Bemühungen und Angst der Polizeien, die verlorene Spur Mazzini's aufzufinden. Kossuth und Mazzini,

wie mächtig sind sie noch! Die Deutschen haben keinen solchen Mann, können ihn nicht haben, die Spaltung im Innern ist zu groß.

Freitag, den 18. März 1853.

Alle Konstabler sind seit frühstem Morgen in Bewegung, damit kein Versuch gemacht werde, den heutigen Jahrestag des Barrikadenkampfes zu feiern. Die stille Feier im Herzen ist nicht zu hindern, und ist wichtiger als die öffentliche. —

Das Obertribunal hat endlich freisprechende Urtheile erlassen in Betreff der Handlungen deutschkatholischer und freigemeindlicher Priester. Leider nicht als unabhängiger Gerichtshof nach dem Recht, sondern nach eingeholten Weisungen der Minister, die das blinde Verfolgen nicht mehr rathsam fanden. Man glaubt, eine kleine Hülfe gegen die maßlosen Ansprüche der katholischen Kirche dadurch zu erlangen, daß man gerecht gegen jene ist.

Die sämmtlichen Zeitungen erwähnen des 18. März nicht, auch die Neue Preußische nicht, die doch sonst bei dieser Gelegenheit so gern ihren Geifer in Schimpfreden ausspritzt. Sie haben alle vom Polizeipräsidenten von Hinckeldey die Warnung erhalten, sie würden, wenn sie des 18. März gedächten, weggenommen werden. Eine neue Art Zensur! Was ist dagegen zu thun! —

Die Neue Preußische Zeitung hat seit langer Zeit wieder zum erstenmal einen Leitartikel: sie spricht, als habe sie jetzt mit Regierung und Polizei ein leidlich gutes Vernehmen, rückt ihnen aber vor, daß mit Beschlagnahmen und Konzessionsentziehungen ein solches nicht zu bewirken gewesen. Trotzig genug.

Die Hyäne Haynau war in letzter Zeit immer ohne Rast und Ruh, ging von einem Ort zum andern, blieb nirgends,

mochte nicht zu Hause sein, suchte steten Wechsel der Zerstreuung. Der Bösewicht scheint noch eine Art von Gewissen gehabt zu haben.

Sonnabend, den 19. März 1853.

Telegraphische Depesche, daß der Botschafter Fürst Menschikoff in Konstantinopel ein Ultimatum abgegeben, welches die Pforte verworfen hat. Russische Flotte herbeigerufen, dagegen auch die englische. Nun kann es losgehen in der Türkei! Wie gegründet und richtig waren die Artikel der „Nationalzeitung“! —

Bei uns geht unter allen Krisen und Gefahren, die sich von außen bereiten, das elende Regierwesen ungestört fort, gedankenlos, kleinlich, rachsüchtig, gemein, in schimpflicher Rückkehr zum alten Wust. Gräßliche Stumpfheit und Seelenlosigkeit. — Der Tag des Gerichts wird kommen; nah oder fern, in der Sache kein Unterschied.

Hinckeldey hat nicht die begehrte höhere Direktorschaft, aber die Befugniß erlangt, im Namen des Ministers des Innern alle Provinzialbehörden mit Weisungen zu versehen. Also der Polizeimeister von Berlin hat die Hand über ganz Preußen! —

Abends mit Ludmilla Schach gespielt; im Bette. — Im Cornelius Nepos und Julius Cäsar gelesen, mit knabenhaftem Vergnügen! —

In Florenz Haussuchung bei Madame Unger-Sabatier. Herr Sabatier ist ein Freund Moritz Hartmann's, ein Freund aller Freiheitsmänner, der einen Theil seines großen Vermögens zum Besten der Verfolgten anwendet.

Sonntag, den 20. März 1853.

Der 18. März ist im Volke doch vielfach gefeiert worden, gleichsam in stiller Andacht; in einzelnen Familien sind auch Reden gehalten worden, man hat der Schlafenden im Friedrichshain mit Liebe gedacht. Die Polizei hat nichts erfahren, vielleicht durch Täuschung absichtlich falscher Berichte irregeführt.

Eindringliche Lebensbetrachtungen, über Welt und Menschen, Alter und Jugend, Vergangenheit und Gegenwart; das Gefühl, der Sinn, ganz noch dieselben wie früher, die Sünden und das Urtheil sehr verschieden. Den Spruch: „Anders lesen Knaben den Terenz, anders Grotius," muß auch ich anerkennen, und dies „anders lesen" gehört mit zu den Freuden, die dem Alter zugetheilt sind; denn des frischen Jugendeindrucks erinnert man sich, und die reife Frucht der Erfahrung hat man als Zugabe. Das Merkwürdigste im Laufe der Welt dünkt mich jetzt das beständige Fließen der Erscheinungen, der unaufhörliche Wechsel der Gebilde, wobei denn doch immer so ziemlich dieselben wiederkehren. Zeit ist eine Verzauberung, in der wir uns befinden, wird dieser Bann einmal gelöst, dann geht was Neues an! Wir dürfen nicht denken, daß die Menschheit das letzte Wort der Schöpfung sei! Für uns allerdings das letzte, bis wir ein anderes hören, falls wir dies zu hören gewürdigt sind.

Im Terentius gelesen.

Montag, den 21. März 1853.

Endlich ist mir das Stück der „Gränzboten" Nr. 41 vom 1. Oktober 1852 zu Gesicht gekommen, worin ein Aufsatz über Rahel steht. Nach fünf Monaten eifrigen Suchens, niemand kennt' es mir geben, niemand hat es gelesen, niemand ein Wort davon gesprochen. So ist es mit deutscher Litteratur

ſchon ganz richtig, und es hätte mir leid thun müſſen, irgend Briefe zu empfangen, die in mir nicht ihren erſten Leſer gefunden hätten.

Wir haben faſt den ganzen Sommer hindurch das abſcheulichſte Wetter gehabt, beſonders in Böhmen, wo Regengüſſe und Stürme herrſchten, deren Zwiſchenräume ſich mit lähmender Schwüle oder rauhem Wolkendruck erfüllten, ſo daß wir in acht Wochen zu Töplitz kaum ſechs oder ſieben wahrhaft ſchöne Tage zählen konnten, und zuletzt noch für ein Glück erkennen mußten, wenigſtens von ſolchen Zorneſsfluthen, wie ſie das arme Karlsbad getroffen, nicht unmittelbar heimgeſucht worden zu ſein. Dieſes Wetter war ſchuld, daß meine Frau von ihrer Badekur nicht den Nutzen haben konnte, der ſonſt wohl zu hoffen geweſen wäre. Sie fühlt ſich zwar um Einiges beſſer, und darf auch dem Winter muthiger entgegen ſehen, aber der Grund ihrer Uebel und Leiden iſt derſelbe geblieben. Töplitz war in dieſem Sommer wie die meiſten Bäder, ungewöhnlich leer und die Geſelligkeit nicht belebt. Doch fanden ſich nach und nach genug angenehme und gute Leute, alte und neue Bekanntſchaften, zuſammen, um auf den ganzen Aufenthalt einen in dieſer Hinſicht befriedigenden Rückblick zu geſtatten. Auf dem Schloſſe bei Clary's waren unterhaltende, bequeme Abendſtunden. Eine gute Meinung mußte man von unſern Landsleuten aus dem Umgange mit ſo manchen lieben Familien mitnehmen, die der Zufall aus Sachſen und Preußen dort vereinigte, und in denen ſich alle lobenswerthen Eigenſchaften, die den Deutſchen zu gute kommen, ſehr trefflich erwieſen. Auch unter den Polen und Ruſſen, die gegen das Ende zahlreich erſchienen, ließen ſich manche bemerkenswerthe Seiten auffinden. Am wenigſten wüßte ich von den Oeſterreichern zu ſagen, ſie ſchienen mir mehr als je zurückzuſtehen und

beschaffen; sie ist ein kleiner Kreis, in dem man gar nicht zu leben braucht, und der, wenn man darin lebt, ungeachtet seiner Enge noch stets viel Unbekanntes enthält! Der Aufsatz ist wohlmeinend genug für Rabel, aber voll schiefer Auffassungen und verkehrter Urtheile, weniger über Rabel selbst, als über Goethe und Andere. Goethe krankhaft, für die Deutschen verderblich, so lange sein Kultus gilt, kann aus ihnen nichts werden! Er, der Gesunde, Naturkräftige, Hehre, er, in dem sich alles darstellt, was in den Deutschen Gutes ist, er, durch den sie zumeist geworden sind, was sie werden können! —

Brief aus Bern von Herrn Dr. Ludwig Eckardt; er schickt mir seine Gedächtnißrede, „Schiller's Geistesgang", Bern, 1853. —

Besuch von Herrn Karl Fröhlich, der neue Ausschnitte bringt, vortrefflich in Zeichnung, Erfindung und Feinheit.

Lippe-Detmold hat seine Verfassung eingebüßt, der wortbrüchige Fürst hat die vormärzliche durch ein eigenmächtiges Dekret hergestellt.

In Prag lassen Studenten den Magyaren Kossuth hochleben, sogar den Mörder Libenyi! Ruthenstreiche, Kriminaluntersuchung. So allgemein geliebt ist der Kaiser, dem freilich das vornehme und reiche Wien schmeichelt und huldigt!

In Bremen über zwanzig Verhaftungen wegen Versammlungen und Festreden am 18. März. Auch schon in der Nacht vom 6. — 7. März. — In Reuß-Lobenstein Jubel und Böllerschüsse, Feuer auf den Bergen, wegen des 18. — Hier haben zwanzig Gesellen eines Hofhandwerkers den 18. Nachmittags die Arbeit eingestellt und ein Fest gefeiert; der Meister hat sie der Polizei angezeigt, sie sind verhaftet, aber auch er jetzt bei dringender Arbeit ohne Gehülfen. —

Hier hat die Polizei gestern und vorgestern plötzlich eine Menge Leute verhaftet, die breitgekrempte Hüte trugen. Einige haben über Nacht im Gefängniß bleiben müssen. Bis-

ber war kein Verbot solcher Hüte ergangen. Aber unsre Polizei will der Münchener nicht den Vorrang lassen! Schade daß die Konstabler nicht den Präsidenten von Kleist gegriffen haben, der auch solchen Hut trägt! (Er ist jetzt wieder oft beim König, und besonders bei der Königin gut angeschrieben.)

Der berüchtigte Klindwerth ist wieder hier, und es heißt, er werde in preußische Staatsdienste treten. Das fehlte noch unsrer Schande! Doch ist es nur allzu wahrscheinlich. —

Die Kreuzzeitung spricht heute wieder scharf gegen die Polizei, alles werde mit ihr gethan und was sie leiste, sehe man in Mailand und Wien; wo es gilt fehle sie.

Lacordaire hat von der Kanzel kühn für die Freiheit gesprochen; der Erzbischof von Paris hat ihm das Predigen verboten, die Polizei ihn nach Flavigny verwiesen.

In Stöber's „Alsatia" gelesen. „Les ennemis de Voltaire, par Charles Nisard, Paris, 1853;" er will sie zu Ehren bringen, den Fréron, Desfontaines, La Beaummelle. Herr Nisard findet vielleicht auch einmal einen, der ihn zu Ehren bringen will! Bei jeder Untersuchung gewinnt nur Voltaire. — Doch giebt Nisard zu, daß jene wenig taugten.

Sendung aus Paris von der Gräfin d'Agoult, der dritte Theil ihrer Geschichte der Revolution von 1848.

Erzählungen von des Königs abergläubischem Sinn; er glaubt alles Wunderbare, nicht nur religiöser Art, sondern auch irreligiöser, heidnischer, zauberischer Art. Geschichte von einem Zauberer in Lappland, die der König mit begeisterter Gläubigkeit, ja mit Thränen in den Augen vorträgt. Die gräßliche Langeweile macht, daß man mit Begier auf solche Gegenstände fällt. Die Langeweile ist so furchtbar, so massiv und körperlich, sagt ein Hofmann, daß man sie mit Messern schneiden könnte.

„Rußland und das Germanenthum. Von Bruno Bauer. Charlottenburg, bei Egbert Bauer, 1853." Der zum Auf-

fenanbeter gewordene Hegelianer, der abtrunnige Deutsche, bekämpft Philosophie und Wissenschaft. Gewäsch!

Dienstag, den 22. März 1853.

Geschrieben; kritische Bemerkungen über einige neue Schriften. — Besuch vom General von Pfuel, zwei volle Stunden, die sehr angenehm verflossen, unter beseelten, spannenden Mittheilungen aller Art.

Michel (de Bourges) der eifrige Republikaner und Redner, ist in Montpellier gestorben; er hinterläßt ein großes Vermögen.

Die Eheleute Madiai sind endlich freigegeben worden, und dürfen sich in Livorno einschiffen. Auf Preußens Verwendung hat der Großherzog von Toscana es nicht thun wollen; er that's auf Englands Befehl.

In Nürnberg vergebliche Haussuchung bei einem angesehenen Kaufmann wegen Hochverraths, auf Anfordern auswärtiger Polizei. — In Hannover Beseitigungen von Märzfreunden, zum Theil unterdrückt. In Rheinbaiern stärkere Regungen, Maueranschläge, Gedichte. — So viel ist klar, wären Revolutionsausbrüche jetzt an der Zeit und mit Ernst gewollt, die Polizei würde sie nicht hindern können.

Gegen Abend kam Bettina von Arnim, brachte mir Gruß von ihrer Tochter Max, die noch in Wiepersdorf ist, und mich wissen läßt, daß sie Braut sei, mit dem Grafen Oriola; es soll aber erst übermorgen gesagt werden, heute wissen sogar Savigny's noch nichts davon.

In Mantua hat man den großen politischen Prozeß aufgegeben, die meisten Beschuldigten freigelassen, es wollte nichts Rechtes herauskommen. Die Polizeien verfahren wie toll und blind.

Auch aus der Höllenmaschinensache in Marseille, von der

so großer Lärm gemacht worden, will nichts werden. Die Untersuchung wird in der Stille zu Grabe gebracht.

Der König von Würtemberg hat die Burschenschaft in Tübingen auflösen und bei schwerer Strafe verbieten lassen; alles noch wegen des Schoder'schen Leichenbegängnisses! Kleinlich, rachsüchtig! —

Mittwoch, den 23. März 1853

Besuch von Frau von Treskow; angenehme Unterhaltung, Beiträge zur Kenntniß der hiesigen Gesellschaft, der Vornehmen, der Halbvornehmen, - letztere, gleich den Halbgebildeten, die schlimmste Sorte! —

In der Kronenstraße geschah vorige Nacht ein Mord, an einem Klempnermeister verübt. Großes Aufsehn im Volke, Gedränge nach dem Schauplatz, Murren und Schimpfen gegen die Polizei, bei Tage schikanirten die Konstabler, nähmen den Leuten die Hüte weg, bei Nacht sei nie einer zu sehen ꝛc.

Die Zeitungen sagen, Ranke habe hier, weil er den Ruf nach München mit 7000 Gulden Gehalt abgelehnt, jetzt 4500 Thaler Besoldung, anstatt voriger 1800.

Was alle amtlichen Versicherungen eifrig geläugnet, für böswillige Lüge erklärt, steht nun doch als erwiesene Thatsache fest, daß das ungarische Regiment Leopold beim Aufstand in Mailand sich geweigert hat zu schießen. Dasselbe wurde in die Kaserne zurückgeführt, und mußte bald nach Kroatien abmarschiren. Ein anderes ungarisches Regiment ist neuerdings als zu wenig sicher aus Italien zurückgezogen worden.

Mantua war wegen Niederschlagung des politischen Prozesses erleuchtet, aber unerwartet auch Mailand, was den Oesterreichern doch bedenklich schien. — Hinrichtungen in Italien durch den Strang, durch Pulver und Blei.

Geschrieben, hoffnungsvolle Worte! Rahel dabei redend eingeführt.

Die „Urwählerzeitung“, angeklagt die Regierung beleidigt zu haben, und vom Stadtgericht verurtheilt, ist vom Kammergericht in der Appellation freigesprochen worden. Großes Wunder! —

Die breitkrempigen und sogenannten Kalabreser-Hüte sind durch kein öffentliches Verbot untersagt, aber die Träger werden verhaftet und verwarnt, gleiches ist der Fall bei der deutschen Kokarde, die neulich ein Bürger noch am Hute trug, und nie abgelegt hatte.

Bruno Bauer hebt in seiner Schrift als bezeichnend hervor, daß in der großen Proklamation des Kaisers Nikolaus die nichtrussischen Völker als „Heiden“ bezeichnet werden (1848), allerdings hat Meyendorff es damals so übersetzt, ich aber gleich es getadelt, und ihm gesagt, es müsse „Völker“ heißen, und bald nachher kam aus St. Petersburg der Befehl, den Ausdruck Heiden zu berichtigen, es sei dafür „Völker“ zu setzen. Auf solchen bereits berichtigten Irrthum gründet nun die Schulweisheit noch ihre Grübelei! Bauer bleibt ewig in metaphysischen Luftgebilden, auch wenn der arme Tropf ein Russe sein will. —

Der Raubmörder des Klempnermeisters ergriffen durch Anzeige des Wirthes bei dem er in Schlafstelle lag. Heftige Klagen über die Polizei, die sich unnütze Geschäfte mache, und Wesentliches vernachlässige. Der Minister von Manteuffel soll es ganz gern sehen, wenn Hinckeldey etwas in's Gedränge kommt. Eindrücke beim Könige. Die Erweiterung des Wirkungskreises, die neulich Hinckeldey erhalten hat, vermehrt seine Neider und Feinde, die Gefahr seiner Stellung.

Der Graf von Zedlitz-Trützschler hat an sämmtliche Landräthe Schlesiens ein Schreiben erlassen, durch das er sie auf-

fordert aus allen Kräften für die „Konservative Zeitung“ zu wirken, deren Bestehen aus Mangel an Theilnahme gefährdet ist; sie sollen sie verbreiten helfen, ihr bezahlte Einrückungen zuwenden, Beiträge, Mitarbeiter. Der Graf hat seinen Ruhm durch dieses Schreiben noch erhöht; es deckt die Schwäche seiner Genossen, die Stärke seiner Gegner auf; es ist eine so freche als lächerliche Anmaßung. „Nationalzeitung“ und „Spener'sche Zeitung“ theilen das Machwerk nach der „Schlesischen Zeitung“ mit.

Der Senat der Universität Breslau, von der philosophischen Fakultät angeregt, bat den König um eine Pension für den kranken Greis Nees von Esenbeck gebeten, und dessen Verdienste um die Naturwissenschaft dabei bestens hervorgehoben. Abschlägige Antwort. Wie konnte man eine andre erwarten? „Der König weiß nichts von Verzeihen, er hat noch niemanden je verziehen, er ist unversöhnlich; wenn er im Vaterunser betet: Vergieb uns unsre Schuld, wie wir vergeben unsern Schuldigern! so betet er sich Unheil auf das Haupt, denn er vergiebt ja durchaus nicht.“ Aber wessen ist denn Nees von Esenbeck schuldig? Er hat nichts begangen, wozu er nicht berechtigt war, er ist kein Schuldiger gegen den König. Klug und vorsichtig war er nicht, leider! Das ist aber auch alles.

Seltsamer, alberner Kauz! Da läßt ein Oberamtmann Eggeling in Altgatersleben in die Kreuzzeitung für sein Geld einrücken, der Abgeordnete Wentzel habe den Minister von der Heydt in der Kammer beleidigt, und damit das Ansehn der Krone. Man solle dergleichen doch nicht dulden. Der arme Kerl! Merkt er nicht, daß er dem Minister Heydt zu der ersten Ohrfeige nun auch die zweite giebt, mit seiner Schmutzhand? —

Geschrieben. Ich glaube nicht, daß der Westen Europa's dem Osten unterliegt; ich glaube an die steigende Bedeutung des russischen Volkes, aber auch an den Geist der Freiheit, der dort im Schlummer wächst. Die Russen genießen schon jetzt die Früchte der Revolution, sie werden sie bald im Lande selbst, nicht nur aus der Fremde ziehen.

Die Türkei, von England und Frankreich im Stich gelassen, von Oesterreich angefeindet und bedroht, muß sich der Macht des Kaisers von Rußland beugen. Den Kaiser soll der rasche und glänzende Erfolg des österreichischen Grafen von Leiningen ganz besonders geärgert, und er sogleich beschlossen haben, denselben durch russisches Auftreten weit zu überbieten. Nur so läßt sich das barsche flegelhafte Benehmen des Fürsten Menschikoff erklären.

Herr Rudolph von Auerswald ist jetzt überzeugt, daß die konstitutionelle Monarchie jetzt eine Nothwendigkeit ist. Er war im Sommer in Paris, Algier, Italien. Er findet die französische Armee vortrefflich, kriegseifrig und kriegsfertig. Er sagt, man dürfe sich nicht vorstellen, daß die Italiäner gebeugt, gedemüthigt, eingeschüchtert seien, offen und laut sei ihr Trotz, ihr Haß, ihre Erbitterung, sie versteckten ihre Gesinnung gar nicht, jeder theile sie, und die Oesterreicher müßten es so hingehen lassen, sie übten ihre Schreckensgewalt, wo sie nur könnten, aber sie könnten nicht viel, und die Italiäner, die nicht unmittelbar getroffen wären, trieben ihr Wesen ungehemmt weiter.

Man hört immer mehr von Versammlungen und Festlichkeiten zur Feier des 18. März, aus Königsberg, Stettin, Greifswald, Magdeburg, Köln, Trier. Die Regierung ist schon zufrieden, daß kein öffentliches Bezeigen, keine große Volksbewegung hat stattfinden können.

Geschrieben. Zersplittert sind die Kräfte der deutschen Nation, sie ringen einzeln mit großer Anstrengung, der stets nur kleine Erfolge entsprechen. Das Loos der Nation ist auch das meine persönlich, es giebt keine Bahn in der ich mit Gesammtkraft wirken könnte, ich muß mich in viele Wege zerstreuen, um geringen, oft zweifelhaften Gewinnes willen! Aber ich beharre, werde nicht müde, wennschon dem Tagewerke nicht Freude folgt! —

Besuch bei Dr. Hermann Franck. Ueber Bruno Bauer: über Marx. Ernstes Gespräch über Religion; Abwesenheit religiösen Gefühls ein Mangel, bei unsern Aufgeklärten, Freigeistern, Deisten, fehlte es nicht, sie waren fromm erzogen, nur den Kirchenglauben streiften sie ab, das Gefühl behielten sie. Anderes Verhältniß derer, die ohne religiösen Einfluß, unter bösem Widerspruch gegen ihn, aufwachsen. Ich habe deren gesehen, die später erst recht Frömmler wurden, andre, die allem Gefühl und aller Sittlichkeit Hohn sprechen.

Hängen und Erschießen in Italien, immerfort! — In Heidelberg ist die Amerikanerin Frl. Hitzfeld wegen Aeußerungen, die sie im Gasthof über den Mordversuch gegen den Kaiser von Oesterreich gemacht, zu sechswöchentlichem Gefängniß verurtheilt worden.

In Magdeburg Haussuchung bei dem konservativen Kaufmann Delius. Die Polizei treibt sich in Ungeschlachtheiten, Mißgriffen und Schikanen emsig umher! — Der Staat ist lauter Polizei!

Fortgesetzter Behördenunfug in Elbing. Recht und Gerechtigkeit haben aufgehört. Vernunft und Wahrheit gelten nicht mehr.

Der König geht in schlechtester Laune umher und bejammert die Nothwendigkeit, in der er sich befindet, Pairs zu machen. Er trägt verschiedene Listen bei sich, die er oft her-

aussieht und nachsieht, in denen er bald Namen streicht, bald Namen einsetzt. Mehr als die Hälfte der Personen, die sich zu dieser Würde eignen — nach seinen Begriffen eignen —, hält er für seine Feinde, hasst er, möchte er lieber niederdrücken als erheben, aber auch seinen Günstlingen will er nicht gern Rechte verleihen, die dann nicht mehr in seiner Hand sind, die sich gegen seine Willkür stellen können. Wird ihn denn niemand von dieser „verfluchten Verfassung" befreien? Der politische Augenblick ist freilich zu ihrer Abschaffung nicht günstig! Ungeachtet des friedlichen Anscheins, den die Sachen im Orient wieder annehmen, ist man doch voll Angst wegen der nächsten Zukunft.

Gegen Bruno Bauer: Allerdings ist Rußland ungeheuer gewachsen und wird noch mehr wachsen; aber wie wär' es, wenn Rußland an Macht und Größe nur wüchse, um einst, wenn in ihm die Freiheit durchbricht, für diese gleich ein allbeherrschender, siegreicher, unangreifbarer Körper zu sein? Die Strömung von Geist, Gesinnung und Kenntnissen aus dem Westen ist stärker, als die des Machteinflusses aus dem Osten, und Rußland ist nur mächtig durch das, was ihm durch jene zugekommen.

Mit den österreichischen Heeren ist es eben so; stellt eine halbe Million Soldaten auf, nicht daß sie da sind, sondern wem sie einst dienen, das ist die Wichtigkeit! —

Ostersonntag, den 27. März 1853.

Oesterreich und Rußland boten dem Kaiser Bonaparte die kleine Prinzessin Wasa zurück, sie hatten es bald zu bereuen, sie bekamen dafür den Parvenu in's Gesicht geschleudert und die Gräfin Montijo. Jetzt halten sie ihm den Pabst zurück, werden sie's nicht auch bereuen? Die Prinzessin machte Bonaparte'n zum Mann der alten Höfe, der Pabst thäte dasselbe; diese dummen Weigerungen werfen den Kaiser auf die

Volksseite, auf die der Freiheit, wenn der — es auch nie redlich mit ihnen meinen kann.

Den Juden, denen man schon gegen die Verfassung das Recht zu Gemeindeämtern gewählt zu werden entzogen hat, sollen nun auf die Verfügungen von 1817 zurückgesetzt werden, die mehreren noch bestehenden Artikeln der Verfassung schnurstracks entgegen sind. Sie legen Verwahrung dagegen ein. Es hilft ihnen nichts! Den ganzen Gang der Sachen konnte man vorhersehen, als die Verfassung oktroyirt, als das Wahlgesetz willkürlich verändert wurde. Damals ließ die Nation sich durch Schein betrügen, damals galt es wach zu sein.

Gestern hat die Polizei hier ungeheure Anstalten gemacht, die Konstabler reichten nicht aus, die Feuerwehr wurde zu Hülfe genommen. Ueber achtzig Häuser sind durchsucht, Gewehre, Pulver, Granaten gefunden worden, über hundert Personen sind in Haft, darunter Berends, Streckfuß, Leihbibliothekar Müller ꝛc. Die Anzeigen sollen aus London gekommen sein. — Berends und Streckfuß sind heute wieder entlassen worden. Darnach kann man schon schließen, daß viel Geschrei gemacht wird, und am Ende nicht viel dahinter ist. —

Ostermontag, den 28. März 1853.

Besuch von Bettina von Arnim. Der Prinz von Würtemberg — preußischer General — erzählt Bettinen, der König habe ihm gesagt, die Polizei habe ungeheure Verräthe von Waffen, Granaten, Spitzkugeln und Pulver gefunden, grade genug, um wieder eine solche Revolution zu machen, wie 1848! Als ob damals irgend jemand solche Verräthe gehabt habe! Ueberhaupt, welche Ansichten! Hinckeldey will seiner neuen Würde und Wirksamkeit Ehre machen, das wird wohl die Hauptsache sein. Man denkt an die Häsel'schen Handgra-

kaum noch eine Spur von dem zu ſein, was ſie in und nach dem Jahre 1809 werden zu wollen ſchienen. Keine Bekanntſchaft aber war mir ſo erfreulich und werth, als die von Franz Baader aus München, deſſen Umgang ich leider nur zehn Tage genoß, aber auch in der Ferne eifrigſt durch Denken und Bilden fortſetze. Ich weiß nicht, ob Sie dieſen Mann perſönlich kennen; ſeine Schriften geben kein richtiges Bild von ihm; daß ſeine Geiſtesrichtung mit der von Saint Martin und andern Männern dieſer Art zuſammenhängt, werden Sie wiſſen und daraus entnehmen, wie anziehend ſeine Unterhaltung für uns ſein mußte. In Dresden ſahen wir Ludwig Tieck beinahe täglich; auch ſein Umgang war belebend für uns; er iſt in den Jahren, die er ſtillgeſchwiegen, unendlich gereift in Geiſt und Kunſt; eine bereits gedruckte Novelle, „Die Gemählde“, legt davon Zeugniß ab, noch mehr wird es eine zweite, die nächſtens erſcheinen ſoll, und die in unſerer geſammten Litteratur nicht ihres Gleichen hat, wenn das Ende dem Anfang entſpricht, den allein ich vorleſen gehört. Von dem übrigen Schriftſteller- und Dichtervolke in Dresden iſt nichts zu ſagen; nur in einem Luſtſpiele ließe ſich die ſelbſtgefällige Einbildung, die ſüßliche Ziererei und Wechſelbelobung ſchildern, die in dem ſogenannten Liederkreiſe ſich wohlthun, eine Geſellſchaft von mittelmäßigen Leuten, die durch ihre Körperſchaft vermittelſt der „Abendzeitung“ auf die ganze Litteratur bedeutend zu wirken wähnen. Was ich von Ferne von dieſem Weſen geſpürt, machte mich ſchaudern vor Angſt und Uebelkeit. Eine ähnliche Empfindung hätte mir der diplomatiſche Kreis erwecken müſſen, wenn ich nicht, durch ehmalige Schwimmübungen mit dem Hülfsmittel gegen ängſtliche Scheu ſchon bekannt, mich ſogleich kopfüber in die Fluthen geſtürzt hätte. Ich habe mich dem ſächſiſchen Hofe vorſtellen laſſen, da es immer gut iſt,

naten, an die Enthüllungen der Kreuzzeitung, an die Höllenmaschine zu Marseille, alles Wind und Staub! —

In Moabit, hör' ich später, sollen wirklich viele Waffen und einige Zentner frischbereitetes Pulver versteckt gefunden worden sein. Ein Arzt soll sich unter den Verhafteten befinden.

Dienstag, den 29. März 1853

Die „Feuerspritze", die statt gestern heut erscheint, giebt ausführliche Nachrichten über die am Sonnabend von der Polizei angestellten Haussuchungen und Verhaftungen. Sie bestätigt, daß Berends und Streckfuß gleich am andern Tage wieder entlassen werden. Der verhaftete Arzt heißt Falkenthal. In Moabit will man die Sträflingskleidung gefunden haben, die Kinkel bei seiner Entweichung von Spandau getragen und in Moabit abgelegt hat. Der Verhafteten sind nur etwa vierzig. Das Nähere wird sich aus den Gerichtsverhandlungen ergeben; bis dahin ist jeder Angabe, auch der sogenannten amtlichen, zu mißtrauen. Die Minister reiben sich die Hände vor Vergnügen, sie haben ein neues Verdienst um König und Staat erlangt, ein neues Mittel, in den Kammern vortheilhaft aufzutreten.

Der Kaufmann Levy verhaftet, der Lehrer Gehrke, der Redakteur der Urwählerzeitung Dr. Holdheim, und viele Andre.

In Heidelberg Haussuchung bei Dr. Hagen, viele Briefe, Bücher!

Die „Urwählerzeitung" ist am Sonntag polizeilich weggenommen worden. Durch Verhaftung ihres Redakteurs kann sie eine Zeitlang nicht erscheinen.

Der hiesige Theolog Pieper, ein armseliger Bursch, hat im sogenannten wissenschaftlichen Verein einen Vortrag über Lessing gehalten. „Ueber den klügsten Deutschen der dümmste", sagte Fräulein Neander.

Geschrieben. Unlust über die Verhaftungen. Sind solche Gesinnungen und Absichten, wie die Polizei sie entdeckt haben will, wirklich vorhanden und noch immer thätig, so sollte die Regierung daraus erkennen wie nöthig eine Amnestie ist; so lange diese fehlt, wird auch das Volk und seine Verfechter unversöhnt bleiben. An Amnestie denkt man weniger als je, nur an Rache, Verfolgung, Strafen, Quälen. Jede Besinnung fehlt, jeder Rückblick auf sich selbst. Was man selbst verschuldet, will man an Andern strafen. Sie sollten die Verbannten zurückkommen lassen, die Eingekerkerten in Freiheit setzen, das Vergangene vergessen; allein dieses allein Vernünftige kommt ihnen wie Wahnsinn vor. —

Bücher gekauft, unter andern Kiesewetter's Reise nach Paris vom Jahre 1815. Ich sah ihn damals in Paris, und zuletzt noch 1817 in Berlin. Das Buch versetzte mich lebhaft in die alte Zeit, und ich bedauerte schmerzlich, den einst heißgeliebten Lehrer nicht fester gehalten zu haben; doch weiß ich wohl, daß er selber daran große Mitschuld hatte, er wollte mich hemmen, und ich strebte vorwärts. Aber der Eindruck war sehr schwermüthig, und ich konnte ihn lange nicht verwinden. Aufgeregte Nerven! —

Nachmittags Besuch von Herrn Palleske, der Abschied nimmt. — Besuch von Herrn Prof. Stahr und Fräulein Fanny Lewald.

Die Regierung prahlt, wie bequem und nützlich die Paßkarten sind, aber das erwähnt sie nicht, daß sie solche nur den Begünstigten ertheilt, den Unbegünstigten verweigert, das heißt allen Demokraten, allen kleinen Leuten, die nicht besonders empfohlen sind. Wer keine Paßkarte — auf ein Jahr für 5 Sgr. — bekommt, muß für jede Reise einen besondern Paß für 1 Thlr. nehmen, und dieser Paß ist dann an sich selber schon ein Verdächtigungspapier! —

Neue ſchnöde Verfolgungen in Schleſien gegen den Lehrer Wander. Da wo er ſeinen Lebensunterhalt erwerben kann, wird er ausgewieſen, man weiſt ihn auf den Ort an, wo die Gemeinde verpflichtet iſt ihn als Armen aufzunehmen! —

Die Niederträchtigkeit und Gemeinheit der Neuen Preußiſchen Zeitung bei Gelegenheit der neueſten Verhaftungen iſt empörend, ſie höhnt, lügt und heuchelt in ſchimpflicher Art. Eine giftgeſchwellene Kröte! Selbſt eine Thatſache wie die, daß in Peſt gegen hundert verhaftete Magyaren plötzlich durch Amneſtie des Kaiſers freigelaſſen worden, kann ſie nicht anders als mit niedrigſter Gemeinheit erzählen.

Gerüchte, daß auch ein General und mehrere Artilleriſtenoffiziere verhaftet ſeien. Das iſt dem Hof und der Polizei ein Stich in's Herz, dieſe Uebertreibungen, die man denen der Reaktion entgegenſetzt, will ſie durchaus nicht dulden, da ſchreit ſie Weh und Zeter! Und es ſoll nicht ganz Uebertreibung ſein, es ſollen unter Offizieren, in Kaſernen, ſchlimme Reden fallen.

Steckbrief gegen Dr. Ladendorf, der des Hochverraths angeſchuldigt wird. Er iſt flüchtig, und wird ohne Zweifel London ſicher erreichen.

Donnerstag, den 31. März 1853.

Die „Urwählerzeitung" erſcheint noch nicht; da ein neues Vierteljahr beginnt, wo man unterzeichnen und bezahlen ſoll, ſo kann dieſe Stockung tödtlich für ſie ſein. Das weggenommene Blatt, wegen deſſen auch der Redakteur verhaftet iſt, enthält einen Leitartikel, worin geſagt war, gleichwie die junge Saat grün aus dem Schnee hervortritt, werde auch das Volk unter der Reaktion gewachſen wiedererſcheinen; das traf denn grade in die Hitze des Verhaftungseifers.

In der orientaliſchen Sache hat der ruſſiſche Kaiſer ſich

wieder einmal übereilt, und muß zurückziehen. Das iſt ihm nun ſchon oft geſchehen. Für diesmal ſcheint alles noch diplomatiſch abzulaufen.

Ausgegangen mit Ludmilla. Durch das Brandenburger Thor zum Potsdamer, in der Leipzigerſtraße bei Müller Papier gekauft, bei Streckfuß Zigarren. Dieſer erzählt uns ſeine Haftgeſchichte. Er kam zufällig, als bei Müller grade Hausſuchung war, in deſſen Laden um etwas zu holen, augenblicklich trat ihm der Polizeilieutenant Heiz, der wohlbekannte, entgegen, und erklärte ihn für verhaftet; er wurde dann abgeführt, auf die Polizei, die Stadtvoigtei, die Hausvoigtei, nirgends wollte man ihn annehmen, es ſei kein Verhaftbefehl dazu vorhanden; nach vielen Stunden wurde der nachträglich geliefert; eben ſo erging es Berends, er wollte bei Müller Papier kaufen. Beide wurden die Nacht zuſammen in derſelben Zelle gefangen gehalten, am andern Morgen ohne weiteres freigelaſſen. Als ganz Unbetheiligte! Zum Vergnügen des Herrn Heiz waren ſie 28 Stunden ihrer Freiheit beraubt. Heiz, ein ſchöner Name, zum Behalten! —

In Roſtock Hausſuchungen und Verhaftungen. Der Polizeidirektor Stieber aus Berlin war dort. Stieber, ein ſchöner Name! —

In Wien iſt der bisherige Polizeidirekter Hofrath Weiz von Starkenfels plötzlich dieſes Amtes entlaſſen worden. Er war ein rechter Leuteſchinder, ein Haynau in ſeinem Fach. Wie die Dienſte, ſo der Lohn! Doch hat er noch beſſern Lohn verdient. —

Von den Verhafteten iſt noch keiner gerichtlich verhört worden; ſie werden in ſtrenger Haft gehalten. — Sogar von oben her wird verſichert, die demokratiſche Parthei als ſolche ſei bei den Sachen nicht betheiligt, es ſei nur in der unterſten Schichte der Bevölkerung ein ſtrafbares Treiben, das ſich aber an die Flüchtlinge in London anranke. Ein entſchiedener

Demokrat von gutem Namen sagte heute: „Wir werden von diesen Umtrieben gar nicht berührt, diese Leute hassen uns mehr, als sie die Reaktion hassen, und sie mißtrauen uns ganz und gar, weil wir ihre thörichten Einfälle als Unsinn verwerfen.“ —

„Angelus Silesius und seine Mystik.“ Von Dr. W. Schrader. Halle, 1853. 1. Unnütze und thörichte Bemühung, zu beweisen, daß Angelus Silesius und Johann Scheffler nicht Eine Person sind, sondern zwei ganz verschiedene, von denen aber der erstere nicht näher zu bestimmen sei. Eine einzige Stelle in Scheffler's Vorrede zu seiner Ecclesiologia wirft das ganze fleißige Gebäude über den Haufen! —

Auch bei Frau Piaget, geb. Siegmund, war eine strenge Haussuchung, man hat viele Papiere weggenommen, wohl auch Briefe ihres Schwagers Herwegh. Eine Französin, Lehrerin auf einem Gute bei Posen, die hier bei ihr abgetreten war, um ihren Paß vom französischen Gesandten verlängern zu lassen, wurde auf die Polizei geführt, aus der Stadt gewiesen, und zur Abreise nach Paris gezwungen, wohin sie gar nicht wollte.

Freitag, den 1. April 1853.

Frühlingsaufregung. Müdigkeit des Körpers, Unruhe des Gemüthes, Sehnsucht!! unendliche Wehmuth in Betrachtung des Vergangenen, man will ihm nach, da man es nicht festhalten kann! — Alle Schichten der Vergangenheit werden lebendig, alle Gebilde treten heran, fordern die alte Liebe, Zuneigung, den alten Reiz und Glanz, dieselbe Theilnahme, Thätigkeit. Ein gewaltsamer Zustand. Ich möchte ihm entfliehen, und weiß nicht wie? —

Haussuchungen in München, in Nürnberg, Frankfurt am Main, Bremen und Hamburg; alles zu Ehren der neuen

Macht und Würde des Herrn von Hinckeldey! Braune Kossuthhüte in Frankfurt am Main weggenommen, in Fürth Tabacke mit Kossuth's Bildniß. In Rostock neue Verhaftungen; nicht Tieder soll dort gewesen sein, aber andre preußische Polizeischergen, und der mecklenburgische Staatsrath von Schröter (früher Professor in Jena), auch ein schöner Name! —

In Stettin hat die Polizei eine Petition der Juden an die Kammern weggenommen, um dieselbe zu prüfen. Mit welchem Rechte? Mit dem der Willkür und frechen Anmaßung. Und diese Lumpenkammern schweigen auch still dazu! Jede Täuschung schwindet. —

Humboldt sendet mir den rückständigen Band der Schriften seines Bruders. — Tieck soll sehr gefährlich krank und schwach sein.

Brief und Sendung von Herrn Dr. Julius Aitmann; Gedichte.

Ein hiesiger Bürger, der nichts Bessres verlangt als ein guter Unterthan zu sein, und der durch sein Gewerbe mit vornehmen Personen viel in Berührung kommt, ist ganz betroffen über die Reden, die er von höchsten Staatsbeamten, von Herren und Damen des Hofes zu hören bekommt. Die ganze Umgebung des Königs meint es mit ihm nicht gut, haßt ihn, erklärt ihn für unfähig zu regieren. — Generale, gewesene Minister, Führer der Kreuzzeitungspartei, angesehene Grundbesitzer ꝛc. wünschen laut, der König möchte abdanken, Preußen könne so nicht länger bestehen ꝛc. Der arme Bürger ist ganz verwirrt über alles dies! —

Im Volk ist wieder viel die Rede von des Königs Hinneigung zur katholischen Kirche, daß die Königin ihn dränge ꝛc. —

Zur Begründung der Freiheit bedarf es der Freiheit ihrer Freunde, aber der Unterdrückung ihrer Feinde; auch diesen

Freiheit zu geben, ist der verderblichste Irrthum, in den Lamartine und die Deutschen in Frankfurt am Main 1848 verfallen sind. Die Freiheit, die Republik nun gar, muß mit Diktatur beginnen, das ist eine Grundwahrheit: die Diktatur kann auch aus Mehreren bestehen, aber ein Einzelner, wenn er der rechte Mann ist, ist freilich besser. — Nur das Menschliche soll für Alle gleich und unverletzt bleiben, das Politische darf solcher Gleichstellung nicht überlassen werden, der Sieger läßt sich nicht den Sieg durch Stimmenmehrheit wieder absprechen. Haben wenige Sieger eine zahlreiche Menge überwinden können, so dürfen sie um so weniger diese Menge wieder aufkommen lassen. —

Darmstadt, den 2. April 1850.

Noch immer keine „Urwählerzeitung"! Sollte sie noch wieder zum Leben kommen? Ich zweifle. Nun steht die „Nationalzeitung" auf dem äußersten Posten. Ein Wort, und sie ist verboten. Frei ist sie ohnehin nicht mehr: der Polizeimeister läßt ihr sagen, das und das solle sie nicht berühren, thäte sie es, so würde sie weggenommen.

Neue Schrift von Gustav Diezel, „Frankreich, seine Elemente und ihre Entwicklung", gedruckt in Stuttgart bei Karl Hoyer, demselben Verleger, der wegen Diezel's früherer Schrift verhaftet wurde; von dem Verlauf dieser Sache hat man nichts wieder gehört, es muß nicht viel draus geworden sein, da der Verleger ein zweites Buch desselben Autors erscheinen läßt, und sich dieser nun sogar nennt. Damals wollte die Polizei ganz fürchterlich thun, und erschreckte wirklich! —

Das „Preußische Wochenblatt" (Bethmann-Hollweg) ist mit offener Feindlichkeit gegen Hinkeldey aufgetreten, und heute von der Polizei weggenommen worden. Die Kreuzzeitung, die selber oft gegen die Polizei drohend auftritt, hat die

Niederträchtigkeit, dem Wochenblatt seine Auflehnung höhnisch zu verweisen.

Der Gesundheitspflege-Verein hier, eine der wohlthätigsten Anstalten, ist von der Polizei aufgehoben worden. Nichts kann hier bestehen, alles unterliegt dem türkischen Willkürregiment.

Verhaftungen in Köln, Dresden, weitere in Rostock. — Hinrichtung Cesars von Becard in Wien, andre grausame Strafurtheile gegen magyarische Leute. — Starkes Ausreißen ungarischer Soldaten aus Italien nach der Schweiz; die Schweiz soll sie nach den Verträgen ausliefern, aber schafft sie eiligst nach Frankreich und England, denn die Oesterreicher weisen jeden Verkehr mit der Schweiz ab, nehmen nicht einmal gemeine Verbrecher an! Wegen der Ausreißer wird es ihnen bald leid sein, und werden sie eine Ausnahme machen wollen. Hunderte von Soldaten laufen fort.

Von K. Marx in London sind „Enthüllungen über den Kommunisten-Prozeß in Köln" erschienen, die streng verboten und verfolgt werden. An der Schweizer Gränze hat man ganze Kisten voll Abdrücke weggenommen.

Gerüchte von Unruhen in Palermo. Gährung in Italien.

In Mitchell gelesen, in Diezel's neuem Buche; die Mißurtheile gegen Frankreichs Geist und Richtung sind sehr schlecht begründet und hoffentlich von keiner Wirkung. Falsche Deutschheit, voll Dünkel, wie 1813 und 1814 von so vielen hohlen Schreiern aufgestellt wurde, nur lag damals That und Sieg zum Grunde, wie jetzt Schmach und Jammer.

In Spandau sind drei Artillerie-Unteroffiziere verhaftet, man beschuldigt sie der Theilnahme an den entdeckten Umtrieben. — (Später wurde dies für einen Irrthum, die Verhafteten für ganz unschuldig erklärt.) —

Einer alten Verordnung gemäß durfte kein preußischer

katholischer Theologe ohne besondre königliche Erlaubniß in das Collegium germanicum zu Rom eintreten um seine Studien dort zu vollenden. Der Eintritt war vor einiger Zeit ein paar rheinischen Jünglingen verweigert worden, besonders auch deßhalb, weil das Collegium jetzt von Jesuiten geleitet wird. Darauf drohte der Pabst, keinem preußischen Künstler mehr den Aufenthalt in Rom zu gestatten. Inzwischen hatte der König jene Verordnung schon aufheben lassen, und neuerdings sind einige junge Preußen ohne Anfrage und Erlaubniß in das Collegium eingetreten! — Das soll noch die Monarchie Friedrichs des Großen sein? —

Sonntag, den 5. April 1846.

Keine „Urwählerzeitung"! Die Polizei bedroht jede Druckerei, die sich dazu hergeben möchte, das Blatt ferner zu drucken, mit Gewerbsentziehung. — Es geht das Gerücht, daß Manteuffel abgehen werde und uns ein Ministerium Stahl-Gerlach bevorstehe, in dem auch Raumer und Westphalen recht gern bleiben würden, falls die Parthei nicht diese Posten mit andern, schon lange durstenden und hungernden Genossen zu besetzen nöthig findet. Es wäre recht gut, wenn nach den Villèle's und Labourdonnaye's endlich die Polignac's kämen. Eine Umkehr vor dem Abgrund ist doch nicht mehr zu erwarten, und eine andre als schmachvolle schon unmöglich.

In Mitchell gelesen, mit großem Vergnügen! Ein trefflicher Mann, einer meiner Freunde, wie Lord Marischal und Keith, die ich mit Liebe hege. Sie waren alle treu anhänglich dem großen König, den man hier auf's neue bewundern und lieben lernt. Wie edel, erhaben, begabt und liebenswürdig erscheint er! Wie großgesinnt und geistesfrei, wie gutmüthig, gefühlvoll, herzlich! Mitchell war seiner werth. Der Herausgeber Visser aber ist ein Schaf, ein pedantischer

Philiſter, der den König ſtets herabſetzen möchte, der ſich einbildet ihn beurtheilen zu können, und dazu ganz unfähig iſt: er iſt überdies höchſt unwiſſend und oberflächlich; nicht einmal die hiſtoriſchen und geographiſchen Namen hat er zu berichtigen gewußt, und weiß ſich doch groß mit ſeinem spelling, deſſen Mangel er beim König wiederholt rügt!

Daß General von Prittwitz bei Herrn von Weiher einen Abſchiedsbeſuch gemacht hat, erregt einiges Aufſehn und Mißvergnügen. Man ſtellt das Ereigniß mit dem zuſammen, daß General von Pfuel beim Abgeordneten Jung eine Taſſe Thee getrunken hat! —

Ueber Ariſtoteles, ein dicker Band von Prof. Brandis in Bonn, dem Herrn von Schelling zugeeignet, der ihm von allen neuern Philoſophen dem Ariſtoteles am meiſten nahe zu ſtehen ſcheint! Da wäre doch wahrlich Hegel eher zu nennen! — Ein ſchwerfälliges, unerquickliches Buch! —

Montag, den 4. April 1853.

Ausgegangen mit Ludmilla. Mir das Neue Muſeum betrachtet; es wird nicht ſonderlich ausſehen, und die Säulengänge werden das Hauptgebäude nicht retten. Daß es zur Seite wie durch eine Nabelſchnur mit dem Alten Muſeum zuſammenhängt, iſt ein lächerliches Gebrechen. Wer hat den dummen Einfall gehabt? — Ueber den Hacke'ſchen Markt, durch die Spandauer- und in die Königsſtraße, an der Gertraudenbrücke bei Schickler das gerühmte Bildniß von Friedrich dem Großen angeſehen; ob Pesne oder Falbe es gemahlt, iſt ungewiß. Das Bild iſt ſchön, aber der König in zu ſpäten Jahren aufgefaßt. Bildniß von Splittgerber, deſſen Schwiegerſohn der alte Schickler war. — In verſchiedenen Bilderläden nach Barrikadenbildern vom Jahr 1848 gefragt, überall vergebens, auch da wo ich ſie früher gekauft habe; ſie

dieſe Herrſchaften in der Nähe geſehen zu haben. Herr von Jordan war äußerſt gefällig gegen mich; ſein ſchöner Poſten ſcheint ihn aber wenig zu befriedigen, und er würde ihn, dünkt mich, gern mit einem hieſigen vertauſchen.

Hier in Berlin habe ich alles ziemlich im alten Stande wiedergefunden, außer daß ein Uhlanenregiment in ein Küraſſierregiment verwandelt worden, Herr von Werther doch endlich als Geſandter nach London gegangen und der Zwiſt des Hrn. Grafen von Brühl mit dem Hrn. Ritter Spontini zum Vortheile des Letztern entſchieden iſt. Der Fürſt Staatskanzler befindet ſich wohl, ich habe ihn flüchtig geſprochen; Gerüchte im Auslande, welche ihm den Herrn Miniſter von Voß ſchon an die Seite ſetzen wollten, ſcheinen ſich hier nicht zu beſtätigen. Herr von Voß iſt nur Mitglied der Konſtitutionskommiſſion, die unter Vorſitz des Kronprinzen ſich am 5. November verſammeln ſoll; als die übrigen Mitglieder nennt man den Fürſten von Wittgenſtein und Hrn. von Schuckmann, ſodann die Herren Ancillon und Albrecht; zunächſt ſoll nur von Provinzialſtänden die Rede ſein.

Die Sache der Griechen nähert ſich ihrer Entſcheidung; der Krieg ſcheint den Meiſten hier unvermeidlich, wenn auch die Staatskunſt ihn noch verzögert. Die Anſicht unſerer „Staatszeitung“ iſt hier nicht die herrſchende; der Artikel, den man Hrn. Geheimerath Schöll zuſchreibt, iſt bereits durch diplomatiſche Erklärungen mißbilligt worden. Dieſe griechiſche Angelegenheit dringt wie ein Keil ſpaltend in die europäiſchen Verhältniſſe, und welche Seite auch die Mächte davon hervorkehren, jede hat ihr Mißliches. Soll man den chriſtlichen Glauben im Stich laſſen und noch dazu alle Beleidigungen hinnehmen, oder ſoll man den Aufſtand des Volkes beſchützen? Muß nicht der Ultra hier in die Wünſche der Liberalen und der Liberale in die der Ultra's einſtim-

läugnen, deren je gehabt zu haben. Entweder hat die Polizei die Bilder verboten, oder es waltet freiwillige Furcht. Schöne Blumen überall! Nach mehr als zwei Stunden muß nach Hause gelangt. — Studien über Berlin, nach Nicolai's Buch und Schmettau's Plan. —

Nachricht, daß der steckbrieflich verfolgte Dr. Ladendorf ergriffen worden sei, in Zeldin. Sie wird bezweifelt, zurückgenommen. Alles dies kann absichtlich geschehen um irre zu führen! Kein Schluß ist daraus zu ziehen. — Haussuchungen und Verhaftungen in Breslau, Dresden, Elbing, Hamburg. — Untersuchung gegen Luise Otto in Meißen wegen eines Briefes, in welchem sie Libeum lobt! —

In Mitchell gelesen, im Tacitus. — Deutsche Tagesschriften.

Heute sind die Verträge zur Erneuerung des Zollvereins, des Beitritts Hannovers und des Handelsvertrags mit Oesterreich hier unterzeichnet worden. Ich war von Anfang dafür, wie für jede Erweiterung und Verbindung volkswirthschaftlichen Lebens, aber sehr gegen die Art wie die Sache für Preußen herbeigeführt worden. Und die einzelnen Bestimmungen, — hat Preußen sie nicht großentheils blind angenommen? Möge das Ganze zum Heil gereichen, doch unsre Regierung hat wenig Ehre davon.

Der Polizeiassessor Witte hatte sich im Jahr 1848 ziemlich freisinnig gezeigt, doch wurde sein mäßiger Eifer ihm verziehen, und Hinckeldey stellte ihn zum Lesen der Zeitungen an, ein Nachtdienst, der sehr beschwerlich ist und große Aufmerksamkeit erfordert, bei bedenklichen Sachen mußte sogar Hinckeldey geweckt werden, obschon er dies nicht gern sah. Anderthalb Jahre trieb Herr Witte dies Geschäft, bekam sogar 200 Rthlr. Zulage. Dann kam Hinckeldey aber einmal und sagte, morgen müsse das und das Blatt weggenommen werden. „Wie? ohne daß ich schon weiß was darin steht? auch wenn

es gar nichts Schlimmes enthält?" — Jawohl, das Blatt muß einmal unsre Hand fühlen. — „Aber Herr Präsident —!" — Was? Ich befehle es, es soll geschehen, damit genug! — Der ehrliche Beamte entsog sich darauf diesem Geschäft, verlor die Zulage von 200 Thalern und natürlich alle Gnade des Vorgesetzten.

Dienstag, den 5. April 1853.

Die „Nationalzeitung" vortrefflich über Michel von Bourges. Der „Publizist" mit kühner Schärfe über die neuesten Verhaftungen, das Märzkomplott, wie er die Sache nennt. — In meinen Papieren gearbeitet. — Die Zeitungen theilen das Dekret Hinckeldey's mit, durch das dieser den Gesundheitspflege-Verein aufhebt; es werden darin namhafte Männer geschimpft, zur Umsturzpartei gezählt ꝛc., grade so wie es Kamptz im Jahre 1819 mit Jahn machte, worauf dieser eine Injurienklage gründen wollte: damals mußte man erst erfahren, daß eine Behörde ungestraft beleidigen darf, jetzt weiß man es schon vorher! Doch wenn die Gerichte solche Klage nicht annehmen, verloren geht sie darum nicht. —

Nachmittags kam Bettina von Arnim. Sie schenkte mir ein Blatt von ihrer Hand, an die Gründerede geschrieben. Sie wollte offenbar etwas von mir, sagte es aber wieder nicht. Vielleicht wieder etwas in Betreff Pückler's? oder irgend einer Veröffentlichung über die Heirath ihrer Tochter? Weiß der Himmel was! —

In Mitchell gelesen, und in der Revue des deux mondes einen Artikel von Heine, les dieux en exil; ganz der alte Heine, Weisheit und Kraft im Gewande der Schalkheit, Witz und Laune einziger Art, glänzende Phantasie; zugleich eine Enttäuschung derer, die sich seiner vermeintlichen Bekehrung

dumm freuten! Er spricht von seiner Krankheit auch, doch leise, nebenher, ohne widriges Gewinsel.

Frau von Waldow erzählte, daß am Sonntage der König in der Charlottenburger Schloßkapelle einen großen Schreck gehabt. Es ist verboten dem Könige Bittschriften zu überreichen, und es wird besonders darüber gewacht, dies zu verhindern. Eine Anzahl Konstabler, aber in Zivilkleidern, sind beauftragt überall den König zu bewachen, gegen die Berührung mit Fremden zu schützen, auf jeden Annahenden ein scharfes Auge zu haben. Als diese Leute jedoch dem Gottesdienste gemäß ihre Blicke zum Gebet niederschlugen und das Gesicht mit den Hüten etwas deckten, stürzte unvermuthet ein Mann aus einer Ecke hervor, grad' auf den König los, und hielt ihm eine Bittschrift hin. Der König erschrak heftig, wurde leichenblaß, und nachdem er sich etwas erholt, stampfte er mit den Füßen und schrie: „Hat man denn sogar in der Kirche keine Ruh?" Dabei schoß er wüthende Blicke auf die Konstabler, die nun den Mann freilich gepackt hatten und untersuchten, aber es war ein armer Teufel und sein Anliegen ein ganz gewöhnliches! Wäre es ein Feind gewesen, die Polizei würde ihn also nicht gehindert haben, dem Könige was zu thun. Moral der Geschichte: „Die Polizei kann zu Hause bleiben, oder wenigstens im Dienst nicht beten." —

Dr. Gollmann, juristischer Privatdozent an der hiesigen Universität, ist in Quedlinburg verhaftet worden. — Haussuchungen hier bei Dr. Eichler, beim Buchhändler Zacco. — Haussuchungen in Hannover, in Bremen; an letzterm Ort aber auch die meisten der am 18. März Verhafteten wieder freigelassen.

In Hamburg die deutschkatholische Schule gewaltsam gebindert.

In Reichenbach der Referendarius Mensbausen und der Rittergutsbesitzer Kobler, beschuldigt zur Befreiung des Ge-

fangenen Schleban einen Unteroffizier bestochen zu haben, vom Kreisgericht freigesprochen. Der Unteroffizier aber war schon früher militairisch deßhalb in Strafe genommen! —

Mittwoch, den 6. April 1853.

Geschrieben; Sachen des Tages. Diese Zeit fordert nur Aufsätze, Bemerkungen, eingreifende Worte, nicht große Werke, Dichtungen, Schönheitsgebilde; wir haben Vorrath, Vorrath auf lange Zeit; es gilt ihn zu verwenden, anzubringen, allgemein zu machen. Diese Zeit fordert Marktdienst, nicht Tempeldienst. —

Die „Urwählerzeitung" wollte wieder erscheinen, ist aber, als schon 5000 Abdrücke fertig waren, von der Polizei weggenommen worden. Man verbietet sie nicht, aber man bindert sie, sie soll todt sein. —

Die „Kreuzzeitung" hatte gestern einen Artikel zum Lobe des infamen Buchs von Günther, das unsre litterarischen Heroen aus christlicher gemeiner Rohheit heraus verwirft und schmäht. Lotterbuben ziehen Lotterbuben an, sie bleiben alle was sie sind.

Moritz Hartmann ist in Paris freigesprochen worden, frei ist er schon längere Zeit. — Bei Dr. Hagen in Heidelberg hat man nichts gefunden als Abdrücke einer seiner unverbotenen Schriften.

Ausgegangen mit Ludmilla. Bei Josty. In der Breiten Straße (Reitbahn) die Blumenausstellung gesehen. Wunderschön, entzückende Anblicke, ein kleines Paradies! — Herrn Dr. Spiker gesprochen, Herrn Geh. Legationsrath Michaelis.

Die „Nationalzeitung" hat die Ehrenhaftigkeit und den Muth, gegen die Angaben Hinckeldey's in seinem Dekretum wegen Aufhebung der Gesundheitspflege-Vereine kräftige Verwahrung einzulegen, und seine notorisch unwahren Ausdrücke

zu rügen. — Das kann mit Unterdrückung der Zeitung enden. Immerhin! —

Hinckeldey hat mit seinen schriftlichen Abfassungen schlechtes Glück. Der Kaufmann Delius in Magdeburg veröffentlicht ein Schreiben, worin Hinckeldey sich wegen der Haussuchung, die er bei jenem anbefohlen hat, entschuldigt, und meint, wenn er früher, wie jetzt, von achtbarer Seite wegen der guten Gesinnung des Genannten so gute Versicherung gehabt hätte, würde die Haussuchung unterblieben sein. So bekennt er sich öffentlich zur Parteilichkeit, Willkür, Gunst und Abgunst!

„Jetzt ist gar nichts zu thun, gar nichts. Jedes Auftreten ist ein Unsinn. Aber Eines können und müssen wir, das Gedächtniß stärken; nur alles was geschieht gut behalten, nur nichts vergessen!"

Es heißt, wir könnten nächstens eine Ministeränderung haben, Bethmann-Hollweg würde Manteuffel's Stelle bekommen, Raumer und Westphalen könnten dabei im Ministerium bleiben, Heydt und die Andern aber müßten fort. Der König wolle Manteuffel'n los sein, er könne ihn nicht mehr ausstehen. Radowitz arbeite mit gegen seinen erklärten Feind. —

Donnerstag, den 7. April 1853.

Die Zeitungen enthalten Einspruch von Seiten des Dr. Abarbanell gegen die Art wie Hinckeldey sich erlaubt hat dessen Namen öffentlich anzugeben; er sagt, er habe gerichtliche Klage deßhalb erhoben. Auch Dr. Aries erläßt eine solche Erklärung. Sehr brav und zuversichtlich! aber helfen wird's nicht. Die Gerichte sind geknebelt oder zaghaft, und Hinckeldey spottet ihrer wie der von ihm beleidigten Ehrenmänner. —

Geschrieben. Zur türkischen Regierung gehört auch der Koran, den die Türken achten und ehren. Unsre christlich-

germanischen Regierungen haben die Evangelien, denen sie aber in's Angesicht schlagen. —

Ausgegangen mit Ludmilla. Herrn Dr. Zunz gesprochen. „Ich lese seit vierzehn Tagen keine Zeitung, ich weiß gar nichts, nicht einmal ob ich schon Kaiser geworden bin, — das wär' doch voreilig, denn ich habe ja noch keinen Eid gebrochen, dies muß doch nothwendig vorhergehen!" —

Die „Nationalzeitung" legt in einem ausführlichen Artikel die Uebelstände dar, welche für Preußen aus den neuen Zoll- und Handelsverhältnissen hervorgehen: Aufgeben seiner bisherigen Richtung, Abhängigkeit von Oesterreich, von Baiern und den bisher mit diesem verbundenen Staaten sogar! Der Artikel macht aufmerksam auf den Jubel der Wiener Blätter, der Augsburger Allg. Zeitung ꝛc.

Neue Haussuchungen und Verhaftungen, in Rostock, hier, in Breslau ꝛc. Im Staatsministerium war der Antrag gemacht worden, Berlin in Belagerungsstand zu erklären, um alle verheimlichten Waffen einziehen zu können! Dieses Aergerniß hätte noch gefehlt! Kanonen gegen Sperlinge aufpflanzen! —

Unter einer elenden, nichtswürdigen, lächerlichen und doch gefährlichen Regierung leben zu müssen, ist mit das größte Unglück, das einen Menschen treffen kann. Voltaire hat dies Unglück in vollen Zügen genossen. Unter einer Regierung zu leben, die man achten muß, die man lieben kann, — ein Glück, das für vieles Unglück schadlos hält! Wer hat es genossen? Viele Preußen, die Friedrich dem Großen anhingen, viele Engländer, die meisten Bürger der Vereinigten Staaten von Nordamerika. —

Dr. Holdheim wegen der „Urwählerzeitung" vom 3. Februar zu zweimonatlichem Gefängniß verurtheilt. (Haß und Verachtung ꝛc.)

Eine freie Gemeinde durch das Ober-Tribunal freige-

sprochen. Andre solche Gemeinden werden fortwährend verfolgt. —

Nichtswürdiges Verfahren der Nürnberger Polizei gegen den Redakteur eines dortigen Blattes, Dr. Feust; Ausweisung; Wegnahme der Zeitung ohne Grund, aus bloßer Schikane ꝛc. —

Der berüchtigte Dr. Joel Jacoby, Verfasser des Buches „Klagen eines Juden", schon vieljährig bei der Polizei angestellt, hat den Titel Kanzleirath bekommen! So belohnt der Herr die Seinen!

In vornehmen Kreisen hier sagt man, Hinckeldey sei Staatskanzler geworden, seine Macht sei größer als die aller Minister.

Besuch von Mrs. Bruce Jey bei Ludmilla. Muntre Gespräche. Fräulein Rahel de Castro kam dazu, dann auch Herr Bruce Jey.

Freitag, den 8. April 1853.

Geschrieben; Ermahnung zum Ausharren, in Muth und Klugheit. —

Gottloser Stolz der Leute auf ihr Beten und Besuchen der Kirchen, auf ihren Eifer predigen zu hören. „Ganz richtig, diese Leute haben das Gefühl dessen, was sie sind; ihnen ist es nöthig, immerfort an das erinnert zu werden, was sich von selbst versteht."

Herr Dr. Gottschall trat unerwartet ein; er ist auf der Durchreise nach Hamburg. Anne Quehl hat erwirkt, daß Gottschall hier bleiben kann; er wird aber seinen Aufenthalt in Breslau nehmen.

Der „Publizist" nimmt sich heute wieder, soviel als es unter den herrschenden Umständen möglich, der neulich Verhafteten an; auch zeigt er, daß bei den Klagen der vom Poli-

zepräsidenten von Hinckeldey Verläumdeten kein Erfolg zu erwarten sei. Der ganze Lärm von Hochverrath und Komplott erscheint mit jedem Tage hohler, und alles was die Polizei gefunden hat, ist nicht der Rede werth. Gewiß, die Gesinnungen welche man voraussetzt, sind vorhanden, und in größerem Maße, als man gewöhnlich glaubt, auch Verbindungen bestehen, die der Regierung feindlich sind, aber jene hat kein Strafrecht je zu erreichen gewußt, und die Verbindungen wird man nie ausrotten, solange solche Gesinnungen bestehen; die Regierung selbst aber ist es, die sie stets neu erzeugt. Viele der Angaben, die von der Polizei ausposaunt werden, sind ganz übertrieben, die Angabe der Waffenvorräthe, der Pulvermenge, andre mit Absicht falsch gestellt, z. B. die sogenannten Spiegelgranaten, welche ein Schlosser, der neue Erfindungen an den Schießgewehren machen will, zu seinen Versuchen angefertigt hat. Man denke an die berüchtigten Handgranaten Hätzel's! Der stupide Hof glaubt an alle vergrößerten Angaben, das kluge Publikum aber nicht! Daß indeß Verurtheilungen erfolgen werden, wird kaum bezweifelt; alle Anstrengung wird dahin gerichtet werden. Selbst wo die Behörde die Anklage fallen läßt und jede Schuld verneint, hält man am Hofe noch fest am Glauben. Der Prinz August von Würtemberg sagte noch kürzlich von dem in Charlottenburg verhafteten Mann, der amtlich für schuldlos erklärt worden: „Er hat sich durchgelogen!" Ein herrliches Lob der Polizei! —

Die schon vielgequälte freie Gemeinde zu Magdeburg soll nun schließlich aufgehoben werden, man will ihr die Konzessionen nehmen, die sie früher in aller Form bekommen hat. Man schien endlich milder, gerechter gegen die freien Gemeinden werden zu wollen, da kommt plötzlich solche Laune! Wir leben in lauter Widersprüchen, nirgends ist richtige Folge.

Hetzverfolgung in München, über hundert Personen ver-

haftet und beraubt! — Hausſuchungen überall. — Volksauftritte in Hamburg gegen den Frommler Paſtor Rautenberg. Jetergeſchrei der Kreuzzeitung darüber! (Etwa von Dr. Nikol. Heinr. Julius? Sehr wahrſcheinlich!)

Der Schuldirektor Dr. Gräfe in Kaſſel hat eine ſchwere Strafe ausgeſtanden; das Gerücht, er habe um Begnadigung angehalten, widerlegte er, indem er meinte, das ſei ſeiner Ehre zuwider. Hierauf der Majeſtätsbeleidigung angeklagt und durch Freunde gewarnt, fand er gerathen nicht nach Kaſſel zurückzukehren, ſondern von Jena, wohin er verreiſt war, in's Ausland zu gehen. Steckbriefe werden nicht fehlen. „Verfluchter Haſſenpflug, verfluchter Kurfürſt!“ — Er trifft in dieſen Tagen hier ein, wird mit den größten Ehren empfangen!! Was wirken ſolche Lügen-Ehren?!

Dr. Franz Löher hält nun in Göttingen Vorleſungen. Das freut mich!

Sonnabend, den 9. April 1853.

An die Stelle der ausbleibenden „Urwählerzeitung“ möchte man dem Volk ein ähnliches Blatt in die Hände ſpielen, in anderm oder vielmehr in keinem Geiſte redigirt. Heute wird der Verſuch mit einer Abendzeitung gemacht. Nutzloſe Jämmerlichkeit! Das Volk lieſt lieber gar keine Zeitung, als ſolch verrätheriſche.

Geſchrieben; an Begeiſterung fehlt es nicht, Schmach und Unwillen reizen auch zur Proſa. Ein Juvenalis fände jetzt volle Ernte. —

Das Sonett 51 im ſiebenten Bande von Wilhelm von Humboldt's geſammelten Schriften iſt überſchrieben „Die wahre Größe“. Ich fragte Alexandern von Humboldt in meinem letzten Brief, ob es etwa gegen Friedrich den Großen gerichtet ſei? Er übergang dies in ſeiner Antwort. Ich theilte

den Fall Herrn von Sivers und Herrn Adolf Böttger mit; jetzt erfahre ich, daß beide das Sonett auf den Bruder Alexander deuten. Wenn es auch noch so sehr passen sollte, nimmer kann das die Absicht Wilhelms gewesen sein! (Gedenken an Schlabrendorff's Wort: „Sie haben alles was dazu gehört um große Männer zu sein, und sind es beide doch nicht!“ Und das andre, von ihm zitirte Wort: „Il n'y a rien de véritablement grand où il n'y ait du citoyen.“)

Nachmittags Fräulein de Castro und Dr. Gottschall bei Ludmilla; ich verliere zwei Partieen Schach in größter Schnelligkeit.

Humboldt nannte neulich den Minister von Raumer einen Lump, der von den Wissenschaften nichts wisse und die Gelehrten hasse. Humboldt hat dem Könige geklagt, er habe stets das Unglück, an der Tafel neben Raumer zu sitzen, und fühle jedesmal in der diesem zugewandten Seite eine Kälte strömen, der König möchte ihn doch den Platz verändern lassen, dieser sei gar zu rheumatisch; aber es scheint dem König Vergnügen zu machen, die beiden Widersacher neben einander leiden zu sehen.

In englischen Blättern wird mit Zuversicht behauptet, daß zwei preußische Minister, Hendt und Simons, deren Gemeinschaft in Handelssachen auch hier kein Geheimniß ist, ihren Hauptgewinn vom Sklavenhandel ziehen, bei dem sie mit ihren Kapitalien betheiligt sind! Der Justizminister!! —

Sonntag, den 10. April 1852.

Tapfre Erklärung der Aerzte des Gesundheitspflege-Vereins, unwillige Zurückweisung der Hinckeldey'schen grundlosen Beschuldigungen, in der „Nationalzeitung“ abgedruckt.

Hausuchungen in Strelitz, auch wieder in Rostock, und neue in Berlin. — „Die Polizei macht aus dem gefundenen

men? Ließe ſich nur mit den Türken ein vernünftig Wort reden, aber die ſind allen Zuflüſterungen taub und treiben die Verlegenheit der Andern durch ihr Benehmen immer höher. Die Aufrufe und Vereine in Deutſchland für die Griechen haben mir übrigens viel Widriges, und die Begeiſterung iſt falſch oder ſchwächlich; auch wird nicht viel daraus werden. Von den vielen Gedichten ſind nur einige von Wilhelm Müller zu loben, der in Deſſau mit Dreiſtigkeit ſogar den „öſterreichiſchen Beobachter“ in ſcharfen Verſen zu ſchelten wagt. —

Bei Ihnen in Frankreich werden die Kammern ja nun wieder lebhaften politiſchen Reiz gewähren. Diesmal ſind die Geiſter in Deutſchland weniger nach dieſer Seite geſpannt, alles blickt nach Oſten, oder, über Frankreich hinweg, nach Weſten.

Schreiben Sie mir von Ihnen ſelbſt, von Ihrem Leben und Treiben ein erfreuendes Wort! Nehmen Sie nicht Ihre Byzantiner wieder auf?

Von mir ſende ich Ihnen beifolgend in einem Tagblatt, deſſen Druck und Papier ſich empfahl, eine Folge von Mittheilungen über die Wanderjahre Wilhelm Meiſter's, dann eine Novelle, die dem gütigen Freunde meiner Erzählungen zu gefallen wünſcht. In den Mittheilungen werden Sie Friederiken leicht als Rahel erkennen; meine Frau führt in der That beide Namen; Albert iſt Adalbert von Chamiſſo, Hartmann der junge Dr. Fichte, Ludwig mein Schwager in Mannheim, Wilhelm ein Freund Neumann, die übrigen Bezeichnungen meiſt anſtatt meines Namens. Es war nöthig, einmal mit ſolcher Schärfe unter die Leute zu fahren, die ſonſt gar zu dreiſt werden und ſich jedes Mißurtheil erlauben. Was gäben die Lumpen nicht darum, wenn man ihnen geſtattete, Goethe'n für keinen Dichten zu halten!

Pulver eine Patrone, ladet sie, schießt ab, aus dem Schuß macht sie einen gegen den König, die Polizei hat eine große Einbildungskraft, sie schweift im Weiten und bevölkert das Leere." — In Geldberg im Mecklenburgischen sind ein Kaufmann Kleffel und ein Buchhändler Gerz zu sechs Monaten Gefängniß und bedeutender Geldstrafe verurtheilt, weil sie den bei Hoffmann und Campe in Hamburg erschienenen „Gruß an Mecklenburg" sollen verbreitet haben. — Ob Dr. Ladendorf in Soldin wirklich ergriffen werden, ist nicht gewiß. Vielleicht ist es von der Polizei nur ausgesprengt.

Die „Volkszeitung" wollte als achte Fortsetzung der „Urwählerzeitung" erscheinen, ist aber in 12,000 schon gedruckten Exemplaren von der Polizei sogleich weggenommen worden. — In Stettin hat die Behörde sich der jüdischen Petition an die Kammern bemächtigt, und will deren Abgang nur gestatten, wenn in den Ausdrücken, die den Beamten nicht gefallen, Abänderungen gemacht werden. Ist solche Dummheit in Stettin oder in Schöppenstedt vorgekommen? Die Kammern lassen sich den Schimpf gefallen, daß Polizeischergen ihnen vergreifen und sie bevormunden! —

— Zu Hause fand ich Herrn G., der eben wieder weggehen wollte; er kehrte mit mir um; wir hatten inhaltvolles Gespräch, über den erblindeten Arago — „sa vieillesse est aussi remarquable que celle de Mr. de Humboldt, elle est même plus ardente" — über Thiers — „qui peut bien changer encore, mais sera toujours l'enfant de la révolution" — und über den — Louis Bonaparte. — Den Besuch von Herrn Prof. Otto Jahn aus Leipzig habe ich versäumt. —

Ein slavischer Verein — litterarische Studentenverbindung — in Breslau ist von der Polizei aufgehoben worden. Er war politisch ganz unschuldig. Jetzt wird ein geheimer, auch politisch wirkender, an die Stelle treten! —

Ich sehe mit mehr Widerwillen als Besorgniß das Umsich-

greifen der protestantischen und katholischen Kirche, des Pabstes, der Jesuiten; das Schauspiel ist traurig genug, aber weckt geringe Furcht. Die Macht, die sich das hierarchische Unwesen aneignet, hat keinen Boden, zerfällt bei der nächsten Bewegung. Die Kirche dient dem Staat, der irdischen Macht, beherrscht sie nicht, ist Werkzeug, nicht Selbstzweck. Säbe ich die kirchliche Gewalt herrschend, den Staat ihr dienend, von ihr abhängend, — dann würd' ich fürchten! —

Memel, den 11. April 1853.

Geschrieben; ein *ἀγώνισμα ἐγκὺ παραχρῆμα!* — Das Montagsblatt „Die Feuerspritze" sagt nichts mehr über die hiesigen Verhaftungen: dies Schweigen kann nur die Folge polizeilicher Warnungen sein; die Presse wird immer schwächer, verstummt immer mehr: es ist wie im Herbst, wenn die Blätter fallen, die Zweige leer werden! Die „Volkszeitung", Ersatz des „Urwählers", ist zum drittenmal in allen Abdrücken weggenommen worden, ganz widergesetzlich, ehe noch die Veröffentlichung versucht worden. Die Polizei thut, die Gerichte schweigen.

Endlich einmal ein hervorragendes Wort in der zweiten Kammer! Der Abgeordnete Wentzel, unterstützt von Lette, Harkort, Milde, Kühne, Kieser, von Vincke, Jacob, Renaz, von der Recke, Degenkolb, von Flemming, von Zauper, von Saucken, Pochhammer, Lensing, Remien, stellt die Minister zur Rede wegen des Dekretes von Hinckeldey, griff dessen Verfahren an, das unerhört sei, das den Gerichten vorgreife ꝛc., dabei wurde der infame Stieber namentlich als ein schlechtes Subjekt bezeichnet. Der Minister von Westphalen antwortete schwach und ungenügend, wie ein Lump, der ein schlechtes Gewissen hat; die Schande war offenbar; damit hatte denn freilich für diesmal die Sache ihr Bewenden! — Eine andre kleine That

der zweiten Kammer: sie strich trotz des Einspruchs der Minister, Gerlach's und andrer solcher Edlen, die Eingangsworte des Gesetzes über die Städteordnung „nach Vernehmung der Provinziallandtage“: Mathis, Bincke, Auerswald ꝛc. sprachen zweckmäßig. Heute war also ein konstitutioneller Tag, freilich noch ganz klein, ganz klein! —

Graf von Yorck äußert sich mit Hohn über das entdeckte neue Komplott, nennt es ein Revolutiönchen zu Ehren Hinckeldey's, eine Leitersprosse zu dessen Ministerschaft; erinnert an die Marseiller Höllenmaschine, von der es ganz still geworden ꝛc.

„Ob wohl Friedrich der Große dazu stillgeschwiegen hätte, wenn einer seiner Beamten alle Befugnisse seines Amts übertreten und nach eigener Willkür die Unterthanen des Königs öffentlich verläumdet und geschimpft hätte?“ — „Unser König schweigt dazu still. Die Folgen bedenkt niemand. Wenn die königliche Macht sich in fremde Hände verläuft, wo man sie nicht mehr anerkennt“ — u. s. w.

Auf erneuerte Winke vom Hofe her ist der Fürst Sulkowski doch wieder nach Berlin gekommen, und der König hat ihn gesehen, aber kalt, leichthin, mit ungefälligem Benehmen. „Warum ist der Pole nicht weggeblieben? war die erste Warnung nicht genug?“ —

Dienstag, den 12. April 1853.

Geschrieben. Belobung der gestrigen Interpellanten in der zweiten Kammer. Ein Funken, wenn auch ein schnell wieder erloschener! — Vielleicht ist dieses jammervolle Kammerwesen doch eine Art Düngung für den Acker der Gesetzlichkeit: eine wahrhafte Verfassung würde keinenfalls jetzt geduldet worden sein, man hätte sie mit Feuer und Schwert vertilgt, den lügenhaften Schein mochte man zugestehen, die erbärmlichen

Kammern konnte man dulden, und nun wächst aus dem Schmutz doch allerlei Pflanzenwerk auf, das man nicht will, und dessen Erstarken man noch nicht fürchtet, das aber einst doch guten Trotz bietet. Wir könnten freilich schon edle reife Früchte haben! —

Die Hausuchungen und Verhaftungen in Rostock sind von keiner mecklenburgischen befugten Behörde geschehen, sondern die Regierung hat den preußischen Polizeibeamten dort nach Belieben zu wirthschaften erlaubt. Dies macht im Lande große Mißstimmung, setzt die eigne Regierung tief herab, macht die preußische verhaßt. — Dünger für die Zukunft! —

Die Polizeiforschungen gehen ihren Gang; unersättlicher Durst nach Vergehen und Verbrechen! Die rechten wollen sich nicht finden. Sie sind so, wie die Polizei sie denkt, entweder nicht vorhanden, oder für ihre Schnüffelei nicht erreichbar. —

In Dresden Verhaftungen. Unter andern ein Schriftsetzer wegen Gotteslästerung verhaftet, aber auch gleich wieder entlassen.

In Bremen ist der letzte der im März dort Verhafteten gleich den andern straflos in Freiheit gesetzt worden. Es war nichts! —

Erneuerte Verwendung des Königs von Preußen für den in Ancona verhafteten Gelehrten Galandrelli; bisher hat der Pabst ihn nicht freigegeben. „Warum begnadigt der König nicht seine eignen Gefangenen? Es sind gewiß viele würdige Männer unter ihnen."

Graf Cieszkowski kam gegen 10 Uhr, blieb eine kleine Stunde. Lustige Besprechung der politischen Zustände, — ganz Europa unterhöhlt, die Völker gegen ihre treulosen Fürsten, überall gewaltsamer Ausbruch zu fürchten, — die Bedeutung Polens, — Rußland am meisten geschwächt und verwundbar durch seine Eroberungen. Frankreich!? Es wird sich schon helfen, ich sorge nicht! —

Die „Volkszeitung“, gemilderte Fortsetzung der „Urwählerzeitung“, ist von der Polizei freigegeben und soll nun regelmäßig erscheinen. Als Redakteur ist ein Herr Gierke genannt, der eigentliche ist aber Dr. Bernstein, der unter Holdheim's Namen auch die „Urwählerzeitung“ leitete.

In Moritz Hartmann's Reisebuch gelesen, in Goethe. —

Der Fürst von Pückler sprach neulich den König und rühmte ihm die Rede Stahl's, der sehr gut gegen den Antrag die Kammern abzuschaffen gesprochen habe; der König wandte sich zu dem dabeistehenden ehmaligen Justizminister Uhden, und sagte mit beißendem Lächeln: „Also gegen uns!“ Nun, das ist doch deutlich! —

Als der König den Fürsten mit dem General von Radowitz in eifrigem Gespräch sah, trat er hinzu, und fragte den General: „Was will denn der von Ihnen?“ Pückler schwieg und Radowitz antwortete, sie sprächen von einem alten Buche, dem Buch eines Jesuiten. Der König fragte nicht weiter, schien aber seinen Radowitz nicht gern mit Pückler so vertraut zu sehen! —

Dreiste Erklärung der katholischen Bischöfe und des Erzbischofs der oberrheinischen Kirchenprovinz; sie sagen den Regierungen den Gehorsam auf. Die badische Regierung ist zunächst davon betroffen.

Dr. Holdheim, Herausgeber der „Urwählerzeitung“, hatte sich dem gebieterischen Ansinnen der Polizei unterwerfen müssen, seine Leitartikel schon vor dem Abdruck dem Polizeiamte zur Prüfung vorzulegen. Er that's, und wenn ein Artikel nicht gebilligt wurde, ließ er ihn weg und gab einen andern. Nun ist er aber doch, und grade wegen eines von der Polizei gebilligten Artikels, in Untersuchung und Haft! — Gesetzlich war er zu nichts verpflichtet. —

Mittwoch, den 13. April 1853.

In meinen Papieren gearbeitet. Verdrießliche Lage des Unternehmens der Bülow'schen Biographie. Alles kocht und brodelt auf's schönste, alles ist gar und schmackhaft, aber es kann nicht angerichtet werden! Ich fürchte, der rechte Augenblick eilt vorüber, und nachher ist mit den zu lange über dem Feuer gewesenen Speisen nichts Rechtes mehr anzufangen! Daß ich den Winter nicht mehr zur Ausarbeitung verwenden konnte, thut mir sehr leid. Und noch immer keine Aussicht! —

In der ersten Kammer ist eine an sich unbedeutende Vorlage durchgefallen, weil darin nicht die Anhörung der Provinzialstände zugesagt war. Die Minister suchten die Sache vergebens durchzubringen, die Rechte siegte. Der alte Sünder von Meding in der Opposition! —

Der Staatsgerichtshof (das Kammergericht) für alle politischen Anklagen von beiden Kammern zugestanden. Ohne Geschwerene! —

In Posen Haussuchungen auf Waffen und verbotenen Schriften. Die Polizei dehnt das Verbot aus, es gilt nur dem Handel, der Verbreitung, nicht dem Besitz. Auch die vertraulichsten Familienbriefe werden weggenommen und von frechen Polizeifäusten durchwühlt. —

In Dresden Verhaftungen, in Stettin, in Mannheim, in Eimsbüttel bei Hamburg. — In Nürnberg ist der „Kourier" des Dr. Feust den unaufhörlichen Polizeischikanen erlegen. —

Wie so alle Artigkeit und feine Lebensart von oben, von den Höfen ausgeht. Abhängigkeit und Gehorsam bedingen Unterwerfung, Zurücktreten, Dienstfertigkeit, Beachtung. Um dies zu mildern, giebt man ihm den Schein des Eifers, der Freiwilligkeit, und man dehnt diesen Schein selbst dahin aus, wo er nicht nöthig wäre, auf Fremde, Gleichstehende, ja Untergebene. So wird die Höflichkeit eine Sache der Freiheit, der Zwang eine Anmuth, die sich über das ganze Leben aus-

breitet. Die Umgangsformen sind für den Kundigen was Reim und Silbenmaß für den Dichter, kein Zwang, sondern höhere Freiheit, er drückt in ihnen aus, was er ohne sie nicht zu sagen wüßte. Das Leben der höheren, der vornehmen Welt ist ein künstlerisches, und wird dadurch so bequem und leicht, so reizend für denjenigen, der Sinn hat. Das freilich hindert nicht, daß Geistlosigkeit, Schlechtigkeit, Langeweile und Frechheit sich auch darin niederlassen. Der sittliche Werth ist überhaupt ein andrer, als der gesellschaftliche, und sogar die Höflichkeit ist oft am Hofe so wenig zu finden, als jene. Hier galt es eine stets bewegliche Beurtheilung, eine genaue Unterscheidung.

Wir bekommen neue Hofämter, und alte werden neu, prunkhafter, benannt. Auch Hofjunker und Kammerjunker sollen geschaffen werden, die Edelleute sollen zahlreicher zum Knechtsdienst erzogen werden.

Donnerstag, den 14. April 1853.

In Danzig wollten am Sonntage die Deutsch-katholischen zur Kirche gehen, da fanden sie den Eingang von Polizei besetzt und mußten wieder nach Hause wandeln. Warum wählt man absichtlich diese ungeschickte Art des Verbietens? „Man besitzt Unruhe, Widersetzlichkeit." Kann von der Polizei, von der Regierung, Schlimmeres gesagt werden? —

In Halle eine Schrift von Wislicenus wegen Gotteslästerung mit Beschlag belegt und gerichtlich verfolgt! Dr. Arthur Müller hier wegen Beleidigung Luther's zu Gefängnißstrafe verurtheilt! —

Die freie Gemeinde in Glogau gerichtlich freigesprochen. Der Staatsanwalt hatte die Worte der Statuten, daß die Mitglieder auch im Allgemeinen das geistige und körperliche Wohl ihrer Mitmenschen fördern wollten, als Beweis ange-

führt, daß der Verein auch politische Zwecke habe! So ein Staatsanwalt!

Ich blieb den Abend zu Hause, ziemlich verstimmt, das Lesen im Suetonius machte mich noch schwermüthiger, auch der Inhalt der Zeitungen wirkte niederdrückend. — Ich las noch in Goethe's Sprüchen.

Der Polizeidirektor Stieber führte unter dem Belagerungsstande vor Gericht häufig die Vertheidigung angeklagter Demokraten, und machte dabei die heftigsten Ausfälle gegen die Polizei, die ihm ungestraft hingingen. Es stellt sich heraus, daß er diese Rolle im Auftrage spielte, damit die Demokraten ihm vertrauen möchten, und er ihre Geheimnisse erführe, um sie dann der Regierung mitzutheilen. —

Die Kreuzzeitung wiederholt, daß der jetzt hier anwesende würtembergische Staatsrath Klindworth in preußische Dienste treten werde. Auch eine Art Stieber! Wie ist der nur zu dem würtembergischen Titel gekommen? Bedurfte der König so schmutziger Dienste? Und bedarf Preußen jetzt solcher? Unsre Diplomatenrotte hat ohnehin schon genug Schande; was für Burschen zählt Preußen seit beinahe vierzig Jahren in diesem Fach! — Miltitz, Küpfer, Schladen, Reigebaur, Otterstedt, Lettum, Königsmarck, Hayfeldt, Küster, Jordan ꝛc. ꝛc. —

Verfasser der Berichte aus London in der Kreuzzeitung ist der Flüchtling F., ehmals Mitarbeiter an der Demokratischen Zeitung. Von ihm sind die niederträchtigen Artikel über Kossuth, über die deutschen Flüchtlinge, über Kinkel, Ruge ꝛc. — Von diesem F. rühren auch gewiß die Anzeigen her, auf welche hier die Verhaftungen vorgenommen worden. Dr. Ladendorf ist ohne Zweifel die unabsichtliche Vermittlung gewesen, er sagte alles dem Dr. *, dieser verschwieg es dem F. nicht. Der letztere hat jetzt viel Geld und ist guter Dinge. —

Freitag, den 15. April 1853.

In den Papieren des Generals von Below gearbeitet, die Angaben erörtert, verglichen. Nur weniges von dem, was ich schon festgestellt, fand ich zu berichtigen. — Den Jahrgang 1793 des Moniteurs durchsucht, aber das Gesuchte nicht gefunden. Die beiden Bände wurden mir von der Königlichen Bibliothek ausnahmsweise in's Haus geliehen, da das Werk zu kostbar ist, um gewöhnlich weggegeben zu werden; ich konnte mich freilich darauf berufen, daß ich vor fünfzig Jahren als Student schon Bände des Moniteurs von dort entliehen habe, — „damals war das Werk noch nicht so kostbar, war noch zu kaufen". Ich hielt mich für das Nichtgefundene schadlos, sah den Prozeß des Königs Ludwigs des Sechzehnten und der Königin Marie Antoinette durch — in Nr. 27 und 28 vom Jahre II (18. und 19. Oktober 1793) ist der gräuelhaften Beschuldigungen gedacht, die der Königin und der Prinzessin Elisabeth in Betreff des Dauphins gemacht werden —, auch den Prozeß des Generals Custine, las dann eine herrliche Rede Vergniaud's; diese großen tragischen Ereignisse in diesen Blättern gleichsam als Gegenwart vorgeführt zu sehen, machte mir einen starken Eindruck. Auch eine Rede von Robespierre las ich. Diese Namen, Danton, Robespierre, Camille Desmoulins, Guadet, Genfonné, Vergniaud, Condorcet — welche Welt von Bedeutung knüpft sich an sie! — Nachmittags kam Herr Prof. Friedrich Herrmann, aus Jena, früher in Dresden, Verfasser einer Geschichte von Rußland. Wir besprachen seine Aufgabe, die Quellen und Hülfsmittel derselben. Er ist von jeher freisinnig gewesen, war dann gothaisch, ist jetzt demokratisch. Von seinem ehemaligen Lehrer Ranke spricht er mit Anerkennung in Betreff des Talents, mit Geringschätzung in Betreff des Karakters — er gesteht auch, daß in den „Preußischen Geschichten" die Mängel des Karakters sogar das Talent zerfressen haben! —

In Lüneburg, Kötben, Dessau, Bremen ꝛc. neue Haus-

suchungen, Wegnahme von Druckschriften. — In Rostock heftiger Streit zwischen der Stadt und den Ministern, die Truppen hineinlegen. Bruch der alten mecklenburgischen Rechte! Die Minister Staatsverbrecher.

In den Kammern werden die Gemeindewahlen an Steuerbetrag geknüpft und als öffentliche festgestellt. Elende Scheingründe der Manteuffel, Gerlach, Stolberg-Wernigerode ꝛc. für diese Oeffentlichkeit! Frechheit des Landraths von Gloner, des Grafen von Zedlitz-Trützschler. Die Urwähler auch für die Kammern werden durch die neuen Bestimmungen um ein starkes Drittel, vielleicht um die Hälfte, verringert. Sie vergessen, die Thoren, daß die Volkspartei um die Zahl derer wachsen muß, denen sie das Stimmrecht entziehen.

Der Kurfürst von Hessen ist angekommen; wegen der Heirath. Was man für Umstände mit ihm macht! „Den sollte Hinckeldey ausweisen, ganz Deutschland würde dazu Bravo rufen!“ —

Ein Kaufmannssohn Jakowleff in St. Petersburg schenkt dem Kaiser eine Million Silberrubel, und verbindet damit ein bittendes Wort für die verhafteten Generale, was sehr sonderbar ist. Er wird dafür Kammerherr, Ritter der vierten Klasse des Wladimirordens. —

Sonnabend, den 16. April 1853.

Diejenigen Leute, die am unfähigsten sind selber thätig einzugreifen, in Geschäften etwas durchzusetzen, pflegen am meisten zu verlangen, daß das Volk etwas bewirken, sich Freiheit und Geltung verschaffen soll. Das arme Volk! Die aufgelöste, uneinige Menge, die man mit Polizei und Soldaten verhindert, zu einiger Verständigung und Einheit zu gelangen, diese Masse soll thun, was den Begabtesten, Vermögendsten und Verbindungsreichsten unmöglich ist! Dennoch thut das Volk am

Leben Sie wohl und geben Sie uns bald gute Nachrichten.

Der Himmel sei Ihren Wünschen günstig und walte segenreich ob allem, was Ihnen theuer ist! Rahel grüßt Sie aus innigstem Herzen.

Mit treuester Gesinnung

Ihr

K. A. V. v. E.

69.

Oelsner an Varnhagen.

Paris, den 15. November 1821.

Froh bin ich, daß Sie wieder daheim sind, die herrlichsten beiden Hellspiegel unserer Zeit, meine theuersten Freunde, deren Anwesenheit mir in Berlin so lange fehlte. Ich murrte, schmollte, und es bedurfte der Rückkehr, mich auszusöhnen. Nun kommen Sie noch obendrein mit vollen Händen. Die „Sterner und Pückler" können den hartnäckigsten Groll besänftigen; mir haben Sie großes Vergnügen gewährt. Bei allem Reize der Novelle bleibt die Erzählung in den Gränzen der Geschichte. Jeder minder zarte Geschmack hätte den schmalen Rand überschritten. Bringen Sie uns recht oft dergleichen Geschenke. Es hängt von Ihnen ab, mit dem schottischen Romantiker um den Preis der historischen Treue zu zanken. Von Ihres Geistes prismatischer Empfänglichkeit zeigen die Blicke auf Meister. Sie haben mir neue Ansichten weit gethan. Doch halte ich nicht unmaßgeblich Ihre Meinung. Werden Sie verzeihen, wenn ich in einigen Punkten dem trefflichen Philister beitrete? Mein Urtheil ist ein Wage-

Ende alles, was nur möglich ist, aber freilich nach Zeit und Gelegenheit, nicht nach den Wünschen derer, die nicht zu ihm gehören, es nicht führen können, und doch alles von ihm verlangen. Das Volk leidet immer, unter jeder Ordnung der Dinge, daher trägt es viel und lange, bis durch augenblicklichen Zündstoff die langwierige Geduld endlich aufflackert und der Zorn herausbricht. Das Volk hat andre Nothwendigkeiten und Triebfedern als die sogenannten Gebildeten, das wird nicht genug beachtet.

Nachmittags Besuch von Herrn Prof. Otto Jahn aus Leipzig, wegen Beethoven'scher Angelegenheiten; er hat über fünfhundert eigenhändige Briefe von Beethoven in Wien gelesen und abgeschrieben; hier findet er die große Zahl der Gesprächbücher und Beethoven's Nachlaß, die hier auf der Königlichen Bibliothek sind, Fragen und Antworten, die wegen seiner Taubheit ihm aufgeschrieben wurden. Mein Name kommt in Beethoven's Tagebüchern öfters vor, unter andern, daß ich ihm beim Fürsten von Lobkowitz wegen der Fortbezahlung einer Pension hülfreich gewesen; ich weiß kein Wort mehr davon! — Dann kam Bettina von Arnim, sichtbar verlegen wegen des Prof. Jahn's Anwesenheit, den sie doch gut kennt. Sie wollte Entschuldigungen machen wegen des neulichen Nichtkommens, ich ließ sie zu Boden fallen, so wie einige lustige Possen, die sie machte. Da sie sah, daß ich sie etwas ablaufen ließ, entfernte sie sich bald — Jahn war schon vor ihr gegangen — besuchte aber erst noch Ludmilla, wo auch Fräulein de Gastre war, mit beiden ging sie dann fort. —

Geräusch vom Tischrücken, das jetzt am Hof und in Ateliers, in Salons und Kasernen an der Tagesordnung ist. Wäre die Sache richtig, so bliebe doch das Geschwätz ekelhaft.

Stahr schickte mir das Buch von Vieler über den Preis-Gewinnst, das in süddeutschen Ländern schon verboten ist.

In Goethe gelesen, in Moritz Hartmann.

Freisprechung des Diakonus Weiß in Breslau, der die katholische Kirche sollte beleidigt haben. — In Stade Haussuchungen. In Augsburg und Würzburg Wegnahme von Büchern und Zeitschriften.

In Bremen die Schützengilde aufgelöst, weil sie eine Anzahl Mitglieder, die angeklagt aber noch nicht verurtheilt sind, nicht auf Begehren des Senats ausstoßen wollte. Bürgermeister Smidt verherrlicht sich! Der einst gefeierte Republikaner ein Fürstenknecht und Gewaltsmann! — Erklärung des entlassenen sächsischen Appellationsrathes Dr. Ludwig Höpfner in Dresden. Offiziere übten große Rohheiten gegen ihn aus, er klagte, statt Genugthuung erhielt er Strafe, wurde dann ohne Grund entlassen.

In Madrid eine Hundewirthschaft! Die Metze Christina sollte man aus dem Lande hinauspeitschen. —

In Paris Verurtheilung von Zeitungsbriefstellern, meist Legitimisten. — Neue Millionen für Louis Bonaparte; gut für die, welche meinten, die Mitglieder der Nationalversammlung kosteten zu viel!

Sonntag, den 17. April 1853.

Gestern starb hier die letzte noch überlebende Schwester von Gentz. Die andre starb schon vor mehreren Jahren. Viele Briefe des Bruders müssen sich in dem Nachlaß finden.

Das badische Oberhofgericht hat den verurtheilenden Spruch des Hofgerichts gegen Gervinus vernichtet und der Staatsbehörde die Kosten auferlegt; der Fall, sagt dasselbe, hätte vor die Geschwornen gehört.

Der Steckbrief gegen Dr. Ladendorf wird von der Polizei für erledigt erklärt; dadurch bestätigt sich die Angabe, der Verfolgte sei ergriffen worden.

Die hiesigen Geistlichen und Frömmler arbeiten im Stillen

aber mit aller Macht daran, den griechischen und lateinischen heidnischen Autoren, die auf Schulen und Gymnasien gelesen werden, einige christliche an die Seite zu stellen; vorläufig, bis man jene durch diese ganz verdrängen kann! Belachenswerthe Thorheit! Das beste Mittel, jene Autoren den jungen Leuten wieder recht lieb und werth zu machen! —

Herr von Reuß, Hauptmann außer Diensten, wegen Meineids in Untersuchung, hat sich nach dem ersten Verhör im Gefängniß erhängt. Er hatte früher eine schlimme Geschichte mit der Präsidentin von Schewe, aus deren Erbschaft er 80,000 Thlr. erstritt durch einen Eid, den seine Frau schwur, und der fast allgemein als ein falscher angesehen wurde.

Montag, den 18. April 1853.

Besuch vom Herrn General von Weyrach; gute Nachrichten vom Generalstab; er geht fort und bringt noch bessere Nachrichten zurück. Ich kann vielleicht schon morgen dort einsprechen. —

Unsre meisten deutschen Zeitungen sprechen schon ganz im knechtischen Ton, stimmen in die Weisen ein, die von den Behörden, von der Polizei angegeben werden; so unsre alten Berliner Blätter, der Hamburger Korrespondent und die Allgemeine Zeitung in Augsburg, die Unzahl minder bedeutender Blätter ungerechnet; die Redakteure sind meist abhängig, die Berichtschreiber werden ihnen empfohlen, aufgedrungen, oft auch die Beiträge selbst. Daher findet man überall den Nachhall der frechsten Lügen, der schändlichsten Anschuldigungen. Die öffentliche Meinung wird unterdrückt oder gefälscht, an ihrer Statt eine erlogene aufgestellt. Wie wenige Stimmen erheben sich für Gerechtigkeit, wie wetteifern die elenden Schreiber in Greuelerzählungen über das angeblich hier entdeckte Komplott! wie schreien sie über die Demokraten mit Hohn, Unglimpf, Ueber-

bebung! Selbst ein Wicht, wie der Herausgeber des ? maßt sich an über einen Moritz Hartmann, Karl Vogt, Bucher ꝛc. abzusprechen, Leute, denen er nicht werth ist die Schuhriemen aufzulösen! Die Nationalzeitung steht noch tapfer vor dem Riß, allein wie lange wird es dauern, so fällt auch sie!

Bettina von Arnim hat den thörichten Gedanken, * könne ihr zur Verbreitung ihrer „Gespräche mit Dämonen" nützlich sein, daher schmeichelt sie ihm auf die übertriebenste Weise, erzeigt ihm die größten Artigkeiten, schenkt ihm Bücher, liest ihm vor, so daß dieser ganz berauscht ist! — Es ist schlimm, daß Bettina nie ruhen kann, immer voller Absichten ist, und wenn grade kein würdiger Zweck vorliegt, sich mit den allerkleinlichsten befaßt, mißtrauisch gegen jedermann, ausgenommen gegen sich selbst, wo es doch am besten angebracht wäre.

In Mirabeau gelesen, im Tacitus.

Die Magdeburger Zeitung wegen Mittheilung der Aufrufe Kossuth's und Mazzini's angeklagt, ist freigesprochen worden. Wie früher wegen gleichen Falles die Neue Preußische Zeitung.

In Mainz zwei Angeklagte — wegen Theilnahme am Freischaarenzug 1849 — Schmitz und Brodrecht, freigesprochen, drei andre zu Gefängnißstrafen verurtheilt.

Dr. Heldheim hier wegen Preßvergehens freigesprochen, wegen Majestätsbeleidigung noch in Haft und Untersuchung.

In Rostock hat der Magistrat nachgegeben, die Regierung übt die Polizei gegen alles bestehende Recht. Die Soldaten zogen ab. —

In Kassel die Zivilehe aufgehoben. Mit den Ständen dort — mit diesen jetzigen — vielfache Schwierigkeiten und Häkeleien! —

Der sardinische Gesandte in Wien, Graf Revel, protestirt gegen das Attentat, das Oesterreich gegen die ehmaligen Lombarden, jetzigen Piemonteser, durch die Güterbeschlagnahme

ausübt, und reiß ab. — Die Angelsachsen der Schweiz im Trüben! —

Ich finde in Voltaire folgende beherzigungswerthe Stelle: „La littérature est le premier des beaux arts, mais elle est le dernier des métiers." Wie wahr noch heute, und besonders bei uns! Voltaire, der Künstler, und seine Gegner die Handwerksburschen und Pfuscher; so Goethe, so alle Großen und Edlen, gegenüber den Gemeinen! —

Dienstag, den 19. April 1853.

Verhandlungen im englischen Parlament über Kossuth. Niederträchtiger Artikel der „Times", leichtfertiges Benehmen Lord Palmerston's. Das Haus, wo man Raketen gefunden, ist nicht die Wohnung Kossuth's, ist seit vielen Jahren eine Raketenfabrik. Man sagt, Rothschild sei der diensteifrige Angeber gewesen. Palmerston hat vielleicht mit Fleiß Oesterreich in diese Dummheit plumpen lassen. Für Kossuth konnte nichts Vortheilhafteres ersonnen werden! —

Die erste Kammer hatte die von den Ministern vorgeschlagene Sechsjährigkeit der Gesetzgeberwahl — statt der Dreijährigkeit — früher angenommen, gestern hat sie dieselbe bei zweiter Abstimmung mit ansehnlicher Stimmenmehrheit verworfen, im Widerspruch mit sich selbst. — Uebrigens lauter elende Verhandlungen, in denen nur hin und wieder ein gutes Wort von Binde, Wenzel, Patow und einigen Andern. —

Geschrieben. Ueber die Verläumdungen und Fälschungen, die von der Regierungspresse ausgehen. Am Hofe gilt keine Berichtigung, da bleiben durchaus die ersten Eindrücke. Wer ist gleichgültiger, urtheilsloser, als befumagbene Fürsten! Bis zur Dummheit geht die Beschränktheit. —

Nachmittags Mrs. Arminella Jew, deren Bild Ludmilla zeichnet. Eine feine, tiefbeseelte Frau, die alles Gute sogleich

versteht, heiter aufnimmt. Sie ist streng kirchlich erzogen worden, so streng, daß sie jetzt ganz freisinnig ist, und dabei ganz mild und fromm.

Gegen Abend kam die elfjährige Fräulein von Buch und brachte mir von Frau von Rimptsch einen „Frühlingsvogel" — Schnepfe — mit einer schönen Rose im Schnabel. Das „Mädchen aus der Fremde", auf dem Kapitol in Rom geboren, plauderte wie eine junge Dame und machte mir allerlei Fragen.

In Mirabeau gelesen. Englische Blätter.

Die nichtswürdigen Kammern haben die durch Petitionen angeregte Dissidenten-Frage feig und tückisch fallen lassen, die schändlich verfolgten Mitbürger aller Willkür und Gewalt preisgegeben. Konstitutioneller Staat, der Name ist für Preußen ein Hohn und Spott! —

Der verfolgte Lehrer Wander vom Hirschberger Kreisgericht wegen seines Auswanderungs-Katechismus zu 50 Thaler Strafe oder drei Wochen Gefängniß verurtheilt.

Herr Adolph Streckfuß, wegen seiner Revolutionsgeschichte von den Geschwornen freigesprochen, auf's neue wegen derselben Sache vor Gericht. Der Staatsanwalt Adler trägt auf einjähriges Gefängniß an! — Konstitutioneller Staat, unabhängige Rechtspflege! —

Der Polizeipräsident soll durch sein Zutappen in Aufhebung des Gesundheitspflege-Vereins, die sich als eine große Uebereilung erweist, in seinem Ansehn bedeutend gelitten haben. Der Ministerpräsident von Manteuffel hat starke Klagen von Bürgern angehört und an den König gebracht, der darauf erwiedert hat, dem Eifer müsse man was zu Gute halten, indeß sehe er wohl, daß Hinckeldey nicht der Mann sei, der zu höheren Posten tauge, vielleicht sei er jetzt schon zu hoch gestellt. —

Zwei junge Edelleute in Schlesien sind auf der Jagd zu Schaden gekommen durch eigne Unvorsichtigkeit, der eine schwer. Wenn Bürgerlichen dergleichen geschieht, erhebt die Kreuzzeitung

ein Zetergeschrei über die Jagdgesetze: jetzt ist sie ganz still. Und wie viele Unfälle dieser Art fanden von jeher Statt! —

„Geschichte der Deutschen Dichtung von Gervinus.“ Erster Band, vierte Auflage. Geharnischte Widmung an die Brüder Grimm und an Dahlmann, mit scharfen Aeußerungen über seinen Prozeß.

Mittwoch, den 29. April 1852.

Bußtag heute. Möchten nur unsre Dränger und Plager, die scheinheiligen, herrschsüchtigen Selbstsüchtler und Gewaltthäter, ihrerseits endlich Buße thun, oder noch besser wirklich büßen! —

Die Geschichten vom Tischrücken, von so vielen ernsten Menschen beglaubigt, werden schon verdächtig und man schämt sich. —

Die Kreuzzeitungs- oder Junker-Parthei zeigt nach kurzer Einigkeit mit den Ministern wieder die Zähne, und will Theil an der Regierung haben, diesmal ist es ernstlich auf Eintritt in die Regierung abgesehen, in das Ministerium selbst, mit einer Gesandtschaft oder Oberpräsidentschaft will man sich nicht abfinden lassen. Diese Leute hielten den Herren Bethmann-Hollweg und Genossen immer als größten Tadel vor, sie strebten nach Ministerstellen; aber sie selber, die schamlosen Heuchler, sind die allerarrigsten. —

Die Angriffe auf die Kammern werden der herrschenden Parthei sehr empfindlich; weil sie darin herrscht, will sie die Kammern geachtet wissen. Grade sie aber verhindert alle Achtung! —

Lange schlaflos gelegen, über unsre Geschicke nachgedacht; die deutsche Nation ist nicht vereinigt, wird von den Machthabern verhindert sich zu vereinigen, da bleibt sie freilich dem Auslande preisgegeben! Man kann als Einzelner nichts thun,

als ſich in den Geſinnungen verſtärken, ſeine Denkart befeſtigen, und beides nach Kräften ausbreiten. Aber mit hohlen Worten und gangbarem Geſchwätz iſt's nicht gethan! Die Gothaer reden immer nur von Deutſchheit, von Verfaſſung. — Dieſe Leute ſollten für jetzt das Maul halten.

Der Kriminalrichter Körner und Polizeidirektor Stieber ſind zuſammen nach London abgereiſt. „Wie kann Körner ſich ſolche Geſellſchaft gefallen laſſen?“ ſagt einer. „Wie kann's Stieber?“ ſagt ein andrer. Schwer zu entſcheiden! — Körner Oberſtaatsanwalt geworden. —

General von Weyrach ſagte mir, ſein Schwager Herr von Saucken-Tarputſchen, der tapfre freiſinnige Oſtpreuße, ſei gränzenlos verſtimmt und ſogar krank durch die jämmerliche Lage unſrer Angelegenheiten, durch die Unredlichkeit und Bosheit, die er herrſchen ſieht. —

Donnerstag, den 21. April 1853.

Um halb 11 Uhr auf den Generalſtab gegangen und über drei Stunden ununterbrochen gearbeitet. Hauptmann von Treskow. — Fräulein de Gastro nimmt Nachmittags Abſchied, ſie reiſt morgen früh nach Altona zurück. — Beſuch vom Fürſten von Pückler, der mir manches Merkwürdige erzählt, aus alter und neuer Zeit. Er ſieht ganz gut aus. —

Herr von Knebel-Döberitz freut ſich in der erſten Kammer, daß unter andern Errungenſchaften von 1848 auch die Habeas-Corpus-Akte wieder abgeſchafft worden, — kann die ſchamloſe Dummheit weiter gehen? — und verlangt die Abſchaffung des Jagdgeſetzes. Wunderbarerweiſe vertheidigt der Graf von Arnim-Boytzenburg deſſen geſetzlichen Urſprung und Graf von Zaurma ſchlägt die Tagesordnung vor, das Geſetz habe ſich fünf Jahren ſich eingebürgert und Rechte geſchaffen. Aber beide werden mit 43 gegen 40 Stimmen überſtimmt. —

Der Geheime Legationsrath Friedrich Karl von Bülow, der so lange die Bundessachen bearbeitete, Frömmler und Pedant, sonst ein braver Mensch, ist hier am 19. gestorben. — Der Präsident von Gerlach hatte nicht nur die Prügelstrafe, sondern die Peitsche gewünscht, die Linke rief ihm Pfui zu, das Preußische Wochenblatt giebt sie ihm in derben Strafworten.

Freisprechung der freien Gemeinde zu Glogau, das Gericht erklärt die Anklage, der Verein habe politische Tendenzen verfolgt, für nicht erwiesen. — Mit dieser Freisprechung hängt noch eine andre Sache zusammen. Der Generalmajor von Feller war Vorstand der Gemeinde, die mit seinem Wissen Unterstützungsgelder an Ronge und Temme verabreicht haben soll. Der General wurde angeklagt, das Gericht findet keine Gründe gegen ihn einzuschreiten. Darauf wurde ihm befohlen in Gütersloh in Westphalen zu leben. Das Kommandanturgericht zu Berlin eröffnet neue Untersuchung, verschiebt aber den Urtheilsspruch, bis das Zivilgericht in der Vereinssache überhaupt gesprochen habe. Das ist nun geschehen. Wird der General nun doch strafbar gefunden werden? —

In den Kammern kommt zur Sprache, daß die Kreuzzeitung 9000 Thaler Unterstützung erhalte; Manteuffel erklärt nur, daß dies aus den geheimen Fonds der Ministerien *nicht* geschehe. Aus welchen denn? Die Zeitung selbst widerspricht nicht ganz, sie sagt nur, daß sie *jetzt* aus eignen Mitteln sich erhalten könne.

Der Abgeordnete Dr. Müller-Melchiors in Mainz wegen Mithülfe beim Druck seiner Rede zu Gunsten des Zollvereins, in der man Schmähungen des hessischen Ministeriums gefunden haben will, wirklich schließlich zu zwei Monaten Gefängniß verurtheilt! Und hier geben die Kammern den Abgeordneten Aldenhoven wirklich gerichtlicher Verfolgung preis, während er nicht einmal zur Ordnung gerufen worden! —

In Würtemberg tritt der Staat den frechen Erklärungen

des Erzbischofs und der Bischöfe der katholischen oberrheinischen Kirchenprovinz kräftig und drohend entgegen. Sie werden sich wenig dran kehren. Freiheit muß man ihnen entgegensetzen, die halten sie nicht aus; der Gewalt trotzen sie, sie eignen sie sich an, Freiheit können sie nicht auf ihre Seite bringen, doch nehmen sie solche arglistig wohl in Anspruch, wie in Preußen, und keinem sonst wird sie gewährt, nur ihnen, von dem heuchlerischen, gewaltthätigen, schwachsinnigen Staat! —

Heute griff Georg von Vincke mit Nachdruck die Polizeischeerereien an, Wenzel unterstützte ihn darin. Marcus Niebuhr warf sich zum Vertheidiger der Polizeiwillkür auf, seiner würdig! —

Herr Stadtrath Georg Reimer hat auch zu kämpfen, gegen die Ministergewalt in Betreff auswärtiger d. h. auch deutscher Drucksachen. —

Neue Hofbeamten: Pitt-Armin Oberst-Schenk, Graf von Redern Oberst-Truchseß, Freiherr von Stillfried Oberst-Zeremonienmeister; ist der Hof nun glänzender, schöner? Du lieber Gott! —

Graf von Arnim-Blumberg ist Oberst-Gewandmeister geworden, Grandmaitre de la garderobe. Seit dem Tode des Grafen Grote war dieses lächerliche Hofamt unbesetzt. — Der König hat den neuernannten Hofbeamten den Rang beigelegt, den die Generale der Infanterie oder Kavallerie haben, was diese als die größte Beleidigung empfinden, die ganze Armee ist empört.

Freitag, den 22. April 1853.

Geschrieben. Kurze Bemerkungen gegen den Fürsprecher der Polizei, Ludwig von Gerlach, und gegen den Abgeordneten von Knebel-Döberitz, der sich freut, daß die Polizei in jedes Haus eindringen und jeden Menschen verhaften kann! — Auf dem Generalstab anderthalb Stunden.

ſtück, da ich keine Zeit hatte, tief in den Sinn des Werkes einzudringen. Nur auf kurze Friſt bewilligt, wurde es im Fluge geleſen. Sein Vortrag, der reinſte, höchſte Balſam des deutſchen Mundes, wehte mich wie Frühling an. Die Gegenſtände des Zaubers, Landſchaft und was ſich in ihr regt, ſind leibhaftes Daſein; ein reiches Feld voll anziehender Geſtalten, räthſelhafter Erſcheinungen. Ungern trennt man ſich von ihnen, die jedesmal, gerade in dem erwartungsſchwangeren Momente untertauchen. Doch die wirkliche Welt verhält ſich ſelten beſſer. Meiſtentheils baut ſie nur Lockungen mit einem Schweife ſchimmernder Möglichkeiten, den verfolgt zu haben man ſehr oft bereut. Aller Genuß iſt abgeriſſener Beſchaffenheit und entſchlüpft wie er aufhüpft. Die Natur gleitet ohne Plan bei uns vorüber oder hat ſie einen, ſo kennen wir ihn nicht, und begreifen blos den, welchen wir in ſie hineintragen. Soll man den Künſtler ſtrenger richten, als ſein Meiſter? Er hat Großes geleiſtet, wenn er uns an ſeine vieldeutige Schöpfung dergeſtalt feſſelt, daß wir unwillkürlich ihr die mannichfaltigſten Zwecke unſerer Erfindung zudichten. Ueber das Erziehungsinſtitut der Wanderjahre wäre ein Langes und Breites zu ſagen. Am beſten, man deckt ſeine Blößen mit dem Mantel der Liebe. Ich bin nie Freimaurer geweſen, vermuthlich weil mir kein Reſpekt für Geheimthuerei angeboren war, und die Schule mir keinen eingeflößt hatte. Symbolik kann einem kindlichen Zeitalter gebieten; dem Denkenden ſind ihre durchſichtigen Figuren gemahlte Fenſterſcheiben, die den Tag verdunkeln. Beſonders widerlich aber iſt mir jene Art Kamaſchendienſt, mittelſt deſſen die myſtiſchen Obern ihre Zöglinge zur Ehrfurcht bilden. Ihm liegen mangelhafte Erſchaue, ſchiefe Vorſtellungen zu Grunde. Nur in wiefern ſie einem vernünftigen Prinzip, keinem Oelgötzen huldigt, iſt Ehrfurcht eine löbliche Empfin-

Zu Hause weitergearbeitet. Besuch von Bettina von Arnim, sie sagte erst draußen, sie wisse nicht, ob sie zu mir kommen dürfe, sie fürchte, ich möchte sie hinausschmeißen! Ihre Kinder treiben mit Eifer und Erfolg das Tischrücken, sie selber spricht von nichts andrem, es verdrießt sie, daß ich mich auf nichts einlasse, weder Glauben noch Unglauben festsetzen will, und sie gibt bald wieder.

In den Knesebeck'schen Papieren — Kasten VIII. Pol. 1. Nr. 72. — fand ich unerwartet meine Handschrift, ein Schreiben Tettenborn's an den König von mir geschrieben, aus Beitzenburg vom 17. Juni 1813, worin der damalige Premierlieutenant von Canitz, der nachherige Minister, mit ausgezeichnetem Lob empfohlen ist. Vor grade vierzig Jahren! Tettenborn und Canitz, der König und Knesebeck sind todt! Es machte mir einen eignen Eindruck! —

Der ehmalige Landrath von Bardeleben hatte im Postwagen Nachts gegen seine Mitreisenden starke Aeußerungen gegen die Regierungsbehörden gemacht; ein Präsident nannte sich, und glaubte damit die weitere Rede abzuschneiden. Da dies nicht gelang und Bardeleben fortfuhr, so gab ihn der Präsident an, und das Gericht verurtheilte ihn wegen Beleidigung der Regierung.

Der König hat erlangt, daß er die Erste Kammer nach Belieben einrichten kann; wenn er sie nun nicht einrichtet, was dann? Dann ist auch die Zweite Kammer nichts, die ganze Verfassung nichts! „Wenn er Muth genug hat, läßt er die Erste Kammer ungemacht!“ —

In Spanien Staatsrettung, fürerst noch gemäßigte, noch nicht entschiedene. Die Furcht lähmt die Helden noch! — In Holland ebenfalls Staatsrettung, der König dankt die freisinnigen Minister ab, löst die Landesvertretung auf, zeigt offnen Widerwillen gegen die Verfassung. — Ist das nicht alles ganz vortrefflich für die künftige Volkserhebung in

Europa? Werden diese bisher ruhigen Länder nicht gleichsam flüssig gemacht zur Theilnahme an der künftigen Bewegung? Der Boden der Revolution wird erweitert! Belgien, Piement, Schweiz fehlen noch, sie werden kommen. Für kurzlebende Menschen geht freilich alles nur langsam! —

England! steht dort alles fest? Ist dort kein Umsturz der Verfassung möglich? Fürerst wohl nicht zu Gunsten der Demokratie, sondern der Gewaltherrschaft; aber wie die Macht eines Einzelnen leicht aus der Volksmacht entsteht, so auch diese leicht aus jener. Die Aristokratie in England steht in großer Gefahr.

Krummacher hat am Bußtage wider die Verfassung gepredigt. Dem Könige sei aus seinem Königlichen Gewand ein Stück herausgerissen, das Volk müsse ihm helfen es zu flicken, indem es ihn des geleisteten, unglücklich geleisteten Eides entbinde! —

Sonnabend, den 23. April 1853.

Geschrieben. Unser Gefängnißwesen, ein unmenschlicher Gräuel! Grundsatz ist, daß Haft nicht zur Sicherheit, sondern zur Qual sein müsse. Man läßt die Leute hungern und dursten, ohne die nöthigen Bekleidungen, nichts dürfen sie sich holen lassen, selbst für ihr Geld nicht, keine Zeitung, kein Buch, kein Schreibzeug, außer nach langer Verhandlung, aus größten Gnaden! Diejenigen, die das einrichten, und vertheidigen, z. B. Gerlach, Casper, Julius ꝛc. sollten von Rechtswegen einmal selbst kosten, was sie so richtig finden!

Besuch von Weiber. Merkwürdige Mittheilung; katholische Geistlichkeit, Jesuiten ꝛc. —

Besuch von Herrn Assessor Feodor Taddel, Sohn des Kammergerichtsrathes. Er wünscht aus der juristischen in die handelspolitische Laufbahn überzutreten, und hat dazu die

vortrefflichsten Studien gemacht. Er glaubt, ich könne ihm rathen, ihn fördern! —

In der zweiten Kammer ist der Antrag der Regierung, die außerpreußische Presse unter die Willkür des Ministers des Innern zu stellen, glücklich durchgefallen. Der Minister von Westphalen zog den Antrag und sich selbst ganz bestürzt zurück, die Kammer selbst erstaunte ob ihrer Kühnheit. Die Mehrheit entstand durch die Linke, Bethmann-Hollweg ꝛc. —

In Striegau hat die christkatholische Gemeinde endlich wieder die Freiheit erlangt, ihren lange unterbrochenen Gottesdienst fortzusetzen. Die polizeiliche Quälerei, das Unrecht der Behörde ist in der Form abgestellt, daß die Regierung den Landrath anweist, dafür zu sorgen, daß der Gemeinde in ihrer Religionsübung kein Hinderniß gemacht werde! Regierung und Landrath waren selbst das alleinige Hinderniß! —

Der politische Gefangene Rau in Würtemberg soll seiner Strafhaft entlassen werden, wenn er nach Amerika auswandert. Er thut's.

Der treffliche Dr. Bucher, Berichterstatter der „Nationalzeitung" in London, hat dort beim englischen Telegraphenamt eine vortheilhafte Anstellung erhalten. — Dr. Ruge lebt in Brighton, giebt deutsche Stunden, hat eine Daguerreotyp-Anstalt; es geht ihm gut. —

Von der Doktorin Kinkel steht im „Morgenblatt" ein ergötzlicher Aufsatz über die Schwierigkeiten, mit denen in London eine Musikerin zu kämpfen hat, so wie eigentlich alle Fremden, die dort ohne große Geldmittel und Empfehlungen etwas zu verdienen streben.

In Freiburg, in der Schweiz, wollten die fanatischen Bauern sich der Stadt bemächtigen, — ein Aufruhr, den österreichische Pfaffen und andre unterstützen, billigen, — sie wurden geschlagen. —

Ludwig Tieck ist im Erlöschen, heißt es. Sein Verlust geht mir sehr nahe, trotz vieler Entgegensetzungen! —

In Goethe gelesen, in Valentini's Lehre vom Kriege ꝛc.

Cornelius sagte mir, daß er in kurzem nach Rom reise, und wollte Briefe und Bestellungen mitnehmen. Grüße an Dr. Steinheim.

Als der Antrag der Minister in der zweiten Kammer berathen wurde, sagte Westphalen, die Kammer möchte beschließen was ihr gefiele, er würde doch thun, was er für seine Pflicht halte. Diese Frechheit ist dem Staatsanwalt, der gegen Gervinus Aehnliches sagte, nachgeahmt. Die Kammer nahm die Ohrfeige ungerügt hin, doch den Antrag ließ sie durchfallen.

Sonntag, den 24. April 1853.

Geschrieben. In Rahel's und meinen Papieren gearbeitet.

Nachmittags wieder gearbeitet in meinen Papieren. — Dann kam Herr Dr. Behse und blieb zwei Stunden; er hatte viel zu fragen, unter andern über Kaspar Hauser; dieser Kerl, und aller Wahn der sich mit ihm verknüpft hat, ist mir zuwider wie das Tischrücken, und wie bei diesem ist auch alles Reden umsonst. Der alte Feuerbach, der mit phantastischem Eifer in diese Geschichte sich ganz verbissen hatte, ist ein Hauptverbreiter des Wahns, der alte Hitzig half ihm als gläubiger Schildknappe in dieser Don Quixoterei. Dr. Behse wollte sich nicht ausreden lassen, was er sich fest eingeprägt hat, daß jener betrügerische Landstreicher ein entführter badischer Prinz sei! „Geschehne giebt's und nicht geglaubte Sachen, Und giebt geglaubte, welche nicht geschehen." Kritik, gesunde Kritik thut noth, die mit gehöriger Kenntniß ausgestattet ist. —

Die junge Gräfin macht französische und italienische Verse, die keine sind, auf die aber Mutter und Großmutter sich was einbilden! So mahlt ". So zeichnet, singt und musizirt das halbgebildete Mittelgut! Man möchte vor all den Pfuscherein davonlaufen! —

Vom Könige wird gesagt, er trage sich jetzt mit einem neuen Phantasiestück, das er den Leuten als Wirklichkeit vorhalte und einzubilden suche, nämlich, er stelle die Ansicht auf, daß er durch sein Nachgeben in den Märztagen und durch sein Eingehen in die deutsche Sache, nicht nur den Staat Preußen, sondern ganz Deutschland gerettet habe, das ohne diesen Einfall unfehlbar ganz in den Strudel der Revolution versunken sein würde; da Oesterreich damals gänzlich vernichtet gewesen, so habe Preußen vertreten müssen, und was er später formell zu sein abgelehnt habe, sei er dem Wesen nach in jener Zeit gewesen, Kaiser von Deutschland. Bisher scheint er, sagt man, noch ganz allein dieser Meinung geblieben.

England erweist sich auf's neue schwach, wie früher gegen den — Louis Benaparte, so jetzt gegen Rußland in der türkischen Sache. England macht sich zum Diener der Rache und Angst der festländischen Regierungen. Daß fremde Polizeien in England ihr Wesen treiben dürfen, ist eine unauslöschliche Schmach. Sie begann, bemerkt Dr. Franck sehr richtig, mit Graham's heimlicher Brieferöffnung zu Gunsten Oesterreichs, nahm einen neuen Anlauf mit der Zulassung fremder Polizeibeamten beim Krystallpalast, ist jetzt auf dem Gipfel, da Stieber, Nörner, Goldheim ganz offen in preußischen Polizeiaufträgen nach London reisen.

Montag, den 25. April 1853.

Früh aufgestanden und gleich geschrieben. — Langer Besuch vom General von Weyrach, der mir neue Papiere bringt,

dann in heftiger Oppositionsstimmung gegen die unpreußische Kreuzzeitungspartei losziehe, die uns in Schande und Verderben stürzt, gegen die Peitsche Gerlach's, der selber sie verdient wie die Verachtung der ganzen Welt, gegen die neuen Hofämter, oder neuen Benennungen der alten, gegen den Rang der mit ihnen verbunden wird, gegen die Dekorations- und Kostüm-Spielerei am Hofe ꝛc. ꝛc. — Bei Kanzler eine Tasse Kaffee, dann auf den Generalstab. Mitten in der Arbeit werd' ich gestört, Herr General von Reyher will seine Verantwortlichkeit decken, will etwas Schriftliches von mir, um es dem Kriegsminister vorzulegen. Ich gehe zum General hinauf, er meint es recht gut, ist herzlich und vertraulich, aber fürchtet sich vor dem Hofgerede, vor dem König, erzählt mir Fälle von Verdrüssen die er gehabt, und will sich sicherstellen. Ich sage ihm, dem Gerede müsse man Trotz bieten, dem Könige selbst festen Stand halten, dann grade wanke man nicht; er stimmt mir vollkommen bei, doch — ich muß an ihn schreiben! —

Zu Hause gleich diesen Brief aufgesetzt und abgeschickt.

Abends mit Ludmilla in's französische Theater. Le démon du foyer von Frau von Dudevant wurde gegeben, das zog uns an; sie ist ganz darin, mit all ihren Vorzügen! La corde sensible wurde wiederholt. Wir hatten vortreffliche Plätze, unter andern auch den freien Blick in die nahe Zeitenloge, wo der König und die Königin saßen. Der König sieht schrecklich gealtert, eingeschrumpft, verkniffen und verärgert aus, kleine enge Züge, unangenehme Röthe; doch war sein Benehmen ganz ungezwungen und frei, und seine Aufmerksamkeit, sein Lächeln, sein Umherblicken waren eines sinnigen Menschen. Ich dachte an den Eindruck, den einst Rahel bei ähnlicher Gelegenheit von ihm gehabt; damals freilich war er um einige zwanzig Jahre jünger. Das Haus war ziemlich leer. —

Zu Hause Thee, und dann noch lange Gespräche, zum Theil ganz lustige, Anekdoten, Bemerkungen. — Zu Kriegsgeschichten gelesen: deutsche Zeitschriften, Kataloge.

Ein Prediger der freien Evangelischen in Schlesien hatte sich Pastor unterschrieben, wurde wegen Anmaßung dieses Titels verfolgt, vom Gericht aber freigesprochen. Schöne heißt er.

Im „Deutschen Museum" von Prutz werden dem Ehrenschänder der deutschen Litteratur, Günther, Steckrugel zuerkannt. Von Rechtswegen, da die Prügelstrafe wieder eingeführt wird.

Ein General hier wollte den andern besuchen, beide außer Diensten, also schon um deßwillen nicht ganz sicher! Wie erschrak der Besucher, als er von der Magd vernehmen mußte, sein Freund sei nicht zu Hause, sondern schon früh in die Verschwörung gegangen! Und die dumme Magd, die das weiß, die es unbesonnen ausplaudert! Also doch wirklich das herrliche Kriegsheer angesteckt von revolutionairem Gifte? Was wird Hinkeldey sagen? die Kreuzzeitung? — Aber die dunklen Wolken zerstreuen sich plötzlich, die Sonne bricht hell hervor, die Verschwörung löst sich in Geschwornengericht auf! — Der Staat ist einmal wieder gerettet! —

Eine Ministerveränderung schwebte ganz nah, ist aber für den Augenblick wieder abgelenkt. Manteuffel sollte durch Kleist-Retzow ersetzt werden, doch jetzt bleibt er noch. Der Minister des Innern Herr von Westphalen bleibt auch. Der hierarchische Beamtengeist hat über den Parteigeist in ihm gesiegt, und Hinkeldey's neue hohe Stellung ist durch ein Schreiben des Ministers wieder beschränkt, fast vernichtet worden, was den Polizeipräsidenten in wahre Wuth versetzt hat. — Welche Zustände! Einem Fremden sind sie unbegreiflich, nur wer unser Elend in der Nähe und von seinem Ursprung an

erkennt, findet alles richtig, und wundert sich, daß es nicht noch schlimmer ist. —

Dienstag, den 26. April 1853.

Besuch von Dr. Hermann Franck; dann kam Bettina von Arnim, die durch Franck's Gegenwart gestachelt, allerlei Possen trieb, sich über * lustig machte, plötzlich ihren Schwager Pitt-Arnim für einen würdigen Mann ausgeben wollte und für einen General der Infanterie ꝛc. Als Franck weggegangen war, trieb sie es noch weiter, ich sagte ihr derb die Wahrheit, und ließ sie gern abziehen, da sie mich mit ihrem dummen Zeug von Tischrücken und Klopfen nur langweilte. Seit die politische Spannung aufgehört hat — für Leute ihrer Art wenigstens — ist sie wieder allen Narrheiten und Klatschereien, aller Hoffahrt und Eitelkeit zugänglich.

Franck sagte sehr nachdrücklich, binnen zwei Monaten, vielleicht schon binnen vier Wochen, werde kein Mensch mehr etwas von der Narrheit des Tischrückens sagen oder hören wollen.

Der Polizeipräsident von Hinckeldey ist plötzlich erkrankt, man hat ihm in der Nacht zur Ader lassen müssen. Er wird sich erholen.

Merkwürdiger Artikel der Nationalzeitung aus London, von Bucher, über die Möglichkeit, daß auch in England ein Staatsstreich versucht werden und gelingen könnte; Unumschränktheit der Herrschgewalt, Vernichtung des Parlaments, oder Zähmung desselben. —

Die „Volkszeitung" spricht von Spanien und Holland recht gut. —

Der Pfarrer Beyschlag in Trier sollte die katholische Kirche beleidigt haben, wurde aber von — großentheils katholischen — Geschwornen freigesprochen, doch sollen einige Stel-

len seiner Schrift getilgt werden, ehe diese freigegeben wird, — eine Stelle gegen die Messe. —

Vom hiesigen Kriminalgericht ist Adolph Streckfuß nun doch zu sechs Monaten Gefängniß verurtheilt worden! Der Staatsanwalt Adler, persönlich erbittert gegen ihn, wollte ein Jahr. Streckfuß wird appelliren, und hofft mit Zuversicht auf Freisprechung. Ich zweifle leider! —

Bei einem Arzte hier war Haussuchung wegen eines Briefes von Trier; das Blatt wurde ausgeliefert, enthielt aber nichts als eine Bitte um Geldunterstützung. Auch andre politische Zugriffe, die in diesen Tagen geschehen sind, haben keinen Ertrag gegeben. —

Man sagt, Hinckeldey sei bloß krank aus Aerger und Pein, daß seine großen Thaten so ganz in's Blaue hinaus gegangen, daß alle seine Maßregeln keine rechten Stoffe finden, keine ordentliche Verschwörung, daß der König selbst naserümpfend gefragt, wo nun das eigentliche Corpus delicti sei, daß die Minister eine Art von Schadenfreude zeigten ꝛc. Alle Schergen, groß und klein, sind auf der Lauer, spüren und wühlen, aber es kommt nichts! —

Franck sagte von Bruno Bauer, derselbe sei gewiß im tiefsten Innern sehr unglücklich, und was er Verbittertes, Ausschweifendes, Uebermüthiges sage, sei nur der Ausdruck seines Schmerzes, seiner Verzweiflung. Solch ein Unglücklicher lebt hier allerdings ganz verkümmert, ganz abgeschnitten, ohne Umgang und Verbindung, ohne andre Kunde von der Welt als durch ein ärmliches Zeitungsblatt. Ein Mönch inmitten des hauptstädtischen Lebensgewühls! —

Breve des Pabstes an die Geistlichkeit in Preußen über die gemischten Ehen; mit solcher Anmaßung und Strenge ist der Oberhirt noch nie hervorgetreten, er zieht alles in seine Hand, und unsre protestantische Obrigkeit schweigt dazu!

Doch die protestantischen Pfaffen machen es eben so! Der

kirchliche Zentralverein für die Provinz Sachsen verlangt, die Ehe der freien Gemeinden und Deutschkatholiken soll ungültig sein, nur als Konkubinat gelten! Der hiesige Oberkirchenrath hatte sie für gültig erklärt, beim Rücktritt solcher Ehepaare zur Staatskirche solle keine zweite Trauung stattfinden. Die Pfaffen! —

Mittwoch, den 27. April 1853.

Julius Berends, heißt es, will in diesen Tagen nach New-York abreisen. Ein großer Verlust für Berlin; einer der Guten und Braven. — Brief und Sendung von Herrn Dr. W. Schrader aus Halle, seine Schrift über Angelus Silesius und dessen Verschiedenheit von Johann Scheffler; zu spät! er hätte mir vor dem Drucke besser Gehör geben sollen! ich ließ ihn durch Graffunder warnen, seine Aufstellung sei falsch. — Gleich geantwortet, ihm die entscheidende Stelle aus der Vorrede zu Scheffler's Ecclesiologia abgeschrieben, seinen Irrthum gerügt, aber auch zum Troste die tota grex Friedrich August Wolf's angeführt. Wird ihn alles nicht sehr erbauen, allein ich kann nicht helfen.

Ueber die Petition der Berliner Abgeordneten mit mehr als tausend Unterschriften — auch der Alexanders von Humboldt — gegen die Beschränkung der Glaubensfreiheit geht die Kammer zur Tagesordnung! Herr von Kleist-Retzow wollte nicht einmal, daß sie vorgelesen würde, und da es doch geschah, verließ er mit seinem Partheitroß den Saal!

In Helmstedt Haussuchung nach einem Briefe bei dem jüdischen Arzte Dr. Zeeliger, wo man — wie immer — viel gefunden haben will.

In Nürnberg ein Gesangverein aufgelöst. — In Wien Haussuchung bei Litteraten, auch hier soll alles Mögliche gefunden sein.

dung. Die Gültigkeit der Autorität ſinkt und ſteigt mit dem Kulturzuſtande der Völker. Wie leicht könnte ſich der zum Kunſttriebe gediehene Ehrfurchtshang in etwas völlig Unhaltbares, abgelebtes Höhere vergaffen. Entſchuldigen Sie meine Vermeſſenheit. Indem ich mich gegen eine unſtatthafte Philoſophie auflehne, bewahre ich die innigſte Ehrfurcht für die Transzendenz der Darſtellungsgabe. Da ich vermuthe, daß Sie mit Hrn. von Goethe in Beziehung ſtehen, ſo nehme ich mir die Freiheit Ihnen beifolgendes Werk zu ſenden, mit der Bitte es ihm zukommen zu laſſen. Es iſt eine Ueberſetzung ſeiner Ueberſetzung. Ich habe den jungen Saur zu der Arbeit veranlaßt. Sein Verleger hat für gut befunden, die Goethe'ſchen Noten bis zur zweiten Auflage unterzuſchlagen, und will ſie dann als Brochüre herausgeben. Der Kniff iſt ihm geglückt. Das Buch geht reißend ab, wiewohl die Zenſur den Journalen nicht erlaubt es anzupreiſen. Jederman glaubt das Original zu leſen. Solches wäre noch mehr, wenn ſich der Ueberſetzer ſtrenger an den deutſchen Text gehalten hätte. Umſonſt verſuchte ich den jungen Sprudelkopf zum völligen Gehorſam zu bringen. Demungeachtet habe ich ihm Ihre Sterner und Püttlicher anvertraut. Empfangen Sie aus Weimar ein freundliches Wort für meinen Hitzthum, ſo theilen Sie es mit.

Eine andere viel inſtändigere Bitte müſſen Sie erhören. Vor einigen Wochen ſagte mir der in der königlichen Staatskanzlei angeſtellte Kriegsrath Kremnitz, daß man zu Berlin das Cajeputöl mit dem glücklichſten Erfolge gegen den Croup gebrauche; er ſelbſt ſei von dem Uebel durch dieſes Mittel geheilt worden. Den hieſigen Aerzten iſt die Sache neu. Dringend liegen Sie mir an, nähere Erkundigungen einzuziehen. In welcher Periode der Krankheit, wann, wie bedient man ſich des Mittels? Sie bedürfen der Fragen nicht, die

Kossuth erklärt sich in den englischen Zeitungen heftig gegen die Maßregeln der Minister gegen ihn; er hat mit dem Raketenfabrikanten, wo man Haussuchung gehalten, nichts zu schaffen; er klagt, daß er und andre Flüchtlinge von verkappten Aufpassern bewacht und verfolgt werde, sei es von englischen, auf Befehl der Minister, oder von fremden, mit Zulassung der Minister, in jedem Fall eine Schändlichkeit und Schwäche. Die „Times" fahren in ihrer Niederträchtigkeit fort, in ihrer bezahlten, gegen Kossuth.

Von allen in letzter Zeit hier Verhafteten sollen nur der bekannte Dr. Ladendorf und ein Moabiter Arzt einigermaßen beschwert sein; man will gedruckte revolutionaire Aufrufe bei ihnen gefunden haben, wer weiß ob's wahr ist! —

Der Lehrer Gercke hat 18 Tage in einsamem Kerker gesessen (fünf Schritte lang, drei Schritt breit, ganz niedrig, ohne Licht, ohne Beschäftigung, ohne freie Luft — auch die Stunde Spaziergang im Hofe blieb versagt, — bei bloßer Gefangenkost, ohne Schlafrock; ein Strohsack, ein Schemel, ein Nachtstuhl, die einzigen Möbel. Erst nach vierzehn Tagen ist er verhört worden, und noch später in gerichtliches Gefängniß übernommen. Der Untersuchungsrichter Schletter — hinreichend bekannt — hat selbst erklärt, ihm sei die ganze Behandlung nicht zuzurechnen.

Donnerstag, den 28. April 1853.

Brief und Sendung aus Hamburg von Frau Marie Meßter, ihres Vaters dichterischer Nachlaß mit meiner Vorrede endlich gedruckt.

Der Prediger Krummacher, der von hier als Hofprediger nach Potsdam geht, hat versichert, daß in seinem Berufungsschreiben ihm in Betreff des Hofes und des Königs selber solche Ermächtigungen ertheilt sind, wie sie kaum ein katholischer Beichtvater haben konnte. „Ich darf dem König alles

ſagen, ihm warnen und tadeln, und ich werde mich der Freiheit recht ordentlich bedienen." Er wird ſich ihrer bedienen — zum Schmeicheln; gegen die Unbegünſtigten, Verhaßten wird er losziehen! —

Markus Niebuhr ſoll geadelt werden. Dem Verdienſte ſeine Kronen! Wird er nicht auch zum Pair erhoben? Wollen ſehen! — „Markus Niebuhr im Kabinet, Ryno Quehl bei Manteuffel, Joel Jakoby bei Hinckeldey, die drei Burſche regieren jetzt den Staat, und von allen iſt Joel Jakoby wie der ſchlechteſte auch der mächtigſte." Hinckeldey hält den letztern für den klügſten Menſchen.

Das Abendblatt der „Nationalzeitung" ſehr gut über Bruno Bauer's Ruſſenſchaft. — Abermalige Hausſuchung beim Kaufmann Schwartz in Roſtock, fruchtlos. — Kaufmann Röſing in Bremen vierwöchentliche Haft. — Hausſuchungen in Braunſchweig. — Vom Papiere werden ſie das, was ſie ſuchen, verſchwinden machen; aber aus den Köpfen, aus den Gemüthern, — mitnichten! —

Ludwig Tieck iſt heute früh geſtorben. Am 31. Mai wäre er achtzig Jahr alt geworden. Friede mit ihm! Er hat genug zu kämpfen gehabt. Viel ſtirbt in ihm, auch mir, trotz vieler ſchroffen Gegenſätze, in denen wir zu einander ſtanden. Früher Freund Rahel's! —

Abends zu Hauſe geblieben. Nach dem Thee mit Ludmilla Schach geſpielt. Nachher viel über Gerhard geſprochen. Briefe über ihn von Baggeſen vorgeleſen. Ueber Reinhold und ſeine Gedichte einiges aufgeſchrieben. Durch den ganzen Tag zog ſich mir ſein Andenken und das der früheren Lebenskreiſe in Hamburg wehmüthig hin. Seltſame Schickungen! Wie ſich die frühen Verhältniſſe ſpäter ſtellen, oft in ganz umgekehrter Art, was unten war iſt oben, was oben unten. —

In meinen Kriegsgeſchichten geleſen. Wie unangenehm die Unterbrechung meiner Arbeit auf dem Generalſtab! Sie

wäre nicht nöthig, das iſt wahr: aber Reyher's Pedanterei weiß meine!

In der heutigen Rundſchau der Neuen Preußiſchen Zeitung ſagt Herr von Gerlach ganz unbefangen, auf den Beſitzern der Rittergüter ruhe die Pflicht, das Land regieren zu helfen! Was will er denn einwenden, wenn geſagt wird, auf dem ganzen Volke ruhe dieſe Pflicht? —

„Zuſtand der Türkei im Jahre der Prophezeiung 1853. Von Hubert von Beha, preuß. Sekondelieutenant außer Dienſten.“ Wir kennen den Verfaſſer, der uns kein Zutrauen einflößt.

Wiederholtes Gerede von Miniſterveränderung. Generallieutenant von Gerlach ſollte Miniſterpräſident werden, Weſtphalen, Kleiſt Retzow, Goetze ꝛc. mit ihm eintreten. Nicht ſehr glaublich! Woher ſollte Leopold von Gerlach die Courage kriegen zu ſolcher Rolle? Seinen Bruder Ludwig, den rundſchauerlichen Hanswurſt, hält ſeine eigne Partei für unfähig zum Miniſter; genug, daß er ſeine Poſſen in der Kammer macht! —

Eine Geſellſchaft, die ſich vorgeſetzt hat, das Andenken Robert Blum's als eines Märtyrers der Freiheit zu feiern, und das Gefühl wach zu erhalten, daß für ſeine Hinrichtung Rache zu nehmen ſei, ſoll hier ſeit 1849 beſtehen, und ſich in der Stille, beſondere im Handwerkerſtande, ſtark ausbreiten. —

Freitag, den 29. April 1853.

Abends mit Ludmilla zu *. — Um 11 Uhr fuhren wir nach Hauſe. Mit Ludmilla beſprach ich den Ertrag eines ſolchen Abends, er war weniger als Null! Geſellſchaft, die nicht vornehm, nicht geiſtvoll, nicht unbefangen, nicht gutmüthig, und mehr auseinander als zuſammen iſt, — was kann dabei herauskommen? Im Einzelnen ſind manche der Leute

ganz gut, ja vortrefflich, in dem unvereinbaren Gemisch werden sie zu nichts. Wie vermißt' ich die Ruhe, das Behagen, den Takt der wirklich vornehmen Welt! — Die kirchlich und politisch ganz reaktionaire Fräulein * liebt vor allen Musikern den revolutionairen Wagner, vor allen Dichtern den gottlosen Heine! — Fräulein ** ist ein alt Mütterchen geworden, seit ich sie nicht gesehen; sie fragte mich Dinge, die sie wissen mußte, und erzählte mir was ich besser wußte, schöne Unterhaltung! —

In Reinhold gelesen, im Ovidius. —

Den armen Streckfuß quälen sie auf alle Art. Neulich ohne Grund wurde er verhaftet, nach einer schlechten Nacht ohne weiters wieder freigegeben. Dann wird er vom Gericht auf Dringen des erbitterten Staatsanwaltes Abler zu sechs Monaten Haft verurtheilt. Er appellirte. Heute wurde er wieder verhaftet, strenge Haussuchung bei ihm gehalten, und er dann wieder freigelassen. Alles ohne den Schein eines Grundes, weil es ihnen so gefällt! Die Polizei gebahrt mit den Menschen als wenn es Lappen wären, die man hin und her wirft! Wollen sie ihn, wie den edlen Julius Berends, durch lauter Schikanen und Mißhandlungen zum Auswandern drängen? —

Des Rundschauers Schmähreden gegen das Landrecht und die nach ihm sprechenden Gerichte sind wirklich das Aergste, was der gefährliche Hanswurst bisher noch aufgebracht hat, besonders da er selbst Präsident eines Gerichtshofes ist, und sein eignes Thun beschimpft. Sechzig Jahre, hundert Jahre, dreihundert, fünfhundert Jahre möchte der elende Schächer aus unsrer Geschichte ausstreichen, aus der Gottesgeschichte daher auch. Diese Kanaillen werden viel, viel zerstören, aber nicht das, was sie wollen, nicht Vernunft und Wahrheit.

Herr Robert Lawley schreibt unter andern: „Erst vor einigen Tagen sah ich in der Galerie des House of Commons

unſern gemeinſchaftlichen Freund, den Ritter Bunſen, der ſo wohlgenährt wie immer ausſah, und ſeine Zunge noch ſehr wohl auf Koſten ehrlicher Leute zu brauchen weiß, wenn er ſich dadurch erheben zu können glaubt." —

Man erzählt, in London ſei ein Pamphlet gegen den Prinzen von Preußen erſchienen, das beſonders die Flucht des Prinzen in den Märztagen 1848 beleuchten, und das Schnurrbartabſchneiden, Querfeldeinflüchten ꝛc. ſehr feindlich behandeln ſoll. Dem Könige war es eingeſandt worden, und als man fragte, ob man nicht in alle Buchhandlungen ſchicken ſolle um das Verbot im voraus einzuſchärfen, ſoll der König erwiedert haben, das ſei grade nicht ſo ſehr nöthig. — Hieher ſcheint das Pamphlet ſonſt nicht gekommen zu ſein. —

Sonnabend, den 30. April 1859.

Die „Volkszeitung" geißelt heute den Rundſchauer Gerlach ganz gehörig, die Peitſche gebührt dem Peitſchenmeiſter! Der Miniſter von Manteuffel ſieht es gern, daß jener ausgebauen wird; die ganze Regierungspreſſe ſitzt ihm ohnehin auf dem Hals, dieſem Gecken der Reaktion; ob er nächſtes Jahr noch wie dieſes der Rechten in der Kammer imponiren wird, iſt ſehr zweifelhaft, viele Mitglieder ſind ſehr unzufrieden mit ihm, und wanken.

Der Prinz von Preußen hat die Abgeordneten der Provinz Pommern hier wie ſchon früher empfangen, und ihnen merkwürdige Worte geſagt, gegen die Junker- und Kreuzzeitungspartei, nicht die ſeien die beſten Patrioten, die am lauteſten ausſchreien daß ſie es ſeien u. ſ. w. Den Grafen von Schwerin, Präſidenten der zweiten Kammer, hat er beſonders ausgezeichnet.

Nach dreitägiger Verhandlung iſt endlich der Prozeß Bloch's gegen den Aſſeſſor Wagner, Redakteur der Kreuzzei-

tung, entſchieden worden. Der letztere wegen Beleidigung des Beamten zu 3 Monaten Gefängniß und 50 Thaler Geldſtrafe verurtheilt. Die Kreuzzeitung machte ſich immer recht luſtig, wenn ein andrer Zeitungsſchreiber „brummen“ mußte. Nun brummt ihrer! —

Verfolgung heſſiſcher Abgeordneten in Kaſſel, Schikanen aller Art, Hausſuchungen; Haſſenpflug'ſche Wirthſchaft! —

Abends mit Ludmilla noch im Petrarca geleſen, Urſchrift und Reinhold'ſche Ueberſetzung verglichen. —

„Julian, von Joſeph Freiherrn von Eichendorff, Leipzig, 1853.“ Ein unnöthiges Gedicht, Folge von Romanzen. — In Goethe geleſen, zur Erquickung! —

„Wie konnte die gebildete Römerwelt das Joch der Cäſaren ſo lange ertragen? der zum Theil wahnſinnigen Wütheriche?“ Die Frage richtet ſich an alle Deutſchen, Franzoſen, Italiäner, Magyaren, Polen und Ruſſen ſogar, und findet ihre Antwort in den Verhältniſſen, die wir vor Augen haben.

„Nachmittags allein und ſtill ruhend hatte ich die beglückendſten Erinnerungen an Rahel. Ich gedachte der innigen Befriedigung, die mir ihre bloße Gegenwart, ihre Nähe gewährte, ohne daß wir ſprachen, oder etwas verhandelten, auf Spaziergängen, Fahrten, an ruhigen Abenden im Zimmer. Nicht ihr überlegener Geiſt, nicht ihre ſprudelnde Laune, nicht ihre großen Gedanken und anmuthigen Einfälle kamen in Betracht. Nur ihr Daſein ſelbſt, ihr Gemüth und Herz. —

Sonntag, den 1. Mai 1853.

Vormittags war das Begräbniß Tieck's; nach ſeiner eigenen Anordnung hielt ihm der Prediger Sydow die Leichenrede, ziemlich freiſinnig, ja kühn, ſagt man. Ein königlicher

zweispänniger Wagen folgte, etwa hundert Personen, Verwandte, Gelehrte, Litteraten.

In Goethe gelesen. Welch schönes gehaltreiches Gedicht ist das „Vorspiel zur Eröffnung des weimarischen Theaters, 1807," welcher edle Ausdruck fruchtbarer Gedanken! Liest man denn dergleichen in Deutschland? Liegt der Schatz nicht unbenutzt, so wie unsre fast alle? —

Montag, den 2. Mai 1853.

Umzogener Himmel, trübe Luft. Nur 12° R. Wärme, gestern 16°.

Schlechte, fast schlaflose Nacht. Um 4 Uhr aufgestanden, ganz heller Tag, aber alles noch still, die knospenden Bäume noch kahl anzusehen! —

Ausgegangen mit Ludmilla. Besuch bei der Geheimräthin Steffens. Klärchen war bei Tieck's Begräbniß gestern. Sie fand die Leichenrede Sydow's vortrefflich, eine gelungene Schilderung Tieck's in allen Beziehungen, nicht bloß in christlicher; — Tieck hatte ihn zehn Tage vor seinem Tode rufen lassen und ihn beauftragt, mit der Bemerkung, er wolle nicht, daß einer der frommen Lämmerhirten an seinem Grabe spreche! Die Steffens freut sich dieser Aeußerung, schimpft auf die lächerlichen Fanatiker Büchsel und Krummacher! — Von diesen edlen Christen läßt keiner den andern gelten, jeder nennt die andern als Unchristen! —

In England hat das Oberhaus die Juden-Emanzipation mit ansehnlicher Stimmenmehrheit fallen lassen. Im Unterhause wird Lord Palmerston heftig von Cobden und Andern wegen Kossuth befragt, und besteht mit Schanden! —

Die nichtswürdigen Stände in Kassel haben drei ihrer Abgeordneten, welche der Minister verfolgt, aus ihrer Mitte ausgeschlossen und ihm preisgegeben! —

Die Kaiserin von Frankreich hat eine Fehlgeburt gemacht. —

Unser Ministerium hat der freien Gemeinde zu Magdeburg angezeigt, daß man die Verwilligung, auf der ihr Bestehen beruht, zurückzunehmen beabsichtige! —

Dienstag, den 3. Mai 1853.

Der König ist in fürchterlichem Zorn über die Rede des Prinzen von Preußen an die pommerschen Kammermitglieder. Es heißt nun, man wolle den „Hof" in Koblenz nicht länger dulden, lieber den Prinzen und die Prinzessin wieder in Berlin haben ꝛc. Das wird aber auch sehr unbequem sein. Daneben heißt es auch, der Prinz solle den Oberbefehl über das Gardekorps bekommen, dann wird es gar Aerger über Aerger geben! —

Goedsche, der Freund Ohm's, ist nun auch zu mehrwöchentlicher Gefängnißstrafe verurtheilt; wegen Ausforderung eines Zeitungsschreibers zum Zweikampf.

Auf den wiederholten Wunsch des Herrn von Sivers, einen biographischen Artikel über mich schreiben zu dürfen, hab' ich nur verneinend antworten können, sofern ich dabei Stimme habe. Er würde mich gewaltig loben; mich freut aber kein Lob, als in so weit ich ihm beistimmen kann, und hier wäre das nicht der Fall, weil es nicht aus der rechten Quelle käme. In meinen Knaben- und Jünglingsjahren war ich von heißer Ruhmbegier erfüllt; ich schrieb nach dem Tode meines Vaters an meinen Oheim in Köln, und sagte darin — lateinisch, denn an einen Lateinkundigen deutsch zu schreiben, erschien mir damals eine Ungebühr — mit kindischem Uebermuth, daß ich den Namen Varnhagen berühmt machen wolle! Mit zunehmenden Jahren ist diese Eitelkeit sehr geschwunden, der Ruhm mir sehr gleichgültig geworden; ein guter Augenblick ist mehr

werth, als aller Ruhm! Und welcher Ruhm steht fest, welcher wird nicht angetastet? und aus welchen Bestandtheilen besteht er meist! Doch ist unter allen Welttrieben die Ruhmbegier noch einer der besten, edelsten, und auf das Gute und Rechte gerichtet, einer der fruchtbarsten. —

Im Antiquarius des Rheinstroms gelesen, in Goethe.

Der Advokat Moritz Wiggers zu Neuteck verhaftet und weggeführt. — Schimpfliche Wirthschaft mit den Ständen in Kassel, ein wahrer Gräuel!

Feier des 2. Mai (Groß-Gerschen) durch das erste Garderegiment, Theilnahme des Königs und Rede desselben. — Die Zeitungen sagen, der größte Enthusiasmus der Anwesenden sei dieser Rede gefolgt, allein von andrer Seite wird versichert, daß alte Generale und Stabsoffiziere mißliebig darüber gespottet haben: „man höre nichts als Ruhmredigkeit, Selbstverherrlichung, und habe das nun längst satt; der König liebe das Militair nicht, das wisse man längst, das sähe man täglich, schöne Worte änderten da nichts"; von Kugelregen, von eigentlicher Gefahr, in der sich der damalige Kronprinz befunden haben soll, wollen die alten Kriegsleute gar nichts wissen, sie meinen, der Kommandeur des Regiments habe dafür zu sorgen gehabt, daß der Kronprinz nicht in's Feuer käme, aber darin gewesen zu sein scheine. (Ganz wie der Kriegsminister Louvois für Ludwig den Vierzehnten sorgte, wenn dieser sich bei der Armee befand.)

Mittwoch, den 4. Mai 1853.

Warmer Regen; für Pflanzen gut!

Wenig geschlafen. Träume von Rabel und von — Krieg! Unruhe, Müdigkeit. Die „Nationalzeitung" liefert, gestützt auf die Worte des Prinzen von Preußen — den sie nicht

nennt — der Kreuzzeitungspartei ein scharfes Treffen und richtet sie übel zu. — Die „Volkszeitung“ fährt in ihrer Darlegung des Entstehens der Magdeburger freien Gemeinde bündig fort. Der Staat nöthigte sie damals zum Austritt aus der Staatskirche, er wollte sie zu Dissidenten haben, jetzt will er sie zum Rücktritt ebenfalls zwingen! Diese elende Wirthschaft geht durch ganz Deutschland, beruht auf geheimer Verabredung der größern Fürsten, die kleinern werden gezwungen eben so zu verfahren, sogar der arme Senat von Hamburg muß die Deutschkatholiken bedrängen! Wenigstens lernt jetzt alles Volk, was es von Konstitutionen zu erwarten hat, die ihm von seinen Fürsten gegeben werden! —

Auf dem Generalstabe vormittags gearbeitet. Herr General von Reyher weiß noch nicht, ob er mir die Arbeiten seiner Offiziere über die Nordarmee geben soll oder nicht; er wartet auf die Rückkehr des Majors von Franseky. —

Im Dresdener Maiprozeß erfolgen noch Verurtheilungen, zum Tode, zu lebenslänglichem Zuchthaus. In Kassel Prozeß gegen Herrn von Loßberg, der siebzehn Monate verhaftet ist! — Denken denn die bösen Buben, die überall das Heft in Händen haben, an keine Vergeltung? Sie wird kommen! Nicht nach meinem Wunsch, aber aus Nothwendigkeit. —

Das Kammergericht mit Zustimmung der Kammern zum Staatsgerichtshof erklärt. Um so sorgsamer wird die Regierung es mit ihren Leuten besetzen.

Die Uebertragung unerledigter Verhandlungen von einer Kammersitzung auf die andre ist von der ersten Kammer, gegen die Absicht der Minister, verworfen worden. Der Graf von Arnim-Boytzenburg und der Geh. Rath Stahl sprachen dawider, letzterer fand den Vorschlag republikanisch! —

Herr Dr. Holdheim, der Majestätsbeleidigung angeklagt, ist durch die Geschwornen freigesprochen worden. Das Blatt

Sie zu beantworten haben, wenn ſich Ihre Güte meines Wunſches annimt.

Es beruhigt mich ſehr, zu wiſſen, daß Frau von Varnhagen's Geſundheit ſich um einiges gebeſſert hat. Mit der meinigen ſteht es ſchlecht. Ich leide an Bruſtbeklemmungen, die Folgen all' des Grames ſind, der mich ſeit mehreren Jahren heimgeſucht. Eine friſche Lebenswallung müßte mich anfachen. Weder Gegenwart noch Zukunft ziehen mich in ſich hinein. Und doch hat mir nie vor dem Tode ſo gegraut. Was würde aus meinem armen Sohne! Zu einer Notiz über meine Lebensumſtände kann ich mich bei einer betroffenen Einbildungskraft in dieſem Augenblicke unmöglich entſchließen. Laſſen Sie uns von andern Dingen ſprechen.

Suchen Sie ſich das 33ſte Stück der „Revue encyclopédique" zu verſchaffen, in welchem Sismondi einen Auszug giebt von dem account of the improvements des Marquis de Staford, von James Bloch, London 1820. Sie werden da erſtaunenswerthe Thatſachen und den Grad von Mißbrauch kennen lernen, zu dem das Eigenthumsrecht in England getrieben wird, und hier noch überdem ein übelerworbenes. Die ganze Völkerſchaft der Hochländer, dieſer Ueberreſt unüberwundener Kelten, noch ungefähr 340,000 Seelen, läuft Gefahr, vernichtet, oder aus Europa verſtoßen zu werden, was einem Theile bereits wiederfahren iſt. Die ſämmtlichen Gruids wurden im Winter 1818 aus Lochſhire ohne Entſchädigung verjagt. Man brannte ihre Hütten nieder, legte Meierhöfe an, und wo Menſchen hauſten, graſen jetzt Hammel. Lady Staford, Inhaberin der Grafſchaft Southerland, die 800,000 ſchottiſche Akres enthält, war großmüthiger, wie ihr Advokat und Lobredner verſichert. Sie wies 15,000 Einwohnern, deren väterliches Obdach eingeäſchert wurde, jenſeits der Gebirge auf der Meeresküſte 6000 Hufen ſchlechten

der „Urwählerzeitung“ aber ist zur Vernichtung verurtheilt. Holdheim ist der Haft entlassen. —

Die von ihren feigen Kollegen geopferten drei kurhessischen Abgeordneten sind alsogleich aus Kassel ausgewiesen worden. Auch Ilse. —

In Droysen's Yorck gelesen, in Grolman und Müffling.

Der Justizminister Simons soll abgehen; für ihn ist die Stelle eines Appellationsgerichts-Präsidenten zu Köln schon lange Zeit offen erhalten. Man hält ihn allgemein für einen schlechten Kerl. Aber wer wird sein Nachfolger sein? Ein besserer? —

Der Präsident von Gerlach hat sich für die Pillen, die ihm neulich der Prinz von Preußen zu verschlucken gegeben, gerächt: er hat in der Kammer die Freimaurerei angegriffen, als unverträglich mit dem Christenthum. Der Prinz ist der Protektor aller Logen in Preußen. Dabei thun die Junker, als vergingen sie vor Ehrerbietung für den Prinzen, als dürften sie aus Pietät seine Worte nicht näher untersuchen! —

Hier wurde neulich das Verhalten der Vornehmen und Adlichen in der Revolutionszeit 1848 besprochen; viele kamen der Abschaffung des Adels durch die Nationalversammlung eifrig zuvor; der Fürst von Hatzfeldt nannte sich Hermann Hatzfeldt, Besitzer des Fürstenthums Trachenberg; der Graf von Kleist-Loß hatte Visitenkarten als Wilhelm Kleist; der Graf von Kalkreuth auf Ziegersdorf nannte sich Bürger Kalkreuth, der Baron von Putlitz — Schwiegervater von Elisabeth Königsmarck — wollte nur schlichtweg Herr Putlitz heißen; Graf von Renard rief: „Nichts Graf, nichts Exzellenz, ich heiße Renard!“ Und so noch viele! — Ist das nicht ein Zeichen? Kann das vergessen werden? —

Geschrieben. Preußen ein Gefäß, was enthält es? was kann es künftig aufnehmen? Schleiermacher zweifelte vor zweiunddreißig Jahren, daß es noch was werth sei, er meinte, es sei kein Schaden, wenn es zerbräche! —

Besuch von Herrn Dr. Hermann Franck. Trauriges Geschick des Herrn von Baerst; zu seinen andern gräßlichen Leiden ist nun auch die Blindheit gekommen! Vergleichende Schilderung mehrerer Leute desselben Schlages, des Herrn von Rosenberg, der in Florenz den Herrn von Demidoff erschoß — wobei Baerst des erstern Sekundant war —, des Herrn von Lüttwitz, des Grafen von Bohlen, Herrn von Kannacker, Herrn von Wulffen, des Generals von Steigentesch, Grafen Zenizeo ꝛc. Ueber das Umlaufschreiben des Herrn von Westphalen, Ministers des Innern, betreffend die Handhabung des Gesetzes über die Zerstückelung der Bauergüter, ein Muster von schamloser Eigenmächtigkeit und zugleich von Dummheit. Unsre Zeitungen wagen nicht es zu besprechen. Was ist auch unsre Preßfreiheit! —

Der König der Belgier ist hier. Angst vor den Franzosen! Man spricht ihm hier den Muth ein, den man selbst haben möchte.

Der Antibarbarus logicus ist von Allihn in Halle, einem heftigen, karakterlosen, dummen Schreier. — Prof. Erdmann in Halle spielt die Rolle eines gutgesinnten Reuigen! —

Man versichert, die Demokratie sei fortwährend hier völlig organisirt, die Leute hielten regelmäßige Versammlungen, als Billard- oder Kegelgesellschaft, als musikalischer Verein, als Leseklub, Rauchklub ꝛc. Sie schlagen der Polizei ein Schnippchen, heißt es. Aber die Polizei faßt auch bisweilen sie! —

Offiziere versichern, daß die katholischen Soldaten hier, seitdem sie einen eignen Kaplan haben, und die Katholiken überhaupt so viel Gunst und Beachtung genießen, ganz übermüthig wer-

den und ihre proteſtantiſchen Kameraden faſt mit Verachtung anſehen und behandeln. Auch iſt es katholiſcher Einfluß, daß die Soldaten aus Poſen jetzt faſt immer polniſch zuſammen ſprechen; früher waren ſie bemüht deutſch zu reden. —

Die Gräfin von Hatzfeldt in Paris, geb. Gräfin Caſtellane, iſt weltkundig die Tochter des Grafen Melé. Die Herzogin von Sagan — die jetzige, Dorothea — iſt die Tochter eines Polen, ſie kam zur Welt, als die Mutter von dem Herzog von Kurland längſt getrennt und dieſer ſogar ſchon todt war. —

Freitag, den 6. Mai 1853.

Geſchrieben. Anfang der Bülow'ſchen Biographie. Ein ſchwer zu beherrſchender Stoff! Lückenhaft, vereinzelt, wichtig unwichtig; als beziehungsvolles Ganzes in gleichmäßigem Umriſſe hinzuſtellen! —

In Köln nimmt die Polizei bei einem Wirthe die Bildniſſe von Blum und Koſſuth von der Wand. Auch andrer Orten ſolche Bilderjagd. —

In Nordhauſen die freie Gemeinde wieder einmal vor Gericht, ſie ſoll ein politiſcher Verein ſein. Das Gericht erklärt ſie für nicht-ſchuldig.

Die kurheſſiſchen Abgeordneten Weinzierl, Preſſel und Rödiger proteſtiren gegen ihre Ausſchließung als ungeſetzlich, ungültig. Aber die Polizei vertreibt ſie aus Kaſſel, und die Verfolgung begleitet ſie.

Herr von Loßberg in Hanau nur zu 6 Wochen Gefängniß verurtheilt, die durch die lange Unterſuchungshaft zehnfach verbüßt ſind. Der Staatsanwalt appellirt, weil er Hochverrathsſtrafe will.

Reininger in Mainz vor Gericht. Müller-Melchiors tritt daſelbſt ſeine Gefängnißſtrafe an, beruft ſich aber auf ſein Recht als Abgeordneter. Vergebens; die Regierung ſchiert ſich viel um ſolches Recht!

In Erfurt wird dem Buchdrucker Faust seine Konzession genommen, damit die Allg. Erfurter Zeitung nicht mehr erscheinen könne.

In Pest wird die Gräfin Blanka Teleki nach dreijähriger Untersuchungshaft zu zehnjährigem Gefängniß verurtheilt. —

Solcherlei, nur solcherlei sind' ich anzumerken. Die Feder entfällt mir fast aus der Hand. Nur Schmach, Unrecht, Willkür, Haß und Grausamkeit, und alles in niedrigster Gemeinheit!

Der unglückliche Peters, erst in Sachsen, dann in Baden bei dem Aufstande betheiligt, wurde erst in Baden zu acht Jahren Zuchthaus verurtheilt, darauf bei dem Regierungswechsel dort zwar begnadigt, aber nicht freigelassen, sondern an Sachsen ausgeliefert und hier wieder zu acht Jahren Zuchthaus verurtheilt! Werden die boshaften Regierungen denn nicht endlich müde des Verurtheilens, da ihnen selbst doch so viele Gnade gewährt worden? Kann ihre Rache sich nicht sättigen? Sarge tandem, carnifex! —

Bunsen macht die Bemerkung, Deutschland habe seinen dreißigjährigen Krieg im siebzehnten Jahrhundert und seinen dreißigjährigen Frieden im achtzehnten (1815—1848) gehabt, beide gleich verderblich. Die Bemerkung hat einigen Schimmer, aber keinen Gehalt, die Vergleichung hält nicht Stand und giebt keinen Ertrag. Der Krieg zerstörte den Wohlstand, der Frieden hob ihn auf ungewöhnliche Höhe, die Gemüther und Geister verwilderten in jenem, in diesem haben Bildung und Sitte überall zugenommen. Die Regierungen nur sind immer schlechter geworden, immer mehr zurückgeblieben; das Jahr 1848 hat ihre Schmach und Schande wie ihre Schuld aufgedeckt! Warum sie noch oder vielmehr wieder — denn sie lagen alle im Staube — bestehen? das erklärt sich aus dem Zusammenhang der Dinge, aus der Geschichte aller Gewaltherrschaft und Tyrannei. —

Geschrieben. Zu Kranzler, über den Gendarmenmarkt dann in's neue Museum, die Kolossen zu sehen. Schlechte Aufstellung derselben, nirgends ein guter Standpunkt für einen Haupteindruck. Ueberhaupt, das ganze Museum, lauter schöne Einzelheiten schlecht vereinigt! Völliger Mangel an Geschmack, an Sinn, lauter Buntheit und Vergoldung, überladen, kindisch. Eines widerspricht dem andern. Wie wird einst über diese Rathgeber des Königs, Olfers und Andre, geurtheilt werden! Jetzt ist alles befangen, einige wollen den König nicht tadeln, andre Olfers nicht, noch andre nicht Rauch. Die meisten haben freilich keinen bessern Geschmack, als der ihnen hier geboten wird. Der Mahler Hensel führte die Ministerin von Manteuffel herum. Diesen wird alles gut gefallen haben. — Die Kolossen gaben mir viel zu denken. — Nach 1 Uhr zu Hause, und wieder geschrieben. —

Abends mit Ludmilla noch anderthalb Stunden, über Italiänisches ꝛc. — In Heine gelesen — über Tieck, Schelling ꝛc., zuletzt in Goethe.

Große zahlreiche Haussuchungen in Dessau, welche jedoch gar kein Ergebniß liefern. Man spürte nach Hülfsgeldern für die Flüchtlinge in der Schweiz; im Jahre 1850 waren deren viele dorthin gesandt. —

In Rostock neue Verhaftungen. — In Schlesien beim Grafen von Reichenbach zu Mablendorf und bei seinem Hauslehrer strenge Nachsuchungen, ganz vergebliche! — In Kassel fortgesetzte Bübereien. —

Der „Kladderadatsch" heute sehr gut und scharf. —

burg verurtheilt worden, 20 Thaler Strafe zu zahlen, oder 14 Tage in Haft zu ſein. —

Jeſuiten in Poſen öffentlich in Thätigkeit. Ueberall in Preußen begünſtigt! Neue Klöſter am Rhein! Herrliche Ausſichten! —

Baron von Simolin hat ſich einen Stammbaum machen laſſen, der ſeine Abſtammung vom Könige Bathory nachweiſt. Er will Graf werden.

Montag, den 9. Mai 1853

Brief und Buch aus Königsberg von Roſenkranz, „Aeſthetik des Häßlichen“. —

Nun bringt die Neue Preußiſche Zeitung den Bericht über die Feierlichkeit mit dem Goldnen Vließ. Sie ſagt kein Wort über den Vorwurf, der ihr gemacht worden, über die Sache bis dahin geſchwiegen zu haben.

Der Prinz von Preußen hat nunmehr auch die rheiniſchen Abgeordneten empfangen, und gegen den Willen des Königs auch zu ihnen politiſche Worte geſprochen. Die Prinzeſſin wird hier erwartet. —

Der Schneidermeiſter Reininger in Mainz, des Hochverraths angeklagt, iſt von den Geſchwornen freigeſprochen worden. —

Die Verhaftungen und Hausſuchungen in Deſſau zeigen ſich als ein ſchimpfliches Verfahren der elenden Regierung. Auch in Roſtock waltet brutaler Haß und niedrige Rachſucht.

Dienstag, den 10. Mai 1853.

Geſchrieben, anderthalb Stunden. Dann ausgegangen, mit Ludmilla. — Im Thiergarten. Wie wir nach Hauſe kommen, treffen wir Bettina von Arnim auf der Straße, ſie

kam eben von mir, und kehrte mit mir zurück. Sie war verlegen, wollte was sagen und kam nicht damit heraus, sprach von ihrem Goethe-Denkmal, doch das war nicht wovon sie reden wollte; viel eher war es ein Verdruß mit ' oder mit "; da ich ihr nicht zu Hülfe kam, ihr Vertrauen nicht ermunterte, so blieb alles verschwiegen. Dann kam sie wieder auf das alberne Tischrücken, lobte den alten Pitt Arnim wegen seiner edlen Milde, er habe so antheilvoll den armen Humboldt bedauert, der durch seine übereilten Erklärungen sich so arg blamirt habe! Ich lachte, und meinte, Humboldt von Pitt-Arnim, dem Oberst Schenken mit General der Infanterie-Rang so edelmüthig bedauert, das sei unerschöpflich lächerlich. Da sie fortfuhr in ihrem Sinne zu schwatzen, und ich sie durch ernsthafte Ironie bespöttelte, so ärgerte sie sich und ging verbittert ab. Sie geht auf's Land zu ihrer Tochter Marie, die das kalte Fieber hat. —

Nachmittags wieder tüchtig geschrieben. Abends in der „Nationalzeitung" las ich den Unfall des Fürsten von Pückler, der sich am Sonnabend auf dem Bahnhof zu Potsdam Abends im Dunkeln durch einen Sturz den Arm ausgefallen hat. Ich ging gleich zu ihm, und traf ihn bei einem guten Mittagessen. Der Arm wurde erst hier eingerenkt, bei Chloroformirung, weil der Wundarzt es wollte. Sehr standhaft und — sehr elegant. Hofrath Förster dort. —

Um halb 8 Uhr in's Englische Haus zu Dr. Gottschall's Vorlesung seines „Carlo Zeno". Eine reiche Dichtung, fortschreitend in einer Fülle herrlicher, neuer, glücklicher Bilder. Größte Aufmerksamkeit. Gräfin von Ablefeldt und General Palm dort. Geh. Rath Böckh, Rauch, Meyerbeer, Ring, Rötscher, Karl Beck, die schöne herrliche Fräulein Viereck, Fräulein Ada Treskow, Schasler, Zivers, Sternberg, Stahr und Fanny Lewald, wohl 150 Zuhörer. Vortrefflicher Eindruck; aber unreine, zaghafte Urtheile! —

Zu Hause mit Ludmilla noch mancherlei verhandelt. — In Rosenkranz gelesen, und in Goethe. — (Mit den Obengenannten allen gesprochen.)

Mittwoch, den 11. Mai 1853.

Die „Nationalzeitung“ berichtet sehr gut über die in Holland benennene Reaktion. Gestern Abend sprach sie scharf gegen die Unwürdigkeiten und Tücken des englischen Regierwesens, aus Bucker's guter Feder. — In Heidelberg ist der Prof. Hagen nach sechswöchentlicher Haft ohne weiters wieder freigelassen; doch will die Regierungsmiedertracht ihm die Kosten noch aufbürden, die ihr freches und dummes Zutarren verursacht hat. — Auch hier ist der verhaftet gewesene Vorsteher des aufgelösten Gesundheitspflege-Vereins ganz still wieder freigegeben worden! Behörden haben keine Schaam! — Ein Schneider-Altgeselle Michaelis, seit 15 Jahren hier wohnhaft, ist dem Magistrat unbequem, und wird mit seiner Familie ausgewiesen. — Die Zeitungen zu lesen, welch bittres Vergnügen jetzt! Hörten sie nur erst auf, es ist ja längst mit unsrer Presse nur Lug und Trug! —

Herr von Jasmund, vom Stadtgericht verurtheilt wegen eines Aufsatzes im „Berliner Wochenblatt“, ist vom Kammergericht freigesprochen worden. Dagegen der Lehrer Wander in Hirschberg wegen seines Auswanderer-Katechismus zu 50 Thaler Strafe verurtheilt. —

Geschrieben, nicht grade viel, aber für heute doch wohl zu viel! Das abscheuliche Wetter! Rheuma, Zahnschmerzen ꝛc. —

Abends mit Ludmilla zur Vorlesung Gottschall's im Englischen Hause. Fortsetzung des „Carlo Zeno“. Dieselben Zuhörer, nur zahlreicher. In der Pause ging ich hinaus in

den Vorsaal, und blieb da bis zum Ende. — Um halb 10 Uhr mit Ludmilla nach Hause.

Thee. Schach. — Ich las zuletzt in Goethe's Italien, um mir den Kopf zu erfrischen. —

Donnerstag, den 12. Mai 1853.

An General von Weyrach geschrieben. — An Dr. Adolph Stahr. — Schreiben des Generals von Reyher, die Erlaubniß zur Benutzung der Generalstabspapiere nun förmlich ausgefertigt! —

Ausgegangen mit Ludmilla. — In der Markgrafenstraße Nr. 9, beim Klempnermeister Zobel das von ihm verfertigte Dach für den Altar der Schloßkapelle besehen, nebst dem dazu gehörigen kostbaren Kreuz; der gefällige Mann zeigte uns darauf seinen Garten und seine sämmtlichen Werkstätten, in denen das Gewerk und dessen Arbeitsmaschinen in größtem Glanz und Werth sich zeigte, auch der Vertrieb ist außerordentlich und geht nach fremden Welttheilen; tausend Dutzend Berzelius-Lampen in Einem Jahr u. s. w. — Bei Herrn Assessor Taddel in der Puttkammerstraße einen Besuch gemacht. — Dann unter den Linden beim Fürsten von Pückler; es geht ihm ganz leidlich; der Hofmarschall Graf von Pückler kam. —

Um 7 Uhr noch ausgegangen mit Ludmilla. In den Thiergarten, fast bis zum Hofjäger, schöner Abendschein, Fenster leuchtend, Baumspitzen vergoldet; dann in der Bellevue-Straße eingekehrt.

In Fontenelle gelesen, Eloge de Leibnitz, de Boerhaave, Vergleichung Racine's und Corneille's, ganz zu des letztern Gunsten! —

Die Militairsträflinge — als solche werden sie betrachtet — Robert Schleban und Kulloch waren von Silberberg entflohen und wiedergegriffen, das Militairgericht verurtheilte sie, der

Bodens an, gegen Jahrzins. 794,600 Hufen die ihr geblieben ſind, von 130,000 Hammeln bevölkert, haben 415,000 Pfund feiner Wolle geliefert. Welch ein Gewinnſt! Die Menſchheit trägt keine Wolle. Eigenthumsrecht und Induſtrieſyſtem erſcheinen nirgends unter grelleren Farben wie in England. Europa laborirt an altem Schaden. Das Uebel ſitzt tiefer als man glaubt, und nur wenig in den höheren Zweigen der Verwaltung. Bei dieſen Umſtänden verſpricht man ſich weit mehr Heil von der Wirkſamkeit repräſentativer Verfaſſungen, als ſie leiſten können. Sie haben ſogar den Nachtheil, daß ſie der Gewalt das Spiel mit den Finanzen zu ſehr erleichtern; glücklicherweiſe iſt die Gewalt von Vorurtheilen geblendet.

Guizot's neueſtes Werk ſende ich Hrn. von Stägemann. Sie leſen es gewiß. Ihm mangelt, um die Hälfte zu ſtark zu ſein. Seine Prophezeihungen drohen in Erfüllung zu gehen, früher als ich mir vorſtellte. Die Miniſter haben unſägliche Mühe eine deliberationsfähige Zahl von Deputirten zu vereinigen. Im vorigen Jahre mußten dieſe ſich gedulden, jetzt iſt die Reihe an den Miniſtern. Zwiſchen zwei gleich heftige Oppoſitionen geſtellt, ſehen ſie zu ihrem Schrecken, daß ihr Bauch beträchtlich geſchwunden iſt. Ihn wieder aufzuſtutzen, gönnt den Miniſtern keinen freien Augenblick.

Die Kirchen, wo die Miſſionäre, welche, Gott ſei Dank, endlich in Paris eingedrungen ſind, ihre Mummereien verüben, ſind jedesmal mit einem Spaliere von Gensdarmes ausſtaffirt. Da die Bekehrer ihre geiſtlichen Lieder auf patriotiſche Weiſen geſetzt, ſo geſchah es, daß bei einer der Feierlichkeiten, junge Burſche zum großen Skandal veillons au salut de l'empire ſangen. Das Miſſionsweſen wird ſeinen Gönnern noch vielen Verdruß zuziehen. Ein anderer Verdruß

König fand das Urtheil nicht ſtreng genug, kaſſirte es, ein neues Kriegsgericht erkannte auf Deſertion und Komplott, und ſechs Jahre Strafverlängerung. Den Entwichenen hatten der Gutsbeſitzer Köhler und deſſen Hauslehrer Pape nachher fortgeholfen, auch ſie wurden in Anklageſtand geſetzt, aber das Kreisgericht zu Reichenbach, das Appellationsgericht zu Breslau, und endlich ſogar das Obertribunal hier ſprachen ſie völlig frei! Gottlob, wieder ein Anfang von Gerechtigkeit. — Jene jedoch bleiben verurtheilt!! —

Freitag, den 13. Mai 1853.

Das preußiſche Gerichtsweſen giebt einige gute Lebenszeichen, es erfolgen Freiſprechungen, wo die Regierung verurtheilen will, wie die des Herrn von Jasmund, ferner in Königsberg des Herrn von Bardeleben, der die Wahlumtriebe des Regierungspräſidenten Kotze ſcharf getadelt hatte. Auch die Kammern wollen noch zu guter Letzt die Willkür der Beberden etwas zügen, in der Elbinger Sache, in den Ausweiſungen, Entziehungen der Gewerbserlaubniß; der Miniſter von Weſtphalen hat die Frechheit zu ſagen, er werde ſo fortfahren, worauf Herr von Bincke erklärt, derſelbe befinde ſich nicht auf verfaſſungsmäßigem Boden! Daraus macht ſich die traurige Exzellenz viel! —

Nachmittags Beſuch von Dr. Hermann Franck, der nach Dresden reiſt; treffliche Geſinnung, klug, geiſtvoll, anmuthig. Herr von Sivers kam Abſchied zu nehmen; er reiſt nach Erfurt. —

Die Kammern heute geſchloſſen, durch den Miniſterpräſidenten. Sogar die Ultra's nehmen eine baßliche Verſtimmung mit. Die ganze erſte Kammer fühlt ſich beleidigt, daß man ihr das Budget erſt kurz vor dem Schluſſe zur Bewilligung vorgelegt, wie zum Hohn! —

In Kurheſſen ſind alle Geſangvereine als revolutionair verboten. —

Nach ſiebenwöchentlicher Haft iſt der Schloſſermeiſter Härter, wegen deſſen Schloſſerarbeiten ein ſo gewaltiger Lärm gemacht worden, vom Unterſuchungsrichter freigelaſſen worden. Nach ſieben Wochen! —

Sonnabend, den 14. Mai 1853.

Geſchrieben. Beſuche vom Grafen von Kleiſt-Loß und von Herrn von Hänlein nicht angenommen; zu ſchlimme Langſitzer! — Gute Nachrichten vom Fürſten von Pückler. — Nachmittags Fräulein Marie von Buch; ſie holt ſich die „Sterner und Pfitticher", bringt mir Wagner's Operndichtungen. Gutes hübſches Kind.

Hausſuchungen in Dresden und in Breslau, nichts gefunden.

In Leipzig war der Kaufmann Wiechel aus Newyork gleich nach ſeiner Ankunft verhaftet worden, in Dresden hielt man ſtrenge Unterſuchung, man fand nichts auf ihn zu bringen. Nach acht Wochen entläßt man ihn, ſchickt ihn aber von Polizei begleitet nach Bremen, um dort unter ihren Augen nach Amerika eingeſchifft zu werden. Nach der Schweiz zu reiſen, wurde ihm nicht erlaubt, obſchon er Familiengeſchäfte dort hatte. Im Fall der Rückkehr iſt ihm ſechsmonatliche Arbeitsſtrafe angedroht. Wie ſoll man ſolch Verfahren nennen? Man ſagt, die Deutſchen haben noch kein rechtes Gefühl was perſönliche Freiheit und Recht ſei; das Volk hat es wohl, nur kann ſein Schrei des Unwillens nicht mehr laut werden; aber in den Regierenden, den Vornehmen, den Beamten iſt es nicht. Verderbte, nichtsnutzige, verächtliche Wirthſchaft!

Walesrode in Königsberg, zu ſechsmonatlichem Gefängniß verurtheilt, iſt in der Appellation freigeſprochen worden.

Den rheinischen Abgeordneten, die den Prinzen von Preußen begrüßen wollten, begehrte Herr von Kleist-Retzow sich anzuschließen, und zwar als Oberpräsident der Rheinprovinz. Sie bestritten das; die Sache kam an den Prinzen; der meinte, er habe nichts dagegen, daß jener mitkomme. Kleist-Retzow kam also, und triumphirte, aber dies zu früh. Der Prinz beachtete seine Gegenwart gar nicht, that als sei er nicht da. Man sah die Bosheit in dem Frömmler kochen.

Pfingstsonntag, den 15. Mai 1853.

Geschrieben, emsiger als ertragreich. — Brief eines Flüchtlings Eduard Schmidt, der aus England zurückgekehrt um Rath und Hülfe bittet. —

Ich blieb den ganzen Tag ungestört, niemand besuchte mich. Der stille Frieden that mir wohl, und auch dem Husten. —

Rosenkranz hat meines Erachtens die Leichtfertigkeiten und anstößigen Scherze Voltaire's so wie auch die Schlüpfrigkeiten und sinnlichen Rohheiten Heine's nicht richtig aufgefaßt. Er darf freilich als Professor der Philosophie und Lehrer der Jugend dergleichen nicht vertheidigen, kaum entschuldigen, aber er konnte darüber hingehen; in Wahrheit jedoch hat er die Sache nicht verstanden. Von jeher ist der erste Anlauf zur Freiheit, der erste Widerspruch gegen heuchlerische und pedantische Autorität auf diesem Gebiete des Sinnlichen geschehen, hier ist der Kampf am sichersten gewonnen, weil die Gegenseite selbst dafür die zahlreichsten Kräfte liefert, die Vornehmen und Reichen, die sich von den Fesseln der Sittlichkeit längst befreit haben. Zu allen Zeiten sind diese Waffen gebraucht worden, von Aristophanes, Boccaccio, Rabelais, Friedrich Schlegel, von den Franzosen am meisten. Die haben aber überhaupt am

meiſten für die Freiheit gethan. Für Voltaire wäre noch ganz beſonders zu ſagen, ſeine Pucelle d'Orléans iſt eine Streitſchrift, eine der Schaaren, die er unaufhörlich in ſeinen großen Kampf ausſendet. Wer ſich nicht in jene Zeit, in ihre Atmoſphäre ganz verſetzen kann, vermag nicht über dies Werk zu urtheilen. —

Alles Sinnliche und Derbe iſt die kräftigſte Berufung auf die Natur. Goethe ſelbſt kann nicht umhin, dieſe Kraftſprache bisweilen zu reden. Und Shakeſpeare? Und Luther? —

Ludmilla kam von der Gräfin von Ahlefeldt. Wir plauderten noch bis gegen Mitternacht.

Montag, den 16. Mai 1853.

Geſchrieben, in leidlichem Fluß. Doch würde es noch beſſer fließen, wenn ich handwerksmäßiger ſchriebe! Bei höheren Anforderungen müh' ich mich doch oft genug nur umſonſt ab, und muß mich mit dem begnügen, was ſich zuerſt darbot. Der bloße Verſuch aber, Beſſeres zu Stande zu bringen, hat mich inzwiſchen ſehr viel Zeit gekoſtet! Die deutſche Sprache macht auch große Schwierigkeiten, wenn man ſie nicht mißhandeln will, nicht dumm in den Tag hinein ſchreibt. — Einem Franzoſen, einem Engländer, wird alles leichter. —

„Eine Miniſterkriſis ſteht hier eigentlich immer bevor!" — Wie ſo das? — „Nun, der König iſt alle ſeine Miniſter längſt ſatt und überſatt, und will andre Geſichter ſehen. Er hat erſt kürzlich geſagt: Außer Bonn und Bodelſchwingh — dem Finanzminiſter — ſchenk' ich ſie Ihnen alle."

Herr von der Heydt ſah dieſer Tage ſeiner Entlaſſung ganz beſtimmt entgegen.

Man ſpricht von einem Miniſterium Gerlach und — Bethmann-Hollweg, beide ſollen ſich genähert, verſöhnt, einen neuen Bund geſchloſſen haben. Ich glaub' es nicht.

Dienstag, den 17. Mai 1853

Der Redakteur der „Westphälischen Zeitung", Dr. Wirth in Paderborn, ist ausgewiesen worden. — Neue Thaten des Polizeimeisters von Zelzer in Elbing, willkürliche Belästigungen, Verfolgungen.

Von den angeblichen Theilnehmern des angeblichen Marskomplotts sind abermals zwei, nach siebenwöchentlicher Untersuchungshaft, ohne weiters freigelassen worden, darunter der Schlossermeister, wegen dessen angeblichen Handgranaten und Gewehren ein so entsetzlicher Lärm war. Die ganze große Geschichte zerfließt in nichts.

In Landau ist der Friedensverein von der Polizei aufgehoben worden.

Fast in allen deutschen Ländern ist die Todesstrafe wieder eingeführt, oder soll es werden. Eben so mit der Prügelstrafe. Wer jetzt getödtet und geprügelt werden soll, das ist klar. Aber fünfzig?! —

In Fontenelle gelesen, in Goethe. — Vom Tischrücken ist es schon still. —

Mittwoch, den 18. Mai 1853.

Dr. Bucher sagt in der „Nationalzeitung" bei Gelegenheit des neuen Krystallpalastes zu Sydenham: „Die Menschen bauen zum zweitenmal einen Thurm zu Babel, und diesmal wird er fertig." Ein großes schlagendes Wort! Lese doch ganz Deutschland Bucher's und Paalzow's vortreffliche Aufsätze in der „Nationalzeitung"!

Besuch von Herrn Dr. Behse. Neue Geschichten, durch August von Haxthausen ihm mitgetheilt. Die Gemahlin Karl Theodors von Baiern kam zu Ende der neunziger Jahre nach Paderborn ganz inkognito, besuchte den Bischof, schloß sich mit ihm ein, man hörte sie schluchzen, nach 4 Wochen brachte sie

einen Sohn zur Welt, den der Biſchof unterbrachte. Dies Kind, hätte ſie ſeine Rechtmäßigkeit behaupten wollen — anerkannt hätte ſie es —, wäre der Thronerbe von Baiern geworden, mit Ausſchluß Max Joſeph's von Zweibrücken. Dieſer hat es ihr in der Folge ſehr gedankt, und ihr alles Geld bewilligt, das ſie anſprach ꝛc. —

Ausgegangen mit Ludmilla. Bei Kranzler, Gang unter den Linden, dann nach Hauſe. Fleißig geſchrieben, und mit gutem Erfolg. In den Kriegsereigniſſen geht es friſch.

Sendung aus London von Herrn Georg Grote, neunter Band ſeiner Geſchichte von Griechenland. Welch ein Werk! —

Ein Schriftſteller Terſianski aus Paderborn ausgewieſen, bloß weil er mit Wirth bekannt war, und nicht ſagen konnte, was er in Paderborn zu thun habe! —

Geſtern am 17. Herſtellung des Johanniterordens, und Feſtlichkeit in Charlottenburg; aber die Güter behält man! Lächerliche mittelalterliche Poſſe mit Aufnahme, Heermeiſterwahl, Ritterſchlag, Herolden, Fragen und Antworten ꝛc. Zum Erbarmen! „Nur Schauſpielerei, Dekorationen, Koſtume! Und wär's auch nur ein Umritt mit ſchwarzrothgoldnen Fahnen!“

Graf Gieſkowski wollte mich beſuchen, er reiſt nach Poſen. —

„Briefe des Staatsminiſters Grafen Maximilian von Montgelas. Herausgegeben von Julie von Jerzog. Regensburg, 1853.“ Nicht erheblich, außer für Montgelas' Charakterbild. —

„Geſchichte der deutſchen Nationallitteratur im neunzehnten Jahrhundert. Von Julian Schmidt. Erſter Band, Leipzig, 1853.“

Donnerstag, den 19. Mai 1853.

Geſegneter Tag! Rahel, ihr Andenken ſei geſegnet! —

In Julian Schmidt's deutſcher Litteraturgeſchichte iſt der Artikel Rahel wohlgemeint, aber von ihrer Perſon, Erſcheinung und Wirkſamkeit hat der Verfaſſer keinen Begriff, und kann keinen haben, weil er Aehnliches nicht geſehen hat. Solch unmittelbar auf Gott und Natur ruhendes Daſein! Ihr Betrachten ihrer ſelbſt, ihr Bewundern ihrer ſelbſt — wie Julian Schmidt es nennt — war nur die nothwendige Folge ihres Umſchauens, ſie fand alle andern Menſchen ſo verſchieden von ſich, zudem war es keine Hauptſache, nur Nebenſache, gleichſam der Abfall ihres Thuns. Denn vor allem war ſie thätig, jeden Tag thätig im Helfen, Nutzen, Rathen, Beſorgen, Erheitern, ſie leiſtete darin Unermeßliches, und ohne den Schein davon, wie zum Vergnügen, und doch oft mit peinlichſter Selbſtopferung. Bei ihren Betrachtungen und Bekenntniſſen muß man an Auguſtinus, J. J. Rouſſeau, Saint-Martin, Goethe, denken; dieſen fehlte die Gabe nicht Werke der Wiſſenſchaft und Dichtkunſt zu liefern, und doch ſchrieben ſie über ſich ſelbſt. Rahel, ohne jene Gabe, hatte keinen andern Stoff. Und was ſie ſchrieb, ſchrieb ſie nicht für die Oeffentlichkeit. Daß ihre Sachen zu dieſer gelangt ſind, habe nur ich zu verantworten.

Beſuch von Herrn von Weiher; er war krank, iſt noch ſehr angegriffen und matt, ich fürchte er geht ſtark abwärts! Es thäte mir ſehr leid um ihn, bei vielem Unerträglichen hat er doch viel Gutes, ein altadlicher Freiherr ohne jedes adliche Vorurtheil, ganz freigeſinnt. — Brief aus St. Petersburg von Gräfin Antonie Bludoff, zärtliche Vorwürfe, Verſe von Chomakoff.

Tüchtig geſchrieben, wie geſtern, es ging friſch von der Hand.

Herr Howard iſt wieder hier, er iſt engliſcher Geſandter in

Brasilien geworden. Trotz unserer heftigen Zänke im Jahr 1848 ist er ganz freundlich gegen mich. Nicht nur ein englischer Aristokrat, sondern auch ein märkischer Junker! —

Der Justizrath Wiese, ehmals in Rathenau, mir altbekannt, ist verklagt, in protestantischen Eiferschriften die katholische Kirche beleidigt zu haben. Fängt das auch wieder an! —

Der König ist nach Wien gereist. Die Hofleute scherzen schon darüber, wie seine dicke Figur den Wienern in der österreichischen Husarenuniform gefallen wird! Er hat den dicken General von Gerlach, sagen sie, mitgenommen, damit noch ein Zweiter von der Art da sei. Die Hofschranzen, das ist ein Pack! —

Von den Märzverhafteten sind besonders noch Gehrke, Levy und Ladendorf nambaft. Levy hat den härtesten Stand, weil er nicht sagen will, wo die Gelder des Vereins sind.

Haussuchungen in Mecklenburg, in Braunschweig, neue Verhaftungen in Rostock. Es ist eine wahre Wuth in die Polizei gefahren. Sie möchte gern einen großen Fund machen! —

Bettina von Arnim kündigt eine neue Ausgabe ihrer Schriften auf Subskription an, elf Bände, in monatlichen Lieferungen. Sie giebt dazu auch ihr Bild, nach einem Miniaturgemählde aus ihrer Jugend, was sie bisher stets weit abwies, hartnäckig verweigerte, als eine übergroße Eitelkeit oder Entweihung.

Ueber das Fest am 17. in Charlottenburg haben mehr als zehn der Theilnehmer einstimmig versichert, es sei die lächerlichste Komödie gewesen, die man sich denken könne, sie hätten sich geschämt darin mitzuspielen, die Kostüme, der Prunk, der ganze Aufzug — wie eine schlechte Probe auf dem Theater.

Der Spaß mit dem Goldnen Vließ kostet den Prinzen von Preußen über 6000 Thaler; 2500 allein in die spanische

saur

BIBLIOTHEK DER DISCH. LITERATUR
VARNHAGEN VON ENSE, K. A.

3-598-53028-5
FN. 12213/038

Ordenskäse, dann Geschenke, Dosen, Geld ꝛc. an viele Personen.

Freitag, den 20. Mai 1853.

Die „Neue Preußische Zeitung“ nährt sich jetzt von Leitartikeln Alexander Weill's, des christlich gewordenen Radikalen, des bekehrten, fanatischen Predigers der hierarchischen Politik! Sehr heruntergekommene Leute. Und der Zuschauer ist so langweilig als plump und gemein, gar nicht mehr zu lesen.

In Julian Schmidt gelesen. Die größten Mißurtheile über Goethe auch hier, theils Unkunde, theils falscher Standpunkt! Auch über die Schlegel's, über Schleiermacher viel Irriges. Merkwürdig genug, wie die ehemaligen Richter jetzt gerichtet werden. Wer aber nur wagt, ein neues unerwartetes Urtheil zu sprechen, dem fehlt's an Nachsprechern nicht. Gervinus und sein Gefolge, Julian Schmidt, und so viele Andre wissen es nicht, daß sie in Betreff Goethe's meist Nachsprecher des elenden Menzel sind. —

In Breslau ist der Dr. Förster zum Fürstbischof gewählt worden, ein Ultramontaner, wie jetzt alle, die etwas werden. — Nachrichten von den Jesuiten in Posen, gute Redner, gewaltige Eiferer, Geld die Fülle! —

Der katholische Pfarrer in Bilk bei Düsseldorf, Dr. Binterim, angeklagt die evangelische Kirche beleidigt zu haben, ist freigesprochen worden. — Hingegen ein Dr. Fischer, der hier als Rentier lebt, Verfasser der Schrift: „Stahl ein Jesuit“, die in Hamburg gedruckt worden, ist ebenfalls freigesprochen worden. —

kann aus den Quellen entſpringen, die ſehr häufig ſchon mehren Offizieren der Garde den Vorwurf ſchändlicher Deloyotät zugezogen.

Müdigkeit nöthigt mich zu ſchließen. Bezeigen Sie meine unbegrenzte Ergebenheit Ihrer verehrten Gemahlin.

Leben Sie wohl, und beweiſen mir durch Schreiben Ihre Liebe.

Hochachtungsvoll

Oelsner.

Das abgeſchmackte Bildniß des Neffen wäre beſſer weggeblieben.

70.

Varnhagen an Oelsner.

Berlin, den 30. November 1821.

Unendlich erfreut hat uns Ihr letzter Brief. Was Sie über Wilhelm Meiſter's Wanderjahre ſagen, iſt vortrefflich; ſolchen Tadel können wir für den Dichter ſchon vertragen; er ſelbſt würde ihn billigen, und thut dies vielleicht ſchon im Verlaufe des Werkes; wie das Theater ſchon abgeſtreift worden, ſo werden es gewiß noch alle dieſe Anſtalten, und nur der Geiſt, der ſie ſchuf, und der Ertrag, den ſie lieferten, bleiben zu neuer Lebensgeſtaltung zurück. Aber welche Darſtellung! und wie ſchön ſprechen Sie über dieſe, wie rechtfertigend im Tadel ſelbſt! Ihre Zeilen wären ein herrlicher Beitrag für unſere Sammlung geworden, und wir bedauern, daß ſie dieſer fehlen. Mit dem Philiſter, der es übrigens auch ſo übel nicht meint, hätten Sie keine Zuſammenſtellung zu fürchten gehabt; ihn hätte die Nähe eines

Sonnabend, den 21. Mai 1853

Geſchrieben. — Sendung aus London durch Herrn Meyerbeer, ich weiß nicht von wem, eine Staatsſchrift: „The crown of Denmark disposed of by a religious minister through a fraudulent treaty. London, march, 1850. (Not published.)“ Gegen Wilhelm von Wilſen wird darin ſehr höhniſch losgezogen. — Sendung aus Rußland von Herrn Iwan Turgeneff in Moskau, erſter Theil ſeiner „Записки охотника“, gedruckt in Moskau. 1852. — „König Monmouth, ein Drama von Emil Palleske. Berlin, 1853.“ — „Suſanna und Daniel. Ein Schauſpiel von Karl Ludwig Werther. Berlin, 1853.“ Unmöglich für jetzt, dies alles zu beſtreiten! — Nachmittags wieder geſchrieben, vielerlei nachgeleſen, angemerkt; mehr Arbeit als bei Blücher. —

Abends Thee, dann mit Ludmilla Schach geſpielt. — In der Revue des deux mondes geleſen, Prosper Mérimée über Grote's Erzählung des Rückzugs Xenophon's mit den Zehntauſend; Artikel über den Cancionero des getauften Juden Baena aus dem fünfzehnten Jahrhundert, von Leopoldo Auguſto de Cueto. —

Zwei katholiſche Geiſtliche ſind in Schleſien evangeliſche Prediger geworden. — Der Jeſuiten-General Roothan in Rom geſtorben. Ein deutſcher Jeſuit ſoll ihn erſetzen, heißt es.

Der Buchhändler Alexander Duncker hat für den Johanniterorden 200 Thaler geſchenkt, dafür hat ihn der König zur Tafel gezogen, zum Aerger und zum Gelächter vieler Leute.

Sonntag, den 22. Mai 1853.

Geſchrieben. Für die Schwierigkeit der Sache und die ſtörenden Umſtände noch viel genug. — Beſuch von Herrn

von Hänlein; einige brauchbare Neuigkeiten, die ich aber schwer erkaufen muß, durch Anhören des langsamen, wehklagenden, grausenvollen Druckfens! Er geht endlich, weil ich schweige und kaum noch höre! — Unerwartet kommt Herr von Sivers; er ist hieher zurückgekehrt, muß sein längeres Verweilen in Deutschland aufgeben, und reist in wenigen Tagen nach Rußland ab. — Brief aus Wittenberg von Herrn Direktor Lommatsch; einige Handschriften. Er äußert sich mit einer Leidenschaft und Begierde, als ob man zum Leben nothwendig Handschriften und jeden Tag neue brauchte! Ich muß ihm antworten; er ist voller Güte für mich, und beschämt mich durch immer neue Gaben. — Sogleich an ihn geschrieben, mit Beifügung eines Blättchens von Jenny Lind.

Thee zu Hause. Wieder geschrieben. Zuletzt noch mit Ludmilla. — In Julian Schmidt gelesen. Sein edler Ernst gefällt mir. Ihm in allen Urtheilen beizustimmen, ist mir unmöglich, allein er sagt viel Treffendes und Gutes. Von den Menschen weiß er nicht genug, aus dieser Unkunde stellt er die Karakterbilder oft falsch. Die sogenannte historische Schule, Niebuhr, Savigny, Lachmann, selbst beide Grimm's nimmt er zu hoch. —

Montag, den 23. Mai 1853

Sehr früh aufgestanden, aber nur wenig geschrieben. — Besuch von Herrn General von Weyrach, zwei Stunden; über Bülow, Yorck, Gneisenau, Grolman und Blücher sehr merkwürdige Mittheilungen. Erörterung des Verdienstes des Generals von Reiche vor der Schlacht von Groß-Beeren; gewiß ist es nicht so, wie Müffling es in seinem Briefe schmeichlerisch angiebt, und gewiß ist die Angabe Müffling's, daß Bülow selbst es ihm vertraut habe, eine Lüge. —

Nun bekomm' ich auch den zweiten Theil von Turgeneff's

записки охотника, Madame Viardot hat das Buch mitgebracht. —

Der König hat in Wien nicht mit seinem sonstigen Schwunge gesprochen, man findet die Worte kahl und arm, außerdem nicht wahr. —

Herr von Hülsen, von der Kritik schonungslos angegriffen, ist auch in vollem Streit mit den Schauspielern, sie wollen alle fort. Mir sehr gleichgültig! —

Dienstag, den 24. Mai 1853.

Geschrieben. Auf den Generalstab gegangen und dort gearbeitet. — Nach Hause. Mit Ludmilla ausgegangen. Im Thiergarten bei Kroll die Ausstellung des landwirthschaftlichen Vereins angesehen. Herrn Mahler Menzel gesprochen. — Nachmittags Sendung aus Leipzig von Herrn Dr. Adolf Böttger, sein „Buch deutscher Lyrik". —

In Goethe gelesen, in Fontenelle. —

Der Justizrath Wiese wegen Beleidigung der Katholiken zu 20 Thlr. Strafe verurtheilt. Sein Ankläger der hiesige katholische Probst Peldram.

Dr. Heckscher ist hamburgischer Minister-Resident in Wien geworden. Immer viel, für Hamburg, für Wien; ein getaufter Jude! —

Mittwoch, den 25. Mai 1853.

Der gute Dr. Schrader leidet schon die Strafe dafür, daß er auf meine Warnung nicht gehört; er dachte gewiß, ich sei kein Theologe, kein Kirchenhistoriker, ich sei wohl nur ganz oberflächlich mit Angelus Silesius verfahren, habe vorgefundene Nachrichten ungeprüft nachgeredet; da glaubte er leichtes Spiel für seinen kritischen Scharfsinn zu haben, und war selber

oberflächlich und leichtsinnig. Da kommt Herr Dr. August Kahlert in Breslau mit einer Schrift: „Angelus Silesius. Eine litterarhistorische Untersuchung von Dr. August Kahlert", und beweist im letzten Abschnitt dem Dr. Schrader seinen Irrthum gründlich. —

Geschrieben, Vor- und Nachmittag, in den Abend hinein, mit ziemlichem Erfolg. Wohlgefühl bei und nach der Arbeit. —

Abends bei *; Fräulein von Graven, Sternberg. Fräulein Victoire bringt ein Pastellbild Pauline Wiesel's mit, gemahlt von Schröder, aus ihrer besten Jugendzeit. Reizende Anmuth! Man begreift bei diesem lieblichen Gesicht und naiven freien Ausdruck die Leidenschaften, die sie erregte, ich kann jetzt Rahel's Vorliebe für sie verstehen; man sieht in den alten Personen, die man genau kennt, immer noch die frühe Schönheit mit. Das Bild geht leider nach der Schweiz, nach Basel, wo es, wenn die jetzige Besitzerin stirbt, verloren und vergessen ist. Sehr schade! —

Die Gräfin von Münster, geb. von Marwitz, klagt und schimpft, man könne jetzt in keine Gesellschaft kommen, wo man nicht den abscheulichen, den gefährlichen Menschen Radowitz antreffe. Sie und ihre Schwester, die verwittwete Ministerin von Rochow, ein würdiges Schwesternpaar! Mit dem Schimpfen auf Radowitz bekommt auch seine Schwiegermutter Gräfin von Voß ihr Theil. Sie zerfleischen sich untereinander redlich! —

Die Sache des katholischen Herrn von der Kettenburg gegen den Großherzog von Mecklenburg-Schwerin hat am Bundestag keinen Fortgang, der preußische Gesandte behauptet, der Bundestag habe keine Befugniß in dieser Sache.

Haussuchungen in Erbach, in Gießen und Wiesbaden und Mainz.

Der König hat einem Zeitungsschreiber Schneider in Liegnitz, der wiederholt wegen Beleidigung von Demokraten zu

Geld- und Gefängnißstrafen gerichtlich verurtheilt worden, im Wege der Gnade die Strafen und Untersuchungskosten erlassen. — Da sieht man's! Das ist deutlich! — Reden bei der Huldigung, Versprechungen, gleiches Maß für Alle ꝛc. ꝛc.

Der Johanniterorden soll seine Güter wiederbekommen. O ja, man möchte wohl, aber — in Geldsachen hört die Gemüthlichkeit auf! Wird der Orden sie nicht am Ende fordern? —

„Der König hat den General von Prittwitz recht schnöde behandelt!" sagte jemand. „Oh", versetzte ein General, „Prittwitz den König noch weit mehr!" In Potsdam, nach dem 18. März 1848, alle Gardeoffiziere eben so, sie gingen aus dem Wege wenn der König kam, um nicht zu grüßen, sie schimpften ꝛc.

Donnerstag, den 26. Mai 1853.

Geschrieben, mit Lust und Erfolg. Aber ich erschrecke, nach gemachtem Ueberschlage zu sehen, daß ich bei ununterbrochener Arbeit nicht vor Ende des Oktobers fertig werde! Kann ich das aushalten?

Hochzeitsfest in Charlottenburg, Prunk und Prahlerei, alles geladen und schlecht bewirthet! —

In Goethe gelesen, in Fontenelle's Lobschriften.

Freitag, den 27. Mai 1853.

Ausgegangen. — Bei Dr. H. Franck. Ernstes Gespräch über den öffentlichen Zustand Europa's, das Benehmen der Fürsten und Regierungen, die Schwelgereien und Feste der Höfe, der Vornehmen und Reichen, über das Steigen des Luxus und der Armuth, die Schwäche und Geistlosigkeit, die Treulosigkeit und Bosheit in den obern Regionen; und wäre nichts

als dieses Luderleben, es müßte dies Folgen haben, große Folgen, man tanzt und schwelgt immer vor großen Katastrophen, — aber was geht daneben noch sonst alles vor, um zur Revolution hinzuwirken! Und die Heuchlerwirthschaft, die Frömmelei, das Kirchenthum! —

Sonnabend, den 28. Mai 1853.

Geschrieben, mit leidlichem Erfolg. — Besuche nicht angenommen. — Die badische Regierung läßt den Prozeß gegen Gervinus fallen. Nicht aus Ehre, sondern aus Scham! — Der Leihbibliothekar Müller hier, Leipziger Straße, ist aus der Haft entlassen; aber wie lange hat er unschuldig gesessen? — Haussuchungen in Bonn, Tübingen, Jena, Würzburg, — man ist wieder hinter den Studenten her! —

Die Schrift von Prof. Gneist macht das größte Aufsehn; sie ist die Erweiterung seiner Rede über den englischen Adel, und schlägt auf englischem Boden unser Junkerthum. Die erzürnte Reaktion will eine Gegenschrift ausarbeiten lassen. Durch Huber?! —

Der österreichische Gesandte in Bern, der schweizerische in Wien, sind abberufen. — Der russische Botschafter Fürst Menschikoff ist von Konstantinopel abgereist. Hat der russische Kaiser sich wieder die diplomatischen Finger verbrannt? — Schon öfters geschehen! —

In Grote gelesen. In Fontenelle; Lobrede Amonton's — geb. 1663 gest. 1705 — Erfinder des Fernröhren-Telegraphs, „un jeu d'esprit, mais du moins très-ingénieux".

Der Minister von Raumer verbietet den Schullehrern auf die Jagd zu gehen, dies Vergnügen sei der Sittlichkeit nicht förderlich. Aber die Junker? Die armen Schelme müssen ihre Sittlichkeit dransetzen!

Sonntag, den 29. Mai 1853.

Nach London an Charlotte Williams Wynn geschrieben, über Tieck, Bunsen ꝛc. — Dann meine Arbeit; nicht unzufrieden mit dem Gange. —

Im Horatius gelesen, in Vehse's Hannover, deutsche Blätter.

Der Würtemberger Rau, zur Auswanderung begnadigt, ist abgereist. In Leipzig Verhaftungen und Haussuchungen, auch in Machern und Wurzen, wegen des für den Wurzener Bürgermeister Schmidt angelegten Fluchwerfuches.

Wilhelm Hensel soll vom Könige beauftragt sein, die Johanniter-Feierlichkeit vom 17. ausführlich zu zeichnen. Da ist er wieder bei seinem Anfang, Lalla-Rookh; aber damals gab es junge schöne Welt, jetzt alte Dickbäuche und Kahlköpfe! —

Montag, den 30. Mai 1853.

Geschrieben. — Besuch von Herrn Dr. Michael Sachs. Ueber Grote's Geschichte von Griechenland. Ueber jüdische Dichtung und Sage. Ueber die politische Lage der Juden. „Wir haben lange gewartet, und können noch warten." Rückblick auf 1848, da sind Wahrheiten ausgesprochen worden, die nicht wieder zurückzunehmen sind; die Lüge mag ferner gelten und herrschen, aber man weiß, daß sie eine Lüge ist, einmal dafür erklärt worden. —

Dienstag, den 31. Mai 1853.

Geschrieben. — Tapfre und kühne Worte Berryer's in Paris vor Gericht gegen den alten Bonapartismus und bezugweise den neuen.

Verhaftungen und Verurtheilungen in Sachsen, noch wegen der Maigeschichte. — Alexander Weill erklärt in der Neuen Preußischen Zeitung, daß er Kubbirt gewesen; ein gemeiner Kerl ist er geblieben. — Ein verrückter Kerl Namens Jacobi erklärt in den Zeitungen, Babylon-Berlin werde nach 50 Wochen untergehn. Zu den Sünden der Stadt wird auch gerechnet, daß der „Kladderadatsch" hier erscheint. — Schweiz; Sardinien; Belgien! —

Fürst Dolgoruki, russischer Gesandtschaftssekretair in Teheran, schlägt den Sekretair des persischen Schah's in's Gesicht. — Fürst Menschikoff reist unverrichteter Sache nach Konstantinopel ab.

Hefte der „Gegenwart". In Voltaire gelesen, in Fontenelle. —

Mittwoch, den 1. Juni 1853.

Geschrieben. — Die hiesige christkatholische Gemeinde berief aus Glogau den Prediger Hrabowsky; kaum angekommen wird er ausgewiesen.

Der Altgeselle Michaelis, seit 20 Jahren hier, wird so schikanirt und geplagt, daß er jetzt nach Amerika auswandert. —

Ein Schulbeamter wird durch einen Konstabler zur Haft abgeführt. Unterwegs fragt er: „Wissen Sie denn gar nicht weshalb ich verhaftet werde?" — Nein, sagt der Konstabler ganz ruhig. — Nach einer Weile neue Frage: „Wie viel Uhr ist es wohl jetzt?" — Mit wilder Barschheit und tiefster Verachtung antwortet jetzt der Polizeischerge: „Ein Mensch wie Sie braucht gar nicht zu wissen wie viel Uhr es ist!" — Am andern Tage Freilassung. So geht es bei uns her! Wir haben Tausende von Zuchtmeistern, deren Willkür wir ganz überlassen sind.

Donnerstag, den 2. Juni 1853.

Geschrieben. — „Skizzen eines vielbewegten Lebens von einer Dame aus dem höhern Stande. Stuttgart, Hallberger, 1846. 8.“ Die Verfasserin ist Marianne von Bardeleben geb. Gräfin Bülow von Dennewitz, auf Rinau bei Königsberg. —

Ein Kourier des englischen Gesandten in St. Petersburg ging hier durch nach London, er brachte Nachrichten, daß der Kaiser in äußerstem Zorn sei, Krieg wolle ꝛc. Lord Bloomfield sprach in demselben Sinn zu Manteuffel, dann aber kam der russische Gesandte Baron von Budberg zu diesem, und erklärte alles für grundlos. Diplomatische Schwindeleien und Nichtigkeiten.

Freitag, den 3. Juni 1853.

Geschrieben. — Die freie Gemeinde in Stettin, des Mißbrauchs des Vereinsrechts angeklagt, ist auch in zweiter Instanz freigesprochen worden. Die Regierungsbehörden sind aber fortwährend streng, und die Polizei schikanirt auf alle Weise.

Ranke neulich beim König; die Königin sprach entschieden gegen das Tischrücken und die Tischklopferei, es sei sogar wider den rechten Glauben. „Da muß ich doch ergebenst bitten, daß mir Ihre Majestät erlauben zu widersprechen“, versetzte Ranke, „ich kenne einen sehr gebildeten Mann, der ist durch das Tischrücken erst zum wahren Glauben bekehrt worden.“ Ist das ein Mensch!

Sonnabend, den 4. Juni 1853.

Geschrieben. — Verhaftungen in Prag, mehr als zwanzig Studenten ꝛc. — Hausuchungen hier. — Polizei, nichts als Polizei! — Feste und Schwelgereien der Vornehmen, Reisen

der Fürsten. — Auch das Volk hat seine Lustbarkeiten, so viel es kann. — Daneben Kirchenthum, Pfaffen, Heuchler! —

Mir fällt seit einiger Zeit wieder sehr auf, daß die Leute auf den Straßen trotziger und verwegener aussehen und sich benehmen, Handwerksburschen stoßen einen Offizier auf die Seite, Jungen schreien und toben, die Konstabler halten sich zurück.

Sonntag, den 5. Juni 1853.

Geschrieben, leidlich; bei der Schlacht von Groß-Beeren angelangt. — Frau Johanna Bürde brachte mir ein Buch und vier Autographen, Briefe von Haugwitz, Johann Heinrich Voß, Kapellmeister Schulz und Boie. Der Brief von Haugwitz ist mir unschätzbar, er stellt unmittelbar in die Gegenwart einer bedeutenden Vergangenheit, in die Champagne 1792, der König ist in Verdun, die Franzosen sind umzingelt, der entscheidende Schlag ist jeden Tag zu erwarten! Der Schlag war schon geschehen, die Rückzugserlaubniß vom Feinde erbeten! —

Montag, den 6. Juni 1853.

Geschrieben. — Scherz für den „Kladderadatsch": Pepita de Oliva brachte den Ertrag ihres Tanzens für die Armen persönlich zum Bürgermeister Naunyn, und bezauberte ihn so, daß er ihr seine goldne Bürgermeister-Kette geschenkt haben soll. Naunyn ohne Kette! —

Ich lese jetzt öfters in Blättern und Büchern, daß es recht gut sei, wenn die Deutschen sich in Staats- und Litteratursachen von den Franzosen ab- und den Engländern zuwenden. Ein großer folgenreicher Irrthum! Von den Franzosen kommt Freiheit und Geschmack, liebenswürdige edle Sitte, von den

ſolchen Beiſpiels nur noch mehr drücken müſſen. Ihr günſtiges Urtheil über meine Novelle iſt mir außerordentlich werth; ich könnte übermüthig werden, wenn ich mir erlaubte, das Lob, welches Sie ausſprechen, ganz anzunehmen; aber wenn ich auch Vieles auf Rechnung Ihrer ſo überaus gütigen Geſinnung ſetze, ſo bleibt doch genug zurück, was ich auf Rechnung des Sachverhalts ſtellen muß und was aus Ihrem Munde mich anregend und ermuthigend beglückt. Ich werde ſuchen, mit beſſerem Vertrauen und Fleiß, als ich bisher gemocht, die Feder zu führen. Leider ſind der Störungen ſo viele, auch in der beſten Muße und Lebensweiſe; Wohnung, Bekanntſchaften, alles kann zum faſt unüberſteiglichen Hinderniſſe werden. An größere Ausarbeitungen iſt in meinen Verhältniſſen nicht zu denken; höchſtens kann ich ſammeln für künftig zu vollbringende Vorſätze.

Das Werk des Hrn. von Saur habe ich ſogleich an Goethe befördert; der alte Herr wird ohne Zweifel großes Vergnügen davon haben, obwohl der liſtige Streich des Buchhändlers, von dem ich mit Ihren Worten berichtet habe, den vollen Eindruck etwas ſtören muß. Vielleicht ſpornt dieſe Erſcheinung den Beſitzer der Urſchrift, dieſe endlich bekannt zu machen; dann hätten wir einen reichen Stoff der anziehendſten Vergleichung. Wenn ich von Weimar eine Antwort erhalte, werde ich dieſe ſogleich mittheilen.

Die „Revue encyclopédique“ iſt hier auf der Königlichen Bibliothek, das 33ſte Heft ſoll aber erſt ankommen. Die neue Schrift des Hrn. Guizot werde ich mir von Herrn von Stägemann ausbitten. Die Denkwürdigkeiten Morellet's habe ich noch nicht beendigt; ſie ſind weniger unterhaltend, als wichtig, in ihrem Zuſammenhange mit den übrigen. Dem verdrießlichen Alten gelingt es mit aller Bemühung nicht, den Leſern die gute Meinung beizubringen, die er ſelber von

Engländern bekommen wir — nicht ihr Beſtes, das bleibt daheim — nur Pedanterei und Beſchränktheit, ohne das, was bei ihnen beides noch einigermaßen erträglich macht.

Wenn ich nur früher Hand angelegt hätte, mein beabſichtigtes Buch über Voltaire zu ſchreiben! Es wäre vielleicht nützlich geworden; jetzt iſt es zu ſpät. —

Dienstag, den 7. Juni 1853.

Geſchrieben, aber mit großer Beſchwerde, um halb 2 Uhr mußt' ich plötzlich aufhören wegen der drückenden Gewitterluft. —

In Altenburg der Arzt Dr. Kittler verhaftet. — In Peſt wieder viele Verhaftungen. —

Mittwoch, den 8. Juni 1853.

Geſchrieben. — Mancherlei Störungen, Geſchäftliches. — Nachmittags die unerwarteſte Erſcheinung! Ludwig Uhland aus Tübingen, den ich ſeit 1817 nicht wiedergeſehen, der zum erſtenmal in Berlin iſt! Ich erkannt' ihn gleich; er iſt ganz der Alte, im Aeußern und Innern, Sprache, Laune, Geſinnung. Politiſch ſehr brav, allein ohne alle Begeiſterung, ein Würtemberger wieder, nachdem es nicht mehr angeht ein Deutſcher zu ſein. Ich habe mich ſehr ſeines Wiederſehens gefreut. Welche Erinnerungen und Betrachtungen! —

Soll ich anmerken, daß der Kurfürſt von Heſſen ſeine Rebſe und ſeine neun Kinder zu Fürſten und Fürſtinnen von Hanau erhoben hat? — Hilft das dem Fürſtenſtande?! Die unſcheinbare Madame Lehmann aus Bonn! Meines Gefallens, ſagt man hier! —

Donnerstag, den 9. Juni 1853.

Geschrieben, wobei einiges mißrathen. — Besuch von Herrn Dr. Bruno Bauer, wegen Büchern. Er versichert mich, daß er keinen Russen kenne, Herrn von Budberg nie gesehen habe! Alles von einer Reise nach Petersburg und Moskau Gesagte ist Wind, Vermuthung oder Lüge. Er lebt ganz einsam und ärmlich, verbissen in kalte Gedankenspiele, unter denen sein getäuschtes warmes Herz sich verbirgt. Sein Schimpfen auf die Demokraten ist Liebe. — Ausgegangen; mit Ludmilla bei der Doktorin Uhland im Hotel du Nord; muntre Schwäbin! —

„Monmouth, ein Trauerspiel von Emil Palleske." — „Eine verlorene Seele, von Aline von Schlichtkrull", 4 Theile. —

Freitag, den 10. Juni 1853.

Geschrieben, leidlich ungeachtet der Störungen. — Nachmittags Kaffee bei Ludmilla; Uhland und Frau, Sternberg, Dr. Franck und sein Sohn Hugo, Dr. Ring, Gräfin Klotilde von Kalkreuth, Fräulein von Schlichtkrull, Frau von Nimptsch und Fräulein Marie von Buch und Andre. Uhland sprach ungemein viel, und jedermann war seiner erfreut, über sein Aussehen und Wesen hoch erstaunt. —

Sonnabend, den 11. Juni 1853.

Geschrieben, fleißig und erträglich. — Schlimme Nachricht von Herrn von Weiher, er krankt immerfort, leidet und schleicht so hin, und das in der besten Jahreszeit! Ich bedaure ihn herzlich, und gönne ihm bessre Zeiten zu erleben. — Uhland verachtet die Gothaer gründlich; bei Grimm, Pertz, Gervinus ꝛc. vergißt er aber, daß sie Gothaer sind. Er sagt sehr richtig, es solle sich nur keiner von denen, die 1848 eine Rolle gespielt

haben, einbilden, er könne auch bei dem nächsten großen Ereigniß noch ein Führer sein! Das glaubten grade die Gothaer. Auch von * spricht er — mit Mitleid. Aber alte Freunde giebt er nicht auf, und mit diesem hat er grade nichts zu theilen als alte Erinnerungen, das mag geben! —

Die Mad. Itz, einst berühmte Mad. Baranius, liebreizende Schönheit und angenehme Sängerin, ist über achtzig Jahr alt gestorben. Die war nur wenig krank, man that ihr eine pflegende Handreichung, da sagte sie vergnügt: „So! nun ist mir wohl!“ schloß die Augen und war todt! Eine gutmüthige dumme Frau, lebhaft und freundlich. Ihre kleinen, wenn auch vielen Sünden sind ihr längst vergeben! —

Sonntag, den 12. Juni 1853.

Geschrieben. — In Goethe gelesen, in Turgenieff. —

Daß unser Prinz Albrecht die Fräul. von Rauch heirathet, — meinetwegen! — Daß Krummacher gegen Berlin predigt, — macht mir auch kein graues Haar! Und so vieles Andre, die Fluth des Tages schwemmt es alles fort. Ich freue mich dessen was besteht. —

Dienstag, den 14. Juni 1853.

Geschrieben, mit leidlichem Fortgang. — Störung durch einen Besuch. Ein Herr läßt sich melden, will seinen Namen aber nicht sagen; er tritt ein und steht vor mir, da er sieht, daß ich ihn nicht erkenne, wird er schon bestürzt, er muß seinen Namen sagen: *! Ja den hatte ich freilich vergessen, und erkannte ihn auch jetzt kaum; er hatte geglaubt, ich würde ihn freudigst willkommen heißen, so lächelnd stand er vor mir! Er sagte Tieck's Tod habe ihn erinnert, daß auch ich alt sei, und da habe er doch wieder mit mir anknüpfen wollen! Wie gnädig!

Er habe keine andere Absicht, als mir ehrerbietigst die Hand zu reichen, kein Gedanke, daß er mich grade jetzt nöthig habe oder irgendwie „verbrauchen" — sein Wort — wolle! Wie edel! Er bekannte, daß er mir unendlichen Dank schuldig sei, daß er es sehr bedaure, früher den brieflichen Verkehr mit mir abgebrochen, später den persönlichen nicht fortgesetzt zu haben, — nun, so mag er's bedauern! meint er ich werde froh sein, wenn er gute Laune hat mit mir wieder anzubinden? Er bekennt, seit vier Jahren wohne er in Berlin, in meiner Nähe und nun erst kommt er. Die Sache steht aber anders! Er hat hier bei der Regierung sich anschmeicheln wollen, da war es besser, mit mir nichts zu thun zu haben, es könnte ihm verdacht werden. Aber die Regierung will nichts von ihm wissen, vier Jahre hat er vergebens gelungert, für Stillfried gearbeitet, eine Stellung gesucht, auch Humboldt will nichts von ihm wissen, auch Frau von Bülow nicht. — In einer halben Stunde sagte und beging er hundert Unschicklichkeiten und Ungeschicklichkeiten, es wäre lustig einige aufzuschreiben, wegen der Anmaßung, wegen der Dummheit, aber ich habe keine Zeit. Er ging, indem er sagte, er sähe, daß sein Besuch ein vergeblicher gewesen! Meinte er, ich würde ihm um den Hals fallen? Fort mit ihm! Ein frecher Talpatsch! —

Gegen Mittag kam Bettina von Arnim. Merkwürdiges Vertrauen, geheime Familiensachen. „Da wir uns doch einander alles sagen, sag' ich Ihnen auch das!" Ich meinerseits habe ihr n i e etwas vertraut. —

Im Petrarca gelesen, in Goethe, in Voltaire. —

Bettina ist erst seit zwei Tagen wieder hier. Sie war mit der kranken Max in Friedrichsrode bei Gotha. —

Mittwoch, den 15. Juni 1853.

Geschrieben. — Besuch von Herrn General von Weyrach; er bringt mir Autographen, erzählt von Bülow, von Boyen. —

Abends bei *. Herr von Reumont; der Unglückliche ist erst heute von Florenz angekommen, und gleich da! Das Unglück ist nicht seines, sondern meines! Ich kann das Gesicht und ganze Wesen dieses weltlichen Pfaffen nicht ausstehen! Ein kriechender und hoffährtiger Lakai, gemeiner, flacher Bursch. Er macht sich über Sternberg lustig, lacht über Fräulein *, daß sie dessen Bücher alle liest! Das wagt Herr von Reumont! Freilich keine Bücher liest sie nicht, obwohl er sie ihr schenkt, die Langeweile ist doch noch größer als die Freundschaft! — Ich ging früh fort. —

Die elende Akademie der Wissenschaften hier! Weil Radowitz ein Generallieutenant, weil er offenbar in der Gunst des Königs, macht sie ihn schnell zum Mitglied! Knechtische Gesinnung, Professoren, Gelehrte, — wie sind sie herabgekommen! —

Donnerstag, den 16. Juni 1853.

Geschrieben. In Holland angekommen, der mir unangenehmste Theil des Lebens von Bülow. —

Freitag, den 17. Juni 1853.

Geschrieben, wie an andern Tagen. — Dem Lehrer Wander und seiner Frau wird die Erlaubniß zu einer Krämerei erst von den Behörden ertheilt, dann von einer Oberbehörde unter Anführung einer falschen Gesetzesstelle willkürlich entzogen. Die Gesetzesstelle hat hier keine Anwendung, das weiß die Oberbehörde recht gut; aber — es ist der Lehrer Wan-

der, der Mann soll verzweifeln, verhungern! Schande, Schande! —

Die Frau des wider Fug und Recht in Mainz verhafteten Abgeordneten Müller-Melchiors ist gestorben, 24 Jahr alt. Von der Sterbenden durfte der Verhaftete in Begleitung von Gendarmen Abschied nehmen! Seitdem hat das Gericht ihn der Haft entlassen, unter Annahme der früher zurückgewiesenen Bürgschaft von tausend Gulden. Dem mit Unrecht Verhafteten wird versagt, was man Räubern und Mördern zugesteht. —

Diese Nichtswürdigkeiten herrschen in Deutschland, die Unterdrückten leiden, der vornehme Pöbel schwelgt und prahlt und — dient! — Der Leihbibliothekar Karl Müller in der Leipziger Straße kündigt an, daß er nach seiner achtwöchentlichen Haft — sie war rein aus gehässiger Willkür verfügt, er war ganz unschuldig — sein Papier- und Spielwaaren-Geschäft aufgeben müsse; die Leihbibliothek war ihm längst untersagt. Was soll er beginnen? Verhungern, meint der politische Haß in den hohen Regionen, die noch immer die hohen heißen, aber die niederträchtigen sind! —

Sonnabend, den 18. Juni 1853.

Geschrieben, den gewöhnlichen Ruck, mit einiger Schwierigkeit, wegen der etwas verwickelten Sachen, die sich nicht ganz in Ordnung bringen lassen. Goethe sagte einmal zu mir: „Wie kann die Erzählung immer richtig sein, die Sachen selbst sind nicht immer richtig.“ Ein Wort von größerer Bedeutung, als man auf den ersten Blick sieht. Eine mikroskopische Geschichte ist nicht besser als eine mit natürlichem unbewaffnetem Auge gesehene, nicht die Richtigkeit des fast nicht mehr sichtbarsten Kleinen, sondern der Eindruck im Großen ist die Hauptsache. —

Nachmittags Beſuch von Uhland's, beide ſehr munter. — Bemerkenswerth: Uhland iſt ſeit mehr als dreißig Jahren nie krank geweſen, hat nie einen Arzt gebraucht. Er gefällt ſich hier am meiſten mit Grimm's, Homeyer, Maßmann, Bekker ꝛc. Guter, braver Kerl, das iſt er! —

Hausſuchung bei Graf und Gräfin Reichenbach in Schleſien. Nichts! — Seit geſtern brennen in Berlin auch im Juni und Juli und ſelbſt bei Mondſchein die Straßenlaternen; dieſen raſchen Beſchluß von Gemeinderath und Magiſtrat haben „Kladderadatſch“ und „Feuerſprize“ bewirkt, durch ihre Spöttereien. Dazu die Eitelkeit der Hauptſtadt!

Die Neue Preußiſche Zeitung iſt jezt ganz ruſſiſch. Die Kölniſche ſagt recht gut, die ganze Parthei ſei ſo klein, daß man mit einem Dutzend Kibitken ſie dahin bringen könne, wohin ſie gehöre, über die ruſſiſche Gränze! — Sie begeifert wieder den Miniſter von Manteuffel, recht hämiſch, und zumeiſt ihm verſtändlich. —

Sonntag, den 19. Juni 1853.

Geſchrieben. Bülow war nicht ungeduldiger Holland zu verlaſſen als ich es bin! Dieſer zerriſſene Boden, dieſe nichts entſcheidenden Gefechte! Dabei die Schwierigkeit der Namen, die ich ohne ſo große Mühe, als die Sache nicht werth iſt, nicht ermitteln kann. Und bei dem heißen Wetter! Indeſſen — durch! —

Nachdem ich etwa 9 Stunden geſchrieben, fuhr ich Abends mit Ludmilla zu *.

Der König verdrießlich; im geheimſten Innern der Kreuzzeitungsparthei angehörig. —

Montag, den 20. Juni 1853.

Brief und Druckschrift von Herrn Dr. Bruno Bauer: „Rußland und das Germanenthum"; er läßt uns Deutschen doch noch eine Zukunft! Viel Geist, aber wie im Schachspiel, ganz unfruchtbar, in dialektischen Figuren, die eben nur das sind. Die Geschichte hat ihre Gesetze, aber wir geben diese nicht, wir suchen sie aufzufinden und anzupassen, aber wie tappen und irrgreifen wir! —

Besuch von Herrn Oberlandforstmeister von Burgsdorf aus Potsdam. Erzählungen vom Könige, den er leidenschaftlich zu lieben vorgiebt; die Geschichte von Alexander Duncker in Charlottenburg beim Johanniterfest hat er miterlebt; der König, dem gemeldet war, der Buchhändler habe eine Handvoll Gold auf den Opferteller gelegt, stehe jetzt noch immer da, und scheine auch bei der Mittagstafel als Zuschauer bleiben zu wollen, zuckte die Achseln, und meinte, „nun, wenn er so viel gegeben hat, kann er auch einmal mitessen!"

Der König, der Kreuzzeitungspartei unbewußt angehörig; bewußt glaubt er sie zu hassen, und haßt sie auch! —

Dienstag, den 21. Juni 1853.

In meiner Arbeit nach Frankreich vorgeschritten. —

Ueber die unselige Kleinkrämerei in der Litteratur. Jämmerlich! Wer ein Krämer sein will, der ist es am besten im wirklichen Geschäft mit Kaffee, Zucker, Mehl ꝛc. Da kann er doch zu was kommen, Großhändler werden. In der Litteratur nie! „Man gehört zur Litteratur!" sagte neulich jemand; das erinnert fast an „Mitglied zweier Lesegesellschaften".

Donnerstag, den 23. Juni 1853.

Neue Regengüsse. Kalt. Mir ist sehr fieberlich, nachdem ich einiges geschrieben, muß ich mich wieder hinlegen. Keine Eßlust. Nachmittags kam Bettina von Arnim, sie sah sehr übel aus, hatte fürchterlichen trockenen Husten und Blutspeien, sprach von ihrem nahen Tode, erst im Ernst, dann wollte sie nicht bedauert sein — aber ich bedauerte sie auch nicht, und machte einen Spaß daraus. — Doch noch wieder geschrieben!

Sonnabend, den 25. Juni 1853.

Geschrieben; einen guten Ruck. — Ein Zeichner, von Herrn Jagert an mich gewiesen, zeigt mir ein Bild Ludwig Tieck's, das er herausgeben will, ich soll sagen ob ich es gut finde, und was er etwa ändern soll; sehr viel muß er ändern; Ludmilla stimmt mir bei.

Die Zeitungen theilen aus einem Briefe Humboldt's an Rosenkranz einige Stellen mit, über dessen Aesthetik des Häßlichen, und über das vermaledeite Tischrücken. „die Vergeistigung des Tannenholzes und die intelligenten Tischfüße".

Die nichtswürdige Kreuzzeitung spricht gut von Moritz Hartmann's Reisebuch, sie thut als wenn er sich bekehrt hätte, was durchaus nicht wahr ist. Eben so von Uhland. —

Abends zu Hause; mit Ludmilla zwei Partieen Schach. — Geplaudert, gelesen. — Bücher durchgesehen. —

Alles Sinnliche und Derbe ist die kräftigste Berufung auf die Natur! Daher die große Wirkung, daher die Nothwendigkeit der Schimpf- und Schmutzwörter, des derben Spiels mit den Geschlechtssachen. Jede Nation hat ihre Aristophanes.

Es kommt nicht darauf an, mit was für Menschen, sondern mit was in den Menschen man verbunden ist oder um-

gebt: nicht mit dem, was das Schlechte, sondern mit dem, was das Gute in ihnen ist; so kann man ohne Schaden mit Allen umgehen. —

Montag, den 27. Juni 1853.

Geschrieben, bis zum Tode Bülow's. Mancherlei Bedenken und Schwierigkeiten. —

Abends bei *. Herr von Reumont, der Lakai! der Lakai! Die tiefste Demuth und Bescheidenheit wird immer dreister, erhebt sich schon zu Spott und Hohn über die, vor denen er sonst zitterte! In dem Burschen steckt die Anlage zu einem Wirklichen Geheimen Rath mit dem Prädikat Exzellenz! Um dieser Prognose willen, die ich ihm hier stelle, würde er mir gern alles verzeihen, was ich sonst von ihm sage! —

Dienstag, den 28. Juni 1853.

Geschrieben. Das Karakterbild Bülow's angefangen.

Abends bei *. — Dr. Behse erzählt, was mich wunderbar anspricht und wahrhaft erregt, daß er acht herrliche Tage an der Südküste von San-Domingo verlebt, eine Windstille hielt das Schiff an derselben Stelle fest; der Anblick der grünen, von Silberbächen durchschnittenen Landschaft, die noch unbewohnt ist, und das Athmen der frischen, duftreichen, belebenden Luft, hätten in ihm den heitersten Frohsinn hervorgebracht; auch Columbus habe geschrieben, in der Nähe der Küste von Cuba sei ihm ganz wohl geworden. So ist's recht! Es giebt noch Ueberbleibsel, Stückchen vom Paradies, der Mensch könnte sie als ein ursprüngliches Eigenthum wieder in Besitz nehmen, aber er thut es nicht! Er sitzt in Berlin, in Königsberg, in Stockholm und St. Petersburg, und die schönsten Länder der alten Welt sind verödet, der neuen noch unbewohnt! —

In Goethe gelesen, in Voltaire.

---

sich hegt und sich immerfort nur allzu sehr vorenthalten glaubt. Die Erziehung zum Pfaffen und die Bildung in der Sorbonne hat er nie überwinden können. Ich finde, daß unter den französischen Litteratoren diejenigen, die nicht selbst eigentliche Werke lieferten, sondern als Kritiker, Mitsprecher und Berichterstatter auf die Werke von Anderen ihr Handwerk gründeten, in keinem vortheilhaften Lichte stehen, sie haben gemeinschaftlich etwas von Bedientenstolz und Zunftneid in ihrem Karakter; Grimm und Laharpe waren schlechte Kerle; Suard und Morellet, die doch zum Theil von demselben Schlage sind, wollen mir auch gar nicht gefallen. Die alte Zeit legt mit diesen Zöglingen wenig Ehre ein und doch bilden diese sich noch unendlich viel auf ihre Vortrefflichkeit vor so viel Anderen ein! Ueber die Revolution ist Morellet ganz dumm: er rechnet es sich zum Verdienst an, daß ihm die Schreckenszeit nicht gefallen hat! Dagegen zwingt er sich zur Verehrung der Philosophen, zur Anhänglichkeit an Voltaire, Rousseau u. s. w., die seinem Herzen vielleicht ferner stehen, als jene Schreckenszeit. Kurz, der Mann gefällt mir nicht! Oder sollte ich mich ganz und gar über ihn irren und ihm doch zu nahe thun?

Von unseren hiesigen Angelegenheiten wüßte ich Ihnen nichts Neues zu sagen; man glaubt, daß an Provinzialständen langsam gearbeitet würde; viele Präsidenten sind aus den Provinzen hier anwesend; im Grunde ist man ziemlich gelangweilt und richtet seine Blicke ab, die Gedanken aber treiben wohl in der Stille ein desto freieres Spiel.

Ganz Berlin ist in Bewegung über zwei Artikel in unserer gestrigen Zeitung aus Oesterreich; die Vertreibung aller fremden Erzieher und Lehrer und das Ungeheuer von Denkmal auf den Kaiser Franz, sind der gemeinsame Stoff aller Unterhaltung, in allen Kreisen ergeht sich die Fröhlichkeit in

Mittwoch, den 29. Juni 1853.

Brütende Hitze, die Straße wie ein Backofen! Wiederholte Gewitterregen, Mittags und Abends, dazwischen schön. —

Geschrieben. Bülow's Leben beendigt; am 6. Mai fing ich es an; in 55 Tagen ein starker Band von gewiß 500 Seiten; ich hatte mir wohl zugetraut, es noch zu Stande zu bringen, aber nicht, es so schnell abthun zu können. Es ist eine große Genugthuung für mich, daß ich's noch kann!

Brief und Buch aus Köln, von Herrn Prof. Düntzer, Goethe's Briefwechsel mit dem Staatsrath Schultz. —

Donnerstag, den 30. Juni 1853.

Das Leben des Staatsraths Schultz und sein Briefwechsel mit Goethe bewegt mich zu schmerzlicher Theilnahme. Ich habe das alles miterlebt, mitbesprochen, einzelne Stücke dieses Lebenslaufes kannt' ich sehr gut: jetzt wird der ganze Zusammenhang aufgedeckt, von einer Seite her, wo mir manches verborgen geblieben war, ein ganzer Zug von Mitlebenden steht in hellem Lichte! Aber Schultz erscheint nicht vortheilhaft, sein Trotz ist, wie der von Niebuhr, oft verzweifelt demüthig, sogar kriechend. Freilich war das Beamtenverhältniß damals ein eiserner Druck, und diesen, den er selbst so bitter fühlte, wollte Schultz nur immer strenger auflegen, wollte für die Behörden blinden Gehorsam, den er doch selbst nicht leistete! Ihm war Zensur, Aufsicht, Unterdrückung, Verfolgung ganz recht, nun er hat sie geübt, und gelitten! Eigentlich ist mir die ganze Sache jetzt klar; Schultz, von Ehrgeiz verzehrt — wie Niebuhr — wollte durchaus gedeihen, einflußreich und bedeutend sein, er schloß sich daher an Wittgenstein, Schuckmann und Kamptz an — die Hofpartei —, durch ihn meinte Hegel, meinten Henning und Förster zu gedeihen, auch Zelter und Rauch waren beflissen, es schien eine neue Macht im Staate

zu entstehen; allein Wittgenstein, Schuckmann und Kamptz wollten ihr ungeberdiges Werkzeug nicht beschützen, Schultz konnte seine Anhänger nicht fördern, so ging alles in Schaum und Dampf auf! Auch Goethe sollte in diesen Dingen als gewaltiger Name das Ansehn stützen und mehren, er ließ sich aber auf ihre Betreibungen nicht ein, und blieb rein und klar bei seiner Sache. Von den Grübeleien des Freundes ließ er sich doch etwas verlocken. — Es ist mir sehr merkwürdig, daß Rahel immer diesen Kreisen fern blieb, sie kannte die Leute alle, sie war Reichel's verehrte Freundin, mit Zelter ganz vertraut, in der Liebe zu Goethe'n Allen voraus, — aber sie kommt in ihrem Verkehr gar nicht vor; auch ich nicht. Wir waren viel zu frisch und selbstständig, als daß wir in dies Kotterie- und Partheiwesen eingegangen wären, es war viel Gemachtes und manches Unreine darin.

Besuch von Herrn Dr. Hermann Franck; er reist morgen nach der Schweiz. Viel Geist und feine Sitte. – Nachmittags ein starker Regenguß. Ein schöner großer Regenbogen. —

Abends fuhr ich endlich zu Weiber; ich traf ihn im traurigsten Zustand, entsetzlich abgezehrt und schwach. — Er jammerte mich sehr. — Nach und nach ermunterte er sich etwas, wollte sogar scherzen. Frau von Weiber kam auch, eine liebevolle Pflegerin. Ich gebe doch für ihn noch nicht alle Hoffnung auf! —

Freitag, den 1. Juli 1853.

Ein Spruch im „Athenäum", einst bei guter Laune hingeworfen, daß in der ächten Prosa alles unterstrichen sein müsse, das heißt also eigentlich nichts, hat außerordentlich gewuchert, nicht nur beide Schlegel machten sich ihm unterthan, sondern auch Schleiermacher und viele Andre, die der Schule

ſchon gar nicht mehr angehörten; Goethe beobachtete dieſen Grundſatz ſchon aus richtigem Gefühl größtentheils. Recht das Gegentheil war Rahel, ſie unterſtrich drei-, viermal, ja zehnmal, zu ihr gehörte das, ſie hatte ſtets etwas zu betonen, herauszuheben, ſie legte in alles das Dramatiſche, wodurch der Schauſpieler das was er zu ſagen hat neubelebt.

Antwort von Herrn Georg Reimer, er nimmt mein Buch auf die Bedingungen, die ich ihm fragend geſtellt hatte. Es iſt mir unendlich lieb, mit ihm zu thun zu haben, und mit keinem Andern, und daß gleich der erſte Schritt zum Ziele führt; ich haſſe das Anerbieten und Feilſchen wie die Peſt, und verſteh' es auch nicht! —

In Weishaupt geleſen, in Grote. — Die Kreuzzeitung kann ihr begangenes Falſum nicht läugnen!

Sonnabend, den 2. Juli 1853.

Beſuch von Herrn Stadtrath Reimer. Annahme des Buches. Klagen über unſre völlige Geſetzloſigkeit, ſchrankenloſe Polizeiwillkür, wie ſie nie geweſen. Beiſpiele von ſchändlichen Verfolgungen gegen ganz Unſchuldige, gegen Nicht-Demokraten, Konſervative, gegen Fug und Recht, mit Lug und Trug, unter ſchamloſen Vorwänden, an die niemand glaubt. Die Polizei darf alles, der Miniſter von Weſtphalen giebt ihr Recht bei allen Uebertretungen, gegen die Gerichte, man ſpricht den Geſetzen Hohn! Selbſt Manteuffel iſt dawider, und kann es nicht ändern. Hinckeldey gilt beim König alles, lügt ihm vor was er will ꝛc. Wie ſteht es mit der letzten Verſchwörung, der unter Poſaunenſchall angekündigten? Pfui über dieſe Wirthſchaft!

Abends kam Uhland mit ſeiner Frau um Abſchied zu nehmen.

Sonntag, den 3. Juli 1853.

Die „Volkszeitung“ prüft unsre neue Städteordnung. Du lieber Gott! Was jetzt in dieser Art gemacht wird, ist alles für den Kehrbesen, den einstigen. — Ausgegangen. Abschied von Frau Doktorin Uhland. Herr Assessor Paalzow kam grade hin; seine Bekanntschaft gemacht.

Nachmittags kam Fräulein von Schlichtkrull um Abschied zu nehmen; sie reist mit ihrem Vater nach Paris. Talent hat sie genug, einen großen Reichthum von Verknüpfungen, eine Menge von Gestalten; nur scheint alles mehr von außen zusammengehäuft, als von innen hervorgewachsen; mehr innerer Zusammenhang ist wünschenswerth, mehr Einheit des Gedankengehalts! Es kommt alles darauf an, ob sie steigt oder sinkt, ob sie die Hahn oder die Paalzow ersetzt! —

Mittwoch, den 6. Juli 1853.

Gestern vergaß ich an Wagram zu denken; heute fällt mir's ein. Vor vierundvierzig Jahren, wie anders sah die Welt aus! Nicht besser als jetzt, in keinem Betracht! Aber ich war vierundzwanzig Jahr alt, und hatte Rahel! —

Gestern Abend las Humboldt beim Könige vor, um die Langweil zu vertreiben; was las er? Kaum zu glauben, aber wahr: „Lettres persannes par Montesquieu!“ Dies Buch und dieser pietistische Hof! —

„Die Deutschen in Vergangenheit und Zukunft. Eine patriotische Phantasie von Alexander Penz, der Rechte Doktor. Göttingen, 1853. 8.“ Große Gesichtspunkte, mit Vorurtheil und Dünkel! —

Donnerstag, den 7. Juli 1853.

In Goethe gelesen, in Rehmann! Wie alt ist der Unglimpf und wie immer neu! — Unsre Gewaltsachen, Hausuchungen, Verhaftungen, Ausweisungen, Brutalitäten der Beamten, der Polizei und ihrer Schergen, Heucheleien, Niederträchtigkeiten, Hetzereien u. s. w. registriren, hieße Bücher schreiben! —

Freitag, den 8. Juli 1853.

Die Niedrigkeit und Gemeinheit der Neuen Preußischen Zeitung ist noch stets im Zunehmen, und übersteigt alle Begriffe! Die Schändlichkeit scheint nicht weiter gehen zu können, und findet immer neue Wege. Man ertappt sie auf offenbarer Lüge und Fälschung, und wie frech und schamlos tritt sie dabei auf! Es ist das Erzbalunken-Blatt, ehrenschänderisch, lügnerisch, pöbelhaft, vaterlandsverrätherisch! Solch deutschfeindliche Rotte hat es noch nie gegeben! Jetzt ihre Russenvergötterung! Ja, die Knute gebührt diesen Schuften. Schufte sind sie, wenn sie auch mit Ordenssternen und Generalsachselklappen einhergehen, Schufte und Verräther! Das Gericht wird einst kommen! —

In Max Duncker's Geschichte des Alterthums gelesen. — Gervinus Geschichte der deutschen Dichtung, zweiter Band, in vierter Auflage.

Sonnabend, den 9. Juli 1853.

Geschrieben. — Besorgungen. — Unter den Linden große Parade, die Straßen gesperrt, aller Verkehr gehemmt. Was soll dergleichen Spielerei? Die Soldaten und Offiziere wehklagen über die heiße Qual, dem Könige von Baiern ist nichts dran gelegen, unsrem Könige noch weniger. „Was sollen sie

sonst thun? Sollen sie sich zu Tode langweilen, oder schon Mittags Oper und Ballet haben?" Da hab' ich freilich nichts zu rathen, ja, sie mögen sich langweilen!

Bei Herrn von Weiher; ich konnt' ihn nicht sprechen, er lag zu Bette und hatte Fieber. Ich fürchte, er ist verloren! Er thut mir herzlich leid! Seit fünfunddreißig Jahren hat er mich, Gott weiß es, viel geplagt, auch ganze Zeiten hindurch links liegen lassen, wie es ihm grade bequem war, aber es sei ihm alles verziehen, und ich wünsche, er plagte mich weiter! — Dann beim General von Weyrach, der nicht zu Hause war, dann bei Gräfin von Kalkreuth. —

Der Großherzog von Weimar ist gestorben.

Sonntag, den 10. Juli 1853.

Die „Deutsche Volkshalle" sagt, um für die Ausdehnung der Herrschaft der Knute zu schwärmen, müsse man verrückt, oder bestochen, oder von Natur aus infam sein. Die „Volkszeitung" wiederholt dies heute, und die Kreuzzeitung hat ihr Brandmal auf der frechen Stirne! Diese Verräther alles Guten bei uns, aller Freiheit, aller Hoffnung, werden nun auch Verräther des ganzen Staates gegen das Ausland. Eigentlich doch selbst von diesen Hundsföttern nicht recht begreiflich, sie müssen noch ganz besondre Absichten dabei haben. — Eine gute Niederlage hat dies Gezücht eben jetzt in der Person des Assessors Wagener in dem Bloch'schen Prozeß erlitten, auch das Kammergericht hat ihn wegen Verläumdung zu mehrmonatlicher Strafhaft verurtheilt. Oder wird ihm die Strafe auf dem Wege der Gnade erlassen? Man hat Beispiele! Sollte der Generallieutenant von Gerlach für seinen Freund nichts thun? Oder Herr Markus Niebuhr? —

Anzeige von dem Tode des Dr. Eduard Beas in Landsberg an der Warthe. —

Montag, den 11. Juli 1853.

Die Kreuzzeitung ist in ihrer Frechheit wirklich bemerkenswerth. Ich weiß kein Beispiel, daß die Gemeinheit und Nichtswürdigkeit weiter gegangen wäre. Sie predigt offen den Verrath an Deutschland, an Preußen, und ganz pöbelhaft! —

„Worin erscheint denn nun der Kaiser von Rußland besser als Bonaparte, als Louis Bonaparte? Eben so hinterlistig, verrätherisch, wortbrüchig, gewaltsam, frech, und eben so dumm!“ Solche Reden kommen vor.

Abends Herr von Sternberg bei Ludmilla, dann Thee mit uns getrunken; er ging darauf. — Wir gingen zu Kranzler, wo wir 2 Stunden vor der Thüre saßen. Herr Dr. J. L. Klein gesellte sich zu uns, und war sehr unterhaltend. Ueber Ludwig Tieck wurde viel verhandelt, dann über Schleiermacher, Friedrich von Schlegel, — deren Biographieen niemand schreiben wird, als bis es zu spät ist! Ueber den russischen Kaiser, über den — Louis Bonaparte, über die Fürsten insgesammt. Ueber Wilhelm von Humboldt, Gentz ꝛc. —

Dienstag, den 12. Juli 1853.

Die Zeitungen bringen einen Armeebefehl des Königs, der allen Offizieren, die bei Eingebung einer gemischten Ehe sich den Forderungen des Bischofs von Trier unterwerfen — den Mann eben so entehrend wie das evangelische Bekenntniß — sogleich Entlassung aus dem Heeresdienst ankündigt. Der König führt also im eignen Lande Krieg mit dem Bischof von Trier, Befehl gegen Befehl, anstatt unmittelbar auf die Quelle loszugehen, den Kerl beim Kragen zu nehmen, und ihm das Handwerk zu legen! Hier wäre Gewalt am rechten Platze, aber da wird sie nicht angewandt; die hat man nur gegen das arme Volk, gegen die freien Gemeinden und Deutschkatho-

lischen, die man mit sophistischer Willkür zu politischen Vereinen macht, während man die politischen Uebergriffe der katholischen vornehmen Hierarchie mit spitzen Fingern anfaßt! —

Wie wird England in Zukunft einmal diese Minister ansehen, denen jetzt die Staatsleitung dort anvertraut ist? Diesen erbärmlichen Lumpenbund, diese aristokratische Memme Lord Aberdeen, der wie alle Junker das eigne Land verräth, um nur die Freiheit nicht aufkommen zu lassen. Freilich, in solchen Händen ist England ohnmächtig, die wollen und können die Waffe der Freiheit, mit der heute ganz Europa zu gewinnen ist, nicht führen! —

Was wird denn aus den gerühmten Verschwörungen, die Herr von Hinckeldey so lärmend entdeckt und vereitelt hat? Hätzel'sche Handgranaten? Nicht einmal die! Nur die traurige, langwierige Haft armer Menschen, denen man nichts, oder höchstens geringfügige Dinge zur Last legen kann! Aber wenn die Polizei auf's neue schreit, glaubt man ihr doch wieder. So dumm sind die Höfe, ist das Volk! Lügen und Wind, die finden immer Beifall! —

Wunderbare Neuigkeit! Der Assessor Wagener erklärt heute in der Neuen Preußischen Zeitung, daß er von der Redaktion zurücktritt, und daß die andern Redakteure nachfolgen werden! Er thut, als würden sie gebindert, als machte man ihnen Zumuthungen, die sie als Männer von Ehre (!!!) nicht erfüllen könnten! —

Mittwoch, den 13. Juli 1853.

In England meint man, der Kaiser Nikolaus sei wahnsinnig geworden!

Vor kurzem hatte die Kreuzzeitung den Minister von Manteuffel, ohne ihn zu nennen, mit dem ehmaligen Kabi-

netsrath Lombard verglichen und ihn gradezu infam genannt, gebrandmarkt für alle Zeiten, weil er die preußische Politik neutral halte, nicht mit den Russen halte. Dafür soll Manteuffel Genugthuung vom König oder seine Entlassung gefordert haben. Die Folge waren Maßregeln gegen die Kreuzzeitung, die man noch nicht unterdrückt, aber doch einschränkt und bedroht. Deßhalb das Ausscheiden der Redakteure. Auch der Geh. Rath Graf von Voß — der rothnäsige, ehmals Herr von Voß, mit dem ich in Halle studirte — soll sich als rechtlicher und Ehrenmann jetzt (!?!) von der Kreuzzeitung lossagen, die bisher an ihm die stärkste Geldstütze gehabt hat. Jetzt! Hat der Ehrenmann alle früheren Schandartikel, Niederträchtigkeiten und Verläumdungen denn gebilligt? Antwort, Antwort, Herr Graf! —

Düsseldorf, den 16. Juli 1853.

Heute früh verließen wir die Stadt Berlin. — Nach und nach erholt' ich mich. Hinter Potsdam die stahlblaue Havel, wieder so bei Brandenburg, war schön und erquickend anzusehen. Die Landschaft bei Genthin flach und fruchtbar; ich dachte des Kriegsschauplatzes der Gefechte Bülow's im Jahre 1813 und manches verwandten Gegenstandes.

Ueber Magdeburg, Braunschweig, Hannover; überall geringer Aufenthalt. Minden, westphälische Pforte, Weser. Mitunter sehr schöne Gegend, besonders in Westphalen, das seine abgeschlossene Eigenheit immer mehr verliert, durch Landstraßen und Eisenbahnen dem Verkehr geöffnet wird.

Gegen 9 Uhr in Düsseldorf, auf dem Markt, im Hotel Beeking, einem alten guten Gasthof. Noch Abends spät besahen wir das Standbild zu Pferde beim nächtlichen Schimmer, gingen wir auf dem Markt und einigen Straßen umher.

Beim Eingang eines kleinen Hofes, in dessen Hintergrund

mein Vater anfangs 1794 gewohnt, fragte ich eine Magd am Brunnen, wer jetzt hier wohne? Sie antwortete herzhaft: „Da kommen Sie schön an, hier ist die Polizei!“ Das ergötzte uns ungemein, die Voraussetzung, daß wir sie zu fürchten hätten, der ganze Humor in Ton und Ausdruck! —

Düsseldorf, den 17. Juli 1853.

Auf dem Markte, die Bildsäule zu Pferde des Kurfürsten Georg Wilhelm aus den Fenstern unsrer Zimmer zu sehen. Erinnerungen der Kindheit, die ehmaligen Wohnungen aufgesucht. Das Haus am Rhein, am Ende der Schulstraße, wo ich geboren wurde, steht nicht mehr, es hat nebst Garten und Uferland den Boden zu neuen Zollgebäuden liefern müssen. Das Haus in der Rheinstraße, wo ich 1793 mit meinem Vater wohnte, steht noch, klein und unansehnlich. Man darf sich in dergleichen nicht versenken, es haftet eine schwächliche Schwermuth an solchen Dingen. Weiter, weiter, ist auch hier die rechte Losung. Die Gegenwart hat über das Vergangene ein unbedingtes Recht, das sie freilich oft hart und schonungslos, aber stets als Recht ausübt. Von alten Gebäuden und Erinnerungen freute mich am meisten das Haus und der Garten Friedrich Heinrich Jacobi's in Pempelfort, es führt die Nummer 1, ein ehmaliger Offizier, Herr von Eynatten, bewohnt es, und hält es in gutem Stande; man sieht noch die würdige Stätte, wo ein schönes, edles, reiches und behagliches Leben geführt worden, ein Leben, dem die Oertlichkeit vortrefflich diente, und das in ihr sich noch einigermaßen ausdrückt. Man kann sich alles denken, wenn man Haus und Garten anschaut.

Immermann's Wohnung und Garten, wo er mit der Gräfin von Ablefeldt glückliche Jahre verlebt, sind nicht so bedeutend.

Witz- und Scherzreden, auf der Börse und in den Schenken schreien die Leute sich gleich über diese Neuigkeiten an, wie in den Gesellschafts- und Hörsälen; man gedenkt auch wieder der berühmten Anrede an die Laibacher Professoren, kurz, es ist ein unerschöpflicher Stoff gegeben. Die erstere jener beiden Sachen ist gewiß von großer Bedeutung; die Maßregel trifft lediglich die höheren Stände, und ihre Bildung, in der sich alsbald eine bedenkliche Lücke zeigen wird. Woher sollen sie in Zukunft ihre Kenntniß und Uebung im Französischen erhalten? und was werden sie sein ohne diese? Wenn man auf diesem Wege dort fortschreitet, so dürfte Oesterreich bald ein erstes Beispiel der Bewegungen werden, die man bisher dort am letzten erwartete. Die noch dauernde Stille darf nicht täuschen; sie ist in der That außerordentlich. Niemand spricht dort mehr über öffentliche Angelegenheiten, die Zensur übt ihre strengsten Verbote, die Briefe selbst des Oberstburggrafen von Böhmen werden aufgemacht Die Fremden in Wien müssen der Polizei eine Art von Ohrenbeichte über alle ihre Verhältnisse ablegen, was sie für Empfehlungen haben, welche Häuser sie besuchen, welcher Wechsler ihre Gelder in Händen hat, und eine gewisse Summe muß im Voraus nachgewiesen werden. Die Vergünstigung des Aufenthalts ist aber unter allen diesen Bedingungen noch immer unsicher, des Befehls zur Abreise muß man jede Stunde gewärtig sein. Man schiebt einen Theil dieser mißtrauischen Strenge auf die übertriebene Aengstlichkeit des Hrn. von Gentz, an welcher der Fürst von Metternich gewiß eine unversiegbare Quelle des Spasses hat. Der österreichische Staatskanzler selbst hat viel mehr Freiheit des Sinnes und Ueberblick der Dinge, als man ihm von vielen Seiten her zutrauen will. Der Geist des Hofes ist aber auch ein Zeitgeist, und ein sehr wirklicher und wirksamer, dem sich zu fügen nütz-

Herr Landgerichtsrath von Uechtritz kam sehr beflissen. — Herr Wilhelm von Schadow, ungeachtet seiner fast völligen Erblindung äußerst liebenswürdig und angenehm, zeigte uns seine Bilder, lud uns zum Abend ein; wir fanden gute Gesellschaft, Männer und Frauen, hörten viel Merkwürdiges; Schadow selbst, obwohl katholisch und royalistisch doch sehr freisinnig in diesen Richtungen, erzählte ganz ergötzliche Dinge, tadelte Regierungen und Fürsten ꝛc. —

Katholische prächtige Prozession, die mich mit größtem Abscheu dieses plärrenden Götzendienstes erfüllte. —

Schöne Fahrt über Ober-Kassel und Herdt nach Neuß. Große und merkwürdige Quirinus-Kirche daselbst.

Besuch mit Ludmilla bei Frau Grube und ihrer Schwester, Fräulein Katharina Dietz. (Spätere Anmerkung: Frau Grube hat später, im Mai 1855, zu Ehren Immermann's und der Gräfin von Ahlefeldt würdige und herzliche Worte in der Düsseldorfer Zeitung drucken lassen, gegen die romantische Verunstaltung beider in der Kölnischen Zeitung.) —

Düsseldorf ist groß und belebt, hat in neuster Zeit an Handelsverkehr sehr zugenommen. Die Mahlerschule ist bedeutend, und unabhängig von ihr, wiewohl durch sie veranlaßt, ist ein großer Künstlermarkt hier entstanden. Schöne Häuser, Wohlhabenheit. Der Hofgarten prächtig, auch sonst viele Parkanlagen.

Frau von Spiegel mocht' ich nicht aufsuchen; daß Fräulein Linette Homberg und Dr. Bieboff hier wohnen, erfuhr ich zu spät. —

Köln, den 18. Juli 1853.

Im Gasthof zum Rheinberg, dicht an der Brücke, mit der herrlichsten Aussicht auf den Strom, auf Deutz und hinab auf Mühlheim. Unser erster Gang zum Dom. Ueber dies

Wunderwerk ist nichts Neues zu sagen; man wird erhaben und heilig gestimmt, so wie man diese Räume nur betritt. Auch die neuen Arbeiten sind wunderbar, es ist Unglaubliches geleistet worden, und Schönes, was ich gern anerkenne, der ich sonst für die Domschwärmerei gewiß nicht schwärme; hier aber bringen ungründliche Liebhaberei, zufälliges Gelüst und selbstsüchtige Eitelkeit wirklich Tüchtiges und Edles hervor, dies muß ich ehren, indem ich die Antriebe doch verachten muß. — Andre alte Bauwerke, Rathhaus, Gürzenich, Kirchen. — Wir aßen an der Wirthstafel ganz allein, die Reisenden sind spärlich, die Engländer reisen jetzt größtentheils über Paris nach der Schweiz, seitdem die Eisenbahn von Paris nach Straßburg eröffnet worden. — Nachmittags fuhren wir auf dem Rhein mit dem Lokaldampfschiff, das alle Viertelstunden geht, nach Mühlheim und zurück; sehr erfrischend und angenehm.

Ungeheurer Handelsverkehr und Waarenlagerung in Köln; eine Handelsstadt ersten Ranges, seit ein paar Jahren erst; Zunahme und Gedeihen aller Art; leider auch des katholischen Kirchenthums! Wenig innere Bildung, schlechte Geselligkeit, kein litterarischer Vereinigungstrieb; nur Musikfeste.

Herr Dr. Düntzer kam und blieb ein paar Stunden. Klagen über Mängel und Entbehrungen, größte Vereinzelung und Abgeschlossenheit; kein Trieb, und wie es scheint auch keine Geschicklichkeit etwas in dieser Richtung zu unternehmen, zu schaffen.

Erst seit ein paar Jahren hat Köln jenen mächtigen Aufschwung genommen, und ist nun in fortwährendem Steigen. —

Bonn, den 19. Juli 1853.

Was soll ich bei Dahlmann, Arndt, Böcking, Boisserée und andern solchen Berühmtheiten? Ich habe ihnen nichts

zu sagen, sie mir nichts. Also laſſ' ich sie! Am liebsten wäre mir noch Dahlmann, aber auch ihn laſſ' ich, weil jeder Beſuch mich anſtrengt und die Hitze ſehr groß iſt. — Wir beſahen Beethoven's Standbild, und die Münſterkirche, nebſt deren Kreuzgängen und Krypta, ein ſehr gefälliger, mit Bonner Alterthümern ſehr vertrauter Kirchenbeamter führte uns. — Bonn iſt ebenfalls, wie Köln und Düſſeldorf, in beſtändigem Wachſen; das ganze Rheinland hat unter Preußens Regierung unendlich gewonnen, an Wohlſtand und Bildung; es würde noch mehr gewonnen haben, ließe man ihm nicht die katholiſchen Feſſeln auf dem Nacken liegen, ſuchte man proteſtantiſcher zu wirken; durch die unglücklichſte Verwicklung ſind jene katholiſchen Feſſeln dem Lande bisweilen auch als Waffen gegen die Regierung erſchienen, und dieſe ſelbſt drängt ſie auch als ſolche dem Lande faſt mehr auf, als es ſelber ſie will! So viel Dummheit iſt der Geſcheidtheit dieſes Preußenthums verknüpft! Jetzt iſt alles hier dem katholiſchen, dem jeſuitiſchen Einfluß offen. Doch hat das Unheil keine tiefen Wurzeln; ein neuer Revolutionshauch, und alles iſt wie vom Kehrbeſen weggefegt! —

Niebuhr, Delbrück, Auguſt Wilhelm von Schlegel, d'Alton, Rehfues, alle Bedeutenheiten, die ich früher hier gekannt, ſind fort, und durch keine ähnlichen erſetzt. Auch Näke und Lerſch ſind todt. — Ich dachte viel an Eulogius Schneider, der bei ſeinen argen Verirrungen in die Grauſamkeit der Jakobiner doch unſtreitig ein aufrichtiger Freiheitsheld war, und eine höchſt merkwürdige Erſcheinung bleibt, der ich meine Theilnahme nicht entziehen kann. Wäre er nicht früher ein Mönch geweſen, ſo würde er weniger hart geweſen ſein, das Mönchsthum trägt die Schuld ſeines Jakobinerthums, und er fiel als das Opfer von beiden. —

An der zahlreichen Wirthstafel war es ziemlich lebhaft. Ein preußiſcher Conſiſtorialrath T. führte das große Wort,

belehrte seine Tischnachbarn, besonders einen gegenübersitzenden alten Herrn, über die Aussprache mancher Fremdwörter, that sehr gelehrt, weltkundig und würdig, und lehrte mehr Verkehrtes und Falsches als Richtiges. Zuletzt belehrte er auch den alten Herrn heimlich wer ich sei, worauf dieser von seinem Platz aufstand, an mich herankam und sich als Geheimer Regierungsrath Bärsch zu erkennen gab. Nun ja, der ehmalige Husar Bärsch, der mit Tettenborn im Februar 1813 in Berlin einsprengte, dann in Hamburg war, und den ich nun grade nach vierzig Jahren zum erstenmal wiedersah! Er war damals sehr eitel und empfindsam, und ich hatte, wie auch Tettenborn, Pfuel, Canitz, Droste ꝛc. wenig Gefallen an ihm; jedoch freut' ich mich aufrichtig des Wiedersehens, freilich mit einer Freude der Form, ohne rechten Inhalt, als den der Vergangenheit im Gegensatze des heutigen Tages. Er hat im Jahre 1848 den Abschied genommen, „denn wer mochte da weiter dienen", lebt nun in Koblenz, und beschäftigt sich mit „Angelegenheiten der innern Mission", also Frömmlerthum! Damit hatte ich denn genug, und war gegen seine dringenden Einladungen, ihn in Koblenz zu besuchen, hinreichend gefestet. Er sieht dort Sixt von Armin und den General Moritz von Bardeleben. In Koblenz ist auch der General von Griesheim mit seiner Familie. Ich werde den Ort vermeiden! —

Abends kamen wir nach Königswinter. — Rheinschiffe; rheinische Sprache und Art. In der untersten Klasse viel Anstand und Höflichkeit, auch Witz und Laune. Die Leute sind gar nicht unterwürfig, erheben sich aber auch nicht mit Trotz und Bosheit. Viel Dürftigkeit.

Am 20. Fahrt zu Wagen nach Rolandseck, Rückkehr im Nachen. Am 21. Fahrt zu Wagen nach Godesberg.

Königswinter, den 20. Juli 1853.

Es giebt Menschen, die eine für ihren Geist und Sinn viel zu reiche, zu hohe, zu freie Sprache haben; das kann recht angenehm sein, bei Einzelnen wie bei Völkern, z. B. den Franzosen, sie haben Antheil an größerem Gemeingut, das die Vorfahren und Genossen erworben haben. Wo die Sprache enger ist als der Geist und Sinn, da fehlt viele Anmuth, der Mensch ist innerlich vielleicht um so höher, aber äußerlich minder brauchbar. Die Uebereinstimmung des Aeußern und Innern, die Angemessenheit des Ausdrucks, ist das Rechte, das Erfreuliche. Alle großen Dichter haben das, Goethe vor allen andern.

Wenn andre Personen sich die Ausdrücke von Rahel aneignen und sie gebrauchen, selbst ohne damit für sich eiteln zu wollen, so überläuft es mich ganz eisig, und ich empfinde das größte Unbehagen mit den Leuten weiterzureden. Es ist als ob jemand ein schweres Musikstück nachspielen wollte, das er nicht bewältigen kann. Nur wenn es so recht aus dem Herzen kam, wie bei Gräfin Bertha Yorck, oder Fräulein Brandt von Lindau, oder Custine, dann erquickte und entzückte mich eine Anführung von Rahel's Worten oder eine Anspielung darauf. — Wenn R. F. wie Rahel sprechen wollte, war es gradezu empörend, so bei noch vielen andern, die mir wohl gar dadurch zu schmeicheln meinten. —

Ein Mann wie Seneca hat freilich alles gewußt, aber nicht auf die rechte Art, nur wie ein vornehmer reicher Römer, der zu den Ueppigkeiten des Lebens auch noch den Genuß der Philosophie hinzufügt, und diesen nach Gebühr höher stellt als alle andern. —

„Und ruf' auf mich in schöner Gegend!" Dieses Wort von Rahel, an ihren Bruder Ludwig als hinterlassenes gerichtet, macht auf mich den tiefsten, herzerregendsten Eindruck, ich vergehe in Wehmuth, wenn ich mich ihm hingebe! Ludwig

Robert ſtarb vor Rahel, er konnte den Auftrag nicht erfüllen. Ich übernehm' es nun ſtatt ſeiner. Und auch hier wieder. Sonderbar aber ſcheint er mir unerfüllt, wenn ich nicht wirklich ihren Namen laut in die Gegend hineinrufe.

Königswinter, den 21. Juli 1853.

Ich bin hier ſehr vergnügt; ein rheumatiſches Unwohlſein ſtört nur meine Thätigkeit, meine Theilnahme an den Unternehmungen der Andern, aber im geringſten nicht meine Empfindungen. Ich fühle die größte Befriedigung, ſowohl durch das, was ich vor Augen und in der Seele habe, als durch das, was Andre durch mich genießen. Die liebe Ludmilla ſieht durch mich den Rhein, die alte Dore ſieht ihn wieder, auf die angenehmſte, bequemſte Weiſe; mich entzückt der Rhein mehr als je, ich habe die mannigfachſten Betrachtungen an ſeinem Ufer; die mächtigen, raſchen Fluthen ſtrömen mir tauſend Gedanken zu, die Seele füllt ſich, wie die Bruſt mit dieſer belebenden reinen Luft. Und, was die ganze Herrlichkeit dieſer Eindrücke zu erkennen giebt, das friſcheſte Lebensgefühl miſcht ſich mir mit Todesgedanken, die gar nichts Beängſtigendes, geſchweige denn Schreckhaftes haben, mich dünkt ich könnte in dieſer Befriedigung ohne Schmerz eine Welt verlaſſen, die mir in aller Art ſo viel bietet, und doch nicht wiederholen kann was ſie mir ſchon früher ſo reich geboten hat. —

Appollinariskirche bei Remagen, den 22. Juli 1853.

Ein ſchönes reiches Werk mannigfacher Kunſt, als ein Erzeugniß unſrer Zeit doppelt merkwürdig. Der reiche Graf von Fürſtenberg-Stammheim hat es ſich etwas koſten laſſen, dies Gebäude aufzurichten und mit Wandmahlereien auszu-

ſchmücken; er hat an dem Plane mitgearbeitet, der Baumeiſter Zwirner die Ausführung übernommen, Schadow's Schüler die Mahlereien ausgeführt, nachdem ſie zu dieſem Zwecke jahrelang auf Koſten des Grafen in Italien und Deutſchland Studien und Forſchungen gemacht. Alles Steinwerk, alle Bilder, jede Verzierung zeugt von ausgezeichneter Kunſt, beſonders haben die Mahler Außerordentliches geleiſtet. Alle Wände, zu dieſem Behuf eigends als ſolche bewahrt, ohne durch lange Kirchenfenſter unterbrochen zu ſein, — das Licht fällt durch runde byzantiniſche Fenſter hinreichend in den innern Raum — ſind mit Bildern bedeckt; alles iſt voll Feuer und Leben, ich habe ſolche Pracht von Farben noch nie vereinigt geſehen. Und noch fehlt vieles, der ganze Fußboden, der mit ſchönen Steinen ausgelegt wird. Staunen und Bewunderung. Wie beim Neuen Muſeum in Berlin. Wer könnte ſagen, das ſei nicht ſchön, nicht kunſtreich? —

Und doch! Was ſoll dies alles? Zum Gottesdienſt iſt dieſer Prunk, dieſe Verſchwendung von Goldgrund und Farben, unnöthig, dem katholiſchen Beter iſt ein gefleckſtes Muttergottesbild eben ſo lieb. Dem Kunſtgenuß aber iſt die Kirche überflüſſig, dem proteſtantiſchen Liebhaber ſogar hinderlich. Und dann die weltliche Eitelkeit und Hoffahrt im Gotteshauſe! Ueberall das gräfliche Wappen prahleriſch angebracht, eine beſondre Kapelle für die gräfliche Familie! Das Ganze macht mir einen verſtimmenden, unangenehmen Eindruck, Kunſt und Religion ſcheinen mir an unrechter Stelle, nicht einträchtig, ſondern mit einander hadernd, jede der andern den Boden ſtreitig machend. Iſt das ein Werk für unſre Zeit, unſer Bedürfniß? ein Werk der Kunſt, der Frömmigkeit? Ich ſehe nur Dünkel und Luxus, ein Werk, das künftig als Trümmer den folgenden Geſchlechtern ſagen kann, wie groß unſre Kunſtfertigkeit und wie gering unſer Sinn war. —

Remagen, den 22. Juli 1853.

In den schönsten Gasthofzimmern dicht am Rhein, auf den angenehmsten Garten-Terrassen, unter guten Schatten und schönen Blumen; ein freundlicher alter Wirth, Herr Hoffmann. —

Der holländische Geistliche de Vries mit seiner heitern liebenswürdigen Frau. — Ausflug in das Ahrthal, über Ahrweiler bis Altenahr. Felsen, „die bunte Kuh", Felsenthor, Burgtrümmer. Gutes Mittagessen; überall Forellen. Ausruhen im Grase. —

Schöne Zurückfahrt, gute Luft, unendliche Weingärten, herrliche Fruchtfelder, goldene Aehren und Garben, schönster Anbau. —

Am 23. in das Brehlthal gefahren, schöner als das Ahrthal. Laacher See. Abtei Laach und byzantinische Kirche, die ganz leer und unbenutzt steht. Wunderschöner Wiederhall in der Kirche. Der Laacher See, von beträchtlichem Umfang, soll gegen 200 Fuß tief sein, der ausgefüllte Krater eines ehmaligen Vulkans. Alles düster und schauerlich, schön in seiner Art, und äußerst merkwürdig. Sehr schöne Zurückfahrt. Wir fanden Herrn und Frau de Vries, die aus dem Ahrthale wiederkehrten; sie hatten auf den Burgtrümmern Landsleute getroffen, Frau de Vries sie gleich als solche mit freudigem „Holland boven" begrüßt; sie erzählte es mit liebenswürdigem Vaterlandseifer. —

Eine Regierungsräthin A. aus Koblenz hatte am frühen Morgen einen leidenschaftlichen Auftritt mit dem Wirthe; sie hatte erfahren, daß er die besten Zimmer, die er uns gegeben, ihr früher verheimlicht hatte, und war nun ganz außer sich. Sie ging mit großen Schritten auf und ab, hielt ihm die pathetischesten Reden, rang die Hände und schlug sie zusammen, alles theatralisch heftig, aber mit heroischem Anstand und gebildeter Sprache. Ich konnte das Ganze, welches unter

meinen Fenstern vorging und geraume Zeit dauerte, bequem belauschen; es war von höchst komischer Wirkung, besonders da der Wirth ganz gelassen und höflich blieb, und fast gar nichts erwiederte; es war ihm wie ein Regen, den man eben regnen läßt.

Unterwege, den 24. Juli 1853.

Ludmilla bezeigte Lust, am Rhein die Höhe von Braubach zu besteigen, um der herrlichen Aussicht zu genießen. Ich sagte scherzend, ja sie sei recht schön, aber man könne nicht alles bestreiten, und den Leuten, die durchaus verlangten man solle alles gesehen haben, müsse man kurz und gut aufbinden, man sei dort oder dabei gewesen; ich könne ihr versichern, sie verliere nichts an Braubach, zwar kenne ich selbst es nicht, aber sage immer, ich sei von Ems hingefahren, es sei herrlich, und damit sei noch jedermann zufrieden gewesen. Sie lachte, fand es aber nicht recht. Ich fuhr dann fort: „Das will Dir nicht recht ein? Nun wohl! machen wir gleich die Probe! Also Du warst in Braubach? war es nicht recht schön? was hast Du dort alles gesehen? Erzähle!" — Sie sah mich mit durchdringenden Augen lächelnd an, und sagte nachdrücklich: „Dort sah ich nur Dich, wie Du eben heraufkamst und Dich umsahst!" Dies glücklich treffende Wort, so witzig in der Sache und im Ausdruck, gefiel mir über die Maßen! —

Mainz, den 24. Juli 1853.

Früh von Remagen abgefahren. Herr und Frau de Bries mit uns auf dem Dampfschiff. Herrliche Fahrt; der schönste, wunderbarste Theil des Rheins, zwischen Koblenz

und Bingen, später am Rheingau hin; mir alles aus früherer Zeit wohlbekannt. —

Mittagstafel auf dem Schiff. Ein Handelsreisender, der sich schön und wichtig macht, Gespräch anknüpfen will, alles kennen, besorgen, erläutern will; es gelingt ihm nicht mit mir, aber mit preußischen Offizierdamen aus Stralsund, unter denen eine Gräfin von R. Sein Versuch, mich zu Gunsten der Damen um meinen guten Platz zu bringen, scheitert, und der abgewiesene Ritter wird nur um so schmiegsamer und schmeichelnder gegen mich. Ich höre von den Damen, daß Herr von Keffenbrinck gestorben ist, noch ehe seine Tochter sich mit Herrn von Langen verlobt hatte; die Wittwe lebt in Stralsund. Die Schriftstellerei Alinens von Schlichtkrull wird aus frommen und prüden Gesichtspunkten getadelt. — Ein holländischer Professor van der Hoeve. —

In Mainz das Denkmal Guttenberg's besehen, den Dom, die Anlagen vor der Stadt besucht, wo wir Kaffee tranken; herrliche Aussicht, schöne Zurückfahrt.

Die Darmstädtische Regierung ist hier gründlich verhaßt; sie ist ganz österreichisch-reaktionair; sie übt mit Verfolgungseifer die größten Härten und Gewaltthaten aus, und ist dabei doch nur albern und lächerlich. Sie wird eine der ersten sein, die der neue Sturm gründlich wegfegt. Man spricht mit verachtendem Hohn von ihr; der Begriff, daß die Fürsten Landesväter seien, schwindet v[illegible]z aus dem Bewußtsein der Leute, und zugleich auch der von Unterthanenpflicht und Treue und Liebe für jene. Das ist das sicherste Ergebniß des verkehrten Regierungswesens. — Lächerliche Erscheinung eines Darmstädtischen Schulmeisters in grauer Uniform mit Degen; sieht grade wie ein Büttel aus! —

licher ist, als dem Zeitgeiste, der aus dem Volke emporsteigen will! Die ersten Minister haben in den letzten Jahren überall an Einfluß verloren; dagegen die Beichtväter, Kammerherrn u. s. w. gewonnen. Eine fromme Kaiserin, die ihrem Gatten selbst das Bette macht, ihm eigenhändig das Frühstück bereitet, besitzt eine Kraft, der sich alles unterordnet. Die Vorstellungen und Richtungen, denen man aber einmal freien Spielraum gegeben, gewinnen alsbald selbstständiges Leben, und man folgt ihren Antrieben, statt sie ihnen zu geben. Dunkle Regionen, in die jetzt noch kein heller Blick zu thun ist, die sich aber schon einmal aufklären werden! —

Unsere Herstellung der katholischen Kirchenverhältnisse und unsere reiche Ausstattung der Geistlichkeit erweckt große Freude unter den Gläubigen und noch größere Erwartungen. Ich habe hier den Bischof von Ermeland, Fürsten von Hohenzollern, kennen lernen, den der Pabst zur Ausführung der Bulle de salute animarum hieher befehligt. Dieser ist zum Erzbischof ausersehen, wie denn überhaupt, ungeachtet des päbstlichen Nachlasses, bei Besetzung der hohen Stellen ungemein auf vornehme Geburt gesehen wird. In seiner bisherigen Stelle bezog er schon, jedoch nur für seine Person, gegen 26,000 Rthlr. vom Staate, dagegen sein Nachfolger nur 8000 erhalten würde. Dieser Mann sprach mit Entzücken davon, wie herrlich und mächtig jetzt von Wien aus für die gute Sache gewirkt wird. Von unserer Regierung scheint man nichts brauchen zu können, als Geld, ihr Geist, ihre Grundsätze — sie müßten denn anders werden — können der Kirche unmöglich zusagen, und diese ist in unserem evangelischen Staate — weltlich angesehen — immer nur eine Anstalt der Trennung und des Widerspruchs, die er sich mit seinem eigenen Gelde einrichtet.

Straßburg, den 25. Juli 1853.

Vormittags von Mainz auf dem Dampfschiff abgereist. Der Rhein ist auch oberhalb noch schön und mächtig, die strömenden Fluthen erquicken das Auge, wenn auch die Ufer meist flach und weniger anziehend sind. Unerwartet trat auf dem Schiffe Herr Dr. Wilhelm Buchner an mich heran, und erneuerte die Bekanntschaft. Er war bisher in Wiesbaden angestellt, und soll jetzt im Darmstädtischen, wo seine Heimath, ein Schulamt in Oppenheim übernehmen, er reiste dahin, um sich die Oertlichkeit vorläufig anzusehen. Jugendlich und vergnügt, scheint er die politischen Zustände nicht schwer zu nehmen, doch im Allgemeinen so zu beurtheilen wie ein Vaterlands- und Volksfreund. — Oppenheim liegt sehr schön; es fragt sich, wie das Leben ist! — Für geistige, litterarische, gesellige Bildung ist in allen diesen rheinischen Städten nicht viel zu erwarten. —

Wir gelangten Mittags nach Mannheim, gingen leider zu Fuß in der Hitze vom Landungsplatz bis an den Pfälzer Hof, bei den Planken. Mittagessen. Dann zu Herrn Kast, dem reichen Holzhändler aus dem Murgthal; er war aber in Rippoltsau; seine zweite Frau, geb. Jenny Schreiber aus Berlin, Rahel's edle Freundin, lebt nicht mehr; er hat sich zum drittenmal verheirathet. Jenny, eine liebliche Schönheit, war die erste und nie vergessene Liebe des Herrn von Witzleben, späteren Kriegsministers und Günstlings des Königs Friedrich Wilhelms des Dritten; sie hat ein herbes Geschick schon von den Eltern her gehabt, und es redlich durchgekämpft. Die Großherzogin Stephanie wird erwartet. Ein kurzer Gäng durch die Straßen. Schneller Entschluß, sogleich wieder abzureisen, nach Straßburg. Unter Regen und Gewitter zur Eisenbahn.

Durch Heidelberg, Karlsruhe, Rastatt, Kehl durchgeflogen; lässige französische Mauth, nach Pässen kaum gefragt. Lustiger

Auftritt mit einer Straßburger Köchin, die „von dene angewehte Strimpf", die man ihr besteuern wollte, mit wiederholender Umständlichkeit herausfordernd allen Leuten erzählt; sie will, daß man ihr Recht geben, daß man ihr Straßburgerisch verstehen soll, und wird unwirsch, wenn dies nicht ganz der Fall ist. „Was soll ich aus alle dem schließe?" fragt sie mit Nachdruck, und antwortet sich selber mit Laune: „Nit viel, oder gar nicks." Der ganze Volkskarakter! —

Mit eingetretener Dunkelheit langten wir im Hotel de Paris an; erster, aber gräuelhafter Gasthof! alles auf den Schein für den Fremden und auf Geld für den Wirth gestellt. Dem Zimmerkellner mußt' ich gleich anfangs sagen, er solle jetzt das Maul halten; dann wurde er schmiegsam und dienstbeflissen. Das Trinkgeld vom Wirth veranschlagt und auf die Rechnung gestellt, ist eine abscheuliche Einrichtung, der Gast wird besteuert, die Dienerschaft wird gleichgültig, sie bekommt das Geld nicht einmal. Wir waren kaum unter Dach, so stürzte heftiger Regen herab, von Blitz und Donner begleitet. Wir hätten sonst vielleicht versucht ein andres Unterkommen zu finden. Der Gasthof zum Geist besteht leider nicht mehr, auch der Gertenfisch nicht, wo meine Schwester zuletzt eingekehrt war. —

Straßburg, den 26. Juli 1853.

Anblick des Münsters, groß, ehrwürdig, erhebend, wie immer. Die Augen ersättigen sich nicht an dem Wunderwerk! — Bildsäulen von Guttenberg und von Kleber. — Des Großvaters Kunz viersöckiges Haus an der Ill. Haus auf dem alten Fischmarkt Nr. 80, wo Goethe hier als Student gewohnt; doch sagt Dr. Schneegans, das Haus sei nicht mehr das alte, sondern ein neuerbautes.

Besuch bei Herrn Mühl, dem Vater; der Sohn ist nach

Nancy verreist; er ist Arzt, aber will es nicht sein, lebt der Wissenschaft und Poesie, bedarf keines Erwerbs.

Besuch bei dem Silberkünstler Kirstein, dem Sohn, der auf der Bahn des Vaters fortschreitet. Zeigt uns gefällig seine Arbeiten, Arbeiten Ohmacht's, Statuetten seines Vaters, Ohmacht's, Thiollier's; schenkt mir eine Denkmünze.

Das Französische greift in Straßburg mächtiger um sich als je. Ein Franzose zu sein ist doch jetzt wenig Ehre, unter dem Zwange des — Abentheurers, der sich Kaiser nennt, und den alle Kaiser und Könige für ihresgleichen anerkennen!

Französische Soldaten in ihren krapprothen Hosen ein widriger Anblick! Warum schafft der neue Gewalthaber nicht diese Bourbonische Erinnerung wieder ab? Sonst sehen sie kriegerisch genug aus. Für Louis Bonaparte soll sich unter den Offizieren wenig Sympathie mehr zeigen. Unter den Straßburgern hat er gar keinen Anhang.

Ein vollgültiger Vertreter des alten Straßburger Deutschthums ist der wackre Dr. Schneegans, Archivar und Bibliothekar der Stadt. Er lebt und webt in den elsässischen Alterthümern, dem deutschen Volkswesen, der Volkssprache. Seine ausgebreiteten Geschichtskenntnisse kehren immer wieder in die Enge seines Landes, seiner Stadt zurück, und eifersüchtig wacht er über deren Vortheile und Rechte, weshalb er als thätiger Beamter oft in mühsamen Streitigkeiten mit den französischen Behörden, selbst mit den Ministerien zu Paris, verwickelt ist. Am tiefsten beklagt er den Verfall der Sprache, das Verschwinden derselben; die Verderbniß der Denkart und Gesinnung hängt ihm enge damit zusammen. Ueber das Münster hat er die größten Forschungen angestellt und ganz neue Aufschlüsse herausgebracht; die verschiedenen Baustile und Werkmeister unterscheidet er genau. Den Grabstein Erwins von Steinbach, dem einst Goethe vergebens nachgespürt, hat er an der hintern Seite des Chors glücklich aufgefunden, eben so weist

er genau die Arbeiten der Sabina nach, die nach ihm keine Tochter Erwins war, sondern 100 Jahre früher gelebt hat. Seine entschiedenste Vorliebe ist dem ältesten Anfang, den ursprünglichen Bauplanen zugewandt, und er geht so weit, die ungeheure Wand, welche bis zur Münsterplatte hinaufgeht, für eine Monstrosität zu erklären. Dennoch ist ihm das Münster wie es dasteht das Liebste auf der Welt, und er geht so weit in seiner Eifersucht, sogar den Kölner Dom gering zu schätzen, als welcher nie, so meint er, einen harmonischen Eindruck machen werde. Ueberhaupt zeigt er eine heftige Einseitigkeit, zuvörderst gegen Norddeutschland gerichtet, dann aber auch gegen Nahes und Nächstes; so ist er zum Beispiel gegen den Silberarbeiter und Bildhauer Kirstein, dessen Arbeiten wir höchlich bewunderten, ungerecht eingenommen, weil dessen Kunst allerdings ihren Ursprung aus dem Handwerke noch nicht ganz verläugnet. Aber auch von seinen Straßburgern Dr. Arnold, Dr. Schweighäuser, und selbst von dem alten Schöpflin, wollte er nicht viel Vortheilhaftes sagen. Ich kam bald zu dem Schlusse, daß man seine Kenntnisse annehmen, seine Urtheile dahinstellen müsse. Da er selten Gelegenheit hat, sich auszusprechen und willig eingehende Zuhörer zu finden, so überfluthete er uns ganz mit seinen Mittheilungen, und wir mußten seine übrigens dankenswerthe Gefälligkeit und unschätzbaren Erläuterungen zuletzt hemmen. Seine Frau zeigte seine Bildung und hellen Verstand; ich unterhielt mich lange mit ihr in der Kirche unten, während der Mann mit Ludmilla oben auf dem Thurm herumkletterte. —

Hier hat mich nächst dem Münster, über das mir durch die Güte des Herrn Dr. Schneegans viel neue Aufschlüsse wurden, nichts so sehr beschäftigt, als das merkwürdige Wechselverhältniß, das zwischen Deutschem und Französischem hier im Stillen so gewaltig fortarbeitet. Straßburg und der Elsaß erscheinen in einer wahrhaft kranken Gestalt. Jetzt erst vollständig sollen

und müssen die Einwohner Franzosen sein, mehr als unter den Königen, unter der ersten Revolution, unter dem ersten Kaiserthum. Das Deutsche, das bisherige elsässisch Deutsche, wird verdrängt, verschwindet, oder sinkt in die Gemeinheit der untersten Volksklasse herab, das gebildete Deutsche kann nicht an die Stelle treten, ist noch fremder fast, als das gebildete Französische, welches mit seinen tausendfachen Lebensvortheilen unwiderstehlich eindringt. Die alten Straßburger reden unter sich noch straßburgerisch, doch immer etwas beschämt, weil die Mundart wie seltner so auch roher und niedriger wird; mit den eignen Kindern nur französisch, weil diese schon durch die Schule zu dieser Sprache hingewiesen sind; das gebildete Deutsch fällt dabei ganz aus. Ein seltsames, schwieriges Verhältniß! Weder das des Schleswigers, der Dänisch lernen soll, noch des Polen, der Russisch reden muß, ist damit zu vergleichen. Beide können ihre eigne Sprache selbstständig behaupten, und die fremde, doch sehr verwandte hinzulernen; das Französische aber ist dem Elsasser eine ganz fremde Sprache, und er soll dagegen die eigne Mundart, die er sogar dem Hochdeutsch gegenüber nicht behaupten kann, ganz aufgeben! — Das Eindringen des Französischen in die Schweiz, in Baden, den Schwarzwald, in ganz Süddeutschland ist so merkwürdig als traurig, es greift in das Volk ein und faßt die Wurzel, wo es am gefährlichsten ist, und das jetzt, im tiefsten Frieden, ohne Kriegseinfluß, ohne Oberherrschaft, bloß weil Frankreich eine thätige Einheit und Deutschland unter seinen Fürsten eine machtlose Zerstückelung ist! —

Unterwegs, den 27. Juli 1853.

Eigentlich hat doch nur Friedrich der Große den Staat Preußen geschaffen, zu etwas gemacht. Anfänge waren da, daß sie aber gediehen und zur bedeutenden Gestalt kamen, war

ſein Werk, das Werk ſeines freien Geiſtes, ſeines Heldenmuthes, ſeines ſtaatswirthſchaftlichen Sinnes, ſeiner Königstugenden. Merkwürdig iſt es auch, daß die Anfänge, die er vorfand, eigentlich dem Geiſte widerſprachen, den er geltend machte, und daß auch nach ihm ganz entgegengeſetzte Richtungen walteten, die aber ſeinem Werke noch kein Verderben bringen konnten. Die eitle Prachtliebe ſeines Großvaters, die rohe Gewaltſamſamkeit ſeines Vaters, die Wolluſt und Frömmelei ſeines Neffen, die philiſterhafte Beſchränktheit und das Kirchenthum Friedrich Wilhelms des Dritten, die jetzige Phantaſterei, religiöſe Albernheit und politiſche Unmännlichkeit, — wie ſteht das alles dem Sinn und Geiſte des großen Königs entgegen! Und inmitten ſolcher zerſtörenden, feindlichen Richtungen beſteht noch ſein Werk! Aber allzu lange darf es ſo nicht fortgehen; ſie bringen es zuletzt doch herunter, mit aller Arbeit und Mühe, die ſie unausgeſetzt aufbieten! —

Waldshut, den 27. Juli 1853.

Heute früh von Straßburg abgereiſt; Herr Garein beſuchte uns noch im Gaſthof, ſeine Tochter fand ſich auf der Eiſenbahn ein; gute Menſchen. Ueber Schlettſtadt, Kolmar und Mühlhauſen durch das herrliche fruchtbare Elſaß hingeflogen, links den Schwarzwald in ſchwächeren Linien, rechts die prächtigen Vogeſen noch vor Augen. Zahlreiche und große Burgtrümmer. — Mittags in Baſel, im ſehr guten Gaſthof zum Storchen gute Wirthstafel; die Münſterkirche beſehen, ein merkwürdiges altes Bauwerk im byzantiniſchen Stil. Grabſtein des Erasmus. Andre Grabdenkmäler. Krypta. — Ausſicht auf den Rhein, die Rheinbrücke, Klein-Baſel. Man zeigt mir Haus und Garten am Rhein von Frau Streckeiſen, geb. Geſar aus Berlin, Pauline Wieſel's Schweſter. Von Harſcher's Leben und Tod kann ich keine Spur auffinden, er iſt längſt vergeſſen

oder war gar nicht bekannt. Die Nachkommen des einst berühmten Peter Ochs haben den politisch verhaßten Namen — der Bürger Ochs war ein Freiheitsmann — abgelegt, und nennen sich His! — Nach Tisch mit einem Baseler Lohnkutscher abgereist. Herrliche Fahrt, zuerst am Ufer des Rheins, Nußbäume, Türkischkorn, Hanf, die Luft erquicklich.

Abends in Waldshut. Schöner Blick auf den Rhein. Zwei Engländerinnen mit zwei Begleitern stumm und steif bei ihrem Thee, mit Reisebüchern. — Ich fand hier die „Illustrirte Zeitung" vom 16. Juli, und darin mein Fratzenbild nebst Lebensabriß. In Waldshut! Merkwürdig genug! Herr von Sivers hat wohlmeinende Einleitworte dazu geschrieben. —

Rheinfall bei Schaffhausen, den 28. Juli 1853.

Hoc erat in votis! Diese Naturerscheinung wünscht' ich seit meinen Kinderjahren zu sehen, nun ist sie mir endlich doch vor Augen! Der Rheinfall ist ganz anders, als ich mir ihn vorgestellt, aber keineswegs unter meiner Erwartung; er macht den großartigsten, nachhaltigsten Eindruck, der sich unter der Betrachtung nur immer steigert. Dieses Brausen und Tosen und Schäumen der gewaltigen Wassermasse spricht ein Urleben der Natur aus, das in seiner Gestaltung stets dasselbe und wechselvoll neu ist. Ich werde nicht müde hinzusehen, Sinn und Gefühl und Gedanken sind wie bezaubert von diesem Schauspiel, es ist als ob man in einer andern Welt, als ob man zu den Urkräften der Natur zugelassen wäre. Die Leute versichern, seit zwanzig Jahren sei er nicht so groß und prächtig gewesen, wie eben jetzt. Und wie dann aus dem Tosen, Schäumen und Zischen das Wasser stürmisch weiterwogt, in starken Fluthen nach links und rechts abströmt und sich in das herrlichste Grün verklärt! Man gewinnt dieses Wasser so lieb, man möchte sich selber hineinstürzen! —

Wir ſind im Hotel Weber ſehr gut; unſre Fenſter ſehen auf den Rheinfall und weithin über das Land, die ſchneeigen Spitzen der Alpen ſind mit bloßen Augen ſichtbar. Geſchichte des Wirthes, der aus Schaffhauſen ſich hieher verpflanzt, nachdem er lange die Gegend durchforſcht, und endlich geſchickt dieſen Platz erwählt und angekauft, um hier ſeinen neuen Gaſthof zu gründen. — Sein Sohn Jacob, Führer Ludmilla's drüben beim Rheinfall, und ſehr befliſſen. — Gute Wirthstafel. — Leider auch ſtarker Huſten von früherer Erkältung. Die Luft ganz herrlich! —

Am Rheinfall bei Schaffhauſen, den 29. Juli 1853.

Spazierfahrt nach Schaffhauſen. Beſuch der Stadtbibliothek; der eigentliche Bibliothekar nicht da, die Papiere Johannes von Müller's daher nicht zu ſehen. Der Rhein bei Schaffhauſen ſelbſt über Felſen ſtrömend ſtürmiſch bewegt, ein ganz herrlicher Anblick, grüne, weißſchäumende Wogen! — Denkmal Johannes von Müller's, ſeine koloſſale Marmorbüſte von Ochslein auf hohem Fußgeſtell, in den Spazieranlagen der Stadt auf der Höhe, von hohen Bäumen umgeben, ſchön, würdig, angemeſſen, von beſtem Eindruck. Die Stadt von mäßigem Umfang, gemiſchter Bauart, neuer und alter, wie es ſcheint wohlhabend und nicht unbelebt. —

Immer wieder der Waſſerfall! Entzückender Anblick, immer beſchäftigend, immer anziehend! Mannigfache Beleuchtung, heller Sonnenſchein, dunkle Wolken, Regenbogen, Nebelhüllen. Zweimaliges fernes Gewitter, in der Nacht ein näheres, Donner der Luft und Donner des Waſſers. Der Lärm iſt gewaltig, aber nicht betäubend.

Gegenüber von Weber's Hotel, dicht am Waſſerfall, das Schlößchen der Mad. Bleuler, die eine Art Zoll von den Beſuchern erhält, und einen gewinnreichen Handel mit Bildern

und Holzschnitzwerken treibt. Häßliche Geschichte von ihr, sie soll einen Pudel, den sie los sein wollte, in den Wasserfall geworfen haben, das arme Thier arbeitete sich wie durch ein Wunder glücklich durch die Todesnoth, kam wieder zu seiner Herrin und wedelte; zum zweitenmale hineingeworfen fand er seinen Tod. Abscheulich! —

In der Hölle, den 30. Juli 1853.

Wir verließen heute früh den Rheinfall, von dem unsre Blicke sich schmerzlich losrissen, und fuhren mit dem Baseler Lohnkutscher weiter. Schöner Weg, meist aufsteigend, Mittags in Bonndorf. Wohlangebautes Land, üppiges Wachsthum, Wälder und Wiesen. Fürstenbergisches Schloß; weite Aussicht. — Gegen Abend am Titisee, wunderbarer Anblick; endlich Hinabfahren in das Höllenthal, jäh und eng. Die Hölle, ein frischer Forellenbach, fließt rauschend hindurch, treibt viele Sägemühlen. Hohe, steile Felsen, schroffe Waldwände, tief eingeschnittenes, vielgewundenes, enges, düstres Thal. Im Gasthof zum Höllensteg übernachtet; leidliches Essen, Forellen. Ein Kohlenmeiler in der Nähe wird eben angezündet und zugedeckt; gegen zwanzig Klafter Holz darin. Regenwetter.

Durch das Höllenthal machte der General Moreau seinen berühmten Rückzug. Die Wände der Wirthszimmer sind mit guten Bildnissen französischer Generale geschmückt, Lafayette's, Ney's, Kleber's, Eugens Beauharnais ꝛc. Ein österreichischer oder preußischer General findet sich nirgends! —

Am 31. Juli frühmorgens abgefahren, immer im tiefen düstern Thal, das leider ein derber anhaltender Regen noch mehr verdunkelt. Prächtige, schauerliche Ansichten, schön und erhaben. —

Endlich öffnet sich das Thal, die noch immer hohen Berge

treten auf beiden Seiten zurück, Ackerland und Weinland erscheinen wieder; endlich zeigt sich die durchbrochene Thurmspitze des Freiburger Münsters. Einfahrt in die heitre, belebte Stadt. Sonntagsstaat. Musikalische Messe im Freiburger Münster; das Geplärr und Gegröhle wollte gar nicht enden, und erweckte mir das Gegentheil von Andacht. Ich besah mir den herrlichen Bau im Innern; ein sehr harmonischer Eindruck! Eigenthümlichkeiten der Bauart, ungewöhnlich tiefes Portal, ungewöhnlich tiefer Chor. Herrliche bunte Glasfenster, auch einige neuere von einem Freiburger Künstler, die zwar die alten weit überstrahlen, aber dem Auge nicht so wohlthun. An den Seiten abgesonderte Grabmäler mit kleineren Glasfenstern, die bis auf den Boden herabgehen. Auch das Aeußere ist sehr schön, besonders die durchsichtige Schlußpyramide des Thurms. Kleiner und niedriger als das Straßburger Münster, ist das Freiburger auch nach diesem und nach dem Kölner Dom noch schön. Ein Schatz für eine Stadt solch ein Bau! Mit aller seiner Macht und allem seinem Gelde kann der König in Berlin kein solches Werk erschaffen! Dazu gehört mehr als sterile Liebhaberei, dazu gehört Gedanke, Plan, Einsicht, feste Leitung.

Besuch bei Karl von Rotteck's Wittwe; seine Tochter, Wittwe des Dr. Rettich; sein Sohn, der Arzt, wird vergebens erwartet. Verfolgungen, Partheigeist, gedrücktes Leben. Den Platz besehen, wo Rotteck's Denkmal stand. Der Polizeidirektor Uria ließ aus eigner Willkürmacht dasselbe bei Nacht wegschaffen, ließ die Arbeiter, die solchen Dienst anfangs weigerten, in Haft setzen. Der Schandbube! Die Bürgerschaft war erst empört, dann kleinmüthig, und zuletzt so erbärmlich, daß sie dem, der gegen ihr Eigenthum und ihre Gesinnung sich so bübisch vergangen hatte, das Ehrenbürgerrecht verlieh! —

Dertu's Grab ist der Erde gleichgemacht, damit man es nicht mit Blumen bekränze oder sonst auszeichne. Mehrere

Hier haben ſich dieſer Tage zwei Studenten auf den Hieber geſchlagen; der Eine rannte ſich in des Gegners Waffe auf und ſtarb auf der Stelle. Beide Kämpfer waren Juden, beide der Heilkunde befliſſen. Während die Juden ſich zum Zweikampfe ſtellen, ſind andere Leute bedenklicher. In Paderborn bekam ein Oberlandesgerichts-Aſſeſſor Humann mit einem jungen Grafen Schlippenbach Händel, der ſeine Schweſter beleidigt hatte; nach wechſelſeitiger Forderung fand man ſich am andern Morgen an bezeichneter Stelle ein. Der Graf erſchien mit mehreren Offizieren, erklärte aber ſeinem Gegner unter bitteren Spottreden, er habe ſich eines Beſſeren beſonnen und ſeine Kameraden ſeien auch der Meinung, daß er mit einem Bürgerlichen ſich nicht zu ſchlagen brauche.

Humann forderte ihn wiederholt auf, den Degen zu ziehen, aber vergebens, er empfing nur die ſchmählichſten Verhöhnungen und Schimpfreden. Nun drang er auf den Grafen ein, dieſer aber zog eine Piſtole aus dem Buſen und ſchoß den Gegner in den Arm. Meuchelmörder! rief dieſer, und ſtieß ihm ſeinen Degen durch den Leib, man ſagt durch's Herz. So iſt die Sache hieher berichtet worden. Humann iſt geflüchtet und hat ſich in München ſogleich bei der Geſandtſchaft gemeldet und den Vorfall angezeigt. Man iſt begierig auf den Ausgang der Sache. An Kommentaren wird es nicht fehlen. Während die Meiſten den Adeligen der übermüthigen Verrätherei, werden doch auch Viele den Bürgerlichen der ungebührlichſten Anſprüche bezüchtigen. Die Geſchichte ruft auch das feige Benehmen Achim von Arnim's gegen Moritz Itzig, der nachher bei Lützen blieb, in's Gedächtniß zurück.

Seitdem man weiß, daß die ruſſiſchen Garden ihren Marſch von Witepsk nach Süden fortſetzen, glaubt man all-

Jungfrauen, die dort Blumen niederlegten, ſind verhaftet worden.

Nach dem Mittageſſen abgereiſt. An dem nächſten Halteplatz ſetzte ſich Herr von *, —ſcher Geſandter, zu uns in den Wagen. Er that ſehr freundlich, zeigte und erklärte alles, war mir aber ſehr läſtig, denn ich wollte ſchlafen, ſchlief endlich auch, und dann er ebenfalls. In Oos verließ er uns. Ganz gewöhnlicher Diplomat, wie ſie zu Hunderten herumlaufen, ohne Geſinnung und Denkart, ohne Herz und Blut. Die Welt kann untergehen, wenn ſie nur ihre Poſten haben, ihre elenden Depeſchen ſchreiben.

Schöne Fahrt längs des Schwarzwaldes; Burgtrümmer; fruchtbares Rheinthal; herrlicher Pflanzenwuchs, üppiges Grün. So lang' ich wachte, genoß ich es in vollen Zügen. —

Baden-Baden, den 31. Juli 1853.

Mein erſtes Geſchäft war hier, das Grab Ludwig Robert's aufzuſuchen; ein alter Küſter wußte nichts davon, ein Badner Mädchen wies uns daſſelbe am Ende des Kirchhofs, dicht an der Mauer. Ein Stein, auf dem eine Leier ſteht, die mit einem Eichenkranz umwunden iſt, würdig, einfach; die Inſchriften, eigne Verſe Robert's, ſind gut gewählt, und drücken ſeine Geſinnung aus. In den perſönlichen Angaben iſt nicht geſagt, daß er ein Dichter war, auch ſeine erſte Eigenſchaft, daß er Rahel's Bruder war, nicht erwähnt; um der letzteren willen wird er doch am längſten genannt werden, die erſtere iſt ſchon jetzt vergeſſen. Die Inſchriften lauten, auf der Vorderwand: „Ludwig Robert, geb. zu Berlin, den 11. November 1778, geſt. den 7. Juli 1832." Auf der Rückwand: „Friederike Robert, geb. Braun. Gefolgt iſt ſie ihm bald. Sein

geistig Band zog rasch sie nach in's geist'ge Vaterland." Auf der einen Seitenwand:

Kämpfe der Zeit II. 196.

„Nur da erlebt im Schoß der Sitte
Ein ganzes Volk so frei gesinnt,
Wo bis zum Thron, bis in die Hütte
Der Lichtquell freien Denkens rinnt.
Ludwig Robert."

Und auf der andern:

Gedichte I. 113.

„Denn mit der eignen Klarheit
Sind ewig wir allein.
Es muß die wahre Wahrheit
Des Himmels Wahrheit sein.
Ludwig Robert."

Noch ein andres Grabdenkmal rührte mich tief, das der liebenswürdigen jungen Fürstin Radeschda Wäsemskii, die hier im Jahre 1840 in der Blüthe der Jahre und zur Verzweiflung ihrer wackern Eltern starb. Ich habe sie alle recht gut gekannt. —

Auch Kosloffskii soll hier begraben liegen. Ich fand sein Denkmal nicht.

Baden-Baden, den 1. August 1853.

Alles hier ruft mir unaufhörlich den Namen Rahel zu, und alle Empfindungen und Eindrücke drängen sich in mir zu dem tiefen, schmerzlichst-theuern Bewußtsein zusammen, daß sie die Mitte, die eigentliche Bedeutung meines Lebens war, und daß sie mir fehlt! Alles was ich später von Neigung gefühlt, von Streben und Sinnen, hat seine tiefste Verbindung mit ihr, ging von dem geistigen Leben ihres Wesens aus oder führte dahin zurück. — Jene hiesige Vergangenheit, von 37 — 24 Jahren, liegt so weit von mir ab, so fern hinter mir, daß sie mit noch entlegnern Erinnerungen, mit solchen, die ich

ſelbſt gar nicht miterlebt, faſt völlig gleichſteht. Tettenborn, Cuſtine, Lindner, Cotta, Friederich, Bachelu, Benjamin Conſtant, Kosloffski, Raſtoptſchin, die Frauen Demidoff, Lagorce, Taſtet ꝛc. ſind mir ſo nah und ſo entrückt, wie die Perſonen des Briefwechſels der Frau von Sevigné. —

Heidelberg, den 2. Auguſt 1853.

Zu Mittag angekommen, im Badiſchen Hof; gleich zu dem Staatsrath von Blum geſchickt. — Nach dem Eſſen bei Blum, der uns ſeine Wohnung, Einrichtung, Garten zeigt, ſich eines muntern Lebens freut, von der Familie Uexküll erzählt, von Dorpat und Heidelberg. Wir fahren zuſammen über den Wolfsbrunnen auf das Schloß. Herrliche Fahrt und Ausſichten! Auf der Terraſſe die ganze Heidelberger ſchöne Welt, und Fremde die Menge; die öſterreichiſche Militairmuſik ſpielt. Mit vieler Mühe gelangen wir in der Hitze und dem Gedränge zu einem kühlen Platz, durch Blum's beeiferte Anſtrengung auch zu Kaffee und Bier. Wir genießen lange der prächtigen Ausſicht, bewundern den kräftigen Pflanzenwuchs; dieſe Gegend und Umgebung gehört doch zu den ſchönſten von Deutſchland! — Bekanntſchaften. Die Tochter des verſtorbenen Alterthumsforſchers Kopp, der Arzt Hofrath Lange aus Prag jetzt hier bei der Univerſität. Dr. Chriſtian Kapp iſt nicht hier; Gervinus, Welcker und Schloſſer mag ich nicht aufſuchen; erſtere wohnen auch zu weit. — Robert von Mohl kam Abends zu mir.

Mrs. Beecher Stowe hier, gut aufgenommen, aber nicht gefeiert; keine Tageslöwin mehr! So wie Koſſuth, Tiſchrücken ꝛc. —

Merkwürdig iſt die ſtarke Hinneigung zu Frankreich, die man in dieſen Ländern ſpürt. Die Schlechtigkeit der Regie-

rungen hat das Deutſchthum, das ſie vorſtellen, ſo herunter gebracht, ſo verächtlich gemacht, daß das Volk ſich dahin wendet, wo es Kraft und Einheit ſieht, obwohl auch da nur ein — an der Spitze ſteht. Franzöſiſcher Einfluß wirkt mit, könnte allein aber nichts. In Rheinpreußen wirkt das Katholiſche für Frankreich; in Rheinheſſen ſoll die Hinneigung am ſtärkſten ſein, in Rheinbaiern iſt alles voll Gährung. Aber auch die Regierungen halten ſich ſchon wieder zu Frankreich, die Darmſtädtiſche am ſchamloſeſten. —

Wie ſtand Deutſchland im Jahr 1848 da! wie ſteht es jetzt! Der jetzige Stand, das Machwerk der Reaktion, der Fürſten, zeigt ihre ganze Schande, ihren Frevel! —

Die ſogenannten Gothaer ſind wegen ihres gebrochenen Wortes zwar nie zu entſchuldigen, und dadurch unwürdig geworden, jemals wieder als Deutſchlands Vorkämpfer aufzutreten. Aber ſie erregen ſchon weniger Haß als Mitleid, denn es geht ihnen politiſch und bürgerlich herzlich ſchlecht, und gefehlt haben ſie doch meiſt in guter Abſicht, wenn auch mit Dünkel und Schwäche vermiſcht. Heinrich von Gagern, einſt der gefeierte Name des Vaterlandes, der mächtigſte Mann in Deutſchland, lebt hier in ziemlich engen Umſtänden. Er klagt bitter den — von Reichsverweſer an, der nach allen Seiten hin falſch wie Galgenholz war, aber wer hat denn den kühnen Griff gethan, ihn zum Oberhaupte von Deutſchland zu machen, wer hat mit ihm zu wirken geſucht, intriguirt, als eben Heinrich von Gagern? — Dieſer ſoll jetzt ſeine Erlebniſſe niederſchreiben. Immer gut! Der geſcheidte Leſer wird ſchon herausfinden, was zuverläſſig, zweifelhaft oder falſch iſt. —

Soden, den 3. Auguſt 1853.

Heute früh von Heidelberg abgereiſt. In Mannheim, wo unſer Gepäck auf dem Dampfſchifffahrts-Amt ſein ſollte, fanden

wir daſſelbe nicht, es war, niemand wußte auf weſſen Befehl, nach Heidelberg in das Hotel Prinz Karl geſchickt worden; man verſprach uns eilige Wiederherbeiſchaffung, und wir reiſten mit dem Dampfſchiff den Rhein hinab nach Kaſtell, gegenüber Mainz, wo wir im ſehr guten Taunus-Hotel zu Mittag aßen und unſer Gepäck getroſt erwarteten. Wir litten ſehr von der Mittagshitze, und ein wenig von Beſorgniß, denn die Möglichkeit, unſer Gepäck könnte verloren ſein oder wenigſtens nicht ſobald wieder aufgefunden werden, ſtand trübe genug vor uns. Das nächſte Dampfſchiff aber brachte gegen Abend all unſre Sachen richtig mit, und wir begaben uns ſofort zur Eiſenbahn, die dicht vor uns ihren Bahnhof hatte, und fuhren nach Höchſt, von da in 10 Minuten hieher nach Soden. Ich war ſchon vor Jahren hier; es hat ſich nicht viel verändert, außer daß einige neue Häuſer gebaut worden und die Pflanzungen gewachſen ſind. Mein ſchlimmer Huſten verlangt einige Ruhe, hier iſt der Ort ſie zu finden.

Außer der Stille weiß ich wenig hier zu rühmen; die Anlagen ſind artig, aber von keinem Umfang, von keiner Ausſicht. Die Geſellſchaft iſt null, und doch nicht ganz. Es finden ſich einige Berliner hier, ein Gerichtsrath, der Kaufmann G. mit Frau und Kindern, der Kaffeewirth Volpi. Ein paar Ruſſen und Engländer ſtehen in der Liſte.

Auf dem Dampfſchiffe redete mich Herr Juſtizrath Straß aus Berlin freundlichſt an; er ging nach Kreuznach.

Soden, den 6. Auguſt 1853.

Mein Huſten iſt ſehr arg, ich fange an morgensfrüh ein Glas des hieſigen Brunnens Nr. 3 zu trinken, der dem Keſſelbrunnen von Ems ähnlich iſt. Außerordentlicher Reichthum von Mineralquellen hier, einundzwanzig verſchiedene ſind hier ſchon entdeckt und in Gebrauch. Vor etwa zehn Jahren wurde

von Herrn von Bethmann hier ein Strich Landes für etwa 30,000 Gulden erkauft, der jetzt über 400,000 werth sein soll, das Kurhaus, die Anlagen und viele Quellen gehören dazu. Der Ort ist sehr still, die Gesellschaft wenig zahlreich und ganz ohne Zusammenhang. Frankfurter, die sich einander kennen, machen eine geringe Ausnahme. Das Französische ist noch nicht vorherrschend.

Herr Geh. Kabinetsrath Müller aus Weimar tritt mich an und erneuert die Bekanntschaft; ich hab' ihn in Kissingen gekannt, — und gemieden, und werde letzteres auch hier thun. Er erzählt mancherlei von Weimar, mehr als ich zu wissen verlange. Er legt seine knechtische Denkart vor mir aus, als könne er mir durch dergleichen gefallen, so wenig weiß er von mir. — Nachmittags macht er mich mit dem neuen nassauischen Polizeikommissarius Herrn Vogler bekannt, einem jungen Manne, der mir ganz wohl gefällt. Ich erzähle ihm, daß der jetzige Graf von Münch-Bellinghausen seine glänzende Laufbahn auch als Brunnenkommissarius in Töplitz begonnen hat, wo ich ihn als solchen gekannt habe im Jahre 1814. —

Politische Bemerkungen über die Kleinstaaten in Deutschland; die Revolution von 1848 hat sie auf den Tod verwundet, die Reaktion der Großmächte giebt ihnen den Rest. Sie werden allgemein als unnütz, schwach, verderblich erkannt. Die Enge der Verhältnisse wird immer sichtbarer und drückender. Nur die Fürsten, ihre Familien und ihr Hofgeschmeiß, haben einen Vortheil davon, daß dergleichen Kleinstaaterei fortdauert. Der nächste Sturm nimmt das alles hinweg.

Der König von Preußen ist in diesen Gegenden gründlich gehaßt, oder vielmehr noch schlimmer, als gehaßt. Man spricht von ihm in den allerärgsten Ausdrücken. Ueber die Rede zu Elbing wird aus vollem Halse gelacht, man nennt den König einen würdigen Genossen des Polizeikommissarius von Seltzer; „die beiden gehören zusammen, und Hinckeldey ist der

dritte". Jammer für einen Preußen, Land und Fürst und Volk so heruntergekommen zu sehen! Zwar dem Volke leben noch starke Sympathieen in Süddeutschland, der Preuße als solcher, der nicht Beamter ist, genießt eines bessern Rufes als vorher. —

Soden, Sonntag, den 7. August 1853.

Ludmilla hatte Herrn Schirges aus Frankfurt am Main hieher eingeladen, er kam Vormittags, wir empfingen ihn auf dem Bahnhof. Er aß mit uns zu Mittag, und fuhr erst gegen Abend wieder fort. Geistvoll und freisinnig, jetzt in Handels- und Gewerbssachen erfolgreich thätig. Er erzählt sehr anziehende Einzelheiten aus seinen neuen Verhältnissen.

Musik und Sonntagslärm bis tief in die Nacht.

Soden, den 8. August 1853.

Wir machten uns Morgens auf und fuhren um halb 9 Uhr nach Frankfurt, nicht viel über eine halbe Stunde und wir waren dort; eine kleine Spazierfahrt, bei gutem etwas kühlem Wetter.

Frankfurt ist mir eine der angenehmsten Städte, das Gemisch von Altbürgerlichem und Neureichem macht hier einen guten Eindruck; alles ist rein, unverfallen, tüchtig, der Gemeinnutzen ist überall sichtbar wie das Privatgedeihen. Das Leben ist hier sehr frei; das ungeheure Zu- und Durchströmen von Fremden, der von allen Seiten belebte Verkehr, macht die Polizeihände lahm, es ist unmöglich immer nach Paß oder Namen zu fragen.

Wir gingen vom Bahnhof durch das Gallusthor in die Stadt, und gleich nach dem Großen Hirschgraben, wo wir gleich das Goethehaus fanden; es führt jetzt auch eine In-

schrifttafel, daß Goethe hier geboren worden. Herr Georg Schirges hat in demselben zu gleicher Erde ein Hinterzimmer als Geschäftsort; wir sahen den bekannten kleinen Hof, den unser Rösel hübsch abgezeichnet hat. Dann führte uns Schirges in den Oberstock, wo Goethe's Mansard-Zimmer, auf den Hof hinaus und mit einer früherhin freieren Aussicht auf die Ebene von Höchst, mich ungemein anregte; es ist mit seiner Büste und seinem Oelbilde geschmückt, mit Lorbeerkränzen, Handschriften von ihm und seinen Freunden sind unter Glas eingerahmt. Sein Schreibepult und sein Waschtischchen sind noch vorhanden; der Eindruck dieser schlichten Möbel ist ganz rührend. Das ganze Haus ist fast noch in demselben Zustand, in welchem Goethe's Vater es zuletzt besaß; alte Schränke stehen noch aus derselben Zeit auf den Vorplätzen, die Treppen sind dieselben. Zwei Fräulein Rössing, jetzt Besitzerinnen des Hauses, weitläufige Verwandte Goethe's, setzen eine Ehre darein, dasselbe würdig zu erhalten. —

Das Standbild Goethe's in der Allee ist plump und geistlos, doch ist der Eindruck nicht ganz schlecht, und es ist immer eine Freude, daß es dasteht, Goethe's Erzbild, in Frankfurt!

Die Städel'sche Galerie ist eine vortreffliche Anstalt, gut eingerichtet, gut verwaltet, und sehr besucht, aus allen Klassen; eine Ehre des Stifters, eine Zierde der Stadt.

In Bethmann's Garten Dannecker's Ariadne; fleißige, schöne Arbeit, Sinn und Bedeutung aber sprechen sich nicht aus. Der Panther ist ein plumpes Thier, das sich nicht gut ausnimmt. —

Im Schwan zu Mittag gegessen; gleich darauf nach Soden abgefahren. Binnen anderthalb Stunden dort. Im Kurgarten Kaffee getrunken. Kein Kellner will hier Geld herausgeben, weder der schmale lange, noch der dicke, beide müssen erinnert werden.

Soden, den 9. August 1853.

Wir fuhren nach Homburg gegen 8 Uhr; es war nicht heiß, eher kühl, die Fahrt angenehm; schöne Blicke auf den Taunus. Vor 10 Uhr kamen wir an, traten ab im Englischen Hof. Wir besahen das Kurhaus, das durch zwei Flügel erweitert worden ist, einer bildet den Spielsaal, der andre den Speisesaal, beide sind schmal und lang, dem Zweck entsprechend, beide von geschmackvoller Pracht, von reicher, dem Auge wohlthuender Buntheit, sie ist nicht grell, nicht herausfordernd, und hier an ihrer Stelle. Ein Spielsaal ist doch wie eine freche Dirne, einer solchen gestattet man Schminke und Putz, sie soll und darf die Sinne reizen. Eine ehrwürdige Matrone enthält sich dessen, der Appollinariskirche steht übel an, was den Spielsaal schmückt. Auch die Terrasse nach dem Garten ist verschönert worden, man hat eine zweite niedrigere hinzugefügt, die Wege verbessert, die Blumen vermehrt; die Spaziergänge am Brunnen sind dreimal so breit als sie waren. Der Herr Gärtner schenkt uns schöne Blumen. Wir sehen dem Spiel eine Weile zu. Dieses Laster bringt solche Schöpfungen hervor. Mir ist dieser Zusammenhang ein Gräuel; ich wünsche die Brüder Blanc mit ihrem teuflischen Luxus zu allen Teufeln, ich bin beschämt ihn mitzugenießen!

Herrn Hamel besucht; Bildniß Sinclair's, Hoffnung zu Briefen desselben, die in Mainz liegen, bei dem Sohne des Hofraths Jung, der mit Sinclair und Hölderlin, früher auch mit Fichte befreundet war. Hamel war ein guter Demokrat, ist jetzt außer Amt, aber muthig und brav.

Von meinen früheren Hauswirthen ist niemand mehr hier! Der eine ist nach Rußland ausgewandert, der andre nach Amerika! — Auch Herr von Oechsner ist nicht hier, sondern grade jetzt in London. —

Wir saßen nach dem Essen im Kurgarten mitten unter der eleganten Welt, besonders Franzosen und Engländer,

alles im größten Pup, und hörten zwei Stunden lang gute Muſik. —

Nachher im Spielſaal, Geſpräch mit einem Croupier. Im Leſezimmer; die Rede des Königs in Elbing las ich hier, über die man ſo fürchterlich ſchimpft; in Frankfurt hieß es, nur ein Böſewicht, ein Narr, und ein Schwächling könne ſo ſprechen, es ſei die empörendſte Frechheit, daß dieſer Fürſt, grade dieſer, ſich dergleichen herausnehme, und die Drohungen ſtatt der Thaten ſeien gradezu lächerlich. Die Mißreden, wegen deren ein Berliner Tiſchlermeiſter in Hamburg verhaftet worden, ſollen ſich auch auf dieſe Rede bezogen haben. Einen ſchlimmen Eindruck macht ſie überall, ſie ſchadet dem Könige ungeheuer, auch politiſch, denn man ſieht nur Schwäche und Aerger darin. —

Nach 9 Uhr waren wir in Soden zurück.

In Homburg bei der großen Linde halbwegs zu den Brunnen, laſſen die Brüder Blanc nach warmen Quellen graben; man hat ſchon den Bohrer bis zu 1700 Fuß tief eingetrieben; fruchtlos bis jetzt. Wir beſahen das große Maſchinenwerk dieſes Bohrens.

Soden, den 10. Auguſt 1853.

„Deutſchland muß abgeſchäumt werden", die Ueberzeugung erneuerte ſich mir heute auf's allerſtärkſte und drückte ſich mir tief ein. Mannigfache Betrachtungen liefen alle auf dieſes eine Ergebniß hinaus. Was alles der Schaum iſt, giebt ſich genug zu erkennen, es iſt das Oberſte und Schlechteſte, verdeckt das Beſſere. Dieſer Luxus, dieſe Prachtliebe und Verſchwendung, dieſes allmählige Einrichten alles Lebens für die Reichen und Vornehmen — eigentlich genügt die eine dieſer Bezeichnungen, denn die Reichen werden bald vornehm, die Vornehmen leicht reich —, das alles muß aufhören, durch

gemein an Krieg. In den vornehmen Kreiſen iſt keine feſte Meinung, ſie wiſſen nicht, ob ſie auf die Griechen oder auf die Türken ſchimpfen ſollen, und thun abwechſelnd beides; im Munde der Dummen offenbart ſich ſchnell, woher der Wind zuletzt in ihre Ohren geblaſen. Im Volke iſt nur eine und dieſelbe Stimmung zu Gunſten der Griechen, aber matt und mit griechiſcher Deutſchthümelei gemiſcht. Die Griechen machen durch ihre Waffen ihrer Sache alle Ehre und die heilige Allianz fühlt ohne Zweifel einige Schamröthe, daß ohne ſie ſo viel geſchehen konnte. Leſen Sie beifolgendes Blatt und ſehen Sie daraus, wie weit noch unſere Preßfreiheit geht. Nimmer hätte ich den Wiederabdruck des Gedichts in dem Beobachter in Berlin für möglich gehalten! Es wird aber auch Verdruß genug geben und Adam Müller und Graf Zichy die Sache nicht ruhen laſſen.

Ich muß Ihnen noch Rede ſtehen wegen des mediziniſchen Auftrages! Mehrere Aerzte, die ich befragt, wiſſen durchaus nichts von einer Anwendung des Cajeputöls im Croup. Sie wiſſen auch keine andere Krankheit, in der man dieſes Mittel neuerlich mit auffallendem Erfolge gebraucht. Sie glauben, daß die Krankheit oder das Mittel im Namen verwechſelt worden. Herr Geheimerath Koreff iſt unter denen, die ich befragt. Blutegel und Queckſilber ſind noch immer die ſicherſten Mittel, die hier bekannt ſind, die Krankheit ſcheint etwas ſeltener geworden.

Es thut mir leid, Ihnen nichts Beſſeres melden zu können. Beharrt aber Herr Kremnitz auf ſeiner Behauptung, ſo laſſen Sie mich, zum Behufe neuer Erkundigung, den Namen ſeines hieſigen Arztes wiſſen.

Meine Frau grüßt von ganzem Herzen und ſchreibt vielleicht ſelbſt ein Wort.

neue Staatseinrichtungen aufhören, denn wie die alten das Uebel sind, so müssen die neuen das Heilmittel sein. Der alte Bonaparte gründete seine Herrschaft auf die schlechtesten Triebfedern der Menschen, Habsucht und Eitelkeit, Vortheile des äußern Lebens, und zerstörte damit alle edlern Grundlagen, er rechnete auf Unsittlichkeit und Verderbniß, er rief sie hervor; dafür erntete er auch was er gesäet, wie verriethen ihn seine Großen, sein Senat! Unsre heutigen Fürsten machen es alle wie er, sie hängen nur mit dem Schlechten zusammen, mit der Eitelkeit, den irdischen Vortheilen, den weltlichen Gaukeleien. Es wird ihnen auch einst darnach gehen! Deutschland muß abgeschäumt werden. Deutschland? Europa! —

Heute früh schrieb ich. Dann kam Ludmilla. Spaziergang. — Nachmittags im Kurgarten preußische Militairmusik aus Mainz, mittelmäßig.

Fräulein von * aus Bieberich, eine starke Kokette, ziemlich trotzig, beinahe frech, ein Ding ohne Sinn und Gedanken, gehört zu der Schaar der Dienerinnen im Faust, die in Nichts vergehen. — Die Frankfurterinnen, sonst eine so ausgezeichnete Frauenart, verschlimmern sich ungemein, sie gehen zurück an Bildung und sehr stark vorwärts in nichtiger Eitelkeit und Hoffahrt. Unter Hunderten hier und in Homburg gefiel mir keine einzige. Kaufmannsfrauen, die nur reich sind, eine schlechte Sorte! sie kommt gleich nach der unsrer Offiziersfrauen, die nur das sind! —

Wiesbaden, den 11. August 1853.

Um 8 Uhr von Soden abgefahren, vor 10 Uhr hier in Wiesbaden. Prachtvoller Eindruck dieser sonderbaren, auf allen ihren umliegenden Anhöhen von glänzenden Villen gekrönten Stadt. Gärten, Spaziergänge, Blumen, in reichster

Fülle, in geschmackvollster Anordnung. Hauptsächlich Badestadt, mit Wirthshäusern, Kaufläden, alles auf die Fremden berechnet, deren viele sich hier ansässig machen; dann ein wenig Hof- und Residenzstadt, der widrigste, schlechteste Theil der ganzen Erscheinung; endlich ist noch etwas Bürgerstadt übrig, auf den geringsten Stand herabgedrängt. Seit der Zeit, daß ich nicht hier war, ist viel gebaut worden, die Anlagen dehnen sich weiter aus, im Ganzen ist es noch derselbe Anblick. — Ich wollte im Nassau'schen Hof einkehren, fand aber keinen Platz, wurde zu dem alten Alleesaal hingewiesen, wo keine Gastwirthschaft mehr ist, aber Zimmer vermiethet werden, wir bekamen zwei, wo ich schon früher gewohnt, recht gut.

Im Kurhaus hatte Herr Duensing, früher Wirth im Alleesaal, die Gastwirthschaft übernommen; ich erneuerte die Bekanntschaft, er war die Freundlichkeit selbst, wies uns sehr gute Plätze an seiner Mittagstafel an, die sehr zahlreich und von eleganten Leuten besetzt war, und wir aßen sehr gut. Nach dem Essen geruht. Dann wieder auf den Kurplatz. Anlagen; reiche Kaufläden unter den schönen Säulengängen. Ludmilla sehr bezaubert von allem, sehr vergnügt, was mir die größte Freude machte. Wirklich ist alles sehr schön, die Spaziergänge, die Ansichten, die Bäume und Blumen, der Teich mit seinen Schwänen, der ganze Zusammenhang.

Unter den Säulen geriethen wir an einen Brillenhändler, einen Juden, der sich meiner durchaus bemächtigen wollte. Ich mußte eine neue Art Brille versuchen, von blauem Glas, das aber alles weiß erscheinen ließ. Er versicherte mich, meine Gläser seien zu scharf, er werde mir einfache geben, durch die ich eben so gut sehen werde; meine Augen seien ungleich, behauptete er, ließ dies aber, als ich es verneinte, gleich wieder fallen. Während ein andrer Kunde ihn beschäftigte, mußte sein Sohn meine Behandlung fortsetzen. Brillen über Brillen, eine besser als die andre! Ich wollte durchaus keine, aber

immer andre wurden hervorgeholt, die meine getadelt, von dem Alten mit seinen Händen wie absichtlich getrübt, während er die seinen unaufhörlich klar wischte. „Sie sind doch nur durch Zufall an mich gekommen“, sagte er unter andern, „aber Sie werden sehen, daß ich ein Augenkenner bin, Sie werden mich preisen als einen Engel, der ich geworden bin für Ihre Augen!“ Als Ludmilla herzutrat, wiederholte er dies: „Bin ich doch ein Engel geworden, für die Augen von Ihrem Mann!“ Das ergötzte uns nicht wenig! „Mit wem hab' ich die Ehre? Sind Sie nicht aus Mainz? Hab' ich doch die Preismedaille vom König von Preußen bekommen! Ich sag' Ihnen, thun Sie was für Ihre Augen!“ Und solche Redensarten mehr. Es war lästig, aber noch weit mehr komisch. —

Nach 4 Uhr Konzert der österreichischen Militairmusik aus Mainz. Mittelmäßig. Der Kurplatz gefüllt mit Menschen. Prächtige, geschmackvolle Anzüge; besonders Engländerinnen sehr zahlreich. — Wir gingen noch eine gute Weile spazieren, gegen Dietenmühle hin, dann nach Hause. Musik im Hause mit schönem mehrstimmigen Gesang.

Wiesbaden, den 12. August 1853.

Geschrieben. Das Wetter kühl und angenehm. Ludmilla ging allein nach Dietenmühle und Sonnenburg, sie kam sehr befriedigt zurück. Später gingen wir zusammen in den Kurgarten, wo es immer schön und frisch ist, dann zum Essen im Kurhaus. — Nachdem wir nachher noch etwas umhergestrichen, bekamen wir schnell einen Wagen, um nach der Platte zu fahren. Schöner Weg, anfangs sehr heiß, dann kühler im Schatten der Wolken oder Bäume, erst ächte Kastanienbäume, Nußbäume, dann Eichen. Oben herrliche Aussicht, Rheinlauf, Mainz, Darmstadt ꝛc. Das Land liegt bis dreißig, vierzig Stunden weit den Augen offen. Hübscher und artiger nassaui-

ſcher Offizier, der eine halbe naſſauiſche Batterie — wir ſahen ſie im Walde ziehen — hatte exerzieren laſſen, und ſich nun oben ausruhte. Förſter. Fremde. Kaffee getrunken. Die Andern ſtiegen im Jagdſchloß auf Altan und Dach, ſahen durch Fernrohre. Ich blieb unten, beſah abwechſelnd die weite Gegend und die nahen Blumen, Kräuter, Sträuche; herrliches Haberfeld mit reifen Körnern, Digitalis purpurea, Lavendel ꝛc. Ich rief den Namen Rahel weit hinaus in die ſtummen Lüfte. —

Schöne und raſche Hinunterfahrt. Mauſoleum der verſtorbenen Herzogin, Tochter der Großfürſtin Helene; vergoldete Kuppel mit vier kleinern umgeben, nach ruſſiſcher Art, von großer Wirkung. —

In den Säulengängen, auf dem Kurplatz. Wir ſaßen lange, im Genuß der Anſicht, der guten Luft. Viele gebrechliche Leute, auch ziemlich viel elegante. Vornehme Engländer, theetrinkend, in allem frechen Stolz daſitzend. Viele Franzoſen. — Im großen Saal ein Konzert, das man draußen mitanhört.

Wiesbaden, Sonnabend, den 13. Auguſt 1853.

Geſchrieben. Gegen 12 Uhr mit Ludmilla in den Kurgarten, dann beim Spiel. Ein hübſcher junger Franzoſe, von feinem, artigen Benehmen, verlor faſt immer, und erweckte unſre Theilnahme um ſo mehr, als er dabei ſtets gleichmüthig und faſt heiter ausſah. Ein andrer Spieler, der mich an viele preußiſche Offiziere erinnerte, und gewiß einer war oder es doch ſonſt geweſen, ertrug ſein Unglück ungebärdig, ſtieß Worte der Erbitterung, der Anklage aus, ſprang auf, ſetzte ſich wieder, nahm fremde Leute zu Zeugen, wie das Schickſal ihn verfolge ꝛc. „Nein, ſolches Spiel hab' ich in meinem Leben noch nicht geſehen! Auf ſechzehnmal immer gefehlt! Das iſt nicht

auszuhalten. Auch das noch! Iſt es möglich, dergleichen nur zu denken!“ Solche Redensarten in Menge kamen vor. Die Bank und die Mitſpieler kümmerten ſich gar nicht um ihn, gingen ihren Weg ruhig weiter. Er verlor anſehnlich, und mit der ſchlechteſten Art; man ſah, er hatte das Geld nöthig.

Gutes Mittageſſen im Kurſaal. Eine uns gegenüber ſitzende Dame wollte mit uns Geſpräch anfangen, ich entzog mich; der Engländer fiel mir ein, der von einem Mitgaſt angeredet den Kellner herbeirief, und ihm laut den Auftrag gab: „Waiter, say to that gentleman that I wont speak with him.“ Nachahmenswürdig. Nichts Widrigeres als Wirthstafelgeſpräche.

Etwas Ruhe nach dem Eſſen, dann in den Kurgarten zum Kaffee. Den Herrn ꝛc. Müller aus Weimar abgeſchnitten. Herr Dr. Spiker ruft mich an und ſetzt ſich zu uns. Recht gute Unterhaltung mit ihm, kenntnißvoll, artig, munter, nur ſehr gealtert. Herr Major Bleſſon aus Berlin grüßt mich im Vorübergehen; das kann er bleiben laſſen! Herr Levy, jetzt Antiquar und Kunſthändler hier, führt ſeine Frau zu uns heran. — Fiſche füttern, zum großen Ergötzen Spiker's.

Wir geben zum Schauſpielhauſe, nehmen Billette zu morgen; Spiker ebenfalls. — In den Säulengängen hält mich wieder der Brillenverkäufer an, ich ſoll doch ja von ihm eine neue Brille kaufen, ich werde ſagen, Gott habe mich zu ihm geſchickt, daß er ein Engel für mich werde! An ſeinen Brillen rühmt er beſonders, daß die Einfaſſung reines Silber ſei. Er heißt Kriegsmann, und hat wirklich gute optiſche Sachen.

Dem Spiel wieder zugeſehen. Der artige Franzoſe verliert alles; er ſpricht davon mit Ludmilla, ſeinen Verluſt lächelnd beſeufzend, er hatte 300 Louisd'or in Homburg gerettet um ſie hier zu verſpielen. Ich ſage ihm: „Vous faites bonne mine à mauvais jeu, je vous en félicite.“

Spiker ſprach äußerſt mißfällig von der Rede des Königs

in Elbing, von der Lächerlichkeit der Drohung, die man ſchon kenne, erinnert an das „Keine Macht der Erde“ und andren ſolchen Schwulſt. Und wenn denn wirklich das Uebel ſo groß iſt, und ſeine Macht ſo groß, warum hat er es jahrelang geduldet, duldet es noch? Iſt das gewiſſenhaft? — Der Bürgermeiſter von Elbing iſt übrigens durch einen Miniſterbefehl ſchon abgeſetzt.

Von Koreff ſprach Spiker mit großer Achtung, und pries ſogar die Mittheilungen, die derſelbe ihm 1818 für ſeine Zeitung gemacht; ſie ſeien wichtig und ſehr zuverläſſig geweſen, doch habe er ſie nicht alle können drucken laſſen. Von Koreff hör' ich gern Gutes. —

Wiesbaden, Sonntag, den 14. Auguſt 1853.

Der Himmel iſt etwas bedeckt, die Sonne oft verhüllt, der Tag dadurch nur um ſo angenehmer. Nachmittags droht Regen, aber es bleibt beim Drohen. Ich ſchrieb Vormittags, Ludmilla ging in das Nerothal und beſah die ruſſiſche Grabkapelle. Dann im Kurgarten, im Spielſaal, darauf Beſuch bei Madame Levy, die uns ſehr artig und erfreut aufnahm, mit herzlicher Beiferung von Charlotte Wynn ſprach, und deren Geiſt und Gemüth auf's höchſte pries. Eine polniſche Gräfin, aus Galizien, kam dazu, und betheiligte ſich lebhaft an dem Geſpräch, das nun großentheils franzöſiſch geführt wurde; ſie hat einiges polniſch und franzöſiſch geſchrieben, Kinderſchriften, polniſche Gedichte ꝛc., ſpricht haſtig, faſt ungeſtüm, und freut ſich eines Deutſchen, der ihr zuruft: „Noch iſt Polen nicht verloren!“ Leider hat der Deutſche jetzt von ſeinem Lande auch nicht viel andern Troſt mehr zu ſagen! —

Große Mittagstafel im großen Kurſaal. Gutes Eſſen, obgleich Herr * es abſcheulich findet, alle Gaſthäuſer durchprobirt hat, und nur im Naſſauer Hof mit Genuß und An-

ſtand ſpeiſen kann! Wenn ſolcher peinlicher Hochgeſchmack ſich bei verwöhnten Vornehmen und Diplomaten zeigt, ſo macht es wohl den Eindruck von komiſcher Dialektik, bei einem aus tiefſter Dürftigkeit hervorgegangenen Fabrikanten aber — ich habe des Herrn * Eltern gekannt — wird es ganz und gar widrig, ſei es nun Eitelkeit oder wirklich Wohlſchmeckerei. Vortreffliche Organiſation der Bedienung, der Oberkellner befehligt zehn bis fünfzehn Kellner wie ein Feldherr ſeine Truppen, und alles geht wie am Schnürchen; bei faſt 150 Gäſten. —

Nachmittags längere Zeit im Kurgarten, der von Menſchen ganz überfüllt iſt. Dr. Spiker trinkt mit uns Kaffee; mancherlei gute Geſpräche. Ich bekomme die Nachricht, der Graf von Kleiſt-Loß ſitze mit zwei Damen im Garten. Ich gehe hin, er ſteht auf und tritt mir freundlich entgegen; nach einigen gewechſelten Worten ſagt er: „Erlauben Sie, daß ich Sie vorſtelle!“ — Die Vorſtellung geſchah, und die jüngere, ſchöne und angenehme Dame begann alsbald in ſehr geläufigem und gutem Deutſch unſre Sprache und Litteratur zu rühmen. Ich klagte, daß den Damen zwar mein Name, nicht aber der ihre mir genannt worden. Kleiſt nannte ſie nun, Lady Jerſey und ihre Tochter, höchſte engliſche Ariſtokratie! Die andre Tochter hat den Sohn des Fürſten Paul Eſterhazy geheirathet. Lady Jerſey ſprach nun mit mir franzöſiſch, die Tochter bald dies bald deutſch, über mancherlei Gegenſtände, freundlich, angenehm, ſcherzhaft. Kleiſt war offenbar froh, daß alles ſo leicht und gut ablief, er hatte ſich ſehr verlegen gefühlt; er bewegt ſich nicht frei in der großen Welt, ſie imponirt ihm viel zu ſehr. Er hat die Damen hieherbegleitet, und will ſelbſt wieder fort; mit General von Pfuel war er in Aachen zuſammen. Er ſieht ganz verbrannt aus; von der früheren Schönheit – er hieß der ſchöne Kleiſt — iſt keine Spur mehr übrig. —

Die Fiſche gefüttert. Umhergegangen. Nach 6 Uhr in's Theater, wo Richard Wagner's Oper „Lohengrin“ gegeben wurde. Spiker mit uns. Artiges Haus, vortreffliche Sperrſitze, die man in Berlin nachahmen ſollte! — Ich hielt von Anfang, halb 7, bis zu Ende, nach 10 Uhr, tapfer aus. Das Sonderbare, Ungewöhnliche dieſer Muſik fiel ſogar mir auf, der ich kein Kenner bin, ich fühlte auch deren ganze Macht; das Ganze iſt ein großes Werk von hohem Stil, edel, rührend, ergreifend. In dem Unſinn der romantiſchen Fabel liegt reicher, tiefer Sinn, das Gedicht hat an ſich poetiſches Verdienſt. Spiker verfolgte die Muſik im Einzelnen genau, war oft unzufrieden, dann wieder fortgeriſſen, verſagte zuletzt dem Ganzen nicht das Lob, ein ausgezeichnetes, bedeutendes Werk zu ſein. Leider iſt es zu lang, man hält die Spannung nicht aus. In Betreff der Sonderbarkeiten dieſer Muſik habe ich zu bemerken, daß ich grade vor 50 Jahren genau denſelben Tadel, der jetzt gegen Richard Wagner ausgeſprochen wird, gegen Beethoven gehört habe; bei dieſem ſind ſie nun als höchſte Vortrefflichkeiten anerkannt; ob die Wagner'ſchen ſolche ſind, denen ein gleiches Loos zu weiſſagen iſt, kann ich freilich nicht ſagen.

Spiker behauptet, daß man in Berlin mit den vorhandenen Theaterkräften den „Lohengrin“ auch nur ſo, wie in Wiesbaden, nicht aufführen könne. Ueberhaupt erklärt er unſer Theater für ganz heruntergekommen, den Intendanten von Hülſen für den roheſten, unwiſſendſten, den wir noch je gehabt. Ein gewiſſer Berliner Dünkel möchte aber alles in Berlin für vortrefflichſt halten! —

Wiesbaden, Montag, den 15. Auguſt 1853.

Ausgegangen, zur Poſt, zu Madame Levy, zum Regierungsrath Seebode, der an der Spitze der hieſigen Bibliothek

ſteht. Er ſagt mir große Schmeicheleien, will mir ſeine guten Grundſätze zeigen, und iſt ſehr verwundert von mir die freiſten Urtheile zu hören, in die er ſich doch ergiebt. — Dr. Spiker, den ich dort zu treffen hoffte, kam nach einer Stunde, und ich ließ die beiden Herren Bibliothekare zuſammen allein. Seebode ſagte mir, daß ihm die Vorträge über Geſchichte immer ſchwer auf's Herz fielen, wegen der Unſicherheit der Thatſachen, ihres Zuſammenhanges, ihrer Triebfedern, ungefähr daſſelbe was Fürſt von Metternich mir einſt ſchrieb; alles ganz richtig, was dieſe Herren einwenden, allein alles Menſchliche iſt ſo geſtellt, und doch geht das Leben unter Zweifeln und Unſicherheiten, unter Wahn und Irrthum ſtets ſicher weiter, und auch eine ziemlich wahre und klare Geſchichte daraus glücklich genug hervor; auf die Leute, die ſie ſchreiben, kommt freilich viel an.

Graf von Kleiſt-Loß beſuchte mich, und hatte mir viel zu erzählen; Nachrichten aus Paris, aus Brüſſel, und aus St. Petersburg, die er hatte, ließen ihn an keine Beilegung der jetzigen orientaliſchen Kriſis glauben. Auch von zu Hauſe wußte er vielerlei. Ein namhafter, jetzt aber etwas zurückgeſetzter hoher Beamter, der in Polizeibeobachtungen ſehr erfahren iſt, hat ihn verſichert, es ſei wieder alles auf dem Punkte, wo es vor dem Ausbruche von 1848 war, dieſelbe Unzufriedenheit, dieſelbe Verachtung der Regierung, dieſelbe Empörungsluſt, auf der einen Seite, auf der andern dieſelbe Rathloſigkeit, Schwäche, Feigheit. Kleiſt ſagte mir noch, wie der König nach Putbus gereiſt ſei: im vorderſten Wagen der Polizeipräſident Hinckeldey, der Königliche Wagen von Konſtablern außer Uniform begleitet und bewacht, zuletzt wieder ein hoher Polizeibeamter; der vorige König, meinte er, würde es nie für möglich gehalten haben, daß ſein Nachfolger ſo werde reiſen müſſen! —

Koblenz, den 16. Auguſt 1853.

Abfahrt von Wiesbaden nach Biberich, wo wir den Schloßpark beſehen und die Werkſtatt des Bildhauers Hopfgarten beſuchen, die dort eingerichtet iſt. Er kennt mich von Berlin her, zeigt mir alle ſeine Arbeiten und Entwürfe, ſpricht mit Feuer und Klugheit. Wie er merkte, daß der Boden ſicher ſei, klagte er bitter über unſre Kunſtwirthſchaft in Berlin, über die Unſtätigkeit des Königs, den Neid Rauch's, die Unwiſſenheit des Herrn von Olfers, lobte dagegen ſeinen Herzog, der mit ſeinen ſchwächern Mitteln ſehr Großes leiſte für Kunſt und Wiſſenſchaft. Die liegende lebensgroße Geſtalt der Großfürſtin, für die griechiſche Grabkapelle bei Wiesbaden beſtimmt, iſt ſehr ſchön, doch muß ich der Rauch'ſchen Königin Luiſe in Charlottenburg den Vorzug geben: der Sarkophag iſt aber ſchöner als der Rauch'ſche. Ein koloſſaler Chriſtus mit den vier Evangeliſten. Eine 30 Fuß hohe Lorelei, die der Herzog auf den Felſen will ſetzen laſſen. Hopfgarten arbeitet für katholiſche, proteſtantiſche und griechiſche Kirchen; er that ſich was darauf zu gut, daß er ſich des Kreuzes möglichſt enthalte, des Marterholzes, wie Goethe es nannte. Wir kamen auf die Großfürſtin Helene von Rußland zu ſprechen; Hopfgarten kennt ſie recht viel, widerſpricht aber ſehr dem Lobe, das ich ihr ertheile. — — — Er läugnet, daß ſie dem Kaiſer je Trotz biete, im Gegentheil ſie lenke ihn und ſeine ganze Politik. Dann lenkt ſie ſchlecht! Sie mag ſich mit den Jahren ſehr verändert haben.

Auf dem Dampfſchiffe fanden wir Gerelt's aus Berlin wieder, eine hannöverſche Geſellſchaft, in der artige Damen und ein humoriſtiſcher Herr, deren Geſpräche mich unterhielten. An der Lurlei — dies der richtige Name, der Lauerfels — ſchoß man wie gewöhnlich mit Böllern um den vielfachen Widerhall zu hören, der erſte Schuß geſchah dicht hinter mir und gab einen ſolchen Schlag, daß ich im Ohr heftigen

Leben Sie wohl und zürnen Sie nicht wegen meiner Verſäumniß des letzten Kouriertages.

Mit treueſter Geſinnung verharrend

Ihr

K. A. V. v. E.

Wenn auch der ehrwürdige Einſiedler der verſprochenen Einzelblicke vergißt, ſo will doch ich ihrer gedenken. Ich thue es hiemit.

71.

Rahel an Oelsner.

Berlin, den 30. November 1821.

Schlagsregen, ſchwimmende Straßen, grauer, agitirter Himmel.

Ich ärger als alles dies! mir zittern die Beine; erfuhr ich, im auf- und abgehen, womit ich mich von Nervenreiz und glühendem Geſicht in meiner Schwäche erholen wollte! C'est fini! Ich will kein Leſer ſein, ich will auch ein Schreiber werden. In dieſem Zeitpunkt geht's nicht anders! Ich ſoll alles leſen, die Andern wollen alle ſchreiben. Ich erliege. Hab' ich nicht ſo eben mit dem beſten Vorſatz, Ihnen ein paar Worte zu ſchreiben, ein ellenlanges, weitläufiges, unnützes, ſchöngeſchriebenes Memoire leſen müſſen, auf hohen langen Bogen, Manuſkript! — langt mir nicht eben Varnhagen — mit dem Ermahnen, Ihnen zu ſchreiben, mit der Frage, ob es fertig iſt — wieder ein geſchriebenes Gedicht: „Klagelied der Mutter Gottes", von Friedrich Schlegel, ſechsunddreißig Seiten lang! Alles ſoll man leſen, alles

Schmerz fühlte und eine Weile taub war. Andern ging es eben ſo, man muß das Stück überladen haben. Noch am andern Tag hatte ich Ohrenſauſen davon, das erſt nach und nach ſich verlor.

Mittageſſen in Koblenz, im Rheinberg, wo ich früher das Erdbeben erlebte. Nachher Fahrt nach Laubach. Dann nach Stolzenfels. Hinaufgeritten auf Eſeln. Alles genau beſehen. Die Ausſicht überall das Beſte. Das Techniſche überall vortrefflich, in ſeiner Art als Einzelnes von guter Wirkung. Das Ganze eine reiche, koſtbare Rumpelkammer, ein Gemiſch von Kinderei, Spielwerk und ernſtgemeinter Fürſtlichkeit, die größten Anſprüche auf Pracht und Macht in kleinſtem Format, in drückendſter Enge. Ein Unſinn, dergleichen zu bauen, ein Unſinn, hier als König zu wohnen. Der ganze Karakter giebt ſich hier zu erkennen. Der Steinmetz, Eiſenarbeiter, Maurer, Mahler, Gärtner, alle haben ihr Beſtes hier gethan, für einen kindiſchen Einfall, der mit Hunderttauſenden bezahlt worden! Wir erlangten auch Zutritt zu der ſonſt nicht geöffneten Kapelle, wo Herr Däger ſchöne Fresken mahlt. Auch hier iſt alles kleinlich, eng und koſtbar; das Wendeltreppchen, durch das der König in ſein Lögechen kriechen muß, läßt ſeinen dicken Bauch vielleicht nicht durch! Herr Däger konnte uns die frohe Nachricht mittheilen, daß Wilhelm von Schadow's Augen glücklich operirt worden, nicht in Köln, ſondern in Berlin. — Schöne Rückfahrt. —

Gang über die Brücke nach Thal Ehrenbreitſtein, in den Gaſthof zum Weißen Roß, in den Garten deſſelben. Der artige naſſauiſche Offizier, den wir auf der Platte geſprochen, redet uns auch hier unvermuthet an, er iſt ungemein freundlich und dienſtfertig; ſein Name iſt Lieutenant Thaut. — Es wird ſpät, es dunkelt, wir fahren nach Koblenz heim, wo wir im Genuß der herrlichſten Ausſicht auf dem blumengeſchmückten Balkon noch lange wach bleiben. —

Koblenz, Mittwoch, den 17. Auguſt 1853.

Der Tag begann mit Regen, klärte ſich aber ſo weit auf, daß wir unter drohenden düſtern Wolken die Fahrt nach Ems antraten. — Man fährt jetzt nicht mehr über den Berg, ſondern immer längs der Lahn; eine neue Straße hat den Weg abgekürzt. Schönes Thal, mächtige Felſen, Weinberge, Eiſenhütten.

In Ems zu Mittag gegeſſen im Engliſchen Hof. Ein Kuckuk im Käfig, ein zahmer Haſe, eine allerliebſte ganz junge aber gar nicht zahme kleine Füchſin. — Auch hier viel neue Bauten. — Fahrt nach Naſſau, ſehr ſchön. Beſuch in Stein's Garten, ſeinen Thurm beſtiegen; mehr als je die Geringheit dieſes Denkmals empfunden, alles plump und doch klein, ohne Sinn und Geſchmack! er wußte nicht was er wollte, meinte was zu machen, ohne einen leitenden Gedanken. Erbärmlich! — Die Gräfin von Giech und die Gräfin von Kielmannsegge, ſeine Töchter, waren zu Hauſe, mir fiel nicht ein ſie ſehen zu wollen.

Ludmilla ritt zur Burg Naſſau hinauf. Die Trümmer der Burg Stein ſind ſeit einigen Jahren noch weit mehr zerfallen. Auch Stein's Haus und Garten nicht ſehr angenehm, alles hat etwas Düſtres, Ungeſchicktes. Sein Kammerdiener Pfad noch in Ems ein Wirth. —

Die Rückfahrt ſchön, nur der Wind zu heftig. — Im Rheinberg tranken wir Thee, genoſſen der ſchönen Ausſicht. Dampfſchiffe, die Muſikanten zurückbrachten.

In Ems ſahen wir den Berliner Arzt Herrn Dr. Braun und Frau, beim Wegfahren Herr Dr. Michael Sachs.

Frankfurt am Main, Donnerstag den 18. Auguſt 1853.

Morgens beſahen wir in Koblenz die Kaſtorkirche, die Moſelbrücke, ſahen von außen die Pfarrkirche, die evangeliſche

Kirche, die Jesuiterkirche, und im Geben durch die Stadt fiel mir plötzlich ein, anstatt den Rhein hinabzufahren, lieber noch einmal aufwärts zu schiffen, und über Frankfurt und Thüringen zurückzukehren. Meine Reisegenossen sehr erfreut. Mit Noth gelangten wir noch auf das Dampfschiff, das um 9 Uhr nach Mainz abfuhr. — Kammergerichtsrath Striedhorst aus Berlin, geborner Westphale, erzählt mir das heldenmüthige Benehmen eines reichen Schleichhändlers Namens Klöpper in Rheine, der von den Franzosen zur Guillotine verurtheilt war, und schon hingerichtet werden sollte, aber seine Genossen nicht verrieth, die nachher aber, als seine Tochter ihn durch Strickleitern aus dem Gefängniß befreit hatte, sehr unredlich an ihm handelten. Widrige Engländerinnen, kleine Mädchen voll Trotz und Schroffheit, etwas Ruthe würde ein Schönheitsmittel für die Fratzen sein! —

Wir landeten bei Kastell, sprachen im Taunus-Hotel ein. Prächtige Lage von Mainz. Mit dem Bahnzuge nach Frankfurt am Main. Im Schwan die schönen Zimmer Nr. 7 und 8; in ersterem sah ich mit Rahel, die es bewohnte, zum erstenmale den Dr. Börne, den Mlle. Gever uns zugeschickt hatte, und der zum Mittagsessen bei uns blieb. Damals war er noch nicht so hartbörig und noch frei von den Abgeschmacktheiten, von denen seine guten Eigenschaften mehr und mehr unterdrückt oder beschädigt wurden: er meinte damals — im Jahre 1819, als ich von Karlsruhe abgerufen nach Berlin reiste — mit mir, Oelsner und Lindner vereinigt eine politische Zeitschrift herauszugeben, von der aber nach Bekanntwerdung der schändlichen Karlsbader Beschlüsse nicht mehr die Rede sein konnte. —

Wir gingen Abends noch aus, und besahen uns die Mainlust, ein großes am Main gelegenes Wirthshaus, aber mit den am Rhein gelegenen nicht zu vergleichen! —

Der ganze Eindruck von Frankfurt am Main ist mir aber-

mals ein höchst freundlicher und tief schmerzlicher. Ich liebe die Stadt, aber den Aufenthalt in ihr kann ich kaum ertragen. Ich möchte das vorige Leben mit Gewalt wieder heraufrufen, ich kann mich nicht darein finden, daß alle die Personen, die mir lieb und theuer waren, die ich so gut kannte, dahin sein sollen, fehlen sollen! Ich empfinde die Qualen des Epimenides in vollen Maßen. Was ist das Leben ohne seine Genossen, seine Zeugen? Goethe's herrliche Stanzen vor der spätern Ausgabe des Faust, wie lebendig schmerzhaft und edel drücken sie diese Gefühle aus! —

Frankfurt am Main. Freitag den 19. August 1853.

Wir besahen den Römer, den Kaisersaal mit den zum Theil recht schlechten Abbildungen der Kaiser, unter denen lächerlicherweise nun auch das Bild des Reichsverwesers hängt, des verrätherischen Erzherzogs Johann, den Wahlsaal u. s. w. Ich hatte schon früher alles das gesehen, die Goldne Bulle ꝛc. — Von da in die Paulskirche, die wieder zum Gottesdienst eingerichtet ist; man zeigte uns noch genau die Plätze, wo Uhland, Vogt, Blum gesessen, und man schien der Voraussagung, daß die Zeit des Deutschen Parlaments unzweifelhaft wiederkehren werde, mit Freudigkeit zuzuhören. Dann zur Bibliothek, in der glühenden Sonne mit großer Anstrengung, und mit Wehmuth über die vergangene Zeit, wo hier an der schönen Aussicht, so liebe Bekannte wohnten. Goethe's Marmorbild, von Marchesi, sitzende Figur, in der Vorhalle unten aufgestellt, von guter Wirkung, ein schönes Denkmal. Der Oberbibliothekar Dr. Böhmer war nicht da, wir fanden aber seinen Kollegen Herrn Dr. Hanelsen, der uns herumführte und alles zeigte, mit so geistreichen, durch bloß thatsächliche Angaben so glücklich ironisirenden Bemerkungen, daß es ein Vergnügen war ihm zuzuhören; dabei so vorurtheilslos, so gutgesinnt, daß ich

ihn ganz liebgewann. Er sprach ganz harmlos die kühnsten Sachen über die katholische Sache, über die Fürsten, die Regierungen im Allgemeinen, die Gelehrten. Auch er glaubt an die Wiederkunft der deutschen Freiheit, die dann aber mit mehr Eisen und Feuer auftreten werde als 1848, auch er hielt die Ueberzeugung fest, daß nichts geändert sei durch die Reaktion, auch er meinte, daß die katholische Kirche keine Grundfesten mehr habe, daß ein Hauch ihren jetzigen scheinbar so mächtigen Einfluß verwehen werde; es ist mit ihr wie mit Rußland, die Macht besteht in der Furcht der Andern. — Der wackre Mann hat nicht einmal gefragt, wer ich sei. — Ich verließ ihn sehr ungern. Merkwürdig war mir, daß er nichts auf Ranke hielt, er rechnet ihn zu den oberflächlichen Schöngeistern.

Wir wollten durch die Judengasse gehen. Sie hat ihren früheren Eindruck völlig verloren, die Juden wohnen in allen Straßen, in der Judengasse schon Christen; das Gedränge, der Schmutz, die Schauerlichkeit von ehmals sind nicht mehr zu finden. Das Haus, wo Rothschild geboren worden und seine alte Mutter bis zuletzt lebte, wird gezeigt; das Haus, wo Börne geboren worden, ist durch eine Gedenktafel ausgezeichnet; die Juden nennen ihn ihren Börne, und stellen seine Verehrung neben die Goethe's. Uns gesellte sich ein junger Mann, den unser Antheil an den Judensachen freute, er zeigte uns die neue Synagoge und erklärte alles, es war Herr Alexander aus Straßburg, Neffe des Bibliothekeninhabers und Bauchredners Alexander. — Wir aßen an der wohlbedienten und zahlreich besetzten Wirthstafel. Mich übernahm ein umgekehrtes Heimweh, eine unwiderstehliche Bleibensscheu, ich wußte diesem Boden durchaus keinen Lebensreiz mehr abzugewinnen, und beschleunigte die Abreise. — Um 4 Uhr waren wir auf dem Bahnhof. Unzuverlässigkeit der gewöhnlichen, sogar amtlichen Angaben über die Zeiten und Umstände bei den Eisenbahnfahrten; eine Viertelstunde vor der Abfahrt z. B. nimmt

man bei gewiſſen Zügen wohl noch die Perſonen, aber nicht das Gepäck an, während das gezahlte Geld für die Perſon dieſe zur Abreiſe nöthigt. Doch auch dies fanden wir hier zum erſtenmale löblich geändert, das Billet gilt auf fünf auf einander folgende Fahrten; bei uns, wenn dies verlangt, gewünſcht wurde, waren die ſteifen Beamten gleich bereit, mit wichtiger Miene dies als unmöglich zu erhärten! Dummes Pedantenvolk, aus ſeiner Dummheit macht es eine Nothwendigkeit! Was haben wir davon nicht ſchon gelitten! —

Wir hatten gehofft, in der erſten Klaſſe allein zu bleiben, allein es kam ein ſtummer Herr, dann noch ein Engländer mit ſeiner artigen feinen Gattin; dieſe ſah wohlwollend und freundlich aus, ein deutſches Buch zeigte, daß ſie deutſch konnte, allein es knüpfte ſich nichts an, bis ſie zuletzt eine Frage an uns richtete. Der Mann hat einen Bruder bei der engliſchen Geſandtſchaft in Berlin, Graf Loftus, kennt den Prinzen von Preußen ſehr gut ꝛc. Durch ihn erfuhr ich, daß Rußland in der orientaliſchen Sache durch Frankreich und England erſchreckt worden, daß kein Krieg dieſes Jahr zu fürchten ſei. Er lachte aus Vergnügen, daß der Kaiſer Nikolaus nachgeben müſſe.

Schöne Fahrt über Friedberg, Raubeim, Gießen und Marburg in die Nacht hinein. Guter Schlaf; Schnarchen des Engländers. Bei Kaſſel Ueberbrückung der Fulda ſehr ſchön und tüchtig, ſpäter einige Tunnels, ſehr ſchauerlich! —

Eiſenach, Sonnabend, den 20. Auguſt 1853

Durch das Werrathal im ſchönſten Mondſchein kamen wir morgens um 2 Uhr bei Eiſenach an, und fanden im Halben Mond gutes Unterkommen in zwei nebeneinanderliegenden Hinterzimmern. Nachdem wir ausgeſchlafen, fuhren wir zur Wartburg hinauf. Immer neu, immer ſchön! kann ſich neben alles Beſte ſtellen, was wir geſehen haben. Seit zwei Jahren

ſind die Herſtellungsarbeiten ſehr fortgeſchritten, das alte Bauwerk tritt herrlich hervor. Aber was neu hinzugefügt wird, die Kontignation des Holzdaches, die von Holz geſchnitzten ſymboliſchen Gebilde, den Sieg des Chriſtenthums über das Heidenthum vorſtellend, paſſen wenig zu dem trefflichen Steinwerk. Nun ſollen auch noch in beliebter Weiſe Freskomahlereien die Wände ſchmücken. Ich erwarte die ſchlechteſte Wahl der Gegenſtände bei der kunſtfertigſten Ausführung! Der leitende Baumeiſter führte uns umher. Dann kam der Schloßhauptmann Herr von Arnswaldt, freute ſich ungemein, zeigte uns alles was gewöhnlich nicht gezeigt wird, gab alle Erklärungen ꝛc. Bildhauer Knell aus München. Siebzigjähriger Dachdecker oben auf dem Dache in harmloſer Thätigkeit. Der Großherzog und ſeine Gemahlin wurden heute aus Wilhelmsthal zum Beſuch erwartet. — Arnswaldt's Wohnung. — —

Fahrt auf den Drachenſtein nach Tiſche; ich blieb unten auf Moos und Gras gelagert, ſah mir Himmel, Bäume, Feldblumen an; dann Fahrt nach dem Hirſchſtein, dann nach Wilhelmsthal. — Kaffee im Schloßpark. Vergnügte Rückfahrt.

Bei der Hohen Sonne ſahen wir ein weimariſches Bataillon einen Augenblick raſten; einen neugeborenen Eſel, der ſeiner Mutter folgte, luſtige Leute zechten. —

Weimar, Sonntag, den 21. Auguſt 1853.

Um halb 2 Uhr waren wir in Weimar, aßen zu Mittag, ruhten, und machten dann eine ſchöne Fahrt nach Tiefurt, wo wir im Park ſpazieren gingen, am Ufer der rauſchenden Ilm; die Rückfahrt war auch ſehr angenehm. — Dann fuhren wir zu Frau von Groß, der Mutter des Eiſenacher Staatsanwalts, zu Herrn von Maltitz, zum Probſt Sabinin, — niemand war zu Hauſe! Das Goethe'ſche Haus war unzugänglich, nur Freitags erlaubt der Enkel Walther einen beſchränkten Zutritt.

Herder's Standbild vor der Kirche unglücklich aufgestellt; der arme Herder, auch diesen Aerger muß er haben, an seine Kirche gedrückt selbst in Erz unscheinbar zu werden! Schiller's Haus, Wieland's. Eckermann ist in Kiel. Des Kollegienrathes von Liepmann Haus sucht' ich lange vergebens, endlich ergab es sich, daß er meinen Gastbefzimmern grade gegenüber wohnte! Auch er nicht zu Hause. Abends kam der gute Probst von Sabinin mit seinem Sohne Jean, der mahlt und dichtet, und blieb eine gute Weile fröblich bei uns.

Weimar war überaus still, wie ausgestorben, der Markt ganz leer. Es ist ein trauriges Wesen mit diesem Ort, er kommt nicht wieder zu Kräften, bei allem guten Willen des jetzigen Großherzogs nicht; dazu gehört mehr, dazu gehört ein Herzog Karl August, mit ächten Fürsteneigenschaften, der lebt und leben läßt, die Menschen erkennt und mit richtigem Takt anwendet, belohnt, anregt, in Athem hält; dazu gehört der ächte Freisinn, die wahre Humanität, die im achtzehnten Jahrhundert herrschte und alle strengen Verhältnisse milderte. Das ist alles jetzt vorbei! Frömmelei und Gleißnerei und böse Gewaltübung sind an die Stelle getreten. Wie mag Weimar dabei gedeiben? Das bleibt verwaist! —

Die Großfürstin Maria Pawlowna wohnt im Belvedere, sie wollte nach Ilmenau, ist aber durch Unwohlsein zurückgehalten. Die könnte und würde viel thun, ohne die unglückliche Taubheit. Sie hat Geist, Würde, Feinheit, und besonders Rechtschaffenheit. Sie nimmt als Wittwe jetzt kein Geld vom Lande, sie begnügt sich mit ihren russischen Einkünften, jährlich 130,000 Thaler ungefähr; ihren Ueberfluß giebt sie den Töchtern und besonders den Armen, sie giebt und hilft an allen Enden. — Sie zu besuchen schreckt mich ihre Taubheit ab, und mein Husten dazu, der hier sehr schlimm geworden ist. —

In Thüringen ist heimlich gedruckt erschienen „Fritzchen's

Spielbüchlein", welches eine Verhöhnung des Königs von Preußen sein soll; als seine Spielereien werden aufgeführt: die neuen Uniformen der Truppen, der Heflakaien, der Professoren, der Schwarzenadlerordens-Ritter, der Schwanenorden, der Johanniterorden, der Vereinigte Landtag, der deutsche Umritt, und dergleichen mehr. Das Büchlein soll besonders im Herzogthum Sachsen schnell vertrieben worden und den polizeilichen Spürungen ganz entgangen sein.

Weimar, Montag den 22. August 1853.

Der Kollegienrath von Liepmann schickte ganz früh zu mir, er erwarte mich mit Ungeduld. Die beiden Töchter des Probstes, Marfa und Mascha, er selbst und der Sohn erschienen, um Ludmilla'n den Park und andre Sehenswürdigkeiten zu zeigen. Ich ging unterdessen zum Kollegienrath. Ganz der Alte! nur ohne die Frau, die doch manches milderte, ganz in der ironischen Stimmung, ein Gemisch von Alexander von Humboldt und Wilhelm von Schlegel, pedantisch gegen alle Pedantereien, Germanismen, Thorheiten, Mißgriffe, unerschöpflich in demonstrirenden Bemerkungen, unzufrieden mit allen Menschen, die er sieht. Er zog gleich gegen die Großfürstin los, gegen den Großherzog selbst, gegen die elende Stadt, sogar gegen die Familie *, die ihn doch besonders verehrt, — der Sohn bringt ganze Abende bei ihm zu. Er spottet über die kläglichen Denkmale hier, die wohlfeilen Ehren durch die Namen Schillerstraße, Goetheplatz, dem Volke heißt der Herderplatz noch immer Schöpsenmarkt! Lustige Züge und Geschichten. Ein deutscher Professor kannte das Lied: Dies irae dies illa nur aus Goethe's Faust. „Parodie und Karikatur ist alles heute." Der Kaiser Nikolaus hat dem Großherzog gerathen, sich in der Politik nur an Oesterreich und

Preußen zu halten, was anderswo herkomme, sei nur als Intriguen anzusehen.

Im besten Gespräch abgerufen, Sabinin's kamen mit Ludmilla aus dem Park, ich sollte Schloß und Kunstsammlungen mitbesehen. Die Töchter lebhaft, gebildet, sicher und sehr zuvorkommend, sie waren schon in St. Petersburg, und kennen die große Welt; es sind elf Geschwister. — Besichtigung des Schlosses, der unschätzbaren, nur immer zu flüchtig beschauten Handzeichnungen von Carstens. In das Goethe'sche Haus war nicht zu gelangen, der junge Sabinin hatte vergebens in der glühenden Hitze die vielfachsten Schritte deßhalb gethan. — — Die Bibliothek besah ich nicht mit. Als Ludmilla von dort zurückkehrte, nahm ich sie mit zu Liepmann, der vom Damenbesuch sehr geschmeichelt war, und sich glänzend entwickelte. Er ist sehr gebrechlich, geht nur gestützt auf seinen Begleiter spazieren, spricht vom nahen Ende, will dabei sein Alter nicht wissen lassen.

Apollonius von Maltitz kam, weil Sabinin ihm gesagt, daß ich hier sei, meine Visitenkarte war ihm ohne Bestellung auf den Tisch gelegt worden, er wunderte sich, daß sie aus seinen Papieren, die er neulich geordnet, herausgefallen und hier liegen geblieben sei! Zärtlichste Freundschaft, herzlichstes Vertrauen! Einladung zum Abend. Er klagt über den Kollegienrath, es sei schwer mit ihm umzugehen, er sei peinlich, verwirrt, wandelbar. Vielerlei Mittheilungen, auch poetische, fünfzig Sonette ꝛc.

Nachmittags kam Maltitz wieder. Fräulein Maria (Mascha) von Sabinin bei Ludmilla. — Um 8 Uhr zu Maltitz gegangen, die Frau sehr zuvorkommend und angenehm, Maltitz aber war im Belvedere von der Großfürstin festgehalten. Fräulein Froriep, Schwester des verstorbenen Obermedizinalrathes, klug und freundlich, Probst Sabinin, Herr Marshal, den die jetzige Großherzogin aus dem Haag mitgebracht hat als ihren

Einer! Ich bin der nicht, will, kann es nicht mehr sein. Ihre Briefe mag ich lesen! Ihnen für den letzten zu danken, Ihnen zu applaudiren, darum wollte ich Ihnen schreiben. Respektirt ich Goethen doch nicht zu sehr, so könnt' ich ihm diesen Brief schicken, wie würd' es ihn freuen und erheitern, die Gewißheit, solche Leser zu haben. Begehen Sie ja den Irrthum nicht und glauben, weil Goethe gelobt wird, bin ich nur zufrieden: ich würde nie diesen Meister vergöttern können, hätte ich kein unschuldig Herz, kein immer neues Urtheil bereit und auch als Geschenk der Natur erhalten. Was Sie wider sein Buch sagen, gefällt mir eben so, als was Sie dafür sagen. So munter (alerte, meine ich) aufgefaßt, angeschaut, mit so großem Vorrath kombinirt, und so hell überdacht dazugelegt; so glücklich, natürlich, und kunstgeübt, und kunstvoll, und nur wie im Fluge sich darüber auszudrücken, kann nur Ihnen, dem im Lesen — bester Art — und Leben ganz durcharbeiteten und gereiften gallisch-deutschen Menschen möglich sein. Ich goutire solch reifes, ironisches, lächelnd-traurig-ruhiges Wesen, als hätte ich es selbst in meiner Gewalt, denn besitzen thue ich wahrlich davon. Kurz, Ihr Brief — wie viele Ihrer Briefe — gefiel mir unendlich, und Sie lassen sich mein Applaudissement gefallen, weil es meine Italiänernatur mit sich bringt; wie ich zu dieser neben dem großen Kurfürsten komme, frag' ich die ganze. (Wissen Sie nicht mehr, welche?) die ganze Natur. Gern schrieb ich Ihnen Schönes, Pikantes, Geistvolles von hier; ich weiß aber nichts von hier, ich sehe hier nichts, ich bleibe auf meiner Domaine, einem breiten Kanapé. Es geht schwach vor sich hin, was man erfahren darf; vom andern weiß natürlich die Polizei, ich gar nichts. Vom Theater, von meinen Lektüren, meinen Bekannten müßt' ich erst etwas spinnen, aber es ist nichts

Privatſekretair (Engländer, der vollkommen Deutſch kann), Herr Bildhauer von Hojer. Wir unterhielten uns ganz gut, unter ſtetem Bedauern, daß Maltitz fehlte. — Wir gingen um 10 Uhr, trafen Maltitz, der vom Belvedere kam, ſeine Verzweiflung ausſprach, uns nach Hauſe geleitete. Er hat der Großfürſtin geſagt, ich ſei in Weimar, aber krank; ſie hatte die günſtigſten Geſinnungen für mich ausgeſprochen, die beſten Wünſche für mich, und daß ſie darauf rechne, mich bei andrer Gelegenheit wiederzuſehen. — Huſten, Heiſerkeit! —

Weimar, Dienstag den 23. Auguſt 1853.

Große Hitze nach trübem Nebel. Allerlei Erzählungen von der Großfürſtin; vom Könige von Preußen hat ſie geſagt, es ſei traurig, bei aller Neigung und Freundſchaft, die man für ihn habe, könne man nicht umhin, alles was er als König thue, zu verwerfen, zu tadeln; er verſtehe ſein Handwerk nicht.

Ruſſiſche Anekdoten. Als Kaiſer Alexander geſtorben war, hatte ſich Sbukoffskii durch irgend einen Zufall in einer Kirche verſpätet, und war Zeuge eines merkwürdigen Vorganges, der Großfürſt Nikolaus und ein Prieſter traten ein, ſchritten zum Altar, und hier legte Nikolaus feierlich den Huldigungseid für ſeinen Bruder, den Kaiſer Konſtantin, ab. Sbukoffskii hat den Vorgang beſchrieben und als Manuſkript einzeln drucken laſſen. — Konſtantin ſchlug die Krone aus, weil er ſeine Stellung in Polen zu ſehr liebte, die in St. Petersburg fürchtete, — er war über die Maßen feig. Hätte die Sache noch einige Tage unentſchieden ſich hingezogen, ſo würde er ſich doch noch beſonnen haben, denn er ſagte ſchon zu Mohrenheim: „Au fond, la lettre de l'empereur Alexandre ne m'engage à rien; mes droits sont incontestables.“ Aber Nikolaus ſperrte ſich nicht länger, griff zu, und alles war vorbei.

Maltitz kam schon früh, und wir sprachen wohl drei Stunden zusammen, Jugenderinnerungen, dichterische Sachen, Litteratur. — Kollegienrath von Liepmann ließ mich nochmals zu sich rufen, er wollte mich über manches sprechen, mir vieles mittheilen. Bei Ludmilla war Fräulein Marie von Sabinin. — Als ich zurückkam, war Maltitz noch da, und blieb bis zur Abfahrt. Er sagte sehr treffende Bemerkungen, unter andern das dichterische Bild, Rußland sei bisher eine breite Hand gewesen, die sich nicht leicht zusammenziehen konnte, mit Eisenbahnen werde es sich jeden Augenblick zur Faust krümmen können. — Zärtlicher Abschied.

Abfahrt Mittags gegen 2 Uhr. Fürchterliche Hitze.

In Trebbin war alles überfüllt. Die Regierung hatte den vierzigjährigen Tag von Groß-Beeren zu feiern erlaubt, der kriegerische Geist des Volkes sollte gegen die Franzosen möglichst geweckt und genährt werden. Die ganze Bevölkerung war in Bewegung, Schulen und Gewerke mit Fahnen, Invaliden, Sänger, Musikbanden. Alles war aufgezehrt, kein Trunk Bier, kein Wasser mehr zu haben. Auf dem Bahnhof in Berlin die schrecklichste Ueberfüllung, Zurückkehrende von Groß-Beeren, Tausende von Zuschauern; dennoch wurde nach den Pässen gefragt, der Konstabler konnte sie nicht lesen, geschweige denn prüfen, ich ging mit Nennung meines Titels durch. Wozu diese quälerische Hinkeldeierei? Verhaßtes Zeug! —

Keine Droschke zu haben! Wir gingen zu Fuß nach unsrer Wohnung, wo wir nach 10 Uhr Abends eintrafen, und alles in gutem Stande fanden. —

Berlin, den 24. August 1853.

Der erste Morgen wieder in der Heimath! Alles wäre schön und gut, wenn ich nicht so schlimmen Husten hätte, und überdies wieder mit dem Ansinnen geplagt würde, für die

September-Sitzung des Schwurgerichtshofes Geſchworner zu ſein; ein Amt, das ich ſehr in guten Ehren halte, aber ſchlechterdings nicht erfüllen kann. Ich ſchrieb ſogleich an das Gericht, und ſchilderte ihm meinen Geſundheitszuſtand, den ich aber durch ein ärztliches Zeugniß nicht beſcheinigen könne, weil ich ſeit fünf Jahren keinen Arzt habe. Mein gegenwärtiges Uebel nehm' ich weniger in Betracht, es ſind noch acht Tage bis zur angegebenen Friſt, vielleicht weicht es bis dahin, und ich kann wenigſtens perſönlich meine Gründe vorlegen. —

Herr Theophile Schuler aus Straßburg hatte bei mir ein Packet von Herrn Dr. Mühl abgegeben, mit Briefen, Gedichten, Handſchriften, Druckſachen; Herr Wilhelm Hemſen aus Amſterdam wollte mich beſuchen, Herr Lothrop Motley aus Dresden ꝛc. ꝛc.

Bücherpackete in großer Zahl. Briefe von Humboldt, Charlotte Wynn, Mühl, Troxler, Eckardt, Sivers, Frau von Waldow, Fräulein Bölte, Frau von Nimptſch, Eduard von Bülow, Lewes, Alexander Jung, Kloſe, Fanny Lewald, Müchler ꝛc. ꝛc.

Weiber's Tod erfolgte am 25. Juli; die Todesanzeige lag auf meinem Tiſche, und bewegte mich doch ſehr. Mit der Freiheit hat er es ſtets gut gemeint und gehalten, er meinte ein Fichtianer zu ſein, war aber gar kein Philoſoph. Er hat in vielem herumgetaſtet, doch blieb ſein Wiſſen fragmentariſch, und eine geordnete Thätigkeit hat er nie gehabt, er wollte und konnte nicht arbeiten.

Ich mußte mich bald zu Bette legen; es ſtellte ſich Fieber ein.

„Der König iſt verrückt!" ſagte neulich ein Oberſt in Gegenwart von mehreren Leuten. Man drohte lächelnd mit Anklage wegen Majeſtätsbeleidigung. „Dann freilich", verſetzte jener, „wird es ſchlimm ſein, denn das Gericht wird mir nicht erlauben dürfen, den Beweis der Wahrheit zu führen." Aber

in den höheren Kreisen geht alles hin, da wimmelt's von Majestätsbeleidigungen! —

Die Cholera ist hier, und tritt sehr heftig auf.

Ein höherer Polizeibeamter erzählt sehr vergnüglich, wie der König bei seiner letzten Anwesenheit in Hamburg den Verdruß, sich sogar nicht empfangen oder auch nur bemerkt zu sehen, gar nicht habe verbergen können. Er dachte, das Volk würde ihm zuströmen, ihn umrauschen, er würde Aufsehn erregen. — von allem geschah nichts. Er fuhr wie ein andrer Reisender umher, man kümmerte sich nicht um ihn. Er ließ in bedeutenden Laden anfragen, ob man wünsche, daß er dort erscheine, die Waaren besichtige, einiges kaufe ꝛc. Es kam die Antwort, die Laden stünden für jedermann stets offen; er biß sich auf die Lippen, und erschien nicht. An der Börse fuhr er zur Börsenzeit vorüber, man ließ ihn fahren, und hatte Wichtigeres im Kopf, als einen solchen König zu sehen. Endlich, am Bahnhof in Altona, glaubte er Empfangsfeierlichkeiten zu erblicken, aber es war eine Täuschung; ein Herr mit einem Orden kam auf ihn zu, aber es war ein preußischer Polizeibeamter, der zu denen gehörte, die für die Sicherheit der Person des Königs zu wachen haben. Genug, alles war verfehlt, und der König blieb den ganzen Tag unmuthig, schimpfte, spie Gift und Galle. —

Sommer 1853.

Der General von Wrangel beschied die beiden Adjutanten des Prinzen von Preußen, Graf von der Goltz und von Boyen zu sich, und verlangte ihr Ehrenwort, daß sie eine Frage, die er an sie richten werde, aufrichtig beantworten wollten. Sie fanden dies seltsam, glaubten das Ehrenwort verweigern zu können, gaben es aber doch. Da fragte er: „Hat der Prinz vor Ihnen je gesagt, der König könne nicht mehr regieren, er

der Prinz müſſe die Sachen in die Hand nehmen?" Beide ſchrieen auf, verneinten ohne Zögern, aber hielten ihre und des Prinzen Ehre ſo verletzt, daß ſie erklärten, ſie würden dem Prinzen ſogleich Anzeige von dem Geſchehenen machen. Alle Vorſtellungen und Bitten des alten Narren konnten ſie nicht davon abhalten. Der Prinz gerieth außer ſich, und ſchrieb gleich an den König, wenn er nur des hundertſten Theils der Anklage ſich ſchuldig wüßte, ſo würde er ſich ſelber im Kriegsgericht unbedenklich zum Tode verurtheilen. Er verlangte nun Genugthuung, Wrangel ſollte in Ungnaden entlaſſen werden. Aber der König ſchrieb ihm die zärtlichſten Briefe, entſchuldigte Wrangel's Eifer, und behielt ihn in ſeiner Stellung. — Man fragte, wenn die Adjutanten Ja geſagt hätten, was würde Wrangel gethan haben? Die Sache dem König angezeigt, ſagte jemand. Ein Andrer meinte: „O nein! Er würde geſagt haben: Stehen die Sachen ſo? Nun, da halt' ich mit dem Prinzen! Sagen Sie ihm das, meine Herren!" Dieſe Auslegung wurde ſehr belacht, aber bei ſpäterem Nachdenken auch mehr und mehr als die richtige angeſehen.

Donnerstag, den 25. Auguſt 1853.

Den ganzen Tag zu Bette, bei heftigem Huſten. Ich ſuchte zu leſen, aber es ging ſchlecht.

Sonntag, den 28. Auguſt 1853.

Goethe's Geburtstag. Heil und Preis dem großen Namen! Immer wieder, und nie genug! — Herr Dr. Ring fand mich um vieles beſſer; ich ſchrieb einiges aus den „Eumeniden" ab. Seit dreißig, vierzig Jahren ſuch' ich dieſe Druckſchrift, die ich ehmals in Händen gehabt, die ſeitdem aber aus

der Welt verſchwunden ſchien. Niemand konnte ſie ſchaffen, niemand kannte ſie. Ich ſuchte ſo eifrig, daß ich mir ſcherzend dachte, wenn ich ſie einmal unerwartet fände, könnte ſich eine Kataſtrophe damit verknüpfen; aber alles war vergebens. Nun, da ich krank liege, wohl an ſchlimmen Ausgang mitunter denke, ſchickt mir die Dümmler'ſche Buchhandlung das Buch, und mir fällt gleich ein, was es bedeuten könne; doch indem ich der abergläubiſchen Vorſtellung, die ja nie mein Ernſt war, lache, leſe ich den dabei liegenden Zettel, und ſehe, daß das Buch mir nur geliehen iſt, auf wenige Tage; damit fällt die Vorbedeutung, und der Aberglaube darf beſtehen! Das Buch heißt im vollen Titel: „Die Eumeniden oder Noten zum Text des Zeitalters. Motto: Suche Jeder, wen er reibe. Fr. Schlegel. Zürich, 1801.“ 221 S. in kl. 8. Ort und Jahrszahl waren mir nicht mehr bekannt, jetzt läßt ſich die Schrift wohl leichter auffinden. Sie ſoll von zwei Studenten verfaßt ſein, die mit guten litterariſchen Kenntniſſen im Geiſte der Schlegel'ſchen Schule das Athenäum nachahmen, freilich weit ab von dem Vorbilde! —

Montag, den 29. Auguſt 1853.

Etwas aufgeſtanden, aber bald wieder zu Bette. Herr Dr. Ring. Briefe geleſen, in Goethe's Fauſt, im Juvenalis. Abends mit Ludmilla Schach geſpielt.

Dienstag, den 30. Auguſt 1853

Das Schwurgericht fordert durchaus ein ärztliches Zeugniß. Pedanterei; ſinnloſe Förmlichkeit! Wenn ich nun keinen Arzt habe? Und gilt mein Wort nicht ſo viel als ſeines?

Mittwoch, den 31. August 1853.

Ein trüber Tag heute für mich! Der Husten wieder etwas stärker, und eine Nervenstimmung, die fast nicht zu ertragen ist! So rüstig und in gewissem Sinne kräftig die Reise mich zeigte, so gänzlich ermattet, abgespannt, ja lebensunlustig fühl' ich mich jetzt. Ich lag heute ganz erbärmlich da, ohne Trieb und Reiz, alles langweilte und ärgerte mich, am meisten das Bewußtsein selbst dieses Zustandes. Die fatale Geschwornensache lastet auch noch auf mir; Herr Dr. Ring, dem ich deßhalb schrieb, brachte mir das vom Gericht unerläßlich geforderte Krankheitszeugniß, und ich legte es meinem Schreiben an das Gericht bei. Das Versehen Ring's, anstatt des 31. Augusts den 1. September zu schreiben, nöthigte mich meine Eingabe neu zu fassen und auch diesen Tag zu setzen. Diese Mühe war mir wie ein Unglück, und dann kamen noch andre Ungelegenheiten, die mich völlig niederdrückten. Wer dergleichen nicht aus Erfahrung kennt, der ahndet nicht, was das bedeutet, was Nerven für Wirkungen hervorbringen können! Welcher Nachsicht bedarf man da! Für Rahel habe ich sie Gottlob gehabt, auch ohne schon das Uebel selbst erfahren zu haben! Das freut mich noch! —

Herr Neuberg aus Bonn besuchte mich; er übersiedelt wieder nach England, und läßt hier eine Uebersetzung von Carlyle's Heroworship bei Decker drucken. —

Ich raffte mich aus tiefster Nervenverstimmung endlich doch zusammen, und schrieb an Humboldt, der wie ich hörte wieder hier ist, und dem ich zu antworten hatte. Dann schrieb ich an die Buchhandlung J. J. Weber in Leipzig, und Aufträge nach Straßburg an die Buchhandlung Levrault.

Schon gleich im Schreiben wurde mir etwas besser. Die frühere Verdumpfung, der Ueberdruß und die Schlaffheit der Nerven, sind gleichsam die Vorboten der Schweißkrise. Sobald diese wirklich ausbricht, ist es wie eine Erlösung, alles

ſieht gleich anders aus, friſcher Muth und Eifer kehren zurück.

Unerwartet noch Abends eine raſche Erwiederung von Humboldt, in den freundlichſten Worten. Er beginnt mit dem merkwürdigen Bekenntniß und Seufzer: „So iſt in dieſer für meine Gefühle ſo traurigen Zeit, wo ein beängſtigender politiſcher Smum vom Pruth zum Tajo weht, mir doch einmal etwas hoch Erfreuliches geworden: Ihre Rückkehr, ſo freundliche Worte von Ihnen, ja Ihre erflehte Hülfe. Ihr herrlicher Brief trifft mich bei dem bon à tirer einer kleinen, ich hoffe prätenſionsloſen Vorrede zu den Sonetten" u. ſ. w.

Mit Ludmilla Schach geſpielt. — In Franz von Baader's neuen Schriften geleſen; merkwürdig, daß er ein Höheres ſetzt als das Chriſtenthum, ein dieſes und das Judenthum Vereinigendes. Was ſagt die katholiſche Kirche dazu? was unſre Rindviehe von orthodoxen Theologen? —

Donnerstag, den 1. September 1853.

Ich beſchäftigte mich angelegentlich mit der von Humboldt mir ertheilten Aufgabe, die mir nur theilweiſe zu löſen gelang. Bei dieſer Veranlaſſung mußt' ich auf's neue über Wilhelms von Humboldt Geiſtesart und Gemüthsweſen nachdenken, und auf's neue bekennen, daß er ein ſchwer zu faſſendes Räthſel iſt; ſoviel Größe des Wiſſens und Geſtaltens, und dabei ſolche Lebhaftigkeit, ſolch erſtarrende Kälte! Ich wünſchte doch, ich hätte ihn während ſeiner letzten Jahre in Tegel mehr geſehen: er bedurfte der Mittheilung, und hatte eigentlich niemanden, der an allem ſeinem Treiben kundig Antheil genommen hätte. —

Beſuch von Herrn General von Weyrach, der ſich ungemein freut, daß mein Bülow ſchon im Druck iſt; er und Reiche ſind höchſt ungeduldig, das Buch erſcheinen zu ſehen. —

In Goethe's Briefen, und in Baader geleſen; wo in letzterm die abergläubiſche Beſchränktheit, das leichtgläubige Eingehen auf Alfanzereien, z. B. auf die Gaukeleien Juſtinus Kerners, hervortritt, wird er mir ganz abſcheulich. —

Die Demokraten in der Bürgerſchaft, in den Gewerken, halten noch ſehr ſtreng zuſammen, nicht nur hier, ſondern auch in den Provinzen. Schlichte ruhige Leute, die früher nicht für die Bewegung waren, erklären ſich bereit, einer neuen beizutreten; Leute von ſonſt milder Geſinnung halten Liſten über diejenigen Böſen und Schlechten, die durchaus zu beſeitigen, zu beſtrafen ſein werden, denen keine Gnade widerfahren darf. —

Was hat denn der König am 11. Auguſt in Wolgaſt für eine ſchöne Rede gehalten, daß ein ſüddeutſches Blatt ſich darüber ſo luſtig macht? Eine leidenſchaftliche Vorliebe für das arme Neſt ſoll er ausgeſprochen haben, als finde er hier, in dieſem unſcheinbaren Orte, endlich Liebe, Ruhe und Befriedigung! Ich kann die Rede ſelbſt in unſeren Zeitungen noch nicht finden. —

Der König iſt bei ſeiner Anweſenheit in Roſtock vom Volke mit Koth geworfen worden. Der Großherzog von Mecklenburg-Schwerin war außer ſich, daß ſeinem Gaſte dergleichen widerfuhr, und daß er ſelber davon ſein Theil abbekam. Die Mecklenburger haſſen den König, weil ſie glauben, daß ohne ihn die ſchändliche Reaktion in ihrem Lande nicht hätte durchgreifen können: die Roſtocker haſſen ihn noch beſonders, weil ſeine Polizeibeamten dort Verhaftungen vorgenommen haben. —

Freitag, den 2. September 1853.

Ganz früh beſuchte mich Herr Dr. Achilles Runkel aus Hamburg, Redakteur des dortigen unpartheiiſchen Korreſpon-

denten; das kleine Männchen, zuverſichtlich und dreiſt, behauptete mich ſchon früher gekannt zu haben, bei Dr. Aſſing, meinem Schwager, — ich weiß kein Wort davon. Er beſuchte mich, um mir auseinander zu ſetzen, daß er nicht im ruſſiſchen Solde ſtehe, mir war die Beſchuldigung unbekannt. Seine Artikel, mit A. R. bezeichnet, ſind von der „Nationalzeitung“ heftig angegriffen worden, er iſt deßhalb ſehr giftig auf ſie. Ich lobte ihm den Dr. Zabel als einen vortrefflichen Mann, und als ich noch ſagte, ich ſei gar nicht gemäßigt, ſo ſteckte er eine Weile ganz verdutzt. Phraſenreicher Reaktionair; ſehr eingebildet und eitel, dünkt ſich was, rühmt ſich ſeiner philologiſchen Studien, ſeiner Kenntniß neuerer Sprachen ꝛc. Ludmilla ſagt mir, er ſei eine Art Wunderkind geweſen, und damals ſo lächerlich wie jetzt.

Humboldt, dem ich ſeine Blätter geſchickt, ſchrieb gleich wieder, und ich antwortete. —

Der Schwurgerichtshof meldet mir, daß ich auf Grund des ärztlichen Zeugniſſes dispenſirt ſei vom Geſchwornenamt. —

In Couſin's Madame de Longueville geleſen, in Goethe's und Zelter's Briefen, — die von Zelter werden immer blaſſer, je öfter und ſpäter man ſie lieſt; er hat wenig zu ſagen, und macht wunderliche Sprünge um das zu verbergen. —

Der König hat wieder bei einer Gelegenheit ganz frank und frei ſo gethan, als ſei er im Jahr 1848 voll Muth und Faſſung geweſen, er allein von allen deutſchen Fürſten. Er weiß nicht, wie ſehr er ſich damit ſchadet. „Sich mag er's einreden, andern nie.“ Er ſollte an jene Geſchichten nicht erinnern. —

Das Verwaltungs-Verfahren in Elbing, die Abſetzung des verdienten Bürgermeiſter Phillips, die Auflöſung der Stadtverordneten, die Einſetzung neuer, und alles was damit zu-

zurecht gelegt. Vielleicht wenn Sie uns wieder einmal so einen ſchönen Brief ſchildern! Haben Sie angenehme Bekannte? Wen haben Sie bei Ihrem Kindchen? auch ſo etwas will ich wiſſen. Künftigen Sommer können Sie mich mit ihm im ſüdlichen Deutſchland beſuchen.

Adieu bis dahin!

Ihre Freundin

Varnhagen.

72.

Oelsner an Varnhagen.

Paris, den 11. Dezember 1821.

Wegen der unbeſonnenerweiſe Ihnen durch die Poſt geſandten Brochüre bitte ich vor allen Dingen, mein Theuerer, um Entſchuldigung, ja um förmlichen Ablaß. Dem Fürſten Staatskanzler war ſie gewiß ſchon auf anderem Wege zugekommen, und ohne Kommentar erſcheint ſie wohl gar unwichtig; doch Kommentar hatten Seine Durchlaucht vermuthlich im Voraus durch die hieſige Geſandtſchaft.

Herr S. dürfte Mühe haben, ſeine alten Freunde zu rechtfertigen. Daß die Ultra ſo rappelköpfiſch werden könnten, wer hätte ſich das vorgeſtellt. Sprechen Sie nicht wie liberale Zungen von Inſtitutionen, Garantien u. ſ. w. Dieſer Schwindel mißfällt dem Könige mehr, als worüber ſich Seiner Majeſtät Unwille geäußert hat. Niemand ſagt gern, wo ihn der Schuh am empfindlichſten drückt, das hieße Hühneraugen eingeſtehen.

Es iſt ein ſchlimmes Zeichen, daß die Miniſter mit ihrem verſchrumpften Anhange lächerlich ſind; ich möchte

ſammenhängt, iſt ein ſolcher Rechtsbruch, eine ſolche Eigenmacht und Partheiwillkür, daß der Staat, wo dergleichen geſchieht, davon die größte Schande haben muß. Auch iſt der Unwillen allgemein. Die Zeitungen dürfen aber nichts ſagen, man hat ſie im voraus verwarnt. Und dabei kommt die Schwächlichkeit und der Unſinn vor, daß dem Bürgermeiſter, den man abſetzt, die größte Belobung ertheilt wird wegen ſeiner Amtsführung, man ihn dagegen mit Disziplinaruntersuchung bedrohte, falls er ſich nicht penſioniren ließe!

Sonnabend, den 3. September 1853.

Das unbeſtändige Wetter wendete ſich zur Heiterkeit und Wärme, ich gab dem Verlangen nach, wieder einmal auszugehen. Mit Ludmilla zuerſt nach den Linden, das Grün der Bäume ſchon bräunlich und fahl, der friſche Glanz iſt fort! Bei Kranzler eingeſprochen. Dann die Schloßbrücke beſehen: die beiden aufgeſtellten Marmorgruppen — die dritte und vierte ſollen bald folgen — ſind an ſich ſchön gearbeitet, von guter Wirkung: ein wahrer Schmuck der Brücke, aber das Antike iſt nicht antik genug, und iſt wider Willen modern, ohne zu den andern Bildſäulen der Generale zu paſſen. Auch ſtehen die Gruppen zu hoch und verlieren dadurch ſehr. Es waltet ein Unſtern über unſerm Kunſtweſen, nie was Rechtes, Ganzes, Uebereinſtimmendes. Die Leiter ſind Pfuſcher! — Herrn Hofrath Bolzenthal geſprochen. — Fortdauernde Kunſtausſtellung bei Herrn Sachſe in der Jägerſtraße; Frau von Raumer dort geſprochen. — Ich kam erſchöpft nach Hauſe, der Ausgang that mir nicht gut. —

Man ſagt mir, alles ſei vorbereitet, um in Preußen baldigſt ein neues Miniſterium einzuſetzen, Bismarck-Schönhauſen ſoll Präſident deſſelben werden. Manteuffel und Heydt würden ſpringen, Gerlach Juſtizminiſter, der Bruder Leopold Kriegsminiſter werden, oder was er noch mehr wünſche, Geſandter in England. Man hoffe bei und nach den Truppenbewegungen den König zum längſt vorbereiteten Entſchluß zu bringen, alle Triebfedern der Parthei ſeien in Bewegung geſetzt, auf Manteuffel ſtarke Anſchwärzungen geworfen, der König dulde ihn ſchon lange nur noch. Dieſe Angaben mögen wahr ſein, aber ich glaube nicht, daß ein Miniſterwechſel aus dieſen Betreibungen folgt. Der König haßt zwar die einen, aber liebt darum nicht grade die andern. Er will, alle ſollen vor ihm kuſchen, er will allein der Mächtige ſein, — und wird ſeiner Ohnmacht alle Tage inne! —

Die Polizei hat auf's neue in den Bilderläden und Buchhandlungen ſtrenge Verbote und Warnungen ausſtreuen laſſen, keine Bilder und Flugſchriften mehr zu verkaufen, in denen die Schmach, die der König im März 1848 erlitten, geſchildert iſt, die Leichenſchau, der Umritt ꝛc. — Man ſagt, der König ſei wüthend geworden, als er zufällig ein ſolches erblickte, das ihm in die Hände geſpielt worden war, um Hinckeldey dadurch zu ſchaden, deſſen Nachläſſigkeit darin ſchuldig befunden werden ſollte! Erbärmlichkeiten! —

Der Kultusminiſter von Raumer hat befohlen, die Theologen als Lehrer bei Gymnaſien anderen vorzuziehen, auch wenn ſie dieſen an Kenntniſſen und Fähigkeiten nachſtünden. Er will auf dieſe Weiſe zum Studium der Theologie anreizen! Giebt es etwas Unſittlicheres, Gewiſſenloſeres? Nicht nur ſchlechte Lehrer, auch niederträchtige Theologen macht er! Ein Gräuelmenſch! —

Der vor Kurzem zum Kanzleirath erhobene Dr. Joel Ja-

coby bekommt Quehl's Stelle als Direktor des litterariſchen Bureau's. —

Die Cholera iſt hier ziemlich ſtark, ſtärker als man eingeſtehen will. —

Dienſtag, den 6. September 1853.

Der König hat ſich in Hirſchberg wiederum in der ihm eignen Art vernehmen laſſen, deren Wirkung für ihn die traurigſte von der Welt iſt. Reiſt umher, und zankt aller Orten mit den Leuten, macht ihnen Vorwürfe, vergiebt dann und iſt gnädig, und Alles ohne Sinn und Fug. Wenn er nur wüßte, was dieſelben Leute, die demüthig ihn anreden, hinter ſeinem Rücken ſagen! Als er im Jahr 1818 nach langem Schweigen zum erſtenmal wieder ſeiner Zunge freien Lauf ließ, riefen ariſtokratiſche Reaktionaire ſpöttiſch: „Nun plaudert Papageno wieder!“ Die Hundedemuth der Elbinger und Hirſchberger Magiſtrate nimmt ſich faſt noch übler aus, als die Großſprechereien, die darauf antworten. Der ganze Dialog iſt ekelhaft. —

Neue Forſchungen über den Tod des Fürſten Felix Lichnowsky thun unwiderſprechlich dar, daß er wie ein unbeſonnener Prahler alles aufgewendet, um Haß und Kampf hervorzurufen. Er hat unaufhörlich frech beleidigt, gehöhnt, herausgefordert, und wenn dies anfangs als tapferer Uebermuth erſcheinen konnte, ſo war das Ende doch feige Flucht. Er iſt nicht durch Meuchelmord gefallen, ſondern im offenen Kampfe, den er gewollt, aber nicht beſtanden hat. Ein frecher Bube war er.

Der König, der die Trägheit ſelbſt iſt, wenn es gilt einen Gegenſtand ſorgfältig zu beachten, ein Geſchäft folgerichtig durchzuführen, iſt körperlich immer bereit zur Bewegung, zum Wechſel des Aufenthaltes, er iſt von einer ewigen Unruhe

getrieben, am liebſten fährt er hin und her durch's Land, und ſchläft ungern ein zweitesmal an demſelben Orte. Er iſt immer auf der Hut, ſieht überall Tſchech's und Sefelege's, und iſt überzeugt, daß ihm fortwährend Meuchelmörder auflauern. Wie unglücklich! — (So erzählt der Obermundſchenk von Arnim, Pitt-Arnim genannt. —)

Mittwoch, den 7. September 1853.

Radowitz in ſeinen geſammelten Schriften giebt ganz naiv die Fehler an, welche die Leiter der Revolution von 1848 in Deutſchland begangen haben, und ſagt, was ſie hätten thun, was ſie hätten unterlaſſen ſollen; das Ganze läuft darauf hinaus, daß ſie weniger Vertrauen hätten haben, ſchärfer gegen die Fürſten verfahren ſollen. Die Lehre wird ihre Anwendung finden! Es ſieht faſt aus, als ob er ſelbſt es wünſchte!

Wie ſteht es jetzt mit der Demokratie in Deutſchland? Einige ſogenannte Konſtitutionelle, ſtehengebliebene Gothaer, grollen ihr, ſprechen gering von ihr, ſtellen ſie als ohnmächtig, als halbvernichtet dar, ſo die Schreiber in den „Gränzboten". Andre fortgeſchrittene Gothaer, wie Gervinus und Dahlmann, ſind ihr faſt beizurechnen; die Reaktionairs der „Kreuzzeitung" reden von ihr mit Haß und Anerkennung. Mich dünkt, ſie iſt in ſtetem Wachsthum begriffen, alles arbeitet zu ihren Gunſten. Sie iſt um ſo ſtärker, je weniger ſie in ſichtbaren Anſtalten und Führern zu erkennen und zu faſſen, je mehr ſie in der Allgemeinheit der Geſinnungen und Wirkſamkeiten unſichtbar iſt. —

Es heißt, die Kreuzzeitung werde eingehen. Die Nationalzeitung und die Volkszeitung beſtehen auf gutem Fuße; aber wenn ſie eingingen, die Volksparthei beſtünde kräftig fort. Wenn jenes Schandblatt eingeht, iſt die Reaktionsparthei entwaffnet. Man hat für den zurückgetretenen Redakteur Aſſeſſor

Wagener eine Menge von Adreſſen der Anerkennung, der Beiſtimmung und des Dankes zuwegegebracht, und noch immer laufen dergleichen ein, die meiſten Gutsbeſitzer und Landedelleute ſchreiben ihre Namen bei ſolcher Gelegenheit willig. Daß ſie ſich zu dieſer Gemeinheit bekennen, halten ſie für Ehre. —

Zum 7 September 1853.

Radowitz ſagt in ſeinen „Geſammelten Schriften", Bd. IV. S. 256: „Der neueſte Hergang in Paris ſchließt eine Reihe von hiſtoriſchen Thatſachen, die ſeit drei Jahren den Beweis für den Satz liefern, daß im heutigen Europa (England ausgenommen) nur zwei materielle Kräfte wirklich wirkſam ſind: die Armee und die Demokratie. Nur dieſe beiden vermögen ſichtbare Umwälzungen hervorzubringen; ſobald diejenigen, die ſich ihrer bedienen wollen, die moraliſchen Elemente einfach negiren, ſind dieſe auch faktiſch annullirt. Gegen Demokraten helfen nur Soldaten! hieß der Spruch. Das Tiefſchmerzliche iſt, daß manche Mittelparteien, ja, daß ein großer Theil der konſtitutionellen Maſſe, welcher deutlich gezeigt worden, welche Ohnmacht allen Rechts- und Vertrags-Verhältniſſen inne wohnt, bald genug verſucht ſein kann zu ſagen: Gegen Soldaten helfen nur Demokraten!"

Ferner S. 281: „Die Demokraten waren unmittelbar nach dem März-Umſturze offenbar Herren Deutſchlands; alles Andere war zurückgetreten, die Regierungen lagen am Boden; die Monarchiſten traten in's Dunkel zurück; die Altliberalen waren noch ohne Organiſation und über einen ſolchen Sieg faſt beſtürzt. Das Ziel der Demokraten war die Republik, die Mittel dazu mußten ohne allen und jeden Verzug ergriffen, und bis zum äußerſten hin raſtlos und ſchrankenlos fortgeführt werden. Organiſation eines Revolutionsheeres, das die

Bürgerwehren meisterte, und Auflösung der stehenden Heere war die erste Nothwendigkeit. Dem wirklichen Kriegerstande gegenüber hat keine Revolution eine Dauer: beide schließen sich einander ihrem Wesen nach aus. Einsetzung eines Konvents und eines Regierungsausschusses mußte die erste Maßregel sein; formelle Absetzung der deutschen Fürsten die zweite. — Von allem diesem geschah nichts; die Versuche dazu blieben ganz vereinzelt, die Partei zersplitterte ihre Bestrebungen in den Frankfurter, Wiener und Berliner Kammern, als schon kein Resultat mehr zu erzielen war und im Gegentheil nur die Mittelstände durch diese Velleitäten erschreckt, und der zur Macht gelangten altliberalen Partei in die Hände getrieben wurden." —

Dann spricht er noch ganz verständig über die Gothaer, die sich vom Mai bis August 1848 unzweifelhaft im Besitze der Macht befunden, aber für ihre Zwecke die rechten Mittel nicht gebrauchten, und über Preußen, das im Jahre 1849 Herr von Deutschland war, aber auch nicht jedes Mittel zu dem gewollten Zwecke wollte. —

Sollte man es für möglich halten, daß Radowitz, der doch sonst nicht grade verständnislos ist, in der [illegible] plumpen Meinung befangen ist, der — Louis Bonaparte habe wirklich durch seinen Staatsstreich etwas gerettet, vor der rothen Republik bewahrt? Aber die jämmerliche Einfalt läßt sich alles weiß machen! —

Donnerstag, den 8. September 1853.

Der Direktor Wilhelm von Schadow besuchte mich, um sich nach der gelungenen Augenoperation zu zeigen, er sieht jetzt auf beiden Augen, muß aber noch längere Zeit sich allen scharfen Sehens enthalten, und große Sorgfalt für die Augen haben. Unsere herzliche Freude und Theilnahme that ihm

sichtlich wohl. Er äußerte sich ziemlich frei über das Berliner Treiben und sein Royalismus hat große Löcher. Sein Buch: „Der neue Vasari" ist noch nicht im Druck.

Dr. Rvne Quehl soll als Konsul nach Dänemark geschickt werden, Manteuffel hat seinen Günstling doch nicht behalten können, ihm keinen Eintritt in das geregelte Beamtenthum mit Titel und Rang erzwingen können. Daß er Mitglied der zweiten Kammer war, würde eine Schande für die Kammer sein, wäre sie selbst nicht wieder eine Schande für jeden, der in ihr war. — Von Ministerkrisis ist sonst nicht die Rede, die Veränderung mit Quehl soll doch nicht dafür gelten?! —

Der Geheime Rath Graf von Voß, der rothnäsige, will bestimmt kein Geld mehr für das Fortbestehen der Kreuzzeitung geben; auch der Oberstruchseß Graf von Redern weigert sich die früheren Zuschüsse fortzusetzen. Nur einige reiche Landedelleute in den Provinzen sind einfältig genug, noch immer Gelder für sie zu liefern. Die Zeitung selbst könnte wohl ohne fremde Beiträge bestehen, aber ihre Partheizwecke fordern größere Mittel, sie mußte überall Geld zur Verfügung haben, Belohnungen, Ermunterungen austheilen, bei den Behörden ihre Leute haben; die Halunken thaten nichts umsonst. —

In den „Gesammelten Schriften" von J. von Radowitz — Bd. V. S. 293 — steht Folgendes: „In bewunderungswürdiger Weise ist Saint-Martin's Esprit des choses huit mit einem tiefen See im Frühling verglichen worden. Auf seinem Spiegel scheinen die Gedanken wie schöne Wasserblumen zwar nur lose zu schwimmen, jede aber erhebt sich aus dem Grunde des See's und wurzelt tief in dessen Grunde." Die Vergleichung ist von Rahel. Ich weiß nicht, ob sie gedruckt, oder blos gesagt worden ist, in letzterm Falle kann Radowitz sie leicht durch den ältern Willisen erfahren haben. — Früher schon, ehe ich Rahel näher kannte, sagte ich

Aehnliches, ich glaube von einem Buch der Frau von Fouque. —

Das Sonett: „Wahre Größe" von Wilhelm von Humboldt — in dessen „Gesammelten Schriften", Bd. VII. S. 485 — meint ohne Zweifel den verstorbenen König Friedrich Wilhelm III; der Bruder Alexander von Humboldt wundert sich nur, nicht daß der König so herabgesetzt, sondern daß er noch so hochgestellt wird, denn Wilhelm von Humboldt habe sich stets über denselben mündlich sehr geringschätzig geäußert, und ihn als einen rohen, beschränkten Menschen angesehen. —

„Biographie des Feldzeugmeisters Julius Freiherrn von Haynau von einem seiner Waffengefährten. Graz, 1853." 8. Der General von Schönhals hat sich zu dieser Apologie des — hergegeben! Er sagt darin, Haynau habe nach dem Kriege 1809 in das Regiment Vogelsang versetzt zu werden verlangt, um unter dessen ausgezeichnetem Obersten zu dienen, dem Grafen von Bentheim. Ich aber weiß den Grund besser. — Bentheim war überzeugt, und ich bin es noch heute, daß Haynau als österreichischer Hauptmann zugleich französischer gutbezahlter Polizeispion war, und namentlich Pfuel, Wilhelm von Willisen und mich den Franzosen 1812 verrathen hat. —

Freitag, den 9. September 1853.

Kampf zwischen Ryno Quehl und Niebuhr, der letztere wollte Quehl und Manteuffel'n stürzen. Nächstens wird er seinen Vorgesetzten Illaire vertreiben. „Ein Mensch voller Heimtücke. Der Vater war ein Querkopf, aber ein Herz hatte er doch, der Sohn hat keines." — „Der König haßt den Unterstaatssekretair Le Coq, er kann ihn nicht riechen, er weiß, daß Manteuffel demselben alle Geschäfte überläßt, aber ihn abzuschaffen ist eine zu große Anstrengung." Und so ging es

immerfort! Viel war auch von Wilhelm von Humboldt die Rede, von seiner heidnischen Gesinnung, seiner Verachtung des vorigen Königs u. s. w. Von Arago's traurigem Zustand, von meinen Arbeiten, von dem elektrischen Wetter dieses Sommers, vom Kosmos. —

Der König sagt also nicht, wie Ludwig der Vierzehnte, l'État c'est moi, sondern: „l'État c'est une canaille". —

Sonnabend, den 10. September 1853.

Größte Ueberraschung! Der Chevalier Adolphe de Varnhagen, Chargé d'affaires de S. M. l'empereur du Brésil près la cour de Madrid, läßt sich bei mir melden! Der Sohn des verstorbenen portugiesisch-brasilischen Obersten Friedrich von Varnhagen aus Waldeck. Ein hübscher brauner Mann, in den Dreißigen, artig und gutmüthig, des Deutschen kundig, aber Französisch redend, ganz Südländer, von der brasilischen Mutter her. Wir tauschen unsere Familiennachrichten aus. Der Kaiser von Brasilien ist ihm sehr gewogen, ihm steht eine gute Laufbahn offen. Er ist auch Schriftsteller und arbeitet an einer Geschichte Brasiliens in zwei Bänden, portugiesisch. Er ist auf einer Urlaubsreise, die zu Ende geht. —

Varnhagen gab ausreichende Nachrichten von seinen Verhältnissen, seinem Leben in Madrid, in Lissaben, in Brasilien, von dortigen Zuständen, von Litteratur und Kunst. Er ist in allen Stücken wohlunterrichtet, wie es scheint sehr gründlich in seinen Arbeiten, dabei weltkundig, angenehmen Umganges, heiter, scherzhaft und äußerst gutmüthig. Mir sagte er vertraulich seine innerste Denkart, sie ist durchaus freisinnig, edel, er will Gutes wirken, und zieht eine Stelle in der Verwaltung Brasiliens, in der es ihm vergönnt sein kann, etwas Gedeihliches zu schaffen, allem glänzenden Leben an euro-

päischen Höfen vor. Er hat große politische Gedanken, und schon den Vorschlag ausgeben lassen, anstatt Rio de Janeiro eine große Hauptstadt im Innern des Landes zu haben, auf einer gemäßigten und gesegneten Hochebene; auch den Sklavenhandel abzuschaffen hat er ein Mittel erdacht, das wenigstens ein Fortschritt erscheint, nämlich die Sklaven in ansässige Hörige zu verwandeln, den Kauf und Verkauf aber ganz zu verbieten. Er zeigt die größte Zuvorkommenheit und Traulichkeit, hat für Ludmilla wie für mich die sorgsamste Aufmerksamkeit, und legt beben Werth auf die Verwandtschaft. Er hat meinen alten Freund, den portugiesischen und brasilischen Staatsminister Sylvester Pinheire Ferreira noch gekannt, und spricht von ihm mit hoher Achtung. Er kennt den Grafen Athanasius Raczynski, der ihm auch von mir gesprochen hat — ich spreche ihm dafür auch von Raczynski —, den Herrn von Minutoli, den Mahler Magnus. —

Zu Hause besprachen Ludmilla und ich noch lange das angenehme, für uns ganz außerordentliche Ereigniß einer solchen Bekanntschaft mit jemanden, der zur Familie gehört, und denselben Namen führt, eines Varnhagen, der auch Diplomatiker, auch Schriftsteller, und dabei ein Brasilier ist. Wir waren einstimmig in dem Lobe des jungen Mannes. Er ist im Februar 1817 geboren, also jetzt im siebenunddreißigsten Lebensjahre. —

Oesterreich fordert jetzt von Dänemark die Erstattung der Kosten für die Herstellung der Ordnung in Holstein. Dänemark antwortet schnöde, Oesterreich habe das aus eignem Antriebe gethan, ohne Dänemarks Aufforderung, und dieses erkenne die Schuld nicht an; jedenfalls aber könne nur der deutsche Bund über die Sache verhandeln, nicht Oesterreich für sich. Geschieht ihnen Recht, diesen Staatsrettern! —

ſehen, wie ſie ſich furchtbar machen könnten. „Ihr habt Euch ſatt regiert, nun ſteht die Reihe an uns, wir bedürfen Eurer Dienſte nicht weiter und wollen unſere Geſchäfte ſelber führen, packt Euch, wir können Euch nicht brauchen, Ihr ſeid abgedankt.“ So überſetze ich das Zähneſletſchen der Ultra. Um Geſinnungen gilt es hier nicht, ſondern um Stellen, denn ſoviel nur immer thunlich ohne offenbare Gewalt und tollen Umſturz, hat das gegenwärtige Miniſterium ſeinen Ultraiſten bewieſen, allein es hat den unerhörten Sparren auf ſeine Sitze verſeſſen zu ſein, und hegt keine Luſt ſie zu räumen.

Ständen die Ultra um einen gemeinſinnigen Extenſionspunkt, die Miniſter wären längſt aus dem Felde geſchlagen. Nun aber ſind perſönliche Leidenſchaften, Habſucht, Ehrgeiz, Neid, Rache die Rädelsführer einer Parthei, die kindiſcher Dünkel obendrein in ſechſerlei royaliſtiſche Farbenſpiele ſchattiert und die von den Liberalen blos aus Schadenfreude über die Miniſter emporgetragen wird. Bei ſolcher Bewandtniß hätten die Miniſter unrecht zu weichen, ſo lang der Starrſinn des Königs ihnen die Stange hält. Dem Könige iſt es kein Geheimniß, daß die ultraiſtiſche Liebe zu den Bourbons Ludwig XVIII. nicht mitbegreift, weil er den Schlag von Royaliſten zu würdigen weiß, der weiter nichts als einen gelehrigen, dienſtbötigen Popanz von Monarchen will. In wiefern dem Miniſterium Perſönlichkeiten gegenüberſtehen, kann es ſich von Ausdauer Vortheil verſprechen. Mir iſt daher nicht unwahrſcheinlich, daß aus Langerweile und Zwieſpalt am Ende eine, wenn auch nur lahme Mehrheit zu Gunſten der Regierung zuſammentritt, oder daß letztere, um ihrer Wehen los zu werden, einen Miniſterialzwitter gebiert. Das alles führt nicht weit, man gewinnt einige Friſt, in der Hauptſache nichts. Das bisherige Syſtem

Geschrieben; Bemerkungen gegen Pertz, der es im Zitiren dem Heidelberger Schlosser nicht nachgiebt, sich einen willkürlichen Text macht und dann ein schiefes Urtheil darauf gründet! Ich spreche von „einem benachbarten Lande", er macht eine „sächsische Sache" daraus, an die ich nicht gedacht habe, sondern an Böhmen. Wenn solch ein Pedant nicht einmal genau ist, so fällt er noch unter den oberflächlichsten Schluderer, über den er sich weit erhaben dünkt! Ich könnte mit dem Herrn Pertz überhaupt eine gute Abrechnung halten. Vielleicht kommt mir einmal die Lust!

Gegen 11 Uhr kam Adolph von Varnhagen wieder; wir verhandelten mancherlei; Humboldt, Metternich, die Revolution von 1848, die deutschen Zustände, spanische und portugiesische, Palmella, Resende, Pinheiro, Navarro d'Andrade ꝛc. Sein Wagen hielt unten, er schlug uns eine Spazierfahrt vor. Ludmilla und ich fuhren mit ihm in den Thiergarten; Bildsäule des vorigen Königs, Raczynski's Gemäldesammlung, dann Fahrt in die innere Stadt; um 2 Uhr zu Hause. Der Vetter gewinnt bei jedem neuen und längeren Zusammensein; unterrichtet, bequem, von bestem Willen, von starkem Anhänglichkeitsgefühl. —

„Der Nanzau und seine Grafen, nebst neuen Forschungen über die Abstammung der Burggrafen von Nürnberg. Ein Beitrag ꝛc. von H. Haas. Erlangen 1853." Die Schrift bestreitet die schon von Alters her bezweifelte Abstammung des preußischen Königshauses von den Grafen von Zollern. Dem König ist das sehr schmerzlich, dem Herrn von Stillfried ein Jammer, den gelehrten Hofschmeichlern ein strafbares Erdreisten. „Ich kein Hohenzollern?" ruft der König aus, „was bin ich denn?" Das ist eine zweite Frage, deren Beantwortung die Geschichte schon geben wird. —

Der Schriftsteller Mügge kam auf der Rückreise aus einem

böhmischen Bade nach Dresden, die Polizei wollte ihn sogleich ausweisen, sie gestand, daß sie eine Liste von Berlin her bekommen habe, die alle Mitglieder der dortigen Umsturzpartei enthalte und auch seinen Namen. Gegen das Ehrenwortsversprechen, keine Umtriebe zu machen und keine anrüchigen Personen — er kannte niemanden in Dresden — zu besuchen, durfte er denn doch bleiben. —

Auffindung der ungarischen Krone nebst den andern Reichskleinodien, sie waren bei Orsowa vergraben. Wie viel Schmähungen waren auf Kossuth gehäuft, unter andern von der infamen Kreuzzeitung, er habe sie gestohlen, für sich behalten! Jetzt gestehen Wiener Berichte, es scheine ihm unbekannt gewesen, wo die Krone verblieben sei. Wie man sie gefunden, ist noch nicht bekannt. — (Später wurde darüber Ausführliches mitgetheilt, aber auch Zweifel an der Aechtheit wurden laut.)

Der Minister von Raumer hat mündlich erklärt, er wolle sich um die Fröbel'schen Kindergärten nicht mehr kümmern, sie möchten ihre Spielereien treiben, das wolle er nicht hindern, aber wenn sie weiter gingen, dann werde er ihnen das Spiel verderben; auch sollen sie sich mit dem Namen Fröbel nicht so breit machen, der tauge einmal nicht! Der Mann sieht also doch endlich ein, daß er selbst sich unnützerweise zu breit gemacht und vollständig blamirt hat? Aber statt dies ehrlich zu gestehen, blamirt er sich weiter, der elende Wicht! —

Dienstag, den 13. September 1853.

Die Nationalzeitung spricht mit Schärfe gegen die Ministerialreskripte vom 17. Juli und 8. August, welche den Juden das Recht nimmt, Dorfschulzen zu sein und als Rittergutsbesitzer auf den Kreistagen zu stimmen. Dem Artikel 12 der Verfassung — der oktroyirten, revidirten — ist damit in's

Gesicht geschlagen. Frechheit, die nur hier geschehen kann, Frechheit mit nichtswürdiger Sophistik verbunden! Bestrafenswerth!

Der Vetter nimmt Abschied; er bezeigt sich ungemein liebevoll und brav, und als vollständig weltgebildet. Er reist Nachmittag um 2 Uhr. Sein Scheiden ist mir schmerzlich. —

Besuch bei Herrn Dr. Hermann Franck; er zieht leider weit von mir weg, in die Köpeniker Straße. Ueber unsere Zustände, die ganze gemeine Wirthschaft des „Nackers von Staat", wie der König selber ihn nennt, das Zerfallen aller guten Ordnung, alles Rechtes; über das Erziehen zum Schlechten, zur Heuchelei, Grausamkeit, Selbstsucht, zur Verläugnung des Edlen, des Menschlichen. Welch trauriger Zeitabschnitt, in welchem wir hier jetzt leben! Doch leben wir ein Leben, das nicht so sehr unseres ist, als das allgemeine; es wird schon Neues daraus entstehen, darauf verlaß ich mich! —

Von Friedrich's des Großen Werken sind Bd. 21—23 erschienen, sie enthalten den Briefwechsel desselben mit Voltaire, sehr vermehrt, berichtigt und erläutert. Wie groß und schön ist hier Friedrich! Ein solcher Mann auf dem Thron, das heißt was, da müssen die armseligen andern Fürsten sich verkriechen! Voltaire erscheint hier wieder vortheilhaft, des Verhältnisses wegen, in welchem noch nie ein Mensch ganz das Rechte hat treffen können. —

Der neue Staatsgerichtshof hat gestern zum erstenmale Gericht gehalten und einen armen Schneidergesellen Tietz aus dem Lippeschen zu fünfjähriger Zuchthausstrafe verurtheilt, wegen Theilnahme an einem sogenannten Kommunistenbunde, auf Zeugnisse des Polizeiraths Stieber hin. Schöner Anfang! — Der von dem Waldeck'schen Prozesse her berüchtigte Schlötke führte die Anklage. — Der Verurtheilte hat appellirt.

Abends zu Hause. Mit Ludmilla Schach gespielt. Im Plutarchos gelesen, in Goethe, in Radowitz.

Heute starb der Superintendent Dr. Mann in Charlotten-

burg, der sich als gemeiner roher Reaktionair dort sehr verhaßt gemacht hat. In seiner Jugend war er ein Schlegelianer, und schrieb Romane unter dem Namen Julius Werden, wie sein Freund Winzer unter dem Namen Adolph Werden: sie gaben zusammen auch eine Zeitschrift Apollo heraus, bei Dienemann in Penig, es wollte aber mit ihrer Sache nichts werden, sie wurden auch von den Schlegel's nicht beachtet, und von uns Jüngeren verspottet: Hitzig sagte in einem Sonnett: „Der Dienemann, der will dem Mann nicht dienen", und „Weil sie nichts sind, so nennen sie sich Werden". Julius Klaproth aber und Neumann machten eine schnurrige Verhöhnungsromanze gegen ihn. Als ich ihn kannte, im Jahre 1807 und 1808, machte er einer Köchin den Hof, und war sterblich verliebt in die Hofräthin Spazier, die sich über ihn lustig machte. —

Mittwoch, den 14. September 1853.

Der König ist bei den Manövern zweimal vom Pferde gefallen, ohne Schaden zu nehmen, aber es soll ungemein lächerlich gewesen sein. In den Zeitungen wird dergleichen nicht erwähnt.

Es verlautet von vielen Seiten, das vom Staatsgerichtshof über den Schneidergesellen Tietz gefällte Urtheil sei ein ungerechtes, falsches, das Gericht hätte die Beweisstücke des — Stieber nicht dürfen gelten lassen. — Man gedenkt des Prozesses gegen Waldeck, der lügenvollen Bosheit eines Ohm, Goedsche, der infamen Aufhetzungen der infamen Kreuzzeitung. Der Staatsgerichtshof legt keine Ehre ein! —

Abends zu Hause. Mit Ludmilla Schach gespielt, dann vieles besprochen, Welt und Menschen! —

Was die Jugend wesentlich vom Alter unterscheidet, ist der enge Gesichtskreis, alles ist persönlich, erwartungsvoll, auf nahe Gegenstände gerichtet, man denkt die Welt geht erst recht an. Uebersieht man erst zurückgelegte viele Jahre, hat man

mehre Geschlechtsfolgen erlebt, ganze Lebenszustände schwinden oder wechseln gesehen, denkt man auch über die nächsten Geschlechtsfolgen hinaus, — dann ist man alt. —

Donnerstag, den 15. September 1852.

Ludmilla suchte in alten Papieren, und gab mir die Reste eines kleinen zerlumpten Liederbuches aus der französischen Revolutionszeit, worin die kühnsten republikanischen Gesänge stehen, dasselbe scheint aus dem Jahre 1793 zu sein, denn die Wiedereinnahme von Toulon und die Montagne werden besonders darin gefeiert. Das Herz ging mir auf, als ich diese gemißhandelten Blättchen wieder durchsah; ich erinnere mich diese nämlichen schon als Knabe in den Händen meiner Schwester und meiner Mutter gesehen zu haben, sie wurden in müßigen Abendstunden gelesen, und noch öfter wurden die Lieder gesungen, mir zu großem Ergötzen. Es weht eine frische Begeisterung darin, ein herrlicher Muth und Sieg und Gedeihen. Die Gefühle jener Zeit zurückzurufen, war mir eine wahre Herzstärkung. — Auch das kräftige Lied: „Quels accents, quels transports! par-tout la gaité brille“ ist in der Sammlung. Dann Strophen wie diese:

„Dans l'Europe avilie
Par la superstition,
La sotte idolatrie
Passe pour religion,
En France on n'est pas si bête,
L'erreur n'est pas de saison;
Nous ne faisons qu'une fete,
La fete de la Raison.“ (*bis*)

„Oh! mes amis, mes frères,
Retenons cette leçon:
Sans des vertus austères
La Liberté n'est qu'un nom.

Un coeur pur, une ame honnête,
Sans vice et sans passion,
Sont seuls dignes de la fête
La fête de la Raison!"

Eine dazwiſchen ſtehende Strophe, uns jetzt gräuelhaft und widrig, kann als Feuerzeichen der ſchrecklichen Zeit dienen, ein tief eingebranntes Datum, wo es möglich war, dem furchtbarſten Geſchick einen ſcherzhaften Ausdruck zu geben; es heißt darin, für uns jetzt kaum faßlich:

„Chez nous on tranche la tête
De Capet et de Toinon:
Puis après on fait la fête,
La fête de la Raison." —

Seitdem die Gerichte hin und wieder — nicht durchgängig — den freien und deutſchkatholiſchen Gemeinden gerecht geworden, und ihnen gegen die Polizeiverfolgungen einigen Schutz gewährten, bemerkt man neuen und wachſenden Muth in den Diſſidenten, und ihre kleinen Schaaren bilden feſte Körper, die ſich nicht auflöſen. Dieſe Leute, meiſt arm und beſchränkt, haben große Zähigkeit, und ertragen mit großer Geduld und Ausdauer den Druck und das Ungemach, das man nicht müde wird gegen ſie zu häufen. Man weiſt ihre Prediger aus, ſie berufen andere, man legt auch dieſen das Handwerk, ſie behelfen ſich ohne Prediger. Die Magdeburger freie Gemeinde verliert viele ihrer reichern Mitglieder, der Reſt hält nur um ſo mehr zuſammen. Die Verfolgung gegen Wislicenus iſt eine Büberei der Reaktion, ein Schandfleck der Behörde, aber ſeine Anhänger werden dadurch nicht gemindert, daß er verurtheilt wird und weichen muß. —

Die Sachen Rußlands und der Türkei sehen wieder kläglich aus, die Diplomatie, das heißt, das ganze Benehmen der Kabinette, legt wenig Ehre ein, von allen Seiten zeigt sich Unredlichkeit, Lüge, Feigheit und Wankelmuth; aber dennoch ist der russische Kaiser von diesen ekelhaften Fäden so ganz umsponnen, daß er sich nicht zu helfen weiß, und auch den Schein eines ehrenhaften Rückzuges verlieren muß. Während die Vermittler-Höfe schon wieder für ihn bei der Türkei wirken und diese zum Nachgeben bestimmen möchten, bat er in seiner Verlegenheit auch seinerseits wieder geheime Unterhandlungen in Konstantinopel angeknüpft, was keine gute Art ist, sich gegen die Vermittler zu benehmen. Die Türken haben in größter Eile die außerordentlichsten Rüstungen gemacht, und sind voll erbitterter Kampfeslust. —

Nicht der Kanzleirath Joel Jacoby, den Hinckeldey gern dazu gemacht hätte, sondern der Geheime Regierungsrath Hegel wird Leiter des Zentralamts für Preßangelegenheiten, das vor wie nach unter Manteuffel stehen wird. Dr. Ayno Quehl geht als General-Konsul nach Kopenhagen. Die Konsulate sind jetzt die glänzenden Exile, wohin man diejenigen wirft, die man los sein oder versorgen will. Minutoli, Seiffert, Reigebaur, Meusebach, Quehl ꝛc. —

Die Pairsernennung macht dem König viel zu schaffen, er kann sich zu der großen Handlung nicht entschließen, weder zur Aufstellung eines leitenden Grundsatzes, noch zur einzelnen Auswahl. Er möchte lieber alles unterlassen. Die Kreuzzeitungspartei hofft noch immer ihn dahin zu bringen, daß er statt einer Pairskammer eine Adelskammer mache, nämlich die sämmtliche alte und begüterte Ritterschaft zu Pairs zu ernennen! Der alte Quark von ritterschaftlichen Verbänden, die aus sich heraus wählen! —

Ranke war vom Könige von Baiern nach München berufen

mit 7000 Gulden Besoldung, er wollte aber lieber in Berlin bleiben, sagte daher dem Könige von Preußen, daß er wohl an Verbesserung seiner Einkünfte denken dürfte — schon wegen seiner kranken Frau — doch gern in Preußen bleiben möchte, worauf der König ihm eine Zulage versprach und Ranke den baierischen Antrag ablehnte. Als aber der König von Baiern letzthin hier einige Tage verweilte, sprach er eifrig von der Sache mit unserm König, der dann sich dahin aussprach, er habe nicht gewußt, daß jenem die Sache so wichtig sei, Ranke könne thun, was er wolle. Das sagte der König von Baiern Ranke'n wieder, und der findet die Ausdrucksweise unsres Königs sehr unangenehm, er sieht darin eine Art Laufpaß, eine Zurücknahme des Versprechens der Zulage, und weiß nun nicht, was er thun soll. So verhält sich die Sache nach strengster Wahrheit. — (Der König hat Ranke'n 1600 Thaler Zulage bewilligt, und er bleibt nun hier.)

Sonnabend, den 17. September 1853.

Um halb 6 Uhr auf; schöner Sonnenschein, aber kalte Morgenluft. —

Ludmilla um halb 8 Uhr nach Hamburg abgereist, nur auf kurze Zeit, doch ging mir der Abschied diesmal ganz besonders nahe, und ich hätte sie gern zurückgehalten. Sie hat gutes Reisewetter; möge sie glücklich und baldigst wiederkehren! —

In Halle hat das Kreisgericht den redlichen guten Wislicenus, der wegen seiner Schrift: „Die Bibel im Lichte der Bildung unserer Zeit" der Gotteslästerung, Verspottung der Bibel, und Gefährdung des öffentlichen Friedens angeklagt war, wegen der beiden letzten Punkte, — der erste fiel weg — zu zweijähriger Gefängnißstrafe verurtheilt! Wislicenus war abwesend, und wollte, wenn das Urtheil gegen ihn wäre, nach

Amerika auswandern. Ob es ihm gelingen wird? Das Gericht hat seine Verhaftung angeordnet. Dieser neue Verfolgungsprozeß ist ein neuer Schandfleck der jetzigen preußischen Regierung. Vor hundert und fünfzig Jahren schon durfte Toland, der englische Freidenker, solche Meinungen, wegen deren der arme Wislicenus so schnöde verurtheilt wird, ohne Scheu am Hofe vortragen, und die Königin Sophie Charlotte war selbst eine Freidenkerin. Und nun gar Friedrich der Große! Doch der ist ja der Einzige, der hat nichts mit dem heutigen Frömmlergeschlecht gemein! —

Außer den Blauröcken im Felde vor den Thoren manövriren im Innern der Stadt jetzt auch ganze Heerschaaren von Schwarzröcken. Der evangelische Kirchentag hier ist von mehr als anderthalbtausend Pastoren besucht. Die Menge setzte die Polizei in Verlegenheit, sie konnte nicht mehr unterscheiden, wer ein Paster und berufen sei und wer nicht? Der Kirchentag erließ die öffentliche Aufforderung, jeder Kommende solle sich vor der Abreise mit einer Paßkarte versehen. Die Versammlung der Schwarzröcke ist nicht zu fürchten, sie beißen sich nur untereinander, die Draußenstehenden sind ihnen nicht wichtig genug, und gegen die Katholischen haben sie keinen rechten Muth. Wie weit sind wir von der Kraft und Tapferkeit der Reformation! —

Die Cholera ist noch sehr schlimm. Auch unter den Truppen sind ungewöhnlich viel Kranke.

Sonntag, den 18. September 1853.

Des Unheils und der Widrigkeit ist überall eine reiche Saat ausgestreut, die ungesehen aufgeht, oder unter schimmernder Oberfläche sich verbirgt. Die Menschen sollten einander helfen, einander bedauern, erfreuen; statt dessen machen

sie einander das Leben sauer, verderben jede Lust, die der Andre hat, oder haben könnte, verstehen einander nicht, und zuletzt werden sie alle aus dem elenden Gedräng und Getreibe unbefriedigt zur Ruhe gebracht. —

Ich habe jetzt alle Zeit zum Lesen, aber nicht immer die rechte Stimmung dazu. Wenn ich im Bett oder auf dem Sopha liege, ist mir Grote's Werk leider zu schwer zu halten, sonst wäre ich mit diesem herrlichen Buch allein schon versorgt. —

Unser Freund Eduard Grenier, der früher hier Legations-Sekretair bei dem Gesandten der französischen Republik Emanuel Arago war, dann aus der diplomatischen Laufbahn ausschied, hatte lange nichts von sich hören lassen; jetzt sendet er uns Grüße aus Rom, wo er als freier Reisender seinen Studien lebt, Frau von Goethe kennt ꝛc. ꝛc. —

Unter manchen Lebensbetrachtungen, die mich dieser Tage beschäftigten, war auch die, wie häufig die vortrefflichsten Männer durch ungeeignete Frauen leiden, mit denen sie sich verbunden haben. Die Beispiele des Generals von Rühle, Herder's, Hegel's ꝛc. traten mir lebhaft vor Augen. Daß ein ausgezeichneter Mann durch seine Frau wirklich gefördert und gehoben wird, ist ein seltener Fall; ich rechne natürlich die äußere Förderung nicht. Mir bestätigt sich bei weiterem Nachdenken immer mehr der Ausspruch Rahel's, daß solche Männer, wie Voltaire, Jean Jaques Rousseau, Goethe, mit der Bürde von Ehehaften verschont bleiben müssen. —

Montag, den 19. September 1853.

Nachricht, daß diese Nacht Herr von Hänlein am Schlagfluß gestorben sei. Weiber und Hänlein in so kurzem Zwischenraum! Ich werde nicht mehr klagen über ihre zu langen, zu häufigen Besuche! Sie haben mich beide viel geplagt, das

iſt leck. Die Adreſſe hat eine Saite angeſchlagen, die in allen franzöſiſchen Gemüthern wiedertönt. Frankreich, ſo lautet die Saite, ſoll nicht länger auf dem Boden von Europa eine diplomatiſche Null ſein. Iſt es nicht Schande, daß es ſogar hinter Preußen zurückſteht! Es muß unter den europäiſchen Mächten die Stelle einnehmen, welche ihm gebührt. In ſiebenjähriger Ruhe ſind ſeine Kräfte angeſchwollen. Dieſe werden, müſſen ſich Luft machen; darauf rechne man. Eine franzöſiſche Regierung, die ſich im Auslande keine Bedeutung zu geben weiß, iſt dem Inlande ein Ekel. Aber mit wem ſoll man anbinden? Rußland hat ſich gegen Frankreich auf alle Weiſe wohl benommen, und die Pforte iſt ſchon zu tief geſunken, als daß ihr noch unter die Arme zu greifen und zu helfen wäre. Es giebt Gegenſtände, die Frankreich näher liegen. Aber was gilt Diplomatik ohne den Hinterhalt einer Armee, und ein Heer zu verſammeln läßt ſich den Bourbons nicht rathen. Darauf erwiedert das Nationalgefühl, wir haben Geld, mehr als irgend jemand. Damit kann ein verſtändiges Kabinet ſeine Rolle ſpielen. Auch iſt von dieſem Gelde eine beträchtliche Summe, in dem dermaligen Budget unter andere Ausgaben verſteckt, auf Neapel und Piemont verwandt worden, nur weder zu unſerem Nutzen, noch zu unſerer Ehre.

Die Spannung zwiſchen der Kammer und den Miniſtern iſt dem Publikum ein Zeitvertreib. Warmen Antheil nimmt es nicht bis dato. In Wallung wird man erſt gerathen bei Gelegenheit der Erneuerung des Zenſurgeſetzes. Ultra und Liberale ſind einverſtanden, die Herrſchaft der Journale den jetzigen Miniſtern zu entreißen. Hätten die Ultra das Heft in den Händen, ſo wäre ihnen die Deſerre'ſche Verlängerung ganz recht. Auf Dauer kann die Eintracht der beiden heterogenen Kammerhälften nicht beſtehen. Noch iſt mir kein

ist wahr; doch gönnt' ich ihnen von Herzen noch zu leben. Rosenkranz und Güldenstern, in Betreff ihrer Besuche, sonst aber grundverschieden; in Weiher war ungleich mehr Kern, mehr Gesinnung. —

„Nachgelassene Schriften von Anselm Feuerbach. In vier Bänden. Herausgegeben von Hermann Hettner. Braunschweig, 1853. 8." Auch einer der edlen und tüchtigen deutschen Streber, denen das Leben zu mächtig war, und die daran zu Grunde gingen. Enge Verhältnisse, aber auch Mangel frischen freien Weltblickes! —

Der neue Großherzog von Weimar fängt gut an! Dem weimarischen Landtage werden zwei Gesetzentwürfe vorgelegt, zur Wiedereinführung der Prügelstrafe und geschärften Zuchthausstrafe, und zur Wiedereinführung der Todesstrafe! Edler Landesvater! —

Kossak in der „Feuerspritze" schlägt unbarmherzig auf den Intendanten der königlichen Schauspiele, Herrn von Hülsen, los, stellt ihm Iffland's Einsicht, Artigkeit, Wirthschaftlichkeit ꝛc. zum Muster vor, und meint, der Adliche stehe an Bildung tief unter dem Bürgerlichen. Was hilfts? Er bleibt Intendant. —

In Grote's Griechenland gelesen. Welch ein reines Vergnügen, solch ein Buch! Bei aller Mannigfaltigkeit der Gegenstände bleibt Grote immer in derselben antheilvollen Wärme, immer in derselben Geistesfrische. Sein Buch hat keine öden Stellen, keine, wo bloß Gelehrsamkeit sich breit auslegt. Alles ist darin gedacht, eingesehen, erwogen, gefühlt. Das Werk wird bei uns immer mehr anerkannt; nur die Duckmäuser, die Aristokraten und Frömmler können es nicht vertragen, möchten die Vortrefflichkeit läugnen.

Dienstag, den 20. September 1853.

Aus Hamburg von Ludmilla ein Brief, der mich sehr freut. Ich antworte sogleich, damit sie morgen den Brief habe.

In der Revue des deux mondes die Fortsetzung der Vorträge Saint-Marc-Girardin's über Jean Jacques Rousseau gelesen. Der kleine Akademiker weiß nichts von Rousseau, als was ihm der Buchstabe sagt, Geist und Seele sind ihm unbekannt. Wie käme der Arme dazu einen Menschen zu schildern, der ganz Geist und Seele war, der den Buchstaben mit Füßen trat, selbst indem er denselben gebrauchte! Saint-Marc-Girardin thut sehr sittsam und zart, indem er hart alles tadelt, was Rousseau von sinnlichen Dingen sagt oder andeutet, er macht ihm daraus ein großes Verbrechen, und sieht die Nothwendigkeit und Größe, die grade hierin sich offenbaren, nicht ein; ebensowenig ahndet er, daß alles was er selber zum Tadel hierüber spricht, weit gröber und unanständiger ist, als das Getadelte. Warum schweigt er nicht? Aber so ein Akademiker meint, er müsse reden und über alles! Schrieb er doch einst an Gans, er möchte ihm doch Hegel'sche Philosopheme mittheilen, und fügte hinzu: „Chaque ligne, que vous m'écrirez, me fera une page." (Oder war es Lerminier? Ich bin nicht ganz sicher. Doch ist der Unterschied nicht groß, l'un vaut l'autre.) — Zum Verständniß Rousseau's sind mir im hohen Sinne Rahel, im niedern Bettina von Arnim und Harscher sehr förderlich gewesen. —

In Grote gelesen. — In Shakespeare's Hamlet, wegen der Schrift von Dr. Eckardt. —

Mittwoch, den 21. September 1853.

Der Magdeburger freien Gemeinde ist nun auch das früher verliehene Recht des Bestehens — die sogenannte Konzes-

sion — durch ein Reskript des Ministers des Kultus und des Ministers des Innern, Raumer und Westphalen, abgesprochen und den Aeltesten der Gemeinde dieses eröffnet worden. Glaubt die Regierung, damit etwas gewonnen, der Religion, oder auch nur der Kirche, einen Vortheil gebracht zu haben? — Hat der Widerruf des Edikts von Nantes, haben die Dragonaden in Frankreich die Bewegung von 1789 gehindert? —

Der Oberstlieutenant Teichert mit seiner ganzen Familie binnen wenigen Stunden ein Opfer der Cholera! Auch andere plötzliche Fälle hier und in der Umgegend. Der Kirchentag geräth in Schrecken, viele der Gottesmänner denken an die Flucht aus Berlin! —

In Grote gelesen, in Goethe. — Neuigkeiten durchgesehen. —

Donnerstag, den 22. September 1853.

Der Referendarius außer Diensten Herr von Mensbausen und der Rittergutsbesitzer Herr Köhler, angeschuldigt dem Gefangenen Schleban bei seiner Entweichung von Silberberg zur Flucht behülflich gewesen zu sein, sind vom Appellationsgericht in Breslau auch in zweiter Instanz freigesprochen worden. —

In Hannover sind vom Schwurgerichtshofe die Angeklagten Dr. Conring, Litterat Willrich, Posamentier Möbius und Damastweber Appenzeller freigesprochen worden. Sie waren beschuldigt die Flugschrift: „Reue eines preußischen Soldaten über die Gräuelthaten des herrlichen Kriegsheeres in Baden" verbreitet zu haben. Sie waren seit dem April in Untersuchungshaft! Auch ein Handelsmann Müller, der dem Litteraten Willrich zur Flucht behülflich gewesen sein sollte, wurde freigesprochen. Die müssen gewiß unschuldig gewesen sein! —

In Grote gelesen, in Goethe, und in Amalia Schoppe's Erinnerungen.

Ueber Eins ist es im Alter schwer hinwegzukommen, daß nämlich nichts mehr gilt, was in unserer Jugend galt! Andre Grundsätze und Namen, andre Ansichten, andre Ereignisse. Wenn alle Autoritäten erschüttert sind, unser Geschmack und unser Wohlgefallen überall Widerspruch erfahren, andre Gegenstände die Theilnahme der Mitlebenden in Beschlag nehmen — da bedarf es großer inneren Festigkeit und äußeren Standhaftigkeit, um nicht zu wanken. — Goethe hat dies alles schwer empfunden, und schmerzlich ausgedrückt! —

Der alte sächsische Staatsminister und Freund Metternich's, Graf von der Schulenburg-Klosterreda ist in Wien gestorben.

Freitag, den 23. September 1853.

Eine Ueberraschung! Herr Dr. Nikolaus Heinrich Julius aus Hamburg schickt mir seine Schrift: „Lebensnachricht über Nikolaus Böhl von Faber" mit freundlichen Worten.

Die Volkszeitung heute vortrefflich über den Kirchentag, den sie das „Glaubensparlament" nennt. Sie spottet über die Abstimmung, das Gelten der Mehrheit in Glaubenssachen, und meint, unsere Zeit sei weniger eine religiöse, als eine parlamentarische. —

Ebenso vortrefflich, scharf einschneidend, die Nationalzeitung über Rußlands sophistisches, arglistiges, aufwiegelndes Treiben; das Phrasenwesen der Kabinette, tausendmal ärger und verderblicher als das so oft angeschuldigte der Parlamente.

Sonst habe ich heute schlimme Sachen, sehr schlimme aufzuzeichnen! Ein Schuft, Namens Lindenberg, Redakteur der Königsberger Zeitung, schon früher wegen Erpressung, Quacksalberei und Verläumdung bestraft und der Nationalkokarde verlustig erklärt, aber vom Könige begnadigt, war wegen

ſchwerer Beleidigung des Oberbürgermeiſter Phillip's, Walesrode's und andrer Freigeſinnten rechtskräftig verurtheilt. Der König aber hatte ſchon im Auguſt ihm Begnadigung verſprochen, und dieſe iſt nun durch Kabinets-Ordre wirklich erfolgt! Welch ein Beiſpiel! Der König, der das Recht ſeiner mißhandelten Unterthanen aufgiebt dem Beleidiger zu Gunſten! der ſich mit dieſem auf dieſelbe Seite ſtellt, verbündet, der Parthei nimmt gegen die gekränkten ehrlichen Männer für ſolchen Schuft! Und kein Miniſter warnt den König, keiner zeigt ihm den Nachtheil ſolchen Handelns! —

In Elbing ſind der Direktor Hertzberg, die Oberlehrer Büttner, Kreyſſig, Lieber, die Lehrer Schilling und Neumann, auf die Polizei gefordert worden, um zu vernehmen, der Miniſter von Raumer habe aus den Akten erſehen, daß ſie bei den letzten Gemeinderathswahlen für den oppoſitionellen Kandidaten geſtimmt hätten; wenn ſie das nochmals thäten, würden ſie abgeſetzt. Die Frechheit dieſes elenden Kerls geht wirklich weit.

Der Landrath von dem Hagen in Droſſen empfiehlt durch ein Umlaufsſchreiben an die Wahlmänner des Kreiſes zur nächſten Wahl für die zweite Kammer mit großen Lobeserhebungen den Aſſeſſor Wagener, und meint, es ſei vornehmlich die Pflicht des Landrathes für gute Wahlen zu ſorgen! Der Knecht beißt von dem Hagen. —

Die Empfehlung hat nichts geholfen. Es iſt ein andrer Mann gewählt worden. (Der Geheime Reviſionsrath Ambronn. S. d. Blatt vom 8. Oktober.)

Sonnabend, den 24. September 1853.

Brief aus Hamburg von Ludmilla, lieb und gut; ſie kommt am 28. hierher zurück; ſehr erwünſcht und willkommen! —

Der gute, wackre Prediger Uhlich will aus Magdeburg,

da die freie Gemeinde dort nicht mehr bestehen soll, mit einem großen Theil seiner Anhänger nach Amerika auswandern. Die redlichsten, bravsten Leute treibt der verlumpte Staat jetzt aus seiner Mitte fort, die Bösewichter und Halunken stehen in ihren hohen Stellen sicher und bleiben. Ehemals höhnte man den feigfrommen und stolzfrommen Ludwig den Vierzehnten wegen seiner dummen Vertreibung der Reformirten, die Preußen mit Nutzen aufnahm; jetzt macht Preußen selbst solche dumme Streiche. —

Der in Hannover freigesprochene Litterat Willrich ist nun dort ausgewiesen worden; — natürlich! wo die Gerichte es nicht thun, thut es die Polizei! Er will nach Amerika. —

In der Augsburger Allg. Zeitung las ich die überraschende Anzeige, daß Eduard von Bülow am 16. September auf Schloß Oetlishausen an einer Herzerweiterung gestorben ist.

Der Kirchenrath soll heute seine letzte Sitzung halten, und die fünfzehnhundert Pastoren (1540 Mann) eilen nach Hause. Die ganze Sache wurde schon grundlächerlich. Was haben sie bewirkt mit ihrem salbaderischen Geschwätz? Sie haben sich das Leben sauer gemacht, alle Abend Gottesdienst! Kein Kroll, kein Theater, keine lustige Gesellschaft! Die meisten waren von frommen Leuten freiwillig in's Quartier genommen, auch da mußten sie sich anstrengen, Tischgebet halten, erbaulich reden! Sie waren das alle satt, und dazu noch die drohende Cholera! — Der König hat einer Sitzung beigewohnt, Humboldt mit ihm, und mit großer Aufmerksamkeit und Befriedigung zugehört. —

Ich versuchte wieder einmal Abends auszufahren zu *. Ich fand mich nicht recht behaglich, die Gespräche konnten mich nicht erfreuen, so sehr ich mich bemühte, meinen Beitrag zu liefern. Gegen 10 Uhr fuhr ich nach Hause. Meine stillste Einsamkeit, wenn sie zuweilen auch etwas an die Langeweile streift, giebt mir mehr Ertrag, als die Gesellschaft. Ich war

froh, wieder auf meinem Zimmer zu sein! Mir zum Trost las ich den Prometheus des Aeschylos und dessen Perser, nur in der Stolberg'schen Uebersetzung, aber auch in dieser Abschwächung von herrlicher Kraft, von unaussprechlicher Wirkung! —

Man findet die Schriften von Radowitz überaus gering, seicht, gehaltlos; eine Sammlung von Platitüden, mit denen man in unwissender Gesellschaft großthun, aber in der Litteratur nicht bestehen kann. Man erinnert an Ancillon's Schriften, die auch von dieser Art waren, und die mit seinem Tode völlig gestorben sind, schon früher zum Theil todt dalagen. —

Sonntag, den 25. September 1853.

Die Sonntagsfeier wird streng gehalten, alle Läden fest verschlossen! Dumme verrückte Maßregel, auf die der heuchlerische vornehme Pöbel sich viel einbildet. Dabei die Gruppen auf der Schloßbrücke in antiker Nacktheit, von Menschen dicht umstanden und begafft, die sich der Unanständigkeit freuen, nicht, weil es diese ist, sondern weil hier einmal der Kunstdusel wider Willen mit dem christlichen frömmelnden Dusel in Streit kommt, jener diesen verspottet und höhnt; der Kladderadatsch beutet den Gegenstand reichlich aus; der König wird noch befehlen müssen, den Bildsäulen einmal während der Nacht die Geschlechtstheile wegzumeißeln! Das Aergerniß wird immer toller, es ist ein Hohn und Gespött ohne Ende. Der Kladderadatsch bindet auch mit dem Kirchentage an, zwar vorsichtig, aber doch scharf; er thut als gäbe er Bescheid auf einen eingesandten Artikel, den er nicht aufnehmen könne, und sagt, das Stroh, das drinnen gedroschen werde, sei ja noch leerer, als das draußen auf der Straße: — vor der Garnisonkirche, wo der schwarze Klub sich versammelt, ist nämlich Stroh auf die Straße gelegt, damit das Geräusch der Wagen die Versamm-

lung nicht störe. Das Volk spricht mit Hohn und Verachtung von den kirchlichen Anstalten und Redereien, schimpft auf die Pfaffen, und die Pfaffenfreunde, den König an deren Spitze. Ein Zerrbild ist in Leipzig auf das Unwesen erschienen, hier aber gleich verboten worden. —

Die Herausgeber der „Gränzboten“ bekennen sich frech zum Prinzip der Gothaer; so thöricht als jämmerlich! Vergebens wollen sie die Personen verwerfen und nur das Prinzip festhalten, grade dieses taugt nicht, es ist das der schwächlichen Anbequemung, die zufrieden ist mit etwas wenigem, auch wohl mit nichts, z. B. mit dem lumpigen Verfassungswesen jetzt in Preußen. Diese blödsichtigen Tröpfe möchten uns einreden, es sei verkehrt und schlecht, sich der Theilnahme an den Wahlen für diese Lumpenkammern zu enthalten; — wie richtig und gut es ist, zeigt uns am besten das Treiben der Regierung zur Theilnahme an den Wahlen. — Wir erkennen das Gute und nehmen es an, woher und von wem es kommt, aber den Schein, das Falsche, den Betrug läßt sich nur die Dummheit als Gutes vorspiegeln. Wir wollen kein bestimmtes Maß der Sache, aber wir wollen die Sache, die Richtung zu ihr, das Fortschreiten, die Thätigkeit zur Freiheit mehr noch als ihre Früchte. Wir wissen die Hinfälligkeit aller menschlichen Dinge, und sagen nicht, wir wollen unbedingt dies oder jenes äußere Gebild, das wir uns ausgedacht, verwirklicht sehen; dem Freunde des Volkes und der Freiheit kann ein edles Königthum lieb und werth sein, eine nichtswürdige Republik wird er hassen. —

Bettina von Arnim ist mit ihren Töchtern Armgart und Gisela bei der verheirathete Tochter Maze, Gräfin von Oriola, in Bonn, und soll dort unter Professoren und Studenten gehörigen Rumor machen. Das läßt sich glauben! —

Das iſt brav, das iſt ein Labſal! Dr. Koſſak hat in ſeinem heutigen Montagsblatte den Kirchentag nach Gebühr bezeichnet und abgefertigt, die Pfaffen in ihrer Rohheit, Hoffahrt und Unverſchämtheit dargeſtellt, ſie mit verdienten Geißelhieben gezüchtigt; wie es ihm bekommen wird, das ſteht dahin, jedenfalls hat er ſich eine Bürgerkrone damit verdient. So was Starkes, Unumwundenes iſt unſeren Kircheneiferern und Frömmlern lange nicht geſagt worden. Ein Stückchen freier Preſſe iſt doch noch da! — Auch gegen den Intendanten von Hülſen ſetzt er ſeine Angriffe muthig fort, und giebt ihm derbe Streiche. —

Abends um halb 8 Uhr ließ ſich Herr J. Oswald Murray bei mir melden, ein Schotte, der aus Paris kommt und mir ein Empfehlungsblatt von der Gräfin d'Ageult bringt, das ſeinen Karakter, ſeinen Geiſt und ſein künſtleriſches wie litterariſches Talent rühmt. Er war eben erſt in Berlin angekommen, will aber auch gleich wieder fort, erſt in England Deutſch lernen und dann wiederkehren. Eine ſeltſame Miſchung! Er iſt in Handelsgeſchäften, liebt Litteratur und Kunſt, iſt mit Lammenais auf's innigſte verbunden, „nous sommes comme père et fils“, kennt aber auch Louis Blanc, den Bildhauer David ꝛc. Lammenais iſt nicht katholiſch mehr, ſagt er, nur ein Chriſt nach dem Evangelium. Von der Gräfin d'Ageult ſagt er, den letzten Theil ihres Geſchichtsbuches hätte ſie lieber nicht ſchreiben ſollen, ſie habe alles nur zu ſchwach ſagen dürfen. Und mich dünkt, es iſt doch ſtark genug! Die Miſchung von äußerſtem Freiſinn und gefühlvoller Frömmigkeit iſt ſehr merkwürdig. —

Im Horaz etwas geleſen, in Goethe einiges nachgeſehen.

Es iſt im Werke, dem Aſſeſſor Wagener, dem Redakteur der Kreuzzeitung, nachdem er bei dieſem Geſchäft ſich nicht halten gekonnt und von den Gerichten eine mehrmonatliche

Gefängnißstrafe wegen Verläumdung ihm zugesprochen worden, eine Stellung im höhern Staatsdienste zu geben. Wird man seinen würdigen Mitarbeitern Ohm, Goedsche u. s. w. nicht auch gerecht werden? Warum nicht? Regierungspräsidien, Polizeipräsidien, Generalkonsulate, sie nehmen alles an!

Dienstag, den 27. September 1853.

Der Kaiser von Rußland wird in England wegen seiner Sprache und seines Benehmens gegen die Türkei geradezu wie ein Räuberhauptmann hingestellt, ein frecher Gewaltthäter ohne Fug und Recht, der den nichtigsten Schein, die lügenrischesten Angaben zur Beschönigung seiner Uebergriffe verwendet, aber keinen Menschen damit täuscht; seine Politik ist eine der Willkür und Gewaltmacht, des Raubes und der Plünderung, so schändlich und verbrecherisch als nur je die des alten Napoleon war; und deutsche Blätter, vor allem unsere tapfere Nationalzeitung und wackre Volkszeitung, geben dieser Sprache wenig nach. Ob das nicht eine fruchtbare Aussaat künftiger Bewegungen, allgemeiner Verachtung der Kaiser und Könige, ein furchtbares Beispiel ihres Verraths und ihrer Unredlichkeit ist, daß dieser angebliche Freund und Halter der Ordnung, des Rechts, der Ruhe und des Friedens, nun als der heimtückische, lauernde, freche Störer derselben auftritt? Dies ist mir das Wichtigste bei der Sache, daß die Leute sich zeigen, wie sie sind, daß das Innere offenbar wird. —

Antwort von Herrn Dr. Franck, sehr merkwürdig und schön! Aber darin hat er Unrecht, nicht alle Bewunderung ist schwächlich, sondern sie erscheint nur als solche, bis sie durch nachhaltige Kraft und Treue sich als wahr und ächt erwiesen hat. Wo ich bewundere, wo ich liebe, da trotz' ich der ganzen Welt, und spotte ihres Widerspruchs, ihres Hohnes! —

Ueber General von Reiche: „Er arbeitet in seinen alten

Royaliſt vom alten Schrote vorgekommen, dem es Ernſt wäre um Repräſentativverfaſſung. Alleſammt betrachten ſie das Ding als einen ſaueren Apfel, in den man beißen muß, bis man ihn ohne Gefahr wegwirft. So denken ſelbſt die Strohjunker, die dem Repräſentativſyſtem ihre ganze Wichtigkeit ſchuldig ſind und ohne daſſelbe eine Art honetter Bauern in dunkler Heimath geblieben wären. Die Doktrinärs ſind die einzigen Leute, die es mit den Bourbons zugleich und mit der Konſtitution redlich meinen; ihre Zahl iſt gering. Bei den Liberalen fehlt es an Vertrauen und Glauben in die Willensfähigkeit einer alten Dynaſtie zu Gunſten freier Verfaſſung. Ein aufrichtiger Verein zwiſchen Royaliſten und Liberalen, wodurch die erſteren für die Charte gewonnen, die andern von ihrem Unglauben geheilt würden, iſt mehr zu wünſchen als zu hoffen, und ſo kann ſich eine dritte Parthei auf den Ruinen aller erheben. Die Royaliſten ärgern ſich und ſchimpfen, daß der König die Bonaparte'ſchen Generale, ſo viel Leides ſie ihm auch zugefügt, wie Bertrand und Soult z. B., reichlich beſchenkt und hervorzieht, indeß eine große Menge der Emigranten in Vergeſſenheit und Armuth ſchmachtet. Der König fürchtet die Bonapartiſten und zuverläſſig droht nur von ihrer Seite recht eigentliche Gefahr. Einige können erworben ſein, die Parthei ſelbſt läßt ſich nicht gewinnen. Point d'honneur, Dankbarkeit und wer kann all' die Empfindungen nennen, welche ſie dem Andenken ihres Helden weiht, ziehen ſie zu ſeinem Sohne, und wenn der ſtürbe, zu jedem andern Gliede der Familie hin. Sie ſtrebt unerſchütterlich nach dem vorgeſetzten Ziele und die Mittel, ſo ihr zu Gebote ſtehen, den Bourbons, den Royaliſten, den Liberalen über den Leib zu reiten, ſind ungefähr folgende. Die Bonaparte'ſche Parthei hat eine vollſtändige, innere Organiſation. Ihr dient

Tagen aus allen Kräften an ſeinem Ruhm.“ Im ſchlimmen Sinn! (Mebes war ſein Adjutant.) —

In Louis Blanc geleſen, und in „Memoirs of Sir Thomas Fowell Buxton. London, 1851. 8.“

Der Redakteur der Volkszeitung, Herr Dierke, war wegen eines Artikels, der die preußiſche Politik tadelte, angeklagt worden, Haß und Verachtung gegen die Obrigkeit zu erregen; das Kriminalgericht ſprach ihn heute frei, denn der Tadel ſei noch keine Schmähung. Der Staatsanwalt, der die Anklage erhob, verdient Strafe, denn wenn ſolche Artikel nicht geſchrieben werden dürften, ſo wäre kein Wort mehr erlaubt. —

In Mecklenburg-Schwerin ſind zwei Angeklagte, unter denen ein Paſtor, die beſchuldigt waren eine Schrift von Ronge verbreitet zu haben, in der Appellation völlig freigeſprochen worden. —

Der arme Krackrügge in Erfurt wegen Preßvergehens auf's neue zu drei Monat Gefängniß verurtheilt! Vor kurzem iſt ſein Sohn auf einer Fußwanderung räuberiſch ermordet worden.

Heute im Jahr 1814! Mein Hochzeitstag! —

Mittwoch, den 28. September 1853.

Brief aus Hamburg von Ludmilla, ſie kommt! — Nachmittags nach 4 Uhr kam Ludmilla von Hamburg an, ich holte ſie auf dem Bahnhof ab, ſie iſt wohlauf und freudig, letzteres ich auch. Unter Erzählungen und Geſprächen blieben wir zuſammen bis gegen 10 Uhr, dann fühlten wir uns beide ermüdet und ſagten einander Gutenacht.

Nachträgliches vom Kirchentag. Nicht alle der verſammelten Geiſtlichen konnten ihren ſtrengen Ernſt behaupten oder ausdauernd heucheln, einige zeigten ungemeine Luſtigkeit, den luſtigſten Weltſinn. Nicht blos Kögel erzählt, daß er zwei

Betrunkene mit Bäffchen auf der Straße gesehen habe, auch in Privathäusern gab es dergleichen, und es ist nicht zu verwundern, wenn so ein armer Landgeistlicher an den reichen Weinen einer Stolberg'schen Tafel sich berauscht, dergleichen dient dann freilich der Schadenfreude. —

Man geht damit um, den protestantischen Gottesdienst katholischer zu machen, das Niederknieen einzuführen, der Geistlichen und der ganzen Gemeinde, u. m. dgl. Warum nicht lieber gleich den Pabst anbeten? Die selber Ungläubigen und Gottlosen, die für den Glauben und den Gottesdienst so wüthig eifern, haben aber nur die Frechheit zu halben Maßregeln, nicht den Muth zu ganzen. —

Gestern starb hier der Wirkliche Geheime Rath Beuth, ein um das preußische Gewerbwesen hochverdienter Mann, freisinnig und wacker, doch für die letzten Freiheitsbewegungen viel zu alt; er faßte die Sachen nicht mehr, hatte keine Stelle darin, daher waren sie ihm zuwider. —

Die deutschen Regierungen haben nun doch beschlossen, und durch den Bundestag ausgesprochen, daß im Fall der Zusammenziehung des Bundesheeres alle Truppen die deutschen Farben — schwarzrothgeld — tragen sollen. Das wird ein wahrer Mißbrauch des Freiheits- und Volkszeichens sein. Nein, diese Truppen für diese Regierungen müssen die Sonderzeichen ihrer Herren und Meister führen. Schwarzrothgeld hat mit dem jämmerlichen Bundestage nichts gemein, kann ihm nur gegenüberstehen; doch ist die Huldigung, welche man zuletzt den deutschen Farben wieder bringt, merkwürdig genug! —

„Lives and letters of the Devereux Earls of Essex in the reigns of Elizabeth, James I. and Charles I: 1540—1646. By the Honourable Walter Bourchier Devereux. London, 1853. 2. vols. 8°." — Nicht eben vortheilhaft für den berühmten Grafen Essex, der ein gemeiner

und falſcher Karakter war. Die Geſchichte mit dem Ringe wird behauptet, jedoch bleiben erhebliche Zweifel übrig. —

Der König hat den Befehl ertheilt, das Alumnat des Joachimsthal'ſchen Gymnaſiums jetzt ſchleunigſt nach dem Kloſter Chorin zu überſiedeln. Der Befehl war ſchon vor Jahren einmal gegeben, dann wurde die ganze Sache für ungegründet erklärt; dann kam neuer Befehl, der aber durch Schwierigkeiten hingehalten wurde. Jetzt nun ſoll endlich ſchnell Ernſt gemacht werden; der König hat Schulpforta wiedergeſehen, und will Chorin ebenſo beſetzt wiſſen. Wird es diesmal gelingen? Die Ueberſiedelung ſoll aus den Mitteln der Anſtalt beſtritten werden; nun aber ſind Alumnat und Gymnaſium in vielen Stücken mit einander verwachſen, auf einander angewieſen, wer ſoll da zerſchneiden, erſetzen, einrichten? —

Die Leute nennen hier den Polizeipräſidenten von Hinckeldey den zweiten König. Das Volk hat eine gute Merke! Dieſe Bezeichnung iſt keine, wobei die Majeſtät gewinnt; kann die Macht übertragen werden, von der Perſon getrennt werden, ſo ſchwindet der Nimbus. —

Donnerstag, den 29. September 1853.

Beſuch von Herrn Carteron; er reiſt dieſer Tage mit ſeiner Frau nach Paris, denkt aber zurückzukommen. Züge zur Bezeichnung des jetzigen Zuſtandes in Frankreich. Niedrigkeit Sainte-Beuve's, der dem Louis Bonaparte ſchmeichelt und ſich von Perſigny gebrauchen läßt; ſein Ausfall gegen Humboldt in einer Vorrede zu La Rochefaucauld's Maximen. Bravheit Mignet's in einer Rede; Berryer's Hartnäckigkeit nicht in die Akademie einzutreten; Zurückgezogenheit von Thiers. Es geht im Stillen manches vor. —

Brief aus Köln von Herrn Prof. Düntzer; er war in

Paris; Nachricht von Sklower (in Lille), von Lehmann, Eckardt. — Ihm gleich geantwortet und die gewünschte zweite Auflage des Götz von Berlichingen (1774) überschickt. —

Die türkisch-russische Krisis dauert in ihrem jämmerlichen Gaukel- und Ränkespiel noch unentschieden fort. Nie war die Spitzbüberei so offenbar, wie in diesen lügenhaften Verhandlungen, nie wurde sie so klar dargelegt, wie jetzt durch die braven Zeitungen in Deutschland und England. Bei den verbrecherischen Ränken und Anschlägen, die zur Theilung von Polen führten, war es nicht schlimmer, auch waren zu der Uebelthat nicht so viele Theilnehmer wie jetzt, und Schein und Vorwand hatten doch etwas mehr Ansehen und Glauben in der Menge. Jetzt erkennt ganz Europa die Spitzbubenrotte. —

Mit großem Vergnügen las ich den Aufsatz des Herrn Ludwig Spach, Archivars des Departements Niederrhein: „La ville et l'université de Strasbourg en 1770", der angenehm geschrieben ist, und Goethe's Schilderungen ergänzt oder ausführt. Er ist abgedruckt in dem Werke: „Congrès scientifique de France. Dixième session, tenue à Strasbourg en septembre et octobre 1842. Strasbourg, 1843. 2 vols. in-8. (vol. I. pag. 65—81.) —

Herr Spach tadelt bitter die unzarten Nachforschungen und Veröffentlichungen in Betreff der Familie Brion zu Zessenheim (so schreibt er, nicht Sesenheim), man habe das Pfarrhaus, den Garten ausgemessen, die Schicksale jedes einzelnen Familiengliedes verfolgt und bekannt gemacht, die kleinsten und dunkelsten Verhältnisse an's Licht gezogen. Aber warum sollte man nicht? Das wird man immer und überall thun, wo eine starke Theilnahme sich geltend macht. Sogar Jesus ist in diesem Betreff nicht verschont geblieben, nur daß man alles Geringe und Bedenkliche in seiner Jugendgeschichte zur Herrlichkeit verarbeitet hat. Ueber Goethe hat man die Nach-

forſchungen bis zur Abſtammung von einem Schneidergeſellen fortgeführt. Ueber die Familie Brion jedoch wurde erſt öffentlich geſprochen als alle Mitglieder derſelben verſtorben waren. Wo iſt da eine Verletzung? — Goethe ſelbſt hat einmal gegen Eckermann ſeinen Unwillen geäußert, daß man von ihm habe wiſſen wollen, ob er bei dem Städtchen in Hermann und Dorothea einen beſtimmten Ort im Auge gehabt und welchen? Dieſe Anfrage hatte ich an ihn gerichtet, im Namen mehrerer Perſonen, denen damals dieſer Gegenſtand eine angenehme Beſchäftigung war. Goethe hatte keine Urſache, darüber unwillig zu ſein; bei andern Gelegenheiten giebt er ſelbſt und recht gern ſolche Aufſchlüſſe. Wohl möglich, daß Goethe bei ſeiner Aeußerung gegen Eckermann meinen Namen genannt hat, und dieſer ihn aus Rückſicht verſchwiegen hat. Ich ſchrieb ihm darüber, und meldete mich gleichſam, indem ich ihm ſagte, ich ſei nicht ſo ſchüchtern, und er hätte mich dreiſt nennen dürfen. Der dumme Kerl mißverſtand das ſo arg, daß er meinte, ich ſei nur deßhalb unzufrieden, weil mein Name überhaupt in ſeinem Buche nicht vorkäme! Zum Glück iſt mein Brief ſelbſt ein Zeuge für mich! —

Freitag, den 30. September 1853.

Die Magdeburger freie Gemeinde, ihrer Konzeſſion verluſtig, will es auf die unſichre Duldung wagen, die ihr das Vereinsgeſetz gewährt, und fortbeſtehen ſo gut es geht und ſo lange man es geſtattet. Aber welchen Scheereien und Rohheiten der Polizei bleibt ſie preisgegeben! Auch anderer Orten fangen die Schikanen gegen die kummervoll das Leben friſtenden freien Gemeinden wieder an, in Schleſien, in der Mark, in Preußen. —

In Nürnberg weiſt die Polizei mit ſchamloſer Gewaltthat einen anſäſſigen Bürger aus, weil er an einem politiſchen

Platte früher Theil genommen. In München dieselbe Wirthschaft, in Kassel, in Mecklenburg. Ist es nicht schon genug der neuen Saat? Fürchtet man, sie werde zu dünn aufgehen? —

Unsere neuen Gruppen auf der Schloßbrücke werden noch immer zum schreienden Aergerniß gebraucht, verspottet, verhöhnt. Aber nicht um ihrer selbst willen, im Gegentheil, die Spötter sind keine solchen Leute, denen das Nackte zum Anstoß wäre; sie benutzen es nur gegen die Heuchler und Frömmler, gegen die scheinheilige Sonntagsfeier, den jämmerlichen Kirchentag und andres solches Zeug; wäre dies nicht alles da, so würden jene die Ersten sein, der antiken Kunst ihr Recht zuzugestehen, und für solche Natürlichkeiten einen unbefangenen Sinn zu fordern. Hier erscheint wieder recht, wie das Sinnliche, Schlüpfrige, Anstößige sich als erstes und wirksamstes Gegengift gegen die Anmaßung der Heuchler und Frömmler aufdringt, wie diese jenes gradezu herbeizwingen. Diesen nothwendigen Zusammenhang zwischen Gift und Gegengift darf man auch bei Voltaire nicht übersehen; er war ein Ritter und mußte die Waffen führen, die seine Zeit hatte, darbot. Wunderbar genug, daß man das Gift ruhig duldet, aber das Gegengift verschreit! — Das Publikum im Ganzen verhält sich bei uns in Betreff jener anstößigen Nacktheiten besonnen und ehrbar genug, und spricht nur mäßig davon. —

Einspruch Humboldt's gegen die Kreuzzeitung, die ein albernes Geschichtchen von Autographen, die er einer Dame gegeben haben sollte, mitgetheilt hatte, und woron kein Wort wahr ist. Die Stelle: „Wie ich von Andern vernahm, die Ihre Zeitung lesen" ist sehr beißend; er selber liest das Schandblatt nicht; die Andern aber sind der König und die Königin, die lesen es, und haben ihm scherzend von dem, was dort stand, gesprochen. —

Man sagt, der König sei so unruhig, er könne es daheim

gar nicht mehr aushalten, obschon er auch da stets umherfährt und an keiner Stelle lange bleibt. Er verlangt nach größeren Ausflügen, nach neuen Eindrücken, Bewillkommnungen, Prunkauftritten, Huldigungen. Daß es mit den inländischen Freudenbezeigungen nicht so recht richtig ist, merkt er sehr gut; daher wünscht er ausländische. Wäre die Welt ruhiger, so würde er als Pilger nach Jerusalem wallfahrten, Lust dazu bezeigt er oft genug. Er ginge auch gern nach Spanien. —

„Mémoires et correspondance politique et militaire du roi Joseph. Par R. du Casse. Paris, 1853. Tome I.“ Es sollen 6 bis 8 Bände werden; der Werth erscheint etwas untergeordneter Art: die Briefschaften und Aktenstücke sind nicht immer gute Zeugnisse, am wenigsten wenn von Napoleon die Rede ist. — Ueber den Herzog von Enghien hat er seinen Bruder Joseph getäuscht, oder dieser die Welt täuschen wollen. —

Sonnabend, den 1. Oktober 1853.

Geschrieben. Ueber die orientalische Frage auch einmal ein Wort! aber zu Gunsten keines der Betheiligten, sondern zur Anklage und Schande aller, besonders aber Oesterreichs, das hinter den Raubanschlägen Rußlands feige lauert, die eignen nebenher mit durchzusetzen. —

Neue Schändlichkeit in der Elbinger Sache. Der muthige Bürger Jacob Riesen in Elbing hat dem Staatsanzeiger eine Berichtigung der falschen Angaben eingesandt, welche dieses Blatt über die Auflösung der Elbinger Stadtverordneten-Versammlung veröffentlicht hatte. Der Staatsanzeiger war verpflichtet durch das Preßgesetz, diese Berichtigung sogleich aufzunehmen; aber das Blatt und die Regierungs- und Polizeibehörde sind hier eins, und nach längerem Zögern wies es die

Berichtigung zurück. Auf neue drohende Mahnung nahm es solche zwar auf, aber verstümmelt, die Behörde wollte ihren lügenhaften Bericht doch nicht ganz aufgeben. Jetzt hat Herr Riesen seinen Einspruch und den ganzen Hergang in die Nationalzeitung einrücken lassen. Doch noch ein bischen Preßfreiheit, die solche Schurkerei und Tücke gehörig an den Tag bringt! —

Der Staatsanzeiger meldet die Anstellung des Dr. Rnne Quehl als Generalkonsul Preußens in Kopenhagen. Viel Ehre! —

Abends mit Ludmilla Schach gespielt, und bis halb 1 Uhr gesprochen, über Menschen und Verhältnisse. In Gresley's Oeuvres inédites gelesen, in Burton. —

Der russische Kaiser hat sich in Olmütz überaus friedlich ausgesprochen. Warum sollt' er nicht? Seinen Raub hält er einstweilen fest, und Furcht hat er auch! Der Kaiser hat das frühere persönliche Ansehen, dessen er bei Freund und Feind genoß, ganz eingebüßt. Der Schimmer ist verschwunden, und der Mann steht in seiner Blöße da, ein Mann ohne Talent und Geist und durchgreifenden Muth, ein Mann, den der neue französische Kaiser, so sehr dieser ein — ist, weit überflügelt, und schon vielfältig hat narren dürfen. —

Das mit so großem Gepränge vom Treubunde — dieser Rotte nichtswürdiger Reaktionairs — angekaufte und zu Festen benutzte Haus in der Friedrichsstraße hat wegen Zahlungsunfähigkeit der elenden Genossenschaft öffentlich versteigert werden müssen und fast alle Handwerker und Arbeiter sind dabei mit ihren Forderungen ausgefallen. Die infame Kreuzzeitung sucht diese Schande zu bemänteln, indem sie verschleiernd sagt, einige kleine Gläubiger wären mit ihren Forderungen durchgefallen. —

Die Regierung der Vereinigten Staaten von Nordamerika billigt das Verfahren ihres Schiffskapitains Ingraham im

Hafen von Smyrna, und nimmt ſich des von ihm beſchützten ungariſchen Flüchtlings Koßta als unmehrigen Bürgers der Vereinigten Staaten trotzig gegen Oeſterreich an. Letzteres hat ſchnöde Antworten und auch Rußland und Preußen herbe Zurückweiſung hinnehmen müſſen. Ja, ja! Nordamerika gewinnt Stimme! — (Später ſtille Auslieferung Koßta's an die nordamerikaniſche Behörde).

Sonntag, den 2. Oktober 1853.

Ausgegangen mit Ludmilla. Im Kunſtverein die neuen Bilder angeſehen. Ich freute mich auf's neue des prächtigen Bildes von Menzel, Friedrich's des Großen Tiſchgeſellſchaft, meines lieben Königs, meines lieben Voltaire's und der andern wackern Genoſſen, die hier beiſammen ſitzen. Da war Geiſt und Kraft in Preußen. Jetzt haben wir den elenden Kirchentag, die Frömmler und Heuchler, die Prahler und Schwächlinge, die düſtere ſtrenge Sonntagsfeier, die nur den Schein erzwingt, und mehr Fluchen und Verwünſchen erweckt als Gebet. Das Volk hält ſich am Abend um ſo mehr ſchadlos für den Zwang am Vormittag, je läſtiger ihm dieſer geworden iſt. Unendlicher Schaden wird durch die Frömmler-Rotte angeſtiftet, Leidenſchaft und Zorn erregt, und beſonders Scheinfrömmigkeit begleitet von allen heimlichen Gottloſigkeiten. Ich verfluche das Unweſen täglich. —

Zu * gefahren. Alwina Frommann, die ich weiß nicht aus welchem Anlaß allerlei von Goethe'n erzählte, und das war das Beſte vom ganzen Abend. Sie ſagte unter anderm, man habe es Goethe'n immer angeſehen, wie ſchwer es ihm wurde, ja wirklich weh that, wenn er genöthigt war zu tadeln, zu verwerfen; dagegen leuchteten ſeine Augen freundlich, wenn er irgend tüchtigen Sinn, friſchen Geiſt, oder irgend Geſchicklich-

keit und Talent wahrnahm, das Kleinſte wußte er in dieſer Richtung anzuerkennen, zu ermuthigen, zu fördern. Da ſieht man den ganzen Goethe! Ich forderte Alwinen dringend auf, alle ihre Erinnerungen von ihm niederzuſchreiben, und wo ſie deſſen eigne Worte nicht mehr wiſſe, wenigſtens den Sinn oder Eindruck wieder zu geben. —

Zu Hauſe noch mit Ludmilla längeres Geſpräch, über Menſchen, Litteratur, Kriegsereigniſſe. —

Der König iſt heute Abend nach Warſchau gereiſt, wohin der Kaiſer von Rußland ihn eingeladen hat, und auch der Kaiſer von Oeſterreich kommen ſoll. Dieſe Reiſe mißfällt ſehr. Die Leute ſagen, der Kaiſer hat den König kommen laſſen, hat nach ihm geſchickt, und andres dergleichen, um anzudeuten, daß der König eine untergeordnete, abhängige Rolle ſpielt. —

Der Kanzleirath Joel Jacoby ſteht nun doch an der Spitze der Behörde für Preßſachen, anſtatt des beförderten Quehl. (Dem Namen nach der Geheime Regierungsrath Hegel, dem Wirken nach aber Joel Jacoby. —) Wenn man alle ſchlechten Kerle zuſammenrafft, bezahlt und liebkoſt, glaubt man gut bedient zu ſein. Solch ein Subjekt wie Joel Jacoby! —

Der arme Krackrügge in Erfurt iſt abermals, wegen eines alten Preßvergehens — Beleidigung (angebliche) eines Polizeiſergeanten — zu 9 Monaten Gefängniß verurtheilt worden! Den braven Mann wollen ſie mit aller Gewalt zu Grunde richten, ſie haben einen tödtlichen Haß auf ihn! —

Der Gymnaſiumsdirektor Gladiſch im Poſen'ſchen hat ſein Mandat als Abgeordneter zur zweiten Kammer niedergelegt. Seine Unfähigkeit iſt noch größer als ſeine Schlechtigkeit. Die Kammer hat einen Schaafskopf weniger, was will das ſagen bei ſo vielen? —

die tüchtigſte Hälfte der königlichen Polizei. Den Royaliſten fehlt es an aller Popularität, die Liberalen haben deren wenig, dahingegen ſind die Bonapartiſten bei einem anſehnlichen Theile der geringeren Volksklaſſen höchlich beliebt. Wiewohl die Liberalen nichts ſo ſehr haſſen, als ein militairiſches Regime, das einzige, wonach die Bonapartiſten trachten und was ſie zugeben müſſen, ſo haben ſie doch keine mächtige Hinderniſſe von dieſer Seite zu befahren, weil das militairiſche Regime zum wenigſten mit keinen Geburts- und Religionsvorurtheilen auftritt, und wenn ſie geſiegt haben, ſo ſtrömen ihnen die Royaliſten zu, aus angeſtammtem Inſtinkt für Despotism. Neulich iſt ein ſehr wohlgetroffenes Bildniß von dem jungen Napoleon nach Paris gekommen. Es hat ſich ſchnell vervielfältigt. Die Liebhaber des Kindes ſprechen von dem Antlitz mit Entzücken.

Drei Kandidaten melden ſich, den Herzog von Richelieu, wenn er Luſt hat, abzulöſen. Blacas wäre den Ultra nicht zuwider. Der König zieht Decaze'n vor. Hrn. von Talleyrand's Anſprüche könnte der Türkenkrieg begünſtigen, der zuverläſſig große Rührigkeit in die europäiſchen Kabinette bringt und die Angel wird, um welche ſich nächſtens alle Politik dreht. Seine Rede iſt nicht immer mehr geläufig, man bemerkt, daß der Gedanke ſtockt und nur erſt wieder fließt, wenn er durch einige Züge Madeira angefeuert worden. Deſſenungeachtet will der alte Herr nicht müßig bleiben, ſondern noch etwas vor ſeinem Ende leiſten oder wenigſtens als Premierminiſter ſterben. Der üble Ruf ſeiner Treue kommt ihm hier eben ſo gut zu ſtatten, wie der beſſere ſeiner Klugheit. Jede Parthei ſieht Möglichkeit, vielleicht nicht ohne Eingeflüſter, durch ihn zu irgend einem ihrer Zwecke zu gelangen, und keine beſorgt von ihm das Schlimmſte.

Montag, den 3. Oktober 1853.

Der König war gestern auf dem Bahnhof weitum von Konstablern bewacht, einen großen Umkreis hielten sie leer um ihn. Eine ziemliche Volksmasse war doch zusammengeströmt am Potsdamer Thor. Kein Jubelruf, lautlose Stille, düstre Gesichter. —

Der Handelsminister von der Heydt hat den Postämtern verboten, die in Hannover erscheinende „Zeitung für Norddeutschland“ ferner auszugeben. Ganz wider Ordnung und Gesetz. Der Handelsminister hat in Preßsachen nichts zu verbieten, und auch seinen Postbeamten hierin nichts vorzuschreiben. Der Minister des Innern wird sich's wohl gefallen lassen. Es ist ja ohnehin alles in stiller Anarchie! —

Durch die den Beamten aufgedrungene Gleißnerei für den König, für ihre Vorgesetzten, für die Kirche, durch die Bezeigungen, welche für den König diejenigen anbefehlen, welche selbst keine Liebe für ihn hegen, sondern ihn mißachten und sogar schimpfen, wird er mit lauter Gonerill's und Regan's umstellt, die süßes Wort auf den Lippen aber Bosheit im Herzen tragen, und Cordelia wird verstoßen und entfernt. Ob noch die Zeit kommen wird, wo man sie vergebens anrufen und herbeiwünschen wird?! Nicht jedem ist's beschieden, seine Katastrophe zu erleben, die ist schon eine Auszeichnung, mancher läuft drunter weg, weil er dem Schicksal zu gering; so Ludwig der Fünfzehnte, dessen Sünden erst an seinem Enkel gestraft wurden. —

„Was haben wir durch die Revolution von 1848 gewonnen?“ O gar vieles, was wir schmerzlich entbehren würden, wenn wir es wieder verlieren sollten. 1. Das Bewußtsein, das Beispiel großer Möglichkeiten in Deutschland. 2. Preßfreiheit, denn trotz aller Beschränkungen ist es wirklich Freiheit. 3. Oeffentliche Gerichte, Geschworne. 4. Anfang parlamentarischen Lebens. — Dieser Anfang ist noch schwach,

aber er iſt einer. Wir befinden uns in manchem Betracht unbehaglicher, als vorher; wir ſtanden auf einer hohen Stufe freier Bildung und Anſprüche, jetzt haben wir eine höhere betreten, aber noch nicht feſt und ſicher. Wir ſind in eine neue Klaſſe aufgeſtiegen — in der vorigen waren wir geübt und fertig, jetzt müſſen wir wieder ungeübt und unfertig erſcheinen, aber wir ſind es in höherer Klaſſe. Das gilt vom Ganzen der Nation. Dem Einzelnen ſteht die Sache freilich anders. Ich will nicht mehr die Schule durchmachen. Ich verachte dieſe Mittelſtufen, und beſonders das, was auf ihnen jetzt liegt, dieſes Miniſterium, dieſe Kammer, dieſes willkürliche unſinnige Wahlgeſetz. —

Dienstag, den 4. Oktober 1853.

Beſuch von beiden Brüdern Stahr; Austauſch von Anſichten und Empfindungen; ich theile die merkwürdigen Stellen von Radowitz mit, über die Verſäumniſſe der Demokratie, der Gothaer und Preußens im Jahre 1848, über den Spruch: „Gegen Demokraten helfen nur Soldaten“, den er umkehrt in: „Gegen Soldaten helfen nur Demokraten“. —

Kurze Anſprache von Sternberg. —

Zu Hauſe mit Ludmilla gutes Geſpräch. — Geleſen; die Maitres-sonneurs von George Sand angefangen. — Sendung aus Moskau, Bücher und Zeitſchriften. —

In höhern Kreiſen iſt man ſehr beſtürzt über die Reiſe des Königs nach Warſchau, die er ohne Verwiſſen ſeiner Miniſter angetreten hat, und ohne von einem derſelben begleitet zu ſein. Man fürchtet übereilte — ja man braucht das Wort — unbeſonnene Entſchlüſſe; der König ſei einmal kein ſolcher, der für ſich allein handeln könne, er folge den Einfällen der augenblicklichen Laune, bedenke nicht den Zuſammenhang der Dinge ꝛc. Man ſagt, das größte Un-

heil könne für Preußen in Warschau ausgebrütet werden. Der Minister von der Heydt jammert, daß die Kourse fallen, daß Preußen jetzt gar kein Geld habe, auch keines bekommen könne, daß eine Truppenaufstellung jetzt an den Rand des Abgrundes führen müßte. Der kirchlichfromme Minister legt sich gar keinen Zwang auf, und schimpft, wie nur ein Demokrat es könnte. Dabei findet man es tief unter der Würde des Königs so nach Warschau gleich hinzulaufen, nachdem er nicht mit in Olmütz gewesen. — Der Minister von Manteuffel ist ganz verblüfft, und fühlt die ihm zugefügte Kränkung tief. —

Der weimarische Landtag hat die Wiedereinführung der Todesstrafe und der Prügelstrafe mit großer Stimmenmehrheit abgelehnt. — Der neue Großherzog wird als ein herzloser Phantast angesehen. —

Immer mehr Abgeordnete unserer Kammer legen ihre Mandate nieder, sie finden es ein undankbares Geschäft, der Regierung in dieser Eigenschaft zu dienen oder zu widersprechen. Neue Wahlen finden Statt, aber die Demokratie hält sich ihnen fern. Mit vollem Recht und gutem politischen Takt. Die Doktrinairs und Gothaer möchten es freilich für einen Fehler ausgeben, weil ihre Sache dabei nur leidet, denn die Demokraten könnten jetzt unmöglich ihre eignen Leute durchsetzen, sie müßten Gothaer wählen. Die Demokratie will ihr Wahlgesetz, bis das hergestellt ist, muß sie sich enthalten, das ist so recht als klug. —

Mittwoch, den 5. Oktober 1853.

Brief aus dem Haag von Frau Anna Asser; meine Schwägerin Rose Asser, Rahel's einzige Schwester, ist am 1. Oktober daselbst im dreiundsiebzigsten Jahre gestorben; sie hat mir die Briefe vermacht, die sie von Rahel noch besitzt, und auf

die ich sehr begierig bin, es können darunter solche sein, die mir wichtige Nachrichten aus früherer Zeit geben. —

Nachmittags Herr Major Nebiling bei mir. Nähere Nachrichten aus dem Haag. Lob Anna Asser's und ihrer beiden Töchter. Mittheilungen aus der hiesigen Welt. Rede des Prediger Jonas am Grabe Beuth's, die den anwesenden Ministern Raumer, Westphalen und Bodelschwingh stechend empfindlich war, sie mußten Lob auf den Verstorbenen anhören, das ihnen zu Ohrfeigen wurde. Borsig's Aeußerungen über die Stimmung der Arbeiter, man solle nicht glauben, daß diese Massen jetzt anders gesinnt wären als früher, sie dächten im Ganzen revolutionair, und wenn einmal die kluge Leitung, der sie jetzt folgen, aufhörte, würde der Ausbruch nicht lange auf sich warten lassen; die Kraft sei noch dieselbe u. s. w. Borsig beschäftigt täglich gegen 3000 Menschen. —

Ueber den Mangel an guter Gesellschaft; es fehlt die Unbefangenheit; man hegt oder fürchtet Partheisucht, Angeberei. Und dann ist alle Welt ungeheuer beschäftigt. Man hat Arbeit, Sorge, und unterbricht diese nur durch rohe Vergnügungen, öffentliche Schauspiele ꝛc. —

Zu Hause mit Ludmilla noch mancherlei besprochen. — In les maitres-sonneurs gelesen, im Burton. —

Schande des Kaisers von Rußland. Louis Bonaparte, allen Verträgen zuwider, durch blutige Gewaltthat und erzwungene oder erschlichene Abstimmung des Volkes macht sich zum Kaiser der Franzosen, der russische Kaiser muß ihn als Gleichen anerkennen, als Bruder; was noch mehr ist, er muß ihm schmeicheln, liebkosen, ihn zu gewinnen suchen, und es gelingt ihm doch nur halb. In seinem Verdruß, ihn dennoch als Gegner zu finden, muß er ihm noch mehr schmeicheln, und bei der Abreise von Olmütz, wo er selbst den englischen Gesandten Grafen von Westmoreland kurz abfertigt, sagt er zum französischen General Goyon diese Worte: „Je regrette

beaucoup de ne voir personnellement votre empereur et de ne pouvoir dire à toute l'Europe comment j'aime et estime l'empereur votre maitre; je vous invite de me suivre à Varsovie pour assister aux manoeuvres de mes troupes.“ Iſt ihm das Wort in der Kehle nicht erſtorben, hat ihn die Schamröthe nicht erſtickt, bei dieſer Unwürdigkeit gegenüber dem —, dem —? Was iſt da noch für Stolz übrig, für Ehre, wenn man ſich vor ſolchem —, den man ſelber für einen unberechtigten — hält, ſo demüthigt, ſo erniedrigt? Es wäre hiemit der Schande genug, aber es kommt noch beſſer! Der General Goyon hat die Worte des Kaiſers ſogleich nach Paris telegraphirt, und ſogleich den Befehl erhalten, nicht mit nach Warſchau zu gehen, weil kein engliſcher General dieſelbe Einladung erhalten habe. So iſt es recht! Erſt Selbſterniedrigung, dann noch Schnödigkeit abſeiten des Geſchmeichelten! — Meinen dieſe Gottverlaſſenen auf dem Throne, auf ſolche Weiſe noch Ehrerbietung unter den Menſchen zu behaupten? Meinen ſie mit großen Worten und Lügen das Volk immerfort zu betrügen? Jeder Geringſte ſieht ja die Erbärmlichkeit, die Feigheit! —

Der Aſſeſſor Wagener, wegen Beleidigung Manteuffel's zu 9 Monaten Gefängniß verurtheilt, hat appellirt, und iſt heute in zweiter Inſtanz zu 6 Monaten verurtheilt worden. Zu gleicher Zeit aber denkt man daran, ihm eine Oberſtaatsanwaltſchaft zuzuwenden!!

Arago ſtarb in Paris am 2. Oktober im 68. Jahre.

Donnerstag, den 6. Oktober 1853.

Zu Hauſe mit Ludmilla viel geſprochen, und gelacht. In Buxton geleſen und in George Sand. —

Morgen kommt der König von Olmütz zurück, und der Kaiſer Nikolaus mit ihm! — Kriegsgerüchte, Beſtürzung der

Börse, Sinken der Kourse. — Der französische General Goyon, der nach Warschau eingeladen, nicht hingehen durfte, ist schon auf der Rückreise nach Paris hier durchgekommen. —

Heftige Debatten in der Stadtverordnetenversammlung. Magistrat und Regierung wetteifern, diese Körperschaft zu drücken, zu beengen. Lebhafte Stimmen gegen die Minister. —

Noch eben jetzt erläßt die österreichische Regierung einen Steckbrief gegen den wackern Professor Adolph Kolaczek aus Teschen! Glücklicherweise ist er in Paris nicht mehr! Am 30. September schiffte er von Havre nach Amerika.

Szemere in Paris drückt sehr tapfer seinen Unwillen gegen die Verdächtigung aus, als habe er irgendwie zur Auffindung der ungarischen Krone beigetragen, dies würde, sagt er, von einem Privatmann eine unehrliche Handlung, von einem öffentlichen Karakter ein großer Verrath sein. —

In Buxton's Denkwürdigkeiten S. 378 findet sich folgender Stoßseufzer vom Oktober 1835 an Zacharias Makaulay gerichtet: „I am deeply interested about the savages, particularly the Caffres. Oh! we Englishmen are, by our own account, fine fellows at home! Who among us doubts that we surpass the world in religion, justice, knowledge, refinement, and practical honesty? but *such a set of miscreants and welves as we prove when we escape from the range of the laws, the earth does not contain.*" —

Das Buch Schelmuffsky wieder angesehn. Vor mehr als vierzig Jahren, durch Clemens Brentano's und Achim's von Arnim launigen Vortrag und stete Nutzanwendung belebt, konnte das unsaubere Büchlein, welches allerdings einen kräftigen Kern strafender Satire in sich hat, uns überaus belustigen, und einen großen Kreis mit seinen Ausdrücken und Bildern zu Munterkeit und Scherz anregen; sogar Frauen, wie die Hofräthin Herz, die Fräuleins Schede, Frau von Sarigny,

Bettina von Arnim, ließen ſich die ſtarken Unflätereien, welche der Vortrag nur wenig milderte, ganz gern gefallen. Jetzt aber, ohne die luſtige Genoſſenſchaft, beim einſamen Leſen, wird mir das Ganze nach wenigen Seiten ſchon zuwider, und ich begreife nur die Wirkung, die es damals üben konnte, wenn ich alle die mithelfenden Umſtände mir vergegenwärtige, die damals walteten.

Freitag, den 7. Oktober 1853.

Nachmittags Beſuch von Frau von Treskow. Engliſche Sachen beſprochen, die Beterei, die Aeußerlichkeiten der Frömmigkeit, die den Leuten zur Hauptſache werden. — „Ach Gott!“ als Ausruf der Verwunderung oder Müdigkeit, iſt den Dummköpfen eine Gotteslästerung, aber Gott mit ihrem verächtlichen Dank zu behelligen, wenn ihnen ihr Plumpudding geſchmeckt hat, dünkt ihnen fromm und verdienſtlich! Seiner Stiftung nach iſt das Chriſtenthum das Allermoraliſchſte, und will nur dieſes ſein, ſie machen daraus aber das Alleräußerlichſte, ſtatt des lebendigen Geiſtes wählen ſie den todten Buchſtaben, ſo ſehr auch Chriſtus grade dieſes verworfen hat. Ueber die Erbärmlichkeit der Menſchen; ein guter Schein, ein bischen Titel, und beſonders gut Eſſen und Trinken, das beſticht ſie faſt immer; ſich ein Haus zu verſchließen, wo man eingeladen wird, gute Biſſen empfängt, gepuzte Leute ſieht, allenfalls etwas Muſik hört, das geht über ihr Vermögen, wenn ſie auch die Bewohner des Hauſes noch ſo gering ſchätzen! Es war vom *ſchen Hauſe die Rede. Welch unermeßliche Räume tiefer Unſittlichkeit und Verwilderung aller Begriffe werden aufgedeckt, wenn man den Zuſammenhang aller unſrer Lebensbedürfniſſe etwas ehrlich unterſucht! Man kann von allem, was als gerechtfertigt oder richtig gilt, gradezu das Gegentheil annehmen, und wird meiſt das Rechte treffen.

Ganz das Verfahren, das auch Chriſtus unter ſeinen Juden übte! —

Mit Ludmilla zu Hauſe noch große Geſpräche; beſonders gab der eben erſchienene zweite Band von Julian Schmidt's Litteraturgeſchichte reichen Stoff. Selbſt auf- und niederſchaukelnd auf den bewegten Wogen meint er einen feſten Standpunkt zu haben, um das Schwanken Anderer zu beurtheilen! Er verliert im Gegentheil allen Ueberblick, alle Richtung und flüchtet in den Nothhafen einer kläglichen Sittlichkeit, weil er den Sturm der Poeſie nicht vertragen kann. Gothaer und Philiſter, das erklärt alles. Sonſt hat er viel gute Meinung und will von ſeinem falſchen Standpunkt aus möglichſt gerecht ſein. Im erſten Theil war er beſſer, es geht ihm wie Ranke'n, er kann das Neueſte nicht vertragen, das Friſcheſte und Lebendigſte nicht! Auch hat er gar kein Maß der Behandlung, — Kürze und Ausführlichkeit wechſeln ohne Grund. Bei ſo vielem guten Sinn ſo viel Beſchränktheit! Es ärgert mich, und ſchmerzt mich. —

Die Tochter des verſtorbenen Prinzen Auguſt von Preußen, Evelina von Waldenburg, hat ſich vor einigen Jahren erhängt, weil ihre Familie nicht zuſtimmen wollte, daß ſie einen Landprediger heirathete. Jetzt hat ſich eine zweite Schweſter — Emilie oder Mathilde? — gleichfalls erhängt; in der Friedenskirche zu Potsdam hatte ſie ſich einſchließen laſſen, am andern Morgen fand ſie der Küſter am Altarkreuz aufgehängt. Sie war immer verdreht und wunderlich. — Der König ſoll ſtreng geboten haben, die Sache zu vertuſchen. — Fräulein von Waldenburg iſt am folgenden Tage in einem Dorfe bei Potsdam — Bornſtedt? — ganz ſtill beerdigt worden. — Die Sache fällt ungefähr in die vierte Woche des Septembers. —

Spätere Anmerkung. Noch heute am 7. Januar 1854 ſteht über die Geſchichte nichts Gewiſſes feſt. Man ver-

ſichert, Fräulein Emilie von Waldenburg ſei in Potsdam und man habe ſie geſehen. Aber eine Dame, das ſei richtig, habe ſich am Kreuz in der Friedenskirche erhängt, ſei in Bornſtedt ſtill begraben, die Kirche auf des Königs Befehl wieder geweiht, die ganze Geſchichte aber unterdrückt worden, weil die Königin nicht wieder in dieſe Kirche würde gehen wollen; daher werde auch der Name der Dame nicht genannt. Eine Sache ſo nah und offen, und doch ſo verſteckt und zweifelhaft!

Sonnabend, den 8. Oktober 1853.

Ausgegangen mit Ludmilla. In der Leipziger Straße eine Droſchke genommen, vor das Potsdamer Thor, längs des Kanals bis zum Birkenwäldchen, und zurück. Sehr angenehme Fahrt, friſche gute Luft, und warm durch die Sonne; noch viel gutes Grün, dazwiſchen viel Herbſtlaub. —

Der Major außer Dienſten Senfft von Pilſach auf Sandow bei Ziebingen, hat die Frechheit gehabt, dem in Droſſen gewählten Abgeordneten zur zweiten Kammer, Geh. Rath Ambronn, durch einen Brief zuzumuthen, daß er die Wahl nicht annähme, da dieſelbe dem Aſſeſſor Wagener doch nur durch zufällige Abweſenheit einiger Wähler entgangen ſei, und droht ihm im Weigerungsfalle mit Verhaltung früherer Reden und Abſtimmungen. Dieſen unverſchämten Burſchen hat Ambronn gehörig abgewieſen, und die gewechſelten Briefe durch die heutige Spener'ſche Zeitung veröffentlicht.

Die Kreuzzeitung macht einen pöbelhaften Ausfall gegen Fanny Lewald. Durch ſolche brutale Gemeinheiten ſchadet ihr das Blatt am wenigſten. Es iſt eine Ehre, dort angegriffen zu werden. —

Abends mit Ludmilla bei *. Zu Hauſe noch eine längere Sitzung, zu der Julian Schmidt meiſt den Stoff zu leihen hatte. Der Hauptfehler ſeines Buches iſt, daß er immer zankt,

an den Leuten und Schriften zerrt, auch an den Größten und Beſten; ferner ſchreibt er ganz aus einer Tagesſtimmung heraus, und aus ſeiner Einzelſtellung, ohne Maß und Ordnung, als Gothaer, als Demokratenfeind, das ganze Buch iſt mehr ein Pamphlet als eine Geſchichte. Auch im Thatſächlichen greift er ganz fehl; wie bringt er Görres, Fouqué und Jahn zuſammen! Wie läßt er Heine'n durch Rahel und mich in die philoſophiſche Dialektik eingeweiht werden! Nicht eine Spur von ſolcherlei! Der Einfluß von Rahel und mir auf Heine beſtand nur einzig darin, ſeinen Ernſt zu ſtärken und ſeine Scherzausbrüche zu mäßigen, und darin hat beſonders Rahel viel gethan, wenn es auch manchen wenig merkbar ſein kann, denn allerdings blieb er immer noch zu ſcharf und wild. —

Der Kaiſer von Rußland äußert hier ſehr friedliche Abſichten, und klagt, daß ihm Neſſelrode durch unzeitiges Vorgreifen die ganze Verhandlung verwirrt habe! Alſo Neſſelrode ſoll nun die Schuld tragen? Man weiß hier aber beſſer, daß Neſſelrode ſtets abzurathen und zu mäßigen geſucht, wo er aber ſchroff und ſcharf aufgetreten, dies auf den entſchiedenen Befehl des Kaiſers gethan hat. —

Gerücht, daß zwei preußiſche Armeekorps auf den Kriegsfuß geſtellt werden ſollen. Eine Schreckensnachricht für die Kaufleute, die Finanzbeamten, Rentiers ꝛc. —

Der Prinz von Preußen ſoll in Olmütz mit dem ruſſiſchen Kaiſer eine heftige Unterredung gehabt haben. Ich glaub' es nicht. Worüber und zu welchem Zweck ſollte dies geweſen ſein? Eine Politik hat Preußen jetzt nicht, am wenigſten eine, die der Prinz zu vertreten hätte. Wir leben in Lauheit ſo weiter, zwiſchen Furcht und Dünkel, die einander die Wage halten. —

Was Sie mir in Ihrem verehrten Schreiben allzu Schmeichelhaftes sagen, übergehe ich am besten mit Stillschweigen. Minder günstig, aber treffender ist Ihr Urtheil über Morellet. Sie schildern die Klasse, der er angehört, nach dem Leben. Unsere deutschen Rezensenten von Handwerk haben den Zunftneid mit ihr gemein. Morellet war in den letzten Jahren litterarischer Korrespondent von Joseph Bonaparte. Seine Briefe befinden sich in den Händen des ehemaligen Senators Roederer. Es soll ein Spaß sein, zu sehen, wie der alte Sorbonnist den seiner guten Sache etwas ungewissen König über die Legitimität der Napoleonischen Dynastie zu beruhigen sucht. Im ganzen genommen war Morellet übrigens ein ehrlicher Mann. Achtzehn Monat vor seinem Tode hatte er das Unglück, eine Lende zu brechen. Seiner bis in's höchste Alter rüstigen Konstitution wurde die Bettlägrigkeit ein Reizmittel. Der sich wundliegende Greis hatte die heftigsten Priapisen zu erdulden. Die Fassung, welche er seinen Schmerzen entgegensetzte, und seine Güte gegen hülfsbedürftige Verwandte haben ein geachtetes Andenken hinterlassen.

Der Zeitgeist ist ein Oelfleck, der unter der glühenden Kohle, die man ihm auf's Haupt hält, täglich weiter um sich frißt. Die österreichischen Maßregeln erinnern an die Vertreibung der Grammatiker und Mathematiker aus Rom. Und was haben die Nikomedischen Edikte gegen die neue Lehre des Christenthums vermocht! Da mußten die Bekenner auch abschwören, Reverse unterzeichnen oder wurden gegeißelt, geblendet u. s. w. Der Unfug dauerte einige Jahre. Den Galerius überfiel eine scheußliche Seuche, die Läusekrankheit, wenn man dem Lactantius de morlibus persecutorum trauen darf, und wie kein Mittel anschlug, siehe da bot er selbst die Christen auf, für ihn zu beten. Anwen-

Geſchrieben. — Beſuch von Herrn von Halle, geweſenem Präſidenten des Handelsgerichts in Hamburg, Schwiegerſohn Salomon Heine's, Neffe des verſtorbenen Hartwig Heſſe; er reiſt über Paris und Marſeille nach Neapel, um den Winter dort zu bleiben; ich kannte ihn vorher gar nicht.

Abends Ludmilla bei der Gräfin von Ablefeldt; ich blieb zu Hauſe, und las und arbeitete größtentheils in Rahel's Briefen, mit denen ich in Gedanken alle Tage ſeit der Nachricht von dem Tode ihrer Schweſter Roſe ſehr beſchäftigt war. Mir erſchloß ſich beim Wiederleſen gleichſam ein neuer Schatz, Leben ſtrömte mir zu in ſeiner urſprünglichen Reinheit und Kraft, in ſeinen höchſten und edelſten Geſtaltungen. So vieles oft Geleſene hatte ich vergeſſen, oder nur farblos behalten! Mit allen ächten, gediegenen Schriften geht es uns ſo, nach kurzem Zwiſchenraum ſind ſie uns wieder neu, ſie ſprechen anders zu uns, wir bringen friſchen Sinn für ſie mit. Das probire mal einer mit untergeordneten, abgeleiteten, bloß aus dem Talent hervorgegangenen Schriften. — Rahel's Andenken erwachte ganz leidenſchaftlich in mir! —

Als Ludmilla nach Hauſe gekommen war, hatten wir noch lebhaftes vergnügliches Geſpräch, hauptſächlich Erinnerungen an unſere Eltern und Voreltern. Viele beſondere Züge kamen zur Sprache. —

In Buxton geleſen, und in der „Gegenwart" (Brockhaus, Heft 99) den Aufſatz über das Frankfurter Parlament. —

Der Kaiſer von Rußland reiſt morgen wieder ab, nach St. Petersburg, wo er ſo ungern iſt. Kein Herrſcher, der ſich an die Spitze ſeiner Kriegsheere ſtellt, ſtellen kann! Und iſt er mehr Staatsmann als Feldherr? Er ſpielt in der ganzen jetzigen Verwicklung eine klägliche Rolle; ſeine Argliſt und Unredlichkeit kommen ebenſo wie ſeine Ungeſchicklichkeit an den Tag und ſein Anſehen hat unendlich verloren. —

Der Generallieutenant von Radowitz iſt ſeit einiger Zeit krank; man fürchtete für ihn, jetzt ſoll es etwas beſſer gehen. Der Präſident Adolph von Kleiſt macht darüber ſeine Betrachtungen mit Kopfſchütteln: „Das iſt verhängnißvoll für Preußen! Der Graf von Brandenburg muß ſterben, dieſer Radowitz beſſer werden! Ein ſicheres Zeichen, daß die Vorſehung ihn noch braucht um uns zu züchtigen! Er iſt die Geißel Preußens, Preußens böſer Genius!“ Das iſt ein bischen dumm vom langen Kleiſt! Grade jetzt kann Radowitz wenig. Und ein Anweſender, der jene Aeußerung mit anhörte, machte die Bemerkung, Kleiſt müſſe eigentlich den König meinen, denn dieſer ſei es ja, der jenen gebrauche, auf ihn höre! —

Der Kaiſer Nikolaus hat hier zu Humboldt geſagt, er wolle keinen Krieg, und hoffe durch Unterhandlungen ſeinen Zweck zu erreichen, es könne wol ſein, daß die Sachen im April noch ebenſo ſtünden, wie jetzt. —

Montag, den 10. Oktober 1853.

Geſchrieben, in Rahel's Papieren gearbeitet. Ich weiß nicht, wieſo manche Leute befremdet ſein konnten durch den Widerſpruch, der ſich oft in Rahel's Aeußerungen zeigt, indem ſie gegen dieſelben Perſonen, die ſie heftig liebt, auch wieder zornig empört iſt. Als ob dieſer Widerſpruch nicht überall in der Welt vorkäme, und um ſo ſtärker, je wärmer das Herz und je ſchärfer der Geiſt iſt! Vermögen doch Eltern bei ihren geliebten Kindern ihm nicht zu entgehen! Und es gehört meines Erachtens nur ganz geringe Einſicht dazu, um beides, die Liebe und den Unwillen, richtig zu finden. Dabei kommt in Betracht, daß Rahel's Aeußerungen immer dem Augenblicke, der ſie hervorrief, angehörten, und nur ſtets vertrauliche, oft gar niemanden

mitgetheilte waren. Die Veröffentlichung fällt mir zur Schuld, und dieſe trag' ich ſo leicht als willig; mein einziges Bedauern dabei iſt dieſes, daß ſo manche nichtsbedeutende Perſonen bei dieſer Gelegenheit zu Namen kommen, was ſelbſt mit dem anhaftenden Tadel noch zuviel Ehre für ſie iſt. — Meine Hoffnung auf die Briefe Rahel's, die ich aus dem Haag erhalten ſoll, iſt ſehr gemindert; es werden wohl nur die ſein, die ich ſchon 1833 hatte, und nach genommener Abſchrift zurückſandte. —

Ausgefahren mit Ludmilla zum Brandenburger Thore hinaus, die Potsdamer Straße hinab, an dem Kanal hinauf zu dem Kreuzberge, die Trümmer von Tivoli durchwandert, durch die Hafenhaide zum Rottbuſſer Thor, und länge des Kanals zurück, durch das Potsdamer Thor nach Hauſe. Schöne erquickende Fahrt! Goldener Sonnenſchein; reine Himmelsbläue, das Waſſer herrlich blau, grünes Laub und welkes ſchön; die Luft vortrefflich, friſch und doch warm. —

Der Oberforſtmeiſter von Burgsdorf hatte mich beſuchen wollen. Der Freiherr Beris von Uexkull (der Majoratsherr) war dageweſen, und hatte aufgeſchrieben, daß er mit ſeiner Frau (er über 60 Jahre alt, ſie kaum 30) auf der Durchreiſe nach Nizza hier ſei. Ich ging Nachmittags zu ihm, die Frau gefiel mir ganz wohl, er iſt der Alte, lebhaft, fahrig, verblaſen, von allem den Schaum abſchöpfend und austheilend; Hegel, Deutſchheit, Baader, Klindworth, Jeſuiten, ruſſiſcher Kaiſer, alles floß durcheinander. Seine Mutter, die Geheimräthin, iſt von München nach dem See von Como zurückgekehrt, und wird den Winter auch in Nizza verbleiben. — Unter den Linden ſprach mich Herr Dr. Klein an, und begleitete mich nach Hauſe. —

In Buxton geleſen, im Plinius; Zeitſchriften. —

Der Aufſatz in der „Gegenwart" über das Frankfurter Parlament giebt einen guten Ueberblick der dortigen Verhand-

lungen, ihres Ganges, ihrer Triebfedern, der wechselnden Umstände und vielfachen Ränke, von denen sie begleitet waren. Er ist auch in freiem Sinn geschrieben, und nicht ohne Wärme. Freilich ist das Ergebniß der Frankfurter Versammlung ein trauriges, und konnte, nachdem die ersten Versammnisse geschehen waren, kaum ein andres sein; aber dieses Scheitern entmuthigt uns nicht, das kann nur bei den Feigen und Schlechten der Fall sein; im Gegentheil war mir dies neue Vorüberziehen der großen vaterländischen Bilderreihe ein erhebendes Schauspiel, eine Bürgschaft gewaltigen deutschen Lebens auch in der Zukunft, und ich bin ganz erfreut, daß dergleichen einmal sich verwirklicht hat, daß ich es erlebt habe! Diesen Jubel kann mir nichts stören, ich habe die Freiheit eben, die stolzen Unterdrücker im Staube gesehen. Es lebe das Jahr 1848! Dasselbe ist für uns auf alle Zeiten das, was für die Franzosen das Jahr 1789 war. —

Dienstag, den 11. October 1853.

Nachmittags in meinen Papieren gearbeitet, einiges Ruhlose zerstört. Ueber unser Litteraturwesen nachgedacht; wir wanken hin und her, wir verstehen nicht an unseren Größen — unserm Erworbenen — festzuhalten, wir nehmen das Geringere statt des Besten, und machen uns arm, wo wir reich sein konnten, thun schlechte Arbeit, wo die gute längst für uns gethan ist. Wir sind im Grund ein leichtsinniges Volk. —

Der Handelsminister von der Heydt fährt in seiner kirchlichen Gleißnerei wacker fort, und verbietet an Sonn- und Festtagen den Güterverkehr auf der Eisenbahn. Wird dem Könige sehr gefallen! Ob auch dem Herrn Christus? Was weiß der von solchen Schächern! —

Die schönste Neuigkeit ist, daß der hiesige Superintendent

Lasius eine Synodalverſammlung lutheriſcher Geiſtlichen veranſtaltet hat, in welcher dieſe proteſtantiſchen Pfaffen in Nachahmung der katholiſchen eine Art Kirchenbann, das heißt förmliche Exkommunikation einzuführen beſchloſſen haben! Sie wollen den „vergebens Ermahnten für einen Heiden und Zöllner erklären".

Dem Prediger Rupp in Königsberg iſt bei 20 Thaler Strafe verboten, Unterricht zu ertheilen. Er ſoll in Elend verkommen! —

In Naumburg war ein Litterat Schrader wegen angeblicher Majeſtätsbeleidigung zu einem Jahr Gefängniß verurtheilt; das Obertribunal hat denſelben vor neue Geſchworne verwieſen. In Haft iſt er aber ſchon über ſechs Monate. —

Ein armer Teufel wegen Preßvergehen verurtheilt, hatte ſich dazu verſtanden, den König um Gnade anzuflehen. Sein Geſuch iſt unberückſichtigt geblieben. Der König begnadigt nur diejenigen, welche gegen die Demokraten irgend Verbrechen begangen haben. Man hört nicht, daß der mehrfach verurtheilte Aſſeſſor Wagener, dieſe Haupt— der Reaktion, ſeine Strafe angetreten habe. Auch Ohm und Goedſche blieben unbeſtraft, das Verfahren gegen ſie wurde eingeſtellt. —

Mittwoch, den 12. Oktober 1853.

Nachmittags fleißig gearbeitet in Rahel's und meinen Papieren. — Ich habe die Ueberzeugung gewonnen, daß ich vor allen andern Menſchen, ſoweit ich deren kenne, geeignet und berufen war, Rahel zu erkennen, zu lieben, zu verehren. Selbſt Alexander von der Marwitz mußte in dieſer Fähigkeit weit hinter mir zurückſtehen, ja ſogar hinter Veit, Prinz Louis Ferdinand und Bekkmann! —

Zu Hause noch eine gute Stunde mit Ludmilla; die Wandlungen des Lebens und die Schwierigkeit unsrer nächsten Gesellschaftsverhältnisse besprochen. — Wie nach frischer Luft seufz' ich nach frischen Menschen! nach Gedanken und Geist aus unmittelbarem Leben! —

In Büchern gelesen; in des Ovidius Metamorphosen, große Stücke, die ich früher — vor fünfzig Jahren — vortrefflich auswendig gewußt; die Erinnerung kehrte wunderschnell zurück. —

Kriegerische Gerüchte; der Sultan soll den Krieg nun wirklich erklärt haben. Französische und englische Truppen werden eingeschifft, um den Türken Hülfe zu leisten. In England sehr erbitterte Volksstimmung gegen die eignen Minister und gegen Rußland. — „Die Völker haben Rußland nie gefürchtet, nur die Schwäche und Feigheit der Kabinette beugt sich voreilig seiner Scheinmacht."

Nach vielen Jahren ist mir ein Buch, das ich als Knabe viel in Händen gehabt, wieder zu Gesicht gekommen, der Titel ist: „Lehre vom richtigen Verhältnisse zu den Schöpfungswerken, und die durch öffentliche Einführung derselben allein zu bewürkende allgemeine Menschenbeglückung. Herausgegeben von F. H. Ziegenhagen. Hamburg 1792." Der Verfasser will Erziehungsanstalten auf Landwirthschaft gründen, und liefert den Entwurf zu einem Phalanstère. Er will die Lebensweise, die Sitten, Beschäftigungen und Ansichten der Menschen ändern, besonders ihre Religionsvorstellungen läutern, das Christenthum auf seine reine Lehre beschränken. Merkwürdig ist die Ausstattung des Buches, acht Kupferstiche von Chodowiecki, unter denen zwei größere, und eine Musikbeilage von Mozart. —

In der Hannoverschen Zeitung steht eine Folge von Aufsätzen, in denen dargethan werden soll, daß die Schuld der Veräußerung der deutschen Flotte am wenigsten auf Oester-

reich fällt, sondern nächst Sachsen-Weimar, Meiningen und Altenburg am meisten auf Preußen. Der Verfasser macht Angaben, die nur aus den Akten genommen sein können. Auch andere Blätter liefern ähnliche Mittheilungen. Man muß eine österreichische, preußenfeindliche Regierungshand dabei voraussetzen. —

Donnerstag, den 13. Oktober 1853.

Die freie Gemeinde polizeilich geschlossen, der Verstand hausgesucht. Der Tanz geht immer auf's neue an. — Der Lehrer Wander aus Hirschberg erlebt auch wieder Verfolgungen. — Und welche Verwarnungen, Verweise nach allen Seiten! Die Regierung erstickt alles Leben, besonders in den armen Schullehrern! —

Es wird hier viel auf den Kaiser von Rußland geschimpft. Man sagt, Hinkeldey habe ihm Furcht vor Meuchelmördern gemacht, und die außerordentliche Polizeibewachung eingerichtet, die der Kaiser dankbar angenommen habe. Früher ging er hier frei und kaum begleitet in den Straßen umher, in die Kaufläden, diesmal hat er sich nirgends sehen lassen. Auch im Militair hat er nur die sogenannten Hofoffiziere zu Freunden, und wie man am Hofe Freund ist, weiß man zur Genüge! —

Abends mit Ludmilla zur Gräfin von Kalkreuth gefahren; Sternberg kam hin, und Dr. Behse. Der Abend war durchaus vergnüglich, munter und harmlos, ohne irgend eine Störung, die Gräfin Mathilde sehr gesprächig. —

Zu Hause noch lange Sitzung; Träume besprochen ꝛc. —

Von Schelling wird erzählt, er halte sich nach seiner Badekur jetzt bei Kassel auf Wilhelmshöhe auf, und sehe den Kurfürsten viel, mit dem er in bestem Vernehmen stehe. Das fehlte dem verkommenen Philosophen noch zu seiner gründ-

lichen Versumpfung! „Meint er dadurch sich dem Platen gleichzustellen, der auch eine Zeitlang am Hofe des scheußlichen Tyrannen Dionysius lebte?“ — Möchte er andere Aehnlichkeiten suchen! —

Eine Engländerin, die in Toscana wegen Ausleihung protestantischer Religionsschriften verhaftet worden war, hat der Großherzog auf starke Einsprache der englischen Regierung wieder freigegeben. Es regnete in allen englischen Blättern die größten Schmähungen gegen den dummfrommen, nichtsnutzigen Großherzog. —

Freitag, den 14. October 1853.

Heute ist der Tag, wo der Uebermuth preußischer Könige sich zu beugen hat, an die Zerbrechlichkeit ihrer glänzenden Macht erinnert wird. Die Schlachten von Auerstädt und Jena, sie sind dem Lande gut bekommen, neue Gesetzgebung, innere Befreiung, die der äußern voranging, neuer Kriegsruhm, ungeahndeter Wohlstand und Aufschwung, sind die theuern, aber nicht zu theuer erkauften Früchte jener Niederlagen! Doch der dumme, maßlose Dünkel, der Unverstand und die Gehässigkeit, die in den obern Regionen herrschen, machen schon neue Niederlagen nöthig! Unser ärgster Feind ist drinnen, nicht draußen! —

Brief und Buch von Emma von Suckow aus Stuttgart. Sie sendet mir ihre Schilderung Lenau's und ein Blatt von Kolatschek, letzteres vom Tage vor Kolatschek's Einschiffung in Havre nach Nordamerika. Sei der Himmel dem edlen Manne, der noch jetzt von österreichischen Steckbriefen verfolgt wird, im Lande der Freiheit günstig! Seine Zeitschrift war uns im Beginn der Reaktion, des Wortbruchs und der Unterdrückung ein guter Trost, und ihre Wirkung dauert noch fort. —

Beſuch von Herrn Auguſt von Viedert aus Moskau, er kommt aus Leipzig und bringt mir Grüße und ein Buch von Herrn Wolffohn. Ausführliches Geſpräch über ruſſiſche Litteratur, er kennt Granoffski, der in Moskau gedeihliche Geſchichtsvorträge hält, Schewüreff, Katkoff, der in Moskau die dortige Zeitung herausgiebt, Jefremoff, Iwan Turgenieff — ſeit anderthalb Jahren auf ſein Landgut verwieſen —, auch den Fürſten Wiaſemskii ꝛc. —

Nachmittags Beſuch von General Adolph von Willisen; die Lage der Dinge beſprochen, die Schwäche Rußlands, die Schlappen des Kaiſers Nikolaus, die mit der Zeit noch größer werden müßten ꝛc. Ueber die Gefahren Belgiens, und Preußens Verhalten dabei; kein Muth, keine Kraft! Kein gutes Gewiſſen, ſag' ich. —

„Vierunddreißig Jahre meiner Theaterleitung. Von Karl Theodor von Küſtner. Leipzig, 1853." Ein trocknes Buch, zur Rechtfertigung geſchrieben, für den Theaterliebhaber vielleicht anziehend. —

Der ruſſiſche Staatsrath und Spion von Gretſch iſt hier angekommen. Er ſoll beauftragt ſein, deutſche Federn anzuwerben für den ruſſiſchen Dienſt. Der Kaiſer ſoll ganz außer ſich darüber ſein, daß deutſche Zeitungen ihn ſo heftig angreifen, ihm ſo hartnäckig entgegenwirken. —

Der edle, gottſelige Handelsminiſter von der Heydt hat die Ausgabe und Annahme von Briefen auf der Poſt an Sonn- und Feſttagen noch mehr beſchränkt, als es bisher der Fall war; Packete werden gar nicht angenommen oder abgegeben an ſolchen Tagen. —

Trompetengeblase oben auf der Schloßkuppel. 101 Kanonenschüsse verkünden den Geburtstag des Königs. Die Spener'sche Zeitung bringt das hergebrachte Gedicht von Spiker, diesmal besonders gering; dann spricht noch ein Leitartikel die Freude aus, daß Fürst und Volk hier so herzlich eins seien, so ganz zusammengehören. Dasselbe wird heute noch bei hundert Gastmählern, in den Prologen aller Theater, ja von den Kanzeln verkündigt werden, und jedermann weiß, was er davon zu halten hat. So gewöhnt man sich an ein Einverständniß zur Lüge, zur Heuchelei! Die Wahrheit ist, daß noch kein König von Preußen so gering geachtet, so gehaßt worden ist, wie dieser; und grade die Offiziere, die Hofbeamten, der reaktionaire Adel, halten am wenigsten von ihm. Die Beleuchtung der Stadt soll heute Abend unterbleiben, man will das Geld den Armen zuwenden. Ohnehin ist diese Beleuchtung eine Neuerung, die nie vollständig durchgegriffen hat, und die man besser einstellte, es giebt dabei mehr Verdruß, als Freude. —

Das Obertribunal hat in einer geringen Preßangelegenheit das Urtheil des Kammergerichts, welches eine leichte Strafe aussprach, vernichtet und den Angeschuldigten freigesprochen. —

In des Ovidius Metamorphosen gelesen. — Mit Ludmilla zu Hause einiges Gespräch. —

Die infame Kreuzzeitung, jetzt ganz schlecht redigirt, möchte sich den Schimmer der Billigkeit aneignen, sie rühmt Uhland's Trauerspiel „Ernst von Schwaben", das hier auf der Königlichen Bühne aufgeführt worden ist, nach sechsunddreißig Jahren seit seinem Erscheinen! Uhland wird sich dieses Lob, das überdies noch mit Schmähungen seines politischen Verhaltens gemischt ist, verbitten. —

Der Geheimrath Prof. Böckh soll eine tapfre Festrede in

dungen auf die jetzigen Weltumſtände unterſage ich mir. Wir können noch die allerwiderſinnigſten Erſcheinungen erleben. Soviel bemerke ich bloß, daß die Politik aus Furcht und Vorurtheil nicht hell ſieht, und da ſie nicht hell ſieht, die Sachen am verkehrten Ende angreift und folglich auch verkehrte Reſultate zu bezielen Gefahr läuft.

Den 13. Dezember.

Das Gerücht, Ferdinand ſei entflohen, hat ſich leider nicht beſtätigt. Man wird alle Tage von falſchen Sagen angeführt. Sie drängen ſich, wenn Begebenheiten im Anzuge ſind. Zweifelsohne bietet der hieſige Hof Mittel auf, den bedrängten Monarchen aus dem Höllenſchlunde der Revolution zu retten. Hätten Montmorency's Anfeuerungen ihn doch nicht hineingeſtürzt! Jetzt iſt jedes Unternehmen von äußerſt zarter Beſchaffenheit. Ein Mißgriff mehrt die Gefahr unendlich. Wüthete das gelbe Fieber nicht, ſo wären, heißt es, franzöſiſche Truppen in Katalonien eingerückt, der königlichen Fahne die Hand zu reichen. Spanien ſcheint etwas der Art zu ahnen. Ueberall erhebt die republikaniſche Parthei ihr furchtbares Haupt. Ihren Geiſt tragen Adreſſen nach Madrid, von wo er lebhafter in die Provinzen zurückſtrömt. Geſtern wurde behauptet, Mina ſei in vollem Marſche. Das iſt einer von den finſtern Karakteren des Südens, die nie verzeihen, denen nur Rache erlittene Kränkungen austilgt. An gutem Willen, den König zu ſchützen, fehlt es den Kortes nicht. Schwäche und Wankelmüthigkeit des Fürſten, ein verzagtes Herz, können die beſten Hülfsmittel vereiteln. Auch um Deutſchland's Willen wünſche ich, daß jenſeits der Pyrenäen nichts verbrochen werde; Deutſchland hätte es auszubaden. Die Polizeigewalt würde hier in

der Universität gehalten haben, für die freie Wissenschaft, die nicht umzukehren, sondern nur fortzuschreiten habe; der Prof. Stahl war als abgehender Rektor gegenwärtig, und zeigte sich sehr unruhig, denn er fühlte die Stiche und Schläge, die ihm reichlich ertheilt wurden, und war von ihnen so zugerichtet, daß er vor der ganzen Versammlung sich selbst verläugnete, und in den Worten, die er zu sagen hatte, auch von freier Wissenschaft sprach! Der elende Wicht! —

Die schändliche Kreuzzeitung sogar wünscht jetzt die bestehende Preßfreiheit erhalten; ihr bangt vor neuen Beschränkungen durch ein Bundespreßgesetz. —

Ranke bleibt nun bestimmt hier. Der König will ihn behalten, denn dessen unverständliche zerhackte Sprache belustigt jenen; er giebt ihm 1600 Thaler Zulage aus der Schatulle. —

Sonntag, den 16. Oktober 1853.

Die Nationalzeitung bringt zwei gute Artikel, über die Revolution in China mit vielen Geschichtsblicken und nahen Spitzen, und über Uhland's „Ernst von Schwaben", dies Lob kann er annehmen, es ist ächt wie er. —

Mit Ludmilla zu Hause noch gutes Gespräch, über Uhland, Lenau ꝛc. —

Heute wurde die neuerbaute Petrikirche eingeweiht; der König war dabei. Die Straßen waren in der Nähe der Kirche gänzlich abgesperrt, sogar für Fußgänger; das Volk verhielt sich gleichgültig.

Der Geheimrath Dr. Damerow in Halle hat ein Buch über Sefeloge geschrieben, den er als Irrsinnigen doch in gewissem Grade für zurechnungsfähig erklärt. Das Buch ist mit dem Beifall des Kultusministers beehrt, und mit Erlaubniß des Königs gedruckt. Dieser Umstand allein reicht schon

bin, den ganzen Werth des Inhalts in Zweifel zu ſtellen, was ſoll man hier erfahren? —

Montag, den 17. Oktober 1853

Sendung aus London. Der Oberſtlieutenant J. Mitchell ſendet mir ſein Werk „The fall of Napoleon“ in drei Bänden. In früherer Zeit bekam ich ſein Buch über Wallenſtein von ihm. Ein brieflicher Verkehr aber wurde damals nicht angeknüpft und auch jetzt noch nicht. —

Vortrefflich ſpricht heute Herr Dr. Koſſak in ſeinem Montagsblatt über Küſtner und deſſen Buch, über beide. Die ſtärkſten Schläge führt er dabei gegen Herrn von Hülſen, den Nachfolger Küſtner's, ohne dieſen deßhalb zu loben. Es gehört Muth und Geſchicklichkeit dazu, dieſen Kampf ſo kräftig fortzuführen, gegen den Hochgeſtellten, Hochbegünſtigten.

Markus Niebuhr, als Geheimer Regierungsrath bisher im Kabinet des Königs angeſtellt, iſt nun wirklich Geheimer Kabinetsrath geworden. (Nein, er hat nur den Karakter als Kabinetsrath.) Solche Schächer werden befördert. Ganz richtig. Arno Duehl und Markus Niebuhr, daſſelbe Gelichter, wenn auch einander todtfeind. —

In Elbing haben ſich 1060 Knechtsſeelen gefunden, die in einer Adreſſe an den Miniſter des Innern Herrn von Weſtphalen ſich des Polizeidirektors von Selzer freuen! — Es ſei ihnen gegönnt! —

Eine Schrift über das Weltall, von Ludwig Fernow, iſt in Halle der Religionsverſpottung und Majeſtätsbeleidigung angeklagt worden. Das Kreisgericht hat deren Vernichtung ausgeſprochen. —

Der Staatsanwalt Körner iſt wegen der hieſigen Märzgefangenen, wegen denen es noch ſehr an Inzichten fehlt, nach

London gereist, in der Hoffnung dort durch die Schufte bezahlter Spürhunde noch einige Angaben zu ermitteln. —

Dienstag, den 18. Oktober 1853.

Besuch bei Herrn Major Nobiling, den ich nicht fand; im nämlichen Hause die Werkstätten der Bildhauer Wilhelm Wolff und Heidel besucht, Kolossalbüste Herder's für die Stadt Mohrungen. Büste Friedrich August Wolf's für die Universität Halle, schöne Thierstücke. — Besuch beim Mahler Menzel, der wieder ein prächtiges Friedrichsbild auf der Staffelei hat, der König steigt in einem Kolonistenort aus dem Wagen, und Brenkenhof will ihm Anlagenpläne vorlegen. —

Die Kreuzzeitung geifert giftig gegen Böckh, der ihren geliebten Stahl angegriffen hat; auch der sonst farblose Staatsanzeiger, der die Rede Böckh's nur eben berührt, verweilt mit Wonne bei den Nachworten Stahl's. Die Feindschaft bricht nun offen aus, und Böckh wird viel aushalten müssen. Seh' er wie er durchkommt. —

Der Redakteur des Zuschauers der Kreuzzeitung, der verabschiedete Postsekretair Goedsche, aus dem Waldeck'schen Prozeß wohlbekannter —, war zu sechs Wochen Gefängnißstrafe wegen Herausforderung zum Zweikampfe vom Gericht verurtheilt. Jetzt melden die Zeitungen, daß der König ihm diese Strafe aus Gnaden erlassen hat. Die Leute sagen, solche Bursche, nur solche werden begnadigt, allen Anderen wird strenges Recht nach oft ganz ungerechten Aussprüchen zugetheilt. —

Der König erzählte vor kurzem dem Herrn von Burgsdorf, wie er im Jahre 1812 in Dresden dem Kaiser Napoleon habe die Aufwartung machen müssen; der Vater, gebieterisch dort hinbeschieden, mußte den Kronprinzen mitbringen, es war die größte Demüthigung für beide. An der Mittagstafel bekam

Napoleon eine Nachricht, die ihn verdrießlich machte, er wurde finster, kümmerte sich nicht mehr um die Kaiserin von Oesterreich neben ihm, reckte sich im Lehnstuhle, gähnte überlaut und streckte die Zunge heraus. Dann aufgestanden, schritt er heftig im Zimmer auf und ab, der Kaiser Franz, der König von Preußen, der von Sachsen, die Damen, alles stand ehrfurchtsvoll wartend. Endlich rief Napoleon mit rauher Gewaltstimme: „Prince de Neufchatel.“ Er kam, und empfing Befehle; dann eben so heftig: „Roi de Saxe!“ Auch der kam. Den König von Preußen würdigte er kaum einer Abfertigung; vor dem Kronprinzen blieb er stehen, maß ihn mit Blicken, zupfte ihn derb am Ohr und sagte: „Vous ressemblez beaucoup à votre mère.“ Das sollte eine Schmeichelei sein, wurde aber durch den Ton zur Grobheit. „Avez vous vu la forteresse?“ fragte er weiter. Auf das „Non“ des Kronprinzen wandte er ihm den Rücken und ging fort. „Ich mußte nun,“ sagte der König zu Burgsdorf, „von allen Seiten noch Vorwürfe hören, daß ich blos Non nicht, Non, Sire! gesagt; aber ich war so wüthig, daß ich ihn lieber in Stücken gerissen hätte.“ Die Oesterreicher, die damals mit in Dresden waren, erzählten die Sache viel schlimmer, sie sagten, es sei ein Mitleid gewesen, wie der rohe Kaiser mit dem siebzehnjährigen Kronprinzen verfahren, er habe ihm den Ohrlappen heftig gerissen und gewickt, und ihn auf sein Non zornig stehen lassen, mit dem Ausruf: „Vous êtes une bête.“ —

Mittwoch, den 19. October 1853.

Der gestrige Tag ging ungefeiert vorüber; sie machten Lärm von Groß-Beeren und Dennewitz, und wie der Tag von Leipzig kommt, sind sie still, ist darin Sinn und Verstand? O ja, der Tag von Leipzig ist ihnen zu volksbeliebt, erinnert an

die ehemals allgemeine Volksfeier, an die Feuer auf den Bergeshöhen, an die Gedanken deutscher Einheit und Freiheit. —

Geschrieben, wieder im alten Geleise! Namenlos, die beste Kraft. —

Die Russen in Khiwa! Große Schicksalswendungen bereiten sich vor; niemand kann sagen, welche Strömungen die stärksten sind. Bedrohen die Russen das englische Reich in Ostindien? Sind sie selber von China her gefährdet? Heißt es auch von Rußland, wie einst von Rom: „Jam magnitudine tua laborat," wie Vellejus Paterculus es bedeutend ausspricht? —

Die Kriegserklärung der Türken, ihre Rüstungen, ihre Heeresmacht, setzen die Diplomatie in große Verwirrung. Die Türken mögen den Russen im Felde gewachsen sein; was sie zu fürchten haben, sind Bestechungen, Listen, Ränke! —

Bei Potsdam und Halle brannten einige Feuer auf den Anhöhen zu Ehren der Leipziger Schlacht. Der König sah die bei Potsdam, es war alles dürftig und freudlos, aus schlechtem augendienerischen Antrieb, den man höheren Ortes nicht mißbilligen wollte. Die Sache allgemeiner werden zu sehen, wünschte man nicht.

Der Unterstaatssekretair im Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten Herr Le Coq soll zum Gesandten in Stuttgart ernannt sein, der Posten, den er bisher bekleidet, eingehen. Das wäre ein neuer Sieg Manteuffel's über die Kreuzzeitungspartei, zu der sich Le Coq mit Eifer hielt. Aber allen diesen Burschen werden goldene Brücken gebaut zu ihrem Rückzug, glänzende Stellen eingeräumt! — Das Aergerniß, daß Herr Assessor Wagener Staatsanwalt beim Obertribunal werden soll, daß der König ihm alle gegen ihn ausgesprochenen Gefängnißstrafen — wegen Verläumdung des Präsidenten Bloch ꝛc. — im Wege der Gnade erläßt, dies Aergerniß wird auch als sicher verkündet! —

In der Revue des deux mondes vom 15. Oktober fand ich eine Erzählung von Madame E. v. Bagrejeff-Speranski, der Tochter des berühmten Ministers, den die russischen Großen anfeindeten, das Volk aber liebte; die Feindschaft erstreckte sich sogar auf die Tochter, die man arg zu verläumden suchte; sie machte auf mich den Eindruck einer klugen feinen Frau, und ich bedauerte, sie nicht näher kennen gelernt zu haben. Eine Schriftstellerin hätte ich in ihr nicht gesucht. Ihre Erzählung Xenia Demianowna ist ächt russisch, einfach, fromm, etwas schwermüthig. —

In Königsberg war die alte freie Gemeinde gänzlich aufgehoben. Aber eine neue bildete sich sogleich, der gebildete Kern der alten, nur einige dreißig Personen, Dr. Rupp nach wie vor an der Spitze. Dies ist eine gewaltige Zähigkeit! Sie haben vorschriftsmäßig ihr Glaubensbekenntniß und das Verzeichniß der Mitglieder dem Polizeiamt eingereicht. — Dem Dr. Rupp war erst kürzlich jeder Unterricht verboten worden!

Die Magdeburger freie Gemeinde, seit der Zurücknahme ihrer Konzessionen unter dem schwachen Schutz des Vereinsgesetzes stehend, soll ihr Statut und das Verzeichniß ihrer Mitglieder einreichen, sie sagt, beides sei schon in den Händen der Behörde, es seien die alten. Nein! sie sollen sie doch neu einreichen. Pure Schikanen. —

Majestätsbeleidigung durch einen Handwerker verübt: Konstablerbeleidigung durch einen Arbeitsmann; beide hart bestraft. —

In Rostock hat der Magistrat gegen eine konservative Zeitung, die ihn beleidigt hatte, geklagt, das Gericht hat die Klage abgewiesen. Einer weitern Berufung weissagt man dasselbe Schicksal. Die Justiz gilt nur für eine Parthei! Bravo, Graf von Bülow, Herr von Schröter! Was gebührt solchen Leuten? —

Niebuhr, der wegen seines neuen Titels sein Mandat als Abgeordneter verloren hatte, verzichtet auf Neuwahl. Kleist-Retzow hat sein Mandat niedergelegt. Verlassen die Ratten das Schiff, weil sie merken, daß es sinkt? Wird man den Muth haben, die ganze Verfassung zum Teufel zu schicken? Holte er doch die Abgeordneten auch! —

Die Kreuzzeitung wagte es in den pöbelhaftesten Ausdrücken auf Lafayette zu schimpfen; sie warf ihm unter anderen vor, daß alle Sachen, die er in die Hand genommen, binnen kurzer Zeit verdorben seien, und er immer schnell wieder vom Schauplatz abtreten müssen; er habe seiner Parthei nie wahren Nutzen gebracht. Das Gesindel der Kreuzzeitung giebt seine eigne Dummheit und Niedrigkeit blos; der Partheinutzen, das ist dem Lumpenpack das Höchste! Lafayette diente keiner Parthei, er war für die gute Sache, wo er sie fand, griff er sie auf, wo sie sich verwandelte und gefälscht wurde, ließ er sie los. Das ist seine größte Ehre, sein größter Ruhm! Hätte er kein anderes Ziel gehabt, als sich in Amt und Einfluß zu erhalten, so hätte er wie Talleyrand beides Zeitlebens haben können. Die Lumpenbunde begreifen so was freilich nie! —

Freitag, den 21. October 1853.

Nach einer fast schlaflosen Nacht spät aufgestanden. Geschrieben; vaterländische Wirklichkeiten im Gegensatze der vaterländischen Bedürfnisse und Hoffnungen! — Die Volkszeitung spricht vortrefflich über Böckh's Ausfall gegen Stahl; sie will die That nicht schelten, noch verkleinern, sagt aber sehr richtig, das Volk habe schon in den ersten acht Tagen sein Urtheil und seine Antwort gegen den Verräther der Wissenschaft fertig gehabt, die Gelehrsamkeit aber habe sich ein ganzes Jahr Zeit dazu genommen, und rede wie zu spät auch noch viel zu glimpflich. —

Brief und Buch aus Breslau von Herrn Professer Gubrauer, der mir die erste Abtheilung seiner Fortsezung des von Danzel begonnenen Werkes über Lessing's Leben und Wirken überschickt. Dergleichen Buch ist mir immer ein wahres Fest! —

Heute wurde der Grundstein zu den Wasserwerken vor dem Stralauer Thor, die Berlin mit frischem Wasser versorgen sollen, gelegt; der König kam wegen Unwohlseins nicht, und schickte an seiner Statt den Prinzen von Preußen, den wir hinausfahren sahen. Die Sache soll kalt und dürftig gewesen sein, alles nur zum Feste der Eitelkeit für den Polizeipräsidenten von Hinckeldey, der seinen Namen um jeden Preis überall anzubringen sucht. Er braucht nicht zu sorgen! In Berlin ist sein Andenken gesichert, sowie das des Waldeck'schen Prozesses, Ohm's, Goedsche's ꝛc. Alle Wasserwerke, die er begründen helfen mag, werden dies Andenken nicht wegspülen. —

Abends zu Hause. Erst geschrieben; dann mit Ludmilla Schach gespielt. In Gubrauer's Lessing gelesen, dann in den Metamorphosen des Ovidius. —

Zahlreiche Verhaftungen in Paris und in den Provinzen, Haussuchungen, man sagt gegen sechshundert Personen sind plötzlich festgenommen worden, viele freilich gleich wieder entlassen, z. B. Goudchaux. Alles ist wackelig, in Frankreich wie anderswo. —

Sonnabend, den 22. Oktober 1853.

Der König ist wieder besser und heute nach Halle gereist; morgen legt er den Grundstein zu einem neuen katholischen Kloster des heiligen Augustinus, das in Magdeburg errichtet wird. Ein protestantischer Fürst legt den Grundstein zu einem katholischen Kloster! Welchen Eindruck das im Volke macht,

ist gar nicht zu sagen! Das Volk ist ohnehin schon lange des Glaubens, der König sei ein heimlicher Katholik, ein Glauben, der im Volksgeiste die schlimmste Bedeutung hat. — Der Besuch des Königs in Magdeburg soll eigentlich eine Versöhnung mit dieser bisher für so bös erklärten, in Ungnade stehenden Stadt bezwecken; ein gutes Mittel, jene Grundsteinlegung, um die protestantischen, freigesinnten Einwohner zu gewinnen! —

Der arme Streckfuß wurde wegen seiner Geschichte der französischen Revolution schon bestraft, dann fortwährend — gegen die Rechtsregel non bis in idem — angeklagt, verfolgt, gequält. Endlich ist er jetzt vom Obertribunal freigesprochen worden, aber nur wegen Verjährung der Sache. Die Vernichtung der Abdrücke wurde bestätigt. Der badische Prozeß gegen Gervinus hat hier ein preußisches Seitenstück! —

Der Kladderadatsch wird matt und verlegen, es fehlt ihm die Freiheitsluft; er bringt jetzt häufig Späßchen, die ein wohlgefälliges Lächeln des Kaisers Nikolaus erregen müssen. — Trotz aller polizeilichen Verwarnungen und Anfechtungen verharren die Nationalzeitung und die Volkszeitung in alter Tapferkeit. —

Nach der Ansicht vornehmer Russen wäre die Unternehmung des Kaisers gegen die Türkei gar nicht ein übermüthiger Einfall oder eine willkürliche Laune desselben, sondern ein sich aufdrängender Nothbehelf. Ueber den Geist im russischen Heere, die Gährung der Gemüther, die gehegten Erwartungen, die überhaupt stattfinden, sollen dem Kaiser schon seit längerer Zeit die beunruhigendsten Gerüchte und Anzeigen zugegangen sein. Er soll sich endlich überzeugt haben, daß er dem Heere zu thun geben, daß er solches nach andern Richtungen bewegen müsse. Dies wird als Hauptgrund des Zuges gegen die Donau hin angegeben, und aus derselben Ansicht bemühte man sich, diese Verwickelung mit der Türkei als eine volksthümliche und religiöse

Sache darzustellen. Man hoffte, die Nachgiebigkeit der Türken würde den Kaiser in neuem Glanze der Macht und des Ruhmes erscheinen lassen, und der friedliche Feldzug einstweilen den Zweck erfüllen, das Heer in andre Gegenden und in andern Zusammenhang zu versetzen, und so die feindseligen Keime, die es in sich trägt, auf eine Weile noch unschädlich zu machen. — Daß das russische Heer keine todte Masse mehr ist, die sich von der Herrscherhand nach Belieben so oder so werfen läßt, ist eine nicht zu läugnende Thatsache. —

Sonntag, den 23. October 1853.

Der Sonntag wird bei uns immer trauriger und stiller, aller Verkehr wird gehemmt, man will mit Gewalt die Kirchen füllen. Durch diesen äußern Zwang erweckt man nur scheinheilige Heuchler, oder entschiedene Verächter und Hasser einer Frömmigkeit, die gradezu gegen das Evangelium, die gottlos ist. Und was gewinnt die Frömmlerschaar in ihrem eignen Sinn dabei? Nichts. Denn am Nachmittag und Abend stürzt doch die ganze Bevölkerung kopfüber in sinnliche Vergnügungen, und die geringen Leute, die Vormittags in der Kirche waren, sind um so gewisser Abends in der Schenke, auf dem Tanzboden, die vornehmen im Theater und bei andern Schwelgereien. — Dabei kommt auch stets wieder in Betracht, daß doch der Sonntag nimmermehr der Sabbath ist, den die zehn Gebote zu heiligen so entschieden vorschreiben! —

Abends kam Herr Dr. Vehse, brachte mir einige schätzbare Handschriften, und machte vielerlei Anfragen, die ich großentheils ausgiebig beantworten konnte. Bei seinen Arbeiten kann nicht genug die sorgfältigste Prüfung empfohlen werden; das bloße Einsammeln genügt nicht. Akten und Urkunden

eben dem Maße ſteigen, als die königliche dort fiele, und warum ſollte Oeſterreich nicht ſeine Sicherheitsanſtalten bis an den Rhein ſtrecken? Druck aber weckt Gegendruck. Ueber nicht gar lang wird man der öffentlichen Meinung bedürfen; ſie hört ſich rufen und ſchweigt. In Italien droht vulkaniſcher Ausbruch. Die Franzoſen werden es mehr und mehr müde, müſſige Zuſchauer bei den Ereigniſſen von Europa zu ſein. Eine beherztere Politik ſtrebt die feige aus ihrer Stelle zu fegen. Ich müßte ſehr irren, oder ſie wird, wenn ſie an's Brett kommt, darauf hinarbeiten, Oeſterreich's und Preußen's Vormundſchaft des deutſchen Bundes zu vernichten, vielleicht gar beide Mächte als zu überwiegend aus dem Bunde zu drängen. Der Vorwand von Selbſtſtändigkeit iſt verführeriſch. Baiern's Protektorat könnte keinem der Genoſſen bedenklich ſein. Mit jeder inquiſitoriſchen Maßregel, der ſich Germanien unterziehen muß, kraft der Schwere zweier Hauptgewichte, mit jeder Beſchränkung der Denk-, Schreib- oder anderer Freiheit, mit jeder neuen Halsgerichtsordnung gegen den Zeitgeiſt, ſagen Leute, die man gerade nicht für politiſche Kannengießer halten darf, reift die Möglichkeit, den Einfluß des Duumvirats mit Erfolge anzugreifen und über den Haufen zu werfen.

Ich ſende Ihnen eine Rede von Lingay. Dieſer junge Litterator giebt ſich alle Müh', die deutſche Litteratur den Franzoſen zu empfehlen. Er ſpricht nur ein wenig zu viel vom Unendlichen, das oft vage oder helldunkel heißen würde. Goethe macht mehr Glück als Schiller. Ihre Sterner und Pfitticher ſind zu Neujahrsgeſchenken den weiblichen Toiletten beſtimmt.

Im Athenée, von woher ich komme, wurde verſichert, daß die Rückkehr der Herren Corbière und Villèle in's Miniſterium keinem Zweifel erliege. Damit wird was rechts

lügen oft, oder fehlen auch gänzlich; mündliche Ueberlieferungen, die sich durch nichts belegen lassen, geben nicht selten die thatsächlichste Wahrheit.

Mit Ludmilla gesprochen, die von der Gräfin von Ablefeldt nach Hause kam; gutes Gespräch. —

Geschrieben; in Gubrauer gelesen, im Ovidius. —

In Magdeburg war großer Jubel für den König, festlicher Empfang, Aufzüge der Gewerke und Vereine, Beleuchtung ꝛc. Der König hat zu deutlich und oft gezeigt, daß er dergleichen liebt und will, als daß es nicht geleistet werden sollte! Desto schlimmer, wenn er sich darin täuschen läßt! Die Gesinnungen sind ganz anders, aber die Aufführung solchen Prunkes läßt sich nicht verweigern, wenn Behörden und Körperschaften dazu anregen. Wegen des katholischen Klosters hört man hier die unglaublichsten Aeußerungen, es sei unmöglich, es sei ein Unsinn, ob der König denn mit seinen protestantischen Unterthanen brechen wolle, warum er denn nicht lieber geradezu bekenne, er sei längst schon katholisch ꝛc. ꝛc. —

Bei seinem letzten Aufenthalte in Danzig hat der König einen Ausfall gemacht, der allgemeines Staunen und Unwillen zur Folge hatte. Ein zu mehr als zwanzig Jahren Festungsstrafe verurtheilter Demokrat hatte sich als reuig Bekehrter angestellt, und einen Stabsoffizier, unter dem er stand, ganz für sich gewonnen, so daß dieser den König um Begnadigung für jenen anging, der alles Frühere bereue, u. s. w. „Was", rief der König, in wahrer Wuth, „so ein verfluchter Demokrat? So machen es die Kanaillen alle, erst wollen sie mir an die Krone, dann kriechen sie wie Hunde vor mir! Nichts da, fünfundzwanzig Jahre ist viel zu wenig, zu fünfzig hätte der Racker verurtheilt werden müssen! Sitzen soll er, daß er schwarz wird! Und, wie können Sie sich unterstehen, für den Halun-

ken zu bitten? Geben Sie mir aus den Augen!" Das alles in Gegenwart vieler Offiziere und andrer Zeugen. —

Montag, den 24. Oktober 1853.

Kossak in seinem Montagsblatte bespricht sehr gut die Schrift von Damerow über Sefelege; wenn dieser letztere denn durchaus wahnsinnig war und ist, so durchaus der Politik fremd erkannt werden, wie steht es dann mit den Vorwürfen, die man zur Zeit seines Mordversuches den Tagesblättern, den Schriftstellern machte, wie mit den Beschränkungen, die man der Presse auferlegte, unter denen sie noch jetzt leidet? Kossak ist der erste und bis jetzt einzige Tagesschreiber, der diese Seite hervorhebt, und der verfolgungssüchtigen fehlgreifenden Regierung entgegenhält. Aber wir sind schwach im Rückblick, wir lassen das Vergangene zu leicht fahren, und vergessen es ganz! Im gegenwärtigen Falle waltet aber noch ein ganz besonderer Umstand, der sich öffentlich nicht erörtern läßt: ist es denn wahr, was der Geheimrath Damerow mit des Königs und der Minister Erlaubniß sagt, daß Sefelege wahnsinnig ist, oder daß er es wenigstens damals war, als er auf den König schoß? Denn geworden könnte er es allerdings sein, durch die jahrelange Behandlung, durch die ihm dargebotene Vorstellung, daß er es, um sein Leben zu retten, scheinen müsse! Das Volk ist nicht so leichtgläubig, alles was ihm der Geheimerath Damerow mit höchster Erlaubniß sagt, sogleich als wahr anzunehmen. —

Besuch vom jungen Herrn Graffunder aus Erfurt. Er giebt mir Nachricht von einem Pack Briefen und Gedichten von Novalis, die in Erfurt liegen und käuflich zu erwerben sind, dann erzählt er von dem Treiben und der Lage des jüdischen Gelehrten Selig Gassel in Erfurt, der hier eine Zeitlang

für Manteuffel gearbeitet und unter andern die Schrift: „Von Warschau nach Olmütz“ zu dessen Vertheidigung geschrieben hat. Der Dank ist eine Anstellung bei der Erfurter Zeitung mit 250 Thalern jährlich, womit der arme Schelm aber seelenvergnügt ist! Da wissen Andre sich besser zu betten, schon Ryno Quehl, noch mehr aber Bismarck-Schönhausen, Kleist-Retzow ꝛc. ꝛc. —

Für den General von Radowitz soll wenig Hoffnung der Genesung sein. Der Prinz von Preußen und Prinz Albrecht haben ihn besucht. Der König schickt ihm den Leibarzt Schönlein. Die Königin bleibt in ihrem Widerwillen gegen ihn fest; man scherzte, sie habe ihm Wein geschickt, und dieser ihm wohlgethan, es ist aber nichts daran. — Grade jetzt liefert Kühne's Europa ein elendes Zerrbild gegen Radowitz ohne allen Geschmack und Zug! —

Dienstag, den 25. Oktober 1853.

Das Kloster in Magdeburg, zu welchem der König den Grundstein legt, wird ein Hospital; das mildert etwas den protestantischen Unwillen. Die meisten wußten das nicht, viele glauben 's noch nicht. —

In Breslau steht der alte Rees von Esenbeck wieder vor Gericht, er und andre namhafte Mitglieder der freien Gemeinden sind angeklagt, das Vereinsgesetz überschritten zu haben. Die schändlichen Schikanen, den religiösen Verein als einen politischen zu behandeln, erneuern sich immerfort. Es wird einmal an das Licht gezogen werden, welcherlei Weisungen die Minister den Behörden in diesem Betreff ertheilt haben, und welche Leute und in welcher Art sie ihren Eifer dabei bezeigt. Es wird nicht zur Ehre für manche jetzt Hochangesehene ausfallen. Die Oberbehörden sind ganz knechtisch. — Der wegen

Freisinns und Billigkeit ehemals gepriesene Oberpräsident von Flottwell sollte schon längst verabschiedet werden, er ist noch im Amte, doch gegen den Willen der herrschenden Parthei, er hält sich nur, indem er mit blinder Beflissenheit jedem Wunsch und jeder Laune des Königs zuvorkommt, nach allen Seiten das Verlangte ausführt, und auf Begehren sogar — was er sonst nicht that — frömmelt. —

Die Neue Preußische (Kreuz-) Zeitung gebärdet sich als die heftigst fanatische Russenfreundin, glüht für den Kaiser, verabscheut die Türken. Glaubt man, daß dies aus irgend einer Ueberzeugung kommt? Mit nichten! Es ist dies nur ein Spiel ihrer verruchten, nichtswürdigen Ränke und Spitzbübereien. Es ist eine gegen den Minister von Manteuffel gerichtete Argliſt. Die Sache ist kürzlich diese. Manteuffel hat keinerlei politische Absicht, Ansicht, oder nur Gedankenfolge, dergleichen muß man ihm nicht beimessen; er ist nicht russisch, nicht türkisch gesinnt, und auch nur insofern preußisch, als dies ein Erforderniß seiner Lage ist; er gehorcht ganz und gar den Geboten dieser Lage, der Verhältnisse in die er geklemmt ist und die zu ändern nicht in seiner Macht ist. Wie aber ein preußischer Minister nicht unbedingt ein Kreuzzeitungsmann sein kann — warum wäre sonst Manteuffel dies nicht? — so kann auch ein preußischer Minister jetzt unmöglich ein Mann der Kriegsluſt sein, die Haare müssen ihm zu Berge stehen, wenn er an Krieg denkt, an Krieg gegen Frankreich, wo das Heer, die Finanzen, die Volksstimmung, die Verhältnisse zu Deutschland, die Befehlhaberschaft, der König und der Prinz von Preußen und noch viel andres die unauflöslichsten Schwierigkeiten sind; genug er *kann* nicht daran denken, sich an Rußland anzuschließen, und sich von diesem in den Krieg hineinziehen zu lassen. Weil er es nicht *kann*, darum stellt die infame Kreuzzeitungspartei um so mehr die Forderung dazu, deste heftiger verlangt sie, daß er es *soll*. Sie hofft ihn

durch die Feindschaft Rußlands, die sie ihm erregt, zu stürzen; sie sucht diese mächtige Verbündung gegen ihn zu gewinnen und zu gebrauchen. Die Intriguen am Hofe sind in voller Thätigkeit, gegen Manteuffel ist vielleicht nie so stark und so gefährlich gearbeitet worden, als eben jetzt. Da die Kreuzzeitungspartei ihn als Russenfeind hinstellt, die russischen Einflüsse hier besonders wirksam sind, so muß es ihm nicht unlieb sein, diese durch die freisinnigen Blätter so kühn und anhaltend bestritten, und die Kreuzzeitung so heftig von ihnen angegriffen zu sehen. Hieraus erklärt sich zum Theil, warum die Behörden jetzt diese Blätter einigermaßen gewähren lassen. —

Mittwoch, den 26. Oktober 1853.

Brief aus Weimar von Apollonius von Maltitz, der mir Grüße von Herrn von Zedlitz aus Wien und durch Tutschcff vermittelt Grüße von Heine aus Paris sendet; einen gedruckten russischen Brief von Zbukofski ꝛc. — Tutschcff hat Heine'n immer noch voll Leben gefunden. — Wie der gute aber durch empfindsame Versicherungen und äußere Einflüsse sich berücken läßt, ist merkwürdig! Er glaubt im Ernste, daß der dicke, selbstsüchtige Zedlitz für den Kaiser von Oesterreich schwärmt, und erwartet nun auch große Dinge von dem jungen, durch nichts hervorragenden, von sinnlicher Lust bereits erschöpften, in gemeiner Soldatenliebhaberei befangenen Fürsten außerordentliche Dinge! —

Graf von Kleist-Loß, der mich wieder verfehlt hat, läßt mir sagen, er reise in acht Tagen mit seiner Frau nach Venedig, wo er den ganzen Winter zu bleiben gedenkt, er hoffe mich vorher noch zu sehen. Italien hat er in frühen Jahren schon durchreist. —

Herr Crepet, ein litterariſcher Franzoſe der in Rom war, und hier den Winter bleiben will. Er iſt ernſthaft, ohne Neigung zum Scherz; kein Legitimiſt, kein Orleaniſt, kein Bonapartiſt, alſo — ein Freiheitsliebender. Er ſagte unter andern: „C'est la France qui a produit le dix-huitième siècle;“ das gefiel mir gut, ich ſetzte jedoch hinzu: „Il faut avouer qu'elle a eu de bons collaborateurs.“ Er liebt Rouſſeau und Voltaire. —

Zu Hauſe mit Ludmilla noch gutes Geſpräch. — In Gubrauer's Leſſing geleſen, in Leſſing's Dramaturgie. Engliſche Tagesſachen, franzöſiſche. —

Humboldt hat zu dem Konſul Reſen, dem Schwager Klingemann's, geſagt, der König werde täglich beſchränkter und zerſtreuter; das hat jener luſtiger Weiſe ſo verſtanden, als werde der König täglich mehr eingeſchränkt durch die Verfaſſung!! —

Donnerstag, den 27. Oktober 1853.

Von Humboldt die ſchöngedruckten und reich gebundenen Sonette ſeines Bruders empfangen. — Brief aus Paris von der Gräfin d'Agoult, die ſehr belebt und vertrauend ſchreibt: „La France est dans le plus singulier état. Le peuple ne regrette pas ce qu'il a fait. La prospérité matérielle est grande, mais Paris gronde sourdement et la bourgeoisie reste obstinément libérale.“ —

Beſuch von Herrn Dr. Hermann Franck, erſt bei Ludmilla, dann bei mir. Angenehmer und geiſtreicher Scherz, tüchtiger Ernſt. Ueber die politiſche Stellung des Tages: Ohnmacht, Mittelmäßigkeit, Furcht und Mißbehagen überall, in den Fürſten ein Ehrgeiz wie die Luſtgier der Hämlinge, von Unfähigkeit und Schwäche unwiderruflich vereitelt! Der Kaiſer von Rußland in ſteter Unruhe, der König von Preußen der-

gleichen; in allem Glanz und in aller Ueppigkeit führen sie ein Hundeleben. Ob die Times in russischem Solde stehen? Nein, aber es giebt der Bestechungen viele Arten. Ob in Preußen die Verfassung, die Kammern abgeschafft werden? Schwerlich, denn wo sollte der Muth herkommen etwas so Einfaches und Unschwieriges zu thun? —

Es heißt, die Herausgeber der Volkszeitung und der Nationalzeitung seien unter der Hand ermuntert worden, der Kreuzzeitung nur recht stark zu Leibe zu gehen, man werde in den oberen Regionen dies recht gern sehen. —

Freitag, den 28. Oktober 1853.

Die Volkszeitung enthält heute einen scharfen Aufsatz „der Musterstaat Kurhessen", der die Hassenpflug'sche Regierung tüchtig trifft, und durch Rückschlag alle andern, die ihr gleichen und beistimmen. Sie führt die furchtbare Thatsache aus, daß das hessische Volk aus dem Lande zieht, um der Niederträchtigkeit und Verruchtheit dieses Regierwesens zu entgehen; das Dorf Wernings ist durch Auswanderung entvölkert, niedergerissen, dem Erdboden gleichgemacht. Das Dorf Pfeddersbach sieht demselben Schicksal entgegen, nur drei unbewohnte Häuser stehen noch; ebenso weit ist das Dorf Wippenbach schon gekommen; in dem Dorfe Gelnhaar steht nur noch die Kirche. Dabei werden die Treubündler flüchtig als Verbrecher, werden wegen fleischlicher Vergehen vor Gericht gezogen ꝛc. — Eine wahre Teufelswirthschaft. Und die deutschen Fürsten sehen dem Unwesen ruhig zu, die frommen, die edeln! Keiner hat ein Wort des Abscheus, der Abmahnung. Jetzt verbietet Hassenpflug sogar das Auswandern, schickt Spürhunde und Wächter ꝛc. —

Ausgegangen mit Ludmilla. Auf der Post, dann das

Innere der Petrikirche besehen; das Werk ist leblich genug in seinen Theilen, das Ganze doch klein und kahl. Antiquare besucht. Bei Herrn Adolph Streckfuß Cigarren gebelt*). —

Der alte Tonkünstler Ritter von Neukomm ist endlich dazu gelangt, beim Könige eingeladen zu werden und zu speisen. Schon mehrere Wochen sprach Humboldt von ihm täglich mit dem Könige, und täglich sagte der König, er wolle ihn bei sich zur Tafel laden. Aber weil Humboldt ihn empfahl, so war die Kreuzzeitungspartei, die in der Kamarilla herrscht, stets entgegen, und niemand erinnerte den König an seinen Willen, auf der Liste der Einzuladenden stand nie der Name Neukomm, und der König gedachte seiner auch nicht, bis er endlich, auf Humboldt's erneuerte Anregung, bestimmt befahl, ihn zu laden, wo es denn nicht mehr zu vermeiden war. Dergleichen soll sehr häufig vorkommen, der Wille des Königs und die dringendsten Anliegen derer, die ihn sprechen wollen, kommen gar nicht in Betracht, es sei denn, daß die Kreuzzeitungspartei es gestatte. Sehr oft sind die lange vergeblichen Bemühungen plötzlich gelungen, wenn sich die Personen endlich an den Generaladjutanten Leopold von Gerlach wandten, was nicht jeder Ehrenmann thun mag. —

Der König, so stolz und ruhmredig auf seine Macht, ist auf's engste gehemmt und bewacht durch sein Hofgeschmeiß und seine Ministerkliquen, er darf zuletzt nur thun, was ihnen gefällt, und wenn er nicht mehr nach ihrem Willen thut, als wirklich geschieht, so kommt das daher, daß die verschiedenen Einflüsse einander aufheben, und daß er nicht leicht etwas thut, was mit großer Arbeit verknüpft ist. Die Hofleute bezeichnen den König scherzhaft als einen Mann, der am Hofe großes Ansehn und einigen Einfluß hat! —

*) Anmerkung. Varnhagen raucht selbst nie; er schenkte die Cigarren den Droschkenkutschern, die ihn fuhren.

Sonnabend, den 29. Oktober 1853.

Mit Ludmilla gutes Gespräch; ich las ihr auch eine Auswahl von Sonetten Wilhelms von Humboldt vor. — In Gubrauer's Lessing gelesen, in Lessing's Werken selbst. — „Ungarns Recht und Gesetz, ruhmvoll verfochten von Deutschen, Polen, Italienern, Engländern und Franzosen in den Kriegsjahren 1848—1849. Von Philipp Kern. Erster Band, erste Abtheilung. Bremen, 1853."

Auch in Königsberg hat der knechtischgesinnte Staatsanwalt bei dem dortigen Stadtgericht auf Vernichtung der Schrift von Gervinus angetragen; erst jetzt hat das Gericht den Beschluß gefaßt, die Schrift, als nach preußischen Gesetzen nicht strafbar, wieder freizugeben. Der Staatsanwalt hat sich sehr geblößt. Wie spät und nachträglich! —

In Koblenz Haussuchungen und Verhaftungen. Das geht so fort! —

Sonntag, den 30. Oktober 1853.

Besuch von Frau von Marenholtz; sie ist schon drei Wochen hier, war aber krank. Den Sommer brachte sie in Thüringen zu, in den Frobel'schen Anstalten. In Oesterreich finden die Kindergärten begünstigten Eingang, der Unterrichtsminister Graf von Thun ist ganz für sie; der Graf von Deym hat hunderttausend Gulden zur Gründung einer Erziehungsanstalt bestimmt, fünfzigtausend für ein Wochenblatt, das demselben Zwecke dienen soll. Wie muß sich der preußische Kultusminister von Raumer schämen! Oesterreich aufgeklärter, freisinniger als Preußen! — Nachrichten über den Dr. von Buchhausen aus Westphalen, der eine neue Philosophie aufstellen will, — und sich thörichter Weise bei Manteuffel und Raumer um die Erlaubniß bewirbt, öffentliche Vorle-

fungen halten zu dürfen. Er behauptet mit Fröbel's Ansichten ganz übereinzustimmen. —

Abends Besuch von Frau von Treskow bei Ludmilla und mir. Lebhaftes, geistreiches Gespräch über die jetzt hier waltende Misere von Geselligkeit, schlagende Beispiele werden angeführt. Die Abhängigkeit ist hier gar zu groß, daher das uns auf allen Seiten begegnende Nachthun und Nachsprechen, noch außer dem freiwilligen, das auch nicht klein ist. Die Erbärmlichkeit der Menschen war von jeher dieselbe, aber so schamlos, ohne Bedeckung und Schminke, wie jetzt hier, war sie, dünkt mich, noch nie. Die nichtswürdigste Feigheit, Unterducken, Schmarotzerei — man will sich ein gutes Haus nicht verschlagen, wenn man es auch noch so sehr verachtet — herrschen unbedingt. — Fräulein von Graven ist eine Heldin dadurch, daß sie es doch bisweilen auf Brouilliren ankommen läßt! —

In Lessing gelesen, in Goethe. Etwas in Puschkin und Lermontoff, des Klanges wegen. —

In Breslau ist die christkatholische Gemeinde vom Gericht aller gegen sie gemachten Anschuldigungen freigesprochen, die Schließung der Gemeinde aufgehoben, und die Kosten der Untersuchung niedergeschlagen worden. —

In Halle hat das Kreisgericht auf Begehren des Staatsanwalts beschlossen, die Schließung der freien Gemeinde vorläufig fortbestehen zu lassen, bis das Endurtheil erfolgt. —

In Mainz hat das Bezirksgericht den Abgeordneten Dr. Müller-Melchiors und den Buchdrucker Jörg, wegen Verbreitung der Zollvereinsschrift des erstern, zu 5 und zu 3 Monaten Gefängniß verurtheilt. Eine wahre Schändlichkeit! —

gewonnen ſein. Die Sache ſcheint mir jedoch nicht ausgemacht.

Den 15. Dezember.

Auf die Nachricht von dem neuen Miniſterium, fielen geſtern ſchon die Renten. Dieſen Nachmittag werden ſie noch tiefer ſinken. Für die Börſe iſt Roy ein unerſetzlicher Verluſt. Das neue Miniſterium, wie es der Moniteur verkündigt, iſt ein kläglich zuſammengerafftes Ganze. Wenn ich die Leute, aus denen es beſteht, in Reih und Glied ſtelle, ſage ich mit Fallſtaf: lauter ſterbliche Menſchen. Mathieu Montmorency iſt die gutmüthigſte Seele von der Welt, fromm und ehrlich, aber zum Regenten hat ihn der Himmel nicht auserſehen. Er figurirt da als bloßer Name. Erlauchte Namen ohne Stoff reichen nicht weit aus. Clermont Tonnerre gilt für einen jungen Mann von Geiſt, aber ohne alle Erfahrung. Peyronnet iſt ein Advokat und weiter nichts, ein hohler Plärrer. Villèle wird den Finanzen nicht gewachſen ſein und Corbière kennt man ſchon als blinden Beförderer des Aberglaubens. Eine ſolche Zuſammenſetzung kann nicht lange dauern. Das Schlimmſte ſcheint mir, daß der König ſeine Schwäche aufgedeckt hat. Wie er ſich gegen die Kammer geäußert, mußte er die Miniſter einige Zeit wenigſtens halten. Er giebt ſich ein ſchreckliches Dementi. Dieſe Blöße kann ſehr nachtheilige Folgen bringen. Es giebt nichts Gefährlicheres dem Regenten als Mangel an Standhaftigkeit. Die Bewegung, welche überall durch den Miniſterwechſel erzeugt wird, erlaubt mir nicht ruhig zu ſchreiben. Zwei Dinge muß ich noch bitten.

Haben Sie die Gefälligkeit ſich bei Hrn. von Stäge-

Montag, den 31. Oktober 1853.

Schlechte Nacht, viel geträumt, Verworrenes, Beunruhigendes. — Geschrieben; die orientalische Frage vom Standpunkt der Revolution betrachtet. Der Revolution hat der Kaiser Napoleon gedient, der Revolution dient auch der Kaiser Nikolaus. —

Abends bei ***. Es war viel die Rede von Gesellschaft. Die ursprünglich von Rahel herrührende Bemerkung, daß die Geselligkeit ihre schönsten, gefälligsten Blüthen gewöhnlich auf dem Boden zerfallender Staatszustände treibt, also kurz vor Katastrophen, konnte nicht widerstritten werden, — in Paris vor 1789, in Berlin vor 1806, und vor 1847 (1848), — die Ursachen dieser Erscheinung darzulegen, war hier aber nicht der Ort und Sinn. Der reifste Weltblick gehört dazu, dies gehörig, im ganzen Umfang und Zusammenhang einzusehen. Ich sagte den Damen mancherlei hierauf Bezügliches und für sie Anwendbares, scharf genug, um zu ritzen, aber doch vielleicht nicht scharf genug, um nachhaltig zu wirken. Daß die Offiziere aus der Gesellschaft verschwinden, auch die jungen Diplomaten, und ihr Anhang von Fremden, nur in den höhern Kreisen verkehren, konnte nicht geläugnet werden. Die Offiziere leben vorzugsweise unter sich. Jedes Regiment hat seine Gesellschaftstage und Zusammenkünfte. Man kann sich die Langeweile denken, für die sich die jungen Leute dann im Theater, im Circus, an den öffentlichen Vergnügungsorten möglichst schadlos halten. —

Dienstag, den 1. November 1853.

Vehse's neuster Band Hofgeschichten, worin auch Baden verarbeitet ist, wurde von der badischen Behörde mit Beschlag belegt. Der Verleger, Julius Campe in Hamburg, macht sich

daraus nichts, das Buch wird nur um so eifriger gekauft, und das kleine Baden ist von allen Seiten offen.

In Bremen sind über achtzig Personen, die der Theilnahme an dem sogenannten Todtenbunde beschuldigt waren, von dem Gericht abgeurtheilt worden, nur wenige freigesprochen, die meisten zu vieljähriger Zuchthausstrafe! verurtheilt. Sie legen alle die Berufung ein. Die außererdentliche ganz unverhältnißmäßige Schärfe dieser Urtheile wird als die Wirkung des innern Partheihasses in dem kleinen Freistaat angesehen. Die Reaktion der aristokratischen Bürger gegen die demokratischen wird überdies von außen mit allen Kräften unterstützt. Den Todtenbund selbst muß man als eine Lächerlichkeit ansehen, das Verbrechen ist erst hineinverhört. Höchstens ist gegen die Polizeivorschriften gefehlt. —

In Turin kräftiger Widerstand gegen katholische Geistlichkeit und Oesterreich. Rattazzi zum Justizminister ernannt. —

Telegraphische Nachricht, aus Wien, daß die Türken über die Donau gegangen, und in die kleine Wallachei eingedrungen sind, — am 27. Oktober. —

Mittwoch, den 2. November 1853.

Brief aus Breslau von Herrn Professor Gubrauer; er vertheidigt sich gegen meine — doch nur leichte — Anklage, gegen Voltaire nicht ganz gerecht gewesen zu sein; er schickt mir Abschrift eines Briefes von Voltaire an den Veroneser Bettinelli, und benachrichtigt mich, daß Herr von Knebel in Weimar ihm gegen 1600 Briefe aus dem Nachlasse seines Vaters — von mehr als 90 Briefschreibern — zugesandt habe, für die er einen Verleger wünscht; einer ähnlichen Sendung von Herrn von Herder in Erlangen sieht er entgegen. —

Ausgegangen mit Ludmilla; bis zum Alexanderplatz. In

Rauch's Werkstatt seine neuen Arbeiten besehen. — Das Modell zur Bildsäule Gneisenau's, etwas plump, nicht genug vergeistigt, wozu doch das Urbild Anlaß und Reiz genug bot; die Gruppe Schiller und Goethe stand auch da, gefiel mir aber noch weniger als sonst; Statuette den Grafen von Brandenburg vorstellend; Moses betend, für Potsdam bestimmt. —

Im Ovidius gelesen, und ältere deutsche Sachen durchgesehn. —

Die Kreuzzeitung macht ihre hämischen Bemerkungen über das Breslauer Gericht, welches die deutschkatholischen Vorstände freispricht. Sie verdächtigt die Richter, was sie in andern Fällen als ein Verbrechen rügt. Wir tadeln auch manche Gerichtssprüche als ungerecht, als durch Einflüsse bestimmt, allein wir haben auch nie die Heiligkeit der Richterstühle anerkannt, und dann ist es ein großer Unterschied, ob das Gericht in einem Sinne spricht, der seinen Theilnehmern alle Gunst und Förderung zu entziehen droht, oder in einem Sinne, der ihm diese Güter in reichstem Maße verheißt; die erstern geben gewiß aus Ueberzeugung hervor und bewähren diese durch Opfer, die andern können diese Voraussetzung nicht aussprechen. —

Von dem Märzkomplott ist es nach dem ersten Lärm bald still geworden, ganz still. Die Polizei hatte das Maul gar voll genommen, die Kreuzzeitung schrie aus Leibeskräften. Jetzt ist der Dr. Ladendorf, der als Hauptangeklagter steckbrieflich verfolgt, und gleich ergriffen wurde, in die Charité als Wahnsinniger abgeliefert worden! —

Donnerstag, den 3. November 1853.

In Bahrdt's Leben gelesen. In den Sachen sind wir nicht viel weiter als damals, ja wir sind in manchen noch mehr zurück, aber in Ansicht, Form, Vortrag und Sprache haben wir

ungeheure Fortschritte gemacht! Bahrdt ist ein roher Gesell; ein unreifer Nachzügler Jean Jacques Rousseau's, in unreifer Zeit und unreifer Nation. — Zweites Heft der Schrift von Dr. Daniel Sanders gegen das Grimm'sche Wörterbuch. —

Der Prediger Sachse, wegen unangemeldeten Vortrags in der freien Gemeinde der Vorstadt Sudenburg polizeilich angeklagt, ist in erster Instanz freigesprochen, in zweiter zu 5 Rthlr. Strafe verurtheilt worden! Diese Polizei- und Gerichtsanarchie besteht immer fort! Die Behörden werden der Quängeleien nicht müde, und die Verfolgten harren muthig aus! —

Große Erbitterung in unserer Ministerbehörde gegen Hessen-Darmstadt, wo nicht nur wegen diplomatischer Mißhelligkeiten jetzt kein preußischer Geschäftsträger ist, sondern auch die österreichisch gesinnte Regierung einen preußischen Staatsbürger Herrn Aschbach unter nichtigstem Vorwande in Haft nehmen und dann den Unschuldigen laufen ließ, als wenn das ganz in der Ordnung wäre. Die Genugthuung, welche Preußen verlangt, ist nicht ertheilt worden, man hat die schalsten Ausflüchte gebraucht. — Der König soll über die Geschichte nur gelacht haben; er wollte wissen, ob Aschbach ein Demokrat sei? und da hierüber keine zuverlässige Auskunft ertheilt werden konnte, meinte er, es werde wohl nicht viel auf sich haben! — Die darmstädtische Regierung könnte der preußischen antworten, mit ihren eignen Unterthanen mache es diese doch ebenfalls so! —

Freitag, den 4. November 1853.

Ein seltsamer Traum. Ich kehrte mit Rahel von einem Spaziergange zurück; wir trafen auf schwarze Leichendiener, ich sagte: „Du weißt doch, Rahel, daß die für mich sind? denn heute ja leg' ich mich zur Ruhe!" Sie erwiederte dar-

auf nichts, es schien in der Ordnung, wenn auch unangenehm. Da macht' ich endlich selbst die Bemerkung, es sei doch eigentlich unrecht, bei noch vorhandenem Leben sich das Begräbniß und also den Tod zu bestellen; wenn es sein müsse, recht gern, so wolle ich noch heute sterben, aber ich könne auch noch leben, das fühle ich deutlich, meine Kraft sei noch nicht aufgezehrt, und mit Rahel weiterzuleben sei ja mein höchstes Glück. Darüber wacht' ich auf, aber die Leichendiener, die ich selbst mit der Hausnummer meiner Wohnung bekannt gemacht hatte, — es war indeß nicht die jetzige — sah ich noch lange vor mir schwindeln. —

Besuch von Herrn Stadtrath Georg Reimer, der mir den letzten Aushängebogen von Bülow's Biographie bringt; das Bildniß wird erst in drei Wochen fertig sein. Reimer spricht mit Unwillen von dem Umlaufschreiben einiger Bürger, das zur Unterzeichnung für ein Fest auffordert, durch das man die Ministerthronbesteigung des Herrn von Manteuffel feiern wird. Er meint, ein Fest wegen Olmütz, das sei doch zu verrückt, und er habe Sorge getragen, daß in seinem Bezirke die schamlose Aufforderung keinen Erfolg habe. Jedoch die Gleißner und Knechte werden sich nicht hindern lassen, und Berlin ist reich an solchen Lumpen! —

Bahrdt's Lebensgeschichte, roh und gemein, doch anziehend wegen der Sittengeschichte. —

Der König machte gestern dem österreichischen Feldmarschalllieutenant von Heß im British Hotel einen anderthalbstündigen Besuch. Ungewöhnlich. Heß war zwar erkrankt, ist aber besser, und will nach Wien zurückreisen.

Ueber Wohlthätigkeitsvereine, die mehr oder minder politische sind. Sie pflanzen Gesinnungen fort, halten Verbindungen fest, verbreiten Kenntnisse. Das mag sein; aber mir gefällt keine Art Verlarvung, und es ist ein Unglück mit Verlarvten zu thun zu haben. Die Thatsache jedoch, daß dergleichen besteht, und wie man versichert, durch ganz Deutschland, ja weit über dessen Gränzen hinaus besteht, ist jedenfalls richtig und als solche anzumerken. —

Die Kreuzzeitung hat seit ihrer Partheinahme für die Russen gegen die Türken ihre heftigen Angriffe gegen den — Louis Bonaparte ganz eingestellt. Das Blatt ist überhaupt arg heruntergekommen, und so grob und platt, als schändlich und tückisch. —

In Lucket's histoire littéraire de Voltaire gelesen, im Ovidius. Englische Zeitschriften, französische. —

In Dresden hat man ein paar Maigefangene begnadigt; einer davon, ein Handwerker, war zu lebenslänglichem Zuchthaus verurtheilt. In Berlin erfolgt keine Begnadigung! —

Herr von Bardeleben in Königsberg, vom ersten Gericht freigesprochen, ist vom zweiten zu 30 Thlr. Strafe verurtheilt worden. Er soll einen Polizeibeamten durch Schrift beleidigt haben. —

In Schlesien ist Dr. Lorinser, Herausgeber einer katholischen Zeitschrift, zu einer Geldstrafe wegen Beleidigung der Obrigkeit und der protestantischen Religion verurtheilt worden. —

Volksversammlungen in England stellen an die Königin Viktoria die Aufforderung, alle jetzt schwebenden diplomatischen Verhandlungen und die Gesandtschaften selbst alsbald einzustellen, das Parlament zu entlassen, ein neues zu berufen, und durch dieses das Verhalten der bisherigen Minister

untersuchen zu lassen; sie solle ihre Vorrechte gegen die Minister besser wahrnehmen ꝛc. —

Sonntag, den 6. November 1853.

Die Nationalzeitung hat heute in ihrem ersten Artikel, der von Abschaffung der Diplomatie spricht, diese bedeutende Stelle: „Es hat sich mehr und mehr die Vorstellung festgesetzt, daß die Aristokratieen der verschiedenen Länder Europas mehr und mehr den Zusammenhang eben sowohl mit den Dynastieen als mit den Nationen und ihren Interessen verloren haben; daß sie, um Privilegien, die oft mehr eine Form als reeller Werth sind und ihnen nur Schaden thun, zu konserviren, eine Stütze an den Gleichgesinnten außerhalb suchen; daß ihnen dies solidarische Kasten- und Aterieinteresse weit höher stehe als das herzliche Einverständniß mit ihren Landsleuten und Mitbürgern; und daß die Diplomatie nichts anderes mehr sei, als die Organisation für ein volksthümlich indifferentes, ein dynastisch gleichgültiges, im schlechtesten Sinne kosmopolitisches Junkerthum. Die Heimlichkeit, in welche die diplomatischen Unterhandlungen gehüllt werden, trägt dazu bei, das ganze diplomatische Gebahren in den Augen der Nationen als eine gegen sie gerichtete permanente Verschwörung erscheinen zu lassen." Diese Aussprüche treffen den Nagel auf den Kopf. Die Höfe, sofern sie Adelsnester sind, die Diplomaten, der Adel, halten zusammen, ohne Unterschied der Länder, der Nationen, der Sprache, ja meist auch der Religion. Die Aristokratieen stehen im engsten Zusammenhang, halten zusammen, wirken vereint; die Demokratieen entbehren dieses Vortheils noch beinahe ganz, sie müssen daher alles aufbieten, ihn zu erringen. —

Ich las Babedr's Leben zu Ende, dann sein besonderes Buch über seine Gefangenschaft; darauf in Semler's Selbst-

biographie. Bahrdt wäre ein köstlicher Gegenstand für einen geschickten Bearbeiter, litterarisch, biographisch, politisch, — die Schilderung lieferte tausend Spitzen für die Gegenwart! Es dürfte nur ein Aufsatz sein, kein Buch. Aber unsere jungen Schreiber kennen dergleichen kaum, und wissen es nicht zu behandeln. —

Montag, den 7. November 1853.

Dieser Jahrestag war mir früher lieb und angenehm, der Geburtstag Stägemann's, den ich gern mitfeierte, so lange die Täuschung bestand, daß er mein Freund sei; doch selbst nach seiner bösen Verrätherei, die ich mir noch heute nicht erklären kann, — denn meine Zurückforderung von 16 Friedrichsd'or, die ich ihm einst auf der Reise geliehen, kann doch nicht die alleinige Ursache seiner Umstimmung gewesen sein, das wäre doch zu erbärmlich — behielt ich ein Gefühl der Anhänglichkeit für ihn, das mich auch wieder mit ihm zusammenführte, und er war dann auch sichtbar bemüht, mir die freundschaftlichsten Gesinnungen auf's neue zu bezeigen. —

Die Neue Preußische Zeitung beginnt mit einem heftigen Ausfall gegen den österreichischen Bundestagsgesandten Freiherrn von Prokesch; dieser sei schon hier als Gesandter feindlich und mißfällig, seine Ernennung nach Frankfurt am Main fast eine Beleidigung für Preußen gewesen, jetzt werde seine Rückkehr auf seinen dortigen Posten durch eine Menge tückischer Angriffe gegen Preußen in den vielen unter österreichischem Einflusse stehenden Blättern bemerkbar, der Zollverein werde eine Krankheit im Innern von Deutschland genannt, und mehr dergleichen; er wird gewarnt, dies Treiben nicht fortzusetzen. Man sieht, wie der preußische Bundestagsgesandte Herr von Bismarck-Schönhausen mit ihm steht. —

In dem Streite zwischen Magistrat und Stadtverordneten,

ob beide Körperschaften gleich, oder eine unter der andern stehe, hat der Minister des Innern entschieden, die Stadtverordneten seien zwar selbstständig, aber jedenfalls habe der Magistrat als ihre Obrigkeit zu gelten. Diese Entscheidung lähmt wieder allen freien Eifer für das Gemeinwesen, und er war ohnehin schon gering genug. Der Streit über Besetzung einiger Schulämter ist damit noch nicht geschlichtet. —

Dienstag, den 8. November 1853.

Der Staatsgerichtshof hat den Herrn von Rappard, vormaligen Stadtrichter und Rittergutsbesitzer, wegen seiner Theilnahme am Stuttgarter Parlament (Hochverrath!) zu fünfzehnjähriger Zuchthausstrafe verurtheilt. Er ist aber auswärts in Sicherheit. —

Krackrügge in Erfurt, dem noch drei Preßverurtheilungen in Aussicht stehen, zusammen fünfzehn Monate Gefängniß, soll sich diesen entzogen und nach Nordamerika begeben haben. Es mußte doch endlich dahin kommen. Dem Unglücklichen wär von der Reaktion sein Verderben zugedacht worden, man hörte nicht auf, ihn zu plagen und zu verfolgen. —

Ausweisungen in Rheinbaiern. — Verbot der Vehse'schen neuesten Bände in Baden, man sucht ihn gerichtlich zu belangen. —

Nach spätern Nachrichten lebt Krackrügge nach wie vor in Erfurt still und zurückgezogen, den Erfolg seiner Appellationen abwartend. Jenes Gerücht ist geflissentlich ausgestreut, um ihm zu schaden, seine heimliche Entfernung unmöglich zu machen, oder gar seine Verhaftung zu veranlassen. —

Unruhige Nacht, wilde sonderbare Träume. Geschrieben, über die Lage der Dinge: nichts Einzelnes mehr gelingt und fruchtet, nur das Gemeinsame, in diesem auch das Einzelne; man muß immer mehr einsehen, daß wir nicht abgesondert leben, sondern im größten Zusammenhange, und daß wir nicht berufen sind, entscheidende Bewegungen zu beginnen. Es ist einmal so, daran läßt sich nichts ändern. Jahrhunderte haben dieses so bereitet. Aber wir können jeden Anfang aufnehmen, verstärken, weiterbilden, das können wir. —

Besuch von Mitgliedern hiesiger Armenpflege; aufrichtige Verhandlung mit ihnen, weßhalb ich meine gewöhnlichen Beiträge nicht steigern will. Ich habe nähere Verpflichtung, eine besondere Klasse von Bedürftigen zu unterstützen, die von der allgemeinen Fürsorge weniger bedacht, ja sogar in den meisten Fällen ausgeschlossen ist. Auch zu den Bezirks-Darlehnkassen gebe ich meinen Beitrag nur so lange, als ich die Austheilung in solchen Händen weiß, denen ich vertrauen kann. Almosen sollen nicht den Reaktionszwecken dienen, wie es von der Kreuzzeitungspartei beabsichtigt wird; und den Volks- und Freiheitsfreunden sind sie vorzugsweise nur deßhalb zuzuwenden, weil diese verfolgt und grundsätzlich unberücksichtigt sind.

Die Zeitungen melden einen Vorfall in Kassel. Freitag am 4. Abends wurde dort Hassenpflug aus dem Theater herausgerufen, und auf öffentlicher Straße vom Grafen von Ysenburg-Wächtersbach mit Stockprügeln so zugerichtet, daß er davon krank im Bette liegen muß. Der Graf ist Schwiegersohn des Kurfürsten, und in der Nacht abgereist. Was ihn zu der That beweg, ist noch nicht bekannt, es können die schlechtesten, gemeinsten Antriebe gewesen sein. Indessen dem Spitzbuben Hassenpflug wird die Tracht Prügel gern gegönnt, und besonders von solcher Hand. Der Gewaltsmensch, der

mann oder Rother zu erkundigen, was für die Anſprüche der verwittweten Markgräfin von Anſpach, früher Lady Graven zu hoffen ſteht. Die preußiſche Regierung iſt ihr Rückſtände einer feierlichſt zugeſicherten Penſion ſchuldig.

Wäre es Ihnen vielleicht möglich, mir zwei oder drei Pfund friſchen Caviars durch den Kourier zukommen zu laſſen.

Ich muß ſchließen, denn die Zeit drängt ganz gewaltig. Leben Sie wohl, behalten mich lieb.

Von ganzer Seele

der Ihrige

Oelsner.

73.

Varnhagen an Oelsner.

Berlin, den 14. Dezember 1821.

Verehrteſter Freund! Liebende und Diplomaten pflegen oftmals genöthigt zu ſein, die Sorge für ihren Briefwechſel und die Mittel deſſelben zum wichtigſten Gegenſtande deſſelben zu nehmen. Auch ich muß heute dieſem Zuge folgen, und zunächſt von dem künftigen Schreiben ſchreiben. Ich erfahre, daß zufolge Königlichen Kabinetsbefehls fernerhin nur ein Kourier monatlich nach Paris abgefertigt werden, und dieſer keine andere als Dienſtſachen mitnehmen ſoll. Die unbegreifliche Fahrläſſigkeit, mit der in Paris um der Beförderung von Paketen der Kaufleute willen die Königlichen Effekten für nächſtfolgende Gelegenheiten zurückbehalten worden, hat dieſe neue Verfügung hervorgerufen. Unter dieſen Umſtänden dürfen auch wir uns ſchwerlich noch Sendungen von

Fürstenknecht, der Scherge, möge einmal an sich selbst erfahren, was Gewalt ist, und je ungerechter, desto besser! Das Beispiel ist noch besser, als das an Hanau vollzogene, eben weil die Schläge von derjenigen Seite kommen, der er dient, vor der er kriecht. Wohl bekomm' es! —

Der Kurfürst hat seinem Knechte Hassenpflug ein Trostschreiben zugesandt, die erste Kammer der Stände ihm ihr Beileid bezeigt: das ist richtig, beide sind ja hassenpflugisch! —

Das russische Manifest gegen die Türken ist erschienen; ein ganz erbärmliches Machwerk, frech und heuchlerisch, ein Frevel gegen die Religion, sie hier so lügenhaft vorzuschieben, und ein Vertrauen auf den Schutz Gottes auszusprechen! —

Ich glaube, die Verfassung und die Freiheit Englands muß untergehen, eine Diktatur oder sonstige Alleinherrschaft den Uebergang zu reineren Formen der Freiheit, zur Republik, bilden. Es hängen an dem jetzigen Zustand Englands die herrlichsten Früchte freier Entwicklung, die größte Sicherheit der Personen und des Eigenthums, die kräftigste Gesetzlichkeit, der schönste Gemeinsinn und der reichste Weltverkehr: aber noch größere Uebel! Und es hilft nichts, alle jene Vortheile müssen geopfert werden, damit größere entstehen können. Hat doch Griechenland mit all seiner Herrlichkeit untergehen müssen! — Alles in Europa strebt und arbeitet zur Republik, zur Vereinigung der Völker. —

Donnerstag, den 10. November 1853.

Der gestrige Tag, Jahrestag der Erschießung Robert Blum's in Wien, ist hier in demokratischen Familien vielfältig gefeiert worden, das untere Volk hängt mit starkem Eifer an diesem Namen; in künftigen Zeiten kann man's vielleicht erleben, daß dem Vertreter und Märtyrer der Freiheit eine Bildsäule errichtet wird! —

Alle Welt freut sich über die Prügel, die Hassenpflug davon getragen hat, nur die Halunken ausgenommen, die selber deren verdienten! Man sieht eine strafende Gerechtigkeit ꝛc. —

Unsere Kammern sind einberufen, die Lumpenkammern, die nicht vom Volke gewählten. Wer mag sich darum kümmern! Schaffen sie aber was Gutes, so wollen wir das anerkennen und aufnehmen, auch wenn es nur Stückwerk ist. Was Ganzes und Großes können sie nicht schaffen! —

Nachrichten aus Wien von starken Gefechten zwischen Russen und Türken, die letzteren waren bis dahin entschieden im Vortheil! —

Was man lange hat läugnen wollen, ist nun durch Ministerialschreiben öffentlich bekannt geworden, daß der König ausdrücklich befohlen, keine Personen, die sich im Jahre 1848 politisch oder kirchlich bei den Ereignissen betheiligt haben, zu Beförderungen oder Gehaltsverbesserungen vorzuschlagen, ohne daß er vorher darüber entschieden habe. Die Minister fordern von den Behörden, daß sie bei jedem Vorschlage solcher Art auch berichten, welcherlei Sachen in diesem Betreff ihnen bekannt sind. Der König aber sagt in solchen Fällen immer Nein; er verzeiht nicht. Welches Feld hiebei der Verläumdung, der gehässigen Spürerei preisgegeben ist, leuchtet jedermann ein! Und was ist in solchen Dingen Schuld oder Pflicht? Waren diejenigen Beamten pflichtmäßige Unterthanen, die den vom Könige selbst gegebenen Richtungen nicht folgten, die auf ihn und sein Thun schimpften, ihn, wie seine Gardeoffiziere, nicht mehr grüßten? Waren seine Begleiter auf dem berüchtigten Umritt, die Bürgergarden, die ihn bewachten und beschützten, Verräther? —

Freitag, den 11. November 1853.

Die Nationalzeitung bringt eine Rede, mit der der Wiederbeginn der Bundestagssitzungen durch Herrn von Prokesch hätte eröffnet werden können, wenn dergleichen „Thronreden" gebräuchlich wären. Ein bitterböser, kühner Aufsatz, der unter andern Umständen für die Nationalzeitung schlimme Folgen haben würde, jetzt aber, bei der Feindschaft zwischen Prokesch und Manteuffel, hier nicht mißfällig sein kann. Das Elend des Bundestages wird schonungslos aufgedeckt. —

Uhland und noch ein Würtemberger sollten als gewesene Abgeordnete zur Frankfurter Nationalversammlung gerichtliches Zeugniß über gewisse Abstimmungen kurhessischer Kollegen geben, die kurhessische Regierung hatte das Verlangen gestellt, und die würtembergische es aufgenommen. Jene Ehrenmänner haben sich natürlich geweigert, und niemanden das Recht zugestanden, dergleichen von ihnen zu fordern. Jeder ist deßhalb einstweilen in fünf Gulden Strafe verurtheilt worden; dies kann sich bis zu fünfzig steigern. —

Hier ist ein Buchdruckereibesitzer Weidle verhaftet worden. —

Der Zustand des Generals von Radowitz hat sich sehr verschlimmert. Die Gerlach's hoffen auf seinen Tod und zugleich auf die Erlangung wichtiger Papiere, die sich in seinem Nachlaß finden würden. Er soll aber diese Papiere, besonders die Briefe des Königs an ihn, schon längst auswärts in Sicherheit gebracht haben. —

Sonnabend, den 12. November 1853.

Der Eindruck des Ministerialschreibens und des darin angeführten Königlichen Befehls der Nichtbeförderung aller im Jahre 1848 politisch und kirchlich Betheiligten macht den allerübelsten Eindruck, die Leute sind empört über diese Rach-

sucht, und fragen dreist, wer denn am meisten des Vergessens bedürfe? wer am meisten Buße zu thun habe? Die Kreuzzeitung habe es zu seiner Zeit laut genug ausgeschrieen! Man wußte, daß die betreffenden Leute mißfällig angesehen, zurückgesetzt wurden, aber man glaubte nicht an solche ausgesprochene, durchgeführte Maßregel. Die Stimmung gegen den König vermehrt sich in auffallender Weise durch diese neuesten Eindrücke, und man sieht es als eine Dummheit oder Tücke der Minister an, daß sie auf diese Weise bekannt werden ließen, was so sehr geeignet ist, ihm Haß zu erwecken.

Die Vossische Zeitung giebt die falsche Nachricht, Radowitz sei gestern Mittag gestorben. Vielmehr hat der König ihn gestern besucht. —

Die Nachrichten vom Kriegsschauplatze sind sehr unsicher; es haben blutige Gefechte stattgehabt, und die Russen nicht gesiegt, mehr weiß man nicht. Frankreich erklärt sich den Russen ungünstig. —

Die Kreuzzeitung ist ganz herunter, leer und stumpf. Sie wüthet sogar gegen ihr eigen Fleisch und schimpft auf die Junker, die sie als dumme Einfaltspinsel und selbstsüchtige Philister bezeichnet, denen das Vaterland unbekannt und gleichgültig, die kaum ihren Kreis kennen — „O Syrix, du mein Vaterland“ — und dem König dienen, weil es bergebracht ist, oder weil sie müssen. Ohne Zweifel haben viele Landedelleute das anmaßliche Treiben der Kreuzzeitungsparthei satt, und sich von ihr losgesagt, daher das Schimpfen des Blattes. Man erinnert sich, wie höhnisch Ludwig von Gerlach über „seine Junker“ sprach. Das Lumpenpack ist uneinig. —

Der beutige Kladderadatsch fällt mit wollüstiger Wuth über sein gefallenes Opfer Hassenpflug her, und zerfleischt ihn auf vielfache Weise in Poesie und Prosa. — Alles freut sich, daß der Schuft Prügel bekommen hat. —

In gebildeten, ehrenwerthen Gesellschaften ist auf das

Wohl des Grafen von Yſenburg-Wächtersbach getrunken worden. Die rohe Gewaltthat würde unter andern Umſtänden Widerwillen und Abſcheu erregen, aber in dieſem Falle, wie in dem des elenden Haynau, überwiegen Befriedigung und Beifall. So groß iſt der durch jahrelange Nichtswürdigkeiten und Gewaltthaten aufgehäufte Haß gegen Haſſenpflug. —

Sonntag, den 13. November 1853.

Merkwürdig iſt der freie und kühne Ton unſerer Zeitungen gegen Rußland; wieſo wird das hier und in St. Petersburg geduldet? Als ſie gegen den — in Frankreich loszogen, drohte der ſo heftig, daß man auf der Stelle die Blätter warnte und der Sache Einhalt that. Bonaparte mächtiger in dieſem Fall als der Kaiſer Nikolaus! —

Ausgegangen mit Ludmilla. Kurzes Zuſammengehn mit Herrn von *; der unbedeutende Schwächling, der Mann von **! Da hätte ſie auch den Herrn von †† nehmen können, und beſſer! Doch, „die Menſchen thun ſich miſerabel zuſammen“ ſagte ſchon vor fünfzig Jahren der Graf Alexander zur Lippe mit größtem Ingrimm, als die reizende Caroline Lehmann dem alten Muzio Clementi zu Theil wurde! —

Herr Wilhelm Blum wollte mich beſuchen. — Beſuch von Herrn Profeſſor Dirichlet; vielfacher Austauſch, wir endeten damit, nur einander luſtig zu ſchimpfen, ich ihn „Herr Profeſſor“, er mich „Herr Geheimrath“! —

Abends Beſuch von Herrn Dr. Hermann Franck. Ich merke als eine Beſonderheit an, daß in anderthalbſtündigem lebhaften Geſpräch keine Erwähnung Haſſenpflug's geſchah; eine gewiß große Enthaltſamkeit oder Zerſtreutheit von uns beiden! —

Ich las ſeit einigen Jahren öfters in den Zeitungen, der würtembergiſche Staatsrath von Klindworth ſei angekommen,

ſei abgereiſt; aber nie drang eine Spur ſeiner perſönlichen Anweſenheit in meinen näheren Lebenskreis. Heute geſchah es; ich vernahm, daß er ſeine trügeriſche Betriebſamkeit noch wie ſonſt fortſetzt, einem Manne von demokratiſcher Färbung verſpiegelt, der Miniſter von Manteuffel habe ihm einen bedeutenden Poſten im auswärtigen Departement zugedacht, welle ſeine Talente benutzen u. ſ. w. Der Mann begehrt dergleichen nicht, fühlt ſich auch gar nicht dazu befähigt, aber die Sache wirbelt ihm doch nun im Kopf herum. Und es iſt alles von Klindworth erlogen, vielleicht ohne Zweck, nur aus Luſt am Berücken! —

Der Gedanke iſt erwacht und ausgeſprochen, in welchem der Beginn einer neuen Weltrichtung gegeben iſt, der Gedanke, daß die Vereinigten Staaten von Nordamerika den Türken eine große Geldanleihe gewährten, und dafür als Pfand die Inſel Candia oder Cypern bekämen. Jene Freiſtaaten, einſt Anhängſel europäiſcher Staaten, plötzlich als Mutterland von Beſitzungen in Europa, das gäbe einen Umſchwung von den großmächtigſten Folgen! Wenn der Uebermuth des ruſſiſchen Kaiſers in ſeinem Benehmen gegen die Türken dieſe Erſcheinung bewirkt hätte, ſo müßte man doch ſagen, die Geſchichte iſt eine gewaltige Dichterin, ſo genial, wie überraſchend. — Die Sache ſelbſt iſt in den gegenwärtigen Verhältniſſen leicht möglich. —

„Der liebe Gott darf in der Wahl ſeiner Emplopé's nicht difficil ſein", ſagt Franz von Baader. —

Montag, den 14. November 1853.

In Sachſen Verhaftungen vieler Perſonen, die beſchuldigt ſind einen Verein zur Befreiung der Maigefangenen gebildet zu haben. Beſſer und klüger wäre es, die Regierung ſelbſt

gäbe sie frei; aber dort wie hier gefällt man sich in barter Straflust! —

Auf der Bornheimer Haide bei Frankfurt am Main wehte am 9. eine Trauerfahne mit dem bluthrothen Namen Robert Blum's. Die Polizei nahm die Fahne weg, aber das Andenken kann sie nicht zerstören. Das Volk weiß recht gut, daß Blum wirklich und ächt ein Volksfreund war, und läßt nicht von ihm los. —

Fortgesetzten äußersten Streit der elenden badischen Regierung, und des fanatischen Erzbischofs von Freiburg. Recht so! Schlagt euch untereinander, uns ist es ein großes Vergnügen! —

Preußen beabsichtigt, in Kuxhafen einen Kriegshafen anzulegen, und steht deßhalb in Unterhandlung mit Hamburg. Für diese einstweilen nutzlose und ganz thörichte Spielerei werden die größten Summen aufgewendet. —

In Lessing und in Goethe gelesen. Französische Blätter. —

Frankreich führt eine heftige Sprache gegen Rußland. In England das jämmerlichste Ministerium seit Menschengedenken. Oesterreich in Feigheit und Tücke lauernd. Preußen — ja Preußen! Was ist von dem zu sagen? Wer hat hier das Heft in Händen? Niemand! Einige fassen wechselnd es ein wenig an, niemand ergreift und führt es fest. —

Daß das russische Manifest, also der Kaiser von Rußland, im französischen Moniteur öffentlich und amtlich Lügen gestraft wird, ist ein Schimpf, den der Kaiser Nikolaus niemals abwaschen kann! Alle Russenfeinde haben die größte Freude daran! Es thut ihnen wohl, daß auch diese so gefürchtete Macht das Uebergewicht der Wahrheit zu fühlen bekommt, daß der Uebermuth gebeugt wird, wenn auch nicht beschämt, denn die Scham ist längst von den Stirnen der Großen verschwunden! —

Dienstag, den 15. November 1853.

Geschrieben; ausgegangen mit Ludmilla. Bei Kranzler, durch den Lustgarten zur Spandauerbrücke, Neuenmarkt, Königsstraße, Schloßplatz, Schleusenbrücke, nach Hause. Verliebe für die alte Stadt Berlin, die Judengesichter, das Gewerbe und den Kram, Scholem, genannt Brühl, der mit alten Kleidern handelt, und lateinische Anzeigen in die Zeitungen rücken läßt, um die Studenten anzulocken!

Nachmittags erfreuender Besuch von Herrn Dr. Zabel und Herrn Assessor Paalzow. Gespräch über Nahes und Fernes, besonders auch über England und Rußland; stille Wirkungen, von denen man nicht spricht, Auswanderung deutscher Kapitalien, Veränderungen in der Denkart, Uebergang der Bildung in andere Stände, Einflüsse von außen. — Seit einiger Zeit ist die Nationalzeitung von Seiten der Polizei wenig belästigt worden; Herr Dr. Zabel sagt mir aber, daß er an gewissen Tagen der Woche nicht ohne Sorgen sei, und stets darauf Rücksicht nehme, daß an diesen Tagen ein sehr abgeneigter Polizeimann das Blatt gleichzeitig mit dessen Ausgabe zu durchlesen habe, während an anderen ein gutmüthiger das Geschäft habe. Wir gedenken früherer Zustände, und wie diese dem Gedächtniß schnell entschwinden; als ich in Erinnerung bringe, wie Krummacher hier in der nahen Dreifaltigkeitskirche die gebliebenen Barrikadenkämpfer als Engel in weißen fliegenden Gewändern und mit Palmenzweigen geschmückt, geschildert habe, brachen beide Herren unwillkürlich in lautes Gelächter aus! —

Der alte Zenne starb hier am 11. Er war Blindenlehrer, vorher Deutschthümler, Nibelungenherausgeber. —

Ein Bürgermeister Oelzen in Neustadt-Eberswalde hat die Frechheit in einer Anrede an die Gemeindewähler, diese vor allen Demokraten zu warnen, und von dem „Schandjahr" 1848 zu sprechen. Der Name dieses — darf nicht vergessen

werden. Mit welchen — sind die Aemter angefüllt! in den obern Schichten, in den untern! —

„Wie edel und rein ist die Sprache, in welcher am 13. die Nationalzeitung die „Kirchlichkeit in der Gegenwart“ besprach! Wie weit entfernt sind unsre rohen Gewaltsmenschen, die angeblich Vornehmen, aber wirklich Gemeinen, von solcher Höhe des Geistes, solchem Adel der Gesinnung! —

Der König hat den kranken Radowitz abermals besucht. Die Kreuzzeitungsleute sagen, er habe sich alle Briefe, die Radowitz von ihm in großer Menge besitzt, wieder ausliefern lassen. Doch soll Radowitz beglaubigte Abschriften dieser Briefe schon vor längerer Zeit an sicherem Orte verwahrt haben. —

Mittwoch, den 16. November 1853.

Mit richtigem Takte fassen Volkszeitung und Nationalzeitung nun auch die Rückseite des Vorganges in Kassel auf, nach der Schlechtigkeit des Geprügelten, nun auch die Schlechtigkeit des Prüglers. Hassenpflug hat sein wohlverdientes Theil, nun bekomme es auch der Graf von Ysenburg, der Schwiegersohn des Kurfürsten. Beide gehören doch zusammen, und der Kurfürst als Dritter dazu. Hessen-kassel'sche Zustände! und der deutsche Bundestag! der seit drei Jahren dieser Höllenwirthschaft ruhig und wohlgefällig zusieht, und die deutschen Fürsten alle, die im Bundestage vertreten sind! Des Himmels Strafe über sie! —

Der Graf von Ysenburg soll nun für wahnsinnig ausgegeben werden. In Kassel wünscht man, daß der Vorfall nicht weiter besprochen werde, daß man Gras darüber wachsen lasse!! — Ei, wünscht man? —

In einem veröffentlichten Schreiben an die schleswig'schen Stände spricht der dänische Staatsminister Graf von Moltke

von den „Urhebern des schändlichsten Aufruhrs, welcher jemals in einem Lande stattgefunden hat, eines Aufruhrs, welcher durch die unverschämtesten Lügen und Verläumdungen vorbereitet, mit dem schwärzesten Verrath begonnen, mit beispielloser Hartnäckigkeit, Hochmuth und Grausamkeit fortgesetzt, und mit Niederträchtigkeit geendigt wurde". Diese starken Schmähungen treffen den König von Preußen, den Kaiser von Oesterreich, den deutschen Bundestag, und König, Kaiser und Bund nehmen die Beschimpfung still hin. —

Der Erzbischof von Freiburg hat den badischen katholischen Kirchenrath und dessen ausführende Beamten in den Bann gethan. Ein paar Geistliche, die den Bann veröffentlichten, sind darauf in Haft genommen, einige Gelder für andere Pfaffen von der Behörde nicht ferner gezahlt worden. Der Streit wird ernsthaft; der Erzbischof wird nicht nachgeben. —

Donnerstag, den 17. November 1853.

Nachricht aus Wien, daß die Türken über die Donau wieder zurückgedrängt worden seien. Noch nicht zuverlässig, was auch die Russenfreunde eingestehen. —

Ein sehr verschuldeter Vornehmer sprach mit dem Könige, und gestand, er sei deßwegen nach Berlin gekommen, um sich mit seinen Gläubigern zu setzen. „Da werden Sie viele Stühle brauchen!" sagte der König scherzhaft. —

Freitag, den 18. November 1853.

Herr Dr. Bebse schickt mir den „Rheinischen Antiquarius" von Chr. von Stramberg, Koblenz 1851, ein Dutzend Hefte, die viel Merkwürdiges enthalten, das sich aber jeder aus dem ungeheuern Wuste mühsam herauslesen muß. Der Herr von Stramberg ist ein altfränkischer Philister und Dumm-

Päckchen erlauben, — ſo beſcheiden auch die unſrigen immer geweſen — und müſſen froh ſein, für unſere Briefe dieſen Weg noch ferner zu benutzen. Vielleicht bringen aber die Geſchäfte ſelbſt, deren Gang ſich nicht ſo feſt abgränzen läßt, in der Folge wieder einige Milderung in dieſe ſonſt allerdings gerechte Strenge. —

Die Nachrichten aus Paris von der Stellung der Deputirtenkammer zu Miniſterium und Hof haben hier bedeutenden Eindruck gemacht, der noch größer geweſen ſein müßte, wenn nicht die Angelegenheiten im Südoſten die Aufmerkſamkeit ſo ſehr ſpannten. Es iſt nichts verwirrender für die herrſchenden Grundſätze und Bemühungen, als die Royaliſten dem Könige als Gegner gegenüber, die Revolutionsfeinde in revolutionaire Richtung gebracht zu ſehen. Dieſe Verwirrung, daß dieſelben Stoffe und Farben auf entgegengeſetzten Seiten an das Licht getrieben werden, dieſelbe Bewegung zugleich das Eine und das Andere, oft ſogar bloß das Gegentheil ihres Zweckes bewirkt, breitet ſich immer mehr in allen Zweigen des Lebens aus, und erhebt ſich als vorwaltender Karakter aller öffentlichen Angelegenheiten. Widerſprüche waren immer, aber unſre Zeit ſcheint recht beſtimmt zu ihrer ausgebildeten Darſtellung. Der Witz der Sache wird am deutlichſten in der praktiſchen Erſcheinung, es iſt faſt einerlei, ob man als Ultra oder als Liberaler, als Ariſtokrat oder als Volksfreund, als Katholik oder Evangeliſcher handle und auftrete, jedes Wirken, von jeder Seite her, führt zu demſelben Ziele, ja oft ſcheinen die Partheien ihre Aufträge auszutauſchen und gegenſeitig für einander mit fleißigſter Emſigkeit zu beſorgen. Dies zeigt ſich überall, und ich bin ſo von dieſer Ueberzeugung durchdrungen, daß ich in Zweifel bin, ob ich nicht ſelbſt, indem ich dieſe Zeilen in meiner Geſinnung ſchreibe, einer entgegengeſetzten damit wider Wiſſen und Willen dienen

kluger, der die Federkrankheit hat und sie zum Erwerbe mit dreister Unverschämtheit benutzt. —

Widersprechende Nachrichten vom Kriegsschauplatz an der Donau. Die neuesten Nachrichten sind immer nur russische oder russisch gefärbte. —

Der König möchte jetzt gern, daß nicht Hensel, sondern Olfers zum Direktor der hiesigen Akademie der Künste gewählt oder ernannt würde; da wäre den Künstlern doch sogar Hensel lieber, als einer vom Fach, als einer, der schon ihr Kamerad ist. Neben Hülsen, der nichts vom Theater versteht, noch Olfers, der nichts von der Kunst versteht, das ist recht im heutigen Sinn! —

Der König läßt eine Reiterbildsäule für den Prinzen von Preußen machen, während er diesem zugleich die mannigfachsten Kränkungen widerfahren läßt. Ni cet excès d'honneur, ni tant d'indignité! könnte es hier heißen! — Wo soll sie aufgestellt werden? Vor seinem Palaste, „dem Eigenthum der ganzen Nation", ist kein Platz mehr. —

Für Hinckelden wird eine neue Regierungsbehörde in Berlin eingerichtet. Sein Ehrgeiz dringt auf höhere Stellung, man macht ihm diese zurecht, die ihn aber keineswegs befriedigen kann. Wenn er nicht Minister und Exzellenz wird, — alles andere ist ihm nichts! Diese neue blos aus persönlichen Beweggründen hervorgerufene Schöpfung wird schon jetzt als ganz unnöthig angesehen, wird aber eine Mehrausgabe von 12 bis 14,000 Thalern jährlich verursachen. Könnte man nicht lieber die Hälfte baar an Hinckelden geben und die Behörde nicht errichten? Ihm wär' es gewiß lieber, und dem Staat auch. Aber es fehlte dann der Vorwand! Nein, die Behörde ist d a z u nöthig!! —

Allerlei geleſen, zuletzt in Goethe's Champagne, durch ein paar unſinnige, nichtswürdige Stellen des Sudlers Stramberg in ſeinem Rheiniſchen Antiquarius (Abth. 1, Bd. 1, Lief. 1, S. 116 und 150) dazu veranlaßt. Die Dummheit des Kerls gleicht ſeiner Frechheit. —

Der Kirchenſtreit in Baden dauert luſtig fort. Verhaftung katholiſcher Geiſtlichen, Geldſtrafen, Sperrung der Kaſſen, Austreibung der Jeſuiten: dagegen erhält der Erzbiſchof Zuſtimmungsadreſſen, der Biſchof von Mainz beſucht ihn tröſtend. Am Ende treten noch Oeſterreich und Frankreich als Beſchützer der katholiſchen Pfaffen auf! Der König von Preußen ſoll auch Luſt haben zu dieſer Rolle, wenigſtens ſchmeicheln es ihm, daß der Erzbiſchof ſich auf ihn beruft, und ſich unter ſeinen Schutz nach Sigmaringen zu flüchten denkt. Inzwiſchen hat hier die Behörde doch ein Blatt des hieſigen katholiſchen Anzeigers, der zu ſchmähe gegen die badiſche Regierung leſen, mit Beſchlag belegt. Sie wird's wohl wieder freigeben müſſen! Katholiken ſind keine rechtloſen Demokraten, ſondern Lieblinge. —

Vom Kriege nichts Neues. Die Nachrichten von großen Kämpfen waren falſch oder doch übertrieben. Die Türken ſind freiwillig auf das rechte Ufer der Donau zurückgegangen, in der kleinen Wallachei ſtehen ſie noch auf dem linken. Verluſte der Ruſſen in Aſien, ein Fort von den Türken erobert.

Der ehemalige Abgeordnete zur deutſchen Nationalverſammlung, Herr Beſendenck aus Düſſeldorf, und der ehemalige Bibliothekar der Bürgerwehr daſelbſt, Herr Contader, haben in Newyork ein großes Handlungsgeſchäft gegründet. —

Herr Müller Melchiers in Mainz, wegen ſeines Eifers für den Zollverein und des Druckes ſeiner heftigen Reden für dieſen jetzt im Zuchthaus, iſt vom Präſidenten der Vereinigten Staaten zum nordamerikaniſchen Conſul ernannt worden. —

Dienstag, den 22. November 1853.

Von der Donau her noch immer nichts Zuverläſſiges, doch ſcheint es gewiß, daß die Türken bei Olteniza in einem ſcharfen Gefecht geſiegt haben, dann aber freiwillig auf das rechte Ufer der Donau zurückgegangen ſind. Vielleicht auf Befehl aus Konſtantinopel? Diplomatiſches Treiben ſpielt zwiſchen den Kriegsbegebenheiten immer weiter, hemmt und verwirrt ſie! Wer weiß was alles im Werke ſein mag! Ränke aller Art, Beſtechungsverſuche, Drohungen, Vermittelungen. Die Zukunft wird's enthüllen. Hier gönnt alles den Ruſſen eine gründliche Niederlage, nur die Kreuzzeitungspartei hält es mit den Ruſſen, heuchleriſch, lügenhaft, und niederträchtig wie nur je! Sie führt eine hämiſche, pöbelhafte Sprache, die den Ruſſen wahrlich keine Freunde gewinnt. —

In Froſchdorf ſoll die ſogenannte Fuſion — Vereinigung der alten Bourbons und der Orleans —, von der ſo lange die Rede war, die ſo lange ganz unmöglich ſchien, nun wirklich zu Stande kommen; der Herzog von Nemours iſt hingereiſt und wird den Grafen von Chambord Zire und Königliche Majeſtät nennen.

Mittwoch, den 23. November 1853.

Im Bette geleſen. Beſuch von Herrn Prof. Schulz-Schultzenſtein; er bringt mir ſein Buch: „Die Menſchwerdung Gottes im Glauben und Wiſſen erläutert durch die Geſetze der Verjüngung in der organiſchen Natur", und trägt mir ohne weiteres, weil er grade eine halbe Stunde übrig hat, ſeine neue Lehre vor. Die Frommen glaubten anfangs, durch den Titel verführt, der Autor ſei zu ihnen übergegangen, mußten aber bald ihren Irrthum erkennen, und er hat den Herren Tweſten, Hengſtenberg ꝛc. ſcharf aufgetrumpft; er bekennt nicht ſich zu Chriſtus, ſondern läßt Chriſtus ſich als Schulzianer

bekennen! Ein ſeltſamer Menſch! Umfaſſende Kenntniſſe und ſtarke Geiſtesregſamkeit, dabei auf allen Seiten anſtoßend, von allen Naturforſchern angefeindet, in ſonſtigen Beziehungen ohne Bildung, roh und gering, in politiſchen Sachen urtheilslos, unterwürfig, unzurechnungsfähig. —

Verhandlungen, ſchon ſeit dem Sommer, zwiſchen Preußen und Oldenburg, wegen Gründung eines preußiſchen Kriegshafens im oldenburgiſchen Küſtengebiet. Von allen Errungenſchaften des Jahres 1848 hält Preußen nur die traurigſte, den Flottenſchwindel, feſt! Eine Spielerei mit ein paar Kriegsſchiffen, von denen man mit geziertem Eifer ein doch nur klägliches Aufheben macht! „Seiner Majeſtät Fregatte“ heißt es immer in den Zeitungen, die Art der Engländer nachahmend. Warum nicht einfach „das Königlich preußiſche Schiff!“ Sagt man denn: „Seiner Majeſtät Infanterieregiment!“ — (Der Vertrag mit Oldenburg iſt ſchon im Juli geſchloſſen worden.)

Donnerstag, den 24. November 1853.

Die nicht mehr zu bezweifelnde Erſcheinung, daß die Türken wieder auf das rechte Ufer der Donau zurückgehen, hängt vielleicht mit den politiſchen Verhältniſſen Frankreichs und Englands zur Türkei zuſammen; Franzoſen und Engländer beſinnen ſich, an dem Kriege Theil zu nehmen, den die Türken angreifend jenſeits der Donau führen, werden aber nicht ſäumen aufzutreten, wenn die Ruſſen über die Donau vorgehen. Die jämmerliche Diplomatie hat ſich einmal in die Lage gebracht, die Beſetzung der Fürſtenthümer durch die Ruſſen als keinen kriegeriſchen Angriff zu betrachten. Den Ruſſen iſt es gelungen, der Welt einzureden, auf die Fürſtenthümer hätten ſie ein nicht zu beſtreitendes Recht. —

Die ſogenannte Fuſion iſt in Freſchdorf — Frohsdorf ſagen die Franzoſen — zu Stande gekommen. Nemours und

Chambord! Unter den jämmerlichſten Bedingungen; beide Theile blamiren ſich. Die Orleans erkennen in ihrem Vater einen Thronräuber, Chambord verſpricht ſchimpflichſt nicht wieder zu heirathen, damit nach ihm die Orleans den Thron doch beſteigen können! Sie bekennen ihre Schwäche, ihre Erbärmlichkeit. Dabei verſprechen beide den Franzoſen konſtitutionelle Freiheit! Die Sache wäre von gar keiner Bedeutung, wenn ſie nicht doch den — Louis Napoleon beunruhigte, und eine Waffe gegen ihn ſchiene. —

Freitag, den 25. November 1853.

Auffallend iſt es, wie wenig man jetzt in Berlin vom Könige ſpricht, und überhaupt vom Hofe. Früher, bis zum Jahre 1848, war der König und ſein Hof ein Hauptgegenſtand aller Unterhaltung; das hat aufgehört, nur ein kleiner Theil alter Philiſter und Klatſchweiber hält ſich noch an dieſe Art Bedientengeſpräch! Die Vornehmen ſchweigen, mehrentheils aus Verachtung, die Bürger aus Haß. Majeſtätsbeleidigungen kommen wieder häufiger vor Gericht, doch iſt bei ihrer Verhandlung die Oeffentlichkeit ausgeſchloſſen. —

Am Bundestag iſt das von Oeſterreich beabſichtigte Preßgeſetz abermals geſcheitert, an dem Widerſpruch Preußens und dem Zögern der kleineren Staaten. —

Die beiden preußiſchen Geſandten von Bruckhauſen und Graf Max von Hatzfeldt ſind zu Wirklichen Geheimen Räthen mit dem Prädikat Exzellenz ernannt worden. Der erſtere galt früher für einen ſchönen Mann und für nicht ſonderlich klug, der letztere iſt von jeher und noch als dummer Junge bekannt. —

Sonnabend, den 26. November 1853.

Der Kladderadatsch freut sich, daß seine Leute, die Abgeordneten, wieder kommen, und begrüßt sie mit einem Spottliede. Das darf er, aber Hassenpflug darf er nicht mehr angreifen! —

Die fremden Polizeien sind von der preußischen oft genug angereizt und angetrieben worden, quälerisch und verfolgend zu verfahren gegen im Auslande lebende Preußen, daß sie nun im Zuge sind, auch ohne Anreizung aus eignem Antriebe solche Gewaltsamkeiten und Mißhandlungen auszuüben. Neulich gab Darmstadt ein solches Beispiel. Jetzt giebt auch Lübeck eines; die Polizei hat einen unschuldigen Litteraten Lua für einen politischen Agenten angesehen und demgemäß behandelt, dabei durch ein Versehen, das absichtlich begangen scheint, demselben einen falschen Namen beigelegt, so daß die preußische Polizei hier erst spät den wahren Namen herausfand, und den Mann als unverdächtig bezeichnete. Den Preußen geht es schlecht, im Auslande wie im Inlande! — Der lübeckische Polizei-Aktuar, Dr. Aré-Lallemant, um den Mann zu prüfen, ob er wirklich ein Berliner Litterat sei, stellte ihm unter andern die dumme Frage: wie Hegel ein Thier definirt haben würde? worauf der geärgerte Lua so antwortete, daß das Rindvieh ihn in's Loch rufen ließ! —

Mit der sogenannten Fusion oder Einigung der Bourbons und Orleans sieht es noch etwas unsicher aus, die Herzogin von Orleans scheint bis jetzt nicht beigestimmt zu haben. Und was bedeutet die ganze Sache jetzt, da beide Theile gleich schwach und elend sind! —

Müller-Melchiors in Mainz ist nordamerikanischer Bürger geworden; ihn als Konsul der Vereinigten Staaten anzuerkennen, sind beide Hessen und Nassau nicht geneigt. —

Sonntag, den 27. November 1853.

In den Briefen des Plinius geleſen, in Vinzent Nolte's Memoiren. —

Der türkiſch-ruſſiſche Krieg ſtockt, aber nicht ganz; in Aſien glückliche Gefechte der Türken und Tſcherkeſſen gegen die Ruſſen, eroberte Kanonen, viele Gefangene. —

Die ſogenannte Fuſion wird von den franzöſiſchen Blättern als ein bemitleidenswerthes, lächerliches Ereigniß dargeſtellt. —

Der Kaufmann Jacob in Halle, ſonſt ein ſchwächlicher Mann in politiſchen Dingen, hatte doch den Harkort'ſchen Wahlkatechismus verbreiten helfen, war deßhalb angeklagt worden, doch haben die Geſchworenen ihn freigeſprochen. —

Morgen werden hier die Kammern eröffnet. Jämmerliches Ding! Und keine Pairskammer! Nach ſo langem Beſinnen! Unfähigkeit zum Schaffen, Hintergedanken, Unentſchloſſenheit, Feigheit, alles kommt hier zuſammen. Und alſo noch immer die alte erſte Kammer, nach der willkürlichen abgeſchmackten Wahlordnung! Kerls, die da wiſſen, daß man ſie nächſtens zum Teufel ſchicken wird, die ſich als Nothbehelf ſchimpflich brauchen laſſen! Auch Graf von Yorck iſt in Breslau wiedergewählt worden, wird ſich auf's neue vom Lumpenbund Stahl verſpotten laſſen! — (Er hat die Wahl aber abgelehnt.) (Später eine andere angenommen. —)

Oeſterreich erklärt ſich ſehr entſchuldigend bei Louis Bonaparte über die bourboniſchen Vorgänge in Froſchdorf, und giebt ihm die Verſicherung, daß es keinerlei Komplotte auf ſeinem Gebiete dulden werde, die gegen das befreundete bonapartiſche Kaiſerreich gerichtet ſein könnten. So ſpricht auch die öſterreichiſche Preſſe, geringſchätzend und beinahe feindlich gegen die Bourbons-Komplotte! Von Leuten geſagt, die nach ſonſtiger

Anſicht die einzigen rechtmäßigen Herrſcher in Frankreich ſind! —

Montag, den 28. November 1853.

Geſchrieben; dann ausgegangen, mit Ludmilla. Bei Kranzler. Großer Feuerlärm, vorbeijagende Spritzen; der Circus von Renz in der Friedrichsſtraße ſteht in hellen Flammen. Die Konſtabler ſperren die Straße ab, doch während ſie den einen Andringling zurückhalten, ſtrömen rechts und links zehn andre durch; es war lächerlich anzuſehen. Wir kamen durch die Kirchſtraße bis dicht an die Feuerſtätte, und ſahen die Flammen emporlodern; weißer, ſchwarzer, gelber und hellgrüner Rauch wirbelte in großen Maſſen durcheinander, es war ein prächtiger Anblick. Wir entzogen uns dem Gedränge, dem nun auch hier Konſtabler ein Ziel ſetzten. Die ſechzig Pferde von Renz, die Strauße und Hirſche waren ſchon gerettet, den Circus mußte man ruhig in ſich herunterbrennen laſſen. —

Eröffnung der Kammern heute, auf dem Schloß, durch den Miniſterpräſidenten. Mögen ſie ſchwatzen! Uns liegt nichts an dieſer nichtsnutzigen Verfaſſung, an dieſen Lumpenkammern, zu denen wir auch nicht gewählt haben; ob ſie ſtehen oder fallen, gilt uns gleich. Wir haben unſre Sach' auf — was Andres geſtellt! —

In Baden läßt die Strenge der Regierung gegen die widerſpänſtigen katholiſchen Geiſtlichen ſchon beträchtlich nach. Ein paar Beamte, unter ihnen der Stadtdirektor von Heidelberg, der — Freiherr von Uria, haben ſich geweigert, die Maßregeln der Regierung gegen die Geiſtlichen auszuführen, und ſind unbeſtraft geblieben. — Die Katholiken regen ſich überall mit großer Heftigkeit, Zuſchriften, Geldſammeln, Kirchengebete ꝛc. —

Der Litterat Hopf, angeklagt der Majeſtätsbeleidigung, iſt hier von den Geſchworenen freigeſprochen worden. —

Der Präſident der Seehandlung, Herr Bloch, will ſich aus dem Staatsdienſte, ſagt man, zurückziehen, weil er die vom Könige ertheilte Begnadigung des Verläumders Aſſeſſor Wagener als eine Kränkung anſieht, die ihm ſelber zugefügt wird. Der Aſſeſſor Wagener, zu mehrmonatlicher Feſtungsſtrafe verurtheilt, iſt auf freien Füßen, das iſt gewiß; öffentlich bekannt gemacht iſt ſeine Begnadigung jedoch nicht. —

Dienstag, den 29. November 1853.

Uhland iſt zum Mitgliede der Friedensklaſſe des Ordens pour le mérite an Tieck's Stelle gewählt worden. Die Beſtätigung von Seiten des Königs fehlt noch. Wir wollen ſehen! Uhland war Mitglied des deutſchen Parlaments bis zu deſſen Auflöſung; wird man das vergeſſen wollen? Und wenn bei ihm, warum nicht bei Andern? — (Siehe das Blatt vom 12. Dezember 1853 und 19. Januar 1854. —)

Herr von Plehwe, Kommandeur des Gumbinner Landwehrbataillons, hat ein Wahlſchreiben an ſeine Offiziere und Unteroffiziere erlaſſen, ſie ſollten bei der Wahl der Abgeordneten für Herrn von Lüderitz ſtimmen. Zwei Offiziere, die dennoch für Herrn von Saucken ſtimmten — der eine ſogar der Schwiegerſohn Saucken's —, hat er vor ein Ehrengericht verwieſen. Und ſolche unwürdigen Gewaltſtreiche werden von unſern halunkiſchen Ariſtokraten gutgeheißen, beklatſcht! Fühlen ſie denn nicht, wie ſehr ſie den Offizierſtand beſchimpfen, wenn ſie ihm jede Freiheit abſprechen? —

Das freche Wort Ludwig's von Gerlach: „Für meine Junker iſt das gut genug!“ hat ihm viele ſeiner ſonſtigen Anhänger entzogen. —

Der Graf von Schwerin iſt doch wieder zum Präſidenten der zweiten Kammer gewählt worden; die Kreuzzeitungsclique bot alles dawider auf, doch erfolglos. Für uns iſt aber auch der Graf von Schwerin nicht viel! Uebrigens haben die Junker in dieſen Kammern doch ſtets das Uebergewicht, ſobald ſie nicht wider die Miniſter ſind! —

Die Freiſprechung der freien Gemeinde zu Stettin in zwei Inſtanzen iſt durch das Obertribunal beſtätigt worden, indem daſſelbe die Nichtigkeitsbeſchwerde des verfolgungsſüchtigen Staatsanwaltes verworfen hat. Ein Jahr und drüber war die freie Gemeinde geſchloſſen.

In Baden läßt der Trotz der feigen Regierung gegen den Erzbiſchof ganz nach. Die Pfaffen triumphiren laut.

In Stettin hat der Polizeimeiſter Rudloff den Redakteur einer Zeitung gewarnt, nicht gegen Rußland zu ſchreiben, ſonſt würden ſeine Blätter mit Beſchlag belegt. Die Verwarnung nennt ſich eine zweite, der Redakteur weiß aber von keiner erſten. — Wird die Polizei hier die Nationalzeitung ruhig weiter ſchreiben laſſen? —

Müffling's Denkmal in Erfurt, vom General Adolph von Willisen beſonders angeregt und betrieben, iſt ſehr geſchmacklos ausgefallen. Die beiden Stellen von Wellington und Gneiſenau über und an ihn ſind gar unglückliche Schulzeugniſſe, das letztere ohnehin, als an Müffling ſelbſt gerichtet, von dem bedingteſten Werth, und von gar keinem, wenn es außer allem Zuſammenhange für ſich beſteht. Müffling hat ſein unbeſtreitbares Verdienſt, aber ſeine Bosheit und Tücke überflügelte dies weit, und Gneiſenau beſonders erkannte an ihm ſtets einen gehäſſigen neidiſchen Feind. —

Die vom Erzbiſchof in den Bann gethanen badiſchen katholiſchen Beamten gehen Abends vergnügt in's Theater, in Ge-

muß! Indeß wie Viele dienen alsdann auch hinwiederum mir, und es iſt noch die Frage, ob ich bei dem Tauſche nicht unendlich gewinne! Eine Dialektik, die ſich in's Unendliche fortſetzen läßt, und wie der Krokodiliniſche Schluß bei jeder Stufe weiter ein entgegengeſetztes Ergebniß gewährt. Man muß da innehalten, wo das Ergebniß vortheilhaft lautet. —

Unſere Konſtitutions-Kommiſſion — um von Ernſthaftem zu ſprechen — ſoll thätig arbeiten, ſagt man; und nicht bloß Provinzialſtände, ſondern wirklich auch Reichsſtände bezwecken. Man ſpricht von zweien parlamentariſchen Kammern, als von etwas Unzweifelhaftem. Herr Oberpräſident von Vincke iſt der Kommiſſion ſpäterhin noch beigeſellt worden, nicht aber Herr Geheime Legationsrath Klüber, wie ein wunderlicher Artikel der „Allgemeinen Zeitung" neulich behaupten wollte. Der Fürſt Staatskanzler iſt bei dieſer Angelegenheit völlig unbetheiligt geblieben. Es giebt ſogar Perſonen, welche meinen, dieſer ehrwürdige Staatsmann werde in Kurzem allen Antheil an den Staatsgeſchäften aufgeben; ich glaube es aber nicht, es müßte denn noch mancherlei eintreten, wozu ich den Anſchein nur erſt dämmern ſehe. Das Publikum würde eine Veränderung jetzt mit ziemlicher Gleichgültigkeit anſehen, im Ganzen iſt es wenig angeregt ſeit einiger Zeit; man ſchweigt ungewöhnlich, und ich will es auch thun. —

Unſere katholiſche Kirche wird ſich ungemein reichlich ausgeſtattet finden; außer den beträchtlichen Summen, die durch die letzte Uebereinkunft mit dem römiſchen Stuhle feſtgeſetzt ſind, laufen nebenher noch beträchtlichere; ſo hat z. B. der Fürſtbiſchof von Ermeland eine perſönliche Staatspenſion von 26,000 Rthlr., ſo wird der Domdechant Graf Spiegel neben dem biſchöflichen oder erzbiſchöflichen Gehalte gleichfalls ein Staatseinkommen von 5000 Rthlr. beziehen. Die Diener der Kirche haben keine Urſache ſich zu beklagen. Den-

ſellſchaft ꝛc. und der Bann iſt kraftlos für alle, die nicht weltlich davon betroffen werden. Und gäbe es Freiheit in Baden, wie viele deutſchkatholiſche Gemeinden würden ſich bilden! — Jetzt muß die Regierung doch ſchimpflich nachgeben. —

Die Junker hatten in ihrer Zahl kein einziges Mitglied, daß ſie dem Grafen von Schwerin als Mitbewerber um die Präſidentſchaft hätten zur Seite ſtellen können. So geiſtesarm, ſo unbrauchbar ſind dieſe Burſchen! Sie haben die Macht und können ſie nicht brauchen! —

Donnerstag, den 1. Dezember 1853.

Eben wollt' ich ausgehen, da kam Bettina von Arnim, und hielt mich eine Stunde auf. Wieder zog ſie gegen * los, machte Ludmilla'n und mir Vorwürfe, ſprach ihren Abſcheu heftig aus. Dann kamen die Fragen um Rath; ſie will dem König einen jungen Muſiker empfehlen, allenfalls durch den Grafen von Redern, — gut! ſie will ihm Ratti's Kopie des Bildes von Tizian in Venedig, die er in ihrem Auftrag angefertigt, für 4000 Thaler zum Kauf anbieten, die Hälfte des Werthes, meint ſie, — bedenklich! Wie verhält es ſich überhaupt mit dieſer Mahlerei? Bettina gab ſich bisher nur als Vermittlerin an, reiche Beſteller ſtanden im Hintergrunde, 2000 Thaler ſind dafür als Zahlung angegeben, wie ſo kommt das Bild nun zum Verkauf, mit ſolchem Doppelpreis? Aus Bettina's verworrenen Ausſagen iſt nicht klug zu werden, ſie iſt eine Meiſterin der Verwirrung und der Verdrehung! Sie will beim Könige für Hoffmann von Fallersleben Schritte thun, — ſchlimm! ſie wird dieſem nur ſchaden. Der König hört nicht mehr auf ſie, ſondern läßt ſie laufen, ohne ſie einer Antwort zu würdigen. Vom Demetrius des jungen Grimm wollte ſie rühmend ſprechen, ließ ihn aber gleich in die tiefſte

Mittelmäßigkeit fallen, als ich einige Zweifel über das Stück äußerte! —

Beſuch und Brief vom Stadtgerichtsrath Grafen von Wartensleben; er hinterläßt mir Aktenſtücke über die Verurtheilung ſeines Großvaters, des Generallieutenants Grafen von Wartensleben, den ich 1806 in Halle ſah und mit einer Studentenadreſſe anging; wie hätte ich damals denken können, mit ſeiner Verurtheilung beſchäftigt zu werden! Der Enkel bekämpft vor allen Dingen die Aeußerungen des Oberſten von Höpfner in deſſen Werk über den Krieg von 1806 und 1807. Wenn dem alten Wartensleben einiges Unrecht geſchehen iſt, ſo iſt es doch immer nur weniges, der ganze Streit ſehr unfruchtbar. —

Brief aus Würzburg von Herrn Prof. Hoffmann. Fortgang der Herausgabe von Baader's Werken. Aufträge. Bittere Aeußerungen gegen Schelling; ich ſoll durch Humboldt oder Radowitz die böſen Eindrücke, die Schelling dem Könige in Betreff Baader's beigebracht hat, vernichten laſſen! Ich! durch Humboldt! oder Radowitz! beim König! —

Brief und Sendung von Herrn C. A. Paus; eine dramatiſche Szene aus Blücher's Leben, einzeln gedruckt. —

In Nolte geleſen, im Plinius; die Wartensleben'ſchen Akten! —

Die erſte Kammer iſt noch nicht vollzählig. Die Sitzungen bis Montag eingeſtellt! Jammer deßhalb! Aufruf. — Wir lachen zu den Verlegenheiten dieſes ganzen Scheinweſens. So lange wir ihm nicht zuſtimmen, bleibt es nur Schein. Zuſtimmen aber können wir ihm nur, wenn wieder ein freies Wahlgeſetz eintritt, und eine volksmäßige Reviſion dieſer Verfaſſung in Ausſicht ſteht.

Es fehlt nicht an Leuten, die da meinen, die vielen Mandatsniederlegungen von Abgeordneten zur ersten Kammer und die Unbeschlußfähigkeit dieser wegen mangelnder Mitglieder, seien keine Verlegenheit, sondern eine Freude für die Regierung. Denn wenn keine erste Kammer da ist, gilt auch die zweite nicht, und die Regierung hat es in der Hand, die ganze Verfassung in ihrer Schwäche still absterben zu lassen. Zu einer Pairsernennung kann der König sich nicht entschließen, er mag keine Gerechtsame gründen, die er nicht so leicht würde zurücknehmen können, und er müßte für Einen Pair, den er gern hat, immer zwei oder drei ernennen, die er haßt. Aber ich glaube, die Todesstunde dieser Scheinverfassung ist noch nicht gekommen, man schleppt die Schwächlichkeit lieber noch eine Weile fort, und es kann geschehen, daß sie unterdessen sogar an Kräften zunimmt. Wie die Sache jetzt ist, ist sie zum Ekel. —

Weise Engländer möchten uns belehren, wir sollten doch die jetzige preußische Verfassung nicht so gänzlich verachten und sinken lassen, es sei doch immer etwas, ein solches Ding zu haben! Armselige Krämeransicht! Wollen die, denen das Ding angehört, was draus machen? wir hindern sie nicht! Aber beistehen in dieser nichtswürdigen Wirthschaft können wir ihnen nicht. Die Krämer wissen nichts von Ehre, nichts von Zuversicht. Wir bedürfen des Nothbehelfs nicht, nicht der eiteln Hoffnung auf ein philisterhaftes kümmerliches Zwischenbestehen. Unser Sinn geht höher. Unsere Sache wird siegen, davon sind wir überzeugt, darauf können wir fest vertrauen; ja sie hat schon gesiegt, siegt immerfort, mitten in der gräßlichen Reaktion; der ganze Zustand zeigt es! —

Der hiesige reiche Kaufmann Jakobsohn, der erst neulich den Muth gehabt, zur freien Gemeinde überzutreten, hat ernste maßvolle Briefe an Manteuffel und Hinkeldey gerichtet, durch

die er ihnen zu erwägen giebt, wie die katholische Kirche zur Obrigkeit ſteht, und wie dieſe gegen jene machtlos iſt außer durch Freigebung aller Religionsübung. Er fragt, wer denn ihr Feind ſei, wer ihr Freund? ſie ſollen's einmal aufrichtig prüfen! — Verlorne Mühe, guter Jakobsohn! Die Leute ſind getrieben, ſie können nicht anders thun, als ſie thun. Und die Treibenden ſtehen an ſicherer Stelle, ſo lange ſicher, bis ſie zuſammenbricht; darauf laſſen ſie es ankommen. — Knechte der Vorſehung, ſie thun was ſie müſſen! —

Sonnabend, den 3. Dezember 1853.

Die „ehrwürdigen Väter Jeſuiten" in Freiburg ſind von der badiſchen Regierung ſchon wieder aufgefordert, daſelbſt zu bleiben! Das iſt eine Wirthſchaft! Die Regierung weiß nicht ein noch aus, zeigt ihre ganze Erbärmlichkeit und macht ſich verächtlich. —

Der Gymnaſialdirektor G..... hatte ſein Mandat als Abgeordneter niedergelegt, iſt aber nun doch gekommen. Er erzählt, der Oberpräſident von Puttkammer habe auf einer Reiſe ihn beſucht, und ihm dringend zugeredet, doch auf's neue ſich wählen zu laſſen, die Regierung wünſche ihn, grade ihn, keinen andern, er brauche ja keineswegs die ganze Sitzung mitzumachen, könne nach dem erſten Erſcheinen gleich wieder Urlaub nehmen; die Hauptſache ſei, daß kein anderer an die Stelle komme; da habe er denn wohl annehmen müſſen, auch werde er wirklich gleich wieder auf Urlaub nach Hauſe gehen. Der Kerl iſt ſo dumm, daß er ſeine und der Regierung Schande ganz offen erzählt! —

Hier ſchämt man ſich denn doch des elenden Zuſtandes der erſten Kammer, die nicht beſchlußfähig iſt. Wir haben uns nicht zu ſchämen, wir haben keinen Theil an dem ganzen Poſſenſpiel! —

Friedrich Murhard ſtarb in Kaſſel am 29. November, 75 Jahr alt. In Brüſſel ſtarb am 30. Herr von Coopmans, däniſcher Miniſterreſident daſelbſt, ein ſtarker Siebziger. Ich kannte ihn ſeit 1807, wo er hier der Galopin ſeines Geſandten und der Frau von Beye war. Ein trockner Diplomat und dürftiger Elegant ſchon als junger Mann, unwiſſend, beſchränkt, ſonſt eine gute Haut! —

In Königsberg iſt ein Referendarius Brauſewetter, der im Jahre 1848 einen demokratiſchen Klub leitete, von der Verfolgung lange überſehen worden. Plötzlich aber hat man ſich ſeiner erinnert, und er durch ein Reſkript des Juſtizminiſters ſeine Entlaſſung erhalten. —

Sonntag, den 4. Dezember 1853.

Auch in Königsberg ſind die Zeitungen verwarnt worden, gegen auswärtige Regierungen nicht feindlich aufzutreten, ſonſt werde die Polizei mit Verwaltungsmaßregeln einſchreiten! Natürlich nicht mit geſetzlichen Maßregeln! Schon dieſe Verwarnungen ſind nicht geſetzlich, ſind eine ſchamloſe Nachäffung der franzöſiſchen Bonaparte-Wirthſchaft. Weiter wiſſen unſere Schächer nichts! Wie lange wird es dauern, ſo wird auch der Nationalzeitung unterſagt, wider die Ruſſen zu reden. Behörden ſchämen ſich nicht. —

Der König hat zu pommerſchen Abgeordneten, die gegen die neue Maiſchſteuer Vorſtellungen machten, ganz offen geſagt, auch er ſei gegen die Maßregel, er ſei mit ſeinem Finanzminiſter ganz geſpannt! Was ſoll das heißen? Konſtitutionell oder nicht, abſetzen kann er ſeinen Miniſter jeden Augenblick, und jeden Augenblick neue wählen. Wo iſt der Vortheil, die Leute glauben zu machen, er könne das nicht? Und es glaubt es dennoch niemand. —

Ludmilla kam von der Gräfin von Ahlefeldt. Geſpräch. —

Mancherlei geleſen, Gedichte von Julius von Rodenberg, Demetrius, Trauerſpiel von Herman Grimm ꝛc. — Das Trauerſpiel von Grimm hat keine Knochen im Leibe, keine Karaktere, und die Handlung iſt wie für ein Puppenſpiel! —

Die Klagen aus Elbing über heilloſe Willkür und Gewalt der dortigen Polizei waren zuletzt, da keine andre Beſchwerde half, auch an die Kammern gelangt, und von dieſen — ein Wunder! — zur Beachtung an die Miniſter verwieſen worden. — Sie ließen die Sache ruhen bis jetzt, da die Kammern wieder beiſammen ſind. Jetzt aber eilt der Miniſter von Weſtphalen ein Reſkript zu erlaſſen und zu veröffentlichen, worin es kurzweg heißt, die Beſchwerden enthielten nichts, was der Behörde eine neue Anſicht der Sache zu geben vermöchte. Edler Weſtphalen! —

Dr. Eberts in Mainz, früher Redakteur einer Zeitſchrift, jetzt von Liverpool, wo er anſäſſig, dorthin zurückgekehrt, iſt verhaftet worden, wegen angeblicher Beleidigungen des Kaiſers von Rußland und des Königs von Sardinien, im Jahre 1852 in jener eingegangenen Zeitſchrift! —

Der nichtswürdige Stadtdirektor in Heidelberg, Freiherr von Uria, — badiſcher Spanierdankert — iſt nun mit einer kleinen Dienſtſtrafe belegt, weil er ſich geweigert, gegen die ungehorſamen katholiſchen Pfaffen einzuſchreiten. — Die badiſche Regierung weiß ſich nicht mehr zu helfen, ſie läßt nach, zieht wieder an, und in manchen Fällen beides zugleich! Armſelige Wichte! —

Montag, den 5. Dezember 1853.

Beſuch von Herrn Premierlieutenant Stawitzko aus Koblenz, der mit einer Geſchichte der Lützow'ſchen Freiſchaar beſchäftigt iſt, alle Hülfsmittel ſammelt, und auch bei mir nach ſolchen fragt. Ich kann ihm nur einige mündliche Andeutungen

geben. Ein verſtändiger, aufgeweckter und haltungsvoller junger Mann, der mir ſehr gefällt. Wir kommen in ausführliches Geſpräch. Er erzählt mir von dem Leben in Koblenz, wo ſich ein guter Kern preußiſcher Geſellſchaft befindet, die Generale außer Dienſten von Bardeleben und von Holleben, der Prof. Bercht, der Oberſt von Othegraven, auch General von Griesheim gehört etwas dazu, dann jüngere Offiziere; ſie ſind Gegner der Kreuzzeitung, konſtitutionell, der Parthei Bethmann-Hollweg zugethan — dies dürfen ſie eingeſtehen, nicht aber etwa, was drüber hinausgeht. — Der alte Bärſch iſt völlig unbedeutend, der Legationsrath Sixt von Armin ganz lächerlich; letzterer ſchreibt ein Leben Juſtus von Gruner's; das wird gut werden! — Herrn Stawikzo ſind bereitwilligſt alle Archive hier geöffnet worden, auch der Ordenskommiſſion, wo ſich manche kriegsgeſchichtliche Sachen finden. Man muß Offizier ſein, um ſo begünſtigt zu werden. Wie öffneten ſich alle geheimen Schränke für den Major von Gerwien, als er über Rühle von Lilienſtern ſchrieb, für den einfältigen Leopold von Orlich! — General Palm, Oberſt von Beczwarzowski, Hofrath Friedrich Förſter ꝛc. haben Mehreres geliefert. —

Nachmittags kam Bettina von Arnim. Sie las mir ihren Brief an den König vor, und fragte mich wegen mehreter Stellen um Rath. Der Brief iſt geſchickt, eindringlich abgefaßt, etwas ſchreff, noch mehr aber empfindſam, um Verzeihung bittend, das Mißverſtändniß zwiſchen ihr und dem Könige ſei „zum Weinen!“ Wenn ſie ſo ſchreiben wollte, ſo iſt der Brief ſehr gut, wie mag ſie aber wollen, nach allen Schnödigkeiten, die ſie erfahren? Sie ſchmeichelt ſich dem König auf unwürdige Weiſe auf's neue an, ſpricht zu ſeiner Großmuth und Nachſicht, nachdem er ihre Fürbitte für Kinkel nur beachtet, um deſſen Loos grauſamer zu beſtimmen. Diesmal ſpricht ſie für den Muſiker Cornelius, für den Mahler Ratti, und zuletzt

für Hoffmann von Fallersleben, deſſen neueſtes Buch und einige Briefe ſie beilegt. Hoffmann iſt wirklich übel dran. Er bezieht ſeit ſeiner Abſetzung ein Wartegeld von 370 Thlrn., das er aber im Lande verzehren muß, und auch nur an beſtimmtem Aufenthalte, nicht in Breslau, nicht in Berlin. Er war in Neuwied, bekam eine Paßkarte, und reiſte nach Wolfenbüttel und Hannover, die Bibliotheken daſelbſt zu benutzen. Da wurde er plötzlich aus Hannover ausgewieſen, man hatte dort nichts wider ihn, man that es nur, weil es preußiſcherſeits verlangt wurde! Er kam nach Neuwied zurück, ſtellte dem Oberpräſidenten Kleiſt-Retzow die Sache vor und bat um deſſen Einſehen und Verwendung. Die Antwort war, daß der Oberpräſident ihm die Paßkarte abnehmen ließ, und ihn an Neuwied feſſelte. Jetzt begehrt Hoffmann nur die Gnade, daß der König ihm erlaube, das kleine Wartegeld in Wolfenbüttel oder in Jena, wo eine große Bibliothek iſt, zu verzehren. Der arme Schelm hat auch inzwiſchen Soldatenlieder herausgegeben, und rühmt ſich, daß die Soldaten ſie ſingen, da man nicht weiß, daß die Lieder von ihm ſind. Ob ihm das was helfen wird? —

In der zweiten Kammer haben ſich, bei Gelegenheit von Beſchwerden über Wahlumtriebe der Regierung, ein paar Abgeordnete und Beamte — Herr von Zedlitz-Leipe und andre ſolchen Gelichters — erfrecht, nicht nur die Wahlumtriebe gegen Herrn von Saucken-Tarputſchen zu vertheidigen, ſondern auch ſchamlos auszuſprechen, das Volk wolle gar keine Verfaſſung, wolle nur regiert werden ꝛc. — Und kein Regierungskommiſſair widerſprach! Der müßte es; wir freilich nicht! — Graf von Zieten, Graf von Stolberg-Wernigerode gehörten zu dieſem Gelichter.

An Herrn Premierlieutenant Stawizky geſchrieben, und ihm das einzige noch vorhandene Exemplar der „Zeitung aus dem Feldlager von 1813 und 1814“ zur Anſicht überſandt. —

Ich habe lange vorausgeſehen, daß Düntzer, der mit ſo vielem Fleiß und Scharfſinn Goethe's Leben und Schriften durchforſcht, aber auch mit Bitterkeit und Härte die Bemühungen Anderer auf dieſem Felde tadelt, endlich ebenſo behandelt werden wird. Dies geſchieht in dem neueſten Heft der Blätter für litterariſche Unterhaltung durch Adolph Schöll, der in einem großen, noch nicht beendigten Aufſatz „Vermeintliche und wirkliche Figuren aus dem Leben in Goethe's Dichtungen“ heftig gegen Düntzer losfährt, deſſen Verfahren bitter rügt, deſſen Deutungen verwirft. Schöll iſt gerade ſo wie der, den er deßhalb tadelt, auch ihm begegnen Irrthümer und Verſehen, wie jenem, wie ſie jedem begegnen, der Vielartiges zu behandeln hat. Nur iſt Düntzer mir doch weit lieber, weil er gründlicher und umſichtiger verfährt, ſein Eifer wärmer und umfaſſender iſt. Schöll geht auch mit Heftigkeit gegen Eckardt los, der eine ſolche gar nicht verdient; dabei werde auch ich zwar in allen Ehren genannt, aber doch ſoll um ſo mehr bewieſen werden, daß meine Zuſtimmung zu Eckardt's Meinung, in Goethe's Taſſo werde als Antonio das Bild Herder's vorgeführt, keinen Grund habe; er will dies durch Widerſprüche darthun, zwiſchen Goethe's Aeußerungen und ſolcher Annahme, doch damit iſt nichts geſagt. Was widerſpricht ſich nicht alles, und iſt doch beiſammen; man liebt und haßt zugleich, ehrt und mißbilligt, zieht an und ſtößt ab, und ohne Falſchheit, ohne Argliſt, aus gebotener Nothwendigkeit der Verhältniſſe und Umſtände, ja der zwieſpaltigen Menſchennatur ſelber. Daß Goethe zu allen Zeiten, bei größter Verehrung des Geiſtes, bei ſtärkſter Hinneigung des Gemüths, immer eine geheime Widrigkeit in Herder geſpürt, daher auch

eine ſolche gehegt, iſt mir unzweifelhaft, es geht aus dem Gegenſatze der beiden Naturen unabänderlich hervor. Schöll hätte ſich auch hüten ſollen, von Corona Schröter als von einer unbeſcholtenen Jungfrau zu ſprechen, ſie war höchſt ehrbar, kalt, feſt, aber die geliebte Freundin, man ſagt heimliche Gattin ſogar, des Herrn von Einſiedel, daher jener Ausdruck nicht eben paſſend iſt. — Schöll zitirt mich aus den „Hamburger Jahreszeiten“ Nr. 18, woher weiß er, daß ich es dort bin? —

Die geſtern Abend erſchienene Neue Preußiſche Zeitung iſt gleich nach der Ausgabe von der Polizei weggenommen worden. Mein Blatt iſt mir noch zugekommen; ich kann nicht entdecken, was der Polizei darin anſtößig ſein kann. —

Mittwoch, den 7. Dezember 1853.

Beſuch von Herrn Stadtrath Reimer. Er bringt mir ein fertiges Exemplar der Biographie Bülow's mit dem Bildniß. Geſchenk eines Kupferſtichs vom Feldmarſchall Grafen von der Schulenburg, von Pitteri. Morgen ſoll ich die übrigen Exemplare bekommen.

Die Spener'ſche Zeitung iſt heute der Ehren, und ſtellt die Abgeordneten, die in den Kammern die Verfaſſung und alle Volksvertretung verwerfen und ſchimpfen, in ihrer Blöße hin; warum, fragt ſie, laſſen dieſe Leute ſich wählen, ſitzen in den Kammern, ſchwatzen ihre albernen Meinungen? Es iſt unredlich, unehrenhaft, dies zu thun. — Das gemeine Volk iſt edler, rechtſchaffener, vornehmer, als dieſer adliche Troß, es enthält ſich der Theilnahme an dieſem Verfaſſungsweſen, das allerdings ſo, wie es die Junker zugerichtet haben, jeder Theilnahme unwerth iſt. Könnte das Volk theilnehmen, ſo würde freilich die Verfaſſung bald eine andre werden, allein jetzt iſt dies gar nicht möglich, eine Mehrheit der Freiſinnigen würde

noch bemerkt man eine fortdauernde Geschäftigkeit abseiten der katholischen Eiferer gegen evangelische Fürsten und Staaten; es kommen Aeußerungen vor, denen man vielleicht bald wird Einhalt thun müssen. Könnte die Kirche nur Einiges von ihren alten Ansprüchen gütlich nachlassen und nach gewissen Sinnesarten bedingen, wäre die katholische Religion in politischer Hinsicht für viele Leute ungemein erwünscht, und die Rückkehr zu ihr ein wesentlicher Schritt vorwärts. Herr von Gentz, obwohl, wie er selbst mir versichert, nicht katholisch, schätzt diesen Glauben für den Staat unendlich; und so viele Andere mit und nach ihm. — Man glaubt fortwährend an Krieg, dessen Ausbruch im nächsten Frühjahr erfolgen dürfte. Daß in Hannover zwischen England und Oesterreich eine Verbündung zu Stande gekommen, deren Zweck die Hemmung Rußland's ist, leidet keinen Zweifel. Die Schuld Oesterreich's an England erhält neue zwanzigjährige Frist, und Oesterreich, im Fall die Waffen zu ergreifen sind, neue Subsidien. Herr Canning, obwohl für den Augenblick ohne Amtsthätigkeit, hat den meisten Antheil an dem neugestellten Verhältniß, welches in der That den einzelnen Interessen jener Staaten ganz gemäß erscheint, jedoch für Oesterreich nicht ohne große Gefahr. —

Herr Geheimerath Koreff, der über Stuttgart und Paris nach England reisen will, verzögert seine Abreise noch. Sein Urlaub ist auf zwei Jahre, und auf die ihm vortheilhafteste Weise gestellt. —

Von Weimar habe ich noch keine Antwort erhalten. Ich habe die beifolgende Anzeige, worin überlieferte Worte beibehalten sind, für zweckmäßig erachtet. Sie kann den beiden Uebersetzern nur lieb sein, dünkt mich. —

Leben Sie wohl, und pflegen Sie bestens Ihres Wohlseins! Meine arme Frau ist unaufhörlich leidend; die

gleich die Auflöſung der Kammern bewirken, eine Aenderung des Wahlgeſetzes, zuletzt eine Abſchaffung der Verfaſſung. Auf dieſem Wege können wir nichts erlangen, unſere Sache iſt weiter hinaus — auf Ereigniſſe geſtellt, die nicht fehlen werden. Wir können warten. —

Im Suetonius geleſen, im Plutarchos, Franzöſiſches. —

Die Neue Preußiſche Zeitung, welche ſonſt bei einer ſie treffenden Beſchlagnahme wüthig aufbrauſt und widerbellt, giftige Drohungen gegen Hinckeldey und Manteuffel erläßt, iſt bei der letztgeſchehenen Beſchlagnahme ganz ſtill! Wie die Zeiten ſich geändert haben! — Und doch ſind es für uns noch dieſelben Zeiten! —

Wird der nun doch gewählte Aſſeſſor Wagener in die Kammer eintreten dürfen, da noch eine unverbüßte Gefängnißſtrafe auf ihm liegt? Seine Junker ſind doch ſonſt auf jede Spur von Beſcholtenheit ſo erpicht! Soll ihm die Abgeordnetenſtelle noch gar etwa zur Freiſtätte gegen die Haft dienen? —

Der Abgeordnete Aldenhoven, der in der Kammer die Miniſter beleidigt haben ſoll, war trotz aller Einwendungen doch vor Gericht angeklagt worden. Da die Kammern nun wieder in Thätigkeit ſind, und Aldenhoven in ſeinem Berufe wirkſam, ſo hat das Obertribunal einſtweilen ſeinen Spruch aufgeſchoben. —

Donnerstag, den 8. Dezember 1853.

Frau Bettina von Arnim beſuchte mich, und brachte nochmals ihren Brief an den König; ich hatte ihr neulich gerathen, ein paar Blätter von Hoffmann's von Fallersleben Hand lieber nicht an den König zu ſchicken, ſie hatte das aber weit weggewieſen: heute meint ſie ſelbſt, daß der König dadurch übel gereizt werden könnte, und will ſie weglaſſen, was ich natürlich billige. Sie theilt mir auch den Inhalt eines Briefes

mit, den ſie an den Großherzog von Weimar geſchrieben hat, damit der den armen Hoffmann aufnehme, anſtelle! —

Radowitz, der ſchon aufgegeben war, wird plötzlich beſſer. —

Heute rührt ſich die Neue Preußiſche Zeitung, giftig, aber doch mit großer Scheu. Sie klagt, daß bei der Beſchlagnahme nicht geſagt werde, warum dieſe geſchehe, daß die Preſſe zu beſchränkt ſei, ſie wünſcht und hofft, daß die Kammern dazu thun werden. Sie ſpricht höhniſch von der Polizei Seiner Majeſtät, von Seiner Majeſtät Beamten, die freilich bei dem jetzigen Geſetzzuſtand überall eingreifen dürften. Uebrigens will ſie erfahren haben, der Grund ihrer Beſchlagnahme ſei ein ſcharfer Ausdruck über die Verfolgung der Lutheraner durch die badiſchen Behörden! —

In Köln Hausſuchung bei dem ehemaligen Abgeordneten Gladbach. Sie hat nichts ergeben, doch ſind einige Druckſchriften weggenommen worden, weil die Polizei doch einmal nicht leer ausgehen kann! —

Verſuch der vier Mächte, England, Frankreich, Oeſterreich und Preußen, in Gemeinſchaft eine Friedensvermittlung zwiſchen Rußland und der Türkei zu erwirken. Dem Weſen nach ſind ſie für die Türkei günſtig, der Form nach müſſen ſie es für Rußland ſein. Falſche Verhältniſſe, Falſche Lage!

Auch ein Zeichen der Zeit! In Paris iſt das koloſſale Standbild des Marſchalls Ney auf dem Platze ſeiner Hinrichtung mit großer Feierlichkeit errichtet worden. Dieſe Sühne iſt zwar unter dem jetzt regierenden — Kaiſer ausgeführt, aber beſchloſſen und angeordnet worden ſchon im Jahre 1818 durch die Republik. —

„Warum immer ſo ſchimpfen? Haſt Du nicht Schloſſer'n einſt getadelt, daß er ſagte, der „Schuft Talleyrand"? Ja wohl! doch hier ſprech' ich unter uns, da kann ich mir ſolche epitheta ornantia ſchon erlauben! Und dann, ich möchte bei

Leibe nicht das, was ich bei Andern einmal getadelt, mir deßhalb auf immer und unter allen Umständen verbieten! —

Gerlach's Aeußerung in der Kammer: „Ich fühle mich um so freier, jemehr ich influirt bin!" wurde von vielen Kammermitgliedern beklatscht. Ganz recht, die Frechheit, welche mit Hohn baare Unvernunft hinschwatzt, gefällt ihnen! Die Lumpenhunde fühlen, daß alles Vernünftige ihnen feindlich ist, sie beten die Göttin der Unvernunft an, und erkennen diesen Gerlach als deren würdigen Priester. Der ganze Kerl ist doch nur ein Abklatsch von Leo, und ein gesudelter! —

Freitag, den 9. Dezember 1853.

Im Suetonius gelesen, ich komme stets wieder auf ihn zurück, obschon von dem Inhalt immer mehr abgeschreckt. —

Herr von Bally, einst Mitglied der Frankfurter Nationalversammlung, ist hier in der Charité an den Pocken gestorben. Er war durch einen Prozeß heruntergekommen. —

In den Gränzboten steht eine treffende Schilderung des Historikers Leo und seiner Schriften: die Verdienste werden anerkannt, aber auch die wüthige Leidenschaft, die blinde Willkür und Verbissenheit, die Tücken und Narrheiten scharf bezeichnet. —

Viktor Hugo hat eine neue scharfe Schrift gegen Louis Bonaparte und sein — Kaiserthum herausgegeben; man hat sie hier sogleich verboten. Sie heißt: „Les châtiments". Wie zaghaft und aufmerksam ist Preußen, daß dieser neue Kaiser ja nichts übel nehme! Welche Geißel ist der Mensch für alle die von ihrer Majestät und Gottesweise trunkenen Fürsten! Schon um deßwillen dürfte ihm vieles zu verzeihen sein. Sie fühlen alle den Arm des Emporkömmlings, des Mannes, nicht von Gottes Gnaden, sondern von Volkes

Wahl. — Denn ihnen muß auch dieſe gefälſchte und erkünſtelte Wahl gelten, ihnen, wenn auch nicht uns! —

Sonnabend, den 10. Dezember 1853.

Das Kammergericht hat die Freiſprechung des Redakteurs der Volkszeitung, der angeklagt war, die Anordnungen der Obrigkeit, das heißt ihre Verhandlungen mit auswärtigen Regierungen, gehäſſig dargeſtellt zu haben, beſtätigt, und dabei den Zweifel ausgeſprochen, daß ſolche Verhandlungen überhaupt als Anordnungen der bezeichneten Art gemeint ſein können. —

Nachmittags Beſuch von Herrn Dr. J. L. Klein. Manuſkript, Manuſkript! Ich habe keines! Ausführliches Geſpräch über die Erforderniſſe einer Zeitſchrift. Gediegene Aufſätze müſſen zugleich ſchön geſchrieben ſein; dann aber ſind auch vor allem Aufſätze nöthig, die aus dem Leben in's Leben eingreifen. Von Schelling nur Verſprechungen, wie zu erwarten ſtand! Aber was thäte auch jetzt ein vereinzelter Brocken von ihm? Er iſt nicht nur todt, ſondern verſchollen, niemand fragt mehr nach ihm. —

Die Neue Preußiſche Zeitung bringt ſchon eine Stelle aus meinem Bülow, eine Stelle über den hieſigen Magiſtrat. Sie führt das Buch als von mir geſchrieben und bei Reimer gedruckt, einfach an, ohne hämiſche Bemerkungen. Wodurch verdien' ich dieſe Schonung abſeiten des — Blattes? —

Im Plutarches geleſen, und Homeriſches. —

Aufforderung zu einem Denkmal für Ludwig Tieck. Wer ſie auch geſchrieben haben mag, ſie iſt ſchlecht gefaßt. Weil Tieck liebenswürdig war, ſoll er ein Denkmal bekommen? Und wie vielen Menſchen war er das grade durchaus nicht! —

Schriftſteller, wie Burke, Gentz, Mallet du Pan, mögen in ihren Partheiſchriften gegen die franzöſiſche Revolution in ein-

zelnen Angaben und Verherſagungen Recht gehabt haben, im Ganzen und Großen haben ſie es nie, und der Fortgang der Dinge ſpottet ihres Scharfſinns, ihrer Rathſchläge. Wie eng ſind ihre Geſichtskreiſe, wie dürftig ihre Vernünfteleien! Der in den Himmel erhobene Burke mit ſeiner geprieſenen Beredſamkeit iſt oft gradezu dumm. Uebrigens kann ich einen Menſchen, dem bei großen Strebungen zum Licht und zur Freiheit nicht das Herz höher ſchlägt, nicht den klügelnden Verſtand fortreißt, niemals für einen edlen und großmüthigen halten; und wirklich ſind es nur kleine Seelen oder blinde Fanatiker, die ſich ſolchen Bewegungen feindlich bezeigen, ſie herabdrücken oder vernichten wollen! —

Sonntag, den 11. Dezember 1853.

Bei Kranzler. In den Thiergarten. Bei den Zelten Schrittſchublaufen geſehen, Damen und Herren; bei Bettina von Arnim Buch und Karte abgegeben. Herrn Geh. Medizinalrath Romberg geſprochen, ſpäter Herrn Dr. Ring, der uns in die Stadt zurück begleitete. —

Zu Hauſe wartete Fräulein Marie von Buch auf uns; ſie brachte mir ein allerliebſtes Billet von Frau von Treskow, die bald auch ſelber kam, das Fräulein wieder abzuholen. —

Herr Wolfgang von Goethe wollte mich beſuchen und ließ ſeine Karte zurück.

Nachmittags fleißig gearbeitet. Räthſelhafter Beſuch; Bettelei? Neugier? irgend Ränke politiſcher oder litterariſcher Art? *Alles an ſchroffer Unbefangenheit haltungslos abgeglitten.* —

Der General von Willisen (in Erfurt) war ſchon im Jahr 1849 zum Oberſtallmeiſter ernannt, die Ernennung vom König vollzogen, aber der Graf von Brandenburg widerſetzte ſich mit aller Macht, und mit dem Erfolg, daß die Sache

schweben blieb. Die Hauptsache war, Willisen sollte nicht in der Nähe des Königs sein, und das ist auch noch der Fall; der Ministerpräsident von Manteuffel haßt den General, wie ihn der Graf von Brandenburg haßte. — Der König indeß behielt den ehemaligen Flügeladjutanten stets in Gunst, und dieser starken Einfluß auf ihn, besonders auch in Geschäftsachen, in denen der König ganz nach Willisen's Angabe Befehle erließ. Jetzt hat sich plötzlich ergeben, daß der König plötzlich Befehle im entgegengesetzten Sinn erlassen hat, auf Manteuffel's dringende Anregung, und man schließt daraus, daß Willisen in der Gunst gesunken sei. Schon triumphiren seine Feinde und besonders Manteuffel; sie könnten sich aber doch verrechnet haben, eine kurze Anwesenheit dürfte den König wieder anders stimmen; daß kein Verlaß auf ihn sei, klagt Manteuffel bitter und laut. —

Montag, den 12. Dezember 1853.

Briefe von Humboldt, Dr. Hermann Franck, General von Reiche, Dr. Zabel. Der General Reiche dankt verbindlichst für mein Buch, preist mein Talent, will mich besuchen, fügt aber die Bemerkung hinzu: „Sollten in der Schrift vielleicht Einzelnheiten angetroffen werden, welche zu Ausstellungen Anlaß geben könnten, so werden solche gern übersehen werden." Er meint die ihn betreffenden Angaben, in denen er nicht genug hervorgehoben zu sein glaubt, obschon für ihn fast mehr geschehen sein mag als ihm gebührt. Er ging gleich Anfangs davon aus, daß nur für ihn das Leben Bülow's geschrieben werden sollte! — Humboldt schreibt mir die freundlich-schmeichelhaften Worte: „Die Galerie Ihrer Lebensbilder steht einzig groß in unserer deutschen Litteratur!" —

Besuch von Herrn Oberlandforstmeister von Burgsdorf. Sprudelnder Dank, heftiger Eifer für Bülow, für jeden, der

an der Ehre Bülow's mäkeln will, sollen seine Pistolen bereit sein, auch allenfalls seine Feder, sie sollen ihm nur kommen, diese Schächer! Er spottet über die hoffährtigen Generalstäbler, die elenden Hofoffiziere, wenn es vor den Feind geht, dann sind ganz andre Kerls die Führer, nicht jene Prahlhänse, die da meinen, in Schleswig-Holstein oder in Baden große Sachen gemacht zu haben. Schweinereien haben sie gemacht, das hat er Wrangel'n selber in's Gesicht sagen dürfen! Er spricht darauf mit einiger Zärtlichkeit von seinem dreijährigen Enkel, bekennt, das Kind sei die Freude seines Alters ꝛc. —

Mit Ludmilla Litterarisches und Gesellschaftliches besprochen. — Im Suetonius und Plutarches gelesen. —

Die Türken haben im schwarzen Meer eine Anzahl Transportschiffe verloren, sie wurden von russischen Kriegsschiffen überfallen. —

Es heißt, Uhland habe den preußischen Friedensorden pour le mérite, sowie den neuen bairischen Orden abgelehnt! — (Z. 19. Januar 1854.)

Humboldt hatte dem Könige die Wahl Uhland's mitgetheilt, und dieser, der schon den Vorschlag sehr eifrig gebilligt hatte, war äußerst damit zufrieden, er freute sich, diese Berühmtheit auch in den Kreis preußischer Beziehungen zu bringen. Humboldt schrieb demnach an Uhland, und verkündigte ihm, was im Werke sei. Doch Uhland antwortete, er müsse Bedenken tragen, eine Auszeichnung anzunehmen von einem Fürsten, in dessen Namen diejenigen Männer, die mit ihm in der Nationalversammlung gleichen Sinnes und gleicher Ausdauer gewesen, noch immer verfolgt und als Hochverräther bezeichnet werden. Tapferer, braver Uhland! —

Das Obertribunal hat in der Sache Aldenhoven's doch gesprochen, und zum allgemeinen Erstaunen und gegen alles Erwarten für ihn, nämlich erklärt, es könne keine gerichtliche Verfolgung stattfinden, weil kein Kammermitglied

für das in der Kammer Gesprochene außer derselben verantwortlich sei. Der Artikel 84 der Verfassung steht demnach in dieser Auslegung fest. Das wäre etwas Großes, ein bedeutender Gewinn, wenn überhaupt etwas an dieser Verfassung wäre, und sie nicht in andern Punkten immerfort mit Füßen getreten würde! —

Dienstag, den 13. Dezember 1853.

Ausgegangen mit Ludmilla. Gewerbeausstellung im Diorama. Eiserne Oefen und Kochanstalten bei Böttcher in der Friedrichsstraße. Merkwürdige Entwickelung und großer Umfang des hiesigen Gewerbfleißes; das Handwerk und die Technik aller Art bis dicht an die schöne Kunst hinangeführt! In diesem Gedeihen sinniger Arbeit liegt auch eine Art Befreiung, die Leute des Volks werden unabhängig, die Vornehmen und Reichen werden dem Fleiße dienstbar. Immer vorwärts! —

Billet von Herrn Dr. Spiker. Bettina von Arnim wollte mich besuchen; sie kam Nachmittags wieder, brachte mir den Demetrius von Herman Grimm, las mir ihren Brief an den Großherzog von Weimar in Betreff Hoffmann's von Fallersleben. — Der Brief Bettinens an den Großherzog von Weimar ist ganz gut und klug; sie mahnt ihn, daß er Herr in seinem Lande sei, und den von Preußen Verfolgten aufnehmen und anstellen könne. —

Die Magdeburger freie Gemeinde wird auf's neue schikanirt; ihre Lehrer sollen keinen Religionsunterricht ertheilen. Aehnliche Dummheiten in Königsberg, in Elbing. —

In Erfurt die Freisprechung eines Demokraten durch das Geschwornengericht. — Hier in Berlin Verurtheilung der bei Hertz erschienenen „Briefe eines Staatsmannes", in denen dem Könige gerathen wird, seinen Eid zu brechen. Der Ver-

leger in 50 Thaler Geldſtrafe verurtheilt, die Abdrücke zur Vernichtung. Der Verfaſſer iſt der Lump Victor von Strauß, lippiſcher Bundestagsgeſandter — und das bleibt ein ſolcher! —

Der König kann mit ſeiner Pairskammer nicht zu Stande kommen. Er hatte den Höfling Herrn von Stillfried — !! — beauftragt, ihm eine Liſte hoher und grundbeſitzreicher Häuſer anzufertigen, es fand ſich, daß zwei Drittheile katholiſch waren. Er hat mehrere märkiſche und pommerſche Häuſer aufgefordert, Majorate zu ſtiften, die meiſten haben es abgelehnt, und einige ſogar die ſchon ausgefertigten Diplome zu höheren Adelstiteln uneingelöſt gelaſſen! —

Mittwoch, den 14. Dezember 1853.

Geſchrieben, dann Beſuch von Herrn Profeſſor Bopp, der mir ſeine akademiſche Schrift über die Sprache der alten Preußen bringt. Ein vortrefflicher Mann, tüchtig als Gelehrter und als Karakter, freiſinnig, hell, dabei in ſich gezogen und ſtill, er thut das Seine, läßt die Anderen gewähren, ſich aber von ihnen nicht ſtören, nicht leiten. Ich erinnere mich noch ſehr gut, daß man in ihm, als er auf Wilhelm's von Humboldt Betrieb hier für das Sanskrit angeſtellt wurde, nur einen trocknen Pedanten ſah, wie er auch für das Fach erforderlich ſchien; als man ihn ſo ſchilderte, rief Rahel aus: „Nun Gottlob! ſo geht doch kein *Menſch* an dieſem Sanskrit unter!“ Die Vorausſetzung nämlich war, er *ſei* kein friſcher Lebensmenſch, nur eine Maſchine für Gelehrſamkeit. Doch Bopp *iſt* ein ächter Menſch, der keineswegs in ſein Fach aufgeht, der dies wie kein Anderer erfüllt, aber mit Sinn und Urtheil viel darüber hinausreicht, ganz und gar nicht in ihm untergeht. Er ſprach ſehr bündig über die hieſigen Univerſitätsverhältniſſe, anerkennend von

Böckh, von Immanuel Bekker, und mit lächelnder Einsicht in ihre Schwächen. —

Nach London geschrieben an Herrn Georg Grote und an Herrn Thomas Carlyle, und ihnen, sowie Herrn Monckton Milnes, meinen Bülow zugesandt. — Etwas über Adolph Schöll's Beschuldigungen wider Eckardt zu dessen und meiner Vertheidigung aufgesetzt. —

Geldsammlungen für kirchliche Zwecke, die mich nichts angehen, und die auch bei denen, die sie angehen, kläglichen Erfolg haben! Widerwärtige Frömmelei in Bethanien, in den Krankenvereinen, in den Kleinkinderbewahranstalten. —

Man erzählt von häßlichen Wuthausbrüchen des Königs gegen seinen — abwesenden Bruder, den Prinzen von Preußen. Auch mit seinen Brüdern Karl und Albrecht steht er sehr schlecht, und soll seine Unzufriedenheit mit ihnen oft in Schimpfreden auslassen. Die Königin soll ihn in solchen Fällen zu begütigen suchen; Andere meinen jedoch, sie beruhige nur die Ausbrüche, die feindliche Neigung aber komme grade häufig von ihr, sie könne namentlich den Prinzen von Preußen nicht ausstehen, noch weniger freilich die Prinzessin! —

Von dem Minister von Raumer hat der König vor kurzem — vielleicht zu Humboldt? — gesagt, er wisse wohl, es sei der dümmste von seinen Ministern! Er hat aber die größte Abneigung, ja eine Art Furcht, seine Minister zu wechseln, und würde auf keinen Fall solche wählen, denen er nicht alles bieten könnte; sich über sie lustig zu machen, sie verächtlich zu behandeln, ist er gewohnt. — Der Oberstmundschenk von Arnim (Pitt), selber vom Könige bisweilen hart angelassen, verhöhnt und geschimpft, hält sich für das Erlittene dadurch einigermaßen schadlos, daß er die Leiden Andrer eifrig erzählt und herumträgt. Auch der Graf von Redern ist fruchtbar an schlimmen Erzählungen. Der König hat seine gefährlichsten

feuchte Milde unſeres Wetters ſchadet ihr, und ſtrenge Kälte würde es auch thun, ſie geht faſt gar nicht aus. Die herzlichſten Grüße von uns beiden für Sie!

Mit innigſter Verehrung verharrend

ganz der Ihrige

K. A. V. v. E.

Meinen Brief vom 30. vorigen Monats werden Sie empfangen haben.

74.

Oelsner an Rahel.

Paris, den 15. Dezember 1821.

Ihre ſchmeichelhaften Zeilen, liebe Gnädige, haben mir den Karmin bis in die bleichen Haarſpitzen gepumpt. Ich bekam ein recht jugendliches Anſehen. Schade, daß es nicht dauerte. Frauenlob thut wohl; vor allem das Ihrige, und wäre es damit auch nur halber Ernſt. Ich mag Ihnen lieber zum Scherze dienen, als Langeweile machen.

Wie Chemiker, bevor ſie zu Werke ſchreiten, den Stand des Thermometers, ſo geben Sie zu Anfang Ihrer Briefe die Beſchaffenheit des Wetters an. Das gefällt mir aus gar vielerlei Gründen. Aber man erwartet ein höchſt methodiſches Verfahren. Die Erſcheinung fällt ganz anders aus. Ein herrliches Kind plätſchert in den Wogen der Zeit oder

Feinde unter den Hofleuten; keiner von ihnen liebt ihn, oder ſchont ihn nur. Und doch giebt er ſich dieſen am meiſten hin, ſtützt ſich auf ſie, hört ſie an! —

Im Leben Vincke's geleſen. Elendes Machwerk aus reichen und guten Stoffen! Bodelſchwingh iſt noch unter Pertz, er verſteht nichts von ſchriftſtelleriſcher Abfaſſung, er iſt plump, gering, ohne alles Urtheil, ſein Text iſt erbärmlich. Vincke ſelbſt erſcheint gar nicht ſo vortheilhaft, als man erwartet. Sein Verdienſt als Oberpräſident iſt ſehr anzuerkennen, er war redlich, einſichtsvoll, von unermüdlicher Thätigkeit, aber auch kleinlich, pedantiſch, von geringem Geiſt, etwas närriſch ſogar, und das hat ihm bei den Großen genutzt, die nichts weniger vertragen, als Tüchtigkeit, Kraft und Begabung ohne Beimiſchung von Schwächen. —

Donnerstag, den 15. Dezember 1853.

Neuer und, wie es ſcheint, bedeutender Vortheil der Türken über die Ruſſen in Aſien. Der Seeſieg der Ruſſen bei Sinope nicht ſehr erheblich. —

Die Wahl Uhland's für die Friedensklaſſe des Ordens pour le mérite ſoll vom Könige nicht beſtätigt, und an ſeiner Statt ein Ausländer ſchon ernannt ſein.

Schöne Anekdoten von Orden; Ruſt: „Für a Titel und a Orden lauf' ich durch's Feuer!“ Ilgen: „Ein Orden? Ich thu's!“ Dazu die dritte: der Kaufmann * hier, der freilich in keiner Beziehung die Möglichkeit ſieht zu einem Orden auf gewöhnlichem Wege zu gelangen, verſichert ganz ernſtlich, für den Rothen Adlerorden vierter Klaſſe — das Geringſte von dieſer Sorte — ließe er ſich die Hand abhauen! Solche nichtswürdige Geſinnung im Jahre 1853, nach dem herrlichen Jahre 1848! Ich ſage, man ſollte ſolch elenden Kerl vor Ge-

richt ziehen als Selbstverstümmler! Aber man sieht, was dergleichen Tand noch gilt! —

Freitag, den 16. Dezember 1853.

Im Suetonius gelesen, in den Briefen des Plinius. — Vom Schauplatze des Krieges nur unsichere Nachrichten. Ein Sieg der Russen in Asien, angeblich großer Verlust der Türken, unter verschiedenem Datum (russischem und lateinischem) als ein zweimaliger verkündigt! Der Vorfall bei Sinope nicht sehr bedeutend. —

Preußen bildet nun doch mit Oesterreich, Frankreich und England eine vereinigte Masse, um zwischen Rußland und der Türkei zu vermitteln. Seine Neutralität ist damit schon aufgegeben; unklugerweise, aus dummer Eitelkeit, um unter den Mächten mitgezählt zu sein. Als wenn das was wäre! —

Das Ministerium weigert sich doch, das Jagdgesetz von 1848, damals von den Junkern dringend erbeten, ganz und gar aufzuheben, der Minister des Innern erklärt, das sei nicht möglich. —

Der Geh. Rath Stahl macht einen Antrag, die Mediatisirten in ihre, von der Bundesakte ihnen zugesicherten Rechte wieder einzusetzen. Der getaufte Jude, der christliche Heuchler und Fanatiker muß sich ihrer annehmen, der Fürsten und Grafen, der ebenbürtigen Durchlauchten und Erlauchten! —

In der Stadtverordnetenversammlung kam gestern das neuzuerbauende Waisenhaus zur Sprache. Der Platz am Friedrichshain wurde für ungeeignet erklärt, auch um des Begräbnißplatzes der Barrikadenkämpfer willen, die Ereignisse des 18. März 1848 sollen nicht tagtäglich in den Erinnerungen der Jugend aufgeweckt werden. Der einzige Stadtverordnete Herr Schäffer — ein Ehrenmann — fand kein Bedenken dabei, und meinte, das Blatt vom 18. März 1848

lasse sich nun doch einmal nicht aus der Geschichte reißen, und der Staub der gefallenen Märzkämpfer werde die Sittlichkeit der Waisenkinder nicht gefährden. Dawider sprach der Kommissarius des Magistrats, Stadtschulrath Fürdringer, — ein Lumpenkerl — und behauptete knechtisch, man müsse den Kindern jede Erinnerung an jene Ereignisse fern halten. Die ganze Versammlung stimmte dann, mit ein paar Ausnahmen, für den Platz am Rummelsburger See. Im Magistrat, wie in den Stadtverordneten sind noch großentheils dieselben Kerle, die dem Begräbniß jener Kämpfer mit prahlerischem Prunk beiwohnten, sie für Helden und Märtyrer erklärten! Die Frechheit ist der eigentliche Karakter unsrer jetzigen Zustände! —

Sonnabend, den 17. Dezember 1853.

Besuch von Herrn Dr. Hermann Franck. Sinnige Mittheilungen über das Leben in Italien, besonders in Rom; es wäre unbegreiflich, daß Menschen, die dort leben könnten, doch hier leben, wenn nicht alle Reize des Himmels und des Landes dort reichlich aufgewogen wären durch die Scheußlichkeit des Regierungs- und Pfaffenwesens, gegen welches alles, was wir in der Art haben, noch golden erscheint! Ich fürchte, wenn es bei uns so weiter geht, so wird der Unterschied bald verschwinden, und wir nur die Nachtheile des Klimas voraus haben! Ueber Personen sehr gut; Franck ist ein feiner Beobachter und gründlicher Kenner. —

Brief aus Stuttgart von Frau von Zuckow. Kolaczek ist glücklich in New-York angelangt, und dort in litterarischer Thätigkeit.

In Spanien droht ein Staatsstreich die Vernichtung der Cortes. Recht so! Wann kommt es an das englische Parlament? Dann können wir hoffen. —

Montag, den 19. Dezember 1853.

Bettina von Arnim plagt mich mit dem Demetrius von Herman Grimm; sie will mein Urtheil offenbar in der Absicht, es zu gebrauchen, daher wünscht sie es schriftlich. Daß ich ihr gesagt, es seien keine Knochen darin, gefällt ihr; sie ist mit ihrem Günstling nicht mehr so zufrieden, daß sie ihm nicht herzlich gern eine Schlappe gönnte. Der arme Mensch ist ganz gereizt und gespannt wegen seines Stückes, die Aufführung ist zugesagt, der Erfolg unsicher.

Die Kammern haben sich bis zum 4. Januar vertagt. Viele Abgeordnete reisen zum Weihnachtsfest nach Hause. Berlin hat diesmal, so hört man allgemein, traurige Weihnachten zu erwarten. Theurung, Armuth, Stockung des Erwerbs und Handels, große Abgabenlast und immer höhere Anforderungen! —

Lord Palmerston's Austritt aus dem englischen Ministerium erregt großes Aufsehen. Man sagt, der Unfall der Türken bei Sinope sei eine Folge der Schurkerei des Grafen Aberdeen. Heftige Aeußerungen der englischen Blätter, sogar der Times, die bisher schändlich Aberdeen'sch und russisch war. —

Dienstag, den 20. Dezember 1853.

Herr von Arnim-Kriwen, in seiner vollen reaktionairen Widerwärtigkeit! Erzaristokrat, mit seiner Geldheirath; mit einer Kaufmannstochter aus Magdeburg! Er war damals ein hübscher Bursch, das machte er geltend. Jetzt sieht er wie Neid und Bosheit aus. —

In München Haussuchungen, man wollte die Urheber mißfälliger Zeitungsberichte von dort entdecken, entdeckte nichts! —

In Baden katholische Aufwieglerschriften in den Kasernen

vertheilt, ganze Päcke von einem Blatte, das den Titel führt: „Katholiken, paßt auf!“ Das geht denn doch der weltlichen Macht gradezu an den Hals. Die Behörden sind wieder etwas strenger. —

Neue russische Siege werden verkündet. Die Nachrichten sind sehr zweifelhaft, sowohl der Umfang als der Erfolg der Gefechte bleibt ungewiß. Frühere Angaben bestätigen sich nicht. —

Der Handelsstand in Magdeburg, dann der in Danzig, haben ausführliche Denkschriften eingereicht, um darzuthun, wie sehr die strenge Sonntagsfeier, besonders in Betreff der Post, ihre Geschäfte stört und benachtheiligt. Der Minister von der Heydt, der frömmelnde Libertin, hat mit Freuden die Gelegenheit ergriffen, auf's neue seinen Eifer für die Sonntagsfeier zu zeigen, und dem Handelsstande seine Bittschriften abschläglich beantwortet. —

Ich habe die Bemerkung gemacht, daß es in vielen Stücken besser ginge, wenn die Leute ein besseres Gedächtniß hätten, nicht zu schnell alles vergäßen. Sie wissen allenfalls das Geschehene, aber sie denken nicht daran, nicht in jedem, nicht im gehörigen Augenblick. Daß sie der Dinge nicht erwähnen dürfen, daß sie schweigen müssen, sollte sie nicht hindern, der Dinge doch zu gedenken. Aber das Schweigen ist der erste Schritt zum Vergessen, daher die Regierungen ganz richtig fürerst jenes auferlegen, soviel sie es können. Auch haben rohe Völker ein geringes Gedächtniß, z. B. die Polen, die Russen, die untern Volksklassen überhaupt. Johann Benjamin Erhard behauptete stets, es sei ein Vorzug und Vortheil der Adlichen, daß sie ein besseres Gedächtniß hätten; dieses Paradoxon ist nicht ohne guten Grund. — Die Demokraten sind auf alle Weise bemüht, die Thatsachen, Gesinnungen und Reden vom Jahr 1848 im Andenken des Volkes frisch zu halten. —

Im Plutarchos gelesen, im Ovidius. —

Mittwoch, den 21. Dezember 1853.

Ich war heute sehr mit Friedrich August Wolf beschäftigt, mit seinen Prolegomenen, diesem Durchbruch der philologischen Kritik, durch den später die historische und theologische — beide nicht mit gleichem Glück — nachgefolgt sind; mit seinen Uebersetzungen, mit seiner Biographie. Schade, daß letztere in Körte's ungeschickte Hände gefallen ist! Trotz seiner Pfuscherei ist das Buch immer noch ein sehr reichhaltiges und anmuthiges. —

In Köln sind ein paar französische Jesuiten ausgewiesen worden; mit großer Schonung und achttägiger Frist. Wie anders verfährt man mit Demokraten! Freilich bei jenen stehen der doch sehr geliebte Pabst und der sehr gefürchtete — Louis Bonaparte im Hintergrunde! —

Herr Crepet hatte die „Châtiments" von Victor Hugo mitgebracht, und las, mit Unterbrechungen, fast den ganzen Abend daraus vor. Der Inhalt der Victor Hugo'schen Gedichte bezauberte uns, sie sind im besten Sinne wie von Heine, sie haben den gewaltigsten Ausdruck in ganz neuen überraschenden Wendungen. Das Gedicht nach der Weise von Malbroug, das mit dem Troste der berüchtigten Spitzbuben endet: „Le pape nous sacrera tous ensemble en Napoléon III!" ist ein wahres Meisterstück; auch noch viele andere gefielen uns ungemein! Es ist doch eine Genugthuung, daß dergleichen in der Welt ist, lebt, und wirkt!

Zu Hause noch mit Ludmilla längere Unterhaltung; dann im Seneca und einiges in Goethe gelesen. —

In Baden weiß die Regierung sich nicht zu helfen, sie ist bald streng, bald artig, fürchtet die auswärtigen Einflüsse, die österreichischen, wie die französischen, findet in Preußen keinen Anhalt, will gern die Hand zum Frieden bieten, zieht sie dann bei neuen Ohrfeigen wieder zurück. Es ist ein Elend anzusehen! Den

Lutheranern hat Baden auf preußische Fürsprache (unserer Pietisten und Scheinheiligen), jetzt Duldung zugestanden, aber den Prediger Eichhorn dürfen sie nicht behalten! —

Von den Türken verlangt man jetzt, sie sollen, alle christlichen Religionen frei zulassen, den Bau von Kirchen, die Errichtung von Gemeinden unbedingt freigeben, allen Einwohnern gleiche bürgerliche Rechte, gleiche Berechtigung zum Staatsdienste zugestehen; als ob dergleichen in andern Staaten herkömmlich wäre, als ob die verlangenden Regierungen in ihren Ländern dergleichen gestatteten! Wenn hier Mohammedaner eine Moschee bauen wollten, ohne des Königs, der Minister, Hinckeldey's Erlaubniß, den Lärm wollten wir sehen! —

Der Staatsstreich in Spanien beginnt schon; bravo! —

Donnerstag, den 22. Dezember 1853.

Der Minister des Innern hat die neuliche Verwarnung, die der Polizeimeister Rudloff in Stettin einem dortigen Zeitungsredakteur zugehen ließ, wenn er fortführe, feindlich gegen Rußland zu schreiben, würde sein Blatt eingezogen werden, sowohl für unbegründet als für willkürlich erklärt, und dem Polizeimeister deßhalb einen Verweis gegeben. Im Herzen aber soll er das Verfahren billigen.

Man kann alle Kriege als Versuche zur Völkerverbrüderung ansehen, und obschon noch durch keinen das Ziel erreicht worden, so hat doch jeder seinen Beitrag zur Annäherung geliefert. Warum ein solch schönes Ziel durch solche Mittel angestrebt werden muß, das ist Sache der Vorsehung, die hat der Unbegreiflichkeiten viele! — Der Natur ist an den fallenden Menschen nicht mehr gelegen, als an den fallenden Blät-

tern, sie schafft immer neue in größter Fülle, sie kann verschwenden! —

Freitag, den 23. Dezember 1853.

Fünfter Band von Louis Blanc's Geschichte der französischen Revolution. Schmerzlich schöner Erguß darin über Mirabeau, dem er endlich Gerechtigkeit widerfahren läßt. Bei Gelegenheit des Dekrets, durch das der National-Konvent die Gebeine Mirabeau's aus dem Pantheon hinausschaffen ließ, sagt Louis Blanc, S. 245: „Ah! qu'il reste sur Mirabeau le voile dont la Convention enveloppa sa statue il y a soixante ans, qu'il reste tant que les sociétés seront plongées dans cet état de corruption qui veut qu'on soit inexorable pour le vice! Mais si jamais les âmes s'affranchissent, si jamais se dissipe la nuit au sein de laquelle errent aujourd'hui les intelligences égarées, ô postérité des siècles heureux, grâce, ou du moins, pitié pour Mirabeau! Et n'oubliez pas, vous qui le jugerez plus tard, qu'il y eut des jours dans sa vie où il combattit pour le droit; qu'il y en eut où il souffrit pour la justice; que sous ses fautes, après tout, germèrent des qualités charmantes; que cet homme, si violent, était néanmoins d'un commerce facile et doux, que la vie d'un malheureux le remplissait d'émotion; qu'il eut des amis fanatiques et des serviteurs qui l'adorèrent; que, dans son coeur, hélas! trop orageux, l'amour de la liberté, flambeau céleste, vacilla d'une manière étrange, mais ne s'éteignit jamais entièrement; que, s'il descendit à des goûts qu'on n'avoue pas, il ne fut point sans avoir les aspirations les plus élevées, et que, s'il risqua la pudeur de son nom sur des oreillers impudiques, il sut aussi aimer les femmes avec héroisme, avec pureté,

comme il aimait la gloire enfin, ou, ce qui vaut peut-être mieux encore, comme il aimait les fleurs." Aber Genüge thut mir Louis Blanc doch nicht, er faßt nicht den Menschen als ein großes Ganzes auf, er zersplittert ihn zu sehr in Gutes und Böses, und rechnet zu sehr unter das letztere die Leidenschaft sinnlicher Bedürfnisse, die an sich gar nicht so große Bedeutung haben, und am wenigsten in der Zeit und Welt und Verhältnissen, in denen Mirabeau lebte, ihm mehr als andere zur Last fallen dürfen; hier gilt vor Allem Seneca's Spruch: „Iniquus autem est qui commune vitium singulis objecit." (De ira III. 26.) — Merkwürdig ist mir das Bekenntniß Louis Blanc's, daß das geschichtliche Urtheil sich nach den Zeitumständen zu richten habe, in denen es gefällt wird. Es liegt darin eine große, sehr zu beachtende Wahrheit. Wer aber will mich hindern, mich schon jetzt auf den höheren Standpunkt zu stellen, den die fernste Zukunft darbietet? —

Sonnabend, den 24. Dezember 1853.

Im Plutarchos und in Louis Blanc gelesen. Daß die neueren Geschichten uns näher angehen, ist ein Vorzug, den sie vor den älteren haben, daß die älteren uns fremder sind, ist ein Vorzug, den sie vor den neueren haben; es kommt darauf an, ob wir mehr zur Theilnahme oder zur Betrachtung gestimmt sind, um die einen oder die andern vorzuziehen. —

Seltsamer Zustand der politischen Welt. Ueberall nur Verlegenheit, und desto mehr, je größer die Macht. England so verlegen wie Rußland, Frankreich wie Oesterreich; ein Zeichen, daß die Macht ihnen nicht gebührt, daß sie auf falschen Grundlagen ruht. Wenn Preußen jetzt weniger verlegen erscheint, so ist es nicht darum, daß seine Regierung klüger oder stärker wäre, sondern nur deßhalb, weil seine

Macht so viel geringer ist, als die der anderen. Noch steht es außerhalb des Spieles, kommt es aber hinein, dann werden wir sehen! —

Sonntag, den 25. Dezember 1853.

Stille Weihnachtstage, es geht nichts vor, als schenken und geschenkt bekommen, und auch das nicht, wie sonst; Klagen über Theurung, Mangel an Absatz, Mangel an Arbeit, dazu kommt nun die strenge Kälte. Das arme Volk leidet sehr, und niemand achtet seiner, die Bedürfnisse und Gesinnungen, die in ihm wachsen, werden erst erkannt werden, wenn sie Verderben bringen, dem Volke selbst, oder denen, die über ihm stehen. —

Mein Wandnachbar, der badische Gesandte von Meysenbug, ist nach Wien gereist, er soll dort über die katholischen Wirren in Baden mit den österreichischen und päbstlichen Leuten unterhandeln. Man glaubt, er sei der Mann dazu, weil er früher bei Tettenborn in Wien war. Das hilft nichts bei dieser Sache.

In Karlsruhe zeigte sich beim Prinz-Regenten plötzlich ein Unbekannter, der dann, als der Prinz auf ihn zuging, aus dem Fenster schnell entkam. Katholische Schreckanstalten und Ränke! —

Mit großem Vergnügen in Louis Blanc die Flucht Ludwigs des Sechzehnten nach Varennes gelesen; immer neu, immer anziehend! Er hat mehre bezeichnende Züge weggelassen, deren Wahrheit nicht bezweifelt werden kann, z. B. daß der König im Anfang der Flucht einen Umweg machen wollte, um bei einem alten Marschall auf dem Lande den Marschallstab zu holen, mit dem er den General Bouillé sogleich belohnen wollte. Bei solchen Geschichten ist jeder Umstand merkwürdig. — Dann las ich in Vincke's Leben, mit lebhaftem

ſpielt an ihren Ufern mit Muſcheln. Es kennt keine Regel, als ſeine Laune. Sagen Sie, wie es zugeht, das Kind weiß es vielleicht ſelbſt nicht, die plätſchernde Hand bringt jedesmal harmoniſche Töne und das Gerathewohl des Wurfs kaleidoskopiſche Figuren zum Vorſchein. Hinter dem Kinde ſteckt ein ſeltener Geiſt. Nein, wahrlich zum bloßen Leſen iſt er nicht in die Welt gekommen. Sie ſind ein philoſophiſcher Naturaliſt, deſſen heller Inſtinkt unendlich weiter reicht, als alle Schul- und Weltweisheit der Männer.

Von Ihrem theuren Goethe muß ich Ihnen ſagen, daß ihn die Franzoſen ohne allen Vergleich über Schiller erheben. Dieſer hat nun freilich das Unglück, ſchlecht überſetzt zu ſein, und daß man zunächſt den unreifen Don Carlos aufgetiſcht, der ſich beſonders nicht mit Götz von Berlichingen's leibhafter Wahrheit meſſen kann. Goethe iſt in jeder Hinſicht glücklicher. Der junge Stapfer arbeitet unter den Augen ſeines trefflichen Vaters. Er ſitzt jetzt am Fauſt.

Mein Inneres ſoll ich Ihnen aufthun. Es iſt ſehr eintönig und nur ſelten heiter, wiewohl mich ein Knabe umwirbelt von der ausgelaſſenſten Energie, der nichts als boxen und den Soldaten ſpielen will. Des Morgens ſende ich ihn in die Schule, den Abend bringt er mit mir zum Theil und dann mit Mademoiſelle Zentink zu, ſeiner alten Gouvernante, die des Kindes mit mütterlicher Sorgfalt pflegt. So ſehr ich immer Umgang liebe, iſt mir, ihn zu ſuchen, beſchwerlich, wegen des Hin- und Heimgehens. Da man aber der Menſchheit nicht ganz entbehren kann, ſo habe ich mich im „Athenée" abonnirt, wo, wer Luſt hat, Vorleſungen hört über allerlei wiſſenſchaftliche Gegenſtände. Dergeſtalt denke ich den Winter zu vergenden. Künftigen Sommer möchte ich lebensgerne reiſen. Wüßte ich mit Ihnen zuſammen zu treffen, welch ein Genuß! Ich würde Ihnen beſſer mündlich ſagen, als ſich

Antheil; so viele mir bekannte Personen und Verhältnisse! In den Zeiten von Friedrich's des Großen Ausgang und dem Anfange der französischen Revolution haben sich in Preußen eine Schaar von Staatsbeamten ausgebildet, die später als Hauptstützen des Staates erschienen sind. Treffliche Männer, sowohl in den ersten Stellen, als in den zweiten und dritten! Rechtschaffenheit, gepaart mit Einsicht, mit Muth; mit Aufklärung, wie das achtzehnte Jahrhundert sie erzeugt hat, — für die Wissenschaft nicht genügend, für den Staat aber höchst ersprießlich; Lehren Jean Jacques Rousseau's, Montesquieu's, Adam Smith's, Grundsätze der französischen Revolution und Freude an deren Gelingen; auch Bincke nahm an dieser Freude Theil, und erzählt merkwürdige Dinge, man hofft auf die Ankunft der Franzosen, man singt in Kassel: „Ça ira", man trägt in Hannover rothe Jakobiner-Mützen ꝛc. — Unser auswärtiges Departement hatte die wenigsten ausgezeichneten Beamten, außer Eichhorn, der nachher als Kultusminister so schmählich als Pietist und Knecht endete, ist kaum einer zu nennen. —

Montag, den 26. Dezember 1853

Der Generallieutenant von Radowitz ist gestern gestorben. Die Kreuzzeitungsleute und ihr Anhang, die Gerlach's, Voß, Präsident von Kleist ꝛc. frohlocken, daß der König den ihnen verhaßten Günstling verloren hat. Auch die Königin konnte ihn nicht leiden, der Prinz von Preußen nicht und fast niemand von den Militairpersonen. —

Englische Blätter, durch den Vorfall von Sinope aufgeweckt, geben jetzt strenger auf Untersuchung der englischen Politik ein, und finden deren Schwäche und Schmach in der höchsten Sphäre des Hofes begründet. Der fremde, der freiheitsgefährliche Einfluß des Prinzen Albert hemmt jedes Mi-

nisterium, das diesen nicht bricht. Der Morning Advertiser geht so weit, für England eine Revolution zu weissagen, entweder durch Albert, — Staatsstreich gegen die Volksfreiheit, gegen das Parlament, die Verfassung, — oder gegen Albert, um dies alles zu wahren. Die niedrigen Ränke, die Eigensucht und Arglist, welche England niederhalten, kommen an den Tag. Lord Aberdeen ist ein Lump, aber nicht der größte, er hat seinen Herrn und Meister. — Lord Palmerston's Austritt aus dem Ministerium ist ein großer Schrecken für seine Kollegen. Man sagt, er werde wieder eintreten, aber ohne diese Kollegen. —

Ernstliche Kriegsrüstungen in Schweden, in Dänemark Befestigungen. Gegen England? Gegen Rußland? Je nachdem. —

Dienstag, den 27. Dezember 1853.

Die Neue Preußische Zeitung faltet bei der Nachricht vom Tode des Generallieutenant von Radowitz heuchlerisch die Hände, und spricht ihn selig: er sei da, meint sie, wohin wir alle hoffen zu gelangen! Dahinter versteckt die kleine freche Parthei ihren privatim schon im voraus bezeigten Jubel über diesen Tod, der sie noch besonders deßhalb freut, weil er den König betrübt. —

Die unerwartete Erscheinung im Zimmer des Prinz-Regenten in Karlsruhe wird jetzt als ein entschiedener Mordanschlag auf sein Leben angesehen. Man wollte die Sache anfangs unscheinbar halten, nähere Umstände jedoch, die bekannt wurden, machen die schlimmste Absicht unzweifelhaft. Nachrichten von dort sagen, der arme Prinz wisse nicht, auf wen er sich verlassen, wem er vertrauen solle, er stehe ganz allein, es sei ein zerrissener Zustand! Der arme Prinz soll nur rechtschaffen und wahr sein, und dem Volke vertrauen,

da wäre ihm geholfen. Aber so wie sie's treiben, mögen sie zum Teufel fahren! —

In Grote gelesen, im Plutarchos, in Goethe. —

Ich soll alles leicht übertreiben, im Guten wie im Schlimmen, man wirft es mir vor. Es ist wahr, ich ergreife alles mit Lebhaftigkeit, lasse mich durch einzelne Eindrücke sehr entschieden zu Vorliebe oder Abneigung bestimmen, stelle meine Urtheile oft scharf und grell hin; aber diesem Fehler, wenn es einer ist, geht seine Ausgleichung unmittelbar zur Seite, die Fähigkeit neue Eindrücke rein aufzunehmen, die sich nicht, bei neuer Thatsache, von vorgefaßter Meinung abwehren oder verkümmern lassen, und dann das mir tief eingepflanzte Bestreben nach Maß und Mäßigung. Dieses fühlt' ich schon in frühester Jugend, und eine Ode von Klopstock, welche auch in der Poesie sichere Maßbestimmung verlangt, machte den tiefsten Eindruck auf mich. Daher vermißt man auch jenen Fehler in meinen Schriften größtentheils, denn bei diesen kam Zeit und Ueberlegung stets zu Hülfe; andere aber ist es in mündlichen Aeußerungen, wo nicht etwa strenge Form, oder gar gesellschaftlicher Zwang waltet, in freundschaftlichen Briefen, in Aufzeichnungen für mich selbst. Aliud est enim epistolam, aliud historiam, aliud amico, aliud omnibus scribere. Plinius cap. VI, 16. —

Mittwoch, den 28. Dezember 1853.

Nachmittags besuchte mich der Graf von Königsmarck. Was er eigentlich wollte — denn er wollte gewiß etwas — kam nicht zur Sprache, denn Bettina von Arnim folgte bald, und dann auch Herr Kohl, der berühmte Reisende. Königsmarck blieb noch eine Weile, sowohl wegen Bettinens als wegen Kohl's, der ihm wegen seiner Schriften merkwürdig war. Als er gegangen war, setzte sich zwischen Bettinen und

Kohl die Unterhaltung lebhaft fort, er mußte errathen, daß er Bettinen vor sich habe, denn sie verbot mir, daß er es hörte, sie zu nennen! Es machte sich etwas kindisch, zu solchen kleinen Ziereteien gehört Jugend und Anmuth. Sie ging fort, in der Meinung, Kohl sollte folgen, und sie wollte dann wieder bei mir eintreten. Aber Kohl blieb mit mir und Ludmilla, die ich hatte rufen lassen. —

Mit Vergnügen den Aufsatz Pröhle's über Jahn gelesen, er ist mit vieler Einsicht und löblicher Gerechtigkeit abgefaßt. Das angeführte Zeugniß Pfuel's für Jahn, wonach dieser manchen nambaften Gefechten beigewohnt haben soll, ist zugleich eines der Gutmüthigkeit, mit der Pfuel dergleichen behandelte; das Bataillon Jahn's hat die Gefechte wohl mitgemacht, er aber persönlich nicht, es war aber die Klage, die damals geführt wurde, daß es sich immer so traf, wenn die Lützower in's Feuer kamen, so war Jahn nicht da, hatte sich Aufträge gemacht, verschicken lassen ꝛc. —

Pitt-Arnim hat bei Hof einen Rangstreit mit dem Minister von der Heydt gehabt, und ihm bewiesen, daß der Oberst-Mundschenk, seitdem das St hinzugekommen, den Rang vor dem Staatsminister habe. Heydt mußte aufstehen, und den Platz räumen. Die plebejische Exzellenz ist ganz außer sich über diese Schmach! —

Donnerstag, den 29. Dezember 1853.

Besuch von Herrn Dr. Hermann Franck. Geistvolle Bemerkungen über Gedächtniß, Namen, Erlernen, Umgang, Gesellschaft. Daß Frauen bei uns in der Regel gar wenig wahre Kenntnisse haben, daß es ihnen, wie Erhard ganz allgemein behauptete, an eigentlichem Interesse für die Wahrheit fehlt, mit seltenen Ausnahmen! Ebenso gebe ihnen, mit seltener Ausnahme, die Fähigkeit strengen Denkens ab. „Wie

viele Männer aber ſind in dieſem Betreff den Frauen gleich!“ Freilich wahr! Auch hier kann man ſagen, ſind die Ausnahmen ſelten. Beim Lichte beſehen ſind es wieder mehr die Unterſchiede der Menſchen, als der Geſchlechter, die man zu bemerken hat. —

Allgemeine Mobilmachung in Rußland befohlen. Hat nicht viel zu bedeuten, wenn man ſich nur nicht ſchrecken läßt! — Perſien gegen die Türkei, auch mehr Wort als That. Aber Reizung für England. —

Neuerdings noch Verhaftungen von Handwerkern in Betreff des ſogenannten Märzkrawalls „zum Behuf des Märzkomplotts“ ſagen die Leute, die Polizei arbeitet daran, es fertig zu machen; ſie darf doch nicht Unrecht haben! Der ſelige Tzſchoppe legte unter die Papiere der Verhafteten ſtrafbare hinein, wenn ſich nur unſchuldige fanden. —

Ein Herr von Puttkammer in Oſtpreußen wird als Hochverräther durch Steckbriefe verfolgt. —

In Baden viele Verhaftungen wegen der Flugſchrift: „Katholiken, paßt auf!“ Doch bleibt die elende Regierung rathlos. — In Freiburg iſt der Stadtdirektor Burger, den der Erzbiſchof in den Bann gethan, mit faſt hundert Stimmen gegen ſechs, zum Präſidenten des Muſeums gewählt worden. Alles katholiſche Stimmen; ſo viel macht man ſich aus dem Kirchenbann! —

In Goethe geleſen, im Plutarchos, Franz Löher's „Graf Sporck“. —

Zweikämpfe in Madrid, der Sohn des nordamerikaniſchen Geſandten Soulé mit dem Herzog von Alba, der nordamerikaniſche Geſandte ſelbſt mit dem franzöſiſchen; letzterer in's Knie geſchoſſen. —

In Goethe gelesen. In Karls von Jariges Briefen die Mittheilungen über seine mit Bincke gemeinsam in Spanien gemachte Reise aufgesucht. Englisches gelesen. Versuch der Nordamerikaner in Japan Verbindungen zu knüpfen. —

Graf von Yorck hat nun doch eine auf ihn gefallene Wahl (in Neuwied, wo ihn niemand kennt! Einfluß von Bethmann-Hollweg!) angenommen, aber zur zweiten Kammer. Zur ersten Kammer mußte er ablehnen, weil diese nach den Ansichten der Parthei Bethmann-Hollweg, zu der er gehört, in der jetzigen Zusammensetzung nicht zu Recht besteht. Nach unserer Ansicht ist die zweite um nichts besser!

Der Polizeimeister von Selzer in Elbing, bekannt durch seine frechen Uebergriffe, wünschte in die dortige Gesellschaft „Humanitas" aufgenommen zu werden! Der Vorstand hat ihn abgewiesen. —

Die Neue Preußische Zeitung bringt heute einen frommen Artikel zu Preis und Verherrlichung des Kaisers von Rußland; ein wahres Bubenstück lügnerischen Aufwands der Religion, um die unreinen Herrschgelüste eines fremden Despoten zu beschönigen. Die Kreuzzeitung ist heutiges Tages in Betreff Rußlands um nichts besser als das Schandblatt „der Telegraph" von Lange im Jahre 1806 in Betreff der Franzosen war. —

Merkwürdig ist es, wie der ehemalige Minister von Bodelschwingh im Leben Bincke's die Ansichten desselben über Besteuerung, Kriegsdienstpflicht, Patrimonialgerichte, Jagdrecht, Majorate ꝛc. — ganz im liberalen Sinn aufstellt, und einigermaßen mitvertritt. Das ganze Buch ist eine Reihe tüchtiger Ohrfeigen für die Gerlach's ꝛc.

General Fleischmann, vom Tambour zum Generallieutenant und Gesandten aufgestiegen, starb am 27. in München im 84. Jahre. Ich machte in Kissingen seine Bekanntschaft;

durch Fähigkeiten war er aufgestiegen, durch Eigenschaften, die man nicht Tugenden nennen kann. —

Sonnabend, den 31. Dezember 1853.

Zum Schlusse des Jahres droht alles mit großem europäischen Krieg. Louis Bonaparte wird Belgien, das linke Rheinufer an sich reißen, Italien gegen Oesterreich in Empörung setzen. Dies kann nicht ohne revolutionaire Mittel geschehen, bei denen aber keine Rechnung anzulegen ist; es kann dann mehr und anderes geschehen als man erwartet. Dies sehen die Regierungen — so klug sind sie doch — und auch — Bonaparte — wohl ein, und werden den Krieg noch vermeiden. Ist aber der Zwang der Dinge so groß, muß Bonaparte zum Krieg schreiten, dann sorge er nur, daß er Sieg an Sieg reihe, sonst ist er verloren! Dasselbe rath' ich auch den Preußen, den Oesterreichern, sonst ist es schlimm für sie! — Was im Innern von Rußland vorgeht, davon melden keine Zeitungen etwas; nach vertraulichen Angaben reisender Russen ist aber die Mißstimmung gegen den Kaiser groß, und sein Ansehen tief gesunken. Er mag wünschen, den türkischen Handel nicht angefangen zu haben. Kann er nicht den Schein retten, muß er offenbar nachgeben, so ist er verloren, und erleiden seine Heere Niederlagen, so sind die Folgen für ihn gar nicht abzusehen. Englische Blätter sprechen schon von einem Aufstand in der Krim, als Thatsache noch keineswegs anzunehmen, aber als Fingerzeig merkwürdig und bedeutend! —

Ich konnte nicht zu Frau von Rimptsch. Nach dem Thee mit Ludmilla Schach gespielt, aber vor dem Eintritt des neuen Jahres aufgehört. Mit guten Glückwünschen dies begonnen.

In Goethe's Farbenlehre gelesen, in Louis Blanc. —

1854.

Sonntag, den 1. Januar 1854.

Von allen Seiten düstere Weissagungen für dies beginnende Jahr! Das rothe Gespenst in Frankreich glauben sie durch den — Teufelsbanner Louis Bonaparte glücklich verscheucht, da droht ihnen ein grünes Gespenst in Rußland, heraufbeschworen durch den Kaiser Nikolaus, den sie auch für einen Retter hielten. Was auch immer geschehen mag, in allem Unheil und Verderben werden *wir* unsere Genugthuungen haben, dafür ist gesorgt! Ich bin aber auch sehr darauf gefaßt, daß das Jahr *ohne* große Schläge vorübergeht, träg und klein und erbärmlich, wie jetzt alle Machthaber sind. Die Völker wachsen indeß immerfort, auch unter der Hülle der Unterdrückung. Sie brauchen lange, lange Zeit zu ihrer Einigung, sonst — wäre schon jetzt alles anders! —

Wenn man zurückblickt, wie früher die Dinge waren, was man von ihnen erwartet hat, und wie sie geworden sind, so lernt man sicher das Wesentliche von dem Scheinbaren unterscheiden, und bekommt einen Maßstab in die Hand, mit dem man ruhig und ungeirrt die weitern Tage durchschreitet! — Unsere heutigen Eitelkeiten werden dahinfahren, wie die ehemaligen; wir wollen sie deßhalb nicht unbedingt verwerfen, aber als das hinnehmen und genießen, was sie nach dieser Erkenntniß wirklich sind. —

Montag, den 2. Januar 1854.

Schwerfälliger Traum von einer Schlange, die man in einer Geſellſchaft als Scherz einführte, und die im Ernſt gefährlich war; ich wehrte ſie mir ab, und drohte ihr den Kopf abzuſchneiden, falls man ſie nicht entfernte. Den ganzen Vormittag behielt ich die widrigen Eindrücke. — Dann kam Frau von Bock (Schröder-Devrient) heiter und freundlich, auch bei alternden Zügen noch voll Anmuth! Sie verkündigte uns, daß ihr der Eintritt in Rußland nicht mehr verſagt ſei. Nach Rußland gehen zu dürfen, ſoll man ein Glück nennen! Aber in ihren Verhältniſſen iſt es eines, ſie mußte es zugeben. —

Dienstag, den 3. Januar 1854.

Brief aus Genf von Helmina von Chézy; ſie klagt mir ihr ſchweres Unglück, völlig erblindet und dadurch in erhöhter Bedrängniß und Sorge zu ſein. Sie hofft Unterſtützung aus Frankreich, aus Preußen, am erfolgreichſten aber, meint ſie, würde für ſie ſein, wenn zu ihrem Vortheil eine allgemeine Aufführung der von ihr gedichteten Oper Euryanthe ſtattfände, ein Gedanke, dem bereits Meyerbeer günſtig zugeſtimmt habe, und für den auch ich möglichſt wirken ſoll. Ich überlege mir die Sache und ſetze ſogleich etwas auf, das zu dieſem Zwecke dienen kann. Die arme Frau iſt ſehr bedauernswerth, die Noth im Alter ſo ſchrecklich, daß man nicht erſt lange fragen darf, wiefern ſie verſchuldet ſei oder nicht! —

Beſuch von Herrn Prof. Dirichlet; ſeine Mathematik will er über die Philoſophie erheben, was ich nicht geſtatte; was wollte die Mathematik anfangen, wenn ſie nicht Philoſophie ſchon in ſich hätte? Die Philoſophie iſt die Bewegung des Geiſtes, daher wandelbar und wechſelvoll, die Mathematik iſt ſtarr und feſt, aber ohne Lebensreiz und Anmuth; jeder ver-

bleibe ihre Ehre auf eignem Boden! Herr Prof. Adolph Stahr kam dazu. Wir beſprachen mancherlei Gegenſtände, die Menſchenfurcht und Schmiegſamkeit ſo vieler Gelehrten, an der Spitze der Karakterloſen ſtand Ranke, von dem uns Dirichlet eine ſchimpfliche Geſchichte mittheilte. — Bettina von Arnim kam, ging mit zu unſerem Mittageſſen.

In Hamburg iſt der Architekt Chateauneuf, der vor fünfunddreißig Jahren mit ſeinem Genoſſen Weiſſenburg in Berlin bei uns war, und nachher viele Bauten in Hamburg ausgeführt hatte, geſtorben. Er war ſeit längerer Zeit wahnſinnig geworden. Ich habe ſeinen Vater gekannt, der Sänger bei der franzöſiſchen Schauſpielergeſellſchaft in Hamburg war, und bei einem Feſte der franzöſiſchen Republik in Harvſtehude uns durch kühne Freiheitslieder entzückte. —

Mittwoch, den 4. Januar 1854.

Die Neue Preußiſche Zeitung iſt geſtern polizeilich beſchlagen worden, ich erhielt ſie noch; die heutige ebenfalls weggenommen, erhielt ich nicht. — (Erſtere wurde ſpäter wieder freigegeben.)

Der General, Kommandant von Koblenz, Herr von Griesheim, iſt am 1. Januar daſelbſt geſtorben. —

Donnerstag, den 5. Januar 1854.

Brief und Weihnachtslied vom Kriegsrath Karl Müchler; der neunzigjährige Greis dichtet noch, und nicht ſchlechter als ſonſt. —

Die Neue Preußiſche Zeitung meldet kläglich ihre zweimalige Beſchlagnahme, ſie dreht und ſchimpft nicht, ſie fragt beſcheiden, warum ihr das geſchehe? Sie iſt ſehr herunter gekommen! —

auf dem todtblaſſen Papiere thun läßt, wie ſehr, wie innigſt ich Sie, meine Edle, verehre und liebe.

Leben Sie glücklich und gedenken meiner in Milde.

Von ganzem Gemüth

Hochachtungsvoll

der Ihrige

Oelsner.

75.

Varnhagen an Oelsner.

Berlin, den 27. Dezember 1821.

Meinen Brief vom 14. dieſes werden Sie, verehrteſter Freund, erhalten haben. Er begann mit der unerwünſchten Nachricht, von der Beſchränkung unſerer Kouriergelegenheit, eine Beſchränkung, die in dieſer erſten Zeit ſtrenge gehandhabt wird und mir nicht geſtattet, Ihren Wunſch, in Betreff des Caviars, zu erfüllen; ja, bei jedem Briefe tritt der unangenehme Zweifel ein, ob er nicht diesmal zurückgewieſen wird. Inzwiſchen erhofft man nach einiger Zeit wieder Milderung der Vorſchrift oder doch der Uebung, und dann ſoll es an mir nicht fehlen! Merkwürdig iſt es, daß der Fürſt Staatskanzler gegen die Maßregel gemeinſchaftlich mit dem Hrn. Grafen von Bernſtorff Einſprache zu thun wünſchte, dieſer aber ſeinen Beitritt verweigerte und der Sache ihr Bewenden ließ. Der an ſich unbedeutende Umſtand dieſer Verweigerung wird von manchen Seiten begierig aufgefaßt und mit ähnlichen Zügen zuſammengeſtellt. Man will die Meinung nicht fahren laſſen, daß der Fürſt mit einem großen Theile unſerer bedeutenden Staatsmänner mehr und mehr zerfalle und vielleicht ſeinem Austritte aus den Staats-

Ein Tagelöhner, von gutem Ausſehen, war wegen Obdachloſigkeit verhaftet und ſtand vor Gericht wegen Arbeitſcheu. Er berief ſich auf einen Bürger, bei dem er gearbeitet, und dann vergebens zu neuer Arbeit ſich gemeldet habe. Der Bürger erkannte ihn nicht gleich, dann aber doch, ging auf ihn zu und gab ihm die Hand, er ſei ein guter Mann und braver Arbeiter, den er ſogar gewünſcht wieder auffinden zu können. Der Staatsanwalt beantragte ſogleich Freiſprechung, der Präſident des Gerichts ſprach ſie ohne Berathung aus. Der Freigeſprochene aber hat zwei Monate in vorläufiger Haft zugebracht! Er heißt Rheinſtein. Und bei ſolchem Rechtsfrevel bleiben die Behörden ſtumm, die Kammern ſtumm! Freilich dieſe Lumpenkammern, falſchen Kammern, Minoritätskammern, gefüllt mit dem Junkerpöbel und Beamtenlakaien! —

Sainte-Beuve's Artikel über Condorcet iſt das Schlechteſte, was ich bisher von ihm geleſen habe. Aus niederm Standpunkt, augendieneriſch für gewiſſe herrſchende Meinungen, ohne allen politiſchen Geiſt, auf den es hier ſo weſentlich ankommt, ohne alle Einſicht in die großen Verhältniſſe, das Kochen und Brauſen der wilden revolutionairen Gewäſſer. Ein Franzoſe, der dafür keinen Sinn, kein Urtheil hat, iſt eine Seltenheit. Condorcet war einer der edlen Helden der Revolution, der im Eifer für das Heil der Menſchheit vieles überſehen durfte, beſonders aber das, was diejenigen traf, die bis dahin alles überſehen, was nicht ſie ſelbſt unmittelbar anging! — Fontenelle, Droz, die Genlis, ſolche Leute mag Sainte-Beuve beurtheilen; die Condorcet, Diderot, Mirabeau ſtehen außerhalb ſeines Bereichs. —

Der König war heute bei der Feierlichkeit der Fortbringung der Leiche des Generals von Radowitz kurze Zeit gegenwärtig, hielt am Sarg ein ſtilles Gebet, küßte dann die anweſenden Söhne des Verſtorbenen auf die Stirne. Pitt-Arnim

ſagt, das koſtet ihn gar nichts; das kann er immer, dazu braucht er nicht das geringſte Gefühl ꝛc. —

Als Herr von Bismarck-Schönhauſen nach Frankfurt am Main als Bundestagsgeſandter kam, bemerkte er ſehr mißfällig, daß die preußiſchen Geldgeſchäfte durch Rothſchild beſorgt würden, und er verlangte, daß es durch Bethmann geſchehen ſolle. Der Jude war ihm verhaßt; er machte eine Geſinnungsſache daraus, mit dieſem nichts zu thun zu haben. Die Behörden in Berlin wollten aber ſeine Weiſungen nicht annehmen. Nach einiger Zeit bemerkte man, daß Herr von Bismarck ſeine Beſoldung durch Rothſchild beziehe, daß er dies Haus warm empfehle, und in großer Vertraulichkeit mit den Häuptern deſſelben verkehre. —

Freitag, den 6. Januar 1854.

Es kam Bettina von Arnim. — Berathung wegen Achims von Arnim und Clemens Brentano's Briefwechſel. Schnurren und Unarten des ungezähmten Bruders, ich erwähnte ſeiner Liebenswürdigkeit. „Ja, mit der hat er gewuchert, wie der ärgſte Jude!“ Lob der Sophie Mereau, die er hart gepeinigt; ſein Unrecht auch gegen die zweite Frau. Bettina war ganz aufrichtig über ihn. —

Wie im Leben des Einzelnen die gleichförmigen, ruhigen Tage nur durch ihre Anhäufung etwas ſind, die Höhe und der Glanz des Lebens aber in wenigen außerordentlichen Tagen beſteht, die einen Wendepunkt, einen Erfolg, eine Begeiſterung enthalten, ſo iſt es auch mit den Nationen. Werth und Bedeutung derſelben beruht in ſolchen Geſchichtsmomenten, die das Innerſte zur Erſcheinung rufen. Unvergeßlich iſt uns der ſiebenjährige Krieg, unvergeßlich die Kataſtrophe von 1806, unvergeßlich die Ruhmeszeit der Befreiungskriege; doch alle dieſe Geſchichtsmomente überſtrahlt das Jahr 1848. Das

Beſte und Höchſte der Deutſchen kam da zum Vorſchein, in überſchwänglicher Fülle. Die ganze Nation war eine Einheit, wie noch nie, alle beſten Kräfte und Talente, das reinſte ſittliche Streben, arbeiteten an Entwickelung und Ausbildung der neuen Zuſtände. Nie war in Deutſchland ſoviel Gutes, Edles, Hohes ſo gemeinſam rege. Die Nation erwies ſich großmüthig, hochgeſinnt, maßvoll; nur klug und ſchlau war ſie nicht! Daher ging auch alles ſchlecht. Sie war ihren innern Feinden nicht gewachſen, weil ſie ihnen vertraute; ſie ließ ſich zu Dünkel und Eigenſucht verleiten. Aber dennoch, die vier Monate der Freiheit und Selbſtſtändigkeit, die wir erlebt haben, ſind ein unvergänglicher Feſttag in unſerer Geſchichte, der immer ſich erneut, ſo oft wir ſeiner nur gedenken. Heil dem Jahre 1848! —

Sonnabend, den 7. Januar 1854.

Im Bette die Zeitung leſend, werde ich durch die Nachricht erſchüttert, daß am 5. mein Freund Gubrauer in Breslau geſtorben iſt! Da er nicht, wie ſonſt wohl, nach Empfang meines Buches ſogleich geſchrieben hatte, vermuthete ich ihn krank, aber an ſeinen Tod wollt' ich nicht denken. Der Arme! es iſt ihm nicht viel Glück beſchieden geweſen, er hat ſich immer durchquälen müſſen, und ſeine Arbeiten fanden wenig Lohn! Seine Arbeit, welche die Biographie Leſſing's von Danzel fortſetzte, ſeine beſte und reifſte, iſt nun abermals unterbrochen, und ein Dritter wird ſich daran machen müſſen. Ich ſchrieb der Wittwe gleich mein Beileid, meine Theilnahme. Schwere Sorgen werden auf den Hinterbliebenen laſten! —

Daß man nur nicht glaube, weil ich mich mit Allgemeinem tröſte, und das auf Augenblicke uns Erſchienene preiſe, ich erkläre mich damit abgefunden und zufrieden! Im Gegentheil, der Troſt iſt nie die Sache ſelbſt, und dieſe wird nie

durch jenen erſetzt. Ich verzichte auf nichts, wiewohl ich viel entbehren und auf die Zukunft verwieſen ſehen kann, ohne mich zu ſehr zu grämen, oder gar zu verzweifeln. Dieſe Stimmung iſt mir grade dadurch möglich, daß ich alles von der Zukunft erwarte, in ihr alles vergraben und daher ſicher bewahrt weiß, was jetzt noch vorenthalten wird. Die Zukunft, die ganze Zukunft, welch unermeßliches Reich! Was iſt dagegen ſo ein ganzes ruſſiſches Reich, obſchon es ſich rühmt, ein Neuntel des feſten Erdbodens zu ſein. —

Sonntag, den 8. Januar 1854.

In meinen Papieren gearbeitet, ungeſtört den ganzen Vormittag. Nachmittags wollt' ich nachſehen, wie einige Ausdrücke Leſſing's in der 1772 hier erſchienenen franzöſiſchen Ueberſetzung der Minna von Barnhelm wiedergegeben ſind, gerieth in's Leſen, und war ſo ein guter Narr, das ganze Schauſpiel in dieſer Ueberſetzung durch und auszuleſen, einzig durch den Sinn und Geiſt des edeln Verfaſſers fortgeriſſen, deſſen große und kleine Abſichten in dieſem Erzeugniß mir mehr als je einleuchteten. —

Wer ſoll jetzt Leſſing's Biographie fortſetzen, nachdem zwei Unternehmer, Danzel und Guhrauer, darüber geſtorben? —

Louis Bonaparte ſpricht davon, daß er bei den Uebergriffen Rußlands gegen die Türkei „ein Pfand" nehmen müſſe, damit Frankreich nicht zu kurz käme. Meint er Candia, oder gar Belgien? —

In den Gränzboten ſteht ein recht verſtändiger, leſenswerther Aufſatz über Calderon und ſeine Wirkung in Deutſchland. Nach dem Vorgange Goethe's ſind die Vorzüge des ſpaniſchen Dichters bereitwillig anerkannt, ſeine Nachtheile gehörig ausgeſprochen. Allerdings iſt Shakeſpeare ein größerer Dichter, aber Calderon bezeichnet eine größere Nationalbildung, und in

der That können wir dieſe uns kaum groß genug denken, wenn wir erwägen, daß ſolche dramatiſche Dichtungen allgemein gefielen und verſtanden wurden. Daß die ſpaniſchen Versarten für uns zu künſtlich ſeien, die Reime uns verwirren, die Aſſonanzen uns ganz verloren geben, kann ich durchaus nicht zugeben; mir wenigſtens geht nichts von dieſer üppigen Ausſtattung verloren, ich empfinde den ganzen Zauber derſelben ohne alle Störung des Sinnes, und es mag noch viele Leſer und Hörer geben, bei denen dies ebenſo der Fall iſt. — Wie vermiſſe ich die Aſſonanzen im Herder'ſchen Cid! —

Dr. Ladendorff, zum Märzkomplot gehörig, war aus dem Kriminalgefängniß wegen Geiſtesſtörung zur Charité gebracht worden, jetzt hat man ihn, den noch immer Wahnſinnigen, wegen größerer Sicherheit, wieder in's Kriminalgefängniß zurückgebracht. —

Montag, den 9. Januar 1854.

Ich las in Goethe und im vierten Bande der Causeries du lundi. —

Bis tief in die Nacht blieb ich ohne Schlaf, und nicht erfreuliche Bilder und Gedanken hielten mich wach. Das Dahinſchwinden aller Dinge, das Sterben der Menſchen, die allmählige Veränderung der Welt, in der man alles Bekannte nach und nach verliert, ſich von allen Befreundeten verlaſſen, von Fremden umgeben ſieht, das Zurückrufen des Vergangenen, des Unwiederbringlichen, die Vergeblichkeit dieſes Ringens, das Verſchwimmen des reichſten Lebens in ein ununterſcheidbares Allgemeine, alles dies bewegte mich ſchwermüthigſt. —

Dem Prediger Baltzer bei der freien Gemeinde in Nordhauſen, iſt von der Regierung bei nambafter Strafe verboten worden, den Kindern ſeiner Gemeinde Religionsunterricht zu ertheilen, nicht einmal ſeine eignen Kinder ſoll er unterrichten!

So weit geht die freche Willkür, die Verfolgungssucht, der Unsinn, von Behörden! —

Dienstag, den 10. Januar 1854.

Die Neue Preußische Zeitung lebt den verstorbenen Gubrauer, als wenn er einer der Ihrigen gewesen wäre. Das war er durchaus nicht. Er war kein politischer Held, nicht einmal ein politischer Soldat, aber seine Gesinnungen und Wünsche waren für die Freiheit. —

Das neuste Blatt von der Wochenschrift des Predigers Uhlich ist in Magdeburg von der Polizei weggenommen worden. Der freien Gemeinde, die sich wegen der ungerechten Zurücknahme ihrer Konzession an das gesammte Staatsministerium gewendet hatte, ist von diesem ein zurückweisender Bescheid geworden; sie steht nun unter dem sogenannten Vereinsrecht, das heißt unter gar keinem, sondern unter der Willkür der Polizei, die ihr schon den Garaus machen wird, durch Scheerereien und Quängeleien, Forderungen, Eingriffe ꝛc. Man will diese Gemeinden einmal zu Grunde richten, und hat doch nicht den Muth, es mit einem Schlage zu thun. — Wislicenus hat in Boston eine gute Stelle bekommen. — Herr Stamm, der früher hier über Religion schrieb, hat in London eine religiöse Sekte gestiftet, die großen Zulauf haben soll. —

Von Lamartine sind die zwei ersten Bände seiner Geschichte der französischen Revolution erschienen: „1789, les Constituants". —

Der König hat dem jetzigen Abgeordneten, Herrn Assessor Wagener, die Gefängnißstrafen, die er als Redakteur der Kreuzzeitung, namentlich durch Verläumdung des Herrn Präsidenten Bloch verwirkt, in Gnaden erlassen. Man sagte es schon lange, heute wird es öffentlich eingestanden. Man sieht in

dieſer Begnadigung eine neue Beleidigung Bloch's, die ihm freilich nicht vom erſten Beleidiger zugefügt wird! — Der Beleidiger hat vorher die ihm auferlegte Bedingung erfüllen müſſen, und den Beleidigten um Verzeihung bitten müſſen. Das hat der — denn auch ſchriftlich gethan. Damit iſt natürlich nichts gebeſſert. Es iſt ein Hohn mehr gegen die Geſetze und gegen Bloch. — (Siehe d. 19. Oktober 1853.) —

Hausſuchungen in Halberſtadt, im Poſen'ſchen, letztere durch Anzeigen von Warſchau her veranlaßt. Den Ruſſen wird bei Annäherung eines europäiſchen Krieges bange, daß die Polen ſich regen! —

Mittwoch, den 11. Januar 1854.

An den Verhandlungen unſerer Kammern kann ich kein Vergnügen finden, wenn auch mitunter ein guter Hieb fällt, von Vincke, von Bethmann-Hollweg und Andern. Der Boden iſt ſchlecht, er kann die rechten Erzeugniſſe nicht liefern. Um Kleinigkeiten wird geſtritten, alle großen Fragen ſind unterdrückt, alle Hauptſachen ſind verloren, oder der Willkür überlaſſen. Da ſchweigen die Abgeordneten! Und die erſte Kammer! Sie bleibt noch in die volksthümlichen Lappen bekleidet, bleibt noch vom Schmutze ſogenannter Wahl beſudelt, in zweifelhaftem, beſtrittenem Rechte ſich hinſchleppend, weil es dem Unvermögen noch nicht gelingt, die Pairskammer zu ſchaffen, zu der es ſich das Recht und die Erlaubniß ſchon vor Jahren ausbedungen! Unvermögen und Tücke geben gern zuſammen.

Die Kammern haben in geheimer Sitzung vernommen, daß die preußiſche Regierung mit Oldenburg einen Vertrag geſchloſſen, nach welchem Preußen einen Kriegshafen in dem Jahdebuſen gründen darf. Im Allgemeinen macht das wenig Eindruck. Man ſieht zunächſt nur eine Vermehrung der Staatsausgaben, eine Gelegenheit zu großen Verſchwendun-

gen; denn daß aus der preußischen Marine unter diesen jetzigen Umständen etwas werden könne, glaubt nicht leicht jemand, als wer bei dem Schwindel betheiligt ist. —

Ludmilla bemerkt sehr richtig beim Lesen der Behse'schen Bücher, das sei eine Galerie von Leuten, die fast alle wenigstens das Zuchthaus verdient hätten, — diese sogenannten deutschen Landesväter! Es ist gut, daß ihre Bildnisse dem Volke einmal vorgestellt werden, und dies Verdienst hat Behse, mögen seine Bücher auch sonst keine historischen oder ästhetischen Muster sein. —

Gestern am 10. starb hier die Hof- und Staatsdame Gräfin von Viereck, 88 Jahre alt. Sie war Hofdame bei der Königin Luise, von 1793 bis an deren Tod. —

Die gespreizte Ziererei, mit der die Reaktion seit dem Herbst 1848 die preußische Nationalkokarde aufsteckte, um die deutsche zu verdrängen — die letztere wurde von der Demokratie aufgegeben, als die preußischen Truppen sie noch trugen — läßt schon merklich wieder nach. Man schämt sich dieses Zeichens, das der verrufene Treubund führt, man hält es für geschmacklos, so die politische Meinung zu zeigen, und diese wird nicht einmal richtig dadurch ausgedrückt, die Kreuzzeitungsjunker trügen lieber die russische Kokarde! — Seltsame Geschichte der preußischen! Im Jahre 1813 erfand sie Hardenberg als Vereinigungszeichen aller Preußen, und sie wurde mit Begeisterung von Hohen und Niedrigen aufgesteckt. Nach dem gewonnenen Kriege trug man sie schon seltener, die Aristokraten legten sie mehrentheils ab. Im Jahre 1819, als ich wieder nach Berlin kam, war sie fast verschwunden. Die liberale Opposition aber, zu der damals Savigny, Eichhorn, Stägemann, Schleiermacher ꝛc. gehörten, trug sie geflissentlich zur Schau. Im Jahr 1848 die Reaktion! —

eine gehässige und dumme Nelle; das Blatt wurde geschafft, aber nun behauptete er, da dasselbe nur von einer Reise nach Mecklenburg spreche, an der nichts gelegen sei, der Justizbeamte aber auch Hamburg hinzufüge, wodurch ein wichtiger Zweck vereitelt worden, so sei die ganze Verantwortlichkeit jenem mit Recht aufzulegen. Aber in dem wiederholt Abgedruckten fand sich der Name Hamburg keineswegs, der kam nur in der dummen Anklage vor; der Oberstaatsanwalt, obschon hiedurch ganz beschämt, verlangte dennoch eine Verurtheilung, und das Gericht, unter Vorsitz des Präsidenten von Strampff, war so schwach, sie zu gewähren, doch nur die geringe Geldstrafe von 10 Thalern, damit die Regierung nicht Unrecht habe! Was soll man zu solcher Justiz sagen? Statt der Polizei und der Oberstaatsanwaltschaft giebt es nun drei, die Unrecht haben, nämlich auch der Disziplinargerichtshof dazu! —

Freitag, den 13. Januar 1854.

Geschrieben: über die französische Revolution von 1789, sie dauert noch immer in größtem Maßstabe fort, und wird noch lange fortdauern! Ihre Mißgestalten sind nicht ärger als die des Christenthums, ihre Evangelien nicht minder segensvoll als die christlichen; wie man auch diese mißbraucht, verkehrt, gebrochen habe, immer wieder treten sie gereinigt, in ursprünglicher Schönheit und Größe hervor; so auch die politischen Evangelien von 1789, und nichts hat ihnen geschadet, weder Robespierre und Bonaparte, noch Pitt und Thugut. Leben wir getrost in die Zukunft hinein, die Menschheit schreitet fort zum Guten und Wahren! —

Die Volkszeitung rügt in einem vortrefflichen Artikel das gegen den Prediger Balzer in Nordhausen erlassene Verbot, Religionsunterricht zu ertheilen, selbst die eignen Kinder soll er nicht unterrichten!

geſchäften nahe ſei; das fortdauernde Beſtehen und die entſchloſſene Thätigkeit der Konſtitutionskommiſſion, an welcher der Fürſt keinen Antheil hat, wird hauptſächlich als Stütze jener Meinung angeführt. Doch iſt dies ein zu gewagtes Feld, als daß ich meinen eignen Vermuthungen hier einen Spielraum geſtatten möchte. Aber unſere Verfaſſungsangelegenheit ſoll in der That Fortgang haben, und uns ſchon im nächſten Jahre Provinzialſtände und in dieſen ſelbſt den Stoff von Wahlkollegien liefern, aus denen im Jahre 1824 die Reichsſtände hervorgehen könnten. Dieſer Zeitpunkt ſcheint noch fern, er wird aber ſchnell genug da ſein, und inzwiſchen hätten wir auch hier ſchon nächſtens in den brandenburgiſchen Ständeverhandlungen ein merkwürdiges Vorſpiel vor Augen! Ich falte meine Hände in Unſchuld und erwarte mit Geduld die Dinge, die da kommen ſollen. Ich möchte gegenwärtig nicht mehr die Verantwortung auf mich nehmen, zu der Sache gerathen zu haben, will aber aufrichtig jedes Gute preiſen, das auf dieſem Wege erzielt wird; den Männern, welche die Sache betreiben, iſt es gewiß rechter Ernſt damit.

Im Oſten entfaltet ſich nach und nach der weitumfaſſende Plan des ruſſiſchen Kabinets, deſſen Abſichten auf die Türkei keinem Zweifel mehr unterliegen. Mit Umſicht, Vorbedacht, Eifer und Nachdruck wirkt der von Capodiſtrias und Speranski in enger Verbindung ausgehende Geiſt. Der Einfall der Perſer in das türkiſche Reich iſt eine Folge der längſt vorher für ſolche Umſtände vorbereiteten Verhältniſſe. Man wünſcht in St. Petersburg einen Krieg mit den Großmächten Europa's zu vermeiden, man hofft dieſelben theils durch Ereigniſſe jener Art zu ſchrecken, theils durch Anerbietungen zu begütigen. Inzwiſchen kann bei einer Theilung von türkiſchen Ländern das Loos Oeſterreichs und Englands

Die Nationalzeitung freut ſich des preußiſchen Kriegshafens in der Jahde. Ich kann ihrer Aufſtellung nicht beiſtimmen. Wenn auch in der Folge, gewiß erſt in ferner Zeit, etwas aus der preußiſchen Flotte wird, ſie zur Bedeutung gelangt und Nutzen bringt, ſo iſt es doch zweifelhaft, ob der Erfolg die Kräfte werth ſein wird, die auf dieſe erkünſtelte Schöpfung verwendet werden. Für jetzt, für unſere Zuſtände, iſt jede Zerſplitterung der Kräfte eine Schwächung, und die Luſt und der Eifer für die Sache nur hoffährtige Thorheit. —

Sonnabend, den 14. Januar 1854.

Eine Abtheilung der engliſch-franzöſiſchen Flotte iſt nun wirklich am 3. aus dem Bosporus ins ſchwarze Meer geſchifft. Die Verwickelung wird nun bedenklicher. Merkwürdig iſt die Schwäche und das Mißtrauen, die in allen Regierungen offen an das Licht treten. Keine Regierung vertraut dem eignen Volke, keine wagt ſich auf daſſelbe zu ſtützen, jede hat einen Theil ihrer Unterthanen ſorgſam zu bewachen. Jammerzuſtand! —

Verurtheilungen in Prag; junge Leute wegen politiſcher Vereine, zum Tode! Begnadigt zu mehrjähriger Schanzenarbeit in Eiſen. Solche Gnade iſt eine Schmach für die Begnadiger wie für die Begnadigten. —

Der freien Gemeinde in Magdeburg wird von der Polizei wieder mit roher Willkür arg zugeſetzt. —

Sonntag, den 15. Januar 1854

Der Lage der Dinge hier in Preußen iſt offenbar keiner der ebenſtehenden Leute gewachſen, nicht der König, nicht die Miniſter, noch ſonſt jemand von wirklichem Einfluß oder An-

ſehn. Um Preußens Verhältniß zu erkennen, iſt der richtige Ueberblick aller europäiſchen Zuſtände nothwendig. Wer hat den bei uns? wer kann ihn haben? Bei den andern Regierungen ſieht es nicht viel beſſer aus, das iſt wahr, und iſt Preußens Glück, aber die andern wollen und betreiben doch etwas, haben Abſichten und Zwecke; in Preußen iſt man zufrieden, im gewöhnlichen Tuſel ſo hinzuleben, im Winter das Karneval- und Ordensfeſt zu feiern, im Sommer die Bäder zu beſuchen, nebenher einige Phantaſeen zu befriedigen, um im Uebrigen Gott einen guten Mann ſein zu laſſen. Sogar die politiſchen Traditionen, die hier aus alter Zeit noch in der Königlichen Familie lebten, ſind erloſchen, der Geiſt Friedrich's iſt ganz und gar gewichen. Den Staat zu regieren hat man verlernt, ſeine Macht und Stärke ſelbſt werden zur Verlegenheit, man wünſcht eine untergeordnete Stellung, wie ſie Baiern hat, man möchte in den großen Fragen lieber gar nicht mitſprechen! — Ich bedaure die armen Teufel, die unſere diplomatiſchen Schriften jetzt abfaſſen müſſen, ſie ſind genöthigt, lauter Phraſenkunſt zu machen, den bloßen Schein zu wahren, als wäre hier irgend eine feſte Anſicht, irgend eine Entſchloſſenheit. Wehe uns, wenn es zum Ernſt kommt! —

Der bieſige katholiſche Anzeiger iſt polizeilich weggenommen worden. Der — Aſſeſſor Wagener macht nun in der Kammer ordentlich Anträge, ſpricht von ſeinen politiſchen Freunden! womit er aber diesmal andre meint, als die von der Kreuzzeitung, Goedſche, Ohm, Kaiſer ꝛc. Es iſt im Werke, für Wagener ein Rittergut von 100,000 Thaler Werth zu kaufen, der rothnaſige, geizige Graf von Voß hat 1000 Thaler dafür unterzeichnet. —

Montag, den 16. Januar 1854.

Unsichere Nachrichten vom Kriegsschauplatz an der Donau, es fallen heftige, bedeutende Gefechte vor, die nicht zum Vortheil der Russen sein können, denn die Nachrichten würden dann sehr bestimmt lauten. —

Nicht die Kammermitglieder, nicht einmal die Präsidenten der Kammern, wie doch bisher immer geschehen, werden diesmal an den Hof gezogen. Selbst die entschiedensten Königsfreunde sind darüber empört und schimpfen. „Der König haßt die Kammern, es sei! Wir hassen sie auch. Aber darf er auch uns hassen und schlecht behandeln? Um seinetwillen sind wir drin, stimmen in allen Sachen für ihn und seine Minister, wir sind in seinem Dienste thätig, er würde es übelnehmen, wenn wir abträten und Andern das Feld ließen; soll nun unser Lohn sein, daß wir in Ungnade fallen?" Dergleichen hört man; es giebt aber hiezu einiges zu bemerken: 1. Der König weiß recht gut, daß ein großer Theil derer, die scheinbar für ihn auftreten, im Grunde gar nicht seine Freunde sind. 2. Die Reaktionspartei arbeitet zunächst für den eignen Vortheil und möchte die Königliche Macht noch mehr schwächen als die Demokraten es wollen, der Zuwachs aber soll für die aristokratische Partei sein! —

„Charlotte Ackermann, Roman von Otto Müller." —

Der Polizeipräsident von Hinckeldey ist Wirkl. Geheimer Ober-Regierungsrath, das heißt Rath erster Klasse geworden. Das verschlägt ihm wenig, er will Exzellenz heißen. Nur warten! —

Dienstag, den 17. Januar 1854.

Bettina von Arnim besuchte mich und blieb zwei Stunden. Sie trank mit mir Kaffee, die seltenste Ausnahme, daß

ſie etwas der Art nimmt! Vielfache Erzählungen von hieſigen und weimariſchen Dingen, dann aber von ihrem Bruder Clemens, ſeinem Verhältniſſe zu ihr, zu andern Frauen, zu ſeiner erſten Frau Sophie (Mereau), von der Bettina mit hoher Achtung ſpricht, zu ſeiner zweiten Frau Auguſte, von ſeinen Kokettericen und Liebeleien; ſie ſucht den Schlüſſel zu ſeinen zahlloſen Thorheiten und Launen in ſeiner gränzenloſen Eitelkeit, es kommt aber noch etwas Wichtiges hinzu, was ich ihr nicht ſagen kann, der Mangel an Stärke und Muth. Bettina ordnet ſeine und Arnim's Briefe, und iſt unerſchöpflich in Bemerkungen über die ſich darin offenbarenden Karakterzüge. Einer Art von Geliebten im Labnthal — deren Briefe mit ſeinen vor einigen Jahren in Bettinens Hände kamen — ſchrieb er, nicht ſeine Freundin ſolle ſie ſein, ſondern ſein Freund, er wolle ſie Arnim nennen; dies erinnert mich, daß er in Prag 1811 die leidenſchaftlichſten Briefe an Auguſte Brede richtete, die er aber Auguſtus Bredius nannte, wie ſich ſelber Clementine: dieſe Neigung, das Weib in ſolchen Fällen ſein zu wollen, iſt bezeichnend genug. Zwiſchen Dreiſtigkeit und Schwäche, Poſſen und Angſt, brachte er ſein ganzes Leben hin. Seine Frömmelei, ſein ganzes katholiſches Weſen, gründete ſich auf die Furcht vor dem Tode, vor der Hölle. Auf Bettinen war er eiferſüchtig, wie auf eine Geliebte, ſuchte aber alle Freunde in ſie verliebt zu machen, beſonders aber einen liebenswürdigen Arzt Wrangel aus Eſthland, der im Beginn ſeines Berufes ſtarb, — an der Peſt, ſagt Bettina. Sie will mir einen Theil der Papiere bringen, ich ſoll ſie durchſehen, ſie ordnen helfen. Sie denkt ernſtlich an Herausgabe der Briefe. —

Eine Schrift des Aſſeſſors Raſch iſt polizeilich beſchlagen worden. — —

Das Appellationsgericht zu Königsberg hat noch jetzt verfügt, daß die Schrift von Gervinus, welche vom dortigen

Stadtgericht freigesprochen war, vernichtet werden soll! Eine rechte Schande! —

Der Redakteur der Kreuzzeitung Dr. Beutner ist wegen Beleidigung des Breslauer Stadtgerichtes — vom November her — zu vierwöchentlicher Gefängnißstrafe verurtheilt worden. Wird ihm wohl geschenkt werden!

Die Herzogin von Orleans hat sich entschieden gegen die Fusion ausgesprochen, und ihrer Söhne Recht auf den Thron von Frankreich behauptet, auf Grund der Wahl des Volks, das einst den Louis Philipp zum Thron berufen hat. Unbedeutend für jetzt, doch der Legitimität ein Stich. —

In Pesth Verurtheilungen. — Im Posen'schen neue Verhaftungen. —

Mittwoch, den 18. Januar 1854.

Heute hat der König die Schloßkapelle feierlich einweihen lassen. Die Zeremonie soll mit allem Prunk, doch geistlos und schal gewesen sein. Merkwürdig ist, daß im untern Volk das Gerücht allgemein verbreitet war, und gar gern geglaubt wurde, der König werde heute abdanken, und der Prinz von Preußen den Thron besteigen. Der Prinz und die Prinzessin sind heute angekommen. —

Donnerstag, den 19. Januar 1854.

Eine neue Arbeit unternommen; Schwierigkeiten des Stoffes, der Form. Fäden des Gedankens, Fäden der Thatsachen, die sich immerfort verflechten müssen. Aufgaben genug, wenn ich nur Hände, Augen und Stunden genug hätte, oder auch Arbeiter, denen ich sie übertragen könnte! Es ist ein Jammer anzusehen, was alles die Deutschen bei solcher Vielgeschäftigkeit doch versäumen! —

Preußen nimmt eine wichtige Miene an, und thut als ob hinter seinem neutralen Verhalten eine große feste Absicht stecke, als ob es von weiser, oder doch kluger Politik geleitet würde; es ist aber nichts dahinter, kein fester Gedanke, kein Zielpunkt, kein Entschluß, nur die reine Negativität, das Unvermögen, die Geistlosigkeit. Preußen, als Staat der jetzigen Regierung, hat weder Einsicht noch Muth, ist in sich gespalten, hat nichts als die Maschinerie seiner Behörden. Wir leben wie 1804, 1805, 1806, wir warten die Ereignisse ab, und kommt uns eine Verlegenheit dringend auf den Hals, so wird es wieder eine Heeresaufbietung geben, ohne daß man weiß, ob und gegen wen sie anzuwenden sei! Es ist ein erbärmlicher Zustand. —

Der Hof hat seine Vergnügungen, Jagd, Assembleen, Schloßkapelle, Ordensfest, Domchor, bald auch Karneval. Wo bliebe da zu ernsten Gedanken Zeit! Man lebt so hin. — Der König selbst sagt, daß sein Minister Manteuffel keine einzige politische Idee habe; aber warum hat er ihn denn? und welche politische Ideen hat er selbst? Etwa, daß Preußen fortan in Deutschland aufgehe, oder den Krieg für deutsches Recht gegen Dänemark zu führen habe? Urwahlen auf breitester Grundlage? u. s. w. —

Freitag, den 20. Januar 1854.

Bettina von Arnim hatte mir einen großen Stoß von Papieren Achim's von Arnim gebracht; sie kam wieder, und wir besprachen manches wegen der Veröffentlichung. —

In Arnim's Papieren gearbeitet. Ich erkenne auf's neue sein schönes Talent, seine frische Thätigkeit, seinen hohen Sinn; allein er wußte sein Talent nicht zu züchten, ließ es verwildern, gerieth in immer engeren Kreis, nahm falsche Gesichtspunkte, und fand sich zuletzt ganz außerhalb der Tages-

welt, er bewegte ſie nicht, ſie nicht ihn. Dabei die Einbildung auf eigne Vortrefflichkeit, bei urſprünglich beſcheidenem Weſen. Die Partheinahme für Naheſtehendes, das er heftiger auffaßte, als es ihm von innen geboten war, der Groll gegen Goethe, die Gehäſſigkeit gegen den wackern Johann Heinrich Voß, die wieder aufgenommenen Vorurtheile — denn er hatte ſie ſchon einmal weggeworfen, — alles das verdunkelt ſeine edle Perſönlichkeit, die beſtimmt ſchier hell zu leuchten. Ich bedauere ihn ſehr, und ich glaube, ich hätte ihm können nützlich werden, wenn er länger gelebt, oder ich mich ihm enger angeſchloſſen hätte, wozu doch die Umſtände nicht günſtig waren. —

Der Magdeburger freien Gemeinde iſt jetzt von der Polizei in Folge höheren Befehls jede Zuſammenkunft förmlich verboten worden. Wider Fug und Recht, ganz willkürlich, nach beliebiger Auslegung des ſogenannten Vereinsgeſetzes! —

In Elbing iſt der Elbinger Anzeiger zum großen Staunen und Aerger der Behörden wieder erſtanden. Geſetzlich können ſie ihm nichts anhaben, doch bedroht haben ſie ihn ſogleich, und ſie werden ihm ſchon Händel machen, ihn hetzen und quälen! —

Sonnabend, den 21. Januar 1854.

Die Türken haben in ſcharfen Gefechten obgeſiegt, das geht aus den verworrenen, unvollſtändigen, gefälſchten Berichten unzweifelhaft hervor. Und die engliſch-franzöſiſche Flotte iſt im Schwarzen Meer! —

Johanniter-Ordens-Kapitel; neue Ernennungen. Morgen Ordensfeſt auf dem Schloſſe. Kindiſche Poſſen! Die Ruthe von 1848 iſt vergeſſen, die Kinder ſpielen wieder. Möchten ſie nur ſpielen! Aber ſie treiben auch ernſten Un-

fug, Bosheiten und Tücken. Die Ruhe wird wiederkehren, und nicht sanfter als damals! —

Mit Ludmilla zu Hause noch längere Unterhaltung. —

Der Assessor Wagener soll den Hohenzollern-Orden bekommen, und die Redaktion der Kreuzzeitung wieder übernehmen. Der Präsident Bloch nimmt seinen Abschied, und der Wirkl. Geheime Rath Camphausen soll die Leitung der Seehandlung bekommen. Mit solchen Richtungen wird der Staat nicht geheilen! Man reißt ihm neue Wunden, statt die alten zu heilen! —

Sonntag, den 22. Januar 1854.

Heute wird das Ordensfest gefeiert. Die Gerüchte von Abdankung des Königs sind noch immer in Umlauf, und werden stark geglaubt, auch neuer Ausbruch von Revolution wird verkündet, Trotzbietung des Prinzen von Preußen gegen den König, Spaltung des Militairs, von dem ein kleiner Theil noch für den König sei, der größere für den Prinzen, der König wolle mit Rußland gehen, der Prinz erkläre, daß er in diesem Falle wieder nach England reise ꝛc. Offenbar entsteht dergleichen nicht im Volke, sondern wird von oben ausgestreut. Aber von wem? Nur Hofpartheien kommen hiebei in Betracht, nur sie können dabei Zwecke haben, des Einschüchterns, des Schmeichelns ꝛc. —

Lächerliche Trachten des Rektors der Universität und der Dekane der Fakultäten. Uebermaß der elenden Kleinkreuze. —

Der Treubund hier hat sein verkauftes Haus wiedergekauft. —

Das sogenannte Junkerparlament will sich hier nächstens wieder versammeln, und seine Betreibungen denen der Kammern entgegensetzen, auch denen der Regierung, die ihre Zu-

ſtimmung dazu giebt! Was ſind das alles für Zeichen? Die Volksparthei darf keine Vereine ſtiften, keine Verſammlungen halten; wenn ſie es einmal doch thut, dann iſt es auch mit der andern aus!

Zu keiner Zeit wurde in Berlin ſoviel geſtohlen und betrogen, als in dieſen Jahren der gerühmten Herſtellung von Ruhe und Ordnung, der ſittlichfrommen Ueberwachung, der vollendeten Polizeiherrſchaft. Es iſt als ob die guten und wackern Leute ausgewieſen, verbannt, eingeſteckt oder ausgewandert wären, die Spitzbuben und Lumpen ſind zurückgeblieben, und üben ihr Handwerk. Jetzt geſellen ſich zu Diebſtahl und Betrügerei auch häufige Raubanfälle, ſowohl vor den Thoren der Stadt, als auf den Straßen der belebteſten Stadttheile. Bei der gerühmten Polizei, bei den mehr als tauſend Konſtablern, bei den ungeheuren von der Stadt aufzubringenden Koſten der ganzen Verwaltung, die nicht müde wird, ſich ſelber zu rühmen, und von feilen Schmeichlern und Tröpfen ſich rühmen zu laſſen! Hinckeldey wird nächſtens eine Bildſäule zu ſeinen Ehren aufgerichtet ſehen! —

Unſere Börſe iſt in den größten Schrecken gerathen, alle Staatspapiere ſinken, das Vertrauen ſtockt. Bankrotte —

Fortgeſetzte Gerüchte von Abdankung des Königs, von Auftritten mit dem Prinzen von Preußen ꝛc. Der König habe erklärt, wenn man ihn hindere (wer?) dem Kaiſer von Rußland ſein gegebenes Wort zu halten und ihm eintretenden Falles preußiſche Truppen zur Bewachung Polens zu leihen, ſo werde er abdanken, ꝛc. —

Andre Gerede, die nicht ſogleich auf's reine zu bringen ſind, daß in der Reihe der Bildniſſe, welche die Schloßkapelle zieren, das Bildniß Friedrich's des Großen fehle, daß auch ſein Name in den kirchlichen Fürbitten, die aller andern Vorfahren des königlichen Hauſes namentlich erwähnten, dieſer Name

ausgeblieben ſei. Geglaubt wird dies faſt allgemein, doch mir ſcheint es noch unglaublich. —

Dienstag, den 24. Januar 1854.

Es wird geklagt und gejammert, unſer Zeitalter ſei eines des Verfalls und Unterganges, das jetzige Menſchengeſchlecht ein ſchwächliches, abgenutztes, ohne Kraft und Aufſchwung. Ich ſehe das gerade Gegentheil, ich ſehe Kraft und Aufſchwung, Entwickelung und Bildung die Fülle! Der Verfall erſtarrter Kirchenformen, ſchlechter Regierungen, Pfaffen- und Junkerweſens, dieſer Verfall iſt ja nur ein Zeichen des Fortſchritts, Gottlob daß dergleichen verfällt! Es iſt wahr, wir erleben harte Dinge, die Verruchtheit und Gemeinheit in augenblicklichem Sieg; aber ſind dafür ſolche Erſchütterungen wie die von 1830 und 1848 herrliche Genugthuungen, kräftige jauchzende Lebenszeichen? Wer ſich eitelm Götzendienſte widmet, der mag beim Falle der Götzen verzweifeln, wer dem ewigen Geiſte dient, kann jubeln und lachen! —

Die Evangeliſche Kirchenzeitung hatte die Freimaurerei angegriffen. Das hatte zur Folge, daß der Prinz von Preußen, der ſich darin gefällt, an der Spitze der preußiſchen Maurer zu ſtehen, ſeinen Sohn in die Brüderſchaft aufnehmen ließ, wobei derſelbe von der Vorſchrift — der ſtaatspolizeilichen —, daß niemand unter 25 Jahren aufgenommen werden darf, dispenſirt wurde. Jetzt haben auch die Berliner Logen eine Vertheidigungsſchrift ergehen laſſen, eine herzlich ſchlechte! Sie ſtellen die Freimaurerei als eine chriſtliche Genoſſenſchaft vor, die auch nur Chriſten zulaſſe; das letztere iſt hier der Fall, aber nicht in England, Frankreich, Holland, Amerika, und iſt nicht der Maurerei zuzuſchreiben; das erſtere iſt geradezu eine Lüge, die Maurerei hat mit dem Chriſtenthum gar keine Verbin-

auch nicht von fern demjenigen gleichkommen, das für Rußland dabei gewonnen oder zu künftigem Gewinn gesichert sein dürfte. Frankreich läßt man gänzlich aus dem Spiele; wie das bei der dort herrschenden Stimmung, die Sie mit so einleuchtenden Zügen als eine ehrgeizig auf auswärtige Verhältnisse gerichtete schildern, aufgenommen werden wird, muß die Folge zeigen! Was Preußen betrifft, so möchte man uns ebenfalls aus dem Spiele lassen, glaubt aber unserer vielleicht zu bedürfen. Ich glaube den russischen Hof um unsere Stimmung jetzt sehr bemüht. Herr Graf von Alopeus schildert uns in seinen Berichten immer als ganz russisch gesinnt, dagegen schreibt Herr von Anstett aus Frankfurt a. M, und vielleicht auch Herr Graf von Golofkin aus Wien, wir zeigten uns in allen Beziehungen offenbar österreichisch-englisch. Diesen Widerspruch zu lösen oder auch nur völlig aufzuklären, dürfte indeß auch dem trefflichbedientesten Kabinet in gleichem Maße schwierig als wichtig sein. Ich dächte, wenn es eine verabredete Theilung giebt, müßten wir wenigstens Sachsen zugesichert erhalten, wenn aber andern Krieg, als gegen die Türken, dann außer Sachsen auch Hannover gewinnen. Sie sehen an meinen kühnen und seltsamen Vorstellungen, daß ein feiernder Diplomat noch mehr träumt, als ein beschäftigter! Nichts in der Welt widerspricht solchen Träumen stärker, als die Leere der Schatzkammern, ohne diese Hemmung wäre Rußland ohne Zweifel viel rascher zu Werke gegangen.

Ich kann Ihnen nicht sagen, wie sehr Sie mich mit Ihrer Schilderung der Lage Frankreichs in Bezug auf das Ausland durchdrungen haben. Es ist mir auf Einmal alles klar geworden, was ich anderswoher als einzelne Kunde in Erfahrung gebracht, und ein großer Zusammenhang hat sich von selbst ergeben. Süddeutschland ist der rechte Feuerheerd

dung, ſteht ganz unabhängig neben demſelben; hier nimmt ſie nur die chriſtliche Maske vor, weil die hier gilt. —

„Bekämpfung geſchichtlicher Unwahrheiten und Mißurtheile.“ Solch ein Buch wäre nützlich, ganz kurz und bündig müßte es den falſchen, den entſtellenden Angaben widerſprechen, wie ein Richter, nicht wie ein Sachwalter. Für den Ausſpruch ſteht der Name des Urtheilenden ein, alle Gründe beruhen doch zuletzt auf Zeugniß. Ein Gibbon kann alle ſeine Belegſtellen weglaſſen, man glaubt ihm doch! Niebuhr will nirgends bei ihm ein irriges Zitat gefunden haben, noch ein ſolches, das nicht genau ſagte, was er zu belegen beabſichtigte.

Freiheitsblüthe und Geiſtesblüthe ſehen wir bei den Griechen gleichzeitig und ſchön verbunden; bei den Römern vermiſſen wir bei der Blüthe ihrer Freiheit und Kraft die höhere Geiſtesbildung, und als ſie dieſe hatten, war ihre Freiheit dahin. Das iſt ein ungeheurer, ein folgenreicher Unterſchied. —

Mittwoch, den 25. Januar 1854.

Der Schrecken der Pariſer Börſe deutet auf ernſte Kriegsausſichten. Man fängt auch hier an, einzuſehen, daß es mit der gehofften Neutralität Preußens nicht beſonders ſteht, daß Preußen wird einen Entſchluß faſſen müſſen, und keinen faſſen kann, bei dem Sicherheit oder Vortheil mit Gewißheit vorauszuſehen wäre. Die Volkszeitung räth enges Bündniß mit England an. Was hilft aller Rath, wo Einſicht und Entſchloſſenheit fehlt! Preußen müßte, um frei und ſtark nach außen zu ſtehen, oder zu wirken, vor allem nach innen ein anderes Verfahren haben; nur das freiſinnige, das fortſchreitende, das in gewiſſem Maße revolutionaire Preußen iſt ſtark, das pfäffiſche, junkerliche, reaktionaire hat keine Zuverläſſigkeit, iſt ein Spiel der Ereigniſſe. –

Daß die Ruſſen in der kleinen Wallachei bei Zetate von den Türken geſchlagen worden ſind, und großen Verluſt erlitten haben, ſteht jetzt unzweifelhaft feſt. —

Donnerstag, den 26. Januar 1854.

Unerwarteter Beſuch von Dr. Theobald Kerner aus Stuttgart. Große Freude, raſche Erzählungen: von den Eltern in Weinsberg, von ſeiner Frau, den Bekannten in Stuttgart, von Clemens Brentano, deſſen Tollheiten und Teufeleien, deſſen kläglichem Ende, unter beſtändiger Todes- und Höllenfurcht. Ludmilla und ich, wir hören alles antheilvoll an, andres mit luſtigem Lachen; der launige und muthwillige Schwabe, wie er leibt und lebt! Er iſt heute Vormittag angekommen, und reiſt morgen Abend wieder ab; er will nur die magnetiſche Anſtalt des Dr. Bamberger hier eiligſt ſehen. —

Die Verlegenheit in unſerer Regierung wächſt, ſie wird zur Entſcheidung gedrängt, und iſt urtheillos, rathlos, entſchlußlos; ſie möchte am liebſten ſo fort vegetiren, mit ihren Kirchenliebhabereien, ihrem Polizeiweſen, nicht allzuſtrengem Verfolgungseifer, Militairſpiel, Kunſtdufel. Nun erinnert man ſie, daß ſie eine Großmacht ſei, an den großen Vorgängen in Europa theilzunehmen habe, ſich für die eine oder andre Seite entſcheiden müſſe. Nun weiß man nicht aus noch ein, hat weder feſte Grundſätze noch ſichere Verhältniſſe. An Rußland anlehnen möchte man ſich wohl, aber nicht ſich ihm verbünden, theils der Abneigung wegen, die im Volk und Heer allgemein herrſcht, theils wegen der Verwicklungen, die daraus erfolgen würden. So ſehr man Frankreich haßt, ſo ſehr fürchtet man es auch, Krieg mit ihm möchte man nicht haben. Wie könnte Preußen daſtehen, hätte der Staat die Volksſympathieen für ſich! mit den eignen hätte er auch die fremden. Die Blinden

möchten ſich gern einbilden, ſie hätten die Volksſympathieen, — mit ihrem ſchändlichen Verfahren gegen die Freiheit und das Recht, mit ihrer Polizeiwillkür, ihren Verfolgungen, Tücken, Scheerereien! Die infame Kreuzzeitungspartei, die noch die wichtigſten Stellungen hat, iſt ſogar ganz unpreußiſch, iſt durchaus ruſſiſch! Wir haben das Ausland in uns! —

Der deutſchkatholiſche Prediger Hoffmann, Herausgeber des „Diſſidenten", hatte populair-philoſophiſche Vorleſungen angekündigt, die von der Polizei erlaubt wurden, als aber etwa 200 Zuhörer eben verſammelt waren, und der Vortrag beginnen ſollte, löſte ein Polizeibeamter die Verſammlung auf. Das iſt eine Wirthſchaft! Erſt erlaubt, dann verboten, ohne allen Grund! Die Pietiſten und Junker haben allein alles Recht, die dürfen ſich berathen, verſammeln, denen geht alles durch. Willkür und nichts als Willkür! Preußen konſtitutionell? Daß ſich Gott erbarme! — Hole der Teufel dieſe Reaktionskammern! —

Im Ovidius geleſen, im Seneca. Wie ſo die Römer bei mir die Griechen etwas zurückdrängen, iſt mir ſelber etwas auffallend. Am Ende wirken die Ausgaben, die mir eben zur Hand ſind, mehr als billig ein. Wo ſind meine griechiſchen Autoren alle hingekommen? —

Der Schloßhauptmann Graf von Arnim, Bruder des ehemaligen Staatsminiſters, hält in ſeinem Hauſe Abendandachten, denen ſeine Familie, die Dienerſchaft, Nachbarn und fremde Dienſtboten beiwohnen. Es ſoll das geiſtloſeſte Treiben, der gemeinſte Wortkram ſein, der hier für Erbauung gelten ſoll. Der König hat ſchon ein paarmal dieſen Andachten beigewohnt, und belebt dadurch den Eifer der Leute und mehrt ihren Zulauf. —

Im Suetonius gelesen. Französisches. —

Es wird erzählt, der König habe kürzlich an den Kaiser von Rußland geschrieben: „Nun, mein alter guter Nick, wirst du wohl die große Trommel schlagen müssen, und ich das Flageolet dazu blasen.“ So wird erzählt, aus guter Quelle, die aber auch als solche gar wohl eine sein kann, die Falsches geben will. Am Hof und in der Regierung ist jetzt hier alles voll Ränke und Tücken: man kann dem Könige gern etwas andichten wollen, um ihn der öffentlichen Meinung zu verdächtigen. Jene obigen Zeilen können von ihm geschrieben sein, sie sind in seiner Art; aber ich möchte lieber noch nicht an sie glauben. Solcher Ton gegenüber dem Kaiser von Rußland, jetzt, in solch ernster Sache, dünkt mich sehr zweifelhaft, die Geschmacklosigkeit zu groß, die Possierlichkeit zu sehr am unrechten Ort! — („Alter Nick oder Nicks“, ist des Königs gewöhnliche Anrede an den Kaiser Nikolaus.) —

Der König machte kürzlich — am Mittwoch glaub' ich — der Prinzessin von Preußen einen Besuch, und sprach sie ganz allein, anderthalb Stunden lang. Eine Dame, die zur Prinzessin beschieden war, sollte eben vorgelassen werden, als der König unvermuthet kam, die Prinzessin ließ daher im Nebenzimmer die Dame warten, in der Meinung, der Besuch würde nur kurz sein. Aber er dauerte anderthalb Stunden, und als die Prinzessin nach dem Wegegehen des Königs erschien, war sie in solcher Aufregung, so hochrothen Gesichts und heftigen Athems, daß die Dame bat, die Prinzessin möchte sie wegschicken und ein andermal rufen lassen, was auch endlich angenommen wurde. Die Dame hat es mir selbst erzählt. —

Sonntag, den 29. Januar 1854.

Die unter dem 27. Januar angemerkte Geſchichte von des Königs Schreiben an den Kaiſer Nikolaus iſt nun auch von dem Geſandten, Herrn von Uſedom, beglaubigt worden, mit der kleinen Variation, daß der Kaiſer die Poſaune blaſen und der König ihn auf dem Flageolet begleiten würde. —

Ueber Preußens Politik und Regierung: „Der Staat hält nur in ſeinen äußern Banden noch zuſammen, dieſe allein hindern, daß er nicht auseinanderfällt. Unſere Regierung im Innern beruht auf täglicher Gewohnheit, die nach außen ebenſo; Preußen geht mit und nach, und läßt ſich ſchleppen, bald von Oeſterreich, bald von Rußland, bald wieder von der Furcht vor Frankreich, es hat weder Richtung noch Abſicht, möchte viel vorſtellen und bedeuten, und hat gar keinen Geiſt und keine Kraft dazu. Die Launen des Königs wechſeln, oft ehe ſie zur Ausführung kommen, oft auch ſtehen ihnen die Miniſter entgegen, die es verſuchen, wie weit ſie es im Widerſpruch treiben können; dann ſind ſie auch wieder über die Maßen nachgiebig und gefällig. Alles iſt wie ein großer Brei, zäh und dick und ſchmierig. Geiſt und Karakter darf man hier nirgends ſuchen. Man lebt ſo hin, das iſt alles." —

Montag, den 30. Januar 1854.

Der Redakteur der Nationalzeitung, Herr Dr. Jabel, iſt wegen eines Berichts aus Elbing zu 30 Thaler Strafe verurtheilt worden. —

Der Diſſidentenprediger Hoffmann, deſſen Vorleſungen neulich vor dem Beginn durch die Polizei verhindert wurden, darf ſie nun doch halten, und hat ſie auf's neue angekündigt. Wozu war nun die Scheererei? Zum Privatvergnügen der Polizei? —

Hoffeſte, Bälle, in der großen Welt und in der kleinen!

Die luſtigſte Schwelgerei, die leichtſinnigſte Betäubung im Angeſicht der drohenden Ereigniſſe! Sie dünken ſich ganz ſicher in Macht und Anſehn. Daneben Bankrotte, Stockungen, Noth und Elend. —

Der König iſt gegen die Prinzeſſin von Preußen äußerſt artig und zuvorkommend, begleitet ſie zum Wagen, küßt ihr die Hand ꝛc. Es ſoll ausſehen, als herrſche die größte Einigkeit, während der gegenſeitige Groll nur geſtiegen iſt. Man ſagt, die Prinzeſſin habe jetzt bei dem Prinzen ihrem Gemahl das entſchiedenſte Uebergewicht, deßhalb wünſche der König ſie zu gewinnen, um durch ſie auf den Prinzen einzuwirken, der ihm ſtets unbequem iſt, den er beſchwichtigen möchte. Das Hofgeſinde bewacht alle Vorgänge mit lauernder Eiferſucht, und hält eine aufrichtige Ausſöhnung für unmöglich. —

In den Kammern einige heftige Debatten. Reichensperger will die Grundſteuer-Ausgleichung, die der König verſprochen hat, das Königliche Wort ſei noch nicht eingelöſt. (Wie viele, wird bemerkt, ſind noch nicht eingelöſt, wie viele andre gradezu gebrochen!) Kühne ſagt, er wolle nicht droben aber warnen; wie leicht könne die Mehrheit in den Kammern einmal eine andere ſein, oder gar nicht mehr von Mehrheit die Rede ſein! Der Hanswurſt Gerlach wird zurechtgewieſen und zieht den Kürzern. Auch der Zungendrescher Stahl erleidet gegen die Miniſter eine kleine Niederlage; der — Wagener erſcheint als ein gemeiner Schächer. Wenn jetzt die Demokratie an der Wirthſchaft Theil nähme! Aber nein, das wäre gar nicht recht! —

Die Ruſſen haben wieder nachtheilige Kämpfe gehabt. — Der Kaiſer Nikolaus ſoll in grimmiger Mißlaune ſein, gegen ſeine Rathgeber wüthen. Er befindet ſich in übler Klemme. Niemand hilft ihm heraus. Die Tücke von Sinope kommt ihm theuer zu ſtehen, ſie hat den Türken den Beiſtand Englands und Frankreichs geſichert. — Graf Orloff iſt in Wien eingetroffen. —

Die Volkszeitung greift den Abgeordneten Wagener heute tüchtig an, und macht nicht viel Umstände mit ihm. Die Kreuzzeitungsparthei will einen Helden aus ihm machen. — Er soll wirklich einen Brief an Bloch geschrieben haben, worin er diesen um Verzeihung bittet; diese Nichtswürdigkeit macht seine Sache nicht besser, und Leute seiner eignen Parthei tadeln ihn; glaubte er sich im Recht, wie kann er um Verzeihung bitten? wußte er sich im Unrecht, wie mochte er so giftig losfahren? Genug, der — ist aufgedeckt als —, und seine Genossen und Verbündeten, wie groß ihre Namen auch sein mögen, müssen sich seiner schämen. — Es heißt, der König werde ihn, sobald er im Besitz eines Rittergutes sein wird, in den Adelstand erheben. Und den armen Goedsche nicht? Verdient hat der's wohl noch mehr, daß er *erhoben* werde, und wie viel Leute würden gern dazu beitragen! Seine Anwesenheit merkt man übrigens am „Zuschauer" der Kreuzzeitung, er ist wieder giftiger, schmutziger, nichtswürdiger. —

Eben meldet die Kreuzzeitung, daß Wagener die Redaktion der Kreuzzeitung wieder übernimmt, nachdem die Hindernisse, die ihm entgegenstanden, gehoben seien! („Die höhere politische Leitung.") Die Hindernisse waren die Gefängnißstrafen wegen Verläumdung des Präsidenten Bloch, die ihm der König in Gnaden erlassen hat! — Also nun auf's neue drauf los, wer keine Strafe zu fürchten hat, kann schon was ausrichten. Nun ist er also wirklich mit Goedsche wieder zusammengekuppelt, und sie können darüber streiten, wer die meiste Schande davon hat! —

Verurtheilungen in Siebenbürgen; die Todesstrafen in Schanzarbeiten gemildert. — Verhaftungen in Warschau. —

In Hannover zur Ständeversammlung demokratische Wahlen in starkem Uebergewicht. Die Kreuzzeitung jammert darob. —

In unſern Kammern herbe Worte gegen den Hanswurſt Gerlach, gegen den Gaukler Stahl. Vincke theilt gut aus. —

Mittwoch, den 1. Februar 1854.

Rede der Königin Viktoria bei Eröffnung des Parlaments. Kriegszuſtand erwähnt, Kriegsrüſtungen verkündet. —

Bemühungen zur Schlichtung der katholiſchen Streitigkeiten in Baden; bis jetzt alle vergeblich. Herr von Meyſenbug hat in Wien nichts erwirkt, die öſterreichiſchen, und die preußiſchen Rathſchläge nichts, das Einlenkenwollen der badiſchen Regierung nichts. Der Biſchof von Mainz, Herr von Ketteler, der nach Baden gekommen, hat alles nur verſchlimmert. Nicht unterhandeln muß man mit den Pfaffen, ſondern brechen, ihnen den Fuß auf den Nacken ſetzen, dann krümmen ſie ſich wie anderes Gewürm. Man ſieht, daß man es dreiſt thun kann, aber die feigen Regierungen fürchten ſich dennoch, und möchten es mit den Pfaffen nicht verderben, da ſie in ihnen Gehülfen zur Unterdrückung des Volkes ſehen. —

Donnerstag, den 2. Februar 1854.

Nachmittag kam Frau Bettina von Arnim, die mir einen Brief zeigt, den ſie dem Großherzog von Weimar ſchreibt, ferner ein herrliches, noch ungedrucktes Sonett, das Goethe ihr am 4. Januar 1811 überſchickt hat, und einen vortrefflichen Brief Goethe's an Arnim vom Februar 1814. Mit meiner Ordnung der Arnim'ſchen Papiere iſt ſie überaus zufrieden, und wird mir mehr zu thun geben. Sie klagt bitter, daß ſie krank, verſtört und von allen Seiten hart geplagt ſei. — Sie ſah ſchlimm aus. —

Darauf Beſuch von Herrn Dr. Ring. Ueber Milten und Cromwell; er arbeitet fleißig an ſeinem Roman, deſſen Held Milton iſt. — Ueber das Litteratenthum ꝛc. —

Freitag, den 3. Februar 1854.

Der Diſſidentenprediger Hoffmann hat ſeine Vorleſungen über die Entwickelung der Menſchen zur ſittlichen Freiheit nun doch begonnen, vor etwa 400 Zuhörern, meiſt aus dem Bürger- und Handwerkerſtande. —

Der hieſige Magiſtrat, jetzt ſo ziemlich der Inbegriff alles Feigen und Niederträchtigen, will den Begräbnißplatz im Friedrichshain zerſtören. Er hat über den Platz zu verfügen, und will ihn zu einem neuen Bahnhof — der Eiſenbahn nach Kreuz — beſtimmen, da denn die Leichen nach andern Kirchhöfen gebracht werden müßten. Schon jetzt hat der Magiſtrat den Verwandten der dort begrabenen Barrikadenkämpfer — oder vielmehr Opfer — unter der Hand das Anerbieten eröffnen laſſen, die ihnen angehörigen Leichen anderweitig unterzubringen. Ob das Anerbieten ſchon von einigen Betheiligten angenommen worden, wird nicht geſagt. Dieſe Schändung und Entweihung, denn eine ſolche iſt es, kann nicht fehlen aufs neue die tiefſte Erbitterung hervorzurufen. — Aber wie langſam geht alles! Schon im Jahr 1849 mußte das geſchehen! So läßt man uns auch die freiſinnigen Zeitungen noch, gegen alle meine Erwartung. Freilich, Feigheit und Dummheit bilden einen Verein, deſſen Kraft gar nicht zu berechnen iſt. —

Sonnabend, den 4. Februar 1854.

Ein Dr. Sauer und der Kleiderhändler Kramer, wegen des ſogenannten Märzkomplotts ſeit 10 Monaten in Haft, ſind

jetzt ohne weiteres freigelaſſen worden, wie ſchon früher einige Andere. Dr. Sauer hat über 10 Monate in ſtrenger Haft zugebracht, ohne daß ihm das Geringſte bewieſen werden konnte. Kramer war ſchon einmal entlaſſen, dann aber wieder verhaftet worden und wieder ohne Ergebniß! Andere, wohl ebenſo Schuldloſe, ſchmachten noch im Gefängniß. Und da kräht kein Hahn darnach! — Bälle, Feſtlichkeiten, Gaſtmahle, Ballette, Schwelgereien, Huldigungen und heuchleriſche Bezeigungen, — wer kann da an Gefangene denken! —!

Nicht ein Dr. Sauer, ſondern der Büchſenmacher Sauer iſt freigelaſſen, und zwar ſchon am 31. Dezember, die Haft betrug demnach nur 9 Monate. Der Unterſchied iſt nicht eben groß! —

Sonntag, den 5. Februar 1854.

Für den Augenblick iſt der General von Gerlach beim Könige nicht gut angeſchrieben; er war zu naſeweis, heißt es, und überhaupt ſei die pietiſtiſche Klique jetzt nicht grade in Gunſt. Wir wollen ſehen, wie es nach acht Tagen ausſehen wird! Wie vorher. Dieſe Leute ſind im Beſitz aller Stellungen, und im Nothfall erregen ſie die Furcht, ohne ſie möchte es um das Königthum ſchlecht ſtehen. —

Dem Könige ſoll von Wien her die Mahnung zugegangen ſein, die Kammern und die ganze Verfaſſung abzuſchaffen. O wie gern! Aber zu ſolchem Entſchluß gehört mehr als bloße Laune! —

Es heißt, der Kaiſer Nikolai habe den Fürſten Gortſchakoff vom Oberbefehl abberufen. Das wäre der beſte Kommentar zu den bisherigen Nachrichten von ruſſiſchen Siegen. —

Im Tauler geleſen, und in den Metamorphoſen des Ovidius. —

dieſer Dinge; das Manuſkript, das uns von daher mitgetheilt worden, iſt keine Privatmeinung. Preußen und Oeſterreich aus dem deutſchen Bunde zu drängen, wäre den mannigfachſten Anſichten eine vereinigende Aufgabe; der erſte Wink dazu aus dem franzöſiſchen Kabinet würde die Sache zur Thätigkeit führen. Der Gedanke hat viel Scheinſames, auch Herr von Dohm hat ihn mit Unbefangenheit geäußert. Jetzt freilich müßten wir uns der Ausführung auf das Aeußerſte widerſetzen. Aber einmal begonnen, hätte die Sache ſofort ſolche Stärke, daß der Ausgang wenigſtens zweifelhaft bliebe, und bei weitem ſicherer wäre es, wir hätten uns ſchon früher der Neigung widerſetzt! Als Vaterlandsfreund muß ich bejammern, daß wir in Stuttgart nur Hrn. von Käſter, in München den abgelebten Hrn. von Zaſtrow haben! Die untergeordnete Spürung Hrn. von Otterſtedt's wird uns hier auch ohne allen Nutzen bleiben. — Der Bundestag ſelbſt kommt gar nicht mehr in Betracht, ſeine Bande binden nur ihn ſelber, und jemehr er binden will, deſto gebundener wird er.

Ich danke Ihnen beſtens für Ihre litterariſche Sendung. Die Vorleſung des Hrn. Liegag iſt merkwürdig genug von einem Franzoſen. Mit hohem Antheil habe ich die Ankündigung des Hrn. Couſin von Goethe's dramatiſchen Werken geleſen und dieſelbe zu weiterer Mittheilung benutzt. Man muß die Geiſtesberührungen auf alle Weiſe vermehren und ſich dabei große und kleine Mühe nicht verdrießen laſſen. Daß Goethe den Franzoſen beſſer gefällt, als Schiller, macht Goethe'n und den Franzoſen alle Ehre. Hiebei fällt mir Rameau's Neffe wieder ein; ich habe aus Weimar nichts erhalten, was dem Hrn. de Saur auf ſeine Zuſendung erwiedert werden könnte, Goethe iſt ſparſam in Antworten, er entſchuldigt ſich deshalb im Allgemeinen in dem letzten

In Pommern iſt es ganz hergebracht, ſelbſt unter den Bauern, daß man vom Könige, um nicht wegen Majeſtätsbeleidigung angeklagt zu werden, unter einem andern Namen ſpricht; man ſagt: Schulze, oder auch Friedrich Wilhelm Schulze. —

Wie immer etwas ganz Anderes wird, als man beabſichtigt! Neid und Gehäſſigkeit ſuchten den Prinzen von Preußen und ſeine Gemahlin von hier zu entfernen; beide bekamen ihren Aufenthalt in Koblenz. Hier aber geſchah, was man am wenigſten wünſchte, die Prinzeſſin bekam in dieſer Abſonderung das entſchiedenſte Uebergewicht über den Prinzen, wandte ihn von Rußland ab, flößte ihm verfaſſungsfreundliche Geſinnungen ein. Dem Hof iſt das ſehr anſtößig. Das Volk aber, wenn es dergleichen vernimmt, vergißt nicht, daß der Prinz früher ganz anders war, und daß die neue Richtung ebenſo ſchnell, wie ſie entſtanden, wieder vergehen kann! —

Montag, den 6. Februar 1854.

Geſchrieben, doch mit Unluſt; in heiterem Wetter gedeiht mir wie das Ausgehen auch das Schreiben am beſten. — Wenn ich heute dichtete, würde unfehlbar eine Elegie „Halle" entſtehen, ſo lebhaft ſteht mir meine Univerſitätszeit dort vor Augen, und zwar die ſonnige des erſten Sommers, in allen Reizen der Spaziergänge, der Studien, der Bekanntſchaften, es iſt mir, als ob jene alte Zeit neu würde, und mit ſchmerzlicher Pein gedenke ich all der Auftritte und Begegnungen. Bis auf wenige Ueberbleibſel ſind ſie Alle todt, die ich damals dort kannte. An jene Erinnerungen ſchließt ſich innigſt die andre, wie ich ſo viele Jahre ſpäter mit Rahel Halle beſuchte, und ungeachtet der mich beglückenden Gegenwart immer weinen mußte über die Vergangenheit. Welcher

Zauber, dieses Zeitströmen! Das Herz möchte von ihm befreit sein! —

Unsere Börse ist in größter Unruhe und Bestürzung. Die russischen Gesandten verlassen Paris und London. Der Gräf Orloff ist in Wien mit seinen Anträgen gescheitert. Oesterreich will keinen Neutralitätsvertrag mit Rußland eingehen. Auch Preußen nicht. Beide wollen neutral sein, ohne sich dazu zu verpflichten. Wer hierin Weisheit oder nur Selbstständigkeit erblicken wollte, würde sehr irren, es ist nur Furcht, Furcht vor Frankreich, die größer ist als die vor Rußland. Wie steht es aber mit der großen Trommel und dem „Flageolet"?! —

Nachrichten aus Paris. Stille Gährung dort unter dem Volke. Louis Bonaparte auch unter den Soldaten nicht mehr recht beliebt; er schickt sie deßhalb gern in den Krieg, wie der alte Napoleon seine besten alten Truppen nach San Domingo schickte. —

Zur Geschichte unserer Schand- und Lumpenkammern! Die Erste Kammer bekam eine Petition dieses Wortlautes: „Festung Graudenz, den 13. Dezember 1853. Gedenket der politischen Gefangenen! Rudolph Dewiat, von Dowiatowo, Staatsgefangener seit August 1848." Die Petitions-Kommission beantragte die Tagesordnung, die Kammer nahm diese an. Vorsitzender dieser Kommission war ein Fürst Reuß, Berichterstatter Thadden-Trieglaff. Pfui über beide, über die ganze Kammer! Pfui! —

Einem „Verein evangelischer Christen" in Königsberg hat die Polizei verboten, sich so zu nennen!!! — Die Türken beschämen uns! —

Auch die Petition des Predigers Hrabowsky in Groß-Glogau, der hieher berufen war, um der hiesigen freien Gemeinde vorzustehen, und im Begriff seine Antrittspredigt zu halten, von der Polizei brutal ausgewiesen wurde, ist durch

feige Tagesordnung ſchnell beſeitigt worden. Gar keine Unterſuchung oder Anfrage deßhalb bei den Behörden. —

Dienstag, den 7. Februar 1854.

Beſuch von Frau Bettina von Arnim; Briefe an ſie von Schade und Hoffmann (von Fallersleben) in Betreff der weimariſchen Eröffnungen, mißliche Lage der Dinge, nichts will zuſammenſtimmen, alles iſt auf Vorausſetzungen geſtellt, die ſich erſt beſtätigen müſſen, oder auch gar nicht eintreffen; die treffliche Frau, von dem ſchönſten Eifer beſeelt, hat gar kein Geſchäftstalent, alles verwirrt ſich unter ihren Händen, ihre Phantaſie überflügelt alles, was die Wirklichkeit entgegenſtellt. Sie rechnet noch immer auf Gunſt und Vorliebe des Königs, der ihr doch längſt das Gegentheil beweiſt; „Er kann mir's nicht abſchlagen", ſagt ſie, und er — antwortet ihr gar nicht! Sie iſt ſehr gedrückt und ſchwach, und bekennt es! —

Nachmittags fleißig geſchrieben. Ich ſchwimme im weiten Gewäſſer, fern vom Landungsufer, und ſchnappe nach Luft! Man wird die Bedingungen, unter denen man herangelebt, nicht los, außer man entſagt dem Leben ſelbſt. —

Mittwoch, den 8. Februar 1854.

Die Königin hat nun auch der Prinzeſſin von Preußen einen längeren Beſuch gemacht. Man will einander lieben. Als ob das ſo ginge! Doch ſind die Hofſchranzen, die früher das Feuer dienſtfertig angeblaſen, etwas beſtürzt über die Artigkeiten. —

Recht ekelhaft iſt es, wie von Seiten niedriggeſinnter und feiler Leute den Mächtigen geſchmeichelt wird, ſo jetzt beſonders den Herren von Manteuffel und von Hinckeldey, denen auch ſehr daran gelegen ſcheint, öffentlich gerühmt zu werden.

Aus der Zurückhaltung Preußens von Rußland, so zufällig und wenig ernst sie auch sein mag, will man für Manteuffel ein großes Verdienst machen, seine Schmeichler benutzen die Dummheit der Menge, um dies hervorzuheben; es kann Veranlassungen geben, wo er dies Rühmchen gern wieder abstreifen möchte! Der König ist ganz auf Seiten Rußlands, wird versichert, aber mit bloßen Worten, ohne Entschlossenheit zur That, ohne Stätigkeit. —

Der Besuch des Prinzen Napoleon in Brüssel hatte, außer dem offenbaren Zweck bei dem Könige der Belgier, noch den geheimen bei den Generalen Lamoriciere, Changarnier, Bedeau, sie für den — Kaiser zu gewinnen, der den Mangel tüchtiger Kriegsbefehlshaber fühlt; der Versuch ist ganz gescheitert. Der — muß sehen, wie er mit seinen — Saint-Arnaud, Magnan, Castellane ꝛc. zurechtkommt! — Cavaignac ist in Frankreich. —

Der Graf Orloff, sehr unzufrieden mit seiner Aufnahme in Wien, hat gleich dort gesagt, das österreichische Ministerium sei das elendeste auf der Welt, und mit Empörung hinzugesetzt: „Buol est une cruche et Bach un scélérat." Man glaubt, Orloff's Berichte werden dem Gesandten Meyendorff den Hals brechen. —

Donnerstag, den 9. Februar 1854.

Aussagen des Dr. *, Mitarbeiters an der Spener'schen Zeitung! Der Prinz von Preußen habe gesagt, er werde wohl nächstens einen Oberbefehl an der Memel haben! Ferner, Frankreich habe dem deutschen Bundestag diplomatisch eröffnen lassen, daß Rußland dem Louis Benaparte, wenn er mit ihm sein wolle, das linke Rheinufer überlassen wolle. Beides gewiß nicht wahr, obschon * betheuert, er habe es aus der besten unmittelbarsten Quelle, und ihm daran gelegen

ſcheint, daß man es glaube! In Berlin, mehr als anderswo, findet jede Neuigkeit Glauben! —

Der König hat nun doch erlaubt, daß das ſchon einmal aufgeführte, dann von der Polizei verbotene Stück, worin Friedrich der Große vorkommt, nochmals — zum Vortheil des Schauſpielers Aſcher — aufgeführt werden darf. „Zeigt ſolches Schwanken nicht aller Welt, daß nicht Grundſätze, ſondern bloße Willkür waltet?“ Das will man grade zeigen, und gar nicht verbergen, alle Welt ſoll wiſſen, daß alles nur von der Willkür abhängt, daß Gnade und Nicht-Gnade alles beſtimmen! —

Der heutige Vortrag Hoffmann's iſt von dem überwachenden Polizeibeamten unterbrochen und die Verſammlung aufgelöſt worden. Hoffmann ſoll chriſtliche Symbole auf ägyptiſche zurückgeführt haben. Natürlich kann die Polizei dergleichen Erdreiſtung nicht dulden. —

Freitag, den 10. Februar 1854.

Um 6 Uhr kam Frau Bettina von Arnim, und blieb bis gegen 8 Uhr. Sie brachte noch Papiere aus dem Nachlaſſe ihres Mannes, noch immer unvollſtändige, keinen Abſchluß geſtattende, Geſchäftsſachen in Betreff des Arnim'ſchen Verlags. — Bittere Klagen und Sorgen, rathloſe Verlegenheit. Die arme Bettina iſt für dergleichen Geſchäfte nicht gemacht, und es iſt ein Unglück, daß ſie ſich mit ihnen eingelaſſen; ſie wird betrogen und mißbraucht, und geräth in Verwickelungen, aus denen ſie ſich nicht ohne Schaden wieder herausfindet. Blindes Vertrauen, ungemeſſene Hoffnungen, dann unbedachte Gutmüthigkeit und Nachſicht, dann wieder Argwohn und Strenge, das iſt der diesmalige Verlauf. Ich bedaure ſie unendlich, ſie leidet ſichtbar; aber es iſt nicht zu helfen! Jeder Rath kommt

zu spät, und sie erkennt nicht, daß sie für solche Angelegenheiten kein Geschick hat, daß sie am wenigsten dabei von dem gewöhnlichen Wege abgehen darf, daß sie lieber kleinern Vortheil ohne Schaden, als den großen Vortheil mit noch vielleicht größerm Schaden suchen sollte. Auch ist es ihr unmöglich, eine Sache klar darzulegen, sie verschweigt immer einige Umstände, oder setzt sie als bekannt voraus. Ich habe noch immer keinen sichern Ueberblick ihrer Sache, trotz wiederholten, stundenlangen Erörterungen! —

Der König hat durch eine Kabinetsordre den Grafen von Hochberg zum Fürsten von Pleß und die Herrschaft Pleß zum Fürstenthum erhoben. Die Nationalversammlung hatte den Adel für abgeschafft erklärt. Bei allen solchen Standessachen muß einem das einfallen. Der König kann keinen solchen Titel mehr verleihen, als mit dem Makel, daß er einmal abgeschafft gewesen! —

Graf zu Stolberg, der Hausminister, ist schwer erkrankt, der König ist bekümmert, weint, fährt wiederholt zu dem Kranken, — auch die Königin —, aber mit sechs Pferden, mit zwei Vorreitern; — man meint, es könne mehr in der Stille geschehen, es sähe aus, als wolle man damit prunken. —

Sonnabend, den 11. Februar 1854.

Die Volkszeitung spricht heute mit aller Gelassenheit von der nächstens mit Rußland zu haltenden Rechnung, was ihm alles abgenommen werden müsse. Die Russenfreunde, die Kreuzzeitungsritter — die nun aus Verräthern der Freiheit auch zu Landesverräthern werden — wollen unsinnig werden über diese Dreistigkeit. Die Nichtswürdigen möchten die Knute in Berlin herrschen sehen, aus reiner Knechtsgesinnung und Bosheit, denn an russische Bestechung ist selbst bei ihnen nicht zu glauben. —

Der Oberstkammerherr und Minister Graf zu Stolberg ist heute Nachmittag gestorben. Der König war noch Vormittags bei ihm gewesen, wieder mit sechs Pferden und zwei Vorreitern. Das Gepränge macht keinen guten Eindruck, und freilich großes Aufsehen. —

Im zweiten Bande von Paulus Denkwürdigkeiten gelesen. Die Briefe von Friedrich und Dorothea von Schlegel geben einen tiefen Einblick in das Leben und Treiben dieser beiden. Sie lieben oder hassen Personen und Orte, Staaten und Verhältnisse, je nachdem sie Vortheile erwarten, oder nicht, Aussichten haben oder nicht! Goethe, der von ihnen Vergötterte, wird geschimpft und gehaßt, weil er für keine Anstellung in Jena gesorgt, Berlin wird verachtet, weil dort kein Gedeihen war, noch zu hoffen steht, Schelling wird angefeindet, weil er, und nicht Schlegel, in Würzburg und München ein Unterkommen fand. Das Sehnen nach Ruhe und Auskommen ist eigentlich rührend, wäre nur nicht diese gemeine Bitterkeit dabei! — Schon im Jahre 1803 sagte mir Fichte, zu meiner damaligen größten Bestürzung, Friedrich Schlegel, der ihn und Goethe'n bei jeder Gelegenheit preise, sei gegen sie beide von Neid und Haß erfüllt. Die Briefe geben nun den Beweis, denn die Frau spricht nur dem Manne nach, und blindlings. —

Der Minister von Raumer hat allen Lehrern verboten, fernerhin der allgemeinen deutschen Lehrerversammlung beizuwohnen, weil auf dieser ein schlechter Geist herrsche. Bei Strafe der Disziplinaruntersuchung. Humboldt nennt ihn die dumme Exzellenz. Wir hatten Wöllner, Eichhorn, wir haben Raumer, der beide überflügelt! —

Sonntag, den 12. Februar 1854.

Hier hat man beschlossen, an geeigneten Orten die Küsten zu befestigen und starke Batterieen anzulegen. Scheint nicht nöthig! —

Ein Graf von Finckenstein hier hat sich heftig für Rußland erklärt, wir müßten unverbrüchlich an ihm halten, wir gehörten zu Rußland! Ein preußischer Junker weiß nicht, daß er als russischer aufhören müßte das zu sein, was er einzig sein will. Solcher Patrioten hat Preußen nicht wenige! —

Montag, den 13. Februar 1854.

Das Obertribunal hat den Geistlichen Lorinser in Breslau, der beschuldigt war, in seiner Vertheidigungsrede — wegen Angriffs gegen die protestantische Kirche — preußische Gerichte verläumdet zu haben, freigesprochen, desgleichen den Litteraten Schrader aus Naumburg, der einer Majestätsbeleidigung schuldig sein sollte. Letzterer hat aber über ein Jahr im Gefängniß zugebracht! —

Die dumme Sonntagsfeierstrenge erregt fortwährend Unzufriedenheit und Aergerniß. Behörden erklären öffentlich die Albernheit, das Geräusch des Eröffnens einer Ladenthür, das Sichtbarsein von Verkaufssachen an den Fenstern, störe die Kirchgänger in ihrer Andacht! Solch auserlesener Dummheit ist gar nicht zu antworten, außer daß man ihr auf das Maul schlägt! —

Die vornehme und die bürgerliche Lakaienwelt bekümmert sich schon ängstlich mit vielem Geklatsch, wer nun Oberkammerherr werden wird! Wo möglich ein Fürst, wenigstens ein Graf! „Meinetwegen ein Gassenkehrer!“ sagte der Graf von Blankensee, weil er doch gewiß weiß, daß er's nicht wird. —

Der König hat die Verwaltung des Stifts zum Heiligen Grabe (eines adlichen Damenstifts) der Ministerialbehörde ent-

zogen, und dem Oberkirchenrath übergeben. Ist das mit der Verfassung verträglich? Was ist der Oberkirchenrath? Eine anomale Behörde, die beim nächsten Stoß über Bord geht! Eine kirchliche Zwangsanstalt, ein Ketzergericht! —

Der König selbst hat ausdrücklich befohlen, daß der „Demetrius“ von Herman Grimm zur Aufführung kommen soll. Der Grundsatz der Legitimität darin gefällt ihm. „Da das Stück auf dem Welttheater ein unmögliches ist, so mögen sie's in Gottesnamen auf der Königlichen Schaubühne aufführen.“ Der in Froschdorf bleibt der in Froschdorf, der in Paris bleibt der in Paris. —

Dienstag, den 14. Februar 1854.

Besuch von Frau Bettina von Arnim. Sie hat eine neue Maßregel in ihren Verlagsangelegenheiten ausgedacht, und ist ganz munter und lustig, macht allerhand Possen und erzählt mir tolle Sachen. —

Nachmittags Geschäfte wegen Armensachen. Unglückliche Litteraten! sie verderben physisch oder moralisch; sie brauchen in beiderlei Beziehung Hülfe. Und es geht ihnen, wie den Webern, wer dies einmal ist, wird schwer zu 'was andrem! —

Der König beharrt darauf, Rußland zu unterstützen, wenigstens durch Besetzung der polnischen Länder. Alle Minister sind ihm entgegen, wollen Neutralität. Der Minister von Westphalen hat gesagt, es sei dem Könige nicht Ernst, er thue nur so wegen des Kaisers von Rußland, es sei ihm lieb, daß seine Minister widersprechen. — Eitelkeit und Prahlerei werden es aber doch dahin bringen, daß man Truppen aufstellt, Kriegsrüstungen macht. An die Opfer, die dieses kostet, denkt man nicht, und auch daran nicht, daß man im voraus wissen muß, was man thun will! —

In einem Briefe des Braunschweigers Karl Friedrich Pockel's vom 24. Dezember 1810 (unter den gestrigen Geschenken) lese ich: „des Altvaters Gleim Disharmonie mit Ramler war mir noch nicht bekannt. Wie hoch steht der klare, offene, reine Gleim über dem hämischen Ramler! Auch gegen die Karschin nahm sich Ramler nicht besser. Noch interessanter sind Gleim's Briefe an Lavater. Wie so ganz hatte Gleim diesen Lavater durchschaut, — wie ich ihn hier vormals persönlich zu durchschauen Gelegenheit gehabt hatte, — ein geschminkter Heiliger, voll Eitelkeit, Celebritäts-Koketterie — imponirender Herzens-Suade, — aber nur Suade —! und um wieder geschmeichelt zu werden, ein impertinenter Schmeichler. Unser Herzog hatte ihn gleich weg; — „Das ist der leibhafte Jesuit", sagte er zu mir." — Sehr traurig, aber wahr! Der junge Lavater so liebenswürdig, der alte so grundverdorben! Und in wie vielen Menschen ist das Alter nur die Blüthe des Schlechten, während das Gute längst entschwunden ist! Wie richtig schafft die Natur immer neue Geschlechter, an den alten kann sie keine dauernde Freude haben! —

In der Dämmerung kam Bettina von Arnim, das Herz beschwert, gekränkt und gequält von neuen Verdrüssen! Die Papierhandlung von Spitta und Leutz hat gerichtlich geklagt wegen Papierlieferungen, die von ** ohne ihren Auftrag dort entnommen sind. ** selbst hat ihr ausweichend geantwortet. Sie geht von mir durch Schnee und Wind nun zu Spitta, um sich näher auszusprechen. Es that mir in der Seele weh, sie so fortgehen zu lassen! Dabei sagt sie, es sei ihr einziger Trost, daß sie an mir jemand habe, dem sie wenigstens alles mittheilen, dessen Meinung sie hören könne, in der ganzen Stadt habe sie sonst niemand! Und das bei diesen Verwandten, Verehrern und Freunden! —

Hefte von Kunſt und Alterthum; vielleicht redet er künftig an dieſem Orte von der ihm doch gewiß merkwürdigen und ſchmeichelhaften Erſcheinung.

Ihr Schreiben vom 9. dieſes erhielt ich nebſt der gedruckten Beilage mit der Poſt erſt am 17. Abends und beförderte die Mittheilung ſogleich durch einige Zeilen an den Fürſten Staatskanzler, wie Sie es gewünſcht hatten. Auch hierauf iſt jedoch bis jetzt kein Lebenszeichen erfolgt. Die Verſpätung auf der Poſt iſt ſehr verdrießlich. Allerdings muß dem Fürſten der Inhalt des Blattes durch Hrn. Grafen von Goltz ſchon bekannt geweſen ſein, denn umſtändliche Nachrichten liefen ſchon im Publikum. Alle Briefe und Zeitungen, die hier ankommen, ſo höre ich, ſind einer zwölf- bis ſechzehnſtündigen Raſt unterworfen, ehe ſie ausgegeben werden; nach dem Porto zu urtheilen, möchte man glauben, daß außer dem Wege auch dieſe Raſt noch beſonders bezahlt werden muß!

Beifolgenden Brief meines Freundes Chamiſſo laſſen Sie doch gefälligſt in die nächſte Poſtlade werfen.

Ueber Lady Craven hoffe ich Ihnen noch am Schluſſe dieſes Briefes Einiges ſagen zu können. Herr Präſident Rother iſt nach Königsberg und Danzig gereiſt, um an erſterem Orte Kaſſendefekte zu unterſuchen, und an letzterem den ſich ſtets mehrenden Handelsbedrängniſſen abzuhelfen, aus denen neue Bankerotte drohen, nachdem ſchon mehrere ſehr beträchtliche — unter andern Tönniges — ausgebrochen. Hrn. von Stägemann hoffe ich morgen zu ſehen; als ich ihn geſtern nach langer Zeit — während der mich ein heftiger Krampfhuſten zu Hauſe gehalten — wieder beſuchte, konnte ich ihm nur eiligen Gruß in ſeine Geſchäftskonferenz eingleiten laſſen.

In unſerer geiſtigen Welt iſt es ungemein ſtill; in

Gegen 7 Uhr kam Bettina nochmals, um mir zu sagen, daß sie bei Spitta und Leutz die beste Aufnahme gefunden, und von der Klage keine Rede mehr sei. —

In Xenophon's Anabasis gelesen, wegen der Ufer des schwarzen Meeres. Französische Sachen. — Holtzmann's neue Forschungen über das Lied der Nibelungen, gegen Lachmann. —

In Italien gährt es mächtig, in Mailand, Bologna, Rom, Neapel; französische Einflüsse begünstigen den Volkshaß gegen Oesterreich, gegen den Pabst, und besonders gegen den schändlichen König von Neapel, die Muratisten sind besonders thätig. Alles dies hält die Oesterreicher im Schach. — Dagegen sucht der Kaiser Nikolai die Griechen und Slaven in der Türkei aufzuwiegeln, bildet Freischaaren in der Walachei, läßt durch Sendlinge Geld, und noch mehr Versprechungen austheilen. — Arme Revolution! wie wird sie gemißbraucht, von jenem, von diesem, zu ihren eigensüchtigen Zwecken! —

Donnerstag, den 16. Februar 1854.

Der — Louis Bonaparte hat sich zum Meister der politischen Situation gemacht, von ihm zunächst hängt die Entwickelung der europäischen Angelegenheiten ab, Frieden, Krieg, Richtung und Gestalt des letztern. Er ist es, der für das Gleichgewicht, für die Verträge, für das Erhalten auftritt, während sein Bruder, der Kaiser von Rußland, der Friedensbrecher, der Ruhestörer, der Aufwiegler und Revolutionair geworden ist! —

Freitag, den 17. Februar 1854.

Gegen Mittag kam Frau Bettina von Arnim wieder und durchsprach auf's neue die gestrigen Vorgänge, so wirr, so phantastisch, und willkürlich, daß ich ganz rathlos wurde und mir der Kopf dröhnte. Sie besteht mit Härte auf ihren ein-

gebildeten Vorstellungen, macht die ausschweifendsten Anschläge, vernimmt keinen Widerspruch, ja der geringste macht sie gleich mißtrauisch, ob man es auch gut mit ihr meine. — Dabei ist aber auch sie sehr zu beklagen und zu bedauern; sie quält sich fürchterlich ab; sie gesteht mir, daß sie gestern in ihrem Zimmer hingestürzt ist und sich am Knie verletzt hat, auch früher schon sei sie einmal hingefallen, und habe es ganz verschwiegen, sie fühle sich oft ganz schwach und ohne Gedanken! Dann erzählt sie mir von ihrem Besuch bei Hensel, wie sie ihm geschmeichelt, sein neuestes Gemählde gerühmt, ihn zum Plaudern gebracht habe, da sei denn herausgekommen, daß man ihn gefragt habe, wie es doch komme, daß sie durch Ratti in Venedig ein Gemählde habe kopiren lassen und ihm dafür 2000 Thaler habe zahlen können? Hinckeldey war nicht der Fragende, aber mit Gewalt soll er es gewesen sein, und zwar vom Könige dazu angeregt! „Was meinen Sie nun, soll ich nicht zu Hinckeldey hingehen, und ihm unter dem Siegel der Verschwiegenheit sagen, ich hätte gehört, der König sei verwundert, wie so ich dem Ratti die 2000 Thaler gegeben; und er möchte wohl gar denken, das sei noch aus dem Jahre 1848, wo ich allerlei Verbindungen gehabt, wegen deren ich das Stillschweigen Ratti's mir erkaufen müßte mit jener Summe? Dann würd' ich dem Hinckeldey sagen, woher das Geld kommt, und er könne sich erkundigen nach dem ganzen Verhältniß; der wird's dann am nächsten Tag gleich an den König bringen und ihm jeden ungerechten Verdacht benehmen. Was meinen Sie?" Ich sag' ihr, es sei unmöglich, daß der König einen *solchen* Verdacht hege, indeß werde der Schritt, wenn sie ihn durchaus thun wolle, keinen Schaden mit sich führen. Ich sehe wohl, sie will auf alle Weise an den König, sie kann es nicht aushalten, daß er sie gar nicht mehr beachtet, ihr nicht antwortet. Die arme Frau trägt sich mit den abentheuerlichsten Einbildungen und Planen, greift alles verkehrt

an, und richtet sich mehr und mehr zu Grunde. Sie kann nicht ruhen, das ist ihr Unglück. Ihr Vertrauen zu mir ist auch kein vollständiges, sie hält immer manches zurück, und denkt auch mir was weiß zu machen; doch ist es groß genug, um bisweilen sich zu fragen, wieso sie mir Dinge mittheilt, die gutzubeißen sehen etwas schlecht wäre? so zum Beispiel die Gleißnerei bei Hensel, die sie mir mit allen Kräften ihrer komischen Laune lustig und höhnisch vorspielt, und über die ich nicht lache! Sie ging endlich, und ließ mich in der größten Verstimmung zurück, im kämpfenden Wechsel von Bedauern und Mißbilligung. —

Binde und Andre sprachen in der zweiten Kammer heftig gegen das willkürliche Polizeiverfahren gegen Personen, die sich hier aufhalten oder niederlassen wollten, es werde gradezu gegen die Gesetze gehandelt; trotz der elenden, nur frechen Vertheidigung des Regierungssprechers, wurde doch eine Klage dieser Art an die Minister verwiesen, mit großer Stimmenmehrheit. Aber — die Minister lachen dazu! Für eine andere Petition wurde die Tagesordnung beliebt. —

In Mailand regt sich das Volk wieder, im Theater, auf den Straßen, gegen Zigarrenraucher ꝛc. Die Regierung ist sehr beunruhigt ob solcher Zeichen; auch hier ist man erschrocken. Es liegt offen am Tage, sie haben nichts gethan, um zu beruhigen, auszusöhnen, zufrieden zu stellen, sie haben kein gerechtes Verlangen erfüllt. —

Sonnabend, den 18. Februar 1854.

Die Zeitungen bringen einen Brief Schelling's vom August 1853 an einen Dr. Walther in St. Petersburg, der lateinische Gedichte zum Lobe des Kaisers gemacht hat. Schelling spricht sich darin unzweideutig für die politischen Absichten des Kaisers mit herzhaften Schmeicheleien aus. Hätte der Dr. Walther diese zur Kenntniß des Kaisers ge-

bracht, so wäre das recht schön gewesen, aber daß er den Brief in der St. Petersburger Zeitung abdrucken ließ, darauf hatte Schelling nicht gerechnet! Nun erscheint er als Russenfreund grade in der Zeit, da Preußen selbst von Rußland sich abwendet! Es ging dem weltklug sein wollenden ehrgeizigen Philosophen schon einmal so, in Baiern, wo er sich ganz dem französischen Uebergewicht anschloß, rheinbündisch und bairisch-französisch zu sein begann, als plötzlich Napoleon's Stern sich verdunkelte, und auch Baierns Politik eine deutsche wurde. Damals deckten die Ereignisse einigermaßen die Beschämung Schelling's, der klüglich schwieg, und um den niemand sich mehr bekümmerte. — Humboldt kommt jetzt freundschaftlich zum Thee zu Schelling, das hätte man früher auch kaum für möglich gehalten. —

Ich dachte mich eben etwas auszuruhen, da kam Frau Bettina von Arnim, und blieb von halb sieben Uhr bis acht. Sie war aufgeregter als je, voll Gift und Galle, schimpfte auf **, trug die mannichfaltigsten Beschuldigungen vor, vom Hundertsten in's Tausendste, brachte alles durcheinander, Großes und Kleines, Fernes und Nahes, sah grimmig böse aus, lachte dann wieder in unangenehmer Lustigkeit, sagte die windigsten Dinge mit pathetischem Nachdruck, die offenbarsten Unwahrheiten mit zuversichtlicher Betheuerung, beachtete keine Einrede, gab auf keine Frage bestimmte Antwort, zeigte die maßloseste Eitelkeit, brauchte die unredlichsten Listen, häufte die schwersten Anklagen. Es war ein wahrer Hexensabbath, den sie aufführte! Sie sah mich öfters mit Blicken an, in denen mir der Wahnsinn zu reden schien. Bald gab sie sich für hinfällig, schwach und erschöpft aus, und gleich darauf trotzte sie auf ihre unversiegbare Kraft, ihre freudige Thätigkeit. Auch von Hinckeldey sprach sie wieder, jetzt auch in Bezug auf M., den die Polizei als gefährlichen Menschen kenne, der schon mehrmals wegen demokratischer Sachen in Haft gewesen sei!!

ganz unwahr! und wie falsch von Bettinen, wie unklug und vergeßlich, dies bei mir anzubringen! Genug, es überstieg alles Maß, und als sie endlich, endlich ging, war ich selber wie verrückt, einer Ohnmacht oder einem Krampfe nah! Sie ließ mir solche Eindrücke, daß ich mich gar nicht wundern kann, wenn ich höre, sie sei über Nacht vom Schlagfluß getroffen worden, in ein Nervenfieber, oder in Tollheit verfallen. —

Nach dem Thee mußte ich lange Zeit allein bleiben, um mich wieder zu fassen und zu erholen. —

Sonntag, den 19. Februar 1854.

Schreiben Louis Bonaparte's an den Kaiser von Rußland, dem er alles vorhält, im Moniteur mitgetheilt, noch bevor es in St. Petersburg gelesen und beantwortet sein kann. —

Montag, den 20. Februar 1854.

Fräulein Fanny Elsler kam gegen Mittag, von Herrn Wehl begleitet. Noch ganz hübsch, und sehr anmuthig, freundlich und mittheilend, in alter Weise; nicht eben geistreich, aber auch ganz anspruchslos; wir sprachen von Rahel, Mrs. Grote, Gentz, dessen Schwestern, Metternich, Wallmoden, Tettenborn, ihrer Schwester Frau von Barnim, ꝛc. —

Als wir zu Mittag aßen, kam Frau Bettina von Arnim. Sie erzählte von dem Nothstande der Armen, von dem Hülfseifer des Mahlers Ratti und der Frau von Marenholz. Dann ging sie mit mir auf mein Zimmer, bekannte sich völlig ermüdet und schlafbedürftig, zitternd aus Gemüthsbewegung. Sie zeigte mir Briefe, die sie abschicken wollte, auf meine Bemerkungen schrieb sie den einen auf der Stelle um. Doch in der Hauptsache bleibt sie auf ihrem Sinn. Sie sagt dem weimarschen Buchhändler, er müsse sich so benehmen, daß die hiesigen Leute den Glauben faßten, das Unternehmen stünde dort unter der Aegide einer hohen Behörde! und um hier — ganz

nutzlos — zu imponiren, giebt sie sich dort die größte Blöße! — Sie schreibt, ***'s Buch habe schon einen Verleger gefunden, durch den Minister von Schön, — das klingt ihr besser, als durch Rosenkranz, und diese Unwahrheit liest sie mir keklich vor! Sie sagt mir aber auch, sie fühle wohl, daß ich noch immer etwas zweifelhaft sei in Betreff ihres Rechtes, und es werde wohl besser sein, daß sie mich künftig mit ihren Sachen nicht so belästige, es sei wohl nicht zu rechtfertigen, daß sie mir schon so viele Zeit geraubt. — Also beginnt schon die Ungnade, in die ich verfallen muß! Doch für heute sollte die verheißene Schonung noch nicht eintreten; sie wirthschaftete an meinem Schreibtisch, und siegelte ihre Briefe, wobei sie mich sehr wegen des Siegellacks beklagte, das sie aufwendete! Sie versicherte wieder, sie mache sich aus nichts mehr was, stehe unerreicht über allen Verdrüssen, und beim Weggehen klagte sie über Hinfälligkeit und Schwäche, und fragte höhnisch, ob ich denn meinte, solche Geschichten, wie sie deren erlebte, gingen so leichthin vorüber, und setzten sich nicht in die Glieder? — Sie ging von mir zu Buchdruckern, um allerlei zu fragen, was dazu dienen soll, die Herren *** und ** betrügerischer Anschläge schuldig zu finden. Von den gerichtlichen Klagen gegen sie wollte sie nicht reden. Ich bedaure sie herzlich; auch die Bosheiten, die sie äußert, geben aus ihrer Verwirrung hervor, aus ihrer falschen Einbildung und aus ihrer Verlegenheit; — ihr zu helfen ist aber nicht möglich, sie erlaubt es nicht, als höchstens in Nebendingen hie und da! —

Der Kaiser Nikolai hat dem Kaiser der Franzosen verneinend geantwortet. Dieser faßt scharfe Entschließungen. —

Durch die englischen Parlamentsverhandlungen ist an den Tag gekommen, wie feindselig Rußland im Jahre 1849 gegen Preußen war; man wußte es, aber nicht so genau. Rußland war ganz auf Oesterreichs Seite, bereit zum Kriege gegen

Preußen, und es erließ an England die Aufforderung, seine Flotte mit der russischen vereinigt im baltischen Meere gegen Preußen handeln zu lassen! — Ein edler Schwager! —

Dienstag, den 21. Februar 1854.

Bettina von Arnim bringt mir einen noch zugesiegelten Brief von Herrn M.; sie sei zu feige, ihn zu eröffnen; sie fürchte neue Gemüthsbewegungen, ich soll ihn zuerst lesen. Ich thu's, er enthält nichts Widriges, nur geschäftliche Bemerkungen zu ihrem Besten. Daß der vierte Band der Werke Arnim's, der zweite Theil der Kronenwächter, schleunigst auszugeben sei, verneint sie, aus lauter nicht stichhaltigen Gründen, bis ich nach vielem Drängen endlich herausbringe, es fehle noch der Schluß, den sie erst schreiben müsse und jetzt nicht könne. A la bonne heure! warum sagt sie diesen wahren Grund nicht gleich? Sie sieht heute besser aus, ich sag' es ihr, und sie erwiedert: „Das kommt daher, daß ich einmal eine Nacht gut ausgeschlafen habe!" Fünf Minuten später, als sie wegging, sagte ich ihr, sie solle mehr solcher Nächte zu gewinnen suchen. „Mehr solche Nächte?" versetzt sie; „was denken Sie denn, ich habe die ganze Nacht kein Auge zugethan, sondern immer gelesen!" Plötzlich soll das kurz vorher Gesagte nicht mehr wahr sein! —

Nachdem sie weggegangen war, kam sie noch einmal wieder; sie wollte mancherlei Angaben und Rathschläge; dann eilte sie fort, zu Savigny's Geburtstag, nachher müsse sie zu Spitta und Leutz, zum Buchdrucker Schade, zu Hinckeldey ꝛc. —

Die Kreuzzeitung ärgert sich, daß ihr lieber Kaiser Nikolaus nicht nur von den französischen Blättern, sondern auch von der hiesigen Volkszeitung, bloß Zar genannt wird; er sei das zwar auch, aber auch Kaiser und das sei mehr! Sie ärgert sich höchst possierlich, und macht uns vielen Spaß! —

„Wir stimmen den Ton preußischer Vaterlandsliebe,

saur

BIBLIOTHEK DER DISCH. LITERATUR
VARNHAGEN VON ENSE, K. A.

3-598-53028-5
FN. I2214/039

preußiſchen Geiſtes, preußiſcher Ehre mit beſtem Eifer an, wir ſuchen die deutſche Meinung für Preußen wiederzugewinnen, es iſt uns auch in dieſer Richtung ſchon viel gelungen; aber wir müſſen jetzt mit Vorſicht in dieſer Richtung weitergehen, denn über Nacht kann alles, weßhalb wir in dieſem Augenblicke preußiſch ſind, umſchlagen, und wir wollen nicht für Rußland preußiſchen Vaterlandseifer wecken; wir müßten in ſolchem Falle ſogleich einhalten und dämpfen." Merkwürdige Aeußerung! Für mich nichts Neues! Ich bin ſchon immer beobachtend in der Schwebe. Wenn ſich jetzt Preußen mit Rußland verbündet, ſo iſt es nicht mehr Preußen, hat alle ſeinen Inhalt verloren, wird aus Reaktion hintenherum revolutionair, denn der ruſſiſche Kaiſer iſt jetzt entſchieden der entſchiedenſte Volksaufwiegler! —

Die Spener'ſche Zeitung bringt heute eine Entgegnung auf ihren vorgeſtrigen Artikel. — Starke Rede Lord John Ruſſell's im Unterhauſe gegen Rußland.

Die Engländer wollen ernſtlich vorgehen, Sebaſtopol bombardiren und die ruſſiſche Flotte verbrennen. Auch in der Oſtſee werden ſie angreifen; ſo ſagen geſtern aus London eingetroffene Depeſchen. —

Mittwoch, den 22. Februar 1854.

Man behauptet, der ruſſiſche Kaiſer habe dem preußiſchen Geſandten in St. Petersburg Herrn von Rochow eine Anzahl Handſchreiben des Königs vorgelegt, in denen dieſer ſich auf's entſchiedenſte verbindlich macht, es in allen Fällen mit Rußland zu halten. Der König müſſe ſeine Verſprechungen halten, heißt es dann auf Seiten der Kreuzzeitungsparthei, dieſer Ruſſenknechte, die des Namens Preußen nicht werth ſind. Wo ſind die andern Verſprechungen alle hingekommen?! —

Die durchlöcherte Verfaſſung wird noch immer mehr durchlöchert. Für die Mediatiſirten, für die Majorate, gegen das

beſtehende Wahlgeſetz; gegen die Jahresſitzungen; gegen die Finanzrechnung ꝛc. —

Donnerstag, den 23. Februar 1854.

Die neulich beſchlagene Kreuzzeitung iſt einfach zurückgegeben worden, ohne Anklage, ohne Erklärung; die über die ſie betreffende Polizeiſtrenge empörte Kreuzzeitungsparthei hat hierauf in den Kammern einen Antrag zu Gunſten der Preßfreiheit eingebracht; nicht die Polizei, ſondern der Staatsanwalt ſolle die Beſchlagnahme verfügen, die Stellen, wegen deren ſie erfolgt, ſollen dem Herausgeber bezeichnet, die nicht beſchuldigten Blätter binnen 24 Stunden zurückgegeben werden. Thadden-Trieglaff, Meding und Andere ſolchen Gelichters, urſprüngliche Feinde aller Preßfreiheit, machen den Antrag, der freilich im Grunde nur ihre Preßfreiheit meint, die der Gegner möge preisgegeben ſein! —

Mit der Reviſion des Jagdgeſetzes mühen ſich die rohen Junker auch noch vergebens ab. Sie wiſſen nicht, wie ſie's machen ſollen! —

Der König hat auf den letzten Aſſembleen ſich auffallend freundlich gegen Manteuffel gezeigt, immer auf's neue mit ihm geſprochen ꝛc. was er ſonſt nicht that. Er wollte offenbar darthun, daß er mit deſſen Politik zufrieden ſei. Wie könnte er auch anders! Manteuffel iſt ja nur der gehorſame Ausdruck empfangener Vorſchriften! —

Eine eigene Politik hat Preußen nicht; es geht mit dem Tage, wie die Umſtände es wollen, die Haupttriebfeder iſt die Furcht, der folgt man, im Augenblick iſt die vor Bonaparte am größten. —

Die Ausſichten werden immer dunkler. Preußen weiß in der Angſt nicht wohin ſich wenden, wohin ſich anſchließen; auf allen Seiten lauert Gefahr, die größte im zu befürchtenden Verrath, auf allen Seiten unzuverläſſige, falſchgeſinnte Regierungen, die uns jeden Augenblick im Stich

allen Kreiſen, geſellſchaftlichen wie litterariſchen, bringt Mißtrauen und Vorſicht, Langeweile hervor; der freieſte Muth müßte ermatten gegenüber der allgemeinen Verdumpfung! Seit Monaten kein Witz von Wolf in Umlauf, kein Spruch von Humboldt, Schleiermacher oder Erhard, kein Geiſtesſprudel von Koreff! Doch thut Herr von Humboldt ſeit Kurzem, nachdem er eifrigſt den Ultra gemacht, wieder äußerſt liberal, ſo daß ihm einige Gutmüthige glauben. Man ſchließt daraus, daß ſein gehoffter Wiedereintritt in die Staatsverwaltung neuerdings ihm vereitelt dünken müſſe. Die Rolle eines preußiſchen Talleyrand kann er leicht ſpielen; aber es iſt nur zu verwundern, daß ſie ihn reizen mag! — Der franzöſiſche Miniſterwechſel, die Adreſſen Spaniens, die Unruhen Irlands halten die Staatsforſcher in Athem, wenn die griechiſchen Nachrichten auch bisweilen ausbleiben. Ich bemerke, daß die franzöſiſchen Angelegenheiten dem meiſten Mißverſtande ausgeſetzt ſind; ſie werden durch unſere Zeitungen nicht ſehr deutlich, und da ſich die Menge doch immer an dieſe hält, ſo entſtehen viele falſche Urtheile. Beſonders iſt man hier immer geneigt, die Franzoſen für ſchwach zu halten, weil man die Umſtände, die das Feuer dämpfen, nicht kennt, und daher dieſes läugnet, wo es doch in der Tiefe unaufhörlich fortbrennt. Was Sie von den Bonapartiſten ſagen, iſt mir äußerſt wichtig erſchienen.

Den 28. Dezember.

Ich bin neugierig, ob das neue franzöſiſche Miniſterium nicht ſchon wieder verändert ſein wird, wenn dieſer Brief in Ihre Hände kommt! Am meiſten hat uns, Chamiſſo und mich, die wir etwas von ihm wiſſen, der gute Montmorency

laſſen können, wie Preußen ſelber ja auch die andern bisher im Stich gelaſſen hat! Schufterei und Schwäche auf allen Seiten. Nur die Revolution iſt ſtark, iſt in Bonaparte ſtark, der von ihr getragen wird, im Kaiſer Nikolaus, der ſich ihrer bedient! Mit der Revolution grade iſt die preußiſche Regierung geſpannt, ſie muß ſich mit ihr verſöhnen, das iſt der nöthigſte Schritt. Umkehr im Innern, dann iſt Preußen wieder ſtark! Und wieder ſind die Umſtände der Art, daß das geringſte Einlenken, das leiſeſte Verſöhnen jetzt von größter Wirkung ſein würde! Man braucht nur ſo wenig zu thun, — aber die Bosheit verweigert auch dies Wenige. —

Endlich hat nun auch das Obertribunal die Sache von Adolph Streckfuß zu deſſen Gunſten entſchieden. Das Kammergericht ſchon hatte ihn wegen ſeiner franzöſiſchen Revolutionsgeſchichte freigeſprochen, die vom Staatsanwalt eingelegte Nichtigkeitsbeſchwerde iſt abgewieſen. — Endlich! Die Sache hat ſchrecklich lange gedauert. — (Das Buch wird aber dennoch vernichtet. —)

Freitag, den 24. Februar 1854.

Geſchrieben, über Talleyrand und Pozzo di Borgo, daß ſolche Leute nur in der Gegenwart etwas ſind, wie Sänger, Tänzerinnen, und andere Virtuoſen des Tages, mit jedem Jahre weiter iſt weniger von ihnen zu ſagen; über den Prinzen Johann von Sachſen. —

Griechiſcher Aufſtand im Epirus, von ruſſiſchen Sendlingen angefacht. Die ruſſiſche Kreuzzeitung nimmt die Backen voll, aber es wird wohl nicht ſo arg ſein, als es die Wagener, Goedſche, Gerlach und andere Burſche der Art machen wollen. Nach ihnen ſtehen 10,000 Aufſtändiſche unter Waffen und löſt ſich die türkiſche Heeresmacht an der Donau durch den Abzug von Arnauten ꝛc. auf. —

Preußen hat entſchiedene Annäherungen an England ge-

macht, vor allem bestimmt verneint, daß es sich an Rußland anschließe. Aehnliches, doch mit etwas mehr Zurückhaltung, hat man an Frankreich erklärt. Beide Mächte sehen dies für die Zusage einer Mitwirkung an, und dringen auf weitere Schritte. — Wer lenkt unsere Politik? Der König? Manteuffel? oder wer sonst? Die Antwort ist leicht, unsere Haltung ist uns von den Umständen aufgenöthigt, besonders von der Furcht vor Bonaparte, den man jedes Gewaltstreichs fähig glaubt. —

Der neueste Mobilmachungsplan für das preußische Heer, nicht der von 1850, sondern ein frischausgearbeiteter, soll durch Verrath der Kreuzzeitungsritter in russischen Händen sein. Dieser Plan, der eine neue Zusammensetzung der Heertheile in sich faßt, und alle Maßregeln vorschreibt, wie jeder kriegsfertig zu machen sei, ist gedruckt und etwa zwei mäßige Oktavbändchen stark, ist vertheilt an alle Militairbehörden, Generale, Regimentskommandeure, daher in sehr vielen Händen, und nur sehr bedingterweise noch ein Geheimniß zu nennen; am wenigsten ist er eines für Rußland, derselbe würde auf den leisesten Wunsch des Kaisers, ja nur auf den des Generals von Benckendorff, bereitwillig mitgetheilt worden sein. Hat der Letztere sich ihn aber auf Schleichwegen verschafft, so liegt darin schon das Eingeständniß eines Verraths, und der unbefugte Mittheiler dürfte dafür zu strafen sein. Mir scheint die ganze Sache noch zweifelhaft. —

Zum 24. Februar 1854.

Später ist von namhaften Personen ganz unverhohlen behauptet worden, der preußische Mobilisirungsplan sei noch vor dessen Austheilung an die Berechtigten dem Kaiser von Rußland durch den Sohn des Prinzen Karl, den Prinzen Friedrich Karl, mitgetheilt worden. Derselbe habe aus dem Kabinette des Königs ein Exemplar mitgenommen; ein

Kammerdiener des Königs hatte ihm in deſſen Abweſenheit den Zutritt geſtattet. Gewiß iſt es, daß der anfangs eingeleiteten Unterſuchung plötzlich alle Folge abgeſchnitten worden. —

Sonnabend, den 25. Februar 1854.

Der Polizeipräſident von Hinckeldey, der dem Könige ſtets beſondern Polizeivertrag hält, und eben jetzt in hoher Gunſt bei ihm ſteht, erweckt auf's neue die Eiferſucht des Miniſterpräſidenten von Manteuffel. Die ruſſiſche Parthei, die zugleich die der Kreuzzeitung iſt, wendet alles auf, um durch Hinckeldey das Miniſterium zu ſtürzen, den König für ihre Sache zu gewinnen. Sie vermögen viel, aber die Furcht vor Bonaparte können ſie nicht bezwingen! Und dann iſt Hinckeldey kein politiſcher Mann; er will für ſich ſelbſt arbeiten, nicht für eine Parthei, am wenigſten für ſie etwas wagen. —

Von ruſſiſcher Seite wird alles aufgeboten, das ſchwankende Preußen zu gewinnen, Verſprechungen aller Art, aber auch Drohungen, und der ruſſiſche Kaiſer ſoll ausgeſprochen haben, die Zukunft Preußens hänge von ſeiner heutigen Entſchließung ab. Doch die thatſächliche Drohung Frankreichs, wenn man ihr auch keine Worte giebt, wirkt ſtärker, und der König, obwohl zu Rußland hingeneigt, will auch mit Frankreich auf gutem Fuß bleiben. —

In Görlitz iſt der dortige „Anzeiger“ wegen ruſſenfeindlicher Artikel verwarnt und bedroht, auch ſind ihm die amtlichen Einrückungen entzogen worden. Ob die Behörde zu ſolcher Willkür befugt ſei, wird nicht gefragt. Die ruſſiſchen Geſandtſchaften, auch die in Wien, führen ungeſtüme Klagen gegen die deutſchen Zeitungen! —

In der jetzigen politischen Krise wollen auch Baiern, Sachsen und Würtemberg sich bemerklich machen, nicht ohne Anregung von Seiten Rußlands. Oesterreich hat sie, wie dann auch Preußen gethan, zur Ruhe und auf ihre Stellung im deutschen Bunde verwiesen. Darüber herrscht bei den Kleinen eine große Unzufriedenheit, die wenig bedeutete, wenn sie nicht in vorkommenden Fällen sich leicht dem Auslande verbünden könnten. Wenn es kein Deutschland als politische Einheit giebt, der Nationalgeist nichts gelten, keine Farbe, kein Abzeichen haben soll, dann kann es gleichgültig erscheinen, ob man unter einem Fürsten lebt, der von Paris, oder unter einem, der von Wien her Schutz und Befehl erhält. Das hat sich die dummkluge Reaktion gegen Volk und Freiheit bereitet! —

Der Präsident von Gerlach, Leiter und Spaßmacher der Reaktion in den Kammern, will aus dem Staatsdienste scheiden. Man giebt ihm Schuld, dem russischen Gesandten mancherlei verrathen zu haben, was wenigstens für den Augenblick noch als Staatsgeheimniß gelten konnte. Der Angriff des Obersten Friedrich von Bülow, der in der Vossischen Zeitung an die Zuchthausstrafe erinnert, die auf solcherlei steht, soll unmittelbar gegen Gerlach gerichtet sein. —

Nachrichten aus St. Petersburg sagen, daß der Kaiser in einer Art Verzweiflung sei, Verwünschungen gegen Louis Bonaparte ausstoße, der ihn betrogen habe, der ein Schwindelkopf sei, unwürdig des Titels, den man ihm allzu großmüthig erlaubt habe; auch gegen Preußen und Oesterreich soll er wüthen, in beiden Staaten Aufstände wünschen, damit sie sähen, wie es mit ihnen innerlich bestellt sei. Für seine Umgebungen ist der Kaiser ein Schrecken, eine Geißel, er plagt alles mit seinem Grimm, seiner Mißlaune und Rathlosigkeit. —

Auch das Weggehen des russischen Militair-Gesandten, des Generals Grafen von Benckendorff, der zum Heer abgeht, bringt man mit den unerlaubten Mittheilungen in Verbindung, die demselben von der Kreuzzeitungspartheit gemacht worden sein sollen. Wie Tschernischeff in Paris 1812! —

Montag, den 27. Februar 1854.

Nachmittags Besuch von Frau Bettina von Arnim. Entschuldigung, daß sie mehrere Tage weggeblieben; sie leidet an Schwäche, an Schwindel, fürchtet einmal umzufallen, in ihrem Geschäft hat sie neue Schritte gethan. — Bettina sagt, sie habe einen Rechtsanwalt zu Rathe gezogen, sagt aber nicht welchen! —

Preußens und Oesterreichs Abstehen von Rußland ist ganz entschieden und wird immer deutlicher. Ein Mitgehen mit England und Frankreich ist weniger entschieden, obschon den Kabinetten von London und Paris Hoffnung dazu gemacht worden, und diese es nun erwarten. —

Staatsstreich in Spanien, Aufstand in Saragossa zu Gunsten des Generals Concha; Belagerungszustand für ganz Spanien ausgesprochen. —

Der König hat dem Arzt Landolfi den Rothen Adlerorden dritter Klasse und zugleich ein Schreiben an den König von Neapel geben lassen, wodurch dieser ersucht wird, dem Dr. Landolfi die Annahme des Ordens zu erlauben. Das französische Begleitschreiben des Königs an Landolfi nennt den König von Neapel „votre excellent roi", was denn doch dem Dickhäutigsten ein scharfes Jucken empfinden läßt. Im englischen Parlament hat jener Bombardierkönig ganz andere Beiwörter bekommen, „der Meineidige", der „Schlächter", der „rohe, stumpfsinnige Tyrann" ꝛc. —

Dienstag, den 28. Februar 1854.

In dieſen traurigen Zeiten, unter dem ſchweren Druck, den Willkür, den Ungerechtigkeit, Dünkel, Frechheit und Selbſtſucht uns auflegen, bei der allgemeinen Verdunkelung weit umher, bei der Ausſichtsloſigkeit für unſre innern Zuſtände, ja bei den drohenden Gefahren unſeres bürgerlichen Daſeins, erfahr' ich in mir dennoch ein tiefes Wohlgefühl, das von allen dieſen Dingen unabhängig, durch ſie nicht die geringſte Hinderung erleidet. Es iſt ein Gefühl des Antheils und der Freude an allem rein und ächt Menſchlichen, ein dankbares Erkennen des vielen Guten und Schönen, das in der Welt iſt, und mir durch Liebe mitgehört. Mich dünkt, ich ſehe die Natur reiner und höher als ſonſt, und was nur in Vorzeit und Gegenwart als edlere Menſchengeſtalt mir erſcheint, erweckt mir die beglückendſte Neigung. Am frühen Morgen und ſpäten Abend empfind' ich dies Wohlgefühl am hellſten, und bin oft von ihm ſo durchdrungen und erhoben, daß ich ein andres und neues Leben zu führen glaube. — Der laute Tag mit ſeinen Aufgaben, Eindrücken und Nachrichten, bringt dann wohl eine verminderte Stimmung, bringt Unwillen, Verdruß und Haß, aber unter dieſer Hülle ſtrömt doch das Wohlgefühl leiſe fort, und wenn ſie mit dem Tage abfällt, iſt dieſes voll und friſch wieder da. Heute grade, wo die Empfindung beſonders lebhaft iſt, muß ich doch wieder einmal etwas davon aufſchreiben! —

Stahl, Gerlach's, und andres ſolches Gelichter, finden es abſcheulich, daß man die Zulu-Kaffern hier duldet, im chriſtlichen Staate die Heiden! Wenigſtens zur Taufe müßte man ſie doch bringen! Warum nicht mit ein Bischen Gewalt?! —

Mittwoch, den 1. März 1854.

Schlechte Nacht, aber ein guter Morgen. Ich wachte früh, und fand mich in beſter Geſellſchaft; Rahel war mir ganz

gegenwärtig, in ihrem tiefsten Wesen, in ihren leuchtendsten Eigenschaften; ich fand keinen Ausdruck für ihren hohen Werth, für diese Verbindung von Herzenswärme und Geistesfrische, die sie nicht nur hatte, sondern auch mittheilte, für diese Wahrheit und Ursprünglichkeit aller ihrer Regungen und Gedanken, für diese liebliche Heiterkeit und gewaltige Kraft ihres Daseins. Was von ihr geschrieben, gedruckt ist, das Beste sogar, wie gering und matt ist es gegen das, was sie lebend ausübte! Ich lachte vor Vergnügen in freudigem Stolz auf sie! — Dann aber überdacht' ich mir Fichte, Schleiermacher, Marwitz, Harscher, zuletzt Hermann Franck, der auch eine hohe Eigenthümlichkeit ist, die sich der vollständigen Bezeichnung entzieht, und in schriftlicher Auffassung schwer ihre ganze Gebühr empfängt. Die besten, die ähnlichsten Bilder sind nur Bilder! —

In Spanien droht innerer Krieg auszubrechen. Von einer Seite denkt man an Willkürherrschaft, von anderer an Sturz der Dynastie. Das Königthum gewinnt in keinem Falle dabei. —

In Schweden und Dänemark Rüstungen. —

Unsere Junker sind recht beflissen, für künftige Volksbewegungen vorsorglich Nahrungsstoff anzuhäufen. Die blinden Schächer ahnen nicht, was sie eigentlich thun, indem sie die Jagdrechte, die gutsherrliche Polizeigewalt, den Druck auf Gesinde und Arbeiter, wiederherstellen! Die ganze Volksgesinnung wird von ihnen auf's neue mit Haß und Unwillen erfüllt! —

Lamennais ist am 27. Februar in Paris gestorben. Er hat durchaus keinen Priester angenommen, er, der selbst katholischer Priester war, hat von der Kirche nichts wissen wollen! Er konnte Kardinal werden. Sein Freidenken war ihm lieber. Ein großes Beispiel! —

Großes Aufgehebe wegen des Entschlusses des Königs, nicht mit Rußland, sondern mit England und Oesterreich zu gehen, und mit Frankreich. Der Entschluß ist noch nicht so ganz vollständig, und weder ein so hoher noch ein so freier, sondern kommt aus Verlegenheit und Noth; auch hofft die Kreuzzeitungsparthei — Kleist-Retzow, Gerlach, Bismarck-Schönhausen ꝛc. — noch immer ihn umzustoßen. Der König werde wieder beim Volke gutstehen, sagt man. Dem Volke müßten ganz andere Dinge dargeboten werden! —

Bettina sagt, Goethe sei neben der Frau von Stein eigentlich in die Herzogin Luise verliebt gewesen, und diese Neigung habe sich in ganzer Stärke bis zuletzt bewahrt; die Hofdame der Herzogin, Gräfin Karoline von Egloffstein, hat zu Bettinen gesagt: „Wir wissen dies Alle, die Sache konnte kein Geheimniß für uns sein, die Frau von Stein war nur der Deckmantel, dem Zusammensein Goethe's mit der Herzogin ein unschuldiges Ansehen zu geben." Das Letztere ist zu viel, ist sicher so nicht wahr; aber ganz grundlos ist die Sache nicht, die Verehrung für die Herzogin konnte leicht eine Zeitlang in ächte Liebesneigung übergehen, ohne die für Frau von Stein aufzuheben. Ich erinnere mich in frühen Jahren schon etwas der Art aus Weimar gehört zu haben, im Jahre 1803, was später durch Aeußerungen Wilhelms von Humboldt, Friedrichs von Schlegel, Amaliens von Helwig ꝛc. bestätigt wurde. Doch schien das bei Erscheinung der Briefe an Frau von Stein alles in nichts zu zerfallen! Die Neigung zu Frau von Stein ist mir aber auch jetzt noch die wesentlichste, die auch einen ganz andern Spielraum hatte, als die ganz platonische zur äußerst zurückhaltenden Herzogin. — Bettina sagt mir schalkhaft: „Ich habe in der Liebe gar wenig Erfahrungen gemacht, und das thut mir jetzt schrecklich leid, ich möcht's noch nachholen!" Ich erwiedere, dazu sei es nun zu spät. „Warum

denn?" versetzt sie eifrig, „das sind dumme Leute, die meinen, daß man bei Runzeln nicht noch lieben könne!" —

Freitag, den 3. März 1854.

Preußen faßt noch keinen Entschluß; der König neigt immer wieder zu Rußland hin, mehr aus Furcht als aus Liebe, aber die Furcht vor Bonaparte hält jene Neigung mächtig zurück. — Der Ministerpräsident von Manteuffel hat zu einem meiner Bekannten gesagt, es sei ganz ohne Grund, daß man für Preußen zunächst eine Kriegsentwicklung besorge, dazu sei fürerst noch kein Anlaß. — Jemand, der dies vernahm, rief aus: „Was weiß Manteuffel davon?" — Manteuffel habe sich, heißt es, in die politischen Sachen hineinstudiert, und sei jetzt darin sehr fest. „Il a grandi!" sagte ein Diplomat. — Meinetwegen sage man's! Ich glaub's nicht. —

Sonnabend, den 4. März 1854.

Ausgegangen mit Ludmilla. Unter den Linden vor Dümmler's Buchladen stand Bettina von Arnim vertieft im Ansehen der Neuigkeiten; wir still hinter ihr warten darauf, daß sie sich umdrehe. Aus Dümmler's Laden hinter dem Fenster lacht mich ein Diener an, und deutet ich weiß nicht worauf, da steht der griechische Fürst Mangali, den wir neulich bei Dirichlet's gesehen, vor mir, sagt, er sei eben im Begriff zu mir zu gehen, habe im Laden meine Wohnung erfragt, in demselben Augenblick wendet sich Bettina, sieht uns, schämt sich, ich nenne sie nur eben dem Fremden, da eilt sie fort. Warum schämt sie sich, wo nichts zu schämen ist? Es verdroß sie, daß sie belauscht worden war! Hätte sie geahndet, daß der Fremde ein Fürst ist, wie gern wäre sie geblieben! Dieser Titel wirkt zauberhaft auf sie! —

In den vornehmen Kreisen geht ein Gerede stark um, das früher gar nicht gehört wurde. Graf von Brandenburg soll, heißt es jetzt, nicht vor Aerger gestorben sein, den er hier eingeschluckt hat, sondern an einer Prise Taback, die ihm der Graf Orloff in Warschau gereicht habe! Geradezu Unsinn, denn Orloff hatte nicht den geringsten Grund das zu thun; Brandenburg war angewiesen, den russischen Forderungen nachzugeben, und hatte nachgegeben, was konnten die Russen mehr wollen? Aber als es geschehen war, that hier der König, als ob er es nicht gewollt, und wollte doch gleich weiter so, und Manteuffel mußte nach Olmütz. Es heißt, die Familie Orloff sei im Besitz eines geheimen Giftes, das sich in ihr vererbt habe; zu gelegener Zeit werde sie auch dem Kaiser davon zu schnupfen geben! Dies Gerede ist offenbar gegen die Russen, wird aber, wunderbar genug und doch gewöhnlich in solchen Fällen, vorzüglich von solchen Leuten geglaubt und verbreitet, die im Grunde den Russen zugeneigt sind, von vornehmen Herren und Damen des Hofes ꝛc. Wer hat es in Umlauf gesetzt?

Abends mit Ludmilla zu ***. — Der Franzose sprach viel und gut, aber langsam und eintönig, daß es die Nerven angriff; über Sängerinnen und Frauentugend ist er voll Vorurtheile, er glaubt auch noch, die Tugend stecke in der Heirath, sei diese übrigens, wie sie wolle! Wenn eine Frau vier Männer hintereinander geheirathet hat, dann bleibt sie tugendhaft, wenn es nur Liebhaber waren — mag die Liebe noch so schön und herrlich gewesen sein —, so taugt sie nicht! Wie verkehrt, wie erbärmlich! —

Zu Hause noch Unterhaltung mit Ludmilla. Menschenkunde, Anlagen, Triebfedern der Menschen; weder das, was sie sagen, noch das, was sie thun, ist immer aufrichtig: sie wollen meist ganz was andres, als was sie vorgeben. —

Im Plinius gelesen, Englische Blätter. —

Der Prinz von Preußen soll sich fortwährend gegen Ruß-

in Erſtaunen geſetzt. Daß die alten Namen es nicht mehr thun, iſt eine ausgemachte Wahrheit, aber daß ſie ſogar ſchaden, iſt nicht ſo allgemein eingeſehen. Die Kabinette ſetzen ſich dadurch, daß ſie weniger Verdienſt und Fähigkeit, als Geburt und Rang bei diplomatiſchen Geſchäften berückſichtigen, nicht bloß negativen, ſondern auch poſitiven Gefahren aus. Dieſe Leute, wiſſend, daß man von ihnen verlangt, was ſie nicht leiſten können, und äußerſt dabei betheiligt, dies nicht an den Tag kommen zu laſſen, ſehen ſich meiſtens genöthigt, ihr ganzes Vertrauen untergeordneten dienſtwilligen Perſonen hinzugeben, oft ganz Fremden, um die eigenen Untergebenen nicht zu wichtig werden zu laſſen. Die wichtigſten Staatsgeheimniſſe werden auf dieſe Weiſe verrathen. Eine Menge von Berichten und Denkſchriften und Briefen, die im diplomatiſchen Betriebe nothwendig ſind, werden von Händen verfaßt, die man nicht ahndet; bei einer noch größern Menge iſt der Inhalt eingeflüſtert. Ich ſelbſt habe die tollſten Beiſpiele dieſer Art geſehen; ich überzeuge mich, daß dieſer Mißbrauch unendlich weit geht. Herr Julius Schmidt in Warſchau, Herr Dr. Jaſſoy in Frankfurt a. M. haben bekannten Leuten regelmäßige Hülfe geleiſtet. Alles kommt auf dieſe Art zur Kenntniß, nichts kann ein ſicheres Geheimniß bleiben. In früheren Zeiten konnte ein Vornehmer ſich vertraute Geheimſchreiber perſönlich und auf zeitlebens aneignen, ſolchen Menſchen die Feſſel der Furcht anlegen und ihnen den Reiz außerordentlicher Belohnung darbieten. Jetzt iſt das alles anders, Macht, Sinnesart und Vermögen. Wer der rechte Mann iſt, will auch dafür gelten, und die Welt kommt ihm dabei entgegen. Es bleibt kein anderes Mittel, als daß die Vornehmen wirklich die Unterrichteſten und Fähigſten werden und nicht mehr bloß ſcheinen wollen.

land ausſprechen; man hält es aber weniger für ſeine Meinung, als für die der Prinzeſſin, die ihres Urſprungs gern vergißt, und engliſchen und liberalen Eindrücken folgt. —

Der Kaiſer von Rußland hat kürzlich dem General Grafen von der Gröben den Weißen Adlerorden, jetzt dem General von Möllendorff den Alexander-Newsky-Orden ertheilt; es iſt als wollte er ſich in dem preußiſchen Heer noch ſchnell Anhänger ſichern! — (Bei Möllendorff's Jubiläum erſchien Wrangel morgens, und rief zärtlich aus: „Ich komme mit leeren Händen, aber mit vollem Herzen! Generallieutenant von Möllendorff Exzellenz — nennen Sie mir Du!“ Möllendorff erwiederte: „Nun denn Du, Herr Bruder! Du ehrſcht mir ſehr!“) —

Sonntag, den 5. März 1854.

Ausgegangen. Unter den Linden, beim Zeughauſe. Unvermuthet kommt Bettina von Arnim hinter uns, ruft und lacht. Sie ſei geſtern weggelaufen, ſagt ſie, weil der Herr, dem ich ſie genannt, den Hut auf dem Kopfe behalten. „Sie haben ihm ja nicht einmal die Zeit gelaſſen, ihn abzunehmen!“ erwiedere ich. Aber der unſinnige Vorwurf iſt nicht einmal wahr, ſoll nur Deckmantel ſein für die falſche Scham, der ſie gefolgt, und deren ſie ſich jetzt ſchämt. Als ſie hörte, es ſei ein griechiſcher Prinz geweſen, lachte ſie erſt ungläubig, als ſie ſah, daß es Ernſt ſei, wurde ſie ganz aufmerkſam und neugierig, wollte meinem Griechen aber gleich ihren Franzoſen gegenüberſtellen, und ſagte, der Fürſt Talleyrand ſei geſtern Abend bei ihr geweſen! Aber der iſt kein Fürſt, ſondern Baron, der franzöſiſche Geſandte in Weimar! Sollte man glauben, daß der hohe, freie Geiſt dieſer geiſtvollen Frau ſich in ſolche geringe Erbärmlichkeiten verſenken und verwickeln

möge?! Doch iſt es ſo; weltliche Stellung, hohe Titel und Würden imponiren ihr überaus! —

Nachmittags Beſuch vom Grafen Cieſzkowski. Politiſche Betrachtungen. Ob der Krieg noch wieder rückgängig werden könne, welche Wendung er nehmen werde, wenn es zum Treffen kommt? Alle führen ihn wider Willen, ſchon Frankreich und England nicht mit voller Kraft und Entſchloſſenheit, geſchweige denn Oeſterreich und Preußen, falls ſie ſich dazu bequemen. Furcht vor Aufſtänden. Mißtrauen gegeneinander, Verrath und Argliſt lauern überall. Bedeutung Polens im bevorſtehenden Kampf, welche Vortheile da zu gewinnen wären, welche Gefahren drohen, wenn man jene Vortheile nicht ergreift. Ueberall Schwachköpfe, ideenloſe, gemeine Menſchen, ohne Geiſt, ohne Karakter, alle in der Gewalt der Umſtände, Drahtpuppen, mit denen die Geſchichte ihr Spiel treibt! Verächtliches Geſindel, wie hoch es auch ſtehe, wie ſtark es auch prahle! —

Herr Wehl nimmt Abſchied, er reiſt morgen nach Hamburg zurück. —

Zu Hauſe mit Ludmilla Geſpräch, ſie kam erſt um halb 12 Uhr von der Gräfin von Ablefeldt. — In dem Paulus-Buche von Reichlin-Meldegg geleſen; gute Brocken ſind darin, aber eine ſchlechtere Redaktion kann nicht gefunden werden; und dazu habe ich eine Vorrede ſchreiben ſollen! Dann las ich, durch Crépet angeregt, einiges im Boileau; trotz alles Vorurtheils, das ſich gegen ihn aufgehäuft hat, machten mir ſeine Satiren wahres Vergnügen, und jedenfalls iſt er ein Autor, der ſehr nützlich wirkt, wenn man ihn zu leſen verſteht. —

Die Kammern mit ihrer entſchiedenen Mehrheit von dummen Junkern und hämiſchen Reaktionairs greifen außer dem Jagdgeſetz nun auch die neuere Juſtizverfaſſung ernſtlich an. Das Geſindegeſetz iſt ſchon durchgegangen. Sie laſſen

ſich nicht warnen! Dieſe Burſche, von denen im März 1848 nichts zu ſehen war, weil ſie ſich feig verkrochen hatten, ſammeln und häufen mit größter Befliſſenheit neuen Revolutionsſtoff; wenn der ſich einmal entzündet, ſind ſie ganz verloren. Jetzt ſind ſie auf der Höhe der dümmſten Frechheit, des blindeſten Uebermuthes. Es wird ihnen heimkommen! —

Ich hörte die Meinung äußern, der zum Schutz der Türkei unternommene Krieg werde doch damit enden, daß die Türkei getheilt werde. Können vorher die Seekräfte Rußlands zerſtört werden, ſo wird das den Engländern und Franzoſen nur um ſo lieber ſein. Der Hauptzweck geht dahin, das Theil Rußlands möglichſt gering zu ſtellen. Bei der Theilung kann ſelbſt das elende Königreich Griechenland, dieſe Mißgeburt der Kabinetspolitik, in Gefahr kommen. Wollen ſehen! —

Montag, den 6. März 1854.

Ausgegangen mit Ludmilla. Herr Hofrath Bolzenthal mit uns gegangen. Später Bettina von Arnim geſprochen, die uns auszuweichen ſchien, aber als wir grüßend vorübergingen, uns nachlief und eine ganze Strecke uns begleitete, indem ſie ſagte: „Wenn Sie ſo grauſam ſind (nämlich trotz ihres Ausweichens doch ihr ſich aufzudrängen, das erwartete ſie!) muß ich Ihnen ſchon nachlaufen.“ Seltſame Frau! Bis in die kleinſten Dinge ſtets dieſelben Ziereien und Liſten! —

Nachmittags Beſuch vom Fürſten Wlangali. Er treibt vorzüglich Mathematik und Philologie, war in der École polytechnique zu Paris, hat das Leben Fichte's nach dem Buche des Sohnes deſſelben franzöſiſch zu bearbeiten angefangen u. ſ. w. Später kam die kleine Marie von Buch, brachte Nachrichten von der Mama Fürſtin von Hatzfeldt, von der Großmama Frau von Rimptſch, erzählte von Unterrichts-

stunden, Vergnügungen, ganz wie eine große Person, mit entschiedenen Urtheilen, Neigungen ꝛc. Dabei ist sie ein ganz gutes liebes Kind. —

Graf von Wartensleben brachte mir ein paar Autographen. Die kleine Marie ging dann bald. Darauf stürmte der Oberforstmeister von Burgsdorf herein; er und Wartensleben erkannten sich als alte Bekannte von Königsberg her. Burgsdorf theilte mir einen Brief des Generals der Infanterie von Natzmer mit, worin dieser mein Buch über Bülow ungemein preist, ihm den Vorzug vor allen ähnlichen giebt. Dagegen werde ich auch getadelt, meinte er; der Fürst Wilhelm Radziwill z. B. klage, daß ich einen Brief seiner Mutter habe abdrucken lassen, der Narr! Ein Oberst von Franckenberg behaupte, Taucha sei in der Schlacht von Leipzig nicht angegriffen und genommen worden, — die unerheblichste Einzelheit, von gar keinem Belang! Wenn's weiter nichts ist, dann steht es gut! —

Ludmilla kam aus dem Theater, sie hatte den „Demetrius" von Grimm gesehen, der doch zum drittenmal aufgeführt worden ist; auf der Bühne so schwach, wie im Lesen! —

Im Leben Ilgen's gelesen; seine harte Jugend- und Lernzeit! Wie viele tausend Vornehme und Reiche haben nicht den geringsten Begriff von solchem Heldenthum! —

Der Aufstand der Griechen im Epirus wächst noch, und ergreift, durch russische Sendlinge und Gelder unterstützt, auch in Thessalien schon einen Theil der Bevölkerung. —

Da jetzt der Kaiser von Rußland Anstifter von Aufständen ist, so könnte er sich, wenn er bedrängt wird, auch wohl beigehen lassen, nicht nur Ungarn aufzuwiegeln, sondern sogar Polen, und die Drangsale, die ihm durch Polen bereitet werden könnten, den Anderen zuzuwälzen. —

Nachmittags kam Bettina von Arnim, wieder voll bitterer Klagen über ihren Geschäftsführer; jetzt sei es an den Tag gekommen, und er selbst habe es eingestanden, daß er die schändlichste Wirthschaft getrieben, Bettinens Bücher um den halben Preis weggegeben, dafür andere Bücher eingetauscht und zu seinem Vortheil verwendet, die eingegangenen Gelder zu eignen Zwecken verbraucht habe! Wenn ich den Sachen genauer nachfrage, erhalt' ich keine bestimmte Antwort, nur: „Was weiß ich!" oder: „Sie können's mir glauben." — Bettina behauptet, sie könne den Menschen in's Zuchthaus bringen, und wolle nun wirklich mit aller Strenge verfahren, besonders auch um die Verläumdungen und das Mißtrauen zu vernichten, die der Mensch gegen sie ausgestreut, als sei sie Schuld an aller Verwirrung, und als suche sie nur immer alles zum Nachtheil Andrer an sich zu raffen; es habe sie sehr verdrossen zu sehen, daß auch ich geneigt gewesen, sie im Unrecht und Irrthum zu glauben; jetzt sei es ihr nur lieb, mir bewiesen zu haben (?), daß sie alles richtig eingesehn und die Geschäfte sehr wohl verstanden, daß sie schändlich betrogen worden ꝛc. Als ich ihr sage, in solcher Voraussetzung billige ich jede Strenge, ist ihr auch das nicht recht, sie spricht von der Armuth ihres Geschäftsführers, von den Hülfsleistungen, die er und seine Frau von ihr empfangen, und wie er bei gerichtlichem Verfahren ganz zu Grunde gehen müsse. Zuletzt geht sie doch mit großer Befriedigung fort. —

In der zweiten Kammer spricht Herr von Gerlach zu Gunsten der Wiedereinführung der Prügelstrafe für die untern Volksklassen; dem Halunken widersprechen wacker Riedel, Wentzel, Vincke ꝛc. Noch geht die Kammer zur Tagesordnung über. —

Im Hallischen Wochenblatte rast Leo für die christlichen Russen gegen die Türkenfreunde. Er wünscht, daß Handel und

Gewerbe in Preußen herunterkommen, er fürchtet, auch sie möchten von dem neuen Kriegshafen an der Jahde ihren Nutzen haben, das soll nicht sein! Man könnte den Wahnsinnigen fragen, was denn die preußischen Kriegsschiffe beschützen sollen, wenn nicht Handel und Gewerbe? —

In Magdeburg wurde am Sonntage wieder die Versammlung der freien Gemeinde, in welcher Dr. Sachse redete, durch Polizei aufgelöst. —

Wo sollen wir mit aller Geschichte hin? Jedes Land, jede Stadt haben die ihre, und Tausende von Ländern und Städten giebt's, Tausende werden noch entstehen! Da hilft nichts, die Geschichte wird mit sich selber fertig werden, das Meiste sterben lassen und begraben, und nur das Bevorzugte am Leben erhalten! Dazu kommt, daß nur diejenige Geschichtsschreibung taugt und nutzt, die in das genaue Einzelne sich erstreckt, die allgemeinen Umrisse geben kein inneres Leben. —

Ich habe einmal in einer Rezension die Geschichtszeiten näher angegeben, welche für uns die wichtigsten sind, an welche sich unsere Theilnahme vorzugsweise knüpfen darf, in denen auch das Kleinste uns aufbewahrungswerth sein kann. Unsere jetzige Zeit ist auch darunter, ich glaube mit Fug, nicht aus Täuschung, und bin noch heute dieser Ueberzeugung. — Mögen wir wenigstens mit allem Fleiße das Unsre thun, daß die Zukunft, im Fall sie doch etwa unsre Geschichtszeit nur in gedrängtem Auszug, in furchtbarer Abkürzung, noch anschauen will, wenigstens aus möglichst vollständiger Ueberlieferung diesen Auszug, diese Abkürzung machen könne! In dieser Hinsicht können wir uns auch solche sechs dicke Bände, wie die von Pertz über Stein, über einen einzigen unserer Staatsmänner gefallen lassen! Nur wünschten wir mehr Geistesfreiheit und wahre Redlichkeit in den Mittheilungen! —

Der Kaiser von Rußland, dessen Brief an Louis Bonaparte schon die größte Fassungslosigkeit und ein klägliches Schwanken zwischen beleidigendem Grimm und einlenkender Schwäche zeigte, hat in seiner bangen Verlegenheit sich an den König von Preußen gewendet, um durch ihn nochmals den Friedensweg zu versuchen. Der König sendet in Folge dieses Gesuchs den General Grafen von der Gröben zu diesem Zweck nach London, und nach Paris — um Bonaparte'n desto mehr zu schmeicheln — sogar den Fürsten von Hohenzollern-Sigmaringen, der in Düsseldorf als General angestellt ist. Der Erfolg ist vorherzusehen; man wird antworten, vor allem soll der Kaiser Nikolaus die Donaufürstenthümer räumen, dann wird man auf neue Unterhandlungen eingehen. —

In St. Petersburg ist alles in größter Kriegsbegeisterung, die sich in Versen und Prosa, und besonders in freiwilligen Gaben kund giebt. Allein dies ist nur die amtliche Aeußerung, zu der jeder nach seiner Stellung gezwungen ist, die er gar nicht unterlassen kann. Zufolge vertraulicher Mittheilungen herrscht dort im Stillen eine düstre, angstvolle Stimmung, die größte Unzufriedenheit mit dem Zar. In den vornehmen Kreisen tadelt man seinen Unbedacht, seinen Mangel an Einsicht, und seine Unfähigkeit die Geschäfte zu führen, weder denen der Kriegsführung, noch denen der Unterhandlungen sei er gewachsen. Wenigstens scheint er alles dieses selbst zu fühlen! —

Man versichert, die russische Regierung gebe den Kreuzzeitungsleuten ungeheure Geldsummen dafür, daß ihr Schandblatt immer und eifrigst für Rußland Parthei nimmt; von diesen Geldern bekämen Wagener, Goedsche, Stahl und Gerlach die Hauptantheile. —

Es wird versichert, der König habe sich zur Entlassung Manteuffel's entschlossen, und wolle ein Ministerium aus der Kreuzzeitungsparthei nehmen, woraus denn Anschluß an Rußland und Krieg gegen England und Frankreich folgen müsse. Manteuffel soll schon mit der Sendung Gröben's nach England und Hohenzollern's nach Paris nicht einverstanden gewesen sein. Jetzt bittet man den Himmel, es möchte doch nur Manteuffel Minister bleiben! Was ist damit geholfen? Für die gute Sache ist er niemals ein Gewinn; er ist ein Erzreaktionair von Haus aus. Lieber Feinde zu Ministern, als solche Lauheiten! —

Gerede von einem Briefe der Kaiserin von Rußland an ihre Schwägerin, die Königin, Preußen solle doch nicht abtrünnig von Rußland werden, u. s. w. Das Weinen der Königin, die durch diesen Brief im Innersten bewegt worden, soll das Herz des Königs tief ergriffen und so wieder auf die Seite Rußlands gelenkt haben! Und dergleichen mehr. So soll auch der Prinz von Preußen erklärt haben, wenn der König sich zu Rußland halte, so werde er mit Frau und Kind nach England abziehen; darauf sei ihm vom Könige spitz geantwortet worden: „Du bist ja schon einmal dort gewesen, Du kannst wieder hingehen!“ —

Donnerstag, den 9. März 1854.

Dumme Gerüchte jagen sich im Publikum; unsre Börse ist die verzagteste, wenigst unterrichtete, im Schrecken und Vertrauen gleich maßlos. Jede Albernheit wird geglaubt, besonders wenn der Schwindel irgendwo sich höhern Orts zu gründen sucht. —

Die Neue Preußische Zeitung ist heute wieder im vollsten Glanze ihrer —. Sie behauptet schamlos, die strenge Neutralität Preußens, die jetzt ausgesprochen, sei das, was die Par-

thei immer gewollt und erſtrebt hat; ob ihre früheren Blätter ſie Lügen ſtrafen, das kümmert ſie nicht, heute beliebt es ihr, das zu ſagen, was ſie heute für ſich nützlich glaubt. Den Sieg ihrer Gegner will ſie für den ihren ausgeben! —

Preußen kann in der bevorſtehenden Kriſis, wenn es vom Glück ſo verlaſſen iſt, wie von Klugheit und Muth, — natürlich iſt hier weder Volk noch Heer gemeint —, ſchmählich in Trümmer zerfallen. Ihm drohen Gefahren und Rache vom Oſten wie vom Weſten. Nirgends hat es Freunde, überall hat es Haß und Mißtrauen ausgeſäet, die ihm üppig aufgehen. Seine Hoffnung kann einzig auf die Erbärmlichkeit derer gegründet ſein, mit denen es zu thun haben wird; wäre nur noch ein Felix Schwarzenberg da, ſo ſtünd' es jetzt ſchlimm! Aber nicht einmal ein ſolcher iſt jetzt vorhanden. —

Es kommt alles auf die erſten Schläge an. Haben England und Frankreich gleich anfangs glänzende Erfolge, dann ſchlägt Oeſterreich mit los, Schweden ſeinerſeits auch, dann regen ſich die Polen, und Preußen muß dann den Erfolgen ſich anſchließen ohne vielen Dank, oder ſich ihnen entgegenſtellen unter den mißlichſten Umſtänden! Louis Bonaparte wird ſich freuen, wenn Preußen ihm durch unverſtändiges Benehmen den Kriegsſchauplatz am Rhein eröffnet, einen weit willkommneren, als der im Orient ſein kann! —

Freitag, den 10. März 1854

Beſuch vom General von Pfuel, der geſtern aus Randow hier angekommen iſt. Er ſieht vortrefflich aus, und iſt munter wie jemals. Seine Anſichten der politiſchen Lage der Dinge ſind wie gewöhnlich überaus weitgeſtellte, er liebt es aus Gegebenem immer Folge und Folge zu ziehen, wie die Ereigniſſe es doch nie thun.

„Was ſoll Preußen thun?“ Zum hundertſtenmal antworte ich: ſeine innere Politik ändern, ſich der Ungerechtigkeit entſchlagen, der Willkür, des Haſſes gegen ſeine eignen, ſeine beſten Leute, dann wird alles Uebrige ſich von ſelbſt finden! „Alſo die jetzige politiſche Haltung genügt Ihnen nicht?“ Schon deßhalb nicht, weil ſie gar keine Haltung iſt, ſondern ein Gemiſch von allen möglichen Mängeln, die man ſich verhehlen und für Andre verdecken möchte. Preußen liegt da, wie es der Tag grade gelegt hat, die Furcht vor dem Oſten und die Furcht vor dem Weſten, bei völliger Abweſenheit eignen Willens und Zieles! Selbſt wenn ihm die gebratenen Tauben in's Maul fliegen, wie 1848 das Kaiſerthum, ſchnappt es nicht zu! —

Noch, noch jetzt denken viele Polen daran, ihre hergeſtellte Krone könne dem Könige von Preußen zukommen! Aber kein Preuße denkt es. — Wir können Gott danken, wenn Preußen nichts weiter verliert, als das entbehrliche Fürſtenthum Neufchatel, — was könnten wir unter dieſer Regierung wohl erwerben? Hohenzollern, Jahdebuſen? Das iſt was Rechtes!

Eine neue Schrift von Diezel, in Stuttgart bei Göpel erſchienen, iſt heute hier von der Polizei weggenommen und verboten worden. — Ich habe nicht erfahren können, was aus dem Gerichtsverfahren geworden iſt, das gegen Diezel's erſte Schrift mit ſo großer Strenge und gewaltigem Lärm erhoben worden. Nichts, wie es ſcheint! —

Oeſterreich und Preußen wollen den deutſchen Bund ihrem Machtwillen auch formell unterordnen, aber gleich im Beginn wird dieſer gemeinſame Zweck auf zwieſpaltigem Wege zu erreichen geſucht, Oeſterreich traut dabei Preußen nicht, Preußen traut Oeſterreich nicht. Die andern Bundesglieder aber werden dadurch gewaltſam in den Schutz Frankreichs getrieben, das den Rheinbund ganz in Bereitſchaft hält. Eine

Sie verwahren doch Ihre Papiere gut? Ich ſchreibe zwar ohne alles Arg, aber doch ſo zwanglos an Sie, Verehrteſter, daß ich wünſchen muß, für jeden Fall meine Briefe geſichert zu wiſſen, daß ſie nicht in fremde Hände kommen! Treffen Sie Vorkehr, ehe Sie Paris zur Sommerreiſe, deren Sie erwähnen, verlaſſen.

Mit innigſter Verehrung und treueſter Ergebenheit

Ihr

K. A. V. v. E.

Meine Frau wünſcht ſehr, durch Ihre Güte zu erfahren, ob Herr Aſtolf von Cuſtina jetzt in Paris iſt? Sie vergeſſen wohl nicht, in Ihrem nächſten Briefe ein Wort hierüber beizufügen!

Sollte Herr Geheimerath Koreff auf ſeinen Irrwegen auch nach Paris gelangen, ſo wäre es zwar ſeltſam, aber doch möglich, daß er ſich bei unſern Freunden dort auf unſere Freundſchaft beriefe. Er hat jedoch wenig Recht dazu, nach ſeinem letzten Benehmen hier. Mit Worten aller Art, auch mit Ehrenworten, leichtſinnig ſpielend, iſt er tief in unſerer Achtung geſunken; er hat, vielleicht ohne böſe Abſicht anfangs, zuletzt aber mit dieſer, böſe Thaten verübt und ein Schweif von Lügen folgt ſeiner Bahn. Ich will ihn gleichwohl für minder ſtrafbar, als bedauernswerth halten; ſich ſelbſt mißhandelt er ja auch. Ich hätte am liebſten von ihm geſchwiegen, allein dieſe zuvorkommende Bemerkung dürfte doch ihre Stelle verdienen.

elende Wirthschaft! Die Strafe der niedrigen Selbstsucht, der Untreue und Schwäche! Leider aber tragen die Schuldigen sie nicht allein, sondern plectuntur Achivi! —

Der russische General Graf von Benckendorff, der von hier nach dem Kaukasus abreisen sollte, bleibt nun doch wieder hier. Die Sache wegen der unerlaubten Mittheilungen preußischer Pläne nach St. Petersburg scheint beigelegt. Man will die Augen lieber zudrücken, als zu tief in unangenehme Dinge hineinsehen. —

Sonnabend, den 11. März 1854.

Alle Zeitungen geben die scharfen Reden Lord Palmerston's wieder, die er bei dem Gastmahl zu Ehren des Admirals Napier im Reformklub gehalten hat. Der russische Kaiser wird hier gut bedient, man sagt es ihm grade heraus, daß er ein frecher Lügner, ein Betrüger und scheinheiliger Gewaltthäter ist! Furchtbare, vernichtende Anklagen! Mit Worten kann nicht mehr geleistet werden! —

In einer Abendgesellschaft bei Stahl — dem Umkehrer der Wissenschaft — war die Rede vom jungen Prinzen Friedrich Wilhelm, der jetzt in Italien reist, und man nahm es dem Vater und besonders der Mutter sehr übel, daß sie ihn noch vor der Abreise hätten Freimaurer werden lassen. Statt zum Christen, hieß es, wird er zum Heiden erzogen, wie es sich nicht anders erwarten läßt bei solcher Mutter, und solchem bisherigen Lehrer! Curtius wurde gemeint, und ebenfalls Heide genannt. Stahl erging sich in den frechsten Redensarten gegen die Königliche Familie. Ein Augen- und Ohrenzeuge hat es mir erzählt. —

Als der Herzog von Koburg-Gotha von hier nach Paris abreisen wollte, war zwischen ihm, dem König und Manteuffel bereits alles verabredet, was der Herzog dort sagen sollte.

Noch zuletzt aber rief ihn der König wieder zurück, sagte: „Du hast doch alles verstanden?“ — er duzt ihn — und fügte dann zu dessen größtem Erstaunen die der Verabredung entgegengesetztesten Dinge hinzu. Manteuffel beruhigte ihn im Abgehen, und sagte, es bliebe bei der Verabredung, er kenne ja die Art des Königs. Das aber hörte der König noch zum Theil, und machte nun Manteuffel arg herunter, ohne doch den eignen Sinn durchsetzen zu wollen, es blieb bei der Verabredung. Welch unnöthige Verwirrung und Quälerei! —

Sonntag, den 12. März 1854.

Nachrichten aus Griechenland. Die von dem russischen Kaiser angestifteten Aufstände sinken schon wieder zusammen, sie haben in der Lage der Dinge keinen Grund; den Griechen, die türkische Unterthanen sind, geht es jetzt besser als denen, die unter russischer Herrschaft leben. Die nationale Begeisterung ist ein künstliches Flackerfeuer, das nicht dauert. Natürlich empfindet das freisinnige Europa jetzt keine Sympathie für Griechen, die nur den Zwecken Rußlands dienen; es handelt sich um die Selbstständigkeit aller Staaten, die Obergewalt eines Herrschers, der zu einem Oberherren oder Eroberer nicht einmal das nöthige Zeug, sondern nur den Dünkel hat! Schweigt jetzt doch sogar die Rache, welche die Freiheit, welche das französische Volk gegen den Verbrecher Louis Bonaparte zu nehmen hat! Er dient jetzt gut, man läßt ihn dienen, doch verziehen sind seine Verbrechen nicht! —

Die Versuche der Kreuzzeitungspartei, in das Ministerium zu kommen, sind abermals gescheitert. Der König liebt sie zwar ein wenig, aber fürchtet sie weit mehr. Und dann gefällt es ihm, einen Minister, der angefeindet wird, eben deßhalb zu behalten. —

Zwei Schriften gegen die Freimaurerei sind erschienen.

Da der Prinz von Preußen eifriger Freimaurer und Protektor aller preußiſchen Logen iſt, ſo hat dieſe Befehdung einen beſondern Reiz. Die eine Schrift iſt ein Wiederabdruck aus der Evangeliſchen Kirchenzeitung, und eifert beſonders dawider, daß evangeliſche Prediger Freimaurer ſind, — in Preußen gegen dreihundert! Sie ſtreitet aus ihrem bornirten, dummen und gemeinen Sinn mit den gewohnten Waffen ihres rohen und albernen Fanatismus. Die zweite heißt: „Die Gegenwart und Zukunft der Freimaurerei in Deutſchland. Offener Brief zur Warnung und Rettung von einem Staatsmanne und ehemaligen Logenbeamten. Leipzig, 1854.“ Auch nur elendes, gemeinplätziges Gewäſch. — Die Freimaurer ſollten *nicht* antworten! —

Der Prinz von Preußen hat kürzlich zu einem General geſagt, es würde ihn gewiß ſehr ſchmerzen, ſeinen Degen wider ſeinen Schwager, den Kaiſer von Rußland, ziehen zu müſſen, indeſſen wenn das Staatswohl es fordere, würde er es doch getroſten Muthes thun. — (Aus zuverläſſiger Mittheilung.) —

Montag, den 13. März 1854.

Anfrage des Grafen von Schwerin, unterſtützt von mehr als hundert Mitgliedern der zweiten Kammer, an die Miniſter wegen der bevorſtehenden Kriegsläufte. Befriedigende Auskunft des Miniſterpräſidenten von Manteuffel, daß Preußen mit den Mächten, deren Flotten nächſtens in der Oſtſee erſcheinen würden, in freundlichem Vernehmen ſtehe. —

Die freche Neue Preußiſche Zeitung triumphirte, daß die Neutralitätserklärung Preußens das ſei, was ihre Parthei gewollt, daß die Regierung alſo mit der Parthei gehe; das Miniſterium weiſt dieſe trügeriſche Unterſtellung entſchieden

zurück, und bezüchtigt die Kreuzzeitung tückischer Ränke und Bosheiten. —

Aus der neuen Regierungsbehörde, welche hier errichtet und an deren Spitze Hinckeldey gestellt werden sollte, wird fürerst nichts. Die Minister gaben den Gelüsten Hinckeldey's unwillig nach, weil sich derselbe durch seine Polizeisachen grade sehr wichtig gemacht hatte, und sie ihm nicht offen entgegentreten konnten. Jetzt ist die Polizei etwas im Hintergrunde, die Politik ist voran. Aber Hinckeldey wird seinen Augenblick auch wieder finden und dann zu benutzen wissen. Er haßt den Minister von Manteuffel gründlich. —

Die Anfrage des Grafen von Schwerin an das Ministerium war mit diesem zum voraus verabredet, sowie die zufriedenstellende Antwort, welche darauf ertheilt wurde. Die Kreuzzeitungspartei ist über die Art und Wendung dieser Erklärung voll Gift und Geifer. Die Junker in der Mark und Pommern wären nicht ungern unter russischer Herrschaft, wenn nur die Bauern wieder unter die ihrige gegeben würden. In der Provinz Preußen denken die Edelleute ganz anders. —

In nächster Woche sollen genauere politische Mittheilungen den Kammern vorgelegt und zugleich eine Anleihe von 30 Millionen Thalern gefordert werden. Ob die Kammern sie bewilligen? Die Minister glauben der Mehrheit gewiß zu sein! „Vielleicht machen die Junker, da die Sache doch gegen Rußland gerichtet ist, dennoch einen Strich durch die Rechnung. Das wäre dann die schönste Gelegenheit, die Kammern ganz und gar abzuschaffen.“ Und woher dann das Geld? „O, der absolute König von Preußen hat mehr Kredit als der konstitutionelle!“ —

Dienstag, den 14. März 1854.

Die Neue Preußische Zeitung weiß immer neue Seiten ihrer nichtswürdigen Frechheit und bodenlosen Gemeinheit aufzuzeigen. Die ganze Schändlichkeit eigensüchtigen Junkerthums, pfäffischer Heuchelei und feilen Knechtssinnes wird in ihr offenbar; die Sache Preußens, des Staates wie des Königs, wird von dieser Parthei, die so scheinheilig fromm, vaterländisch und royalistisch thut, schnöde verrathen. Sie darf die größten Widersprüche dreist wagen, denn ihre eigentlichen, das heißt gläubigen Leser, die Landjunker und Hofschranzen, sind so dumm, daß man ihnen alles bieten kann. — Wie würdig und ehrenhaft erscheinen dagegen die Nationalzeitung und die Volkszeitung! —

Der Herzog von Koburg-Gotha ist von Paris in Brüssel angelangt. Die Zeitungen rühmen die außerordentliche Aufnahme, die er bei Louis Bonaparte gefunden, aber auch den vortrefflichen Eindruck, den dieser auf den Herzog gemacht; sie sprechen von edler Haltung und Bildung, menschenfreundlichem Sinn, ja von deutscher Gemüthlichkeit des — vom 2. Dezember, der gar kein rechter Franzose, sondern ein halber Deutscher sei! Die Franzosen mögen den — mit allem Recht verläugnen, wir aber haben ihn noch weniger als einen der Unseren aufzunehmen! —

Mittwoch, den 15. März 1854.

Mittags Besuch von Frau Bettina von Arnim. Neue Klagen über Herrn *. Nun sei es alles herausgekommen; der Rechtsanwalt, den sie außerordentlich lobt, habe ihn überführt, daß er alle Arten von Schuftereien gemacht, daß er einen großen Theil des von Arnim'schen Verlags vergeudet, für seine Zwecke verbraucht, die Absicht sei gewesen, den ganzen Verlag allmählig ihr zu entziehen, und in seine Hände

zu bringen. Auf meine Aufforderung, mir nun einmal genau zu sagen, was er eigentlich gethan, erwiedert sie: „Nun, das kann ich so bestimmt nicht angeben!“ und ich erfahre wieder nichts! Sie sagt, sie werde großen Verlust erleiden, aber alles sei ihr lieber als ein Prozeß, überdies wolle der Anwalt ihr zu keinem rathen, von dem er nicht die unumstößliche Ueberzeugung habe, daß sie ihn gewinnen müsse, so jedoch erscheint ihm dieser Fall keineswegs. Dann würde es auch eine Menge schwieriger Untersuchungen geben, etwa gar Eide zu leisten, das alles wolle sie nicht, sie sei zufrieden, nur schnell von dem Schmutzfinken loszukommen. Das ganze Gewirr ist nicht zu verstehen, macht mir den Kopf schwindeln. Und dabei Bettinens phantasievolle Darstellung, die vom Hundertsten in's Tausendste springt, Bekanntes in ganz veränderter Gestalt wiederholt, Unbekanntes mit halben Worten andeutet, jeder Nachfrage sich entwindet, niemals festzuhalten ist! —

Hierauf von politischen Dingen; Savigny ganz russisch gesinnt: ihre Tochter Gräfin Oriola schreibt vom Rhein, niemand wolle dort von Anschließung an Rußland hören, lieber würde man wieder französisch. Die Menge alter Weiber hier, die heftig für Rußland sind und schreien, die Megären Gräfin von Münster, Gräfin von Brandenburg, Gräfin von Bismarck-Bohlen, wie so nur die alten Weiber jetzt hier so viel gelten? Und noch vieles Andere. Sie ging erst gegen 4 Uhr. —

Die englische Flotte unter Sir Charles Napier ist nach der Ostsee abgegangen; ihr nächstes Ziel soll die Kieler Rhede sein. — Am 16. soll sie dort eintreffen, sagt der englische Lord Bloomfield. (Sie bleibt fürerst im Kattegat an der schwedischen Küste. —)

Donnerstag, den 16. März 1854.

Besuch vom General Adolph von Willisen; Besprechung der politischen Lage der Dinge. Preußens Macht und — Ohnmacht! Der Name Preußen, in die wirksamen Personen aufgelöst, verliert allen Schimmer und alles Ansehen; wer sind die Leute, die das Heft in Händen haben? und woher sollen, wie können, andre kommen? An eine Aenderung der innern Politik „ist nicht zu denken!" die ist „ganz unmöglich". Wenn es zum Kriege kommt, wie wird er geführt werden? Weich und matt, mit Bedauern, mit dem Verrath im Rücken! Nicht Offizier, nicht Soldat wird Eifer haben, oder zeigen dürfen, denn es wird bald offenkundig sein, daß man keine Siege will, sie eher bestraft als belohnt. Und werden auch die übrigen Mächte, selbst England nicht ausgenommen, den Muth haben, gegen Rußland den Krieg bis zu dem einzig nützlichen Ziele durchzuführen, daß Rußland Länderstrecken verliert? Schwerlich! Ein Krieg gegen Frankreich aber wäre Preußens rascher Untergang. —

Ueber den neuen Mobilisirungsplan Preußens in den Händen des Kaisers von Rußland; Willisen sagt, die Thatsache sei unzweifelhaft, giebt indeß zu, daß sie bei den bisherigen Verhältnissen zwischen Rußland und Preußen wenig auffallend und keines Belanges sei, der Plan würde auf den Wunsch des Kaisers ohne Bedenken amtlich ihm mitgetheilt worden sein; wer ihn aber unamtlich mitgetheilt habe, sei nichtsdestoweniger ein Verräther, und verdiene ohne Weiteres todtgeschossen zu werden. Nicht so thatsächlich fest sei die andre Angabe, daß der Kaiser auch einen vom Chef des Generalstabs ausgearbeiteten Feldzugsplan gegen Rußland in Händen habe, dieser sei in nur drei Abschriften vorhanden, und allerdings ein großes Geheimniß; wäre dieser auch ausgeliefert worden, so verdiene der Thäter gehängt zu werden!

Man habe die Nachforſchungen eingeſtellt, man wolle der Sache lieber nicht auf den Grund kommen! —

Freitag, den 17. März 1854.

Beſuch von Frau Generalin von Pfuel, heiter und angenehm; die Frau hat den hellſten Sinn, die glücklichſte Anmuth, gar kein ariſtokratiſches oder religiöſes Vorurtheil. Ich muß meine politiſchen Anſichten aufſtellen, ſie findet ſolche viel zu düſter, ſie verläßt ſich darauf, daß der Himmel und das Glück die Dinge ſtets anders leiten, als man es vermuthet; darauf verlaſſ' ich mich auch! aber wie der Einzelne, ſo frevelt auch die Regierung, die ſich blind in dieſem Glauben den Ereigniſſen hingiebt! —

In der Spener'ſchen Zeitung wird der Graf zu Stolberg aus Paderborn, der in der Kammer ſich erfrecht hatte zu erklären, ein Jude, als Ungläubiger, habe gar kein Recht, als das der Kreatur, und andre ſolche boshafte Verrücktheiten hingeſchwatzt hatte, durch einen Herrn Ludwig Leſſer nach Verdienſt abgefertigt und gezüchtigt. Hier wäre die Prügelſtrafe am Ort! Für ſolchen Grafen das einzige Recht, das er ſich ſelber offen läßt, das Recht der Kreatur! —

Heute kam in den Kammern die Vorlage wegen der Anleihe und die damit verbundene politiſche Erklärung noch nicht vor. —

Die Prinzeſſin * pflegt bei wichtigen und verwickelten Gegenſtänden, auch politiſchen, ſich an Humboldt mit der Aufforderung zu wenden: „Expliquez-moi cela en deux mots!“ —

Abends kam Herr General von Pfuel, und blieb mit mir und Ludmilla wohl zwei Stunden; ſehr liebenswürdig, im Scherz und im Ernſt. Die Tagesangelegenheiten kamen ernſtlich zur Sprache. Nachher beſchäftigten uns Schachaufgaben,

deren er viele sinnreiche und artige weiß. Zuletzt gedachten wir, daß morgen der berühmte 18. März ist, und wie vor sechs Jahren die Dinge hier standen. Die Schloß- und Wachtgitter sind das eiserne Denkmal jener Vorgänge, vom Könige selbst errichtet! —

Hof, Minister und Polizei sind jedesmal in Angst, wenn der 18. März wiederkehrt, sie meinen, es könne unvermuthet wieder losgehen, und grad' an diesem Tage. Diese Dummheit ist gränzenlos, aber weil sie Alle von Volk und Volksbewegung nichts verstehen, halten sie an solchem Wahne fest. An solchen Gedenktagen ist denn auch Hinckeldey, sonst ein wenig hintangesetzt in dieser Zeit, wieder ein großer Mann. Seine Konstabler sind mit Gewehren bewaffnet, auf Straßenkampf eingeübt worden! Letzterem hat er zwar durch die Zeitungen widersprechen lassen, es ist aber doch wahr, beim Könige hat er sich dieser weisen Vorsicht gerühmt. —

Ueber Machiavelli. Nach allen Erörterungen seines Lebens und seiner Schriften muß man doch schließlich über ihn das Urtheil fällen, daß er ein schlechter Kerl war, der hohe Gedanken und einen kräftigen Geist hatte, doch beherrscht von Selbstsucht, nur dieser zu genügen strebte, und der zuletzt noch zu beklagen bleibt, weil seine schändlichen Grundsätze und feigen Unterwürfigkeiten ihm selbst nicht einmal geholfen haben. Er kam zu nichts. Eine Klugheit, die ihren Zweck nicht erreicht, ist nicht Klugheit mehr! — Vielleicht war er noch nicht schlecht genug, um persönlichen Erfolg zu haben, ein Rest der besseren Eigenschaften mochte ihm noch hinderlich sein! —

Eines der glänzendsten und schönsten menschlichen Lebensgebilde war das des Epikuros. Nicht Genüsse suchte er, wie man irrig meint, aber alles wurde ihm durch Betrachtung zum Genuß. Bei solcher Sinnes- und Denkart unterstützten ihn die äußeren Umstände. Er hielt auf Wirkung und Ruhm, beides hatte er in Fülle, seine Schule stand in herrlichster Blüthe weithin

durch die ganze damals gebildete Welt, ihm ſelbſt waren in Griechenland und Italien mehr als hundert Bildſäulen errichtet. —

Sonnabend, den 18. März 1854.

Wieder auf einen Sonnabend fällt der 18. März, wie vor ſechs Jahren, das Volk begrüßt den Tag als ſeinen Feſttag, und er wird auch heute wieder vielfach gefeiert. —

Mittags kam Frau Bettina von Arnim. Sie ſagt mir, ſie habe geſtern einen ſchrecklichen Tag gehabt; es habe ſich ergeben, daß ſie einen Schaden leide von mehr als 700 Thalern, dabei ſage ihr Rechtsanwalt Caspar nun gar auch, er habe ſich überzeugt, ihr Geſchäftsführer ſei kein unedler Menſch! Ihr Schwiegerſohn Graf Oriola hingegen verlange, ſie ſolle ſcharf verfahren, wenn ſie es nicht thue, ſo müſſe er glauben, es ſtecke noch was dahinter, und ſie habe Unrecht! Sie hat dem Herrn Caspar nun aber doch eine Vollmacht ausgeſtellt, mit den Gläubigern zu unterhandeln. Sie kommt auf Savigny's zu reden: „Varnhagen, Sie haben keine Vorſtellung davon, was da für eine Peſtluft iſt! Er iſt krank am Pietismus, er hat Angſt und fühlt, daß er viel Unrechtes gethan hat." —

Heute brachte der Miniſterpräſident von Manteuffel die Vorlage wegen einer Anleihe von 30 Millionen Thalern in die zweite Kammer; die Erklärungen, welche der Miniſter gab, und die zweifelhaft laſſen, ob nicht am Ende doch das Geld zu einem Kriege gebraucht werden ſoll, der dem Nationalſinne widerſpricht, befriedigten nicht. Es wurde faſt noch weniger geſagt, als bei der neulichen Anfrage Schwerin's. —

76.

Rahel an Oesner.

Berlin, Donnerstag Abend 10 Uhr, 27. Dez. 1821.

So iſt hier noch immer Thauwetter, ohne gefroren zu haben; einmal, den 8. dieſes, fiel Schnee, der nicht liegen blieb; alle Mittag giebt ſich die Sonne Mühe; die Sterne des Abends; man ſieht ſie. „Italien!“ ſchreien die Leute: ſie meinen das Wetter.

Sie haben mir geſagt, wie ſie meine Wetternotizen finden: ich will Ihnen ſagen, warum ich ſie mache. Grad aus dem entgegengeſetzten Grund, aus welchem die Chemiker es thun, von denen Sie mir ſprechen. Dieſe wollen die Methode mit daraus bilden, nach der Sie zu verfahren gedenken: ich aber will, daß es mir helfe meine unmethodiſche Verfahrungsart zu entſchuldigen. Das Wetter hilft die ganze Situation des Tages machen, ja ſie beſteht zum Theil daraus; und hat nun mein Leſer die Phyſiognomie — ich bilde mir ein, es phyſiognomiſch zu ſchildern — des Wetters in ſich aufgenommen, ſo faßt er die ganze Unregelmäßigkeit meiner Reden leichter, und ſie erſcheint ihm wenigſtens mit etwas im Zuſammenhang. Ich ſchreibe nicht ganz ohne Wahl, in der Art wie ich es thue. Ich will nämlich, ein Brief ſoll ein Portrait von dem Augenblick ſein, in welchem er geſchrieben iſt; und getroffen ſoll es hauptſächlich ſein, ſo hoch auch Kunſtanforderungen an ideelle Veredlung lauten mögen: von denen man allerdings wiſſen ſoll, aber nach denen ſich zu gebärden affektirt, und leer ausfällt. Glücklich die ſchönen Gebilde eines lächelnden Naturmoments, die aller Menſchen-

Sonntag, den 19. März 1854.

Die Nationalzeitung und die Volkszeitung ſchweigen noch über die geſtrigen Eröffnungen in der Kammer, aber die gute Spener'ſche Zeitung ſagt es offen, daß man nun erſt recht nicht wiſſe, welche Politik die Regierung halten, und wie ſie die 30 Millionen verwenden wolle. Die Kammermitglieder ſind ſehr unzufrieden, und denken durch Verhandlungen Zeit zu gewinnen, bis die Ereigniſſe den Entſchluß der Regierung näher beſtimmen; zu einem Kriege für Rußland wollen ſie die 30 Millionen nicht bewilligen. Wir werden ja ſehen! —

Der Graf von Itzenplitz hat geſtern geſagt, in der zweiten Kammer, ob das Kammerweſen in Preußen heilſam gedeihen werde, wiſſe er noch nicht, ſolle es aber, ſo müſſe die Regierung ihm Achtung und das Volk Theilnahme zeigen, beides ſei bisher nicht geſchehen. Das glaub' ich wohl! Bei dem willkürlich geänderten Wahlgeſetz, der Polizeiwirthſchaft, dem Oktroyiren, der Reviſion durch die Junker! Minoritätswahlen und Lumpenkammern, dafür Achtung und Theilnahme! —

Bei dem neulichen Feſte des franzöſiſchen Geſandten, das überaus prächtig, elegant und reich ausgefallen iſt, haben die Garde- und Hofoffiziere das größte Aergerniß gegeben, indem ſie gleich hungrigen Wölfen mit Gier über die Trüffelpaſteten und den Champagner herfielen, und die größten Maſſen in Schnelligkeit vertilgten, unter rohen Späßen und lautem Geſchrei, daß es zur widrigſten Unanſtändigkeit wurde. Einige betranken ſich vollſtändig. Der engliſche Geſandte hat darauf zu ſeinem Feſte die Mehrheit dieſer Offiziere nicht eingeladen, ſondern nur die ihm perſönlich bekannten. Die Gardeoffiziere ſind die einzigen, bei denen ſolche Art und Ton gilt, Rohheit, Hoffahrt und Unwiſſenheit herrſchen; die Offiziere der Linienregimenter ſind als brav, tüchtig und gebildet anerkannt, ein ganz andrer Schlag. —

Der König hat geſagt: „Bin ich denn ruſſiſch? Das hab'

ich nie geſagt! Aber dahin wird mich nichts bringen, daß ich mein Kreuz dem Halbmond geſelle gegen das eigentliche Kreuz!“ Das eigentliche Kreuz iſt alſo das griechiſche; wieſo der proteſtantiſche König dies höher ſtellt, als das eigne, bleibt ein Räthſel. Aber auch der Ausdruck „mein“ Kreuz iſt hier ſchief und ungeziemend! — Ferner: „Auf die vox populi hör' ich nicht!“ —

Montag, den 20. März 1854.

Was vor ſechs Jahren brennende Gegenwart, friſches Leben war, iſt jetzt ſchon entlegene, halbvergeſſene Geſchichte! Wie mit den großen Ereigniſſen iſt es aber auch mit den kleinſten; was uns vor einem Jahre gefiel, reizte, beſchäftigte, liegt blaß und matt in fernem Nebel. Alles fließt ununterbrochen fort, und wir können nichts feſthalten, außer mit dem Gedächtniß. Alte Betrachtungen, und Betrachtungen im Alter! —

Wo die Verhältniſſe uns noch Freiheit laſſen, hält uns ein ſcheußliches Wetter gefangen! Dieſes Staatsweſen, und dieſes Klima! Wie einengend alles! — Bücher, und immer nur Bücher! Und doch noch lange nicht genug der rechten! Unſere Zeit hat keinen Dichter, keinen Philoſophen mehr! —

Von allen Seiten ſpricht ſich große Unzufriedenheit mit den Erklärungen aus, die der Miniſterpräſident den Kammern gegeben hat. Man will ſchon unterſcheiden, was darin von Manteuffel ſelbſt herrührt, und was von fremder Hand ihm hinzugethan worden; im Anfange glaubt man den Miniſter zu hören, weiterhin den Einfluß der Kreuzzeitungspartei auf den König zu ſpüren. Daß der König es wirklich mit Rußland halte, mit Rußland gehen wolle, wird von bedeutenden Perſonen verneint, es ſei aber nur Schauſpielerei, die aber dadurch gefährlich werden könne, daß man ihn bei der angenom-

menen Rolle festhalte, und ihn zwinge sie zu verwirklichen. Fürst von Wittgenstein sagte einmal vom Könige, als dieser noch Kronprinz war: „Der Herr hat Schnurren und Einfälle, aber nicht Einen gesunden Gedanken im Kopf!“ Und Aehnliches sagte Stägemann, ja sogar der ehemalige Präsident Adolph von Kleist, der zu den nächsten Freunden des Königs gehört. —

Der Paderborner Graf zu Stolberg wird gut verarbeitet wegen seines unvernünftigen, gemeinen, gottlosen Ausfalls wider die Juden. Im Kladderadatsch bietet ihm ein versoffener Kutscher Brüderschaft an, er und seine Kameraden in der Kneipe seien ganz einverstanden mit dem pöbelhaften Grafen! —

In Grote gelesen, und im Herodotos. Als besondere Erquickung dienten mir Goethe's Briefe an Frau von Stein. Welche Lebensfülle! welche reiche innere und äußere Szenerie! Sie war auch für Andre da, doch nur für Goethe stand sie im vollen Sonnenschein! —

Die Engländer wollen aus unseren baltischen Häfen 70 Lootsen in Dienst nehmen. Die Lootsen sind auch gern bereit, haben jedoch erklärt, sie müßten von der Regierung dazu Urlaub erhalten. Ihre Anfrage ist hieher gelangt, und man ist begierig auf die Antwort. —

Druck von Otto Wigand in Leipzig.

Tagebücher

von

K. A. Varnhagen von Enſe.

Elfter Band.

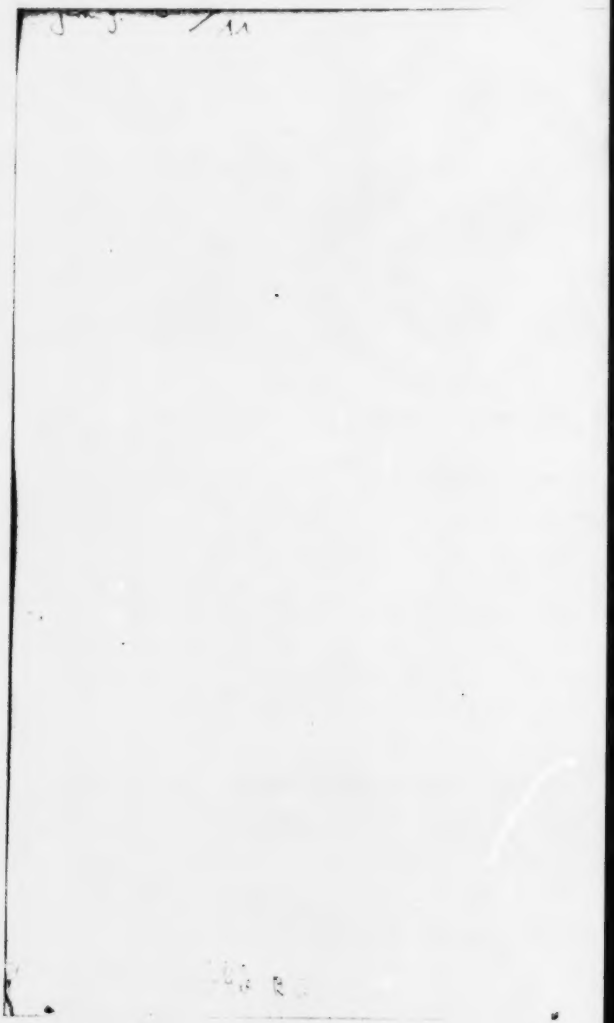

Aus dem Nachlaß Varnhagen's von Enſe.

Tagebücher

von

K. A. Varnhagen von Enſe.

Elfter Band.

Hamburg.
Hoffmann & Campe.
1869.

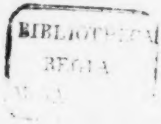

Das Recht der Ueberſetzung ins Engliſche, Franzöſiſche und andere fremde Sprachen iſt vorbehalten.

1854.

Dienstag, den 21. März 1854.

Der König ist sehr aufgebracht über die Richtung der öffentlichen Meinung, die nicht seiner Politik blindlings vertrauen, sondern sich selbstständig geltend machen will. Schimpfen über die Kammern, sie hätten die 30 Millionen gleich durch Zuruf einstimmig bewilligen sollen ꝛc. Man macht ihn darauf aufmerksam, daß auch schon vor 1848 eine Anleihe ohne Zustimmung von Reichsständen nicht möglich gewesen wäre, sein Vater habe diesen Riegel vorgeschoben ꝛc. —

Der König fährt fort die Strafen zu erlassen, welche wegen solcher Schmähungen gerichtlich ausgesprochen worden, die gegen Demokraten oder auch nur gegen Liberale verübt waren. Diese Partheilichkeit macht im ganzen Lande den schlimmsten Eindruck. —

Das Abschiedsgesuch des Präsidenten von Gerlach hat der König nicht angenommen. Die Zuneigung für die Kreuzzeitungspartei ist offenbar; diese rühmt sich auch, der König habe die wiederholte Beschlagnahme ihrer Rundschauen mißbilligt! —

Die Kölnische Zeitung ist wegen politischer Artikel über Preußens Schwanken von der Polizei mit Beschlag belegt worden. — Die Nationalzeitung bezeichnet heute wieder mit Nachdruck und Schärfe die ganze Nichtswürdigkeit der infamen Parthei, welche nicht Frömmigkeit, nicht Vaterlandsliebe, nicht Königsliebe, sondern nur Selbstsucht und Hoffahrt hat. Die

Regierung soll mit ihr brechen. Das wird aber nicht geschehen. Die Parthei ist zum Theil die Regierung! —

Die Zeitungen melden die Ernennung des zum Feldmarschall erhobenen Grafen von Dohna zum Oberkammerherrn, des Geheimen Rathes von Massow zum Hausminister. — Damit wird in Zusammenhang gebracht, daß der Prinz von Preußen zum General-Obersten der Infanterie ernannt worden, damit er an Rang dem Feldmarschall nicht nachstehe. —

„Was der König in dieser Zeit alles sagt, ist lauter nichtsnutzig Zeug, darauf muß man gar nicht hören! Er spricht wie ein dummer Junge, der gar nicht zurechnungsfähig ist!“ Solche Dinge werden ausgesprochen! Und von wem? Man solli' es nicht glauben! Man glaubt wieder den Hofadel im Jahr 1848 zu hören! —

Mittwoch, den 22. März 1854.

Geschrieben. Die große Frage angeregt, ob im Fall einer Auflösung der Kammern die Demokraten und Freisinnigen für diesmal, ausnahmsweise, und als blos dem Augenblicke dienend, sich an den Wahlen betheiligen sollen? Ich werfe nur die Frage zur Erwägung auf, ich entscheide sie nicht. Im Falle der Bejahung müßten neue Leute gewählt werden, die Gewählten weniger reden als stimmen. —

Besuch vom General von Pfuel. Er begegnete auf dem Wege hieher dem Herrn Rudolph von Auerswald, Präsidenten der Kommission der zweiten Kammer zur Prüfung der Anleihe; er sagt, von 21 Mitgliedern seien 16 gegen die Bewilligung, bevor nicht entschiedene Bürgschaften ertheilt wären, in welcher Richtung das Geld verwendet werden sollte, und er selbst sei auch dawider. Ich frage aber, welche Bürgschaften das sein sollen? Erklärungen können nichts helfen, die giebt man heute und nimmt sie morgen zurück! Nur

Beitrittverträge mit England und Frankreich gewähren einige Sicherheit. —

Die Frage wegen der Lootsen liegt hier seit drei Tagen zur Entscheidung, und bereitet der Regierung die größte Verlegenheit. Giebt sie die Erlaubniß, so beleidigt sie Rußland, versagt sie dieselbe, so sieht es England als Feindseligkeit an! —

Besuch von Bettina von Arnim. In ihren Angelegenheiten mit ihrem Geschäftsführer hat sie „aus Ekel und Ueberdruß" in alles gewilligt, was man von ihr verlangt, in ihren größten Schaden. Sie sei fürchterlich betrogen und mißhandelt, auch ihre neusten Rathgeber und Helfer ** und *** haben sich abscheulich aufgeführt, Bettina's Vortheile geopfert, den Geschäftsführer unverantwortlich begünstigt, es sei eine Erbärmlichkeit ohne Namen! Die einfache Thatsache, daß die Bücher schlechten Absatz gehabt, woraus alles zur Genüge sich erklärt, will Bettina durchaus nicht stattfinden lassen; daher all die Verwirrung und Mißhelligkeit! —

Der General von Lindheim ist vom Könige in außerordentlicher Sendung nach St. Petersburg abgeschickt worden. — Admiral Napier in Kopenhagen angekommen. — Prinz Karl wollte nicht nach St. Petersburg. —

Rußland bezieht fortwährend Gewehre und Blei durch Preußen. —

Der Litterat Gustav Diezel, der in Wolfenbüttel gelehrte Arbeiten betreibt, ist von braunschweigischer Polizei verhaftet und über die Gränze nach Hamburg hin gewiesen worden. Von Seiten der Justiz ist die Polizei ungesetzlicher Willkür deßhalb angeklagt. —

---

erfindung weit entrückt der kunſtreichſten zum Vorbilde dienen können! Aber erſieht man ſich nicht als ein ſolches, ſo ziehe ich es vor, Einer zu ſein, als Keiner. Es giebt methodiſche, gemeſſene Geiſter, denen es an Fülle nicht gebricht, die ſich auch nur gehen zu laſſen brauchen, und ſich doch nur immer im ſchönſten Maße zeigen. Das ſind die beglückten Gebilde; die haben keine Laune, kein Wetter! oder vielmehr: ihre Launen ſind eine Muſik der ſchönſten Stimmung, und ihr Wetter iſt Sonne, die durch die reinſte, mildeſte Luft ſcheint. Sie ſollen ſehen; das plätſchernde Kind — Sie verglichen mich mit einem ſolchen — an den Wogen der Zeit, haſcht mit Bedacht, in dieſen Wogen, und unterſcheidet ſeinen Fund ſelbſt. Da es der Arbeit — der mit Plan und Zweck — unfähig iſt, ſo wäre das Arbeiten vergeblich: ja, das Kind bemerkt ſogar, daß dieſer Strom den Fleißigſten und Geſchickteſten mit forthelfen muß, oder ſie hemmt. Denn was gehörte nicht zu dieſem Strom, ſelbſt die Philoſophien über ihn, die ihn erklären ſollen! — Herr von Brinckmann behauptete immer, Liebe mit einem Adjektiv ſei ſchon nichts werth. Das möchte ich hier von der Weisheit ſagen! Der Schulweisheit begiebt ſich das Kind; die kann nur Weltweisheit lehren; ob es Weisheit an ſich giebt, fragt es.

Daß Ihr Knabe Boten ſpielen will, gefällt mir ungemein! Da macht er Ihnen ja die halbe Erziehung ſelbſt; es iſt durchaus für Kinder nichts Beſſeres, als Geſchäfte: ſie wollen ſie auch durchaus. Mit lauter Aufträgen kann man ſie zu großen Leuten machen; dies beſchäftigt ſie, ſtärkt ſie in allen Theilen ihres Weſens: und lehrt ſie am beſten kennen, was ſie zu lernen haben: und ſehen ſie das ein, ſo thun ſie's auch willig: willig heißt frei und thätig. Für Sie weiß ich keinen beſſern Rath, als geben Sie ſich zum Sommer Rendezvous mit mir; bringen Sie Ihren Knaben

Die Kredit-Kommissien der Zweiten Kammer berieth gestern im Beisein des Ministers von Manteuffel, der einen harten Stand hatte, viele Stunden über die Anleihe; die Verhandlung schlug einen weitläufigen Weg ein, und dürfte so schnell nicht an's Ziel kommen. — Der König, als davon die Rede war, daß das ganze Land sich gegen die russische Verbindung erkläre, die rheinischen Provinzen so gut wie die baltischen, daß der Handelsstand darin seinen Ruin sähe, daß hunderte von Petitionen einliefen ꝛc., antwortete mit Hohn und Verachtung: „Was mach' ich mir denn daraus?" —

Brief und Sendung von Herrn Gottfried Keller, sein Roman „der grüne Heinrich", Theil 1—3. —

Die Lootsen haben die Erlaubniß bekommen; der Waffenbezug Rußlands durch Preußen ist eingestellt. Das also wäre geschehen! —

Des Königs Adjutant von Manteuffel hat in Wien eine kalte Aufnahme gefunden, seine Anträge wurden nicht nur abgelehnt, sondern kaum beachtet. Das ist das Einvernehmen mit Oesterreich! Ist das mit Deutschland besser?! —

Nachmittags Besuch von Herrn Assessor Paalzow, der mir das erste Heft seiner von ihm gesammelten und eingeleiteten „Aktenstücke der russischen Diplomatie" bringt. Lange Unterredung mit ihm. Der treffliche Freiheits- und Vaterlandsfreund findet die Betheiligung bei etwanigen neuen allgemeinen Kammerwahlen vielfach bedenklich, und zählt die großen Vortheile der bisherigen Zurückhaltung auf; ich kann ihm nicht Unrecht geben, und will auch gar nicht, daß wir unsere Stellung aufgeben, aber die Sache verdient noch vielseitig erwogen zu werden, damit der eintretende Fall nicht überrasche. —

Die Veröffentlichung des geheimen Briefwechsels zwischen dem Kaiser von Rußland und den englischen Ministern, welche in England geschehen, und heute durch die National-Zeitung

und andre Blätter deutſch mitgetheilt wird, iſt ein Weltereigniß. Der Kaiſer von Rußland erſcheint darin als ausgemachter — und Ränkeſchmied; er iſt für alle Zeiten an den Pranger geſtellt! Wahnſinnig hat er ſelbſt dieſe Veröffentlichung herausgefordert, ſie iſt ein größerer Nachtheil für ihn, als die Vernichtung ſeiner Flotte wäre. Alles wird gegen ihn aufgeregt, Frankreich unverſöhnlich, Preußen, Oeſterreich, das an ſeinen — doch Theil genommen, ganz Europa. Die engliſchen Blätter nennen ihn gradezu einen —, der verdiene als ein out-law behandelt zu werden. —

Die Königin von England hat dem König von Preußen eigenhändig geſchrieben, ihm ſeine früheren Geſinnungen und ertheilten Zuſicherungen in's Gedächtniß gerufen, und ſein jetziges zweideutiges Verhalten gradezu für unritterlich und unloyal erklärt. Dieſer ſchimpfliche Vorwurf, der von ſeinesgleichen kommt, hat ihn ganz außer Faſſung gebracht, und bekümmert ihn tief. —

Bunſen ſoll jetzt die Schuld tragen, durch ſeine Uebereilung den König unvorſichtig gegen England bloßgeſtellt und ihn weiter verpflichtet zu haben, als er ſeiner Anweiſung nach durfte. Ich glaube kein Wort davon! Bunſen mag viel verſchulden, aber das gewiß nicht. —

Freitag, den 24. März 1854.

Fortſetzung der Mittheilungen aus dem neuſten ruſſiſch-engliſchen diplomatiſchen Verkehr. Die gewichtigſten Sachen, die tiefſten Eindrücke! Der Kaiſer Nikolaus, wie hat er uns Alle betrogen, die wir etwas Edles und Tüchtiges in ihm glaubten! Er, der ein gentleman ſein wollte, ſeine politiſchen Verabredungen als ſolcher gar nicht erſt in Verträge formuliren, durch Protokolle ſichern wollte, erſcheint von langem her als ein heimtückiſcher und dabei hoffährtiger —,

zugleich aber als ein dummer! Diese Schriften haben ihn entlarvt! —

Besuch von Frau Bettina von Arnim. Fragen wegen der Angelegenheit der Frau von Gerwin-Wiersbitzki. Bettina will nun auch ihre „Gespräche mit Dämonen“ prächtig binden lassen, und durch den türkischen Gesandten dem Sultan Abdul Medschid Khan, dem sie aus Spaß zugeeignet sind, im Ernst überschicken. Ich soll ihr einen guten Buchbinder zuweisen. Sollte der Sultan sich dankbar erzeigen? Wer weiß? —

Ausgegangen mit Ludmilla. — Im Akademiegebäude das ausgestellte Gemählde von Leutze „Washington in der Schlacht von Monmouth“ besehen; mit wahrer Andacht, ein vortreffliches Bild! Schöner Ausdruck Washington's, des edlen Lafayette ꝛc. —

Auf dem Rückwege dem Grafen von Inn- und Knyphausen, hannöverschen Gesandten, begegnet, der mich freundlich ansprach. Er hat sehr gealtert. —

Im „grünen Heinrich“ von Gottfried Keller gelesen. Griechisches von Demophiles und Demokrates, später im Plutarchos. —

Der König hat sich vorgestern im Garten von Charlottenburg beim Spazierengehen an einen Ast gestoßen, und eine Wunde davon unter dem linken Auge, die nicht unbeträchtlich sein kann, denn er hat heute Fieber. — (Der König ist in der Dunkelheit gefallen, er kam ganz blutbedeckt heim.)

Den Kaiser von Rußland nennt man nun ganz kurz den Gentleman! Die Kreuzzeitung selbst muß nun die Aktenstücke liefern, die ihn in seiner Blöße darstellen. Die Parthei weiß sich nicht mehr anders zu helfen, als daß sie täglich gemeiner wird und pöbelhafter schimpft. —

Ein möglicher Umschwung der Dinge zu Gunsten Rußlands! In Wien lassen sich erhebliche Gründe dazu geltend machen. Was kann Oesterreich gewinnen gegen Rußland?

Nichts, als die Abwehr der Ueberflügelung, die letzteres ihm droht, und wie lange kann diese Abwehr vorhalten? bald wird doch wieder die Uebermacht da sein! Italien, Deutschland bleiben indeß der Großmuth — dem Verrathe — Louis Bonaparte's preisgegeben. Andrerseits, wenn Oesterreich mit Rußland geht, in welchem Falle Preußen sich anschließt und der deutsche Bund noch hält und mitgehen muß, Krieg gegen das revolutionaire und usurpatorische Frankreich macht, bekommt es aus der türkischen Beute Serbien und Bosnien, sichert Italien und Deutschland, hat Aussichten des Gewinnes, der Sicherheit. Ob nicht die russische Diplomatik in diesem Sinne thätig ist? Meyendorff ist nur nicht geschickt genug, dieses alles geltend zu machen! —

Der General von Wrangel, der bei allen Gelegenheiten sich vordrängt, um was Albernes oder Ungeschicktes zu sagen, begrüßte neulich den Prinzen von Preußen in Gegenwart der versammelten Offiziere mit dem Glückwunsch, daß die Wolke zwischen ihm und dem Könige sich verzogen habe, worauf der Prinz sogleich einfiel, er sei der treuste Unterthan und der gehorsamste Diener des Königs, und er könne seine besonderen Ansichten haben, werde diese jedoch nie dem Wollen des Königs entgegensetzen, von Wolke könne daher gar keine Rede sein ꝛc. —

Sonnabend, den 25. März 1854.

Die Nationalzeitung wirft einen belehrenden Rückblick auf den preußischen Baseler Frieden und auf die späteren Haugwitz'schen Verträge. Kalckreuth, Möllendorff, Köckeritz, Lombard, Beyme kommen dabei schlecht weg; alles sehr aus dem Standpunkte des Buches von Pertz über Stein, aber Beyme hatte nicht den geringsten Einfluß auf die äußere Politik, und

seine Macht im Innern war ihm selber noch verborgen. Der Aufsatz ist vom Herrn Assessor Paalzow. —

Dem Grafen zu Stolberg aus Paderborn wird der Spruch Christi unter die Nase gerieben: „Wer sagt, er liebe mich, und haßt den Bruder, der ist ein Lügner.“ Ein wenig bekannter Jude schließt seine maßvolle Gegenrede mit dieser scharfen Spitze. —

In Schlesien sollen gegen 20,000 Flüchtlinge aus Russisch-Polen sein, die sich der russischen Rekrutirung entzogen haben, alle ohne Paß und mehr oder minder versteckt. Nach den bestehenden Verträgen müßten sie an Rußland ausgeliefert werden. Die meisten unsrer Behörden unterlassen dies gern. —

Der König liest nichts als die Kreuzzeitung, keine andre Zeitung. Die Partei macht sich das gut zu Nutze. Seitdem ihrem Gerlach der Abschied verweigert worden, trägt sie das Haupt wieder hoch empor. In's Ministerium zu gelangen, ist ihr einziges Ziel, aber das gelingt noch nicht. Auch hat Goedsche, Gerlach's vertrauter Freund, der verabschiedete Postsekretair, noch keine Anstellung wieder bekommen. —

Sonntag, den 26. März 1854.

Nachmittags Besuch vom Grafen Cieszkowski. Die Polen sind aufgeregt, sehen ihre Nationalsache zu großen Hoffnungen ermuthigt, können aber auf eigne Hand nichts beginnen, es fehlen Waffen und sogar alle Mittel der Verabredung, des Berathschlagens. Alle Welt denkt an Polen, niemand spricht davon! Werden die Mächte die verwundbarste Seite Rußlands unbeachtet lassen, lieber, statt die Herstellung Polens zu beschließen, und dem Feind einen vernichtenden Schlag beizubringen, ihre besten Kräfte nutzlos an Kronstadt und Sebastopol vergeuden? Ja, lieber! denn alle Höfe scheuen Volksauf-

ſtand, Erwachen der Nationalität, alle ſind zur Unterdrückung, zur Despotie geneigt. Die Polen müſſen warten, ob die Ruſſen harte Niederlagen erleiden, und dann das Beſte ſelbſt thun, wenn ſie es können; andre Hoffnungen ſind Täuſchungen. Wir dürfen nie vergeſſen, wer dieſen Krieg macht, — lauter ſchlechte Regierungen, und ſehr wider Willen! —

Der König hütet noch das Bette; die Geſchwulſt im Geſicht iſt roſenartig geworden, er nahm geſtern keinen Vortrag an. —

Man ſagt, Markus Niebuhr habe den König bewogen, mit der Anleihe zugleich eine Steuererhöhung zu verlangen, man müſſe dem Volke zeigen, daß es ſeine Kriegsluſt gegen Rußland gleich im Beginn tüchtig bezahlen müſſe, der König habe ſich vor Vergnügen die Hände gerieben, „Das Geld müſſen wir in jedem Fall einziehen", habe er geſagt; Manteuffel dagegen ſoll nur insgeheim den Wunſch verrathen, die Anleihe möchte von der Kammer verſagt werden. Ob dies alles wahr iſt, ſtehet dahin, erzählt aber wird es, und geglaubt. —

Es iſt ſtark die Rede davon, Preußen werde ſich plötzlich für Rußland erklären, und es ſei ſehr im Werk, auch Oeſterreich dahin umzuſtimmen. Schon werden Maßregeln genannt, die auf ſolch eine Wendung hindeuten, Vorkehrungen auf den Eiſenbahnen wegen Truppenſendungen nach dem Rhein, Maßregeln des Miniſters von der Heydt wegen der Handelsſchifffahrt, — die ſonſt in den Sommer fallenden Salzanſchiffungen aus Portugal ſollen gleich jetzt geſchehen, ungeachtet der weit größeren Koſten, und dergleichen mehr. —

Die Roſe hat der König aus Aerger über den ſchnöden Brief der Königin von England bekommen. Es ſoll durchaus nicht heißen, daß er gefallen iſt, er ſoll ſich nur geſtoßen haben! —

Lord Aberdeen hat ſich über die Sendung unſeres Generals Grafen von der Groeben ſo geäußert: „Pour expliquer une chose inexplicable on nous a envoyé un homme qui ne sait pas s'expliquer.“ Weil Groeben weder Franzöſiſch noch Engliſch kann, noch die Sache verſteht! —

Von Groeben's Franzöſiſch erzählt man hier dieſes Beiſpiel! Er ſoll in London geſagt haben: „Le roi mon maitre veut faire la guerre à la Russie pas!“ — (Doch wohl nur Berliner Witz!)

Der Kaiſer von Rußland hat ſeinen Offizieren in St. Petersburg unterſagt, jetzt preußiſche Orden zu tragen. —

Montag, den 27. März 1854.

Die Ruſſen ſind über die Donau gegangen. Die engliſche Flotte im Anſegeln auf Kiel. — Enthüllungen aus Paris gegen Rußland. — Die Oeſterreicher ſtellen ein Heer in Italien auf. —

Goethe's Farbenlehre wird fortwährend von den Naturgelehrten vom Fach nicht anerkannt. Er verzichtete auf den Beifall der mit ihm gleichzeitigen, fühlte aber doch, daß er den der künftigen haben müſſe; der Beifall der geiſtreichen Philoſophen, Schelling, Steffens, Hegel, war einſtweilen gut, genügte aber nicht. Da Goethe außerhalb des Faches ſtand, ſo wird ihm das Gelten auf dieſem Boden länger als jedem Andern verſagt werden. Mußte doch der große Linnäus erleben, der gewiß vom Fach war, und einen ungeheuern Fortſchritt in der Botanik mit ſeinem Namen verknüpft hat, daß ſeine berühmten Mitſtreber, Albrecht von Haller und Adanſon, weder ſein Syſtem, noch ſeine Namenbezeichnungen annehmen wollten! —

Dienstag, den 28. März 1854.

Geschrieben; über die Weltlage, Warnung an diejenigen, welche sich des Krieges gegen Rußland freuen, und mit Recht freuen, nicht einen Augenblick zu glauben, daß in diesem Kriege unmittelbar ihre Sache, die Sache des Volks und der Freiheit, begriffen sei! Nein, das ist durchaus nicht der Fall! Nur sehr ssmittelbar! Die Verbrecher und Schufte ziehen aus, einen der sie für seinesgleichen erkennt, zu züchtigen, weil er das, was sie gemeinsam sein wollen, etwas zu sehr auf eigne Hand sein wollte. Freilich ist schon ihre Zwietracht eine Freude für uns, aber bei ihrer Zwietracht auch büßen doch vor allem die Völker! Vergessen wir auch der Russen nicht, auf die jetzt alles schimpft, und die als Volk so edel, freiheitswürdig, freiheitsbegierig, und bildungsfähig sind, als irgend eines. Und vergessen wir der Polen nicht, deren Sache in all diesem Getümmel und Gewirr noch nicht einmal nur genannt worden! —

Recht im Gegensatze zu diesen Ansichten kommt mir das neue Buch von Arndt vor Augen, dem er den gezierten Titel gegeben hat: „Pro populo germanico.“ Der alte Mann staunt und wundert sich der neuen Welt, die er um sich sieht, blickt in die alte zurück, und muß seinen nun nur noch polternden Eifer in unnützem Geschwätz auslassen. Geschwätz ist alles, was er jetzt vorbringt, wenn auch dasselbe vor dreißig oder vierzig Jahren ganz verständige zweckmäßige Rede war. Und aller Dünkel von ehemals lebt noch in dem polternden Greise, sein lächerlicher Stolz auf eine Deutschheit, aus der er das Beste herausstadeln muß, damit sie recht die seine werde. Den Deutschen will er alle Macht und Ehre und eine Freiheit, die auch keineswegs die rechte ist, zuwenden; den Franzosen gönnt er sie nicht, die Polen, die Italiener, mögen sich behelfen, so auch die Magyaren. Was ist das für eine freche Selbstsucht? Merkt er nicht, daß er darin schlechter ist als die

geſchmähten Wälſchen, die la grande nation ſein wollen, und es wahrlich lange genug waren? Zu ſo was möcht' er uns machen, die wir in Schmach und Noth liegen! Rechter Bettelſtolz! Ueber die Vorgänge des Jahres 1848 in Berlin, Wien, Frankfurt am Main, ſpricht er wie ein — Baſſermann, beklagt die Märztage, die Verſammlung des Vorparlaments, ſpricht von Straßenauftritten in Berlin, als wenn hier Gräuel geſchehen wären. Lobt die Gothaer, die Profeſſoren! Weg mit dem alten Faſelhans, in welchem nie ein Staatsmann war, und ein Volksmann nur, inſofern er mit dem Deutſchthum gegen das Ausland prahlte. Er verdirbt mir mit ſeinem Geſchwäz die gute Stimmung. —

In Grote geleſen, im Herodotes. Franzöſiſche Neuigkeiten. —

Der öſterreichiſche General von Heß iſt hier angekommen. Erwiederung der Sendung des Oberſtlieutenants von Manteuffel. —

Der Herzog von Parma iſt auf der Straße von einem Unbekannten in den Unterleib geſtochen worden und an der Wunde gleich geſtorben. Der Mörder iſt entkommen. —

Mittwoch, den 29. März 1854.

Wie dumm und roh der alte Arndt über Mazzini ſchimpft, deſſen Stellung, Verhältniß und Gefühl der deutſche Tölpel nicht verſteht, nicht faßt! So blind und blöd' iſt der Mann, daß er die Empfindungen und Betreibungen, die ihm ſelber als Deutſchem gegen die Franzoſen ſo natürlich und aufdringlich waren, in ganz gleichem Falle dem Italiener gegen die Oeſterreicher nicht zugeſtehen will! Dünkel und Selbſtſucht! Freut ſich der Siege Radezky's! Alles Prahlen und alle Eitelkeit, die ſie an den Franzoſen tadeln, wären ihnen ſchon recht,

wenn ſie nur in den Deutſchen ſich aufbläheten! Das iſt grade ſehr undeutſch! —

Nachmittags Beſuch von Herrn Profeſſor * aus Leipzig. Ehrlicher, eigenſinniger, gutmüthiger, unkundiger deutſcher Gelehrter! Mit ihm über Politik zu ſprechen, iſt eine Pein, und grade hierüber nur ſpricht er gern! Er glaubt an die Erklärungen der Kabinette, an die Macht einer öffentlichen Meinung in Deutſchland, — „Ja, ſie kann den Tiſch mit dem ganzen Schachbrett umwerfen, aber auf dem Schachbrett ſelbſt vermag ſie keinen Zug!“ — an die Ehrlichkeit der Fürſten, an Scham und Gewiſſen, und an was nicht alles! — Ich kann ihm zuletzt nichts ſagen, als die Worte des Pindaros: „Ἀμέραι δ' ἐπίλοιποι μάρτυρες σοφώτατοι.“ (Ολυμπ. I. 53. 54.) —

Der Redakteur der Neuen Preußiſchen Zeitung, Dr. Beutner, war wegen Beleidigung des Breslauer Stadtgerichts zu 4 Wochen Gefängniß verurtheilt; das Kammergericht hat 14 Tage daraus gemacht. Sein Vertheidiger war ſein würdiger Kumpan, der Aſſeſſor Wagener. —

Der reaktionaire Thee beim Grafen von Finckenſtein iſt alle Mittwoch; ein abſcheulicher Klub, wo hundert Bosheiten ausgeheckt werden. Adolph von Kleiſt, die Gerlach's, Stahl, — auch Wagener und Goedſche haben ſchon die Ehre gehabt, Graf von Voß ꝛc. ꝛc. — —

Die dummen Leute wundern ſich, daß man dem Aufſtande der Griechen jetzt nicht eben ſo Heil und Gelingen wünſcht, wie vor fünfundzwanzig und dreißig Jahren! Man könnte der Dummheit das verzeihen, aber nicht der Tücke, die doch auch dabei iſt. Damals diente die ruſſiſche Macht der griechiſchen Freiheit, jetzt ſollte die griechiſche Hülfe nur dem Schein der Freiheit dem ruſſiſchen Ehrgeiz und Gewaltſtreben dienen! Sehen die Halunken den ungeheuern Unterſchied etwa nicht? Damals waren ſie ſelber ja nicht auf griechiſcher, und

und die Demoiſelle, die Sie mir nennen, mit. Für heute nichts mehr.

Künftig von der Stadt und Leuten.

Ihre Freundin

Varnhagen.

77.

Varnhagen an Oelsner.

Berlin, den 11. Januar 1822.

Ungewiß, ob dieſe Woche ein Kourier abgeht, will ich auf's Gerathewohl wenigſtens einige Zeilen bereiten, um Sie, mein verehrteſter Freund, im günſtigen Falle nicht ohne Gruß zu laſſen. In Stille und Frieden haben wir das neue Jahr angetreten, eine ganz kleine Geſellſchaft war bei meinem Schwager verſammelt, und ſah ein allerliebſtes faſt aus dem Stegreif verfertigtes Vaudeville aufführen. Größere Geſellſchaft hatte ich all' dieſe Zeit vermieden, und mich auch mit Glückwünſchen nirgends gemeldet; dieſe Sitte ſcheint ganz abzukommen. —

Der Fürſt Staatskanzler war um Neujahr bedeutend krank, und obwohl für den Augenblick durch Hrn. Geheimerath Ruſt wieder hergeſtellt, ſoll er doch für die nächſte Zukunft keine gute Ausſicht haben. Im Publikum gab man ihm bereits mehrere Nachfolger in ſeinem hohen Staatsamt; allerlei Gerüchte ſprachen ohnehin ſchon umſtändlich von großen Spannungen, die in den Geſchäften eingetreten, und Vorläufer eines nahen Bruches wären. In ſolcher Kriſis kommt meinem Sinne ſehr zu Statten, ohne beſtimmtes Verhältniß und angewieſene Thätigkeit zu ſein. Bei ſichtbarer perſön-

also auch nicht auf russischer Seite, sondern griechenfeindlich und österreichisch gesinnt. — Wie im Verlauf der Geschichte die Dinge sich umsetzen, und auf entgegengesetzte Weise sich einpflanzen, sieht man auch an der Marseiller Hymne: im Jahre 1813 konnten die Franzosen sie nicht mehr singen, aber wir konnten es; die Rollen waren völlig umgetauscht. —

Donnerstag, den 30. März 1854.

Beim Mittagessen erschien Bettina von Arnim, sie war ganz ermüdet, und aß etwas mit. Sie las mir vier Briefentwürfe vor; einen an Frau von Schorn in Weimar, der sie reinen Wein über den Dr. Schade geben mußte, einen an den König wegen des Mahlers Ratti, worin sie Anspielungen machte über den Ursprung der demselben von ihr gezahlten Geldsumme; dann wegen des Strafgefangenen von Corvin-Wiersbitzki einen Brief an den Prinz-Regenten von Baden und an den Prinzen von Preußen, — diese beiden letztern sind wahre Meisterstücke, ganz geeignet Herzen zu öffnen, eingegeben von der rührendsten Menschenliebe, ich hörte sie nicht ohne Gemüthsbewegung, und mußte ihr den wärmsten Beifall schenken, was sie nicht wenig zu freuen schien. —

Nachmittags Besuch von Herrn Gottfried Keller. Sein „Grüner Heinrich" ist ein Roman wie Rousseau's Bekenntnisse einer ist, voll Psychologie, unbeabsichtigter Pädagogik, frischer Naturbilder, alles in edler höherer Haltung. Zu den dort abgelegten dichterischen Bekenntnissen fügt er mündlich noch andre mehr prosaische. Ein eigenthümlicher, gehaltvoller Mensch, aber für die Welt etwas verschoben, nicht ganz brauchbar zugerichtet! Er lebt seit vier Jahren hier. Sein doppeltes Talent für Dichtung und Mahlerei sichert ihn gegen Harscher's Unglück. Ich rief Ludmilla herzu. Er erzählte

sehr merkwürdig von Scherenberg, dessen Wesen, und machte dabei die treffendsten Bemerkungen.

Die Russen sind über die Donau gegangen, bei Matschin ꝛc. in die Dobrutscha. Der Zar, in seinem Zorn, hatte den entschiedenen Befehl dazu gegeben.

Der König hat den österreichischen Feldzeugmeister von Heß empfangen, lange mit ihm verhandelt, und darauf, nach mehrstündigem Weinen und Schluchzen, mit Mühe sich darein gefügt, den österreichischen Vorschlägen beizutreten. Es soll ihm aber schon wieder leid sein. —

General Kalergis, früher ein russischer Betreiber, jetzt ein französischer, hat in Athen den Versuch gemacht, den König Otto auf Bonaparte's Seite herüberzuziehen, ist aber schlecht aufgenommen worden, und die Griechen sehen ihn als einen Verräther, als einen Abtrünnigen an. —

Freitag, den 31. März 1854.

Der König hat nun auch den Titel Feldzeugmeister für den Obergeneral der Artillerie eingeführt, und ihn dem Prinzen Karl verliehen, mit dem Range eines Feldmarschalls. Prinz Adalbert ist zum Admiral ernannt worden — Admiral ohne Flotte — mit dem Range eines Generals der Infanterie. — Der General von Wrangel wimmert nun auch nach dem Titel Feldmarschall! —

Sonnabend, den 1. April 1854.

Geschrieben, was der Tag erfordert! Laßt uns bei allem, was geschieht, keinen Augenblick vergessen, was unsre Sache ist, daß sie gegenwärtig nirgends öffentlich erscheint oder vertreten wird, daß kein Sieg jetzt unmittelbar für sie erfochten wird! Laßt uns überall den Geist suchen, und ihm vertrauen,

das Körperliche im Staats- und Bürgerleben dem Geiste stets unterordnen und nachsetzen! —

Frau Bettina von Arnim besuchte mich, las mir neue Briefe vor, und fragte um Rath wegen der Sache der Frau von Corvin. Sie eilte darauf zu dieser, damit sie das Nöthige schriebe. —

Die in Bromberg angehaltenen, nach Rußland bestimmten 24,000 belgischen Gewehre sind nun doch weiterbefördert worden. Man hat sich besonnen, daß ja noch kein Krieg erklärt war. —

In der Kredit-Kommission der zweiten Kammer hat besonders der Kriegsminister von Bonin die schlagendsten Erklärungen gegeben, daß ein Anschluß an Rußland ein Verbrechen, eine Unmöglichkeit sei, daß niemand daran denken dürfe. Der König hat ihm diesen Eifer entsetzlich übel genommen, und dem Kriegsminister die bittersten Beinamen ertheilt. —

Die zweite Kammer hat sich erlaubt, in einer Geldsache den Ministern einen Verweis zu geben, weil sie die Kammern nicht befragt hatten. Die Minister sträubten sich gegen den Tadel, mußten ihn aber hinnehmen! —

Der Oberpräsident der Rheinprovinz, Herr von Kleist-Retzow, hat die Kölner Zeitung mit Beschlag belegen lassen, wegen eines heftigen Artikels gegen die Kreuzzeitungspartei, unter dem frechen Vorwande, dadurch werde Haß und Mißtrauen zwischen den Staatsbewohnern ausgesäet! Freilich ist die angegriffene Partei die des Oberpräsidenten selbst; aber hat der fromme Beamte je den geringsten Anstoß an den giftigen Ausfällen, den gemeinen — der Kreuzzeitung genommen? — Die Zeitung ist übrigens freigesprochen worden. —

Sonntag, den 2. April 1854.

Ausgegangen mit Ludmilla. In den Thiergarten, mit Umwegen bis zum Hofjäger und zurück. Ein herrlicher Frühlingstag! Alle Sträucher voll aufbrechender Knospen, einige schon mit zarten Blättchen, die sich entfalten. Die Luft frisch, aber die Sonnenwärme überwand alles! In freudigem und wehem Muthe durchwandelte ich die oft durchschrittenen Gänge, gedachte aller meiner Lieben, besonders der theuern Rahel, die hier so oft als Trost und Freude des Lebens mir zur Seite war. Auch das unvergeßliche Frühjahr 1797 stand mir vor der Seele, wie ich nach überstandener schweren Krankheit an der Seite des geliebten Vaters die ersten Genesungsgänge nach Hamm und Wandsbeck machte, und das junge Grün wie der blaue Himmel und des Vaters Liebe mich beglückte. Sie sind nun Alle fort, und ich rufe sie doch immer noch an, die theuren Menschen, „Ich muß sie wiederhaben," sie dürfen mir nicht entrissen sein! — Wir freuten uns aller Knospen, und der einzelnen schon hervorgepflegten Blumen, der schimmernden Himmelsbläue, der frischen Luft; wir sahen den Spielen eines jungen Eichhörnchens zu. Unsere Gespräche waren spärlich, doch munter, sie waren andrer Art als das, was in meiner Seele vorging, eins hinderte das andre nicht. —

Ein sehr stiller Nachmittag. Ich las in Grote; arbeitete dann in meinen Papieren, kam aber zu keiner Ausarbeitung. —

Ich theile nicht die Meinung derer, die da glauben, Rußland werde schnell und gänzlich unterliegen. Das wäre bei den wider dasselbe aufgebotenen Kräften wohl möglich, allein die Gegner sind selbst eines solchen Willens nicht fähig, sie haben alle zuviel Eifersucht und Mißtrauen, zu schlechtes Gewissen, zu niedrige Denkungsart. Aber der Zar kann drüber zu Grunde gehen, oder sonst etwas in Rußland sich ereignen! Ueberhaupt wird Neues, Unerwartetes eintreten! Die Stel-

lung der Dinge kann ſich gänzlich verändern, das Gute und Rechte plötzlich auf der entgegengeſetzten Seite ſich zeigen; ſteht es doch gegenwärtig, wenn auch noch ſo bedingt, auf der Seite des Louis Bonaparte, des —, daß er dies ſei, wollen wir nicht vergeſſen! —

Die Oeſterreicher, heißt es, rücken in Serbien ein. Alſo vor allem auch eine Pfandnahme! Wäre es Ernſt gegen die Ruſſen, ſo müßten ſie in die Moldau, nach Volhynien vorrücken, aus Galizien hervorbrechen. Eigenſucht und Verrath, anders ſteht nicht zu erwarten, von dieſer und von jeder andern jetzigen Regierung. Am Ende wird doch die Türkei getheilt vorläufig ſucht jeder ſich Stücke davon anzueignen! Warum, ſollen Franzoſen Konſtantinopel beſetzen? Vorwärts an die Donau, dahin gehören die Hülfstruppen! —

Der Schauſpielerin Rachel, die St. Petersburg wegen des Krieges verließ, gaben vornehme ruſſiſche Gardeoffiziere ein glänzendes Abſchiedsfeſt. Man ſagte ihr, halb im Scherz, halb im Ernſt, man hoffe ſie bald in Paris wiederzuſehen, und dort ihr Wohl in Champagner zu trinken. Sie erwiederte mit bedeutendem Lächeln: „Écoutez, Messieurs, du vin de Champagne à Paris c'est cher pour des prisonniers!“

Der Herzog Georg von Mecklenburg-Strelitz, Gatte der Großfürſtin Katharina, iſt heute aus St. Petersburg mit einem eigenhändigen Schreiben des Kaiſers an den König hier angekommen, und hat letztern ſogleich geſprochen, und bei ihm geſpeiſt. —

Montag, den 3. April 1854.

Vorgeſtern hat zwiſchen dem Prinzen von Preußen und ſeinem Bruder, dem Prinzen Karl, ein heftiger Auftritt ſtattgefunden. Der Prinz Karl iſt ganz ruſſiſch, und machte jenem Vorwürfe, daß er es nicht ſei. Es kam zu gewaltigem Zank. Da der Prinz Karl „mehr Verſtand hat“, ſo trieb er ſeinen

Bruder bald in die Enge, und dieser ging in zorniger Aufwallung fort. Man hält eine Versöhnung für unmöglich. —

Wieder Tschako's anstatt der Pickelhauben! Für Jäger und Schützen. Immer die alte Launenhaftigkeit und Flickerei!

Dem Dr. Kuno Fischer, Verfasser einer Geschichte der Philosophie, sind in Heidelberg seine Vorträge plötzlich untersagt worden. Man weiß keinen Grund dafür, als eine dunkle pfäffische Angeberei. Das ganze badische Land ist solchen Einflüssen hingegeben! Die Hochberg'sche Dynastie zeigt bis jetzt nur jämmerliche Regenten! —

Dienstag, den 4. April 1854.

In der Bau-Akademie die neueste New-Yorker Nähmaschine besehen; eine schöne bewundernswürdige Erfindung! —

Neue Erbietungen des Kaisers von Rußland, er will die Fürstenthümer räumen, wenn die französisch-englische Flotte das Schwarze Meer räumt, den Christen in der Türkei Schutz und Recht gesichert wird u. s. w. Man sieht, es wird ihm bange! Er möchte gern die alten Verträge hergestellt sehen, die ihm künftige Uebergriffe offen erhalten, und setzt dabei die Heuchelei fort, als sei ihm nur an der Religion gelegen; den Christen ist in der Türkei mehr gewährt, als in Rußland! Er hofft wenigstens Preußen hinzuhalten, und durch dessen Unentschiedenheit auch Oesterreich. Die russische Diplomatie ist thätiger als je, bietet alle Hülfsmittel auf, läßt alle Federn springen. —

In Baden fängt die Regierung schon an, dem ultramontanen Erzbischof, der freilich von Oesterreich und Frankreich unterstützt wird, und zwar eifrig, feige nachzugeben, hat aber keinen Dank dafür. Der Pfaffe sieht alles Gewährte als sein Recht an, und meint, es sei noch lange nicht genug gethan. Und so lange man ihm seinen Standpunkt zugesteht, hat er auch Recht! —

Die Russen haben 50 Meilen der Tscherkessenküste am Schwarzen Meere geräumt und völlig preisgegeben. Die Truppen aus den dortigen kleinen Festungen hat der Admiral Nachimeff von Sebastopol aus abgeholt, und sicher in diesen Hafen gebracht. Die englisch-französische Flotte hat es nicht gemerkt. —

Der neue Feldmarschall und Oberstkämmerer — so, mit „st", heißt das Hofamt jetzt, — Graf von Dohna, hat in Preußen zu versammelten Offizieren beim Abschiede gesagt: „Auf Wiedersehen, meine Herren, zum drittenmal in Paris!" Dies jetzt zu sagen, bleibt eine Dummheit, auch wenn die Sache wahr werden sollte, wozu doch wahrhaftig eben jetzt wenig Aussicht ist. —

Annahme der Regierungsvorlage in Betreff der Vorrechte der ehemaligen Reichsunmittelbaren auch von der zweiten Kammer. Gerlach möchte auch den ehemaligen Reichsstädten besondere Vorrechte zugewiesen sehen. Reichensperger schließt ausdrücklich die Stolberg'schen Häuser aus, als nicht berechtigt zu Vorrechten. —

Bei der Debatte über die Befugnisse der Polizei bei Drucksachen werden viele Uebergriffe und Willkürlichkeiten gerügt, aber matt, und es bleibt dabei. —

In Nürnberg war ein preußischer Kaufmann aus bloßer Namensverwechselung in den Thurm gesperrt, und erst auf Einsprache des preußischen Gesandten in München wieder losgelassen worden. Dabei hat es sein Bewenden. Es wird nicht einmal gesagt, ob das Vieh von Polizeidirektor in Nürnberg wegen Dummheit gerüffelt, oder wegen Eifers belobt worden! —

Berlinische Erzählungen: Der König will von Hinckeldey wahren Aufschluß über die Stimmung; Hinckeldey bekennt, es sei kein Mensch hier russisch, außer —; der König erwiedert schnell: „Ach was! Das weiß ich besser! Gehn Sie, gehn

Sie! Sie sind ein Phantast!" und wendet ihm den Rücken. — Ferner: Der Kaiser von Rußland sagt zu seiner Umgebung: „Mein Schwager geht alle Abend als Engländer zu Bett und steht alle Morgen als Russe wieder auf!" —

Mittwoch, den 5. April 1854.

In Link und Humboldt gelesen. Französisches. — Elende politische Schrift des Grafen von Ficquelmont; er faselt wie ein altes Waschweib. —

Wer jetzt etwas vom Könige, mittelbar sogar von den Ministern, will, muß sich an den Generallieutenant Leopold von Gerlach wenden, der ganz und gar das Ohr des Königs hat. Wer dem Ehrgeiz und der Eitelkeit dieses Gerlach schmeichelt, kann alles erlangen, sogar bisweilen etwas, das sonst nicht den Grundsätzen des fanatischen Schalks gemäß ist. — Auch der Graf von der Groeben, der frömmelnde Held von Bronzell, gilt viel beim Könige. —

Man wollte mir heute die Polen schimpfen, ich litt es nicht! Freilich ist kein Volk, wie das andre, und Vorzüge und Fehler sind sehr verschieden ausgetheilt; allein Menschen sind sie doch alle, und haben dieselben Ansprüche an Recht und Freiheit, wann und wo sie nach diesen streben, da müssen wir ihnen Erfolg wünschen, ihnen Beistand leisten. Alle Völker haben wechselnde Schicksale gehabt, alle haben Niederlagen, Unterdrückung erlitten, das hat ihre Ehre, ihre Ansprüche nicht geschwächt; und daß sie es nicht zu großen Staatsbildungen gebracht haben, wer will sie deshalb verdammen, der da erwägt, wie viel Höheres es giebt, dem nachzustreben ist! An Staatswesen fehlt es den Russen nicht, aber an Geistesbildung sind sie nicht weiter als die Polen, und weit hinter den Italiänern. — Juden in der Zerstreuung. Alte Griechen. Deutsche. —

Im Plinius und in Humboldt gelesen; deutsche Tagessachen. Gerücht, daß die beiden Minister von Manteuffel und von Bonin ihre Entlassung genommen, und letzterer sie auch schon erhalten hätte. Es wäre kein Wunder, schon längst sucht der General von Gerlach ihm ein Bein zu stellen! Und Manteuffel ist von der Kreuzzeitungsparthei längst verurtheilt. — Auf der Börse Unruhe deshalb. —

Die Gesellschaft la vieille montagne in Brüssel kauft für viele Millionen Bergwerke und andern Grundbesitz in Schlesien, und hat diese Millionen gleich baar zur Zahlung bereit. Man hegt die Vermuthung, die von vielen Umständen unterstützt wird, daß diese ungeheuern Baarschaften den Helfershelfern des Louis Bonaparte bei seinem Schandstreiche gehören, und zu den Belohnungen und der Beute gehören, die jenen für das Verbrechen zu Theil geworden sind. Die Spitzbuben bringen ihr Geld in Sicherheit. —

Die in Leipzig erscheinende „Autographische Korrespondenz", von preußischen Kammerabgeordneten der Linken herausgegeben, ist in Preußen verboten worden! Dieser Linken, das will was heißen! —

Der in Dresden bestandene Sängerbund, im Januar polizeilich aufgelöst, unter Angabe von Gründen, die den sächsischen Behörden zur ewigen Schande angemerkt zu werden verdienen, — weil der Vorsteher ehemals zur freien Gemeinde gehört, Andre zum Vaterlandsverein, oder zum Handwerkerverein, — hatte sich dennoch wieder versammelt; jetzt sind deßhalb über dreißig Personen zu Geldstrafen von 10, 7, 5 und 1 Thaler verurtheilt worden. Die Auflösung war ganz gesetzlos, die Strafen sind es ebenso. —

Der preußische Gesandte in London, Herr Bunsen, wurde beschuldigt, nicht nach seinen Instruktionen gehandelt zu haben. Aus Schonung für ihn wollte der Minister ihm einen längeren

Urlaub bewilligen. Bunsen aber wollte diese Demüthigung nicht annehmen, und sandte seinen Sohn hieher mit allen Papieren, die ihn beim Könige rechtfertigen sollten. Allein der König ließ den Sohn nicht vor. Da wandte sich dieser an den Prinzen von Preußen, der nun aus den eigenhändigen Schreiben des Königs ersah, zu was derselbe Bunsen ermächtigt hatte, Weisungen, die dem Könige selbst nicht mehr im Gedächtniß waren, als er später die entgegengesetzten gab oder billigte. Der König soll darüber, daß sich Bunsen an den Prinzen von Preußen gewendet, in gränzenlosen Zorn gerathen sein, und nun Bunsen's Abberufung befohlen haben.

Freitag, den 7. April 1854.

Nachmittags kam Bettina von Arnim, sie fand mich auf dem Sopha liegend mit bloßen Füßen, hörte meine Entschuldigung nicht an, sondern warf sich in den von Dore herangerückten Lehnstuhl, schleuderte mit dem Fuße einen meiner Schuhe weit unter den Sopha, und als ich darüber o weh! rief, auch den zweiten. Dore kroch hinunter, und holte sie wieder hervor, stellte sie lachend wieder hin, und Bettina hatte mittlerweile ihre Rede vom Prinzen von Preußen u. s. w. schon begonnen; kaum aber standen die Schuhe wieder an ihrem Ort, so gab sie ihnen neue Fußstöße, daß sie wieder weit wegfuhren, und Dore mußte sich zum zweitenmale bücken und wieder sie hervorholen; ich lachte dazu und sagte: „Dore, die unartige Frau macht Ihnen viel Mühe!“ Da stand Bettina auf, sagte Adieu, und ging zur Stube hinaus, ehe ich noch meine Schuhe wieder hatte, war sie auch zum Vorzimmer hinaus und schlug die Thüre zu. Ich eilte die Schuhe anzuziehen und ihr nachzugehen. Aber schon klingelte sie wieder, und sagte zu Karolinen, die schneller als ich an der Thüre war, sie solle mir bestellen, es sei gar nicht schön von mir, daß ich

licher Gewogenheit und bei mannigfachem Vertrauen hat der Fürſt, beſonders in den letzteren Zeiten, mich äußerſt unbeachtet gelaſſen und von ſich fern gehalten. —

In unſern Verfaſſungsarbeiten ſoll es raſch vorwärts gehen, doch wird von obenher wenig darüber geredet. Es ſcheint, man will durch die That ſprechen. Die Provinzialſtände ſollen fürderſamſt zuſammentreten, im nächſten Jahre vielleicht ſchon die Reichsſtände. Gegen meine anfängliche Meinung habe ich nun von dem Werke, deſſen Umfang und Abſicht mir früherhin nicht bekannt geweſen, die größte Erwartung. Es darf nicht irreführen, wenn die Regierung den Zeitraum, wo eine ſo wichtige Arbeit betrieben und in's Leben eingeführt werden ſoll, mit verdoppelter Sorgfalt und Strenge gegen alles, was ihr gefährlich dünken dürfte, erfüllen wird. Ich bin damit einverſtanden, dieſe Kriſis, wo die Sache im Beginnen umſchlagen könnte, muß in der Gewalt der Regierung bleiben; man muß letztere loben und unterſtützen, und abwehren von ihr, was ſie ſtören und beläſtigen will. Es iſt eine Freude, wie viel Geiſt, Erleuchtung, Kenntniß und Talent doch in dieſem Preußen lebt! Wir werden es andern Deutſchen, wenn nicht alles täuſcht, darin noch lange zuvor thun. —

Die griechiſchen Angelegenheiten wollen in der europäiſchen Staatskunſt noch immer keine Entſcheidung nehmen; doch iſt an dem beſtimmten Vorhaben Rußlands gewiß nicht zu zweifeln, das Kabinet von St. Petersburg ſcheint nur noch die Gewißheit mehrerer Sicherſtellungen für künftige Ereigniſſe abzuwarten; die Veränderung des franzöſiſchen Miniſteriums kann in dieſem Betreff nicht ſehr gelegen gekommen ſein. Die Sache der Hellenen gewinnt unterdeſſen eigenen Beſtand. —

Haben Sie denn das neueſte Buch von Görres geleſen?

sie habe geben lassen, ihr nicht nachgeschickt und sie zurückgeholt habe. Darüber war ich herangekommen, und hörte den Schluß der Bestellung noch selber; das machte sie verlegen, um so mehr, als auch der junge Graf von Groeben in ihrem Rücken die Worte hörte, der die Treppe weiter hinauf wollte. Sie fand erst den Grafen mit einigen Scherzworten ab, that als ging sie fort, und als jener aus dem Gesicht war, kehrte sie dennoch um und kam wieder zu mir, der ich unterdessen erwartend in meiner Thüre gestanden hatte. Ich lud sie wiederholt in's Zimmer, sie jedoch wollte nicht hinein, sagte mir im Vorzimmer was sie mir von ihren Briefen zu sagen hatte, versicherte, daß sie gar keine Zeit habe, bei Savigny's erwartet werde, und ging auch bald, nachdem sie mir doch ein paarmal herzlich Adieu gesagt und die Hand gereicht hatte. Es that ihr leid, so unnöthig der kindischen Laune gefolgt zu sein, das war sichtbar. Ich aber schreibe diesen unbedeutenden Vorgang mit aller Genauigkeit auf, weil er Bettina'n auf's sprechendste in ihrer Art und Unart bezeichnet, und weil es doch möglich ist, daß an solcher Kinderei das ganze Verhältniß zerbricht. Ich möchte nur sehen, wie sie es nehmen, und was sie sagen würde, wenn jemand ihr so etwas thäte! Die alten Brentano'schen Ausgelassenheiten und Tollheiten! —

Heute soll es zum Abschluß einer Verständigung mit Oesterreich gekommen sein. Ob ein eigentliches Schutz- und Trutzbündniß zu Stande gebracht ist? Das wird sehr bezweifelt! Daß die Generale von Gerlach und Graf von der Groeben zuletzt beauftragt waren mit dem österreichischen Feldzeugmeister von Heß zu berathen, läßt auf ein militairisches Abkommen schließen; ein vernünftiges und ehrenwerthes für Preußen dürfte unter diesen Umständen schwerlich vorauszusetzen sein.

Die demokratische Parthei hat beschlossen, sich auch ferner bei den Wahlen, seien sie einzelne oder allgemeine, nicht zu betheiligen, und dieser Schritt zeugt allerdings von großer

Standhaftigkeit und Zuversicht. Das Warten ist in politischen Dingen sehr schwer; Leute, die warten können und wollen, sind ihrer Sache gewiß. Die Demokraten wollen nicht nach und nach kleine Erfolge, sie wollen in Hauptschlachten siegen. — In ganz Europa steht die Revolution drohend im Hintergrunde. —

Das Pfuel'sche Haus in Jahnsfelde hat die gute Inschrift: „Glück herein, Unglück heraus! Das ist der Pfuele ritterlich Haus, seit vierhundert Jahren; Gott wolle bewahren in Glück und Gefahren Geschlecht und Haus." —

Sonnabend, den 8. April 1854.

Nachmittags Besuch von Herrn Dr. Ring, der mit Frau von Nimptsch in der zweiten Kammer war; später Besuch vom Herrn Grafen von Wartensleben, der auch von daher Nachrichten brachte. Die Abendblätter liefern nur Anfang und Mitte der heutigen Verhandlung. Leute aus dem Volke, die nur auf die Hauptsache gespannt waren, wußten schon vor vielen Andern, daß die dreißig Millionen bewilligt seien, und diese Nachricht ging wie ein Lauffeuer durch die Stadt. — Vincke hat eine scharfe Rede gehalten gegen die Bewilligung, hat die Minister hart mitgenommen, besonders aber den — Gerlach; den König hat er mittelbar getadelt, indem er vom Kaiser von Rußland alles Gute sagte, was beim König als Mangel zu rügen ist. Auch Bethmann-Hollweg hat gut gesprochen, und besonders den Halunken Gerlach, seinen ehemaligen Freund, schwer getroffen, dem auch der Graf von Zieten gut auftrumpfte. Gerlach hat die schamlosesten Frechheiten herausgewürgt, ein schmutziger, giftgeschwollener Possenreißer! In's Zuchthaus gehört er! —

„Correspondence, despatches and other papers of

viscount Castlereagh, edited by his brother Charles William Vane, marquis of Londonderry. London. 12 vols. 8.“ Ich hab' es indeß nur mit den vier letzten Bänden, der dritten Serie zu thun. Die Diplomatie zeigt hier ihre vielfachen Erbärmlichkeiten und Gebrechen. Besonders erscheinen unsre Staatsmänner Hardenberg, Bernstorff, Ancillon ꝛc. in geringem Licht! Wie diese Leute stets die Volksangelegenheiten angesehen haben, wie schnöde, wie verachtend! Die spanische Erhebung, die Preßfreiheit, das Ringen des Freisinns in Frankreich, in Deutschland! — Gut, daß alles an den Tag kommt! Und doch gehören Hardenberg und Bernstorff noch zu den Allerbesten; sie meinten es wenigstens gut und ehrenwerth, wogegen die Werther, Goltz, Ancillon, Anstett, Berstett ꝛc. als vollkommene Lumpen dastehen! —

Der Minister von Manteuffel hat der Kammer erklärt, sie habe verfassungsmäßig das Recht, die 30 Millionen zu bewilligen oder auch zu verweigern. Außerdem aber machte er die Mittheilung, Preußen habe jetzt eben in Wien ein Protokoll mit den andern drei Mächten unterzeichnet, ganz auf der Grundlage der früheren. —

Da nun doch die Anleihe durchaus die Bezeichnung einer antirussischen trägt, so hätte die Kreuzzeitungspartei dagegen stimmen müssen. Sie hätte jedoch dadurch den Schimmer ihrer Augendienerei für den Königlichen Willen verloren, und hat daher lieber die Dornen in's eigne Fleisch gedrückt! —

Der Herzog von Koburg-Gotha hat in Paris und London das Benehmen des Königs von Preußen dadurch entschuldigt, daß er den Karakter desselben schilderte und gänzlich bloßgab! Er sagte, derselbe sei aufgeblasen, kindisch-eigensinnig und furchtsam, man möge ihn nur nicht drängen, ihm Zeit lassen, er werde nicht im Stande sein, einen muthigen Entschluß zu nehmen, leicht aber einen übereilten, den er dann schwer bereuen müßte. Der Verlauf der Dinge werde ihn von selbst

und auch wider Willen auf die Seite der Weſtmächte werfen. — Inzwiſchen ſprechen franzöſiſche und engliſche Blätter mit äußerſter Verachtung und bittrem Hohn von ihm. —

Sonntag, den 9. April 1854.

Bettina von Arnim kam Nachmittags wieder. Sie wollte mit mir über die geſtrige Kammerſitzung ſprechen, war beſonders freundlich und artig. Sie läßt ein Titelblatt für ihre Dämonengeſpräche prächtig mahlen, will das Buch prächtig einbinden laſſen, und dann dem Sultan ſchicken. —

In Thiers Kaiſerreich geleſen. — Deutſche Geſchichte vom Tode Friedrich's des Großen bis zur Gründung des deutſchen Bundes. Von Ludwig Häuſſer. Leipzig, 1854. Erſter Band. —

Montag, den 10. April 1854.

Die ganze Bevölkerung Berlins iſt aufgereizt und voll Unwillen über die frechen Hanswurſtiaden Ludwigs von Gerlach; alle Leute wiederholen die Worte Vincke's, Bethmann-Hollweg's, ſelbſt in den unterſten Klaſſen nimmt man Kenntniß davon, freut man ſich derſelben. An der Börſe günſtige Bewegung. Dagegen auch das erneuerte Gerücht vom Abſchiede Manteuffel's, Bonin's. —

„Oeuvres de François Arago, publiées sous la direction de M. J. A. Barral. Tome I. Paris, Leipzig, 1854. 8°." Ein Vorwort von Humboldt: „Histoire de ma jeunesse", von Arago ſelbſt, ſeine Denkrede auf Freſnel, Volta, Young, Fourier, Watt, Carnot, — die auf Young und Carnot mit Freude geleſen. —

„Preußen und Rußland. Leipzig, S. Hirzel, 1854. 8."

Eine gediegene, scharfe Schrift, durchaus gegen die infame Kreuzzeitungsparthei. — (Sie ist vom Professor Max Duncker verfaßt. —) Der Herzog von Koburg-Gotha soll der Schrift auch nicht fremd sein, einige Beiträge dazu gegeben haben. —

Dienstag, den 11. April 1854.

Bettina von Arnim besuchte mich schon früh. Sie schenkte mir ein Zettelchen von ihr an Ludwig Tieck in ihrer frühesten Zeit geschrieben, auf Antrieb ihres Bruders Clemens, als sie eben den „Sternbald" gelesen hatte. Sie zeigt mir Entwürfe zu dem bunten Titelblatte ihrer Dämonengespräche für den Sultan; ich kann aber keinen derselben billigen, und sie will andre versuchen. Sie erzählt, was sie von angesehenen Personen über den König gehört; er sei in verzweifelter Lage, wolle bald das eine, bald das andre, weine, ringe die Hände, bleibe unschlüssig, auch wenn er schon einen Entschluß gefaßt habe, er sei fähig die größten Thorheiten zu begehen, sich zu Grunde zu richten. Sie möchte an ihn schreiben, ihm an's Herz legen, sich zum Volke zu halten, eine Amnestie zu geben, u. s. w. Es kann nicht schaden, wenn sie schreibt, aber helfen auch nicht. In solcher Hof- und Regierungssphäre ist alles von weither vorbereitet, kein Zugang offen, außer der Gewalt und Noth, dem schon vollendeten Unheil! —

In Wien ist die von Heß und Gerlach und Groeben hier entworfene militairische Uebereinkunft nicht gebilligt worden. Also auch dies Verhältniß, das man schon fest glaubte, wieder zweifelhaft. Nun giebt es auf's neue hier Ränke und Widersprüche die Fülle, und unsägliche Arbeit für die Minister. —

Den Kriegsminister General von Bonin hat der König gar nicht mehr sehen wollen, er ist ihm tödtlich verhaßt durch seine Aeußerungen in der Kredit-Kommission der zweiten Kammer. —

Die wahre Volksstimmung zeigt sich mit außerordentlicher Kraft und Schärfe; des Kaisers Nikolaus wird allgemein gespottet, der Name Russe ist allgemein zum Abscheu; den Kaiser nennt man höhnisch den „Gentleman" mit den schimpflichsten Beiwörtern, man lacht seines Gleichnisses vom „kranken Mann", man erklärt ihn für einen hartgesottenen Heuchler und Betrüger, der aber zu dumm sei, seine Ränke durchzusetzen, wie zu unfähig um seine Heere in Person zu führen. Der König würde jetzt viel wagen, wollte er sich noch ganz mit diesem Schwager verbünden. — Eine kriegerische Schlappe, gemeinsam mit den Russen erlebt, könnte Preußen an den Rand des Untergangs bringen. —

Neue Kommission zur Verhandlung mit Oesterreich: Prinz von Preußen, General von Reyher, General von Bonin. Also keine Kreuzzeitungshelden mehr, kein Gerlach, kein Groeben! —

Die Regierungsbehörde hat die Frechheit, den Elbingern grade heraus zu sagen, die von ihnen gewählten Stadtbeamten würden höheren Orts nicht bestätigt, weil die Gewählten bei den Kammerwahlen nicht nach dem Sinne der Regierung gestimmt haben! Heißt das nicht Hohn und Spott mit der Wahlfreiheit treiben? Verdienen die Spitzbuben nicht, öffentlich ausgehauen zu werden für solche Frechheit? Welche Schande für die Kammern, auf solche Art zu Stande gekommen zu sein, daß keine freie Wahl stattgehabt! — Aber sie fühlen keine Schande! —

Bunsen's Abberufung soll nicht wahr sein; man glaubt aber, daß der König die schon ausgesprochene wieder zurückgenommen habe. —

Der König hatte in dem Abkommen mit Oesterreich festsetzen wollen, daß er nie genöthigt sein sollte, seine Truppen den russischen Boden betreten zu lassen; das ist in Wien sogleich verworfen worden. Die Oesterreicher fragen, ob man sie zum Narren halten wolle? Sie benutzen Preußens Unschlüssigkeit bestens, um uns am Bundestag entschieden vorzugreifen. Niemand schließt sich dem an, der immerfort zeigt, daß er nicht weiß, was er will! —

Absichten und Entwürfe des verstorbenen Fürsten Felix von Schwarzenberg, Preußen zu verkleinern, zu theilen, anstatt der Türkei; Oesterreich bekäme Schlesien, Rußland Posen und Ostpreußen, Frankreich die Rheinlande, Westphalen käme an Hannover. Des Grafen von Münster altes Vorhaben, Hannover zu einem großen norddeutschen Staate zu machen, würde noch heute von England begünstigt werden. Für das Haus Koburg ließe sich auch was finden. Alles aber ist eitler Kram, die Völker sind aus der Rechnung gelassen, die Revolution steht jetzt überall mit auf dem Schauplatz, wenn nicht im Vordergrunde, doch gewiß im Hintergrunde! — Die Revolution greift zuverlässig auch in Rußland durch!

In Hamm ist ein Mann wegen „Gotteslästerung" zu dreimonatlichem Gefängniß verurtheilt worden! Christlicher Staat! —

In Frankfurt am Main hat das Stadtmilitair die noch beibehaltenen deutschen Kokarden endlich auf Befehl feierlich abgelegt, auf der Parade, die Helme sind nun wieder frei! Die Kokarden wurden verbrannt. Dabei sprechen Oesterreich und Preußen immer dreist von ihrer Sorgfalt für Deutschlands Wohl und Ehre. —

Die Neue Preußische Zeitung überbietet sich selbst an täglich wachsender Gemeinheit, Armseligkeit und Bosheit. Eine Schande unsrer Zeit und unsrer Stadt! —

Der ruſſiſche Geſandte von Budberg hier hat ohne Scheu geſagt, daß Preußen durch Unterzeichnung des Wiener Protokolls (vom 9. April) eine Infamie begangen habe! Und die Kreuzzeitungsleute wiederholen das mit Wohlgefallen! —

Der General Leopold von Gerlach hat vom Könige geſagt, er ſei der größte Hafenfuß, man müſſe ihm nur Furcht machen und dabei etwas ſchmeicheln, dann könne man mit ihm machen was man wolle. —

Donnerstag, den 13. April 1854.

Beſuch von Bettina von Arnim. Sie beginnt damit, mir zu ſagen, daß ich ihr bei einer Intrigue helfen ſoll! Savigny's feiern am 17. ihre goldene Hochzeit, ſind aber ganz betrübt, weil ſie vorausſetzen, daß der König ſich ihrer bei dieſer Gelegenheit nicht erinnern, ja gar nichts von dem Jubeltage wiſſen werde, — ſie ſind ſeit längerer Zeit gar nicht mehr beachtet worden, halten ſich für ganz vergeſſen. — Bettina ſagt: „Die alten Leute ſind doch ihr Leben lang immer in den Schuhen der Pflicht und der Dienſttreue einhergewatſchelt — mögen ſie ſolche auch oft genug platt und ſchief getreten haben, — ſo kann man ihnen doch gönnen, daß ſie grade den Lohn nicht entbehren, auf den ſie den höchſten Werth ſetzen"; zu dieſem Behuf ſoll ich an Humboldt ſchreiben, ob er nicht dem Könige wenigſtens ſagen wolle, daß Savigny's goldene Hochzeit am 17. iſt. Ich ſehe dabei kein Bedenken, und ſchreibe es an Humboldt, indem ich doch anmerke, daß „Geſpräche mit Dämonen" meinen Schritt veranlaſſen. — Bettina blieb noch lange, und ſprach noch mancherlei mit mir durch. —

Unſer Geſandte in London, Herr Bunſen, iſt doch abgerufen worden! Ein Günſtling ohne Gunſt jetzt! Wer weiß?

Solche Leute haben alte Schliche, und ſind unerwartet wieder da, wo man ſie nicht erwartet. —

Nachrichten aus England, daß der Kaiſer von Rußland in der Wuth alles perſönliche Beſitzthum, das der Geſandte Seymour in St. Petersburg zurückgelaſſen, mit Beſchlag belegt. Herbe Aeußerungen über dieſe unwürdige Barbarei, Erinnerung an des verrückten Kaiſers Paul Benehmen gegen engliſche Handelsſchiffe, die er alle verbrennen ließ, weil es zweien geglückt war, ſich der verhängten Beſchlagnahme zu entziehen. —

Lord Ruſſel hat im engliſchen Parlament erklärt, die Beweiſe ſeien in ſeinen Händen, daß der König und die Königin von Griechenland als Mitanſtifter des Griechenaufſtandes in der Türkei zu beſchuldigen ſind. — Der König Otto verſichert in einem Schreiben an den König von Preußen das Gegentheil und bittet um Schutz; der König hat ſeine Seemacht (die „Amazone!“) nach dem Piräus beordert, um nöthigenfalls das Königspaar, wenn es flüchten müßte, aufzunehmen. (Nicht die „Amazone“, ſondern das Kriegsſchiff „Danzig“.) —

Die engliſchen Blätter ſprechen ſcharf über Friedrich Wilhelm den Vierten; das Land der Erbweisheit ſchenkt ihm nichts! —

Der gedruckte Bericht des Fürſten Gortſchakoff an den Kaiſer beweiſt, daß die Ruſſen ohne Kampf und Sieg in die Dobrutſcha eingerückt, alle Angaben von blutigen Gefechten, eroberten Kanonen, 7000 Gefangenen — die ſchon in Bender ankommen — falſch ſind! Die Kreuzzeitung wird ſich ärgern! —

Das Miniſterium des Innern, das die von beiden Kammern beſchloſſenen Aenderungen des Preßgeſetzes nicht annehmen will, hat eine neue Inſtruction an die Behörden erlaſſen, in der ſcheinbar der weſentliche Inhalt jener Aenderungen enthalten, das Ganze aber doch nur eine Täuſchung iſt. Die

Beschränkung der Polizeiwillkür ist eben nur scheinbar. Das hat man auch gleich entdeckt, und die Rechte, von der die Aenderung ausgegangen, klagt sehr über den Minister, der doch sonst grade der ihrige ist. Welch spitzbübisches, feiges, und dabei ganz unnützes Verfahren! —

Stiller Freitag, den 14. April 1854.

Ausgegangen mit Ludmilla. — Zu Hause find' ich schon Antwort von Humboldt, liebenswürdige, angenehme, er will dem Könige wegen Savigny's geldner Hochzeit eifrigst schreiben, und selber zu dem Tage glückwünschend sich einfinden. Also das wäre gelungen, in so weit! — Er schenkt mir ein Autograph von Arago. —

Nachmittags Besuch von Herrn **, — zwei Stunden. Mannigfache Unterhaltung. Lage Frankreichs, Hoffnungen, nicht eben nahe! Karakter des — Louis Bonaparte; sinnlich, — gewissenlos, dabei gar nicht klug und stark, ein eingebildeter Selbstling, wie so viele der römischen Cäsaren und griechischen Tyrannen, die durch Verbrechen oder Glück zur Herrschaft kamen! —

Zu Hause fand ich Abends ein zweites Billet von Humboldt; er hat unverhofft schon heute in Charlottenburg beim Könige gespeist, und der ihm gesagt, er wisse von Savigny's Fest, und habe schon längst alles dazu bereitet. —

Im Juvenalis gelesen; im Plinius. —

Bunsen's Abberufung wird wieder von den Zeitungen verneint. Das Gerücht war aber in London allgemein verbreitet, und die Consols fielen darauf um 1 Prozent!! —

Es macht hier gewaltiges Aufsehen, und die Persönlichkeiten, die mitgetheilten Briefe, geben der Schadenfreude reichliche Nahrung. Das Buch erweckt dem Fürsten Staatskanzler von den entgegengesetzesten Seiten große Anfeindungen, daß er solche Versprechungen, wie hier angeführt worden, nicht gehalten, daß er sie gemacht, besonders aber, daß er den unbequemen Mann nicht dahin, wohin er gerufen worden, habe ziehen lassen. Es wäre wohl manches zu antworten, und wird vielleicht geschehen. Uebrigens hat Görres durch sein vorletztes Buch die Anzahl und den Eifer seiner Freunde und Anhänger sehr vermindert. Von den letzten wird, wie ich höre, schon eine französische Uebersetzung in Straßburg bereitet. —

Als ein Gegenstück zu dem Aufsatze in der „Revue encyclopédique," zu dem Sie mich verwiesen, empfehle ich Ihnen im Hermes, Jahrgang 1821, Stück 3, die Rezension der Merkel'schen Schrift über die neuerlich begründete Bauernfreiheit in den russischen Ostsee-Provinzen. Die Bauern waren in diesen Ländern noch viel schlechter daran, als die Leibeigenen in Polen. Das ausführlich mitgetheilte Memorial des Landraths Rosen, im Jahre 1739 auf Veranlassung einer Anfrage des Reichsjustizkollegiums zu St. Petersburg ausgearbeitet, bezeichnet und verwahrt die Rechte des Adels mit einer schauderhaften Offenheit. Die Kaiserliche Regierung suchte lange ohne rechten Erfolg die schreckliche Lage dieser Bauern zu verbessern. Der Adel feindete die eigenen Genossen an, die sich mit solchen Entwürfen beschäftigten. Endlich kam unter Alexander im Jahre 1804 durch einen besondern in St. Petersburg errichteten liefländischen Ausschuß eine neue Bauernordnung zu Stande. Hiernach blieb zwar der Bauer leibeigen, konnte aber Besitz erwerben, durfte nur bestimmte Dienste leisten, war nur mäßiger Zuchtstrafe

Sonnabend, den 15. April 1854.

Nach ſchweren Träumen zu düſtern Betrachtungen aufgewacht. Mich übernahm die nicht erfreuende Erwägung, wie mit zunehmenden Jahren alles mehr in die Ferne tritt, nicht nur das Vergangene, ſondern auch die Gegenwart, man fühlt zu ſehr, wie bald ſie vergangen ſein wird; das Schlimmſte jedoch iſt, daß wir eine ſo troſtloſe, öde, in Unthätigkeit hinnehmen müſſen, ohne das Glück der Freiheit, ohne den Reiz edler, ausgebreiteter und ausgezeichneter Geſelligkeit, ohne den Glanz und die Macht ſchöpferiſcher Litteratur. Doch beſaßen wir es einſt alles! —

Allerlei geſchrieben; dann ausgegangen mit Ludmilla, in den Thiergarten, um Bettinen von Arnim die Humboldt'ſchen Nachrichten zu bringen; ſie begegnet uns in einer Droſchke mit ihrer Schwiegertochter, ich ſage ihr eiligſt das Nöthige, ſie will darauf zu Savigny's, die auf's Land reiſen, um der Schmach zu entgehen, daß etwa der König ſie bei ihrem Jubelfeſt unberückſichtigt ließe! Auch die Nachricht, die ich bringe, wird daran nichts mehr ändern, ſchon deßhalb nicht, weil man Bettinen nicht recht glauben wird! — Weiterer Spaziergang im Thiergarten; das junge Grün herrlich, die Knospen an den Baumzweigen ſtrotzen. —

Zur Mittagszeit kommt Bettina, Savigny's ſind richtig abgefahren. Frau von Savigny ſeufzte, was immer der König thun wolle, das Rechte werde er doch nicht treffen! „Und was wäre denn das?“ Zögernd geſtand ſie, das, wonach Savigny's und ihr Herz am meiſten verlangten, was ſie am meiſten erfreute, das wäre die Erhebung in den Grafenſtand!! — Sind das alte Leute! —

Dann viel Abgeſchmacktes vom Pſychographen, was ich alles ruhig anhörte, und nur endlich ganz unbefangen fragte: „Sagen Sie doch an, was friſst er?“ worüber ſie herzlich

lachte, meine eigne Antwort aber: „Gehirn und Vernunft frißt er!“ faſt übel nahm. —

Oſterſonntag, den 16. April 1854.

Ich bewundere den Fleiß und Eifer, der ſich in großen und kleinen Schriften umſtändlich mit Erörterung der ſogenannten Tagesfrage, der orientaliſchen, oder jetzt vielmehr vorzugsweiſe ruſſiſchen, beſchäftigt. Es widmen ſich dieſer Erörterung auch beſonders ſolche Männer, die ich in Betreff der politiſchen Geſinnung mir gleichdenkend weiß oder glauben muß, und von ſolchen allerdings begreife ich eine ſo durchaus lebhafte Betheiligung nicht. Je mehr die Sachen ſich aufhellen, beſtimmter geſtalten, deſto weniger erkenne ich meine Sache darin, ſie iſt nur in einigen Außentheilen mit jenen Dingen verflochten, und mir iſt keineswegs entſchieden, ob ſie bei dem Verlaufe gewinnen oder verlieren werde. Der Nebengewinn, den meine Sache bei jeder Bewegung, bei jedem Vergehen von Zeit unfehlbar einzieht, kommt nicht in Betracht, weil der immer feſtſteht. Aber ſonſt, — was iſt von dieſen Höfen und Kabinetten zu erwarten? Sie ſchimpfen jetzt auf die ruſſiſche Politik; aber hat irgend ein Staat eine beſſere? iſt es irgend einer Regierung jetzt um Recht und Freiheit zu thun? Ich fürchte täglich den ſchreiendſten Verrath, alle ſind deſſen fähig, und aus den Beſchützern können jeden Augenblick Räuber und Raubtheiler werden. Daß ſie durch die Macht der Verwicklung, in der ſie ſich finden, alle in einer Richtung fortgepeitſcht werden, die ſie eigentlich nicht wollen, ja verabſcheuen, iſt freilich ein Schauſpiel, das auch mir täglich Vergnügen macht. —

Uebrigens bleibt es dabei, non mea res agitur! —

Die engliſchen Blätter geben die Reden Vincke's und Bethmann-Hollweg's ganz oder theilweiſe wieder, beſprechen

ſie, loben ſie, und ſpeien Gift und Galle gegen das preußiſche Miniſterium, gegen den König ſelbſt, den einige arg mißhandeln. —

Der Admiral Napier iſt am 13. früh von Kiöge gegen die ruſſiſchen Küſten hingeſegelt. Nächſtens wird man von ihm hören! Alles hier wünſcht ſeinen Unternehmungen Heil, mit Ausnahme der ſchon ſehr geminderten Kreuzzeitungspartei, die mit landesverrätheriſcher Tücke und ſelbſtſüchtigen Zwecken mehr ruſſiſch als preußiſch, ja ganz ruſſiſch iſt. Ein General, — vielleicht Leopold von Gerlach — hat ſich erfrecht, in einer Geſellſchaft zu ſagen: das ganze preußiſche Heer, mit wenigen Ausnahmen, ſei ruſſiſch geſinnt, und würde der Zumuthung, gegen Rußland zu ziehen, nicht Folge leiſten. Erſtlich iſt das eine infame Lüge, eher das Gegentheil könnte behauptet werden; dann aber müßte ein General bei Annahme einer ſolchen Thatſache nicht prahlend jubeln, ſondern erſchrecken und trauern, beſonders einer, deſſen Handwerk es bisher war, dem Anſehn und der Befehlsmacht des Königs unbedingte Huldigung zu fordern. Aber dieſe Burſche ſind dieſelben, die im März 1848 dem Könige nicht gehorchen wollten, ihn mit den ſchändlichſten Schimpfworten belegten, ihm auswichen, um ihn nicht grüßen zu müſſen. —

„La question du lendemain“ und „Pour répondre à la question du lendemain“, zwei kleine Flugſchriften, in London gedruckt, in kleinſter Schrift und Format. Voll kluger und edler Angaben deſſen, was nach einer neuen Revolution zu thun ſei, um ihr Gelingen dauernd zu ſichern, denn ihr Kommen wird als unfehlbar angenommen für ganz Europa. Daß die Völker ſich verbünden, keinen Krieg gegen einander führen werden, daß man die Kriegsheere abſchaffen wird, die Kriegsbefehlshaber entbehren ꝛc., daß die Arbeit Freiheit ſei ꝛc. Alles recht ſchön und gut; aber es iſt ein Nichtverſtehen der menſchlichen Dinge, wenn man glaubt, der Feind

werde raſch, gleich, ganz und für immer überwunden ſein; im Gegentheil, die neue Revolution muß kriegeriſch, gewaltherrſchend, gerüſtet und wachſam ſein. Der neue Zuſtand iſt ja nicht ganz neu und frei, er trägt die Erbſchaft des alten in ſich, und muß die verarbeiten, das geht nicht leiſe und friedlich. Dazu iſt nicht mehr die Zeit; der Verſuch 1848 war ſchön und groß, das Alte hat ihn nicht gewollt, ſondern verworfen, grauſam beſtraft. Das geht nicht zum zweitenmale, wenigſtens kann es nicht beabſichtigt werden! —

Montag, den 17. April 1854.

Verachtung, die ſich in England gegen Preußen allgemein und bitter ausſpricht; die Matroſen eines preußiſchen Kauffahrteiſchiffes, das aus fernen Landen ankam, begriffen nicht, weßhalb man ſie verhöhnte, wie Geächtete mied; als ſie's erfuhren, ſchämten ſie ſich. Ihre Flagge hatte man ihnen mit einem Beſen vertauſcht, der am frühen Morgen das Gelächter aller Nachbarſchiffe verurſachte. Dies alles iſt aus zuverläſſigem Zeugenmunde! —

In Jean Paul Richter geleſen, in Voltaire und Luchet; die Franzoſen des achtzehnten Jahrhunderts haben Vorzüge, die wir uns mit Erfolg aneigneten, die aber weder ſie noch wir im neunzehnten behalten haben. —

General Leopold von Gerlach ſagte zum Feldmarſchall Grafen von Dohna: „Heß meint, er hat ihn (den König) ſchon in der Taſche, da iſt er ſehr irrig.“ Er merkte, daß ein Dritter die Worte gehört hatte, und wurde ganz verlegen. —

Das engliſche Witzblatt „Punch“ ſagt über des Königs Unfall im Garten zu Charlottenburg, er habe ſich an die Naſe geſtoßen, vielleicht in der Betrunkenheit, jedenfalls ſolle es ihm zur Warnung dienen, keine Schleichwege mehr im Dunkeln, ſondern die grade helle Straße zu gehen! —

Herr Professor Dirichlet ist an Leopold's von Buch Stelle zum Mitglied der Akademie der Wissenschaften in Paris ernannt worden. Eine große und wirkliche Ehre! —

Der Gesandte Theodor von Rochow in St. Petersburg ist schwer erkrankt. Auf seinem Posten ist er ganz unbedeutend, und deßhalb gern gesehen. —

Der Polizeipräsident von Hinckelden ist nun auch Direktor einer Abtheilung im Ministerium des Innern geworden. Sein Ehrgeiz ist zu langsamem Emporklimmen verurtheilt! —

Die kleinen Schriften „La question du lendemain" ꝛc. sollen von einem Herrn Cantagrel verfaßt sein, der früher mit Considérant verbunden war.

Der König, im Zorn über Bunsen's angebliche Eigenmächtigkeit, hat gesagt, mit der Diplomatie müsse es vorbei sein, die Könige müßten, wie er jetzt thue, selber ihre Sache in die Hand nehmen. Dabei versichert er, daß er Bunsen persönlich liebe, nach wie vor. —

Dienstag, den 18. April 1854.

Frankreich hat eine ernste Aufforderung an Preußen ergehen lassen, sich bestimmt zu erklären, welche politische Haltung es wähle, denn die zweideutige Neutralität mit heimlicher Hinneigung zu Rußland scheint man ihm nicht zugestehen zu wollen. Von England steht dieselbe Aufforderung bevor. Große Verlegenheit und Angst! „Die Könige bekommen ihre Eingebungen von oben." Das werden wir jetzt sehen! Bekamen sie daher ihre Eingebungen auch im März 1848? Die kamen ziemlich offenbar sehr von unten! —

Die Russen haben die feste Zuversicht, daß Oesterreich und Preußen schließlich mit ihnen gegen Frankreich gehen werden.

Roher und frecher Aufruf Gortschakoff's an die Einwohner der Dobrutscha; der Gipfel von drohender Prahlerei, unver-

ſchämter Lüge, gemeinen Hohns. Immer derſelbe Spuk von Religion, Sittlichkeit, heiliger Sache, heiligem Zar, der die Barbaren ſtrafen und beſſern will! —

Die Engländer haben in der Oſtſee ſchon acht ruſſiſche Schiffe aufgebracht, alle ruſſiſche Häfen ſind für blockirt erklärt. —

Der Troſt bleibt uns jedenfalls, daß wir als Tropfen im Weltmeer unvergänglich mitſchwimmen, oder als Sandkörner ungeheure Berge bilden helfen. —

Der preußiſche Generalkonſul in Bukareſt, Herr von Meuſebach — ſchlechten Andenkens hier — hat daſelbſt, ungeachtet ſeiner beiferten, bis zur Lächerlichkeit getriebenen Ruſſenfreundſchaft, mit den ruſſiſchen Behörden nicht fertig werden können, und ſeine Amtsverrichtungen einſtellen müſſen. —

Der König ſpricht viel von den „elenden Türken, den rohen Ungläubigen," wie man ſie mit Recht nenne, für die kein Platz mehr in Europa ſei. Dagegen nimmt ſeine Politik ſich doch der Türken an, und will die Fortſchritte der Ruſſen hemmen! —

Mittwoch, den 19. April 1854.

Beſuch vom bremiſchen Bundesgeſandten Herrn Bürgermeiſter Smidt; er nimmt zur Reiſe nach Frankfurt den Umweg über Berlin, weil in dieſer Woche zu Frankfurt noch keine Sitzung iſt. Er iſt rüſtig bei ſeinen achtzig Jahren, ſieht aber ſo verfallen aus, daß er einem die Luſt benimmt, ſo alt zu werden. Von den hieſigen Dingen iſt er ziemlich unterrichtet. Bemerkungen über Nordamerikaner, Geldanlagen dort zu 6, 7 ja 10 Prozent! Blühender Handel! — Smidt iſt das Gegentheil von Pfuel; er muß Geſchäfte haben, und bezieht alles auf dieſe, nichts andres reizt und bekümmert ihn. Das Hochmenſchliche, das Schöne und Edle ficht ihn wenig an; das

Alter hat ihn verschlimmert, wie meistens geschieht; Pfuel ist nur besser geworden, hat wärmere Theilnahme für alles Gute und Schöne. —

Nachmittags unerwarteten Besuch vom hamburgischen Archivar, Dr. Lappenberg; er macht einen Erholungsausflug; klagt sehr über sein Auge, kann wenig mehr lesen und schreiben, setzt doch seine litterarischen Arbeiten möglichst fort; Flemming, Eulenspiegel ꝛc. Nachricht vom Gutlittfest; es war ein langwieriges Essen und langweiliges Reden oder Verlesen von Reden. Lappenberg selbst war nicht dabei, wegen Unwohlsein. Grüße von Professor Ullrich. —

Russische Erklärungen im Journal de St. Pétersbourg über die englischen Enthüllungen; schwach, gleißnerisch, sophistisch! —

Hier wird endlich ausgesprochen, daß Bunsen nicht abberufen sei, sondern nur auf sein Ansuchen einen längeren Urlaub erhalten habe! Auf sein Ansuchen? Längeren Urlaub? In dieser Zeit? —

Englisches Spottgedicht auf den Admiral Dundas, Hoffnungen auf den Admiral Napier! —

Der König war in diesen Tagen nahe daran, sich ganz für Rußland zu erklären, und er dachte schon eine Ansprache an sein Volk zu erlassen, um dasselbe förmlich zum Beistande Rußlands, des Kreuzes, und der bedrängten Christen aufzufordern. So was sieht ihm ganz ähnlich! Eine Proklamation mit schwungvollen Redensarten, Ueberraschung der Welt, Begeisterung für ihn in Rußland, in allen legitimistischen Kreisen, o ja! das wäre was! An die wahre Stimmung der Nation, an die Richtung der Weltentwickelung, an die Macht des Westens, an alles Unheil und alle Strafe, die der Mißgriff zur Folge haben würde, denkt man nicht! —

In einem englischen Blatte wird der König von Preußen

that damned fool bezeichnet, und dabei bemerkt, daß ein Preuße in Dresden ſchon im Jahre 1840 ihn einem Engländer ſo bezeichnet habe!

Donnerstag, den 20. April 1854.

Schwäche des Kunſturtheils bei *, ſie hält ſich an Gehörtes und bekleidet es allenfalls mit neuen Worten, ohne eignen Sinn. Wie es damit, mit dem Kunſturtheil, beſchaffen iſt, das überſteigt allen Glauben! Goethe wußte, und Rahel wußte es, und ich weiß es, welche Scheinſamkeit, Lüge, Verſtocktheit, welcher Dünkel und Unverſtand in dieſem Gebiete ſich tummeln! Wer unterfängt ſich nicht in dieſem Gebiete ſinnlos mitzuſchwatzen? Jeder Lump, jeder Affe! Und doch dürfte jeder mit Recht hier mitſprechen, der nur aufrichtig und ehrlich herausſagte, was er wirklich fühlt und meint! —

Ein Bündniß zwiſchen Preußen und Oeſterreich ſoll im Entwurf unterzeichnet ſein; die Feſtſetzungen, ſagt man, ſind aber nur verläufige, wenig entſcheidende. —

Der preußiſche Geſandte in Paris Graf Max von Hatzfeldt hat ein Schreiben des Königs an den Kaiſer Bonaparte zu überreichen gehabt. Neue Vermittelungsverſuche, die vom Kaiſer Nikolaus auch unmittelbar unaufhörlich erneuert werden, er bietet alles auf, um ſeinen „bon ami“ noch wieder zu gewinnen, ihn von England abzuziehen, er macht ihm die größten Verſprechungen, ſelbſt auf Koſten Preußens, das zugleich ſich dazu bergiebt, den ruſſiſchen Vorſpiegelungen Eingang zu verſchaffen! —

Neuer Auswurf ruſſiſcher Orden hier, an Militairperſonen und Zivileſten. Der Kaiſer findet plötzlich in Preußen viel zu belohnen, zu danken! — Ungemeine Thätigkeit ruſſiſcher Agenten an allen Höfen Deutſchlands, in Belgien, England, Frankreich, Italien, beſonders auch in den Vereinigten Staaten

Nordamerikas. Der Kaiser hofft das Bündniß zu sprengen, von ihm abzuhalten, demselben neue Feinde und Verlegenheiten hervorzurufen. Hier und in Potsdam soll der bekannte Louis Schneider dem Kaiser alle vertraulichsten Nachrichten fleißig schreiben. — In der Türkei, in Montenegro, Serbien, Griechenland, ja in Konstantinopel selbst, ist russischer Einfluß und russisches Geld überaus geschäftig. —

Der König glaubt fest, er werde den Frieden vermitteln, und geht dabei von der Ueberzeugung aus, daß Rußland in der That nur das wolle, was es sagt. Budberg und Leopold von Gerlach nähren diese Ueberzeugung, und lachen sich darüber in's Fäustchen! Man soll ihn nur in seinen Bemühungen nicht hindern, meint der König, ihm freie Hand lassen, ja, alles in seine Hand legen. Dazu hat aber keine Seite Lust. —

Freitag, den 21. April 1854.

Der Feldzeugmeister von Heß ist gestern Abend mit dem unterzeichneten Bündnißentwurf von hier nach Wien abgereist. Er war in der letztern Zeit wegen der wiederholten Hinzögerungen sehr ungeduldig geworden, und hatte erklärt, unverrichteter Sache abreisen zu wollen. Als man den König entschuldigte, daß es ihm bisher an Zeit gefehlt, den Gegenstand der Verhandlungen genauer zu prüfen, ließ der Oesterreicher nicht unerwähnt, der König habe in diesen Tagen vier Stunden lang der Einkleidung einer Diakonissin in Bethanien beigewohnt. — Der unterzeichnete Entwurf sagt noch nicht viel. —

Der Ministerpräsident von Manteuffel hat zu dem Grafen von Selms-Baruth gesagt, er glaube, es werde für Preußen gar nicht einmal zur Mobilmachung, geschweige zum Kriege kommen; daß man aber mit Rußland gehen könne, sei vollends eine Unmöglichkeit. —

Die Engländer nehmen russische Schiffe und bringen sie nach Memel. Der Kapitain eines englischen Kriegsschiffes, der an's Land gekommen war, ertrank als er wieder an Bord zurückkehren wollte, die Wellen verschlangen sein zu kleines Boot. —

„Der Mensch ist was er thut." Nachdenkliches Wort von Hegel! Herrliche Sachen stehen in seiner Enzyklopädie, welche jetzt von niemanden mehr gelesen wird. Man sollte eine Blumenlese daraus veranstalten! —

Hegel ist kein Bewunderer des gestirnten Himmels, der giebt ihm nur abstrakte Lichtpunkte, das Licht sei dort in seiner ersten unverarbeiteten Rohheit. „Man hat in der Stadt herumgetragen," sagt er, „ich habe die Sterne mit einem organischen Ausschlag von organischen Körpern verglichen, oder mit einem Ameisenhaufen, worin auch Verstand und Nothwendigkeit ist. In der That mache ich aus einem Konkreten mehr als aus einem Abstrakten, aus einer auch nur Gallerte bringenden Animalität mehr als aus dem Sternenheer." Siehe Enzyklopädie Thl. II, S. 461 und S. 94. 95. „Man kann die Sterne wegen ihrer Ruhe verehren, an Würde sind sie aber dem konkreten Individuellen nicht gleich zu setzen. Die Erfüllung des Raumes schlägt in unendlich viele Materien aus; das ist aber nur das erste Ausschlagen, das den Anblick ergötzen kann. Dieser Lichtausschlag ist so wenig bewunderswürdig, als einer am Menschen, oder als die Menge von Fliegen." — (!!)

Sonnabend, den 22. April 1854.

Der preußische Gesandte in St. Petersburg, Generallieutenant Theodor von Rochow, genannt von Briest, ist am 20. dort gestorben. —

Der preußische Gesandte in London, Herr Bunsen, hat seinen Abschied gefordert, sobald er erfahren, daß ihm „auf

unterworfen, und durfte bei den Gerichten klagen, die Bauerngüter wurden als Erbzinsgüter anerkannt und mußten in derselben Bauernfamilie bleiben. Die Leibeigenschaft war in Gutshörigkeit verwandelt. Indessen fühlte der Adel bald Reue über diese zugegebene Aenderung; sie rückgängig zu machen, war nicht möglich, man suchte daher durch weiteres Vorschreiten wieder Boden zu gewinnen, der schon verloren war. Man gab vor, der gegenwärtige Zustand genüge nicht, es müsse völlige Freiheit eintreten; das schimmernde Wort schmeichelte den Absichten des Kaisers, gewann den Eifer des Erbprinzen von Oldenburg, der als Gouverneur von Esthland die Sache am meisten betrieb. Die Bauern in Esthland, Kurland und Liefland wurden Endes 1819 wirklich für völlig frei erklärt. Der Boden fiel an den Edelmann zurück, der ihn willkührlich auf beliebige Zeit verpachten darf, und damit es ihm nicht an Pächtern oder Knechten fehle, dürfen die neuen Freien in den ersten drei Jahren das Kirchspiel noch nicht verlassen, und erst nach längerer Zeit in andern Dörfern oder gar in Städten ihr Brod suchen! Auch blieb er noch willkürlichen Zuchtstrafen unterworfen. Alle Rechte des Leibeigenen auf Unterhalt, Fürsorge und Schutz haben aufgehört; der Edelmann kann seine Bauern um jeden Preis zur Arbeit dingen, oder auch ohne Arbeit im Elend umkommen lassen, da diese nicht fortgehen dürfen und nichts mehr eigen haben! Die Leibeigenschaft ist unter solchen Umständen ein wünschenswerther Zustand, nach dessen Rückkehr man seufzt. In den Zeitungen und öffentlichen Reden wird indessen das neue Glück gepriesen. Künftige Geschlechter werden den Gewinn haben. — Lesen Sie wo möglich den ganzen Aufsatz. — Der letzte Kourier brachte mir nichts von Ihnen. Ich hoffe, die neue Einrichtung wird auch Bücher wieder erlauben. Eine Bitte muß ich noch aussprechen: Seien Sie vorsichtig

seinen Wunsch" ein längerer Urlaub ertheilt werden sei, den er gleich anzutreten habe. So tritt einer nach dem andern ab, der Günstlingsposten ist ein gefährlicher, nutzt seine Leute ab. Gustav von Rochow, Maltzan, Bülow, Canitz, Radewitz, Brandenburg, Savigny, Kleist, alle sind schnell verbraucht worden. —

In den Kammern ging es wieder etwas scharf her; Reichensperger von Köln sprach über unser Kunstwesen, und daß man die Alterthümer, z. B. Danzigs, zu Grunde gehen lasse. Reichensperger von Geldern schimpfte auf Hegel's Einfluß recht wie ein pfäffischer Ignorant! Patow verlangte, daß 700 Thaler, welche der Kabinetsrath Niebuhr aus den Marinegeldern als Zulage ganz unnütz beziehe, gestrichen werden sollten; Manteuffel rettete sie ihm noch, aber die Sache ist doch nun offenbar. Auch das Briefgeheimniß kam zur Sprache. Der Präsident von Gerlach Hanswurst wie gewöhnlich! —

Die Neue Preußische Zeitung sagt heute: „Man spricht von russischen Sympathieen; wer hat russische Sympathieen?" und in demselben Blatte sind sie ausgesprochen! Solche Unverschämtheit verdient auf russische Weise bestraft zu werden. Die Peitsche, die Peitsche! —

Der General von Wrangel hat dem König versichert, im ganzen Heere seien nicht zehn Offiziere, die gern gegen Rußland fechten würden, was der König gern zu hören schien. Der Prinz von Preußen aber zog Wrangel'n unwillig zur Seite, und sagte ihm: „Wie können Sie so gewissenlos reden, und den König so falsch berichten! Sie wissen ja selbst, wie klein die Zahl derer ist, die es mit Rußland halten möchten!" — Gewöhnlich verlangt man, das Kriegsheer soll gar keine Meinung haben, aber das hält nicht Stich! In Wahrheit freut man sich, wenn die Soldaten der Meinung sind, die man ihnen wünscht; das nennt man dann, sie seien vom besten Geiste beseelt! —

Sonntag, den 23. April 1854.

Besuch von Bettina von Arnim. Sie ist nicht früher gekommen, weil sie sich schämte, daß die Savigny'sche Sache so kahl abgelaufen ist, der König hat sich nur erkundigen lassen durch einen Hoffourier, ob Savigny hier sei? und da das verneint wurde, so geschah weiter nichts. Savigny's sind indeß von Dresden wiedergekehrt, und grübeln nun traurig darüber, ob, wenn sie hier geblieben wären, der König sie vielleicht besucht hätte! Bettina selber begreift nicht, wie so fromme Leute so kleinliche weltliche Ehrsucht haben können, daß die geringsten, werthlosesten Aeußerlichkeiten sie glücklich oder unglücklich machen; die Sache ist leicht erklärlich. Bettina klagt dann, daß ihre Geschäftsgeschichte noch immer nicht zu Ende ist; der Rechtsanwalt Caspar will nichts gegen M. unternehmen; ihr Schwiegersohn Graf Oriola sagte, sie sei im Unrecht; neue Klage vom Papierhändler, vom Drucker, der ihr das Gedruckte vorenthält; sie will auf den Verkauf der Bücher vertrösten, die sich nicht verkaufen, sie setzt den ungeheuersten Betrug voraus, um nicht an den Nichtabsatz zu glauben, sie meint, die Spitzbuben hätten etwa tausend Exemplare für sich nachgedruckt, und diese seien verkauft worden, während die ihr abgelieferten nutzlos daliegen. Nun will sie wieder mit Weimar drohen, mit der dortigen „Behörde"! Alles schief und grundlos! Sie klagt, daß sie krank von den Geschichten sei, ganz gebrochen, unfähig, etwas zu thun. — Dann spricht sie vom Psychographen, mit Eifer und Lustigkeit, ich könne die Thatsachen nicht läugnen, ich solle es nur einmal mit ansehen! Sie erzählt eine Menge schnurrige Antworten, Schalkheiten und Grobheiten des Psychographen, die alle das Arnim'sche Zeichen tragen, und immer waren es auch Armgart, Gisela, oder etwa Gustel Grimm, die das Holz berührten; lauter Späße aus dem engsten Kotteriekreise. —

Montag, den 24. April 1854.

Nachmittags Besuch von Frau Bettina von Arnim. Diesmal war hauptsächlich vom Psychographen die Rede, sie brachte auf einem großen Bogen die Antworten desselben, wie sie auf der Stelle nach seinen Buchstabenbezeichnungen niedergeschrieben worden, nämlich mit Irrungen, Abkürzungen, falschen Schreibungen. Sie wollte durchaus, ich sollte einen Abend zu ihr kommen, die Sache mitmachen, ich würde staunenswerthe Dinge erfahren, vielleicht für meine bisherige Spötterei abgestraft aber dafür auch gläubig werden! — Ich habe Bettinen gut gedient, unter Scherz und Lachen; ich habe unter andern gefragt, ob der Psychograph auch antworte, wenn ein Pudel seine Pfoten auf ihn legt? Sie nahm nichts übel, bestand aber stets darauf, ich soll einen Abend hinauskommen! Sie fragt sehr angelegentlich, ob wohl der König was von der Sache wisse und davon halte? Ja, nun seh' ich's, den König möchte man im Spiel haben! Das wäre freilich eine wohlfeile Art, sich seiner zu bemächtigen! Sie sprach noch sehr verächtlich von * und ** und Andern, die ihre erklärten Anhänger sind; auch dem jungen Siegfried, den sie mir doch empfohlen, und der sich für sie abquält, hing sie einigen Tadel an, den er nicht zu verdienen scheint. Zuletzt noch Abscheu gegen **! Sie ist unzufrieden mit der ganzen Welt, und möchte was bewegen, treiben, ausrichten, — der König wäre da der beste Psychograph, dem man die Hände auflegte, um dann zu erwirken, was man wünscht und verlangt! Und Großes würde es nicht sein; es dreht sich doch alles um ganz kleine, persönliche Sachen. —

Keine erheblichen Neuigkeiten, als daß die Russen aller Orten ungemein thätig sind, und viele Leute schon glauben, der Kaiser Nikolaus könne seine Sache doch glücklich durchführen, besonders da Oesterreich und Preußen noch nicht wider ihn sind, und die Westmächte selber zu zaudern scheinen. —

Schöne Italiänerin Gaggiotti, verheirathet an einen Engländer Richards, die hier Bildniſſe mahlt, Humboldt's, Rauch's, des Prinzen von Preußen ꝛc. Der Prinz beſucht ſie oft, auch in Stunden, wo nicht gemahlt wird. —

Der unſaubere Geſell Markus Niebuhr, in welchem der König ſeinen Taufpathen und des Vaters Namen liebt, hat ein rothes Buch, in welchem Tauſende von Namen ſtehen, mit dem Vermerk, ob ſie im Jahre 1848 bloßgeſtellt oder übel genannt worden; bei jedem Vorſchlage zu Beförderung, Auszeichnung oder neuer Anſtellung läßt nun der König erſt Niebuhr in ſeinem Buche nachſehen, und ſpricht das nicht günſtig, ſo iſt ein Genehmigen unmöglich von ihm zu erlangen. Man kann ſich vorſtellen, was für Gehäſſigkeit, Privatfeindſchaft, Verläumdung, Ungerechtigkeit, und wie zahlreiche Irrthümer dabei ſtattfinden! — Und doch ſind Simons und von der Heydt unter den Miniſtern, Ryno Quebl, Minutoli ſind Generalkonſule ꝛc. —

Dienstag, den 25. April 1854.

Die erſte Kammer hat nun auch den Kredit von 30 Millionen bewilligt. Eine ganz ruſſiſche Rede des Geheimen Rathes Stahl war das oberflächlichſte Sophiſtengeſchwätz, wurde aber beklatſcht von dem blöden Partheitroß, der blindlings dem Führer folgt; dieſe Parthei ſagt unaufhörlich, die politiſchen Verhältniſſe gehörten nicht vor die Kammern, ſeien bloß dem Könige zu überlaſſen, und grade dieſe Parthei treibt am bitzigſten darauf, daß man ſich für Rußland erkläre! Die Schufte und Lumpen ſcheuen keine Frechheit, widerſprechen ſich in Einem Athem, und ſind ſo von Bosheit und Gift durchfreſſen, daß man wohl ſagen kann, ehe dieſes „ſkrophulöſe Geſindel“ nicht vertilgt iſt, darf Preußen kein Heil hoffen, keine Ehre. Die Kreuzzeitung ſchleudert

auch heute wieder die ſtinkenden Ausflüſſe ihrer Gemeinheit auf Bethmann-Hollweg, auf Vincke; ihren Hanswurſt Ludwig von Gerlach dagegen will ſie zum Staatsmann, ja zum Kriegshelden machen! Es weiß alle Welt, daß die ſämmtlichen Gerlach's, den General an der Spitze, keine Helden ſind, außer wo ſie in voller Sicherheit ihr freches Geſchwätz führen können, am Hof in ihren Kotterieen, in dieſen Minoritäts- und Lumpenkammern! —

Zwei telegraphiſche Depeſchen aus Wien in den Abendblättern, erſtens daß Odeſſa von den Engländern bombardirt werde und in Flammen ſtehe; zweitens daß Paskewitſch die Räumung der kleinen Wallachei, die Abbrechung aller Verbindung mit Serbien, und die Auflöſung aller Freiſchaaren befohlen habe! Das wäre eine große Nachgiebigkeit, beſonders für Oeſterreich berechnet! Daneben aber Neſſelrode's Umlaufſchreiben über die Aufſtände in der Türkei und daß Rußland ihnen Schutz und Beiſtand angedeihen laſſe? Und daneben wieder das Siegsgeſchrei der Kreuzzeitung, jetzt erſt gehe der Krieg an, ſeit Paskewitſch, der Nachfolger von Diebitſch, der Sieger von Eriwan und Warſchau, auf dem Kampfplatz erſcheint? Die Unfähigkeit und Schwäche des alten Feldmarſchalls ſind aller Welt bekannt. —

In Weinsberg ſtarb am Oſterſonntage Juſtinus Kerner's Frau, Rickele! Sie war hochbetagt, und ſeit langer Zeit ſchwach. —

Man erzählt ſich von einem Schreiben des ruſſiſchen Kaiſers, worin er dem Könige Vorwürfe macht, er ſei an der ſchweren Verwickelung, die jetzt vorhanden, ganz allein ſchuld; wäre er zur rechten Zeit des Muthes geweſen, ſo zu handeln, wie er zu denken verſichere, ſo wäre es gar nicht zum Kriege gekommen. So hat der König auch von dieſer Seite keinen Dank! —

Mittwoch, den 26. April 1854.

Vermählung des Kaisers in Wien, Amnestie, doch beschränkte. —

Donnerstag, den 27. April 1854.

Ausgegangen mit Ludmilla; unter den Linden im Victoria-Hotel bei Madame Gaggiotti. Bildniß von Humboldt, von Rauch. Madame Gaggiotti, erscheint, eine schöne Frau, mit Blicken der sanftesten Kraft, von hoher, schlanker, graziöser Gestalt, überaus zuvorkommend und freundlich; lächelnd, gesprächig — französisch, deutsch, englisch, italiänisch, mit geläufigster Zunge, — sie bemerkt, daß ich sie noch lieber als ihre Gemählde ansehe; darauf ihr kleiner Sohn Raoul, ihre Mutter. Wir folgen ihr zwei Treppen hoch in ihr Atelier, wo das angefangene Bildniß des Prinzen von Preußen steht, dann in ihren Salon. Das Ganze ein allerliebstes kleines Abentheuer! Die Frau ist wirklich eindrucksvoll schön, schöner als ihre etwas rasch gemahlten Bilder. —

Reimer schickt mir den fünften Band von Pertz Biographie Stein's. Ich habe den ganzen Regen-Nachmittag darin gelesen und geblättert. Wider Willen enthüllt hier Pertz den gereizten, oft beschränkten, oft sich selbst bestreitenden Sinn Stein's, seine Hoffahrt und Eitelkeit, die nicht selten zur Prahlerei wird; er bildet sich besonders immer auf Sittlichkeit viel ein, die doch in vielem Betracht nur Einbildung ist! Sein ewiges Gerede über Stände, wie sie sein sollten, zeigt wie sehr er hinter seiner Zeit zurück war, wie unpraktisch es in seinem Kopfe aussah. Er schimpft auf die Karlsbader Beschlüsse, aber man sieht, er hätte sie auch und noch schärfer gefaßt, wäre er an der Spitze der Angelegenheiten gewesen. Sein Gift und Haß gegen Hardenberg ist ganz ekelhaft, und geht bis zur Verläumdung. Hätte er doch erlebt, wie er selber

vom General von der Marwitz angesehen wurde in dessen Denkschriften! Das könnte ihm zur heilsamen Selbsterkenntniß gedient haben. Offenbar fehlt dem heftigen Eifer und der unruhigen Kraft Stein's in dieser Friedenszeit ein tüchtiger Gegenstand, er sucht ihn in der Zersplitterung der vaterländischen Sachen vergebens. Auch Wilhelm von Humboldt zeigt sich in seinen Mittheilungen an Stein nicht auf seiner sonstigen Höhe, er fügt sich etwas zu sehr unter Stein's Art, mit dem er es nicht verderben will. Und Stein hinwieder, der die Unsittlichkeit in den Verhältnissen Hardenberg's immer so scharf rügt, läßt die Humboldt'schen schweigend unberührt. Pertz ist seinerseits Theilnehmer an dieser heuchlerischen Anbequemung, er ist ganz und gar partheiisch, verschweigt alles, was für Stein mißlich herauskommt, z. B. Wittgenstein's großes Schreiben an Stein vom Jahre 1807, und schmückt ihn auch wohl mit fremden Lappen, z. B. daß Stein Mitursache an dem Erfolge Badens auf dem Kongreß in Wien gewesen, was ganz und gar nicht wahr ist. —

Berathung im Staatsministerium über das Verhalten bei Prisen, die in preußischen Häfen aufgebracht werden. Man wählt den vorsichtigen Ausweg, auf den Ursprung der Schiffe nicht zu achten, sondern nur auf die Flagge, unter der sie einlaufen. —

In der zweiten Kammer spricht Vincke seine Verachtung gegen Ludwig von Gerlach aus, so kräftig, daß der Präsident ihn zur Ordnung ruft. Bethmann-Hollweg geht jämmerlich zurück, und glaubt gegen die Scheußlichkeit des Straßenunfugs im Jahr 1848 zu Berlin reden zu müssen! Es gab keinen Unfug, als den, den die Reaktion angezettelt.

Freitag, den 28. April 1854.

In Stein waren ſtets zwei Naturen in Streit, und wurden niemals einig, die revolutionaire demokratiſche, und die antirevolutionaire ariſtokratiſche, in ſeinen ſpäteren Jahren wurde die letztere ganz überwiegend. Er ſchimpfte zwar fortwährend auf die Fürſten und ihre Miniſter, aber doch lieber auf die Volksmänner und freien Geiſter. Ich werde in meinem alten Urtheil beſtärkt und beſtätigt, er war ein tapferer Held, er mußte ſich ſchlagen, mit welchem Feinde, das ergaben die Umſtände. Sein Ruhm wird durch Pertz nicht eben ſehr erhöht werden. —

Herr Aſſeſſor Paalzow ſendet mir die zweite Lieferung ſeiner „Aktenſtücke der ruſſiſchen Diplomatie“. Lehrreich, verdienſtlich! —

Der König hat Savigny'n nachträglich einen kurzen Beſuch gemacht. —

Der König iſt mehr als je ruſſiſch; der Trotz und die Frechheit der ruſſiſchen Lakaien, der Kreuzzeitungsparthei, reißt ihn fort, die vielfachen Einwirkungen des Kaiſers Nikolai tragen ſehr dazu bei. Der Kriegsminiſter von Bonin ſoll entlaſſen werden. Man nennt als ſeinen Nachfolger den Grafen von Waldersee, der deßhalb auch ſchon von Frankfurt a. M. hier eingetroffen ſein ſoll. —

Sonnabend, den 29. April 1854.

Geſchrieben. — Alles iſt voll von neuen Friedenshoffnungen, die vom Hofe hier ausgehen; der König ſchmeichelt ſich immer auf's neue, das Vermittleramt ausüben zu können, ſeinen Anträgen, — die aber, wie Manteuffel ſelber geſteht, bis jetzt nur Phraſen ohne eigentlichen Inhalt ſind, — Eingang zu verſchaffen. Im Frieden würde dann die Parthei der ruſſiſchen Lakaien recht ungeſtraft ruſſiſch ſein können.

Rußland macht die größten Anerbietungen an Preußen, will alle Gränzsperre aufheben, den Handel begünstigen ꝛc. Warum geschah das nicht im Verlaufe von vierzig Friedensjahren? Warum ließ man alle Handelsverträge wider Fug und Recht unausgeführt? —

Sonntag, den 30. April 1854.

Mittags Besuch von Bettina von Arnim, die ganz erschöpft ankam, hustete und Blut spie, alles von Aerger und Verdruß, die sie zu Grunde richten, wie sie sagt. Sie hat die größten Anklagen wider den Justizrath Caspar, der anstatt ihre Sache zu führen, sich auf die Seite ihrer Gegner stellt! Das ist in so fern richtig, als er die Anschuldigungen, welche Bettina gegen sie erhebt, nicht so wie sie es will, begründet finden kann; derselbe hat schon zu Herrn Siegfried gesagt: „Am Ende wird sie auch noch von mir sagen, daß ich sie betrüge!“ Dies hat Bettina von Siegfried wiedererfahren, der aber, als sie davon später wieder anfing zu reden, und ihn fragte, wer ihr das doch wohl gesagt habe — als könne sie sich nicht besinnen — und meinte, es könnten wohl Spitta und Leutz es gesagt haben, dies gleich gelten ließ, und klüglich verschwieg, daß es von ihm komme! Nun ist ihr auch Siegfried etwas verdächtig, wenigstens der Verschüchterung und Zaghaftigkeit! Sie dauerte mich unendlich; denn wenn auch verworren und irrend, und vielfältig schuld an ihren Leiden, geht sie doch nicht weniger daran zu Grunde! Sie las mir einen Briefentwurf an Caspar vor, an dem sie auf mein Anrathen einiges änderte, denn die Annahme, daß sie an einen Mann schriebe, der vielleicht in der Folge ihr Gegner werden könnte, wurde von ihr begierig aufgefaßt. Ich entließ sie mit besten Trostworten und Ermunterungen, wofür sie herzlich dankte, und anstatt zu schlafen überlegte ich noch lange Zeit, was sich

wirksam für sie thun ließe, wiefern ich dabei hülfreich sein könnte? Leider, ohne dabei auf ein gutes Ergebniß zu kommen. Sie will bald auf's Land gehen. —

Nachricht, daß am 23. wirklich Odessa bombardirt worden, als Strafe dafür, daß dort auf ein englisches Parlamentairschiff geschossen worden. Sonst nichts Ernstliches von Seiten der Westmächte! — Hier spritzen die Russen Preußen fortwährend ihr Gift aus, in Reden, in Zeitungen ꝛc. —

Am 25. April starb zu Tarputschen der Rittmeister Ernst Friedrich von Saucken, geb. am 24. August 1791. Ein ächter preußischer Vaterlandsfreund, so tapfer, als edel und freisinnig. Im Vereinigten Landtag und in der Nationalversammlung ein erprobter Biedermann! —

Dienstag, den 2. Mai 1854.

Im Thiergarten bei den Zelten, Ansprache bei Bettina von Arnim, wo ich Herrn Siegfried antreffe; Bettina sagte mir, sie habe große Lust an Humboldt zu schreiben wegen des Psychographen, weil ihr der, auf die Frage, ob der König sie noch liebe, geantwortet habe, „die Liebe glübe unter der Asche!" Das solle Humboldt wissen! Humboldt soll es dem Könige sagen, das ist die Meinung! Immer will sie wieder mit dem König anbinden; kann sie ihn nicht endlich ruhen lassen? Diese Sucht mißfällt mir auf's äußerste! —

Mittwoch, den 3. Mai 1854.

Der Kaiser Nikolaus vermag seine Kriegsheere nicht selbst zu führen, das überläßt er seinen Generalen, die auch schlecht genug sind! Dafür kommandirt er zu St. Petersburg in eigner Person die — Leichenparade des preußischen Gesandten von Rochow!! Die dem Letztern in den Zeitungen gehalte-

mit Schreiben, und verwahren Sie alles Geschriebene wohl; Unvorsichtigkeiten sind jetzt besonders zu vermeiden.

Leben Sie wohl! Viele herzliche Grüße von Rahel.

Mit ganzer Seele

Ihr getreuer

K. A. V. v. E.

78.

Varnhagen an Oelsner.

Berlin, den 25. Januar 1822.

Seit dem 11. Dezember ist mir kein Wort von Ihnen zugekommen, mein verehrtester Freund! Wahrscheinlich ist bloß die Kourierbeschränkung, die man in Paris noch übertreiben mag, daran Schuld; selbst hier sind wir darüber in Wirrniß, besonders da der verlängerte Aufenthalt des Fürsten Staatskanzlers in Glienike uns den kleinen Erkundigungs- und Mittheilungsverkehr des täglichen Lebens ungemein hemmt. Ich weiß nicht, ob diese Woche ein Kourier abgeht, indessen schreibe ich auf gut Glück.

Mit der Gesundheit Seiner Durchlaucht des Fürsten, sieht es nach den letzten Nachrichten zwar merklich besser, aber nur für den Augenblick, ohne alle Gewähr für die nächste Folge. Unter diesen Umständen erneuern sich mancherlei Muthmaßungen und Gerüchte über seine möglichen Nachfolger, ohne auf bestimmten Personen mit Sicherheit haften zu können. Vielleicht geht die Erbschaft in Theile, selbst wenn Ein Name für die Gesammtmasse aufgestellt bliebe, und dann dürften Fürst Wittgenstein, Graf Bernstorff, Herr von Voß und vielleicht auch Herr von Humboldt

nen Lobreden sind ekelerregend; freilich ein Lob, das solche Nullität decken soll, kann nicht groß genug sein! —

Donnerstag, den 4. Mai 1854.

Am 2. Mai starb zu Bonn Sulpiz Boisserée an der Brustwassersucht, 71 Jahre alt. Ich sah ihn zuerst in Dresden im Frühjahr 1810, und gab ihm Empfehlungen nach Prag und Wien. Gefallen hat er mir nie, er hatte ein vornehm anmaßliches Wesen und war voll von Vorurtheilen, katholischen, aristokratischen, romantischen. Seine Verdienste sind groß in einer Richtung, die an sich zu loben wäre, wenn sich nicht so viel mächtiger Dusel damit verbunden hätte. Der Mahler Meier aus Rathenau konnte ihn schon 1810 nicht leiden; der Graf Reinhard führte bittere Klagen über ihn —

Jakob Grimm's Vorrede zum deutschen Wörterbuch gelesen. Mit aller Ehrerbietung vor seinem großen und reichen Wissen, vor seiner bürgerlichen Rechtlichkeit, ist er doch auch voll mürrischer Eitelkeit und leidenschaftlicher Rechthaberei. Seine Gegner Sanders und Wurm glaubt er mit hohlen Machtsprüchen und eiteln Schmähungen vernichten zu können! Adelung und Voß muß er doch diesmal mit Ehren erwähnen, doch sucht er ihr Lob eiligst wieder zu beschränken. Alles trägt er in gereizter Stimmung vor, und nicht ohne Ziererei. Die Gothaer halten zu ihm, schlechte Gesellschaft! Unter seinen Quellenschriftstellern bin auch ich genannt; aber nur mit den fünf Bänden biographischer Denkmale. Hegel fehlt, aber Kant, Fichte, Schelling sind da, Friedrich August Wolf auch, doch nur mit seiner Prosa, nicht mit den kunstvollen metrischen Uebersetzungen. Grimm's Lettern und Schreibweise thun mir in den Augen weh; ich will nicht hoffen, daß sie jemals allgemein werden! —

Freitag, den 5. Mai 1851.

Seit 4 Uhr ohne Schlaf, und doch zu müde um aufzuſtehen, überlegt' ich mir den Zuſtand der Welt, mein Verhältniß zu ihr und zu den Menſchen, und fand meinen Geſichtskreis zwar ſehr erweitert, den Boden aber, auf dem ich ſtehe, äußerſt verengt, faſt zur Angſt! So viele Stützen ſind meinem Leben geſunken, immer noch fallen deren zuſammen, und die verſuchten neuen erweiſen ſich unbrauchbar. Sich einzig auf ſich ſelber zurückzuziehen, in Gedanken und einſamen Gefühlen ſeinen Troſt zu haben, iſt ſchwer und hart! Doch bleibt zuletzt nichts andres übrig, denn die Welt, wenn wir ſie nicht mit unſern Zwecken und Neigungen erfüllen, iſt öde, das Menſchentreiben verworren, traurig, widerwärtig. Nicht eigenſüchtig ſeh' ich alles an, als verdiente grade ich es beſſer; in den Gebrechen und Widrigkeiten der Andern ſeh' ich auch meine eignen, mit gleichem Urtheil, gleicher Abneigung. Beſonders ſchmerzlich iſt es mir, daß neben der Geſellſchaft auch die Litteratur ſo widrig auseinanderfällt, verwildert, zergeht. Die Blüthen alle ſchwinden, und die Frucht ſieht man noch nicht; kommt ſie auch gewiß, und ſieht man ſie herrlich gedeihen, ſo gleicht ſie doch nicht der erſten, deren Anblick erfreute, deren Genuß entzückte! —

Der Kriegsminiſter General von Bonin iſt entlaſſen, General Graf von Waldersee tritt an ſeine Stelle; von Bonin bekommt eine Diviſion in Neiße. Der König iſt wüthend über Bonin's Aeußerungen über Rußland; aber auch Bonin iſt tief beleidigt! —

Daß Bunſen dagegen auf ſeinem Poſten bliebe, iſt wohl ein leeres Gerücht. In der herkömmlichen Unrichtigkeit wäre es jedoch ganz richtig! — An Rochow's Stelle nach St. Petersburg geht einſtweilen Herr von Werther. „Nun, darin iſt doch Konſequenz! Der eine dumme Kerl durch einen noch dümmern erſetzt!“ —

Was wird, nicht allein Frankreich und England, was wird Oesterreich zu der neuen preußischen Schwenkung zu Rußland sagen? Was sollen die deutschen Höfe von Preußen denken? Eine jämmerliche Wirthschaft, aus Widersprüchen und Schwäche, Trotz und Altersheit zusammengesetzt! —

Die Entlassung Venin's ist durch ein eigenhändiges Schreiben des Kaisers Nikolaus an den König erfolgt, und sogleich ohne alle weitere Berathung oder Rücksprache. — Man hat in Venin's Aeußerung besonders das Gleichniß vom Vatermord übelgenommen, als habe er damit auf den Tod Paul's des Ersten, des Vaters des jetzigen Kaisers, angespielt. Der jetzige Kaiser aber war bei Paul's Ermordung noch ein Knabe, und auch der ältere Alexander ohne unmittelbare Schuld. Die Bosheit ist aber so groß, daß sie sich gar nicht scheut, auch die größte Dummheit zur Hülfe zu nehmen! —

Sonnabend, den 6. Mai 1854.

Ueber zwei Hinrichtungen, die gestern im Zellengefängniß bei Moabit stattgefunden, berichten unsere Tagesblätter sehr anständig: die Verbrecher, elende Raubmörder, konnten kein besonderes Bedauern erwecken, dennoch spricht sich im Allgemeinen der Widerwillen gegen die Todesstrafe auch bei dieser Gelegenheit aus. Nur alte steife Gerichtsleute, und die fanatischen Junker der Kreuzzeitungspartei sind heftig für Bluturtheile; könnten diese Teufel je freie Hand bekommen, wir hätten unsere Schreckenszeit, wie die Franzosen sie gehabt, an Marat's, Collet d'Herbois, Fouquier-Tinville's ꝛc. fehlt es nicht, wenn schon die Talente fehlen! Unsere schwarzweißen Jakobiner sind nur Blutkunde! —

Die heute amtlich bekannt gewordene Entlassung Venin's hat an der Börse schlimmen Eindruck gemacht, und die Kourse sind etwas gewichen. —

Man verſichert, unſere erſte Kammer werde nun bald als neugeſtiftete Pairskammer hervortreten, und man will wiſſen, daß Stahl unter den ernannten Pairs obenanſtehen werde! So wird unter den hochadeligen Großen des Reiches gleich ein getaufter Jude mitglänzen! Es iſt ihnen zu gönnen, er iſt unter ihnen noch immer ein Kopf, wenn auch ein ſchlechter ſophiſtiſcher. —

„Wenn wir unſre Truppen mobil machen, ſo geſchieht es zuerſt am Rhein.“ Ich glaube das leicht, es paßt zu allem Uebrigen. —

Der Kriegsminiſter von Bonin war beim König zur Tafel, dieſer überaus freundlich mit ihm; nach dem Eſſen aber nahm er ihn in ſein Kabinet, verſicherte ihn, daß er ſeine Dienſte ganz anerkenne, allein ſeine Politik fordere, daß er ihn entlaſſe. Bonin hatte nichts einzuwenden. Draußen ſagte ihm der Feldmarſchall und Oberkammerherr Graf von Dohna, der Kreuzzeitungsmann, ungefähr daſſelbe, aber mit dem Tone des Vorwurfs, worauf Bonin mit Schärfe antwortete. Am folgenden Tage ſprach der König mit Dohna, jammerte und klagte, ſie hätten ihn den treueſten Diener, den beſten ſeiner Miniſter entfernen laſſen, er wolle ihn aber behalten, es reue ihn, Bonin müſſe bleiben. Da nahm Dohna das hohe Wort, ſprach vom Kaiſer von Rußland, und ſchüchterte den König ſo ein, daß der betrübt abging, und es bei der Entlaſſung ließ. Und wer iſt Dohna? Ein altes Weib, wie auch Gerlach und Stahl alte Weiber ſind; mächtig allein durch die Geſpenſter, mit denen ſie den König ſchrecken. Dieſelben Leute haben auch Bunſen weggebiſſen, gegen den der König aufgebracht iſt, dem er kein Unrecht nachweiſen kann, und der noch immer zu ſeinen Lieblingen gehört! —

Wie Venin seine Entlassung aufgenommen hat; sehr entschlossen und unbekümmert! Der Prinz von Preußen wußte gar nichts davon, war ganz überrascht und betroffen, machte seinem Unwillen in den heftigsten Ausdrücken Luft. Es war im Werke, dem abgetretenen Kriegeminister eine öffentliche Huldigung zu bringen, der Prinz von Preußen wollte daran Theil nehmen, es unterblieb, um Venin nicht zu schaden. —

Zu Ludwig von Gerlach hat jemand gesagt: „Fürchtet ihr denn nicht, euch den Thronerben so ganz zum Feinde zu machen?“ Gerlach antwortete lachend: „Pah! noch ist er nicht König und muß fuschen, ist er aber erst König, dann werden wir ihn auch schon zu fangen wissen!“ — Die Gerlach's sind frech, und oft nicht klug genug, das sieht man! —

Der Prinz von Preußen hatte am Freitag eine lange Unterredung mit Venin. Gestern schrieb er an den König, er sei krank, und bedurfe einer Kur; hieherberufen, weil man seinen Rath wünschte, habe er das Mißvergnügen zu sehen, daß sein Rath unnütz sei und nie beachtet werde, er sei krank aus Aerger und Verdruß. Der König antwortete sogleich, er könne gehen. Heute Abend ist der Prinz nach dem Rhein und nach Baden-Baden abgereist, wo die Prinzessin schon eingetroffen. —

Der Minister von der Heydt ist der einzige Minister, der bei dem entlassenen Venin einen Besuch gemacht hat. Der Schächer will es mit dem Prinzen von Preußen nicht verderben! Ein edler Beweggrund ist bei ihm niemals vorauszusetzen! —

Die Kreuzzeitungspartei steht in lebhaftem Verkehr mit dem Kaiser Nikolaus, und hat ihn zur gelegenen Zeit zu einem neuen Brief an den König veranlaßt, wodurch die neueste Schwenkung bewirkt werden. Der Graf von Dohna, ganz unbedeutend, ein altes Weib, aber Feldmarschall und Ober-

kammerherr, ist eine wichtige Verstärkung der Russenfreunde, er spricht den König täglich und ganz vertraut. —

Manteuffel's Wirksamkeit soll sehr beschränkt werden, durch Dohna und durch Bismarck-Schönhausen, der eben hier angekommen ist; wenn er nicht endlich doch lieber ganz den Abschied nimmt! Aber die Vortheile, auch pekuniaiten, seiner Stellung, sollen ihm zu wichtig sein! —

Ein junger von der Marwitz nach St. Petersburg gesandt; seine Tante, die Gräfin Münster, hat es bewirkt; einem solchen kann man sichre Briefe mitgeben. —

Der Prinz von Preußen ist auf sechs Monate beurlaubt (nach andern auf unbestimmte Zeit), von allen militairischen Dienstgeschäften vollständig dispensirt. —

Der Kaiser Nikolaus hatte vom König die Entlassung Bonin's verlangt, der König dem Prinzen von Preußen die Hand darauf gegeben, daß es nicht geschehen solle. Vier Stunden später war es geschehen! —

Zum 7. Mai 1854.

Als der Prinz von Preußen die Entlassung des Kriegsministers von Bonin, erfuhr, war er außer sich vor Unwillen und schrieb sogleich an den König einen heftigen Brief, den er vor der Absendung dem General von Bonin mittheilte; dieser, über den harten Ton des Prinzen erschrocken, bat ihn, den Brief nicht abzuschicken, da derselbe nur nachtheilig sowohl für den Prinzen als auch für den General selbst wirken könne. Der Prinz versprach, den Brief zurückzubehalten, sandte ihn am folgenden Tage aber dennoch ab. Der König gerieth in den höchsten Zorn, und war so tief verletzt, daß er einige Generale berief, um sie zu fragen, ob der Prinz nicht vor ein Kriegsgericht gestellt werden, und ob dieses nicht ihn der Felonie schuldig erklären müsse? Wrangel, Neumann,

Möllendorff und Andere, ſtimmten dem Könige bei. Der Prinz hatte unter andern geſchrieben, die Armee werde ſich ein ſo willkürliches Verfahren nicht gefallen laſſen. Man ſprach davon, daß durch ſolche Drohungen der Kopf verwirkt werde. Der Prinz, ſeiner Stellung theilweiſe entſetzt, reiſte nach dem Rhein. Die Sache war noch in der Schwebe, und konnte dem Prinzen gefährlich werden, da viele Perſonen ihm entgegen waren, und ſogar die Hoffnung hegten, ihn von der Thronfolge ausgeſchloſſen zu ſehen; allein ſein Bruder Albrecht vermittelte es, daß bei nächſter Gelegenheit der Prinz von Preußen einen Brief an die Königin richtete — ich glaube, es war ihr Geburtstag herangekommen, — in welchem er ſeinen Ausdrücken in dem Brief an den König eine mildere Deutung gab, und durch dieſe zu einer Art Ausſöhnung die Hand bot. Der General von Bonin hat alles, ihn hiebei Betreffende, dem General von Pfuel ausführlich erzählt; von dieſem hab' ich es. —

Montag, den 8. Mai 1854

Nachmittags Beſuch von Bettina von Arnim. Sie denkt den gerichtlichen Verfolgungen hier durch eine Reiſe nach Weimar oder auf's Land zu entgehen, und auch wohl zu bewirken, daß alle Klagſachen in Weimar anhängig gemacht werden, ſtatt hier gegen ihre Perſon, dort gegen den Arnim'ſchen Verlag; allein die Gläubiger werden dazu ſchwerlich zu bewegen, noch weniger zu zwingen ſein. Uebrigens iſt ſie ganz erfüllt von den hieſigen politiſchen Vorgängen, den Ränken und Einflüſſen der Kreuzzeitungspartei, den ruſſiſchen Betreibungen, der Schwenkung des Königs nach dieſer Seite hin. Die Entlaſſung Bonin's macht das größte Aufſehen, erweckt den ſtärkſten Widerſinn gegen den König. Man ſagt ohne Scheu, Bonin habe in der Kreditkommiſſion ſo ſprechen

müſſen, wie er gethan, er ſei dazu beauftragt geweſen und ganz gebilligt worden, weil man ja die 30 Millionen haben wollte und ſie anders nicht zu bekommen glaubte, als unter Darlegung antiruſſiſcher Abſichten; jetzt habe man die 30 Millionen, da verwerfe man die Mittel durch die ſie geſchafft worden. —

Ein angeſehener Mann hier, nicht Demokrat und kaum Liberaler, hat im Unwillen geſagt, die hieſige Wirthſchaft laufe auf ein ſolches Ende hinaus, wie Jakob der Zweite von England es gehabt; erſt prahleriſch, gehäſſig, eigenſinnig, dann zum Erbarmen klein und jämmerlich: ſolche Könige ſeien Strafruthen Gottes für die armen Völker. —

Manteuffel ſoll zwar Miniſterpräſident bleiben, aber die Leitung der auswärtigen Angelegenheiten an Bismarck-Schönhauſen abgeben. Das wird ſchön werden! — Stahl zum Kultusminiſter beſtimmt, der getaufte Jude! Verherrlichung für Preußen! —

Die aus Bethanien mit einem Hausknecht entflohene Diakoniſſin ſetzt die fromme Welt in gröſſten Aufruhr. Die Scheinheiligen, die Eitelfrommen, ſind voll erbitterter Scham und Wuth. Erſt wollte man den Vorgang dem König und der Königin verbergen, da das nicht ging, ſo will man wenigſtens die Oeffentlichkeit möglichſt vermeiden, und ein höchſter Befehl verbietet von der Sache zu reden. Hinckeldey hat die Zeitungen vertraulichſt warnen laſſen, beſonders den Kladderadatſch. —

Manteuffel, der in der Kreuzzeitungsparthei am Hofe die bitterſten Feinde hat, wird für den niedrigſten Menſchen erklärt, weil er Bonin allein abtreten läßt ohne mit wegzugehen. Auch die Parthei Bethmann-Hollweg macht es ihm zum Vorwurf, daß er wider alle Ehre auf ſeinem Poſten bleibt! —

In Baden hat eine katholiſche Gemeinde, die katholiſch

bleiben will, sich vom Erzbischof losgesagt! Die Regierung ist darüber nicht erfreut, sondern erschrocken. — Aber der Pfaffe soll nun einmal wagen, sein Interdikt über das Land auszusprechen! —

Von Zeit zu Zeit wird an der neuen Zusammensetzung unsrer ersten Kammer gearbeitet, das heißt an Bestimmung der Familien, die zur erblichen Mitgliedschaft bestimmt sein sollen. Der König schwankt und zögert, indeß treiben die Minister das Werk möglichst, da solches zur Vollständigkeit unsres Verfassungspossenspiels einmal unentbehrlich erscheint. —

Dienstag, den 9. Mai 1854.

Aufregende Träume; der Kaiser von Rußland war hier angekommen, und durch seinen Einfluß wurde das Heer von einer Menge Offiziere gesäubert, die als russenfeindliche bezeichnet waren; dann kam auch der Pabst, und schaffte die Freigeister und wirklich protestantischen Eiferer ab; Gerlach's, Stahl, Wagener, Goedsche, Dohna, und ihre Spießgesellen erklärten sich als Diener des Kaisers von Rußland und des Pabstes; Preußen hatte zu sein aufgehört. Ich war wie errettet, als ich aufwachte! Persönlich war mir von beiden Seiten nichts geschehen. —

Ueble Gerüchte von einem Ministerium der Kreuzzeitungspartei. Dasselbe würde kurze Zeit heftig im Innern wüthen, seine Spießgesellen überall in die besten Aemter setzen, die Presse der Gegner unterdrücken, aber nach innen und außen schnell bankrott sein. Ein Ministerium Polignac! Welches andere hat je der Revolution besser gedient?! —

Viele Leute behaupten noch immer, der König spiele Komödie, und suche dem Kaiser Nikolaus was weiß zu machen; er wolle gezwungen scheinen, damit der Kaiser ihn später nicht

zur Rechenschaft ziehen könne. Die Leute meinen, das sei klug gerechnet, aber nur der Verlust an Ehre und Würde in der Rechnung ausgelassen. —

Im Hause Bethanien soll eine schlechte Wirthschaft sein. Bei aller Pracht des Aeußern, aller Raumverschwendung in der Anstalt, sind doch zu zehn Kranke in einem mäßigen Zimmer aufgehäuft, und die eigentliche Krankenpflege soll sehr vernachlässigt sein. Beten und Singen aber wird mit Eifer getrieben. Die geringen Leute sagen, es komme auch viel Liederlichkeit vor, die Diakonissinnen seien zum Theil schlechte Weibsbilder ꝛc. —

Mittwoch, den 10. Mai 1854.

Es wird versichert, die Kreuzzeitungspartei werde zuverlässig nicht in das Ministerium gelangen, kaum erscheine sie steigend, so werde sie auch gleich wieder dem Könige unangenehm und verdächtig, als wolle nun sie ihn leiten und lenken. Dieser Gedanke ist dem Könige der unerträglichste, daß er nicht selbst alles leite und bestimme. In diesem Betreff, sagt man, ist es das Allerklügste von Manteuffel, bei jeder Gelegenheit sich als den willenlosen Diener und Ausführer des Königlichen Willens hinzustellen, nichts wirkt besser auf den König, nimmt ihn mehr gefangen. Das Allerklügste nennt man das? Mag sein! Aber auch das Würdigste?! —

Der König soll die Vossische Zeitung, in der Benin's Entlassung scharf besprochen, und der König mittelbar hart getadelt worden, dem Polizeipräsidenten von Hinckeldey vorgelegt und ihn gefragt haben, wie er dergleichen dulden könne? Hinckeldey habe die Achseln gezuckt, und gemeint, er vermöge dawider nichts, die Gerichte sprächen gewöhnlich frei! Darauf sei der König zornig geworden, und hat ausgerufen: „Sie müssen solchen Unfug abschaffen, das ist Ihre Pflicht!“

ihre besonderen Wirksamkeiten alsbald abgränzen. Schmerzlich ist es mir, so viele und gehässige Mißurtheile zu vernehmen, die von allen Seiten gegen das Haupt der noch bestehenden Staatsverwaltung laut werden, und in denen sich, wie in Frankreich, gegen das vorige Ministerium, Rechte und Linke eifrig verbunden zeigen.

Von der Konstitutionsarbeit hört man noch immer wenig, in den Sitzungen der Kommission sind während des Karnevals Ferien. Doch sind 11 Notabeln aus der Mark hieher zusammen berufen, um über die besonderen Verhältnisse dieser Provinz gehört zu werden; es befinden sich darunter Graf Itzenplitz, Herren von Wedel, von Rochow, von Quitzow, Graf Schulenburg und einige Bürgermeister.

Das Ergötzlichste, was ich Ihnen aus unserer ganzen hiesigen Welt berichten kann, ist die Anwesenheit unseres altbekannten Hrn. von Otterstedt, der, wie Sie sich denken können, hinlänglich Rumor macht. Schon über den Zweck seines Hieherkommens erscheinen die mannichfachsten Meinungen. Einige sagen, er sei entrüstet, daß Herr von Klüber mit Beendigung des Fuldaer Ausgleichungsgeschäfts beauftragt worden und wolle diese Beauftragung rückgängig machen. Andere behaupten, er habe in den Rhein- und Maingegenden neue Umtriebe entdeckt und werde hier die erforderlichen Gewaltschritte dagegen erwirken; eine dritte Meinung verbindet mit diesen Zwecken einen dritten, der sich auf eine Frau von Quandt bezieht, die neuerlich eine große Erbschaft gemacht und schon früherhin dem liebenswürdigen Rumormeister ihr Wohlwollen durch bedeutende Summen bewiesen hat; letztere Vermuthung würde ich als gehässig und widerwärtig unbedingt verwerfen, allein Otterstedt sieht allerdings gern nach erbwerthem Vermögen aus, wie er mir selbst ehemals ohne Hehl gezeigt, indem er dringend und inständig mich angefleht,

Hinckeldey erinnerte, daß es noch nicht lange her sei, daß die Revolution die Herrschaft gehabt, da müsse man vorsichtig sein. — Der Kern der Sache ist, daß Hinckeldey nicht für Andre, sondern für sich arbeiten will, die Kreuzzeitungsleute haben auch ihn oft angegriffen, so läßt er jetzt gegen sie die Demokraten gewähren. —

Hier hört man im Stillen von Personen aus höheren Kreisen die Meinung aussprechen, der König leide an einer Gehirnerweichung, und so lasse sich dieses Springen und Wechseln in seinem Kopfe erklären, dieser Wirbel, in welchem kein Gedanke klar und fest werden könne. —

Ganz unbedeutende Leute haben den größten Einfluß, die unfähigsten, dunkelsten, ein Markus Niebuhr, ein Louis Schneider, eine Kammerfrau, ein Lakai. Und welche Unbedeutendheiten und Unfähigkeiten in großen Namen und Würden stecken, ist auch bekannt! Esel überall, in grauem Fell, unter eignem Namen, oder in gestickten Uniformen in andrem. —

Bei dem letzten Militairavancement sind eine Menge höherer Offiziere übergangen worden, die dadurch gewissermaßen genöthigt werden, den Abschied zu nehmen. Es sind sehr tüchtige darunter. Die Auserwählten sind größtentheils Günstlinge der Kreuzzeitungspartei, die Ausscheidenden von ihr angefeindet. —

Donnerstag, den 11. Mai 1854.

Nachmittags Besuch von Bettina von Arnim. Sie spricht ernstlich von ihrer Reise nach Weimar. Der Rechtsanwalt Gaspar hat ihre Papiere verloren, die als Belege nöthig sind; um eine Vorladung zu verschieben, hat er ein ärztliches Attest verlangt, daß ihr Gesundheitszustand von der Art sei, daß sie keinerlei Gemüthsaufregung jetzt ertragen könne, nachdem

Dr. Bücking ein ſolches Zeugniß ertheilt hat, ſagt jener, es würde wohl nicht nöthig ſein! Sie ſieht ordentlich ſchlimm aus, von allem Aerger und Verdruß, und wenn ſie auch großentheils ſelber daran ſchuld iſt, die Folgen ſind darum nicht weniger traurig! — Von politiſchen Dingen erzählt ſie mancherlei, was ſie bei Savigny's gehört hat, darunter auch einiges, was ſie nur von mir weiß! Ich dachte erſt, ſie wolle Spaß machen, es war aber voller Ernſt, und die Sache mir zugleich ergötzlich und bedenklich! Herr von Meding, ganz und gar ein Mitglied der Kreuzzeitungspartei, klagte bitterlich über die Angriffe, die ſie von allen Seiten zu beſtehen hätten, und gegen die ſie nichts thun könnten, als ſie ſchweigend hinnehmen! Er wünſcht die Zenſur zurück, die ihnen allein freie Rede gäbe, den Anderen das Maul ſtopfte. Herr von Meding wundert ſich wohl gar, daß man ihn und ſeinesgleichen nicht hochachtet und ehrt? Ja, das iſt zuviel verlangt! —

In Potsdam ſind die Gardeoffiziere ſehr aufgebracht gegen den Prinzen von Preußen, ſie ſchimpfen laut auf ihn, wie 1848 auf den König. Damals war der Prinz ihr Abgott, den ſie mit Eifer dem König gegenüber [illegible]ten! Jetzt iſt der König ihr Held, weil er ruſſenfreundlich erſcheint! Dies iſt jedoch, wie damals, nur die Stimmung der Gardeoffiziere, im übrigen Heere denkt man ganz anders. Spaltung in den Truppen, eine ſchlimme Sache! —

Man ſagt, der König ſei gegen ſeinen Bruder ſchneidend hart geweſen, und habe ſich recht gefreut, daß er es gegen ihn durchgeſetzt, einen ſo widrigen Tadler endlich entfernt habe. Jedoch lange, meint man, werde er es nicht aushalten, ſondern reuig eben ſo nach ſeiner Wiederkehr jammern als 1848. —

Auf Bonin wird in Potsdam ſchrecklich geſchimpft. Wer ſich ſo vergehe, wie er, der müſſe geſtraft werden, der müſſe ganz aus dem Heere ſcheiden. — Wenn Reden beſtraft würden

nach Gebühr, wie viele der Tadler müßten ohne Abschied entlassen werden. —

Heute früh starb Frau Sara Levy, geb. Itzig, beinahe 93 Jahre alt. Die Schwester der Arnstein, Eskeles, Ephraim, Oppenheim, Salomon. Sie war eine gebildete, kluge und auch — besonders in den späteren Zeiten — wohlthätige Frau; doch ohne höheren Geist und ohne alle weibliche Anmuth, man sagte daher auch von ihr, sie sei ein rechtschaffener Mann! —

In Rostock sind die drei Advokaten Müller, Weckmann und Ehlers verhaftet worden. In Mainz Herr Dr. Müller-Melchiors bei seiner Rückkehr aus Newyork verhaftet, aber gleich wieder freigegeben. —

Freitag. den 12. Mai 1854.

Zu Mittag kam Frau Bettina von Arnim wieder; sie erzählte die große, und zugleich lächerliche Neuigkeit, der König habe dem Prinzen von Preußen schon den Feldmarschall und Oberkammerherrn Grafen von Dohna nachgeschickt (siehe den 13. Mai), um ihn zu begütigen, weil er fürchtet, der Prinz möchte sich der Feier seiner silbernen Hochzeit hier entziehen, was ein Aergerniß und ein Schimpf vor der ganzen Welt sein würde! Bettina hat es von Fräulein von Kalb und vom Grafen von Flemming. —

Der ehemalige Staatsminister Graf von Alvensleben hat sich doch wieder bewegen lassen, eine Sendung nach Wien anzunehmen. Er soll dort die übeln Eindrücke, die des Königs letzte Verfahrungsweise verursacht hat, wieder auszulöschen suchen. Man ist in Wien sehr aufgebracht, und in Paris nicht minder, Louis Bonaparte hat sich sehr hart und schnöde über den König ausgesprochen, ihn karakterlos, unzuverlässig

genannt, eine gute Lektion ſei ihm nöthig, und könne ihm werden ꝛc. —

Man hat die Bemerkung gemacht, daß bei den letzten Militairbeförderungen nur ruſſiſchgeſinnte Offiziere bedacht, ruſſenfeindliche entſchieden übergangen worden ſeien. Das macht gutes Blut! —

Auch wegen Bonin's fühlt der König ſchon reuiges Unbehagen; er hat der Familie deſſelben das Schloß Schönhauſen zur Sommerwohnung einräumen laſſen. Sie wäre lieber im Kriegsminiſterium geblieben! Bonin will, ehe er nach Neiße geht, eine Urlaubsreiſe machen, man ſagt, zum Prinzen von Preußen. —

Ich ſchreibe meiſt noch nach alter Art falſch „Oberkammerherr", es heißt aber „Oberſtkämmerer"; der König liebt die Superlative, und hat ein ſt eingeſchoben, und den Rang erhöht. —

Die Verhaftungen in Roſtock hängen mit dem ſogenannten Märzkomplott zuſammen. Sowohl die dortigen als die hieſigen noch zahlreichen Gefangenen vom erſten Zugriff her ſind nun ſchon vierzehn Monate in Unterſuchungshaft!! Man beſtraft ſie im voraus für den Verdruß, den ſie den Staatsrettern machen durch ihre Unſchuld! —

Die Kreuzzeitung ſagt ſchon, der Prinz von Preußen habe nur auf vier Wochen Urlaub und werde im Anfange des Juni wieder hier ſein. Sie verkündigt, was der König zu verlangen hofft. Dem Prinzen wird aber von ſeinen Freunden, die dem König äußerſt gram ſind, eifrigſt gerathen nicht zu kommen, und ſeine leidende Geſundheit vorzuſchützen. — Er wird kommen. —

Die vormals däniſche, jetzt preußiſche Fregatte Geſion (Eckernförde) iſt nun doch glücklich durch den Sund gewitſcht, und vor Danzig angekommen! Die Dänen hatten verlauten

laſſen, unter dem ihnen ſchmachvollen Namen Eckernförde ſolle ſie nicht durchkommen! —

Sonnabend, den 13. Mai 1854.

Bei aller Auflöſung und Verwirrung, in der ſich die heutige Welt befindet, geſchieht doch immer genug Vernünftiges und Gutes, es kommt nur darauf an, daſſelbe gehörig wahrzunehmen, zu erfaſſen und feſtzuhalten. Ich ſehe Saaten ausgeſtreut werden, die herrlich aufgehen werden. In den Deutſchen ſind gute Triebe mächtig regſam, die beſten Kräfte in Thätigkeit. Ich will vertrauen und hoffen! Und iſt es in Frankreich, in Italien, ja auch in England und ſelbſt in Rußland anders? Grade heute bin ich ſehr zu dieſer Betrachtung geſtimmt, und ihrer bedürftig. Mein Tagewerk ſoll nicht fehlen. —

* erzählte mir ſeine Erfahrungen in Potsdam während des Jahres 1848. Er ſagte, Potsdam, obwohl eine Stadt des Hofes, vom Hofe lebend und begünſtigt, ſei wohl die am meiſten demokratiſche Stadt des ganzen Staates geweſen; der König wagte eine Zeitlang nicht durch die Stadt zu fahren, ſondern fuhr außen herum; ſelbſt Hofdiener, der Kaſtellan des Schloſſes z. B., hielten ſich zu den Demokraten. Der König wollte Potsdam gänzlich verlaſſen, es nie wieder betreten, nach Brandenburg überſiedeln! „Berlin, Breslau, Königsberg, Elbing, Poſen, Stettin, Magdeburg, Erfurt, Halle, Düſſeldorf, alle dieſe Städte wollte der König fortan meiden, wenn das ſo weiter ging, ſo ſchmollte er ſich bald aus dem ganzen Land hinaus!" Leute, die es mit dem Könige gut meinten, ihm in dem Sinne der Zeitumſtände dienten, — wie neulich Benin —, wurden ihm verhaßt, wurden ſpäter geſtraft, andre, die fälſchlich angeklagt werden, behielten auch nach aufgedeckter Verläumdung den ſchwarzen Fleck für immer! —

Die Gerlach'sche Klique liegt dem Könige sehr in den Ohren, und sucht ihn mit dem Gedanken zu erfüllen, der Prinz von Preußen habe sich militairisch gegen ihn schwer vergangen, müsse eigentlich vor ein Kriegsgericht gestellt werden und die gebührende Strafe mindestens ausgesprochen werden. Davor erschrickt aber der König doch. —

Dohna hat den ihm ertheilten Auftrag an den Prinzen von Preußen abgelehnt, weil er dem Prinzen unangenehm sei, und daher wenig Erfolg bei ihm hoffen könne. Der König hat darauf selber an den Prinzen sehr beweglich geschrieben. —

Welche — sich der Kreuzzeitung anschließen! Eduard Jacoby, Börsenberichterstatter des Blattes, schrieb an Louis Mayer, er habe es in seiner Hand, gute oder schlechte Nachrichten über Eisenbahnaktien zu geben! Mayer veröffentlichte das Schreiben, Jacoby antwortete hochfahrend, er gehöre zur guten Parthei, das mache alles gut! —

Sonntag, den 14. Mai 1854.

Geschrieben. — Früh schon kam Bettina von Arnim, munter und lustig, erzählte, daß Frau Mathilde von Guaita wieder hier ist und mich besuchen will; sie kommt von Paris, bringt Nachrichten und Grüße von Heine, hat Lamartine gesehen, Alexander Dumas, den Fürsten von Pückler in einer Krankheit gepflegt, Herrn von Circourt besucht ꝛc. Dann kam zur Sprache, daß Studenten sich an Bettinen gewendet, sie solle ihnen zu einem Konzert für den Kölner Dombau den Konzertsaal vom Könige auswirken! Anstatt das Ansinnen abzulehnen, will sie darauf eingehen, an Humboldt schreiben, der soll's dem Könige zeigen. Ferner hat sie auch Lust, jetzt an Humboldt zu schreiben, was sie früher bei Hinckeldey anbringen wollte, daß die zweitausend Thaler, welche sie dem Mahler Ratti für die Kopie eines Gemähldes gezahlt,

nicht ihm deßhalb gegeben wären, um ihn über angebliche demokratische Geschichten, die sie mit ihm betrieben habe, schweigen zu machen, sondern daß dies Geld aus einer Quelle komme, die sie nennen dürfe und wolle! Diesen letztern Unsinn red' ich ihr einigermaßen aus. Wer hat an eine so lächerliche, aberwitzige Beschuldigung je gedacht? Sie redet sich solche nur ein, um eine unnütze Vertheidigung darauf zu gründen. — Ein Buch von Sophie Laroche, von dieser durch eingeschriebene Worte an Dorothea von Rodde geborne Schlözer gewidmet, eignet sie sich mit Heftigkeit zu. „Das gehört mir, das nehm' ich!" ꝛc., verspricht mir aber einen Brief von ihrer Großmutter Laroche dafür zu bringen. —

Ich brachte den Nachmittag in wachen Träumereien hin, die Gegend von Düsseldorf, der strömende grünliche Rhein, die schattigen Dörfer, die Anblicke und Erlebnisse meiner Knabenzeit lagen vor meinen Augen ausgebreitet, die Enge der Oertlichkeit und der Zustände genügte mir, ich wünschte mit leidenschaftlicher Sehnsucht mich zurück zu Vater, Mutter und Schwester! Ein schöner Sommernachmittag wirkt oft so in mir, er ist die beglückendste Gegenwart, die ganz verschwimmt in ihr ähnliche Vergangenheit. Welche Tage so beglückter Stimmung hab' ich mit Rahel verlebt! Hier, in Töplitz, in Wien, Frankfurt und Baden, und wieder hier, in Gärten, auf dem Felde! —

Montag, den 15. Mai 1854.

Besuch von Bettina von Arnim. Neue Besprechung der gestrigen Sachen, Abfassung eines Briefes, Erwägung von Schwierigkeiten. —

Die Fürstin von Pückler soll gestorben sein. (Sie starb am 8. Mai auf Schloß Branitz, 79 Jahre alt.)

Der König hat dem abgesetzten Kriegsminister General von Bonin seine Marmorbüste geschenkt! Bonin hat von allen Seiten Adressen, Kränze, Gedichte ꝛc. bekommen. Der König fühlt schon Reue und Verlegenheit dazu! Er hat Rußland kaum etwas zufrieden gestellt, und nur etwas, so kommt nun Oesterreich, England, Frankreich, und die möchte er auch zufrieden stellen! —

Ich fragte den Fürsten Wiäsemskii, ob der Kaiser Nikolai nicht seine Heere selbst führen werde? „Oh non! non, non!“ war die Antwort. Ich sagte, sein Kaiser habe früher den Louis Bonaparte sehr geschätzt und begünstigt: „Oui, comme maître de police!“ erwiederte er. Im Schimpfen auf den Retter der Gesellschaft sind die Russen jetzt stark! „Il nous a fait peur du spectre rouge! lui-même fait partie de ce spectre!“ —

Dienstag, den 16. Mai 1854.

Meine Sympathieen sind natürlich in den gegenwärtigen Kämpfen vorzugsweise für die Westmächte, werden jedoch von diesen keineswegs erschöpft, sondern großentheils noch frei gelassen. Nicht meine Sache ist es, um die hier gekämpft wird, das muß ich mir stets gegenwärtig erhalten, darf ich im Gedränge der Tagesstimmungen nicht aus dem Auge verlieren! Ich wünsche allerdings, wie die Sachen jetzt liegen, den Sieg der Westmächte, aber ich bin nicht ohne Trost, wenn Rußland siegt! Das will ich ebenfalls nicht vergessen! Vor einbrechender Barbarei, vor dem Schaden, welchen Wissenschaft, Kunst und Bildung erleiden könnten, fürcht' ich mich im geringsten nicht! Unsere Zustände sind, inmitten aller Bildung und alles Eifers für Kunst und Wissenschaft, barbarisch genug! Die Leute denken auch gar nicht, daß die Russen jeden Augenblick in eine neue Entwickelung treten können, daß sie

nicht immer unter der Zucht bleiben werden, die jetzt sie drückt! —

Zwischen Berlin und St. Petersburg soll ein lebhafter Briefwechsel sowohl von höchsten als von untergeordneten Personen bestehen, und namentlich der letztere von Bedeutung sein. —

Der griechische Gesandte Herr Schinas (Savigny's Schwiegersohn) hat beim Könige Zutritt gehabt, um dessen Schutz für den König Otto anzusprechen. „Wird und kann nichts helfen!" —

Für den abgesetzten Kriegsminister von Bonin giebt sich fortwährend die lebhafteste Theilnahme kund. Der König wankt schon wieder, und die Gerlach's geben sich alle Mühe, ihn auf ihrer Seite zu befestigen. Die Königin war in Dresden, wo sie mit der Erzherzogin Sophie zusammengekommen; sie ist heute zurückgekehrt, und gewiß nicht russisch, aber um so mehr österreichisch angefärbt. —

Die Neue Preußische Zeitung ist wieder reich an Angebereien; sie wiederholt Artikel der Vossischen Zeitung aus dem Jahre 1848, die sollen den König erbittern! Sie möchte gern Gewaltschritte gegen die andern Zeitungen bewirken, und die Parthei schimpft auf den Polizeipräsidenten von Hinckeldey, der sich dazu nicht hergeben will, sondern froh ist, wie er sagt, daß die öffentliche Meinung solche Ventile hat. Alles das ist indeß nur Willkür, Zufall, augenblickliche Laune; unsre Preßfreiheit beruht nur darauf! —

Trotz aller Nachrichten von eifrigen Kriegsrüstungen in Frankreich und England, und besonders auch in Oesterreich, kann ich mich des Gedankens nicht erwehren, daß man den Kampf diesmal noch nicht ausfechten, sondern wieder beilegen und vertagen wird. Rußland hat überall große Stützen, und kann mit einiger Geschicklichkeit noch glücklich aus allen Schwierigkeiten seiner Lage herauskommen. Selbst Louis

Bonaparte ist nicht der wahre Feind Rußlands, nicht der berufene Vertreter der Freiheit und der Völker. Ebensowenig ist es Lord Aberdeen, oder der Kaiser Franz Joseph von Oesterreich. Sie haben alle dieselbe Lust, am Raube theilzunehmen, mit Rußland sich zu demselben zu vertragen. Thun sie es nicht, so ist es ein Zeichen, daß die Umstände stärker sind, als die Neigungen dieser kleinen Leute, aus denen die Geschichte keine Helden machen wird! —

Mittwoch, den 17. Mai 1854.

Im Wiener Lloyd vom — Mai steht ein angenehmer Bericht von Fräulein Betty Paoli über das Wiedererscheinen der hochbetagten berühmten Sophie Schröder auf der Wiener Schaubühne, wo sie zwar nur deklamirend auftritt, aber mit dem größten Erfolg und Beifall. Auch hier wieder ein Erbstück von Rahel! sie zuerst hat den Leuten gesagt, wie groß diese Künstlerin, welchen Ranges sie sei! —

Nachmittags Besuch von Frau Bettina von Arnim. Sie liest mir einen Huldigungsbrief vor, den ein Mahler Corradi aus Winterthur ihr geschrieben hat; dann einen Brief von ** an Clemens Brentano voll religiöser Liebesinbrunst. Ich kann nicht mit Bettinen über diese Gefühle lachen, die wenn auch in mißfälliger Ausdrucksweise vorgetragen, doch ehrlich und wahr und tief schmerzlich sind! Der Brief wird mir geschenkt für meine Sammlung. —

Der König soll bei und nach der Ausfertigung der dem Grafen von Alvensleben für Wien ertheilten Anweisungen geweint haben aus Verdruß und Aerger, daß ihn Oesterreich in eine feindliche Stellung gegen Rußland bringen könnte, und er bereue, sagt man, die mit Oesterreich abgeschlossene Uebereinkunft. „Er will immer alles zugleich, mit Rußland gut stehen, mit England, mit Oesterreich und mit Frankreich, ein

ich möchte dem alten Grafen Schlabrendorf nicht nur von ihm alles Gute sagen, sondern auch besonders einschärfen; wie ihm der eine Sohn von Otterstedt so unglaublich ähnlich sehe, vielleicht bestimme ihn dies, meinte er, zu einem günstigen Testamente! Wie dem auch sein möge, Herr von Otterstedt selbst behauptet, der Herr Minister von Schuckmann habe ihn hieher berufen, und ich glaube, er sagt diesmal wahr; wenigstens ist er in Polizeisachen sehr thätig, und ich habe schon allerlei von Büchernegnahmen und Verhaftungen, die er in Frankfurt und Darmstadt von hier aus veranlasse, aus seiner eigenen Ruhmredigkeit hervorflüstern hören. Es ist schwer, daß die öffentliche Meinung, die freilich jetzt oft nur eine geheime ist, einen entschiedeneren Spruch gegen jemand fälle, als sie es gegen Hrn. von Otterstedt gethan; der Haß und die Verachtung gegen ihn sprechen sich, so sehr er auch äußerlich in Gnaden steht, besonders lebhaft im diplomatischen Körper aus. Um sicher zu gehen und keine anrüchigen Personen zu sehen, hat Herr von Otterstedt weder mich, noch den Hrn. Präsidenten Nother, noch Hrn. von Stägemann, noch selbst Hrn. von Humboldt besucht. Da Sie ihn in seinem Verhältnisse zu Letzterem, in der Zudringlichkeit der unterwürfigsten Dienstbeflissenheit zu Frankfurt noch selber gesehen haben, so fehlt Ihnen der Maßstab zur Beurtheilung der jetzigen Benehmensart keineswegs. Aber wie wehe mußte dem Armen werden, der sich schon wegen seiner dreisten Gunstklugheit innerlich pries und lobte, als er beim Ordensfeste des Königs Majestät an Hrn. von Humboldt herantreten und mit demselben eine ganze Weile sehr gnädig sich unterhalten sah! Er dachte, die Sinne sollten ihm vergehen, und gestand nachher, das habe er nicht erwartet, aber nun wolle er doch alsbald seinen versäumten Besuch nachholen! Was sagen Sie von dem musterhaften Kerl?

kindiſcher Wille, den man leiten muß, beſtimmen muß, wenn man ihn nicht will in's Verderben rennen laſſen!“ Worte des Grafen von Alvensleben. —

Bei den Zelten war am Montage — dieſer Tag wird beſtimmt angegeben — eine ungewöhnlich zahlreiche Verſammlung von Gäſten, und eine ziemliche Aufregung unter denſelben. Sie forderten von den anweſenden Muſikanten die öſterreichiſche Hymne, die geſpielt wurde. Als es dunkel geworden war, zogen große Haufen durch das Brandenburger Thor wieder in die Stadt, ſammelten ſich vor dem Palaſte des Prinzen von Preußen, und brachten ihm und dem Kaiſer von Oeſterreich lautes Hoch. Die Polizei wußte nicht was ſie thun ſollte, oder kam zu ſpät. Sie ſuchte den Vorgang zu vertuſchen, erließ Mahnungen an die Zeitungsredakteren, deſſen nicht zu erwähnen, ſie fürchtete den Zorn des Königs. — An ſich iſt die Sache gering, als Zeichen aber höchſt bedeutend! — Vor dem Palaſte des Prinzen ſoll auch der Ruf gehört worden ſein: „Der König ſoll abdanken!“ —

Donnerstag, den 18. Mai 1854.

Nachmittags kam Bettina von Arnim. Sie klagte wieder ſehr über **, ***, Caſpar; letzterer hält ihr Krankenzeugniß nicht für genügend, um vom Gericht einen Aufſchub zu erlangen. Bettina, wenn es ihr gelingt, einer Sache nur augenblicklich auszuweichen, hält ſie dann gleich für erledigt, und iſt dann ganz erſtaunt und empört, wenn die Ungelegenheit ſpäter wieder auftritt. Auf ihre Schreiben an den Prinzen von Preußen, den Prinz-Regenten von Baden ꝛc. hat ſie noch keine Antwort erhalten. Auch die Anregungen bei Humboldt, Grafen von Redern ꝛc. ruhen einſtweilen. —

Wenn der Krieg wirklich ausgefochten werden ſoll, bis zur Demüthigung nicht nur, ſondern auch bis zur Schwächung

Rußlands, so bedarf es vor allem, daß die Flotten- und Landtruppen Englands und Frankreichs namhafte Vortheile erkämpfen; dann wird Oesterreich hinzutreten, vielleicht Schweden, mit Widerstreben und Unlust Preußen (das heißt, der König und die Russenparthei), und wenn kein Umschlag erfolgt, endlich auch die übrigen deutschen und europäischen Staaten. Das wird aber eine weitläufige Geschichte! Polen kommt dann in Frage, die Revolution spricht ihr Wort mit, in Rußland, wie im übrigen Europa. Wird man so lange die Einigkeit zu erhalten, Eifersucht und Mißtrauen abzuwehren wissen? Wie viele Spalten wird der russische Kaiser finden, wo er sich einbohren, wie viel Hebel, die er wird bewegen können! Freilich ist er mehr listig als klug und geschickt, und seine Diener sind nur elende Wichte, aber die Gegner sind auch nichts werth, einige brave Seeleute und Heerführer abgerechnet. —

Freitag, den 19. Mai 1854.

Rahel's Geburtstag und Fichte's. Betrachtungen über ein solches Nachleben, wie das meine ist! Mein eigentliches Leben war das mit Rahel, ich fühlt' und wußt' es immer, und sie wußt' es auch. —

Berlin ist heute so voll Gährungsstoffes, Unzufriedenheit und Kampfmuthes, wie im Frühjahr 1848. Es fehlt nur ein Ereigniß, das die Menschen plötzlich vereint, der zündende Funken. Aller Druck, alle Verfolgung und Scheererei haben das Volk nicht geändert, nicht matt gemacht, den Freiheitseifer nicht unterdrückt. Die Regierung darf es nicht wagen, die Truppen wegzuziehen, und für Zwecke zu verwenden, die der öffentlichen Meinung entgegen sind. Mit den Konstablern würde das Volk bald fertig sein; die Behörden der Stadt und des Staates würden flüchten oder sich unterwerfen wie 1848.

— Niemand aber will das wiſſen, niemand ſolche Warnung hören. —

Herr von Weſtphalen, Miniſter des Innern, mehr Werkzeug als Mitglied der Kreuzzeitungsparthei, hat im Staatsminiſterium darauf angetragen, die Preſſe ſtrenger zu halten, und der Kölniſchen Zeitung, der Elberfelder, und dem Preußiſchen Wochenblatte die Konzeſſion zu entziehen. Da Bonin nicht mehr Miniſter iſt, Simons und von der Heydt knechtiſche Seelen ſind, ſo ſtand die Sache ſchlimm. Doch fand Manteuffel fürerſt die Ablenkung, einen Bericht von Hinkeldey über den Zuſtand der Zeitungspreſſe zu verlangen. Hinkeldey berichtete günſtig, nannte kein Blatt, ſagte aber, ſie hielten alle das gehörige Maaß und zeigten preußiſchen Eifer. Indeß wird die Sache damit nicht abgethan ſein! Die Kreuzzeitung ſieht ſich von allen Seiten angegriffen, will das Gebiet allein beherrſchen, die Gegner zum Schweigen bringen, man ſoll nicht mehr gegen Rußland ſchreiben dürfen. —

Sonnabend, den 20. Mai 1854.

Hengſtenberg iſt wegen ſeiner Kirchenzeitung in Zweibrücken zu drei Monat Haft verurtheilt und ſein Blatt einſtweilen verboten worden. —

In der Malmé'ſchen Knabenanſtalt iſt wieder ein Knabe an einen Klotz gekettet gefunden und von der Polizei in Freiheit geſetzt worden. Die Neue Preußiſche Zeitung erhebt darüber ein großes Geſchrei, weil Malmé ein Freund Manteuffel's iſt, und ſie dieſen in jenem mit angreifen kann. Auch die Gerichtszeitung und der Publiziſt ſind eifrig hinter der Sache her. —

Sonntag, den 21. Mai 1854.

Mit Ludmilla ausgegangen, auf der Straße Frau Bettina von Arnim und deren Schweſter, Frau von Savigny, geſprochen, die zum griechiſchen Geſandten Schinas eilten, — dem ehemaligen Schwiegerſohn der Frau von Savigny. —

Nachmittags Beſuch von Bettina von Arnim. Sie erzählt von ihrem Beſuch bei Schinas; er hat in zweiter Ehe eine reiche Rumänin gebeirathet, verſieht ſeine Geſandtſchaft in Wien, Berlin und München unentgeltlich; der General Leopold von Gerlach war grade bei ihm, brachte ihm vom Könige die günſtigſten Verſicherungen für Griechenland, die ſchmeichelhafteſten Lobreden! Bettina verſicherte, er und ſeine Reden ſeien ihr ganz ekelhaft geweſen, ein giftgeſchwollener dicker Kret. Von ihren Angelegenheiten neue ſchlimme Nachrichten: jetzt endlich hat ihr Juſtizrath Caspar erklärt, ihr Geſchäftsführer müſſe gerichtlich behandelt werden! (Wenn hierbei nicht wieder von ihrer Seite ein Mißverſtändniß waltet; die Folge wird's zeigen.) Sie bedarf inzwiſchen Geld. —

Montag, den 22. Mai 1854.

Ich werde jetzt öfters zu der Betrachtung geführt, wie ſelten mir Menſchen noch eigentlich gefallen. Nur wenige Perſonen weiß ich und find' ich, deren Umgang mich wahrhaft erfreut, erhebt; und es iſt keine Täuſchung, wenn ich ſage, daß die Welt in dieſem Betreff ärmer geworden iſt, nicht ich! Was für Nayien könnt' ich nennen, denen die Gegenwart durchaus keine ähnlichen entgegenzuſtellen hat! Nicht Rahel, Goethe, Fichte, Friedr. Auguſt Wolf, Erhard, Schlabrendorf allein, nein, hundert andre. Ich fühle tief dieſe Verwaiſung, und wie ſehr ſie zunimmt. Dabei bin ich nicht undankbar für alles, was mir in täglicher Nähe Ludmilla iſt, wenn ich gleich nicht machen kann, daß ſie Zeitgenoſſin deſſen ſei, was vor ihrer

Geburt liegt! Wie freut mich die edle Freundin Charlotte Wynn, wie erkenn' ich die Vorzüge von Henriette Solmar. Bettina von Arnim, wäre sie nicht unzuverlässig und fast immer von Aeußerlichkeiten befangen, könnte ein reizender Umgang sein, Hermann Franck desgleichen, hätte er sich nicht so sehr zurückgezogen. Die Andern sind meist nur eine Last, die man ertragen, Kranke, die man schonen muß, und das Schlimmste ist, man fühlt, daß man auch ihnen eine Last, auch ihrer Schonung bedürftig ist! —

Was ist das für ein Leben! Und besonders wenn man die Wissenschaft und Bildung sich verdüstern, Staat und Vaterland schwinden sieht! Ich habe in dieser Zeit einen wahren Durst nach Vaterland, ich möchte den sichern Boden eines solchen unter den Füßen haben! Aber Amerika kann ich mir nicht dafür anbieten lassen, der Boden muß mir näher, die Menschen müssen mir vertrauter sein. Solcher persönlichen Wünsche kann ich mich nicht erwehren, besonders wenn die Wiederkehr des Frühlings alle Kräfte belebt, alle Ansprüche steigert! Ich stehe jedoch zum Glück mit meinen Gedanken höher, und eigne mir Vergangenheit und Zukunft mächtig an, so daß die öde Gegenwart von ihnen eng zusammengedrückt wird.

In meinen Papieren unverdrossen gearbeitet. Vielleicht nutzt es etwas! —

Die Engländer haben im Schwarzen Meer durch Sturm die Fregatte Tigris verloren, die Russen auf die Schiffbrüchigen ein heftiges Feuer gerichtet, sie zu Gefangenen gemacht, bei Odessa. Neue Besorgniß daher für Odessa. Die englische Flotte vor Sebastopol; die türkische bringt Verstärkung an die tscherkessischen Gränzen.

Persien wieder gegen Rußland aufgeboten; wenigstens den Türken unschädlich. — Griechenland, Athen, von den Westmächten bedroht. —

Endlich fängt man in Baden an, mit dem kirchlichen Un-

hold, dem Erzbischof von Freiburg, Ernst zu machen; er wird zur Kriminaluntersuchung gezogen. Aber wird man es durchsetzen? —

Nachmittags Besuch von Frau Bettina von Arnim. Sie war sehr munter und ergötzlich, erzählte lächerliche Geschichten von Ranke. —

Französische Zeitungen berichten von revolutionairen Unruhen in Toscana und Portugal, angeblich von Rußland erregten! Nachrichten von russischen Schiffen, die von englischen aus dem Hafen von Libau gehalt worden, von Zerstörung russischer Schanzen in Finnland, 1500 russischen Gefangenen ꝛc. —

In Bamberg kommen die Vertreter der deutschen Mittelstaaten zusammen am 25., um über die Haltung des deutschen Bundes in der orientalischen Frage und über das Vorschreiten Oesterreichs und Preußens in derselben zu berathen. — In Dresden spricht sich entschiedener Gegensinn aus, man will keinen Bruch mit Rußland, man will sich nicht an Oesterreich und Preußen anschließen. Hier glaubt man, dem Könige von Preußen sei das heimlich lieb und recht, er habe sogar in diesem Sinne gegen seine öffentliche Politik heimlich eingewirkt; die Königin war kürzlich in Dresden! —

Dienstag, den 23. Mai 1854.

Die Neue Preußische Zeitung erwähnt heute mit dunkeln Worten des Vorgangs, der am Montage vor acht Tagen stattgefunden haben soll. Sie will ihn nicht glauben, weil er ein derber Schlag für die Partbei ist, sie meint, unsere vortreffliche Polizei würde ihn nicht gelitten haben; als ob die Konstabler wagen würden, ein dem Prinzen von Preußen und selbst ein dem Kaiser von Oesterreich dargebrachtes Hoch zu stören! — (Siehe den 17. Mai.)

Die englischen Zeitungen treten lebhaft für Bunsen auf, und schimpfen dabei auf den König mit den brennendsten Ausdrücken. —

Im Thiergarten bei den Zelten fehlt plötzlich wieder das Gerüst, auf dem sich die Musik aufzustellen pflegte, die an zwei oder drei Tagen der Woche dort zu spielen pflegte. Die Polizei hat es abbrechen lassen, und die Musik an dieser Stelle untersagt, weil sich zu viele Leute versammelten, und Schlägereien veranlaßt würden! Offenbar Folge der Forderung, welche hier am 15. (oder 16.) den österreichischen Volksgesang spielen ließ! — Das Gerüst diente 1848 zur Rednerbühne, wurde zur Zeit des Belagerungsstandes entfernt, lange nachher erst auf's neue zum Gebrauch der Musikanten hergestellt. Wir vermißten dasselbe bei unserm heutigen Spaziergang. —

Der Polizeipräsident von Hinckeldey hatte Anfangs die Absicht, am nächsten Musiktage viele Konstabler in Zivilkleidern das Preußenlied fordern zu lassen. Das Wegräumen der Musikbühne und Untersagen aller Musik schien ihm dann sicherer. —

Mittwoch, den 24. Mai 1854.

Geschrieben. — Die kirchliche Parthei wirkt in Preußen immerfort, geheim und offen, in verderblichster Weise; besonders sucht sie der einflußreichen Aemter sich zu bemächtigen und im bürgerlichen Leben Fuß zu fassen. Mögen Andre ihr in die Schlupfwinkel ihres dunkeln Treibens folgen, ihre offenen Schamlosigkeiten rügen, ich kann und will darauf nicht eingehen! Genug, daß ich im Ganzen das Pfaffenvolk verfluche! Wie jämmerlich steht es mit unseren Geistlichen, deren große Mehrheit ohne Glauben und Einstimmung dennoch in diese gebotene Bahn stürzt, auf der man freilich am sichersten weltliches Gedeihen findet. Da stand es doch sogar zu Wöllner's Zeit, ja zu Eichhorn's, noch besser! Das einzige Gute dabei ist,

daß nichts in die Tiefe geht, daß alles nur oberflächliche Hülle und äußerer Schein bleibt, — ein Hauch verweht alles. —

Dr. Jucho in Frankfurt a. M. iſt vom Oberappellationsgericht der vier freien Städte zu Lübeck wegen Nichtablieferung der vom Frankfurter Parlament beſchloſſenen deutſchen Verfaſſungsurkunde völlig freigeſprochen worden. Die Urkunde iſt in ſichern Händen zu London, denen der deutſchen Regierungen alſo glücklich entrückt! Schande den Regierungen, daß man ſich darob freuen muß! —

In Goethe geleſen, im Juvenalis; franzöſiſche Sachen. —

Der König hat es durch ſchmeichelhafte Bitten dahin gebracht, daß der Prinz von Preußen zum 7. Juni, dem Todestage des Vaters, und zur Feier ſeiner ſilbernen Hochzeit wieder hier ſein wird. Der Prinz thut ſich dabei wieder auf ſeine Loyalität, ſeinen Unterthanen-Gehorſam etwas zu gute. —

Feuilleton der National-Zeitung: Beſuch auf der franzöſiſchen Flotte im Kieler Hafen, von Feodor Wehl, lebhafte friſche Schilderung. —

Frau von Uſedom wird beſchuldigt, die heftigen Artikel in den „Times“ gegen Preußen und gegen die Perſon des Königs verfaßt oder wenigſtens eingeſandt zu haben. Die Beſchuldigung iſt falſch, wie die gegen Wilhelm von Humboldt, im Jahre 1819 und 1820 wider Hardenberg ſolche Artikel durch Friedrich Auguſt Wolf den engliſchen Blättern zugefertigt zu haben. Aber dem Zwecke, Herrn von Uſedom zum Abſchiede zu bringen, dient dergleichen vortrefflich. Einige ſagen, er habe den Abſchied ſchon. —

Unſere hieſigen Gardeoffiziere, als junkerliche Kreuzzeitungsknappen, haben auf dem Caſino den Vorſchlag beſprochen, alle nicht ruſſiſch Geſinnten ſofort aus der Geſellſchaft hinaus zu balletiren. Der Graf von Pourtalès hat darauf ſogleich

erklärt, er sei ein Russenfeind: bisher haben sie ihn nicht ausballotirt, die Junker! —

Donnerstag, den 25. Mai 1854.
Himmelfahrt.

Die gestrige Urwählerzeitung ist heute mitgeliefert worden; die Polizei hatte erlaubt, daß eine ihr mißfällige Stelle weggelassen, und das Blatt umgedruckt würde, wie glimpflich und wohlmeinend! Aber auch wie gefährlich! Es kommt dahin, daß man sich gegenseitig lauter Gefälligkeiten erweist, wobei die Zeitungen offenbar im Nachtheil sind. —

Die heutige Urwählerzeitung bringt eine lesenswerthe Erinnerung an den verstorbenen Minister von Bodelschwingh, mit gebührender Anerkennung seiner Verdienste, und mit gehöriger Rüge seiner Mängel. —

Der Pfaffe Krummacher hat in Potsdam eine Predigt gehalten ganz im russischem Sinn. Unter andern sagte er, jeder wahre Soldat müsse es mit Rußland halten, wobei der König seine freudige Zustimmung sichtbar zu erkennen gab! Man sah die Königin ernst und unzufrieden, den König aber mit freudigem Ausdruck lebhaft in sie hineinreden. Man erfuhr nachher, die Königin habe nur mißbilligt, daß überhaupt auf der Kanzel politische Dinge besprochen würden. —

Der König hat das gestrige Geburtsfest der Königin von England wie gewöhnlich durch ein großes Gastmahl gefeiert und die Gesundheit Victoria's ausgebracht. Er war sehr geneigt dieses zu unterlassen, indessen gab er den Vorstellungen nach, daß er dadurch eine offene Feindschaft aussprechen würde, und ernste Folgen daraus entstehen könnten. —

Freitag, den 26. Mai 1854.

Nachmittags kam Frau Bettina von Arnim. Sie lieſt mir zwei Aufſätze vor, in denen das Benehmen von ** und von *** auseinandergeſetzt iſt, und die ihrem Rechtsbeiſtande Herrn Gaspar zur Grundlage bei dem einzuleitenden gerichtlichen Verfahren dienen ſollen. Die Sache wird allmählich etwas klarer, doch iſt ſie es mir noch nicht ganz. Eigenmächtigkeiten ſind ohne Zweifel vorgekommen, ob jedoch zu erweiſender Betrug, das ſteht noch ſehr in Frage. — Bettina ſagte, ihr ſei ein Stein vom Herzen, ſie ſei ganz verwirrt und vernichtet geweſen durch dieſe ſcheußlichen Geſchichten, nun hoffe ſie ſolche los zu ſein, das Uebrige habe der Rechtsbeiſtand und der Weimarer Buchhändler abzumachen. Ich fürchte, ſie irrt ſich hierin! Sie war ganz munter, und ſprach immer wieder von dem vielen Dank, den ſie mir ſchuldig ſei. Leider kann ich ihr wenig nutzen! —

Der Erzbiſchof von Freiburg in ſeinem Palaſte jetzt als Gefangener bewacht. Kleine Volksbewegungen in Freiburg, in Mannheim, im Schwarzwalde. Soweit hat es die dumme, gedankenloſe Nachgiebigkeit gegen die katholiſchen Pfaffen ſchon gebracht! Das ſind die Folgen der blinden Liebhaberei am katholiſchen Kirchenweſen und an jedem andern! Der Großherzog von Baden folgte nur dem Beiſpiel Größerer, die ihn auch noch jetzt hemmen werden! —

In Köln iſt der Redakteur der Kölniſchen Zeitung Herr Brüggemann wegen Beleidigung des Miniſters von Weſtphalen zu 25 Thalern Strafe verurtheilt worden. Der Staatsanwalt hatte auf zwei Monate Gefängniß angetragen. —

Die neueſten Verträge Preußens mit Oeſterreich ſind uns durch Pariſer und Londoner Veröffentlichungen jetzt zuerſt bekannt geworden. Alle Welt ſchreit darüber, daß die Preußen ihre neuen Staatsverhältniſſe durch das Ausland erfahren müſſen, daß die eigne Regierung nicht zuerſt damit hervortrat. Alle

Gefällt er Ihnen? mir ungemein! Gott behüte uns nur vor revolutionairen und jakobiniſchen Regierungen in Deutſchland, es würde ihnen an allbereiten, winkgewärtigen Dienern nicht fehlen! —

Herr von Otterſtedt hat übrigens das Kleinkreuz des rothen Adlerordens empfangen, zugleich mit Graf Flemming, General Clauſewitz, Geheimer Kämmerer Timm, Hrn. Spontini und vielen Andern. Dieſe Zuſammenſtellungen geben immer dem Publikum einigen Stoff zum Reden! —

Ueber Lady Craven und ihre Angelegenheit kann ich nichts erfahren; man müßte den Staatskanzler ſelber angehen und dazu iſt der Zeitpunkt wenig günſtig. Ich werde aber der Sache eingedenk bleiben.

Habe ich Sie recht verſtanden, und ſind meine Sterner und Pfitticher in franzöſiſcher Ueberſetzung gedruckt erſchienen, ſo bitte ich Sie, mir doch ein 10 Exemplare davon zu kaufen und quovis modo gütigſt (nur nicht mit reitender Poſt) zuzuſchicken.

Unſere Nachrichten aus Oſten verkünden Krieg; die Ruſſen ſehen ihn als ganz gewiß an; mit Perſien iſt ein Offenſiv-Bündniß abgeſchloſſen; ſie denken allem Widerſpruche der europäiſchen Mächte Trotz bieten zu können.

Unſere „Staatszeitung“ lieferte am 29. dieſes die Nachricht von dem Erſcheinen der griechiſchen Macht vor Konſtantinopel; die „Mainzer Zeitung“ hatte ſich durch glückliche Stürme dieſe Kunde auserwählt zublaſen laſſen, und hinterdrein geſagt, ihr ſtünde daſſelbe Recht wie andere Zeitungen zu, über die griechiſch-türkiſche Sache ſolche Lügen mitzutheilen; dieſen Zuſatz hatte Herr Heun überſehen und friſchweg die gute Nachricht aus dem Rhein geſiſcht, die er nur aus der Donau hätte ſchöpfen dürfen, und ſo ſind wir mit unſerer „Staatszeitung“ abermals das Gelächter aller Zeitungs-

Welt lieſt nun auch deutlich aus dem Wortſchwall heraus, daß Preußen gegen Rußland iſt, in Fällen, die man als ſchon eingetreten anſehen kann, zum Kriege gegen Rußland ſich verpflichtet hat, — wie ſoll man das reimen mit den täglichen Zärtlichkeiten für Rußland, die man vom Könige, von ſeinen Vertrauten und Schranzen, von Gardeoffizieren, von den hieſigen Lakaien Rußlands unter dem Kreuzzeitungsgeſchmeiß immerfort hört? Ein Engländer hier hat kaltblütig geſagt: „Der König iſt entweder ein Schwächling oder ein Betrüger, tertium non datur!“ —

Sonnabend, den 27. Mai 1854.

In Goethe geleſen, in Schiller's Briefen, im Juvenalis.

Das heutige Preußiſche Wochenblatt (Bethmann-Hollweg) iſt polizeilich weggenommen worden. —

Der engliſche Geſandte, Lord Bloomfield, hat hier eine vertrauliche Mittheilung gemacht, welche ein Befremden über Bonin's und Bunſen's Entlaſſung ausdrückt. Man thut hier, als nähme man dieſe Anfrage erſtaunlich übel! —

Daß die franzöſiſche Flotte im Hafen von Kiel verweilt und in der weiten Umgegend die Sympathieen für ſich anſpricht, macht hier dem Könige auch Unruhe und Verdruß!

Nachdem eben Oeſterreich kräftig aufgetreten, ſcheint es ſchon wieder einzulenken. Man hegt wieder Mißtrauen nach allen Seiten! Verhandlungen und Ränke ſind immerfort thätig. Rußland bietet alle Mittel auf, Verwandtſchaften, Geld, Verſprechungen; es rechnet auf Zwieſpalt, ſucht ihn zu bewirken, auf Volksbewegungen ꝛc. —

Was ich gegen Bunſen habe? Weiter nichts, als daß er ein Günſtling iſt, damit iſt alles geſagt! Seine Kenntniſſe, Talente, Meinungen, alles ſtürzt in dieſen Strudel und ver-

ſchwindet in ihm! Er hat immer nur gethan und geſagt, was der Gunſt entſprach. Daß er dabei in Widerſprüche gerathen und endlich gefallen iſt, darf doch wahrlich nicht als Verdienſt gelten! Und wir wollen erſt ſehen, ob es mit der Gunſt ſchon ſo ganz vorbei iſt, ob er ſelber ſchon ſo ganz darauf verzichtet! —

Der Prinz von Preußen ſoll in ſchmerzlicher Bitterkeit geäußert haben: „Mein Bruder bildet ſich viel darauf ein, daß er im Jahre 1848 ſeinen Titel „von Gottes Gnaden“ gerettet hat, leider aber giebt ſeine Regierung jedermann die Ueberzeugung, daß ſie für Preußen eine „von Gottes Ungnaden iſt!“ —

Sonntag, den 28. Mai 1854.

Unruhige Nacht, unterbrochener Schlaf. Mir träumte von meiner Schweſter Roſa Maria, ſie wollte mich nach Hamburg abholen. Erſt als ich längſt erwacht war, fiel mir ein, daß heute ihr Geburtstag iſt! —

In dieſen Tagen ſoll der Polizeipräſident von Hinckeldey ſtark gewankt haben; die Kreuzzeitungspartei ſieht längſt in ihm einen Feind, und jetzt wirft ſie ihm vor, die Frechheit der Preſſe gegen Rußland und deren unaufhörliche Angriffe auf die Kreuzzeitung zu begünſtigen. Seine Beſchlagnahme des Preußiſchen Wochenblattes wird ſie ihm wenig anrechnen. Nur die Bürgſchaft, die er für die perſönliche Sicherheit des Königs übernommen, und auf die der König feſt baut, iſt nicht ſo leicht auf einen Nachfolger zu übertragen, und dieſe Schwierigkeit hält ihn. Beſonders ſieht die Königin eine Menge von Gefahren mit Hinckeldey's Entfernung verbunden. Die Kreuzzeitungspartei wird am Ende genöthigt ſein, auch in dieſem Falle ihre Minen von St. Petersburg her anzulegen. —

Der König ist nach Lezlingen gefahren und wird auch in Thüringen sich umsehen. Auf solchen Reisen wird mancherlei gebraut, da hat man Zeit und Gelegenheit, benutzt Eindrücke ꝛc. —

Der deutschkatholische Prediger Flos aus Magdeburg durfte in Frankfurt a. M. nicht bleiben. — Der Gemeinde evangelischer Christen in Königsberg wurde angezeigt, sie dürfe ihre sonntäglichen Erbauungen nicht in den gewöhnlichen Kirchenstunden mehr halten, weil sonst die beaufsichtigenden Polizeibeamten verhindert würden, selber die Kirche zu besuchen! Eine heuchlerische Zärtlichkeit für die rohen Burschen, denen an der Kirche gar nichts liegt! Das Schikaniren in seiner höchsten Niederträchtigkeit! Damit glaubt das schuftige Heuchlervolk einen großen Sieg erfochten, etwas Herrliches ausgerichtet zu haben! —

Preußens Hauptgebrechen in dieser Zeit ist dies kirchliche Lügenwesen, diese dumme Rohheit und hohle Phantasterei! —

Die russische Diplomatik ist von außerordentlicher Thätigkeit. An allen Höfen wird gearbeitet, Vorspiegelungen, Ränke, Verdächtigungen aller Art sind im Gange. Man ist mit den Werkzeugen in Berlin und Wien nicht zufrieden. Meyendorff und Budberg sollen abberufen werden, durch Nationalrussen ersetzt. —

In Wien hat der Kaiser Nikolai verstellen lassen, was denn Oesterreich dabei gewinne, wenn Rußland besiegt werde? Serbien, das er ihm, der angebliche Feind, zugestehe, werde ihm von den Bundesgenossen durchaus nicht zugestanden, und die Revolution von denselben Bundesgenossen unterstützt, drohe ihm von der andern Seite unausgesetzt. Er dagegen verspricht, keine Revolution mehr zu begünstigen, — nachdem er Griechenland schon aufgehetzt, und ganze Bevölkerungen entzündet! — sich hinter den Pruth zu ziehen, und den künftigen Gewinn der Moldau und Walachei an die Be-

dingung zu knüpfen, daß Oeſterreich Serbien bekomme. — Hier in Berlin, wo man in jedem Falle nichts bekommt, nicht einmal ein Verſprechen, wäre man mit dieſer Wendung doch zufrieden! —

„Le gendre de M. Poirier. Comédie par Emile Augier et Jules Sandeau," luſtig zu leſen, gute Szenen und Reden, aber keine Karaktere. —

Hätte ich einem jungen Litteraten, der zwar auf ſein Gewerb angewieſen iſt, aber dabei doch nicht ſich zu übereilen braucht, einen Rath zu geben, ſo wäre es der, ſich auf den Theil der Litteratur zu werfen, der jetzt ganz vernachläſſigt iſt, auf die Litteratur des achtzehnten Jahrhunderts, beſonders auf die franzöſiſchen Schriftſteller, die jetzt niemand mehr bei uns lieſt, beſonders auf Voltaire, aber auch auf alle Schöngeiſter ſeiner Zeit. Man fände da Schätze der ſeltenſten Art, die bei einer gehörigen Umprägung mit dem außerordentlichſten Erfolge wirken würden. Der vom Gewerb unabhängige Schriftſteller bedarf keines Rathes, der durchaus abhängige kann keinen brauchen in der täglich erneuten Hetze. Doch der Mittelklaſſe wüßt' ich nichts Vortheilhafteres! —

Montag, den 29. Mai 1854.

Nachmittags kam Frau Bettina von Arnim. Sie brachte mir die freundlichſten Grüße von ihrer Schweſter Meline von Gualta, die mich gern beſucht hätte, aber ſchon wieder abgereiſt iſt, „ſie konnte es bei den Savigny's keinen Tag länger aushalten; ach Gott! was iſt das mit den Savigny's! die krankhafteſte Verſtimmung und Langeweile herrſcht dort, die zwei alten Mumien ſind ein Anblick des Jammers und der Betrübniß; ſie wiſſen gar nicht mehr wie ſie dran ſind, mitten im Reichthum fehlt es ihnen an allem, der Sohn Leo thut alles für die Eltern mit größter Hingebung, aber fruchtlos;

die Meline konnt' es nicht aushalten, sie machte, daß sie fortkam!" Darauf sprach Bettina über M., der nun wirklich wegen seiner ausgestellten Wechsel verklagt ist. Ganz klar sind mir die Sachen noch nicht; sie werden es erst durch gerichtliche Untersuchung werden, da muß das Thatsächliche sich von den Vermuthungen, Annahmen und Einbildungen endlich abscheiden. Von andern Dingen sprach Bettina mit großer Munterkeit; der Duc de Luynes, der jetzt hier ist, und den Fräulein Armgart, von Paris her, kennt, wird sie besuchen und ihr Goethedenkmal sehen. Sie klagt, daß ihr die Ausführung des Denkmals versagt sei, sie möchte dafür allgemeine Unterzeichnung ansprechen, sie hofft noch auf König Ludwig von Bayern. Zu mir hat sie jetzt wieder das größte Zutrauen. —

Gegen den heuchlerischen und frechen — Malmöne häufen sich die Zeugnisse in erschreckender Weise. Die Polizei selbst ist gegen ihn, und er wird entlarvt. —

In Oesterreich droht eine Umkehr, man ist nicht mehr so feindlich gegen Rußland, statt in Galizien sollen in Italien und Vorarlberg Truppen aufgestellt werden. (Mehr Wunsch als Thatsache!) —

Silistria wird von den Russen hart bedrängt. Engländer und Franzosen rücken an den Balkan vor. Athen soll von den Franzosen besetzt werden, griechische Kriegsschiffe von den Engländern aufgebracht. —

Dienstag, den 30. Mai 1854.

Geschrieben; zur Aufklärung des Tageszustandes; wenn die Russen unterliegen, kann der Freiheitsfreund sich nur bald freuen, wenn er bedenkt, wer die Sieger sind; und wenn Franzosen und Engländer geschlagen werden, bleibt ihm noch der Trost, daß Bonaparte und Aberdeen nichts anderes verdienen.

Für uns in Preußen aber hat die Lage der Dinge noch eine besondere scharfe Beziehung: hier steht alles, was schuftisch, gewaltthätig, heuchlerisch und gemein und niederträchtig ist, auf russischer Seite, dadurch allein schon wird jeder Ehrenmann, jeder freie und edle Geist von selbst auf die Gegenseite gestellt. —

Man bemerkt an öffentlichen Orten eine zunehmende Dreistigkeit unter den Leuten, ein fröhliches keckes Wesen, laute Aeußerungen über politische Sachen und Personen; die Polizei ist darüber beunruhigt und verdoppelt ihre Aufmerksamkeit. —

Preußische Kriegsschiffe haben zur Erlernung des Dienstes eine Anzahl Seekadetten in England abgegeben, die auf die Ostseeflotte geschickt worden sind. Der Gedanke, daß sie dort gegen die Russen dienen müssen, hat den König plötzlich vermocht, die Seekadetten wieder abrufen zu lassen, nachdem dies geschehen, hat er sich jedoch besonnen, und sie sollen bleiben!

Man spricht hier von einer bevorstehenden Zusammenkunft des Königs mit dem Kaiser von Rußland in Tilsit. Das würde einen schönen Lärm geben! „Warum nicht lieber gleich einen neuen Frieden von Tilsit? in welchem uns Rußland ostwärts, Frankreich westwärts pflückt?“ sagt man schon jetzt.

Vom Kriegsschauplatz nichts Neues. Vermuthungen über Oesterreichs Absichten, über die russischen ihm gemachten Vorschläge und Versprechungen. —

„Washington. Eine Vorlesung gehalten in Jena von Dr. E. von Stockmar. Braunschweig, 1854. 301 S. in 8.“

Louis Bonaparte zieht jetzt auch Herrn Thiers zu Rathe, und der schwache Thor läßt sich darauf ein, ihm mit seinen Kenntnissen zu dienen, die auch in militairischen Dingen durch das genaue Studium der Napoleonischen Feldzüge sich geltend machen! —

Zu der Sonntagsbemerkung! Und unsre deutschen Schrift-

steller des vorigen Jahrhunderts, wie sind sie vernachlässigt! Von Lessing ist in neuester Zeit viel die Rede, aber es ist nicht wahr, daß ihn die heutigen Litteratoren wirklich kennen, daß er der großen Lesewelt wieder aufgefrischt worden. Dasselbe gilt von Kant und seinen Schülern, von Winckelmann, Klopstock, Möser, von Fichte sogar und Voß. In den Litteraturgeschichten stehen sie, aber sie sind nicht mehr in den Händen der Leser, kaum noch in den Händen derer, die jene Litteraturgeschichten — so elende als zahlreiche — zusammenschmieren. — Die Franzosen sind hierin anders, sie kennen ihre Schriftsteller. — Wir sind zu sehr gehetzt, zu sehr auf den Tag erpicht, zu wenig beisammen; — dieser Grundfehler wiederholt sich überall. Wie wär' ihm abzuhelfen?? —

Mittwoch, den 31. Mai 1854.

Der Erfurter Oberbürgermeister von Oldershausen hat eine Bekanntmachung erlassen, in der er von den schmachvollen Ereignissen des Jahres 1848 spricht, und die eines der schmachvollen Ereignisse des Jahres 1854 ist! Der König hatte alle Empfangsfeierlichkeiten streng verboten, der bündelnde Oberbürgermeister bat und flehte, der König möchte sie erlauben, dieser aber fand es zu langwierig, und erlaubte nur, daß den Einwohnern gesagt würde, der König habe nichts mehr gegen sie! Der elende Schächer heißt von Oldershausen — und mag so ferner heißen einstweilen. —

Der Abgeordnete von Senfft hatte in der Kammer die hohen Justizbeamten genannt und scharf getadelt, die im Jahre 1848 den König zur Unterzeichnung des Jagdgesetzes vermocht haben. Unter diesen war auch der jetzige Oberlandesgerichts-Präsident Rintelen, im Brandenburg-Manteuffel'schen Ministerium kurze Zeit Justizminister, feiger Ueberläufer. Dieser Erz— wehrt sich nun in den Zeitungen

gegen die Anklage, die er in der Hauptsache nicht läugnen kann, mit den lumpigsten Entschuldigungen! — So bringt er sich doppelt in widrige Erinnerung, den Demokraten und den Junkern. — Auch der Major Bleſſen bekommt von der Neuen Preußischen Zeitung wiederholte Ruthenstreiche für sein schlechtes Benehmen beim Zeughaussturm. Die Kreuzzeitung übernimmt das Strafamt für die Demokraten, die jetzt es nicht üben können. — Doch das sind nur Kleinigkeiten! —

Das sogenannte Märzkomplott vom vorigen Jahre, wegen Hochverrath und Theilnahme an Kinkel's Befreiung, soll nun nächstens zur Verhandlung kommen. Nachdem viele Beschuldigte entlassen worden, sind noch zehn Belastete in Haft, unter ihnen der Lehrer Gercke, Dr. Ladendorf, Arzt Dr. Falkenthal, Buchhändler Weidle, Kaufmann Salomon Levy. —

Frankreich verlangt von Sardinien Hülfstruppen im Orient. Dagegen sucht der — Louis Bonaparte im Verein mit Oesterreich das liberale Ministerium in Turin zu stürzen, und wahrscheinlich gelingt es ihm! —

England bearbeitet die Dänen und besonders die Schweden zur Theilnahme am Kriege gegen Rußland. —

Im Piräus sind 6000 Franzosen gelandet, bereit in Athen einzurücken. Der König von Griechenland hat plötzlich nachgegeben, seine Minister entlassen ꝛc. —

Donnerstag, den 1. Juni 1854.

Nichts Erhebliches vom Kriegsschauplatze. Die französische Flotte von Kiel abgesegelt, um zur englischen zu stoßen. Silistria hält sich noch gegen die Stürme der Russen. Der Lump Gretsch in St. Petersburg spottet über die Unthätigkeit der englischen Flotten; die Nationalzeitung erinnert ihn, daß die russischen gar Hausarrest haben! —

Der Kaiser von Rußland hofft auf Zwietracht unter den

Westmächten; mit Oesterreich, und besonders mit Preußen steht er fortwährend in vertraulichen Verhandlungen, er schmeichelt beiden so viel er kann, im Grunde jedoch ist er wüthend aufgebracht gegen beide, und spricht dies gegen seine Umgebung auch aus. Man erzählt von ihm — oder leiht ihm — folgendes Wort: „Die zwei größten Narren, von denen er je gehört, sind Sobiesky, der Wien von den Türken befreite, und ich selbst, der ich für Oesterreich Ungarn besiegte!“ —

Nichts geht über unsre fanatischen Weiber hier! Wahre Megären sind die Offiziersfrauen, Hofdamen und die knechtischen Bürger- und Beamtenweiber, die jenen nachschwatzen! Sie legen jetzt so grimmig gegen die Türken, Engländer und Franzosen los, wie früher gegen die Demokraten und 1848 gegen den König. Sie erheben die Russen und ihren Kaiser in den Himmel. Man muß das nichtswürdige Gesindel keiner Antwort würdigen; dasselbe ist ganz ungefährlich, denn außer schimpfen können sie nichts, sie sind zu dumm und unfähig, um politische Weiber vorzustellen. —

Preßprozesse gegen ein Leipziger Blatt, gegen eines in Kassel. Das Urtheil lautet, da man Verleger und Verfasser hier nicht verurtheilen kann, auf Vernichtung der Blätter und Verbot derselben. —

Der Erzbischof von Freiburg, kaum verhaftet und verhört, ist schon wieder auf freiem Fuß! Die elenden feigen Regierungen! Die tückischen Machthaber! — Nur weiter so! —

Freitag, den 2. Juni 1854.

Diese Nacht sprach ich im Traume mit dem russischen Kaiser, er hatte mich zu sich einladen lassen, war überaus artig und freundlich, aber durchaus unfähig das zu verstehen, was ich bemüht war ihm zu sagen; ich stellte gar nichts Aeußerstes

auf, nur solche Dinge, die einigermaßen zulässig schienen, Einlenkungen in die liberale Richtung des Kaisers Alexander — aber alles fruchtlos, nicht weil er nicht wollte, sondern weil er nicht konnte. Auch Adolph von Willisen, den ich schon vorfand, und der veranlaßt hatte, daß ich gerufen worden, konnte nichts ausrichten. Nicht einmal das konnten wir erlangen, daß der Kaiser zugestünde, Louis Bonaparte's Staatsstreich sei ein — Frevel, eine Missethat! Wir sahen, daß das Schicksal ehernen Fußes seinen Gang fortschritt! —

Gegen Malmène ist Untersuchung eingeleitet. Wenn er auch vor Gericht nicht ganz zu Schanden wird, so wird er es doch vor dem Publikum. Die schamlose Frechheit imponirt nicht, alle Blätter fahren gegen ihn los; er war ursprünglich Riemer, ist schon wegen Verbrechen gegen die Sitten bestraft, wird als eigennütziger, hartherziger Lump entlarvt, als Herumlieger in Wirthshäusern bei Trunk und Spiel. Manteuffel selbst wendet sich von ihm ab. —

Brief von Marie von Fouqué, die sich mit liebevoller Erinnerung alter Zeiten an mich wendet, um Rath und Vermittlung von mir in litterarischen Dingen zu erhalten. Sie wünscht Schriften, auch wohl politische, aus dem Englischen zu übersetzen. —

Besuch von Herrn Gottfried Keller, gehaltvolles, aber nicht flüssiges Gespräch. Er ist fleißig am vierten Theile seines „grünen Heinrich“ und denkt stark an die Abreise. —

Frau von Treskow bei Ludmilla. Bettina von Arnim bei mir; sie ist guter Laune, erzählt, scherzt; große Lobsprüche für mich und meinen Bülow, sie hat das Buch in der letzten Nacht durchgelesen, findet es mein bestes, alle Offiziere lobten es ꝛc. So schmeichelhaft es für mich ist, so schwer ist es mir doch anzuhören. Was für ein Gesicht dazu machen? —

Die Bamberger Konferenz der deutschen Könige erklärt ihren Beitritt zum österreichisch-preußischen Vertrage unter

leſer geworden, während Herr Lehne ſich vor Vergnügen nicht zu laſſen weiß, daß ihm ſein Spaß ſo über alle Erwartung und Vermuthung eingeſchlagen! —

Nun genug. Unſer Wetter iſt ſehr gelind, ich aber leide an Huſten und Heiſerkeit, als wäre der ſchärfſte Winter. Meiner Frau geht es leidlich, ſie grüßt herzlichſt.

Mit unwandelbarer Geſinnung

Ihr treueſter

K. A. V. v. E.

79.

Oelsner an Varnhagen.

Paris, den 26. Januar 1822.

Mein Theurer!

Ihre gütigen Briefe vom 27. Dezember und 11. dieſes ſind richtig eingelaufen. Beide erwähnen hier liegender Werthe. Unſer Freund kann ihretwegen vollkommen ruhig ſein. Sie ſind gut aufgehoben und man ſieht keine Möglichkeit einer Verwahrloſung.

Meine Schuld iſt es nicht, wenn ich gegen Sie im Rückſtande bin. Glücklicherweiſe, wie ich vernehme, hat ſich die Verfügung gelindert. Aber noch immer hangen meine Pakete von der bloßen Gefälligkeit Hrn. Weiskirch's ab. Sie würden mich höchlichſt verbinden, wenn Sie Hrn. von Stägemann beſtimmten, ſeinen Kredit zu Gunſten meiner anzuwenden. Eine offizielle Liſte hat der hieſigen Geſandtſchaft die Perſonen angezeigt, deren Briefe und Pakete der Kourier zu tragen gehalten iſt. Mein Name befindet ſich nicht darunter.

drei Bedingungen, daß ihre Souverainetät auf's neue gewährleistet, ihnen beim künftigen Friedensschlusse Mitwirkung zugestanden, und das Verdienst Rußlands um die nationale Entwickelung Deutschlands anerkannt würde! Das Letztere, falls es wirklich so lautet, ist die größte Albernheit und zugleich Beleidigung und Schmach für Deutschland. Der sächsische Staatsminister Freiherr von Beust soll den Wisch verfaßt haben. Deutschland lernt nach und nach alle seine Halunken auf der hellbeleuchteten Staatsbühne kennen. An der nationalen Entwicklung Deutschlands, wie sie jetzt vorliegt, hat gewiß niemand größern Antheil als der alte Kaiser Napoleon, der das heilige römische Reich zerstörte, die kleinen Fürsten mediatisirte, den Rheinbund als Vorbild des deutschen Bundes stiftete ꝛc. ꝛc. —

Alle Bewegung ringt zur Freiheit, geschieht in ihrem Dienst. Der Despotismus ist Ruhe: fängt er an sich zu regen, seine Erstarrung zu verlassen, so ist er verloren! Laßt nur die Russen kommen! Sie werden als geschlagene heimkehren, aber die Saaten der Freiheit mitnehmen, oder als siegende sich uns verbrüdern, und zuletzt mit uns ihr und unser Joch zertrümmern. — Wie die Sachen jetzt stehen, halt' ich das preußische Heer allein schon fähig, aller russischen Heeresmacht die Spitze zu bieten, vorausgesetzt, daß nicht Hofeinfluß ihm lähmend beigegeben wird. Unter diesem halt' ich seine Niederlage für gewiß! —

Sonnabend, den 3 Juni 1854.

Frühmorgens ein Billet von der Frau Generalin von Tettenborn, die eben aus St. Petersburg eingetroffen ist. Sie will mich besuchen, ich komm' ihr aber zuvor; um halb zehn Uhr in ihrem Gasthof, wo ich schon Herrn von Meysenbug bei ihr finde, — der Legationssekretair bei Tettenborn in

Wien war. Herzliche Grüße von der Gräfin von Bludoff, deren Aufgeregtheit auf's höchste gestiegen ist, so daß man kaum noch mit ihr sprechen kann! Sie liebt mich dabei sehr, wie sie sagt, und mich wolle sie bekehren, das habe sie sich zur Aufgabe gestellt! Der junge Tettenborn ist in St. Petersburg, die Großfürstin Helene gleichfalls. Die Generalin erzählt auch von der in St. Petersburg herrschenden Begeisterung, von den Opfern und Anerbietungen der Reichen und Armen; es sind aber dieselben wenigen Beispiele, die in den russischen und deutschen russisch gesinnten Blättern bis zum Ueberdruß wiederholt sind, und hinter denen sich eine entgegengesetzte Stimmung sehr wohl verbergen kann. „Die kommenden Tage werden das Wahre zeigen!" —

Nachmittags Besuch von Frau von Tettenborn und ihrer Reisegefährtin, Frau von Bohnstedt. Letztere eine eifrige Leserin und Verehrerin von Rahel. Hunderterlei Nachrichten über Personen und Verhältnisse aller Art. Etwas russische Färbung schimmert überall durch; natürlich haben sie sich alles weiß machen lassen, was man in St. Petersburg den Leuten weiß machen will! Daß der Kaiser alle Anstrengungen macht, um das Volk zu fanatisiren, zugleich alles aufbietet, um diplomatisch im Vortheil zu sein, daß er um alles in der Welt Oesterreich vom Kriege abhalten möchte, daß er mit dem Könige von Preußen äußerst unzufrieden sei, und ihn künftig einmal strafen werde ꝛc. Die Damen aßen um 5 Uhr bei meinem Wandnachbar Meysenbug zu Mittag. —

Der Kurfürst von Hessen und sein würdiger Minister Hassenpflug hatten die Mitglieder der aufgelösten hessischen Ständeversammlung sämmtlich der Steuerverweigerung, des Hochverraths ꝛc. anklagen lassen. Das Kriminalgericht zu Kassel hat nach langer Berathung die Anklage für unzulässig erklärt und abgewiesen. Sie zu versuchen war schon Verbrechen und Schande genug! —

Der Reaktion iſt es nun gelungen, auch den letzten der deutſchen Miniſter vom Jahr 1848 aus dem Amte zu drängen. Der Miniſter von Wydenbrugk in Weimar hat den Abſchied bekommen. —

Siliſtria hält ſich noch. Die Ruſſen leiden in kleineren Gefechten und durch Krankheiten große Verluſte. Die Neue Preußiſche Zeitung wird immer pöbelhafter und nichtswürdiger, Herr Goedſche überflügelt die Herren Wagener, von Gerlach ꝛc. —

Pfingſtſonntag, den 4. Juni 1854.

Ueber die Kriegsbegeiſterung in Rußland. Sie iſt theils die aus der Volksſtimmung natürlich entſpringende, denn im Allgemeinen ſind die Völker ſtets willig zu friſcher Bewegung — wie war es bei uns 1850 als ein dummer Krieg gegen Oeſterreich in Ausſicht ſtand? theils aber auch, und gutentheils, die Folge der knechtiſchen Verhältniſſe, die eine ſcheinbare Freiwilligkeit gebieten, beſonders bei den Großen und Reichen, die dem Kaiſer bemerkbar ſind, und ihren Eifer zeigen müſſen. —

Hoffmann von Fallersleben und Oskar Schade ſind nun wirklich in Weimar angeſiedelt, und ſollen eine neue Litteraturzeitung begründen, wozu der Großherzog ihnen — aus dem Goethe-Fond — jährlich tauſend Thaler giebt. Bettinen iſt ihr Werk alſo geglückt. — Die Neue Preußiſche Zeitung ſpritzt auch ſchon ihr Gift auf den armen Hoffmann, und macht den Großherzog ängſtlich! —

Montag, den 5. Juni 1854.

Am 5. Juni 1799 ſtarb in Hamburg mein theurer geliebter Vater. Ich lerne täglich mehr einſehen, welch ein vortrefflicher Mann er geweſen, wie ſtark und ſchwer er ſich durchgekämpft. Wie früh hab' ich ihn verloren! Er würde an ſeinen Kindern Freude erlebt haben; er hat im Sterben den Troſt gehabt, es vorauszuſetzen. —

Geſchrieben; über die Rohheit der öffentlichen Kriegsurtheile; unſre ſchlechten Zeitungen, die Neue Preußiſche Zeitung, die Wehrzeitung, überboten alles Gemeinſte und Niedrigſte, was uns ehemals an den franzöſiſchen, an Napoleon's Bulletins und Zeitungsartikeln ſo ſehr empörte, und was wir damals für einzig hielten! —

Bettina kam wieder, als wir beim Mittageſſen waren. Neue Lobſprüche über mein Bülow-Buch. Sie ſagt, es ſei viel wahrhaft Muſikaliſches darin, ſo viel glückliche Gruppirung des Einzelnen und dann Zuſammenfaſſung zum Ganzen. — Klagen über M. und den Juſtizrath Gasvar; große Verluſte werden nicht abzuwenden ſein! Bettina ſagt, ſie ſei dieſer Tage ganz hin geweſen, ganz erſchöpft von Verdruß und Arbeit und Störung. Daß ihr die Frau von Tettenborn entgangen iſt, beklagt ſie ungemein, ſie hätte ſie gern geſprochen; Frankfurter Verwandtſchaft ꝛc. —

Dienstag, den 6. Juni 1854.

Louis Bonaparte hat in Deutſchland einen Lobredner gefunden: Wolfgang Menzel! Der giftige Wurm, der bisher alle edelſten und beſten Männer des Vaterlandes begeiferte, iſt ganz dazu gemacht jenen zu preiſen! —

Die Oeſterreicher ſind von der Pforte ermächtigt, in Albanien und Montenegro einzurücken, wenn dort Aufſtände aus-

Bayerische Staats-Bibliothek München

brechen; aber jetzt grade ist dort alles ruhig. Ob sie nun doch einrücken? —

Der Prinz und die Prinzessin von Preußen kommen heute hier an, um morgen den Todestag des verstorbenen Königs mitzufeiern. Die Prinzessin hat in Baden geäußert, die Reise nach Berlin rege sie fieberhaft auf, es sei ihr ein Gräuel hier am Hofe zu erscheinen, in diesem Neste schlechter Gesinnungen, elender Schwankungen, unvernünftiger Einfälle, und kriechender wie hoffährtiger Heuchelei; sie werde glücklich sein, diesen Kreis unbeschädigt wieder zu verlassen! —

Im Plutarchos gelesen, im Baco. Letzteren kann ich eigentlich nicht leiden, doch war er ein außerordentlicher Geist, der in vielen Dingen seinen Zeitgenossen weit voraus war: er hat die Bereitung künstlicher Mineralwasser zur Aufgabe gestellt, den Werth der vergleichenden Anatomie eingesehen, zwei Stücke, die erst in unserer Zeit zur vollständigen Ausführung gekommen. Ueber Platon und Aristoteles urtheilt er sehr derbe, offenbar wie jemand, der beide nicht durch gründliches eignes Studium kennt. —

Es ist ein gewaltiger Unterschied, den Wechsel der Zustände und Verhältnisse blos aus Geschichtsbüchern kennen zu lernen, oder denselben zu erleben! Jenes bleibt eine todte Kenntniß ohne Anschauung, daher auch aus der Geschichtskunde gewöhnlich für das eigne Leben nichts gelernt wird. Die Anschauung aber, das Miterleben, setzt in Geist und Gemüth wahre Ergebnisse ab, anwendbar und brauchbar für das eigne Handeln. Nur empfangen wir sie gewöhnlich zu spät, wenn es mit dem Gebrauch schon vorüber ist. Aus der bloßen Ueberlieferung die Anschauung zu gewinnen, ist wenigen Menschen gegeben: ich darf mich dieser Gabe rühmen, mir ist viele Vergangenheit, die weit vor meinem Leben liegt, verständlich und vertraut, als wäre sie Gegenwart. Das ist meine ganze Geschichtskunde! —

Mittwoch, den 7. Juni 1854.

Heute, am Sterbetage des vorigen Königs, sind alle Theater geschlossen, auch die Nicht-Königlichen; die Feier ist, wie die Aeußerlichkeiten alle, strenger geworden. Die Schauspieler aber, des freien Tages froh, haben sich zu einer Lustfahrt auf's Land vereinigt, wobei es lustig genug hergehen wird, trotz des schlechten Wetters. Den König sah man Vormittags in die Stadt fahren, unter den Linden waren viele Leute, es fiel unangenehm auf, daß man den König, der diesen Tag als Trauertag ansehen heißt, in Scherz und Lustigkeit sich mit seinem Wagengefährten (Prinz oder Adjutant?) eifrig unterhalten, heftig gestikuliren sah und laut lachen hörte: „Ein Gewieher." Heine. —

Gute Nachrichten von der Donau: siegreiche Gefechte der Türken; Silistria behauptet; Oesterreich macht Ernst. In der Ostsee die Westmächte Meister; die Engländer zerstören russische Schanzen auf der finnischen Küste, holen abermals Schiffe aus Riga ꝛc. —

Donnerstag, den 8. Juni 1854.

Nachmittags Besuch von Herrn Crépet. Er war bei Bettina von Arnim und ist sehr mit der ihm gewordenen Aufnahme zufrieden; sie war natürlich, einfach, wohlwollend, mittheilend, erzählte, zeigte ihm ihre Zeichnungen; die Töchter kamen nicht zum Vorschein. Crépet denkt entschieden an baldige Abreise, will aber bestimmt zum Winter wiederkommen. —

Nachrichten aus Moskau. Die Stimmung dort ist nicht für den Krieg, alles leidet von den Truppenaushebungen, von der Verschlechterung des Papiergeldes, von der Handelsstockung. Der Aufruf an die gedienten Soldaten, wieder in Dienst zu treten, hatte zuerst gar keinen Erfolg, es bedurfte

verschärfter Mahnung, zuletzt des entschiedenen Zwanges. Die Geldopfer sind auch großentheils erzwungen, die Leute können nicht anders; Leute wie Demidoff und Jakowleff bringen sie aus Eitelkeit. Nur das unterste Volk und die wirklichen Truppen sind in Hitze gebracht, die sich aber auf dem Kriegsschauplatz bald abkühlt, und im Innern große Erwartungen aufstellt, die nicht getäuscht werden wollen. Die ungeheuern Verluste an Menschen, welche Rußland schon erlitten hat, sind bekannt und machen tiefen Eindruck. Die Truppen werden zu Tausenden dem sichern Tod entgegengetrieben, die Generale bieten alles auf, den Befehlen des Kaisers zu genügen; bis jetzt vergebens. Die Hofberichte finden wenig Glauben. —

Der König ist heute früh mit dem Ministerpräsidenten von Manteuffel und dem Generaladjutanten von Gerlach zu einer Zusammenkunft mit dem Kaiser von Oesterreich nach Tetschen abgereist; letzterer bringt seinen Minister, Grafen von Buel mit. Zwei Monarchen! zwei Minister! —

Die Neue Preußische Zeitung vertheidigt die Mittelstaaten, deren Beauftragte in Bamberg versammelt waren, in ihrem Widerstande gegen Preußen und Oesterreich, diese sollen jetzt im Bunde nicht das entscheidende Wort führen. Das ließe sich allenfalls hören, nur die Kreuzzeitung darf es nicht sagen, die früher mit frechem Hohn jeden solchen Selbstständigkeitsversuch verwarf und verspottete. Die preußischen Russen greifen aber zu allem, was für Rußland im Augenblicke dienlich scheint, das eigentliche Vaterland ist ihnen nichts, oder vielmehr sie haben keines, ubi knute ibi patria heißt es bei ihnen. Und dabei sind sie im dümmsten Irrthum, daß sie als Russen ihr Junkerthum gedeihen sehen würden, die russische Regierung ist demselben ganz feindlich! —

Der Erzbischof von Freiburg giebt endlich etwas nach, die

badiſche Regierung auch, — ſo ſucht man den alten ſtinkenden Brei zu erhalten und gießt laues Waſſer hinzu! —

Freitag, den 9. Juni 1854.

Nachrichten aus Rußland; die Anſtrengungen ſind ſehr groß, aber man iſt auch ſchon beſorgt, daß ſie ſich bald erſchöpfen, nicht nur der Eifer, ſondern auch das Geld, die Sachen, ſogar die Menſchen; es ſoll unendlich ſchwer ſein, aus der wenn auch ſechzig Millionen betragenden, doch zerſtreuten, überall dünnen Bevölkerung die nöthigen Soldaten zu ſchaffen, die denn doch wieder in der Kriegführung ſelbſt mit grauſamer Verſchwendung aufgeopfert werden, ſowohl dem feindlichen Feuer, als dem Mangel und der Vernachläſſigung. Der Kaiſer iſt mit allen ſeinen Generalen unzufrieden, ſie ſind es natürlich auch mit ihm. Das in's Ungeheure vermehrte ruſſiſche Papiergeld erregt große Befürchtungen und Zurückhaltung. —

Herr Dr. Hermann Franck beſuchte mich Nachmittags; er ſprach ſehr geiſtvoll und bezeichnend über Schelling, dem er volle Gerechtigkeit widerfahren ließ, mit höchſter Achtung von Fichte, mit ehrerbietigſter Bewunderung von Kant, dem er doch vor allen Andern den Preis zuerkannte, ſowohl der größten Begabung als auch der größten Wirkung. Von Hegel bekannte er mit Trauer und Scham, daß wir von ihm in den Ereigniſſen von 1848 wenig Freude und Ehre würden gehabt haben. Schöne Geſchichten vom Mathematiker Jacobi, von Gans, von Piron. — Plötzlich that ſich die Thüre auf, Bettina von Arnim ſtreckte den Kopf herein, rief: „Adieu, Varnhagen!“ machte die Thüre wieder zu und verſchwand. Ich eilte ihr nach, ſie war aber nicht weggegangen, ſondern in die hinteren Zimmer, erſt an der Küche konnt' ich ſie erreichen und auf-

halten, doch nun war ſie durch kein Zureden zu bewegen, bei mir einzutreten; ſie ſagte, ſie habe durchaus keine Zeit, borgte ſich zehn Silbergroſchen, und eilte fort. Sie weiß, daß Franck ihr größter Verehrer iſt, wenn ſie ihn aber doch nicht ſehen wollte, warum ging ſie nicht ſtill wieder fort, ſondern meldete ſich ſo herausfordernd? Ich weiß recht gut, ein tiefes Zartgefühl in ihr ſchämt ſich, Lob und Bewunderung vor Zeugen auf ſich zu nehmen, und doch liebt ſie den Reiz des Spielens mit ſolchen Verhältniſſen. Doch beides ziemt ihr nicht recht mehr, und ſteht ihr nicht gut, und für Andre iſt das Benehmen verdrießlich. Franck fand ſich allerdings etwas verletzt, ging aber leicht darüber hin, und fuhr in ſeinen Erzählungen fort. —

Heute ſind in der Mauerſtraße die Röhren zur neuen Waſſerleitung gelegt worden, meiſt durch engliſche Arbeiter. —

Für Bunſen's Abberufung giebt man jetzt noch einen beſondern Grund an. Es heißt, der Polizeidirektor Stieber habe ihn geſtürzt! Dieſer ſei von ihm in London nicht ehrenvoll genug behandelt worden, habe ſich beklagt, daß er in ſeinen Aufträgen gegen die Flüchtlinge von dem Geſandten keine Unterſtützung gehabt, daß derſelbe die Spitzbuben wohl gar begünſtigt habe! Dies ſoll auf den König Eindruck gemacht haben; — doch gewiß nur durch gute Nachhülfe von Seiten der Gerlach's ꝛc. So gemein und unwürdig das klingt, es kann ſehr wohl wahr ſein! —

Sonnabend, den 10. Juni 1854.

Früh aufgeſtanden und geſchrieben. — Nach 10 Uhr ſchon kam Frau Bettina von Arnim, ſehr erſchöpft und übel ausſehend, wie ſie ſagte — ſie hielt die Hand vor's Geſicht —, wurde aber bald munter, und brachte ihre ärgerlichen Klagen mit kräftiger Friſche vor. Ihr Geſchäftsführer hat ihr einen

wirklich tückiſchen Streich geſpielt, und ſie einen Wechſel unterſchreiben laſſen, den er bezahlen ſollte, ſie nun aber für ihn bezahlen mußte. Der Juſtizrath Caspar nimmt ihre Sache ſehr lau, und überaus wandelbar, jetzt räth er ihr wieder, den gerichtlichen Weg gegen M. nicht einzuſchlagen. Freilich macht auch Bettina ihrerſeits ihm das Leben ſauer, und er klagt, daß ſie ihn nie zu völliger Klarheit gelangen laſſe, und namentlich die nöthigen Beweisſtücke nicht beibringe! Soviel iſt gewiß, daß ** die für ihre Bücher eingelaufenen Gelder theilweiſe für ſeine Zwecke verwendet hat, den Ausfall nicht decken kann, und ſie wegen Zahlung verklagt iſt! — Von geſtern ſprach Bettina kein Wort! — Wir ſprachen nachher noch vieles durch, auch die Sache des Dr. Alexander Jung, deſſen Brief ſie ſchonungslos zerknitterte. Sie ging, ſich weiteren juriſtiſchen Rath einzuholen, wußte aber weder Namen noch Wohnung des Mannes, den ſie im Sinn hatte! —

In der Jägerſtraße bei Sachſe beſahen wir die am Fenſter ausgeſtellten Bilder, eine Anſicht von Berlin war nicht ganz deutlich, wir ſprachen zweifelnd darüber, da gab uns ein junger Handwerkslehrburſche, der in ſchlechteſtem Arbeitsanzuge dicht neben uns ſtand, unaufgefordert gute Auskunft, freimüthig und zugleich beſcheiden, aus klarer Unbefangenheit heraus; auch hatte er ein ganz gutes, nicht gemeines Geſicht. Das freute uns ſehr, als ein Zeichen jetziger Volksart, Sitte und Bildung. Der Junge wollte gar nichts vorſtellen, nicht einmal einen Erklärer, es war als ob er uns gar nicht merkte, nur unſre Zweifel. —

Das politiſche Wochenblatt war angeklagt, den Miniſterpräſidenten von Manteuffel beleidigt zu haben. Das Stadtgericht hat die Klage als unbegründet abgewieſen. Inzwiſchen iſt Herr von Jasmund von der Redaktion zurückgetreten, Herr Fürſtenhaupt hat ſie übernommen. —

Es muß Hrn. von Stägemann ein Leichtes ſein, ihn einſchalten zu laſſen. Darf ich mir ſchmeicheln, daß Sie dieſen Gegenſtand recht ernſtlich betreiben?

Es wird nicht meine Schuld ſein, wenn die Rede des Geheimeraths Wolf unüberſetzt bleibt. Wenigſtens hätte man gern einen Abriß in das „Journal des Savants“ oder die „Revue encyclopédique“ geliefert. Aber von Schlabrendorf iſt nichts wiederzubekommen. Aus beiliegendem Wiſche erſehen Sie, daß ich nicht ablaſſe, zu mahnen. Der Grad von Unabhängigkeit, zu dem er geſunken iſt, denn Erhebung kann man es nicht nennen, macht ihn unbarmherzig gegen andere. Was dieſe quält, kümmert ihn nicht, und er thut nur bloß, was ihm bequem. Ich kenne niemanden, der mehr Gemeingeiſt beſäße und weniger Mitgefühl für perſönliche Verhältniſſe.

Von auswärtigen Angelegenheiten wiſſen wir kein Sterbenswort. Alles iſt ausſchließlich mit innerer Politik beſchäftigt. Abgeſehen von Memoiren gewährt ſelbſt die Litteratur keinen Ertrag. Einer meiner Bekannten betreibt eben jetzt eine neue, vollſtändigere Ausgabe der Memoiren der Herzogin von Orleans, Mutter des Regenten. Die erſten Bogen habe ich geleſen, Nichts übertrifft die grobe Freimüthigkeit der Geſchichtsſchreiberin. Sie führte eine ſehr geregelte Korreſpondenz mit der ihr gleichzeitigen Königin von Preußen. Die Berliner Bibliothek ſoll eine Sammlung von Briefen beſitzen, die noch weit pikanter ſind, als alles von der Herzogin Erſchienene. Machen Sie ſich doch mit dieſem Schatze bekannt.

Dem feiernden Diplomaten mit ſeinem überall treffenden Blicke erwiedere ich, daß mir für Preußen der Wiederbeſitz Polens noch unendlich wichtiger erſcheint, als eine Konſtitution. Polen aber müßte man ſeine Konſtitution laſſen.

Nachricht aus Wien, daß das ruſſiſche Hauptquartier von Bukareſt nach Jaſſy zurückverlegt wird. —

Sonntag, den 11. Juni 1854.

Unter den Linden große Erleuchtung wegen der Feier der ſilbernen Hochzeit des Prinzen von Preußen. Die Gaſthöfe zeichnen ſich aus, die Hoflieferanten, der ruſſiſche Geſandte. Am prächtigſten war der Gaſthof zur Stadt Rom. In anderen Straßen nur einzelne Häuſer oder Stockwerke. In der Mauerſtraße alles dunkel. Der Prinz von Baden und der badiſche Geſandte hatten kein Licht. Selbſt der Tapezier Kunz war diesmal beſcheiden.

Der König iſt aus Tetſchen zurück. Man erzählt die ſonderbarſten Dinge von dort. Der König ſoll ſich auf das abenteuerlichſte betragen haben, der Kaiſer und die Kaiſerin darüber höchſt erſtaunt geweſen ſein. Die tollſten Poſſen und der tollſte Schwulſt! Indeß haben die beiderſeitigen Miniſter ihre Geſchäfte ſo ziemlich abgethan, nicht zur Zufriedenheit gewiſſer Leute! — Dieſe Nachrichten kommen aus einer Quelle, die den Generaladjutanten von Gerlach als Erzähler vermuthen laſſen. Der kann offenbar mit dem jetzigen Gang der Dinge nicht zufrieden ſein, und am wenigſten mit dem Könige ſelbſt, den er ruſſiſch geſinnt weiß und doch gegen Rußland fortgeriſſen ſieht. —

Warum ich nur ſo ſporadiſch leſe, nicht methodiſch, in ordentlicher Folge? Heine ſagte ſchon früh: „Ich lebe nur zum Vergnügen!“ Darf ich im ſiebzigſten Jahr nicht „nur zum Vergnügen“ leſen? —

Warum iſt das Alter gewöhnlich ſo mißmuthig? Weil allem Leben ſo vieler Schein, der ſein Schmuck war, abfällt, auch der eigne Schein, der uns begleitet, und ohne den das Weſen, das doch die Hauptſache iſt, für uns weniger ver-

ſtändlich und ſchwerer darſtellbar wird. Von dieſer Seite bleibt das Alter, dem doch ſonſt die größten Befriedigungen gewährt ſind, den meiſten Menſchen unbefriedigend. —

Montag, den 12. Juni 1854.

Viel war von Bettinen die Rede, zum Theil tadelnd, zum Theil lobend, faſt immer aber unrichtig; ſie ſehen nur das Einzelne, nicht den Zuſammenhang, und glauben dieſen Reichthum mit dem gewöhnlichſten Maßſtabe meſſen zu dürfen. Ein Urtheil von Herrn Dr. Hermann Franck, das dieſer zu Crépet geſagt hatte, daß nämlich Bettina in Berlin nicht an ihrem Orte geweſen ſei, daß ſie anderwärts beſſer gediehen wäre, zu höherer Reife gelangt ſein würde, muß ich ganz und gar beſtreiten. Ein glücklicherer Ort als Berlin konnte für ſie nicht gefunden werden, Berlin war das günſtigſte Fußgeſtell für ihre Erſcheinung, in anderer Atmoſphäre als der hieſigen würde ſie bald erſtickt, oder nur eine gewöhnliche Frau geweſen ſein. Ich möchte ſagen, Friedrich der Große hat erſt den Boden geſchaffen, auf dem ſolche Freiheit und Eigenheit, wie ſie in Rahel und Bettina ſich zeigen, ihre volle Entwickelung finden konnten. Für Rahel freilich blieb noch manches zurück, ihr hätte andere Stellung gebührt. —

Man ſuchte den König auszuforſchen, welches Maß von Huldigungen für den Prinzen und die Prinzeſſin von Preußen ihm wohl genehm ſei; er ſprach das Wort aus: „Was man meinem Bruder thut, das thut man mir!“ Da war jede Beeiferung denn äußerlich berechtigt, innerlich aber wird eine zu große doch übelgenommen, meint man, beſonders ſoll die Königin große Eiferſucht hegen. — Der Miniſterpräſident von Manteuffel hat erſt ſpät durch den Telegraphen angeordnet, daß ſein Miniſterhotel feſtlich erleuchtet werden ſolle. Er iſt mit dem Prinzen mehr einverſtanden, als mit dem König;

eben deßhalb wollte er sich zurückhalten, und nichts Uebriges thun. —

Die Anleihe von dreißig Millionen Thaler wird mit dem Hause Rothschild hier unterhandelt. —

In Magdeburg wird die freie Gemeinde mit frecher Willkür und schnöder Gewaltlist als Handwerkerverein behandelt! Die nichtswürdigen Plackereien dauern unaufhörlich fort. Die Heuchelei beseelt, die Augendienerei geehrt eifrigst. — Preußen ein Militairstaat? Ein Pfaffen- und Schrauzenstaat! Aber, aber — es lebt auch noch Andres in ihm! Gottlob! —

Der Prediger der hiesigen freien Gemeinde Herr Hofmann wollte eine Vorlesung über die Geschichte der Waldenser gegen geringes Eintrittsgeld halten; die Polizei erklärte, Vorlesungen für Geld müßten eine besondere Erlaubniß haben; er wollte sie nun umsonst halten, und die Polizei wußte keinen Einwand, als aber die Zuhörer schon versammelt waren, löste der beaufsichtigende Konstabler die Versammlung auf, ohne einen Grund anzugeben. Die nicht gehaltene Vorlesung ist nun im Druck erschienen. — Die Waldenser waren eine freie Gemeinde jener alten Zeit; der König von Preußen beschützt noch heute deren Nachkommen in Piement; die heutigen Waldenser verfolgt er! —

Dienstag, den 13. Juni 1854.

Ich hatte es heute sehr mit der Goethelitteratur zu thun, fand viel aufzuräumen, Vergessenes wieder in's Gedächtniß zu rufen. Das Bedürfniß, Goethe's Briefe in Einen Körper gesammelt zu sehen, wird immer fühlbarer. Welche Schatzkammer von Lebensweisheit und Lebensreizen, Gefühlen und Gestalten! —

Nachrichten aus St. Petersburg. Der Kaiser Nikolai

wüthet, ſtößt Verwünſchungen gegen die Monarchen von Oeſterreich und Preußen aus, droht an beiden ſeine Rache zu nehmen. Er will Rußland ganz fanatiſiren, alles ſoll zu den Waffen greifen, die Koſaken ſollen ihre Pferde wieder in der Seine tränken, Preußen ſoll nur als ruſſiſcher Vaſall fortbeſtehen ꝛc. Es beſtätigt ſich auch, daß Mevendorff in Ungnade iſt, der Kaiſer nennt ihn einen eitlen Gecken, der ſich eingebildet habe Oeſterreich zu lenken! Es ſollen ächte Ruſſen an die Stelle der Deutſchruſſen kommen; da wird die ruſſiſche Diplomatik und Heerführung ſchlecht genug fahren! —

Der Fürſt Paskewitſch iſt ſchwer erkrankt. Siliſtria hält ſich. Franzoſen und Engländer rücken nach Schumla vor. Oeſterreich rüſtet kräftig und eilig. Die engliſch-franzöſiſche Flotte in der Oſtſee fährt hin und her, nimmt Schiffe, beobachtet die Häfen und Küſten. —

Der König iſt nach Preußen gereiſt. Daß er in Tilſit oder ſonſt wo eine Zuſammenkunft mit dem Kaiſer von Rußland haben werde, wird ausdrücklich verneint. — Der Prinz von Preußen auch nach Königsberg, Truppen zu beſichtigen. —

Mittwoch, den 14. Juni 1854.

Ludmilla kam von Fräulein Neander zurück, die ſehr krank, und von den Aerzten aufgegeben iſt! Ich ſah ſie nicht, doch geht ihr Verluſt mir ſehr nahe, auch Ludmilla wird untröſtlich ſein! Die Kranke hat geſtern etwas irre geredet, zwiſchen ganz hellen Augenblicken; ſie fragte nach ihrem Bruder: „Wo iſt denn Auguſt? warum ſeh' ich ihn nicht?“ Man ſuchte ihr begreiflich zu machen, daß er längſt nicht mehr lebe. „Wie? ſo viele Jahre ſollt' ich ohne ihn gelebt haben? das iſt gar nicht möglich! ganz vor kurzem hab ich ihn ja noch geſprochen!“ In dieſem Wahn offenbart ſich ihr Innerſtes, das Leben ohne ihren Bruder war keines, es ſchränkte ſich im Be-

wußtsein auf eine Spanne Zeit ein. Sie hatte es schon immer so gefühlt, auch gesagt; bei ihrer sonstigen Heiterkeit und Frische wollte man es nicht glauben! —

Der vielfach verfolgte, zum Auswandern gedrängte Prediger Wander aus Schlesien ist im Staat Ohio am 6. April gestorben, kurz nach Antritt seines Predigtamtes bei einer dortigen freien Gemeinde. —

Heute ist hier endlich die Malmén'sche Knabenanstalt geschlossen und Malmén selbst verhaftet worden. Der Staatsanwalt Körner und der Polizeidirektor Stieber führten es gemeinsam aus. —

So weit erkennt doch der König die Verfassung an, daß er sich darein fügt, für seine Kabinetsbefehle stets die Unterschrift eines Ministers zu verlangen; nur im Kriegswesen und in den auswärtigen Angelegenheiten verfügt er bisweilen ohne die Minister deßhalb anzugehen. Bei manchen Gelegenheiten hat er auch schon im Kabinet ausgefertigte Befehle durch Illaire oder Niebuhr den betreffenden Ministern zugesandt, mit der Weisung, so lange dort zu bleiben, bis der Minister unterschrieben habe. Da machen diese denn freilich keine großen Umstände! —

Mitte Juni 1854.

Vor kurzem war Dr. Walesrode aus Königsberg hier. Er kam mit einem ordentlichen Passe, der nach Hamburg und England ausgestellt war. Er bemerkte, daß ihm hier überall ein Konstabler folgte, und ihn genau beobachtete, was er that, mit wem er verkehrte; auch in seiner Wohnung geschahen polizeiliche Nachfragen. Er war daher sehr vorsichtig, und vermied manche Leute lieber, um sie nicht bloszustellen; auch war ihm unter diesen Umständen der Aufenthalt nicht angenehm, und nach fünf Tagen betrieb er seine Weiterreise. Sein bei

der Polizei aufbewahrter Paß wurde ihm wiedergegeben, er ging auf den Hamburger Bahnhof und nahm sein Fahrbillet. Da trat ihn ein Polizeimann an, sagte, er solle kein Aufsehen machen, und ihm still folgen. seine Sachen müßten untersucht werden. Er folgte ohne Widerrede. Man führte ihn in ein abgelegenes Zimmer, das von Soldaten bewacht war, und durchsuchte sein Gepäck, alles auf's genauste, die Zeitungsblätter, worin seine Stiefeln eingewickelt waren, besah man genau und behielt sie, deßgleichen einige Briefe von unnamhaften Personen. Nachdem dieses alles geschehen war, sagte man ihm: „Mein Herr, wir haben Befehl, Sie auch am Leibe zu durchsuchen!“ Er widersprach nicht, und mußte sich nun ganz ausziehen, Kleider und Wäsche wurden auf's genauste besichtigt. Man fand nichts, und war sichtlich ungehalten über die Fruchtlosigkeit des Bemühens. Ich muß noch nachtragen, daß man ein altes Exemplar seiner „Unterthänigen Reden“ fand, und dies wegnahm; ferner machte ein Miniaturbild großes Bedenken, das den Abbé Sièyes vorstellte, — Walesrode hatte dasselbe von dem einstigen Mainzer Klubbisten Hofmann geschenkt erhalten, — und in welchem man den Dr. Johann Jacoby erkennen wollte; auf die Versicherung, es sei nicht Jacoby (und wenn er's nun gewesen wäre??!), fragte man eifrig, wer es denn sei, worauf Walesrode endlich antwortete, es stelle einen französischen Geistlichen vor, dessen Namen sie wahrscheinlich nie gehört hätten; nach langem Besehen und Ueberlegen ließ man ihm das Bild. All dieses hatte mehrere Stunden gedauert, der Bahnzug war längst fort. Als man den Verhafteten nun entlassen wollte, sagte er, daß er sein Billet bereits bezahlt aber den Zug auf den es gelte versäumt habe; er glaube verlangen zu können, daß die Polizei, die ihn an der Fahrt verhindert habe, ihm das Billet auf die nächste umstempeln lasse. Dazu ließ sie sich bereit finden, das Billet wurde umgestempelt, Walesrode jedoch blieb

unter Aufsicht, und durfte bis zur wirklichen Abfahrt mit niemand sprechen. —

Was ist das für ein Verfahren? wie soll man es nennen? — Sie sind in Noth wegen ihrer Märkkomplette, sie möchten gern was finden, und hofften in Waleśrode einen geheimen Sendboten der deutschen Demokraten an die Flüchtlinge in England ertappt zu haben; sie dachten Aufträge der Königsberger und Berliner bei ihm zu finden, und ließen ihn vorher unangefochten, um ihn sicher zu machen, und im letzten Augenblicke zu fassen. —

Sein Freund, der Referendarius Meyerowicz, war zum Abschied auf den Bahnhof gekommen, und einen Augenblick, bloß weil er lebhaft fragte, was denn geschehe, mitverhaftet. — Während Meyerowicz in Haft war, hielt man bei ihm Haussuchung. —

Donnerstag, den 15. Juni 1854.

Früh aufgestanden und geschrieben. Die Bamberger Berathungen! Schrecklich, daß alles was in Deutschland zum Guten geschehen könnte und sollte, nur dann möglich und wirklich wird, wenn es zum Schlechten dient. Ein Verein deutscher Regierungen gegen die Großmächte des Bundes, zur Wahrung des Rechtes, der Freiheit, zur Förderung der Bundeskraft und Bundesehre — unmöglich! Aber im Sinn und zu Gunsten Rußlands, das geht, und man wagt es nicht sie zu stören! Ein deutscher Fürst, der für Volksrecht und gegen Willkürmacht den Nachbarn und dem Bundestage Trotz böte, — unmöglich! Aber ein Kurfürst von Hessen mit seinem Hassenpflug in despotischer Absicht darf es ungestraft! —

In Jacobi gelesen; seine philosophischen Schriften machen auf mich immer denselben unangenehmen Eindruck, es ist mir dabei stets zu Muth, als machte einer mit weinerlichem Trotze

sein gutes Recht geltend; Recht hat er in seiner Weise, und mit ehrlicher Ueberzeugung, aber sein Vortrag ist sehr unangenehm. — Schelling ist unwürdig mit ihm verfahren, Friedrich Schlegel hat ihn später ehrend anerkannt, Schleiermacher trotz alter Vorurtheile bei persönlicher Bekanntschaft ihn sehr liebgewonnen. —

Der General von Scharnhorst ist am 13. in Ems an einem Nervenschlage gestorben. Er war ein tapferer, einsichtsvoller Offizier und sehr braver Mann. —

Freitag, den 16. Juni 1854.

Besuch von Herrn Dr. Behse, neue Schwierigkeiten von polizeilicher Seite gegen seine Einbürgerung; Hinckeldey schrie auf, als die Sache an ihn gelangte, und meinte, man hätte ja gern ihm jahrelangen Aufenthalt hier gestattet, aber Einbürgerung sei zuviel! Indeß kann er die Sache nicht rückgängig machen, wohl aber sie liegen lassen. Mittlerweile schwebt Behse zwischen Himmel und Erde, ein Sachse ist er nicht mehr, ein Preuße noch nicht. Er lacht darüber, ich aber find' es abscheulich. —

Abends Herr Graf von * mit mancherlei Neuigkeiten, zum Theil etwas wunderlichen. Er sagte mir unter andern, daß die hiesigen Berichter über die Gerichtsverhandlungen für die Zeitungen ein förmliches Bureau errichtet haben, wo man ihr Schweigen erkaufen kann; z. B. daß eines ärgerlichen Prozesses nicht erwähnt wird, dafür zahlt man 50, 100 bis 200 Thaler; ein Beamter, der für seine Vermittelung Theil an dem Gewinne zog, ist deßwegen vor einiger Zeit abgesetzt worden. Er sagte mir auch, daß der Polizeidirektor Stieber noch jetzt von der Vossischen Zeitung jährlich 900 Thaler bezieht, daß er von der Krell'schen Verwaltung jährlich über 1000 Thlr. hat, daß er von der Polizei bedeutende Summen zu

geheimen Ausgaben empfängt, daß er binnen weniger Jahre ein Vermögen von über 30,000 Thalern zusammengebracht hat!

Sonnabend, den 17. Juni 1854.

Ludmilla fuhr um halb 7 Uhr zur Eisenbahn, nach Hamburg. Ich war zu unwohl, sie zum Bahnhof zu bringen.

Ich brachte die Nacht fast schlaflos zu; gegen 1 Uhr Morgens großer Lärm von der Feuerwehr, sie war allarmirt worden, und sammelte sich beim Opernhaus aus allen Enden der Stadt, sehr rasch und in voller Bereitschaft, — aber sie hatte heimlich die nöthigen Winke bekommen! Das Schauspiel wurde den Herren von Rothschild gegeben — sie hatten vor der Abreise dies noch sehen wollen. —

Mittags kam Bettina von Arnim; sie las mir ihren Brief vor an den Dr. Alexander Jung in Königsberg. Ihre Sache mit ** und *** scheint zu Ende zu gehen, doch mit der Wendung, daß Bettina die Verluste trägt.

Während wir bei Tische saßen — Bettina aß etwas mit — kam der Direktor Schadow aus Düsseldorf; der Arme soll am Montag eine kleine neue Operation am Auge bestehen. Er war sehr erfreut, Bettina zu sehen, sprach vieles mit ihr, die auch länger blieb als sie anfangs wollte. Nach ihrem Weggehen blieb er noch eine Stunde allein mit mir, sprach von seinem Werk über Malerei, das hier im Druck ist, von einem Roman in drei Bänden, den er geschrieben hat, und von zwei dramatischen Stoffen, — Johann von Orleans der eine, der andere Thomas Morus, — die er im Kopfe trägt, beide will er vom strengreligiösen Standpunkt aus behandeln; er bekennt sich als gläubiger Katholik, und meint, das allein habe ihn bei seinem Erblinden vom Selbstmord gerettet. Lob der Beichte, der kirchlichen Anstalten; doch verlangt er Duldung und Anerkennung für Andersdenkende. Viel über das

künſtleriſche Schaffen, in der Malerei, in der Dichtkunſt, über Talent und Lehrweiſe. —

Sonntag, den 18. Juni 1854.

Rückblick auf mein Verhältniß im preußiſchen Dienſt; es war durchaus ungewöhnlich, obſchon ich keine hohe Stellung erreichte, ſo hatte ich doch in jeder einen hohen Grad von Selbſtſtändigkeit, ich that nicht wie ein Staatsdiener unbedingt das Befohlene, ſondern brachte meinen eignen Sinn und Willen mit. In Karlsruhe lieh ich der preußiſchen Leitung meine Anſichten, ja drang ſie ihr auf. Später in Berlin, als der Miniſter Graf von Bernſtorff mir Aufträge gab, war dieſer ſo ehrenhaft, mich zu fragen, ob ich gewiſſe Ausführungen auch gern übernähme, ob ſie mir nicht zuwider wären? Es war glücklicherweiſe nur Einmal der Fall, der jedoch ohne mein Widerſprechen von ſelbſt unerledigt blieb. Merkwürdig iſt es mir, daß Bernſtorff manche meiner Arbeiten erſt durch Kanzelliſten abſchreiben ließ, damit ſie nicht in meiner Handſchrift zu den Akten kämen. Ich kann mir es nur dadurch erklären, daß er die Eiferſucht Ancillon's oder Eichhorn's, denen ich freilich oft vorzugreifen hatte, ſchonen wollte. — Bernſtorff war ganz und gar Ariſtokrat, aber aus innerſter Natur, ohne ſpitzfindige Grübelei oder hitzigen Eifer, und ich konnte vortrefflich mit ihm zurechtkommen. —

Montag, den 19. Juni 1854.

Wieder ein ruhiger Tag. Von früh bis ſpät geſchrieben, mit mäßigem Erfolg. Die Arbeit ſelbſt iſt vielleicht nicht viel werth, deſto mehr aber mir die Erregung, die ſie mir giebt, die Gedanken und Bilder, die ſich herbeidrängen. Zeiten und Menſchen lern' ich immer mehr einſehen, und das Verſtändniß

Sagen Sie mir, iſt es denn wahr, daß alle preußiſche und andere höhere Behörden, ein Exemplar von Hrn. Alexander Humboldt's großem Werke nehmen müſſen? So wurden ehemals den Bauern Metzen Salz zugemeſſen. Was ſie nicht ſelber fraßen, bekamen Schafe und Rinder.

Da bis zum Abgange des Kouriers noch 14 Tage ſind, will ich Ihnen wo möglich tagtäglich ſchreiben. Es iſt mir innigſt angenehm, Sie und Frau von Varnhagen beſtändig vor Augen zu haben. Meine Bülletins werden Frau von Varnhagen ebenſo gut zugedacht ſein, wie Ihnen ſelbſt. Möchten Sie mich beide nur halb ſo lieb haben, als ich Sie von ganzer Seele liebe und verehre.

Ganz der Ihrige

Oelsner.

Graf Schlabrendorf zu Oelsner's Brief.

Vom 26. Januar 1822.

Ich verſichere, daß ich keineswegs außer Acht laſſe, nachzuforſchen, und ich beim erſten Anblick ſie überſenden werde, und eben dann wird Ihre Verlegenheit angehen, denn ich werde nichts mehr für unmöglich halten, wenn ſich das franzöſiſch und gemeinfaßlich ſagen läßt.

---

führt Billigkeit des Urtheils mit ſich, Beruhigung, Hoffnung! Hoffnung auf weiteren Fortſchritt aller Dinge, auf helleres Licht, entwickeltere Zuſtände. Ameiſenarbeit; aber die grade ſicherer als Herkulesarbeit! — Briefliche Anfrage vom Geheimen Staats-Archivar Dr. G. Friedländer, wegen eines Buches, ſogleich beantwortet. Wie die deutſchen Bücher, ſelbſt aus ganz naher Zeit verſchwinden, iſt ſehr auffallend: des Nächſtvergangenen nicht zu achten iſt unſer ſchlimmer Fehler; ſo haben die Deutſchen ihre ſchwäbiſche Dichterzeit ganz aus dem Leben hinausfallen laſſen, ſo daß ihre Wiederentdeckung und Hervorziehung jetzt nur noch als eine gelehrte möglich iſt, die trotz aller Bemühungen in den heutigen Lebensſtrom nicht mehr einfließen kann. Wie hat man ſich mit den Nibelungen gequält, ſie in Schulen eingeführt! Grade da ſtehen ſie aber den Knaben weniger nah, als der griechiſche Homeros. —

Nachrichten von Siliſtria; neue große Verluſte der Ruſſen! Die Soldaten werden furchtbar hingeopfert! Die Generale ſelber müſſen hart heran, Paskewitſch verwundet, Schilder, Selwan geblieben. Der Kaiſer ſoll befohlen haben, Siliſtria um jeden Preis zu nehmen, ehe die Feindſeligkeiten öſterreichiſcherſeits beginnen. —

Die Gränzboten waren wegen eines Artikels über die preußiſche Politik polizeilich hier weggenommen werden. Das Gericht hat die Beſchlagnahme aufgehoben, und die Kritik unſeres Verhaltens zwar für eine ſcharfe, aber nicht ſtrafbare erklärt. Dieſe Freiſprechung iſt ſehr auffallend, und es bleibt vielleicht nicht dabei. —

In Elbing hat der Polizeidirektor den Neuen Elbinger Anzeiger mit Entziehung der Konzeſſion bedroht, wenn er ſeine politiſchen Artikel ſo wie bisher fortſetze. Die Artikel ſind nämlich ächt preußiſch, aber nicht ruſſiſch! Bei der ſchlaffen Wandelbarkeit eben natürlich freche Willkür unten! —

Betrachtung über Bettina von Arnim, den Zuſammen-

hang ihrer Eigenschaften, und deren Widerstreit. Es ist nicht leicht, den Schlüssel zu ihrem Wesen zu finden, den Schlüssel, der alle Fächer desselben öffnet. Man muß sich hüten, nicht ungerecht gegen sie zu werden um des Einzelnen willen, das Ganze ist vortrefflich. Wer aber in die Einzelheiten hineingeräth, der wird freilich Ursache haben sich zu beklagen, dem kann oft grausam mitgespielt werden! Ich erinnere mich, einst den Vorwurf der Unmenschlichkeit gehört zu haben, deren man Bettinen und ihren Bruder Clemens beschuldigte. Dieser ist in so fern gegründet, als beide Geschwister, sobald es die Umstände oder auch nur die Laune so wollen, keinen Menschen schonen, jeden zum Spiel benutzen und verbrauchen. Bettina ist für jeden Bedürftigen in jeder Art zur Hülfe bereit, mit größten Opfern, mit größter Anstrengung, aber vorher und nachher wirft sie denselben Menschen spottend weg, behandelt ihn als Sache, giebt ihn dem Gelächter preis; jeden, — ihre Kinder ausgenommen! In Clemens ging diese Unmenschlichkeit in's Fabelhafte, — in Bettina geht sie — auch weit genug! — Sonderbar, von den vielen Geschwistern Brentano sind nun schon drei in wahndumme Frömmigkeit gefallen; Clemens, Christian und Frau von Desbordes (frühere Jordis, Loulou); Bettina ist vor solchem Unglück bewahrt, sie wird ihrem furchtlosen Verstande treu bleiben! —

Dienstag, den 20. Juni 1854.

Nachrichten aus Preußen. Aeußerer Prunk und Jubel beim Erscheinen des Königs, von ihm gewollt, von den Behörden veranstaltet, im Stillen aber schlechter Eindruck, Mißfallen und Verstimmung. Der Sinn ist weit mehr dem Prinzen von Preußen zugewendet, der aber die lauten Bezeigungen möglichst ablehnt. Man fürchtet, daß während dieser Reise große Ränke gespielt, dem Könige gewisse Eindrücke gegeben

und Entschließungen abgedrungen werden, die schlechte Parthei wendet jetzt alle ihre Thätigkeit auf dieses Gebiet, das einzige, wo sie noch ungeschlagen steht. Meines Erachtens ist nicht viel zu fürchten, die Lage der Dinge ist so, daß die Willkür wenig vermag. —

Die Junkerparthei seufzt auch nach den Kammern, da konnte sie sich breit und geltend machen! Die Lumpen bedenken nicht, daß sie dort nur gutes Spiel haben, so lange die Demokratie sich des Wählens enthält, und die Kammern verachtet!

Ich blieb zu Hause. — In Fontenelle's Lobreden gelesen, in Tagesneuigkeiten, im Horatius. —

Die Belagerung von Silistria aufgehoben! Vergeblicher Versuch der Russen, den türkischen Befehlshaber zu bestechen. General Schilder hat ein Bein verloren. Uneinigkeit und Eifersucht der russischen Generale, wechselseitige Anschuldigungen. —

Größte Hitze heute 22° Reaumur im Schatten. —

Der Fürst von Metternich hat in altem diplomatischem Eifer eine Friedensvermittelung ausgedacht, und seinen Plan in einer Denkschrift ausgearbeitet, die der Kaiser von Oesterreich gebilligt haben soll. Metternich hat seinen Entwurf darauf an Lord Aberdeen gesandt; dem mag sie denn freilich gut gefallen. Alter Ehrgeiz, der gern noch einmal mitspielen will! (Siehe die Berichtigung unter dem 29. Juni.)

Mittwoch, den 21. Juni 1854.

Zu Hause Besuch von Frau Bettina von Arnim, sie kam als Sturmwind, klagte über Justizleute und Druckerleute, setzte sich hin eiligst etwas zu schreiben, sprach vom Musiker Joachim, stürmte dann wieder fort. Sie war wenigstens munter und kräftig. — Von der Musik Felix Mendelsohn's sprach sie ganz geringschätzig, der sei der Marspas, den der

Gbrgeiz verführt habe, etwas ſein zu wollen, was er nicht ſein konnte: von Meyerbeer's Muſik meinte ſie, der ſei nicht einmal werth, daß ihm das Fell abgezogen würde, der möge ſein trockenes, enges nur behalten! —

Nachrichten aus Jaſſy, aus St. Petersburg. Jämmerlicher Zuſtand der Truppen, ſelbſt der Offiziere. Mißſtimmung der Großen. Der Großfürſt Konſtantin angeſehen als der Anſtifter des Krieges, als Hetzer der altruſſiſchen fanatiſchen Parthei, der Großfürſt Thronfolger zurückgezogen, ſeine Gemahlin der Mittelpunkt der deutſchen, der Friedensparthei. Das Volk im Ganzen dem Krieg abhold. Der Kaiſer in beſchämter Wuth. —

Klemme, in der ſich die ruſſiſchen Diplomaten befinden: entweder ſie ſagen die Dinge der Wahrheit gemäß, aber wie man ſie nicht wünſcht, dann ſind ſie mißliebig, oder ſie ſagen die Dinge falſch, aber wie man ſie wünſcht, dann fallen ſie in Ungnade; alſo in jedem Falle entgehen ſie nicht dem Unheil; wählen ſie den erſtern, ſo kommt es früher, wählen ſie den andern, ſo kommt es ſtärker. —

Von den bewilligten 30 Millionen leiht Preußen vorlaufig 15 an: Königliche Verordnung hierüber. Deßgleichen wird die Erhöhung der Einkommenſteuer ausgeſchrieben. —

Rußland macht auch eine Anleihe, von 50 Millionen Silberrubel: das hieſige Haus Mendelsſohn übernimmt davon 5 Millionen. Ob ihm das binnen kurzem noch erlaubt ſein wird?

Die Ruſſen haben im bothniſchen Meerbuſen ein engliſches Boot genommen, drei Offiziere getödtet. Großer Jubel darüber in den Blättern von St. Petersburg und gemeinſter Widerhall in der hieſigen Kreuzzeitung! — Der Lange'ſche Telegraph in der Franzoſenzeit hier war ein edles Blatt gegen dieſe Kreuzzeitung: pöbelhaftern und niedrigern Ton als dieſe hat noch keine deutſche Zeitung angeſchlagen. Bravo, Herr Goedſche, Herr Stahl, Herr Wagener, Herr von Gerlach! —

Donnerstag, den 22. Juni 1854.

Der König ist an der russischen Gränze durch den vom Kaiser an ihn abgeschickten General von Grunwald begrüßt worden; auch der preußische Militairabgeordnete in St. Petersburg, Graf von Münster, hatte sich eingestellt. „Wenn der König zeigt, er möchte andere, als er muß, wer hat den Schaden davon?“ —

Bettina von Arnim kam gegen Mittag, schenkte mir ihre Briefentwürfe an den Prinz-Regenten von Baden, und an den Prinzen von Preußen — die ihr beide nicht geantwortet haben — in der Sache des unglücklichen Gervin Wiesbitzki, nebst zwei Briefen von dessen Frau. Sie klagte, daß sie im Weggehen von Hause auf der Treppe gefallen sei, und sich am Arm und am Bein geschunden habe, ich bot ihr Arnica oder Goulard'sches Wasser an, sie wollte nichts, litt aber sichtlich. Sie machte meinem Bülow, den sie bei sich trug, die größte Lobrede, es sei so lebendig, man sehe alles, es sei so gut gruppirt, daß man ein wahres Vergnügen habe vom Lesen; sie sagte, sie kenne kein zweites Buch der Art, auch lobten es alle Offiziere. Einen kleinen Fehler wollte sie gefunden haben, ich hätte gesagt, die Truppen empfingen das Feuer, ich hätte sagen sollen, das Feuer empfing sie, das wollte sie geändert haben. — Bettina machte mir auch einen wehmüthigen Eindruck, sie schien zu leiden, nicht blos von ihren Verletzungen, sondern von tiefem Mißvergnügen, von Dingen, die sie zu sagen wünschte, und doch nicht entschlossen war zu sagen. Sie war so ernst, nachdenklich und ergeben! Nachdem sie weggegangen war, kam sie noch einmal wieder, sie hatte was vergessen. Man darf ihr nicht zeigen, welchen herzlichen Antheil man an ihr nimmt, sie will keine Rührung sehen noch haben, wenn sie sie auch erregt. —

Abends ging ich in den Thiergarten, wo es sehr lebhaft war, von Menschen und — Mauren! Bis zu Teichmann's

Blumengarten, dann zurück. Rasengrün erquickend, Blumenflor reich! —

Zu Hause Thee; Sprachsachen vorgenommen. Im Horatius gelesen. — Gute Nachrichten von Silistria! —

Vertrauliche Nachrichten aus St. Petersburg sprechen geheimnißvoll von einem Mordanschlag auf den Kaiser, der in großer Gefahr gewesen sein soll. Der Schlag ist noch eben zu rechter Zeit verrathen und so vereitelt worden, die Verschwörer sind wahrscheinlich ergriffen und bei Seite geschafft, ihre Namen bleiben ungenannt. Man deutet an, daß schon einige Mordanschläge gegen den Kaiser stattgehabt, von denen das Publikum niemals etwas erfahren, daß aber in Folge derselben der Kaiser seine Strenge bis zur Wuth geschärft und der vielfachen Polizei die eifrigste Späherei und Aufsicht anbefohlen habe. — Man wiederholt bei dieser Gelegenheit, was schon früher gesagt worden, daß der Kaiser seines Kriegsheeres nicht mehr sicher, demselben Beschäftigung zu geben gedrungen gewesen, und deßhalb früher, als sonst geschehen wäre, die Verwicklung im Orient herbeigeführt habe, wobei die trügerischen Berichte seiner Diplomaten ihm zu Hülfe kamen. —

Freitag, den 23. Juni 1854.

Geschrieben, von früh bis zum Abend, mit kurzen Unterbrechungen, mit leidlichem Erfolg. Eine kleine Arbeit zum Abschlusse gebracht, ein biographisches Bild, in welchem ein Roman schon ganz fertig liegt. Schade nur, daß der Ausgang so tragisch ist! Ich war beim Schreiben immerfort sehr bewegt. —

Endlich einmal eine ehrliche Begnadigung, aber in Sachsen, nicht hier! Der Hauptmann von Rohrscheidt, wegen Theilnahme an dem Maiaufstande von 1849 zum Tode verurtheilt, auf lebenslängliche Haft begnadigt, dann auf einjäh-

rige, ist am 18. Juni vom Königstein frei entlassen worden. So sehr „ehrlich“ sind' ich diese Begnadigung aber nicht, sondern ungroßmüthig, kleinlich. —

Daß der Prinz-Regent von Baden, und der Prinz von Preußen auf die rührenden Bittschreiben Bettina's von Arnim gar nicht antworten, ist recht bezeichnend! Der arme Gervinus! Dabei ist er das Opfer seines Zutrauens und der ihm gelegten Fallstricke.

Nachmittags wieder Nachrichten aus Rußland; es sieht dort bunt aus, niemand übersieht das Ganze, am wenigsten der Kaiser, dem grade das verborgen bleibt, was er wissen sollte. Die Stockung des Handels wird in St. Petersburg sehr schwer gefühlt. — Gute Nachrichten von der Donau, die Russen in vollem Rückzuge. —

Zu Hause in Schadow's Bogen gelesen, in den Oden des Horatius, in den Denksprüchen des Plutarchos.

In Potsdam schwören die Offiziere Stein und Bein, der Kaiser von Rußland habe mit dem Könige heimlich eine Zusammenkunft gehabt, und freuen sich der guten Folgen! Heimlich? Das wäre ja die größte Schande! Haben die Junker denn für ihren Kaiser nicht mehr Ehrgefühl? Oeffentlich, — das wäre längst angezeigt, aber auch darin läge ein Bekenntniß der Schwäche, der Noth, — besonders nach dem Bündniß mit Oesterreich. —

Schändliche, verrätherische Aeußerungen Aberdeen's im englischen Parlament in Betreff des Kriegs und des Friedens. Scharfe Bemerkungen der Nationalzeitung (Dr. Bucher's) über den alten Lump, der zeitlebens eine schlechte Rolle gespielt. Wie ein solcher Kerl mit offen eingestandener Russen- und Knechtschaftsliebe jetzt noch immer Minister sein kann, ist unbegreiflich! —

Der König hat — vom Anhaltiſchen Bahnhof aus — die Kabinetsordre erlaſſen, daß in Zukunft die Wachen am Charfreitag und am Bußtag ohne Muſik aufziehen und überhaupt kein Spiel gerührt werden ſoll. Wie gottlos war bisher der preußiſche Staat! —

Der lippiſche Bundesgeſandte Viktor von Strauß, einer der größten —, die aus der Reaktionszeit ſich heraufgemacht, hatte Briefe über Staatskunſt herausgegeben, in denen dem Könige gerathen wurde, ſeinen Verfaſſungseid für nichts zu achten und zu brechen; das Buch war hier bei Hertz erſchienen, und wurde von der Junkerpartei mit Jubel begrüßt. Der Staatsanwalt aber mußte einſchreiten, und da der Verfaſſer nicht erreichbar, ſo wurde der Verleger zu einer Geldſtrafe verurtheilt. Der König hat ihn jetzt begnadigt und ihm die Strafe geſchenkt. Zeichen, an dem ſich vieles erkennen läßt! —

Herr von Jasmund unterzeichnet wieder das Preußiſche Wochenblatt als Herauszeber. Er war zu den Landwehrübungen gezogen worden, das allein hatte den kurzen Wechſel verurſacht. — Die polizeilich weggenommene Nummer des Blattes iſt wieder freigegeben worden.

Wo bleibt die erſte Kammer? die verheißene Pairie? Weiß man mit der unbedingten Vollmacht, ſie zu machen ganz nach Belieben, ſo gar nichts anzufangen? Geſteht man unbedingte Zeugungsunfähigkeit? Soll das Aergerniß einer gewählten erſten Kammer, die nicht Fiſch noch Fleiſch iſt, noch immer fortbeſtehen? Jämmerlich, jämmerlich! —

Eine Neubildung der erſten Kammer liegt noch im weiten Felde, aber die Wiederherſtellung des Staatsraths ſteht in naher Ausſicht. Dieſe ſchwerfällige, unnütze, koſtbare Behörde kommt nach großen Mühen endlich wieder zu Stande, jetzt, wo ſie neben den Kammern unnöthig geworden. Früher war ſie, wenn auch ſchlecht organiſirt, doch gar nicht überflüſſig. In

Preußen denkt man nicht an Vereinfachung, immer nur an Vervielfachung des Getriebes. Dem neuen Staatsrath soll auch Stahl angehören; so wird der Serbüst und Schwätzer nicht fehlen! —

Der Präsident Lette wird nicht wieder in den Staatsrath eintreten, weil der Disziplinargerichtshof eine Rüge gegen ihn ausgesprochen hat: dagegen sollen die Pfaffen Büchsel und Hoffmann Mitglieder werden. —

Sonntag, den 25. Juni 1854.

Frau von Treskow erzählte folgendes köstliche Stück! Ein achter märkischer Edelmann (ein Verwandter des Herrn von Prudelwitz aus dem Kladderadatsch!) redete von früheren Späßen und allerlei Unfug, den Offiziere und Junker sich öffentlich erlaubt. Sie sagte mit Empörung: nun Gottlob! so was ist denn doch jetzt nicht mehr möglich! „Freilich nicht," versetzte er, „das durfte man nur damals, wie noch mehr Freiheit und Gleichheit unter den Leuten war!" Das nennt er Freiheit und Gleichheit! Vortrefflich! Er hat die Worte oft gehört, und bringt sie im entgegengesetzten Sinn an.

Montag, den 26. Juni 1854.

In Hegel gelesen; geschichtliche Sachen nachgesehen.

Gestern war hier auf dem Schlosse die Johanniter Ordens Spielerei, 51 neue Ehrenritter, Beförderungen mancher Art. Warum es jetzt immer Herrenmeister heißt, anstatt wie sonst Heermeister, wissen selbst alte Johanniterritter mir nicht zu sagen. Vielleicht wissen es die allerneusten! —

Die Neue Preußische Zeitung (die Neue Russische wird sie jetzt immer genannt!) thut sehr höhnisch über die vereinigten Flotten, die nur gegen Theer und Bretter Krieg führen.

da sie doch des Russen Nachimoff Heldenthat gegen Sinope vortrefflich fand; sie findet, die Unthätigkeit der Flotten sei gegen die Waffenehre! Was sagt die Giftspinne denn zu denen, die aus Kronstadt, Sweaborg und Sebastopel sich nicht hervorwagen?

Am 24. ist das Urtheil des Schwurgerichts in Fulda über die wegen Theilnahme an der deutschen Nationalversammlung in Stuttgart des Hochverraths Angeklagten bekannt geworden. Der Marburger Professor Hildebrandt, der Bürgermeister von Hünfeldt, Förster, und aus Kassel Doktor Philipp Schwarzenberg, sind zu zwei Jahren Zuchthaus und Verlust der kurhessischen Kokarde verurtheilt. Alle drei sind außer Landes in Sicherheit. —

Die Erforschung der deutschen Sprache, die Beleuchtung unserer Alterthümer und die Herausgabe der verschollenen alten Schriften ist ein großes, in vieler Hinsicht dankenswerthes Werk, und die Meister desselben, die Brüder Grimm an der Spitze, sind hoher Ehren werth. Mitten in dieser Anerkennung aber überschleicht mich bisweilen ein Zweifel, ob nicht dieses ganze Bemühen, in der Gestalt, die es angenommen hat, den Deutschen mehr schädlich als nützlich sei? Auf dem Ganzen liegt ein verdrießlicher, mürrischer Geist, der sich in Einseitigkeiten und Beschränkungen gefällt, die das heutige Leben nicht dulden kann, wohl aber ihnen theilweise erliegen muß. Ich liebe die Vergangenheit, das Alterthum, ich weise stets darauf zurück; aber wenn das Alte mit der Anmaßung auftritt, der jungen Gegenwart zu gebieten, sie zu hemmen, dann verwünsch' ich es in tiefe Grabesnacht! — Wie heiter, frisch und fruchtbar war die Wiederaufersthung des klassischen Alterthums der Griechen und Römer! Wie belebend drang das hervor! Die starrste Pedanterei stubengelehrter Philologen hat diesen Lebensgeist nicht bezwingen können, und wie herrlich strahlt er aus den Arbeiten der edlen, der wahrhaften

Den 27. Januar 1822.

Den langgenährten Plan, des Geſetzes ſich und der Regierung zu bemeiſtern, haben die dermaligen Herrſcher in großem Zuſammenhange und mit rühmlicher Konſequenz durchgeführt. Werden ſie im Gebrauch des Sieges mehr kluge Mäßigung zeigen, als ſo viele ihrer, auch eine Weile, wiewohl anderer Farbe, glücklichen Vorgänger? Werden ſie den Triumph in längerer Eintracht genießen? Ueber die erſte Frage läßt ſich ſchon jetzt mit einiger Sicherheit entſcheiden und das unbefangene Ausland iſt wahrſcheinlich ebenſo aufgeklärt, wie unſereins. Was die zweite betrifft, ſo habe ich, hier zu Lande, noch keine Parthei geſehen, die im Beſitze der Macht nicht mit ſich zerfallen wäre aus Eitelkeit, Dünkel, Selbſtſucht ihrer thätigſten Elemente. Doch wollen wir den angeblichen Förderern der Legitimität ein günſtigeres Horoſkop ſtellen und annehmen, daß ſie ihre Zwecke mit unerſchütterlicher Einigkeit verfolgen. Sie gehen ziemlich unverholen zu Werke. Liegt es nicht am Tage, daß ſie die Charte in eine bloße Ordonnanz umtaufen, ihr dereinſt wie dem Edikt von Nantes mitzuſpielen? Das Gerede der linken Seite vermag dagegen nichts. Dieſe würde ebenſo viel ausrichten, wenn ſie Pſalmen ſänge oder das Buch Hiob. Die Beſchlüſſe der Mehrheit ſind im Voraus gefaßt. Kammern, Miniſterium, Gerichtshöfe, Geiſtlichkeit, Polizei, alle Zweige der Landesverwaltung, der öffentliche Unterricht, die Tagesblätter ſtehen nebſt ungeheueren Geld- und anderen Beſtechungsmitteln in den Händen der Machthaber. Die 12 neuen, dem Kriegsminiſter bewilligten Legionen werden aus Vendéern und Chouans zuſammengeſetzt. Einleuchtend groß iſt die Summe dieſer Werkzeuge. Zu den Vortheilen, die ſie gewähren, ſchlägt ſich folgender Umſtand. So bedeutend auch immer

Philologen! Alle Nibelungen und alle Grimm's werden nie dem Homer und seinem Friedrich August Wolf gleichkommen.

Dienstag, den 27. Juni 1854.

Die Heirath der Prinzessin Luise, Tochter des Prinzen Karl, sollte in einigen Tagen sehr feierlich stattfinden, ist aber heute in aller Stille, nur in Beisein der Königlichen Familie, in Charlottenburg vollzogen worden; die Neuvermählten sind darauf gleich zu dem Landgrafen von Hessen-Philippsthal-Barchfeld nach Wilhelmsburg abgereist, der im Sterben liegen soll. Man hat die Heirath beschleunigt, weil nach dem Ableben des Landgrafen sie ein ganzes Jahr lang hätte aufgeschoben werden müssen. Die Mutter des neuvermählten Prinzen Alexis ist die Fürstin Sophie von Bentheim, die von mir einst besungene Schönheit. —

Heute früh starb hier die Frau Amalie Beer in ihrem achtundachtzigsten Lebensjahre. Sie war sehr reich und wohlthätig.

Der Stadtgerichtsrath * warnte neulich einen Bekannten, seine urkundlichen Papiere gut in Ordnung zu haben, und sich nicht darauf zu verlassen, daß ein ihm wichtiges Schriftstück in den Akten der Polizei vorhanden sei; wenn es ihr beliebe, schneide die Polizei ohne alles Bedenken das ihr Unbequeme aus den Akten heraus. — Oder thut auch wohl Falsches hinein, wie mir einst der Obertribunalsrath Gad von dem Halunken Tzschoppe versicherte! —

Mittwoch, den 28. Juni 1854.

Der König hat bei der Vermählung der Prinzessin Luise dem Lande wieder die sogenannte Prinzessinsteuer, wie seit fünfzig Jahren immer geschieht, erlassen, doch mit Vorbehalt seines Rechts zu deren Erhebung. Man fragt, ob er ohne

die Kammern noch irgend eine Steuer einfordern dürfte, und die Antwort ist entschieden Nein. —

Die Stadt Berlin braucht neue beträchtliche Geldsummen, die Miethssteuer soll um 1 bis 1½ Prozent erhöht werden. Man klagt ohnehin schon schrecklich über diese sehr hohe Steuer, von der nur die ganz Unvermögenden ausgenommen sind. —

Die Zeitungen sind leer. — Daß der Graf Persigny mit Louis Bonaparte uneins ist, und dessen Absicht der Stiftung eines neuen Kaiserlichen Adels widerspricht, ist eine kleine Merkwürdigkeit. Die Wiederherstellung eines Bonaparte'schen Adels ist aber keine Verstärkung des alten Adels, im Gegentheil eine Schwächung. Der Beschluß der preußischen Nationalversammlung, der Adel sei abgeschafft, und die Stiftung solchen Bonaparte'schen Adels wirken ganz überein. Langsam, aber gewiß! —

Wegen Verbreitung des Harkort'schen Wahlkatechismus giebt es noch stets Verfolgungen. Der Landschaftsrath und Abgeordnete zur zweiten Kammer Brämer beruft sich auf Verjährung, und nach langer Berathung sprach ihn das Obertribunal frei. Dasselbe war der Fall bei dem Gutsbesitzer Hay und dem Rittergutsbesitzer Siegfried. Man scheint sich doch endlich zu schämen. —

Der russische General Schilder ist, nachdem ihm das Bein abgenommen worden, in Folge der Operation gestorben. Der Feldmarschall Fürst Paskewitsch verwundet in Jassy. Alle Versuche desselben, die türkischen Befehlshaber zu bestechen, sind mißlungen; im Jahr 1829 waren sie gut geglückt! —

Man findet oft Bruchstücke der herrlichsten Bildhauerwerke zu bloßen Mauersteinen verbaut; diese beklagenswerthe Barbarei zeigt sich auch in der Litteratur, die besten Werke und höchsten Namen werden ohne Kunde und Beachtung oft nur als Schutt zu Füllungen verbraucht, zur Unterlage, auf

der elende Nachtreter ſich ſo kümmerlich als prahleriſch einrichten. —

Das alte heilige römiſche Reich deutſcher Nation, die Zeit der Kaiſer und Kurfürſten, der Fürſtbiſchöfe und Aebte, der Reichsſtädte und Klöſter ꝛc. noch geſehen zu haben, iſt mir von höchſtem Werth! Es iſt ein Schatz, der immer wächſt, je geringer die Zahl derer wird, die ihn mit mir theilen. Wie ſieht es jetzt aus, gegen damals! Wie wird es in fünfzig Jahren gegen jetzt ausſehen?! —

Wie ſelten ſtirbt ein Menſch in derſelben Welt, in der er geboren worden! Er wird aus dieſer mit tauſend Hebeln herausgehoben, und in eine andre verſetzt, die nicht mehr die ſeine iſt. —

Donnerstag, den 29. Juni 1854.

Die Volkszeitung nennt den Redakteur der Kreuzzeitung Wagener — er iſt nur zum Schein abgetreten — den Obermeskowiter und Vize-Engel; letzteres iſt der — bei den Zwingianern. Die Kreuzzeitung heißt immerfort die Neue Ruſſiſche, was die Parthei ganz infam ärgert. Sie will die Sache, doch nicht den Namen, ihre Heuchelei iſt aber ſchon vollſtändig aufgedeckt. —

Eine nicht unbedeutende Neuigkeit! Die Wehrzeitung, ein würdiges Schweſterblatt der Kreuzzeitung, iſt nach ſechsjährigem Beſtehen — ſeit 1848 — jetzt eingegangen. Sie konnte ſich in ihrem Ruſſeneifer bei der Stellung der Regierung nicht mehr halten. Die Kreuzzeitung gebärdet ſich gar jämmerlich bei dem Tod ihrer Schweſter, und ſpricht mit lächerlicher Verehrung von ihr. Wenn ſie ſelbſt nur bald nachfolgte! Preußen hat eine Giftbeule an dieſem hämiſchen Junker- und Ruſſenblatt! —

Das Stadtgericht hat die Verwaltung der Krell'ſchen

Wirthſchaft durch die Polizei nicht geduldet, Herr Stieber hat ſich trollen müſſen. Unſere Gerichtsbehörden fangen an, wieder etwas ſelbſtſtändig zu werden, aber ſie fangen nur an, und nur ein wenig! —

Die Sache mit der Denkſchrift Metternich's, von der ſo viel die Rede war, beſonders in engliſchen Blättern, wird jetzt für nicht wahr erklärt. Das iſt völlig ohne Geltung! Solche Verläugnung hat es ſchon oft gegeben. Daß die Sache wahr ſei, ſteht aber auch nicht feſt. — (Lord Aberdeen hat im engliſchen Oberhauſe die Verneinung ausgeſprochen.)

Ich habe heute in Bettinens „Günderode" geblättert. Es ſind einige ſchöne Bilder, friſche Blicke, tiefe Wahrnehmungen darin, aber ich war verwundert und etwas erſchrocken, wie geringen Gehaltes das Ganze iſt, wie ſehr ohne Gedanken und Stoff. Mich ſoll nicht wundern, wenn dieſes Tändeln der Phantaſie und des Gefühls mit der Zeit ſo ſchwach wird, daß niemand mehr begreift, wie man vor zehn und fünfzehn Jahren davon ſo entzückt, ſo berauſcht ſein konnte! —

Freitag, den 30. Juni 1854.

Mich unterbrach im Schreiben ein Beſuch von Bettina von Arnim, die über anderthalb Stunden bei mir blieb, und äußerſt lebhaft und vergnügt war. Sie vergißt gern alles Verdrießliche, wenn es ſie nur nicht unmittelbar berührt und in Anſpruch nimmt, auch die Geldverluſte, ſind ſie einmal geſchehen, nimmt ſie nicht ſchwer. Sie war während des ganzen Beſuchs ungemein liebenswürdig, heiter und aufrichtig, nichts von dem vielen Störenden, das ſich ſonſt ſo leicht einmiſcht, kam heute vor. Sie erzählte mit luſtiger Laune die ergötzlichſten Auftritte, die ſie mit beſuchenden Leuten gehabt, mit einem bettelnden Dichter, einer begeiſterten Schauſpielerin. Dann ſprach ſie ernſt und gehaltvoll über Muſik und Poeſie,

über meinen Bülow, der ihr, wie sie sagte, die größte Ehrfurcht für den Soldatenstand eingeflößt habe. Sehr ausführlich sprach sie von dem Musiker Joachim, seinen außerordentlichen Anlagen, seinem graziösen Wesen: jetzt habe Herman Grimm sich seiner bemächtigt, weßhalb sie ihm neulich zugerufen: „Philister über dir!“ Grimm, sagte sie, sei die Hoffahrt selbst, glaube in „Traum und Erwachen“ das Höchste der Poesie erreicht zu haben, halte sich für den größten Dichter und benehme sich als solcher; da doch ihres Erachtens jenes Gedicht überaus gebildet und fein, aber auch ganz leer und wirkungslos sei, man brauche nur anzufangen es zu lesen, so höre man gleich daß es die Langeweile anrufe, die denn auch sofort komme und zuhöre! —

Die Deutschkatholiken in Breslau wieder einmal gemaßregelt! Erst freigesprochen, dann verurtheilt, weil sie politische Gegenstände behandelt haben sollen! Der alte Rees von Essenbeck zu 30 Thalern Geldstrafe verurtheilt, er der keinen Heller hat. Zwei Andre auch. —

In Baden dauern die katholischen Kirchenstreitigkeiten fort. Die Regierung benimmt sich schwach. Der Erzbischof thut in den Bann. Ein exkommunizirter Pfarrer wird von seiner Gemeinde beibehalten. —

In Weilburg hat ein katholischer Pfaffe von der Kanzel herab öffentlich den Bann gegen einige nassauische Offiziere ausgesprochen, weil sie zu Ostern nicht gebeichtet haben. —

Nachrichten aus Rußland. Große Bestürzung wegen der Niederlagen vor Silistria und wegen des Auftretens der Oesterreicher. Die Altrussen beschuldigen die deutsche Parthei, diplomatisch und militairisch an allem Unheil schuld zu sein. Die Deutschen sagen, es seien die altrussischen Dickköpfe, Nisseleff in Paris und Titoff in Konstantinopel, die alles verdorben haben. Uneinigkeit der Generale, alle Schuld wird

auf die Todten geſchoben! Betrügereien und Gewaltthaten überall und immerfort! —

Sonnabend, den 1. Juli 1854.

Geſchrieben. Ueber deutſche Sprache, gegen die Anmaßungen und Vorſchläge der Gebrüder Grimm; die gelehrte Kenntniß und die Behandlung des Todten bleibe ihnen unbeſtritten, aber mitten im Leben der Nation ſtehen ſie nicht, als Geſetzgeber der Gegenwart haben ſie keinen Beruf, weder im Staat, noch in der Sprache. Das ſagt' ich geſtern Bettinen und ſie gab mir vollen Beifall. —

Krackrügge, der verfolgte Krackrügge in Erfurt, war in einem Preßprozeß abermals zu 9 Monaten Gefängniß verurtheilt worden, die angerufene Verjährung ſollte für ihn nicht gelten. Das Obertribunal jedoch hat ſie anerkannt und ihn freigeſprochen. —

Der Pole, Herr von Taczanowski, der vor ein paar Jahren preußiſcher Kammerherr wurde, iſt nun auch preußiſcher Graf geworden. Seine Landsleute denken leidlich gut von ihm, und machen ihm keine erhebliche Schuld daraus, in die Gunſt des Hofes gelangt zu ſein. Ganz anders iſt es mit dem Grafen Athanaſius Raczinski, den erklären ſie für einen feigen Verräther, den ſpeien ſie an. —

Was ſagen die Demokraten zu den jetzigen Sachen? „Sie ſagen, daß ihre Zwecke nicht durch ihre, ſondern durch fremde Mittel gefördert werden! Rußland war die hochmüthige Stütze aller Reaktion, es iſt gedemüthigt. Frankreich als Republik war unkriegeriſch, es iſt als Kaiſerthum in's Feld gerückt. Die Demokratie hatte keine Soldaten, England, Frankreich, Oeſterreich und ſelbſt Preußen müſſen ihr deren leihen. Die Staatsſchulden mehren ſich, mit ihnen die Ver-

legenheit und Schwäche der volksfeindlichen Regierungen. Das sagen die Demokraten!“ Ist das nicht genug? —

Der Stadtgerichtsrath Graf von * hat mit dem Prinzen Adalbert vor einiger Zeit ein Gespräch über Hinckeldey gehabt. Der Prinz lobte den Präsidenten wegen seiner Umsicht und Kraft; der Graf erkannte diese Eigenschaften an, meinte aber, in geordneten Verhältnissen, wie sie jetzt wieder beständen, müßten jene Eigenschaften sich nur in strenger Gesetzlichkeit bewegen, das sei aber bei Hinckeldey nicht der Fall, er mache sich immerfort der größten Uebergriffe schuldig, besonders gegen die persönliche Freiheit; das mache den schlimmsten Eindruck im Volke, verbreitete die ärgste Mißstimmung, und deßhalb sei Hinckeldey jetzt gradezu dem Staate wie dem Könige selbst ein höchst schädlicher Mann, der Widerwillen gegen die Regierung ausäe. Der Prinz fragte: „Ist das Ihr Ernst? Sie spaßen wohl?“ Auf *'s Versicherung, es sei allerdings sein Ernst, ging der Prinz fort. —

Sonntag, den 2. Juli 1854.

Betrachtungen über das Christenthum. Man kann mit Sicherheit aussprechen, daß das jetzige Zeitalter in seinen hohen und lichten Kreisen ein Wunder-Christenthum nicht mehr anerkennt. Goethe und Schiller waren keine rechtgläubigen Christen, Wieland auch nicht, und selbst Herder nicht, obschon er — zu seinem Unglück — ein Schwarzrock war; dasselbe gilt von Schleiermacher, von Kant, Fichte, Schelling. Daß Steffens zuletzt ein Gläubiger wurde, war zugleich der Beginn seiner Schwäche, bei Stein war dies ebenfalls reine Beschränktheit. Hardenberg, Metternich, Beyme, Altenstein, alle waren Freigeister, Hegel duckte nur vorsichtig unter, wo er es den Verhältnissen schuldig zu sein glaubte. Die größten

Eiferer für das Wunder-Chriſtenthum, die ich kenne, machen mir nicht den Eindruck von Frommen, ſie mißbrauchen die Religion und Kirche nur, weil ſie darin eine herrliche Polizeibülfe zu finden meinen. Bei vielen dieſer Leute treibt auch nur die Phantaſie ihr Spiel. —

Gottſchall hat in Breslau für das Feſt des Prinzen von Preußen einen Theaterprolog gedichtet. Seine Freunde verdenken ihm es. Ich kann nur die Achſeln zucken, und die Gewalt der Umſtände und Verhältniſſe anerkennen, gegen die zu kämpfen nicht jedem gegeben iſt, oft ganz unmöglich wird! Das Leben des Tages hat immer die erſten, die mächtigſten Anſprüche; nach unſerer Neigung, unſerm Geſchmack, unſerer Geſinnung zu leben, iſt erſt ein Zweites, das ſich mühſam zu erſterem geſellt, ſelten und nur theilweiſe zur Erfüllung kommt. Wer in günſtiger Lage iſt, die ihn weniger Anforderungen ausſetzt, ſoll ſich deſſen nicht überheben! Dem Dichter iſt auch hierin mehr erlaubt, als allen Anderen; auf ſeinem Gebiet iſt ſchon keine ſtarre Wirklichkeit mehr, er hat mit Gebilden zu thun, die ſich vom Boden abgelöſt haben. —

Der neue Präſident in Minden, Herr Peters, früher Polizeidirektor in Königsberg, hat ſeinen Spießgeſellen Lindenberg mit dorthin genommen, wo er wie früher in Königsberg ein niedriges ganz gemeines Schmutzblatt herausgiebt. Der Menſch hat im Zuchthaus geſeſſen, ihm war die Nationalkokarde abgeſprochen, die Gerichte haben ihn wegen frecher Verläumdungen und Beleidigungen namhafter Perſonen zu beträchtlichen Geldſtrafen verurtheilt; ſchadet alles nicht! Die Strafen ſind ihm aus Gnaden erlaſſen, er bekommt Anſtellung und Geld, und der König hat ſich freundlich mit ihm unterhalten. Die Kreuzzeitung empfiehlt eifrig das verſchwiſterte Blatt und den würdigen Kampfgenoſſen. —

Fräulein Johanna Reander iſt hier heute früh nach langen Leiden ſanft entſchlafen! Ludmilla verliert viel an ihr! — Sie

war 77 Jahr alt, und ſehr lebensmüde, obſchon noch lebenskräftig und heiter. —

Montag, den 3. Juli 1854.

Die „Feuerſpritze" bringt neue Nachrichten von Unfällen der Ruſſen, denen die Türken hart zuſetzen. —

Im Conſtitutionel wird von Herrn Laguerronnière durch einen großen Aufſatz dem ruſſiſchen Kaiſer dringend gerathen, abzudanken, ja die Nothwendigkeit dazu vorgehalten! In St. Petersburg ſchimpfen die Blätter auf Louis Bonaparte, nennen ihn den Lügenkaiſer, werfen ihm den Staatsſtreich vom 2. Dezember als Verbrechen vor. Der Kaiſer Nikolai war ihm zu dieſem Streich eng verbunden! —

Mit der ruſſiſchen Anleihe will es weder hier noch in Frankfurt am Main, noch in Brüſſel und Amſterdam gelingen. In England und Frankreich iſt jede unmittelbare Betheiligung unmöglich. Der Kaiſer Nikolai lernt auch in dieſem Betreff die Gränzen ſeiner Macht erkennen. Doch ſollen die ruſſiſchen innern Hülfsquellen noch ſehr groß ſein, nur auf die Dauer nicht ausreichen. —

In den hieſigen Staatsrath ſind auch die Profeſſoren Ranke und von Keller berufen; ferner Homayer, Profeſſor und Tribunalsrath; Herr von Bismarck-Schönhauſen; bis jetzt weder Leo noch Gerlach, noch Goedſche, noch Wagener. Ranke wird im voraus als die lächerliche Perſon des Staatsraths bezeichnet! Ob Eichhorn berufen wird? Gewiß! —

Im Plinius geleſen. Neulateiniſches. Franzöſiſche Tagesſachen. —

Ereigniß in Madrid: ein paar verbannte Generale, unter ihnen O'Donnell, ſtellen ſich an die Spitze von 2000 Reitern der Beſatzung, rufen Lebehoch der Königin, aber Tod den verrätheriſchen Miniſtern! Doch das Volk bleibt ruhig, die an-

deren Truppen auch, die Aufständischen ziehen aus Madrid ab, werden verfolgt. — Auch der mißlungene Streich könnte zur Warnung dienen! —

Die Hofleute erzählen Wunder von dem Possenspiel voll Albernheiten, das der König und der Prinz Karl am Johanniterfest hier aufgeführt. Der Graf von der Asseburg meinte, der König sei nahe daran, ganz thöricht zu werden, und überzuschnappen. In allem was er thue und angebe sei weder Ordnung noch Folge, nur wechselnde Laune, und baare Phantasterei! —

Der Präsident von Kleist, der im Jahr 1848 seinen Abschied nahm, ist auch wieder in den Staatsrath berufen. Er hat im voraus erklärt, daß er es nicht erwarte, in keinem Fall aber es annehme, nie werde er die Verfassung beschwören, die er verabscheue. Er meinte auch, der ganze Staatsrath danke seine Herstellung blos der Eitelkeit Hinckeldey's, der sich als Mitglied desselben habe zeigen wollen. Der Geheime Rath Sulzer, verrufenen Andenkens, ist auch Mitglied! — Eine wackere Gesellschaft! —

Mittwoch, den 5. Juli 1854.

Früh aufgestanden und um halb 9 Uhr mit Ludmilla zum Begräbniß der guten Johanna Neander gefahren, Kochstraße, 41. — Der alte Strauß überaus freundschaftlich mit uns; er hielt am Sarge die Liturgie und eine Rede, welche vorzüglich der treuen Liebe der Verstorbenen zu ihrem Bruder gewidmet war. Wir folgten der Leiche auf den Kirchhof vor dem Halleschen Thor, wo die Verstorbene neben ihrem Bruder eingesenkt wurde; der Prediger Lisco wiederholte hier die Liturgie. Das Ganze war feierlich und rührend, und ich hatte dabei die weitgreifendsten fruchtbarsten Gedanken. —

---

die Maſſe der guten Köpfe ſei, welche den Geiſt des ihnen mißfälligen und gefährlichen Syſtems durchſchauen, ihre Wirkſamkeit lähmt ein ächt franzöſiſcher Sparren. Die meiſten nämlich bilden ſich ein und legen ihr Haupt auf den Gedanken zur Ruhe, daß der Feind nicht wagen werde, die ſtrengſten Folgerungen ſeiner Stellung zu ziehen, oder halten ſich ſelbſt für zu geſcheut, um ihnen nicht zu entgehen. Das letztere meldet offenbar von Mangel an Gemeinſinn. Niemand will ohne Begleitung ſeine Haut zu Markte tragen. Indem ſich ſolchergeſtalt die Glieder des Ganzen vereinzeln, gewinnt die Gewalt Spielraum, ihren Keil überall durchzutreiben. Was durfte ſich nicht Bonaparte erlauben! Freilich waren die Umſtände ſehr verſchieden. Dennoch bleibt ausgemacht: die Franzoſen laſſen ſich gar manches gefallen, aber alles? da tritt die Wetterſcheide ein. Die feſtſtehende Meinung des Landes iſt der ultraiſtiſchen Umkehr entgegen. Wie ſie dem Wageſtück des Generals Mallet zuſah, alles geſchehen laſſend, nichts hindernd, was erfolgen konnte, ſo benimmt ſie ſich bei den vereitelten Komplotten von Saumur, Befort, Breſt. Unter ſolchen Aſpekten ſcheint eine Kataſtrophe nichts weniger als unmöglich. Die Hauptmomente der Zukunft erzählt die Geſchichte der Stuart und neuerdings die von Spanien. Allein es giebt Leute, ſo die Vergangenheit aus der Zukunft kommentiren, welche ſie zu ſchaffen gedenken. Mögen Naturgewalten oder Werke des menſchlichen Fleißes des Bibers Bau zertrümmern, tauſendmal richtet er den neuen auf den Plan des alten. Sein blinder Inſtinkt fordert es ſo. Mittlerweile durchſchreitet die Kultur, unaufhaltſam gedeihend, den amerikaniſchen Wald. Trotz aller Hartnäckigkeit räumt die Bibergeſellſchaft das Land. Man findet dann bisweilen noch, wie an den Ufern der Tonau, einzelne Subjekte, aber zerſtreut und unvermögend, Bäume

Donnerstag, den 6. Juli 1854.

In französischen Blättern wiederholen sich die Aufforderungen und Zunöthigungen an den russischen Kaiser, er solle abdanken, denn in Unglück und Schande, die er selbst verschuldet und keine Aussicht habe zu verbessern, könne er über seine Völker nicht fortregieren. —

Die Antwort des russischen Kaisers auf die letzte von Oesterreich und Preußen ihm gestellte Aufforderung ist durch den preußischen Oberstlieutenant von Manteuffel hier überbracht worden. Sie lautet friedliebend, sophistisch, quer, durchaus unbefriedigend. Es werden die jämmerlichsten Kniffe gemacht, um den wahren Stand der Dinge zu verhüllen, den Schein an der Stelle der Wirklichkeit gelten zu lassen. Thut doch der Kaiser als habe er die vom türkischen Sultan den Mächten ertheilten Versicherungen in Betreff der in der Türkei lebenden Christen zu billigen oder anzunehmen! Darum ist er gar nicht gefragt worden; er aber möchte die gescheiterte Beschützerrolle fortspielen! Unsere inländischen Russen, Stahl, Wagener, Goedsche, Gerlach ꝛc. finden das alles erhaben und schön! —

Bunsen hat dem Könige bei der Assyrischen Sozietät in London 200 Fuß Basreliefs aus dem Palaste Sanherib's für 1000 Pfund Sterling zusichern lassen. —

Der Legationsrath Graf von der Goltz, Mitglied der Bethmann-Hollweg-Parthei, hat sich mit dieser entzweit, vorher aber mit dem Könige, bei dem er bis dahin ziemlich gut stand. —

Man sagt, auch im Falle wirklich der Friede zwischen Rußland und den Westmächten zu Stande komme, werde der König zuletzt doch noch das Heer auf den Kriegsfuß stellen, — trotz den 10 oder 12 Millionen Thaler Kosten —, bloß um seine Kriegsmacht zu zeigen, diese Genugthuung werde ihm nicht zu

theuer ſein, um ſie ſich zu verſagen. „Ohne Kampf wenigſtens knallen,“ ſagt ein General. —

Freitag, den 7. Juli 1854.

Geſchrieben: Bemerkungen über die Kriegsführung gegen Rußland; mir erſcheint der ſchließliche Sieg der Verbündeten noch keineswegs verbürgt. Zahlreicher noch als die Heereskräfte werden auf allen Seiten Ränke und Schliche aufgeboten, um für Rußland zu wirken. —

Heute wurde in Sansſouci der Geburtstag des Kaiſers von Rußland gefeiert. Der Graf von Königsmarck war zu dem Gaſtmahl vom König eingeladen worden, und iſt gleich nachher mit Aufträgen nach St. Petersburg abgereiſt. Wichtige wird man ihm wohl nicht anvertraut haben, dagegen kann er gewählt ſein, um alle Schimpfreden des Kaiſers und trotzigen Gehäſſigkeiten der Ruſſen in Empfang zu nehmen; in manche wird er ſogar von Herzen einſtimmen. —

Heute früh iſt der große Gewerbsmann Borſig am Schlagfluſſe geſtorben, erſt fünfzig Jahr alt. Er beſchäftigte über 3000 Arbeiter. —

Die Sachen in Spanien ſtehen noch zweifelhaft. Die Aufſtändiſchen fordern Konſtitution, Verbannung der Königin Mutter Chriſtine, dieſes unheilvollen Scheuſals, und Einziehung ihres ſchändlich erworbenen Vermögens. Endlich reißt die Geduld! —

Königsmarck ſoll nur Glückwünſche zum Geburtsfeſte der Kaiſerin — am 13. Juli — überbringen. Das kann er ausrichten! —

Geſetzlich darf keine Hausſuchung geſchehen, als auf richterlichen Befehl. Der Polizeipräſident von Hinckeldey achtet dieſer Vorſchrift nicht, noch niemals hat er das Gericht wegen

Ausfertigung eines solchen Befehls angesprochen. Diese Verletzung der Gesetze wird endlich bemerkt, gerügt; aber niemand wagt gegen den mächtigen Mann aufzutreten. Der Staatsanwalt Meyer, der es wollte, ist deßhalb nach Magdeburg versetzt worden. Große Gefälligkeit des edlen Justizministers Simons! — Man glaubt aber doch, das Reich Hinckeldey's habe am längsten gewährt, er werde nächstens einmal über Bord gehen. Vielleicht aber findet er Gelegenheit, noch einmal den Staat zu retten, das Leben des Königs zu schützen, Komplotte zu entdecken! —

Der König spricht nie von Kammern, immer nur von Ständen; er betrachtet die Kammern immer noch als Vereinigte Ausschüsse der Provinzialstände, auf diese Bedeutung und Benennung möchte er sie zurückbringen. Die erste Kammer soll ihm den Herrenstand des Vereinigten Landtags wieder darstellen; er betrübt sich darüber, daß er diese herrliche Körperschaft so lange durch das aus Volkswahlen hervorgegangene plebejische Gesindel hat müssen vertreten lassen und noch muß, weil er sich nicht anders helfen kann. „Wenn auch Herren darin sind, so sind sie's doch nicht als solche, sondern durch ihrer unwürdige Wählerei aller Klassen." —

Sonnabend, den 8. Juli 1854.

Geschrieben, über politische Verbindungen, die eigentlich wenig nützen, nur augenblicklich und örtlich helfen können, im Großen wirkt die allgemeine Thätigkeit der Geister, die Summe unzähliger Beiträge — die namenlos sind oder es bald werden — sicher und mächtig. Wenn jeder Wohlgesinnte nur seine Ueberzeugung festhält, nach Maßgabe der Umstände darnach handelt, sie ausspricht, so ist das hinreichend, mehr braucht es nicht. —

Im Plinius geleſen; Bibel- und Glaubensſachen, vom Kirchenrath Paulus, Strauß ꝛc. —

Das Kreisgericht in Magdeburg hat den Prediger Uhlich, der angeklagt war, die Religion und die Obrigkeit beleidigt zu haben, freigeſprochen. Die Verhandlung war nicht öffentlich.

Die Neue Preußiſche Zeitung hat heute mich wieder einmal bedacht; ſie ſagt: „Der große Biograph Varnhagen von Enſe und die kleinen Juden der Volkszeitung" das ſei der Titel eines Drama's, an dem der Zuſchauer jetzt arbeite, und deſſen erſter Akt faſt fertig ſei. — Wieder ein Nachhall der giftigen Inſinuation, daß ich heimlich an der Volkszeitung mitarbeite! —

Sonntag, den 9. Juli 1854.

Nachmittags kam Frau Bettina von Arnim, ohne Geſchäft und Zweck, aber wohlgeſtimmt, munter. Sie ſprach lebhaft über Muſik, pries den Herrn Joachim außerordentlich, lud mich ein, ihn bei ihr zu hören. Heute hätte ſie nicht an Goethe geſchrieben: „Du mußt ein Chriſt werden, Heide!" Sie meinte, es habe nie einen ſolchen Chriſtus, wie ihn die Kirche lehrt, gegeben, ſein Daſein ſei eine Fabel, ſeine Lehre ſei ſchon bei Indern und Aegyptern geweſen, und das thatſächliche Chriſtenthum habe der Welt mehr Schaden als Heil gebracht; namentlich wirke der Fabelkram in unſrem Könige, wenn man ihm den aus dem Kopfe nehmen könnte, würde er ein ganz guter Fürſt ſein, alles Unheil komme aus dem Religionswahne her. Sie ſagte Dinge, mit denen Voltaire ganz zufrieden ſein könnte, mit großem kühnen Geiſte, und mit voller Kraft einer tiefen Ueberzeugung. —

Geſpräch mit Ludmilla. Altteſtamentariſche Sachen geleſen; Michaelis über das Moſaiſche Recht, ein Zeugniß tüchtiger und freier Gelehrſamkeit im achtzehnten Jahrhundert,

wie verſchieden von unſeren jetzigen Leiſtungen in dieſem Fach! So iſt auch Michael Ignaz Schmidt noch ſtets eine Beſchämung aller derer, die nach ihm eine Geſchichte der Deutſchen verſucht haben.

Unſere preußiſchen Ruſſen bieten alles auf, um uns in die vom Kaiſer Nikolaus gelegte neue diplomatiſche Falle zu locken, und uns von Oeſterreich wieder abzuziehen. Der König erläßt nach Wien den Rath, auf die ruſſiſchen Erbietungen einzugehen. —

In Sachſen neue Begnadigungen von ſieben Maigefangenen in Zwickau, von ſechzig — ſagt man — in Waldheim; es heißt von Allen. Der Himmel gebe ſeinen Segen dazu! — Preußen allein verharrt in tückiſcher Bosheit, und läßt ſeine beſten Söhne im Kerker und im Ausland ſchmachten! — (Das von Waldheim iſt nur frommer Wunſch!)

Jemand, der den Polizeipräſidenten von Hinckeldey näher kennt, will mit Sicherheit behaupten, dieſer ſetze ſeinen ganzen Ehrgeiz darein, durch bürgerliche Verdienſte um Berlin die Flecken auszutilgen, die auf ſeiner politiſchen Thätigkeit liegen. Er ſoll ſich der Rolle, die er im Prozeſſe Waldeck geſpielt, ſo ſchämen, daß er roth wird, wenn deſſen erwähnt wird; auch ſeinen Schergen Kayſer darf man vor ihm nicht mehr nennen. „Aber mit all ſeinen Waſſer- und Waſchanſtalten wird er dieſe Flecken nicht wegwaſchen!“ — Ich mißtraue dem ganzen Bericht! —

„Witz, dem das Gelächter als beſondere Beilage vom Urheber gleich mitgegeben wird, ſonſt lacht niemand.“ —

Montag, den 10. Juli 1854.

Viele Leute in Bewegung, wegen Borſig's Leichenbegängniß, das heute Vormittag ſtattgehabt. — Bettina von Arnim kam Vormittags, brachte mir einige Briefe und Blätter aus

dem Nachlasse von Sophie Brentano (Mereau), und ließ mir eine Antwort Humboldt's zurück, sie selbst wollte keinen Augenblick verweilen, denn unten wartete jemand auf sie, mit dem sie nothwendig zu sprechen hatte. Humboldt beklagt, daß bei der Fülle herrlicher Gaben, die Gott über sie ausgeschüttet, ihr die des Mißtrauens nicht versagt worden, sie solle doch nicht auf alberne Reden hören. Von den Verdächtigungen, denen sie in Betreff des dem Mahler Ratti ausgezahlten Preises für seine Tizian-Kopie blosgestellt worden sei, habe er nicht das Geringste vernommen, werde ihnen aber entgegenwirken, so sehr er es vermöge. Mit guten, artig vorgetragenen Gründen lehnt er ab, ihre Aufträge wegen des hiesigen Dombauvereins — der eine Musik aufführen will —, wegen des Musikers Cornelius und wegen Ratti's Gemähldeausstellung zu übernehmen, er sagt, er spreche nie mit dem König über solche Dinge, auch helfe kein mündliches Besprechen, es müsse alles dieser Art geschäftsmäßig an das Kabinet gerichtet werden. —

Brief und Buch aus Köln von Herrn Professor Düntzer. Sein Werk über Goethe's Iphigenia. Ankündigung neuer Arbeiten. Ein staunenswerther Fleiß und unermüdlicher Scharfsinn. Möchte ihm nur die verdiente Anerkennung zu Theil werden! Das Ministerium des Kultus erweist sich roh und stumpf. Der litterarische Erfolg ist nach den Umständen noch groß genug, aber keineswegs ergiebig für den Autor! —

Die Neue Preußische Zeitung ist heute Abend ausgeblieben; wie man nachträglich erfährt, weil der Redakteur Heinike auf Befehl Hinckeldey's Nachmittags verhaftet worden ist, und daher die nöthige Unterschrift für die Polizei-Abdrücke nicht geben konnte. Heinike weigerte sich, den Verfasser eines bestimmten Aufsatzes zu nennen, und noch mehr, ein Verzeichniß aller Mitarbeiter einzureichen, welches zu fordern allerdings Hinckeldey gar nicht befugt ist. Schufte sind es, aber den

Schuften geschieht Unrecht. Hole sie der Teufel, aber nicht Hinckelden! —

Der Präsident Adolph von Kleist hat seine Berufung in den Staatsrath entschieden abgelehnt, ungeachtet ihm seine Freunde sehr zur Annahme gerathen haben. Der König soll „fuchswild“ darüber sein! —

Die Russen räumen die Walachei minder eilig, man glaubt, sie werden stehen bleiben, in der Meinung, daß dann die Oesterreicher *nicht* einrücken. Vielleicht soll auch nur der Eindruck einer zu plötzlichen Räumung geschwächt werden! —

Der russische General Mansuroff ist hier angekommen, am Hofe sehr bekannt und beliebt. Der Kaiser Nikolai hofft, durch Preußens Zögern auch Oesterreich noch zurückzuhalten. Aber die Türken, die Franzosen und Engländer, wie will er sich deren erwehren? Bisher ist seine Heeresmacht einzig an den Türken gescheitert! —

Dienstag, den 11. Juli 1854.

Die von Bettinen von Arnim gestern mir gebrachten Briefschaften aus dem Nachlaß ihrer Schwägerin versetzen mich so lebhaft in eine mir bedeutende Vergangenheit, daß ich der Gegenwart darüber fast entrückt werde. Wir waren noch Kinder, meine Schwester und ich, als uns die Gedichte von Sophie Mereau zu Bewunderung und Liebe hinrissen, sie selber zu sehen, den Saum ihres Kleides zu berühren, uns das herrlichste Glück gewesen wäre. Nun blick' ich in ihre vertraulichsten Beziehungen, leider ohne die liebe Schwester! Später, wie sehr erregte mich der Name Fischen, seine Uebersetzung des Horatius, sein unglücklicher Tod in der Schweiz, dann sein Andenken im Reichardt'schen Hause zu Giebichenstein, er war mit Luise Reichardt versprochen; dann auch Böhlendorf's

Namen, jetzt von niemanden mehr gekannt, einst aber mir theuer, und auch Fichte'n, der ihn mit Billigkeit beurtheilte, sein Trauerspiel „die Schlacht von Marignano", war kein unverdienstliches Werk; hier nun kommt ein Brief von ihm mir vor Augen, an Sophie Mereau, auch seines Freundes Eschen gedenkend. Desgleichen wird Erhard erwähnt, Woltmann Reinhold, Böttiger in jener frühen Zeit, alle in gleichzeitigen Zeugnissen der eigenen Handschrift. Das Köstlichste aber ist eine kleine Silhouette von Hardenberg-Novalis, ihn in seinem eilften Jahr vorstellend, sprechend ähnlich dem späteren Bildnisse, eine wahrhaft einzige Reliquie, die ich mit Andacht betrachte! Man muß jene früheren Eindrücke mit erlebt haben, um mein Gefühl zu verstehen! —

Sendung aus Oldenburg, der dritte Band von Stahr's Italien! zweite Auflage, mit Stahr's gelungenem Bildniß.

Gleich nach dem Essen kam Frau Bettina von Arnim. Sie besprach den Brief Humboldt's mit mir, und bemerkte sehr richtig, daß er beim Könige nicht viel mehr gelten müsse, daß er weggedrängt sei, da er nicht mehr Abends dort erscheine, nicht mehr vorlese, — aber je mehr verdrängt, desto ehrenvoller für ihn. —

Die Kreuzzeitung ist heute wieder ausgeblieben. Die Parthei muß erfahren, daß sie trotz allen Einflusses doch nicht herrscht. —

Jesuitensachen gelesen. Peter Philipp Wolf's Geschichte der Jesuiten, in vier Bänden, ist mir aus frühester Zeit ein werthes Buch, das von allen späteren Schriftstellern, auch von Ranke, sehr benutzt, aber fast gar nicht genannt worden. Die Gründlichkeit, Ehrlichkeit und der helle Sinn, welche darin herrschen, werden in den Schriften der Späteren oft vermißt.

Heute iſt die Neue Preußiſche Zeitung zum drittenmal ausgeblieben, ſtatt ihrer kam ein Zettel, der die Nachlieferung der Nummern verſpricht. Der Redakteur Heinike iſt noch in Haft, obſchon das Obertribunal ſeine Freilaſſung verfügt hatte; der Unterſuchungsrichter legte gegen dieſe Verfügung Einſpruch ein. Es handelt ſich um einen Artikel, bei dem die Behörde eine Amtsveruntreuung vorausſetzt, alſo ein Verbrechen, deſſen Urſprung ſie erforſchen will. In wie vielen Fällen hat die Kreuzzeitung ſolche Mittheilungen von den höchſten Beamten empfangen, und man hat dazu geſchwiegen! —

Die Gräfin Roſſi (Henriette Sonntag) iſt am 17. Juni zu Mexico an der Cholera geſtorben. —

Die Türken unter Omer Paſcha ſind bei Giurgewo über die Donau gegangen, haben dieſen Ort eingenommen, und eine ſtarke ruſſiſche Macht aus dem Felde geſchlagen. —

Vom Tiſchrücken und andern ſolchen Alfanzereien. Es iſt eine ſich ſtets wiederholende Thatſache, daß alles Gute und Edle in der Welt zuerſt mit Widerſpruch und Anfeindung empfangen wird, jede neue Thorheit aber mit Gunſt und Beifall. —

Die Kreuzzeitungspartei findet ihre ſtärkſte Stütze in der Königin, der man eingeredet hat, der Thron habe keine beſſeren und treueren Vertheidiger. Die Königin verſteigt ſich nicht in die eigentliche Politik, ſie begehrt nicht dieſe Fäden zu ziehen; aber ſie bekümmert ſich eifrigſt um alles Perſönliche, und weiß dem Könige die Eindrücke, die man ihr giebt, mit gutem Erfolge beizubringen. Man ſagt hier, um die Königin habe ſich der fruchtbarſte Klatſchkreis gebildet, für den auch die Kreuzzeitung meiſt ihre Bosheiten gefliſſentlich einrichtet. —

Donnerstag, den 13. Juli 1854.

Gegen Abend Beſuch vom Grafen von *. Erzählungen. Ein Zeuge iſt verpflichtet, vor Gericht auszuſagen, kann dazu gezwungen werden, durch Geldſtrafen, durch Gefängniß, letzteres ohne Maß und Ziel bis der Zeuge gehorcht. Aber der Juſtizminiſter kann die Freilaſſung verfügen. Dies geſchah z. B. in Königsberg in dem Muckerprozeß, zu Gunſten der Gräfin von der Groeben, die ſolcher Thatſachen, die mit ihr vorgegangen waren, ſich nicht erinnern wollte, und die Ausſage verweigerte. Geldſtrafen hatten nicht gefruchtet, es erfolgte Haft, ſie ſandte eine Stafette an den Juſtizminiſter, der befahl man ſolle ſie frei laſſen, und auf ihr Zeugniß verzichten, das ohnedin bei ſolcher Hartnäckigkeit als von geringem Werthe zu ſchätzen ſei. Dieſe Verfügung, ſo unhaltbar ihre Gründe waren, mußte befolgt werden, das Gericht war aber ſo aufgebracht, daß es nun auch der Gräfin ihre Geldſtrafen — gegen 300 Thaler — zurückzahlen ließ. Auf ähnliche Weiſe wird Heinike's Freilaſſung erfolgen, das erwartet man mit Sicherheit.

Heute iſt die Kreuzzeitung wieder erſchienen, und drei Nummern dabei ſind nachgeliefert worden. Heinike hat ſie im Gefängniß unterzeichnen dürfen, oder iſt ſchon wieder frei; man weiß es nicht. —

Der König hat ſchon Hinkeldey'n rufen laſſen, und ihn befragt, weßhalb die Neue Preußiſche Zeitung nicht erſcheine? Hinckeldey hat ſich entſchuldigt, es ſei eine Juſtizſache. Die „liebe, liebe" Kreuzzeitung! Wie könnte man die am Hofe miſſen! — Man muß unterſcheiden, was die Polizeibehörde und was das Gericht von Heinike begehrt, nur erſtere konnte das unbefugte Anſinnen ſtellen, daß er alle Mitarbeiter namhaft machen ſolle. Die Sache ſelbſt, die ein Beamter ihm muß mitgetheilt haben, ſoll unerheblich ſein, aber die Mittheilung immer gegen die Beamtenpflicht. In tauſend Fällen ſieht man darüber hin; wie ſtrafbar würden ſonſt beide Ge-

zu fällen oder Bibereskuriale aus Koth und Schlamm zuſammen zu kleiſtern; nur ihre Weltanſichten ändern ſie nicht fractus si illabatur orbis.

Den 29. Januar 1822.

Περόνη, ſagt das Wortſpiel, ſei nicht hinreichend, die Laſt des ganzen Miniſterialkörpers allein zu tragen. Sichtlich iſt er der ihm aufgegebenen Rolle nicht gewachſen. Dieſe fordert mehr als gedankenleere Zungendreſcherei. De Serre beſitzt dagegen große Gediegenheit. Schade, daß er ſeine Hitze nicht zu bändigen weiß. Es heißt, er werde in das Miniſterium zurückkehren. Selbſt dem Pavillon Marſan ſcheint Mathieu Montmorency zu fromm für auswärtige Geſchäfte. Man giebt ihm den poetiſchen Theologen Chateaubriand zum Nachfolger. Einem vermuthlich wohl eitlen Gerüchte nach, ſoll der Hof große Luſt hegen, Savary die Polizei anzuvertrauen. Wenn ſie für Bourienne zu hoch hängt, ſo gönnt er ſie einem ſeiner vertrauteſten Freunde.

Von Montmorency's Blödigkeit, die jene des Herzogs von Mazarin in Erinnerung bringt, wird folgende Anekdote erzählt. Einem Neffen ſein Vermögen zu hinterlaſſen, entſchloß ſich der Vicomte nie zu heirathen und that darob ein förmliches Gelübde der Keuſchheit. Späterhin wurde er anderer Willensmeinung. Er wünſchte Leibeserben. Dieſe zu erzielen, geſtattete er ſich nicht, ohne ſeines voreiligen Gelübdes entbunden zu ſein. Demzufolge wandte er ſich an das Kapitel der hieſigen Großvikare. Die Aufgabe war zu ſtark, um von ihnen gelöſet zu werden. Man wies Herrn von Montmorency an die höhere Behörde des Pabſtes. Se. Heiligkeit ließ den Supplikanten eine Weile zappeln. End-

lach's, Bismarck-Schönhauſen, Stieber, Markus Niebuhr ꝛc. erſcheinen! —

Dennoch hat das Gericht das Anſinnen gemacht, und das Obertribunal den Verhafteten aufgefordert, dem Anſinnen zu genügen! —

Malmène zu 20 Thalern Strafe verurtheilt, weil er in ſeiner Zeitſchrift, die keine Kaution geſtellt, von Politik ſpricht. Er hat ſich vor Gericht dumm benommen und lächerlich gemacht. —

Die freie Gemeinde in Magdeburg iſt vom Miniſter von Raumer mit ihrer Beſchwerde gegen die dortige Regierung abgewieſen worden. Natürlich! Die Behörde handelte ja nach ſeinen Befehlen! — Das Fortbeſtehen unter ſolchen Umſtänden iſt ein Wunder! —

Der alte Prozeß in Bremen gegen den Prediger Dulon iſt endlich abgeſchloſſen. Dulon iſt verurtheilt, aber weit weg! Röſing und die Andern ſind freigeſprochen. —

Freitag, den 14. Juli 1854.

Die Kreuzzeitung bringt heute Bericht über ihren Redakteur Heinke. Er iſt erſt geſtern Nachmittag der Haft entlaſſen worden, nachdem er dem Gericht — anſtatt der ſämmtlichen Mitarbeiter — die Mitglieder der Redaktion namentlich angegeben, und der Mittheiler des fraglichen Artikels ſich aus eignem Antriebe genannt hat. Von beiden Seiten feige Nachgiebigkeit, doch iſt die Zeitung dabei im Vortheil, denn ſie hat der Anforderung nur zum Schein, und zu ſehr mattem Schein genügt, und der Berichterſtatter, der ſich gemeldet, ſagt nicht, woher er die Sache weiß! —

Der Fürſt Paskewitſch hatte den Kaiſer Nikolai dringend ermahnt, nichts gegen die Türkei zu unternehmen, wenn er

Oeſterreichs und beſonders Preußens vollkommen ſicher ſei, worauf der Kaiſer lachend geantwortet, das ſei er vollkommen!

Als der franzöſiſche Geſandte Caſtelbajac von St. Petersburg abreiſte, ſagte ihm der Kaiſer: „Avec votre empereur je pourrais m'arranger facilement, rien ne s'y oppose; mes les Anglais, ce sont de vilains juifs, l'Autriche est d'une ingratitude infâme, et mon frère de Prusse c'est un — poète!“ Das letztere Wort ſteht für ein härteres, das er zu gebrauchen pflegt. —

Omer Paſcha geht über die Donau, ſchon ſind Engländer und Franzoſen mit ihm vereint. Neue Schlappe der Ruſſen. General Ghruloff hat den einen Arm verloren. —

In der Spener'ſchen Zeitung ſteht heute ein Nekrolog des Generals von Scharnhorſt, diesmal ein ſolcher, dem ich faſt ganz beiſtimmen kann: alles Gute, was von ihm geſagt wird, iſt wahr. Einige Thatſachen hätten anders gefaßt werden können; die Schlacht von Haſſelt iſt lediglich nach ſeinen Angaben gewonnen worden; bei Raſtatt warf man ihm Fehler vor, deßhalb nahm er den Abſchied. Er hatte ein liebevolles, leicht verliebtes Herz. Als Fehler rechn' ich ihm an, daß er in den Eindrücken von 1813 zu lange verblieb, ſie wurden zu Vorurtheilen. — Die Bewegung von 1848 verſtand er nicht.

Die Zeitungen bringen ein Schreiben des ruſſiſchen Kanzlers Grafen von Neſſelrode an den General von Budberg in der Walachei, welches das ſchreiendſte Zeugniß roher Gewaltſamkeit und zugleich ſchamloſer Lügen iſt. Die griechiſche Kirche der — wie ich glaube — weder Neſſelrode noch Budberg angehören, iſt die einzige rechtgläubige, der Kaiſer der einzige Machthaber und Berechtigte, alle chriſtlichen Einwohner der Türkei ſtehen unter ihm, die andern Herrſcher in Europa ſind irrgläubig und machtlos! So ſpricht der von allen Seiten eingeſchnürte, durch die Türken allein bisher geſchlagene Zar!

Sonnabend, den 15. Juli 1854.

Frau Bettina von Arnim kam, lud uns zu morgen Abend ein, wegen zwei Amerikanerinnen Namens Ray, Mutter und Tochter, von Paris her ihr empfohlen. Bettina spricht mit mir viel über ihren verstorbenen Gatten, wünscht, daß ich über ihn schreibe, will mir noch ganze Massen seiner Papiere zum Durchsehen und Ordnen bringen. Ich bin ihr gern behülflich. Sie war sehr gut und liebenswürdig, sah auch sehr gut aus. —

Offene Fehde zwischen der Neuen Preußischen Zeitung und dem Polizeipräsidenten von Hinckeldey. Dieser hat ihr eine Berichtigung zugesandt, mit dem Befehl, solche augenblicklich und gleich vorn in ihr Blatt aufzunehmen. Sie thut's, aber fügt gleich ihren Einspruch hinzu, daß seine Forderung über die gesetzliche Berechtigung hinausgehe, daß die Befugniß seines Einschreitens noch nicht erhelle, daß er auf die Hauptsache nicht eingehe ꝛc. Kein anderes Blatt dürfte dies Trotzbieten ungestraft wagen. Die Kreuzzeitung indeß treibt es auch nicht auf's äußerste, und rügt nicht die Nachgiebigkeit des Gerichts, weil ihr diese doch auch sehr erwünscht ist; sie müßte doch sehr fürchten, daß zum Beispiel Markus Niebuhr als derjenige herauskäme, der ihr Nachrichten zusteckt. Hinckeldey wird sich schmählich ärgern. —

Der Professor Biedermann in Leipzig, schon seit einem Jahr wegen seiner schriftstellerischen politischen Thätigkeit in seinem Lehramt stillgestellt, ist jetzt gänzlich entlassen und ihm Vorlesungen zu halten verboten worden. —

Von einem angesehenen Mann wird mir versichert, daß nicht nur der russische Gesandte, sondern auch der französische, und ohne Zweifel der österreichische, hier eine vollständig organisirte Polizei habe, die über alles berichte, auch über städtische Vorfälle; so sei die erste Anzeige über das Scheinbegräbniß Tomaschek's, an dessen Statt ein Plättbrett im

Sarge lag, der hiesigen Polizei vom französischen Gesandten gekommen. Und unsere schwerbezahlte, auf Stadt und Staat lastende Polizei taugt nicht einmal dazu, dergleichen Unwesen der fremden Gesandtschaften abzustellen, unmöglich zu machen! —

Sonntag, den 16. Juli 1854.

Oesterreich veröffentlicht seine neuesten Verträge mit Preußen und mit der Türkei. Oesterreich verkündet die Einführung von berathenden Landesversammlungen in allen seinen Ländern; also ein Vorschritt in konstitutioneller Bahn; und grade jetzt, in Aussicht eines großen Krieges, bei ungeheuern Rüstungen und Anleihen. —

Nachrichten aus Wien: der Kaiser Franz Joseph und seine Umgebung sprechen in den schimpflichsten Ausdrücken von Preußen; alle Militairehre sei hier erstickt, sie gebe kein Lebenszeichen. Wenn es keine Demokraten und Volkshaufen niederzuschmettern gebe, sei das preußische Militair lammfromm und stumm. In Wien sind auch schon Stimmen laut geworden, daß Oesterreich, wenn ihm die Donaufürstenthümer entgingen, allenfalls Schlesien wiederbekommen könne; das treulose Preußen, dessen zweideutige Haltung allein noch Oesterreich vom kräftigen Vordringen abhalte, verdiene eine gründliche Bestrafung! — Ob wohl dergleichen auch in den gesandtschaftlichen Depeschen dem Könige geschrieben wird? —

Montag, den 17. Juli 1854.

„Ist es denn wirklich so gerathen und sicher, mit Louis Bonaparte, dem Staatsstreich Kaiser, in enges Bündniß zu treten?“ So fragt ein altpreußisch gesinnter Mann, der aber in dem Wahne steht, sein altes Preußen sei noch jetzt vorhanden

und wirksam! Ich antworte: Solcher Bund wird von niemanden stärker verabscheut, als von mir! Aber durch alles, was ihr bisher gethan, oder vielmehr gesündigt, ist er jetzt gebeten. Ihr könnt nicht anders! Mir zu Gefallen nennt ihr ihn den Staatsstreich-Kaiser, aber ihr klatschtet dem Staatsstreich Beifall, euch war er lieb! Schon dadurch lenktet ihr in die schlechte Bahn, in der ihr jetzt nicht vorwärts wollt; die schimpfliche Genossenschaft wähltet ihr! Die müßt ihr nun weiter führen, oder mit ihr brechen, was ihr nicht könnt, was euch übel bekommen würde. Das kommt davon, wenn die Regierung sich zur Parthei herabwürdigt, zur volksfeindlichen, gewaltthätigen, wenn sie das Volk spaltet und drückt, anstatt es zu einigen und zu heben! Preußen freisinnig und großmüthig, und noch heute stünd' es als erste Macht in Europa da, als die Gebieterin über Deutschland. Doch solch eingesehene Unmöglichkeit kann uns nicht mehr täuschen. Freisinnig und großmüthig zu sein, das muthet euch niemand mehr zu; so seid wenigstens klug und kräftig! Ergebt euch in die Schande, und zieht aus ihr nun die geringen Vortheile, deren Fülle aus der Ehre zu gewinnen, ihr weder Herz noch Geschick hattet! Eine schnelle kräftige Kriegesführung gegen Rußland ist euch auferlegt; ihr zögert, bis alle Welt sieht, daß ihr nur als Gezwungene sie übernehmt?! —

Der Staatsanwalt des Stadtgerichts hat die Kreuzzeitung gezwungen, nun auch den in ihrer Sache erlassenen Bescheid des Obertribunals zu veröffentlichen. Die Polizei und die Gerichte sind ihr nicht gewogen, aber bei Hofe steht sie in größter Gunst! —

Dienstag, den 18. Juli 1854.

Die englischen Blätter schimpfen und drohen gegen uns, wegen unseres Zauderns und Schwankens. Dabei wird der

König hart mitgenommen, geſchelten und verhöhnt, ihm alle Männlichkeit abgeſprochen! In England am meiſten wünſcht der König geachtet und geehrt zu ſein, und da grade geht es ihm am ſchlechteſten! — Aber auch die Ruſſen loben ihn nicht, und das Inland ſchweigt. —

Das neue Bundespreßgeſetz beſchneidet wieder etwas mehr den geringen Raum, der unſerer Preßfreiheit noch geblieben iſt. Wird es in Preußen eingeführt, die etwas freiere eigne Geſetzgebung dadurch beſeitigt, — nun dann wiſſen wir wieder etwas mehr, woran wir ſind! Die Gewalt- und Willkür-Regierung kann uns die freien Zeitungen nicht laſſen; — aber es geht langſam, wir können noch lange die Nationalzeitung und Volkszeitung genießen; außer wenn wir uns für Rußland erklären, dann hat es mit ihnen ein Ende. —

In Spanien greift der Militairaufſtand um ſich; hier ſind Generale und Soldaten die Demokraten! Es fehlt nicht an Leuten, die den Aufſtand in Zuſammenhang glauben mit ruſſiſchen Ränken; er iſt allerdings für Frankreich und England unbequem. —

Die Vereinigten Staaten von Nordamerika haben es bei Dänemark durchgeſetzt, daß ihren Schiffen und Erzeugniſſen die Fahrt durch den Sund freigegeben wird. (Nicht ganz, doch großentheils.)

Der General von Anrep, der im ungariſchen Kriege den heftigen Auftritt mit ſeinem Oberbefehlshaber Paskewitſch hatte, dann von den Türken an der Donau eine Schlappe erlitt, ſoll ſich durch einen Piſtolenſchuß getödtet haben. Grade jetzt, da ſein Feind Paskewitſch mit Schimpf und Schande vom Schauplatz abzieht? Es heißt, Anrep ſei von ſeinen Mitgeneralen ſchändlich im Stich gelaſſen, und vom Kaiſer unwürdig gedemüthigt worden; er ſei am wenigſten ſchuld geweſen an ſeinem Unfall. —

Das Berliner Leben ist jetzt in trauriger Stockung: nirgends etwas Frisches, Anregendes. Aller Muth und Geist, alle Fröhlichkeit und Kraft ist schweigend in's Innere gedrängt. Ueberall Ueberwachung, Polizei, Hemmung, Schikane; kein lautes Gespräch, kein Zusammengehen! Recht der Ausdruck dieses ganzen lumpigen Regierwesens, der höfischen Geistlosigkeit und Langweile, der faselnden Phantasterei und Ohnmacht! —

So lange noch keine Regierung wagt, mit freiem offenen Muthe die Frage wegen Polen aufzuwerfen, ist alles was gegen Rußland geschieht, der ganze Krieg, zu Wasser und zu Lande, nur Lumperei! Wäre in der preußischen Politik ein Funken von kühnem Heldengeiste, so müßte sie diese Frage jetzt in die matte Krisis kräftigend schleudern. Entweder müßte Preußen das hergestellte Polen sich aneignen, und die Stücke der Anderen bekommen, oder sein eignes Stück großmüthig aufgeben, und dafür überreichen Ersatz in Deutschland selbst erlangen. — O wie weit entfernt von solchen Ansichten, von solchen Entschlüssen! —

Mittwoch, den 19. Juli 1854.

Besuch vom Herrn General von Weyrach; er reist mit seiner Frau nach Preußen zum Besuche der Saucken'schen Verwandten. Ueber Herrn von Saucken-Tarputschen viel gesprochen, ihn hochgerühmt, und seinen frühen Tod bedauert. Er stand mit dem König in vertrautem Briefwechsel, empfing oft die ausführlichsten eigenhändigen Schreiben von ihm; schon durch den Vereinigten Landtag kühlte sich dieses Verhältniß, welches ganz abbrach durch die Weigerung des Königs, die ihm von der deutschen Nationalversammlung zugesprochene Kaiserkrone anzunehmen. Weyrach ist ganz westlich gesinnt, gegen

Rußland, deſſen verderblichen Einfluß auf Preußen er lebhaft erörterk. —

In Spanien geht es luſtig vorwärts! „Es lebe die Königin, die Konſtitution! Tod den Miniſtern! Fort mit Chriſtine!“ — Wird endlich dieſes Scheuſal aus Spanien verbannt, dann läßt ſich hoffen. —

Es giebt hier von alten Zeiten ein ſogenanntes Bürgerrettungsinſtitut, das den Zweck hat, braven Bürgern aus unverſchuldetem Unglück aufzuhelfen. Neulich nannte jemand das neben dem Dom erbaute Campo ſanto mit jenem Namen. Man fragte, wieſo das? „Weil da die Könige begraben werden ſollen,“ war die Antwort. —

Donnerstag, den 20. Juli 1854.

Schon im ſiebenten Jahr ſeit der Revolution, ſchon im dritten ſeit dem — Pariſer Staatsſtreich! Zeit brauchen die politiſchen Entwickelungen, viele Zeit! Aber ſie ſchreiten vor, und ſind grade jetzt in vollem Gange, wiewohl wir die Umwege beſeufzen, die ſie machen. Die halbeuropäiſche Revolution von 1848 muß zur ganzeuropäiſchen werden, dahin zielt alles! Rußland und England werden furchtbar vorbereitet, von entgegengeſetzten Seiten arbeiten ſie beide auf ihr gemeinſames Schickſal hin. Doch freut mich dieſer Gang nicht, er verletzt mein innigſtes Gefühl, meine redlichſte Ueberzeugung! —

Die Regierung, nicht zufrieden, die der herrſchenden Parthei mißfälligen Beamten, wegen politiſcher Geſinnung und Wirkſamkeit, zurückzuſetzen, zu drücken, ja gradezu abzuſetzen, treibt ihre Verfolgungsſucht ſo weit, deren Wiederanſtellung auch in Kommunalämtern, ja bei Privatgeſellſchaften, zu verhindern. Der Miniſter des Innern, Herr von Weſtphalen, hat eben ein Zirkular ergehen laſſen, durch das allen Behörden

eingeſchärft wird, ihren geſammten Einfluß anzuwenden, daß dergleichen Wiederanſtellung — z. B. bei Feuerkaſſen — nicht leicht gemacht werde! — Wie kann die preußiſche Regierung bei ſolcher elenden gehäſſigen Betriebſamkeit eine großartige Politik haben! — Man kann nur rufen Pfui! —

Der Seehandlungspräſident, Herr Bloch, hat ſeinen erbetenen Abſchied erhalten, zugleich aber den Rothen Adlerorden zweiter Klaſſe mit Eichenlaub, zum Danke dafür, daß er geht! Zehn Jahren ſucht man ihn wegzubeißen, hat ihn verläumden und kränken laſſen, dem Verläumder Wagener die Strafe geſchenkt, endlich iſt man ihn los! Er gilt für den fähigſten Finanzmann im ganzen Staat, er iſt auch gar kein Demokrat, aber ein Jude, ein aufgeklärter Mann! — An ſeine Stelle iſt der Geheime Finanzrath Camphauſen gekommen. —

An der Donau, im Schwarzen Meer, in der Oſtſee, überall wieder Stockung, auch Oeſterreich zaudert, und Preußen — vermittelt und ſchafft den Ruſſen Zeitgewinn. — Eine lebendige, eine feurige Theilnahme kann für dieſe Betreibungen, für dieſe Mitſpieler in dem Drama ſchlechterdings nicht Statt finden! — Die Türken ſelbſt ſind noch die beſten. —

In Wien und in Kaſſel ſind Nummern der Kreuzzeitung polizeilich weggenommen worden. Ihr Freund Haſſenpflug auch untreu?! —

Freitag, den 21. Juli 1854.

Schon vor ſieben Jahren erlangte der Herzog von Sutherland von unſerem Könige das Verſprechen, daß dieſer ſich für ihn wolle mahlen laſſen, und zwar durch Henſel. Das Bild iſt endlich jetzt fertig geworden. Henſel beging die Taktloſigkeit beim Könige anzufragen, ob der Herzog das Bild als ihm ſchon gehörend, zugeſchickt erhalten und bezahlen ſolle, oder der König es bezahlen und dem Herzog ſchenken werde? Der

König antwortete darauf ebenfalls sonderbar, er wolle sich noch besinnen! Nun steht das Bild einstweilen und wartet, und kann lange warten. — Man will wissen, der König sei bedenklich jetzt sein Bild nach England zu schicken, weil dort jetzt alles auf ihn schimpft, was ihn entsetzlich ärgert. —

Sonnabend, den 22. Juli 1854.

Die kleinen Geschäfte des täglichen Lebens werden mit solchem Eifer und Ernst betrieben, als wären sie der wichtigste Zweck des Daseins; in ihnen auch wird vorzugsweise die Nützlichkeit angelegt, auf die der Mensch so stolz zu sein pflegt, in der er so gern seine Beruhigung sucht. Diese Betriebsamkeit ist nicht der höchste Zweck, aber sie hängt allerdings mit ihm zusammen, und ein Mensch, der sie ganz vernachlässigt, der, wie man zu sagen pflegt, nicht zu brauchen ist, auf den man nicht rechnen kann, ist bei aller sonstigen Begabung ein unvollständiger oder verkrüppelter, auch in sittlicher Beziehung. Zwar thut derjenige, welcher der Welt nichts liefert als sich selber, aber in diesem einen wahrhaft und allseitig gebildeten, klaren, tüchtigen und festen Menschen, für die Welt weit mehr, als wer immerfort kleine nützliche Thätigkeiten in geringem Stoff ausübt, — geringer Stoff ist auch die gewöhnliche Menschenmasse, — allein wer sich zu jenem Stand emporgehoben, der wird auch fähig sein, das Geringere zu leisten. Die sogenannten nützlichen Thätigkeiten sind großentheils problematisch; die Werkleute, die nach fürstlicher Laune ein Lustschloß aufbauen, nennt man nützlich, aber ebenso die, welche nach einer andern Laune es wieder abtragen; die Kriegsleute, welche Wunden schlagen, und die Wundärzte, welche sie wieder heilen! Die menschlichen Angelegenheiten liegen in tiefer Verwirrung, und wo wir einmal einen guten Faden nicht zu

lich wurde ihm der gesuchte Erlaß bewilligt gegen ein Laus Deo von 12,000 Fr. in baarem Gelde, die er auch richtig bezahlt hat. In solchen Fällen läßt man sich nicht mahnen. Das darüber ausgefertigte Diplom trägt der gläubige Ehemann in der Hosentasche. Die Vollmacht, Kinder zu zeugen, ist nicht damit verbunden.

Abends.

Madame Bachu du Cheyla, die jetzige Favoritin, mit der Savary geschlafen, ja von dem sie ein Kind haben soll, hatte sich in den Kopf gesetzt, ihm die Polizei zu überantworten. Ihr Versuch aber ist so übel abgelaufen, daß die Schützlinge und Freunde der benannten Dame für den Kredit fürchten, durch den schon so viel andere Dinge ausgerichtet worden und auf den noch mehr gebaut werden.

St. Simon kann ohne Gefahr schreiben, was er will. Er wird für einen Thoren gehalten, der freilich viel Geist besitzt, dem es aber am Ende blos um eine einträgliche Idee zu thun ist, für welche die Kapitalisten etwas auf's Spiel setzten, weil bei ihr viel zu gewinnen wäre. Er war von je ein großer Verzehrer.

Den 30. Januar 1822.

Frankreich soll sich mit aller Gewalt bekehren. Es lohnt sich der Mühe, dem theologischen Experimente zuzusehen, das an ihm vorgenommen wird. Aller Trödel, dessen die Missionäre zu ihren Mummereien bedürfen, ein vollständiger Jahrmarkt von Rosenkränzen, Amuletten, Skapuliren u. s. w. hält auf dem Platze des Pantheons. Priester und Gläubige

ſchnell wieder verlieren, da glauben wir ſchon die Löſung des ganzen Wirrniſſes gefunden zu haben! aber bald müſſen wir den Irrthum einſehen. Dies iſt eine fruchtbare Geſchichtsbetrachtung leider! —

Sonntag, den 23. Juli 1854.

Gegen 7 Uhr kam Frau Bettina von Arnim begleitet von Herrn Joachim. Sie betrieb mit Eifer die Vermittelung der näheren Bekanntſchaft, bezte ihn, bezte mich, aber in der gutmüthigſten Abſicht, und liebenswürdigſten Weiſe. Bilder mußten gezeigt werden, Lob wurde geſpendet. Nach einer halben Stunde führte Bettina den Gaſt wieder fort, dem ich das Buch Rahel geſchenkt hatte, auch auf ihr ausdrückliches Verlangen. —

In Spanien iſt die revolutionaire Bewegung ſiegreich. Der Ziegesherzog Espartero ſteht an der Spitze, das Scheuſal Chriſtine iſt auf der Flucht. Auch das Wort „Republik“ wird gehört, eine zu frühe Verkündigung, aber eine! —

Der König von Portugal iſt von London hier angekommen. Man möchte gern viel draus machen, es iſt aber nichts. Die Zeiten, wo ein reiſender König Aufſehen erregte, ſind vorbei! Und ſolche ordinaire Könige gar, ohne Saft und Kraft! —

Preußen fängt an, Pferde zur Verſtärkung der Reiterei und zur Beſpannung der Geſchütze zu kaufen; vorgemerkt ſind ſie ſchon. Ein Beiſpiel zur Mobilmachung. Noch iſt es durchaus zweifelhaft, gegen wen die preußiſche Rüſtung auftreten wird; zwar iſt Preußen durch den Vertrag mit Oeſterreich ziemlich gebunden, allein Oeſterreich ſelbſt iſt nicht feſt. Ginge etwas in Frankreich vor, wodurch Louis Bonaparte's Macht ſänke oder ganz fiele, oder ihm eine revolutionaire Haltung auferlegt würde, ſo gingen Oeſterreich und Preußen mit

Rußland vereint am liebſten gegen Frankreich; das heißt die Höfe, die Kabinette!!—

Der König, ſo ſagen Einige, ſei nicht ſo ſehr ruſſiſch geſinnt, aber habe eine angeborne, ganz unüberwindliche Furcht vor Rußland, eine weit größere, als die vor Louis Bonaparte, wiewohl dieſe auch nicht gering ſei! —

Man erzählt vom Könige wieder eine Aeußerung der Art: keine Macht der Erde ſolle ihn jemals dahin bringen, gegen Rußland Krieg zu führen. — „Keine Macht der Erde! man kennt das!“ —

Montag, den 24. Juli 1854.

Zweifelhafte Nachricht, daß der Einmarſch der Oeſterreicher in die Walachei begonnen habe. — Neue Schlappe der Ruſſen, bloß durch die Türken. — Franzöſiſche Landtruppen in der Oſtſee angekommen, General Baraguan d'Hilliers in Kopenhagen. —

Der Kaiſer von Rußland hat — jetzt! — ſeinen Titeln den „Protektor der Donaufürſtenthümer“ beigefügt, ohne alles Recht, ohne die nöthige Zuſtimmung, aus prahlendem Eigenſinn; der Augenblick iſt gut gewählt! — Nachrichten aus St. Petersburg zufolge ſinkt das perſönliche Anſehen des Kaiſers, das ohnehin auf künſtlicher, großentheils lügneriſcher Grundlage mühſam errichtet war, mit jedem Tage mehr. Die Niederlagen ſeiner Truppen, ſein erfolgloſes Wüthen, ſeine Unfähigkeit die Sachen ſelbſt zu führen, machen den ſchlimmſten Eindruck. Die Ruſſen ſehen ihren Dünkel überall niedergeſchlagen, und die Vornehmen ſchimpfen auf den Kaiſer. —

Wenn ich ſtill daliege, und wach die Augen ſchließe, thun ſich mir, wie von ſelbſt, Gegenden, Städte, Wohnungen, Gärten auf, deren Wirklichkeit in buntem Lebensgewimmel ſchnell

mit Phantasiebildern sich mischt, und die mannigfachsten Gestalten hervorruft; ich kann mir kein reicheres, kein befriedigenderes Theater denken, und es steht immer offen, es kommt nur auf den Entschluß an, hineinzugehen. Der fehlt aber öfters. —

Die Gräfin von Münster geb. von der Marwitz, des Generals und Alexanders Schwester, die lange Zeit von dem Könige mit den schlimmsten Ausdrücken sprach, ist jetzt sehr zufrieden mit ihm, und sagt es laut. Das ist ein schlimmes Zeichen! —

Aus sehr guter Quelle wird versichert, daß die Kreuzzeitung eine sehr starke Geldunterstützung aus St. Petersburg bezieht. Man giebt die Summe auf zwanzigtausend Thaler jährlich an, ungefähr achtzigtausend Rubel Assignaten. Rußland bezahlt damit seinen eignen Schaden, die Kreuzzeitung thut ihm den größten an. Die Franzosen und Engländer müßten die Zahlung fortsetzen, wenn Rußland sie einzöge. Nützen kann die Kreuzzeitung nur in der Sphäre hiesiger Hofverhältnisse und in gewissen Amts- und Gnadensachen, in allen andern Beziehungen ist ihr Lob nur Schmähung, Schande, Nachtheil. —

Dienstag, den 25. Juli 1854.

Im Seneca gelesen, in Voltaire's Henriade, bei der ich wenigstens begriff, wieso sie das Entzücken und die Bewunderung der Besten ihrer Zeitgenossen sein konnte, die außerordentlichen Vorzüge dieser Dichtung liegen in der edlen, menschlichen, und nationalen Gesinnung, und in der prächtigen, theils erhabenen, theils anmuthigen Ausdrucksweise, die stets korrekt und lebhaft ist; der künstliche Bau und die nothgedrungene Erfindung treten für uns ganz in den Hintergrund. Man muß sich in die Lage derjenigen Leser versetzen, die das

Erſcheinen der Henriade erlebten, man muß ſich in den Bereich ihrer vollen Wirkung ſtellen, in die Zeit, ehe ſie da war. —

Nichts Erhebliches vom Kriege gegen Rußland. Aber in Spanien geht es luſtig her! Der Palaſt des Scheuſals Chriſtine zerſtört; ſie ſoll noch in Madrid bei ihrer Tochter der Königin ſein, und kann noch ſchlimm fahren, wenn ſie nicht zur rechten Zeit entkommt! —

Wieder hat ſich eine Stimme vernehmen laſſen, die mich beſchuldigt, ich hätte bei Ausarbeitung der Biographie Bülow's die trefflichſten mir angebotenen Hülfsmittel von der Hand gewieſen! Iſt es etwa der General von Reiche, der mir dieſen Vorwurf macht? Benutzt hab' ich ſeine Denkwürdigkeiten, aber freilich nicht in dem Sinne, den ſein Dünkel wünſcht. Oder gar der Oberſt von Zywikowski? Sein Geſchreibe hat ſich als das grundloſeſte Gewäſch erwieſen, und ſein mündlicher Anekdotenkram iſt von der Art, daß man ihm weder Bedeutung noch Vertrauen geben kann, ſo ſehr er beides behaupten und möglichſt viel Geld für die zweifelhafte Waare einziehen möchte! —

Der König und die Königin reiſen nach München, und laſſen den König von Portugal hier bei dem Prinzen Friedrich Wilhelm, dem Sohne des Prinzen von Preußen. —

Der franzöſiſche Geſandte in London, Graf Walewski, Sohn des alten Napoleon und einer Polin, hat ſeinen Abſchied genommen, weil er mit dem Verfahren Louis Bonaparte's nicht mehr einig iſt.

Die Kreuzzeitung verſichert, der ruſſiſche General von Antep habe ſich nicht erſchoſſen. Sie zuerſt hatte dieſe Nachricht gegeben, und thut nun, als ob ſie Andere berichtige.

Mittwoch, den 26. Juli 1854.

Daß die Geschlechtfolgen der Menschen einander die Hand böten, daran ist fürerst wohl nicht zu denken; im Gegentheil, um so selbstsüchtiger treten die Generationen auf, je modernere die Zeiten werden, um so begieriger nur für sich zu sorgen, und um die nachfolgenden sich nicht zu bekümmern. In der Behandlung der Wälder und im Staatsschuldenwesen ist das recht sichtbar, auch großentheils in den Bauwerken, die nicht auf große Zukunft berechnet sind. Das zunächst Brauchbare aus der Vergangenheit verzehrt wohl die Gegenwart, aber ohne Dank, und in verändertem Sinn; Wissenschaft und Kunst haben alle Mühe, den Zusammenhang mit Früherem nur einigermaßen zu erhalten. Eine neue Entwicklungsstufe wird es der Menschheit sein, wenn nicht nur Zeitgenossen, sondern auch Geschlechtfolgen mit bewußtem und treuem Sinn in derselben Richtung zu gleichem Ziel streben. —

Aus Wien sehr zweifelhafte Nachrichten über die österreichische Politik, man soll nichts Großes und Kühnes von ihr erwarten, sie sei, wie die aller Staaten jetzt, eine kleinliche, habsüchtige, trügerische; sie gebe jetzt darauf aus, Frankreich und England zu großen Zugeständnissen zu bringen, und dann beide zu entzweien, indem der Kaiser Franz Joseph mehr sich dem Louis Bonaparte verbünden will, als den Engländern; er hat ihn, heißt es, wegen Italien nöthig, das wieder in voller Gährung ist. — Aufstand in Parma, durch österreichische Truppen gleich gestillt, aber ein Zeichen dessen, was man zu erwarten hat. —

Nachmittags ausgefahren mit Ludmilla. Im Thiergarten herum; herrliche frische Luft und kühler Wind, nur 16° Reaumur; eine wahre Erlösung! Kattunfabrik an der Spree, schöne Aussicht am Ufer nach Moabit hinüber. Im Thiergarten viele Spaziergänger, besonders aber zahllose Wagen,

alles will sich erfrischen. Beim Hofjäger große Musik und gewaltiger Zudrang. —

Im Plinius gelesen, im Seneca, in Goethe. —

Die Stettiner Zeitung wurde polizeilich weggenommen. Der dortige Polizeidirektor ist ein Kreuzzeitungsknappe, der nicht erlauben will, daß gegen die Russen geschrieben werde. —

Professor d'Alton ist in Halle gestorben. —

Jämmerliche Späße der Neuen Preußischen Zeitung mit erdichteten telegraphischen Nachrichten, so plump und roh und albern, daß kaum ihre Junker sich daran ergötzen können: vielleicht aber doch Ludwig von Gerlach, der seinen Goethe liebt.

In englischen Blättern wird Preußen wieder tüchtig heruntergemacht und auf den König bitter geschimpft, man wirft ihm Karakterlosigkeit, Schwindelei und tückische Streiche (tricks) vor. —

Der König hat sich nun besonnen, und schickt sein Bild als Geschenk an den Herzog von Sutherland durch den Mahler Hensel selbst. —

Donnerstag, den 27. Juli 1854.

Geschrieben. Nothwendige Erörterungen einiger politischen Begriffe; Unterschied von sittlich, staatlich, geschichtlich.

Nachmittags Besuch von Frau Bettina von Arnim; sie liest mir einen Brief vor, den sie aus dem Zuchthaus zu Bruchsal von dem unglücklichen Gervin Wirsbitzki erhalten hat, und dessen Inhalt zu großer Hoffnung berechtigt, daß man sein Loos erleichtern werde. So wären die menschenfreundlichen Bemühungen Bettinens doch nicht ganz vergeblich gewesen, obschon es abscheulich ist, daß weder der Prinz Regent von Baden, noch der Prinz von Preußen ihr geantwortet haben. Nachher sprechen wir von Bildern, und Bettina beschreibt mir mehrere ihrer Zeichnungen, — sie hat eine Fülle der sinnreichsten Einfälle, der anmuthigsten Gebilde, eine wahre Fundgrube

für Künstler, wiewohl sie selber gesteht, daß die sichere Künstlerhand ihr zur Ausführung fehle; sie hat nichts durch Fleiß und Uebung, alles durch Eingebung, durch unmittelbares Erfassen, wobei sie doch viel versuchsweise und mühevoll arbeitet. Fast alles, was sie mir schilderte, drückte den schönsten, den edelsten Geist in freien Schöpfungen aus; und was mir von jeher auffiel, alle ihre Zeichnungen geben nicht zur Malerei, sondern entschieden zur Bildhauerei hin, namentlich zum Basrelief; von Schatten und Helldunkel will sie nichts hören, alles ist hell und licht bei ihr, und wenn je Farben in's Spiel kommen, so sind es heitre. Sie behauptet gradezu, Schinkel habe seine besten Darstellungen von ihr entnommen, ihre Angaben nur ausgeführt; eben so Wichmann vieles. Darin aber irrt sie sich, daß sie sagt und glaubt, sie habe erst einige Jahre nach Arnim's Tode zu zeichnen angefangen; ich habe mehrere Jahre vorher sie bei Frau von Helwig angetroffen, wo sie im Oelmahlen Versuche machte und im Bilden aus Thon: freilich waren dies damals nur Spielereien, auf die sie keinen Werth legte; der rechte Ernst mag erst später eingetreten sein!

Geheimnißvolle Mittheilung, in St. Petersburg sei etwas vorgefallen, man sagt nichts Näheres. (Vielleicht die Gefahr in der See zu ertrinken, aus der der Großfürst Konstantin kaum gerettet worden? Man muß die Tagesangaben vergleichen.) — In einer Zeitung wird behauptet, der General von Anrep sei in solche Ungnade gefallen, daß der Kaiser ihn habe nach Sibirien abführen lassen. Dies widerspräche nicht der Nachricht von seinem Selbstmorde, sondern könnte diesen vielmehr begründen. Wie lange solche thatsächlichen Angaben in Zweifel bleiben können!

Der Präsident Kieser ist im Bade zu Miedron plötzlich gestorben. Er war Abgeordneter in der Nationalversammlung und kurze Zeit Justizminister. —

Freitag, den 28. Juli 1854.

Die Volkszeitung iſt die einzige, die von Vorgängen in St. Petersburg ſpricht, deren Inhalt nicht näher bekannt ſei. Man ſpricht aber von heftigen Auftritten zwiſchen dem Großfürſten Thronfolger und dem Großfürſten Konſtantin, in deren Folge der erſtere, vom Kaiſer ſelbſt dazu gedrängt, auf die Thronerbſchaft verzichtet hätte. — Der Graf von Königsmarck iſt aus St. Petersburg heute wieder hier eingetroffen. Er rühmt den guten Empfang, den er gehabt. Er hat natürlich nur Hofluft geathmet. —

Im Plinius geleſen, in Goethe. — Die Zeitungen leer. —

Ich habe den tiefen Zuſammenhang überdacht, der zwiſchen Rahel und Goethe beſtand, und ſehe ihn gründlich ein. Er war ein innerer, von ihr einſeitig gehegter, Goethe wußte wenig davon, denn was äußerlich zur Erſcheinung kam zwiſchen beiden, war kein Hunderttauſendtheil deſſen, was in ihrem Herzen lag. Ich glaube, es mußte ſo ſein, beiden war die Entbehrung auferlegt, ihm unbewußt, ihr bewußt. Und ſo war ſie doch die Begünſtigte in dem Verhältniß, ſie wußte was ſie an ihm hatte, wußte, was er ihr noch mehr ſein konnte, und blieb, doch in beſcheidener Stille, ſtreckte die Hand nicht aus nach dem, der von ihr mehr empfangen konnte als von allen, die ſo eifrig nach ihm griffen. Wie anders Bettina von Arnim, deren ganze Neigung zu Goethe doch eigentlich darauf hinausging, daß ſie früh erkannt hatte, er ſei das ſchönſte Juwel, mit dem man ſich ſchmücken könne. — Immer doch eine Anerkennung! —

Sonnabend, den 29. Juli 1854.

Vormittags ein Besuch, der mir den Unterschied zwischen Demokratie und Pöbel sprechend klar macht; dem letztern gegenüber soll und muß man Aristokrat sein! Ein Freiheitseiferer, ein Gleichmacher von der ersten Sorte, thut gegen mich ganz unterwürfig und kriechend, nennt mich zwanzigmal Herr Geheimrath, schmeichelt mir auf das unwürdigste, weil er mich braucht, und ich ihm helfen soll — nicht blos mit Geld, auch mit Lob, mit Anerkennung — und er glaubt, gegen mich dürfe er sich so benehmen, weil ich ja sein Gesinnungsgenosse sei! Mit nichten! Er hat die Gesinnung eines frechen Lakaien, der bereit ist für entsprechende Vortheile jedem zu dienen und alles zu thun. Apage! —

Dem Professor Moleschott in Heidelberg hat das badische Ministerium förmlich eröffnen lassen, er soll seine physiologischen Vorträge nicht in bisheriger frivolen und unsittlichen Weise halten, sonst werde man ihm sein Lehramt nehmen. Er hat freilich gegen jene Bezeichnung unwillige Verwahrung eingelegt und erklärt, daß er auf sein Lehramt verzichte. —

In Halle war die freie Gemeinde vor etwa dreiviertel Jahren von der Polizei unter nichtigem Vorwand geschlossen worden; jetzt — nach dreiviertel Jahren — hat das dortige Kreisgericht die freie Gemeinde wieder in ihr Recht eingesetzt, und die Schließung aufgehoben, blos thatsächlich, ohne weitere Erklärung. Und das erlittene Unrecht? Und die freche Willkür der Polizei? Und die nichtswürdige Langsamkeit des Gerichts? Davon ist nicht weiter die Rede! Edler Zustand, würdige Behörden! —

Bei Ludmilla sah der junge Ferdinand Aschersон, der Philologe, Goethe's „Dichtung und Wahrheit" liegen, und sagte, es vergehe kein Jahr, daß er nicht das Buch wieder durchlese. Das freute mich herzlichst! —

Aus allem Getreibe des Tages, der Sorgen und Widrig-

keiten, rett' ich mich, so oft ich will, zu den sonnigen Höhen und stillen Schatten vergangener Zeiten. Hier, im verschlossenen Lande, hinter aufgezogenen Brücken und niedergelassenen Schlagbäumen, ergeh' ich mich nach Belieben an den schönsten Lebensbildern, nicht an geträumten, sondern an willkürlichen, denen aber alles, was Unliebes und Gemeines mit ihnen doch verbunden war, hier genommen ist. Niemand vermag in diese geweihten Kreise zu dringen, als wer wirklich in sie gehört. Das herrlichste Lebensschauspiel bewegt sich vor den Augen. Wie liebt man diese verklärten Gestalten! Ich war heute ganz in die Vergangenheit von Weimar, Jena, von Kochberg, und Drakendorf versenkt, und besonders liebt' ich den letzteren Ort. - Neben Goethe's Briefen an Frau von Stein, Knebel's und Merck's Briefschaften, waren es besonders auch die lateinischen Denkschriften des trefflichen Eichstädt, die sich mir mit allen sonstigen Erinnerungen und Eindrücken zum lebensvollen Drama verwandelten. Eichstädt selber ist mir in seinem prächtigen Kultus der ihn umgebenden Welt besonders lieb. Er ist durch und durch in klassisches Alterthum getränkt, und faßt das moderne Leben mit antikem Sinn und Geist nur desto feuriger. —

Sonntag, den 30. Juli 1854.

Frühmorgens ein Billet von Humboldt, nur um seinen Zorn auszusprechen über den wirklich beim Könige amtlich von dem Kultusminister Raumer geschehenen Antrag, die nackten Bildsäulen von der Schloßbrücke wieder abnehmen zu lassen, und sie im Zeughause zu verwahren! — Gleich geantwortet, und Bettinens von Arnim Anliegen vorgetragen. —

Die Stille in Berlin ist jetzt außerordentlich. Menschen genug sind da, jedoch diese, ausgenommen in den Wirths-

ſchießen wie Pilze aus dem Boden. Auf einige Zeit iſt das franzöſiſche Klima jeder Art von Gewächſen zuträglich. Die Regierung braucht den Samen blos auszuſtreuen. So wurde Frankreich in den letzten Jahren Ludwig's XIV. ſtreng bigott, um unter dem Regenten recht gottlos zu werden. Das letztere iſt dermalen nicht zu fürchten. Aber die Arbeit der Jeſuiten bewirkt, daß die Liberalen ſich täglich lauter für den Proteſtantism erklären.

Die Art, wie des Engländers Douglas Loveday Beſchwerde wegen Verführung und Bekehrung ſeiner Tochter in den Kammern erſtickt wird, verdoppelt den Skandal.

Man ſiehet einem andern entgegen. Die Bekehrung des Staatsraths Cuvier iſt im beſten Gange und ſchon ſehr weit vorgerückt. Er hat ſich ausbedungen, die Einwürfe, welche zu beantworten er ſich zu ſchwach fühle, an Maron den Präſidenten des proteſtantiſchen Konſiſtoriums abgeben zu dürfen. Sie ſehen, er geht methodiſch und gewiſſenhaft zu Werke. Für die Bekehrer iſt dabei keine Gefahr, ſondern offenbar Gewinn. Die Geſchichte nämlich endigt mit einem Manifeſte, das noch größeren Vortheil verſpricht als der Haller'ſche Brief und worin es heißen wird, ſelbſt Maron, dieſer Ausbund aller proteſtantiſchen Gottesgelahrtheit (N. B. ich halte ihn für nichts weniger), war nicht im Stande meine Zweifel zu löſen. Natürlich muß die Bekehrung des berühmten Naturaliſten hoch ertönen, und ihm ſelbſt pekuniäre und andere Benefizien bringen; der geſunden öffentlichen Meinung aber kann ſie nur dienen ſeinem politiſchen Karakter, der tief im Kothe liegt, den perſönlichen des Mannes beizugeſellen.

Ganz verſchiedener Beſchaffenheit, doch ebenfalls Aufſehen erregend, iſt der Uebertritt des Hrn. von Talleyrand zu den Liberalen. Der alte Diplomat hat ſich nicht begnügt, die Bälle von Soult und Laffitte zu beſuchen, ſondern ſich

häusern, gänzlich still. Kein durchgreifender Gegenstand bewegt die Gemüther, keine Neuigkeit, kein Ereigniß, weder politisches noch gesellschaftliches, keine litterarische Erscheinung, kein ungewöhnliches Schauspiel, und der im Süden und Norden fortgesetzte Krieg erweckt in seinen unsichern und nicht entscheidenden Vorgängen wenig Theilnahme. Auf die Ergebnisse ist man gespannt, nicht auf die Vorgänge, welche langsam und unsicher dahin führen. Dagegen ist die gedrückte Stimmung sehr merklich, welche Gewerbs- und Handelsstockungen hier hervorbringen. Die Besorgniß wegen der Zukunft, die Furcht vor neuen Steuern, vor Entwerthung der Staatspapiere. Man hört täglich von Geschäftseinstellungen, Bankerotten ꝛc. —

Der Ankauf von Pferden für die Reiterei und das Geschütz hat hier wie anderwärts begonnen, und verschlingt Millionen, die verloren sind, wenn Preußen, wie der König bessit und betreibt, nicht am Kriege Theil nimmt, und vielleicht gar ein Frieden zu Stande kommt. Die allgemeine Schlaffheit und Jämmerlichkeit macht es möglich, daß Rußland diesmal noch leidlich aus der Klemme kommt. —

Der Graf von Königsmarck bestätigt, daß man in Oranienbaum die Musik der englisch-französischen Schiffe gehört und sogar, zum Scherz, angefangen hat nach derselben zu tanzen. Der Kaiser geht etwas vorgebeugt, und man sieht ihn öfters verstimmt und finster. Die Kaiserin ist dagegen wohlauf und guter Dinge, mehr als sonst. —

In Kopenhagen eine neue Gesammtverfassung verkündet; ein Flickwerk, das nicht halten kann! —

Der Graf von Königsmarck soll schon wieder abreisen, in Aufträgen des Königs, nach London. Die Sendung kann schwerlich eine politische Bedeutung haben, da der Mann nicht von der Art ist. Aber freilich, unsere Werther — in

St. Petersburg, — unsere Hatzfeldt — in Paris u. s. w. sind auch nicht von der Art! —

Der Generalmusikdirektor Meyerbeer ist schon vor längerer Zeit um Erhebung in den Adelstand eingekommen, hat aber bis jetzt kein Gehör gefunden. Man hat ihm gerathen, sich nach Wien zu wenden, dort adele man Juden! —

Montag, den 31. Juli 1854.

Das Laub der Bäume hat gelitten, das Gras ist hin und wieder verbrannt, die Luft hat etwas Herbstliches; der Sommer ist vorbei, sagen die Leute! doch wohl mit Unrecht! —

Brief von Humboldt; verneinende Antwort in Betreff der Frage Bettinens von Arnim: bedeutendes Wort über die Vereinigten Staaten von Nordamerika, das Streben gehe dort auf Nützlichkeit und Vortheil, nicht auf höheres Geistes- und Gemüthsleben: die Vereinigten Staaten seien aber ein cartesianischer Wirbel, alles fortreißend und langweilig nivellirend. Ich kann ihm hierin nicht beistimmen, dort jagt die Masse freilich dem Gewinn und Genusse nach, aber hier nicht? in England, in Frankreich, in Rußland etwa nicht? Daß Einzelne in Amerika wie hier höheres Streben kundgeben, zeigen seine Dichter und andere Schriftsteller. Das Wort Humboldt's ist aber doch von ihm schön, es zeigt, daß sein Urtheil sich nicht bestechen läßt, denn verehrt und geliebt wird er am meisten in Amerika! —

Nachmittags Besuch von Herrn von Biedert. Als er wegging, kam Frau Bettina von Arnim, begleitet von einem artigen Fräulein, sie eilte an mir und Biedert vorbei, geradeswegs in Ludmilla's Zimmer, und zeigte dem Fräulein die an der Wand hängenden Bildnisse. Weder Ludmilla noch ich erfuhren den Namen des Fräuleins, ja Bettina verbot ihr, ihn

zu sagen, alles in lachender Lustigkeit. Es war Fräulein von Strantz, eine Mahlerin, von klugem, anmuthigen Wesen. Ich theilte dann Bettinen den letzten Brief Humboldt's mit, wegen der sie betreffenden Stelle. Sie lud uns zu Mittwoch Abend ein. —

Herr Neu, Ludmilla's Zeichenlehrer, ist erkrankt. Große Theilnahme für den wackern guten Mann, der es in allen Dingen, besonders auch in der Kunst ehrlich und ernst meint. —

Der deutsche Bundestag hat sich bequemt, den Ansichten der verbündeten Regierungen von Oesterreich und Preußen in Betreff des russischen Verhältnisses unbedingt beizustimmen. Die Bamberger Betreibungen sind verschwunden. Nur beide Mecklenburg haben eine Ausnahme gemacht und nicht beigestimmt, vielmehr die Vorschritte jener Mächte nicht genug begründet für den Bund erklärt. Formell haben die beiden Mecklenburg sogar Recht. Der Bund wird mißbraucht von den Großmächten für ihre Zwecke. —

Ich höre nachträglich, daß Königsmarck mit seiner Aufnahme in St. Petersburg nicht Ursache hat, zufrieden zu sein. Die Kaiserin war ziemlich kalt, der Kaiser aber hat ihn mehrmals hart angefahren und fast gar nicht beachtet. Königsmarck schweigt über seinen ganzen Aufenthalt. —

Dienstag, den 1. August 1854.

Besuch von Frau Bettina von Arnim; Mittheilung eines Briefes. Bedeutende Aeußerungen über Kunst; daß das Volk grade die beste am besten vertragen kann, daß die Unbildung weniger Rohheit hat, als die falsche Bildung, die heuchlerische Ziererei; Verdammung der Schleßgruppen, aber nicht aus Nacktheitsgründen. Unser ganzes Kunstwesen jämmerlich. —

Der General von Anrep iſt wohlbehalten in Bukareſt. Ehe Paskewitſch in Ungnade fiel, ſtand es bedenklich um Anrep, jetzt iſt er wieder obenauf, als einer der tapferſten Generale von Obern und Untern anerkannt. Zum Oberbefehl hält man ihn jedoch nicht reif, zu leidenſchaftlich und verwegen. Auch traut ihm der Kaiſer nicht. —

Man erwartet, daß Baden in ſeinem Streite mit der katholiſchen Kirche nächſtens nachgeben wird. Oeſterreich, Frankreich, Baiern und ſelbſt Preußen drängen es dazu. Das wird herrlich ſein, und große Folgen haben, zuvörderſt die, daß wieder eine Regierung ſich in ſchreiendſter Weiſe ſchwach und verächtlich zeigt. —

Mittwoch, den 2. Auguſt 1854.

Geſchrieben. — Ich ſollte dem Stiftungsfeſte des mediziniſch-chirurgiſchen Friedrich-Wilhelms-Inſtituts (Pépinière) beiwohnen, aber ich war zu unwohl, das Wetter zu drückend. —

Nachrichten aus Wien; Oeſterreichs Zögerungen erklären ſich, wie ich es längſt gedacht, aus dem Bedürfniß, wegen der Zukunft Sicherheiten zu erlangen; Frankreich, England und die Türkei ſollen im voraus für Oeſterreich den Beſitz der Walachei, das Schutzamt über Serbien und mehr noch feſtſetzen, während jene Mächte den Ertrag des künftigen Friedensſchluſſes noch ungewiß laſſen möchten, oder wenigſtens für ſich ähnliche fette Biſſen ſichern wollen. Wenn der Kaiſer Nikolai nicht ein ebenſo unfähiger Staatsmann als Feldherr wäre, wie gutes Spiel könnte er gegenüber ſolchen Verbündeten haben! Wie würde Friedrich der Große, wie würde der alte Napoleon die offenbaren Blößen zu benutzen wiſſen! —

Der Kölner Redakteur Brüggemann, angeklagt, den König

und die Regierung beleidigt zu haben, ist vom Gericht freigesprochen worden. —

Gegen die freie Gemeinde zu Magdeburg werden immerfort von der Polizei und der Verwaltung die drückendsten Quälereien ausgeübt, die Oberbehörden und Gerichte lassen die deßfalls erhobenen Beschwerden unerledigt. Es ist offenbar die Absicht, grade diese Gemeinde mit allen erdenklichen Mitteln zu Grunde zu richten. Es heißt, der König habe in diesem Betreff seinen entschiedenen Willen ausgesprochen, und es sei den Behörden demgemäß der Befehl ertheilt, immer neue Verfolgungen anzuordnen. Die Gemeinde hat seit längerer Zeit gar keinen Gottesdienst. „Der Fehler ist der, daß die Leute, bei allem Freisinn, noch immer ein Glaubensbekenntniß aufstellen, und Religion und Kirche vorstellen wollen, sie könnten einzeln als freie Denken leben.“ Dieser Meinung bin ich nicht; sie würden dann zu irgend einem bestehenden Kirchenwesen gehören, und diese Heuchelei täglich fortsetzen müssen. Ja, wenn man sich um Kirche und Staatsbehörde nicht bekümmern dürfte, diese nicht überall unbefugten Eifers eingriffen! Die freien Gemeinden sind nicht meine Liebhaberei, aber ich erkenne sie als eine Nothwehr gegen schlechte Staatseinrichtungen! —

Gräßliches Schimpfen der Times und des Wiener Lloyd's gegen Preußen; die Oesterreicher behandeln uns mit schmachvollem bittern Hohn, und die Schmähungen treffen zunächst alle den König selbst. Angesehene Personen freuen sich darüber, theils gönnen sie es dem König, theils auch hoffen sie, es werde dadurch das Bündniß mit Oesterreich gelockert. —

Was will denn die Stahl-Goedsche-Gerlach-Parthei? Daß Preußen sich zu Rußland halte? Und von Oesterreich in Schlesien, von Frankreich am Rhein angegriffen werde?

Freilich, dieſen preußiſchen Ruſſen iſt an Preußen nichts gelegen! Mag dieſer Staat klein werden, untergehen, wenn nur Mark und Pommern als eine Ariſtokratie übrig bleiben, als eine Art Mecklenburg, da ſind ſie ſchon zufrieden! — Auf der Freiheitsſeite, wir müſſen es bekennen, beſteht ein ähnliches Verhältniß, ubi libertas ibi patria heißt es hier, und wenn wirklich Freiheit herrſcht, ſo thut der Name weniger zur Sache, ob der Staat Preußen heiße oder Oeſterreich. — Doch ſind in dieſer Zeit die Volks- und Freiheitsfreunde noch immer die größten Preußeneiferer zugleich! Sie ſind es, die an Friedrich dem Großen, an dem Staate Preußen, an ſeinem Heer und Ruhm am ſtärkſten halten; die Kreuzzeitungsleute lügen und heucheln dieſe Geſinnung nur. —

Mit Ludmilla Papiere durchgeſehen. — Thee. — Schach. — Im Seneca geleſen, in Voltaire. —

Der Geh. Hofrath Karl Heun (Clauren) iſt heute geſtorben, 84 Jahr alt. Er war im Leben, wie in der Litteratur ein vielthätiger, nicht gerade ſchlechter, aber wenig achtungswerther Menſch, eine durchaus gemeine Natur, wie auch ſeine Talente ganz gemein waren. —

Donnerstag, den 3. Auguſt 1854.

Der Rückzug der Ruſſen aus der Walachei hat nun ernſtlich begonnen. Man gründet auf dieſe Maßregel Friedenshoffnungen. Sogar die Türken möchten jetzt Frieden ſchließen und ihre Verbündeten loswerden. Louis Bonaparte jedoch muß entſchieden Vortheile für Frankreich aufweiſen; wer ſoll ſie geben? Der Staatsretter macht den Geretteten — alle Fürſten bekannten ſich als ſolche — große Noth. Die Feiglinge! Ihnen geſchieht Recht! —

In Spanien ist man dicht an der Republik, mit genauer Noth der Thron gerettet. Dahin hat das Scheusal Christine es gebracht! Die Proklamation der Königin Isabella ist ein demüthiges Sündenbekenntniß, ein angstvolles Versprechen und Geloben. Die Verfolgten werden gepriesen, die Verfolger der Anklage preisgegeben. Alles erinnert an unsre Märztage von 1848. Der Kampf war in Madrid sehr ernsthaft, die Barrikaden wurden behauptet und stehen noch, viele Todte und Verwundete. Espartero in Madrid. —

Erklärlich genug, aber darum nicht weniger auffallend, freuen sich die Russen jetzt über jede Revolutionsbewegung, denn für den Augenblick ist sie den Feinden unbequem, besonders dem Louis Bonaparte, und in Italien den Oesterreichern. —

Um 8 Uhr fuhren Ludmilla und ich nach den Zelten zu Frau von Arnim. Hermann Grimm und seine Schwester, Fräulein von Stranz und deren Bruder, Offizier in holländischen Diensten, die Mahler Keller und Ratti, Fräulein von Maltzan — Tochter des baierischen Gesandten, Musiker Bargiel, Herr Joachim — die Hauptpersonen! Letzterer spielte von Bargiel begleitet eine Sonate von Beethoven in größter Meisterschaft, eigenthümlich und eindringlich, Bettina war etwas leidend, und trat wenig vor, Fräulein Gisela munter und freundlich. —

Freitag, den 4. August 1854.

Der König hat schon wieder einen Unfall gehabt, sich gestern Abend im Charlottenburger Garten an einer steinernen Bank den Fuß verletzt, so daß die Reise nach Putbus um einige Tage verschoben bleiben muß. Die Liebe des Volks hat er so ganz verloren, daß man nur schadenfrohe und spöt-

tische Aeußerungen über den Vorgang hört, auch in den Hofkreisen lacht man nur, und tadelt dies späte Lustwandeln im Dunkeln. Das Volk läßt sich nicht ausreden, daß er Abends immer zu viel getrunken habe, und sich in der freien Luft ernüchtern wolle. —

Ein marktschreierischer Phrenolog und Litterat Bossard hatte den Redakteur der Kreuzzeitung Assessor Wagener, in Druckschriften beleidigt, und war zu längerer Haft gerichtlich verurtheilt worden. Er bat beim König um Begnadigung; in ähnlichen Fällen ist sie den Reaktionsleuten, die sich an Volksfreunden vergangen hatten, stets bewilligt worden, für Wagener hat der König selbst bei dem Präsidenten Bloch Verwendung eintreten lassen, derselbe möchte auf Bestrafung von jenem Verzicht leisten. Aber für Bossard giebt es keine solche Gunst, sein Gesuch ist abgewiesen. —

Der hier ausgewiesene Prediger der freien Gemeinde Dr. Brauner, der vor kurzem aus der Schweiz krank hieher zurückgekehrt ist, und hier bleiben zu können hoffte, ist am 2. gestorben. So bleibt er nun freilich hier! —

Französische Blätter melden, daß der bekannte Schriftsteller Norvins de Montbreton in Pau gestorben sei, im 83. Jahr. Ich kannte ihn 1816 in Baden-Baden sehr gut. Er war früher französischer Präfekt in Rom, schrieb ein Lehrgedicht in Alexandrinern über die Unsterblichkeit der Seele, die Geschichte Napoleons ꝛc. Er hatte doch nur mittelmäßige, wenn auch brauchbare Talente und sein Inneres war hohl und schwankend.

In Eichstädt's lateinischen Denkschriften gelesen; in Goethe's Briefschaften; Französisches. —

Der russische Kaiser, um die deutschen Mächte von den Westmächten zu trennen, soll erklärt haben, jenen beiden gestehe er die Räumung der Walachei und Moldau unbedingt zu, nur wolle er wissen, was in diesem Falle die deutschen

Mächte thun werden? Oesterreich aber sieht die List, und rüstet nur um so mehr. Oesterreich fragt die Westmächte nun bestimmter über die Vortheile, die ihm von diesen zugesichert werden sollen. Ein Schutz- und Trutzbündniß wird geschlossen werden. —

Russische vornehme Damen, die in Preußen ankamen, sagten unverhohlen: „Oh! La Prusse ne peut nous inquiéter, la cour et l'armée sont pour nous.“ In Betreff des Heeres sind sie im Irrthum. Nur die Hof- und Garde-Offiziere sind russisch. —

Sonnabend, den 5. August 1854.

Ich schlief gestern unter lebensmüden Verstellungen ein, die sich aber wunderbar in anregende, muntere Träume verwandelten. Was meine Tage jetzt sehr stört, ist der Mangel an Einsamkeit; die letztere würde mir fruchtbar sein; ich könnte weit mehr Menschen sehen, das schadete nichts, aber die vielen Verhältnisse, die vielen Anforderungen und Zumuthungen schaden. —

Geschrieben. Die Leute sollen im Gedränge des politischen Treibens nicht vergessen, was sie gewollt, gehofft, zum Theil schon gehabt; daran muß man sie immer wieder erinnern. Jetzt giebt Spanien ein Beispiel! Alles Verlorene, Aufgegebene — plötzlich steht es wieder aufgerichtet da, keine ächte Forderung ist erloschen. So war es in Frankreich bei jeder neuen Revolution, so war es und wird es in Deutschland sein! In Spanien ist sogar von Republik die Rede gewesen, von Aenderung der Dynastie! —

Die Polizei macht sich wieder viel zu thun! In Stettin ist ein Zeitungsredakteur verwarnt worden; eine Form, die

bei uns ganz ungeſetzlich und willkürlich aus der Bonapartiſchen Wirthſchaft herübergenommen iſt. In Köln Hausſuchung bei dem Redakteur der Deutſchen Volkshalle, man ſuchte das Manuſkript eines Artikels aus Berlin, fand es aber nicht. — In Stralſund Verhaftung einer Anzahl von Leuten, die im Jahre 1848 thätig waren, und auch jetzt wieder politiſcher Betreibungen verdächtig ſein ſollen. —

In Minden ſind fünf Zigarrenmacher verhaftet worden, weil ſie auf der Straße revolutionaire Lieder geſungen haben. — In Löwenberg Verurtheilungen gegen den katholiſchen Kaplan Moritz von Huff, der über den Verfall der römiſch-katholiſchen Kirche geſchrieben hat, und gegen den Verleger der Schrift. —

Die Ruſſen haben Bukareſt verlaſſen; die Türken rücken nach. — Man zweifelt nicht mehr, daß die Ruſſen auch die Moldau räumen. In dieſem Fall erachtet Preußen ſein Bündniß mit Oeſterreich erledigt und es treten ganz neue Verhältniſſe ein. Den ruſſiſchen Einflüſterungen und Liſten kann es gelingen, Preußen ganz für ſich zu gewinnen, oder deſſen freie Selbſtſtändigkeit in ſchlimme Verwickelungen mit Frankreich gerathen zu laſſen. Dem kranken Manne — jetzt der Kaiſer Nikolai — kommt es aber am meiſten darauf an, jetzt überhaupt Frieden zu erlangen, um fürerſt nur aufzuathmen, dann das Bündniß der Weſtmächte, das ſchon durch ſeine bloße Dauer Gefahr leidet, zu ſprengen. „Wenn wir ohne Krieg abkämen, ſo hätte doch der König ſehr recht gehabt, ſo zu zaudern, wie er gethan, das Land müßte es ihm ſehr danken!“ Darauf war die herbe Antwort: „Ach was, nicht er hat Recht gehabt, nicht er iſt klug geweſen, ſondern der ruſſiſche Einfluß hat alles geleitet und beſtimmt! Und wenn wir nicht ganz ruſſiſch geworden ſind, ſo iſt daran die gräßliche Furcht vor Bonaparte ſchuld. Ob das Land dies Verhalten einſt dem Könige danken wird, iſt noch

ſogar in den Zirkel der rue Grammont aufnehmen laſſen, der aus 240 Gliedern beſteht, wovon mehr als 40 Generale ſind, die ſich nicht an die niedertretenden Reverenzerwiederungen der Herzogin von Angoulême gewöhnen wollen. Sie haben ihn einſtimmig und mit offenen Armen empfangen. Aller alte Schabernack ſei vergeſſen und verziehen. Von dem Hofe iſt für Talleyrand nichts zu hoffen, beſonders jetzt. Dort wird er wie ein räudiger Hund beiſeit geſtellt. Kein Menſch will das Anſehen haben, ſich ihm zu nähern. Da hat er denn zu zeigen geſtrebt, daß er noch bei Kräften und etwas bedeute. Für einen Gauner halten ihn auch ſeine gegenwärtigen Kreisgenoſſen, ſein Uebergang aber ſtiftet ihnen Nutzen. Der öffentlichen Meinung iſt Herr von Talleyrand, gleichviel ob mit Recht oder Unrecht, die feinſte, geprüfteſte, politiſche Naſe. Sobald er ſich von einem Gegenſtande abwendet, meint das Publikum er wittere Unrath. Schon trägt es ſich mit dem Gerüchte, Fürſt Talleyrand habe dem Monſieur nach eitlen Vorſtellungen geſagt: nun ſo werden Eure Hoheit mir vergönnen, an meine Sicherheit zu denken. Von ſeinem ehemaligen Biſchofskarakter ſcheint ihm der Beruf geblieben zu ſein, in Sterbefällen der Gewalt die letzte Oelung zu reichen.

Den 2. Februar 1822.

Natürlich wollen die Betheiligten nicht eingeſtehen, daß Verſailles ein großes Bordell war. Man kennt Anekdoten, die noch heute nicht dem Papiere anzuvertrauen ſind. Von Gottesfurcht träumte niemanden. Deſtomehr laſſen die Ueberreſte jener Zeit ſich heutzutage den Glauben angelegen ſein. Lauzun lüpfet im Grunde nur einen kleinen Zipfel der Vergangenheit. Guter Anſtand gebot den Herausgebern, den

die Frage; der Staat Preußen iſt jämmerlich herabgekommen und hat alles Anſehen verloren!" —

Sonntag, den 6. Auguſt 1854.

Am 3. Auguſt Feierlichkeit auf der Univerſität. Der Rektor Encke trat ab, der Rektor Mitſcherlich ein. Preisvertheilung an Studenten. Den theologiſchen Preis erkannte der Rektor einem Studirenden Namens Quant zu; da erhob ſich Prof. Hengſtenberg, ging zu dem Rektor hin, ſagte ihm einige Worte, worauf ſich dieſer beſann und dann laut erklärte, es ſei ein Irrthum, dieſer Name ſei nicht der rechte, dann nannte er einen andern. Dieſer Vorfall machte und macht großes Aufſehen, man ſieht darin einen ſchändlichen Verrath, der zuerſt Genannte war dem Fanatiker nicht rechtgläubig genug, und der „Bischlappen" Encke — nicht ich nenn' ihn ſo, Andere gaben ihm die Bezeichnung — war ſchwach und niedrig genug, den Berechtigten einem Empfohlenen aufzuopfern, — und dies in einer feierlichen Handlung ganz öffentlich, ein ſchmachvolleres Aergerniß kann es nicht geben! Wäre der Sachverhalt anders, ſo müßte man darüber eine öffentliche Erklärung geben, doch dieſe erfolgt nicht, und alle Welt ſpricht von der Schändlichkeit. —

In der Jägerſtraße, neben Treu und Auglisch, hat ſich ganz in der Stille eine katholiſche Geſellſchaft eingeniſtet; es ſind Urſulinerinnen, die unter Leitung eines Prieſters zu Lehrerinnen ausgebildet werden. Erſt durch ein Aergerniß hat man ihr Daſein erfahren. Der Prieſter fand Gefallen an einer jungen Engländerin; die Folgen wurden ſichtbar. Das Mädchen wurde ſchleunigſt fortgeſchickt, der Prieſter verſetzt. Aber die Anſtalt beſteht, die Mädchen leben in einer Art

klösterlichem Verschluß. Und die Polizei? Hat in solchen Fällen keine Augen oder drückt sie zu! —

In seiner Bedrängniß nimmt der Kaiser Nikolai, der seiner Wuth und Aergerniß doch Luft machen muß, sogar zu dem kindischen Mittel seine Zuflucht, und legt sich einen neuen Titel bei! In einer Zeit, wo er die Donaufürstenthümer verlassen muß und alle seine Anmaßungen aufgeben muß, nennt er sich nicht nur ausdrücklich Protektor derselben, sondern fügt auch hinzu: Protektor aller rechtgläubigen Christen in der Türkei, was er nie war, und jetzt weniger als je Aussicht hat zu werden! —

Montag, den 7. August 1854.

Was wollen mir Träume diplomatischen Inhalts? Träume, in denen ich aus Berlin an Metternich berichte, und statt der neuesten Zustände altvergangene schildere? Dazu die Verlegenheit, die in Träumen so gern waltet, daß das Geschriebene immer nicht das rechte ist, immer anders geschrieben werden muß! Es war sehr verdrießlich. —

Geschrieben. Innere Freiheit kann auch der Knecht und Sklave haben, der Knecht und Sklave auch in der äußern noch beides sein; wenn aber der innen Freie auch äußerlich frei ist, so genießt er des würdigsten und freudigsten Zustandes, der auf Erden zu erlangen steht. Herrschsucht und Geldgier sind kranke Abarten des Freiheitstriebes, und beide oftmals am sichersten durch Knechtschaft befriedigt. —

In Plinius gelesen, in Goethe's Briefen. Französisches. —

Der berüchtigte Malmène hat eine Schrift, „An meine Mitbürger" ausgeben lassen, in der er sich zu rechtfertigen sucht, macht es aber so schlecht, mit so frecher Plumpheit und

doch ſo weſentlichen Eingeſtändniſſen, daß ſeine Schuld nur um ſo greller hervorgeht. —

In Italien gährt es aller Orten. Mazzini mahnt in einer neuen Proklamation zum unmittelbaren allgemeinen Aufſtand! Ob der Zeitpunkt der rechte ſei, ſteht ſehr zu bezweifeln, aber das Beiſpiel Spaniens, ſeine neue, ſchnell gelungene Revolution iſt für Italien von großem Gewicht, eine ſtarke Mahnung! Und wenn es auch nur Lebenszeichen ſind, dieſe Bewegungen ſind gleichſam Uebungsſtücke, und es iſt merkwürdig, daß ihr Mißlingen gar nicht entmuthigt. — Die Sachen gehen einen eignen, von höherer Hand vorgezeichneten Gang, nicht wie wir ihn anrathen oderbeſtimmen möchten. —

Die Demüthigung des Kaiſers von Rußland wird immergrößer, und wird in ganz Europa laut ausgeſprochen. Er hat ſich wirklich erbeten, den deutſchen Großmächten zu Liebe die Walachei und die Moldau zu räumen, findet aber um ſo weniger Gehör, als er die Walachei ſchon hat räumen müſſen.

Des Königs Fußverletzung iſt noch nicht beſſer, vielmehr die Roſe dazugetreten, was ihn erſchreckt hat, da der Miniſter Graf zu Stolberg an ſolchem Uebel geſtorben iſt. Der König hält ſo erſtaunlich auf die Bezeichnung: „Von Gottes Gnaden," man erinnert ſich, wie wild er ſich gebärdete, als im Jahr 1848 die preußiſche Nationalverſammlung dieſen Titel unterdrückte. Seltſamerweiſe ſpielt gerade jetzt wieder das Volk höhniſch mit dieſen Worten, man hört: „Von Gottes Gnaden hat die Roſe" ꝛc. —

Der Großfürſt Konſtantin wäre bei einer Spazierfahrt im finniſchen Meerbuſen bei St. Petersburg bei einem Haar ertrunken. Das Boot ſchlug um, ein anderes eilte herbei, und mit genauer Noth wurde er bei den Haaren aus dem Waſſer

gezogen. Sein Adjutant Fürst Galitzin und andere Begleiter versanken in die Tiefe. —

Dienstag, den 8. August 1854.

Nachrichten aus Wien; gehässige Stimmung gegen Preußen, Zerrbilder auf den König; die Regierung thut, als könne sie's nicht hindern. Man sagt, um Krieg gegen die Russen zu führen, müsse man zuerst die deutschen Russen angreifen, d. h. die Preußen! —

Die kürzlich in Stralsund Verhafteten sind alsbald wieder sämmtlich freigegeben worden, einige ohne alles Verhör. Auch widersprechen sie der falschen Angabe, daß sie im Jahre 1848 an damaligen Unruhen sich betheiligt hätten. Mißgriff der Polizei! Was folgt daraus? Nichts. Sie darf alle Mißgriffe ungestraft thun. —

Nachmittags brachte Ludmilla die traurige Nachricht mit nach Hause, daß ihr wackerer Zeichnenlehrer Theodor Neu gestern Abend gestorben ist. Sie verliert viel an ihm. —

Die Brüder Hermann und Adolph Schlagintweit haben den Rothen Adlerorden vierter Klasse bekommen. Eine Unterstützung zu ihrer Reise nach dem Himalaya hat der Kultusminister von Raumer noch immer nicht bewilligen wollen, obschon der König dazu geneigt sein soll; aber es sei ihm nicht Ernst, sagen Manche. —

Mittwoch, den 9. August 1854.

Ich fühlte mich sehr leidend, wie im Fieberzustand, mit Kopfweh, rheumatischen Schmerzen. — Vom Versuche zu schreiben, mußt' ich bald abstehen und mich auf das Sopha niederlegen, wo ich mich möglichst ruhig hielt. — Zwischen-

durch las ich doch, in Ritter's Afrika, im Plinius, dem ältern und dem jüngern; der letztere, bei seinen unläugbaren Vorzügen, thut mir nicht wohl; die Bildung der Römer ist die Abnahme ihrer Freiheit, das ist ein verkehrtes Wesen! Bildung muß zur Freiheit führen! —

Ludmilla bringt von Bettina von Arnim die traurige Nachricht, daß sie seit unserem Besuch, wo sie schon leidend war, täglich schlimmer geworden. Sie soll sehr übel aussehen. Ich bedauere sie herzlich: wenn sie sich krank bekennt, so muß es wohl arg sein, sie ist ein Held im Ertragen, im Standhalten. Sie sagt selber, was ich nur müsse gedacht haben, sie so lange nicht zu sehen! — Vielleicht könne sie morgen kommen, meint sie. — Ich verweilte mit Wohlgefallen in der Betrachtung, was doch ein solch ausgezeichnetes Dasein werth ist, wie dankbar man dafür zu sein habe, daß es solche Personen giebt, und man sie kennt! —

Das geringste Wort von Goethe wirkt belebend auf mich, nicht nur des Gefühls oder Gedankens wegen, die es ausdrückt, sondern hauptsächlich auch wegen der Sicherheit, die ich empfinde, daß jedes Wort von ihm wahr, richtig und ächt ist, daß er immer die Sache sieht, die ganze Sache, die er nennt, mit allen Beziehungen derselben. Rahel hat wohl Recht, wenn Goethe sagt: Natur, Liebe, Wahrheit, Einsicht, so ist es ganz anders, als wenn ein Anderer solche Worte gebraucht. — Wie ich mich nach Rahel sehne, wie sie mir fehlt! Dafür fehlt mir aller Ausdruck! —

Donnerstag, den 10. August 1854.

Unsere Lage wird täglich schwieriger, die Verhältnisse gespannter, nicht blos die politischen, auch die bürgerlichen, die Klemme wird drückender, Handel und Gewerbe stocken, die

Laſten mehren ſich, alle Leute klagen, daß das Daſein kaum noch zu erhalten ſei; die Bankerotte ſind zahlreich, die Schwindeleien wachſen in's Unendliche. Daß der Aufwand ſteigt und die Verſchwendung iſt nur die Kehrſeite deſſelben Uebels, deren Scheinglanz nur Unkundige täuſcht. —

In Herzogenbuſch kommt ein Buch heraus, das den Titel führt: „La vie d'Anna Maria a Schurman, par G. D. J. Schotel.“ Von frühſter Zeit hab' ich den Ruhm dieſer gelehrten Jungfrau vernehmen müſſen, erſt kürzlich ihre geſammelten Schriften durchgeſehen. Ich bin begierig, ob der Verfaſſer der Biographie, der neue Hülfsmittel benutzt haben will, im Stande ſein wird, die merkwürdige Erſcheinung auch als eine bedeutende, wirkſame darzuſtellen. Wirklichen Geiſt kann man ihr nicht zuſprechen. —

Der König von Sachſen iſt geſtern auf der Rückreiſe von München mit dem Wagen umgeworfen und durch einen Hufſchlag des Pferdes getödtet worden. Die Nachricht hat ſich gleich verbreitet, die Leute machen nichts draus. „Von Gottes Gnaden durch ein Pferd erſchlagen,“ heißt es. Als König war er unbedeutend, dabei falſch und ziemlich boshaft, welches der Karakter der meiſten heutigen Fürſten iſt. Sein Nachfolger, der Prinz Johann, iſt bekannt durch ſeine Ueberſetzung des Dante, ſo wie durch die Metzelei in Leipzig, die er nicht den Muth hatte als von ihm befohlen zu bekennen. Die armen Sachſen! —

In Oeſterreich neuer Stillſtand in den Truppenbewegungen. Sollte wirklich alles zum Frieden einlenken? Der Kaiſer Nikolai und der Kaiſer Louis Bonaparte? Würdig wären ſie, einander die Hände zu reichen! —

Freitag den 11. August 1854.

Brief aus Hamburg vom Hauptpaſtor Dr. Roodt, — „Vor fünfzig Jahren Ihr Mitſchuler im Johanneum unter Gurlitt, vor einundvierzig Jahren Ihr Kampfgenoſſe unter Tettenborn und Wallmoden“ — er empfiehlt mir einen bei uns wegen einer Schrift im Jahre 1818 abgeſetzten Oberprediger G. Schweitzer, damals in Kremmen, der Hoffnung hat eine Stelle in Bremen zu bekommen, ich ſoll ihn dem Bürgermeiſter Smidt empfehlen. — Gleich an Smidt geſchrieben, ſo eindringlich als mir möglich! —

In meinen Karlsruher Denkwürdigkeiten fortgefahren. Schwierig. —

In Roſtock, wo vor längerer Zeit auf preußiſche Anforderung mit großem Lärm viele Verhaftungen ſtattfanden, fängt man an in der Stille die Verhafteten wieder freizulaſſen; ſo jetzt einen Advokaten. —

Die Zeitungen berichteten, in Bromberg ſeien Waffen angelangt, die aus Belgien nach Rußland gingen. Augenblicklich wurde dies dahin berichtigt, es ſeien nicht Waffen, ſondern Telegraphendrähte! Niemand glaubt das. Am wenigſten werden es die Engländer und Franzoſen glauben. Daß Preußen nicht aufrichtig handelt, iſt gewiß. —

Unſere Behörden haben wieder ein ſcharfes Auge auf die Leihbibliotheken, und verbieten dieſen viele Bücher. Aus Unkunde verbieten ſie aber manches ganz unſchuldige, und viele der vermeintlich gefährlichſten gehen unbewacht durch. Wie früher Beiſpiele von Zenſurdummheiten erzählt man jetzt ſolche von Polizeidummheiten. —

Die Neue Preußiſche Zeitung bringt heute ein Kriegslied, das in den ſchärfſten Worten auffordert, Preußen ſolle die Waffen gegen Weſten kehren. England und Frankreich werden geſchmäht. —

Ueber der Thüre des Bankgebäudes ist heute eine weiße Tafel angebracht worden, zum Andenken des Grenadiers, der als Schildwacht am 18. März 1848 daselbst auf seinem Posten in Vertheidigung seines Gewehrs den Tod gefunden hat. Die Ausdrücke „Revolte“ und „Meuchelmord“ kommen vor. Die ganze Sache ist eine nutzlose, erbitternde Aufregung, und wird von allen Seiten mißbilligt. Den ganzen Tag standen Volksgruppen vor der Bank, um die Tafel zu sehen; immerfort hörte man Bemerkungen, scherzhafte und grimmige, die dem Könige nicht lieb sein können, die herverzurufen nicht klug ist. Welcher Teufel hat ihm dazu gerathen? Solcher Trotz, sagen die Leute, ziemt ihm nicht, er selbst habe seinen Posten nicht vertheidigt, sondern sein Gewehr gleich ausgeliefert, sich dem siegenden Volk ergeben und angeschlossen. Die Tafel erweckt das Andenken an die Gräber im Friedrichshain, sie leistet dieselben Dienste, wie die verhüllten Inschriften jener leisteten; die Revolutionaires können sich freuen! —

In badischen Sachen gelesen, in Stein's Leben von Pertz mit sehr ungleichen Empfindungen, bisweilen zustimmend, öfters empört. In der griechischen Anthologie gelesen. —

Auf den Alandinseln französisches Fußvolk gelandet, 3000 Mann. — Im Schwarzen Meere werden Truppen eingeschifft zu einem Angriff auf Sebastopol oder Odessa, oder Anapa. —

Die nächtlichen Promenaden des Königs im Schloßgarten, auf denen er sich nun schon zweimal übel gestoßen hat, und von denen er sich bisher, aller Bitten der Königin ungeachtet, nicht abbringen ließ, haben, wie man versichert, einen ganz besondern Zweck. Er hofft auf eine Geistererscheinung, irgend eine himmlische Offenbarung: ein himmlischer Bote, ein Geist seiner Vorfahren soll ihm eingeben, was er thun, wie er sich verhalten soll. — Bisher mußte ihm, gegen seinen Befehl, der wachthabende Offizier stets heimlich nachfolgen; da konnten

denn freilich die Geister nicht kommen. Eine andere Auslegung der Promenaden, bei der es nicht auf Begeistern, sondern auf Ernüchtern ankäme, geht unter dem Volk im Schwange. —

Sonnabend, den 12. August 1854.

Zwei merkwürdige Beispiele unsrer Zeit von lange fortbestandener falscher Schätzung. Wie lange galt Kaiser Franz von Oesterreich für einen schlichten, aufrichtigen, wohlwollenden Mann! Seine nächsten Umgebungen wußten wohl, daß er feige, hämisch, verstellt und in jeder Art klein und erbärmlich war, aber das Volk blieb lange getäuscht; jetzt weiß es die ganze Welt. Ebenso geht es mit dem Kaiser von Rußland, man hielt ihn für einen muthvollen, entschlossenen, willensfesten und dabei sich selbst beherrschenden Mann, wie sträubt' ich mich zu glauben, als ich es zuerst von Russen hörte, das alles sei nur Schein, er sei furchtsam, verschmitzt, hoffährtig, gewaltsam und betrügerisch, dabei unfähig etwas zu leiten oder auch zu ertragen; jetzt ist sein Karakter großentheils enthüllt, die heuchlerische Frömmigkeit ist offenbar geworden als der Deckmantel seines räuberischen Ehrgeizes, seines Verrathes an Verwandten und Verbündeten. —

Nachmittags kam Bettina von Arnim; sie hatte mein Billet noch nicht. Ihr Aussehen war sehr schlimm, sie war ganz erschöpft und sagte: „Ich bin kaput!“ Sie flößte mir wahre Besorgniß ein, und ich schlug ihr vor, sich still auf den Sopha zu legen und auszuruhen, vielleicht zu schlafen. Das wollte sie doch nicht. Neue Klagen über **, ***, Eisenmann, den Justizrath Caspar. Sie erzählte dann von ihrer Arbeit mit dem zweiten Theil der „Kronenwächter“, und wurde dabei ganz belebt. Sie scherzte heute nicht. Sie schied in wehmüthiger Rührung und ließ mich in solcher

zurück. Ich überdachte ihr Wesen, ihr Geschick; ihr Geist war gemacht alles zu übersliegen, zu überwinden, nur nicht die Mitgift alles Menschendaseins, der allmähligen Sterblichkeit, der sie erliegt, wie Goethe, wie Rahel! — Sie zu verlieren, gerade jetzt, wäre mir schrecklich! — Sie will in vierzehn Tagen nach Gastein reisen. Meine heißesten Wünsche begleiten sie! —

Wie ein Gegenstand, den wir eine Weile kräftig angesehen, nach längerer Zeit, nachdem wir den Blick anderswohin gewendet, sein Bild im Auge läßt, wie ein gehörtes Tönen im Ohr nachklingt, so behält auch der innere Sinn noch lange den Eindruck den er empfangen und überträgt ihn auf anderes. Wenn ich lange mit Ernst in Goethe gelesen habe, und gleichsam mit ihm durchdrungen bin, dann aber plötzlich abbrechen und etwas ganz Verschiedenes lesen muß, so begegnet mir wohl, daß ich dies Neue ganz in demselben Ton und Gefühl innerlich fortlese, wie das Goethe'sche, und z. B. die Volkszeitung durchaus so, als ob Goethe weitersprächе. Nach einer Weile jedoch sprengt die Wirklichkeit den täuschenden Traum, die Uebertragung bricht zusammen, es ist wie ein Erwachen, und es ist rein und baar die Volkszeitung, die ich gleichsam ernüchtert lese. —

Sonntag, den 13. August 1854.

Welch ergreifende herrliche Briefe von Rahel hab' ich gelesen, aus dem Jahr 1819, an mich, an Oelsner, an Lindner! Sie sieht das Allgemeine mit großerbahnem Sinn, mit klarster Wahrheit und drückt das Persönliche mit Innigkeit und Schönheit aus. Sie ist sich ihrer Geistesmacht, ihrer Anziehung für die Menschen vollkommen bewußt, gebraucht ihre Gabe jedoch zu keinen Zwecken, als nur den Menschen wohlzuthun, und

Ruf der Königin zu ſchonen. Stellen die ihm geſchadet hätten, wurden dem Druck entzogen. Alſo wäre die Vollſtändigkeit der Memoires anzufechten. Ihre Treue unterliegt keinem Zweifel und die Proteſtationen der Choiſeul, denen Herr von Talleyrand eine halbe Unterſtützung leihet, bedeuten gar nichts. Letzterer könnte die beſten Belege zu Gunſten der Aechtheit liefern. Ihm iſt ſehr wohl bekannt, daß in dem Departement der auswärtigen Angelegenheiten mehrere Abſchriften von den Memoires genommen worden, zu einer Zeit, wo die Bureaux nichts Erheblicheres zu thun hatten. Er ſelbſt beſitzt eine Kopie. Wer weiß, ob der Druck nicht gerade ihr entliehen iſt. Geſchichten und Vortrag, wie die der Memoires de Lauzun, werden nicht erfunden. Warum in aller Welt ereifert ſich die Staatszeitung dagegen? Sollte man nicht glauben, ſie habe Zutritt in die Zirkel des Faubourg St. Germain? Sie wirft ſich da in Berlin ganz unnützerweiſe zum Advokaten eines hier verlorenen Prozeſſes auf. Das Original der Memoires meldete ſich der Polizei. Der Inhaber wünſchte es dem Druck zu übergeben, vorher aber der Genehmigung Bonaparte's verſichert zu ſein. Dieſer, nachdem er das Manuſkript geleſen, ſagte: bewilligen wir die Erlaubniß, ſo beſchuldigt mich der Faubourg St. Germain der Abſicht, die alten Geſchlechter herabzuwürdigen. Die Natterzungen des Faubourg St. Germain fürchtete er gewaltig. Er ließ dem Eigenthümer 40,000 Franks zahlen gegen Abtretung des Manuſkripts und aller Befugniß es bekannt zu machen. Begünſtigten wurden Kopien vergönnt. Gegenwärtig iſt es wohl ganz gewiß mit der Abſicht in's Publikum geſchleudert, dem alten Adel wehzuthun. Der britiſche „Monitor" beſchuldigt Savary. Das Zeugniß eines Lügners, wie Goldſmith, hat kein Gewicht. Zu großem Aergerniß gereicht es allerdings, daß die Mutter des frommen

Bei den für jetzt noch schwachen Anfängen preußischer Mobilmachung fällt es sehr auf, daß die erste Sorge dahin geht, die militairischen Punkte der Ostseeküsten zu verstärken, zu befestigen. Swinemünde, Kolberg, Danzig; fürchtet man etwa, daß die Russen zur See gegen uns etwas unternehmen?! — Der König soll mehr als je geneigt sein, sich den Russen anzuschließen, und heimlich die französisch-englische Flotte in der Ostsee stets als den Feind ansehen. — Auch am Rhein werden in den Festungen bedeutende Vorkehrungen getroffen. —

Der preußische Gesandte in Wien hat sich geweigert, an der vom österreichischen Minister berufenen Zusammenkunft zur Berathung über die russische letzte Note, Theil zu nehmen. Sie fand ohne ihn dennoch Statt. In Wien meinte man, Preußen scheide dadurch aus der Reihe der Großmächte aus. —

Montag, den 14. August 1854.

Der König ist von seinem Fußleiden noch nicht hergestellt. Die Reise nach Putbus in das Seebad soll ganz aufgegeben sein. Des Fußübels wegen, „oder fürchtet er, daß ihn die Engländer fangen?“ —

Der Prinz von Preußen hat sich ebenfalls am Fuß leicht verletzt, auf der Rückreise von Ostende, und wird nun in Koblenz bleiben, nicht, wie er anfangs wollte, nach Baden-Baden gehen. —

In Nassau hat das Gericht den Bischof von Limburg, der angeklagt war, mit einigen seiner Geistlichen kirchliche Erpressungen ausgeübt zu haben, freigesprochen. —

Herr von Hinckeldey ist zum General-Polizeidirektor ernannt, mit einer sich über den ganzen Staat erstreckenden Wirksamkeit; doch noch ganz wie bisher unter der Oberleitung des Ministers des Innern.

Vor der Tafel über der Thüre des Bankgebäudes stehen noch immer einige Volksgruppen. Ein Mann fragte höhnisch: „Das ist wohl mit dem noch übrig gebliebenen Blut geschrieben?“ Nie hat es etwas Gehässigeres, Erbärmlicheres gegeben, als diese Tafel! —

Dienstag, den 15. August 1854.

Die Ernennung Hinckeldey's zum General-Polizeidirektor verschnupft die Gerichtsmänner sehr, sie sagen, damit sei die Willkür, die Ungesetzlichkeit gerade als Herrscherin eingesetzt, ja man geht so weit zu erklären, daß Berlin, wenn es die Tragweite dieser Amtserhöhung vollständig erkennte, darin hinreichenden Grund zu erneuertem Aufstand finden würde! —

In Schlesien ist der meiste Adel russisch gesinnt, wird bestätigt. Es ist auch ganz richtig; die eine schlechte Sache schließt sich der anderen an. —

Der hiesige Publizist beeifert sich aus Anlaß der berüchtigten Tafel am Bankgebäude den Vorfall, dem sie zum Denkmal dienen soll, genau zu erörtern, und es ergiebt sich aus der sorgfältigsten Untersuchung aktenmäßig, daß der Soldat im Ringen um sein Gewehr durch dessen zufälliges Losgehen in die Brust getroffen, und *nicht* vom Volk ermordet worden ist; er hat noch viele Stunden gelebt, und ist unter bürgerlicher Pflege ruhig gestorben. Die Folgerungen aus diesem Bericht überläßt das Blatt den Lesern, die bloße Anführung aber der Thatsachen zeiht den Wortlaut jener erbärmlichen Tafel einer groben Unwahrheit. —

Der englische „Punch“ macht den König von Preußen auf eine schreckliche Weise zurecht, überschüttet ihn mit Spott und Hohn, mit Lächerlichkeit. Wie empfindlich der König für die

Aeußerungen der engliſchen Blätter iſt, ſieht man daraus, daß er blos auf die Drohung einer engliſchen Zeitung, die Engländer könnten ſich an der preußiſchen Küſte irgendwo eines feſten Platzes verſichern, den Befehl gegeben hat, die Küſte in Vertheidigungsſtand zu ſetzen. —

In Goethe geleſen, in Cicero's Reden. Der gute Cicero mit ſeiner philoſophiſchen, den Griechen entlehnten Bildung! —

Elender Artikel der miniſteriellen Preußiſchen Korreſpondenz, der beweiſen ſoll, Preußen habe durch den Vertrag mit Oeſterreich ſeit dem Zurückweichen der Ruſſen keine Verpflichtung mehr; es iſt eine deutliche Schwenkung zu Rußland hin. Die Kreuzzeitung wagt ſchon zu fordern, die Verproviantirung der Flotten in der Oſtſee aus preußiſchen Häfen müſſe verboten werden. — Wer weiß, wohin wir noch kommen! wenn nicht wieder die Furcht das Uebergewicht erhält! —

Die franzöſiſche Geſandtſchaft hat den 15. Auguſt als Napoleonstag durch einen großen Gottesdienſt und ein prächtiges Gaſtmahl glänzend gefeiert. Unſere Miniſter und alle Geſandten haben das Wohl des — Louis Napoleon trinken müſſen! Wohl bekomm's ihm und ihnen! —

Im neueſten Hefte der Gränzboten iſt ein Aufſatz über Fichte, worin Kant nach Gebühr ſehr hochgeſtellt, aber von ihm geſagt wird, er habe die in ſeine alten Tage fallende franzöſiſche Revolution nicht beachtet; das iſt grundfalſch! Er lebte und webte in ihr, und hielt ungeachtet aller Gräuel ſeine Hoffnungen auf ſie ſo feſt, daß er, „als er die Verkündigung der Republik erfuhr, lebhaft ausrief: „Herr! Nun laſſe Deinen Diener in Frieden dahin fahren, denn ich habe das Heil der Welt geſehen!“ —

In Belgien ist Considérant auf Anfordern der französischen Regierung verhaftet worden, nebst einigen Anderen, sie werden beschuldigt, eine Höllenmaschine gegen Louis Bonaparte bereitet zu haben; das ist gewiß nicht wahr! Der Oberst Charras ausgewiesen. —

In Parma Hinrichtungen durch Pulver und Blei. — In Paris Verurtheilung — außergerichtliche — zur Verbannung nach Cayenne für Boichot und Andere. — In Rom Hinrichtungen. —

Der elende Artikel der halbamtlichen Preußischen Korrespondenz, der beweisen soll, Preußen sei durch die russische Räumung der Walachei und Moldau seiner Pflichten gegen Oesterreich ledig, und der Vertrag zwischen beiden finde keine Anwendung mehr, wird mit Unwillen besprochen und als sophistisch verdammt. —

In Goethe's Briefen gelesen, in Cicero's Reden. Im Cicero ist viel Chateaubriand, viel Friedrich Heinrich Jacobi, dabei ist er aber ein Römer, der die Schreckenszeit Sulla's hinter sich, und die der Triumviren vor sich hatte! Seine Geistesbildung ist außerordentlich und wie sein klarer und anmuthiger Ausdruck als gerechte Ursache der durchgreifenden Wirkung seiner Schriften anzuerkennen. —

In Spanien überall Junten, aufsteigende Republikgedanken; konstituirende Cortes in Einer Versammlung, erweitertes Stimmrecht. Das Scheusal Christine noch nicht ergriffen, die nichtswürdigen Staatsstreichminister noch versteckt. —

Der — Louis Bonaparte weilt in Biarritz, und ist zum Napoleonstage am 15. nicht nach Paris gekommen. Möchte er mit Christine zusammen zur Hölle fahren! —

Die Leute nennen die Tafel über der Thüre des Bankgebäudes den neuen Geßlerhut. — Eine Frau aus dem Volke

ſagte zu ihrer Nachbarin aus dem Fenſter, ſo daß ein Vorbeigehender es hörte: „Wenn er es gleich gethan hätte, das wäre noch angegangen; aber jetzt nach ſechs Jahren, das ſind' ich recht ordinair!" —

Der Prinz von Preußen iſt nun doch nach Baden-Baden gereiſt. —

Donnerstag, den 17. Auguſt 1854.

Nach widrigen ſchreckvollen Träumen ſchon früh um 4 Uhr wach. Im Cicero geleſen, weil der grade zur Hand lag. —

Die Volkszeitung, die Spener'ſche und die Nationalzeitung geben tapfer gegen die Preußiſche Korreſpondenz vor; daß dieſe geſagt, ſie kenne nicht die Anſicht der Regierung, machen die Blätter ſich zu Nutz, um zu beweiſen, daß die Regierung ſolche Anſicht, wie jene Korreſpondenz aufſtelle, unmöglich haben könne. —

Zur Mittageſſenszeit kam Frau Bettina von Arnim, die ziemlich hergeſtellt iſt und wieder munter ausſieht. Sie ſprach viel von Arnim's Kronenwächtern, erzählte ſchöne Züge und Abſichten daraus und beklagte, daß ſie unvollendet geblieben. Wegen der Ratti'ſchen Kopie des Gemähldes von Tizian in Venedig, will ſie, da es ihr hier damit in keiner Weiſe glückt, an den König Ludwig von Baiern ſchreiben. Ich verſtehe noch immer nicht, wie es mit dieſem Bilde ſich eigentlich verhält. —

Die miniſterielle „Preußiſche Korreſpondenz" lenkt ſchon heute wieder ein und entſchuldigt die — ohnehin gar geringen — Rüſtungen an der preußiſchen Küſte als eine Maßregel, die nur die einfache Folge des Kriegsſtandes in der Oſtſee ſei. — Schon Furcht vor dem franzöſiſch-engliſchen Zorn! —

Der König wird nun doch nach Putbus in's Seebad gehen. Die Minister sehen diese Zeit als eine der Erholung an, die politische Umgebung des Königs sucht auf ihre Art Nutzen davon zu ziehen; für Einflüsterungen, Stimmungen ist die Gelegenheit gut. —

Heute pfropfte sich mir Goethe auf den Cicero und sie gingen längere Zeit recht gut zusammen, dann aber schied dieser aus, und die Goethischen Briefe herrschten allein als glänzendes Gestirn in der Wüste des Aethers, wie Pindaros sagt. (*Φαεινὸν ἄστρον ἕρπειν δι' αἰθέρος.* Olymp. I. 1).

Freitag, den 18. August 1854.

In Spanien wird das allgemeine Stimmrecht verlangt. Ob es eingeführt wird, ist vor der Hand gleichgültig, die Forderung ist die Hauptsache. Der jetzige Umschwung wird nicht dauern, alles ist für schließliche Zustände noch nicht reif; der Geschichte genügt, daß sie ihre Pulsschläge fühlen läßt. —

Der Kirchenstreit in Baden ist vorläufig abgemacht, die Regierung giebt dem Erzbischof alle Forderungen zu, er bestimmt die Erziehung der Geistlichen, vergiebt die Pfründen, der Großherzog behält ein elendes Bestätigungsrecht. Den Bann wird der Erzbischof auf Bitten zurücknehmen! Wieder hat sich eine Regierung recht gründlich schwach und jämmerlich erwiesen, nachdem sie das Maul recht voll genommen, eine Regierung, die durch und durch volksfeindlich und wortbrüchig ist. Und hat die katholische Kirche trotz ihres Sieges nicht auch ihre Ohnmacht gezeigt? Die Demokratie darf sich dieses Ausgangs freuen! —

In Hamburger Blättern stand ein Artikel über die Tafel am Bankgebäude, der hier sehr geärgert hat. In Minden

iſt eine Zeitung, die ihn wiedergab, mit Beſchlag belegt worden." —

„Die Schandtafel am Bankgebäude verdrießt euch? Da haben wir ganz andere Denkmäler, von Eiſen!" — Wo denn das? — „Am Königlichen Schloſſe die Thorgitter, die Eiſengitter um alle Wachthäuſer. Die geben Zeugniß vom 18. März." —

Die Kämpfe am 18. März ſind ein wunderbares Ereigniß. Kein Zweifel, daß die Truppen hätten ſiegen können, aber Thatſache iſt, daß ſie nicht geſiegt haben. Den Sieg des Volkes hat der Schrecken, die Verzagtheit, die Rathloſigkeit der Gegner entſchieden, die in Verzweiflung den Befehl zum Rückzuge der Truppen ertheilten. Es war gar keine Regierung mehr da, kein Miniſter, kein General konnte dieſen Mangel erſetzen. Gott hat ſie geſchlagen durch ihr eignes Bewußtſein, ſie fühlten ſich erbärmlich und in dieſem Gefühl waren ſie wie gelähmt! — „Die Truppen zogen ab, unbeſiegt; wir auch zogen ab, unbeſiegt! Iſt die Demokratie etwa geſchlagen? Iſt ſie in ihrem Rückzuge nicht ſtark und trotzig? Sie iſt es mehr als vorher." —

Sonnabend, den 19. Auguſt 1854.

Schon um 4 Uhr wach und in Cicero's Reden geleſen. Wie man aus den Luſtſpielen der Römer ihr Privatleben am beſten kennen lernt, ſo ihr öffentliches aus dieſen Gerichts- und Staatsreden; daß neben dem Schwerte ſo das Wort zur Geltung kommen konnte, bezeichnet eine hohe Bildung, doch ſtieg dieſe indem die Freiheit ſank, ein trauriges Beiſpiel in der Geſchichte! —

Nachmittags geſchrieben. Unſere Thätigkeit wird durch den Tag bedingt, und muß ihm ſich fügen, aber unſere Geſinnung und das Ziel, zu dem ſie ſtrebt, müſſen ſtets dieſelben

sein! Das möcht' ich vielen Leuten zurufen, die jetzt meinen, alles sei für uns erreicht, wenn nur Rußlands Demüthigung erfolgt; sie kann uns ganz recht sein, aber der Sieg Louis Bonaparte's, Oesterreichs und Englands ist nicht gerade unser Sieg; in gewissen Fällen könnte deren Demüthigung uns lieber sein, als die der Russen. Wir müssen uns nur gestehen, unsere Sache spielt nicht mit in den heutigen Verwickelungen; nur einige dünne Fäden laufen mit durch, und entziehen sich oft im Gewirr dem Auge ganz; sie werden aber in der Stärke von Schiffstauen schon wieder sichtbar werden. —

Die spanische Bewegung zeigt, daß die Sache des Volks und der Freiheit noch in voller Kraft ist, und nur der Gelegenheit harrt, um siegend aufzutreten. Ein Augenblick der Freiheit ist durch Jahre des Harrens und Ringens nicht zu theuer erkauft. Sie fragen immer, was die Folge sein wird? Das Ereigniß, die Bewegung ist sich selber genug, ist selber schon Folge und Ergebniß. Stehen bleiben kann die Geschichte bei keinem. —

Am 16. ist Bomarsund von den Franzosen und Engländern genommen worden, mit geringem Verlust; die 2000 Russen der Besatzung sind kriegsgefangen. Freude darüber hier im Volke. —

„Deutschland im achtzehnten Jahrhundert. Von Karl Biedermann. Erster Band. Leipzig, 1854." Das Buch verdient die Empfehlung, die ihm Hettner in der Nationalzeitung gab. —

Die französischen Truppen in der Türkei haben schon 15,000 Mann durch Krankheiten verloren, durch Cholera, Typhus; die Engländer verhältnißmäßig ebenso. Ja, ja! Der Krieg ist ein Glücksspiel. Flotten und Heere können zu Grunde gehen, ohne daß der Feind sie schlägt! — Und die Politik, in Händen von Schuften und Schwächlingen, was ist in der nicht alles möglich? Den Russen nicht

trauen, iſt ſchon recht! Aber kann man es den Oeſterreichern, den Franzoſen, den Engländern? Den Preußen traut man ohnehin ſchon längſt nicht mehr. Wir ſind vielleicht nicht die ſchlimmſten, aber wir ſcheinen ſie gewiß! —

Geſtern hat Hinckeldey alle Zeitungsredakteure zu ſich rufen laſſen und ſie nicht „verwarnt“, ſondern nur „freundſchaftlich verſtändigt“, daß die Preſſe zwar frei ſei, und auch er ſie frei wolle, aber daß ſie die von der Regierung eingehaltene Politik nicht bekämpfen dürfe; er ſei nicht für noch gegen Rußland, ſondern für Preußen; Preußen aber wolle Frieden, daher dürfe man nicht zum Kriege hetzen, bei dem auch nichts zu gewinnen ſei für Preußen. „Polen? da ſei nichts zu holen!“ Daß die Zeitungen über die Befeſtigungen an der Oſtſee geſprochen, tadelte er ſehr. Nach dieſer Anſprache iſt das bischen Preßfreiheit ſo gut wie aufgehoben. Wehe dem Blatte, das den freundſchaftlichen Rath nicht befolgte! —

Sonntag, den 20. Auguſt 1854.

In dem Buche von Biedermann geleſen, mit ſchmerzlichem Gefühl über die deutſchen Zuſtände, die er ſchildert, und von denen ich ein gutes Theil mit eignen Augen geſehen. Warum ſagt Hettner, Biedermann habe ſich nach dem Vorbilde Macaulay's gerichtet? Solche Schilderungen ſind längſt bei uns einheimiſch, doch ſind ſie hier in größerem Zuſammenhang und Maß. Der Gegenſtand eignet ſich aber mehr zu leidenſchaftlicher Rede als zum ruhigen Geſchichtsvortrag; mit Feuer und Flammen, mit Zorn und Haß müßte das geſchrieben werden! Das Buch iſt ſehr zeitgemäß und wirkſam hoffentlich. —

Aus guter Quelle wird verſichert, der Prinz von Preußen habe ſeit der Zeit, daß er als Flüchtling in London bei

Mathieu über ſoviel andere Sünderinnen hervorglänzt, wie Luna unter Nymphen. Eine Dame, der gleichfalls Erwähnung geſchieht (ſie war nach Paris oder richtiger an den Hof berufen, um königliche Maitreſſe zu werden, und verſuchte unterwegs ihre Rolle mit allen Rittern die ſich darboten), äußerte ſehr vernünftig: Mr. de Lauzun a dit très vrai pour ce qui me concerne. Mais qu'est-ce que cela prouve? que dans mon tems j'ai été très jolie, dont malheureusement il ne me reste plus de trace.

Der zweite Theil der Memoires de Bozenval liefert intereſſante Belege zur Geſchichte der damaligen Welt. Seite 60 heißt es: je fus étonné, non pas que la reine eut désiré tant de facilités, mais qu'elle eut osé se les procurer.

Von Abbé de Pradt's neueſtem Werke (zwei Theile) höre ich großes Lob. Noch habe ich es nicht geleſen. Zuverläſſig beſitzt Monſieur de Pradt ſeltſam viel Geiſt, ja Genie. An Fruchtbarkeit wird er von niemand übertroffen.

Der ungeheure Zulauf, der den Sylla von Jouy verfolgt, iſt den Erinnerungen an Bonaparte beizumeſſen, deſſen Züge der Verfaſſer eingeſchaltet hat und den Talma in vollſtändiger Manier darſtellt.

Mit Lingay bin ich nicht ſonderlich zufrieden. Um ſeinen Vorleſungen Beifall zu verſchaffen, hat er ſich in einen wüthenden Liberalism geworfen, der in einer Theorie der ſchönen Künſte wenigſtens nicht an ſeinem Platze iſt. Bei weitem lieber höre ich Azais. Der Reichthum ſeines Vortrags verbindet Scharfſinn mit Anmuth. In ſeiner Erklärung des Weltſyſtems ſetzt er die Expanſion an die Stelle der Attraktion. Da er die Zuhörer eingeladen, ihre Zweifel darzulegen, erhält er Briefe in jeder Sitzung. Ich bemerke einen anonymen Korreſpondenten, den er vorzüglicher Aufmerk-

Bunſen gewohnt, die beſte Meinung von dieſem, und ſei durch viele ernſte Geſpräche mit demſelben zu freieren politiſchen Anſichten bekehrt worden, wozu natürlich der Anblick der engliſchen Zuſtände ſehr mitgewirkt habe; der Prinz ſei jetzt aufrichtig konſtitutionell, ſehe kein Vorbild mehr in Rußland, erkenne, daß das Volk Rechte habe u. ſ. w. Ich laſſe alles dahingeſtellt. —

Wer unbefangenen Blickes iſt, der kann es den Schriften leicht anſehen, ob ſie im Strome der Zeiten unterſinken oder obenſchwimmen werden. Der augenblickliche Erfolg oder Mißerfolg entſcheidet darüber nicht. Der tiefe und reiche Gehalt rettet ſich immer, aber meiſt indem er Namen und Flagge wechſelt. Das wahre geiſtige Eigenthum behauptet ſich nur in edler und ſchöner Geſtalt. Wo dieſer aber kein Inhalt beigegeben iſt, verſchwindet ſie wie täuſchendes Nebelgebild. Von wie wenigen deutſchen Schriftſtellern wird die Nachwelt etwas wiſſen wollen! —

Montag, den 21. Auguſt 1854.

Brief und Buch aus Köln von Herrn Dr. Düntzer, „Goethe's Götz und Egmont". Ein ſtaunenswerther Fleiß, der lange nicht nach Verdienſt anerkannt wird! —

Gegen Abend kam Frau Bettina von Arnim, und blieb anderthalb Stunden. Sie las mir die Schlußbruchſtücke von Arnim's „Kronenwächtern" vor, Proſa und Gedichte, die ſie zum Druck zuſammengeſtellt hat. Eine große Phantaſie waltet darin, die aber, in dieſer Geſtalt, die des Leſers ſchwindlig macht. Bettina klagt noch über körperliches Leid, ſie ſei bin, ſie falle zuſammen u. ſ. w. Sie ſieht in der That ſchlimm aus. Mittheilung eines Briefes aus dem Zuchthaus zu Bruchſal von Herrn von Corvin-Wiersbizki, er ſchreibt ganz

hoffnungslos. Der Unglückliche! Sein Fehler war, daß er Vertrauen hatte in das Wort des preußischen Generals, Grafen von der Groeben, des Frommen! Obgleich der Prinz-Regent von Baden nicht der Ehren war, Bettinen auf ihren schönen Brief zu antworten, möchte sie doch nochmals an ihn schreiben. Darin ist sie außerordentlich brav. Sie sprach noch viel und sehr schön über Musik, deren Zauber und Macht, die in der Welt immer zunehmen und einst noch große Wirkungen auf das Menschengeschlecht ausüben werden. —

Eine Flugschrift aus Weimar, Sendschreiben an Stahl, zur Karakteristik der neupreußischen Parthei, ist hier mit Beschlag belegt worden. Man weiß nicht weßhalb. Vielleicht aus Müssiggang, die Beamten wollten sich was zu thun machen. —

Der König ist in's Seebad nach Putbus gereist. —

Man spricht wieder einmal von Bildung einer Pairskammer; diesen Namen jedoch wird sie in keinem Falle führen. In seinem Staate will der König niemanden als seines gleichen anerkennen. Auch vom Staatsrath ist die Rede. An amtlicher Schreiberei wird es nicht fehlen, dafür steh' ich! Desto mehr' an gutem Geist und rechten Sinn. Diese ganze Regierung ist ein trauriges Gewirre schlechter Gewohnheiten und böser Leidenschaften. Einzelne Zweige können gut sein und sind es, aber das Ganze nimmt sich kläglich aus! —

Ein Finanzmann hat berechnet, daß zu keiner Zeit Preußen so belastet und angestrengt gewesen sei, wie unter der Regierung des jetzigen Königs, auch unter Friedrich dem Großen nicht, obschon der die gewaltigen Kriege zu führen hatte, und die jetzige Regierung doch eine unkriegerische sei. —

Lyrische Gedichte! Schon vor fünfzig Jahren schrieb mir Friedrich von Schlegel, sie genügten nicht mehr, einen Dichter zu machen, später hat auch Goethe goldene Worte gesagt, daß die Sprache und die Bildung zu sehr fortgeschritten sind, um

nicht ihre Handhabung auch in Verſen zum Gemeingut zu machen. Wie viel mehr iſt das jetzt der Fall; Dichten iſt jetzt wie ehemals Leſen und Schreiben war, eine empfehlende Eigenſchaft, die allgemein verlangt wird. Und doch wird der Genius auch in dieſem Gebiete ſich zum Höchſten aufſchwingen; Uhland und Heine werden am litterariſchen Himmel ewig als ſchöne Sterne glänzen. —

Dienstag, den 22. Auguſt 1854.

Nachrichten aus St. Petersburg. Trotz der amtlichen Prahlereien und der gemachten Begeiſterung ſoll im Grunde dort eine große Niedergeſchlagenheit und Beſtürzung herrſchen; die Niederlagen von Siliſtria und die Räumung der Donaufürſtenthümer machen in allen Klaſſen den tiefſten Eindruck. Die Vorſtellung von der Macht des Kaiſers, der Glauben an die Unüberwindlichkeit des Heeres — der ſchon früher keinen rechten Grund hatte —, ſind gebrochen, der Kaiſer ſelbſt fühlt ſich gedemüthigt und iſt krank aus Erbitterung und Grimm. Nun kommt noch der Verluſt von Bomarſund hinzu! Der Kaiſer ſieht mit banger Sorge auf Preußen, und ſtrengt alle Mittel an, dies für ſich zu gewinnen. Das kann ihm gelingen, aber der Vortheil wird nicht groß für ihn, wohl aber für Preußen der Nachtheil unermeßlich ſein, Krieg von den Franzoſen, Zerreißung Deutſchlands ꝛc. —

Der König iſt in Putbus unpäßlich angekommen. Auf der Reiſe war er voll bittern Unmuths, den er öfters gegen ganz Unſchuldige ausließ. Er mißtraut dem Volke, das er deßhalb haßt, die guten geprieſenen Pommern nicht ausgenommen. —

Bei allem was mir begegnet, iſt mein erſter Gedanke doch immer Rahel, bei allem Freudigen der Schmerz, daß ſie es

nicht theilt, bei allem Schlimmen eine Genugthuung, daß ſie davon nicht berührt wird. Ihr Andenken giebt mir Stärke; wenn ich erwäge, was ſie alles gelitten und ertragen hat, ſo ſchäm' ich mich, minder ſtandhaft zu ſein. Sie nannte ihr Unglück eines ohne Titel, und für die Welt hat es noch immer keinen; wenige Menſchen ſind fähig ein ſolches Leid einzuſehen, dazu gehört ſchon ein verwandtes Daſein. Ihre ganze Umgebung, von früheſter Zeit bis zur letzten, widerſprach ihrem innerſten Weſen, den lauten, gerechten Anſprüchen ihres feinen edlen Sinnes, alle ihre Verhältniſſe waren mißgeſtellt, und das längſte Leben hätte nicht ausgereicht, ſie zurechtzuſtellen, für ihre herrlichſten Gaben fehlte faſt immer das Element, in dem ſie leben und wirken konnten. Damit wäre eine Art Titel ausgedrückt, aber für die rohe Menge noch immer unverſtändlich. —

Mittwoch, den 23. Auguſt 1854.

Feier der Schlacht von Groß-Beeren, nicht ſo feſtlich und lärmend wie vor einem Jahr. Wrangel und Hinckeldey hatten ſich entſchuldigen laſſen. Das Volk iſt lau bei ſolchen Gelegenheiten, wenn nicht die Behörden es erhitzen. —

In Goethe geleſen, in Biedermann; des letztern Buch iſt doch ſehr nach Zufall zuſammengetragen und könnte weit mehr geben; der Stoff iſt der traurigſte von der Welt und macht einen niederſchlagenden Eindruck, es iſt als ob man immerfort jammern hörte. Das hätte der Autor verhindern müſſen, wenn er auch nicht im Zorn und Grimm eines Juvenalis reden durfte, ſo mußte er doch ermuthigen und kräftigen; das thut er nicht. —

Der König hieß es, habe nicht nach Putbus gewollt, um

nicht den Verdruß zu haben, von den Flotten der Westmächte große Ehrenbezeigungen annehmen zu müssen. Die Flotten sind aber weit! —

Von vielen Seiten wendet man alles an, das Jahr 1848 und seine Erscheinungen aus dem Gedächtniß fallen zu lassen. Daß die Höfe, die Aristokraten, die Behörden, die Kriegsleute dies thun, ist sehr begreiflich, aber daß auch demokratische Blätter so sprechen, ist gar nicht recht! Manche thun so, als läge jene Zeit weit hinter uns, als hätte sie keinen Bezug mehr auf unsere Gegenwart, sie wollen damit andeuten, daß nun auch alle Verfolgung aufhören, Amnestie eintreten müßte; allein dies erreichen sie doch nicht, für ihre Rache haben die Höfe, Aristokraten ꝛc. nur ein zu gutes Gedächtniß! — Im untern Volke geschieht viel, um das Andenken von 1848 zu bewahren, bedeutende Zeitungsblätter, Flugschriften und geschichtliche Berichte werden in bürgerlichen Familien sorgfältig bewahrt, und an geeigneten Tagen andächtig vorgelesen. Auch bildliche Darstellungen mancher Vorfälle und Bildnisse der ächten Volksvertreter, die in keinem Bilderladen mehr zu haben sind, erhalten sich bei dem gemeinen Mann, werden in Bibeln gelegt. Die Litteratur ist wandelbar, das Volk hält seinen Besitz fest. Wenn einst eine neue Bewegung kommt, wird man sehen, wie wenig die Gedanken erloschen, die Gesinnungen verändert sind! —

Wie sich Berlin seit einem halben Jahrhundert verändert hat, ist kaum begreiflich zu machen für jemanden, der nicht selber durch diesen Wechsel mitgegangen ist. Die Vergrößerung der Stadt, die Vermehrung und Verdichtung der Volksmenge, die Zunahme der Gewerbsthätigkeit, des Reichthums — und leider auch der Armuth —, das alles ist nicht die Hauptsache, sondern die Art des Lebens, die ganz veränderte Stimmung und Ansicht, die sich in allem kund giebt. Da-

mals war alles fest und sicher, was jetzt locker oder los ist, die Klassen der Menschen waren äußerlich geschieden aber durch Bildung vereint, jetzt ist alles getrennt auch im Zusammenlaufen, keiner gehört zum andern, alle Harmlosigkeit ist zerstört, edle Bildung steht ganz im Hintergrunde, zufrieden, wenn sie dem Ehrgeiz und der Heuchelei dienen darf. Und welche Polizei jetzt, welche Verordnungen! Früher wußte man von dergleichen nichts. —

Donnerstag, den 24. August 1854

Bettina brachte mir die Druckbogen der zweiten Hälfte von Alexander Jung's Buche, die der Sendung an sie für mich beigelegt waren. Sie war wieder besserer Gesundheit und in guter Stimmung, erzählte muntere Geschichten, sprach dann mit tiefem Ernst über sich, über ihren Bruder Clemens, Goethe'n und ihr Verhältniß zu ihm, über die Günderrode ꝛc. Von Achim von Arnim sagte sie, die Königin Luise sei in ihn verliebt gewesen; das ist aber eine starke Uebertreibung, die Königin Luise war niemals verliebt, daß ihr jemand zum Verlieben gefallen hätte, kam nicht vor, sie nur wollte gefallen, und jedem. — Bettina hatte in den Briefen Goethe's an Frau von Stein gelesen; man sehe klar, sagte sie, daß er ihrer schon lange vor der Reise nach Italien überdrüssig gewesen und daß es mit den Liebschaften — allen — nichts Rechtes sei! Sie erzählte, Goethe habe sie in Weimar zu einer Volksbelustigung mitgenommen, eine herumziehende Sängerin sei in den Saal getreten und habe ein ziemlich gemeines Lied gesungen, „O Weiber, o Weiber, o Weiber!" kam darin vor, und Goethe habe Beifall genickt, sie selbst aber ausgerufen: „Das ist ja ganz schlecht!" Da habe er sie angefahren mit den zürnenden

Worten: „Dir kann man auch nichts recht machen!“ und ihr seien darüber Thränen in die Augen gekommen. Erzürnt saß er neben ihr, das konnte ſie nicht ertragen. „Ich ließ wie abſichtslos ein Stück Brot auf die Erde fallen, ich wußte daß er's aufheben würde; wie er's that, ſchlüpft' ich unter den Tiſch, als wollt' ich es auch thun, und küßte ihm verſtohlen die Hand, da waren wir verſöhnt!“ Von ihrem Bruder Clemens ſagte ſie, er habe ſie von frühester Zeit nicht verſtanden und ganz falſch beurtheilt, er habe gemeint, ſie würde tolle Streiche machen, dazu habe ſie nie die geringſte Neigung gehabt, ſie ſei immer und gern in feſten Schranken geblieben, nur Bewunderung habe ſie ſtets lebhaft ausgedrückt, und ſich nie von einer guten richtigen Handlung dadurch abhalten laſſen, daß dieſelbe eine zu freie ſcheinen könnte. Darin ſpricht ſie ganz wahr. — Sie aß etwas von unſrem Eſſen mit, was von einer guten Stimmung zeugt. „Ihr Buch bekommen Sie nicht wieder, das behalt' ich!“ ſagte ſie noch; es iſt der dritte Theil der Goethe'ſchen Briefe an Frau von Stein, ich wollte ihr ein reines Exemplar ſchenken, ſie will aber das mit meinen Beiſtrichen. —

„Goethe und Werther. Von A. Keſtner herausgegeben.“ Endlich, endlich! Daß ich dies noch erlebe, freut mich! Es iſt der Mühe werth. Was kann einem Höheres, Wichtigeres zukommen, als ſolche Offenbarungen des innerſt Menſchlichen, in einem Götterbilde, das einen auf dem ganzen Lebenswege als ein geiſtiger Schutz und Troſt begleitet hat? —

Geſpräch. — Im Cicero geleſen, in den Werther-Briefen. —

Der Redakteur C. O. Hoffmann, dem die Polizei eine Vorleſung über die Waldenſer unterſagte, hatte ſich darüber beim Miniſter des Innern beſchwert; die dumme Antwort des Herrn von Weſtphalen, der die Beſchwerde in dummen Ausdrücken abweiſt, iſt veröffentlicht. —

In Magdeburg hatte Ublich und noch ein anderer Autor gegen die Kirchenviſitation geſchrieben. Die Polizei nahm die Druckblätter weg, das Gericht aber gab ſie wieder frei. —

Dr. Alois Beczek aus Mähren, als demokratiſcher Abgeordneter zur deutſchen Nationalverſammlung aus Oeſterreich verbannt, iſt nun als katholiſch-kirchlich geſinnter Zeitungsſchreiber aus Naſſau weggewieſen. —

Die Oeſterreicher ſind in der Walachei „in Gemäßheit der von ruſſiſcher Seite zugeſagten Räumung der Fürſtenthümer" — ſo heißt die Redensart — nun wirklich eingerückt. Das klingt jämmerlich genug! —

Schelling iſt am 20. in der Schweiz geſtorben. —

Freitag, den 25. Auguſt 1854.

Die Nacht war ich im Traum erſt mit Goethe, dann mit Robespierre beſchäftigt; den erſtern ſah ich in einer rheiniſchen Gegend mit einer Geſellſchaft, die zu Wagen nicht ohne Gefahr durch ein breites Waſſer fuhr, den letztern zu Pferd in einem Badeort, ganz jung und luſtig, er redete vertraulich zu mir und lachte über die dummen Leute, die ihm einen ſo ſchlechten Namen gemacht! Ich wunderte mich, gegen den jungen Mann den Abſcheu nicht zu empfinden, den mir ſonſt der Namen einflößte. Ich erſtaunte auch, daß er noch ſo jung ſei. —

Die Kreuzzeitung ſpricht mit großem Prunk von dem Tode Schelling's, er iſt ihr der Philoſoph, der die Philoſophie zu den Füßen der Offenbarung niedergelegt hat, der Mann des Königs! Ein großer Denker war er gewiß, aber ein ſchwacher Karakter und ein falſcher, er bing ſeine Philoſophie nach dem Winde, hielt es mit der Macht, war in Baiern rheinbündniſch-

franzöſiſch, neigte ſich zur katholiſchen Kirche, haßte Preußen, wurde dann preußiſch, eiferte proteſtantiſch, war für den König, wider die Freiheit, und war zugleich empört über die, welche ihm zutrauten, ſeine Geiſteskraft den Pfaffen und Höflingen unterzuordnen. Er hatte ſich überlebt. —

Aus Wien ſehr Zweifelhaftes über Oeſterreichs Abſichten. Preußen hilft dieſe Zweifelhaftigkeit hervorbringen, und benutzt ſie zur Stärkung der eignen. Ein elendes Stück, in dem keine Heldenrolle iſt, nur elende Rollen für elende Schauſpieler! Wenn der Teufel die ganze Bande holte, — doch der will fettere Biſſen! — In Spanien gährt und kocht es. Das Scheuſal Chriſtine iſt noch im Palaſt. Espartero mag ſich in Acht nehmen! Der ſpaniſche Umſchwung wirkt auf Italien mächtig ein, auf Sizilien, Neapel. Beruhigt und verſöhnt iſt in dieſen Landen nichts, wie in keinen Landen. Die Regierungen meinen, ſie hätten die Revolution wie einen armen Sünder hingerichtet, und erziehen nun die Waiſen, das heißt, neue Revolutionen; ſie irren ſich nur darin, daß es keine Waiſen ſind, daß der Vater noch lebt! —

Sonnabend, den 26. Auguſt 1854

Am Potsdamer Thor, als es ſchon dämmerte, begegneten wir Bettinen von Arnim, ſie klagte wieder, ſie ſei kaput und ſah leidend aus; ſie ging zu einer armen Tiſchlerfrau, um ihr Kleidungsſtücke und Geld zu bringen; ſie iſt außerordentlich brav in ſolchen Dingen, und nicht zu ermüden. —

Im Cicero geleſen, im Florus, in Goethe's Briefen an Reſtner's. —

Der Kaiſer lehnt die Anträge der Weſtmächte ab, natürlich! — Wie hat man die Prahlereien und Lügen der Kriegsbe-

richte Napoleon's geſcholten! Aber die ruſſiſchen übertreffen ſie noch! Der Kaiſer Nikolai ſagt in einem Tagesbefehl an ſeine Truppen: „Zum Schutz der Donaufürſtenthümer gegen eine Invaſion der Türken übernimmt der langjährige Bundesgenoſſe Seiner Majeſtät des Zaren, die Verpflichtung, dieſelben einſtweilen zu beſetzen.“ An der Freundſchaft Oeſterreichs will ich nicht zweifeln, aber in Bukareſt ſind einſtweilen die Türken unter Omer Paſcha, und die Ruſſen ſind von den Türken überall geſchlagen! —

In Aſien haben die Ruſſen die unregelmäßigen Streithaufen in die Flucht geſprengt. Wie groß und bedeutend die Sache iſt, läßt ſich noch nicht beurtheilen, es giebt nur ruſſiſche Berichte. —

In Varna große Feuersbrunſt, wobei alle Vorräthe der Franzoſen und Engländer verbrannt ſind. —

In Spanien noch immer republikaniſche Regungen! Die Cortes ſollen entſcheiden. Espartero zum Präſidenten ſpaniſcher Vereinigten Staaten gewünſcht! Jetzt, neben Frankreich, dem neuen Kaiſerthum, unter dem die Republik noch nicht erloſchen iſt! —

Sonntag, den 27. Auguſt 1854.

Ein Herr „Rheter“ **, vor vielen Jahren bei mir Abſchreiber, meldete ſich um eine Unterſtützung. Sein Vater war ein königlicher Schloßdiener, wurde aber entfernt, weil der Sohn einmal Abends auf einem Schloßgange die Königin mit einer derben Umarmung überraſcht, und nachher ſich ungeſchickt entſchuldigt hatte, er habe ſie für ſeine Kouſine angeſehen, „die auch lahm ſei“. Dem Herren „Rheter“ will ſeitdem nichts gelingen! —

Die Neue Preußiſche Zeitung tritt — etwas ſpät — gegen die aktenmäßige Erzählung des „Publiziſten“ über den Tod des

ſamkeit würdigt. Er ſagt ihm viel Verbindliches und beantwortet ſeine Einwürfe in ſchriftlichen Aufſätzen, willens, wie er verſichert, dieſe und jene drucken zu laſſen.

Den 4. Februar 1822.

Schon lange ſchmeichelte ich mir, Ihnen durch den nächſten Kourier die Sterner und Pfitticher ſenden zu können, unter dem Titel les étoiles et les perroquets; noch immer liegen ſie zum Druck bereit. Zu größerer Vollſtändigkeit des Bändchens ſollten ſich Pfeffel'ſche Fabeln anſchließen; auch dieſe ſind fertig. Ein Umſtand ärgerlicher Beſchaffenheit iſt den litterariſchen Plänen des Ueberſetzers in den Weg getreten, ohne jedoch ihre Ausführung auf mehr als kurze Friſt zu verſchieben. Herr Saur hat ſich die unnütze Mühe gegeben, von ſeiner Frau gerichtlich zu erweiſen, was jederman wußte oder auf ſein bloßes Wort geglaubt hätte. Da ſie ſehr hübſch, fiel es ihr nicht ſchwer, die gar beſtechlichen Richter zu gewinnen. Der Beſchädigte wurde zu den Koſten verurtheilt, mußte die Schulden der Liederlichkeit übernehmen, und dieſer blieb erlaubt, den Namen und Titel des Mannes, von dem ſie getrennt wurde, in der Welt herumzufudeln. Durch den Tod des Vaters ſind der ſauberen Vicomteſſe ſechsunddreißigtauſend Franks Renten zugefallen. Von ſo beträchtlicher Erbſchaft verlangt der junge Mann einen kleinen Antheil, den ſie ihm ebenſowenig als irgend einen Ehrenverſorg zugeſtehen will. Darüber nun iſt man abermals in Prozeß gerathen. Ich wette für die Gaunerin, deren Verführungsmittel durch die Subſidie des Geldes großen Zuwachs erhalten. Bis der Handel geſchlichtet, müſſen ſich die Sterner und Pfitticher gedulden.

Grenadiers Theissen auf, und will den Ausdruck „Meuchelmord" als richtig behaupten. Sie hat die freche Dummheit zu sagen, für jeden Preußen müsse genügen, daß der König es so genannt habe. Dem Redakteur Thiele wird dabei förmlich gedroht. —

Ich war noch in voller Arbeit, da kam gegen halb acht Uhr Abends Bettina von Arnim, blieb zum Thee, und bis nach 10 Uhr. Sie las mir weitere Merkworte Achim's von Arnim zu seinen „Kronenwächtern" vor, zu deren Sichtung und Erläuterung aber genaue Geschichtsforschungen gehören, die ich jetzt nicht anstellen kann, ich habe dazu weder die nöthigen Bücher, noch die nöthige Zeit. Bettina erzählte umständlich die Unglücksfälle und Zustände einer Goldarbeiterfamilie Achmet, dann von Herrn Joachim und Herman Grimm, sprach von Haxthausen, von Beethoven, von Musik. Goethe's Briefe an Kestner's wollte sie noch nicht gelesen, nur davon gehört haben, verlangte aber heftig mein Urtheil in einer Weise, daß ich sah, sie hat sie gelesen! Ich sagte ihr dasselbe, was ich an Duntzer geschrieben habe. Sie ließ den Gegenstand fallen. Sie war äußerst liebenswürdig und unterhaltend, auch für Ludmilla, und zeigte überhaupt ihre besten Seiten. Wenn sie Menschen und Vorgänge schildert, ist sie unübertrefflich! sie greift alles Bezeichnende mit sicherer Hand, ihr Humor, ihre Ausdrücke, Mienen, Blicke, alles reizt zum Lachen. Wir bedauerten, daß sie schon ging, aber sie fürchtete später keine Droschke mehr zu bekommen. Sonderbar, auch unter Scherz und Lachen werd' ich durch ihre Reden, wenn es lange dauert, wie magnetisch, und möchte in Schlaf sinken! —

In Belgien haben alle Minister ihre Entlassung eingereicht, weil man die Verfassung verletzt, und auf Louis Bonaparte's Andringen willkürliche Ausweisungen und Verhaf-

tungen verfügt. Ein ſchönes Beiſpiel! (Wird aber wohl noch andere Triebfedern haben! —)

Montag, den 28. Auguſt 1854.

Ich dankte Gott beim Aufſtehen, daß ich meine Strümpfe ſo leicht anziehen konnte, ohne die grauſame Marter, die ich vergangene Nacht empfand, als dies im Traum durchaus nicht gelingen wollte, während Tettenborn im Reiſewagen mit einer ganzen Geſellſchaft ſtundenlang auf mich wartete, und Boten über Boten ſchickte! Je länger es dauerte, deſto unbekleideter ward ich und deſto entfernter von aller Hülfe. Zuletzt ging auch Ludmilla fort, und ich blieb allein mit den Strümpfen und Stiefeln, die mir nicht gehörten. —

Nachrichten aus Putbus. Der König ſoll wirklich die Furcht gehabt haben, die Engländer oder Franzoſen könnten ihn als „Pfand“ wegholen! — Hinckeldey hat alle möglichen Sicherheitsmaßregeln angeordnet, beſonders werden Fremde ſehr ſcharf beobachtet, manche gar nicht zugelaſſen. Er hat ganz recht, die patriarchaliſche Zeit iſt vorbei. — Man wünſcht in Putbus ſtürmiſche See; des ſtärkern Wellenſchlages wegen für das Seebad? oder aus andern Gründen? —

Alle deutſchen Zeitungen, die hieſigen beſonders, ſetzen immer voraus, oder fordern, daß Oeſterreich und Preußen, vereint oder einzeln, etwas für Deutſchland thun, rühmen alles, was irgend ſolchen Schein giebt. Als wenn das irgend je geſchehen wäre oder heute in den Abſichten läge? Man braucht nur den hergeſtellten Bundestag anzuſehen! Einmal verſprach der König für Deutſchland etwas zu thun, Preußen ſollte ſogar in Deutſchland aufgehen. Das war 1848, in kraft der Revolution. Für Deutſchland wird erſt wieder etwas geſchehen, wenn künftig die Revolution wieder auftritt. Daß man das gemeinſame Vaterland wenigſtens als Wort in

Erinnerung hält, will ich nicht tadeln; aber täuschen soll man sich nicht lassen, als hätte man im Wort schon die Sache! —

Im Cicero gelesen, in Goethe's Briefen. Rotteck's vermischte Schriften. Briefe von Oelsner und von Stägemann durchgesehen. —

Aus sicherer Quelle erfahre ich, daß Bunsen in London so weit gegangen ist, ohne Ermächtigung den Vorschlag anzuregen, daß der König von Sachsen einen Theil von Polen bekäme, Preußen aber den Rest von Sachsen. „Bunsen ist ein scholastischer Phantast; aber hat er nicht auch einen solchen zum Herrn und Meister?“ —

Das bürgerliche Leben ist in einem großen Uebergang begriffen, es quillt auf allen Seiten über die ihm gesteckten Gränzen hinaus, die Gesetze können es nicht mehr halten, es müssen neue gemacht werden für neue Lebensverhältnisse. In den großen Städten ist das Leben ein erschreckend aufgeschraubtes, da ist die Gährung am stärksten, die Gährung, welche niemand macht, aber jeder fühlt. Alles Gewerbe ist verändert, aller Handel. Nur das Größte und das Kleinste gedeiht noch, das Mittlere schwindet ein. Die Geldverhältnisse müssen den größten Umschwung erleiden. Unzulänglichkeit überall. Ein allgemeiner europäischer Bankerott wird unvermeidlich. Die Theurung und der Luxus führen gleicherweise zu ihm. Den größten, den ausschweifendsten Luxus führt der Staat, ist der Staat, so wie er jetzt da ist! —

Dienstag, den 29. August 1854.

Großsprechereien der Russen. Der Sieg in Asien ist von geringer Bedeutung. Schändliches Benehmen gegen die walachischen Truppen, die nicht nur ihrer Waffen, sondern

auch ihrer Bekleidung beraubt worden ſind. — Der Brand in Varna von Griechen angelegt, die auch mit Gewalt das Löſchen hindern wollten. — Tiefer Eindruck in St. Petersburg über den ſchnellen Verluſt von Bomarſund. —

Merkwürdigkeit! In Hannover trägt die Bürgerwehr noch deutſche Kokarden, und will ſie behalten! Und eine Bürgerwehr beſteht noch! Auch merkwürdig! In dieſer Zeit! —

Bettina von Arnim wiederholte neulich, was ſie mir ſchon vor zwanzig Jahren geſagt, daß ſie ihren Mann nicht eigentlich geliebt, ſondern nur aus Ehrfurcht geheirathet habe, und er habe ihr die Ehre angethan, ſie zur Mutter ſeiner Kinder zu wählen. (Daher verehrt ſie auch ihre Kinder, als ob ſie mehr wären als die Mutter!) Das mißfiel mir damals und mißfällt mir jetzt. Es iſt eine prahleriſche Demuth, die ſo ſpricht. Da gefällt mir der Ausſpruch von Frl. von Grafen beſſer, die da ſagt: „Wenn mich einer heirathen will, ſei er auch noch ſo wenig angenehm, eine Politeſſe iſt's doch immer!“ —

Wie oft muß ich jetzt meines einſtigen geliebten Lehrers, des trefflichen Kieſewetter gedenken! Er war ein heller Kopf, ein beredter, lebhafter Sprecher, von freier Geſinnung und edlem Herzen. Einige Schwächen, die er zeigte, rechnete ich ihm zu hoch an, wie ich ſpäter wohl eingeſehen. Ich begreife jetzt beſſer, als ich es damals konnte, mit welchem tiefen nagenden Schmerz er die franzöſiſche Freiheit, an der er mit leidenſchaftlicher Liebe hing, erſt in den herrlichen Girondiſten, dann unter Bonaparte ganz und gar untergehen ſah. Seine höchſten Ueberzeugungen, ſeine reinſten Hoffnungen und Lebensausſichten ſah er verletzt, verdunkelt. Wie Goethe's Taſſo mußte er ſich zuletzt an das anklammern, was ihm früher das Gleichgültigſte, wo nicht das Widrigſte war, an den despotiſch-militairiſchen Staat, an den Hof, an die alten Gegner der fran-

zöſiſchen Freiheit, jetzt freilich nur als die Gegner des franzöſiſchen Machtgebieters erſcheinend! —

Mittwoch, den 30. Auguſt 1854.

Traum von einem guten Freunde, der Seeräuberzüge mitmacht und mich dazu verlockt; es iſt uns beiden ſchrecklich leid, aber wir thun's doch, ſchonen aber der Menſchen und haben keinen Gewinn. Und dennoch Seeräuber! Traumunſinn! —

Geſchrieben. Ich muß den zu reichen Stoff zuſammendrängen; der eine Sommer und Herbſt von 1819 könnte einen ganzen Band liefern, beſonders wegen Rahel, deren Geiſt, Karakter und Talent zugleich Blüthen und Früchte trieben. Ich kann das nicht in geſchichtlicher Form darſtellen, es müßte in dichteriſcher geſchehen. Wie waren wir einig und vergnügt, trotz aller Schläge des Schickſals und aller Scheereteien der Menſchen! Wir grollten keinem der Leute, die uns Böſes zugefügt hatten, nicht Berſtett, nicht Bernſtorff, wir entſchuldigten ſie. Wenn ich jetzt von dem erſteren nicht Gutes ſagen kann, ſo iſt es nur Zwang der Gerechtigkeit, die ich endlich nach fünfunddreißig Jahren üben muß. Rahel ſagte immer, die Menſchen alle ſind in ſchlechter Lage, ſie wiſſen ſich nicht zu helfen, und da machen ſie dumme und ſchlechte Streiche, ohne gerade ſelbſt immer dumm und ſchlecht zu ſein. Sie meinte ſogar, Berſtett's Naturell ſei urſprünglich gut, nur durch Hofluft und Ehrgeiz verdorben. —

Gegen 2 Uhr kam Bettina von Arnim; ſie war aber etwas angegriffen, hatte Blätter, die ſie mir vorleſen wollte, vergeſſen, erzählte manches, ſprach viel über Muſik und viel über Goethe's Briefe an Reſtner's, die ſie wirklich erſt nach unſerm neulichen Geſpräch geleſen hat; ſie gefallen ihr gar nicht, auch Lotte nicht, und am wenigſten Reſtner, obſchon und

vielleicht weil er ſich ſo beſtiſſen in's Schöne hat mahlen wollen. Goethe hat mit allen ſeinen Liebſchaften kein rechtes Glück, ihm gefielen auch meiſt ſolche Frauen, die nicht mehr zu haben, die verſprochen oder verheirathet waren, Lotte Buff, Maximiliane Brentano, die Stein, die Mailänderin! Unergründlich ſind die Tiefen der Neigung, unzählbar ihre Eigenarten, und immer reizend die Studien darüber. –

Der Nachmittag war ſchön, ich trieb Alle zum Spazierengehen. Ich blieb am Schreibtiſch und in der Vergangenheit. Ich hatte ſchönere Tage in der Erinnerung, als unſere ſchönſten jetzt ſein könnten! —

Die Regierung in Darmſtadt erklärt, die Nachricht von ihrem Nachgeben gegen den Biſchof von Mainz ſei ganz und gar unwahr. Sie iſt aber wohl nur verfrüht, ſie wird ihre Vorſchläge ſo gemacht, der Biſchof ſie nur noch nicht angenommen haben.

Vielen darmſtädtiſchen Soldaten, die wegen 1848 zeitlebens in's Zuchthaus verurtheilt waren, iſt erlaubt worden, nach Amerika auszuwandern. —

Donnerstag, den 31. Auguſt 1854.

Nachrichten aus Putbus; der König kränkelt und iſt ſehr verdrießlich; ſeine Umgebungen klagen über die heftigen Ausbrüche ſeiner üblen Laune, über die argen Worte, deren er ſich bedient; er iſt ganz und gar ruſſiſch geſinnt. —

Herr von Uſedom geht nicht nach Rom zurück; er iſt Wirklicher Geheimer Rath geworden und zur Dispoſition geſtellt. Ein Opfer des Gerlach'ſchen Einfluſſes, wie Pourtalès, Bunſen, früher Radowitz; dem Könige werden die ihm Liebſten und Ergebenſten genommen. —

Heute iſt nun General Graf von Benckendorff aus St. Pe-

tersburg in Stettin eingetroffen, und zum König nach Putbus gereist. Man weiß schon, daß er nicht Frieden bringt. —

In Hannover ist der Staatsminister Ludwig Konrad Georg von Ompteda im 87. Jahre gestorben. Er war einst hannöverscher Gesandter in Berlin und ging im aristokratischen Wesen tapfer mit. Seine Frau, geb. Gräfin von Schlippenbach, war immer gerührt und weinerlich, und man nannte sie deßhalb die Wehmutter. Ompteda zog sich aus dem Dienste zurück, als der König Ernst August von Hannover das Staatsgrundgesetz umgestoßen hatte, an dem jener mitgearbeitet hatte, auch wohl weil er wußte, daß der König ihn nicht behalten würde. —

Abends mit Ludmilla zu Kalkreuth's. Sternberg dort und Stein. Durch Klotildens liebenswürdige, immer belebte Thätigkeit war der Abend munter und angenehm. —

Im Florus gelesen, in Goethe's Briefen an Frau von Stein. Illustrirte Welt und andere Blätter. —

Die Königin Christine ist von Madrid nach Portugal abgereist, das Volk erhob sich und baute neue Barrikaden, die aber von den Soldaten und Nationalgardisten erstürmt wurden, vorgestern. Man hofft, daß dem Weibsbild noch unterwegs ein Schaden zustößt. Die Hemmung der Volkswuth ist noch keine Umkehr zur Hofknechtschaft. Das Wort „Republik" ist einmal genannt in Spanien, das wird nicht mehr zu tilgen sein, verfolgt oder herrschend, im Kerker oder auf dem Thron, es wird mitleben. —

Unsre preußischen Russen, Stahl, Gerlach, Bismarck, Königsmarck, und wie die Schaar von Junkern und Höflingen sonst heißen mag, sind nicht einmal eigentlich russisch gesinnt, denn sie wollen keine Kaiserherrschaft, so wenig sie Volksherrschaft wollen, sondern ihr Zweck ist Adelsherrschaft, Oligarchie; sie würden entsetzlich gestraft sein, unter russische Herrschaft zu kommen, wo der vornehmste Fürst ein

rechtloſer Sklav iſt vor dem Kaiſer. Sie ſind ruſſiſch, weil ſie ſich auf eine auswärtige Macht ſtützen müſſen, die das Vorurtheil der Könige für ſich hat, und Rußland für ihre Heuchelei am bequemſten iſt. Dieſe Parthei iſt bei dieſer Bewandtniß der Dinge nur um ſo nichtswürdiger, um ſo verwerflicher, weil ihr ſchändliches Treiben nicht einmal Ernſt, ſondern nur Lüge und Verrath iſt. —

Freitag, den 1. September 1854.

Geſchrieben, aber nicht viel; die Nerven litten es nicht! Mit Ludmilla auf der heute eröffneten Kunſtausſtellung, wo es noch ſehr leer war, an Bildern und an Menſchen. Herrn Dr. Ring geſprochen, Herrn Prof. Rauch, der von Rom erzählt; im Paradieſe, ſagt er, könne es nicht ſchöner ſein, als es dieſen Frühling in Rom war, man möchte ſich kein andres Leben wünſchen! Er will mir ſeine Gruppe von Goethe und Schiller ſchenken. —

Gegen Abend kam Frau Bettina von Arnim. Sie brachte mir Abſchiedsgrüße von Herrn Joachim, und ſagte mir Aeußerungen von ihm über Rahel. Sie las mir Arnim'ſche Fragmente vor, dann einen Brief, den ſie an den König Ludwig von Baiern ſchreiben will, über ſich ſelbſt und über die Tizian-kopie von Ratti, ich konnte manches nicht billigen, und es ſoll geändert werden. Wir korrigirten einen Druckbogen von Arnim's Fragmenten der Fortſetzung der Kronenwächter. Bettina ſprach mit Innigkeit und Wehmuth von Rahel: „Varnhagen! wenn wir die noch hätten! Was würde die ſagen, ausüben! was für ein Beiſpiel ſein!“ —

Sonnabend, den 2. September 1854.

Nachmittags kam Frau Bettina von Arnim angefahren, mit einem großen Waſchkorbe voll Papieren, den ihr Bedienter

beraufstrug, lauter Poesieen von Achim von Arnim. Keine geringe Aufgabe, das zu sichten und zu ordnen! — Sie sprach von Familiensachen, es drücke sie viel, sie könne nicht alles sagen. Sie hat keinen Umgang, der sie freute. Die alte ** ist ihr schrecklich, was hat die für Zeug geschwatzt! Goethe sei so heruntergekommen! Wieso? Hat er nicht das Prädikat Exzellenz bekommen und große Orden? Das heißt doch wohl im Sinne der **'schen Familie hinauf? Ach, laßt sie reden, die dummen Leute! Bettina schimpft auf die sogenannte Bildung, will mit Mägden und Knechten lieber umgeben, als mit solchen Gebildeten; sie hat ganz Recht, besonders in diesem Fall; Frau von ** ist ursprünglich naiv und unschuldig, als Bildung aber läßt sie sich eine Menge Dummheiten und Vorurtheile einreden, die sie selber nie erfunden hätte. Je älter die wird, desto schlimmer, die hätte ein junges Mädchen bleiben müssen! —

Spazierfahrt nach Stralau. Noch viel Ueberschwemmung. Zuchthausgefangene, die im Freien arbeiten. Die Bauwerke zur Wasseranstalt erst im Entstehen. Ungeheurer Umfang. — Früh nach Hause. Ueberblick auf die Arnim'schen Papiere. — Thee, Schach. Arnim's Stammbuch mit Ludmilla durchgesehen. —

Der freien Gemeinde in Magdeburg hat die Regierung nun erklärt, nach Zurücknahme der ihr früher ertheilten Konzession sei sie keine geduldete Religionsparthei mehr, dürfe an Sonntagen in den Stunden des Gottesdienstes keine Versammlungen halten, könne überhaupt die Eigenschaft eines religiösen Vereins nicht ansprechen, in den Augen der Regierung sei ihre Thätigkeit keine religiöse. Meint die Regierung, die Minister von Raumer, von Westphalen ꝛc., hierin religiös, christlich, ehrlich zu handeln? —

Die Betrachtung in Wilhelm Meister's Lehrjahren, daß aller Boden auf der Erde schon genommen, schon in irgend

einem Beſitz iſt, bat man auf das geiſtige Gebiet anwenden wollen, und gemeint, in Poeſie und Philoſophie ſei jetzt nichts mehr zu leiſten, alles ſei beſetzt und erfüllt, neben Goethe und Schiller, neben Kant, Fichte, Schelling und Hegel könne jetzt nichts mehr aufkommen, als bis dieſe zerfallen und vergeſſen wären. Ich kann das nicht gelten laſſen. Die unfähige Mittelmäßigkeit möchte ſich auf dieſe Weiſe gern entſchuldigen, daß ſie nicht als ſiegender Genius auftritt. Aber neue Größe ſchaffen ſich Raum und finden ihren Weg, nicht weil jene weichen, und kein Gedränge ſie mehr hindert, ſondern weil ſie neue Wege geben, und neue Einöden in fruchtbares Land umſchaffen. Ueberhaupt brauchen ſich die Menſchen keine Sorge zu machen, daß es an friſchem Leben fehlen werde! Sie denken allzu geringe von der ſchöpferiſchen Gotteskraft! —

Sonntag, den 3. September 1854.

In einem ältern Blatte, das wahrſcheinlich von meinem lieben Wilhelm Neumann herrührt, fand ich eine treffliche Auseinanderſetzung des ſogenannten Walter-Scottismus; er ſagt, Walter Scott habe für halbgebildete Mittelklaſſen geſchrieben, mit großem Talent, aber ohne Begeiſterung, daher ohne alle Poeſie. Schon vor zwanzig Jahren wurde das bei uns gedruckt! Die Kritik will das noch heute nicht annehmen, aber die Leſewelt hat es beſtätigt, ſie hat ſich von Walter Scott ganz abgewendet. Es gab Häuſer, Kotterieen, wo Walter Scott der Nächſte an Shakeſpeare ſein ſollte! Man glaubt jetzt kaum, daß das möglich war. Und ſie bildeten ſich ordentlich was drauf ein! —

Abends kam der Herr Oberlandforſtmeiſter von Burgsdorf, der mir viel zu erzählen hatte. Dazu fand ſich Frau Bettina von Arnim ein, die mir neue Päcke von Arnim'ſchen

Den 6. Februar 1822.

Die Ernennung des Hrn. Gerard in dem bigotteſten Stadtbezirke, dem Marais, iſt ein Ereigniß, durch welches ſich die öffentliche Meinung ſehr beſtimmt ausſpricht. Die Präfektur hat alle ihre Künſte aufgeboten, und mehr als 500,000 Franks vergeudet, dieſe Wahl zu hintertreiben. Wie man ſich nicht weiter zu helfen wußte, wurde das Scrutin für ungültig erkärt. Der Machtſtreich diente blos, dem Kandidaten des Miniſteriums eine nicht geringe Zahl von Stimmen zu entwenden. Dabei iſt alles ruhig und guter Ordnung hergegangen. Deſſen ungeachtet hat der Erfolg dem Hofe ſo bange gemacht, daß am 31. die Wachen in und um das Schloß verdoppelt wurden. Man will Furcht einjagen, und geräth in Angſt bei dem Geſumſe einer Bremſe.

Unter Bonaparte hätte das Geſetz, welches jetzt geboren wird, allgemeinen Schrecken verbreitet. Es iſt weit entfernt, dieſe Wirkung hervorzubringen. Niemand prophezeiet ihm lange oder kräftige Dauer. Einige Tageblätter und Flugſchriften kann es zermalmen. Die Keule iſt zu ſchwer, um von dem jetzigen Miniſterium mit Nachdruck gehandhabt zu werden.

Es giebt Leute, die durchaus unvermögend ſind, ſich von dem wahren Zuſtande der Gegenwart einen richtigen Begriff zu machen. Dahin gehört Marcellus, ein grundehrlicher Mann. In der Phyſik glaubt er vermuthlich an die carteſianiſchen Wirbel. Was er nicht kann, wollen andere Leute nicht. Bei ihnen heißt es stat pro ratione voluntas, und ſo gedenken ſie einen Zuſtand, der ihren Wünſchen fröhne, zu erzwingen. Allein falſche Prämiſſen führen ganz unvermeidlich auf falſche Reſultate.

Papieren brachte, und ſich mit Burgsdorf ganz leutſelig benahm. Sie ging dann, er blieb noch lange. —

Im Cicero geleſen, in Goethe's Briefen. —

Der ruſſiſche Geſandte Herr von Budberg verſichert, ſein Kaiſer ſei jetzt wieder ganz wohlauf, entſchloſſen und kriegsfreudig, nur über des Kaiſers von Oeſterreich ſchwarzen Undank grämе er ſich, der nage ihm am Herzen! —

Wiener Reiſende ſagen, die Frau von Meyendorff ſpreche von ihrem Bruder, dem Miniſter Grafen von Buol, mit vollſter Verachtung, mit wahrem Haß.

Und dabei will man thun, als ſtehe man mit Oeſterreich gut! Dieſelben Reiſenden erzählen, der Kaiſer Franz Joſeph ſpreche mit ſeiner Mutter, der Erzherzogin Sophie, niemals, aus Furcht, daß man ſagen könnte, ſie lenke ihn. Sie habe jetzt in der That gar keinen Einfluß. —

Wenn ich nicht widerſtünde, ſo machte mich Bettina ganz und gar zu ihrem Sklaven; es iſt unglaublich, wie ſie den Menſchen unvermerkt einfängt und umſtrickt; ich bin erſtaunt, wie ſehr ich mich ſchon von ihrem Treiben, ihren Anforderungen und Wünſchen umſponnen fühle! Ich kann mich aber doch auf meine Natur verlaſſen, kommt es zu einem gewiſſen Punkt, ſo hört alles auf, und die feſſelnden Bande reißen plötzlich. Sie pflanzt einem das Gefühl ein, als habe man kein höheres Anliegen, als ſie zufrieden zu ſtellen. Sie will immer etwas von dem Menſchen, den ſie vor ſich hat, ihn bewundern und gebrauchen und necken, oder von ihm bewundert, gebraucht, geneckt werden. Rahel hatte nichts hievon, ſie ſtand allen Menſchen rein menſchlich gegenüber, betrachtend, wohlwollend, und wenn ſie einmal das Gegentheil ſagte, einer ſei gut ihr zu dienen, für ihre Zwecke gebraucht zu werden, ſo war das nur Redensart, und geſchah dann gewiß am wenigſten. — Bei großen, edlen Aehnlichkeiten welche Grundverſchiedenheit! —

Bettina hat die zarteſte Empfindlichkeit, kann durch das Kleinſte tief verletzt ſein, verlangt unausgeſetzt die ſorgfältigſte Rückſicht, die aufmerkſamſte Beachtung, und iſt außer ſich, wenn ihr dieſe nicht zu Theil wird. Recht ſchön, wenn dieſe Eigenſchaft auch für Andre wirkte, dieſen ebenfalls zarte Rückſicht widmete! Aber im Gegentheil! Für Andre hat Bettina nicht die geringſte Beachtung, behandelt Alle mit willkürlicher Laune, ja mit ſchnöder Rohheit, mit grauſamer Schonungsloſigkeit! Ihre oft gränzenloſen Unarten werden aber meiſtens arg beſtraft, ſie kommt an die unrechten Leute, und wird ſelber behandelt, wie nur ſie die Andern behandeln will. Savigny's, Ludwig Tieck, Schinkel, Rumohr, Wilhelm von Humboldt, Grimm's, Ranke — und wer noch ſonſt alles! — haben ſie bitter empfinden laſſen, wie ſolche Schnödigkeit ſchmerzt. —

Montag, den 4. September 1854.

Ich hatte einen herrlichen Traum von Friedrich dem Großen, — noch nie vorher hat mir von ihm geträumt! Ich ſah und ſprach ihn, ich küßte ihm den Rock nach alter Sitte, oder wollte ihn küſſen, er aber gab mir die Hand. Er war prächtig anzuſchauen, ungeachtet ſeiner abgetragenen Kleidung, ſeiner gebückten Haltung. Was er ſprach war kernhaft, geiſtvoll, edel, man hatte ſeine Freude daran. Das iſt ein König! dacht' ich, und weinte vor Rührung! — Der Traum war eine ſchöne Mitgabe in den Tag hinein! —

Abends kam Bettina von Arnim wieder — ſie war ſchon Nachmittags dageweſen, und hatte mir neue Päcke gebracht —, blieb zum Thee und bis nach 9 Uhr. Sie war aufgeweckt, voll guter Laune, erzählte kleine Begegniſſe ſehr komiſch. Sie klagte mir aber auch ernſthaft, ihre Stimmritzen-Entzündung iſt noch nicht vorüber, ihr ganzes Geſicht aufge-

dunſen, ſie buſtet ſtark. Dabei müht ſie ſich ununterbrochen, im Kleinen wie im Großen, beſorgt alles ſelbſt und allein; es iſt eine ungeheure Lebenskraft in ihr. Auch über Goethe wurde viel verhandelt, über das unerhörte Wagniß, den Werther herauszugeben; ich ſagte: „Das iſt freilich noch nicht vorgekommen! Schneidet ein junger Mann ſeine beſten Freunde, ſeine Geliebte ſelbſt, mit andern Leuten zuſammen kurz und klein, miſcht es untereinander, ſtopft's in eine Dichtung, und wirft die in's Publikum!“ Da ich auf Goethe'n nichts wollte kommen laſſen, meinte Bettina: „O er hat auch ſeine Sündchen!“ — Ja wohl, verſetzte ich, aber es ſchadet nicht. — Ich ſelbſt rechnete einige „Sündchen“ her, aber ſprach ihn auch wieder frei; erkannt, vergeben ſie auch ſchon. —

In Spanien legt man auf das Einkommen und die Güter des Scheuſals Chriſtine nun Beſchlag; die Cortes ſollen entſcheiden. Ihr meiſtes Vermögen hat das Weib in den Vereinigten Staaten von Nordamerika; in Betreff der Sicherheit iſt ihr auch die Republik ganz recht. —

Tolles Gerücht, der Fürſt von Monaco habe ſein Fürſtenthum den Vereinigten Staaten verkauft, aber Frankreich, England und Sardinien thäten Einſpruch! Als Gerücht ſchon merkwürdig! Europäiſches Land als Kolonialbeſitz Nordamerika's! —

Die ruſſiſche Flotte hat ſich aus Kronſtadt vor die Thüre gewagt, iſt aber gleich erſchreckt wieder in's Haus gekrochen. —

Schach. Im Cicero geleſen, in Goethe. Zwei Schriften über Goethe: „Der zweite Theil und insbeſondere die Schlußſzene der Goethe'ſchen Fauſttragödie. Von Dr. J. Bärens. Hannover 1854.“ 8. Dann: „Ueber Idee und Zuſammenhang der Goethe'ſchen Fauſttragödie, namentlich des zweiten Theils. Von Prof. Dr. J. F. Horn. Kiel 1854.“ 8.

Meine Denkwürdigkeiten vom Jahr 1819 in Karlsruhe

und Baden bracht' ich heute vorläufig zum Schluß. Es fehlt noch einiges. —

Dienstag, den 5. September 1854.

Iſt denn jetzt beſonders eine Zeit der Träume für mich? Vielleicht weil ich den Tag über mich mit Bildern viel beſchäftige und wenig Leute ſehe, ſo daß die Ueberfülle ſich im Schlaf abſetzt! Mir träumte ſehr lebhaft von der jetzigen Weltverwirrung, ich verkehrte mit den verſchiedenſten Menſchen, that manches, ohne daß jemand eine Ahnung hatte, es ſei von mir gethan, und wurde zuletzt ganz unruhig, ob ich das Rechte gethan? —

Geſchrieben. — Beſuch von Herrn Dr. Levinſtein, einem Arzte, der ſich ſeit dreißig Jahren aus Liebhaberei mit dem Hamlet abgiebt, etwas über dieſes Trauerſpiel geſchrieben hat, und nun mich zu Rathe ziehen will, ob er auch wirklich, wie er glaubt, alle Räthſel gelöſt habe? Ich glaube es nicht! Ein fleißiger Grübler. Den Seinen giebt es der Herr im Schlafe. —

Lager bei Boulogne, nahe an hunderttauſend Mann! Sind die gegen Rußland aufgeſtellt? Zum Ueberſchiffwerden in die Oſtſee? Schwerlich! Aber wie ſchnell können ſie am Rhein ſein! Wem iſt zu trauen in dieſer Zeit? Einem Bonaparte gewiß nicht! —

Man bietet nun alles auf, um in Spanien die Monarchie feſtzuhalten, außer den wirklichen Royaliſten ſind auch Freiheitsfreunde zu dieſem Zweck eifrigſt bemüht, ſie glauben eine maßvolle Freiheit dadurch zu ſichern, während eine ſtürmiſche bald wieder verloren ſein würde. Sie irren hierin, ihre Klugheit wird nichts bewirken, als vielfache verworrene Kämpfe, und den nochmaligen Verluſt der Freiheit, die, wie jetzt die Dinge in Europa ſtehen, nur im Sturm und Siege ſich halten kann. —

Welch andere Lebensbedingungen jetzt hier Statt finden, als früher, läßt sich ganz einfach entwickeln, wenn man vergleicht, was vor fünfzig Jahren ein junger Mensch zu thun hatte, wenn er hier leben und gedeihen wollte, und was ihm jetzt zu thun auferlegt ist. Ob er Kaufmann, Beamter, Litterat oder Offizier sein mag, welch andern Weg findet er jetzt vor sich! Einen mit hundert Hindernissen gepflasterten, statt des freien Feldweges, den er früher gehen konnte. So vieles ist unmöglich geworden, und wenig von dem möglich, was damals unmöglich schien. Der Staat ist auf eine erschreckliche Weise ausgebildet und bereichert und geschmückt worden, und selten kann man sagen, wem das zu Gute kommt. Der Staat ohne leitende Geister, ohne Staatsmänner, ist ein beschwerliches Maschinenwerk, bald mehr hinderlich als nützlich. Man nennt so oft, noch jetzt, Preußen den Staat der Intelligenz; ich glaube, es giebt heute keinen geistloseren, gottverlassseneren Staat als Preußen, ungeachtet noch viel Geist und Schwung außerhalb der Staatsgeleise etwas wild in uns herumläuft. —

Mittwoch, den 6. September 1854.

Träume wilder Art, Seegefechte, Verlegenheiten wegen Unfolgsamkeit der Schiffsführer, Matrosenaufstand. —

Die Nationalzeitung beginnt in sehr preußischem Ton zu reden, die jetzige Politik Preußens unter gewissen Voraussetzungen richtig zu finden; bis jetzt kann ich ihr noch beistimmen, aber der Wendepunkt ist ein gefährlicher! Sie nehme sich in Acht! —

Geschrieben. Dann Arnim's Gedichte zu ordnen gesucht: eine harte Arbeit! Einige tausend Blätter, fast alles schwer zu lesen! Und immer noch nicht alles, selbst das Gedruckte ist nicht vollständig da! Von Rechts wegen müßte alles ab-

geſchrieben werden; wer will das unternehmen, wer kann es? Ein Freund, ein kundiger Litterat iſt dazu nöthig! —

Im Cicero geleſen; Italieniſche Reiſebeſchreibungen, Schelling'ſche Streitſachen. —

Heftiger Wind erhebt ſich zur Nacht. Ich denke an die Flotten in der Oſtſee, im Schwarzen Meer! Sie können durch einen Sturm zerſtört werden. Wie hat die Cholera nicht ſchon unter den Landtruppen gewüthet! —

Die Kreuzzeitung macht höhniſch die Bemerkung, ihre Politik ſei jetzt die der Nationalzeitung geworden. Das iſt nun freilich nicht wahr, aber des Scheines iſt ſchon allzuviel! —

Daß die franzöſiſchen Landtruppen aus der Oſtſee ſo ſchleunig heimkehren, iſt ein bedenkliches Zeichen. Iſt die Sache nicht eine Folge des preußiſchen Verhaltens, welches immer mehr ruſſiſch wird? denn neutral heißt in dieſem Fall ruſſiſch. —

Nachträgliches. Der Graf von Königsmarck war in St. Petersburg beim Kaiſer und der Kaiſerin, als ein Schreiben einer armen Wittwe gebracht wurde, die ihre Erſparniſſe, 50 Rubel, dem Kaiſer als Kriegsſpende einſandte. Der Kaiſer as das Blatt, gab es dann der Kaiſerin zu leſen, indem er den Inhalt verkündete und die Hände zuſammenſchlagend ausrief: „Gott, wie ſchrecklich, daß man gezwungen iſt, ſo was anzunehmen!“ — Königsmarck iſt ein eingefleiſchter, wüthender Ruſſenfreund, oder vielmehr ein Freund des Despotismus, denn die Ruſſen als ſolche ſind ihm ganz gleichgültig. Die Lektion, die er im März 1848 perſönlich bekommen hat, war noch nicht ſtark genug! —

Die Volkszeitung rügt den Umschwung, den die Nationalzeitung genommen hat; jene will Preußens kräftiges Anschließen an die Westmächte, sie vergißt dabei nur, daß man es mit Schuften und Lumpen zu thun hat, auf deren Ernst man sich nicht verlassen kann. Freilich, wer selber Taback raucht, braucht die Gesellschaft von Rauchern nicht zu scheuen! —

Nachmittags in Arnim's Papieren gearbeitet. Abends Ludmilla zu Kalkreuth's. — Bettina von Arnim kam vor halb 8 Uhr, trank Thee mit mir, und ging gegen 10 Uhr. Sie war voll Dankbarkeit für meine begonnene Arbeit, bewunderte unaufhörlich, was ich schon gethan, wollte mich hundertmal umarmen, „wenn Ihnen daran was gelegen wär'!" Wahrheit und Schmeichelei. Wir besprachen dann viel Einzelnes in den Gedichten, Lebensbeziehungen, Anspielungen ꝛc. — Ueber Preußen, den König, wie er war und wie er jetzt geworden; die Veränderung ging gleich nach dem Regierungsantritt vor sich. Zwei große Umstimmungen über Nacht, in Königsberg 1840 als um Reichsstände gebeten wurde, in Berlin 1848 wegen der Kaiserkrone: beides wollte er, dann plötzlich nicht. Ueber den Vorwurf, der allgemein dem Könige gemacht wird, daß er feige, erzfeige sei, besonders von den Hofoffizieren und Aristokraten ihm gemacht wird; Haß dieser Parthei gegen ihn. —

Mit Ludmilla Gespräche. — Im Cicero gelesen, in Goethe. Tagessachen, französische Blätter. —

Man will versichern, die preußische erste Kammer sei so gut wie fertig. Man hat die bedenklichen Zeitläufte benutzt, so heißt es, um die Abneigung des Königs zu überwinden, er habe sich endlich dazu verstanden, die geeigneten Personen zu erblichen Pairs zu ernennen. Wer soll denn das bewirkt

haben? Seine nächſte Umgebung? Seine Miniſter? Sollen die uns am Ende noch für Konſtitutionelle gelten? —

Die jetzige Haltung Preußens iſt zwar keine ſehr ehrenvolle und dauernd nützliche, aber für den Augenblick vielleicht doch die beſte, die bei den vorhandenen Perſönlichkeiten möglich iſt. Aber an eine einſichtsvolle Leitung iſt dabei nicht zu denken, niemand hat das Verdienſt oder die Ehre einer ſolchen! Es iſt lediglich das Schickſal, das die Sache ſo führt, lediglich die Macht der Umſtände, die aus der entſchiedenen Volksſtimme gegen Rußland, und der entſchiedenen Hinneigung des Königs zu Rußland, dieſe Diagonale hervorbringt, die zwiſchen beiden Richtungen die Mitte hält. Preußen war vielleicht nie ſo arm an Leitern und Führern wie grade jetzt! Kein geſunder Kopf iſt vorhanden, kein Staatsmann, der nur über das Mittelmäßige wäre, die meiſten ſind tief drunter. Und welche Diplomaten! Die trübſeligſten aller Schächer! —

Freitag, den 8. September 1854.

Unruhige Träume, von Tettenborn, von Verlegenheiten; dergleichen läßt für den Beginn des Tages eine ſchlechte Stimmung zurück! —

Ich ſtürzte mich in die Arnim'ſchen Papiere, mit einigem Erfolg; ich fand fehlende Stücke glücklich heraus und zuſammen; aber welcher Wuſt iſt noch aufzuräumen. Dabei das bloße Leſen ſo ſehr ſchwierig! —

Billet und Sendung von Herrn von Henning, er ſchickt mir vierzig ſchöne Autographen, von Jakob Grimm, Rückert, Leo, Bopp, Gries, Beſſel, Gabler, Minckwitz ꝛc. —

Brief aus Köln von Herrn Dr. Düntzer. Anfrage. —

Sendung aus Straßburg vom achtzigjährigen Dichter Lamey, einen Abdruck ſeiner Gedichte, die erſte Abtheilung

schon 1852 erschienen, die zweite 1854. Die Sendung war ein Vierteljahr unterwegs. Wie vor den Eisenbahnen! —

Vormittags Besuch von Herrn Dr. Behse. Nachrichten aus Sachsen. Der Schädelknochen des Königs war vom Hufschlag des Pferdes in fünfzig Stücke zerschlagen. Der Leibarzt Carus fand im Gehirn Anlagen zum Trübsinn, der sich unfehlbar entwickelt haben würde. Daß der König ein schwacher unbedeutender Mensch gewesen, darin sind Alle einig, ebenso darin, daß er ein erbärmlicher König gewesen; ob auch ein boshafter, darüber wird gestritten. —

Bettina von Arnim brachte mir nachträgliche Papiere. Dann auch einen Band handschriftliche Dramen, die sie in die Druckerei geben will. Ich soll sie durchsehen, und die Druckrevision übernehmen; ich lehne beides ab. Das wäre zuviel! Ich widme ihr so schon eine ganze Reihe von Tagen, von Wochen vielleicht! Und von meinen eignen Sachen überlasse ich die Druck-Korrektur Anderen. Die Augen, die Augen! Sie nahm das Paket wieder mit. Dankte noch hundertmal. —

Der Oberst Grach, der Vertheidiger Silistria's, ist in Rustschuk an der Cholera gestorben. Schade! in dem besten Mannesalter! —

„Nun seht ihr doch, wozu der — Louis Bonaparte gut ist? Die Geschichte brauchte einen solchen, um den Dünkel und die Macht des Kaisers Nikolai zu demüthigen; Den Dienst leistet jener, und ein wagehalsiger — mußte ihn leisten, die Demüthigung wäre sonst nicht vollständig gewesen; und keiner der sogenannten legitimen Fürsten hätte den Muth und das Zeug dazu gehabt; auch keine republikanische Regierung hätte es wagen und durchführen können." Die Auffassung ist nicht übel! —

Sonnabend, den 9. September 1854.

Schlechte Nacht, durch Träume und Schlaflosigkeit. Bettinens Sachen lagen wie ein Alp auf mir. —

Geschrieben, und in Arnim's Papieren fleißig gearbeitet. Ein wenig lichtet sich das Dickicht, aber nur ein wenig. Noch viel mühselige Arbeit ist zurück! —

Bettina von Arnim kam Nachmittags, und brachte mir einige Blätter, die sie mit Mühe entziffert und abgeschrieben hat; aber anderes hatte sie vergessen. Sie erzählte mir von Gesprächen, die sie gehabt, auch über Rahel, und sprach so begeistert und treffend über sie, daß ich es besonders aufgeschrieben habe. Sie sagte, manches habe sie selber auch, was Rahel hatte, aber nicht alles und nicht in solchem Grade, sie halte nichts fest, es fließe ihr alles wieder weg. Merkwürdig war noch, was sie über Clemens Brentano's Philister sagte, es sei gar nichts drin, kein Witz, kein Humor, gar nichts. Das fand ich beim Wiederlesen — vor längerer Zeit — auch; aber Thatsache ist, daß vor dreiundvierzig Jahren die geistvollsten Männer Berlins außer sich waren vor Lachen und Bewundern dieses tollen Erzeugnisses. Bei Arnim's Gedichten komme ich auch auf besondere Gedanken, die ich Bettinen nicht sagen darf; er war edel und edlen reichen Geistes, aber es ist selten etwas reif bei ihm geworden, und er gab das Unreife hin, als wenn es doch sein Bestes wäre! Nachlässige Willkür lag in seiner Natur, an Fleiß und Arbeit hat er es nicht fehlen lassen, es finden sich vier bis fünf Umarbeitungen und Ausfeilungen desselben Gedichts, aber sein Feilen und Nacharbeiten war nichts andres, als das erste Dichten fortgesetzt, ohne mehr Strenge und Besonnenheit. Auch hat er unendlich viel geschrieben. —

Italiänische Reiseschilderungen gelesen; im Plinius, wegen des Vesuvs. —

Der hier im Hause wohnende Prinz Wilhelm von Baden

Den 7. Februar 1822.

In Ermangelung welterschütternden Krieges, sehe ich nur große wissenschaftliche Unternehmungen, welche allenfalls ein wenig, wohl nicht ganz, die Köpfe von innerer Politik ableiten könnten. Vielleicht begünstigt deßhalb die Regierung eine neulich entstandene, geographische Gesellschaft, die sich bereits zu beträchtlichem Umfange dehnt. Man hat mir eine Liste gezeigt von schier 200 Gliedern, meistens Pairs, hohen Staatsbeamten und dergleichen. Zum Erweitern der Erdkunde gehören Reisende. Sobald nöthiger Geldvorrath, sollen junge Leute in alle Weltgegenden ziehen, besonders nach Afrika. Frankreich will in nichts hinter England zurückbleiben. Aus diesem Antrieb entspringt auch die hiesige asiatische Gesellschaft. Für England ist das Studium der orientalischen Sprachen von mächtigem praktischen Nutzen. Dem Handel und der Politik Frankreichs kann es dermalen wenig fruchten, doch möglicherweise einst. Deutschland hingegen scheint mir das Studium der orientalischen Litteratur aus unpraktischer Wißbegier zu treiben und bloßer Nachahmungssucht. Auch ich habe mich ein Kleines im Oriente umgesehen. Ich bin froh, daß ich seiner bei Zeiten überdrüßig wurde. Es lohnt nicht der Mühe, ihm langen Ernst zu widmen. Die Ausbeute ist äußerst gering. Görres hat sich ächtes Verdienst um Firdusi erworben. Lesen Sie ihn, lesen Sie, was Rosegarten aus Sanskrit, und Hammer verschönernd aus türkischen, arabischen und persischen Dichtern übersetzt, welche geschmacklose Erbärmlichkeiten! Immer haben mich noch am meisten die Moallakats angesprochen, doch sind sie eintöniger und ideenärmer als Ossian. Mein liebstes bleiben die persischen und arabischen Märchen. Es ist lächerlich, Hafiz mit Horaz zu vergleichen. Herzlich spaßhaft finde ich, daß hier

iſt bei Hofe nicht recht angeſehen, er iſt zu freiſinnig!“ So ſpricht die Dienerſchaft hier unter ſich; ordentlich dieſes Wort „Freiſinnig“, es hat im Volke ſich in Umlauf geſetzt! —

Ein altes Bild, daß jeder Menſch ein Staat im Kleinen ſei, mit allen möglichen Anſtalten, die alle in Harmonie zu erhalten ſind und in ſteter Wirkſamkeit, wenn das Ganze gedeihen ſoll; ein altes Bild, auf das man aber nicht oft genug zurückkommen kann! —

Sonntag, den 10. September 1854.

Unruhige Nacht. Geſchrieben, und in Arnim's Papieren gearbeitet. Heute verzweifle ich faſt, ſo ſchwierig und verwickelt iſt alles! Hätte ich mir doch dieſe Sache nicht aufgeladen! Ich kann ſie doch nicht auf meine Art erledigen, und auf Bettinens Art auch nicht! Es wird mit Verdruß enden, und anſtatt mir zu danken, wird ſie auf mich ſchelten. Ich muß die Sachen über's Knie brechen, es geht nicht anders. Wie hat Arnim mit ſeinen Sachen gewirthſchaftet! Drei-, viermal kommt daſſelbe wieder vor, allein, in Verbindung, wieder in anderer Verbindung, in Proſa eingeflickt, mit ihr vermiſcht. Und die Handſchrift? Nicht zu leſen! Es iſt eine Herkulesarbeit! —

Mit Ludmilla ausgegangen. Als wir nach Hauſe kamen, fanden wir Bettina von Arnim und Frl. Giſela uns erwartend. Bettina brachte Abſchriften, die ſie angefertigt hatte, und neue Blätter, wieder größtentheils unleſbare! Zweifel und Schwierigkeiten! — Wie ſie mich wieder lobte, ſagt' ich ihr, daß ich fürchte, ſie werde künftig ganz unzufrieden mit mir ſein; da verſetzte ſie ganz ernſt, ſie glaube nicht, daß ſie jemals, wenn man ihr einen Gefallen, einen Dienſt erwieſen, dies mit Undank gelohnt habe, daß ſie mir aber

ſagen müſſe, mit ſolcher außerordentlichen Güte und Freundlichkeit, wie ich, habe ihr noch niemals jemand einen ſo großen Gefallen und Dienſt erwieſen. Da wurden denn meine Ketten nur um ſo feſter angezogen! — Sie blieben zum Thee, und es gab Luſtiges und Ernſthaftes genug, auch Giſela trug das Ihrige bei. —

Unſere Miniſter ſind unzufrieden mit Hinckeldey, er nimmt ſich in ſeiner neuen Würde viel heraus, thut als wenn er ihres gleichen wäre, und doch ſehr ärgerlich es nicht zu ſein. Die Unterbeamten paſſen ihm ſehr auf, und rechnen ihm ſeine Ausgaben nach. Der Magiſtrat ſieht ihn als eine Plage der Stadt an. —

Das Unternehmen auf Sebaſtopol findet nun wirklich Statt. Aus der Oſtſee kehren die Landtruppen nach Frankreich zurück. —

In Spanien republikaniſche Ausbrüche, in Madrid ſelbſt iſt das Anſehen der Königin für diesmal noch erhalten. —

Man träumt und ſehnt ſich oft in ein anderes Zeitalter, in andere Verhältniſſe, und meint, man würde in dieſen glücklicher geweſen ſein, mehr geleiſtet und mehr erreicht haben. Darin hat man nur in ſo weit Recht, als man ſich einzelne Beſüge und Richtungen denkt, Bruchſtücke des Lebens, der Wünſche, der Begabung; ſo wie man den Blick auf das Ganze wirft, dieſes in allen ſeinen Theilen umfaßt, wird man zuletzt bekennen müſſen, daß man nur recht in die Zeit und die Verhältniſſe paßt, die man wirklich durchlebt hat. Das Demüthigende in dieſer Betrachtung wird durch das Tröſtliche in ihr aufgewogen. —

Montag, den 11. September 1854.

Beſuch von Herrn Z.; er kommt aus Paris, und bringt mir ſeine Schrift: „Entrevue de Napoleon I. avec Goethe," die ihm von Louis Bonaparte mit einer goldenen Denkmünze gedankt worden: er ſchildert den Zuſtand von Frankreich als ſehr unſicher, und hält den Kaiſer bei großem Kriegsunglück ſogleich für verloren. Der Marſchall Saint Arnaud, ein elender Kerl, der ſogar ſeinem Herrn und Meiſter 200,000 Franken in Bankzetteln aus dem Zimmer geſtohlen hat! —

Gegen Abend kam Frau Bettina von Arnim, trank Thee mit uns, und blieb bis halb 10 Uhr. Anſtatt mir Papiere zu bringen, auf die ich warte, bringt ſie mir andre, und lieſt mir ohne weiteres einen ganzen Akt eines Arnim'ſchen Trauerſpiels vor, ich ſoll es durchſehen, und dann will ſie es eiligſt zum Druck abgeben. „Warum denn ſo eilig? warum eins in's andre ſchieben?" Die Druckerei quält ſie ſo ſehr, es fehlt gerade an Arbeit! „Nun, Sie ſind doch nicht verpflichtet, die Druckerei zu beſchäftigen? Laſſen Sie ſie warten!" Nein, das gehe nicht, was noch im November fertig werde, das komme auf die nächſte Rechnung. Das iſt der wahre Grund! Sie wollte ihn aber nicht angeben, er entſchlüpfte ihr wider Willen. Viele Erzählungen von Savigny'e, von Arnim, von Grimm'e, von der Gräfin von Beblen, aus Kaſſel vom Hofe Jerome'e, viel Muntres und Luſtiges, aber man kann ſich auf nichts verlaſſen. Etwas Wahres liegt ihren Erzählungen immer zum Grunde, aber alles drum und dran iſt willkürlich zurechtgemacht, gränzenlos übertrieben, trügeriſch ausgeſchmückt. Auch iſt ſie nicht dahin zu bringen, auf beſtimmte Fragen beſtimmt zu antworten, nicht die kleinſte Thatſache läßt ſich auf's Reine bringen, keine Jahrszahl, kein Ort, alles bleibt unbeſtimmt und willkürlich. Wieder hat ſie an den König Ludwig von Baiern geſchrieben wegen der Tizian'ſchen Kopie von Ratti,

diesmal aber grade heraus, er soll es kaufen, „auf andre Art ist der Ratti'schen Familie doch nicht zu helfen!“ So heißt es heute, vorher aber hieß es, man wolle nichts dafür haben, der König solle das Bild nur irgendwo aufstellen, bezahlt sei es ja schon! Heute sagte sie auch, Ratti solle nur gleich selbst das Bild nach München bringen, sie habe ihm dazu 150 Thaler Reisegeld gebracht. „Nicht von meinem Gelde,“ setzte sie hinzu! Ich glaube doch, von ihrem! Sie hat es mit Ratti, wie mit Steinhäuser gemacht, ihnen Dinge vorgespiegelt, die nicht ganz richtig sind, und ist nun in Verlegenheit. Ich beklage sie, sie hat viel Noth und Leid, aber wahrhaftig sie macht's auch darnach! Geschmeichelt hat sie mir wieder heute sehr. Ich bin aber nicht der Narr, der alles glaubt. —

Dr. Gutzkow in Dresden ist Ritter des weimarischen Falkenordens geworden. Im Jahr 1835, in meiner Antwort an den Fürsten von Metternich, der mich gefragt hatte, was es mit dem jungen Deutschland sei, hab' ich so was vorausgesagt. —

Dienstag, den 12. September 1854.

Ich hatte einen bösen Traum von Bettina von Arnim, sie benahm sich so unartig, so gewaltsam, daß ich im Gruft ärgerlich wurde, und es zu unangenehmen Erklärungen kam. Ich wachte um 4 Uhr auf, und die gereizte Stimmung dauerte noch lange fort, mir fiel alles Widrige ein, von dem meine Verhältnisse belastet sind. Mit der Tageshelle begann ich im Cicero zu lesen, und schlief später wieder ein. —

Wie gewöhnlich aufgestanden. Geschrieben. Ueber die von der Nationalzeitung gemachte Schwenkung. Sie erkennt in gewissem Sinne die Verfassung an, die jetzige! Dann muß sie auch an den Wahlen theilnehmen. Ich stellte vor längerer Zeit letzteres in Frage, ohne damit das erstere zu verbinden.

In Arnims Papieren gearbeitet. Wer es nicht mit Augen ſieht, hat keinen Begriff von den Schwierigkeiten. Alles iſt wie verlarvt, durch ſchlechte Handſchrift, Durchbeſſerungen, andere Abſchriften, andere Titel, andre Eintheilung. Wie auf einem Maskenball quält man ſich mit langem Rathen und Enträthſeln, und findet zuletzt ganz unbedeutende Bekannte wieder. Dabei kommt Bettina ſtets mit Neuem, ich bin nie ſicher, alles zu überſehen! —

Im Morgenblatte ſteht von Düntzer — ohne ſeinen Namen — die Rechtfertigung Goethe's gegen Oken's Anſprüche auf Entdeckung des Zwiſchenknochens. Goethe's Verdienſt iſt völlig erwieſen und ſteht unzweifelhaft feſt. Aber auch Oken braucht es nicht von Goethe genommen, kann es ebenfalls entdeckt haben. Das geht ja gar oft ſo. Wenn ein Gegenſtand erſt an der Zeit iſt, ſo ſieht ihn mancher, ohne vom andern zu wiſſen. Leibnitz und Newton. Ein deutſches Unterhaus, als Gegenſatz zum Bundestag, wurde auch von mehreren gleichzeitig in's Auge gefaßt, öffentlich indeß hat es niemand, ſo viel ich weiß, ausgeſprochen. Hätten wir's nur, ſo wäre es einerlei, wer zuerſt den Gedanken gehabt!

Der Miniſter des Innern hat ausgeſprochen, daß die Juden Mitglieder der bürgerlichen Gemeinden ſind, ein verarmter Jude alſo nicht ſeiner religiöſen jüdiſchen Gemeinde zur Laſt fällt, ſondern der bürgerlichen, zu der er gehört. Einmal etwas Geſcheidtes von einem Orte her, der ſonſt wenig dergleichen liefert! —

Der alte Hofgerichtsrath von Ixſtein aus Mannheim, jetzt in Naſſau lebend, bekannt wegen ſeines tapfern Freiſinns in den badiſchen Ständeverſammlungen und in der deutſchen Nationalverſammlung, iſt vom Mannheimer Gericht wegen Geiſtesſchwäche entmündigt worden. Er iſt über achtzig Jahr alt. —

Bettina von Arnim kam als wir beim Thee waren, be-

ſtellte aber nur draußen, daß ſie keine Zeit habe, und nur ſagen wolle, Frau von Goethe ſei bei ihr geweſen, und erwarte meinen Beſuch, ſie bliebe nur ein paar Tage, dann reiſe ſie nach Rom. —

Zur Abwechslung mal wieder im Homeros geleſen. Wo iſt mein ſchöner Heſiodos hingekommen! Und die andern Klaſſiker! —

Mittwoch, den 13. September 1854.

Die Schwenkung der Nationalzeitung erregt Aufſehen, aber niemand verdächtigt ſie deshalb, man ſetzt nur reine Triebfedern voraus, die der Ueberzeugung, welche freilich im eigenen Sinn ein Irrthum und Mißgriff, anderer Ueberzeugung gegenüber eine falſche ſein kann. Es iſt unſere beſondere Lage, daß unſere Vaterlandsliebe in Preußen nicht aufgeben kann, ſie ſtößt immer etwas über auf Deutſchland, und in manchen Fällen ſtößt faſt alles dahin über! Dieſer Klumpen von Ländern und Menſchen, wenn er vertheilt, oder ganz ruſſiſch wird, iſt er dann noch Preußen? Preußen, das ich meine, hat nicht bloß einen Körper, hat auch eine Seele, einen Geiſt, — der todte Leib, wenn Seele und Geiſt nicht mehr in ihm ſind, mag begraben werden! —

Geſchrieben, und meine Arbeit in Arnim's Papieren fortgeſetzt. Manches darin iſt ohne thatſächliche Angaben gar nicht zu verſtehen, Bettinen's Erläuterungen ſind aber keine, ſie verwechſelt alles, und wenn man ihr beweiſt, daß ſie das thue, ſpringt ſie zu anderm über. „Das iſt im Jahr 1809 geweſen, darauf können Sie Sich verlaſſen, — oder im Jahr 1825," fügt ſie hinzu! —

Rheumatiſches Kopfweh zwang mich bald von aller Arbeit abzuſtehen und mich ruhig hinzulegen. Sehr verdrießlich! —

Ich laſſe mich verleiten, gegen 3 Uhr in den Thiergarten

zu geben zu dem Volksfeſt, das zu Gunſten der Schleſier veranſtaltet worden. Ein großer Theil des Thiergartens vom Thore bis zum Großen Stern durch Jagdnetze abgeſperrt, innerhalb deren ſechzehn Militairmuſiken ohne Unterbrechung an ſo viel verſchiedenen Orten ſpielen. Zahlloſe Volksmenge, Buden, Corſofahrt, alle Reuſtabler auf dem Platze, beritten, zu Fuß. Ungefähr wie im Prater, die Polizei abgerechnet. Nach anderthalb Stunden Umherwandeln kamen wir todtmüde nach Hauſe. Im Ganzen kein freudiger Eindruck! Meiſt ſah man unerfreuliche Geſichter, ein befohlenes Vergnügen, eine Steuer, die Hinkeldey ausgeſchrieben! Man rechnet, daß über 80,000 Menſchen im Thiergarten waren. —

Frau Bettina von Arnim kam, als ich eben Kaffee trank, ſie hatte noch nicht gegeſſen, war ganz verhungert, aß ein Stück von meinem Brot, ich merk' es an, weil ſie dergleichen ſonſt um keinen Preis thut, es muß groß nöthig ſein! Sprach eiligſt über Frau von Goethe, wünſcht daß ich ſie beſuchen möchte; ich weiß nicht, weßhalb Bettina dies wünſcht.

Empörendes Benehmen der ruſſiſchen Generale von Budberg und von Oſten-Sacken gegen die walachiſche Miliz! Gemeine Schergen und Deſpotenknechte! —

Furchtbare Proklamation des ruſſiſchen Befehlshabers Kruſenſtern in Odeſſa! Man wird dem Feinde mit allen Kräften widerſtehen, ſollte er aber doch im Vortheil ſein, ſo wird man die Stadt in Schutt verwandeln, und wehe den Einwohnern, die verſuchen würden, den Brand zu löſchen! —

Schach mit Ludmilla. In der Ilias weitergeleſen; in Goethe's Gedichten, in denen immer Neues gefunden, das Alte neu verſtanden wird! —

Die Polizei hat alle bekannten Taſchendiebe heute bis morgen in eine Art Haft gebracht; hat ſie dazu das Recht? Bloß weil es ihr bequem iſt, aus Verhütung? — Ein Menſch

iſt verhaftet worden, weil er Schmähungen auf den König ausſtieß. —

Der König hat eine Höflingsklaſſe, die bei uns lange nicht mehr beſtand, wieder eingeführt. Er hat ein paar Kammerjunker ernannt, eine Abart der Kammerherren. —

Der Bundestagsgeſandte Herr von Bismarck-Schönhauſen führte hier die wohlfeile Klage, daß unſere diplomatiſchen Schriftſtücke ſo jämmerlich abgefaßt würden, und uns überall Schande machten. Herr von Manteuffel nahm ihn beim Wort, und erſuchte ihn, ſelber eine jetzt eben nöthige Depeſche abzufaſſen. Bismarck mußte wohl oder übel dran gehen, und lieferte die vom 3. September, die unter allen ſchlechten die ſchlechteſte geworden, und nun auch nur verächtlich die Bismarck'ſche heißt. —

Donnerstag, den 14. September 1854.

Bettina von Arnim giebt Abſchriften ab, ungenaue, wenig brauchbare. — Abends kamen Frau von Goethe und Fräulein Frommann.

In der Ilias geleſen, und etwas im Pindaros. Welche Welt, dieſe griechiſche! Wir können nur ſtaunen, uns in die Mitte dieſer zauberiſchen Fülle zu verſetzen, gelingt uns nicht. Und ſo was hat untergehen müſſen! Doch lebt es in unſrem Staunen vielleicht ſchöner fort, als es in der Wirklichkeit war. Wir haben aber von dieſer keinen Begriff. —

Zuletzt las ich in Cicero's Briefen an den Atticus. Wie ganz anders iſt ſchon dieſe römiſche Welt! Sie lebt noch in uns fort, als Unterbau unſrer Lebenseinrichtungen und Geſinnungen; in ihr iſt viel Modernes: gegen die griechiſche, heitre, ſtrahlende Welt kommt ſie mir ganz kalt und düſter vor. —

Humboldt iſt heute fünfundachtzig Jahr alt geworden.

Die Unternehmung auf Sebaſtopol wird ausgeführt; die

Flotten ſind aus Varna abgeſegelt. Was wird erfolgen? Es kann ein Wendepunkt für vieles werden! —

Der Prinz-Regent von Baden iſt hier angekommen. — Der Kaiſer Nikolai ſchreibt eine neue Rekrutirung aus, zehn Seelen auf tauſend, das heißt tauſend männliche Seelen; — man kann daraus ſehen, wie falſch die prahleriſchen Angaben über die Truppenmenge waren, und wie groß die Verluſte geweſen ſein müſſen. — Thätig iſt Rußland nach allen Seiten, mit Erfolg jetzt auch wieder in Perſien. —

Die Karliſten ſind in Frankreich und auch in Spanien wieder ſehr in Bewegung, jedes neue Ereigniß machen ſie ſich möglichſt dienſtbar, und ihre Sache halten ſie, ſogar indem ſie ihr abtrünnig werden, noch mit Zähigkeit feſt. Wenn die Freiheit mißräth, kann es den Karliſten gelingen, bis zu gewiſſem Grad, und keineswegs auf ſehr lange. —

Preußen, der Schlinge ledig, die ihm Oeſterreich einen Augenblick um den Hals gelegt, erklärt nun gradezu in Paris und London, es wolle neutral bleiben. Recht gut, wenn die Andern es zugeben! Aber wehe, wenn ſie es nicht erlauben wollen, wenn ſie darin eine Partheilichkeit für Rußland ſehen und ſtrafen! Die Leute, die in Preußen am Ruder ſind, werden es bereuen, oder wenigſtens das Land wird es bereuen, wenn ihr Unverſtand und Uebermuth uns das Lager von Boulogne auf den Hals zieht! — Wenn das Unternehmen gegen die Krim gelingt, werden die Weſtmächte, und Oeſterreich mit ihnen, eine hohe Sprache führen! —

Freitag, den 15. September 1854.

Wenig Schlaf, und früh aufgeſtanden; geſchrieben und in Arnim's Papieren gearbeitet; einen großen Theil bewältigt, und zwei Bände Gedichte ziemlich in Ordnung gebracht, wobei

Ludmilla mir durch fleißiges und ſchnelles Abſchreiben gut geholfen. Für einen dritten Band iſt noch Vorrath übrig, aber das Beſte iſt vorweggenommen, und es iſt mit zwei Bänden genug. —

Zum Thee kam Bettina von Arnim und blieb zwei Stunden. Sie brachte einige Abſchriften, die ſie gemacht hat, die aber ſo wie ſie ſind gar nicht gebraucht werden können. Sie las die meiſten Sachen vor; einige abweichende Lesarten in den verſchiedenen Urſchriften waren ſogleich nicht in's Reine zu bringen. Allerlei Erzählungen, auch von Arnim's Leidenſchaft für Fräulein Schwinck, nachherige Frau von Wißmann. Arnim ſoll zwei Tage vor Prinz Louis Ferdinand's Tod deſſen Adjutant geworden ſein; gewiß nur Einbildung! Nie hab' ich gehört, daß Arnim je im Kriegsdienſte geweſen, auch war er nachher in Königsberg nur als Flüchtling; wie hätte er ſo ſchnell den Abſchied nehmen können! Bettina macht ihre Phantaſieen, ihre Wünſche, unbedenklich zu Wirklichkeiten; ſie bezeichnet auch Arnim'ſche Gedichte als an ſie gerichtet, die es unmöglich ſein können. Dabei war ſie heiter und komiſch, zum wahren Ergötzen. Mit meiner Behandlung der Arnim'ſchen Gedichte iſt ſie — jetzt — ſo zufrieden, daß ſie mit liſtigem Lachen mir droht, nächſtens würde ich eingefangen werden, und nicht eher wieder losgelaſſen, als bis das Letzte von Arnim's Sachen fertig gedruckt ſei, — wie früher die Alchymiſten, um Gold zu machen! —

Nach ihrem Weggehen plauderten wir noch. — In der Ilias geleſen, in Cicero's Briefen. —

Eine Schreckensnachricht! Moritz Hartmann iſt in Bukareſt von den Oeſterreichern verhaftet und nach Oeſterreich abgeführt worden. Der Unglückliche! Die Nachricht ſchneidet mir in's Herz! Ich mochte Ludmilla'n nicht merken laſſen, wie ſehr! Aber wieſo er in Bukareſt blieb, ſich dem Feind anver-

zu Lande ein bigotter Janseniſt, Sylveſtre de Sacy, ſeinen Zöglingen einen Dichter erklärt, der nur hübſche Jungen beſingt. Von der männlichen Schönheit freilich erhebt er ſich zur myſtiſchen des Himmels. Die Geſchichtsſchreiber der Orientalen ſind Phantaſten, die überall handgreifliche Lügen zu Markte bringen. Nichtigkeit der menſchlichen Dinge iſt das vorherrſchende Gefühl ihrer Philoſophie. Es hindert ſie gar nicht, niederträchtige Sklaven zu ſein im Leben. Erſt wann es darauf ankommt, ohne Zucken den Hals dem Mordſchwerte zu ſtrecken, äußert ſich ſeine Wirkſamkeit. Auf unſere Kultur können die Orientalen nichts als verderblichen Einfluß üben. Es iſt Schande, ihnen einen Fleiß zu ſchenken, der beſſer auf Griechen und Römer verwandt wäre. Dieſe ſind die reinen Quellen fruchtbringender Geiſtesbildung. Es lebe der helle Tag, der ſie umgießt, weg mit der grauen Dämmerung des Orients.

Alle Orientaliſten zuſammen genommen, und wenn ſie ſich noch ſo ſchwer machen, wiegen keinen Wolf auf. Wie der helleniſche Jupiter kann er ohne Gefahr ſeine Kette vom Olympos laſſen.

Den 8. Februar 1822.

Fragmentariſches Schreiben taugt mir nicht. Ich weiß niemalen recht, wo ich ſtehen geblieben bin. Meine Gedanken bedürfen eines Leitfadens. Entſchuldigen müſſen Sie das Negligée, in welchem ſie vor Ihnen erſcheinen.

Der Türkenkrieg, die bewaffnete Neutralität, zu der Oeſterreich den deutſchen Bund einladet, und die preußiſche Note, betreffs der Bundesgeſandten, regen Aufſehen und geben Stoff zu mannichfachen Betrachtungen.

traute, kann ich nicht begreifen. Der edle freisinnige Vaterlandsfreund und Dichter! —

Sonnabend, den 16. September 1854.

Nachmittags wieder mit allem Fleiß gearbeitet, manches umarbeiten müssen, Bettina stört mich mehr durch ihre Hülfe, als daß sie mir hilft, und bei allem drängenden Eifer vernachlässigt sie das, was sie allein thun kann, nämlich das Heraussuchen von Papieren, die noch fehlen; dafür möchte sie mir schon wieder andres aufbürden; mit ihr Geschäfte zu haben, ist eine schwere Aufgabe. Ich habe zum Glück nicht Geschäfte mit ihr, sondern besorge nur einen Theil der übrigen, ohne eigne Verantwortung. —

Ludmilla ging gegen 7 Uhr zur Gräfin von Ablefeldt. Gleich darauf kam Bettina von Arnim zu mir, und blieb den ganzen Abend. Sie sah schlimm aus, und klagte wiederholt, es sei aus mit ihr, sie sei hin! Ihre Stimmritzen-Entzündung ist nicht geheilt, sie fürchtet schlimme Folgen. Dabei war sie doch ganz aufgeweckt, erzählte die lustigsten Geschichten, sprach ausführlich über ihre Geschwister, über Frau *. Die letztere, sagt sie, habe sich vorgesetzt, eine Rolle zu spielen, eine Bettina zu werden, wolle ein Buch drucken lassen, dessen Proben ganz erbärmlich seien, sie nehme alle Tonarten an, die muthwilligsten, die frömmelndsten, und habe ein gewisses Talent, ihre Unruhe und Betriebsamkeit als Anmuth und Genie geltend zu machen. — Sie ist für Bettinen die ergötzlichste und auch wieder abstoßendste Erscheinung, sie lacht über ihre Abenteuerlichkeit, und schilt auf sie, will sie jedoch geschont wissen. Bettina brachte auch ein Heft mit, das ihr einige Studenten als Dank für die Widmung der „Günderrode" überreicht haben, eine schöne Zeichnung, wie Bettina ihrer Freundin, die am Fenster sitzt und auf den Rhein blickt, niedergebeugt die Haare

flicht, von ſechs Sonnetten begleitet, die ich ihr vorleſen mußte; ſie hatte vergeſſen, daß ſie mir alles ſchon gezeigt. Am Ende ſagte ſie: „Das könnten Sie recht gut drucken laſſen!“ Ich ging aber darauf nicht weiter ein. — Zum Thee kam auch Frau von T., die ſchon eine ganze Zeit hinten geſeſſen hatte, weil ſie meinte, Bettina und ich hätten was Beſonderes zu ſprechen. „O Gott bewahre!“ rief Bettina, „wir zwei ſind einander ſchon lang ſatt!“ Nun erfolgten die anziehendſten, gehaltreichſten Geſpräche. —

Für Moritz Hartmann erheben ſich viele Stimmen. —

Sonntag, den 17. September 1854.

Geſchrieben. In Arnim's Papieren gearbeitet, einiges Unangemeſſene aus der Reihe wieder ausgeſchieden. —

Ausgegangen mit Ludmilla in den Thiergarten; Beſuch bei Bettina von Arnim, Giſela kam auch zum Vorſchein, gute muntre Stunde; Bettina begleitete uns eine Strecke, und lief dann durch den Wald zurück bis zu ihrer Wohnung, um unſere Rückbegleitung zu verhüten. Mich entzückte das junge friſche zweite Grün der hohen Wipfel, das auf den Raupenfraß gefolgt war, und nun im Herbſte noch wie Frühling ausſieht. —

Zu mir kam Bettina von Arnim und brachte einen großen Pack Druckblätter, lauter Rezenſionen ihrer Bücher und kritiſche Aufſätze über ſie; wir ſahen ſie durch, es waren meiſt vortheilhafte, aber auch einige ſchlimme; wie ſie ſich dabei benahm, iſt gar nicht zu beſchreiben, bald hochmüthig wegwerfend, bald geſchmeichelt aufmerkſam, bald als ginge ſie die Sache gar nichts an, bald als ſei ihr alles daran gelegen, die ganze Sammlung in einem Bande gedruckt erſcheinen zu ſehen. Alles was ſie von Andern geſagt wünſchte, ſagte ſie ſelbſt, manches wollte ſie durchaus vergeſſen haben. Ich hatte bei

ihren Abentheuerlichkeiten oft alle Mühe die Faſſung zu behalten. Sie that mir auch ſehr leid, ihr wird alles ſo ſchwer, ſie möchte ſich geholfen ſehen, und ihr kann doch niemand recht helfen, ſie macht es einem zu ſchwer, und faſt unmöglich; dieſes Abſpringen, dies Durcheinandermiſchen, dieſe ſich durchkreuzenden Plane, dieſes Fallenlaſſen und Wiederaufheben, dieſes Unvollſtändige in allem, wer kann das alles mitmachen und aushalten! Auch ein andres Packet, Briefe des Ilius und der Ambroſia, hatte ſie mitgebracht, zeigte mir es aber nur obenhin, und nahm es wieder mit fort. — Wir tranken Thee. — Ludmilla kam aus dem Theater, ſehr zufrieden mit dem Erfolg von Sternberg's kleinem Stück. Bettina blieb noch eine Weile, dann ging ſie mit ihrer Begleiterin ab, und ließ mir das Packet Druckblätter auf dem Halſe, das ich dann mit Ludmilla einigermaßen ordnete. —

Bekümmerniße um Moritz Hartmann! Was ſich für ihn thun läßt? Nicht das Geringſte, außer daß man in öffentlichen Blättern ihn bedauert, ſein Schickſal beklagt, ihn als Dichter und als liebenswürdigen Menſchen preiſt. Jeder andere Schritt, z. B. eine Bittſchrift für ihn mit vielen Unterſchriften einzureichen, oder England und Frankreich zu ſeinem Schutz anzurufen, würde nur erbittern, in Wien und hier erbittern. — Noch fehlen alle näheren Nachrichten. —

Montag, den 18. September 1854.

Während des Sturmes ſchlief ich zwar, hatte aber ſchwere, beängſtigende Träume, die Noth mit den Arnim'ſchen Gedichten ſtieg auf's äußerſte, und ich ſagte mir im Traum, ſo arg ſei es doch bisher nicht geweſen, und könne es eigentlich nicht ſein. —

Geſchrieben. Einige Geſchäfte beſorgt, dann das Regiſter von Arnim's Gedichten verfaßt. Es trat der ſeltene Fall ein,

daß ich mit allem, was ich mir vorgesetzt, im Laufe des Vormittags völlig fertig wurde. — Den Nachmittag verdarb ich mir damit, daß ich zufällig in einer alten nordamerikanischen Zeitschrift „The dial“ — Boston im Oktober 1840 — einen Artikel über Goethe las, worin der ungenannte Verfasser (doch nicht Emerson?) — er ist nur mit E unterzeichnet, — neben dem vollsten Lobe das ungewaschenste Zeug von Tadel vorbringt, dümmer und beschränkter und selbstzufriedener und gemeiner als wir es diesseits des Weltmeers gewohnt sind, wo wir doch nicht wenig der Art auch haben. Ich habe mich wahrhaft geärgert, als hätte ich heute persönlich den Unfug erlebt. Freilich hätte ich über den nordamerikanischen Esel nur lachen sollen. Die Mißurtheile werden dauern so lange wie das Menschengeschlecht. —

Da kommt zum Unglück noch ein Schreck; wir sitzen nach dem Thee beim Schach, da klingelt es, wir denken es sei Bettina, aber nein, ein Bote von ihr, sie könne nicht kommen, weil sie plötzlich unwohl geworden! Das muß arg sein, wenn sie so was sagen läßt. Und der Schreck war um so größer, als ich in diesen Tagen selber oft unwillkürlich den Gedanken hatte, ihr ganzer Zustand sei bedenklich! Der Himmel wolle sie noch erhalten, und zu vielen Freuden! —

Die Nationalzeitung kämpft mit festem Muthe in die Zeit hinein, und sucht ihr Dasein tapfer zu erhalten. Aber es läßt sich nicht verkennen, daß sie unter mißlichen Umständen kämpft. Sie ist wie ein Schiff, das auf offnem Meer eine Flagge führt, der nirgends mehr eine Küste gehört, nirgends ein Hafen offen steht. Die Sache, mit der zugleich sie entstanden, für die sie gefochten, ist für den Augenblick verschwunden, darf und kann nicht mehr durch eine Zeitung vertreten sein. Von Rechts wegen hätte die Nationalzeitung längst eingehen müssen. Die politischen Gegenstände, welche sie jetzt verhandelt, sind nur Nebendinge, in welchen die ursprüngliche Sache oft kaum noch

zu finden iſt, meiſt gänzlich fehlt. Hr. Dr. Zabel fühlt dieſe Uebelſtände ſehr wohl, und ſie drücken ihn ſchwer. Der bevorſtehende Hochverrathsprozeß wird auch nur dazu beitragen, die ſchlimme Lage fühlbar zu machen. —

Dienstag, den 19. September 1854.

Unruhige Nacht. Ich zündete mir Licht an, und las in Cicero's Briefen an Atticus; auch hier Widrigkeiten genug, es hat keiner Zeit daran gefehlt, und keinem Menſchen! Spät ſchlief ich ermüdet ein. —

Bettina von Arnim, nach deren Befinden ich fragen ließ, war ſchon wieder ausgegangen, der Schreckſchuß war geſtern alſo ſehr unnöthig! Zu mir kam ſie aber nicht. —

Erwägung der allgemeinen Zuſtände: alles geht vorwärts, unzweifelhaft, aber ungeſtüm, wild, in keinem für uns ſchönen Gange; das Menſchengeſchlecht arbeitet ſich in Folge der in ihm liegenden Naturkräfte, nicht in Folge des Geiſtes, der in ihm wohnt, und der leiten könnte und müßte; blind, nicht ſehend. Der Mangel an guten und ſichern Leitern iſt offenbar, kein Fürſt, kein Held, kein Weiſer, kein Dichter! Der Fortſchritt iſt in der großen Maſſe, das iſt eine gute Bürgſchaft, die Sache hängt an keiner Zufälligkeit einzelnen Lebens mehr, recht ſchön! Aber einen Friedrich den Großen, einen Waſhington, einen Goethe vor Augen zu haben, wär' doch ein großes Glück! —

In Cicero's Briefen und in Voltaire's Briefen geleſen. — Zeitblätter, auch Nachträgliches von Arnim durchgeſehen. —

Die letzte Nummer des Politiſchen Wochenblattes iſt von der Polizei weggenommen worden. Was will dieſe Parthei Bethmann-Hollweg? Warum ſtreitet ſie gegen die Miniſter und ihre Politik? Die Parthei iſt ein Zwitterding; nur die

Seite von ihr taugt etwas, die gegen die Kreuzzeitung gerichtet iſt. —

Ueber Walter Scott, noch eine frühe Stimme guten Gehalts! Der hochbegabte Banquier, Freiherr von Stieglitz in St. Petersburg, den Rahel mit Recht, als er noch ein unbedeutender junger Menſch war, durch ihr Lob auszeichnete, ſchrieb am 9. Mai 1824: „Ich habe in dieſem Winter viel geleſen, faſt nur Ernſthaftes und Belehrendes, — doch auch Ivanhoe, Waverley, Kenilworth. Klaſſiſch iſt Walter Scott nicht; aber hinreißend meiſterhafte Schilderungen; aber nicht die allgemeinen Anſichten, Bemerkungen, die den Meiſter charakteriſiren. Er iſt ein großer Mahler, aber kein großer Denker, ſcheint mir. Die Begebenheiten an ſich intereſſiren zu ſehr, und in ihnen liegt das Hauptintereſſe, daher man ſchwerlich ſeine Werke mehreremale leſen kann. Allgemeine Bemerkungen über Menſchen und Welt, die in Goethe's und anderer Meiſter Werken, das eigentlich Bleibende und Treffliche ſind, fehlen." Sehr gut, braver Stieglitz! —

Sommer 1854?

Der Kurfürſt von Heſſen war in Paris inkognito, und befriedigte ſeine Neugier, ohne ſich um den Kaiſer Louis Napoleon zu kümmern. Das ging ſo vierzehn Tage; dann kam ſein Geſandter von Dörnberg beſtürzt und meldete ihm, der franzöſiſche Miniſter habe ihm geſagt, der Kaiſer wiſſe, daß der Kurfürſt in Paris ſei, wenn er aber noch fernere acht Tage dableibe, ohne ſich dem Kaiſer vorzuſtellen, ſo werde dieſer ſeinen Geſandten von Kaſſel abrufen. Der erſchrockene Kurfürſt reiſte am nächſten Tage ab. —

Kriegsübungen bei Königs-Wusterhausen. Sonst wenig Neues. Am Hofe sagt man, wird gegen Hinckeldey stark gearbeitet, seit seiner neuen Würde mehr als je! Die Partei der Kreuzzeitung ist ihm feindlich, der General von Gerlach, der Kabinetsrath Markus Niebuhr ꝛc. Er selbst ist auch keineswegs befriedigt, sondern will Minister sein, wenigstens Exzellenz heißen. Das Letztere wird er erlangen, aber mit mehr Mühen und Leisten als so viele Andere, denen es im Schlafe gegeben wird. — Wegen der ersten Kammer finden weniger Verhandlungen als lebhafte Ränke Statt, der König ändert über Nacht immer wieder seine Entschlüsse, bald will er den einen nicht mehr, bald nicht mehr den andern. Der Ritterschaft aber die Hauptstärke in der Kammer zu geben, wird er schwerlich noch zu bewegen sein; er hängt sehr an großen Namen und Titeln, obwohl deren Träger ihm persönlich oft ganz verhaßt sind, z. B. Fürst von Hatzfeldt, Graf von Dyhrn, und selbst Graf von Yorck. Die Sachen werden ziemlich geheim betrieben, mehr als sonst; es liegt dies im Vortheil aller Betheiligten, so lange sie alle noch hoffen, später werden die Unzufriedenen schon laut werden! —

Der Prinz von Preußen ist Gouverneur von Mainz geworden, da dieser, der Reihenfolge gemäß, jetzt wieder von Preußen ernannt wurde. Der König soll auf den ersten Vorschlag dazu — man sagt sogar, er sei österreichischerseits angeregt worden — in großen Zorn gerathen sein, ging aber bald darauf ein, und war selbst beeifert, diesen neuen Beweis seiner Bruderliebe zu geben. —

Die Wiener klagen bitter, daß der dortige „Lloyd“ bei uns vom Ministerium verboten worden; er hatte die preußische Politik verspottet und verächtlich gemacht. „Se? er hat das gethan? ich glaubte, sie selbst wäre es gewesen!“ —

Zuverlässige Nachrichten aus Oesterreich. Der Kaiser gar

nicht geliebt noch geachtet, nicht einmal ſonderlich beachtet; das Volk iſt gleichgültig, aber trotzig dabei. Nichts ausgeſöhnt! Alles auf Erwartung geſtellt. Die Kaiſerhymne wurde mehrmals in den Theatern anzuſtimmen verſucht, es ging aber nicht. Lauter Revolutionsboden! Die ſogenannte freiwillige Anleihe iſt durch die angeſtrengteſten Gewaltsmaßregeln zu Stande gebracht worden. —

Donnerstag, den 21. September 1854.

Beſuch von Herrn Dr. Vehſe. Später kam Bettina von Arnim. Sie brachte mir einige Abſchriften, die kaum brauchbar ſind. Dann erzählte ſie mir den genauen Hergang der „Günderrode'ſchen" Geſchichte; ſie meint, ihre ſchöne Freundin habe bei großer Schüchternheit den empfindlichſten Ehrgeiz gehabt, und der Gedanke, ganz Frankfurt werde über ſie klatſchen und ſpotten, weil ein Liebhaber wie Creuzer — bucklig und rothhaarig — ihr abgeſprungen, ſei ihr ganz unerträglich geweſen; auch das Aergerniß, welches ihre Mutter gegeben, die mit dem Hofmeiſter ihrer Kinder, Namens Heim, eine Liebſchaft gehabt und mit ihm durchgegangen, habe ſie tief verletzt. Die Schilderung war ſehr lebhaft und ergreifend. Von Arnim erzählte ſie auch viel, und lobte ihn ungemein; in ihm habe die edelſte Volksgeſinnung gelegen, er habe gewollt, daß der Staat jeden Menſchen müſſe erziehen laſſen, und zwar nach deſſen Anlagen; er habe jedes Kammermädchen wie eine Dame behandelt, ſei vor ihr aufgeſtanden; ſeine Verirrung in Betreff der Juden mißbilligt ſie ganz, auch ſeine Ungebühr gegen Johann Heinrich Voß; von Wiepersdorf wird viel erzählt, von der alten Tante Frau von Labes, von ſchlechten Ränken des Grafen von Arnim-Boytzenburg ꝛc. —

Große Neuigkeit endlich! Die Landung in der Krim hat bei Eupatoria ſtattgehabt, die Truppen marſchiren auf Seba-

ſtopol. Es wäre ein Wunder, wenn jetzt, nachdem die Landung geglückt, das übrige Unternehmen nicht gelänge! — Die Neue Preußiſche Zeitung iſt ſchon ganz kleinlaut! —

Im Cicero geleſen; die Briefe nach Cäſar's Ermordung ſind die merkwürdigſten; Brutus und Caſſius wegen der That hochgeprieſen, aber ihr nachheriges Verhalten für unzulänglich erklärt, ſie haben den Tyrannen getödtet, aber den Erben der Tyrannei, den Antonius verſchont. Wie artig und freundlich die Feinde einander ſchreiben! Cäſar dem Cicero, Cicero dem Antonius! Viel Bildung, die aber der politiſchen Schärfe Eintrag that. —

In Frankfurt am Main iſt ein Buchdrucker wegen Verbreitung irreligiöſer Schriften zu zweijähriger Zuchthausſtrafe verurtheilt worden. Das ſoll wohl ſehr religiös ſein? Ein Polizeidienſt dem lieben Gott erwieſen! —

Unſere neueſte diplomatiſche Note hat nicht Hand noch Fuß! Ein ſchlechter Kopf hat ſie abgefaßt, oder ein ſchlechter ſie ſo befohlen. Es iſt eine Schande, daß dergleichen ſinnloſes Zeug von unſerm Miniſterium ausgeht. —

Daß man im Alter die Welt der eignen Jugend nur noch als Geheimniß hat, das man allein weiß, das kein Anderer verſteht, dieſes Entbehren der Mittheilung, der mitkundigen Gemeinſchaft, iſt eine der ſchwerſten Bürden, die uns auferlegt ſind. Ein aufſprühendes Feuer, dem ſtets Waſſer entgegenſprüht, dem Erlöſchen nah, und doch nicht erlöſchend! Wie oft erſtirbt mir das Wort im Munde, wie oft bereu' ich das ausgeſprochene! Wer beim Spazierengehen freie Bahn vor ſich zu haben meinte, und dann bei jedem Schritt plötzlich ein Hinderniß fände, ein ſich quer vorlegendes, der würde bald das Spazierengehen ſelbſt lieber aufgeben. —

Freitag, den 22. September 1854.

Geſchrieben, und in Arnim's Papieren Nachträge geordnet. —

Ausgegangen mit Ludmilla. Bei Kranzler im „Journal des débats“ einen Artikel über Meyendorff und Metternich geleſen, wo die Ungnade des erſteren gerade ſo erklärt wird, wie ich ſie früher gleich in kurzen Worten erklärt hatte, — nur daß Meyendorff deutſchen Geſchlechtes iſt, dünkt mich mehr Nebenſache, ſo wie auch daß Metternich ihn gewarnt haben ſoll. —

In der Lindenſtraße bei Herrn Dr. Zabel, ihn wegen der Landung beglückwünſcht; nichts Näheres über Moritz Hartmann! Herr Julius Berends hat eine Leihbibliothek von deutſchen Büchern in San Antonio, die ſehr gut gedeiht. —

Die Sammlungen für die überſchwemmten Schleſier ſind gewiß recht gut, und gern geb' ich meinen Beitrag; aber die Art, wie hier die Miniſter und Hinckeldey und Andere ſich an die Spitze ſtellen, mit ihrem Anſehen prahlen und recht große Summen erzwingen wollen, iſt mir in der Seele zuwider. Sie thun, als wären ſie lauter Menſchenliebe und Volksfreunde, ſie die das Volk auf's ſchändlichſte mißhandelt, um ſeine Rechte gebracht, gekniffen und geknebelt haben, ſie die Inhumanſten aller Menſchen! Als Behörden wollen ſie das Vertrauen gewinnen, das ſie weder als Behörden noch als Menſchen verdienen! Nein, in Wohlthätigkeitsſachen muß man am wenigſten mit ihnen zu thun haben, da muß man für ſich allein handeln. — Heute ging die Manteuffel'ſche Liſte zur Unterzeichnung hier im Hauſe um; auf dieſer hab' ich keinen Beitrag unterzeichnet. —

Die Manöver ſind heute beendigt, nun geben die Parforcejagden an. Dies rohe Jagdweſen war in Preußen ziemlich abgekommen, unter der jetzigen Regierung blüht es wieder.

Aus dem Werke von Pradt, das ich endlich geleſen, wollte ich Ihnen anfangs Auszüge liefern. Es wären deren zu viele geworden. Sie werden mir nicht verargen, wenn ich verſuche, das Werk ſelbſt zu übermachen.

Seite 224 — 27, zweiten Theils, ſcheint Sie perſönlich anzugehen.

Leben Sie wohl und behalten mich lieb.

Von ganzer Seele der Ihrige

Oelsner.

Le duc de Mazarin (dans les réglements qui doivent être observés dans toutes ses terres) défend aux femmes de tirer les vaches et de filer au rouet à cause d'un exercice des doigts et d'un mouvement du pied qui peuvent donner des idées malhonnêtes.

Pour les pastres, tant ceux qui ont les taureaux que ceux qui leur mènent les vaches, ils doivent détourner les yeux de l'expédition, après laquelle on procédera au payement, selon la taxe.

Il veut qu'un apothicaire ou son garçon qui portera un remède soit habillé décemment et que le malade prêt à le recevoir garde en se tournant toute la modestie qu'il pourra.

Oeuvres de St. Evremond T. V. p. 222.

Le marquis de Richelieu ayant demandé en mariage la fille de Mr. Mazarin, celui-ci se ressouvint qu'étant jeune, il avait eu des habitudes de nonconformité avec le duc de Richelieu son père, et s'imagina que leurs

Und doch iſt der König ſelbſt äußerſt kurzſichtig, und kann nicht ſchießen! —

Gegen Abend kam Bettina von Arnim. Sie klagte über ihre Geſundheit und huſtete ſehr. Sie geſtand, daß ſie neulich Abends einen Anfall von Brechruhr gehabt, den ſie aber gleich durch eine homöopathiſche Doſis von Pulſatilla geſtillt. Sie erzählte noch Mehreres, von ihrer Freundin Günderrode, las einiges von ihr und auch von ſich ſelbſt laut vor, und ſprach viel von Arnim und ſeinen Schriften, es ſei noch ein großer Vorrath von Manuſkripten da, wenigſtens zu 14 Bänden. Vom Grafen Athanaſius Raczinski, von Philipp Nathuſius und Andern mancherlei Erzählungen. Gegen 9 Uhr fuhr ſie in einer Droſchke nach Hauſe. Sie will mir ihren ganzen Vorrath zur Herausgabe nach und nach aufpacken, ſie thut als wenn es ſchon ganz meine Sache wäre, ſpricht immer in Wir, was wir dabei beobachten müſſen, was wir zuerſt nehmen ꝛc. —

Es iſt überaus leicht, den Menſchen Urtheile aufzudrängen, die aus ihrem eignen Sinne niemals hervorgegangen wären, ja denſelben ganz entgegen ſind; man muß es nur geſchickt anfangen. Manche Leute verſtehen das trefflich, üben es im Staat, in der Familie, in Kotterieen mit größtem Erfolg aus. Ich kenne Menſchen, die in dieſer Art ganz angefüllt ſind mit fremden Meinungen, die ſie heftiger vertheidigen, als ſie die eignen vertheidigen würden, und doch ganz leicht wieder aufgeben, wenn es ihr Vorurtheiler ſo fügt, daß er die eine Meinung durch eine andere erſetzt. —

Sonnabend, den 23. September 1854.

Die heutige Volkszeitung greift unſre letzte diplomatiſche Note mit ſcharfer Kritik an, zeigt ihren Mangel an Logik und

Folgerichtigkeit. Jämmerlich iſt das Machwerk, das iſt gewiß, und die andern Kabinette werden die ſchiefen Ausdrücke und falſchen Angaben auch ſchon rügen; ſie ſchenken uns nichts! —

Beſuch von Herrn Dr. Hermann Franck; ernſthafte Unterredung über den Stand der politiſchen Dinge; Europa als ein Ganzes betrachtet; England fängt an zu wanken, England, das iſt ein großes Zeichen! Dieſer bisher ſo feſte Boden! Freiſinn und Machtwillkür entwickeln ſich um die Wette; die nächſten Wandlungen werden dem Freiſinne nicht günſtig ſein! Ausſicht auf lange, ſchwere Geburtswehen! Wir dürfen auf das Erleben guter Zeiten wenig Hoffnung ſetzen, genug, daß wir ſie in der Zukunft mit Gewißheit ſehen! Wie wir im beſten Sprechen waren, kam Bettina von Arnim, ſagte, ſie müſſe gleich wieder fort, Giſela ſei krank, und anderes, hatte ſich aber ihre Abholerin erſt um halb 9 Uhr beſtellt blieb auch zum Thee, und wollte uns nachher noch große Stücken vorleſen, was nur unterblieb, weil die Handſchrift zu ſchwer zu entziffern war. Sie und Franck waren ſehr komiſch miteinander, Franck übte den ſchalkhafteſten Witz gegen ſie, ſie lachte laut vor Vergnügen. Als ſie ihm die Geſchichte von ihrem Geſchäftsführer (ſehr ſchlecht, und wenig verſtändlich) erzählt hatte, und er einigen Zweifel äußerte, ob der gerichtliche Ausgang für ſie günſtig ſein würde, ſchalt ſie ihn wegen ſeiner ſchlaffen Denkart. Es waren höchſt ergötzliche Wechſelreden und Bemerkungen. Franck empfahl ſich um 8 Uhr, Bettina blieb noch länger und trank Thee mit uns. — Franck hat es für immer bei ihr verdorben. —

Bettina ließ geſtern durch Ludmilla ſorgſam aufſchreiben, welche Bände von Arnim's Schriften mir noch fehlten, als ſie den Zettel hatte, waren ihr die einzelnen Nummern läſtig, und ſie ſagte, ſie wolle mir lieber alle Bände ſchicken, gleichviel ob ich einige ſchon habe oder nicht. Heute ſollte ich ſie be-

kommen. Ich bekam sie aber nicht, und es war auch keine Rede von ihnen. Recht Bettinisch. Meinerseits hatte ich nicht den leisesten Wunsch geäußert, im Gegentheil ihren Eifer beschwichtigt. —

Bettina rühmte sich gegen eine Dame, gewisse Blätter pikanten Inhalts, die vor ihr lagen, habe sie in der Nacht vor Goethe's Geburtstag geschrieben, der längst vorüber war. Die Dame sah näher hin, und rief erstaunt: „Aber was ist das? Die Dinte des Schlußblattes ist ja noch ganz naß?“ Bettina, höchst unwillig über die Entdeckung, fuhr die Entdeckerin zornig an: „Ach geben Sie doch! Was ist das für dummes Zeug!“ —

Sonntag, den 24. September 1854.

Geschrieben! Was wir zu hoffen, und wie wir uns zu verhalten haben; die Gesinnung und Denkungsart nicht bedingen lassen, wie sehr es auch unsre Handlungen sein mögen; nur was wir innerlich aufgeben, ist uns verloren, nichts was uns geraubt oder vorenthalten wird, das dürfen wir nie vergessen! Die Menge wird abschweifen, sich verirren; das schadet nicht! im rechten Augenblicke lenkt sie rasch wieder in den rechten Weg ein! —

Prof. Rauch sendet mir mit einem äußerst artigen und schmeichelhaften Briefe das Gypsmodell seiner Gruppe von Goethe und Schiller. Wir sahen sie gestern in seiner Werkstatt, und hörten, sie sei für jemanden bestimmt, der Herr Professor wolle aber dazu einen Brief schreiben. Obschon ich die Gruppe von Anfang an nicht gebilligt habe, ist das Geschenk doch sehr angenehm. —

Gegen Abend kam Bettina von Arnim, und blieb bis nach 9 Uhr, wo ihr Bedienter sie abholte. Sie erzählte wieder sehr viel, von ihren Geschwistern, besonders von Clemens,

von ihren Vermögensſachen, — ihr Ehekontrakt hat ſich verloren, das ſei eine eigne Geſchichte, die ſie aber nicht erzählen wolle — von Schleiermacher, der berühmten Frau Fiſcher und deren magnetiſchen Gaukeleien, von Schleiermacher's Predigten; im Thatſächlichen oft unſicher und auch gradezu falſch, auch in allem nur immer ſich ſelber hervorhebend, gleichgültig gegen alles andere. Später, als auch Ludmilla gekommen war, ſprach ſie hauptſächlich ihre bittern Klagen gegen ihren Geſchäftsführer aus, gegen Bützenſtein und ihren Advokaten Gaspar, zuletzt ganz leidenſchaftlich, ſo daß ſie bekannte, es ſtehe ihr Leben auf dem Spiel bei ſolchen Verdrüſſen, aus denen ſie dann gleich darauf ſich gar nichts machen will! Sie hat gehört, es könne gerichtliche Pfändung bei ihr ſtattfinden, wenn Bützenſtein durchaus bezahlt ſein wolle, darauf hat ſie erwiedert, nichts könnte ſie mehr freuen, als ihre wurmſtichigen Möbel los zu werden. Aber ſie denkt allem zu entgehen dadurch, daß ſie den Prozeß nach Weimar ziehen will, ſie meint, wenn ſie dorthin reiſe, müſſe ſie als Weimaranerin angeſehen werden, und rechnet darauf, daß die dortigen Gerichte zu ihren Gunſten ſprechen werden. Ihren Sachwalter ** hält ſie mit *** und ** einverſtanden, und ſchafft ihn doch nicht ab. Sie fürchtet, daß ** durchgehen möchte, und Hinckeldey ſoll ihn feſthalten. Damit Hinckeldey ihr darin zu Willen ſei, möchte ſie ihm durch einen Beitrag für die Schleſier, der aus einem zu verkaufenden Dürer Bildniß — in Folge der befürchteten Pfändung — zu hoffen ſei, für ſich einnehmen. Folgendes ſei geſtern geſchehen, erzählt ſie ſelbſt. Herr Gaspar beſuchte ſie, und ſprach mit ihr über ihre Sache, ſie verweigerte jede Auskunft, wollte nichts hören, ſie reiſe ab, ſagte ſie, und er ſolle nicht wiſſen wohin, damit er ihr auch nicht ſchreiben könne. Gaspar hatte ſie um Arnim's Werke gebeten, ſie gab ihm die einige und zwanzig Bände; er fragte darauf: „Warum geben Sie mir die Bücher?“ und

ſie antwortete — nicht etwa das natürlichſte: „Sie haben mich ja darum gebeten," ſondern: „Damit Arnim nach Gebühr erkannt werde, und mir, der Frau, die ſo lange mit ſolch edlem Geiſt verbunden war, der gehörige Reſpekt zu Theil werde." Auf den Advokaten machte das aber keineswegs den gewünſchten Eindruck; man ſieht aus ſeiner Frage, daß er die Bücher nicht begehrt hat. Franck, ihr größter Verehrer, hat es auf immer mit ihr verdorben, weil er den Zweifel geäußert, ob das Gericht, wie ſie, den Druck eines von ihr noch nicht beſtätigten Titels für ein Verbrechen anſehen werde — ſie ſprach von ihm in den verwerfendſten Ausdrücken. ** hat ſich auf eine Schrift, die er von ihr habe, berufen; ſie ſagt, ſie wiſſe nicht, was ſie geſchrieben habe, es könne ja aber auch ihre Handſchrift nachgemacht ſein. Ihre Phantaſie ſpielt nach allen Richtungen, der Verſtand verliert ſich in dem Gewirre ganz. Die arme Frau! Sie leidet entſetzlich, und daß ſie am meiſten durch ſich ſelber leidet, am eignen Naturell, macht die Sache nur um ſo ſchlimmer, denn es macht ſie unheilbar. Wir ſprachen noch lange über ſie mit herzlichem Bedauern; aber ihre Einbildungen ſind unerträglich, jede Verknüpfung mit ihr gefährlich; ihre Anſprüche gehen in's Unglaubliche, nach ihrem Sinne wären Arnim's und Brentano's die Hauptſache in der Welt. —

Montag, den 25. September 1854.

Zu Mittag kam Frau Bettina von Arnim, ſehr munter und vergnügt, ſie hat dem Herrn Juſtizrath Gaspar erklärt, ſie ziehe nach Weimar, und hat an Herrn Hofrath Schöll in Weimar geſchrieben, ſie wolle ſich dort niederlaſſen, und erwarte, daß er ihr binnen acht Tagen den dortigen Bürgerbrief ausfertigen laſſe! Es hilft nichts, ihr zu widerſprechen; ſie nimmt es nur übel, und folgt ihrem Kopfe bis er anſtößt. Sie

meint, die Sachen und Perſonen müſſen ſich ihr beugen. — Geſtern brachte ſie mir zwei Quartbände des Preußiſchen Korreſpondenten von 1813 und 1814, legte ſie mir hin und ſagte: „Das hat der Arnim geſchrieben.“ Dieſe Zeitung, von Niebuhr gegründet, hat Arnim aus Gefälligkeit während vier Monaten beſorgt, und von eigenen Sachen findet ſich wenig darin, ein kleiner Artikel über Fichte, drei poetiſche Beiträge, und ein Abſchiedswort an die Leſer, das iſt alles! Sie meinte Wunder was daran zu haben. Und ſo geht es mit allem, was ſie vorträgt, was ſie ſchildert. —

Nachmittags Beſuch von Herrn Galuſky, der geſtern aus Paris hier angekommen iſt. — Ueber den ſonſtigen Zuſtand in Frankreich, übereinſtimmend mit anderen Nachrichten, daß nichts befeſtigt iſt. Nach der Fuſion (der Orleans und Bourbons) war eine große Verſchwörung im Werk, die Truppen in Afrika ſollten gewonnen werden, zugleich die in Paris. — Chambarnier und Lamoricière waren einverſtanden, viele Republikaner ſogar; der Krieg im Orient aber hat alles unterbrochen.

Aus der Krim gute Nachrichten. Die Landungstruppen im Beſitz von Eupatoria und im Marſch gegen Sebaſtopol. —

Ich bin wie ein Schiff auf ſtürmiſchen Wogen hin und her geworfen. Ich habe keinen Halt, als in mir ſelber, ſo lang' ich den behaupte, bin ich nicht verloren. Aber es iſt eine harte Aufgabe ohne allen Beiſtand von außen, ohne alle Ermunterung nur eine ſchwere Pflicht zu erfüllen, ohne Vergnügen, ohne Reiz! Ich habe keine Gemeinde und gehöre zu keiner, meine Sache hat keine Fahne, keine Vertretung, keinen geſicherten Boden. Ich ſtehe ganz vereinzelt, ohne andern Zuſammenhang mit der Welt, als dem allgemeinen geiſtigen, der im Ganzen freilich fruchtbar und wirkſam iſt, aber im praktiſchen Tagesleben nichts Augenblickliches vermag. —

saur

BIBLIOTHEK DER DISCH. LITERATUR
VARNHAGEN VON ENSE, K.A.

3-598-53028-5
FM. 12215/040

In der Augsburger Allgemeinen Zeitung vom 21. September ff. (Nr. 264 ff.), ein Auszug aus Heine's Bekenntniſſen. Ganz der alte Schalk und Witzbold. Die Leute verſtehen ihn aber nicht recht mehr. Man hört die albernſten Mißurtheile, und gerade von ſolchen, die ihn verſtehen müßten, wenn Unredlichkeit und Selbſtſucht ſie nicht um alle Einſicht brächten. —

Dienstag, den 26. September 1854.

Die Volkszeitung bringt heute die Nachricht, daß Moritz Hartmann's Freunde in Paris gar nicht an ſeine Verhaftung glauben, ſie meinen, er ſei nicht mehr in Bukareſt, ſondern ſchon wieder auf der Rückreiſe nach Konſtantinopel in Schumla geweſen, krank ſogar, was doch immer beſſer iſt als in der Gewalt ſeiner Feinde! —

Gegend Abend kam Bettina von Arnim; ſie kam vom Juſtizrath Caspar, hatte deſſen Frau beſchenkt, und ihr ſchmeichleriſch geſagt: „Sie müſſen zu mir halten, und auf Ihren Mann einwirken, daß er meine Sache gut beſorgt!“ Dann rief er aus: „Was geben Sie mir, wenn ich Ihnen den Prozeß noch gewinne?“ Sie war empört über dieſe Aeußerung und erwiederte: „Sie werden ihn aber nicht gewinnen, ich werd' ihn gewinnen!“ Sie meint, durch ihre Verpflanzung nach Weimar. —

Aus der Krim nichts Neues. — Louis Bonaparte führt das gebietende Wort in Wien, die Oeſterreicher in der Walachei dürfen den Türken in ihrem Vorſchreiten nicht hinderlich ſein. —

Mittwoch, den 27. September 1854.

Gut geſchlafen bis 6 Uhr. Dann in Goethe's Taſſo geleſen, mit einer Erſchütterung, einer Erhebung, die mich wie

befreiten von aller gemeinen Drangsal; ich fühlte mich auf bestem Boden, auf Goethe's, auf Rahel's, eine reinere Luft strömte mir an's Herz, ich fühlte was jene gefühlt, den geistigen Gewinn des Leids ohne das Leid selbst. Ich las auch in Goethe's Eugenie, diesem von allen Kritikern als kalt verschrieenen Gebilde. Mir bewegte es das Herz, erwärmte, befeuerte meinen Sinn; welcher Vaterschmerz ist darin ausgedrückt, welches tiefe Leiden einer jungen edlen Seele, die zur Hoheit berufen in Niedrigkeit hinabgestoßen wird! —

Geschrieben. Ein eignes nahes Feld zu befruchten, ist jetzt nicht möglich, man leidet die Aussaat nicht und zerstört das zarte Grün; so werfen wir denn auf gut Glück unsre Körner in's weite Blau, vielleicht führt sie ein günstiger Wind an gute Stätte! — Könnt' ich hier nur eine kleine litterarische Gemeinde sammeln! Die Bestandtheile wären wohl vorhanden, aber die Hindernisse sind zu groß. —

Nachmittags in Goethe's Eugenie weiter gelesen, mit heißen Thränen! Was regten die goldnen, gefühl- und gedankenvollen Worte nicht alles in mir auf! Wie schmerzlichst innig gedacht' ich an Rahel! Heute vor vierzig Jahren war unsere Hochzeit! —

Später las ich in den Memoiren der Frau von Genlis, die viel Ergötzliches haben, wenn man über den ersten Aerger hinaus ist, den man bei den Ziereien der selbstsüchtigen, scheinheiligen Frau empfindet, welche alle ihre Abweichungen von dem, was sie Tugend, gute Sitte und edle Grundsätze nennt, mit dem Schleier des Religioneifers zu bedecken sucht. Sie lügt dabei nach Herzenslust, entstellt oder verschweigt ꝛc. —

Abschrift eines Schmähgedichtes, welches beweist, daß die Wuth der Ultra's gegen den König aus dem Jahr 1818 noch ungeschwächt fortdauert, so sehr sie ihm vor den Augen schmeicheln. — Das Gedicht kommt aus den vornehmsten Kreisen. —

Die Volkszeitung geht wider die Nationalzeitung, und giebt ihr Fieberphantaſieen ſchuld; es iſt wahr, ſowohl Zabel als Paalzow haben ſich in letzter Zeit etwas verſtiegen. —

Schändliche neue Schikanen gegen Ublich und deſſen Sonntagsblatt in Magdeburg. Wegen dieſes Blattes wurde er in Minden vorgeladen, trotz ſeines Einſpruchs, aber das Gericht ſprach ihn frei; daſſelbe geſchah dann in Paderborn. —

Ausgegangen mit Ludmilla im Thiergarten bis zum Denkmal des Königs. Ich finde dieſes Denkmal gut, ich weiß nicht was die Leute wollen! Der König hatte was Hölzernes, Trockenes, Dürftiges, kann ſeine Bildſäule, die doch ähnlich ſein ſoll, anders ſein? Der Unterſatz aber, wo der Künſtler freie Hand hatte, iſt anmuthig und reich. Schöne Blumen umher, aber keine Bänke! Ludmilla meint, weil der König ſtehe, ſoll niemand in ſeiner Nähe ſitzen. Es giebt ſolche Abgeſchmacktheiten, und es ſteht unſerer Zeit ähnlich, ſie ſorgſam feſtzuhalten. —

Das Buch von Wilhelm von Schadow: „Der moderne Vaſari“ aus der Buchhandlung empfangen. —

In der Augsburger Allgemeinen Zeitung ſteht ein Artikel aus der Uckermark, der die glänzenden Polizeianſtalten Hinckeldey's lobt, die ſchönen Pferde und Uniformen der Konſtabler, denen keine Truppe des Heeres ſich vergleichen könne, die Marmorſtufen ſeines neuen Wohngebäudes, die Telegraphendrähte zu ſeinem Landhaus; mit dieſem koſtbaren Prunk wird die Unſcheinbarkeit des Magiſtrats, die Bedrängniß der Stadt, welche die ungeheuern Koſten tragen muß, in Vergleich geſtellt; der Artikel iſt äußerſt feindſelig gegen Hinckeldey, ohne daß die Worte es ſind. Von verſchiedenen Seiten arbeitet man gegen ihn. — Ihm ſelbſt iſt das Unangenehmſte, daß er

enfants se trouvaient par là dans un degré de consanguinité qui ne leur permettait pas de s'épouser. C'est sur un cas de conscience si singulier, qu'il alla consulter les évêques de Grenoble et d'Angers, l'abbé de la Trappe etc. Mais sa fille n'attendit pas que ses doutes fussent éclaircis.

Oeuvres de St. Evremond 1740. T. V. p. 233.

80.

Varnhagen an Oelsner.

Berlin, den 17. Februar 1822.

Mein innig verehrter Freund! Ihr sehr erwünschtes und willkommenes Schreiben vom 26. Januar bis 8. Februar ist nebst den gedruckten Beilagen gestern glücklich in meine Hände gelangt! Zu meiner Verwunderung, ich erwartete auf dem gewohnten Wege nichts mehr; ein Brief von mir an Sie war nach langem Warten auf Beförderung wieder an mich zurückgekommen! Mit einem Freudenschrei wog ich das empfangene Paket in der Hand; der Anblick konnte mich eine Weile täuschen über die doch tiefeingesehene Nothwendigkeit, unsern Briefwechsel für die nächste Zeit einzustellen! Leider ist diese Nothwendigkeit vollständig da, und ich benutze diese besondere Gelegenheit, um es Ihnen zu sagen. Die Zeitumstände gebieten eine neue und außerordentliche Vorsicht, der auch die reinste Unschuld sich nicht entziehen darf; was auf irgend eine Weise die Hände der Postbeamten und Diplomaten berührt, ist der Eröffnung unterworfen, was um so mißlicher wird, je weniger auf die Einsicht und Urtheilskraft solcher Leute zu rechnen ist, die oft das wirklich

immer nur als Polizeimann prächtig und mächtig ist, aber darüber nicht hinaus kommt. —

Ein Gardeoffizier hat dieser Tage laut gesagt, wenn die Preußen gegen Rußland fechten sollten, so würde wenigstens die Garde zu den Russen übergehen! Was will man mehr? Ist das nicht die vortrefflichste preußische Gesinnung?! — Aber auch im untern Volke sucht man solche zu erregen; ein gemeiner Mann sagte an einem öffentlichen Ort: „Da ließ ich als Preuße mir ja lieber todtschlagen, als daß ich mit Franzosen und Engländern zusammen gegen die Russen ginge!“ Zurecht gewiesen und gestoßen von den Anwesenden, gestand er, sein Herr, ein Hofbeamter, habe ihm gesagt, so müsse er reden! —

Es verlautet, die Königin Viktoria von England zeige beunruhigende Spuren einer Neigung zum Tiefsinn, die in der englischen Familie schon öfters vorgekommen ist. Streng und stolz war sie schon immer, jetzt soll sie auch leutescheu werden, was mit ihrem unruhigen Herumreisen freilich schlecht zusammenstimmt. —

Freitag, den 29. September 1854.

Die Nationalzeitung vertheidigt sich gegen die Volkszeitung. Das Rechte und Wahre darf sie nicht sagen, nämlich, daß an allen diesen Regierungen nichts Gutes, nichts Haltbares ist, daß die Sache des Volks und der Freiheit jeder dieser Regierungen die größten Niederlagen gönnen mag; daß nur die Zufälligkeit der persönlichen Angehörigkeit einen formellen Vaterlandseifer begründet, der, um ächt und ganz zu sein, eines bestimmten Inhalts bedarf. —

Ausgegangen mit Ludmilla. — In den Thiergarten, zu Frau Bettina von Arnim; sie sah äußerst leidend und angegriffen aus, klagte auch sehr über Hinfälligkeit, Schlafsucht, Schwäche. Sie schenkte mir einen Brief von Felix Dreuin.

Sie erzählte mancherlei, was ſie verhindert haben ſoll, mich in den letzten Tagen zu beſuchen, es waren aber Dinge, die ſchon vor vierzehn Tagen vorgefallen waren, und die ſie uns gleich damals erzählt hatte! Auch andere Wunderlichkeiten kamen vor, kleine Lügen, Verkleidungen der Wahrheit, Verſchweigungen. Sie ging mit uns zur Stadt, um der Gräfin Oriola (der alten) einen Brief abzugeben. — Montag will ſie abreiſen. Der Drucker, der bisher ungeduldig nach Manuſkript verlangt haben ſoll, der angeblich jede Woche vier Bogen und mehr zu liefern bereit ſein ſollte, läßt ſeit ſechs Wochen auf den Schlußbogen des zweiten Theils der Kronenwächter warten, ſo daß dieſer Band nicht verſendet werden kann! Welche Widerſprüche! —

Sendung von Bettinen von Arnim, ihre eignen Werke, zehn Bände, für Ludmilla, die Schriften Achim's von Arnim, neunzehn Bände, für mich; ſie ſchickt mir lieber alle vorhandenen, als daß ſie die herausſucht, die mir fehlen!

Sonnabend, den 30. September 1854.

Geſchrieben. Wiefern Preußen recht thut, ſich als eine Macht zweiten Ranges zu benehmen? Allerdings recht, wenn eine Regierung beſteht, die den Staat in höherem Range nicht behaupten kann, die in Olmütz und Warſchau bereits ſo ſchmachvolle Niederlagen angenommen hat, wie zu ihrer Zeit Jena und Tilſit waren, eine Regierung, deren geſteigerte Thätigkeit nur geſteigertes Unglück bringen müßte! —

Der Graf von * ſchimpfte heute wüthend über die Kammern, der Unſinn könne nicht bleiben! „Sehen Sie, ein Kerl wie ich, der gar nichts davon verſteht, war beauftragt, das Sportelgeſetz machen zu helfen! Ich habe auch alles dazu beigetragen, es ſo hart und ſchlecht als möglich zu machen.“ Dabei ſparte er die Seitenhiebe auf den König

nicht, der die Verfassung beschworen habe! Graf * selbst hat sie ja auch beschworen! —

Englische Blätter nennen das Benehmen des Königs von Preußen in der jetzigen Weltlage ein abgeschmacktes, das keinem Menschen von Verstand und Muth einfallen könne. Nicht mit dem Gebetbuch hinter dem Ofen seien die Niederlagen von 1806 wieder ausgeglichen worden, ein Feigling wage nichts und gewinne nichts u. s. w. Deutsche Blätter deuten dergleichen nur an, indem sie auf die englischen aufmerksam machen. —

Der russische Gesandte von Budberg war in Potsdam und hat dringend auf Unterdrückung der Volkszeitung angetragen. Hinckeldey hat dem sich widersetzt, und das Blatt gerettet. Hinckeldey Beschützer der Volkszeitung, der Preßfreiheit! —

Sonntag, den 1. Oktober 1854.

Gegen Abend Besuch von Herrn Galusky, er bringt mir die Nachricht von dem Siege der Franzosen in der Krim. — Bald darauf ein Extrablatt der Kreuzzeitung mit den telegraphischen Depeschen. —

Montag, den 2. October 1854.

Nachrichten aus der Krim; Menschikoff geschlagen, Sebastopol genommen; letzteres bezweifl' ich noch. Große Freude überall; nur Hofoffiziere, Kreuzzeitungsritter, Königsmarck, Wagener, Niebuhr, und solche Käuze trauern. —

Dienstag, den 3. Oktober 1854.

Traurige Nachricht aus Wien, daß Moritz Hartmann am 25. September wirklich in Wien als Gefangener eingebracht worden! Was wird aus ihm werden?! In diesen Klauen! —

Mittwoch, den 4. Oktober 1854.

Besuch vom badischen Geheimen Hofrath Beck, bisher Mitglied des katholischen Kirchenvorstandes, jetzt den Ultramontanen geopfert. Er bringt mir einen Brief vom Geheimen Rathe Nebenius, der aber leider nicht selbst schreibt, weil er staarblind geworden! Schlimme Zustände in Baden, den Pfaffen wird alles nachgegeben aus Feigheit und Unverstand! Beck ist selber katholisch, — wie ich. — Besuch von Herrn Dr. Michael Sachs; er bedauert Schelling's Tod, spricht von Humboldt, recht brav und gut. —

Nachmittags kam Bettina von Arnim mit einem großen Pack Schriften. —

Neue Nachrichten; verlorene Schlacht der Russen; der Fall Sebastopols noch nicht zuverlässig. —

Donnerstag, den 5. Oktober 1854

Bettina von Arnim sah gestern sehr schlimm aus, sie klagte, sie sei recht krank gewesen, und erzählte mancherlei Vorgänge, die nicht recht klar wurden; sie wollte in Wind und Regen einen Tag auf dem Köpenicker Feld ausgehalten haben, wie so und warum war nicht zu ergründen; dann im tiefsten Thiergarten ganz allein gewesen sein; auch war Frl. Gisela krank gewesen und noch krank. Die Papiere, die ich ordnen und durchsehen soll, lagen auf Tisch und Bette vor mir, sie las mir Einzelnes daraus wider meinen Willen vor, gab als

Arnim'ſch aus, was ſich als abgeſchriebenes Volkslied erwies, hörte mitten drin auf, gab mir einen Brief von Schucht und einige Autographen, wollte dann gehen, zum Thee wiederkommen, vielleicht auch nicht; griff ein paarmal nach meinen Beinkleidern in der Meinung es ſei ihr Mantel, wollte ſich darüber todtlachen, und lief endlich fort; der ganze Praß blieb mir auf dem Halſe. —

Heute früh aufgeſtanden. Die Papiermaſſe Bettina's durchgeſehen; meiſtens unbrauchbare, doch auch einige merkwürdige Sachen, z. B. Arnim's Briefe an Goethe, zwei an Savigny, die ich mit großem Antheil geleſen habe; Arnim beſtreitet Savigny's Anſicht über den Beruf unſerer Zeit zur Geſetzgebung recht wacker. —

Später kam Frau Bettina von Arnim. Das gewöhnliche Spiel, ſie müſſe gleich wieder fort, aber ſie blieb zum Thee und hatte ſich ihren Bedienten nach 9 Uhr beſtellt. Sie ſieht entſetzlich angegriffen aus und bekennt, daß ſie ſehr elend ſei. Von der Reiſe iſt kaum noch die Rede, man möchte glauben, alles ſei nur Vorſpiegelung geweſen, die ſie bei ihrem Advokaten für nöthig hielt, und der Sicherheit wegen auch bei uns ſpielte; wenigſtens Gaſtein und Meran ſind aufgegeben; höchſtens reiſt ſie noch nach Bonn. Sie ſchenkte mir ein paar Handſchriften, lieferte Nachträge zu den Gedichten, und las uns ein paar Briefe vor, die ſie gleich nach dem Selbſtmorde der Frl. von Günderrode, über dieſen an ihren Bruder Clemens geſchrieben hatte, ſehr bedeutend durch Inhalt und Ausdruck. Dann las ſie aus einem frühen Reiſebuch Arnim's einige ſchöne Stellen; ich ſagte, dieſe hätte ſie alle in ihr Königsbuch aufnehmen können, worauf ſie erwiederte: „Warum nicht gar! Da hab' ich gar zu großen Reſpekt vor dem Arnim, als daß ich ſeine Sachen unter meinen Quark miſchen ſollte!“ Einen großen Pack, Briefe zwiſchen ihr und Clemens gewechſelt, nahm ſie wieder mit. —

Ueber Moritz Hartmann ist wieder alles zweifelhaft; Pariser und Londoner Blätter nehmen sich seiner mit Wärme und Klugheit an, auch die unsrigen; man stellt sich, als könne Oesterreich nicht so Gehässiges thun! — man erinnert, welchen Haß Preußen durch die Behandlung Kinkel's auf sich geladen! —

Daß der Graf von Buol den französischen Gesandten in Wien, und nun auch der österreichische Kaiser selbst, durch seinen Gesandten in Paris, den französischen Kaiser wegen der Niederlage der Russen in der Krim hat von ganzem Herzen beglückwünschen lassen, macht ein ganz unverhältnißmäßiges Aufsehen! —

Freitag, den 6. Oktober 1854.

Was hab' ich mich den ganzen Vormittag wieder mit Arnim's Gedichten geplagt! Und meist umsonst; die Abschriften, welche mir Bettina gebracht hat, sind fast alle unrichtig, ganze Reimzeilen sind weggelassen, in einigen Fällen das Gedicht nicht aus, in andern erkennt man zuletzt Volkslieder, die er selbst nur abgeschrieben hat. —

Brief aus Genf von der armen Helmina von Chezy, der ich doch leider nicht helfen kann! Ihre Theatersachen kann ich nicht besorgen, kaum anrühren.

Ich erfahre die merkwürdige Thatsache, daß ungeachtet der Prinz von Preußen — der künftige König — Mitglied und Beschützer des Freimaurerordens ist, jetzt weniger als je vorher Offiziere sich einweihen lassen. Die Ursache dieser auffallenden Erscheinung blieb zweifelhaft. Protestantische Geistliche sind in Menge unter den Freimaurern; bei der Aufnahme des Prinzen waren allein vierzig. —

Ich war den Abend in stiller Beschäftigung ganz vergnügt, las und schrieb, so lange die Augen es ertrugen, und

überließ mich nachher allerlei Betrachtungen, die mich erfrischten und stärkten. —

In den Memoiren der Frau von Genlis gelesen, und — welcher Absprung! — einiges im Pindaros, griechisch und Humboldt'sche Uebersetzung. —

Die Einnahme von Sebastopol wird jetzt amtlich verneint; so weit ist es noch nicht! Der Hof hier athmet wieder etwas auf! Louis Bonaparte's Verkündigung an die Truppen war übereilt. Der Sieg über die Russen aber steht fest. —

Sonnabend, den 7. Oktober 1854.

In Mainz sind siebzehn Personen, meist junge Leute, verhaftet worden, auf Verlangen einer auswärtigen Regierung, der preußischen, wie man glaubt! „Ein Hinckeldey-Streich!" —

Die Gefangenen in Rostock — Wiggers ꝛc. — schmachten seit anderthalb Jahren in Untersuchungshaft, die hiesigen ebenfalls! Die öffentliche Verhandlung soll nächstens beginnen. —

Eine Nachricht, mir so bedeutend und wichtig, wie der Fall Sebastopols es Anderen wäre! Louis Bonaparte hat befohlen, ohne weiteres und ohne alle Bedingungen den berühmten Barbès aus der Haft zu entlassen. Das ist ein Feuerzeichen für ganz Europa, das den Regierungen eine Lehre giebt, und eine Andeutung, welche Richtung Frankreich nöthigenfalls nehmen dürfte; Demokratie! Revolution! —

In Frankreich erwachen schon Stimmen, die zum Rhein rufen! — In England sagt man, die preußischen Häfen müßten ebenso, wie die russischen, gesperrt werden, um Preußen für seine falsche, hinterlistige Rolle zu bestrafen. —

Oesterreichische Depesche, die dem preußischen Kabinet empfindliche Belehrungen und Zurechtweisungen giebt! —

Wie zum Hohn wird am Schluſſe die Einſicht und Hochherzigkeit des Königs gerühmt! —

Sonntag, den 8. Oktober 1854.

Die Schrift von Adolph Hatzfeldt über Platon's Staatslehre macht mir große Freude, ſowohl um ihrer ſelbſt willen, als wegen des Zeugniſſes, welches ſie giebt, daß immer wieder junge Geiſter ſich dieſen edlen Studien widmen und noch dazu in Frankreich! — Der — (trotz der Freilaſſung von Barbès bleibt er es) Louis Bonaparte hat wirklich Glück, der Marſchall Saint-Arnaud iſt in der Krim geſtorben. Kein Menſch hat dem Kaiſer ſo geholfen, als dieſer elende Verbrecher, kein Menſch war ihm ſo unbequem und beſchämend. Nun iſt er ihn los! —

Der König hat dem Herausgeber des Danziger Dampfbootes, einem Lumpen Namens Deneke, der wegen Verläumdung des geweſenen Elbinger Bürgermeiſters Philipps zu Geld- und Gefängnißſtrafe verurtheilt worden, die Strafe in Gnaden erlaſſen! —

Bei ſeiner letzten Anweſenheit in Bromberg hatte der König, wie ſchon mehrmals, den Appellationsgerichts-Präſidenten Gierke daſelbſt, der im Jahr 1848 kurze Zeit Miniſter war, nicht ſehen wollen. Der Regierungspräſident von Schleinitz meinte, dergleichen Zurückſetzung kränke das ganze Gericht, und wandte ſich an den General Grafen von der Groeben mit der Bitte, beim König als Vermittler einzuwirken, aber der ſchlug es rund ab, und ſagte, der König thue ganz recht. Da ſprach Schleinitz mit dem Könige, der anfangs aufbrauſte und ſchimpfte, dann aber den ernſten Vorſtellungen von Schleinitz nachgab, beſonders da dieſer auch verſicherte, Gierke habe ſich ſeit jener Zeit ganz verändert. Bei der Aufwartung der Gerichtsperſonen war alſo auch Gierke; der König

hielt ſich die Lorgnette vor's Auge, ſuchte ſich den Gierke heraus, und ſagte dann mit größter Verwunderung: „Ei, Gierke! Mein Gott, wie haben Sie ſich verändert!“ Damit war die Sache fertig. Schleinitz aber verſicherte, der König ſei wirklich ein guter Schauſpieler, nur wähle er oft ſchlechte Rollen! —

Feuersbrunſt in Memel, der größte Theil der Stadt eingeäſchert. — Noth und Mangel auf allen Seiten! —

Der General-Polizei-Direktor von Hinckeldey, dem bei dem beginnenden Hochverrathsprozeß etwas ſchwül zu Muthe iſt, will die Verhandlungen ſtenographiren laſſen und allen Zeitungen umſonſt mittheilen. Natürlich würden dieſe Berichte die Polizeifärbung tragen, und beliebig weglaſſen oder zuſetzen, was ihm taugt. Dieſer Falle zu entgehen, haben die Nationalzeitung und die Volkszeitung für die Mittheilung der Berichte ablehnend gedankt, ſie hätten dafür nicht genug freien Raum. Darauf hat Hinckeldey ſich erboten, ihnen die Berichte umſonſt als Beilagen zu liefern, ſie haben aber auch das abgelehnt. —

Montag, den 9. Oktober 1854.

Beſuch von Herrn General von Weyrach. — Wackerer Brief Sauckens-Tarputſchen an den Grafen von Dohna-Schlobitten und Ablehnung der neuen Poſſe mit dem Johanniter-Orden, die man ihm zugemuthet hatte mitzumachen. — Große Freude des Generals an den beiden Kabinetsordern Friedrichs des Großen, in welchen dieſer die Kammerherrenwürde als einen leeren Titel bezeichnet, der keinen Werth habe und keine Ehre bringe. Ueber unſre Politik. —

Nach ihm kam Frau Bettina von Arnim, höchſt aufgeregt und ergrimmt, ankündigend ich werde ſtaunen und lachen, ſo Arges wie ihr geſtern begegnet, könne ich mir nicht vorſtellen! Der Mahler Ratti iſt von Aſchaffenburg wiedergekehrt, hat dem

Könige Ludwig von Baiern den Brief Bettinens persönlich übergeben, das Bild aber, von dem darin die Rede, in München gelassen, sein Anliegen mit keiner Silbe erwähnt, und ohne eine Antwort auf den Brief abzuwarten, den der König in der Audienz nicht gleich las, ist er eine Stunde nach dieser wieder abgereist und gestern hier angekommen. Bettina ist außer sich, hat mit Ratti die heftigsten Erörterungen gehabt, ihn einen — genannt, der sie kompromittirt habe ꝛc. Verhält sich alles so, ist nichts verschwiegen, so hat allerdings Ratti's Benehmen keinen Sinn. Aber die ganze Geschichte hatte keinen von Anfang an, und die gehegten Absichten finden sich vereitelt, gescheitert. Genug — Bettina's Unternehmungen haben kein Glück mehr! — Aber sie denkt immer wieder an neue! Sie will nun ernstlich ihre „Gespräche mit Dämonen", die dem Sultan Abdul Medschid gewidmet sind, an diesen schicken; aber die türkische Familie Achmet, die hier in Dürftigkeit lebt, soll ihr einen schicklichen Vorwand geben, als wenn alles nur geschähe, um die Großmuth und Wohlthätigkeit des Sultans für diese Familie anzusprechen. Fräulein von Strantz mahlt bereits ein Bild für Bettina, das dem Buche zur äußern Zierrath dienen soll, Konstantinopel im Hintergrunde, auf vier Minarets vier Nester von Störchen — Ungarn, Italiäner, Polen, Deutsche vorstellend —, die den heranschiffenden Westmächten freudiges Willkommen zuklappern; Sprüche aus der Bibel, in's Türkische übersetzt, sollen zur Erklärung dienen; auch ich soll deren aufsuchen und vorschlagen! —

Nachmittags kam Herr Hatzfeldt, ein feiner geistvoller Mann! Wir sprachen über Platon, seine dialektische Kunst, seine dichterische Anmuth, seine fortreißende Kraft, ich meinte, wir bedürfen einer andern Dialektik, einer minder elementaren, um nicht zu sagen kindischen; ich bezeichnete ihm Schleiermacher's Platonische Kritik und Uebersetzung, die er nur wenig

Gefährliche und Strafbare überſehen und dagegen das Harmloſe und Rechtſchaffene dafür halten. Ich rede übrigens nicht bloß aus allgemeiner Betrachtung, ſondern in Folge ganz beſonderer einzelnen Angaben. Herr von Otterſtedt, deſſen Rührigkeit nach Gegenſtänden haſcht, findet dieſe jetzt in Verdächtigung alles deſſen, was ſeinem groben Sinne zu hoch liegt. Von ihm, ſo ſagt man und rühmt er ſich ſelbſt, gährt ein Gewimmel von Anſchuldigungen aus, die für den Augenblick nie ihre Wirkung verfehlen. In den Gereden, die ſich bei ſolchen Anläſſen ergeben, ſind zuverläſſig unſre und unſrer Freunde Namen gut bedacht worden. Andrerſeits iſt gewiß, aus Hrn. v. O's eigner Ruhmredigkeit geſchöpft, daß alle und jede Briefſchaften aufgebrochen werden. Unter ſolchen Umſtänden muß man ſchweigen. Laſſen Sie ſich dies auch in Hinſicht Ihrer Briefe nach anderen Richtungen zur eindringlichen Warnung dienen! In Zeiten des ungemeſſenen Argwohns muß man mit allen, auch noch ſo unſchuldigen Papieren in Ordnung ſein; nicht der Inhalt, ſchon der Name iſt Vorwurf; Cicero's S. V. B. E. E. V. wäre in manchen Fällen der ſchlimmſten Auslegung gewiß.

Die öffentlichen Angelegenheiten bieten jetzt für jemanden, der nicht ganz friſch als Neueintretender zu ihnen kommt, und ſelbſt für dieſen außerordentliche Schwierigkeiten dar. Es giebt Verwickelungen, aus denen kein Ausweg möglich iſt, als durch das Schwert, das man nicht hat. Die öffentliche Meinung iſt ganz die geheime geworden, die geheime Polizei dagegen die öffentliche; nämlich jene genirt ſich und dieſe genirt ſich nicht. Unſere ſtändiſchen Arbeiten gehen wirklich und in der That unter günſtigen Ausſichten ihrem Ziel entgegen; aber zugleich entwickelt ſich daneben eine ſteigende Strenge in der Staatsverwaltung; und wir haben den durchgreifendſten und unbedingteſten Maßregeln

zu kennen ſchien. Einem halliſchen Studenten von 1806 kam das unglaublich vor, daß ein Gelehrter ſchon nach vierzig bis fünfzig Jahren bei Platon den Schleiermacher unbeachtet laſſen könnte! Doch „die Lebenden reiten ſchnell“, nicht die Todten! Ich dachte auch an Friedrich Auguſt Wolf, an Johann Heinrich Voß, an Wilhelm und Friedrich Schlegel. —

Herr Dr. Hermann Franck erſchien, und das Geſpräch wurde lebhafter und mannichfacher. Von Raphael's Madonna in Dresden war die Rede, und daß Denon — wie ich von 1806 her wußte — ſie für unächt erklärt habe, was Franck für den Gipfel des Unſinns hielt. Den zweiten Theil des Fauſt von Goethe vertheidigte ich, es gebe einfache Gedichte und gelehrte, gemeinverſtändliche und eſoteriſche, Dante's Dichtung zum Beiſpiel. Ich fand auch den zweiten Theil nicht ſo ganz verſchieden von dem erſten, wie man auf den äußern Schein hin ſo ſehr behauptet, in beiden iſt viel Gleichartiges, beſonders der Gedanken, der Weltanſicht. Vieles im zweiten Theil iſt auch älter, als man glaubt. —

Dienstag, den 10. Oktober 1854.

Bericht des Marſchalls Saint-Arnaud über die Schlacht an der Alma; Pariſer Blätter rühmen die Beſcheidenheit, daß er nicht von ſich ſpricht, allein er hat den Bericht nur anbefohlen, nicht gemacht, und war ſchon ſterbend; auch unterſchrieben mag er ihn nicht mehr haben; dergleichen kommt vor. —

Nachmittags kam Herr Galusky; dann kam Bettina von Arnim. Sie brachte mir Sprüche, die in's Türkiſche überſetzt ihr Buch für den Sultan zieren ſollen; ſie lieſt ſie mir vor, und läßt ſie mir zum Ueberlegen und Verbeſſern. Sie las mir auch einen freundlichen Brief des Königs Ludwig von

Baiern, den ſie eben empfangen, vor; von dem Bilde, das er ja noch nicht geſehen ſagte er nichts; Ratti ſoll nun morgen wieder nach München reiſen. —

Herr * brachte mir den Anklageakt gegen die des Hochverraths Beſchuldigten Gercke, Ladendorf, Falkenthal, Salomon Lewy u. ſ. w. und machte mir haarſträubende Eröffnungen. Ränke zwiſchen Manteuffel und Hinckeldey liegen zum Grunde; der letztere hat die Rolle eines agent provocateur geſpielt und durch einen Lieutenant a. D. Hentze ſpielen laſſen. Ein Gegenſtück zu dem Waldeck'ſchen Prozeß, zu den infamen Enthüllungen. Wehe dem Staate, wo die Behörden ſolche Schandſtreiche begehen, ſich in ſie verwickeln laſſen. Die Sache iſt himmelſchreiend! —

Im Pindaros einiges geleſen; in Max Ring's „Handwerk und Studium". —

Die Kreuzzeitung zieht im Namen Rußlands fürchterlich gegen Oeſterreich los. —

Mittwoch, den 11. Oktober 1854.

Vortrefflicher Artikel der Spener'ſchen Zeitung wider die Kreuzzeitung; dieſe, welche jetzt von dem Tartaren, der die falſche Nachricht verbreitet hat, ſoviel Aufhebens macht, hat zuerſt dieſe Nachricht geglaubt und durch ein Extrablatt verkündet, erſchrocken und demüthig! —

Bettina's Sprüche durchgeſehen und verbeſſert. — Beſuch vom Grafen von Kleiſt-Loß. Er geſteht mir aufrichtig, daß er wegen ſeiner Beſitzungen in Rußland ruſſiſch geſinnt ſcheinen müſſe; die ruſſiſche Polizei, die im Ausland aufmerkſamer und thätiger ſei als im Inlande, habe ein Auge auf ihn. Er ſchimpft wie gewöhnlich auf Preußen, die Erbärmlichkeit dieſer Regierung. Er hatte Bettinen von Arnim auf der Straße getroffen, ſie ihn eingeladen, er einige Abende bei ihr zuge-

bracht, Giſela ihm etwas gezeichnet, dazu geſchrieben ꝛc. Dieſe heiße Bewerbung hatte ſie mir klüglich verſchwiegen! Sie kam als Kleiſt grade da war, und wollte ſich gleich vor ihm als Herrſcherin zeigen: „Wo iſt mein Blatt? Sind Sie fertig?“ rief ſie mich an; ich gab es ihr, ſie meinte ich hätte nichts daran gethan, und ſagte: „Sie Faulpelz!“ Ich zeigte ihr meine Verbeſſerungen; Kleiſt bemerkte, er ſehe wohl, ich ſei ihre Wäſcherin; ich erwiederte: „Viel Ehre, daß Sie mich zu Voltaire und Frau von Arnim zu Friedrich dem Großen machen!“ Ihr aber war ihr eigner Scherz dann unangenehm. Sie hielt dem Grafen das Blatt hin, und als er darnach griff, zog ſie's zurück. Nun griff er ernſtlich zu, wobei das Blatt zerknitterte und faſt zerriß, nahm es ihr weg, hielt es hoch und fing an zu leſen, ſie konnte nicht hinanreichen. Verdrießlich, erzürnt, ging ſie weg, Kleiſt nach, auf der Treppe wurde ſie wieder gut, nahm ſeinen Arm, aber als ob ſie den ſchwachen Mann führen und ſtützen müßte; unter Gelächter ſchieden wir, und ſie gingen, wie ſchon Anfangs verabredet war, zur Kunſtausſtellung. — Wir gingen zu Kranzler und dann auch zur Ausſtellung, und trafen bald Bettinen an Kleiſt's Arm wieder an. Auch jetzt wieder wollte ſie ſich zeigen, ſagte was wir ſehen müßten, urtheilte kreuz und quer verwerfend und lobend, wollte, daß man ihre Urtheile als Orakelſprüche anhören ſollte, als das nicht ging, verſuchte ſie grob zu werden, was aber auch nicht ging, denn ſie merkte, daß auch mein Geſchütz geladen war. Sie war voll Unruhe, Eitelkeit und Hoffahrt; der Graf hatte ſie berauſcht, und ſie hätte gern mit ihm geprahlt, was aber bei uns nichts verfing! Das Bildniß Abdul Medſchid's ſollten wir bewundern, wir thaten's nicht. Sie ging dann mit Kleiſt fort. Mir hinterließ ſie den widrigſten Eindruck wie nur je in früherer Zeit, das ganze Neſt lag offen vor mir, dieſe Eitelſucht, Abſichtlichkeit, Liſt, dieſes Drängen nach dem Vornehmen, Geltenden, ſich Bücken und

Trotzen, je nach den Umſtänden, dieſes Einrichten aller Urtheile nach perſönlichen Bedingniſſen, dieſes ewige Kokettiren und Närgeln, dieſer Launenwechſel — ich war alles herzlich ſatt! Wenn der Umgang aufhörte, ich verlöre nichts dabei! —

Gegen Abend kam Herr Graf von * und blieb drittehalb Stunden. Er war ſehr zutraulich und führte ſeltſames Geſpräch. Er fragte nach meinen Manuſkripten, gewiß ſei alles in ſchönſter Ordnung, und viel Wichtiges werde einſt erſcheinen; es ſei recht, daß man alles in guter Ordnung halte, man wiſſe nicht, wann man abgerufen werden könne; er ſagte auch ſo zuverſichtlich, die Regierung werde meinen Nachlaß von Papieren durchſehen laſſen, daß es faſt wie eine abſichtliche Warnung klang. Dann ſprachen wir von Teſtamenten, ihren Schwierigkeiten, ihrer häufigen Fehlbarkeit. Er ſprach von des Juſtizraths Crelinger's Teſtament, das ungültig befunden wurde. —

Bettina wiederholte heute mehrmals gegen den Grafen von Kleiſt die Aeußerung, das Bild des Sultans auf der Ausſtellung ſei noch unverkauft, wenn er es kaufen und ihr ſchenken wolle, könne er ſich bei ihr beliebt machen, ſie nähme es an, zu Weihnachten, zu ihrem Geburtstage, auch auf der Stelle. Der Scherz dabei verhüllte den Ernſt nur ſchlecht; es mißfiel mir ſehr. Der Graf übrigens denkt nicht daran! —

Donnerstag, den 12. Oktober 1854.

In Stahr's Torſo geleſen, in Hapfeldt's Platoniſcher Schrift; einiges Pindariſche. Im ganzen Griechenthum iſt uns nichts ſo fremd, ſo ſchwer uns anzueignen und in unſer Lebensgefühl zu bringen, als Ariſtophanes, und dann Pindaros, der letztere erregt ein beſtändiges Staunen. —

Ich glaube nicht, daß jetzt eine vollſtändige Schwächung

Rußlands erfolgen wird, nur eine augenblickliche, der bald wieder eine Stärkung folgen kann. Aber ich fürchte das Uebergewicht Rußlands nicht, auch wenn es vorübergehend ein drückendes würde. Befreiungskräfte würden ſich gar bald wieder vereinigen. Uebrigens nimmt Rußland in jedem Vorſchritt fremden Beſtandtheil und Bildung auf, und wenn es über ganz Europa herrſchte, würde mit Einer Revolution Europa und Rußland frei ſein. Iam magnitudine laborat sua, ſagte Vellejus Paterculus vom römiſchen Reiche, daſſelbe kann man vom ruſſiſchen ſagen. Und woran ging Napoleon zu Grund, wenn nicht an der Größe und Zuſammenſetzung ſeines Herrſchgebietes? —

Wie fremd und unfaßlich Pindaros uns daſteht, beweiſt auch der Umſtand, daß bisher keiner Ueberſetzung deſſelben gelungen iſt, ein wirkſames Abbild von ihm zu geben. Die Erhabenheit, Kraft und Schönheit ſeiner Dichtung ſchwindet unter den Händen des Ueberſetzers dahin, man ſteht erſtaunt vor dem ſcheinbar Wiedergegebenen, und begreift nicht, wo denn das Wunder dieſer Poeſie ſtecke. In der That, es iſt verſchwunden! Dieſe Poeſie will nicht entkleidet ſein, ſondern in ihrem urſprünglichen Gewande bleiben. Am meiſten giebt vom Pindaros doch die Humboldt'ſche Ueberſetzung wieder. —

Freitag, den 13. Oktober 1854.

Ausgegangen mit Ludmilla; bei Kranzler gefrühſtückt, bis zur Schloßfreiheit gegangen; die neue vorgeſtern aufgerichtete ſiebente Gruppe auf der Schloßbrücke angeſehen, ſie iſt von Bläſer und eine der beſten. Die Linden hinab zum Brandenburger Thor, und zurück. — Wie vieles ging mir durch die Seele bei dieſem Spaziergange, den ich in harmloſeſter Stim-

mung machte! Der Anblick dieser Plätze, Straßen, Baumreihen, Denkmale erweckte in mir großartige Bilderreihen der Vergangenheit und Zukunft, eine herrliche Geschichtsentwickelung, die gleich einem wogenden Meere das kleine Schiff des eigenen Daseins trug. Ich sah das Leben mit freier Selbstständigkeit an, erhoben über dessen kleine Sorgen und Kümmernisse. —

Bettina von Arnim drängte mich so heftig mit der Redaktion der Gedichte, sie sollten noch vor Weihnachten erscheinen; die Druckerei — hieß es — verlange ungestüm nach Manuskript, sie habe gerade keine Arbeit; ich bin längst fertig, aber alles bleibt liegen, es ist vom Druck nicht die Rede. Bettina sagt nichts, aber den Grund erfahr' ich nun doch. Der Drucker will kein Papier borgen, der Papierhändler auch nicht; der Geschäftsführer in Weimar soll es erst anschaffen und ob der es thut, ist noch zweifelhaft. Ein Labyrinth, aus dem die arme Bettina nicht herauskommt! Ich bedauere sie. —

Neulich bezeichnete jemand die jetzige Regierungsart als eine vorzugsweise „kleinliche" zu benennende. Alles sei kleinlich, was hier geschehe, auch wenn es äußerlich noch so umfangreich erscheine. —

Drei Bände vermischter Schriften von Heinrich Heine sind glücklich eingetroffen. Ich fürchte, sie zeigen eine Abnahme in Heine; das Zueignungsschreiben an den Fürsten von Pückler vor dem zweiten Bande ist schwach, der Witz erzwungen. In den alten Aufsätzen aus der Louis Philippe-Zeit ist vieles was durch **1848** — das gesegnete herrliche Jahr! — matt geworden, ja mehr als matt, unleidlich. —

Sonnabend, den 14. Oktober 1854.

Furchtbare Erklärung von Barbès in Paris, daß er rechtswidrig entlassen wie verhaftet worden, daß dem Menschen,

der nicht Geſetz und Glauben mit ihm gemein hat, ſeine Geſinnungen nichts angehen, daß er zwei Tage in Paris warten werde, um zu ſehen, ob man ihn wieder einſtecken werde, dann aber in freiwillige Verbannung gehen wolle. Solch ein Karakter! Ich bewundere ihn, aber es iſt etwas Schauerliches darin, etwas Erſchreckendes! —

Beſuch vom General Adolph von Willisen. Er empfiehlt mir das in Weimar gedruckte Sendſchreiben an Stahl, das hier freigeſprochen, in Halle verurtheilt worden. Er findet die letzte preußiſche Note an Oeſterreich — von Balan verfaßt — ein erbärmlich ſchlechtes Machwerk. —

Dann kam Frau Bettina von Arnim, etwas aufgeregt, erzählte von den Aegyptern, die hier ſtudiren und ſich mit ihrem Hofmeiſter und den Konſtablern geſchlagen haben. Sie nahm Abſchied, kommt aber wahrſcheinlich nochmals. — Bettina fragte mich, ob ich nicht auch wie Barbès gehandelt haben würde? Ich antwortete Nein! ich bewundere ſeinen Trotz, ohne ihn nachahmen zu wollen. —

Ueber das Schreiben von Barbès erhob ſich ein lebhafter Streit; Galusky mißbilligte es, Crépet nahm ſich deſſelben eifrig an, ich vertheidigte es bedingterweiſe. Crépet konnte gegen Galusky nicht aufkommen, der mehr Logik und Ausdruck zur Hand hatte, auch einigemal die Schärfe zu ſehr gebrauchte. Zuletzt ſtritten Galusky und ich über den Werth des politiſchen Mordes, des Tyrannenmordes, Harmodios und Ariſtogeiton, das Ruhmlied des Kalliſtratos auf beide. Mit heftigem Eifer, doch luſtig, mit komiſchen Ausbrüchen, unter vielem Lachen. —

Nach 10 Uhr zu Hauſe. Noch Geſpräch mit Ludmilla. —

In der Schrift „Zur Karakteriſtik neupreußiſcher Politik, ein Sendſchreiben an Stahl“ (ſie iſt von Dr. Haym in Halle) geleſen. Viel Schleiermacher'ſche Dialektik und Tonart, doch

bei weitem nicht so meisterhaft und bündig, indeß genügend zur Vernichtung des tückischen Raduliſten. —

Sonntag, den 15. Oktober 1854.

Frühmorgens Muſik von der Schloßkapelle herab. Kanonendonner im Thiergarten, Spiker'ſche Stanzen in ſeiner Zeitung! —

Gegen alles Erwarten hat Louis Bonaparte der Erklärung von Barbès Aufnahme in den Moniteur verſtattet. Noch geſtern hielten wir kaum für möglich, daß die belgiſchen Blätter ſie aufnähmen. —

In Heine geleſen. Wie hatte ich mich auf dieſe neuen Bände gefreut, und wie ſehr ſind' ich mich getäuſcht! Ich nehme die beiden Aufſätze, welche die Revue des deux mondes zuerſt veröffentlicht hat, billig aus, aber das Uebrige macht mir eine Mißempfindung, die Verſe ſind widrig und gemein, die Proſa verräth eine Geſinnung, die ich von Heine nie erwartet hätte. Er ſpricht vom Volke, vom Jahr 1848, in Ausdrücken, an denen ſich die infame Kreuzzeitung erfreuen mag, nicht ich. Dies an Heine zu erleben, iſt mir eine wahre Demüthigung; ich werde dabei erinnert, daß ſchon vor einem Vierteljahrhundert Rahel große Gefahr der Ausartung vorausſah, freilich in andrer Richtung, ſie ſprach von „ſchmutzigem Harlekin"; wie aber wenn ſolcher noch gar vornehm thun und der wohlgekleideten Ariſtokratie gefallen will! Armer Heine, warum nicht lieber früher geſtorben!

Bettina von Arnim war heute mit Fräulein Giſela und Herman Grimm in der Oper; man will darin eine Bezeigung für den König ſehen, es war aber nur Eifer für die Gluck'ſche Muſik, ſein Orpheus wurde gegeben. —

Der König hat einen Troſtbrief an Schelling's Wittwe geſchrieben, in welchem er preiſt, daß durch Schelling's Auftreten

der Pantheismus sichtbar abgenommen habe! Die Heuchelei und Augendienerei durch die Zeitumstände zugenommen, das wäre richtiger gesagt. Schelling's Auftreten! Das in Berlin war nichts, als eine gründliche Blamage. —

Der Präsident von Lette wird heftig gedrängt, er solle den Abschied nehmen, sich pensioniren lassen. Er will nicht. Um der Zumuthungen und Quälereien, die ihm widerfahren, frei zu werden, hat er sich an die beiden Minister gewandt, unter denen er steht, und die er für seine Verfolger hielt. — Beide, Herr von Westphalen und Herr Simons, haben ihn freundlich aufgenommen und ihn versichert, sie seien nicht wider ihn, im Gegentheil. Aber an höherer Stelle werde der Haß gegen ihn geschürt, mit einer Heftigkeit und Stärke, gegen die sie nichts vermöchten. Nicht einmal sich seiner annehmen und vertheidigen dürften sie ihn, denn das würde das Uebel nur ärger machen. Sie baten ihn, er möchte sie nicht verkennen, sie wären es nicht, die solche Gehässigkeit billigten ꝛc. Welche Bekenntnisse! Welche Zustände! und welche Minister! —

Montag, den 16. Oktober 1854.

Geschrieben; über die deutsche Entwickelung und Zukunft, sie kann nicht selbstständig, nur in Gemeinschaft der größeren europäischen sich gestalten; wir liegen mitten drin; an wen sollten wir uns vorzugsweise anschließen? An die Franzosen! welch ein Gewinn, wenn wir hierin den Engländern nachfolgen könnten! Aber welche Vorurtheile stehen entgegen! Jetzt auch der — Louis Bonaparte, — indeß quand même!

Der König hat am 12. endlich die Verordnung über die Bildung der Ersten Kammer unterschrieben, und heute bringt sie der Staatsanzeiger. Seine Abneigung gegen Personen hat der König überwunden zu Gunsten seiner sächlichen Neigungen, die Mitglieder des Herrenstandes des Vereinigten

Landtages von 1847 ſind aufgenommen. Das Ganze iſt buntſcheckig genug, veraltet und ſtumpf, Univerſitäten ſpielen ihre Rolle, Stifter, Magiſtrate, zur Zeit aber noch keine Biſchöfe. Ein engherziges, weitſchichtiges Machwerk, dem Volke ſo gleichgültig, wie die bisherige erſte Kammer, wie die noch vorhandene zweite, wie dies ganze Verfaſſungsweſen, das zum Ernſte zu wenig, zum Schein viel zu viel iſt. Ungemach wird auch dieſe erſte Kammer den Leuten genug verurſachen! —

Heute begann der große Prozeß vor dem Staatsgerichtshofe. —

Das Sendſchreiben an Stahl — welches dieſen — in der That an den Pranger ſtellt — iſt nun wie in Halle auch in Königsberg vernichtet worden durch Urtheilsſpruch. Hier im Gegentheil vom Staatsanwalt freigegeben. —

Der König hat einen Preis ausgeſetzt für das beſte hiſtoriſche Werk; wie man ſagt, ſoll dieſen Preis der Oberſt von Höpfner für ſeine vierbändige Geſchichte des Krieges von 1806 und 1807 erhalten. — (Richtig, 1000 Thaler in Gold; die Bücher mußten aus den fünf Jahren von 1847 bis 1852 ſein). —

Der Kaiſer von Rußland macht in Verbindung mit der Kreuzzeitungsparthei — welches Bündniß des mächtigen Kaiſers mit ſolchem Schmutz! — die größten Anſtrengungen, um den Miniſter Manteuffel hier zu ſtürzen. „Was würd' es ihm helfen", ſagt jemand, „Einen Miniſter, der gegen ihn iſt, würde er doch nicht beſeitigen können!" — Welchen denn? — „Die Furcht vor Frankreich, England und Oeſterreich." —

„Eigentlich dürfte die neue erſte Kammer gar nicht anerkannt werden, der König hat die ihm gegebene Befugniß überſchritten und Mitglieder ernannt, die weder erbliche noch lebenslängliche ſind." —

entgegenzusehen. Große Veränderungen bereiten sich vor, und die nächste Zeit wird uns inhaltreich werden.

Den Fürsten Staatskanzler halten die Leute des vorübergehenden besseren Anscheins ungeachtet für sehr krank; er ist in das Hannöverische gereist, zur Hochzeit seines Sohnes, die auf dem Lande gefeiert wird. Außer seiner Tochter und deren Gemahl begleitet ihn nur noch der Geheimerath Schaumann, nicht aber Schöll. Die Gunst scheint in diesem Kreise sehr wandelbar; ich kann mich nicht weiter darum bekümmern. Wie die Sachen jetzt liegen, ist es schwer, persönliche Verhältnisse zu haben, und doch scheinen sie, im Guten wie im Bösen, die einzig entscheidenden.

Sehr danken wir für Ihre anziehenden, geist- und witzreichen Mittheilungen von Ihrem fruchtbaren unerschöpflichen französischen Boden! Das Leben schäumt dort immer und stößt, wie auch die Hefen sein mögen, immer allerliebst perlende Blasen hervor. Welch eine Anmuth und Feinheit in so vielen gewöhnlichen Aufsätzen, Berichten, Reden, welche Lichtstrahlen in den öffentlichen Verhandlungen! Wie weiß jeder sich zu benehmen nach seinen Zwecken und Mitteln! Wir sind davon weit entfernt. Wir haben hier jetzt ein Aergerniß, das, wie ich glaube, in Paris so nicht hätte vorkommen können. Der Kammergerichtsrath Hoffmann, ein beliebter Schriftsteller, war Mitglied der Untersuchungskommission über die demagogischen Umtriebe; er ärgerte sich, dabei gewesen zu sein, und schrieb ein Mährchen, „Der geharnischte Floh", worin er diese Untersuchung, und zwar mit aus den Protokollen entlehnten Zügen, lächerlich macht. Das Buch wird in Frankfurt a. M. bei Wilmans gedruckt. Während der Verfasser hier unbedacht in allen Weinstuben davon spricht und erzählt, erwischt Herr von Otterstedt, so wird erzählt, in Frankfurt einen Bogen aus der Druckerei

Dienstag, den 17. Oktober 1854.

Der Publizist und die Gerichtszeitung sind von der Polizei weggenommen worden, wegen ihrer Berichte über den Prozeß Gercke, Ladendorf, Falkenthal, Levy ꝛc. Der Polizeimeister von Hinckeldey ist wüthend, daß die Blätter seine stenographischen Berichte nicht wollen. —

Französische Schrift, die auf Herstellung Polens dringt; damit, und damit allein würde Rußlands Macht gebrochen sein. Oesterreich könnte an der Donau entschädigt werden. Und Preußen? Verlöre Posen, und vielleicht etwas mehr. Dahin hätte die Reaktion uns glücklich geführt, vom dargebotenen Kaiserthum auf ein verstümmeltes, kaum lebensfähiges Königthum! —

Die Zusammensetzung der Ersten Kammer weckt denn doch einigen Unwillen und Hohn; man erklärt das Machwerk für eine jämmerliche Aufwärmung des mißrathenen Gekröchs von 1847, man erkennt die Einwirkung der Junkerpartei, der Gerlach's, die weniger sich dem König als diesen ihren Absichten anbequemt haben. Gerümpel aus der Zeit vor 1789. Schon zur Zeit des Wiener Kongresses wäre dergleichen nicht zu bieten gewesen! Noch weniger 1847, noch weniger jetzt. —

Puschkin's „Onegin" von Bodenstedt übersetzt. Bewundernswürdige Leichtigkeit! Aber mit welchem Eindrucke sich das im Russischen liest, davon giebt die Uebersetzung keine Vorstellung, und kann sie nicht geben. Die Art und Folge der Bilder und Gebilde Puschkin's verträgt nicht die leiseste Veränderung, ohne daß Kraft und Anmuth dabei verloren gingen. —

Was macht wohl jetzt mein guter Neweroff, mit dem ich zuerst den Onegin las? — Wie viele Menschen sind mir entrückt, durch den Tod und durch das Leben! Wie sehnlich gedenk' ich Neumann's, Chamisso's, Koreff's! —

Ueber den Hochverrathsprozeß Gercke, Ladendorf, Falkenthal, Levy ꝛc. hört man die schneidendsten Urtheile. Das Ganze, heißt es, sei von Hinckeldey künstlich gemacht, ohne den von ihm geleiteten und bezahlten Verräther Hentze wäre gar nichts vorhanden. Dabei ist es merkwürdig, wie die eigentlichen Häupter der Freiheits- und Volksparthei beinahe gar nicht berührt werden. Die höhere Organisation und Wirksamkeit der Demokratie soll ganz ungefährdet fortbestehen, von der Polizei unentdeckt. Die armen Schelme, die jetzt vor Gericht stehen, büßen dafür, daß sie ungeduldig auf eigne Hand etwas anfangen wollten, was denn auch nur auf Kinderei hinauslief, — in der sie das Opfer eines Halunken wurden. — Merkwürdig ist es, daß nach der Schmach und Schande des Prozesses Waldeck man so bald wieder einen ähnlichen zu bringen wagt, nach einem Ohm jetzt einen Hentze bringt! —

Mittwoch, den 18. Oktober 1854.

Die Nationalzeitung scharf gegen die Kreuzzeitungsparthei und gegen die Zusammensetzung der Ersten Kammer. Ich verfluche das verrottete Zeug und bin heute recht zum Fluchen aufgelegt! — Großes Fest zur Einweihung des Denkmals auf dem Invalidenkirchhofe für die am 18. März 1848 gefallenen Soldaten. Der König dort. Kanonendonner, Glockengeläute. Das Begräbnißfest der Barrikadenkämpfer wird in der Erinnerung lebhaft aufgefrischt; das war doch ganz was andres, die Stadt nahm Theil daran, die Geistlichkeit, der Magistrat, die Behörden, und es war der Sieg, den man feierte, nicht die Niederlage, die Freiheit, nicht die Knechtschaft. — Der König hat die Marmortafel mit der rothen Inschrift über der Bankthüre wieder wegnehmen, und an deren Statt eine eherne Tafel mit derselben Inschrift in die Mauer zwischen zwei Fenstern

einsetzen lassen. Dieser Wechsel, der schon gestern bekannt war, heute zu sehen ist, erregt viel Gelächter und Spott. —

Der König läßt für Schlesien einen Buß- und Bettag ausschreiben! —

Der König ist nach Letzlingen zur Jagd gefahren. „Gepränge, Jagd, Hofwirthschaft, Kirchenwesen, Theologie, — nur nicht Krieg.“ Viele Offiziere sollen mit der Feier sehr unzufrieden gewesen sein und laut ihre Unzufriedenheit geäußert haben. —

Abends bei mir Thee; Ludmilla, Crépet, Galusky, Hatzfeldt, Franck. Vom ersten Augenblick an äußerst lebhaft und ergötzlich. Viel Streit, meist über litterarische Gegenstände, doch immer in guten Schranken und ein Ende mit Lachen. Galusky war immer der schärfste; Hatzfeldt der beredteste, Crépet der gesinnungsbeste. Die Herren gingen erst nach 11 Uhr fort. — Im Plinius gelesen. —

Barbès in Brüssel angekommen. — Die Zeitungen sagen jetzt wieder, Hartmann sei bestimmt als Gefangener in Wien eingebracht worden. —

Donnerstag, den 19. Oktober 1854.

Die Nationalzeitung bespricht die Note des sächsischen Ministers, Freiherrn v. Beust, durch welche dieser Russenfreund die Vorwürfe des englischen Kabinets abzuweisen sucht; von dem Dank, den Deutschland den Russen schulde, spricht er zwar weniger als in Bamberg, aber das dumme Vieh hat die Frechheit, in dem jetzigen Zustande die Einheit Deutschlands gewahrt, und das Bundesprinzip befriedigend zu finden! Wenigstens empfängt er hier eine kleine Züchtigung. —

Ausgegangen mit Ludmilla. — In der Werkstatt von Kiß, gegenüber von Monbijou; die kolossale Gruppe St. Georgs und des Drachen, des guten und bösen Prinzips, als Sinn,

bild des Jahres 1848. Der Bildhauer ſcheint ſeine Beſteller zum Narren gehabt zu haben, das Pferd iſt vor dem Drachen nicht mehr zu retten, und der Ritter haut nach dem Drachen, ohne ihn treffen zu können; dabei iſt der Ritter häßlich, und das vermeintlich böſe Prinzip iſt im Vortheil. —

In Heine's Lutezia geleſen. Der Autor war nicht gut berathen, dieſe Tagesartikel geſammelt herauszugeben. Sie enthalten viel Geiſtvolles, Witziges, aber um deſſen zu genießen, mußte man ſie einzeln haben, ihre Folgereihe ſtellt zu ſehr die Willkür und Zufälligkeit bloß, mit denen hier Lob und Tadel ausgetheilt wird, und man erkennt zu ſchnell, daß den Urtheilen nur die Bosheit des Augenblickes zum Grunde liegt, ſie verlieren dadurch allen Werth. Niemals war ich vom Leſen Heine'ſcher Sachen ſo unbefriedigt, ſeine politiſche Unſchärfe ſticht gegen ſeine ſonſtige Schärfe um ſo widriger ab. Schade, ſchade! —

Furchtbare Rechnung, wenn man im Alter ſich vorzählt, was alles man gehabt hat, was man noch hat, und allenfalls noch haben kann! Die Zeitgenoſſen ſind meiſt dahin, die Lebensgüter aufgebraucht, die Hoffnung beſchränkt, der zunehmende Verfall vor Augen! — Es wäre nicht auszuhalten, wenn man blos im eigenſt Perſönlichen lebte, wenn nicht die Theilnahme am Allgemeinen, am Geiſtigen, am Fortſchreitenden, an den Menſchen und der Menſchheit, uns reiche Tröſtungen und Erweckungen brächte, die über das Perſönliche weit hinausgehen. Und dennoch geſchieht es, daß letzteres in manchen Augenblicken mit ſchrecklichem Uebergewicht alles Andere in die Luft ſchnellte! —

Der General-Polizei-Direktor von Hinckeldey hat in einer Geſellſchaft geſagt, die des Hochverraths angeklagten Gercke ꝛc. müßten verurtheilt werden, das ginge gar nicht anders, Seine Majeſtät der König „ſei gar zu wüthig ergrimmt" gegen ſie! —

Geschrieben. Ueber den Hochverrathsprozeß und die Mitschuld der Behörde. — Ausgegangen mit Ludmilla; im Thiergarten bei Bettina von Arnim, wir wollten erfahren, ob sie abgereist sei; sie kam herunter und ging mit uns zur Stadt zurück. Sie entschuldigte, daß sie noch hier sei, mit Gisela's abermaligem Erkranken, das arme Mädchen muß immer herhalten, wenn die Mutter einen Vorwand braucht! Verworrene Erzählungen über Steinhäuser, der wieder der größte Bewunderer ihres Denkmals sein soll, dem König dasselbe dringend empfehlen will u. s. w., dann über Ratti, dessen Angelegenheit immer räthselhafter wird! Bettina sprach immerfort, ließ uns Andre gar nicht zu Worte kommen. — Sie zeigt uns Verzierungen, mit der Feder gezeichnet, die in Gold ihr Dämonenbuch für den Sultan schmücken sollen; sie will die Sache zur Ausführung bringen. — Unter den Linden begegneten wir der Gräfin von Triola, mit der wir Bettina ließen. —

Als wir nach Hause kommen, trafen wir Fanny Elßler mit ihrer Tochter, die eben wieder weggehen wollten. Sie bringt mir das längst erwartete Bildniß des Herrn George Grote, das mir Mrs. Harriet Grote schickt. Fanny ist lieblich und anmuthig, einfach und harmlos, sieht noch recht gut aus.

Der Faktor der Trowitzsch'schen Buchdruckerei war bei mir und fragte wegen der Druckfertigkeit der Arnim'schen Gedichte. Der Druck soll beginnen, sobald das Papier da ist, welches aus Weimar geschickt wird. —

Ludmilla hat diesen Sommer ihre Freundin Neander verloren, und ist jetzt in Gefahr, auch ihre Freundin Gräfin von Ahlefeldt zu verlieren! Wir besprachen dies traurige Verhängniß auf unsrem Abendwege, den wir über die hellerleuchteten Linden nahmen. Auf wen soll sich die arme Ludmilla stützen, wenn ich nicht mehr da bin? Wir überdachten alle

unſre Verhältniſſe, an allen war nicht viel, nicht das rechte und nöthige. Ludmilla ſagte zu mir: „Du ſiehſt, du mußt noch lange, lange bei mir bleiben! und wenn du mich denn doch endlich allein zurückläſſeſt, ſo habe ich auch nicht viel mehr in der Welt zu thun, ich beſorge noch beſtens deine Papiere, und dann komme ich dir nach.“ Das erſchütterte mich im Innerſten, und dieſe Art das Leben anzuſehen lag noch lange wie ein Alp auf meiner Seele! —

Sonnabend, den 21. Oktober 1854.

Letzte Hand an Arnim's Gedichtſammlung gelegt. Große Mühe mit Bettinens nachläſſigen Abſchriften. — Guter Artikel der Nationalzeitung über die Forderungen, welche Deutſchland in der jetzigen Kriſe zu machen hat: Oeffnung Polens, Wiedergewinn Schleswig-Holſteins, Aenderung der däniſchen Thronfolge, Hülfe den Kurheſſen! —

In Frankfurt am Main war es am 14. Oktober Abends ſehr unruhig. Singende Schaaren zogen umher, ſie ſangen das Heckerlied, das ſo ſchwer verpönt iſt, und das ich noch immer nicht kenne. Mehrere Verhaftungen fanden Statt.

In Baiern ein neues Wahlgeſetz für die zweite Kammer, natürlich ein rückſchreitendes. Albernheiten des Herrn von der Pfordten, der wortbrüchigen Reaktion! —

In Heſſen-Kaſſel ſind die angeklagten Hanauer vom höchſten Gerichtshof freigeſprochen worden. Ob ihnen das was helfen wird? Der Halunke Haſſenpflug macht ſich viel aus Urtheil und Recht! Er wird ſie ſchon zwicken! —

Der jüngere Manteuffel hier iſt Miniſter geworden, ihm zu Liebe iſt ein Ackerbau-Miniſterium errichtet worden. Sparſamkeit! Immer neue Behörden! Die Sachen wurden bisher ohne Miniſterium hinreichend verwaltet. —

Seit einiger Zeit unterhalten sich spät Abends unter meinen Fenstern mehrere Leute, die wahrscheinlich aus einem benachbarten Wirthshause kommen und vor dem Scheiden noch allerlei Bemerkungen austauschen. Da ihr Schwätzen und Lachen mich am Schlafen hindert — zwischen 12 und 1 Uhr — so ging ich wohl an's Fenster, und hörte, was sie verhandelten. Zum Theil ihre eignen Geschichten, die ich nicht verstand, zum Theil aber auch öffentliche Angelegenheiten, mit einer Schärfe und Verwegenheit, die wenigstens bei Tage auf unsren Straßen sich nicht zeigen dürften! Aber die Leute sind nicht so dumm, in der einsamen laternenhellen Nacht kann kein Konstabler sich nähern oder verstecken, und was man im Hause vielleicht hörte, ist für sie ungefährlich. Heute schienen sie mich bemerkt zu haben, sprachen leiser und gingen dann bald. Ueber den Prozeß Gercke, Ladendorf ꝛc. sprachen sie mit bittrem Hohn, mit Schimpfreden auf die Polizei, die Minister, die Gerichte. —

In Kopenhagen ist das Volksthing aufgelöst worden. Die Dänen erfahren, was es heißt, ihre Sache auf die Kabinette gestützt, ihre Freiheit und Volksthümlichkeit mit russischen Einflüssen befleckt zu haben. —

Londoner Blätter sprechen vom hiesigen Hochverrathsprozeß mit großer Verachtung, und rügen die Schändlichkeit, daß man agents provocateurs gebrauche, wie früher den Schuft Ohm und jetzt den Schuft Hentze. Auch der gewesene Kriegsminister von Bonin bekommt sein Theil, weil er dem Hentze gesagt, seine Rolle sei nicht gegen die Offizierehre. Dann aber wird gesagt, der größte agent provocateur, der Hunderttausende verführt und straffällig gemacht, sei wie jene genannten auch ohne alle Strafe geblieben, außer der Verachtung, die ihn wie jene treffe! —

Geschrieben. In meinen Papieren gearbeitet; es giebt unaufhörlich was zu thun! Manches für den Tag Wichtige oder Unerläßliche, was nachher in Unbedeutenheit hinschwindet, anderes im Augenblick Unerhebliche, was aber in der Folge schätzenswerth wird. Goethe sagt, das geringste Geschäft sei besser als Müssiggang, was aber letzterer eigentlich sei, hab' ich Gottlob noch nie erfahren, denn der scheinbare ist ja keiner! —

Ausgegangen mit Ludmilla. — Unter den Linden Herrn Direktor Wilhelm von Schadow gesprochen, dem es mit den Augen vortrefflich und auch sonst gut geht. Er wird sein großes Gemählde hier ausstellen, das der König sehen will. Er klagt über Olfers, der allerdings einen Nebenbuhler in ihm wittern mag.

Im Thiergarten schickte ich zu Bettinen hinauf, sie war aber nicht zu Hause, oder nicht zu sprechen. Unser Spaziergang dauerte zwei Stunden, und war ganz vortrefflich. Der Herbst prangte in seinen schönsten Farben, wir betrachteten Großes und Kleines, sammelten bunte Blätter, besprachen die bunte Mannigfaltigkeit und Fülle. Die Luft war frisch und stärkend, der Athem leicht. — Wir begegneten dem Herrn General Palm, der uns etwas bessere Nachrichten von der Gröfin von Ahlefeldt gab. —

Im Ovidius gelesen, die Schilderungen von Tomi, — ob der Ort in Bessarabien oder in der Dobrutscha gelegen, ist zweifelhaft, doch mir letzteres wahrscheinlich. —

Der Hochverrathsprozeß nimmt durch die Aussage der Rostocker Betheiligten eine schlechte Wendung. Freisprechung ist nicht zu erwarten. Thorheit, Dünkel, Unsinn werden wie Verbrechen bestraft; im Grunde könnte die Demokratie selber darauf antragen, es sind ihre unartigen, vorlauten Leute, die ihr nur schaden und sie bloßstellen. —

Preußische Note vom 13. Oktober als Antwort auf die österreichische vom 30. September. Das elendeste Gewäsch, das jämmerlichste diplomatische Machwerk, das seinesgleichen nicht findet! Kein Wunder, wenn Preußens Ansehn und Einfluß in den Koth hinuntersinkt! Die schönsten Worte der Welt und ihre geschickteste Anordnung wären freilich nicht vermögend, diese Haltungslosigkeit und Verwirrung als Festigkeit und Verstand erscheinen zu lassen! —

Bei dem Hochverrathsprozeß will man doch sehr die Enthaltsamkeit sowohl Hinckelden's als des Oberstaatsanwalts rühmen, die viele Nebenzweige der Untersuchung haben fallen lassen, z. B. die Aeußerungen von Jacoby und Rodbertus, die Geldspenden, welche gegeben worden, die Theilnehmer an den Bezirksvereinen in Berlin, an den demokratischen Kongressen ꝛc. Hinckeldey schickt den Zeitungen die stenographischen Berichte nun doch zu, aber sie scheinen nicht entstellt; die Nationalzeitung läßt sie überarbeiten.

Der Kirchenstreit in Baden schien durch die Nachgiebigkeit der Regierung so gut wie ausgeglichen; er ist es nicht! Der Erzbischof beharrt in seinem Trotz! —

Montag, den 23. Oktober 1854.

Gleich nach 10 Uhr kam Bettina von Arnim; sie brachte mir einen Brief, den ich lesen und behalten sollte, er war von F., der sie unter großen Schmeicheleyen um ihre Schriften bat, nachdem er die ihres Mannes schon von ihr bekommen. Sie schimpfte auf den unverschämten Kerl, das Schwein, den Lump, und wie sie ihn sonst nannte, wollte nicht, daß ich seine Schmeicheleien lesen sollte, und da ich's unterließ, wollte sie es doch wieder! Dann mißhandelte sie mit schimpflichen Beiwörtern *, der gestern Abend habe kommen sollen, aber nicht gekommen sei, sondern heute ein Schreiben von ihm, daß er

durch einen Freund abgehalten worden, den er ihr heute vorstellen wolle, sie meinte, der knirpsige Kerl habe gar kein Recht ihr jemanden zu bringen, und statt ihn heute zu erwarten, sei sie zu mir gekommen; der Freund aber ist Hapfeldt, von dem ein Billet beigelegen, nebst einem Buche, das er über Platon geschrieben und ihr, der Platonischen Frau, darbringe. Sie wußte den Namen nicht, als ich ihr das Buch zeigte, war sie ärgerlich, daß auch ich diese Bekanntschaft habe, eben so war es ihr unangenehm, daß ich F. gestern gesprochen zu haben bekannte; sie schimpfte nur um so mehr. Dann sagte sie, ihre Abreise habe Steinhäuser noch verzögert, der den König sprechen werde, falls es Olfers leide, der offenbar fürchte, Steinhäuser könne dem Könige ihr Denkmal anrühmen; dies nämlich ist ihre Hoffnung, obschon sie es läugnet! Steinhäuser, der noch vor wenig Tagen nur ein Techniker, ein Behauer des Marmors, sein sollte, ist plötzlich wieder ein begeisterter Künstler, seine Madonna ein Meisterwerk! Dann ließ sie mir den Grafen von Flemming hoch klingen, der wolle sie auf der Reise begleiten, und wegen seiner habe sie ihre Reise bis Mittwoch aufgeschoben. Nun aber kommt das Schönste! Sie sagte, indem sie sich in dem Lehnstuhl weit zurückwarf: „Ach, ich bin alt und stumpf, ich kann nicht mehr, was ich sonst konnte!“ setzte dann aber mit Nachdruck hinzu: „Doch noch immer bereit, Ihnen die Spitze zu bieten!“ Ich nahm das als Scherz, merkte aber bald, daß es eine Bedeutung habe, das alte Mißtrauen regte sich, sie hatte was über mich gehört, oder sich was ergrübelt! Ich sagte ihr: „Heraus mit der Sprache! was ist's für ein Klatsch?“ Erst nach vielen Zwischenreden kam sie darauf zurück, und sagte: „Nicht, wie Sie vorher sagten, Klatsch, sondern Inspiration!“ Ich zuckte die Achseln. Als sie dann ging, sagte sie doch wieder, wenn sie allen Dank, den sie mir schulde, aussprechen sollte, müßte sie da sich zur Erde bücken, und immerfort Allah, Allah! rufen. Sie nahm dann

und bringt ihn mit hieher. Sogleich sendet man nach Frankfurt und läßt die Handschrift einfordern, die der Buchhändler zum Behuf einer Rezensur bereitwillig ausliefert. Nun ist die Rede von Dienstentlassung des Kammergerichtsraths, der sich allerdings in seiner persönlichen Stellung bei der Sache nicht tadelfrei zeigen kann. Da er zufällig krank ist, so mildert die Zwischenzeit vielleicht den Ausgang. Was mir bei der Geschichte noch besonders leid thut, ist, daß man zur Einforderung der Handschrift, einem unter den obwaltenden Umständen nicht angenehmen Geschäfte, einen — — — der erst wenige Wochen in preußischen Staatsdienst getreten war, gebraucht hat; der junge Mann verdient nicht, mit gemeiner Nachrede in Berührung zu kommen; aber freilich, was konnte er thun?

81.

Varnhagen an Oelsner.

Berlin, den 18. Februar 1822.

Ihren Brief vom 26. Januar bis 8. Februar habe ich nebst den gedruckten Beilagen richtig erhalten. Mein theurer Freund, ich kann Ihnen heute, bis sich eine andere Gelegenheit findet, nur mit zwei Worten sagen, daß ich mich bewogen finde, eine Zeitlang allem Briefwechsel zu entsagen, und auch von Ihnen, bis auf weiteres, keine Briefe zu erhalten wünsche, weder mit der Post noch mit Kourieren. — Wir grüßen Sie von ganzem Herzen; meine Frau, die jetzt ziemlich wohlauf ist, verzichtet noch nicht auf die Hoffnung, Ihnen diesen Sommer vielleicht in Bädern oder schönen

Abſchied, weil ſie am Mittwoch reiſe. Sie hinterließ mir die übelſten Eindrücke von Verkehrtheit, Wahn, Unſicherheit. Was ſoll das Schimpfen auf F., auf *, die ihr doch wieder zu andrer Zeit ganz recht ſind, und denen ſie ſchmeichelt, wie jene ihr? was ſoll das Verwerfen der Leute, die ihr, wenn ſie nicht ihr allein gehören, gleich an Werth verlieren? und der unſelige Argwohn, daß Andre ſo verſteckt und abſichtsvoll ſeien, wie ſie es iſt? Erfreuliche Nachricht über Moritz Hartmann, er iſt in Konſtantinopel, nicht verhaftet, nur krank! Die Bruſt wurde mir ordentlich erleichtert! —

Nachmittags kam der Faktor der Trowitzſch'ſchen Druckerei; in Folge von Bettinens Weiſung übergab ich ihm das Manuſkript. —

Abends Beſuch von Herrn Crépet. Herr * hat heute Herrn Haßfeldt zu Bettinen gebracht, und ſie ihn vortrefflich aufgenommen, ihm ihre Bücher geſchenkt, ihre Zeichnungen vorgelegt; ſie ſagte ihm, ſie empfange ihn, weil ich ihr geſagt, er ſei ein talentvoller und ſchöner Mann! Sie muß von mir eiligſt nach Hauſe gegangen ſein, um den Beſuch, den ſie anfangs verſäumen wollte, nicht zu verſäumen. —

Der öſterreichiſche Lloyd iſt in Sachſen verboten worden, durch den Miniſter Freiherrn von Beuſt. So recht! zankt euch! —

Der baieriſche Miniſter von der Pfordten iſt hier angekommen, und wird nach Wien gehen, um zu vermitteln! Baiern macht ſich wichtig und Preußen macht ſich unwichtig! —

Dienstag, den 24. Oktober 1854.

Ausgegangen mit Ludmilla. Auf der Kunſtausſtellung; Herrn Generalauditeur Friccius geſprochen, Bekanntſchaft mit dem jungen Mahler Bleibtreu, der die Schlacht von Groß-

Beeren und die Erstürmung von Leipzig gemahlt hat. Das Gemählde von Menzel wieder mit Lust betrachtet, einige Bildnisse und Landschaften, Moses, der Wasser aus dem Felsen schlägt. Einen widrigen Eindruck macht das Bild des Königs im Krönungsmantel, von Krüger gemahlt. Als wir schon weggehen wollten, ergriff mich jemand heftig am Arm und riß mich zurück, es war Bettina von Arnim, die mich vor ein Gemählde führte, aber sogleich die häßlichste Quängelei mit mir begann. Sie sagte, sie habe von *, wo sie eben gewesen, hören müssen, daß die ganze Stadt davon spreche, Varnhagen gebe Arnim's Gedichte heraus, lasse sie nun aber schnöde fallen, wolle sich um die Druckbogen nicht kümmern, man finde das abscheulich, könne es aber nicht glauben! Ich ging auf den Scherz ein, bemerkte daß * heute in Potsdam sei, daß ich nicht gewußt, daß diese so gute Bekanntschaft mit dem Faktor der Druckerei habe, dem ich gestern allerdings gesagt, ich würde nur die zwei ersten Druckbogen durchsehen, nicht aber die folgenden, weil es mir die Augen anstrenge, weßhalb ich auch mein eignes Buch im vorigen Sommer dem Korrektor überlassen habe. Sie erwiederte, da ich aber Fremdes übernommen habe, so hätte mich der Eifer, die Begeisterung für die Sache hinreißen sollen, mehr dafür zu thun, als für das Eigne. Als ich versetzte, solche Wirkung habe ich nicht empfunden, das Feuer müsse nicht stark genug gewesen sein, war sie sehr gereizt und meinte, sie hätte mir mehr Rührung zugetraut. Darauf schimpfte sie auf den Franzosen, den ich ihr angerühmt, auf sein dummes Buch, das sie mir schenken wolle, damit ich es zweimal habe, ich solle sie nicht mehr heimsuchen mit solchen Leuten, denen ich Verehrung widmete, sie denke noch an Mrs. Fry, die ich ihr auch gerühmt. Ich hätte ihr gut antworten können, antwortete aber nur mit Scherz. Das verdroß sie auf's neue. Sie sagte, da ich so lustig bei der Sache sei, sehe sie wohl, daß ich sie aus dem Hause setze, sie werde mich nicht

mehr inkommodiren. Ich nahm es noch immer leicht, und sagte, wir müßten gehen und bot ihr die Hand zum Abschied, sie zog ihre zurück, gab sie aber Ludmilla'n, wandte sich vor ein Bild hin und uns den Rücken. Da ließ ich sie stehen, und wir gingen fort. Was diese ganze Hanswursterei hinter sich hat, weiß ich nicht und kann es nicht errathen, auch nicht die Spitze des Vorwurfs kann ich erkennen; daß ich die Korrektur der Druckbogen nicht besorgen mag, ist doch etwas zu Geringfügiges, um davon Lärm zu machen, die Erdichtung mit *, die harten Ausdrücke aller Art zu begründen, von aus dem Hause werfen, von nicht mehr inkommodiren ꝛc. und die Falschheit in Betreff des Herrn Haßfeldt, den ich ihr nicht gebracht, den sie aber mit schmeichelnder Artigkeit aufgenommen, beschenkt und für sich zu gewinnen gesucht hat. Genug, ich habe den Schlüssel zu dem Benehmen nicht, finde es aber ganz abgeschmackt, unpassend und widerwärtig. Sie muß nicht glauben, daß ich ihrer bedarf; ich kenne sie nur — seit mehr als dreißig Jahren — um ihr nützlich und gefällig zu sein, ich habe nie etwas von ihr, sie stets vieles von mir begehrt. Längst erwartete ich, wie schon öfters geschehen, solche Wendung, doch da sie nun eintritt, ist sie mir in ihrer Art gleichwohl eine verdrießliche Ueberraschung. — Und das nach den gestrigen Dankversicherungen, und nach dem Abschluß einer wirklich großen Arbeit, die ich für sie gemacht, und während eine fast nicht geringere noch in Aussicht steht! —

Besuch von Herrn Haßfeldt Abends. Er reist morgen, und trifft Galusky'n in Magdeburg. Er ist von Poitiers nach Grenoble mit bedeutendem Vortheil versetzt worden. Mit Scharfsinn hat er Bettina'n durchschaut, und setzt bestimmt voraus, daß sie nach der gestrigen Freundlichkeit übel von ihm spricht. — Er nimmt meine Biographischen Denkmale mit und will einiges übersetzen. Herzlicher Abschied.

Am 22. starb in Ischl, an den Folgen einer Handver-

lezung, der Fürst Karl Egon von Fürstenberg, 58 Jahr alt. Er war nicht ohne Geist und Schwung, in früherer Zeit liebenswürdig. Doch artete er zuletzt in einen ordnungslosen eitlen Phantasten aus.

Mittwoch, den 25. Oktober 1854.

Die stenographischen Berichte über den Hochverrathsprozeß, welche Hinkeldey anfertigen läßt und den Zeitungen zusendet, werden von diesen zwar als Material angenommen, aber nur überarbeitet in den Druck gegeben; die besondere Färbung, die man befürchtete, war bisher nicht sehr wahrnehmbar, plötzlich aber fehlt darin der Inhalt der Vertheidigungsreden, und wird kurz angegeben, welcher Anwalt und für wen er gesprochen. Hier also zeigt sich die bisher versteckte Schlange! Die Volkszeitung rügt heute diese Thatsache mit freiem Muthe. — Der Prozeß wirkt mächtig auf das Volk, und dient ihm zur großen Lehre. Der Unterschied, den die Staatsanwaltschaft zwischen rother und blauer Demokratie macht — die letztre soll die edle sein —, wirkt dahin ein, daß auch nun die rothe klüglich nur als blaue gelten will. Daneben will man bemerken, daß die sogenannten Gothaer sich stärken, und neue Anhänger gewinnen. Immerhin! Was die Leute für Zeichen aufstecken, ist gleichgültig, es kommt nur darauf an, welches sie künftig tragen werden. —

In meiner Abwesenheit war Bettina von Arnim hier, da sie mich nicht fand, verbot sie Karolinen streng, etwas davon zu sagen, daß sie dagewesen sei! Daß sie mich versöhnen will, ist sehr natürlich, vielleicht hält sie für das beste Mittel dazu, mich wacker auszuschelten! Man darf mit ihr nicht rechten, nur sie bedauern! —

Das heute Vormittag bekannt gewordene Urtheil des Staatsgerichtshofes, welches Gerckе, Ladendorf und Falken-

thal zu fünf, Gollmann, Neo, Levy und Geisler zu vier, Pape und Weidle zu drei Jahren Zuchthaus verurtheilt und nur den Schlossermeister Härter freispricht, hat unter der hiesigen Volksmenge einen furchtbaren Eindruck gemacht, nicht der Niedergeschlagenheit, sondern der Empörung, des Unwillens und des Zorns. Zwar war das Gericht noch milde, der Staatsanwalt hatte bis auf 15 Jahre Zuchthaus angetragen; aber die allgemeine Ueberzeugung ist, daß die sämmtlichen Angeklagten mußten freigesprochen werden; auch gewiegte Rechtsgelehrte sind dieser Meinung und erklären das Ganze für eine Gräuelthat der Polizei und des Gerichtes zusammen. Der Staatsgerichtshof, heißt es, sei mit Bedacht aus den willfährigsten, schmiegsamsten Richtern zusammengesetzt, er würde nie gewagt haben alle freizusprechen, er würde es für seine Pflicht angesehen haben, zu verurtheilen, die Polizei nicht stecken zu lassen. Gegen Hinckeldey wird furchtbar geschrieen, er habe diese armen Leute zur Stufe seiner Beförderung gebraucht, und da die letztere noch nicht nach Wunsch groß genug erfolgt sei, so werde er neue Opfer suchen, um sie zu einer neuen Stufe zu gebrauchen! Hentze wird ein ehrloser Schuft genannt, ein Judas Ischarioth, ein Ohm, ein Goedsche. Solche Reden fielen auf öffentlicher Straße vor, in der Lindenstraße, Charlottenstraße ꝛc. — Keine Geschworenen, sagt man, hätten hier das Schuldig ausgesprochen, man sehe, der Staatsgerichtshof erfülle die Absichten, die man bei seiner Gründung gehabt, allein das Vertrauen in die preußische Rechtspflege erleide im Volke den härtesten Stoß! —

Der sächsische Minister von Beust hier. Gleißende Treiben! —

Donnerstag, den 26. Oktober 1854.

Endlich gewiſſe Nachricht, daß am 18. d. M. das Feuer gegen Sebaſtopol eröffnet worden! Die Ruſſen geſtehen 500 Mann Verluſt, unter denen der Generaladjutant Korniloff. —

Ausgegangen mit Ludmilla. Trotz des Sturmwindes in den Thiergarten gegangen, wo der Wind in den Wipfeln herrlich rauſchte, und immerfort Blätter und Zweige niederwarf. Wir ſahen am Karpfenteiche eine italiäniſche Pappel liegen, die zwanzig Fuß über dem Boden abgebrochen und niedergeſtürzt war. Eine Eiche war umgeſtürzt, und hatte einen Menſchen blutig geſchlagen. Windſtöße wechſelten mit Sonnenblicken, es war ſchön und friſch. —

Zu Hauſe Herrn von Biedert und Frau Bettina von Arnim verſäumt; letztere hatte wieder ſtreng verboten, etwas davon zu ſagen, daß ſie dageweſen ſei, dann aber doch gewollt, man ſolle mir ſagen, ſie habe Abſchied nehmen wollen. — Nach dem Eſſen kam ſie wieder, trat bei mir ein, rief aber gleich nach Dore, ſie ſolle dableiben und Zeuge ſein, was vorginge, denn mir ſei nicht zu trauen, nachdem ich ſie ſchon aus dem Hauſe geworfen (!??!), könne ich ihr auch ſonſt was thun. Nachdem wir uns hierüber gelacht, trat ſie an mich heran, und fragte mit ſpitzem Ernſt: „Sie ſind alſo wirklich entſchloſſen, an der Sache nicht ferner Theil zu nehmen, und zurückzutreten?“ Keineswegs! Ich werde immer ein Auge darauf haben, allein die Korrektur der Druckbogen regelmäßig zu beſorgen, bin ich nicht im Stande. — „Nun gut, ſo muß ich veranſtalten, daß die Bogen an Herrn von Schöll nach Weimar oder an mich nach Bonn geſchickt werden!“ — Aber warum die Umſtände? Wenn die Sache im Gang iſt, kann jeder Student, oder auch der Faktor die Korrektur beſorgen. — „O nein, das muß ich ſelbſt thun!“ Ich bewies ihr, daß ihr das Auge für dieſes Geſchäft fehle,

und hielt ihr scherzend vor, was sie schon im Abschreiben für Fehler gemacht. Dazu lachte sie denn fröblich, und ließ es gut sein. Nach einigem andern Gespräch gab sie mir die Hand und nahm freundlich Abschied. Ich rief ihr gute Reisewünsche und Grüße für Fräulein Gisela nach. —

Hinckeldey warnt die Neue Preußische Zeitung, nicht wieder solche Ausfälle, wie neulich ein paarmal, gegen das französische Staatsoberhaupt zu machen, sonst würde man die Zeitung unterdrücken. Allgemeine Warnungen, die Regierungen ehrbar zu behandeln, hat die französische ergehen lassen, die österreichische. Was will das sagen! Ohrfeigen können's sein, nur nicht zu laute! —

Freitag, den 27. Oktober 1854.

Ein neues Regulativ des Ministers von Raumer für die Volksschulen bestimmt, daß die Lehrer weniger zu wissen brauchen, daß also das Volk auch weniger lernen soll. Man will das Auswendiglernen begünstigen, das Selbstdenken beschränken, nach unten eine Art Verdummung einführen.

Der heutige Publizist wurde von der Polizei weggenommen. Er enthielt eine Untersuchung über den Begriff Hochverrath. —

Die Augsburger Allgemeine Zeitung ist wegen eines preußenfeindlichen Artikels vom Stadtgericht verurtheilt, und ein zweitesmal aus gleichem Grunde von der Polizei weggenommen worden; wird sie wieder verurtheilt, so hat der Minister das Recht, sie im ganzen Staate zu verbieten. Geschäh' ihr schon Recht! wenn auch aus andern Gründen! Sie war eine der ersten, die im Jahr 1848 die Volkssache verrieth. —

Bei Preßgewerben ist fortan den Verwaltungsbehörden

überlassen, Konzessionen zu gewähren oder zu entziehen; der bisher zulässige Rechtsweg ist verschlossen worden. —

Sonnabend, den 28. Oktober 1854.

Unter den kleinen Bürgern und Handwerkern zeigt sich rege Theilnahme für die neulich Verurtheilten, es werden Sammlungen für deren Angehörige gemacht ꝛc. Eine von einem Litteraten aufgesetzte Bittschrift an den König wegen Begnadigung soll keine Unterschriften bekommen haben; ein Handwerker stieß sie zurück mit der kräftigen Ausrufung: „Von daher ist nichts zu erwarten!“ Schlimm, wenn das Volk an die Gnade des Königs nicht glaubt! —

Den Besuch von Herrn Direktor Wilhelm von Schadow und von Bettina von Arnim versäumt. — Gegen Abend kam Bettina wieder. Sie las mir einen Brief aus Braunschweig vor, der Nachrichten über die Familie Achmet giebt. Am Ende des siebzehnten Jahrhunderts hat Herzog Anton Ulrich von Braunschweig im Kriege auf Morea drei Türken gefangen genommen, und mit nach Braunschweig gebracht. Ihre kostbare Kleidung und ihre reichverzierten, mit einer Krone geschmückten Waffen wurden in Braunschweig aufbewahrt, bis 1806 der Kaiser Napoleon dieselben mit andern Kostbarkeiten nach Paris bringen ließ. — „Das ist mir doch bedeutend, daß der Napoleon auf diese Sachen so großen Werth legte! Die Familie Achmet, jetzt in tiefster Noth, ist gewiß vom edelsten und reinsten Stamm, dafür zeugt ihr Wappen auch, ein voller Halbmond mit einem Turban drüber und Mantel. Eine alte Frau in Braunschweig weiß noch viel zu erzählen, das alles ist sorgsam von ihr zu erfragen, und dann aufzuschreiben. Müßt ich nicht nach Weimar, und wäre nicht die Gisel, ich ließ alles und reiste nach Braunschweig! Ich will an den Circourt schreiben, der soll sich erkundigen, was in Paris aus

den Sachen geworden ist; die Geschichte kann auf diese Art bis an den Kaiser kommen!" Dann soll der türkische Kaiser bewogen werden, etwas für die Familie Achmet zu thun. Bettina hätte auch Lust, gleich selber nach Paris zu reisen, und die nöthigen Schritte einzuleiten. Sie fühlt sich nur gehindert, durch Gisela, durch alles was sie umgiebt, sie möchte ganz allein leben, um jeden Augenblick alles thun zu können, was ihr einfällt. — Dann nimmt sie ernstlich Abschied. Der Faktor Klein hat sie beruhigt wegen der Korrekturen, „dazu haben wir Leute genug", hat er gesagt. „Da Sie nun dieser Sache ledig sind, lieber Varnhagen, und doch was zu thun haben müssen, so will ich Ihnen gleich neue Aufträge geben! Suchen Sie mir die geschichtlichen Angaben über den Krieg in Morea zusammen." Unter vielem Lachen und der Versicherung, daß sie noch viel für mich zu thun hat, daß ich ihre Kundschaft behalten soll, geht sie fort. —

In Goethe gelesen, in der Ilias. —

Nichts Erhebliches aus der Krim! —

Das Preuß. Wochenbl. ist heute von der Polizei beschlagen worden. Dasselbe führt nachdrücklich Krieg gegen das Ministerium Manteuffel, daher ruht der gegen die Kreuzzeitung etwas.

Sonntag, den 29. Oktober 1854.

In der Ilias gelesen, in Wachsmuth ꝛc. —

Die Volkszeitung ist heute weggenommen worden, weil sie die Unterrichtsverordnungen des Ministers von Raumer prüft und tadelt. Ihr Ton ist bescheiden, ohne alle Bitterkeit. Hilft nichts! —

Im Ganzen ist es doch der Polizei gelungen, in Betreff des Hochverrathsprozesses die Preßfreiheit nach Gutdünken zu unterdrücken oder zu leiten. Von den Verhören kam nur in den Druck, was der Polizei beliebte, die schlimmen Sachen

blieben unerwähnt. Von den Vertheidigungsreden kamen nur magere Angaben in die Zeitungen. Die stenographischen Berichte, welche Hinckeldey anfertigen und den Zeitungen zustellen ließ, sollten zwar überarbeitet werden, aber in der Eile war das nicht gleich auszuführen, oder es trat auch Lässigkeit ein. Genug, die Polizei behielt alles in der Hand! Der Prozeß macht gleichwohl einen tiefen Eindruck im Volke. Die Unsittlichkeit des Verfahrens, der Schutz, den ein verrätherischer Schuft wie Hentze erfährt, die Willfährigkeit des (ausgesuchten) Staatsgerichtshofes, alles hilft die Achtung und das Vertrauen zerstören, welche die Behörden ohnehin schon zu wenig haben! —

Montag, den 30. Oktober 1854.

Der Maßstab, der heutigen Tages an die Bedürfnisse und Ausgaben des Staates gelegt wird, muß künftigen Zeiten unglaublich vorkommen. Für eine mögliche Kriegsrüstung, gegen einen noch unbestimmten Feind, werden mit Leichtigkeit 30 Millionen Thaler bewilligt, und wenn sie zu einer nutzlosen Mobilmachung verwendet werden, kräht kein Hahn darnach! Aber für das Unglück in Schlesien hat der Staat kein Geld, da greifen Hof, Minister und Polizei zu allen möglichen Bettelei'n, machen Groschensammeln ꝛc. Hofleben, Gepränge, Luxus, dummer Aufwand für Jabdebusen und Seewesen, diplomatische Schwelgerei, alles geht seinen Gang; inzwischen dreht im Thiergarten der einarmige oder stelzfüßige Invalide von 1813 seinen Leierkasten ꝛc. Das kann nicht so dauern, das muß seine Früchte tragen; die Wendung zum Besseren ist nicht zu hoffen, aber die zum Schlimmern wird nicht ausbleiben!

Man sagt uns, wir sollen die Hände nicht in den Schooß legen, wir sollen die Zukunft nicht erwarten, sondern bereiten, wir sollen an den öffentlichen Zuständen Theil neh-

Thälern zu begegnen. Bleiben Sie meiner freundschaftlichen Gesinnungen versichert.

Ihr

K. A. V. v. E.

Ich hatte Ihnen früher geschrieben, aber der Brief kam mir unbefördert zurück. Lieber ist es mir jetzt, daß er nicht befördert worden.

82.

Oelsner an Frau von Varnhagen.

Paris, den 8. März 1822.

Ein Billet vom 18. Februar verpflichtet mich zu höchst empfindlicher Entsagung. Ich muß mich mit dem Gedanken trösten, ohne Schuld zu sein. Frau von Varnhagen wird nicht ausdrücklich erwähnt. Daher erlaub' ich mir, derselben ein Schreiben einzusenden, das schon seit mehreren Wochen liegt. Es an die Briefstellerin zurückzuweisen, würde Gerede geben. Möchte die Hoffnung uns zu sehr nicht täuschen. Vielleicht klärt sich der Himmel auf. Hier zu Lande leider wohl nicht. Die Unruhen sind im Steigen und allem Anschein nach bekommt Frankreich einen stürmischen Sommer. Friede und Freude sei mit Ihnen und in Deutschland. Ihrem verehrten Gemahle bringen Sie meinen herzlichen Gruß, Ihnen selbst, Gnädige, brächte ich lebensgern persönlich meinen Handkuß.

Ganz der Ihrige

Oelsner.

men u. ſ. w. Meint man damit, wir ſollen auch da Hand anlegen, wo Verkehrtes betrieben wird, wir ſollen unſere Anſichten und Geſinnungen den Umſtänden unterordnen, ſo iſt dieſe Zumuthung ſchon durch ſich ſelbſt gerichtet. Meint man aber, wir ſollen gegen Wind und Wetter allerlei verſuchen und anregen, was unſerer Geſinnung entſpricht, ſo heißt das, uns die unglücklichen Gercke, Ladendorf, Falkenthal ꝛc. zum Muſter aufſtellen. Eines ſo thöricht wie das Andre! Die wahre Thätigkeit iſt, Geiſt und Geſinnung friſch und wach zu erhalten, unſre Handlungen und Urtheile jenen möglichſt gemäß einzurichten, und der Gewalt nachgebend ihr nicht huldigen, — daraus wird alles Andre von ſelbſt erfolgen. — Manche der Schreier behaupten auch, nur die Deutſchen ertrügen alles; aber was alles haben Engländer, Franzoſen, Italiäner ertragen, was Römer und Griechen! —

Der König von Dänemark iſt in Altona; der König von Preußen hat ihm ein eigenhändiges Schreiben durch den General Leopold von Gerlach geſchickt, um ihn zu bekomplimentiren! „In dieſen Kreiſen weiß man nichts von Scham. Vor wenig Jahren noch ſchickte Friedrich Wilhelm der Vierte ſeine Garden, half die Schleswig-Holſteiner bewaffnen, litt in Jütland und an den eignen Seeküſten die größte Schmach, ließ dann Schleswig-Holſtein im Stich, gab Land und Leute den Oeſterreichern preis; und jetzt!“ —

Dienstag, den 31. Oktober 1854.

Beſuche. Herr und Frau von Walter aus Wien, die aber von London kommen! Sie erzählen von ihrem Schwiegerſohn Herrn von Pulszky, von Koſſuth, Herzen ꝛc. Frau von Walter ganz dieſelbe wie vor zwanzig Jahren in Wien, und darauf in Kiſſingen. —

Wie altfränkiſch-abgeſchmackt ſind die Vorſchriften zur

Bildung der Ersten Kammer! Alter Grundbesitz, befestigter Grundbesitz, Grafen-Verbände ꝛc. Keine großen Züge, lauter verschnippelter bunter Kleinkram. Es ist zum wahren Ekel, wie die ganze Wirthschaft! —

Seit ein paar Tagen ist hier am Hof die Stimmung weniger russisch und etwas kleinlaut. Nachrichten drohenden Ernstes aus Paris und Wien haben den König, so heißt es, eingeschüchtert, besonders soll eine harte Aeußerung Louis Bonaparte's, den man der stärksten Streiche fähig weiß, tiefen Eindruck gemacht haben. Preußen erläßt eine neue dringende Note an Rußland, obgleich dieses ihm schon die früheren übel nimmt. Sollte der Krieg in der Krim eine für die Russen günstige Wendung nehmen, so würde man es hier tief bereuen, grade jetzt den Kaiser Nikolai durch Aufdringlichkeit erzürnt zu haben. Der Kaiser soll seinem Schwager mehr grollen, als dem Kaiser von Oesterreich. —

Ein englisches Blatt höhnt unsere Polizei und Gerichte, ein paar arme Teufel hätten sich fangen lassen, ein paar Dutzend Gewehre seien weggenommen worden, ob man wohl glaube, damit die Kraft der Demokratie gebrochen zu haben? Die wahren, die großen Vereine seien gar nicht berührt, bestünden unter sichern Firmen ungestört fort ꝛc. An eigentlichen Vereinen muß ich doch zweifeln; aber wenn von Gesinnungen die Rede ist, da darf man gewiß das Stärkste glauben! —

Mittwoch, den 1. November 1854.

Russische Nachrichten aus der Krim lauten nachtheilig für die Westmächte; diese theilen nichts Neues mit, es scheint die Truppen finden sehr große Schwierigkeiten und tapfern Widerstand. Auch sprechen die St. Petersburger Blätter wieder in hohem Ton und besonders gegen England. Der Kaiser

Nikolai ſcheint noch immer Hoffnungen auf den — Louis Bonaparte zu ſetzen, daß der plötzlich umſchlagen, und England im Stich laſſen könne. Unſicherheit muß jederman fühlen, der ſich mit dem — einläßt! —

Rußland zettelt überall ſeine Ränke an, hetzt die Vereinigten Staaten von Nordamerika gegen England und Frankreich.. Ueberall niedriges gemeines Weſen! Wohin der Blick fällt, immer nur trifft er auf Unſittlichkeit und Verderbniß! —

Der Premierlieutenant außer Dienſten Hentze hat ſich von Wrangel ein Zeugniß ausſtellen laſſen, daß er ſeine Ehre nicht verwirkt habe. Nicht gut für Hentze, ſchlimm aber für Wrangel! —

Die Magdeburger freie Gemeinde hat, nach erlittenen zahlloſen Polizeiſchikanen, endlich unter das Vereinsrecht — ſtatt unter das einer Religionsgeſellſchaft — ſich geſtellt, und das Verzeichniß ihrer Mitglieder — noch immer einige tauſend — der Polizei eingereicht. Allein damit hat ſie keine Ruhe erlangt, die Schikanen gehen fort! Die Polizei fordert jetzt die genaue Angabe jeder kleinſten Veränderung, der Wohnungen der Mitglieder, ihrer An- oder Abweſenheit, Dinge welche der Vorſtand ſelber nicht weiß noch wiſſen kann. Nun geht alſo der Bettelтanz der Beſchwerde, des Hin- und Herſchreibens, der Plackereien aller Art wieder recht los! Man findet nicht Worte, um die Nichtswürdigkeit eines ſolchen Schikanirens zu bezeichnen; man nennt die Regierung, die ſolcher Hülfsmittel bedarf, oder ſie liebt, eine verabſcheuungswürdige, ſchändliche, eine, die ſich ihrer Schwäche und Feigheit bewußt iſt. Bei den Oberbehörden findet ſich keine Abhülfe; dies elende Verfahren ſei, heißt es, von obenher vorgeſchrieben! —

Als der Herzog von Gotha das letztemal hier war, wurde es ihm unmöglich gemacht, den König einen Augenblick allein zu ſehen. Die Umgebung litt es nicht, und der König ſelber

ſchien die Gelegenheit dazu nicht geben zu wollen. Der Herzog mußte gewiſſe vertrauliche Eröffnungen ſeitens des Kaiſers von Oeſterreich und der Königin von England, die er machen ſollte, für ſich behalten. — „Il ne m'a pas été possible de percer cette bonne qui entoure le roi.“ — (Der Herzog von Gotha kam von Wien, und meldete ſich beim Könige, der ihn zur Tafel laden ließ. Vor der Tafel war der König nicht allein, er ſagte zum Herzoge, nach dem Eſſen würden ſie ungeſtört ſprechen können. Als aber die Tafel aufgehoben war, und der Herzog erwartete, der König werde ihn jetzt in ſein Kabinet mitnehmen, trat die Königin heran, nahm den König am Arm und ſagte: „Fritz, der Herzog will ſich dir empfehlen!“ Der König entließ ihn freundlich, und ging mit der Königin ab. Eigne Erzählung des Herzogs.) —

Donnerstag, den 2. November 1854.

Zweifelhafte Nachrichten aus der Krim. Aufregung in England wegen des Ausdrucks „avis timides“, deſſen Louis Bonaparte ſich in dem Brief an die Wittwe Saint-Arnaud's bedient hat. —

Abends Beſuch von Herrn C. Mittheilungen aus Paris. Louis Bonaparte wartet nur auf den Fall Sebaſtopols, um in Verbindung mit Oeſterreich eine ſcharfe Anſprache an Preußen zu richten. Wenn Preußen aber auch zur Theilnahme am Kriege gegen Rußland beſtimmt wird, ſo wird es durch ſeine Mitwirkung mehr hemmen als fördern, daher wäre den Gegnern faſt lieber, Preußen erklärte ſich für Rußland, dann hätte man ein erwünſchtes Kriegsfeld, dann könnte man ihm unmittelbar zu Leibe gehen. Ueber die innere Lage Frankreichs, ſeine Zukunft; Bonaparte liege nur locker obenauf, jeder Zufall könne ihn herabſtürzen, die öffentliche Meinung iſt durchaus wider ihn, er hat nur Schufte und Schwäch-

linge um sich her; alles was Geist und Würde in Frankreich hat, hält sich fern von ihm. G. hofft auf allgemeine Freiheit der Völker, auf die Verbündung der europäischen Staaten; dann wird es gleichgültig sein, welchem man angehört, wie es gleichgültig ist für den Nordamerikaner, ob er aus Massachusetts oder aus Ohio ist. —

Neue Schwierigkeiten wegen der Arnim'schen Gedichte. Berathung mit dem Faktor der Druckerei; mißrathener Probedruck. — Bettina von Arnim scheint wirklich abgereist zu sein. —

Man spricht von neuen Beschränkungen und Schwierigkeiten, die der Zeitungspresse gemacht werden sollen. Auch die Ehescheidung soll erschwert werden. Die Kammern lassen sich zu allem gebrauchen. Die Regierung scheint keinen andern Zweck zu haben, als das Volk immer enger einzuschnüren und immer schwerer zu belasten. Das Leben ist von allen Seiten umstellt, zu allem bedarf es der Erlaubniß, der Konzession, auf allem liegt eine Steuer, eine Abgabe. Die bürgerlichen Verhältnisse sind äußerst gespannt, und werden es mit jedem Tage mehr. —

Freitag, den 3. November 1854.

Das Jahr 1848 hat meiner ganzen Lebensstellung eine große Veränderung gebracht; der äußeren zu geschweigen, wiewohl auch diese erheblich genug ist, so hat die innere sich unwiderruflich dadurch erhöht, daß die kühnsten Forderungen, die sich nicht hervorwagten, die in stillem Schlummer lagen, plötzlich durch die reinen und vollen Freiheitserscheinungen jenes Jahres unerwartet zur thatsächlichen Wirklichkeit wurden, und hiedurch unmöglich gemacht haben, mit Geringerem, als schon dagewesen, zufrieden zu sein. Vor[illegible]r war jeder Schim-

mer ein Gewinn, jede kleinste Gewährung ein köstliches Geschenk, ja man glaubte die völlige Freiheit ein unerreichbares, ein nicht zu hoffendes Gut. Aber jetzt, nachdem wir Urwahlen auf breitester Grundlage, volles Vereinsrecht, volle Preßfreiheit, Nationalversammlungen in Berlin, Wien und Frankfurt, völliges Verschwinden der Polizei- und Regierungswillkür gehabt, und dies alles ohne Grausamkeiten, ohne Gewaltthaten und sonstige Gräuel, nachdem wir, wenn auch nur einen kurzen Sommer hindurch, wahre Freiheitsluft geathmet, was sollen uns jetzt die elenden Kammern, die fast erloschene Preßfreiheit, neben der äußersten Polizeimacht, was sollen uns die geringen Ueberbleibsel nach der großen ächten Fülle? Ich weiß wohl, es ist doch Unendliches gewonnen und selbst der Name von Kammern bedeutet etwas, ja selbst die neue abgeschmackte, verzwickte Adelskammer ist der Willkürmacht ein Stein auf der Brust; — aber solche Rechnung ist nur für die Gedanken, die Empfindungen wollen andre Befriedigung, und die einst gewährte ist jetzt versagt. Die ändert das Verhältniß unsres Tageslebens. —

Im Volke hier werden die verurtheilten Demokraten Gerckе, Ladendorf, Falkenthal, Levy ꝛc. nicht nur sehr bedauert, sondern auch vertheidigt als Männer, die gar nicht thöricht sondern auf rechten Wegen gewesen, die nur das Unglück gehabt, an Verräther zu kommen. Das Volk will nicht anerkennen, daß sie blöde Thoren gewesen, es meint, die verlorene Revolution müsse mit Gewalt wiedergewonnen werden, und es hänge von wenigen entschlossenen Leuten ab, dies zu bewirken. Im März 1848 war dies freilich so. Das Heer, die Behörden, die Polizeimacht, alles dies wird für kein zu großes Hinderniß gehalten, man glaubt dies alles mit Einem Streich lähmen oder auch für die neue Sache verwenden zu können. Bei dieser sehr verbreiteten Denkart müssen wir erwarten, daß die geschehene Verurtheilung neue Umtriebe und Anschläge nicht

hindern, und die Polizei immer wieder neue Entdeckungen zu machen haben wird. Alle Ehrerbietung vor der Regierung hat aufgehört. —

Sonnabend, den 4. November 1854.

Ungünstige Nachrichten aus der Krim, die englische Reiterei hat beträchtlichen Verlust erlitten; französische Linienschiffe sind stark beschädigt. Doch sieht man den Fall Sebastopols als gewiß an. —

Befürchtungen in Betreff Nordamerikas, das gegen Frankreich und England auftreten zu wollen scheint, zu Gunsten Rußlands wirken könnte. Diese Befürchtungen kümmern mich wenig; und wär' es denn ein so großes Unglück, wenn die nichtswürdigen Regierungen, die jetzt in Paris und London herrschen, etwas in's Gedränge kämen? sind sie um ein Haar besser als die russische? Von Ländern und Völkern ist ja ohnehin gar nicht die Rede! —

Ich las heute zufällig in Johannes von Müller's Schweizergeschichte, und der Haupteindruck war, daß dieses ungenießbare Werk uns ohne sonderlichen Schaden verloren geben könnte, ja der Nachwelt verloren sein wird, auch wenn es sich erhält. Und kaum ein anderes Werk ist im achtzehnten Jahrhundert und im Beginn des neunzehnten so allgemein bewundert und gefeiert worden, die entgegengesetztesten Richtungen stimmten in dessen Lob überein. Aber auch zur Zeit seines größten Ruhmes wurde das Buch fast gar nicht gelesen, höchstens einige Stellen daraus hervorgehoben. Solches ganz durchgelesen zu haben rühmte sich nur der selige Steffens, und auch er hatte sich der Qual nur deßhalb unterzogen, weil er es mit dem Sohne des Feldmarschall Grafen von Yorck zu lesen hatte, der daraus Ernst und Geschmack der Geschichtschreibung lernen sollte! Johannes von Müller's Ruhm hing

mit seinem Leben eng zusammen; sein großes historisches Wissen machte sich in hundert Anwendungen geltend, er stand in großen Verbindungen, die er sorgsam pflegte, sein Briefwechsel erstreckte sich nach allen Seiten, überall wußte er zu loben, zu schmeicheln, Kämpfe vermied er, indem er doch immer tapfer schien. Mit seinem Leben, das übrigens politisch sehr unglücklich schloß, verblich gleich der Glanz seiner Schriften. — Ich glaube, ich habe Aehnliches schon früher über ihn aufgeschrieben. —

Sonntag, den 5. November 1854.

Ausgegangen mit Ludmilla. — Unter den Linden einem Herrn mit einer Dame begegnet, wir erkennen einander zugleich, es ist Herr Lewes, der gestern hier angekommen ist; er kommt von Weimar, wo und in Thüringen er drei Monate sich aufgehalten hat, wegen seiner Absicht, Goethe's Leben zu schreiben, die er schon vor längerer Zeit gehegt, dann aufgegeben hatte, und nun dennoch ausführen will. Seine Gefährtin ist eine Engländerin Miß Evans, die das „Westminster review" herausgiebt, das „Leben Jesu" von Strauß und Feuerbach's „Christenthum" übersetzt hat. — Im Thiergarten bis zum Königsdenkmal gegangen. Die Luft war frisch, der Himmel klar, die Herbstfarben noch schön; aber bald wird alles Laub abgefallen sein! —

Herr von Elsner, der sich als wüthiger Reaktionair auszeichnet, und als Landrath in Schlesien einen Brief an die Wähler schrieb, der an Frechheit und Hohn seines gleichen sucht. Die Presse rügte die Unverschämtheit, auch in der Kammer wurde davon mit Unwillen gesprochen. Der König und die Königin aber dankten ihm für seinen Eifer, und der Mann wurde hier in einem Ministerium angestellt. Der Begünstigte wünschte jetzt eben in die geographische Gesellschaft

aufgenommen zu werden. Allein dieſe ſonſt ganz zahme Geſellſchaft empörte ſich und bei der Abſtimmung erfolgte das entſchiedenſte Nein. Der alte Karl Ritter war bei dieſer Oppoſition beſonders thätig. Unberechenbar, auf was für Punkten und bei was für Menſchen bisweilen der Widerſpruch erwacht! —

Der General von Bonin wird in fremden Blättern hart getadelt, daß er als Kriegsminiſter den ſchändlichen Hentze in ſeiner Rolle beſtärkt, und ihn verſichert hat, die Offizierehre leide nicht dabei. Man beglückwünſcht mit Hohn das preußiſche Heer, daß ein General ihm ſolchen — als Ehrenmann oktroyiren darf. — Nach ſpäteren Angaben iſt der Beſcheid, welchen Bonin dem Hentze ertheilt hat, gar nicht ſo vortheilhaft für dieſen und ganz anders, als man vorgeſpiegelt hat. Die öffentlichen Berichte hierüber ſind gefliſſentlich gefälſcht worden. Und nur das iſt zu verwundern, daß bei ſolcher Fälſchung alles ſchweigt, das Gericht, die Advokaten, die Zeitungen, Bonin ſelbſt!

Montag, den 6. November 1854.

Morgens Beſuch von Herrn Lewes. Ueber die Vorurtheile gegen Goethe; Lewes hält eine große Lobrede auf ihn.

Ein ſtiller Nachmittag und Abend. Der Regen bringt häusliche Einſamkeit, kein Beſuch ſtört. Ich verbringe einige Stunden in wehmüthig-frohen Gefühlen, denen theils eigne Lebenserinnerungen, theils große Geſchichtsbilder zum Grunde liegen. So verflößt ſich mir in demſelben Genuß alles Herrliche und Beglückende aus Rahel's reichbelebender Nähe und der mächtige Eindruck des griechiſchen Alterthums, wie ich es mir in dieſer Zeit aus Homeros und Pindaros, Herodotos, Plinius, und aus Grote, Winckelmann und Stahr zuſammenleſe. Welcher Frieden kommt über mich in ſolcher Betrach-

tung, die zwei Welten glücklich vereint! Ich habe nur den Einen Kummer, daß ich die Sachen und die Empfindungen nicht in Rahel's Sinn und Herzen wiederspiegeln sehen kann!

Die Nachrichten aus der Krim sehr lückenhaft, daher unverständlich. — In französischen und englischen Blättern tritt die Frage wegen Polens stark hervor. Unsere deutschen Blätter machen sich wieder das Vergnügen, daß ein Volk, welches nicht durch eigne Kraft frei werde, nicht frei zu sein verdiene, zu beweisen! Das elende Geträtsch unsrer Zeitungen! —

Anordnungen und Wahlen zur ersten Kammer. Die Königlichen Prinzen und die Mediatisirten bekommen Lehnstühle. — Das ganze Zeug ist mir zum tiefsten Ekel! —

In Spanien regen sich republikanische Bestrebungen. Die Nation ist des Hofes, seiner Camarilla, seiner Verschwendungen und Ränke längst überdrüssig. Für jetzt bleibt wohl noch die Monarchie, für jetzt! Aber wie gründlich wird in ganz Europa gearbeitet, das Königthum zu Grunde zu richten! Nicht von den Feinden, nein von den Trägern! —

Dienstag, den 7. November 1854.

Englische Blätter sprechen von der nothwendigen, unausbleiblichen Bestrafung, welche Preußen für seinen Verrath an der guten Sache zu gewärtigen habe; ihm falle das fortgesetzte Blutvergießen zur Last, und die unermeßlichen Opfer, welche der Krieg schon gefordert habe, und weiter fordern müsse; wäre Preußen ehrlicher verfahren, hätte es gehalten, was es arglistig versprochen, so würde der Krieg längst beendet und auch Rußland besser gefahren sein, als es jetzt fahren werde; aber Preußen habe die eigne Nation betrogen, um die 30 Millionen zu erlangen, habe der Kriegsminister von Bonin den Kammern versichern müssen, sie würden das Geld zum Kriege

83.

Varnhagen an Oelsner.

Berlin, den 3. Mai 1822.

Mit bewegteſter Empfindung ergreife ich die Feder zu einem Briefe an Sie, mein theuerſter, hochverehrteſter Freund! Wenigſtens grüßen will ich Sie wieder einmal, Sie meines innigſten Antheils, meiner herzlichſten Geſinnungen verſichern und Ihnen ſagen, daß in dieſen und in meinen Lebensgrundſätzen nichts verändert werden kann! Das lange Stillſchweigen, das ich mir auferlegt, drückt ſchwer auf meiner Seele, und mehrmals ſchon verſucht ich, daſſelbe zu unterbrechen, doch bis jetzt immer ohne Erfolg! Einen meiner Briefe fand ich nach vier Wochen unbefördert wieder in meinen Händen, einen andern behielt ich mit Abſicht lieber ſelbſt zurück, mehrere wurden unvollendet wieder zerriſſen; es iſt dieſes keine Zeit zum Schreiben, dieſe Wahrheit drängt ſich mir peinlichſt auch bei dieſen Zeilen auf, in welche das innerſte Herz ſein Vertrauen nicht ausſchüttet, aber ſelbſt die vorſichtigſte Hand vielleicht noch Samenkörner des giftigen Argwohns verſtreut, der auf dem unfruchtbarſten Boden oft am ſtärkſten wuchert! Ich ſehe aus mancherlei ſicheren Anzeigen, daß der Witterungszuſtand, dem hier unſere kleinen Lebensbewegungen unterworfen ſind, auch an andern Orten herrſcht, und überhaupt faſt allgemein iſt. Die einzelnen Regenſchauer und Windſtöße gehören jedoch wieder mehr der Oertlichkeit an und laſſen ſich in der Ferne nicht berechnen. Ich gehöre nicht zu den Wetterſehern, aber zu Zeiten finde ich doch gerathen, ganz zu Hauſe zu bleiben, dann regnet und ſtürmt es aber gewiß. Dieſe ſchlechten Sommer mit ihrer unaufhörlichen Veränderlichkeit und Unbeſtändigkeit bedrohen den

gegen Rußland bewilligen, kaum habe man die 30 Millionen bewilligt erhalten, ſo ſei der arme Bonin geopfert worden ꝛc.

Die franzöſiſchen Blätter ſind vorſichtiger, aber dem Bonaparte traut man die unerwartetſten Streiche zu, und fällt Sebaſtopol, ſo wird er bald genug ſeine Geſinnungen durch die That zeigen! —

Nachrichten aus Rußland ſchildern den Kaiſer Nikolai als ſehr ergrimmt, verdüſtert, mißtrauiſch, beſonders ſoll er in der übelſten Stimmung gegen ſeine Söhne ſein, den Thronfolger hält er für einen unfähigen Schwächling, der nur nicht den Muth habe, ihm zu trotzen, der Großfürſt Konſtantin aber erregt ihm Argwohn und man will Aeußerungen gehört haben, die an dem Kaiſer den Gedanken verrathen, ſein zweiter Sohn, dieſer Konſtantin, könne ihn und den Thronfolger beſeitigen wollen! —

Frau von Genlis macht es unter andern auch zum bittern Vorwurf gegen Voltaire, daß er gegen beſſeres Wiſſen und überzeugende Thatſachen, aus bloßem Eigenſinn, ſtarrköpfig die Unächtheit des ſogenannten politiſchen Teſtaments des Kardinals von Richelieu behauptet habe. Dieſes Buch wurde von Petitot nach Handſchriften aus zwei Bänden bis zu zehn Bänden vermehrt herausgegeben, und nun erſchien Voltaire's Unglaube erſt vollends unrichtig und als böslicher Eigenſinn. Aber die nähere Prüfung zeigte, daß Voltaire's kritiſcher Scharfblick durch dies vermehrte Material nur gerechtfertigt werde. Ranke hat dies überzeugend dargethan, durch eindringende Prüfung, bei der es ihm doch nicht beliebte, Voltaire's in verdienten Ehren zu gedenken. —

Geſchrieben; wider die Anordnung unſerer erſten Kammer, ich kann's nicht laſſen! Ich will mit dem ekelhaften Zeuge nichts zu thun haben, aber ich muß doch einen Schuß gegen das Unthier losknallen! Welche ſcheußliche Bürgermeiſter werden von den Magiſtraten, welche ſcheußliche Profeſſoren von den Univerſitätsſenaten dazu gewählt! —

Wahlzettel zur Stadtverordneten Wahl am 24. Nichts für mich! War ich früher ein Ritter, ſo bin ich jetzt ein Mönch, oder vielmehr ein geiſtlicher Ritter, der auf die Gelegenheit ſeinen Beruf zu erfüllen wartet. Dieſe Wahlen aber ſind keine Gelegenheit. —

Die Zeitungen bringen nichts Erhebliches, ihr Ton iſt ſehr herabgeſtimmt, ſie müſſen äußerſt vorſichtig ſein, die Polizei drückt ſchwer auf ſie, und wirft ſich dabei als deren Beſchützerin auf! —

Die erſte Kammer wird wieder ſo ein buntſcheckiges, unbehülfliches Gemache, wie der vereinigte Landtag war; dieſelbe armſelige Phantaſie macht in beiden ihre kläglichen Zuckungen. Der vereinigte Landtag hat keine der Regierung erſprießliche Folgen gehabt, können ſie von der erſten Kammer zu erwarten ſein? —

Man ſpricht wieder viel von Schleswig-Holſtein, von Deutſchlands Anſprüchen auf das Land. Das ſind Stimmen der Gothaer, die an dieſer Einzelheit ihren Narren gefreſſen haben, und Stimmen ſolcher, die ihnen bewußt oder unbewußt nachplappern. Die Geſchichte von Schleswig-Holſtein iſt ein Gräuel von Schändlichkeit, ein unvertilgbarer Flecken auf Preußen, aber die Hauptſache unſerer Zeit iſt ſie nicht. Freiheit, Freiheit! iſt die Hauptſache, Freiheit, wie das Jahr 1848 ſie hatte, und alles Uebrige folgt von ſelbſt! Nicht nur von Deutſchland gilt das. —

Die Schwierigkeit wegen des amerikaniſchen Geſandten

Soulé, von d[illegible] die preußiſchen Ruſſen ſchon Krieg zwiſchen Frankreich und den Vereinigten Staaten hofften, iſt auf leichte Art ausgeglichen. —

Früher wollte Preußen die vier Garantieen, welche von den Weſtmächten gefordert wurden, nicht für nöthig halten, ſchlug ſie dennoch dem ruſſiſchen Hofe vor, erhielt die ſchnödeſte Abfertigung. Jetzt will Preußen ſie für durchaus nöthig halten, nur ſoll man nicht darüber hinausgehen! Preußen ſelber will ſie nun fordern, mit dem Deutſchen Bund und Oeſterreich vereint. Rußland zeigt Neigung darauf einzugehen ꝛc. Immer hinten nach verſpätet, jämmerlich! —

Unter das Bildniß des Königs hat ein hieſiger Graf die folgenden Worte geſchrieben: „Statura fuit paene justa: corpore maculoso et foedo: sufflavo capillo, vultu pulero magis quam venusto: oculis caesiis et hebetioribus: cervice obesa, ventre projecto, gracillimis cruribus, valetudine prospera.“ Aus dem Suetonius, Nero Claudius Caesar, Cap. 51. —

Man verſichert, noch heute ſei von manchen Seiten der Plan und die Hoffnung nicht aufgegeben, die Thronfolge von dem Prinzen von Preußen ab- und auf den Prinzen Karl zu leiten. Die Ränke zu dieſem Behuf würden in der Stille fortgeſponnen. Das Verhältniß des ruſſiſchen Thronfolgers zu ſeinem Bruder, dem Großfürſten Konſtantin, wird in dieſem Sinn eifrig beſprochen. —

Donnerstag, den 9. November 1854.

Man erwartete allgemein, daß der Senat der hieſigen Univerſität den Halunken Stahl in die erſte Kammer wählen würde, es ſchien nicht anders möglich, ſelbſt Heffter hatte keine Ausſicht, wiewohl er als Knechtiſch-geſinnter beſtens empfehlen war. Aber es kam doch anders! Homeyer iſt gewählt

worden. Zwar iſt er nur Homayer, aber auch doch Homayer! —

Der König hat einen Buß- und Bettag für Schleſien angeordnet, der Fürſtbiſchof von Breslau bietet auch die Hand dazu. „Finger Gottes, Strafgericht für begangene Sünden, Heimſuchung.“ Der alte Prediger-Jargon, deſſen Unſinn auch dem geringſten Bauer ſchon einleuchtet! Warum denn grade Schleſien? Und die andern Provinzen ſündenfreier? Und wenn der Finger Gottes die Ueberſchwemmung und das Verderben herbeigeführt hat, wie darf man ſich unterſtehen, ſeinem Willen durch Menſchenhülfe entgegen zu handeln? Abgeſchmacktes Zeug, gut für das Mittelalter, nicht für das neunzehnte Jahrhundert! —

Arthur Schopenhauer „Ueber den Willen in der Natur,“ zweite Auflage mit einer Vorrede, die wieder hart auf die Philoſophen und Naturforſcher losgeht. — Im Cicero geleſen. Franzöſiſches. — Fortſetzung der Histoire de ma vie von Frau von Dudevant; ſie mag ſchildern was ſie will, alles wird reizend unter ihrer Darſtellung, die nie ein Blendwerk iſt, ſondern die reine Wahrheit, ſie ſchlägt dieſe und das innere Leben aus allen Gegenſtänden heraus. Die Frau iſt durchaus edel, edlen Geiſtes und Herzens. —

Nachrichten, die aus Paris hier eingetroffen ſind, ſchildern den dortigen Zuſtand als höchſt bedenklich. Louis Bonaparte iſt ſehr ſorgenvoll und bekümmert, harrt mit Ungeduld auf Siegesnachrichten aus der Krim. Alles iſt verloren für ihn, wenn das Unternehmen ſcheitert. Die Finanzen ſind erſchöpft, die Stimmung iſt geſpannt und lauernd, viele Generale äußern Unzufriedenheit, man hört von Unverſtand, von Abenteuer ſprechen, von Hinopfern der Tapfern, von Preisgeben der Nation. Bonaparte ſoll Augenblicke der Verzweiflung haben. Alſo grade ſo wie der Kaiſer von Rußland! Beide tragen die Schuld und die Folgen des Uebermuthes, und gehen

ſie beide jetzt zu Grunde, ſo ſehen wir nur die Gerechtigkeit der Weltregierung! —

Freitag, den 10. November 1854.

Korrekturbogen von Achim's von Arnim Gedichten. Zu dem Unſinn und der Liederlichkeit des Autors nun auch noch die des Druckers! Es iſt eine ſaure Arbeit, doch werd' ich ſie fortſetzen müſſen, ich kann ſie nicht Andern überlaſſen. —

Nachrichten aus Wien. Bedenkliche Zuſtände. Neben der ſtarken, zahlreichen Militairmacht die größte Schwäche der Regierung im Innern, keine Zuverſicht! Man hält nichts für feſt und dauernd, man rechnet auf nichts als auf den Tag. Iſt es hier viel anders? in Paris? in ganz Deutſchland? in ganz Italien? —

Der König wird doch Geiſtliche, ſowohl katholiſche als proteſtantiſche, in die erſte Kammer aufnehmen, aber nicht als durch ihre Stellung berechtigte, ſondern aus perſönlicher Gnadenwahl. Man ſagt, er müſſe Rothſtrümpfe und Violetſtrümpfe haben, der Buntheit wegen. —

Daß die Wahlen der Magiſtrate, Univerſitäten, Ritterſchafts- und Grafen-Verbände zur erſten Kammer noch der Beſtätigung des Königs bedürfen, die Wahlen demnach nur Vorſchläge ſind, erregt viel Mißfallen unter den Betheiligten. Der Demokratie iſt das gleichgültig. „Das preußiſche Oberhaus iſt uns was uns die Schloßkapelle iſt, eine buntgemahlte Rumpelkammer.“ — Das Herzogthum Stettin, das Fürſtenthum Kamin und andre ſolche dem preußiſchen Regierungsweſen längſt fremdgewordenen Benennungen hängen mit der Wappenſpielerei des Herrn von Stillfried zuſammen. —

In Paris und London, aber auch — was mehr ſagen will — in Wien ſind polniſche Vereine thätig, und hier will man neuen Anſchlägen in Poſen, die mit ruſſiſchen Behörden

in Warſchau Verbindung haben, auf der Spur ſein. Ruſſiſche Betreibungen aller Art finden Statt, die man nicht voraus weiß, welcher Art man bedürfen wird; diejenigen, die man nicht wird brauchen können, kann man ſpäterhin ja verläugnen und opfern. —

Die Neue Preußiſche Zeitung lenkt heute gar beſcheiden in Friedenswünſche ein, ſei es daß Sebaſtopol falle oder nicht. Selbſt das Scheitern der Unternehmung der Weſtmächte in der Krim, ſagt ſie, werde dem Kaiſer es nur erleichtern, die Hand zum Frieden zu bieten! Aber die Parthei glaubt nicht an Scheitern, ſondern an Gelingen, und baut deßhalb kleinmüthig vor. — Im Grunde ſteht bei Sebaſtopol alles noch zweifelhaft, und wenn die Sache ſich ferner in die Länge zieht, ſo kann ſie allerdings unglücklich werden. —

„Der Schulmeiſter von Hims“ in den Makamen des Hariri, von Rückert. Den Leader und das Athenäum durchgeſehen. Griechiſches geleſen. —

„Aus dem Tagebuche des Rittmeiſters von Colomb. Streifzüge 1813 und 1814. Berlin, 1854.“ 8. Leichthin geſchrieben und leichthin zu leſen. Mit guter Abſicht wahr zu ſein, aber auch mit der Unfähigkeit etwas hinzuzudichten. Für die Kriegsgeſchichte unerheblich. Höhere Anſchauung und reifes Urtheil fehlen gänzlich. Ein Wachtmeiſter oder Feldwebel konnte auch ſolche Aufzeichnungen machen, es brauchte kein General der Reiterei zu ſein. Uebrigens ſchrieb Colomb mit ſchon geſchwächtem, untreuen Gedächtniß. —

Sonnabend, den 11. November 1854.

Berathung, ob man ſich bei den Wahlen zu Stadtverordneten — am 24. — betheiligen ſolle? Die entſchiedenſten Demokraten, die grollenden, unverſöhnlichen, thun es nicht.

Es bleibt aber freigestellt, jeder hält es nach eignem Gutdünken, nach eigner Zuständigkeit; das Verhalten in diesem Betreff soll keine Spaltung bewirken. Die städtische Angelegenheit ist offenbar eine andre, als die staatliche, bei jener gilt mehr das Stoffliche, bei dieser das Geistige. Die Zusammensetzung der ersten Kammer, weit entfernt, den konstitutionellen Geist zu beleben, schreckt nur noch mehr davon ab, in diese Bahn einzugehen. Auch sieht man ein, daß Preußens Bestand und Entwickelung nicht mehr von innern Antrieben, sondern hauptsächlich von äußern Ereignissen abhängt. —

Die Besorgniß, daß Preußen in der gegenwärtigen Krisis durch die Schuld seiner Unentschlossenheit und Falschheit — wie die englischen Blätter es nennen — große Niederlagen erfahren, und arg gerupft werden könnte, wird von vielen Seiten ohne Hehl ausgesprochen, und theilweise schon, anstatt mit Schmerz, in höhnischer Bitterkeit. Rheinland für Frankreich, Schlesien für Oesterreich, das hört man schon oft; und Posen für Polen, Ostpreußen für Rußland — da würde ja der Wunsch der Kreuzzeitungsparthei, Preußen zu einer Art Hannover oder Mecklenburg herabgebracht zu sehen, vortrefflich erfüllt! Ob es dann aber auch eine Junkerschaft von Gottes Gnaden sein würde, was doch die Hauptsache wäre, das stünde noch sehr in Frage! Hoffen wir, daß es überhaupt so arg nicht kommen wird! Wir sehen so oft mehr Glück als Verstand. —

Griechische Epigramme und Fragmente gelesen, in Goethe's Einzelgedanken und Sprüchen ꝛc. —

Die preußische Regierung beschäftigt sich ruckweise mit der Zeitungspresse; man wünscht Ministerialblätter zu gründen, oder Einfluß auf die vorhandenen Zeitungen zu gewinnen, oder auch diese durch strenge Maßregeln einzuschränken, zu schrecken. Aber alles das geschieht ruckweise, ohne folgerechte

Durchführung, und am wenigſten mit Einigkeit der dabei thätigen Perſonen. Auch möchte ſchwer anzugeben ſein, welche Richtung eingehalten werden ſoll. Was der eine für nützlich hält, dünkt dem andern ſchädlich. Jeder möchte für ſich allein den ganzen Vortheil haben. — Jetzt iſt die Rede davon, daß Manteuffel ein neues Blatt gründen und demſelben beträchtliche Geldmittel zuwenden will; aber auch Hinckeldey möchte daſſelbe thun! —

Sonntag, den 12. November 1854.

Geſchrieben, ein Wort über die Krim und die Kriegsführung dort; man hätte nach der Schlacht an der Alma die ganze Halbinſel raſch einnehmen müſſen, der alte Napoleon hätte es gethan. Frankreich entbehrt ſeiner beſten Generale; Deutſchland und Preußen insbeſondere ſeiner tüchtigſten Vaterlandseiferer! Aber daran denkt niemand, als bis es zu ſpät iſt. —

Bunſen ſpielt noch immer den Staatsmann und Staatsbeamten und thut ſehr wichtig, am meiſten geht er mit Theologen um, und hofft auch von der theologiſchen Seite her wieder die Gunſt des Königs zu gewinnen; doch preiſt er laut den Prinzen und die Prinzeſſin von Preußen. Er hat viele Freunde unter den Engländern, viele beſuchen ihn, aber auch viele Feinde hat er in England, und manche die auf ihren Reiſen durch Heidelberg kommen, äußern ſich mit Verachtung und Haß über ihn, erzählen häßliche Geſchichten ꝛc. —

Nachrichten aus Wien. Man iſt dort in Unruhe wegen Entdeckungen, die man gemacht haben will, hinſichtlich geheimer Verhandlungen, welche zwiſchen Louis Bonaparte und dem Kaiſer Nikolai ſtattfinden ſollen. Man weiß nicht, wen dieſer Bonaparte betrügt, ob den Ruſſen oder die Engländer und Oeſterreicher. Daß er beſonders mit letzteren nicht ſehr

zufrieden ſein kann, müſſen ſie recht gut wiſſen. Doch hofft eine ſtarke Parthei in Wien, es werde gelingen, mit ihm gemeinſam Preußen zu demüthigen und zu rupfen. Der Fürſt von Metternich ſpricht zwar in vieles mit hinein, hat aber in Wahrheit nicht den geringſten Einfluß mehr. Er ſoll übrigens günſtig für Preußen ſein. —

Abends mit Ludmilla zu * gegangen — es kamen Förſter's, ein von Reument empfohlener toskaniſcher General Graf Serriſtori, mit dem Franzöſiſch geſprochen werden mußte, zuletzt General von Pfuel. Der Graf Serriſtori, vor Kurzem noch in toskaniſchem Dienſte und Miniſter, hat früher zum Vergnügen in Rußland gedient, unter Diebitſch gegen die Türken, unter Paskewitſch im Kaukaſus, nach 1830 nahm er ſeinen Abſchied. Er ſcheint ein kenntnißreicher, aufgeklärter Mann, wollte vom Hof und vom Kriegsweſen nichts wiſſen, wohl aber von gelehrten Arbeiten, von Kunſt, Gewerbfleiß. Als die Rede vom Kriege war, bekannte er, daß er zu näherem Antheile an den Ereigniſſen veranlaßt ſei, indem er einen Sohn, ſeinen einzigen, dort habe; man fragte, wo? in der Krim, oder an der Donau? Kleine Pauſe, dann ſagte er kurz: „Il n'est ni plus ni moins qu'aide-de-camp – d'Omer Pacha!“ Welche Ueberraſchung! Allgemeines frohes Erſtaunen und Heiterwerden, Glückwünſche! man war gleich auf vertrauterem Fuß! — Serriſtori erzählte von den Oeſterreichern in Florenz, daß kein Eingeborener mit ihnen umgehe oder nur ſpreche, daß wer es thäte, ſogleich geächtet ſein würde ꝛc. Und ſo durch ganz Italien!

Wir ſind Alle ſo ziemlich dem alten Schlabrendorf gleich, unſer Bürgerſinn ſucht ein Bürgerthum, unſer Staatseifer einen Staat! Wir finden ſie nicht, oder verlieren, die wir zu haben wähnten, und werden darüber alt. „Civis civitatem quaerendo obiit octogenarius“, hatte er ſich als Grabſchrift gewählt. —

Geschrieben und in Rahel's Papieren gearbeitet. — Herr General von Pfuel kam und brachte die Nachricht, der Schlag bei Sebastopol sei geschehen, im russischen Gesandtschaftshause sei große Bewegung, die eingegangenen Nachrichten seien dem Könige zugefertigt worden, daß man sie nicht eiligst veröffentliche, sei schon ein gutes Zeichen. Nach seiner Art nahm Pfuel den Fall Sebastopols für gewiß an, und erging sich in Erörterungen, was nun zu thun sei? Er nahm an, die verbündeten Truppen müßten sich theilen, zugleich Odessa und Anapa angreifen, die Tscherkessen freimachen u. s. w. Ich schüttelte zu allem den Kopf, meinte, ein Sturm sei wohl noch nicht erfolgt, vielleicht ein Entsatzgefecht vorgefallen, allein er wollte davon nichts hören, häufte Gründe auf Gründe, aus denen die Niederlage der Russen hervorgehen sollte, die Beschaffenheit der Krim, deren Umfang er viel zu groß annahm. —

Herr Lewes besuchte mich; er hatte mit Miß Evans gestern Nathan den Weisen aufführen sehen, beide waren entzückt von dem Drama, wunderten sich, daß es hier nicht verboten sei. Pfuel ging erst um 2 Uhr. Ich hatte ihm meine Ansicht über den russischen Kaiser mitgetheilt, den ich fähig halte, den nachtheiligsten Frieden zu unterzeichnen. —

Gegen Abend kam Graf von *. Merkwürdige Mittheilungen über den Prozeß des zu dreijährigem Zuchthaus verurtheilten Baron von Köller. Dieser gehört einer angesehenen und reichen pommerschen Familie an, führte aber ein wüstes Leben. — Mehrere Umstände machten den Prozeß zu einem höchst merkwürdigen, das Gericht verfuhr mit großer Schonung. Die Ausschließung der Oeffentlichkeit geschah aus Rücksicht auf die Sittlichkeit, weit mehr aber aus andern Gründen. Es ergab sich nämlich aus den Verhören, daß Köller vom Ministerpräsidenten von Manteuffel gebraucht worden ist, den Polizeipräsidenten von Hinckeldey zu überwachen, daß er aus geheimen

Gesunden und sind dem Kranken verderblich. Ein mildes Thal, ein segensreiches Bad aufzusuchen, wird alsbald sichtendes Bedürfniß, welches zu befriedigen, doch nicht immer so leicht wird! Die Erwähnung dieser Wetterunruhe reißt mich im Gleichnisse zu den Erscheinungen hinüber, die der politische Himmel darbietet; hier sieht es wahrlich nicht minder unruhig und stürmisch aus. Daß das Gewitter im Südosten sich stark zusammenzieht und seinem Ausbruche nahe ist, daran will niemand mehr zweifeln; die Staatskunst faltet die Hände dabei und betet ihr Vaterunser mit großer Andacht. Aber auch über unsern Häuptern unmittelbar trieben schon allerlei Wolken ihr Spiel; es brauste und prasselte kürzlich recht stark um unsere Ohren her; es schien ein finsterer Wintersturm im Anzuge, alles deutete auf gewaltige Ausbrüche und heftige Schrecknisse, da klärte sich wieder der Himmel ein weniges, doch blieben die Wolken noch in drohender Stellung, und so stehen sie auch noch.

Was dieser Sommer unseren persönlichen Erwartungen bringen wird, darüber haben wir kaum Vermuthungen. Meine Frau bedarf einer Reise, eines Bades, die Wahl wäre bald getroffen, wenn nicht so viele besondere Umstände zu berücksichtigen wären, die beinahe jedes Vorhaben wieder verderben. Die Reise nach dem Rhein, wohin Rahel reisen wollte, ich sie aber nicht begleiten könnte, wird wohl unterbleiben.

Der Aufenthalt in Töplitz hat ebenfalls seine besondern Rücksichten. Ein Ausflug nach Hamburg ist für Rahel nicht anziehend. An jedem Vorschlag und Plan hängt eine eigene Bedingung, die jenen verleiden muß, wenn sie auch an und für sich nicht unerfüllbar ist! Es bleibt für das eigentliche Leben zu wenig Raum, wenn die Anstalten dazu so vielen erfordern. —

Fonds ein Gehalt von 1800 Thalern dafür bezogen; indeß war Hinckeldey klüger, und ließ den Köller überwachen und Manteuffel'n dazu! Köller bekam auch von Manteuffel mehrere tausend Thaler, um dessen Wahl zur Kammer hier durchzusetzen, diese Bestechungsgelder hat er indeß nur zum kleinern Theile gebraucht, den größten Theil für sich eingesteckt. „Denken Sie doch, was das für ein Aergerniß gegeben hätte, wenn öffentlich vorgekommen wäre, daß der Ministerpräsident selber sich Wahlbestechungen erlaubt und dazu die Staatsgelder mißbraucht hat!" Ich denke vielmehr, daß die Pflicht des Gerichtes sei, dem ein Verbrechen bekannt wird, dies ohne Ansehn der Person zu verfolgen und zu bestrafen. „Die preußische Rechtspflege ist durch politischen Einfluß schrecklich verdorben, sie ist eine Dienerin der Oberbehörden, des Hofes geworden!"

Telegraphische Nachrichten aus St. Petersburg und aus Paris. Heißer Kampf bei Sebastopol am 5. aber nichts entschieden. —

Dienstag, den 14. November 1854.

Die Ereignisse am 5. vor Sebastopol waren eine wahre Schlacht, allem Anscheine nach standen die Franzosen im Vortheile, die russischen Angriffe mißlangen. Die russischen Berichte, die seit Kurzem etwas aufrichtiger werden, bekennen es. (Sie müssen wohl etwas aufrichtiger sein, die früheren Aufschneidereien und Verschweigungen machten den schlimmsten Eindruck.) —

Abends kam Herr Oberlandforstmeister von Burgsdorf, und erzählte mancherlei. Den König liebt er, aber den Hof und das Regierwesen haßt er, die Pfaffen, die Schmeichler. Von Manteuffel, den er genau kennt, hat er eine sehr geringe Meinung, er gesteht ihm weder Geist noch Talent zu, nur die pure Mittelmäßigkeit. — „Er zeigt seine schönen Hände; ein

Mann mit schönen Händen, da ist nie was Rechts dahinter!“ Uebrigens wisse Manteuffel unter allen Umständen sich selbst gut zu bedenken. Vom Kultusminister von Raumer erzählt er und verbürgt es mit seinem Ehrenwort, derselbe habe, als er Vizepräsident war, in Burgsdorf's Hause, als vom Minister Grafen zu Stolberg die Rede war, mit Bitterkeit geäußert, das sei ein Minister, der zu weiter nichts tauge, als daß man ihn an der Laterne aufhänge, da werde er zwar nicht leuchten, aber doch dem Lichte nah sein. Vom Präsidenten von Gerlach erzählt er auch hübsche Stückchen. Er kennt dieses Gezücht genau. Raumer ist jetzt der größte Frömmler. —

Mittwoch, den 15. November 1854.

Nachrichten aus Paris und London, Fortsetzung der Rüstungen. Lord Palmerston in Paris erwartet, vertraute Berathungen mit Louis Bonaparte; man fürchtet, es kommen feindliche Absichten gegen Preußen an den Tag! Preußen gilt als geheimer Bundesgenosse, Geschäftsträger und Bote Rußlands, den dieses doch jeden Augenblick aufzuopfern bereit ist. Und unser innerer Zustand! Kann der trauriger sein! — (Palmerston traf erst am 15. in Paris ein.) —

In der Augsburger Allgemeinen Zeitung, Nr. 308 und 309 vom 4. und 5. November einen guten Aufsatz von Dr. Heffner gelesen über einen meiner alten Lieblinge Augerius Gislenius von Busbeck; es freute mich herzlich, die mannichfachen Verdienste des trefflichen Mannes in gebührenden Ehren dargestellt zu sehen. —

„Rußland's soziale Zustände von Alexander Herzen. Aus dem Russischen. Hamburg, 1854.“ Sehr feurig, keck und einschneidend. —

„Jahrbuch für deutsche Litteraturgeschichte. Von August Henneberger. Erster Jahrgang. Meiningen 1855.“ 8. Darin:

„Ueber Goethe's Satyros, von Düntzer", und „Friedrich von Hagedorn, von Karl Schmitt," letzteres breit und nicht genügend. —

„Leſſing's Proteſtantismus und Nathan der Weiſe, von Dr. Aug. Wilhelm Bohtz. Göttingen, 1854." Nicht ſcharf genug. —

Busbeck brachte aus dem Oriente unter andern die Roßkaſtanie und den ſpaniſchen Flieder (Lila) nach Europa. —

Der Herzog von Gotha, heißt es, will aus dem preußiſchen Kriegsdienſt ausſcheiden. Er iſt Generalmajor. Seine Vorliebe und Zuneigung für Preußen wird ihm übel belohnt.

Donnerstag, den 16. November 1854.

Die Zeitungen bringen die öſterreichiſche Inſtruktion für den Präſidialgeſandten am Bundestage, Herrn von Prokeſch, über die orientaliſchen Angelegenheiten, die nöthigen Erklärungen und Rüſtungen des Bundes; Oeſterreich dringt ſtark an, droht den Bund ſeinem Schickſal zu überlaſſen, klagt über Preußen. Eigentlich lauter Ohrfeigen für dieſes, und das Schlimmſte iſt, dieſes muß ſie hinnehmen! — Preußen hat andere Geſchäfte! Veränderung der Namen ſeiner parlamentariſchen Formen; keine Kammern mehr! ſondern ein „Herrenhaus" und ein „Haus der Abgeordneten", beide zuſammen „Allgemeiner Landtag". Die Bezeichnung „Herrenhaus" wird als eine der unglücklichſten angeſehen. Rein ſtändiſch iſt das ganze Weſen noch nicht; der König hofft aber, es dahin zu bringen. Qui vivra, verra! Bei all dieſen Dingen iſt kein Segen. Niemand freut ſich ihrer; nicht einmal die preußiſchen Ruſſen, die Kreuzzeitungsleute, die ganz andre Dinge gehofft haben, von denen nur geringe Abſchnitzel in die neue Form aufgenommen worden. Beißende Bemerkungen des Präſidenten von Gerlach und des Profeſſors Stahl, die beide

ihre Rechnung nicht bei der Sache finden. — Die Kammern (Häuser) sind auf den 30. November einberufen. Die Gleichgültigkeit gegen diese Machwerke ist seit der Anordnung des „Herrenhauses“ noch gestiegen! Man spricht nicht davon, außer mit Achselzucken und Naserümpfen. — (In der Verordnung steht noch „Kammern“.)

Man tadelt das deutsche Volk, daß es sich nicht rege, daß es nirgends einen Ausbruch von Unwillen und Zorn zeige, durch keine That oder auch Ungebärde gegen die Knechtschaft auftrete, die auf ihm lastet. Das arme deutsche Volk! Soll es plötzlich, seinem ganzen Zustand und seiner Geschichte entgegen, reizbarer und verwegener sein, als Franzosen, Engländer, Italiäner? Seufzen die nicht ebenso unter Unwürdigen, Verruchten, und können im Augenblicke nichts dagegen ausrichten? Laßt mir das deutsche Volk ungescholten! Es ist so brav und muthig und stark als irgend eines, aber — es ist nicht beisammen, und alle Bestrebungen seiner Fürsten gehen dahin, es nicht zusammen kommen zu lassen!

Ich bin jetzt im siebzigsten Jahr, kränklich, gehindert an rüstigem Arbeiten, durch mannigfache Verhältnisse gebunden, keiner neuen Unternehmung fähig; aber ich frage mich, wenn ich dreißig Jahr alt, gesund, allein und frei nur mir gehörig, dabei gegen Tageneth gesichert, voll kühnen Muthes, und raschen Eifers wäre, was könnte ich unter den gegebenen Umständen im Freiheitssinne thun? Ich weiß nichts, als was ich jetzt thue, meine Gesinnung rein halten und sie ausbreiten durch Wort und Schrift, was ich seit fünfzig Jahren unausgesetzt thue. Wer dürfte zu Thorheiten rathen, zu nutzlosen, bedauernswerthen Versuchen, wer möchte an bloßen Unarten Freude haben? —

Geſchrieben. Bemerkungen über unſre neueſten Häuſer, Herrenhaus und Haus der Abgeordneten; ob es dabei bleiben wird? — Beſuch von Herrn General von Pfuel; während drei Stunden kam alles Mögliche vor, auch Kanarienvögel und Schachaufgaben, beſonders aber Mittheilungen aus früherer Zeit. — Aus der Krim nichts Neues; Pfuel aber iſt unerſchöpflich in Berechnungen und Folgerungen. — Geſtern früh ſtarb in Charlottenburg Frau von Waldow, im dreiundachtzigſten Jahr. Meinen Brief hat ſie nicht mehr bekommen. Sie hatte längſt ausgelebt, nichts mehr zu hoffen. Friede mit ihr! —

Die Nichtaufnahme des Landraths von Elsner in die geographiſche Geſellſchaft hat noch weitere Folgen. — Auch unter den Offizieren war die Frage angeregt, ob ſie nicht ausſcheiden müßten? Eine Verſammlung war deßhalb beim Grafen von Voß (dem rothnaſigen), aber die Sache wurde durch die Bemerkung abgebrochen, daß die Prinzen der Geſellſchaft angehörten, ſo lange die blieben, müßten es die Offiziere auch. —

Unſere Zeitungen alle haben von der Polizei die beſtimmte Weiſung empfangen, ſich aller Kritik der Anordnungen in Betreff des „Herrenhauſes“ zu enthalten. Die Polizei hat dazu keine Befugniß, aber die Macht, ihren Willen geltend zu machen. Sie kann die Zeitungen alle Tage wegnehmen laſſen, und wenn das Gericht nach Monaten ſie wieder freigiebt, ſo haben doch die Leſer inzwiſchen keine gehabt. Nichts kann in Preußen ohne Polizei geſchehen, kein Verkaufen, kein Ausruf, kein öffentlicher Anſchlag, keine Vorleſung, kein Hausunterricht, kein Zimmervermiethen, kein Gewerbe, ja das Verleihen der Bücher ſteht unter Aufſicht! —

Man rühmt mit Stolz das prächtige Denkmal, die große Säule, die den am 18. März 1848 in Berlin vor den Barrikaden gefallenen Soldaten errichtet worden, man freut ſich der

wiedererrungenen Macht, die ein ſolches Denkmal aufrichten konnte. Aber thöricht vergißt man, daß ein ſolches Denkmal auch der Gegenſeite miterrichtet iſt, es iſt die Erinnerung an jenen 18. März und die Welt wird es nicht vergeſſen, daß an jenem Tage Hof und Regierung und Kriegsmacht erlegen vor dem Zorn und der Tapferkeit des Volkes, welche Feier den Volkskämpfern zu Theil wurde, welche Fahnen ein halbes Jahr lang nach jenem 18. März in Berlin wehten, welche Kokarde ſeitdem das Kriegsheer trug. —

Sonnabend, den 18. November 1854.

Ich habe heute in ſtillen Stunden Veranlaſſung gehabt, auf meine bisher durchlaufene Lebensbahn prüfend zurückzuſchauen. Ich habe wiederholt in großen Gefahren geſtanden, die ich als ſolche nicht erkannte, und nur jetzt erſt vor ihnen zurückſchrecke, da ſie längſt vorüber ſind, viele eifrige Wünſche, deren Erfüllung mir mein Glück zu ſein ſchien, wurden mir nicht gewährt, zu meinem Glück, denn dieſes lag nicht in ihnen, ſondern in andern Dingen. Begehrte Wege, auf denen ich ſchöne Ziele erreichen konnte, mußt' ich aufgeben, um Beſſeres zu erlangen. Ich ſtieg unaufhörlich, ſelbſt durch Unfälle zu Erfolgen, und bis zu Rahel's Tode war alles mir ſteigender Gewinn! Seitdem aber nur einiges! Mein Beruf hat ſich noch ferner behauptet und erhellt; das Glück aber blieb ſtehen als Andenken und Erinnerung! — Wenn ich auf meine Jugend zurückblicke, auf dieſe Zurüſtungen und Anläufe, ſo muß ich mir ſagen, es iſt alles weit beſſer geworden, als ich es dachte, das Ganze ein leidliches Schauſpiel, das ſo nicht zu werden verſprach. —

Briefe aus Paris argwöhnen, der — Louis Bonaparte könne plötzlich mit Rußland Frieden machen, und England und Oeſterreich dabei verrathen. Daß letztere beide ihm mißſ-

trauen, iſt gewiß, und ſie haben allen Grund dazu. Er beſtraft Alle, die ſich mit ihm einlaſſen, und ſie werden noch alle dieſen ihren geprieſenen Staatsſtreicher und Staatsretter zu verwünſchen haben. —

Wie in allen menſchlichen Dingen, ſo geht es auch in den politiſchen, man fängt ſie mit Eifer und Gewiſſenhaftigkeit an, und läßt allmählich in beiden nach; durch das wiederholte Beiſpiel der Vernachläſſigung, der Unordnung und des Gehenlaſſens werden auch die redlichſten Männer zuletzt angeſteckt, oder doch ermüdet, und daher geſchieht es, daß meiſtens die Schufte und Lumpen den Platz behaupten und ſich's wohlſein laſſen. —

Sonntag, den 19. November 1854.

Frau Bettina von Arnim ſoll noch in Weimar und dort unpäßlich ſein. Man erzählt Abenteuerlichkeiten von ihr.

Der Druck der Arnim'ſchen Gedichte hier ſteht ſtill, die Druckerei wartet auf Papier. — Herr Lewes erzählt, Bettina habe ihm einſt geſagt, erſt habe ſie Jeſus Chriſtus geliebt, und darauf Goethe. Weder ſchön, noch ſchicklich, noch wahr ausgedrückt! —

Montag, den 20. November 1854.

Die Art, wie die Vaterlandsliebe jetzt wieder in Deutſchland getrieben wird, zum Theil von denen, die das Vaterland eigentlich verrathen, ſeine Sache zu Grunde gerichtet haben, iſt mir ein Gräuel! Die Anſchuldigung iſt leider eine weitumfaſſende, ſie trifft ganze Klaſſen, die unter ſich nichts weniger als einig ſind, zuvörderſt die wortbrüchigen Fürſten alle, dann die nicht minder wortbrüchigen Gothaer, ein ſehr ver-

breitetes Geſchlecht, das mit Kenntniſſen und Talenten reich ausgeſtattet iſt, wegen dieſer in verdientem Anſehen ſteht, und deßhalb auch ſtets mit Wort und Schrift wirkt, aber auf politiſchem Gebiete die auffallendſte Unfähigkeit und Schwäche zeigt. Wenn die öſterreichiſche, die preußiſche, die baieriſche Regierung jetzt von Deutſchland reden, daß ſie deſſen Sache wahrnehmen, ſo iſt das nur ein Gaukelſpiel, das ſie untereinander treiben, und bei dem man mit Figaro fragen könnte: „Wer wird hier betrogen?“ Andere kleinere Schreier ſind nur zum Lachen und zum Ekel. Das hohle Prahlen mit dem Vaterlande iſt vollends ganz undeutſch. Wir Deutſchen können das Vaterland nicht ſo lieben, nicht in derſelben Art, wie der Franzoſe, der Engländer, ja ſelbſt der Ruſſe, das ſeine; bei dieſen fällt Land und Staat in Eins, bei uns iſt das unmöglich; die andern können für das Vaterland noch partheiiſch und eifrig ſein, wo daſſelbe in falſcher Richtung, im Unrecht, oder in der Unterdrückung iſt, ſie haben es mit grober Wirklichkeit zu thun, ſo kann der Preuße auch noch Preußen, der Baier Baiern lieben, aber der Deutſche nicht Deutſchland, das ein edleres, idealeres Vaterland iſt, und zu rohen Verknüpfungen ſich nicht hergiebt; will man ihm eine Wirklichkeit aufnöthigen, die es nicht hat, ſo wird eine närriſche Phantaſterei daraus, die zu den verderblichſten Täuſchungen, zu den ſchändlichſten Betrügereien mißbraucht wird!

Der General-Polizei-Direktor von Hinkeldey will für den Beſchützer der Preſſe gelten, und läßt ſich dafür öffentlich loben. Er hat es durch die unaufhörlichen Scheereien, Wegnahmen, Anklagen, Verwarnungen, Rathſchläge, dahin gebracht, daß keine unſerer Zeitungen mehr wagen darf, einen Miniſter namentlich zu tadeln oder perſönlich anzugreifen, nur einzelne Maßregeln dürfen noch einer ſachlichen Kritik unterzogen werden, und auch dies nur mit größter Vorſicht. So oft es verſucht wird, erhebt ſich am Hof und in den oberſten

Behörden gleich ein Staunen, ein Zorn und ein Lärmen, als ſei das Ungeheuerſte gewagt worden. —

Man möchte gern verordnen, daß die Zeitungen den Wortlaut der Kammerreden nicht mehr ganz geben dürfen, am wenigſten die ſtarken Ausfälle gegen Miniſter; man weiß es nur noch nicht anzufangen. Die Zeitungen verantwortlich zu machen und vor Gericht zu ſtellen wegen ſolcher Aeußerungen, die an ihren Urhebern nicht geſtraft werden können, und in den ſtenographiſchen Berichten ſtehen, iſt doch gar zu unſinnig. Aber man wird am Ende doch den Unſinn annehmen. Sie *können* keinen Tadel vertragen, die Jammermenſchen, ſie können's nicht, *ſie* nicht! —

Dienstag, den 21. November 1854.

Außer ſeinem allmächtigen Gott will der Menſch auch ſeine Götter haben, nenn' er ſie Heilige, Genien, Helden, oder auch nur Fürſten. Wenn es ihm an dieſen fehlt, hat er eine traurige Zeit. Wie ſchlecht ſteht es darin jetzt mit uns? Wie geſegnet war das achtzehnte Jahrhundert! Friedrich der Große und Joſeph der Zweite, Kant, Goethe, Voltaire, Rouſſeau! —

Es hat jemand die Bemerkung gemacht, daß trotz aller herrſchenden, begünſtigten und belobten Augendienerei und Höflingseifrung, doch nur äußerſt ſelten ein Gedicht vorkommt, welches dem Könige, der Königin, den Prinzen, oder gar den Miniſtern gewidmet iſt. Die frühere Zeit war hierin viel eifriger und befliſſener, und brachte ſolchen Perſonen oft Gutes, ſogar das Beſte, reichlich dar. Jetzt wird nur das ſchlechteſte Zeug zu ſolchen Zwecken verwendet. Der König ſoll ſchon mehrmals über dieſen Mangel ſich unzufrieden bezeigt haben; er möchte, ſagt man, gar zu gern beſungen ſein, aber freilich nicht in der Art wie Heine, Herwegh und Freiligrath es ge-

than haben! Seine schwerbezahlten Tieck und Rückert haben ihn übel getäuscht, und Kinkel, der ihn früher besungen, ist sogar umgeschlagen. —

Ich mag es noch so gut wissen, und es mir vorhalten, daß alle Rückschritte, die wir machen, nur dazu sind, um den neuen Anlauf zu verstärken, daß die Trostbuben der Geschichte die Scheitern zusammentragen, die dann plötzlich angezündet in Flammen aufgehen, daß die wachsende Reaktion zugleich die wachsende neue Aktion ist: das innerste Gefühl sträubt sich gegen diesen Trost, immer nur aus dem Schlechten das Gute hervorgehen zu sehen. Die Bande, von denen man weiß, daß die Spannung sie sprengen muß, immer enger um die Brust gezogen zu fühlen, ist eine unerträgliche Beklemmung! Die Raumer'schen Regulative für den Volksunterricht lassen mich diese Beklemmung schmerzlichst jetzt empfinden. —

Mittwoch, den 22. November 1854.

Nachrichten aus Turin. Ganz Italien ist in fieberhafter Aufregung, heißt es, und verlangt nach Erhebung, nach Revolution; man habe in Deutschland keinen Begriff von dem Haß und der Verachtung, die man in Italien gegen alles Bestehende hegt, gegen die Kirche, gegen die einheimischen Regierungen, gegen die fremden. Alle Geister harren auf neue Gelegenheit revolutionairen Ausbruchs; nur die Uebermacht roher Kriegsgewalt vermag diesen noch zurückzuhalten. An eine Versöhnung, an allmähliches Sichschicken in die jetzige Lage der Dinge sei nicht zu denken, das kommende Geschlecht wächst in die Gesinnungen und Leidenschaften hinein, die das frühere ihm überliefert, und dauere es noch hundert Jahre so fort, auch nach hundert Jahren wird Italien zur Revolution bereit sein, zur Abschüttelung des Joches der Einheimischen

Große Betrachtungen drängen ſich mir auf, neue Gedankenreihen ziehen mir durch den Kopf, ich gewinne und lerne jeden Tag unendlich, und Geiſtesleere iſt es nicht, worüber ich klagen dürfte. Aber darſtellen, ſchreiben, reden ſogar, verlerne ich jeden Tag mehr, da zu allen dreien immer weniger Gelegenheit offen ſteht. Ich habe meinen Umgang wie meinen Briefwechſel eingeſtellt, und ich glaube ſehr wohl daran gethan zu haben. Zu was hilft es, dem entſchiedenen, ausgeſprochenen Karakter einer Zeit als Einzelner zu widerſtreben? oder ihm in großen, weitläufigen Kämpfen einen kleinen, jedoch nur abgeriſſenen und verkümmerten Tagesvortheil abzugewinnen, zu dem doch alles Uebrige nicht paßt? Weit beſſer, einer jeden Zeit willig ihre Gebühr zu geben, dieſer jetzigen — Schweigen, ſie wird ja auch vorübergehen und eine andere folgen.

Wie leben Sie, mein theuerer Freund, und was treiben Sie? Werden Sie eine Sommerreiſe vornehmen? Sind Sie geſund und Ihr lieber Kleiner? Schenke der Himmel Ihnen ſchöne, glückliche Tage, und mögen Sie in reicher Fülle genießen, was dieſe Tage darbieten! —

Sie werden in Paris bald den Geheimerath Koreff ankommen ſehen, der ſeine Reiſe endlich angetreten hat. Wir ſind diesmal in Unfrieden auseinander gegangen, er hatte mir ſeit einiger Zeit ſeine ſchlechteſten Seiten zugekehrt, die Lüge, die Prahlerei, die Zweizüngigkeit, die frechſte Schamloſigkeit im Richtigen und Verkehrten, ich wollte und konnte ihm meine Meinung darüber nicht vorenthalten. Dies zur Notiz, damit Sie wiſſen, wenn er von mir ſprechen ſollte, daß nicht ein Freund ſpricht.

Viele herzliche Grüße von Rahel, die Ihnen mit lebhafteſter Zuneigung eingedenk bleibt und mit mir auf günſtigere Umſtände hofft, die uns nicht bloß durch Briefwechſel

und Fremden. — So steht es nun freilich in Deutschland nicht; hier sind die Gemüther verfehmlich, und die Gewöhnung wirkt allmächtig. Aber die Zustände selbst sind revolutionair, und lassen es zu keiner rechten Beruhigung kommen! Die Menge des Volks ergiebt sich dem Zwang auf einige Zeit, aber es bleiben Männer und Jünglinge genug übrig, die vom Geiste der Freiheit ergriffen nur an Zerbrechung dieses Zwanges denken, und das mißlungene Jahr 1848 als ein gelungenes zu widerholen hoffen. —

Ueber das „Bürgermeister-Geschmeiß", das von allen Seiten auf Lebenszeit in die Erste Kammer eindringt, wird vielfach geschimpft, am heftigsten von den Junkern, die sich solchen „Bürgerkreps" schämen. Leider ist es wahr, daß in ganz Preußen seit den letzten Jahren in diese Magistratstellen durch die herrschenden Umstände nur die allerschlechtesten Lumpen, die knechtischsten Bursche gelangt sind. Man wollte nur solche. „Krausnick, Greddeck-Olfers ꝛc. ꝛc.!" Wenn die Mediatisirten Lehnstühle bekommen, sollten jene billig nur Schemei haben! —

Betrachtung über Sitten und Lebensart: sie werden besser, das will ich nicht läugnen, aber fürerst nicht feiner, nicht angenehmer. Wie selten findet sich jemand, der den Anstand und die Höflichkeit früherer Zeiten noch übt, noch weiß! Die Virtuosität des gesellschaftlichen Lebens, eine so wohlthuende, mildernde, erhebende Kunstmeisterschaft, verschwindet selbst bei den Franzosen. Und wahrlich, es war viel Edles, Schönes, Menschenfreundliches in diesem Gebiet erzeugt, bewahrt, angeregt, welches jetzt vermißt wird. In diesem Betreff bin ich nicht demokratisch gesinnt. Doch hat es in manchen Beispielen den Anschein, als sei das Vermißte auch in den aristokratischen Kreisen nicht mehr zu finden. —

Der Theologe Wuttke von Breslau ist hier unerwartet als Professor der Universität angestellt worden; die Universität wußte nichts davon. Er war bisher den Frömmlern ver-

dächtig, man witterte Schleiermacher'sches und Hegel'sches in ihm. Nun aber hat ihn Hengstenberg — eine Hauptperson im Raumer'schen Ministerium — unter seine Flügel genommen. Man argwohnt, daß Wuttke ihm arge Versicherungen und Bürgschaften gegeben habe! —

Donnerstag, den 23. November 1854.

Die Nationalzeitung greift die vom Kultusminister von Raumer für den Volksunterricht erlassenen Regulative kühn und gründlich an, zeichnet deren Anmaßung, Verderblichkeit und Dummheit. Wöllner ist ein aufgeklärter Freigeist gegen diesen Raumer! —

Den König haben die Festsetzungen über die Hoffeierlichkeiten bei der bevorstehenden Vermählung in diesen Tagen sehr in Anspruch genommen; es sind ein paar kleine Abweichungen von dem früheren Zeremoniell beliebt worden. Dem Publikum erscheint es nur lächerlich, daß der Oberst-Truchseß dem Könige die Suppe, der Oberst-Schenk ihm das Trinken darreicht, jeder Kellner sagt man, verstünde das geschickter zu machen. Auch spottet man über das „St", den großen Zuwachs, den der Titel der Hofämter bekommen hat; sonst gab es nur Ober-, jetzt heißt es Oberst-, die Hofschranzen selber machen sich darüber lustig. Ich mag nicht niederschreiben, was sie alles sagen! —

Berathungen der nordamerikanischen Diplomaten in Europa zu Ostende, die Erwerbung von Cuba betreffend. „Das ist was anders!" heißt es in einer holländischen Grabschrift auf Tromp. —

Der Falkenthal'sche Meineidsprozeß ist auf unbestimmte Zeit aufgeschoben worden, weil die Anklage noch Zeugen finden will. Falkenthal hat nämlich geschworen, den Befreier Kinkel's,

den Studenten Schurz, nicht gekannt zu haben; die Person hat er freilich gekannt, aber unter einem andern Namen, und erst in später Zeit erfahren, daß diese Persönlichkeit dieselbe sei, die Schurz heiße. Auch der Schließer, der Kinkel's Flucht begünstigt hat, ist wieder verhört worden. Diese Kinkel'sche Sache wird mit gehässigster Schärfe behandelt, man will darin einen höhern Orts noch ungestillten Zorn und Grimm erkennen.

In Madrid wurde am 7. November ein Schauspiel aufgeführt, dessen Stoff die Hinrichtung Riego's war. Das Publikum ließ Riego'n und Espartero'n, der unter den Zuschauern wahrgenommen wurde, hoch leben. Ein Zeitungsblatt feierte die am 8. November 1823 stattgehabte Hinrichtung durch Trauerrand, und durch furchtbare Verwünschungen des brudermörderischen und feigen Königs Ferdinand des Siebenten. —

Freitag, den 24. November 1854.

Die Nationalzeitung setzt ihren Angriff auf des Ministers von Raumer Regulative für den Volksunterricht muthig und geschickt fort; die Ueberlegenheit des Geistes und der Kenntnisse ist so groß, daß der Minister, wenn es nur auf diese ankäme, mit Schimpf und Schande auf dem Rücken läge und alle Viere von sich streckte. Aber die rohe Gewalt steht ihm zur Seite, mit diesem Beistand kann auch ein Orangutang sich als Minister gebärden. Wie es mit dem Machtwesen beschaffen ist, hat man noch nicht genug ergründet; es ist viel Maschinenartiges, aber auch etwas Geheimnißvolles dabei, wie wäre es sonst möglich, daß einzelne Menschen, trotz allgemeinen Hasses, allgemeiner Verachtung, im Besitze der Macht bleiben, sich behaupten! Daß sie auch im Besitz aller Macht und Herrlichkeit elend und nichtswürdig bleiben, das ist eine andre Sache; dies können sie nicht ändern. —

Böckh sendet mir seine Festrede vom 15. Oktober mit freundlichen Empfehlungen. – In Böckh's Rede ist manches Gute, sehr viel Geschicktes; das Beste ist die lobende Würdigung Fichte's, des edlen Fichte. —

Die zweite Hälfte der von den Kammern bewilligten 30 Millionen Thaler wird jetzt durch Anleihe flüssig gemacht. Wo will das hinaus? Ohne Rüstung, ohne wirkliches Auftreten! Was soll erst werden, wenn die Truppen in's Feld rücken, wenn ein mehrjähriger Krieg geführt werden muß? —

Der König will durchaus, daß Werder als ordentlicher Professor angestellt werde, er liebt ihn wegen des Columbus. Allein der Minister von Raumer und die Frömmler sind gegen den Hegelianer, der auch noch nicht einmal peccavi gesagt, und die Universität ist ebenfalls gegen ihn. „Die Universität wird gewöhnlich gefragt bei neuen Anstellungen, bei solchen aber, die man als besonders wichtig ansieht, wird es unterlassen. Man ist höflich, so lange man es bequem findet, dann aber plötzlich einmal grob, und dann schweigt alles.“ —

Sonnabend, den 25. November 1854.

Nachmittags kam Graf von Wartensleben; wir gingen seine Familienpapiere durch und besprachen frühere Verhältnisse. An einem genealogischen Faden läßt sich ganz angenehm ein Gang durch die Geschichtsereignisse machen. Man sieht dabei recht deutlich, wie viele Herrlichkeit und Macht spurlos zu Grunde geht. Einem jungen Offizier ist ein Regimentskamerad, eine Schauspielerin, ja ein schönes Pferd im Augenblicke mehr werth, als alle seine Ahnen, deren Urkunden und Bilder. —

Der Faktor der Trowitzsch'schen Buchdruckerei brachte mir den zweiten Bogen der Arnim'schen Gedichte. Große Noth!

Der Setzer kann die Arnim'sche Handschrift noch weniger lesen, als ich, er läßt ganze und halbe Zeilen zur Ausfüllung leer. Ich weiß mir dabei nicht zu helfen. Es war mir bei der Botschaft, als wäre mir eine frische Wunde geschlagen, so fühlt' ich das Unheil, und wurde es den ganzen Abend nicht los. Alle Stimmung war dahin. Bettina, Bettina! Was hat sie mir aufgebürdet! Es thäte noth, ich schriebe alle Arnim'schen Gedichte selbst ab, oder noch besser ich dichtete sie neu! —

Wie traurig sieht es in dem armen Würtemberg aus! Der König ist ganz in Nichtigkeit verfallen, läßt die Mächte und den Bundestag und die Reaktion walten! Dem Lande soll eine ungeheure Last aufgebürdet werden in Entschädigungssummen, die der Adel verlangt und die der Bundestag ihm zuspricht. Das wird schlimme Folgen haben, nicht jetzt gleich, aber künftig; der Adel wird seinen jetzigen Gewinn büßen! — Zu gleicher Zeit herrscht Dunkelwesen und Polizeigewalt. Dem Professor Roßmäßler sind in Stuttgart seine geologischen Vorlesungen verboten worden. Beim Buchhändler Göpel war Haussuchung wegen eines Buches, das man von Diezel verfaßt glaubte, da die Handschrift aber eine andre war, so stand man von weitern Dingen ab. —

Klose fragt nach dem Ursprung des Spruches „habent sua fata libelli". Die Philologenversammlung in Altenburg wußte es nicht; man glaubte, er sei von keinem Alten; in Dresden sagte jemand, er sei von Erasmus. Späterhin sagte mir Böckh, er sei aus dem Terentianus Maurus.

„On meurt deux fois, je le vois bien;
Cesser d'aimer et d'être aimable
Est une mort insupportable,
Cesser de vivre ce n'est rien.

Voltaire.

Sonntag, den 26. November 1854.

Ich begann den Tag mit der Arnim'schen Korrektur, bei der ich Augen und Verstand schmerzlich anstrengen mußte. Arnim's dichterischer Ausdruck erscheint oft als Unsinn, weil er durchaus mit Versformen und Reimen entzweit war, — er hätte nur in Prosa schreiben sollen, wo ihm Vers und Reim, wie doch oft genug gelingen, ist es ein Glücksfall, — kann man nur eine Zeile nicht lesen, so will man einen klaren Sinn herauschiffern, während der rechte eben nur ein sehr unklarer ist. Nachdem ich mich weidlich abgequält, und einen Abschluß mehr erzwungen als gefunden hatte, ging ich aus, um Luft zu schöpfen, mit Ludmilla. Besuch beim Geheimrath Böckh; er war sichtlich erfreut. — Großes Lob Fichte's, „das war doch noch ein Mann!" Ueber die Philologen klagte er auch, die meisten trieben ihre Sache blos als Pedanten, als geistlose Wortklauber; ich erinnerte ihn, daß er seiner Rede ein Wort von Pindaros, ohne ihn zu nennen, einverleibt habe, er wußte nicht was ich meinte, nachdem ich die Stelle genannt — *ἀμέραι δ' ἐπίλοιποι μάρτυρες σοφώτατοι* —, sagte er: „Ja da sehen Sie gleich ein Beispiel der spitzfindigen Klügelei, da hat einer vorgeschlagen, anstatt des guten *σοφώτατοι* das schlechtere *σαφέστατοι* zu setzen!" Darauf noch über Galusky, Hasfeldt, Navaisson ꝛc. —

Man sagt, das Ministerium beeile sich, die zweite Hälfte des Anlehns von dreißig Millionen flüssig zu machen, bevor noch die Kammern eröffnet werden, da nachher eine neue Erlaubniß nöthig sein würde. Ein Bedürfniß zum Gebrauch ist nicht vorhanden, sogar von der ersten Hälfte sind nur erst, heißt es, drei Millionen verbraucht. — Entwürfe zu einem neuen Wahlgesetz für die zweite Kammer, einer schlechter als der andre. Sie wollen den Unsinn der bisherigen Wahlordnung für die erste Kammer auf die zweite übertragen, doch sind sie noch nicht darüber einig. Sie möchten auch die zweite

Kammer zu einer Adelskammer machen; das ständiſche Prinzip aber forderte eigentlich eine von Bürgern und Bauern. Sie ſollten die zweite Kammer lieber ganz abſchaffen, und die erſte in zwei Theile ſchneiden, dann haben ſie zwei! — Des dummen Zeugs kein Ende! —

Montag, den 27. November 1854.

Das Montagsblatt „die Feuerſpritze" verliert von heute an ſeinen bisherigen Redakteur Dr. Koſſak; ſehr ſchade! er war ein wackerer Kämpfer und voll guter Einfälle. — Geſchrieben; über ein Herrenhaus, das mit Sträflingen bevölkert wird, ein Zuchthaus für vornehme Leute! —

Unterzeichnung eines Zuſatz-Artikels zu dem preußiſch-öſterreichiſchen Vertrag in Wien; Oeſterreich hat in der Form, Preußen aber in der Sache nachgegeben. Am Bundestage nun beide einig!

Rußland erklärt, die vier Garantieen zur Grundlage von Friedensverhandlungen annehmen zu wollen, Preußen glaubt es und will empfehlen darauf einzugehen. Das giebt Spielraum zu neuen Ränken, zu neuen Rüſtungen! Wem iſt hiebei zu trauen? —

Karl von Raumer's Buch über Univerſitäten, oder vierter Band ſeiner Geſchichte der Pädagogik. Für mich ſehr anziehend durch ſeine Erwähnung ſeiner und meiner Univerſitätszeit in Halle, ſeine Anhänglichkeit an Steffens, Schleiermacher und Friedrich Auguſt Wolf. Seine beſſere Gemüthsart überwältigt oft die rohen chriſtlichen Frömmigkeitsauswüchſe, die er ſich äußerlich angebildet hat. Unter friſchen Leuten würde er beſſer geblieben ſein, ſchwächliche Freunde und Gewöhnungen haben ihn früh abgeſchwächt. —

Ich war heute zu folgender Betrachtung veranlaßt: Wenn ich ſteige, dadurch daß ich die Andern, wie hoch ſie auch ſtehen,

zurücklasse, so ist das so ehrenvoll als richtig; will ich aber dadurch höher stehen, daß ich die Anderen herabsetze, so bezeichne ich damit nur, wie tief ich unter ihnen stehe. Das ist politisch wahr und litterarisch. —

Die Regulative für den Volksunterricht hat nach Anweisung des Kultusministers von Raumer der Geheimrath Stiehl verfaßt; dieser und sein würdiger Geselle Geheimrath Wiese sind die Haupthelfer des Ministers in allen Rückgangsmaßregeln. Schinderhannes und Cartouche mit ihren Spießgesellen allen haben nicht soviel Schaden gestiftet und Uebles gethan als diese Grundverderber des Volkes und des Staates, diese Heuchler und Knechte! — (Stahl Mitarbeiter.) — Dieser Geheime Regierungsrath Stiehl hat noch vor ein paar Jahren, als er mit Böckh aus einer Gesellschaft nach Hause ging, auf der Straße laut die freisinnigsten Reden geführt, so dreisten Tadel gegen die Minister ausgesprochen, daß Böckh ihn noch warnte, nicht so laut zu reden! Solche Leute liebt und hegt und befördert die Regierung! —

Geheime Nachrichten über Personen, von der Polizei gesammelt, liegen auf dem Polizeiamt in großer Menge geordnet zum Nachschlagen bereit, Verhältnisse, Gesinnungen, Umgang, Aeußerungen, alles wird hier eingetragen, natürlich nach den unzuverlässigsten Angaben der untergeordneten Zuträger, leichtsinnigen oder boshaften Klätscher. Herr General v. Brauchitsch besah mit einem fremden Prinzen das Polizeiwesen hier, und durfte das unter seinem Namen Eingetragene zum Spaß lesen, doch natürlich nur die äußerlichen Angaben, nicht die geheimen.

Dienstag, den 28. November 1854.

Die elenden Regulative sind nun wirklich an die Schulbehörden zur Nachachtung übergeben. Nun sollen ähnliche

für die höheren Schulen ausgearbeitet werden. Auch die Spener'sche Zeitung eifert gegen den Unfug. Verruchtes, heilloses Getreibe der Heuchler und Frömmler! —

Es kommt nun ziemlich an den Tag, daß wie der Kaiser von Rußland im Kriegswesen nur das Untere versteht, so auch Louis Bonaparte von den Einsichten seines Onkels nichts geerbt hat. Der Krieg wird von allen Seiten schlecht geführt; Omer Pascha scheint noch am meisten Feldherr zu sein, allein die Hände sind ihm gebunden. Blut fließt in Strömen, es ist ein wahrer Gräuel! —

Der Deutsche Bund soll also auf Oesterreichs und Preußens Anregung sich wehrhaft zeigen! Mir ist dabei zu Mute, wie im Jahr 1848, als die deutsche National-Versammlung sich durch scheinsame Vorspiegelungen berücken ließ, und eine Stärkung der Kriegsmacht in ganz Deutschland anbefahl. Das heißt den Regierungen, den erschreckenen aber nicht überwundenen Regierungen, Waffen in die Hände geben, die auch schnell genug gegen den Bund gebraucht wurden! Wenn jetzt Deutschland waffnet, wer wird denn streitbar? Die Regierungen, die mit wenigen Ausnahmen alle insgeheim oder auch offen für Rußland gestimmt sind! Wer weiß, in welcher Richtung die Bundeskräfte verwendet werden! In Berlin herrschen die Russenfreunde, in Wien haben sie noch großen Einfluß, — wenn die Westmächte in der Krim großes Unglück haben, so können wir ungeheure Schwenkungen erleben. —

Der russische Gesandte, Herr von Budberg, hat einem hiesigen Hofmann im Vertrauen gesagt, seit der Unterzeichnung des neuen Vertrages zwischen Preußen und Oesterreich, sei Preußen für Rußland nicht mehr zuverlässig, sondern zweifelhaft; er habe auch schon diese Meinung nach St. Petersburg berichtet, er wolle es nicht machen, wie Kisseleff oder Meyendorff, sondern die Wahrheit sagen, auch die unangenehme. —

Hannover hat gegen die preußische Erwerbung des Jahde-

busens Einspruch gethan, sie sei den Verträgen des Hauses Braunschweig mit Oldenburg entgegen. Hannover will an den Bundestag deßhalb gehen, ein Austrägalgericht fordern ꝛc. Preußen beachtet den Einspruch nicht. —

Ein sehr stiller, praktisch mit Erfolg thätiger Mann, der von allem politischen Treiben auch im Jahre 1848 sich fern gehalten hat, „weil er in sich dazu keine Fähigkeit fühlte," sagte neulich ganz kalt und gelassen, zum Erstaunen der paar Freunde, die es hörten: „Ich verlange nur so lange zu leben, bis die Republik da ist, die will ich gern noch mit meinen Augen sehen, dann will ich fröhlich sterben!" —

Mittwoch, den 29. November 1854.

Königliche Ernennungen zur ersten Kammer, lebenslängliche Mitglieder aus persönlichem Vertrauen und vierzehn Kronsyndiker. Der Kehricht des alten Staatsprunkes, ein Sammelsurium zum Ekel, es wird einem ganz jämmerlich dabei! — Herr von Arnim-Krieven, Mühler, Uhden, Savigny, Stahl, Brüggemann, Pernice ꝛc. —

Sturmwinde im schwarzen Meer. Scheitern vieler Transportschiffe und einiger Kriegsschiffe, große Verluste. Bei Sebastopol still. —

In Goethe gelesen. Englisches, Französisches. —

„Sollten die Russen siegen, sollten Preußen und Oesterreich und der Deutsche Bund sich mit ihnen zur neuen Heiligen Allianz vereinigen, die ganze Masse sich gegen Frankreich und England wenden, dann — ist es Zeit auszuwandern, dann wird der Zustand nicht mehr zu ertragen sein, und die Weiterentwicklung, die unfehlbare zur künftigen Freiheit, können wir nicht mehr abwarten, wir müssen den Rest unsres Lebens dann retten!" —

---

wieder nähern, ſondern zum Wiederſehen zuſammen führen! Ein paar Zeilen Antwort von Ihrer Hand, die uns Ihr Wohlſein melden, wage ich doch von Ihrer Güte zu erbitten! Zürnen Sie mir nicht und bleiben Sie meiner Treue verſichert!

Leben Sie wohl, verehrteſter Freund, und erhalten Sie mir die Geſinnung, deren Ausdruck mich ſo oft getröſtet und erhoben hat!

Mit innigſter Zuverſicht

Ihr

K. A. V. v. E.

Wären etwa die étoiles und perroquets ſchon gedruckt, ſo bäte ich um Zuſendung einiger Exemplare! — Bei uns erſcheint nicht viel.

Ich ſehe den Brief mit Aerger und Trauer an; wie wenig habe ich Ihnen geſchrieben und wie viel hätte ich zu ſagen! Beſſere Blätter, als dieſes, waren ſchon für Sie fertig geſchrieben, aber — weil ſie beſſer waren, blieben ſie zurück.

84.

Oelsner an Varnhagen.

Paris, den 12. Mai 1822.

Unmöglich ahnete Ihnen, innigſt Verehrter, Theurer, wie glücklich mich Ihr Schreiben machen ſollte. Schon der bloße Anblick richtete mich auf. Ihm wichen unheimliche Beſorgniſſe. Was hatte ich nicht alles gefürchtet! Verluſt Ihrer Theilnahme fehlte mir noch zu meinen ſonſt ſo herben

Geſchrieben; gegen die Nationalzeitung, die von mir größern Eifer für die Sache der Franzoſen und Engländer verlangt, als ich haben kann. Dieſelben Gründe, die mich beſtimmen, an den Wahlen nicht Theil zu nehmen, beſtimmen mich, den Kriegsgeſchicken nur eine bedingte Theilnahme zu widmen; meine Sache findet dabei keine Stelle. Gewiß ſind mir beſſere Wahlen lieber als ſchlechte, die Erfolge der Verbündeten lieber als die der Ruſſen, — aber meine Leute können nicht gewählt, meine Erfolge nicht errungen werden! Vergeſſen wir keinen Augenblick, daß unſere Sache die der Freiheit, die des Volkes iſt, und dieſe jetzt nicht zur Entſcheidung liegt. —

Die Zeitungen überraſchten mich durch den Bericht von der heute ſtattgehabten Eröffnung unſerer Kammern, — dieſer Ausdruck iſt noch beibehalten. Ich hatte dieſer Geſchichten gar nicht mehr gedacht. Die Thronrede farblos, das Gepränge deſto bunter. In der erſten Kammer ſtanden elf Lehnſtühle leer; die Königlichen Prinzen haben ihre Plätze nicht eingenommen. Die Mediatiſirten ſind ausgeblieben, zum größten Verdruß des Königs; ſie meinen durch den Verfaſſungseid ſich etwas zu vergeben. Die zweite Kammer iſt in ihrer alten geringen Einrichtung geblieben, die erſte dagegen prachtvoll aufgeputzt worden, man ſagt für eine ſehr große Summe habe der Tapezier Arbeit dazu geliefert. „Da wird der Tapezier," bemerkte die Gräfin Mathilde launig, „zur Belohnung ſelbſt Pair werden, wenn er ſich ein Landgut kauft und den Grundbeſitz alt und befeſtigt werden läßt!" Im Ganzen ſpricht man von den Kammern — und beſonders von der erſten — nur mit Verachtung und Spott oder mit völligſter Gleichgültigkeit. —

In Goethe geleſen, in Thackeray; neulateiniſche Gedichte durchgeſehen.

Der König hat den Verdruß, daß die Bevorzugung des alten und befestigten Grundbesitzes, auf die er so viel hält, im Posenschen ganz zu Gunsten der Polen ausfällt, denn die eingewanderten deutschen Edelleute sind alle nur neue Besitzer. Es ist große Lust vorhanden, den Grundsatz durch Willkür abzuändern. Willkür und Laune sollen stets über alles gehen, das ist die Hauptsache. —

Freitag, den 1. Dezember 1854.

Nachrichten aus Wien; die Verhältnisse sind äußerst gespannt, besonders ist man besorgt wegen der Finanzen, man fürchtet alle möglichen Mißgeschicke; die Regierung ist eine der bloßen Gewalt, alles Vertrauen, alle Liebe sind dahin. Der wiederhergestellte, auf ein starkes Kriegswesen gestützte Kaiserstaat ist doch immer in Gefahr plötzlich gesprengt zu werden, seine Bestandtheile streben auseinander. Wäre der Kaiser von Rußland, heißt es, der rechte Mann, er hätte leichtes Spiel mit Oesterreich. — Ja, wär' er der rechte Mann!

Hier ist ein Konstabler, der eine Frau mißhandelt hatte, vom Gericht zu 6 Monat Gefängniß verurtheilt worden. Hinckeldey nahm den Mann nicht in Schutz, und läßt sich nun ungeheuer dafür loben. Aber die brutalen Mißhandlungen, die gegen Demokraten verübt worden, durch den schändlichen Schergen Kaiser, bleiben unbestraft! —

Ein Gutsbesitzer hatte mit den Eingesessenen seines Dorfes sich berathen wegen einer von ihnen zu gründenden Schule; der Landrath klagte, daß man ihn nicht vorher davon benachrichtigt habe; das Gericht aber sprach den Gutsbesitzer frei, der für gutgesinnt gilt. —

Viele Erzählungen und Spöttereien über die letzten Hoffeste, deren Prunk und Aermlichkeit; neue Livreen und Kostüme und Mangel an Speisen; es soll eine wahre Bettelwirthschaft

geweſen ſein; die verhungerten Lieutenants, zuſammen mit eben ſolchen Fräuleins in einen Saal gebannt, öffneten einen Schrank, in Hoffnung, daß Lebensmittel darin ſeien, es fanden ſich aber nur Waſchſchüſſeln und andere Gefäße. Die Stadt iſt voll von Geſchichten der Art, von Knickereien und Mängeln der nöthigſten Dinge. Man ſchimpft allgemein auf die Hofeinrichtungen, und ſpottet über die Anſprüche, die der Hof macht, einer der prächtigſten zu ſein! Man findet, daß die Einfachheit des Hofs unter dem vorigen Könige viel reicher und würdiger geweſen ſei. —

In Thackeray geleſen; im Philoſtrates und Plinius. —

Von Stahr in der Nationalzeitung ein guter Aufſatz über Leſſing's Emilia Galotti und deren letzte Vorſtellung hier auf der Königlichen Bühne. Schönes Lob Leſſing's, herzerfreuend!

Sonnabend, den 2. Dezember 1854.

Die Frage wird aufgeworfen, wie es nur möglich ſei, daß ein ſolches Miniſterium der Mittelmäßigkeit, wie das jetzige preußiſche, ſich ſo lange hält? Die Antwort iſt ſogleich, weil grade ein ſolches den Erforderniſſen am beſten entſpricht; der König würde bei kräftigen, entſchloſſenen, geſinnungsvollen Miniſtern nicht ſelbſt zu regieren glauben, die fremden Mächte von dieſen allerlei fürchten, die Parteien im Lande dieſen ſchroff gegenüber ſtehen; die jetzigen Miniſter ſind wie die Tiſche, auf denen man ſchreibt, wie auch der Inhalt des Geſchriebenen ausfalle, niemanden wird es beikommen, das Holz woraus jene beſtehen, deßhalb zu beſchuldigen. Auch die Kammern entſprechen dieſen Miniſtern, es iſt alles in demſelben Sinn. Die Kraft des Staates, durch welche dieſer noch beſteht und einigermaßen gedeiht, beruht auf den tüchtigen Mittel- und Unterbeamten, die noch aus früherer Zeit übrig ſind, und die Ueberlieferungen eines beſſern Geiſtes fortſetzen, durch

Kenntniß, Ordnung, Redlichkeit. Doch wie weit diese Kraft reicht, ist sehr zweifelhaft; in den obern Regionen hat sie keine unmittelbare Wirksamkeit, wird sie vielmehr — sofern sie in ihrem Wesen erkannt wird — gehaßt und geschmäht, und es ist nicht zu läugnen, daß unser Beamtenstand im Ganzen schon schrecklich verloren hat, an Ehre, an Selbstständigkeit und Gediegenheit. Man will nur Knechte und findet sie in Menge.

Nachrichten aus Paris; Louis Bonaparte sinnt auf außerordentliche Schläge, die ihm vor der Welt neues Ansehen geben, denn er fühlt den Boden unter seinen Füßen wanken. Er soll neue Eröffnungen an Cavaignac und Lamoricière gerichtet haben, er soll bemüht sein Leute von Geist und Talent für sich zu gewinnen; bis jetzt ohne Erfolg; seine besten Diener im Krieg wie im Frieden sind doch nur als Gesindel angesehen, und er selber schämt sich ihrer, mißtraut ihnen. —

Die Russen führen den Krieg mit barbarischer Grausamkeit, tödten die Verwundeten, morden und metzeln noch nach dem Kampf, ihre eignen Verwundeten stechen und schießen auf die Wundärzte, von denen sie verbunden, auf die Offiziere, durch die sie gerettet, gelabt werden. Doch hat im wüthenden Kampfe der menschliche, gesittetere Soldat das entschiedene Uebergewicht über den wilden, thierisch wüthigen. Entsetzliche Beispiele roher Grausamkeit von Seiten der Russen werden in englischen Blättern thatsächlich angeführt. —

Der König ging, als er die erste Nachricht von der Abweisung Elsner's erhielt — man verfehlte nicht ihm diese als äußerste Gehässigkeit gegen die Treue an ihn und sein Haus vorzustellen, — ganz aufgebracht im Zimmer umher, indem er sich wiederholt auf die rechte Wade schlug und immer ausrief: „Es ist gar nicht zu glauben! Es ist zu arg! und darf nicht geduldet werden!“ So erzählen Elsner's Freunde. —

Von Sebastopol geträumt, Kämpfe, Verwundete, wie ich hingekommen, und was ich dort sollte, war unklar. —

Besuch vom Geheimen Rath Böckh; er erzählte manches und sprach überaus frei. Seine großen Kenntnisse und sein starker Geist sind anzuerkennen. — Bald nachher kamen die Herren Kapp, Vater und Sohn; der erstere um Abschied zu nehmen. Ueber die hiesigen Kunstbestrebungen, Bildhauerei, Musik ꝛc. Ueber die politischen Aussichten ꝛc. —

Gestern, in der Monatssitzung der geographischen Gesellschaft, haben die sämmtlichen Offiziere, welche bisher Mitglieder derselben waren, schriftlich ihren Austritt angezeigt. Die Reaktion ist eifrig und verfolgt ihre Sache mit Nachdruck. Es wird ihr heimkommen! Geduld! —

Der König hat sich über die Zeremonie bei der neulichen Vermählung, die immerwährenden Knixe, den Fackeltanz ꝛc. in Spott- und Witzreden lustig gemacht, die den Exzellenzen und Höflingen sehr empfindlich sind. „Warum ordnet er die Zeremonie denn an?“ hört man fragen. Gewiß ist es, daß alle dergleichen Possen, Kostüme, Buntheiten außer der Zeit liegen, altfränkisch und lächerlich erscheinen, in der Zeit, aus der sie herstammen, waren sie in Uebereinstimmung mit allem andern, jetzt wird der Widerspruch, in welchem sie mit allem stehen, täglich größer. Das Brautpaar selber soll nur mit Widerwillen und Beschämung seine Rolle in diesen „Chineserein“ gespielt haben. —

Böckh sagte, der Spruch „Habent sua fata libelli“ sei aus dem Grammatiker Terentianus Maurus, dem Zeitgenossen des Martialis. — Das Vorausgehende „Pro captu lectoris“ hält er für den spätern Zusatz eines Anwenders. —

Englische Blätter bedrohen Oesterreich, wenn es sich nicht bald entscheide, so werde man es gar nicht mehr berücksichtigen, und den in sich zerfallenden Staat künftig als Entschädigungs-

masse betrachten, aus der man die kriegführenden Mächte zufrieden stellen könne; das Schicksal von Polen wird angeführt. Das Gewichtige dieser Drehung liegt in der Wahrheit, daß wirklich Oesterreich wie Preußen nur noch in der Aeußerlichkeit stark ist, jeden Augenblick ist Schwäche, Verfall, Auflösung möglich. Zum Glück für diese Staaten ist aber nur der falsche, nicht der rechte Bonaparte da; was hätte Letzterer für ein gutes und leichtes Spiel! —

Montag, den 4. Dezember 1854.

Nachrichten aus Rußland; wie überall auch dort, was mit dem Hof und der höheren Staatsbehörde zusammenhängt, spiegelt Eifer und Begeisterung für den Kaiser und seinen Krieg vor, das Volk ist ganz gleichgültig, der befohlene Religionsfanatismus will sich nicht zeigen, im Gegentheil wächst Mißmuth und Tadel, daß der Kaiser aus leichtsinnigem Ehrgeiz den schweren Krieg in's Land gerufen, der so schlecht geführt wird. In St. Petersburg liegt aller Handel darnieder, in Moskau leidet man weniger, spricht aber die Unzufriedenheit sich mürrischer und drohender aus. Eine Regierung, die kein Glück hat, die fortgesetzte Unfälle trägt, ist jetzt gleich eine gefährdete! Wie verschieden von sonst! —

Die Zeitungen brachten die Nachricht, daß am 2. Dezember zwischen Oesterreich und den Westmächten ein Bündnißvertrag unterzeichnet worden. Also gleich hinter dem Vertrage her, den jetzt eben Preußen mit Oesterreich geschlossen, und bevor noch der Bundestag sich ausgesprochen hat! Hier wollte man sich schmeicheln, Preußens neuester Vertrag habe geheime Artikel, die Oesterreich hemmen, sich ohne Preußens Einstimmung weiter mit den Westmächten einzulassen; man sieht, daß dies nicht der Fall ist, daß Oesterreich nicht gehemmt ist, oder

der Hemmung trotzt. Preußen erscheint bei allem diesen in kläglichster Gestalt! —

Der König war bei der ersten Nachricht von dem in Wien unterzeichneten Vertrage ganz wie betäubt, nachher aber gerieth er in Zorn, und wüthete heftig, nun sei es Zeit, gleich das Heer mobil zu machen, und mit Rußland vereint über Oesterreich herzufallen. Manteuffel gab ihm in allem Recht, um ihn durch Widerspruch nicht noch mehr zu reizen. Alles am Hofe stimmte ein, Krieg! Krieg! war die Losung, man sprach sich in den wildesten Reden aus. —

Dienstag, den 5. Dezember 1854.

Nachmittags Besuch vom Herrn Grafen von *. Der Eindruck des am 2. d. M. zwischen Oesterreich und den Westmächten ohne Preußen geschlossenen Vertrags erregt hier in allen Klassen Bestürzung, Unwillen, Beschämung. Einige klagen unsern Gesandten in Wien an, andere den Ministerpräsidenten von Manteuffel; warum nicht lieber das Ganze der Staatsleitung, die durch und durch unfähig, falsch und verderbt ist? Sonntagsfeier, Frömmelei, Umkehr der Wissenschaft, Prahlerei, Feigheit, Verschwendung, Eigensinn, Rachsucht, — es gehört alles zusammen. Dabei könnten die fähigsten Gesandten, die besten Generale, denen keine Oberleitung zustände, nichts helfen! — Mittheilungen mancher Art; er weiß und erfährt viel, was ich nicht unmittelbar erfunden kann, dafür bekommt er von mir geschichtliche Aufschlüsse, die ihm fremd geblieben. —

Die Kreuzzeitung berichtet über einen Artikel über Preußen in der neuesten Revue des deux mondes, worin der König, Manteuffel und die Kreuzzeitungspartei furchtbar herunter gemacht werden. Die Angriffe scheinen von Wohlunterrich-

teten zu kommen, das Blatt deutet auf die Parthei Bethmann-Hollweg. —

Der Bundestag, von Oesterreich gut geschult, hat eiligst seinen Beitritt zu dem preußisch-österreichischen Vertrag erklärt. Oesterreich war des Beitrittes versichert, und wartete nicht erst, daß er ausgesprochen würde, sondern schloß mit den Westmächten ab. Für's erste also — kein Rheinbund! — Künftig? Wer weiß? —

(Nachträglich erfahren: Nur erst die Kommission, nicht der Bundestag selbst.)

„Lebenserinnerungen von Christoph Heinrich Pfaff. Kiel, 1854." 8. Vom Prof. H. Ratjen in Kiel herausgegeben. Die trockene und dürftige Aufzeichnung der Lebensgeschicke eines deutschen Gelehrten, dessen frühe Begeisterung für die französische Revolution bald verdampft, und dessen spätere Weltbetrachtung sich im Kreise der Gewöhnlichkeit hält. Der Eindruck unerfreulich. —

Am Hofe schreit alles Wuth und Rache, Preußen soll sich fest mit Rußland verbünden, seine Heere marschiren lassen, in Böhmen einrücken, am Rhein vorgehen, sich Belgiens versichern; die Hofoffiziere überbieten sich in heldenmüthigen Verheißungen. Der König hält Frankreich und England für bereits erschöpft, unfähig zu neuen Kraftanstrengungen; wenn das Unternehmen gegen Sebastopol scheitert, so ist man im Stande, den verderblichsten Täuschungen thöricht zu folgen! —

Der König, vom General Leopold von Gerlach aufgestachelt, hat befohlen, daß alle Offiziere aus der geographischen Gesellschaft austreten. Doch hat es der Prinz Adalbert noch nicht gethan, auch der Prinz Wilhelm von Baden noch nicht. —

Geſchrieben; über den Jammer der politiſchen Zuſtände; nirgends in Europa, mit Ausnahme Spaniens, iſt jetzt die Freiheit voran, auch in England nicht; überall iſt Macht und Anſehn der beſtehenden Regierungen, alſo der freiheitsfeindlichen, die Hauptſache, und ſelbſt die beſten Freiheitsmänner laſſen ſich in dieſe hineinziehen, als wär' es auch ihre. Daß die jetzigen Streitverhältniſſe zu guten Erfolgen leiten können, weiß ich recht gut; aber welche Um- und Nebenwege! —

Die Pariſer Zeitungen ſagen es laut, daß Frankreich die preußiſchen diplomatiſchen Eröffnungen gar nicht beantwortet, ja deren Empfang nicht mehr beſcheinigt, und ebenſo verächtlich werde Preußen von England behandelt. Die Weſtmächte ſind einiger als je. —

Nachmittags Beſuch von Herrn Bentéjeul; ein harmloſer, gutmüthiger und recht kluger Menſch. Wir ſprachen von neueren Schriftſtellern über die franzöſiſche Revolution — vom Aufenthalt in Paris ꝛc. Die neueren Schriftſteller über die franzöſiſche Revolution haben unendlich mehr Thatſachen, Einſichten, Enthüllungen, Ueberblicke, als den früheren zu Gebote ſtanden; allein dieſe haben, was jenen faſt ohne Ausnahme fehlt, den wahren Geiſt, das ächte Gefühl, den eigentlichen Karakter der Dinge, die ſie erzählen; in dieſem Betreff ſtehen Michelet, Louis Blanc, Thiers und Lamartine weit zurück gegen Rabaut de Saint-Etienne, les deux amis de la liberté, Bailleul ꝛc. —

In den Abendblättern ſteht nichts Neues, als daß die Beſchießung Sebaſtopols, die kurze Zeit unterbrochen war, wieder fortgeſetzt wird. Beiden Heeren bringt der Winter große Noth, doch den Ruſſen weit mehr als den Verbündeten. —

Es ſollen Nachrichten aus St. Petersburg hier ſein, daß der Kaiſer Nikolai auf den Krieg mit Oeſterreich ganz gefaßt iſt, und an keinen Frieden denkt, aber dagegen feſt darauf

rechnet, daß Preußen und der deutsche Bund neutral bleiben, oder doch nichts Ernstliches gegen ihn thun werden. Der König soll ihm hierüber die bestimmtesten Versicherungen ertheilt haben. Die Russen sammeln eine große Macht in Polen. —

Viel in Goethe's späteren Gedichten und prosaischen Aufsätzen gelesen; da giebt es immer Neues zu erkennen und Altes zu verarbeiten! So sehr Goethe's Alter im Ganzen heiter, kräftig und im edelsten Berufe thätig war, so konnt' ich doch heute mich nicht des Eindrucks erwehren, daß er auch schwere Stunden des Mißmuths und Unbehagens zu ertragen gehabt, nicht gerade durch bestimmte Vorgänge, sondern durch die Stellung selbst, welche das Alter zu Leben und Welt unmerklich bekommt — es sind nicht mehr diejenigen, denen man sich innig angehörig fühlt! —

Eckermann ist in Weimar am 3. Dezember gestorben. Geb. 1792. —

Ein englisches Blatt sagt, wenn Preußen seine Aufgabe nicht willig ausführe, so bleibe nichts übrig, als es schimpflich auf den Kampfplatz zu schleppen; wenn die deutschen Fürsten zauderten, gegen den allgemeinen Feind Partei zu nehmen, so müsse man mit ihren Unterthanen sprechen. Das ist doch deutlich gesprochen und zeigt, daß man sehr gut weiß, worauf es ankommt! —

Die meisten Menschen haben viel Schauspielerhaftes — Mimisches, wie es Harscher zu nennen pflegte, — das im Großen wie im Kleinen sehr lästig und widrig ist, besonders für solche Leute, die es gleich erkennen, und keinen Augenblick davon getäuscht werden. Ich werde davon gleich zum heftigsten Angriffe gereizt, oder zu gänzlichem Verstummen gebracht. Keine Spur von solchem Schauspielwesen war in Rahel, keine! —

Heute Vormittag ist der König wieder bedenklich geworden,

Schickſalen. Daß dieſe Theilnahme fortdauere, daß meine Genien ſich nicht von mir wenden, darüber habe ich nunmehr Brief und Siegel. Dem köſtlichen Unterpfande gab ein zufälliger Umſtand, der Vorabend des 11. Mai, an welchem ich es empfing, eine ganz beſondere Weihe. Wie vom roſigen Nordlichte erheiterte ſich die trübe Dämmerung eines Geburtstages, der ans ſich ſelber wenig oder keine Freude mehr ſchöpft. Die Feier des Tages beſtand in Ihrem freundlichen Gruße und der Umarmung meines Sohnes, des einzigen Weſens, das liebevoll mir an den Buſen hüpft. Leben möchte ich für dieſes holde Kind, in dem die ſchönſten Anlagen blühen und das ohne mich die verlaſſenſte Kreatur wäre in der weiten Schöpfung.

Reiſen wäre mir ſehr erſprießlich. Vielleicht gehe ich in das Thal von Montmorency, um die Schwefelbäder von St. Gratien zu brauchen, die ſtark beſucht werden und mir verordnet ſind. Lieber zöge ich an den Rhein. Meine Mittel unterſagen koſtſpieligen Ausflug.

In welche Zeiten ſind wir gerathen, wo eine Spazierfahrt, wie die Ihrer Gemahlin, ſo mancherlei Rückſichten heiſcht. Sehr wahr, es bleibt kein Raum für das eigentliche Leben, wenn die Anſtalten dazu deren ſo viele erfordern.

Ueber eine Weile allerdings, ſo iſt der Strom drückender Verhältniſſe vorüber, und man wundert ſich dann, wie es uns ſo lange dauerte und daß wir verzagen konnten. Allein das kärgliche Bächlein unſeres Lebens floß mit von dannen und kein Regenſchauer neuer Tage friſcht es an.

Ich habe den ganzen Inhalt Ihres beredten Schweigens unſerem alten Freunde mitgetheilt. Er bedauert herzlich, und das ſoll ich Ihnen ſagen, daß Erfahrung Sie ebenſo paſſiv gemacht, wie ihn Vorſicht.

Die Wahlen ſind der Gegenſtand, um den ſich in dieſem

hat auf Manteuffel's Vorstellungen gehört, in ganz veränderter Stimmung. —

Donnerstag, den 7. Dezember 1854.

Ein Sonnenblick ist schon was in solchen trüben Tagen, ein Morgengruß! Man hält etwas Gutes und Frohes schon eher für möglich. Doch muß ich mir beim Erwachen gestehen, daß jetzt selten ein Tag erscheint, der seine Freude mitbringt, seine Hoffnung, seine frische Thätigkeit; ich muß aus eigner Kraft ihm alles dies erst zu geben trachten, und in meiner Lage gelingt das nicht immer, und wenn es gelingt, so ist es doch nur, als wenn man das mangelnde Tageslicht durch angezündete Kerzen ersetzt. Ich sollte billig wieder eine schaffende Arbeit anfangen. —

Was in der Geschichte später als großer Abschnitt, als entscheidender Wendepunkt gilt, das ist in der augenblicklichen Gegenwart oft ganz unscheinbar, tritt fast unmerklich in die Mitte des Tageslebens, das sich in den noch herkömmlichen Wichtigkeiten bewegt, und sich um Weiterhinausliegendes im geringsten nicht kümmert. Bei den Alten drangen die öffentlichen Ereignisse viel mächtiger in das Einzelleben ein, da wanderten ganze Bevölkerungen aus, wurden erschlagen, geknechtet; jetzt verarmen allenfalls einige, während andere reich werden, man arbeitet, singt und spielt so weiter, und jeder richtet sich nach seiner Weise in den neuen Zustand zurecht. In diesem Augenblick fühlt niemand in Berlin die Ohrfeige, die Preußen so eben bekommen hat, und ob man hier russisch ist oder österreichisch und französisch, sieht niemand dem Tage an. —

Ich habe zum Vergnügen und Studium Goethe's Götz von Berlichingen in der ältesten Gestalt wieder durchgesehen, sodann auch in der neusten, die freilich keine gelungene heißen

kann, wenn schon Einzelnes darin bedeutend und merkwürdig erscheint. —

„Die deutschen Mystiker des vierzehnten und fünfzehnten Jahrhunderts, Tauler, Suso, Ruysbroek, Groot, Radewynzoon, Thomas von Kempen. Von Friedrich Böhringer. Zürich, 1855.“ Ein starker Oktavband. Ich bin von dieser Litteratur sehr abgekommen, doch fühl' ich für Tauler, Eckart und Suso noch die größte Vorliebe. Sie suchten in ihrer Weise die höchste Freiheit, und standen der vorweltlichen Kirche und dem Pabst entgegen. —

Man erzählt, der russische Gesandte in Wien, Fürst Gortschakoff, habe zwar nichts von den Verhandlungen gewußt, die zu dem Vertrag zwischen Frankreich und Oesterreich geführt haben, sei aber doch einer der Ersten gewesen, die den Abschluß erfuhren. Sogleich habe er die Nachricht durch einen Kourier hieher an Budberg zu senden beschlossen, aus kollegialischer Gesinnung aber doch den preußischen Gesandten in Wien, Grafen von Arnim, fragen lassen, ob er etwas mitschicken welle? Dieser jedoch, unbekannt mit der Neuigkeit und sehr faul, habe nur erwiedert, es sei nicht seine Gewohnheit, auch am Nachmittage Depeschen zu schreiben! Als der Kourier fort war, erfuhr Arnim die Neuigkeit. Man schimpft hier sehr auf ihn. —

Der Kaiser von Rußland hat sich bewogen gesehen, dem österreichischen Hofe zu erklären, daß er die Grundlage der geforderten vier Bürgschaften zur Friedensverhandlung annehme. Oesterreich hat diese Erklärung den Westmächten mitgetheilt. Indeß hat dies den Abschluß des Vertrags nicht hindern können. —

Ausgegangen mit Ludmilla. — In der Lindenstraße beim Antiquar Meyer. — Darauf bei Herrn Dr. Zabel, wo auch Herr Assessor Paalzow erschien; die guten braven Männer sind mit ihrer politischen Rolle etwas im Gedränge, sie fühlen, daß sie für ihre wahre Meinung keinen Boden mehr haben, daß sie das Beste, das Eigentliche jetzt unmöglich sagen können, und wohin sie nun sich einstweilen wenden sollen, ist ihnen nicht ganz klar; meinen Rath, in Ermangelung der Freiheits- und Volkssache, die des Landes, wo sie leben und wirken, die Sache Preußens, voranzustellen, möchten sie zwar befolgen, allein die jetzigen Zustände sind einmal nicht zu loben, und man geräth in Gefahr, wenn man es doch versucht, in sie verwickelt zu werden. —

In Magdeburg hielt die freie Gemeinde Berathung über neue Statuten, die sie sich geben wollte, nach kurzer Zeit löste der anwesende Polizeimann die Versammlung auf. —

In Göppingen ist der Schriftsteller Gustav Diezel, der eben von einer Reise heimkehrte, sogleich verhaftet worden. Er soll des Hochverraths angeklagt werden! Man nahm keine Bürgschaft für ihn an. — In Würtemberg ist es jetzt beträchtlich dunkel! —

Der König hat den Professor Baumstark und einige andere zur ersten Kammer „präsentirte" Personen nicht berufen, weil sie ihm mißfällig sind. Yorck rügt den Widerspruch, in den der König hiedurch mit seiner Thronrede fällt, wo er sagte, er ehre auch Meinungen, die von der seinen abwichen. —

Die Kreuzzeitung erwähnt heute Abend des Ausschneiders Fröhlich mit einigem Lobe, trotzdem Fanny Lewald und die Nationalzeitung ihn empfohlen haben. Sie fügt dann hinzu: „Viele dürfte bei der Gelegenheit die Notiz interessiren, daß auch ein hiesiger berühmter Memoirenschreiber der oppositio-

nellen Parthei, außer fameser Aufschneider in der Volkszeitung, auch fameser Ausschneider in Schwarzpapier ist." — Wenn ich mir nicht vielleicht zu sehr schmeichle, so bin ich gemeint, obschon das mit der Volkszeitung eine abgeschmackte Lüge ist. —.

Im gestrigen Konzert wurde zum erstenmal eine Ouverture von Richard Wagner hier aufgeführt, und mit leidenschaftlichem Beifall beklatscht, theils aus Anerkennung seiner Musik, theils aus Widerspruch gegen die Regierung und Herrn von Hülsen. Der Prinz Karl entfernte sich in großem Aerger, die Königin schon früher. —

Sonnabend, den 9. Dezember 1854.

Ein trauriger Tag, der nichts von außen bringt, und innen alles verschlossen hält! Ohne Licht, ohne Freude! Die große weite Stadt erscheint arm und hülflos, denn jeder frische Geist ist verbannt, oder schweigt seufzend im engen Versteck. Zu dem unglücklichen Klima noch diese verwünschte Unterdrückung! Wenn man nicht zwanzig Jahr alt ist, kann man des Dinges wohl müde sein! Ich bezwinge sonst wohl solche Verstimmung, heute gelingt's mir nicht. Daß es eben Anders auch so ergangen, weiß ich recht gut. Wie mancher Stoßseufzer Goethe's fällt mir ein, und Friedrich August Wolf's erschütternder Ausdruck: „Wo ich ganz in mir zusammenstürze!" —

Die Zeitungen melden, daß wirklich schon die Erklärung von hier nach Wien abgegangen sei, Preußen finde sich wohlzufrieden mit dem Vertrag, den Oesterreich mit den Westmächten abgeschlossen hat! —

Erst nachträglich hat man bemerkt und höchst auffallend gefunden, daß weder der englische noch der französische Gesandte bei der Eröffnung der hiesigen Kammern gegenwärtig

gewesen, und ist darüber ziemlich betroffen. Sie mögen vorausgewußt haben, daß die Thronrede der Westmächte gar nicht erwähnen würde. Auch der österreichische Gesandte soll gefehlt haben. Am Tage selbst hat es niemand geachtet. —

Die Zeitungen meldeten die Anwesenheit der Gesandten. —

Wie man in Wien Preußen ansieht, giebt sich offen zu erkennen. Weniger bekannt ist, daß die österreichischen Offiziere mit Stolz und Hohn auf die preußischen herabblicken, und noch lieber als gegen die Russen, gegen die Preußen fechten wollen. Die preußischen Offiziere sind in der That in einer schlimmen Lage; man gönnt ihnen nicht die geringste geistige Freiheit, auch ihre Privatverhältnisse stehen unter strenger Aufsicht; außer der militairischen Zucht erleiden sie auch eine mönchische, man bewacht ihren Umgang, ihre Sitten; sie müssen zur Kirche gehen, eine Art Frömmigkeit wenigstens heucheln; die Gardeoffiziere geben den Ton an, sie sind meist russisch gesinnt, und dürfen dies laut bekennen, sie haben den Hof und die Regierung für sich, die andersgesinnten Offiziere müssen schweigen, müssen jeden Freisinn verhehlen. Dies gedrückte Wesen macht einen üblen Eindruck. —

Der Leader giebt Kossuth's neueste Rede ganz ausführlich. Vortreffliche Wahrheiten sind darin, die freilich den Engländern jetzt ungelegen kommen, sowie Victor Hugo's Ausfälle gegen Louis Bonaparte. Wir aber, die wir keine Regierungen sind, die wir kein nothwendiges Scheinverhältniß mit den thatsächlichen Mächten haben, wir dürfen nie vergessen, wer uns gegenübersteht, wer unser Feind ist. —

Die aus der „Revue des deux mondes" abgedruckte Schrift über Preußen heißt „La Prusse, la cour et le cabinet de Berlin dans la question d'Orient. Paris, 1855. Au bureau de la revue des deux mondes." 71 Seiten in gr. 8. Der Abdruck ist aber kein französischer, sondern

ein deutscher. In den Thatsachen, die der Autor angiebt, findet sich nichts geradezu Unwahres; nur in den Urtheilen über die Personen ist vieles zu mild ausgedrückt, und manches aus Schonung verschwiegen. Der König und die Königin werden nur mit großer Zartheit angeschuldigt; — auf die Kammern wird ein nicht zu rechtfertigender Werth gesetzt. —

Sonntag, den 10. Dezember 1854.

Heute ist die Nationalzeitung polizeilich weggenommen! — Geschrieben, über parlamentarische Formen, daß sie nicht die Sache selbst sind, sondern ein Behelf; mit ihnen ist noch die furchtbarste Tyrannei möglich, wie in Rom unter den Cäsaren, wie in England unter dem elenden Jakob dem Zweiten. —

Die Kaiserin von Rußland ist sehr erkrankt. Man meint, der König werde durch diese Nachricht in seinen Gefühlen nur noch russischer werden; Andre sagen, wenn dieses Band zerreist, werde die Sympathie für Rußland bald erkalten; noch Andere halten diesen Umstand für politisch gleichgültig, und den König für gar nicht empfindsam. —

Nachrichten aus Wien. Man ist dort sehr dreist und hochfahrend, spottet über Preußen, und sagt, wenn dieses die Artigkeit, mit der man es behandle, nicht verstehe oder nicht würdige, werde man ihm bald mit Unart und Grobheit kommen. Des Bundestages ist man versichert; außer Oesterreich haben auch Frankreich und England auf die Fürsten mit Nachdruck eingewirkt; und Preußen, wenn es auch den Willen hätte, entgegenzuwirken, hat nicht die Macht dazu. Kein Fürst, keine Regierung vertraut uns noch. —

Fabeln von neuen Umtrieben, Verschwörungen, die sich im untern Volke durch die deutschen Länder erstrecken sollen. Wenn auch in der Sache viel Wahres sein mag, denn die Studenten und die Handwerker sind gewiß nicht ohne mannigfache Betreibungen, so ist doch das, was die Polizei davon erfaßt, und wie sie es erfaßt, nur Fabel und Thorheit. Man braucht von Zeit zu Zeit solche Nahrung für gewisse Personen, damit sie sich fürchten und fügen. —

Der Tacitus ist etwas Ungeheures! Die Cäsaren, die er schildert, bedurften eines solchen Gegengewichts, er rächt an ihnen die durch sie geschändete Menschheit, ein Prachtstück sittlichen Unwillens und großer Tugend! Aber die ganze Weltgeschichte in solchem Tone wäre nicht auszuhalten! Es ist eine Pein, stets in solch feierlicher Strenge zu verkehren. Man ruhet aus, indem man nach ihm den Julius Cäsar oder Xenophon liest. —

Zwei Geschichten russischen Verfahrens, die ein kundiger Gewährsmann mir erzählt hat! — In Riga besteht eine Unterstützungskasse der Handwerker, von ihnen selbst gegründet; der Generalgouverneur Fürst Suworoff läßt sie auffordern, das Kapital dem Staate zur Vaterlandsvertheidigung zu leihen, oder noch besser zu schenken. Die Handwerker leiden durch den Krieg und stellen vor, daß sie der Kasse bedürftiger sind als je; der Fürst läßt die beiden Abgeordneten, die ihm dies an's Herz legen, sogleich zu Soldaten scheeren und schickt sie nach der Krim. — In Finnland hatten die Landleute zur Küstenvertheidigung freiwillig eine Anzahl von Ruderbooten benannt, und waren dafür belobt worden; mit Eintritt des Winters und Abzug des Feindes wollten sie nach Hause kehren, das wurde nicht gestattet. Als der Großfürst Konstantin sie besichtigte, erneuerten sie die Bitte. Finster rief der Großfürst ihnen zu: „Wer von euch will nach Hause?“ Alle schwiegen aus Furcht, nur neun oder zehn Männer wagten

endlich sich zu melden. „Was?“ schrie der Großfürst sie wüthend an, „ihr Rebellen wollt euch dem Dienst entziehen? Nun sollt ihr ihn erst recht kennen lernen! Fort, in die Krim!“ Die Männer wurden geschoren — lauter Familienväter — und abgeschickt. —

Montag, den 11. Dezember 1854.

Der Bundestag ist gestern dem preußisch-österreichischen Vertrag einstimmig beigetreten, auch die Bamberger, Oldenburg ꝛc. Die beiden Mecklenburg enthielten sich der Abstimmung. Was ein großer vaterländischer Entschluß sein könnte, tritt als eine Jämmerlichkeit auf, als ein Erzeugniß der Furcht und Fügsamkeit deutscher Fürsten! Diese Spitzen seiner Erscheinung sind offenbar der schlechteste, der verderbenste und verderblichste Bestandtheil von Deutschland. Wie sehr stehen diese Fürsten gegen die des achtzehnten Jahrhunderts zurück! Sie machen es zur Unmöglichkeit, sich ihnen anzuschließen, mit ihnen zu gehen; jedes Lob machen sie zu Schanden! —

Die Nationalzeitung von gestern Morgen ist heute Abend nachgeliefert worden; das Abendblatt sagt, wegen äußerer Behinderungen habe sie gestern nicht ausgegeben werden können; man weiß, daß diese Behinderungen in der polizeilichen Wegnahme bestanden, durch Weglassung einer Stelle aus London aber die Freilassung erfolgt ist. Das ist nun eigentlich ein Zensurverfahren, allerdings auch zum Vortheil des Blattes, aber für die Preßfreiheit verderblich, das gerichtliche Verhandeln wird umgangen, ein Abkommen mit der Polizei tritt an die Stelle, die Redaktion verliert ihre Unabhängigkeit. —

In der Schneider'schen Buchhandlung sind besondere Abdrücke des Artikels über Preußen aus der Revue des deux mondes zu haben, bis jetzt unverboten. Die Hof- und

Staatswelt hier ist ganz außer sich über diesen Aufsatz, den sie dem Grafen von Pourtalès zuschreibt. Er enthält nur Wahrheiten, die hier in weiten Kreisen längst bekannt sind. Das öffentliche Aussprechen ist den Leuten so arg! —

Die Nachrichten aus St. Petersburg lauten in Betreff der Kaiserin weniger schlimm. Daher ist heute die Galla-Oper, die noch zu den Vermählungsfeierlichkeiten gerechnet wird, wieder angesetzt. Die Hofleute widersprechen der Meinung, daß der König aus Geschwisterliebe russisch sei, von einer solchen habe man überhaupt noch keine Spur entdecken können, die Großherzogin Alexandrine von Mecklenburg-Schwerin habe von jeher gesagt, ihr Bruder thue zwar schön mit seinen Geschwistern, aber es sei nichts dahinter. Man führt Aeußerungen dieser Art von der Gräfin von Münster, geb. von der Marwitz, von der Gräfin von Brandenburg, und auch vom Grafen von * an. Gewiß, der König hat seine schlimmsten Aufpasser und Gegner unter seinen nächsten Höflingen, die vor den Augen ihm schmeicheln und huldigen! —

Die Neue Preußische Zeitung jammert nach Frieden; ihr wird bei den neuen Verträgen angst und bange; was man denn von Rußland wolle? Der Kaiser habe ja die vier Bürgschaften schon rückhaltlos angenommen, und dergleichen Geschwätz mehr, während die Gegenseite darthut, daß es damit kein Ernst, sondern nur Spiegelfechterei sei, um Zeit zu gewinnen. —

Dienstag, den 12. Dezember 1854.

Nachmittags Besuch vom Grafen von *. Er beweist mir wider seinen Willen, aber umständlich und mit Anführung von Thatsachen, daß in Preußen auch die Rechtspflege eine Sache der schreiendsten Willkür ist; der Staatsanwalt, dessen

Amt und Pflicht es ist, die Verbrechen zu verfolgen, kann darin durch einen Befehl des Justizministers gehindert, ebenso aber auch genöthigt werden eine Anklage zu erheben, wo er keinen Grund dazu vorhanden glaubt. Also wenn z. B. ein Königlicher Prinz einen Mord beginge, könnte der Minister verbieten, daß die Anklage geschähe? „Allerdings; wir haben sogar den Fall schon gehabt, es heißt ja ganz allgemein, der Prinz .... habe einen Menschen umgebracht, und es ist nichts daraus erfolgt! Uebrigens kann der Minister nur die Akten einfordern, und dann behalten, so kann das Gericht nichts machen." Schrecklicher Zustand, wo dergleichen möglich ist, nicht als Mißbrauch, sondern als eingeführter Gebrauch! Er erzählt einen Gerichtshandel, in welchem Falle das Urtheil einen Menschen, wenn er die Sache gethan hat, straflos läßt, wenn er sie aber nicht gethan hat, bestraft! Da heißt es recht: summum jus summa injuria! —

Dr. Klein und sein Verleger vor Gericht, weil der „Phönix" politische Artikel geliefert hat, ohne die Kautionssumme zu hinterlegen. Dr. Klein beruft sich auf den Verleger, dieser will nicht mit der Sprache heraus, deutet aber an, daß eine hohe Behörde ihm, weil er das Blatt im Sinne derselben leiten wolle, die Kaution erlassen habe. Der Staatsanwalt verlangt, weil eine Königliche Behörde hier kompromittirt werden könnte, den Ausschluß der Oeffentlichkeit, und das Gericht bewilligt ihn. Hiedurch ist die Behörde nun wirklich kompromittirt! So schlecht, das ginge noch, aber auch so dumm! —

Ein aus Rußland zurückkommender Amerikaner versichert, daß niemand dort vom Kriege rede, daß man über die Ereignisse völlig schweige, als sei es der tiefste Friede. Die Regierung aber verkündigt alle Gefechte als russische Siege, auch die bei Kalafat, bei Silistria, an der Alma, und das Publikum nimmt das schweigend hin; nur Beamte, Offiziere und Höf-

Augenblicke alles bewegt. In den zu Paris stattgefundenen hat sich die Meinung Frankreichs auf das allerb.stimmteste ausgesprochen. Das Ministerium hat seine äußersten Künste aufgeboten und kann sie nie weiter treiben. Von acht Bezirken haben sechs, mit einer höchst zahlreichen Mehrheit, Oppositionsmänner gewählt. In den zwei Bezirken, wo die Kandidaten des Ministeriums ernannt wurden, war die Mehrheit sehr gering. Mittelst der Art, wie die Wahlbezirke durcheinander geworfen, wird aber wohl das Ministerium in den Departementern den Meister spielen. Der Ingrimm beider Partheien ist im Steigen. Die Liberalen sind des Glaubens, daß je siegender ihre Gegner in der Versammlung werden, desto unausbleiblicher ein gewaltsamer Umsturz sei. Selbst Royalisten, wie Bertin de Beau z. B., bekennen sich zu dieser Meinung. Die Häupter halten nur das für wahr und möglich, was ihren Absichten schmeichelt. Widerspruch scheint ihnen Hochverrath.

Da die Regierung bisher dem Sengen und Brennen in den Departementern nicht gesteuert, so ist unter dem Volke der dumme Argwohn eingerissen, daß sie selbst dahinter stecke. Es behauptet, alle ertappten Thäter seien bisher entschlüpft. Darum wird keiner mehr gepackt, sondern Jeder, dessen die Bauern habhaft werden, auf der Stelle niedergeschossen.

Die Zeit, sehe ich, fehlt mir, Ihnen mehr zu schreiben. Bringen Sie meines Herzens Huldigungen Ihrer unvergleichlichen Freundin und Gemahlin. Senden Sie mir ja bisweilen einige Zeilen, und wenn es auch nur unzusammenhängende Worte wären.

Leben Sie wohl. Ich umarme Sie von ganzer Seele.

Ganz der Ihrige

Oelsner.

linge hatten sich verpflichtet, darüber einige Freude zu bezeigen. —

Aus guter Quelle wird mir versichert, daß in den meisten Fällen, wo vornehme Leute, besonders gräflich oder gar fürstlich betitelte, auf Verbrechen ertappt werden, Betrug, Diebstahl und vorzüglich unnatürliche Lust, von ebender der Befehl an den Staatsanwalt ergeht, der Sache keine Folge zu geben, wobei dieser sich denn auch zu beruhigen hat. — Dies war auch schon früher üblich. Als Herr von Kamptz Justizminister war, kam der Fall vor, daß ein Herr von * aus Neuvorpommern als Student in Bonn bei mehreren seiner Kameraden Geld stahl und darüber ertappt wurde; aber Herr von Kamptz, der die Familie gut kannte, befahl, alles gerichtliche Verfahren einzustellen, die Sache sei nicht als Diebstahl anzusehen, der junge Mann habe das Geld nur leihen und zurückerstatten wollen ꝛc. —

Mittwoch, den 13. Dezember 1854.

Der Pabst hat den Glauben an die unbefleckte Empfängniß der Jungfrau Maria jetzt für ein Dogma der katholischen Kirche erklärt; wer dies Dogma läugnet, ist ein Ketzer! Armer Pio Nono! —

In Baden ist das sogenannte Interim noch zu keiner Beilegung des Kirchenstreites geworden. Die Mitglieder des Ober-Kirchenrathes sind noch im Bann, sie wollen und können sich als reuig Schuldige nicht bekennen. Die Regierung kann die katholischen Geistlichen, die zu ihr halten, nicht mißbilligen, die Spaltung dauert fort. Am Ende wird sie ihre Anhänger doch opfern, und sie zwingen, sich dem Feind anzuschließen! Eine Schandwirthschaft! —

Abends Besuch von Herrn Professor Dirichlet und Frau.

Beide sehr freundlich und traulich. Rebekka bestätigt alle gute Meinung, die ich von jeher von ihr gehabt. —

Im Plutarchos gelesen; in der Revue du dix-neuvième siècle vom 1. November. Viele junge Schriftsteller werfen sich hier mit Eifer auf die Bearbeitung wissenschaftlicher Gegenstände, der Piemonteser Emil Nerva, der Arzt Guépin, Ch. Lemonnier, H. Chavée, Ev. Colombel, Ch. Genay, G. Lejean, Stanislaus Bellanger, Achille Guillard, Eugène Pelletan, Rus, Henri Martin, Franck (vom Institut), Louis Lucas ꝛc. Auch Eugène Crépet ist unter den Mitarbeitern angeführt. — Solche Thätigkeit ist ein gutes Zeichen. Die Franzosen sind noch da, leben, arbeiten; sie sind unterjocht für den Augenblick, aber bezwungen nicht! Und so ist's auch mit den Deutschen! —

Donnerstag, den 14. Dezember 1854.

Die Thronrede der Königin von England bei Wiedereröffnung des Parlaments hätte telegraphisch bereits gestern hier sein sollen. Man sagt, die Regierung halte die von den Zeitungs-Redaktionen theuer bezahlten Depeschen, solcher Wichtigkeit und solchen Inhalts, ohne weiteres zurück, um fürerst für sich allein die Nachrichten zu haben und auszubeuten. Wie soll man solch ein Verfahren nennen, Herr von der Heydt? — Heute bringen die Abendblätter die Thronrede, und zugleich die Angabe, daß der Aufschub durch eine Störung des Telegraphen in England verursacht worden. Also diesmal ist keine Behörde anzuklagen. Daß aber bei solchem Anlasse gleich die ganze Kaufmannswelt den schlimmsten Argwohn hegt, ist übel genug! —

Herr von Orlich, ehemaliger Offizier und seit 1848 Unzufriedener, ist gerade jetzt, aus Trotz, der geographischen Gesell-

schaft beigetreten. Auf die Bemerkung, jetzt sei es eine Ehre, sich dort anzuschließen, erwiedert ein Anderer: „Nicht zu eilig! Es möchte zu schnell Reue folgen! Wer steht Ihnen dafür, daß die geographische Gesellschaft nicht in kurzem zu Kreuze kriecht, und Herrn von Elsner als Mitglied aufnimmt?“ In der That, es ist nicht zu trauen. —

Der König ist außer sich vor Zorn über den Artikel über Preußen in der Revue des deux mondes; er findet sich darin auf's ärgste mißhandelt, und will, daß eine Gegenschrift erscheine; wer sie aber abfassen soll, darüber ist großer Zweifel und große Noth, man hat nicht Eine Feder, die der Aufgabe gewachsen wäre, zu Gebot. Abeken wurde genannt, aber den will man nicht, Selig Cassel ist ein unangenehmer Mann, Schlesier'n traut man nicht. Auch glaubt man, die Gegenschrift müsse französisch geschrieben werden! Es wird wohl bei einigem Schimpfen in der Kreuzzeitung sein Bewenden haben. —

Hier hat man beschlossen, das Bundespreßgesetz in Preußen nicht als Gesetz zu veröffentlichen, besonders nicht, so lange Oesterreich es nicht thut. Beide Mächte bekennen damit schamlos, daß sie sich nicht durch ein Bundesgesetz verpflichtet halten, daß sie ein solches wohl hervorrufen, berathen, und den Anderen auflegen wollen, aber ohne selber ihm unterworfen zu sein. Genug, wenn die Andern gebunden sind! Dieser Uebermuth, der außer und über dem Gesetze stehen will, hat aber auch noch den Hintergedanken, daß man freie Hand behalten will, schärfer mit der Presse zu verfahren, als das Bundesgesetz es vorschreibt! Und dabei wollen sie, daß der Bundestag Ansehen habe, geehrt werde! —

Die meisten Menschen sind ganz von der auswärtigen Politik eingenommen, beschäftigen sich eifrigst mit diesen Verhältnissen, auf die ihnen keine unmittelbare Einwirkung verstattet ist. Um die inneren Zustände bekümmert man sich

wenig, und doch werden sie immer trauriger. Der Staat ist im Innern von bösen Giften zerfressen. Von da droht ihm größere Gefahr als von außen. Die Regierung, selber ohne Gewissen, strebt dies auch in Anderen zu zerstören, sie arbeitet nicht nur an der Knechtung, sondern auch an der Entsittlichung und Verderbniß des Volks. Die Richter, wie alle anderen Beamten, sind in die unwürdigste Abhängigkeit gebracht, die Kammern der Abschaum des knechtisch gesinnten Theils des Volks, der Aristokraten und Beamten. Jede Ueberzeugung muß unterducken, jede freie Stimme verstummen. Die ganze Verwaltung ist Gewalt und Lüge, geistlicher Dünkel, politische Rohheit, elende Kniffelei. Die Heuchler treiben ihr freches Gewerbe, alles ist gefälscht, angesteckt von schleichendem Gift. Wenn ein Volk in seinen Sitten zurückgeht, unredlich, lügnerisch wird, so könnte eine edle Regierung es noch retten; aber wenn das Verderben von oben ausgeht, Heuchler und Buben mehr und mehr sich festsetzen, einander heben und tragen, und das Volk treten und entsittlichen, woher soll da die Hülfe kommen?! —

Freitag, den 15. Dezember 1854.

Heute gelingt mir keine Arbeit! Das Wetter spannt mich gänzlich ab, erschlafft mir die Nerven. Die Natur draußen ist so finster, wie die Menschengesichter jetzt alle sind. Von keiner Seite Hellung! Doch wissen wir, daß hinter dieser Finsterniß die leuchtende Sonne steht, die wieder hervorbrechen wird! Aber unterdessen! —

Die Kreuzzeitungsleute Gerlach, Stahl, Goedsche ꝛc. waren heute zusammen, und freuten sich gemeinschaftlich, daß nächstens der Anschluß Preußens an Rußland würde erklärt werden. „Der Wahnsinn dieser Leute geht so weit, ob auch die Regie-

rung so wahnsinnig sein werde, steht dahin." Wahnsinn? Wenn Preußen nicht demokratisch sein will, und nicht von eignem höheren Geiste geleitet sein kann, weil dieser überhaupt fehlt, so muß es wohl russisch sein! —

Andre schmeicheln sich, Preußen gehe eine enge selbstständige Verbindung mit England ein, um Oesterreich zu überflügeln. Wenn jenes Bündniß mit Rußland als Wahnsinn erscheint, so muß dieses mit England noch als Wahn gelten. Es ist nicht daran zu denken. —

Die Zeitung „Lloyd" in Wien ist auf drei Monate dort unterdrückt, weil sie — gegen Rußland gesprochen, die unbedingte Herrschaft eines Einzelnen getadelt hat! Natürlich traf das auch Oesterreich! —

In Paris hat Lord Palmerston mit Louis Bonaparte auch den Fall besprochen, daß Frankreich wieder im Besitz des linken Rheinufers käme; die englische Zustimmung würde unter gewissen Bedingungen nicht fehlen. Preußens Zerpflückung fände leicht Oesterreichs und auch Rußlands Beifall! —

Sonnabend, den 16. Dezember 1854.

Der Vertrag zwischen Oesterreich und den Westmächten ist nun in Wien seinem Wortlaute nach bekannt gemacht. Er hat aber auch geheime Artikel, die einstweilen verschwiegen werden. Ueber Preußens Entschließungen verlautet noch nichts Zuverlässiges. —

Unsere erste Kammer wird von allen Seiten sehr ungünstig beurtheilt; man nennt sie eine Auswahl der Unbedeutenden, der gemeinen und armseligen Vornehmheit. Die meisten Mitglieder sind dem Publikum völlig unbekannt. „Ein Zuchthaus voll Sträflingen hat mehr Berühmtheiten". Die Namen: „Herrenhaus", „Haus der Abgeordneten" und „Allgemeiner

Landtag" ſind jetzt in Vorſchlag gebracht, man glaubt, die Kammern werden Schwierigkeiten machen, beſonders mißfällt der Ausdruck: „Herrenhaus." Man ſagt, grade an dieſem ſei dem Könige alles gelegen, daran hänge ſein Herz. „Les pauvres héres et le pauvre Sire!" ſoll ein rheiniſcher Graf geſagt haben.

„Korreſpondenz des ſächſiſchen Premierminiſters Grafen von Brühl mit dem ſächſiſchen Generallieutenant Freiherrn von Riedeſel, Reſidenten bei der ruſſiſchen Armee. Als ein Beitrag zur Geſchichte des ſiebenjährigen Kriegs 1760—1762. Von Max von Gelking, ſachſen-meiningſchem Hauptmann. Leipzig, 1854." Gr. 8.

Mehr als ſonſt wenden ſich ſeit einiger Zeit meine Gedanken nach Hamburg, und es ſchmeichelt meinen Gefühlen, mich dorthin zu verſetzen. Aber ich weiß im voraus, daß ich den längern Aufenthalt dort nicht ertragen würde, da das Hamburg meiner Vorſtellung, meiner Erinnerung ein ganz andres iſt, als das der Wirklichkeit. Und dann, wenn mir auch reizend und lockend erſcheint, mich dorthin zurückzuziehen, ſo iſt mir doch gleich daneben der Gedanke, daß ich Berlin verlaſſen hätte, ganz erſchrecklich! — Zum Glück ſteht mir keine Wahl frei! —

Der Kultusminiſter von Raumer, der reaktionaire Fanatiker, der kirchlichgeſinnte Eiferer, der allergetreuſte Königsunterthan, hat als Regierungspräſident zu Frankfurt an der Oder, im Jahr 1848, als die Nationalverſammlung die Steuerverweigerung ausgeſprochen hatte, den Befehl ausgefertigt, die Regierungshauptkaſſe zur Verfügung der Nationalverſammlung zu ſtellen. Er glaubte damals an den Sieg der letzteren. Wenige Tage nachher war er glücklich, den Befehl wieder unterdrücken zu können. Solche Beamte dienen der Macht, ſie ſei von Gott oder dem Teufel. Und damit ſind die Machthaber zufrieden! —

Sonntag, den 17. Dezember 1854.

Nach dem Essen besuchte mich der Fürst Heinrich von Carolath, der Oberjägermeister. Seit seiner neuen Heirath hatte ich ihn noch nicht gesehen; er hat sehr gealtert, ist aber rüstig und vergnügt! Wir sprachen vielerlei Persönliches, dann aber auch über die politische Lage der Dinge. Er klagte über Rußland, jammerte über Oesterreich, und hatte keine Worte über Preußen. In Louis Bonaparte wollte er den „gescheidten Kerl" ehren und schätzen, ich nannte ihn einen —! Sonderbar, das Unsittliche, das Böse, erscheint den meisten Menschen als die wahre Kraft, die wahre Klugheit, sobald nur Erfolg dabei ist; nach Straßburg und Boulogne sahen sie alle in dem Menschen keinen Helden, nur einen Hans Narren! Der Fürst beklagte, daß in einer Republik so viel Unruhe, Ränke, Gefahren, Unsicherheiten seien. „Und in Monarchieen weniger?" fragte ich; „sehen Sie die gegenwärtigen, schrecklichen Verwirrungen an, die angstvollen Zustände von ganz Europa, wer hat sie hervorgerufen? Die Ränke der Monarchen, der gemeine Ehrgeiz solcher Leute, die Helden sein möchten, aber keine sind; die drei Kaiser, alle drei Feinde der Revolution, der eine sogar als Staatsretter gepriesen, haben größeres Unheil angestiftet, als die Republik Frankreich es je vermocht hätte!" Das schien ihn sehr zu treffen und zu bestürzen. Ich erinnerte ihn daran, daß er mir unsere Revolution von 1848 ganz bestimmt vorausgesagt hatte; er wußte es noch recht gut, und seufzte darüber, daß er auch heute wieder nur ein Unglücksprophet sein könne! Daß der König recht eigentlich dazu gemacht sei, Revolution hervorzurufen und den Staat in's Unglück zu stürzen, habe ihm schon 1840 bei der Huldigung der Fürst von Neuwied in's Ohr geraunt! „Wenn doch Frieden würde, Frieden! damit die Krisis für Preußen diesmal noch vorüberginge!" —

Wieder ist eine Versammlung der freien Gemeinde zu

Magdeburg aufgelöst worden; der anwesende Polizeibeamte behauptete, die in der Rede vorkommenden geschichtlichen Erwähnungen seien politische! —

Montag, den 18. Dezember 1854.

Abermals wird mir eine gedruckte „Lettre d'un vétéran de l'armée russe en 1812“ zugeschickt, diesmal von Karlsruhe; der darin herrschende spöttische Weltmannston und Phrasengebrauch ist mir ganz ekelhaft; ich habe sie genug gehört, diese Leute, die ohne Geist und Kenntnisse von beidem die Maske annehmen und dreist mitschwatzen als hätten sie beides! Unter den Russen besonders ist dieses Geschwätz herkömmlich, sie haben sich das Schlechte angeeignet, was die besseren Franzosen wegwerfen. Nur Fürst Kosloffskii macht eine ehrenvolle Ausnahme, die sonst Namhaftesten — Golofkin, Woronzoff, selbst Rastoptschin — prangen und prunken mit solchem Kehricht! —

Der Faktor aus der Trowitzsch'schen Druckerei bringt mir eine neue Korrektur. Es ist Papier angekommen, der Druck geht nun auch vorwärts.

Besuch von Herrn von Biedert. — Er glaubt, daß der „Vétéran de l'armée russe 1812“ der Fürst Wiäsemskii sei, was mir gleich einleuchtet. —

Die frühere Weihnachtsstimmung in Berlin will, so scheint es, nicht zurückkehren; sonst war sie im Allgemeinen heiter, freudig, hoffnungsvoll zum Empfangen und Geben geneigt, die Wohlthätigkeit war zu keiner Zeit bereitwilliger, eifriger, der Verkehr belebt, die Handelsleute froh des guten Gewinnes. Jetzt hört man überall von Sorge, Zurückhaltung, Einschränkung; die Stimmung ist hart, mißmuthig, die Verhältnisse sind gespannt, man fürchtet die Zukunft. Die Philister sehen

ein, daß die Staatsretterei nichts geholfen, nicht die preußische und österreichische, nicht die französische. Die Demokraten sind vom Schauplatz verschwunden, nur unbeschränkte Kaiser und Könige füllen ihn, und doch giebt es nur Unheil, Verwirrung, Blutvergießen, Noth und Schrecken in der Welt! Nirgends ist Ruhe und Sicherheit, nirgends Glauben und Zuversicht auf festen Bestand. —

Der Vertrag vom 2. Dezember ist von den drei Mächten ratifizirt, dem preußischen Hofe mitgetheilt, und dieser zum Beitritt aufgefordert werden. Was wird man antworten? Große Verlegenheit und Noth! Das Wüthen und Toben, das Schimpfen und Knirschen muß unter der diplomatischen Sprache sich sorgfältigst verbergen! —

Der König hat zum Namenstage des Kaisers von Rußland heute ein großes Festmahl angeordnet, wobei er selbst die Gesundheit des Kaisers ausgebracht, Budberg dann die des Königs. —

Am 13. starb zu Gotha nach kurzer Krankheit Pauline von Schelling geb. Gotter. So bald nach dem Tode des Gatten. Dies schnelle Folgen hat etwas Glückliches, Rührendes!

Die Opposition in der ersten Kammer hat es doch zu 13 Stimmen gebracht! Der Graf von York erklärte, daß er dem Könige herzlich dankbar sei für die ihm verliehene erbliche Mitgliedschaft, daß er aber nicht zugeben könne, dies als ein Privilegium, als ein Vorrecht bezeichnen zu lassen. Ungeschickt und unrichtig zugleich! Wenn dies kein Vorrecht ist, so giebt es überhaupt keines! —

Gestern hat der Ministerpräsident den Gesandten Oesterreichs, Frankreichs und Englands erklärt, der König trete dem Vertrage vom 2. Dezember vorläufig noch nicht bei, sondern wolle neue Friedensversuche vermitteln. Die Gesandten waren

ſehr unzufrieden mit dieſer Ausweichung, gaben aber darauf keinen weitern Beſcheid. —

Dienstag, den 19. Dezember 1854.

Beſuch von Herrn Dr. Hermann Franck; er vertraut mir ſeine Abſichten in Betreff ſeines Sohnes, der keine Neigung zum Studiren, dagegen die größte zum Seedienſt habe; er war nur deßhalb im Sommer nach England gereiſt, um Erkundigungen in dieſem Betreff einzuziehen und Verabredungen zu nehmen; er ſpricht hierüber mit größter Klarheit und ſeine väterliche Liebe weiß den beſten Ausweg zu finden zwiſchen den Vorſchriften der eignen Einſicht und den Neigungen des Sohnes; er richtet es ſo ein, daß dem Sohne, ſollte demſelben nach zwei, drei Jahren eine andre Richtung lieber ſein, für ihn auch dann noch wenig Zeit verloren iſt. Ueber den hieſigen politiſchen Zuſtand; „Keine Luft von keiner Seite!“ —

Zwei öſterreichiſche Zeitungsblätter ſind wieder in Wien mit Beſchlag belegt. Das iſt deutſche Preßfreiheit, wie in Wien ſo auch in Berlin! Die Regierungen können ohne Willkürmacht nicht beſtehen, ſie ſind unfähig auf bloßem Rechtsboden zu leben. —

Der Wirkliche Geheime Rath von Meding hat in der zweiten Kammer von „Reſten demokratiſchen Schwindels“ geſprochen, wofür ihn die öffentliche Stimme ſchon gezüchtigt. Dieſe freche Exzellenz ſoll ſich erinnern, wie ſie nach dem März 1848 erbärmlich um Verzeihung gebeten und vorgeſtellt hat, wie ſie wie früher den Geboten der Willkürmacht jetzt auch denen des konſtitutionellen Staates zu gehorchen ganz bereit ſei! Pfui über das vornehme Geſindel, das überall ſich andrängt, wo was zu erſchnappen ſcheint! —

Zwiſchen dem Prinzen Karl und ſeinem Schwiegerſohne dem Landgrafen von Heſſen-Philippsthal-Barchfeld ſind aus

N. S. Vor einigen Wochen begegnete ich der Frau von Cüſtine in der Gallerie des Marſchalls Soult. Sie befindet ſich ſehr wohl und unterhielt ſich viel mit mir von Frau von Varnhagen. Ich verſprach ihr dieſelbe nächſtens in Paris zu ſehen. Das freute ſie unendlich.

85.

Oelsner an Rahel.

Paris, 23. mai 1822.

Madame!

La belle messagère, qui vous porte cette lettre, est Madame la Princesse de Salm Kyrbourg. Son altesse veut bien se charger de me rappeler à votre souvenir et à celui de Monsieur de Varnhagen. En acceptant cette offre, infiniment aimable, j'espère mériter la reconnaissance de la princesse et la votre, car vous n'avez, Mesdames, qu'à vous connaître pour vous voir avec plaisir.

Madame de Salm, étrangère à Berlin, aura besoin de s'orienter. Daignez lui servir de boussole, je ne connais pas de meilleurs avis que les votres.

J'ai donné l'assurance à Madame de Custine de vous embrasser cet été à Paris et vous me faites manquer de parole, c'est cruel! je n'en fais pas moins de voeux pour votre bonheur. Vous connaissez les sentiments profonds par lesquels je vous suis dévoué.

Oelsner.

---

geringem Anlaß heftige Streitigkeiten ausgebrochen, auf einen schriftlichen Verweis des Prinzen hat der Schwiegersohn so geantwortet, daß jener diesen zum Zweikampf herausforderte. Die Sache wurde beigelegt, aber der Landgraf reiste sofort nach Barchfeld ab. — Gleichgültige Hofgeschichte, aber als Beispiel wichtig! — (Sie kamen am 27. Dezember nach Berlin zurück.) —

Mittwoch, den 20. Dezember 1854.

Die Nationalzeitung geißelt scharf den Grafen von Itzenplitz und seine Genossen in der ersten Kammer, die gleich mit einem jämmerlichen Revisionshieb in die Verfassung ihre neue Thätigkeit begonnen haben, und hält dem Junkerpack die Bemerkungen Vincke's entgegen, daß es weder alt, noch befestigt, noch hergestellt und neugebildet, sondern nur die abgeschmackte Grundsuppe sei, die unsere sämmtlichen Gerichte ungenießbar mache. — (Dies sind nicht die Worte, aber doch der Sinn des trefflichen Artikels.)

Der Herzog von Sachsen-Altenburg hat dem berüchtigten Joel Jacoby, hiesigem Kanzleirath und litterarischem Spürhund, seinen Verdienstorden gegeben. Meinetwegen könnte auch der Joel Jacoby auch dem Herzog einen Verdienstorden geben! Und vielleicht hat er's gethan! —

Besuch von Herrn Joachim, nur kurz. Er spielt heute zum letztenmal und reist gleich morgen nach Hannover zurück. Will im Sommer wiederkommen. Er machte mir den Eindruck eines herrlichen Menschen, der außerhalb des gemeinen Lebens steht. —

Ausgegangen mit Ludmilla; Besuch beim Kriegsrath Müchler, Neue Grünstraße 32. Der dreiundneunzigjährige Mann rüstig an seinem Schreibtische die Spener'sche Zeitung ohne Brille

lesend! Er hat sein ganzes Gedächtniß, für Neues, wie für Altes, wußte sogleich alles, was er mir zu sagen, worauf er sich zu beziehen hatte; er fragte nach den „Jahreszeiten", wußte, daß nicht mehr Feodor Wehl, sondern Ernst Willkomm sie redigire, war gegen letzteren aufgebracht, schalt auf Preuß, auf Häring ꝛc. Von Friedrich dem Großen, von der Karschin, von Karl Philipp Moritz erzählte er mancherlei. —

Der König hat den ehemaligen Gesandten Herrn von Usedom nach London geschickt mit einem eigenhändigen Schreiben an die Königin Victoria. Gleiche Sendung wird nach Paris beabsichtigt. Man hofft, dem Bunde der Westmächte durch solche Maßregeln sich entziehen zu können. Man glaubt noch Ansehn zu haben und Vertrauen zu gewinnen, wo beides längst verloren ist! —

Die Magdeburger freie Gemeinde ist nun vorläufig ganz geschlossen, bis zur gerichtlichen Entscheidung. Man hofft diese armen Leute dadurch, daß man ihnen grade jetzt zur Weihnachtszeit alle kirchliche Erbauung und Gemeinsamkeit entzieht, völlig mürbe zu machen und zur Auflösung zu bringen. —

In Breslau wurde am 18. der Lehrer an der höheren Bürgerschule Dr. Stein durch Erkenntniß des Staatsministeriums disziplinarisch seines Amtes entlassen, wegen seines Verhaltens vor und nach dem Jahre 1848. Seit dem 1. Oktober 1849 war der brave Mann suspendirt, seit dem Juni 1850 in Untersuchung, die also beinahe 1½ Jahre gedauert hat! — Die Demokraten werden sich dieses Verfahren merken! —

Es ist eine verzweiflungsvolle Wahrheit, daß wir eigentlich seit Friedrichs des Großen Tode, mit der kurzen Ausnahme von 1813, in demselben politischen Schlamm und Schmutzweg mühsam fortwaten! Es ist immer derselbe Jammer, dieselbe Wirthschaft, derselbe Kampf gegen Unfähigkeit und

Schlechtigkeit. Der Wechsel, der dennoch vorkommt, ist für das Ganze nur unbedeutend. —

Donnerstag, den 21. Dezember 1854.

In Kassel ist jetzt — erst jetzt! — der Kriegszustand aufgehoben worden, der sogar dem Bundestage zum Aergerniß geworden war! —

Freitag, den 22. Dezember 1854.

Sendung aus Leipzig, der siebente Band von Baader's Schriften. Diese von Geist und tiefen Einsichten sprudelnden Schriften sind mir verleidet durch Baader's eigne spätere Gezwungenheit, sich eng an die katholische Kirche anzuschließen, und durch das Bemühen des Herausgebers, diesen Anschluß als einen innerlich gebotenen und wesentlichen vorzuspiegeln. Eigentlich war Baader ein Freidenker, der mit den Dogmen der Kirche nur umging, wie Kant mit Bibelsprüchen. Er mußte im Katholischen dasselbe Geschick erfahren, das Schleiermacher im Protestantischen erfuhr; beide wollten sich unabhängig von der Kirche bewegen, beide wurden auf sie zurückgedrängt, und mußten sich mit dem verbinden, was sie bestreiten wollten. Das macht die spätere Erscheinung beider so widrig, so zum Gegentheil dessen, was ihre frühere gewesen. Wie Baader nach 1823 in Berlin mit mir sprach, und 1827 in München, — wie verschieden von diesen Schriften! Freilich waren die Zeitumstände und Lebensverhältnisse andre geworden. Und der arme Professor Franz Hoffmann in Würzburg, was kann er anders, als immer auf's neue die katholische Seite hervorkehren, die freisinnige verdecken, um nur nicht verketzert zu werden, um nur seine Herausgabe fortsetzen

zu können! Seine Hingebung und Ausdauer sind aller Anerkennung werth. —

In Dresden hat die erste Kammer der Stände das Fortbestehen der Patrimonialgerichte beschlossen. Nur zu! Sie sammeln Stoff künftigen Aufräumens, das nicht ausbleiben wird! —

Die englischen Blätter, „Punch“ Nr. 194 und „Times“ Nr. 21882 waren hier vor Gericht, und sollten vernichtet werden, weil sie Haß und Verachtung gegen den preußischen Hof ausbreiten; die Verhandlung war nicht öffentlich, der Schluß war, daß die Blätter frei blieben. —

Das neue dänische Ministerium gilt für ein antirussisches, freisinniges. Wir werden ja sehen! Ich traue nicht! —

Lord Bloomfield hat vom Minister von Manteuffel mit Achselzucken gesagt: „Poor innocent fellow! what can he do?“ (Nach Andern: „Poor little man.“)

Die Artikel aus Berlin in der Augsburger Allgemeinen Zeitung galten hier in früheren Jahren etwas, man vernahm durch sie Thatsachen, die von inländischen Blättern nicht erwähnt wurden, man hörte freisinnige Urtheile, geistvolle Bemerkungen. Nichts von all diesem jetzt! Nur die dürrsten Berichte, die alltäglichsten Betrachtungen, ganz im Sinne der Regierung, denn wenn ein wenig Opposition zuweilen durchklingt, so ist es nur, weil in der Regierung selbst nicht Einigkeit stattfindet. Die sämmtlichen Berichterstatter sind im Solde der Regierung, der Freiherr von Cotta hat und will keine andern! Daher haben diese Artikel alle Geltung verloren, und man liest sie kaum. —

Sonnabend, den 23. Dezember 1854.

Wieder Arnim'sche Korrekturbogen! Man möchte stets mehr verbessern, als die Druckfehler: die Nachlässigkeiten in

Sprache, Versbau, Reim sind unerträglich, oft ist gar nicht zu errathen, was der Dichter eigentlich meint. Daneben ist bisweilen das Alltäglichste gesagt, wie es nur Schmidt von Werneuchen sagen möchte; in dem Gedicht „Stralauer Fischzug" ist der Märker Arnim von jenem andern märkischen Dichter gar nicht so sehr entfernt; „Deckel klappen in den Krug", das ist wie gestempelt aus Werneuchen! Und hinwieder ist soviel Aechtes und Schönes in diesen Liedern! —

Nachrichten vom Rhein. Man fordert und erwartet dort ungeduldig, daß Preußen sich den Westmächten anschließe. Im Fall das Gegentheil geschähe und die Rheinlande zum Kriegsschauplatze werden müßten, so würde man von der Stimmung der Einwohner nur Feindliches zu erwarten haben. Die Demokraten sprechen ihre Gesinnungen unverhohlen aus, daß sie mit den Franzosen vereint deren und der Deutschen Freiheit zugleich anstreben. Die Volksangehörigkeit tritt in den Hintergrund, da jetzt keine sich der Freiheit erfreut, alle unter dem Druck leben. —

Im Plutarchos gelesen. Französisches. — Briefwechsel von Gentz und Johannes von Müller. —

Ein Fest ist es, freilich ein Trauerfest, in dieser Zeit die Briefe wiederzulesen, welche Gentz und Johannes von Müller in den Jahren 1804, 1805 und 1806 gewechselt haben. Wieder ist Preußen, wie damals, in eine Klemme gestellt, in der es weder seine Unmacht bekennen, noch seine Macht bethätigen kann! Dieselbe Unentschlossenheit, Zaghaft, Windbeutelei und Gaukelei, wie damals! Aber damals hatte Preußen neben dem unentschlossenen König noch seine Hardenberg, Stein, Scharnhorst, Blücher, Rüchel, Prinz Louis Ferdinand, — welche Leute hat es jetzt?! — Einzig lehrreich, erweckend und reifend für Gedanken und Empfindungen, ist dieses Lesen! Aber wer außer mir giebt sich damit ab? Wenige ältere Leute haben diese und ähnliche Mittheilungen beim ersten Erscheinen beachtet, die

meiſten jüngeren ſind flüchtig darüber hinweggegangen, die jüngſten, deren Federn täglich politiſche Fragen erörtern oder gar entſcheiden, wiſſen gar nichts von dem Daſein ſolcher vaterländiſcher Denkſtücke; dieſe ſind gedruckt, aber nicht bekannt, veröffentlicht, und doch nicht veröffentlicht, wie Ariſtoteles dem Alexander ſagte! — Ueberhaupt, wie liegt alles brach bei uns, wie vereinzelt, wie verſteckt! — Ich habe redlich das Meinige gethan, unſer Gut in Bewegung zu erhalten, an's Licht zu ſtellen, bekannt zu machen; aber was vermag ein Einzelner!

Sonntag, den 21. Dezember 1851.

Sendung aus Madrid, mein Vetter ſchickt mir Ausbängebogen ſeines portugieſiſchen Geſchichtswerkes über Braſilien, ohne Brief, nur mit Beiſchrift von zwei Zeilen. —

Im deutſchen Muſeum von Prutz iſt ein Aufſatz „Berlin vor und nach dem 14. Oktober 1806“ von einem jetzt ſiebzigjährigen Herrn K. Litzmann, der damals Auskultator beim Stadtgericht war. Was er damals ſelbſt geſehen und gehört, mag in gewiſſem Sinne treu berichtet ſein, allein die Folgezeit ſcheint ſeinen beſchränkten Geſichtskreis wenig erweitert, kein ſpäteres Licht auf die Vorgänge geworfen zu haben, das Ganze iſt daher dürftig und mangelhaft geblieben. Die Farbe jener Zeit iſt theils äußerſt blaß, theils ganz falſch aufgetragen. Die von den Gendarmenoffizieren aufgeführte Verhöhnung der Werner'ſchen „Weihe der Kraft“ durch eine Schlittenfahrt — im Sommer, auf Rollwagen — wobei Luther, Katharina von Bora, Theobald, und die andern Perſonen jenes Dramas in ihren Koſtümen paradirten, iſt ganz falſch erzählt. Die Offiziere dachten nicht daran, die Erſcheinung Luther's auf der Bühne anſtößig zu finden, ſolche Frömmigkeit war ihnen fern, ihnen mißfiel das Stück, und ſie wollten ſich einen Spaß machen, das war alles! Einer polizeilichen Erlaubniß bedurften ſie nicht, und

ſie handelten wider kein Verbot. Der König war anfangs nicht erzürnt, ſondern lachte, als er davon hörte, und ſagte in ſeiner Art: „Schade, daß ich es nicht geſehen habe, muß recht hübſch geweſen ſein!“ Aber dann kam Iffland, der ſeine Schauſpielerwürde verletzt fühlte, und klagte über Mißachtung der Religion, nun erſt nahm der König die Sache übel. — Schulenburg-Kehnert wird Miniſterpräſident genannt, ſolches Amt gab es damals nicht. Auch die bei Todesſtrafe den Bürgern gebotene Ablieferung der Waffen iſt falſch angegeben, der Magiſtrat befahl ſie, nicht die Franzoſen, im Gegentheil bekam von dieſen der Magiſtrat gleich darauf einen öffentlichen Verweis, daß er die guten Bürger durch ſcharfe Drohung unnöthig erſchreckt habe! Die Hatzfeldt'ſche Nichträumung des Zeughauſes verhielt ſich auch anders. Kurz, der ganze Aufſatz taugt nicht! —

Montag, den 25. Dezember 1854.

Traum von Stein, der in ſeiner Art ausführlich ſprach, über Staats- und Geſellſchaftsſachen, er wollte die Welt zurückſchrauben, eben die Wiſſenſchaft umkehren zu laſſen, fand er dumm und lächerlich; ich widerſtritt dem einen wie dem andern, ſprach eben ſo derb wie er, und er — im Traum — ließ es ſich gefallen! —

Geſchrieben, über den ruſſiſchen Krieg. —

Der König liebt, daß ihm Bücher zugeeignet werden, und wundert ſich, daß dies ſo ſelten geſchieht; er meint, noch kein König habe ſo viel für die Gelehrten und Schriftſteller gethan, wie er durch die Errichtung der Friedensklaſſe des Ordens pour le mérite, aber dieſe Leute ſeien ein undankbares Geſchlecht; daß ihm nicht Schelling, Rückert und Tieck mehr litterariſche Ehre gebracht, findet er unbegreiflich. Wenn er erſt wüßte, daß die glänzendſte Widmung, die ihm geworden, die

des Kosmos von Humboldt, nur durch meinen Betrieb und Rath bewirkt werden ist! — Wenn die Schriftsteller jene Liebhaberei des Königs nur wüßten! wie würden sie herbeidringen mit ihren Huldigungen! Freilich giebt es deren auch, die sich schämen, und sich aus dem Beifall von oben nichts machen. —

Der König soll in der letzten Zeit wieder großen Hang zeigen, in die Verirrungen seines Großvaters zu fallen, mit abgeschiedenen Geistern zu verkehren, himmlische Offenbarungen zu erhalten; er hält sich schon als König dazu berufen und würdig. Es fehlen nur die Bischoffswerder's, Wöllner's und ihre Gehülfen und Gehülfinnen! Die Gerlach's, Stahl's, Wagener's ꝛc. sind mit allem Pietismus und Irvingianismus doch zu ungeschickt und dumm. Sie sind auf andere Weise ohnehin ihres Spiels versichert. —

Der vom Könige verlangten neuen Benennung „Herrenhaus" für die erste Kammer werden viele Schwierigkeiten gemacht, auch von den „Herren" selbst, die sich durch einen Titel wenig geehrt fühlen, den sie mit elenden Professoren und verachteten Bürgermeistern theilen sollen. Berliner Witz macht allerlei lustige Vorschläge, unter andern den, daß die zweite Kammer schicklich „Packkammer" heißen könnte, denn im Gegensatz zu den Herren sei in ihr doch nur Pack! —

Wenn man die Briefe und Tagebücher von Gentz liest, die Bekenntnisse, die er niederlegt, die nichtswürdigen Menschen und Triebfedern sieht, mit denen alles Staatswesen zu thun hat, an die es gefesselt ist, — wenn ich meine eignen Aufzeichnungen ansehe, wie seit länger als dreißig Jahren immer dasselbe Jammerwesen sich hier fortschleppt, ohne daß mit Ausnahme des Frühjahrs und Sommers 1848 auch nur ein einzigmal die Sonne in diesen Abgrund von Schmutz und Gemeinheit leuchtet und bessere Keime befruchtet — denn der Schimmer im Sommer 1840 war nur eine klägliche Täuschung —, so möchte man wirklich die Warnung des Epikurs

μὴ πολιτεύεσθαι zur Richtſchnur nehmen, und ſich mit ihm nur ſo weit als möglich abfinden. Allein auch das geht nicht, er hat ſeine Klauen überall hin ausgeſtreckt, und wir können uns nicht regen, ohne ſie zu fühlen. —

Dienstag, den 26. Dezember 1854.

Dem Könige hier iſt nur darum zu thun, Zeit zu gewinnen und ſelbſtſtändige Entſchließungen noch abzuwenden; der Miniſter von Manteuffel hat den Geſandten der Weſtmächte nachträglich erklären müſſen, der König habe ſich über den Beitritt oder Nichtbeitritt zum Vertrage vom 2. Dezember noch gar nicht ausgeſprochen, er wolle die Frage noch ruhen laſſen, bis er den Erfolg ſeiner neuen Schritte in London und Paris erfahren habe; die bisherige Antwort ſei demnach gar nicht als eine Ablehnung zu verſtehen u. ſ. w.

Man ſieht hier mit Entſetzen die neue Verwickelung voraus, in welche Preußen geräth, wenn in Folge der von ihm ſelbſt hervorgerufenen Beſchlüſſe des Bundestages eine allgemeine Rüſtung und ſogar Truppenaufſtellung gegen Rußland gefordert wird. Wie ſoll man ſich der Theilnahme entziehen? wie kann man ſie leiſten? Man fühlt die Erniedrigung, man ſieht, wie man gebunden iſt und geſchleppt wird! —

„Georg Forſter der Naturforſcher des Volks. Von Jacob Moleſchott. Frankfurt a. M. 1855.“ — :

Einige Mitglieder der zweiten Kammer, unwillig über das elende konſtitutionelle Gaukelſpiel, das hier getrieben wird, ſind in Berathung getreten, wie der Verfaſſung aufzuhelfen und wahres Leben einzuhauchen wäre? Der Vorſchlag, ſich der demokratiſchen Parthei zu nähern, ſie zum Antheil an den Wahlen zu bewegen, fand Schwierigkeiten, und es kam zu keinem Beſchluß. Ohne beſſre Wahlen, die es nur durch Theilnahme der demokratiſchen Wähler werden können, iſt nichts

zu machen. Die Demokraten aber sagen, daß ihre Betheiligung sogleich ein sie wieder ausschließendes neues Wahlgesetz zur Folge haben würde. Außerdem haben sie noch andre Gründe, nicht zu wählen, und sich mit den Gothaern nicht einzulassen.

Man nennt die erste Kammer spottweise: la chambre des pères et mères (pairs et maires, wegen der Bürgermeister).

Mittwoch, den 27. Dezember 1854.

Mir träumte, Louis Bonaparte habe Paris in Brand aufgehen lassen, wie Nero Rom; er könne solche Hauptstadt nicht leiden, habe er gesagt, und der Kaiser von Rußland ihm beifällig zugestimmt. —

Der Landgraf von Hessen Philippsthal-Barchfeld ist mit seiner Gemahlin wieder hier eingetroffen. Der König hat seinem Bruder dem Prinzen Karl in dem Streit Unrecht gegeben, und eine Aussöhnung bewirkt, die bei erster Gelegenheit wieder fallen wird. —

Neue große Kriegsrüstungen in Frankreich, deutliche Drohungen der französischen Blätter, den Krieg gegen Rußland auch durch andre Länder hindurch zu führen, das heißt durch Preußen, mit andern Worten, diesem den Krieg zu machen, sich an diesem schadlos zu halten! —

Man will schon wissen, daß Herr von Usedom in London schlecht aufgenommen worden sei, keine seiner Vorstellungen das geringste Gehör gefunden habe. Der König soll darüber sehr erbittert, gleich darauf aber niedergebeugt gewesen sein; so erzählen die Hofleute. —

„Wenn wir noch einiges Heil erwarten können, so liegt es in einem Thronwechsel," sagte neulich ein General. „Vielleicht," antwortete ein Anderer, „aber in einem fortgesetzten!" —

86.

Oelsner an Varnhagen.

Paris, den 23. Mai 1822.

Es wäre doch hart, theurer, hochverehrter Freund, die ſchöne Gelegenheit, welche Seiner Durchlaucht des Fürſten von Salm-Kyrburg Reiſe darbeut, völlig unbenutzt zu laſſen. Und wie! Herr von Saur, der mir einen Brief für Sie bringen will, ein Fremder, hätte das Recht, Ihnen zu ſchreiben, ich aber, der alte Bekannte, nicht! Demnach müſſen Sie ſchon wenigſtens ein paar litterariſche Zeilen erdulden.

Kennen Sie die „Panhypocriſiade“ von Lemercier? Ich zweifle. Das Gedicht iſt ja kaum in Frankreich gekannt. Es erſchien 1819 bei Firmin Didot unter dem Titel: «La Panhypocrisiade, ou le spectacle infernal du seizième siècle, comédie épique». Da ſeine Form den herrſchenden Geſetzen des franzöſiſchen Parnaſſes Hohn ſpricht, ſo iſt es von den Recenſenten mit Geringſchätzung behandelt, bei dem Publikum in keine große Betrachtung gekommen. Erſt ſeit geſtern bin ich zufälligerweiſe an dieſes Werk gerathen, wovon mir acht Geſänge zu leſen übrig bleiben. Allem Vermuthen nach finden ſich Exemplare in Berlin. Eins gewiß bei Herrn von Ancillon, dem nichts entgeht, was hier erſcheint.

Vielleicht wäre die „Panhypocriſiade“ einer freien deutſchen Bearbeitung werth. Sie eignet ſich, jeden beliebigen Pfropfreis aufzunehmen. Mancher Auswuchs müßte dagegen getilgt, manche Anſicht berichtigt werden. Gleich anfangs mißfällt mir, daß das Gewiſſen mit dem Konnetable von Bourbon wie eine gemeine Bürgersfrau ſpricht. Einem mächtigen Vaſallen der damaligen Zeit, gekränkt auf Antrieb einer rachſüchtigen Frau, gemißhandelt von einem Könige, dem er ſich ebenbürtig fühlte, und in ſeinen heiligſten Rech-

Donnerstag, den 28. Dezember 1854.

Frau Herwegh geb. Siegmund iſt aus der Schweiz hier angekommen, um ihre Familie hier zu ſehen. Auf acht Tage hat Hinckeldey ihr hiezu die Erlaubniß gnädigſt bewilligt. Daß ſie früher als Hochverrätherin hier angeklagt und ſteckbrieflich verfolgt worden ſei, wie einige Zeitungen ſagen, wird verneint. —

In Friedrich Auguſt Wolfs Briefen an Heyne geleſen. — Im Westminster Review ein Artikel von Lewes „Goethe as a man of science“ iſt gerecht gegen Goethe und Oken und weiſt die verläumderiſchen Ausfälle des letztern zurück; aber in Betreff Newton's kann der Engländer nicht zu gleicher Gerechtigkeit ſich erheben; er geſteht, daß er ſelber über den Streitpunkt nicht urtheilen könne, findet aber aus Aeußerlichkeiten, die er zuſammenſtellt, nur zu wahrſcheinlich, daß Goethe im Unrecht und deſſen Farbenlehre eine Schwäche ſei! Dieſe Annahme hätte ſich Herr Lewes ſparen können, nachdem er geſtanden, daß er kein Urtheil in der Sache habe. Wenn er gar als Thatſache gelten läßt, daß Newton's Theorie des Lichts und der Farben noch heute bei den Gelehrten allgemein für richtig gelte, ſo iſt er ſehr im Irrthum. Ich ſelbſt fühle mich auch nicht berufen, hier ein wiſſenſchaftliches Urtheil abzugeben, allein die äußern Gründe, die für Goethe ſprechen, dürften die für Newton doch weit überwiegen. *ἀμέρας δ' ἐπίλοιποι μάρτυρες σοφώτατοι!* —

Es heißt, der ruſſiſche Kaiſer habe einen Ukas erlaſſen, daß jeder, der einen Verwundeten tödtet oder einen Wehrloſen, auf der Stelle erſchoſſen werden ſoll. Der Kaiſer fühlt menſchlicher als ſein roher Befehlshaber, der die Thatſache nicht läugnete, ſondern entſchuldigte, ja der, nach der Meinung einiger, das Morden ſogar ſelbſt befohlen hat. —

Man meint hier, einen großen Erfolg zu erringen und die politiſche Selbſtſtändigkeit glänzend darzuthun, wenn Preußen,

anſtatt dem Vertrag vom 2. Dezember beizutreten, eigne Verträge mit Frankreich und England ſchließt, immer doch in Wahrheit zu gleichem Zweck und gleicher Verpflichtung; denn nachgeben wird der König, das will man ſchon wiſſen. —

„Wer aber wird über die preußiſche Kriegsmacht den Oberbefehl führen?“ — Die Wahl iſt nicht groß, und ſchon getroffen: Groeben und Wrangel. — „Der Held von Jütland und der Held von Bronzell? O weh!“ —

Freitag, den 29. Dezember 1854.

Beſuch vom General von Pfuel. Er ſpricht mit größter Einſicht und Klarheit über die erforderlichen Eigenſchaften eines Kriegsbefehlshabers, wie derſelbe ſtets mit Geiſtesaugen das Verhüllte ſehen, ungeirrt rechnen und urtheilen müſſe, und bei aller ruhigen Kälte doch des feurigſten Eifers nicht entbehren dürfe. Ueber die hieſigen Zuſtände, ihre Urſachen, ihre Folgen, ihre Jämmerlichkeit, ſind wir ganz einverſtanden. Uſedom's Sendung nach London wird von den Kreuzzeitungsleuten, die des Oberſten von Manteuffel nach Wien andrerſeits ſehr getadelt.

Nachmittag bekam Ludmilla den unverhofften Beſuch der Frau Doktorin Emma Herwegh, und ließ mich dazu rufen. Die freudigſte Ueberraſchung! Die Frau ſah ſehr gut aus, und gefiel mir beſſer als je; ſie iſt lebenserfahrener geworden, reifer, und bei unverkürztem Muthe weicher; ſie ſprach mit guter Laune. Sie lebt in Zürich, zieht aber den Aufenthalt zu Paris und noch mehr den zu Rom, dem in der Schweiz weit vor. Dr. Herwegh ſtudirt Naturwiſſenſchaften. Sie leben zumeiſt mit Italiänern, unter denen die vortrefflichſten Menſchen ſind, ſie nannte einen Florentiner Piero Cireni. In Baden iſt ſie doch als Hochverrätherin angeklagt und mit

Steckbriefen verfolgt worden. Leider geht ſie ſchon übermorgen wieder fort! — Humboldt's Handſchrift. —

In Friedrich Auguſt Wolf's Briefen an Heyne und in ſeinen Prolegomenen geleſen; ein Vergnügen, eine Stärkung! — Engliſches. —

Nachrichten aus St. Petersburg ſagen, daß der Kaiſer äußerſt unruhig und verſtört iſt, und aus allen Kräften nach Frieden verlangt. Der König freut ſich dieſer Hinneigung, und wünſcht ihr eifrigſt nachzuhelfen, iſt aber unangenehm davon berührt, daß Rußland ſich veranlaßt findet, ſoviel nachzugeben; wenn Rußland nicht mehr ſo ſtark iſt, ſo fühlt auch der König kein rechtes Zutrauen mehr. —

Daß in Wien die Berathung der Diplomaten beim engliſchen Geſandten war, wo der ruſſiſche ſich bereitwillig einfand, und Preußen ausgeſchloſſen blieb, macht hier einen ſchlimmen Eindruck. —

Sonnabend, den 30. Dezember 1854.

In Wolf's Prolegomenen geleſen; neben der Vortrefflichkeit des Geiſtes, der kritiſchen Betrachtungsweiſe, Forſchung und Arbeit, wird das eigentliche Ergebniß faſt gleichgültig: es geht mir damit wie mit Goethe's Farbenlehre, deren eigentlicher Gegenſtand mir nie nahe gerückt iſt, an deren Behandlungsart und Beiwerk aber der Geiſt immer auf's neue ſich erfriſcht. In den Homeriſchen Fragen muß ich doch in der Sache ſelbſt, als ein nicht Unkundiger, mich zu Wolf's kritiſcher Anſicht bekennen, abweichend von Goethe, der ihr in ſeinen ſpäteren Jahren untreu wurde.

Abends kam Wilhelm von Williſen, und blieb wohl anderthalb Stunden. Perſönliches wurde beſprochen und Allge-

meines. Ich ſtellte ihm meine Anſicht auf, daß ein naher Frieden möglich ſei, bei verlängerten Unterhandlungen aber ganz neue Dinge ſich aufthun können, und ſchließlich doch die Türkei die Zeche bezahlen werde, inſofern könne der Kaiſer von Rußland endlich doch Recht behalten, nur daß die Beute etwas anders vertheilt werde, als er es gemeint. Ob man Preußen dann auch bedenken wolle, wird eine Sache des Gutdünkens, der Gnade ſein! Das Ganze iſt und bleibt eine Abſcheulichkeit, würdig der Verbrecher und Schwächlinge, die jetzt regieren. Wird der Krieg fortgeſetzt, ſo iſt es nicht viel beſſer. Der Unſinn und die Schlechtigkeit liegen überall! —

Der General Graf von Benckendorff wirbt hier über hundert Aerzte und Wundärzte für den ruſſiſchen Lazarethdienſt, unter für ſie vortheilhaften Bedingungen. —

Nachdem in Folge des Königlichen Zorns die Offiziere aus der geographiſchen Geſellſchaft ausgeſchieden waren, ſtellten der Prinz Adalbert und Humboldt dem Könige vor, wie übel dieſe Sache in engliſchen und franzöſiſchen Blättern werde verarbeitet werden. Dafür iſt der König empfindlich. Er ſprach daher bei erſter Gelegenheit ſehr freundlich mit Karl Ritter, verſicherte die Geſellſchaft ſeiner Gnade ꝛc. Gleich darauf ſandte er ihr mit einem ſchmeichelhaften Schreiben ein koſtbares Geſchenk, ein geognoſtiſches Bildwerk der Brüder Schlagintweit. Der General von Reyher, der früher den Offizieren eingeſchärft, ſie müßten austreten, ſucht nun ihren Wiedereintritt zu vermitteln. — Dies alles macht einen jämmerlichen Eindruck. Der Prinz und Humboldt haben durch ihren Rath nichts gebeſſert. —

Sonntag, den 31. Dezember 1854.

Nachrichten aus Wien; größter Haß gegen die Ruſſen, dann aber auch Haß gegen die Preußen, und dann Haß und Mißtrauen gegen Frankreich und England! So ſtehen die Sachen! Haß überall, und Mißtrauen überall! Dabei ſind auch wieder viele Vornehme in Wien ruſſiſch geſinnt, und halten den ruſſenfeindlichen Eifer im Schach, der Graf von Buol ſelbſt wagt ſich nicht weiter, als ſoweit er durch Kaiſerliche Befehle gedeckt iſt, und ſo ſehr die Ruſſen auf ihn ſchimpfen, ſo wäre er doch gleich bereit, ihnen die Hand zu bieten, wenn die Umſtände dafür günſtig wären. Ein karakterloſer Mann und von ganz mittelmäßigen Fähigkeiten, einer von den Leuten, die vor allem in Amt und Würden bleiben wollen, alles andre iſt ihnen Nebenſache. — Wenn in Frankreich nichts vorgeht, in der Krim die Sachen ſich halten, oder gar die Ruſſen geſchlagen werden und Sebaſtopol fällt, wird aber doch Oeſterreich, und mit ihm Preußen — ſo hofft man — in den Krieg gezogen werden. Wie dieſer dann geführt werden mag, das weiß niemand anzugeben! Die Oeſterreicher haben doch wenigſtens Generale, aber wo ſind die preußiſchen? Und mit welchem Vertrauen ſollen ſie kämpfen, wenn ſie wiſſen, daß am Hof eine Parthei herrſcht, die mehr noch einen Sieg als eine Niederlage ihnen zum Verbrechen macht? Genug, es iſt ein gräuelhafter Zuſtand, und es iſt nicht zu ſagen, wer irgend einen wahren Vortheil davon hat, oder haben wird. Die Sache der Monarchie gewiß nicht! —

Im engliſchen Parlament iſt wacker auf die Deutſchen geſchimpft worden, nicht nur auf die Regierungen, die kaum des Schimpfens werth ſind, ſondern auch auf die Völker, man unterſteht ſich, ihre Kriegstüchtigkeit und ihren Muth in Zweifel zu ziehen. Dem dummen Uebermuth der Engländer iſt das eher zu verzeihen, als den deutſchen Fürſten, daß ihre

Feigheit und Wortbrüchigkeit uns in solche Lage gebracht, wo man uns jeden Schimpf ungestraft anthun kann. Dabei wollen die Engländer doch eine Fremdenlegion vorzüglich aus Deutschen zusammenwerben! Hier in Preußen sind alsogleich die bestehenden Verbote gegen jede fremde Kriegswerbung von den Behörden in Erinnerung gebracht worden. —

Spät Abends, nach dem Thee, kam noch Graf Cieszkowski, und wir hatten eine lange Unterhaltung, die in scherzender Laune und gewichtigem Ernste die Fragen des Tages und die Aussichten der Zukunft erörterte. Wieder einmal Anwendung der großen Wahrheit, daß man das Bekannte nur berechnen kann, aber das Unbekannte nicht, das immer hinzutritt, und in großen Bestandtheilen. Möglichkeit eines raschen Friedens, mit langen Nachverhandlungen, in denen sich ganz neue Dinge darbieten können, Ländertausch, Zerpflückung der Türkei ꝛc. Elendigkeit der preußischen Kammern, Mattigkeit der Stimmung. Ueber die Herstellung Polens: „die Polen ziehen ihre Volksthümlichkeit weit der Freiheit vor, sind lieber unter dem heimischen Joch, als in fremder Volksthümlichkeit frei.“ Der Gang der Entwicklung ist im entgegengesetzten Sinn, erst die Freiheit, dann Volksthümlichkeit, die letztere verliert an Bedeutung, so wie die Freiheit wächst und die Bildung! —

Das Neue Jahr erschien unter Sturm und Regen. Wir begrüßten es guten Muthes, aber ohne Freudigkeit, ohne bestimmte Erwartung oder Zuversicht. —

Probeblatt einer neuen preußischen Vaterländischen Zeitung, die in ächtem Unterthanensinn wahr und unpartheiisch berichten will, in kleinem Format, und äußerst wohlfeil, mit der Absicht die Bernstein'sche Volkszeitung zu verdrängen! Der Redakteur der neuen Zeitung ist der bankerotte Kunsthändler Julius Kuhr, nichtsnutziger Treubündler, und selbst aus dem Treubund ausgestoßen. Das heißt alles gesagt, um

das Unternehmen zu kennzeichnen. Man ſagt, er bekomme Geld aus den Miniſterien. —

Der Landrath von Elsner, durch die Ausſöhnung des Königs mit der geographiſchen Geſellſchaft äußerſt bloßgeſtellt und gleichſam preisgegeben, iſt hiedurch ſo beſtürzt und erbittert, daß er ſeinen Abſchied nehmen will, und aus einem dienſtergebenen Unterthan nun ein aufſäſſiger Feind geworden iſt. —

1855.

Montag, den 1. Januar 1855.

Träume guter Art, die liebe Gestalt Rahel's erschien darin! —

In Gentz gelesen, in den Briefen des Plinius an den Trajanus; der Einblick in das römische Regierungswesen ist sehr lehrreich, und erweckt viel Gedanken! —

Hier in diplomatischen Gesellschaften ist das Gerede verbreitet, der ältere Willisen sei nur hieher gekommen, um bei der englischen Gesandtschaft sich zur Befehlshaberschaft der Fremdenlegion zu melden und zu empfehlen, die England werben will. Es ist kein wahres Wort daran! Man will nur neuen Haß auf ihn laden. —

Gerücht, daß Herr von Prokesch beauftragt sei, den Erzherzog Albrecht darüber auszuholen, ob er geneigt sei, eintretenden Falles die Königskrone von Polen anzunehmen? —

Der Prinz Friedrich Karl hat in Potsdam heute den Offizieren, die sich zum Neujahrsglückwunsch eingefunden hatten, öffentlich gesagt, er wünsche ihnen in diesem Jahr einen glücklichen Feldzug. Ebenso hat der Oberstkammerherr und Feldmarschall Graf von Dohna sich geäußert. Beide sind die hitzigsten Russenfreunde. —

Dienstag, den 2. Januar 1855.

Beſuch vom General Adolph von Willisen; mannichfache Mittheilungen und Erörterungen; den ruſſiſchen Krieg von allen Seiten betrachtet, die polniſche Frage, die Betheiligung Preußens. — Geſtern Abend wußte Humboldt noch nichts von der Wendung, welche die Sache der geographiſchen Geſellſchaft genommen hat; er hoffte, wenn die Geſellſchaft eine Gelegenheit fände, dem Könige zu ſagen, daß ſie gar keine politiſchen Beſtrebungen habe, ſo würde der König das Vorgefallene dahingeſtellt ſein laſſen; er ahndete nicht, daß ſeine Vermittelung einen ſo glänzenden Erfolg gehabt, einen ſolchen Umſchlag bewirkt hat. Willisen wußte auch nichts, und war nicht wenig erſtaunt, es von mir zu hören. Klagen über die Gerüchte, die man gegen ſeinen Bruder Wilhelm ausſtreut. —

Abends kam General von Pfuel; einige Neuigkeiten von Potsdam. Allgemeine Anſichten und Erwägungen; Pfuel hat über alles nachgedacht, hauptſächlich vom Kantiſchen Standpunkt aus, wobei ihm doch ein geheimes Wunderweſen lieb geblieben iſt, das doch nur als Ergötzlichkeit dient, auf ſein Handeln keinen Einfluß hat; die großen Wunder, welche der Kirchenglaube lehrt, ſcheinen durch die kleinen des Privataberglaubens erſetzt zu werden! Es war nahe daran, daß er ſich in's Tiſchrücken vertieft hätte, doch die ſcharfen Verwerfungsurtheile gegen dieſe Albernheit bewahrten ihn. —

Ein ſeltener Fall! Die Spener'ſche Zeitung vom Sonntag war durch die Polizei weggenommen worden, und durfte nur nach Entfernung eines Artikels, der die preußiſche Politik beſprach, ausgegeben werden. Der Artikel gab zum Theil die Angriffe des franzöſiſchen Conſtitutionnel wieder, dieſe waren anſtößig. Unſere Preßfreiheit iſt ganz und gar eine Täuſchung. Daß unendlich viel Starkes doch durchſchlüpft, darf nicht wundern, das geſchah auch unter der Herrſchaft der Zenſur, zum ſteten Aerger der Regierung. —

Das Schandgesetz, das schon entworfen war, die Zeitungen für die Aufnahme mißfälliger Aeußerungen der Abgeordneten in den Kammern zu strafen, wenn auch diese Aeußerungen selbst nicht zu bestrafen sein können, dieses Gesetz, würdig der Schikanen und Quängeleien, mit denen man in Preußen so gern regiert, soll dem Vernehmen nach, fürerst nicht vorgelegt werden. — Woher kommt plötzlich diese Verschämtheit? —

Die Neue Preußische Zeitung ist seit einiger Zeit ganz matt und stumpf; sie muß üble Nachrichten aus Rußland bekommen haben, oder von dort der gewöhnlichen Weisungen entbehren. Das Gift scheint schaal geworden. —

Man sagt ohne Scheu, die Armee sei gegen den König sehr übel gestimmt, und habe, was er auch beschließen möge, kein Vertrauen zu ihm. Die Kreuzzeitungspartei, die schon den Anschluß an die Westmächte wittert, verbreitet dieses Gerede geflissentlich. —

Unter den Offizieren wird gesagt, der König werde lieber abdanken, als gegen Rußland zu Felde ziehen. Die Hofpartei fürchtet eine Abdankung jetzt eben so, als sie früher solche wünschte, verlangte. Man schimpft auf den Prinzen von Preußen, man rühmt den König, das heißt unter der Bedingung, daß er russisch sei. In den Feldtruppen herrscht die entgegengesetzte Gesinnung, da wünscht man den Prinzen von Preußen ꝛc.

Merkwürdige Aeußerung eines Ministers: „Geben Sie Acht, wenn jetzt ein Friede zu Stande kommt, so wird sich der König einbilden, er habe den Frieden vermittelt, und kein Mensch wird ihm das ausreden können!“ —

Die Polizei gestattet den Zeitungen manche Freiheit, nur über die Polizei dürfen sie nie tadelnd reden. Man hat die Blätter so lange gequält und schikanirt, bis sie alle haben erkennen müssen, ihr Bestehen hänge davon ab, den Herrn von

ten verletzt, konnten unmöglich die Ansprüche des Vaterlandes bedeuten, was sie der Menge sind.

Ich wünschte, Sie hätten Muße, sich der Arbeit zu unterziehen. Der Gesichtskreis dieser epischen Schöpfung würde sich unter Ihrem beschauenden und befruchtenden Blicke erweitern. Sobald Sie gelesen haben, lassen Sie mich wissen, ob meine Einladung etwas über Sie vermag.

Hrn. von Oerthling empfehle ich Ihrer Gewogenheit. Es ist der dienstfertigste Freund, den ich je in Frankreich gefunden habe.

Leben Sie wohl und behalten mich lieb.

Von ganzem Gemüth

der Ihrige

Oelsner.

87.

Varnhagen an Oelsner.

Berlin, den 13. Juli 1822.

Mein theuerster, verehrtester Freund! Den neulichen Kourier, mit dem ich Ihnen wieder einmal ausführlicher zu schreiben dachte, mußte ich schmählich versäumen; heute bietet sich unerwartet eine abermalige Gelegenheit dar, und zu meiner Qual kann ich sie kaum benutzen! Ich erfahre davon erst jetzt, durch die Güte des Hrn. von Stägemann, eben noch vor dem Schlusse, und geängstigt raffe ich mich von meinem Flußfieberzustand auf, um Ihnen wenigstens einige Grußesworte noch mitzusenden. Wir haben unaufhörliche Schwüle, dazwischen kalte Windstöße, man muß davon erkranken; auch meine Frau ist sehr leidend und harret noch

Hinkeldey zu ſchonen, in gewiſſen Fällen ſogar zu loben. Von Zeit zu Zeit läßt er ſie immer wieder ſeine Willkür fühlen, um ſie derſelben eingedenk zu erhalten. —

Mittwoch, den 3. Januar 1855.

Abends mit Ludmilla zu Frau von Nimptſch, wo Herr Crépet, Herr Lieutenant von Henneberg, Herr Dr. de Lagarde, ſpäter General von Pfuel und Herr Mahler Henſel, der die Fräulein Marie von Buch zeichnete. Die Geſellſchaft war ungemein belebt, in zwangloſer und ſehr mannichfacher Weiſe, bald allgemein, bald in wechſelnden Sonderungen, und es fehlte nicht an Salz. Pfuel that ſich eine Güte an, indem er alte Erzählungen behaglich wiederholte, bei denen ich ihm bisweilen einhelfen konnte, ſie machten auf diejenigen, welche ſie zum erſtenmal hörten, den beſten Eindruck und wir ließen ſie uns gern gefallen. — Die Geſellſchaft trennte ſich erſt nach 11 Uhr. Zu Hauſe hatten wir noch manches auszutauſchen, unter vielem Gelächter. Ich muß hier ſagen, daß Ludmilla vortrefflich zu berichten weiß, ihr entgeht keine Schattirung der Dinge, und ſie läßt alles in ſeiner rechten Ordnung und in ſeinem verhältnißmäßigen Werth. Frau von Treskow iſt eine ausgezeichnete Erzählerin, ſie weiß mit ihrer eifrigen und geſchickten Wortfülle oft das innerſte Leben herauszuſtellen; Fräulein Solmar kann einzelne Vorgänge und ſtattgehabte Geſpräche mit leiſer Nachahmung der Perſonen artig wiedergeben; Bettina von Arnim weiß die Wirklichkeit in reizende Gebilde oder auch in arge Zerrbilder zu verwandeln; am wahrſten und genauſten theilt Ludmilla mit, was ſie geſehen und gut beobachtet hat. —

Neues ruſſiſches Manifeſt, in ſchwungvoller Sprache, doch

neben dem kriegerischen Eifer auch schon friedfertig. Die fromme kirchliche Salbung ist eine widerwärtige Heuchelei! —

Donnerstag, den 4. Januar 1855.

Die Zeitungen enthalten die Mittheilung, es sei definitiv Abstand genommen, den Kammern das im Ministerium des Innern bereits entworfene neue Wahlgesetz für die zweite Kammer in der diesjährigen Sitzung vorzulegen; nach diesem Entwurf sollen künftig nur die Magistratsmitglieder, die Stadtverordneten, die Gemeindeverordneten, die Zünfte und Kreistagsberechtigte das Wahlrecht haben. Wo bleibt das allgemeine Wahlrecht, die Urwahlen auf der breitesten Grundlage? Muß man nicht speien auf dieses ganze Verfassungswesen und die nichtswürdigen Halunken, die dasselbe so schändlich zurichten? Wie richtig, wie voraussichtig klug hat das Volk sich bisher schon vom Wählen zurückgehalten, das man ihm ohnehin schon stets zu entziehen dachte? Man sage nicht, es würde anders geworden sein, wenn das Volk sich fortwährend betheiligt hätte! Nur um so schneller würde man ihm das Wahlrecht geschmälert und genommen haben, ja die ganze Verfassung hätte weichen müssen. —

Die Volkszeitung bringt einen sarkastischen Artikel über die im kurhessischen Orte Bockenheim, unter den Augen des Bundestages, eröffnete Werbung für die englische Fremdenlegion, mit schneidenden Hieben auf die Kreuzzeitungspartheі, auf Stahl namentlich und auf Leo. —

Nachmittags kurzer Besuch von Herrn Dr. Ring, schönes Manuskript von ihm, er ist fleißig bei der Arbeit mit einem neuen Roman, und trotz mancher Hemmnisse und Beschwerden ganz vergnügt, was ich ihm herzlich gönne. Er hat viel von Koreff, aber nur das Gute. —

Korrekturbogen von Arnim's Gedichten. Für die Augen angreifend. — Abends Beſuch von Herrn Crépet, der Abſchied nimmt. In zwei Monaten will er wieder hier ſein und ſeine Arbeit über Preußen vollenden. —

Ein Beamter, der in das Innere der Konſtablerwirthſchaft hier tief eingeblickt hat, verſichert, daß dieſe bewaffnete Schaar, auf der das Beſtehen und Heil der ganzen Regierung ruhe — nicht mehr, wie Friedrich der Große meinte, auf dem Kriegsheer —, viel unzuverläſſige, mißvergnügte, demokratiſch geſinnte, anderntheils auch feige und ſpitzbübiſche Mitglieder enthalte, daß die Brauchbarkeit eine Täuſchung ſei, daß mit dieſer Mannſchaft kaum ein ernſtlicher Kartoffelkrawall zu bekämpfen ſein würde. Wenn der König, bei welchem Hinckeldey ſich beſonders durch die ſogenannte Schutzmannſchaft geltend macht und geltend erhält, den wahren Sachverhalt wüßte, ſo wäre es bald um Hinckeldey's Anſehen und Macht gethan.

Freitag, den 5. Januar 1855.

Wiener Blätter ſchimpfen fortdauernd auf Preußen, oder ſprechen von ihm ganz geringſchätzig; die Warnungen der Behörde, fremde Regierungen mit Achtung zu behandeln, gelten nur zum Schein. —

Oeſterreich hat an Preußen die Aufforderung erlaſſen, bei den kriegeriſchen Anſtalten der Ruſſen in Polen nun auch ſeinerſeits die vertragsmäßige Hülfe kriegsmäßig aufzuſtellen. Gleiche Mahnung an den deutſchen Bund. Preußen will möglichſt noch ausweichen und zögern, noch greife ja Rußland nicht an ꝛc. (Eigentlich ſoll ſich die Aufforderung nur darauf beſchränken, am Bundestage mit Oeſterreich gemeinſchaftlich den Antrag zu machen.)

Der König hat dem Landrath von Elsner das Ritterkreuz des Hausordens von Hohenzollern verliehen. Er wollte ihn zum Kammerherrn machen, zum Johanniterritter, beides verbat Elsner. Hinckeldey hat an Elsner geschrieben, der König habe der geographischen Gesellschaft nur unter der Bedingung verziehen, daß sie Elsner'n zum Ehrenmitglied aufnehme. Dieser Angabe Hinckeldey's entspricht aber das Verfahren des Königs nicht; weder Humboldt noch Ritter wissen von solcher Bedingung. Möglich bleibt, daß der König dergleichen obenhin geäußert, dann aber es vergessen, oder nicht darauf bestanden habe. —

Sonnabend, den 6. Januar 1855.

Ein trüber Regentag, kaum Tageshelle! Nachmittags über 5° R. W. Dem Wetter entspricht meine Stimmung, die zum Ueberfluß auch durch rheumatische Schmerzen noch getrübt wird. Es soll mich wundern, wenn der Tag noch etwas Heiteres bringt; ich glaub' es nicht! Und die traurige Tröstung, daß es schlimmere Tage geben kann, daß dieser verhältnißmäßig noch zu den guten zu rechnen sein wird, tröstet mich nicht. —

Spät aufgestanden, dann einen Druckbogen von Arnim's Gedichten durchgesehen, mit Anstrengung der Augen! —

Antrag des Appellationsgerichts-Präsidenten Wentzel in der zweiten Kammer zur Beschäftigung der Strafgefangenen außerhalb des Gefängnisses und zur Abrechnung ihrer Mehrarbeit von der Strafzeit. Menschenfreundlich, mit Kenntniß und Erwägung aller Umstände. Die Begründung ist sorgfältig ausgearbeitet. Der Graf von Yorck hatte mir die desfallsige Druckschrift mitgetheilt, und ich kann in das Lob, das er ihr giebt, nur einstimmen. —

Der Tag schloß ungünstig, wie er angefangen. In der Ilias gelesen, als Betäubungsmittel! Armer Homeros, wie mißbraucht! — In Jean Jacques Rousseau's politischen Schriften gelesen, französische und englische Zeitungsblätter. —

Die Kreuzzeitung ist sehr geschlagen durch das Unterliegen ihrer Parthei bei der Präsidentenwahl in der zweiten Kammer. Der Graf von Schwerin ist schließlich gewählt. Aus der Verbindung der Bethmann-Hollweg'schen Fraktion mit der Linken weissagt die Kreuzzeitung dem Thron Unheil! —

Sonntag, den 7. Januar 1855.

Sendung von Humboldt, sein Vorwort zu den Reiseerinnerungen des Prinzen Waldemar von Preußen, der 1844 und 1845 in Ostindien war, und am 17. Februar 1849 starb; das Vorwort ist sehr schicklich abgefaßt und sagt alles was sich bei solcher Gelegenheit sagen läßt, mit Geschmack und Wärme. —

Humboldt giebt in der Zeitung Nachricht von den Brüdern — es sind jetzt drei — Schlagintweit, daß sie im Sturm am 2. November nicht untergegangen, sondern am 28. Oktober in Bombay glücklich angelangt sind. Er sagt, sie reisten auf Kosten unseres Königs und der ostindischen Gesellschaft in London; bisher war nur bekannt, daß die letztere allein die Kosten trägt, da der Kultusminister von Raumer keine Unterstützung für diese Naturforscher für räthlich fand, und Humboldt's wärmste Empfehlung nicht achtete. —

Die Leute fürchten eine zu enge Verbündung Oesterreichs und Frankreichs als der beiden mächtigsten katholischen Staaten, und besorgen daraus Gefahr für die Protestanten. Ich theile solche Besorgnisse nicht! Wie katholisch sind denn Oesterreich

und Frankreich, und besonders ihre jetzigen Häupter? Der ganze Gegensatz von Katholisch und Protestantisch ist heutiges Tages nur ein ganz untergeordneter, der in der politischen Freiheit — wir haben es 1848 gesehen — sogleich verschwindet. Als er sich in Frankfurt zuerst wieder geltend machte, da war es mit den schönen und guten Tagen schon vorbei, da begannen die arglistigen Ränke, Blendwerke, Verrätherein, sowohl der Fürsten als der Volksvertreter. Der Hauptgegensatz in unserer Zeit ist der des Freisinns und der Willkür, in anderem Ausdruck der Revolution und der Reaktion, des Vorwärts und des Rückwärts. Die Revolution hat jetzt die Bedeutung des Christenthums in seinen Anfängen, die Reaktion die Bedeutung der grausamen Gegner und Verfolger desselben. Das eigentlich Mächtige ist überall das Revolutionaire. Das, was jetzt den Kaiser von Rußland bedrängt, ist doch in Wahrheit das Revolutionaire, und das, womit er sich helfen wollte, und helfen könnte, wenn er den Muth und Geist dazu hätte, auch wieder das Revolutionaire. —

Montag, den 8. Januar 1855.

Artiges Zwischenspiel in Neapel, wo der König die Jesuiten austreibt, weil er sie in Verdacht hat, für den Prinzen Murat zu arbeiten! Der Prinz Murat erklärt, daß er sich nie mit den Jesuiten gemein machen werde! Alles ist schon wieder ausgeglichen, die Jesuiten bleiben in Neapel, und der König erkennt in ihnen seine Freunde. —

Ein Mitglied der äußersten Rechten der zweiten Kammer klagt bitter über das Unterliegen seiner Parthei in der Präsidentenwahl: „Wenn das so fortgeht," sagt er, „so werden wir bald, fürcht' ich, auseinandergejagt!" Das ist es! Eine frei-

ſinnige Kammer wird nicht geduldet! Da wendet man zur Rettung der Willkür gleich Gewalt an! Der Gewalt aber zu widerſtehen, dazu ſind die Konſtitutionellen zu furchtſam. Wie richtig haben die Demokraten, hat das Volk gethan, ſich an dem ganzen Lumpenweſen nicht zu betheiligen! —

„Les rois s'en vont!“ Dieſes große Wort Lainé's findet jeden Tag ſeine Beſtätigung, und ſichtbarlich eben jetzt auch, wo die Könige allmächtig ſcheinen, und wirklich im Beſitz der möglichen Macht ſind. Zwar fällt gerade jetzt kein König, man ſieht keinen flüchten und betteln, aber jeder Tag nimmt ihnen etwas von ihrem Anſehen, ihrer Bedeutung, jeder Tag untergräbt die Throne, auf denen ſchon nicht mehr die altberechtigten, ſondern neue, revolutionaire Fürſten ſitzen. Daß ſie einen Kaiſer aus der Volksſouverainetät, aus der Volksſtimmenmehrheit, einen Louis Bonaparte unter ſich haben, das thut ihnen mehr Schaden, als die größte Republik in Europa ihnen thun könnte.

Preußen hat nach Wien eine Note geſandt (man ſagt, vom 5. Januar), worin es gegen ſeine Ausſchließung von den Berathungen proteſtirt und ſeine Rechte als Großmacht wahrt, bei den europäiſchen Angelegenheiten eine Stimme zu haben, und die Verträge, die es mit unterzeichnet, nicht reviditen zu laſſen ohne ſein Zuthun. Das iſt ſehr gewagt, und kann ſehr weit führen! —

Mit dem Wort Großmacht wird ein großes Weſen gemacht und viel Unfug getrieben. Für Preußen iſt der Begriff kaum noch anwendbar. Es hat ſich ſeit dem Herbſt 1848 gewiß nicht als Großmacht erwieſen. Und was es 1813—1815 war, war es durch den Geiſt des Volkes und der Männer, die den Staat in die Hand genommen hatten. —

Geſchrieben: über die Kriegsführung der Weſtmächte, die ſchlecht iſt aus Mißtrauen, Schuldbewußtſein und Feigheit. — Beſuch von Fräulein Aline von Schlichtkrull, die eben aus Pommern wiedergekehrt iſt, und unerwartet die frühere Bekanntſchaft wieder aufnimmt, fröhlich, munter. —

Nachricht aus Wien, daß der ruſſiſche Kaiſer die Auslegung der vier Gewährungen, welche die Weſtmächte verlangen, vollſtändig gelten laſſe und demzufolge Unterhandlungen eröffnet ſeien. —

Klagen über ruſſiſche Umtriebe in Italien und Ungarn, beide Länder gegen Oeſterreich zum Aufſtande zu reizen. Man will ſchon Anzeigen haben, daß der Kaiſer von Rußland mit Koſſuth Verbindungen anknüpfe. Warum greift er die Sache nicht gründlicher an, in Polen? Da fürchtet er für ſich ſelbſt zuviel! Ein großer Schlag wird im Stillen vorbereitet, zu dem ſchon viel gethan ſein ſoll, nämlich ein Schlag in Frankreich zu Gunſten der Bourbons, der Erfolg wäre Rußland's größter Triumph. Aber um das franzöſiſche Heer zu gewinnen, für das alte Königsgeſchlecht, müßte Louis Bonaparte Kriegsunglück haben, und verſchulden, oder einen dummen Frieden ſchließen. Für erſteres muß in der Krim geſorgt werden, für letzteres in Wien. Die ruſſiſchen Thätigkeiten werden überall mit großem Eifer betrieben, leiden aber an den einheimiſchen Gebrechen, an lähmender Knechtsgeſinnung, und an unredlicher Selbſtſucht; die Ausführer dürfen nicht freiſinnig ſein, nicht höheren Antrieben folgen, ſie dürfen höchſtens einigen Freiſinn lügen, zur Täuſchung der Anderen; ſie finden natürlich nirgends Vertrauen, als bei den verſchmitzten Griechen, die auch im gegenſeitigen Betrügen immer noch zu gewinnen hoffen. —

Angebliche Aeußerung des Fürſten von Metternich, ſein

Inſtinkt ſei für den Frieden, ſeine Vernunft für den Krieg. Wahr oder nicht, viel Sinn und Verſtand iſt in dem Ausſpruche nicht! —

Mittwoch, den 10. Januar 1855.

Beſuch von Herrn Lewes; die politiſche Lage der Dinge, was ein Friedensſchluß bedeuten würde; wo die wahre Macht liegt, welche Kriſen noch bevorſtehen; wenn die nächſte Revolution *nicht* in Frankreich entſteht, wie ich doch erwarte, ſo wird ſie in England, in Rußland entſtehen, aber kommen wird ſie! Der jetzige Zuſtand von Lüge, Gewalt und Feigheit iſt kein ſolcher, der ſich befeſtigen und dauern kann, da war der aus dem Wiener Kongreß hervorgegangene noch beſſer — in der That hat dies Werk, obſchon nur Flickwerk, doch dreißig Jahre gedauert! —

„Sonnets on the war, by Alexander Smith and Sydney Yendis," von denen der Leader Proben giebt. —

Die Nationalzeitung bringt das freiſprechende Erkenntniß des Kammergerichts für das 12. Stück der „Gränzboten", das im vorigen März von der Polizei weggenommen worden war und durchaus ſtrafbar ſein ſollte; die Gerichte jedoch fanden den Tadel der preußiſchen Politik, der hier ausgeſprochen war, noch innerhalb der Gränzen des Erlaubten. — Ein neuer Geſetzentwurf zur Beſchränkung der Eheſcheidung, den der König ſchon gebilligt, ſoll den Kammern vorgelegt werden. Die Gemeinplätze halber Gründe ſind hier im Dienſte der Heuchelei gebraucht, das Machwerk iſt ein ganz jämmerliches, und thut nicht einmal dem Pfaffengeiſte Genüge, denn ein Sakrament und unauflöslich wird die Ehe doch nicht, dazu müßten die Leute vollends katholiſch werden, und das können ſie doch aus

anderen Gründen nicht. Durchgeben wird das Geſetz ohne Zweifel, denn die Scheingründe der Heuchelei ſind allgemein verbreitet und allmächtig. Für die Ehe iſt nichts damit gewonnen! Und wenn wir erſt ganz katholiſche Ehe hätten, was wäre damit denn gewonnen? Man ſehe die Sitten in katholiſchen Ländern! —

In den Briefen des Plinius geleſen; Franzöſiſches, Engliſches. —

Nachrichten aus Wien; man glaubt dort an Frieden. —

Der Ukas des Kaiſers Nikolai, wonach Todesſtrafe geſetzt wird auf Ermordung von Verwundeten, iſt eine bloße Erdichtung. Die Kreuzzeitung ſagt ſogar, ein ſolcher Ukas würde die Ehre des ruſſiſchen Heeres beleidigen. Doch die Thatſachen haben nicht geläugnet werden können, man hat nur geſucht ſie zu entſchuldigen! —

Eine Sache von großer Wichtigkeit, von möglicherweiſe außerordentlichen Folgen, iſt die Gründung einer freien ruſſiſchen Preſſe in London. Der erſte Verſuch dieſer Art iſt eben gemacht worden, durch den bekannten Alexander Herzen, der ſich als Autor Iskander nennt. Er hat ſein eignes Werk „Gefängniß und Verbannung", worin ſeine Schickſale erzählt und das Innere Rußlands in thatſächlichen Beiſpielen vorgeführt wird, in London ruſſiſch herausgegeben. Freilich wird der ruſſiſche Kaiſer alles aufbieten, ſolche Erzeugniſſe nicht in ſein Reich eindringen zu laſſen, er wird die härteſten Strafen gegen die Verbreiter verfügen, ſowie gegen die Beſitzer und Leſer; aber alle ſeine Macht wird nicht ausreichen, die Wirkung dieſer Preſſe zu vernichten. Es iſt ſchon viel gewonnen, wenn ſolche Bücher nur bis an die ruſſiſche Gränze gelangen, von andern Slaven, von Ruſſen im Auslande geleſen werden. Welchen Nutzen haben die ausländiſchen Druckorte Genf, Haag,

auf beſſere Luft und beſſeres Befinden, um eine Badereiſe zu machen, noch nicht entſchieden wohin. Ihre letzten Briefe, mein theuerſter Freund, haben mich auf das Innigſte angeregt, wie gern und eifrig hätte ich ſie beantworten mögen! Unſer kleines Lebensbächlein, welches mit in dem großen Strom hinabrinnt, wäre mir ein Gegenſtand der übereinſtimmendſten Klage mit Ihnen geworden. Es ſtockt das öffentliche Leben für uns, wenn auch nicht für die größeren Perſönlichkeiten, als welche die Völker in der Geſchichte daſtehen. Dieſes Stocken fühlen die Menſchen aller Geſinnungen und Anſichten. Deutſchland bedarf immer eines Abzuges, der ihm diesmal auch in dem wunderbaren Gange der griechiſchen Angelegenheiten wirklich wunderbar verſagt bleibt! Die Gährung der Fäulniß nimmt überhand, dergleichen pflegt Krankheiten zu erzeugen.

Mit Vergnügen haben wir bisher der Salm-Kyrburgſchen Bekanntſchaft gepflogen. Die guten Leute haben hier vielen Verdruß auszuſtehen gehabt, ſeit Kurzem wendet ſich ihre Sache günſtiger und verſpricht einen befriedigenden Ausgang; mit größter Beeiferung haben wir Ihre Empfehlung zum Beſten der Bedrängten durch alles, was in unſern Kräften, wirkſam zu zeigen geſucht; aufrichtiger und geſcheuter Rath war hier in der That ſeinen Preis wohl werth.

Ich vergeſſe, daß ich eilen muß! Beifolgendes Büchlein bekam ich vor einer Stunde, ich leg' es bei, da ich Ihnen gern geben möchte, was nur zu geben iſt, um die Dürftigkeit dieſer Zeilen zu decken!

Leben Sie wohl, mein verehrteſter Freund, und bleiben Sie der innigen treuen Geſinnung verſichert

Ihres

K. A. V. v. E.

Brüssel, Lüttich, Köln ꝛc. der französischen Litteratur des siebzehnten und achtzehnten Jahrhunderts gewährt! —

Donnerstag, den 11. Januar 1855.

Die Nationalzeitung klagt, daß Preußen, die fünfte Großmacht in Europa, bei den jetzigen Verhandlungen der andern vier Großmächte, gar nicht zugezogen werde, für sich vereinzelt dastehe, und sein ihm gebührendes Ansehn verliere! Doch Preußen ist keine Großmacht, als unter gewissen Bedingungen, die jetzt fehlen. Uebrigens wird es den Schein doch immer noch retten und sich in den Rath der Mächte wieder hineinkünsteln; dazu bieten sie schon die Hand! —

Arnim'sche Druckbogen durchgesehen, peinlichstes Geschäft! —

Betrachtung. Jeder noch so schlechte Zustand kann gute Früchte bringen, die wollen wir anerkennen und pflegen, aber nicht um ihretwillen jenen Zustand leben, oder gar hervorrufen, wie wir auch das aus Laster oder Verbrechen erzeugte Kind aufnehmen und lieben. Aber hiebei waltet wieder die Unbarmherzigkeit der Geschichte, daß diejenigen, welche das Schlechte tragen, selten die guten Früchte desselben erleben! Für den Einzelnen ist die Geschichte nur Schicksal, für das ganze Menschengeschlecht wird sie Gerechtigkeit; der Einzelne — sehe wie er durchkommt; auf ihn wird keine Rücksicht genommen, er hat mit Gott und Versehung sein persönliches Verhältniß zu suchen. —

Die Demokraten sind billiger, als die andern politischen Partheien, sie können Könige und Aristokraten dulden und sich mit ihnen recht gut behelfen, wenn diese nur ächt sind, was freilich selten genug vorkommt! Die andern Partheien dulden schlechterdings nichts neben sich, außer wenn es unächt ist,

unächte Könige, unächte Volksmänner, nur mit ſolchen mögen ſie zu thun haben. —

Der alte Arndt hat in das ſogenannte Radetzky-Album zu Inspruck ſchlechte Verſe zum Lobe des öſterreichiſchen Feldherrn geliefert. Mögen ihn die Oeſterreicher beſingen, die Deutſchen haben dazu keine Urſache, er gehört auch nicht zu uns. Die in der Frankfurter Nationalverſammlung ſo verderblich aufgeſtiegene deutſche Hoffahrt, die Deutſchen ſollen mächtig ſein und frei, die Polen und Italiener aber dienen, ſpukt in dem alten Eſel noch fort, und mitſprechen meint er auch noch zu müſſen! Verächtliche Selbſtſucht! Auch Profeſſor Simrock in Bonn hat elende Verſe in das Album geliefert, er preiſt das Niederſchlagen des Aufruhrs; derſelbe Simrock wurde 1830 in Berlin aus dem Juſtizdienſt entlaſſen, weil er die drei Tage und drei Farben der Juli-Revolution durch ein Zeitungsgedicht gefeiert hatte! War das nicht Aufruhr? oder hätte er vielleicht damals den Marſchall Marmont gefeiert, wenn dieſer den Aufruhr bezwungen hätte? O was für erbärmliche Menſchen! —

Mit welcher Luſt hab' ich mich wieder zu Jean Jacques Rouſſeau gewendet! Sein Buch du contrat social iſt und bleibt ein Meiſterſtück. Der kurze, derbe, abſprechende Vortrag iſt von eindringlichſter ſtärkſter Wirkung. Welch gediegene folgenreiche Wahrheiten ſpricht er aus! Doch bewundere ich mehr noch ſeine Mäßigung als ſeine Kühnheit! Viele ſeiner Behauptungen, ſeiner Schlußfolgerungen, laſſen wir als irrig fallen, aber der Kern des Ganzen iſt unauslöſchliches Licht, das ſchon ſeit ſiebzig Jahren die Welt erleuchtet, und noch lange, lange die Welt erleuchten wird. Wie vieles iſt hier ausgeſprochen, was Gemeingut geworden, und von dem die Welt gar nicht mehr weiß, daß es von Rouſſeau herkommt! Ich habe ſolche Wahrheiten eifrig von Leuten aufſtellen und behaupten hören, die erſchrecken würden, wenn ſie den contrat

social vertreten ſollten! Das Buch iſt bei uns nur noch wenig gekannt; unſere Philoſophen, deren Tiefe nicht beſtritten werden ſoll, deren Dünkel aber nicht ſelten noch größer iſt, haben ſolche Bücher, wie Montesquieu's Geiſt der Geſetze und Rouſſeau's geſellſchaftlichen Vertrag, zu ſehr bei Seite gedrängt, als angeblich überwundene, weit überflügelte, veraltete; aber im Grunde leben ſchon mehrere Geſchlechtsfolgen der Menſchen von dieſem Inhalt und Geiſt, und ſeit ſiebzig Jahren ſind die Geſchichtsereigniſſe ganz erfüllt von jenen Lehren und Anſchauungen, während die Aufſtellungen unſerer Philoſophen, bei aller wahren oder eingebildeten Tiefe, zu keiner rechten Wirkung gelangen konnten. —

Freitag, den 12. Januar 1855.

Im Jahr 1803 traf mich Kerff im contrat social leſend, er lächelte, und meinte, wir wären weit darüber hinaus. Drei Jahre ſpäter in Halle urtheilten Harſcher und Marwitz ebenſo; ſie meinten in Schleiermacher, in Steffens weit beſſere Staatslehrer zu haben; doch Schleiermacher's Staatslehre hatte viel von Rouſſeau aufgenommen, und was Steffens über Staatslehre geſchrieben, iſt das Schlechteſte, Verworrenſte, Unhaltbarſte, was Unkunde und Schmiegſamkeit jemals über dieſen Gegenſtand zu Tage gefördert haben. Fichte bekannte ſich von jeher als Verehrer Rouſſeau's, Schelling meinte weit über ihn hinaus zu ſein, Hegel nicht minder, wiewohl er ſelbſt und die beſten ſeiner Schüler, Gans, Feuerbach, Strauß — wiſſend oder unwiſſend — ganz voll von Rouſſeau waren; etwas weſentliches Neues haben indeß weder Schelling noch Hegel über den Staat vorgebracht, und ihre Wirkung auf die Welt iſt in dieſem Betreff null. — Auch

Fichte's Staatslehre, gewiß ein tiefes und reiches Werk, aus dem die treffendſten Wahrheiten hervorſchlagen, hat verhältnißmäßig wenig Eindruck gemacht, daſſelbe iſt ein *ἄγλωσσον* gegen die Bonapartiſche Gewaltherrſchaft, kam für dieſen Zweck zu ſpät an's Licht, und der Sohn als Herausgeber verdarb die Sache vollends dadurch, daß er dem Geiſte des Vaters ein chriſtliches Mäntelchen umhängte. Außer unſerem nächſten Kreiſe (Rahel, Ludwig Robert, Gans, Abraham Mendelsſohn ꝛc.) iſt das Werk meines Wiſſens gar nicht zu rechter Würdigung gelangt. Die Frömmler biſſen auf den bibliſchen Köder am wenigſten an. —

Es iſt mit den Staatsformen wie mit den Philoſophieen und Religionen, die vollendete, allgemein gültige wird geſucht, und nur immer annähernd, nie ganz gefunden. Auch wenn auf ſchon beſſere wieder ſchlechtere folgen — wie Mahommed auf Jeſus — darf uns das nicht irren; der Fortſchritt iſt doch vorhanden, man muß ihn nur an rechter Stelle wahrnehmen. Künſtliche Verfaſſungen, wie die von Sparta, Venedig, die deutſche Reichsverfaſſung, haben zum Theil ihren Mängeln ihre längere Dauer zu verdanken. Die höchſten und reinſten Formen, die Demokratie von Athen, die franzöſiſchen Freiheitsverfaſſungen, glichen mehr verübereilenden Himmelserſcheinungen! —

Wie viel tiefer und reicher Fichte's Staatslehre iſt, als Rouſſeau's contrat social, zeigt der flüchtigſte Ueberblick. Aber wie wenig hat Fichte's Buch gewirkt, wie mächtig und andauernd wirkt Rouſſeau's! Jenes iſt ein ſanftes, ſtilles Licht, dies ein zündendes, unauslöſchliches Feuerzeichen. —

Sonnabend, den 13. Januar 1855.

Gegen Abend Beſuch vom Herrn Grafen von *; er zweifelt am Frieden, will aber die Politik Manteuffel's hoch preiſen, wenn ſie durch den Frieden beſiegelt wird. „Manteuffel's? des Königs, wollen Sie ſagen, denn der befiehlt, und Manteuffel iſt nur der Ausführer der empfangenen Befehle. Wo findet ſich eine Spur eigener Politik des Miniſters?“ Die Geſinnung iſt für Rußland, die Nothwendigkeit befiehlt dies auf neutrales Verhalten herabzuſtimmen: ſonſt ſind Hof, Miniſterium und Kreuzzeitungspartei ganz daſſelbe, Ausdruck und perſönliches Verhältniß abgerechnet. Herr Lewes kam in den Beſuch hinein, wollte aber nur Bücher umtauſchen, und ging gleich wieder.

Alle unſere Blätter ſtreiten heftig gegen die Neue Preußiſche Zeitung; wenn man bedenkt, daß dieſe Zeitung die des Hofes iſt, daß der König, nachdem er oft von ihr geſcholten und verwarnt worden, ſich ihr gefügt und unterworfen hat, daß ſie zugleich den Schutz und Beiſtand Rußlands genießt, ſo iſt es allerdings anzuerkennen, daß dem infamen Blatt ein ſo kräftiger Widerſtand geleiſtet wird. Und wie zieht alles gegen Rußland los! Niemand denkt daran, dies zu unterdrücken, wenn es nur nicht geradezu die Perſon des Kaiſers angeht. Welch ein Unterſchied gegen ſonſt, wo man es als eine große Kühnheit anführte, daß Heine in den Reiſebildern hatte drucken laſſen, „unſer allzugroßer Freund im Oſten“. —

Die Zukunft wird große Spitzbübereien der heutigen politiſchen Leitung der Staaten enthüllen; wir ſehen die Wirkungen vor Augen, aber die Urſachen nur wie im Nebel. Wenn wir aber auch alles klar ſähen, wie es doch im Einzelnen hie und da der Fall iſt, ändern würde dies im Augenblicke nicht das Geringſte. Denn die ſtärkſte ſittliche Empörung iſt ohne Macht, ohne Werkzeug, ſie muß erſt langſam äußere

Kraft gewinnen, um den Feind auf deſſen eignem Gebiet anzugreifen. Dieſe Zwiſchenzeit, wo die Einſicht vorhanden, aber noch nicht zur Kraft geworden, iſt hart. Aber man mag ſich tröſten, es wächſt in ihr der Samen des Beſſeren! —

Merkwürdig iſt es, wie vortheilhaft Rouſſeau die Verfaſſung und den Beruf des deutſchen Reiches anſieht, und überhaupt die Bundesſtaaten oder Staatenbünde. Seine Verherſagungen ſind nicht eben glücklich, aber immer doch ſehr bedeutend. Er hielt eine neue große Revolution in Europa für unmöglich, und ſie ſtand vor der Thüre; er glaubte Europa weniger von Rußland bedroht, als Rußland von den Tartaren. —

Humboldt hat den hieſigen Mitgliedern der Friedensklaſſe des Ordens pour le mérite den Willen des Königs mitgetheilt, daß diesmal, zum Erſatz des Philoſophen Schelling, ein Geſchichtſchreiber gewählt werden ſoll, und daß der König dabei Ranke'n bedacht wiſſen wolle. Böckh, hiemit unzufrieden, hat geſagt, er werde für den alten Schleſier ſtimmen. —

Sonntag, den 14. Januar 1855.

Wir haben uns in Deutſchland im neunzehnten Jahrhundert angewöhnt, die Franzoſen des achtzehnten für oberflächlich, unwiſſend und leichtſinnig zu halten, und jeder Student, der einige philoſophiſche Vorleſungen gehört hat, glaubt ſich berechtigt, auf die berühmten franzöſiſchen Namen jener Zeit mit Lächeln herabzuſehen. Wenn man ihre Schriften wieder vornimmt, erſtaunt man über die Geiſtesſchärfe, den tiefen Ernſt und die umfaſſende gelehrte Kenntniß, die ſich hier darlegen; Montesquieu, Rouſſeau, Voltaire, d'Alembert, Mably, Buffon u. ſ. w. —

Der König iſt ſchon benachrichtigt, daß der von ihm zum

voraus gutgeheißene Ehescheidungs-Gesetzentwurf auf starken Widerspruch in den Kammern stoßen, und die von ihm gewollten neuen Benennungen der Kammern abgelehnt werden sollen. Er sei darüber, heißt es, in unglaublichen Zorn gerathen, habe auf die Kammern geschimpft, sie seien demokratisches Gesindel, das er schon werde zur Ordnung bringen, nach Hause schicken, auseinander jagen ꝛc. Dabei klagt er seine Minister der Unfähigkeit an, daß sie nicht besser zu wirthschaften verstünden ꝛc. — —

Montag, den 15. Januar 1855.

Die Magdeburger freie Gemeinde thut bescheiden Einspruch gegen die verläumderischen Entstellungen, die durch Behörden in den Zeitungen gegen sie veröffentlicht worden, die falschen Nachrichten über angebliche Zwistigkeiten zwischen Uhlich und Sachse, die nur Meinungsverschiedenheiten seien, von denen die freie Gemeinde nicht gefährdet werde; sie klagt über das Vorgehen, daß sie ein politischer Verein sei, sie wartet — auf dieses Vorgehen hin polizeilich geschlossen — die Entscheidung der Gerichte ab, — und da kann sie lange warten! —

Auch die hiesige christkatholische Gemeinde, bisher noch mit einiger Schonung schikanirt, wird jetzt offen angegriffen. Unerwartet sehen sich die Frauen und Kinder plötzlich von den gottesdienstlichen Versammlungen zurückgewiesen, die Konstabler sagen ihnen, wenn sie zur Kirche wollten, könnten sie zum Dom gehen u. s. w. Die Männer aber läßt man ein! Giebt es eine unsinnigere, verrücktere Maßregel als diese? Sollte man nicht denken, böse Buben treiben im Staat ungestraft ihr freches Spiel? Durch Quälen und Reizen, durch rohes Schikaniren will man die Leute aufs äußerste treiben, damit sie sich vergehen und man sie dann bestrafen könne!

Dieſe Rotte böſer Buben, dieſe Rotte von Heuchlern und Halunken, werd' ich ſie noch einſt gezüchtigt ſehen? Das weiß ich, daß Chriſtus, nach welchem ſie ſich nennen, ſie als Otterngezücht längſt verflucht hat! —

Die Schikanen gegen die chriſtkatholiſche Gemeinde fingen ſchon um die Weihnachtszeit an. Auch die Geldbüchſen für Armenſpenden nahmen die Konſtabler weg, die man doch am Ende den Vorſtehern wieder ließ. Einige Mitglieder wurden verhaftet und erſt nach 24 Stunden wieder entlaſſen. —

In den Kommiſſionen der zweiten Kammer haben die Miniſter unglaubliche Dinge anhören müſſen, ſich die ſchimpflichſten Beſchuldigungen in's Angeſicht ſagen laſſen, beſonders Weſtphalen, Rammer und von der Heydt. „Wenn ein Funken von Ehrgefühl in dieſen Burſchen wäre, ſo müßten ſie den Abſchied nehmen.“ Ja! ein Funken von Ehrgefühl! Danach ſuchen wir ſchon lange. —

Dienstag, den 16. Januar 1855.

Korrekturbogen von Arnim's Gedichten; eine große Qual, ſowohl wegen der Beſchaffenheit der Handſchrift, als wegen der des Inhalts; auch wo die Handſchrift klar und unzweifelhaft iſt, glaubt man bisweilen Verſe aus dem Irrenhauſe vor ſich zu haben! —

Nachrichten aus St. Petersburg. Die Kriegsbegeiſterung dauert nur noch in ſchlechten Gedichten und ſchlechten Zeitungsartikeln fort; die Großen wünſchen lebhaft den Frieden, ſind aber auch ſtets bereit den Kaiſer zu tadeln, wenn der Frieden nicht den Schein eines für Rußland vortheilhaften hat. Der Kaiſer iſt nun in der Klemme, und was er auch thun mag, alles wird ihm zum Vorwurf gemacht, wird gegen ihn gebraucht werden. Ein großer Theil der Ruſſen ſcheint ſeiner Regierung müde; die Freiſinnigen verabſcheuen ſeine Willkür-

macht, ſeine Unterdrückung und Abſchließung der Nation, den Knechtiſchen iſt er nicht gewaltthätig und beſonders nicht verſchwenderiſch genug; beide Partheien ſtimmen zuſammen in ihren Klagen über die ſchlechte Kriegführung, die Unfähigkeit des Kaiſers, ſeine Heere ſelber zu befehligen ꝛc. — Von Oeſterreich ſpricht man in St. Petersburg mit wildem Haß, von Preußen mit bitterer Verachtung, die man ſogar den Geſandten fühlen läßt; freilich ſind die auch wenig geeignet Achtung einzuflößen! —

Die Nachricht von der Abberufung des öſterreichiſchen Generals Grafen von Schlick wird jetzt verneint; daß er aber ſeine Ruſſenliebe nicht verhehlt, beſtätigt ſich; daſſelbe gilt von den Generalen Freiherr von Jellachich und vom Grafen Glam-Gallas. —

Ein Mann von hohem Rang und Anſehn ſtand neulich auf der Straße mit einem Freunde ſtill vor einem Hauſe, und las auf einem Schilde die Worte „Königlich Preußiſcher Hoflieferant"; dann ſagte er bitter: „Ja, noch leſen wir es ſo! doch wie bald können wir nur noch leſen: „Markgräflich Brandenburgiſcher!" und eigentlich ſtehen ſtatt jener Worte dieſe ſchon da! Der innere Sinn lieſt ſie!" —

Es ſoll der Fall vorgekommen ſein, daß der König einem zur Beförderung vorgeſchlagenen Beamten dieſe verſagt und dem Miniſter Vorwürfe gemacht habe, daß er ihm einen ſolchen Mann empfehle. In dem rothen Buche nämlich, das Markus Niebuhr für den König führt, war bei dem Namen ſchlechte Geſinnung angemerkt. Es ergab ſich indeß, daß Markus Niebuhr den Mann mit einem gleichnamigen verwechſelt hatte. Diesmal konnte der Irrthum aufgeklärt und berichtigt werden. —

Der Aſſeſſor Wagener, dem ſeine Parthei zum Lohn für ſeine Dienſte als Zeitungsſchreiber ein Rittergut gekauft hat, iſt ſo unverſchämt geweſen, in der Kammer öffentlich von

ſeinen „Wohlthätern“ zu reden. Ganz knechtiſch! Geſchmacklos obenein! —

Mittwoch, den 17. Januar 1855.

Geſchrieben; über parlamentariſche Formen, wann ſie was taugen, und wann nicht; bei uns ſind ſie nur erſt eine Schulübung für die Schwachen, keines wahren Inhalts und Gebrauchs; die böſen Buben benutzen ſolche zu ihren Zwecken. —

Sendung von Herrn Dr. Bucher in London, ſein neueſtes Werk: „Der Parlamentarismus, wie er iſt.“ Seltſam, daß ich grade heute früh über denſelben Gegenſtand ſchrieb! Bucher's Fleiß und ſchriftſtellernde Kraft muß ich ſehr bewundern, wenn ich auch ſeinen Urtheilen nicht immer beipflichte. —

* ſpricht ſeinen Unmuth über unſere äußere Politik aus. Ich rufe ſeine Aufmerkſamkeit auf den innern Zuſtand zurück, den die meiſten Leute mit Gleichgültigkeit anſehen, und der doch ſchlimmer iſt, als alles Aeußere, dieſe Verderbniß, Heuchelei, Rechtsloſigkeit, Polizeigewalt, Beamtenſchikanen! Er geſteht mir, daß dieſer Zuſtand empörend und heillos ſei. Er war neulich in einer Geſellſchaft beim Grafen von Schwerin, dem Präſidenten der zweiten Kammer; viele wackere Männer waren dort verſammelt, und äußerten frei ihre Meinungen, aber keiner wußte Rath und Hülfe, alle ſeufzten unter dem Druck der Gegenwart, dem Regimente der böſen Buben, denen der Staat unbegreiflicherweiſe preisgegeben iſt, die ihn nach innen und außen zu Grunde richten. Vom ruſſiſchen Geſandten Herrn von Budberg wird erzählt, er gehe umher und ſage zu den Leuten, ſein Kaiſer ſehe nun ein, daß er ſeinen Schwager bisher verkannt, der König erſcheine ihm jetzt als der weiſeſte Staatsmann. Dieſe ſchneidende Ironie ſoll als plumpe Schmeichelei wirken! —

Die Spener'ſche Zeitung bedient heute das Kreuzzeitungs-

Meine Frau grüßt Sie herzlichſt. Möchten wir uns doch bald einmal wieder zuſammenfinden!

Nach dem franzöſiſchen Gedichte habe ich vergebens gefragt, Hrn. Ancillon habe ich in 10 Monaten nicht geſprochen, auch zweifle ich, daß er dergleichen beſitzt.

Ich hoffe, Herr von Stägemann ſchickt Ihnen ſein vortreffliches, kühnes Gedicht auf die am 18. Juni neuerrichteten Bildſäulen.

88.

Oelsner an Varnhagen.

Paris, den 26. Juli 1822.

Auch ohne Geſchenk hätte ich Ihre lieben Zeilen, mein innigſt Verehrter, mit Dank empfangen; die gütige Begleitung hob den ſchönen Text. Unterpfand Ihrer Freundſchaft iſt mir der cherubiniſche Wandersmann doppelt willkommen. Von ſeinem irdiſchen Glücke zeigt die Nothwendigkeit der neuen Auflage. Ich wundere mich deſſen nicht. Die Hingebung einer ſchönen Seele, ihr ſanftes Erwachen, haben eigene unwiderſtehliche Anmuth. Vorzüglich behagt das Helldunkel der myſtiſchen Denkſprüche, wann die Sonne zu ſtark in's Auge brennt, welches nicht ihre Schuld iſt, wie Angelus heutzutage ebenſo richtig von dem Geiſte der Zeit bemerken würde.

Entſchiedener Freund des Lichtes und der Wärme, im körperlichen ſowohl als abgezogenen Sinne, hätte ich den drückenden Sommer, deſſen Schwüle leider! gleichfalls weder Ihnen noch Frau von Varnhagen zuſagt, lebensgern an irgend einem Badeorte abgekühlt. Es wäre geſchehen, dürfte

geſindel mit gebörigem Laugenguß. Immer gut, daß dies geſchieht, da es doch einmal nicht einzurichten iſt, daſſelbe durch unverbrüchliches Schweigen lahm zu legen! Die Buben leben von den Angriffen, mit denen man ſie beehrt, von der Preſſe, von den Demokraten, den Kammern, gegen die ſie ſchimpfen und anſtreiten. —

„A month in the camp before Sebastopol. By a noncombattant. London, 1855.“ Im Oktober, da war es noch nicht ganz ſo ſchlimm, wie ſpäterhin! —

Daß die Königin Victoria und ihr Gemahl Prinz Albert nicht ernſtlich den Krieg gegen Rußland wollen, daß ſie vielmehr dem ruſſiſchen Weſen günſtig ſind, daſſelbe dem engliſchen weit vorziehen, iſt gar nicht zweifelhaft. Was hat namentlich der Prinz Albert von England, als unvollſtändige Ehren und nicht eingeſtandene, verſteckte Machtübung? Stolze Ariſtokraten ſind beide, eigenſüchtig, ohne Geiſt, ohne Vaterlandsliebe, ohne höheres Beſtreben. Der Herzog von Gotha verſichert, beide hätten die herrliche Eigenſchaft immer wahr und aufrichtig zu ſein, ſie könnten gar nicht etwas Falſches vorgeben, eine doppelte Rolle ſpielen u. ſ. w. Credat Judaeus Apella! Ich halte dieſe Behauptung für einen Familien- und Hausglauben, der aber außerhalb ſeines Kreiſes nichts bedeutet, etwa wie eine Haus-Exzellenz! —

Donnerstag, den 18. Januar 1855.

Der König hat das ſtolze Gefühl ausgeſprochen, er ſei in dieſem Augenblick die entſcheidende Macht in Europa, ſein unerſchüttertes Beharren in ſeiner Stellung gebiete den andern Mächten, ſich zum Frieden geneigt zu zeigen, dieſem ſeinem Einfluſſe habe ſich Oeſterreich zu fügen, Frankreich und England, und ſelbſt Rußland. Die Höflinge, die Kreuzzei-

tungsritter, bestärken ihn in dieser Meinung. Mittlerweile ist er zur Theilnahme an den Wiener Berathungen gar nicht eingeladen, sein Gesandter nicht zugelassen! —

In Brüssel ist erschienen „La cour et le gouvernement de Prusse en face de la coalition." Es soll eine Gegenschrift des Artikels in der Revue des deux mondes sein, der darin als ein unwürdiger Klatsch, eine widerwärtige, unehrliche Veröffentlichung genannt wird, da doch in Wahrheit der Artikel nur ein haltungsvoller, schonender, besonnener Bericht über offenkundige Verhältnisse und Vorgänge ist. Die Gegenschrift ist ein elender Bombast voll Drehereien und Kniffen, und verräth weniger preußische Gesinnungen, als russische, ganz in der Richtung und Art der Kreuzzeitung. Manteuffel, der als nicht zur Parthei gehörig bei dem rauschendsten Lobe der von ihm geleiteten Politik doch namentlich kaum genannt wird, ist sehr unzufrieden mit dem elenden Bombast; am Hof aber gefällt das Gewäsch. —

Das Pamphlet „La cour et le gouvernement de Prusse" ist von einem gemeinen Schwätzer abgefaßt, dessen Halbbildung sich in klassische Zitate versteigt, und sich in den geläufigen Phrasen ergeht, die dem vornehmen Pöbel in ganz Europa eigen sind, abgedroschene Wendungen und Bilder, wie sie jeder Lakai im Salon erhorchen kann. Mir ist es wahrscheinlich, daß der Verfasser ein Russe sei. Jedes Wort ist eine Unwahrheit, Verdrehung oder Verhüllung. —

Freitag, den 19. Januar 1855.

Die Spener'sche Zeitung erfreute mich durch ihr tapferes Angehen wider den abscheulichen pfäffischen Gesetzentwurf über die Ehescheidung, mit dem unsere Heuchlerfrommen gewagt haben hervorzutreten. —

Merkwürdige Aeußerungen preußiſcher Offiziere; die freigeſinnten ſind in ungeheurer Mehrheit, leben aber im Druck und müſſen ſchweigen; die Minderheit der knechtiſchen darf das große Wort führen; auffallend genug ſind jene noch am meiſten für den König, dieſe haſſen ihn, obſchon ſie den Schein annehmen, ſeine eifrigſten Diener und Verehrer zu ſein. —

Wenig geleſen; nur Abends etwas in Bucher's Werk, das eines der wichtigſten unſrer Zeit iſt. Ich bewundre den Verfaſſer, der bei ſeinen großen Tagesarbeiten noch ein ſo gediegenes, auf die gründlichſte Gelehrſamkeit und die lebendigſte Sachkenntniß geſtütztes Werk zu liefern im Stande war; ſein Scharfſinn und klarer Umblick ſind die eines wahren Staatsmanns. Einen ſolchen Mann hat das arme Preußen aus niedriger Gehäſſigkeit in die Verbannung geſandt! Als ob es viele ſolche hätte! Das arme Preußen! —

Sonnabend, den 20. Januar 1855.

Die Spener'ſche Zeitung ſetzt ihre Beſtreitung des pfäffiſchen Ehegeſetzentwurfes wacker fort. Das Preußiſche Wochenblatt iſt heute von der Polizei weggenommen worden. —

In engliſchen Blättern wird Preußens König und ſeine Politik ſehr verächtlich behandelt; ſie ſprechen von King Cliquot, auf ſein Champagnertrinken anſpielend, von ſeinem Unvermögen, ſeiner Furcht! Es thut einem weh, ſo was zu leſen!

Bucher's Werk zeigt an dem Beiſpiel des Parlamentarismus, daß in den geprieſenſten Staatsſchöpfungen neben dem Guten das Schlechte liegt, daß wir uns täuſchen, wenn wir aus der Nachahmung engliſcher Gebilde ein beſtimmtes Heil erwarten, daß einſtweilen die Vereinigten Staaten von Nordamerika noch die beſten Grundlagen haben; mich lehrt es auch noch insbeſondere, daß der Staat als ſolcher nicht das Höchſte

und Einzige ist, worin der Mensch seine Befriedigung haben kann, daß es andere würdige Bestrebungen giebt, die uns schadlos halten für das, was der Staat uns vermissen läßt. Ich weiß das lange, in manchen Zeiten und Umständen aber wird es schwer, ja unmöglich, sich darein zu ergeben, besonders wenn der Staat, wie jetzt bei uns, frech und roh und gleißnerisch in alles sich einmischt, und seine plumpen Tatzen nicht zu vermeiden sind! —

Der Kaiser von Oesterreich hat bei seinen Truppen die Spießruthenstrafe abgeschafft. Erst jetzt! Doch ist es gut! —

Sonntag, den 21. Januar 1855.

Die Speyer'sche Zeitung wieder sehr kräftig und brav. — Korrekturbogen der Arnim'schen Gedichte. — Nachricht aus Bonn, daß Bettina nebst ihren drei Töchtern an der Grippe danieder liegen. —

Herr Laboulaye, der geschätzte französische Schriftsteller, der ein eifriger Katholik zu sein keineswegs aufgiebt, hat gegen das neue vom Pabst ausgesprochene Dogma der unbefleckten Empfängniß der Jungfrau Maria eine scharfe kritische Untersuchung drucken lassen; er fürchtet den angedrohten Namen eines Ketzers gar nicht! —

Frau von Treskow kam, dann auch Ludmilla, und das Gespräch wurde sehr lebhaft. Zuletzt kam Herr Dr. Hermann Franck, und wir besprachen die öffentlichen Zustände; ihm erschien der Frieden als ein verhängnißvolles Unglück, als eine folgenreiche Schmach; ganz Europa werde ein Bild des trostlosesten Verfalls sein, auch England mit eingeschlossen. Auf weithinaus! Denn auf immer verzweifelt er nicht an den Franzosen noch an den Engländern.

Ordensfeſt. — In Bücher geleſen, in Fichte, in Jean Jacques Rouſſeau. —

Montag, den 22. Januar 1855.

Ordensfeſt: Herr von Savigny hat den erſehnten Schwarzen Adlerorden bekommen. Der Rothe Adlerorden hat durch ſeine buntſcheckigen Abſtufungen — mit und ohne Eichenlaub, mit Schwertern, mit der Schleife, mit dem Stern — alle Würde verloren, er iſt mit unvertilgbarer Lächerlichkeit behaftet. Der jetzige König lachte als Kronprinz über die von ſeinem Vater damit vorgenommenen Schnitzeleien, er hat als König ſie nur vermehrt. —

Herr Dr. Koſſak greift in der Montagszeitung den pfäffiſchen Ehegeſetzentwurf tapfer an. Dagegen hat der Graf von Voß — der ſogenannte rothnaſige, der mit mir in Halle 1806 ſtudirte — mit andern Kreuzzeitungsgeſellen in der erſten Kammer den Antrag geſtellt, Eheſcheidungsſachen immer gleich den Appellationsgerichten zu überweiſen. Sie lechzen in allen Dingen nach Ausnahmen, Vorrechten; die Gleichheit des Gerichtsſtandes iſt ihnen ein Gräuel! —

Der Proteſt Preußens erregt in Paris Unwillen und wird von dortigen Blättern wie auch amtlich ſcharf zurechtgewieſen, man zeigt ihm, daß es ſich bisher nicht als Großmacht benommen habe, und mit dieſer Eigenſchaft neben den Rechten auch Pflichten verbunden ſeien. —

Herr Dr. Levinſtein beſuchte mich und ſprach in ſeiner etwas ſeltſamen Weiſe recht gute und wackere Dinge. Aerztlicher Rath: Kaviar und Tokayer! „Aber das ſag' ich nicht jederman; das iſt mein Geheimniß!“ —

Dienstag, den 23. Januar 1855.

Die Polizei sucht sich heute in den Zeitungen wegen ihres Verfahrens gegen die christkatholische Gemeinde zu rechtfertigen, auch ihre Wegnahme der Armenbüchsen, wegen unerlaubten Kollektirens! Sie beruft sich auf ihre „Auffassungen!“ Ja, eben diese Auffassungen sind die Schändlichkeit. Der Artikel macht den jämmerlichsten Eindruck, man sieht das Gewissen! —

Mittwoch, den 24. Januar 1855.

Unsere politische Lage wird nun im Ernst gefährlich, die französische Zurückweisung der Ansprüche Preußens ist von Drohungen begleitet, die erbitternd wirken, Rußland und die preußischen Russen Gerlach und Spießgesellen schüren was sie können; die verzweifelte Lage der Engländer in der Krim wirkt auch stark ein; Rußland hat die mecklenburgischen Großherzoge wegen ihrer Abstimmung am Bundestage belobt, Neapel rüstet auf Rußlands Anstiften ein starkes Heer; wie leicht kann ein unglücklicher Augenblick uns als Rußlands Dienstmannen in den Krieg stürzen, der am Rhein und in Schlesien zu führen sein würde! Alles kann sich noch anders wenden, besonders wenn Sebastopol erstürmt, oder ein Sieg in der Krim erfochten wird; aber die Gefahr ist da, und niemand ihr gewachsen. Wir sind, wie die Times es von England sagen, in den Händen einer verderbten, unfähigen, prahlerischen, und volksverrätherischen Aristokratie. Kein einziger hoher Beamter, kein einziger Minister und General, der wahrer Achtung genösse, Vertrauen einflößte, überall nichtsnutziges Junkerthum! —

Man kann die politischen Lohnschreiber gleich daran erkennen, daß sie, wie in dem russischen Pamphlet über Preußen, nicht vorzugsweise das sagen, was auf die Menge Eindruck machen könnte, sondern das, was ihren Herren gefällt; sie

wollen nicht für die Sache durch Gründe, ſondern für ſich ſelber durch Schmeichelei wirken. — In dem erwähnten Pamphlet wird ſchamlos vorgeſtellt, die Königin Luiſe ſei als Märtyrerin der Napoleoniſchen Härte geſtorben, — kein wahres Wort! — Ferner wird verſichert, in der Königlichen Familie hier herrſche die größte Einigkeit, es wird vom häuslichen Glück des Kaiſers Nikolaus geſprochen, und andres der Art in Menge! —

Korrekturbogen von Arnim's Gedichten, — diesmal leichte Arbeit, bis auf ein von Bettina abgeſchriebenes Blatt, wo ſie eine Stelle leer gelaſſen, und die Urſchrift nicht beigelegt hat!

Dr. Georg Spiller von Hauenſchild (Max Waldau) ſtarb im 30ſten Lebensjahre auf ſeinem Gute Tſcheidt in Oberſchleſien am 20. Januar. Eines der wilden Talente, deren Klärung ſchwerlich zu hoffen iſt. Er war ein braver, eifriger Mann. —

Donnerstag, den 25. Januar 1855.

Sendung aus Lauſanne „trois nouvelles lettres d'un vétéran russe de l'année 1812", in Lauſanne gedruckt, augenſcheinlich vom Fürſten Wiäſemskii, der ſeine ſonſtige Feinheit verläugnet, und in Höflingsgrobheiten und Sophiſtenphraſen die Gegner Rußlands höhnt und ſchimpft. Schlechter Ton! —

In der zweiten Kammer Streit wegen der Elbinger Petitionen zwiſchen Vincke und den Miniſtern von der Heydt und Manteuffel, denen ſtark zugeſetzt wird, der letztere nimmt ſogar die Flucht; Heydt erſcheint in ganzer Erbärmlichkeit. Auch Herr von Mitſchke-Kollande, ein Wicht, den ich aus früherer Zeit kenne, miſcht ſich ein, und macht ſich lächerlich, wird ſelbſt von der Rechten, der er angehören will, ausgelacht. Aber das dem Herrn Jakob von Rieſen und andern Elbingern

von der Regierung angethane Unrecht, ſchon zweimal von der Kammermehrheit anerkannt, bleibt unerledigt! Auch der Präſident von Gerlach ließ wieder als boshafter Hanswurſt ſich vernehmen. Ein jämmerlicher Zuſtand! —

In Frankfurt a. M. offener Streit zwiſchen Oeſterreich und Preußen! Bismarck-Schönhauſen gegen Prokeſch-Oſten! Wenn Preußen nicht nachgiebt — warum ſollt' es nicht? es iſt deſſen ja gewohnt, — ſo wird der Bund geſpalten; Oeſterreich fordert ſeine Anhänger ſchon auf, ſich jedenfalls ihm anzuſchließen, auch wenn der Bund es noch nicht thut. Wahl eines Bundesfeldherrn angeregt; ſie ſoll auf den Kaiſer von Oeſterreich gelenkt werden. —

Nachmittags Beſuch von Herrn Dr. Franck; er iſt außer ſich über die ſchlechte Wirthſchaft in England, das Zugrundegehen des Staates durch Dummheit, Unfähigkeit und Verrätherei eines Haufens von Ariſtokraten, er meint, der von Napoleon ausgeſprochene Gegenſatz „entweder koſakiſch oder republikaniſch!“ rücke von beiden Seiten näher zur Entſcheidung; ich formulire den Ausſpruch etwas anders, ich ſage: „zunächſt koſakiſch oder republikaniſch, aber ſchließlich republikaniſch;“ die Ruſſen, wenn auch augenblicklich vielleicht Europa beſiegend, machen doch deſſen Entwickelungen alle mit, und alle ihre Fortſchritte ſind Schwächungen ihrer Despotie. — In England Staatsſtreich oder Revolution, beide führen auch zu demſelben Ziel! —

In Münſter iſt Fräulein Auguſte von Brieſt geſtorben; mit ihr erliſcht dieſe alte märkiſche Familie, berühmt durch den Landrath von Brieſt auf Bähne zur Zeit des großen Kurfürſten. Als ich im Jahr 1807 zuerſt Rennhauſen beſuchte, war das Fräulein ein kleines Kind (Stiefſchweſter von Karoline von Fouqué, geb. von Brieſt, und Tante von Marie von Fouqué.) —

Wenn ſich die Menſchen beſſer auswieſen, als ich ſie ge-

dacht, war ich immer froh geirrt zu haben; ärgerlich aber, wenn mein Irrthum ſie für beſſer gehalten, als ſie ſich auswieſen. Doch hat mich das Beſſere vorausgeſetzt zu haben nie gereut! — Bei Gelegenheit von M. ꝛc. —

Freitag, den 26. Januar 1855.

Der König hat vorgeſtern in der militairiſchen Geſellſchaft, die den Geburtstag Friedrich's des Großen feierte, eine ſchwungvolle Anrede an die Offiziere gehalten, die ſtarke politiſche Andeutungen gegen Frankreich ausgeſprudelt haben ſoll. Die „Neue Preußiſche Zeitung“ erwähnt dieſer Rede, giebt aber die Worte nicht wieder, entweder wagt ſie's nicht, oder ſie darf nicht. Die Offiziere ſchweigen darüber. Alle Vermuthungen gehen dahin, daß die Rede *nicht* mitgetheilt werden wird, außer in neuredigirter Faſſung. —

In Wien ſind die Friedensunterhandlungen noch nicht eröffnet. Es iſt wunderbar, wie man hier faſt einſtimmig wünſcht, der Krieg möge fortgeſetzt werden und eine größere Demüthigung Rußlands, als die ſchon jetzt erlangte, zur Folge haben. Nur die Kreuzzeitung ſeufzt ſcheinheilig nach Frieden, damit dem Blutvergießen ein Ende gemacht werde! Sonſt war das Scheuſal doch eifrig für das Leo'ſche Wort, ein friſcher Krieg ſei nöthig, um das ſkrophulöſe Geſindel aus der Welt zu ſchaffen! Der Menſchenfreund, der Chriſt! Und wie gut berechnet! Als ob das ſkrophulöſe Geſindel in den Krieg zöge! Ein übermüthiges Geſindel, ein vom Schweiße des Volkes genährtes, zieht in den Krieg, die Junker-Offiziere! Das würde ein ſchönes Jammern geben, wenn unſre Garden in's Feuer kämen! Jetzt frohlockt die Ruſſenpartei hier über die Verluſte der engliſchen Adelsfamilien in der Krim! — Ich kann für meinen Theil keine Fortſetzung des Krieges wünſchen, weil ich der einen Seite wohl

die Niederlage, der andern aber nicht den Sieg gönne; von den Völkern iſt ohnehin gar nicht die Rede, nur von ihren Leitern, die auf allen Seiten nichts taugen. Der Krieg *gegen* die Ruſſen iſt nicht *mein* Krieg, aber *mein* Krieg iſt auch nicht der *für* ſie! —

Ich las im Jean Jacques Rouſſeau, in Fichte; franzöſiſche und engliſche Blätter. —

Oeſterreich verſpricht den deutſchen Bundesgliedern, die ſich ihm anſchließen — mit oder ohne den Bundestag — die Gewährleiſtung ihrer Beſitzungen und mögliche Vortheile beim Frieden. Die andern Bundesglieder ſind alſo *nicht* geſichert? Und das ſoll noch Bund heißen! Aber machte Preußen es in Erfurt nicht ebenſo? Nur daß der Muth fehlte, und man ſchimpflich nachgab! Geprieſenes Warſchau, geprieſenes Olmütz! Und das herrliche Bronzell dazu! —

In der militairiſchen Geſellſchaft war von Leuthen und Roßbach geſprochen worden, der König in ſeiner Anrede nahm nur Roßbach auf, und ließ Leuthen fallen. Eine Menge von Variationen laufen über dieſe Anſprache um. Das kommt wohl daher, weil einige Berichte nur wiedergeben, was der König feierlich an alle Anweſende gerichtet hat, Andre damit ſolche Aeußerungen verknüpfen, die geſprächsweiſe von ihm gegen Einzelne gemacht worden. —

Sonnabend, den 27. Januar 1855.

Die Nationalzeitung iſt heute von der Polizei weggenommen worden. Das war zu erwarten, ſie hatte in letzter Zeit einen trotzigen Ton angeſchlagen, und die Kreuzzeitung ſie denunzirt! — Die Spener'ſche Zeitung ſpricht wieder gegen das pfäffiſche Eheſcheidungsgeſetz, und gegen die Mehrheit der

man ſich auf den Weg begeben, wie Pilgrimme ohne Beutel und mit einer bloßen Taſche. Ich ſitze feſtgenagelt und einſam, kein Menſch beſucht den andern, wegen der ſchmählichen Hitze. Zum Denken, Schreiben, ſelbſt zum Leſen unfähig, bliebe mir zu träumen. Ueber ſchwermüthiger Vergangenheit, theilnahmloſer Gegenwart und einer Zukunft, aus welcher kaum ein unſicheres Flämmchen ſchimmert, finden meine Träume, wie die Taube der Arche, nirgend wo ſich niederzulaſſen. Das Leben meines Sohnes iſt der einzige Gegenſtand, an den ich mich halten kann. Vermöchte ich nur ihn ohne Kummer zu betrachten! Der Gedanke, daß mich das Kind verlöre, bevor ſeine Erziehung vollendet iſt, läßt mir keinen Frieden. Mein Bruder könnte das Geſpenſt verſcheuchen. Vielleicht ſind Sie dem Manne begegnet. Sein unruhiger Geiſt treibt ihn des Jahres mehr als einmal nach Berlin. Er lebt in einem Saus und Brauſe von Geſchäften, die ihn oft wenig angehen, aber nicht zu Athem kommen laſſen. Ich wünſchte, er käme zu Beſinnung. Auf den Bruder gründe ich keine Foderungen. Geſchwiſterliche Verhältniſſe ſcheint die Natur blos den erſten Kinderjahren gemeint zu haben. Späterhin zerfließen ſie meiſtentheils in täuſchenden Wortduft. Von dem Gefühle meines Bruders war nichts zu verlangen oder zu erwarten, von dem Augenblicke an, da zu ſeinem ausſchließlichen Vortheile teſtirt wurde, weil er es ſo wollte. Allein aus freien Stücken trat er zu mir, ſuchte mich heim mit Verſprechungen, und zu einer Zuſammenkunft bewogen, mußte ich mich am Ende meiner Treuherzigkeit ſchämen. Das gegebene Wort berechtigt mich zu Anſprüchen, ich nahm es für ein Ehrenwort. Gelöſt iſt es nicht durch einige Geſchenke, die ſich in Summa auf 20,000 Francs belaufen, und ob welcher man ausgiebt, für einen Verſchwender Erſchöpfendes gethan zu haben. Doch ich

zweiten Kammer, die über die gerechten Elbinger Petitionen zur Tagesordnung überging! —

Beſuch von Herrn Dr. Levinſtein. Er lieſt mir einige Bemerkungen über Hamlet vor. Er hat gehört, ich ſei einer der fleißigſten Mitarbeiter, Förderer und Austheiler der Volkszeitung, beſuche fleißig eine Bierſtube in der Johannisſtraße, wo ſich Bernſtein auch einfindet u. ſ. w. Manteuffel und Hinckeldey ſollen dies feſt glauben! Wenn das der Fall iſt, ſo ſind ſie zu bedauern, ſo ſchlecht bedient zu ſein! —

Ueber die Anrede des Königs an die Offiziere in der militairiſchen Geſellſchaft gehen noch immer die mannichfachſten Berichte um. Nach einigen war der Hauptſtoß gegen die Franzoſen gerichtet, nach andern gegen Oeſterreich, nach noch andern die heftigſte Partheinahme für Rußland ausgeſprochen. Daß nur einfach Friedrich der Große geprieſen worden, wie auch verſichert wird, glaubt kein Menſch. Die Verſicherung, die Rede ſei harmlos geweſen, denn ſie ſei ja *vor* dem Gaſtmahl gehalten worden, vertheidigt den König in ſehr ungeſchickter Weiſe, das wird in anderer Richtung beleidigend. —

In England iſt Lord John Ruſſell aus dem Miniſterium geſchieden. Man hofft Aberdeen's Entlaſſung, Palmerſton's Eintritt. Ob damit viel gewonnen ſein wird? Palmerſton iſt in den letzten Zeiten ſehr übel enthüllt worden, er weiſt ſich nicht viel beſſer als die anderen aus. —

Der König hat den Generallieutenant von Wedell mit einem eigenhändigen Schreiben an Louis Bonaparte nach Paris geſchickt. Er ſoll den Sturm beſchwören, der gegen Preußen auszubrechen droht. Bloße Worte werden mit Worten erwiedert werden. Indeſſen ſchreiten die öſterreichiſchen Anſchläge raſch vor. —

Der engliſche „Punch“ iſt hier an allen öffentlichen Orten verboten worden. Er enthielt in jedem Stück die ſchmähendſten Ausfälle gegen den König, der als Trunkenbold, als Feigling,

als Wortbrüchiger, dargeſtellt wurde. — (King Cliquot u. ſ. w.) Er iſt doch noch zu haben! —

Auf die preußiſchen Diplomaten wurde geſchimpft, auf ihre Unfähigkeit, Unwiſſenheit, Schwäche. Zugegeben, es iſt eine armſelige Zucht, eine jämmerliche Geſellſchaft. Dann beſchuldigte man ihren Führer, den Miniſterpräſidenten von Manteuffel, derſelben Eigenſchaften. Auch das fand keinen Widerſpruch. „Aber," fuhr endlich ein alter Staatsminiſter heraus, „was können die armen Teufel dafür, daß ſie nur arme Teufel ſind? Und ſie ſelber haben ſich doch nicht ihre Anſtellungen gegeben!" Das ſchlug tief ein, und alles ſchwieg! —

Sonntag, den 28. Januar 1855.

Seltſames Fortleben abgeſchiedener Seelen im Gerichtsweſen! Die heutige Zeitung bringt eine Liſte von Teſtamenten, die uneröffnet bei Gericht liegen geblieben ſind, darunter iſt eines vom Jahre 1795 des Herrn und der Frau von Greithus; wie lange ſind dieſe einſt allbekannten, vielbewegten und weltlich angeſehenen Perſonen todt und vergeſſen, nur an die Namen Goethe, Genlis und Rahel noch leiſe angeknüpft! Da kommt das Gericht, und führt ſie mit allen Namen ausführlich auf. Das Teſtament konnten ſie liegen laſſen, ſie hatten beide nichts mehr zu vermachen, und brachten ihre letzten Lebensjahre in großer Dürftigkeit hin. —

In Karl Philipp Moritz geleſen, in Louis Blanc; in Shakeſpeare, um den Forſchungen des Dr. Levinſtein über Hamlet's Karakter nachzugehen; ich kann ſeiner Auffaſſung noch nicht ganz beiſtimmen, verwerfen ſie aber auch noch nicht. Die Beſchäftigung mit dieſem Gegenſtand iſt anregend und ergiebig. —

Der König hat in der militairiſchen Geſellſchaft, — ſo lautet der neuſte und ziemlich glaubhafte Bericht, — den Offizieren geſagt, er werde den Frieden erhalten, ſie ſollten ſich daher nicht auf Kriegsgedanken einlaſſen, ſondern Friedensſtudien treiben, auf die Nachrichten in den Zeitungen nichts geben, überhaupt ſich nicht mit Politik beſchäftigen. Trotz dieſer Hauptrichtung ſeiner Worte ſoll er aber dennoch aufregende Nebendinge erwähnt, und ſeine Geſinnungen für Rußland gezeigt haben. — („Stecken Sie Ihre Degen ein, meine Herren, es iſt und bleibt Friede!" Dies ſind eigene Worte des Königs.) Späterer Zuſatz: Nicht die eignen Worte, nur der Sinn! Der König ſprach ſtotternd, unſicher, wortеſuchend, und nannte die Arbeit des Friedens fruchtbarer und beſſer als die des Kriegs. Seine Rede machte den ſchlimmſten Eindruck. —

Montag, den 29. Januar 1855.

Ich ließ die 8 Bände Wolf'ſcher Schriften bei Frau Doktorin Körte abholen und begann ſogleich ſie durchzuſehen. Wie mußt' ich auf's neue den herrlichen Mann bewundern, der ſo große und mannichfache Dinge geleiſtet, mit ſolchem Fleiße, ſolchem Scharfſinn, ſolcher Anmuth! Ich fand ziemlich alles wieder, was ich von ihm kenne, eine Erklärung gegen Herder ausgenommen, und die Schrift über die Klatſchereien von Voigtel in Halle, letztere iſt wohl mit Abſicht weggelaſſen, ob auch mit Recht iſt eine andere Frage. An Briefe hat man, wie es ſcheint, nicht gedacht. Dem Direktor Ferdinand Ranke muß ich eine Ehrenerklärung machen, er hat die lateiniſchen Schriften mit großer Müh' und Sorgfalt zur Herausgabe geordnet, eine ausführliche lateiniſche Einleitung dazu geſchrieben und auch Anmerkungen nicht geſpart. Ich kann es nicht un-

billig finden, wenn er auf ein Honorar für dieſe Arbeit nicht verzichten will. — Unerwartet fand ich hier auch zwei Galliamben wieder, die bei einem Feſte bei Kerſten im Thiergarten im Frühjahr 1807 Wolf aus dem Stegreif mir zum Dank für mein galliambiſches Feſtgedicht ſagte, und die mein Gedächtniß nur unvollkommen aufbewahrt hatte; ſie lauten:

„Wie gelehrt und kunſtvoll wagſt du, du Zauberer des Geſangs,
In des Galliambus Taktſchritt die begeiſternde Melodie!"

Welche Zeit ruft alles dieſes mir zurück! Welches Aufſtreben, welchen Eifer, Fleiß und Umblick, welche Genoſſenſchaft! —

Beſuch vom Herrn Grafen von Wartensleben. Merkwürdige Mittheilungen! Frau von Rimptſch kam dazu. Später Herr Dr. Ring. —

Gerücht, daß der Geheime Juſtizrath Pernice Miniſter werden ſoll. Der König liebt ihn ſehr. Man ſpricht vom Austritt der beiden Miniſter von Raumer und von Weſtphalen. Was kann das helfen? —

Herr von Stillfried ſoll der Vorſtand eines neueinzurichtenden Heroldamtes werden, mit 4000 Thalern Gehalt, ſeine beiden Gehülfen, Herr Märcker und Herr von Ledebour, ſollen jeder 300 Thaler bekommen. Das Amt iſt eine Sinekur, es ſoll blos der Anlaß ſein, dem Günſtling ein tüchtiges Stück Geld zuzuwenden. Des Vorwandes wegen muß man nun außer den 4000 Thlrn. auch noch 600 Thaler ausgeben, die Bureaukoſten ungerechnet. Friedrich Wilhelm der Erſte hob das Heroldamt gleich bei ſeinem Regierungsantritt auf, und ſeitdem hat Preußen ohne dieſe Behörde recht gut beſtanden. —

Gegen Polizeibeamte kann keine gerichtliche Klage mehr ſtattfinden, die Polizei erhebt ſogleich ein Konfliktverfahren, und das Gericht muß abſtehen. In der zweiten Kammer

iſt es offen ausgeſprochen worden, daß Verwaltung und Polizei willkürlich handeln dürfen, ohne an irgend ein Geſetz gebunden zu ſein. Scham giebt es nicht mehr, die Willkür ſteht auf dem Gipfel der Frechheit. —

Die Erklärungen Oeſterreichs in Betreff der deutſchen Staaten wird mit Recht als ein Staatsſtreich gegen den deutſchen Bund, als deſſen Sprengung angeſehen. —

Der General von Wedell, den der König nach Paris ſchickt, iſt wegen Theilnahme an den preußiſchen Aufſtänden im Jahre 1809, — Schill, Katte ꝛc. — von dem Kriegsgerichte des Kaiſers Napoleon zum Tode verurtheilt, von dem Kaiſer zu den Galeeren verurtheilt worden. Erſt das Jahr 1814 hat ihn wieder befreit. Er trägt noch die Buchſtaben T. F. (travaux forcés) eingebrannt. Iſt dieſe Wahl eine angemeſſene? Schwerlich! Außerdem ſpricht er ſo gut wie gar nicht Franzöſiſch. — Ein anderer Wedell wurde in derſelben Zeit erſchoſſen. —

Der General von Wedell forderte eine Inſtruktion für ſeine Sendung, der König wies ihn an Manteuffel. Manteuffel ſagte, er könne keine geben und wies ihn an den König zurück, aber ſchließlich mußte ihm doch Manteuffel einen Biſch ausfertigen, mit dem Wedell erklärte nichts Rechtes anfangen zu können, doch reiſte er damit ab. —

Dienstag, den 30. Januar 1855.

Die Offiziere ſind mit der neulichen Anſprache des Königs ſchlecht zufrieden, und es iſt ſonderbar, wie jeder etwas anderes herausgehört hat. —

Am Bundestage ſcheint die öſterreichiſche Aufforderung nicht durchzudringen, Sachſen widerſpricht, dagegen ſtimmt Hannover zu, auch Darmſtadt und Kurheſſen. Baiern wollte

vermitteln, aber Oeſterreich wies jede Vermittelung ab, und der Miniſter von der Pfordten, der ſchon nach Berlin reiſen wollte, bleibt in München. —

Preußen hat erklärt, wenn es auch den Verbündeten gegen Rußland nicht beitreten wolle, ſo ſei hinwieder ein Anſchluß an Rußland ganz undenkbar. Aber daß dieſer Anſchluß ſeit einem halben Jahre eifrigſt gewünſcht, vorbereitet und bei wiederholten Anläſſen ſogar verheißen worden, läßt ſich nicht abläugnen. —

Das engliſche Miniſterium iſt gefallen! Es nimmt Schimpf und Schande reichlich mit, läßt aber auch deren noch genug zurück, in die ſich die Nachfolger theilen werden! Viel beſſer werden ſie nicht ſein. —

Der Schweizer Ochſenbein franzöſiſcher Brigadegeneral! Er war ſchon früher von den Liberalen zu den Konſervativen übergegangen. —

Unſer General Graf von Reſtitz hat hier, auf die Nachricht, daß Hannover für Oeſterreich am Bundestage ſtimmt, ſogleich den Befehl erhalten, auf ſeinen Geſandtſchaftspoſten nach Hannover abzureiſen, und entgegenzuwirken! Der wird was Rechtes ausrichten! —

Der Geſandte von Uſedom muß heute aus London hier eintreffen, unverrichteter Sache! Sie meinen hier, alles im Einzelnen zu betreiben und einzurichten, wenn das Ganze verſäumt und verſchoben iſt. —

Bei der Wahl neuer Wahlmänner wegen eines neu zu wählenden Abgeordneten zur zweiten Kammer haben die Berliner ſich wieder ſchwach betheiligt; in einem Bezirk hat wegen Mangel an Wählern gar nicht gewählt werden können! „Das iſt ganz Recht! Warum ſich Ungelegenheiten machen um ſolche Kammern zu haben, deren Mehrheit ſich als das feigſte, bübiſchſte Geſindel benimmt?“ —

Die häßliche Verwickelung des Prinzen Karl mit dem Namen Wedecke ſoll ſich noch immer fortſchleppen. Dieſer

würde ſchon längſt, heißt es, verurtheilt ſein, wenn er nicht geſchickterweiſe ſeine Sache immer wieder mit dem Prinzen zu verknüpfen wüßte, der, da es ihm nicht gelinge ſich von ihm abzulöſen, nun ſehr wünſchen müſſe, daß die Sache niedergeſchlagen werde. —

Mittwoch, den 31. Januar 1855.

In der Nationalzeitung ſteht in einem Bericht aus Konſtantinopel das bedeutende Wort: „Wenn auch Rußland auf der Oberfläche fortwährend wächſt und zunimmt, unter derſelben verliert es in größerem Maße, indem Deutſches und Europäiſches in ihm unwiderſtehlich zunimmt.“ Das mein' ich ebenfalls, ehe Europa ruſſiſch wird, hat Rußland aufgehört, ruſſiſch zu ſein! —

Beſuch vom General Wilhelm von Willisen; die politiſchen Zuſtände beſprochen, Oeſterreichs trotziges Vorgehen, Preußens klägliches Nachgeben. Das Schlimmſte iſt die innere Auflöſung und Verderbniß, die von obenher angeordnete Entſittlichung des ganzen Staates, der Verwaltung, der Rechtspflege, der Geiſtlichkeit, der Gelehrten, die aufgedrungene Heuchelei, die Unterdrückung aller Freiheit, alles natürlichen Rechts. Man will nur Knechtsgeſinnung und Augendienerei; die Polizei mit ihrer Willkür und Gewalt, und ihren Spähern und geheimen Angebern, zerſtört alle Ehrenhaftigkeit, ſogar der Offizierſtand iſt in gedrückter Lage, darf keine Meinung, keine Selbſtſtändigkeit haben. Oft genug iſt dieſes alles durchgeſprochen worden, aber man muß es ſtets mit neuen Stacheln in das Bewußtſein eindrücken! —

Korrekturbogen Arnim'ſcher Gedichte. Papier fehlt in der Druckerei, wo Bettina von Arnim iſt, weiß man nicht zuverläſſig. —

Preußen iſt ſehr ärgerlich, daß ihm die Verbündeten nicht größere Beachtung widmen. Aber wie geringe Beachtung

widmet ihm Rußland, seit langer Zeit, und besonders seit dem Beginn der jetzigen Geschichten! Für diese Schnödigkeiten scheint das preußische Kabinet nicht empfindlich!

Herr von Mitschke-Kollande macht sich zum dreisten Hanswurst der zweiten Kammer, wagt sich an Vincke'n, der ihm zwar gute Backenstreiche giebt, sich aber doch eines solchen Lumpengegners schämt. Wir werden den Lump aber nächstens befördert sehen, er legt es ganz darauf an, und warum sollt' es ihm nicht gleich so vielen Anderen gelingen! —

Daß der berüchtigte Goedsche in den Adelstand erhoben werden soll, ist wohl nur eine lustige Erfindung. Aber wer weiß! Der Mitschke'sche Adelstand ist auch nicht viel besser verdient worden! —

Alles klagt über Stocken der Geschäfte, Nahrungslosigkeit und Theurung, die Armen leiden bittere Noth, der Hülfe wird immer weniger. Dabei Vergnügungen über Vergnügungen! Die Spaltung in zwei Nationen, Reiche und Arme, wird immer deutlicher, die beide Theile vermittelnde Wohlhabenheit schwindet, sie steigt entweder zum Reichthum auf, oder sinkt — häufiger — zur Armuth hinab. —

Einige Landräthe haben auf Grund von Ministermahnungen sich erlaubt den Befehl ausgeben zu lassen, daß die jungen Leute nach der Konfirmation noch bis zum zwanzigsten Jahre dem sonntäglichen Katechisiren der Prediger beiwohnen sollen, unter angedrohter Geldstrafe! Ganz ungesetzlich! Die Augendiener aber machen sich durch solche Uebergriffe beliebt. Natürlich ist bloß von Protestanten die Rede. —

Hunderttausend Franzosen sollen durch Oesterreich marschiren, um gegen die Russen zu fechten. Wird der deutsche Bund, wird Preußen den Durchzug gestatten? Er kann auch durch Italien geschehen, wird aber doch jedenfalls österreichisches Land berühren, das zum Bunde gehört. —

General Adolph von Willisen ist mit besonderen Aufträgen

vom König an den Prinz-Regenten von Baden nach Karlsruhe gesandt worden. — (Wegen der Minié-Büchsen, die man in Preußen bei den Truppen einzuführen beabsichtigt, und mit denen in Karlsruhe schon Proben angestellt worden sind.) —

Donnerstag, den 1. Februar 1855.

Ueble Hustennacht! Wie häßlich sieht der Tag aus! Die Straßen öde, nirgends eine Spur von Fröhlichkeit. Keine gute Nachricht, von keiner Seite, man erwartet schon keine mehr! Und keine Lust zur Thätigkeit! Doch das letztere kommt bloß von meinem Krankheitszustand. —

Besuch vom Grafen Archibald von Keyserling und vom Grafen Arthur von Zeber-Thoß. Letzterer hat früher in preußischen Diensten gestanden, dann sich auf seine Besitzung in Ungarn zurückgezogen, ist in den Krieg verwickelt worden, und lebt nun wieder hier. Lebhafte Erzählungen aus jenem Kriege, Versäumnisse der Ungarn, persönliche Verhältnisse; er theilt mir Briefe von Görgey und Klapka mit. Ueber die Wortbrüchigkeit der österreichischen Kaiser, über die schändliche Rolle, die dem General Jellachich aufgetragen und von ihm willig gespielt wurde. „Ungarn ist heute wieder ganz bereit, das Joch abzuwerfen, und für die Freiheit in den Kampf zu gehen!“ —

Großes Hoffest. Feuerwehr in Bewegung, 6 bis 8 Spritzen mit Fackeln in der französischen Straße. —

In Goethe's naturwissenschaftlichen Sachen gelesen, in den Briefen des Plinius. —

In England noch kein neues Ministerium, ein tüchtiges wird in keinem Fall zusammenkommen, immer nur der alte Brei, etwas anders gemischt! — Omer-Pascha soll seine Befehlführung niedergelegt haben; österreichische Ränke! —

Ueberhaupt, welche Spitzbübereien ſind im Schwange, von allen Seiten! —

Oeſterreich hat am Bundestage ſeine Anträge zurückgezogen, und iſt den preußiſchen beigetreten, daß anſtatt einer Mobilmachung des halben Bundesheeres eine Marſchfertigkeit binnen 14 Tagen für alle Kontingente beſchloſſen werden ſollte. Dies iſt einſtimmig angenommen worden. Preußen, unter dem Schein des Eigenwillens alſo doch gefangen! Oeſterreich, unter dem Schein des Nachgebens alſo doch im Vortheil! —

Schwierigkeit ein engliſches Miniſterium zu bilden. Wer eintritt, muß die Bedingungen der Lage annehmen, nicht nur der troſtloſen äußern, ſondern auch der mißlichen inneren; er muß den Prinzen Albert als ungenanntes und nicht zu nennendes Haupt des Staats annehmen, deſſen Willen berückſichtigen, weil derſelbe den der Königin beſtimmt oder in manchen Fällen ſogar erſetzen muß. Die Lage Englands iſt Rußland gegenüber noch lange nicht ſo verfänglich, als gegenüber Frankreich, nachdem die engliſche Seemacht nirgends viel ausgerichtet und die Landmacht zu Grunde gerichtet iſt, ſteht England neben ſeinem mächtigen und ſtets gefürchteten Bundesgenoſſen ganz klein und armſelig da, braucht deſſen Unterſtützung, darf nicht den geringſten Eigenwillen zeigen ꝛc. Man fühlt in England dies demüthigende Verhältniß mit Scham und Schrecken. —

Freitag, den 2. Februar 1855.

Das ſcheinbare Nachgeben Oeſterreichs am Bundestage, das ſcheinbare Rechtbehalten Preußens, beides aber in Wahrheit das Gegentheil des Scheins, wird hier am Hof und in dem Miniſterium als ein großer Sieg gefeiert, ſie ſind ganz freudig und ſtolz darüber. Die blinden Thoren! Sie glauben nicht an Schläge, bis ſie ſie auf dem eignen Buckel fühlen!

bin weit entfernt, unbescheiden zu sein. Eine Rente von 1200 Francs für meinen Sohn, mehr bedarf es nicht, mir einen schweren Stein vom Herzen zu heben. Man beschränke sie, wenn es nicht anders sein kann, auf seine Volljährigkeit und meinen Tod. Nur müßte die Verpflichtung rechtskräftig gemacht werden, denn auf Treu und Glauben ist nicht viel zu bauen. Herr Medizinalrath Dr. Wendt aus Breslau, der sich neulich einige Wochen in Paris aufhielt und den meine Gemüthsstimmung zu rühren schien, hat versprochen, sich meines Interesses anzunehmen. Verzeihen Sie meiner Ergießung. Sie ist ein Beweis der unbegrenzten Zuversicht, die ich in Ihr Wohlwollen setze. Ihre Langmuth wird mich entschuldigen.

Das Streben der Staatsmänner geht auf unumschränkte Gewalt. Von alter Verfassung ist nicht mehr die Rede, denn in welchen Geschichtsschluft man auch immer zurück steigt, in welchen Spalt bis jenseits der Kreuzzüge man sich einzunisten sucht, nirgends findet sich Stillstand, überall drängt sich aus der gewordenen, eine neue Zeit hervor. Der kürzeste Weg, in's Reine zu kommen, ist ein Todtensprung in's Gebiet der Willkur. Unumschränktheit, das Losungswort der spanischen Trapisten, soll die Foderungen einer aufgeregten Welt beschwichtigen, tilgen, ersticken. Ja, wenn nur Stoff zu einem wirklichen Selbstherrscher vorhanden wäre. Es müßte zum wenigsten ein Karl XII. sein, in der Stunde der Noth seine Persönlichkeit zu bethätigen. Wohin sechs Jahre unseliger Diktatur Ferdinand VII. gebracht, sehen wir. Ich kenne der angeblichen Royalisten mehr als Einen, die sich ärgern, daß das Unglück nicht weiter gegangen ist. Sie halten viel auf großen Skandal. So jauchzten sie ehemals über die Hinrichtung Ludwig XVI., von der sie sich ihr Heil versprachen. Dergleichen Partheimänner treiben

In Wien ist man zu sicher, um in dem Schein eine Gefahr zu sehen, man nimmt ihn ohne Bedenken an, da die thatsächliche Wirklichkeit zum klaren Vortheil gereicht, und man lacht über den dünkelvollen Bethörten. —

In Goethe gelesen, im jüngeren Plinius, dessen Briefe mir ein guter anregender Nothbehelf sind; man thut wunderbare Blicke in das römische Wesen! — Alte Papiere durchgesehen. — Englische Blätter. —

Die durch das neue Dogma von der unbefleckten Empfängniß der Jungfrau Maria gestärkte katholische Kirche setzt nicht nur in Baden ihren Krieg gegen die Staatsbehörden eifrig fort, sondern droht auch in Turin und Madrid, wo man geistliche Güter für die Staatsbedürfnisse verwenden will, mit ihren Bannstrahlen. Diese würden ganz ohnmächtig sein, wenn nicht der — Louis Bonaparte für gut fände, den freisinnigen Fortschritt an beiden Orten zu hemmen! —

„Der König hält sich für den muthigsten, besonnensten, klügsten und konsequentesten Mann in der Welt, für den Retter Preußens, Deutschlands, für den Schiedsrichter Europa's. Daß er jetzt in einer Richtung, die er haßt und niemals einschlagen will, einen starken Schritt vorwärts gethan hat, macht er sich zum Triumph, und ist voll Stolz und Freude deßhalb." Man sagt, Manteuffel erhalte ihn bei dieser Dünkelmeinung, weil er in dieser dann zu allem Nachgeben stets bereit ist. —

Bei dem gestrigen Hoffeste hat sich folgendes Aergerniß zugetragen. Der Prinz Karl geht an den ausgestellten Wachtposten der Gardekorps vorbei, sieht sie mißfällig an, und sagt dann ihrem Offizier, dem Major Grafen zu Stolberg, sie sähen schlecht aus. Der sieht erschrocken nach, und findet alles in bester Ordnung, meldet aber die Sache dem Kommandeur Oberst von Derenthal, der ebenfalls nachsieht und auch alles untadlich findet. Graf zu Stolberg geht an den Prinzen

heran, und meldet ihm das. Der Prinz ruft zornig: „Und ich finde es nicht so! Ueberhaupt ist bei den Gardedukorps vieles nicht in Ordnung!“ womit er sich abwendet, der Graf ihm aber noch nachruft: „Das, Königliche Hoheit, sind Ansichten!“ Inzwischen ist alles auch dem kommandirenden General der Garde gemeldet worden, und dieser, der Graf von der Groeben (von Bronzell!), tritt nun auch zu dem Prinzen mit einigen Offizieren, um ihm Vorstellungen zu machen, der Prinz aber antwortet so grob, daß Groeben erblaßt, und dem Prinzen sagt, er habe schon mehrmals vergebens um seinen Abschied angehalten, diesmal werde der König ihm denselben nicht versagen können. — (Der Anfang dieser Geschichte datirt vom Ordensfest, und war der Offizier der Lieutenant Graf von Kleist; sie scheint auf dem Hoffest vom Donnerstag sich wiederholt und weitergesponnen zu haben.) —

Sonnabend, den 3. Februar 1855.

Der König hat den Herzog von Gotha eingeladen, schleunigst nach Berlin zu kommen; er ist schon eingetroffen. Es heißt, der König wolle dessen persönliche Vermittelung in England nochmals ansprechen. —

Der König ist aufgebracht über seine Minister, daß sie seine Benennungen, „Herrenhaus“, „Haus der Abgeordneten“, „Allgemeiner Landtag“, in der Kommissionen der zweiten Kammer nicht durchgesetzt, nicht mit überzeugenden Gründen vertheidigt haben. Es mag ihnen freilich daran wenig gelegen gewesen sein, dem König aber sehr viel. —

Die russische Parthei hier hindert viel, gewinnt aber doch keinen rechten Boden. Der Generaladjutant von Gerlach hat wieder solche Stöße erlitten, daß es nun endlich hieß, er werde seinen Abschied nehmen. Aber der Fant kann was aushalten, er nimmt den Abschied nicht, er bleibt, bis er ihm gegeben wird. —

Der Graf Hans von Königsmarck ist aus dem Haag hier angekommen, um seinen Sitz in der ersten Kammer einzunehmen, ein trauriger Gesandter, ein trauriges Kammermitglied! —

Eifersucht zwischen Manteuffel und Hinckeldey, die Vorträge des letzteren beim Könige sind jenem sehr unangenehm. Der berüchtigte Malmène trägt den bittersten Haß der Polizei, bloß weil Manteuffel mit ihm in Beziehungen steht. —

In „Histoire de ma vie par George Sand" gelesen. — „Catull's Buch der Lieder. Text und Uebersetzung von Theodor Heyse. Berlin, 1855." Der Uebersetzer lebt in Rom, ist ein Onkel von Paul Heyse; seine Uebersetzung des Attis in Galliamben kenn' ich seit langer Zeit, sie ist ein Meisterstück, aber in den übrigen Stücken ist Catull's Derbheit zu roh ausgefallen, seine Anmuth nicht wiedergegeben. —

Der König hat die Geschichte zwischen dem Prinzen Karl und dem Grafen von der Groeben ausgeglichen, seinem Bruder Unrecht gegeben, und Groeben hat damit zufrieden sein müssen. —

Sonntag, den 4. Februar 1855.

Nachmittags Besuch von Dr. Hermann Franck. Auch er ist gegen Bucher, findet in dessen Schrift nur Tadelsucht, Ungebühr und schlechten Ton, — das alles ist zuzugeben, und doch der Gehalt wichtig und fruchtbar. Freilich hat der arme, den ganzen Tag hindurch geplagte Zeitungsschreiber nicht Muße noch Stimmung, ein anmuthiges, geistreiches und gelehrtes Geschichtswerk auszuarbeiten, auch würde ein solches wenig nutzen; ich sehe sein Werk als ein großartiges Pamphlet an, das in den Tag einschneidet und viele gefährliche Vorurtheile bluten läßt. Sonderbar, daß Franck in seinen Einwendungen gegen Bucher zum Theil aus Bucher's Schrift heraus-

ſprach: „Er ſagt nicht, was denn geſchehen ſoll.“ Das kann er freilich nicht, aber er zeigt, was und wie es geſchieht, das iſt vor der Hand genug. —

Ein preußiſcher Gardedukorps-Offizier ſagte mit höhniſcher Bitterkeit über den Herzog von Gotha: „Iſt die verfluchte Beſtie auch wieder da? Man ſollte ihn zum Lande hinausjagen!“ Ein anderer ſagte ihm lächelnd: „Ach, lieber Kamerad, grade ſo ſprechen viele Leute von uns!“ —

Kaum iſt Adolph von Willisen abgereiſt, ſo wird vom Könige eine neue Kommiſſion zur Prüfung der Minié-Büchſen angeordnet, unter dem Vorſitze des Prinzen von Preußen, mit Zuziehung der Generale von Grabow und von Werder. Willisen, anſtatt das Haupt einer ſolchen Kommiſſion zu ſein, wird nun ein untergeordneter Berichterſtatter. —

Montag, den 5. Februar 1855.

Graf von Yorck iſt aus Schleſien zurück, und macht eine ſchreckliche Beſchreibung von dem dortigen Elend in Folge der großen Waſſersnoth, Menſchen und Vieh haben keine Nahrungsmittel, die Aecker verderben, keine Ausſaat möglich, Schafſterben, Hungertyphus. Wie früher! Was geht das den Hof, die höchſten Staatsbehörden, die Vornehmen und Reichen an? Die Hauptſtadt muſizirt und tanzt, ſchlemmt und jubelt, und die Hofoffiziere phantaſiren ruſſiſchgeſinnt von Siegen über die Franzoſen und Engländer. — Betrachtungen über die politiſchen Verhältniſſe, die Abſichten der verſchiedenen Betheiligten, die mannichfachen Möglichkeiten in der Entwickelung dieſer Kriſis. Ich habe nur Einen Schlüſſel zu allen Erſcheinungen: Mißtrauen, Verrätherei, Eigenſucht und Schamloſigkeit in allen Regierungen! Eine Geſellſchaft von Verbrechern, deren Gerichtstag noch zu erwarten iſt, deren Büttel einer aber ſich ſchon zeigt in Louis Bona-

parte, den sie in ihre Reihen als einen ihresgleichen aufgenommen! —

Der König hat den Ehescheidungsgesetzentwurf durch seine Minister aus den Kammern zurückziehen (einstweilen die Berathung einstellen) lassen, da so starker Widerspruch sich zeigte, daß an ein Durchbringen nicht zu denken war. Der Staatsrath soll den Entwurf nun berathen und ändern. Der Staatsrath! —

Prachtvolle Schlittenfahrt der Gardeoffiziere in theatralischen Kostümen und mit Fackeln. Sie wollen sich auszeichnen durch dergleichen! Die Offiziere der Linien- und Feldregimenter haben freilich nicht so viel Geld zu verschwenden. Die Spaltung zwischen diesen und den Gardeoffizieren ist größer als je vorher. Ueberhaupt hegt man große Bedenken über den Geist des preußischen Heeres. General von Reyher meint, durch Unterdrückung aller Redefreiheit habe man es dahin gebracht, daß man über die Gesinnungen völlig im Dunkeln sei. Besonders fürchtet man, daß in den Unteroffizieren der Hang zum Demokratischen in der Stille stets zunehme und man fragt ängstlich, wie dem entgegenzuwirken sei? Der Vorschlag, ihnen größere Aussichten zum Offizierwerden zu eröffnen, ist als ein demokratischer, der wieder nur förderte was man verhindern will, schon verworfen worden. —

Die Minister, vom Könige wegen ihres Mangels an Eifer tüchtig ausgescholten, bieten alles auf, um für die neuen Benennungen der Kammern Stimmen zu gewinnen; sie beschwören die einzelnen Mitglieder, doch hierin den persönlichen Wünschen des Königs nachzugeben, ihn nicht ganz und gar zu verstimmen, an diesen Namen sei ihm alles gelegen, er sei einmal so, er habe seinen Kopf darauf gesetzt u. s. w. Sie halten den Erfolg noch für zweifelhaft, und fiele der Mißerfolg nicht auf sie zurück, so wäre er ihnen ganz recht. Der Minister Herr von Westphalen hat bei dieser Gelegenheit sich

über den König sehr sonderbar geäußert, man wisse ja, derselbe sei ein Phantast, halte auf Unbedeutendes, lasse Wesentliches dafür außer Acht ꝛc. —

Manteuffel ließ an Dr. Metzel, den Herausgeber eines Regierungsblattes, einen Aufsatz über und gegen die Maurerei zum Druck abschicken. Metzel, selbst Maurer, hatte Bedenken, und zeigte den Aufsatz erst dem Prinzen Friedrich Wilhelm, Sohne des Prinzen von Preußen. Dieser mißbilligte das Blatt, und behielt es zurück. Einem zweiten Artikel ging es ebenso. Da ließ Manteuffel den Dr. Metzel wegen Ungehorsams von seiner Stelle suspendiren, und zu Protokoll vernehmen. Nachdem er hier zu seinem Erstaunen und Verdruß erfahren, daß der Prinz Thronfolger im Spiel ist, bat er den Dr. Metzel wieder eingesetzt! —

Dienstag, den 6. Februar 1855.

Graf von Keyserling bringt mir die Nachricht, daß der König seinen Kabinetsrath Markus Niebuhr in besondern Aufträgen nach Paris geschickt hat, ohne daß Manteuffel das Geringste davon weiß; man hat darüber schon sehr mißfällig gesprochen, und jemand meinte, sich bei Louis Bonaparte zu bemühen, daß der doch erlauben möge, daß man es mit Rußland halten dürfe, sei doch eine ebenso wunderliche als wenig würdige Politik! Uebrigens urtheilt man über diesen Niebuhr sehr ungünstig, und sagt, an Geschicklichkeit stehe er noch tief unter seinem Vater. —

Im Hallischen Wochenblatt für Stadt und Land steht eine Stelle, die heißt: „Die Unverletzlichkeit der Türkei erhalten wollen, gränzt an Gotteslästerung; die Heere und Flotten Englands und Frankreichs stehen in diesem Moment im einfachsten und klarsten Dienst des Teufels; das Gebet jedes Christen darf und soll sein, daß Gott der Herr sie auf jede

Weiſe vernichte und zerſcheitere, wie er denn durch ſeinen Würgengel, die Cholera, den Anfang gemacht!“ — Das Blatt wird vom lutheriſchen Prediger Herrn von Tippelskirch — ich ſah den Pfaffen 1836 in Ems — herausgegeben. Daß es ſolche götzendieneriſche, fanatiſche Pfaffen giebt, die den Namen Chriſt ſchänden, iſt nicht zu verwundern; das Schlimme iſt, daß von der Regierung dergleichen Otterngezücht gern geſehen, begünſtigt und gehoben wird. —

Ludmilla kam nach 11 Uhr von der Stahr'ſchen Hochzeit zurück. —

In George Sand geleſen, im jüngern Plinius. —

„Ce ne sont pas les femmes vraiment pures, ce ne sont pas les matrones vraiment respectées qui ont exclusivement à statuer sur les mérites de leurs soeurs égarées. Ce n'est pas une réunion de gens de bien qui fait l'opinion. Tout cela est un rêve. L'immense majorité des femmes du monde est une majorité de femmes perdues. Tous le savent, tous l'avouent, et pourtant personne ne blâme et ne soufflette les femmes impudentes quand elles blament et soufflettent des femmes moins coupables qu'elles.“ Brav, George Sand! —

Zum 6. Februar 1855.

Markus Niebuhr war doch nicht in Paris, wie man allgemein geglaubt hat, ſondern nur in Holland, wohin er veranlaßt worden zu reiſen, weil er hier eine Weile fehlen ſollte. Daß er ſelbſt aus Ehrgeiz oder Eitelkeit die Meinung habe ſtattfinden laſſen, er gehe in geheimen Aufträgen nach Paris, wird von manchen Seiten geglaubt. Er iſt aber nicht mehr ſo in Gnaden wie vorher, ſeine Gunſt hat einen Stoß erlitten. Man ſagt, er habe ſich zu viel zugetraut, und ſich in Dinge gemiſcht, die ihn nichts angingen. —

Mittwoch, den 7. Februar 1855.

Gegen Abend langer Beſuch von Herrn Oberlandforſtmeiſter von Burgsdorf, der in Einem Zuge tauſenderlei Dinge erzählt, Wichtiges und Geringes, mit größter Lebhaftigkeit und luſtigſten Aeußerungen. Er war am Donnerſtag auf dem Hoffeſt und Augenzeuge eines lebhaften Geſpräches zwiſchen dem König und dem Grafen von der Groeben; der König war wie außer ſich, machte die heftigſten Geberden, zeigte das größte Staunen, den größten Unwillen, Groeben ſchien ihm eine Sache zu berichten; der General Leopold von Gerlach ſtand erſchrocken dabei, ſprach aber nicht mit. Humboldt kam grade, als dies vorging, wich aber vorſichtig aus, und näherte ſich dem König erſt lange nachher; — als er dem Könige ſeine Verbeugung machte, knickten ihm unwillkürlich die Kniee, man bedauerte den Greis, und meinte, bei ſeinen 85 Jahren bleibe er beſſer zu Haus im Schlafrock! —

Die Miniſter haben nicht vergebens gearbeitet; bei der heutigen Abſtimmung in der zweiten Kammer ſind die Benennungen „Herrenhaus“ und „Haus der Abgeordneten“ mit einer Mehrheit von fünf Stimmen angenommen, der Namen „Allgemeiner Landtag“ indeß mit einer Mehrheit von 25 Stimmen abgelehnt worden. Auch die Beſchlußfähigkeit der erſten Kammer bei nur 60 anweſenden Mitgliedern iſt mit geringer Stimmenmehrheit angenommen worden. Herr von Vincke hat tapfer geſtritten. Herr von Mitſchke-Kollande iſt wiederholt ausgelacht worden. —

Die durch den Rechtsanwalt Dorn wohlbegründete Nichtigkeitsbeſchwerde in der Hochverrathsſache des Dr. Ladendorf und Genoſſen iſt vom Obertribunal verworfen worden. — Die Verurtheilung der unglücklichen Opfer der Polizeibetreibungen kommt daher zur Ausführung! Der Staatsgerichtshof, das Obertribunal, ſie ſprechen Recht nach dem Belieben des Hofes, der Miniſter, — knechtiſch und feige!

O unsere ehemalige preußische Rechtspflege, die strenge Ehrlichkeit und Selbstständigkeit der Gerichte! In diesem Zweige ist die Verderbniß gründlich eingenistet, das ist den verruchten Händen, die hier eingegriffen, nur allzu gut gelungen! — Auch dem vielverfolgten Lehrer Wander ist wieder ein schreiendes Unrecht geschehen; ein Untergericht hatte eine Klage von ihm als begründet angenommen, die Obergerichte erkennen den Kompetenzkonflikt des Landraths an, und weisen die Klage zurück. Kein Hahn kräht darnach in ganz Preußen! —

Der Ministerpräsident von Manteuffel hat an Herrn Lessing, Eigenthümer der Vossischen Zeitung, geschrieben, man müsse mehr als bisher die jetzige Richtung der preußischen Politik unterstützen. Lessing hat geantwortet, das Ministerium möchte ihm nur Aktenstücke (wie der Düsseldorfer Zeitung) und Aufsätze zuschicken, und wenn sie nicht gegen die Grundsätze der Redaktion wären, würde man sie aufnehmen. Manteuffel hat versprochen zu schicken. —

Die Vossische Zeitung brachte vor kurzem einen Artikel über die Wirksamkeit des Prinzen von Preußen in der Maurerei. Hinckeldey schrieb sogleich an den Redakteur, der Aufsatz sei ganz wider die Ansichten der Regierung, und man solle ihm den Verfasser nennen. Die Redaktion braucht das nicht zu thun, aber sie that's, und nannte — den Prinzen von Preußen! Dessen Hofstaatssekretair Borck hatte den Aufsatz im Namen des Prinzen überbracht. —

Donnerstag, den 8. Februar 1855.

Merkwürdigkeiten vom Hofe, aus der Ministerwelt; Manteuffel soll Graf werden und eine Dotation erhalten, dann aber wahrscheinlich verabschiedet werden. Steigende Gunst

des Generalpolizeidirektors von Hinckeldey; der König ließ ihn beim Hoffeste längere Zeit mit sich auf- und abgehen, was sonst nicht vorkommt. — Der König hat der Familie Königsmarck eingeräumt, zur ersten Kammer ein Mitglied vorzustellen; nachdem dies geschehen, hat er zu seinem Verdruß erfahren, daß diese Familie gar nicht zum schloßgesessenen Adel gehört, eigentlich nur geringer Landadel ist! Was für Sorgen und Mühen! „Der Adel ist abgeschafft!" sagte die Preußische Nationalversammlung 1848, das war kurz und bündig, mit allen Schwierigkeiten fertig zu werden! Besser als Heroldsamt und all der Kram! —

Die Minister haben die Debatte wegen der Benennung „Herrenhaus" ꝛc. erbärmlich geführt, mit bizigem Eifer, aber mit lahmen Gründen, wie Schulknaben. Bincke, Reichensperger und besonders Wentzel gaben ihnen scharfe Dinge zu verschlucken. — Nach vier Wochen muß eine nochmalige Abstimmung erfolgen. —

Eine Beschwerde des Lehrers Wander, der über gesetzwidriges Verfahren der Behörde klagte, fand keine Beachtung, man ging zur Tagesordnung über. Gewissenlose, feige Volksvertreter! —

Richter und Advokaten klagen, daß sie die Masse der gesetzlichen Vorschriften gar nicht mehr übersehen können, daß einer den andern oft vergebens frage, was ist in dieser oder in jener Sache Recht? Das Beste sei, daß es in gar vielen Fällen auch darauf gar nicht ankomme, sondern auf den Willen — Hinckeldey's! Dieses Orakel steht jedem Fragenden immer offen! —

Der Reichthum des Lebens besteht hauptsächlich im Zusammenhalten, im Nichtverlieren. Was man einmal besessen, ist unvergänglicher Besitz geworden, auch wenn die Wirklichkeit ihn wieder geraubt. Getäuschte Liebe, gebrochene Freundschaft, verfehlte Wege, nichts gibt dem ächten Menschen

mit den Souverainen vorsätzliche Fopperei. Nicht diesen gilt die verlangte Machtvollkommenheit, sondern dem Interesse der Parthei, das in seiner herzlosen Selbstsucht sich wenig darum kümmert, wie der Fürst dabei fährt.

Wenn man den gegenwärtigen Zustand von Europa als einen krankhaften betrachten muß, so ist nichts mehr zu bedauern, als daß die Aerzte sogar nicht gesund und oft am meisten angesteckt sind. Darf ein Fieberkranker Rezepte verschreiben? Die Furcht ist ein Fieber, das in der Politik eingeschlichen, alle ihre Ansichten verfälscht. Den Zeitgeist schildert sie wie bloßen Zufall, als Erzeugniß der Schriftsteller, die in der That nur seine Trompeten sind. Daher wird ihm nichts bewilligt. Der „Oesterreichische Beobachter" erklärt sehr naiv, es geschähe nichts für die Griechen, weil die Völker ihnen zuviel Antheil bewiesen. Daß die Völker auch in keinem Stücke, durchaus in keinem, Recht haben sollen, scheint mir ein gewaltiger Mißgriff, dessen traurige Folgen nicht ausbleiben können. Der Zeitgeist oder die öffentliche Meinung, wie man es meinen will, entspringt aus dem natürlichen Zusammenhange der gesellschaftlichen Verhältnisse mit Vorstellungen. Je größer die Wandelbarkeit der ersteren ist, desto thätiger wird der Zeitgeist. Ihn unterhalten die Regierungen mehr als sie glauben. Eins der rüstigsten Werkzeuge sind die Anleihen. Durch diese geht ganz nothwendig der Ueberrest des Feudalwesens zu Grunde. Das schnelle Wachsthum des mobilen Reichthums nämlich tritt binnen wenigen Jahren alle Majoratsherren sammt und sonders in den Staub, und unter diesem beständigen Schaffen neuer bürgerlicher Beziehungen will man dem Zeitgeist Einhalt thun. Die Meinungen hangen mit den Interessen eng zusammen und man kann nicht die Einen kränken, ohne die Andern zu verletzen. Weil niemand eine klare Vor-

verloren, alles Leben fördert und steigert ihn. Nur die geringen Menschen vergessen ihre Vergangenheit, nur die schlechten wünschen sie zu verhüllen. Für Rousseau, für Goethe, für Rahel, verging und starb nichts, ohne in ihnen höheres Leben gewonnen zu haben. Für Rahel war eigentlich niemand gestorben, alle Menschen lebten für sie noch, sie begte deren Gedanken, Gefühle, sie sprach zu ihnen, als ob sie da wären. Sie war die kräftigste Geistesbannerin! —

Freitag, den 9. Februar 1855.

Die Vossische Zeitung bringt heute richtig einen Leitartikel, den ihr der Ministerpräsident von Manteuffel gestern zugeschickt hat; er rühmt die am Bundestage beschlossene Kriegsbereitschaft binnen vierzehn Tagen als eine Vermittelung zwischen Oesterreich und Preußen, lächelt, daß Baiern sich die Ehre davon zuschreibt, tadelt Oesterreichs unloyalen Ungestüm, lobt aber dessen Energie gegen Rußland. Was ist nun damit gesagt? Man möchte gern das preußische Kabinet als weise und mächtig zeigen, möchte dasselbe loben lassen, aber es geht und gelingt nicht! —

Besuch von Herrn Dr. Ring. Viel über Milton und Cromwell. Erzählungen aus der hiesigen litterarischen Welt. Herr Graf von Seher-Thoß kam dazu, dann Ludmilla. —

Korrektur eines Arnim'schen Druckbogens; unverständlicher Inhalt!

Das neueste Blatt des „Dissidenten" von Hofmann ist durch die Polizei weggenommen worden. Die Polizei erlaubt jetzt wieder, daß dem christkatholischen Gottesdienst auch Männer, die nicht der Gemeinde angehören, beiwohnen dürfen. Die angehörigen Frauen und Kinder dürfen aber nicht! Es ist die reine Willkür, die sich als solche geltend machen und anerkannt sein will. Recht türkisch in diesem

christlich-germanischen Staat! Diese Willkür ist von der obersten Stelle auf niedere herabgesunken, doch ist es immer die oberste, die hier thätig ist. —

In Kurhessen, in der kleinen Stadt Neustadt, sind auf einmal vierzig katholische Familien zur protestantischen Kirche übergegangen, und haben eine eigene Gemeinde zu bilden angefangen. —

In Kaiserslautern ist ein ehemaliger Student Neubeußer wegen Ausgabe von Kossuthnoten zu fünfzehn Monaten Gefängniß verurtheilt. —

So weit ist es gekommen, daß jetzt Oesterreich, Preußens trotziger Feind, sich bei Louis Bonaparte für Preußen verwendet, diesem doch den Zutritt zu den Wiener Berathungen zu gestatten, und man hofft, daß Louis Bonaparte auf diese Fürsprache Rücksicht nehmen wird! —

Ich schrieb Abends doch noch einiges, und las dann in Grote. Man kann jetzt kaum etwas Historisches lesen, ohne Nutzanwendungen auf unsere Zustände zu machen; sie sind solche, die reiche Saaten des Unheils, des Untergangs enthalten; wenn diese Saaten *nicht* aufgehen, so ist es ein Glück, ein Wunder, aber nicht das Verdienst derer, die den unglücklichen Staat in Händen haben! —

Frankreich und Oesterreich zwingen Neapel zu ihnen zu halten, und gleich Piemont eine Zahl Hülfstruppen gegen Rußland zu stellen. —

Reden und Erklärungen des Admirals Napier in London gegen die Admiralität. — Ministerium Palmerston, mit den Peeliten! —

Betrachtung über Lessing. Auch Lessing, der edle muthvolle Kämpfer für Licht und Wahrheit, dem die Deutschen nie genug Verehrung und Ruhm widmen können, stand zuletzt doch in Gefahr, seine Tapferkeit in Streitlust ausarten zu

ſehen, ohne den weſentlichen Anlaß und die richtige Gegnerwahl, durch welche der Kampf erſt als nöthiger und edler ſich bezeugt. Er hatte ſchon mit Winckelmann unnöthig gehadert, und wollte auch mit Goethe'n hadern. Sein früher Tod hat ihn der Gefahr, im Alter als Klopffechter zu enden, in allen Ehren ſtill entrückt. —

Sonnabend, den 10. Februar 1855.

Abends Beſuch von *; er hatte beim Fürſten Wilhelm Radziwill zu Mittag gegeſſen, und von daher manches mitzutheilen. Der Fürſt beklagt wie jeder Andere den Zuſtand der Dinge, die Rath- und Hülfloſigkeit, in der ſich der Staat befindet; nirgends beſtimmte Richtung, nirgends Entſchloſſenheit, als in der kleinen boshaften Partei, die alles verdirbt und dabei ſelber zu regieren ganz unfähig iſt: ſie wäre nichts, ohne den Karakter des Königs, auf deſſen Vorurtheile, Eigenſinn und Selbſtüberhebung ſie ſich ſtützt, und deſſen Schwanken und Wechſeln ſie zu benutzen verſteht. Die Miniſter ſind bloße Schreiber, gehorſame Ausführer, ohne eigne Denkart und Anſicht, oder wenn ſie ja von ſolchen etwas haben, dies wenige unterdrücken und ſich den Umſtänden anbequemen. Die zweite Kammer hat jetzt zwei Hanswurſte, der Präſident von Gerlach muß die Ehre mit Mitſchke-Kollande theilen!

„Preußen muß im Kriege gegen Rußland das ehemalige Südpreußen und Neuoſtpreußen wieder bekommen, Warſchau mit allen Feſtungen der Mittelweichſel; alles was es früher beſeſſen hat, und noch einiges darüber, vier bis fünf Millionen Menſchen, die unter ſeiner Regierung bald das Doppelte ſein werden, und das deutſche Element weit im Oſten zu befeſtigen verſprechen." Patriotiſche Phantaſie! —

Bei dem neulichen Feste des — ich glaube — baierischen Gesandten hat der Prinz von Preußen zwei Abgeordnete gefragt, wie sie über die Benennung „Herrenhaus“ gestimmt hätten? Der eine, Fock, sagte, er habe mit Nein gestimmt, weil die Gründe für Ja ihm nicht eingeleuchtet hätten. „Gut,“ sagte der Prinz freundlich, „Ihre Aufrichtigkeit muß ich loben! Und Sie,“ fuhr er fort, zu Jacobs gewendet, „wie haben Sie gestimmt?“ — Ich habe dafür gestimmt. — „Und warum?“ — Weil mir die Gründe triftig schienen. — „So?“ versetzte der Prinz, „das ist mir freilich unbegreiflich!“ — Bezeichnend für das Verhältniß des Prinzen zum Könige. — An Verdrüssen fehlt es auch sonst nicht. Der Prinz Wilhelm von Mecklenburg-Schwerin, hier nur Prinz Schnaps genannt, hat bei dem letzten Hoffeste die Damen Gräfin von Bismarck-Bohlen, geb. v. Below, und Gräfin von Perponcher, geb. von Maltzan, von einem Tische, wo sie schon Platz genommen, aufstehen heißen, weil er sich diesen Tisch im voraus gewählt habe; sie wichen, beklagten sich aber bei ihren Männern über die erlittene Unart, und diese klagten beim Könige. Der König schalt den Prinzen aus, und befahl ihm, den Damen am andern Morgen persönlich Entschuldigungen zu machen; er that's, ließ aber zugleich Ausforderungen für die Männer bei seinem Besuche zurück. Zum Zweikampfe wird es nun wohl nicht kommen; aber der König ist auf's neue in den wüthigsten Zorn gerathen, der jedoch meist wirkungslos verraucht, und daher wenig gefürchtet wird. — Eine andere Version dieser Erzählung läuft auch um: es sind verschiedene Vorgänge und Namen in Eine Geschichte verknüpft, die Ausforderung ist eine verzierende Zulage; die Hauptsache: das Benehmen des Prinzen und der Zorn des Königs sind unbestritten. —

Starke Aeußerungen des Herrn v. Brünneck. Schimpfen der Gräfin v. Münster, geb. von der Marwitz, auf den König.

Bereicherung der deutschen Sprache: Herr von * hat zu seiner Frau, geb. von *** gesagt, sie sei ihm „speizuwider!“ Sie hat sich wegen vieler Mißhandlungen zu ihren Eltern geflüchtet, und dringt auf Scheidung. Eine oberflächliche dumme Person übrigens, voll Hoffahrt und Gemeinheit! —

Herr von Brünneck empfängt regelmäßig ausführlich Briefe vom Staatsminister von Schön, der aus seiner Zurückgezogenheit noch möglichst einwirkt, um Preußen durch kräftige innere Opposition aufzuhelfen. Wenigstens nährt er die Gesinnungen. —

Die Verwandten des angeblich wegen Hochverraths zu vieljähriger Strafe verurtheilten Kaufmanns Levy haben ein Gnadengesuch für ihn beim König eingereicht. —

Montag, den 12. Februar 1855.

Besuch vom General Adolph von Willisen, der von Karlsruhe und Zuhl zurückgekehrt ist. Er legt mir den Stand der Sachen wegen der Minié-Büchsen in kurzen Worten deutlich vor, und die Einsprüche der Gegner stellen nur deren Unverstand oder ihren bösen Willen vor; alle Feindschaften und Ränke sind geschäftig mit Lügen und Verläumdungen, mit Argliſten aller Art. Willisen hielte es für ein großes Unglück, wenn jetzt der Friede zu Stande käme, besonders für Preußen ein Unglück, das keine andere Stütze dann behielte, als das zweideutige, gewiß bald feindliche Rußland; ich erkläre den Krieg insofern für Unsinn, als auf keiner von beiden Seiten die gute Sache, nirgends für diese ein Vortheil ist, es möge siegen wer da wolle und könne. — Kleine Züge aus dem hiesigen Regierwesen, die denn doch zuletzt den sonst immer festen Muth Willisen's etwas mürbe machen! —

Fénélon's Briefe aus der Zeit des spanischen Erbfolgekrieges an seinen Neffen, an den Herzog von Chevreuse; sie sind

wichtig als geſchichtliche Zeugniſſe der Verzweiflung Frankreichs, der Demüthigung des ſtolzen Königs. Schönes Wort Fénélon's an ſeinen Neffen, den er mahnt, nicht zu tollkühn im Kriegsdienſte zu ſein, nur tapfer und treu ſeine Schuldigkeit zu thun; er ſagt: „J'aime cent fois mieux votre fidélité que votre vie; aussi bien n'y a-t-il nulle autre vie véritable, que cette fidélité: le reste, quelque beau qu'il paraisse aux yeux grossiers, n'est qu'une mort.“ Fénélon iſt ein wahrhaft Frommer, der aber Hof und Welt genau kennt, und geſchickt zu behandeln weiß; in dem ſtets erneuerten Widerſtreiten ſiegt doch immer die Frömmigkeit. Freilich war auch in der Ungnade des Hofs und in der Verfolgung, die ſeine Widerſacher ihn erfahren ließen, ſeine Stellung noch immer eine höchſt günſtige. — Er gehört zu den großen Erſcheinungen ſeiner Zeit. —

Die deutſchen Dichter ſind bei der großen Kriſis der Weltzuſtände ſtumm. Sehr natürlich! Begeiſtern kann man ſich nur für einen perſönlichen Helden, für die Freiheit, für das Vaterland; eine Perſönlichkeit, für die man ſich begeiſtern könnte, giebt es in ganz Deutſchland nicht, und Freiheit und Vaterland ſind bei dieſer Kriſis gar nicht im Spiel. Das Verſtummen der Dichter iſt ganz in der Ordnung. —

Humboldt hat zu Herrn Dr. de Lagarde geſagt, in Preußen vermöge er nichts, im Ausland aber, in England und Frankreich, ſei er zu jeder Verwendung und Empfehlung erbötig; hier könne er ihm höchſtens ein paar hundert Thaler zum Behuf des Drucks einer ſyriſchen Handſchrift verſchaffen, und dies nur vermittelſt der Akademie der Wiſſenſchaften, ohne Betheiligung des Miniſters. —

Dienstag, den 13. Februar 1855.

Die Gesellschaft hier ist in einem traurigen Zustande, üppig, und nicht reich, gebildet und abgeschmackt, hoffährtig und gemein, frömmelnd und haßerfüllt; sie ist seit vielen Jahren immer schlechter geworden. — In Fénélon's Briefen kommen Aeußerungen vor, die mich lebhaft an Rahel erinnern, die frommen Mahnungen, die er ertheilt, waren in ihr von Natur erfüllt, in jedem Augenblicke war sie aufrichtig, ohne eitle Eigenliebe, gestand ehrlich ihre Mängel und Schwächen, wollte durchaus nichts scheinen, keine Wirkung hervorrufen, und hatte stets das Höhere — Gott — in der Seele und vor Augen. Ich war tief gerührt von diesen Zügen ihres Bildes, durch die sie mit Fénélon Aehnlichkeit hat. Auch das ist wie von ihr, daß er sagt: „La demande à Dieu n'est point une formule de discours; c'est un simple désir du coeur, qui sent son besoin, son impuissance, la toute-puissance et l'infinie bonté de notre père céleste." — Die Gränzboten Nr. 7 enthalten den Schluß eines Aufsatzes über Leben und Karakter der Frau von Dudevant; sehr lesenswerth, würdig und edel abgefaßt, wie man über diese herrliche Frau nur schreiben darf, wenn man sich nicht versündigen will! Es ist mir lieb, daß es in den Gränzboten steht, die nicht auf solcher Höhe und in solcher Freiheit des Geistes sich darstellen. —

Abends zweistündiger Besuch vom Herrn General v. Pfuel. Er theilt mir vielerlei Merkwürdiges über seine frühern Amts- und Dienstverhältnisse mit, besonders auch über seine Sendung nach Posen. Er versichert, daß die ätzende Schwärzung gefangener Polen, die man allgemein ihm zugeschrieben habe, nicht von ihm ausgegangen, im Gegentheil von ihm sogleich untersagt worden sei; warum hat er dies nicht sogleich damals ausgesprochen? Noch jetzt glaubt die Welt ihn dieser Ungebühr schuldig, und nicht als Bosheit, aber als Witz und Spaß war sie ihm auch wohl zuzutrauen! Neue Aufschlüsse aus der Zeit

ſeiner Sendung nach St. Petersburg, ſeiner Miniſterpräſidentſchaft ꝛc. Ich fordere ihn ſehr auf, alles Wichtige niederzuſchreiben, allein dazu hat er nicht die Ruhe und Sammlung. —

Mittwoch, den 14. Februar 1855.

Beſuch von Herrn Lewes; er holt neue Bücher für ſeine Arbeit über Goethe, freudige Anerkennung dieſes Hellenen unter den Deutſchen; über Shakeſpeare und beſonders über den Hamlet, deſſen Unergründlichkeit und Vieldeutigkeit, wie das Leben ſelbſt. Großes Lob von Stahr's Terſe. Herrlichkeit des Griechenthums, vollſte Blüthe und reichſte Frucht aller menſchlichen Anlagen, lauter Schönheit und Tüchtigkeit und Geiſtes- und Kunſtbegabung, bloß die mächtigen Namen aufzuzählen erregt Staunen, Freude, Begeiſterung. —

Nachrichten aus Wien; die ruſſiſche Parthei iſt dort weniger laut als hier, aber ſtärker und bedeutender, und fortwährend in größter Thätigkeit, ſie hat auch dort in der griechiſch-ſlaviſchen Bevölkerung Ungarn's große Sympathieen, die ihr hier im Volke gänzlich fehlen. Der Kaiſer Franz Joſeph würde ohne die beleidigenden Berührungen, die er vom Kaiſer von Rußland erfahren, auch gut ruſſiſch ſein; jetzt ſchwindelt ihm die Schmeicheleien im Kopfe, daß er berufen ſei, ſelbſtſtändig und mächtig aufzutreten; man hält ihn für äußerſt gering an Geiſt, und dabei für geſchwächt durch frühe Ausſchweifungen; die etwas freiſinnige Bureaukratie hat ihn in den Händen. Fürſt von Metternich genießt aller Ehren des Alters, hat aber gar keinen Einfluß. Großer Haß auf Preußen, auch in der ruſſiſchen Parthei, und in ihr beſonders. —

Der König ſchmeichelt ſich, daß ſeine Vermittlung für Rußland in London und Paris noch vom beſten Erfolge ge-

krönt sein werde, und hat sich vor seinen Höflingen hierüber ruhmredig ausgesprochen. Daß sein General von Wedell bei einem Festabend in den Tuilerien von Louis Bonaparte besonders ausgezeichnet worden, wie die Zeitungen sagen, wird gewaltig hervorgehoben. Du lieber Gott! —

Die infame Neue Preußische Zeitung liefert jetzt Artikel so gemein und erbärmlich, daß sie dem Kinderspotte verfällt; sie fragt zum Beispiel, ob das Regiment Königin Kürassiere marschiren soll, weil die Westmächte in der Krim Noth leiden? Solche Frage könnte weiter führen, als den Halunken, welche dieser landesverrätherischen Parthei vorstehen, lieb sein möchte! Die Zeitung widersprach, als Niebuhr's Abreise nach Paris gemeldet wurde, sie sagte, er sei nur in Privatangelegenheiten nach dem Haag gereist. Inzwischen ist er in Paris angelangt! In der ersten Kammer haben der Freiherr von Zenft-Pilsach und der Geheimrath Pernice sich gehörig blamirt, und sind von ihrer eignen Parthei, von Herrn von Meding und Geheimrath Homeyer, gehörig zurecht gewiesen worden. In der zweiten Kammer glänzen in redseliger Breite, Bosheit und Albernheit die Herren Wagener, von Mitschke-Kollande und von Gerlach. Die Verhandlungen und Beschlüsse sind erbärmlich. Zwölf christkatholische Gemeinden in Schlesien tragen ihre Beschwerden und gerechten Wünsche vor; die Lumpenkammer geht zur Tagesordnung! —

Donnerstag, den 15. Februar 1855.

Beim Erwachen blick' ich mit wenig Hoffnung und viel Mißtrauen in den neuen Tag! Was kann er bringen? Selbst die Neugierde ist nur schwach. Aus dem Bekannten ist nicht viel zu erwarten; aus der Ferne nur oder unbekanntem Nahen kann irgend ein Glück hervorbrechen. Aus Paris zum Beispiel,

oder aus — Moskau! — Große Freiheitsbewegungen könnten mich zu neuem Leben auffrischen. Unser heimischer Jammer jedoch läßt kein Heil absehen! —

Der heutige Wintertag erinnert mich sehr an die kalten einsamen verschneiten Tage, die ich im Winter von 1808 zu 1809 in Tübingen verlebt habe, ohne andern Anblick, als den Schnee auf den Dächern, oft ohne einen Menschen zu sehen. Aber ich bekam Briefe von Rahel, ich dachte an sie und an Berlin, ich war voll Zuversicht und Kraft! — Der Schnee macht alles still und leise, man hört keinen Wagen, und niemand geht aus, als wer dazu genöthigt ist. So werd' ich heute wohl unbesucht bleiben, und Hals und Brust schonen können!

Graf Gieszkowski schickt mir die Schrift: „Die polnische Frage vom deutschen Standpunkt betrachtet. Von einem deutschen Staatsmann. Leipzig, 1855." Der Gegenstand ist mit Besonnenheit und Maß behandelt, zu Gunsten der Herstellung Polens. Aber die Ausgleichung der deutschen und polnischen Forderungen, die Angabe preußischer und österreichischer Entschädigungen, dürfte die Betheiligten schwerlich zufrieden stellen! Für mich entbehrt das Ganze der wesentlichen Grundlage, der Selbstbestimmung der Völker in einer Freiheit, die schwerlich anders als auf revolutionairem Wege gewonnen wird; politische Berechnungen jetziger Machthaber, von ihnen oder für sie angeordnet, werden immer nur ein Flickwerk zu Stande bringen. —

Fräulein Elisabeth Rey kam ihre Abreise nach Münster anzumelden. —

Die hohe Kommission für die Minié-Büchsen hat nur noch eine kurze Berathung gehabt, und sich dann aufgelöst. Der General Adolph von Willisen ist nun wieder der Leiter dieser Angelegenheit. —

Gestern Abend auf dem Ballfeste beim Prinzen Karl ging der Kriegsminister Graf von Waldersee an den Prinzen

ſtellung hat von dem, was man treibt und was man beabſichtigt, nehmen die Verwirrniſſe mit jeder anſcheinenden Pauſe zu und die Gärtner werden nie fertig, indem ſie jäten, ſo ſchießen rechts und links junge Pilze auf. Wären 1814 die inneren Beziehungen von Europa und die unabweislichen Anſprüche der Maſſen, gehörig und billig erwogen und geſtillt worden, ſo hätte ſich Südamerika nicht von ſeinem Mutterlande getrennt, um fünf oder ſechs unabhängige Staaten zu bilden, ein unermeßliches Ereigniß! Iturbide wäre nicht Kaiſer, ein gefährliches Beiſpiel! und Ferdinand kein Gefangener. Schwerlich wären auch die Türken zu der Ehre gelangt, mehr diplomatiſche Würde zu beweiſen, als irgend eins der chriſtlichen Kabinette, die jetzt mit ihnen unterhandeln. Der unbefangene Zuſchauer muß fürchten, daß das zeither befolgte Syſtem gerade zu den Kataſtrophen führe, die es verhüten ſoll. Nur durch geiſtige Ueberlegenheit wird die Zeit beſiegt. Den Strom bergan leiten zu wollen iſt Thorheit. Einer Regierung hingegen, die ſich wohlgerüſtet und mit Vorſicht ſeinem Zuge hingiebt, wird es ein Leichtes, das unbehülfliche Frachtſchiff der Maſſe zu überſegeln, und die Maſſen leiden es im Grunde gern.

Beigehende Einleitung zu den Memoiren der Herzogin von Orleans iſt eben nicht wunderſchön geſchrieben. Sie hat Hrn. Depping, einen Weſtphälinger, zum Verfaſſer. Berlin beſitzt eine reichliche Sammlung von Briefen der nämlichen Fürſtin. An eine Herausgabe derſelben iſt wohl nicht zu denken? Die Verleger der neuen Auflage haben deshalb bei mir gefragt. Was konnte ich antworten? Nichts! Durch ſie bin ich auf den Einfall gekommen, daß vielleicht von Ihnen Notizen zu erhalten wären für die Biographie des contemporains über Geheimerath Gneiſenau, Geheimerath Stäge-

von Preußen heran, und sagte ihm, der König habe bereits durch ein eigenhändiges Schreiben die allgemeine Einführung der Minié-Gewehre anbefohlen. Der Prinz, der das Gutachten der von ihm geleiteten Kommission noch nicht abgegeben, wenigstens noch nicht erwogen wußte, fand seine Ehre verletzt, daß man die Sache schon entschieden habe, bevor seine Meinung, um die man ihn doch gefragt, auch nur gehörig bekannt sei, er fragte, ob man ihn zum Besten haben wolle? Im Zorn suchte er gleich den General Adolph von Willisen auf, und machte ihm eine große Szene, die ziemlich lange anhielt, und allgemeine Aufmerksamkeit erregte. Willisen verhielt sich möglichst ruhig, und erwiederte nur, daß er von der Sache gar nichts wisse, und wenn der König so befohlen habe, ohne Einfluß auf diesen Befehl gewesen sei. Der Prinz verließ ihn mit größtem Mißvergnügen. Der König hatte etwas davon mit angesehen, und fragte nun den General: „Was haben Sie denn mit meinem Bruder gehabt?" Willisen erzählte es: „Mein Gott," rief der König aus, „hat denn Waldersee den Verstand verloren? oder hat er mit Absicht den Prinzen aufbringen wollen? Ich habe ihm ja deutlich geschrieben, daß er nur ein 15,000 Patronen zur Probe soll anfertigen lassen!" Der König hat darauf seinen Bruder hart ausgescholten, noch härter aber den Kriegsminister, und ihm die „Dummheit" scharf verwiesen. Alles auf dem Balle. Der Prinz aber, eines Besseren belehrt und sein Unrecht gegen Willisen einsehend, hat diesem heute die eindringlichsten, artigsten Entschuldigungen geschrieben. —

Freitag, den 16. Februar 1855.

Brief und Sendung aus Köln von Hrn. Dr. Düntzer, seine Erläuterung von Goethe's Hermann und Dorothea, nebst anderem. —

Eine Anzahl Franziskaner in Neiße verhaftet! Sie haben sich gegen die Polizei gewehrt, aber auch gegen den Fürstbischof von Breslau feindlich aufgelehnt. Volles ungefüges Pack, dem aber aus katholisirender Liebhaberei die größte Freiheit verstattet worden. Was ist der preußische Staat jetzt für ein Sammelsurium von nichtswürdigen und albernen Betreibungen! Mit Behörden, Gesetzen, Polizei-Vorschriften und Ueberwachungen überfüllt, und doch wahre Anarchie! —

Sendung aus Leipzig, ohne Zweifel von Herrn Hitzel: „Briefe der Frau Rath an ihre lieben Enkelcins. Gedruckt zum 13. Februar 1855. L. P. O. J. H. H. Siebzehn Briefe von Goethe's Mutter, nebst ihrem Schattenriß." Beigefügt lag ein Aufsatz aus den Gränzboten: „Noch einmal die Werthertriefe." —

Immer wieder kommt die Behauptung zum Vorschein, die Königin sei heimlich der katholischen Kirche angehörig, und auch der König habe sich insgeheim bekehren lassen. Solches Gerede kreist im Volke, geht aber nicht vom Volk aus, sondern aus der Hofwelt, wo überhaupt die bittersten Feinde des Königs lauern und geschäftig sind. Gewissen Leuten macht es die größte Freude, wenn der König durch Anordnungen und Vorschriften, die aus seinen kirchlichen Vorurtheilen stammen, sich beim Volke mißfällig macht. —

Der König von Holland hat seinen Adjutanten erstochen; die Sache wird als ein unglücklicher Zufall angegeben, man vermuthet aber eine andere Bewandtniß. — Dies ist eine Geschichte, die unendlich wenig besprochen wird, man empfindet eine Scheu sie zu erwähnen, man nimmt den Schein völliger Unwissenheit an. Bei dem Diamantendiebstahl in Brüssel war es ebenso! —

Sonnabend, den 17. Februar 1855.

Mit dem sprachlichen Tadel, welchen sowohl Düntzer als besonders Lehmann gegen manche Wendung und Ausdrucksweise Goethe's vorbringen, kann ich nur selten einverstanden sein. Wer will dem Vogel auf dem Zweige seinen Gesang meistern? Goethe ist ein Rheinländer und redet seine Sprache, auch wenn er mehr und mehr hochdeutsch werden will. „Wir reden Peloponnesisch, — heißt es beim Theokritos, — Dortern wird man doch wohl die Dorische Sprache verstatten?" Die Brüder Grimm haben in diesem Betreff große Achtung vor dem aus freier Natürlichkeit gesprochenen, nicht durch grammatisches Klügeln erkünstelten Deutsch. —

Der Kaiser von Rußland hat ein neues Manifest erlassen, das wiederholt seine Friedensliebe versichert, aber zugleich das ganze Volk zu den Waffen ruft. Diese Maßregel will im Grunde wenig bedeuten, da die gewöhnliche Rekrutirung schon die wehrfähigen Mannschaften großentheils verwegenommen hat, die Bevölkerung in dem weiten Reiche dünn und zerstreut ist, außerdem die Bewaffnung der Leibeigenen in Masse sehr starken Bedenken unterliegt. —

Von Paris her verbreitet sich das Gerücht, Louis Bonaparte wolle selbst nach der Krim gehen, um dort den Sieg zu entscheiden und den Fall Sebastopol's für seinen Ruhm einzustreichen. Man spricht von Regentschaft der Kaiserin, verbunden mit Hieronymus Bonaparte ꝛc. — Die Leiche des Herzog's von Reichstadt soll aus Wien nach Paris gebracht werden. Oesterreich soll schon eingewilligt haben. —

Gegen Abend kam Herr Dr. Hermann Franck zu mir, dann auch der Herr Graf von Wartensleben, endlich der Herr General von Pfuel; die letzteren beiden blieben bis bald 10 Uhr, viertehalb Stunden. Aber Pfuel war in gutem Zuge, sprach so kenntnißreich und angenehm, daß wir uns — auch Ludmilla war dazu gekommen — höchlich ergötzten. Er er-

In den politiſchen Angelegenheiten nichts Neues, als daß Lord John Ruſſell auf ſeiner Reiſe nach Wien hier einſprechen ſoll. Der Generalpolizeidirektor von Hinckeldey ſagt dem Könige alle Tage, die ganze Volksſtimmung ſei gegen Rußland, der König aber will das nicht glauben; die Kreuzzeitungspartei wüthet, und bietet alles auf, die Meinung zu verbreiten, daß das Heer ganz ruſſiſch ſei, was ganz und gar nicht wahr iſt; höchſtens die Garde, und auch in dieſer finden abweichende Geſinnungen Statt, die aber jetzt nicht laut werden dürfen. —

Goethe's Hermann und Dorothea geleſen, mit höchſtem Genuß, dann in Dichtung und Wahrheit. In Grote. —

Der dieſer Tage geſtorbene Präſident der Oder-ehenkammer in Potsdam, frühere Staatsminiſter von Ladenberg wird in den Zeitungen gerühmt, wie immer ſolche Leute. Doch ſteht das Urtheil feſt, daß er weder geiſtig noch ſittlich viel werth war; ein gemeiner Beamter in hohem Poſten, das iſt ſeine Bezeichnung! Er war dumm genug, es mit Radowitz zu halten, ſonſt wär' er auch Miniſter geblieben bis an ſein Ende. — Seine Frau — iſt auch von geringſter Art. —

Montag, den 19. Februar 1855.

Der Huſten will nicht weichen, und wird mich wohl in mein einundſiebzigſtes Jahr begleiten. —

Brief an Herrn Dr. Dünzer in Köln nebſt dem von ihm gewünſchten Aufſatz, den er nach Belieben zum Druck befördern mag. — Beſuch von Frau Profeſſorin Dirichlet, ſehr angenehm! Ich bin ihr ſehr gut; wir ſprechen immer in beſonderer Weiſe vertraut und einverſtanden, nicht grade von den alten Sachen ſelbſt, aber doch in ſteter Beziehung auf

ſolche. Sie beſuchte auch Ludmilla'n, die an ihr jetzt auch antes Gefallen hat. —

Nachrichten aus Paris. Die preußiſchen Abgeſandten Herr von Uſedom und General von Wedell werden dort ſehr kalt behandelt und Louis Bonaparte hört ſie kaum an, giebt ihnen keine Antwort. Dagegen werden die Oeſterreicher mit ausgezeichneter Freundlichkeit behandelt. — Der König ärgert ſich entſetzlich über die Zurückſetzung, läßt ſich aber nur gegen ſeine Vertrauteſten darüber aus, wo es denn an bitteren Bemerkungen über den Emporkömmling nicht fehlt. Indeß geſteht man ihm doch das Verdienſt noch immer zu, die Republik vernichtet, die Freiheit getödtet, das Volk gebändigt zu haben.

Nachrichten aus Bonn. Bettina von Arnim iſt ſehr leidend, die eine Seite iſt ihr durch Rheuma wie gelähmt; ſie wird ſo bald nicht nach Berlin kommen, ſondern im Frühling in ein Bad gehen. —

Der Kriegsminiſter Graf von Waldersee widerſetzt ſich der Einführung der Minié-Büchſen hartnäckig, und iſt dem Könige dadurch ſchon ſehr unangenehm geworden; der Mann gilt für ſehr unbedeutend und geiſtlos, iſt aber knurrig und mißlaunig. Man glaubt, er ſei am längſten Kriegsminiſter geweſen. —

Bei lebenden Bildern, die am Hofe des Prinzen Karl vorgeſtellt wurden, war auch Werther's Lotte, wie ſie den jüngern Geſchwiſtern Butterbrod austheilt. Die Kinder ſtanden mit ihren Butterbroden und rührten ſich nicht. Nach einer kleinen Weile rief dann der König: „So, nun könnt ihr einbeißen!“ Und eines der Kinder that es auch, zum großen Gelächter der Zuſchauer. Der Zug wird verſchieden beurtheilt, nicht Alle finden das Späßchen hübſch. —

Der König hat die geſtern erwähnte Aeußerung beim Bildhauer Kiß nicht bei ſeinem letzten Beſuch gemacht, ſondern ſchon früher. Eine noch ſchlagendere wird aus zuverläſſiger Quelle erzählt; die Geſchichte iſt ſchon älter und fiel bei einem

Beſuch in Tegel vor. Ein Mahler zeigte das Bild einer Madonna, und ſagte dabei gleichſam entſchuldigend, freilich müſſe man dabei die katholiſche Auffaſſung ſchon gelten laſſen. „Gelten laſſen?“ fiel der König ein, „Mann! wiſſen Sie denn nicht, welch unermeßliche Gnade es iſt, in der katholiſchen Kirche geboren zu ſein?“ Der proteſtantiſche König! kann man hier wieder ausrufen! —

Dienstag, den 20. Februar 1855.

Der König hat dem General von Wedell neue Vollmachten nach Paris geſchickt. Das Bündniß, dem er ſich entziehen wollte, tritt ſchon näher; mit allem Weigern kommt er nur tiefer hinein. Es geräth ihm alles verkehrt. Die Kreuzzeitungspartbei ſieht ihr Spiel als verloren an, und iſt deßhalb ſo friedliebend, ſo kleinlaut! Sie hat noch zuletzt verſucht, den Miniſter von Manteuffel zu ſtürzen, hat alle Ränke dazu aufgeboten, alle Hülfsmittel. Daher iſt Manteuffel ſehr erbittert, und es ſoll nicht ohne ſeine Zuſtimmung ſein, daß die Nationalzeitung ſo fürchterlichen Angriff auf das Gezücht eröffnet hat. Sie ſcheinen zu ahnen, woher der Schlag kommt, und deßhalb ſo wenig zu erwiedern. —

Toscana iſt den Weſtmächten beigetreten; Neapel muß folgen. Schweden und Dänemark unterhandeln. Der deutſche Bund fügt ſich. —

Mittwoch, den 21. Februar 1855.

Die Neue Preußiſche Zeitung hatte der Nationalzeitung ſchwach und erbärmlich geantwortet, die Nationalzeitung giebt ihr heute eine neue Züchtigung. Auf das prahleriſche Vorgeben, alle in der preußiſchen Geſchichte berühmten Namen gehörten zur Kreuzzeitungspartbei, erwiedert die National-

zeitung, die von ihr genannten Namen der Häupter — Gerlach, Stahl, Hengstenberg, — sie hätte noch Goedsche, Thadden-Trieglaff, Peters ꝛc. nennen können, — wären in der preußischen Geschichte gar nichts. —

Der General von Wedell schreibt nicht nur zufrieden, sondern entzückt über seine Aufnahme in Paris, über die Traulichkeit Bonaparte's, der ihm, nach anfänglicher Kälte, angenehme Scherzworte sage ꝛc. Die Franzosen aber meinen, man mache sich über den preußischen General etwas lustig, halte ihn mit Redensarten hin u. s. w. Der Gesandte Graf von Hatzfeldt sieht den General ungern dort. —

„De la conduite de la guerre d'Orient. Expédition de la Crimée. Mémoire adressé au gouvernement de S. M. l'empereur des Français par un officier général. Bruxelles, 1855." Wenn nicht vom Sohne des Hieronymus Bonaparte geschrieben, was ich bezweifle, doch in seinem Sinne, vielleicht auch mit Benutzung seiner Denkschriften, Briefe, Aeußerungen. Und eine feindliche Hand scheint auch dabei thätig gewesen. — (Man sagt, Emile Girardin, der besondere Freund des Prinzen Napoleon, sei dabei betheiligt.) — Eine Stelle fiel mir besonders auf; es wird gesagt, daß während der zweimonatlichen Unthätigkeit in Varna die Truppen mißvergnügt wurden, einige Bataillone Neigung zum Aufruhr zeigten und laut die Namen der verbannten Generale anriefen! Das ist der Punkt, der dem — Louis Bonaparte an's Leben geht! —

Auf den jungen Jerome Bonaparte wird weidlich geschimpft. Er ist seinem Vetter Louis Bonaparte innerlich verhaßt, und schwerlich soll er noch sein Erbe im Reich werden. Aber noch verhaßter ist er den Staatsstreichern allen, weil er Mitglied der Montagne in der Nationalversammlung war, und noch jetzt als Republikaner gilt. Man beschuldigt ihn der jämmerlichsten Feigheit, er habe sich in der Krim krank

geſtellt, um nur weggehen zu können! Solche Beſchuldigungen werden denn auch von Leuten nachgeſprochen, die nicht wiſſen woher ſie ſolche aufgenommen haben. —

Donnerstag, den 22. Februar 1855.

In der höheren Geſellſchaft unterhält man ſich von vielen Aergerniſſen; an Stoffen fehlt es nicht. —

Gute Botſchaften, herzerfreuende Dinge, wie ſelten jetzt! Die ſogenannte Bildung hat ſich mit der tiefſten Schlechtigkeit verbunden, dient für dieſe zum Zierrath, zum Luxus; die größten Böſewichter, die unmenſchlichſten Ungeheuer hatten ſolche äußere Bildung, die größten Lumpen haben ſie. Nero machte Verſe, war Sänger. Die obern Kreiſe ſind nun einmal grundverderbt, an ihnen iſt wenig zu retten, ſie mag man ihrem Schickſal überlaſſen; aber ſie ſtecken die untern Volksklaſſen an, ſie entſittlichen den Bürgerſtand, die Bauern, ſie zerſtören Treu und Glauben, befördern Heuchelei, Argliſt, Tücke, — es bleibt dem armen Volke keine andere Wahl als dieſe ſchlechten Mittel, gegen Unterdrückung und Schikanen, von denen es bedrängt iſt. Nirgends wird ihm Wort gehalten, nirgends Gerechtigkeit gehandhabt, überall werden ihm Schlingen gelegt, ſeine Rechte verkümmert, ſeine Laſten gemehrt. Ehe die Menge ſich dagegen in Geſammtheit empört, haben die Einzelnen ſchon längſt ebenfalls zu Liſt und Schleichwegen ſich gewendet. Das iſt das größte Uebel! — Welch ein Unterſchied in dieſer ſittlichen Hinſicht zwiſchen 1848 und 1855!

Wie verſteht doch eigentlich niemand, wie mir im Innerſten zu Muth iſt! Aus wie verſchiedenen weit auseinander liegenden Quellen fließt dieſe Fluth zuſammen, deren Strömung mich dahin trägt! Wie wenige haben von Anfang dieſelben Ereigniſſe mit mir erlebt, und kaum Einer mit demſelben Sinn! Die meiſte Uebereinſtimmung fand ich in

Rahel, bei aller wesentlichen Verschiedenheit! Die letztere gab der ersteren die wahre Kraft und Höhe, bei ursprünglicher Aehnlichkeit würde die Uebereinstimmung doch nur eine matte gewesen sein. Rahel sagte nicht ohne Grund von sich selber, sie wisse alles, sie verstehe alles; im allgemein Menschlichen, in Sachen des Gemüthes, des Herzens, der Lebensverhältnisse war das wirklich der Fall. Daher konnte sie auch mit Recht sagen, sie könne alle Menschen trösten, sie dagegen von niemanden Trost empfangen. —

Hohe Seelen und Geister gleichen den Bildsäulen, die nur verstümmelt auf uns gekommen sind, und die wenn ergänzt, es oft in ganz falschem Sinne sind. Aber es kommen auch immer wieder Beschauer, für die das Bild in seiner vollen Schönheit und Bedeutung sich herstellt, die durch keinen falschen Zusatz sich irren lassen; für solche ist auch das Buch Rahel. Das gemeine Volk der Gesellschaft, der Troß der Litteratur mag so oder so darüber schwatzen, es ist vollkommen gleichgültig. —

Freitag, den 23. Februar 1855.

Nach Erklärungen des Ministerpräsidenten von Manteuffel in der Kreditkommission der zweiten Kammer ist in kurzem die Unterzeichnung eines Vertrages zwischen Preußen und Frankreich und England zu erwarten, der einen Anschluß an die Westmächte bedeutet. Scheinbar unabhängig und friedlich, in Wirklichkeit abhängig und zum Kriege wider Willen fortgerissen! — In der Kommission waren allerlei starke Anregungen, zu einer Adresse an den König, zur Einstellung des Kredits. Die Verhandlungen sind nicht ganz klar. —

Austritt der Peeliten aus dem englischen Ministerium; Gladstone, Graham, Herbert u. s. w. Aus Furcht vor der

mann, Geheimerath Wolf, Professor Schleiermacher, Herrn v. Varnhagen. Gneisenau müßte nicht säumen.

Leben Sie wohl.

Von ganzer Seele der Ihrige

Oelsner.

Den 27. Juli 1822.

Der Wunsch, Ihnen einen modernen Angelus Silesius in die Hände zu spielen, trieb mich, den erlauchten Einsiedler an sein altes Versprechen zu mahnen. Er erwiederte nur halb und halb. Zu meinem Erstaunen erhalte ich diesen Morgen beifolgende Zulage. Ich denke, sie wird Ihnen Vergnügen machen. Immer ist sie ein Beweis von Zutrauen und hoher Achtung. Sie können sich einiger Zeilen nicht entschlagen. Das wird ihn spornen, mehr zu liefern. Nach und nach bekommen Sie die ganze Sammlung. Vielleicht gilt von der Sprache, was Lady Morgan in einer Stelle äußert, die ich nicht umhin kann, abzuschreiben: Any written style, which is not founded on a dialect spoken by some class of persons, must be purely conventional, and must rapidly degenerate into a pedantic jargon, which, being unfit for business and unintelligible to those uneducated in its mysteries, will cease to be employed; since the object of writing is to be read. Of this we have an exemple in the writings of Dr. Johnson, which, thougs nervous and imposing, are not English and merefore have made a very transient impression on the language of the country. Sollte das auch von dem Style unseres Freundes wahr sein, so behalten seine Einzelblicke doch ihren unbestreitbaren Gedankenwerth, und auch der

Unterſuchung, auf welche Roebuck angetragen hat. Scharfe Rede Layard's. Die Times heftig gegen die Ariſtokratie. In England vorbereiten ſich große Wandlungen. —

Nachmittags Beſuch vom General von *. Erzählungen. Ueber die Bewaffnung der Truppen, die neuen Gewehre, die neuen kurzen Kanonen, die zugleich als Haubitzen dienen; Uebelſtand, daß das preußiſche Geſchütz nur zu einem Drittheil ſchweres, zu zwei Drittheilen aber leichtes iſt, das ſich gegen Minié-Büchſen nicht halten kann. Der Feldmarſchall Graf von Dohna hat den General Adolph von Williſen zu ſich entboten, um ihm Vorwürfe zu machen wegen ſeines Eifers für die neuen Gewehre, nachdem der alte Eſel ſich alles hatte erklären laſſen, verſicherte er nun auch dafür zu ſein! Ebenſo verſicherte der alte Narr General von Wrangel mit zärtlicher Umarmung! Die Schwächlinge laſſen ſich aber gleich wieder umſtimmen. —

Louis Bonaparte hat wirklich die Abſicht geäußert, nach der Krim zu gehen; ob es ihm damit Ernſt geweſen, bleibt dahingeſtellt. Geſchrieben hat er dieſe Abſicht auch an den Herzog von Koburg. —

Wie iſt denn Rahel ſo ſchwierig aufzufaſſen? Bloß weil die Leute ſo falſche Geſichtspunkte mitbringen, ja ſie von Rahel ſelbſt entnehmen, und wenn ſie von ihren Mängeln, Neigungen, Schickſalen ſpricht, nicht verſtehen wie es zu nehmen iſt. Das Selbſtlob, wenn es auch nur aus reiner, unſchuldiger Selbſterkenntniß hervorgeht, nehmen ſie als Eitelkeit und verkleinern es zu ihren Maßen herab, den Selbſttadel ſehen ſie in äußerſter Vergrößerung. Wollten ſie doch in Rahel nur den natürlichſten, einfachſten Menſchen erblicken, dem Geiſt und Herz in ſeltnem Grade verliehen war, der leidenſchaftliches Wohlwollen und die größten Gedanken hegte, voll warmen Lebens, und immer dem waltenden Augenblick angehörig, voll Güte, Thätigkeit, heiterer Laune, — das, dünkt mich, wäre ein wo nicht erſchöpfendes, doch ziemlich andeuten-

des Bild. Das war eine ihrer wesentlichsten Eigenschaften, daß sie keinen Träumen nachhing, sondern in klarer Wirklichkeit lebte, nie zerstreut, immer und ganz bei dem Vorhandenen war, mochte dies noch so groß oder noch so klein sein, immer auch von diesem sich erhob, darüber dachte, zu Allgemeinem aufstieg. Sogenannte Angewöhnungen hatte Rahel gar keine, überhaupt nichts Störendes, nichts Aufdringliches; ihre größte Lebhaftigkeit war noch bescheiden. —

Sonnabend, den 21. Februar 1854.

In englischen Blättern wird durch Louis Blanc ein Brief aus Cayenne veröffentlicht, in welchem ein Geächteter die dortigen Zustände schildert, die Galeeren, die Bergwerke in Sibirien, können nicht ärger sein! Tausende der frechen Willkür, dem blinden Hasse, der rohesten Grausamkeit geopfert! Kann man einen Augenblick vergessen, welch ein — — — — dieser Louis Bonaparte ist? Und sie verbünden sich mit ihm, wechseln Ehren und Schmeicheleien mit ihm! Der Kaiser von Rußland auch. —

Im Parlamente giebt es hitzige Kämpfe. Die Untersuchungskommission ist ernannt; die Minister, die Aristokratie wird bitter angeklagt. Die Lumpen gehen, andre kommen. —

Englische Blätter gelesen, Straßburger Sachen. „Rotrudis, Trauerspiel von Herman Grimm.“ Ohne Knochen, ohne Wahrheit. Er dichtet nicht aus erster Hand, er hat nicht die Natur vor Augen, sondern das von Andern vor ihm Gedichtete; Dichtern nachahmen ist aber nicht dichten, das kann recht hübsch sein, wenn es auf das beschränkt bleibt, was nachgeahmt werden kann, auf schönen gerundeten Ausdruck, gerechte Verse, edle Sprachbildung; auch Boileau und Pope sind in diesem Betreff zu ehren. —

Sonntag, den 25. Februar 1855.

Schwere Träume, Beängstigung wegen meiner Studien, noch immer soll ich die medizinischen nachholen; im vierzigsten Jahre noch Arzt zu werden, sag' ich mir, ist doch zu spät! Da besinn' ich mich, daß ich schon siebzig bin, lache und bin beruhigt. Erwachen. —

Die Kölnische Zeitung in Münster angeklagt. Einspruch gegen dieses schikanöse Verfahren. Das Gericht behauptet seine Berechtigung, giebt aber diesesmal ein freisprechendes Urtheil. —

Von Gerlach dazu gehässig angeregt, erzählt der Abgeordnete von Patow in der zweiten Kammer sein Abentheuer mit den Arbeitern im Jahr 1848, denen er in ihrer Noth Arbeit geben sollte, aber Geldunterstützung gab. Er sagte, die Arbeiter hätten ihn bedrängt, aber keineswegs Gewaltthätigkeiten verübt, sie wären vom Rathhaus durch zwei Offiziere zu ihm geführt worden. Der Kriegsminister Graf von Waldersee trat gleich auf, und machte im Namen der Ehre des Heeres einige dumme Bemerkungen, und wollte die Offiziere genannt wissen, Patow verweigerte die Namen. Daraus wird nun eine alberne Ehrensache gemacht, die Regimentskommandeure sind beauftragt worden, ihre Offiziere bei Ehre aufzufordern hierüber Auskunft zu geben. So werden sich die beiden selbst angeben müssen. Eine unwürdige Tortur. Die beiden Offiziere haben nichts gethan, was strafbar wäre, sie haben aber, wenn auch in bester Absicht, Arbeitern Rath gegeben, genug, um sie des Dienstes unwürdig zu erklären! Der König ist in Betreff der Revolutionserinnerung so unversöhnlich als empfindlich. —

Mitschke-Collande versäumt keine Gelegenheit, sich lächerlich und verächtlich zu machen, selbst bei der Parthei, der er angehören will. Küpfer wird eifersüchtig auf ihn! —

Herr Dr. Sigismund Stern bringt mir sein Buch „Stein

und sein Zeitalter." Er spricht mit Verstand und Unparteilichkeit, ist aber dem Gegenstande nicht gewachsen. —

Rußland erklärt Krieg an Sardinien, in großmüthiger Weise! —

Die Namen der Herren, welche Ende Mai's 1848 die Arbeiter zum Minister von Patow führten, sind in Wolff's Revolutionschronik offen genannt: Graf von Schlieffen, Baron von Wimpffen, Herr von Chemnitz; nur der erstere war Gardeoffizier, hat aber schon längere Zeit den Dienst verlassen. Auch ein Graf zur Lippe wird angegeben, als bei der Sache betheiligt, ist aber auch nicht mehr im Dienst. —

Das getaufte Jüdchen Joel Jacoby, Kanzleirath, Ritter des sachsen-altenburgischen Ordens, dient zwar unbedenklich den schlechtesten Bedürfnissen seiner Vorgesetzten, will aber doch nicht als der Theilnehmer an ihrer Dummheit erscheinen. An einem öffentlichen Orte wurde ihm gesagt, man solle nicht vergessen, daß wieder ein Bonaparte über Jena nach Berlin kommen könne; worauf er erwiederte: „O das fürchten unsere Herren gar nicht! Damals hatten wir so gut wie gar keine Polizei, kaum hundert Gendarmen, jetzt über tausend Konstabler, auf die gestützt fühlen wir uns ganz sicher. Wenn Bonaparte käme, — setzte er mit höhnischer Schalkheit hinzu, — Herr von Hinckeldey ließ ihn ausweisen!" — So macht er sich über seinen Herrn lustig! —

Montag, den 26. Februar 1855.

Der Oberst von Olberg hat schon zum zweitenmale von Paris hier neue Vorschriften für den General von Wedell holen müssen, jetzt ist er mit den schließlichen, sagt man, dorthin zurückgekehrt. Es bleibt dabei: geht's den Russen schlecht, dann sieht Preußen ruhig zu, geht's ihnen gut, so tritt

es ihnen entgegen. Ein unſinniger Vertrag! Spät und halb, ohne Ehre, ohne Vortheil. — Wedell und Haßfeldt in Paris wie Hund und Katz' in bitterem Entgegenſtehen. —

Das Freimaurerjahrbuch „Aſträa", vom Diakonus Müller in Meiningen, hatte die Reden mitgetheilt, welche bei der Aufnahme des Sohnes des Prinzen von Preußen in den Freimaurerorden gehalten worden waren. Die Spener'ſche Zeitung gab Auszüge daraus, worauf niemand achtete. Die Voſſiſche gab ſie vollſtändig, hatte aber vorher bei dem Prinzen angefragt, und von demſelben eigenhändige Verbeſſerungen dazu empfangen. Als Hinckeldey gegen dieſen Abdruck verfahren wollte, wußte er nichts von dem Spener'ſchen und ärgerte ſich als er jetzt erſt vernahm, daß ihm der entgangen war; gegen die Voſſiſche dachte er aber doch zunächſt einzuſchreiten, und ſetzte ſich hin, um ſelber das Verhör des Redakteurs zu protokolliren. Die Vorzeigung der prinzlichen Handſchrift machte allem gleich ein Ende. „Da können wir nichts machen," rief der Polizeimann, warf die Feder hin und entließ den Redakteur. (Müller, aus deſſen eignem Munde). —

Mit General von Pfuel ſeine früheren kleinen Aufſätze und Schriften beſprochen, deren Sammlung und Herausgabe. Er hat nichts davon aufbewahrt. Ich erinnere mich ſeiner Aufſätze über Kriegs- und Fechtkunſt, den Vendeekrieg, Skanderbeg gegen Jomini, über das Schwimmen, theils in der öſterreichiſchen militairiſchen Zeitſchrift, theils in Hormayr's Archiv, Rückzug der Franzoſen 1812, Ueberſicht der Kriege 1813—1815, Bericht über die Schlacht von Belle-Alliance, Rezenſion von Fain's Buch 1812. Dazu könnte denn ſeine Vertheidigungsſchrift von 1848 den Schluß bilden. Die letztere wäre unſtreitig am wichtigſten. —

Der Erzbiſchof von Freiburg hat über einen badiſchen Ort (Donau-Eſchingen) das Interdikt ausgeſprochen, weil der dortige Geiſtliche von der Regierung beſtraft worden iſt. Meſſe

darf nicht geleſen werden, keine Trauung geſchehen u. ſ. w. Und das Vieh glaubt, das werde was ausrichten! —

Die Jeſuiten, bisher in Baden zugelaſſen, jetzt ausgewieſen. In Preußen iſt es noch nicht ſo weit, wird aber kommen! —

Dienstag, den 27. Februar 1855.

Der Huſten nicht ganz fort. Entzündetes Auge! Sehr beſchwerliche Durchſicht Arnim'ſcher Druckbogen! —

Geſtern iſt der berüchtigte Malmêne vom hieſigen Schwurgericht wegen Mißhandlung der von ihm beſchäftigten Knaben zu ſechsmonatlicher Gefängnißſtrafe verurtheilt worden; der Gutgeſinnte, der Freund und Begleiter Manteuffel's! Doch war er auch ſchon früher in Strafe gekommen wegen Betrugs, wegen grober Unſittlichkeiten, wegen ſchwerer Beleidigung des Polizeipräſidiums; er war ſehr unzufrieden, daß alles dieſes miterwähnt wurde! —

Brief aus Weimar von Apollonius von Maltitz, nebſt einem ruſſiſchen Gedicht, einem gedruckten Bruchſtück aus dem italiäniſchen Reiſetagebuch des Kollegienraths von Liepmann, der Villéliade von Mery und Barthelemy, und dem Trauerſpiel von Genaſt „Herzog Bernhard". —

Beſuch vom General Adolph von Willisen; ſeine Kämpfe gegen Dummheiten, zu denen man Exzellenz oder gar Königliche Hoheit ſagen muß! Diesmal iſt es ihm ſelber doch faſt zu viel, ſo tapfer und gewandt er auch ſeine Sache führt. Noch ſcheint der König entſchieden an der Sache feſtzuhalten, wenn aber der ſchwankt! —

Die beiden Gardeoffiziere, von denen Hr. von Patow geſprochen hat, ſollen leicht herauszubringen ſein; man hält ſie für verloren. Denn was im Jahr 1848 als gutgeſinnte

Thätigkeit angeſehen und eher belobt als getadelt wurde, gilt heute als ehrwidriges Verbrechen. Der Präſident von Gerlach wird verflucht von allen Seiten, weil er in ſeiner Bosheit nicht ruht, und ſtets die alten Geſchichten zum Ekel und Ueberdruß aufrührt, in die Wette mit ſeinem Freunde Goedſche. —

Spät Abends gegen 9 Uhr kam auch General von * und trank noch Thee bei mir. Ueber die Krankheit Preußens, im Innern Polizeigewalt und Partheihaß, nach außen Schwäche und Hoffahrt. General von Reyher hat geſagt, von Vorbereitungen zum Kriege gegen Rußland, von Planen der Aufſtellung der Truppen, ihrer Verpflegung, und dergleichen Dingen dürfe man kein Wort reden, ohne ſogleich in Verdacht ſchlechter Geſinnung zu gerathen, den wüthigſten Haß auf ſich zu ziehen! Alle Behörden ſind nur Schreibereien, jede wartet auf Befehle von oben, führt die aus, und iſt dann außer aller Verantwortlichkeit. Eigne Anſichten, eignes Urtheil, eigner Eifer, ſind verboten. Vaterlandsliebe gilt nur in der Art, wie die Neue Preußiſche Zeitung ſie verlangt, und die ſchon in vielen Fällen dem Landesverrath ganz gleich ſteht. Reyher iſt alt und gebrechlich, kann nicht mehr im Feld dienen, zagt aber bei dem Gedanken, ſeinen Poſten aufgeben zu ſollen. —

In Kaſſel hat das Obergericht endlich alle die wegen Steuerverweigerung angeklagten Ständemitglieder, welche der kurfürſtliche Haſſenpflug, oder der haſſenpflug'ſche Kurfürſt, durchaus verurtheilt ſehen wollte, völlig freigeſprochen, und dabei erklärt, daß ſie zu jener Verweigerung nicht nur berechtigt, ſondern auch verpflichtet geweſen. — Brav und muthig von dem Gericht! —

Mittwoch, den 28. Februar 1855.

Lord John Ruſſell iſt auf ſeiner Reiſe nach Wien heute hier angekommen. Preußens Theilnahme an den Friedensverhandlungen iſt noch nicht entſchieden. Man ſagt, der König mache wieder Schwierigkeiten, die verabredeten Bedingungen zu unterzeichnen. Franzöſiſche Aeußerung: Bonaparte'n wird es ganz recht ſein, im Könige von Preußen einen Gegenſtand künftiger Züchtigung zu behalten, es würde ihm nicht lieb ſein, denſelben wegen völligen Anſchließens immer ſchonen zu müſſen! —

Donnerstag, den 1. März 1855.

Der Kriegsminiſter beabſichtigt, dem Herrn von Patow noch verdrießliche Händel zu machen, weil derſelbe geſagt, ohne ihn würden zwei preußiſche Offiziere kompromittirt geweſen ſein. Darein ſetzt der Mann ſeinen Eifer! Die Kreuzzeitung hetzt dazu. —

Ein Konſtabler Namens Götze war wegen Mißhandlung einer Frau zu ſechsmonatlichem Gefängniß vom erſten Richter verurtheilt worden; das Kammergericht hat ihn jetzt freigeſprochen. Möglich, daß dies mit Recht geſchehen. Aber die Sache macht den ſchlimmſten Eindruck! Man ſetzt höhere geheime Befehle voraus; man glaubt nicht mehr an die Selbſtſtändigkeit, an die unpartheiiſche Rechtspflege! —

Es fällt ſehr auf, daß der König, während er den Lord John Ruſſel durch den Miniſter von Manteuffel abfüttern läßt, den ruſſiſchen Diplomaten Titoff an der Königlichen Tafel bewirthet. —

Dem elenden Mitſchke-Kollande, dem Hanswurſt der zweiten Kammer und dem Gelächter ſeiner eignen Kameraden, iſt nach dem Schluſſe der Kammerſitzung der kleine rothe Adlerorden zugeſagt. Dafür kräht denn der giftige Hahn bei jeder

Gelegenheit nach Leibeskräften! — In Preußen, dem Staate der Intelligenz, die größte Dummheit und Narrheit überall voran! —

Vincke's Antrag auf geheime Abstimmung, Harkort's auf gleichmäßige Vertheilung der Grundsteuer, durch Stimmenmehrheit beseitigt. Nichts Gescheidtes, nichts Richtiges hat Erfolg! Elendeste aller Volksvertretungen! — Vincke doch eigentlich nur ein Klopffechter, Bethmann-Hollweg ein schüchterner Intriguant ꝛc. ꝛc. —

Freitag, den 2. März 1855.

Einen Druckbogen von Arnim's Gedichten durchgesehen, meinen Augen sehr beschwerlich! — Besuch von Herrn Lewes; er denkt an die Abreise; Klagen über die Polizei und ihre rohen Scheereien. —

Besuch von Herrn von Biedert; er will nach Italien reisen, ist aber in Verlegenheit wegen seines Passes ꝛc. Er spricht freisinnig, heute. —

Schon um halb 2 Uhr bekam ich Nachricht, im russischen Gesandtschaftshause sei eine telegraphische Depesche eingetroffen, der Kaiser Nikolai sei schwer erkrankt, liege im Sterben, sei schon todt; ich ließ es dahingestellt, was an der Sache sei. Nach 3 Uhr aber kam Herr von Biedert nochmals und brachte die volle Bestätigung der Nachricht. Der Kaiser ist heute Mittag 12 Uhr 10 Minuten in St. Petersburg einer Lungenlähmung erlegen; die Nachricht von seiner Erkrankung am 28. Februar war schon im Laufe des Vormittags eingetroffen. Im Volke glaubt man an keinen natürlichen Tod, sondern an Vergiftung oder Erdrosselung. Man hört laute Verwünschungen des Verstorbenen, bittre Anklagen, lachende Freude. „Die verfluchte Kreuzzeitung möge trauern!“ Sie thut es, mit schwarzem Rande! — Betrach-

tungen über die Thronfolge, die veränderten Zustände, die Aussichten zum Frieden. —

Mit Ludmilla sprach ich die wahrscheinlichen Folgen des Todesfalles in der Kürze ernstlich durch. —

Heute haben Herr von Patow und der Graf von Schlieffen sich wegen der „Kompromittirung", von der in der Kammer die Rede war, geschossen, und ersterer ist am Bein verwundet worden. Dahin haben die Hetzereien geführt! Und warum geht keiner dem Anstifter, dem Halunken Gerlach, zu Leibe? An den sollten sie sich halten! — Der Graf von Schlieffen ist noch wirklich im Dienst, der andre dieses Namens, der schon vor längerer Zeit den Abschied genommen hat, ist nicht der rechte. —

„In dieser Ehrensache gegen Patow haben die zum Zweikampfe drängenden Militairoberen und hetzenden Offiziere die größten Blößen gegeben, außer der gehässigen Leidenschaft haben sie auch die völligste Unvernunft gezeigt, es ist gar kein Sinn und Verstand in dem ganzen Handel, nur lächerliche Dummheit." —

Sonnabend, den 3. März 1855.

Die Nationalzeitung spricht in kurzen Worten ganz würdig über den Tod des russischen Kaisers. — Dieser Kaiser Nikolaus hat gleich dem Kaiser Franz von Oesterreich lange Zeit in falschem Schimmer gelebt, wie der letztere in dem der Gutmüthigkeit, so der erstere in dem des Heldenmuthes; die Geschichte muß beiden beides absprechen. Der Kaiser Nikolaus hat auch mich gröblich getäuscht, auf den Grund von Nachrichten, die ich für zuverlässig halten mußte, war ich geneigt, ihm alles Beste zuzutrauen, ihn zu bewundern. Die Enttäuschung begann schon vor 1848. Er hatte wenigen und beschränkten Verstand, gar keinen Geist, und nur den Muth,

Form dürfte es nicht an Liebhabern fehlen. Ohne ein Merkmal Ihrer Empfänglichkeit laſſen Sie uns nicht.

Hoffen darf ich, was ich bitte.

Hochachtungsvoll

Oelsner.

89.

Oelsner an Rahel.

Paris, den 26. Juli 1822.

Von der Fürſtin Salm, meine Gnädige, habe ich Preis und Dank erhalten für die holde Aufnahme, welche ſie bei Ihnen gefunden hat. Madame de Varnhagen ſchreibt ſie mir, est pétillante d'esprit et d'amabilité, elle m'a témoignée beaucoup d'intérêt ainsi que son mari, qui nous a donné de très excellens conseils. Enfin les personnes, pour lesquelles vous m'aviez remis des lettres, ont sans doute voulu vous donner en moi une marque de leur amitié qu'il faut bien que je vous renvoie, puis'que c'est surtout à vous que je dois le bon accueil que j'en ai reçu.

Schriftlich zu ſagen, wie ſehr ich Ihnen und Hrn. von Varnhagen für ſo viele Beweiſe Ihrer Gewogenheit verbunden bin, iſt nicht möglich. Ich wünſchte meine Schuld in Perſon abzutragen, denn die Empfindung bedarf der Gebärde und der Stimme.

Unter der Menge von Sachen, die ich Ihnen melden könnte, weiß ich keine Auswahl zu treffen. Herr von Varnhagen wird dieſe Verlegenheit meinem Briefe anſehen. Die Partheien geſtehen ſich hier mit jedem Tage unverholener

der bei unbedingter Gewaltherrschaft so leicht zu haben ist; er wurde zuletzt immer härter und dreister, er starb unter Demüthigungen und Strafschlägen, unter wohlverdienten. —

Besuch vom General von * *. Ueber den Tod des Kaisers vorurtheilslose, vernünftige Ansicht; Lächerlichkeit der hiesigen Bestürzung und des angeblichen Schmerzes, angeblichen, denn in der ganzen Königlichen Familie ist niemand, der den Kaiser geliebt hätte, der König haßte ihn. Dem König ist ein Stein von der Brust gefallen; „vielleicht ein andrer drauf, das kann sein, aber doch immer jener herunter." — „Jetzt gilt's zu heuchela, denn Schmerz und Trauer dürfen nicht vermißt werden." —

Die Königlichen Theater auf drei Tage geschlossen; vierwöchentliche Hoftrauer, auch das Heer trauert vier Wochen. Der Prinz von Preußen sollte nach St. Petersburg reisen, ist aber noch unwohl, daher reist der Prinz Karl nebst seiner Schwester Alexandrine, Großfürstin Olga ꝛc. —

Nachricht, daß der Großfürst Thronfolger die Regierung angetreten hat als Kaiser Alexander der Zweite. Wir müssen sehen, ob es dabei bleibt, oder in Moskau was vorgeht. —

Die Neue Preußische Zeitung jammert und lobhudelt in unverschämter Weise. Sie ist so weichherzig geworden, daß sie sogar die Würde und Ehrbarkeit rühmt, mit der die Nationalzeitung und die Spener'sche Zeitung den verstorbenen Kaiser besprechen. Auch für diese Blätter dauert nämlich das Blendwerk noch fort, welches über die Kraft des Karakters und den Muth des Kaisers durch seine starke Körperlichkeit sich allgemein verbreitet hat. Die Geschichte wird diese Täuschung der Zeitgenossen nicht lange mehr bestehen lassen; die Zeugnisse der Wahrheit werden überall hervortreten. —

Nachdem der König in Paris, wo man seinen Anschluß an die Westmächte erwartete, neue Schwierigkeiten gemacht und die Bedingungen gestellt hatte, daß französische Truppen

nicht den Durchmarſch durch Deutſchland fordern, und ihm der Beſitz von Poſen gewährleiſtet werden ſollte, iſt alle Verhandlung mit dem General von Wedell dort abgebrochen worden, und der General ſchon wieder hieher zurückgekehrt. Es heißt, er ſolle neue Weiſungen holen. Der König hat erklärt, in keinem Falle werde er ſich an Rußland anſchließen; aber Polen ſolle man ruhen laſſen! —

Der König hat mit Lord Ruſſell abſichtlich nur unbedeutende Kleinigkeiten geſprochen, gar nichts von Politik! Nur ganz am Ende hat er dem engliſchen Miniſter auf deſſen Andringen geſagt, er werde in ſeiner bisherigen Haltung verharren. Der Lord iſt ſehr unwillig abgereiſt. —

Der General von Bonin, der geweſene Kriegsminiſter, meint, der König werde freiwillig nie die Waffen gegen Rußland kehren; nur Zwang könne ihn dahin führen, der Zwang könne nur allzubald eintreten, wenn es Bonaparte'n Ernſt werde; bisher ſei man durch deſſen Langmuth und Höflichkeit ſicher geworden — doch wenn der wieder die Zähne zeige.....! (Die Langmuth und die Höflichkeit bildet man ſich mehr ein, als daß ſie wirklich vorhanden wäre.) —

Sonntag, den 4. März 1855.

Die Volkszeitung und die Nationalzeitung ſind heute früh von der Polizei weggenommen worden; man ſagt, es ſei ohne eigentlichen Anlaß nur blindlings geſchehen, damit es nicht außer Uebung komme, und gleichſam dem Tode des ruſſiſchen Kaiſers zu Ehren, damit ſie ſich nicht zu ſehr des Ereigniſſes freuen! —

Ein Brief Schleiermacher's an Friedrich Heinrich Jacobi, mir von Fräulein Wilhelmine Schede mitgetheilt, veranlaßt mich die Gedanken lebhaft auf jene beiden Geiſter zu lenken,

die ſo früh und ſo ſtark auf meine Jugendjahre eingewirkt haben. Mit Jacobi bin ich eigentlich längſt auf dem Reinen, er war ein tiefer und edler Geiſt, der ſeinen eignen Weg einſchlug, aber unglücklicherweiſe nicht durchkam, ſondern ſtecken blieb, ſo daß er ſtets nach Hülfe ſich umſah, und ſie von dem Glauben, wohl gar von der Kirche, hoffte, die Wege der Andern aber, auf denen ſie friſch und muthig ihren Zielen zuwanderten, als unrichtige ſchalt, weil er ſie nicht gehen konnte, und ſie ihm alſo nichts halfen. Mit Schleiermacher ſteht es ſchwieriger; er bietet immer etwas Unaufgelöſtes, und man muß ihn erſt verſetzen um ihn richtig zu faſſen, verſetzen aus dem Theologen und in ganz beſtimmte Verhältniſſe eingeklemmten Prediger in den freien Geiſt, der ohne Hinderniß den eignen Forſchertrieben folgt. In jenem Briefe ſucht er ſeine Verſchiedenheit von Jacobi darzulegen, und die Beruhigung, die ihm auf ſeinem Wege geworden, jenem auf den ſeinigen hinüberzureichen. Aber welche Beruhigung bietet er an! Nichts als Worte der Anbequemung, der Aushülfe, der Beſchwichtigung, die ſeinen Standpunkt gegen die Widerſacher allenfalls ſichern, aber für einen Jacobi nur dialektiſche Spitzfindigkeit ſind; keinen großen erhellenden Gedanken, kein tiefes, inneres Bekenntniß. Man ſieht, er will ſich in ſeinen Gränzen halten, was er außerhalb dieſer ſein könnte, kommt gar nicht zur Frage. Mir beſtätigt ſich auf's neue die ſchon alte Wahrnehmung, Schleiermacher hätte — wie Herder — kein Schwarzrock ſein ſollen, kein Schwarzrock bleiben ſollen! Dies falſche Verhältniß hat beide ganz gefälſcht und entſtellt. —

Die Nationalzeitung iſt wegen einer Schilderung des Kaiſers Nikolaus weggenommen worden, in der freilich geſagt war, derſelbe ſei kein großer Mann, kein Staatsmann, kein General geweſen; das aber, wenn es auch mißfällig ſein mag, iſt auf keine Weiſe ſtrafbar. Schon um halb 4 Uhr Morgens geſchah die Wegnahme. Der Artikel war von Herrn Aſſeſſor

Paalzow, der doch noch irrthümlich dem Kaiser Heldenmuth zusprach! —

Montag, den 5. März 1855.

Ausgegangen mit Ludmilla. Unter den Linden begegnete mir Herr Geheimrath Hemeyer, redete mich an und sagte sehr ernst: „Ich muß sie aufmerksam machen — das klang etwas wunderlich, löste sich aber gleich als er fortfuhr — daß zwei Nebensonnen zu sehen sind.“ Ich blickte zum Himmel, und in der That zeigte sich dies prächtige Phänomen im schönsten Glanze. Es war etwa halb 12 Uhr, die Sonne stand im Mittag, rechts und links von ihr, im Südost und Südwest, schimmerten zwei Sonnenbilder in Regenbogenfarben, gegenüber im Nordost und Nordwest zwei weißliche Kugeln, diese und jene durch einen großen weißen Ringstreifen vereinigt, der weithin in der Bläue sich ausdehnte. Ich habe früher nichts der Art gesehen. —

Die gestern von der Polizei weggenommene Volkszeitung hat heute nachträglich erscheinen dürfen. Hat irgend etwas Mißfälliges wegbleiben müssen, so ist es wie bei der Zensur! —

Die Neue Preußische Zeitung macht es sich zum eifrigsten Geschäft, aller Welt einzureden, besonders aber dem Hofe, das ganze Volk, namentlich aber das Volk in Berlin empfinde schmerzlich den Verlust, den die Welt durch den Tod des russischen Kaisers gemacht, erkenne in dem Verstorbenen den großen Helden, den Staatsweisen, den Schützer und Erhalter. Ganz im Gegentheil! Das Volk, der Bürger, die Mehrzahl der Gebildeten halten ihn für den Störer des Friedens, wie für den Feind alles Fortschritts, aller Freiheit, senden ihm Verwünschungen nach, freuen sich seines Todes. Die Papiere an der Börse sind gestiegen, auch in Paris, London und Wien. Der Hof mag trauern — obschon es auch ihm großentheils wenig

Ernſt damit iſt — das Volk jubelt und nimmt es übel, daß man ſo ungewöhnliche Bezeigungen macht, „als wäre Preußens Herrſcher geſtorben, oder als wären wir eine ruſſiſche Provinz!“ —

Majeſtätsbeleidigungen! „Warum waltet in Rußland die Hand der Vorſehung ſo gnädig, und nicht auch bei uns? Wir gäben „Unſern“ gar gern auch her, Unglück genug hat er geſtiftet, ſein Maß könnte voll ſein!“ Einige Verhaftungen ſind geſchehen, die Leute aber nach ſtarker Verwarnung gleich wieder entlaſſen worden, man will kein Aufheben machen. In den Wirthshäuſern und auf den Straßen wird ſchon wieder dreiſter geſprochen und lauter. —

Die Nationalzeitung von geſtern iſt heute verſtümmelt nachgeliefert worden; das heutige Abendblatt aber ausgeblieben. —

Beſuch von Herrn Aſſeſſor Paalzow: die ruſſiſchen Sachen beſprochen, Berichtigung von Irrthümern. Engliſche Blätter häufen Fluch und Verwünſchung auf den Kaiſer Nikolaus. Hieſige Heuchelei, Bosheit und Gaukelei. —

Erzählungen über den Tod des ruſſiſchen Kaiſers, ſeine letzten Worte, Mahnungen; lauter zurechtgemachtes Zeug, großentheils dumm und albern, aber gewiſſen Zwecken dienend. Rührung, Empfindſamkeit ſoll geweckt werden. Das Volk bedarf Märchen, die Vornehmen bedürfen der Lügen. Das Volk läßt ſich nicht ausreden, der Kaiſer ſei an Gift geſtorben. —

In Stuttgart haben die Stände 3 Millionen Gulden zur Kriegsbereitſchaft bewilligt, mit der Bedingung des Anſchluſſes an Oeſterreich. Der König von Würtemberg iſt zwiſchen zwei Feuern, dem ruſſiſchen und dem franzöſiſchen; das letztere iſt ſtärker, die Volksſtimme iſt nicht franzöſiſch aber ruſſenfeindlich. —

Besuch vom Hrn. Grafen von Keyserling. Heuchelei unserer Höflinge wegen des russischen Todesfalls; sie sind schon ganz getröstet, weil noch keine Revolution ausgebrochen ist, weder hier noch dort; bleibt nur ihnen alles im Geleise, so ist ihnen wenig daran gelegen, ob der Kaiser so heißt oder so; was ist ihnen denn Nikolaus? Ein Konstabler, ein Schutzmann! Der — Louis Napoleon war ihnen fast ebenso lieb, als er den Staatsstreich machte. — Noch nichts aus Moskau. —

Gespräch über Zweikampf, und den des Herrn von Patow. Sehr viele Beamte gaben diesem Unrecht, daß er den Zweikampf mit einem jungen Offizier nicht abgelehnt hat. Meines Erachtens mußte er ihn annehmen. Der Graf von Schlieffen war von Oberen und Kameraden genöthigt worden, den Herrn von Patow zu fordern, aus welchem Grunde, wäre schwer zu sagen! Leidenschaft und Unverstand bewegen sich in aberwitziger Verwirrung! Die Thatsachen, welche Patow angeführt, sind nicht widerlegt, nicht einmal bestritten, die Ausdrucksweise hatte nichts Beleidigendes. Nun heißt es gar noch, der Staatsanwalt solle — auf Befehl — gegen Patow einschreiten wegen des Zweikampfes, wobei für ihn eine harte und langwierige Strafe herauskommen kann, während der Offizier jedenfalls straflos ist! — Das beabsichtigte Heroldsamt soll schon errichtet sein, und Herr von Stillfried als Haupt desselben nicht 4000 Thaler Gehalt, wie man früher angab, sondern 5000 bekommen. — Der König soll bei dem russischen Trauerdienste reichlich geweint, bald nachher aber die leichtfertigsten Späße gemacht haben. — Die Gräfin von Brandenburg ist gestorben; die Gräfin von Münster, geb. von der Marwitz, hofft nun Oberhofmeisterin zu werden, und hat ihre Schimpf- und Spitzreden gegen den König und die Königin sogleich eingestellt. —

Der König hat eine kurze Aufwallung gehabt, in welcher

er gegen Paris und London und Wien einigen Trotz gezeigt und sich gerühmt hat, er habe den Franzosen das Betreten des deutschen Bundes verboten, und seine Verhandlungen mit Louis Bonaparte abgebrochen; die Hofleute meinen, diese Aufwallung sei wieder vorüber, und an ihrer Statt Besorgniß und Zagheit eingetreten, General von Wedell soll mit neuen Vorschlägen nach Paris abgehen. —

Die französischen Blätter sprechen vom Kaiser Nikolaus ohne Befangenheit, freuen sich über seinen Tod, der auch für ihn zu rechter Zeit gekommen sei, ihn vor größerer Schmach und Demüthigung bewahrt habe. Die Neue Preußische Zeitung ist darüber außer sich, nennt ihn stets den Helden, den großen Mann, und macht sich und ihn lächerlich; sie hält den Berlinern vor, er sei Ehrenbürger von Berlin gewesen, habe das Stiftungsgeld für das nach ihm genannte Hospital geschenkt ꝛc. Das Volk wird von solchen Prahlereien und Prahlschenkungen wenig berührt, und sieht in dem verstorbenen Kaiser nur den harten Gewaltherrscher und bösen Anstifter des jetzigen unheilvollen Krieges. —

Mittwoch, den 7. März 1855.

„Du versuchst, o Sonne, vergebens Durch die düstern Wolken zu scheinen! Der ganze Gewinn meines Lebens Ist Ihren Verlust zu beweinen.“ Goethe spricht das für mich mit. Was sind diese zweiundzwanzig Jahre, trotz mancher Wallung und Entzückung, als eine lange Trauer, eine wiederkehrende Klage! —

Am Sonntag früh in der Nacht hatte der polizeiliche Zeitungsleser Ponge den Herrn von Hinckeldey wegen des Nikolaus-Artikels der Nationalzeitung wecken lassen, und in der ersten Aufregung wurde die Wegnahme befohlen. Nachher fand man, sie sei übereilt geschehen; dagegen gab die Vossische Zei-

tung dadurch, daß sie von Patow's Zweikampf offen sprach, weit größern Anstoß, und die war unbeachtet geblieben, worüber Ponge heftige Vorwürfe bekam. Der Prinz von Preußen ließ von der Polizei die beiden Artikel, wegen deren die Nationalzeitung und die Volkszeitung weggenommen worden, für sich holen, und fand darin nichts was die Wegnahme rechtfertigte. Hinckeldey schickte nun beide den Redakteuren zurück, und ließ dabei ärgerlich sagen, über Rußland möchten sie nun drucken, was sie wollten! Daß der Prinz von Preußen sich geweigert, nach St. Petersburg zu reisen, hatte den Polizei-Direktor auch überrascht, und der Gedanke, wie leicht auch bei uns ein Wechsel des Throns und der Einflüsse stattfinden könnte, scheint vielen Leuten grade jetzt sehr gegenwärtig zu sein.

— Hinckeldey hat heftige Auftritte mit Franz Duncker, dem Verleger der Volkszeitung, und mit Herrn Müller, dem Eigenthümer der Vossischen gehabt, und beide gleichsam aus dem Zimmer geworfen, Hut und Papiere ihnen nachgeschmissen ꝛc. Man könnte ihm die von ihm seinen Konstablern ertheilten Vorschriften, in ihren Amtsverrichtungen immer ruhig und höflich zu sein, zu Gemüthe führen! —

Alle ehrenwerthen Leute machen Besuche bei Herrn von Patow, lassen sich bei ihm aufschreiben; die Hausthüre wird gar nicht leer. Die Gardeoffiziere selbst beurtheilen den stattgehabten Zweikampf verschieden, und einige mißbilligen ihn. Die Hetzereien dauern aber noch fort und die Gerlach's möchten den Gegner gern auf die Festung bringen. Seine Wunde ist leicht. —

Nachmittags Besuch vom Grafen Archibald von Keyserling. Erzählung von seinem gestrigen Abend beim Ministerpräsidenten von Manteuffel; nur kleine, zufällige Gesellschaft, öfters zehn Minuten allgemeinen Stillschweigens, nur Gleichgültiges gesprochen ꝛc. —

Noch der Kaiser Nikolaus hat den Fürsten Menschikoff vom

Oberbefehl in der Krim abgerufen, ob er aber durch den Fürsten Gortschakoff gut ersetzt ist? — (Die Ausfertigung geschah doch erst am 4. März.) —

Der Hofstaats-Sekretair der Königin, Legationsrath Zasse, äußert sich mit Heftigkeit und Haß gegen Rußland, gegen den Kaiser Nikolaus, und führt alle bösen Streiche an, die er namentlich gegen Preußen ausgeübt, die wüthigen Schimpfreden auf den König, die er dem Grafen von Brandenburg in's Gesicht geschleudert, die Mißachtung, Bedrückung, Rücksichtslosigkeit, die er gegen Preußen seit 1848 bewiesen ꝛc. —

Hier soll eine französische Zeitung, im russischen Geist errichtet werden und Journal du Nord heißen. Der Polizei wird dabei doch etwas bange, man fürchtet Frankreich und Oesterreich, und sucht Hindernisse zu legen. — Der russische Gesandtschaftsanhängling Chopin soll die Oberleitung führen; — nach Anderen heißt er Hr. von Schöpping. —

Donnerstag, den 8. März 1855.

Die Volkszeitung stellt die beiden an demselben Tage Gestorbenen, Dupon de l'Eure und Kaiser Nikolaus, vergleichend zusammen, wobei noch immer der Wahn von des Zars Karakterfestigkeit und Muth zu dessen Gunsten mitspielt; dennoch erbittert die bloße Zusammenstellung beider Namen das heuchlerische, dünkelhafte Hofgeschmeiß. —

Ausgegangen mit Ludmilla: Besuch beim Herrn General von Hedemann, Dorotheenstraße 50. Sehr freimüthige Gespräche über die neueste Geschichte und jetzige Stellung Preußens; er spricht starken Tadel aus, ganz russenfeindlich. —

Der Graf Archibald von Keyserling brachte mir Mittheilungen und Anfragen. — Französische Flugschriften über den

Kaiſer Nikolaus, die meiſten ſehr heftig wider ihn. Verwünſchungen der Engliſchen „Times“ gegen ihn. Das Volk hier äußert Haß und Hohn. —

Manifeſt des Kaiſers Alexanders des Zweiten; es athmet Krieg, Uebermuth, Ausführung der Wünſche und Entwürfe Peter's des Großen, Katharinens, Alexander's und Nikolaus'. Eine Sprache, die nichts bedeutet, hinter der alles ſtecken kann, auch die größte Friedensliebe. Der neue Kaiſer mag eine ſolche Sprache für ſeine Ruſſen nöthig finden, wohl auch für die Mächte, mit denen er unterhandeln will. Dieſelben Weiſungen für Wien, wie vorher. —

Der General von Wedell iſt heute mit neuen hieſigen Vorſchlägen nach Paris abgereiſt. Louis Bonaparte hat viel Geduld. Aber eine anſehnliche Truppenmacht zieht er bei Metz zuſammen. Seine Verhandlungen an deutſchen Höfen werden lebhaft betrieben. Die Gedanken und Verhältniſſe eines Rheinbundes ſtehen nicht fern. „Wenn der deutſche Bund zerreißt, ſo iſt der König von Preußen an dem Riſſe ſchuld, wenn er den Riß auch nicht grade macht.“ —

„Le tzar Nicolas et la sainte Russie. Par Ach. Gallet de Kulture. Paris, 1855.“ Der Verfaſſer war lange Jahre Sekretair bei Demidoff. Wenig Neues, aber dreiſt und ſcharf vorgetragen. Manche Täuſchungen werden aufgedeckt. — Pag. 208: „Ce n'est point en Russie, mais en Europe, où l'empereur passe pour un grand homme. Les Russes sont, en général, fort surpris de cette opinion. Pour eux, — je parle de la partie intelligente de la nation, — non du peuple, qui, dans son ignorance, pousse le fétichisme jusqu'à la déification; — pour les hommes qui pensent, dis-je, — le tzar est un esprit borné, grandi par l'orgueil et surexité, à certains moments, pas les accès d'une folie de race.“ Dies iſt genau daſſelbe, was auch ich, aber freilich erſt in den ſpätern Jahren, von den

ihre gegenseitigen Gesinnungen. In Spanien steigt ein Ungewitter auf, dessen Blitze wahrscheinlich bis über die Pyrenäen schlagen. Die gestrigen Nachrichten aus Madrid klingen sehr barsch.

Herr von Blacas ist aus Rom abberufen wegen eines Liebeshandels, den der beleidigte Ehemann nicht für völkerrechtlich hält. Des alten Günstlings harret vielleicht auch die Ministerstelle, welche erledigt wird, wenn es wahr ist, daß Lauriston den Oberbefehl des Gesundheitsgürtels übernimmt! Vor einigen Tagen hieß es, Montmorency und Villèle würden als zu moderirt, dann Villèle und Corbiere als zu gemein, ihre Plätze räumen. Diese beiden sind dem Hofe ganz natürlich bloße Dienstboten. Man kann ihrer entbehren, nachdem sie 13½ Million Renten aus dem Schachte gehoben. Es fehlt nicht an Leuten, die das reine Metall auszumünzen wissen, noch an Liebhabern es in Empfang zu nehmen, das gemünzte. In Hinsicht des Geldes sind Adel und Geistlichkeit gleich.

Seit Anfang dieses Monats wird uns hier ein neues Schauspiel gegeben, das großen Zulauf hat und Diorama heißt. Es verhält sich zum Panorama, wie ein Raphael'sches Gemälde zu einem Kupferstich. Die mannigfaltigen Abwechselungen von Licht und Schatten, welche über das Thal von Sarnen ziehen, geben der Landschaft einen hohen Grad von Wirklichkeit.

Dem barbarischen Kapudan Pascha zu entrinnen, haben sich ein paar schöne Griechinnen nach Paris geflüchtet. Sie sind in der That sehr lieblich und machen Aufsehen, wenn sie die Boulevards besuchen. Eine angenehme Blässe, vielleicht daß sie sich noch nicht von aller Furcht erholt haben, scheidet sie von anderen Frauen. Das ganze ihrer Physiognomie hat etwas palästinisches. Die jungen Begleiter tragen den euro-

einſichtigſten, redlichſten Ruſſen gehört, beſonders auch von Ruſſinnen. — Jenes Buch führt die gräßlichſten Züge von böhniſcher Gewaltthat und ſchändlicher Grauſamkeit an, deren ſich der Kaiſer Nikolaus ſchuldig gemacht hat. Man muß den Tag preiſen, der ſeine Herrſchaft geendet! — „Il a été un monstre de luxure.“ —

Ich finde die Stelle von Machiavelli angeführt, die auch jetzt wieder volle Geltung hat: „l'opinione contro ai popoli nasce, perchè dei popoli ciascun dice male senza paura, e liberamente ancora mentre che regnano: dei principi si parla sempre con mille timori et mille rispetti.“ Discorsi sopra Tito Livio, 58. —

Freitag, den 9. März 1855.

Die Kreuzzeitungspartei jammert ob der nochmaligen Sendung des Generals von Wedell nach Paris, ſie fürchtet diesmal, daß es doch zum Anſchluß an die Weſtmächte kommt; ſie ſchimpft nun wieder maßlos auf den König, ja ihr tolles Preiſen des Kaiſers Nikolaus iſt mit darauf berechnet, den König durch den Gegenſatz zu demüthigen! Bald wird es als Huldigung und Schmeichelei eines guten Unterthanes gelten, daß er dem verſtorbenen Kaiſer die Heldeneigenſchaften abſpricht, die jene Rotte gewaltſam in ihm verherrlichen will! —

Umſtändliche Nachrichten über die letzten Tage des Kaiſers Nikolaus, nichts beſonders Merkwürdiges. Die Worte, die er zur Kaiſerin für den König geſagt haben ſoll: „Dites à Fritz de rester toujours le même pour la Russie, et de ne pas oublier les paroles de papa!“ hält man hier für erdichtet; ſie waren ſchon bei der Todesnachricht in Umlauf, und ſind offenbar für den König in politiſcher Abſicht ge-

macht. Die Leute meinen übrigens, Fritz habe sich bisher eben nicht sehr nach den paroles de papa gerichtet! —

Der Tod des Kaisers ist offenbar durch die Nachrichten aus der Krim beschleunigt worden; die Schlappe von Eupatoria hat ihm das Herz getroffen. Und solche Niederlagen immer durch die Türken! Bei Kalafat, Oltenitza, Cetate, vor Silistria, nun auch vor Eupatoria, solche Reihe von Schlägen auf solchen Dünkel und Uebermuth! Hier bezeigen viele Leute die größte Freude darüber! —

Die im Parlament angeregte Frage wegen Polen hat man auf Lord Palmerston's dringende Bitte wieder ruhen lassen. —

Man wird es einmal nicht glauben, wie jämmerlich Stahl in der ersten Kammer als Berichterstatter über den Namen Herrenhaus gesprochen hat. Wirklich ekelhaft, so gering und niedrig! Die Kammer hat natürlich seine Folgerungen angenommen! —

In der Vossischen Zeitung stand ein Artikel, worin gesagt wird, bei den Deutschen sei noch immer der Sinn für Wahrheit und Redlichkeit so vorherrschend, daß dem Kaiser Nikolaus bei ihnen nichts so geschadet habe, als die Heuchelei und Lüge, mit denen er seine Eroberungsgelüste unter dem Deckmantel des Religionseifers habe befriedigen wollen. —

Daß das Heer um den Kaiser Nikolaus vier Wochen trauert, ist ganz ungewöhnlich, und ist vielfach getadelt worden. Jetzt sagt der König, er habe die Trauer des Hofes gleich im ersten Augenblicke auf vier Wochen bestimmt, dann auch Trauer für das Heer, aber nicht auf vier Wochen, der General von Gerlach habe dies mißverstanden oder willkürlich hinzugefügt, Gerlach dagegen versichert, der König habe es so ausgesprochen, auch für das Heer, und wolle nun jetzt den Mißgriff von sich abweisen. —

Sonnabend, den 10. März 1855.

Beſuch vom Herrn Grafen von Seher-Thoß; ungariſche Geſchichten, Rechtfertigung der Magyaren vom legalen, vom ariſtokratiſchen Standpunkt; die Freiheit der Bauern als Schutzmittel der Edelleute, als Schwächung der Regierungsmacht, ſofern dieſe gegen den Adel iſt. — Nachrichten aus Ungarn, daß dort wirklich ruſſiſche Sendlinge verhaftet worden, Aufwiegler der Slowaken, nicht der Magyaren, die doch mehr als jene zum Aufſtande geneigt ſind. —

Abends kam Herr Hofrath Bolzenthal, mit ihm Herr Acton, Sohn von Lady Acton, die ich als ſolche in Wiesbaden, dann als Lady Leveſon in Kiſſingen 1845 gekannt habe; ihr Mann iſt jetzt Earl Granville und engliſcher Miniſter. Die Mutter des jungen Acton iſt eine Tochter des franzöſiſchen Herzogs von Dalberg. Der junge Mann, der mehrere Jahre in München bei ſeinen Verwandten (Grafen von Arco ꝛc.) gelebt, ſpricht vollkommen deutſch; er reiſt in dieſen Tagen nach London, denkt aber im Sommer wieder zurückzukehren. Wir ſprachen von Wynn's, Monckton Milnes, Grote, Carlyle, von der politiſchen Lage der Dinge, dem Verlangen nach Frieden ꝛc.

Vincke ſtritet in der zweiten Kammer tapfer und furchtlos, aber ganz vergeblich. Klage, daß die Zeitungen ſo wenig ſich um die Kammern bekümmern; die Urſachen ſind: erſtens, daß die Kammern entartete, ohne Volkstheilnahme zu Stande gekommene Körperſchaften, zweitens, daß die Zeitungen von der Polizei gefeſſelt ſind; die auswärtige Politik erlaubt ſie ihnen bis zu gewiſſem Grade, die inländiſche nicht. Der Präſident von Gerlach zeichnet ſich wieder durch freche Hanswurſtereien aus, die Miniſter durch jämmerliche Nichtigkeit, ihre Gründe ſind immer fahl und ſchal! —

Der zweite Band von Sybel's Geſchichte der Revolutionszeit befriedigt mich noch weniger als der erſte. Oelsner oder Schladrendorf hätten die Geſchichte der franzöſiſchen Revo-

lution schreiben können; mir ist sonst kein Deutscher bekannt, der sich an diese Aufgabe hätte machen können. Im Allgemeinen fehlt ganz und gar das Verständniß der großen Bewegung. Mit Fleiß und Sorgfalt, die ich gewiß nicht entbehren will, ist es allein nicht gethan. Berichtigungen, genaue Einzelheiten, mögen wir beibringen; Ungerechtigkeiten, Uebertreibungen zurückweisen, aber das Ganze darzustellen fehlt unsern Schriftstellern der hohe freie Standpunkt, das starke Gefühl der waltenden Lebensverhältnisse, der beherrschende, große Dichtersinn, die den französischen Schriftstellern mehr innewohnen, als den unsern. Sybel betrachtet zu sehr die einzelnen Rollen, die Absichten der Menschen, und damit kommt man nicht weit, wo alles im kämpfenden Gedränge einer unwiderstehlichen Nothwendigkeit folgt, mehr getrieben wird, als treibt. Diese Macht empfanden die mächtigsten Gestalten der Revolution immerfort, nicht nur Necker und Lafayette, sondern auch Mirabeau, Danton, Robespierre, und selbst Bonaparte. Der deutsche Professor, selbst wenn er fähig wäre, das Beste über die französische Revolution zu sagen, dürfte er es denn sagen? —

Sonntag, den 11. März 1855.

Die Weltlage bietet meiner Betrachtung keine nahen Ruhepunkte, keine erfreulichen. Der Blick muß in weite Ferne, über alles jetzt Vorhandene, jetzt Sichtbare hinausschweifen, um frohe Wendungen und Stätten zu erspähen, zu denen die Zeit hineilt, mich aber schon unterwegs abwirft! In den jetzigen Spannungen ist doch so gar nichts, woran ich Freude haben, woran ich mich halten könnte, im weiten Bereich von Europa nichts Gestaltetes, überall nur Werdendes, das aber in seinen Rohstoffen noch unverkennbar daliegt, wie

die Steine, Kalk, Sand und Balken zu einem Gebäude, deſſen Riß erſt entworfen werden ſoll. Wie anders war das vor dem Jahr 1848! Damals, in politiſcher Kindheit, konnte man zufrieden ſein mit vielem, was jetzt unerträglich geworden, konnte man ſich freuen mit manchem, was jetzt keine Beachtung findet. Wenige Monate des Jahres 1848 haben die Decke zerriſſen, die auf den allgemeinen Zuſtänden lag, haben uns das Unwürdige und Erbärmliche gezeigt, und zugleich das Gute und Friſche, was an die Stelle von jenem treten ſoll. Ich leide viel durch die eingetretene Verdüſterung, aber ich kann die früheren Zuſtände nicht zurückwünſchen! Das Geſchlecht iſt der Kindheit entrückt, zur Mannheit berufen, und dieſer Beruf enthält mehr Befriedigung, als alles frühere Spiel von Hoffnungen und Täuſchungen. —

Ludmilla kam von der Gräfin von Ahlefeldt, deren Zuſtand hoffnungslos iſt, wobei ſie mit größter Freundlichkeit noch an allem Theil nimmt wie ſonſt, und die Freunde, mit denen ſie wenig mehr ſprechen kann, mindeſtens noch ſehen will. —

Montag, den 12. März 1855.

In der heutigen Montagspoſt giebt Herr Dr. Koſſak unvermuthet aus der „Galerie von Bildniſſen“ den Brief Alexanders von der Marwitz an Rahel über „den kleinen Gerlach“. Dies Karakterbild nimmt ſich in der Zeitung ſeltſam aus; als es geſchrieben wurde, war der kleine Mann nur uns bekannt, als es gedruckt wurde, ein unbeachteter Offizier, jetzt ſteht er an einflußreicher Stelle. Doch iſt es nicht, wie Koſſak und mit ihm das Publikum glauben mag, der Präſident und Kammerhanswurſt von Gerlach, der hier gemeint iſt, ſondern ſein Bruder Leopold, der Generaladjutant. —

Oeſterreichiſches Rundſchreiben, das mit Heftigkeit den

preußischen Ansichten widerspricht, die da meinen, die Bundestruppen seien nur innerhalb des Bundesgebietes zu verwenden, und die Kriegsbereitschaft nach allen Seiten anzuordnen, also auch gegen Frankreich, daher die Bundesfestungen in Stand zu setzen u. s. w. Oesterreich erklärt dies alles dem Besten Deutschlands entgegen, beruft sich auf die schon geschlossenen Verträge, und betreibt eifrig den Beitritt der deutschen Regierungen zu seinen Anträgen und Absichten; wie es scheint, mit gutem Gelingen. — Der General von Wedell spielt in Paris eine traurige Rolle, man hält ihm die Widersprüche vor, in welche Preußen sich verwickelt hat, man macht sich über ihn lustig, wozu der Gesandte Graf Max von Hatzfeldt das Seinige gern beitragen soll. Es heißt jetzt, der König wolle noch einen General nach Paris senden, den General Adolph von Willisen, gegen den aber der Ministerpräsident von Manteuffel Einspruch thue. —

Die russische Zeitung Journal du Nord soll nun nicht hier erscheinen, sondern an andrem Orte, vielleicht in Hamburg. Wir haben ja schon ein russisches, erzrussisches Blatt an der Kreuzzeitung! — Manteuffel hat die französischen Litteraten, die an dem Blatt arbeiten sollten, ausweisen lassen. —

Depesche Manteuffel's an den Gesandten in Paris Grafen Max von Hatzfeldt, die sehr gereizt die französischen Beschwerden über preußische Aeußerungen am Bundestag abweist, und letztere verneint. Er sagt, was am Bundestage verhandelt werde, sei immer deutsche Angelegenheit, und gehe das Ausland nichts an; eine Behauptung, die unter den waltenden Umständen sich schwerlich durchführen läßt, außer durch ein Machtansehen, das uns fehlt! —

Dienstag, den 13. März 1855.

In der zweiten Kammer haben Herr von Bockum-Dolffs und Herr von Vincke dem Handelsminister von der Heydt wegen der Postsachen artig zugesetzt. Sein dickes Elberfelder Fell kann aber viel vertragen. —

Die Leipziger „Illustrirte Zeitung" ist in Breslau polizeilich weggenommen worden; hier nicht. Sie enthält einen Aufsatz über Preußens Politik, die hart getadelt wird. Der unzeitige Eifer des Breslauer Esels hat die Aufmerksamkeit erst recht geweckt, und Hinckelden ist sehr unzufrieden darüber. —

In der heutigen Sitzung der zweiten Kammer sagte Vincke den Ministern wieder derbe Wahrheiten, über die Willkür und Partheisucht der Regierung, die ehrlichen Leuten die Gewerbserlaubniß versage, sie bestraften Schuften — wie Lindenberg in Minden — bereitwilligst ertheile ꝛc. — Wentzel bringt einen Antrag wegen Verantwortlichkeit der Minister. — In der ersten Kammer spricht Graf von Heverden gegen den Ehescheidungsgesetz-Entwurf und schließt mit der unsiemlichen Bemerkung, er habe sich vom Könige die Erlaubniß erbeten, gegen den Gesetz-Entwurf stimmen zu dürfen! Auch von katholischer Seite viel Einspruch. Doch zweifelt man nicht, daß der Entwurf in beiden Kammern die Mehrheit haben werde! Diese Kammern! Die erste ein Wasserkopf von kleinen Herren, die zweite eine Gesindestube von Kammerdienern und Hausknechten, in die einige wackre Leute hineingerathen sind!

Am Hofe hier freute man sich höchlich, daß den Nachrichten aus St. Petersburg zufolge, das Vernehmen mit dem neuen Kaiser noch inniger sein werde, als mit dem verstorbenen, man rühmte laut die herrlichen Versicherungen des Neffen gegen den Ohm; da ergab sich, daß die nach Wien gemachten nicht minder freundschaftlich klangen, ja noch freundschaftlicher! Da giebt es lange Gesichter! Aber nun bietet man um so mehr

alles auf, um den Schein zu behaupten, als sei Preußen vor allen andern Staaten bevorzugt. —

Vincke hatte in der zweiten Kammer gesagt, die Regierung suche ihre Zwecke auf Schleichwegen zu erreichen. Vom Präsidenten wegen dieses Wortes getadelt, sagte er kalt: „Ich nehme die Schleichwege zurück." So war der Ausdruck wiederholt! —

Bayerische Staatsbibliothek München

Druck von Otto Wigand in Leipzig.

Tagebücher

von

K. A. Varnhagen von Enſe.

Zwölfter Band.

päischen Schnitt, so wie sie selbst das Pariser Kostüm angenommen haben. Der Papa hingegen kontrastirt gewaltig. Er hat seinen grauen Stumpfbart, seinen alten Schlafrock, seine herkömmlichen Pantoffeln und den eingedrückten Turban beibehalten, der einer Nachtmütze gleicht. Die Orientalen, das muß man ihnen lassen, machen sich das Leben sehr kommode.

Ach! um's Himmelswillen, eben denke ich daran, daß heute eine öffentliche Institutssitzung ist, der ich beiwohnen will. Da werde ich Elogen von großen Männern hören, die ich kannte und bei Lebzeiten nicht dafür ansah. Sie, meine Theure, brauchen nicht zu sterben, um gelobt zu sein. Leben Sie recht lange. Es wird Ihnen nie an Bewunderern und Verehrern fehlen. Mich setzen Sie oben an auf die Liste derer, die Ihnen mit Begeisterung huldigen.

Hochachtungsvoll

Oelsner.

90.

Rahel an Oelsner.

Berlin, den 28. November 1822.

Donnerstag, 11 Uhr in meinem Bette. Dunstiges, feuchtes, graues Wetter: noch kein Frost, noch kein Schnee. Dies Letzte, damit Sie nicht denken, daß Sie auch dies in Paris voraus hätten; das Erste, um Ihnen gleich zu zeigen, daß ich Rheumatism zu pflegen habe, und Sie mir sowohl mein Nichtschreiben als mein Schreiben zu Gute halten. „Ich wünschte meine Schuld in Person abzutragen, schreiben Sie mir in Ihrem letzten Briefe, denn die Empfindung bedarf

Aus dem Nachlaß Varnhagen's von Enſe.

Tagebücher

von

K. A. Varnhagen von Enſe.

Zwölfter Band.

Hamburg.
Hoffmann & Campe.

1870.

Das Recht der Uebersetzung ins Englische, Französische und andere fremde Sprachen ist vorbehalten.

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MUENCHEN

Mittwoch, den 14. März 1855.

Die Nationalzeitung spricht sehr treffend über den Mangel an Theilnahme in den Zeitungen für die Verhandlungen der Kammern: diese selbst haben ja die Gesetze machen helfen, durch welche der Presse fast alle Freiheit genommen, das Dasein verkümmert worden! —

Geschrieben. — Besuch von Herrn Justizrath Straß. Er ladet zu seinen Gesellschaften dringend ein. Er bringt die Neuigkeit, daß der Minister des Innern, Herr von Westphalen, abtreten, und an seiner Statt Herr von Hinckeldey Minister werden soll, der Renitabler Oberst Patzke dann Polizeipräsident. Bei dieser Beförderung, meint man, kommen die erdichteten oder künstlich bereiteten Verschwörungen sehr in Anschlag, auf solchen Stufen steige man empor, schon Kamptz habe mittelst dieser seinen Weg gemacht. Der arme Kamptz muß sich noch als Beispiel hergeben! Aber mehr Dummheit war es bei ihm, als Unredlichkeit, was ihn allenfalls entschuldigt, entschuldigt nicht Andre. —

Brief aus Genf von Helmine von Chezy. Sie jammert über den Tod des russischen Kaisers und schickt mir ein Gedicht an dessen Wittwe. Ueber Ludwig Tieck, Clemens Brentano, Frau von Tuckow, Hitzig. Von ihren Memoiren schreibt sie unverständlich: sind sie fertig geschrieben, oder nicht? Sie erwähnt der großen Honorare, die Frau von Gentis und Frau von Tudevant für die ihrigen empfangen haben! Ja freilich,

ſolche Vorſtellungen muß eine deutſche Schriftſtellerin — dazu eine veraltete, vergeſſene — ſich ganz und gar aus dem Sinn ſchlagen! —

In der erſten Kammer fallen wahnſinnige Reden vor, die zugleich ganz talentlos und dumm ſind. Der verſchmitzte Jude Stahl — denn Jude iſt er noch durch und durch, und ſeine ganze Luſt ſcheint, den Chriſten zu ſchaden — hat ſich erfrecht zu ſagen, wenn aus dem neuen Ehegeſetz viel Unglück erfolge, ſo ſei das kein Vorwurf, die Geſetze ſeien nicht dazu da, Unglück zu verhüten, und Unglück ſei ein Segen Gottes! Man wünſcht dem — den Vollgenuß ſolchen Segens! — Schöne Burſchen, dieſe Mitglieder des Herrenhauſes! Der Graf von Hoverden hat ſich als Lakai dargethan; armſelige Schwätzer die einen, die andern Stahl's unterwürfiges Gefolge! —

Donnerstag, den 15. März 1855.

Die Nationalzeitung rüffelt den — Stahl und ſeine ganze Geneſſenſchaft; daß er mit dem Landrecht brechen will, von „uns Proteſtanten“ ſpricht, von „Vaterland“ u. ſ. w. Die ganze erſte Kammer eine Sammlung vornehmer und gelehrter Dummköpfe! (Das ſteht nicht ſo, jedoch anders, in dem erwähnten Artikel!) — Herr Profeſſor Stahr beſpricht im Feuilleton Jung's Werk über die Wanderjahre, wobei er auch mein Wort über dieſe rühmend anführt. —

Geſchrieben. Dann ausgegangen, mit Ludmilla. Bei Kranzler franzöſiſche Zeitungen angeſehen; ſie reden vom Kaiſer Nikolaus mit großer Mäßigung — aber auch mit großer Unkunde. —

In der Muſeumshalle Schinkel's Bildſäule — von Tieck und Wittich — betrachtet; ſteif und wenig Ausdruck, auch viel zu jugendlich, das Fußgeſtell unanſehnlich. Herrn Profeſſor

Hothe gesprochen. Im Kunstverein das Gemählde von Gwald besehen: Elisabeth von England, die das unterzeichnete Todesurtheil der Maria Stuart dem Staatssekretair Davison giebt; das Gesicht der Elisabeth in furchtbarer Wahrheit zeigt das böse, haßerfüllte, wollüstige und tückische Weib. —

Hinckelden und Westphalen, die nicht mehr mit einander auskommen können, haben einander bei dem Könige verklagt, und ihm beide ihre Entlassung eingereicht. Man zweifelt nicht, daß der König die Westphalen's annehmen werde, weil ihm Hinckelden für unentbehrlich gilt. Indeß arbeitet die Kreuzzeitung aus allen Kräften für ihren Westphalen, und vielleicht gelingt es ihr, ihn neben Hinckelden zu erhalten. —

Der König hat ein vom Grafen von der Asseburg gestiftetes Majorat bestätigt, worin dem jedesmaligen Besitzer freisteht, seinen Nachfolger zu wählen. Man begreift nicht, aus welchen Ansichten der König eine solche Bestimmung genehmigt hat. Jetzt will der Graf von Reichenbach-Geschütz ein gleiches Majorat gründen, aus Haß gegen seinen Sohn, mit dem er in heftiger Feindschaft lebt. —

Freitag, den 16. März 1855.

Geschrieben. Ueber die preußischen Kammern, ob aus ihnen jemals etwas Besseres werden kann? ob nicht das ganze Unwesen ausgetilgt und von Grund aus neue Formen eintreten müssen. Es giebt für alles Maß und Gränzen; die der Hervorbildung des Guten aus dem Verderbenen scheinen mir hier weit überschritten. Bei dieser krüppelhaften Mißgeburt, dem scheußlichen Machwerk der niederträchtigsten Reaktion, dünkt mich keine Orthopädie mehr anwendbar. —

Besuch von Herrn Dr. Michael Sachs. Ueber die boshafte Härte des Kaisers Nikolaus gegen die Juden, gegen die Katho-

liken. Allgemeiner Zuſtand der Dinge. Auf keiner Seite das Rechte, nirgends ein gerechtfertigter Anſchluß, man hüte ſich vor gutmüthiger Vorausſetzung! Heilloſe Buben ſchlagen ſich untereinander, leider mit andern Kräften als mit ihren eignen körperlichen, leider zum Schaden Anderer, aber Partei zu nehmen für den einen oder den andern iſt kein Grund! —

Brief aus Köln von Herrn Profeſſor Düntzer. Er fragt mich, wo die Geſchichte vom kranken Königsſohn, von der in Wilhelm Meiſter's Lehrjahren die Rede iſt, eigentlich vorkommen? Er wiſſe es nicht, und niemand könne es ihm ſagen. Sonderbar! Die allbekannte Geſchichte des Antiochus, Sohns des Königs Seleucus von Syrien, mit deſſen Stiefmutter Stratonike und dem Arzte Erasiſtratos, zunächſt bei Valerius Maximus V 7. — Ein Gemählde dies vorſtellend, war, ſo dünkt mich, zu Düſſeldorf im Hauſe meiner Eltern. Vielleicht auch auf der Galerie, wo es Goethe geſehen haben könnte. —

Die Berathungen in Wien haben begonnen ohne Zulaſſung von Preußen. Der General von Wedell, der für letztere in Paris auf's neue unterhandeln wollte, iſt mit höhniſchem Achſelzucken abgewieſen worden; er hatte Mühe, nur Gehör zu erlangen.

Scharfe Angriffe der engliſchen Blätter auf Preußen, auf den König ſelbſt, auf Manteuffel; unſere Zeitungen dürfen nicht wagen dieſe Artikel zu überſetzen. Auch belgiſche und ſüddeutſche Blätter reiben unſre Regierung mit ſcharfer Salbe.

Der neue ruſſiſche Kaiſer hat in Wien die eifrigſten Wünſche nach freundſchaftlichem Vernehmen mit Oeſterreich bezeigen laſſen. Es fällt hier unangenehm auf, daß er für Preußen noch keine ſonderliche Beeiferung gezeigt hat, weder dankbare, wie man ſich ſchmeichelte, noch erwartungsvolle. Auch ihm liegt Preußen nebenbei! —

Unſre Pairskammer ſogar hat den neuen Eheſcheidungsgeſetz-Entwurf nicht unverändert annehmen wollen. Der —

Stahl mit ſeinen Geſellen hat eine Niederlage erlitten. — Die Nationalzeitung greift das Pairsgeſindel ziemlich perſönlich an. —

Die Frechheit Stahl's, das Landrecht zu verdammen, den Bruch mit dem Landrecht als Nothwendigkeit hinzuſtellen, erregt im ganzen Lande das größte Mißfallen. —

Der „Ruſſiſche Invalide" geſteht, daß der Kaiſer Nikolaus an der Niederlage ſeiner Truppen durch die Türken vor Eupatoria geſtorben iſt. Auf dieſe Nachricht verſchlimmerte ſich gleich ſeine bis dahin nur leichte Krankheit. —

Sonnabend, den 17. März 1855

Die Volkszeitung ſagt, die Gleichgültigkeit, mit der das Publikum die Kammern anſehe, ſei von dieſen verdient, all ihr Wirken und Thun ſei nur proviſoriſch und ihre Geſetze änderten die Welt nicht! Die Nationalzeitung greift in die Pairskammer, wählt in ihr, und langt ſich den Herrn von Senfft-Pilſach heraus, und ſagt von ihm: „Es iſt unmöglich bei ſo großer thatſächlicher Unkenntniß und bei einem ſo erſtaunlich beſchränkten Geſichtskreiſe mit mehr Anmaßung ſich zu ergeben, als dieſer Pair es thut." Hin und wieder etwas Züchtigung thut noth! —

Druckbogen Arnim'ſcher Gedichte durchgeſehen; diesmal leicht, weil das Manuſkript ganz von Ludmilla geſchrieben war. —

Beſuch vom General Adolph von Willisen. Die Sache wegen der Miniébüchſen geht langſam vorwärts; der General von Wrangel hat ihn bei neulichen Verſuchen in Spandau vor allem Kriegsvolk dankentzückt umarmt! In den politiſchen Anſichten kann ich ihm nur bedingterweiſe zuſtimmen; ich habe keine Kabinetspolitik zu vertreten, und die Volks- und Freiheitsſache liegt verdeckt, ſtreicht nur ſelten irgendwo zu Tage.

Auch in der militairischen Beurtheilung stimm' ich ihm nicht bei; die Kriegführung in der Krim erscheint mir nicht ihren Zweck zu erfüllen: gehen russische Heere zu Grunde, so ist dies auch der Fall bei Engländern und Franzosen. —

Der neue russische Kaiser, sagen heute die Zeitungen, hat einen Befehl erlassen, die Lage der Bauern in Polen zu verbessern, ihnen Grundeigenthum zu sichern ꝛc. Der Entwurf hiezu ist schon alt, und wird jetzt nur aus Kriegeslugheit hervorgezogen, um Aufstandsversuchen entgegenzuwirken, dem Feinde den Stoff vorwegzunehmen. Giebt es Frieden, so läßt man die Sache wieder fallen! —

Der Moniteur in Paris erklärt, daß Preußen die von seinem Bundestagsgesandten ausgesprochenen Worte, die gegen Oesterreich hemmend, und drehend gegen Frankreich waren, mißbilligt hat, es denke an keine Frontstellung gegen Frankreich, an keine Bewaffnung der Bundesfestungen. Dem Herrn von Bismarck-Schönhausen und dem General von Reitzenstein kann es wenig gefallen, sich so auf's Maul geschlagen zu sehen! —

Jämmerliche Rolle des ehemaligen Justizministers Uhden in der ersten Kammer! Kein Wort zur Vertheidigung seines einstigen Adjutes, des preußischen Landrechts! Ueberhaupt, wie viele Lumpen in dieser Kammer! Stahl aber ist mehr als ein —, ein böser Bube! —

Der Kommissionsbericht der zweiten Kammer über die dreißig Millionen, vom Geheimen Legationsrath von Gruner verfaßt, ist ungewöhnlich scharf und streng, macht die stärkste Opposition, aber das steht in keinem Verhältniß zu der sonstigen Schlaffheit der Kammern, die sich dem König und den Ministern gegenüber in Sachen, die weit leichter zu behaupten wären, willenlos beugt. Auch wird diesmal sich darin nichts ändern. Die Kommission ist nicht die Kammer. —

In Puschkin gelesen, im Valerius Maximus, Französisches. —

Die Kreuzzeitung vertheidigt ihren Spießgesellen Lindenberg in Minden, muß aber seine erlittenen Strafen eingestehen, sie will Mitleid für ihn. Ganz der Stil Gedsche's, oder auch Wagener's, oder Gerlach's! —

Sonntag, den 18. März 1855.

Unruhig geschlafen. — Die Zeitungen lassen unerwähnt, welcher Jahrestag heute ist; es lebt aber das Andenken feurig im Herzen des Volkes; und die eisernen Gitter an den Schloßportalen und vor den Wachthäusern sind ein sprechendes Denkzeichen. Die Gräber im Friedrichshain sind unzugänglich von dichtem Gebüsch umpflanzt, das militairische Denkmal auf dem Invalidenkirchhof prangt in stolzer Pracht; aber die Thatsachen werden dadurch nicht anders, und jederman weiß sie! —

Bei allem prahlerischen Vertrauen auf die neue Regierung in Rußland, bei aller Leidenschaft gegen Frankreich, ist der hiesige Hof und sogar die Kreuzzeitungspartei doch einigermaßen erschreckt durch den Gedanken, daß Rußland und Frankreich plötzlich versöhnt einander die Hände bieten und dann Preußen gastlig in's Gedränge nehmen könnten. Man läugnet es sich wenigstens nicht ab, daß ein solches Verständniß denkbar ist, und leicht zu verwirklichen sein möchte. Der Kaiser Nikolaus hatte dergleichen im Sinne, warum sollte es nicht auch der Sohn im Sinne haben, der Sohn, der die Wege des Vaters fortzugehen versprich? —

Die „Times" sind hier von der Polizei weggenommen worden, wegen eines wüthenden Artikels gegen Preußen. Es kommen von dem theuren englischen Blatte fünf oder sechs Abdrücke nach Berlin. Der schlimme Artikel steht aber auch

in „Daily News“, in „Galignani“, und überſetzt in der „Indépendance belge“. Letztere Zeitung findet ſich aller Orten, und iſt nicht wegzunehmen. Wie lächerlich ſind ſolche Polizeimaßregeln! Man lieſt nun den Artikel um ſo begieriger! —

Der König iſt nach Dresden gereiſt. Solche Reiſen werden gewöhnlich zu mancherlei Ränken benutzt. Manteuffel wollte mitreiſen, gewiß aus gutem Grunde, mußte aber zurückbleiben, gewiß auch aus gutem Grunde. Iſt der Miniſter von Weſtphalen auf dieſer Reiſe wieder feſt geworden? Oder hat Hinckeldey für ſich gearbeitet? —

Die „Illuſtrirte Zeitung“ iſt in Breslau weggenommen, doch das erſte Blatt ſchon wieder freigegeben worden. Auch in Minden hat das Stückchen geſpielt; eine wahre Jämmerlichkeit! —

Montag, den 19. März 1855.

In weimariſchen Briefſchaften geleſen, „die Glocke, ein Wochenblatt von Walesrode“ zu Königsberg 1850 erſchienen, ſtreng verboten, von kühnem Inhalt und freieſtem Geiſte. —

Die Neue Preußiſche Zeitung wiederholt die Angabe eines ſchleſiſchen Blattes, daß der König an die Verwaltungsbehörden eine Kabinetsordre erlaſſen habe, wonach die im Jahre 1848 und 1849 kompromittirten Beamten, ſofern ſie ſeitdem ſich gut aufgeführt haben, in ihrer Laufbahn nicht gehindert werden ſollen. Früher war das Gegentheil ſtreng befohlen. Ob die Nachricht ſich beſtätigen wird? Viele bezweifeln ſie. Es wäre die erſte milde Regung dieſer Art! Wiewohl die Maßregel immer nur eine halbe und gar nicht genügende bliebe, würde ſie doch von größter Wirkung ſein! —

Der jetzige Kultusminiſter von Raumer war im März 1848 noch Präſident in Köln (ſpäter in Frankfurt an der Oder), wo er die erſchreckende Nachricht empfing, Berlin ſei

der Gebärde und der Stimme." Sie bedarf — und sie allein — der ganzen Welt, und vermißt am meisten Gebärde und Stimme. Wie soll es mir nun aber gehen, da ich ohne weiteres stupid bin, wenn mich das Herz nicht aufrührt, was soll ich nun mit tonloser Feder und stiller schwarzer Tinte anfangen, wenn ich einen Brief seit Juli habe liegen lassen; in welchem Monat ich schon leidend und gestört auf manche Weise war. Grau in grau kommt mir die Welt vor; hab' ich recht, oder stecken sie mir meine Haare bloß an? Mich dünkt, die politischen Fragen und die den geselligen Umgang betreffenden, sind abgesprochen, abgewitzt und abgelebt. Die Führer und Verwalter der erstgenannten suchen sich zu sichern und zu schanzen, weil die heiligen Haine, hinter denen sie thronten, durchschritten und gekannt sind. Die Arbeit geht nun an ein paar andere große Institutionen — die man für Religion ausgab, und hielt, und von ihr borgte — dünkt mich. Es wird nichts helfen; man wird in allen Winkeln des Geistes und des Herzens wahr sein müssen, und sich das große, allgemein herrschende Defizit, des Nichtwissens, eingestehen müssen. (Dies ahndet die große Menge gar nicht; Viele von den Andern wollen es nicht gestehen; noch Wenigere denken sogar dagegen noch handeln und wirken zu können. Unnützes Versuchen! Erstlich ist man immer selbst in der wahren Schöpfung — Entwicklung — man drehe sich Kopf vorne Kopf hinten, mit einbegriffen; und Jeder mittendrin; und zweitens, wo sollte es hinführen? Rückwärts? Wir müßten wieder vorwärts.) Man wird aufhören müssen, da für die menschliche Gesellschaft bauen zu wollen, wo kein Grund, als selbstgemachte Fabeln, zu finden sind, und sich das Herbe eingestehen, daß man Mangel, für's erste kennen muß, und ihm nicht mit Verläugnen abhilft. Seinen Himmel wird sich jeder Ein-

im Aufstand und der König habe flüchten müssen, er brachte sie dem Kommandanten General von Engels und wollte mit dem berathen, was zu thun sei: der General wollte sogleich durch den Telegraphen den König auffordern nach Köln zu kommen, wo er sichere Zuflucht finden werde; aber Raumer wankte erschrecken ein: „Wo denken Sie hin? Wo der König ist, da wird auch der Aufruhr sein, und was soll dann aus uns werden, aus uns und unsern Familien?" Die Aufforderung unterblieb. Solche Freunde hat der König, und giebt ihnen sein Vertrauen! —

Man sagt, der Direktor des Zellengefängnisses Herr Bormann habe vorgestellt, daß die Glasscheiben der Zellen, welche das Durchsehen hindern, eine nutzlose Grausamkeit seien, daß sie den Augen erweislich schaden, und schon in manchen Fällen Erblindung verursacht haben; er soll darauf angetragen haben, gewöhnliches Glas einzusetzen, es sei ja dem armen Verbrecher wohl zu gönnen, ein Stückchen Himmel zu erblicken. Sein Antrag wurde abgewiesen, auch vom Könige selbst. Aber Bormann hat nun doch, auf seinen Kopf und auf seine Kosten, das Blendeglas wegnehmen lassen. „Mögen sie mich absetzen!" soll er gesagt haben. Fürerst scheint sein Verfahren noch nicht gekannt zu sein. —

Dienstag, den 20. März 1855.

Die Spener'sche Zeitung ist ermächtigt zu erklären, daß an dem Gerücht von der Erfetzung Westphalen's durch Hinckeldey kein wahres Wort sei. Dergleichen Verneinung bedeutet nichts; dabei kann die Sache wahr gewesen sein oder noch wahr werden. —

Die Kreuzzeitung verneint nur, daß ihr lieber Westphalen an die Oberrechenkammer kommen soll. —

Die Gräfin von Ahlefeldt starb heute Nachmittag um

1 Uhr nach langem Leiden. Sie war eine ächt gute, liebenswürdige und geistesrege Frau, und Ludmilla's beste Freundin! —

Der alte Geheimrath Steinbach wird gadelt, der Zahnarzt Dr. Werth ebenfalls, Mitschke-Kellande ist es schon: „die Nationalversammlung hat erklärt, der Adel sei abgeschafft; wenn der König solchen sich anschafft, so kommt es ja ganz auf dasselbe heraus!“ —

„Was der bloße Name doch thut! Nur allein der Name ist es doch, der Bonapart'n zum Kaiser macht, der Name, der ihm eigentlich nicht einmal gebührt, denn er ist ja kein Bonaparte!“ — Darauf wurde geantwortet: „Eine solche Nachwirkung des Namens sehen wir bei uns selbst, im Grunde noch merkwürdiger und dauerhafter als jene! Ruht nicht Preußen ausschließlich auf dem Ruhme Friedrichs des Großen? Was wären die Hohenzollern jetzt ohne seinen Namen? Er hat uns in den Befreiungskriegen zu neuen Siegen geführt, er allein hält uns noch etwas oben in der Schmach, die uns zu verschlingen droht, in der Verirrung von allem Wahren und Guten, das er sich zur Richte genommen hat!“ —

„Der König hält sich für klüger als alle Leute, die ihn umgeben, zum Theil mit Recht, denn er läßt andre nicht in seine Nähe kommen, oder lähmt sie sogleich und beschränkt sie auf's engste, wie z. B. Humboldt oder Adolph von Willisen; sein Selbstvertrauen ist ungeheuer und oft genug ganz unbegründet, eine Art von kleinem Glück bestärkt ihn darin, wenn eine Gefahr ohne sein Zuthun vorübergegangen ist, so glaubt er, sein Verstand und Muth habe sie überwunden! Das Schlimmste ist, daß er mit seinen Gedanken, Vorlieben, Absichten und Wünschen immer nur in Phantasiegebilden umherirrt, niemals — in keiner Sache — auf dem Boden der Wirklichkeit feststeht.“ Urtheil eines wackern Preußen, der den König genau kennt. —

Mittwoch, den 21. März 1855.

Besuch von Herrn und Frau von Putlitz bei Ludmilla, ich ging dazu hinüber. Große Theilnahme an dem Tode der Gräfin von Ahlefeldt. —

Im Valerius Maximus gelesen, in George Sand's Histoire de ma vie. —

In der heutigen Sitzung über das Kreditvotum gab es in der zweiten Kammer eben so rediselige als armselige Verhandlungen. Manteuffel weitläufig und nichtssagend, Gerlach las ein jämmerliches Gewäsch langweilig ab, Reichensperger schwatzte, Bethmann-Hollweg faselte. Bucke war wegen eines Todesfalles nach Westphalen gereist; die infame Kreuzzeitung hatte angedeutet, um dessen Rückkehr abzuwarten, habe der Präsident Graf von Schwerin die Sitzung um einen Tag verschoben; heute kam an den Tag, daß er es auf Ersuchen der Rechten gethan und mit Wissen des Ministerpräsidenten! — Der elende Gerlach las in seiner Rede mit ab, das Haus sei heute wenig gefüllt, und nie war es so überfüllt! Der — hatte die Thatsache vorausgesetzt, und nicht einmal die Besonnenheit, diese Worte, da sich das Gegentheil erwies, wegzulassen, ja er hatte die Frechheit, als man darüber lachte und einsprach, die offenbare Unwahrheit aufrecht zu erhalten; ein paar Mitglieder seiner eignen Parthei schämten sich und sagten im Weggehen: eigentlich müßte man sich von ihm lossagen, er sei ein frevelhafter Mensch, er habe ni foi ni loi, und mache dem Adel nur Schande und schlechtes Spiel. —

Manteuffel hat eine Depesche ergehen lassen, worin er der Angabe des Moniteurs, Bismarck-Schönhausen sei mißbilligt und getadelt worden, widerspricht, auch verneint, daß Preußen solche Anträge gestellt habe, wie dort behauptet worden. Trügerischer Wortschein! Setzt man statt Anträge „Aeußerungen", und sagt genauer, Preußen habe in Paris verneint, was Bismarck-Schönhausen in Frankfurt am Main geäußert,

ſo iſt alles wahr und richtig. Den Bundesgeſandten ſelbſt konnte man freilich nicht tadeln und desavouiren, da er nur gethan hat, was ihm befohlen war! —

Manteuffel wurde neulich in der Kammer gefragt, ob er die Entlaſſung des Kriegsminiſters von Benin zur Zeit unterzeichnet habe? Er bejahte es, und fügte hinzu, daß er jede Entlaſſung eines Miniſters zu unterzeichnen bereit ſei, wenn der König es von ihm verlange. Sehr artig für ſeine Kollegen, und ſprechend für die Einheit eines ſolchen Miniſteriums! Von Rechtswegen hätte jeder der Miniſter auftreten und erklären ſollen, auch er ſei ſtets bereit, jeden ſeiner Kollegen ſpringen zu laſſen! —

Seit der Rückkehr des Königs aus Dresden ſoll kaum noch die Rede davon ſein, daß Hinckeldey an Weſtphalen's Stelle Miniſter werden ſolle. Die Kreuzzeitungspartei hat die Reiſetage gut benutzt. Aber Hinckeldey ſeinerſeits giebt die Sache nicht auf, er ſinnt darauf, ſich neue Verdienſte zu erwerben, die Demokraten könnten ihm durch ein kleines Komplott einen größten Gefallen thun! —

Donnerstag, den 22. März 1854.

Im engliſchen Oberhauſe hat Lord Lyndhurſt arg gegen die preußiſche Politik losgezogen. Die engliſchen Blätter beſchuldigen den König von Preußen doppelzüngiger Falſchheit, das Miniſterium argliſtiger Ränke, hinter denen die Ohnmacht ſich zu verbergen ſuche, andre ſagen, die Miniſter ſeien bloß Lakaien. —

In der Kreditſache haben heute manche Abgeordnete der zweiten Kammer brav gekämpft, Herr von Benin (Wolmirſtädt), Rudolph von Auerswald, Brämer, Gruner, Hennig; die — Gerlach und Wagener ſind gehörig bloßgeſtellt worden. Manteuffel hat eine jämmerliche Rolle geſpielt.

Schließlich wurde die beantragte Adreſſe abgelehnt, der Kredit bewilligt, doch nur bis zum Ablaufe des Jahres. Letztere Beſchränkung bewirkte hauptſächlich der ehemalige General-ſteuerdirektor Kühne und der Geheime Rath Schmückert mit ſeinem Anhang. —

In Minden hat der Polizeiſcherge Peters das Blatt, worin die Verhandlungen der Kammer über ſeinen Freund den Sträfling Lindenberg ſtanden, wegnehmen laſſen; er mißbraucht ſein Amt für ſeine Privatleidenſchaft. Preußen iſt und bleibt ein Polizeiſtaat; uns fehlen nur die ruſſiſchen oder türkiſchen Benennungen. —

Der Dr. Schütte, der 1848 aus Wien hieher kam, und lange Zeit ſeine prahleriſchen Windbeuteleien trieb, dann nach Oeſterreich zurückkehrte, und wider ſein Verhoffen verhaftet wurde, iſt jetzt zu zwölfjähriger Feſtungshaft verurtheilt worden. —

Nachmittags Beſuch von Frau Profeſſorin Bürde. — Dann kam Hr. Dr. Hermann Franck: er kündigte mir an, daß er nächſtens Berlin verlaſſen, zunächſt nach England gehen und dort ſeinen Sohn im Seewesen anbringen werde. Der jetzt vierzehnjährige Knabe iſt trefflich begabt, hat große Feſtigkeit und entſchiedene Neigung für das Seeleben. Doch iſt das Unternehmen ein bedenkliches, und der Vater, dem die Trennung von dem Kinde ſchwer fällt, ſieht es wohl ein. Ueber Deutſchland und Preußen düſtere Anſichten! Den Mangel an tüchtigen Männern und würdigen Karakteren beſtreit' ich, ſo auch die Vorzüglichkeit des Militairſtandes, und das Uebergewicht der Nationalitäten; im Gegentheil, ich ſehe mehr Gemeinſames als je, mehr als je Streben und Verfließen zu Gemeinſamem. —

Als Raubmörder einer Näherin iſt ein Baron von Putlitz eingezogen worden, ein bekannter Vagabund. —

Der Graf von Hoverden hat den — Stabl gefor-

dert, der den Zweikampf aber nicht angenommen hat; die Sache wird vermittelt. —

Freitag, den 23. März 1855.

Telegraphische Depesche, daß Menschikoff am Typhus gestorben sei! Warum nicht „am Paletot?“ Die mit diesem begonnene häßliche Geschichte ist's doch eigentlich, an der er stirbt! „War etwa Orleff bei ihm zum Besuch, wie bei Konstantin und Tiebitsch?“ Man wird der Welt schwerlich ausreden, daß er an Gift gestorben sei. Hier glauben die meisten Leute auch an des Kaisers Nikolaus Vergiftung! — (Jene Depesche bedarf der Bestätigung.) — (Ist falsch.) —

Die Berathungen in Wien gehen vorwärts ohne Preußens Theilnahme. Man empfindet dies hier schmerzlichst, thut aber, als ob man auf dem Gipfel des Ansehens und der Macht stünde!! —

Nun straft auch der österreichische Minister Graf von Buol den Minister von Manteuffel Lügen, und erklärt in einer Rundschrift, daß Preußen allerdings in Frankfurt die von ihm jetzt geläugneten Aeußerungen gemacht habe! — „Man ist's hier gewohnt!“

Stahl hat dem Grafen von Hoverden Abbitte gethan, und einen Revers unterzeichnet, „den ein Edelmann nicht unterzeichnet hätte.“ So sagen Junker von seiner eignen Parthei. —

Sonnabend, den 24. März 1855.

Das Berliner Wochenblatt ist heute von der Polizei weggenommen worden. Dieses schlechte Blatt ist den Ministern besonders unangenehm, ebenso wie der Kreuzzeitungspartei, weil seine Leute die meiste Aussicht haben, bei nächster Gelegenheit Minister zu werden, sie sind vornehm, reich, roya-

lüsisch, kirchlich, frömmelnd, hinreichend reaktionair, das ist freilich nicht ohne Gefahr für die andern! Ein klein wenig mehr Ehrlichkeit, das heißt nichts! —

Die Kölner Zeitung vor Gericht gestellt, wegen Mittheilungen aus England, aber freigesprochen. Die Quängeleien hören nicht auf! —

In Wien ist kein Frieden zu hoffen, wenn nicht Rußland vorher weitere tüchtige Schläge bekommt. Es wird offen gesagt, daß wenn die Verhandlungen scheitern und der Krieg in größester Ausdehnung fortgesetzt, Polen in Frage gestellt wird, nur allein Preußen die Schuld trägt, seine schwankende Politik, sein für Rußland günstiges Verhalten, das gegenüber den mit Oesterreich geschlossenen Verträgen und den mit den Westmächten verhandelten Erbietungen für ein verrätherisches erklärt wird. Hof und Minister und Kreuzzeitung betrinken sich im Dünkel der vermeintlichen Größe und Macht des preußischen Daseyens: sie meinen, Preußen habe zu entscheiden was kommen soll, werde geachtet, gefürchtet. Und Preußen ist ausgeschlossen von den Verhandlungen, Oesterreich drückt ihm sein mitleidiges Bedauern aus, der türkische Gesandte legt Fürbitte für Preußen ein! —

Der Raubmörder Putlitz — nicht mehr „von" Putlitz, weil er als uneheliches Kind nicht adlich geboren ist, aber der bekannten Adelsfamilie dem Blute nach angehörig — hat seine Missethat bereits eingestanden. — Er soll ein natürlicher Sohn des Prinzen Karl sein. —

Sonntag, den 25. März 1855.

Die Volkszeitung verarbeitet heute die beiden Schimpfgenossen Gerlach und Wagener ganz tüchtig. Man wird es einmal nicht glauben, daß solch nichtsnutziges, geistesarmes

Gesindel ernstlich bekämpft werden mußte, von augenblicklicher Wichtigkeit war! —

Nachrichten aus England. Es wird versichert, nur die Einsprache oder vielmehr die Bitten der Königin Victoria und ihrer Minister habe den Kaiser der Franzosen noch abgehalten, mit dem Könige von Preußen kurz umzuspringen und ihm mit einem scharfen Entweder Oder auf den Hals zu rücken, auch Oesterreich wäre gar nicht abgeneigt, mit Preußen Händel zu haben. Anstatt einer Herstellung Polens eine Theilung Preußens, das wäre eine schöne Bescheerung! Gar nicht unmöglich; es käme nur darauf an, daß man einig würde, auch mit Rußland, die Türkei käme dann später! —

Artiges Geschichtchen aus dem Jahr 1848! Bei den Wahlen in Paris zur Assemblée nationale ging es lebhaft her, die Kandidaten sprachen zum Volk mit größtem Eifer, zeigten ihre Gesinnungen, ihre Verdienste, einer suchte die Gunst besonders durch Versprechungen zu gewinnen, die geradezu Mißtrauen erregten, überhaupt sah man schon deutlich, wie alles wieder auf die alten Lügen und Falschheiten hinauslief. Da unterbrach plötzlich ein kleiner Gamin den Redner mit der Frage: „Monsieur, savez-vous nager?“ Der Redner gerieth durch die Knabenstimme außer Fassung, stutzte, sah sich um, und erwiederte dann: „Pourquoi cette question? non je ne sais pas nager!“ — „Oh! alors évitez de vous faire nommer député, parceque nous sommes résolus de jetter toute l'assemblée dans la Seine.“ — Unsere Berliner Jungen könnten dasselbe von unsern Kammern sagen! In die Spree, statt in die Seine! —

Frau Spahns erzählte einige merkwürdige Umstände von den letzten Stunden des Kaisers, wie sie dessen Leibarzt Dr. von Mandt an eine von ihr gekannte Dame hieher geschrieben hat. Der Kaiser wußte nicht, daß er in Gefahr sei, und wollte die ersten Andeutungen des Arztes nicht verstehen.

Endlich fragte er doch: „Muß ich denn sterben?“ Auf die möglichst schonende Bejahung schwieg der Kaiser erst, wandte sich dann von dem Arzt ab, und sagte: „Woher nehmen Sie den Muth, einem Kaiser von Rußland sein Todesurtheil zu sprechen?“ Mandt sagte, aus den früheren Befehlen des Kaisers nehme er diesen Muth, aus den Forderungen der Religion und denen des Reichs. Der Kaiser schwieg nun lange, und erst auf die wiederholte Frage Mandt's, ob der Beichtvater kommen dürfe, willigte jener ein, und wollte zugleich die Verwandten und Diener versammelt sehen. Die weitere Erzählung scheint etwas aufgestutzt, von einer schriftlichen Arbeit des Thronfolgers, die der Kaiser gefordert, angehört und gebilligt habe u. s. w. Man will in ihm bis zum letzten Augenblicke den starken Herrscher zeigen, während er nur noch der schwache Kranke, der schwer Leidende, der nur halb bewußte Sterbende war. —

Montag, den 26. März 1855.

Dr. Kossak in der Montagspost vortrefflich über Manteuffel, so freimüthig und scharf wie kein andres Blatt. Auch schildert er meisterhaft den frömmelnden Dr. Kranichfeld, dessen Vortrag gegen die Alkoholvergiftung vor einer jämmerlichen Versammlung. Er zitirt zwei Verse, die von Rabel herrühren, als von Angelus Silesius, in einer etwas platteren Form. —

Die hiesige freie Gemeinde feierte am Sonntag ihr zehnjähriges Bestehen. Die Polizei störte die Versammlung, indem sie einige Frauen, die den Verein hatten gründen helfen, hinauswies. —

Herr von Reumont hat vom Louis Bonaparte das Kreuz der Ehrenlegion bekommen. Der schickt seine Bücher an alle Fürsten, um Orden oder Dosen zu erbetteln. Das mag sein! Aber auch an Bonaparte? Das ist etwas zu bettelhaft! —

Ein Spaß, der im Volke großes Glück macht! Man erzählt, daß ein Bauer ein Fuder Heu zu Markte bringt, ein Käufer weist ihn an, dasselbe in der Leipziger Straße Nr. 3 auf dem Hof abzuliefern, er solle nur nach dem Stall fragen, wo die größten Ochsen sind. Wie er ankommt, sagt man ihm, hier sei die erste Kammer oder das Herrenhaus! —

Dienstag, den 27. März 1855.

Die Nationalzeitung spricht unerwartet für den Grafen von Hoverden, den sie früher als den „armen" bezeichnet hatte, entschuldigt sein Berufen auf den König, und nimmt an dem „Herrenhaus" einigen Antheil. Nicht grade unrichtig, aber unziemlich, folgewidrig, und jedenfalls unnöthig! Warum nimmt sie denn an den Wahlen nicht Theil? — Der ganze Artikel hat ein mattes, einlenkendes Ansehn. Hoffentlich nur ein vorübergehendes Wölkchen! —

Die erste Kammer hat das Ehescheidungsgesetz mit geringen Aenderungen angenommen, doch war eine Opposition von einigen dreißig Stimmen, und eine Anzahl Mitglieder enthielten sich klüglicherweise der Abstimmung! Die zweite Kammer hat den Antrag auf Abänderung zweier Paragraphen der Verfassung, den die erste angenommen hatte, mit einer Mehrheit von 18 Stimmen verworfen. Gerlach und Manteuffel sprachen erbärmlich, Wentzel sehr gut. Der Antrag ging vom Grafen von Itzenplitz aus. Das ist ein Sieg der Konstitutionellen, ein sehr großer; aber es ist kaum zu glauben, wie wenig das Volk sich daraus macht! Im Volk ist das Gefühl verbreitet, ohne eine neue gründliche Revolution sei alles nichts. —

Die Zeitungen sagen, in St. Petersburg sei das Volk gegen den Leibarzt Dr. von Mandt so erbittert, daß der Kaiser ihm den Rath gegeben habe, auf einige Zeit in's Ausland zu reisen! —

zelne ausdenken müſſen zur Unterhaltung — wahre Poeſie — ſchaffen wird er ihn ſich müſſen, in ſeinem Gewiſſen: und daß er das muß, wird er wiſſen müſſen: Geſetze für den Lebensverkehr werden klarer, intenſiver — mit dem innerſten des menſchlichen Geiſtes, und ſeiner ganzen Natur — treffender und wirkender ausgedacht werden; und das, daß niemand einem Geſetze entgehen kann, ganz allgemein und herrſchend werden. Dahin, dünkt mich, will die Welt und die häusliche Geſellſchaft: und vor dieſem großen Werke — groß nur, weil es endlich erkannt wird — ſteht ſie jetzt ſtockend ſtill: und darum ennuyiren wir uns! Das nenn' ich ausgeholt: weit ausgeholt! Aber ſo iſt's: will man nahe kommen, muß man weit ausholen, mir geht's immer ſo. Ich hoffe, Sie ennuyiren ſich auch. Nämlich, man wird weder erſchüttert, noch angenehm hingehalten; und muß auch dies für ſich allein übernehmen. Sie thun es gewiß: ich auch. Ich leſe: es fällt mir dabei etwas ein; das amüſirt mich. Ich gehe, iſt's möglich — nur irgend einträglich — in's Theater; ſehe wo möglich noch paſſable Menſchen; und liebe Gedanken, Denken und Einfälle immer mehr: ich glaube, je weniger ich habe; ſie ergötzen und ſtärken mich ungemein. Sie heilen und flicken mich aus. Schreiben Sie uns alſo! Ohne alle Hoffnung — weil das überhaupt am meiſten beruhigt — vielleicht ſehen wir uns doch in dem erſten oder zweiten Jahr; lieber in Paris, als in Berlin. Für die Fürſtin von Salm-Kyrburg hab' ich wahrlich gar nichts thun können, worüber ich noch in Reue bin! Der ſchwülſte Sommer; Staubſtraßen, leere, ganz leere Stadt; faſt keine Gegend; ich ohne Pferde, ohne Muth; ſehr unwohl! Hat die Fürſtin durch alles dieſes meinen guten Willen durchgeſehen, und mich in dieſem ungünſtigen Zuſtand nicht ganz überſehen, ſo iſt ſie noch klüger und beſſer, als ich ſie hier ſchon

Der Faktor der Trewitzsch-Druckerei war bei mir, und meldet eine Unterbrechung des Drucks der Arnim'schen Gedichte an. Er ist ohne alle Nachricht von Bettina von Arnim, und es fehlt an Papier, obschon er dessen Mangel im voraus längst ihr selbst nach Bonn und ihrem Geschäftsführer nach Weimar angezeigt hat. —

Friedrich der Große schreibt am 12. März 1760 an die Herzogin Sophie Dorothee von Sachsen-Gotha: „Peut-être que le période fatal de la Prusse est arrivé; peut-être verra-t-on une nouvelle monarchie despotique des Césars. Je n'en sais rien. Tout cela est possible; mais je réponds que l'on n'en viendra là qu'après avoir répandu des flots de sang, et que certainement je ne serai pas le spectateur des fers de ma patrie et de l'indigne esclavage des Allemands. Voilà, madame, ma résolution ferme, constante, inviolable. Les intérêts dont il s'agit sont si grands, si nobles, qu'ils animeraient un automate. L'amour de la liberté et la haine de toute tyrannie est si naturelle aux hommes, que, à moins d'être indignes, ils sacrifient volontiers leur vie pour cette liberté.“ —

Mittwoch, den 28. März 1855.

Besuch vom Herrn General Adolph von Willisen; die unaufhörliche Beschäftigung mit den Minié-Büchsen, das Wiederholen derselben Gründe, der Abwehr gegen dieselben Dummheiten, macht ihn etwas mürbe. Die Friedensaussichten sind ihm auch bedrückend, die innere und äußere Lage Preußens sehr entmuthigend. —

Der König hat sich mit Bitterkeit darüber ausgesprochen, daß in Spanien auf Olozaga's Antrag der Senat ein Wahl-

körper geworden ist. In der That spielen Herrenhäuser und Pairskammern neben solcher freisinnigen Einrichtung eine veraltete Rolle, und die Erblichkeit und Lebenslänglichkeit unsrer „Herren“ wird in ein schlechtes Licht gestellt, man hat ohnehin keinen Glauben an sie. Jemand sagt: „O der König ist gar nicht gegen die Wahl, nur möchte er sie allein haben!“ — „Jede Opposition erzürnt ihn, landständische wie parlamentarische, nur römisch-katholische nicht!“ —

Der Landrath von Diest hat in Düsseldorf einen Mann auf der Straße verhaften lassen, ohne daß er dazu befugt war. Der Mann war von der Revisionskommission zum Nachdienen in den Kriegsdienst verwiesen worden, hatte aber von seinem General Urlaub erhalten, um in der Stadt seine Geschäfte zu besorgen. Der Landrath, ihn mit niedrigem Haß verfolgend, begegnet ihm und läßt ihn verhaften. Es erweist sich, daß kein Grund dazu war, und die Militairbehörde nimmt die Sache übel. Der Landrath will sich herausreden, und widerspricht sich in den Vorwänden, die er dazu gebraucht. Man weist ihm öffentlich seine Lügen und Verdrehungen nach. Dennoch will ihn die Oberbehörde schonen und behalten. Und solche Entsittlichung wird gelobt! —

In der Revue des deux mondes steht ein Aufsatz über die Zuaven, man sagt vom Herzog von Aumale; darin werden die Generale Lamoricière, Cavaignac, Changarnier, Bedeau, außerordentlich gelobt. Bonaparte läßt den Redakteur dafür schelten und bedrohen. —

Der König will von den Verbesserungen der Strafhaft nichts hören, weil sie von dem ihm verhaßten Präsidenten von Wenzel ausgehen; er hat sich von dem Vortrag abgewendet, und erklärt, man solle ihm den Namen nicht nennen! Indeß ist Hinckeldey schon längst auf die Sache eingegangen, und unter seinem Namen gedeiht sie und wird sie zur vollen Ausführung kommen. —

Donnerstag, den 29. März 1855.

Ausgegangen mit Ludmilla. In der Thüre begegnet uns Herr Hermann Grimm, der uns besuchen will, uns aber nun zu Kranzler begleitet, unter den Linden und im Lustgarten wohl dreiviertel Stunden mit uns spazieren geht. Er hat Briefe aus Bonn, Bettina von Arnim will nach Berlin kommen, die Töchter fürchten, sie möchte hier wieder in die alten Verdrießlichkeiten gerathen und davon ganz niedergeworfen werden — ihre früheren Unfälle scheinen wirklich kleine Schlagflüsse gewesen zu sein. — Ich kenne ihre Sachen nur durch sie, weiß nicht, wie sie in Wahrheit sind. Grimm behauptet, alles was Bettina vortrage sei falsch, lauter Einbildung und Unrichtigkeit; er sei ganz überzeugt, daß der arme M. ein redlicher Mensch und kein Betrüger sei, Bettina habe ihm gewaltsam die Rolle eines abgefeimten Bösewichts aufgedrängt, da er doch nur deren Bestes gesucht und erwirkt habe. Grimm spricht von Bettina wie ein Mensch, den sie schon auf's äußerste gebracht hat! —

In der ersten Kammer hat das Ministerium eine Niederlage erlitten, sie erklärte sich fast einstimmig gegen die Vorlage. (Pferdesache!) — In der zweiten Kammer wieder Mattigkeit und Kleinmuth. —

In Friedrichs des Großen Briefen gelesen; da lernt man den starken Herrscher und Helden als edlen und liebenswürdigen Menschen kennen! —

Der sonst wackre Generalsteuerdirektor Kühne hat in der Kammer gesagt, die Regierung habe die zweite Kammer 1849 auflösen und eine neue Wahlordnung oktroyiren müssen, weil mit dieser Kammer nicht möglich gewesen zu regieren! Auf diesem Punkt also blöd und stumpf wie ein gewöhnlicher Beamter! Wie oft hätten die Völker Ursache, aus gleichem Grund die Regierungen abzuschaffen! Nun freilich, bisweilen thun sie's auch! —

Louis Bonaparte wird in London, in Wien und in Konstantinopel erwartet, und dann auch in der Krim. Sein angeblicher Oheim machte in den Hauptstädten andre Besuche, und diese trafen andere Anstalten für ihn, als jetzt die Höflinge der Königin Victoria, des Kaisers Franz Joseph und des Sultans Abdulmeschid. —

Der König besucht die frömmelnden Vorträge von Stahl, Hengstenberg, Göschel, und scheint sich dabei gar nicht zu langweilen. Man sagt, der König werde täglich kirchlicher, aber auch täglich unruhiger, denn die Kirche, der er äußerlich angehört, befriedige ihn nicht, er werfe sehnsüchtige Blicke nach der katholischen. Der Tod des Kaisers Nikolaus hat ihn mächtig erschüttert, und stark an seinen eignen Tod erinnert, mit dessen Vorstellung er große Angst verbinden soll. Den Tod zu fürchten, ist allerdings ein Unglück, das Tausende aus dem untersten Volke nicht kennen! —

In Bremen sind erschienen „Novae epistolae clarorum virorum ad dominum Mixta Colanda." Der alberne Muschke-Kollande wird hier gehörig verarbeitet. Chalybaeus Cancrinus, Querlarsius Judex, Pisquarkius, Leo lenis, Parvus Niburtius, Pernicies etc. sind unverkennbar Stahl, Gerlach, Bismarck, Leo, Niebuhr, Pernice ꝛc. —

Die Demokraten haben auf's neue die Frage gestellt, ob sie sich bei den Wahlen betheiligen sollen? Daß sie in der Kammer bald die Mehrheit haben würden, ist unzweifelhaft, aber eben so gewiß, daß die Regierung dann die Kammer auflösen und willkürlich ein neues Wahlgesetz erlassen würde, durch das die Demokraten wieder ausgedrängt würden. Was sollen sie dann thun? Als gefoppte Narren still abziehen? oder — — —? Jederman fühlt, daß hier eine größere

Frage im Hintergrunde liegt, sich beugen oder sich offen gegen die Gewalt empören. Das Letztere ist etwas so Gewichtiges und Gewagtes, daß man davor zurückschreckt. Anderntheils jammert es die Demokraten, zu sehen, wie vereinzelt die wackern Kämpfer Vincke, Wentzel ꝛc. streiten müssen, in so manchen Fragen, wo die ganze Demokratie sie unterstützen möchte. Die Demokraten am Rhein und in Preußen sind theilweise sehr geneigt, an den Wahlen theilzunehmen, weniger die in der Mark und besonders die in Berlin; die meisten verharren in gründlicher Verachtung des jetzigen Kammerwesens, und wollen sich mit solcher Halbheit und Verkrüppelung gar nicht einlassen. Die Klügeren unter den Leitern erklären es für eine Sache des Beliebens, jeder möge wählen oder nicht, sie wollen vor allem eine Spaltung der Parthei verhüten. — Die Sache hat zwei Seiten, es kommt darauf an, den Werth der Vortheile gegen die Nachtheile gründlich abzumessen. —

Unter denen, die gar nichts von den Kammern wissen wollen, giebt es viele, besonders im eigentlichen Volke, denen mit einer allmählichen Besserung und Ausbildung des jetzigen Flickwerks gar nicht gedient ist, sondern den ganzen Plunder verwerfen, und auf neuer Unterlage von Grund aus eine Neugestaltung verlangen, mit andern Worten neuen Kampf und gänzliches Unterliegen der Gegner. Dieser Denkart ist auch an dem Staate Preußen nicht allzuviel, manchen gar nichts gelegen! Ein Staatsmann sollte dergleichen wohl erwägen und die Quellen solchen Abfalls zeitig zu verschließen suchen, in der Fortdauer der jetzigen Erbärmlichkeit fließen sie ungehindert! —

Sonnabend, den 31. März 1855.

Das Preußische Wochenblatt ist heute hier von der Polizei weggenommen worden. Es enthält einen Artikel gegen die Russenpreußen, „zu denen gehört auch der König selbst," sagte jemand. —

Der Redakteur der Kölnischen Zeitung, Herr Dr. Brüggemann, soll abtreten, die Behörde hat entschieden erklärt, er sei eine ihnen verhaßte Person, und man werde der Zeitung, so lange er an der Spitze stehe, unausgesetzt den Krieg machen.

Von allen Seiten erhebt sich vaterländischer Einspruch und heftiges Geschrei gegen die schändlichen Aeußerungen der beiden — Gerlach und Wagener, die in der zweiten Kammer gesagt, der Kaiser Nikolaus sei der Protektor der deutschen kleinen Fürsten gewesen, der Schutzherr Preußens. In ihren Privatreden gehen sie noch weiter, und nennen den König einen russischen Statthalter, Vasallen ꝛc. — Sollte man das für möglich halten? Ist da das Beiwort — zu viel? — In dieser Parthei waltet etwas Teuflisches, Christus hat keine entschiedeneren Widersacher, als diese Verworfenen, die sich nach ihm nennen. —

Der König hat die Gnadengesuche der Ladendorff, Levy ꝛc. nicht gewährt. Die Unglücklichen werden in's Zuchthaus abgeführt. — Was hilft's? Ueberall mehrt sich die demokratische Gesinnung, und ein Herrscherhaus wird mit Haß und Grimm angesehen als ein Feind alles Volksgedeihens. Die Ausübung der Gnade wäre noch ein gutes Band, aber grade das läßt man fallen! —

In Forster's Briefwechsel gelesen, zu besonderem Zweck. Im Cornelius Nepos und Valerius Maximus. —

„Köhlerglaube und Wissenschaft. Eine Streitschrift gegen Hofrath Rudolph Wagner in Göttingen. Von Karl Vogt. Zweite Auflage. Gießen 1855." 8. Die erste Auflage war

binnen vierzehn Tagen vollständig vergriffen. Ein gutes Zeichen! —

Sonntag, den 1. April 1855.

Trauriger Anblick des Königlich Preußischen Sonntags! Es ist als ob er mit Blei belastet wäre. Keine Arbeit und Geschäftigkeit, aber auch keine Lustbarkeit und Freude, außer in den niedern Wirthshäusern. Die Straßen sind todt, außer den Thorstraßen, in diesen drängt sich ein Menschenstrom, der in die Oede draußen strebt, auch dieser still und traurig. Was hilft's den Frömmlern, den Sonntag geschäftig zu feiern? Die Kirchen sind doch leer, außer den paar Modekirchen, wo die Heuchler einander zur Schau dienen! Pfui über das Otterngezücht! —

Ich verbrachte den Nachmittag in unruhigen kleinen Arbeiten und nicht erquicklichen Betrachtungen. Ich fand für mein Urtheil über Menschen gewisse Prüfsteine, die mich nicht leicht irren lassen. Wer gern etwas an Goethe, Kant, Voltaire, Rousseau und Mirabeau auszusetzen findet, sie lieber tadelt als bewundert und liebt, wer nicht offenen Sinn hat für Friedrich den Großen, für den Herzog Karl August von Weimar, mit dem ist es nicht richtig bestellt, dem fehlen große Stücke, die ein wohlgeordneter Mensch haben muß! Wer nur immer denkt und sinnt, aber nie zum Thun kommt, oder doch nur spät und dürftig, der ist für gewisse Richtungen auszustreichen! —

Montag, den 2. April 1855.

Die Montagspost ist heute von der Polizei weggenommen worden; ich habe sie noch empfangen, sie enthält treffende Worte über Berlin, die doch nicht der Grund der Wegnahme

ſein können. Wie es mit unſrer Preßfreiheit ſteht, ſieht man an der Kölniſchen Zeitung, die Regierung fordert einen andern Redakteur, der verſprechen muß, in ſeiner Oppoſition eine maßvolle Haltung zu beobachten; das iſt ganz ungeſetzliche Willkür! Verletzt er die Geſetze, ſo mag er beſtraft werden: dafür ſind die Geſetze; man fürchtet die Freiſprechungen, und das iſt ganz erbärmlich, und ſchändlich. „Man kann mit Geſetzen nicht regieren!“ wird es bald heißen und heißt es ſchon! —

Der General von Wedell iſt geſtern aus Paris hier angekommen. Er ſoll bald wieder nach Paris zurückkehren. Unfruchtbare Verhandlungen, deren Nachtheil erſt in der Folge ſichtbar wird! —

Von den Wiener Berathungen nichts Zuverläſſiges, als daß Rußland die Theilnahme Preußens beantragt haben ſoll. Neue ſcharfe Depeſche des Grafen von Buel gegen die Behauptungen und Anklagen, welche der Miniſter von Manteuffel ausgeſprochen hat. —

Der öſterreichiſche Erzherzog, der wegen des Todes des Kaiſers nach St. Petersburg geſchickt worden, hat dort vom Volke Drohungen und Beſchimpfungen erlitten. — Dr. von Mandt iſt noch in St. Petersburg, aber ein Theil der Bevölkerung iſt gegen ihn erbittert, glaubt an Vergiftung des Kaiſers. —

Der Fürſt von Sondershauſen hat vom Könige einen Beamten verlangt, den er zu ſeinem Miniſter nehmen könne, zu einem Factotum für ſein Ländchen. Der König hat den berüchtigten Landrath von Gléner genannt, Manteuffel zugeſtimmt, wie es ſcheint, doch mit Unluſt, weil er dem Gléner nicht recht traut. Gléner hat angenommen. Fort mit ihm! Werd' er ein würdiger Kumpan des Herrn von Lauer, des Grafen von Bülow ꝛc. — Ich denke, ſie ſind am ſchädlichſten in Preußen, an andern Orten finden ſie mehr Widerſtand. —

Hamburgiſche Verfaſſungsweben! Auch hannöverſche! Der

Bundestag wird in beiden von der schlechten Seite angerufen! Sehr richtig! —

Dienstag, den 3. April 1855.

Geschrieben, in meinen Papieren gearbeitet, mit leidlichem Erfolg. Eigenthümliche Gegensätze ergeben sich, wenn man nebeneinander stellt, was verschiedene Menschen in gleichen Zeitabschnitten gethan, gelebt, und wenn man die Fäden verfolgt, an denen die Gebilde dieses verschiedenen Thuns und Wirkens späterhin zusammenfließen, sich durchkreuzen oder vereinigen.

Gründonnerstag, den 5. April 1855.

Ausgegangen mit Ludmilla; bei Kranzler. Die unglückliche, gemaßregelte Kölnische Zeitung durchgesehen. Ich dachte immer, sie würden die mißfälligen Blätter gradeswegs schlachten, — das Messer haben sie ja in der Hand, — aber sie ziehen vor, sie zu martern, langsam zu erdrosseln. —

General von Wedell ist von hier wieder nach Paris abgefertigt worden, wieder mit einem eigenhändigen Schreiben des Königs, von dessen Fassung der Minister von Manteuffel nichts weiß. — Noch nicht abgereist!

Stiller Freitag, den 6. April 1855.

Geschrieben. Meine Arbeit fortgesetzt und beendigt. — Frühmorgens kam Herr Dr. Pribil, setzte sich vor mein Bett, und sah mit mir einen Stoß Autographen durch, unter denen ich ihm einige als besonders werthvoll bezeichnen konnte. Wir sprachen viel über Böhmen, die Verhältnisse in Prag, die Hoff-

nungen der Tschechen. Er sieht diese Verhältnisse an wie ich, andre Sachen freilich anders. Erinnerungen an das Jahr 1848; betrogene Völker! Muth von Feigheit besiegt! —

Ausgegangen, mit Ludmilla; bei Kranzler. Häßlicher Feiertagsanblick, Kirchengänger, die mit Hoffahrt ihre Gebet- und Gesangbücher zur Schau tragen, böse Gesichter, Heuchlermienen. Geschlossene Läden, verhüllte Schaufenster. Blödsinnige Anstalten! Bald wieder nach Hause gelenkt! —

Nachmittags kam Herr Dr. Franck, eigentlich, obwohl er's nicht recht gestehen wollte, um sich zu verabschieden. Er verkauft seinen Hausrath, seine meisten Bücher. Sein Weggehen ist schlimmer als eine Auswanderung: ein tragisches Geschick führt ihn mit seinem Sohn in's Ausland, aber auch hier kann er nicht mit ihm zusammenbleiben, er muß ihn seinem Beruf, seiner Liebhaberei überlassen, ungewiß ob diese bestehen, zum wahren Beruf werden wird. Und dabei kommt der Jüngling doch nur auf eine unglückliche Bahn, im englischen Seedienst als Ausländer findet er schwerlich Gedeihen! Franck verstimmte mich sehr, sowohl durch dies Geschick, das ihn fortreißt, als durch die Trübniß und Unzufriedenheit, mit der er Welt und Menschen ansieht; er will fast niemanden gelten lassen, nichts anerkennen, nichts ist ihm genügend, und indem er vieles Bessere und Beste verwirft, geschieht es ihm, daß er sich dann mit entschieden Schlechtem behilft, mit liederlichen Gesellen, die er, weil sie eben nichts weiter sein wollen, gar nicht in Rechnung bringt. Er verwarf die meisten unsrer Bekannten. Es scheint ihm sehr übel zu Muth! —

Unsre Preßfreiheit! Der Litterat Hopf, ein armer Teufel, der von seinem bischen Humor lebt, von der Polizei vielfältig gescheren, nach Charlottenburg ausgewiesen u. s. w. hat ein Schriftchen drucken lassen: „Stimmen der Berliner Frauen gegen das neue Ehegesetz", die Polizei bekommt Wind davon, nimmt alles Gedruckte fort, zerbricht die Druckformen! Bloß

fand. Sie ist artig, klug, angenehm, voll Welt, die ihr nicht schadete; kurz, sehr gut. Kommt die Familie wieder? Ihren jungen Begleiter Hrn. Duvez halt' ich für sehr brav; alles Andere an ihm sieht sich gleich.

Adieu! Sein Sie gut gegen diesen Unbrief! —

Rahel.

91.

Varnhagen an Oelsner.

Berlin, den 29. November 1822.

Mein theuerster Freund!

Seit dem Empfange Ihrer lieben Briefe vom 25. und 27. Juli, die mir durch sichere Hand in Töplitz übergeben wurden, habe ich unaufhörlich, nicht die Pflicht, nein, die eifrigste Sehnsucht empfunden, Ihnen auf so viel Gutes und Liebes endlich wieder zu antworten! Aus Böhmen aber mochte und konnte ich nicht schreiben, in Dresden waren die wenigen Tage äußerst bedrängt, und hier hat man mich, ungeachtet gegebener Zusage, die Gelegenheiten versäumen lassen! Wenige Worte, die ich hier anführe, die aber mit so vielen Verhältnissen, Betrachtungen und Folgerungen zusammenhängen, daß deren ausführliche Erörterung den Zweck, mich zu entschuldigen, wieder als geringfügige Nebensache erscheinen ließe.

Ich hoffe diesmal glücklicher zu sein und den Kourier für dieses Blatt zu benutzen, das Ihnen wenigstens unsere innigsten Grüße und treuesten Versicherungen bringen möchte!

Seit der Mitte des Oktobers sind wir wieder in Berlin, gern zum Winter in dieser Art Heimath, nachdem wir der Sommerausflucht unter mancherlei Ungemach hinlänglich ge-

weil sie weiß, daß der König mit blindem Zorn für das Gesetz eifert! —

Die Kreuzzeitung und alle andern Blätter geben die Nachricht, der General von Wedell sei schon wieder nach Paris abgereist; diese Nachricht ist aber falsch. Man sagt, er habe schon das Schreiben des Königs in Händen gehabt, da sei dieser andern Sinnes geworden, habe es zurückgefordert, und der General warte auf neuen Befehl. —

Sonnabend, den 7. April 1855.

In meinen Papieren gearbeitet, und einiges gefördert. Ich möchte gern einige Aufsätze drucken lassen, aber vernünftiger ist es zu warten. das Pulver nicht unnütz in's Leere zu verpuffen, sondern zum wirksamen Schuß aufzubewahren. In allen Kämpfen, die jetzt stattfinden, hat unsre Waffe keine Anwendbarkeit. —

Das Bethmann-Hollweg'sche Wochenblatt beleuchtet bei Gelegenheit des Redaktionswechsels der Kölnischen Zeitung das Verhalten der Regierung gegen die Presse, und erklärt dasselbe für gesetzwidrig, tückisch und verrätherisch; die Polizei sucht alle Blätter von ihr abhängig zu machen, und es ist ihr großentheils schon gelungen. —

Besuch von Herrn Foß aus England, alte Bekanntschaft, deren ich mich nur dunkel erinnere. Der Zustand von England scheint äußerst verworren und bedenklich; man hat kein Vertrauen mehr auf die alten Stützen des Staates, und sucht neue; alles lenkt in revolutionaire Bewegung, und es bereiten sich die größten Umgestaltungen vor, schwerlich ohne gewaltsame Ausbrüche. —

Beileidsadresse des Magistrats an den König wegen des Todes des russischen Kaisers. Der König antwortet dankend.

— Bildniſſe, Lebensabriſſe des Kaiſers, Gedichte auf ihn, Trauerreden, von allen Seiten und in größter Menge. Sie möchten gern einen Helden, ein Partheihaupt aus ihm machen, ihn auf alle Weiſe verherrlichen. Hilft aber nichts. Der Tod iſt ein zu mächtiger Auslöſcher; und nicht nur im Volke, ſondern auch ſchon am Hofe wird der Name Nikolaus weniger genannt, und mit geringſter Theilnahme, wenn es geſchieht. Der Todte giebt keine Orden, keine Poſen. Die Hofſchranzen gehen ihrem Futter nach. —

Der Lieutenant bei den Gardekuraſſieren Graf Adolph von Königsmarck iſt auf ſechs Monate ſeinem Onkel dem Geſandten im Haag beigegeben. Sie wollen einen Diplomaten aus ihm machen. —

Gegen die Ungerechtigkeit der Zeitgenoſſen beruft man ſich zwar auf die gerechtere Nachwelt. Ich finde genug Fälle, in denen man ſich gegen die verkennende Nachwelt auf die einſichtigeren Zeitgenoſſen berufen könnte. Goethe beſonders wäre dazu berechtigt. Je weiter ſeine Werke ſich von ihrem Urſprung entfernen, deſto weniger Verſtändniß, Sinn und Liebe für ſie bleibt übrig. Grade jetzt iſt für ihn eine kalte Winterzeit. Auch für Rahel ſcheint weniger Sinn und Liebe vorhanden, als vor zwanzig Jahren. Aber es ſchadet nicht! Dieſe Jahreszeit geht vorüber, und Frühling und Sommer kehren zurück. Dies ſind wechſelnde Stimmungen, die man ertragen muß. — Zuletzt kommt denn doch eine Zeit, wo nur berufene und edle Geiſter den Werth ihrer Vorgänger feſtſtellen, wo man den Autor wenigſtens im Zuſammenhange mit ſeinen Zeitgenoſſen ſieht und beurtheilt. Dies hindert nicht, daß die Gemeinheit auch nach zweitauſend Jahren noch bisweilen ſchreit, Platon ſei ein dummer Schwärmer, Homeros ein langweiliger Schwätzer. —

Oſterſonntag, den 8. April 1855.

Ein Gerücht vom Auseinandergehen des Kongreſſes in Wien. — Eine merkwürdige und wichtige Thatſache iſt die große Verwüſtung, welche im öſterreichiſchen Heer durch Krankheiten angerichtet wird; die Truppen ſtehen noch friedlich auf eignem Boden, in geordneter Verpflegung, und dennoch! Ein Reiterregiment iſt faſt ganz aufgerieben, ein andres hat nur noch die Hälfte ſeiner Mannſchaften! Ich gedenke der Zuſtände in Ungarn 1809, wo das Heer neunzigtauſend Kranke zählte, das Regiment Vogelſang allein zweitauſend, von denen keiner zum Regiment wiederkehrte. Und welch entſetzliche Anſtalten damals! —

Eine Betrachtung drängt ſich mir ſeit einiger Zeit wiederholt auf. Das Alter hat das Eigne, nicht mehr erwerben zu können, es kann nur ausgeben, abwerfen, verzehren, kaum noch genießen. Dies gilt von allen Gebieten, des Körpers, des Geiſtes, des Herzens; von allen äußern Hülfsmitteln, und innern. Das bedingt allerdings eine beſondere Stellung zum Leben, wie die Jugend ſie nicht kennt. Im Innern aber macht der Unterſchied ſich doch weniger geltend, da treibt es und glüht es, und ſinnt es und ſtrebt es immerfort! —

Berlin mit aller ſeiner Pracht und Schwelgerei hat doch an ſolchem Feſttage wie heute nur ein klägliches Anſehn, beſonders wenn kein beſſres Wetter iſt. Da zeigt ſich kein geputztes Volk auf der Straße, da bleibt es in ſeinen Arbeitshöhlen verborgen, oder ſchleicht am dunkeln Abend in die ſchlechten Wirthshäuſer, und betäubt ſich in wüſtem Lärm, Tabakrauch und Getränk! Berlin kommt um ſeinen ehrbaren Mittelſtand, der guten wohlhabenden Bürger werden immer weniger. Schwindel aller Art gedeiht, wie nie vorher. Von oben wird dieſer Mißſtand begünſtigt. Schlechter, ſerviler Magiſtrat, ohnmächtige Stadtverordnete; glänzende allmächtige Polizei, prunkvolle Anſtalten, deren Koſten unerſchwing-

lich sind! — Das Gewerb und der Handel ringen kräftig gegen den Verfall, aber stoßen überall auf Hindernisse, und ihre Erfolge selbst werden oft zum Nachtheil. —

Ein Mitglied des Richterstandes beklagt sich bitter über die Eingriffe der Polizei in die Rechtspflege. Die Polizei darf gesetzlich keine Verhaftung vornehmen ohne gerichtlichen Verhaftsbefehl, sie verhaftet aber eigenmächtig nach Willkür, läßt die Verhafteten oft längere Zeit im Gefängniß ohne die Kenntniß des Gerichts, ersinnt allerlei Ausflüchte, um die Verhaftung als gerechtfertigt erscheinen zu lassen, und behält in den meisten Fällen die Oberhand, da der Justizminister wie der Hof auf ihrer Seite sind; ein armes Gericht vermag dagegen nichts. —

Ostermontag, den 9. April 1855.

Geschrieben; ich habe doch der Frage, ob man mitwählen soll, eine kleine Erörterung widmen müssen, für den jetzigen Augenblick überwiegt das Nein, mehr noch als vor einem Jahre. Die jetzige Staatsverderbniß ist zu groß und liegt zu hoch, als daß sie durch Kammern und leere Abstimmungen geheilt werden könnte! — Die Berliner sind mehr bewegt und beschäftigt durch die Schließung der Kroll'schen Wirthschaft, als sie es von der Schließung der Kammern sein würden. Allerdings knüpfen sich an diese Sache manche höhere Angelegenheiten, der Kampf der Rechtspflege gegen die Polizei, die gewaltsame Einmischung der letztern, die Begünstigung des Polizeidirektor Stieber, dessen Geldvortheile, die Nachsicht gegen den Verwalter Engel, und andres der Art; das gerichtliche Verfahren wird manches, was man verheimlichen möchte, an den Tag bringen, es müßte denn sein, daß auch dies Gericht, wie in dem Köller'schen Prozeß, aus Rücksichten gewisse Personen nicht bloßstellen wollte. —

Bei dem Mangel an Zeitungen, während der Feiertage, entſtehen allerlei Gerüchte, die aber ſchnell wieder fallen. —

Nachmittags Beſuch von Herrn Dr. Behſe. Mit Betrübniß ſpricht er von der nahen Abreiſe Dr. Franck's, und dem ſchweren Verhängniß, das über deſſen Leben ſich zuſammengezogen hat. Wirklich ein tragiſches Geſchick! Alle ſeine Vortheile, ſeine Unabhängigkeit, ſein Vermögen, ſeine Bildung, das Glück einen ſo ausgezeichneten Sohn zu haben, die Liebe zu ihm, die Freiheit zu jeder Entſchließung, alles das verwandelt ſich ihm in Unglück! Er hat zu Behſe mehr Zutrauen, als zu Anderen, geſteht ihm ſeine Betrübniß, ſeinen Schmerz, iſt den Thränen nahe, bekennt, daß er auf immer ſcheide. Daß der Sohn in England Heimathsrecht erlangen werde, iſt eine unbeſtimmte Hoffnung. Und wie der Sohn künftig einmal auf Preußen zurückblicken werde, iſt auch nicht vorherzuwiſſen! Genug, das Ganze iſt ein großes Unglück! — Ein Vater ſoll nicht in dem Sohn aufgehen; das iſt das Unrichtige darin, daß der Sohn vor der Zeit Hauptperſon geworden. Der arme Junge kann dafür nicht, und der liebevolle Vater, dem nichts geblieben war als dieſes Kind, iſt auch zu entſchuldigen.

Dienstag, den 10. April 1855.

Bei Sonnenſchein ausgegangen. Zu Kranzler. Kölniſche und Augsburger Zeitung. Bei Dr. Franck im Hotel de Brandebourg, ich traf aber nur den Sohn, der mir einen andern Eindruck machte als früher, nicht ſo vortheilhaft, er hat kein kraftvolles Ausſehen, und kam mir etwas wie ein Schickſalswerkzeug für den Vater vor. —

Der Faktor aus der Trewitzſch'ſchen Druckerei klagt über Bettina von Arnim. —

Scharfe Note des franzöſiſchen Miniſters Drouin de l'Huys

gegen die Manteuffel'sche, deren Behauptungen er hart bestreitet. —

Herr Major von Hanneken aus St. Petersburg zurückgekehrt. Ein russischer General dort hatte sich auf eine an ihn gerichtete Frage kurz abgewendet, und als Hanneken ihn darüber zur Rede stellte, bat er um Verzeihung, er habe jenen wegen der weißen Uniform für einen Oesterreicher gehalten! Gegen diese ist man wüthend aufgebracht. — In Wien gehen die Verhandlungen weiter. Lord John Russell von der Wiener Gesellschaft eingefangen, abgeschwächt! —

Der Prinz von Preußen aus Koblenz berufen. Die große Kommission wegen der Minié-Büchsen tritt wieder zusammen; die kleine von Adelph von Willisen geleitete genügt wieder nicht. —

Bettina von Arnim kann nun jeden Tag hier eintreffen. Ich freue mich gar nicht auf sie! Hat sie wirklich durch Schlaganfälle gelitten, so wird ihr Anblick ein sehr trauriger sein; ist sie wie sie war, so wird sie mich wieder schön quälen! — Hermann Grimm will sich todtlachen über ihren Einfall, dem Generalpolizeidirektor von Hinckeldey ihren Prozeß gegen M. und den davon zu erstreitenden Betrag für die überschwemmten Schlesier zu überweisen! einen Betrag, der sich auf bloße Gerichtskosten, die zu bezahlen sind, beschränken wird. Nach Grimm's Meinung ist M. in der Sache ganz ohne Schuld, und auch Bettinens Töchter glauben es. —

Mittwoch, den 11. April 1855.

Ich habe großes Verlangen nach frischem Grün und milder Luft, erinnere mich aber kaum jemals mit so geringen Erwartungen der Sommerzeit entgegengesehen zu haben. Nicht nur verspricht sie nichts, sondern auch meinen Wünschen bietet sie keine annehmliche Gestalt, wenigstens in demjenigen, was ich

auf dem ordentlichen Wege für wahrscheinlich, für möglich halten kann; es müßte „neues, ungekanntes Glück", persönliches oder besser noch allgemeines kommen! — Es ist jetzt eine trübe Zeit, nichts Sichtbares, Offenes gedeiht, überall verdorbene, falsche, sich hinschleppende Verhältnisse, überall Beklemmenheit, Aufspannung, Mangel. Die Staaten alle in verkehrter Entwickelung, sie arbeiten sich dem Untergange zu. Und kein einziger Fürst, der dies einsähe, entgegenwirkte! Das spricht dem ganzen Monarchenthum das Urtheil! Ob Republiken besser sein werden? Darnach will die Geschichte nicht fragen, ihr genügt der Wechsel, wobei ja doch die Menschheit im Ganzen sich immer etwas verschiebt. —

Man versichert, die Verurtheilten vom sogenannten Märzkomplott, Ladendorf, Levy, Gebrüder ꝛc., würden ausnahmsweise gut gehalten, auch die zum Zuchthaus Verurtheilten, denen weder die Kleidung noch die Arbeit der gemeinen Sträflinge zugemuthet werde. Der Befehl zu dieser Milderung soll dem Könige durch Hinckeldey abgedrungen sein, als deren Begnadigungsgesuch verworfen worden. —

Nachrichten aus Wien: Thätigkeit russischer Diplomaten in allen möglichen Richtungen. Wird kein Frieden zu Stande gebracht, so werden die Russen sich offen mit der Revolution verbünden, den Aufstand der Griechen, Magyaren, Slaven, Italiäner, ja vielleicht der Deutschen und zuletzt der Franzosen begünstigen, unterstützen. Die Gegner können dafür die Polen in Bewegung setzen. Arme Völker! Gut gemeint ist es von keiner Seite, man will sie nur als Werkzeuge gebrauchen. —

Hier ist es wieder ganz still davon, daß Hinckeldey zum Minister des Innern ernannt werden soll. Die Kreuzzeitungspartei hat die Sache zu hintertreiben gewußt, indem sie davon frühzeitig Lärm machte und die Vorstellung verbreitete, der König müsse der öffentlichen Meinung nachgeben. Die arme

öffentliche Meinung! sie hat nicht entfernt an das gedacht, was ihr jetzt aufgebürdet wird! —

In der Ilias gelesen, in Goethe's kleinen Gedichten, unter denen viele ganz unbeachtet sind! — In der deutschen Litteratur fehlt es vor allem an Lesern, ganz entsetzlich an guten, dankbaren Lesern. Die Schätze liegen bei uns aufgehäuft, wie das Erz in den Gebirgen, dunkel, unausgebeutet, unbenutzt. Und da fällt das blöde Kritikervolk noch ungezogen über die wackern Bergknappen her, die bemüht sind, den Reichthum in Umlauf zu bringen! —

Prinz Albrecht und seine Gemahlin Prinzessin Marianne haben sich in Meinungen bei der Leiche ihrer Tochter getroffen, und versöhnt, soweit hier das Wort Geltung haben kann. Die Prinzessin hat ihren Diener geheirathet, Kinder mit ihm, und er ist ganz Herr im Hause. Man schätzt das Vermögen der Prinzessin auf dreißig Millionen. —

Nachrichten aus Baden. Der Prinz-Regent ist schwach, und ganz in den Händen der Reaktion, nur zwischen Oesterreich und Preußen schwankend. Die Protestanten, nothgedrungen wider die römische Kirche im Streit, stützten ihrer Meinung nach sich am liebsten auf die Jesuiten! Liederliche Wirthschaft, in die man den Prinz-Regenten zu ziehen bemüht ist; ein gewisses adliges Haus in Karlsruhe bezeichnet man als —, die angesehensten Familien beeifern sich ihm ihre Töchter zu Liebschaften anzubieten. Es kommen in diesem Betreff Namen vor, die mir schon vor dreißig Jahren in solcher Art genannt wurden; es scheint auch hierin Erbämter zu geben! —

Donnerstag, den 12. April 1855.

Der König ist sehr dadurch verletzt, daß Rußland in Wien nicht entschiedener auf den Eintritt Preußens in die Friedens-

berathungen beſtanden hat. Der ruſſiſche Geſandte begnügte ſich, den hiefür ausgeſprochenen Wunſch, welchen die Weſtmächte kurz verneinten, zu den Akten zu geben. —

Großes franzöſiſches Lager bei Konſtantinopel, die Stadt und den Bosporus beherrſchend. Die Franzoſen werden dort auch nach dem Frieden ſo lange als möglich bleiben, wie in Rom, wie die Oeſterreicher in den Donaufürſtenthümern, — wie die Preußen es in Holſtein, Hamburg und Baden wollten! — Frieden iſt wahrſcheinlich, aber welcher! Ein Frieden voller Zwiſtigkeiten, Ränken und Ausflüchten! —

Herr Dr. Hermann Franck hat noch hier die Nachricht empfangen, daß es für ſeinen Sohn nichts iſt mit dem Dienſt auf engliſchen Kriegsſchiffen, nichts iſt mit der Schifffahrtsſchule; er wird als Midſhipman auf einem Schiffe der oſtindiſchen Kompagnie ſeine Laufbahn beginnen, — falls nicht auch hier noch Schwierigkeiten eintreten. Die ſtolzen Gönnerſchaften, die ſichern Vorauserkundigungen, haben ſich als Täuſchung erwieſen! — Franck reiſt morgen mit ſeinem Sohn ab; ich bedaure den Vater ſehr, es konnte ihm kein größeres Unglück widerfahren. Und ſollte der Sohn doch nicht aushalten, welch neues Unheil, welche Beſchämung! Das Schlimmſte iſt, daß der Sohn wie dem Vaterlande zugleich dem Vater faſt gänzlich entzogen wird. Wie die Sachen einmal ſtehen, iſt es doch richtig, daß der Vater dem Sohne nachgab. —

Der Unterſuchungsrichter Schlötke vom Stadtgericht iſt von dieſer Amtsverrichtung entfernt, als Hülfsarbeiter zum Kammergericht verſetzt und durch den Grafen von Wartensleben erſetzt worden. Die Veränderung iſt für jenen keine Beförderung, vielmehr eine Kränkung; man wollte ihn los ſein, beſonders war Hinckeldey ſeit langer Zeit ihm feind, und arbeitete emſig gegen ihn. Schlötke, der aus dem Waldeck'ſchen Prozeß berüchtigte, verrufene Schlötke, der eifrige Augendiener des Hofes, der Miniſter, der Reaktion, in Ungnade!

Das also sein Lohn! Er bekommt seine Strafe von der Seite, von der er sie nicht verdient, das ist um so härter! Er soll ein geschickter Jurist sein, und wollte auch einmal ein redlich strenger sein; in der Sache des Prinzen *, der ein — Vergehen mit einem Mädchen begangen und die gerichtliche Abndung nur mit den größten Geldopfern vermieden hat, war Schlötke gegen die Warnungen, die er von oben empfing, taub, wollte seine Pflicht thun, nahm die schlimmen Aussagen der Leute in die Verhörprotokolle auf, anstatt sie zu unterdrücken. Hinckeldey stellte dem Könige diese Ungebühr vor, und es erfolgte — eine seltsame Neuheit — ein mündlicher Kabinetsbefehl an den Justizminister, die obige Versetzung zu verfügen. Da die Sache in der Beamtenwelt Aufsehen macht, so hat sich Hinckeldey auf einige Tage entfernt, damit es um so weniger aussehe, als habe er mit ihr etwas zu thun. —

Freitag, den 13. April 1855.

Großer Aufsatz im Moniteur über den Kriegszug nach der Krim; Louis Bonaparte wälzt alle Nachtheile auf die Ausführer, rechnet alle Vortheile sich zur Ehre. Das Bedürfniß, die öffentliche Meinung für sich zu gewinnen, oder zu behaupten, bringt ihn schon sehr in die Klemme. Um die allgemeine Gunst muß er zum Theil die des Heeres opfern, und doch hilft ihm jene nicht im geringsten, wenn er diese nicht hat.

Mit der Reise Louis Bonaparte's nach England wird es Ernst. Man bereitet sich dort zu dem festlichsten Empfang vor. Er gilt dort nur als Ausdruck einer thatsächlichen Macht, einer befreundeten, hülfreichen, und kein anderer Gesichtspunkt wird sich im Augenblicke geltend machen. — Die Aristokratie und der Hof haben die Schmach, sich vor dem verbrecherischen

noſſen. Meine Frau war diesmal mit dem Bade nicht ſehr zufrieden, die Wäſſer ſcheinen überhaupt in dieſem Jahre ungewöhnlich aufregend geweſen zu ſein, das Wetter gab auch ſtets zu leiden, ſelbſt wenn es ſchön war, durch drückende Hitze, und ſonſt durch ſchnelle Wandlung. Rahels Mädchen, die Dore, die Sie kennen, wurde förmlich gichtkrank, und das war in Töplitz, in Dresden und noch hier ein großes Leiden. Ich ſelbſt wurde bei einer Fahrt umgeworfen und mit dem Kopfe gewaltſam gegen den Boden geſchleudert, es ging aber noch gnädig ab, und ich kam mit einigen Verwundungen davon. So fehlte indeß Keinem ſein Theil, und man hatte ſich durchzuſchlagen. Das Beſte vom Sommer waren die Freunde und Bekannte, die man wiederſah. Eine beſondere Annehmlichkeit wurde für mich die Anweſenheit des Königs in Töplitz; aus der durchaus gnädigen und freundlichen Behandlung, die mir zu Theil wurde, habe ich deutlich erkennen müſſen, daß die üblen Eindrücke, die in weitem Umfange gegen mich betrieben werden, niemals bis zu Seiner Majeſtät gelangt ſind, wie auch der Fürſt von Wittgenſtein mir beſtätigen zu können glaubte. Der König hat an zwanzigmal mit mir geſprochen, ſich der früheren Zeiten erinnert, nach damaligen Beziehungen gefragt, mir über meine Ausſchnitte, die ihm bei Clary's gezeigt wurden, wiederholte Artigkeiten geſagt, mit Einem Worte, der König hat nichts gegen mich! Sie können ſich vorſtellen, wie wichtig es mir ſein muß, durch den Augenſchein dieſe Ueberzeugung zu erhalten. Ich ſelbſt darf wenigſtens mit anderen Augen mein Verhältniß betrachten, wenngleich daſſelbe für Andere noch ganz daſſelbe bleibt, und in der That für den äußeren Anſchein keinerlei Veränderung erlitten hat, ſobald auch noch nicht erfahren dürfte! Es giebt der Hemmungen mehr als der Förderungen, und wie die Dinge ſich jetzt verwickelt

Emporkömmling zu beugen, und werden ſie bis auf die Hefen trinken! Was ſind alle ſogenannten legitimen Monarchen, wenn ſie dieſen Abentheurer zum Genoſſen haben, ihn als ſolchen anerkennen, ihm huldigen, ihm ſchmeicheln müſſen! Die Demokraten bohnlachen darüber, er dient ihnen, indem ſie ihn haſſen und verachten. —

Im Auguſt erliſcht das Mandat der jetzigen Abgeordneten zur zweiten Kammer, und es werden allgemeine neue Wahlen ſtattfinden. Die Frage wegen der Betheiligung an der Wahl wird nun wichtig und dringend. Es finden ſich viele Volksfreunde geneigt, diesmal mitzuwählen. Andere ſind heftig für die fernere Zurückhaltung. Die Miniſter ſind ſchon darüber beunruhigt, und denken auch ihrerſeits an Maßregeln, um die Wahlfreiheit zu beſchränken; der Gedanke, ein neues Wahlgeſetz ohne die Kammern auf eigne Hand zu oktroyiren, liegt nahe genug, aber man weiß noch nicht, auf welche Weiſe man es einrichten ſoll, um die Demokraten wirklich auszuſchließen. Die bisherige dumme Pfiffigkeit genügt hier nicht. —

Dr. Franck hat ſeine Reiſe um einen Tag aufgeſchoben, um morgen mit Pfuel zugleich bis Magdeburg zu fahren; eine ſeltne Biegſamkeit in ihm! —

Zu Hauſe noch kurze Sitzung in allerlei Geſpräch. — Alte Sachen geleſen, aus der erſten franzöſiſchen Revolutionszeit, deutſche Auffaſſungen derſelben durch Schlabrendorf, Oelsner, Forſter, Huber, Baggeſen, Georg Kerner, Reichhardt, Johann Heinrich Voß, Rehmann ꝛc. —

Der Fürſt Woronzoff, geweſener Statthalter in Odeſſa, hat hier zu einem meiner Bekannten geſagt, Liprandi ſei der einzige tüchtige General in der Krim; Lüders habe nur perſönliche Tapferkeit, ſonſt nichts; Gortſchakoff ſei zerſtreut, habe gar kein Gedächtniß; Oſten-Sacken ſei ein Betbruder; über Menſchikoff ſprach er ſehr geringſchätzig, an Paskewitſch

lobte er den guten Willen, die dem Aufbrausen folgende Milde. —

Von Manteuffel sagt man, er habe die Leitung der auswärtigen Angelegenheiten übernommen, wie jener Mann das Geigenspiel, den man gefragt, ob er die Geige spiele? worauf er geantwortet, er wisse es nicht, er wolle es probiren! —

Sonnabend, den 14. April 1855.

Lebhafte aufregende Träume; Bonaparte zu einer Art von europäischem Generalissimus erklärt, der König von Preußen in größter Bedrängniß; ich war beiden persönlich ganz nahe, konnte alles genau sehen, sprach aber mit keinem.

Herrn Professor Agathon Benary gesprochen; er hat neue Verdrießlichkeiten, das Schulkollegium will ihm die obern Klassen nehmen. Wegen einer Aeußerung bei der Todesnachricht vom russischen Kaiser ist er zur Verantwortung gezogen worden.

In meinen Papieren gearbeitet, ohne sonderlichen Erfolg. Ueber manche Gegenstände kann ich durchaus nicht zum Beschluß kommen; ihre Behandlung hängt zu sehr von den Umständen ab, unter denen eine Veröffentlichung möglich erscheint. Ich würde viele Papiere vernichten, wenn ich nicht hoffte, daß die gegenwärtigen Zustände anderen weichen werden, in denen andere Ansichten, Meinungen und Urtheile herrschen mögen als jetzt. Bei heutigen Zeitgenossen wird heuchlerische Ziererei und blöder Unverstand mich über vieles tadeln, was ich deßhalb doch keineswegs aufgebe. Nichts kommt mir elender vor, als sich vor der Lesewelt fleckenrein darstellen zu wollen; ein geschmeicheltes, falsches Bild ist meines nicht mehr. —

Abends mit Ludmilla zu Frau von Rimpisch gegangen. — Ein muntrer Abend, lebhaftes Gespräch nach allen Richtungen,

ernſt und heiter. Der Kladderadatſch über Putlitz wurde vorgeleſen, zum großen Ergötzen. Ueber Dr. Franck wurde viel geſprochen, ſein Schickſal, das ſeines Knaben. Franck hat der Frau von Nimptſch das Bekenntniß abgelegt, für die Kräfte, die ihm verliehen worden, habe er ſo gut wie nichts geleiſtet, ſein urſprüngliches Gebrechen ſei Faulheit; er hätte in den Wiſſenſchaften viel thun können, er wäre noch jetzt im Stande eine Oper zu ſchreiben, und mehr dergleichen Aeußerungen, auf die ich gar nicht viel gebe. Seine gute Lage, ſeine wohlhabende Unabhängigkeit hat er ſich zu gut gefallen laſſen, und die Genüſſe der Welt reichlich genoſſen, zu denen freilich die geiſtigen auch gehörten. Daß er mehr hätte leiſten können, halte ich für einen Irrthum; wäre er in einer beſonderen Richtung fleißiger geweſen, ſo würde er dieſe allgemeine Bildungshöhe nicht erreicht haben, die er jetzt als Maßſtab an ſeine Aufgaben legt; jeder Vortheil hat ſeine Schattenſeiten, jeder Nachtheil ſeine Lichtſeite. — Franck wird heute 53 Jahre alt. —

Im Plutarchos geleſen, in deutſchen älteren Sachen. —

Eine der härteſten Prüfungen für das Alter iſt es, wenn man den Menſchen ihre Schöpfungen zerſtört, ihre Götter- und Heroengeſtalten niederſtürzt. Goethe drückt erſteres wehmüthig in dieſen Zeilen aus:

„Den hochbeſtandenen Föhrenwald
Pflanzt' ich in jungen Tagen,
Er freut mich ſo! — ! — ! — Man wird ihn bald
Als Brennholz niederſchlagen." —

Das Niederwerfen der Götter wird zwar bei treuen und ſtandhaften Gemüthern nicht gelingen, ſondern immer nur ein ſcheiternder Verſuch bleiben; aber daß dieſer auch nur gewagt wird, iſt dem Gefühl ſchmerzlich. —

Sonntag, den 15. April 1855.

Die Zeitungen melden, daß der Baron Theodor von Zydow am 8. April zu Gräz fünfundachtzig Jahr alt gestorben ist. Er war früher preußischer Offizier, nach 1806 reisender Deklamater, Schmarotzer, Glücksjäger; als ich ihn 1834 bei Tettenborn in Wien sah, war er schon ganz heruntergekommen; er lebte zuletzt von den Almosen der Vornehmen. Ein weichlicher Holtei, wie dieser ein härtlicher Zydow. —

Der Kaiser von Oesterreich hat seit kurzem schon die dritte Amnestie erlassen, über zwölfhundert politische Gefangene sind dadurch in Freiheit gesetzt worden! Nichts der Art in Preußen! Beschämend und dumm zugleich, an keine Versöhnung zu denken, die edelsten Kräfte des Landes gelähmt zu lassen, den Zwiespalt zu erhalten, — aus den kleinlichsten Rachegefühlen, bei dem Bewußtsein, selber nicht ohne Schuld zu sein. Hier liegt Preußens Schwäche! —

Geschrieben. Die Wahlfrage untersucht, zur Untersuchung empfohlen. Die Abneigung gegen unser Scheinverfassungswesen ist mit Recht sehr groß, und wird schwer zu überwinden sein. Man geht seinem Gewerbe oder Vergnügen nach, ist gegen den Staat gleichgültig, sucht sich mit ihm als einer Unvernunft möglichst abzufinden. —

Im Plutarchos gelesen; in alten Briefschaften, gedruckten und ungedruckten, deren Stoffe sich allmählig zu einer Ausarbeitung anlassen, deren Gestalt und Richtung indeß noch nicht entschieden sind. —

Neue bittre Umlaufsnote Oesterreichs gegen Preußen, vom 23. März, es blickt einige Verachtung durch! — Nachrichten aus Wien sagen, daß der Kaiser persönlich in heftigster Stimmung gegen Preußen sei, vom Könige mit Hohn und Grimm spreche, als von einem falschen Bundesgenossen, den man besser zum offnen Feind habe ꝛc. —

Der König hat gesagt, die Sendungen des Generals von

Wedell nach Paris ſollten nun ihr Ende haben, derſelbe könne nach Luxenburg zurückkehren. Den König ſoll der Beſuch Louis Bonaparte's in London ſchmerzlich beunruhigen, der letztere ſpielt Rollen, die ein Hohn für die andern Machthaber werden. Der König erinnert ſich ſeiner eignen Reiſe nach England, aber weder die Bedeutung noch der Beifall kommen in Vergleich zu der Ernte Bonaparte's. —

Eine vornehme Dame, die mit den Hofſachen genau bekannt iſt, höchſt ariſtokratiſch, aber nur bedingungsweiſe royaliſtiſch geſinnt, macht von dem Könige und der Königin keine vortheilhafte Schilderung. Sie ſagt von letzterer, ſie ſei über die Maßen hoffährtig, ſtreng und hart, in vielen Beziehungen erbittert, gränzenlos herrſchſüchtig, nur darin beſchränkt, daß ihr Geſichtskreis ein ſo überaus enger ſei; man glaube gar nicht, wie eigen und ſorgfältig ſie in Kleidung und Putz, wie wähleriſch und ſchwer zu befriedigen ſie ſei! Man müſſe ſich ihr ganzes Weſen und Benehmen daraus erklären, daß ſie keine Kinder habe ꝛc. In perſönlichen Dingen beherrſche ſie den König ganz, ſie ſpreche mit ihm in kaltem gebietenden Ton oft leiſe, man ſehe, daß der König ſie fürchte, öfters ängſtlich und zweifelnd nach ihr hinblicke, genug ſich ihrem Willen füge. Das hindere nicht, daß er doch bisweilen wieder durch allerlei Unarten ſich Luft mache. Noch wurde bemerkt, daß wer in der Gunſt des Königs dauernd ſich *erhalte*, dies nur durch die Gunſt der Königin bewirke, z. B. Ubden, Illaire, Leopold von Gerlach, Hofrath Schneider, auch Markus Niebuhr ſo lang es ging, die Familie von Canitz ꝛc. — Jene vornehme Dame, wer iſt ſie? Die Gräfin von Münſter geb. von der Marwitz? Die Gräfin von Haake geb. Gräfin von Tauentzien? Oder eine der vielen anderen, die ſolcher Aeußerungen fähig, am Hofe leben? Der Name wurde nicht genannt. —

Montag, den 16. April 1855.

Die Montagspost prüft mit Schärfe den berüchtigten Artikel des Moniteurs über die Krim, zeigt dessen Schwäche, dessen Unhaltbarkeit. Für mich ist er ein Zeichen des Sinkens! —

Im Plutarchos gelesen, in Schiller's Briefen. —

Wie viele unsrer guten Schriftsteller, unsrer begabten, gehaltvollen, die zu ihrer Zeit wichtig waren, und zur großen Geistesbewegung ihr Theil redlich beitrugen, geben uns ganz verloren! Ihre Namen bleiben allenfalls, eingeschrieben etwa in Litteraturgeschichten, oder in den Briefschaften und Denkwürdigkeiten vorkommend, aber ihre Schriften gehen rettungslos verloren! Die Deutschen sind vorzüglich reich an solchen, die nicht die Ersten sind, aber die besten Zweiten und Dritten, oft jenen ganz nahe, und die Mitverdränger von jenen. Es wäre das größte Unrecht, diese Leute für Mittelmäßigkeiten auszugeben, sie sind dies durchaus nicht! Aber die Schriften von Moritz, von Erhard, Reinhold, Voß, um nur diese zu nennen, wer liest sie noch, wer sammelt sie? — Und selbst die gesammelten, kann man sagen, sie seien zum Gemeingut geworden? Jean Paul Richter, Forster, Fichte, — werden sie noch geschätzt und genossen wie sonst? —

Unter den Assessoren, die angeklagt sind, ihre Prüfungsarbeiten nicht selbst gemacht zu haben, wie sie doch an Eides Statt versichern mußten, befindet sich auch ein Kammergerichtsassessor v. *, dessen Mutter eine Millionärin ist. Man hat ihr vorgeschlagen, den Versuch zu machen, durch Anbietung einer Summe von hunderttausend Thalern zu milden Zwecken den König zur Niederschlagung des Verfahrens zu bewegen. Ein solcher Fall ist in früheren Zeiten einmal vorgekommen, ein Hr. von Zedlitz hat mit solcher Summe einen Mord gesühnt. Aber die Mutter kann sich nicht entschließen. Auch giebt es jetzt gesetzlich keine solche Niederschlagung mehr,

sondern nur nach erfolgtem Urtheil Begnadigung. — Noch ein besonderer Umstand kommt bei diesem * in Betracht. Angesehene Personen verwandten sich bei dem Justizminister um Rath und Hülfe, dieser war auch besten Willens, meinte aber, vor allem müsse er genau wissen, was und wie es geschehen sei. * schrieb darauf in rückhaltlosem Vertrauen dem Minister eine Art Beichte, und dieser gab das den Armen gänzlich bloßgebende Schreiben zu den Akten! —

Dienstag, den 17. April 1855.

Geschrieben; über das politische Gedächtniß, das sich versteckt, oft sehr lange, dann aber plötzlich mit Macht hervortritt. Wir haben alle Ursache, unsre Erinnerungen zu pflegen, unsrer Freunde nicht zu vergessen, aber auch unsrer Feinde nicht. Der innere Feind ist der gefährlichste. Selbst im Jahre 1813 war er schwerer zu überwinden, als der äußere. —

Bei Kranzler. Unter den Linden, zur Schloßbrücke; Ueberreste der heutigen Parade, Konstabler zu Fuß und zu Pferd, die sich wichtig machen und spreizen; daß diese Zier des Polizeiwesens hauptsächlich an dem Defizit in den Finanzen der Stadt schuld ist, fällt uns heute nur zu sehr ein, da die Zeitungen melden, daß die Erhöhung der Haus- und Miethsteuer und die Errichtung einer Brennstoffsteuer wie einer Geflügelsteuer beschlossen ist. —

Sendung aus Paris von der Gräfin d'Agoult, die Revue contemporaine vom 15. April, worin ein Aufsatz von ihr: „Pouvoir et liberté: quatre ans de l'histoire de Hollande." — Brief aus Weimar von Apollonius von Maltitz. —

Nachrichten aus Baden; Aergernisse am Hof, reaktionaire Minister, Pfaffenwirthschaft. Ueber die russischen Verhältnisse ꝛc. —

An Herrn Direktor Lehmann nach Marienwerder geschrieben. Seine Gedichte machen auf mich einen angenehmen Eindruck, nicht sowohl durch ihren dichterischen Werth, als weil sie im Ganzen ein befriedigendes Lebensbild geben, das erheiternd auf mich wirkte. —

Gleichzeitig aus Paris und aus St. Petersburg trifft hier die Nachricht ein, daß die allgemeine Beschießung Sebastopols am 9. April begonnen hat. Die Russen geben ihren Verlust auf 834 Mann an. — Zweiter großer Artikel des Moniteur über die Friedensverhandlungen, mehr drohend als hoffend. —

Mittwoch, den 18. April 1855.

Verschnupft und heiser, sehr leidend. — Louis Bonaparte's Ankunft in England am 16. glänzend und herzlich!? Für ihn und seine Frau sehr befriedigend, für die Königin aber, den Hof, die Aristokratie, den Staat, demüthigend und beschämend!

Damit es dem neuen Staatsspielzeug bei uns, der preußischen Flotte, nicht an Spott und Schande fehle, muß die in England eingetauschte Fregatte den englischen Kriegsschiffen und den dänischen Sundbatterien die gebräuchlichen Salutschüsse nicht erwiedern können, und sich entschuldigen, daß sie ihre Kanonen sämmtlich in England zurückgelassen habe! Die Seeleute selbst sind außer sich darüber, und schimpfen laut. Dem Kladderadatsch ist verboten worden, seine Späße über die Geschichte zu machen. —

Man fängt schon an ängstlich zu werden wegen der neuen Kammerwahlen, das Ministerium merkt, daß die Stimmung etwas ernster ist, und die Wahlen nicht mehr so unbedingt durch die Landräthe diktirt werden möchten, und man denkt an veränderte Einrichtung der Wahlbezirke nach dem Gutbefinden der Behörde. In der zweiten Kammer wird deßhalb von der Parthei Bethmann-Hollweg ein Gesetz beantragt, daß

die Wahlbezirke so bleiben müssen, wie sie jetzt sind, und daß sie nicht willkürlich, sondern nur durch ein Gesetz verändert werden dürfen. Daß die demokratische Parthei mitwählen werde, ist schon wieder sehr zweifelhaft; es ist weniger Trotz, der sie abhält, als Ekel; der preußische Staat ist ein Augiasstall geworden, so viel Unrath der stinkendsten Art hat sich in ihm angehäuft, und man hält es nicht der Mühe werth, an Aufräumen zu denken, während der Mist noch stets vermehrt wird. Jämmerliche Zustände! —

Die Nationalzeitung hat mehrere Artikel den kriegswissenschaftlichen Schriften Rüstow's gewidmet, worüber die Kreuzzeitung ihren gehörigen Aerger geifert! —

In der Augsburger Allgemeinen Zeitung vom 9. April (No. 99 Beilage) steht ein lesenswerther Artikel über Wissenschaft und Theologie in Straßburg, der die Arbeiten der dortigen protestantischen Gelehrten gebührend hervorhebt. Dabei sind die Philologen und Dichter noch nicht aufgezählt. Die kleine tüchtige Schaar macht dem deutschen Elsaß alle Ehre. —

In der Revue contemporaine läßt sich Guizot vernehmen, unter dem Titel Mécomptes et espérances theilt er seine Ansicht der politischen Dinge mit. Er hat viel von einem Pfaffen, er erinnert an den seligen Ancillon, das Philosophiren ist bei beiden gleich, das heißt von der äußersten Mittelmäßigkeit. Daß Guizot durch seinen Aufsatz den Weg zu Louis Bonaparte für sich zu öffnen sucht, glaub' ich doch nicht. Dazu halt' ich ihn für zu ehrenhaft. Aber der Ehrgeiz des alten Mannes läßt ihn nicht ruhen. Er muß wieder mitreden, muß von sich reden hören. — Darin ist er dem Chateaubriand ähnlich. —

Donnerstag, den 19. April 1855.

Mein Zustand ist ärger als gestern, und vielleicht heute am schlimmsten! Ich bin ganz verdummt, kann nicht sprechen,

die Augen brennen, das Athemholen iſt beſchwerlich. Dabei die herabgedrückteſte Stimmung, eine Unluſt, ein Ueberdruß, — das ganze noch übrige Leben erſcheint eine Laſt, das ganze menſchliche Daſein ein mühvoller Traum! Ich greife vergebens nach Hülfsmitteln gegen dieſes Sinken, nichts will anſchlagen, nicht Bücher, nicht Gedanken. Die letztern vereinen ſich immer wieder auf Bildern unwiederbringlicher Vergangenheit; mir fehlen die rechten Menſchen, friſche Anſchauungen, gedeihliche Thätigkeit, und ich kann nicht hoffen, daß mir ſie wiederkehren werden! —

Verſuche zu arbeiten gelangen mir heute durchaus nicht; ich fand ſogar das Leſen angreifend. Schachaufgaben, traurige Beſchäftigung! — Auf- und Abgehen im Zimmer! —

In dieſe ſchwache Gemüthsſtimmung fiel ein Schlag, der ſie augenblicklich zu einer ſchmerzlich ſtarken machte! Hr. Profeſſor Dirichlet kam, um mir als einem antheilvollen Freunde mit zu allererſt anzukündigen, daß er Berlin verlaſſen wird, daß er einen Ruf nach Göttingen angenommen hat, wo er an die Stelle des berühmten Gauß treten wird. Der Entſchluß iſt ein bedeutender, in manchem Sinne bedenklicher; aber die Umſtände rechtfertigen ihn, die Regierung hat ſeit ſiebenundzwanzig Jahren Dirichlet's ausgezeichnete Verdienſte nicht beachtet, der Miniſter von Raumer noch bis zuletzt ſich unwürdig und unſchicklich gegen ihn betragen, es geſchieht den Kerls Recht, wenn man ſich endlich von ihnen losſagt; auch Humboldt ſieht es ſo an, und iſt voll Unwillens und Zorns gegen Raumer, giebt ihm die häßlichſten verdienten Titel. Aber mir ſchnürte dieſe Ankündigung das Herz zuſammen, es war mir im Augenblicke, als ob Berlin verödete! Dieſer Reſt von der Abraham Mendelsſohn'ſchen Familie, dieſer ſchönen Erinnerungen von Haus und Garten, von belebter Jugendluſt, ſoll mir nun auch hier verſchwinden! Ich mußte weinen, als ich allein geblieben war! —

haben und wenn nur sonst kein augenblicklicher Umstand zu sehr drängt, möchte es im ganzen sogar vortheilhafter sein, sich in der gefahrlosen Hemmung als in der bedenklichen Förderung zu befinden. Was mich hauptsächlich betrüben dürfte, wäre der Zweifel, ob nicht diese Jahre als meine besten gleichsam unnütz verfließen, ja mich will schon bedünken, als ob manche Anlage, noch bevor sie sich erschlossen, wieder sich zu schließen eile: indeß auf dieses und andere Opfer muß der Einzelne sich wohl gefaßt machen, da er ja ganzen Geschlechtern solche gemeinsame Schickung auferlegt sieht. —

Ich hätte gewünscht, mit nach Verona reisen zu können, nicht um an den Geschäften Theil zu nehmen, sondern um den Verein so vieler Personen zu sehen, und mit so guter Gelegenheit ein Stück Italien. Es war aber keinen Augenblick der geringste Anschein dazu vorhanden. Merkwürdig ist es, wie sehr die Kongresse nach und nach in der Meinung herabgekommen sind; auf diesen wichtigsten wendet das Publikum, wenigstens hier bei uns, kaum den Blick hin; man hört selten eine Neuigkeit von dort, aber auch wenig Eifer im Fragen, man antwortet, fürchtet, hofft von daher keine großen Ereignisse. Man meint sogar, dieser Kongreß werde wohl die ganze Reihe beschließen, und die Staatsverhandlungen wieder in die früher gewohnten Bahnen zurückleiten. Die Herabsetzung des Bundestages auf geringere diplomatische Erscheinung, ist auch ein merkwürdiges Zeichen, wie gern die Staatskunst sich wieder in die Einzelverhandlung aus den durch Grundsätze und Formen bedingten Gesammtverhandlungen zurückzieht. Doch nach dergleichen Gegenständen wird hier auch wenig gefragt. Worauf man einzig gespannt ist, das ist die Frage, ob es Krieg gegen Spanien geben wird? Man sagte ihn schon ausgebrochen. Alle Partheien geben zu, daß ein solches Ereigniß nicht so kurz abgethan, sondern

Nachmittags dieſelben traurigen Betrachtungen mit Ludmilla beſprochen. Man muß verwundert inne werden, wie ſehr allein man iſt, wie von fremder Welt umgeben, die man die ſeinige nennen könnte, iſt nirgends mehr zu finden. Wir rechneten auf, was wir in Berlin haben; mit jedem Tage weniger, blutwenig. — Die Ueberlegung kam wieder vor, ob nicht auch mir ein anderer Wohnort angemeſſener ſein würde; doch war das Ergebniß verneinend; in Hamburg, in Düſſeldorf, ſo ſehr mich beide Städte anziehen, würden mich die vorhandenen Erinnerungen und die fehlenden gleicherweiſe unglücklich machen; von andern Orten kann kaum die Rede ſein. — Die Erwägung ſelbſt war eine Plage! —

Nach dem Thee griffen wir zum gewohnten Schachſpiel. — Franzöſiſche Sachen geleſen; die Schilderung Wilhelm's von Oranien, des Schweigſamen, von der Gräfin d'Agoult, in der Revue contemporaine, ein recht braves Geſchichtsbild, aus guten Studien! —

Ich dachte mir immer die Jahre des höheren Alters als ſtillruhige Zurückgezogenheit, als behagliches Tagesleben, als herrlichen Friedenszuſtand; aber die Wirklichkeit zeigt von dem nichts, nur immer neuer Kampf, neue Sorge, neue Mißverhältniſſe! Was Frau von Guion ihre Kreuze nannte! —

Ich habe heute wieder eine Anzahl Bücher verſchenkt, nicht gleichgültige und mir unwerthe, ſondern brauchbare und liebe, mit dem Vergnügefühl, daß es mir auch wieder leid ſein könnte und ich ſie vermiſſen würde; aber ich that es doch! Das Vergnügen, dergleichen in die rechten Hände zu bringen, iſt doch noch größer, als das des Erwerbens und Beſitzens. Ich that es ſchon oft, immer mit etwas Reue, und doch immer wieder. Ich finde in mir noch heute das Gefühl erneuert, mit dem ich in meinem neunten Jahr einem

armen Knaben einen neuen Ueberrock schenkte, der mich selber im Winter hatte wärmen sollen. —

Freitag, den 20. April 1855.

Meine Nacht war schlecht, durch körperliche Leiden und Gedankentreiben, in letztere war ich wie verflochten und konnte sie nicht loswerden. — Die Zeitungen sind angefüllt mit Nachrichten von dem Glanz und der Beeiferung, ja Begeisterung, mit denen Louis Bonaparte in London gefeiert wird. Es ist ein merkwürdiges Schauspiel, wie England in vollen Zügen seine Schande trinkt. Die Niedrigkeit des Hofes und der Großen übertrifft weit die Niedrigkeit des untersten Volkes. —

In Rußland ist eine Amnestie ergangen; es ist schwer zu beurtheilen, wie weit sie sich erstreckt, aber es ist doch eine Handlung, die jenen Namen führt. Bei uns nichts der Art. Gnade ist nur erfolgt, wenn die Reaktion Verbrechen verübt hat; da fehlte Fürsprache nicht. —

Der russische Kaiser hat schon Zeit gefunden, die Uniformen in seinem Kriegsheer abzuändern. Es fällt z. B. die Offiziersschärpe fort, die Generale bekommen rothe Hosen, wie bei den Oesterreichern ꝛc. Darin soll wohl der militairische Geist des neuen Herrschers zu erkennen sein? Der des Kaisers Nikolaus war freilich nicht viel besser! —

Nachmittags kam General Adolph von Willisen, der mich nicht viel reden ließ, mir aber manches mittheilte. Sein Antrag auf Umänderung der Gewehre ist nach viermonatlichen schweren Kämpfen durchgedrungen; die Sache ist beschlossen, genehmigt, befohlen, und soll nun zur Ausführung kommen. Mit seinem politischen Urtheil bin ich jetzt nicht einverstanden; er nimmt nur Frankreich als Macht in Rechnung, und vergißt in wessen Händen sie ist; er findet es eine Maßregel der Vor-

setzung, daß in Bonaparte ein Gegner Rußlands auf den französischen Thron gekommen; die Bourbons, die Orleans, würden nie gegen Rußland, sondern mit ihm gewesen sein, darum mußten sie fallen. Aber wollte der Staatsstreicher nicht auch zuerst mit Rußland sein? Hat nicht der blinde Uebermuth des Kaisers Nikolaus allein den Glücksstern auf die andere Seite gestellt? Wie sehr England gedemüthigt ist, will man dort kaum ableugnen, Willisen aber findet es nicht: er möchte, daß Louis Bonaparte auch hier seinen Besuch machte, Hof und Volk würden ihn mit Jubel empfangen. Leidenschaft gegen Rußland, vor der alle Rücksichten schwinden! Warum soll ich Rußland mehr hassen, als den — Louis Bonaparte? Weil dieser ein gebildetes, freies Volk unterdrückt hat, ist er nur um so hassenswerther. Die unterdrückten Russen waren wenigstens nicht frei, und können es bei jedem Umschwunge werden, wie die Franzosen wieder.

Nachrichten aus den Kammern. In der ersten hat der — Senfft von Pilsach wieder von dem „Schandjahr 1848" gesprochen, ihm hat der Graf von Arnim-Boytzenburg wenigstens vorgehalten, daß man dieses Jahr — wegen der Reaktion! — auch ein Ehrenjahr nennen könne! In der zweiten Kammer hat die infame Kreuzzeitungspartei das so nothwendige, sorgfältig ausgearbeitete, von Wenzel mit seinen besten Kräften unterstützte Konkursgesetz gleich im Beginn wollen fallen machen. Wagener und Gerlach hatten die Stirn, den unwürdigen Kniff zu versuchen; der Ministerpräsident von Manteuffel mußte ihnen scharf entgegentreten, und der hübsche Anschlag wurde zu nichte. Das Gesetz wird eine Wohlthat für die Bürger- und Handelswelt sein, das genügte jenen Partheileuten, um ihre ganze Bosheit dagegen aufzubieten. Wie lange werden diese — ihr freches Wesen noch treiben dürfen? Sie hassen den König, sie dienen einem schändlichen Abgott, sie haben kein Vaterland, sind unpreußisch und undeutsch, ver-

rathen den Staat an Rußland, — das gilt als Monarchenthum, Religion, Patriotismus! —

Vertrauliche Mittheilungen aus St. Petersburg schildern den Kaiser Alexander als körperlich geschwächt und sehr an der Brust leidend, außerdem als unsicher und unbeständig, noch gar nicht auf eignen Füßen stehend; er hat noch nicht Zeit und Willen genug gehabt, seine eigne Regierung einzusetzen, er führt nothgedrungen die alte mit den vorgefundenen Mitteln einstweilen fort. —

Sonnabend, den 21. April 1855.

Unruhige Nacht, doch angenehmer Traum. — Geschrieben: aber nicht recht in Zug kommen können. Durchaus keine Lust Briefe zu schreiben! Das Persönlichen bin ich überdrüssig, das Allgemeine ist treulos, das Litterarische gering und ohne Reiz. — Besuch von Herrn Dr. Behse; über Dirschlei's Fortgehen; es macht allgemein großes Aufsehen, und bei den zahlreichen Freunden und Freisinnigen den peinlichsten Eindruck; auf den Unwissenheitsminister von Raumer wird stark losgezogen. —

Heute verläßt Louis Bonaparte, nachdem er den Hosenbanderden empfangen, London wieder. Das Ganze war keine politische Handlung, nur eine Eitelkeitsposse. —

Die englische Flotte ist vor Kiel angekommen. — Die Beschießung Sebastopols aus allen Batterieen dauert seit dem 9. ununterbrochen fort. Ob der Sturm folgen wird? Eine Schlacht gegen die Russen im freien Felde wäre wirksamer, auch in Betreff der Festung. —

Zumuthungen, die man mir in Ansehung der bevorstehenden Wahlen macht, und die ich entschieden abweise. Ist nur auch nicht ausgemacht bis jetzt, ob eine allgemeine Betheiligung

anzurathen sei, — die Gründe für und wider fordern eine Erwägung, die ohne öffentliches Verhandeln schwer ist, — so steht mir doch fest, daß ich persönlich jedenfalls nicht Antheil nehme. Die Entscheidung hinsichtlich des Allgemeinen ist auch deßwegen schwierig, weil es auf statistische Ermittelungen ankommt, auf welche Zahlen und Gesinnungen man rechnen könnte; dies im Stillen durch Briefwechsel herauszubringen ist zu mühsam und unsicher. Und Versammlungen sind unmöglich! —

Im Plutarchos gelesen, dann vielerlei ältere Sachen durchgesehen, die vielleicht Stoff einer größeren Arbeit geben. —

Amtlicher Artikel über das hier neue Heroldsamt, und wie dasselbe ganz in der Stille eingesetzt worden, es sei nämlich eine ganz alte, nur wieder abgeänderte hervortretende Behörde. Dieser Grund ist so schlecht wie die ganze Sache, und sein öffentliches Aussprechen hebt ihn wieder auf, denn nun wird ja doch die Wiederherstellung ausdrücklich bekannt gemacht! —

Die Neue Preußische Zeitung rechnet den Franzosen vor, daß sie für jetzt höchstens mit 50,000 Mann am Rhein auftreten können, im September freilich vielleicht mit 150,000 Mann, aber was will das sagen im Vergleich zu Preußens Heeresmacht! Doch ließe sich vieles, gar vieles sagen gegen diese Berechnung! —

In den meisten Blättern wird ein großes Rühmen gemacht von den Schriften Riehl's, ja der gute Ruf derselben hat ihm die Ernennung zum Professor an der Münchener Universität verschafft. Sein neuestes Buch führt den Titel „Die Familie." Das Buch gehört zu denen, die gesunde Nahrung und Arznei zusammenmischen, und daher Uebelkeit verursachen. Seine Angaben aus dem Leben sind mannigfach und schätzbar, aber seine Nutzanwendungen sind kümmerlich. Er thut den Philistern schön, macht den Vertheidiger alter Vorurtheile, setzt alles Neuere herab, hat die engherzigsten Vorstellungen und die

saur

BIBLIOTHEK DER DISCH. LITERATUR
VARNHAGEN VON ENSE, K. A.

3-598-33028-5
FN. 12216/041

gemeinſten Ausdrücke. Er ſpricht zum Beiſpiel von „Blau-ſtrümpfen“ — warum ſagt er nicht auch „meine Wenigkeit“? für ihn wäre das angemeſſen, — er zieht gegen die arme verfolgte Frau Luiſe Aſten los! Nun, dem feichten Schwätzer geſchieht ganz Recht, daß auch beſonders die Neue Preußiſche Zeitung ihn rühmt! —

Sonntag, den 22. April 1855.

Mir träumte von einem ſcharfen Plänklergefecht, dem ich beiwohnte, ohne an ihm Theil zu nehmen; das Seltſamſte war, daß meine Mutter noch lebte und mich unangenehm darüber ausfragte! —

Die Nationalzeitung züchtigt die ſchlechten Burſchen, die in der zweiten Kammer aus böſer Tücke gegen das Renkursgeſetz aufgetreten ſind, Wagener, Gerlach, Keller ꝛc., und rügt die weichliche Empfindſamkeit, in welche dieſe harten Fanatiker der Buße und des Bannes plötzlich ſich einhüllen wollen. —

Nachmittags Beſuch vom Grafen von Wartensleben, der mir von ſeinen neuen Amtsverrichtungen als Unterſuchungsrichter belehrende Auskunft ertheilt, von ſeinen Verhältniſſen zur Polizei, zu dem Staatsanwalt, zu den Miniſtern. Er iſt mit Leidenſchaft Juriſt, und das ſtrenge Recht geht ihm über alles; doch iſt er dabei von wahrer Menſchenliebe durchdrungen, und immer iſt er in dem liebenswürdigen Beſtreben, das Menſchenfreundliche neben dem Recht und das Recht neben dem Menſchenfreundlichen zu erhalten. Er iſt ein durchaus achtungswerther Karakter, und ich würde eben ſo auf ſeine Gutmüthigkeit wie auf ſeine Rechtſchaffenheit bauen. Seine Vorurtheile ſind mehr Gewohnheiten, und auch keineswegs die ſchlimmſten, es läßt ſich mit ihnen auskommen. Nach einiger Zeit erſchien Fräulein *, die ſchon eine Weile bei Ludmilla

gewesen war und bald nachher auch Frau von **; das Gespräch wurde sehr belebt, angenehm scherzhaft, wo der Ernst überhand nehmen wollte, fand sich immer glückliche Einlenkung. Aber Stoff genug zu ernsten Bemerkungen blieb mir zurück! Die klügsten Menschen, wenn sie etwas verstecken wollen, verrathen grade durch ihr Bemühen ihre Absicht, und man sieht nun, was man sonst nicht gesehen hätte; was sie scheinbar verachten und verabscheuen, ist oft grade der Gegenstand ihres heißesten Begehrens, und umgekehrt, was sie zu lieben vorgeben, ihres Abscheus. Wieder zwei Wahrnehmungen, zu denen Rahel nie Gelegenheit gab! Man besprach reiche, vornehme Heirathen, den Bettelglanz hoher Würden in kleinen Verhältnissen, Herrn von Gloner ꝛc. —

Die Berliner Bürger fangen an laut zu murren über die neuen Steuern, die der Magistrat ihnen auferlegen will. Der Magistrat und die Stadtverordneten sagen, es ginge nicht anders, das ungeheure Defizit müsse doch gedeckt werden, 250,000 Thaler seien nur durch außerordentliche Leistungen aufzubringen, wer ein besseres Mittel wisse als jene Steuern, der möge es sagen. Aber, sagen die Bürger, ist denn der Magistrat nur der Scherge der Polizei, hat er nicht die Stadt zu vertreten, auch gegen die Regierung, die uns ohne Maß überbürdet? Warum widersetzt sich derselbe nicht den ungeheuren Lasten, die Hinckelden uns auflegt, den übergroßen kostspieligen Anstalten, die mehr der Eitelkeit des Stifters dienen, als der Stadt nützen? Lehne sich der Magistrat dawider auf, klage er bei dem Staatsministerium, dem Könige, und wenn alles nicht hilft, so lege er seine Stellen nieder, so auch die Stadtverordneten: wenn man dann die ungerechte Gewalt dennoch fortsetzt, so mögen wir und die ganze Welt wenigstens wissen, daß wir unter einem Pascha-Regiment leben! — Der Magistrat abdanken! welcher Einfall! Der jetzige Magistrat, mit Herrn Krausnick an der Spitze, dem

lebenslänglichen Mitgliede des Herrenhauses! Eher kann allen Bürgern Berlins das Fell über die Ohren gezogen werden! —

Frau Doktorin Meyer, früher Luise Asten, ist mit besonderer Erlaubniß des Herrn von Hinckeldey hier angekommen, um während einiger Tage zum Behuf ihrer Auswanderung nach Amerika die nöthigen Anstalten zu treffen. Der General von Wrangel liebäugelte einst mit ihr, als sie die Kranken und Verwundeten in Schleswig-Holstein pflegte; ob er sich auch jetzt wieder um sie bekümmern wird? —

Man sagt, der König sei gar nicht beruhigt über die politische Lage Preußens, — vor kurzem noch schien er es in freudigem Stolz, — sondern empfinde schmerzlich, daß die Königin Victoria ihm mißtraut, der Kaiser von Oesterreich ihm grollt, und der Kaiser von Rußland ihn wohl persönlich einigermaßen, aber politisch gar nicht beachtet. Personen, die dem Könige nahe stehen, versichern, daß er öfters den Lustigen nur spiele, um die tiefe Schwermuth, an der er leide, zu verbergen. Dabei wird er immer mißtrauischer. Man sucht ihm alles, was ihn umgiebt, zu verdächtigen. —

Montag, den 23. April 1855.

Geschrieben: Erörterung politischer Fragen und Standpunkte, Vertheidigung des Fürsten von Metternich in seinem frühern Verhalten gegenüber von Rußland, er hatte früh das Richtige gesehen, das Zweckmäßige gewollt, aber dem Einflusse, den er bestritt, sich zuletzt fügen müssen, da weder Wellington ihn verstand, noch Frankreich, und am wenigsten Preußen ihn unterstützte; jetzt erlebte er die große Genugthuung, daß die Welt wenigstens seine Voraussicht anerkennen muß. —

Die Montagspost wieder sehr gut. Sie trifft immer den Nagel auf den Kopf! —

Ueber Louis Bonaparte's Besuch in London urtheilen die

deutschen Blätter meist unbefangen und ungeblendet, man sieht nur beiderseitige Schwäche darin; englische und bonapartistische (nicht französische!). Ueberhaupt, sieht der Staatsstreicher sich in Verlegenheit, die er zu decken wünscht. Seine großen Moniteurartikel sind redende Zeugnisse, er will sich beraus-reden. So schnell verschwinden die Täuschungen, verbraucht sich die Macht! In Frankreich mag es beunruhigend aussehen! — Louis Bonaparte hat der französischen Akademie das Recht ihre Mitglieder zu ernennen, zum Theil entzogen und dem Unterrichts-minister beigelegt. Bereits sind zehn neue Mitglieder (zur Klasse der moralischen und politischen Wissenschaften) ernannt. Die Gelehrten sind stutzig und aufgebracht, fügen sich aber. In der Akademie war bisher eine noch starke Opposition, die jetzt ge-brochen wird. Nebendinge, doch wichtig im Zusammenhang mit allem Uebrigen. — Herr Dr. Keller wollte mich besuchen. —

Beim Durchsehen dieser meiner Blätter fällt mir auf, daß ein reichlicher Vorrath von Schimpfworten darin wiederholt vorkommt; aber es ist sehr natürlich, denn Schimpfworte sind einmal die bequeme Abkürzung mancher Bezeichnungen, die in andrer Art allzu weitläufig ausfallen würden, und dann sind sie überhaupt jetzt in verstärktem Gebrauch, sie sind aus dem untern Volke zu den gebildeten Klassen heraufgerückt, und besonders am Hofe ging und gabe. Wie kann man sich vor solchen An-steckungen genug hüten! Manche Namen werden gar nicht ausgesprochen ohne den Zusatz Schweinehund, Racker oder Kanaille, und woher solche Worte kommen, dahin kehren sie auch wieder zurück. Auch werden bloße Namen jetzt Schimpf-worte; wie vor vielen Jahren der Name Schmalz, so jetzt Gerlach, Wagener ꝛc. „Sie sind ein rechter Gerlach!“ Ein Student, der dies zu einem andern sagte, hat sich mit diesem schlagen müssen. Auffallend ist es, wie in den höchsten Kreisen fort-während auf die höchsten Personen geschimpft wird, man legt sich kaum noch einen Zwang auf, die Bedienten hören es mit

saur

BIBLIOTHEK DER DISCH. LITERATUR
VARNHAGEN VON ENSE, K. A.

3-598-53028-5
FN. 12180/005

an. Wo der König am meisten seine Gunst und Gnaden, seine Ehren verschwendet, da zeigen sich seine entschiedensten Widersacher, seine persönlichsten Feinde: die angesehensten Familien des Landes, die sich freilich bei Gelegenheit den Anschein geben, ihm in treuester Liebe und Ehrfurcht anzuhängen, machen ihn und seine Neigungen zum Gegenstand ihres Spottes, ihres Hohns! —

Die Neue Preußische Zeitung bringt heute Abend einen sarkastischen, fast schmähenden Artikel gegen Louis Bonaparte. Sie weist nach und nach den Gedanken, man könne, auf Rußland gestützt, ohne sonderliche Gefahr mit Frankreich anbinden. Dem Könige schmeichelt und gefällt das sehr, wenn er auch äußerlich das mißbilligen muß. Der Lieblingswunsch wäre, wiederholt in verbündeter Einheit mit Rußland und Oesterreich gegen Frankreich loszugehen. Sie meinen noch nie so nahe daran gewesen zu sein, ganz Europa dem Joch der Reaktion zu unterwerfen, Thron und Altar — wie sie es nennen — in altem Glanze herzustellen, das heißt: Adel und Geistlichkeit, denn an den Fürsten ist ihnen nur insofern gelegen, als sie jenen dienen. —

Ich blieb zu Hause. Einiges gearbeitet, viel überdacht. — Ich habe keinen Freund mehr, dem ich jetzt mein ganzes Innere sagen könnte; ich werde manche meiner Anschauungen und Urtheile mit in's Grab nehmen müssen! —

In Schillers Briefen. Französisches. —

Der Hanswurst Gerlach macht die zweite Kammer lachen, indem er erklärt, er gehöre nicht zur äußersten Rechten! Erbärmlicher Spaß! —

Dienstag, den 24. April 1855.

Nachrichten aus Wien, daß die Friedensverhandlungen einstweilen abgebrochen, das heißt auf unbestimmte Zeit ver-

tagt ſind, weil Rußland in Betreff ſeiner Seemacht im Schwarzen Meere den Forderungen Frankreichs und Englands widerſpricht. Was wird nun Oeſterreich thun? Zögern wie bisher. Die Ruſſen haben neuen Muth bekommen, ſie ſehen die ſchlimme Lage des Feindes in der Krim, die Unſicherheit Bonaparte's in Frankreich und ſie dürfen Preußen jetzt nicht fürchten, auf Oeſterreich vielleicht ſchon hoffen. Ich meinerſeits mag mir jede Wendung dieſer Dinge gefallen laſſen, wohin die Niederlage in dieſen Kämpfen fällt, immer trifft ſie mir den Feind, die rohe Herrſchergewalt, den Freiheitsunterdrücker. Wenn der Sieg der Weſtmächte Polen herſtellt, in Rußland Freiheitsſaaten ausſtreut, gut! Wenn aber der Sieg der Ruſſen daſſelbe thut, und den — in Frankreich ſtürzt, noch beſſer! —

Die fortgeſetzte furchtbare Beſchießung Sebaſtopols liefert noch immer kein Ergebniß, artet in nutzloſe Verſchwendung aus. —

In unſerer erſten Kammer hat der Graf von Arnim-Boitzenburg zur innern Verſöhnung und Einigung geſprochen, und die Gehäſſigkeit der Kreuzzeitungspartei getadelt. Nachdem ſie jahrelang den ſchändlichſten Mißbrauch der Macht geübt, die ſie nur durch die Milde und das Maß der Volkspartei wiedererlangt, wollen ſie Verſöhnung! Spät, ſehr ſpät! Aber allerdings können ſie auch heute noch auf den Edelmuth des Volkes rechnen! Einzelne denken freilich anders, und wollen Rache! —

Der Bundestag hat dem Könige von Hannover Vollmacht und Auftrag ertheilt, die beſtehende Landesverfaſſung im reactionairen Sinn, und beſonders zu Gunſten der Ritterſchaft, abzuändern. Aufregung und Mißſtimmung darüber, beſonders auch Stüve's und ſeines Anhangs. Wird nichts helfen! Stüve wird die Niederlage nun ſelbſt erleiden, die er früher Andern gern bereitet und gegönnt hat. —

Mittwoch, den 25. April 1855.

Lebhafte Träume; auf einem Bahnhofe lange Wartezeit, herrlicher Garten, der in wilde Felsengegend endet, ich ging ganz allein da hinauf, sah die schönste Gegend, den prächtigsten Himmel; Rahel war in der Nähe, aber auch meine Mutter, uralt, doch rüstig dabei; sie wäre jetzt im hundertsten Jahre! Der Traum hinterließ frohen Eindruck. —

Geschrieben. — In meinen Papieren gearbeitet. —

Urtheile über den verstorbenen Kaiser Nikolaus; der General Graf von Toll sprach wegwerfend und verächtlich von ihm; ein andrer General, der lange Jahre in seiner Nähe gewesen, nannte ihn einen hohlen Komödianten, einen feigen, — Menschen. —

„Gegenwart und Zukunft der Philosophie in Deutschland von O. F. Gruppe. Berlin 1855." Eine ehrliche, ernste und milde Schrift, auch in Betreff Schelling's partheilos billig, seine Schwächen wie seine letzte Wirkungslosigkeit sind nicht verhehlt. Aber, indem Gruppe, wie ein Cicerone, in den reichen Schatzkammern der Philosophie umherführt, zeigt sich seine eigene Armuth! Er hat durchaus nichts zu geben, als die Aufzählung fremden Gutes, das er sich nicht aneignen kann. Er meint, es sei mit der großen Philosophie vorüber; von Leibnitz bis Schelling habe die deutsche Nation ein Jahrhundert hindurch sich in falscher Richtung abgemüht; die Philosophie solle künftig bescheiden sein, sich um Gott und Welt nicht bekümmern, Psychologie und Aesthetik anbauen, vor allem aber keine Systeme mehr gründen! Ein Denker wird sich beschränken lassen, als ob er dann noch ein Denker wäre! Und woher soll die Anwendung kommen, wenn das Anzuwendende fehlt? Das kommt mir grade so vor, als wenn man Jemanden auf Zinsen anwiese, wo das Kapital fehlt! — Eine im Ganzen nutzlose Schrift! —

In Brandenburg, bei dem Trauerfeste, welches das dortige Kürassierregiment seinem gewesenen Inhaber dem Kaiser Niko-

laus in Gegenwart des Hofes, der Generale ꝛc. widmete, lagen die dem Regimente geschenkten Uniformstücke (die Waffenstücke auf dem Altar) des Kaisers, Rock, Hosen, Hut, Stiefel, in der Kirche neben dem Altar zur Schau! Reliquiendienst! „Heiliger Rock, bitt' für uns!" —

Unser „Herrenhaus" will eine Matrikel seiner Mitglieder anlegen. Der Regierungskommissair macht Einwendungen, man solle den Königlichen Anordnungen nicht vorgreifen u. s. w. Es zeigt sich, daß der König Lust hat, den Eintritt der Mitglieder für jede Sitzungszeit jedesmal von einer Einladung abhängig zu machen, die er an die Berufenen erläßt, oder nicht erläßt. Eine solche Hinterthür willkürlichen Einflusses war aber doch nicht zu behaupten, das Gelüst mußte sich zurückziehen, und es erfolgte die ausdrückliche Erklärung, daß das Recht der Berufenen auf der Berufung beruhe, und nicht von der Einladung abhänge. Das Herrenhaus wird dem Könige noch manchen Verdruß machen. —

Eine Ansicht Mirabeau's über Staatsverbände: „Je suis convaincu qu'un grand empire ne peut être tolérablement gouverné que lorsqu'il est constitué en confédération de petits états, et qu'ainsi le nôtre se dissoudra ou se constituera ainsi, je ne doute pas que, si notre gouvernement devient sage, et notre constitution mûre, tous les bords du Rhin, à commencer par vos provinces (belges), viendront s'y ranger et l'on verra enfin jusqu'où peuvent s'étendre les conquêtes de la liberté et de la raison humaine." Diese Vorhersagung ist in gewissem Sinn eingetroffen, und dann wieder, weil die Voraussetzungen sich nicht bewährten, für lange Zeit aufgehoben; allein sie dauert noch fort, und harrt ihrer Erfüllung für ganz Europa! Dem Geiste Mirabeau's konnte hiebei das Beispiel der Vereinigten Staaten von Nordamerika vorschweben. Ich gedenke zugleich der alten deutschen Reichsverfassung, die trotz der Entartung, Unbehülflichkeit und Trägheit, an welchen sie

zu Grunde ging, dennoch zu den größten und der Bedeutung nach edelsten Staatsschöpfungen gehört, die irgend ein Volk geleistet hat. —

Donnerstag, den 26. April 1855.

Muthige Träume von erwünschten Ereignissen, freilich nur Träume, die doch aber in das Wachen freundlich einschimmern. —

Brief von Humboldt, der mir ein an ihn gerichtetes Bekehrungsschreiben mittheilt, mit gespenstischer Erscheinung und Ansprache Wilhelm's von Humboldt, die Goethe'sche „Pfarrerswittib" in etwas anderer Gestalt! Scharfes Wort über die Saturnalien, das freche Fest, die Affenkomödie in London. Sehr brav! —

Besuch von Herrn Grafen Arthur von Seherr-Thoß; über die Gesetze und Sitten in Ungarn, den Kampf der Verfassung und Volksthümlichkeit. Aeußerungen Cavaignac's an Klapka, daß Frankreich nichts für Ungarn thun könne. —

Lord John Russell ist von Wien abgereist, nimmt seinen Rückweg aber nicht über Berlin; beleidigende Aeußerung, er habe an diesem Orte der Konfusion und Gaukelei nichts mehr zu suchen. Der König soll doch sehr empfindlich darüber sein, daß man nicht für nöthig hält, ihn wegen der weitern politischen Dinge anzusprechen. —

Ich höre, daß Herr Professor Gruppe durch seine neuste Schrift den Kultusminister von Raumer zu gewinnen, und die Stelle Gabler's zu erlangen hofft. Dadurch erscheint alles in anderm Lichte, daraus erklärt sich, daß er die Philosophie halb aufgiebt, den Herrn von Radowitz unter die Philosophen zählt, der Theologie nichts anhaben will ꝛc. —

Das Appellationsgericht zu Paderborn hat das Mindener Urtheil gegen den Redakteur der Kölnischen Zeitung vernichtet,

diesen freigesprochen, und eine etwaige weitere Anklage nach Köln gewiesen. Aber die Regierung will doch den Grundsatz aufrecht erhalten, daß jedes Gericht im ganzen Staate kompetent sei, einen Redakteur vorzuladen und zu verurtheilen. Herr von Hinckeldey drohte neulich dem Herrn Müller von der Vossischen Zeitung mit scharfen Maßregeln, und als dieser einwandte: „Dazu haben Sie kein Recht!“ antwortete Hinckeldey lachend: „Aber die Gewalt! Sehen Sie zu, wie weit Sie mit Ihrem Recht kommen!“ Ein bei Gelegenheit in Erinnerung zu bringendes Wort! —

Herr von Senfft-Pilsach hat in der Kammer zu sagen gewagt, Volk und König seien nirgends in so glücklicher Einigung als in Preußen. Einige staunten, Andere lachten über eine Behauptung, die allen Parteien als eine handgreifliche Unwahrheit erscheint. Die Kreuzzeitungspartei will diese Einigung am wenigsten zugestehen; wenn die Sache so wäre, so hätte die Partei keinen Boden zum Auftreten, wo bliebe ihr Verdienst und Werth, wenn alles royalistisch wäre? —

Der alte vieljährige Prozeß gegen Herrn Benecke von Gröditzberg, wegen gespielten großen Betruges, ist erst jetzt vom Stadtgericht dahin entschieden worden, daß der Angeschuldigte straflos zu bleiben habe, nicht weil er unschuldig sei, sondern weil Verjährung ihm zu gute komme. Schon vor acht Jahren war das Kammergericht zu diesem Erkenntniß gekommen, durch das neue Gerichtsverfahren hatte jedoch die Entscheidung an das Stadtgericht übergeben müssen. —

Freitag, den 27. April 1855.

Geschrieben. Brief an Humboldt, ihm das „Pfarrerswittibs“ Schreiben zurückgesandt, mit Bemerkungen; Bedauern über Dirichlet's Weggehen. —

Besuch vom Grafen Archibald von Keyserling. Nachrichten

vom Hof und aus der Stadt, von der Gräfin von Lottum, Lady Ponsonby, vom Grafen von Redern, Ministerpräsidenten von Manteuffel ꝛc., ꝛc. —

Der Minister des Innern hat durch einen Erlaß an die Regierungen bekannt gemacht, daß die gutsherrliche Polizei keineswegs aufgehoben sei, immer fortbestanden habe, und es dabei stets auch verbleiben solle. Wie sich das mit der Verfassung verträgt? was fragt er darnach! Und die Kammern mucksen nicht! —

Die erste Kammer hat das Konkursgesetz nur mit einigen Verstümmelungen angenommen. Es ganz abzuweisen, wollte der Kreuzzeitungsparthei nicht gelingen. Die Stahl, Pernice, Senfft von Pilsach und ihre Spießgesellen thaten ihr Möglichstes. —

Einige kleinere Zeitungen, in Preußen, in Westphalen, haben von der Polizei Verwarnungen erhalten wegen Artikeln, die schnöde gegen Frankreich, d. h. gegen Louis Bonaparte und gegen England loszogen. Auch das elende, dem Erlöschen nahe Blatt des Ruhr hier in Berlin ist deßhalb verwarnt worden. Diese französische Polizeimaßregel ist bei uns nicht gesetzlich. Aber doch! —

Nachmittags Besuch vom Herrn Dr. *. Aus guter Quelle weiß er, daß der Justizminister den Stadtgerichtsrath Schlötke zum Kammergerichtsrath machen wollte, der König aber dies durchaus nicht gewollt hat, und ganz wüthend gegen den Minister gewesen ist. Dem Schlötke wirft man jetzt vor, daß sein Eifer im schändlichen Prozeß gegen Waldeck doch keinen Erfolg gehabt, daß Waldeck mußte freigesprochen werden! Das Verdienst wird zum Gegentheil, und der Dank zum Haß. Mögen sich alle augendienerischen Buben hier spiegeln! —

Gestern fand noch eine Friedensberathung in Wien Statt, eine erfolglose. Man erwartet Oesterreichs Auftreten im Kriege; doch sind die Verhandlungen nicht so abgebrochen, daß sie nicht gleich wieder könnten aufgenommen werden. —

Offiziere, was sehr in Verwunderung setzt, haben sich laut und heftig gegen den Kultus erklärt, den man mit den Röcken und Hosen — Kleedagen, sagt man berlinisch — des Kaisers Nikolaus treibt, sie sprechen mit verachtender Empörung von der unwürdigen Zeremonie in Brandenburg. —

Mirabeau wollte das Königthum retten, nachdem er die Freiheit hatte erobern helfen, er sah in jenem sogar den Schutz der letztern. Tausende von Freiheitsfreunden dachten wie er, auch mein Vater war für das Königthum wie für die Freiheit, auch meine Ansichten und Empfindungen stimmten überein: im Jahr 1848, als das Königthum, das preußische, bedroht war, sann ich ernstlich, was zu seinen, zu des Königs Gunsten zu thun sei. Hat die Entwickelung der Dinge gezeigt, daß wir Alle im Irrthum waren, beides — Freiheit und Königthum — vereinigt festhalten zu wollen, so war es doch ein schöner und edler Irrthum, und ein verzeihlicher, wenn selbst ein Mirabeau ihn haben konnte! — Mirabeau's ausführlicher Plan für das Benehmen des Hofs — eine Denkschrift von größtem Umfang — ist ein Meisterwerk von Scharfsinn, Sorgsamkeit, Schlauheit, zerfällt aber doch bei seiner Riesenhaftigkeit in kümmerliche Kleinlichkeit und polizeiliche Gemeinheit. Und an Ausführung war gar nicht zu denken, bei diesen Menschen, die als Werkzeuge dienen sollten, und bei diesen, zu deren Gunsten gewirkt werden sollte! Mirabeau erweckt das größte Bedauern, es ist ein Jammer, den Heros sich in Ränken zerbröckeln zu sehen. Die großen Augenblicke, die er dazwischen immer wieder hat, zeigen, daß er gleichwohl noch er selbst war! —

Sonnabend, den 28. April 1855.

Nachrichten aus der ersten Kammer; Eigensinn, Leidenschaft und Rohheit unter diesen Vornehmen, die recht eigentlich von Gemeinheit strotzen! Senft von Pilsach einer der Hauptschreier, voll Ungeberde und Bosheit; Pernice, Daniels, nichtswürdige Pedanten, Graf von Merveldt, ein frecher Bursch. Es ist doch gut, daß die wilden Thiere in einer besondern Kammer eingesperrt sind, sie würden gemischt mit der zweiten viel schädlicher sein. Der Fuchs Stahl fehlt diesmal. Das Konkursgesetz hat einige Flecken von ihnen bekommen, ganz zu verwerfen wagten sie es doch nicht! Sie haben die Frechheit gehabt sich auszubedingen, daß ein Junker, wenn er auch Fabrik- und Gewerbegeschäfte treibt, doch nicht als Fabrikant oder Handelsmann angesehen werden soll. Warum nicht lieber gradezu, daß ein Junker, wenn er stiehlt und betrügt, doch nicht als Dieb und Betrüger gelten soll? Sie brocken sich was Gutes ein! Ich verlange nicht Zeuge zu sein, wenn sie — oder ihre Kinder — es einst ausfressen müssen! Kommen wird das einmal! —

Die Polizei hat plötzlich der sehr überhandnehmenden Bettelei gesteuert, und einige hundert Bettler aufgreifen und sie dem Magistrat in das Arbeitshaus abliefern lassen. Da dieses ganz überfüllt ist, so geräth der Magistrat in Verlegenheit sie unterzubringen, und das soll Hinckeldey's hauptsächlicher Zweck sein, denn er haßt den Magistrat, und will ihn zwingen, neue Anstalten zu gründen zum Behuf der Polizei; die Mittel mögen herkommen, woher sie wollen, die Stadt mag seufzen und ihren Magistrat verwünschen. —

Einige wollen in diesem Benehmen die entschiedene Absicht sehen, den Städten ihre Selbstregierung (das Wenige!) zu verleiden, die Wünsche nach Abschaffung der Städteordnung rege zu machen. —

Sonntag, den 29. April 1855.

Telegraphiſche Nachricht aus Paris, daß in den Elyſäiſchen Feldern auf Louis Bonaparte, der ſpazieren ritt, zwei Schüſſe gethan wurden, die nicht trafen. Der Thäter, ein Italiäner, iſt verhaftet. Gebt das wieder los! —

Mich beſuchte der Herr Graf von Wartensleben. Seine Mittheilungen über ſeine neuen Amtsverrichtungen thaten mir wohl; er iſt bei aller juriſtiſchen Strenge ſehr menſchlich und wahrhaft gütig, hat manchen Gefangenen auf ſeine Verantwortung Feſſeln abnehmen laſſen, ihnen auch den Zutritt zur Kirche verſtattet, was ſein Vorgänger den noch in Unterſuchung befindlichen Gefangenen nicht erlaubte. Jede Woche hat er gegen 400 Gefangene perſönlich zu fragen und anzuhören, ihre Beſchwerden, ihre Wünſche. Binnen wenig Tagen hat er ſchon Mißbräuche abgeſtellt. Ich freute mich antheilvoll ſeiner humanen Geſinnungen. —

In George Sand geleſen, in Mirabeau. Die letzte Lebenszeit Mirabeau's zeigt ihn noch in ſeiner ganzen Größe, doch leider auf einem falſchen Boden, auf dem des Hofes, wo ſeine Kraft wie die des Löwen im Käfig keine Anwendung findet; er verfällt in Ränke, Liſten, Rückſichten, Schonungen, ſieht mehr auf die Perſonen, als auf die Sachen, und würde zu winziger Kleinheit verſunken, wenn nicht hie und da plötzlich doch wieder, in der Nationalverſammlung und im Jakobinerklub, der alte Freiheitsfreund ſiegend hervorbräche, und ſelbſt in ſeinen Rathſchlägen an den Hof nicht ſelten ſein Geiſt und Karakter im größten Revolutionsſinne durchſchlügen. Er war aufrichtig, ehrlich, in beiden Richtungen, für die Freiheit wie für das Königthum, er hatte ungeheure Kraft, allein nicht die, das bétail royal zu ſich heraufzuziehen! Seine heftige Feindſchaft gegen Lafayette beruhte auf unſeligem Mißverſtand, er hatte keinen Sinn für dieſen edlen Karakter, er ſah kleinlichen Ehrgeiz und unfähige

weithinaus in hundert andere verflochten sein würde; Frankreichs nächstes Geschick erscheint damit in engstem Zusammenhange. Für die Griechen macht man sich keine Sorge mehr, und eine zweite Nachricht, daß es mit ihrer Sache nun völlig aus, würde nur an die erste erinnern, die unseren kühnsten Zeitungen so schlecht gerathen ist. Die Griechen setzen ihren Kampf unerschrocken fort, damit scheint vor der Hand alles gewonnen, ja mehr, als wenn sie auf dem leichten Siege schon ausruhen dürften. Ich glaube, der russische Diplomat, der mir diesen Sommer sagte, l'indépendance de la Grèce n'est plus une question, hat vollkommen Recht. Selbst in dem Augenblicke der von allen Seiten bestätigten schlimmsten Nachrichten, sagte Herr von Stroganoff in Töplitz auf seiner Durchreise, daß, wenn auch alle jene Nachrichten ganz so wahr seien, wie der „österreichische Beobachter" sie gäbe — was er doch sehr bezweifle — so sei es auch alsdann noch keineswegs mit der Sache der Griechen zu Ende. Eine in dem Munde dieses Mannes sehr wichtige Behauptung, an die man sich bei vorkommender Gelegenheit wieder erinnern mag! —

Das Schreckensereigniß von Lord Londonderry wurde in Töplitz während eines Balles bekannt, ein russischer General erzählte die Sache zufällig dem Könige aus der „Hamburger Zeitung"; diplomatische Nachrichten hatten sich nicht beeilt, daher glaubte man anfangs noch zweifeln zu dürfen. Wie schauderhaft und furchtbar drängt eine solche That sich in die Entwickelungen der Geschichte! Unstreitig ist dieser Selbstmord ein größeres Ereigniß, als manche blutige Schlacht, in welcher Hunderttausende dezimirt werden! Gleich einem Gespenste steht dieser Schatten auf der Gränzscheide zwischen der bisherigen und einer neuen Staatsleitung, man entrinnt seiner quälenden Gegenwart nur, indem man in die neue

Schwäche, wo in der That patriotische Tugend und hochsinnige beharrliche Größe war. Beide Männer konnten einander nicht verstehen, nicht trauen, nicht vereint wirken. Gegen Mirabeau ist auch Lamarck nicht aufrichtig, er spricht von ihm als einem bloßen Werkzeuge, das er gebrauche; doch ist seine Bewunderung ächt und sein Hang zu ihm augenscheinlich. Nichts ist klarer, als daß der Hof, bestellt wie er war, zu Grunde gehen mußte! —

Montag, den 30. April 1855.

Ich hatte eine schlechte Nacht, wenig Schlaf und viel Schmerzen, fühlte mich auch etwas fieberhaft. —

Ich stand mühsam auf, und lagerte mich auf dem Sopha, schläfrig, matt, mit dem Gefühl von Trübniß und Stumpfheit, das mit dem Fieber verbunden zu sein pflegt. — Besuch von Herrn Hermann Grimm; er bringt Nachrichten aus Bonn, daß Bettina von Arnim noch dort sei in sehr geschwächtem Zustande, der die Kinder wünschen läßt, daß sie noch nicht reise. Hier hat unterdessen ihr Sohn Freimund angefangen ihre litterarischen Verwickelungen zu lösen, Schulden zu bezahlen, und sie wird wenigstens diese Unseligkeiten nicht vorfinden. —

Bettina von Arnim hat die Druckerei wieder mit Papier versorgt; ich bekam wieder einen Korrekturbogen. Zur ungelegensten Zeit, unter der größten Verstimmung! Ich machte mich aber doch an die Arbeit, und sah auf's neue, wie nöthig es ist, daß ich selber mich ihr unterziehe; die Leute machen Versehen und Schnitzer in Menge. —

Abends mit Ludmilla nach dem Thee Schach gespielt. Ich blieb auf dem Sopha. Deutsche Sachen aus dem weimarischen Kreise, aus der Zeit Kant's, Jacobi's und Fichte's gelesen; daneben in Mirabeau, alles mit großen Unterbrechungen durch Schläfrigkeit und müdes Hinträumen. —

Die Gegenwart hat einen reichen Inhalt; ich verkenne es nicht, die edelsten Kräfte sind thätig, es bereiten sich ungeheure Verwandlungen, sie sind zum Theil schon fertig da, nur noch bedeckt von der unscheinbaren oder auch häßlichen Hülle, unter der sie sich bilden mußten. Aber alles dies ist nur für die Geistesbetrachtung vorhanden, für den Gedanken, nicht für die sinnliche Anschauung, für den Lebensgenuß. Von dieser Seite bietet die Gegenwart mir fast nichts! Die dürftigsten, die kläglichsten Erscheinungen bedrängen mich, rücken mir hart auf den Leib, und in keiner Zeit fühlt' ich mich so arm, wie in dieser, an wahrer Befriedigung. Dafür nähert sich mir die Vergangenheit in wunderbarer Weise, sowohl die große allgemeine, als die kleine persönliche, und diese mannigfachen Fäden verschlingen sich zu dem prächtigsten Gewebe, auf welchem die Augen ergötzlich umherzuirren nicht müde werden. Ganze Striche früheren Lebens nehmen mich in ihren Zug auf, und halten mich fest, bis ich sie auf's neue durchgelebt; Knabenzeiten in Hamburg, Studentenjahre, Kriegserlebnisse, und immer schließt sich der große Weltlauf an, ich sehe den ganzen Geschäftsgang in lebendigen Bildern. Wie vergegenwärtigen sich mir alle Revolutionserlebnisse bei dem Buche, das mich jetzt vorzugsweise beschäftigt, bei dem Briefwechsel Mirabeau's und Lamarck's! Ich hatte dem Buche früher nur eine flüchtige Aufmerksamkeit gewidmet, jetzt erst lese ich es genau. Die geringsten Einzelheiten sind mir wichtig, sagen mir was, geben mir Stoff zu Bemerkungen. Ich lerne einsehen, mit scharfer Wahrheit, urtheilen, mit Billigkeit. Mirabeau, Lafayette, Necker, Sieyes, die Königin, der König, alle werden mir klar. Daneben die neuern ähnlichen Verhältnisse, die dabei wirksamen Persönlichkeiten, wenn auch in weitem Abstand von jenen, im Guten wie im Schlimmen. —

„Aus Weimar's Glanzzeit. Ungedruckte Briefe von und über Goethe und Schiller, Geh. Rath von Voigt ꝛc. Her-

ausgegeben von August Diezmann. Leipzig 1855.“ 80 S. in 8. —

Hinckeldey soll zum Grafen von Wartensleben gesagt haben, in zweifelhaften Fällen über die Befugnisse des Gerichtes und die der Polizei möge er sich nur vertrauensvoll an ihn wenden. „Ich werde nicht störrig sein, ich habe so große Macht, daß ich gern etwas davon abgeben kann!“ So erzählt *. Diese Aeußerung Hinckeldey's hat das Bedenkliche, daß solche Ruhmredigkeit gewöhnlich erst eintritt, wenn die Sache beginnt unsicher zu werden. —

Dienstag, den 1. Mai 1855.

Unsere Kammern eilen dem Schlusse zu, die größte Ungeduld überstürzt die noch abzumachenden Geschäfte; die zweite Kammer hat daher die Flecken, welche die erste dem Konkursgesetz angehängt hat, ungetilgt gelassen, um nur das Ganze nicht auf ein ganzes Jahr zurückzusetzen, das Ehescheidungsgesetz dagegen bleibt unerledigt. Es hat noch böse Reibungen gegeben, besonders auch mit dem Junkerthum in der ersten Kammer, das den Ministern viel Ungemach verursacht. — Es ist möglich, daß dies Verfassungswesen nach und nach im Staat und Volke sich befestigt, gedeihlich aufwächst und erstarkt, es ist möglich, daß einst wahre Freiheitsfrüchte davon entstehen, und spätere Zeit dankbar auf die Anfänge zurückblickt, deren jämmerliche Gestalt man alsdann vergessen hat; aber wer diese mit ansieht, die Nichtswürdigkeiten und Feigheiten, Heucheleien und bösen Ränke, die schurkischen und hämischen Betheiligungen alle, dem kann selbst der Gedanke an die herrlichsten künftigen Früchte nicht über den Ekel hinweghelfen, den dieser angehäufte Unrath jedem edlen Sinn erregen muß. Und welche Persönlichkeiten! Die besten haben etwas Lumpiges, wo nicht Schuf-

tiges an sich. Hin und wieder ein braver Philister, ein Held nirgends. —

Ich prüfe mich täglich, ob ich in meinen Urtheilen nicht zu hart bin, nicht ungerecht gegen Personen und Verhältnisse, für die gewiß manches zur Entschuldigung sich sagen läßt; aber ich muß mich doch in diesem Betreff ziemlich freisprechen. Ich würde vielleicht in vielen Fällen nichts Besseres thun, als die Getadelten, aber mein Urtheil würde dann auch gegen mich selbst eben so streng ausfallen. Die Erkenntniß der Wahrheit läßt sich nicht herabstimmen und mildern, allein im Benehmen, wo es auf kein eigentliches Handeln ankommt, bin ich so nachsichtig, mild und versöhnlich, als irgend jemand, den ich kenne. —

In Darmstadt hat die Regierung die Unverschämtheit, von den Ständen eine Million Gulden zu verlangen, um Schulden des Großherzogs zu bezahlen. Und diese Million wird bewilligt werden. —

Hier ist „höheren Ortes" befohlen worden, daß morgen am Buß- und Bettage in der Domkirche und in der Garnisonkirche bei der Litanei die Gemeinde nicht mehr schweigen, wie bisher, sondern mit „ernsten Tönen" in jede hergesagte Bitte mit einstimmen soll! —

Wiener Blätter bringen die wichtige Nachricht, daß in der Ukraine ein Bauernaufstand gegen die Gutsbesitzer ausgebrochen sei. Das Elend in Galizien soll entsetzlich sein. Das russische Polen ist entvölkert und verarmt; dies sind herrliche Zustände! —

Mittwoch, den 2. Mai 1855.

Meine Nacht war erträglich, die Träume doch verwirrend unangenehm. Ich versuchte zu schreiben, es gelang einigermaßen. Eine mehrmals vorgenommene und immer wieder zurückgelegte Arbeit auf's neue überlegt, die Schwierigkeiten

erwogen und den möglichen Erfolg: aber ich kann auch heute noch keinen Entschluß fassen. —

Besuch vom General Adolph von Willisen; er reist auf ein paar Wochen nach Erfurt. Seine Sachen sind siegreich angenommen, und die Ausführung ist in vollem Schwunge, doch hat er noch fernere Vorschläge durchzusetzen. Nachrichten vom Hof, von den Ministern ꝛc. Unwillen über Oesterreichs Zögern; die Unentschlossenheit des Generals von Heß, der keinen Unternehmungsgeist besitze und die Russen fürchte, wird hart beschuldigt! Man wünschte, der Russenfeind Hainau lebte noch!!! Der würde längst die Feindseligkeiten herbeigeführt haben! Diese Stimmung gegen Rußland ist in vielen unserer besten Offiziere, doch müssen sie solche am Hofe sorgfältig verbergen. Sogar der General Graf von der Groeben ist öfters in diesem Fall, aber ich denke, der weiß kaum selber, was er meint, und spricht nach zufälligen Eindrücken, die er nie festzuhalten vermag. Die Generale von Wrangel, Graf von Nostitz und Andre, die jetzt ganz für Rußland zu sein scheinen, würden sogleich russenfeindlich sein, wenn der Wind sich entschieden drehte. Nichts seltener in dem, was zu dieser Zeit voransteht, und sich geltend machen darf, als Karakter; gewiß fehlt er nicht in Preußen, aber auf dem öffentlichen Schauplatz hat er keine Stätte, er muß in Zurückgezogenheit sich verbergen. Man freut sich willenloser Werkzeuge, der schofelsten Mittelmäßigkeiten, ja selbst die falsche Augendienerei ist willkommen! —

Nachrichten aus Paris über den Italiäner, der auf Bonaparte geschossen hat. Unzulänglichkeit der Polizei, der besondren corsischen, von der sich der Uncorse bewachen läßt. Sonst wird jeder Meuchelmord mit Empörung verabscheut und verurtheilt, aber diesen hätte man russischerseits o wie gern gesehen! Unsere russischen Junker, die Kreuzzeitungshelden, rufen: „Schade, daß es mißlungen ist!“ Drucken lassen dürfen sie dergleichen freilich nicht! — Es ist schon die Rede

davon, wieder einen General nach Paris zu ſchicken, um Bonaparte wegen ſeiner Rettung zu beglückwünſchen. —

Merkwürdiges Urtheil des Grafen von Lamarck (oder vielmehr damals ſchon Fürſt Auguſt von Arenberg) in einem Briefe an den Grafen von Mercy-Argenteau, aus Brüſſel vom 16. Mai 1793, über die Theilung von Polen: „En effet il n'y a pas un homme de sens qui ait pu croire, avant d'en avoir acquis la certitude la plus positive, que la cour d'Autriche a d'avance prêté les mains à un arrangement aussi funeste à ſes propres intérêts que contraire à la saine moralité des gouvernements. — Quelle inconséquence révoltante à la fois et digne de pitié!! Les mêmes souverains, d'accord d'un côté se coalisant pour dépouiller un souverain inoffensif et se partager ses états, et d'un autre côté se coalisant pour rétablir un autre roi dans toute la plénitude de ses droits, en proclamant des vues de modération et *l'engagement de ne pas s'enrichir par des conquêtes!* Quelle pitoyable dérision! Les conquêtes faites à la suite d'une guerre qu'on n'a pu éviter ne seraient-elles pas plus justes que des actes de rapine et de vol, qui ne peuvent trouver ni prétextes ni excuses?“ Zu jener Zeit hörte ich faſt wörtlich dieſelben Bemerkungen von meinem Vater vortragen, der auch zu ſagen pflegte: „Hier wollen ſie den König wieder auf den Thron ſetzen, dort wollen ſie ihn herunter haben!“ — Ich hörte dergleichen ſehr aufmerkſam an.

Der König iſt krank, man ſagt aus Aerger über ſeinen Neffen den Prinzen Friedrich Karl, der ſeine Gemahlin ſo mißhandelt hat, daß ſie nach Deſſau zurückgekehrt iſt, und nicht wiederkommen will. Man fürchtete anfangs, das Uebel möchte ſich auf das Gehirn werfen, indeß hat es ſich als bloßes Wechſelfieber ausgewieſen.

Donnerstag, den 3. Mai 1855.

Dr. Meier und seine Frau (frühere Luise Asten) nehmen in der Kreuzzeitung Abschied, da sie nach der Krim reisen, wo der Mann (früher in Bremen) russischer Regimentsarzt sein wird. In der Kreuzzeitung! In russischen Diensten! Luise Asten! „J'y consens!"

In Magdeburg ist vorgestern der Pastor Ublich vom Stadtgericht zu einer Woche Gefängniß verurtheilt worden, weil er die ihm abschriftlich mitgetheilte Verfügung des Gerichts, durch welche dieses die vorläufige polizeiliche Schließung der freien Gemeinde billigt, veröffentlicht hat; das Blatt, worin dies geschehen, soll zerstört werden. Ist darin Menschenverstand? Die Form wird richtig sein! —

Heute Nachmittag sind auf dem Schlosse die Kammern durch den Ministerpräsidenten entlassen worden. Zuletzt war noch ein eigner Fall in der zweiten Kammer wegen Führung der neu zu bauenden Ems-Eisenbahn. Die Minister hatten die Richtung genau angegeben, und die Kammer diese genehmigt, in der ersten aber nahmen jene eine veränderte an, einen Umweg mit großern Kosten. Das sollte nun die zweite Kammer sich gefallen lassen. Die Minister bestritten ihr das Recht, über dergleichen Einzelheiten zu verfügen, und zuletzt bat der Ministerpräsident um Genehmigung, indem er erklärte, wenn sie erfolge, werde die Regierung doch nach dem ursprünglichen Plane verfahren, und der Fall solle die Grundsatzfrage gar nicht entscheiden. „Gebt nach, dann geben wir nach!" Die Genehmigung erfolgte. Kann man sich kindischere Jämmerlichkeit denken! —

In Paris deuten die Regierungszeitungen schon auf ein Aufgeben des Krimfeldzuges hin! Sie sprechen von der Uneinnehmbarkeit Sebastopols. — Vor kurzem noch rühmte ein angesehener General, die Sache der Westmächte stehe dort glänzend, selbst was anfangs ein Mißgriff scheinen konnte,

ſtelle ſich als Vortheil heraus, die ruſſiſchen Kräfte wurden dort aufgezehrt, gelähmt wenigſtens. Umgekehrt, die Franzoſen ſtehen dort in fruchtloſer Arbeit, und die ganze Kriegsführung iſt eine verfehlte. —

Freche Aeußerung Louis Bonaparte's, es gebe Exiſtenzen, die als Miſſionen der Vorſehung geheiligt ſeien, und denen niemand etwas anhaben könne, bis ſie ihre Sendung erfüllt haben! —

Das Verſprechen des Miniſters iſt ein falſches; die Regierung wird doch den Umweg über Steinfurt bauen; der Miniſter mußte zur Nothlüge greifen, um eine Zuſage des Königs zu decken. Dieſer hatte dem Fürſten von Bentheim-Steinfurt dafür, daß derſelbe ſich geneigt erklärte, ſeinen Sitz in der erſten Kammer einzunehmen, das beſtimmte Verſprechen gegeben, daß die Ems-Eiſenbahn über Steinfurt geführt werden ſoll! Welch ein Tauſchhandel! —

Den Zeitungen iſt von der Polizei ſtreng verboten worden, der Krankheit des Königs zu erwähnen, ſo lange nicht Berichte der Leibärzte darüber veröffentlicht ſind. —

Freitag, den 4. Mai 1855.

Leidliche Nacht, aber mancherlei Ungemach von Abenma. — Geſchrieben. In den fruheren Schriften von Oelsner, Georg Kerner, Forſter, Archenholz, Reichardt, aus der Revolutionszeit, herumgewühlt, verglichen, geprüft, Schlabrendorf's, Bollmann's Briefſchaften vorgenommen, Jochmann's Denkblätter, — ein reicher Stoff, der ſich aber noch nicht bezwingen, nicht geſtalten läßt. —

Mitten in dieſer Beſchäftigung kommt mir ein neues Buch, mit dem ich mich ſogleich beſchäftigen muß: „Die deutſche Nationallitteratur in der erſten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts, von Rudolph Gottſchall, erſter Band.“ —

Der König, obschon am Wechselfieber krank, hat bereits eigenhändig ein Glückwünschungsschreiben an Bonaparte gerichtet und durch den Gesandten Grafen von Hatzfeldt überreichen lassen. — In Wien Tedeum. —

Die freie Gemeinde in Breslau will sich als politische Gesellschaft bekennen, darf daher keinen Gottesdienst halten, kann keinen neuen Vorstand wählen, beharrt aber bei ihren Glaubensansichten und dauert daher ohne äußerlich sichtbaren Zusammenhang dennoch fort. Die verfolgende Behörde rechnet auf den Zerfall der Sache, oder hofft die Theilnehmer auf verbotenen Bestrebungen zu ertappen. —

Der Minister des Innern, Herr von Westphalen, empfiehlt allen Verwaltungsbehörden, dem spottwohlfeilen „Sonntagsblatt", einem Ableger der Kreuzzeitung, alle mögliche Förderung und besonders bei dem Landvolk Eingang zu verschaffen; das Blatt werde auch bei den bevorstehenden Wahlen im konservativen Sinn wirken. —

Das Hofgericht in Mannheim hat den Dr. Ferdinand von Löhr aus Werme, wegen Theilnahme am badischen Aufstand, in contumaciam zu 9jähriger Zuchthausstrafe nachträglich verurtheilt. —

Sonnabend, den 5. Mai 1855.

Mein Erkältungszustand schleppt sich wechselnd hin, und wenn er auch weniger schmerzlich ist, so läßt er doch keine heitre Stimmung zu; zwar auch bei völliger Gesundheit fände sie jetzt sich schwerlich! In meinen Papieren gearbeitet; mancherlei Aufgaben überdacht, — ich hätte noch Stoffe genug für mehr als hundert Jahre, nämlich gesunde, arbeitsame Jahre, denn solche wie die jetzigen können leider nicht viel mehr leisten. — Ich wollte heute Briefe schreiben, aber es ging nicht, und es zu zwingen, war denn doch kein Grund! —

In Spanien geht es luſtig her. Die Königin weigerte ſich, den Beſchluß wegen Verkaufs der Kloſtergüter zu unterſchreiben. Gepartero zwang ſie dazu, nach einer halben Stunde hatte ſie unterſchrieben, trotz aller Einſprüche des päbſtlichen Nuntius. Es galt Thron und Krone. —

Die Neue Preußiſche Zeitung bejammert ſcheinheilig, daß das Eheſcheidungsgeſetz unerledigt geblieben iſt, und thut ſehr kläglich, weil unter der alten Landrechtsgeſetzgebung die Scheidungen in entſetzlicher Weiſe zunähmen. Das iſt eine freche Lüge! Der Miniſter des Innern hatte dem ſtatiſtiſchen Bureau aufgetragen, die thatſächlichen Zahlen genau anzugeben, in der Hoffnung, das Ergebniß werde ſo ausfallen, daß in den Kammern ſiegreich damit aufzutreten ſei; aber ganz im Gegentheil, das Ergebniß war, daß im Verhältniß der großen Zunahme der Bevölkerung die Scheidungen ſich bedeutend vermindert haben, und der Miniſter war ſehr betroffen darüber. Aber das Lügenblatt ſtellt doch die falſche Behauptung auf. —

Die Nationalzeitung macht bekannt, daß die hieſige Poſt Briefe und Sendungen nach Balaklava über Trieſt oder Marſeille zu befördern ſich weigere, der Verkehr könne nur durch Rußland gehen; alſo gar nicht. Sobald man dieſe Dummheit weiß, kann man ſie leicht umgehen; aber die Dummheit bleibt dabei was ſie iſt! —

Immer allgemeiner wird erkannt, wie Louis Bonaparte ſich durch ſeine Kriegsführung in Verlegenheit gebracht, die Kräfte Frankreichs vergeudet, England faſt zu Grunde gerichtet und deſſen innerſte Schäden aufgedeckt hat. Der — wirkt in der That für andre Zwecke als er will! Lumpen und Feige huldigen ihm, ſtaunen ihn an; Anſehn und Würde hat er bei den rechtlichen Leuten nicht im geringſten. Wenn er fällt, werden diejenigen am meiſten auf ihn ſchimpfen, die ihn jetzt fürchtend anbeten. —

Die Verfaſſungsreviſion in Hannover, vom Bundestag an-

Weise muthig eingeht, und die trübe Dämmerung, die finstere Nacht, im Rücken läßt. Unglaublich ist es, wie sehr sich die meisten Leute über dieses elende Geschick des unseligen Mannes gefreut haben! Es ist etwas Schreckliches darin, als der Gegenstand allgemeiner Verwünschung zu fallen, da selbst den ärgsten Verbrechern die Todesstrafe Mitleid zubringt. Ich finde es aber höchst unglücklich und widerwärtig, daß die Geschichte, statt heiter und schön in freier Machtentwickelung der edelsten Kräfte das Fortschreiten der Menschenbildung zu besorgen, solch unwürdiger, niederschlagender und dunkler Mittel zu ihrem Zwecke bedarf. Hier ist auch Sand und Kotzebue, aber in einer Person, in dasselbe Leben zusammengedrängt! Wie soll man sich gegen solchen Sand in den eignen Adern sicherstellen? —

Von unseren hiesigen Angelegenheiten werden Sie hinlänglich unterrichtet sein. Der Wiedereintritt des Hrn. Ministers von Voß scheint noch nicht die Wirkung hervorzubringen, die davon erwartet wurde. In die Staatsgeschäfte selbst, unabhängig von den Personen, ist durch die Zeitumstände eine Art von Zähigkeit gekommen, an der jeder sich abmühen muß, ohne viel über sie zu gewinnen. Daß Herr von Voß ein durchaus rechtlicher und wohl erfahrener Mann ist, werden Sie wissen; man fürchtet nur, er sei in der heutigen Stellung der Dinge allzu fremd! Es wird fortwährend versichert, die Provinzialstände der Mark würden am 3. Januar proklamirt und ihre Verfassung bekannt gemacht werden. Eine sonderbare Erscheinung ist die Schrift des Hrn. Geheimeraths Schmalz, welche den von obenher gebilligten Ansichten folgend, und sogar einzelnen persönlichen Meinungen huldigend sich erlaubt, Dinge zu sagen, die sich in den ärgsten Umtrieben auszeichnen könnten; ich rechne dahin die Hinweisung auf die Vereinigten Staaten von Nordamerika, die

befohlen und von dem eignen Könige besonders gewünscht, zeigt auf's neue, was die deutschen Völker von ihren Fürsten und dem Bundestage zu halten haben. Recht so! Jede Spur von Freiheit muß verschwinden! Nur geschieht alles so langsam. Gleichzeitig mit Hassenpflug in Kurhessen hätte das hannöversche Junkerthum siegen sollen! —

Sonntag, den 6. Mai 1855.

Die Nationalzeitung sehr gut über die schmachvolle Umstürzung der in Hannover bestehenden Verfassung; das Bischen Freiheit und Ruhe, die dort noch bisher sich erhielten, müssen dem Junkerthum geopfert werden. Was das für Früchte bringen wird! Ich werde sie nicht sehen, und will sie auch nicht sehen. —

„Geschichte meines Lebens von Ludwig von Baczko" drei kleine Bändchen, durchlaufen: einige Angaben darin liefern bestimmte örtliche Farben, besonders aus der früheren Zeit, im Ganzen wenig Erhebliches, die Nachrichten über die Stiftung des Tugendbundes (des sittlich-wissenschaftlichen Vereins) sind zu beachten. Den unglücklich Erblindeten muß man bemitleiden, in seiner Thätigkeit anstaunen, aber aus seiner eignen Schilderung geht hervor, daß er ein zwar ehrlicher, aber nicht angenehmer, eitler und rubeloser Mann gewesen, dessen Talente nicht über das Gemeine hinausgingen. In meiner Jugend las ich einige geschichtliche Darstellungen von ihm, die mir damals etwas schienen. —

Montag, den 7. Mai 1855.

Besuch des Herrn v. Wassiltschikoff von der russischen Gesandtschaft. Er bringt mir einen Brief der Gräfin Bludoff und die prachtvoll gedruckte Denkschrift ihres Vaters auf

den Kaiser Nikolaus, die er nach dem Wunsche des jetzigen Kaisers verfaßt hat. Die Angaben des Leibarztes Dr. Mandt sind darin wiederholt, Bruchstücke aus des Kaisers Testament. Die Gräfin wünscht, ein etwaniger Uebersetzer möge mich zu Rathe ziehen; Herr von Wassiltschikoff aber sagt mir, daß der Hofrath Schneider die Arbeit übernommen hat. —

Nachrichten aus Wien. Oesterreich setzt seine Bemühungen für den Frieden fort, macht neue Vermittlungsvorschläge. Man sieht in Wien mit wachsendem Mißtrauen auf Louis Bonaparte, will sich weder auf seine Absichten noch auf sein Glück mehr recht verlassen, sein Lager bei Konstantinopel erregt Eifersucht, der Besuch in London nach andrer Seite auch, der schlechte Fortgang der Sachen vor Sebastopol, die Schüsse des Italiäners Pianori, alles zeigt eine Unsicherheit, welche zur größten Vorsicht auffordert. —

Elendes Schriftchen des — Mitschke-Kollande gegen die Wentzel'schen Gefängniß- und Strafanstalten-Verbesserungen. Der — vereinigt Frechheit und Dummheit in höchsten Maßen; er ist der größte Freund körperlicher Züchtigung, möge sie ihm reichlich werden! Der Renadlige thut so aristokratisch wie möglich. —

Herr von Hinckeldey ist — oder wird — zum Direktor des Ministeriums des Innern ernannt, mit Beibehaltung seiner bisherigen Aemter. Dieser Beamte — Staatsmann heißt er schon in den Zeitungen — häuft vieles und steigt immer höher, aber im Grunde doch sehr langsam und mit größten Mühen. Doch wird er zuletzt alles erlangen, Ministerschaft, Schwarzen Adlerorden ꝛc. Er erinnert an Rother, der in den Finanzwegen eben so vorrückte, wie jener in den Polizeiwegen. — Gleichzeitig wird auch der Geh. Rath Sulzer — Rochow's Zögling und einst Untergebener von Mathis — Direktor im Ministerium des Innern, Rath erster Klasse. —

Während die katholische Kirche nach Außen große Anstren-

gungen macht und bei Fürsten und Großen neues Ansehn gewinnt, erleidet sie im Innern große Verluste. Die Reformen in Spanien gehen ihren sichern Weg ungehindert fort. In Italien verfällt die katholische Kirche mehr und mehr. In Böhmen gehen Hunderte zum Protestantismus über, besonders auch viele junge Geistliche, die dann freilich meist auswandern. —

Dienstag, den 8. Mai 1855.

Ministerveränderung in Paris, anstatt des Drouin de Lhuys der Graf Walewski Minister der auswärtigen Angelegenheiten, Persigny Botschafter in London. Mehr persönliches, engeres Anschließen an England, weniger Vertrauen zu Oesterreich! — Die Verlegenheiten wachsen. Der — Staatsretter verliert die politischen Fäden, wie er schon die militairischen verlor. —

Der König — er war krank, Wechselfieberanfälle, ist aber wieder in der Genesung — soll die größten Hoffnungen ausgesprochen haben, daß bald ein gänzlicher Umschwung der Dinge erfolgen könne. –

Der ehemalige Vizepräsident von Soiron, aus der deutschen Nationalversammlung bekannt, ist in Heidelberg an der Seite Gagern's vom Schlage getroffen plötzlich gestorben. Ein voller Gothaer! —

Louis Bonaparte nennt aus kluger Vorsicht den alten Napoleon nie seinen Onkel, sondern sagt immer l'empereur Napoléon: auch spricht er nie von seiner Familie, sondern von der Kaiserlichen, oder der des Kaisers. Auf diese Weise giebt er keine Gelegenheit zu spöttischen Mienen oder zweifelnden Blicken, denn er weiß nur zu gut, daß man über seine Geburt gut unterrichtet ist. —

Mittwoch, den 9. Mai 1855.

Die Stettiner Zeitung vom 7. iſt von der dortigen Polizei weggenommen worden, wegen angeblicher Beleidigung der Staatsbehörden, der Kammern und auswärtigen Mächte. Viel auf Einmal! — In Königsberg Verwarnungen. —

Dr. Klencke iſt aus Braunſchweig ausgewieſen worden, er ſoll Verfaſſer eines dort mißfälligen Romans ſein, „Zwanzig Jahre aus dem Leben eines Arztes“, er aber dieſe Autorſchaft läugnen. —

Das „Mindener Journal“, von Dr. Schrader redigirt, hat aufgehört. Die Polizei hat die Preſſen verſiegelt. Hilft ihnen alles nichts! Vor 1848 herrſchte die ſtrengſte Zenſur; was hat ſie geholfen? —

Die eigne Lebensgeſchichte der Frau von Dudevant hat für mich einen Reiz wie kein andres Buch. Wie kein andres Buch erinnert es mich unaufhörlich an Rahel, wegen der großen Aehnlichkeit beider Frauen — trotz aller großen Verſchiedenheit —, wegen der ſtrömenden Gedanken und Bilder, die mich bei dieſem Leſen begleiten. Immer muß ich vergleichen, Lebensverhältniſſe, Gemüths- und Sinnesart, Geiſtesſchwung, Wahrheitsliebe, Entſchloſſenheit. Immer muß ich mir die Frage aufwerfen, mit welchem Sinn, mit welcher Freude würde Rahel dies leſen, mit welchen überraſchenden Worten ihre Eindrücke wiedergeben! —

Donnerstag, den 10. Mai 1855.

Druckbogen von Arnim's Gedichten. —

Der Graf von Dohna-Reichertswalde thut Einſpruch gegen die Aeußerungen des Rundſchauers der Kreuzzeitung, der die Gegner des Ehegeſetzes in der erſten Kammer unreiner Geſinnung verdächtigt hatte. Die Kreuzzeitung muß dieſen Einſpruch ſelber veröffentlichen. —

Merkwürdiger Vorgang mit Herrn Jakob Riesen in Elbing, der als Geschworner einberufen worden, aber sich beim Gericht als ein Mann angiebt, der sich nicht im Vollgenuß der bürgerlichen Rechte befinde; man hat ihm den Gebrauch seines Eigenthums, seiner Buchdruckerei, entzogen, weil er nicht Lauterkeit des Karakters und rechtliche Gesinnung, weil er Mangel an Rechtlichkeit, Reellität und Karakter habe; so lauten die Ausdrücke, die der Regierungspräsident von Blumenthal in Danzig gegen ihn schriftlich gebraucht habe; wie könne derselbe Mann ihn dabei doch auf die Liste der Geschwornen setzen? — Das Gericht, im Einverständniß des Staatsanwaltes, erklärt Herrn Riesen als vollkommen geeignet, Geschworner zu sein, und er tritt demnach als solcher ein. Hiedurch hat das Gericht mittelbar jene Angaben des Herrn von Blumenthal für Lügen und Verläumdungen erklärt. Wohl bekomme dem Herrn v. Blumenthal diese wohlverdiente öffentliche Ohrfeige! —

Freitag, den 11. Mai 1855.

Besuch von Herrn Hofrath Hackländer aus Stuttgart; er entschuldigt sich, daß er mich belästige, aber Humboldt habe ihn dazu ermuntert; wir besprechen einige hiesige Sachen, besonders aber schwäbische. Lob Uhland's, seiner tüchtigen Gesinnung, seiner Ablehnung der Orden von Preußen und Baiern. Hackländer reist morgen wieder ab. — Trotz des Regens ausgegangen; bei Kranzler, dann die Stereoskopen besehen, die italiänischen Ansichten; wunderbar, zauberhaft, ich kann mich nicht satt sehen! Doch greift es die Augen etwas an. —

Die Regierung hat eine strenge Verordnung gegen die Konkubinate oder wilden Ehen erlassen; der Geistliche soll zuerst einschreiten, ermahnen, drohen, dann den weltlichen Arm an-

rufen. Schöne Wirthschaft! Das Aergerniß, das man vorgiebt aufheben zu wollen, giebt man erst recht. —

Unter dem Krummstab ist gut wohnen, sagte man sonst. „Das kann man doch von Preußen nicht eben sagen!“ — Von Preußen? wo ist denn hier der Krummstab? wir haben ja den graden Zepter! — „Den Teufel mag er grad sein! so krumm als möglich! Hat es jemals ein pfäffischeres Regiment gegeben, als jetzt bei uns?“ —

Die Nationalzeitung beleuchtet scharf die städtischen Steuern, wobei der Magistrat scharfen Tadel erleidet. Der Haupttadel aber bleibt der, daß der Magistrat nicht den Muth hat, die Sache der Stadt gegen Polizei und Regierung mit Kraft zu vertreten. Die Lasten sind übergroß. —

Der ehemalige Oberbürgermeister von Elbing, Herr Philipps, war bei einer Illumination am Geburtstage des Königs von einem Bürger Namens Barlach durch ein Transparentbild persönlich beleidigt worden, zwei Instanzen hatten den Barlach zu Gefängnißstrafe verurtheilt, der König aber hat ihn begnadigt. Einen Philipps darf man beleidigen. —

Die Nichtigkeitsbeschwerde des berüchtigten Malmène ist vom Gericht zurückgewiesen worden. Jetzt sammelt man Unterschriften bei den Bürgern zu einer Bittschrift für ihn, der König soll ihn begnadigen. Die Sache könnte zweifelsohne gelingen, wäre nicht der Umstand, daß die Polizei und besonders ihr Haupt diesmal dem Uebelthäter gram sind. —

Der König ist noch nicht hergestellt, sondern kränkelt auf bedenkliche Weise. Man hat ihm einen Aufenthalt in Erdmannsdorf vorgeschlagen, zum Behuf einer längern Kur. Seine nächsten Reisen, die schon angekündigt waren, sind aufgegeben. Er hat sich seine Krankheit durch Erkältung in einer Kirche geholt; er wohnte dem Gottesdienste, sagen die Hofleute, nicht als Andächtiger, sondern als Kritiker bei, der die Pre-

digten prüft, das Zeremoniel beaufsichtigt, die Eindrücke beachtet, daher empfindet er keine Langweile. —

Sonnabend, den 12. Mai 1855.

Der Redakteur der katholischen „Deutschen Volkshalle" zu Köln war in erster Instanz verurtheilt worden, die Beamten des hiesigen Preßbureaus, die er beleidigt hatte, sollten Staatsbeamte sein, da sie doch nur Lohnarbeiter des Ministers sind. Das Appellationsgericht hat das Urtheil aufgehoben und den Redakteur Dr. Eikerling freigesprochen. —

Die Ernennung von Hinckeldey und Zulzer zu Direktoren im Ministerium des Innern steht nun im Staatsanzeiger. Noch nicht Exzellenz!

Brief und Sendung von Kriegsrath Müchler. Ein Manuskript, „Kriminalgeschichten aus älterer und neuerer Zeit", das ich anbringen soll! Der Neunzigjährige möchte vor seinem Ende noch einmal gern als Schriftsteller auftreten; aber des Stoffes ist er nicht mehr Herr und seine Schreibart ist veraltet. Ich gönne ihm die Freude, kann sie ihm aber nicht schaffen! —

Nach 8 Uhr kam Herr von Burgsdorf und blieb bis nach halb 10 Uhr. In seiner eigenthümlichen Redeweise, voll Kern- und Kraftworten, erzählte er viel Merkwürdiges, Beißendes, Schnurriges, aus dem Kreise des Hofes, der Gesellschaft. Die sämmtlichen Aristokraten der ersten Kammer für vernagelte Dummköpfe zu erklären, die höchsten Hofbeamten, Minister, Generale, Gesandten, Lumpen und Hundsfötter zu nennen, gegen die Pfaffen und ihre Anhänger die härtesten Schimpfwörter auszusprudeln, ist ihm noch eine milde Art der Bezeichnung. Er erzählt von großen Aergernissen, die in der Heiligen-Geist-Kirche zu Potsdam vor etwa zehn Tagen Statt gehabt, wo die Pfaffen gegen einander gestritten, Mitglieder der Gemeinde mit eingeredet, besonders eine Frau, die durch

ihren Muth und Scharfsinn die Pfaffen in Verlegenheit gebracht. Lob der Familie Radziwill. Unzufriedenheit mit dem Ministerpräsidenten von Manteuffel. — Ueber die Krankheit des Königs, die noch nicht gehoben ist. —

Der Hinckeldey'sche Polizeikummel, der überall etwas leisten und schaffen will, hat sich im Winter mit dem Aufmeißeln der Steinplatten übereilt, und seinen Mißgriff dadurch zu vertuschen gesucht, daß er die Schuld des Unpraktischen auf den zu großen Eifer der Hauswirthe geschoben. Jetzt sieht er sich wieder veranlaßt, seine entschieden ausgesprochene Absicht, mit den plumpen Anschlagsäulen für Zettel auch Anstalten zu einem andern Zwecke zu verbinden, gänzlich abzuläugnen, nachdem der öffentliche Hohn und Unwillen sich stark gegen den letztern Zweck ausgesprochen. —

Sonntag, den 13. Mai 1855.

In Muchler's Manuskript gelesen, mit traurigen Betrachtungen. Der Inhalt ist werthvoll und spannt die Aufmerksamkeit, aber die Darstellung leidet an Trockenheit, Breite, die Sprache an Richtigkeit. Dabei schimpft der alte Mann auf 1848 und 1849, und meint von mir Forderung erwarten zu dürfen! Er kann sich kein andres Heil denken, als ein aus preußischer Aufklärung, preußischer Zucht und preußischer Knappheit des vorigen Jahrhunderts zusammengesetztes. Da findet er in den preußischen Dingen des heutigen Tages freilich seine Rechnung auch nicht! Armer Alter! —

Seit einiger Zeit, besonders durch den Tod des russischen Kaisers angeregt, fassen die Leute die Möglichkeit, daß auch bei uns ein Thronwechsel Statt fände, näher in's Auge und fragen und erörtern, was wir dabei zu fürchten oder zu hoffen haben? Nach meinem Urtheil weder das eine noch das andre

in hohem Grade. Einige Schattirungen werden sich ändern, besonders viele persönliche Einflüsse wechseln, einige Liebhabereien eingehen, andre vortreten; aber im Ganzen wird alles ziemlich den alten Gang behalten, der Staat in demselben Gleise bleiben, in dem aristokratisch-militairisch-reaktionairen, denn wenn auch nicht dieselben Personen die Sachen leiten werden, so wird es doch dieselbe Klasse thun. Es ist mir sogar zweifelhaft, ob die Pietisterei gründlich abgeschafft werden, und das Kunstwesen eine bessre Richtung nehmen wird. Ueberhaupt dünkt mich die Zeit vorüber, wo durch bewußte, kluge Führung von oben das Volk in ruhiger Ordnung zu gebildeter Freiheit und wachsendem Gedeihen emporgehoben werden kann; mir scheinen die nächsten großen Entwicklungen nur durch das Volk unter Wettern und Stürmen geschehen zu können. Das Naturell aber des jetzigen Königs dürfte man in der Folge oft genug vermissen; es ist in seinen jetzt freilich meist dicht verhüllten Grundanlagen nicht despotisch, nicht freiheitsfeindlich. Daher glaubten viele Personen, die den König genauer kannten, im Jahr 1848 sehr entschieden an die Wahrheit und den Ernst seiner Umwandlung, seiner Annahme und Aufnahme der Revolution, sie meinten, er sei nun in die Richtung gerathen, zu der er stets einige Neigung gehabt, von der man nur mit allen Hülfsmitteln ihn glücklich zurückgehalten. Jetzt hegen sie dieserhalb keine Besorgniß mehr! Diese Wege sind verwachsen und verstopft, wie die zu den Gräbern im Friedrichshain! —

Louis Bonaparte hat gestattet, daß die Polen ihm eine Adresse überreichen, und seine im Moniteur abgedruckte Antwort giebt ihnen das Versprechen sich ihrer anzunehmen und eine polnische Legion zu errichten. Das ist eine neue Szene, die sich aufthut; aber wie weit ist es Ernst damit? Er erinnert an das, was der, dessen Erbe er sei, für die Polen gethan. Die armen Polen! Auch der alte Napoleon hat sie ja

verrathen und mißhandelt; was können sie von dem — hoffen? —

Montag, den 14. Mai 1855.

Arnim'sche Druckbogen durchgesehen. Die Montagspost enthält Betrachtungen und Behauptungen über Schiller und Goethe, denen ich in keiner Weise beistimmen kann. Willkürliche Annahmen zur Begründung von Unterschieden, denen in der Wirklichkeit nichts entspricht, die mit dem Wesen beider nichts zu thun haben. Dabei stets das Bestreben Goethe'n in den Schatten zu stellen, Schiller'n in's Licht, den letztern vorzugsweise als Dichter der Freiheit, des Herzens, als dem Volke naher und lieber darzustellen. Ich will dem edlen Geiste kein Unrecht thun, aber weder als persönlicher Mensch noch als Dichter reicht er an Goethe, und wenn er jetzt gelesener ist als dieser, so hängt dies mit Eigenschaften zusammen, deren er sich nicht eben rühmen darf! In dem erwähnten Aufsatze sind merkwürdigerweise auch Mängel und Schwächen von ihm treffend angedeutet, aber im Endurtheil ihr Gewicht so gering als möglich, fast gar nicht angeschlagen. Das Pathetische, Rhetorische, Deklamatorische des Tragikers Seneca ist viele Jahrhunderte hindurch dem höchsten der tragischen Poesie im Sophokles und Euripides vorgezogen worden! —

Besuch von Herrn Hermann Grimm; Nachrichten von Bettina von Arnim.

Mitschke-Kollande hat eine Flugschrift gegen Wenzel's Gefängnißreform zusammengesteppelt, deutsch als wenn es die Fortsetzung der auf ihn gemünzten lateinischen Epistеln wäre. Wenzel ging auf ihn zu, und sagte ihm, er bringe ihm seinen aufrichtigen Dank, daß er diesmal deutsch geschrieben habe: „denn ich gestehe es, Ihr Latein ist mir oft gar zu schwierig!“

gleichsam das Vorbild für die Provinzenverbindung Preußens geben sollen, ferner das Begehren der Initiative der Gesetzgebung für die Stände, in einem Augenblicke, wo der Besitz dieser Initiative bei den spanischen Cortes ein Gegenstand der stärksten Vorwürfe geworden! Herr Professor Buchholz hat eine Gegenschrift in Druck gegeben, sie ist nicht ohne Geist, aber doch ohne Bedeutenheit; ihr fehlt das Drastische der französischen Flugschriften. Man glaubt, daß Herr Schmalz antworten werde; da könnte es denn noch mancherlei Scharmützel geben. Herr Dr. Schleiermacher hätte gewiß gern die Feder ergriffen, besonders da er selbst als „politischer Pfarrer" deutlich genug angezapft worden; aber er darf es jetzt nicht wagen, da noch immer ein großer Schlag über ihm schwebt, den seine letzten Reden und Predigten — man sagt, sie seien sehr loyal und regelfest ausgefallen — noch nicht ganz von ihm abwenden können. —

Es heißt jetzt, der Herr Graf von Goltz würde den Posten von Frankfurt mit dem von Paris vertauschen; ich würde Ihnen Glück wünschen zu diesem Gesandten, mit dem sich gewiß das beste Verhältniß finden läßt, und durch dessen Haus alle Preußen gewinnen würden. Ich habe den Grafen und die Gräfin diesen Sommer viel gesehen, beide sind liebenswürdig und angenehm geselliger Gesinnung. Von Herrn Grafen von Truchseß war auch die Rede, desgleichen von Hrn. Grafen von Flemming, Hrn. Minister von Humboldt scheint man nicht recht gefragt zu haben, auf bloßes Anfühlen mußte er verneinen, um nicht bei zweifelhaftem Erfolge seine Bereitwilligkeit bloßzustellen. Er hält sich sehr still, und lernt Sanskrit, er thut, als ob ihn alles andere gleichgültig ließe; ich weiß aber, daß ihn der brennendste Ehrgeiz verzehrt, und daß seine Maße ihm über alle vorhergängige Berechnung dauert. —

Damit ließ er unter dem Gelächter der Hörer den elenden Burschen verblüfft stehen. —

Dienstag, den 15. Mai 1855.

Wilde Träume von heftigen Kriegsgewirren, denen schneller Friede folgt, alle Truppen marschiren plötzlich heim.

Uhlich's Sonntagsblatt in Magdeburg von der Polizei weggenommen. Seit Schließung der freien Gemeinde hat das Blatt eine weit größere Verbreitung gefunden, es dient als Band des Zusammenhanges. —

Karl Havlicek, böhmischer Abgeordneter zur deutschen Nationalversammlung, der bisher in Brixen leben mußte, hat die Erlaubniß erhalten nach Böhmen zurückzukehren. Oesterreich, das harte Oesterreich, noch immer milder als Preußen; jenes ohne, dies mit Verfassung! —

Unsre Zeitungen werden schon kühner in der Kritik der Handlungen Louis Bonaparte's, der politischen und persönlichen, und die Regierungen, die anfangs mit dem Staatsretter buhlten, ihm Beifall klatschten, jeden Tadel von ihm abhielten, müssen es jetzt gern sehen, wenn er herabgesetzt oder getadelt wird. Der Tadel aber trifft sie mit! —

Neue Wahllisten von Urwählern für die zweite Kammer läßt der hiesige Magistrat anfertigen. Ich hatte heute meine persönlichen Angaben einzutragen, und habe es gethan. Mitwählen aber werde ich nicht. Doch habe ich nichts dagegen, wenn es Andre thun. Jeder nach seiner Luft! —

Mittwoch, den 16. Mai 1855.

Unruhiger Schlaf, lebhafte Träume, gewissermaßen warnende. —

Betrachtungen der Volkszeitung über Louis Bonaparte's

Benehmen gegen die Polen, die ihm nicht trauen sollen. — Bucher deckt in der Nationszeitung eine betrügliche Arglist auf, durch welche die englischen Minister ihre früheren diplomatischen Blößen zu decken versuchen, indem sie ein französisches Aktenstück in der englischen Uebersetzung fälschend mildern. Louis Bonaparte versucht aus den Schüssen Pianori's doch den Vortheil zu ziehen, daß in England die ihm feindlichen Flüchtlinge besondern Maßregeln unterworfen würden, also gegen die englische Freiheit! — Pianori in Paris am 14. guillotinirt; man hatte Begnadigung erwartet. Er starb entschlossen und muthig, auf dem Schaffot rief er noch laut: Vive la république! Vive l'Italie! — Er rief so, der Henker wehrte ihm; schon liegend unter dem Fallbeil rief er nochmals. —

Donnerstag, den 17. Mai 1855.

Geschrieben, einiges in meinen Papieren gearbeitet. — Ausgegangen mit Ludmilla; bei Kanzler; darauf in den Thiergarten; schon unter den Linden, noch mehr im Thiergarten begegnete uns ein Menschenstrom, der aus der Matthäikirche kam, wo Büchsel gepredigt hatte; die Andächtigen waren wegen des Himmelfahrtstages zahlreicher noch als sonst, benahmen sich aber auf dem Heimwege ziemlich lustig; die Kirche wird, wie bei den Katholiken, ein weltliches Vergnügen, man sieht die vornehme, gepaßte Welt, findet seine Bekannten, zeigt sich im Staat und in der Frömmigkeit, macht hin und her einen Spaziergang, und hört einen fanatischen Pfaffen, über dessen verrückte Redensarten man nachher ein Langes und Breites sprechen kann, auch allenfalls spotten, — und nicht wenige thun letzteres! —

In Goethe gelesen; Französisches, Englisches. — Trauriger Tag! Sein Ertrag schwermüthige Betrachtung, unbefriedigtes Zurückdenken! Armuth! —

In meiner Jugend hört' ich von meinem Vater den Geist und die Sprüche Virgil's und Seneca's, Voltaire's und Rousseau's, später von Andern Homer's und Platon's, Lessing's, Goethe's und Schiller's, und alle Strebenden waren mehr oder minder in diesen Namen vereinigt und von ihrer Weihe berührt. Man darf sich nicht wundern, wenn andre Zeiten andre Namen haben, das Alter kann nicht hoffen, seine Jugend fortgesetzt zu sehen. Gut; ich würde mich zu neuen Hausgöttern bequemen, und sie den alten willig beigesellen; aber hat unsre jetzige Zeit deren? wo sind sie zu finden, wo hört man sie nennen? Nichts hindert mich die alten zu pflegen und zu verehren wie sonst, aber ich thu' es allein, die Gemeinde fehlt, oder ist ohne Zusammenhang in alle Welt zerstreut. Aber die Unsterblichen wirken mächtig in der Menschheit fort, am gewaltigsten und gedeihlichsten, wo schon ihr Name sich abtrennt und verliert, ihr Geist wieder aus seiner glänzenden Zusammendrängung sich in's Allgemeine auflöst! —

Seine Exzellenz der schwarzburg-sondershausen'sche Staatsminister von Elsner, früher preußischer Landrath, sind hier aus Schlesien eingetroffen, um zu seinem neuen Wirkungskreise abzugehen. Die Königin hat ihm gesagt, sie habe sich doch gewundert, daß er die Stelle angenommen! Dies hat ihn doch gewaltig verschnupft und verdrossen. Der König und Manteuffel haben sich in die Wette über den neuen Großwürdenträger lustig gemacht. —

Freitag, den 18. Mai 1855.

Sehr schlechte Nacht, erst Schlaflosigkeit, dann ungefüge Träume. — Geschrieben, was der Tag erfordert, dies behält leider stets die Oberhand gegen das, was der Wunsch und die Stimmung möchten! —

Besuch vom Herrn Grafen von Seherr-Thoß; er hat Briefe

aus Sebastopol von einem Fürsten Galizin, der den anstrengenden harten Dienst, das entsetzliche, fast unaufhörliche Geschützfeuer schildert. Wünsche, „daß die arglistige Tücke und Zweideutigkeit Oesterreichs dadurch bestraft werde, daß Frankreich und Rußland Frieden schließen und vereint gegen Oesterreich gehen; nicht die Polen werden dann frei werden, aber die Ungarn und Italiäner!“ Nichts da! Mit dem Willen der Fürsten wird kein Volk frei, und was wäre das für eine Freiheit, die vom russischen Kaiser und von Louis Bonaparte käme! —

Der Vizepräsident des Appellationsgerichtes zu Ratibor, Herr von Kirchmann, der erst aus dem Orient zurückgekehrt ist, hat auf's neue einen mehrjährigen Urlaub von der Regierung erhalten. Haß und Bosheit wirken durch's ganze Land, und ein wie blinder Haß, eine wie dumme Bosheit, die zuletzt nur dem Staat und der Krone schaden! —

In Kassel haben die meisten der ihrer Konzessionen beraubten Buchhändler sie schon wieder bekommen, gegen neue Zahlung der Gebühren. Also wenn gezahlt wird, ist das Gewerbe unschädlich! Gute Lehre. —

Der „Siècle“ in Paris, ein Blatt, das wie alle nichts ohne Erlaubniß sagen darf, spricht ganz offen davon, die Westmächte müßten um Rußland zu zwingen, erst Oesterreich und Preußen bezwingen, und dazu stünden ihnen die unterdrückten Völker, mit Einem Worte die Revolution zu Gebot. Dahin ist es also schon gekommen, zu solcher Drohung! Aber die Revolution wird Louis Bonaparte'n nicht lange dienen, wenn er sie auch dazu ruft; sie wird ihn mit den Andern zum Teufel jagen! —

Unsrer Kreuzzeitungspartei ist sehr bange um die nächsten Wahlen. Sie sucht vor allem der Regierung einzureden, daß diese nicht besseres thun könne, als ihre Beamten und allen Einfluß derselben zu gebrauchen, um die Parthei zu verstärken,

die doch oft genug der Regierung und immer den Beamten feindlich gewesen ist, die den König haßt und den Staat soviel sie kann erniedrigt und zu Grunde richtet! Die Minister haben zu viel zu thun, um jetzt schon mit Ernst an die Wahlen zu denken; sie haben das gute Bewußtsein, daß sie zur rechten Zeit alle Kraft anstrengen und kein Mittel scheuen werden, nach ihrem Sinn und Vortheil auf die Wahlen einzuwirken. —

Der Oberbefehl in der Krim ist von Canrobert auf Pelissier übergegangen; Canrobert dient nun unter diesem, eignem Wunsche gemäß. —

Gerücht aus St. Petersburg, daß an Nesselrode's Stelle der Graf Jermoleff die Leitung der auswärtigen Angelegenheiten übernimmt. —

Sonnabend, den 19. Mai 1855.

Rahel's Geburtstag! Er sei gesegnet und geheiligt! — Geschrieben; in meinen Papieren gearbeitet, vorbereitet; aber der Augenblick des eigentlichen Darstellens erscheint noch nicht, und ihn herbeizuzwingen ist weder nöthig noch angenehm. —

Brief aus Hanau von Heinrich Koenig, nebst dem ersten Bande von „König Jerôme's Karneval".

Ein Schulmann Zander in Pillau war von der Stadt zu einem höheren Schulamt erwählt; der König aber hat seine Bestätigung versagt. Was sind das für Wahlen, bei denen es immer noch einer Bestätigung bedarf! Zander war wegen politischer Aeußerungen in Disziplinaruntersuchung gezogen worden, die mit einem gelinden Verweis endete, zu mehr fand man keinen Grund. Und doch! —

Der General der Infanterie von Reiche ist gestern hier im achtzigsten Jahr gestorben. Nun können seine Denkwürdigkeiten erscheinen! Ob er ihnen wohl einen polemischen Anhang gegen mich beigefügt hat, weil ich ihn nicht als den

eigentlichen Urheber der Schlacht von Groß-Beeren geschildert? —

Sonntag, den 20. Mai 1855.

Nachrichten aus Paris behaupten, die Aussichten zum Frieden seien noch immer offen, Louis Bonaparte gebe das Spiel verloren, und brenne vor Verlangen, das Spiel zu beenden, um es mit besserm Anfang zu erneuen, man dürfe sich durch seine Rüstungen und Drohungen nicht täuschen lassen, er werde nie revolutionair Krieg führen, er wisse zu gut, daß er dann sogar im Gewinnen verloren sei; doch werde er alles thun, um zu schrecken; die Hauptsache sei ihm, den Schein zu retten, den Schein, den er für die Franzosen nöthig hat, daß Frankreich auf dem Gipfel der Macht, des Ruhmes und der Ehre stehe; er werde nicht den Russen nachgeben, aber durch plötzliche Schwenkungen überraschen und alles in neue blendende Fassung zu bringen suchen; es könne die Türkei dazu die Kosten tragen, oder auch Oesterreich, vielleicht Italien. Das mag alles sein, aber man übersieht dabei, daß der — Abenteurer nicht mehr thun kann, was er will, sondern thun muß, was seine Lage gebietet, diese ist mehr bedingt, als man glaubt, er ist einer engen Nothwendigkeit verfallen, die eisern auf ihn drückt. —

In Wien fühlt man die größte Verlegenheit, man weiß nicht, was man thun soll, der Krieg hat große Gefahren, der Friedensstand auch. Man schiebt alle Schuld auf Preußen, das durch seine Unentschlossenheit, sein Wanken und Zögern allein verursacht habe, daß Oesterreich nicht schon kriegerisch aufgetreten sei. Dies ist allerdings wahr, Oesterreich bedurfte fremder Entschlossenheit, um auch entschlossen zu sein. — Man kann es nicht oft genug wiederholen, die tapfern Krieger auf dem Schlachtfeld abgerechnet, ist all das Treiben der jetzigen

Gewalthaber und Regierungen ein Gemisch von Feigheit, Spitzbüberei, Verrath und Lüge; sie haben nicht einmal den Muth, sich selber zu gestehen, wer sie sind, das wäre schon zu viel Ehrlichkeit! —

Im Cicero gelesen, in Koenig's neuem Buche, das die Vorzüge und Mängel seiner früheren hat. —

In Hannover beginnt das Oktroyiren; die Verfassung wird in Folge des Bundestagsbeschlusses abgeändert, zu Gunsten der Ritterschaft, der Vorrechte. Die Regierung erscheint dabei gezwungen, thut aber nur ihren eignen Willen, sonst hätte sie den Zwang verhindern können. Staatsrettung und Oktroyirung sind die artigen Namen für die heutigen Spitzbubenarbeiten. Hannover hatte bisher am wenigsten davon gelitten. —

Spottgedicht auf Hinckeldey mit Reimen auf seinen Namen, „Winkel, Kinkel ꝛc." wegen der Anschlagsäulen, die anfangs noch zu einem andern Zwecke bestimmt waren. Der König hat sehr darüber gelacht, und also auch Hinckeldey selber; der Spott soll ziemlich harmlos sein. —

Es war von Poesieen die Rede, ihrem Werth oder Unwerth, den Hoffnungen, die sie erregen dürfen u. s. w. Ich erkenne jedes Talent willig an, und finde noch löblich, mit Poesie sich zu beschäftigen, auch bei geringem Talent. Aber wenn die Ansprüche, die nur bittweise hervortreten dürften, mich übermüthig herausfordern, wenn man Vergleichungen anstellt, und Uhland in den Schatten, ja Goethe'n sogar zurückdrängen will, dann muß ich scharfes Gericht halten, und jedem sagen, wohin er gehört. —

Montag, den 21. Mai 1855.

Ausgegangen mit Ludmilla. Die Wege zu den Linden waren wegen der großen Parade gesperrt; ich fragte einen

Konstabler, ob ich nicht durchgelassen werden könnte, ich wollte zu Kranzler; er sah mich groß an, dann das blaue Kreuz, und machte ehrerbietig Platz, wir gingen frei durch, niemand sonst. Wer kann da noch zweifeln an dem Werth und der Geltung eines Ordens?! Wir waren doch innerlich empört über die Ausnahme! Die Parade war sehr schön, das Gefolge des Königs überaus zahlreich und glänzend, prächtige Uniformen, schöne Pferde; das Spiel wurde gerührt; der Eindruck des Ganzen war groß. —

Die beiden Bildsäulen neben Blücher's Standbild, die von Yorck und Gneisenau, waren heute früh enthüllt worden; ich konnte nicht bis dahin durch das Gewühl vordringen, ich sah nur aus der Ferne das frische Metall in der Sonne blitzen. — Zur Ehre der zahlreichen Konstabler muß ich sagen, daß sie ihren bei solchen Gelegenheiten mühsamen Dienst mit großer Bescheidenheit und Höflichkeit verrichteten, selbst gegen Leute aus der geringsten Klasse, gegen Jungen und Kinder, sie sprachen bittend, nannten die Leute „meine Herren", waren artig gegen Damen, kurz, benahmen sich als Gebildete. Als der König geritten kam, erinnerte ein Konstabler, die Herren möchten doch die Hüte abnehmen, nicht alle thaten es, aber jener sah sich nicht weiter um, wiefern seine Weisung befolgt werde oder nicht. —

Wir nahmen die neuen Bildsäulen in Augenschein. Die Aufstellung ist sehr mangelhaft. Sie stehen dem Blücher zu nahe und bilden doch keine Gruppe mit ihm. Der Unterschied im Größenverhältniß macht ebenfalls, in diesem nahen Zusammenstehen, einen üblen Eindruck; sie sind alle drei kolossal, aber Blücher ist es so viel mehr, daß die andern beiden es nicht mehr scheinen. Die Aufstellung ist ja auch beim Friedrichsdenkmal eine unglückliche. Geschmack und Urtheil fehlen bei den Personen, die in diesen Sachen zu entscheiden haben; den Künstlern ist auch kein Uebermaß dieser Gaben verliehen,

oder es fehlt ihnen der Karakter, der unvernünftigen Anordnungen beharrlich widersteht. —

Im österreichischen Heer, auch bei den Truppen in der Walachei und Moldau, ist Standrecht angeordnet worden, weil man großen Betreibungen auf die Spur gekommen ist, die Soldaten zum Ausreißen und zur Empörung zu verführen. Russischerseits nimmt man sich revolutionaire Mittel nicht übel, man ruft die griechisch-religiösen, die ungarisch- und italiänisch-nationalen Sympathieen auf.

Dienstag, den 22. Mai 1855.

Unruhige Nacht, Sorgen, die bei Tageshelle gleich verschwinden. — Besuch von Herrn Gottfried Keller, der den langerwarteten vierten Band seines „grünen Heinrich" bringt. Er spricht sehr verständig über Kunstwerke, Drama, politische Schwenkungen. —

Der Prediger Uhlich in Magdeburg läßt die Predigten, die er nicht halten darf, einzeln drucken, und sie werden eifrig gekauft. Sein Sonntagsblatt ist abermals von der Polizei weggenommen worden. Dieses im Volke sehr verbreitete Blatt wird zu dreitausend Abdrücken gedruckt. —

In Wien giebt man unverhohlen zu erkennen, daß Oesterreich sich mit aller Macht nur dann in den russischen Krieg stürzen will, wenn ihm der Besitz der Moldau und Walachei zugesichert wird; auch will man nicht Galizien verlieren um zu Polens Herstellung beizutragen, diese soll, wenn überhaupt, ganz und gar auf Rußlands Kosten erfolgen. Preußen aber wünscht keine Herstellung, sondern nur für sich selber Warschau wiederzubekommen. Wie viele und große Ansprüche! Und für nichts! Was sollen erst England und Frankreich fordern, die schon so viel gethan und gelitten haben? Es wird harte

Schläge geben für die naſeweiſen Selbſtſüchtler! Und auch Gewinne vielleicht. Aber, aber! —

In Paris hält man für möglich, daß Louis Bonaparte plötzlich eine Schwenkung macht und ſich gegen Oeſterreich wendet. Auch in England wird die Unzufriedenheit gegen Oeſterreich ſehr laut. Der engliſche Konſul in Jaſſy hat gegen den Kriegsſtand in den Fürſtenthümern proteſtirt. —

Nachrichten aus Paris erwähnen mit Schadenfreude der Schwierigkeiten, die der Abenteurer findet, ſeine hohen Poſten gehörig zu beſetzen; der Kreis der Leute, unter denen er wählen kann, iſt nicht groß, der Kreis der fähigen außerordentlich klein, und die Umſtände ſind von der Art, daß er die Nothwendigkeit fühlt, nicht nur ihm ergebene, ſondern auch wahrhaft und anerkannt geſchickte Leute zu Miniſtern, Geſandten, Befehlshabern ꝛc. zu haben; die Legitimiſten gewinnt er noch hie und da, doch auf die kann er nicht rechnen; die Republikaner dienen ihm durchaus nicht. Der Mordverſuch Pianori's hat auch im Mißlingen das Anſehn Bonaparte's tief erſchüttert, jederman iſt erinnert worden, auf wie ſchwachen Füßen der Staatsretter ſteht, jederman ſieht an dem ſtandhaften Muthe des Italiäners, welch entſchloſſene Gegner jener hat. —

In Goethe geleſen, im Cicero. Dann hab' ich ein altes Buch wieder vorgenommen: The life of Samuel Johnson, by James Boswell. Angenehm genug zu leſen, beſonders für mich, und reich an Karakterzügen, Anekdoten, Bemerkungen, Angaben aller Art. Am wenigſten aber entſpricht es ſeiner Abſicht, dieſen Johnſon als einen Mann von Genie, von urſprünglichem Geiſt, als einen tiefen Denker und wunderbaren Gelehrten darzuſtellen. Alles in ihm läuft auf Mittelmäßiges und Gewöhnliches hinaus, und zeigt mehr die geringe Stufe der Geiſtesbildung, auf der ſeine Anhänger und Zeitgenoſſen ſtanden, als die hohe und freie, auf der er ſelbſt ſod

...ERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK

Mit großem Bedauern haben wir das Mißgeſchick des Fürſten Salm mit ſeinen Louis'ſchen Wechſeln erfahren. Mit redlichſtem Eifer habe ich hier ſeiner Angelegenheiten wahrgenommen, ſoviel nur möglich war; ihm ſelbſt gute Rathſchläge zu ertheilen, war die Hauptſache; er wußte nicht immer, wie er mit den Leuten daran ſei, und glaubte auch mir die Sache bisweilen in ein täuſchendes Licht ſtellen zu müſſen, Herr Duvez aber wußte in dieſem Betreff beſſer Beſcheid. Es ging alles noch ziemlich gut, und es iſt ein Wunder, daß ſo viel ausgerichtet worden; ohne die wohlgeſinnte Thätigkeit des Hrn. von Stägemann wäre es noch nicht ſo weit gekommen. Bezeigen Sie gütigſt dem Fürſten und der liebenswürdigen Fürſtin unſere Verehrung, und wiederholen Sie ihnen unſer Bedauern, daß wir nicht im Stande geweſen mehr zu ihrer Annehmlichkeit an einem Orte beizutragen, wo wir einheimiſch zu ſein ſcheinen, aber doch gar nicht ſind.

Wie geht es Ihnen, mein theuerſter Freund? Was macht Ihr lieber Sohn, iſt er bei Ihnen, oder in einer Anſtalt? Ich höre von Hrn. von Stägemann, daß Sie ihm den Namen ſeiner Mutter beigelegt haben; Sie haben ſehr recht gethan. Mit den Vortheilen dieſes Namens wird ihm die Ehre des väterlichen ja ſtets vereinbar ſein! Ich wünſche Ihnen und Ihrem Sohne alles Heil und allen Segen auf lange gemeinſam erhaltener froheſter Lebensbahn! —

Herr von Stägemann ſagte mir, er habe etwas von Ihnen für mich erhalten, auch ſtehe einiges mich Betreffende in Ihrem Briefe; er verſpricht Mittheilung. Notizen über ihn, Wolf und Schleiermacher ſollen Sie erhalten, über Gneiſenau habe ich ſie verſäumen müſſen, ich hätte auch keine zu erlangen gewußt; die im Konverſations-Lexikon ſollen unzuverläſſig ſein! —

gestanden haben; für mich ist er nichts weiter als ein englischer Gottsched, etwas kräftiger als der deutsche, das ist alles. Ich muß es für einen großen Nachtheil halten, daß er so viel und so lange gegolten, die Engländer leiden noch an der Verehrung, die ihm gezollt wird; es ist ein wahrer Schaden, daß ihm kein englischer Lessing gefolgt ist. Seine sogenannte Frömmigkeit ist ganz unausstehlich. —

Mittwoch, den 23. Mai 1855.

Korrekturbogen von Arnim's Gedichten; sehr zur Unzeit, wie so oft! —

Hr. Dr. Steinheim aus Rom hier angekommen mit seiner Frau. Er besuchte Ludmilla, die dann mit ihm ging, um die Frau zu begrüßen. Liebe Freunde Assing's und Rosa Maria's. —

Wie Johnson über Voltaire und Rousseau urtheilt! Er möchte sie als Schelme zu Strafarbeit und körperlicher Züchtigung abführen sehen. Wahrlich, ein Ochs, der über Genien Gericht hält! —

Donnerstag, den 24. Mai 1855.

Unruhige Nacht, ungefüge Träume. — Die Volkszeitung bringt gute Bemerkungen über die Naumer'schen drei Regulative und über die Akademie der Wissenschaften; ein Ungenannter hatte die letztere aufgefordert, ein Urtheil in dieser Sache zu sprechen, die Volkszeitung zeigt das Thörichte dieses Verlangens und das Armselige der Akademie. — Geschrieben. — Besuch von Steinheim's; sie loben Rom und Neapel. — Ausgegangen mit Ludmilla. Unter den Linden hatten wir das Vergnügen, den unter dem Namen Pietsch bekannten Berliner Straßenmann zu sehen, der von einer Schaar Jungen verfolgt und von einer neugierigen Menschenmenge begleitet wurde. —

Nähere Aufschlüsse über das Unternehmen gegen Kertsch. Flotte und Truppen wurden gleich nach der Abfahrt wieder zurückgerufen. Uebler Eindruck. Der Befehl muß unmittelbar von Louis Bonaparte ausgegangen sein, so sehr dies vertuscht werden soll. Der Glaube an seine Fähigkeiten ist sehr erschüttert. Er befindet sich in einer dummen Lage. Macht der Industriepalast kein Glück, so ist es schlimmer, als ob eine Schlacht verloren wäre. —

In Boswell gelesen, im „Grünen Heinrich", in Goethe. –

Zweikampf der Gardeoffiziere von Kreßak und von Budden brock in Potsdam, wegen einer Schauspielerin. Beide schwer verwundet. Macht schlechten Eindruck im Volk. Auch der König sehr ärgerlich. —

Herr General Adolph von Willisen wollte mich besuchen. Ihm werden noch viele Hindernisse in den Weg gelegt wegen Verwandlung der Gewehre in Minièbüchsen; der Wille des Königs beschützt nur spärlich. Der Prinz von Preußen ist ein bedeutender Widersacher. —

(Pietsch ist der wirkliche Name eines Sonderlings, dessen Erscheinung in den Straßen die Jugend mehr belustigend als feindlich aufregt, und den Kossak früher einmal beschrieben hat. Der Name soll jedoch übergegangen sein auf alles, was irgend auffällt oder zum Necken Anlaß giebt. Der heutige Pietsch kann nur ein solch abgeleiteter gewesen sein, nicht der ursprüngliche. Der Staatsretter General von Wrangel ist in diesem Sinn auch schon ein Pietsch. — Frühere Gestalten dieser Art: der Sänger Heinsius, die Hundefrolen, der Major von Sydow, der Theater-Schulz, der Major Graf von Schwerin (die Kreuzspinne genannt), der Dichter Orion Julius, Schapse, die Geister (zwei weißgeschminkte Jüdinnen, die regelmäßig nachmittags zu den Zelten gingen). Aus dem Jahr 1818 Held. Linden-Müller, Vater Karbe.) —

Freitag, den 25. Mai 1855.

In Hamburg ein neues Preßgesetz, das den Beschlüssen des Bundestages gemäß eingerichtet werden. Um die einzelnen Bestimmungen mag ich mich nicht kümmern; es ist genug, daß das Ganze ein Werk der Reaktion, der Gewalt und Unfreiheit ist. —

Alle Zeitungen liefern in schlichten Ausdrücken eine Berichtigung der früheren Angabe, daß die Verurtheilten des Märzkomplotts ein Begnadigungsgesuch beim König eingereicht hätten. Ladendorf, Gercke, Falkenthal, Gollmann, Nee und Weidle haben keines eingereicht. Für Andre (Levy ꝛc.) mögen Anverwandte Schritte gethan haben, nicht sie selbst. Der Publizist von heute giebt den vollen Einspruch, den in diesem Betreff die Herren Dr. Tappert und Dr. Gustav Rasch mit ihrer Namensunterschrift an die Zeitungsredaktionen erlassen haben. —

Die Nationalzeitung verarbeitet auf's neue die Regulative des Ministers von Raumer für den Volksunterricht, zeigt deren Absicht und Wirkung ꝛc. Der Widerstand in dieser Sache ist größer als die Regierung glaubt: sie wird nicht durchdringen, der Volksgeist, man kann sagen der Preußengeist ist dawider. —

Wilde Wirthschaft im englischen Unterhause. Die Gebrechen werden schonungslos aufgedeckt, ob geheilt, das ist eine andre Frage. Palmerston, Gladstone, Phillimore ꝛc. sprechen für den Frieden, Palmerston wider geheime Abstimmung mit Gründen eines Manteuffel würdig! Gräßliche Schande des Brieferöffners Graham, der den Layard beschuldigte, durch seine Betreibung den Tod des Kapitains Christie veranlaßt zu haben, und mit allem Pathos eines Gewissenseiferers eine Kotzebue'sche Rührung erzwang, jetzt aber bekennen muß mit beschämender Abbitte, daß er sich gröblich geirrt, daß er selbst den Kapitain abgesetzt und vor ein Kriegsgericht gestellt habe, ehe von Layard's Anregungen die Rede gewesen!

Und der Lump, der jedenfalls durch seine Gedächtnißschwäche — wenn es auch nur diese, wenn es nicht ausgesuchte Schändlichkeit und Lüge wäre — zu jedem Amt unfähig sein mußte, bleibt in dem seinigen, bleibt Minister! —

Warum ich nicht raschen Entschlusses nach Italien reise, oder auch nach Paris und London, das fragen die Leute, darüber wundern sie sich! Ich bin nicht gesund genug, um von solcher Reise den rechten Nutzen und wahres Vergnügen zu haben. Das ist ein wichtiger Grund, den ich angebe, und den man zwar bestreiten will, aber doch muß gelten lassen. Ich habe jedoch noch einen andern, mir wichtigen. Ich mag nicht so heftig die Erfüllung alter Wünsche anstreben, denen früher hätte Gewährung beschieden sein sollen, Wünsche, auf die bei stärkern und höhern Ansprüchen Rahel hat verzichten müssen, auf die für mich jetzt allein zu verzichten mir gar nicht schwer wird! Wenigstens müßte jetzt die Gelegenheit mir gleichsam in's Haus fallen, wenn ich sie benutzen sollte. —

Sonnabend, den 26. Mai 1855.

Sehr unruhige Nacht, geträumte Verlegenheiten und Aufgaben, die gar keine sein können! — Die Nationalzeitung beleuchtet weiter die drei Unterrichts-Regulative des Ministers von Raumer, nennt sie unpreußisch, deckt die Lächerlichkeit des Widerspruchs auf, indem die Regierung erst behauptet, alles sei bis jetzt schlecht gewesen, und dann wieder, alles was sie jetzt betreibe, sei von jeher so gewesen, auch unter Altenstein, der sonst immer der Sündenbock sein muß. —

Der König war beinahe wieder umgestimmt in Betreff der Minié-Büchsen, deren Einführung er befohlen hat, aber schon wieder einstellen wollte. Ein Vortrag des Generals Adolph von Willisen, der ihm zugleich einen umgeänderten Probelauf zeigte und erklärte, hat ihn in dem früheren Beschluß befestigt.

Nun aber ist Willisen nach Erfurt beimgereist, und die Ränke beginnen auf's neue. Als Gegner von Willisen sind diesmal Personen vereint, die sonst wenig mit einander gemein haben. —

Man hofft hier, die Friedenspartei werde in England siegen, das Bündniß mit Frankreich sich lösen, und wenn Krieg fortdaure, so werde er bald zu einer andern Gestalt kommen, ein Krieg der alten Koalitien gegen Frankreich und die Revolution werden. Rußlands Despotismus in unbestrittener Uebermacht, Preußen und Oesterreich und ganz Deutschland in Abhängigkeit, Englands Freiheit beschränkt, Frankreichs Macht geschwächt und der Reaktion überliefert, — welch ein Triumph für die Kreuzzeitungspartei, die Junker und Pfaffen! —

Nachrichten aus Paris verkunden, daß Louis Bonaparte die äußersten Kriegsanstrengungen nicht scheuen und nöthigenfalls die revolutionairsten Versuche machen, die rothe Fahne aufpflanzen wird. Aus seiner Hand werden die Völker selbst die Freiheit nicht annehmen wollen, sie wäre befleckt und unwürdig. Aber die Folgen seines Thuns werden den Völkern zu gute kommen, und für das, was er wider Willen bewirkt, gebührt ihm kein Dank. —

Nachmittags bei Ludmilla. Steinheim's. Sehr belebt und angenehm. Dr. Steinheim erzählte sehr unterhaltend von Rom, Frau Doktorin Steinheim machte durch ihr feines Wesen den besten Eindruck. —

Empfang eines Briefes von Herrn Prof. Wuttke in Leipzig, der mir meine Ernennung zum Ehrenmitgliede des dortigen Schiller-Vereins anmeldet, mit Beifügung eines prächtigen Diploms. —

Pfingstsonntag, den 27. Mai 1855.

Geschrieben. Im Thiergarten, bei den Blumen, beim Denkmal des vorigen Königs, am Goldfischteich. Das Laub

jung und ſchon kräft.., herrliche Scheine, die Luft erquickend. Ich hatte meine Andacht im Freien, fand auch hier „ſchöne Gegend“, und rief den abgeſchiedenen Geiſt herbei. Erinnerung an beſtimmte Tage, an örtliche Vorgänge, beſondre Ausſprüche! Der Thiergarten war mir recht lieb in all dem Andenken, und in ſeiner Gegenwart. —

An Herrn Prof. Wuttke nach Leipzig geſchrieben; meinen Dank für die Ernennung zum Ehrenmitgliede des Schiller-Vereins ausgeſprochen. —

Fräulein Klärchen Steffens bringt mir ihre Ueberſetzung aus dem Norwegiſchen zur Durchſicht: „Salomon de Caus, Tragödie von A. Munch.“ —

In Samuel Johnſon iſt mir vieles zuwider; aber am meiſten ſeine ganz erbärmliche, philiſterhafte Religioſität, ſeine kirchliche Rechtgläubigkeit, und die elenden Beweiſe, auf die ſie ſich ſtützt. Wenn er ſeine Gebete niederſchreibt, iſt er nicht beſſer als der gemeinſte Pfaff, der was gethan zu haben glaubt, wenn er ſeinen Roſenkranz oder ſeine Litanei hergeplärrt hat. Ein beſchränkter, kleinlicher Geiſt! Und der konnte bei den Engländern zum höchſten Ruhm gelangen, ihnen als der größte Kritiker gelten! Seine Briefe und moraliſirenden Aufſätze ſind außerordentlich gering. Man muß bedenken, daß ſein Publikum im Ganzen ein ſehr rohes war, denn auch die ziemlich verbreitete Gelehrſamkeit war roh, und weltlicher Bildung ſehr bedürftig. Boswell iſt ganz und gar ein Schildknappe, der ſeinem Herrn dient, aber auch ſich ſelber nicht vergißt. —

Heute wollte die hieſige freie Gemeinde das Pfingſtfeſt begehen, und zugleich die Aufnahme der in der Religion unterrichteten Jugend ſtattfinden laſſen; die Polizei forderte, daß die Frauen und Kinder ſich entfernen ſollten, und da dieſe nicht gingen, löſte ſie die Verſammlung auf. Wer iſt hiebei ruhe- und ordnungſtörend? Wer beleidigt Sitte und Anſtand? Wer kränkt die Ueberzeugungen? Und durch welche Mittel! —

Pfingſtmontag, den 28. Mai 1855.

Stiller Nachmittag; das ſchöne Wetter freut mich; ich brauch' es nur von meinen Fenſtern aus anzuſehen, in das Grün der Gärten, in das ſonnige Blau des Himmels, und mich der Zeiten zu erinnern wo ich ſolche Tage in voller Thätigkeit und Luſt genoſſen, um ganz vergnügt zu ſein. Ein angenehmes, ergiebiges Buch fehlt auch nicht! — Heute war mir der vierte Theil von Goethe's Dichtung und Wahrheit zur Hand; die ſchönen Tage der Bekanntſchaft mit Lilli. —

Aus Paris waren Nachrichten gekommen, die der General Peliſſier gleich nach Uebernahme des Oberbefehls vor Sebaſtopol ſollte erfochten haben, wichtige Außenwerke ſeien genommen dieß es, der allgemeine Sturm ſtehe nahe bevor. Nichts von allem hat ſich beſtätigt. —

Geſchichte des neunzehnten Jahrhunderts, von Gervinus. Erſter Band. Dieſer redliche und eifrige, dabei gelehrte und fleißige Mann iſt kein erfreulicher Geſchichtsſchreiber. Er ſieht alles in düſtrem Licht; wenn ſein Lehrer und Vorbild Schloſſer immer mit den Ereigniſſen zankt und gegen ſie poltert, ſo beklagt Gervinus ſie und trauert darüber, daß ſie nicht anders ausgefallen ſind. Er urtheilt immerfort über die Menſchen und ihre Antriebe, und meiſt geräth es ihm ſchlecht. So fehlt ihm der Ueberblick des Staatsmannes, die Kunde der großen Welt, die Kenntniß der Geſchäfte. Ueber Hardenberg kommen die alten ungerechten Urtheile wieder vor, die von den Bedingungen ſeines Amtes und Wirkens nichts wiſſen; Vorwürfe können ihm, wie dem Gentz und Metternich, und Wilhelm von Humboldt, genug gemacht werden, aber die hier verſuchten haben alle etwas Schiefes. Gervinus verſteht das Allgemeine nicht von dem Perſönlichen zu ſcheiden, das gemeinſame Element, in welchem ſich alles Politiſche bewegt, die Gemeinheit und Fülle des vornehmen Lebens, rechnet er den Einzelnen an. Stein war ſo gut an Ueppigkeit gewöhnt, wie

Metternich und Gentz, hatte gleich ihnen seine Jugend genossen, und erst im spätern Alter ließ er sich den Heiligenschein einer Sittlichkeit gefallen, mit dem ihn seine Anhänger, oder vielmehr die Gegner jener Andern ausstatteten. Gervinus zitirt mich einigemal; meinem Aufsatz über den Wiener Kongreß hat er aber nicht abgemerkt, daß derselbe neben den persönlichen Denknissen auch den Kern und das Wesentliche aller Geschäftsthätigkeit mittheilt. —

Gerechtigkeit ist eine schwere Pflicht: sie wird nicht geübt, wenn wir irgend ein gegebenes oder selbstgemachtes Gesetzbuch genau befolgen, da wird allzu oft summum jus summa injuria; sondern wir müssen den allgemein menschlichen Standpunkt zu gewinnen suchen, der über alle Sondergesetze und Sondersitten der Völker und Zeiten sich erhebt. Oft ist Gerechtigkeit geradezu unmöglich: Voltaire und Rousseau, Voltaire und Lessing konnten nicht gerecht gegen einander sein, es lagen unübersteigliche Klüfte zwischen ihnen. Merkwürdig ist mir, wie selten Goethe sich zu ungerechten Urtheilen hinreißen läßt, wie rubig und klar er auch das ihm am wenigsten Genehme zu würdigen weiß. Und wie wird er dagegen oft beurtheilt! Von blinden Fanatikern, von beschränkten Philistern, von muthwilligen und frechen Buben! —

Leidenschaft ist noch nicht Ungerechtigkeit: eine Aufwallung, ein empörtes Gefühl, einen frischen Zorn, kann man oft lächelnd oder doch gelassen hinnehmen. —

Dienstag, den 29. Mai 1855.

Schlecht geschlafen, ungebärdige Träume; sie kommen jetzt öfters, zu meinem Verdruß! ihr Eindruck dauert länger als sie selber. — Geschrieben, und in meinen Papieren gearbeitet. — In der heutigen Montagspost hat Dr. Kossak wieder einmal, wie so oft, den Nagel auf den Kopf getroffen; er bespricht das

vielgepriesene Buch von Riehl „Die Familie“, und setzt dasselbe auf seinen wahren geringen Werth herab. Riehl ist wie früher List der Träger einer süddeutschen, mit Cotta'schen Getrieben verknüpften Schwindelei, die auch in norddeutschen Leuten Erfolg hat; mit List bieten es die oberflächlichen Liberalen, mit Riehl hält es die Kreuzzeitungspartei. —

Beim Antiquar Woltemas die Weltgeschichte von Schröckh billig erstanden. —

Die Franzosen haben vor Sebastopol wirklich bedeutende Vortheile errungen, die Russen beträchtlichen Verlust erlitten. Pelissier scheint ernste Unternehmungen vorzuhaben. Auch Kertsch und Jenikale sind gefallen, die Kriegsschiffe der Westmächte beherrschen das Asoff'sche Meer. — Aber das alles ist wenig: es bedarf großer Siege und Eroberungen, um das gesunkene Vertrauen wieder herzustellen, um Oesterreich fortzureißen; den deutschen Bund einzuschüchtern und Preußen im Schach zu halten. —

Nachmittags Besuch von Herrn Baruch Auerbach. Dringende Einladung zur Jahresfeier des jüdischen Waisenhauses, morgen Abend um 6 Uhr. Ich kann nur bedingte Zusage geben. Der gute Mann ist gewohnt, den Leuten die größten Schmeicheleien an den Kopf zu werfen, und thut dies auch mir, was ich mit Lachen aufnehme, in das er zuletzt einstimmt! —

In Schröckh's Geschichte der Deutschen gelesen, seit fünfundzwanzig Jahren zuerst wieder, mit eigenthümlichen, dankbaren Empfindungen! — In Boswell gelesen, in dem Manuskript von Klärchen Steffens. —

Ein Graf Friedrich von Seherr-Thoß, Neffe des russischen Generals Rüdiger, des Obergenerals der russischen Garden, in Paris wegen verübter Betrügereien gerichtlich zu mehrjähriger Gefängnißstrafe verurtheilt! —

Der Polizeispion und agent provocateur Henze, berüchtigt vom Ladendorf'schen Prozesse her, hat zur Belohnung seiner

nichtswürdigen Dienste die einträgliche Stelle eines Direktors der Garnisonverwaltung zu Danzig erhalten. — Was aus dem berüchtigten Ohm geworden weiß man nicht; vielleicht wissen es nur seine vertrauten Freunde Goedsche und Wagener. —

Mittwoch, den 30. Mai 1855.

Keine gute Nacht, unerquicklicher Schlaf. — Geschrieben. — Im Wäldchen hinter der Universität. In der Königlichen Bibliothek. Herrn Hofrath Förster gesprochen. Ueber den Gendarmenmarkt nach Hause. — Mein liebes Berlin gefiel mir wieder einmal recht, die Gebäude, die Bildsäulen, der Lebensverkehr, die Erinnerung so vieler Personen und Dinge! Friedrich der Große und das Jahr 1848 stimmten in mir vortrefflich zusammen. —

Nachmittags mit Ludmilla nach der Oranienburger Straße 38 gefahren, zur Feier im jüdischen Waisenhause. Steinheim's dort, und viele Damen und Herren, General von Zelasinsky, Fürst Boguslaw Radziwill, Geheimrath von Bernuth ꝛc. Humboldt hatte kommen wollen. Zum Unglück hatte der Direktor Auerbach das Tageslicht ausgeschlossen und eine üppige Kerzen- und Lampenbeleuchtung angeordnet, die eine unerträgliche Hitze verursachten. Hebräische Gesänge. Rede von Auerbach; keine Gedanken, kein Ausdruck, keine Folge, sich stets wiederholende platte Phrasen von Gott, König, Religion, Vaterland. Essen der Kinder. Rufe von Zelasinsky und Radziwill ausgebracht, auf den vorigen König, auf den jetzigen. Ich soll auch einen Spruch vortragen, Gott bewahre! — Nun aber muß ich sagen, das Aussehen und Benehmen der Knaben ist der größte Lobspruch der Anstalt, die auch im Einzelnen die besten Einrichtungen zeigt, Reinlichkeit, Ordnung, gutartige Behandlung. Die Frau Auerbach vereinigt

Tausend Dank für die Einzelblicke des edlen Einsiedlers! Ich schreibe wohl noch selbst ein Wort an ihn.

Ihr

K. A. V. v. E.

92.

Varnhagen an Oelsner.

Berlin, den 13. Dezember 1822.

Sie wissen nun auch schon längst, mein verehrter Freund, die traurige Nachricht, welche uns hier am 27. dieses aus Italien so schmerzhaft überraschte!

Es war eine ungewöhnliche Bewegung in der Stadt, die Wichtigkeit des Ereignisses schien in allen Kreisen, bis in die untersten Klassen, gefühlt zu werden! Den eigentlichen Eindruck im Allgemeinen könnte man schwerlich bestimmt angeben; die persönliche Theilnahme und die politische mischen sich dabei in mannigfachem Verhältniß und mögen hie und da in völligem Widerspruche stehen. Wir Alle, die wir den verewigten Fürsten näher gekannt, sind schmerzlich getroffen von dem Verluste des menschenfreundlichen, freisinnigen, liebenswürdigen milden Mannes; die Eigenschaften seines Herzens, diese Anmuth des Sinnes und Feinheit des Benehmens werden uns auf diese Weise so leicht nicht wieder begegnen. In seinem Staatswirken dagegen dürfte er weniger vermißt werden, selbst von seinen näheren Freunden, deren Ausdauer er während der letzten Jahre mitunter auf die härteste Probe stellte, nämlich durch seine eigene Verläugnung nicht irre zu werden. Seine Rolle war schon eine Zeitlang zu Ende, und er blieb noch immer auf der Bühne, für seinen Ruhm all-

Verstand und Güte. Die Mittel sind reichlich. Ein Hauptvorzug der Anstalt ist, daß in ihr nur der Religionsunterricht, aller andre Unterricht in einer allgemeinen Bürgerschule ertheilt wird. —

Der Prediger Uhlich hat sein Sonntagsblatt in Magdeburg einstweilen eingestellt. Man schikanirt die Herausgabe, als von einem nicht dazu ermächtigten Verein besorgt! — Eine Flugschrift des Fürsten von Wallerstein über das baierische Budget ist in Baiern sogleich von der Polizei weggenommen worden. —

Gleichgültigkeit des Volks in Baiern bei den neuen Wahlen; ebenso in Darmstadt und in Kurhessen; das Volk setzt seine Sache nicht mehr auf Wahlen, sondern auf andre Thätigkeiten und Hülfsmittel! — Dahin haben die blödsinnigen, gewaltthätigen Regierungen es gebracht! Europa wird neue Stürme sehen! Sie wollen es nicht anders, die Machthaber! —

Donnerstag, den 31. Mai 1855.

Unerquickliche Nacht! Früh gelesen, dann geschrieben. Das Trauerspiel „Salomon de Caus" in Klärchen Steffens Uebersetzung durchgelesen. Ein merkwürdiges Stück, doch in der dramatischen Wirkung verfehlt, indem der Dichter mit sich selbst nicht einig war, und daher auch den Leser zu keinem Ziele führt; das Christliche darin ist unglücklich behandelt, es erscheint in beschränkter Gestalt, der Wissenschaft feindlich, und doch soll diese in dem angeblich frühsten Wahrnehmer der Dampfkraft verherrlicht werden. Gut gespielt mag es vielleicht auf der Bühne durchkommen, aber sich nicht lange halten.

Der König hat wieder einen Fieberanfall gehabt. Er wird nach dem Rhein gehen, nach Benrath, Köln, Koblenz, Stolzenfels. —

Nachrichten aus Wien. Feindliche Stimmung gegen Preußen. Man schreibt alle Schuld des Zauderns Oesterreichs auf Preußen, dessen Unzuverlässigkeit alle großen Entschlüsse lähmt. „Wäre nur Felix Schwarzenberg noch am Leben!“ heißt es. Aber der ist einmal todt, und was er jetzt ausgerichtet hätte, ist auch noch zweifelhaft. In ganz Europa giebt es jetzt an den leitenden Stellen nur Mittelmäßigkeiten oder Halunken. Die Menschen von Kraft und Gesinnung, von überwiegendem Talent, sind verdrängt, verfolgt, verbannt. —

In Goethe gelesen; in Schriften über Friedrich den Großen, in Boswell. —

Mich in die Zeiten Friedrich's zu versetzen ist mir stets wie eine Rettung in eine hohe Burg, wo ich alles Herrliche und Große, alles Liebe und Theure wiederfinde, und wohin keine Widrigkeit und Störung mir nachfolgen kann. Das ist das Vortreffliche dabei, daß alles Schlechte, Rohe und Wilde jener Zeiten gänzlich der Vergangenheit angehört, durch Geschichtseinsicht ausgeglichen und auch wirklich verschwunden ist, und man das Gute und Große davon getrennt mit ungetrübter Liebe rein umfassen kann. Das war ein König! solchen kann auch ein Republikaner wünschen und vertragen; was kann uns Besseres geboten werden? Seine Mängel und Gebrechen, seine Härten und Fehlgriffe, was sind sie gegen die unaufhörliche Ausströmung seiner wahren Königstugenden während seiner langen Regierungszeit? Ich lieb' ihn von Herzen, sein ganzes Wesen, seine Gefühlsweise, seine Denkungsart, seine Heiterkeit, seine Strenge, sein festes Maß, seinen edlen Sinn. Wie ich mich zu ihm verhalten haben, welches mein Loos gewesen sein würde, das läßt sich nicht ergründen, aber das weiß ich, daß ich ihn in jedem Fall wie bewundert auch geliebt hätte, glücklich oder unglücklich! In allem was von seinem Innern ausgeht, liegt für mich ein unwiderstehlicher Reiz! —

Freitag, den 1. Juni 1855.

Verworrene Träume, gestörter Schlaf. — Ein Hans Narr giebt bei mir ein Glückwunschgedicht zu meiner Mitgliedschaft des Schiller-Vereins ab, ein Sonett wie er es nennt, das aber keines ist. Nach ein paar Stunden bringt derselbe ein Zettelchen mit der Anfrage, ob ich das „Sonett" gelesen? Litterarische Bettelei, die schlimmste, in der sich leibliche und geistige Armuth und anmaßliche Dreistigkeit vereinigen. — Nachricht, erfreuliche, aus Hamburg, daß Herr Wehl aufgefordert worden ist, die Redaktion der „Jahreszeiten" wieder zu übernehmen. — Brief aus Portsmouth von Dr. Hermann Franck, sehr angenehm, gehaltvoll, aus dem Gemüth herausgeschrieben. — Franck schreibt unter andern: „Mir scheint, Sie müßten Paris in diesem Jahre zu sehen suchen. Unter der Republik war es herabgekommen, so daß ich den Eindruck lästig fand; jetzt ist es obenauf und höher als jemals in Eleganz, Schönheit, Luxus, Fülle, Bewegung; die Straßen sind so voll, daß die Tyrannei keinen Platz finden kann. In der That war ich während meiner dortigen drei Tage so sehr mit der Stadt beschäftigt, daß ich darüber den Staat total vergessen habe." Hier spricht sich abermals ein Gemeinsames aus, das wie von Paris auch von Wien und Berlin sich sagen läßt. Einem Fremden in Berlin geht es eben so, nur daß doch etwas mehr Platz in den Straßen ist, Platz für ich weiß nicht was, für eine noch unbekannte Größe, die Zukunft wird lehren, ob Tyrannei oder Freiheit. Wäre nur die Freiheit unter der Republik in Paris recht gediehen, so würde auch Paris dabei emporgekommen sein, oder sein Herabkommen hätte nichts geschadet. Die Republik war nicht die rechte, sie wollte kaum die dreifarbige, um keinen Preis die rothe sein. —

Cornelius hat in Rom bei einem Künstlerfest in Gegenwart des Königs Ludwig von Baiern einen Vortrag wider Kaulbach und Schadow gehalten. Die beiden Angegriffenen sind untereinander auch feindlich!

In Goethe gelesen, Friedrich'sche Sachen, von Preuß, Retzow, Archenholz, Kaltenborn, Johann von Müller ꝛc. —

Die Herzogin von Sagan (früher Dino) hat den König um Schutz angerufen gegen die Verunglimpfung, welche Gervinus in seinem neuesten Buche gegen sie verübt habe, indem er sagt, die berüchtigte Herzogin von Dino sei 1814 mit den Verbündeten auf der Kruppe eines Kosakenpferdes in Paris eingeritten. Der König wollte das Buch mit Beschlag belegen lassen, seine rechtskundigen Räthe jedoch widerriethen dies, und der Herzogin bleibt überlassen, bei den Gerichten Klage zu führen. Sehr schnell ist das gegangen. — (S. 5. Juni.)

Sonnabend, den 2. Juni 1855

Unangenehmer, fortgesetzter Traum von St.'s Verlegenheiten; Dore war im Begriff, ihm aus Mitleid und Großmuth ihre Ersparnisse hinzugeben! Wodurch hab' ich es verschuldet, von ihm zu träumen? Ich kann ihn wohl bedauern, aber ihm nicht helfen, und habe andre Sorgen genug, um auch für ihn deren hegen zu können. Durch seine harte Selbstsucht muß empfiehlt er sich zudem stets auf's neue. —

Geschrieben. Ueber die Verfinsterungsversuche in Preußen, im ganzen übrigen Deutschland. Sie schaden einigen Menschen, der Sache nicht. Das Licht ist allverbreitet, auch im untern Volke schon. —

In Hamburg hat die Bürgerschaft das vom Senat entworfene schändliche Preßgesetz, welches die Bundesverschriften noch überstieg, verworfen. Ein neuer Entwurf muß ausgearbeitet werden. —

In Turin ist das Klostergesetz durchgegangen. Die katholische Kirche erleidet in Italien und Spanien immer neue Niederlagen. Was sie in England und Deutschland gewinnt, kann jene Niederlagen nicht aufwiegen. Die Thätigkeit der

Jesuiten ist sehr groß, wird von den kräftigsten Hülfsmitteln unterstützt, aber die Hauptsache fehlt, der eigentliche Glaube, den Eiferern selbst fehlt er. —

Bei uns regt der fanatische Kircheneifer auch den fanatischen Widerspruch, den Geist des Spottes und der Lästerung auf. Am ersten Pfingsttage ist der Gottesdienst im Dom durch einen Mann gestört worden, der laut gegen den Prediger zu sprechen begann. Dasselbe geschah in einer andern Kirche, und von keinem Irrsinnigen. —

In einem Wirthshause hatte ein armer Schlucker sich aus Papier Bäffchen gemacht, den Wohnungsanzeiger vor sich hingelegt, und im Predigerton eine Rede zur Belustigung der Anwesenden gehalten, mit Anführung vieler Bibelstellen ꝛc. Das Kammergericht hat ihn freigesprochen, weil die Absicht einer Verspottung der Religion unerwiesen sei. —

In Friedrich'schen Sachen gelesen, in Goethe, in Boswell. —

Der König hat einen zweiten Anfall seines erneuerten Fiebers gehabt. Beim Spazierengehen ist er in eine Sumpfstelle gerathen; er will immer allein gehen, und sieht so schlecht. —

Sonntag, den 3. Juni 1855.

Unruhiger Schlaf; auch Andre klagen so. — Geschrieben. — Wie überdrüssig bin ich aller Kleinlichkeiten, in denen ich lebe, dieses geselligen Geträtsches, dieses ewigen Grörterns, Erwägens, Wiederholens derselben Geringheiten, Ziererein, Eitelkeiten! Doch seh' ich kein Mittel, mich diesem Unwesen zu entziehen, es sei denn durch gewaltsame große Risse, die für den nur negativen Ertrag zu positiv wären. Die Seele kann freilich nicht immer in hohen Gedanken und Gefühlen schweben, aber offen und frei sollte sie doch immer sein, die bessre Stimmung

aufzunehmen, die durch den sich unabläßig zudrängenden elenden Kleinkram nicht mehr durchkommen kann. —

Besuch von Herrn Assessor Oelsner. Briefe von Stägemann an unsern Oelsner, ein starker Stoß; Briefe vom Grafen Reinhard, vom Grafen von Schlabrendorf. Ich soll sie durchlesen und begutachten. —

Die russische Politik arbeitet unverdrossen darauf hin, Frankreich und England zu entzweien, Mißtrauen und Eifersucht zwischen ihnen zu erregen. Aller Haß wird gegen England gerichtet, Frankreich mit auffallender Schonung behandelt. Ebenso strebt Rußland in Deutschland gegen Oesterreich zu wirken, und in Oesterreich selbst eine russische Parthei zu bilden, die zunächst nur als Friedensparthei auftreten soll. Preußens hält man sich versichert und glaubt nicht nöthig zu haben mit ihm viele Umstände zu machen, ja man thut russischerseits, als habe man ihm eigentlich manches zu verzeihen, z. B. daß es nicht gradezu für Rußland sich erklärt, den vier Punkten beigestimmt habe ꝛc., aber man wolle gnädig darüber hinwegsehen! Unser Kabinet setzt solchen Andeutungen und Airs keine gebührende Abweisung entgegen. —

Wiederholt wird die Stiftung eines neuen Kaiserlichen Adels in Frankreich angekündigt. Die Nationalversammlung erklärte, der Adel sei abgeschafft, der größte — errichtet neuen: Ohrfeigen von links und rechts! —

Montag, den 4. Juni 1855.

Besuch von Steinheim's, bei Ludmilla; gutes, heitres Gespräch, die Frau recht klug und sinnig. —

In den Briefen Stägemann's an Oelsner gelesen. Es macht mir einen peinlichen, unseligen Eindruck, diesen Wust von Eng- und Kleinsinn, Mißurtheilen, Eitelkeiten, Schief- und Falschheiten einzeln durchzusehen; denn leider ist das der Haupt-

inhalt dieser Briefe, so wie der meisten andern, die ich von Stägemann kenne. Lange hab' ich mich täuschen lassen, spät erst eingesehen, wie dieser Freund in allen seinen Briefen eigentlich nur sich selbst meint, sich vortheilhaft zeigen, kühn und frei scheinen aber auch dabei klug und vorsichtig sein will, um sich nicht bloszustellen. Er tadelt wohl die Ultra's, viel stärker aber die Freisinnigen, und thut als ob diese entweder nicht freisinnig genug oder doch nicht begabt und geistmächtig wären, und sie den Sieg jener verschuldeten. Ich sehe mit Schrecken, daß schon in jener frühen Zeit der servile Beamte in ihm steckte, der sich zuletzt offen in ihm hervorthat. —

Nachmittags fleißig geschrieben, meist nur abgeschrieben, doch in lebhafter Anregung und freudiger Bewegung, veranlaßt durch das befriedigende Anschauen vergangener Ereignisse und Bezüge. Mir ist so vieles entgangen, was ich nachher als versäumt bedauerte, so vieles hab' ich verschmäht und abgewiesen, was doch begehrenswerth schien; jetzt erkenn' ich, daß ich darin nur recht gethan, daß die Sachen der Opfer, die ich hätte bringen müssen, nicht werth waren. Es hätte z. B. großen Reiz gehabt, mit dem Grafen Reinhard in vertrauter Verbindung zu stehen, mit Chateaubriand, und selbst mit Talleyrand, was mir alles leicht gewesen wäre, ja dargeboten war. Aber hätte ich dann auch noch den gleichen Zug zu Schlabrendorf gehabt? Er war mir lieber als alle jene hohen Zweideutigkeiten, und das freut mich noch! —

Im preußischen Sachsen und in Erfurt besonders sind in Folge der Raumer'schen Regulative die Schriften von zehn Schriftstellern, unter welchen auch Pröhle, vom Gebrauch beim Schulunterricht verboten worden. Das geht allmählig durch den ganzen Staat. Nach zehn Jahren wird man sehen, was damit bewirkt worden; ein wenig des Gewollten, und sehr viel andres nicht Gewolltes. Eine schlechte Wirthschaft, wo man auf den Waizen rechnen muß, der unter dem Unkraut gedeiht! —

Die katholischen Pfaffen fangen an, was sie im Preußischen bisher nicht gewagt, den Katholiken, welche sich nicht gehörig zur Kirche hielten, das kirchliche Begräbniß zu verweigern. So jetzt in Breslau, wo der allgemein geachtete Buchhändler Gosohorsky auf dem protestantischen Kirchhof mußte begraben werden. Aehnliche Beispiele in Posen, am Rhein. Möchten diese Pfaffen nur immer ganz strenge sein; ihre doch nur geheuchelte Milde und Nachsicht bringt nichts zur Entscheidung! —

Abends mit Ludmilla zu Kranzler. Steinheim's dort, Lewald's kamen zufällig auch, dann Dirichlet. Wir saßen in lebhaften, angenehmen Gesprächen bis nach 9 Uhr, dann nahmen Steinheim's Abschied, sie reisen morgen früh nach Hamburg ab. Später sprach uns noch der Norweger Hr. Kroy bei Kranzler an. Schöner, genußreicher Abend. Wir gingen noch spazieren bis halb 11 Uhr. —

In den Briefschaften von Reinhard und Stägemann gelesen. Die letztern waren mir schon einmal unter den Händen, vor vielen Jahren, aber nur flüchtig. Der damalige Besitzer Gustav Oelsner (Monmerqué) bot mir an, einige Mißurtheile Stägemann's über mich zu streichen oder zu berichtigen, ich fand beides unnöthig und lehnte die Vertuschung ab. Wenn jener dergleichen nicht geschrieben, nicht gedacht hätte, das wäre mir lieb! An dem Buchstaben liegt nichts! —

Dienstag, den 5. Juni 1855.

Geschrieben, Auszüge, Bemerkungen. — In den Stägemann'schen Briefen weiter gelesen. Betrachtungen über die politischen Mischungen und Zersetzungen. Die Deutschthümler und Burschenschafter von 1819 hatten zu ihrer Volks- und Freiheitsliebe, die ganz einseitig und eigensüchtig nur das eigne Volk beachtete, allen frömmelnden Eifer und Schwindel, den jetzt die Adelsparthei mit ihrer Selbstsucht verbindet. Die

Regierung wollte damals auch fromm sein, befeindete aber doch jene deutschthümelnde Frömmigkeit, und die heftigsten Gegner, Wittgenstein, Schuckmann, Kamptz, Oberpräsident von Bülow ꝛc. waren ganz rationalistisch; jetzt steht die Regierungsfrömmigkeit in bestem Vernehmen mit dem Fanatismus der Kreuzzeitungs- und Junkerpartei. Doch im Ganzen, trotz aller Willkür und Gewaltsamkeit einzelner Fälle und Verhältnisse, steht die Sache der Freiheit unendlich besser als damals! Es giebt Fortschritte, die zurückgethan werden können, andre bei denen dies unmöglich ist. Das Jahr 1848 übt seine gewaltigen Wirkungen.

Nachmittags Besuch von Herrn Dr. Gottfried Keller. Ueber seinen Roman „der grüne Heinrich". Ich suche einige Bedenken, die ihm gekommen sind, zu heben, mahne zur frischen Thätigkeit ꝛc. —

Graf Archibald von Keyserling kam dazu. Die Herzogin von Sagan bekam das Buch von Gervinus vom Buchhändler Alexander Duncker gleich zugeschickt, sah gleich die Stelle, in der sie angegriffen wird, gerieth ganz außer sich, und bekam den thörichten Einfall an den König zu schreiben; hiedurch war nicht geholfen, vielmehr die Sache recht an die große Glocke gehängt. In der hiesigen großen Welt wäre das Aufsitzen hinter einem Kosaken jetzt kein Vergehen, im Gegentheil nur Verdienst und Ehre; aber das damit verbundene Lächerliche und das Beiwort „berüchtigte" gönnt man doch der Herzogin recht sehr: ihre Freundin die Gräfin von — sprang vor Freuden und klatschte in die Hände, als sie die Stelle las. — Für den Absatz des Buches ist die Geschichte ein wahres Glück! —

Wir blieben bis halb 11 Uhr. Ueber die Linden, bei Kranzler eine Viertelstunde. Die Straßen wurden still, die Fenster dunkel. Ein eigner Eindruck, dies Erlöschen der Tagesthätigkeit, der Lichter, des Lärms, der Stimmen! —

Heute Nachmittag, in stiller Ruhe und Betrachtung, bei niederströmendem Sonnenschein und hin und her wogendem

durchleuchtenden Grün, wurden mir frühere Sommerzeiten so lebendig, daß ich mich wirklich wie in sie versetzt fühlte. Das Bild Rahel's trat mir so nahe, daß ich mit Schrecken wie aus einem Traum erwachte, als der Gedanke, schon zweiundzwanzig Jahre trennten mich von ihr, sich plötzlich verdrängte. Die Augen füllten sich mit Thränen. Dann zerfloß die ganze Szenerie, und es war wieder heute! —

Die Stelle über die Herzogin von Sagan, von welcher Gervinus seinen Ausdruck nahm, lautet bei Baulabelle (histoire des deux restaurations) so: „L'élégante et belle comtesse Edmond de Périgord (depuis duchesse de Dino), se promena, dans la soirée, assise à chéval derrière un cosaque." Unmittelbar darauf heißt es: Les filles perdues, le 31, ne parurent nulle part: les saturnales de la rue et de la place publique, ce jour là, appartinrent aux dames riches et titrées." T. I. p. 309. — (Z. 1. Juni.)

„L'élégante et belle comtesse" durch „die berüchtigte" zu übersetzen, ist freilich mehr sach- als wortgetreu. Baulabelle sagt später (T. II. p. 58) selbst: „La dame dont M. de Talleyrand exaltait les moeurs et la piété est la même qui s'est rendue si étrangement célèbre depuis sous le nom de duchesse de Dino." Da steckt freilich das „berüchtigt" reichlich drin. —

Mittwoch, den 6. Juni 1855.

Ungefüge Träume; ich hatte es mit Bettina von Arnim zu thun, und besonders mit ihrer Tochter Gisela, die mich vor Andern allzudreist neckte, dafür von mir scharf zurechtgesetzt wurde und sich erschrocken dann zur Mutter flüchtete; eben sollte es mit dieser zur ernsthaften Erklärung kommen, da wacht' ich auf. — Geschrieben und mancherlei gearbeitet. —

Die Verhandlung wider die Referendarien, die sich, ihrer

zulange! In der letzten Zeit war er in Schwächen aller Art verloren, deren Rückwirkungen schon auf bedauernswürdige Weise von allen Seiten auf ihn eindrangen und ihn in Kurzem völlig wegzuspülen drohten. Zu erwarten war gewiß nichts mehr von ihm; mit seiner letzten That, der Entfernung der Herren von Beyme und von Humboldt, war seine Kraft erschöpft, er gab seitdem immer nach, und hätte er noch Anderes gewollt, hätte er doch nicht gekonnt. An eine Verfassung wäre von ihm gar nicht mehr zu denken gewesen, er hatte sich selbst in die Lage gebracht, dafür auch nicht das Geringste mehr thun zu können. Der Ruhm alles dessen, was er früher Heilsames gewirkt, sei ihm deßhalb nicht verkümmert; ich rede nur von den letzten Jahren.

Daß bei uns durch sein Ableben eine neue Zeitrechnung beginnt, ist wohl keine Frage; es herrscht in dieser Hinsicht unter allen Leuten die größte Spannung, noch weiß aber in Berlin kein Mensch etwas Zuverlässiges über die bevorstehenden Dinge. Vielleicht bringt der nächste Kourier des Königs darüber einigen Aufschluß; vielleicht auch nicht. Daß kein neuer Staatskanzler erstehen werde, davon ist man allgemein überzeugt, und wenn auch der Name, so bestünde doch gewiß nicht dieselbe Vollmacht. Allerdings werden viele und große Veränderungen eintreten, aber gewiß nur mild und langsam, und manche Besorgniß in diesem Betreff wird sich als eitel erweisen. Anders würde sich die Sache verhalten, wenn der Fürst vor acht bis zehn Monaten, wenn er hier in Berlin, bei dem Zusammensein aller Verhältnisse und Personen verschieden wäre; die Entfernung, die Zerstreutheit der Interessen mildert schon die augenblickliche Wirkung, und ist die augenblickliche vorüber, so geht alles wieder gemach und leise. Sehr natürlich sieht man als die Nachfolger des Staatskanzlers diejenigen Personen an, denen man bisher schon den

eidlichen Versicherung entgegen, bei ihren schriftlichen Examenarbeiten von dem Repetenten haben helfen lassen, kommt in diesen Tagen zum Spruch. Man bemitleidet allseitig das traurige Loos dieser Angeklagten, die mitten in ihrer Laufbahn plötzlich vom Verderben ergriffen werden. Ihr Vergehen, das dem jugendlichen Leichtsinn so gering erscheint, so leicht und oft begangen wird, sollte nicht juristisch genommen werden. Die ganze bürgerliche und hohe Staatswelt ist voll von solchen Unregelmäßigkeiten, die höchsten Beamten, der Staat selbst, das Kabinet, sind nicht frei von solchen Dingen; würden diese jedesmal, selbst wo man sie schon weiß, untersucht, forschte man nach den unbekannten, wie viele Strafen würden erkannt, wie viele Aemter erledigt werden. Jene armen Teufel sind durch einen unglücklichen Zufall verrathen worden, wie viele mögen noch zittern auch entdeckt zu werden! Wer steht dafür, daß nicht selbst unter den Richtern solche sind, die verurtheilen, was auch sie begangen haben! Man erinnert an den Stadtgerichtsrath Hufeland, der bis er selbst entdeckt wurde, der strengste Richter war. Der Justizminister Simons verfolgt jene Unglücklichen mit gehässiger Feindlichkeit. —

Donnerstag, den 7. Juni 1855.

Heute sind alle Theater hier geschlossen, wegen des Todestages Friedrich Wilhelm's des Dritten. Die ganze Königliche Familie ist in Charlottenburg versammelt und besucht die Grabstätte. Dem Könige soll diese Feier schon sehr lästig geworden sein, und er würde sie, sagt man, gern unterlassen, wagt aber nicht das Aergerniß zu geben. Die Hofleute sagen, daß er seit einiger Zeit, besonders aber seit dem Ableben des Kaisers von Rußland, ungern an den Tod erinnert werde, und eine große Scheu vor Trauerkleidern habe. —

Beim Durchlesen der Stägemann'schen Briefe macht es

mir einen seltsamen Eindruck, hier immerfort den Wiederhall und Nachhall der Gespräche zu finden, den er mit mir, mit Friedrich Schulz, mit Friedrich Buchholz gehabt, die er in einigen geringen Fällen nennt, in den zahlreichen bedeutendern aber nicht. Bei vielen Ausdrücken, Bemerkungen, Auffassungen, erkenn' ich augenblicklich mein Feld, auf dem sie gewachsen; manches Schale, Unsaubre, Platte gehört dagegen seinem eignen Acker entschieden an. Ich habe nichts dagegen, daß man nicht nur aus sich selber, sondern aus seinem ganzen Kreise nimmt und verarbeitet was man braucht, daß man wie Geld auch Witz und Geist, Kenntniß und Laune von seinen Freunden heimlich borgt zum Wiedergeben, aber hier ist nur das Wunderliche, daß er an einen uns gemeinsamen Freund schrieb, dem auch ich an demselben Tage dasselbe schreiben konnte! Daß mir etwas Aehnliches begegnet sein könnte, und ich unbewußt irgend etwas Stägemann'sches mir angeeignet hätte, halt' ich für unmöglich, und finde ich davon keine Spur. — Rahel wurde ehemals von ihren Freundinnen und Freunden in dieser Art arg mißbraucht, zuweilen auch ganz offen — z. B. von Frau von Grotthuß und deren Schwester Frau von Eybenberg, zuletzt noch von Freund Gans, — ohne Umstände offen ersucht, ihnen gewisse Schlagworte, Bezeichnungen, Einfälle zu überlassen, die sie dann als die ihren geltend machten und in Umlauf setzten. Wie vieles haben sie auf diese Art für längere Wirksamkeit und Dauer gerettet, was sonst der Tag wie geboren, so verschlungen hätte! —

Besuch von Herrn Zedner aus London. Sehr gute Mittheilungen von dortigen Verhältnissen. Ein rechtschaffener und feiner Mann! —

Nachmittags schöne Fahrt im Thiergarten, zwei Stunden. Reicher Flor von Syringen überall. Erquickende Luft. Frisches Grün im goldigen Sonnenschein. Leider auch schon Raupenfraß! —

Bei Kanzler angesprochen. Unterhaltung mit Pitt-Arnim, der noch muntrer sein will, als er kann, und in mitleidswerther Gebrechlichkeit davonschleicht; doch allein, nur gestützt auf den Stock. — Von seiner Schwägerin Bettina keine günstige Nachricht, er hält ihren Zustand für bedenklich. Daß die Gedichte seines Bruders gedruckt werden, wußte er nicht. Er denkt mit Wohlgefallen an seine eignen Schriften, und meint, er habe noch viel mitzutheilen. —

In Plinius Briefen gelesen ꝛc. —

Die Deutschkatholiken Hirsekorn und Jordan, von der Polizei des unbefugten Kollektirens angeklagt, weil sie nach dem Gottesdienste kleine Geldspenden auf den Altar niedergelegt hatten, sind vom Richter freigesprochen worden. Aber das Schikanöse solcher Anklage bleibt unbestraft, ungerügt! Man müßte die Vorschriften der Polizei sehen! —

In Fulda große Anstalten zum Bonifaziusfeste. Die kurhessischen Behörden haben strengen Befehl, nicht daran Theil zu nehmen; die Jesuiten sollten davonbleiben, erhielten aber noch in der letzten Stunde die Erlaubniß zu predigen. Was sticht den Hassenpflug plötzlich an, oder seinen Obermeister? —

Freitag, den 8. Juni 1855.

Die Durchsicht der Stägemann'schen Briefe zu Ende gebracht. Im Ganzen liefern sie doch wichtige Angaben, Zeugnisse und Farben zu unsrer Geschichte jener Zeit — von 1818 bis 1828 — die bei uns im Stillen mancherlei Gedeihen brachte, in den äußern Erscheinungen aber nur ein Bild der jämmerlichsten Rathlosigkeit und des elendesten Hinschleppens war. Ich hätte jene Zeit noch schwerer empfunden, wäre mir nicht in Rahel das schönste Glück zur Seite gewesen! —

In Hamburg hat die Bürgerschaft die vom Senat vorge-

legte neue Verfaſſung, ein ganz verpfuſchtes Machwerk, abgelehnt. —

In Meiningen iſt die Prügelſtrafe wieder eingeführt, der elende Landtag hat zugeſtimmt. Diejenigen, welche die Prügel wahrhaft verdienen, die Wiedereinführer, bekommen ſie vielleicht noch ſelbſt! —

Der König hat bei der Frau Richards Gaggietti geſtern ſeinen Beſuch gemacht. Der angenehmen Frau wird ſehr gehuldigt. Schon deshalb mißfällt ſie vielen. Auch die Königin iſt wider ſie eingenommen. —

Im „grünen Heinrich“ geleſen, in Goethe, in Boswell. —

Nachricht, daß Oeſterreich ſeinen Heerſtand um 100,000 Mann verringern will. — Große Verluſte der Ruſſen am Aſoff'ſchen Meer, Handelsſtockung. Neue Beſchießung Sebaſtopols am 6. — In England kriegeriſche Stimmung. —

Das Bonifaziusfeſt iſt von den proteſtantiſchen Geiſtlichen in Thüringen eifrig gefeiert worden. In Kurheſſen war es verboten, nur den Katholiken erlaubt. —

Der arme Samuel Johnſon! So luſtig, ſo derb und ſcharf, ſo kirchlich-fromm und ſo ſtreng ſittlich, wie unglücklich war er, daß bei allen dieſen Eigenſchaften er ſtets die ſchrecklichſte Todesfurcht hatte! Er bekannte ſelbſt, „he never had a moment in which death was not terrible to him“. Ich muß ihn tief bedauern! Und am Ende waren es nur die kirchlichen Vorſtellungen, von denen er ſich nicht losmachen konnte, die ihn ſo in Angſt ſetzten. Wie gefällt mir dagegen la Rochefaucould, der ſeine Eigenſchaften aufzählte, und mit Wahrheit ſagen konnte, „et je ne crains nullement la mort“. Das Sterben mag unter gewiſſen Umſtänden ſchrecklich ſein, und niemand, glaub' ich, kann voraus verſichern, wie er es beſtehen wird, aber der Tod als ſolcher, das Ende des Sterbens, braucht nicht zu ſchrecken, er kann im Gegentheil willkommen, ſüß, erlöſend ſein! —

Sonnabend, den 9. Juni 1855.

Wenig geſchlafen und unruhig geträumt. — Früh aufgeſtanden und geſchrieben; alles häuft ſich wieder ſo, daß ich es kaum bezwingen kann, die verſchiedenartigſten Geſchäfte, die unſinnigſten Sachen! — Beſuch von Herrn Hans von Bülow und Herrn Baechet. Letzterer artig und beſcheiden, unterrichtet, ſeine Aufträge harmlos, er durchſieht die öffentlichen Bibliotheken; morgen geht er nach Wien, hofft aber im Herbſt wieder hieher zu kommen. Er hat einen Aufſatz über die Quellen von Goethe's Werther geſchrieben. Herr von Bülow läugnet, daß Liſzt ſein Verhältniß in Weimar aufgebe, beſtätigt, daß Gutzkow als Dramaturg nach Weimar berufen iſt. — Nachmittags Beſuch vom Herrn Grafen von Wartensleben; er zeigt ſich ganz vorurtheilsfrei, und als ein edler, menſchenfreundlicher Mann, der die Strenge mildert, wo und wie er nur kann. Unſer Gerichtsverfahren und unſer Gefängnißweſen bedarf ſolchen Eifers; ſie liegen gräuelhaft im Argen, gräuelhaft! Unmenſchliche Grauſamkeiten werden durch Befolgung allgemeiner Vorſchriften geübt, bei denen die Beamten ſich ganz verhärten, und ſich mit dem Bewußtſein beruhigen, nur geſetzlich zu verfahren! —

Den „grünen Heinrich“ ausgeleſen. In Friedrich's des Großen Schriften geleſen, in Voltaire; deutſche Zeitſchriften. —

Hieſige Paſtoralkonferenzen, ganz unnöthiges Getreibe der Schwarzröcke, bei dem nichts herauskommt als ihre Blößen und Gebrechen! —

In Oeſterreich, in Prag, wird ein ehemaliger katholiſcher Geiſtlicher, der mit Beobachtung aller geſetzlichen Vorſchriften dem katholiſchen Glauben entſagt und in Schleſien den proteſtantiſchen angenommen hatte, gegen alle Geſetze in geiſtlicher ſchwerer Haft gehalten. Man hofft, daß Preußen ſich für ihn verwenden werde! man hofft! —

In Toskana iſt wieder ein ſchlichter Bürger, weil er in der

Bibel gelesen, deren italiänische Uebersetzung bei ihm gefunden wurde, zu langwieriger Kerkerhaft verurtheilt worden. —

Die Gränzboten enthalten eine vernichtende Kritik der Raumer'schen drei Regulative für den Volksunterricht. Was hilft's? —

Das Morgenblatt stellt in einem gutgeschriebenen Bericht die gehäuften Lasten vor Augen, welche die Stadt Berlin zumeist durch die gewaltsame Willkür der Polizeimacht zu tragen hat, und vergleicht damit das Loos der ländlichen Grundbesitzer, die in diesen Zeiten der Noth mit größter Schonung behandelt, in verlorne Rechte und Vortheile wiedereingesetzt werden, und noch immer der Grundsteuer sich zu entziehen wissen. —

Sonntag, den 10. Juni 1855.

Die Franzosen haben vor Sebastopol in den eroberten russischen Redouten über 60 Kanonen genommen. — Erfolge im Asow'schen Meere; Zerstörung von Vorräthen, Wegnahme von Schiffen ꝛc. —

Nachrichten aus Rußland sagen, daß dort eine besorgliche düstre Stimmung zunimmt, daß man mit dem neuen Kaiser unzufrieden ist, ihm den schlechten Gang der Kriegsereignisse vorwirft ꝛc. Ganz umgekehrt von dem was wahr ist und was man erwarten sollte, wirft man alle Schuld anstatt auf den Todten, auf den Lebenden. Die militairischen und diplomatischen Niederlagen des Kaisers Nikolai, die ihn doch getödtet haben, werden nicht beachtet, nicht besprochen, und ihre traurigen Folgen, der jetzige Zustand, den der Kaiser Alexander doch so geerbt hat, wird auf seine Rechnung geschrieben. Die Truppen im Innern sollen entmuthigt und mißvergnügt sein. Man glaubt tiefgehende Palastränke in Thätigkeit. —

Schriften zur Tagesgeschichte durchgesehen. Englisches, Französisches. In Goethe's Sprüchworten gelesen. —

Montag, den 11. Juni 1855.

Spät aufgestanden. Geschrieben. Herr Dr. Levinstein kam, um über die vorgestrige Aufführung des Hamlet mit mir zu sprechen; er ist mit Dawison's Spiel nicht ganz einverstanden, gesteht ihm zwar große Meisterschaft zu, vermißt aber sehr den Prinzen. Sonderbare Schmeichelei, die sich dahin ausspricht, daß ich in meiner Jugend den Hamlet hätte spielen sollen, in mir zeigten sich noch im Alter alle dazu erforderlichen Eigenheiten; zu denen, die Ophelia an Hamlet rühmt, kamen auch die Blondheit, die Wohlbeleibtheit, die Kurzathmigkeit; letztere mußt' ich doch von mir ablehnen! —

Der Redakteur der Volkshalle vom Landgerichte zu Köln wegen Beleidigung der preußischen Regierung bald freigesprochen, bald verurtheilt. — Angriffe gegen das Unwesen im preußischen Staate suchen mehr und mehr ihre Stätte im Ausland, in englischen Blättern besonders; die Aufsätze kehren dann vollständig oder auszugsweise vermittelst nichtpreußischer Blätter nach Deutschland zurück, und es ist schwer dawider überall Anklagen zu erheben. Die preußische Preßfreiheit ist durch die Polizeiwillkür ganz eingeschnürt, in den Provinzen so gut wie vernichtet. Die Winke der Behörden sind Befehle, und wehe dem Redakteur, der sie nicht beachten wollte! Doch gesetzlich besteht die Preßfreiheit, und sie kann jeden Augenblick wieder sich erheben, wenn die Umstände günstig sind, eine veränderte Strömung der Meinung, neue Persönlichkeiten eintreten. —

„Am Pflug. Von Leopold Kompert." 2 Thle. Eine Judengeschichte in Böhmen. Viel guten Sinn und reiches Talent. Ergreifende Schilderungen. Als dichterisches Erzeugniß mangelhaft. —

Der König, der schon beschlossen hatte, einige Wochen in Erdmannsdorf auf dem Lande zuzubringen, wird nun doch nach dem Rhein gehen, nach Stolzenfels, Brühl ꝛc. Die Kreuzzeitungspartei macht dazu lange Gesichter; in der Abgeschieden-

heit zu Erdmannsdorf würde sie den König mehr nach ihrem Sinne haben lenken können; in dem gemischten Gedränge des Lebens am Rhein empfängt er leicht andre Eindrücke, als die man ihm geben möchte. —

Der Fürst von —, in zweiter Ehe mit einer Gräfin — verheirathet, läßt schon lange seine Gemahlin nach Belieben flattern. Man rieth ihm zu einer Scheidungsklage, er aber berechnete die Kosten, und dann die Folgen in Betreff der Einkünfte, die er ihr lassen müßte, und fand es vortheilhafter, sie fernerhin ungeschieden flattern zu lassen! Einer ihrer Mitflatterer ist der hübsche Herr von —, der vor einigen Jahren hier war und ein Bändchen Gedichte drucken ließ. —

Dienstag, den 12. Juni 1855.

Unruhige Nacht. Mir träumte, daß ich in der linken Brust nächst am Herzen bei der geringsten Berührung einen heftigen Schmerz fühlte: aber beim Erwachen war nichts vorhanden, was diesen Eindruck veranlaßt haben könnte. — Geschrieben: Preußens Zukunft von keiner heutigen Weisheit oder Kraft gesichert, sondern von Verkehrtheit und Schwäche dem Drang allgemeiner Strömungen überlassen. — Besuch von Herrn —: seltsames Lächeln und Schweigen, bei dem das Ungesagte deutlich auf seinem Gesicht zu lesen war! Er ging dann zu Ludmilla hinein: „Man muß ehrlich sein und es sich gestehen, Goethe ist oft langweilig, seine Dramen sind schwach, das Theater ist nicht sein Boden“; er sagt dergleichen ganz harmlos, wenn er's so findet, so hat er Recht: es giebt Leute denen frische Austern nicht schmecken, aber faule: der vorige König langweilte sich in einem Shakespeare'schen Stücke, und gähnte, „daß ihm die Kinnbacken knackten“. Suum cuique! —

Eine Erzählung von Hermann Grimm im Morgenblatt, „das Kind“ überschrieben, hat mir ungemein gefallen: sie ist

eigen, heiter, gediegen, und macht den angenehmſten Eindruck. Dies, dünkt mich, iſt ſein Feld, dies ſollte er ferner anbauen. Die Karaktere und Ereigniſſe ſtimmen in dieſer Erzählung glücklich überein, heutiges Leben, Geſelligkeit, Seelenzuſtände. —

Zu Hauſe noch längeres Geſpräch. — In Oelsner's Briefen geleſen, in Goethe. —

„Goethe's Fauſt und Schiller's Wilhem Tell, nach ihrer weltgeſchichtlichen Bedeutung und wechſelſeitigen Ergänzung, von J. G. Rönnefahrt. Leipzig, 1855." Was der Deutſche nicht alles ergrübelt! —

Mittwoch, den 13. Juni 1855.

Geſchrieben, in meinen Papieren gearbeitet. — Beſuch vom Herrn Grafen Henckel von Donnersmarck, dem Sohne des Merſeburgers, dem Enkel der weimariſchen Oberhofmeiſterin, Vetter der Goethe'ſchen Enkel; guter Art und Geſinnung. —

Die freien Gemeinden in Schleſien, ſiebzehn an der Zahl, haben eine Provinzialſynode gehalten, um ihre Stellung gegen die Regierung in Betracht zu ziehen. Man wundert ſich, daß die Polizei ſie nicht geſtört hat; oder hat ſie vielleicht gar nichts von der Sache gewußt? Es geſchieht bisweilen, daß bei der ſtrengſten, vielfachſten Aufmerkſamkeit die Polizei gerade das Nächſte nicht ſieht. Die Synode hat die Beſchwerden der freien Gemeinden in einer ſorgfältigen Denkſchrift an den König gebracht. Man ſagt im voraus, daß ſie nicht den geringſten Erfolg haben werde, es ſei, als ob die Proteſtanten etwas vom Pabſt erbäten. Der König haßt die freien Gemeinden, hält ſie für Teufelsweſen ꝛc. —

Für den abtrünnigen, proteſtantiſch gewordenen Geiſtlichen in Prag, den die hohe Geiſtlichkeit dort gefangen hält und quält, ſowie für den zu Jahreshaft verurtheilten Bibelleſer in Toskana, erheben ſich hier viele Stimmen, Bethmann-Hollweg ꝛc.

Aber auch das wird nicht fruchten. Die Personen, auf die es am meisten ankommt, um hierin etwas zu erwirken, sind im Grunde nicht mehr protestantisch, sondern katholisch gesinnt. —

Nachrichten aus Paris: die im Stillen gährende Meinung wird als sehr gefährlich für Louis Bonaparte geschildert, seine Macht hänge an einem schwachen Faden, heißt es, der geringste Unfall könne diesen zerschneiden. Ein paar Niederlagen in der Krim, und der Kaiser liege am Boden. Die nächste zu gewärtigende Bewegung, sagt man, werde bourbonisch sein, aber unverzüglich in eine republikanische umschlagen. Die Legitimisten sind im Vortheil um etwas vorzubereiten, einzuleiten, aber nachher sind die Volksmassen im Vortheil, und jene leicht zurückgedrängt. —

Im Cicero gelesen, Englisches. Bücherneuigkeiten durchgesehen. —

In England fängt man bereits an, die geforderten vier Punkte für dummes Zeug zu erklären, und wie für das schwarze Meer nun auch für die Ostsee feste Bestimmungen gegen die Uebergriffe der russischen Macht anzusprechen. —

Die demokratische Zeitung in Hannover, redigirt von dem wackern Dr. Eichholz, darf über die hannöver'sche Verfassungssache nicht sprechen: man hat ihr zugeraunt, daß sie ihr Dasein gefährde, falls sie den Gegenstand mißfällig anrühre. Da sie ihn aber auch nicht wohlgefällig berührt, so ist ihr Schweigen beredt genug. —

Vor vielen Jahren erschien vom Ingenieur-Major von Prittwitz, damals in Posen, ein Buch „Ueber die Gränzen der Zivilisation", von freisinnigem Inhalt, das aber wenig Eindruck machte. Der Verfasser ist seitdem General geworden, und hat als Mitglied der zweiten Kammer eine durchaus unfreisinnige Richtung gehalten, stets mit den Ministern oder gar mit der Rechten gestimmt. Nun ist sein Buch in neuer Bearbeitung herausgekommen, und wieder ziemlich freisinnig. Der Mann

hauptſächlichſten Einfluß neben ihm zuſchrieb; Fürſt Wittgenſtein und Hr. von Voß werden häufig genannt; Graf Bernſtorff tritt ohne Zweifel in die vollen Attributionen ſeines Miniſteriums; Hr. Ancillon und andere Staatsbeamte ſeines Grades werden freiere Hand haben; allein aus allen dieſen Einzelnheiten läßt ſich doch das Bild eines Ganzen noch keineswegs zuſammenſetzen und der Wille des Königs entſcheidet vielleicht ganz anders, als aus allem Bisherigen zu vermuthen war. Auch die Geſchäfte ſelbſt werden ihr Recht üben und eine Zeitlang wenigſtens noch in der jetzigen Art fortgeführt ſein wollen, beſonders da die Ordnung, in der alles zurückgelaſſen worden, nicht ſo gar groß ſein wird. Von Hrn. von Humboldt höre ich gar nicht ſprechen, ihm iſt der Kanzler zu ſpät oder zu früh abgetreten. Eher noch dürfte ſich für Hrn. von Beyme wegen ſeines ganz beſtimmten Faches ein Platz in der neuen Ordnung der Dinge finden. Zunächſt dürften wir nun wohl auch Provinzialſtände und Provinzialminiſter erwarten, wenigſtens werden erſtere nun ohne Hinderniß an's Licht treten können.

Höchſt merkwürdig und bedeutend aber trifft in die Mitte aller dieſer Sachen die Ankunft des Herrn Miniſters von Stein, der ſchon im Sommer hieher kommen wollte und nun beſtimmt im Januar erwartet wird. Für Viele, die ſich ihrer Sache ganz ſicher glaubten, iſt dieſe Nachricht höchſt unwillkommen, und in der That läßt ſich nicht berechnen, was die Erſcheinung eines ſo freimüthigen, ſchonungsloſen und heftigen Mannes, der denn doch eines großen Anſehens genießt, auf den hieſigen Schauplatz wirken wird. Der Kronprinz ſchätzt ihn ſehr und legt großes Gewicht auf ſeine Meinung, die ſich um ſo ſtärker ausſprechen wird, als keine Rückſicht auf eigenes Emporſteigen ihn zu beſchränken braucht. Er ſelbſt lehnt gewiß jedes Amt ab.

iſt in ſeinen Anſichten ziemlich der er war, aber wo es auf Anwendung ankommt, ſchwach und irr. Es geht vielen ſo! —

Donnerstag, den 14. Juni 1855.

Der König hat wieder Fieberanfälle, und es heißt nun, er werde weder nach Schleſien, noch nach dem Rhein reiſen, ſondern in Sansſouci bleiben. Schwerlich! „Er iſt gar zu unvernünftig!“ ſagt ein vornehmer Hofmann von ihm. —

Der Kaiſer von Oeſterreich iſt zu ſeinen Truppen nach Galizien von Wien abgereiſt. Der Kaiſer von Rußland hat ſeinen General von Grünwald abgeſchickt, ihn an der Grenze zu begrüßen. Man möchte ſo gern gut freundlich ſein! —

Freitag, den 15. Juni 1855.

Schlecht geſchlafen, Verlegenheiten geträumt. — Geſchrieben. — Buch und Brief aus Nürnberg, „Deutſchland und die orientaliſche Frage von B. Z.“ Der Verfaſſer will nicht genannt ſein, meint aber, ich könne ihn errathen; der Brief ſpricht von freundlichſten und herzlichſten Grüßen und dankbarer Erinnerung; ich weiß dies nicht zu deuten. —

Die Nationalzeitung hat heute einen trefflichen Artikel über Hannover und den Stand der Sachen; Dr. Zabel hat ihn geſchrieben. Die Regierung hat die vorhandene Ständeverſammlung nochmals berufen und will ſie zur Mitſchuld am Octroyiren verleiten; der Rath Zabel's geht dahin, die Gewaltthat gegen die Verfaſſung der Regierung allein zu überlaſſen, aber auch die Schmach und die Folgen; dieſe Lumpen von Ariſtokraten haben nicht einmal den Muth, im Beſitze der Macht und geſtützt auf den Bundestag, ihre Sache allein auszuführen! Sie fürchten eine bundestägliche Kommiſſion,

durch welche die Regierung selber ihr Ansehn schmälert, laßt sie kommen, diese Bundeskommissionen! —

Gegen 8 Uhr zu * gegangen. Bei schönem Abendhimmel nahmen sich die Linden, der Opernplatz, die Bildsäulen und Gebäude herrlich aus; es strömten mir aus der Gegenwart befriedigende Gedanken zu, aus der Vergangenheit theure Erinnerungen zu, ich genoß Augenblicke wahrer Lebensfreudigkeit, fühlte die reinste Dankbarkeit in mir, für mein ganzes Schicksal, für alles einzelne Gute, das mir gegeben worden und das ich austheilen gekonnt. Berlin war mir wieder recht lieb, in seiner Anlage, seinem Fortschreiten: ich kann sagen, alles sprach zu mir, die Steine, die Bäume, die Denkmale, und das helle Geistesbild aller Menschen, die ich hier gekannt, geliebt und verehrt habe, — Rahel die Mitte von allem! —

Um 10 Uhr mit Ludmilla zu Kranzler gegangen, noch eine Stunde der schönen Abendluft genossen. — Wir sehen fast jeden Abend den Obermundschenk Herrn von Arnim (Pitt) gekrümmt und mühselig vorüberschleichen, mit der einen Hand auf einen Krückstock gestutzt, mit der andern aus der Tasche essend, wobei er gar nicht aufblickt, sondern grad vorwärts sieht, um nicht aus der Richtung zu kommen. Eine sonderbare, komische Nachterscheinung, besonders für diejenigen, welche ihn als luftigen Springinsfeld gekannt haben! — Nach 11 Uhr zu Hause; noch kurze Sitzung. —

In ältern Schriften gelesen. Litterarisches, Geschichtliches; in Boswell, in Cicero's Briefen. —

Sonnabend, den 16. Juni 1855.

Le comte Rufini (Lorenzo Benoni) ancien ambassadeur de Sardaigne. Mémoires d'un conspirateur. Paris, 1855. 8. Ursprünglich italiänisch geschrieben, nach italiänischer Art weitschweifig. —

Merkwürdige Trinksprüche des Prinzen Albert in England. Anscheinend kriegerisch begeistert, zählt er die Hindernisse auf, die der König, die Verfassung und das Parlament entgegenstellen, während in Rußland alles nach dem unbeschränkten Willen eines Einzelnen geschehe; er fordert daher Vertrauen, unbedingtes Vertrauen für die Regierung, und völlig freie Hand für die Minister. Der fremde Eindringling, der in das Bett der Königin gehört, aber nirgends sonst mitzureden hat, untersteht sich die Verfassung und das Parlament als Hindernisse zu bezeichnen! Hoffentlich bekommt er gebührende Zurechtweisung. Lord Palmerston suchte klüglich einzulenken und zu mildern, was der schwatzhafte Prinz ungeschickt herausgesprudelt hat. —

Büreaukratisches Pedantenthum. Der Regierungsrath Graf Henckel von Donnersmarck in Merseburg mußte jedesmal zur Messe nach Leipzig gehen und von dort über den Gang der Messe Bericht erstatten, was oft ungemein schwierig und verdrießlich war. Dabei war ihm ausdrücklich vorgeschrieben, daß sein Bericht wenigstens dreißig geschriebene Bogen stark sein mußte! —

Der König hat die auf sein Verlangen von den Kammern angenommene Veränderung ihrer Namen, statt Erste Kammer Herrenhaus, statt zweite Kammer Haus der Abgeordneten, nun bestätigt und zum Gesetz erhoben. In verbis simus faciles, dachten die Abgeordneten; aber die Aenderung hat viel Mißfälliges, besonders erregt das Herrenhaus den Herren selber Anstoß! —

Sonntag, den 17. Juni 1855.

Die tapfre Volkszeitung fällt gleich über die Rede des englischen Prinzen Albert her und zeigt deren freiheitsfeindlichen Karakter. —

Ausgegangen mit Ludmilla. Unter den Linden treffen wir Gräfin Klotilde von Kalkreuth, die mit uns zu Kranzler geht. Spaziergang im Thiergarten, sehr schön, aber durch Uebermaß von Raupen arg gestört. Zwei sehr geputzte Damen in großen Nöthen, wir helfen sie von Raupen befreien, Röcke, Unterröcke, es galt nicht Scheu noch Scham. Ein Herr begegnete uns, der in seltsamen Zickzackschritten vorrückte und zu seinem Gefährten sagte: „Ich habe mich verpflichtet, immer auf Raupen zu treten!“ Wir lachten, litten aber auch selbst nicht wenig. Ganze Strecken, wie im vorigen Jahre, zeigen nur kahle Zweige und durchsichtige Wipfel. —

Unterdessen war Dr. Behse bei uns gewesen, und ich fand Karten vom Fürsten Wiasemski und Herrn von Biedert. Der Fürst hat lange auf mich gewartet, aber da ich nicht kam, ließ er seine Karte mit den Worten zurück: „Je pars ce soir pour Saint-Petersbourg et regrette beaucoup de ne vous avoir pas trouvé à la maison.“ Auch mir thut es leid: ich hatte ihm gern manches fruchtbare Wort auf die Reise mitgegeben. —

Mit großem Eifer durchlief ich die mehreren Bände der Kritiken von August Wilhelm von Schlegel. Wunderlicher Ueberblick damaliger Litteratur! Eine Art von Ausstellung, wie wir sie jetzt hier aus früherer Zeit von Mahlerei haben. Wie viele Bücher, die etwas gelten wollten, und die jetzt spurlos verschwunden sind, wirklich verschwunden, Schriften, die in Berlin gedruckt worden, und von denen mit größter Mühe und Sorgfalt nichts mehr zu finden ist. Aus welchem Wust hat die Litteratur sich hervorgemacht, was hat sie alles abwerfen müssen! Die Urtheile Schlegel's sind alle in der Richtung zum Bessern, oft wunderbar fein und scharf; wie keck und richtig verwarf er vor sechzig Jahren die angeblichen Gesänge Ossian's, von denen ganz Europa wie verzaubert war! Der Ueberblick dieser Sachen ist so lehrreich als unterhaltend. Nur

blödsinnige Barbaren können es tadeln, daß man diese Galerie gemischter Bilder — denn es sind auch vortreffliche Stücke darunter — aufbewahrt hat, die uns in das Innerste jener Zeit sehen lassen. Dasselbe gilt von den Kritiken Lessing's. Um die Heroen zu würdigen, muß man erkennen, was um sie herum, was mit ihnen und gegen sie war, durch welche trübe Massen ihre helleren Erzeugnisse sich durchzuarbeiten hatten! Wir vergessen zu sehr: das Gedächtniß zu stärken ist eine große Hauptsache, für Nationen, wie für Einzelne. —

Jetzt ist wieder beschlossen, daß der König die Reise an den Rhein zwar aufgiebt, aber nicht in Sanssouci bleibt, sondern Anfangs Juli auf einige Zeit nach Erdmannsdorf geht; ein Sieg der Ränke des Junkerthums. —

Montag, den 18. Juni 1855.

Geschrieben. — Um 11 Uhr ausgegangen mit Ludmilla; in den Nebenstraßen der Königsstraße und auf dem Alexanderplatz den Wollmarkt angesehen, alles bedeckt mit Wollsäcken, ungeheure Vorräthe aufgehäuft, lebendiger Verkehr, alle Gutsbesitzer und Pächter der Mark, Handelsleute des In- und Auslandes, ein Umsatz von einigen (6—7) Millionen. In der Blumenstraße beim Kunstgärtner Bouché, schöne Blumen; im Garten das Sommertheater des Königsstädter Theaters, welches zur Seite von Bouché's Eingang aufgebaut ist, wir besahen das Innere. —

Wegen des Jahrestages von Bellealliance sind die Bildsäulen Blücher's, Scharnhorst's, Bülow's, Yorck's und Gneisenau's mit frischen Eichenlaubgewinden umhangen und bekränzt, was sich sehr schön und festlich ausnimmt. —

Wenig politische Neuigkeiten. Debatten im englischen Parlament. In Hannover geht der Bettelntanz mit den Ständen los! Die Stände sind brav, aber machtlos, wie alle, wenn

es nicht bis zum Aufſtande kommt, die Regierung aber iſt in aller Macht lumpig und erbärmlich. — In Oeſterreich will man 100,000 Mann beurlauben. — In Spanien die gewohnten Carliſten-Unruhen, von ruſſiſchen Betreibungen erregt oder begünſtigt. — Ruſſiſches diplomatiſches Aktenſtück, das in ausführlicher Erörterung den Weſtmächten die Schuld des Scheiterns der Friedensverhandlungen ſchuld giebt, aber dabei ſehr friedliebend und verſöhnlich lautet. —

„Erlebniſſe aus den Kriegsjahren 1806 und 1807. Aus den hinterlaſſenen Papieren des Generals der Kavallerie Auguſt Ludwig Freiherrn von Ledebur. Berlin, 1855.“ Für die Kriegsgeſchichte wenig erheblich, geſchwätzig über perſönliche Einzelheiten, geiſtlos. —

Herr von Bach erzählte ein feines und witziges Wort von Gräfin Mathilde von Kalkreuth. Der jetzige Direktor der Singakademie, Herr Grell, wurde gelobt als ein überaus harmloſer, gutmüthiger, unbefangener Menſch, der das Böſe kaum merke, geſchweige denn übe. „Wahr iſt es,“ ſagte die Gräfin, „amüſant ſind' ich ihn nicht, aber ich beneid' ihn um ſeinen Platz im Paradies.“ —

Dienstag, den 19. Juni 1855.

Schwere Träume, früh wach. — Geſchrieben, in meinen Papieren gearbeitet. — Die Gränzboten, No. 25 vom 15. Juni, enthalten einen großen Aufſatz „Wilhelm Meiſter im Verhältniß zu unſerer Zeit“. Der Verfaſſer giebt ſich das Anſehn tiefer Forſchung und Kenntniß, hat aber nur die traurigen Wahngebilde und gemeinen Stichwörter unſrer Zeit, und will nach dieſen meſſen und beurtheilen, was ſittlich-äſthetiſch und geſchichtlich außerhalb ſeines Geſichtskreiſes liegt. Trotz aller üppigen Bewunderung, die er dem Werke darbringt, iſt er im Grunde doch nur ein etwas beſſer gekleideter Puſtkuchen für

daſſelbe. Die Grundlagen ſeiner Kritik ſind entweder ganz falſch oder doch ſchief und wackelig, voll willkürlicher Annahmen, die nur ein ganz Unkundiger kann gelten laſſen. Immerfort bringt er die heutigen meiſt hohlen Anforderungen des Tages in jene Zeit hinein, die von ſolchen nichts wußte, nichts wiſſen konnte, und von denen man auch nächſtens nichts mehr wiſſen wird, als daß ſie leeres und eitles Gepränge waren. Von Vaterland, Volk, Nation, Freiheit, Heldenthum ꝛc. machen die Gothaer immer viel Geſchrei, ſie die am meiſten gegen dieſe Dinge geſündigt, ſie ſchief behandelt haben, und ſie ſind zu blödſinnig um zu erkennen, daß Goethe, und namentlich im Wilhelm Meiſter, mehr von dem Weſen derſelben hat, als in allen ihren Zerrbildern ſteckt! Weil mit dem Namen nicht geprahlt wird, meinen ſie daß die Sache fehlt! Ueber Adel und Bürgerthum ſind ſie vollends ſchief; es iſt unſinnig und lächerlich, von Stein und Gneiſenau zu ſprechen im Gegenſatz von Lothario! Der Aufſatz ſchließt mit einem ſchein- und halbwahren, ſtreng genommen jämmerlichen Ausſpruche des Plutarchos, nach welchem kein Jeſus, kein Luther, überhaupt kein Genius je Recht haben könnte. Solch ein Aufſatz vergeht wie welkes Gras, es iſt nicht der Mühe werth, gegen ihn zu ſchreiben, ſonſt thät ich's.

Nachrichten aus Potsdam. Der König zeigt ſich zwar und ſcheint ganz munter, aber man behauptet, die Luſtigkeit ſei erzwungen, er fühle ſich in Körper und Gemüth ganz gebrochen, ſei voll Sorgen und Zweifeln, könne ſich zu nichts entſchließen, wolle bald dies, bald jenes, und ſein Mißmuth, ſeine Unzufriedenheit mache ſeine Nähe ſehr peinlich. — Er hat ſich von Dawiſon einiges aus dem Fauſt und das luſtige Stückchen von Holtei vorſpielen laſſen. —

Die Ruſſen haben bei Hangö engliſche Offiziere und Matroſen, die unter Parlamentairflagge gelandet waren, niedergeſchoſſen. In England große Aufregung deßhalb; die Ruſſen

nennen es einen Scharmützel, wollen keine Parlamentairflagge geſehen haben; die Engländer führen Worte des ruſſiſchen Befehlshabers an, die das Gegentheil beweiſen, er kümmre ſich nicht um die Flagge ꝛc. Es waren etwa ſechszehn Mann, die gewiß nicht in feindlicher Abſicht offen auf mehr als 400—500 Ruſſen herankamen! — (Widerſtreitende Berichte, noch nicht klar. —)

Mittwoch, den 20. Juni 1855.

Geſchrieben. Ueber die Berechtigung hiſtoriſcher Gemählde, die nicht gemahlt, ſondern geſchrieben ſind; Lamartine, Saint-Réal ꝛc. Es gehört mehr in dieſe Klaſſe, als man gewöhnlich meint; von dieſer ausſchmückenden, aus Künſtlerabſichten zurechtſtellenden Gattung iſt die entſtellende, gradezu verſchweigende oder lügende Fälſchung der Geſchichte ſehr verſchieden, dieſe letztere will betrügen, erſtere will erhalten, beleben, veranſchaulichen. Der hiſtoriſche Roman darf nicht von den Thatſachen der Geſchichte abweichen, der Erfindung nur Spielraum geben, wo die Geſchichte ſchweigt, nichts unterdrücken, nur hinzudichten und weiter ausführen. —

Auf der Ausſtellung Herrn Hermann Grimm geſprochen, dann Herrn von Burgsdorf; — Grimm ſagt, Bettina von Arnim ſei noch nicht in Schlangenbad, ein kaltes Fieber — ſehr bedenklich — halte ſie in Bonn zurück! — Nachmittags in meinen Papieren gearbeitet. —

Nachrichten aus Paris. Louis Bonaparte ſoll krank, der ganze Bonapartiſche Plunder in größter Unruhe ſein; man ſpricht von zwei Aderläſſen, Fieber ꝛc. — Daneben Gerücht von der Schwangerſchaft der Kaiſerin. —

Der König in Potsdam hat Rheumatismus im Arm und muß das Zimmer hüten. Das macht ihn immer verdrießlich;

er ſetzt einen Ehrgeiz darein, ſtets geſund und rüſtig zu erſcheinen. —

Das Kriminalgericht hat von den angeklagten Aſſeſſoren zwei freigeſprochen, die andern ſechs zu Gefängnißſtrafen von 6 bis 9 Monaten und Verluſt der Ehrenrechte auf ein Jahr verurtheilt, den Kreisrichter Pietzſch ſogar zu 18 Monaten Gefängniß. —

Die engliſchen Blätter wetteifern im Abkanzeln der vorlauten und dummdreiſten Aeußerungen des Prinzen Albert, daß Englands konſtitutionelle Regierungsform jetzt eine harte Probe zu beſtehen habe. Man nimmt ihm ſein verwitztges Auftreten ſehr übel. —

Das Manifeſt des Kaiſers von Rußland über die Thronfolge und Regentſchaft macht mancherlei Gerede. Man ſagt, der Kaiſer gehe mit dem Gedanken um, ſich in das Privatleben zurückzuziehen. Die Ruſſen ſprechen mit beſonderm Eifer von ſeinem Bruder dem Großfürſten Konſtantin. Wenn dieſer als Regent, oder auch als Kaiſer — warum nicht? — den Thron beſtiege, ſo gäb' es Bewegung! —

„Unſre Kammern — oder Häuſer, wie man jetzt ſagen muß, — wie gering jetzt und verachtet, können plötzlich ungemein wichtig werden, und dann wäre doch zu wünſchen, ſie etwas beſſer zuſammengeſetzt zu ſehen, als jetzt, damit nicht die Kreuzzeitungspartbei plötzlich zu dieſer Macht gelange." — Wichtig? Macht? wie ſollte das kommen? — „Wenn es zum Kriege käme, ſo läge das entſcheidende Wort in den Kammern, die das Geld ſchaffen müßten." Oder auch, man ſchaffte ſie ab und ſetzte die ganze Verfaſſung aus. — „Dann bekäme man keinen Heller zu einer Anleihe! Man hätte auch nicht den Muth zu ſo kühnem Schritt, im Gegentheil, man ſieht ſich ängſtlich um nach Stützen." —

Donnerstag, den 21. Juni 1855.

Geschrieben. — Ausgegangen mit Ludmilla und Fräulein Anna Gottheiner — ein wackres, verständiges und aufrichtiges Kind von neunzehn Jahren. — In die neue Grüngasse gegangen, zum Kriegsrath Müchler, ihm den bisher schlechten Erfolg meiner Bemühungen mit seinen Kriminalgeschichten zu sagen. Er ist sehr schwach, hat aber sein gutes Gedächtniß und noch frische Lebensansprüche. Seine Sache wegen des Gedichtes von ihm, das unter die Schiller'schen gerathen ist, hat er abermals in einer kleinen Druckschrift zur Sprache gebracht, das ist ein Lebensstoff, an dem er immerfort sich nährt und erlabt! Er möchte gern noch von sich reden machen, höheren Ortes berücksichtigt werden. Warum auch nicht, da er noch lebt und thätig ist?

Freitag, den 22. Juni 1855.

Unruhiger Schlaf, widrige Träume; vergeßne Kleinigkeiten aus vergangenen Zeiten schwellen sich auf, und machen sich schwer. —

Telegraphische Berichte von Pelissier und Raglan, daß Franzosen und Engländer am 18. Juni gleichzeitig die Werke von Sebastopol gestürmt haben, aber zurückgeschlagen worden sind, natürlich mit großem Verlust. Es thut mir sehr leid, aus besondrer Sympathie, meine Sache jedoch ist dabei nur folgerungsweise betheiligt, und nur eine sehr zweifelhafte Folgerung. Was aus den Dingen wird, wissen wir ja nie! Der Witz der Geschichtsentwicklung ist unberechenbar. Wo das Gute und Rechte sich nicht unmittelbar zeigt, sind wir stets in der Irre; hier aber zeigt es sich nicht unmittelbar, wenigstens mir nicht. —

Besondere Bildungsblüthe nach der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts bis zum Ende desselben im nordwestlichen

Ob in meinem Loose einige Aenderung eintreten wird, will ich getrost abwarten. Ich habe bis jetzt keinerlei Vermuthung noch Absicht, die sich hierauf bezöge. Ich glaube, Sie thun ebenfalls am besten, in diesem Betreff keinen Schritt zu übereilen.

Mein letzter Brief ist liegen geblieben und geht erst mit diesem zugleich ab. Tausend Dank für das Bild von Goethe, das mich sehr gefreut hat! Meine Frau grüßt herzlichst!

Mit innigster Verehrung und treuester Gesinnung

Ihr

K. A. V. v. E.

Beschuldigen Sie mich nicht der Gefühllosigkeit, weil mein Brief mehr hart als weich klingt. Ich weiß selbst nicht, wie es kommt. Geweint hab' ich dem edlen Todten heiße Thränen. Aber die Erinnerung an manches Frühere und das Bild der letzten Umgebung machen keinen wohlthätigen Eindruck und mischen herbe Bitterkeit in die wehmüthige Trauer! — Sie nur, theurer Freund, sollen nicht über die Stimmung meines Innern im Zweifel sein! Leben Sie wohl! Wir wollen der Zukunft noch etwas Tüchtiges abgewinnen! Gott wende Alles zum Besten!

93.

Oelsner an Varnhagen.

Paris, den 27. Dezember 1822.

Der letzte Kourier hatte mir nur Zeitungsblätter gebracht. Ich hegte keinen Gedanken, daß noch etwas angekommen sei. Sonntag erst besuchte mich Hr. Lacoq. Durch

Deutschland, in Hamburg, Hannover, Göttingen, Braunschweig, Helmstedt, Lübeck, Holstein, Schleswig, Oldenburg, Bremen, bis nach Kopenhagen hin, und mit starken Einflüssen von England her. Herrschende Wirkungen, die sich über ganz Deutschland erstreckten. Klopstock, Voß, Claudius, die Stolberge, die beiden Reimarus, Lessing, Schröder, Jacobi, Lichtenberg, Schlözer, Campe, Knigge, Ebert, Eschenburg und hundert Andre; dazu die vielen Engländer, Franzosen in Hamburg, Dänen ꝛc. Ludwig von Heß, Archenholz, Büsch, Sieveking ꝛc. Wie gänzlich verschwunden ist alles das! Der ganze Länderstrich ist öde und unfruchtbar, Einzelnes findet sich noch hin und wieder, aber spärlich, und ohne den früheren Zusammenhang, die frühere Wechselwirkung. Zimmermann und Markard sind noch nachzutragen, das ganze Gewicht der Universitäten Göttingen und Kiel. Von Künstlern Tischbein, Riepenhausen, Ramberg ꝛc.

Sonnabend, den 23. Juni 1855.

Traumreicher Schlaf, unruhige Nerven. — Geschrieben. — Besuch vom Grafen von Kleist. Er war in Kurland, nachher am Rhein, in Bonn, in Koblenz. Er hat sein Unterthanverhältniß zu Preußen gelöst, er verhehlt nicht, daß das Herrenhaus die letzte Ursache war, die ihn hiezu bewog; darin zu sein wäre ihm wenig Ehre und Freude, nicht darin zu sein aber doch eine Kränkung gewesen, er wußte, daß der König dem Prinzen von Preußen, der Kleist's Ernennung beantragte, entschieden mit Nein geantwortet, er konnte voraussehen, daß, falls er von den Familienmitgliedern gewählt würde, der König ihn nicht bestätigen würde. Daher schnitt er lieber alles ab, mit bittern Gefühlen freilich und Verwünschungen; er hat außer dem Grafentitel hier nichts erreicht, Mitglied des Staatsraths hatte er werden wollen, Oberjägermeister, nichts wurde

gewährt. Der König hatte ihm früher die Zuſtimmung zur Erwerbung von Sagan ertheilt, dann nahm er ſie zurück, und ließ die Herzogin von Dino das Thronlehen und den Titel daran erlangen. Alle Hoffnungen ſcheint er doch nicht aufgegeben, wenigſtens einige auf die Thronbeſteigung des Prinzen von Preußen geſetzt zu haben. Er trotzt auf ſeinen Reichthum, aber darin ſteht er doch nicht in erſter Reihe. Kleiſt hat in Bonn Bettina'n von Arnim geſehen, ſie ſaß im Lehnſtuhl ſtill und gebückt, den Blick zu Boden geſenkt, und ſprach nur kärglich hie und da ein Wort: ein Zuſtand, der ihrem ſonſtigen Weſen ganz und gar widerſpricht!

In Baden, in Würtemberg, in Heſſen, überall regt ſich der Adel und die Geiſtlichkeit; in Hannover macht der Adel die größte Anſtrengung, doch hält die alte Verfaſſung heute noch, vielleicht morgen nicht mehr! — Hier in Preußen triumphirt er, doch iſt er weder befriedigt noch ſorglos! —

Der Prediger Uhlich in Magdeburg war in erſter Inſtanz wegen Preßvergehens, Aufnahme des Beſchluſſes, der die freie Gemeinde unterdrückt, in ſein Sonntagsblatt — verurtheilt worden, die zweite hat ihn freigeſprochen. — Die Polizei macht ihm aber ſchon wieder neue Scheereteien! —

Sonntag, den 24. Juni 1855.

Schlechter Schlaf, abgeſchmackte peinliche Traumbilder; ſie waren mir ſo wichtig, daß ich ſie feſthalten wollte und mittheilen, wach verlor ich ſie gleich, und auch ganz gern! Wird es einſt mit dem Erdenleben auch ſo ſein? —

Bucher ſagt heute in ſeinem dritten Artikel über die Pariſer Ausſtellung von Bacon's Novum organum: „Ein Buch, auf das die Engländer Grund haben mehr ſtolz zu ſein, als auf Shakeſpeare.“ Ich weiß recht gut, welch edler und bedeutender Geiſt Bacon iſt, und weiß, daß der treffliche Bucher nicht ohne

gute Gründe spricht, aber hier kann ich ihm durchaus nicht beistimmen. Ich halte im Gegentheil den Einfluß Bacon's im Allgemeinen für einen großen Schaden, an dem die Engländer fortwährend leiden; die Philosophie Bacon's hat sie von der tieferen und tiefsten Untersuchung abgeschnitten, aus der allein wahre Geistesfreiheit entspringt, hat sie nach andern Richtungen gefördert, aber in religiöser und kirchlicher Hinsicht sie den engsten Beschränkungen preisgegeben, aus denen nur wenige ihrer begabteren Geister sich unter großer Mißbilligung zu befreien gewußt. —

In George Sand gelesen; neue und sehr leuchtende Ansicht über die Jesuiten; einigermaßen sah schon mein Vater, ihr Zögling, sie so an, und ich nach ihm. Daß sie in der katholischen Kirche eine Art Freiheit, einen Widerstand gegen Pabst und Kirche vorstellten, war uns bekannt; ihre scheinbar unbedingte Unterwürfigkeit konnte uns darüber nicht täuschen, aber auch jener Kern unsern Haß gegen die lügenhafte Form nicht schwächen. Auch Voltaire wußte die guten Seiten der Jesuiten wohl zu schätzen, während er die schlimmen unermüdlich bekämpfte. Daß Frau von Dudevant zu dieser Auffassung gelangte, und sie jetzt, grade jetzt, so licht auszusprechen veranlaßt war, gehört zu den Merkwürdigkeiten, die wir erleben. Sie sagt wunderbare Wahrheiten über Religion, katholische Kirche, Beichte ꝛc. —

In der Nacht vom Freitag zum Sonnabend war im Hotel du Nord unter den Linden großer Lärm. Der Jocken-Klub war versammelt, und in Folge der stattgehabten Pferderennen sehr belebt. Man trank und jubelte tief in die Nacht hinein. Mitten in diese Fröhlichkeit trat ein Fremder, man fragte ihn, was er wolle? er erwiederte: „Ich will einmal sehen, was hier vorgeht!“ Man sagte ihm, er möchte sich entfernen. Als er hierauf zu erkennen gab, er sei ein Polizeibeamter, fühlten sich die vornehmen Junker und aristokratischen Offiziere erst

recht gereizt, es kam zu heftigen Reden, ja Thätlichkeiten. Auf den Pfiff des Polizeimanns war gleich eine Anzahl Konstabler versammelt, die Widersetzlichen sollten verhaftet werden, die Offiziere wollten sich nicht verhaften lassen. Ein Herr von Prillwitz sprang während des Lärms aus dem Fenster und eilte zu Hinckeldey. Die Offiziere fordern Genugthuung, die Polizei ihrerseits auch. —

(Ein Prinz von Mecklenburg war dabei, ein Prinz von Hohenlohe. Der Polizeilieutenant Tam ist erst verspottet worden — man warf seinen Helm unter den Tisch, da gehöre er hin — dann geprügelt. Einer zog den Degen und wollte „den Hund todtstechen". Es war nicht nur ein Trink- sondern auch ein Spielgelag; nach einigen Angaben hätte der Wirth selbst, aus Furcht vor Strafe, die Polizei herbeigerufen um das Hasardspiel zu hindern. Die verschiedensten Angaben laufen umher. Die Polizei wendet die größte Sorgfalt an, um die Sache zu vertuschen, nicht in die Zeitungen kommen zu lassen.)

Johanniter Feier in der Schloßkapelle. Eine große Anzahl neuer Johanniter bekamen den Ritterschlag. Dummes Zeug! Buntes Gepränge, Ceremonieen, Spielerei mit Religion und Ritterthum, den meisten Johannitern selbst ein Gespött! —

Montag, den 25. Juni 1855.

Welcher Damen giebt sich jetzt mit Verfertigung meiner Träume ab? Schiller's Tod ein Geheimniß, man weiß nicht wann, wie, und nicht einmal ob er gestorben? Was hat mir Hans von Bülow gethan, daß ich sein Mörder wurde, und dann, verwundert über mich selbst, gleichmüthig weiter lebte? —

Der König ist wieder erkrankt; die Aerzte hatten nicht zugeben wollen, daß er die gestrigen Ceremonieen in der

Schloßkapelle mitmachte, er aber gab die nachdrückliche Erklärung, es sei von größter Wichtigkeit, sei durchaus nothwendig; da mußten sie schweigen. —

Im englischen Parlament wird in den stärksten Ausdrücken das völkerrechtswidrige, barbarische Verfahren der Russen bei Hangö gerügt, auf Rache gedrungen ꝛc. Die Art, wie der „Russische Invalide“ in St. Petersburg die Sache zu beschönigen sucht, ist höchst erbärmlich, und zeigt nur die Unverschämtheit der Lüge. —

Nur die einzige „Montagspost“ macht heute in zwei Zeilen eine Anspielung auf die „in einem Hotel unter den Linden vor ein paar Tagen stattgehabten nächtlichen Unordnungen“. Alle andern Blätter schweigen, den Winken und Warnungen der Polizei gemäß. Der Kanzleirath Jacoby (der berüchtigte Joel Jacoby) hat sorgfältig nachgeforscht, was man im Publikum schon von der Sache wisse, und versucht davon eine abgeschwächte Schilderung in Umlauf zu setzen; der abgefeimte Kerl ist aber diesmal so dumm und plump, daß grade durch ihn die schlimmsten Umstände erst recht bekannt geworden sind. Das kommt davon, wenn man jede Nichtsnutzigkeit zu Polizeidiensten verwenden zu können meint! —

Ueber die Memoiren Talleyrand's. Er hat sie seiner Nichte der Herzogin von Dino (Sagan) und Herrn von Bacourt zur Verwahrung übergeben. Sie sollen erst dreißig Jahre nach seinem Tode veröffentlicht werden; damit sind die Prüfungen seiner Zeitgenossen vermieden, was den Werth der Angaben mindert. —

In den Blättern für litterarische Unterhaltung giebt Herr Marggraff eine ausführliche Beurtheilung des Freytag'schen Romans „Soll und Haben“, und scheint mit gutem Rechte denselben auf eine ziemlich untere Stufe herabzustellen. —

Dem General von Höpfner machte jemand große Lobsprüche über seine Geschichte des Krieges von 1806 und 1807, und

ereiferte ſich über die gräßliche Verwirrung und Rathloſigkeit, die damals im preußiſchen Kriegsweſen geherrſcht. Der General ſagte mit bedächtigem Ernſt: „Dürfen wir denn ſicher ſein, daß es jetzt nicht ebenſo, nicht noch ärger ſein würde?“ Bemerkungen, wie ein König von Preußen ſein müſſe, wenn er es in der That, und nicht blos dem Namen nach ſein wolle. —

Dienstag, den 26. Juni 1855.

Träume von Juden und jüdiſchen Gebräuchen! Früh aufgeſtanden und geſchrieben. — Der heutige Publiziſt macht in unſcheinbarſter Weiſe die ablehnende Bemerkung, es lohne nicht der Mühe über die neulichen Vorgänge in einem Hotel ausführlich zu berichten, dergleichen ſei unbedeutend und werde gleich vergeſſen ſein wie ſo vieles Andre. Ja, vom Publikum! Aber Offiziere und Polizei werden es ſchon behalten! Der König ſoll anfangs im höchſten Zorn gegen die Polizei geweſen ſein, darauf ſoll dieſer ſich gegen die Offiziere gewendet haben, endlich aber durch Hinckeldey's kluges Behandeln neutraliſirt worden ſein. Dem Könige wird alles Weitläufige, ſagt man, bald langweilig, und wenn er ausführliche, wiederholte Vorträge mit gehäuften Akten zu befürchten hat, wendet er ſich leicht von dem Gegenſtand ab. Das wird denn fleißig benutzt. —

Herr von Hinckeldey ſagt, er gäbe viel darum, wenn die Geſchichte im Hotel du Nord nicht geweſen wäre, er habe jedoch beſtimmten Befehl vom Könige gehabt, das Hazardſpielunweſen nicht länger zu dulden. Die Sache des Spiels wird alſo ſehr in den Vordergrund gezogen. Herr von Heidebrand, wegen Spiels längere Zeit ſchon übel angeſehen, und Mitglied des Jockey-Klubs, iſt von Berlin ausgewieſen worden. Dagegen wird der Polizeilieutenant Dam wohl an einen andern Ort verſetzt werden.

Die gestrige „Feuerspritze" enthält auch einige Angaben über den Vorfall. An diese Montagsblätter scheint die Polizei bei ihren Warnungswinken nicht gedacht zu haben. Die Gerüchte im Volk sind sehr mannigfach, überbieten einander, widersprechen einander. Nach einigen Angaben waren die Offiziere betrunken, nach andern der Polizeilieutenant. —

Die Zeitung „Le Nord", mit russischem Geld gestiftet, erscheint nun in Brüssel, und lügt Unabhängigkeit von der russischen Regierung! Die belgische Regierung hiedurch nicht geirrt, hat die nicht belgischen Mitarbeiter von Brüssel weggewiesen, und damit dem Blatte das Herz ausgebrochen; es war vorauszusehen, daß Frankreich und England das Unternehmen, das ihnen unter die Nase mit der Faust drohte, nicht würden bestehen lassen. Die ganze Sache war übel angelegt. —

Die Verluste der Franzosen und Engländer am 18. bei dem mißlungenen Sturm sind nun genauer angegeben, weit geringer als man dachte. — Große Zerstörungen im Asoff'schen Meer. —

Zu Hause noch Gespräch mit Ludmilla. — In Goethe gelesen, in Paulabelle, Lichtenberg. — Englische Tagesblätter. —

Mit Erstaunen und Sorge seh' ich aus mancherlei Zeichen, welch ein trotziges und drohendes Geschlecht in der jetzigen Jugend heranwächst, die Knaben alle sind muthig und raufbegierig, achten keiner Autorität, als die sie selber als solche gutheißen, höhnen alle die Lehren, die der Staat und die Kirche als die einzig richtigen aufstellen, sind freigeistisch und freiheitsliebend. Wenn man die Schaaren aus den Schulen auf die Straße stürzen sieht, so kann man aus den Gesichtern und dem Benehmen schon erkennen, welch ein Geist der Unabhängigkeit und Entschlossenheit in dieser Jugend herrscht. Sie kümmert sich um die Erwachsenen nicht, treibt auch nicht den

früheren Unfug, iſt nicht herausfordernd, aber ſie leidet keine Beeinträchtigung, und wirkt ſogleich auf die verſuchte zurück. Die Konſtabler halten ſich der Schuljugend gegenüber ſehr vorſichtig, und ſcheuen ſich mit ihr anzubinden. Bemerkenswerth iſt auch, daß unter den Knaben noch die Vorgänge, Redensarten und Stichworte von 1848, die bei den Erwachſenen etwas vergeſſen ſcheinen, noch in gutem Andenken und gäng und gäbe ſind, wie z. B. „An meine lieben Berliner", Jacoby's Worte an den König, „breiteſte Grundlage", ja ſogar das Wort „Erbweisheit" iſt in ſpöttiſchem Sinne gehört worden. —

Mittwoch den 27. Juni 1855

Unholde Träume! Wie darf dies Unthier Reument in meinen Schlaf eindringen? Zwar that er es um ſich zu verabſchieden, aber auch ſo nur unwillkommen! Sein Vater, Arzt in Aachen, ließ ſich von Eulogius Schneider Empfehlungsbriefe an Robespierre geben, dieſe wahre Geſchichte verwandelte ſich im Traum zu den widrigſten Zerrbildern. Der Sohn machte ſein Glück durch Empfehlungen Bunſen's, deſſen Name ſeit Bunſen in Ungnade, nicht mehr über ſeine Lippen kommt. Pfui, was iſt für ekles Geſchmeiß obenauf! —

Früh aufgeſtanden und geſchrieben. Unterbrechung durch Schwindel, aber nur kurze, ich konnte bald weiter ſchreiben. — Polymeter in das Stammbuch der Fräulein Anna Gottbeiner. —

Nachrichten aus Wien; Beſorgniſſe wegen Italien, man traut dem Louis Bonaparte nicht, und fühlt ſehr, daß man ihm Grund genug gegeben hat, auch ſeinerſeits mißtrauiſch und treulos zu ſein. Der Gedanke einer Verbündung mit Rußland iſt gar nicht mehr ſo fremd; der Kaiſer aber iſt rathlos, unentſchloſſen. Das Lob, das man ihm aufpacken will,

haftet nicht, fällt gleich ab. Er iſt nichts, heißt es ſchon, als ein ganz gewöhnlicher junger Menſch. —

Oft ſcheint es, als hätte der Lauf der Geſchichte ſich von den Freiheitsgebilden ganz abgewendet, als wäre von den Menſchen alles Frühere vergeſſen, aufgegeben, als kümmerten ſie ſich nur im Tagesgenuſſe hinzutaumeln; aber unvermuthet erheben ſich dort und hier bedeutende Zeichen eines guten und noch ganz friſchen Gedächtniſſes im Volke, das ſeine Tagesarbeit leiſtet, aber dabei der Vergangenheit wie der Zukunft gedenkt, und ſeiner Stunde harrt. Die Demokratie giebt mancherlei Lebenszeichen, Erinnerungen von 1818 treten häufig hervor, auch bei dem Junkerthum, der Reaktion, bei dieſen freilich als Ausdruck der Furcht und Warnung! —

Die Neue Preußiſche Zeitung will mir wieder einen Stich geben; ſie ſagt, Lermontoff ſei nicht liberal geweſen, obſchon Varnhagen von Enſe ihn überſetzt habe! Das Vieh hat keinen Stachel mehr, iſt matt und ſtumpf. —

Der König will durchaus nicht krank ſein, hat das Bette wieder verlaſſen und Vorträge der Miniſter angenommen. Die Königin verhehlt ihre Unruhe und Beſorgniß nicht. —

Die deutſchen Zeitungen werden allmählig dreiſter in Beurtheilung der franzöſiſchen Angelegenheiten und Louis Bonaparte's ſelbſt. Man läßt ihnen von oben her in dieſer Richtung mehr Freiheit. Die ängſtliche Rückſicht, die noch voriges Jahr jede dem franzöſiſchen Gewalthaber mißfällige Aeußerung vermied oder rügte, findet nicht mehr Statt; man fühlt, daß die Staatsſtreichshand, die man bis dahin küßte und fürchtete, weniger kräftig laſtet, die Furcht vor Kriegsunternehmungen gegen Deutſchland, von Stiftung eines neuen Rheinbundes ꝛc. hat nachgelaſſen. In der That ſteht auch jetzt alles anders, als vor dem Jahre. —

Die Geſchichte im Hotel du Nord hat ihr Ende erreicht. Wrangel hatte ſich der Offiziere heftig angenommen, Hinckeldey

der Polizei, und jener blieb vollkommen Sieger. Der Polizeilieutenant Dam hat Unrecht bekommen, ſeine Kameraden erklären, mit ihm nach ſeiner Aufführung und erlittenen Behandlung nicht mehr dienen zu können, er bekommt den Abſchied. Er war betrunken, kam mit dem Hut auf dem Kopfe, mit der Cigarre im Munde in's Zimmer, benahm ſich ſehr ungebührlich ꝛc. So heißt es jetzt mit Beſtimmtheit, während die Theilnehmer ſich luſtig in's Fäuſtchen lachen und prableriſch erzählen, wie ſie den armen Teufel verhöhnt, genarrt und geplagt haben! Herr von Heidebrand und der Laſa, der zuerſt ausgewieſen worden, ſoll nun gar nicht dabei geweſen ſein, und iſt wieder hier. —

Donnerstag, den 28. Juni 1855.

Leidlich geſchlafen. — Geſchrieben. — Die Spener'ſche Zeitung macht dringend aufmerkſam, daß für Preußen ein neuer Rückſchritt drohe, nämlich die Umwandlung der konſtitutionellen zweiten Kammer in eine ſtändiſche; die Nation ſei letzterer entgegen, ſie möge daher auch durch die Wahlen zeigen, daß ſie ſolchen Rückſchritt nicht wolle. Gut gemeint und gut geſchrieben. Aber ich kann es keinem verdenken, der um den Kleinkram dieſer Dinge ſich nicht kümmern will. Bei ſolchem Herrenhaus iſt wenig dran gelegen, wie das Haus der Abgeordneten beſchaffen ſei; aus dieſen Dummheiten wird nichts Kluges, das Ganze mag der Teufel holen! Ich verdenk' es aber auch niemanden, der im guten Sinn auch den Kleinkram beachtet. Nur mich ſoll man ungeſchoren laſſen, ich mag und kann nicht hinabſteigen von dem Standpunkt, den ich durch ſiebzig Jahre Mitſtrebens und Miterlebens endlich erklommen habe. — In Laulabelle weiter geleſen; die franzöſiſchen innern Angelegenheiten behandelt er mit großer Sachkenntniß und ſcharfem Urtheil, ſein nationaler Eifer iſt hier

ihn empfing ich ein Päckchen, das mich glücklich machen ſollte. Zu meiner unſäglichen Ueberraſchung, edler Theurer, enthielt es Briefe von Ihnen und Ihrer bewundernswerthen Frau. Es war ein Zauber. Ich traute meinen Augen kaum. Sie ahnen, mit welcher Gier ich jede Zeile ſog, nicht vergeſſen zu ſein von Freunden, die ich über alles verehre und liebe, dieſe Gewißheit ſo ganz unverhofft am Schluſſe des alten Jahrs iſt von ganz günſtiger Vorbedeutung für das neue.

Meiner ſelbſtſüchtigen Freude geſellte ſich bald eine andere, nicht minder helle bei, die mein' ich, Ihrer Töplitzer Entdeckung. Alſo ſind keine Vorurtheile in die höchſte Sphäre eingedrungen und man fühlt ſich angezogen von Ihrer Perſönlichkeit. Laſſen Sie ſich die Hemmung nicht leid thun. Sie hat vielleicht beſſere Früchte getragen, als Sie glauben. Von Ihren herrlichen Stoffen gehet nichts unter. Lange kann die Halte ſchwerlich mehr dauern. Schon iſt, meines Bedünkens, die Wetterſcheide eingetreten und Ihnen öffnen ſich nothwendig die dem Talent, der Stärke, der Würde gebührenden Verhältniſſe.

Auf Londonderry haben Sie ein unſterbliches Wort geprägt. Kotzebue und Sand in Einer Perſon. Erfährt es Shakeſpeare, ſo wird Sie ſein Neid verfolgen. Man erzählt von Taſchenſpielern, die mittelſt eines bloßen Gurgelſchnittes in den Schatten an der Wand Gänſe, Puter, Kapaune, einen ganzen Hühnerſtall, wie die beſte Köchin, abthun. Das Federmeſſer des brittiſchen Diplomaten ſcheint an ſeinem Halſe eine faſt ähnliche Wirkung hervorgebracht zu haben auf die heilige Allianz, die in Verona vermuthlich die letzte Oelung genommen.

Hier haben die Beſchlüſſe des Kongreſſes gleich vornweg eine ärgerliche Niederlage erlitten. Montmorency kam trium-

auch dem Fremden ehrenwerth, ja wohlthuend. Er haßt die Feigen und die Schurken, und die Schickſale Frankreichs waren oft genug in den Händen der einen oder der andern. Die Bourboniſche Reaktion erſcheint in ihrer ganzen Wuth und Verächtlichkeit. —

Beſuch von der Geheimräthin Steffens und Tochter, ſie reiſen nach Dresden. Traurige Nachricht von Bettina von Arnim, ſie iſt in Bonn ſchwer erkrankt, die Aerzte geben wenig Hoffnung, die drei Söhne ſind ſchleunigſt von hier zu ihr geeilt, ihre Ankunft aber durfte der Kranken noch nicht geſagt werden. Mir fuhr es ſchmerzlich durch die Seele! Ich muß mir ſagen, daß ſie eigentlich ihr Leben ſchon ausgelebt, daß ſie nicht viel Gutes mehr zu erwarten hat, wohl aber Schmerz und Leid, aber ſie leuchtete noch immer für Andre, und in ihr würde ein Stern erlöſchen, den zu ſehen ein Troſt und eine Freude iſt! —

In London ernſthafte Volksaufregung gegen die im Parlament in Antrag geſtellte ſtrengere Sonntagsfeier; als wenn die nicht ſchon arg genug wäre im kirchlich verdummten England! Sie ſind toll mit dieſer wohlfeilen Frömmigkeit, die noch dazu gar keinen Grund in der Bibel hat, ſondern eine willkürliche Einrichtung der Menſchen iſt. In der Bibel iſt vom Sabbath die Rede, dem ſiebenten Tage nach der Schöpfung, an welchem Gott geruht hat. In England ſtammt der Schwindel von den Aufrührern, von den Königsmördern her, und doch behalten ſie ihn bei! Das Schlimmſte für uns iſt, daß uns England, das Land der Erbweisheit, mit ſeiner Erbtollheit angeſteckt hat! —

Der König hat wieder einen Fieberanfall. (Man ſpricht von kleinen Schlaganfällen.)

Spät eingeſchlafen und ſchon um 5 Uhr wieder wach. Geleſen. —

Die Krankheit des Königs, wenn auch im Grunde noch keine gefährliche, wirkt doch ſichtbar auf die Haltung und das Betragen vieler Menſchen ein. Die nächſten Umgebungen werden ſtill und ſcheu; der Eifer der Parteien ſteckt; die Günſtlinge ſehen ſich nach Wegen um, entweder neue Gunſt anſtatt der alten zu erlangen, oder doch leidlich gut davonzukommen. Die Neue Preußiſche Zeitung iſt ganz matt und trocken. Die Burſche fühlen, daß ſie bei einem Regierungswechſel übles Spiel haben würden. Der Prinz von Preußen iſt zwar dem Adel günſtig, und allem altpreußiſch Beſtehenden, aber die Junker-Frömmler-Partei iſt ihm ganz verhaßt; dieſe würde mit Schimpf und Schande vom Schauplatz abtreten. — Inzwiſchen iſt der König heute wieder wohl. —

Freiheits- und Vaterlandsfreunde aus Hannover ſind hier, um Unterſtützung gegen die dortige Junkerpartei, welche die Verfaſſung abſchaffen will, zu gewinnen. Wenn ſie dergleichen vom Hof und der Regierung erwarten, ſo ſind ſie ſehr verblendet; auch die politiſchen Gründe, die hier von Gewicht ſein könnten, Preußen im Auslande freiſinniger handeln zu laſſen, als es im Inlande ſein will, gelten im Augenblicke nichts; der Eigenſinn einerſeits, andererſeits die Gleichgültigkeit, laſſen es zu keiner Erwägung kommen. Die Unfähigkeit unſrer Miniſter wird lebhaft beſprochen, nirgends edler Geiſt oder ſtarker Karakter, höhere Anſicht oder Blick in die Zukunft; lauter Tagesmenſchen, Gunſtleute, Stellungsſtrebe! „Und wenn die Humboldte, Steine, Hardenberge, Hertzberge, Gneiſenaue ꝛc. bei uns wie Heu zu haben wären, Miniſter würden doch nur ſolche ſein, wie die es jetzt ſind.“ —

Zu dem Goethe-Schiller-Denkmal in Weimar hat der Kaiſer von Oeſterreich 300 Dukaten beigeſteuert. Das mag

hingeben, obwohl schwer zu sagen wäre, was der Kaiser mit Goethe und Schiller zu thun hat, ja nur von ihnen weiß, außer dem Namen. Aber daß auch der — Louis Bonaparte sich mit gleicher Summe herbeidrängt und an dem Denkmal betheiligt, daß dieses Geld angenommen wird, — das ist ein Schimpf, eine Verunehrung der andern Fürsten und des ganzen Unternehmens! —

Vertraute Nachrichten aus Rußland, daß eine tiefe und weitverbreitete Unzufriedenheit im Innern furchtbar gährte, und besonders im Süden viel revolutionairer Geist sprühe. Der russischen Regierung sind Siege so nothwendig wie der französischen. Man sieht schon als unvermeidlich an, daß Rußland von der Revolution endlich auch ergriffen werde. So führt der Krieg überall zu Verwandlungen, in der Türkei, in England, in Rußland, — sie kommen aus dem Kriege so, wie sie hineingegangen, nicht wieder heraus. —

Sonnabend, den 30. Juni 1855.

Früh aufgewacht; geschrieben, über die politische Wirksamkeit des einzelnen Bürgers, die Seltenheit richtigen, klaren Urtheils; es giebt Zeiten, wo er nichts thun kann, als was der Soldat im Frieden thut, sich stärken und üben, seine Waffen in gutem Stand halten, wach sein und aufmerken; es giebt wahrhaftig jetzt in Preußen nichts andres zu thun! Wer sich besonders berufen fühlt, möge sich an Gemeindesachen betheiligen, an Wahlen, an Kammern, aber eine Pflicht ist es nicht, und viel nützen wird es auch nicht. — In der Meinung der Männer von 1848 ist wirklich kein Boden fest und würdig, als der des damaligen deutschen Parlaments, von dem die Nationalversammlungen von Berlin und Wien nur Zweige waren, sie gründeten sich in der That nur auf den Beschlüssen von jenem. —

Daß Oesterreich ein Fünftheil seiner Heeresmacht auf Urlaub entläßt, wird von einigen Tagesschreibern zum Lobe Preußens benutzt, welches klüger und sparsamer seine Streitkräfte noch gar nicht aufgeboten hat. Allerdings ist Preußen im Augenblicke darin günstig gestellt, daß es seinen Friedenszustand noch erhalten und seine Kriegsmittel nicht im voraus aufgezehrt hat, — wiewohl doch zum Theil, denn wenigstens ein Drittheil der bewilligten Gelder ist doch schon verausgabt, — allein dieser Zustand ist keineswegs ein Verdienst der Regierung, keine Folge ihrer Einsicht, sondern ist ein reines Glück, hervorgegangen aus den Kriegsereignissen, ein Glück, das eben so wieder schwinden und in sein Gegentheil umschlagen kann, ein Glück, das sich über Preußens Unschlüssigkeit und Schwanken schützend gelegt hat. Wären die Kriegsereignisse anders ausgefallen, hätte Oesterreich sein begonnenes Spiel, anstatt sich mit der Besetzung der Moldau und Walachei zu begnügen, fortzusetzen gewagt, so würde Preußen jetzt die Schuld seiner Säumnisse schwer zu bezahlen haben. Auch ist zu bedenken, daß, wenn Preußen gleich anfangs mit Oesterreich gegen Rußland aufgetreten wäre, der schon für jenes so nachgiebige Kaiser Nikolaus noch mehr nachgegeben hätte, und die ganze Krisis einstweilen, für die ersten zehn Jahre vielleicht, beseitigt gewesen wäre. Kein Verdienst, nur Glück und nur unsichtes, veränderliches, das morgen aufhören kann! —

Gegen Abend Besuch von Herrn Hermann Grimm, der mit seinem Vater nach Wildbad reist. Er spricht mit großer Trauer und Anerkennung von Bettinen; die Nachrichten aus Bonn lauten etwas besser, doch soll die Hoffnung gering sein, und die Gefahr nicht beseitigt. Bettina war längere Zeit so, daß man gar nicht mit ihr reden konnte, sie wurde daher auch ohne ihre Zustimmung allöopathisch behandelt. Wenn sie stirbt, wird es einen großen Riß geben, sie wird Allen, die sie gekannt haben, auf's schmerzlichste fehlen, und kann durch nichts ersetzt werden. — Grimm dann bei Ludmilla. —

In Lichtenberg geleſen, in Forſter's Briefen, in Goethe. — In den Arnim'ſchen Papieren einiges geordnet. —

Gutes Wort von Lichtenberg: „Das, was man wahr empfindet, auch wahr auszudrücken, mit jenen kleinen Beglaubigungszügen der Selbſtempfindung, macht eigentlich den großen Schriftſteller, die gemeinen bedienen ſich immer der Redensarten, das immer Kleider vom Trödelmarkt ſind.“ Kleine Beglaubigungszüge der Selbſtempfindung, das trifft! Jean Jacques Rouſſeau, Rahel, Dudevant! —

Der Prinz Friedrich Wilhelm, Sohn des Prinzen von Preußen, hat es gewagt, mit dem König über Dirichlet zu ſprechen, den Miniſter von Raumer anzuklagen, daß er für jenen nichts zu rechter Zeit gethan, und den König anzugehen, daß er an den König von Hannover ſchreibe, um Dirichlet wieder loszubekommen. Der König ſchimpfte auf Raumer, wollte ſich aber doch zu nichts entſchließen. Brief des Prinzen hierüber an Humboldt. Guter Wille. —

Sonntag, den 1. Juli 1855.

Die Nationalzeitung bringt einen Artikel, der ihren preußiſch-deutſchen Standpunkt darlegt und vertheidigt; einigem kann ich beiſtimmen, andrem nicht; auf letzteres hab' ich ſchon im voraus geantwortet, noch geſtern zum Theil. Preußiſch und Deutſch, das mein' ich auch, aber mit dem Wort iſt's nicht gethan, und wenn es die Sache gilt, iſt ſie nicht zu finden! —

Sendung von Herrn Hermann Grimm: „Die Familie von Meyern. Von Kurt von Schlözer. Berlin, 1855.“ Eine kleine Sonderſchrift. —

Beſuch vom Grafen von Kleiſt. Drittehalb Stunden. Mancherlei Mittheilungen, muthwillige, ernſte, vertrauliche, allgemeine. Die Zeit verging raſch genug. Vom hieſigen

Hofe, dem Leben der jüngern Prinzen, dem Sittenzuſtande, den geſellſchaftlichen Verhältniſſen ꝛc. ergiebige Nachrichten.

Nachricht, daß Lord Raglan in der Krim geſtorben iſt, am 28. —

In Rahel's Papieren gearbeitet; die Erinnerungen wurden ſo lebhaft und bewegten mich ſo, daß ich die Arbeit nicht lange fortzuſetzen vermochte. —

In Baulabelle geleſen, in Zeitſchriften. Franzöſiſche Sachen. — In der Schrift von Kurt von Schlözer machte mir beſonders die Schilderung Johann Gottfrieds von Meyern, des Geſchichtſchreibers des weſtphäliſchen Friedens, viel Vergnügen; mit einer Geſchicklichkeit und einem Maße, die ich Goethiſch nennen möchte, wird uns ein Bild ſeiner großen und ſchwierigen Arbeit, und unvermerkt auch des ganzen weſtphäliſchen Friedensgeſchäfts in aller Kürze vor Augen geſtellt. In der Aufzählung der Meyern'ſchen Familienglieder vermiß' ich den badiſchen Geſchäftsträger von Meyern, den ich in Karlsruhe und Berlin gekannt, und deſſen gute Anlagen leider in eigenſinniger Frömmelei untergingen. Er war aus Braunſchweig. Mein Dya-Na-Sore-Meyern ſcheint einer anderen Familie angehört zu haben. —

Heute ſind die neuen Anſchlag-Säulen von Litfaß in öffentlichen Gebrauch geſetzt. An den Straßenecken, Brunnen und Bäumen ſind über Nacht alle früheren Anſchläge verſchwunden. Hinckeldey bildet ſich nicht wenig ein, dieſe neue Einrichtung durchgeſetzt zu haben. Indeß erhebt ſich mancher Widerſpruch, beſonders auch wider die damit verbundne hohe Steuer. —

In engliſchen und franzöſiſchen Blättern wird von der Krankheit des Königs geſprochen, als wenn es mit ihm zu Ende ginge; ſie ſprechen von bevorſtehendem Thronwechſel, und damit zu gewärtigendem Wechſel der Politik Preußens. —

Herr von Prokeſch iſt zum Bundestag zurückgekehrt. Oeſterreich legt es wiederholt darauf an, Deutſchland an ſich zu binden,

in ihm die Obermacht zu erlangen. Was Preußen nicht erreichen konnte, — aus Mangel an Entschlossenheit „und aus thörichtem Respekt des Königs vor den deutschen Fürsten", — das kann Oesterreich glücklich gewinnen. Oesterreich ist entschlossener, kühner, hat ganz und gar nichts von jenem thörichten Respekt, im Gegentheil, es sieht die Fürsten als seine Vasallen an, die durch Empörung sich losgerissen haben; wenn sie alle zu Grunde gingen, Oesterreich würde dazu lachen. —

Montag, den 2. Juli 1855.

Erinnerungen vergangener Zeiten werden mir lebhaft aufgeregt durch das eben erschienene Buch: „Clemens Brentano's gesammelte Briefe von 1793 bis 1842. Mit vorangehender Lebensbeschreibung des Dichters. Frankfurt am Main, 1855." Zwei Bände. Das Buch macht mir den widrigsten Eindruck, es giebt mit allen seinen richtigen Angaben und authentischen Mittheilungen durchaus keine Wahrheit, ihm ist die Hauptsache das spätere kirchliche Frömmeln des Helden, sein aus feiger Angst und läppischer Faselei zusammengesetztes katholisches Eifern, alles Andre soll dagegen schwinden, höchstens als Weg und Stufe dazu gelten. Welch ein genialer, toller und nichtsnutziger Bursch er war, erfährt man durch diese Schilderung nicht. Der wilde Brentano war wenigstens liebenswürdig, der bekehrte ist nur widerwärtig, sein Talent sogar erlischt, und es bleibt nur eine trostlose Schwäche übrig, die doch noch eitel ist, und blenden mag. Auch sein Bildniß hat in düstern, kummervollen Zügen den Ausdruck der Schwäche, er scheint über seine eigne Elendigkeit, die er recht gut kannte, zu trauern. Und dieser lügenvolle Schwächling hat den Glaubensleuten imponirt, hat auf den Fürstbischof Diepenbrock von Breslau stark eingewirkt! Wir erfahren, daß dieser vormalige Kriegsmann

als Kirchenfürst im Jahre 1848 in Breslau so von Angst und Schrecken ergriffen worden, daß er unter andern die Briefe Brentano's an ihn als gefährlich verbrannt hat! (Grade wie Savigny hier!) Das ganze Buch ist ein Jammerding, nichts tritt in das gehörige Licht, weder Brentano's Heirathen, noch seine Freundschaften, nicht seine Verhältnisse, noch seine Begegnisse; sein Verhältniß zu Luise Hensel ist ganz falsch geschildert; überall sind die größten Lücken. Daß nicht von den Prügeln und Ohrfeigen die Rede ist, mit denen er überall bedacht worden, will ich nicht einmal rügen. Ueberhaupt war weniger seine Schattenseite darzustellen, als vielmehr seine Sonnenseite, die nun durch die falsche Richtung ganz verdüstert ist. Ein widriges, ein schlechtes Buch! Aber ich werd' es doch genauer durchsehen müssen. — Der Prinz von Preußen war in Schlesien auch beim Fürsten von Hatzfeldt in Trachenberg zum Besuch, und war mit seiner dortigen Aufnahme sehr zufrieden, wie er dem Fürsten und der Fürstin in den verbindlichsten Ausdrücken bezeugte. Auch hierin widerspricht der Prinz durch sein Benehmen auffallend dem des Königs, der den Fürsten durchaus ungnädig behandelt, und besonders von der Fürstin nichts wissen will, weil sie den katholischen Fürsten geheirathet, der sich von seiner früheren Gemahlin hat scheiden lassen, was zwar die Landesgesetze ihm gestatteten, die katholische Kirche aber nicht. Die Breslauer Zeitung hebt diesen Besuch des Prinzen sehr hervor. —

Das erste Blatt von Le Nord verspricht große Mäßigung und Billigkeit, nennt aber die Kreuzzeitung als seine Gleichgesinnte! Hr. von Schöpping fordert hier alle Welt zu Beiträgen auf, verspricht reiche Bezahlung, und wirbt Berichterstatter an; die Lumpen von hiesigen Litteraten, die hier etwas verdienen möchten, können aber zu wenig Französisch. —

Dienstag, den 3. Juli 1855.

Leidlicher Schlaf, aber widrige Träume von Franzosen! Früh auf und geschrieben. Die Arbeiten häufen sich wieder ungebührlich, die Kundschaft ist sehr groß, nur ist sie eine solche, die man gern Andern überließe! Manuskripte durchsehen und allenfalls durchbessern, Verleger dafür schaffen, Beiträge zu Zeitschriften geben, gedruckt Erschienenes rühmend anzeigen, Nekrologe schreiben, und dann noch artige ganz unnöthige Unterhaltungsbriefe, damit könnte sich ein Geschäft führen lassen, das an Umfang alle andern überflügelte! —

Hier herrscht jetzt eine große Abspannung und Gleichgültigkeit, man hat für den Augenblick nichts von Frankreich noch von Rußland zu besorgen, und daß Oesterreich sein Heer verringert, erfüllt die Gemüther mit schadenfroher Trägheit; nun glauben sie erst recht sicher zu sein und dem Eigennutz und Vergnügen ruhig nachgeben zu dürfen. Dies ist die allgemeine Stimmung der Regierenden wie der Regierten. Der König, die Prinzen, die Staatsminister und hohen Beamten sonst denken an Sommeraufenthalt, Badereisen, Ferien, die Staatsmaschine wird der Obhut der Gesellen und Lehrburschen überlassen, und wenn nichts Außerordentliches vorfällt, genügen diese auch völlig, sie thun ohnehin zu allen Zeiten das Nöthigste und Beste, und zeigen recht eigentlich, wie überflüssig die faulen, wohllebenden, sogenannten Minister sind. Doch klüglich genug haben diese sich gewisse Entscheidungen vorbehalten, und machen sich dadurch nothwendig, so daß es zum Unglück werden kann, wenn sie fehlen. Was kümmert das die Schwelger und Prasser! Sie rechnen auf Glück und haben's nur zu oft! Doch kommt gewiß der Tag, wo jede Nachlässigkeit und Versäumniß ihre Vergeltung findet; und inzwischen wenden die Menschen sich immer mehr ab vom Staate, vom Vaterlande, es kommt wieder dahin, wo wir es im Jahre 1806 sahen. Einer der angesehensten Edelleute und reichsten Besitzer in der Mark,

der Kammerherr von Wülknitz, welcher mit andern Edelleuten nach dem Frieden von Tilsit dem Kaiser Napoleon in Dresden aufwartete, um Nachlaß der Kriegszahlungen zu erwirken, bat damals den Eroberer, doch lieber die Mark dem Königreich Westphalen einzuverleiben, da würden sie es besser haben und leichtere Steuern tragen. So dachten damals viele Mitglieder der Ritterschaft, doch zum Glück nicht alle, sondern eine Minderheit. Heute ist das die Gesinnung der Mehrheit, die niedrigste Selbstsucht beherrscht diese Junker und viele sagen es ohne Scheu, daß sie kein andres Vaterland anerkennen als ihren Vortheil, daß sie für ihren König und das Haus Hohenzollern nichts fühlen, daß sie unter guten Bedingungen eben so gern Sachsen, Mecklenburger oder auch Russen werden, — nur nicht Franzosen, denn bei denen halten sie gute Bedingungen für unmöglich, sonst bequemten sie sich auch unter Louis Bonaparte, wie damals unter Jereme Bonaparte. — Ich hatte heute besondre Veranlassung zu diesen traurigen Gedanken. Preußen ist ein Schiff ohne Steuer, die höchsten, die dringendsten Pflichten werden versäumt, die scheußlichsten Gifte verbreiten sich im Innern, die schändlichsten Heucheleien und Bosheiten stehen in Macht und Ansehn, die edelsten Kräfte sind gelähmt, die guten Richtungen verschlossen oder eingeengt. Was wird die Geschichte einst von diesen Jahren, von dieser glücklichen nicht zu hoffen gewesenen Frist, die so schmachvoll versäumt wird, zu berichten haben! Die Katastrophe von 1806 ist auch nicht in diesem Jahre gemacht worden, sondern langsam bereitet vom Jahr 1786 an, immer wachsend und schwellend bis zum Ausbruch! —

Die Polizei geht so weit zu behaupten, daß Wirthe, Konditoren, Kaufleute, welche gedruckte Ankündigungen in ihren Lokalen aufhängen wollen, dazu erst eine polizeiliche Erlaubniß haben müssen. Wenn der Inhalt nichts Unerlaubtes enthält, so wäre hier, sollte man denken, nichts was die Polizei

phirend zurück; er hatte den Sieg über Spanien in der Tasche. Unterdeß war die Armee der Glaubenshelden zertrümmert worden. Dessen ungeachtet begrüßte ihn der König als den Herzog froher Botschaft und die Rüstungen zum Kriege wurden mit neuer Thätigkeit betrieben trotz der Einwendungen des Finanzministers und des lauten Unwillens der Nation. Bald darauf erschien Wellington. Sein Hiersein ist nicht ohne Einfluß geblieben; Montmorency hat sich zurückgezogen und der Friedensparthei das Feld geräumt. Allein ein Ministerium aus halbschlächtigen Ultra's kann nicht bestehen. Villèle erscheint seinen ehemaligen Freunden abscheulicher, als weiland Decazes, und den Liberalen ist die Doppelzüngigkeit des arglistigen Mannes kein Geheimniß. Von Chateaubriand, dem er das Portefeuille der auswärtigen Geschäfte bestimmt, verspricht sich niemand viel Gescheutes, und das erste diplomatische Aktenstück des Hrn. von Villèle, welches ich so eben im heutigen Moniteur gelesen habe, kommt mir so schlaff und zweideutig vor, daß es die Spanier unmöglich beruhigen, noch den Freunden des Krieges ihre Hoffnungen benehmen kann. Frankreich müßte sich freimüthig von der Unterstützung lossagen, die es den Insurgenten gewährt. Das aber geschieht nicht, folglich kommt es zum Kriege. Um jeden Preis sollte man ihn vermeiden. Der Krieg ist die tollste Raserei, die eine verhaßte und zugleich lächerlich gewordene und verachtete Parthei begehen kann. Sie setzt das Schicksal der Bourbons auf das allergefährlichste Wagestück. Wie ist es möglich, daß die auswärtigen Kabinette immer wieder Leuten glauben, die sich und sie beständig getäuscht und irregeleitet haben! Den ersten Besuch des Herzogs von Wellington konnte Madame nicht annehmen, weil sie eben auszufahren im Begriff stand. In Bordeaux hätte man sich so was nicht erlaubt. Hr. von

hindern darf. Aber freilich, die geliebten Anſchlagſäulen ſollen nicht gefährdet werden! —

Mittwoch, den 4. Juli 1855.

Früh um 6 Uhr aufgeſtanden, um 7 Uhr Ludmilla zum Bahnhof gebracht, um halb 8 fuhr ſie nach Hamburg ab. Ich werde für Scheiden immer empfindlicher, die Trennung that mir weh, doch ließ ich mir's nicht merken. Als ich wieder nach Hauſe kam, fand ich die Wohnung groß und leer und ſtill, und empfand ſchmerzlich den vollen Werth eines durch Einverſtändniß, Zutrauen und Neigung uns verbundenen, mitlebenden Weſens. Ich ſtürzte mich in großen Fleiß, und ſchrieb den ganzen Vor- und Nachmittag, einige Unterbrechungen abgerechnet. —

Einiges in dem abſcheulichen Lügenbuche „Briefe und Leben des Clemens Brentano" geleſen, Arnim'ſche Sachen, Tagesblätter und Flugſchriften. —

Zwei Todesnachrichten in der Zeitung; Prof. Dr. Siebert ſtarb in Jena, in Rußland Freloff, der Ueberſetzer des Kosmos. —

Die Times haben ſchrecklich über Preußen und namentlich gegen den König ſelbſt geſchimpft; das Pariſer Blatt Aſſemblée Nationale vertheidigt uns, das hieſige Miniſterialblatt nimmt die Vertheidigung auf; ſo erfährt das ganze Land, wie von Fremden der König und ſeine Politik angeſehen werden! —

Reumont erzählte heute, daß der Haß der Italiäner gegen die Oeſterreicher alles übertreffe, was man ſich davon vorſtellen könne; die Lombarden vor allen, aber auch die ſonſt milden Venetianer habe er in größter Erbitterung getroffen, in unverſöhnlicher Spaltung und Abſonderung von den Deutſchen. —

Von einem Ruſſen wurde erzählt, der den Deutſchen in Rußland, das heißt den einheimiſchen Kur-, Lief- und Eſth-

ländern, einen gewaltigen Ausbruch des Russengeistes prophezeihte, einen Wuthanfall, dem sie unterliegen würden. Dieser Russe hatte auch gesagt, die russischen Bauern seien längst voll Freiheitsgedanken und reif zur Empörung, sie wüßten alles ganz genau, was in der Welt vorgegangen sei und vorgehe, die Ohnmacht und Feigheit der Fürsten im Jahre 1848, ihre nachherige Wortbrüchigkeit, die Revolution sei damals in Rußland ganz nahe gewesen, sie werde unfehlbar auch dort eindringen. —

Herr Regierungsrath * hat mir über den jetzigen Fürstbischof von Breslau, Dr. Förster, schöne Dinge mitgetheilt. Dieser Kirchenfürst war vor vielen Jahren sehr vertraut mit den Gebrüdern Theiner, und hat unter andern zu dem in Breslau noch jetzt lebenden Bibliothekar Theiner voll Unwillen gesagt, das Messelesen habe er satt, es sei ja doch nur dummes Zeug, und niemand glaube mehr daran, am wenigsten die Pfaffen selbst, er werde auch in der That aufhören, sich mit der Alfanzerei zu befassen. Als aber Diepenbrock nach Breslau kam, machte Förster bald eine Schwenkung, stellte sich fromm und eifrig, schmeichelte dem Fürstbischof, gewann dessen größtes Vertrauen und wurde von dem Sterbenden nachdrücklich der Gunst des Königs empfohlen, durch die er denn auch der Nachfolger von jenem geworden. Solchen Heuchler hat man nun an dieser bedeutenden Stelle, solchen nichtsnutzigen Burschen! Man will solche, man hält solche für die brauchbarsten, man hat sie am liebsten; daß ihr Vortheil sie einmal auf die andre Seite stellen könnte, denkt man nicht, man hofft nun für immer im Besitze der Macht zu bleiben, und rechnet auf deren Fesseln. —

In der Lebensgeschichte Clemens Brentano's S. 55 wird gesagt, er habe das Trauerspiel „Aloys und Imelde" in der Zeit von 1813 bis 1815 geschrieben, aber das Manuskript von einem Freunde, dem er es anvertraut hatte, nie zurück-

bekommen, daher es nicht zum Druck gelangt sei. Er hat das Stück in Prag 1811 unter meinen Augen ganz fertig geschrieben, und dann gleich die Libussa begonnen. Der Freund war ich. Sein Manuskript aber hat er 1814 durch Rahel wieder bekommen, wie ein Brief von ihm dies bezeugt. —

Unsre Generale sagen, es sei zwar gut, daß wir nicht mobil gemacht haben und die bewilligten Gelder noch großentheils daliegen, aber mehrere Millionen seien doch schon unnütz ausgegeben, aus thörichtem Eifer, und die würden uns, wenn es Ernst würde, sehr fehlen. —

Donnerstag, den 5. Juli 1855.

Die Neue Preußische Zeitung hatte gesagt, Recht müsse doch Recht bleiben, der Graf von Montemolin dürfe sich bis zum letzten Athemzuge unterschreiben „Ich der König." Die Volkszeitung bemerkt heute hiezu, dies harmlose Vergnügen werde jeder ihm gönnen, auch würde es keinen casus belli ausmachen, wenn die Hidalgo's Gödsche und Beutner sich zur Huldigung zu ihm verfügen wollten. Das Beißende liegt in der Zusammenstellung, Beutner dünkt sich hoch erhaben über Gödsche, der eigentlich nur für die unsaubre Arbeit angenommen ist, aber in der Unsauberkeit sind sie einander alle gleich, Gödsche und Gerlach, Beutner und Mitschke-Kollande, Ohm und Wagener. —

Geschrieben, Eignes, Fremdes. —

Nachmittags meine Schreibereien fortgesetzt. —

In London große Schlägereien des Volks mit der Polizei, wegen der Sonntagsfeier, über tausend Polizeileute schlugen auf das Volk los, welches die vornehmen und reichen Sonntagsspaziergänger durch Zuruf verhöhnte. Soldaten schlugen sich auf die Seite des Volks. Großes Geschrei über die Rohheit und die Gewaltsamkeit der Behörde. Der Kampf hat ein

demokratisches Ansehn, das Volk erhebt sich gegen die Vornehmen und gegen das Beamtenwesen, das in England erschreckend um sich greift. —

Lord Grosvenor hat unter großen Vorwürfen seine Sonntagsbill im Unterhause zurückgezogen. Die Polizei wird heftig angeklagt. —

In Koburg ist der lippe'sche Staatsminister Hannibal Fischer, der die Beschwerdeschrift der gothaischen Ritterschaft an den Bundestag verfaßt hat, plötzlich verhaftet und der Majestätsbeleidigung angeklagt worden. Er glaubte sich im Schutze der Aristokratie ganz sicher. —

Louis Bonaparte hat der französischen Akademie nachgegeben, und seinen willkürlichen Eingriffen größtentheils entsagt. Herr von Sacy, der erste Tageblattsschreiber, der als solcher von ihr aufgenommen worden, hat in seiner Aufnahmsrede manches freimüthige Wort gesprochen. —

Die Times waren hier wegen der Schimpfreden auf den König verboten worden, sind aber, es heißt auf Befehl des Königs, wieder erlaubt. Die Schimpfreden sind indeß durch die Gegenartikel hinreichend bekannt geworden, was durch das englische Blatt selbst hier kaum geschehen konnte, da höchstens 7 bis 8 Abdrücke davon hierher nach Berlin kommen. In diesen Sachen herrscht immer noch die alte Dummheit, Regierung weiß nichts von Litteratur! —

Ich blieb Abends zu Hause, während es heftig regnete und in der Ferne gewitterte, trank mit Vergnügen meinen Thee und las in Goethe, in Bacon de augmentis scientiarum und Tagessachen. —

Freitag, den 6. Juli 1855.

Die Spener'sche Zeitung bespricht heute das neue russische Tageblatt in Brüssel, und rühmt dessen Offenheit und Mäßi-

gung. „Was uns etwa in einem preußischen Organ mit Ekel und Unwillen erfüllen würde, wenn es geflissentlich auf Verherrlichung Rußlands und eine widerwärtige und intrigante Polemik gegen den Westen ausginge, das würden wir an einem Blatte, das sich offen als ein russisches ausgiebt, ertragen," aber nun wird noch sogar das letztere nie dem guten Ton entsagen, und so bekommt die Neue Preußische Zeitung gleich doppelt Ohrfeigen. —

Den ganzen Tag fleißig geschrieben. Vergangne Zeiten aufgewühlt, Fragen und Zweifel. Hätten Andre, hätte ich die Sachen besser, klüger betreiben können? Im Einzelnen kann ich sagen ja, im Ganzen muß ich sagen nein. Das Gute hängt mit dem Uebles allzusehr zusammen, geht oft gradeswegs aus diesem hervor. Dorothea von Schlegel rechnete ihre Verbindung mit Friedrich Schlegel, die sie gewiß in der Folge als Verirrung, ja als Verbrechen angesehen, zu den Wegen, welche der Himmel dazu ersehen, sie zum Heil zu führen; ohne Lucinde keine Katholikin! Den Himmel kann man dabei aus dem Spiele lassen, aber der Zusammenhang ist so, und jedes Leben voll solcher Fügungen. —

Nachrichten aus Wien. Die Beurlaubungen und Entlassungen im Heer betragen über 200,000 Mann. Was denkt man dort? Will man Rußland versöhnen? Erwartet man Erschöpfung der Westmächte? Fürchtet man deren Feindlichkeit oder neue Volksstürme? Für alle diese Fälle scheint die Minderung der Heeresmacht und unthätiges Zusehen nicht das Rechte. Freilich ist der Mangel an Geld ein nächster, gebieterischer Antrieb! —

Aus Moskau schreibt man, daß die Anstrengungen zum Kriege nicht noch zwei Jahre so fortdauern können, daß die Menschen und die Finanzkräfte sich erschöpfen, die Unzufriedenheit erschreckend wächst. —

Jules Janin hat den Muth gehabt, in einer Leichenrede

auf die Frau von Girardin seinen Freund Victor Hugo mit Nachdruck zu rühmen, diesen Hugo, der nicht aufhört den Louis Bonaparte mit tödtlicher Feindschaft zu schmähen. —

Sonnabend, den 7. Juli 1855.

Brief aus Hamburg von Ludmilla, lauter gute heitre Nachrichten. Geschrieben, meine Arbeit fortgesetzt. „Ob es was hilft oder nicht, ich thue meine Schuldigkeit, wie der Soldat, der sein Gewehr abschießt; wenn er nur zwei Schüsse thut, wo er drei thun könnte, versäumt er seine Pflicht; also frisch wieder geladen, gut gezielt, und: Feuer!“ —

Besuch vom General Adolph von Willisen; er ist nicht ohne Besorgniß wegen des Königs, es scheint ein ernstliches Leiden vorhanden, das die Aerzte noch nicht richtig erkennen, oder sich scheuen zu nennen. Andeutungen über Ränke, die in Wien vorgehen, Ränke, welche den preußischen Einfluß auf Deutschland unterdrücken, den österreichischen fördern wollen; die Partei der Gothaer, die im Verfall war, hat neue Thätigkeit gezeigt, sie bublt mit Wien und findet Gehör; Max von Gagern soll ein wirksames Werkzeug sein. —

In Boswell gelesen, in Goethe'schen Sachen. —

Der lippische Staatsminister Fischer ist in Koburg gegen 800 Thaler Bürgschaft wieder auf freien Fuß gesetzt worden. —

Der Prinz von Preußen ist heute Abend nach St. Petersburg gereist, um der verwittweten Kaiserin, seiner Schwester, Glückwünsche zu ihrem bevorstehenden Geburtsfeste zu bringen. Diese Reise fällt ungemein auf, man legt ihr besondre Absichten bei. Man bringt sie in Verbindung mit der Truppenminderung Oesterreichs, mit dessen Spannung gegen Frankreich, mit der Furcht vor Revolutionen, mit den Gedanken

eines Umschlags der Dinge und Erneuerung eines allgemeinen Bundes gegen Frankreich, wobei Rußland auf seine Pläne im Orient vorläufig verzichten würde. Andre meinen, der Grund sei nur, daß dem König die Nähe des Prinzen in Babertsberg jetzt unangenehm sei, wo derselbe gleichsam auf den Gang der Krankheit des Königs zu lauern scheine u. s. w. Diese Meinung wird von den Herren und Damen des Hofes geflüstert, die von der Reise zum Theil früher als der Prinz wußten.

In „wohlunterrichtetem Kreise" des Hofes will man wissen, daß beim Könige Wassersucht nicht nur zu fürchten sei, sondern schon angefangen habe. —

Man ist hier sehr unzufrieden mit dem Gesandten in Wien, Grafen von Arnim. (Er geht jetzt eben auf Urlaub nach Kissingen oder Baden.) Man hält ihn für unfähig und nachlässig dazu. Man ist durchdrungen von der Nothwendigkeit, ihn durch einen etwas fähigern Menschen zu ersetzen. Allein niemand hat den Muth auf seine Entfernung anzutragen; auch der König thut es nicht. Jener ist einmal im Besitz und so bleibt er. Auch weiß man freilich nicht, durch wen man ihn ersetzen soll. Der „etwas fähigere Mensch" ist nicht zur Hand, keiner der Graf oder Freiherr und schon weit im Dienst vorgerückt oder gar Exzellenz ist, wie man doch fordert! —

Für beide Schlegel, ihr litterarisches Wirken und ihren persönlichen Ruhm, war es ein rechtes Glück, daß sie den Schauplatz ihrer ersten Thaten so bald verließen und sich den nahen Augen entzogen. Sie ließen eine Schaar begeisterter Anhänger und fruchtbare Keime zurück, die in ihrer fortdauernden Gegenwart sich nicht so üppig hätten entwickeln können. Sie entgingen in der Ferne auch der scharfen Kritik ihres eignen Anhangs, die sie anwesend nicht lange ausgehalten hätten. Friedrich Schlegel zog schon 1803 nach Paris und

nach dem franzöſiſchen Köln. August Wilhelm verließ 1804 Berlin und folgte der Frau von Staël.

Sonntag, den 8. Juli 1855.

Ich hatte einen ſchönen Traum. Ich ſtand mit Rahel, ihr wurden die Bilder ihres Lebens vorgeführt, ſie war innig bewegt, ihr wurde freigeſtellt ſie zu verändern, glücklicher zu geſtalten, ſchöner, aber ſie rief mit Erhebung aus: „Ich will ſie nicht wie ſie waren, ich will ſie auch nicht anders! Ich will nichts mehr aus dieſer Welt; ich werfe mich in Gottes Schoß, ich bin ſelig!“ Ich erwachte und war tief ergriffen.

Geſchrieben. So reicher Stoff, daß ich ihn kaum zu bewältigen vermag! —

Herrn Dr. Zabel in ſeiner Wohnung, Zimmerſtraße 1, beſucht. Lange Unterredung mit ihm; über Wien, über die nächſten Wahlen, über die Reiſe des Prinzen von Preußen. Wegen der Wahlen rath' ich zur Vorſicht und zur Abwartung der rechten Zeit, die Behörden dürfen den Volksfreunden nicht in die Karten ſehen, dieſe von jenen ſich nicht überraſchen laſſen, worauf es wahrſcheinlich abgeſehen iſt. Die Volksfreunde, *wenn* ſie mitwählen — mancher wird es *nicht* wollen —, müſſen die demokratiſche Fahne nicht entfalten, ſondern die vaterländiſche, preußiſche, mit der ausdrücklichen Erklärung, daß in der jetzigen Weltlage dies vor allem geboten ſei, ſie müſſen keine Grégoire's, ſondern Reyer-Gollart's wählen, keine Mehrheit anſtreben wollen, ſondern nur eine ſtarke Oppoſition, die Einfluß gewinnt, weniger zum Durchſetzen als zum Abwehren. Keine alten Namen, neue! An Waldeck, Unruh, Rodbertus ꝛc. iſt künftig wieder zu denken, jetzt nicht! Mit dieſen Anſichten iſt Zabel ganz einverſtanden. Aus Preußen iſt er ſchon von mehreren Seiten aufgefordert

worden, die Parole zu geben für diese Angelegenheiten, aber ihm scheint es noch nicht die Zeit. —

Der ehemalige Prediger der freien Gemeinde in Königsberg, Dr. Detroit, hat eine gute Anstellung bei der deutschen protestantischen Gemeinde in Livorno, und predigt mit großem Beifall. Hier in der Heimath war er verhaftet, verfolgt, ausgewiesen, — zu seinem Wohlergehen! —

In Darmstadt ist ein Wiesbadener Blatt, welches in preußischem Sold steht und in preußischem Sinne schreibt, vom Postdebit ausgeschlossen worden. Die Feindschaft der dortigen Regierung gegen Preußen zeigt sich in aller Art. —

Bittre Klagen über die Polizei, deren dunkles, schleichendes Wesen in alle Verhältnisse eindringt, den ganzen Staat unterhöhlt und entsittlicht. Ungeheure Geldverschwendung für alle Anstalten der Polizei, Kosten ihrer geheimen Betriebe. Ueberall Auflauerei, Bestechung. Der Polizeidirektor Stieber hat sich gegen Hinckelden's Willen den kleinen rothen Adlerorden geben lassen. Hinckelden läßt den Stieber durch geheime Späher beobachten. Stieber hat sich ein Gut gekauft und baut ein Haus, Paske ist ein reicher Mann. Kein Advokat will einen Prozeß gegen die Polizei oder ihre Beamten führen; nur die Offiziere bieten noch Trotz, und auch nur die Hofoffiziere, mit solchen, die nicht bedeutende Namen und Verbindungen haben, macht man wenig Umstände. —

Ich war darin immer sehr glücklich, daß ich vor allem das Allgemeine vor Augen hatte, das Litterarische, Wissenschaftliche oder Politische, und nachher erst meine persönliche Förderung; wenn diese dann ausblieb, war ich keineswegs verloren oder geschlagen, ich hatte immer woran ich mich freuen konnte. Das persönliche Gedeihen kam mir meist ungesucht, plötzlich und oft in Zeitpunkten, wo jene Befriedigung der allgemeinen Theilnahme schwach war; gänzlich fehlte diese nie. Auch in diesen Beziehungen muß ich Rahel für mein

größtes Glück halten; sie fühlte hierin mit mir auf gleiche Weise, und gab mir überdies durch ihre Nähe, was kein andres Geschick mir hätte gewähren können. —

Montag, den 9. Juli 1855.

Geschrieben. In meinen Papieren gearbeitet. — Ein öder Tag, ohne Begegniß, ohne rechten Ertrag und ganz ohne Erheiterung. Im Gegentheil mancherlei Unangenehmes drängte sich ein: sogar die Kanarienvögel machten mir Verdruß und Sorge, worüber ich doch zuletzt lachen mußte. —

Nachrichten aus Paris. Louis Bonaparte's Macht ist noch vollständig, aber sein Ansehn tief erschüttert, und seine Lage fängt an sehr bedenklich zu werden. Es gehen gefährliche Worte um, daß er Frankreich zu Grunde richte, das Heer verderbe, die Hülfsquellen erschöpfe. Sonderbar genug wünschen die Russen seine Herrschaft zu erhalten, sie hoffen noch ihn zu gewinnen und gegen England zu gebrauchen. Er zeigt keinen Karakter, nur oberflächlichen Verstand, keinerlei Größe und Erhebung. —

Herr Geheimrath Schönlein versichert, der König habe nur ein leichtes, schon halb bezwungenes Wechselfieber; an andre Krankheit sei gar nicht zu denken. Der Leibarzt ist — eben der Leibarzt! —

Gelesen, manches was zu meiner Arbeit nöthig war, dann in Gordon's Betrachtungen über den Tacitus, etwas in Puschkin.

Die Zeitungen sagen, der König werde nun bestimmt nach Erdmannsdorf reisen, mit der gewohnten Begleitung, Leopold von Gerlach, Illaire ꝛc. Er bedürfe der Ruhe, sagen die Hofleute, am Rhein werde er zu sehr aufgeregt. In Schlesien ist Langweile sicher! —

Die Kreuzzeitung jammert, daß man ihren lieben Hannibal Fischer in Koburg so rücksichtslos verhaftet hat; er ist ja kein Volks- und Freiheitsfreund, er hat ja nur als Vertheidiger der

Montmorency iſt in ſeinem Miniſterium auf allerlei Dornen getreten. Seine Familie macht ihm das Leben ſauer, daß er den Herzogstitel angenommen.

Der Herzog von Laval ſagte ihm: „Monsieur, c'est le procédé d'un parvenu, je suis le Duc de Montmorency, si votre nom de famille ne vous suffisait pas, il fallait prendre un nom de terre. Vous n'avez pas de terre, hé bien, je vous en aurais donné une.“ Daß der arme Schächer ſich nun zum Unterſchiede le Duc Mathieu de Montmorency nennt, iſt ein Unglück mehr. Es erinnert an Teſſe Mathieu.

Geheimerrath Koreff hat mich beſucht, begleitet von Herrn Klaproth. Da ich Ihr gegenſeitiges Verhältniß kenne und er Ihrer nicht erwähnte, ſo unterſagte ich mir zu fragen. Ueber Schöll ergoß ſich ſein ſprudelnder Witz. Er ſchilderte ihn als den Mann der ſich gegen die preußiſche Monarchie anheiſchig gemacht, alle Carbonari zwiſchen ſeinen Zähnen zu zermalmen, und wie Carbonade zu verſchlucken und zu verdauen. Ich erinnerte mich dabei des Satans im Dante, der Brutus und Caſſius mit ſeinen hölliſchen Backzähnen zerkaut. Daß Herrn Schöll gute Verdaukräfte zugefallen ſind, iſt ein Glück, aber ihm begegnet doch auch manches Mißgeſchick. In Colmar traf ihn die Nachricht vom Tode des Staatskanzlers. Er war auf dem Wege nach Paris, wo ſein Haus abermals Bankrut gemacht. Dieſer preußiſche Geheimrath iſt die leibhafte Fauſtine des Buchhandels. Mit den tugendhafteſten Vorſätzen wurde das gute Mädchen doch immer wieder, was ſie geweſen war. Niemand kann ſeinem Schickſale entrinnen.

Ueber den Fürſten Staatskanzler können wir nur einer Meinung ſein. Seinen liebenswürdigen Eigenſchaften muß Jederman huldigen. Für ſeinen politiſchen Ruhm iſt er zu

Aristokratie, der Junker, den Herzog von Gotha-Koburg beleidigt, er ist ja ein Gutgesinnter, ein kleiner Tyrann des detmold'schen Ländchens, wie kann man den als Verbrecher behandeln, vierundzwanzig Stunden — länger war es nicht — im gemeinen Gefängniß halten!! Lumpen und Schufte sind die Kerls allesammt, die jetzt in den kleinen Staaten reaktioniren, in Mecklenburg, in Hessen, in Lippe, Dessau, Rudelstadt, Sondershausen ꝛc. Wird einmal für diese Verbrecher der Tag des Gerichts kommen? —

Das Christenthum hat dreihundert Jahre sich unter Drangsal und Noth durcharbeiten müssen, ehe es zur weltlichen Anerkennung, zur Herrschaft gelangte. Doch in jener langen Zeit der Noth und des Druckes war seine schönste Blüthe, sein fruchtbarstes Gedeihen. Die neue Lehre von allgemeiner Freiheit und ursprünglichen Menschenrechten kämpft nun in der Welt seit 1789, also sechsundsechzig Jahre, eine verhältnißmäßig kurze Zeit, wenn dieser Lehre etwa beschieden sein soll, auch erst nach dreihundert Jahren anerkannt und siegreich befestigt dazustehen. Und wäre diese lange Zeit des Druckes, der Noth und Schmach etwa auch diejenige, in der die Freiheit am kräftigsten gedieh, am schönsten blühte? Ich kann das gern glauben! In den Empfindungen, im Geiste, ist die Freiheit gewiß höchst lebendig, lebendiger, als sie vielleicht als ruhiges Gemeingut sein kann. In der Entbehrung genieße ich sie mehr, als in der früheren Zeit, wo der Anspruch noch weniger entschieden war. Die Freiheit, die wir verlangen, ist in Wahrheit schon da, in den Gedanken, im Herzen. —

Dienstag, den 10. Juli 1855.

Heute kein Arbeitstag! Verstimmte Nerven, schwerer Kopf. Bewegung im Freien wäre gut, aber die Luft ist mir zu drückend. —

Nachmittags in Rahel's und Veit's Briefwechsel gelesen. Welch lieblicher Ernst, welch reines Streben und welch unschuldiges Verhältniß zweier so jungen Personen, eines zweiundzwanzigjährigen Mädchens und eines nicht viel älteren Studenten! —

Gerücht, daß der König einen Schlaganfall gehabt. Mit unglaublicher Gleichgültigkeit wird es gesagt und vernommen. Höchstens fügt jemand hinzu: „Na, mit den jetzigen Heuchlern und Günstlingen hat's dann ein Ende, wenigstens andre kommen heran!“ —

Hassenpflug und sein Kurfürst haben alle Mittel erschöpft, um die Mitglieder der Ständeversammlung von 1850 wegen Steuerverweigerung verurtheilen zu lassen und zu strafen; aber nun hat endlich das Oberappellationsgericht auch die letzte Beschwerde des Staatsanwalts abgewiesen und die in den zwei früheren Instanzen erfolgte Freisprechung bestätigt. Rechtlich können jene daher nichts mehr ausrichten, ihre Wuth muß andre Wege suchen. —

In der Spener'schen Zeitung ist heute ein Auszug aus den spanischen Schilderungen, die Donoso Cortes Marquis de Valdegamas hinterlassen hat. Vom Fürsten Metternich giebt er ein anschauliches Bild, ziemlich wahrheitsgetreu, in solchen Zügen, wie ich sie kenne, so hab' ich den Fürsten oft reden hören, wie er hier redend angeführt wird; nur scheint er in seiner Manier durch das Alter bedeutend weitergediehen zu sein, weniger geistvoll und mehr faselnd, unerschüttert in eitler Selbstgefälligkeit. Daß der Spanier aber von ihm sagt, er spräche schlecht Französisch, ist gradezu falsch und wird den Fürsten sehr verdrießen! —

Im englischen Parlament heftige Debatten wegen der Volksunruhen. Ein Herr Dundas will Kanonen auf die Kanaille richten; man ruft ihn zur Ordnung, das könne kein

Gentleman (d. h. nur ein Hundsfott) an dieser Stelle sagen. Der Schächer thut Abbitte. —

Frühere Debatten führen zu Aufschlüssen über den fruchtlosen Ausgang der Wiener Verhandlungen. Lord John Russell sucht seine doppelte Rolle zu erklären. Daß alles sich in Lug und Trug, in Mißtrauen und Heuchelei bewegt, wissen wir längst. Die Umstände erlegen den Ministern die größte Schamlosigkeit auf. —

Daß der Hof, die Aristokratie, die Minister alle wider den Krieg sind, aber ihn doch führen, steht nun als offne Thatsache da. Der — Louis Bonaparte möchte sich gern aus der Verlegenheit ziehen, indem er andre hineinstürzte; er ärgert sich schmählich, daß ihm Oesterreich noch nicht in die Falle gegangen ist. —

Das Gerücht, der König sei vom Schlage gerührt worden, hat eine ziemlich zuverlässige Quelle, der Staatsminister Ubden hat es zu einem Referendarius Snethlage gesagt. —

Mittwoch, den 11. Juli 1855.

Pfaffenbetriebsamkeit in Kirchentagen, Synoden, Zeitschriften; die Schwarzröcke nehmen Verabredungen, die mit den Landesgesetzen in Widerspruch stehen, wollen Geschiedene nicht wieder trauen, gemischte Ehen nur unter Bedingungen einsegnen, streben weltliche Macht an, sie nach Willkür auszuüben ꝛc. Die Narren! Sie bringen es dahin, daß die Zivilehe nothwendig wird, daß man ihrem schändlichen Kirchenwesen absagt ꝛc. —

Gegen Abend Besuch von Herrn Rechtsanwalt **. Er spricht viel über Rechtspflege, Gerichtsverfahren, Aufgabe des Staatsanwalts. Im Ganzen läuft alles darauf hinaus, daß das Recht abhängig ist von der Polizei und vom Hofe, gegen beide giebt es kein Recht. Eingreifen der Polizei in Gewerbe

und Verkehr, das Konzessionswesen, das jeden thätigen Bürger in Gefahr und in Abhängigkeit hält, das Anschreißen ganzer Gewerbe, z. B. der Druckanschläge, der Droschken, das Uniformiren ꝛc. Von etwa tausend Droschken bestehen nur noch sechshundert, die andern sind wegen Schikanirungen eingegangen; ein Fuhrherr hat seine Konzession dem Polizeiobersten Patzke zerrissen vor die Füße geworfen. Beschwerden gegen einen Polizeibeamten werden grade diesem zur Erledigung überwiesen. In einer scharfen Eingabe der freien Gemeinde, verfaßt von Herrn Jakobsen, wird Herrn von Hinkeldey gradezu gesagt, es sei eine bittere Ironie, wenn die Behörde aufforderе, man solle sich bei ihr beschweren, da jedesmal der die Entscheidung bekomme, über den man klage. —

Stegreifverse von Alexander Dumas (dem Vater):

„Dans leurs gloires impériales
L'oncle et le neveu sont rivaux.
L'oncle prenait les capitales,
Le neveu prend les capitaux."

Der Prediger Maret hat hier sein fünfzigjähriges Freimaurerjubiläum gefeiert. Der Prinz von Preußen war zugegen und hielt eine Rede, in welcher er die Freimaurerei pries als eine mit dem Christenthum völlig übereinstimmende Lehre und Anstalt, und die Freude aussprach, so viele christliche Prediger unter den Brüdern zu sehen. Gegen Hengstenberg und seine Evangelische Kirchenzeitung. —

Donnerstag, den 12. Juli 1855.

Herr Dr. Eduard Fichte, Arzt und Wundarzt aus Tübingen, bringt mir Grüße seines Vaters. Er will hier die medizinischen Anstalten kennen lernen, besondern Antheil nimmt er an Langenbeck und Gräfe. Viel Familienart in ihm, er gefällt mir ganz gut, scheint aufgeweckten Sinnes.

Ein eigner Eindruck iſt es, die dritte Geſchlechtsfolge kennen zu lernen, was mir ſchon oft genug geſchehen iſt, aber immer etwas Neues hat. —

In Leipzig verurtheilen die Gerichte eine Anzahl Freiheitsſchriften zur Vernichtung, wie auch Bildniſſe von Robert Blum, Trützſchler, Reſſuth, Batthianyi, Bem, Temme, Waldeck ꝛc. —

Aus Spanien immer nur wunderliche Dinge, die wir hier nicht verſtehen. Espartero meint es gut, aber die Königin Iſabella iſt nicht weniger wie ihre Mutter es war, ein Mittelpunkt von Ränken und Störungen. In Spanien ſo wenig wie in andern Ländern Europa's gelangt man zu einem ruhigen Zuſtand geordneter Freiheit, aber eben ſo wenig zu einem ruhigen Zuſtand von Despotie. Alles nimmt Theil an der großen allgemeinen Bewegung, die überall nur erſt Gährung und Kampf liefert, aber noch kein Ergebniß. —

Zum erſtenmal wird es öffentlich ausgeſprochen, was ich längſt kommen ſah, daß das Bündniß von Rußland, Preußen und Oeſterreich hergeſtellt werden könnte, gegen die Uebergriffe des Weſtens und gegen die Revolution. Sie bringen's noch dahin! —

In Goethe geleſen, im Tacitus. Engliſches, Franzöſiſches. —

Die Leute fangen ſchon an zu berechnen, was ein Thronwechſel bei uns für Folgen haben kann, wer aus der Gunſt fallen, wer in Gunſt kommen wird. Die Frömmler und Heuchler hält man für verloren, wenigſtens das Pack, das grade jetzt obenauf iſt. Die Gerlach's werden weichen müſſen, und die untergeordneten aber einflußreichen Leute, wie Ubden, Niebuhr, Stillfried ꝛc. Auch für Olfers ſieht man nicht viel übrig bleiben. Die Miniſter werden bald andern die Geſchäfte überliefern müſſen ꝛc. Es wird aber noch anders kommen, als man es jetzt ausrechnen kann! —

Die „Deutsche Volkshalle" in Köln, ein katholisches, ultramontanes Blatt, ist unterdrückt worden durch Entziehung der Konzessionen, die zum Verkauf ertheilt war. Das heißt im preußischen Staate Preßfreiheit! Es ist nur zu verwundern, daß auch diese kirchliche Seite von der Willkürmacht getroffen wird! Im Grunde ist diese doch voll katholischer Neigung und Vorliebe. „Unsre Regierung ist katholisch oder möchte es sein, inzwischen da sie noch so weit zurück ist, muß sie diejenigen strafen, die so weit voraus sind." —

Ein Lehrer Behnsch in Schlesien ist jetzt hier vom Disziplinargericht wegen Verhaltens im Jahr 1848 seines Amts entsetzt worden. Man wußte nichts Thatsächliches auf ihn zu bringen, aber seine Meinungen waren angeklagt. Gründe gab das Gericht nicht. Vorsitzender war der Staatsminister von Ubden! —

Große Spannung in Hannover, die Minister in Verlegenheit, der Hof in Furcht. Die Reaktion fürchtet sich vor sich selber, sie muß erst Muth bekommen! Man ließ den Bundestag anrufen, forderte sein Urtheil, gab ihm Recht, nun fürchtet man ihn als Obermacht anzuerkennen. — Der Präsident der zweiten Kammer, Ellissen, hat an hiesige Freunde geschrieben. —

Herr Dr. Behnsch war hierher gekommen, um vor dem Disziplinarhofe selbst seine Vertheidigung zu führen; er that es mit Anstand und Geschicklichkeit, aber natürlich erfolglos. Sein Verbrechen ist einzig, daß er Vorstand der christkatholischen Gemeinde zu Breslau war; eigentlich politische Handlungen konnte man ihm nicht vorwerfen. —

„Kraft und Stoff. Von Dr. Louis Büchner. Frankfurt am Main 1855." Der Verfasser, Privatdozent in Tübingen, ist von der Universitätsbehörde aufgefordert worden, sich wegen vieler auffallenden Behauptungen in seiner Schrift zu ver-

theidigen. Wird ihm nicht viel helfen! Der König von Würtemberg läßt den Frömmlern und Eiferern allen Spielraum, aus einfacher Schwäche, falls er ihnen nur nachgiebt, aus doppelter, falls er sich ihnen zugesellt. Er hatte nie viel Charakterstärke, nur den Schein derselben sich bisweilen beigelegt, wenn er den Antrieben seiner Gemahlin Katharina oder seines Ministers von Wangenheim folgte: auch der alte Herr von Cotta hat ihm manches dargeliehen. —

Der Ausschuß der Tiedge-Stiftung hat der Frau von Chezy eine Unterstützung von jährlichen sechzig Thalern gewährt. —

Der Assessor Wagener, gewesener Redakteur der Kreuzzeitung, ist Rechtsanwalt beim Obertribunal geworden. Vor Gericht als armer Sünder sollte er stehen, wegen seiner schändlichen Lügen und Verläumdungen, der Spießgeselle Goedsche's und Ohm's! —

Sonnabend, den 14. Juli 1855.

Geschrieben, in meinen Papieren gearbeitet, Geschäftssachen auch. —

In Hannover sind gestern die Stände vertagt worden. Ellissen und die ganze zweite Kammer ließen die Versammlung hoch leben. —

Nachmittags zur Erquickung in Goethe's Briefen an Frau von Stein gelesen. Welch ein Reichthum von Leben, von schönstem Menschendasein, herrlichstem Gefühl und edelster Weisheit! Wie diese trostreichste Gabe mit so geringem Antheil und von so wenigen Menschen aufgenommen worden, in diesem gebildeten, von Goethe's Geist und Wort überall durchdrungenen, und dabei noch immer so hülfsbedürftigen Deutschland, so nahe noch seinem Leben, und bei sonstiger Geltung des weimarischen Kreises, das ist mir ein Räthsel, ein Gegen-

ſtand bekümmerten Nachdenkens. — In andrer Art gilt das auch von Schiller's Briefwechſel mit Körner. Die Leute behandeln dieſe Herren wie reiche Gaſtgeber, man läßt ſich ihre Bewirthung gefallen, zehrt von ihrem Reichthume, um ſie ſelbſt macht man ſich keine Mühe. Und ſo verſäumen die Thoren doch das Beſte! —

In Schweden regt ſich die öffentliche Meinung ſtark gegen Rußland. Aber der ſchwediſche Geiſt an ſich richtet nichts aus, es muß der Freiheitsgeiſt hinzutreten. Ein durch und durch revolutionaires Schweden, das könnte für Rußland gefährlich werden. —

Lange geleſen, im Tacitus, im Agrippa von Nettesheim. —

Ich finde Goethe's Jugend und Rahel's Jugend in Hinſicht des Sinnes, der Gefühle, der Weltauffaſſung überaus ähnlich; dieſelbe Heiterkeit und dieſelbe Schwermuth in beiden, daſſelbe Verhältniß zur Natur, dieſelbe Urſprünglichkeit, Friſche, Wahrheit. Oft drücken ſie beide denſelben Gedanken, dieſelbe Bemerkung mit ganz ähnlichen Worten aus. Die Schickſale waren dagegen himmelweit verſchieden. —

„Es kommt gewiß noch ein Menſch, der darüber klar ſieht. Wir wollen ihm vorarbeiten.“ So ſchreibt Goethe den 7. September 1780. Rahel pflegte ſehr oft ähnliches zu ſagen. —

„Mit den Jahren ſteigern ſich die Prüfungen,“ ſagt Goethe. Rahel ſagte, noch früher und einſchlagender: „Mit den Exiſtenzen ſteigern ſich die Aufgaben und Prüfungen.“ —

Der Graf von Kleiſt hat ſich mit dem Prinzen von Preußen auf den Fuß geſetzt, daß er ihm gelegentlich vertrauliche Mittheilungen macht, mündliche und ſchriftliche, er weiß dieſe mit der Würze, die dem Prinzen angenehm iſt, zu würzen. —

Häuſſer in ſeinem Geſchichtsbuche wundert ſich und klagt,

daß in der Zeit, wo das deutsche Reich zu Grunde ging, die deutschen Fürsten, große und kleine, niedrige und schlechte Streiche machten, das Ausland die Herrschaft bei uns führte, daß in dieser Zeit weder Goethe noch Schiller von diesem Zustand der Dinge ergriffen und davon empört waren, daß man in Schiller's und Körner's Briefwechsel diese Gegenstände gar nicht berührt findet. Ich fände eher das Gegentheil zu verwundern, und in Betreff Goethe's und Schiller's zu beklagen; sie würden das eigne Feld thöricht verlassen haben, um auf dem fremden nutzlose Klagen zu führen. Häusser hat sich in jene Zeit schwerlich recht lebendig zu versetzen gewußt, noch gehörig klar überdacht, was Vaterland, Staat und Freiheit in jener Zeit, und wo sie waren. —

Sonntag, den 15. Juli 1855.

Sendung aus Köln von Herrn Dr. Düntzer; noch über die Lurlei; mir war seit früher Zeit kein Zweifel, daß die einfachste Erklärung hier anzunehmen sei, daß die Lurlei nichts weiter sei, als der Lauerfels, das heißt, wo man einen dreifachen Wiederhall vernimmt. — Geschrieben, über Hannovers Verfassungsfrage; ein abermaliges Trauerspiel von Elendigkeit und Wortbruch des Fürsten, vom Erliegen eines braven Volks! Hier findet das Eigne statt, daß der König auf dem betretnen Wege nicht vorschreiten kann, ohne sich schwach und abhängig zu bekennen, sein Ansehn dem des Bundestags unterzuordnen. Gebe er sich seine Ohrfeigen! Das Volk wird thatsächlich die Lehre bekommen, daß es von seinen Fürsten lassen muß, in keiner Weise auf sie rechnen kann. —

Heute sagt man, die Krankheit des Königs sei Herzbeutelwassersucht und man meint, er werde lebend nicht von Erdmannsdorf wiederkehren. General von Gerlach, heißt es, sei nicht mit ihm! —

Beſuch vom Grafen von Kleiſt, anderthalb Stunden; viele Gegenſtände werden beſprochen, preußiſche, ruſſiſche, franzöſiſche. Lob des verſtorbenen Banquiers Joſeph Mendelsſohn; kluge Juden ſind doch die einzigen Leute, von denen Kleiſt ſich imponiren läßt! Er beklagt ſich über ſein Alter (65 Jahr) und daß er nur noch ſo wenige Leute hier kennt. Sonſt waren Hof und Staat voll von ſeinen Verwandten und Bekannten, jetzt ſind ſie faſt alle geſtorben und verdorben. Den Hof verachtet er gründlich. —

Nachricht, daß Lord John Ruſſell ſeinen Abſchied eingereicht hat, in Folge der Angriffe im Unterhauſe gegen ihn. —

Nach 10 Uhr zu Kranzler, wo ich den Grafen von Kleiſt ſchon fand, neben Pitt-Arnim ſitzend. Es war ein ſchöner Abend, der Sitz behaglich, der Anblick überaus angenehm, eine prächtige, belebte Szenerie. Wir ſaßen über eine Stunde in ergötzlicher, nie ſtockender Unterhaltung, Pitt-Arnim war in beſter Laune zum Erzählen. Von ſeiner Schwägerin Bettina lauten die Nachrichten etwas beſſer, es ſoll wenigſtens wieder die Rede von ihrer Reiſe in's Bad ſein. — Kleiſt will morgen wieder abreiſen. —

In Tacitus geleſen, in Goethe. —

Die hannöverſchen Stände treffen mancherlei kräftige Verabredungen; die freiſinnige Parthei geht mit der Stüve'ſchen, wird aber von dieſer ſchon zurückgehalten und wird ſich von ihr trennen müſſen. Das ganze Land iſt in Aufregung. Wird der blinde König und ſein blindes eidbrüchiges Miniſterium den Muth haben, ſein infames Unternehmen durchzuſetzen? Soll auch in Hannover ein kurheſſiſches Bubenſtück gelingen? —

Die Oeſterreicher verſtärken ſich in Italien, von den Truppen, die nach Oſten gerichtet waren, ziehen 40,000 Mann nach der Lombardei. Man ſpricht von einem italiäniſchen Bundestage; der Pabſt aber wird den Abſichten Oeſterreichs

spät gestorben. In dem »Courier français« legt ihm Benjamin Constant Verdienste bei, die offenbar dem Baron Stein angehören. Daß er in auswärtigen Angelegenheiten das preußische Cabinet zu einer völlig untergeordneten Rolle sinken lassen, kann die Geschichte nicht verzeihen. In dem Inneren begnügte er sich zuletzt, wie es scheint, König der Bureaukratie zu sein. Wie aber war es möglich, daß ein Mann von seiner feinen Bildung Genossen und Räthe aus dem Schlamme von Paris holte, während Männer wie Sie und Herr von Stägemann in seiner Nähe standen. Das ist mehr als Schwäche, das ist Verfall, Gesunkenheit. Doch genug, Friede schwebe über seiner Asche. Fürst von Hardenberg hat keinen kleinlichen Leidenschaften gefröhnet und Niemanden willentlich weh gethan.

Haben Sie die Güte Herrn Geheimrath Wolf zu sagen, daß mich der Amerikaner Herr Elliot besucht und daß ich der Empfehlung Ehre zu machen suche. Fragen Sie doch auch, warum der Geheimrath dem Institute mit keiner Silbe antwortet? Es giebt Personen, die glauben, er finde sich beleidigt zugleich mit Ouwarow ernannt worden zu sein.

Bei Schlabrendorf erregte Ihr Brief große Freude und Versprechungen. Ich fand ihn von Leuten umgeben, vor denen ich nicht füglich sprechen konnte. Seitdem ist mir kein zweiter Besuch möglich gewesen. Der theure Greis leidet von einem gewaltigen Husten. Ihn gelüstet nach dem, was Sie mir geschrieben haben. Er muß Wort halten, von dieser Bedingniß hängt die Mittheilung ab.

Es thut mir leid, daß ich Ihnen nicht Courriers neueste Brochüre schicken kann. Zu Brüssel gedruckt, wird sie unter dem Mantel verkauft. Sie ist ein Musterstück in der Manier des bonne homme Lafontaine und heißt réponse aux anonymes. Vielleicht bringt sie Ihnen die nächste Gelegenheit.

nicht entſprechen können, der König von Sardinien nicht wollen. —

Frömmelnde Phantaſten plagen ſich mit der Frage, ob die Seligen im Himmel einander als diejenigen werden erkennen, die ſie auf Erden waren, und ſie fürchten, dies verneinen zu müſſen, weil die Menſchen einander nur an ihren Fehlern erkennen, und die dann nicht mehr vorhanden ſind, ſo daß ſelbſt Kinder ihre Eltern nicht herausfinden werden, was ihnen doch ganz entſetzlich däucht. Ich kann ihre Zweifel und Aengſte nicht heben, und laſſe das alles auf ſich beruhen. Aber die Bemerkung drängt ſich mir auf, ob denn alles, was wir Fehler nennen, dies auch immer in dem Sinn iſt, den wir hier mit dem Wort verbinden, ob darin nicht vielmehr etwas ſteckt, das blos als Eigenſchaft zu gelten hat, ob nicht alle Fehler zuletzt in Eigenſchaften ſich auflöſen, die an ſich weder gut noch böſe ſind, nur in unſerer Auffaſſung unter gegebenen Umſtänden das eine oder das andre werden? Mir iſt recht auffallend, daß der öftere, mitunter bittere Tadel, den Goethe wider den von ihm ſo verehrten, geliebten, anerkannten Herzog Karl Auguſt ausſpricht, für uns ganz und gar nicht zu deſſen Verkleinerung dient, im Gegentheil ihn uns nur um ſo näher rückt, und ihn werther und liebenswürdiger macht, obſchon wir den Tadel keineswegs verneinen. —

Montag, den 16. Juli 1855.

Geſchrieben. Viel kleine Arbeit, Ordnen, Nachſchlagen, Ergänzen. — Beſuch von Herrn Dr. Vehſe und Herrn Dr. Eduard Fichte. Geſpräch über Freimaurerei, über des alten Fichte Pläne mit ihr, Schriften darüber im Archive der Loge Royal York. Ueber Schelling's Grobheit, die letzte Stütze ſeiner ſinkenden Philoſophie; über ſeine Scheu ältere Schriften und frühe Briefe von ihm an's Licht gezogen zu ſehen, er vertrug

die Prüfung ſeiner Vergangenheit nicht. Er wollte zuletzt in einer Strahlenwolke jeder Forſchung entrückt ſein, ſein bloßer Name ſollte ſeinen Ruhm verkünden, Einzelnes nicht herausgehoben werden. Seiner Eitelkeit iſt unerhörte Befriedigung zu Theil geworden, er fand, wie alles ſchon aus war, einen König und einen Anhang, die wirklich mit ſeinem Namen begnügt waren! —

Herr Graf von Kleiſt beſuchte mich, er reiſt erſt am Abend ab. Mittheilung der Ergebniſſe ſeines Kundſchaftens: die Hofleute wiſſen alle, daß ſie beobachtet, belauſcht ſind, daß ihre Briefe geöffnet werden. Vorſicht und Schweigen, wo ſie nicht den Boden ganz ſicher fühlen. —

Sendung von Leipzig, zweiter Theil des Romans von Heinrich Koenig, Jérome's Karneval. — Brief von Herrn Kriegsrath Müchler, ſo fein geſchrieben, daß ich wirklich den Inhalt halb errathen muß, doch ſoviel leſe ich heraus, daß er mich zu ſprechen wünſcht. —

Nachmittags gearbeitet. Um 7 Uhr zu Müchler gefahren, er wollte mir erzählen, daß er gerichtlich vorgeladen werden, in der weimariſchen Schillerfälſchung ſein Zeugniß zu geben; wiefern das Gedicht von ihm, das irrig unter die Schiller'ſchen aufgenommen worden, in die Autographenfälſchung verflochten iſt, wurde nicht klar; die Unterſuchung war gegen einen Herrn von Gerſtenbergk eingeleitet, der eine gefälſchte Handſchrift (dieſes Gedichts?) der Großherzogin um hohen Preis verkauft haben ſoll. Müchler fragte nach Ludmilla, nach Herrn Wehl, ob er denn „die Jahreszeiten" noch nicht übernommen habe? Sein Manuſkript von Kriminalfällen gab ich ihm zurück. —

Im Tacitus geleſen. Im Rheiniſchen Antiquarius von Diethelm die Stelle wegen der Lurlei nachgeſchlagen. Hier finden ſich alle Zitate beiſammen, welche in dieſer Unterſuchung vorgeführt zu werden pflegen. —

Die würtembergiſchen Stände machen einen Antrag wegen

des Bundestages, bei dessen Herstellung auch dessen Reform versprochen sei, seine Mängel habe man eingestanden, man lasse sie aber fortbestehen, der Bundestag leiste nach innen nichts und nach außen nichts, Deutschlands Kraft und Würde leide immerfort. Was doch alles in Deutschland geschieht! Aber alles vereinzelt, zerbröckelt. Wären alle diese Regungen auf Einen Punkt gleichzeitig zu vereinigen, keine Regierung könnte widerstehen. So wie es jetzt ist, bleibt die lumpigste Regierung im Vortheil! —

Meine gestrige Bemerkung über die Fehler der Menschen bestätigt sich mir durch heutige Betrachtungen. Das Bemühen, die Fehler zu verschweigen, zu vertuschen, kann nach Umständen den Personen, die man schonen will, geradezu schaden; es kommt auf die Standpunkte der künftigen Beurtheiler an. Wir mögen also getrost sagen, was wir sehen, was wir meinen, ohne thörichte Schonung, ohne ängstliche Beflissenheit, — die Welt bringt zuletzt doch alles wieder in's Gleiche! — In dem Anrühmen allgemeiner Tugend liegt sogar etwas Widriges, Ekelhaftes, wir wollen lebendige Wahrheit sehen, Licht und Schatten, das Licht allein ist nicht wahr und nicht auszuhalten. —

Dienstag, den 17. Juli 1855.

In den Gränzboten No. 29 steht wieder ein Aufsatz, der bei großen Studien und mancher triftigen Bemerkung an dem Erbübel dieser Zeitschrift leidet, an einer willkürlichen schiefen Auffassung. Es ist der gute Jean Paul Richter, der diesmal herhalten muß. Ich habe vielleicht mehr an ihm zu tadeln, als dieser Kritiker. Aber nicht das Maß des Tadels, sondern die Art ist es, worauf es hier ankommt. An den Menschen wie an den Dichter werden unberechtigte Anforderungen gemacht, um die sich glücklicherweise niemand zu kümmern hat.

Daß man den Titan mit dem Wilhelm Meister zuſammenſtellen will, ſei es äſthetiſch oder didaktiſch oder hiſtoriſch, zeigt wenig äſthetiſchen, didaktiſchen und hiſtoriſchen Sinn. Iſt man etwa gemeint, ein Erzeugniß wie „Soll und Haben“ mit jenen hohen Gebilden zu vergleichen oder gar über ſie zu ſtellen, ſo bedarf es nur der Worte, die Hamlet ſeiner Mutter zuruft: „Sieh dieſe an, und jenes!“ —

Mittwoch, den 18. Juli 1855.

Brief aus Hamburg von Ludmilla. Sie kommt morgen. Willkommen! —

Vom Könige hört man jetzt nur günſtige Nachrichten, jede Spazierfahrt wird geprieſen. Es iſt möglich, daß er ſich noch wieder völlig erholt; aber die amtlichen Nachrichten beweiſen nichts. —

Der Lärm iſt groß wegen Lord Ruſſell's ungewöhnlichem tiefen Sturz. Die Ausdrücke Verrath, Lüge, Betrug, werden nicht geſpart. —

Die politiſchen Verhältniſſe ſpannen ſich in verſchiedenen Richtungen. Die Weſtmächte ſehen Oeſterreich etwas drohend an, Oeſterreich ſtimmt ſeine hohe Sprache ziemlich herab. — Die Parteien in Frankreich regen ſich, in Italien bereiten ſich neue Aufſtände. Der Pabſt bricht mit Spanien, mit Sardinien. — Die Weſtmächte wollen ſich am Bosporus und an den Dardanellen feſtſetzen, und werden nächſtens im Verein mit den Türken von Oeſterreich die Räumung der Donaufürſtenthümer verlangen! —

Donnerstag, den 19. Juli 1855

Ausgegangen. Bei Pitt-Arnim die Handſchrift abgeholt, deren Urheber er nicht zu beſtimmen wußte; ich traf bei ihm

den Sohn Bettinen's, Siegmund, der mir tröſtliche Nachrichten von ihr gab, ſie iſt wieder aus dem Bette, nimmt an dem was vorgeht lebhaftern Antheil, ſtärkt ſich allmählig; ſie war einige Zeit in größter Gefahr, eine allgemeine Schwäche war über ſie gekommen, ſie ſah, hörte und ſprach nicht mehr! Jetzt hat man Hoffnung, ſie könne völlig geneſen. Sie iſt dem Arzte dankbar, aber das iſt noch ein ſchlimmes Zeichen; wäre ſie ſchon ganz die Alte wieder, ſo würde ſie Unwillen und Zorn äußern, daß man ſie einer andern als homöopathiſchen Behandlung unterzogen! — Pitt-Arnim's reiches Beſitzthum an Gemählden, Miniaturen, Seltſamkeiten, Druckſachen, Handſchriften. Ein ſchönes Bildniß der Gräfin von Lichtenau, häuslich gekleidet, ein Reiſerbündel unter dem Arm. Ein Bildniß, das er für das des Grafen Gotter hielt, erklärt' ich unzweifelhaft für das des Grafen Marſchal, wahrſcheinlich iſt es von Pesne gemahlt. —

Nach 3 Uhr auf den Hamburger Bahnhof gefahren. Herrn Prof. Agathon Benary dort geſprochen. Um halb 4 Uhr kam Ludmilla wohlbehalten an. Polizeiſcheerereien, denen wir durch meinen Orden glücklich entgehen; Steuerſcheerereien, die in's Lächerliche fallen; unberechtigte kleine Forderungen, die ſich überall anhängen, und den Schein von berechtigten annehmen. — Ludmilla zu Hauſe ſchönſtens empfangen mit Blumen, Früchten und neuem Vogelkäfig. — Erzählungen. —

Wir gingen gegen 7 Uhr in das Hotel de Brandebourg zur Fürſtin von Wittgenſtein. Die Fürſtin überaus freundlich und artig, klug und angenehm. —

Zu der franzöſiſchen, dem Prinzen Napoleon zugeſchriebenen Denkſchrift über den Krieg in der Krim iſt ein zweiter Theil erſchienen, und bei dieſer Gelegenheit an den Tag gekommen, daß der Verfaſſer kein andrer als Mieroſlawski iſt! Die Kreuzzeitung hat alle ihre ſtrategiſche Weisheit, allen ihren Tadel aus jener Schrift gezogen, und iſt nun ſehr beſchämt,

alles dem polniſchen Aufrührer zu verdanken. Man ſchont ſie nicht, und hält ihr alles vor! Sie bekommt Schläge über Schläge, aber Rußland verſchafft ihr neue Abnehmer, ſie wird allen höheren ruſſiſchen Beamten empfohlen, eben ſo die Indépendance belge und vor allem Le Nord. Es iſt eine Neuheit und ein Sieg des Weſtens, daß Rußland ſich auf dieſen Kampfplatz einläßt. Auch der Hamburger Korreſpondent wird empfohlen. Durch dieſe ſchamloſe Empfehlung lernt man die bezahlten Blätter kennen. —

Der König hat in Erdmannsdorf geſtern wieder einen Fieberanfall gehabt, einen kleinen, ſagt die Nachricht. Er brachte den Tag im Bette zu. —

Freitag, den 20. Juli 1855.

Nachmittags in meinen Papieren gearbeitet. Schwierigkeiten in Beurtheilung der Menſchen, man häuft Angaben auf Angaben, Züge und Züge, forſcht und wägt, und das Schlußergebniß will ſich nicht finden laſſen, bleibt unſicher, ſchwebend. Den Menſchen nur nach ſeinen Leiſtungen zu beurtheilen, gewährt ſchon mehr Sicherheit, gilt aber nur für das zufällig Aeußere, läßt das Sittliche und Geiſtige außer Betracht; die Geſchichtſchreibung, die ſo verfährt, hebt die höhere Würde des Menſchen auf, und verbraucht ihn als bloßes Werkzeug oder Stoff. Wir können auf wahre Gerechtigkeit nicht Anſpruch machen, jeder übt himmelſchreiendes Unrecht, jedem widerfährt es. Das härteſte Verdammungsurtheil, das wir ausſprechen oder leiden, iſt doch nur eines der augenblicklichen Umſtände, der waltenden Stimmung, des getroffenen Sinnes; der nächſte Tag kann es ändern. Dies dürfen wir nicht vergeſſen, und dann mögen wir nur friſch darauf los urtheilen, enthalten können wir uns deſſen doch nicht! —

Im Tacitus geleſen, den Schluß von Boswell's Werk über Samuel Johnſon. Jeder Lebenslauf mündet zuletzt in das Sterben ein, das iſt eine unglückliche Einförmigkeit aller Biographie. Nicht zu ſehr dabei zu verweilen, iſt jedenfalls gut, außer wo darin eine beſondre Bedeutung liegt, z. B. Tauler's Tod, Zinzendorf's ꝛc. —

In Erfurt iſt ein junger Graf von Hopfgarten, der einen ihn mahnenden Gläubiger ſo geſtoßen hatte, daß er fiel und das Bein brach, vom Geſchwornengericht zu neun Monaten Gefängniß verurtheilt worden. —

Der Mordverſucher Felice in Rom, der den Kardinal Antonelli tödten wollte, iſt durch die Guillotine hingerichtet worden. Ein neuer Mordanfall hat gegen den Jeſuitengeneral Beckx ſtattgefunden. —

Ein Pfarrer auf dem Hunsrück am Rhein iſt von der Polizei um zehn Silbergroſchen geſtraft worden, weil er am Sonntag Abend in ſeinem Garten einige dürſtende Blumen begoſſen hatte, welches für verbotene Feldarbeit erachtet wurde!!! —

Es heißt, die Weſtmächte würden den Angriff gegen Sebaſtopel einſtellen, aber ihre befeſtigten Punkte in der Krim behaupten, Kamieſch, Balaklava, Eupatoria, Jenikale. Die Hauptmacht würde zu einem Feldzug in Beſſarabien verwendet werden ꝛc. —

Sonnabend, den 21. Juli 1855.

* ſprach mir von Peſtel, Rilejeff und Beſtuſcheff, ihren Planen, den Verzweigungen und Graden und dem großen Zuſammenhang ihrer Verbündung, von dem „grünen Buche", das alle ihre Satzungen enthielt, und das unter einer Eiche bei Tultſchin, die ſie geſehen, gefunden worden. Unter der vorigen Regierung, meint ſie, habe nichts der Art fortbeſtehen

können, dieſelbe habe nach allen Seiten die größte Wachſamkeit geübt und die größte Strenge; vielleicht in Moskau, in Sibirien und in der Krim ſei in der Verborgenheit mancher Funke lebendig geblieben und für die Zukunft genährt worden! Wiederholte Anſchläge auf das Leben des Kaiſers Nikolaus, die entdeckt worden, ohne daß man jemals öffentlich davon erfahren habe, ſeien dringender Anlaß geweſen, jene Wachſamkeit und Kundſchafterei nach allen Seiten auf den Gipfel zu treiben, und in der That ſei die kleinſte freie Regung faſt immer gleich im Beginn erſtickt worden. —

Hin und wieder wird ſchon in den Zeitungen geflüſtert, daß ganz Deutſchland eine feindſelige Stellung gegen Frankreich nehmen könnte. Ein ſchroffer Gegenſatz gegen den noch vor kurzem geltenden Anſchein, daß Frankreich einen neuen Rheinbund ſtiften könnte! Doch ſind die Regierungen von jener Ausſicht mehr beunruhigt, als von dieſer; ſie fürchten Oeſterreich und Preußen mehr, als ſie Frankreich fürchten. Daß dem Siege derſelben eine läſtige Oberherrſchaft, ja ſogar mannigfache Mediatiſirung folgen könnte, ſcheint nicht ſo grundlos. Den Völkern wäre dies Loos, das blos die Fürſten träfe, ziemlich gleichgültig, wohl gar lieb, und zweifellos erſprießlich. —

Sonntag, den 22. Juli 1855.

Unruhige Nacht, wirre Träume. Schon wach zum Aufſtehen verſank ich wieder in Halbſchlummer, und mir war, als müßte Rahel bei mir zum Morgengruß eintreten, ich fühlte alles ſo, wie ich es vor dreißig Jahren fühlte; da blitzte es mir durch die Seele: „Nein, ſie kann nicht eintreten, das iſt alles lange vorbei!“ und alles was dieſer Blitz augenblicklich verzehrt hatte, lag wie in trauriger Aſche auf mir und um mich her! Eine unausſprechliche Traurigkeit!

Nachrichten aus Wien. Am Hof und im Kabinet führen verschiedene Partheien einen Krieg, der allen Lärm vermeidet, aber zahlreiche Wechselfälle hat, ohne daß es zu einer Hauptentscheidung kommt. Für den Augenblick hat die russische Parthei die Oberhand; die französische Parthei braucht Waffenerfolge in der Krim, bleiben die aus, so kann sie keinen neuen Aufschwung hoffen. Durch alle Wandlungen durch erhält sich der Haß gegen Preußen. Oesterreich schiebt auf Preußen alle Schuld, und meint, nur dessen Unentschlossenheit oder vielmehr Russenfreundschaft habe gehindert, daß nicht die ganze Kraft des deutschen Bundes mit der von Oesterreich und Preußen vereint an der russischen Westgränze stehe! Gilt es erst offen Russenfreundschaft, so nimmt Oesterreich auch hierin leicht den Vorrang, und läßt Preußen nur den zweiten Platz. Indeß liegt der Gedanke noch fern, gegen Frankreich kriegerisch aufzutreten; man fühlt in Wien, daß man damit zugleich die Revolution herausfordert. — Daß man sich eine etwas freiere Sprache gegen Bonaparte erlaubt, gründet sich auf Berichte aus Paris, die den dortigen Zustand als höchst unsicher schildern. Die Legitimisten regen sich, die Orleanisten, am wenigsten die Republikaner; erstere werden von Rußland gereizt und gestachelt, aber wie Bonaparte die Polen reizt und stachelt, um sie zu gebrauchen, gar nicht im Ernst, gar nicht um ihrer selbst willen. —

Geschichtchen von Marschall Castellane in Lyon. Er hatte durch seltsamen Irrthum geglaubt, durch den Telegraphen aus Paris die Nachricht von Bonaparte's Tod erhalten zu haben, und schon eine Proklamation fertig, die den Truppen dies anzeigen sollte; er wollte sie Heinrich dem Fünften schwören lassen. Noch eh es geschah klärte sich der Irrthum auf. — Auch wenn es erfunden wäre, spräche das Stückchen eine große Wahrheit aus. Also von Jérome Bonaparte, vom Prinzen Napoleon und der sonstigen Familie wäre nicht die

Rede geweſen! Bonaparte mußte darin den ſchlimmſten Verrath ſehen, — einen Verrath, der auch allenfalls auf ſeinen Tod nicht zu warten brauchte! —

Montag, den 23. Juli 1855.

Geſchrieben. Traurige Betrachtungen zu Troſt und Hoffnung geleitet. —

In Hannover iſt das Miniſterium verabſchiedet, an ſeine Stelle tritt ein ganz ariſtokratiſches. Der blinde König! Hannover ſoll nun werden wie Kurheſſen iſt. Bedauernswerthe Deutſche! Und Schleswig-Holſtein! Und Baden! Und welches Volk und Land wäre *nicht* hier mitzunennen, ſoweit die deutſche Zunge reicht! — Noch waltet die Geduld, aber einſt wird der Zorn walten, der grimmige Zorn. —

Der Admiral Nachimoff iſt in Sebaſtopol an ſeinen Wunden geſtorben. Die Kreuzzeitung wollte ſogar ſeine Verwundung läugnen. —

Der Fürſt von Lippe-Detmold hat ſeinen Miniſter Hannibal Fiſcher unerwartet entlaſſen. Der letztere verkündet dies ſelber durch eine öffentliche Anzeige; nach dieſer und einer früheren in der Kreuzzeitung iſt er ein ganz — —. Der Gauch behält 1500 Thaler Penſion. —

Betrachtungen über die Lebensgebilde, unter welchen Einflüſſen und Umſtänden ſie ihre Geſtalt bekommen, welche Förderungen ſie erfahren, welche Hemmniſſe. Sowohl im eignen Leben, als in dem der Andern, das ich überſehen und freilich nur ſehr bedingungsweiſe durchdringen kann, erkenn' ich doch einen urſprünglichen feſten Kern, der unter allen Verhältniſſen unverändert bleibt, und an dem die Einwirkungen und Zuflüſſe ſich nur anlegen, den die Vegetation des Lebens weich umkleidet; wo dieſes ſtarre Geſtein frei und bloß zu Tage ſteht, und jene Bekleidung nicht duldet, da iſt der Menſch

Das Schickſal hat mir zwei ſchmerzliche Wunden geſchlagen durch den Tod der älteſten Tochter des Dr. Jaſſoy, und durch den meines vieljährigen Freundes, des Profeſſors Tralles. Die Lage, in der ſich Wittwe und Kinder des letzteren befinden, ängſtigt mich. Baron Werthern hat ſich auf das menſchenfreundlichſte des Knaben angenommen, der in England iſt. Sie, mein Verehrter, ſind ein großmüthiges, theilnehmendes Weſen. Können Sie etwas für Madame Tralles thun, ſo verdienen Sie einen Gotteslohn.

Bei dem Fürſten und der Fürſtin Salm, die ſich Ihrer und Frau von Varnhagen's mit der lebhafteſten Empfindung erinnern, haben Sie mir großen Dank für die Bekanntſchaft und den Beiſtand des guten Rathes ausgewirkt. So oft wir uns ſehen, iſt von Ihnen und dem Hauſe von Stägemann die Rede. Beide empfehlen ſich allerergebenſt.

Sie haben die Güte nach meinem Sohne zu fragen. Der ſtrotzt von Geſundheit und Muthwillen. Noch fand ſich keine ſchickliche Erziehungsanſtalt, und ſo gehet er von Morgens bis fünf Uhr Abends in die gerühmteſte Ecole d'enseignement mutuel, die jedoch keine Wunderdinge leiſtet. Den Abend iſt er bei mir, oder unter Aufſicht der Mademoiſelle Jentink, ſeiner treuen Gouvernante, der er das Leben ziemlich ſauer macht, ohne daß ſie ihn deshalb weniger liebt.

Nun habe ich noch eine wichtige Angelegenheit Ihnen vorzutragen.

Bei dem Begräbniſſe des Grafen Goltz forderte mich ein deutſcher Diplomat auf, einen Bericht nach Verona zu entwerfen, da Fürſt von Hardenberg vermuthlich während der langen Krankheit des Geſandten keine erhebliche Nachrichten bekommen und der Nachfolger, wer er auch ſei, keine ſogleich liefern könne. Ende Octobers war die Arbeit fertig,

unverletzbar und siegreich, da bricht er mit seiner Härte durch. Bei mächtig wirkenden Menschen lag immer, wie es scheint, ein großer Theil ihres Wesens starr und fest zu Tage. —

Ich kann mir leicht einbilden, außer meinem eignen Leben auch noch andres gelebt zu haben, so vertraut, so verständlich ist es mir; die jungen Jahre Goethe's, die alten Voltaire's, sind mir besonders nah und heimlich. —

Aus Goethe's Briefen an Frau von Stein könnte man Hunderte der schönsten, der zartesten Liebesgedichte machen. Fast jedes Zettelchen enthält einen solchen Keim, den man nur auszubilden braucht. Ein neues Bild oder Gleichniß, einen Ausdruck, eine Wendung, voll Sinn und Geist, voll Gefühl und Süßigkeit. —

Dienstag, den 24. Juli 1855.

Brief aus Köln von Herrn Prof. Düntzer, zugleich seine Erläuterung des Werther. —

Abschiedsbesuch von Herrn Dr. Eduard Fichte, er reist nach Düsseldorf, wo er sich mit Fräulein Spangenberg verlobt hat, nachher wird er in Stuttgart eine Stelle als Regierungsarzt antreten. Er gefällt mir sehr wohl, hat etwas ursprünglich Braves. Ich wünsch' ihm Heil und Gedeihen auf allen seinen Wegen. — Ich hatte meine Betrachtungen über die Windungen und Schicksale, in denen sich das menschliche Leben fortspinnt, dieser Strom, der jetzt am Rhein und in Schwaben fließt, hat seine Quelle in Rammenau gehabt! Und wie ist schon der alte Fichte umhergeworfen worden! Wie mein Vater, und ich selbst! —

Die Kreuzzeitung enthält einen ihr aufgezwungenen Artikel, durch welchen Dr. Schleiden das Urtheil bekannt macht, welches den Assessor Wagener der Verläumdung und Beleidigung Schleiden's für schuldig erklärt, und ihm eine

Strafe von 20 Thalern oder 20 Tagen Gefängniß zuerkennt. Die Klage iſt vom Jahr 1853 und gegen das Blatt 115 vom 21. Mai. —

Mittwoch, den 25. Juli 1855.

Die Zeitungen berichten, daß ein Handelsſchiff der Vereinigten Staaten von Amerika die Elbe hinaufgeſegelt ſei, ohne ſich um den Stader Zoll zu bekümmern; das hannöverſche Wachtſchiff wagte nicht, dem amerikaniſchen Schiffe Gewalt anzuthun. Hannover erhebt den Stader Zoll widerrechtlich, ſeit dreißig Jahren rügen die andern Uferſtaaten dies, aber laſſen es geſchehen, Preußen, Oeſterreich, Sachſen ꝛc. —

Der Kaiſer von Rußland geſtattet der polniſchen Sprache wieder freieren Raum, läßt manche Behörden wieder als polniſche auftreten ꝛc. Aus Klugheit oder Billigkeit? Die Folge wird es entſcheiden. An Wiederherſtellung der früheren Konſtitution, des eignen Heers ꝛc. wird nicht gedacht. Und doch fängt man an wegen der vielen Polen im ruſſiſchen Heer bedenklich zu werden! Sie mögen's machen wie ſie wollen, immer wird ihnen ein Schaden bleiben. Strafe des alten Verbrechens. —

In Toscana iſt der verhaftete Bibelleſer Cechetti auf engliſche Verwendung freigelaſſen und ihm erlaubt worden auszuwandern. Im Kloſter zu Prag ſchmachtet der zur proteſtantiſchen Kirche übergetretene Mönch Borzinsky noch in ſchmachvoller Haft; Preußens Verwendung! —

Ein Schreiber Namens Denecke hat in Preußen den Vorſteher einer Reſſource, Herrn von Polenz, der freiſinniger Richtung beſchuldigt wird, pöbelhaft beleidigt, und iſt dieſer dafür vom Gericht zu 20 Thalern Strafe oder verhältnißmäßiger Haft verurtheilt worden. Der König hat durch eine Kabinetsorder dem Verurtheilten die Strafe in Gnaden erlaſſen. —

Donnerstag, den 26. Juli 1855.

Die Volkszeitung hat einen vortrefflichen Artikel „Erzählen und nicht besprechen“, der in beißender Art den Spruch facta loquuntur durch Beispiele belegt. Die Nationalzeitung spricht über die französischen Finanzen, zeigt die plumpen Gleißnereien, mit denen man die neuen Auflagen beschönigt. (Die Regierung spricht vom Prinzip der Gleichheit, von organisirter Demokratie!) —

Die Spener'sche Zeitung klagt die hannöverschen Junker an, und beschuldigt die Ritterschaften überall durch ihre Anmaßungen und Ungerechtigkeiten die Herstellung ruhiger und befriedigender Zustände zu stören. — Es ist doch schön, durch drei Zeitungen hier Morgens so begrüßt zu werden! — Geschrieben. —

Das Uhlich'sche Sonntagsblatt ist von der Polizei in Magdeburg bisher regelmäßig weggenommen worden, obgleich schon zwei Gerichte die Wegnahme für ungerechtfertigt erklärt haben. Endlich hat nun auch das Obertribunal in demselben Sinne gesprochen. Wird die Polizei den Ausspruch achten? Sie stößt sich besonders daran, daß das Blatt sich als das der dortigen freien Gemeinde ausgiebt, und findet darin ihre Berechtigung, da die freien Gemeinden überall der Polizei preisgegeben sind. —

Der Legationsrath von Reumont, der nicht eiligst genug abreisen konnte um seine Verwandten in Aachen zu besuchen, findet sich plötzlich in Schlesien beim Könige anwesend, fährt mit spazieren ꝛc. Ei, ei! —

Nachmittags Besuch der Fürstin von Wittgenstein und ihrer Tochter bei Ludmilla. Ich ging hinüber. Die Fürstin liebenswürdig, geistvoll, sinnig, vom schönsten Gefühl belebt! Sie erschien mir als höchst ausgezeichnet, edel, einsichtsvoll, gütig. Auch die Tochter allerliebst. Herr Gottfried Keller kam unerwartet, sprach einige Worte mit, hörte antheilnehmend zu.

Meine und meiner Schweſter Ausſchnitte, Flechtwerke ꝛc. Die Fürſtin iſt erſt ſechsunddreißig Jahr alt! Sie muß viel gelitten haben; ſchmerzfähig und fröhlich! —

In Macaulay's Essays geleſen, in Lamartine. „Les origines de Werther d'après des documens authentiques, par Armand Baschet. Paris, 1855.“ 8. Nach den Keſtner'ſchen Briefen bearbeitet. —

Die Mutter des Oberſten Grach, des Vertheidigers von Siliſtria, bekommt vom türkiſchen Kaiſer eine Penſion von 600 Thalern. Sie lebt in Trier. Der preußiſche Geſandte in Konſtantinopel, Herr von Wildenbruch, hat es ihr angezeigt. —

Der König ſagt von Bunſen, derſelbe ſei früher ein wahrer guter Chriſt geweſen, jetzt aber leider ein Abtrünniger geworden, der mit der Kirche in größtem Widerſtreit ſtehe. —

Freitag, den 27. Juli 1855.

Nachmittags Herr Mahler Stein bei Ludmilla, zeigte uns ſeine zahlreichen feinausgeführten Bildniſſe, Franz von Gaudy, Spontini, Gräfin Klotilde von Kalckreuth, deren Vater, Fräulein Karoline Bauer, Fräulein von Hagn, Rittmeiſter von Kalckreuth und ſeine Frau geb. von Kalckreuth, Frau von Hartwig, Frau von Treskow ꝛc. —

Sonnabend, den 28. Juli 1855.

Schlechter Schlaf; weimariſche Träume, die mir leider zu ſchnell entflogen. — Vortrefflicher Artikel von Herrn Dr. Zabel in der Nationalzeitung über Brüggemann's Rechtfertigungsſchrift wegen ſeiner vieljährigen Redaktion der Köln'ſchen Zeitung; Dr. Zabel ſpricht dabei wichtige Lehren und Warnungen aus. — Die Volkszeitung ſehr gut über die neuen Bonapartiſchen Schlagworte, „organiſirte Demokratie, Gleich-

heit, in dem Kaiſerthum habe das Volk ſich ſelbſt gekrönt," ſie werden zuſammengehauen, und mit ihnen das Wort Ludwigs von Gerlach, die rechte Wahlfreiheit ſei, wenn der Landrath den Wählern vorſchreibe und befehle, wen ſie wählen ſollen! Solch elende Schuftereien! — Geſchrieben. Ueber die Einheit Deutſchlands im gemeinſamen Druck und Elend. —

Sonntag, den 29. Juli 1855.

In Hannover müſſen Stüve und ſein Anhang — brave Männer, die der Sache der Freiheit viel geſchadet — jetzt im Vorderkampfe ſtehen, und die ganze Laſt der ariſtokratiſchen Feindſchaft tragen. Es iſt die gerechte Strafe, die ſie jetzt treffen wird, wie ſchon die Gothaer überhaupt, die Schleswig-Holſteiner insbeſondre, für ihre nüchterne, beſchränkte Auffaſſung der Dinge. Unſre Nationalzeitung bringt eine geheime Anklageſchrift, welche die hannöverſchen Miniſter zur Verunglimpfung von Stüve, Lehzen ꝛc. ſchon früher dem Bundesrath eingereicht hatten, ſie iſt voll argliſtiger, böſer Unterſtellungen. —

Ich hielt heute meine Thüre verſchloſſen, wollte allein ſein, und es that mir gut. Hätte ich nur mein Wohlſein und Vergnügen zur Abſicht, ich thäte das öfters, und befände mich dabei vortrefflich. Es dünkt mich aber Unrecht, und ſo laſſ' ich's, und begebe mich in die Trübſal des Umgangs. Denn was bringen mir die Menſchen, und wer erhebt und erfriſcht mich? Das Beſte hab' ich immer ſchon zu Hauſe, und von außen kommt nur Störung. —

Der ſchwediſche Dichter Atterbom iſt am 21. in Stuttgart, wo er ſeiner Geſundheit und chirurgiſcher Hülfe wegen ſich aufhielt, nach einer überſtandenen Operation geſtorben. Ich ſah ihn zu Berlin im Jahre 1819 bei Frau von Helvig, als er von einer Reiſe aus dem Süden zurückkehrte. Er war

ein lebhafter, angenehmer junger Mann, voll dichteriſchen Schwunges! —

Montag, den 30. Juli 1855.

Der Generallieutenant von Krafft, kaum aus Preußen hier angelangt um in's Bad zu reiſen, iſt im neuen Gaſthof Hotel Royal plötzlich an einem Herzübel geſtorben, 72 Jahr alt. Er war einſt als zierlichſter, eingeſchnürteſter Ublanenoffizier hier berühmt, ſeine fade Zierlichkeit wurde belacht, und die Turner machten Spottverſe auf ihn. —

Goethe ſchreibt an Frau von Stein (1780, 24. September): „Es läßt ſich nicht ſo wie von Felſen und Wäldern ſogleich ſagen, wie man mit Menſchen dran iſt, und beſſer man wiederholt ſich nicht jeden Eindruck, ſondern läßt's eine Weile fortgeben.“ — Wie richtig und treffend iſt dieſe Bemerkung! Mir iſt es ſchon oft genug ſo gegangen, daß ich das Urtheil über Menſchen zu früh pflückte, ehe es noch Zeit und Gelegenheit hatte ſich zu entwickeln. Ich mußte nachher immer hinzuthun und nachtragen, was eine verdrießliche Arbeit wird. Zwar wo der erſte Eindruck gleich begeiſtert und in Flammen ſetzt, da mag man ihm ganz vertrauen, aber wo er nur ſchweigt, oder ſelbſt etwas abſtößt, da thut man beſſer ſtill zu warten und zu ſehen, was ferner daraus wird. Da kann noch alles Gute kommen, ja das Beſte! —

Dienstag, den 31. Juli 1855.

Aus Mannheim wird gemeldet, daß Friedrich Baſſermann — der Geſtaltenſeher, der Halunke, — in der Nacht zum 29. ſich ſelbſt das Leben genommen hat. Er litt an Erblindung — der Geſtaltenſeher! — und war ſchon einige Zeit ſchwermüthig; doch hatte er Tages vorher an der Feier der goldnen Hochzeit

seiner Eltern Theil genommen. Der Vorgang hat viel die Einbildungskraft Anregendes. Früher war Baſſermann ein wackres, freiſinnig thätiges Mitglied der badiſchen Stände, auch in der deutſchen Nationalverſammlung war er anfangs gut. Seine Abordnung im Jahr 1848 nach Berlin und ſein über die hieſigen Zuſtände erſtatteter Bericht haben ihm eine traurige Berühmtheit gegeben. Mit Haß und Verachtung beladen, iſt er in die Grube gefahren. Sein Geſtaltenſehen war die größte Erbärmlichkeit, unwahr, feig, augendieneriſch für den Hof und die Gothaerpartei. —

Der Publiziſt und die Gerichtszeitung ſind heute von der Polizei weggenommen worden, weil ſie über die Gerichtsverhandlungen gegen den des Mordes angeklagten Puttlitz noch vor dem Urtheilsſpruch berichtet haben. Die geſetzlichen Vorſchriften hierüber ſind verſchiedener Auslegung fähig. —

Die nun in dritter Inſtanz erfolgte Freiſprechung des Sonntagsblattes von Ublich in Magdeburg kümmert die Polizei nicht. Die Blätter ſind noch immer nicht freigegeben. Auch iſt an Ublich noch keine Mittheilung des Urtheils gelangt. —

Mittwoch, den 1. Auguſt 1855.

Meine vorbereitete Arbeit mußte ich mit vielem Mißmuth wieder weglegen, weil ich des Stoffes noch nicht Meiſter werden konnte, die Behandlungsart ſich noch nicht gehörig darbieten wollte. —

Nachmittags Beſuch von der Fürſtin von Wittgenſtein und Tochter. Im Mittelzimmer; anderthalb Stunden. Die früheren guten Eindrücke bewähren ſich. —

Bald nachher kam Herr von Burgsdorf lärmend und lachend an. Er hatte wie immer viel zu erzählen, von höchſten und hohen Perſonen, von Radziwill's, von General von Thile

in Frankfurt an der Oder ꝛc. Der König hat ſich über die „alte Dichterin“ Frau von Hohenhauſen, die ihm in Frankfurt an der Oder auf dem Bahnhofe durch ihre Enkelin ein Gedicht überreichen ließ, bitter luſtig gemacht, und als er hörte, ſie ſei eine geborne von Ochs, den ſchlechten Witz ausgerufen, das ſei nicht boeuf à la mode! Das Gedicht ſoll ihn mit Louis Bonaparte verglichen und gegen dieſen mit entſetzlichen Lobeserhebungen herausgeſtrichen haben. — Der Regierungspräſident Peters in Minden, früher als Polizeiſcherge in Preußen voll ſchändlicher Verfolgungsſucht, und als „Demokratenfänger“ berüchtigt, ſoll in den Verdacht gekommen ſein, einen Liebhaber ſeiner Schweſter durch einen Schuß getödtet zu haben; ſeine Partbei und die Behörden wenden alles an, beißt es, um die Sache nicht vor die Gerichte kommen zu laſſen. Burgsdorf findet es niederträchtig, dergleichen zu vertuſchen, ſtatt Recht Gunſt walten zu laſſen. —

Donnerstag, den 2. Auguſt 1855.

Ich träumte von Humboldt, wir bemühten uns gemeinſam in einer ſchwierigen Sache, waren zuſammen in Tegel, aber alles zerfloß wieder in Unbeſtimmtheit. — Geſchrieben, doch ohne viel Luſt und Erfolg; es kommt mir alles langweilig vor was ich heute ſagen kann. Ich weiß, die Buchſtaben ſind wie Samenkörner, die man ausſtreut, Tauſende vergehen, aber Zehne gedeihen und tragen dann hundertfältig; nur iſt es zu ſchmerzlich, die Zeit des Gedeihens abwarten zu ſollen, und in der Sonnengluth auf den Schatten zu hoffen, den ſelbſtgepflanzte Bäumchen einſt geben werden. Bei aller Hoffnung auf die Zukunft, bei allem feſten Vertrauen auf ſie, etwas Friſches für den Tag thut auch noth. —

Die Zeitung bringt die verſpätete Anzeige, daß Archibald Graf von Keyſerling hier am 30. Juli frühmorgens ſanft ent-

ſchlafen ſei, an einem Nervenſchlag, im 70. Jahr. Er thut mir ſehr leid; er hatte ein vortreffliches Herz, ritterlichen Muth, und ſein bis zuletzt waltender Leichtſinn machte ihn liebenswürdig. In bürgerlichen Verhältniſſen war er freilich über alles Maß unbedacht und ſorglos, geſetzliche Formen nicht achtend oder mißbrauchend und zuletzt auch etwas ſchauſpieleriſch und thöricht ſchlau. Seine vornehme Stellung hat weniger das Gute und ſehr ſtark das Schlimme an ihm ausgebildet, falſchen Ehrgeiz, prahleriſche Verſchwendung, Verſpiegelungen ꝛc.

Die Neue Preußiſche Zeitung verſpottet die wieder anhebenden Einheitsbeſtrebungen der Deutſchen, die Anregungen in Würtemberg und Darmſtadt zur Reform des Bundes ꝛc. Es iſt eben die Neue Preußiſche Zeitung! —

Freitag, den 3. Auguſt 1855.

Abſchiedsbeſuch von Herrn Profeſſor Dirichlet. Er reiſt morgen ab und Berlin ſieht ihn nur etwa als Fremden wieder! Er und ſeine Frau waren hier in den letzten Jahren mein beſter Umgang, wir ſahen einander nicht oft, aber immer gut. Er hat nun auch von Humboldt Abſchied genommen, der ihm geſagt: „Mich werden Sie wohl nicht wiederſehen!“ Humboldt ſchien allerdings etwas verfallen, er klagte, daß ihm die Eingeweide den Dienſt verſagten. Zuletzt gab er ihm die Verſicherung, auf den Orden (pour le mérite) könne er rechnen, neun Stimmen läge:: ſchon für ihn da. Das Luſtige war, daß Seiffert, der Diener Humboldt's und bei ihm eine wichtige Perſon, bei Dirichlet's Weggehen ihm vertraulich ſagte: „Den Orden bekommen Sie, Herr Profeſſor, wir haben ſchon neun Stimmen für Sie daliegen!“ Er ſetzte hinzu: „Sie thun ganz recht fortzugehen, warum hat der Miniſter

Ihren Werth nicht beſſer zu ſchätzen gewußt!“ Dieſer Seiſtert iſt ein ſeltſames Menſchenkind. —

In Gibbon geleſen, und im Marcellus Palingenius aus beſondrem Anlaß! —

Reiſebriefe von Dr. Max Ring in der Voſſiſchen Zeitung, aus Dresden, Töplitz ꝛc.

Sonnabend, den 4. Auguſt 1855.

Herr Reimer ſchickt mir die eben fertig gewordenen beiden letzten Bände des Leben Stein's von Pertz, — das Ganze beträgt nun ſieben ſtarke Bände, ein Umfang, der die Verbreitung des Buches ſehr einſchränkt. Man ſieht auch in dieſem Abſchnitte die große Heftigkeit Stein's, die Unſicherheit und Ungerechtigkeit ſeiner Urtheile; ſein Ehrgeiz und ſeine Eigenliebe zeigen ſich mehr als der Verarbeiter und Herausgeber dieſer Urkunden abndet. Einen Auftritt zwiſchen Stein und Geloſſin erzählt Pertz nach meiner Mittheilung und nennt mich dabei. Der von mir ihm mitgetheilte Brief Stein's an Gagern vom 14. Februar 1830 iſt auch abgedruckt. Andres theils von mir Erzählte, theils in den Papieren gewiß Vorgefundene iſt weglaſſen. —

Sonntag, den 5. Auguſt 1855.

Geſchrieben. Einiges über Stein und Pertz aufgeſetzt.

In Hannover willkürlich gewaltſame Verfaſſungsänderungen von den neuen Miniſtern endlich formulirt und ausgeſprochen. Das Land wird der Gewalt nicht widerſtehen, iſt aber von dem Unrecht tief getroffen und hegt Erbitterung und Haß. — In Leipzig viele Verurtheilungen von Perſonen, die zur Befreiung politiſcher Gefangenen zu wirken verſucht hatten, auch Frauen ſind darunter. —

aus Gründen, die es jetzt überflüssig wäre zu nennen, absichtlich deutsch abgefaßt. Nothwendig hatte ich mich zu einigen Nachgiebigkeiten verstanden. Man rieth zu mehreren. Am Ende wäre eine gänzliche Verfälschung eingetreten und überhaupt erkannte ich, daß die Sache ohne Nutzen sein, ja mir vielleicht schaden würde. Nach dem Tode des Fürst Staatskanzlers kam mir der Gedanke, meine Aufsätze an den Grafen Bernstorff zu senden. Ihr Rath, mich still zu verhalten, beseitigt auch ihn. Dagegen aber hat sich ein anderer eingestellt. Ihn befolge ich. Sie empfangen heute die Einleitung, mit dem Kourier, der am 12. Januar abgehet, das Ganze. Manches für Sie Abgedroschene findet sich darin; es war nicht zu vermeiden. Auch fühle ich mich beschämt, wenn ich meinen Stil mit der Fülle, dem Reichthum, der Geschmeidigkeit, der Eleganz des Ihrigen vergleiche. Sie haben die deutsche Sprache auf das bewunderungswürdigste in Ihrer Gewalt.

Mir verarmt sie, wird sie ungelenk, oft sündige ich sogar gegen Grammatik. Das kömmt vom Auslande. Merzen Sie meine Fehler aus und glauben Sie, daß die Aufsätze des Druckes werth sind, so lassen Sie sie erscheinen, doch ohne meinen Namen bitte ich.

Ich muß schließen, weil Zeit und Papier gebricht. Glück auf zum Neujahr!

Verehrungsvoll der Ihrige

K. A. V. v. E.

Unſere Polizei ſpürt dem Urſprunge der Gerüchte nach, die über den König und über einen gegen ihn gerichteten Mordverſuch ausgeſprengt werden. Nun erſt glauben die Leute recht daran! „Die Sache iſt wahr, aber es ſoll nicht davon geſprochen werden,“ heißt es. —

Nachmittags Beſuch von der Fürſtin Wittgenſtein und Tochter. Wie immer lebhaft und geiſtvoll und auch beſonders herzlich. Dringende Einladung nach Weimar, wir ſollen auf der alten Burg bei ihr wohnen. — Dann kam Herr Helland, er ſah die Fürſtin noch, und ſie machte den vortheilhafteſten Eindruck auf ihn. Er brachte mir einen früheren Band ſeiner Schriften, worin ich den Artikel über Channing leſen ſoll. —

Die letzten Jahre Stein's machen in dem Bilde, das uns Pertz von ihnen giebt, keinen angenehmen Eindruck. Wir ſehen den Helden mehr und mehr ſchwinden, den unruhigen, mißvergnügten Zänker mehr und mehr hervortreten. Sein unſichres heftiges Urtheil, von perſönlichen Verhältniſſen ganz bedingt und befangen, neigt in allen Schwenkungen immer ſtärker auf die ſchlechte Seite, zum ariſtokratiſchen und deſpotiſchen Walten hin. Mit der äußern Welt iſt er entzweit, ſie geht in nichts nach ſeinem Sinn und Willen; ſeine geiſtige Beſchränktheit wird aufs widrigſte offenbar, wenn er ſich gegen die Philoſophen und Rationaliſten ereifert. Auch wenn er ſich in ſeinem Behagen glaubt und dies zu erkennen giebt, verurſacht er dem Leſer, anſtatt ihm dieſe Stimmung mitzutheilen, nur Zweifel und Mißbehagen, man fühlt, daß Aerger und Zorn ſtets im Hintergrunde lauern. Seine Thätigkeit als Landtagsmarſchall der weſtphäliſchen Provinzialſtände iſt, gleich der dieſer Stände überhaupt, eine eitle, kleinliche, ganz unfruchtbare, ſelbſt der frühere Muth geht ihm in dieſer Stellung aus. Sein körperlicher Verfall und ſeine Klagen darüber erregen das größte Mitleid, aber man wendet gern den Blick ab, es iſt nichts Erhebendes dabei, und die Art wie er ſich bei

Näherung des Todes religiös benimmt und äußert, hat nichts Wohlthuendes, es zeigt ſich ein roher Glaube ohne Geiſtesbelle, ohne Süßigkeit. Dabei die weltliche Verzweiflung, eine neue Revolution in Frankreich zu ſehen, und alles durch die größten Kämpfe Errungene wieder als zweifelhaft betrachten zu müſſen! Grade wie Gentz, „die Arbeit ſeines ganzen Lebens eine vergebliche!“ — Stein wird vergebens als ein Mann geſchildert, den man auch habe lieben müſſen, überall bricht die Härte, die Unverträglichkeit, die Heftigkeit und das Schwanken ſeiner Urtheile, ſeine Selbſtheit und ſein verachtender Menſchenhaß hervor. Ich habe niemand gekannt, der ihn geliebt hätte. Man ehrte und brauchte das Heldiſche in ihm, aber man fürchtete ihn, war froh ihn los zu ſein und ihn nicht mehr nöthig zu haben. Stägemann, Niebuhr, Eichhorn, Nicolovius, Schön, Rühle, Pfuel, Tettenborn, Ganitz und Andre, die für ſeine eifrigſten Anhänger gelten, ſprachen oft mit wahrer Erbitterung von ihm, und haben über ihn nur etwa die Stimme, welche dergleichen Untergebene über ihren Herrn haben können. —

Montag, den 6. Auguſt 1855.

Geſchrieben: über die hannöverſchen Sachen: der blinde König iſt in's Bad abgereiſt und läßt ſeine Schergen mit der Verfaſſung und den Ständen nach Gutdünken fertig werden. Den Deutſchen wird keine Art Schmach und Erniedrigung erſpart: die eignen Fürſten ſind die ärgſten Unterdrücker, wenn das Volk nach Hülfe ſich umſieht und dieſe nur vom Ausland erwarten kann, weſſen Schuld iſt das? Die Franzoſen haben unſrem Volke die Freiheit zu bringen verheißen, und wenn auch dieſe nicht gebracht, doch faſt alles Gute veranlaßt, deſſen wir ſeit ſechzig Jahren theilhaft geworden ſind. Und da wollen die Stolz- und Süßredner noch immer thun, als ſei

Deutſchlands Ehre und Gedeihen mit ſeinen jetzigen Fürſten und Staaten verknüpft! Der Eifer, den man dahin wecken will, würde nur einer für die Befeſtigung und Mehrung unſrer Knechtſchaft ſein. Ein durch den Bundestag vertretenes Deutſchland, durch den verrätheriſchen, feigen, heffährtigen Bundestag, iſt uns kein Deutſchland mehr, iſt ein Kerker mit ſeinen Aufſehern und Schließern.

Ausgegangen mit Ludmilla. Am neuen Muſeum die begonnenen Säulengänge beſehen; die Säulen ſind zu klein.'

Unzweifelhafte Auskunft über Bunſen's Berufung nach Berlin; ſie iſt wahr, aber nur eine perſönliche abſeiten des Königs, keine amtliche; er iſt klug genug darauf nicht einzugehen; er will jetzt auch kein Günſtling mehr ſein, ſondern der Mann von Verdienſt; er urtheilt frei und ſcharf! —

Dienstag, den 7. Auguſt 1855.

Geſchrieben. Wieder über Wahlen! ich habe nichts dagegen, daß Andre ſich entſchließen an den Wahlen Theil zu nehmen; ich aber will mich dazu im voraus nicht verpflichten; ich traue hier nicht mehr! —

Als der Prinz von Preußen zuletzt eine Beſichtigungsreiſe nach Weſtphalen machte, ſchrieb der General Leopold von Gerlach an den berüchtigten Präſidenten Peters in Minden, er möchte doch den Prinzen genau beobachten laſſen. Die der Kreuzzeitungspartei verkaufte Seele des Peters war auch ſogleich gehorſam und beſtellte den berüchtigten Dr. Lindenberg, ſeinen vertrauten Spießgeſellen, zum Späher. Bald aber wurde man im Gefolge des Prinzen auf den Buben aufmerkſam, ergriff ihn und zwang ihn zum Geſtändniß. Großer Zorn des Prinzen, Klagen beim Könige. Doch es blieb alles beim Alten. —

Schwer und bedeutungsvoll ſind die Worte Stein's, mit

denen er ſeinen eignen Lebensabriß beſchließt und meiſterhaft ausdrückt: „Das andere mir gewordene Problem zu löſen, oder die wahre Stellung im Alter zu ergreifen, das wurde mir durch die betrogenen Hoffnungen von einem nahen beſſern Zuſtand Deutſchlands und durch mancherlei Mißverhältniſſe in dem Innern meiner Familie erleichtert, ſie die in einzelnen Fällen höchſt peinlich und tief mich erſchütterten, im täglichen aber häufig unerfreulich wirkten, lenkten meinen Sinn vom Irdiſchen: von hier erwarte ich nichts mehr als fortſchreitende Uebung in Reſignation, in Demuth, in Hoffnung, im Glauben.“ — Der Schrift Cicero's vom Alter beizufügen! —

Mittwoch, den 8. Auguſt 1855.

Unruhige Nacht, Träume, Fieber, Huſten! Ich blieb lange zu Bett. — Brief und Sendung aus Madrid. Mein guter Vetter Adolph von Varnhagen ſchickt mir zwei Abdrücke ſeiner Historia geral do Brazil, tomo primeiro; das eine Exemplar iſt für Humboldt. Endlich aufgeſtanden, fühlte ich mich ſehr untauglich, ſchrieb aber doch an Humboldt und fügte das Buch bei. —

Herr Lehfeldt beſuchte mich wegen eines Anliegens des Dr. Haym in Halle; dieſer wendet Wilhelmen von Humboldt beſondere Aufmerkſamkeit zu, fragt beſonders nach dem Briefwechſel deſſelben mit Körner, der meiner Vermuthung nach weder ausgedehnt noch erheblich geweſen ſein kann; ein paar Briefe hat Hofrath Förſter der alten Wittwe Körner abgenommen. Alexander von Humboldt hat auf eine Anfrage Lehfeldt's ſehr kühl, faſt verdrießlich geantwortet und bemerkt, das Beſte über ſeinen Bruder hätten Varnhagen und Schleſier geſagt. — Ueber den geringen Abſatz des Briefwechſels zwiſchen Schiller und Körner; früher war es eben ſo mit dem zwiſchen Schiller und Wilhelm von Humboldt, Cotta bekam die Koſten

nicht heraus! Das gehört zu unsern deutschen Unbegreiflichkeiten und mag die größten Geister demüthig stimmen. —

Der Prinz von Preußen ist heute von St. Petersburg zurückgekehrt. —

Bei jedem Erkranken hat man in meinen Jahren einige Todesgedanken; ich sprach mit Ludmilla, besonders auch ihretwegen, über den Verbleib meiner Papiere, deren Sicherung ꝛc. Wir beriethen und überlegten ernstlich und lange. —

Man versichert, nie habe es eine größere Späherei und Kundschafterei gegeben, als die jetzt in Preußen herrschende; sie sei allerdings auch eine politische, aber doch vorzugsweise eine persönliche, und ihr Gegenstand sei vor allem die Königliche Familie, dann andre hohe Personen im In- und Auslande, die Minister, Günstlinge, Gesandten ꝛc. Da die Beobachteten zum Theil wissen, daß sie beobachtet sind, so wenden sie ihrerseits alle Mittel an, um die Werkzeuge zu gewinnen, ihnen das Günstige statt des Ungünstigen unterzuschieben; ja manche Personen wenden ihr Ansehn und ihre Macht an, um eine Gegenspäherei zu leiten. Daher Ränke und Kniffe ohne Zahl, die sich bald vereinigen, bald trennen, kreuzen ꝛc. Das Schlimme ist, daß solcherlei Bestrebungen immer nur auf Nachtheiliges ausgehen, das Gute gar nicht beachtet wird, wo jenes daher fehlt muß es erfunden werden. Wenn die Berichte dieser Art einmal öffentlich bekannt würden, heißt es, so müßte die Welt erstaunen über die Möglichkeit solcher Anhäufung von Verläumdungen und Albernheiten, sie müßte erkennen, „daß es nie einen belogneren und betrogneren Fürsten gegeben habe, als Friedrich Wilhelm der Vierte." —

Donnerstag, den 9. August 1855.

Fieber, rheumatische Schmerzen in Schulter, Arm, Rücken; starke Verschleimung, benommener Kopf, elender Zustand! —

Antwort von Humboldt, aufgeweckt und freundſchaftlich, wie immer. Er kündigt mir ſeinen Beſuch zum Sonnabend gegen 1 Uhr an, wird mir ſeine geſtrige lange Unterredung mit dem Prinzen von Preußen erzählen und ein Dankſchreiben für meinen Vetter in Madrid mitbringen. Ich beneide dieſe Rüſtigkeit; ich kann in beſter Zeit nie heute mit Sicherheit etwas für morgen beſtimmen! —

Ich nahm das Leben Meierotto's von Brunn zur Hand, das ich ſeit vielen Jahren nicht wieder geleſen, mich aber immerfort des guten Eindrucks lebhaft erinnert hatte, den es früher auf mich gemacht. Der gute Eindruck fehlte auch diesmal nicht, ich freute mich herzlich des rechtſchaffenen, fleißigen, pflichteifrigen, mit praktiſchen Gaben reichlich geſegneten, menſchenfreundlichen, heitern Schulmanns, der bei geringen äußern Mitteln und knappem Gehalt unverdroſſen das Beſte that und förderte und einer der Edelſten und Verdienteſten ſeines Faches war. Auch Friedrich der Große zeigt ſich vortrefflich, ſogar in der Art, wie er dem Verdienſte den zuerkannten Lohn noch zurückhält. Das Knappe in den alten preußiſchen Verhältniſſen erſcheint überhaupt nicht nur ehrwürdig und rührend, ſondern als eine Kraft und Tugend, die allen Prunk und Schein als Unweſentliches darſtellt, dagegen immerfort auf das Weſentliche, auf Pflichterfüllung und Verdienſt hinweiſt. Hätten wir von dieſer guten Knappheit nur mehr übrig! Das Eiſerne Kreuz, dieſer glückliche Gedanke des vorigen Königs, und überhaupt vieles im Jahre 1813, iſt noch im Karakter dieſes alten Preußenthums, und welche Thaten, welche Leiſtungen geſchehen damit! —

Ich hatte heute die Empfindung, als wäre Rahel mir geſtern entriſſen worden, ſo gewaltig war das Vermiſſen, ſo lebhaft und neu, als könnt' ich es nicht ſchon lange Jahre gefühlt haben. Mein Verhältniß zur jetzigen Welt bricht täglich mehr zuſammen, da wird eine gräßliche Leere fühlbar,

man ſehnt ſich nach dem, was einſt ſo glücklich das Leben aus-füllte. Rahel's Briefe zu leſen war ich in dieſer Gemüthsbewegung nicht fähig! —

Freitag, den 10. Auguſt 1855.

Fieberkrank im Bette; Huſten, benommener Kopf, Mißbehagen im ganzen Körper. — Brief von Jegór von Sivers aus Liefland. —

Der Volksmann Held, bekannt aus dem Jahr 1848, iſt wieder hier, und ſucht ſich irgendwo anzubringen. Daß die Polizei ihn duldet, ſpricht nicht eben für ihn. Ein früherer Gönner, der Generallieutenant außer Dienſten von Below, hat ſeine Hand von ihm abgezogen. Man ſagt, er habe ſich zu einer geringen Stelle gemeldet und helfe ſich einſtweilen mit Litteraturgewinnſt. —

Zum erſtenmal bricht in den Zeitungen eine Nachricht durch, daß die Gothaer ſich regen, in Heidelberg Berathungen halten, wieder von deutſcher Einheit, deutſchen Grundrechten ꝛc. die Rede ſei; doch von ihrer Verbindung mit Wien, die das Wichtigſte bei der Sache wäre, ihr unmittelbar praktiſche Bedeutung gäbe, verlautet öffentlich noch nichts. Von den Gothaern kann kein Heil kommen, ſie laſſen ſich nur mißbrauchen und drücken die Augen zu, damit ſie es nicht ſehen. Ehrgeizige Unruhe iſt die perſönliche Hauptſache; daß ſie daneben auch Vaterlandsliebe haben, läßt ſich nicht läugnen. Dahlmann ſcheint der Beſte, er iſt aber jetzt nicht dabei. —

Der preußiſche Geſandte zu Konſtantinopel, Herr von Wildenbruch, iſt hier angekommen; er bringt einen Sohn nach Halle in's Pädagogium. Er ſoll ſehr verkehrtes Zeug ſchwatzen, mit keiner Parthei es verderben wollen; doch beſchuldigt man ihn ſchon, doch eigentlich zu den Weſtmächten hinüberzuneigen. Was ſoll dieſer kleine Sohn des Prinzen

Louis Ferdinand als preußiſcher Diplomat wohl Vernünftiges vorbringen? Seine Megäre von Frau iſt nicht mit. —

Herr Holland kam Abſchied zu nehmen, er ſaß lange vor meinem Bette. Wir ſprachen von Channing, dem Menſchen, dem Schriftſteller, daß er an die Wunder geglaubt, die uns die Bibel erzählt, was den ſonſt ſo hellen und ſtarken Geiſt aus ſeiner Höhe wieder tief hinabzieht, entſchuldigt Holland durch ſeine frühe ſtreng kirchliche Erziehung, ſein Predigerleben; entſchuldigen iſt nicht rechtfertigen! Sein ſcharfes Urtheil über Bonaparte. —

Wie Stein ſeine ſittliche Empörung faſt immer nur gegen die hoch und ihm im Wege ſtehenden auffuhrt, daher beſonders für Hardenberg, dann Metternich, auch Gentz — wenn er ihn grade nicht braucht. Die Humboldt'ſchen Uebergriffe, die Stägemann'ſchen genirten ihn nicht, auch nicht, daß ſein vertrauteſter dienſtbefliſſenſter Freund Kunth oder General von Pfuel ihre Frauen aus früheren Ehen weggeheirathet ꝛc.

Sonntag, den 12. Auguſt 1855.

Der Prinz von Preußen hat den Kanzler Grafen von Neſſelrode in St. Petersburg gefragt: „Und wenn nun die Weſtmächte in den Wiener Berathungen die öſterreichiſchen Anträge, mit denen Rußland ſich ſchon einverſtanden erklärt hatte, nicht abgelehnt, ſondern angenommen hätten, was würden Sie gethan haben?“ Neſſelrode ſchwieg erſt lange, dann ſagte er: „Das würde uns in große Verlegenheit gebracht haben.“ Er wagte nicht zu ſagen, daß dann der Friede zu Stande gekommen wäre. —

Auf die Nachricht, daß der Prinz von Preußen nach Erdmannsdorf komme, iſt der General Leopold von Gerlach ſchleunigſt von dort abgereiſt. Er fürchtete ſich, demſelben vor Augen zu kommen! —

Montag, den 13. Auguſt 1855.

Mir iſt oft zu Sinn, als ob ich unter Menſchen lebte, die nicht meine Sprache reden, deren Empfindungsweiſe anders angeregt wird als die meine, deren Gedanken einen andern Lauf haben. Wie oft wird ein Allgemeines, was ich ausſpreche, auf das kleinſte Einzelne bezogen, eine höhere Empfindung mit geringer Bemerkung beantwortet, ſo daß gleich alle weitere Mittheilung abgeſchnitten iſt, oder nur aus Fügſamkeit mit völliger Herabſtimmung fortgeſetzt wird! Wie auf's Maul geſchlagen, wie mit kaltem Waſſer beſpritzt! Ich bedaure jetzt mich in dieſem Betreff, wie ich ſonſt Rahel bedauerte! —

Nachrichten aus Wien ſagen, daß dort der Gedanke einer großen Wendung der Politik, einer allgemeinen Verbündung gegen den Weſten, immer mehr Boden gewinnt. Man will die Donaufürſtenthümer behalten, in Italien und Deutſchland die Oberherrſchaft führen; dazu würde Frankreich beſiegt werden, Rußland befriedigt werden müſſen, Preußen hätte zuerſt tapfer mitzukämpfen, ſeine Heeresmacht wäre nicht zu entbehren, dann aber dürfte man ihm zuletzt Opfer auferlegen, denn ſeine Schwächung ſei ein Hauptzweck, Oſtpreußen ſollte an Rußland kommen. Was iſt hier größer, der Unſinn oder die Verrätherei? Sie berechnen nur immer ihre Schachfiguren, daß es eine Hand giebt, die das ganze Spiel zerſchlägt und den Spielern in's Geſicht wirft, denken ſie nicht. —

Abends mit Ludmilla Schach im Bette geſpielt. (Wir haben jene Hand nicht zu fürchten!) Zuletzt im Cornelius Nepos geleſen und Homeriſche Verſe hergeſagt. —

Dienstag, den 14. Auguſt 1855.

Die Engländer ſchießen Sweaborg in Brand, nähere Nachricht wird erwartet. — Die in Frankreich freigelaſſenen ruſſiſchen Offiziere, welche in Bomarſund gefangen wurden,

ſind achtunddreißig an der Zahl hier durchgekommen, von dem ruſſiſchen Geſandten bewirthet worden und, nach zweitägigem Aufenthalt weiter gereiſt. Herr von Viedert hat ſie beſucht, ihre Reden waren frech, prahleriſch, ſie ſchimpften auf Bonaparte, lobten jedoch die Franzoſen; aus allem Trotz, den ſie zeigten, blickte die Beſorgniß doch deutlich hervor, daß ſie in St. Petersburg einen ſchweren Stand haben würden. Sie ſpotteten der Franzoſen und Engländer, daß ſie Sebaſtopol nicht bezwingen, das doch nur eine elende Feſtung ſei ꝛc. —

Hier geht das Gerücht, der Prinz von Preußen habe in St. Petersburg bittre Vorwürfe anhören müſſen, und ſei mit entſchiednen Anträgen zu einem offnen Bündniſſe zwiſchen Preußen und Rußland zurückgeſchickt worden, zu einem offnen Bündniß, in das auch Oeſterreich einzutreten ganz geneigt ſei, ſobald nur die Franzoſen und Engländer eine tüchtige Schlappe erlitten hätten. Es wird hinzugefügt, man habe dem Prinzen zu verſtehen gegeben, da ſein Bruder, der König, keines irgend kräftigen Entſchluſſes fähig ſei, immer nach beiden Seiten Furcht habe und ſeine Zaghaftigkeit als politiſche Klugheit wolle gelten laſſen, ſo habe man ruſſiſcherſeits nichts dawider, wenn unter gewiſſen Umſtänden der Prinz ſelber die höchſte Leitung der Sachen in die Hand nähme. Das fehlte unſern Zuſtänden noch! Spaltung des ganzen Staats und Heeres in zwei feindliche Lager! Denn ohne Widerſtand ging es nicht ab. Statt in Rußland, in Preußen Palaſtrevolution! O nein! Bemerkenswerth iſt es, daß hieſige Geſandtſchaften dieſe Sachen als wahr anſehen und verbreiten. Freilich läßt auch ſchon das bloße Gerücht ſich vielfältig benutzen. —

In Tacitus geleſen, in Louis Blanc. —

Die Inſtruktion des Miniſters des Innern Herrn von Weſtphalen — ein ſolcher Name kann nicht oft genug genannt werden — wegen der nächſten Wahlen für das Haus der Abgeordneten iſt ſchon fertig und an die Behörden abgeſandt.

94.

Oelsner an Rahel.

Paris, den 28. Dezember 1822.

Schnee, auf deſſen Abweſenheit von Berlin am 28. November meine Gnädige ſich ſoviel zu gute thun, haben wir keinen; dagegen aber Kälte mit Mondſchein zum Hautſchauern. Wenn ich nicht fröre von Morgen zu Abend, vom Frühſtück bis zum Schlafengehn, befände ich mich vollkommen wohl. O! Weh! daß Sie nicht das Nämliche auch von ſich ſagen können, zuförderſt weil Ihre Zimmer beſſer geheizt ſind, obſchon ich kein Holz ſpare, und dann, weil Sie über Rheumatism klagen. Das letztere bedaure ich von ganzer Seele. Alſo waren die Bäder unvermögend den Peiniger auszutreiben, und obendrein wurde Ihnen Ihre treue Dore krank. Doch gar zu unbarmherzig iſt die Natur, daß ſie ohne Anſehn des Geſchlechts weder Geiſt noch Güte mit körperlichen Leiden verſchont. In dem vorliegenden Falle freilich ſiehet ſich die Gebieterin reichlich durch die Schätze ihrer blühenden Einbildungskraft entſchädigt, aber wo findet die Zofe Erſatz? Ein muthwilliges, hochbegütertes Kind betrachtet Goldſtücke wie Rechenpfennige, und Perlen wie Graupen. Ebenſo ſpielen Sie mit Gedanken vom allertrifftigſten Gehalt. Oft träumt Ihnen kaum was Sie ausgeben, und ſo ſind Sie im eigentlichen Sinn, nehmen Sie es nicht ungnädig, eine große, große Verſchwenderin. Sie haben auf Ihre beiden, wie Wechſel zugeſchnittenen Blätter, welche ich mit Luſt und Liebe acceptirt habe, aber wahrlich nicht bezahlen kann, Blicke hingeworfen, die der Weisheit einer Fee Ehre zu machen im Stande ſind. Das allgemeine Deficit, von dem Sie ſprechen, führt zu dem größten Staatsbankerutte, den die Welt je erlebte. Laſſen Sie uns leben, um die Ver-

Sie sagt, es dürften durchaus nur die von der Regierung bezeichneten Personen gewählt werden; fände sich, daß irgend eine derselben ganz und gar nicht durchzusetzen wäre, so hätte der Landrath als Kandidat aufzutreten, und der müßte ein elender Landrath sein, der nicht in seinem eignen Kreise sich die Stimmenmehrheit zu verschaffen wüßte. Das schändliche, vom berüchtigten Landrath von Elsner gegebene Beispiel, das auch von den Kammern nicht beschönigt werden konnte, ist zur Regel erhoben. —

Mittwoch, den 15. August 1855.

Dr. Diezel's neuste Schrift, die Bildung einer neuen großen Einheitspartei betreffend, wird in den Gränzboten beurtheilt, nicht ohne schiefe Blicke auf die sogenannte demokratische Partei, die sich aufgelöst habe durch ihren Beschluß, in Preußen an keinen Wahlen Theil zu nehmen! Im Gegentheil, dadurch hat sie sich erst recht gebildet und eine Menge höherer Anhänger gewonnen. Sie besteht freilich nicht im polizeilich greiflichen Sinne, aber in geistiger starker Gemeinschaft, mit Ausschließung aller Lumpen und Schufte. An dem Namen ist auch wenig gelegen; der ächte Freiheitsfreund verzichtet im voraus auf den Sieg des Namens, aber die Fahne wird immer dieselbe sein, auch wenn die Farben wechseln. Bei Navarino war die Sache der Freiheit auch unter russischer Flagge, heute ist sie auch unter türkischer; doch nur „auch!" sehr gemischt und nicht rein. Wann wird sie einmal rein hervortreten! Nicht unter Fürsten! —

Man will uns immer abspeisen mit der Herrlichkeit, Macht und Größe eines Vaterlandes, das gar nicht da ist; mit Hirngespinnsten politischen Gewichts und Einflusses, die immer nur die bestimmter Höfe sein würden, selbstsüchtiger Herrscher, die an der deutschen Sache von jeher zu Lügnern und Ver-

räthern geworden ſind. So wenig man einem deutſchen Vaterlandsfreunde zumuthen konnte, das Ungethüm des zerriſſenen ſogenannten Reiches im Sinken und Verſinken aufzuhalten, eben ſo wenig kann jetzt ein ächter Vaterlandsfreund noch Hoffnungen auf den deutſchen Bund ſetzen. Jetzt nicht mehr. Mich konnte der Untergang des Reiches einſt jammern, ſo könnte es vielleicht auch einſt der des Bundestages, aber nur das was ſie dennoch hätten ſein können, leider aber nie geweſen ſind! —

Zum Troſt erhielt ich ein neues Bändchen von Histoire de ma vie, par George Sand, das vierzehnte. —

Donnerstag, den 16. Auguſt 1855.

Dirichlet hat den Orden pour le mérite (Friedensklaſſe) wirklich ſchon bekommen. Das ging ungewöhnlich ſchnell diesmal. Humboldt hat auf's allerſchönſte Wort gehalten und unmittelbar beim Könige die Sache mit aller Kraft durchgeſetzt. Die Stimmen hatte er ſchon vorher geſichert. Es freut mich herzlich für Dirichlet, der nun in Göttingen gleich mit erhöhten Ehren ankommt. Nun halt' ich es auch für möglich, daß er nach einiger Zeit wieder nach Berlin zurückberufen wird, wenn nicht früher Paris ihn anzieht. —

Die Kreuzzeitung ſchweigt ganz über Sweaborg. Erſt ſpottet und ſchimpft ſie, daß die Engländer in der Oſtſee nichts thun können, und da ſie thun, iſt ſie auf's Maul geſchlagen. Der ärgſte Spott trifft doch die Ruſſen, ihre ganze Seemacht iſt wie verſchwunden vor dem Feinde, ſie vernichten ihre Schiffe oder verſchließen ſie. Wozu eine Seemacht, die ſich nicht ſchlägt und die klug iſt, ſich nicht zu ſchlagen? Warnung für Preußen mit ſeinem Jahdebuſen und ſeinen zwei Fregatten! Der unnütze Aufwand für das thörichte Seeweſen dehnt ſich aber täglich aus! —

Schach mit Ludmilla gespielt. — In Georges Sand, in Goethe gelesen. —

Das Buch von Diezel über die Bildung einer deutschen nationalen Parthei ist in Baiern und Kurhessen von der Polizei weggenommen. Mißgriff! Im Sommer wirkt kein Buch in Deutschland. Und im Winter? Auch nicht viel! „Laß mich nun endlich Thaten sehen!“ —

Freitag, den 17. August 1855.

Ueble Nacht. Mein Zustand bringt zuweilen ein Gefühl von Hinfälligkeit hervor, das zu aller Thätigkeit unfähig macht. — Nach Madrid an meinen guten Vetter geschrieben und ihm den Dankbrief von Humboldt zugefertigt. — Besuch von Herrn Dr. Frese; litterarische Anfrage. — Dirichlet's Ernennung steht schon in allen Blättern.

In Hannover ist der Litterat Heinrich Bode, gebürtig aus Hildesheim, wegen seiner vermutheten Zeitungsberichte über das hannöversche Verfassungswesen auf Ansuchen des Staatsanwalts verhaftet worden. —

Die preußische Polizei hat einen in der Nähe von Erdmannsdorf herumstreifenden Polen verhaftet; derselbe soll in Oesterreich zum Tode verurtheilt sein und wird wohl ausgeliefert werden. —

Besuch von Herrn General Adolph von Willisen, der aus Erfurt angekommen ist. Vielfacher Austausch. — Ernstes Gespräch über Tod und Todesfurcht. Beuth's früh angelegte Liste der Menschen, die er gekannt und die gestorben; eine erschreckende Anzahl! Daß man unter den Mitlebenden mehr und mehr fremd wird, erfährt jeder, der lange lebt. Schrecklicher Gedanke des irdischen Immerlebens, nichts paßt dazu! Willisen hegt die Meinung, das gewöhnliche Menschenalter

ſei 250 Jahre von Rechtswegen, nämlich das Zehnfache ſeiner Entwicklungszeit, 25 Jahre. —

Der König ſollte nach dem Wunſche der Aerzte noch länger in Erdmannsdorf bleiben, er will aber durchaus nicht, das Leben dort iſt ihm zu einförmig, die Huldigung der Bauern langweilt ihn. Er will Jubelfeſte, Einweihungen, Grundſteinlegungen, bunte Menge. Seine Geſundheit ſoll ſich gebeſſert haben, aber noch keineswegs auf ſichrer Grundlage ſtehen. —

Der General Leopold von Gerlach ſoll eine entſetzliche Furcht vor dem Prinzen von Preußen haben, den er für fähig hält, ihm einen öffentlichen Schimpf anzuthun. Er ſoll ſogar ſchon die vermittelnde Fürſprache der Prinzeſſin angeflehet haben, mit der Andeutung, daß er ja nicht umhin könne, das was ihm befohlen werde, auszuführen. So ſtellt er alſo nun den König bloß! Das kann ihm bei Gelegenheit übel beimkommen! —

Herr von Schön hat vor Stein eine große geiſtige Begabung vorausgehabt, er war Staatsmann und Philoſoph und ein Mann von edlem Geſchmack, von allſeitiger Bildung, während Stein bekanntlich beſchränkten Geiſtes war, und von Philoſophie und Geſchmack in Künſten keine Spur in ſich hatte. Aber dennoch ragt Stein in der öffentlichen Meinung über Schön, wie Blücher über Gneiſenau; ſelbſt ſeine Fehler und Mißgriffe dienten ſeinem Namen, ſo der berüchtigte Brief, der das Werk eines Unbeſonnenen war, ſo die Schmach von Napoleon als le nommé Stein bezeichnet zu ſein ꝛc. —

Sonnabend, den 18. Auguſt 1855.

Mit meinem Huſten ſcheint es ſchlechter zu werden; heftige Anſtrengung, dann Ermatten. — Der Buchhändler ſchickt mir das eben fertig gewordene Buch des Herrn Jegór von Sivers:

„Die deutſchen Dichter in Rußland", eine Blumenleſe eigner Art. —

Sendung aus Leipzig, Herrn Dr. Steinheim's Aufſatz gegen einen Dr. Schiller über Ariſtoteles Sklavenfrage. —

* hatte mir die „Erinnerungsblätter" von Sternberg, ein kleines Bändchen in Duodez gebracht. Dies Erzeugniß, wie alles von ihm, iſt ein ſprechendes Beiſpiel begabter Unreife, nicht unreifer Begabung, wie man vielleicht lieber ſagen möchte, denn die Hauptſache iſt wirklich die Unreife, an die ſich die Begabung angeſetzt hat. Er ſchreibt fließend, angenehm, ſehr elegant und nie bloße Phraſen, aber ſeine Gedanken ſind kurzer Art, ſeine Gefühle ganz perſönlich wie ſeine Urtheile, ſeine Bilder nur Umriſſe. Sein Vernünfteln über Adel iſt poſſirlich, ſeine Reue, der Reaktion und dem Königthum gedient zu haben, klingt komiſch wie die Klage über eine verfehlte Spekulation. Ueber Goethe hat er ſich von unrechten Leuten beſchwatzen laſſen; über Ludwig Tieck ſagt er viel Wahres; treffend wahr ſchildert er den Kriminalrath Hitzig, einen der Menſchen, von deren Eitelkeit und Scheinweſen ich am meiſten zu leiden gehabt; er war nicht nur ſelber ein ſchlechter Freund, ſondern ſuchte mich auch bei Chamiſſo möglichſt zu untergraben, was ihm doch nur zum Theil gelang, ungeachtet er ſich deſſen Unbeholfenheit zu Nutz gemacht, um ihn ganz zu unterjochen. Friede ſei mit Allen! Wenn ſie nur nicht Rechnung halten, ich will es gewiß nicht! —

Mit Ludmilla Geſpräche, Schach. In Goethe's Gedichten und Maximen geleſen, in Stein's Leben von Pertz. —

„Wanderungen nach Südoſten. Herausgegeben von Auguſt Theodor von Grimm. Erſter Theil. Die tauriſche Halbinſel. Berlin 185*. 8. Dem Großfürſten Konſtantin Nikolajewitſch gewidmet, deſſen Lehrer der Verfaſſer war. Derſelbe Hofrath von Grimm, den ich in Kiſſingen gekannt, dann auch hier

wieder geſehen habe. Das Buch iſt ein leichtes, wenig in's Gewicht fallendes. —

Der König iſt wieder in Sansſouci, der General Leopold von Gerlach ebenfalls; er iſt weit aus dem Schuß, da der Prinz von Preußen nach Baden-Baden geeilt iſt. —

Ich war veranlaßt zu mancherlei Betrachtungen. Ich bin von Kindheit an mit entſchiedener Richtung zum Guten und mit Anlagen zu deſſen Auswirkung begabt geweſen; in meinem Vater hatte ich dafür das kräftigſte Beiſpiel, die thatſächlichſte Beſtärkung; gleiche Richtung und Anlagen waren in meiner Schweſter, und ſie iſt ihnen unverbrüchlich treu geblieben. In meinen Jünglingsjahren, unter rohen und ſchlechten Geſellen, geriet ich in einige Gefahr, allein alles Gemeine ſchreckte mich ab. Größere Gefahren kamen mir aus höheren geiſtigen Regionen, aus der romantiſchen Schule, die zur Verachtung ſo vieles Geprieſenen, zur Uebertretung ſo vieles Gebotenen mit überlegenem Geiſt anreizte, eine bedenkliche Weltanſicht aufſtellte. Unter ſolcher Autorität waren manche Abwege leicht zu betreten, gefährliche Spiele gutes Muthes zu wagen. Ein wunderbares Glück ſtand mir in dieſen Zeiten bei, der Sinn meiner Kindheit verließ mich nie ganz. Den entſcheidendſten Ruck zum Guten, die Befeſtigung darin für alle Zeiten gab mir Rahel; ſeitdem fand kein Wanken mehr Statt, und was die Welt forderte und das Gewiſſen gebot, erhielt ſich im dauernden Gleichgewicht. Auf die Anſichten kommt freilich viel an! Es giebt, wie falſche Ehre, auch falſche Rechtſchaffenheit; wir haben genug davon gelitten! —

Sonntag, den 19. Auguſt 1855.

Etwas beſſere Nacht und leichteres Huſten, aber noch ſchlimm genug! Seltſamer Traum von großen Zerſtörungen in Rußland, in denen ich ſelber eine Rolle ſpielte! —

Es heißt, der König sei mit dem Generalpolizeidirektor von Hinckeldey in Erdmannsdorf gar schlecht zufrieden gewesen, und man spreche schon davon, daß man ihm einen Nachfolger suche, der dann aber nur wieder die gewöhnlichen Befugnisse eines Polizeipräsidenten von Berlin haben würde. Ich glaube nichts davon. —

Die Regierung hat, so wird versichert, alles für die nächsten Wahlen sorgsam vorbereitet, die Personen ausgesucht und den Behörden angezeigt, die sie bei den Wahlen durchgesetzt wissen will. Sie hat aber mit Unruhe und Besorgniß vernommen, daß viele Wähler, die sich bisher des Wählens enthalten haben, diesmal mitwählen wollen, und daß daher die gemachte Rechnung arg durchstrichen werden könnte. Von Seiten heftiger Reaktionaire ist der Vorschlag gemacht worden, die sämmtlichen mißfälligen Wahlen zu vernichten und die Abgeordneten aus Königlicher Machtvollkommenheit zu ernennen; von andrer Seite wird gerathen, diese Gelegenheit wahrzunehmen und zu erklären, daß mit solchen Wahlen und Formen nicht regiert werden könne, daß man beide Häuser daher auf unbestimmte Zeit suspendire. Der König soll erwiedert haben, das habe man schicklich thun können, ehe noch das Herrenhaus bestand, mit diesem könne man so nicht umspringen! — Wie wär' es denn, wenn man mit dem Herrenhaus allein regierte und bloß das Abgeordnetenhaus eingehen ließe? — So steht es mit der Verfassung in Preußen! Aber wie die Regierung sich nichts draus macht, so das Volk auch nicht; es wird hohnlachen, wenn man die Gaukelei abschafft, und die sogenannten „Herren" wird der Kladderadatsch ablohnen! —

Im Bette Schach gespielt. In Sternberg's Erinnerungsblättern, in den baltischen Dichtern von Sivers, in Goethe's Einzelsätzen gelesen. —

Montag, den 20. August 1855

Die Russen am 16. mit großem Verlust an der Tschernaja zurückgeschlagen; 50,000 Mann unter Liprandi. Sie suchen den Verlust bei Sweaborg zu verkleinern, aber es gelingt nicht; unpartheiische Berichte von Privaten sprechen seine Größe mit überzeugender Wahrheit aus. Beschießung von Riga. —

Die Königin von England in Paris angelangt. Gast des —, des meineidigen —, des —. Eine schöne Ehre für sie und ihren Prinzen Albert! —

Ein Arzt, Dr. Neubaus, wegen Betheiligung am badischen Aufstande zu zehnjähriger Haft verurtheilt, ist von Ehrenbreitenstein, wo er gefangen saß, entlassen und ihm der Rest seiner Strafe geschenkt worden, unter der Bedingung, daß er nach Amerika auswandre. Wird diese langsame Begnadigung nicht auch für den unglücklichen von Gerwin-Wiersbizki eintreten? Dank verdient solche verspätete Milde nicht! —

Die von der Regierung bezahlten Zeitungsschreiber müssen versuchen uns einzureden, die Regierung habe über die Maßregeln in Betreff der Häuser, der Wahlen, der Verlagen noch nichts beschlossen. Man denkt uns zu überraschen. —

Hiesige Magistratsbeamte wollten sich wegen ihrer persönlichen Angelegenheiten berathen und hatten dazu die polizeiliche Erlaubniß eingeholt. Dennoch hob die Polizei die Versammlung auf. Unter genauer Beschränkung der Gegenstände, welche berathen werden dürften, wurde die Versammlung wieder erlaubt. Nun aber hatten die Betheiligten die Lust verloren. —

Unsre Pfaffen vereinigen sich in mehreren Provinzen, die Ehen Geschiedener, wenn auch die bürgerlichen Gesetze sie erlauben, nicht einzusegnen, sofern der kirchlichen Forderung dabei nicht nach ihrer Pfaffenauffassung entsprochen ist. Die Nothwendigkeit der bürgerlichen Ehe wird immer offenbarer.

Die Narren arbeiten zum eignen Schaden, die Narren und — Schelme! —

„Biographiſche Erinnerungen an Johann Georg Hamann, den Magus im Norden. Münſter 1855." 76 S. 8. Von Karl Garvachi, kurheſſiſchem Oberfinanzrath. Schlecht, der Tiefe Hamann's nicht gewachſen, und ohne ſcharfen Blick für Zeit und Umgebung. Die fromme Seite frömmelnd aufgefaßt. Mit ſeiner wilden oder „Gewiſſensehe" macht der alte Magus den Frömmlern viel zu ſchaffen, das ſchöne friſche Landmädchen, die Magd ſeines Vaters, mit der er Kinder bekam, und die zu heirathen er ſich nie entſchließen konnte! Er geſteht, daß er fleiſchlich in ſie entbrannt war, und dieſe ſinnliche Leidenſchaft durch nichts zähmen konnte; der fromme, chriſtliche Mann! Die Frömmler trauren erſtaunt, aber ſie wollen nicht richten! Hier nicht, weil es ihnen hier nicht paßt, aber anderwärts richten ſie und verdammen! —

Sommer 1855.

Der Geſandte von Uſedom und der General von Wedell, mit Aufträgen des Königs nach Paris und London geſchickt, fanden dort von den Königlichen Geſandten, Graf von Hatzfeldt und Graf von Bernſtorff, nicht nur keine Unterſtützung, ſondern entſchiedne Gegenwirkung, in Folge ihrer vom Miniſterpräſidenten von Manteuffel empfangenen Weiſungen. Sie ſahen ſich dadurch auf's äußerſte bloßgeſtellt und genarrt, führten bittre Beſchwerde beim Könige, und verlangten Genugthuung, Wedell wollte ſogar den Herrn von Manteuffel zum Zweikampf herausfordern. Der König ſuchte allerlei Auswege, ſie zu beſchwichtigen, den Miniſter zu entſchuldigen, und obwohl dies nicht recht gelingen wollte, ſo erfolgte doch nichts Weiteres.

In Koblenz, Sommer 1855.

Der König war mit dem Prinz-Regenten von Baden, als der Herzog von Koburg aus Paris eintraf. Gefragt, wie es dort ausſehe, erwiederte er, die Stimmung ſei ganz kriegeriſch, worauf der König ein finſtres Geſicht machte. Der Herzog fuhr fort, und meinte, der Einfluß des Königs verbunden mit dem des Kaiſers von Oeſterreich könne noch den Frieden herbeiführen. „Was?“ rief der König, „mein Einfluß? Was ich ſage iſt alles umſonſt, mein Wort gilt nicht mehr als ob's der da geſagt hätte“, wobei er auf den Prinz-Regenten zeigte. Dieſer nahm nun auch das Wort und ſprach von der imponirenden Macht des vereinten Preußens und Oeſterreichs. „Ich habe das Stückchen durchgeſpielt,“ verſetzte der König, „und kenne es. Ich habe nach Wien geſchrieben, die Sache ſei ganz leicht, unſre Kriegsheere vereint und dazu ein paarmal hunderttauſend Ruſſen, ſo diktiren wir den Frieden in Paris! Was hat man aber in Wien gethan? Mein Schreiben in Paris mitgetheilt!“ —

Dienstag, den 21. Auguſt 1855.

Leidlich geſchlafen, aber am Morgen der Huſten ſehr ſchlimm, und auf's neue Fieberbewegung. —

Der heutige Publizift liefert eine Gerichtsverhandlung, die ein ſchreckliches Licht auf die fromme Stiftung Magdalenum, und ein ſchauderhaftes auf unſre Richter wirft. Die faule Sache war nicht zu verhehlen; die Aufieberin und der Prediger zeigten ſich nichtswürdig feige, wollten ſich nichts erinnern, wollten die Sache fallen laſſen ꝛc. Und die feigen Richter? mochten ſich nicht an der frommen Stiftung die Hände verbrennen, nicht die hohen Beſchützer und Beſchützerinnen ſich zu Feinden machen, und verurtheilten ein armes Mädchen, das nichts geſtohlen hatte, zu vier Monaten Ge-

wunderung derer zu bewundern, die ihn blindlings einleiten. Aber mit dem bloßen Leben iſt noch nicht viel gewonnen; auf Wohlleben kommt es an, und das wünſche ich Ihnen in allen Richtungen zum neuen Jahr ſowie mir die Fortdauer Ihrer unausſprechlich theuren Gewogenheit.

Verehrungsvoll

Oelsner.

Herr von Cüſtine iſt vermuthlich bei ſeiner Frau Mutter auf ihren Gütern in der Normandie, wo ihn vor einigen Wochen Herr von Reinhard, der franzöſiſche Bundesgeſandte, fand. Da mir Herr Teraita ſagt, daß der Geheimrath Koreff zu einer Dame nach der Normandie gereiſt und dieſe Dame aller Wahrſcheinlichkeit Frau von Cüſtine iſt, ſo kehrt man wohl erſt nach dem Neujahr in die Stadt zurück.

Herr Teraita bricht künftige Woche nach Berlin auf, begleitet von einem heiligen Johannes, der ſeinem Talente Ehre macht. Sie werden das Werk ſehen und ganz gewiß ſchön finden.

fängniß wegen Diebstahls! Man hatte ihre Kleider ihr verweigert, sie war also in denen des Stiftes weggegangen, jene waren gut, diese Lumpen, aber die Aussage der Aufseherin gab eine andre Schätzung, und die galt. Der Publizist sagt selber: „Daß die Beweisaufnahme eine erschöpfende gewesen, wagen wir nicht zu behaupten.“ — Solchen verderblichen Einfluß hat das Frömmler- und Heuchlerwesen! Und der Prediger Seibel, wie versinkt er nicht aus Scham, wie findet er sich mit seinem Gewissen ab? Vor Gericht stand er jämmerlich da! —

Englisches gelesen. „Histoire de la restauration par M. F. P. Lubis, Paris 1837.“ Im Bourbonischen Sinn geschrieben, wenig neue Thatsachen, geringe Darstellung. Bildnisse nach Denkmünzen sind eine gute Beigabe, die Gesichter lehren schon Geschichte, diese bei bedeutenden Formen nichtssagenden Züge Ludwig des Sechszehnten, der inhaltlose Eifer in den Zügen der Marie Antoinette, die kräftige, aber böse Hoffahrt der Herzogin von Angoulême ꝛc. ꝛc.!

Mittwoch, den 22. August 1855.

Die Volkszeitung vom Sonntag ist nachträglich noch am Montage von der Polizei an allen öffentlichen Orten weggenommen worden. Ein Verzeichniß der Sünden, man kann wohl sagen Verbrechen des Bundestages gegen die Gesammtheit von Deutschland und gegen das Volk insbesondere, mag der Polizei hinterher erst in die Nase gegangen sein. Die Regierung hat schon vergessen, daß ihr selber vor wenig Jahren der Bundestag nichts weiter war als ein Klub in der Eschenheimer Gasse! —

Cornelius, der vom Könige reichbezahlte und hochgeehrte Cornelius, will nicht wieder nach Berlin zurückkehren, sondern in Italien bleiben. Er ist voll Unzufriedenheit mit dem

Könige, mit Berlin, mit allem. Wie Rückert ſagt er: Nur fort! Und ſo geht's mit allen Berufenen des Königs. Auch Schelling und Tieck, durch große Jahrgelder und letzterer auch durch Alter und Krankheit gefeſſelt, waren mißvergnügt und wußten dem Könige keinen Dank. Und Humboldt? Er war ſchon von alter Zeit hier, war kein Herzugerufener und — hält es eben aus! —

Der Fürſt Wäſemskii hat durch ſeine unnöthigen politiſchen Streitſchriften in St. Petersburg eine neue hohe Anſtellung erlangt. Sich hat er genützt, Rußlands Sache nichts! —

Von Prutz in ſeinem „Deutſchen Muſeum" ein Aufſatz: „Preußen im Sommer 1842." Freimüthig, wahr, verſtandeshell, aber freilich mit unvermeidlichen großen Verſchweigungen. Ich machte dabei die herabſtimmende, demüthigende Betrachtung, daß der ganze Plunder dieſes Geſchichtsſtoffes im Grunde kaum werth ſcheint ausführlich behandelt zu werden; dieſe ganze Geſchichte iſt von Haus aus elend, jämmerlich, langweilig; keinem Menſchen iſt es zu verdenken, wenn er das ganze Zeug lieber gar nicht wiſſen will. Wie unbedeutend alle die Perſönlichkeiten, wie weich und zäh und ſchleimig, ohne jede Feſtigkeit! Nur wenn die Feder des Geſchichtſchreibers immerfort von geſchwungener Geißel begleitet wird, von Staupbeſen und Brandmal, kann in dies gemeine, lumpige und prahleriſche Wirrniß einiges Intereſſe kommen. Selbſt der Vaterlandseifer muß ſich von dieſem Stoffe abwenden, der nichts iſt, als eine faule Gährung, aus der nur augenblicklich der Schimmer von 1848 entſteht, ſonſt aber nichts! Da leſen ſich die franzöſiſchen Geſchichten doch anders! Da iſt Urſprüngliches, Markiges, Zeugendes, Bewegung folgt auf Bewegung und jede iſt ein Fortſchritt, wenn auch die Wege und Wendungen uns oft nicht gefallen. — In den „Unterhaltungen am häuslichen Heerd" ein ſehr braver Auf-

satz von Herrn Feodor Wehl, Lessing's Aufenthalt in Hamburg behandelnd. —

Herr von Hinckeldey bezieht von der englischen Wassergesellschaft hier als Direktor einen Gehalt von 600 Pfund Sterling; die Leute sagen, er wird den Magistrat schon zwingen, mit der Gesellschaft wegen Reinigung der Rinnsteine, die Bürger wird er schon zwingen, mit ihr wegen Versorgung der Häuser sich einzulassen. —

Der Buchhändler Schlesinger, nachdem er dem Weinhändler Gwest aufgesagt, wird von diesem zweier Majestätsbeleidigungen angeklagt, aber vor Gericht freigesprochen. Die Polizei ist aber ihm feindselig. Der neue Weinhändler, der bei Schlesinger gemiethet hat, bekommt keine Konzessionen. Er beschwert sich bei Hinckeldey. Der sagt ihm ganz frei heraus: „O, ich habe gar nichts dawider, unter den Linden überall, nur nicht bei Schlesinger!“ — Aber ich habe schon einen Kontrakt mit ihm, er wird mich verklagen! — „Lassen Sie sich nur verklagen, ich werde Ihnen schon zu Hülfe kommen!“ — Jemand, der dies hörte, machte die Bemerkung: „Ich war schon lange besorgt, wo sich die Pascha-Wirthschaft, da sie in der Türkei schwindet, neu ansetzen wird, nun seh' ich's!“ —

Donnerstag, den 23. August 1855.

Geschlafen, aber unruhig, mit schlechten Träumen; beim Erwachen starker Husten und mattes Krankengefühl. —

Besuch von Fräul. Anna Piaget und dem kleinen Horace Herwegh; der letztere, ein kluger artiger Knabe, ist aus der Schweiz gekommen, um die Großeltern Siegmund zu besuchen; er macht die Reise ganz allein. Fräul. Piaget, ein hübsches Mädchen, sinnigen, gewinnenden Ausdrucks. —

Unerwartet kam nochmals Herr Holland, der seine Abreise auf's neue verschoben hatte. Wir sprachen über Preußen,

über Goethe. Waſhington Irving hatte ihm geſagt, Goethe ſei eitel geweſen; ich zuckte die Achſeln, und gab ihm zuletzt die allgemeine Regel: „Was Ihnen von Goethe Gutes geſagt wird, glauben Sie es unbedingt; was irgend Schlechtes, verwerfen Sie es!“ Er nahm dieſen Grundſatz willig an. „War Sokrates eitel, Jeſus, Spineza?“ fragte ich ihn noch. Er ließ die Zuſammenſtellung gelten, und antwortete ruhig: Nein! Er hat einen wahren Durſt ſich zu unterrichten, und es iſt ein Vergnügen ihn zu fördern. —

Auch das letzte Bethmann-Hollweg'ſche Wochenblatt iſt von der Polizei nachträglich weggenommen worden. Auch wegen eines Artikels über den Bundestag und Hannover! Iſt man hier ſo ängſtlich bemüht, dergleichen Schändlichkeiten, wie die Regierung von Hannover mit dem Bundestage treibt, in Schutz zu nehmen, weil man ſich dieſelben Mittel und Wege vielleicht auch einmal offen zu ſehen wünſcht? —

Freitag, den 24. Auguſt 1855.

Beſuch von Herrn Holland. Ich erzähl' ihm allerlei, was er gleich aufſchreibt; ich wollte ich wäre geſund, um mit ihm auszugehen, auszufahren, ihm alles zu zeigen, mit ihm zu leſen! Er iſt ein braver, ſinnvoller Mann, vorurtheilos, gutmüthig.

Rellſtab erhält manches Lob, wird aber wegen ſeiner vorgefaßten Meinungen getadelt, wegen ſeiner kecken Urtheile über Goethe, ſeines ihm übel anſtehenden Tugendeifers, ſeines engen Sinnes, der aburtheilt, wo ihm alle Kenntniß, ja alle Fähigkeit der Würdigung fehlt, z. B. bei Gentz, von deſſen Wirkungskreis, Höhe, Muth und Bedeutung eine gewöhnliche deutſche, wenn auch ſonſt ehrliche Schriftſtellerhaut keine Ahndung hat! Sie legen ihren kleinen bürgerlichen Maßſtab an, und der will nirgends paſſen. An dieſer Geſchiedenheit, daß

solche kleine Leute gar nicht in die große Welt kommen, oder wenn es je geschieht, doch nie so, daß sie dieselbe je wahrhaft kennen lernen, leidet alle unsre Tagesschriftstellerei, unser ganzes politisches Treiben, sofern es in untergeordneten Kreisen waltet. —

Sonnabend, den 25. August 1855.

Im Kranksein habe ich wahrlich genugsame Uebung, und es scheint, ich soll sie nicht verlernen. Jemehr ich dann allein bin, desto leichter trag' ich mein Leid, desto ruhiger verhalt' ich mich und desto fruchtbarer wird mir der Zustand von Betrachtung und Stille, zu dem das unthätige Daniederliegen unwillkürlich führt. Wenn nicht heftige Schmerzen oder äußerste Nervenunruhe mich stört, so strömen mir die besten Gedanken zu, wahre Seelenerhebungen, Gebete könnt' ich's nennen. —

Despot und Sklave, beides abscheulich! Aber doch entgeht ein Mensch nicht leicht dem Geschicke, bisweilen auch einmal das eine wie das andre zu sein. Er muß bisweilen handelnd seinen Willen gegen alle Form durchsetzen, ebenso duldend ihn der mächtigen Form bisweilen beugen. Die beiden Aeußersten kann niemand gänzlich vermeiden, es ist Gewinn genug, wenn zwischen beiden ein möglichst großer Raum wirklicher Freiheit sich ausdehnt. —

Die „Zeitung für Einsiedler", von Ludwig Achim von Arnim zu Heidelberg 1808 herausgegeben, dann unter dem Titel „Trost-Einsamkeit" zusammengefaßt, soll jetzt eine so große Seltenheit sein, daß z. B. die hiesige Königliche Bibliothek ihr Exemplar nicht mehr ausleiht. Die Seltenheit entstand daraus, daß die Blätter bei ihrer Erscheinung wenig beachtet wurden, und bald so vergessen waren, daß der gedruckte Vorrath vom Verleger als Makulatur verwendet wurde. Die

ganze Sammlung iſt aber in der That nicht viel werth; es ſind einige artige und merkwürdige Sachen darin, das Meiſte aber iſt albernes und in rohem Spaß ganz verfehltes Zeug, wie namentlich die zahlreichen und noch dazu ſchlechten Sonette, mit denen Arnim den wackern Johann Heinrich Voß ärgern wollte; ſie ſind ſo ſchlecht, daß ſogar Bettina von Arnim, die ſonſt jede Zeile ihres Mannes als Gold anſehen möchte, gegen die Aufnahme dieſer Sonette in die Gedichtſammlung ſich entſchieden erklärte. —

Sonntag, den 26. Auguſt 1855.

„The spy, a tale of the neutral ground, by J. Fenimore Cooper.“ Nicht grade der beſte Roman, nicht einmal der beſte von Cooper. Zum Leſen im Bette recht gut. Ich las aber auch in den geiſt- und gedankenvollen Aphorismen von Goethe. —

Das philologiſche Studium hat bei uns einen hohen, vielleicht den höchſten Grad erreicht, die Prieſter waren nie ſo zahlreich wie grade jetzt, und ihre Leiſtungen ſind bewundernswerth. Das klaſſiſche Alterthum und ſeine Autoren ſind nach allen Seiten erforſcht, beleuchtet, die Sachen wie die Formen, die verſchiedenſten Wiſſenſchaften ſind herangezogen und haben ihre erhellenden Beiträge geliefert. An Gründlichkeit und Scharfſinn ſtehen die Deutſchen auf dieſem Gebiete keiner Nation nach, an Fleiß und Treue, an edlem Sinn und geiſtig hoher Auffaſſung gehen ſie allen vor; es iſt eine Freude, dieſes Geſammtwerk ſo vieler Kräfte zu überblicken. Und dennoch muß ich geſtehen, daß die Philologie noch günſtiger und wirkſamer geſtellt war, als dies Treiben erſt begann, und weniger Meiſter aber unendlich mehr Liebhaber — und welche! — ſich mit dieſem Gegenſtande beſchäftigten. Schiller und Goethe zum Beiſpiel waren an philologiſcher Gelehrſamkeit nicht mit

Milde, kämpft mit Klugheit gegen die Polizei, die leider hier die ganze Verwaltung der Gefängnisse an sich gerissen hat und den größten Eifer zur Strenge und Härte an den Tag legt. Dann ist er wieder ein Jurist nach dem Buchstaben, der jedes Urtheil und Verfahren der Gerichte vertheidigen möchte! —

Die Mutter des Raubmörders Puttlitz war bei ihm und sprach ihre Verzweiflung aus; sie ist ein Fräulein Adelheit von Puttlitz, Tochter eines Hauptmanns von Puttlitz, der ein Gut hatte und den König bei Gelegenheit eines Manövers einst einige Tage beherbergte, der König versprach ihm seiner eingedenk zu bleiben, die Wittwe — erst kürzlich gestorben — erhielt Hoffnung, daß ihre Pension auf die hülflose Tochter würde übertragen werden; die Tochter bekam von einem (schon verstorbenen) Offizier diesen jetzt als Raubmörder zum Tode verurtheilten Sohn, der als unehelich zwar den Namen, aber nicht den adlichen Stand der Mutter führen konnte. —

Dienstag, den 28. August 1855.

Heute Goethe's Geburtstag! Ruhm und Ehre seinem Namen! Dank und Heil und Segen allem, was er gethan, gewirkt! — Wundervar, wie viele Widersacher gegen den großen und guten Mann sich immer noch aufstellen! Aber sie dienen ihm wider ihren Willen, sie halten die Verehrung und Liebe für ihn wach und thätig. Wir Deutsche haben keine allgemeinen Helden, keine von der ganzen Nation anerkannten, immer entzieht ein Theil der Nation sich dem Kultus. Wir haben keinen Washington, keinen Shakespeare, keinen Cervantes, keinen Heinrich den Vierten von Frankreich ꝛc. —

Heute kam das fünfzehnte Bändchen von George Sand's histoire de ma vie, „der Artwar Zalzmann" von August Stöber, der Weber'sche Volkskalender. — In Dickens weiter gelesen. —

Mit den Wahlen für das Haus der Abgeordneten wird es allmählich Ernst. Die Regierung hat in der Stille alle Vorbereitungen getroffen, die Kreuzzeitungspartei ihrerseits auch. Von den Freiheitsfreunden verlautet nichts, darf nichts verlauten; entschließen sie sich zum Mitwählen, so wird man alle Rechnungen, die man gemacht, falsch finden. Wählen sie nicht mit, so wird entweder die Regierung mit der Mehrheit der Junkerpartei oder die Minderheit dieser gegen die Regierung einen lamentabeln Kampf zu führen haben! Sollen die Freiheitsfreunde nicht lieber diesem Schauspiel zusehen als darin mithandeln, da man ihnen doch keinenfalls ihre rechte Rolle zugesteht? Wenn auch für den Augenblick die schändlichsten Gesetze durch die Uebermacht zu Stande kommen, was schadet's? Zu schon vorhandenen noch einige! Alle werden doch nur — künftig zu nichte! —

Der berüchtigte Konstabler-Wachtmeister Kayser, der Bullenbeißer, dessen rohe Gewaltsamkeit man gebrauchte, um die Volksvereine auseinanderzutreiben, der durch viehische Wildheit sich in diesem Geschäft auszeichnete, dann aber doch von der Behörde, weil sie sich des Unthiers schämte, auf die Seite geschoben wurde und hier verachtet und dürftig lebte, hat sich jüngst in Helgoland von den Engländern anwerben lassen. Es ist die Frage, ob die andern Angeworbenen, wenn sie erfahren wer er ist, mit ihm dienen wollen. —

Verrückter Brief Louis Bonaparte's an den General Pelissier. Er sagt, die Russen werden in der Krim für den Winter nicht aushalten, aber doch sollen nach und nach alle französischen Regimenter einander dort ablösen. Er verspricht und verheißt leichtsinnig und frech, als ob er schon jemals eins seiner Worte wahr gemacht hätte. —

Mittwoch, den 29. August 1855.

Besuch von Frau Professorin Dirichlet, sehr liebreich und gut, aber sie sieht schlimm aus, und Verdruß und Sorgen lassen sich nicht verbergen. In vierzehn Tagen wird sie Berlin verlassen; mir ist dabei zu Muth, als kündigte man mir schon jetzt Schnee und Frost an. —

Elende Wirthschaft in Athen! Ein elender Hof, ein Ministerium fremden Sinnes, ein verrathenes, gedrücktes, aber auch verrätherisches und gewaltthätiges Volk. —

Anekdote vom Fürsten Menschikoff. Der Kaiser soll ihm Vorwürfe gemacht haben, daß er nach einer Schlacht nicht gleich wieder mit frischen Truppen angegriffen habe: er entschuldigte sich, es habe an Pulver gefehlt. Der Kaiser fragte den Kriegsminister Fürsten Dolgorukoff, der sagte, er habe dasselbe nicht mangeln lassen, sondern reichlich geschickt. Da rief ihm Menschikoff wuthend zu: „Sie haben das Pulver weder erfunden, noch Pulver gerochen, noch Pulver geschickt!“ —

Donnerstag, den 30. August 1855.

Nachrichten aus Paris sagen, daß der Besuch der Königin von England im Volke nicht den Eindruck gemacht hat, den sich Bonaparte vorgestellt. Sein Ansehn ist davon nicht gesteigert, im Gegentheil, man glaubte zu erkennen, daß er solcher neuen Blendwerke bedürftig sei, da er sich nach Stützen, nach Gaukeleien umsehe. Die unmäßige Pracht und Verschwendung hat auch nicht allgemein gefallen. Die Stimmung für ihn, heißt es, ist sehr unsicher und kann leicht gefährlich werden. Der Waffenruhm in der Krim ist nicht groß genug, um für die ungeheuern Opfer an Menschen und Geld zu entschädigen, mit denen er erkauft wird. Auch in den Truppen ist schon allerlei Gemurmel. —

Anhang.

Nachfolgende Briefe von **Oelsner an Varnhagen** sind nach dem betreffenden Datum einzureihen, und zwar der vom 2. November 1820 nach dem Briefe Varnhagen's an Oelsner vom 2. November 1820 auf Seite 150, diejenigen vom 28. November und 8. Dezember 1820 nach dem Briefe Varnhagen's an Oelsner vom 17. November 1820 auf Seite 159.

1.

Oelsner an Varnhagen.

Paris, den 2. November 1820.

Ihr hochwerthes Schreiben vom 6. verflossenen Monats, innigst Verehrter, habe ich richtig empfangen; zu vernehmen hoffe ich, daß meine gleichzeitigen Sendungen Ihnen zugekommen sind. Für die Schrift über des Hrn. Staatskanzlers Fürsten von Hardenberg Verwaltung danke ich sehr. Ich habe sie mit großem Antheil gelesen. Den Vorsatz aber zu einem Auszuge schlug Seiner Durchlaucht bald darauf erfolgte Erklärung nieder. Nach dem, was Sie mir von dem Unfalle der „Staatszeitung" melden, segelt der neue Lootse ohne Kunde der Längen und Breiten. Wie wäre er sonst

In Wien sind große Besorgnisse wegen Italien. Frankreich, England und Piemont wühlen dort offenbar das Volk gegen Oesterreich auf, sie drohen mit Revolution und Freiheit dann für sich selbst. Die Furcht kann leicht wieder Oesterreich zum entschiedenen Auftreten gegen Rußland bringen, das ohnehin weniger furchtbar erscheint, seitdem man glaubt, daß dessen Hülfsmittel großentheils erschöpft seien. Furcht, Eigennutz, Gewinnsucht, Mißtrauen, Betrug und Lüge, das sind die Bestandtheile der heutigen Politik! Ueberall! nirgends ein hoher Geist, ein edler Sinn, ein fester Muth! —

Am 29. starb zu Bromberg an der Cholera der allgemein verehrte und geliebte Appellationsgerichtspräsident Gierke. Nur am Hofe ist man unedel genug, sich über den Tod des Mannes zu freuen, der im Jahr 1848 demokratischer Minister war. —

Freitag, den 31. August 1855.

Die würtembergische Ständeversammlung wird aufgelöst, die kurhessische berufen, — es ist alles derselbe Quark. In Kurhessen hat die Regierung den als Oppositionsmänner bekannten Mitgliedern der Stände keine Berufungen zugeschickt! Man begreift nicht, warum diese Regierung und die ihr gleichenden überhaupt noch Stände für nöthig halten. Etwa dafür zum Dank, daß die Revolution von 1848 noch die Fürsten für nöthig hielt? —

Unter den Stadtverordneten hier hat sich ein geheimer Ausschuß gebildet, um die Frage zu berathen, durch was für Mittel und Wege die Stadt Berlin die unerhörte, willkürliche und gewaltsame Machtanmaßung, Bedrückung und Ueberbürdung, die sie durch Hinckeldey erleidet, abzuschaffen oder abzuweisen im Stande wäre? Vergebliches Bemühen! Sie finden kein Mittel. Diese Herrschaft und die ihr entsprechende

Knechtschaft sind in allen Gebieten und auf allen Stufen eng verknüpft. Um gegen einen Konstabler, gegen einen Polizeidirektor das Recht und die Freiheit zu behaupten, müßten die Minister gestürzt, der Bundestag zusammengeworfen, die Nationalversammlungen hergestellt, vielleicht mehr noch gethan werden! Es geschieht im Einzelnen zwar auch manches, aber im Ganzen nicht viel; das Allgemeine muß auftreten. —

Sonnabend, den 1. September 1855.

In Neapel herrscht eine Polizeiwillkür, wie selbst in Rußland sie nicht zu finden ist. Alle Nichtswürdigkeiten, Tücken und Gewaltthaten werden verübt, kein Recht, kein Schutz hilft. Sie bereiten das Land für einen neuen König Murat. Und in Kurhessen wird am neuen Thron für den alten Jerôme gearbeitet! —

In der Schweiz wie in Spanien und Piemont wird der päbstliche Bannfluch öffentlich verspottet; das Volk glaubt nicht mehr. Diese katholisch kirchliche Form des Christenthums, wenn sie nicht neue Kraft aus dem Innern des Geistes schöpfen kann, muß untergehen. Sie ist ja das Gegentheil von dem geworden, was sie sein sollte. Abgötterei statt Religion, Fluch statt Segen! —

Wieder ein Beispiel von dem Benehmen unsrer Polizei! Ein Rittergutsbesitzer Karl Rößler, früher auf Schloß Ernsdorf bei Reichenbach in Schlesien, war wegen der Fluchtversuche von Schlehan aus Silberberg der Mitwissenschaft und Theilnahme angeklagt, aber vom Gericht vollständig freigesprochen worden. Er wollte seine Niederlassung in Berlin bewirken und kam vorgestern zu diesem Behuf hier an. Gleich gestern wies ihn die Polizei von hier aus, und schickte mit Zwangspaß ihn nach Schlesien zurück. Gegen diese Willkür und Ungerechtigkeit ist keine Hülfe! —

Im dritten Theile von Dickens Bleak House, S. 17 (Tauchnitz' Ausgabe) sind die berühmten Fälle von Selbstverbrennung angeführt, mit denen die gelehrte Welt im achtzehnten Jahrhundert sich so viel beschäftigt hat; die Gräfin Cornelia Bandi, der von Le Cat beschriebene Fall ꝛc. Die heutigen Naturforscher bestreiten die Sache. —

Ich höre immer wieder, daß man Heine und Puschkin durchaus auf Lord Byron zurückführen will, der ihr Vorbild gewesen sei. Nichts ist oberflächlicher und engsinniger als diese Behauptung! Alle drei zusammen sind ein- und dieselbe Erzeugung, Glieder desselben Geschlechts, unter ähnlichen Weltzuständen und Lebensstimmungen an's Licht getreten. Byron war früher, und natürlich haben Heine und Puschkin ihn gekannt, nachgeahmt haben sie ihm aber nicht, sie hatten bei ihren Gedichten nicht ihn vor Augen, sondern die eigne vaterländische Welt, die Widersprüche des Menschlichen und des Gesellschaftlichen, und sind so gut wie Byron ganz ursprünglich. —

Sonntag, den 2. September 1855.

Ich erfahre von gutem Orte her, daß in Frankreich die Stimmung für Bonaparte immer ungünstiger wird, auch bei den Klassen, die sonst mit dem Kaiserthum ganz zufrieden sein mögen; er hat die Erwartungen getäuscht, weder hat er den Frieden erhalten, noch hat er den Krieg siegreich geführt, die französischen Truppen schlagen sich gut, die Russen erleiden Niederlagen, aber das ist nicht sein Verdienst und hat weiter keinen Erfolg. In der wirklichen, nicht scheinbaren und gemachten Meinung hat er seit dem Staatsstreiche keinen Fuß breit gewonnen, kein Ehrenmann bekennt sich zu ihm; die vornehme, gebildete Welt hält sich zurück. — Sonderbar, in demselben Grade, als er in Paris wankt, in demselben Grade

wird er hier und in Wien mehr gefürchtet, man besorgt, er könne um sich zu halten die gefährlichsten Dinge unternehmen.

Der König will durchaus an den Rhein. Die Hofränke sind dawider, besonders die Kreuzzeitungspartei. Man fürchtet auch, daß er dort Bunsen zu sich ruft und dessen Einwirkungen erleidet. —

Die jetzt in Deutschland allgemein herrschende Erschlaffung des politischen Lebens, — in der nächsten Zeit hofft, betreibt und fördert niemand etwas Allgemeines, — ist doch zugleich nur Erwartung neuer großer Ereignisse, Revolutionsspannung. Dazu, daß etwas Rechtes geschieht, muß ein neues Geschlecht heranreifen: die Alten thun's nicht mehr! Frisches Blut, gutes Blut! —

In Angers Arbeiterunruhen, die durch Truppen gedämpft wurden. Man sagt, sie seien von Paris aus geleitet worden und es stünden weitere politische Absichten damit in Verbindung. Die Gesellschaft La Marianne, eine Art republikanischer Tugendbund, soll über ganz Frankreich verbreitet und der Regierung sehr gefährlich sein. —

Aus Gotha wird der Augsb. Allg. Zeitung geschrieben, die früher daselbst mitgetheilte Erklärung des Herzogs von Koburg-Gotha beim Bundestag wider die Beschwerdeschrift der gothaischen Ritterschaft sei nicht ächt, die wirklich abgegebene Erklärung sei nur innerhalb eines kleinen Kreises bekannt ꝛc. Was soll man daraus entnehmen? Daß der Herzog allerdings die ihm beigelegten Gesinnungen und Ansichten haben und sich auch gern durch dieselben bei der deutschen Nation empfehlen wolle, jedoch eine solche Sprache am Bundestage und bei den großen Regierungen zu führen nicht den Muth habe! —

Deutsche Zeitungen werden hier und dort polizeilich weggenommen, zum Theil auch gerichtlich verurtheilt, einige freigesprochen, woran die Polizei sich dann wenig kehrt; das dann veraltete Blatt hat für niemand mehr Bedeutung. Die einzelnen Fälle stets aufzuzählen, wäre zu weitläufig. —

Den Roman Bleak House von Dickens ausgelesen. Schlechtes Machwerk, aber gut und brav gemeint, gegen das gräuelhafte Justizwesen in England, die eingerissenen Mißbräuche, die den Gegenstand des Streites aufzehrenden Gerichtskosten ꝛc. Dickens hat keinen Stil, nur Manier, und die Manier verwahrlost oder auf die Spitze getrieben, wird unerträglich. Außer seinen eignen Fehlern hat er die allgemeinen seiner Landsleute, Weitschweifigkeit, unnöthiges Ausmalen kleiner Einzelheiten, Hinneigung zu niedrigen Stoffen. Das Talent ist aber doch sehr groß. Die Karaktere sind nicht besser als die in unsern alten Lafontaine'schen Romanen, die Helden und Heldinnen sind tugendhaft und liebenswürdig bis zum Ekel! —

Die Kreuzzeitungsparthei, die Junker und Fanatiker sind eifrig bemüht, den Ministern sich anzuschmiegen, ihnen den Hof zu machen, sich ihnen als einverstanden und dienstwillig vorzustellen, um bei den bevorstehenden Wahlen für ihre Leute die Unterstützung der Behörden zu gewinnen. Die Minister von Westphalen und von Raumer sind dazu ganz bereit, aber Manteuffel mißtraut den Schmeichlern, die er schon als bittre Feinde hat kennen lernen. Für die Volks- und Freiheitsfreunde ist das alles sehr gleichgültig; sie haben in beiden Zweigen der Reaktion, mögen diese auch noch so weit auseinandergehen, immer nur denselben Feind zu bekämpfen. Ob sie den parlamentarischen Boden dazu benutzen, ist noch nicht entschieden. —

In Bremen war am 26. August eine Anzahl wackrer

Hannoveraner versammelt und hielten Rath über die Lage ihres Landes. Sie fanden diese sehr trost- und hülflos, beschlossen aber doch, den Kampf gegen die Junkerpartei und die von ihr beherrschte Regierung mit allen Mitteln, die noch übrig, fortzusetzen. Von der Stüve'schen Parthei war niemand zugegen! Merkwürdig ist die von vielen Theilnehmern ausgesprochene Ueberzeugung, daß es nichts sei mit der Kleinstaaterei, zu der auch Hannover gerechnet wurde. —

In der Verläumdungsklage des Schauspielers Hendriche gegen den Redakteur Schlivian ist die Einrichtung der sogenannten Claque beim hiesigen Königlichen Theater zur Sprache gekommen. Das Haupt der Claque hat dem Richter unumwunden erklärt, die Claque sei ganz unentbehrlich, für das Publikum wie für die Schauspieler gleich nützlich, sie leite den Geschmack, befördre die Rechtzeitigkeit im Beifallgeben, hindre untergeordnete Kabalen und Störungen, ja auch politisch sei sie von Wichtigkeit, denn wenn z. B. das Preußenlied gesungen werden sollte, so würde dies ohne die Hülfe der Claque nie zu Stande kommen. Das letztere Bekenntniß muß für den sogenannten Patriotismus sehr beschämend sein. —

Dienstag, den 4. September 1855.

Die Volkszeitung enthält eine Belobung des Herzogs von Sachsen-Koburg-Gotha wegen seiner Antwort an den Bundestag, in welcher er sagt, daß er die von ihm gebilligte, rechtmäßige Verfassung nicht willkürlich ändern wolle, daß der Bundestag nicht einzureden habe ꝛc. Die Volkszeitung bedauert dabei, daß man solches Werthalten eines deutschen Fürsten noch besonders zu loben habe, als seltne Ausnahme das, was die Regel sein sollte! —

Nachrichten von Herrn Julius Berends in San-Antonio (Texas), der als Buchhändler dort recht wohl gedeiht, sich

aber in den dortigen Lebensgang noch nicht gehörig zu finden weiß. —

Politische Bedeutung der Deutschen in den Vereinigten Staaten, wenn die alteingebornen Bewohner, die Knownothings, den Eingewanderten abhold, diese zu sehr bedrängen, so werden die Deutschen zu Tausenden sich auf Mittel- und Südamerika stürzen und in den dortigen machtlosen Freistaaten leicht die Oberhand gewinnen. So glauben sie selbst. —

Ueber Bunsen wird hier viel geschwatzt, über seine angebliche Abtrünnigkeit vom wahren Christenthum, seine gelehrten Arbeiten, seine politischen Ketzereien. Aber sein früheres Christenthum war auch kein ächtes, war heuchlerisch zu weltlichen Zwecken angenommen und allen Tadel, den man jetzt auf ihn häuft, verdiente er schon damals. Er ist ein unreiner, gesinnungsloser Mensch, der im Innern keine Wahrheit hegte oder die gehegte verbarg; er hat nur immer den Leidenschaften und Vorurtheilen der Großen geschmeichelt und gedient, und ist dadurch emporgestiegen, recht wie ein Günstling; was er an Talent und Verdienst besaß, hat er nur gebraucht, um sich in der Gunst zu behaupten, und dazu haben sie nicht ausgereicht. Jetzt ist er freisinnig, aufgeklärt, volksfreundlich, — jetzt! Aber auch so ist er nicht mehr zu brauchen, im Gegentheil er schadet unsrer Sache, die kein Zufluchtsort für abgedankte, gefallene Emporkömmlinge sein darf! Daß der Prinz und die Prinzessin von Preußen ihm jetzt geneigt sind, ist auch kein Heil, kann unter Umständen ein Unheil werden. Wenn ich bisweilen milder über ihn geurtheilt habe, so war das in schwachen Stunden. Mein schließliches Urtheil über ihn bleibt ein durchaus ungünstiges, besonders wenn ich erwäge, wie unendlichen Schaden er in seinen preußischen Verhältnissen verursacht hat. —

Die Neue Preußische Zeitung brachte kürzlich aus dem

Ruſſiſchen Invaliden einen Bericht Gortſchakoff's aus Sebaſtopol, daß die Beſchießung wieder begonnen habe, den Zuſatz aber „Unſre Werke leiden" ließ ſie weg, obſchon derſelbe in St. Petersburg war gedruckt worden. Beiſpiel der Aufrichtigkeit! —

„Maud, and other poems. By Alfred Tennyson, poete laureate. London 1855." Sie werden in England jetzt hochgeprieſen, ich finde ſie künſtlich und kalt, und wie tief unter Byron! Der frühere Band „In memoriam" hatte beſſere Anklänge, mehr wahres Gefühl, das aber zuletzt doch auch in der üppigen Vervielfachung ſeines Ausdrucks etwas erſtickt wurde. —

Mittwoch, den 5. September 1855.

Die Zeitungen bringen heute die Antwort Humboldt's an die Kaiſerliche Karoliniſch-Leopoldiniſche Akademie der Naturforſcher zu Breslau, welche ihm ſein Mitglieds-Diplom nach fünfzig Jahren erneuert hat. Seine Antwort iſt an den Präſidenten der Akademie, Herrn Nees von Eſenbeck, ſehr beachtungsvoll und verbindlich gerichtet, an den ſeines Amts entſetzten, in's Elend geſtoßenen, von den Staatsbehörden in aller Weiſe verfolgten und geſchmähten, hochbetagten Greis. —

Ich klagte einmal in Halle 1806 bei Schleiermacher, daß mir an allen Dingen ſogleich vorzugsweiſe die Schattenſeite in die Augen fiele, eine wahre Plage und Krankheit, die mir manchen ſchönen Tag ganz verdarb. Er nahm die Sache leicht und meinte, da habe man nur um ſo eifriger auch wieder die Lichtſeiten zu ſehen, ſo werde ſich das Gleichgewicht herſtellen. Als ob das nur ſo vom Willen abhinge! Von dieſem hing es auch bei mir nicht ab. Die Lebensereigniſſe halfen mir darüber hinweg, der Kampf in der Welt und gegen die

Welt. Mit den Jahren wurde mir zur Gewohnheit, immer vorzugsweise das Gute, das Schöne herauszuheben, an dieses mich zu halten, ein Gewinn, für den ich nicht genug dankbar sein kann, dessen Vortheil ich täglich mehr erkenne! (Wir sprachen, Schleiermacher und ich, damals aber nicht von Schatten- oder Lichtseite, sondern von Negativem und Positivem, nach damaligem Sprachgebrauch.) —

Aus jener Zeit fällt mir in diesen Tagen manches ein. Unter andern die merkwürdige Thorheit, in welche die besten Schüler Schleiermacher's, Harscher, Adolph Müller, Przystanowsky, Alexander von der Marwitz, verfallen und vernebelt waren. Sie hielten die Erde und das Menschengeschlecht nicht mehr für lange haltbar, denn mit der höchsten Entwicklung der Philosophie sei die Geschichte abgethan, die Aufgaben des Menschendaseins und des Erdenlebens erfüllt: was könne da weiter viel kommen? Eine Frist war uns freilich noch gegeben, denn Schleiermacher hatte seine Ethik noch nicht vollendet, noch nicht in gediegener Gestalt herausgegeben, und da er beinahe dreißig Jahre später gestorben ohne dies Werk vollendet zu haben (bloße Vorlesungen waren nur Anläufe dazu), so ist es freilich ganz in der Ordnung, daß die Welt noch weiter geht und wir immer noch leben und wirken! Heimlich mußt' ich solche Engherzigkeit belachen, sie laut zu bestreiten war ich gegen die Eingeweihten — ich konnte nicht als solcher gelten — zu schwach. Mir die Thorheit anzueignen, versucht' ich wohl, aber ganz vergebens. —

Donnerstag, den 6. September 1855.

Nachricht in der Nationalzeitung, daß Gustav Adolph Rösler aus Oels, einst Mitglied des Frankfurter Parlaments, von der Reaktion wüthig verfolgt und zur Auswanderung genöthigt, am 13. August zu Quincy im Staat Illinois gestorben."

iſt. Er war früher Schullehrer, in Amerika Zeitungsſchreiber. Es ging ihm ſchlecht, und er hinterließ eine unverſorgte Familie. Ehre ſeinem Namen! Man denkt von hier aus die Familie zu unterſtützen.

Das Obergericht zu Fulda hat den Obergerichtsanwalt Göſter zu Hanau freigeſprochen; er war des Betrugs und der Majeſtätsbeleidigung angeklagt; die erſte Anklage erwies ſich als boshafte Erfindung — er ſollte ein Honorar unbefugt angenommen haben —, die zweite beruhte darauf, daß er die kurheſſiſche Verordnung vom September 1850 eine „verbrecheriſche Gewaltthat" genannt hatte. Das Gericht erkannte hierin keine Majeſtätsbeleidigung, da der Tadel zunächſt doch nur den verantwortlichen Miniſter traf, der in jeder Hinſicht ein Verbrecher iſt. —

In den Zeitungen werden Berichte von der Forſcherreiſe der Brüder Schlagintweit mitgetheilt, die ſchon in Oſtindien angelangt ſind. Dabei wird immer ſchmeichleriſch geprahlt, als habe ſie der König durch ſeine großmüthige Unterſtützung in den Stand geſetzt, ihr Unternehmen auszuführen, während doch der Miniſter von Raumer ſich ſtandhaft geweigert, die geringſte Summe für dieſen Zweck in Antrag zu bringen, und der König aus ſeiner Schatulle auch nichts hat geben wollen. Sie reiſen mit engliſchem Gelde, das Humboldt's Anſehn und Bunſen's Vermittlung verſchaffte. —

Nachricht aus St. Petersburg, daß der Miniſter Graf von Neſſelrode die Erlaubniß erhalten hat, auf einige Zeit zu verreiſen. Ungnade? Jeden erreicht ſein Tag. Metternich hat früh den ſeinen gehabt, den er für unmöglich hielt. —

Herr von Hinckeldey, der den Unterſuchungsrichter Schlötke nicht nachgiebig genug gegen die Polizei fand, und deshalb eifrigſt dahin wirkte, daß er entfernt wurde, klagt nun, daß der Graf von Wartensleben, den er gewünſcht, noch weit weniger nachgiebig ſei, und die Grenzen des Gerichts gegen Ueber-

auf den Strand von Gumbinnen gefahren! Seine Ungeschicklichkeit läßt sich hier nicht mit den Stürmen der Nachtgleiche entschuldigen. Baco bemerkt, daß die der politischen Rechtgleiche die heftigsten. Man muß besessen sein, um bei heutigem Winde und Wetter in den zerbrechlichen Nachen einer Zeitung zu treten. Herr Geheimerath Heun hat mich zur Korrespondenz eingeladen. Inwiefern die „Staatszeitung" königliche Anstalt, bin ich bereit, ihr auf alle Weise zu dienen. Auch habe ich dem Herausgeber einige litterarische Notizen zugesandt, ihm aber bestimmt abgeschlagen, mich auf politische Gegenstände einzulassen. Ich könnte das außerdem nicht ohne höheren Auftrag. Hinsichts der Politik thut Herr Geheimerath Heun am besten, sich an die öffentlichen Blätter zu halten; sie liefern immer noch mehr, als er brauchen kann.

Das wichtige Problem, welches jetzt hiezulande vorliegt, sind die Wahlen. Von der Farbe, zu der sich die Mehrheit bekennt, hängt das nächste Schicksal Frankreichs ab. Darüber ist jedermann einverstanden. Ob aber die Wahlen liberal oder royal ausfallen werden, läßt sich nicht voraussagen; nur so viel scheint gewiß, daß die Aussichten der Regierung, eine ministerielle Mehrheit zu bekommen, mehr als schwanken. Die Bombe von Martainville zeigt Ihnen, wie übel das Ministerium bei dem Hinterhalte des «drapaud blanc» angeschrieben steht.

Das Ereigniß von Saumür lernen Sie aus dem Briefe von Benjamin Constant, dessen Feder bei den Gegnern die heftigste Erbitterung regt. Früher waren blutige Schlägereien zu Lyon vorgefallen. Ein paar Personen sollten im Theater umgekommen sein. So viel ich weiß, ist nichts Offizielles darüber bekannt geworden. Ebensowenig hat man Sicheres von Nantes und Brest. Bedeutend waren die dor-

griffe der Polizei streng wahre. Diese Klagen gereichen dem Grafen zur hohen Ehre und machen die gehässigen Andeutungen, als habe er seine Ernennung durch versprochene Nachgiebigkeit erlangt, gänzlich zu Schanden. —

Freitag, den 7. September 1855.

Dr. Stockmann hatte im November 1848 bewaffnete Schaaren zum Schutze der preußischen Nationalversammlung zusammengebracht. Von dem Appellationsgericht zu Naumburg wurde er zu sechsjähriger Festungsstrafe verurtheilt, hat diese nun überstanden, und ist in seine Heimath entlassen worden. Auch ein Demokrat Gustav Rawald, wegen gleicher Handlung zur Festungshaft verurtheilt, ist auf freien Fuß gesetzt. Jetzt werden ihnen die Behörden das Leben erst recht verbittern! —

Hannibal Fischer, der in Koburg verhaftet gewesen und gegen Bürgschaft entlassen worden, hat erklärt, sich nicht vor Gericht stellen zu wollen, und man möge daher die Bürgschaft, falls man sich dazu berechtigt glaube, nur einziehen. Der elende Kerl hat sonst das Geld sehr lieb! —

„Kaiser Heinrich der Vierte und sein Zeitalter. Von Hartwig Floto. Erster Band. Stuttgart und Hamburg, 1855." Ein fleißiges Buch, vom Verfasser seinem Lehrer Leopold Ranke zugeeignet. Die Ranke'sche Manier bis zum Ekelhaften getrieben, z. B. S. 297. Uebrigens auch darin ganz Rankisch, daß feste Anschauung und Gesinnung fehlen. —

„Gesammelte Aufsätze von Theodor Wilhelm Danzel. Herausgegeben von Otto Jahn. Leipzig, 1855." Zeugniß des Fleißes und der Bildung des in der Blüthe der Jahre dahingestorbenen edlen Gelehrten. Aber etwas Düsteres und Steifes läßt einen nicht recht froh werden. —

Am Hofe wird Humboldt hart getadelt und geschmäht, daß er an einen so „infamen Kerl", wie Rees von Esenbeck, verbindlich geschrieben hat. Auch der König und die Königin nehmen es ihm sehr übel; die letztere weiß natürlich nichts von ihm, als daß er grundsatzmäßig in wilder Ehe lebt, die zahme verschmähend. —

Voltaire schrieb einmal, um sich mit einem deutschen Apotheker zu verständigen, an diesen ein lateinisches Billet, das als Kuriosität aufbewahrt, hervorgezogen und gedruckt wurde. Die deutschen Gelehrten lachten herzlich über die Schnitzer darin. Aber unter den heutigen deutschen Litteraten, die Philologen von Fach ausgenommen, wer dürfte nur daran denken, das Wagniß eines lateinischen Briefchens zu versuchen? Und selbst noch in den 1790er Jahren machte Ramler den Schnitzer, in der Grabschrift des Grafen von der Mark zu sagen: „Prosecutus lacrimis paternis." —

Sonnabend, den 8. September 1855.

In Hartwig Flote's Kaiser Heinrich dem Vierten gelesen. In Wendungen und Ausdrücken kindisch-lebhaft wie Ranke. Im Urtheilen schwach, ohne hohe Standpunkte. Daß er von Kaiser Heinrich dem Vierten gut denkt, ihn gegen Schlosser und Leo in Schutz nimmt, ist mir sehr recht; aber daß er den Heiligen Anno von Köln zum Sündenbocke macht, ihm die Spaltung und die Schmach Deutschlands zur Schuld rechnet, ist eine haltungslose Willkür und zeugt von wenig Sinn für geschichtliche Gestalten. Der Geschichtschreiber muß wie der Dichter auch die Gegner seiner Helden in ihrem Recht und in ihrer Würde auftreten lassen. Er sagt (S. 197): „Die Aussprüche seiner Bewunderer sollen uns nicht bestechen. Ich fürchte, diese kostbare Perle war durch so schwarze Flecken entstellt, daß sie kein Diadem zieren konnte. Ich fürchte, er

glich eher jener Frucht, die der Kreuzfahrer aus Chartres am todten Meere brach, äußerlich schön, aber inwendig voll schwarzen übelriechenden Staubes." Dieses zweimalige „Ich fürchte", bei einer abgeschlossenen Geschichte, die über achthundert Jahr alt ist, klingt lächerlich, und überranket seinen Ranke! —

Der Polizeilieutenant Dam, der den Auftritt mit den Offizieren und Edelleuten im Hotel du Nord hatte, ist richtig von hier versetzt worden und zum Polizeidirektor in Paderborn ernannt. Hinckeldey mußte ihn dem Militairübergewicht opfern, hat ihn aber dabei befördert. —

Unsre Hof- und Garde-Offiziere machen sich ein besonderes Vergnügen und Verdienst daraus, ihre Vorgesetzten zu bespötteln. Der General Graf von der Groeben heißt wegen seiner Frömmigkeit das Lamm, der General Graf von Waldersee, der nicht mehr reiten kann, hat den Beinamen Schaukel; dem General von Wrangel, den man im dänischen Feldzuge mit dem Namen „Druf!" blücher wollte, hat nur den Namen Geck behalten; und so geht es weiter, auch die Prinzen werden nicht verschont, und werden geneckt und gehänselt. Das sind aber nicht die Späße, die sich die römischen Soldaten beim Triumphzuge gegen den Cäsar erlaubten, — hier ist kein Cäsar, kein Triumph, kein Krieg, — hier ist nichts als die Langeweile des potsdam'schen Friedensdienstes und der Uebermuth der Junker. —

Sonntag, den 9. September 1855.

Es wird versichert, daß im Berliner Volke, welches so still und der Gewalt völlig unterworfen scheint, unausgesetzt die stärksten demokratischen Gesinnungen rege seien, Gesinnungen, die sich fortpflanzen und ausbreiten, und auf die Gelegenheit

warten, in That auszubrechen. Wirklich bedarf es keiner beſondern Beobachtungsgabe um wahrzunehmen, daß die alte Liebe und Ehrfurcht, die ſonſt hier vorherrſchten, nur noch Ausnahmen, und großentheils nur als heuchleriſcher Schein vorhanden ſind. Das Vaterland Preußen, der Staat und ſeine Geſchichte, leben noch in vielen Herzen, aber als Weſen, die von der heutigen Wirklichkeit verläugnet werden, und die mit dem heutigen Beſtehenden kaum noch etwas gemein haben. —

In engliſchen Blättern wird auch von neuen demokratiſchen Vereinen und Komplotten geſprochen, die hier angezettelt würden, und denen die Polizei auf der Spur ſei. Wir wiſſen hier nichts der Art, aber freilich kann im Stillen vieles arbeiten, wovon wir keine Ahndung haben, auch die größte Thorheit, der tollſte Unſinn, wie die Ladendorf-Gercke'ſchen Geſchichten! —

Ein ſehr bezeichnendes Merkmal eines Menſchen iſt, ob er viel und gern Briefe ſchreibt, und welcher Art die Briefe ſind? Ganz einſeitige und ganz egoiſtiſche Menſchen ſind ſelten Briefſchreiber, ſie ſind am liebſten mit ihrer eignen Perſon gegenwärtig, und wo dies nicht ſein kann, verzichten ſie; ſo Gans, ſo Steffens. Gewerbliche Litteraten berechnen die Zeit und das Manuſkript, die ſie durch Briefe unentgeldlich hingeben. Die vielſeitigſten, gemüthvollſten, menſchenfreundlichſten Menſchen waren von jeher ergiebig, ja verſchwenderiſch im Briefſchreiben, wie Cicero, Frau von Sévigné, Voltaire, Friedrich der Große, Jean Jacques Rouſſeau, Diderot, Goethe, Schiller, Wieland, Schleiermacher, Guſtav von Brinckmann ꝛc. — Gar keine Briefe zu ſchreiben, wie z. B. General von *, iſt nicht bloß eine Unterlaſſungsſünde, ſondern ein wirkliches Begeben. Friedrich Auguſt Wolf wurde erſt im Alter briefſcheu. —

Montag, den 10. September 1855.

Der König wollte den Truppenübungen bei Treuenbrietzen beiwohnen, hat es aber aufgegeben. Gerüchte, daß seine Gesundheit wieder durch die kleinen Anstrengungen erschüttert worden. Auf die Reise nach dem Rhein will er noch nicht verzichten. —

Die Neuwahl des Hauses der Abgeordneten ist nun festgesetzt. Die Wahl der Wahlmänner ist auf den 27. bestimmt, die Wahl der Abgeordneten auf den 8. Oktober. Alles noch nach dem unsinnigen, am 30. Mai 1849 willkürlich gemachten Dreiklassen-Wahlgesetz. —

Herr Dr. Zabel ist in Paris. Seine Abwesenheit ist grade wegen der Wahlfrage sehr bedauerlich. Doch wird die Volkspartei sich schwerlich in Masse zum Wählen verstehen wollen. —

In Kurhessen ist eine feste, starke Opposition in den Abgeordneten kund geworden. Die Regierung ist erschrocken und weiß nicht was sie thun soll. Inzwischen liegt auf dem armen Volke immerfort Schmach und Druck. Es ist eine wahrhaft türkische Regierung. —

Telegraphische Depesche, daß am 9. der Malakoff-Thurm von den Franzosen mit Sturm genommen worden. Ein Angriff der Engländer auf den Redan ist nicht gelungen.

In Bulwer gelesen, — o wie langweilig! Reflexionen von Goethe zur Erholung und Anregung. —

Von Julian Schmidt's deutscher Litteraturgeschichte ist eine neue umgearbeitete Auflage erschienen. Wie der Mensch über Goethe spricht! mit vollem Unverstand. Man sollte glauben, aller Gewinn an Bildung, Geist, Einsicht, den die Deutschen seit achtzig Jahren gemacht, sei wieder verloren gegangen. Selbst die Heldenthat der Xenien — es war wirklich eine — wird getadelt, gelästert, in Antrieb und Wirkung gänzlich verkannt! Vermag ein Geschichtschreiber sich nicht

beſſer in den Sinn und die Bedeutung der Erſcheinungen zu verſetzen, von denen er ſpricht? Er und ſein Freund Freytag verdienten ſelber in den Kenien vorzukommen, mit ihrer engherzigen Aeſthetik und ihrer noch engherzigern Moral, auf die ſie ſich ſoviel einbilden! Sie ſcheinen ein Gefühl davon zu haben, daß alles Große, Friſche, Geniale, gegen ſie mit gerichtet iſt. —

Dienstag, den 11. September 1855.

Ich las geſtern in der Zeitung, heute früh um 7 Uhr würde im Zellengefängniß ein Raubmörder hingerichtet werden, wenn ich in der Nacht wachte und die Glockenſchläge hörte, mußte ich immer daran denken, wie lange der Unglückliche noch zu leben habe! —

Der Raubmörder Stümper iſt hingerichtet worden, ſeines Verbrechens überwieſen, aber nicht geſtändig. Man hört überall mit Nachdruck die Bemerkung machen, der vorige König habe nichtgeſtändige Verbrecher niemals hinrichten laſſen. Stümper hat bis zuletzt den Zuſpruch des Predigers Bultmann abgewieſen, auch die albernen Reden des Geh. Rathes Dr. Gaeper, der die Rohheit hatte ihm zu ſagen, daß er an ſeinesgleichen Geſichter ſtudire! (Er hat über Verbrecher-Phyſiognomieen einen Aufſatz geſchrieben, der ſchon viel Achſelzucken veranlaßt hat.) —

Die Ruſſen haben in Sebaſtopol ihre Kriegsſchiffe verbrannt oder verſenkt, die Unterſtadt aufgegeben. Große Siegesfreude der Franzoſen; ungeheure Verluſte der Ruſſen. — Hier bei der Geſandtſchaft nicht zu verhehlende Beſtürzung. —

Der König iſt nicht krank. Er wohnt zwar den Truppenübungen in Treuenbrietzen nicht bei, aber denen in Müncheberg. —

Endlich iſt auch der vielgequälte Herr von Gerwin-Wiers-

bipki aus dem badischen Zuchthause freigelassen, mit der Bedingung nach Amerika auszuwandern! Bettina von Arnim wird sich freuen! —

Die Russen haben Peter-Pauls-Hafen auf Kamtschatka, nachdem sie dort große Vertheidigungsanstalten getroffen, bei Wiederannäherung der Franzosen und Engländer freiwillig verlassen und sich in's innere Land zurückgezogen. —

Mittwoch, den 12. September 1855.

Versuch auszugehen, mit Ludmilla, nur ein paar hundert Schritt in der Sonne, bis zur Friedrichsstraße 79, um von der Professorin Dirichlet Abschied zu nehmen; wir trafen die Schwiegermutter, gingen aber gleich zurück, und sahen die Frau Rebecca Dirichlet noch eben vor unserer Hausthüre im Wagen halten. Herzlicher Abschied, ich konnte kaum das Nöthige sagen, mir war überaus weh, die liebe, schöne Frau, die ich habe aufwachsen sehen, fortan hier missen zu sollen! Sie sah vortrefflich aus, edel gefaßt, stark und gefühlvoll. Sie reist morgen früh nach Göttingen ab. —

Die Kreuzzeitung ist ganz kleinlaut geworden. Von allen Seiten erschallt Jubel über den Sieg der Franzosen in der Krim, über die Vernichtung der russischen Pontusflotte. —

Daß der Kanzler Graf von Nesselrode Urlaub zum Reisen erhalten habe, soll plötzlich nicht wahr sein. Schneller Wechsel! Vielleicht braucht man seinen Namen noch zu einem schlechten Frieden. —

Auch der berüchtigte Hannibal Fischer wird in den Zeitungen berichtigt, er soll nicht auf seine Bürgschaftssumme verzichtet, sondern nur verlängerte Frist zu seiner Vertheidigung begehrt haben. —

Der ehemalige badische Minister von Blittersdorf ist hier angekommen. Will er auf eigene Hand Ränke machen, oder

im Vortheil Oesterreichs? Er haßt Preußen, aus süddeutscher katholischer Beschränktheit. Er ist von einem Pfaffen erzogen, das klebt ihm an. Seit vierzig Jahren kenn' ich ihn von nicht vortheilhaften Seiten. Er kennt keine Scheu, keine Pietät, hat keinen Freund, und wenn er einen zu haben schien, verrieth er solchen unbedenklich bei erster Gelegenheit. Aus Eigennutz hat er seinen Stolz aufgeopfert, und eine Mißheirath mit einer Verwandten Bettina's geschlossen; nämlich ihm ist es eine Mißheirath. —

Die englische Flotte war von Kronstadt verschwunden, ein russisches Linienschiff wagte sich in die See hinaus; zwei kleine englische Wachtschiffe segelten sogleich darauf los, das große Linienschiff zog sich eiligst in den Hafen zurück! —

Donnerstag, den 13. September 1855.

Die Nationalzeitung bricht heute das Schweigen über die Wahlen und räth zur Theilnahme. Der Aufsatz ist einsichtig, durchdacht und fein, aber nicht herzhaft und entschlossen, nicht anfeuernd und fortreißend; vielleicht mit kluger Absicht, damit die Regierung nicht zu sehr aufmerkt. Schlimm wenn solche Klugheit walten muß! —

In alten Sachen gelesen. In einem Gedicht von fünf Gesängen „die Zukunft" sagt Friedrich Leopold Graf zu Stolberg zu den deutschen Fürsten: „Meintet ihr, es würde der Genius deutscher Freiheit ewig schlummern, gekrönte Verräther?" Das war um das Jahr 1780. Spaterhin verrieth er selbst die deutsche Geistesfreiheit an das römische Pfaffenwesen! Jämmerliches Ende! —

Das wüthige, haßvolle Urtheil Stein's über den Fürsten von Wittgenstein, welches Pertz aus Stein's Papieren und zwar in zwiefacher Fassung hat drucken lassen, ist schwer zu

vereinen mit dem vertraulichen, unnöthig vertraulichen gefährlichen Brief, den er an den Fürſten im Jahre 1807 geſchrieben hat. Oder will er uns glauben machen, er habe damals noch nicht alles das in dem Fürſten gekannt, was er ſpäter ſo giftig in ihm tadelt? Er legt aber auch grundfalſche Beſchuldigungen auf ihn! Wenn ich eine Schilderung des Fürſten unternehme, ſo werden dunkle Seiten genug übrig bleiben, aber ſeine ſeltnen Eigenthümlichkeiten des Geiſtes wie des Gemüths auch gebührend hervortreten. Er war ganz und gar kein Höfling im gewöhnlichen Sinn, er ſchmeichelte nie, er ſagte dem Könige und den Prinzen die derbſten Wahrheiten. Er förderte die Willkürherrſchaft, das iſt wahr, allein er hätte ſie auch nicht hindern können, und dafür befeindete er überall die Frömmler und Heuchler. Dies mußt' ich hier aufſchreiben aus Anlaß eines Geſprächs. —

Im Horatius geleſen; welcher ſtarke Zauber haftet doch an ſolchem Genoſſen früher Jugend, deſſen Bilder und Worte ſich der Seele und dem Gedächtniß tief eingeprägt haben! Mir kann gar nicht die Rede davon ſein, was Horatius als Dichter iſt, ich fühle nur, was er mir iſt. Er muß uns auch ſtatt der verlorenen griechiſchen Lyriker gelten. —

Freitag, den 14. September 1855.

Humboldt iſt heute ſechsundachtzig Jahr alt geworden. —

Das Büchlein von Deycks über Goethe's Fauſt hat eine zweite Auflage erlebt, die ſehr erweitert und verbeſſert iſt. Es iſt ein gutes Zeichen, daß dergleichen Schriften begehrt werden. In der Vorrede wird eine Stelle von mir über Goethe's Fauſt zitirt, die ich ganz wie eine fremde las, aber recht gut finden mußte. Das Büchlein iſt dem General Moritz von Bardeleben in Koblenz gewidmet, der ſich zur Bethmann-Hollweg'ſchen Parthei hält. Seine geſchiedene Frau, meine

Jugendfreundin, ſtarb in Dresden vor einigen Jahren, — geborne Hübſchmann. —

Herr von Hinckeldey iſt nach dem Rhein gereiſt, um wegen des bevorſtehenden Aufenthalts des Königs dort die nöthigen Sicherheitsmaßregeln anzuordnen. Nicht wenig Arbeit! —

Oeſterreich hat ſchon wegen Sebaſtopols in Paris ſeine Glückwünſche abgeſtattet. Die Niederlage der Ruſſen enthüllt ſich immer größer. Die Franzoſen haben noch unzerſtörte ungeheure Vorräthe gefunden, die ſie mit den Engländern theilen. Der Fürſt Gortſchakoff meldete ſchon früher in ſeinen Depeſchen, ſeit dem erneuerten Bombardement verliere er täglich 2500 Mann; die St. Petersburger Zeitung theilte dies mit, die infame Kreuzzeitung hier ließ es weg! Das Blatt iſt auf's Maul geſchlagen, das Maul aber immer noch ſchamlos und frech wie vorher. —

Ein Stenograph Rahn ſollte in einer Druckſchrift die Polizei beleidigt haben, Hinckeldey klagte beim Kriminalgericht, dies fand die Klage unbegründet, er appellirte, allein das Kammergericht wies ihn auch ab. Die Gerichte kämpfen gegen die Polizei, doch treten ſie dabei nur ſehr vorſichtig auf. —

Das Obertribunal hat in letzter Zeit ein paar Entſcheidungen gegeben, die der ſchon gelähmten Preſſe neue Gefahr bringen. Auch der Tadel der auswärtigen Politik Preußens ſoll dafür gelten, „Haß und Verachtung“ gegen die „Anordnungen der Regierung“ zu erregen. Ferner, jede Stelle aus einer Anklageſchrift, die ein Blatt vor dem Schluß der Verhandlung veröffentlicht, gilt als Veröffentlichung der Anklageſchrift und iſt verboten. — Uhden und Goetze ſind Präſidenten. —

In der Augsburger Allgemeinen Zeitung ſtand kürzlich eine freiſinnige, geiſtig hohe, einſichtsvolle Anzeige der Lebenserinnerungen der Frau von Dudevant; es that mir ordentlich

tigen Auftritte wohl nicht. Zu Bordeaux hätte es leicht Händel ſetzen können, da die Royaliſten durch die Straßen liefen mit: «Vive le roi, sans condition!» Dieſe Phraſe, man lieſt ſie bereits in einer Adreſſe, die der König angenommen, der „Moniteur" abgedruckt, ſtrebt Loſungswort der Parthei zu werden. Steigendes Mißtrauen auf der einen Seite, grimmige Drohungen auf der andern, und überall dumpfe Gerüchte von Veränderungen, die zum Neujahr bevorſtehen, ſind keine Boten heiterer Zukunft.

Alle Welt iſt auf die Reſultate von Troppau geſpannt. Jetzt muß heraus, was hinter der heiligen Allianz ſteckt, ſo lauten die Reden. Von der Erfahrung, die ſich zu Troppau verſammelt, gereift durch die vielfältigſten Ereigniſſe, verſpreche ich mir weiſe Maßregeln. Unbehutſamkeit könnte ebenſo großen Schaden ernten, als bringen. Einige Ultra ſchmeicheln ſich mit ruſſiſcher Hülfe, und einige Liberale, daß die Ruſſen nicht ohne den Prinzen von Oranien in Frankreich einrücken würden. Wenn man den Baiern oder ſonſt einer deutſchen Völkerſchaft ſagte, das Petersburger Kabinet habe ihr eine neue Dynaſtie zugedacht, ſo würde auch der gemeinſte Bauer die Lage abgeſchmackt finden. Frankreich iſt durch ſo mannichfaltige Wandlungen gegangen, daß es ihm für jedes nur erſinnliche Abentheuer nicht an Maulaffen fehlt.

Die Kommiſſion der Pairskammer, welcher die Unterſuchung des Komplots von Vincennes obliegt, ſcheint mehr und mehr Mühe zu haben, in einem Gewebe der wunderlichſten Verflechtungen den Hauptfaden auszumitteln. Jacqueminot du Pampelüne ſoll zu gleicher Zeit auf die entgegengeſetzteſten Verhaftungen anzutragen gekommen ſein. Benjamin Conſtant, Lafayette und Argenſon einzuziehen, müßte die Deputirtenkammer aufgelöſt werden. Wegen Ba-

wohl, an ſolchem Ort eine ſolch anerkennende Beurtheilung zu leſen. In dem Londoner Athenaeum iſt recht das Gegentheil ausgelegt, eine engherzige, vorurtheilsvolle Kritik, die dem Buche zum Tadel rechnet, was ſein größtes Verdienſt iſt, die Miſchung von braver Offenheit und ſcheuer Zurückhaltung. Recht der ſtupide Engländer! Bei Jean Jacques Rouſſeau's Bekenntniſſen waren auch die rohen, gemeinen Urtheile die zahlreichſten und lauteſten, bei Goethe's Wahrheit und Dichtung nicht minder. — Eine große ſtille Gemeinde bleibt der edlen Frau doch in allen Ländern bewundernd zugethan, und für dieſe Gemeinde nur ſchreibt ſie. —

Sonnabend, den 15. September 1855.

Die Volkszeitung bringt einen „beißenden Artikel „Von Siliſtria bis Sebaſtopol". Sie zeigt, wie die Ruſſen, im Felde überall von Türken, Franzoſen und Engländern geſchlagen, das ſchwache Siliſtria nicht haben nehmen, das ſtarke Sebaſtopol nicht haben behaupten können. — Der König ſoll über die deutſchen Zeitungen, die ſich der Niederlage der Ruſſen freuen, zornig ſchimpfen, beſonders über die berliniſchen; die Klagen des ruſſiſchen Geſandten hier finden aber bei dem Miniſterium kein Gehör, nicht weil die Preßfreiheit geachtet, ſondern weil Bonaparte gefürchtet wird. Vor dieſem Abenteurer müſſen ſich Alle beugen! —

Ruſſiſche Bemühungen um Friedensvermittlung gleichzeitig mit Anſchürung revolutionairer Brände in Frankreich, Spanien, Italien. In Italien ſchürt auch Frankreich! Erbitterung gegen Neapel. —

Bei unſern Wahlen ſcheint auch die Kreuzzeitungspartei ziemlich matt und ſchläfrig; nur die Regierung bietet allen Eifer auf, und freilich ſteckt in ihr ein gut Theil Kreuzzeitungspartei! Die entſchiedenen Demokraten, die von 1848, wählen

nicht mit. — „Als Abgeordneter freisinnig und volksfreundlich bei uns auftreten, heißt unter erzürnte Wespen sich nackt hinstellen, oder sich zum Spießrutenlaufen melden," sagte neulich jemand; „bei der Durchgeißelung (Diamastigosis) der spartanischen Knaben war wenigstens Ehre, bei dem Aushalten in der Kammer ist weder Vortheil noch Ehre." Eine Mittelklasse, die wohl etwas Freiheit aber nicht viel will, die mag Theil nehmen an dem Geschäft. —

Im Plutarchos gelesen, in Goethe und im leidigen Bulwer. Was für geringe Maschinerieen und Dekorationen werden hier verwendet! Sein „Pelham" bleibt sein bestes Buch. —

„Der Nachruhm!" Ein angenehmes Bild für den Lebenden, ein Zierrath an dem Gedanken des persönlichen Daseins; man will von seinen Nächsten, seinen Freunden, seinen Landsleuten, nicht sogleich vergessen sein, ein natürliches, ein richtiges Gefühl. Wer aus dem Nachruhm aber sein Höchstes, sein Alles machen will, der muß sehr kurzsichtig sein, der muß nur immer mit kleinen Zahlen gerechnet haben. Ein Name, der nach zehntausend Jahren noch lebt, ist kein persönlicher mehr, kein historischer, nur noch ein mythischer. Und nach hunderttausend Jahren? nach Millionen? wer kann da noch leben! —

Wir können uns aber einen noch ganz andern Zusammenhang denken; einen Zusammenhang des irdischen Fortlebens des Geistes mit einem überirdischen. Phantasieen, Möglichkeiten, die als solche aber in unsre Wirklichkeit gehören! —

Sonntag, den 16. September 1855.

Gegen die Ungerechtigkeiten der reden tadelsüchtigen Welt hab' ich mich von jeher aufgelehnt, für manche Frau und manchen Mann ritterliche Lanzen eingelegt. Ich werde jetzt nicht

aufhören, die heuchleriſche Tugend, die Scheinſchicklichkeit, das feige Zuſtimmen in die geltende Einrichtung, wo grade dieſe nichts taugt, mit allen Waffen zu bekämpfen, in meinem Kreiſe wenigſtens! Hat mir das nichtswürdige Geſindel, Männer und Weiber, nicht auch meine theuerſten Männer verunglimpfen wollen? Sie kamen ſchön an! —

Gekämpft muß immer werden, jeden Tag! Wer nur einmal vierundzwanzig Stunden ausruht, wird wahrnehmen, daß Roſt ſich auf die blanken Waffen, eine Rinde um das friſche Herz ſetzt. Jetzt alt und krank, ohne Amtspflichten und Geſchäfte, ohne mittelbare Einwirkung auf öffentliche Angelegenheiten, hab' ich faſt mehr zu thun, zu kämpfen und zu ſorgen, als in meiner rüſtigſten Jugend, und faſt mehr auch noch zu lernen. *Γηράσκω δ' αιεὶ πολλὰ διδασκόμενος!* —

Im Horatius geleſen; aber ſeine Heiterkeit und ſeine Weisheit wollten diesmal nichts verſchlagen! Ich ſuchte anregendere Gedanken in Goethe, und fand ſie reichlich, im Bekannteſten unvermuthet noch Unbekanntes.

Wie ſich die Zeiten ändern! Als Knabe war mir das Aufſchlagen im Wörterbuche ſtets peinlich, ſo ſehr ich kennte, vermied ich es, lieber ſucht' ich die Bedeutung eines Wortes zu errathen oder ließ ſie zum Schaden des ſichern Verſtändniſſes dahingeſtellt. Jetzt bin ich eifrig zu dieſer kleinen Mühe, es iſt mir ein feſtlicher Gewinn, ein griechiſches oder lateiniſches Wort aufzuſchlagen, den verborgenen Sinn zu enthüllen, und jede neue Kenntniß der Art freut mich, als könnte ſie mir noch wer weiß wie oft und ſehr im Leben dienen. —

Ich glaube, ich habe das ſchon früher aufgeſchrieben; mag ſein, daß ich mich öfters wiederhole! Was ſchadet es? Wiederholen ſich doch die Gedanken und die Empfindungen. —

Montag, den 17. September 1855.

Unerwartet tritt General von Pfuel bei mir ein, friſch und munter, nach allen Seiten aufmerkſam und vergnügt, wobei wir ſehr ernſte Dinge beſprechen und uns gegenſeitig bekennen, daß das Leben doch am Ende ſättigt und der Gedanke bald aus dieſer Welt abgerufen zu werden für uns nichts Erſchreckendes hat. Er war in Paris, wo er im Anſchauen der Menſchen und Dinge geſchwelgt, das Tagesleben anmuthig, frei, wohlfeil und erſprießlich gefunden hat, aber keinen Bekannten traf er in dem ungeheuren Gewühl, er der ſein ganzes Leben hindurch die zahlreichſten und mannigfachſten Anknüpfungen gehabt, in- und ausländiſche. Man findet ſich allmählig in einer fremden Welt, wie unter Wilden, die nichts von uns wiſſen, mit denen wir nichts zu thun haben wollen, nichts zu thun haben können. Hr. Dr. Rina kam dazu, dann Ludmilla; Pfuel erzählte noch viel, mit größtem Behagen, mit größtem Beifall. —

Die Kreuzzeitung enthält Folgendes: „Bei einem bekannten hieſigen Demokraten hat vor wenigen Tagen eine Verſammlung ſtattgefunden, an der ſich auch gothaiſche Parthbeigenoſſen betheiligten. Man iſt dort zu dem Beſchluß gekommen, bei den Wahlen gemeinſchaftlich zu operiren. Wie wir hören, wird ſich in Folge dieſer Verſtändigungen die Volkszeitung, welche bisher die Ausſchreibung der Wahlen ignorirt hatte, für die Betheiligung an denſelben intereſſiren." Iſt die Sache wahr? Oder ſoll das nur die Kreuzzeitungspartbei reizen und ſtacheln? Oder ſoll die Polizei dadurch geſcholten werden, daß ſie eine ſolche Verſammlung nicht gehindert habe? Gewiß iſt, daß die Polizei ein dergleichen Zuſammenkommen von Demokraten nicht dulden würde, wenn ſie es zu rechter Zeit erführe. Woher iſt aber die Kreuzzeitung ſo gut unterrichtet? Daß ſie den bekannten Demokraten nicht nennt, iſt etwas verdächtig. —

Der in Leipzig entlaſſene Profeſſor Dr. Biedermann übernimmt vom 1. Oktober die Redaktion der weimariſchen Zeitung. —

Der wackre Volksvertreter, früher in Baden, dann in Frankfurt am Main, Adam von Itzſtein, ſtarb am 14. zu Hallgarten im Rheingau; er war 80 Jahr alt geworden weniger 14 Tage. Man hatte ihn während der letzten Jahre für geiſteskrank ausgeben wollen, er war es aber nicht. Ehre ſeinem Andenken! Er hat es gut gemeint mit dem Vaterlande! —

Der König iſt nach Stolberg und Nordhauſen abgereiſt. In ſeinen Reiſeplanen wurden faſt jede Stunde Abänderungen gemacht, und dieſe nach den betreffenden Orten mitgetheilt. Alles klagt über dieſe Wandelbarkeit, bei der man keinen Augenblick ſicher iſt, was man zu thun habe, was geſchehen werde. —

Nach dem Thee mit Ludmilla Schach geſpielt. — In Goethe geleſen, im Horatius, Engliſches. —

In Weſtphalen, an der Ruhr und Wupper, ſingen die Schmiede und Hüttenleute ein Lied, worin die Zeilen vorkommen:

„Was wär's Leben ohne Lieb', Geſang und Wein,
Ohne Kohle, Kalk und Eiſenſtein?"

Man ſieht, die Poeſie dringt überall durch! Jovis omnia plena.

„Die Kammern und das Land. Von Dr. J. W. J. Braun, Profeſſor in Bonn und Mitglied des Hauſes der Abgeordneten. Elberfeld, 1855." Eine Schrift, die wenig nutzen wird. Mäßiger Freiſinn, der zwiſchen Recht und Gewalt ſich durchwinden möchte, mit vielem Aufwand geſchichtlicher Beiſpiele. Sie wird niemanden warm machen, niemanden kalt. Laues Profeſſorweſen. Ueber Voltaire urtheilt er wie ein Vieh. —

Dienstag, den 18. September 1855.

Die Volkszeitung ist heute ausgeblieben. Hat die Polizei schon den Stachel der Kreuzzeitung gefühlt und will der Wahlthätigkeit Einhalt thun? Dann vergreift sie sich im Mittel, und belebt nur die Theilnahme, anstatt sie zu hemmen. —

Die Kreuzzeitung jammert auch heute wieder über die Lauheit vieler ihrer Partheigenossen. Die Kölnische Zeitung warnt, keine Beamten, besonders keine Landräthe zu wählen, sehr mit Recht! —

Vorgestern starb zu Herrendorf Eugen von Baerst, nach langen schrecklichen Leiden, gelähmt, blind! Seltne Kräfte waren in diesem begabten Menschen vereinigt, die er meist zu tadelnswerthen Zwecken verwendete. Er hatte den größten Muth, die abgefeimteste Klugheit, und seiner Klugheit hielt er alles erlaubt. Doch waren seine Erfolge, wenn auch nicht gering, doch keineswegs in Verhältniß mit seinen Talenten. Seine Schriften sind nicht ohne Geist und Beobachtungsgabe. Er wünschte schon immer seinen Leiden ein Ende zu machen, konnte sich aber in seiner Unbeholfenheit die Mittel dazu nicht verschaffen. —

Nachrichten aus St. Petersburg. Die höchste Erbitterung und die tiefste Niedergeschlagenheit. Das wenige von Fanatismus, das der Regierung zu erwecken gelungen ist, wendet sich nun gegen sie. Aber weit vorherrschend ist die Entmuthigung, der Friedenswunsch. Allgemein beschuldigt man beide Gortschakoff's, den in Wien und den in der Krim, ihre Sache nicht zu verstehen, jenen, daß er nicht den Frieden herbeigeführt, diesen, daß er nicht den Feind in's Meer geworfen habe! Ungerechte Vorwürfe! Sie heben sich alle in dem, der dem verstorbenen Kaiser zu machen ist. So sind auch alle Vorwürfe, die man den westmächtlichen Generalen und Admiralen macht, nach Paris und London zu verweisen. In St. Petersburg hofft man Frieden. Man strebt aus

allen Kräften, für dieſen Zweck das Gewicht der Macht Preußens in die eigne Wagſchale zu bringen. Hätte man dies Gewicht nur nicht im Jahr 1849 freventlich geſchwächt, das preußiſche Anſehn in Deutſchland gebrochen zu Gunſten Oeſterreichs, das jetzt alle Kraft Deutſchlands an ſich ziehen will, vielleicht — wenn auch wider Willen — an Frankreich überträgt! Ein neuer Rheinbund iſt noch immer möglich. —

In Goethe geleſen, in Bulwer. — Anerkennen muß man bei den engliſchen Romanſchreibern, Dickens, Bulwer, Thackeray u. ſ. w., daß ſie bei großen äſthetiſchen Mängeln meiſt immer gute Abſichten hegen, auf Erhellung der Begriffe, auf bürgerliche, geſellſchaftliche, ſittliche Verbeſſerung hinarbeiten. Faſt jeder ihrer Romane ſtellt eine bürgerliche Krankheit, ein verderbliches Vorurtheil, ein herrſchendes Gebrechen dar. —

„Die letzte Seſſion der preußiſchen Kammern. Leipzig, bei S. Hirzel, 1855.“ Eine gute, klare Schrift, deren Schärfe hauptſächlich in der Zuſammenſtellung der Thatſachen liegt. Zum ergangenen Verbote dieſer Schrift iſt kein rechtlicher Grund vorhanden, man ſieht daraus, wie wenig Tageslicht unſre Regierungseulen vertragen können. Der Standpunkt, aus dem die Schrift die Dinge betrachtet, iſt nur nicht der rechte, ſie nimmt unſer Scheinweſen als zu Recht beſtehend an, ſie ſieht nicht auf die Grundlagen. —

Mittwoch, den 19. September 1855.

Die Volkszeitung iſt heute wieder von der Polizei weggenommen worden; will man ſie zum Beginn des neuen Quartals verderben, oder nur mürbe machen und nachgiebig? Die Polizei hat alle Macht dazu. Die Volkszeitung, höre ich, hatte geſtern und heute dringende Aufforderungen ergehen laſſen, an den Wahlen Theil zu nehmen, und alles aufzubieten,

um die Kandidaten der Regierung und die der Kreuzzeitung auszuſchließen.

Grimm bringt die beſten Nachrichten von Bettina von Arnim, es geht ihr in Badenweiler ſehr gut, und ſie kann in vierzehn Tagen geſund und munter hier in Berlin eintreffen. —

Der Beſchluß der Demokratie, an den Wahlen Theil zu nehmen, hat, wie vorauszuſehen war, die Regierung in Schreck und Angſt verſetzt. Nicht nur die Wegnahme der Volkszeitung giebt dies zu erkennen, ſondern noch mehr ein Erlaß der Miniſter, den ſie in ihren Blättern veröffentlichen. Sie ſagen darin, die Verbindung der Liberalen, Konſtitutionellen und Demokraten drohe dem Lande Gefahr; ſie erinnern daran, daß der König die Verfaſſung nur mit der Vorausſetzung beſchworen habe, daß man es ihm möglich machen werde mit ihr zu regieren, es werde ihm unmöglich gemacht, wenn die Mehrzahl der Abgeordneten aus Feinden der Regierung beſtehe. Welche Argliſt, welche Hinterthüren, welch feige Drohung! „Feinde der Regierung“, wer nennt ſie ſo? „Möglich machen“, wer hat darüber zu urtheilen? Es iſt dieſe Hinweiſung eben ſo niederträchtig als dumm, die feige Drohung verfehlt ihren Zweck. —

In Breslau iſt ein Wahlverein ſogleich von der Polizei aufgelöſt worden. Aber die dortigen Liberalen ſind voll Eifer. —

In vielen größern und mittlern Städten richtet die Regierung Polizeidirektionen ein; verfaſſungsmäßig gebührt die Polizei der Ortsobrigkeit; aber was verſteht die von der hohen, von der willkürdienſtbaren Polizei, wie ſie der Regierung nöthig iſt? —

Wenn ein freiſinniger Beamter etwa des Wählens ſich enthalten möchte, ſo wird ihm das nicht geſtattet, er ſoll wählen, im Sinne der Regierung, er ſoll, falls er gewählt

wird, die Wahl annehmen, und im Sinne der Regierung ſtimmen. Er ſoll ein thätiger und eifriger Augendiener ſein. Zurückhaltung iſt Verbrechen, ſchlechte Geſinnung, Staatsverrath. —

Donnerstag, den 20. September 1855.

Die Volkszeitung iſt erſchienen. — Wieder ein Arnim'ſcher Korrekturbogen, nach langer Unterbrechung; aber es bleibt vor der Hand bei dem einen, es fehlt an Papier, und Bettina von Arnim hat erſt neuen Vorrath zu liefern, die Druckerei will die Auslage nicht machen. —

Das Bethmann-Hollweg'ſche Wochenblatt iſt auch wegen eines Wahlartikels nachträglich von der Polizei weggenommen worden. Die Leute des Miniſteriums und des Junkerthums ſind entſetzlich in Furcht wegen der Wahlbewegung, ſie ſehen ſchon wieder die Revolution in voller Kraft und diesmal kein Rußland als Anhalt und Schutz.

Im Horatius geleſen, in Goethe. Ich verweilte auch mit großer Innigkeit auf den lateiniſchen Pſalmen, in der Ueberſetzung der Vulgata, von denen ich noch vieles auswendig weiß, nachdem ich ſie vor ſechzig Jahren Abends meinem Vater aus einem römiſchen Brevier wiederholt vorgeleſen. Sonderbar war es, wie mein Vater, bei vollkommen freier, unkirchlicher Denkart, bei größter Vorliebe für die römiſchen und franzöſiſchen Philoſophen, zugleich die alten katholiſchen Gebete und Hymnen, den Heiligen Auguſtinus, den Thomas a Kempis und Hermann Hugo's pia desideria liebte! Sonderbar, und mir doch vollkommen begreiflich. Rahel verband ebenfalls beide Richtungen, Frau von Dudevant nicht minder, auch mir ſind beide befreundet. Und liebte nicht Saint-Martin die beiden Freigeiſter Voltaire und Rouſſeau, die fromme

Herrnhuterin Lotte Schleiermacher den König Friedrich den Großen? —

Die wohlmeinende Anzeige von George Sand's histoire de ma vie in der Augsb. Allg. Ztg. iſt von Levin Schücking. Sein Name ſteht unter dem letzten Abſchnitt. —

Vor dreiundfünfzig Jahren hört' ich Kieſewetter von einem ungeheuern Aergerniſſe ſprechen, das der blinde Ludwig von Baczko in ſeiner Geſchichte von Preußen gegeben habe. Derſelbe rede nämlich von der Freundſchaft der Königin Sophie Charlotte zu Leibniz und erwähne des Gerüchts, daß dieſe Freundſchaft auch wohl ein Liebesverhältniß geworden und daher in das Königlich preußiſche Haus Philoſophenblut gefloſſen ſein könne. Indeß zu jener Zeit wurde eine ſolche Ungeheuerlichkeit nicht ſonderlich beachtet, am wenigſten von mir. Späterhin wünſcht' ich indeß über dieſe mehr als Bebſe'ſche Naivetät des Ausdrucks Gewißheit zu erlangen. Das Buch von Baczko hatte ich nie geſehen. Ich forderte daſſelbe mehrmals von der Königlichen Bibliothek, immer hieß es, das Buch ſei verliehen. Endlich erhielt ich es, aber nur die fünf erſten Bände, der ſechſte, hieß es wieder, ſei verliehen, der Bibliothekdiener aber vertraute im Stillen, der ſechſte Band ſei ſchon längſt abhanden gekommen, vielleicht abſichtlich beſeitigt. In dieſem aber müßte die obige Stelle ſich finden. Das Buch iſt ſelten geworden, vielleicht iſt das bezügliche Blatt ſpäter umgedruckt worden, und dann die Sache gar nicht mehr zu erörtern. Auch in Scheffner's Denkwürdigkeiten ſind ganze Abſchnitte umgedruckt worden, und urſprünglich erſte Abdrücke eine große Seltenheit. Auch die „Beiträge zum republikaniſchen Geſetzbuche", von Morgenbeſſer in Königsberg 1800 harmlos gedruckt, wurden dreißig Jahre ſpäter auf Befehl beſeitigt, da freilich nur wenig Abdrücke noch übrig waren.

von Vitrolles ward dem königlichen Prokurator der Bescheid, nach Gutdünken zu verfahren. Nur ihm, nicht der untersuchenden Kommission, komme die Befugniß zu, Verhaftungen zu verordnen. Das Ministerium, an welches er sich demnach wandte, mag ungefähr das Nämliche geantwortet haben. Herr von Pampelüne hat nicht zuträglich erachtet, sich an einem Manne zu vergreifen, den der Pavillon Marsan in hohen Gnaden hält.

Die «Pièces officielles sur les affaires de Naples» sind der Aufmerksamkeit des Diplomaten werth. Vermuthlich blieben die neapolitanischen Minister, welche sich drei oder vier Mann hoch in Paris befinden (der ehemalige Geschäftsträger, Prinz Cariati, ein nach Rußland bestimmter Gesandter u. s. w.), der Bekanntmachung nicht fremd. Diese Herren leben, wie es heißt, sehr zurückgezogen, aber in großer Eintracht, und benehmen sich mit vieler Klugheit. Von einem Schwarm dienstsüchtiger Militairpersonen angetreten, haben sie die Abentheurer allesammt zurückgewiesen mit der Erklärung, Neapel wolle durchaus keine Fremde, sondern seine Sache allein ausfechten. Zum Erlernen französischer Taktik fehle es dem Neapolitaner an Zeit und Lust, auch würde ihm der wohleinexerzirte deutsche Soldat in allen üblichen Waffenkünsten beständig überlegen bleiben. Käme es zum Bruche mit Oesterreich, so werde man, selbst nicht im kleinen Kriege wie die Spanier, sondern in Massenbewegung und dem Fanatism des Volks das Heil Neapels suchen. Was ich Ihnen hier mittheile, kommt aus der fünften oder sechsten Hand, und ich gebe den Pfennig nicht für mehr als er gelten kann. Nach den Unterhandlungen, welche mit dem hiesigen Ministerium gepflogen werden, sollen die neapolitanischen Diplomaten von Pasquier, selbst von Rayneval, eine geringfügige Meinung hegen, verhältnißmäßig hingegen den

Freitag, den 21. September 1855.

Die Volkszeitung macht sich mit entschiedener Ueberlegenheit lustig über den militairischen Mitarbeiter der Neuen Preußischen Zeitung, der allerdings das dümmste Zeug vorbringt. Es ist dies der Ingenieurgeneral von Prittwitz, der früher das Buch über „die Gränzen der Zivilisation“ hat drucken lassen, — bei Hoff in Mannheim! — der aber aus einem freisinnig aufgeklärten Fortschrittsmann ein Dienstknecht der Kreuzzeitung geworden ist, und ein dummer Faselhans. Er giebt die unglaublichsten Blößen! —

Große Beute in Sebastopol, 4000 Kanonen ꝛc. — Die Russen lassen sehr die Ohren hängen! Der Kaiser sagt in seiner Proklamation, die Vorsehung habe die gehegten Hoffnungen nicht erfüllt, und ruft dabei neues Vertrauen auf die Vorsehung an, das klingt dem Volke wohl nicht recht zu! —

Die Neue Preußische Zeitung gebärdet sich erbärmlich, und versucht alle Lügen und Kniffe bei der jetzigen Wahlkrisis. Ihre Unredlichkeit und Tücke stehen hell am Tage. Sie, die vorher den Abgeordneten das ganze Gebiet der auswärtigen Politik völlig absprach, fordert jetzt die Wähler auf, die Frage wegen Krieg oder Frieden zur ersten Hauptsache zu machen! Nämlich Frieden in Betreff Rußlands, Krieg für Rußland wäre ihr schon recht. — Auch möchte die Parthei sich jetzt für die der Regierung ausgeben, sie, der das Ministerium Manteuffel der Gegenstand des wüthendsten Hasses ist! —

Sonnabend, den 22. September 1855.

Der Mensch ist nicht gemacht für ein langes Leben, dasselbe ist nur eine fortgesetzte Verarmung. —

Im Horatius, in Bulwer gelesen, im Evangelium des Matthäus. — Wahlartikel über Wahlartikel in den Regie-

rungsblättern! Sie haben ſolche Furcht vor den Demokraten, daß ſie deren Bild möglichſt abſchreckend aufſtellen, und ſie auf das lächerlichſte verläumden; ſie ſuchen den Konſtitutionellen, den Liberalen einzureden, es ſei die größte Gefahr, ſich mit den Demokraten zu verbünden, die überdies ohne Führer und ohne Programm ſeien. Die Neue Preußiſche Zeitung bezweifelt letzteres. Das Wahre iſt, daß die Führer überall vorhanden ſind, und daß das Programm dies iſt, das eigne zurückzuſtellen, und für den Augenblick nur das zu ſein, was zu ſein möglich iſt, freiſinnig und konſtitutionell. Für das Weitere wird die Geſchichte ſorgen. —

Das nenn' ich einen zähen, unzerſtörbaren Hofmann! Der Oberſtſchenk von Arnim, Pitt genannt, der ausgetrocknete, ſtumpfe, gebrechliche, kümmerlich einherwankende Greis, der kaum noch ſehen kann, iſt nach Paris gereiſt, und hat ſich durch den Geſandten Grafen von Hatzfeldt dort am Hofe vorſtellen laſſen. Die Zeitungen melden's. Wenn's nur ein Hof iſt, und wär's der vom Kaiſer Soulouque! —

Der Präſident von Kleiſt iſt um der Wahlen willen früher als er wollte von ſeiner Sommerreiſe zurückgekehrt. Er will nicht zur Kreuzzeitungspartei gehören, iſt aber doch von ihrer Kaupelei. Daß überhaupt Volkswahlen geſchehen, iſt ihm ein Gräuel, indeß muß er auf dem verhaßten Boden mit den verhaßten Werkzeugen arbeiten! —

Montag, den 24. September 1855.

Große Anſtrengung der Regierung, die Wahlbetriebſamkeit überall zu leiten, zu beherrſchen. Alle Einflüſſe werden aufgeboten, manche Beamte haben angedeutet, ſie würden den Willen der Regierung ſelbſt mit Gewalt durchſetzen. — Ein Landrath von Oertzen in Anklam hat einen Aufſatz, der deutlich bezeichnend die Wahl des Grafen von Schwerin-Putzar

abwenden will, und denſelben ſtaatsgefährlicher Geſinnungen beſchuldigt, in einem Wochenblatt abdrucken laſſen, das keine ſolche Artikel aufnehmen darf, und deßhalb auch eine Antwort des Grafen verweigert hat; den Aufſatz des Landrathes mußte es aufnehmen; nähme es den des Grafen, ſo verlöre es die Konzeſſion, die ihm gegeben worden! Und das gegen einen Mann, der zu den treueſten Anhängern des Königs gehört, aber freilich 1848 Miniſter war. In manchen Gegenden wird die Regierung die Abgeordneten gradezu ernennen, in andern mag ſie große Niederlagen erleiden. Hier in Berlin iſt noch kein durchgreifender Eifer des Volks zu ſehen; die meiſten Demokraten ſind noch zu ſehr von Trotz erfüllt. —

Dienstag, den 25. September 1855.

Der Graf von Schwerin-Putzar hat in unſern Zeitungen den Aufſatz und das Verfahren des Landrathes von Oertzen veröffentlicht, auch daß derſelbe ihm geſtanden, die Sache ſei recht eigentlich gegen Schwerin gerichtet. Daß die Regierung für ihre Zwecke die Tagesblätter widergeſetzlich zu Angriffen mißbraucht, und ſie, falls ſie die Vertheidigung aufnehmen, geſetzlich zum Eingehen verurtheilt, empört bei dieſer Sache am meiſten. —

Woran ſcheiterte eigentlich die Bewegung vom Jahr 1848? Am Stillſtand Frankreichs, am zu großen Vertrauen der Völker, am Dünkel der Deutſchtrunkenen, an der Treibeit der Nationalverſammlungen, in Frankfurt, Berlin und Wien.

Ruſſiſche Lügen und Prahlereien; dem Volke wird amtlich verſichert, die Truppen hätten Sebaſtopol nur verlaſſen, um die Wälle mit dem eindringenden Feinde zuſammen in die Luft zu ſprengen! Der Rückzug war eine wilde Flucht; die Truppen, in voller Auflöſung, gehorchten nicht mehr. Daher

auch die unermeßliche Kriegsbeute, die zurückgelaſſen wurde. Sonſt waren die Sieger die Prahler, jetzt ſind es die Beſiegten! — Die Neue Preußiſche Zeitung treibt es in ſolchen Frechheiten auf's äußerſte; man ſollte glauben, nur Troßbuben ſchrieben an ihr, ſo gemein und ſo dumm wird da geſchwatzt. —

Konfiszirte Blätter und Schriften, wegen Wahlartikeln. Die Beamten und Lohnſchreiber müſſen alles aufbieten, um die Kandidaten des Miniſteriums durchzuſetzen. —

Mittwoch, den 26. September 1855.

Die Volkszeitung nimmt heute das Wahlprogramm des Bethmann-Hollweg'ſchen Wochenblattes auch für das ihrige an. Das meinige iſt es freilich nicht; aber unter den waltenden Umſtänden mag es genügen und gute Frucht tragen, den Zeitumſtänden nach. —

Mein Wahlzettel iſt mir zugeſandt worden, morgen früh um 9 Uhr ganz in meiner Nähe werden die Wahlmänner gewählt. Von den in Vorſchlag gebrachten ſechs Kandidaten iſt mir keiner bekannt. Nach der oktroyirten Dreiklaſſen-Wahlordnung wähl' ich nicht, bin aber zufrieden, wenn andre es thun, jeder hat es mit ſich abzumachen, wie weit er nachgiebig ſein will. Bin ich es in dieſem Falle zu wenig, ſo bin ich es vielleicht in andern zu ſehr. Ich rathe zum Wählen, kann es aber ſelbſt nicht. Es iſt eine Sache der Berechnung, der Klugheit, der perſönlichen Zuſtändigkeit. —

In Baiern iſt eine Schrift des Fürſten von Wallerſtein und eine Zeitung, die Auszüge daraus gegeben hatte, gerichtlich verurtheilt worden; ſie betrifft das baieriſche Budget. — Der baieriſche Geh. Legationsrath Dönniges, Günſtling des Königs, iſt von der altbaieriſchen fanatiſchen Parthei weggebiſſen worden, der König hat ihn mit Penſion entlaſſen müſſen. —

Die Neue Oder-Zeitung in Breslau wegen eines Wahlartikels polizeilich weggenommen. — Verein der Verfaſſungstreuen dort. —

Im Weſtphäliſchen Kirchenblatt ſtand in Bezug auf die Wahlen ein „Aufruf an das katholiſche Volk.“ Die Behörden konfiszirten das Blatt. Von Berlin aber, wo die Katholiken hoch ſtehen, kam ſogleich der Befehl, daſſelbe wieder freizugeben. —

Meiſterſtücke frecher Schamloſigkeit und Sophiſtik in den Umlaufserlaſſen des Oberpräſidenten von Kleiſt-Retzow und des Regierungspräſidenten Peters zu Minden; ſie drohen den Beamten, die „wider die Abſichten der Regierung Seiner Majeſtät“ ſtimmen, mit Disziplinarſtrafen, erinnern ſie an ihren Dienſteid — warum nicht das ganze Volk an den Unterthaneneid? dann dürfte es gar keine Anderesſtimmenden mehr geben! — und die Regierung Seiner Majeſtät iſt ihnen gleichbedeutend mit dem jetzigen zufälligen Miniſterium! Hanſemann, Auerswald, Rodbertus, Camphauſen, Pfuel, waren auch einſt die Regierung Seiner Majeſtät! Kleiſt-Retzow erlaubt den Beamten allenfalls ſich zu enthalten, erwartet aber auch das nicht von ihnen! —

Gegen Abend Beſuch von Herrn von Sivers, der eben aus Liefland angekommen! Freudige Ueberraſchung! Er reiſt eigentlich nur durch, nach Stuttgart, hofft auf der Rückkehr einige Tage hier zu verweilen. —

In Neapel Veränderung des Miniſteriums und des Oberſchergen der Polizei, wegen der Drohungen Frankreichs und Englands. Was hilft's? Den meineidigen, volksmörderiſchen König müßte man entfernen. Vielleicht geſchieht's noch! Die Nachkommen Murat's drohen ihm ſtark. — (Die Veränderung iſt nicht einmal eine politiſche!) —

In Stockholm, Upſala, Gothenburg Freude über den Sieg der Weſtmächte; in Turin deßgleichen. —

Donnerstag, den 27. September 1855.

Die Wahl der Wahlmänner meines Urwahlbezirks hat heute früh um 9 Uhr hier bei Gundelach, ein paar Häuser von mir, stattgefunden; ich war doch einen Augenblick versucht, aber die Abneigung siegte! ich hätte mich zu sehr geschämt, meine Stimme einem mir unsichern Schriftführer in die Feder zu diktiren; nicht einmal selbst einschreiben darf man den Namen! Und dann die drei Klassen! Ich habe einen gründlichen Widerwillen gegen das Trug- und Pfuschwesen, denn auch eine erbärmliche Pfuscherei bleibt es! Der Durst hätte zur Noth auch mit Pfützenwasser sich abgefunden; aber nach dem reinen Quellwasser von 1848, — unmöglich! —

Die heutigen Urwahlen sind überall ruhig vorgegangen, und meist auf die in den Vorversammlungen ausersehenen, in vielen Fällen von den Leitern (Stadtverordneten, Bezirksvorstehern ꝛc.) angegebenen, oft gradezu oktroyirten Kandidaten gefallen. Von einem Siege der Demokratie kann hier keine Rede sein; sie ist hier noch zu stark, um sich auf den beschränkten Boden einzulassen, den zu betreten schon eine Nachgiebigkeit ist. In den meisten Wahlbezirken ist kaum die Hälfte, in vielen nur etwa ein Drittheil der Wahlberechtigten erschienen. Die Regierung mag im Augenblicke deßhalb froh sein, aber für die Folge mag sie nur um so mehr befurchten. Ein großer Theil derer, die jetzt nicht wählen, wollen und erstreben etwas andres, als einen Wahlsieg, den die Minister durch Auflösung des Hauses der Abgeordneten oder durch ein neues willkürliches Wahlgesetz doch wieder vernichten können. —

Im Horatius gelesen, in Goethe, in Bulwer's My novel; letzteres ist ein schlechtes mit gemeinen Reizmitteln ausgestattetes Machwerk, in welchem ein nicht geringes Talent sein Leichenbegängniß begeht. —

Spanien schließt sich den Westmächten an, und stellt ihnen Truppen zum Kriege gegen Rußland zur Verfügung. Der

Krieg gewinnt neue Kräfte, doch immer nicht den rechten Boden. Von Polen iſt wieder alles ſtill. —

Immer mehr Prediger thun ſich zuſammen, und erklären, die Trauung Geſchiedener fernerhin zu verſagen. Dieſes offne Hohnſprechen den Geſetzen, anſtatt von den Behörden als Empörung beſtraft zu werden, wird von den Konſiſtorien öffentlich belobt! Die Pfaffen ahnden nicht, daß ſie damit nur das Verlangen nach Zwilehe ſtärken. —

„The life and times of Oliver Goldsmith. By J. Forster. London, 1855.“ Sehr leſenswerth. Wir ſehen die Noth und Quälereien des Schriftſtellers — und welches ausgezeichneten! — nicht nur hier und heute, ſondern auch in älterer Zeit und im fremden Land! —

Freitag, den 28. September 1855.

Volkszeitung und Nationalzeitung geben vorläufige Berichte über den Ausfall der hieſigen Wahlen, übereinſtimmend mit dem, was ich ſchon geſtern darüber gehört; wenig Eifer, ſchwache Betheiligung. —

Humboldt hat ſich zum Wählen in ſeinem Urwahlbezirk eingefunden. Man reichte ihm beim Eintritt eine von der Kreuzzeitungspartei verbereitete gedruckte Kandidatenliſte. Er wies ſie mit den Worten zurück: „Ich reflektire nicht darauf.“

Ich kann die trübe Stimmung nicht bewältigen. Das Hinſchwinden alles deſſen, was mir lieb und vertraut iſt, greift mir ſelber an's Leben. Der Menſch iſt ſehr zuſammengeſetzt, wird ihm das, was er ſich angeeignet, entzogen, ſo fühlt er ſich verſtümmelt, vermindert in ſeinem Weſen. Der Beſitz im Geiſte genügt nicht, er iſt oft mehr, als der des leibhaft Wirklichen, aber nicht derſelbe. Seltſam, man möchte die frühe-

ren Zeiten unter ihren damaligen Bedingnissen nicht zurückwünschen, nicht auf's neue durchleben, und ist doch untröstlich, sie nicht mehr zu haben, sie immer weiter zurückweichen zu sehen. Wie nöthig, wie hülfreich ist das eigne Sterben, welch ein Segen der Tod! Eine weisliche Einrichtung! —

Sonnabend, den 29. September 1855.

Der ehemalige Untersuchungsrichter beim Stadtgericht Herr Schlötke, welcher auf ausdrücklichen Befehl des Königs als Hülfsarbeiter zum Kammergericht versetzt worden, fühlt sich durch diese Ungnade sehr unglücklich. Der Justizminister Simons hat ihn schon zweimal dem Könige zum Kammergerichtsrath vorgeschlagen, aber der König will nichts davon hören. Schlötke hat im Waldeck'schen Prozeß eine häßliche Rolle gespielt; er wird jetzt dafür von der Seite her gestraft, der er dienstbeflissen sein wollte. Das ist die rechte Nemesis! —

Montag, den 1. Oktober 1855.

Ueber den Konstabler-Oberst Paske wird mir heute noch Folgendes erzählt. Als Wahlmann trat er in der Versammlung der Wahlmänner trotzig auf, und hielt eine Rede, worin er sagte, er erwarte von der Versammlung, daß sie nur anerkannte und bewährte Freunde der Regierung zu Abgeordneten wählen würde, Männer, wie z. B. Herrn von Hinckeldey; würde sie Männer andrer Farbe wählen, so wäre das ein Zeichen schlechter Gesinnung. Es entstand ein solches Scharren und Pochen und Geschrei, daß Paske in Verwirrung abtreten mußte, und er wäre mißhandelt und hinausgeworfen worden, wenn nicht der Kreisgerichtsdirektor Odebrecht sich seiner angenommen

und für ihn um Verzeihung gebeten hätte, er habe sich übereilt ꝛc. So viel Muth und Eifer ist doch noch vorhanden!

Andre Wahlgeschichten sind im Umlauf, welche die elendesten Versuche der Behörden zeigen, die Wähler einzuschüchtern, zu leiten, zu verlocken; die meisten dieser Versuche sind auf die kläglichste Weise gescheitert, einige freilich auch gelungen. Man sollte kaum glauben, daß soviel Nichtswürdigkeit in diesen Kreisen walten könnte. —

Der König von Würtemberg, der noch vor einigen Jahren dem Könige von Preußen beleidigend Hohn sprach, hat nun diesem auf Stolzenfels die Aufwartung gemacht, und ist von ihm, da grade sein 71ster Geburtstag eintrat, auf's schmeichelhafteste beglückwünscht worden. Er war außer sich vor Rührung. Früher erklärte er aus Haß gegen Preußen den Kaiser von Oesterreich als den Herrn, zu dem er halte! Geht es in den höchsten Ständen gerade so wie in den niedrigsten zu? —

In Koblenz Verlobung der Tochter des Prinzen von Preußen mit dem Prinz-Regenten von Baden, Enkel des Fräuleins Geyer von Geyersberg. Mißheirathen hat Preußen nie gescheut. —

Dienstag, den 2. Oktober 1855.

Neue Bekanntmachung des Grafen von Schwerin-Putzar über einen zweiten Erlaß des Landraths von Oertzen zu Anklam, der den Predigern seines Kreises nun den Grafen namentlich als einen solchen bezeichnet hatte, den man nicht wählen dürfe, obschon derselbe als Landrath die Herzen aller Eingesessenen gewonnen habe! Das Treiben der reaktionairen Behörden erscheint in seiner jämmerlichen Scheußlichkeit! — Es war die Rede davon, alle die Blätter, in welchen der Graf

ſpricht, mit Beſchlag zu belegen, bis jetzt iſt jedoch die ausgezeichnete Dummheit noch unterblieben. —

Abends Beſuch vom Prediger und Profeſſor Blanc aus Halle. Er war um ſeinem fünfzigjährigen Predigerjubiläum auszuweichen hiebergekommen. Er iſt freiſinnig und wahrheitsliebend, wie ich ihn von jeher gekannt: er haßt die Mucker, die Kreuzzeitungsleute, die Heuchler und Phantaſten. —

Trauernachricht im Abendblatte der Nationalzeitung, daß deren Mitredakteur Friedrich Paalzow am 29. September in Aarau an einem gaſtriſch-nervöſen Fieber geſtorben iſt! Er war ein ſehr guter Kopf und ein redlicher guter Menſch. —

In Ring geleſen. In „Ludwig Tieck, Erinnerungen aus dem Leben des Dichters ꝛc. Von Rudolph Köpke." Zwei Bände. Wie ungerecht Tieck über Heine ſpricht! Von Nachklängen Goethe'ſcher Lieder ſoll Heine das Beſte haben, was in ſeinen Dichtungen als neu gilt. Das möchte ſchwer zu beweiſen ſein. Tieck hätte eher ſagen können, von ihm habe Heine vieles; aber dazu mocht' er ſich wohl nicht verſtehen, denn da wäre gleich zu erkennen geweſen, daß bei Heine eine ſtarke Ader geworden, was bei Tieck ein Aederchen geblieben. Wenn aber Tieck und ſeine Freunde ſich über die ſchonungsloſe Frechheit beklagen, mit der Heine lebende Perſonen mißhandelt, ſo ſteht das dem Verfaſſer und den Bewunderern des geſtiefelten Katers und des Zerbine ſchlecht an. —

„Geſchichte der preußiſchen Politik. Von Joh. Guſt. Droyſen. Erſter Theil. Die Gründung. Berlin, Veit, 1855." Ein ſtarker Band von 650 Seiten. Fängt vom Mittelalter an und geht bis zum Jahr 1410, das Werk iſt demnach auf viele Bände angelegt, auf allzuviele für meine Geduld. Wie alles was Droyſen liefert iſt auch dies Buch mit großer Kenntniß und höherem Geiſt geſchrieben, aber der Stoff iſt für ſeinen geringen Gehalt doch gar zu ſchwer, und alle ſchmeichelnde Kunſt und Gewandtheit kann ihn nicht be-

Herzog von Richelieu für den hochfliegendſten Kopf halten. Wie der König von Neapel erfuhr, daß Geld in den Kaſſen ſei, rief er: «Pagano e son allegri, viva la costituzione!» Wer in unſeren nur gar zu ernſthaften Zeiten den Muth hätte, mit der luſtigen Seite zu ſpielen, dem könnte nicht der Stoff zum Lachen mangeln. Nach dem Rückzuge der franzöſiſchen Armee, die unter Championnet in Neapel eingedrungen, erſchienen dort Türken als Bundesgenoſſen des Königs beider Sizilien und des Pabſtes. Wo ſie hinkamen, war ihr Feldgeſchrei: «*Jacobina fatta cristiana*,» jacobins faites vous chrétiens. Ihr Italieniſch endigt überall auf a.

Und was ſagen Sie zu dem Marſchall Beresford, der, ein Alterego, aus Braſilien geſtiefelt, beſpornt zurückkehrt, und den Zelter, den er beſteigen, das Reich nicht wiederfindet, das er beherrſchen ſoll. Regitur fatis mortale genus.

Traurig, ſchrecklich iſt folgendes Ereigniß. Zu Burgos iſt achtzehn Perſonen die Todesſtrafe zuerkannt worden, weil ſie nicht belegen können, auf Geheiß des Königs Anſtalten zu ſeiner Flucht getroffen zu haben. Unter den Unglücklichen befindet ſich ein ehemaliger Polizeimeiſter. So mußte ehemals die Menins, ſagte eine Frau, für die Fehler des Dauphins büßen.

Die Londoner Theater geben dermalen ein Stück des ſpaniſchen Shakeſpeare, in welchem ein verrätheriſcher Horcher, hinter einem Kaſten kauernd, Ompteda heißt. Der Name iſt in böſen Ruf gekommen. Es ſteht zu erwarten, daß das franzöſiſche Melodrame ſich ihn zueigne. Schon ſpielt das Vaudeville mit grünen Säcken.

Die engliſchen Zeitungen ſind uns ausgeblieben. Vermuthlich war das Meer der Ueberfahrt entgegen. Allem Anſehen nach geht der ſchimpfliche Prozeß zu Ende, über den doch bei allen Partheien, wenigſtens hier, nur Eine Stimme

flügeln! Ganz unbefangen und absichtslos ist Droysen einmal nicht, er huldigt gangbaren Meinungen und Ansichten, eben weil sie gangbar sind. Hätte er wenigstens von hinten angefangen, und die heutige Politik zuerst geschildert, da würde ich vielleicht das Buch zu lesen im Stande sein! Vielleicht auch nicht. —

Ueber Goethe's Eugenia ist Tieck auch ganz befangen und blind. Er sieht nur die reine klare Form, und nicht den gewaltigen, leidenschaftlichen Gehalt. Man spricht von Marmorkälte, warum nicht von Marmorglanz, von Marmorschönheit? Ich habe das Trauerspiel zweimal aufführen sehen, in Berlin und in Lauchstädt, beidemal brachte es die stärkste Wirkung hervor, nicht nur auf mich, in Berlin auch auf Fichte, Frau von Boye ꝛc., in Lauchstädt auf uns hallische Studenten, auf Achim von Arnim. Gewisse Vorurtheile, auf falsche Meinungen und beider auch auf schlechte Antriebe gegründet, haben sich durch solche Autoritäten, wie Tieck's, unter einer Menge von Nachsprechern festgesetzt, — zu diesen gehörte auch Steffens —, und nur einem langen Zeitverlaufe gelingt es, dies Unkraut auszuretten. — Wie dumm und einseitig und quer wird nicht über den zweiten Theil des Faust geurtheilt. Freilich ist er nicht der erste! —

Mittwoch, den 3. Oktober 1855.

Ich erhalte russische Nachrichten mitgetheilt, die den Zustand des innern Rußlands sehr bedenklich schildern. In Moskau benutzt die dem Kaiser feindliche Parthei die traurigen Kriegsgeschicke, um die ganze Regierung anzuklagen; man wagt nicht Frieden zu verlangen, aber man fordert bessere Führung der Dinge. Man sagt, der Kaiser sei nach dem Süden abgereist, weniger um der Kriegsanstalten willen, als

vielmehr um gewiſſen Spannungen und Ränken, die ſich um ihn her zuſammenziehen, auf einige Zeit auszuweichen. Seit dem Tode des Tyrannen Nikolaus, wie er genannt wird, iſt das freie Wort wieder rege geworden und man ſpricht in Moskau, wie auch in den höheren Kreiſen zu St. Petersburg, freier als jetzt in Paris. So weit die Nachrichten. Aber daß man in Paris nicht frei ſpräche, iſt ein Irrthum. Das mündliche Geſpräch erſetzt reichlich den Zwang, der auf der Preſſe liegt. — Daſſelbe in Berlin! —

Immer neue Wahlumtriebe und Einſchüchterungsverſuche kommen an den Tag, und werden in den Wahlverſammlungen gerügt. Blätter werden mit Beſchlag belegt, Schriften verboten. Die Frechheit der Einwirkungen wird nur von der jämmerlichen Sophiſtik überboten, mit der jene ausgeübt werden, man erlaubt ſich die ſchamloſeſten Unterſchiebungen, Verdrehungen, nennt den König, wo man ſeine ſchlechten Räthe, die ihn ſelbſt am meiſten beſchädigen, nennen ſollte ꝛc. Die ganze Ruchloſigkeit der Junkerpartei tritt frech hervor. —

Herder auf dem Krankenlager, dem letzten, bat Gott um einen großen, erquickenden Gedanken. Das möchte man alle Tage von Gott erbitten. Aber die alten ſind ſtumpf geworden, und neue giebt es nicht. Große, befruchtende Gedanken ſind in Deutſchland für den Augenblick verſiegt, es werden keine erzeugt, wenigſtens mir kommen keine zu; und ich muß täglich mit den alten mich herumzerren, herumſchlagen! —

Donnerstag, den 4. Oktober 1855.

Der Prediger Jonas, Schwager des Grafen von Schwerin, hat geſtern in der Wahlverſammlung eine lange, kühne und eindringliche Rede gehalten, die von allen Seiten ſtürmiſch

beklatscht wurde, den anwesenden Minister des Innern (Westphalen) aber ganz verblüffte. —

In den Bierhäusern darf die Volkszeitung nicht gehalten werden; es besteht kein unmittelbares Verbot, aber Polizeileute kommen und sehen nach, und wenn sie die Volkszeitung finden, stellen sie dem Wirth in aller Stille vor, daß seine Gewerbserlaubniß in Gefahr sei, wenn er das Blatt ferner halte! —

Den „Wohnungsanzeiger" hat die Polizei dem Buchhändler Dr. Veit nun wirklich entrissen. Als er einsah, daß Hinckeldey das Geschäft durchaus haben wolle, trat er von der erfolglosen Behauptung ohne weitern Kampf zurück. Die Leute nennen das „einem sein Brot nehmen", und das gilt als gehässigster Vorwurf. —

Herr von Westphalen erklärt, wenn von Behörden Wahlumtriebe geschehen seien, so habe er davon nichts gewußt, noch weniger sie befohlen. Aber seine Erlaße strafen ihn Lügen. Nach der Rede von Jonas hat er ausdrücklich darauf verzichtet, in diesem Wahlbezirk gewählt zu werden. Er soll wie ein begossener Hund als Jammergestalt dagestanden haben. So geht's, übermüthig und frevlerisch am Ministertisch, feig und ohnmächtig vor der Oeffentlichkeit! —

Viele Demokraten, das bestätigt sich von allen Orten her, haben aus Trotz nicht mitgewählt, andre, als rothe bekannt, sind solche Pessimisten, daß sie zwar mitgewählt, aber ihre Stimmen für Gerlach, Wagener, Goedsche ꝛc. abgegeben haben. —

Welch ein großartiges Bild entwirft Frau von Dudevant von ihrem Freunde Michel de Bourges! Sie schildert ihn als einen Begeisterten, der mit Dante'scher Einbildungskraft furchtbare Prophetenworte spricht; aber auch sie selbst ist eine Begeisterte, indem sie mit dichterischer Macht ihn vor unsre Augen stellt. Die nächtlichen Auftritte und Wanderungen,

die ſie mit ihm und andern Freunden in Paris hat, ſind erhabne Zaubergemählde, in denen die ganze Zukunft ſich abſpiegelt. Ja, dieſe Zerſtörung des Alten wird kommen, ich ſehe ſie ſchon in allem, aber nicht bloß in gewaltſamen Ausbrüchen, ſondern auch in ſtiller Verweſung, die ſchon im vollen Gange iſt. Es iſt ſchrecklich, für einen ſo erhaltenden Sinn wie der meine, daß daſſelbe, was mein Gram iſt, zugleich meine Hoffnung ſein muß! —

Freitag, den 5. Oktober 1855.

Abends bringen die Zeitungen die Rede des Königs in Köln, worin manches Auffallende. Zum Lobe Köln's wird geſagt: „Auch die Krone fehlt nicht, ohne die jede große Stadt ein Unding, oder eine Gefahr wäre.“ Armes Hamburg, Bremen, Frankfurt, New-York! Aber Paris und London und Wien und Neapel, wie krongeſegnet! — Die Kreuzzeitung ſpritzt ihr Gift auf eine Rede des engliſchen Geſandten Mallet am Bundestage, gehalten zu Hamburg bei einem Gaſtmahle zur Feier des Sieges der Weſtmächte in der Krim; der Geſandte hat die Politik Preußens getadelt, in Worten, die, wenn die angeführten richtig ſind, gar nicht ſo ſchlimm lauten. Aber die Kreuzzeitung mochte daraus ein maßloſes, ein unerhörtes Verbrechen machen, der Geſandte ſoll nicht auf ſeinem Poſten bleiben können ꝛc. —

Auch Herr von Hinckeldey hat jetzt erklären laſſen, eine Wahl zum Abgeordneten nicht annehmen zu können, wegen ſeiner Amtsgeſchäfte. —

Die Times wüthen immerfort gegen Preußen, und widerſtreiten heftig der beabſichtigten Heirath des Sohnes des Prinzen von Preußen mit einer engliſchen Prinzeſſin. Der Prinz iſt jetzt grade in England, wie es heißt um zu werben. Der König, von der Kreuzzeitungsparthei geleitet, war in der letz-

ten Zeit dieſer Werbung abgeneigt, allein die Prinzeſſin von Preußen ſoll die Sache mit Kraft durchgeſetzt, den König mit ſcharfen Worten an ſein früher gegebenes Wort gemahnt haben. — Die Junkerpartei thut was ſie kann um zwiſchen Preußen und England feindliche Spannung hervorzurufen. Daher auch das Hetzen wegen der Rede Mallet's, die ſonſt wenig erheblich ſein würde. —

Herr von Reumont, der Jeſuit, iſt am Rhein wieder mit dem Könige zuſammengekommen, und von ihm zum Kammerherrn gemacht worden, eine Auszeichnung, welche — grade dieſe — beſonders auffällt und die entſchiedenſte Gunſt bezeugt. —

Sonnabend, den 6. Oktober 1855.

Die Nationalzeitung bringt einen ausführlichen, trefflichen Nachruf über den Karakter und die Thätigkeit Friedrich Paalzow's. — Benehmen des Landraths Dodillet in Inſterburg, würdig des Landraths von Oertzen in Anklam, ihn ſogar übertreffend! Die Nationalzeitung liefert die gewechſelten Schriftſtücke. Die Herren von Zaucken-Julienfelde und Brämer-Grunſtberg als Feinde der Regierung bezeichnet! Das lehrhafte Schreiben des Landraths iſt ein ſchreckendes Beiſpiel pedantiſcher Plumpheit und Verdrehung. Wie jämmerlich kann ſelbſt die Macht erſcheinen, denn die iſt unläugbar vorhanden! —

In George Sand geleſen. Die gemeine franzöſiſche Leſewelt macht nichts aus dem herrlichen Buche, ſie findet nur vanité et commérage darin! In ſolcher Leſewelt offenbart ſich nur stupidité et insolence. Geſindel will über die hohe Frau urtheilen! — Ging es Goethe'n bei uns beſſer? Sein herrliches Werk „Dichtung und Wahrheit" fanden die Leute — ja wohl die Leute! — langweilig und gehaltlos! Dieſen

Leuten muß man Heu und Waſſer geben und allenfalls Diſteln. —

Ein Pfarrer in Rochem an der Moſel bot dem König auf der Durchreiſe ein Glas Wein, und ſagte dabei: „Rein wie dieſer Wein, iſt die Geſinnung meines Orts.“ Der König erhob das Glas und ſagte lachend: „Doch nicht 48er?“ — Man findet dieſen launigen Einfall des Königs ſehr unpaſſend und anſtößig; ihm komme es nicht zu über die Ereigniſſe jenes Jahres zu ſcherzen, in welchem er die größte Demüthigung erlitten und ſo viele Verheißungen gemacht, von denen er keine erfüllt hat. —

Sonntag, den 7. Oktober 1855.

Die Times erklären ſich heftig gegen eine Heirath zwiſchen Preußen und England. Wie kann eine engliſche Prinzeſſin mit Ehren die Gattin eines Prinzen ſein, der vielleicht morgen ein ruſſiſcher Lieutenant iſt, die Anverwandte eines Königs, der von ſeinem Volke gehaßt und verachtet auf beſtem Wege iſt gleich den Bourbons ſeinen Thron zu verlieren? Das Blatt iſt hier ſtreng unterdrückt, aber die Kreuzzeitungsleute ſorgen dafür, daß es dem König vor Augen kommt. Sie haſſen England mehr als Frankreich.

In Pariſer Blättern hatte Lamartine bei Gelegenheit der Ermordung Cäſar's geſagt, der Meuchelmord ſei der Staatsſtreich des Volkes gegen die Fürſten. Man wollte ihn dafür vor Gericht ziehen, Louis Bonaparte jedoch hat es verhindert. —

Der Miniſter von Raumer ordnet für die Feier des Geburtstages des Königs im ganzen Lande Kirchen- und Schul-Feierlichkeiten an. Dieſer Kultus nimmt mit jedem Jahre zu. Der König ſelbſt und ſeine Behörden thun dazu. Aber

der Minister von Raumer! Wie er den König liebt und ehrt hat er in Köln 1848 gezeigt! —

In München siegt ganz und gar die altbaierische und katholische Parthei. Der schwache König wollte als Kronprinz den Jesuiten den Garaus machen; jetzt ist er ganz in ihrer Zucht. Dagegen hat das monarchische Prinzip nichts einzuwenden, das ist sein eigenstes selbst. Jesuiten oder Junker, oder auch Jesuiten und Junker! Die Könige sind ohnmächtige Spielwerke in den Händen derer, die sich ihre Freunde, ihre Anhänger nennen. —

Was in Dänemark vorgeht, was in Schleswig Holstein geschieht, ich mag mich um diese erbärmlichen Geschichten nicht im Einzelnen bekümmern. Verfaultes Königthum, verzeiteltes Volk! —

Gerede, Louis Bonaparte habe mit dem Könige am Rhein eine Zusammenkunft haben wollen, der König aber sie abgelehnt. Darüber wird viel gloſsirt, spöttisch und gehässig. Man erinnert an frühere Vorgänge, an Olmütz ꝛc. Louis Bonaparte, heißt es, läßt nicht mit sich spaßen, wenn der was ernstlich will. Das hören Preußen ruhig mit an, das sagen Preußen, erbittert über die Rolle, die sie den Staat spielen sehen! —

Montag, den 8. Oktober 1855.

Mir hat von Rußland geträumt; das weite Reich war aufgeschlossen, der Freiheit, dem Verkehr, alles wimmelte von freudiger Thätigkeit, die Tyrannei war im Großen wie im Kleinen abgeschafft, alle Furcht war verschwunden, alle früheren Verhältnisse wichen dem neuen Leben. Ein Traum, den aber der Wille Eines Menschen erfüllen könnte. —

Große Freude in der Stadt; von ihren neun Abgeordneten sind sieben freisinnig; Graf von Schwerin dreimal, Patow

und Kühne jeder zweimal gewählt. Die Kreuzzeitungspartei hat nur Eine Wahl durchgesetzt. In Magdeburg Bunsen gewählt, wahrscheinlich weil er in letzterer Zeit für Gewissensfreiheit aufgetreten ist; ob er Stich und Farbe halten wird, steht noch dahin. —

Von allen Seiten wird berichtet und verabscheut, daß die Regierung bei den diesmaligen Wahlen im ganzen Lande auf das gewaltsamste und schändlichste gewühlt, die niedrigsten Mittel aufgeboten hat, und doch, so viel sich jetzt übersehen läßt, mit geringstem Erfolg. —

Russische Verluste und russische Rüstungen; dabei doch geheime Versuche zur Friedensvermittlung durch Preußen und Oesterreich; die amtlichen Verneinungen sind falsch, und stützen sich höchstens auf den Umstand, daß dergleichen Versuche nicht offen in aller Form gemacht werden, sondern in vertraulichen Andeutungen, die nachher nichts gewesen sein sollen. Louis Bonaparte hat die preußischen Tastungen als unberufene schnöd abweisen lassen. Die Schmach hat man. —

Eine merkwürdige Erscheinung in unsrer Litteratur war zum Ausgang des achtzehnten Jahrhunderts die allgemein im Volke verbreitete Lesewuth und die derselben dargebotene Nahrung. Ich weiß in keinem andern Volk etwas Aehnliches. Wer es nicht erlebt hat, kann kaum eine Vorstellung davon haben. Auch jetzt liest das Volk viel und allerlei, aber mit jener Zeit ist das in keine Vergleichung zu stellen. Dienstboten, Handwerker, Höker, Lehrburschen alles las mit Heißhunger, und in der Regel die Herrschaften und Bildungssüchtigen ebenso; alles begnügte sich mit der rohsten Kost; Karl Gottlob Cramer, Spieß, Albrecht, Schlenkert, Kotzebue, waren die Lieblingsschriftsteller, Veit, Weber (Wächter) und Lafontaine befriedigten außer den gemeinsten Lesern auch schon etwas feinere. Aus dieser Leserei ist viel in das Volk übergegangen, Vorstellungen, Ausdrücke, Antriebe, mehr als man

glaubt. Das Volk hatte damals wenig zu thun, während in Frankreich täglich die größten Dinge vorgingen; jene Schriftsteller waren ihm litterarische Demagogen, und als solche keine schlechten Talente. Es wäre der Mühe werth, eine Darstellung ihrer Personen, Verhältnisse und Wirksamkeit zu versuchen. —

Die Gottsched'sche Zeit, in welcher auch das Mittelmäßige und Geringste, die verwässerte Nachahmung und dürftige Korrektheit sich zur Herrschaft erhoben hatten und diese unglaublich behaupteten, erstreckte ihre Wirkung nicht auf das eigentliche Volk, für welches sie zu matt und leer war, sondern auf die Gelehrten und Gebildeten, das heißt auf die zahlreiche Klasse der Pedanten und Weltleute, die fein und zierlich sein wollten. Wir begreifen jetzt kaum noch, daß so wenig Kern und Geist damals in den Leuten war. Doch lebten schon Winckelmann, Lessing, Möser, Goethe, und selbst Gellert muß als glänzende Ausnahme gerechnet werden. —

Unsre Litteraturgeschichte ist nicht so leicht und kurz abgethan; sie ist ein verwickelter schwieriger Stoff, wie unsre deutsche Reichsgeschichte; die rechten Gesichtspunkte werden erst in der Folge gefunden werden. —

Dienstag, den 9. Oktober 1855.

Der Ausfall der Wahlen im ganzen Lande, so weit er sich schon übersehen läßt, scheint noch immer das Uebergewicht des Ministeriums zu sichern, wenn auch die freisinnige Opposition verstärkt worden. Landräthe, Rittergutsbesitzer, Knechtischgesinnte oder doch Knechte in großer Zahl. Folge des nichtswürdigen, unsinnigen, aber den Ministern dienenden Dreiklassen-Wahlgesetzes. Freilich war die Volksbetheiligung bei den Wahlen gering. Aber auch das ist Folge des oktroyirten Willkürgesetzes. —

Ueber Reument's Kammerherrnwürde iſt der hieſige Hofadel in wahrer Wuth; es ſei keine Ehre mehr, den Schlüſſel zu haben, wenn man ihn mit ſolchem —, Parvenü, Jeſuiten zuſammenhaben ſolle; man fragt, ob ſeine Schweſtern noch den Putzladen in Aachen haben u. ſ. w. Eine wahre Empörung! —

Herrn Aſcherſon, den Philologen, von der Philologenverſammlung aus Hamburg zurückgekehrt, bei Ludmilla'n geſehen. Er war ſehr zufrieden mit allem was ihm dort begegnet und was er geſehen. Helgoland, Gaſtfreiheit ꝛc.

In Goethe geleſen, — den herrlichen Aufſatz über Krummacher's Predigten, im Horatius, in Tieck's Leben. —

Ein Jeſuit aus Paderborn ausgewieſen. Wie hat das geſchehen können? Vielleicht Mißgriff einer Unterbehörde, den die Oberbehörde wieder gut macht! Oder hat der Mann bei den Wahlen ſich ſchlecht benommen? Ja dann wird er ſein Unrecht zu büßen haben! —

Ludwig Tieck hat dem Herrn Köpke ſorgfältig immer angezeigt, wenn er irgend einen Gedanken gehabt, den Andre ausgeführt, ein Urtheil ausgeſprochen, das Andre ſich angeeignet, beſonders aber wenn er Andern ganze oder halbe Arbeiten überlaſſen und ihnen erlaubt hat ſeine Autorſchaft zu der ihren zu machen. Hiebei kommt vor allen der arme Bernhardi übel weg, bald ſoll Tieck, bald Tieck's Schweſter verfaßt haben, was unter Bernhardi's Namen geht. Hier wäre noch erſt genau zu prüfen, ob Tieck's Erinnerung immer richtig war, ob er nicht in manchen Fällen ſich geirrt, oder auch Köpke die Sachen irrig aufgefaßt hat. Was Bernhardi mir in früheren Zeiten mitgetheilt, ſtimmt oft gar nicht mit dieſen Angaben, und ich habe Bernhardi'n nie unwahr oder prahleriſch gefunden. Gewiß iſt, daß die Freunde und Schwäger vieles gemeinſam getrieben, erdacht und ausgeführt haben, und daß es oft ſchwer ſein mag, jedem ſein Theil genau zuzu-

herrſcht. Aus dem Beſuche des Prinzen von Koburg und einem andern Umſtande, der in der Pairskammer ſtattgefunden, will man ſchließen, daß das Miniſterium gelindere Saiten aufziehe. Die Folgen des begangenen Unſinns laſſen ſich ſchwerlich verwinden. Das Privatleben königlicher Perſonen einer Zeit bloßzuſtellen, deren Meinung ſich mit der frechſten Elaſtizität bewegt, iſt eine läſterliche Unbeſonnenheit, und ich kann es den Inſaſſen von Southwark nicht verargen, wenn ſie ein anderes Miniſterium verlangen.

Von der neuen Ausgabe des «Contrat social» wurden in der erſten Woche tauſend Exemplare abgeſetzt. Das hat den Oberſt Touquet nicht gehindert, eine vollſtändige Ausgabe der Rouſſeau'ſchen Werke anzukündigen, im Geſchmack des Voltaire, wovon jetzt jeder Theil zu 6000 Fr. verkauft wird, trotz zweier gleichzeitigen andern Auflagen der Voltaire'ſchen Schriften. Die erſte Auflage von Guizot iſt 1500 Exemplare ſtark geweſen. Die dritte, wenn nicht ſchon im Umlauf, ſteht unter der Preſſe. Nur etwa 100,000 Exemplare von der zweiten Millionausgabe der Charte ſollen noch vorhanden ſein. Ein Doſenfabrikant iſt auf den Einfall gekommen, Touquet'ſche Doſen zu verfertigen. Für die Erlaubniß, ihnen dieſen Namen beizulegen, hat er dem Oberſt Touquet 4000 Fr. bezahlt. Auf der einen Seite ſchildert ſich die Eidleiſtung des Königs und des Grafen von Artois (15. Mai 1815), auf der andern Seite ſieht man die Siegesſäule der Place Vendome, umſtellt von den Namen der Deputirten, die für Aufrechthaltung des Wahlgeſetzes geſtritten, beides mit anſpielenden Umſchriften. 200,000 Stück dieſer Doſen ſind auf der Stelle über ganz Frankreich ausgegangen, jedes zu 20 Sous. Die Vermögensumſtände des Töslers haben ſich beträchtlich gehoben. Er iſt mit ſeinem Waarenlager in eine Zimmerreihe, erſten Stock, Straße

ſchreiben. Nicht immer iſt auch der, welcher grade die Feder geführt, der wahre Autor. —

Mittwoch, den 10. Oktober 1855.

Die Nationalzeitung bringt ſeit kurzem einige Aufſätze über Häuſſer's deutſche Geſchichte, recht brav und gutgemeint, aber wie der Autor ſelbſt, den ſie beſprechen, einen Standpunkt nehmend, der für jene Zeit nicht gelten kann. Gute deutſche Geſinnung, wie ſie heute verlangt wird, gab es damals nicht, und konnte es nicht geben, ſie mochte mit alten Zeiten ſpielen wie Klopſtock that, oder in den Lüften ſchweben, ein Boden wo ſie hätte fußen können, war nicht zu finden. Und was kann denn heute gute deutſche Geſinnung thun, als etwa mit hohlen Worten um ſich werfen, oder revolutionaire Wünſche hegen? Damals jauchzte gute deutſche Geſinnung über den Fall der Baſtille, heute über den von Sebaſtopol; wo iſt da der Unterſchied? Außer daß der erſtere Fall doch noch beſſer war, als der letzte. —

Auswärtige Blätter ſprechen rückſichtslos über das Benehmen der preußiſchen Regierung bei den Wahlen und nennen es eine ſchamloſe Wühlerei. Die Ausſchreiben der Landräthe, Kleiſt-Retzow's ꝛc. werden als Beleg angeführt und nachdrücklich abgefertigt. —

Der Polizeidirektor Dam in Paderborn — in Folge des Aergerniſſes mit dem Jockeyklub hier im Hotel du Nord erſt dorthin verſetzt — iſt ſchon wieder abgerufen. Er hatte katholiſche Flugſchriften in Beſchlag genommen, der Miniſter des Innern hat das ſehr mißbilligt und die Schriften wieder freigegeben. Der arme Dam zeigt einen ungeſchickten Dienſteifer. „Gehört zur Polizei, und weiß nicht, daß Junker und Katholiken im heutigen Preußen nicht Unrecht haben können, er denkt wohl, er hat immer Demokraten vor ſich?“ —

Bei Gelegenheit von Tieck's Leben, wie es Herr Köpke geschrieben hat, bietet sich mir ganz passend folgender Ausspruch Johannes von Müller's dar: „Es ist schädlicher, als man glaubt, daß in dem Leben berühmter Männer so manches verhehlt wird; wie kann die Geschichte eine Schule der Menschenkenntniß werden, wenn sie den Menschen nicht zeigen darf, wie er ist?" —

Die Verleihung des schwarzen Adlerordens an den Kardinal Erzbischof von Köln Johannes von Geissel hat hier vielfaches Mißfallen erregt. Dieses höchste Ehrenzeichen Preußens haben am Hofe nur zwei Personen, im Heer nur Wrangel, in der Verwaltung niemand. (Kein Minister.) — Aber die Katholiken stehen in Gunst. —

Der König hat dem Herrn Minié in Paris, dem Erfinder der nach ihm genannten Gewehre, die große goldne Friedrichsdenkmünze und die Werke Friedrich des Großen zugeschickt. —

Das Leben Tieck's liest sich ganz angenehm und ist gut geschrieben, in maßvoller Haltung, was mit einiger Schwächlichkeit — wie in dem Buch der Frau von Wolzogen über Schiller — sich recht wohl verträgt. Es ist ein Werk der Pietät, und als solches zu loben. Der Verfasser hat auch wohl von dem, was er verschweigt, nicht viel gewußt. —

Donnerstag, den 11. Oktober 1855.

Was hab' ich heute hier von der großen Stadt? Es geht durchaus nichts vor. Nicht am Hofe, nicht in der Gesellschaft, am wenigsten in der Oeffentlichkeit, doch sind die elenden Theater gefüllt, und die Wirthshäuser, glänzende und schmutzige, wo auch nichts vorgeht. —

Ich lese immer noch in Tieck's Leben, das mir viel zu denken, zu erwägen giebt. Von Tieck's ökonomischer Lage ist nie

die Rede, und doch iſt dieſe in ſeinem ganzen Weſen von größter Wichtigkeit; wenn er nicht geworden iſt, was er ſeinem Genius nach werden konnte, ſo ſind daran vorzüglich zwei Dinge ſchuld, ſeine von Anfang und immerfort — bis auf die letzten Jahre — zerrüttete Wirthſchaft, und das Laſter ſeines Vorleſens, denn ein Laſter war es, wie das Weintrinken im Wirthshaus, oder das tödtende Kartenſpiel. Wie er ſeine Freunde mißbraucht hat, beſonders Wackenroder, dann Burgsdorf, auch Rumohr, darüber wurden die bitterſten Klagen geführt. Wilhelm von Schlegel machte eine Gloſſe darauf, ein Spottgedicht, das mir einmal mitgetheilt wurde. Seine Schuldverhältniſſe waren ebenfalls ſehr widerwärtig und hemmten ihn. Seine „Cevennen“ hat er bloß deshalb nicht vollendet, weil Reimer ihm das Honorar früh vorausbezahlt hatte, und Tieck nun lieber etwas ſchrieb, wofür er friſches Honorar bekam. Dieſe Mißverhältniſſe griffen tief ein. Von ſeinen Weibergeſchichten, frühern und ſpätern, ſchweigt die Biographie ganz; manche waren allerdings ſchwierig darzuſtellen, z. B. die Liebſchaft mit ſeiner Schwägerin Marie Alberti, die nachher als Büßerin katholiſch wurde, nachdem Tieck, um ſie los zu werden, an Bernhardi ſie gleichſam abgetreten hatte. Von der Schweſter, Sophie Bernhardi, nachherigen Frau von Knorring, wird nur in Umriſſen berichtet. —

Wichtige Nachricht aus Hannover! Das Obergericht in Aurich (Oſtfriesland), beſtehend aus drei Richtern, hat den Muth gehabt, in einem Rechtsſtreit ein Erkenntniß abzugeben, in welchem die oktropirte Verordnung vom 1. Auguſt d. Jahrs als nicht rechtsgültig erklärt wird. Dies hat eine brutale, alle Rechtspflege gefährdende neue Oktropirung zur Folge gehabt, die Errichtung eines Staatsgerichtshofes, der im Disziplinarwege jeden mißfälligen Richter entlaſſen kann. Der Staatsgerichtshof iſt bereits ernannt. So werden die Deutſchen von ihren Regierungen, Hannover von ſeinem blinden König und

deſſen verruchten Rathgebern behandelt! Für den Augenblick iſt das Volk machtlos gegen ſolche Schändlichkeit, wird es aber machtlos bleiben? —

In Kaſſel hat Haſſenpflug mit ſeinen Spießgeſellen Vollmar und Baumbach ſeine Entlaſſung begehrt; neue Miniſter werden ſchon genannt. Ob das was bedeutet, wird ſich bald zeigen. Vielleicht geſchieht diesmal den Spitzbuben Unrecht! —

Die drei Obergerichtsräthe in Aurich heißen Ludewieg, Jeſſe und Planck; letzterer iſt ein Enkel des berühmten (Gottesgelehrten (und nur Obergerichtsaſſeſſor). — [Jeſſe hat anders geſtimmt, ſchlecht!]

Es wird vielfältig erwähnt, daß Ludwig Tieck eine auffallende Aehnlichkeit mit Napoleon Bonaparte gehabt; indeß war die Aehnlichkeit Bernhardi's mit dem Kaiſer noch viel größer; im Jahr 1806, wenn er einen franzöſiſchen dreieckigen Hut aufſetzte, war es zum Aufſchreien. Zwiſchen Tieck und Bernhardi war jedoch nur geringe Aehnlichkeit. —

Freitag, den 12. Oktober 1855.

Ueber das Treiben der Behörden in den Wahlangelegenheiten häufen ſich die ſchmachvollſten Anklagen. Keine Lüge, keine Verläumdung, kein Kniff wurde geſpart. Und dies alles ging von oben aus, wie ſehr man ſich jetzt bemüht, es auf den unbefugten Eifer von Unterbeamten zu ſchieben. Der Konſtableroberſt Patzke iſt ſehr empört, daß man auch ihn als ſolchen preisgiebt, und ſagt laut, was er gethan, habe er auf ausdrücklichen Befehl des Herrn von Weſtphalen gethan, und wenn der ſage, daß er ſelber davon nichts gewußt, ſo lüge er. —

Etwa zwanzig vormalige Mitglieder des Abgeordneten-

hauses, die zur Opposition gehörten, sind diesmal durchgefallen, unter andern Bethmann-Hollweg, Vincke (Olbendorf), Wentzel, Milde, Alfred von Auerswald, Brämer ꝛc. Durch Nachwahlen werden einige wohl noch gewählt werden. —

Wie übermüthig der — Louis Bonaparte auf England wirkt, giebt sich dadurch erschreckend zu erkennen, daß man dort auf sein Andringen ernstlich daran denkt, die Flüchtlinge zu entfernen, nach Amerika oder sonst wohin, entweder durch Parlamentsakte oder durch bloße Ministerverfügung, wenn zu dieser sich eine Form findet. Wenn England sein Zufluchtsrecht verliert, ist es nicht England mehr, trägt es auf der Stirne nicht mehr Stolz, sondern Scham. Gelingt dem —, diese Schmach auf England zu bringen, so hat er dem verbündeten Lande tiefern und heillosern Schaden gethan, als dem feindlichen der alte Bonaparte je hat zufügen können! —

Sonnabend, den 13. Oktober 1855.

Der König hätte dem armen Teufel Reumont kein schlimmeres Geschenk machen können, als den Kammerherrnschlüssel. Alle Kammerherren, die ganze Hofaristokratie, alles ist empört; sie sehen dies als eine Herabwürdigung der Ehren an, die ihnen allein gebühren; daß es schon Beispiele der Art gegeben, daß Neugeadelte Kammerherren geworden (auch Johanniter), kommt nicht in Betracht, in Reumont sehen sie nur den unwürdigen Plebejer, den Heraufkriecher. Ein alter Hofmann rief mit Entsetzen bei der Nachricht aus: „Nun ist keine Sicherheit mehr! Nun sieht man, daß der König fähig ist alles zu thun!“ Der wüthendste Haß wirft sich auf Reumont, man will ihm eine öffentliche Kränkung zufügen, der Oberkammerherr Graf von Dohna soll ihn mit schneidender Kälte behandelt haben. —

Die Prinzessin von Preußen wurde am Rhein, während der Unpäßlichkeit der Königin, überall aufs Befliſſenſte ausgezeichnet. Die Königin hierüber mißvergnügt. —

Unſre Wahlen ſind ſchlecht ausgefallen, die Servilen ſind weit im Vortheil; was noch gut an der Verfaſſung iſt, ſchwebt in größter Gefahr; Junker und Regierung werden auf ſtändiſche Gliederung hinarbeiten, es können jämmerliche Zuſtände kommen! Den Peſſimiſten iſt das ganz Recht, ſie wünſchen, daß das Aeußerſte komme, damit auch ſie das Aeußerſte nach ihrer Art herbeiführen. Die Mehrzahl der Wähler iſt den Wahlen fremd. In dieſem Regierungsbezirk Berlin und Potsdam haben von 105602 Wählern nur 17180 theilgenommen; in andern Bezirken iſt das Verhältniß noch niedriger. Die Maſſe des Volks findet es nicht der Mühe werth, in dieſer Verfaſſung etwas zu ſein; man wartet auf Ereigniſſe, auf große Veränderungen; ſie werden kommen. —

Im Tacitus geleſen; ſehr erhebend, wenn man den Geſchichtſchreiber als Hauptſache nimmt, ſehr niederſchlagend, wenn den Inhalt! wenigſtens iſt dieſes Leſen nicht erheiternd! — Goethe'ſche Briefe, Tieck's Leben. —

In Potsdam ſtellte ein Kandidat den Wählern ſeinen Spruch „Mit Gott für König und Vaterland!“ Ein Gegner fand dieſen nicht genügend, und erklärte ſich für beſſer geſinnt, er ſei ganz und gar für die Miniſter! Welch eine Satire er damit machte, ahndete er nicht. Aber ſo ſteht es, die Sache iſt richtig. —

Manteuffel, Weſtphalen und Hinckeldey ſind tief gekränkt durch ihre Niederlagen bei den hieſigen Wahlen; Rückzug iſt hier ebenfalls Niederlage. Aber ſie ſind auch ſehr ergrimmt, und ſchimpfen auf das Wahlweſen. —

Der Jude Salomons, erwählter Lord Mayor von London, iſt unſern Zeloten und Junkern ein ſchreckliches Aergerniß. Sie ſchimpfen und läſtern gewaltig! —

In der Augsb. Allgemeinen Zeitung wird von der Schwäche der preußischen Demokratie gesprochen, man habe sie überschätzt, sich ohne Noth gefürchtet ꝛc. Die Furcht war allerdings übergroß und zeigte die Schwäche der Regierung. Der Esel von Schreiber weiß aber von der Demokratie nichts, sonst würde er wissen, daß die Demokratie kein stehendes Heer hat, aber ihr Aufruf plötzlich einen Heerbann unter Waffen stellen kann, von dem die preußischen Truppen vielleicht nur ein Theil sind. Waren sie es im Sommer 1848 nicht etwa?

Sonntag, den 14. Oktober 1855.

Die Volkszeitung macht schneidende Betrachtungen über Kassel und Hannover; seit fünf Jahren habe Hassenpflug in Kassel bei aller Willkürmacht und Unterstützung vom Bundestage keine geordneten Zustände herzustellen vermocht. — Beschlagnahme des Bethmann-Hollweg'schen Wochenblattes, eines Görlitzer Blattes ꝛc.

Heute ist es neunundvierzig Jahre, daß die Schlachten von Auerstädt und Jena geschlagen wurden. Ein ernster Gedenktag! —

Der Geburtstag des Königs wird morgen von denen am meisten gefeiert, die ihn am entschiedensten hassen, und ist es nicht zum Erbarmen, daß der König selber das meiste dazu thun muß, daß er seine Kanonen die Feier verkünden läßt, daß er die Prediger und Schulmeister aufbietet, daß die Polizei und die Regierungsbehörden allerlei Bezeigungen anordnen! All dergleichen fand bei dem vorigen Könige nicht Statt. —

Ich habe heute das Tieckbuch zu Ende gelesen. Wie sehr ich Tieck hoch stelle, als Dichter ihn zunächst an Goethe und Schiller reihe, wie sehr ich geneigt bin, seine Menschlichkeiten zu erkennen und zu entschuldigen, den Leidenden zu bedauern,

ſo hat doch der Schluß des Buches, wo die Meinungen und Anſichten Tieck's über Zeitfragen mitgetheilt werden, mich empört! Welche Beſchränktheiten und Vorurtheile, welche Rohheiten und Gemeinheiten hatten ſich in dem alten Böſewicht feſtgeſetzt! Das Hängen findet er ſchön, die Zünfte lobt er, über Verfaſſung und öffentliches Verhandeln ſpricht er wie der gemeinſte Philiſter. Pfui! —

Montag, den 15. Oktober 1855.

Geburtstag des Königs. Kanonenſchüſſe. Schloßkuppel-Muſik. Glückwünſche, Gaſtmähler, elende Gedichte; keine Beleuchtung. —

Der König hat die Freigebung der Blätter der Times befohlen, welche die bekannten Schmähungen gegen ihn enthalten. In Berlin und in ganz Preußen nur wenige Abdrücke! Ob unſre Zeitungen nun jene Artikel aufnehmen dürfen? ſie werden es nicht wagen! Am erſten thäte es noch die Kreuzzeitung, die neben dem Vergnügen auf England zu ſchimpfen zugleich den geheimen Kitzel befriedigte, dem Könige den Schimpf unter der Hülle der verehrungsvollſten Entrüſtung vorzuhalten. —

Nachricht von einer großen Niederlage der Ruſſen unter dem General Murawieff beim verſuchten Sturm auf Kars, 4000 Todte werden angegeben. — Nachträglich berichten die ruſſiſchen Blätter das von der Kreuzzeitung geläugnete Reitergefecht bei Eupatoria, und geben die gemeldeten Verluſte zu, deren Schuld ſie dem General von Korff beimeſſen; ſpielt hier der Haß gegen die deutſchen Namen ein? —

Der Geh. Rath Bunſen hat die in Magdeburg auf ihn gefallene Wahl zum Abgeordneten nicht angenommen, „aus Geſundheitsrückſichten". —

Von Baader's Werken der achte und der neunte Band.

Mit welcher Beharrlichkeit, Aufopferung und Mühe der wackre Franz Hoffmann dies Unternehmen durchgeführt, unter der größten Ungunst der Zeitläufte! Mir ist indeß die Freude an dem Werke vergällt durch die katholisch-kirchliche und auch politisch-trübe Farbe, die das Ganze hat annehmen müssen. Daß er ein Katholik und ein Baier war, ist Baader's Unglück, und sein Herausgeber ist leider beides auch, muß es noch mehr sein, als er möchte. Die Schriften Baader's geben keine Vorstellung von dem, was er im Leben als freie Persönlichkeit war. Seine tiefen Lehren wirkten im Gespräch frisch und heiter, waren an keine Oberfläche gebunden, konnten sich mit allen äußern Formen vertragen, weil sie von diesen sich nie bedingen ließen. In den Schriften erscheint er oft als Zelot, als Anhänger der Großen. Seine Philosophie, in welcher Tiefsinn und Geistesmacht walten und die kühnste Dialektik geschickt arbeitet, wird doch schwerlich durchdringen und den Einfluß haben, den ihr Hoffmann beilegen will; sie ist mehr ein Denkmal der Vergangenheit, als ein Gebild der Zukunft. —

Eines sollt' ich endlich lernen in dieser für mich so peinvollen Zeit, aber ich lern' es nicht, und alle Vorsätze schwinden bei erster Gelegenheit in nichts! Ich sollte lernen, alles härter und gleichgültiger zu nehmen, sowohl was mich betrifft, als besonders auch was Andre. Wie schnell wird alles zur Vergangenheit, und bekommt dann doch ein andres Gesicht! Daß ich empfindlich für mich bin, möchte noch hingehen; aber für Andre es zu sein, ist ein großer Fehler, eine Selbstopferung, die Niemand uns dankt, deren Anlaß der Andre vielleicht gar nicht gefühlt hat. Aber wer dazu einmal eingerichtet ist, der kann es gar nicht lassen, der kann die Gemüthsbewegung gar nicht abwehren. So geht es mir, und so leb' ich jeden Tag unter vielfachen Wunden und Schmerzen, von denen die Andern nichts wissen. —

Dienstag, den 16. Oktober 1855.

Alle unsre Zeitungen, auch die es sonst nicht thaten, sprechen oder berichten vom Geburtstage des Königs, man glaubt, die Polizei habe deßfalls bestimmte Weisungen ergehen lassen, denen zu trotzen nicht klug gewesen wäre. Auch meinen manche Leute, man müsse den König äußerlich hochhalten schon um des Auslandes willen. Sie machen's wie mit der Religion, sie verachten die kirchlichen Anstalten, wollen aber, daß Andre sich ihnen fügen. Ein märkischer Junker, erzählt man, hörte Mißreden gegen den König mit Zustimmung an, als er aber vernahm der Mißredende sei ein Bürgerlicher, flüsterte er einem andern Junker zu: „Ich dachte es wäre einer von uns! Was hat der sich in unsre Sachen zu mischen?" Sie glauben wirklich, unzufrieden mit dem Könige zu sein komme nur ihnen zu, sei ein Vorrecht der Edelleute. —

In Baader's Lehren möcht' ich eine Scheidung vornehmen, eine Scheidung der tiefen Gedanken von ihrer theologischen, scholastischen Hülle, des reinen Sinnes von den Wahnbildern, die sich darum gelegt. In seinen Gesprächen machte er selber diese Scheidung, wenigstens wenn er mit Rahel und mir zu thun hatte; da war er nur der hohe Denker, heiter und klar in tiefen, reinen Gedankenreihen. Wenn er mit Koreff sprach, so nahm er schon etwas mehr Zuthat von mystischen Phantasmen und wunderlichen Ausdrücken, weil er wohl sah, daß es bei dem angebracht war. Mit Justinus Kerner ließ er sich ganz in den Wust von dessen Abgeschmacktheiten versinken, und machte den rohesten Wahn und Aberglauben mit. Der arme Baader! Er konnte lebenslang die schlechte Hülle nicht abwerfen, welche das hergebracht Heilige um seinen großen Geist geworfen hatte! — Von seinen Gesprächen hab' ich einen Genuß gehabt, wie von keinen andern, die ich mit unsern Philosophen gepflogen; diese wollten meist gar nicht von ihrer Sache sprechen; Baader wollte und konnte das immer,

St. Honoré 92 gezogen. In dem Geiſte der Doſen wird eine Konſtitutionsmedaille geprägt, zu 8 Fr. Wie ich höre, drängen ſich die Subſkribenten. Was beweiſen die erwähnten Thatſachen? Das Daſein einer ſehr weit und breit ausgedehnten Maſſe anſäſſiger Freiſinnigkeit, denn die Thätigkeit zu Beförderung gewiſſer Angriffe und Vorſtellungen würde nicht lange ausreichen, wenn ſie keine große Unterſtützung in der Denkart des Publikums fänden. Und doch giebt es Leute, hier und auch vielleicht in dem übrigen Europa, die ſich einbilden, daß ſie, und wenn man die Sache gehörig angreife, in der Geſchwindigkeit diplomatiſchen Noten weichen werde. Andere fordern herbere Mittel. Man ſpricht von einem Pamphlet, das nicht weniger verlangt, als Deportation von einigen hunderttauſend Perſonen, worunter vorzüglich Schriftſteller. Es giebt nichts Zweckmäßigeres, um die Barbarei der roheſten Jahrhunderte herzuſtellen. Aber iſt es denkbar, daß ſich lebendige Kräfte ohne den blutigſten Widerſtand tödten laſſen, und in dem Wageſpiel des Krieges ſtechen einander, je länger er dauert, je ſicherer, die Würfe aus. Nur in der Erhaltung des vorhandenen Beſitzſtandes, wenn er ein vernünftiger war, zeigt mir die Geſchichte Frieden. Der Beſitz unſerer Zeit beſteht hauptſächlich in Ideen. Gegen dieſe ſollen Baſchkiren und Kalmucken zu Felde ziehen. Gelänge es der Kultur, das weſtliche Europa zu zertrümmern, wie bald würden ſelbſt diejenigen unſerer Zeitgenoſſen, denen die Fortſchritte des menſchlichen Geiſtes Gräuel ſind, ihr Elend ſpüren und bejammern, zum Umſturz einer Ziviliſation beigetragen zu haben, an deren Schickſal ihre eigene Wohlfahrt hing, ohne daß ſie es erkannten.

Den ſchnellen Wechſel der Dinge in Darmſtadt weiß ſich hier niemand zu erklären. Auf Hrn. von Otterſtedt

und mit frischester, belebtester Geistesgegenwart. Seine schriftliche Mittheilung war weder so frei noch so gewandt, indeß bei aller Schroffheit und Derbheit doch stets anmuthig, geistvoll, sogar witzig. Mit Recht sagt Franz Hoffmann: „Der eigentliche Kern, wenn man so sagen darf, des Baader'schen Stils ist vortrefflich, und Baader hätte ihn nur mehr von den äußerlichen Nachlässigkeiten befreien sollen, um ihn als einen wahrhaft klassischen hervortreten zu lassen. In den Tagebüchern aus der Zeit des Jünglings- und des angehenden Mannesalters schrieb Baader ohne alle auf Schönheit der Darstellung gerichtete Absicht in einem so trefflichen Stil, daß sich jene genialen Ergüsse des eben so innig fühlenden wie tief denkenden jugendlichen Geistes neben das Herrlichste und Schönste stellen, was die deutsche Litteratur aufzuweisen hat. Nicht weniger erhebt sich der Stil der von Baader zwischen dem sechzigsten und siebzigsten Lebensjahre geschriebenen Schriften oft nahebin zur Höhe ächt klassischer Darstellungsweise." Hoffmann beruft sich hiebei auf die Urtheile von Varnhagen, Gubrauer, Carriere, Hamberger ꝛc. —

Mittwoch, den 17. October 1855.

Unsre Zeitungen sprechen mehr als sonst vom Könige, auch die Nationalzeitung, auch die Volkszeitung; Folge polizeilicher Andeutungen oder Mahnungen! Was können die Blätter thun? Sterben wollen sie doch nicht, und so müssen sie sich fügen. Nach und nach sinken sie alle auf das Maß der gewöhnlichen alten Zeitungen zurück. Ich würde freilich lieber die Sache aufgeben, aber rathen kann man das nicht unbedingt jedem, abgesehen davon, daß es noch zweifelhaft ist, ob es das Rathsamste wäre! — Man empfiehlt mir Bunsen's Schrift, Briefe an Arndt über die Zeichen der Zeit; ich bin

nicht sehr begierig darauf; im zweiten Theile wird er den — Stahl, den Umkehrer der Wissenschaft, verarbeiten. Recht so! schlagt euch untereinander, da geht kein Streich verloren! —

Der General von Wrangel hat zu einem Bekannten von mir heftig gegen Herrn von Hinckeldey gesprochen, derselbe achte kein Gesetz, übe despotische Eigenmacht, gefährde das Staatswohl, arbeite den Demokraten in die Hände ꝛc. Man müsse alles aufbieten, ihn zu stürzen; in den letzten Wahlbewegungen habe er Recht und Wahrheit mit Füßen getreten, dem Ansehn der Regierung unter dem Vorwand ihm zu dienen unendlich geschadet ꝛc. —

Den französischen Flüchtlingen auf Jersey hat der Huldigungsbesuch der Königin Victoria bei Louis Bonaparte zu heftigen Schmähungen in Versen und in Prosa Veranlassung gegeben, sie habe Ehre und Scham verloren ꝛc. Das wird den Flüchtlingen übel bekommen! Die Engländer fühlen die tiefe Schmach, deßwegen wollen sie ihre Schande nicht aussprechen hören. Louis Bonaparte's Dringen auf Entfernung der Flüchtlinge wird dadurch sehr befördert. Aber die Wahrheit ist doch gesagt! —

„Reisebriefe aus Belgien, Frankreich und England im Sommer 1854. Von V. A. Huber. Hamburg, Raubes Haus." 2 Theile. Kein Buch für mich! Ein Pietist, der sich mit der Kreuzzeitung entzweit hat, und feindlich gegen diese auf eigne Hand weitergeht, das ist noch nicht so wichtig oder merkwürdig! Wilhelm von Humboldt lobte einst über Gebühr das Buch dieses Huber über Spanien; man glaubte damals dieser könne ein Sohn Humboldt's sein, aber der Freigeist hat schwerlich einen Pietisten gezeugt! —

Donnerstag, den 18. Oktober 1855.

Besuch von Herrn Dr. Rudolph Köpke, dem Sohne meines Universitätsgenossen in Halle, des damaligen Famulus von Fr. Aug. Wolf. Ein kluger, einsichtsvoller Mann. Er gesteht mir, daß es sein Vortheil war, bei Abfassung seines Buches von Tieck's Leben nicht mehr zu wissen, als was er durch diesen selbst davon erfahren, von manchen Schattenseiten und dunklen Vorgängen nur Andeutungen zu haben, hinter denen das Einzelne sich verborgen hielt. Seitdem hat er freilich vieles gehört, was er aber als unverbürgt bei Seite lassen konnte; genug, daß in seinem Buche die Ansätze zu finden seien, wo dergleichen eingefügt werden könne. Daß sein Buch, in Folge der Art seiner Entstehung, einen Anflug von Schwäche habe, wollte er nicht läugnen, die Pietät seines persönlichen Verhältnisses muß dies verantworten. —

In den Zeitungen auch nicht die kleinste Nachricht oder Angabe, die mir zur Freude, zum Anknüpfen frischer Gedanken wäre. In ganz Europa nirgends ein heller Funke, nur Zündstoff in ungeheurer Anhäufung! Statt des klaren Lichtes wird trübe Flammengluth kommen, die wünsch' ich nicht! —

Die Neue Preußische Zeitung nimmt sich ihres Hassenpflug an. Sie macht die Mehrheit der Stimmen geltend, welche für dessen Günstling Bilmar vorhanden war, und die der Kurfürst nicht achten will. Diese Verächterin der Majorität, diese Preiserin der Autorität! Aber Widerspruch gegen sich selbst, heute Nein, morgen Ja, das ist dieser frechen Parthei tägliches Brot. —

Louis Bonaparte zeichnet einen Beitrag von 12,000 Franken zu einer kolossalen Erzbildsäule der Jungfrau Maria, und verspricht Metall dazu von den eroberten Kanonen Sebastopols! —

Die Volkszeitung macht ihre gehörige Ausbeute von Haſſenpflug's Entlaſſung, und ſtellt die Kreuzzeitungsleute in ihrer Blöße hin. —

Ich erfahre, daß das Gericht die letzte Beſchlagnahme des Bethmann-Hollweg'ſchen Wochenblattes nicht gutheißt, und die der Volkszeitung eben ſo wenig. Der Graf von Wartensleben hat es für eine beleidigende Zumuthung erklärt, die von der Polizei dem Gericht gemacht worden, grundloſe Beſchlagnahmen zu beſtätigen; die Polizei meint, ſie habe andre Geſichtspunkte als die Gerichte, ſie könne ſich nicht an das Geſetzliche halten, ſondern nur an die nächſten Zwecke der Regierung. —

Der Berliner Magiſtrat giebt in der Spener'ſchen Zeitung eine ausführliche Antwort auf die daſelbſt ihm anonym gemachten Beſchuldigungen der „Knickerei und Nergelei"; er weiß recht gut, daß dieſer Aufſatz von Hinckeldey herſtammt, warum verklagt er ihn nicht vor Gericht? Die hohe Obrigkeit fühlt ſich doch ſonſt ſo leicht beleidigt! —

Ein neuer Landrath hat ſich in den Wahlſachen wunderbar hervorgethan, indem er ſein Mißvergnügen ausſpricht, daß viele Wähler ſeinen Rath nicht befolgt, ſondern für einen regierungsfeindlichen Mann geſtimmt haben. Er warnt ſie daher, der kleine Paſcha von Sprottau! —

Der Juſtizminiſter in Hannover hat die Richter in Aurich zur Verantwortung gezogen, zuerſt ſollen ſie bekennen, wie jeder geſtimmt hat; wer dies zu bekennen zögert, wird dafür angeſehen, ſchlecht geſtimmt zu haben. Der Richter Jeſſe, das hat ſich ſchon ergeben, iſt nicht gleicher Meinung mit Ludewieg und Planck geweſen, er hat gut geſtimmt, alſo — grundſchlecht! Das Schatzkollegium hat ſich an den Bundestag gewendet, um Hülfe gegen die Handlungen der Regierung; das wird ſchön ankommen! Zuſtände wie dieſe in Hannover

sind wahrhaft unerhört in Deutschland, man wird sie einst für Fabeln halten. Und mehr oder minder ist ganz Deutschland in solchen Zuständen: Willkür, Gewaltsamkeit, Lüge, Betrug. Soll man bei Spitzbuben Recht suchen gegen Spitzbuben? —

Das Athenaeum français spricht über Heine sehr nachtheilig. Ein Herr Leon de Wailly hat ihn zum Gegenstand einer ausführlichen Schilderung genommen. Was er ihm vorwirft, ist im Einzelnen alles wahr, und trifft doch im Ganzen nicht zu. Den tiefen Kern in Heine, wo dieser aufrichtig, ernst und treu ist, hat er nicht erkannt. Heine darf nicht vom gewöhnlichen Standpunkt einer philisterhaften Sittlichkeit und Aesthetik beurtheilt werden, so wenig wie Aristophanes, an dem jetzt auch der elendeste Trepf meint zum Ritter werden zu können, weil er gar nichts von ihm versteht. —

Sonnabend, den 20. Oktober 1855.

Die Nationalzeitung giebt Nachrichten über die in England beabsichtigten Maßregeln gegen die Flüchtlinge; Lord Palmerston steckt dahinter. Die an der Zeitschrift l'homme betheiligten Franzosen sind schon von der Insel Jersey weggewiesen. Vor kurzem hieß es, die englische Verfassung solle auf das Festland übertragen werden; das Wahre ist, die festländische Regierungsart soll in England eingeführt werden. Allerdings scheint das dortige Gebäu nicht mehr haltbar. Alles in Europa wird gleichgemacht! Zu Gunsten des Absolutismus? Dieser selbst ist nur ein Lohnarbeiter für die Republik. Frisch! fleißig am Werk! —

Eine Freude war mir heute doch der siebente Band von Louis Blanc's histoire de la révolution française. Eine Buchfreude, was freilich eine besondere Art von Freude ist, von eigentlicher Lebensfreude noch sehr verschieden. —

Der Kladderadatsch hat ein hübsches Lied auf das gefallene kurhessische Ministerium Hassenpflug. — Eine Zeitung verkündigt, der Rechtsanwalt Wagener, der berüchtigte Kreuzzeitungsschreiber, sei als Hassenpflug's Nachfolger berufen. „So? hat denn der auch schon gestohlen, und Anwartschaft auf Prügel?“ Als ob der Nachfolger auch hierin seinem Vorgänger gleichen müßte! —

Einnahme von Kinburn durch die Westmächte. —

Sonntag, den 21. Oktober 1855.

Bethmann-Hollweg und Vincke wollen keine Wahl zum Abgeordnetenhaus annehmen. —

In Angers sind die Theilnehmer am Aufstande verurtheilt worden. Es kamen vor Gericht starke Dinge zur Sprache. Der Arbeiter Secretain ein kraftvoller Karakter. Wo solche Leute sich zeigen, da hat die Tyrannei keinen sichern Boden. —

In Louis Blanc's siebentem Bande S. 35 find' ich folgende merkwürdige Stelle: „Raconter l'histoire de la révolution, c'est plus qu'écrire un livre, c'est faire un acte. Qui sait si l'avenir de la France ne dépend pas de telle ou telle opinion qu'on se sera formée touchant les hommes et les partis de cette époque mémorable?“ Er sagt dies um darzuthun, wie nöthig die genaueste Untersuchung, die strengste Wahrhaftigkeit dem Geschichtschreiber sei. Er hat Recht, sehr Recht! Wir Deutsche haben das auch zu beherzigen. Aber wir thun's nicht! Wir lassen das Andenken an das große Jahr 1848 dahinschwinden, vergessen das Einzelne dieser großen Geschichtsentwicklung. Freilich giebt es in Deutschland keinen Ort, wo man schriftlich oder mündlich das treue Bild der damaligen Dinge aufstellen dürfte! Louis Blanc's Werk

findet noch jetzt in Paris Verlag, Druck, freien Absatz, öffentlichen Beifall. —

Montag, den 22. Oktober 1855.

Ausgegangen mit Ludmilla. Ueber den Jahrmarkt auf dem Schloßplatze zur Roßstraße gegangen; Nr. 1 das Haus, wo Tieck geboren worden, der Laden, wo die Schwester einst Seilerwaaren verkaufte, ist noch vorhanden. —

Die Neue Preußische Zeitung gesteht, daß der Verlust von Kinburn für die Russen ein sehr wichtiger sei, und meint, auch Otschakoff sei bereits verloren, die noch unverbürgte Nachricht sei nur allzu glaublich. Will das Schandblatt durch dies Bekennen Buße thun? —

Der König hat einen jungen Kölner, der 1849 wegen Betheiligung am badischen Aufstand durch das Kriegsgericht zum Tode verurtheilt, dann aber zu lebenslänglicher Haft verurtheilt war, jetzt gänzlich begnadigt. Es ist das erste Beispiel dieser Art. —

Man munkelt davon, daß hier im Arbeitshause seit längerer Zeit ein russischer Offizier, der aber seinem Vaterland entsagt und sich daher mit der Regierung verfeindet habe, von der Polizei widergesetzlich in Haft gehalten werde, ohne Kenntniß der Regierungsbehörden und noch weniger der Gerichte. Gefälligkeit für den russischen Gesandten, heißt es. Redliche Gerichtspersonen sollen der Sache nachspüren, um sie öffentlich zur Sprache zu bringen, allein die Ermittelung der Thatsachen findet große Schwierigkeiten. —

Der König hatte zum General Adolph von Willisen bei der Tafel gesprächsweise gesagt: „Hätten Sie nicht Lust wieder einmal nach Paris zu reisen?“ — „O ja, wenn es dort etwas zu besorgen giebt!“ — Daraus entstand denn die Beauftragung wegen der Gewehre. Der König sagte noch:

„Da wird man doch wieder einmal einen vernünftigen Bericht von dort erhalten.“ —

Donnerstag, den 25. Oktober 1855.

Daß Oesterreich im Ernste darauf ausgehe, dem Bundestag eine bessere Gestalt und volksthümliche Entwickelung zu geben — credat Judaeus Apella! Eigensüchtige Herrschaft will man, sonst nichts. Von einer Volksvertretung neben dem Bundestage — das einzige Ersprießliche — will keine Regierung etwas wissen. An allem sonstigen Flickwerk ist wenig gelegen, wenn auch hie und da ein guter Lappen vorkommen sollte, es bleibt ein Lappen. Oesterreich und Preußen wollen zusammen die Bundesreform betreiben; dies „Zusammen“ hat nicht viel auf sich, und wenn es der Fall wäre, dann wehe den Mittlern und Kleinen! —

Der böhmische Mönch Berzinsky, wegen Uebertritts zur protestantischen Kirche in einem Kloster in Prag sein Jahr und Tag gefangen gehalten und hart behandelt, ist seiner Haft entsprungen und in Schlesien glücklich angelangt. Die preußische Regierung hatte sich für ihn nur matt und daher erfolglos verwendet; es ist noch die Frage, ob sie den Flüchtling nicht ausweisen läßt. Man sagt, der König liebe die Uebertritte in die katholische Kirche, aber die in die protestantische hasse er; noch immer soll er darüber grollen, daß sein Vater die damalige Kronprinzessin zum letztern Uebertritte bewogen hat. Er würde so gern, sagt man, am Hof einen glänzenden katholischen Gottesdienst gesehen haben. —

Der König mit Höflingen und Gästen nach Letzlingen zur Jagd. Man sagt, es sei dabei hauptsächlich darauf abgesehen, den König als völlig gesund erscheinen zu lassen, was er doch nicht sei; im Gegentheil sei man sehr besorgt für den Winter. —

Eine kleine Schrift von Guſtav Diezel über die würtembergiſchen Wahlen iſt von der würtembergiſchen Polizei ſogleich weggenommen. Die frühere Schrift deſſelben, über die Bildung einer deutſchen Nationalpartei, iſt faſt überall in Deutſchland verboten. Solche Beſtrebungen dürfen die wortbrüchigen Hanſe freilich nicht aufkommen laſſen! —

Freitag, den 26. Oktober 1855.

Unſre Zeitungen bringen über einen hier von der Polizei verhafteten ſogenannten Prinzen von Armenien ziemlich umſtändliche, in der Abfaſſung etwas verſchiedene, in der Hauptſache aber übereinſtimmende Nachrichten; er ſei eigentlich ein polniſcher Jude, ein Schwindler und Betrüger, der in der großen Welt gelebt hat, jetzt aber hier im Arbeitshaus den Sträflingsrock trägt und Wolle ſpinnt. Dabei läßt ſich die Polizei — Herr von Hinckeldey und Herr Stieber — wegen dieſer Aufmerkſamkeit und dieſes Fanges mit vollen Backen loben. Zu rügen wäre vielmehr, daß jemand ſeit vier Tagen gefangen gehalten wird, ohne dem Richter vorgeführt zu ſein, ſchnurſtracks den Geſetzen zuwider, und daß der in Unterſuchung Befindliche ſchon wie ein Verurtheilter behandelt wird. Man vermuthet überdies eine ſtrafbare Gefälligkeit der Polizei für den ruſſiſchen Geſandten Herrn von Budberg, der den angeblichen Prinzen hier in Geſellſchaft beleidigt, und dem dieſer deshalb ein paar ſcharfe Briefe geſchrieben hat. Der ſogenannte Prinz wohnte hier in der Behrenſtraße Nr. 9, wollte eben nach London abreiſen, und hatte alles bezahlt, als er zu Hinckeldey gerufen, dort feſtgehalten und mit höhniſcher Beſchimpfung in's Arbeitshaus geliefert wurde. Dort wurde ihm auf ausdrücklichen Befehl der Bart abgeſchoren, die Arbeitskutte angelegt und die ſtrengſte Arbeit auferlegt,

doch hat man den Befehl dazu nicht ſchriftlich ertheilt. Seit vier Tagen ſucht Herr Stieber und ſein Anhang vergebens eine Schuld, die dem Mann aufzubürden wäre. Polizeibeamte ſelbſt haben mit Beſorgniß geäußert, die Behörde habe einen Mißgriff gethan. An Manteuffel, an den Prinzen von Preußen, an den engliſchen Geſandten, die er näher kennt, iſt ihm nicht erlaubt zu ſchreiben. Man hofft, daß an dieſem Beiſpiel einmal die geſetzloſe Willkür und Gewalt der Polizei offenkundig zur Sprache kommen werde. —

Der angebliche Prinz von Armenien hatte ſeine Wirthin verklagt, daß ſie an ihn gerichtete Briefe geöffnet habe, und war trotz ihrer unzulänglichen Entſchuldigung bei ihr wohnen geblieben. Sie ſoll ihm geſtanden haben, daß ſie auf ſich genommen, was die Polizei gethan, daß dieſe aber, wenn ſie das offen ſage, ihr die Erlaubniß möblirte Zimmer zu vermiethen nehmen würde! —

Sonnabend, den 27. Oktober 1855.

Abends Beſuch vom Herrn Grafen von *. Nach einigen vorläufigen Mittheilungen ſprach er mir von dem im Arbeitshaus hier gefangen geſetzten ſogenannten armeniſchen Fürſten. Bis jetzt iſt ſeine Verhaftung, die ſchon zur Strafe geworden, nicht angezeigt; bis jetzt hat die Polizei noch nichts aufzufinden gewußt, was ihr Verfahren rechtfertigt. Und wenn er auch als Betrüger überwieſen wird und nur ein holländiſcher Jude iſt, das Verfahren iſt geſetzwidrig, empörend. Das Arbeitshaus iſt für Obdachloſe, Heimathloſe, iſt kein Gefängniß; der Mann hat ſeine Wohnung, hat Geld; es iſt ein ſchändlicher Hohn, daß man ihn wie einen Verarmten behandelt. Man hat ihn auf der Polizei gleich mit den Worten angefahren, man wolle ihn lehren, ferner grobe Briefe an den ruſſiſchen Geſandten zu ſchreiben! —

fällt kein Verdacht. Sollte Troppau dem großherzoglichen Hofe Furcht einflößen?

Die Verurtheilung des Gravier und Konsorten hat einen etwas revolutionellen Anstrich. Ich kann den übeln Eindruck nicht schildern. Die Jury war sehr willkürlich zusammengesetzt. Daß ein Polizeispion den Verführer gespielt, ist einleuchtend. Hätte man die Menschen zu lebenslänglichem Gefängniß oder zur Galeere verdammt, niemand würde murren; aber zum Tode! Da die Absicht der That nur vermuthet wird, nicht erwiesen ist, ja manches Unwahrscheinliche hat! Das sieht einem Schreckenssysteme ähnlich. Darf die Schwäche sich schmeicheln, mit Erfolg nachzuahmen, was unter ganz verschiedenen Umständen bis auf einen gewissen Grad, doch nie ganz gelingen konnte? Gerechtigkeit allein und Vernunft, Leidenschaften nie, gewähren dauernde Herrschaft.

Allerergebenst bitte ich Sie, mein hochverehrter Freund, beifolgenden Brief sicher und so schnell als möglich nach Schlesien zu fördern. Geschieht es durch die Gefälligkeit eines Banquiers, so haben Sie die Güte, mir das Porto in Rechnung zu stellen.

Sehnlich wünsche ich, daß Frau von Varnhagen sich leiblich ebenso wohl und gesund befinde, wie ihr starker Geist immer ist und ewig sein wird, er, der, wenn ihn auch üble Laune einmal vielleicht mit Sauerstoff versetzt, doch seine jovialische Genialität niemals verläugnet. Meine Frau bedauert oft und viel, grade die gepriesenste Bekanntschaft nicht erlangt zu haben. Dieses Mißgeschickes ungeachtet schmeichelt sie sich, einen Antheil der Freundschaft zu besitzen, womit Herr und Frau von Varnhagen mich beehren.

Wir huldigen Ihnen von ganzer Seele.

Oelsner.

Das Bethmann-Hollweg'ſche Wochenblatt iſt heute weggenommen worden, deßgleichen das dritte Heft der Dieſterweg'ſchen Schrift über Stiehl und die drei preußiſchen Regulative. —

Sonntag, den 28. Oktober 1855.

Die „Jahreszeiten", wieder von Wehl redigirt, bringen manch willkommene Nachrichten und gute Urtheile. —

„Der Polarſtern. Von Iskander." Das heißt von dem in London lebenden ruſſiſchen Flüchtling Herzen. Ein ruſſiſches in London gedrucktes Buch, überhaupt eine freie ruſſiſche Preſſe im Ausland iſt eine ganz neue Erſcheinung und kann große Folgen haben. Der Herausgeber hat Puſchkin's und Andrer bisher ungedruckte revolutionaire Gedichte, darunter Hohn- und Schimpflieder gegen den Kaiſer Nikolaus, fleißig eingeſammelt, und wird ſie nächſtens mittheilen. —

Montag, den 29. Oktober 1855.

Die Zeitungen fahren fort, ſpöttiſche Nachrichten über den Prinzen von Armenien zu liefern. Sind die Nachrichten nicht falſch, ſo ſteht es ſchlimm um ihn. Aber die Ungeſetzlichkeit des Polizeiverfahrens bleibt dieſelbe, auch wenn er ein Schwindler iſt. Unter den vielfachen ihn betreffenden Angaben fehlt indeß noch jede Erwähnung, daß er beleidigend an den ruſſiſchen Geſandten geſchrieben hat. —

Aus Moskau wird gemeldet, daß daſelbſt am 16. Timotheus Granoffski geſtorben iſt. Er war Profeſſor der Geſchichte an der dortigen Univerſität, und unter den trefflichen jungen Ruſſen, die vor vielen Jahren hier ihre Studien vervollſtändigten, einer der edelſten und tüchtigſten, Freund von Stankowitſch, Newereff ꝛc. Er hat in den etwa ſechszehn

Jahren ſeines Lehramtes gewiß viel Gutes geſtiftet, Licht verbreitet, Freiheitsſinn geweckt. Ob er etwas für den Druck geſchrieben hat, iſt mir unbekannt. —

In Goethe geleſen, in Louis Blanc; die blutigen Gräuel der franzöſiſchen Revolution erſcheinen um ſo fürchterlicher, jemehr ihre Nothwendigkeit — geſchichtliche, nicht ſittliche — und ihre Fruchtbarkeit dargethan wird. Allerdings ohne die Schreckenszeit, ohne Danton und Robespierre, wäre die Freiheit in Frankreich ſchon 1792 verloren geweſen. —

Der König hat dem berüchtigten Malmédy den Reſt der Strafzeit, zu der er verurtheilt worden, geſchenkt. Bisher war er in Begnadigungen ſehr unglücklich und iſt es in dieſer wieder. Die öffentliche Meinung iſt durchaus wider jenen gemeinen Menſchen, den man dem König aber als einen guten Royaliſten geſchildert hat. —

Der König ſoll in den letzten Jagdtagen viele böſe Worte geſagt haben, z. B. wenn „die Stände“ je widerſpenſtig würden, die Oppoſition die Mehrheit der Stimmen hätte, ſo würde er beide „Häuſer“ ſchon in Ordnung bringen, die Abgeordneten wegjagen, die mißfälligen „Herren“ nicht einberufen. Ferner, ſeine Miniſter möchten ſein wie ſie wollten, Andre als er ſelbſt ſollten ſie nicht vom Platze bringen; wenn es ihm einfalle, ja, dann könne er ſie jeden Augenblick mit einem Tritt heimſchicken. Sehr ſchmeichelhaft für die Miniſter! —

Dienstag, den 30. Oktober 1855.

Von der Letzlinger Jagd werden noch wunderliche Stückchen erzählt, die Zwietracht zwiſchen dem Prinzen von Preußen und dem König ſoll dort neue Nahrung erhalten haben. Der Prinz hat ſich ſehr lebhaft für die Parthei Bethmann-Hollweg ausgeſprochen. —

Die Gerlach's wiſſen und ſehen, daß ſie bei dem Thronfolger keine Gunſt erwarten können, ſie haben ihn perſönlich zu ſtark und oft verletzt. Sie wollen nun wenigſtens die Gegenwart benutzen, um ihn möglichſt einzuengen, und regen ihm zum Verdruß mit verdoppeltem Eifer die Angriffe der zelotiſchen Geiſtlichkeit gegen die Freimaurer auf, an welchen der Prinz ungemein hängt. —

In der Kreuzzeitung geht Prof. Leo gegen die neue Schrift von Bunſen los, und behandelt dieſen ſehr geringſchätzig. —

Mittwoch, den 31. Oktober 1855.

Nachmittags Beſuch von Herrn Jegór von Sivers. Er kommt aus Schwaben zurück, bringt mir aus Tübingen Grüße von Uhland, den er wohl auf und ſogar geſprächig gefunden hat. —

Nachrichten aus Rußland, daß dort ſeit der neuen Regierung eine große Veränderung in allen Verhältniſſen und Beziehungen zu ſpüren ſei, keine neuen Geſetze oder Vorſchriften, wenig neue Perſonen, aber eine andre Luft, eine andre Stimmung, in allem was vorgeht. Alles früher Straffgeſpannte hat bedeutend nachgelaſſen, anſtatt der unerbittlichen Strenge waltet Milde und Nachſicht, es wird freier geſprochen, man läßt der Preſſe mehr Freiheit, Dinge, die früher unmöglich waren, ſind erlaubt, die Aufſicht der Behörden iſt nachläſſig geworden; man nennt den Zuſtand ſogar eine Erſchlaffung, während doch ſtets neue Anſtrengungen nöthig ſind, um den Krieg fortzuführen! Das untere Volk iſt willig genug, aber die mittlern Klaſſen murren, und die höchſten ſind äußerſt mißvergnügt. Zur Entflammung des Vaterlandseifers hat man Motive zugelaſſen, die das Volk und die Freiheit in's Spiel bringen; es ſind ſchon außerordentliche Dinge geſagt

werden, bei denen der Zenſor ſtutzte, aber doch die Zulaſſung nicht weigern mochte. Von den zahlloſen Mißbräuchen, die früher nicht berührt werden durften, ſpricht man laut, nicht nur von denen, die die Regierung dafür erklärt hat, ſondern auch von ſolchen, an denen der Regierung ſelber gelegen iſt daß ſie nicht aufgedeckt werden; man unterſucht die Staatseinrichtungen, die Maßregeln der Behörden ꝛc. Genug, es iſt Leben in Rußland, erwecktes Leben, thätiger Betrieb, und die Zeiten des Kaiſers Nikolai ſind ganz und gar vorüber! —

Donnerstag, den 1. November 1855.

Herr Philarète Chaſles aus Paris, er brachte mir drei Empfehlungen, eine von Heine geſchriebene Karte, einen Brief von Stahr, und einen von Guſtine. Heine im alten Leidenszuſtande, der aber noch lange dauern kann; er richtet Gebete an Gott, ſehr ſchöne, wie Herr Chaſles ſagt, dem er eines mitgetheilt hat. Guſtine, mit dem ich ſeit 1848 außer Verkehr geweſen, ſchreibt herzlich und geiſtvoll; er lebte bisher in St. Gratien, war ſehr mit der Prinzeſſin Mathilde befreundet, ſtand ſich am Hofe ſehr gut! Der Haß gegen die Republik, die Furcht vor dem rothen Sozialismus, haben ihn zum Anhänger Louis Bonaparte's gemacht!! Jetzt iſt er nach Rom abgereiſt; ich kann ihn alſo fürerſt wieder nicht erreichen! Herr Chaſles ſelbſt bekennt ſich als Freiheitsfreund, als Wigh im engliſchen Sinn, hält ſich ſelber mehr für einen Engländer als Franzoſen, hat lange in England gelebt, ſchon in ſeiner Jugend, liebt Deutſchland, betet es an, will es jetzt gründlich kennen lernen ꝛc. Wir ſprechen auch von Koreff, den er genau gekannt hat. Er iſt lebhaft, kenntnißreich, gutmüthig, etwas geziert, etwas — unſicher! Ich ſchenk' ihm über meine Denkart reinen Wein ein, worüber er etwas verſtutzt erſcheint. Er möchte hier in der Eile, bevor er nach Wien geht, einige Vor-

träge halten, was mir nicht eben gefällt. Ein rechter Franzose, von der rechten Sorte, kann dazu kaum Lust haben; was er in Paris noch allenfalls sagen dürfte, darf er hier nicht sagen, so weit voraus ist Frankreich, daß unter dem Despotismus mehr Freiheit ist, als hier in der angeblich konstitutionellen Erbmonarchie! —

Freitag, den 2. November 1855.

Der Herzog von Sachsen-Altenburg hatte bei Eröffnung seiner Stände das Jahr 1848 „ein trauriges" genannt. Ein wackrer Abgeordneter, Hempel aus Neuneburg, hat hiegegen muthig Einspruch gethan; der Minister von Larisch albern darauf geantwortet. Die Fürsten indeß dürfen doch das Jahr 1848 ein trauriges nennen, denn sie alle hat es in traurigster Gestalt gezeigt. —

Den Dänen wird Angst wegen der Sundzollfrage, sie regen nun selbst die Unterhandlungen deßhalb an, freilich in ränkevoller Absicht, aber schwerlich mit dem Erfolg, den sie erwarten. — Die preußische Regierung ist hierin noch unentschlossen und zaghaft. —

Die Polizei läßt die Zeitungen gegen die Gerüchte sprechen, die hin und wieder laut werden für den von ihr mißhandelten Prinzen von Armenien; sie bekennt also, daß noch viele Zweifel sind. —

Sonnabend, den 3. November 1855.

Die Volkszeitung wagt auf künstliche Weise sich des Prinzen von Armenien gegen die Polizei anzunehmen; sie sagt, manche Angaben hätten sich schon als irrig erwiesen; andre könnten nichts gegen seine Aechtheit beweisen, Abentheuerlich-

keit, Leichtſinn, ja ſogar Schwindelei und Betrug — falls er deren ſchuldig ſei — kämen auch bei ächten Prinzen vor. —

Die Nationalzeitung behandelt die Sundzollfrage, ſehr feindlich gegen Dänemark, deſſen Verfahren in Schleswig-Holſtein hart gerügt wird. — Ein Ausſchuß namhafter Männer in Berlin, die Bürgermeiſter Krausnick und Naunyn an der Spitze, fordert öffentlich zu Geldbeiträgen für die vertriebenen ſchleswig-holſteiniſchen Prediger und Beamten auf. Der König ſoll außerordentlich empfindlich ſein, wenn dieſe Sache berührt wird; er vergißt nicht, daß ihm vorgeworfen worden, er habe das Unglück dieſer Leute auf ſeinem Gewiſſen. Sein Wunſch wäre, ſagt man, daß auch die Sundzollfrage ruhen bliebe, jede Erwähnung Dänemarks iſt ihm zuwider. —

In Rahel's Papieren gearbeitet, Ergänzungen, Anmerkungen. Dies iſt doch einmal mein Lebensberuf, alles andre dagegen nichts. Im einundſiebzigſten Jahre ſieht manches anders aus, als früher; aber in Betreff Rahel's ſeh' ich und fühl' ich noch wie in frühſter Zeit. Die Kränkungen, Kämpfe, Schickſale, die ſie hat beſtehen müſſen, regen mich leidenſchaftlich an, und dieſe ſchmerzliche Reizung nur iſt ſchuld, daß ich nicht täglich in ihren Briefen leſe, mich an ihrer Kraft und Anmuth erfreue. —

Gegen Herrn von Hinckeldey ſtiegen ſchon ſeit einiger Zeit allerlei Wolken auf, die zum Gewitter ſich zuſammenziehen konnten, bis jetzt wußte er ſie immer wieder zu zerſtreuen. Jetzt aber heißt es, der König ſei durch bedeutende Stimmen veranlaßt worden, im Stillen eine Kommiſſion niederzuſetzen, welche unterſuchen ſoll, wiefern das Walten der Polizei ſich in den Schranken der Geſetze gehalten oder bei etwanigen Uebergriffen das allgemeine Staatswohl gefährdet habe? Die Maßregel könnte ihr Gutes haben, jedoch geht ſie zum Theil von der Kreuzzeitungspartei aus, und ihr liegt perſönlicher

Haß zum Grunde. Statt Hinckeldey soll — Peters kommen! Warum nicht Goedsche, warum nicht Ohm? Ist dies Gezücht erst im Besitze der Polizeimacht, so wird es sie noch weit ärger handhaben, als Hinckeldey es gethan. Im Jahr 1814 sang man in Paris: „J'ai vu le roi — le pauvre sire! J'ai vu monsieur — vive le roi!" —

Der Feldmarschall und Oberstkammerherr Graf von Dohna soll an der Spitze der stillen Kommission stehen. Die Meinung geht dahin, man wolle Hinckeldey behalten, aber beschränken. Das wird er schwerlich annehmen. Gegen Peters ist wirklich von einer Mordanklage mehr und mehr die Rede. —

Der König ist von plötzlichem Unwohlsein befallen worden. Es scheint aber von keiner Bedeutung gewesen zu sein. —

Sonntag, den 4. November 1855.

Der hannöversche Obergerichtsassessor Planck in Dannenberg, vor kurzem noch in Aurich, ist wegen seiner gedruckten Ansprache an die Wähler zur Kriminaluntersuchung gezogen worden. In Disziplinaruntersuchung ist er bereits. — Die hannöversche Ständeversammlung ist einberufen. Schöne Verwicklungen durch die schändliche Oktroyirung! Auch Hannover soll alles durchmachen! —

Die ehemaligen Reichsunmittelbaren machen dem Könige viel Verdruß. Er möchte ihnen alle Ehren zugestehen, aber nicht auf Kosten seines Ansehens und seiner Macht. Sie wollen sich aber mit bloßer Huld nicht abspeisen lassen, sondern fordern die von der deutschen Bundesakte ihnen zuerkannten Vorrechte. Sie wollen am Bundestage klagen. Der König läßt mit ihnen unterhandeln. Die meisten haben schon früher manche ihrer Ansprüche sich abkaufen lassen. Aber man

wird ihnen doch noch Vieles zugestehen, dem Geiste der Verfassung und des preußischen Regierungswesens entgegen. Der verstorbene Oberpräsident von Vincke wollte schon vor einigen dreißig Jahren über diese Nachgiebigkeit des Teufels werden. Der König will vor allem, daß die Herren ihren Sitz in seinem Herrenhaus einnehmen. Als Körperschaft will man sie nicht anerkennen, und weigert sich, mit ihrem Bevollmächtigten zu unterhandeln. Der Erbprinz von Bentheim-Steinfurt suchte als solcher aufzutreten. In die Gunst, die man für sie hat, mischt sich einige Erbitterung. Diese Leute verstehen ihren Vortheil nicht! —

Montag, den 5. November 1855.

„Freundschaftliche Briefe von Goethe und seiner Frau an Nikolaus Meyer. Aus den Jahren 1800—1831. Leipzig. 1856." Hier lernt man Goethe von einer neuen Seite kennen, das Glück seines häuslichen Verhältnisses, den Werth seiner vielverkannten und mißbeurtheilten Frau. Daß Nikolaus Meyer, Medizinalrath in Minden, mit Goethe'n in naher Beziehung gestanden, war mir längst bekannt. Sein früh verstorbener Sohn Karl war noch bei Lebzeiten Rahel's viel in unsrem Hause, und der Vater schrieb nach dem Tode des Sohnes deßhalb einen Dankbrief an Rahel, der bei meinen Autographen liegt. Wie sich in der Welt eines an das andre und zuletzt alles zusammenreiht! Auf die Veröffentlichung einer Goethischen Briefsammlung von dorther war ich am wenigsten gefaßt. — Auch das Morgenblatt theilt weitere Geschäftsbriefe von Goethe mit, die seine Thätigkeit und seinen immer regsamen Antheil im schönsten Lichte zeigen. Das Leben dieses Einzigen in allen seinen Richtungen und Entfaltungen noch einmal mit- und durchzuleben, gewährt unerschöpflichen

Ertrag, unerschöpfliches Vergnügen, es ist der Mühe werth! —

Dienstag, den 6. November 1855.

Der Publizist verhöhnt die Volkszeitung, weil sie sich des Prinzen von Armenien angenommen, und sucht das Polizeiverfahren zu beschönigen. — Jagdfeste des Königs, lustige und fromme Reden, die er bei dieser Gelegenheit gehalten hat, auch politische Worte sollen gefallen sein, ganz im Sinne der Kreuzzeitungsparthei. Man fürchtet sehr für des Königs Gesundheit, sie sei nur eben künstlich geflickt, und da er sie gar eifrig immer als haltbar zeigen wolle, könne sie um so leichter wieder reißen. —

Mittwoch, den 7. November 1855.

Ich begann einen Brief an Frau von Nimptsch, wurde aber unterbrochen durch den Besuch des Sanitätsrathes Dr. Ruge. Dieser hatte einen Brief aus Brigten von seinem Bruder Arnold und gab ihn mir zu lesen! Mir verwirrte sich der Kopf, mir zitterten die Beine bei der Schreckensnachricht, daß Hugo Franck in seinem Bette erwürgt, der Vater todt auf dem Steinpflaster gefunden worden, aus dem vierten Stock herabgestürzt! Am 3. November früh um 6 Uhr. Arnold Ruge war den Abend vorher bei ihnen gewesen, Vater und Sohn hatten Schach gespielt, der Sohn, seinem Wunsche gemäß als Seekadet auf einem Ostindienfahrer angenommen, sollte im Dezember seine Reise antreten. Was ist vorgefallen zwischen Vater und Sohn? was in jedem? wie ist das Unheil geschehen? Das wird wohl ewig ein Geheimniß bleiben! Ich glaube an Sinnesänderung des Sohnes, die er nicht bekennen wollte, obschon sie den Vater beglückt hätte. Doch unmöglich

iſt es nicht, daß auch der Vater ſelbſt Hand an den geliebten Sohn gelegt habe, wie dort zuerſt angenommen war! Schrecklich, gräßlich! Arnold Ruge hatte ſeinem Bruder aufgetragen, zuerſt mich, dann auch Humboldt von dem Unglück zu benachrichtigen. Ich mußte ein paar Einführungszeilen an letztern ſchreiben. Ludmilla's Entſetzen bei der Nachricht. —

Donnerstag, den 8. November 1855.

Alle Zeitungen bringen die Franck'ſche Schreckensgeſchichte in wenig abweichender Faſſung. Aufſchluß giebt keine, kann keine geben. Wie kam Hugo Franck zum Tode? Unlösbares Räthſel! — Nur die Nationalzeitung hat nichts, auch ſelbſt im Abendblatte nichts. — Ueber Hugo Franck ſteht ein merkwürdiges Wort in meinem Tageblatte vom 10. April d. J. — auch das vom 6. iſt nachzuſehen. —

Der ehemalige ſchleswig-holſtein'ſche Major Wyneken, Offizier in Williſen's Generalſtab, iſt am 2. November zu Liegen in Oſtfriesland am Nervenfieber geſtorben, wo er Direktor einer Strafanſtalt war. Wohl den Sträflingen! er war ein harter, tückiſcher Menſch. Williſen vertraute ihm ſehr, viel zu ſehr. Ich hielt ihn für einen aufgeblaſenen, unzuverläſſigen Fuchsſchwänzer, deſſen Dienſt in Schleswig-Holſtein bei ſeinen knechtiſchen und frömmelnden Geſinnungen mir unbegreiflich war. Williſen iſt von ihm gradezu mißleitet, verrathen und ſehr beſchädigt worden. Wyneken's Benehmen in der letzten Schlacht war eigenmächtig, feige, verrätheriſch. —

Antwort des Königs an die Stadtverordneten, die ihm zum Geburtstage Glück gewünſcht hatten. Er ſchreibt ihnen, ſo erfreuend der Ausdruck ihrer Geſinnungen ihm geweſen, „ſo betrübend mußte der Eindruck ſein, den die kurz vorher in derſelben Stadt vorgenommenen Wahlen zum Hauſe der

2.

Oelsner an Varnhagen.

Paris, den 28. November 1820.

Seit fünf Tagen, hochverehrter Theurer, lebe ich in entsetzlichster Zerrüttung. Meine beiden Kinder hat ein heftiges Scharlachfieber befallen, und der liebe Knabe, den Geheimerath Wolf placido lumine betrachtete, und dessen Sie sich vielleicht gütig erinnern, schwebt noch in großer Gefahr. Ich schreibe Ihnen heut, weil ich nicht weiß, ob ich es morgen vermag.

Sie glauben mir ohne Scholien, daß ich ihre inhaltreichen Briefe vom 1. und 14. dieses mit Erwägung gelesen. Ganz besonders danke ich für die Freundschaft bei Herrn Buchhändler Reimer, dem ich Sie bitte, meine Ergebenheit zu bezeigen. In dem vorhandenen Augenblicke kann ich nicht daran denken, die Sache zu verfolgen. Vorläufig jedoch muß ich die sehr natürliche Frage beantworten: warum man ein französisch geschriebenes Werk deutsch herauszugeben wünsche? Der Verfasser braucht Geld. Hierzulande aber gelten, wenn ich mich des Ausdrucks bedienen darf, nur Parteischriften, Romane und etwa Lehrbücher. Ein Fahnenträger, wie Herr Chateaubriand, findet jeden ihm beliebigen Preis. Dagegen hat Daru für seine Geschichte von Venedig nicht mehr als 200 Exemplare bekommen. Gewohnt, sich mit Manuskripten beschenkt zu sehen, zahlen die hiesigen Verleger, wenn sie zahlen müssen, am liebsten mit Papier.

Unseren Einsiedler haben Ihre Bemerke über den Werth seines Stils in die angenehmste Wabung versetzt. Aufgeregt wie er war, versprach er 300 Stück seiner Blicke, mit Anbeginn des neuen Jahres, in den Druck zu geben. Leider nur liegt bei ihm zwischen Vorsatz und Vollstreckung eine unübersteigliche Kluft. Das Unglück seines Lebens ist, daß er nie zu einem ganz selbstthätigen Entschlusse gelangen konnte.

Abgeordneten auf ihn gemacht." Was für Begriffe walten hier! Welche jämmerlichen Einflüſterungen müſſen hier ſtattgefunden haben! Männer, wie Schwerin, Patow, Kühne, bei dieſer Gelegenheit ſo zu beſchimpfen! Man würde es nicht glauben, aber das Kabinetsſchreiben iſt authentiſch, iſt gedruckt, und wird morgen in der Spener'ſchen Zeitung ſtehen. — Der Schaden, den der König durch ſolch unbedachte Ungehörigkeiten ſich zufügt, iſt ganz unberechenbar. Die Gemüther ſind immer geneigt, ſich ihm wieder etwas zuzuwenden, aber auf dieſe Weiſe ſchreckt er Tauſende wieder zurück. Und was lobt er? Die amtlichen, gebotenen, heuchleriſchen Geſinnungen der Stadtverordneten, die nur in Worten, in falſchen Worten beſtehen, von den meiſten Mitgliedern mißbilligt oder belächelt! —

Es giebt ſo verworfene, nichtswürdige Lumpen, die dem Volke zumuthen, den 9. November als einen Ehrentag Preußens feſtlich zu begehen, wegen des Staatsſtreichs vom 9. November 1848! Das Volk hat aus jenem Jahr andre Feſttage im Herzen! —

„Militärpolitik. Mit beſonderer Beziehung auf die Widerſtandskraft der Schweiz und den Kampf eines Milizheeres gegen ſtehende Heere. Von Wilhelm Schulz-Bodmer. Leipzig, 1855." Ein ſtarker Band. Ein ernſtes, gediegenes Werk, voll großer Anſichten und treffender Zuſammenſtellungen. Der Verfaſſer iſt der ehrenwerthe, treffliche Darmſtädter, der ſchon vorlängſt für deutſche Freiheit gekämpft und gelitten. —

Malmöne iſt noch nicht begnadigt. Manteuffel iſt für ihn, Hinkeldey gegen ihn. Man glaubt, die Polizei habe das Gerücht von ſeiner Begnadigung abſichtlich verbreitet, um dieſe zu verhindern, denn man ſetzt voraus, der König werde nicht gern hinterher thun, was man als gethan ſchon verkündet, ihm ſo zu ſagen vorgeſchrieben hat! —

Der König ſoll ſich mündlich darüber, daß die Berliner den Grafen von Schwerin, den Geh. Legationsrath von Patow und den Steuerdirektor Geh. Rath Kühne gewählt, in den wildeſten burſchikoſeſten Ausdrücken ereifert haben. Der Oberpräſident Flottwell hat ihn himmelhoch gebeten, in der Antwort an die Stadtverordneten die mißbilligende Stelle wegzulaſſen. Der König ſchien es auch einzuſehen; nachher aber beſann er ſich wieder, und ſchrieb ſie doch. —

Wyneken hieß Klaus, und war 36 Jahr alt. —

Freitag, den 9. November 1855.

Die Nationalzeitung berichtet heute kurz über die Franck'ſche Kataſtrophe; ſie nimmt an, der Tod des Sohnes ſei durch einen Herzſchlag verurſacht, da auch die Mutter an einem ſolchen plötzlich geſtorben ſei. Da wäre dann freilich die Sache ziemlich aufgeklärt. Aber warum ſprachen die erſten Nachrichten ſo beſtimmt von „erwürgt"? wieſo rief der Vater nicht erſt um Hülfe? Einen Lebloſen ſucht man in's Leben zurückzurufen, man glaubt nicht ſo ſchnell an Tod, am wenigſten bei einem geliebten Kinde! Von einer Leichenöffnung wiſſen wir noch nichts. —

Ausgegangen, mit Ludmilla. Herrn von Vincke (Olbendorf) geſprochen; die Regierung hat die auf ihn gefallene Wahl als Kreisdeputirter nicht genehmigt, wegen ſeiner politiſchen Geſinnungen! über das Schreiben des Königs an die Stadtverordneten! —

Sonnabend, den 10. November 1855.

Dr. Arnold Ruge in Brighton hat in einem Brief an die Daily News in London erklärt, beide Annahmen, daß Franck ſeinen Sohn oder daß dieſer ſich ſelbſt umgebracht habe, ſeien

falsch und nicht statthaft, der Sohn sei an einem Herzleiden gestorben. Er widerspricht also seiner ersten Meinung vollkommen.

Besuch von Herrn **. Das Franck'sche Unglück. Wir gingen die Coroner's Verhandlung genau durch. Auffallend, daß die Geschwornen bei dem Sohn darauf beharrten, er sei erdrosselt worden. Außer dem Arzte Dr. Carter war noch ein Wundarzt bei der Untersuchung. —

Das Stadtgericht in Magdeburg hat am 9. die freie Gemeinde in Magdeburg nicht freigesprochen, sondern verurtheilt und für immer geschlossen. Sie sei ein politischer Verein, wird behauptet! Geldstrafen von 10 Thalern für die Vorsteher. Uhlich indeß persönlich freigesprochen. Die Gemeinde wird appelliren. Es wird ihr nichts helfen. Die Willkürgewalt greift um sich. —

Ein Schulvorsteher Rettschlag hat an der Spitze einer Bürgerdeputation den Ministerpräsidenten von Manteuffel wirklich am 9. zu diesem Tage beglückwünscht. Seine Anrede ist nicht mitgetheilt, wohl aber die Antwort des Ministers, die überaus kläglich ist! —

Der Kirchliche Anzeiger theilt folgende Angaben mit: In einer hiesigen Gemeinde von 20,000 Seelen rechnet man 7 bis 800 als regelmäßige Kirchenbesucher, etwa 600 bis 1000 kommen ein- oder zweimal im Jahr zur Kirche, und 10,000 nie! Das soll nun eine Anklage gegen die Gemeinde vorstellen! In Wahrheit ist es eine gegen die frömmelnden und fanatischen Kirchenbehörden und Prediger, das Volk verwirft diese widerwärtigen Pfaffen, das Volk ist religiöser als sie, es verwirft sie aus frommem guten Sinn. Unter Friedrich dem Großen waren die Kirchen nicht so leer wie jetzt, — mit Ausnahme einiger, wo die Heuchler zuströmen um gesehen zu werden. —

Montag, den 12. November 1855.

Die Montagspost liefert die glimpflichste Angabe über das Franck'sche Unglück; der Sohn am Herzschlag gestorben, der Vater hülfesuchend aus dem Fenster, das er statt der Thür öffnete, gestürzt; — unerklärlich bleibt dabei, daß die Todtenschau in Betreff des Sohnes hartnäckig auf Erdrosselung bestand. Und auch ob die Fenster der Art waren, daß es möglich war sie mit der Thüre zu verwechseln, ist noch ganz ungewiß für uns. Schauderhaftes Dunkel! —

Das Schwurgericht hat die wegen Bestechung eines Telegraphenbeamten mit diesem angeklagten Börsenschwindler heute verurtheilt, auch den reichen Kaufmann Meyer, ungeachtet der meisterhaften Vertheidigungsrede, welche der Rechtsanwalt Gall für ihn unter größtem Beifall gehalten hatte. An seiner Schuld konnte nicht gezweifelt werden. Seine Strafe ist $2^1/_2$ Jahr Gefängniß und 3jährige Entziehung der Ehrenrechte. —

Mittwoch, den 14. November 1855.

Auf und ab gehend überlegt' ich mir frühere Lebensgeschicke, und fand entschieden Anlaß mich der Führung zu freuen, die mir zu Theil geworden, und die fast nur eine wiederholte Rettung war. Wie schrecklich, wenn ich 1809 mich als Arzt in Hamburg niedergelassen hätte, unter den damaligen Lebensverwicklungen, mit noch nicht ausreichenden Kenntnissen, meinem strengen Gewissen, und in so trüben Umständen! Wie kläglich, wenn ich in österreichischem Dienste geblieben und jetzt General oder Gesandter wäre! Wie gut, daß ich den russischen Dienst wieder verließ, obschon mir dort die glänzendste Laufbahn eröffnet war; wie gut, daß ich nicht mit Tettenborn in badische Dienste, nicht auf des Königs von Würtemberg Ruf in seine Dienste trat! Und selbst, daß ich

im preußiſchen Dienſte ſo früh ſcheiterte, muß ich preiſen; was wär' ich jetzt, wenn ich ein verbrauchter, ausgehöhlter Geſandter wäre, mit oder ohne Poſten! All dieſem glänzenden Elend hat mich die Neigung zu Rahel entrückt, und das mit dieſer Neigung verbundene Wahrheits- und Freiheitsgefühl. Ich preiſe mich glücklich, daß alles ſo gekommen iſt, wie es nun iſt! Trotz allem Verluſt, allem Vermiſſen, allem Verfehlen! Ich überlegte mir beſonders auch den in Tübingen verlebten einſamen Winter von 1808 und 1809, mit großem Wunder, was alles ich in dieſer troſtloſen Lage that, leiſtete, unternahm! Die Jugend hat große Kräfte und vertraut ihnen ſorglos. —

Zwei Bediente, des Generals von Gerlach der eine, der andre des Kabinetsraths Markus Niebuhr, ſind verhaftet und in Unterſuchung wegen Diebſtahls von Depeſchen! Ränke und Verrath ſind in dieſen Kreiſen heimiſch; was im gegebenen Falle vorliegt, wird die Zukunft lehren, — oder auch nicht! In Kreuzzeitungs- und Ruſſenſachen wird gern vertuſcht, verhüllt. (Die Briefe Gerlach's und Niebuhr's nach St. Petersburg ſollen nach London verrathen worden ſein!)

Dr. Collmann wegen des Märzkomplotts zu vierjähriger Haft verurtheilt, aber wegen Krankheit vor der Zeit entlaſſen, iſt in Brieg geſtorben. —

Man erzählt, der König habe ſich vom Hofrath Louis Schneider die Times, nach Andern war es der Moniteur, vorleſen laſſen, bei einer Stelle ſei er aufgeſprungen und habe gerufen: „Hier iſt Landesverrath! Den Inhalt der hier erwähnten Depeſchen kennen außer mir nur Gerlach und Niebuhr." Darauf ſei Hinckeldey herbeigerufen worden, und der habe die Bedienten Gerlach's und Niebuhr's als die Schuldigen entdeckt. Der König meinte, die Sache müſſe den Leuten an den Hals gehen, es ſtehe Todesſtrafe auf Landesverrath, und nun ſoll er ſehr ſchimpfen und toben, daß der

vorliegende Fall in keinem Geſetz bezeichnet iſt, daß hier gar kein Verbrechen ſtattgefunden, ſondern nur eine arge Neugier und ſchlechtes Betragen. —

Donnerstag, den 15. November 1855.

Ein Schauſpieldiener kam durch eine herabgefallene Soffite zu Schaden und ſtarb. Geſtern wurde er begraben. Der Unfall war an einem Sonntage geſchehen, davon nahm der Geiſtliche Kober, der auf dem Kirchhof ſeine Rede hielt, den Anlaß, hier den Finger Gottes zu ſehen, der die Sonntagsarbeit ſtrafe! Das dumme Vieh! Da müßte jeder Soldat, der auf dem Poſten ſteht, jeder Kutſcher, jede Köchin geſtraft werden, ja das Vieh von Prediger ſelbſt! Von dem wäre freilich unverbrüchliche Ruhe beſſer, als ſeine ruchloſe Arbeit! —

Der Theaterintendant Hr. von Hülſen fuhr ſogleich vom Kirchhofe weg, als Kober obige Schändlichkeit ſagte! —

Großer Lärm über das Konkordat Oeſterreichs mit dem Pabſt. Daſſelbe giebt der Kirchengewalt alles preis, ſie wird weltliche Obrigkeit, ſtraft, hat Gefängniſſe, Güter, beaufſichtigt die Schulen ꝛc. Ganz das Gegentheil von Joſeph des Zweiten kirchlichen Ordnungen! Würde es ganz ausgeführt, ſo wäre es ſchrecklich. Aber auch dann — würde es nur den Abfall befördern, die Menſchen abſchrecken; — man iſt nicht mehr gezwungen in Oeſterreich katholiſch zu ſein. Ich ſehe in dem Konkordat nur eine Dränzung zum Proteſtantenthum. —

Freitag, den 16. November 1855.

Die Ruſſen am 13. Oktober von Omer Paſcha auf der Straße nach Kutaïs geſchlagen. — Die Kreuzzeitung, höchſt unzufrieden mit den Kriegsthaten der Ruſſen, will deren Sache

verlaſſen, heißt es! Der ärgſte Spott auf die Kreuzzeitung und auf die Ruſſen!

Der „Rhein- und Moſel-Bote“ in Koblenz iſt von der Regierung verwarnt und bedroht worden; er ſoll ſeine Richtung ändern, ſonſt werde man ihn verbieten. Er kündigt demnach lieber an, daß er zu erſcheinen aufhöre. Königlich preußiſche Preßfreiheit! —

Humboldt erzählt von der Verhaftung der untreuen Diener; Gerlach merkte zuerſt etwas und machte die Anzeige. Daß Demouſtier oder Eſterhazy die Depeſchen empfingen, erſchien gleich fabelhaft; ebenſo, daß Manteuffel hinter der Sache ſtecke; nicht ſo die Annahme, daß Hinckeldey die Leute zu ſeinen Spähern gemacht habe. Zwiſchen ihm und Gerlach ſollen heftige Auftritte vorgefallen ſein, bei denen aber Hinckeldey der Trotzige war. —

Humboldt beſchreibt in ſeiner Art die Abende beim Könige. Er nennt den Schauſpieler Louis Schneider ſeinen Kollegen, weil auch der dem Könige vorlieſt; er habe aber auch eine Kollegin an der Generalin von Luck erhalten, die leſe dem Könige Anekdoten vor, wie ſie in Meidinger's Grammatik ſtehen, der amüſire ſich göttlich, lache aus vollem Halſe; „wenn ich ihm vorleſe, ſchläft er ein.“ —

Sonnabend, den 17. November 1855.

Der ſuspendirte Gerichtsſtand für die Mediatiſirten iſt durch Königliche Verordnung wiederhergeſtellt. — Die beiden Häuſer „des Landtags“ auf den 29. einberufen. —

Der Großherzog von Heſſen-Darmſtadt hier eingetroffen. Ein ſchmeichelnder Feind! Der König liebt ſolche Bezeigungen, ſieht darin den Glanz ſeiner Macht, ſeines Hofes. —

Herr von Burgsdorf beklagt bitter, daß ſein geliebter König, bei ſo viel Verſtand und Geiſt, in dem Wahne alles nach

eigenem Sinne ſelber zu beſtimmen, doch nur das Spielwerk von Ränken und verſteckten Betreibungen ſei, und alles thun müſſe, was die Camarilla wolle. Die widerſprechendſten Einflüſſe ſtrömen in ihm zuſammen, und machen ein Gebraus und Gewirble, aus dem doch immer diejenigen, die am meiſten um ihn ſind, *ihren* Vortheil geſchickt herausfinden. Auch der General von Wrangel, den die Camarilla nicht mehr leiden kann, klagt über Ränke, Arabiſt, Fallſtricke! Und ſollte nicht auch Hinckeldey klagen? Wem iſt denn *wohl* hier? —

„Die Kreuzzeitungspartei, die den König mißachtet und haßt, geht recht eigentlich darauf aus, ihn in der Meinung zu Grunde zu richten. Während ſie ſelbſt immer ſo thut, als ſei ſie lauter Verehrung, Bewunderung, Liebe, drängt ſie ihn ſtets zu Handlungen und Ausſprüchen, die ihm beim Volk alles entziehen, ſo daß er nichts behält, als die Scheinbezeigungen der Partei und der zur tiefſten Knechtſchaft herabgewürdigten Behörden.“ Auf Bunſen wird am Hofe wacker geſchimpft, er ſei kein Chriſt mehr, habe bisher nur geheuchelt ꝛc. — Bunſen, von Niebuhr dem Vater gehoben und der höchſten Gunſt empfohlen, wird von Niebuhr dem Sohn unter die Füße getreten. —

Sonntag, den 18. November 1855.

Als der König zuletzt in Preußen war, beſuchte er auch das Gut des Herrn von Fahrenheid, wo deſſen reiche Kunſtſammlungen ſich befinden. Der König bewunderte beſonders ein venetianiſches Glas, und rief aus: „Meine Kerls bringen mir nie ſolche Sachen!“ (Seine „Kerls“ ſind Waagen, Olfers ꝛc.) Der Beſitzer war abweſend; er ſchenkte ſpäter dem Könige das Glas. —

Heute bei Kanzler legte ein ältlicher mir unbekannter Herr die Indépendence belge mit ſichtbarer Zufriedenheit aus der

Hand und richtete dabei das Wort an mich, die Briefe aus Paris über die Preisvertheilung seien sehr lesenswerth, der Kaiser habe sehr einfach, edel, aufrichtig und klar gesprochen, derselbe sei doch wie kein Anderer, der ehrlichste und klügste, ohne Hinterhalt. Ich konnte nicht antworten, der Mann war im Abgehen! Ein deutscher Bonapartist! Nun ja, wir leisten in allen Fächern etwas! Ich würde ihn schön erschreckt haben durch die Beiwörter, die ich seinem Helden gebe; mir bleibt er der —, —

Humboldt bekam neulich einen Brief aus Amerika von einem angeblichen Sohn, der ihn très-vénérable père nennt und sich Humboldt unterzeichnet. Dies ist nur eine lächerliche Vorspiegelung; Humboldt versichert, in Amerika stets keusch gelebt zu haben. —

Preußen und Oesterreich geben einander gegenseitig die Versicherung, daß bei ihren Absichten auf eine Reform des deutschen Bundes in keinem Fall eine Volksvertretung oder parlamentarische Ausbildung des Bundes gemeint sei. Das glaubt man beiden ohne Betheuerung. Aber wenn man sich der Verheißungen von 1848 erinnert, der Urtheile, welche damals von den Regierungen selbst, besonders vom Könige von Preußen, ausgesprochen wurden, so klingen obige Versicherungen doch gar naiv! —

Montag, den 19. November 1855.

Die neueste Nummer des preußischen Wochenblattes und auch der letzte Kladderadatsch — dieser aber zu spät — sind von der Polizei in Beschlag genommen worden. Das Bethmann-Hollweg'sche Blatt soll die Einmischung der Behörden in die Wahlen freimüthig besprochen, und zugleich eine Anspielung auf den Unwillen des Königs in Betreff der Berliner Wahlen gemacht haben. Ueber diese Aeußerung des Königs hört man

von allen Seiten, auch von Hofleuten und Staatsbeamten, den entſchiedenſten, den kräftigſten Tadel. Der Graf von Schwerin ſoll willens ſein, die Sache auch beim Landtage ſelbſt zur Sprache zu bringen. —

Der Graf Schwerin, an mehreren Orten gewählt, hat die Wahl von Anklam angenommen, die andern abgelehnt. Seine Feinde hoffen jene zu beanſtanden, und wenn die für ungültig erklärt würde, hätte er dann keinen Sitz. Mit ſolchen Argliſten und Betreibungen ſucht die Kreuzzeitungspartei ihre Sache zu fördern.

Der berüchtigte Held, im Jahre 1848 als politiſcher Gaukler thätig, wird jetzt, mit Erlaubniß der Polizei, ein Heldengedicht auf Friedrich den Großen hier öffentlich vortragen. Es gab eine Zeit, wo die Polizei ihn fürchtete! —

In Goethe geleſen; in Leo's drittem Bande; die Geſchichte von der Flucht des Königs nach Varennes erzählt er mit bittrem Hohn, ein Jakobiner könnt' es nicht beſſer! Eigentlich iſt Leo ein Jakobiner, der ſich nur im Stoffe vergreift, und es iſt noch die Frage, ob er nicht, da Wüthen einmal ſein Fach iſt, nicht am liebſten gegen Fürſten und Vornehme wüthete! —

Ich ſinne und ſinne über die Schickſalswege, ſowohl die der Menſchen überhaupt und der Völker insbeſondere, als des einzelnen Menſchen, und ſuche den Zuſammenhang. Aber nur Streiflichter hellen das Gewirre, man findet ſich nicht zurecht, keine Geſetze ſind zu entdecken, nur dämmernde Vermuthungen und Hoffnungen. Jeder denkt, ſein Leben könnte auch anders ſein, als es iſt, daß beißt er erkennt die Nothwendigkeit nicht an, er widerſtreitet ſeinem Schickſal. Hieran läßt ſich vieles knüpfen; auch die Betrachtung Wilhelm Meiſter's, daß dem Menſchen nicht nur das Unmögliche, ſondern auch ſo vieles Mögliche verſagt iſt. —

Seine Stärke blieb Verneinung. Zehn Welten fliehen vorüber, während der Plan zum Eintritt in die erſte vor dem Spiegel des Gewiſſens muſtert.

Dem Braſilianer, deſſen Bekanntſchaft Ihnen gelegen käme, bin ich nicht begegnet. Ich habe aber Gelegenheit genommen, indem ich den Marquis de Marialva um eine Gefälligkeit anſprach, mich zu gegenſeitiger zu erbieten. Ihr Name iſt nicht genannt worden. In dem Ablehnen ſehe ich weiter nichts, als reine diplomatiſche Poltronerie.

Für Voß bin ich Ihnen ſehr verbunden. Seine Sprache feſſelt mich. Der Gegenſtand ſelbſt fällt in's Geklätſch. Ich begreife aber vollkommen, wie zuträglich es in der gegebenen Zeit ſein kann, daß gewiſſe Verhältniſſe recht ſpießbürgerlich verarbeitet werden.

Das „Manuſkript aus Süddeutſchland" möchte ich wohl kennen lernen. Wie ich höre hat ſich die „Berliner Staatszeitung" ſehr hart gegen Frankreich ausgelaſſen. In den ſybilliniſchen Büchern des Schickſals ſcheint geſchrieben zu ſtehen, daß Frankreich den nordiſchen Breiten, immerdar nur auf einige Zeiten, eine terra incognita bleibe.

Sehr wohl kann ich mir vorſtellen, daß einem Denker Ihres Umblicks Frankreich jetzt weniger intereſſirt, als mancherlei andere Verhältniſſe. Dennoch will ich Sie zunächſt von dem Felde unterhalten.

Den 29. November.

Die Anſichten des Arztes ſind beruhigender als geſtern, und ſo ergreife ich die Feder mit leichterem Herzen.

Daß die Liberalen mit dem Ergieb der Wahlen unzufrieden, unterliegt keinem Zweifel. Verdrießlicher iſt er jedoch, aller Wahrſcheinlichkeit nach, den Miniſtern. Dieſe ſuchen

Nachrichten aus Stockholm. Die Anwesenheit des Generals Canrobert setzt alles in die größte Aufregung, namentlich zeigt sich das Volk sehr russenfeindlich. Aber am Hof und in der Staatsregierung überwiegt die russische Parthei, und die Lockung Finnland wiederzuerobern wird durch die Furcht niedergehalten, künftig der ganzen Macht Rußlands hülflos bloßgestellt zu sein. Man sagt, Louis Bonaparte sei zu klug, um wirklich zu glauben, Schweden werde gegen Rußland kriegerisch auftreten, die Sendung Canrobert's sei nur ein gelegentliches Gaukelspiel, um andre Zwecke zu fördern, namentlich Rußland Besorgnisse zu erwecken. Warum, wenn es Ernst wäre, finge man nicht lieber mit Polen an? —

Sendung von Herrn Dr. Heinrich Pröhle, „Friedrich Ludwig Jahn's Leben", ein ganzer Band höchst schätzenswerther Mittheilungen, in denen auch meiner sehr günstig Erwähnung geschieht. Wie bei dem Leben Ludwig Tieck's ist hier vieles verschwiegen worden, was doch den Menschen wesentlich bezeichnet. Ich will den gehässigen Vorwurf, Jahn habe des kriegerischen Muthes, wie er sich vor dem Feinde zeigt, allzu sehr entbehrt, nicht bestärken oder wiederholen, aber wie kommt es, daß ein Mann seiner Art in solchen Ruf gerathen konnte? Es wäre ein besondres Unglück, wenn er nur durch Zufall alle vielen Gelegenheiten, wo er solchen Muth beweisen konnte, versäumt hätte! Auch sein Streben nach Geld, nach baarem Einkommen und sonstigem Gewinn war eine Schwäche in seinem Karakter, er hielt an seiner Pension so fest, daß die Regierung ihn mittelst dieser viele Jahre in unwürdigen Fesseln halten konnte; damals war in Deutschland noch eine Stimmung und ein Gemeingeist, die ihm die jährlichen tausend Thaler leicht ersetzt hätten, wenn er trotzig geblieben wäre. —

Die Neue Preußische Zeitung bespricht die auffallenden Aeußerungen Louis Bonaparte's, die er an die Gewerbsleute

bei Gelegenheit der Preisvertheilung gemacht, ſie ſollten ihren Mitbürgern ſagen u. ſ. w. Seine Worte werden genau geprüft, und jedenfalls ihre Anwendung auf Preußen ernſt verbeten.

Mittwoch, den 21. November 1855.

Neue Verluſte der Ruſſen; ungeheure Vorräthe theils weggenommen, theils zerſtört. Der Kaiſer iſt wieder in St. Petersburg eingetroffen, er ſoll auf der ganzen Reiſe ſehr niedergeſchlagen und gereizt geweſen ſein, obſchon er ſich bemühen mußte, muthig zu ſcheinen und Andre zu ermuthigen. —

Der König erläßt an die Mitglieder des Herrenhauſes beſondre Einberufungsſchreiben, die ſehr prächtig und förmlich ſind, nicht auf Papier, ſondern auf Pergament geſchrieben, und die er ſelbſt unterzeichnet. Der Einfall auf Pergament zu ſchreiben, ſoll ihm beſondere Freude machen, und durch dies Verfahren ihm nun das Herrenhaus nur noch lieber geworden ſein. Für das Haus der Abgeordneten wird nach wie vor Papier gebraucht, und dieſer Unterſchied wird mit Wohlgefallen hervorgehoben. „Byzantiniſch", würde Humboldt ſagen. —

Andre Lesart des Depeſchenverraths. Ein ehemaliger Polizeiſpürhund Herr Techen hat die beiden Diener mit geringem Gelde beſtochen, und von den Papieren, die ſie mittheilten, Abſchrift genommen. Dem Herrn von Hinckeldey bot er eine Abſchrift des vom Feldmarſchall Grafen von Dohna über ihn erſtatteten Berichts für 100 Thaler an; Hinckeldey kaufte ſie und brachte ſie zum Könige, ihm zu zeigen, wie ſchlecht der König und wie gut er ſelbſt bedient ſei, denn er habe hier eine Schrift, die er nicht ſollte zu ſehen bekommen. Hausſuchung bei Techen, wo man gar nichts fand. Aber man entdeckte, daß er Papiere bei dem Direktor der Oberrechenkammer Geh. Rath Seiffert — einſt unter Rochow berühmtes Polizeihaupt

— niedergelegt, der bei angekündigter Haussuchung sie auslieferte, man fand Abschriften aller geheimsten, vertraulichsten Mittheilungen aus St. Petersburg, Angaben der Truppenstärke, der Absichten ꝛc. Alles dies sei in die Hände des französischen Gesandten gegangen! —

Seiffert ist sehr vertraut mit Gerlach und Niebuhr, um diese zu schonen hat Hinckeldey seinen Namen dem Könige noch nicht genannt. Der König weiß nicht, bei wem die Papiere gefunden worden!

Bei vielen Personen besteht noch die Vermuthung, das Ganze gehe doch von Hinckeldey aus, er habe wissen wollen, was Gerlach und Niebuhr wissen und treiben, die Bestechung, welche Techen ausgeübt, sei diesem vielleicht unbewußt, eine höhere gewesen. —

Donnerstag, den 22. November 1855.

Es ist nun unzweifelhaft, daß ein neues Wahlgesetz, auf ständische Gliederung gegründet, für das Haus der Abgeordneten beabsichtigt wird. Der König besteht mit Heftigkeit auf dieser seiner alten Vorstellung, und die Minister, denen die Sache sonst gleichgültig ist, müssen alles aufbieten, sie durchzusetzen. Darum waren ihnen die letzten Wahlen so wichtig, daß sie jede Scham bei Seite setzten, um willfährige Stimmen zu gewinnen. Ob der König übrigens bei der Sache seine Rechnung finden wird, ist sehr die Frage! Bei den Provinzialständen und bei dem Vereinigten Landtage fand er sie nicht. Macht Schabbes von eurer ganzen Verfassung! Wie sie in Wirklichkeit ist, kann sie uns nichts helfen; es ist lauter Lug und Trug, nichtswürdiger Schein und gemeine Tücke dahinter. —

Der König hat in der ersten Aufwallung über den Depeschenverrath die Herren Niebuhr und von Gerlach wegen

ihrer Nachläſſigkeit ſchrecklich herunter gemacht, und Niebuhr hat ſogar eine Ohrfeige davon getragen. Der König iſt ſein Pathe, die Sache gehört alſo in das Fach der väterlichen Züchtigungen.

Bei dem ehemaligen Polizeiſpürhund Techen hat man doch ein paar Briefſtücke von Niebuhr an Gerlach im Paletot eingenäht gefunden. Der König, ſagt man, weiß von der Sache grade ſo viel als er davon wiſſen *will*; gewiſſe Perſonen *will* er nicht bloßgeſtellt ſehen, nicht beſtrafen müſſen; es wird alſo wohl alles unterdrückt werden. Die Mangelhaftigkeit der Strafgeſetze kommt ſehr erwünſcht. Den beiden Bedienten hat man ſchon angetragen, mit einem Stücke Geld nach Amerika auszuwandern. Jeder bekam monatlich 10 Thaler, bei außerordentlich wichtigen Sachen auch noch beſondre Vergütung. Es war ein ordentliches Bureau eingerichtet, jedermann konnte hier Mittheilungen kaufen, auch nach England ging vieles. —

Freitag, den 23. November 1855.

Der Prof. Hengſtenberg und ſeine Frau der Verläumdung vor Gericht angeklagt. Sie hatten in vertraulichem Tiſchgeſpräch einen Regimentsarzt in Stettin beſchuldigt, von der Gräfin von Lehndorf eine Beſtechung angenommen und dafür einen militairpflichtigen Hofmeiſter für dienſtuntauglich erklärt zu haben. Die Sache iſt unterſucht und der Arzt unſchuldig erfunden worden. Der General von Grabow in Stettin hat daher jene Klage erhoben. Hengſtenberg's ſind außer ſich über dieſe Wendung, und bieten alles auf, der öffentlichen Verhandlung zu entgehen. Der Juſtizminiſter Simons ſagt: „Die Pfaffen und Frömmler laufen mir das Haus faſt ein, und bitten mich das Aergerniß abzuwenden! Aber — den König wird's amüſiren, ſeinen lieben Hengſtenberg gelinde

bestraft zu sehen." Ein schöner Beweggrund für einen Justizminister! Sorgt für das Amüsement des Königs! —

Die Geheimräthin Steffens weiß ganz gewiß, daß der König den General Adolph von Willisen längst wieder hieher in seine Nähe ziehen will, der General Leopold von Gerlach aber stets Mittel findet es zu verhindern. „Der Molch!" sagt sie. Er soll übrigens jetzt die Ohren sehr hängen lassen. Seine Sorglosigkeit soll wirklich übergroß gewesen sein, er wollte seinen Diener zuerst ganz verdachtfrei halten. —

Sonnabend, den 24. November 1855.

Besuch vom General Adolph von Willisen. Erzählungen von Paris; der Marschall Vaillant ein grober Bauerkerl. Bemerkungen über hiesige Dinge.

Abentheuerliche Gerüchte über den Depeschenverrath. Der Ursprung der Bestechung soll von Hinckeldey ausgehen, dessen Werkleute ihn aber betrogen haben, nicht nur ihm ihre Beute auslieferten, sondern sie auch anderweitig verhandelten; ob die Depeschen wirklich an französische und englische Beauftragte gekommen seien, wird noch bezweifelt. Auch hört man: „Der König ist selber schuld, wenn er so schändlich hintergangen wird, warum duldet, warum befiehlt er solche Betreibungen überhaupt? warum straft er nicht alle Winkelzüge und Kniffe?" Ferner: „Solche Wirthschaft ist eine wahre Staatsfäulniß, da muß alles verderben! Die Türkei ist hier in ihrer schlechtesten Gestalt wiedererstanden." —

Frage, ob ein Minister, ein General, wenn die Polizei Haussuchung bei ihm hält, sich dem unterwerfen muß? Unbedingt mit Ja beantwortet. Ein gerichtlicher Befehl wäre gesetzlich erfordert, aber wird von der Polizei schon längst nicht mehr eingeholt, auch nicht nachträglich. Die Polizeibeamten brauchen nicht zu sagen, auf wessen Befehl sie kommen und

handeln; wer ſich als Beauftragter der Polizei meldet, dem muß geglaubt werden, daß er es ſei, dem muß gehorcht werden! —

Sonntag, den 25. November 1855.

Der Bundestag hat die Beſchwerde des hannöverſchen Schatzkollegiums wegen Verfaſſungsbruches als unbegründet zurückgewieſen. Ganz des Bundestags würdig! Wie könnten auch die Regierungen in Hannover das verurtheilen, was ſie alle bei ſich zu Hauſe ſelbſt verübt haben! Die Deutſchen lernen allmählig, aber ſicher, endlich erkennen, woran ſie ſind. —

Unſre Regierung hat entſchieden die Abſicht, ſobald es geht — und es geht jetzt ohne Zweifel — die Legislatur-Periode von 3 Jahren auf 6 zu erhöhen und die Landesvertretung nur alle 2 Jahre ſtattfinden zu laſſen. Kann ſie mit Wahrheit verſichern, daß es dabei ſein Bewenden haben ſoll? Keineswegs! Wie ſoll man Herz und Sinn haben für dies unbeſtändige lügenhafte Zeug? Es geht ein Gefühl der Unſicherheit, der Unredlichkeit und Verderbniß durch die Leute, das noch einſt der Regierung und dem Staate bittre Früchte bringen wird. —

Der hieſigen deutſch-katholiſchen Gemeinde iſt auch dieſes Jahr von der Polizei nicht erlaubt worden, eine Weihnachtsausſtellung für ihre Armenkinder zu veranſtalten. Sie zeigt dies in den Zeitungen an, und bezeichnet den Ausweg, den ſie für ihren Zweck einzuſchlagen genöthigt wird. —

Montag, den 26. November 1855.

Unter den Linden den Geheimrath Dr. Schönlein geſprochen. Er war in Warſchau beim Fürſten Paskewitſch, der hoffnungslos krank liegt, mit deſſen Ableben, meint man,

dürfte die Ruhe in Polen zu Ende sein. Die Polen sind ihm zugethan. Es sind in Polen nur wenige russische Truppen. —

Unter den bei Seiffert gefundenen Techen'schen Papieren befinden sich Abschriften von vertraulichen Briefen aus St. Petersburg, eines polizeilichen Spähberichts vom Polizeidirecter Lindenberg in Minden über alles was der Prinz von Preußen in Westphalen gesagt und gethan, einer Denkschrift des Grafen von Münster in St. Petersburg über die russischen Kräfte und Pläne, ferner eine Sammlung von mündlichen Aeußerungen des Königs über die politische Lage der Dinge, — entweder Gerlach oder Niebuhr muß diese Blumenlese gemacht haben. Das Merwürdigste und Bitterste bei der Sache ist, daß, viel mehr als der englische und französische Gesandte, die russische und sogar auch die türkische Gesandtschaft aus dem Bestechungsbureau Nachrichten gezogen haben! —

Dienstag, den 27. November 1855.

Der Professor Heyse ist gestern gestorben, sanft eingeschlafen. Er kränkelte seit zwanzig Jahren, nur die zarte Pflege seiner klugen Frau Julchen geb. Saaling erhielt ihn so lange. —

Der Arzt Dr. Hall in Brighton erklärt in der medizinischen Zeitschrift the lancet, daß Hugo Franck nicht natürlichen Todes gestorben, sondern gewaltsam erdrosselt worden, wie deutliche Zeichen dargethan. Mehrere Personen, darunter Dr. Franck's Bruder aus Paris, hätten nach genauer Besichtigung der Leiche nicht gewünscht, daß eine weitere Untersuchung stattfände. Damit ist viel gesagt! —

Mittwoch, den 28. November 1855.

Man sagt, der Geh. Rath Seiffert sei zwar arg bloßgestellt in der Sache des Depeschenverraths, aber es werde ihm

nichts geſchehen; er wiſſe aus früherer Zeit ſo viel Perſönliches, dem Könige, dem Hof und Staate Wichtiges, daß man ihn ſchonen müſſe. Ueberdies rühmt man ſeine Klugheit und Gewandtheit, ſeine Liebenswürdigkeit, — er werde ſich ſchon zu helfen wiſſen! —

Die Kreuzzeitungspartei verkündet, daß ſie eine friſche und ſchöpferiſche Politik betreiben werde, und mahnt ihre Mitglieder zum Zuſammenhalten, zur Thätigkeit, man müſſe die Regierung unterſtützen ꝛc., natürlich die Regierung, die der Partei zu Willen iſt, ſonſt — werden die Junker ihr entgegentreten, wie ſie ſchon immer gethan. Des Königs meinen ſie ganz ſicher zu ſein, ſo gut haben ſie ihn gewonnen und umſponnen. Im Grunde haßt er die Partei, ſie hat ihm aber einzureden gewußt, ohne ſie ſei er verloren! Der Präſident von Gerlach verſicherte neulich, der König ſei der leichtgläubigſte Menſch im ganzen Lande, grade deßhalb müſſe man wachen, daß er nicht auf Leute höre, die nicht von der rechten Art wären. —

Donnerstag, den 29. November 1855.

Der „Landtag" wurde heute auf dem Schloß durch eine Rede des Königs eröffnet; ſie lautet ziemlich maßvoll, ohne Effektſtellen, die man dem Könige glücklich ausgeredet und abgeſtritten haben ſoll. Es fiel ſehr auf, daß der König ſich anſtrengte ſtark und lebhaft zu erſcheinen, während er doch weder die körperliche noch die geiſtige Mattigkeit zu verbergen im Stande war. Als der König neulich in der Singakademie erſchien, glaubte man gar er ließe ſich führen, es war aber nicht der Fall, er ſchlich nur mühſelig einher. —

In der Rede des Königs iſt nichts von Aenderung des Wahlgeſetzes, nichts von ſtändiſcher Gliederung, noch ſonſt Befürchtetes. Aber man traut nicht, man glaubt an Ver-

zagtheit, an Argliſt, an Ueberraſchung, nur nicht an Aufrichtigkeit. — (Man rechnet darauf, daß in dem Hauſe der Abgeordneten der Antrag gemacht werde, ſo daß die Regierung nur einzuſtimmen braucht.)

Die Ruſſen fürchten, daß die Weſtmächte zum Frühjahr ihre große Heeresmacht nach dem Norden werfen; mit ihren Schraubenſchiffen können ſie binnen vier Wochen hunderttauſend Mann aus dem ſchwarzen nach dem baltiſchen Meere ſchaffen, das ruſſiſche Heer braucht mehr als vier Monate um dahin zu folgen. Die Oſtſeeprovinzen und Finnland ſind nur ſchwach beſetzt. In Polen ſtehen nur 6000 Mann, in Warſchau und Modlin. Die ganze Bevölkerung iſt unſicher.

Freitag, den 30. November 1855.

Der König hat geſtern die fünf oder ſechs Mediatiſirten, die zum „Landtag“ endlich erſchienen waren, beſonders ausgezeichnet, ſie in einem beſondern Kabinet empfangen und ſich huldreich mit ihnen unterhalten, während die andern „Herren“ — warteten! Das haben ihm dieſe andern „Herren“ ſehr übel genommen und man hörte ihre Unzufriedenheit ſich laut ausſprechen. — Der Fürſt von Fürſtenberg war auch gekommen, aber da er auch und mehr zum badiſchen Landtag gehört, will er heute ſchon wieder abreiſen. Die Mediatiſirten gelten alle für ſchlechte Preußen, und die preußiſchen Beamten ſind alle gegen ſie geſtimmt. Die Vorliebe des Königs für ſie wird allgemein getadelt. —

Sonnabend, den 1. Dezember 1855.

Brief und Sendung aus London von Herrn G. H. Lewes, ſeine zwei Bände The life and works of Goethe. Grüße von Miß Evans. Er ſchreibt, ich würde wohl manchem ſeiner

Urtheile nicht beistimmen. Freilich nicht! Doch ist das Buch eine erfreuliche Erscheinung, und Fleiß und Sorgfalt darin sind lobenswerth! —

Direktor Dr. Krech ist endlich als Direktor der neuen höhern Schule in der Friedrich Wilhelmsstadt von der Regierung bestätigt worden. Es war durchaus nichts gegen ihn einzuwenden.

In einem englischen Blatte, schreibt Lewes, fordert ein wüthender Artikel die Vernichtung „of the accursed dynasty of Hohenlinden!“ anstatt Hohenzollern, spaßhaft genug! —

Sonntag, den 2 Dezember 1855.

Die Volkszeitung macht aufmerksam darauf, daß wir wieder bevorrechtete Klassen haben, daß es aber nichts bedeute, was ein Stand im Staate sei und gelte, sondern man darnach zu fragen habe, was er dem Staate sei, dem Allgemeinen nütze? —

Herr Schlivian wegen Beleidigung des Schauspielers Hendrichs zu der gelinden Strafe von 30 Thalern verurtheilt.

Das Preußische Wochenblatt und die Volkszeitung, angeklagt wegen Beleidigung des deutschen Bundestages, wurden freigesprochen; ihr Vertheidiger Rechtsanwalt Lewald machte unter andern geltend, daß preußische Ministerialblätter noch vor wenig Jahren den Bundestag gar nicht anerkannt, sondern den Klub in der Eschenheimer Gasse genannt hätten. —

„Pompeji in seinen Gebäuden, Alterthümern und Kunstwerken für Kunst- und Alterthumsfreunde dargestellt von Dr. J. Overbeck, Prof. in Leipzig. Mit Kupfern und dreihundert Holzschnitten. Leipzig, 1855.“ gr. 8. —

„Geschichte der Architektur von Wilhelm Lübke. Mit 174 Holzschnitten. Leipzig, 1855.“ gr. 8. —

bereits das Wetter zu beſchwören, welches ihnen von einer ultraiſtiſchen Mehrheit droht. Die Erweiterung des königlichen Hofſtaates, der ein halb bourbon'ſches, halb imperiales Weſen gewinnt, ſoll offenbar dazu dienen, alte und neue Ariſtokratie an einem weſentlichen Berührpunkte mit einander zu verſchmelzen. Um den Ultra zu zeigen, daß man auch in der andern Parthei Freunde hege, ſagte der König unlängſt dem Marſchal Jourdan vor aller Welt viel vertrauliche Worte über ein ſchlecht zuſammengeſtoppeltes Leben des Generals Marceau, von Sergeant, der exilirt in Mailand ſich aufhält, und das Jourdan aus Intereſſe für die Familie des Verewigten Sr. Majeſtät zugeſandt.

Ganz gewiß iſt die Ernennung von Donadieu durch Chateaubriand's Einfluß bewirkt worden. Letzterer kann überhaupt den Miniſtern viel zu ſchaffen geben. Pairswürde, die gegen Zenſur und Einkerkerung ſchützt, ſchriftſtelleriſches Talent, großer Kredit bei einem anſehnlichen ultraiſtiſchen Geſchwader, machen Chateaubriand zu einem furchtbaren Widerſacher. Ihn in die Fremde zu verſenden, ſcheint den Miniſtern das Erſprießlichſte. Bei großen Bedürfniſſen beſitzt Chateaubriand kein Vermögen. Der glänzende Poſten in Berlin wird ihm einträglich gemacht. Solch einer Lockſpeiſe war nicht zu widerſtehen, er mußte anbeißen. Man ſchmeichelt ſich, ihm einen pfiffigen Streich geſpielt zu haben. Es iſt aber gar wohl möglich, daß ſeine hieſigen Freunde die Entfernung zu einem Zweck für ihn benutzen, dem die Anweſenheit ein Hinderniß wäre. Was meinen Sie, wenn der Mann in Berlin zu liberal aufträte? Er gehört jener Abſtammung von Ultra an, die, weil ſie Gaben beſitzen oder zu beſitzen glauben, für Preßfreiheit ſtimmen und für Rednerbühne. Nun aber iſt Offenkundigkeit gerade das Hauptlaſter, welches man den Volksverfaſſungen vorwirft. Werden

Zwei ſehr beachtenswerthe lehrreich-ergötzliche Bücher.

Herr Prof. Hoffmann von Fallersleben, abgeſetzt von ſeinem preußiſchen Lehramt, aber mit kleiner preußiſcher Penſion in Weimar lebend, hat vom Könige der Niederlande einen Orden erhalten, wegen der horae belgicae. Der König hier ſoll ſich ſehr verwundert haben, daß ein in ſeiner Ungnade Lebender einen Orden bekommt. Aber das Beiſpiel wirkt gut, erinnert daran, daß man Verdienſte haben kann, auch bei abweichender politiſcher Denkweiſe. —

Montag, den 3. Dezember 1855.

Gegen den mit großer Stimmenmehrheit zum Bürgermeiſter von Halle erwählten Regierungsrath von Voß in Merſeburg iſt eine Vorſtellung von einigen vierzig Unterſchriften hier eingegangen, um deſſen Beſtätigung zu verhindern. An der Spitze ſtehen Leo, Pernice, Witte das Wunderkind. Ob dieſe Klique ſiegen wird? Man glaubt es; obſchon der Miniſterpräſident von Manteuffel ſich für Herrn von Voß erklärt hat, dem übrigens nichts vorzuwerfen iſt, als daß er ein gemäßigter, geſetzlicher Mann iſt. —

Schwerin, Kühne, Wentzel ꝛc. proteſtiren in der zweiten Kammer gegen das Wort „Landtag", die Mehrheit aber genehmigt deſſen Beibehaltung. Der Miniſter von Weſtphalen vertheidigt ſich ſehr jämmerlich in Betreff der von ihm veranlaßten oder gebilligten Wahlumtriebe. — Die ganze Wirthſchaft iſt um darauf zu ſpeien! Der Präſident von Gerlach ſpielt wieder die alte freche Hanswurſtrolle. —

In den Times wird die Rede des Königs bei der hieſigen Landtagseröffnung ſcharf mitgenommen. Der König, heißt es, bilde ſich wohl ein, er zeige ſich als ein ruhender doch zum Sprunge bereiter Löwe oder gar Tiger, — aber er liege nur

da wie eine kriechende Schildkröte, die aus Angſt alle Glieder unter ihre Schale gezogen hat. —

Dienstag, den 4. Dezember 1855.

Beſuch vom General Adolph von Willisen. Erzählungen von Paris, von Thiers, der vergnügt in ſeinen Arbeiten lebt, aber doch zugleich mit Louis Bonaparte geheimen Zuſammenhang hat, er wird befragt, beſchickt, giebt manchen Rath, empfängt manche Weiſung. Ganz hingegeben und völlig unterwerfen will niemand ſich dem neuen Machthaber, man ehrt die Macht, und wundert ſich, daß ſie in dieſen Händen iſt. Ueber das Aergerniß der geheimen Späherei hier, — „eine nie zu tilgende Schande, ein freſſendes Krebsübel, das den Staat im Kern verdirbt“. Alles iſt unſicher, trügeriſch, argliſtig geworden, niemand traut mehr dem andern. Geheime Polizei, die ſich ſelber auffrißt, das ſchlimmſte Unheil, eine Saat des Verderbens! —

Die Ultra's treten nun ganz offen mit ihrer Abſicht hervor, ihr jetziges Uebergewicht im Abgeordneten-Hauſe zu einer gründlichen Reviſion der Verfaſſung zu benutzen, und nicht nur ſtändiſche Gliederung, ſondern in allen Beziehungen ariſtokratiſche Bevorrechtungen einzuführen. Hierin iſt die Kreuzzeitungspartei mit dem König und mit den Miniſtern einig. Eine Vereinigung könnte nur ſtattfinden, wenn die Gerlach's und ihre Spießgeſellen allzu übermüthig würden, und nicht durch die Miniſter ihre Sache ausführen laſſen, ſondern ſelbſt Miniſter ſein wollten. Wenn ſie klug ſind, ſo gehen ſie für jetzt noch nicht zu weit, und beſcheiden ſich; die nächſte Zeit gehört ihnen noch, das iſt nicht zu bezweifeln! Aber weiterhin, und wenn die Stöße kommen, dann ſei Gott ihnen gnädig! Die Mehrheit des Volkes kümmert ſich wenig um die nächſten Einrichtungen, ſie rechnet auf die Zukunft. „Die Schritte

unſerer Feinde jetzt aufzuhalten, wäre ebenſo vergebens, als es vergebens ſein wird, ſie künftig zu behaupten." —

Niebuhr ſoll keine Ohrfeige vom Könige bekommen haben, aber einen heftigen Stoß vor die Stirn. Der König hatte gemerkt, daß Niebuhr an der Thür draußen horchte, ſtieß dieſe heftig auf, und traf ihn mit der Thür gegen den gebückten Kopf. Mit Niebuhr's Augen ſoll es ſchon beſſer gehen; er wird auf Urlaub nach Italien reiſen.

Niebuhr ſoll vom Könige geſchrieben haben: „Der Dicke iſt auf gutem Wege," worüber der König, der es zu leſen bekam, „fuchswild" geworden ſein ſoll. —

Mittwoch, den 5. Dezember 1855.

„Aus dem Exil. Von Ludwig Simon. Gießen, 1855." 2 Bde. Der ächte Geiſt des Jahres 1848, geſchichtliche Angaben aus derſelben Zeit. Sehr leſenswerth, gedankenweckend. Die ſämmtlichen Demokraten, welche die Reaktion erſchießen ließ — einige dreißig, meiſt durch preußiſche Kriegsgerichte —, ſtarben ihrer Sache getreu und ihrer Geſinnung würdig, Jünglinge, Männer, Greiſe, alle voll Muth und Faſſung. Die Frankfurter Linke war bereit ſich der Berliner anzuſchließen, unterzuordnen. Uhland's Lob, Waldeck's, Temme's, Itzſtein's.

Wie vieles weiß man, was man nicht ſagen kann; genau und ſicher weiß man es, und hat doch nicht Worte dafür, weil jedes zu viel oder zu wenig ſagt. Nach dieſem innern Wiſſen aber, nicht nach den Worten und Ausdrücken, die wir gebrauchen, richten wir uns im Handeln. Selbſt in unſern Beziehungen zur Gottheit fehlt uns oft jeder Ausdruck, und kann hier am leichteſten entbehrt werden, die Formeln taugen hier am wenigſten. —

Der Generalpolizeidirektor von Hinckeldey hätte längſt Miniſter des Innern werden können, die Stelle war ihm ſchon angeboten. Man ſagt aber, ſein Ehrgeiz gehe dahin, gleich Miniſterpräſident zu werden. Bis dahin laſſe er gern den Herrn von Weſtphalen Miniſter bleiben, der ohnehin alles thue, was Hinckeldey wolle, dieſer vereinige daher die beſondre Miniſtermacht mit der ſeiner Polizei, und ſei ſchon eine Art Großvezier. In den Depeſchenverrath ſoll er auch tief verwickelt, die erſte Beſtechung von ihm, das heißt durch ſeine Werkzeuge ausgegangen ſein. Doch dieſe Sache wird abſichtlich im Dunkel gehalten, auch vom Könige, der ſich vielfach bloßgeſtellt fände, wenn man ſtreng verführe, namentlich durch die gegen ſeine Brüder angeordneten Späherein. —

Donnerstag, den 6. Dezember 1855.

Nicht nur daß wir graue Haare bekommen, und Runzeln und dergleichen, macht uns alt, ſondern auch, daß wir die Andern ſo werden ſehen, am meiſten aber, daß andre Sitten, andre Anſichten, andre Sprache und andre Worte herrſchen; am eingreifendſten und niederſchlagendſten iſt das Veralten im geiſtigen Gebiet, ein Lied und eine Melodie, bei denen wir gefühlt, wird nur noch belächelt, ein Lieblingsſchriftſteller, den wir verehrt, mit dem wir uns herangelebt haben, verachtet, ein uns lieb gewordenes Gemählde in die Rumpelkammer geworfen. Unſre Zeit iſt hierin beſonders ſchnell und hart, man ſpricht von Goethe's beſten Sachen wie von Veraltetem, ja ſchon von Beethoven gebraucht man ſolchen Ausdruck! Sie wollen alles neu haben, und wenn es auch nur Flitter wäre! Aber ſie bewirken doch nur, daß das Aechte und Wahre ſich ausſcheide zu Ruhm und Ehre; ſie verdrängen es vom Markt, aus dem Gewühl, damit es ſeine Stelle im Heiligthum einnehme, wo es für alle Zeiten bewahrt und verehrt wird.

Goethe iſt wie Shakeſpeare, wie Voltaire und Rouſſeau, wie Sophokles und Homer, unſterblich! —

Die Verhandlungen der „Häuſer“ können nur Unwillen und Ekel erregen. Die Mehrheit iſt ganz bei den Ultra's. Nicht Graf von Schwerin iſt Präſident des Hauſes der Abgeordneten, ſondern Graf von Gulenburg. Damit iſt alles geſagt. Die Regierung hat Volksvertreter wie ſie ſie nur wünſchen mag, das heißt: keine! Wir wollen ſehen, was ſie mit ihnen treiben wird. Wenn man gefälſchte Vertretung, ſtatt der wahren Meinung des Volkes eine gemachte hat, ſo geht man auf gefahrvollem Wege. Die wahre Meinung macht ſich außerhalb des Kreiſes, in dem ſie ihre Stätte haben ſollte, geltend. Hatten die Peſſimiſten nicht recht, die ſich der Wahl enthielten? Sie ſehen lächelnd zu, wie die Regierung ſich mit ihrem „Landtag“ abquält, der nichts iſt, und den ſie doch behandeln muß, als wäre er was. Sie warten auf neue Kriſen, neue Schläge, und die werden erfolgen, früh oder ſpät, das weiß man nicht; aber die Freiheit hat alle Zeit, die kann warten, beſſer und ſichrer als die Reaktion, die immer eilen muß, weil ihre Zeit abläuft.

Wenn man ſieht, wie die Heroen der Menſchheit von Zeitgenoſſen und Nachwelt verarbeitet, mißhandelt, entſtellt, oder vergeſſen werden, was ſoll man noch auf geſchichtlichen Ruhm und Ehre geben? Wie wird über Goethe geurtheilt, über Friedrich den Großen, über Voltaire und Rouſſeau? Jeder Lump hält ſich berechtigt über ſie abzuſprechen, wirft ſie dahin und dorthin nach Belieben, meiſtert und hudelt! Das Beſte, das einzig Tröſtliche hiebei iſt, daß ſie doch die urſprüngliche Geſtalt nicht zerſtören können, daß ſie unter den Augen jedes freien und edlen Beſchauers ſich augenblicklich wieder herſtellt. Und zuletzt? Zuletzt werden Alle, wenn nicht vergeſſen, zur bloßen Sage, die nicht einmal den Namen ſicher feſthält! —

Freitag, den 7. Dezember 1855.

Ich bekomme den zwölften Band von Thiers. Adolph von Willisen hat mir die Vorrede gerühmt; ich finde sie schwerfällig, langweilig, ohne Würde, ohne Schärfe, voller Absichtlichkeit, die doch ihres Ziels verfehlt, kurz das Gegentheil von allem, was sie nach des Verfassers Willen sein sollte. Sein Erörtern der Geschichtschreibung wiederholt nur allbekannte Wahrheiten mit dem Anspruch neue zu sein; er trumpft einige Nebenbuhler ab, und stellt sich selbst als denjenigen hin, der das Wahre und Richtige leistet; er will dabei sich mit dem alten wie mit dem neuen Napoleon möglichst gut abfinden, zuletzt aber noch der vortrefflichste Franzose sein „qui se console de n'être rien dans son pays, en voyant ce pays être dans le monde tout ce qu'il doit être." Diese grobe Schmeichelei noch für den Gewalthaber, der ihn aus dem Lande gejagt! Als ob das Erste was Frankreich in der Welt zu sein hat, nicht sein müßte ein freies Volk, ein freier Staat! Als ob Siege unter einem Tyrannen dafür ein Ersatz wären! Thiers hat sich durch diese allerdings merkwürdige Vorrede selber gezeichnet, aber wider seinen Willen häßlich, wie er es wirklich ist. —

In der englischen Fremdenlegion zu Shorecliffe ist ein Sergeant Göttsch, in welchem die andern Sergeanten den Handlungsdiener Ohm, den Schurken aus dem Waldeck'schen Prozeß, den Freund Goedsche's entdeckt haben wollen, und sich deshalb weigern mit ihm zu dienen. Der ehmalige Konstablerwachtmeister Kaiser, der ebenfalls in der Fremdenlegion als Feldwebel dient, bezeugt zwar, jener Göttsch sei nicht Ohm, aber man glaubt ihm nicht, und schon erheben sich Stimmen, daß man auch mit ihm nicht dienen könne! Kaiser war auch eines der rohesten, nichtswürdigsten Werkzeuge der verruchtesten Reaktion, und wurde zur Belohnung für seine Dienste dann fortgejagt! —

Sonntag, den 9. Dezember 1855.

Die Zeitungen melden das am 7. erfolgte Ableben des Herrn Anselm von Rothschild zu Frankfurt am Main, im 84. Lebensjahre. Er war das eigentliche Haupt und der wahre Gründer des großen Hauses. Ich habe ihn gut gekannt; er war gutmüthig, in Geschäften scharfsichtig und rasch, aber sonst ohne Auszeichnung. Man erzählt viele Dummheiten von ihm. — Außer seinem Antheil an dem ungeheuren Vermögen des Hauses soll er als Privatvermögen an 30 Millionen Gulden hinterlassen. —

In Mecklenburg-Schwerin zwischen den bürgerlichen Rittergutsbesitzern und den adlichen ist großer Zwist ausgebrochen. —

In Baiern und Sachsen ist man etwas verlegen und beschämt über die Zumuthung, die von Louis Bonaparte durch die französischen Blätter ausgesprochen wird, daß jene Länder in Deutschland ein entscheidendes Wort über Krieg und Frieden sagen sollen. Sie werden in unsern Blättern deßhalb arg verhöhnt. —

„Denkwürdigkeiten des Kaiserl. russischen Generals von der Infanterie Karl Friedrich Grafen von Toll. Von Theodor von Bernhardi. Erster Band. Leipzig, 1856." 8.

„Transkaukasia. Reiseerinnerungen und gesammelte Notizen von August Freiherrn von Haxthausen. Leipzig, 1856." 8.

Theodor von Bernhardi ist der Sohn des hier 1820 verstorbenen Prof. A. F. Bernhardi, folgte der Mutter als diese einen Herrn von Knorring heirathete und nahm dessen Namen an, den er aber nachher, auf Anforderung der Familie Knorring, wieder ablegen mußte. Er hatte inzwischen ein Fräulein von Krusenstern geheirathet, und erhielt aus Rücksicht hierauf unter seinem Namen Bernhardi das Adelsprädikat. —

Montag, den 10. Dezember 1855.

Das fragliche Heft der Zeitſchrift The lancet iſt angekommen, es liefert ſchreckliche Angaben des Dr. Hall nebſt Abbildungen, die gewaltſame Erdroſſelung Hugo Franck's unterliegt keinem Zweifel! Man kann nur Wahnſinn im Vater vorausſetzen, aber ſelbſt der Wahnſinn bleibt hier ein gräßliches Räthſel. Der Eindruck dieſer Angaben und Abbildungen iſt überwältigend! —

Dienstag, den 11. Dezember 1855.

In Kurheſſen iſt der Präſident des dortigen Treubundes, ein vornehmer Staatsbeamter mit hohen Titeln und Orden, als Verbrecher in Unterſuchungshaft. Er hat Vormundſchaftsgelder veruntreut. Was koſtet die Heuchler der Schein guter Geſinnung? —

Man hat hier herausgebracht, daß Louis Bonaparte, als er verſicherte aus zuverläſſigen Nachrichten zu wiſſen, Sebaſtopol werde bald fallen, dabei die Denkſchrift des Grafen von Münſter im Sinn gehabt habe, die durch den Potsdamer Depeſchenverrath in ſeine Hände gekommen war. Der Graf von Münſter hatte geſchrieben, die Lage Sebaſtopols ſei verzweifelt, man werde es ehſtens verlaſſen, auch der Malakoffthurm ſei unhaltbar. In St. Petersburg nimmt man dem Grafen ſeine Berichte ſehr übel, er kann dort nicht bleiben und kommt einſtweilen auf Urlaub zurück. Seitdem ſchimpft ſeine Mutter hier gewaltig auf die Ruſſen! —

Herr von Hinckeldey hat längſt gemerkt, daß der Graf von Wartensleben nicht ſein Mann iſt, das Recht nicht aus Gefälligkeit beugt. Man verſichert, er laſſe ihn heimlich beobachten. Herr von Hinckeldey legt dem Könige Kabinetsbefehle vor, und läßt ſie ihn unterzeichnen, ohne Zuthun oder Wiſſen eines Miniſters. Mit den Angaben, die dem Könige gemacht

werden, ſoll es gar nicht immer richtig ſein, oft ſeien die Thatſachen entſtellt, bisweilen aber auch völlig unwahr, ſo behauptet ein angeſehener Hofbeamter, der dies als ein ſchreiendes Uebel bitter beklagt. —

Ein hoher Staatsbeamter, befragt wegen der Geſetzlichkeit einer beſprochenen Maßregel, antwortete mit Bitterkeit: „Wir haben ja gar keine Geſetze, auf deren Befolgung zu rechnen wäre! In den Provinzen noch allenfalls gelten ſie, in der Hauptſtadt gilt nur die Polizeiwillkür.“ (Der Feldmarſchall und Oberſtkämmerer Graf von Dohna ſoll das geſagt haben?) —

Mittwoch, den 12. Dezember 1855.

Dr. Behſe, ſo melden die Zeitungen, iſt vorgeſtern auf Antrag des Staatsanwalts verhaftet und ſeine Papiere beſchlagen worden, wegen Verläumdung fürſtlicher Perſonen in ſeinem Buche über Mecklenburg, das zu gleicher Zeit verboten und weggenommen worden. Ich hatte ihn genug gewarnt, ihn zur Vorſicht ermahnt, ihm vorgeſtellt, daß man hier die mecklenburgiſche Sache wie eigne anſehe! —

Dr. Behſe kam vorgeſtern um 11 Uhr mit ſeiner Tochter nach Hauſe, gleich unten empfing ihn ein Konſtabler, hieß ihn mit hinaufgehen und ſpäterhin ihm zur Haft folgen; oben ſaßen noch drei Konſtabler, ſie hatten ſeit 8 Uhr auf ihn gewartet. Alle ſeine Papiere, auch die der Tochter, wurden durchſucht, jedes Zettelchen. Man hieß ihn ſchweigen, er habe jetzt nichts zu reden, ſondern nur zu warten. Am andern Tage ſchrieb er aus der Stadtvogtei einen Zettel an ſeine Tochter, es werde wohl nicht lange dauern, ſie könne ihn beſuchen ꝛc. — Herr von Burgsdorf äußerte ſich ſehr empört über Behſe's Verhaftung, auch Herr Geh. Legationsrath Abeken. —

Bettina von Arnim iſt ſeit dem Donnerstag hier, aber noch ziemlich ſchwach und auch nicht mehr ſo geiſtesraſch wie

ſonſt. Ich habe ſie noch nicht geſehen. Liſzt will ſie nicht aufſuchen, er grollt ihr wegen ihrer Umtriebe in Weimar gegen ihn. —

Der Oberkirchenrath hat ſich veranlaßt geſehen, den Eifer der zuſammengetretenen Prediger, die den Landesgeſetzen zuwider keinen geſchiedenen Ehegatten zu neuer Heirath zulaſſen wollen, in etwas zu mäßigen, und ſie auf die künftige Geſetzgebung, einſtweilen aber auf die Landesgeſetze zu verweiſen. Schwach und armſelig! —

Donnerstag, den 13. Dezember 1855.

Unerwartet kam Frau Bettina von Arnim und ihre Tochter Fräulein Giſela. Freundliche Begrüßung. Bettina hat ein ganz verändertes Ausſehen, ſie iſt nicht mehr die frühere, ſondern wie ein ausgebranntes Licht. Sie erzählt von ihrer überſtandenen Krankheit, und darin iſt ſie wieder ganz die Alte, daß ſie verſichert — der Wahrheit ganz entgegen — ſie habe zwar einen allöopathiſchen Arzt gehabt, aber der habe ſie homöopatiſch behandeln müſſen, ihr nur verordnen dürfen, was ſie angegeben habe! Im Grunde ſei ſie auch gar nicht krank geweſen, und ſie habe immer gefragt, weshalb man ſie dafür halte, ſie habe ſich dabei wohl ſchwach aber ſonſt ganz wohl gefühlt! In ihrer alten Art war auch, daß ſie von mir Papiere zurückverlangte, die ſie mir nie gegeben, den Briefwechſel Arnim's und Brentano's, den ſie nie bei mir zurückgelaſſen hatte, ich zeigte ihr den ſtarken Stoß von Papieren, die von ihr bei mir liegen, führte ihr aber zu Gemüth, daß ſie jenen Briefwechſel mir zwar gezeigt aber ſtets wieder mitgenommen, weil ſie ihn bearbeiten wollte. Sie ſagte nichts, ſah mich aber mit dem mißtrauiſchen Blick an, den ich an ihr kenne. Giſela beruhigte ſie, das Paket werde ſich wohl irgendwo zu Hauſe finden, ſie werde es nur zu gut verwahrt

ſich die Berliner Ultra mit dem Begünſtiger dergleichen Gräuels vertragen? Durch Frau von Cüſtine werden Sie und Frau von Varnhagen natürlich Chateaubriand's Bekanntſchaft machen, und ich dächte Sie machten ſie.

Wer ſich einbildet, daß das Repräſentativſyſtem Frankreichs im Sinken ſei, irrt ſehr. Es wird empor getragen von dem verſchmitzten Flügel eben der Parthei, die ſein Daſein in den Abgrund wünſcht. Die Leute vom Flügel verlangen weiter nichts, als Fuß zu faſſen in der Regierung. Sie verſtünden ihren Vortheil wenig, wenn ihnen ein système de haute intrigue nicht willkommen wäre. Selbſt Miniſter von Villèle, Corbiere, Fontanes würden ſich repräſentative Schranken gefallen laſſen, aber freilich, wenn eine ultraiſtiſche Mehrheit der Kammer dem Könige dieſes Miniſterium aufdränge, ſo dürfe der dumme Landadel, bereit ſich den ungereimteſten Hoffnungen hinzugeben, nicht im Zaum zu halten ſein. Seine Tollheiten wären das Feſt der Bonapartiſten. Wenig um ihr ehemaliges Haupt bekümmert, bilden die Bonapartiſten fortwährend einen mächtigen Feind. Sie zerfallen in zwei Abſchnitte. Die liberalen Bonapartiſten arbeiten für den Prinzen von Oranien; die minder liberalen ſchließen ſich an den Herzog von Orleans, der ſich völlig paſſiv verhält. Ueber die Theilnahme, welche Alexander ſeinem Schwager ſchenke, ſind die Meinungen abweichend. Daß der ruſſiſche Kaiſer erklären laſſen: Se. Majeſtät werde ſehr ungnädig vermerken, wenn des Prinzen von Oranien in dem Prozeſſe von Vincennes Erwähnung geſchehe, kömmt mir aus ſehr glaubwürdiger Quelle. Nicht weniger bemerkenswerth iſt eine Aeußerung des Generals Maiſon. Bei Hofe wurde ihm die Sache vorgehalten, er habe an der Spitze von 30,000 Belgiern den Prinzen von Oranien nach Frankreich bringen ſollen. „Etwas der Art von mir zu arg-

haben. Sie gingen bald wieder. Mir blieb der Eindruck gänzlichen Verfalls! —

Der Prinz von Preußen begünstigt das „Preußische Wochenblatt", das wird als Grund angesehen, daß man dasselbe so oft wegnimmt und anschuldigt Man behauptet, Herr von Hinckeldey folge hierin sehr ungern und nicht ohne Besorgniß sehr bestimmten höheren Befehlen. — Dabei soll Herr von Bethmann-Hollweg, das Haupt der Parthei jenes Blattes, fortwährend beim Könige gut angeschrieben sein, und die Kreuzzeitungspartei stets in Angst sein, jener könne bei Gelegenheit plötzlich Minister werden. —

Freitag, den 14. Dezember 1855.

Nachmittags Botschaft von Bettinen von Arnim an Ludmilla, sie besteht darauf, ich müsse das Paket mit dem Briefwechsel Arnim's und Brentano's haben, Ludmilla soll es heraussuchen! Gleich wieder eine verdrehte Geschichte und alberne Quängelei! Ich fertigte die Iris — die bekannte Newekow — etwas scharf ab, aber die war gleich einverstanden, daß Bettina nie wisse, wo ihre Sachen seien, daß bei ihr alles in der größten Unordnung sei, und sie dann gerade am unrechten Ort suche. Nach meiner gestrigen Erklärung nochmals mit derselben Anforderung wiederzukommen, ist aber eine Impertinenz, die mich doch verdrießt. Sie ist krank und man muß sie schonen, das will ich auch gewiß. Aber sie muß auch nicht herausfordernd belästigen; denn was soll ich nun thun? schaffen kann ich ihr das Verlangte nun doch einmal nicht, kann nicht Briefe Arnim's und Brentano's hervorzaubern, noch bei ihr suchen helfen. —

Sonnabend, den 15. Dezember 1855.

Frau Bettina von Arnim ſendet ihre Newekow mit dem Auftrag an Ludmilla, ſie möge ihr alle Pakete, die ich von ihr habe, zurückgeben, aber ſo, daß ich es nicht merke! Gradezu Unſinn! Wenn mir das geſchehen könnte, ſo dürfte ſie ja nicht darauf rechnen, daß ich noch etwas von ihren Papieren hätte, ſie könnten mir bei ſolcher Unaufmerkſamkeit längſt abhanden gekommen ſein. Die Newekow lacht ſelber über den Auftrag, die Leute nennten Bettinen mit Recht ein tolles Frauenzimmer, jetzt nun gar ſei ſie völlig verwirrt, man müſſe ihr nur immer Recht geben, ihr was vormachen, ſie ſpiele Komödie mit den Leuten, und die Leute müßten auch gegen ſie Komödie ſpielen. Die gute Frau nimmt alles mit, was ich von Bettinen habe; ich empfehl' ihr beſonders Achim von Arnim's Stammbuch. —

Das Preußiſche Wochenblatt iſt auch heute wieder weggenommen worden. Ich habe es aber noch geleſen. Es enthält kräftige Anfechtungen der Wahlen, beſonders der des Kölniſchen Advokaten Theſmar, der jetzt ein gewaltſam begünſtigter Regierungsmann iſt, im Jahr **1848** aber in einer öffentlichen Bekanntmachung — die das Wochenblatt mittheilt — dem Könige das Recht abſpricht, Steuern zu erheben ohne Zuſtimmung der Nationalverſammlung! Solche „Geſinnungstreue" hat das Miniſterium! —

Rede des Rektors Ringseis an der Münchener Univerſität; auch dort ſoll die Wiſſenſchaft umkehren, katholiſch werden; — Ringseis bekennt wenigſtens offen ſeine Meinung, hier iſt Stahl ein Jeſuit unter proteſtantiſcher Larve. —

Heilloſe Anträge im Hauſe der Abgeordneten. Hol' ſie der T—!

Beſuch von Frau von Bock (Schröder-Devrient), die von Hamburg wiedergekehrt iſt. Schilderungen ruſſiſchen Lebens und ruſſiſcher Verhältniſſe: gänzliche Ausartung des Beamtenweſens unter dem Kaiſer Nikolai, Dummheit und Betrug waren die Hauptfrüchte ſeines dreißigjährigen Despotismus. Er haßte Geiſt und Kenntniß, und wußte ſie nicht zu gebrauchen. Seine ſchlechten Günſtlinge, wie Kleinmichel, ſeine ſchwächlichen Rathgeber, wie Neſſelrode und Tſchernitſcheff, — ſeine unſittlichen Liebſchaften mit verheiratheten Frauen, mit Verwandten. Erſchöpfung der Menſchen, der Geldmittel; überall mangelhafte Anſtalten, unzureichende Maßregeln; die Flotte, ganz unnütz, verfault in den Kriegshäfen, die ſie ſich nicht getraut zu verlaſſen. —

Der Faktor aus der Trowitzſchen Druckerei mit Arnim'ſchen Aushängebogen. Er wußte nicht, daß Bettina hier iſt.

Rothe Adlerorden erſter und zweiter Klaſſe ſind vom Könige an hohe türkiſche Staatsbeamte eben jetzt verliehen worden. Das nimmt ſich bei der am Hofe herrſchenden Denkart ſeltſam genug aus. Der König ſelbſt hat das größte Widerſtreben dabei gefühlt, und dann einige Witze darüber geriſſen. „Witze reißen" iſt ſein eigner Ausdruck, der die ſchlechte Beſchaffenheit andeuten ſoll wie „Zoten reißen". —

Die Familie Hengſtenberg iſt von der Anklage der Verläumdung freigeſprochen worden; der Landrath von Dieſt hat ſeine früheren Angaben in's Unbeſtimmte zurückgezogen, und das Gericht hierauf erklärt, es ſei unerwieſen, daß eine beſtimmte Aeußerung von einer beſtimmten Perſon gemacht worden. Man ſagt es nicht leiſe, ſondern offen und laut, daß es bei dieſer Sache nicht ganz richtig hergegangen ſei. Gunſt, Einflüſſe, Abreden ꝛc.

Der König war in Neu-Strelitz. Man ſieht darin einen ungünſtigen Umſtand für den Dr. Behſe. Die dort empfan-

genen Eindrücke machen sich hier in höhern Kreisen vielfach geltend, und die Polizeibehörde wird dadurch gestachelt. —

Der Oberst Graf von Münster-Meinhövel ist aus St. Petersburg nun wirklich hier eingetroffen. Seine Mutter geb. von der Marwitz hält in ihrem Schimpfen gegen Rußland etwas inne, sie glaubt nämlich, die Sachen ließen sich so beilegen, daß ihr Sohn wieder dorthin zurückkehren könne. —

In Koblenz haben sich die Pfaffen eine feierliche Exkommunikation gegen einen angesehenen Bürger erlaubt, der sich hatte scheiden lassen und seit zwölf Jahren in Civilehe gesetzlich getraut mit seiner zweiten Frau lebte. So lange hatten sie geschwiegen, jetzt erst erdreisten sie sich, rügten sein ehebrecherisches Leben, sprachen in der St. Castorkirche den Bann über ihn, löschten die Lichter, läuteten die Todtenglocke; niemand solle mit ihm und seiner Frau verkehren, niemand sie grüßen ꝛc. Aber die Leute bekamen grade jetzt die antheilvollsten Besuche, Abends eine Ehrenmusik ꝛc. —

Dienstag, den 18. Dezember 1855.

Zum Mittagessen fand sich Bettina von Arnim ein; sie hat den vermißten Briefwechsel zwischen Arnim und Brentano nun gefunden, er lag bei ihr in einem Kasten. Sie schien etwas beschämt, und wollte uns begütigen, sprach von neuen Büchergeschenken an Ludmilla, freute sich, daß der erste Band von Arnim's Gedichten fertig gedruckt ist, will mir neue Aufträge geben, bedarf meines Rathes wegen Anliegen bei Humboldt, beim Könige, hat noch ihre alten Sachen mit dem Mahler Ratti, mit den weimarischen Berufenen Schade und Hoffmann, denkt an ihr Goethe-Denkmal, an den Türken Achmed u. s. w. — Sie klagte daneben über ihre ausgestandene Krankheit, sie sei lange bewußtlos gewesen, habe das Gedächtniß verloren, Verdrüsse — Moltke, Liszt, Ratti —

saur

BIBLIOTHEK DER DISCH. LITERATUR
VARNHAGEN VON ENSE, K.A.

3-598-53928-5
FN. 1221/042

hätten ihr eine Gallenkrankheit zugezogen. Alles im Wechsel von Ernst und Scherz, wie sonst. Aber ihre Augen sprühen nicht mehr Feuer wie ehmals, ihre Erzählungen brechen schneller ab. —

Nachmittags kam Herr Hermann Grimm. Er spricht sehr besorgt über Bettinen; — sie hat — zum erstenmale selbst — heute nach einem Arzte geschickt, und zwar zu Dr. Besemeyer, denn Dr. Bicking ist ihr nicht mehr homöopathisch genug, und sie hat sich mit ihm überworfen; sie klagt noch über Fühllosigkeit, Lähmung einzelner Theile. —

Mittwoch, den 19. Dezember 1855.

Die Spener'sche Zeitung, welche seit kurzem treffliche Artikel gegen die Kreuzzeitungsparthei liefert, bringt heute eine scharfe Beleuchtung der Verfassungsänderungen, welche von dieser Parthei beabsichtigt werden, wie sie selbst in ihrem Programm. Die Spener'sche Zeitung überflügelt heute darin die Nationalzeitung, welche denselben Gegenstand behandelt. Die Nationalzeitung kann das Wenigste dessen, was sie denkt, aussprechen, sie muß ihr Bestes verschweigen; die Zustände, in denen wir leben, lassen ihr keine Stätte mehr, sie darf nicht mehr da sein, und ist im Grunde nicht mehr da. —

Hermann Grimm hat ein ächtes Talent, auf das wirkliche moderne Leben gerichtet, auf Gesellschafts- und Gemüthszustände unserer Tage, daher seine Novellen ihm am besten gelungen sind. Er muß das geben, was in ihm ist, in ihm von selbst wächst und gedeiht, nichts Fremdes suchen, in sich hinein ziehen. Er darf überhaupt nichts **wollen**; in seinem Arminius wollte er vaterländisch sein, das mochte an sich gelten, aber es kam nicht genug aus dem Innern; war aber gar das Wollen ein in sich verkehrtes, wie im Demetrius, wo

er das angebliche Geburtsrecht der Herrscher hervorstellen wollte, so konnte der Mißerfolg nicht zweifelhaft sein. —

Donnerstag, den 20. Dezember 1855.

In Wien starb am 17. der oldenburgische und mecklenburgische Minister-Resident Adolph von Philippsborn. Er war früher einer der Adjutanten Tettenborn's, und ein so tapferer als lustiger Kriegskamerad, voll freisinniger, revolutionairer Denkart, die er aber weltklug den Verhältnissen unterordnete, daher war er in Wien mit dem Metternich'schen Wesen, besonders aber mit den Russen eng verbunden. Der Fürst Gortschakoff besuchte ihn täglich in seiner Krankheit. Sein Tod betrübt mich sehr. —

Freitag, den 21. Dezember 1855.

Nachrichten aus Wien. Die westmächtliche Parthei gewinnt augenblicklich wieder etwas die Oberhand über die russische, so lang es dauert! denn Verlaß ist auch in Wien auf nichts!

Neben dem schmachvollen Konkordat erscheint in Oesterreich unvermuthet Gewerbefreiheit! Ein Spott auf jenes! Die Folgen sind grade in Oesterreich unberechenbar. —

Der Vertrag zwischen den Westmächten und Schweden, zum Theil veröffentlicht, zum Theil noch geheim gehalten, macht Aufsehn und wird besprochen. Für Preußen nicht gleichgültig! —

Die Uebergabe von Kars an die Russen wird von den russischen Blättern, der Kreuzzeitung ꝛc. mit großem Lärm ausgeschrieen. Der Gewinn ist im Grunde sehr unbedeutend. —

Sonntag, den 23. Dezember 1855.

Nachricht vom Ableben der Geheimräthin Steffens, sie starb um Mitternacht. —

Im Brandenburger Thor begegnen wir Bettinen von Arnim und Fräulein Armgard. Kurze Ansprache. Bettina leidend, geknickt! —

Bei Klärchen Steffens fanden wir Herrn Direktor Waagen nebst Frau und Tochter. Klärchen tief betrübt, aber auch gefaßt, ganz einfach und natürlich. Wir sahen die Leiche; sie hatte die schönen Formen und Züge früherer Zeit; ich sah nur das Gute, Tüchtige der eigenthümlichen Frau.

Die Geheimräthin Steffens, obgleich eifrige Bekennerin kirchlichen Christenthums und bewußt ihres nahen Todes, hat doch keinen Geistlichen begehrt, noch ihre gleichgesinnte Tochter ihr einen holen lassen.

Dienstag, den 25. Dezember 1855.

In Thiers gelesen. Massena's Eindringen in Portugal. Erstaunen über Wellington's Linien von Torres-Vedras, von denen man weder im Heer noch in Paris etwas gewußt hatte! Aber Thiers weiß noch heute nicht, daß diese ganze Vertheidigung nach den Angaben des Grafen Wilhelm zur Lippe geführt worden, wie würde er begierig diesen Namen anstatt Wellington's geehrt haben! Solcher öffentlichen Geheimnisse giebt es immer. Hat man doch in Rußland nichts von Schraubenschiffen und nichts von Minié-Gewehren gewußt, wissen gewollt! —

Hinckeldey ist seit dem Vorfall im Hotel du Nord allgemein beim Militair verhaßt. Der General von Wrangel und noch mehr der Feldmarschall Graf von Dohna haben ein scharfes Auge auf ihn, sammeln Angaben wider ihn, sprechen gegen

seine Anstalten ꝛc. Er scheint aber fest genug im Sattel zu sitzen. —

Mittwoch, den 26. Dezember 1855.

In den Thiergarten, Bettinen von Arnim zu besuchen. Sie war voller Beeiferung für uns, deßgleichen die Töchter Armgart und Gisela für Ludmilla. Hermann Grimm fehlte nicht. Bettina war bemüht munter zu sein, und es gelang ihr ziemlich; aber man sieht es ist ein geknicktes Wesen. Sie zeigt mir einen Kasten voll Papieren, den sie mir schicken will, ich soll ihre Kundschaft nicht verlieren!

Brief aus München von Herrn Franz Löher, dem nunmehrigen Kabinetsrath und Professor. Er schreibt mir in einer Art von Auftrag des Königs von Baiern. Ich soll Rath geben und Vorschläge machen, was für Litteratur und Litteratoren zweckmäßig zu thun sei. Keine leichte Aufgabe! —

Donnerstag, den 27. Dezember 1855.

Ein Blatt der neuen Preußischen Zeitung, worin die Adresse von Hengstenberg, Stahl ꝛc. an den österreichischen Kaiser zu Gunsten des Priesters Borzinsky steht, ist in Wien polizeilich weggenommen worden. Borzinsky ist mittlerweile seiner Haft entsprungen, und glücklich auf preußischem Gebiet angelangt. —

Daß das Gericht die von der Polizei weggenommenen Stücke des Preußischen Wochenblatts freigesprochen hat, wird von der Polizei sehr übel vermerkt, und der Graf von Wartensleben deßhalb scheel angesehen. Hinckeldey hatte ihn gefälliger und gefügiger geglaubt. —

Freitag, den 28. Dezember 1855.

Brief aus Weinsberg von Dr. Justinus Kerner, herzliche Worte in alter Liebe! Er legt ein getrocknetes grünes Blatt bei, das er im Sommer auf Ludwig Robert's Grab in Baden-Baden gepflückt hat. — Ich muß ihm antworten! Lieb' ich ihn denn nicht auch noch, trotz all seiner Ungebühr? —

Abends Besuch vom Herrn Grafen von Wartensleben. Er wird versetzt, wieder zur Zivilabtheilung des Stadtgerichts; der Präsident hat einen andern zum Untersuchungsrichter bestimmt. Der König hatte geäußert, er wünsche, daß Wartensleben auf seinem Posten bleibe, man solle ihm denjenigen nennen, der ihn vertreiben wolle? Die Versetzung ist dem Grafen Recht, obschon sie nicht günstig für ihn gemeint ist. —

Die Neue Oder-Zeitung in Breslau geht mit dem Beginn des neuen Jahres ein. Ein demokratisches Blatt in der Provinz kann sich nicht halten, kaum hier in der Hauptstadt. —

In Hannover sind die Preßprozesse und politischen Sachen den Schwurgerichten durch einen Federzug entzogen worden! Deutsches Werthalten, deutsche Fürstentreue! —

Auch die katholische „Deutsche Volkshalle" in Köln wird im nächsten Jahre nicht fortbestehen, wegen der Polizeischeerereien. — In Erfurt tritt Herr Dr. Paul Cassel — früher Selig Cassel — von der Herausgabe der Erfurter Zeitung zurück. —

Sonnabend, den 29. Dezember 1855.

Nachmittags Besuch von Herrn Hermann Grimm. Er berichtet, daß Bettina von Arnim am Donnerstag Vormittag wieder eine schlagartige Anwandlung gehabt, Uebelkeit, Schwindel, nervöse Gliederschmerzen, daß eiligst zu Dr. Bicking geschickt worden, am Nachmittag aber Bettina schon wieder ziemlich besser gewesen sei. Gestern fing sie auch ihre

wähnen," erwiederte er, „iſt kindiſch, aber noch thörichter iſt es, daß am franzöſiſchen Hofe dergleichen Beſorgniß laut ſich äußert. Leicht könnte ſie ſehr gefährliche Anſchläge wecken, denn unſere Sachen ſtehen ſo, daß, wenn der Prinz von Oranien, oder jemand in ſeinem Namen mit 30,000 Mann jetzt nach Frankreich kommt, er nicht 30 Stunden zu marſchieren braucht, um ſeine Armee auf 100,000 Mann anwachſen zu ſehen."

Die Nachrichten, welche der hieſige Hof aus Troppau erhält, deuten auf keinen Plan zu einem Kreuzzuge gegen die Verfaſſungsſucht der Völker. Auch ſieht man nicht, welche Kabinette, nach den Erfahrungen der neunziger Jahre, Luſt haben könnten, die Niederlage der Pillnitzer Entwürfe auf einer breiteren Leiter zu verſuchen. Während man in Troppau Noten wechſelt, wird in Spanien gehandelt; und was ſpuckt in Petersburg? Der Troppauer Kongreß bringt die Kongreſſe aus der Gewohnheit. Oeſterreich mußte, wenn ihm die Napoleoniſche Wirthſchaft mißbehagte, ohne Anſtand gleich im Juli zufahren; ſo hatte es Wahrſcheinlichkeit, die Sache im Fluge abzuthun. Jetzt hält es ſchon ſchwerer, triftige Gründe zu einem Kriegsmanifeſt zu finden, und der Zug ſelbſt führt in eine klätriche Geſchichte hinein. Vielleicht wäre es der ruſſiſchen Politik ganz recht, wenn Oeſterreich in Italien recht tüchtig geklemmt würde; ſie hätte dann gegen Weſten freieres Spiel. Etwas muß an dem Gerüchte ſein, daß Kaiſer Alexander die Weichſelgränze mit Danzig, Graudenz, Thorn zu Polen fordere. Preußen ſolle dafür in Sachſen und in Frankreich entſchädigt werden. Sauberer Erſatz! Dann iſt es kein Spaß ihn zu bekommen. Aber hätte man ihn auch, und überreichlich, kann neuer, gewaltthätiger Erwerb alten rechtmäßigen Beſitz vergelten? Und vor allen Dingen verdient in Betrachtung gezogen zu werden,

unruhige Thätigkeit wieder an, scherzte über die Besorgnisse der Töchter, welche nach den Brüdern geschickt hatten, wollte den Dr. Bicking nicht sehen, lief vor ihm weg, in eine kalte Stube, wollte allerlei Schädliches essen, und zeigte allen gewohnten Eigensinn. Dabei klagte sie aber doch mehr als sonst, ist im Ganzen stiller, und scheint recht gut zu wissen, so hartnäckig sie es zu verläugnen sucht, wie es mit ihr steht. Die arme Bettina, sie erliegt wie Andre! —

Der Buchhändler Julius Campe in Hamburg ist nun doch auf preußisches Verlangen dort verhaftet worden. Er soll angeben, woher ihm gewisse Angaben zugekommen, die er dem Dr. Behse für dessen mecklenburgische Hofgeschichten mitgetheilt hat. Seine Geldbürgschaft hat man nicht angenommen. In Hamburg macht die Sache großes Aufsehen, und eine starke Bewegung findet zu seinen Gunsten Statt; man unterzeichnet Eingaben, die seine Freilassung fordern. —

Sonntag, den 30. Dezember 1855.

Ausgegangen mit Ludmilla. In den Thiergarten gegangen, wir wollten sehen, wie es Bettina von Arnim geht, fanden sie aber nicht zu Hause, was wir als das beste Zeichen nahmen. Draußen im Freien war noch fester Frost, die Luft rein und erfrischend. —

In Louis Blanc gelesen, im Tacitus. Die beiden Wunder, welche Kaiser Vespasianus in Alexandria gethan (Hist. IV. 81) sind auch dadurch merkwürdig, daß der Wunderthäter selbst an seiner Kraft zweifelte, gleichwohl aber sie ausübte, und Blindheit und Lähmung heilte! —

Sendung des Obersten von Manteuffel nach Wien mit neuen Eröffnungen des hiesigen Kabinets. Ein wohlunterrichteter Mann versichert, daß unsre diplomatischen heutigen Züge noch erbärmlicher seien, als die von 1805 und 1806,

daß sie keinerlei Richtung festhielten, sondern in Vorwänden und Ausreden nur immer jede Entscheidung zu vermeiden suchten. Dies Hinhalten und Ausweichen macht die Kabinette von Wien, Paris und London nur verdrießlich, und wird sie zuletzt erbittern. Alle Regierungen, auch die kleinsten, erkennen, daß an Preußen kein Rückhalt ist, daß sie nach andrem Bund und Schutz sich umsehen müssen. „Das preußische Kabinet ist feig und falsch," das hört man in Dresden, München, Hannover ꝛc.

Montag, den 31. Dezember 1855.

Nachmittags Besuch von Bettina von Arnim und ihrem Sohne Friedmund. Sie bekennt todtkrank gewesen zu sein, ihr Sohn Friedmund aber sei gekommen, der große homöopathische Helfer, und habe sie gleich hergestellt, sie tüchtig essen lassen, und da sei sie wieder! Sie thut ganz fröhlich und lustig, geht auch, in diesem Wetter, zu Fuß vom Thiergarten nach der Stadt und von der Stadt nach dem Thiergarten, aber sie macht doch den Eindruck einer Kranken! Friedmund bringt mir sein neues Buch: „Die Weltordnung. Von F. von Arnim. Berlin 1855." Bettina sagt, da soll ich die Nase drein stecken! Dem Ansehen nach gleicht es sehr den früheren Schriften dieses Autors. Vorher waren Mutter und Sohn lange bei Ludmilla.

1856.

Dienstag, den 1. Januar 1856.

Ich erfahre, daß die Ultra's im Hause der Abgeordneten einen ernstlichen Angriff gegen Hinkeldey unternehmen wollen. Sie haben ihm nicht vergessen, daß er einst ihre Kreuzzeitung acht Tage hintereinander weggenommen und dem Könige damals dieses Blatt als das allerschändlichste und verderblichste geschildert hat, so daß es der König eine Zeit lang glaubte. — (Sie wollen auf Abschaffung der Konstabler, als eines revolutionairen Ursprungs, dringen.) —

Dr. Bruno Bauer, dem es hier mit nichts glücken wollte, ist nach England ausgewandert. Sein Russeneifer war wenigstens uneigennützig, hat ihm nichts eingetragen. — (Nur verreist, nicht ausgewandert.)

Die freie Gemeinde in Königsberg hielt eine Weihnachtsandacht, bei welcher Dr. Rupp einen Vortrag hielt; die Polizei löste die Versammlung auf. —

Mittwoch, den 2. Januar 1855.

Ausgegangen mit Ludmilla. Besuch bei Pitt-Arnim, der sehr in der Besserung ist, und von seinem Empfang des Königs und der Königin erzählt, die seine Weihnachtsausstellung des Friedrichsstifts besucht haben, von seinem Stern auf einem prächtigen morgenländischen Schlafrock, der König habe ihn

mit einem chinesischen Kaiser verglichen ꝛc. Er nimmt es übel, daß seine Schwägerin Bettina ihn noch nicht besucht hat. —

Ich mußte aber bald wieder nach Hause, weil ich zu schreiben hatte. — Mit nichten! Es kam Bettina von Arnim, heute ganz munter und wohl, sprach mitleidig von der Geheimräthin Pistor, die von ihr erfragte, was denn Bettina mache? „Dergleichen Geistesschwäche werden Sie an mir nicht erleben!“ rief sie mir triumphirend zu. Sie sah sich in meinem Zimmer um, wo wohl noch guter Platz für die Papiere sei, die sie mir nächstens schicken werde, alle die ich schon gehabt, und viele andre dazu! Der Sohn Friedmund kam sie abzuholen. Er sprach gegen ihre Veröffentlichungen, doch mit Bescheidenheit. Sie will alles drucken lassen. —

Ich mußte den Oberhofprediger Strauß annehmen, der über eine Stunde sehr herzlich und heiter mich und Ludmilla unterhielt, viel erzählte, von Schleiermacher, von Gneisenau ꝛc. und uns beiden die besten Eindrücke hinterließ; er war ganz aufrichtig und wahr. Unter andern rühmte er, daß im eigentlichen Volke sehr viel religiöser Sinn und ein auffallendes Streben nach Sittenreinheit sei. —

Demokratische Männer wollen den Generalpolizeidirektor von Hinckeldey vor den Absichten der Kreuzzeitungspartei warnen und ihn gegen diese unterstützen; sie finden, daß mit ihm noch immer besser auszukommen sei, als wenn ein Peters, ein Lindenberg, an seiner Stelle wäre. Man sagt, die Zeitungen hätten Winke von ihm erhalten, er würde jetzt die schärfsten Angriffe gegen die Ultra's recht gern sehen. —

Donnerstag, den 3. Januar 1856.

Geschrieben, über politische Litteratur, die gänzlich daniederliegt, nicht weil es an Freiheit zum Schreiben fehlt,

sondern weil es an einem würdigen Gegenstande der Wirklichkeit fehlt, für den man schreiben möchte. Es giebt nirgends eine gute Sache in politischer Thätigkeit, nur schlummernde, wartende. Vielleicht in Spanien, doch uns liegt das zu fern. —

Ausgegangen mit Ludmilla. Bei Kranzler. Im Brandenburger Thor der Frau Bettina von Arnim begegnet, geführt von ihrem Sohne Friedmund. Sie will zu mir gehen, ich soll zu rechter Zeit wieder zu Hause sein. Herrn Hermann Grimm gesprochen, Herrn Oberhofprediger Strauß. Besuch bei Fräulein Steffens. —

Gegen 2 Uhr traf richtig Bettina von Arnim ein. Sie hatte mir eine wichtige Mittheilung angekündigt, eine neue Entdeckung, die sie gemacht, — aber davon war nicht die Rede, sondern von Ratti und seiner Kopie Tizian's, von ihrem Goethedenkmal, — beides soll der König bei ihr in Augenschein nehmen, wünscht sie, Humboldt soll das vermitteln, sie will ihm darüber schreiben, ich soll meinen Rath geben, den Brief empfehlen ꝛc. —

Die englische Morning-Post ergeht sich in heftigen Schimpfreden gegen Preußen, dessen Stellung ein fortwährender Verrath der europäischen Interessen sei, ein Verrath, der Züchtigung verdiene, die auch nicht ausbleiben werde. Berlin sei näher zu erreichen als Moskau ꝛc.

Preußische Ordensverleihungen an Franzosen, den Russen und Kreuzzeitungsleuten ein bittres Aergerniß! —

Alle Blätter verhandeln sorgfältig und ausführlich die Gründe und Bewegungen der Staatenpolitik, der diplomatischen schwebenden Verhandlungen. All dies elende Gespinnst in seinen einzelnen Fäden zu verfolgen, ist mir der größte Ekel. Ich sehe recht, daß ich hier kein Mann von Fach bin, und es thäte mir sehr leid einer zu sein. Und wie glücklich bin ich, daß ich keine solche Schriften abzufassen brauche, nicht Verstand und Scharfsinn anzuwenden habe, um Erbärmlichkeit,

Lüge und Gleißnerei mit dem Schein von Klugheit und Redlichkeit auszustatten! Und das Geschwätz gilt nicht einmal mehr, früher galt es wenigstens was! —

Der König hat dem Bildhauer Prof. Rauch gestern, an dessen Geburtstag, den Rothen Adlerorden erster Klasse mit einem eigenhändigen Schreiben übersandt. Humboldt hat durch seine Erinnerung den König dazu veranlaßt. —

Freitag, den 4. Januar 1856.

In Gelzer's protestantischen Monatsblättern (Juli 1855) die Schleiermacher'schen Jugendbriefe gelesen; sie sind sehr merkwürdig in Betreff seiner persönlichen Entwicklung, er stand immer sehr unter dem Einfluß von Freunden; noch im Jahre 1793 liebte er die französische Revolution, wie er seinem Vater bekennt. —

Frau Bettina von Arnim, die schon Vormittags dagewesen war, kam Nachmittags wieder, brachte mir Morgenblätter von Hermann Grimm, dann ein Blatt über Ratti's Tizianкopie, zeigte mir einen Brief aus Dresden von Marianne Düßler, die ihr 500 Thaler schickt, — in vierteljährigen Sendungen überhaupt 2000 Thaler, — für Ratti's Kopie; sie möchte diesen Brief gern dem Könige schicken, um ihn zu überzeugen, daß nicht *sie* das Geld gegeben, also auch nicht den Zweck dabei gehabt haben könne, über ihre Revolutionsbetriebsamkeit im Jahre 1848 Ratti's Schweigen zu erkaufen! wie Hinckeldey dem Könige fälschlich berichtet habe! Sie will keinen Widerspruch hören, keine Vorwürfe, die würden sie krank machen, sie könne nichts vertragen, sie leide noch an den Folgen der Ablängnungen, die der Herr M. die Schändlichkeit gehabt, ihr auf meinem Zimmer in's Gesicht hinein zu behaupten! Sie will auch nichts von andern Sachen hören, nur von ihren eignen, von denen, die sie grade vorhat, sie verbittet sich jedes

andre Gespräch! Sie ging allein fort, zu Savigny's, wo Friedmund sie erwarte, um mit ihr in den Thiergarten nach Hause zu gehen. —

Sendung aus Leipzig von Herrn Brockhaus, ein schönes Exemplar von Feodor Wehl's neuster, mir zugeeigneten Schrift: „Hamburgs Litteraturleben im achtzehnten Jahrhundert." —

Der Hamburger Senat hat den Buchhändler Julius Campe wegen seiner Erbgesessenheit (Grundbesitz) aus der Haft entlassen. Der Prozeß geht indeß fort. Das Wehse'sche Buch wird in Hamburg noch immer frei verkauft. —

Sonnabend, den 5. Januar 1856.

Früher Besuch von Herrn Dr. Parthey, er bringt mir alle Chézy'schen Papiere zurück, er will sie unter keiner Bedingung. Ein Donnerschlag für die arme Frau, und für mich, dem nun die ganze Geschichte auf den Schultern bleibt. Ich weiß keinen Ausweg! —

Kaum setz' ich mich zum Schreiben, da kommt Bettina von Arnim. Sie spricht allerlei durch einander, will mir eine Strafrede halten, daß ich ihr zu viel widerspreche, sie nicht genug schone, sie sei noch immer krank. Unvermerkt lenkt sie zu dem Vorwurf ein, ich hätte Arnim's Gedichte hier ohne ihren Auftrag, ohne ihr Wissen drucken lassen, sie sei mir zwar für meinen guten Willen und meine Sorgfalt vielen Dank schuldig, aber ihre Absicht sei nicht gewesen, die Gedichte hier drucken zu lassen, sondern in Weimar, wo die Kosten nur den vierten Theil der hiesigen betragen hätten. Bei dieser unglaublichen Verdrehung fuhr ich auf, das sei zu arg! ich hätte alles nur in ihrem Auftrag, nach ihrem Befehl gethan, ja die Druckerei selbst sei von ihr angewiesen worden; solche irrige Vorstellungen könne ich keinen Augenblick dulden, auch im

Scherze nicht. Sie entschuldigte sich, sie habe kein Gedächtniß mehr. Sie hat ein vortreffliches Gedächtniß für alles, was sie wissen will, und giebt auf der Stelle Proben davon, sie weiß genau was sie an Humboldt hat schreiben wollen vor einem Jahre, was sie für Schritte gethan hat in ihren Prozeßsachen u. dgl. mehr. Dann brachte sie Zweifel an Humboldt's Geistesfrische vor; es werde sich durch ihn nichts mehr machen lassen. Dann prahlte sie mit einem siebenbürgischen Grafen Bethlen, der jetzt hier sei, und ihre Tochter Armgart auf das Eis habe herunter rufen lassen, um sie im Schlitten herumzufahren, alle Leute haben Platz gemacht und gemeint, es sei eine Prinzeß! Als Ludmilla gekommen war, verfiel sie wieder in scherzende Vorwürfe, ich sei hart gegen sie, freilich behellige sie mich sehr u. dgl. m. Als sie weg war, fühlte ich doch großen Aerger über so viel Unvernunft, Tollheit und Arglist, wie diese Frau schon wieder gegen mich ausläßt, und ich war sehr geneigt, ihr die Thüre zu schließen. Ludmilla wollte sie entschuldigen, und ärgerte mich auch. —

In Goethe's Briefen gelesen, in Louis Blanc, in Wehl's Buche. — Betrachtungen über den Werth des Lebens, den Werth der Gegenwart, beide sind das Höchste und wieder nicht das Höchste, ein Schatz, der aber verbraucht werden muß. —

Dr. Ludwig Hahn, ein Litterat, der sich ganz den Ministern gewidmet, für sie manches litterarische Unternehmen versucht und da diese meist fehlschlugen dem Staat schon viele Tausende gekostet, dann aber die preußische Geschichte hofmäßig zu bearbeiten angefangen hat, ist für seinen Eifer zum Geheimen Regierungsrath ernannt worden. Die Beamten schrieen über diese Beförderung, besonders auch weil der Mann noch gar kein Examen gemacht hat, womit Andre doch so sehr gequält werden. —

Man hat aufgerechnet, daß in einem Monat hier über

50 Verhaftungen durch die Polizei geschehen sind, von denen die Gerichte gar nichts erfahren haben; weder vorher noch nachher ist ihnen die gesetzliche Anzeige gemacht worden, und sie können dabei nichts thun. Die Polizei steht über dem Stadtgericht, und dem Kammergericht gleich. Aber die Gerichte könnten doch was thun, wenn man nicht schon immer Sorge getragen hätte sie übel zusammenzusetzen! —

Sonntag, den 6. Januar 1856.

Mir ging im Wachen und Träumen stets das Unglück im Kopf herum, daß das Manuskript der Frau von Chézy nicht angenommen worden! Wie nun Rath schaffen? sowohl wegen Unterbringung des Manuskripts, als wegen Ersetzens der Hülfsmittel, welche die arme Frau von demselben unfehlbar hoffte! —

Die Volkszeitung straft mit Schärfe die Kreuzzeitungsjunker, die alles, was ihrem Eigennutz dient, für Gottes Ordnung und der Väter Sitte erklären, aber im Absatz ihrer Bodenerzeugnisse, im Branntweinbrennen, Wollhandel u. s. w. mit Eifer der neuen Zeit huldigen, weil ihr Vortheil damit verwachsen ist. —

Dr. Bebse sollte auf Befehl des Kammergerichts gegen eine bei diesem hinterlegte Bürgschaft von 4000 Thalern aus der Haft entlassen werden, da gab der Polizeidirektor Stieber Gegenbefehl, fertigte die Tochter brutal ab, die schon den Vater abholen wollte, und sagte ihr höhnisch, das Kammergericht habe sich darum nicht zu kümmern. —

Der Wirkliche Geheime Rath Graf von Voß-Buch — früher der rothnasige Voß genannt — hat vom Könige den Rothen Adlerorden erster Klasse bekommen. Er hat höhnisch geäußert, früher würde der Orden ihm mehr Vergnügen gemacht haben, jetzt, nachdem ein Bildhauer ihn bekommen, sei er nur

noch halb so viel werth als sonst! — Es wird bei dieser Gelegenheit auch wieder mit Bitterkeit daran erinnert, daß der König die Kammerherrnwürde herabgesetzt, indem er sie Herrn von Reument verliehen. Es wird an den General von der Marwitz erinnert, der den Rothen Adlerorden dritter Klasse dem vorigen Könige zurückschicken wollte, weil der Schauspieler Iffland diesen Orden zu gleicher Zeit bekommen hatte; — zurückschicken wollte! der Bramarbas that es nicht, dazu hatte nur Uhland den frischen Muth! —

Montag, den 7. Januar 1856.

Nachmittags, als ich schlief, kam Frau Bettina von Arnim, sie wollte nicht, daß ich geweckt würde, und war bei Ludmilla, der sie ankündigte, daß sie ihr Arnim's Schriften schicken werde.

Als Verfasser des Programms der Ultra's, welches von diesen schon als ein unhaltbares Machwerk wieder aufgegeben ist und verläugnet wird, giebt man den Grafen Pinto an, den Herausgeber der Berliner Revue, einen verdorbenen Schuldenmacher und Windbeutel, der sich mit Hülfe reaktionairer Dienste wieder etwas hinaufarbeiten möchte. —

Am Hofe wird Folgendes, von verschiedenen Personen ziemlich übereinstimmend, erzählt. Der König hat sich die Techow'schen, bei Seiffart gefundenen Papiere vorlesen lassen, in Gegenwart von Hinckeldey, Illaire, Gerlach und Niebuhr. Ein Brief Leopolds von Gerlach aus Stolzenfels (1855) kam vor, worin dieser sagt: Gewöhnlich heiße es, wo Aas liegt, da sammeln sich die Adler, hier müsse es heißen, wo der Adler ist, da sammelt sich das Aas; eben sei Hinckeldey eingetroffen, der sich einen Staatsmann dünke, einen unentbehrlichen, der aber nur ein ehrsüchtiger dummer Mensch sei. Der König habe gefragt: „Gerlach, haben Sie das geschrieben?“ und der

was man in der Meinung einbüßt. Eine Monarchie, die sich nach Belieben hin und herschieben läßt, bald nach Osten, bald nach Westen, hat keine Geltung und zerfällt. Da wäre nun die diplomatische Niederlage, die ich, wie Ihnen vielleicht erinnerlich, ahnte und fürchtete. Unglücklicherweise hat sich Preußen mit der öffentlichen Meinung Deutschlands überworfen, und wird dort schwerlich einen Stützpunkt finden. Ein ganz anderer Feind war zu beobachten, als die lächerliche Gefahr, welche von Studenten drohte. Weiß denn Herr Schöll keinen Rath zu schaffen! Verschiedene seiner hiesigen Bekannten wollen durchaus nicht zugeben, daß er zu Staatsgeschäften nach Troppau gegangen sei; sondern meinen, da sie nur den Buchhändler kannten, pour faire des affaires. Ich sehe nur England, was des preußischen Interesses gegen Rußland mit Nachdruck sich annehmen könnte, aber der Nachdruck des englischen Kabinets ist durch den unsinnigen Prozeß gelähmt.

Wer den gegenwärtigen äußerst gespannten Zustand von Europa beschaut, muß einen allgemeinen und gewaltigen Krampf erwarten. Vielleicht tritt irgend eine Weisheit oder irgend ein unversehenes Ereigniß in's Mittel. Ein jeder kehre doch zuerst vor seiner eigenen Thür, ehe er die Wirthschaft seiner Nachbarn zu bestellen eilt. Bis Verstand oder Nothwendigkeit die Befolgung dieser Lehre erzwingen, giebt es keinen Frieden. Die größten Unordnungen in Europa sind immer daher gekommen, daß Einer oder Einige ein Prinzipat errichten gewollt. Weg mit den unberufenen Vormundschaften!

Genehmigen Sie meine Verehrung für Frau von Varnhagen. Behalten Sie mich lieb!

Mit hochachtungsvollster Ergebenheit und Treue

Oelsner.

habe geantwortet: „Ja, Euer Majestät, und es ist auch noch heute meine Meinung.“ — Diese Lesart wird von dem ehemaligen Landrath von Gerlach, dem Vetter Leopold's, als die wahre und richtige angegeben. —

(Diese voranstehende Geschichte wird einfacher als ein Auftritt bloß zwischen Hinckeldey und Gerlach erzählt; Hinckeldey habe diesem die Abschrift seines Briefes vertraulich vorgelegt und ihn gefragt, wie er so was hätte schreiben können? worauf Gerlach geantwortet, er sei sein Freund nicht, wie er wohl wisse, und sehe keinen Grund, dies zu verläugnen.)

Dienstag, den 8. Januar 1856.

Der Bischof von Würzburg hat zwei Familien von zehn Personen, die sich von der katholischen Kirche losgesagt haben, deßhalb feierlich exkommuniziren lassen. Es scheint das jetzt Mode zu werden. Nur zu! Da wird sich vieles an's Licht stellen, was jetzt noch verborgen ist, nämlich wie wenig Macht die Kirche noch hat; wenn alle, die nicht mehr glauben, offen abfielen, wie säh' es da in der katholischen Welt aus! —

Nachdem Cousin kürzlich in Paris mit gleißnerischem Eifer gegen Voltaire losgezogen, ist nun auch Nisard, der ehemalige Mitarbeiter am National, gegen Voltaire aufgetreten, aber mit üblem Erfolg, die studirende Jugend hat ihn ausgezischt, ihm vorgeworfen, daß er sein Gewissen verkauft habe, daß er ein feiler Abtrünniger sei, und hat Voltaire'n hochleben lassen. —

Die deutschkatholische Gemeinde in Posen hat sich aufgelöst. Sie konnte den Scheereien der Behörden nicht länger widerstehen. Der Prediger dankte ab. Was hat das alte Kirchenthum dabei gewonnen? Die Gesinnung dauert fort, und ist der Kirche wie dem Staat nur feindlicher geworden. —

Der Kabinetsrath Niebuhr dankt nicht ab, geht nicht nach Italien, bleibt in seiner Stellung und wiedererlangten Gunst, hat den Rothen Adlerorden (dritte Klasse mit der Schleife) bekommen. Heilpflaster für die Ohrfeige! —

Mittwoch, den 9. Januar 1856.

Brief von Herrn Dr. Parthey, der mir schriftlich wiederholt, daß er die Denkwürdigkeiten der Frau von Chézy nicht in Verlag nehmen kann, wobei er die Kriegsläufte vorschützt. — Auch wieder ein Jammer für mich! Der armen Frau weiß ich keine Aushülfe, und sie bedarf ihrer so sehr! —

Besuch vom Grafen von Yorck; er schildert die schreckliche Noth in Schlesien, ein Mann verdient nur 2 Silbergroschen täglich, eine Frau nur anderthalb; „Sie müssen dabei verhungern, aber ich kann ihnen nicht mehr geben!“

Louis Bonaparte hat öffentlich zum neapolitanischen Gesandten Antonini — den wir vor Jahren auch hier hatten — die scharfen Worte gesagt: „Je suis très-mécontent du roi votre maitre!“ und ihm dann den Rücken zugekehrt. Das hat großen Eindruck gemacht, auch hier. Damit dem Grafen von Hatzfeldt nicht etwa Gleiches in Paris widerfahre, so hat der König sich beeilt, auf einige Beschwerdeworte hin, die dem französischen Gesandten entfallen sind, diesem erklären zu lassen, er habe es ganz mißbilligt, daß der General von Wrangel sich in der russischen Kapelle bei dem Tedeum wegen Kars eingefunden habe. —

Donnerstag, den 10. Januar 1856.

In der Lancet vom 1. Dezember No. 22 die Einwürfe der Doktoren Williamson, Adolph Rasch und Hingeston gegen Dr. Hall's Angaben und Urtheil über die Franck'sche Kata-

ſtrophe geleſen; die Einwürfe ſind nicht erheblich, und ändern meine Anſicht nicht, die Berufung auf charity und Schonung des Namens macht die Sache nur ſchlimmer, es handelt ſich hier um Wahrheit. Dr. Adolph Raſch iſt ein Leipziger, die andern beiden ſind Aerzte aus Brighton. —

Die Polen wollten hier in der katholiſchen Kirche ihrem im Orient verſtorbenen Dichter Mickiewitſch ein feierliches Todtenamt halten laſſen; der Generalpolizeidirektor von Hinckeldey jedoch verbot es. Der katholiſche Probſt Pelldram aber kehrte ſich nicht daran, und das Todtenamt hat Statt gefunden. —

Freitag, den 11. Januar 1850.

Beſuch von Bettina von Arnim; nach einigen verwirrten Erzählungen und Nachrichten eilt ſie wieder fort. —

Der Prinz von Armenien hat an den König eine Beſchwerdeſchrift gerichtet, in welcher er ſich bitter über das Verfahren der Polizei beklagt, in der Türkei könne es nicht ärger ſein, in Rußland ſei man beſſer mit ihm umgegangen. Der König ſendet die Schrift an den Juſtizminiſter, dieſer an das Kammergericht, dieſes an das Stadtgericht, es ſoll über die Sache berichtet werden. Das Stadtgericht fordert von der Polizei die Akten, Stieber antwortet, ſie ſeien beim Staatsanwalt Körner; als ſie von dieſem gefordert werden, antwortet er, ſie ſeien ſchon zurückgeſchickt; Stieber, auf's neue angegangen, antwortet nach vieltägigem Zögern, die Polizei könne ſie noch nicht miſſen! Daß Stieber die Akten, um ſie nicht geben zu müſſen, wirklich an Körner geſchickt, dieſer dann, um ſie ſeinerſeits nicht mehr zu haben, gleich zurückgeſandt, dieſes verabredete Gaukelſpiel hat ein Wiſſender, der dabei zum Werkzeug dienen mußte, ausgeplaudert. —

Sonntag, den 13. Januar 1856.

Brief von Humboldt; er sendet mir einen von der Fürstin von Lieven aus Paris, der eine Anfrage enthält, über die ich Auskunft geben soll. Ich weiß aber keine andre, als die er schon selbst angiebt. Den weitern Inhalt des Briefes muß ich zu lesen auf morgen verschieben, der feinen Schrift und meiner Augen wegen!

Die politischen Verhältnisse fangen wieder an gespannter zu werden; wenn kein Frieden zu Stande kommt, so geräth Preußen in's Gedränge; man macht ihm in Paris und London finstre Gesichter, nicht viel besser in Wien; der König wird nicht widerstehen können, und wenn er sich den Westmächten anschließt, oder auch nur der bisherigen Stellung Oesterreichs, so verliert die Kreuzzeitungsparthei sehr an Boden, vielleicht allen; ein neues Ministerium würde nöthig, und müßte etwas freisinniger sein, als das jetzige. Etwas! Das mag Andern wichtig sein, mir gar nicht. Hier kann nur eine gründliche Aenderung helfen, und die steht jetzt nicht zu erwarten. — Der Sturz von Ministern kann immerhin als ein Schauspiel gelten, dem man mit Vergnügen zusieht. —

Der Geh. Obertribunalsrath Waldeck hatte seit seiner Freisprechung noch immer den ihm rechtmäßig zustehenden Gehalt nicht vollständig erhalten. Der feige Präsident und das feige Gericht schwiegen zu der offenbaren Ungerechtigkeit. Der jetzige Präsident, ehemalige Staatsminister Uhden, hat sich endlich geschämt, und beim Könige persönlich bewirkt, daß Waldeck wieder sein volles Gehalt empfängt. Seit ganz kurzem. —

Montag, den 14. Januar 1856.

Ich suchte Humboldt's Brief vollends zu entziffern, es blieb noch einiges räthselhaft; aber ich konnte meine Antwort geben auf die Hauptsachen. —

Das Kammergericht hat die Freilassung Behse's entschieden ausgesprochen, die Polizei dagegen hält ihn fest; das Kammergericht erhebt deßhalb Beschwerde beim Justizminister, dieser und der des Innern sollen nun dem Könige darüber berichten. Man sieht dies allgemein als eine Schmach für das Kammergericht an, als eine Verhöhnung des Rechts und der Gesetze; und wenn erst die Gerichte nichts mehr gelten, sagt man, dann ist dem Staate das Herz ausgebrochen. — Der Prinz von Preußen hat eben erst den Justizminister Simons arg gerüffelt, daß der Staatsanwalt Blätter (das Preußische Wochenblatt) leichtsinnig anklagt, die das Gericht als unstrafbar wieder freigeben muß. —

Der Prediger Ublich in Magdeburg erleidet achttägige Haft im Kriminalgefängniß, weil er in seinem Sonntagsblatte vom Februar vorigen Jahres das gerichtliche Erkenntniß, welches die polizeiliche Schließung seiner Gemeinde bestätigt, hatte abdrucken lassen. Wieso das ein Vergehen sein mag? — Das Sonntagsblatt ist seit dem Mai v. J. eingestellt, das Appellationsgericht soll darüber urtheilen, auch über das Fortbestehen der freien Gemeinde, aber seit Jahr und Tag schweigt es über diesen Gegenstand, man sagt, auf Grund höherer Weisungen. —

In Sachsen ist ein Blatt, das den Louis Bonaparte einen Parvenu genannt hatte, angeklagt und nur deßhalb freigesprochen worden, weil er auch selber sich diesen Namen beigelegt! —

An dem Tage, als die Einnahme von Kars durch die Russen hier bekannt geworden, gab der General von Wrangel die Parole Kars. Das gab Gerede, und der König fand sich bewogen, auch diese Kundgebung als eine unbefugte streng zu mißbilligen. —

Dienstag, den 15. Januar 1856.

In den Thiergarten zu Bettinen von Arnim. Sie iſt wohl auf und munter, überaus freundlich gegen uns. —

Dr. Behſe iſt ſeiner Haft entlaſſen. Die Juſtiz hat geſiegt, die Polizei nachgeben müſſen. Diesmal. — Der König hat befohlen, der Sache ihren rechtlichen Lauf zu laſſen, dagegen konnte Herr von Hinckeldey nichts ausrichten. —

Mittwoch, den 16. Januar 1856.

Beſuch bei Herrn Dr. Jabel; er hält eine Kabinetskriſis hier für ganz nahe, meint, Manteuffel und Genoſſen würden abtreten müſſen, General von Wedell und Herr von Uſedom die Hauptperſonen eines neuen Miniſteriums ſein. Ich halte den Wechſel nicht für ſo nothwendig, und am wenigſten kann ich Hoffnungen an ihn knüpfen. Neue Miniſter werden thun müſſen, wie die alten, was der König will, oder ſchnell wieder abtreten! —

Die Kreuzzeitung bringt die Nachricht, daß der ehemalige Kultusminiſter Eichhorn heute im 77. Lebensjahre geſtorben iſt. In ſeiner früheren Zeit ein ganz andrer Mann, als in der ſpätern! Wie Stägemann, und ſo viele Andre, denen Gunſt und Beförderung zum Schaden gereichten. In Preußen ein allgemeiner Grund zur Verderbniß, an der ſelbſt ein Schleiermacher litt! —

Les confessions de Madame de La Vallière repentante écrites par elle-même et corrigées par Bossuet. Par M. Romain Cornut. Paris, 1854. Wegen der hier bemerkten Feinheiten des franzöſiſchen Ausdrucks lehrreich. —

Donnerstag, den 17. Januar 1856.

Unwohlsein des Königs. Hofsachen. Verlobung des Prinz-Regenten von Baden mit der Tochter des Prinzen von Preußen. Steigendes Ansehn der Prinzessin von Preußen, auf deren Einwirkung diejenigen sehr rechnen, die einen Ministerwechsel hoffen. Die Kreuzzeitungspartei zittert bei jeder Unpäßlichkeit des Königs, sie weiß, daß der Thronfolger sie nicht begünstigen wird. Stahl und Gerlach und Wagener können nicht umkehren, aber Goedsche und Stieber hoffen sich jeder Regierung nothwendig zu machen! —

Der König soll mit Hinckeldey einen merkwürdigen Auftritt gehabt haben. Nach manchen Umschweifen und bedeutungsvollen halben Worten, durch die Hinckeldey sich in die peinlichste Spannung versetzt fühlte, habe der König, so heißt es, ihn endlich geradezu und mit scharfem Nachdruck und heftiger Bewegung gefragt, ob er ihm nichts in Betreff seines Bruders, des Prinzen von Preußen zu sagen habe? Auf die Verneinung sei der König leidenschaftlich losgefahren, habe von verblendetem Ehrgeiz, von heimlichen Anstiftungen, hochverrätherischen Planen gesprochen. Erst nachdem Hinckeldey sein Ehrenwort verpfändet, daß alles falsch sei, was man in dieser Hinsicht ihm zugeflüstert haben möge, daß der Prinz das Muster eines treuen Unterthans sei, erst dann habe sich der König allmählig beruhigt, und sei zuletzt Hinckeldey weinend um den Hals gefallen. — Hofleute versichern, daß dennoch die Verdächtigungen gegen den Prinzen großentheils durch Hinckeldey selbst geschehen seien, da er dergleichen Dinge beim Könige gebrauchen müsse, um sich in Gunst und Einfluß zu erhalten, daß ihm aber diesmal die Wirkung zu stark geworden sei. —

Freitag, den 18. Januar 1856.

Wichtige Nachricht, von allen Seiten bestätigt, daß Rußland die schließlichen Friedensanträge Englands und Frankreichs aus der Hand Oesterreichs angenommen hat. Damit ist freilich der Friede selbst noch keineswegs gesichert, aber die Demüthigung Rußlands vollständig ausgesprochen. Unsre preußischen Russen sind auf's Maul geschlagen, ihre Prahlereien und Frechheiten zu Schanden gemacht. Die Gerlach's, Wagener's, Goedsche's und wie alle heißen, büßen ihren Uebermuth und Verrath wenigstens in der öffentlichen Meinung! —

Besuch vom Grafen von *. Er zeigt mir einen Brief, welchen der Prinz Leo von Armenien aus dem Arbeitshaus an ihn gerichtet hat. Derselbe verlangt seine Freiheit, man soll ihn reisen lassen, er will in seine Heimath zurückkehren. Der Brief ist in möglichst schlechter Schreibart, im schlechtesten Französisch abgefaßt, und zeugt von sehr geringer Schulbildung; allein für die Güte seiner Sache folgt daraus noch kein begründeter Zweifel. Er beschuldigt sehr die Polizei, nur der Feindschaft des russischen Gesandten gegen ihn gedient zu haben, und behauptet briefliche Beweise beibringen zu können, daß Budberg ihn früher als Prinz von Armenien anerkannt habe. —

Sonnabend, den 19. Januar 1856.

Jämmerliche Debatten im Hause der Abgeordneten, wo die Hanswurste Wagener, Mitschke-Kollande und Gerlach die Helden sind. Sie pochen jetzt auf die Stimmenmehrheit, die sie sonst verachten wollten, nun aber erlangt haben. —

Der König thut, als ob nur sein Ansehen und Bemühen die Nachgiebigkeit Rußlands bewirkt habe; rühmt sich dessen

ganz offen, und meint, die öſterreichiſchen Vorſchläge und Drohungen hätten nichts ausgerichtet. —

Die Hofleute, die viel von den Launen und ſtürmiſchen Aufwallungen des Königs zu leiden haben, benutzen jede Gelegenheit ſich zu rächen, und erzählen mit Eifer die Geſchichtchen von ſeiner Wandelbarkeit, ſeinen Widerſprüchen mit ſich ſelbſt und von ſeinen ſonſtigen Schwachheiten, welches denn auch zu Spottverſen und Zerrbildern manchen Anlaß giebt. Kommt etwas der Art zu des Königs Kenntniß, ſo zürnt und ſchilt er heftig, aber die Urheber wiſſen ſich im Dunkel zu halten. Man will ihn über einige ſolche Kränkungen auch weinen geſehen haben. — Seine Umgebung liebt ihn durchaus nicht. —

Sonntag, den 20. Januar 1856.

Litterariſche Sachen vorgenommen, Nachträge, Erläuterungen, Bemerkungen. Autographen, Denina, Preuß, Gervinus. Unſre Litteratur leidet wie die ganze Nation an Unzuſammenhang, Zerſplitterung, und jetzt mehr als früher, trotz der wunderbar vermehrten Verbindungsmittel. Die Menſchenfreundlichkeit und Bildungsliebe des achtzehnten Jahrhunderts fehlt, die Deutſchen ſind härter, ungeſelliger geworden, die Fehden des Mittelalters im geiſtigen Gebiet! —

Sehr anzuerkennen iſt der Mangel an Talent und Kenntniß, der ſich im Herrenhauſe kund giebt, und im Abgeordnetenhauſe in der ſogenannten Rechten. Für Finanzſachen müſſen ſie ſich auf Kühne und Patow verlaſſen, ſie haben keine Leute, welche deren Einſicht und Erfahrung hätten. —

Bei den jetzigen Friedensausſichten iſt von einer Veränderung des hieſigen Miniſteriums nicht mehr die Rede. Der König heißt es, könne keinen bequemern Miniſter finden

als Manteuffel, den er sich schon ganz nach der Hand gezogen habe, der ohne eignen Willen alles Befohlne ausführe, jeden Mißgriff auf sich nehmen, und nichts sein wolle als ein gehorsames Werkzeug. Aber die Kreuzzeitungspartei läßt nicht nach an seinem Sturze zu arbeiten! —

Die Gerlach's und ihre Spießgesellen hassen mit offener Wuth das Jahr 1848, daß sie aber das Jahr 1813 eben so hassen, wagen sie nicht laut zu bekennen, sie gestehen es nur im Vertrauen ein! Natürlich! Sie müssen alles hassen, was nicht Junker und Pfaff ist, alles, wobei das Volk groß, tapfer und edel auftritt. —

Montag, den 21 Januar 1856.

Besuch von Herrn Oberstlieutenant von Vincke (Olbendorf). Geschichten aus der Verwaltung in Schlesien, von Landräthen, Regierungspräsidenten, Kreisständen ꝛc. Starker Tadel gegen den Grafen von *, er am meisten habe verschuldet, daß der Prinz von Preußen in so übles Gerede gekommen ꝛc. Ueber die heutige politische Lage der Sachen. —

Nachmittags Besuch von Herrn Hermann Grimm. Er berichtet von Bettinen. Sie hat sich mit seinem Vater und Onkel ausgesöhnt, auf ihren Wunsch wurde sie zu Weihnachten eingeladen, und brachte dort einen vergnügten Abend hin. —

General Adolph von Willisen kam, und Grimm ging zu Ludmilla. Wir besprachen die Friedensaussichten, und sind im Allgemeinen ziemlich einverstanden, nur stellt Willisen alles immer zu sehr auf die Spitze, während in der Welt die Sachen mehr stumpf und dumpf genommen werden. —

Man ist in großen Sorgen und Zweifeln, ob Frankreich und England zugeben, daß Preußen an den Friedensverhandlungen Theil nimmt. Die Ausschließung wäre eine belei-

3.

Oelsner an Varnhagen.

Paris, den 8. Dezember 1820.

Sehr bedaure ich, Hochverehrteſter, Ihre Thätigkeit in Anſpruch genommen zu haben, ob des „Manuſkripts von Süddeutſchland.“ Dieſen Morgen hat es mir ein guter Freund mitgetheilt. Möchte mein Brief noch zur rechten Zeit eintreffen, und eine nun entbehrliche Sendung hindern. Wegen Voß bitte ich um Entſchuldigung. Ich habe ihn ſchnöde gerichtet. Nur die erſte Hälfte hatte ich geleſen, und ohne freieren Blick nach Außen. Seit Geneſung meiner Kinder iſt mir vieles klarer worden. Des Geträtſches enthält ſich ja auch nicht die Gegenpart, und aus dem Voß'ſchen fällt treffliche Beleuchtung auf Finſterlinge aller Art, beide Adamiten Müller einbegriffen.

Heiberg's Schrift glaube ich Ihnen ſenden zu müſſen. Mit muſterhafter Schonung behandelt ſie das Perſönliche, und doch mit Nachdruck die Sache. Auch ſchimmern hie und da recht witzige Feinheiten des Stils. Nicht genugſam aber bringt die Unterſuchung in das Mark der däniſchen Autokratie. Man muß dieſe nothwendig von ſeinem rohen Despotism unterſcheiden, der keinen ſonſtigen Daſeinsgrund zuläßt, als den göttlichen des Stärkeren. Sie iſt eine unvernünftige, freilich weil auf ewige Zeiten, aber in Form verliehene Diktatur, alſo keine ſtockwilde, ſondern dem Urſprunge nach, geſittete Schrankenloſigkeit. Umtriebe und Gaunerei, welche laut der Geſchichte zu ihrem Entſtehen geholfen, ſind allerdings Geburtsmakel, allein ſie löſchen weder noch tilgen den eigenthümlichen Karakter derſelben aus. Die däniſche Ariſtokratie bekennt ſich zu dem notoriſchen Dokumente öf-

digende Schmach. Die Oesterreicher thun, als sei die Ausschließung nicht denkbar, als würden sie die Zulassung Preußens jedenfalls erzwingen. Aber der Eintritt unter dem Schutz und durch die Fürsprache Oesterreichs wäre fast noch demüthigender, als die Ausschließung! —

Dienstag, den 22. Januar 1856.

Ausgegangen mit Ludmilla. Wir betraten die Suppenküche Behrenstraße 11, und kosteten die Suppe, die ganz vortrefflich war; für 1½ Silbergroschen eine tüchtige Portion mit einem Stücke guten Roggenbrotes. Einrichtung, Reinlichkeit, Ordnung, alles auf's beste, unter Aufsicht von Herren und Konstablern. —

Zu Hause fand ich die Einladung auf morgen früh zum Großherzoge von Sachsen-Weimar durch seinen Adjutanten den Grafen Leo Henckel von Donnersmarck. Ich schrieb sogleich eine ablehnende Antwort, rheumatische Uebel als Grund anführend. —

In Louis Blanc gelesen. Seine Geschichte der französischen Revolution ist jetzt das lesenswertheste, ja alleinige Werk über diesen Gegenstand. In Goethe gelesen. —

Ordenertheilungen am Sonntage, lange Liste! Parlamentarische Verhandlungen in beiden Häusern! Macht alles weder warm noch kalt, ist eins unnütz wie das andre! Unsre innern Zustände quälen sich in Verrenkungen, Gebrechen und Schweinereien fort; nur eine gründliche Kur, ein Versetzen auf ganz neuen Boden, kann uns wieder in edle, freudige Fassung bringen. —

Daß der Ministerpräsident von Manteuffel den Schwarzen Adlerorden auch diesmal nicht bekommen, sieht man als eine wahre Kränkung für ihn an. — Man sagt, dem Könige sei von gewissen Seiten ernstlich der Vorschlag gemacht worden,

ein Ministerium Gerlach zu ernennen, allein er habe eine unüberwindliche Abneigung dagegen gezeigt. Den General von Gerlach, heißt es, dulde er nur, und schätze ihn eigentlich gering, den Präsidenten von Gerlach aber hasse er, weil dieser früher schmachvolle Aeußerungen gegen den König gethan und gemeint habe, demselben bleibe nur übrig abzudanken, zum Regieren sei er ganz unfähig. —

Mittwoch, den 23. Januar 1856.

Herr von Minutoli, im Jahr 1848 Polizeipräsident von Berlin, und jetzt General-Konsul in Spanien, verweilt noch hier und wünscht sehnlich wieder im Vaterland angestellt zu werden, aber freilich nur auf einem hohen Posten, und den findet man für ihn nicht, oder will ihm denselben nicht geben. Er ist voll Ehrgeiz, Unruhe und Thätigkeit, aber weiß seine Sachen nicht zu fördern. Der König ist ihm aus alter Zeit her gewogen, mehr noch als er es zeigen mag; er glaubt ihn seiner Person ganz ergeben und angehörig, und meint, derselbe habe im Jahr 1848 ihn gerettet. Wie das geschehen sein soll, weiß freilich niemand! Minutoli hat vom Könige eine große Menge vertraulicher Zuschriften aus jener Zeit. —

Große Entdeckung! Der Jahdebusen erweist sich als unbrauchbar. Es soll unmöglich sein, dort die nöthigen Hafenbauten zu machen. All das Geld weggeworfen! Die elende Spielerei kostet jährlich ein paar Millionen!

Ein Bekannter von mir war beim Prinzen von Preußen, als diesem der Ministerpräsident von Manteuffel angemeldet wurde. Der Prinz fragte jenen: „Ist es Ihnen auch nicht unangenehm, daß er Sie bei mir sieht?“ Die Antwort war: „O nein! Es wird mir eine Ehre sein.“ Aber die Frage des Prinzen bezeichnet den Zustand der Dinge, es schadet den Leuten, wenn man sie bei ihm sieht, und er bekennt es. —

Der Prinz läßt alle Bekannten jetzt in Zivilkleidern zu sich kommen; früher bestand er auf Uniform. —

Donnerstag, den 24. Januar 1856.

Der Behse'sche Prozeß kommt heute zur Verhandlung. Es heißt, die Oeffentlichkeit werde ausgeschlossen sein. Dr. Behse hat den Rath erhalten, sich bei dem ersten Erkenntniß, welches es auch sei, zu beruhigen und nicht zu appelliren.

Humboldt hat das Ehrenbürgerrecht von Berlin empfangen; der Oberbürgermeister Krausnick hat dabei eine schlechte Anrede gesprochen, Humboldt in schönen und edlen Worten gedankt, die nur nicht an den Magistrat, diesen Magistrat der Stadt Berlin, gerichtet sein sollten. Daß er das Lob des Königs auf eine feine Weise hat einfließen lassen, wird ihm von Vielen verdacht, von mir aber nicht, ich finde es sehr taktvoll und hübsch.

Der König hat ein großes Gemählde von A. von Bayer, das die Schiller'sche Ballade Ritter Toggenburg zum Gegenstande hat, für 7000 Thaler gekauft. Sowohl das Gemählde als der Preis werden sehr angefochten, und es werden harte Vorwürfe gegen die Rathgeber laut, denen der König in solchen Sachen folgt, oder die seinen mißleiteten Launen hierin folgen. —

Freitag, den 25. Januar 1856.

Brief und Sendung aus Dresden von Herrn Prof. Hettner; er sendet mir den ersten Band seiner Litteraturgeschichte des achtzehnten Jahrhunderts, der die englische Litteratur von 1660 bis 1770 behandelt. —

Dr. Behse ist zu sechs Monaten Gefängniß verurtheilt worden, der Antrag war auf 18 Monate gestellt. Behse hat

seinen Mißgriff eingesehen, alles auf Gampe geschoben, der ihn getäuscht habe ꝛc. Er hat die Strafe gleich angetreten, und will nicht appelliren, um wegen seines Aufenthalts hier mit der Polizei keine Weitläufigkeiten zu haben. Die Oeffentlichkeit war nicht ausgeschlossen. Sonderbar, nachdem die Thatsachen, welche Bebse nun selbst als falsche einräumt, gerichtlich als Verläumdung erwiesen worden, glaubt das Publikum erst recht an deren Wahrheit. Man traut unsern Gerichten nicht mehr, und noch weniger den mecklenburgischen. —

Der elende Wolfgang Menzel, berüchtigt wegen seiner gemeinen Angriffe auf Goethe, seines Bellens auf Heine ꝛc. hat sich nun als Klopffechter auf die Seite der bairischen Junker und Pfaffen gestellt. Da mag er stehen bleiben! —

In Hettner's Buch gelesen, mit großer Anziehung und Befriedigung. —

Der Geburtstag Friedrich's des Großen im Englischen Hause hier doppelt gefeiert. Im großen Saale war die militairische Gesellschaft, wo sich auch der König einfand, und einiges Schmeichelhafte wohlgefällig anhörte. In den vordern Zimmern war die Linke des Abgeordneten-Hauses, wo die anzüglichsten, die strafendsten Reden gehalten wurden, von Wentzel, Kühne (Generalsteuerdirektor), Patow und Andern. Alles Lob Friedrich's des Großen bekam einen Gegensatz, wie es heute aussieht, und der kühnste Tadel wurde heftig beklatscht. Das berühmte Wort, das einst Friedrich beim Anblick elender russischer Gefangenen aussprach: „Sieht Er, mit solchem Gesindel muß ich mich herumschlagen!“ wurde auf Patow und seinen Zweikampf mit dem Grafen von Schlieffen unter schallendem Gelächter angewendet. —

Humboldt sendet mir „mit freundschaftlichsten Grüßen“ einen Abdruck seiner Antwort an die Ueberbringer des Ehrenbürgerrechts für ihn von Seiten der Stadt Berlin. —

Alle Staatspiere steigen, besonders auch die russischen. — Der Glauben an Frieden herrscht überall, die hartnäckigsten Zweifler geben nach. Freilich wird der Frieden nur ein Waffenstillstand sein, aber gewiß ein mehrjähriger, und inzwischen kann sich viel in der Welt verändern. — Hier ist man besonders auf Oesterreich eifersüchtig, fürchtet dessen Tücke und Falschheit. Aber wie spricht man in Wien von Preußen? Man hält dessen Demüthigung, Herabwürdigung, Verkleinerung für ein ganz verdienstliches Werk, über das ganz Deutschland sich freuen müsse. Man will hier wissen, Oesterreich suche mit Hülfe Frankreichs eine stärkere Stellung im Deutschen Bunde zu erlangen, ein noch entschiedneres Vorherrschen, als jetzt schon stattfindet. — Man fürchtet, weder Manteuffel noch Bismarck-Schönhausen werden den schwierigen Umständen gewachsen sein. —

Nachricht, daß Frankfurt am Main der Ort der Friedensverhandlungen sein wird. Wien wird stark verneint. — Paris? —

In Rußland und in der Türkei sind die Keime der größten Veränderungen vorhanden; der Krieg hat sie eingelegt, der Frieden wird sie entwickeln. — In St. Petersburg wird schon jetzt mit größter Freiheit gesprochen. Ein Krieg, den man für einen nationalen ausgiebt, für den man das Volk aufruft, eröffnet auch dem Urtheil, der Untersuchung, der Kritik freie Bahn. Der Kaiser Nikolai hat seine ganze Macht angewendet, um seine Alleinherrschaft zu brechen, er hat der Freiheit Knechtsdienste geleistet. Uebrigens ist er ganz vergessen, niemand spricht mehr von ihm, seine begeisterten Be-

wundrer sind stumm geworden, seine Bildnisse verschwinden von den Schaufenstern, von den Zimmerwänden. —

Bei der ängstlichen Frage, wiefern Preußen zur Theilnahme an den Friedensverhandlungen werde zugelassen werden, rechnet man hier kaum noch auf die Unterstützung von Seiten Rußlands, vielmehr auf die Billigkeit Louis Benaparte's, dem aber England offenen und Oesterreich heimlichen Widerstand leisten werden. Der König hat schon in seiner leichten Weise hingeworfen, es sei ihm gleichgültig, ob sie ihn zulassen oder nicht, aber zugleich hat er Manteuffel beauftragt, alles dran zu setzen, daß Preußen nicht ausgeschlossen werde. — Bei der Nachricht, daß der König von Sardinien zur Theilnahme an den Verhandlungen eingeladen worden, hat es nicht nur saure Gesichter, sondern auch Faustballen und Zähneknirschen gegeben. —"

Sonntag, den 27. Januar 1856.

Das Ministerialblatt „Die Zeit" bringt einen scharfen Artikel gegen das Programm der Rechten, gegen deren Vorschläge zu durchgreifenden Verfassungsänderungen, die es nicht konservativ, sondern revolutionair nennt. Die Minister scheinen also keine Rückschritte mehr zu wollen, keine großen! Das wäre schon was, wenn wir nur diese Minister nicht schon kennten! Es sind dieselben, die neulich in der wichtigen Grundsteuerfrage sich des Abstimmens enthielten! Aus Furcht, aus Unentschlossenheit! Sie merken etwas von Gefahr, wenn der Staat ein Kreuzzeitungsstaat wird! —

Montag, den 28. Januar 1856.

Ich hing dem Gedanken nach, daß man sich nicht heimisch in das Leben hineinlebt, sondern aus der Heimath hinaus,

in die Fremde hinein! Es ist wohl eine Täuschung, daß man sich immer noch für denselben hält, der man war, man ist auch längst ein andrer geworden, schon durch die veränderte Umgebung, in die man sich versetzt findet, und die immer wieder sich verändert. — Im Juvenalis gelesen. —

Der sogenannte Prinz von Armenien ist heute von der Polizei in der Stille fortgebracht worden, und wird nach Belgien ausgeliefert, wo er einen Gerichtshandel hat. Die Polizei konnte nicht länger verhindern, daß seine Sache hier an die Gerichte kam, wo die Unbefugniß und Gehässigkeit des Verfahrens gegen ihn nicht zu vertuschen gewesen wäre. Sie schafft den Mann daher fort, wodurch jede weitere Untersuchung abgeschnitten und der russische Gesandte gesichert wird, der Befehl des Königs aber fruchtlos! Gleich beim Ergehen dieses Befehls wußte man voraus, so würde die Sache endigen! —

Dienstag, den 29. Januar 1856.

In beiden Häusern des Landtags nichtswürdige Verhandlungen! Das schamloseste Aristokratenpack herrscht, und unterwühlt den Verfassungsboden, auf dem es doch selber stehen muß um zu wirken! Sie werden nicht zu Stande bringen, was sie bezwecken, diese Wagener, Mitschke-Kollande, Gerlach, Voß-Buch; aber Unfug und Schaden richten sie genug an, schon weil sie die Demokratie zwingen, einst scharf gegen ihre Feinde zu verfahren. Man lernt sie alle kennen, diese Adlichen, in denen jeder Funke des Edlen erloschen ist. —

Hecker, glücklicherweise in Amerika, ist von badischen Gerichten jetzt zu lebenslänglicher Zuchthausstrafe verurtheilt worden. Von badischen Gerichten ist früher schon die Todesstrafe gegen ihn ausgesprochen. Die Kreuzzeitung verdächtigt

ihn bei dieser Gelegenheit, der Freiheitsmann möge wohl gar jetzt Sklaven halten. Niederträchtiges Lügenmaul! —

„Zur Geschichte der Schlacht bei Kulm. Vom Obersten von Hellderf, Kommandanten von Wittenberg. Berlin, 1856."

„Militairische Betrachtungen über die Vertheidigung von Sebastopol. Berlin, 1856."

Der König, äußerst betroffen, daß man ihn von den Friedensberathungen ausschließen will, soll dem Ministerpräsidenten von Manteuffel harte Vorwürfe gemacht haben, daß er die preußischen Verhältnisse nicht besser geleitet; die kalte Erwiederung des Ministers, er habe stets nur die Befehle Seiner Majestät befolgt, soll dem König sehr empfindlich gewesen sein, und man glaubt eine Entlassung Manteuffels auf's neue wahrscheinlich; man sieht sie als gewiß an, wenn Preußen wirklich ausgeschlossen bleibt, deßhalb wünscht die Kreuzzeitungspartei dem Staate diesen Schimpf, der ihn allerdings auch mehr auf Rußlands Seite wenden könnte. Allein was ist ihr dabei gewonnen, wenn Rußland selbst näher mit Frankreich sich verbindet, und Preußen ihm noch weniger werth wird, als jetzt? —

Der Minister des Innern, Herr von Westphalen, hat gestern den Herrn von Hinckeldey benachrichtigt, daß man erfahren habe, ein ehemaliger Polizeikommissarius Techow sei in den Verrath preußischer Amtspapiere verwickelt, man könne es nicht glauben, aber u. s. w. Wie mag Hinckeldey gelacht haben! Als ob der Minister im Monde lebte, statt in Preußen! —

Mittwoch, den 30. Januar 1856.

Bei einem Gastmahl zur Feier der Hinckeldey-Stiftung hat Herr von Hinckeldey eine Rede zum Lobe der Bürger gehalten, und auch gesagt, die Beamten fungirten nur der

Bürger halber. So gering diese Wahrheit und so wenig neu sie ist, so wird der Spruch doch am Hofe übel vermerkt, und man spottet, daß Hinckeldey nun auch wie Wrangel sich beim Volke beliebt machen wolle! —

Ich weiche darin von meinen Bekannten sehr ab, daß ich die politische Lage Preußens durch dessen Ausschließen von den Friedensberathungen nicht so ernstlich gefährdet sehe, als man gemeinhin glaubt. Freilich, wenn das Wesen fehlt und der Schein alles leisten muß, dann hat man alle Ursache, wenigstens den zu retten! Aber stünde man im Innern fest, hielte man die dem Volke gegebenen Versprechungen, gestattete man Freiheit, übte man Gerechtigkeit, stützte man sich auf das übrige Deutschland, verhieße dem deutschen Volk Einheit, — dann, ja dann könnte man der ganzen europäischen Politik trotzen nnd Hohn sprechen! Aber wie weit sind wir davon entfernt! —

Donnerstag, den 31. Januar 1856.

Ausgegangen mit Ludmilla. Auf dem Opernplatze den Grafen von Hertzberg gesprochen; auf meine Frage, ob er vielleicht als Mitglied des Herrenhauses hier sei? erwiederte er spöttisch: „O nein! ich danke für alles!“ Ein alter Offizier vom Regiment Gendarmen vor 1806!

Besuch von Herrn Oberstlieutenant von Vincke. Nachrichten mancher Art. Die Prinzessin von Preußen freut sich auf ihre baldige Abreise, zunächst nach Weimar; die Verhältnisse am Hofe hier sind ihr zuwider. Der Prinz beklagt die innern Zustände, und sagt unter andern das merkwürdige Wort, die Kammer der Abgeordneten, wenn man ihr Freiheit gestattete, würde eine ganz andre Haltung annehmen, als sie jetzt hat, die Meisten würden eben so gern mit einem Ministe-

rium Schwerin-Aueröwald stimmen, als mit dem jetzigen, ja sogar lieber! — Ueber die politische Lage der Dinge. —

Die Verhandlungen des „Landtags" — wie das Ding jetzt heißt — sind ein wahrer Ekel. Die Rechte, in der Sicherheit ihres Stimmenübergewichts und des Schweigens oder Nachgebens der elenden Minister, erlaubt sich die schändlichsten Ausfälle und Anträge. Der Heuchler Wagener und der rothnasige Voß-Buch führen das große Wort; die Unfähigkeit schadet ihnen nicht, das Talent und der Eifer der Gegner sind nutzlos, wo äußere Gründe und Verabredungen schon im voraus entschieden haben. Dabei stimmen viele Abgeordnete ganz offenbar wider ihre Gesinnungen, bloß weil sie von den Standesgenossen nicht abweichen wollen; es liegen darüber merkwürdige Bekenntnisse vor. Der Graf von Schwerin und der eine Reichensperger haben heute einige brave Hiebe ausgetheilt. Die Demokratie kann dazu nur lächelnd die Achseln zucken; sie wartet auf andere Tage. Sie werden kommen! —

Man erinnert wieder eifrig an ein bekanntes Wort, Preußen stehe wieder am Abgrund wie 1806, aber ohne alle Aussicht auf ein 1813. —

Freitag, den 1. Februar 1856.

Preußen soll nun zu den Friedensverhandlungen zugelassen werden, aus Gunst Louis Bonaparte's, aus Fürsprache Oesterreichs! Ueber solchen Erfolg sich zu freuen, muß man sehr verliebt sein in den äußern Schein, der diesmal nicht im geringsten die Schande bedeckt. Oesterreich bedarf Preußens beim Bundestag ein wenig! —

In den Verhandlungen unsres „Landtags" streitet man über das Wort revolutionair, und wem es zukomme; die Ultra's, die nichts schaffen, nur zerstören, werden von den Liberalen so bezeichnet, diese von jenen. Am Ende wird sich

sentlicher Bewilligung. — Folglich räumt sie ein, nicht zu eigenem Behuf, sondern für Rechnung eines Dritten zu walten. Auf diese Art steht sie in scheitelgradem Widerspruche mit den Grundsätzen des Hrn. von Haller, der nur Privatrechte zugiebt und Regierungen, die zu selbstsüchtigem Genusse wirthschaften. Dänemarks legale Willkühr, gemildert durch das Bewußtsein des Fürsten und die Meinung der Nation, wäre es noch mehr, wenn das Gesetz zur Aufstellung der Preßfreiheit besser ausgefallen. In einigen seiner Züge athmet wahre Barbarei, und so wird es auch die Nachwelt beurtheilen, wenn sie dereinst mit den Gegenständen im Reinen ist, über die heutzutage noch so gewaltig und verkehrt hin- und hergefochten und gezankt wird.

Bis Deutschlands arme Preßfreiheit eine sichre Stätte findet, dürfte mehr als ein Menschenalter vorüberziehen. Sie sieht sich überall in immer engere Schranken getrieben. Darf man dem Gerüchte trauen, so kommt die Leipziger Messe unter Zensur. Sonderbares Geschick! Ehemals, wenn England und Frankreich über einen Spannen Landes am Huronsee in Streit geriethen, hatten es am Ende jedesmal die Deutschen auszubaden. Jetzt müssen sie herhalten für Neapel. Sie sind die Manins der ganzen Welt. Dazu gehört ein derbes Leder.

Nach allem, was wir hier von Troppau hören, beschäftigt sich der Kongreß ebensosehr mit Deutschland als mit Italien. Durch den gesegneten Einfluß des Hrn. Fürsten von Hardenberg, soll es ganz vorzüglich geschehen sein, daß man den Feldzug gegen Neapel, vor der Hand wenigstens, aufgegeben. Das ist vielleicht die schönste Palme in der Glorie Seiner Durchlaucht.

Ludwig XVIII., hieß es, habe sich anheischig gemacht, den Neapolitanern seine Charte zu geben. Bei dieser Ge-

finden, daß man noch mitten in der Revolution ist, gleichviel wer sie mache! —

Die neuen Angriffe und Verstümmelungen der Verfassung sind heute mit großer Stimmenmehrheit durchgegangen. Der Hanswurst Ludwig von Gerlach und der Jammermann Wagener — er bereut öffentlich die Sünden, die er als Redakteur der Neuen Preußischen Zeitung begangen — machten ihre Streiche. Der wackre Wentzel wurde vergebens, so auch Graf Schwerin, und Lette und Patow. Gelegen ist nichts an der Sache, sie gilt nur als Zeichen, aber als solches ist es wichtig. —

Der Prinz von Preußen hat sich die Geschichte des Prinzen von Armenien erzählen lassen, und ist empört über die Willkür und Eigenmacht der Polizei, so wie über die Zaghaft der Gerichte, die sich beschweren sollten. Bei wem aber? Bei dem Justizminister Simons?! — Die Geschichte wird sich verbluten, wie viele andre. Man spricht eine Weile davon, und dann nicht mehr. —

Der Prinz von Armenien ist nicht nach Belgien ausgeliefert worden, sondern auf den Bahnhof gebracht und nach eignem Wunsche auf Frankfurt am Main gewiesen worden. Sein Geld hatte man ihm abgenommen und verrechnet, doch die Eisenbahn davon bezahlt. Man ist allgemein empört über dies Verfahren. —

Auf den erneuerten Subskriptionsbällen hat sich eine hier unerhörte Pracht gezeigt. Besonders auffallend war die große Zahl reicher, glänzend geschmückter Jüdinnen. Der König soll ganz erstaunt gewesen sein und gesagt haben, er sei überrascht, in seinem christlichen Staat so viel jüdischen Staat zu sehen. —

Sonnabend, den 2. Februar 1856.

Die Kreuzzeitung brachte gestern die Berichtigung, das anfängliche Verbot der Aufführung des Stückes von Wolfsohn „Nur eine Seele" sei nicht auf Ansuchen des russischen Gesandten ergangen, und ist unwillig, daß man dergleichen verbreitet habe! — Der Kladderadatsch züchtigt die Gerlach und Wagener und Mitschke-Kollande für ihre Frevelarbeit, indem er sie als Holzhauer vorstellt, welche die Kloben der Verfassung zersägen und kleinhauen. Auch hat er den Muth des Prinzen von Armenien zu erwähnen, von dem die Polizei jetzt nicht gern mehr hören mag. Sie wird aus dem Ausland aber wohl noch genug von ihm hören, er wird in Frankreich Federn finden. —

Der Hanswurst Ludwig von Gerlach läugnete gestern, daß im Jahr 1813 Begeisterung für Freiheit vorhanden gewesen; die Soldaten hätten gesungen: „Bonapart', du Schinderknecht, Willst uns lehren deutsches Recht!" Auf der Rednerbühne des Landes gesprochen, dessen König und Minister wieder mit einem Bonaparte sehr viel Umstände zu machen haben, klangen diese Worte plump und roh, und man fürchtet schon, daß sie in Paris herb gerügt werden. —

Die Ritterakademie zu Brandenburg, wo bis zum Jahr 1848 junge Adliche sehr schlecht erzogen wurden, wird wieder hergestellt. — Im neusten Budget steht bereits ein Jahresbeitrag von 5400 Thalern, die der Staat dazu wie früher auch jetzt wieder geben will. Unnützer kann er diese Summe nicht verschwenden, aber aristokratische Gelüste müssen befriedigt werden! Es ist eine wahre Schande! —

Aus dem Anfange des Februar 1856.

Das Vorschreiten der Kreuzzeitungsparthei gegen die Verfassung ist dem Ministerpräsidenten von Manteuffel doch be-

denklich geworden, besonders weil er und seine Anhänger durch das Uebergreifen jener Parthei sich gefährdet fühlt. In einem Ministerrathe, bei dem der Minister des Innern Herr von Westphalen sich fügen mußte, wurde beschlossen Einhalt zu thun. Im Haus der Abgeordneten wurden am 4. demgemäß zwei Anträge auf Verfassungsänderung durch die überraschendste Mehrheit beseitigt. Die Mehrzahl derer, die bisher auch der Kreuzzeitung anzugehören schien, erwies sich den Ministern gehorsam. Große Zerrüttung deßhalb in der Parthei! —

Die holsteinischen Stände haben sich ermuthigt, und eine Ministeranklage beschlossen. — Das Itzehoer Wochenblatt unterdrückt. —

Die Volkszeitung am 6. vortrefflich über Preußens Zulassung zu den Friedensberathungen. Am 7. vortrefflich gegen die Kreuzzeitung, die jetzt Frankreich lobt, weil es Rußland freundlicher ist. —

Am 7. Debatten im Hause der Abgeordneten über Schwerin's Antrag wegen des von der Regierung verübten Wahlzwanges. Reichensperger und Mathis und Bardeleben brav. Der Regierungskommissair Geh. Regierungsrath Dr. Ludwig Hahn ein schamloser Lobredner. Am 8. Fortsetzung. Der Pole Morawski spricht mit edler Leidenschaft und erregt stürmische Bewegung. Aber das Haus geht mitgroßer Mehrheit zur Tagesordnung über! —

Ublich in Magdeburg wegen des Sonntagsblattes vom Appellationsgericht — endlich! — freigesprochen; die freie Gemeinde dagegen, von diesem verurtheilt, wird als politischer Verein angesehen!! —

Freitag den 8. Februar 1856.

Mehr als je fürchtet man hier, daß Preußen keinen Antheil an den großen Verhandlungen haben werde. Die Nachrichten aus Paris lassen sehr die Ausschließung befürchten, und Rußland zeigt sich außerordentlich lau. Man ist so grausam, den König in dieser Bangigkeit hinzuhalten, und es fehlt nicht an Leuten, die darüber schreien, als sei Preußens Ehre und Macht gefährdet. (Sie ist es, aber durch ganz andre Dinge!) Hier tröstet man sich in der Erbitterung mit dem Widerstande, den man Oesterreichs Absichten am Bundestag entgegensetzt. In Wien schimpft man wüthig auf uns.

Sonntag, den 10. Februar 1856.

Widersprüche im menschlichen Wesen, Ernst und Scherz, Trauer und Lust, beide wahr! —

Der Magdeburger Rabbiner Philippson tritt herausfordernd gegen Wagener auf, der den Juden im christlichen Staate keine Rechte zugestehen will. Jener führt siegreich das Neue Testament gegen den frömmelnden — an, der nur mit trocknen Schmähungen zu antworten weiß. —

In England ein Baron Parke zum lebenslänglichen (nicht erblichen) Pair gemacht, seit undenklicher Zeit nicht geschehen, aber durch alte Beispiele unläugbar als Recht der Krone erwiesen. Im Oberhause Stutzen und Widerspruch, im Volke Beifall. —

Der König will nicht, daß während der Fasten Bälle gegeben werden, wenigstens sollen sie nicht so heißen. Wer jetzt einen Ball giebt, ladet nur zum Thee ein; wird nachher getanzt, so ist es eine Zufälligkeit. Ob dem lieben Gott mit dieser Absindung ein rechter Gefallen geschieht?! —

Dienstag, den 12. Februar 1856.

Unser allgemeiner Landtag vereint mit dem schlechtesten Theil des Ministeriums arbeitet ganz offen auf das Verderben des Staates los. Die Verstümmelung, das Brechen der Verfassung, geht ungehindert fort, der schwache Widerstand Manteuffel's ist bereits erlahmt, war überhaupt nicht ernst, kam nur aus persönlichen Triebfedern, nicht aus der Sache. Heute drang Westphalen mit seinen Gesellen eilig auf Unterordnung der Bauern unter den Gutsherrn, das heißt unter den Edelmann, denn andre Gutsbesitzer sollen selber nur als Bauern gelten. Freie Leute sollen wieder Hörige werden, man ruft das Beispiel Mecklenburgs an, man möchte zur Leibeigenschaft zurück! Gerlach setzt seine nichtswürdigen Späße fort, die Lasten der Bauern sind ihr Recht, die Vortheile der Adlichen ihre Pflicht! Sind diese Frechen nicht rasend, dergleichen Dinge zu betreiben, die einst schwer auf ihre Köpfe fallen werden? Die bisher ganz ruhigen, ja reaktionair mißbrauchten Bauern macht man zu revolutionairen. Sie werden es schon merken, wie man mit ihnen verfährt, und die Rache kann nicht ausbleiben. —

Gestern begann eine Reihe von zwölf Vorstellungen einer kleinen französischen Theatertruppe. Ungeachtet der sehr hohen Preise waren alle Plätze besetzt, die Versammlung äußerst glänzend, eine ungeheure Menge Wagen. Zu Vergnügungen, zum Prunk, zu prahlerischen Genüssen fehlt es nicht an Geld. Die Verschwendung ist in stetem Zunehmen, die Verarmung aber auch. —

Mittwoch, den 13. Februar 1856.

Der Sultan in Konstantinopel wohnt einem Maskenballe des englischen Gesandten bei. Unerhörte Neuerung! Viele Muselmänner griffen heimlich zu den Waffen, weil sie glaubten, sie würden den Sultan mit Gewalt befreien müssen. —

Donnerstag, den 14. Februar 1856.

Die elenden Landtagsverhandlungen geben ihren jämmerlichen Gang. Die hübischen Hanswurste, denen die klägliche Regierung sich hingiebt, säen reiche Aussaat zur künftigen Revolution. Sie sind es, die künftig unter anderen Namen als Schnitter die Ernte halten werden; man sollte unsre künftigen Marat's oder Knipperdolling's als Nachkommen der jetzigen Gerlach's, Wagener's, Goedsche's auch mit deren Namen bezeichnen. So frech wie in diesem — ist die Unvernunft, Willkür und Gewaltthat vielleicht noch nie aufgetreten.

Freitag, den 15. Februar 1856.

Bettina spricht von Beethoven, und sagt, er sei verliebt in sie gewesen, und habe sie heirathen wollen! Sie sei an den Anblick des schönen Arnim gewöhnt gewesen, und habe an dergleichen nicht gedacht; wenn sie aber seine Frau geworden wäre, würde sie es nie gereut haben. Das Lied „Herz, mein Herz, was soll das geben?" habe er für sie komponirt! Lauter Schaum und Traum! Beethoven hat an Heirathen gar nicht gedacht, als er Bettinen kannte; und das Lied hatte er schon vor 1808 veröffentlicht, ehe er Bettinen auf der Welt wußte! — Bettina sieht kläglich aus, unsicher, schwach, faselig, ganz die alte Frau. —

Sonnabend, den 16. Februar 1856.

Die heutigen Zeitungen berichten über die gestrige Sitzung des Abgeordnetenhauses. Der Graf von Pfeil aus Schlesien trat mit unerhörter Frechheit und Dummheit auf, und rühmte sich mehrfacher Gewaltsamkeiten, die er gegen Eingesessene seines Gutes verübt, und wegen deren er hätte zum Zuchthaus

verurtheilt werden können. Er will damit beweisen, daß der Adel wohl obrigkeitliche Polizeirechte haben müsse, aber dabei doch nicht als Beamter den Strafgesetzen unterworfen sein dürfe, welche gegen Uebertretungen der Amtsgewalt bestehen. Die Rechte benahm sich dabei bubenhaft, lachte bei jeder Erwähnung von Einsperren, Hiebe aufzählen ꝛc. In Wentzel brach der edle Unwillen erschreckend aus, er hielt dem Verbrecher seine Schändlichkeit heftig vor, und machte sichtlich den tiefsten Eindruck. Der Minister des Innern mißbilligte den Grafen von Pfeil, der Gaukler Gerlach suchte ihn zu entschuldigen; nachher, in Folge einer Berathung, erklärte Wagener, die Parthei verwerfe die Pfeil'schen Aeußerungen. Schuftiges Volk! —

Sonntag, den 17. Februar 1856.

Gründung einer preußischen Kreditanstalt durch Zusammentritt reicher Vornehmen und Banquiers. Aristokratisches gelingt. —

Mehrere Mitglieder der freien Gemeinde in Magdeburg besuchten ein Wirthshaus, wo sie tranken und plauderten, gleich andern Gästen. Die Polizei sah darin eine unerlaubte Versammlung, das Gericht aber sprach sie frei, und die Richter sprachen ihren Unwillen über die leichtfertige, grundlose Anklage aus. Sie haben doch leider ganz ähnliche gelten lassen und durch Verurtheilungen bestätigt! —

„Johann Kaspar Lavater nach seinem Leben, Lehren und Wirken dargestellt von Friedrich Wilhelm Bodemann, Pastor zu Schnackenburg an der Elbe. Gotha, Perthes, 1856." Ein Pfaff bespricht den Pfaffen. Ein schlechtes Buch. Daß Goethe darin mit der kirchlichen Elle gemessen wird, ist natürlich. Dafür messe ich den Schwarzrock mit meiner! —

Es ist auch bereits eine zweite Gesellschaft zusammengetreten, die ein Kreditwesen zu Gunsten des Grundbesitzes stiften will. Der Fürst von Bentheim ist dabei, der Graf von Königsmarck, Dr. Emil von Haber, Landrath von Lavergne-Peguilhen ꝛc.

Dem Könige hat man von den Gefahren gesprochen, daß die französische Gesellschaft du crédit mobilier hier eindringen könnte, deßhalb begünstigt er hiesige Schöpfungen der Art. Die Behörden aber, meint man, werden noch viele Schwierigkeiten erheben.

Das Obertribunal hat das Strafurtheil des Stadtgerichtes gegen den Banquier Louis Meyer — wegen Verrathes der telegraphischen Depeschen — vernichtet, und die Sache auf's neue an das Gericht verwiesen.

Ich habe früher stets behauptet, daß das Lebensalter das Grundgefühl im Menschen nicht verändere, und auch nicht die Grundansichten, die ihn im Leben geleitet haben oder noch leiten, und dies behaupt' ich auch noch; alle Veränderung, welche durch sogenannte reifere Erfahrung gegeben werden soll, habe ich wenigstens nicht erfahren, und ich muß einen solchen Wechsel verneinen, oder verwerfen, als das Zeichen eines unselbstständigen, abhängigen, geringen Wesens. Ich fühle mich noch heute zur Natur, zum Geiste, zum allgemein Menschlichen eben so gestellt, als wie ich achtzehn Jahr alt war. Nur im Verhältniß zur eignen Thätigkeit, zu Erwartungen und Besorgnissen, zu Anknüpfungen mit einzelnen Menschen, fühl' ich einen großen Unterschied, da ist es nicht einerlei, ob man an der Schwelle, in der Mitte, oder am Ausgangsrande des Lebens steht. —

Dienstag, den 19. Februar 1856.

Noch iſt nichts beſtimmt über Preußens Theilnahme an den Pariſer Berathungen. Man iſt ſehr ängſtlich deßhalb, ich nicht! Ich bin ängſtlich wegen andrer Dinge. —

Der Graf von Pfeil ſucht in der Kreuzzeitung ſich zu rechtfertigen, und will nur die Rechte eines engliſchen Friedensrichters für die Gutsobrigkeiten angeſprochen haben. Die Redaktion der Zeitung aber mißbilligt ihn ferner, läßt ihn im Stich, und beharrt ausdrücklich dabei, daß ihre Parthei ſich allen Geſetzen ſtreng unterwerfe. Die Lügner! —

Mittwoch, den 20. Februar 1856.

Alle Zeitungen geben aus Paris die telegraphiſche Nachricht, daß Heinrich Heine daſelbſt am 17. geſtorben. Ein Schlag, den ich ſehr ſchmerzlich fühle. Mein jüngerer Landsmann aus Düſſeldorf! Was verknüpft ſich nicht alles ſeinem berühmten Namen! —

Unwillen über die frechen, ſtürmiſchen — und dabei doch ſchleichenden — Schritte unſrer landesverrätheriſchen Reaktion. Am meiſten wundert man ſich, daß man ganz wehrlos gegen ſie daſteht. Wehrlos allerdings und durchaus, bis zum rechten Augenblicke, dann wird Wehr und Sieg zugleich da ſein. Haben wir nicht Karl den Zehnten in Frankreich geſehen? Mit ſeinem Villele, Labourdonnaye, ſeinen Jeſuiten! Allmächtig bis — zu den Julitagen! Und Louis Philippe? Allmächtig bis — zu den Februartagen! Zwar der König iſt bei uns nicht gefährdet, noch das Königthum; aber für die Junker möcht' ich mich nicht verbürgen, die können einen ſchmählichen Fall erleben! —

Der ruſſiſche Bevollmächtigte zum Pariſer Kongreß Graf Orloff wollte hier durchreiſen ohne den König zu ſehen. Dieſe Gleichgültigkeit wollte man hier doch nicht offenkundig werden

lassen, und es heißt, man habe es mit Kunst und Geschicklichkeit so gewendet, daß Orloff zur Tafel eingeladen werden konnte, wie denn auch geschah. —

Lob und Anerkennung Heine's: „der Aristophanes unsrer Zeit." Seine Fehler mit seinen Tugenden so verwachsen, daß man sie nicht trennen kann, sie müssen zusammengehen, sie sind die Träger desselben Geistes, sie geben diesem dieselbe Nahrung. —

Donnerstag, den 21. Februar 1856.

Der Graf von Pfeil hat vor dem Abgeordnetenhause sich nochmals zu erklären, zu entschuldigen, zu rechtfertigen versucht, aber mit schlechtem Erfolg. Gerlach hat seine neuliche Aeußerung, der Adel theile im Heere den bürgerlichen Offizieren seine ritterliche Ehre und Sitte mit, auch zu mildern gesucht. Aber was diese Junker gesprochen ist als Feuerfunke in die Gemüther gefahren und glüht dort unlöschbar weiter. —

Die Regierung will nicht die vom Grafen von Voß-Buch vorgeschlagene Beschränkung der Wechselfähigkeit, nicht die Wiedereinführung der Prügelstrafe, noch nicht! —

Die Regierung hat mit dem Königlichen Bankinstitut einen Vertrag abgeschlossen, durch den dieses — mit seinen mehr als achtzig Filialen — in seinem Monopol befestigt und sein Geschäftsbereich erweitert wird. Die Hauptsache ist, daß die Staatsgewalt dieses Werkzeug des Geldverkehrs immer zu seinem Gebrauche in der Hand behalten will, — und allenfalls auch zum Mißbrauche! — Herr von der Heydt Minister, — nun ja! —

---

legenheit wurde gesagt: „was man nicht mag, verschenkt man.“ —

Ich kann eine Bemerkung nicht unterdrücken, in Hinsicht auf die so häufig wiederkehrenden Kongresse. Sie scheinen mir den Geist der alten europäischen Kabinetspolitik zu verläugnen, die im Stillen beschloß, durch einzelne Botschafter unterhandelte, und dem Publikum die Motive seiner Maßnehmungen entzog oder gerade nur soviel davon mittheilte, als ihr beliebte. Höchstens wurde ein gespieltes Stück mit einem Kongresse geendigt. Heutzutage hingegen geht der Kongreß dem Geschäfte voran und um deliberirende Versammlungen zu befehden, stellt man selber das Beispiel deliberirender Versammlungen auf. Die Kabinette treten hier, ohne es zu merken, in die Fußstapfen der Völker. Da sehen Sie, mein Freund, wie der verdammte Zeitgeist sich überall einschleicht, sequitur turnus equitum. Die Kongresse wie wir sie haben, sind europäische Staatsversammlungen, wo die Souveraine das Oberhaus, ihre Minister das Unterhaus bilden, und die Erörterungen zur Offenkundigkeit gelangen durch das unmittelbare Interesse der Herren Rothschild und Konsorten.

Man behauptet, die neue Kammer werde sich unter fünferlei Farben schattiren. Die weißen Ultra stehen unter Hrn. von Vaublanc's Fahne, 100 Mann stark. Villèle und Lainé sind ihnen zu lau. Um diese gruppiren ungefähr 60 Getreue. Von den streng Liberalen scheiden sich die libéraux ternes, welche sich zu Ternaux halten. Im Zentrum sitzt die ministerielle Parthei von geringer Zahl, aber das Ministerium steht in Unterhandlung auf der einen Seite mit Ternaux, auf der andern mit Villèle und Lainé.

Ich habe diesen Brief gerüstet auf den Fall, daß morgen ein Kourier abgeht. Geschieht das nicht und bleibt er

Freitag, den 22. Februar 1856.

Herr Gottfried Keller sendet mir sein neuestes Buch, bei Vieweg in Braunschweig herausgekommene Novellen.

Im Herrenhause bildet sich eine starke Opposition gegen die Regierung, man trotzt auf die Verfassung, freilich nur bei Gelegenheit aristokratischer Vortheile für die Branntweinbrenner, welches fast alle Adlichen sind. — Gerlach, Mitschke-Kollande, Pfeil, Wagener, spielen ihre Rollen im Abgeordnetenhause, halb Hanswurste, halb Schinderknechte. —

Heine starb ohne religiöse Umstände, er hatte sie verboten, wie auch jede Grabrede. Französische und deutsche Schriftsteller waren beim Leichenbegängniß, unter den erstern Mignet, Theophile Gautier, Alexander Dumas. — Heine wurde heute Abend gehörig gerühmt und anerkannt.

Sonnabend, den 23. Februar 1856.

Heftige Debatten der Abgeordneten. Wentzel verliest Proklamationen aus dem Jahre 1848, vom Grafen L. von Pfeil, ganz revolutionaire! Er fragt auch die Rechte, wo sie im Sommer des genannten Jahres gewesen? in der Nähe des Königs nicht! — Wagener und Gerlach erhalten gute Zurechtweisungen, Mitschke-Kollande hält das Maul! Aber die Abstimmung ist eine schlechte, wie zu erwarten war. —

Man spürt im Lande einen großen Mangel an Lehrern, die erledigten Stellen können nicht wiederbesetzt werden. Die Staatsbehörde trifft Anstalten zur Abhülfe, setzt die Anforderungen auf ein geringeres Maß. Aber damit, daß man sich mit Wenigerfähigen begnügen will, ist nicht geholfen. Die Unterdrückung aller Geistesfreiheit in dem Lehrerstande, die kirchliche Aufsicht, die Maßregeln und Scheerereien, diese Uebel sind es, die vom Schuldienst abschrecken, und es vortheilhafter erscheinen lassen ein Handwerk zu erlernen. —

Dem Präsidenten von Gerlach sind ein paar bürgerliche Offiziere auf die Stube gerückt, und haben ihn wegen seiner Aeußerung über das Verhältniß der adlichen und bürgerlichen Offiziere zur Rechenschaft gezogen. Er wurde leichenblaß und stotterte alle möglichen Entschuldigungen. Seine öffentliche Erläuterung aber, die er versprach, ist doch wieder zweideutig und schielend ausgefallen. „Der thut nur gut, wenn und solang er die Fuchtel über sich gehoben sieht!"

Sonntag, den 24. Februar 1856.

Der Graf L. Pfeil sagt in seinem Plakat von 1848 unter andern: „Arbeiter, achtet das Eigenthum Anderer, aber fordert, daß Ihr selbst Eigenthum erhaltet." — Der wird aus einem Schergen und Frohnvogt gleich wieder ein Aufwiegler, wenn Revolution ist! —

Montag, den 25. Februar 1856.

Durch statistische Angaben wird dargethan, daß bereits vor 1806 ein starkes Viertheil der preußischen Offiziere aus Bürgerlichen bestand, im Jahr 1813 aber weit über die Hälfte, im Jahr 1817, als die meist bürgerlichen Landwehroffiziere längst entlassen worden, noch beinahe die Hälfte. —

M. schreibt unter andern: „Metternich soll von Buol gesagt haben: Sein Verstand ist nur spitzig, aber nicht lang, nicht breit und nicht tief." — Ich habe in früherer Zeit diesen Grafen Buol als einen sehr beschränkten Menschen gekannt, und wüßte nicht, wieso er sich sollte geändert haben. Einige Geschäftsgeläufigkeit genügt aber in solchen Stellungen, die Hauptsache wird von den Umständen gemacht und von geschickten Unterarbeitern. —

Der Generalpolizeidirektor von Hinckeldey gab kürzlich einen glänzenden Ball, über fünfhundert Personen waren gegenwärtig, aber kein Offizier war gekommen. Wenn das gesammte Militair ihm grollt, so ist das nicht eben aus guten Gründen; es ist wegen der Geschichte im Hotel du Nord! —

Offiziere tanzen auf Bällen nie mit Fräulein von Hinckeldey; sie heißt bei ihnen nur die „Konstabler-Göre". —

Dienstag, den 26. Februar 1856.

Humboldt sendet mir als werthes Andenken die Empfehlungskarte, welche Philarète Chasles ihm von Heine gebracht hatte. Sie lautet: „Dem geliebten und hochgefeierten Alexander von Humboldt überbringt der große französische Litteratur-Forscher Philarèth Chasles viele Grüße von Heinrich Heine." Auf die Rückseite schrieb Humboldt: „Das Letzte was ich von Heine erhalten. A. v. Humboldt. Febr. 1856." Sehr freundlich und angenehm.

Der Pöbel der Litteratur wird nicht müde, von Goethe's Egoismus zu reden, und meint recht viel zu thun, wenn es ihn einen großartigen Egoismus nennt! Wo solche blinde Verkennungen, solches gedankenlose Fortpflanzen von Stichwörtern, solche Nachsprechereien herrschen, da ist es im Innern weder hell noch rein. —

Mittwoch, den 27. Februar 1856.

Der König hat auf dem letzten Subskriptionsball eine lästige Schranke durchbrochen, die nun hoffentlich auch auf Privatbällen wegfallen wird. Er hat erklärt, um eine Dame zum Tanz aufzufordern, brauche der Herr nicht erst persönlich ihr vorgestellt zu sein; hier genüge, daß man an diesem Orte beisammen sei, um sich als vorgestellt anzusehen. Sein

Wort hatte die beste Wirkung, eine ganze Schaar junger Herren stürzte sich mit bisher unaufgeforderten Damen in den Tanz. Der König konnte recht sehen, wie viel Andres in der Art sein Beispiel und Wort auszuführen vermöchte! —

Unsre parlamentarischen Possen werden immer ekelhafter, ich mag gar nichts mehr davon hören noch reden.

Gegen das in Dresden erschienene „Schwarze Buch" mit mehr als 9000 verdächtigten oder beschmutzten freisinnigen Namen wird ein „Weißes Buch" verheißen, welches die Namen der Ultra's und Reaktionairs und ihre Verbrechen angeben soll. Ein wichtiges Material dazu liefern schon die Abstimmungen unsrer Herren und Abgeordneten; die Kreuzzeitung giebt sie immer sorgfältig; ob sie nicht daran denkt, daß sie damit der Zukunft Proskriptionslisten giebt? —

Der Graf L. von Pfeil war im Jahr 1848 einer der Vorsteher des demokratischen Klubs, er wollte nicht Graf mehr sein, sondern nur Bürger Pfeil heißen! Die Fraktion Gerlach hat den unbequem gewordenen Gesellen jetzt ausgestoßen. Er bleibt in unsern Augen aber ihr richtiger Genosse; sie muß ihn behalten, er ist ihr klarster Ausdruck, nur etwas dumm! —

In dem Depeschenverrath — Niebuhr, Gerlach — macht man noch immer neue Entdeckungen; es sind Beamte im Hausministerium übel bloßgestellt, aber man will sie nicht verhaften; geringere Werkzeuge — z. B. ein gewisser Hohlfelder — werden eingesteckt. Während die Polizei mit angeblichen Demokratenkomplotten eifrig beschäftigt war, die freien Gemeinden schikanirte, Wahlumtriebe machte, mit entdeckten Schwindeleien prahlte, hat jenes Unheil ungehindert sich ausgebreitet, und wichtige Staatsverhältnisse angefressen. Alle Gesandtschaften und auch Privatpersonen benutzten die reichlich fließenden Quellen! —

Donnerstag, den 28. Februar 1856.

Der Mahler Bleibtreu in Düſſeldorf will die Schlacht von Groß-Beeren auf's neue mahlen, und läßt mich fragen, was für Pferde wohl an jenem Tage Bülow und Krafft geritten haben? Das kann ich freilich nicht ſagen! Aber vielleicht Weyrach oder Burgsdorf. —

Unſre ekelhaften Debatten und Streichungen von Verfaſſungsparagraphen geben ihren leidigen Gang weiter. Man häuft Schuld auf Schuld; ein Zahltag wird kommen! Der General von Pfuel erklärt, wenn dann die Nemeſis waltet, dürfe man kein Mitleid haben; es werde nur gerechte Strafe ſein, wenn diejenigen verlieren, die jetzt unrecht gewinnen wollen und dazu rohe Gewalt wie liſtigen Trug anwenden. Den Kommunismus oder ſonſtige Ausſchweifungen des untern Volkes fürchtet er gar nicht, das ſeien Schreckbilder für Feige und Dumme. —

Merkwürdige Verordnung des öſterreichiſchen Oberkommando's, das Heer ſoll die Faſten ſtreng beobachten, zur Beichte gehen, Predigten hören ꝛc. Die Aufzeigung von Beichtzetteln ſteht in Ausſicht! Früher, unter Maria Thereſia, war das ſchon. Damals kaufte man die Beichtzettel um ein Billiges; insbeſondre waren ſie in allen Freudenhäuſern zu haben, die Pfaffen brachten ſie dahin, bezahlten wohl damit ihre — Zeche! Dies iſt ganz thatſächlich; als ich in Prag war, lebten noch viele Leute, die es aus Erfahrung bezeugten, Offiziere des Regiments Vogelſang, in dem ich diente, Schauſpieler Liebich, Profeſſor Meinert ꝛc. — Gute Ausſichten für Oeſterreich! Doch iſt das Zeug mehr lächerlich und ekelhaft als gefährlich! —

Die Friedensberathungen in Paris haben begonnen, Preußen iſt nicht zugegen. — Der König ſoll äußerſt erbittert darüber ſein, aber wie auch ſonſt will er dies

durch angenommene Luſtigkeit verdecken. Die Hofleute kennen das genau. —

Freitag, den 29. Februar 1856.

Das Morgenblatt der Nationalzeitung iſt weggenommen worden, auch die letzte Nummer der Illuſtrirten Zeitung. Die Polizei muß von Zeit zu Zeit zeigen, daß ſie das kann. Die Artikel, die ſie anſchuldigt, ſind gar nicht erheblich. —

Schon immer will man der Regierung zu Hülfe kommen, das Budget in ein ordentliches und außerordentliches zu theilen, jenes ihr für immer ſichern und nur dieſes dem Landtag überweiſen; aber nun, da es ernſt wird, tritt der Finanzminiſter dagegen auf, und ſagt, die Regierung könne dazu nicht ſtimmen! —

In Weimar hatte die Regierung die Wiedereinführung der Todesſtrafe beim Landtag angeregt, dieſer ſie abgewieſen. —

Sonnabend, den 1. März 1856.

Das öſterreichiſche Heer ſo ſtreng katholiſch? „Das iſt bloß, daß ſie nicht zu Türken werden, mit denen Oeſterreich jetzt ſo brüderlich verbündet iſt.“ — Politiſch jedenfalls iſt die Maßregel, nicht religiös. Wie alles in dieſer Zeit. —

Sonntag, den 2. März 1856.

Thiers hat von Louis Bonaparte geſagt, während des Krieges ſei ihm das Glück zur Seite geweſen, nach dem Frieden werde er Genie haben müſſen. — Bisher hat Louis Bonaparte in der Meinung der rechtlichen, der ausgezeichneten Menſchen in Frankreich keine Fortſchritte gemacht, man hält

ſich zurück, will mit ihm nichts zu thun haben, er muß ſich mit Taugenichtſen und Spitzbuben behelfen, zu ſeinem größten Aerger. Man mißtraut ihm, man beobachtet ihn ſcharf; ſo wie er ſchlecht wird in ſeiner Rolle, iſt es um ihn geſchehen. Die Geburt eines Sohnes wird in dieſer Lage wenig ändern; man giebt in Frankreich nichts auf ſolche Kinder, man hat den Dauphin Ludwig, den König von Rom, den Herzog von Bordeaux, den Grafen von Paris geſehen! (Vertrauliche Nachrichten aus Frankreich.) —

Montag, den 3. März 1856.

In Weimar hat der Landtag dem Antrage ſeiner Kommiſſion entgegen nun doch die Wiedereinführung der Todesſtrafe mit 18 gegen 16 Stimmen angenommen. Die allgemeine Reaktion verfolgt dieſe Sache mit beſondrem Nachdruck, die großen Höfe müſſen auf die kleinen dabei wirken, nöthigenfalls droben, die hartherzige Ariſtokratie hilft aus allen Kräften. Einſt kann es manchem jetzigen Reaktionair bitter leid ſein, daß noch Todesſtrafe beſteht! —

Als ich vom Bette aus den prächtigen Sonnenſchein ſah, der den Gendarmenthurm und die Dachſpitzen vergoldete, fiel mir das herrliche Wort von Goethe ein, der in ähnlichem Fall an Frau von Stein ſchrieb (27. Juni 1785): „Heut iſt das ſchönſte Wetter von der Welt. Ich erlaube mir kein Murren. Wird die Sonne doch ſchön leuchten, wenn wir im Grabe liegen, warum ſollt' es uns verdrießen, daß ſie ihre Schuldigkeit thut, wenn wir Stube und Bette hüten müſſen." — Die Umkehrung der Sache iſt hier gerade hübſch; denn eigentlich verdrießt uns ja nicht das Thun der Sonne, ſondern unſer gehindert ſein; aber das rechte Verhältniß iſt doch, das Große der allgemeinen Natur voranzuſtellen. —

Dienstag, den 4. März 1856.

Die Verhandlungen in Paris haben guten Fortgang. Immer ohne Preußen, deſſen auch nicht erwähnt wird. Der Miniſterpräſident von Manteuffel thut ſo, als ob ihm das ganz recht wäre, jedoch meinen Andre, es könne zu ſeiner Entlaſſung führen. Das glaube ich nun keineswegs! —

In Sondershauſen ſind die Juden für fähig erklärt worden, öffentliche Anſtellungen zu erhalten. — In Wien iſt ihnen ausdrücklich die Advokatur zugeſprochen. — In Preußen — ſchweigen wir von Preußen! —

Die Rede Louis Bonaparte's bei Eröffnung der Legislatur — vollſtändig bisher telegraphirt — giebt die bündigſten Friedensverſicherungen; Oeſterreich wird ſchmeichelhaft berührt, Sardinien auch, Preußen bleibt ungenannt. —

Mittwoch, den 5. März 1856.

Im Herrenhauſe verräth ein Herr von Waldow den Zweck des beantragten geſpaltenen Budgets, man will der Regierung „die bequeme Schraube zur Steigerung der direkten Steuern" entziehen, die Möglichkeit neuer Grundſteuern erſchweren ꝛc. —

Donnerstag, den 6. März 1856.

Unſre Zeitungen verkünden triumphirend die Niederlage Wagener's und Gerlach's im Abgeordnetenhauſe, wo der Antrag auf Streichung des Gleichheits-Paragraphen der Verfaſſung durch die Tagesordnung beſeitigt worden iſt; die Zentrumsrechte war gegen den Antrag, die Miniſter nicht dafür, die äußerſte Rechte blieb allein, und ſtimmte mit für die Tagesordnung, um nicht größerer Schmach ſich auszuſetzen, die dem Antrage beyſtand, wenn Mathis und Schwerin durchdrangen.

Dieſe Niederlage iſt eine Merkwürdigkeit, in der Sache jedoch nicht eben ſehr erheblich. —

Heute ſetzte ſich dieſe Niederlage fort, es galt den Artikel der Verfaſſung, der die Gewiſſensfreiheit ausſpricht, und deſſen Streichung diesmal hauptſächlich gegen die Juden gemeint war. Die Streichung wurde verworfen, nachdem der Miniſter des Innern ſich gegen ſie erklärt hatte, wobei er jedoch feigerweiſe zugeſtand, er würde den Artikel heute nicht in die Verfaſſung aufnehmen, derſelbe bedürfe einer veränderten Faſſung ꝛc. — Wagener und Gerlach werden gründlich verarbeitet, in ihrer armſeligen Blöße dargeſtellt; ſie laſſen das Maul hängen! Aber ihre Tücken ſind nicht zu Ende, ſie ſind noch lange nicht aus dem Felde geſchlagen, ſie haben ihren Platz am Hofe, in der Regierung, ſie haben die Frömmler und Ariſtokraten auf ihrer Seite. —

Die Unterſuchung in Betreff des ſogenannten Depeſchenverrathes wird jetzt dahin geleitet, daß Manteuffel an der ganzen Sache ſchuld ſein ſoll; er habe zuerſt die Beſtechungen verſucht, um hinter die Schliche ſeiner Feinde zu kommen. Das iſt gewiß nicht wahr! Vielmehr glaubt man, Hinckeldey ſtrebe ihn zu ſtürzen, und da Gerlach daſſelbe Ziel habe, ſo ſeien ſie für den Augenblick vereinigt, um auf ihn das Gehäſſige jener Geſchichte zu werfen. Auffallend iſt es, daß die angekündigten Streiche, welche Gerlach und die Seinen gegen Hinckeldey führen wollten, gänzlich unterblieben ſind. Man ſcheint ſich einigermaßen verſtändigt und beſchwichtigt zu haben, wenn auch nur einigermaßen. — (Man hatte ſchon beſſere Streiche gegen ihn im Sinn! —)

Der König, von der Spannung unterrichtet, die zwiſchen ſeinen Gardeoffizieren und Hinckeldey herrſcht, hat verſucht eine Verſöhnung zu Stande zu bringen; die Offiziere haben dieſe für unmöglich erklärt, der König könne ihre Köpfe fordern, aber nicht ihre Ehre. —

Freitag, den 7. März 1856.

In der Geschichte der Menschheit wie im Leben des einzelnen Menschen strebt und dringt alles dahin, das Ideale — das bewußt oder unbewußt immer mitlebt — zur Erscheinung zu bringen. Mehr oder weniger gelingt dies auch, das Ideale tritt in die Wirklichkeit, aber stets nur auf kurze Zeit; es ist nur wie ein schneller Durchgang, ein Aufleuchten, das augenblicklich alles ringsum erhellt, aber dann gleich wieder Dunkelheit übrig läßt. Wie der Einzelne in vielen Lebensjahren nur einige Tage, vielleicht nur Stunden wahren Glückes zählt, so auch die Völker. Die Franzosen haben ihr Jahr 1789, die Deutschen ihr Jahr 1848, davon müssen sie lange leben. —

Sonnabend, den 8. März 1856.

Der Fürst Ghika, Hospodar der Moldau, hat Preßfreiheit seinem Lande ertheilt, weil sie nützlich und nöthig sei; der Divan soll sogleich ein Gesetz zu diesem Behuf ausarbeiten. —

Die Volkszeitung erzählt, daß in Polen die russische Verwaltung während des Krieges überaus mild und nachsichtig gewesen, die polnische Sprache zugelassen habe ꝛc. Sobald man aber vom nahen Frieden gehört, sei die alte Schroffheit und Strenge wieder eingeführt worden, und der neue Statthalter Fürst Gortschakoff wolle nur Russisch hören. —

Bei dem Karrousselreiten der Hof- und Gardeoffiziere hat eine neue Reibung zwischen dem Generalpolizeidirektor von Hinckeldey und jenen stattgefunden. Die Offiziere und Kavaliere, sogar die Damen, meinten, die Anwesenheit von acht Konstablern sei ungehörig; der Prinz Friedrich Wilhelm ließ ihnen sagen, sie könnten weggehen, aber sie gingen nicht; darauf sagte er es ihnen selbst, worauf sie gingen. Als Hinckeldey selbst kam, verlangte man seine Eintrittskarte, — sie kostete einen Friedrichsd'or, — er hatte keine und sagte, er

liegen, so werden Sie ihn sehr veraltet bekommen. Erlauben Sie mir ihm noch eine Betrachtung anzuschließen.

Wenn es gegründet ist, daß der Kongreß mit Neapel unterhandelt, um eine Veränderung der Konstitution zu bewirken, was gewinnt er? In der Hauptsache fällt der Verlust in die Augen. Durch die Unterhandlung nämlich erkennt man offenbar das Recht des Volkes an sich eine Verfassung zu wählen. Sind die Sachen soweit gediehen, dann sehe ich nicht, warum man Anstand nehmen sollte, einen allgemeinen vielumfassenderen Schritt zu thun. Er deucht mir der einzige, der zum Frieden führt. Die Regierungen müssen aus eigner Bewegung dem Vernunftrechte einen erkleclicheren Spielraum in den bürgerlichen Verhältnissen freimüthig zugestehn. Nur solchergestalt nöthigen sie die Völker in ihren Ansprüchen auf Stärkerecht, das der Menge gar zu leicht verderblich wird, Maß und Ziel zu halten.

Ich verzeihe Ihnen, wenn Sie meiner Unterhaltung überdrüssig sind. Wir haben heute äußerst trübes Wetter. Der Nebel ist mir, glaub' ich, in den Kopf getreten. Er kann das ganze Revier meiner Einbildungskraft verdunkeln, nur nicht die Vorstellung von den glänzenden Eigenschaften, womit Herr und Frau von Varnhagen meine innigste Verehrung fesseln.

Ganz der Ihrige

Oelsner.

Ende des zweiten Bandes.

Bayerische Staatsbibliothek München

brauche keine; darüber harte Worte mit dem am Eingange verweilenden Herrn von Rochow. Rochow soll Hinckeldey'n beim Miniſter mit ehrenrührigen Ausdrücken verklagt, der Miniſter dem Kön[illegible] berichtet, dieſer Hinckeldey'n Unrecht gegeben haben. Hinckeldey, tief gekränkt und erbittert, will ſeinen Abſchied nehmen.

Merkwürdiges Schreiben des Großadmirals Großfürſten Konſtantin an den ruſſiſchen Seeminiſter, worin die bisherige Verwaltung als eine ſchwache, trügeriſche, lügenhafte bezeichnet wird, Fortſchritt und Ausbildung empfohlen werden ꝛc. Das ganze Syſtem des Kaiſers Nikolai wird in ſeiner Verderblichkeit gezeigt! —

Sonntag, den 9. März 1856

Beſuch von Herrn Saint-René Taillandier aus Montpellier; er iſt auf einer Ferienreiſe, beſucht Berlin nur im Fluge, eilt nach Wien. Sehr viel Gutes von Heine und über ihn, von Moritz Hartmann. — Couſin, Dubois, Haſe, werden ehrenvoll erwähnt, auch Galuſky, Saint-Marc-Girardin. Herr Esquiron de Parieu, den mir Herr Taillandier empfohlen hatte, wird als ſcharfſinniger feſter Mann und als aufrichtiger Bonapartiſt gerühmt. Widerſpruch gegen die Annahme, daß Thiers noch in einiger Verbindung mit Louis Bonaparte ſtehe, im Gegentheil, es beſtehe erklärte Feindſchaft. Außer dem Schluſſe der Vorrede des neueſten Bandes von Thiers wird auch ſein Wort angeführt: „La cuisine est bonne, mais le cuisinier me déplait!“ Worauf Louis Bonaparte, als er das Wort erfuhr, geſagt haben ſoll: „Il peut être sûr que je ne le prendrai pas pour marmiton, il me gâterait mes sauces.“ Ueber Preußen und ſein Alleinſtehen. Herr Taillandier macht mir den Eindruck eines

gebildeten braven Mannes, von keiner entschiedenen politischen Farbe, von mannigfachen Kenntnissen.

Dr. Laube hat sich gegen die boshaften Verdächtigungen, er habe den „Fechter von Ravenna“ nach einem ihm eingeschickten Stücke des bairischen Schulmeisters Bacherl gearbeitet, vollständig gerechtfertigt; er ist nicht Verfasser des „Fechters“, und dieser war schon acht Monate früher eingereicht, als die angebliche Zusendung des andern Stückes — von der Laube nichts weiß — stattgefunden haben soll. —

Der Generaldirektor von Hinckeldey geht darauf aus, alles seiner Macht unterzuordnen. Die Gerichte behandelt er schon lange ganz geringschätzig, achtet ihrer nicht, wenn sie ihm nicht folgen, des Justizministers scheint er sicher. Aber auch das Militair soll sich fügen, er stützt sich dabei auf die Gunst des Königs. Die Konstabler sollen keinen Offizier mehr grüßen, auf den Bahnhöfen die Offiziere wegen Paß oder Legitimation anhalten. Der General von Hirschfeldt in Uniform auf dem Stettiner Bahnhof angehalten, fragt was das bedeute? Hinckeldey, heißt es, habe es so befohlen; nach kurzem Wortwechsel befiehlt der General den glücklicherweise anwesenden Soldaten den Konstabler zu verhaften, was auch geschah; darauf von beiden Seiten Klage beim Könige, der aber keine Entscheidung giebt! Auf dem Potsdamer Bahnhof ein Oberst angehalten; ein andrer Offizier ebenfalls, und dadurch verhindert, an des Königs Tafel zu erscheinen, wohin er eingeladen war. Offner Krieg gegen das Militair! Es gehört eine Art Wahnsinn dazu, dergleichen seitens einer Zivilbehörde zu unternehmen, in Preußen, in Berlin und Potsdam, jetzt! — Daher auch die Unversöhnlichkeit der Offiziere, sie fühlen ihren Stand beleidigt. —

Montag, den 10. März 1856.

Gegen Mittag verbreitet sich wie ein Lauffeuer durch die Stadt die Nachricht, daß der Generalpolizeidirektor von Hinckeldey heute Morgen durch einen ehemaligen Gardelieutenant von Rochow (auf Plessow), jetzt Mitglied des Herrenhauses, im Zweikampf erschossen worden. Die durch frühere Geschichten entstandene Erbitterung der Gardeoffiziere ist durch neuere Vorgänge genährt worden, es kamen schlimme Worte vor, Hinckeldey mußte sich schlagen; Herr von Rochow ist ein guter Pistolenschütz. —

Das Tagesereigniß wurde stark besprochen. Die meisten Leute scheuen sich, eignes Urtheil und eigne Ansicht für sich festzustellen, sie möchten sie lieber fertiggemacht holen. Das Ereigniß ist merkwürdig in mehrfachem Betracht. Nicht in Folge einer seiner vielen Frevel und Uebergriffe kommt der Mann um, sondern in einer Sache, in der das Recht auf seiner Seite ist. Eine Junkerhand ist es, der er erliegt. Der Uebermuth der Garde — nicht des Militairs überhaupt — zeigt sich voran. Der mächtige Polizeimachthaber muß mit einem Lieutenant seinen Zwist ausfechten! —

Hinckeldey war schlimm, er hat viel Unrecht und Gewaltthat auf dem Gewissen, hat viele Menschen, ganze Familien in's Unglück gestürzt; aber sein Nachfolger wird schlimmer sein! Man nennt den Regierungspräsidenten von Minden, Peters, der kürzlich hier war und gefeiert wurde! In Königsberg weiß man von ihm zu sagen. —

Die Leiche Hinckeldey's wurde zuerst in die Wohnung des Polizeikommissairs in Charlottenburg gebracht. Nach einer Stunde kam der König, und soll bei dem Anblick in schreckliches Weinen und Jammern ausgebrochen sein, auch dabei die heftigsten Verwünschungen gegen den „Mörder" ausgestoßen haben. —

Zum 10. März 1856.

Hinckeldey hat gestern Abend nicht nur sein Testament gemacht, sondern auch an den Geh. Kabinetsrath Illaire geschrieben und ihm einen Schlüssel geschickt, mit dem Bemerken, derselbe schließe ein besonderes Fach, wo die Zuschriften des Königs und andre demselben wichtige Papiere lägen; wenn Hinckeldey diesen Schlüssel am andern Mittag nicht zurückfordre, möchte Illaire nur diese Papiere an sich nehmen.

Noch um 11 Uhr Abends ließ Hinckeldey den Staatsanwalt Körner und den Polizeidirektor Stieber durch den Telegraphen zu sich bescheiden, und hatte mit ihnen eine lange Unterredung.

Heute Nachmittag traf eine von gestern datirte Kabinetsordre an Hinckeldey im Polizeiamt ein, durch welche der König ihm entschieden verbot, einen Zweikampf anzunehmen. Man fragt sich, wie es möglich sei, daß eine Kabinetsordre von dieser Wichtigkeit, schon gestern unterzeichnet, erst heute Nachmittag abgegeben worden sei? Es giebt Leute, die gradezu sagen, der König habe den Zweikampf, von dem er unterrichtet war, nicht zu hindern gewagt, aber sich hinterdrein den Schein geben wollen, als habe er es gethan! Harte Aeußerungen dieserhalb. —

Die Kabinetsordre ist da, und die Verzögerung hat stattgefunden. Eine sehr fatale Geschichte!

Dienstag, den 11. März 1856.

Alle Blätter bringen heute die Nachricht von Hinckeldey's Tod, am ausführlichsten der Publizist; alle sprechen mit Lob von ihm; diese Gleißnerei ist einmal herkömmlich, und fast geboten, wo nicht unmittelbar, doch mittelbar. —

Der Publizist erzählt, Herr von Rochow habe gestern gleich den Vorfall der Militairbehörde gemeldet und sei dann in seine

Wohnung gegangen. Hier habe ihn Abends zwischen 7 und 8 Uhr, auf gerichtlichen Befehl, der Polizeidirektor Stieber verhaftet. „Ueber das Ereigniß selbst zeigte er keine Ergriffenheit, sondern er drückte sogar sein Erstaunen über die Maßnahme in den Worten aus, ob man denn Herrn von Hinckeldey auch verhaftet haben würde, wenn dieser ihn erschossen hätte?“ Der Bericht fügt mit höhnischer Schadenfreude noch hinzu: „In diesem Augenblick befindet sich Herr von Rochow in einem Isolirgefängniß der Stadtvogtei, und da ihm die Selbstbeköstigung erst auf richterliche Verfügung gestattet werden kann, so hat er heute früh, wie jeder andre Gefangene, sein halbes Pfund Schwarzbrot und seine Morgensuppe aus dem Kessel der Stadtvogtei empfangen.“

Hier ist nun der Anlaß zu bittrem langwierigen Partheistreite zwischen Militair und Polizei und zwischen Militair und Zivil gegeben! Das Zivil vergißt gar zu leicht, daß wie das Militair ihm auch die Polizei feindlich entgegensteht, und erklärt sich für die letztere, wozu es gar keine Ursache hat! —

Außer Herrn von Rochow, der nicht außer Diensten, sondern noch bei der Landwehr Premierlieutenant ist, haben noch ein Herr von Prillwitz und ein dritter Offizier die Verpflichtung übernommen, den Herrn von Hinckeldey durch Beleidigungen zum Zweikampfe zu zwingen. Gefordert hat allerdings Hinckeldey, aber er mußte.

Besuch vom Grafen von Kleist aus Dresden, und vom General Adolph von Willisen. Beide Herren besprachen eifrig das Tagesereigniß; Willisen hatte den Geheimen Rath von Münchhausen, Sekundanten Hinckeldey's, gesprochen, und wußte alle genaueren Umstände. Die Folgen lassen sich noch nicht übersehen. Wird das Herrenhaus die Haft eines seiner Mitglieder gutheißen? Schwerlich! Die Offiziere sind außer sich, daß Stieber einen der Ihren verhaften durfte. — Der König ist sehr unglücklich über den Vorfall. Er jammert, daß

man seinen Lebensbeschützer getödtet, aber zugleich imponirt ihm das Ehrgefühl und die Entschlossenheit seiner adlichen Offiziere. —

Herr von Rochow hat an Wrangel geschrieben, dieser ihn als zur Militairgerichtsbarkeit gehörig reklamirt, der Untersuchungsrichter ihn darauf gleich der Haft entlassen. —

Im Herrenhause kam die Sache gleich heute zur Sprache. Der Präsident Fürst von Hohenlohe und der Graf zu Stolberg-Wernigerode nahmen sich Rochow's mit warmen Lobsprüchen an. Man sieht die aristokratische Stimmung und Beeiferung. —

Nähere Angaben in der Kreuzzeitung. Erklärung des Herrn von der Marwitz. — Artikel der Nationalzeitung gegen die Junkerpartei und zu Gunsten Hinckeldey's, der Beamten.

Mittwoch, den 12. März 1856.

Das Tagesereigniß macht mir zu schaffen. Die Zeitungen sind voll davon. Nie zuvor ist ein Zweikampf so ganz offen und rückhaltlos besprochen worden.

Das Volk ist aufgeregt, drängt sich auf dem Molkenmarkt in Hinckeldey's Wohnung, wo dessen Leiche für jederman zu sehen ist. Die Bürger, die Beamten, das ganze Zivil ist geneigt für Hinckeldey Partei zu nehmen, aus Haß gegen die Junker, die Kreuzzeitung; die Polizei wirkt eifrig im Geist ihrer Körperschaft und schürt den Haß. — Guter Artikel der Nationalzeitung, sie sagt, im Volk entstehe die Meinung, jene Partei sei der Regierung über den Kopf gewachsen, und dürfe sich alles ungestraft erlauben, Mahnung zur Versöhnung, zur Einigkeit.

Auf der andern Seite große Erbitterung des Hofadels, der vornehmen, tonangebenden Offiziere, die das Herrenhaus zur mächtigen Stütze haben. Mit Wuth wird der Name Stieber

genannt, dann auch der Staatsanwalt Körner, der aus knechtiſchem Eifer für jenen den Unterſuchungsrichter verleitet habe, den Verhaftsbefehl gegen Rochow auszufertigen. (Diesmal wollte man dieſe bisher widergeſetzlich von der Polizei vernachläſſigte und gradezu verachtete Form nicht fehlen laſſen!) Sie toben auch ſchon wieder gegen den König, den ſie des Schwankens, der Unentſchloſſenheit beſchuldigen, er habe kein militairiſches Herz, keinen Muth, — wie 1848! —

Als jemand anführte, der König werde gewiß glänzend für Hinckelden's Wittwe und ſeine ſieben Kinder ſorgen, ſagte ein hoher Polizeibeamter mit Bitterkeit, die Familie wird nichts vom König annehmen, der den treuen Diener ſchmachvoll gekränkt und in den Tod gejagt hat! Die Sache mit der Kabinetsordre iſt ſchon ruchbar. —

Der König ſoll in gräßlicher Verlegenheit und Unruhe ſein, von einem Aeußerſten zum andern ſchwanken, bald der einen, bald der andern Seite zuſtimmen. Die adlichen Offiziere ſagen düſter: „Er ſoll ſich entſcheiden, mit wem er's hält, mit uns, oder mit den Lumpen!“ Es fallen die trotzigſten Redensarten. –

Die Volkszeitung und die Nationalzeitung von geſtern Abend und heute Morgen ſind von der Polizei weggenommen worden; mir fehlt aber nur die Volkszeitung, die ich indeß doch zu leſen bekam In allen dieſen Blättern ſteht mehr Gutes von Hinckelden, als die Schreiber verantworten können; der Polizei ſcheint es aber zu wenig! Vielleicht ſind ihr auch die Stellen gegen die Junkerpartei zu ſtark; es wäre nur richtig, wenn die Polizei weder ihr gefallenes Haupt noch deſſen blutdürſtige Gegner wollte tadeln laſſen! —

Geſtern Abend hat ſich der Wirkliche Geheime Oberregierungsrath G. W. von Raumer in einem Zimmer des Hausminiſteriums (Wilhelmsſtraße, Reimer'ſches Haus) erſchoſſen. Er hatte erſt vor wenigen Wochen geheirathet. — —

Vorgestern hat ein hiesiger Zahnarzt sich mit seiner Frau und zweien Kindern durch Chloroform in Potsdam getödtet. Nahrungssorgen, Hülflosigkeit. — Gestern hat ein Tapezier sich und seine vier Kinder durch Halsabschneiden zu tödten versucht. — Welche sich anhäufende Gräuel! Es wird einem ganz unheimlich.

Der Oberregierungsrath Lüdemann hatte die Nationalzeitung gewarnt, sie solle keine Bemerkungen aufnehmen. Sie that es doch, daher die Wegnahme.

Zum 12. März 1856.

Hinckeldey hatte seine schwierige Stellung gegenüber den Gardeoffizieren dem Könige ausführlich erörtert, und empfing zuletzt von ihm den Bescheid: „Ja, das Duell werden Sie wohl nicht evitiren können." Nach dieser Aeußerung war es nun wirklich nicht mehr möglich, und er forderte Rochow'n auf Pistolen.

Der König soll gemeint haben, die Sache werde wohl ohne Schaden ablaufen.

Als er hörte, Hinckeldey sei erschossen, gerieth er in den heftigsten Zorn, jammerte, wollte sogleich eine Kabinetsordre gegen „den Mörder" schleudern. Wrangel und Simons wurden sogleich gerufen, auch der Oberstaatsanwalt Schwarck. Alle drei wußten nicht, daß der Landwehroffizier von Rochow in Betreff des Zweikampfs — in diesem Betreff allein — noch unter Militairgerichtsbarkeit stehe! Die Verhaftung sollte geschehen, der Polizeidirektor Stieber war aber schon zuvorgekommen. Als der König über den Verlust Hinckeldey's wehklagte, sagte Wrangel, dieser sei glücklich zu preisen, auf dem Felde der Ehre gefallen und so schnell verschieden zu sein, denn wäre er diesmal davongekommen, so würde er gleich am folgenden Tage dem Lieutenant von Prillwitz haben gege-

überſtehen müſſen, und nach dieſem noch zehn andern von „meinen Offizieren“, fallen mußte er am Ende doch! — Dies alles durfte dem König in's Geſicht geſagt werden. —

Herr von Rochow hat gleich am Abend ſeiner Haft Schreibmaterialien gehabt, und ihm wurden wegen Betten, Beköſtigung ꝛc. alle Anerbietungen gemacht; der Gefängniß-verwalter Richter war eigends angewieſen, ihn „ſtandesgemäß und rückſichtsvoll“ zu behandeln.

Donnerstag, den 13. März 1856.

Die heutigen Zeitungen berichtigen — auf Befehl — die Angaben des Publiziſten, daß Hinckeldey dem Könige von dem Zweikampf im voraus Anzeige gemacht habe, dies ſei nicht geſchehen, er habe niemanden das Geringſte merken laſſen. Dies verträgt ſich in ſo fern recht gut mit den andern gar nicht zu läugnenden Angaben, daß Hinckeldey nicht von der beſtimmten Forderung, nicht von der auf den 10. feſtgeſtellten, geſprochen habe, wohl aber von der dringenden Lage der Sachen, bei der ein Zweikampf in gewiſſer Ausſicht ſtand. —

An Hinckeldey's Stelle ſoll der Landrath von Grävenitz aus Schleſien in Vorſchlag ſein, er hat ſich berühmt gemacht durch ſein gewaltſames Verfahren bei den Wahlen. Andre nennen einen Herrn von Münchhauſen, Bruder des Sekundanten Hinckeldey's, auch den Präſidenten Peters, ſogar den Polizeidirektor Stieber! Auf letztern zunächſt haben es die Offiziere abgeſehen, ſie wollen ihm ſein Benehmen bei der Verhaftung Rochow's eintränken. Nur kann man ſich mit ihm nicht ſchlagen, er kann nur geprügelt werden! —

Die Kreuzzeitung beklagt ſich, daß man aus einem einfachen Zweikampfe zwiſchen zwei Edelleuten eine große Geſchichte machen wolle; was hätten frühere Vorgänge damit zu

thun? Wieso man bei diesem Anlasse den Adel, das Militair anfeinde? Die schamlose Unschuld! —

Großartiges Begräbniß Hinckeldey's; der König im Trauerhause, alle Prinzen, außer dem Prinzen von Preußen, wohl aber sein Sohn, Wrangel sogar, Humboldt, Magistrat, Stadtverordnete, alle Konstabler, Feuerwehr, Gewerke ꝛc. Unzählbare Volksmenge. Im Volke Schweigen; es weiß recht wohl die schweren Sünden des Mannes, seine Gewaltthätigkeiten, seine Bedrückungen der Stadt, sein schandvolles Benehmen im Waldeck'schen Prozeß, seine Arglist gegen die Märzgefangenen, selbst sein Verfahren gegen den sogenannten Prinzen von Armenien wird gewürdigt, sein Verhalten gegen die Presse; seine Werkzeuge Ohm, Kaiser, Stieber, Paske, werden ihm vorgeworfen; mögen ihn einige Stimmen rühmen, das Uebergewicht der Thatsachen, die ihn verdammen, schreit laut zum Himmel! —

Die Nationalzeitung übernimmt sich heute Abend unnöthigerweise im Lobe der Verdienste Hinckeldey's. Wir bitten um weniger gutmüthige Empfindelei, und um schärferes Gedächtniß! — Die Neue Preußische Zeitung wehklagt wieder, daß man eine bloße Privatsache zur Partheisache zu machen strebe! Ihr ziemt das, die selber nichts ist, als unwürdigster, schändlichster Partheigeist. —

Der Prinz von Preußen ist heute früh nach Koblenz abgereist.

Preußen ist nun durch den Grafen Walewski zur Theilnahme an den Pariser Berathungen — die in den Hauptsachen schon einig geworden — eingeladen. Man freut sich kindisch darüber, und der Ministerpräsident von Manteuffel reist morgen nach Paris, um mit dem Gesandten Grafen von Hatzfeldt an den Sitzungen sich zu betheiligen. Fürerst, sagte man schon, werde er täglich einige Stunden im Französischen nehmen.

Briefwechsel

zwischen

Varnhagen von Enſe

und

Oelsner

nebſt Briefen von Rahel.

Herausgegeben

von

Ludmilla Aſſing.

Dritter Band.

Stuttgart.
Verlag von A. Kröner.
1865.

62

In Louis Blanc geleſen; vortreffliche Abſchnitte über die Gironde und den Berg, wiewohl ich der Anſicht nicht durchgängig beiſtimme.

Zum 13. März 1856.

Der Prinz Karl hat beim Begräbniß Hinckeldey's ganz laut für dieſen Parthei genommen, ſeine Verdienſte gerühmt, ſein gutes Recht anerkannt, das Benehmen der Offiziere dagegen, beſonders auch das des Herrn von Rochow ſelbſt, hart getadelt. Er that dies abſichtlich, daß es die Umſtehenden hören ſollten. Man ſagt, er ſei dem Verſtorbenen zu beſonderer Dankbarkeit verpflichtet. Andre ſagen, er wähle ſtets das Gegentheil von dem, was ſein Bruder der Prinz von Preußen thue oder ſage.

Freitag, den 14. März 1856.

Die Zeitungen ſind ſchnell wieder eingeſchüchtert; die Nationalzeitung fährt fort Hinckeldey'n zu loben ohne Tadel einzumiſchen, recht unnöthig, zwecklos, ja ſogar ungehörig. Der Nachfolger in der Polizeimacht, ſicher ein Junker, wird es dem Dr. Zabel wenig danken, daß er für den Vorgänger geſprochen hat. Die Volkszeitung ſagt heute gradeheraus, daß ihr das Reden erſchwert iſt! Die Spener'ſche hat gar die Schändlichkeit, Hinckeldey's Unterdrückung der Demokratie zu rühmen! Noch ekelhafter ſind die reichen Geſchäftsleute Borſig, Brüſtlein, Carl und Oppenfeld, die zu einer Stiftung für die Hinckeldey'ſche Familie eine Geldſammlung eröffnet haben; freilich mit ſolchen Reichen verhielt ſich der Mann beſtens wie ſie mit ihm! Adel und Militair werden dadurch nur mehr aufgereizt. —

Herr von Rochow iſt auf ſein Gut Pleſſow abgereiſt. Seine Freunde ſind voll Eifer und Thätigkeit, und wollen nun vor allem dem Polizeidirektor Stieber zu Leibe, aber nicht — mit Waffen! —

Als Nachfolger Hinckeldey's iſt Peters in Vorſchlag, dann Herr von Selchow, und auch Herr von dem Knesebeck — alle vom reinſten Waſſer!

Humboldt ſendet mir eine ihm aus Boſton von Robert C. Winthrop gewidmete Vorleſung über Archimedes und Franklin. — Ihm einige Dankzeilen geantwortet. Hinckelden, Manteuffel! —

Die Verſtimmung in beiden Häuſern des Landtags ſteigt immer höher; das Bedürfniß, etwas zu ſein, wirklich Macht und Einfluß zu haben, wird beſonders im Herrenhaus immer fühlbarer, die Oppoſition gegen die Miniſter wächſt hier in erſchreckender Weiſe; das Haus der Abgeordneten wird durch das Beiſpiel zum Wetteifer fortgeriſſen. Viele Mitglieder der Rechten bekennen, daß ſie Luſt haben mit der Linken zu ſtimmen. Die Miniſter werden eilen die Häuſer zu ſchließen, ſobald nur das Budget bewilligt worden. —

Die Kreuzzeitung bezeichnet Herrn von Zedlitz-Neukirch als wahrſcheinlichen Polizeipräſidenten von Berlin. An einen gemäßigten, ruhigen Mann iſt nicht zu denken, ein knechtiſcher Hitzkopf, einer der nichts ſcheut, muß es ſein! — (Jener iſt ſchon ernannt.)

Die Unterzeichnung für Hinckeldey's Familie beläuft ſich ſchon auf 10,000 Thaler. Die ſervilen Börſenhelden mögen ſich nur immer damit in die Rachebücher des Adels und des Militairs einſchreiben! Sie thun es nicht aus guten Gründen, ſondern aus ſchlechten; die Polizei iſt ihnen lieber als das Junkerthum, aber auch lieber als die Volksfreiheit. — Auch hier heißt es mit Recht: „Jeder dieſer Lumpenhunde wird vom andern abgethan.“ —

Der Graf von Kleiſt aus Dresden hat ſich an den Prinzen von Preußen angeſchloſſen, und erweiſt ſich ihm dienſtwillig. Bei ſeiner Reiſe nach Paris iſt es mit darauf abgeſehen, dem Prinzen von der dortigen Lage der Dinge vertraulich zu berichten. Für innere Sachen iſt der Freiherr von Vincke aus Schleſien ein willkommener Berichterſtatter. Auch der Graf von Schwerin hält ſich an den Prinzen, mehr noch aber an die Prinzeſſin.

Sonnabend, den 15. März 1856.

Dem Oberregierungsrath von Zedlitz-Neukirch iſt fürerſt nur die Verwaltung der Stelle des Polizeipräſidenten von Berlin übertragen worden. Ob ein neuer Generalpolizeidirektor ernannt werden wird, iſt noch die Frage. Doch wird man ſolche Oberbehörde nicht gern entbehren. —

Abends kam nach längerer Zeit auch Frau Bettina von Arnim wieder zu mir. Sie that, als wäre ſie geſtern dagewesen, war erzürnt auf meinen Huſten, ſchalt unanſtändig auf meinen Arzt, und pries mit prableriſchem Gepränge den Dr. Arthur Lutze in Köthen, an den ich mich wenden ſoll. Das machte mich ſchon ungeduldig. Dann kramte ſie, mit widrigem Prahlen, ihre Neuigkeiten aus, die uns ſehr in Erſtaunen ſetzen ſollten, aber theils allbekannte, theils ganz falſche Nachrichten waren. In der Tagesangelegenheit, dem Zweikampf Hinckeldey's, ſtand ſie, von ihren Kindern und deren Umgang beeinflußt, ganz auf der Junkerſeite; ſie hat ſchon gar keine eigne Meinung mehr. Sie nahm es übel, daß ſie nicht in allem unbedingten Glauben fand. Dann ſchwatzte ſie von ihrem Goethedenkmal, der König werde es nun nächſtens ſehen, Frankfurter Kaufleute wollten gleich hunderttauſend Thaler zur Ausführung herbeiſchaffen, das ſei eine Kleinigkeit. „Sie haben das Anerbieten doch gleich angenommen?“ fragt' ich

dazwiſchen.) Der Großherzog von Weimar, „der Flez", habe ſie nicht beſucht, nun ſolle das Denkmal auch nicht nach Weimar kommen — auf der Wieſe vor Goethe's Gartenhaus wäre der beſte Platz — „das hat er verſcherzt!" (Aber wenn es der König oder Frankfurter Kaufleute ausführen, wird es ja gewiß auch nicht nach Weimar kommen!) Sie bildet ſich ein, der Geheime Rath Balan ſei jetzt beim König in höchſter Gunſt, und will durch den auf den König wirken! Auch an Frau von Thile-Winkler und ihre Geldmittel denkt ſie, deßwegen wurde neulich Fräulein * eifrigſt eingeladen und ſchmeichleriſch gehätſchelt! Sie erzählte dann, ſie medellire fleißig, eine Meduſenmaske, konnte ſich aber auf das Wort Meduſe gar nicht beſinnen, lachte dabei unmäßig, zwang ſich dazu, wie eine Tolle, es war der widrigſte Eindruck von der Welt. Eine kranke Hexe, zum Mitleid und zur Furcht! Scherz ohne Grazie, Dünkel ohne Unterlage, Herrſchſucht ohne Kraft. Sie bedient ſich der gröbſten Ausdrücke, beleidigt und mißachtet alles, iſt dabei voller Liſt und kleiner Tücken. Ein abſcheulicher Umgang! — Sie ſchimpfe noch gräulich auf S.'s, die ſie bei Madame P. getroffen hatte. Kein Wort davon, daß ihr Geſchäftsführer Kühne aus Weimar hier geweſen. — Der Diener kam ſie abzuholen, ſie durfte ihn nicht warten laſſen, ſie ſteht unter der ſtrengen Aufſicht der Kinder. — Bedauernswürdig; aber kranke Hexe, ich kann ſie nicht anders nennen! Ich war von Herzen froh als ſie wieder fort war. —

Der Kladderadatſch erklärt, die hieſigen Vorgänge ſeien zu ernſt, zu furchtbar! Darüber laſſe ſich nicht ſcherzen.

In Arnim's Hotel war vor Kurzem ein Gewerksfeſt, einige Offiziere drangen ein, wurden abgewieſen, und da ſie nicht gehen wollten, hinausgeworfen mit Stößen und Schlägen. Jetzt heißt es, in Folge dieſer Geſchichte habe ſich in Potsdam ein Graf von Canitz erſchoſſen, nach andrer Sage ein Freiherr von Canitz; wiederum wird behauptet, das Ganze ſei falſch.

Aber die Schlägerei wird nicht geläugnet. — Der Sohn des ehemaligen Miniſters Freiherrn von Canitz und Dallwitz, Kammerherr der Königin — der hier im Hauſe gewohnt, von dem ich den Hund Bello bekommen —, ſoll ſich erſchoſſen haben. —

März 1856.

Der Prinz von Preußen hat eine Beſchwerdeſchrift an das Staatsminiſterium gerichtet, in welcher er Genugthuung fordert für die gegen ihn verübten Verunglimpfungen, die durch den Potsdamer Depeſchenverrath an den Tag gekommen ſind; er verlangt gerichtliche Unterſuchung. Das Staatsminiſterium, in größter Verlegenheit, fragt den König was er in der Sache gethan haben wolle? Der König läßt das Staatsminiſterium eine Kommiſſion niederſetzen — Simons, Uhden, Goetze, Schwarck ſind darin — welche dieſe Unterſuchung führen ſoll, jedoch mit ausdrücklicher Beſchränkung, daß nichts den Miniſterpräſidenten von Manteuffel Bloßſtellendes vorkommen dürfe! —

Sonntag, den 16. März 1856.

Oeffentliche Erklärung des Staatsanwalts Körner, der bezeugt, der König habe allerdings vorausgewußt, daß Hinckeldey einen Zweikampf eingehen wolle. Körner thut, als habe er in dieſer Sache das beſondre Vertrauen ſowohl Hinckeldey's als des Königs gehabt. Die Dinge werden nur immer unklarer! — Eine Denkſchrift zum Ehrengedächtniß Hinckeldey's hier gedruckt, iſt von der Polizei weggenommen worden. Welche Widerſprüche! —

Man tadelt Humboldt ſehr, daß er mit bei Hinckeldey's Begräbniß figurirte, niemand verlange es von ihm. — Der

König selber bereut es, bei dem Begräbniß geweſen zu ſein; er ſagt, er habe dabei gelitten wie in der Hölle. Der Anblick der Familie ſchnitt ihn wie mit Meſſern in's Fleiſch, die älteſte Tochter war höchſt aufgereizt, man mußte ſie zurückhalten und bewachen, daß ſie nicht auf den König mit Vorwürfen und Verwünſchungen losſtürzte. —

Die Offiziere, der Adel, das Herrenhaus, nehmen es dem König entſetzlich übel, daß er bei dem Begräbniß war. „Er verläßt unſre Parthei!“ heißt es, „uns, die wir ihm ſchon Einmal verziehen, die wir ihn gerettet haben! Er giebt Blößen nach allen Seiten, er bringt alles in Verwirrung, der Staat fällt in Auflöſung! Warum dankt der König nicht ab? Wie mag er noch weiterregieren? Er muß abdanken!“ Solche Reden werden geführt, grade wie im März 1848, in denſelben Kreiſen, von denſelben Perſonen. —

Ueber Körner's Erklärung iſt überall das größte Erſtaunen, die heftigſte Empörung. „Hat er aus eignem Antrieb dieſes Stück geſpielt, ſo verdient er abgeſetzt zu werden; er bezüchtigt den König der Mitwiſſenſchaft, ſtraft ihn Lügen, würdigt ihn dadurch herab, daß er ſich als deſſen Vertrauten angiebt. Hat er mit Zuſtimmung des Königs den Wiſch drucken laſſen, ſo ... wird man erinnert, daß vor acht Jahren der König den Thierarzt Urban durch eine eigenhändige Kabinetsordre beauftragte, die Garderegimenter nach Berlin zurückzuführen! Und Körner iſt noch ſchlimmer als Urban, denn der war wenigſtens ein ehrlicher Thierarzt!“ —

Große Erbitterung gegen den — Stieber, dem ſchon gerathen worden ſein ſoll, eiligſt und auf unbeſtimmte Zeit zu verreiſen. Stieber ſoll darauf trotzen, daß er im Beſitz wichtiger Geheimniſſe ſei, daß der König ihn nicht fallen laſſen könne. Darin möchte er ſich irren! —

Der aus Sachſen hiehergeſchleppte Grieche Simonides iſt hier vom Gericht freigelaſſen worden, man kann ihm nichts

anhaben! Wie beim Prinzen von Armenien! Der wüthige Eifer und das blinde Zugreifen der Polizei haben ſich wieder einmal blamirt! — Das geht nun ſchon ſeit ſiebenunddreißig Jahren immer ſo fort! —

„Für den König iſt dieſe Hinckeldey'ſche Geſchichte grade ſo ſchlimm und verhängnißvoll, als die Halsbandgeſchichte für die Königin Marie Antoinette war.“

Telegraphiſche Depeſche aus Paris, daß heute früh die Frau Louis Bonaparte's einen Knaben geboren hat. Großer Lärm und wenig Bedeutung! —

Montag, den 17. März 1856.

Anonyme Zuſendung einer Druckſchrift „Der Potsdamer Depeſchen-Diebſtahl“, worin die Vertheidigung des Direktors der Oberrechenkammer Herrn Seiffart mit Bemerkungen, die den Miniſterpräſidenten von Manteuffel anſchuldigen. Ich bekam es durch die Stadtpoſt, und eingelegt war ein wahrſcheinlich dieſelbe Druckſchrift enthaltendes Schreiben an den General von Pfuel, die Adreſſe war von derſelben verſtellten Hand, wie die an mich gerichtete.

Große Erörterung über die Erklärung von Körner, man fand ſie ſchamlos, unſinnig, den König bloßſtellend, ungebührlich. Endloſes Verwundern, Bejammern unſrer Zuſtände, man kann ſich gar nicht erholen von dieſem Miſchmaſch unerhörter Dummheiten und Verwirrungen. Eine Teufelswirthſchaft, ein ſtinkender Sumpf, der aufgerührt Peſtluft ausdaucht. —

Die Druckſchrift, in der Seiffart's faule Sache wohlriechend gemacht werden ſoll, aber nur Geſtank mit Geſtank auszutreiben ſucht, iſt auch ein redendes Zeugniß unſres Regierungsbankerottes. Was ſind das für Enthüllungen! Welch heimliches Späh- und Lügengetriebe am Hof und in der Regierung!

Ueberall Schufte, denen man vertraut, unsaubre Werkzeuge, deren man sich bedient! Der General von Gerlach beauftragt den bestraften Verbrecher Lindenberg durch den belohnten Verbrecher Peters zu den schändlichsten Spähereien und Berichten gegen den Prinzen von Preußen! — Herr Seiffart wäscht sich im Schmutz, also nicht rein! Er ist ein Verbrüderter des Teufels. Mag er jetzt sagen, die Zeit seines Polizeidienstes sei die unglücklichste seines Lebens gewesen, — wie der Schuft Stieber sagte, man habe seine Jugend mißbraucht, — er hat sich zu jenem Dienste gedrängt, ist wider Willen daraus geschieden! Er ist übrigens der Erfinder des Ausdrucks „beschränkter Unterthanenverstand".

Die Neue Preußische Zeitung hatte schamlos geläugnet, daß der Zweikampf Hinckelden's die geringste Verbindung mit der Aufhebung des Jockeyklubs gehabt. Heute muß sie selber den Beweis liefern, daß der engste Zusammenhang stattfindet, durch die Erklärung des Bruders des Herrn von Rochow-Plessow. —

Die Vertheidigungsschrift des Grafen von Pfeil ist erschienen, ungeschickt, wirrköpfig, er reißt Wunden von 1848 auf, zum großen Schmerze seiner Partei, des Hofes, der Regierung. —

Noch zwei andre Schriften über Hinckelden und zu seinen Ehren sind ebenfalls von der Polizei weggenommen worden.

Als Herr von Rochow-Plessow von der Hausvogtei, wo er die Leiche hatte anerkennen müssen, fortging, rief das Volk: „Das ist der Mörder! Schlagt ihn todt!" Er rettete sich durch eilige Flucht, und fand gerathen, Berlin zu verlassen. —

„Zwölf Frauenbilder aus der Goethe-Schiller-Epoche. Von Arnold Schloenbach. Hannover, 1856." 8. Rahel und Bettina machen den Schluß; vorzugsweise Günstiges zusammengetragen.

„Mein politisches Treiben im Sommer 1848. Von L. Gr.

von Pfeil. Berlin, 1856." 8. Mit dem Motto: „La patria si debbe difendere con ignominia o con gloria e in qualunque modo é ben difesa." Die ignominia hat er ſich richtig herausgewählt! —

Dienstag, den 18. März 1856.

Der König, ſagen die Höflinge, leidet tauſendfaches Ungemach, Verdruß, Aerger, Bloßſtellung aller Art; ein Andrer würde dabei ſchwermüthig, wenigſtens nachdenklich, allein er ſchüttelt alles ab, thut als wäre nichts geweſen, nimmt alles auf ſeine Krone, und ſolange niemand an die zu greifen wagt, ſetzt er ſich über alles hinweg; im Unrecht glaubt er ſich nie, im Gegentheil, er hält ſich für beſſer und beſonders für klüger als alle Andern, und nichts macht ihn darin irre, kein Verfehlen, kein Mißrathen, keine erlittene Demüthigung.

Beſuch vom General Adolph von Willisen. Später kam Frau Bettina von Arnim. Diesmal ganz ſchmeichleriſch, will nichts vorſtellen, nichts aufdringen, nur um Rath fragen! Der König wird ihr Goethedenkmal ſehen, und dann gewiß ausführen, nur iſt ſie verlegen wegen der Wahl der Stelle, wo die Inſchrift ſtehen ſoll: „Friedrich Wilhelm der Vierte dem unſterblichen Dichter." Sie pflichtet allem bei, was ich ihr ſage, dankt mir beſtens. Iſt es denn aber ſo weit, daß man ſchon an ſolche Inſchrift denken kann? Darf man dem Könige ſagen, daß ſie beabſichtigt wird? Der Banquier, der von den hunderttauſend Thalern meinte, es würde ein Leichtes ſein ſie zu beſchaffen, iſt kein Frankfurter, ſondern der Berliner Herr von Magnus; — o weh! —

Heute vor acht Jahren die ganze Nacht Barrikadenkampf und heftiges Feuern! Heute ſchweigen alle Blätter von dem Gedenktage, nur die Neue Preußiſche Zeitung erinnert an ihn; ſo muß das Schandblatt doch dieſen Dienſt leiſten.

Der Feldmarschall und Oberstkämmerer Graf von Dohna wußte heute noch nichts von Körner's Erklärung, von Seiffart's Schrift.

Nach und nach kommt allerlei an den Tag was früher geläugnet wurde. Hinckeldey hatte den Jockeyklub im Hotel du Nord auf Befehl des Königs — auch die Königin hatte ihr Wort dazu gethan — aufheben lassen, der Polizeilieutenant Dam nur seine Schuldigkeit gethan. Aber Hinckeldey sah sich genöthigt, ihn wider bessre Ueberzeugung zu mißbilligen, und nahm ihn in Ordnungsstrafe von 20 Thalern, die er zum Schein bezahlte, in Wirklichkeit aber sogleich zurückerhielt! Da der Prinz von Preußen gesagt hatte, er wolle nicht, daß der Schweinigel in dem Revier sei, wo er der Prinz wohne, so mußte Dam auch versetzt werden, aber mit Vortheil an Rang und Besoldung! Solche Wirthschaft! —

Ueber des — Stieber Haupt ziehen sich Wolken zusammen! Im Ministerium des Innern ist davon die Rede, ihn wegen mehrfacher Gegenstände zur Kriminaluntersuchung zu ziehen. „Vor acht Jahren sagte er, man habe seine Jugend mißbraucht; jetzt wird er sagen, man habe sein Alter mißbraucht; aber zum Hängen ist er weder zu jung noch zu alt."

Mittwoch, den 19. März 1856.

Alle Leute, die von den Sachen näher unterrichtet sein können, denen man Wissen oder Urtheil beimißt, sind der Meinung, die Erklärung des Staatsanwalts Körner sei mit Zustimmung, ja nach der Anweisung des Königs geschehen! Ueberall, wohin man hört, Erstaunen, Entsetzen, Jammer und Trauer über solche verfehlte Maßregeln, Verwirrungen, Mißgriffe. Von allen Zeiten zeigen sich erbärmliche Wichte, Schufte, Lumpen; diesen Abschaum hat die Reaktion glücklich

Epist. 305 ⅁ 1/2

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Druck von Gebrüder Mäntler in Stuttgart.

emporgebracht, in keinem hohen Amte findet ſich ein redlicher, tüchtiger Mann, allen haftet Verderbniß oder Mangelhaftigkeit an. Und jeder ſagt's vom andern, er tauge nichts; ſo Seiffart jetzt von Manteuffel! —

Humboldt ſendet mir ein Büchlein über Polen, zugleich für den Fall ich ſie noch nicht hätte, die Seiffart'ſche Druckſchrift, und fügt ein Blättchen bei, worauf nur die beißenden, berliniſchen Worte ſtehen: „Was kommt aber nanu? Ahßt.“ Ich durchlaufe die Polenſchrift, die ſehr ſcharf iſt, und ſende ſie mit einem Antwortſchreiben an Humboldt zurück.

Erklärung des Bruders von Hinckeldey, ganz unbedeutend und unnütz, nur die Kreuzzeitung ſucht Nutzanwendung davon zu machen mit ihren gewöhnlichen Kniffen und Frechheiten. —

Abends kam Frau Bettina von Arnim; wieder ganz geſchmeidig und fügſam, ſie ſprach vom Goethedenkmal, aber auch von Savigny's, die da jammern, daß ihr Sohn katholiſch iſt, und deßhalb nicht Geſandter in Wien werden könne! Ich wende dagegen ein, der Fürſt von Hatzfeldt ſei lange Zeit preußiſcher Geſandter dort geweſen, ſie erwiedert, ich würde mich wohl irren und der nicht katholiſch geweſen ſein! Sie hat keine Vorſtellung, wie es mit dem Wiſſen iſt, was zweifelhaft ſein könne, was ſicher gewußt werde. —

Dem Prinzen von Preußen war durch einen Arzt ausdrücklich angezeigt worden, der Abgeordnete und Kreuzzeitungsmann Wagener habe beim ruſſiſchen Geſandten Baron von Budberg in einer Gruppe geſagt, der Faden des Depeſchen-Verrathes ſei bis zum Prinzen von Preußen verfolgt worden. Der Prinz wandte ſich an den Staatsanwalt Adler, der Wagener ſollte vernommen werden. Dies erfuhr mancherlei Schwierigkeiten. Zuletzt erklärte Wagener, ihm ſei die Sache nicht recht erinnerlich, einen Eid könne er daher nicht ſchwören, daß er es nicht geſagt habe, doch glaube er es nicht. Der Graf von Noſtitz, den er als Mitanweſenden in jener Gruppe

genannt hatte, sagte aus, er habe nichts der Art gehört. Damit ist die Sache fürerst abgethan, aber nicht der Groll des Prinzen gegen Wagener. —

Donnerstag, den 20. März 1856.

Theophile Gautier's Lobgedicht auf den Pariser Neugebornen, „c'est un Jésus à tête blonde". Die Kreuzzeitung ist außer sich über die Gotteslästerung; den Juden ist aber auch die Vergötterung des Sohns der Maria ein solcher Frevel. —

Man sagt, es sei unzweifelhaft, daß der Ministerpräsident von Manteuffel den alten Polizeispürer Techen gebraucht hat, aber eben so unzweifelhaft sei es auch, daß der König selbst mit diesem Techen in Verbindung gewesen. —

Manteuffel hat sich gegen die Reise nach Paris sehr gewehrt; er fürchtete, die Gegner würden seine Abreise benutzen, um ihn vor seiner Rückkunft oder gleich nach derselben zu stürzen. Der König, heißt es, sei des Ministers endlich ganz überdrüssig. So sei er auch eigentlich Hinckelden's schon lange überdrüssig gewesen, was nicht hindert, daß er außer sich gerathen über dessen Tod. —

Stiller Freitag, den 21. März 1856.

Sendung aus London von Herrn George Grote, der zwölfte Band seiner Geschichte Griechenlands, der Schluß des unsterblichen Werks! —

Aergerniß, das durch Körner's Erklärung gegeben worden, am meisten dadurch, daß der König in vertraulicher Verbindung mit solchen Menschen sich zeigt; niemand zweifelt, daß der König jene Erklärung gewollt hat! Welch ein Irrthum, um weiß zu werden, sich an einem Schornsteinfeger zu reiben!

Auch die Seiffart'ſche Rechtfertigungsſchrift macht die entgegengeſetzte Wirkung einer bethörten Selbſtanklage. Aber was wird die nächſte Folge ſein? „Die nächſte? nichts. Man wird ſo weiter leben, ſo lang es geht, und es geht noch lange.“ —

Geleſen, zwei große Unglücksereigniſſe, die Oktobertage von 1806, und die Flucht nach Varennes, zwei Geſchichtsbilder, an denen man ſich nicht müde ſieht, ſie geben immer neue Gemüthsbewegungen, immer neue Gedankenreihen. —

Wegen der Druckſchrift von Seiffart hat die Polizei Hausſuchung bei einem Kaufmann Melinari und bei Dr. Freſe gehalten, aber vergeblich. Der Polizeidirektor Stieber iſt in derſelben Angelegenheit nach Braunſchweig gereiſt, wohin eine Spur geleitet hat. — Melinari iſt ein ſchleſiſcher Abgeordneter. —

Die Erklärung Körner's iſt von ihm und Stieber auf den Wunſch des Königs und in ſeiner Gegenwart aufgeſetzt worden. Der König hat eigenhändig Verbeſſerungen hineingeſchrieben. Das Blatt mit des Königs Handſchrift iſt einem Demokraten gezeigt worden, deſſen Urtheil man haben wollte! Daß aus dem Weißbrennen ein Anſchwärzen geworden, hat von den Urhebern keiner eingeſehen! —

Der König hat dem Feldmarſchall Grafen von Dohna den Staatsanwalt Körner warm empfohlen, er ſoll ſich einmal von ihm erzählen laſſen, er werde merkwürdige Sachen hören. Körner kam zu Dohna, der aber alles ſehr ernſt nahm, und ihn mit der Feder in der Hand anhörte, jeden Punkt aufſchreibend. Auf der zweiten Seite hielt er inne, und Körner'n die Widerſprüche vor, in die dieſer gerathen war; nachher ſagte er das dem Könige, und daß der Menſch einen ſchlechten Eindruck auf ihn gemacht. Der König wandte ſich ab. —

Das Wiener Blatt der Wanderer hat die Seiffart'sche Schrift abgedruckt und mit bitterbösen Bemerkungen begleitet; die Polizei hat es an den wenigen Orten, wo es gehalten wird, weggenommen. — Der gestrige Publizist, in welchem mißfällige Nachrichten über die Hinckeldey-Geschichte gestanden haben sollen, ist auch weggenommen worden. —

Der neue Polizeipräsident ad interim — wie er sich richtig nennt — hat seinen Amtsantritt öffentlich angekündigt. Jeden Morgen nach 8 Uhr will er für jederman zu sprechen sein. Daß er gleichsam auf Probe angestellt ist, findet man weder ehrenvoll noch zweckmäßig, es schadet seinem Ansehn bei den Untergebenen, und macht ihn unsicher in seinen Handlungen. Aber man liebt einmal das Halbe zu thun! —

Bis jetzt hat der König über die Versorgung der Familie Hinckeldey noch nichts verlauten lassen. Die Sammlung an der Börse und in der Stadt beträgt schon 20,000 Thaler, eine jämmerliche Posse, bei der die Meisten einer blinden Bethörung folgen.

Allmählig vernimmt man günstigere Angaben über die Vermögensverhältnisse des Gefallenen. Man spricht von Kapitalien, von 40,000 Thalern, von Geldern, die der Frau gehören ꝛc. Die Schulden, mit denen er sein Amt hier angetreten, hat er gleich im ersten Jahre getilgt. — Bei Gerson soll eine Schuld von 6000 Thalern angeschrieben stehen. Gerson stand mit Hinckeldey in Unterhandlung wegen einer zu übernehmenden Pacht sämmtlicher Berliner Droschken!! Hinckeldey war auch öfters bei ihm zu Gast. Mit allen reichen Geschäftsleuten stand er sich gut. —

Der wirre Wahn geht so weit, daß man Hinckeldey'n auch ein öffentliches Denkmal errichten will. Die sämmtlichen Polizeibeamten sind zunächst in Anspruch genommen. Viele

klagen ſchon darüber, was geht ſie der todte Hinckeldey noch an! Sie haben es nun mit Zedlitz-Neukirch zu thun. —

Der Staatsanwalt Körner, dieſe anrüchige Perſon, dieſer zweite Thierarzt Urban, ſoll in hoher Gunſt beim Könige ſtehen, ſchon dreimal ſeit ſeiner Erklärung zum Könige gerufen worden ſein, und lange vertrauliche Unterredungen mit ihm gehabt haben. Die Hofleute, die Offiziere ꝛc. ſehen dies mit ſcheelen Augen an. —

Stieber richtet jetzt perſönliche Berichte an den König. Der neue Polizeipräſident hält ſich ſtill und beobachtet, nicht nach unten, ſondern nach oben. Denn da liegt der Hauptpunkt! —

„Aus dem Depeſchenverrath entſteht ſicher nichts! Seiffart, Techen, alle wie ſie heißen, fühlen ſich geſchützt! Denn der König ſelber hat ſich Techen's bedient, ihm Aufträge gegeben, von ihm Nachrichten empfangen.“

Montag, den 24. März 1856.

Schleſiſche Junker und hohe Beamte — auch der Oberpräſident iſt unter ihnen — haben eine Adreſſe an den Kaiſer von Rußland gerichtet, voll Huldigung und Dankbarkeit, daß er aus Großmuth den Frieden giebt, während er den Kampf ruhmvoll hätte fortſetzen können, und der Kaiſer hat gnädig geantwortet. Welch ein Beiſpiel! Preußiſche Unterthanen in politiſchem Verkehr mit dem ruſſiſchen Kaiſer! Es gehört der ſtumpfe Partheigeiſt, die Blindheit und Schwäche, der gänzliche Verfall, die jetzt hier walten, dazu, daß dergleichen geduldet, daß es nicht beſtraft wird.

Richtig hat auch ſchon ein Magdeburger Rabbiner Philippſon ſich an Louis Bonaparte gewendet, um für die Juden ſeinen Schutz anzurufen! —

Mittwoch, den 26. März 1856.

Karl Wagner's Programm über die Bacchiaden von Korinth gelesen; eine fleißige Arbeit, zu der alle Hülfsmittel benutzt sind, auch schon Grote's Geschichte von Griechenland mit verdientem Lobe. Korinth war, das geht aus der ganzen Schilderung hervor, eine Art von Nürnberg oder Augsburg, aber bewohnt von Hellenen, unter südlichem Himmel, und bimaris.

In auswärtigen Blättern, französischen, englischen und deutschen wird Preußen fürchterlich angegriffen, schonungslos heruntergerissen und in seinen Blößen gezeigt. Alle Achtung ist verschwunden, Hohn und Spott an die Stelle getreten. Man sieht unsre Regierung wie einen verlumpten, bankrotten Schwächling an, dem man ohne Bedenken Ohrfeigen und Fußtritte geben kann. Faul und nichtsnutzig ist freilich alles, was jetzt obenauf schwimmt, alle Behörden sind falsch besetzt; schlechte Kerls, gesinnungslose Gemeinheit und niedrige Selbstsucht walten, ihnen ist die Macht anvertraut. Polizei ist alles! Auch die Verwaltung, die Rechtspflege, der Hof und die Kirche, alles schmiegt sich unter die Polizei, ist von ihr besudelt. Einzig das Militair und der Landadel wagt noch ihr gegenüber etwas selbstständig zu sein.

Dem Dozenten Dr. Kuno Fischer hat der Minister von Raumer die Lehrerlaubniß an hiesiger Universität wieder entzogen; die philosophische Fakultät verwendet sich zwar für ihn; aber es wird nichts helfen.

Donnerstag, den 27. März 1856.

Die Volkszeitung spricht jetzt öfters von der Entsittlichung der Franzosen; sie könnte mit größerem Rechte von der Entsittlichung der Deutschen reden; aber im Grunde doch in beiden Fällen mit Unrecht. In beiden Völkern ist Sittlichkeit

reichlich vorhanden, ſie zeigt ſich in der Haltung gegenüber den gewaltthätigen, willkürlichen Regierungen; in dieſen iſt die Unſittlichkeit, in dieſen liegt die Heranziehung und Begünſtigung aller ſchlechten Beſtandtheile des Volks, die denn auch den Schauplatz des glänzenden Lebens vorzugsweiſe erfüllen. Der Kern des Volks bei den Franzoſen, wie bei uns, muß jetzt in den untern, wenigſtens in den verborgnen Schichten geſucht werden.

Die Nationalzeitung erörtert die neuen Bankverhältniſſe.

Der König hat die hier beabſichtigten neuen Kreditanſtalten nicht gebilligt; das ganze Staatsminiſterium war dagegen. Der Handelsminiſter von der Heydt begünſtigte zwar im Stillen die Sache, trat aber keineswegs für ſie auf. —

Freitag, den 28. März 1856.

Nachmittags ein Brief aus Weimar von Apollenius von Maltitz, einer der angenehmſten, liebenswürdigſten, gehaltvollſten!

So ſcharfſinnig und lebendig Mommſen die römiſche Geſchichte behandelt, ſo ſehr ihm gelingt, die innerſten Verhältniſſe anſchaulich zu machen, ſo kann ich doch weder ſeinen Standpunkt billigen, noch ſeinen Vortrag und ſeine Redeweiſe. Die Regierungsgewalt iſt ihm zu ſehr Hauptſache, Freiheit und Menſchenrecht ſtellt er in den Hintergrund, das Volk iſt ihm Pöbel. Wenn aber in römiſcher Geſchichte von Plantagen, Garde, Geldariſtokratie, Finanzkapitaliſten, Geſchwornengerichten, Offizieren geſprochen wird, Sulla ein Don Juan der Politik heißt, ſo kommt mir das nicht beſſer vor, als wenn früherhin von unſern Pedanten die römiſchen Konſuln als Bürgermeiſter von Rom bezeichnet wurden. Dieſe Modernisirung will verdeutlichen, giebt aber falſche Vorſtellungen.

Mithridates heißt ein Sultan! Das römiſche Schwert ſogar muß als Säbel herhalten! —

Der Prinz von Preußen hatte zu den beabſichtigten neuen Kreditanſtalten eine halbe Million Thaler unterzeichnet, dieſe Thatſache wird von Herrn Hanſemann bezeugt; — ſobald der König dies erfuhr, war er ſogleich gegen die ganze Sache. —

Der König hat bei einer andern Gelegenheit geſagt: „Die Leute meinen, es wird anders werden, wenn mein Bruder an die Regierung kommt? Pah! Sie werden ſchon ſehen! Er wird auch nichts Beſonderes machen!“ —

Die Grafen von Bredow, Vater und Sohn, wegen Mißhandlung eines Arbeiters zu vier Wochen Gefängniß verurtheilt, die ſie vergebens bemüht ſind in eine Geldſtrafe verwandeln zu laſſen.

Sonntag, den 30. März 1856.

Nachmittags 3 Uhr iſt in Paris der Frieden unterzeichnet worden, ſo wird Abends die telegraphiſche Nachricht kund.

Der Polizei ſind neue Vorſchriften ertheilt worden, gegen Militairperſonen alle Vorſicht und Schonung zu haben, ſie jedenfalls ihren militairiſchen Behörden zuzuführen.

Montag, den 31. März 1856.

Der Grieche Simonides iſt von hier ganz frei fortgereiſt, man hat keine hier beſtrafbare Schuld an ihm gefunden, das Gericht hat ihn entlaſſen, ihm ſeine Schriften und ſeine beträchtlichen Geldſummen wiedergegeben. Die Polizei hat ihn darauf aus Preußen weggewieſen. Warum hat ſie ihn von Leipzig geholt? Sie iſt wüthig über ihre eignen Mißgriffe! Und die höheren Gewalten ſehen dem willkürlichen, ausſchwei-

senden, den Staat verderbenden Treiben ruhig zu! Solche Wirthschaft gab es noch nie!

Gestern lebhafter Auftritt im Abgeordnetenhause. Die Rheinländer wollen ihre Gemeindeverfassung retten. Delius deckte die Schändlichkeiten auf, welche gegen die Preßfreiheit verübt werden. Die Kölnische Zeitung darf nicht wagen, Artikel für die rheinische Gemeindeverfassung aufzunehmen, wider dieselbe muß die Elberfelder Zeitung Artikel aufnehmen, die ihr von den Behörden zugeschickt werden. Die Linke stürmt heftig, der Minister des Innern erklärt, er habe dergleichen nicht befohlen, werde die Sachen untersuchen ꝛc. Die Rechte benimmt sich feige. —

Der Inspektor Kopf tritt von der Verwaltung der Anstalt für verwahrloste Knaben zurück. Er hat sie viele Jahre segenreich geführt, fromm aber nicht frömmelnd. Unter dem Namen Wewanus hat er sein Leben in merkwürdiger Weise beschrieben. —

Dienstag, den 1. April 1856.

Mittags kam Bettina von Arnim; sie war bei unsrem Essen, und aß etwas mit, was sie sonst nicht gern thut. Sie erzählte von der Professorin Ritschl aus Bonn, die mich habe besuchen wollen, als aber Ludmilla sagte, ihr Vater Dr. Guttentag sei mit Dr. Assing innig befreundet gewesen, war ihr dies sichtbar ärgerlich. Dann fragte sie nach dem Dichter Petöfi, ich lobte dessen Lieder und bedauerte sein Geschick, nämlich man wisse nicht, ob er lebe oder todt sei, nach einem Gefecht sei er nicht mehr aufzufinden gewesen. Da sah Bettina mich bedeutend an, und sagte mit Nachdruck: „Ich habe eine Spur bekommen, daß er lebt!“ Welche Spur war das? Sie hat kürzlich aus Ungarn ein Bild zugeschickt erhalten, ohne Brief, das Bild sei Petöfi's, ganz unzweifel-

haft, und er habe damit ein Lebenszeichen geben wollen. „Das Bild hab' ich auch bekommen," versetzte ich, „es ist aber Kertbeny's". — „O nein," fiel sie ein, „nimmermehr!" — „Und sogar steht sein Name drunter." Das hatte sie übersehen, auch ist der Name nicht sehr lesbar. Nun fiel ihr ganzer Wahn wie ein Kartenhaus zusammen, und sie war höchst ärgerlich, daß sie keinen neuen und großen Eindruck hatte bewirken können, daß jeder Versuch, ihre Einbildung dennoch zu behaupten, sich fruchtlos erwies. In ihren Gedanken und Betreibungen ist wenig Zusammenhang und Folge, sie springt von einer Sache zur andern, und fühlt sich in ihrem Wesen nicht mehr behaglich. Sie ist leider geknickt, geistig wie körperlich, und klagt auch sehr. Sie thut mir sehr leid. —

Mittwoch, den 2. April 1856.

Der Landtag will sich noch vor dem Auseinandergehen recht zeigen, in beiden Häusern werden Anträge gemacht, zu Ersparnissen, zur Sicherung der Preßfreiheit ꝛc. Aber das Publikum verhält sich dabei mißtrauisch und gleichgültig. —

Das politische Wochenblatt und die Volkszeitung, angeklagt, den Deutschen Bund beleidigt zu haben, sind wie früher vom Stadtgericht, so auch jetzt vom Kammergericht freigesprochen worden, und dieses hat angenommen, der Bundestag stehe nicht mit Preußen auf gleicher Linie, man brauche mit jenem weniger zart zu verfahren. —

In Paris treibt man großes Kinderspiel mit der Adlerfeder, die man zur Unterzeichnung des Friedens mit Diamanten ausgeschmückt hat. Ist sie etwa von dem zahmen Adler, mit dem Bonaparte damals in Boulogne auftrat? —

Der Ministerpräsident von Manteuffel hat wegen der Unterzeichnung des Friedens endlich jetzt den Schwarzen Adlerorden bekommen. Für die schlechteste Geschäftsführung,

Inhalts-Verzeichniß.

		Seite
1.	Brief. Varnhagen an Oelsner	1
2.	„ Varnhagen an Oelsner	9
3.	„ Oelsner an Varnhagen	12
4.	„ Varnhagen an Oelsner	14
5.	„ Oelsner an Varnhagen	20
6.	„ Varnhagen an Oelsner	24
7.	„ Varnhagen an Oelsner	29
8.	„ Varnhagen an Oelsner	34
9.	„ Oelsner an Varnhagen	41
10.	„ Varnhagen an Oelsner	48
11.	„ Varnhagen an Oelsner	54
12.	„ Oelsner an Varnhagen	59
13.	„ Varnhagen an Oelsner	67
14.	„ Varnhagen an Oelsner	75
15.	„ Rahel an Oelsner	77
16.	„ Oelsner an Varnhagen	78
17.	„ Au roi	81

in der größten Erniedrigung Preußens, die größte Belohnung! Es iſt darin ein rechter Hohn, eine Art Freude an der Schmach, eine freiwillige Wahnverblendung. Man lebt in Schmutz und Stank, und bildet ſich ein, ſauber und elegant zu ſein! —

Gegen Abend kam Hermann Grimm. Er ſagte, daß Bettina ihre Einbildung wegen Petöfi's noch fortſetze! Sie behauptet ſogar, Kertbeny habe ſeinen eigenen Namen unter das Bild geſetzt, da der Name Petöfi's nicht genannt werden durfte!! Der Geweihte, der Einſichtige werde dadurch nicht getäuſcht!! Uebrigens erweckt Bettina's Zuſtand Mitleiden, daneben aber auch Unwillen, denn ihre Verkehrtheiten treten nur ſchärfer hervor, und Anmuth und Reiz verſchwinden. Grimm ging um 7 Uhr in den Thiergarten, er nannte dies ſeinen Dienſt, „ſein auf Wache ziehen“. — .

Donnerstag, den 3. April 1856.

Dem „Kaiſerlichen“ Adler im Pflanzengarten hat man die Feder ausgeriſſen — arrachée —, mit der die Geſandten den Frieden unterzeichnet haben! Was ſoll das heißen? wie dumm! wie kindiſch! Wenn's noch der ruſſiſche Adler geweſen wäre! aber auch dann welch elende Prahlerei! Wahrhaftig, das ganze Poſſenſpiel des Mannes erregt Ekel und Abſcheu! — Und ſie beugen ſich vor dem —, ſie huldigen und ſchmeichlen ihm, ſie halten ihn für ihresgleichen, und für weit mehr! —

Die engliſche Zeitung Sun iſt mit einem ſchwarzen Trauerrand erſchienen, wegen des elenden Friedens, und der — Bonaparte hat in Paris das Blatt verboten! —

Freitag, den 4. April 1856.

Ueber den Depeschenverrath in Potsdam hat das Haus der Abgeordneten, da der Mitangeschuldigte Seiffart ein Mitglied desselben ist, eine Kommission zur Berichterstattung angeordnet. Gerlach selber hat dies verlangt. Aber, aber — die Kommission wird nichts herausbringen! Es ist eine neue Gaukelei! —

Auch eine Kommission wegen der Preßfreiheit ist eingesetzt, und der Abgeordnete Mathis hat gründlich alle Gebrechen und Schliche aufgezählt, denen die Presse leider ausgesetzt ist, und die von der Regierung und Polizei widergesetzlich und willkürlich gebraucht werden. Der Minister des Innern Herr von Westphalen spielt dabei eine traurige dumme Rolle. —

Ekelhafte Berichte aus Paris. Ein wahres Jungentreiben! Bonaparte in seinem kindischen Prunk wirklich nur Parvenu! Er gehört in den Jockeyklub unter seinesgleichen.

Sonnabend, den 5. April 1856.

Nachrichten aus Rußland; alle zu straffen Bande lockern sich allmählig, man spricht sehr frei, die Presse breitet ihr Gebiet aus, der Verkehr wird erleichtert. Man beginnt nun erst recht zu fühlen, wie gewaltthätig, hart und geistlos der Kaiser Nikolai regierte. Die höheren Klassen, die zugleich die am meisten verderbten, gesinnungslosen sind, streben eifrig zur Verbindung mit Frankreich, sie finden gleich der englischen Aristokratie in dem — Staatsstreicher nichts Abschreckendes! —

Louis Bonaparte läßt dem Witzblatt Figaro, das eine Bittschrift an den neuen Jesus in der Wiege gerichtet hatte um Erlaß einer Strafe, den amtlichen Bescheid ertheilen, sein Sohn habe dem Blatte verziehen! Die Geschichten in Frank-

reich werden immer geschmackloser und lächerlicher. Der Abentheurer verräth sich mehr und mehr.

Hier waren heute in beiden Häusern des Landtags eifrige Debatten; in mehreren Punkten hat die Linke ihre Verbesserungsvorschläge durchgebracht, in der Hauptsache ist sie stets überstimmt worden. — Das Herrenhaus hat für seine Gerechtsame sich einige Opposition erlaubt. Armselige Schwatzhaftigkeit Stahl's, dessen Schwindel nicht mehr recht zieht.

Sonntag, den 6. April 1856.

Nachmittags kam Bettina von Arnim. Sie erzählte vom gestrigen Konzert des Sängers Stockhausen, und war mit allem unzufrieden, mit Stockhausen, dessen Stimme den Saal nicht fülle, mit Frau von Bock, die heiser geworden sei, mit Liszt, dessen ungarische Rhapsodie in Tollheit ausarte. Dann that sie aber doch, als sei sie Stockhausen's Beschützerin, müsse für ihn sorgen ꝛc. Vor dem Beginn der Musik hatte sie ihm ihren Briefwechsel eines Kindes, den sie für ihn mitgebracht, überreichen lassen, was in solchem Augenblick nur störend sein konnte. Hierauf sprach sie wieder vom Goethedenkmal, von der Inschrift, die dem Könige schmeicheln soll, von den Aenderungen, die sie noch immer vornimmt. Sie will jetzt nicht 100,000 Thaler, sondern eine halbe Million zur Ausführung, der König soll den Banquier von Magnus rufen lassen und ihn auffordern, die Summe zusammenzubringen! Dann aber meint sie selbst, die Leute versprechen oft viel, aber thun wenig oder gar nichts. Sie trägt ihre Einbildungen viel matter und faselnder vor als sonst; Kraft und Anmuth machten sie früher doch erträglicher als jetzt. Bettina ging bei beginnender Dämmerung allein fort. Sie sieht übel aus.

Ich las einen Brief Dorothea Schlegel's aus Köln, der den Einzug des Kaisers Napoleon und die herrliche Feier, die

ächte Begeisterung der Kölner für ihn beschreibt. Damals hoffte Schlegel noch eine Anstellung dort, und war ganz Bonapartisch! Wenige Jahre später war er in Oesterreich das Gegentheil. Diese Art, Lob und Tadel, Rosenfarb oder Schwarz, lediglich nach persönlichen Aussichten und Zwecken zu vertheilen, war ihm und besonders seiner Frau von jeher eigen, und machte mir stets den schlimmsten Eindruck. Alle Wahrheit und Gerechtigkeit müssen dabei zu Grunde gehen.

Montag, den 7. April 1856.

In Küstrin ist der Nostin'sche Prozeß gedruckt erschienen, und die Schrift wird hier verkauft. Der Regierungspräsident Peters in Minden erscheint darin als eingeständiger falscher Ankläger. Man ist begierig zu sehen ob er in seinem Amte bleibt. —

Der Prediger Krummacher in Potsdam jubelt auf der Kanzel über den Frieden, und schreibt dem Könige das volle Verdienst zu, durch sein Verhalten und seinen Einfluß dies Heil bewirkt zu haben. Die Potsdamer sind unwillig über den Pfaffen und Höfling.

In Potsdam werden die Soldaten zweimal wöchentlich Abends zu Betstunden kommandirt, und die Offiziere müssen sie dahin begleiten. Die Offiziere haben nichts dawider, daß die Gemeinen zu ihrem Seelenheil angehalten werden, aber daß auch sie selbst hineingezogen werden, ist ihnen sehr verdrießlich. —

Das Herrenhaus hat den Zuschlag zur Einkommensteuer nur auf kürzere Frist bewilligt, als die Regierung wollte. Steuerverweigerung! und das Beispiel kommt vom Herrenhause! —

Personen, die selbst bedrängt und bedürftig sind, wollen für Andre wohlthätige Hülfe schaffen, Anstalten gründen, sind

geſchäftig im Einſammeln und Betteln. Sie vergeſſen, daß ſie nächſtens für ſich ſelber betteln müſſen. Ein richtiger Wohlthätigkeitstrieb wird vor allem das eigne Einkommen ordnen oder mehren, und dann für Andre davon verwenden, was immer möglich. Andre herbeizuzwingen iſt immer mit einem guten Stück Eitelkeit oder frecher Zudringlichkeit verbunden. —

Dienstag, den 8. April 1856.

Herr von Zedlitz-Neukirch kam mit dem Vorſatz hieher, die ihm zugedachte Polizeipräſidentenſtelle nicht anzunehmen. Er ſtellte dem Könige vor, Hinckeldey habe ihn kaum gekannt und deſſen Empfehlung ſei ihm um ſo mehr ein Räthſel, als er ſich keine der Eigenſchaften beimeſſen könne, durch die ſich Hinckeldey hervorgethan habe. „Das iſt mir grade ſehr lieb," verſetzte der König, „Hinckeldey war mir zu plebejiſch, zu vordringlich, er miſchte ſich in alles, und beläſtigte mich durch ſein ganzes Weſen, ich wünſche ſehr, daß ſein Nachfolger mehr edelmänniſches Benehmen zeige." Zedlitz wollte noch ausweichen, allein der König redete mit ſchwungvollen Worten dringend auf ihn ein, verfiel zuletzt in heftiges Weinen, und Zedlitz, überraſcht und beſtürmt, gab ſich zuletzt gefangen. —

Mittwoch, den 9. April 1856.

In der franzöſiſchen Akademie hat der Herzog von Broglie als Nachfolger Saint-Aulaire's ſeine Antrittsrede gehalten, und da er von der Fronde zu ſprechen hatte, den Kardinal Mazarin ſo bezeichnet, daß eine ungünſtige Aehnlichkeit mit Louis Bonaparte ſtark hervortrat. Die Franzoſen haben ſich gegen den Feldherrn Napoleon Bonaparte noch immer aufrecht erhalten, wie ſollten ſie es nicht gegen den Pſeudoneffen! —

Brief von Humboldt an Jobard über das Unwesen des Tischrückens und des Psychographen. —

Donnerstag, den 10. April 1856.

Die Times geben Auszüge aus der kühnen Denkschrift des sardinischen Staatsministers Cavour, welche den schärfsten Tadel gegen Oesterreich, Neapel und den Kirchenstaat ausspricht. —

Elende Verhandlungen im Herrenhaus, noch elendere im Abgeordnetenhaus, wo der absurde Karl Wagener eine Rede, die er für deren eigentlichen Zweck nicht halten konnte, an ungeeigneter Stelle einschiebt und abliest. „Gesetzmacherei" auf die „regierungsbedürftige" Rheinprovinz gerichtet. Mit Hülfe der Rechten siegt das Ministerium, doch erhalten einige Verbesserungsvorschläge die Mehrheit. —

Manifest des Kaisers von Rußland, er will Aufklärung, Milde, Gerechtigkeit, hält aber die Lüge fest, daß der Krieg nur für den Schutz der Glaubensgenossen unternommen worden, nicht aus Eroberungsgelüsten. Mag für das russische Volk eine gute Täuschung sein; Europa weiß von den Gesprächen mit Lord Seymour, vom kranken Mann ꝛc.

Frau von Schiller wird mir recht lieb und werth, wegen ihrer treuen Liebe und Anhänglichkeit für Goethe, dem sie unwandelbar ergeben bleibt, und stets alles zum Guten auslegt, wie es bei ihm unzweifelhaft immer geschehen sollte, grade bei ihm! Sein nächster weimarischer Kreis ist gewöhnlich ganz andern Sinnes, und selbst die Bessern mißverstehen ihn oft und tadeln ihn gern; es ist, als ob es ihnen eine Genugthuung und Selbsterhebung wäre, wenn sie an ihm etwas mäkeln. Frau von Schiller macht die löblichste Ausnahme. Ich darf das um so mehr preisen, als ich gewiß in vielen Dingen ganz andrer Ansicht und ganz andrer Uebung

bin, deßwegen aber doch die ſeine in ihm als berechtigt anerkenne, und ſie nur in Betreff Anderer beſtreite, nicht aber gegen ihn. Er hat zu allem ein Recht, was er fühlt und thut, er und Rahel, ſonſt weiß ich niemand! Wenn auch der einzelne Fall nicht immer aus ſich ſelbſt gerechtfertigt erſcheint, ſo erſcheint er es doch im Zuſammenhang mit allem andern, im Allgemeinen.

Schwäche der eigentlichen Kreuzzeitungspartei, die nicht dreißig ſichre Mitglieder im Abgeordnetenhauſe zählt; ſie zerfällt in Uneinigkeit, in Mißtrauen. Aber ihre Häupter wiſſen, daß ſie in vielen Beziehungen doch auf den König rechnen können, und daß nach Umſtänden wieder die ganze Ariſtokratie ſich ihnen anſchließt. Sie ſetzen ihr verderbliches Treiben fort. —

Freitag, den 11. April 1856.

In dem Roſtin'ſchen Prozeß iſt das Verbrechen des Regierungspräſidenten Peters doch nur ganz flüchtig erwähnt, und kein Nachdruck darauf gelegt, und man will wiſſen, daß höhere Befehle ergangen ſind, die Sache nicht weiter aufzuregen. Ohne dieſes Aergerniß aber, meint man, würde er gewiß Polizeipräſident geworden ſein, dieſen Nachtheil habe er! —

Sonnabend, den 12. April 1856.

Im Abgeordnetenhauſe iſt heute das Gemeindegeſetz für die Rheinlande, welches Stadt und Land trennt, und die Behördenwirthſchaft ſchlimmer als unter der einſtigen Präfektenherrſchaft wieder einführt, ungeachtet alles Widerſtrebens der rheiniſchen Abgeordneten und der ganzen Linken, mit großer Stimmenmehrheit angenommen worden. Die Rechte,

welche ſonſt für die Provinzialſtände ſchwärmt, wollte diesmal nichts davon hören, daß erſt der rheiniſche Landtag vernommen würde. Gerlach verfiel in Schwäche und Nullität, Wagener in Abſurdität und Lächerlichkeit.

Bildniß von Heine, in Umriſſen gezeichnet von Kugler, in Stahl radirt von Mandel. Aus dem Jahr 1829. Annähernd gut.

Sonntag, den 13. April 1856.

In Wien Verſammlung der öſterreichiſchen Biſchöfe, in Preußen proteſtantiſche Synoden. Schwarzröcke hier, Schwarzröcke dort! Viel wird's nicht, aber immer widrig und ſchädlich genug! —

Montag, den 14. April 1856.

Am Rhein werden Petitionen in Menge veranſtaltet, ſie ſollen den König bewegen, dem neuen rheiniſchen Gemeindegeſetz ſeine Zuſtimmung zu verſagen. Wenn er dies thut, kann er auf's neue am Rhein ganz beliebt werden, wenigſtens ein augenblickliches allgemeines Zujauchzen erlangen. Die Kreuzzeitungsleute arbeiten natürlich ſtark entgegen; es iſt ihre Partheiſache; der Regierung als ſolcher kann wenig an dem Geſetz gelegen ſein, ſie hat dreißig Jahre mit dem bisherigen Geſetz recht gut auskommen können.

Es iſt einige Ausſicht vorhanden, daß der General Adolph von Willisen Kriegsminiſter werden könnte. Das wäre eine Hauptniederlage der Gerlach'ſchen Parthei. —

In der hannöverſchen zweiten Kammer macht ſich eine bedeutende Oppoſition geltend, an deren Spitze die früheren Miniſter von Münchhauſen, Braun, Windthorſt und mehrere

angesehene Abgeordnete, Oppermann, Breusing, Abicker, von der Horst ꝛc. stehen. Sie haben die Mehrheit. —

In Kassel ist der Gründer des dortigen Treubundes, der Justizbeamte Tassius, wegen Unterschlagung von Vormundschaftsgeldern und Erpressung von Gebühren, gefänglich eingezogen und vor dem Schwurgericht angeklagt worden.

Die Volkszeitung soll in ihren Artikeln über Hinckeldey zwischen den verschiedenen Klassen der Staatsbürger Haß erregt haben, und deßhalb verurtheilt werden! —

In Hannover ist der Obergerichts-Assessor Planck von dem großen Senate des Obergerichts zu Aurich freigesprochen worden, so wie seine Genossen. Große Freude deßfalls. —

Die Nationalzeitung vom 29. Februar und vom 12. März, von der Polizei weggenommen und angeklagt, ist heute freigegeben worden, das Gericht fand die Anklage nicht gerechtfertigt. Nach 45 und 32 Tagen!

Dienstag, den 15. April 1856.

Villemain's Souvenirs contemporains, 2 Bände, das Meiste besteht in einer Art Memoiren Narbonne's, aus seinen Mittheilungen geschöpft. Mit Geist und Feinheit geschrieben, aber in einer Art Mittelgesinnung, die in allen Revolutionen so verdrießlich als schädlich wird, das Unmögliche will, und das Unvermeidliche nur schneller und gewaltsamer herbeizieht. Aber Herkommen, Gemüthsart und Stellung machen auch dergleichen Laufbahnen unvermeidlich, und die von Narbonne ist merkwürdig genug, um durch die Ereignisse auch diesen Lebensfaden einmal zu begleiten.

Man spricht von einer Ministerkrisis. Kleist-Retzow soll an Westphalen's Stelle kommen. Sieg der Kreuzzeitungspartei, wenigstens scheinbar. Aber zugleich soll Körner an Niebuhr's Stelle kommen! Körner!! Körner!!! Warum

nicht Stieber? warum nicht Joel Jacoby? — Wo bleibt die Sittenſtrenge, die Ehrenhaftigkeit, die Frömmigkeit, deren man ſich ſo gern rühmt! — In Berlin weiß jederman, was er bei dem Namen Körner zu denken hat. Die Majeſtät und Körner!! —

Der Generalmajor von Schöler, Vorſtand der Abtheilung der perſönlichen Sachen im Kriegsminiſterium, hat ſich mit dem Kriegsminiſter gezankt, dieſer ihn beim Könige verklagt. Der König hat dem Kriegsminiſter Recht gegeben, und als Schöler fortfuhr zu widerſprechen, dieſem den Rücken zugewendet; er ſoll entfernt werden. Aber nun muß doch der Kriegsminiſter a u c h fort?! — Der Feldmarſchall Graf von Dohna wußte geſtern noch nichts von dieſer Kriſis. Landtagsmitglieder und Banquiers wußten davon. —

Mittwoch, den 16. April 1856.

Heute iſt Buß- und Bettag. Eine widerwärtige Anſtalt! Das Stillſtehen der bürgerlichen Gewerbe, das langweilige Geläut! Die gebotene, gleißneriſche Andacht, die ſich mit dem Tag abfindet! —

Ich las in Villemain. Der zweite Theil behandelt die hundert Tage Napoleon's, etwas ſchwerfällig, und ſehr ungenau, trotz der ſcheinbaren Nachweiſung von Quellen! Bei ihm beſteht die heilige Allianz ſchon 1814, iſt Polen nicht als Königreich, ſondern als Großherzogthum hergeſtellt, will der Kaiſer Alexander ſich bis an die Oder ausdehnen; er läßt Metternich nach Talleyrand's Belieben ſchwatzen, nimmt des letztern zurechtgemachte Angaben als richtige, — kurz wieder ein unzuverläſſiges Buch! —

Der General von Schöler hat bereits einen dreimonatlichen Urlaub erhalten. Das beweiſt aber nichts für die Folge, wie wir an Niebuhr geſehen haben, und des letztern

		Seite
18.	Brief. Varnhagen an Oelsner	85
19.	„ Oelsner an Varnhagen	88
20.	„ Varnhagen an Oelsner	90
21.	„ Rahel an Oelsner	100
22.	„ Oelsner an Varnhagen	102
23.	„ Oelsner an Rahel	110
24.	„ Varnhagen an Oelsner	113
25.	„ Oelsner an Varnhagen	123
26.	„ Oelsner an Rahel	128
27.	„ Varnhagen an Oelsner	131
28.	„ Varnhagen an Oelsner	140
29.	„ Oelsner an Varnhagen	145
30.	„ Oelsner an Stägemann	147
31.	„ Oelsner an Varnhagen	155
32.	„ Varnhagen an Oelsner	161
33.	„ Oelsner an Varnhagen	166
34.	„ Varnhagen an Oelsner	171
35.	„ Oelsner an Varnhagen	177
36.	„ Oelsner an Varnhagen	181
37.	„ Varnhagen an Oelsner	186
38.	„ Oelsner an Varnhagen	190
39.	„ Oelsner an Varnhagen	195
40.	„ Varnhagen an Oelsner	202
41.	„ Varnhagen an Oelsner	209
42.	„ Oelsner an Varnhagen	210
43.	„ Oelsner an Rahel	218
44.	„ Oelsner an Varnhagen	221
45.	„ Oelsner an Varnhagen	223
46.	„ Varnhagen an Oelsner	228
47.	„ Oelsner an Varnhagen	235
48.	„ Varnhagen an Oelsner	239
49.	„ Oelsner an Varnhagen	244
50.	„ Oelsner an Varnhagen	251

Ausscheiden ist noch gar nicht gewiß. Seine Ersetzung durch Körner ist vielleicht schon rückgängig geworden durch den Schrei des Unwillens, der von allen Seiten wiederhallte und doch auch bis zum Könige gedrungen sein muß. „Will er den Glanz der Krone mit dem Straßenkoth zudecken!“ wurde unter andern gesagt. —

Es ist ganz ausgemacht, daß Körner bereits im vollen Besitz des Königlichen Vertrauens ist, und schon seit einiger Zeit denselben Vortrag bei ihm über Personalsachen, den sonst Hinckeldey hatte, regelmäßig hält.

Hinckeldey hatte für die Konstabler Trommeln gewollt, um sie dem Militair mehr gleich zu stellen, aber man wußte nicht, aus welchen Fonds man die Kosten anweisen sollte. Da rief Hinckeldey einen Polizeibeamten und sagte ihm: „Da haben Sie 90 Thaler, die ich ihnen als Gratifikation gebe, aber sie müssen dafür die Trommeln anschaffen!“ Und so geschah's! Ein offenbarer Betrug, ein schändlicher Mißbrauch des Beamten, der sich eine Gratifikation angerechnet sieht, die er nicht bekommen hat! Dergleichen Durchstechereien und Unterschleife sollen zu hunderten vorgekommen sein. —

Donnerstag, den 17. April 1856.

Nachmittags in meinen Autographen gearbeitet. Das neue Buch von Dr. Haym „Wilhelm von Humboldt“ durchgesehen; ich kann nicht sagen, daß das Bild ein wohlgetroffenes sei, aus ihm würd' ich niemals errathen, wie der Mann wirklich gewesen; auch hat der Autor ihn nicht persönlich gekannt, und nicht die ausreichenden Hülfsmittel gehabt. Sonst ist das Werk verdienstlich genug, Fleiß und Scharfsinn haben bei der Arbeit nicht gemangelt, und das Schlesier'sche Buch ist weit übertroffen. —

Der Polizeipräsident von Zedlitz fand den berüchtigten Techen noch in Polizeihaft, und wollte denselben, der Ordnung gemäß, dem Gericht übergeben. Schon hatte er dem Staatsanwalt darüber Mittheilung gemacht, als aus dem Königlichen Kabinet der Befehl einging, die Sache zu unterlassen, und die Polizeihaft fortzusetzen! — Techen ist 75 Jahr alt und so krank, daß er in's Krankenhaus gebracht werden mußte, und gar nicht verhört werden kann! —

Bei dem Haym'schen Buch über Wilhelm von Humboldt wird mir ganz weh; auch wenn es nicht thatsächliche Unrichtigkeiten sind, die mich verletzen, so ist es doch noch der Ausdruck, die Wendung, welche fast immer verrathen, daß sie nicht aus der lebendigen Quelle geschöpft sind, sondern aus forschender, grübelnder Ueberlieferung und feststehender vorgefaßter Meinung: es bekommt alles eine unrichtige Färbung, man findet sich in beengter Luft, man fühlt sich umgeben von halbmaskirten Personen, die man wohl bald erkennt, die aber doch nicht ihr wahres, ihr ganzes Gesicht zeigen. Ich will den Autor darum nicht zu hart beschuldigen, er hat Mühe genug angewandt, die ihm fremde Welt aufzufassen! Nur das könnte man von ihm verlangen, daß er öfter seine schwierige Aufgabe besser erkannt, die Mißlichkeit seines Verhaltens gefühlt und offen eingestanden hätte. —

Sonnabend, den 19. April 1856.

„Sophiens Reise von Memel nach Sachsen", sechs Bände, vom Antiquar, mit einem Titelkupfer und sechs Vignetten von Chodowiecki, die andern fünf Kupfer — zu jedem Band eines — hatte ich schon. Seltsamer Eindruck dieses einst vielgelesenen, jetzt ganz veralteten Buches! Jetzt nur noch eine Merkwürdigkeit.

In Villemain's erstem Theil S. 92 ff. eine treffliche Schilderung Talleyrand's in den feinsten Zügen, wo dem schönsten Lobe so viel Tadel beigegeben ist, als jedem Leser belieben mag. Besonders ist sein Verhalten gegen seinen Freund Narbonne, den er in beschränkter Lage hinleben ließ, ohne je für ihn etwas zu thun, ohne ihn zu befördern, sehr anmuthig erzählt.

General von Pfuel kam nach dem Theater, und blieb bis nach 11 Uhr. Er war sehr aufgeweckt und liebenswürdig, unterhaltend und belehrend, scherzhaft und ernst.

Der Polizeipräsident von Zedlitz hat die Trommeln der Konstabler als unnütz abgeschafft, und sie verkaufen lassen. Dabei kam die Geschichte, die ich unter dem 16. angemerkt habe, zur Sprache, und es fragt sich nun, ob derjenige, der sich den Schein der Gratifikation hat gefallen lassen, das Geld bekommen soll? —

Sountag, den 20. April 1856.

Gegen Abend kam Frau Bettina von Arnim. Sie klagt über Mattigkeit und Mangel an Eßlust. Dann spricht sie in der alten Weise vom Goethedenkmal, an dem sie fortwährend ändert; die Wasserkünste dabei läßt sie durch Glasfäden versinnlichen, — es wird eine förmlich Spielerei! Die alten Einbildungen: der König will das Denkmal sehen, oder soll es sehen, und bei ihr; er soll die Gestalt Goethe's übernehmen, das Andre dem Banquier von Magnus auftragen durch Unterzeichnungen zu besorgen; wenn der König ihn rufen läßt und ihm den Wunsch ausdrückt, diesen Theil zu übernehmen, wird Magnus sich sehr geschmeichelt fühlen, und gewiß alles thun. Zunächst soll darüber an Humboldt geschrieben werden. Seltsame Personen, von denen sie uns erzählt, von einem Herrn von Hagedorn aus Dessau, Herrn

Dr. Schaafhausen aus Bonn. Sie will ganz allein sprechen, nur ihre Sachen erzählen, keine Frage noch Zwischenrede dulden; es verdrießt sie, wenn man nach den Töchtern fragt, wenn man die Personen, von denen sie spricht, auch kennt, wenn man auch gesehen hat was sie rühmt, z. B. heute die Glasspinnerei. Sie war im Konzert gestern, und pries die Musik Beethoven's, doch zumeist weil es ihr Beethoven war, den sie, wie sie sich schmeichelt, begeistert hat. Im Ganzen machte sie einen betrübenden Eindruck; aller liebliche Schimmer ist fort, Krankheit und Alter zeigen sich unverhüllt. Bettina kam allein und ging auch allein weg, aber nur bis zu Savigny's, ganz in der Nähe; sie will nicht, daß man sie begleite; sie will nicht, daß man sehe, wie langsam sie die Treppe hinabgeht. — Traurig, sehr traurig! Sie zu verlieren, würde mich doch sehr schmerzen, und sie zu sehen, ist schon der Beginn des Verlierens. —

Der Polizeipräsident von Zedlitz-Neukirch hat die höchst lästige Aufsicht der Polizeibeamten auf den Bahnhöfen sehr gemildert. Die meisten Ankommenden und Abreisenden werden kaum noch befragt. — Die Konstabler werden mehr bürgerlich eingerichtet, Hinckeldey hatte sie ganz militairisch behandelt. Ihre sehr unnütze und kostbare Musikbande wird eingehen. —

Stieber ist noch im Amte, genießt aber wenig Vertrauen. Der König hat einen Widerwillen gegen den Konstabler-Oberst Patzke, und derselbe soll von Berlin entfernt werden. —

Von Körner's angeblicher neuen Bestimmung sprechen nun auch schon, doch mit Vorsicht, hiesige Zeitungen. —

Der Magistrat wollte dem von Paris zurückkehrenden Ministerpräsidenten von Manteuffel wegen seiner Theilnahme am Friedensgeschäft einen feierlichen Empfang bereiten. Der König fuhr wüthend auf, als er davon hörte, und meinte, die Schlingels seien sehr anmaßend, was sie denn von den Dingen

wüßten? ihm allein komme es zu, zu beurtheilen, was Manteuffel gethan und verdient habe. —

Dienstag, den 22. April 1856.

Beſuch vom Oberſtlieutenant von Vincke. Eröffnungen in Betreff ſeines Schwiegervaters, des Großkanzlers von Beyme, deſſen edles Andenken nicht nur aus dem Dunkel der Vergeſſenheit, ſondern auch aus ungerechten ſchmähenden Erwähnungen gerettet werden ſoll. Vincke's Schwager, der ehemalige Landrath von Gerlach-Parſow, hat wenige Papiere aus Beyme's Nachlaß, aber mehrere ſind zu erlangen. Die Hauptarbeit zu übernehmen, lehn' ich zwar ab, erkläre mich aber bereit zu Rath und Hülfe.

Der Miniſterpräſident erſchien heute von Paris heimgekehrt im Abgeordnetenhaus, alle Mitglieder erhoben ſich, mit Ausnahme der Linken, die ſitzen blieb, und des Abgeordneten Wenzel, der in ſeiner Rede unbekümmert fortfuhr. Die Rechte heuchelte eine Ehrerbietung, die den entſchiedenſten Haß verbergen ſollte, doch wird niemand durch ſie getäuſcht, auch Manteuffel nicht. —

Häßliche katholiſche Anregungen: die katholiſche Parthei wird immer zuverſichtlicher und dreiſter, und wird es, wenn auch nicht zum ſchließlichen Siege, doch noch zu manchen widrigen Kämpfen bringen. Altpreußiſche Männer ſagen, der König habe dem Staate Preußen unheilbare Wunden dadurch geſchlagen, daß er die weiſen Beſchränkungen rückſichtslos aufgehoben, die das Geſetz gegen die katholiſche Geiſtlichkeit angeordnet hatte, daß er die Oberherrſchaft des Pabſtes in Preußen anerkannt und ſogar den Jeſuiten Thür und Thor geöffnet hat. Es ſei uns ein Gift eingeimpft, ſagen ſie, das uns langſam verzehren wird, wenn nicht Ereigniſſe ihm entgegenwirken; auf weiſe Regierung will man nicht mehr rechnen.

Die Regierung Friedrich Wilhelms des Vierten wird weit über ihre eigentliche Dauer hinauswirken, noch spät wird man gegen die Uebel, welche unter ihr und durch sie eingebrochen, zu ringen haben. Altpreußen sind es, die so reden. —

Der König hat endlich nachgegeben, der in Ungnade zum Kammergericht als Hülfsarbeiter versetzte ehemalige Untersuchungsrichter Schlökke vom Stadtgericht ist nun Kammergerichtsrath geworden.

In den heute hier angekommenen Londoner Times ist ein furchtbarer Artikel gegen den König von Preußen. Er wird als ein schwindelnder, ideenloser, unzuverlässiger, bald wild aufbrausender bald feige sich duckender, hoffährtiger, halbtoller Mensch bezeichnet. Die beabsichtigte Verbindung einer englischen Prinzessin mit dem Sohne des Prinzen von Preußen wird getadelt, widerrathen. Man weissagt dem Könige neues Unglück, Verlust der Krone, Zertrümmerung des mißregierten Staates, Verachtung und Elend! —

Der Polizeihauptmann Aschoff hat die Aufsicht über die Droschken, die sich ihm täglich in den Frühstunden vorzeigen mußten, ehe sie auf ihre Halteplätze fahren durften. Diese höchst lästige Schau hat der Präsident von Zedlitz abgeschafft. Nun ist aber Aschoff besonders streng in Prüfung der zum Droschkendienst vorgestellten Pferde. Einem Fuhrmann wurde das seinige als untauglich unerbittlich zurückgewiesen; er wandte sich, im Gefühl daß ihm Unrecht geschehen, an Zedlitz. Dieser trug dem Oberst Patzke eine neue Prüfung des Pferdes auf, dieser bestätigte lediglich die Behauptung Aschoff's. Da jedoch trat Zedlitz plötzlich mit der Entgegnung auf, er selbst habe mit seiner Frau eine Spazierfahrt von einer Stunde in der Droschke gemacht, die mit jenem Pferde bespannt gewesen, und dasselbe ganz tauglich gefunden.

Mittwoch, den 23. April 1856.

Im Laufe des Tages las ich in dem Werke des ehemaligen Oberpräsidenten von Bassewitz „Die Kurmark Brandenburg von 1806—1808.“ Die Schilderung der Franzosenzeit in dieser Ausführlichkeit versetzte mich in meine Jugendtage, und mit höchster Spannung, Wehmuth und Trauer ließ ich diese Unglückserinnerungen durch meine Seele ziehen. Ich könnte noch manche Züge beibringen, die in dem sorgsam zusammengetragenen Buche fehlen; über Beyme, Lombard, Stein, Hardenberg, Hatzfeldt ꝛc. Die Deputation der Kurmark, die bei Napoleon auf seiner Durchreise 1807 in Dresden um Erleichterung bat, ist mir noch sehr erinnerlich, unmittelbar nach ihrer Rückkehr sah und sprach ich Herrn von Wülknitz, das Mitglied derselben, welches das Wort geführt hatte; daß dieser märkische Edelmann den Kaiser gebeten hatte, die Mark lieber ganz von Preußen wegzunehmen und zu Westphalen zu schlagen, ist von Bassewitz nicht erwähnt worden, aber Thatsache! Wir waren alle — Reimer, Schleiermacher, Eichhorn, Staatsrath Schultz, ich und noch Andre — bis zur Wuth darüber empört! — Viele Namen bei Bassewitz sind unrichtig geschrieben, z. B. die der Auditeure des Staatsraths Houdetot, Lafon, auch sogar deutsche, z. B. Schulenburg-Kähnert anstatt Rehnert.

Beim Weiterlesen im Werke vom Bassewitz finde ich Thl. II. S. 135 folgende den Herrn von Wülknitz betreffende Anmerkung: „Aus dem Comité der kurmärkischen Stände trat der Kammerherr von Wülknitz gleich nach geschlossenem Landtage wegen Privatverhältnissen aus, und wurde von der Landtagsdeputation mit Dank für seine gewandten Leistungen auch entlassen. Er stand sonst den französischen obersten Behörden in Berlin sehr nahe, auch wurde von ihm behauptet, daß er kein Interesse für die preußische Königsfamilie gehabt habe.“ —

Donnerstag, den 24. April 1856.

Nachmittags Besuch vom Grafen *. Ueber Schlötke's Beförderung zum Kammergerichtsrath. Ueber das Vergehen der Verbreitung einer unerlaubten Druckschrift: unerlaubt ist, abgesehen von allem Inhalt, jede, bei der die Angabe der Druckerei fehlt. Also habe ich ein Vergehen dadurch begangen, daß ich die Schrift über den Depeschendiebstahl dem Grafen von * mitgetheilt, dieser dasselbe Vergehen, weil er sie einem Vetter zugeschickt! Das heißt Verbreitung! Ist das nicht unsinnig und kindisch? Hiernach müßten Tausende von Personen, und zwar des höchsten Ranges und des würdigsten Karakters, wegen jener einen Sache jetzt in Berlin gerichtlich bestraft werden! Natürlich wird das Gesetz als nicht vorhanden betrachtet, und höchstens einmal in einem besondern Fall angewendet, wo der Haß und die Böswilligkeit es fordern!

Der Arzt Dr. Hassel hat ein Schriftchen herausgegeben, „Die letzten Stunden Hinckelden's". Der Mann hat sich eitel und lächerlich benommen, und so ist auch sein Vortrag. Der König hat bei der Nachricht, die Hassel und Münchhausen persönlich ihm von Hinckelden's Tod überbracht, gejammert und geweint; sein Freund und Rathgeber sei ihm entrissen, er habe sich jedesmal gefreut, wenn er denselben gesehen, es sei ihm als habe er einen Bruder verloren ꝛc. Die letztere Aeußerung fällt besonders auf. —

Schrecklicher Raubmord in der Potsdamerstraße, im Hause von Franz Duncker. —

Freitag, den 25. April 1856.

Die Zeitungen alle bringen eine Verneinung des Gerüchts, daß Körner als Geheimer Kabinetsrath angestellt werden soll. Damit ging es so zu. Der Polizeipräsident von Zedlitz machte dem Könige von dem Gerücht Anzeige, und bemerkte dabei,

daſſelbe mache den übelſten Eindruck, da Körner ein übelberüchtigter Menſch ſei. Der König ſagte: „Ich denke nicht daran, ihn in's Kabinet zu nehmen.“ Zedlitz meinte, da ſei es wohl zweckmäßig, dem Gerüchte entſchieden zu widerſprechen. „Thun Sie es!“ ſagte der König. Stieber mußte die Anzeige den Zeitungen zufertigen. Anfangs hatte Zedlitz den Artikel mit ſeinem Namen unterzeichnen wollen, unterließ es aber, weil dies gar zu feindlich ausgeſehen hätte. —

Sonnabend, den 26. April 1856.

Polizeiſchikanen gegen Rupp's Sonntagsblatt in Königsberg; wahre Tücke und Geſetzverdrehung. — In Magdeburg dagegen hat das Gericht das Sonntagsblatt Uhlich's, das faſt ein Jahr nicht erſcheinen durfte, freigeſprochen. Aber es wird doch nicht erſcheinen dürfen, ſagt man. —

Der Domdechant Ritter in Breslau zieht die beiden proteſtantiſchen Streiter Bunſen und Stahl vor ſein katholiſches Gericht durch ein Buch, das den Titel führt: „Die beiden Dioskuren der proteſtantiſchen Kirche in Deutſchland: Dr. Bunſen und Dr. Stahl.“ Hauptſächlich wird aber Bunſen mißhandelt, in einer Sprache, die des gemeinſten Pfaffen würdig iſt, würdig der pöbelhaften theologiſchen Streitſchriften früherer Zeiten, wo Jeſuiten und Kapuziner ihr ſchmutziges Handwerk trieben. Die heutige Spener'ſche Zeitung giebt Proben und Auszüge, denen an Gemeinheit nichts gleich kommt, was Proteſtanten heutiges Tages geſchrieben haben. Nichtswürdiges, hämiſches, erzdummes Geträtſch! —

Der König und die Königin ſind nach Dresden gereiſt. —

Daß der Friede geſchloſſen iſt, kann mir für den Augenblick lieb, ſehr lieb ſein; aber um ſeine Einzelheiten kann ich mich wahrlich nicht bekümmern! Alles was jetzt geſchieht, hat

nur den Werth eines Ueberganges, einer Förderung in die Zukunft, man muß ein armer Teufel sein, ein gemeiner Vorliebnehmer oder Vortheilsucher, um sich bei diesen Unterwegs-Elendigkeiten aufzuhalten, wohl gar sich behaglich in ihnen zu fühlen. Die traurigen Machthaber des heutigen Europa werden ihre Friedensmuße sofort eifrig dazu benutzen, sowohl neue Ränke gegen einander zu machen, als auch besonders die Völker noch mehr zu bedrücken, die Freiheit zu zerstören. Schon hat Louis Bonaparte, der — —, drohende Angriffe gegen Belgiens Preßfreiheit fallen lassen, wobei er diese wohl auch meint, mehr aber noch die englische. Hiezu werden die Machthaber sich gern vereinigen, und darin auch einig bleiben! —

Manteuffel ist von Paris ganz entzückt, ein begeisterter Bewunderer Louis Bonaparte's, er preist dessen Liebenswürdigkeit, Ernst, Scharfsinn, dessen Beruf zum Herrschen, als sei er zum Thron und auf dem Thron geboren. Der Schwächling hat sich von dem — imponiren lassen, das ist ganz in der Ordnung. Wie imponirte, nicht blos den Lumpen, sondern auch wackern Leuten, der Kaiser Nikolaus! Wer spricht jetzt noch von ihm? Und wenn dieser Louis Bonaparte einst fällt, wie werden die Schmähungen hervorsprudeln! Niemand wird ihn gelobt haben wollen! —

Montag, den 28. April 1856.

Der Roman „Sophiens Reise von Memel nach Sachsen" hatte für seine Zeit gewiß viel Verdienstliches; er ist mit Geschicklichkeit und Einsicht abgefaßt, und schmeichelt den Zeitgenossen nicht, sondern belehrt sie, regt sie an, treibt sie vorwärts. Die Sätze über den Zweikampf, über den Reichthum sind auch heute noch nicht veraltet. Eine Stelle im ersten Bande sagt ganz klar heraus, dem Reichen gehöre sein

		Seite
51.	Brief. Varnhagen an Oelsner	255
52.	„ Oelsner an Varnhagen	263
53.	„ Varnhagen an Oelsner	265
54.	„ Oelsner an Varnhagen	272
55.	„ Varnhagen an Oelsner	275
56.	„ Varnhagen an Oelsner	279
57.	„ Oelsner an Varnhagen	281
58.	„ Varnhagen an Oelsner	286
59.	„ Oelsner an Varnhagen	288
60.	„ Varnhagen an Oelsner	289
61.	„ Oelsner an Varnhagen	296
62	„ Varnhagen an Oelsner	303
63.	„ Oelsner an Varnhagen	307
64.	„ Varnhagen an Oelsner	309
65.	„ Oelsner an Varnhagen	314
66.	„ Varnhagen an Oelsner	316
67.	„ Oelsner an Varnhagen	324
68.	„ Varnhagen an Oelsner	326
69.	„ Oelsner an Varnhagen	331
70.	„ Oelsner an Varnhagen	336
71.	„ Das Erwachen	341
72.	„ Oelsner an Varnhagen	342
73.	„ Rahel an Oelsner	344
74.	„ Varnhagen an Oelsner	347
75.	„ Oelsner an Varnhagen	351
76.	„ Oelsner an Varnhagen	354
77.	„ Varnhagen an Oelsner	355
78.	„ Oelsner an Varnhagen	360
79.	„ Oelsner an Varnhagen	370
80.	„ Der liebe Gott	374
81.	„ Varnhagen an Oelsner	376
82.	„ Oelsner an Varnhagen	377
83.	„ Oelsner an Varnhagen	381

Reichthum nicht, was von Proudhon's la propriété c'est le vol nicht weit abliegt. Sonst ist der Unterschied der Sitten und der Denkungsart von damals und jetzt ungeheuer groß. Aber auch für die Sprache giebt es mancherlei hier anzumerken. Es kommen Ausdrücke vor, wie „Korinthenball" — ein geringer, bei kleinen Leuten, — wie „Kikelkakel", die ich wohl gehört, aber nie gedruckt gesehen. („Kikelkakel! da wird was werden!" pflegte Frau von Hengendorf zu sagen, wenn sie etwas thun wollte, was man nicht thunlich erachtete.) —

Dienstag, den 29. April 1856.

Ueber die Verschönerungen von Paris, Bauwerke und andre große Unternehmungen Louis Bonaparte's: „Er ist für Paris und Frankreich kaum mehr, als was Hinckeldey für Berlin und Preußen war, nur etwa so viel mehr, daß man wohl ihn einen Hinckeldey, aber doch nicht Hinckeldey einen Louis Bonaparte nennen darf." —

Die Franzosen schlafen; wenn sie wieder wach werden, dann wird man große Thaten sehen! Die Deutschen schlafen und träumen, letzteres pflegen sie auch wach fortzusetzen. —

Der Geheime Kabinetsrath Niebuhr reist nach Italien auf längere Zeit. Seine Stelle bleibt, scheinbar wenigstens, unbesetzt; aber Körner hat wirklich offenen Zutritt beim Könige und hält ihm Vortrag. —

Der Feldmarschall Graf zu Dohna, zugleich Oberstkämmerer, hat zu einem Freunde gesagt, es bleibe für einen Mann, der seine Ruhe und Ehre liebt, nichts übrig, als sich vom Hofe zurückzuziehen. Er denke täglich daran, setzte er hinzu, wie schwer auch manche Bande zu lösen seien, die ihn noch festhielten. —

Der treffliche Arzt und Anatom Professer Virchow, der durch die Reaktion von hier vertrieben wurde und einem Rufe

nach Würzburg folgte, soll hieher zurückberufen werden; man will ihm eine Besoldung von dreitausend Thalern geben. Man sagt, Schönlein und Humboldt hätten dies beim Könige durchgesetzt, wider den Willen des Kultusministers von Raumer. —

Mittwoch, den 30. April 1856.

Nachmittags geschrieben. Unterbrechung durch den Besuch Bettina's von Arnim. Sie klagte sehr über Mattigkeit, sie könne nicht mehr fort, der Kopf sei ihr wüst, die Hände versagten zum Schreiben den Dienst, sie müsse sich schonen, könne es aber nicht, und täglich komme neuer Verdruß. — Darauf sprach sie von ihren Absichten auf den König, sowohl für ihr Goethedenkmal als für die Tiziankopie Ratti's, von dem Briefe, den sie an Humboldt schreiben will.

Unsre Landtagsverhandlungen sind schamlos gemein und niedrig. Für Prügelstrafe, für jede Härte und Beschränkung, für das schreiendste Unrecht ist jedesmal, wenn nicht die Minister selbst es hindern, die Stimmenmehrheit da! Nichts als Partheigeist, Eigensucht, Heuchelei, Unwissenheit und Dummheit! Wenn Preußen nach dieser Vertretung beurtheilt würde, so wäre es das letzte Land Europa's, weit zurück in aller Bildung, Einsicht, Gesittung. Gradezu die Grundsuppe des vornehmen Pöbels, der Abschaum der Mittelklassen, ist hier beisammen. Ueber die gerechtesten Beschwerden geht man mit den nichtigsten, in andern Fällen nicht gebrauchten Vorwänden zur Tagesordnung; der traurigste Ernst wird verlacht. Die Prügel, welche die Halunken austheilen wollen, verdienen sie selbst. —

Der König ist von Dresden wieder zurück.

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MUENCHEN

Tagebücher

von

K. A. Varnhagen von Ense.

Dreizehnter Band.

Varnhagen
Tagebücher
13. 14

930

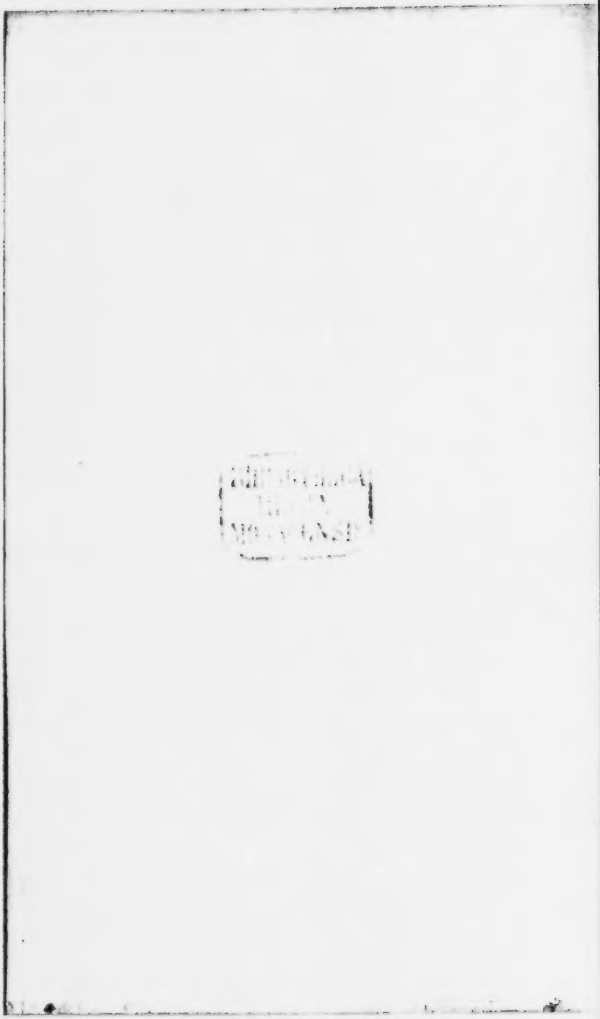

Aus dem Nachlaß Varnhagen's von Enſe.

Tagebücher

von

K. A. Varnhagen von Enſe.

Dreizehnter Band.

Hamburg.
Hoffmann & Campe.

1870.

Das Recht der Uebersetzung ins Englische, Französische und andere fremde Sprachen ist vorbehalten.

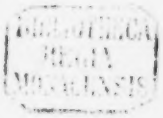

Donnerstag, den 1. Mai 1856, Himmelfahrt.

„Schiller's Eintritt in Weimar. Abhandlung von Dr. Kuhlmey. Berlin, 1855." 4. — Schulprogramm zur Prüfung der Zöglinge des Kölnischen Real-Gymnasiums. Fleißige Zusammenstellung und gutes Urtheil. Die leidige Zitatenwirthschaft erschwert das Lesen, und da sie bei den herkömmlichen Forderungen sich noch nicht abwerfen läßt, so bestreb' ich mich ganz von ihr abzusehen und nur den Text in Einem Zuge durchzulesen. Da jedoch unter die Zitate manche Bemerkung, die nicht zu missen ist, sich einschleicht, so überblicke ich diesen Kleinkram im voraus. Das unaufhörliche Hinabsehen aus dem Text in die Noten ist unerträglich. -

---

Freitag, den 2. Mai 1856.

Ausgegangen mit Ludmilla. Vor dem Brandenburger Thor im Atelier des Mahlers Schrader, sein Gemählde Ahasverus und Esther gesehen, das uns Bettina von Arnim sehr empfohlen hatte; die einzelnen Gestalten schön und ausdrucksvoll, das Ganze zu sehr verpackt. Herrn Dr. Schasler gesprochen. Dann in Cornelius' Zimmern die Farbenskizze seines jüngsten Gerichts besehen; der Mahler Hensel und Kupferstecher Eichens waren noch mit der Aufstellung beschäftigt. Das Gemählde ist für den neuen noch ungebauten Dom bestimmt, und soll 90 Fuß hoch werden. Wie von Cornelius zu erwarten war, sind viele Schönheiten und Kühnheiten zu

bewundern, aber der Christus ist steif und nichtssagend, der Sinn des Ganzen abgeschmackt und anstößig! Unten knieen König und Königin, er im Hermelinmantel, sie mit der Krone auf dem Haupt, und beten, hinter ihnen die nächsten Mitglieder der Familie; die Uniformen sind unter den Mänteln sichtbar! In der Gruppe der Heiligen sind auch Gregor der Siebente und der Stifter des Jesuitenordens Ignatius! Paßt das für einen protestantischen Dom? Nun, der Dom wird nicht ausgeführt, und das Bild auch nicht! Der König hat gesagt, eine so gewaltige Komposition habe er noch nie gesehen! Ich finde sie kahl und matt, weit unter den andern Sachen von Cornelius. Und wenn man die Transfiguration von Raphael damit vergleicht! —

Abends Besuch von Frau Bettina von Arnim; sie brachte mir ein gedrucktes Blatt von Schöll aus Weimar, das ihrer Angabe nach von ihm ihr schon vor anderthalb Jahren für mich übergeben worden wäre, aber sie sprach so verwirrt, daß kein rechter Sinn herauskam! Sie las mir dann einen Brief an Humboldt vor, und nahm die Aenderungen, die ich ihr vorschlug, dankbar an; sie pries überhaupt meinen guten Rath, er sei immer richtig, sie sehe es auch immer gleich ein, sie habe nur mich, auf mich verlasse sie sich u. s. w. Dringende Einladung, sie und ihre Töchter zu besuchen, sie seien immer zu Hause, Armgart gebe gar nicht aus u. s. w. Sie sagt mir die kolossale Verkehrtheit, der König sei böse auf sie, weil sie ihr Goethedenkmal so schnell aus Bellevue wieder habe abholen lassen, denn er wisse nicht, daß man ihr die Mahnung dazu geschickt habe! —

Der Prinz Emil von Hessen-Darmstadt ist in Baden gestorben. Der alte Mitschke-Kollande in Breslau.

Die Lüge und Tücke unsrer jetzigen Regierung kam im Abgeordnetenhause heute ganz in schamloser Nacktheit zu Tage. Solche Schande ist noch nicht erlebt worden, aber die Rechte,

die Ministerknechte und der Minister von Raumer boten ihr frech die Stirne. Doch stimmte die Mehrheit zuletzt dafür, daß die enthüllende Beschwerde an das Staatsministerium überwiesen würde! Die Theilnehmer des Frevels sollen über den Frevel urtheilen, heißt das; aber unsre Zustände sind so nichtswürdig, daß das schon als ein Gewinn gelten muß. —

Der König hat denselben Gegenstand, welchen Cornelius jetzt behandelt hat, schon früher von den Mahlern Philipp Veit und Steinle bearbeiten lassen, mit deren Entwürfen er aber weniger zufrieden war.

Sonnabend, den 3. Mai 1856.

Brief und Sendung aus Köln von Herrn Prof. Düntzer, seine Erläuterung von Wilhelm Meister's Lehrjahren. — Die gestrige Debatte über das Polizeiverfahren in Posen gegen die Presse steht ausführlich in der Nationalzeitung, die Volkszeitung sagt den Kern der Sache mit kurzen Worten. Schande über Schande! Der verlaute Graf von Pfeil, der diesmal gegen die Regierung ausfiel, wird vom Minister von Raumer zornig zurechtgewiesen, aber der Schandfleck bleibt. —

Einige Blätter bemühen sich dem Prinzen Emil von Darmstadt eine günstige Leichenrede zu halten. Aber umsonst! Die Thatsachen stehen fest, daß er ein Feind des Vaterlandes war, ein schnöder Anhänger des Kaisers Napoleon und seines Franzosenthums, dann ein Schmeichler Oesterreichs, ein Begünstiger des katholischen Dunkelwesens, ein Ausüber und Bekenner gewaltsamer Willkürherrschaft. Und er war nicht einmal ein ächter Prinz, sein Vater war notorisch der schöne Engländer Jenissen; als er in der Wiege lag, sagte der nachmalige König von Baiern Max Joseph immer mit schalkhafter

Zweideutigkeit: „Das ist ein englisches Kind! o ganz englisch!“ —

Gegen 8 Uhr mit Ludmilla durch den Thiergarten zu Bettinen von Arnim. Sie schien sehr erfreut über unsern Besuch. Nach einigem Gespräch, erst verneinend, dann willig, zeigte sie uns das Goethedenkmal, das außer der Spielerei der Wasserstrahlen durch Glasfäden doch wenig verändert ist, und diese Spielerei ist nicht glücklich angebracht. Bettina hielt die Lampe hoch, stieg damit auf einen Stuhl, und war zum Verwundern rüstig und behend. — Bettina war überhaupt den ganzen Abend recht gut, freute sich unsrer Gegenwart, ihre Blicke waren scharf und ernst. —

Der König hat heute Nachmittag auf dem Schlosse beide Häuser des Landtags mit einer Anrede entlassen. — Da er befürchtete, die meisten Mitglieder möchten die Sünde begehen, heute am Sonntage zu reisen, so hat er sie, um dies zu verhindern, zu einem festlichen Gastmahl eingeladen. Es fragt sich, ob man bei einer Schmauserei mehr Andacht hat, als auf einer Reise. —

Sonntag, den 4. Mai 1856.

Der ganze Lustgarten voll Menschen; alle Stufen des Doms, die des Museums dichtgedrängt voll. Im Dom beginnt nach dem Gottesdienste das Tedeum unter Glockengeläut, die vor dem Zeughaus aufgestellten Kanonen feuern 101 Schuß, und in ganz Preußen, wo nur Kanonen stehen, findet dieselbe Salve statt. Der Kanonendonner thut mir wohl, überhaupt gefällt mir die Friedensfeier, ich fühle mit, was Rahel dabei fühlen würde! —

Seite

84. Brief. Varnhagen an Oelsner 384
85. „ Oelsner an Varnhagen 389
86. „ Varnhagen an Oelsner 391
87. „ Oelsner an Varnhagen 393
88. „ Varnhagen an Oelsner 398
89. „ Diktirter und letzter Brief von Oelsner an Varnhagen 404

Geschichte des Sabbatbai Zewy und der Sohariten oder Sabbathianer.

Der Redakteur der Kreuzzeitung Dr. Beutner wundert sich, daß die Nationalzeitung den Artikel eines englischen Blattes gegen die französischen Angriffe auf die belgische Preßfreiheit aufgenommen hat; er hätte es nicht gewagt, versichert er, denn er habe schon zehn Verwarnungen von Seiten der Behörden erhalten, weil der französische Gesandte hier sich bitter beklagt hat. — Den Vertrag zwischen Frankreich, Oesterreich und England haben die Times hinter den Anzeigen ganz versteckt und in kleiner Schrift gegeben. Die meisten Zeitungen haben ihn übersehen, die Nationalzeitung, durch Bücher aufmerksam gemacht, gab ihn aber, die einzige unsrer Zeitungen. —

Der Gewerberath, eine Anstalt, durch welche die Reaktion den Handwerkerstand zu beschäftigen, zu leiten, zu unterjochen hoffte, erwies sich schon längst unnütz, lästig und widerwärtig, wurde mehr und mehr beschränkt und umgangen, und ist jetzt im Verscheiden, auch die letzten Innungen sagen sich los von ihm. —

Donnerstag, den 8. Mai 1856.

Louis Bonaparte will Herzoge machen; Pelissier, Bosquet, aber auch Morny, Persigny und Fould, der Jude Fould, sollen den Titel bekommen! Heißt das nicht auch den Adel herunterbringen, vernichten? Wie sein Kaiserthum eine Satire und ein Bruch für alte Fürstenmacht und Thronehre. —

In Mecklenburg, wo das vierte Kind ein uneheliches ist, ganze Dorfschaften keine andre haben, ist ein Strafgesetz gegen Unzucht und wilde Ehen verkündigt worden. Daß der Zustand aus politischen Uebeln herkommt, aus heilloser Adelswirth-

Dienstag, den 6. Mai 1856.

Sendung aus Leipzig, die verschollene, lange vergeblich gesuchte, fast zum Mährchen gewordene Schrift „Die Eumeniden" ist mir zugekommen, für 10 Silbergroschen. Daß sie in Zürich erschienen, im Jahr 1801, war auch bis vor kurzem unbekannt; daß sie von zweien Studenten geschrieben worden, sagt Knebel in einem Brief an Goethe, wer aber die Verfasser eigentlich waren, weiß man noch nicht. Die Schrift ist der gesteigertste Ausdruck des heftigen Jüngerthums der Schlegel'schen Schule. —

Der König hat sich über die rheinische Gemeindesache das Für von Daniel von der Heydt, das Wider vom Grafen von Fürstenstein-Stammheim vortragen lassen, und gefällt sich in der Rolle des Schiedsrichters. Herr von Westphalen aber fühlt sich dadurch gekränkt, und will den Abschied nehmen.

Der Prinz von Preußen hat sich auch der Rheinprovinz angenommen, und gewisse Nachgiebigkeit für deren Wünsche zur Bedingung seiner Reise nach Moskau gemacht, die der König sehr wünscht, der Prinz aber ungern ausführt, weil er fürchtet, die nahe Berührung mit Rußland möchte ihm in der Volksmeinung schaden. —

„In dem Freytag'schen Roman „Soll und Haben" ist das Handelswesen vorgestellt." — Ja, es ist, als hätte man aus dem Gewebe des „Wilhelm Meister" einen der dünnern Fäden herausgezogen und daraus — aus dem Werner — einen neuen Roman gemacht. —

Mittwoch, den 7. Mai 1856.

„Geschichte, Lehren und Meinungen aller religiösen Sekten der Juden und der Geheimlehre oder Cabbalah. Von Peter Beer. Brünn, 1822." 2 Bände in 8. Im 2. Theil S. 259

namenlose, den Zeitungen mitgetheilte Zeilen. Die Kreuzzeitung schimpft heftig.

Freitag, den 9. Mai 1856.

Der König möchte die 15 Millionen, welche von den für die Kriegsrüstungen bewilligten 30 noch übrig sind, für seinen hiesigen Dombau verwenden; aber die Minister getrauten sich nicht, dem Landtage einen solchen Antrag vorzulegen. Indeß hält der König den Gedanken noch immer fest.

Der König hat Louis Bonaparte den Schwarzen Adlerorden verliehen; man streitet, ob er es freiwillig gethan hat oder gezwungen; beides wird als schlimm angesehen. —

Sonnabend, den 10. Mai 1856.

Schon um 5 Uhr wach, einiges gelesen und manches überlegt. Mich ergötzt am frühen Morgen das vielfache, wechselvolle Spiel des Lichts, die Spiegelungen, die Schatten, und ich suche mir die Erscheinungen zu erklären. Soweit ich bis jetzt gekommen, haben die Goethe'schen Grundanschauungen sich noch immer bewährt; seine Thatsachen sind Thatsachen, keine Einbildungen oder Künsteleien. —

In Folge der kräftigen Haltung in Brüssel und der entschiedenen Erklärungen in England schreckt der — in Paris von seinen Angriffen gegen die belgische Preßfreiheit wieder zurück. Seine Zeitungen sagen, es sei gar nicht so gemeint gewesen. Er ist wohl dreist, aber nur wo er schon Sicherheit hat.

Der König hat den Oberstlieutenant und Hofmarschall außer Diensten Herrn von Schöning zum Historiographen der

Armee ernannt, und ihm den Karakter als Generalmajor beigelegt! Neues Amt, ungewöhnliche Beförderung! Man schüttelt die Köpfe! —

Der Generalmajor außer Diensten von Webern iſt zum Generallieutenant befördert worden. Hm, hm! —

Die Neue Preußiſche Zeitung kann ſich gar nicht beruhigen, ſie lärmt wehklagend und geifernd über die Angriffe Ryno Quehl's gegen ſie und ihre Parthei. Der Mann thut ihr offenbar ſehr weh. Sein Buch iſt beim Oberhofbuchdrucker Decker ſehr glänzend gedruckt. —

Der Prinz von Preußen bietet alles auf, die vom Landtag beſchloſſene rheiniſche Gemeindeverfaſſung abzuwenden. Der König iſt noch unentſchieden, und hat die Sache dem Staatsminiſterium überwieſen, die Entſcheidung aber ſich vorbehalten. —

Sonntag, den 11. Mai 1856.

Gegen Abend kam Frau Bettina von Arnim; ſie ſei heute ſchon ſo krank geweſen, daß ſie geglaubt habe zu ſterben, es ſcheint die Folgen der Scirocco-luft haben ſie ſo heruntergeſtimmt. Sie hatte viel und vielerlei zu erzählen. Der Graf von * habe ſich bei ihr anmelden laſſen, er ſei vorher nie bei ihr geweſen, ſie habe ihn nur immer bei Savigny's geſehen. „Potztauſend, denk' ich, der hat am Ende Luſt, und will die Armgart heirathen! Ich fang' an vom Heirathen zu ſprechen, und ſag' ihm er ſei ein rechter Blaubart, er habe ſchon vier Frauen umgebracht. — Verzeihen ſie, nur drei — vier oder drei, das macht keinen großen Unterſchied! aber nun laſſen Sie es bleiben, und nehmen keine mehr! Ich ward immer ſchärfer und gröber gegen ihn!“ — Bettina will dem Mahler Blechen zweitauſend Louisd'or von Hamburgern verſchafft

haben; wenn das wahr ist! Wieder die Geschichte von dem Türken Achmet, den sie zum Buchhandel bestimmt, der Buchhändler Kühn will ihn binnen drei Monaten vollkommen unterrichten, aber wenn es einmal recht viel Geschäfte giebt — und wann soll das sein, wenn die eben stattgehabte Ostermesse dazu nicht taugte? — bis dahin sorgt sie für seinen Unterhalt. Für das Denkmal sind ihr Hunderttausende angeboten, alle steinreichen Leute wollen beisteuern. Herr Jakob in Potsdam gewiß 20,000 Thaler, eine reiche Frau am Rhein wenn es nöthig ist, eine halbe Million u. s. w. Einen Vorschlag zu einer kleinen Aenderung nimmt sie mir sehr übel und heißt mich stillschweigen; sie geht aber doch in aller Freundlichkeit und lachend ab. —

Ueber Judenthum und Katholizismus mehreres gelesen.

Montag, den 12. Mai 1856.

Der schöne Tag — es treiben aber doch schwere Wolken — lockt ganz Berlin auf die Straßen, in's Freie. Ueberall Gedränge von geputzten Menschen, strömende Schaaren. Ein heitrer Anblick! doch man muß auf der Oberfläche bleiben, nicht grübeln, sonst verdirbt man sich den Eindruck. Denn der Glanz und die Ueppigkeit verdecken ein tiefes Elend, traurige, verrottete Zustände. —

Der neulich in der Potsdamerstraße begangene Raubmord hat auf den König so stark eingewirkt, daß er elf ihm seit längerer Zeit zur Bestätigung vorliegende Todesurtheile sogleich unterschrieben hat, binnen einer Viertelstunde alle elf. — Drei Hinrichtungen werden demnächst hier stattfinden, im Zellengefängniß von Moabit; darunter der Jäger Puttlitz, der bis jetzt noch nichts gestanden hat. —

Gegen den Konstabler-Obersten Patzke soll gerichtliche

Unterſuchung eingeleitet werden, weil er von dem Duell Hinckeldey's gewußt, und daſſelbe nicht, wie er von Amtswegen verpflichtet war, durch Anzeige verhindert hat. Man will ihm gern zu Leibe gehen, ihn wegſchaffen; der Polizeipräſident von Zedlitz will ihn nicht behalten. —

Dienſtag, den 13. Mai 1856.

Beſuch vom Herrn General von Pfuel; er lieſt bei mir in dem Werke von Peter Beer über die Lehren und Meinungen der jüdiſchen Sekten den Abſchnitt über Sabbathai Zewy, und ſpricht darüber mit großer Vorliebe.

Nachrichten aus Wien. Man freut ſich dort hohnlachend der Herabwürdigung Preußens, und ſtellt deſſen Rolle beim Pariſer Kongreß noch demüthigender vor, als ſie wirklich war. Der Haß gegen Preußen iſt in allen Oeſterreichern lebendig, im verſtorbenen Fürſten Felix von Schwarzenberg hatte er ſeinen ſtärkſten Ausdruck, aber auch jetzt iſt er in der ganzen Staatsverwaltung vorherrſchend, bei allen Miniſtern, bei dem Kaiſer ſelbſt. Man erzählt von letzterm ſchmähende Aeußerungen über unſern König, die ich nicht wiederholen mag. In dem öſterreichiſchen Haß iſt auch viel kirchlich-katholiſcher, und umgekehrt in dieſem jener. Die Katholiken nehmen vom Könige alle Freiheiten und Begünſtigungen an, aber ohne Dank; im Gegentheil, er bleibt ihnen, ſo lange er nicht wirklich katholiſch wird, immer nur der Ketzer. Unſre Jeſuiten in Paderborn und Köln ſtehen im innigſten Zuſammenhange mit Wien, mit dem dortigen päbſtlichen Nuntius ꝛc.

Der König neigte ſich heute zu dem Entſchluß, der von beiden Häuſern gebilligten rheiniſchen Gemeindeverfaſſung ſeine Zuſtimmung zu verſagen. Heute ſtand es ſo; wie mor-

gen es ſtehen wird? — Das kann niemand wiſſen noch verbürgen. —

Pfuel iſt doch ein in ſeiner Art einziger Menſch! In ſeinem ſechsundſiebzigſten Jahre ſo friſch und rüſtig wie ein junger Mann, immer geiſtig erregt, immer anſpruchslos, begierig nach Einſicht und Erkenntniß, als hätte er noch ein langes Leben vor ſich um von ihnen Gebrauch zu machen, voll Antheil für Wiſſenſchaft, Kunſt, menſchliches Gedeihen und Fortſchreiten; durchaus heiter, oft humoriſtiſch, reich an Bildern und Ausdrucksweiſen. An allem nimmt er lebendigen Antheil, nur nicht an den einzelnen Menſchen; er hat wohl Freunde, die er ſchätzt und liebt, aber keiner iſt ihm nothwendig, jeden kann er entbehren, über den Verluſt eines jeden iſt er leicht getröſtet. Bei all ſeiner leutſeligen Luſt und Gewohnheit ſich mitzutheilen, hat er doch vieles, was er ſorgfältig zurückhält, in ſeinem Innern ſind Gemächer, die kein fremder Blick erdringt, in ihnen mag auch mancher Schmerz liegen, den wir nicht zu ſehen bekommen. —

Mittwoch, den 14. Mai 1856.

Der öſterreichiſche Feldmarſchall Fürſt Alfred von Windiſchgrätz, der zum Beſuch hier einige Tage verweilt, iſt nicht ſo glänzend aufgenommen worden, als er erwartete. Zwar den Bombardirer von Prag und Wien, den Erſchießer Robert Blum's, möchte die Kreuzzeitungspartei gern vergöttern, aber der Oeſterreicher in ihm, der Ruſſenfeind, kann ihr im jetzigen Augenblicke nicht gefallen. Der Hof hier aber iſt weſentlich Kreuzzeitungspartei, und der König — heißt es — haßt ſie zwar, gehört ihr doch aber innigſt an. Solche Widerſprüche ſind bei uns überall, und man iſt ſchon ganz an ſie gewöhnt. Ein Fremder kann ſich darein nicht finden, und bleibt in Betreff unſrer Zuſtände verwirrt und ſtutzig. —

Die Nationalzeitung war in Königsberg beſchlagen, angeklagt, und iſt nun freigeſprochen worden. Sie hat hier von all dieſem nichts gewußt, ſondern es erſt durch die dortige Zeitung erfahren, welche die Freiſprechung meldete. —

Der König hat den Fürſten von Windiſchgrätz als Oberſten gekannt — wie ich ebenfalls — und geſagt, derſelbe ſei der ſchönſte Oberſt ſeiner Zeit geweſen. Nur war ſeine Geſtalt etwas zu klein, und ſein Geſicht geiſtlos. Er liebt es bei der Tafel zu plaudern, trinkt gern Champagner, und plaudert nach deſſen Genuß etwas zu viel. Einige Aeußerungen über die Ruſſen, die er in der Weinlaune gethan, haben hier ſchiefe Geſichter verurſacht. —

Der Präſident Adolph von Kleiſt bekennt mit Ingrimm, es liege offenbar in den Abſichten der Vorſehung, dem Grundſatze der Unrechtmäßigkeit überall die Oberhand zu geſtatten! Ich frage, ob ſeine Frömmigkeit ſo weit gehe, auch hier in Berlin den Abſichten der Vorſehung thätig beipflichten zu wollen? — „O Gott bewahre!“ heißt es. — Alſo den Abſichten der Vorſehung entgegen zu wirken, ſie wenigſtens zu mißbilligen? — Schönes Dilemma, in das die Leute gerathen! —

Donnerstag, den 15. Mai 1856.

Um halb 9 Uhr kam der General Adolph von Willisen. Er reiſt morgen nach Erfurt zurück. Die Kreuzzeitungsleute, die ſich am Hofe beſonders eingeniſtet haben, athmen immer etwas beklommen, wenn Willisen hier iſt, und fühlen ſich erleichtert, wenn er abreiſt. Ganz verdrängen vom Könige können ſie ihn nicht, aber daß er hier bleibe, wiſſen ſie zu verhindern. —

Nach dem Thee laſen wir in die Wette, Ludmilla und ich,

in Salomon Maimon's Lebensgeſchichte. Im Judenthum ſind erhabene Vorſtellungen, großartige Geiſteswerke, doch wird faſt alles erſtickt von kindiſchen Kleinigkeiten und ſpitzfindigen Thorheiten, ja baarem Unſinn. Das Chriſtenthum iſt zwar eben ſo von Katholiken und Proteſtanten verarbeitet und bedeckt, aber es bewegt ſich doch, der urſprüngliche Geiſt iſt weniger gebunden von den Außenwerken. Das Chriſtenthum iſt ein Fortſchritt.

Unſer Wandnachbar Herr von Meyſenbuzg wird uns verlaſſen, er iſt zum Miniſter des Hauſes und der auswärtigen Angelegenheiten in Karlsruhe ernannt; ſein Vorgänger Herr von Rüdt geht als Geſandter nach Wien. Was hat Baden jetzt für traurige Miniſter! Aber die Aushelfer, die Stellvertreter, die Achſelträger und Fahnenſchwenker ſind überall voran! —

Den größten Aufſchwung, einen in den gegebenen Verhältniſſen ganz fabelhaften, hat der Oeſterreicher Hübner gemacht. Vor wenig Jahren noch ein dunkler Legations-Kommis — wie es in Oeſterreich lautet — Herr Hübner, ohne alle Ausſicht und Hoffnung, iſt er jetzt der Wirkliche Geheime Rath Freiherr von Hübner und in dieſen Tagen ſogar Botſchafter geworden. Hoher Adel von Oeſterreich, welche Beſchämung! —

Dem Fürſten von Windiſchgrätz wird hier alle Ehre angethan, aber in ſeinen Aufträgen — die von den Zeitungen geläugnet werden — ſcheint er nicht glücklich. Oeſterreich, gegen Rußland durch franzöſiſches Bündniß gedeckt, wünſcht ein preußiſches, um gegen Frankreich gedeckt zu ſein, in Italien zu keiner Nachgiebigkeit genöthigt zu werden. Aber das bisherige Verhalten Oeſterreichs gegen Preußen war kein freundſchaftliches! —

Geldstrafe von 5 Thalern oder 4 Tagen Gefängniß gegen einen Schuhmachermeister, der als Küster der hiesigen christkatholischen Gemeinde gedruckte Programme auf die Sitzplätze im Versammlungssale gelegt hatte, ohne polizeiliche Erlaubniß! Das Kammergericht hat doch den guten Sinn gehabt und auf nichtschuldig erkannt. Ebenso hat das Kammergericht einen Kaufmann freigesprochen, der zu 5 Thalern Geldstrafe verurtheilt war, weil er ein ihm polizeilich verstattetes Schankgeschäft durch einen Stellvertreter hatte verwalten lassen. Aber zweistufige Gerichtshändel, um freigesprochen zu werden! Man sieht wie schikanös alles ist, wie das bürgerliche Leben beengt und erdrosselt wird. Fort mit dem ganzen Konzessions-, Aufsichts- und Meldewesen, von dem vor fünfzig Jahren kaum etwas gewußt wurde, und an diesem Mangel ist damals der Staat nicht zu Grunde gegangen! —

Der König wollte der verwittweten Kaiserin von Rußland entgegenreisen, hat aber heute eine leichte Unpäßlichkeit, und bleibt noch hier.

Im Zellengefängniß bei Moabit sollte heute früh ein Potsdamer hingerichtet werden, wegen entstandenen Zweifels über die Schuld des Mannes wurde die Hinrichtung in der Nacht abbestellt. —

Lord Palmerston hat dem Erzbischof von Canterbury den Willen gethan, und die Sonntagsmusik in den Parks von London einstellen lassen. Die Blätter fragen, ob denn der Erzbischof auch die Sonntagsmusik Nachmittags und Abends bei Hof und überhaupt in der vornehmen Welt für eine Sabbathschändung erkläre? Wie mächtig sind grade noch in England gemeines Vorurtheil und dünkelvolle Dummheit! Fort mit aller Pfaffenregierung! —

Des Königs Unwohlsein ist ein Anfall von kaltem Fieber. Man ist darüber beunruhigt, sucht es aber zu verbergen.

1.

Varnhagen an Oelsner.

Berlin, den 9. Januar 1823.

Ihre letzte Briefsendung, mein theurer verehrter Freund, hat mich in die größte Freude versetzt; eine solche Geistesberührung aus der Ferne haucht wie mit Frühlingsathem die Eiserstarrung auf, an welche man in unsrer Wintergegend sich nach und nach gewöhnen muß, und leider wirklich gewöhnt! Ihr Urtheil und Ausdruck erquicken mich aus prosaischer Betäubung zu poetischem Erwachen, das schon weniger die Nebel des Morgens, desto mehr aber hinter ihnen die steigende Sonne erblickt. Auch über das viele Schmeichelhafte, welches Sie mir, doch wahrlich ungerechterweise, sagen, darf ich mich in so fern herzlich freuen, als mir ihre Gesinnung dabei wohlthätig die Seele trifft. Wie aber können Sie, theuerster Freund, uns zu gleicher Zeit so betrüben, erst aus unseren letzten Briefen die Gewißheit zu entnehmen, daß wir Ihrer mit alter Innigkeit gedenken? Durfte unser sparsames Schreiben, unser Verstummen sogar, Ihnen darüber einen Zweifel geben? O halten Sie die sichere Ueberzeugung fest, daß in diesem Gebiete, wie auch immer die

Es iſt nun unzweifelhaft, daß der Staatsanwalt Körner dem Könige zweimal wöchentlich Vortrag über Gegenſtände der geheimen Polizei hält. Das Haupt dieſer Polizei iſt der Geheime Kämmerier Schöning, der ſie auch eingerichtet hat, nach Hinckelden's Rathſchlägen. Der König hat ſchon Berichte Körner's zur Berückſichtigung an den Miniſterpräſidenten befördert, wahrſcheinlich ohne daran zu denken, daß auf dieſe Weiſe das Beſtehen jenes Verhältniſſes amtlich kundwerden muß.

Sonnabend, den 17. Mai 1856.

Sendung aus der Veit'ſchen Buchhandlung „Machſor, oder die Gebete der Juden, neu überſetzt und erläutert von Dr. Michael Sachs." Mit dem Hebräiſchen zur Seite. Bis jetzt 8 Theile. Sachs hat ſein Mögliches gethan, das Erhabene und Dichteriſche in dieſen Gebeten hervorzukehren; es ſind allerdings hier Goldkörner, aber in vielem Sande! Mag ſein, daß der ſinnliche Menſch der Wiederholungen, der eindringlichen Formeln bedarf, in die mit leichtem Wechſel auch immer etwas Neues ſich einſchieben läßt, dem Geiſte geſchieht damit wenig Genüge. Manches Verwandte findet ſich bei den Katholiken, auch bei den Herrenhutern. —

Sonntag, den 18. Mai 1856.

Als wir uns zum Mittageſſen anſchickten, kam Bettina von Arnim. Der Profeſſor Weiße war bei ihr, hat aber die Geſpräche mit Dämonen nicht loben wollen. Sie preiſt überſchwänglich die Ratti'ſche Kopie des Gemäldes von Tizian, jeder Pinſelſtrich iſt genau wiedergegeben. Der König ſoll

das Bild bei ihr sehen, der wird es gleich kaufen, war von Anfang begierig darauf, hat es eigentlich schon gekauft — der tollste Schwindel, es ist keine Spur von Wahrheit darin! — vorher aber soll kein Mensch es sehen, damit niemand etwas Ungünstiges dem Könige zuflüstern könne.

In einem eigenhändigen Schreiben des Königs Friedrichs Wilhelms IV. an den Minister von Manteuffel heißt es: „Ich verlange einen Staatsgerichtshof, um an diejenigen Leute kommen zu können, denen man juridisch und administrativ auf gewöhnlichem Wege nichts anhaben kann." — Manteuffel hatte einige Schwierigkeiten gemacht; nun machte er keine mehr. — Ayno Quebl, der Vertraute Manteuffel's, hat dieses Schreiben in Händen gehabt, und vielen Personen gezeigt. Manteuffel ging mit seinen Papieren äußerst nachlässig um, auch mit den wichtigsten.

Als der Kriegsminister von Bonin bei den Aussichten zum Kriege zwischen Rußland und den Westmächten von den Kammern 30 Millionen Thaler vorzüglich unter der Versicherung, daß sie nicht für Rußland würden verwendet werden, erlangt hatte, und gleich darauf verabschiedet worden war unter Mißbilligung seiner ihm doch befohlen gewesenen Werke, schrieb der Prinz von Preußen einen darüber bitter klagenden Brief an den König, der dies ungemein übel nahm. Eine Redensart, in welcher der Prinz sich auf das Heer und auf dessen Mißvergnügen berief, wurde als eine Drohung angesehen, als ein Trotz, sich gegen den König aufzulehnen. Der König, in höchster Aufreizung, berief einen Rath seiner Getreuen. Staats- und Hofbeamte, Generale, Minister, Günstlinge. Mehrere Stimmen erklärten, wenn das der Prinz in der That gemeint habe, so sei es Hochverrath, der Schreiber des Todes schuldig. So wurde die Gereiztheit des Königs genährt und gesteigert, anstatt gemildert; er hegte längere Zeit den schlimmsten Verdacht, das heftigste Miß-

trauen gegen seinen Bruder. Endlich schrieb dieser an ihn, er höre, wie schändlich man seinen Brief auszulegen suche, er wies mit Unwillen allen Verdacht zurück, und versicherte den König auf's neue des Gehorsams und der gänzlichen Unterwürfigkeit, von denen er nie abgewichen sei.

Montag, den 19. Mai 1856.

Nachrichten aus Wien. Während Oesterreich die Augen auf die Donaufürstenthümer und auf Italien gerichtet hält, vergißt es nicht, auch in Deutschland seine Zwecke zu verfolgen, und namentlich gegen Preußen seine mehr oder minder verdeckten Angriffe fortzusetzen. Diesmal ist es vor allem der Zollverein, der verdächtigt wird, dessen Auflösung man betreibt. Man wünscht die kleinen und mittleren Staaten durch Handelsvortheile an Oesterreich zu ketten, wirklich zu ketten, denn für angeblichen Schutz sollen sie einen Theil ihrer Selbstständigkeit aufgeben; den Fürsten redet man ein, dies sei ihre wahre Sicherheit gegen künftige Revolution. —

In Dänemark, in Schleswig-Holstein besonders, wachsende Verwirrung; der Bundestag schweigt, und läßt deutsches Land auf's grausamste mißhandeln, dessen Recht mit Füßen treten. —

In Hannover die Ständeversammlung auf's neue vertagt. —

Der König reist nun erst morgen früh der Kaiserin entgegen. Der Polizeipräsident von Zedlitz ist auf den Bahnhof bestellt.

Der König hat nun doch die rheinische Gemeindeordnung genehmigt, aber den mittlern Städten freigestellt, die Städteordnung anzunehmen. Die Sache wird in der Ausführung, wie alle halbe Maßregeln, noch ihre Schwierigkeiten finden.

Die rheiniſchen Provinzialſtände ſollen darüber gehört werden; da giebt es neue Reibungen genug! —

Herr von Rochow ſoll durch das Militairgericht zu fünfjähriger Feſtungsſtrafe verurtheilt worden ſein, die Zeugen aber freigeſprochen. Gegen den Konſtabler-Oberſt Patzke wird verfahren, weil er dem Hinkelden beim Einſchießen behülflich war; es wird nicht viel dabei herauskommen, aber der Zweck iſt ihn zu demüthigen und demnächſt von hier zu entfernen. —

Das Ausſetzen der Hinrichtung hat große Bewegung in den Gemüthern hervorgebracht. Man hält die Sache für beiſpiellos. Man beſchuldigt den Geiſtlichen einer großen Anmaßung, die aus Gemüthsſchwäche ſtamme. Einige Stimmen ſchreien bei dieſem Anlaß gegen das Geſchwornengericht, das einen wahrſcheinlich Unſchuldigen dem Tode überliefert hat; aber der Gerichtshof, das Obertribunal, der Juſtizminiſter, alle haben den Spruch beſtätigt; ſoll das alles der Zweifel eines weichherzigen Predigers aufheben? Der Juſtizminiſter Simons ſpricht vom Abſchiednehmen! Er wird's wohl bleiben laſſen! — Von allen Seiten hört man die Meinung, daß jetzt, nach dem Aufſchub, die Hinrichtung gar nicht mehr ſtattfinden dürfe. — (3. 8. Juli.)

„Das Leben des Generals Friedrich von Gagern. Von Heinrich von Gagern. Erſter Band. Leipzig und Heidelberg. 1856." 8. Die Familienhand iſt hier nicht angenehm noch nützlich. Ein andrer Standpunkt, als der Gagern'ſche, eine andre Färbung, würden beſſere Schilderung gewährt haben. Die Hauptſache, die hier zur Sprache kommt, iſt Heinrichs von Gagern politiſche Bahn im Jahr 1848, ſie wird aber nicht gerechtfertigt, noch ſelbſt erklärt. Unkunde, Vermeſſenheit, Schwanken, Rechthaberei und Eitelkeit ſind nicht zu beſchönigen; ſie zuſammen bilden einen großen Verrath, wenn

auch ein ſolcher im gewöhnlichen gemeinen Sinne nicht ſtatt gefunden hat. Das Buch erregt Unmuth und Trauer. —

Dienstag, den 20. Mai 1856.

In dem Buche von Haym über Wilhelm von Humboldt geleſen. Ich bin immer weniger mit dem Werke zufrieden; das wahre Leben, das hier eingefangen werden ſoll, entſchlüpft dem großmaſchigen nicht geſchloſſenen Netze, der große Fiſch iſt nicht drinnen! —

Der Erzherzog Ferdinand Maximilian in Paris ſehr gefeiert. Louis Bonaparte'n muß gehuldigt werden, ihm eine Befriedigung, aber auch eine Nothwendigkeit; dem ſchlechten Theil der Nation muß er dadurch imponiren, der beſſere Theil macht ſich nichts daraus, aber ſieht mit Luſt die Erniedrigung der alten Fürſtenhäuſer. —

„Der König von Würtemberg, der ſich vor einigen Jahren ſo trotzig gegen mich erklärte, hat ſeinen Kratzfuß denn doch vor mir gemacht, nun aber gar in Paris vor dem Parvenü-Kaiſer. Wohl bekomm's!“ Dieſe Worte ſoll der König zum General Grafen von der Groeben geſagt haben. —

„Chaſot. Zur Geſchichte Friedrich's des Großen und ſeiner Zeit. Von Kurd von Schlözer. Berlin, 1856.“ 8. Sehr viel Merkwürdiges und Anziehendes, doch hauptſächlich für ſolche Leſer, die ſchon geſchichtskundig ſind. Seine Helfer und Nachweiſer nennt der Autor mit eifrigem Dank, aber das Beiwort „vortreffliche“ bei Ranke's preußiſchen Geſchichten hätte er ſparen ſollen! —

Der König hat dem berüchtigten Malmène ein paar Monate ſeiner Strafhaft geſchenkt. Man fragt, warum nicht die ganze Strafe? — Malmène war von Manteuffel beſchützt, von Hinckeldey deßhalb angefeindet. Letzterer ſoll bei dem

Verfahren gegen Malmöne, das freilich ganz berechtigt war, mit schadenfrohem Lächeln gesagt haben: „Gute Gelegenheit, den Herrn Ministerpräsidenten etwas scharf zu kitzeln!“ —

Mittwoch, den 21. Mai 1856.

In Kassel gerichtliches Verfahren gegen den Advokaten und Treubündler Tassius, den Günstling Hassenpflug's, den plumpen Heuchler, der an den Teufel zu glauben vorgiebt, und diesem die Schuld der Verbrechen auflegen will, die er begangen hat. Er ist als ein gemeiner Missethäter entlarvt, und kann dem Zuchthaus nicht entgehen. „Der Teufel?“ Nein, Tassius; für den Teufel ist gesorgt, der treibt sein Spiel geschützt weiter, als Fürst, als Minister, als Höfling, als Kreuzzeitungsmann; er fürchtet das Kreuz nicht im geringsten mehr, seitdem es ihm dienstbar ist. „Aber warum läßt er die Seinen so schmählich fallen?“ Was liegt ihm an einer Handvoll Schufte? er hat deren die Fülle! Und ein Teufel wird doch nicht dankbar sein? —

Herr von Unruh, jetzt als Direktor einer Gasgesellschaft in Dessau wohnhaft, war kürzlich hier. Er gedenkt in seinen Geschäften nach Warschau zu reisen, wo man Gasbeleuchtung wünscht. Man hat ihn vielfach gewarnt, er könne dort Widrigkeiten erfahren, die russische Polizei möge glauben, der hiesigen Regierung einen Gefallen zu thun, wenn sie ihn verfolge, ja sie könne von hier aus heimlich dazu angestiftet werden. Man erinnert sich, wie einst Herr Cousin auf preußische Forderung in Dresden verhaftet und hieher gebracht worden sei; der französische Gesandte habe sich seiner kräftigst angenommen, die französische Polizei selbst aber habe jene Verhaftung von der preußischen verlangt. — So lange Unruh in Magdeburg lebte, konnte er keine Paßkarte bekommen, mußte

zu jeder seiner vielen Dienstreisen einen besondern Paß nehmen, während die Kommandantur ihm einen Erlaubnißschein ertheilt hatte zu jeder Stunde ein- und auspassiren zu können. Er hatte damals eine lange Unterredung hier mit Herrn von Hinckeldey, dem er die Ungerechtigkeit vorstellte, der aber zuckte die Achseln und meinte, was „von oben" verfügt werde, dagegen könne man nichts. Jetzt hat Unruh eine dessauische Paßkarte, die man auch hier muß gelten lassen, jedoch mit großer Unlust. Solche Kleinlichkeiten, Nachelaunen, willkürliche Verfolgungen, Tücken und Scheereteien, die denn doch zuletzt überwunden werden, weil sie feig und niederträchtig sind, umgeben uns von allen Seiten; sie sind wie ein Meer, das wir durchschwimmen müssen, und manchen guten Mann verschlingen sie doch als ein Opfer! — Es ist nöthig, bisweilen einige Beispiele dieser Art aufzuzeichnen. —

Donnerstag, den 22. Mai 1856.

Der Prinz von Preußen, der beim Könige wegen der rheinischen Gemeindeordnung nichts ausgewirkt hat, ist deßhalb sehr aufgebracht, und äußert sein Mißfallen laut genug, um das des Königs zu erregen. Zeitungsartikel erinnern, daß jetzt, nachdem der König sich für die Gemeindeordnung entschieden, nur Gehorsam übrig bleibe, Unterwerfung unter das heiligzuhaltende Königliche Wort. Dagegen wird eingewendet, daß Ansichten und Meinungen frei sind, und jedes Gesetz getadelt werden darf. — Die Sache selbst hat nicht die Wichtigkeit, die man von beiden Seiten darauf legt. Ein guter Schwamm — immer liefern die Ereignisse einen solchen — lösch viele mühsam hingezeichnete Kreidestriche leicht und völlig aus.

Heute früh ist der Lithograph Biermann, der seine vier

Kinder in's Waſſer geworfen hat, im Zellengefängniß enthauptet worden.

In Mommſen's römiſcher Geſchichte geleſen. Scharfſinn und Rohheit! er iſt eine Art Heinrich Leo! Seine Urtheile, die lobenden wie die tadelnden, ſind fanatiſch, es empört den geſunden Sinn die gemeine Herabſetzung Cato's und Cicero's, wie die gemeine Bewunderung Cäſar's. Die dem letztern beigelegte Wichtigkeit und Bedeutung hält nicht Stich, es iſt viel hohle Vorausſetzung dabei, willkürliche Einbildung. Cäſar wird mir durch Mommſen nur verhaßter, Cicero — den ich nicht überſchätze — lieber. — Das Buch wird ſeinen Schwung eine Zeitlang behaupten, dann ſinken wie ſo viele andre, die ſo ſchäumen. —

In Elbing hat die Polizei die Kaufleute Kawerau und Jakob Rieſen, Vorſteher und Beiſitzer der Aelteſten der dortigen Kaufmannſchaft, gerichtlich angeklagt, weil ſie den in Königsberg gedruckten Jahresbericht der Elbinger Kaufmannſchaft unter ihren Mitbürgern hatte vertheilen laſſen, ehe 24 Stunden nach Einreichung eines Abdrucks bei der Polizei verfloſſen waren. Das Gericht erkannte, daß dergleichen Gewerbedruckſachen jener Vorſchrift nicht unterliegen, und ſprach die Angeklagten frei. Sie ſind ſeit Jahren das Ziel vielfacher Verfolgungen! —

Franzoſen und Ruſſen bekümmern ſich wieder unnöthigerweiſe um Deutſchlands Organiſation, wünſchen dieſe vereinfacht zu ſehen! Der — Louis Bonaparte wünſcht die Ideen ſeines Oheims (!) auszuführen, die mittlern Staaten durch Mediatiſirungen zu verſtärken ꝛc. Das ruſſiſche Blatt Le Nord in Brüſſel ſpricht dergleichen empfehlend aus. Oeſterreich wünſcht Abänderungen im Bunde, doch keine volksthümlichen, keine freiſinnigen. Das deutſche Nationalgefühl ſtößt Schreie des Unwillens aus, aber das iſt nutzlos, die Fürſten hören nicht darauf, und das Ausland ſpottet unſer. Das Volk muß

tragen und dulden, es kann der frechen Hand nicht wehren, man hat seine Einheit verhindert, seine Freiheit zerschlagen. Jene werden einst ihr blindes Thun bereuen, aber zu spät! Das Volk muß einsehen, wie es mit ihm steht, auch der letzte Schimmer von Täuschung muß verschwinden, man soll ihm nichts vorlügen, von falschen Hoffnungen, Vertrauen ꝛc.

Freitag, den 23. Mai 1856.

Ein Zeitungsartikel, zu welchem angeblich der Prinz von Preußen selbst die Feder ergriffen, hat den König so aufgereizt, daß er ebenfalls einen Artikel aufsetzte, der als Erwiderung auf jenen in die Zeitungen kommen sollte. Nur mit Mühe wurde verhindert, daß nicht zwischen zweien Königlichen Brüdern ein öffentlicher Zeitungskampf zum Ausbruch gelangte. —

Sonntag, den 25. Mai 1856.

Die englischen Parlamentsverhandlungen sind lebhaft und mitunter heftig. Aber für uns kommt wenig dabei heraus, es sind häusliche Zwistigkeiten, bei denen zwar manches Aergerniß enthüllt wird, andres aber auch sorgsam verschwiegen bleibt. Die Schmach, im Bündniß und vom Bündniß des — Louis Bonaparte zu leben, ist unvertilgbar; sie ist größer, als die der Franzosen, denn diese überrascht und überwunden durch sein Verbrechen tragen zwar im Augenblick sein Joch, aber die Engländer sind noch unangetastet und frei, und beugen sich unter dasselbe; mehr oder minder zwar alle Regierungen haben ihren Theil an dieser Schmach, doch England mehr als alle andern, weil es auch stolzere Ansprüche hat,

als alle andern. — In Gottes Namen! Die Erniedrigung, die sie alle leiden, wird schon ihre Früchte bringen.

Montag, den 26. Mai 1856.

Nach der Kreuzzeitung soll zu Ende der Woche der russische Kaiser von Warschau hier zum Besuch eintreffen. —

Die Untersuchung gegen Techen wegen des Potsdamer Depeschendiebstahls hat nun wirklich angefangen, sagt man. Man glaubt, der Geh. Rath Seiffart werde sich schon herauswinden, er wisse zu viel aus früherer Zeit von Verhältnissen, die um jeden Preis zu schonen seien. —

Andres Aergerniß! Wegen der Klage des Prinzen von Preußen über die gegen ihn verübte Spürerei. Der Generallieutenant von Gerlach soll schwören, daß er den Lindenberg *nicht* beauftragt habe, er kann diesen Eid nicht leisten, und eben so wenig darf er gestehen, daß er selber durch höheren Befehl zu jenem Auftrag genöthigt worden. Man hofft, die Sache durch Förmlichkeiten hinzuhalten und todtzumachen oder einschlafen zu lassen. Gerlach verweigert dem Zivilgericht Auskunft, beruft sich auf das Militairgericht, dies nimmt die Sache anders als jenes, stellt nicht die wesentlichen Fragen, streitet, wenn deßhalb Einspruch geschieht, über deren Erheblichkeit u. s. w.

Dienstag, den 27. Mai 1856.

Ein neuer Unfug hat sich aufgethan, und wird in den Zeitungen lebhaft besprochen. Es bestehen fromme Jünglingsvereine, die ihre strenggläubigen Andachten haben; die schwachköpfigen Jünglinge werden von Pfaffen eingefangen und zu völligen Einfaltspinseln oder zu listigen Heuchlern heran-

Zeichen gehemmt oder verkümmert sein mögen, keine Wandelbarkeit Statt finden kann. Lassen Sie mir die tröstliche Beruhigung, daß ich bei allen Seltsamkeiten, zu denen ich gedrängt sein könnte, wenigstens die Besorgniß nicht zu haben brauche, Sie könnten an meiner Freundschaftsgesinnung irre werden! Sie ahnden nicht, unter welchen Einflüssen und Stimmungen ein Einsiedler meiner Art hier bisweilen seine Tage verbringt, welche Albernheiten, welche Hypochondrieen ihn befangen, welche Lebensreize ihm entfliehen können! Allerdings ein Einsiedler; denn bei ausgebreiteter Bekanntschaft lebe ich äußerst zurückgezogen, ich habe weder geregelten Umgang noch Briefwechsel, und ich wüßte kaum zu sagen, ob dies mehr freiwillig oder gezwungen so geworden ist. Den einen Briefwechsel, welchen ich früherhin noch in gewohnter Neigung fortsetzen zu können wähnte, verbitterte mir zuletzt eine solche Hypochondrie, wie sie außerhalb des großen Lebensverkehrs so leicht entsteht. Wir besaßen eine Zeitlang unseren Hrn. von Otterstedt hier; obwohl er versicherte, die größten Verdienste schon fertig mitgebracht zu haben, verschmähte er doch das kleinste nicht, das dem großen Vorrathe sich etwa noch hinzufügen ließ. Böser Leumund sagte, ihm läge ob, gefährliche Verbindungen aufzuspüren, und in seinem Pflichteifer setze er dieselben überall voraus, wo seine Begriffe ihn im Stiche lassen. Man nannte Personen, die er namentlich als solche angebe, deren Verkehr man untersuchen müsse, man erzählte eine Menge böser Dinge, die er in dieser Richtung mit allem Strohfeuer, welches wir an ihm ja kennen, verfolge. Möglich, daß viel Erdichtung in diesen Gerüchten gewesen, an Wahrscheinlichkeit fehlte es ihnen nicht. Ein unvorsichtiges Wort konnte in dieser Zeit unendliche Verdrießlichkeiten bereiten, eine Warnung wäre gerade ein solches Wort gewesen, aus wel-

gebildet. Neulich ließ ein solcher Pfaffe, Hofmeyer, sich einfallen, mit seiner Schaar von etwa hundert Burschen am Sonntag Nachmittag in die Hasenhaide zu ziehen, und dort unter Tausenden von Menschen, die ihr Sonntagsvergnügen hatten, öffentlich geistliche Lieder anzustimmen und den Bußprediger zu machen. Gegen diese Frechheit empörte sich die Menge, der geistliche Komödiant wurde ausgelacht, und da er fortfuhr den Leuten ihre Vergnügungen als sündhaft vorzuhalten, so machten auch die Beleidigten endlich Ernst und tausend Fäuste erhoben sich drohend, worauf die Frömmler auseinander stoben und die Flucht ergriffen. Jetzt wird das Aergerniß allgemein besprochen. Man fragt sogar, warum die Polizei gegen solche Vergehen wider das Vereinsgesetz nicht einschreite? Freilich, *solche* Vereine sieht man gern, und die heuchlerischen Pfaffen ermangeln auch nicht, bei jeder Gelegenheit recht königseifrig zu thun! — Auch in Magdeburg und Stettin wird dergleichen Aergerniß gegeben. Die Behörden lassen alles geschehen. —

Die protestantischen Geistlichen halten vielfache Berathungen und schlagen hunderterlei Hülfsmittel vor, um die Kirche zu heben; manche wünschen Einführung der Messe, Ohrenbeichte, Kirchenbußen, andre wollen strengere Ehegesetze, größere Unterordnung der Prediger unter höhere Aufsicht, neue Ceremonien ꝛc. An das einzige Heilmittel, besser im Geiste der wahren Christuslehre das Predigtamt zu verwalten, denkt kein Mensch! Sie nennen sich von Christus, er aber weiß nichts von ihnen! — Was aus all dem Dunkelbestreben werden soll? Nicht viel! Es ist häßlicher als gefährlich. Wäre der politische Boden rein, so würde das kirchliche Unkraut keinen haben. —

In Italien gährt es mächtig. In Mailand erscheinen schon wieder nächtliche Plakate, die den König von Sardinien hochleben lassen, den Grafen Cavour preisen. Radetzky

begnadigt hin und wieder ein paar Flüchtlinge, aber was will das ſagen? Auch iſt man in Wien unzufrieden mit ihm, und will mehr Strenge; Radetzky droht mit ſeinem Rücktritt, der für Italien leicht neue Verhängniſſe bringen könnte. Die Regierungen ſind als ſolche jetzt blind und boshaft, und werden höchſtens gefürchtet, keine geliebt, keine geachtet, — ſelbſt die ſardiniſche nicht. —

Der Staatsanwalt Körner iſt mit Urlaub nach London gereiſt. Er hat einem hieſigen Vertrauten zugeraunt, ſeine Reiſe habe den Zweck, in Sachen des Prinzen Karl einem dort lebenden Deutſchen, Lindau, den Mund zu ſtopfen. Dieſer Mann war in die alte Wedeke'ſche Geſchichte verwickelt, und hatte viele Briefe vom Prinzen. Um dieſe zu bekommen, hatte Hinkeldey ihn wegen einer andern Sache verhaften und ihm ſeine Papiere wegnehmen laſſen; er wurde zu einer Strafe verurtheilt, die er auch verbüßte, und darauf ging er nach England. Seine Papiere wurden ihm zurückgegeben, aber die Briefe des Prinzen hatte man herausgenommen. Der Mann klagte nun, forderte das Fehlende zurück, und da man ſagte, es fehle nichts, ſchob er den Beamten der Polizei den Eid hierüber zu, der Kanzleirath Friedrich ſollte dieſen Eid ſchwören! Die Sache wurde denn doch ohne Eid abgemacht, wahrſcheinlich durch Geld. — Aber nun findet ſich, daß der Mann noch andre Briefe des Prinzen hat, mit deren Veröffentlichung er droht! Dieſe ſoll ihm Körner nun abkaufen oder abliſten. — Man fragt, ob der König wohl von dieſen Sachen wiſſe? Die Antwort lautet: „Etwas gewiß, aber ſchwerlich alles.“ — Wedeke lebt in Genf, wie man ermittelt hat. —

Auch der Polizeidirektor Stieber iſt in London, mit Körner; immer zuſammen! Par nobile fratrum. —

Mittwoch, den 28. Mai 1856.

Heute wäre meine geliebte Schwester Rosa Maria dreiundſiebzig Jahr alt! Wie anders wäre alles, wenn ſie noch lebte! —

Der ruſſiſche Kaiſer ſpricht in Warſchau verſöhnlich zu den Polen, ſie ſollen gute Ruſſen ſein, ſich mit ihnen verſchmelzen! er warnt ſie dabei, ſich keinen Träumereien — „point de rêveries“ — zu überlaſſen! Vaterland, Volksthümlichkeit, Freiheit, Selbſtſtändigkeit, — alles das ſind Träumereien!

Der König hat bei ſeiner jetzigen Anweſenheit in Königsberg dem alten Staatsminiſter von Schön überaus freundlich geſchrieben und ihm angekündigt, daß er ihn auf ſeinem Gute beſuchen wolle. Schön war aber ſchon in Königsberg eingetroffen um den König zu begrüßen. Die Kreuzzeitungsleute müſſen zu dieſer Wiederanknüpfung ſehr ſcheel ſehen; ſie hat übrigens wohl nicht viel zu bedeuten. —

In Elbing hielt ein Herr Adolph Müller im Geſellenverein, der ſeit 1845 beſteht und gewerblich-geſellige Zwecke hat, vor einiger Zeit einen Vortrag, der mit den Worten anfing: „James Watt ſteht höher als Alexander der Große, Julius Cäſar und alle Eroberer der Neuzeit.“ Der Polizeibeamte, der den Verein überwacht, ſah hierin ein politiſches Beſtreben, und der Vorſtand wurde vor Gericht gezogen, ſeine Statuten und ſein Mitgliederverzeichniß nicht eingereicht zu haben, wie doch bei einem politiſchen Verein geſchehen müſſe. Der Polizeirichter gab indeſſen, obſchon die Sache in Elbing verfiel, ein freiſprechendes Urtheil. —

Donnerstag, den 29. Mai 1856.

Im Morgenblatte plaudert Herman Grimm über die Veröffentlichung von Briefſchaften, die er theilweiſe verdammt,

theilweiſe in Schutz nimmt. Bei Gelegenheit der Briefe von Lord Byron. Er bringt nur das Gewöhnliche und ziemlich breit vor. Das Druckenlaſſen von Briefen iſt eine Frage, die jeder im gegebenen Falle ſich ſelber zu beantworten hat, allgemeine Regeln laſſen ſich dafür nicht aufſtellen. Wer hier die ſittliche Strenge zu üben meint, kann eben dadurch leicht die ſchreiendſte Ungerechtigkeit begehen, und grade hier geſchieht es am häufigſten, daß einer plötzlich thut, was er vorher Jahre lang entſchieden mißbilligt hat. —

Wir gingen Abends zur Gräfin Klothilde von Kalkreuth, die uns erwartete. Herr Aſſeſſor Hierſemenzel kam auch; ſeit 1848 hatte ich ihn nicht wiedergeſehen; ein verſtändiger, freigeſinnter, lebhafter Mann. Der Abend war heiter und angenehm.

Das Obertribunal hat heute in letzter Inſtanz die früheren Urtheile gegen die freie Gemeinde in Magdeburg beſtätigt, ſie bleibt geſchloſſen, weil ſie mit gewaltſamer Willkür als politiſcher Verein gelten ſoll. Die geſchickten Ausführungen des Rechtsanwalts Dorn, die pathetiſchen Vorträge der Prediger Ublich und Haaſe, alles war vergebens. Die Magdeburger freie Gemeinde ſollte und mußte verurtheilt werden! —

Sonnabend, den 31. Mai 1856.

Die Zeitungen verkünden eine allgemeine Amneſtie des ruſſiſchen Kaiſers für die ausgewanderten Polen; ſie iſt aber keine allgemeine, ſie macht Ausnahmen, die der Regierung eine weite Willkür laſſen, und ſtellt Bedingungen, denen ein freier kühner Geiſt ſich ſchwer unterwirft. Die Sache iſt kleinlich, wie alles was jetzt von den Regierungen ausgeht; nichts Edles, nur Scheinſucht. So ſind die Mächtigen jetzt, es iſt ein allgemeiner Karakter. Sogar England

hat nichts Großartiges mehr, alles wie klein zugeschnitten, ärmlich, jämmerlich, heuchlerisch; die großen Summen machen es nicht aus, eben so wenig die großen Angelegenheiten; jene werden nur verschleudert, diese verkümmert.

Man hat bemerkt, daß bei der heutigen Parade der König sehr unsicher zu Pferde saß, und daß er die größte Mühe hatte, den Degen zu ziehen, der durchaus nicht aus der Scheide heraus wollte. Von freudigem Zuruf war wenig zu hören, die Stimmung war matt. Das Schauspiel im Ganzen aber soll recht schön gewesen sein.

Man versichert, der Polizeidirektor Stieber habe für seine wiederholten Gefälligkeiten von der russischen Regierung durch die hiesige Gesandtschaft ein Geschenk von 500 Dukaten bekommen. Da ist der Prinz von Armenien reichlich mitbezahlt! — Herr Professor Petermann sagte zu einem meiner Bekannten, der Prinz sei unzweifelhaft der, für den er sich ausgebe; armenisch könne er zwar nicht viel, aber deste mehr persisch, das er geläufig spreche. —

Sonntag, den 1. Juni 1856.

Die Zeitungen hatten der Anwesenheit des Fürsten von Windischgrätz in Berlin politische Motive beigemessen; trotz des Widerspruchs, den Wiener und andre Federn dagegen erhoben, behielt diese Meinung große Wahrscheinlichkeit. Um diese zu zerstören, gab ein Bericht aus Berlin in Nr. 144 der Augsb. Allg. Zeitung eine für den Fürsten nicht angenehme Aufklärung über sein Hieherkommen, es wurde gesagt, der König habe zu der Heirath seines Neffen mit einer Windischgrätz anfangs seine Einwilligung rund abgeschlagen, dann sie zögernd und widerwillig ertheilt, nun aber, um den davon gekränkten Fürsten einigermaßen zu beruhigen, ihn persönlich

hier zu ſehen gewünſcht und daher eingeladen. Nachdem dies durch alle Zeitungen gelaufen und ſeine Wirkung gethan, erſcheint nun eine Berichtigung, die mit Unwillen erklärt, jene Aufklärung ſei ganz irrig, der König habe jener Heirath ſich nicht widerſetzt, ſei mit dem Fürſten ſchon in den Befreiungskriegen perſönlich bekannt geworden, habe demſelben im Jahre 1848 (nach dem Prager Blutbad!) den Schwarzen Adlerorden gegeben, ihn ſtets hochgeachtet u. ſ. w. Die Allg. Ztg. vertheidigt ſich darauf, und ſagt, ihr Berichterſtatter ſei ein zuverläſſiger Mann, ſein Irrthum ſei ſchwer zu begreifen u. ſ. w. Hier am Hofe ſagt man ſich in's Ohr, beide Artikel, die Aufklärung und die Berichtigung, ſtammten aus einer und derſelben Quelle, beide verdankten ihren Urſprung einer augenblicklichen Aufwallung, einer ungünſtigen und dann einer günſtigen. Nach Laune erinnre man ſich der Dinge, oder vergeſſe ſie, thue Schläge und bereue ſie!

Die hamburgiſche Rennerkommiſſion, welche hartnäckig darauf beſtand, die alte Verfaſſung des Freiſtaats ändern zu wollen, ſelbſt nachdem es unmöglich geworden dies im Sinne des Fortſchritts und der Freiheit zu bewirken, hat ſich endlich aufgelöſt. Nichts hat den Deutſchen in ihrer großen Bewegung ſo ſehr geſchadet, als daß überall dies Gothaerweſen ſo viel Einfluß hatte! —

Montag, den 2. Juni 1856.

Nachmittags Beſuch von Frau Bettina von Arnim. Sie ſieht leidlich aus, etwas geordnet, mild, aber auch matt, ſie klagt über Hinfälligkeit, Schwäche, ſchlechtes Sehen, Unfähigkeit zum Schreiben, dabei fürchtet ſie, daß man ſie in ein Bad ſchicke, die Töchter ſcheinen es zu wollen, die Aerzte mit ihnen. — Bettina rühmt wieder überſchwänglich die Ratti'ſche Kopie

von Tizian's Aſſunta, ſie ſei dem Urbilde weit vorzuziehen, denn dies falle mehr und mehr dem Verderben anheim, jene ſei friſch und ſtrahlend, „keine Farbe iſt gequält, jede gleich auf den erſten Pinſelſtrich dageweſen ganz wie ſie ſein ſollte.“ Dann ſagt ſie: „Ich freue mich, daß der König es nun ſehen wird.“ — So? haben Sie jetzt Nachricht darüber, Gewißheit? — „Dazu hab' ich's ja in meinem Zimmer aufgehängt, ſo viel es möglich, denn es iſt viel zu hoch und beinahe die Hälfte bleibt unentfaltet.“ Wenn ſie weiter keine Gründe hat, als ihre Abſichten und Wünſche, dann ſteht es ſchwach! — Sie hörte mit Verwunderung, daß wir nächſtens verreiſen, und ging nun zu Ludmilla um von ihr Abſchied zu nehmen. Sie erzählte auch von der Kaiſerin von Rußland, von ihrer Knochendürre und Schwäche, alles was eine der Hofdamen derſelben geſagt hatte. —

Berliniſche Redeweiſe: „Daß dem Jungen was fehlte, des wußt ich, aber deß des *des* wäre, *des* dacht' ich nich!“

Manteuffel hat den ruſſiſchen Andreasorden bekommen. „Ei der Tauſend! So behängt und betroddelt muß der unbedeutendſte Menſch zuletzt doch Anſehn bekommen, und ſogar Werth!“ —

Dienstag, den 3. Juni 1856.

Eine Merkwürdigkeit unter vielem in der Art ſchon Gewöhnlichen iſt folgender Vorgang! Die hieſige mediziniſche Fakultät ſetzt kleine Preiſe für Studenten aus, die in beſonderen Prüfungsaufgaben ſich durch fertige Löſung derſelben hervorthun. Neulich waren zu dieſem Zwecke zwanzig Mediziner erſchienen. Da erklärte der Dekan Profeſſor Jüngken unerwartet, nur chriſtliche Studirende könnten an der Preisbewerbung theilnehmen, worauf ſich achtzehn jüdiſche zurückzogen! Welch eine Verhältnißzahl! Und welche Maßregel!

Dieſe iſt eine offene Unredlichkeit, denn alle Studenten waren berufen und berechtigt. Wenn dergleichen jetzt in der Türkei vorginge! Aber unſre Namenchriſten ſind türkiſcher als es die Türken waren und jetzt ſein dürfen. Der Herr Kultusminiſter von Raumer verdiente, wenn er die Kenntniſſe hätte, ein Ulema zu ſein! —

Die hieſige Schauſpielerin Fräulein Viereck iſt in Karlsbad an der Zuckerruhr (Diabetes mellitus) in der Blüthe der Jahre geſtorben. Sie war ſehr ſchön aber wenig begabt. —

Es hieß, der König habe neulich auf ſeiner Reiſe zum Empfang der Kaiſerin von Rußland ſich in Bromberg bei der Tafel über die Verhältniſſe der polniſchen Flüchtlinge Vortrag erſtatten laſſen, und ſich beſonders zu ihren Gunſten — andre Berichte meinten, nicht zu ihren Gunſten — ausgeſprochen. Die Zeitungen verneinen, daß ein Vortrag ſtattgefunden, es war ein bloßes Geſpräch von keiner weiteren Bedeutung. —

Am 2. Juni wurde in Kaſſel der Juſtizbeamte Taſſius, Stifter und Leiter des dortigen Treubundes, Ritter des Wilhelmsordens ꝛc., wegen zwölf verſchiedenen Erreſſungen, vier Fälſchungen öffentlicher Urkunden, zweier Unterſchlagungen und eines Betrugs, zur Dienſtentſetzung, Verluſt der Nationalkokarde und zu drei Monaten Zuchthausſtrafe verurtheilt. Der Angeklagte iſt aber nicht erſchienen, ſondern flüchtig. Die Reaktion hat gute Geſellen, das muß man ſagen! Sie machen ihren Meiſtern alle Ehre!

Mittwoch, den 4. Juni 1856.

Heute begann mein Morgen mit einem Freudenſchrei! Bakunin, der tapfre Bakunin, iſt vom ruſſiſchen Kaiſer begnadigt! Die Volkszeitung meldet es nach einem andern

Platte. Der Sieger von Kars, General Murawieff, Oheim Bakunin's, ſoll beim Kaiſer ſich für ihn verwendet haben. Nun wiſſen wir doch, weßhalb Kars gefallen iſt! —

Beſuch vom Herrn General von Weyrach. Beinahe zwei Stunden. Ueber den Prinzen Louis Ferdinand. Ueber die neuen Waffen im preußiſchen Heere. Ueber den faulen Frieden. Der General bedauerte, daß nicht auch die ruſſiſche Oſtſeeflotte gleich der im Schwarzen Meere zerſtört werden, daß Preußen nicht wieder die Oſtgränze von 1805 verlangt habe ꝛc. Ganz weſtmächtlich, aber nicht Bonapartiſch.

Abends kam Bettina von Arnim. Sie klagte, daß wir geſtern nicht gekommen ſind, beſtand darauf, daß wir noch einen Abend bei ihr ſein müßten, und erzwang die Zuſage auf morgen. Erzählung von gräuelhaften Zuſtänden in Rußland, von der Verderbniß der obern Klaſſen, von der gemeinen und gewaltſamen Ausſchweifung des Kaiſers Nikolaus. Sie ſchimpft auf den Kronprinzen von Würtemberg, der wieder abgereiſt iſt, ohne ſie beſucht zu haben, der in ihrem Hauſe früher ſo viele Gaſtfreundſchaft genoſſen, dem ſie ſo viele Briefe geſchrieben habe, ſie will dieſe jetzt zurückfordern ꝛc. Wegen Ratti's Kopie von Tizian's Aſſunta will ſie nun nicht an Humboldt ſchreiben, ein Fürſt von Hohenlohe ſoll dem Könige davon ſagen, Ratti will zwar das Bild umſonſt geben (eigentlich aber gehört es ihr!), allein 4000 Thaler, ja 6000 Thaler, ſoll der König doch dafür bezahlen! — Bettina hat dem Hofrath Teichmann zu ſeinem Amtsjubiläum die dramatiſchen Werke Arnim's mit einem ſchmeichelhaften Briefe geſchickt. — Sie kommt auch auf die alte Tollheit zurück, daß das von Kertbeny und zugeſandte Bild, das zwar ſeinen Namen zur Unterſchrift hat, aber ihm gar nicht ähnlich ſei, wirklich das Bild Petöfi's ſei, deſſen Name nicht genannt werden durfte, die Jahreszahl 1855 ſolle der Welt heimlich

chem man wer weiß was alles vermuthet hätte. Daher war das Sicherſte, allen Briefwechſel abzubrechen, und durch die Thatſache mehr zu ſagen, als durch Worte möglich war. Hier haben Sie den ungefähren Aufſchluß der ganzen Sache! Ich gebe zu, daß Hypochondrie im Spiele war; man braucht ſich ſo ängſtlich nicht an jede Thorheit zu kehren, die dem Erſten dem Beſten einfällt, man kann grad und recht durch viele Verhetzungen und Ereiferungen ruhigen Sinnes durchſchreiten und die kleinlichen Rückſichten denen überlaſſen, welche ihre einzigen Hülfsmittel darin beſitzen — ich weiß das alles und übe es ſogar in nicht wenigen Fällen — aber es giebt Augenblicke des Trotzes und Augenblicke der Nachgiebigkeit, und beide laſſen ſich ohne großen Nachtheil nicht mit einander vertauſchen. Ich glaube, die Fälle können noch mehrmals wiederkehren, wo uns die Sorge obliegt, nicht bloß kein Aergerniß zu geben, ſondern wo möglich zu verhindern, daß eines genommen werden kann.

Wir haben ſehr ſtrenge Kälte ſeit einiger Zeit, mit ſo rauhem Winde, daß man die Straße vermeidet und Beſuche, Geſellſchaften, Geſchäfte gern auf beſſere Zeit verſchiebt; man bringt in ſolcher Lage die Zeit wenig in Anſchlag, ſie zurückzulegen ſcheint der einzige Gewinn, den man von ihr haben kann. In meiner Eingezogenheit erfahre ich wenig von dem, was in der Stadt vorgeht; viel Erfreuliches ſcheint aber nicht daran zu ſein, es fehlen unſerer Geſelligkeit die nöthigen Kernpunkte, Richtungen und Bahnen, alles fließt hier auseinander und wirbelt ſich ungeordnet in wechſelnden Verbindungen und Kreiſen weiter, wie es eben gehen will. Der Kunſt möchte man ſich auf alle Weiſe befleißigen aber da die rechten Künſtler gar ſehr fehlen, ſo ſieht es mit dem ganzen Treiben doch ſehr hohl aus. Die Wiſſenſchaft bleibt in ihren alten Geleiſen, ziemlich beſtraft für den

England, nur gegen Herrn Crampton persönlich ist die Maßregel gemeint; er wird beschuldigt gelogen zu haben.

Einem schreienden Mißbrauche, den der vielschuldige Hinckeldey eingeführt und gewaltsam durchgeführt, der verrufene Staatsanwalt Nörner aber einverstanden geduldet hat, soll jetzt gesteuert werden. Die Polizei (Stieber) hatte sich angemaßt, gegen Verbrechen selbstständig einzuschreiten, Verhaftungen und Untersuchungen zu führen, ohne den Gerichten, oder doch erst spät, davon Anzeige zu machen. Jetzt soll festgestellt werden, daß die Polizei in diesem Betreff unter dem Staatsanwalt steht, und in der Regel nur auf dessen Befehl vorgehen darf. —

Sonnabend, den 7. Juni 1856.

Von Berlin abgereist früh um 7 Uhr. — Bei bedecktem Himmel und kühlem Wind angenehme Fahrt, über Potsdam, Brandenburg, Genthin, Burg, Magdeburg, nach Braunschweig, hier einiges Essen, dann nach Hannover, wo wir in British Hotel einkehrten, — vor fünfzig Jahren hier mit Wilhelm Neumann und August Neander! Fahrt durch die Stadt; Leibnitz-Denkmal, eine offne runde Halle, zwölf ionische Säulen, in der Mitte die kolossale Büste von Leibnitz, besser als alle sonstigen Bildnisse von ihm, der Denker, der Hofmann, der stolze Gelehrte, der sinnige gütige Mensch, alle fanden hier ihren Ausdruck. Waterloo-Platz und Siegessäule. Erzbildsäule des Generals Grafen von Alten, keine ideale Auffassung, derbe Wirklichkeit. Wohnhaus von Leibnitz, alterthümlich. Königliches Schloß, prächtiges Theater, alterthümliches Rathhaus, neues Ständehaus, viele öffentliche Gebäude. Schöne Anlagen rings um die Stadt, aus den Festungswerken glücklich gewonnen. Fahrt nach Herrenhausen.

Schloß Montbrillant seitwärts, Sommeraufenthalt des blinden Königs. Herrliche Allee nach Herrenhausen, vierfache Lindenreihe, das Grün frisch und üppig, Goldregen in schönster Pracht, rothe Kastanien, rother Hagedorn wie ich ihn nie gesehen. Geschorne Hecken in weiter Ausdehnung, zahllose Durchkreuzungen, gesonderte Gärtchen von den grünen Wänden eingeschlossen. — Theater im Freien. Gräuelhafte schwarze Bildsäulen, plump und roh, zur Verzierung. Palmenhaus mit schönen Gewächsen. — Kaffee im Jägerhause. Zurück in die Stadt. Nach dem Archivrath Kestner gefragt, Leinstraße 10, er ist aber im Karlsbad. Oberschulrath Kohlrausch, auf dem Garten, für mich zu weit. Schöner Spaziergang in den Anlagen, quer durch die Stadt zurück.

Sonntag, den 8. Juni 1856.

Spazirgang durch die Straßen. Marstall mit schönen Pferden, Schimmelgespann der Königin Friederike, Reitpferde des blinden Königs, kleine Pferde des Kronprinzen. Haus, wo die Königin Luise von Preußen geboren worden. Soldaten mit Musik zur Kirche geführt. Die Sonntagsfeier in Hannover schwach, alle Laden offen. Oefteres Regnen, kühl. — Um halb 12 Uhr nach Hildesheim abgefahren. Angenehme und vornehme Damen aus Hannover mit uns im Wagen, scherzende, prickelnde Gespräche. In Nordstemmen trennen wir uns. Um halb 1 Uhr in Hildesheim. Merkwürdige alte Stadt, ein wahrer Kirchenort. Häuser mit künstlichem Schnitzwerk, weit übergebauten Stockwerken, das Leihhaus einzig in seiner Art, sechs übergebaute Stockwerke, hohes Dach, alles verziert mit sinnreichen Holzschnitzereien und Oelbildern — diese an den Fußböden der Ueberbaue — alle Lebensverhältnisse und Gewerbe darstellend, verzierter Ziegelsteinbau,

zum Theil erneuert aber im Stil des Alten. Viele andre ſonderbare Häuſer, ſchiefe, den Einſturz drohende, dazwiſchen ganz neue, im byzantiniſchen Stil feſt und ſchön erbaute, auch Paläſte aus dem vorigen Jahrhundert, ehmals von Domherren bewohnte, altes Haus, deſſen vordere Steinwand mit Standbildern und Medaillons römiſcher Kaiſer verziert iſt, ein ſeltſames Gemiſch von Altem und Neuem, von Pracht und Dürftigkeit. Die Hauptſache jedoch ſind Kirchen. Wir beſahen zuerſt die Andreaskirche, alt, doch nicht beſondere ſchön. Nach dem Mittageſſen — recht gut, im Hotel d'Angleterre, wackrer Wirth — einen Wagen genommen und nach dem Moritzberge gefahren, die Moritzkirche beſehen, wo eben der katholiſche Gottesdienſt beendigt war, eine Baſilika mit Säulen und Pfeilern dazwiſchen, je zwei Säulen und ein Pfeiler. Auf derſelben Anhöhe weiterhin ein ſchönes Gehöft, an deſſen Ende ein Kaffeegarten mit offner Ausſicht auf die Stadt Hildesheim und die weite ſchöne Thalebne zum Harzgebirge hin, aus dem der Fluß Innerſte herabſtrömt. Zur Stadt zurück in die Michaeliskirche, ehmals den Benedictinern gehörig, jetzt proteſtantiſch, die beiden Krypten aber noch katholiſch; ein großes, prächtiges Werk, im ſchönſten romaniſchen Stil, ſchrecklich mißhandelt von der Zeit und den Menſchen, große Einſtürze, von ſechs Thürmen nur drei noch übrig, ein großer und zwei kleine, man arbeitet an Wiederherſtellung, außen und innen große Baugerüſte. Flache Decke mit Mahlereien, hergeſtellt möglichſt genau nach den alten verblichenen. Den ſehr gerühmten Kreuzgang, ehmals zum Kloſter gehörig, wo jetzt eine Irrenanſtalt iſt, und nun mit dieſer abgeſchloſſen, konnten wir nicht ſehen, weil die Zeit zu kurz war, alles zu erfragen und zu errufen. Im Vorbeifahren das Haus des Hauptmanns Wilke, mit den ſchon erwähnten Bildern römiſcher Kaiſer beſehen, — lange nicht ſo merkwürdig wie das Leihhaus, — dann beim Dom ausgeſtiegen. Prächtiges

romaniſches Bauwerk, aus dem Zeitalter Karl's des Großen. Der Domplatz mit großen Bäumen bepflanzt; eine gewundene Säule hier aufgerichtet, Chriſtusſäule genannt, die Heilige Geſchichte in aufſteigenden Bildwerken darſtellend, einſt aus dem Bauſchutt der Michaeliskirche ausgegraben, ein köſtliches Alterthum! Roſenſtock von Karl dem Großen gepflanzt, nächſt der Wurzel wie ein dicker Baumſtumpf, hoch und breit die Zweige ausgedehnt. Im Innern die Irminſäule. Viele Kapellen, von Domherrn geſtiftet und begabt. Reicher Schatz an Silber und Kleinodien. Vergoldete Ehrenſärge des Heiligen Godehard und des Heiligen Liborius. Gemählde von Paul Veroneſe, mehrere von den Caracci's. In Stein gebauen uralt eine Aebtiſſin von Gandersheim. Schenkungen des Heiligen Bernwardus, große ſilberne Kronleuchter, alte Meßbücher mit bunten Mahlereien. Kleine gothiſche Kapelle. Krypta. Die Fülle des Merkwürdigen in der Eile kaum zu überſehen! — Die Kirche von St. Godehard, von großen Bauanſtalten innen faſt verhüllt, aber doch in ihrer Schönheit erkennbar. Ludmilla findet zu ihrer Freude an zweien Säulen die von Lübke abgebildeten zwei ſchönen Kapitäle richtig auf. Edle Verhältniſſe, im gegebenen Bauſtil große Mannigfaltigkeit. Katholiſche Pförtnerin, die Karolinen lächelnd verſichert, die Leute ſagten im Beichtſtuhl nicht alles, ſie würden ſich hüten, ihre ärgſten Sünden zu bekennen ꝛc. — Wir mußten eilen, berichtigten alles im Wirthshaus mit dem guten Wirth, und fuhren zum Bahnhof. Abgefahren nach 5 Uhr. Faſt immer im Thal der Leine, die ſich uns immer wieder entgegenſchlängelte, ſchöne fruchtbare Gegenden, herrliches Grün, weite Ausſichten, Thäler, Berge. Um halb 9 kamen wir in Göttingen an, kehrten in der Krone ein. Sogleich zu Dirichlet's gegangen, die ſchon im eignen Hauſe behaglich wohnen. An der Treppe ſtoßen wir auf Ernſt, der uns im Dunkeln erkennt und ſofort zu den Eltern einläßt; ſie ſaßen mit der alten

Frau Dirichlet und der kleinen Flora noch beim Thee. Frau Rebecca stürzte mit einem lauten Freudengeschrei und ausgebreiteten Armen auf Ludmilla, dann auf mich, küßte uns, und rief wiederholt, solche Freude habe sie heute nicht mehr erwartet. Diese liebenswürdige Leidenschaftlichkeit ließ in ihr wahres Innere blicken, riß alle Vorhänge weg, die es bisweilen verdecken wollen. Eben so herzlich war die Aufnahme von Seiten Dirichlet's, seiner alten Mutter, und selbst der Kinder. Wir waren ganz entzückt, und freuten uns der lieben werthen Menschen! Was gab es nicht alles zu berichten, auszutauschen, zu erwähnen! Hermann Franck wurde nicht vergessen. Schöner Besitz von Haus und Garten, vortreffliche Luft, Wohlbefinden, genugsame Thätigkeit, gute Verhältnisse, vielfacher Umgang mit guten Leuten, — die Verpflanzung scheint vollkommen gelungen, der Zustand ganz befriedigend. Ernst und Flora sehr gewachsen und in vortheilhafter Entwicklung begriffen.

Montag, den 9. Juni 1856.

Die Eigenheiten eines Universitätsortes, Göttingen's insbesondere, das dem ganzen Land als ein Kleinod gilt. Hier ist Neander geboren, seine Schwestern; hier haben beide Humboldt, Dr. Veit, der Syndikus Karl Sieveking studirt; Erinnerungen an Heyne, Voß, Wolf, Bürger, Lichtenberg, Schlözer, Kestner, Georg Forster, Haller, Heeren ꝛc. Goethe's hiesiger Aufenthalt. Heinrich Heine! — Frau Rebecca Dirichlet kam früh uns zu besuchen, und uns für alle Zeit unsres Aufenthalts einzuladen; Zimmer in ihrem Hause waren uns schon gestern angeboten. Um 10 Uhr gingen wir hin. Garten, Gartensaal, Kettenhund Mohr. Herr Julius Grimm aus Kurland, von dem uns Hermann Grimm gesprochen hatte, gab Flora'n Musikunterricht. Mittags im Gartensaal gegessen;

Herr Professor Ribbentrop, gesprächig, eingehend, munter. Bald nach 3 Uhr fuhren wir nach Reinhausen. Eine der schönsten Fahrten, ein fortdauerndes Entzücken! Berge, mächtige Felsen, Wald, Ackerland, Wiesen, das reichste Grün! Das Wetter mäßig, Wolkenschatten. Wir tranken Kaffee auf dem hohen Felsen hinter dem Wirthshause; die Andern stiegen dann höher, ich blieb mit Dirichlet und seiner Mutter zurück. Ernste Gespräche, über Alter, Tod, Wiederleben und Weiterleben, Zerstießbarkeit des Geistes, Unzerstörbarkeit der Seele. Die Spaziergänger kamen mit Sträußen von Feldblumen zurück. Schöne Nachhausefahrt. Thee bei Dirichlet's. —

Dienstag, den 10. Juni 1856.

Gegen 11 Uhr zu Dirichlet's, und mit ihnen auf die Bibliothek. Die Bibliothekare Herr Professor Hoeck und Herr Professor Wüstenfeld führen uns in den Büchersälen umher. Schönes Bildniß des Stifters der Universität, Ministers von Münchhausen, ganze Figur in rothem Staatskleid; Bildniß Georg's des Vierten. Büsten von Haller, Schlözer; seine Tochter zweimal, als Mädchen und als Frau von Rodde, Johannes Müller, Lichtenberg, Kästner ꝛc. Goethe, Schiller ꝛc. Aelteste Gutenberg'sche Bibel. Schöne Säle, gute Ordnung. — Mittagessen im Gartensaal. — Nach dem Essen Kaffee unter der Linde in der Ecke des Gartens. Schwüle Luft, drohende Gewitterwolken. Lebhaftes Gespräch. Auf eine kleine Weile ziehe ich mich in eine kleine Laube zurück. Träumerische aber ganz wache Versetzung in frühe Knabenzeit; es war mir genau zu Sinn und zu Muth wie eines bestimmten Tages in Poppenbüttel im Garten des Münzmeisters Lüders; Luft, Sonnenschein, Blumen, Gras, Bäume, alles machte mir denselben Eindruck wie damals, meine Jahre waren ver-

ſchwunden, alles ſeither Erlebte wie nicht geſchehen, nur das Gefühl des Daſeins, des Verhältniſſes der Natur. Dann erwachten Gedanken an meinen Vater, es reihten ſich die Bilder von Rahel an, ich fühlte die erlittenen Verluſte, alles war wieder da, das Erlebte, der heutige Tag, jene Träumerei hatte kaum fünf Minuten gedauert. — Um 4 Uhr zur Raſemühle gefahren. — Das Gewitter hatte ſich verzogen, der baumloſe Weg war glücklicherweiſe durch Wolken beſchattet. Wir waren mit Dirichlet's eigentlich Gäſte von Gwald's, die eine größere Geſellſchaft geladen hatten, auch zwei hier ſtudirende Prinzen von Heſſen-Darmſtadt, die aber nicht kamen. Teich, in den ſich verſchiedene Quellen ergießen, kryſtallhell, der Boden, an manchen Orten achtzehn Fuß tief, mit üppigen Waſſerpflanzen überwachſen, ſpiegelt das ſchönſte Grün herauf, eine kleine Thalgegend unter dem Waſſer! Kahnfahrt. Bewirthung mit Kaffee, mit Paſtete, mit kaltem Reis. Bei meiner zweiten Taſſe Kaffee zur verwunderten Dirichlet, daß ich ſchon wieder trinken könne: „Es küßt ſich ſo lieblich die Lippe der zweiten, wie kaum ſich die Lippe der erſten geküßt.“ Herr Profeſſor Curtius ſprach vom Homer, das Beiwort „göttlich“ des Zaubirten Eumäos wurde angeführt, ich machte die Bemerkung, dieſer Zaubirt ſei zu ſeiner Zeit eine angeſehene Perſon geweſen, wenigſtens ſo viel als zu unſrer Zeit ein Domainenpächter. Unauslöſchliches Gelächter der Geſellſchaft, wie der Blitz hatte das Wort in ſie eingeſchlagen, denn grade mir gegenüber ſaß der Domainenpächter H., der herzlich mitlachte und ſich vortrefflich benahm. Die Sache machte den größten Eindruck. Herr Profeſſor Weber und ſeine Nichte. Herr Profeſſor Liſting und ſeine hübſche Frau, die mir viel Artiges ſagte. Herr Dr. Dedekind aus Braunſchweig, noch ein paar Damen. Angenehme Nachhauſefahrt.

Mittwoch, den 11. Juni 1856.

Ueber den Wall zu Dirichlet's gegangen. Vorher im Dieterich'schen Buchladen den lateinischen Lektionskatalog gekauft. Ludmilla machte einen Besuch bei Frau Professorin Curtius. Bei Dirichlet's Herr Julius Grimm, dann Herr Professor Sartorius von Waltershausen. Gespräch mit letzterm über die Familie von Kalb, der ehmals Waltershausen gehörte, Familienbilder daselbst. — Mittagessen. Kurze Rast. Dann unter der Linde Kaffee, und Ausschneiden für Flora und eine kleine Bensei. Nach Hause, dann zum Abend wieder zu Dirichlet's. Großes Professoren-Gastmahl; der Prorektor Magnifikus Kraut, Emil Hermann, Heinrich Gwald, Wilhelm Weber, Sartorius, Ernst Curtius, Waitz, Heinrich Ritter, Wilhelm Baum, J. Henle, Heinrich Thöl, dann Ludmilla und die beiden Damen des Hauses. Dirichlet brachte plötzlich zu meinen Ehren einen Trinkspruch aus, in welchem er rühmte, daß ich in meinen Gesinnungen für Freiheit und Recht nie gewankt, für beide im Kriegeskampfe wie als Diplomat und Schriftsteller, mit gleichem Eifer gewirkt habe u. s. w. Ich erwiederte nichts, und entschuldigte mich deßhalb im Stillen bei meiner lieben Nachbarin Frau Rebecca. Zuerst glaubte ich, da Dirichlet alle meine Titel nannte, es solle ein Scherz werden, und klagte, daß er mich nicht auch Doktor der Philosophie genannt, aber es war alles baarer Ernst. Nachher gestand Dirichlet, er habe anfangs keinen solchen Toast ausbringen wollen, aber seine Frau es verlangt. Mit Kraut viel gesprochen, mit Waitz — dem Schwiegersohn Schelling's, mit Heinrich Ritter, Henle und Curtius, die mich alle schon gekannt haben wollten, ich erinnerte mich aber nur des Baum und des Waitz. Politisch mit Gwald und Waitz am besten, am wenigsten mit Kraut.

Donnerstag, den 12. Juni 1856.

Um halb 10 Uhr über den Wall zum Bahnhof gegangen. Dirichlet fand sich hier ein und nahm Abschied. Später kamen seine Mutter, seine Frau, zuletzt auch Flora. Der Wirth Herr Bettmann erzählte von Heine, derselbe sei von seinem Doktorschmaus bei ihm noch einen Anker Wein schuldig, auf wiederholte Mahnungen — zuletzt nur um eines seiner Bücher bittend — habe er nicht geantwortet. — Im Wagen mit uns ein General, wahrscheinlich in hannöverschen Diensten, — und zwei Damen, freundlich und gesprächig. Schöne Gegend bei Münden. Mit Postpferden nach Kassel gefahren, im König von Preußen zu Mittag gegessen, dann nach Wilhelmshöhe gefahren. Löwenburg, Bildnisse, Rüstungen, Riesenburg, Herkules, Wasserkünste. Kaffee beim Jägerhause. Herrliche Bäume, erquickende Luft, das Wetter höchst günstig. Um 10¼ Uhr mit dem Eisenbahnzug nach Eisenach, widriger Aufenthalt in Guntershausen. Ankunft in der Nacht 1½ Uhr in Eisenach, guter Gasthof zum halben Mond bei Herrn Rupprecht. —

Freitag, den 13. Juni 1856.

Vormittags auf die Wartburg hinauf gefahren. Der Kommandant Herr von Arnstwaldt nach Soden verreist. Die Arbeiten sind sehr vorgerückt, hübsche Fresken, der Sängerkrieg, die Geschichte der Heiligen Elisabeth in mehreren Bildern. Kleinliche Anordnungen des Großherzogs, man soll nicht Stöcke in die Gemächer mitbringen, Schranken gestellt; jedes Berühren der Rüstungen kostet 10 Silbergroschen! — Ein amerikanischer Bär in einer Grube an der Kette! — Ludmilla zu Fuß hinab in's Annathal, ich dorthin gefahren, brennende Sonnenhitze. Meine Gedanken während der einsamen Fahrt. Erinnerung, Sehnsucht! Die Welt ist schön,

aber mir nicht mehr so schön, als sie es einst war. Im Annathal traf ich mit den Andern wieder zusammen. Schöne Rückfahrt. Nach Herrn von Groß gefragt; der Postillon sagt, er sei verreist. — Mittagessen. Dann mit Lohnfuhre über Rubla und Altenstein nach Liebenstein. Hier unerfreuliche Veränderungen; noch nicht viel Gesellschaft; alles was hier vor drei Jahren war, ist wie weggewischt.

Sonnabend, den 14. Juni 1856.

Nach 5 Uhr früh von Liebenstein abgefahren. Schöne milde Gegend, fruchtbares Acker- und Wiesenland, hoher kräftiger Wald. Steigende Lerchen. Felddlumen. In Meiningen andre Pferde; drohendes Gewitter, Regen, der indeß bald aufhört. Unsre Weiterfahrt schön und ergötzlich, doch fallen die baierischen Ortschaften ungünstig auf. Um 7 Uhr Abends treffen wir in Kissingen ein, und bekommen gute (theure) Zimmer im Russischen Hof. Spaziergang im Kurgarten, die Brunnen versucht. Einige neue Bauten, im Wesentlichen nicht viel verändert, aber niemand erinnert sich früherer Sachen und Personen, jedes Jahr bringt eine neue Welt, die nur allein etwas gilt. Der ehemalige Kommissionair Niedergeseß ist kürzlich gestorben, nachdem er seine Betreibungen von 1848 durch Gefängnißstrafe gebüßt hatte. Unsre früheren Wirthe sind uns kaum noch kenntbar, sogar Ganzmann ist betroffen, hier überall fremd zu sein! — Wir besuchen die Réunion. Das rothe Sopha nur zur Hälfte von der vornehmen Welt besetzt, die andre Hälfte von geringen Leuten. Fürst und Fürstin von Liechtenstein nebst zwei Töchtern, Graf und Gräfin von Clam-Gallas, der russische Kanzler von Nesselrode, den ich nur errathe, nicht erkenne, nach vierzig und mehr Jahren, daß ich ihn nicht gesehen! Prächtige Frauen, riesige Gestalten, reich und geschmackvoll angezogen, freies

lebenslustigen Fürwitz, mit dem sie auf heitre Nebenwege hatte einlenken wollen. Um Politik bekümmern sich die Leute wohl am wenigsten, nämlich nicht in Gemeinschaft und in öffentlicher Verhandlung, denn was einzeln jeder im Stillen thut oder denkt, darüber dürfte so leicht keine Kunde zu erlangen sein. Die Partheien, von denen so viel Geschrei war, scheinen kaum noch als solche zu erkennen, sie haben sich in unzählige Scheidungen verloren und abgeschwächt und sogar ihre Farben zu mischen gesucht. Jeder bemüht sich, darzuthun, er sei das, wofür man ihn halte, nicht so sehr, als man glaube, und dies ist besonders bei denjenigen wahrzunehmen, welche, nach der Stellung der Dinge, es am wenigsten nöthig zu haben scheinen. In dem Worte liberal muß eine eigene Zauberanziehung liegen, jeder Ultra möchte so heißen; weniger scheint die Sache selbst diesen Zauber zu haben, sie wird von denen, welche den Namen führen, oft arg verlassen. Man äußert seine Meinungen so wenig als möglich, weniger aus Furcht, als aus Ueberzeugung, daß mit solchen Aeußerungen nichts erzielt wird, als Mißwollen gegen den Urheber. Man will auch keine Erörterung, Berichtigung, Warnung, Aufhellung, — jeder ist mit seinen Sachen längst auf dem Reinen, und jemehr er im Stillen die Schwächen erkennt, je weniger mag er sie aufgedeckt sehen. Also sind Denkschriften, Berichte, Gutachten, Vorschläge, gedruckte Abhandlungen und Werke, in einer bestimmten Richtung gedacht, sammt und sonders unnütz und verloren, wenn nicht gar schädlich und gefährlich. In dieses Nichts durchbohrendem Gefühle sind auch alle unsere Staatsmänner, die anderswo durch Geist, Ansehen, Kenntniß und Stellung auch ohne Amtswirksamkeit eine bedeutende Macht bilden und fortwährenden Einfluß üben könnten, völlig untergetaucht und verstummt, Humboldt, Beyme, Gneisenau, Grolman, Merkel

sichres Betragen. Es wurde getanzt, die vornehmen jungen Damen tanzten auch. Doch war alles nur klein und dürftig, und um 10 Uhr alles vorbei.

Sonntag, den 15. Juni 1856.

Früh am Brunnen. Der Rakozi sehr kräftig und nach alter Weise wirksam. Sehr gute Wirthstafel, zahlreiche Gesellschaft; drei geschwätzige und gefräßige Russen. — Ich hielt etwas Mittagsruhe, während Ludmilla den Besuch der Oberkonsistorialräthin Sophie Schwab, Wittwe Gustavs Schwab und Mutter Christoph Schwab's, und den der Doktorin Sophie Klüpfel, geb. Schwab empfing. Die Mutter ist eine geborne Gmelin, Schwester der Gattin Kielmeyer's: Erzählungen von Theobald Kerner's, Karl Mayer, Frau von Suckow u. s. w. — Spaziergang nach der Saline; drückende Luft, bedeckter Himmel. Der Salzbrunnen in wallendem Aufsteigen, sehr schön. Kaffee. Feldblumen, Zittergras. Wir fühlten große Müdigkeit und kamen ganz erschöpft zurück. Ausruhen im Saal, dann unter den Bäumen des Kurplatzes. Die geputzten großen Damen. Betrachtungen über die verschiedenen Menschenarten, die hier durcheinander wogen, Bauern, katholische Geistliche, vornehme Welt — überall dieselbe! —

Montag, den 16. Juni 1856.

Früh am Brunnen. Nur ein halbes Glas Rakozi getrunken. — Die Damen Schwab und Klüpfel; Erzählungen aus dem Schwabenkreise; Schriftstellerin Wildermuth. — Etwas erholt ging ich zu Frau von Kalergis, um doch nach ihrem Vater dem Grafen Friedrich von Nesselrode zu fragen; sie nahm mich sogleich an, und bezeigte sich überaus freund-

lich und angenehm. Aussehen, Sprache und Benehmen gefielen mir weit besser als damals in Berlin. Sie kommt von Paris, um ihren Onkel den russischen Kanzler hier zu sehen, und erwartet auch ihren Vater, der von Warschau den 20. abreisen will; sie bedauert, daß ich nicht länger hier zu bleiben gedenke, sie meint, ihr selbst und nicht minder ihrem Vater würde meine Gesellschaft von außerordentlichem Werth und von größter Hülfe sein. Sie bewundert noch immer den Louis Bonaparte, den sie für Frankreichs Glück hält, der ein wirklicher Selbstherrscher sei, — tout se fait dans sa tête, personne n'est dans son secret, tout le monde est dirigé par lui sans même connaitre le but de son action, wodurch sogar das Pariser Leben etwas langweilig werde; die höhere Klasse grollt ihm, die Litteratur thut spröde, das Volk aber liebt ihn. Ich sage ihr, während des Krieges müsse sie harte Zeit in Paris gehabt haben; „Oh je ne suis pas russe, je suis allemande, j'aime l'Allemagne et surtout la Prusse", aber leider ist es nicht mehr das alte Preußen, das alte Berlin! — Sehr angenehm, weich und liebenswürdig war das ganze Gespräch. — Mittags an der Wirthstafel; Ludmilla's Nachbar ist ein preußischer General Graf von der Goltz, gegenüber eine hübsche Staatsräthin von Hesse aus St. Petersburg nebst zwei feinen artigen Töchtern. — Nachmittags zur Linden- (Lindle's) Mühle gegangen. Kaffee. Vogelnest. Zittergras gepflückt. — Große Ermüdung; Ausruhen auf einer Bank des Kurplatzes. Nach 6 Uhr erschien Frau von Kalergis, und kam gleich auf uns zu, ich stellte ihr Ludmilla'n vor. Große Lieblichkeit und Freiheit der Unterhaltung. Wieder das Lob Louis Bonaparte's, er sei besser als der alte Kaiser, den sie gar nicht liebe, sei ein größerer Staatsmann, habe ein gefühlvolles Herz, Sinn und Eifer für das untere Volk; den Vornehmen stehe er sogar in Verdacht sozialistisch zu sein. (Daß man sich genöthigt sieht, um ihn

zu loben, das anzuführen, ſolches Lob auszuwählen, beweiſt einen Zuſtand der Dinge, der dem alten gar nicht mehr gleicht!) Sie ſagte, ſie ſei nicht reaktionair, nicht abſolutiſtiſch, durchaus nicht, aber ſtreng katholiſch. Katholiſch bin ich auch, aber nicht ſtreng, verſetzte ich. Ohne ſolche Katholiken wie ich würde der Katholizismus kaum noch möglich ſein, er beſtehe hauptſächlich dadurch, daß er nicht ſtreng ſei, ſich mitunter verläugne. Ich ſpreche von Bakunin, und lobe ihn ſehr; ſie meint, es ſei doch nicht hübſch, daß er im Auslande revolutionair thätig geweſen; Ludmilla fragt, ob ſie lieber gewünſcht, daß er in Rußland es verſucht? „O um's Himmelswillen nein!" mit Lachen und Laune. Ueber Herzen; die meiſten ruſſiſchen Demokraten (Giebt es das? „O gewiß recht ſehr!") ſeien leider auch Atheiſten. Ueber Fürſt Michael Ketſchubei, General Graf Karl Neſſitz; über Geſchichtſchreibung, Memoiren, die Wahrheit werde unterdrückt, komme aber doch an den Tag. Sie lebt in Paris wegen einer heranwachſenden Tochter, in Warſchau finde man durchaus keine Hülfsmittel für höhere Erziehung, nicht einmal einen guten Muſiklehrer; in St. Petersburg könne man allenfalls Rath ſchaffen, aber für ungeheures Geld, man müſſe dort Millionair ſein. Sie war gegen Ludmilla beſonders artig, reichte ihr die Hand, aber noch nicht zum Abſchiede. Die Unterhaltung hatte ziemlich lange gedauert, die früheren Begleiter waren weiter gegangen. — Die Fürſtin von Liechtenſtein (nicht Dietrichſtein) ſcheint ſehr leidend; zwei rieſige Töchter, edle Geſtalten, kluge ausdrucksvolle Geſichter, vornehme, feine Haltung, geſchmackvolle Kleidung. Der Graf von Clam-Gallas öſterreichiſch latſchig, ungeſchickte Bewegungen, grimaſſirend. Der Kanzler Graf von Neſſelrode, ein kleines Männchen von gemeinem, faſt tückiſchem Ausſehen, alles an ihm drückt die Ungnade und Amtsloſigkeit aus; er war zeitlebens ein diplomatiſcher Knecht ſeines ſcharfen Herrn,

eine Art Manteuffel, der alles gelitten und ertragen hat um in ſeinem Poſten zu bleiben! Er ſoll einen großen Theil der letzten diplomatiſchen Nachtheile Rußlands auf Meyendorff ſchieben, der in Wien den Verhältniſſen gar nicht gewachſen geweſen ſei, ſich ſelbſt und das Kabinet getäuſcht habe ꝛc. — Später mit den Schwab'ſchen Damen gegangen. — Abendeſſen im Speiſeſaal. — Vormittags haben wir dem ergötzlichen Zupfropfen der Waſſerkrüge eine Weile zugeſehen, dann das neue Theater in Augenſchein genommen, ein junger Schauſpieler führte uns; die Würzburger Truppe ſpielt hier, — heute den Königslieutenant von Gutzkow.

Dienstag, den 17. Juni 1856.

Früh am Brunnen. Die vornehme Welt findet ſich etwas ſpät ein, bleibt aber dann bis 8 Uhr. Die Schwab-Damen geſprochen. Das Gewühl auf dem Kurplatze nicht zu vergleichen mit dem in früheren Jahren: ein gleichgültiges Durcheinander, keine innere Bewegung, keine wechſelnde Lebhaftigkeit, keine Spannungen, die höhere Geſellſchaft gar zu dürftig an Zahl und Eigenheit. Ich begreife, daß die Leute dieſen Aufenthalt, wie er jetzt iſt, langweilig finden. Aber wie belebt, wie angenehm war er in früherer Zeit, und beſonders mir, dem ſo viel von allen Seiten ſich zudrängte! Dergleichen wiederholt ſich bisweilen, aber man darf nicht darauf rechnen. Ich wäre ſehr beſtürzt, wenn ich plötzlich vernähme, daß ich vier oder ſechs Wochen jetzt hier zubringen ſollte, wie ſehr ich auch die ganze Oertlichkeit liebe, vor der aller andern Badeorte liebe. — Tyroler mit ungewöhnlich reichem Putz erſcheinen auf dem Kurplatz, phantaſtiſche, prächtige Männer, die ſich als Sänger hier hören laſſen wollen. Der eine hat auf dem Lederſchild ſeines Gürtels die geſtickte Inſchrift „Wandle auf Roſen“, der andre „Verzage nicht“. Sie

erwarten noch mehrere Kameraden und „zwoa“ Frauen. — Drückende Luft, unerträgliche Hitze. — Ludmilla's Tischnachbar Graf von der Goltz iſt kein General, ſondern der preußiſche Geſandte in Athen; ſein Bruder, Adjutant des Prinzen von Preußen, iſt auch hier. — Wir wollen nach Klausbof fahren, bekommen aber den zugeſagten Wagen nicht. Zufällig fährt die vornehme Geſellſchaft dorthin. Der Herr, den ich bisher für den Grafen von Clam-Gallas gehalten, iſt nicht dieſer, ſondern der regierende Fürſt von Liechtenſtein; Clam-Gallas iſt gar nicht hier. — Als wir auf einer Bank ſaßen, trat ein alter Herr an mich heran, er nannte ſeinen Namen, nie hätt' ich ihn erkannt, und fand auch jetzt ſeine Züge nicht wieder, ſo ſehr hatte er ſich verändert, die ſcharfe Naſe hatte ſich zum breiten Fleiſchklumpen aufgewuchert, der ſtechende Blick iſt weicher und freundlicher geworden, — es war der badiſche Staatsminiſter von Blittersdorf! Wir begrüßten einander als alte Bekannte, er that ſogar ganz zutraulich, und ſprach, als ob wir von jeher Eines Sinnes geweſen wären. Seinen bittern Spott über den Bundestag, ſein Schimpfen auf die Unzuverläſſigkeit der Kabinette, ſeinen Hohn über die elenden Miniſter, die man aller Orten am Ruder ſieht, konnt' ich wohl beifällig aufnehmen, aber wenn ich Rebenius, Winter, Rotteck mit Ehren nannte, oder nur Tettenborn erwähnt wurde, ſah ich gleich ſeine Abneigung. Er iſt heute hier eingetroffen, mit ihm als Reiſegefährte zugleich der berüchtigte Dr. Georg Klindworth, der ſich Staatsrath außer Dienſten nennt, in Stuttgart als württembergiſcher Beamter lebt, und vom Könige zu beſondern Sendungen und Ränken gebraucht wird! Dieſer Abenteurer und Schelm, der vieles in ſeinem Leben durchgemacht hat, iſt jetzt ganz Orleaniſt, trägt alle möglichen Gründe vor, daß die Regierung Bonaparte's nicht dauern könne, hofft die Wiederherſtellung des Hauſes Orleans, entweder unmittelbar oder

durch Vermittlung einer nochmaligen Republik; der König von Würtemberg iſt jetzt voll Haß gegen Oeſterreich, und ſchmeichelt zwar dem Bonaparte, mit dem er durch den Schwager Jerôme gute Beziehungen hat, iſt aber im Grunde zumeiſt ruſſiſch, übrigens unſicher und wandelbar, ſo daß niemand ſich auf ihn verlaſſen kann; Blittersdorf ſpricht von ihm mit großer Verachtung. — Regen und Gewitter nöthigen uns in den großen Saal, wo Blittersdorf uns an ſeinen Tiſch zieht, und wir etwas Suppe genießen. Mit uns ſaßen Herr und Frau von Wöllwarth; er iſt ein Sohn des Oberhofmeiſters, den ich in Karlsruhe gekannt und deſſen Mutter — einſt Oberhofmeiſterin der Großherzogin Stephanie von Baden — noch lebt und in Mannheim wohnt; er kennt Schwab's ſehr gut. Der Landrichter und Badkommiſſair Bucher — guter Namensklang — kam auch an unſern Tiſch. Es ſollte Réunion ſein, war aber nur ein vereinzeltes Abendeſſen mit Muſik, und die vornehme Geſellſchaft, vom Gewitter unterwegs befallen, kam gar nicht. Zuletzt zeigten ſich die Tyroler mit den angekommenen „zwoa" hübſchen Frauen; wir ſprachen mit ihnen, und ermuthigten ihre Hoffnungen auf baldiges Auftreten und beſten Erfolg.

Mittwoch, den 18. Juni 1856.

Schlechter Schlaf. Neben mir eine engliſche Gouvernante oder Kammerjungfer mit unruhigen Kindern, in der Nacht langes Winſeln und Heulen eines eingeſchloſſenen Hundes, bei Tagesanbruch Kleiderausklopfen und Karrenlärm! Nach 6 Uhr zum Brunnen. Frau Schwab und Frau Klüpfel. Herr von Blittersdorf geht mit mir, er zeigt mir Herrn von Klindworth, den ich aber nur von fern und ſo gut wie gar nicht ſehe, denn er wandte ſich, wie Bittersdorf lachend verſichert, als er meiner anſichtig geworden, auf dem Fleck ab und

ſchien mir nicht begegnen zu wollen! Allerdings hat er mich zu ſcheuen, ich nicht ihn! Aber warum ſchämt er ſich jetzt? Damals, wie ich ſeine Schelmereien aufdeckte und ihm vorhielt, ſchämte er ſich gar nicht! — Frau Doktorin Klüpfel erzählt mir viel Gutes von Wilhelm Hemſen, den ſie in Tübingen viel geſehen hat. — Gegen Mittag einige Buden beſehen, dann unter der Säulenhalle geſeſſen, wo Herr von Blittersdorf ſich zu uns geſellt. Er bekennt, daß er ſich um die Vergangenheit gar nicht kümmre, daß ihn nur Gegenwart und Zukunft beſchäftige, doch wolle er nichts vorausſagen, ſondern dieſes dem Herrn von Klindworth überlaſſen. „Da thun Sie ganz recht, denn beim Prophezeihen läuft man ſtets Gefahr, nicht nur unter die kleinen Propheten gezählt zu werden, ſondern wohl gar unter die falſchen.“ Er kümmert ſich aber doch um die Vergangenheit, und ſchimpft auf Metternich, noch mehr auf den Grafen von Münch-Bellinghauſen, der jenen viele Jahre verblendet, ihn in's Verderben geführt habe, ſein böſer Dämon geweſen ſei; Münch habe nur ſeinen eignen Zweck verfolgt, reich zu werden, das ſei ihm gelungen; ob ſein Name mit Schaden in der Geſchichte ſtehe, mache ihm nichts; erſt jetzt fange Metternich an, allmählich einzuſehen, wie ſehr Münch ihm geſchadet habe. Von Metternich ſagt Blittersdorf, er faſele, höre ſich gern reden, wolle alles vorhergeſehen, wolle vergebens gewarnt haben, ſei unerſchütterlich in ſeinem Glauben an die eigne Weisheit; das eine Verdienſt wird ihm gelaſſen, keinen Haß zu hegen, keine Rachſucht, er könne harmlos mit den Menſchen verkehren, von denen er weiß, daß ſie ihn beleidigt haben, noch jetzt ihm Widerſacher ſind. Bedauern, daß die Schriften von Gentz nicht vollſtändig geſammelt, ſeine politiſchen Arbeiten nicht veröffentlicht ſind; ſeine großen Kenntniſſe, ſeine Leichtigkeit der Auffaſſung und Gewandtheit der Darſtellung ſind unerreicht, er war ein außerordentlicher Mann, wunderbar begabt,

und wie kein Andrer wirksam, aber nur die Kundigen vermögen seinen Werth zu fassen. Ich kann in dieses Lob nur einstimmen. Fernere Mittheilungen: Als Louis Bonaparte seinen Staatsstreich beabsichtigte, suchte er vorsichtig einige Anknüpfungen im Auslande, und wandte sich besonders auch an die Großherzogin Stephanie, die mit Bittersdorf darüber sprach. Dieser gab ihr eine Denkschrift, worin er den Kaisertitel und alle dynastische Verbindung widerrieth, Bonaparte müsse seinem Prinzip getreu bleiben, seine Macht beruhe auf dem Volk, auf dem Bauer und Soldaten, diese müßten seine Stützen bleiben, die Volkssouverainetät der seinen zur Unterlage dienen, er solle sich bloß Napoleon Souverain des französischen Volkes nennen, seine Gattin bloß Madame de France, u. s. w. Die Eitelkeit, das Gefühl der persönlichen Ehre, die Macht des Herkommens haben dies nicht zugelassen, zu seinem größten Schaden, er sei in Widrigkeiten gerathen, habe Zurückweisung und Demüthigung erfahren, sei zu dem Kampfe gegen Rußland genöthigt worden, in welchem er zwar gesiegt habe, aber mit Aufopferung von Kräften, die er in den nächsten Jahren nicht ersetzen könne, deren unnöthiger Verbrauch seinen Untergang bereitet habe. Alles dieses würde nicht sein, wenn er sein Prinzip nicht verlassen hätte! So raisonirt Bittersdorf, scheinbar sehr richtig, aber in Einem wesentlichen Punkte doch falsch, nämlich in der Annahme, daß es Bonaparte'n mit dem Prinzip der Volkssouverainetät wahrer Ernst sei; das ist es ihm aber ja nicht, sondern sein Prinzip ist der persönliche Vortheil, die selbstische Befriedigung durch Macht und Ansehn, er ist ein —, ein —, die Mittel sind ihm gleichgültig, und die Leiter, auf der er gestiegen, stößt er ohne Bedenken mit dem letzten Fußtritt um. So thut denn Bittersdorf auch nur, was er an Metternich tadelt, er faselt in den Tag hinein, und baut auf falschen Voraussetzungen lauter Irrthümer; Louis Bonaparte ist doch noch

klüger als alle die nachträgliche Weisheit! Ob seine Klugheit bis an's Ende wird ausreichen, das ist eine andre Frage. Ich mag mit Blittersdorf dies alles nicht durchstreiten; mög' er seine Sachen sehen und treiben wie er will; doch stellt' ich ihm einige Einwendungen, die er aber lieber für Zustimmung hinnahm. — Nachmittags im Kurhaus. Ludmilla macht mit mir einen Besuch bei den Damen Schwab und Klüpfel; der letztern bring' ich ein Denkblatt für ihr Stammbuch. — Vorher hatten wir Herrn Bevilaqua beim Pfropfen der Krüge zugesehen, er fand sich durch unsre Aufmerksamkeit geschmeichelt, und gab uns seine Visitenkarte, — denn er hat eine! Er ist ein schöner herkulischer Mann, von herrscherlichem Ansehn, dabei mildem und feinem Wesen; seine Brunnenmannschaft beherrscht er mit Kraft, die Pfropfmaschine ist seine Erfindung. — Geldwechseln im Kurhaus, auch hier ein artiger und gefälliger Mann. — Abends wieder unter den Bäumen auf und ab gegangen. Viele neue Kurgäste, auch manche alte näher betrachtet. Der Herzog von Sachsen-Altenburg, munter und leutselig, spricht und lacht mit jedermann. Ein Herr von L., dünnbeinig und spillerig, elegant nachlässig aber trotz alles Bemühens nicht vornehm aussehend, schweift in Langerweile und Einsamkeit umher, möchte den Prinzessinnen von Liechtenstein vorgestellt sein, aber sie lehnen es ab! Frau von Kalergis mit der Fürstin von Liechtenstein; der Kanzler Graf Nesselrode mit Herrn von Severin; drei Russen, ein Admiral unter ihnen, in grauen Mäntelchen und Hütchen wie drei Fledermäuse, zwei kleine gleichgekleidete Engländerinnen, ein Gespann Ponies genannt. Für mich alles sehr abgedroschen und dürftig! — Wiederholter Sprühregen. Der Tyroler „Verzage nicht!" und sein schöner Bulldog. — Ein Gaukler giebt um 8 Uhr im Saal eine Vorstellung seiner Zauberkünste, wir wollten hingehen, unterließen es aber wegen der Feuchtigkeit.

Donnerstag, den 19. Juni 1856.

Früh am Brunnen. Blitteredorf, die Damen Schwab und Klüpfel. Abſchied. — Abfahrt von Kiſſingen bald nach 8 Uhr, mit dem Wagen und den Pferden des Hotels. In Schweinfurt auf die Eiſenbahn. Das Haus der Fulvia Morata Olimpia da Maldachini zu ſehen hinderten uns die Kürze der Zeit und der Regen. Von Schweinfurt nach Bamberg gefahren, zum Mittageſſen im Bamberger Hof angelangt. Alle, die ich hier kannte, ſind todt: Jäck, Siebert, Kunz, — nach Hornthal hab' ich nicht gefragt! Den Namen einer Stiftsdame hab' ich vergeſſen! Gleich nach dem Eſſen zum Dom gefahren, der prächtigen Kirche mit vier Thürmen, herrlichem Portal, hochgewölbter Krypta. Dann zur Kirche St. Michael hinauf, zur ſchöngelegenen Benediktiner-Abtei gehörig. Von hier hinauf zum Schloſſe auf dem Babenberg, wo die Trümmer der gewaltigen Burg von deren Umfang und Stärke einen Begriff geben. Starke Quadermauern ſtehen noch, der Unterbau einiger Thürme, ein Hauptthurm noch ganz, der einen zweiten engern trägt. Pfalzgraf Otto von Wittelsbach erſchlug hier den Kaiſer Philipp. Zerſtört wurde die Burg durch einen Markgrafen von Brandenburg. Weite Ausſicht ringsum, unten zu Füßen die Stadt, welche mit ihren Thürmen ſich vortrefflich ausnimmt, beſonders die Benediktiner-Abtei von der Abendſonne ſchön beſchienen. Nördlich der Thüringer Wald, nordweſtlich das Fichtelgebirge, auch Anfänge der ſogenannten fränkiſchen Schweiz. Während die Andern den großen Thurm beſtiegen, ſaß ich auf einer ſonnigen Bank und hing meinen Betrachtungen nach. — Erinnerung an Hoffmann, der eine Thurmhütte der Babenburg einen Sommer bewohnt und hier ſeine Phantaſieſtücke geſchrieben, auch die Wände mit ſeinen ſchnurrigen Gebilden bemahlt oder bekreidet hat, was aber durch die Hand des Tünchers völlig ausgelöſcht worden. Erinnerung an den

und wie sie alle heißen! Sie reden nicht und es wird nicht von ihnen geredet. Sie sind wie Schachsteine, die nicht auf dem Brette stehn; da gilt Thurm und Bauer gleich wenig, nur daß sie dort fehlen, macht einen Unterschied. Thatsachen allein sind es, die etwas gelten, aber sie müssen recht grob und deutlich sein, wenn sie nicht als Wahn und Traum verlacht sein wollen, ja sie müssen im Geschehenen immer etwas vorschlagen für die Erkenntniß, damit diese in ihrem Preise gesichert bleibe, z. B. daß es regne, muß nicht im Regen, sondern in der Traufe anerkannt werden, dann gesteht man, daß man nicht ohne Schirm hätte ausgehen sollen. Politik war bei den Alten Voraussicht, heut zu Tage ist sie Hinterdreinsicht und gleicht dem Witze, der Einem in Gesellschaft fehlt, aber zu Hause richtig einfällt! Ob wohl ein Wechselhaus lange bestehen könnte, das seine Geschäfte mit größter Genauigkeit und Sorgfalt, statt nach dem heutigen, stets nach dem gestrigen Kourse einrichtete? Seit dem Beginne der französischen Revolution waltete dieses Verfahren beinahe überall, und Frankreich zog den Vortheil, bis ihm selber die seltsame Rechnungsweise eingeflößt wurde; seit dem Beginne der spanischen Revolution geht es denn immer so fort, und ich erwarte nun, Spanien den Vortheil ziehen zu sehen.

Wunderbare Fügungen erleben wir, das ist wahr, daß Wellington und Chateaubriand in Verona als Fürsprecher Spaniens erscheinen mußten! Ein gewisser Achilles, der als Ulysses auf dem Kongresse war, schildert in einem auch hier umlaufenden Berichte jene erstgenannten Personen als Gegenstände der entschiedensten Abneigung für gewisse hohe Personen.

Um Ihnen doch auch etwas Neues zu erzählen, muß ich Sie von einem Stadtgeschichtchen unterhalten, das hier gewaltige Bewegung macht. Herr Minister von Voß, ein Mann

Grafen Julius von Soden, der hier ein Theater unternommen hatte, an Frau von Montenglaut, die unter dem Namen Emilie Willer hier spielte, an Moriz Rebert, der im Orchester die Geige strich! Goethe's Bamberger Szenen im Götz von Berlichingen. Berthier's Sturz aus dem Fenster des Schlosses. Kaiser Heinrich der Zweite und seine Gemahlin Kunigunde, die nach überstandener Feuerprobe den Dom gestiftet hat. Ihre Grabsteine, mit lebensgroßen ausgehauenen Bildnissen, liegen jetzt an andrer Stelle und höher als wie ich sie zuerst gesehen, weniger gut. Ueberhaupt hat man viele Veränderungen vorgenommen und viel Alterthümliches zerstört oder entfernt, aus Mißverstand der Befehle des Königs Ludwig, der nur die Reinigung des Gebäudes befohlen hatte. Spät nach Hause. Bamberg hat eine herrliche Lage, und gefällt mir sehr, bei aller Alterthümlichkeit sieht es heiter aus und scheint wohlhabend. Aber hier zu leben wäre mir doch einer Verbannung gleich. Die schönsten Bauwerke erinnern an üppiges Pfaffenthum und düstren Aberglauben; das Kirchenwesen scheint noch jetzt im Volke mächtig zu sein! Eines der größten Gebäude der Stadt ist ein katholisches Seminarium. Wir machten noch einen Abendgang, besahen die obere Pfarrkirche, das auf einer Brücke gebaute schmale, auf beiden breiten Seiten mit römischen Figuren bemahlte Rathhaus, die heftig strömende Regnitz ꝛc.

Freitag, den 20. Juni 1856.

Früh um halb 6 Uhr auf der Eisenbahn nach Staffelstein gefahren, von hier mit Pferden nach Banz hinauf, jetzt ein Schloß des Herzogs Max von Baiern, vormals eine der reichsten und prächtigsten Benediktiner-Abteien. Herrlich gelegen, wie alle Stiftungen dieses Ordens. Die erste Gründung soll zur Zeit Karl's des Großen geschehen sein, nach zweimaligem

Abbrennen iſt aber der jetzige Bau der dritte, aus dem dritten Jahrzehend des achtzehnten Jahrhunderts. Gewaltige Mauern, großer Umfang, zahlloſe Gemächer, große Terraſſe, ungeheure Freitreppe. Die Kirche nach Art der Jeſuitenkirchen, große Pracht an Bildern und Vergoldung, umfangreiche und vielfache Deckengemählde. Eine Silberarbeit von Benvenuto Cellini, durch eine Prinzeſſin hieher geſchenkt, iſt ſicher nicht von ihm. Eine Krypta, die auch hier nicht fehlt, erſcheint als unnöthiger Luxus. Gemächer des Herzogs, wenig ausgeſtattet. Große Sammlung von Verſteinerungen, größtentheils aus dieſer Gegend, von den Ufern des Mains ꝛc. Ein rieſiger Ichthyoſaurus; ſehr beachtungswerth, aber hier nicht am rechten Platz! — Ich überdachte das Mönchsweſen, das Leben der Benediktiner, die trotz ihrer großen gelehrten Arbeiten doch eigentlich nichts Lebendiges geliefert haben, ihre Macht und Reichthümer, die doch niemanden recht zum Nutzen waren, weil alles an Bedingungen hing, die auf Rohheit und Dunkelheit, auf Knechtſchaft des Geiſtes hinausgingen, und ich verfluchte das ganze Ungethüm! Solche Mauern und Anſtalten ſollen nicht beſtehen, ſie zeigen den fürchterlichſten Mißbrauch menſchlicher Kräfte, ſie richten in dem höchſten Menſchlichen größere Zerſtörung an, als je die ſein kann, die ſie ſelber trifft. — Wir fuhren nach Staffelſtein hinab und dann weiter nach Lichtenfels, um auf die Eiſenbahn zu gelangen, die an jenem Orte — ſo hieß es — nicht anhält um Reiſende aufzunehmen. Die Sonnenhitze war furchtbar, es zogen ſich von allen Seiten Gewitterwolken zuſammen. Wir fanden in Lichtenfels noch nicht den Eilzug, wohl aber noch den Güterzug, der uns allerdings in Staffelſtein aufgenommen hätte. Schnelle Fahrt nach Bamberg zurück. Mittags wieder im Bamberger Hof, an der Wirthstafel gegeſſen, dann eiligſt zur Eiſenbahn. Die Hitze war furchtbar, ſchon aber wirbelten auch Windſtöße den Staub empor. Abfahrt nach Nürnberg.

Starke Regengüsse, Wolken verhüllten die Aussicht. Die Stärke des Gewitters aber tobte fern von uns, wir bekamen nur reichlichen Regen und kalte Luftströmung. Als wir uns Nürnberg näherten, hörte der Regen auf, und im Westen wurde es hell und heller. Wir kamen um 7 Uhr in Nürnberg an, und erhielten im Baierischen Hof, wohin uns der Wirth in Bamberg Herr Metzner empfohlen hatte, gute Zimmer im ersten Steck, dieselben, welche im Jahre 1829 Rahel mit der Generalin von Zielinski bewohnte! Ich erkannte sie gleich wieder. Gang durch die noch hellen Straßen. Ueberblick der Eigenheiten der Lorenzkirche, der Sebaldskirche, des schönen Brunnens ꝛc. —

Sonnabend, den 21. Juni 1856.

Im guten harten Bette gut geschlafen. Um 8 Uhr gefrühstückt. Gegen 9 Uhr im Hotelwagen ausgefahren. Dürer's Standbild, und Haus; ersteres von Rauch entworfen, von Burgschmied gegossen; das Haus wird in seinem alten Stand erhalten, und ist mit Gemälden angefüllt. Die Mauern und Thürme der Burg, die Gartenanlagen; die alte Linde im Hofe, von der Kaiserin Kunigunde gepflanzt, hat seit 1808 bedeutend verloren, die neuen Bildsäulen umher, als Wappenherolde die vier Provinzen des Königreichs darstellend, nehmen sich gut aus; sie sind vorläufig von Gyps (geschwärztem), sollen aber in Erz gegossen werden. Gemächer des Königs und der Königin, geschmackvoll; doch bleibt die nach allen Seiten herrliche Aussicht das Beste. Alte Kapelle. Heidenthum. Tiefer Brunnen. Die nördliche Befestigung rührt von Dürer her, so auch die Zeichnung und der Entwurf der vier großen Thorthürme der Stadt. — Besuch im germanischen Museum des Freiherrn Hans von Aufseß, ein reicher Anfang, die Aufstellung aber erst nothdürftig; sehr schätzens-

werthe Gegenstände aller Art. Der Eifer, solche Sachen zu sammeln, vor der Zerstörung zu retten, ist löblich, allein fast immer gesellt sich dazu ein guter Theil närrischer Eitelkeit und aufdringlicher Prahlerei; beides findet sich hier in reichlichem Maß; allein das Schlimmste ist der aristokratische Zug und Zweck, den der Gründer damit verbindet! Er will vor allem dem Adelswesen dienen, und ruft daher auch neben den Fürsten hauptsächlich „seine lieben und verehrten Standesgenossen“ auf, sein Treiben auf alle Weise zu unterstützen. Dadurch wird die Sache engherzig und mir gradezu ekelhaft; nützlich bleibt sie insofern, als sie vieles sammelt und sichert, was auch reineren Zwecken dienen kann. Herr von Aufseß erschien zuletzt selbst, und sagte mir viel Schmeichelhaftes, sandte mir dann auch ein Paket Druckschriften, die sich auf sein Museum beziehen, der Mann hat einen Anflug von Kenntnissen, viel eitlen Thätigkeitstrieb, hinlänglichen Adelsdünkel, keinen Geist. Einer der Beamten, der uns herumführte, Herr Dr. Falke, zeigte guten Sinn und große Gefälligkeit. Bei dem Gerümpel wurden wir unverhältnißmäßig lang aufgehalten und ermüdet! — Peller'sches Haus (jetzt Fuchs), im Hofe prächtig anzusehen, nach venetianischen Vorbildern erbaut. — Fleischmann'sche Papierfabrik, in einem ehmals Tucher'schen Schloß. — Vor dem Gymnasium das Standbild Melanchton's, nur aus der Ferne im Vorbeifahren gesehen. — Die Brunnen, der „schöne“ von den Gebrüdern Schonhover, das Gänsemännchen von Labenwolf, der Brunnen aus Frauenbrüsten von Wurzelbaumer, ein Brunnen mit Dürer's und Pirkheimer's Erzrelief. — Das Rathhaus, die Frauenkirche, die Aegidienkirche. Die Fleischbrücke. — Neues Haus des Kaufmanns Wiß im alten Stil, von Heideloff. — Nachmittags wieder ausgefahren. Vor dem Thore die Rosenau besehen, türkische Villa von Herrn Wiß, er kam uns einzuladen, das prächtige Innere zu besehen, und erhielt unsre schmeichelhaften

Lobsprüche. — Die Sebalduskirche! Sie ist leider nicht mehr düster und schwarz, wie ich sie zuerst gesehen; vieles ist verändert, die Bilder hängen zum Theil schlechter, und haben merklich verloren. Peter Vischer's Sebaldusgrab mit Begeisterung wiedergesehen. Adam Krafft's Werke in Stein, in Erz. Arbeiten von Veit Stoß in Holz. — In der Moritzkapelle, neben der Sebalduskirche die hiesige Bildergalerie besehen. — Nachher Gänge durch die Stadt, Brücken, Denkmale, Tandelmarkt. —

Sonntag, den 22. Juni 1856.

Auf den Johannisfriedhof gegangen, wo heute am Johannistage die ganze Bevölkerung Nürnberg's die Gräber mit Blumen schmückt. Ein wunderbarer Anblick, alle Grabsteine mit Blumen wie überschwemmt, Kränze, Kreuze, Anker, Herzen, Namenszüge; ein kleiner Theil nur öd' und unbedacht, wo keine Angehörigen mehr sorgen. Dürer's Grab und Hans Sachsens geschmückt. Die Grabsteine liegen, auf den meisten sind Namen, Inschriften, Wappen — zum Theil sehr kunstvoll — in ehernen Tafeln. — Dann endlich zur Lorenzkirche! Sie machte den alten Eindruck. Sakramentshäuschen von Adam Krafft; seine und seiner beiden Gehülfen knieende Gestalten als Träger. Bunte Fenster. Schnitzwerke von Veit Stoß. Gemählde von Wohlgemuth. Verständige Frau, die uns umherführt. — Nürnberg zuerst in Deutschland hat Straßenpflaster, eine Kettenbrücke, eine Eisenbahn. — Alle Kunst geht hier aus dem Handwerk hervor; noch besteht großer Sinn für technische Künstlichkeit und Tüchtigkeit, für höhere Kunst wenig. — Neue Kanzel aus Stein gehauen in der Lorenzkirche, von Heideloff in altem Stil sehr gut. — Mittagessen im Gasthof. Drei ungarische Grafen, die ich für Kentuckier hielt. — Gleich nach dem Essen vor das Thor zum

Fürther Bahnhof gegangen. Fahrt nach Fürth, eine Viertelstunde, die Person 9 Kreuzer. Ich ließ die Andern den Ort besehen und ruhte. —

Montag, den 23. Juni 1856.

Im Regen zur Frauenkirche; sie ist katholisch, bunt und kraus, gegen die andern sehr zurückstehend. — Beim Antiquar Heerdegen, der aber nicht zu Hause ist. Dann in der Stadt umher, zu den Brunnen, zum Haus von Dürer. — Nach dem Essen wieder zu Heerdegen; das ganze Haus gefüllt mit litterarischen und andern Alterthümern, deren Werth er nur allzu gut kennt! Für einen Simplicissimus — Mömpelgart, erste Ausgabe — fordert er dreißig Gulden, — das Exemplar, das ich dem Professor Heyse geschenkt, ist von ihm für vierundzwanzig Thaler verkauft worden —; in diesem Verhältniß alles! Sein Vater und Großvater waren schon Antiquare; er stand mit Meusebach in Verbindung, mit Olfers verkehrt er ꝛc. — Von da zum Standbilde Dürer's, dann zum Standbilde Melanchton's von Burgschmied vor dem Gymnasium, in Stein, von bester Wirkung. — Mit dem Wirth Herrn Aureheimer über die Weiterreise gesprochen. — Gegen Abend, als der Himmel wieder blau geworden und die Sonne schien, entschloß ich mich, mit den Andern in's Theater zu gehen. Donna Diana, nach Morete von West, wurde gegeben. Im Ganzen sehr schlecht und verfehlt; ein schlechter Perin, ein mittelmäßiger Don Cesar; Fräulein Damböck als Donna Diana war schön, und hatte glänzende Augenblicke, doch fehlte es ihr an Hoheit, sie sprach und spielte wie eine Gboli, eine Orsina, die Kokette überwog; das nicht feine Publikum war freilich zufrieden. — Das Theater ist neu, nicht groß, nicht prächtig, dem hiesigen Bedürfnisse gemäß, sparsame Beleuch-

tung, schlechte Dekorationen; im Jahr 1808 war das Theater nur eine nothdürftige Holzbude. —

Die Zeitungen melden manches Artige von dem Besuch des Königs von Preußen in Stuttgart. Am 19. im Theater zu Kanstatt, als ein Sänger ausdrucksvoll die Worte „Es lebe der König“ ihm zusang, erhob er sich und verneigte sich gegen den König von Würtemberg, worauf ein allgemeiner Beifall erfolgte. Sehr galant! Vor wenig Jahren war bittre Feindschaft zwischen beiden, und der König von Würtemberg sprach öffentlich dem von Preußen Hohn! —

Der Minister Louis Bonaparte's, Graf Walewski, hat den Schwarzen Adlerorden bekommen. Unter dem alten Bonaparte bekam ihn sogar Fouché! Was ist da weiter! —

Der Regierungsrath von Voß in Merseburg war in Halle zum Oberbürgermeister gewählt worden, die Kreuzzeitungspartei, deren Kandidat hatte weichen müssen, gerieth in Wuth, und wollte wenigstens die Bestätigung hintertreiben. Leo schrieb giftige Artikel, dem Könige wurde die Gefahr vorgestellt, wenn ein Freisinniger die Oberstelle in dieser Stadt erhielte, man setzte alle Mittel der Verläumdung in Bewegung. Indeß war dem Herrn von Voß in seiner Amtsführung nichts vorzuwerfen, in seinem Benehmen während des Jahres 1848 nichts Erhebliches. Dennoch würde die Reaktion gegen ihn gesiegt, seine Nichtbestätigung erwirkt haben, hätte nicht die Gräfin von Voß, ohne Verwandtschaft, ohne ihn näher zu kennen, bloß um des Namens willen, sich seiner angenommen, sie sagte dem Könige, ein Voß könne nicht untreu, nicht schlechtgesinnt sein. Dieser dürftige Grund wirkte, jedoch nicht entscheidend. Die Sache blieb viele Monate zweifelhaft hängen. Voß wurde unruhig, sprach mit den Ministern, Manteuffel zuckte die Achseln, Westphalen war entschiedner Gegner. Man sprach von Gewährleistung guter Gesinnung, von einem deßfalls auszustellenden Revers.

Voß erklärte, daß er einen solchen nicht schreiben, daß er im Falle der Nichtbestätigung den Abschied nehmen würde. Die Unentschiedenheit dauerte noch lange fort. Endlich, vor kurzem, erhielt Voß vom Minister von Westphalen die Aufforderung sich hier einzufinden. Er kam, und erfuhr, der König wolle ihn sprechen. „Sie haben doch Ihre Rathsuniform mitgebracht?“ fragte ihn Westphalen, und auf die Verneinung — er besaß nicht einmal eine! — rief er fast erfreut: „Ja das ist schlimm, dann können Sie nicht vor den König treten, dann ist die jetzige Gelegenheit verloren!“ Voß jedoch, der anderweitig auch Winke bekommen hatte, war so klug gewesen, seine Landwehr-Offiziersuniform mitzunehmen, und sagte es dem Minister, der nun das Hinderniß weggeräumt sah, und ihn mit den Worten entließ, er werde einen schweren Stand haben, die Entschließung des Königs sei noch ganz ungewiß. Auch Manteuffel sprach in diesem Sinne zu Voß, und bezeigte neugierige Spannung, wie die Sache wohl ausfallen werde, bekennend, daß er keinen Einfluß darauf habe. Voß wurde zum Könige gerufen, und war vieler verfänglicher Fragen und eines ungünstigen Entscheids gewärtig. Der König empfing ihn in einem Vorzimmer. — „Ich kann es nicht anders bezeichnen,“ erzählte Voß, „als einen Raum, in dem er seine Wäsche zu trocknen pflegt, es hingen Schnupftücher, Unterhosen, Kamisöler ꝛc. wie zum Trocknen ausgebreitet umher,“ — und anstatt bedenklicher Fragen begann der König gleich freundlich: „Sie haben viele Freunde, und auch Damen darunter.“ Dann fuhr er fort von den Ereignissen der Zeit zu reden, wie er ganz allein die des Jahres 1848 beherrscht und bezwungen, erwähnte Vorgänge, die nie Statt gehabt, Thaten, die nie geschehen, legte sich die größten Verdienste bei, die niemand als er selbst ihm zugesteht, sprach von dem früher unschädlichen, jetzt aber gefahrvollen Liberalismus, den man scharf bekämpfen müsse, und ließ Voß gar nicht

zu Worte kommen, sondern sprach ganz allein eine lange Zeit. Dann schloß er endlich: „Ich freue mich der Erste zu sein, der Ihnen zu Ihrer neuen Stelle Glück wünscht!“ und entließ ihn. Von einem Revers war gar nicht die Rede gewesen, eben so wenig von strengen Warnungen. Die Minister waren begierig zu hören, wie die Sache sich verlaufen; Manteuffel schien einigermaßen zufrieden mit dem Ergebniß, Westphalen machte ein langes Gesicht. —

(Am 24. Juni war Herr von Voß beim Könige, und hat von ihm kommend die Sache gleich erzählt.)

Dienstag, den 24. Juni 1856.

Um 7 Uhr aufgestanden, um 8 gefrühstückt. Noch ein weiter Gang durch die Stadt, dann eingepackt, zu Mittag gegessen, und nach 3 Uhr zum Bahnhof gefahren. Abfahrt mit dem Eilzuge nach München. Schwabach, Nördlingen Donauwörth, Augsburg; um halb 10 Uhr in München. Gasthof zur blauen Traube.

Mittwoch, den 25. Juni 1856.

Schon gestern Abend regnete es, heute den ganzen Tag mit geringen Unterbrechungen, dabei dunkel und kalt. Ausgefahren. Besuch bei Herrn Professor Carriere, in der Karlsstraße 43. Seine artige, kluge Frau, geborne Freiin von Liebig, sein Söhnchen. Besuch bei Herrn Professor Löher, in der Fürstenstraße 13. Eine wahre Freude, den trefflichen Mann hier in guten, bedeutenden und vielversprechenden Verhältnissen zu sehen, dabei in neugegründetem häuslichen Glück. Er hat seine Braut — aus Paderborn, aber ursprünglich aus Wittenberg —, vor kurzem geheirathet, ist hübsch eingerichtet; die Frau gefällt mir sehr, ist fein und klug. Daß man in

Preußen dem edlen Mann aus politiſcher Gehäſſigkeit jede Laufbahn verſperrt hat, iſt ihm zum Glück ausgeſchlagen, und ſein jetziges Wohlergehen gereicht jener preußiſchen Behörde zur verdienten Schande. Große Freude auch ſeinerſeits; Bedauern, daß der König Max nicht hier iſt, — aber ich habe kein Bedauern deßhalb, ich kenne dieſe Großen genug, um ihre Nähe nicht zu ſuchen! Ich fahre darauf zu Herrn Wilhelm Hemſen, in der Schwanthalerſtraße 12; auch hier große Freude; er zieht ſich an, und fährt mit uns in die Glyptothek, dann in die Pinakothek. Bewunderndes Staunen über die hier aufgeſtellten Kunſtſchätze, über die Bauwerke, deren Ausſchmückung. Cornelius gelangt wieder zu höchſten Ehren, wenn man ſeine Fresken in der Glyptothek betrachtet, der Reichthum der Geſtalten und Farben an den Deckengewölben iſt überwältigend. In der Pinakothek ſind vor allem die Loggien bewundernswerth mit den ſchönen Fresken der zahlreichen Deckengewölbe, und welch ein Schatz der herrlichſten Gemählde! Lauter Meiſterwerke, das Beſte aus der alten Münchener Galerie, aus der Düſſeldorfer, aus der Sammlung der Brüder Boiſſerée. — Hemſen mein Gaſt an der Wirthstafel. — Nachmittags gingen wir mit ihm aus. Die Arkaden mit ihren Fresken. Die Feldherrnhalle mit den Erzbildſäulen Tilly's und Wrede's. Das Standbild Max Joſeph's des Verleihers der Verfaſſungsurkunde; die Reiterbildſäule des Kurfürſten Maximilian, von Thorwaldſen; die Ludwigskirche mit dem großen Altargemählde das jüngſte Gericht von Cornelius, allgemein für ſein Meiſterſtück gehalten; das Bibliothekgebäude; die gewaltigen beiden Springbrunnen vor dem Univerſitätsgebäude; das Siegesthor mit der Löwenquadriga; die ehernen Bildſäulen Orlando Laſſo's und Gluck's vor dem Odeon. Der Regen wurde uns beſchwerlich, wir kehrten erſchöpft unter den Arkaden bei Tamboſi ein, wo wir uns an vortrefflichem Kaffee labten. —

von der alten Zeit und in die neuern Gewöhnungen nicht eingegangen, schrieb, wie er es vor 16 Jahren gethan, an hohe bürgerliche Staatsbeamte Ew. Wohlgeboren, das Hochwohlgeboren dem Adel allein vorbehaltend. Herr Präsident Friese beschwerte sich darüber bei dem Minister selbst, Herr Intendant Ribbentrop sehr laut im Publikum. Plötzlich ist das ganze Heer von Beamten in Harnisch und verführt einen Lärm, als sei ihre Gesammtehre angetastet. Anfangs hieß es, die Sache sei ohne Absicht, ein Kanzleiversehen. Allein man hatte dem Sohne des Ministers, dem Kammergerichtsrathe, nachgespürt, daß er einem angesehenen Bankier zu derselben Zeit Ew. Hochedelgeboren geschrieben habe und glaubte nun, das zwischen Vater und Sohn verabredete System nicht mehr verkennen zu dürfen. Heilloses Geschrei wüthet seitdem, es regnet Witze und Spöttereien; man nennt den Minister „Marschall Rückwärts" — auch „Marsch, Alle rückwärts!" ausgesprochen — nennt ihn Epimenides; erzählt, daß er vom Könige, wie vor Zeiten geschah, mit „Er" angeredet sein wolle u. dgl. mehr. Ich hätte nicht geglaubt, daß Berlin einer solchen Erhitzung fähig wäre; freilich sind alle kleinlichsten Eitelkeiten in Masse angegriffen und deren haben wir eine starke Macht allhier. Der Kammergerichtsrath von Voß — wir haben in Halle zusammen studirt — versichert noch immer, sein Vater habe nichts mit der Sache gemeint; inzwischen hör' ich, daß eine Kabinetsordre unterwegs sei, welche dem Minister völlig Recht gebe und das Hochwohlgeboren lediglich dem Adel zuspreche; sollte dieses wahr sein, was ich jedoch aus manchen Gründen bezweifle, so hätte die Sache denn doch eine bleibend ernsthafte Seite erhalten und müßte noch andere Folge haben, z. B. einige Erhebungen in den Adelstand.

Man erzählt sich auch mancherlei Veränderungen im

Vom Vormittage noch nachzutragen die Fahrt zur Erzgießerei, wo die kolossale Reiterbildsäule Washington's von dem Amerikaner Crawford modellirt, hier gegossen; ein gewaltiges Werk von mächtiger Wirkung, — hier will man es nicht recht gelten lassen, ich aber sehe auf den Gesammteindruck, und muß es loben; eine gegebene Wirklichkeit war hier auszudrücken, die Bedingungen der Sache muß man annehmen, die Größe und den Stoff in Betracht ziehen. — Abends waren wir bei Carriere, wo Herr von Liebig, Geheimer Hofrath von Thiersch und seine Frau, die sich meiner aus früherer Zeit wohl erinnert: sie ist verständig, aufmerksam, durch Erfahrung kalt geworden. Thiersch etwas matt, redselig und gedächtnißschwach, aber von bestem Willen, er ruht auf seinen Lorbeern aus, und macht es gern bemerklich, daß er auf Lorbeern ruht, aber doch nicht ganz ruht. Herr von Liebig, ein noch schöner Mann, von sichrem behaglichen Wesen, spricht etwas zu Gunsten Louis Bonaparte's, aber ohne jeden Eifer ganz lässig. Carriere erzählt einiges von seinen Verhältnissen, seinen Geschäften, seiner Arbeit über Raulbach. Um 10 Uhr nach Hause gefahren. — Erzählungen von des Königs gelehrten Gesellschaften, öfters drei Abende in der Woche hält er solche Sitzungen, macht Fragen, ertheilt Aufträge, verlangt Antworten und Arbeiten, oft sehr umständliche und genaue; Paul Heyse muß das Protokoll führen, ganz ausgearbeitet, er wird oft übermäßig in Anspruch genommen, auch die Andern, Dönniges nicht ausgenommen, der eben von einer Reise zurückgekehrt und wieder oft beim König ist, — man sagt, er werde eine Gesandtschaft erhalten, denn ihn ganz wieder in das alte Verhältniß zu nehmen, wage der König nicht, weil die Ultramontanen zu sehr wider ihn sind. — Von Bettinen allerlei Schnurren; der König Ludwig ging umher und zeigte den Leuten ihren letzten Brief, worin sie ihn anredete: „Euer Majestät und lieber Ludwig", er klagte über das Unange-

meſſene dieſer Vertraulichkeit, und wiederholte mehrmals: „Sie hat dazu gar kein Recht, ihr hab' ich nie die Kour gemacht, nie im geringſten."

Donnerstag, den 26. Juni 1856.

Regen. Zur neuen Pinakothek gefahren; auch hier herrliche Kunſtwerke! Garriere fand ſich zu uns ein; Gemählde von Piloti, Wallenſtein's Leiche und Seni; Rottmann's griechiſche Landſchaften in glücklichſter Beleuchtung. Kaulbach's Fresken-Schelmereien, die viel Tadel erleiden und Haß erregen. — Beſuch der Baſilika, ein wunderſchönes, reichausgeſtattetes Bauwerk! Beſuche beim Geheimen Hofrath Thierſch, der nicht zu Hauſe iſt, Geſpräch mit ſeiner Frau. Beſuch beim Freiherrn von Liebig und ſeiner Frau, bei Bodenſtedt, bei Dingelſtedt, letztern nicht gefunden. Liebig zeigte uns ſein ſchönes Auditorium, ſeine reichen Laboratorien, wo er ſeinen Jüngern zu arbeiten erlaubt, ohne ſie praktiſch zu leiten. — Billet von Fräulein Sidonie von Seefried. Ich gehe mit Ludmilla hin, wir ſprechen von Frau von Chézy, Frau von Hohenhauſen, Graf Julius von Soden ꝛc. Verabredung wegen Nymphenburg. Hemſen mit uns Nachmittags zur Aukirche gefahren; Glasfenſter von größter Schönheit und machtvollſtem Eindruck! Dann zur Bavaria bei der Thereſienwieſe; die Andern ſteigen in den Kopf der koloſſalen ehernen Bildſäule, ich betrachte mit Luſt die griechiſche Tempelhalle, in der (auch „Ruhmeshalle") ſich zahlreiche Büſten verdienter Baiern befinden, Baader's und Schelling's die neuſten. — Im Vorbeifahren den Glaspalaſt und den Wittelsbacher Palaſt geſehen, letzterer die Wohnung Königs Ludwig, wenn er hier iſt, er hat ſie nach ſeiner Abdankung ſchnell vollendet. — Abends bei Löher, wo zahlreiche Geſellſchaft. Herr von Spruner und Frau, Herr von Rettberg und Frau, Hemſen,

Professor von Siebold und Frau geb. Röldeken, aus Göttingen hieher versetzt ꝛc. Gespräch mit Frau Professor Löher, alles Gute bestätigt! — Ergiebiges Gespräch mit Spruner über seine Geschichtskarten, über Heinrich Lee, über die Abende beim Könige Max; er sagt mir bedauernd, daß Preußen jetzt eben in Frankfurt ohne alle Angabe von Gründen gegen die Erweiterung der Festungswerke von Rastatt gestimmt, wofür das Geld — drei Millionen Gulden — bereit liegt, und ganz Süddeutschland müsse von Unwillen erfüllt werden, daß seine Sicherung durch Preußens Eifersucht gegen Oesterreich — denn nur die könne man sich als Grund denken — gehindert werde, und zwar ganz unnöthig, denn wenn erst eine wahre Kriegsspannung eintrete, werde Oesterreich doch ohne zu fragen seine Truppen in Rastatt bis zur beliebigen Stärke mehren. Frau von Spruner fragt mich nach der Familie Chamisso; diese war in Würzburg 1795 viel in dem Hause der Großeltern der Frau von Spruner, und wurde von denselben unterstützt und gefördert. — Der König will die Wissenschaften fördern, weniger die Kunst. In seinen Bauwerken bezweckt er besonders die Verbindung mit landschaftlicher Schönheit. Eifersucht des Vaters, der seine übereilte Abdankung sehr bereut. — Langeweile am Hofe des Königs Max, die Königin — Tochter unsrer preußischen Prinzessin Wilhelm — langweilt ihn tödtlich, er sie nicht minder.

Freitag, den 27. Juni 1856.

Einiges geschrieben. Löher's kamen zu uns und besahen mit uns die Hofkapelle und die neuen Anbauten Königs Ludwig zum alten Schloß. Die Nibelungen-Säle mit den Fresken von Schnorr von Carolsfeld, die ich schon früher in ihrem Entstehen gesehen; der letzte Saal ist noch nicht

gemahlt; ein verständiger, gutwilliger Erklärer begleitete die zahlreiche Gesellschaft durch diese Säle, ein andrer noch besserer durch die Prachtsäle oben. Schönheitskabinet, enthaltend lauter Münchener Schönheiten, auf Befehl des Königs Ludwig vom Hofmahler Stieler gemahlt; darunter einige aus den geringsten Ständen, ein paar aus den höchsten, aus der Königlichen Familie selbst; eine bunte Mischung der mannigfachsten Schönheiten! Fräulein Kaula, nachher verheirathete Heize, jüdischen Geschlechts, Elise List, nachherige Frau von Pacher-Theinburg, Charlotte von Hagn, Lola Montez, bei welcher der Erklärer nur eilig den Namen sagte, und dann weiter ging. Saal mit den zwölf reichvergoldeten kolossalen Erzbildsäulen baierischer Fürsten! Gemählde in Wachsfarben. Reichthum an Bildern und Schmuckwerk. Fries zu den Wandgemählden von Schwanthaler, den Gemählden sich genau anschließend. Schlachtensaal ꝛc. — Wir sahen noch die Ausstellung des Kunstvereins, dann die sehr reichen „Vereinigten Sammlungen", leider nur im Fluge! — Besuche von Thiersch, Carriere, Bodenstedt, Hemsen, Dingelstedt. Letzterer schreibt mir sehr verbindlich. — Mit Hemsen zu Tamboši im Hofgarten, wo man sehr angenehm unter Bäumen guten Kaffee trinkt, feine Gesellschaft in ungezwungener Weise, Damen ohne Herrenbegleitung und Zeitungen lesend ꝛc. Gute Gespräche mit Hemsen. Er denkt über Moritz eine litterarische Arbeit zu liefern, ich bestärke ihn darin, rathe zum Versuch einer Sammlung der Schriften desselben. — Wir besuchten dann das Theater, vortreffliche Plätze, Lehnstühle, nicht beengt. Man gab den Doktor und Apotheker, von Dittersdorf, eines meiner Lieblingsstücke, gut genug für die Tagesumstände, wiewohl den Schauspielern und dem Publikum die rechte Laune fehlte. Wir sahen die Frau Heine geb. Kaula, älter geworden aber noch schön und ihrem Bilde ähnlich, uns gegenüber. Nach dem ersten Akt mußten wir weggehen, weil

wir bei Thiersch zum Thee geladen waren. Dort war zahlreiche Gesellschaft: Liebig nebst Frau und Sohn, Carriere und Frau, die Frau von Schaden geb. Thiersch und ein Fräulein Thiersch, Frau von Niethammer, Schwiegertochter des alten Kantianers, Frau Majorin von Kleinschrod geb. von Seuffart, Professor Bluntschli und dessen Tochter, Hemsen. Frau von Schaden sprach mir von Saint-Martin, dessen Schriften sie viel gelesen, le ministère de l'homme-esprit zum Theil übersetzt hat. Schaden starb zum Theil an den Folgen, die ihm der Schreck über die Ereignisse des Jahres 1848 verursachte, er sah eine neue Barbarei voraus, eine allgemeine Zerstörung, die Frau konnte ruhig meine entgegengesetzten Meinungen anhören. — Thiersch, über Mommsen von mir befragt, nannte dessen Werk ein verdienstliches in Betreff der Forschung, in der Ausdrucksweise aber eine Karikatur. In politischen Dingen zeigte sich bei Thiersch und besonders bei Liebig die Halbheit, die bange ist vor der Demokratie und sich zu Louis Bonaparte hinneigt; in dieser wie in jeder andern Beziehung machte mir Bluntschli den schlechtesten Eindruck; er lobte den Verbrecher ohne Scheu, rühmte dessen Thätigkeit, ich wollte kein politisches Gespräch, sagte ihm aber doch meine Meinung, ihm, der sichtbar hier das Wort führen wollte, und schon gewohnt schien, daß man es ihm erlaubte. Als von Mommsen's Liebe zum Cäsar die Rede war, sagte ich, daß ich diesen hasse, Bluntschli rief: „Ich liebe ihn!" Ich wiederholte, aber zu den Andern gewendet: „Ich hasse ihn!" und so ging es noch ein paarmal, wobei zugleich Louis Bonaparte, der angebliche neue Cäsar, gemeint wurde. Bluntschli nannte sich einen Republikaner, der sei mit dem Cäsar wohl vereinbar, wie Cäsar auch nicht wider die Republikaner sei. Ich hatte ihm schon den Rücken gekehrt und sprach nicht mehr mit ihm; sagte aber zu Carriere, wenn man Professor in München sei, könne man nicht mehr Republikaner sein, und sprach nun laut

genug, daß Bluntſchli es hören konnte; Carriere hörte mir mit einiger Angſt und Verlegenheit zu. Mir wurde im Stillen erzählt, Bluntſchli ſei für die Münchner Akademie zweimal vorgeſchlagen worden, aber beidemal durchgefallen, hauptſächlich durch Mißfallen der altbaieriſchen und katholiſchen Parthei, an deren Spitze Ringseis ſteht. Ich ſagte, dies könnte mich faſt bewegen, dem Ringseis einen Beſuch zu machen um ihm zu danken. Man erzählte ferner, daß Bluntſchli dem kürzlich hier verſtorbenen Schwindler und Marktſchreier Rohmer eine prächtige Leichenrede gehalten, daß er ihn einen Meſſias der Zukunft genannt, übrigens aber, von ihm lange bethört, über 20,000 Gulden an ihn gewendet habe. Dieſer Rohmer war ein windbeutliger Schelm. —

Als der jetzige König von Baiern noch Kronprinz war und in Berlin ſtudirte, hatte er ſchon die Gewohnheit, wenn jemand in ſeiner Umgebung etwas ihm Bemerkenswerthes ſagte, dieſen gleich zu erſuchen, er möchte das für ihn doch aufſchreiben. Wiewohl das nun faſt nie geſchah, weil es den Leuten zu mühſam und läſtig war, ſo behielt jener doch dieſen Eifer nach Geſchriebenem bei, und quält jetzt als König ſeine Gelehrten unbarmherzig mit dieſer Anforderung.

Sonnabend, den 28. Juni 1856.

Glühende Hitze. Ludmilla Vormittags mit Hemſen in das Schwanthaler Muſeum und in die Werkſtatt des Bildhauers Brugger. Ich ſuchte den Fürſten von Wallerſtein in der Abgeordnetenkammer auf; er verſprach um 4 Uhr zu mir zu kommen. — Ich kaufte im Buchladen Bädeker's Schweiz, weil ich an Lindau, Zürich und Aarau zu denken begann. — Beſuch von Hemſen, ſpäter von Carriere. Einladung zum Mittag bei Liebig's. Fräulein Thierſch kommt, und bringt eine

dringende Einladung, mit ihren Eltern und Liebig's eine Fahrt nach den Starnberger See zu machen, ich lehne es ab, nehme es aber bedingterweise für Ludmilla an. Ludmilla fährt um 2 Uhr Mittags mit der Gesellschaft nach Starnberg. Nachmittags kam Hemsen wieder, brachte mir Briefe des Grafen Reinhard an Karl Friedrich Stäudlin, vom Jahr 1789 aus Bordeaux bis in den zwanziger Jahren aus Frankfurt am Main. Viele litterarische, mir nicht unwichtige Mittheilungen. — Um 4 Uhr kam der Fürst von Wallerstein, und begann nach der ersten herzlichen Begrüßung und Umarmung eine offenherzige Darlegung des konstitutionellen Wesens in Baiern, der Vortheile, der Mängel; dann sprachen wir von Deutschland. Edler Sinn, vielfache Einsicht, entschiednes Talent sind ihm nicht abzusprechen; allein er möchte stehen bleiben, wo die sogenannten Freisinnigen vor 1848 standen; diese Stellung war schon durch die Ereignisse dieses Jahres überflügelt, wird es noch mehr sein bei künftigen Erschütterungen. Der Fürst erzählte freimüthig vom Könige Ludwig, vom Könige Max, war mit des erstern Kunstliebe wie mit des letztern Wissenschaftstreiben nicht sonderlich einverstanden. Abzeichen des neuen Maxordens, für die Gelehrten eine Eule auf dem Kreuz, für die Dichter ein Pegasus, heidnisch und christlich zugleich. Um 5 Uhr kam Hemsen wieder, ich machte ihn mit den Fürsten bekannt, und dieser fuhr in seinen Mittheilungen vertrauensvoll fort; gräuelhafte Pfaffengeschichten, Polizei über dem Recht, König und Pfaffen im Besitz der Willkürmacht! — Um 6 Uhr ging der Fürst, nach herzlichen Betheuerungen; er wird nach Berlin kommen. — Ich machte mit Hemsen einen Spaziergang, bei Tambosi im Hofgarten Kaffee, dann in den Englischen Garten, doch nicht allzuweit. — Gegen halb 10 Uhr kam Ludmilla von Starnberg zurück, Carriere begleitete sie und blieb noch lange.

Sonntag, den 29. Juni 1856.

Abends in's Theater. Man gab den Sturm von Shakespeare, nach Dingelstedt's Zubereitung für die Bühne, mit Musik von Wilhelm Taubert, mit Tänzen, Dekorationen und Maschinerien; für den Zweck, ein großes, gemischtes, zum Theil sehr rohes Publikum zu befriedigen, war alles gethan und gut genug. Verstand und Geschmack soviel als unter solcher Voraussetzung möglich; Maske und Spiel des Caliban über alles Erwarten gut, erstere nach Kaulbach's Zeichnung. Nach dem zweiten Akt suchte ich den Intendanten Dingelstedt in seiner Loge auf; er war nicht da, Herr Obermedizinalrath Pfeufer aber kam um mir zu sagen, er werde gleich kommen, er sei nur einen Augenblick in eine Loge zu Herrn von Hülsen gegangen, der aus Berlin eingetroffen sei. Er kam und entschuldigte sich, er habe nur die Maske des Caliban dem Berliner Kollegen erklären müssen. Ueber seine Arbeit an dem Shakespeare'schen Stück äußerte er sich anspruchslos, gestand die Schwächen ein, sprach gering von seinem Amt, noch geringer vom Publikum. Er schien mir größer, breitschultriger, starkgliedriger als je vorher, eine schlanke hohe Gestalt, voll Derbheit, Unruhe, man sieht ihm bald an, daß er seiner Stellung, die doch gegen seine früheren Verhältnisse ein ganz außerordentliches Glück für ihn war, sehr überdrüssig ist. Sein strenges Herrschen und barsches Wesen, auch gegen den Hof, erregen viel Anstoß; er ist nichts weniger als demüthig, aber auch nicht lächerlich stolz, vielmehr ein guter Gesell, munter und freundlich, klug und scherzhaft. Mir mißfällt er nicht in seiner Art.

Montag, den 30. Juni 1856.

Morgens um 9 Uhr eine Spazierfahrt im Englischen Garten, eine gute Stunde; Denkmal des Grafen von Rumford

(Thompson), dessen Büste in der baierischen Ruhmeshalle einen ausdrucksvollen, denkenden Kopf erkennen läßt; was ich in meiner Jugend über ihn gehört, war ihm nicht günstig. — Abschiedsbesuche: bei Löher, den wir mit Arbeiten für den König, der heute erwartet wird, beschäftigt finden. Fernere Abschiedsbesuche. Thiersch und Liebig's und Carriere laden uns ein, noch zuletzt heute Nachmittag ein kleines Künstlerfest in Groß-Hesselohe zu besuchen, ich nehme es an, will aber nicht auf der Eisenbahn mit ihnen fahren, sondern im eignen Wagen. — Hemsen kommt gegen 1 Uhr. Er fährt mit uns um 4 Uhr nach Groß-Hesselohe. Schöne Aussichten auf die Isar, rückwärts auf München. Schattiger Platz: Hemsen stellt uns Herrn Bechstein, Studenten aus Meiningen vor, der uns die Orangebändchen giebt, durch welche die Eingeladenen sich bezeichnen; desgleichen Herrn Dahn. Bodenstedt erscheint auch, verliert sich aber gleich, als er Dingelstedt's ansichtig wird, mit dem er in Feindschaft steht. Dingelstedt's langes und muntres Gespräch mit Ludmilla und Hemsen. Ich spreche viel mit Frau von Schaden und mit einem Schüler ihres Mannes Herrn Dr. Lichtenstein, der wie eine Art Neander aussieht! Einiges mit Liebig, der sich bald entfernt, dann mit Thiersch gesprochen, dessen Frau sogar den Plan macht, daß ich ganz nach München ziehen sollte! (Der König von Baiern selber könnte durch keine Gaben und Ehren mich verlocken Berlin aufzugeben!) — Vom Künstlerfest hab' ich wenig gesehen; es war auch nur ein kleines, von den jüngern Künstlern allein veranstaltet: Genelli, nach dem ich fragte, war nicht dabei. Herzlicher Abschied. Rüble Nachhausefahrt.

Dienstag, den 1. Juli 1856.

Früh von München abgereist, über Augsburg nach Lindau. — Eine Dame und drei Herren setzten sich in Augsburg ein.

Der eine der Herren wurde Abbé genannt, und hatte ſein Brevier bei ſich, in welchem er bisweilen las, die meiſte Zeit jedoch war er geſprächig und eifrigſt befliſſen ſowohl für die Herren als für die Dame, die er einmal mit Durchlaucht anredete; ſein Geſicht war voll ſüßen Lächelns, eine heitre Befriedigung ſtrahlte aus ſeinen Augen, er befand ſich ſo wohl bei ſeinen hohen Gönnern! Alle ſprachen franzöſiſch, aber auch ganz gut deutſch. Wir freuten uns der herrlichen Gegenden, denen auch die Andern viele Aufmerkſamkeit widmeten. In Kempten ſtieg der Abbé aus, er ſchien hier bekannt. Die Gegend wurde nun immer ſchöner. Beim Erblicken des Bodenſees jauchzten wir laut auf, ſchon der Anblick war kühlend bei der heißen Sonnengluth, der Eindruck wirkte zauberiſch. Xenophon's Griechen fielen mir ein, als ſie „Thalatta, Thalatta!“ riefen. — Wir gelangten um 1 Uhr nach Lindau, aßen im Baieriſchen Hof zu Mittag, genoſſen der entzückenden Ausſicht. Nachmittags erſchienen unſre Mitreiſenden wieder, und die Herren redeten mit uns, ſie nahmen ein Segelboot um nach einer Villa zu fahren, die ſie am Ufer des Sees für vierzehn Tage gemiethet hatten, empfingen unſre Glückwünſche und fuhren ab. Wir gingen auf das Dampfſchiff, das nach Bregenz abfahren wollte, und machten die erquickendſte Fahrt auf dem herrlichen See, deſſen Waſſerfluth für mein Auge unabſehbar war, in wechſelnden Farben ſchimmerte, und uns die labendſte Kühlung brachte. Wir fuhren ohne auszuſteigen gleich wieder zurück. Der zauberiſche See! nie hatte ich ihn geſehen, aber ſtets ein wahre Sehnſucht nach ihm; er übertraf meine Erwartung weit. — Nach einem Abendgang beim Bahnhof und den alten Mauern der Stadt nahmen wir unſern Thee, und gingen dann zur Ruhe. Von meinem Zimmer hatte ich einen ſchönen Blick auf das Waſſer und weidete die Augen noch lange an ihm.

Miniſterium. Herr v. Voß, heißt es, wolle die Finanzen wieder vereinigen und unter ſeine eigene Leitung nehmen, Herr v. Klewitz und Graf Lottum würden deshalb ihre Miniſterien abgeben, erſterer penſionirt und letzterer neben Graf Bernſtorff zweiter Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten werden. Graf Bülow, meint man, dürfte mit einer Geſandtſchaft abgefunden werden, oder auch noch eine Weile bleiben. Herr von Altenſtein ſollte verabſchiedet und der Kultus wieder mit dem Innern vereinigt werden.

Dieſe Gerüchte laufen um; ſie können ſehr wahr ſein, wenigſtens ſtimmt ihr Inhalt mit manchen andern Angaben gut überein. Aeußerſt begierig iſt man auf die Stellung, welche der Fürſt Wittgenſtein ſich geben wird; man hält ihn für den bedeutendſten unſerer Staatsmänner und mit Recht, an Scharfſinn, Welt- und Geſchäftskenntniß und Klugheit kömmt ihm keiner bei; vielleicht beſtimmen ihn aber gerade dieſe Eigenſchaften, ſeine Stellung äußerlich nicht verändern zu laſſen. Sie wiſſen, daß ich dem Fürſten perſönlich ſehr verpflichtet bin und ihm in der Franzoſenzeit vielleicht das Leben, gewiß die Freiheit zu verdanken hatte. Aber meine Anerkennung ſeiner Eigenſchaften iſt darum nicht beſtochen, und es iſt ſehr die Frage, ob er etwas Neues für mich thun würde.

Privatgeſchäfte werden noch im Laufe dieſes Monats Hrn. von Stein hieherführen. Seine Urtheile wenigſtens, glaubt man, dürften auch auf die öffentlichen Angelegenheiten einwirken; in ſtändiſchen Sachen beſonders könnte er mancherlei Gehör finden. Er war in den letzten Zeiten heftig gegen den Fürſten Hardenberg eingenommen und ſchimpfte laut über ihn. Sie haben über dieſen Hingeſchiedenen das treffendſte Wort geſagt, er begnügte ſich zuletzt, ein König der Bureaukratie zu ſein! —

Mittwoch, den 2. Juli 1856.

Mit der ersten Tagesstunde ließ ich die Augen wieder über den See hinstreifen, und konnte mich des Anblicks nicht ersättigen. Sehnsuchtsvolle Gedanken an meinen Vater, an Rahel, an die Freunde: am Rhein, hier eben wie dort unten, ist mir auch die theure Schwester am meisten gegenwärtig, mit ihr und von ihr empfing ich die frühsten Kunden von dem edlen Strom, der in aller Beziehung der unsrige war, an ihm lebten unsrer lieben Mutter Eltern, wie die Eltern unsres Vaters. — Nach dem Frühstück mit den Andern einen Gang am Hafen gemacht. Im Gasthof unsre Reisegefährten wieder getroffen, sie redeten uns jetzt freundlich an, besonders der jüngere, der sich als ein Fürst von Wittgenstein zu erkennen gab, der in Potsdam bei der Garde steht, und auf Urlaub hiehergekommen war. Die Dame war seine Schwester, vermählt dem Fürsten Aledwig von Hohenlohe-Schillingsfürst (in Baiern), der bald auch an dem Gespräche theilnahm; von München, von seinem Aufenthalt hieher, der Obermedizinalrath Pfeufer hatte diese durch Berge und Wasser zwiefach gute Luft empfohlen; es ist allerdings hier bloß zu athmen schon ein Vergnügen! — Wir aßen früh zu Mittag, und begannen um 2 Uhr unsre Fahrt mit dem Dampfschiff nach Konstanz, die ganze Länge des Sees hinab. Nicht zu schildern ist die Herrlichkeit, die wir mit allen Sinnen in uns aufnahmen, dieses Gefühl des Wohlseins, der Erfrischung, des heitern Genusses! Die Bergesufer, der Wellenschlag, die Lichter und Scheine über Land und Wasser hin, der Himmel, die Spiegelungen. Einzelne Häuser, Dörfer, Städte; Segelschiffe, Nachen; wir schifften zunächst am rechten Ufer, legten an mehreren Orten an; viel zu früh kamen wir nach Konstanz, wo wir uns nicht verweilten, um auf demselben Dampfschiffe gleich weiter bis Schaffhausen zu fahren. Auch hier, im engern Wasser und bei nahen Ufern, war es entzückend schön, der grüne Rhein

macht mahlerische Biegungen, zeigt wechselnde Ansichten, hat frische, oft mächtige Strömungen. — Arenenberg auf der Mitte der Anhöhen links, anmuthig gelegen mit weiter Aussicht, der kleine bescheidene Ausgangspunkt des fauldunstigen Meteors, das jetzt Kaiser der Franzosen heißt! — Wir kamen Abends in Schaffhausen an, und waren binnen einer kleinen halben Stunde zu Wagen beim Hotel Weber, den mächtigen Rheinfall vor Augen, so schön wie vor drei Jahren, vielleicht etwas mehr Wasser als damals und fast zu viel, doch im Ganzen herrlich und groß wie damals.

Donnerstag, den 3. Juli 1856.

Wenig Schlaf, früh vor Tag aus dem Fenster dem Wasserfall zugesehen; es ist als ob diese sich über einander stürzenden wildschäumenden Fluthen die Seele des Beschauers von allem Kleinlichen und Geringen reinigten, es wird hinweggespült und macht Großem und Edlem freien Raum. — Um 8 Uhr mit den Andern gefrühstückt; diese fahren dann hinüber zum Wasserfall. Oberhalb desselben stehen die angefangenen Brückenpfeiler für die künftige Eisenbahn, für die bereits ein Tunnel durch den Felsen gebrochen ist. — Ein preußischer General außer Diensten redet mich an, ich hatte wenig Lust mit ihm zu schwatzen und streifte ihn ab. — Der alte Wirth Weber kannte uns noch; sein Sohn Jakob ist noch auswärts. — Ich ließ mich nach dem Mittagessen verlocken und stieg den Berg hinab an's Ufer, wo die Wellen uns besprützten. Mühsames Wiederaufsteigen.

Freitag, den 4. Juli 1856.

Mitten in der Nacht aufgestanden und am offnen Fenster. Der Jupiter strahlte in blendendem Glanz, ich glaubte im

ersten Augenblick es sei Mondschein. Fern in den Bergen von Appenzell ein Gewitter; ich sah die hellen Blitze, hörte aber keinen Donner, desto mächtiger aber das Tosen des Rheinsturzes. Es war sonst alles still, noch keine Spur von Morgenlicht, die Luft äußerst frisch; der Eindruck erhaben und gefühlerregend. Ich legte mich wieder, um noch etwas zu ruhen, aber es wurde nicht viel daraus. Um halb 7 Uhr gefrühstückt, um 7 Uhr mit einem Kutscher nach Zürich abgefahren. Schönes Wetter, herrliche Luft, reiche wechselnde Landschaft, bezauberndes Grün. Wir saßen aus offnem Wagen frei umher, in der Ferne deutlich die Kette schneebedeckter Alpen vor uns, der Kutscher hielt, und nannte jeden Berg mit seinem Namen. Ein Streifregen entzog uns den reichen Anblick, aber dauerte nicht lange; die nächsten Gegenstände dienten uns nicht weniger zum Entzücken. Grüne reiche Matten, schöne Bäume, fruchtbare Felder, in jedem Bauerngärtchen üppige Blumenpracht, Rosen in solcher Menge und Farbengluth wie ich sie noch nie gesehen, Rosen und weiße Lilien, dazu brennende Liebe, Kaktus, Nelken, Tulpen. Bei Eglisau sahen wir den Rhein wieder. In Bülach wurden die Pferde gefüttert. Es wurde später wieder klar, und wir genossen den Anblick von Zürich in voller Pracht. — Im Hotel de Bellevue bekamen wir die besten Zimmer, aus denen uns ein Auftritt durch das Fenster auf die Terrasse führte, wo wir die Aussicht auf den Hafen und einen Theil des Sees unmittelbar vor uns hatten. Während wir beim Mittagessen waren ging eine Botschaft von mir an Gottfried Keller, der auch bald gefunden war und gleich nach dem Essen selbst erschien. Ausgang mit ihm. Leben und Treiben am Hafen, in den Straßen, Schiffe und Nachen auf dem See. Nächst unserm Hotel, im Hotel du Lac, weht aus dem Fenster das Sternenbanner der Vereinigten Staaten, der amerikanische Konsul wohnt dort und feiert ein Fest seines Landes. Die von Karl dem Großen gegründete Kirche. Die

Limmatbrücke. Keller ruft den Herrn Profeſſor Viſcher im Vorübergehen an, wir wechſeln einige Worte, er weiß nicht, daß ſein Neffe Hemſen noch in München iſt, er will mich beſuchen ꝛc. — Keller macht mit uns eine Fahrt auf dem Züricher See, nach Stäfa hin und nach kurzem Aufenthalt zurück. Auch hier war es herrlich und ſchön, die Luft mild, das Waſſer wunderbar erquickend: der Züricher See zeigt auf allen Seiten reichangebaute Ufer, Städte, Dörfer, Landhäuſer, theils wie aus dem Waſſerſpiegel ſich erhebend, theils auf dem Abhange der Hügel liegend, theils ganz auf der Höhe. Klopſtock's Au, eine Halbinſel, wohin er mit Freunden gefahren war und dort ſich Vergnügungen überließ, die man für den Sänger des Meſſias zu weltlich finden wollte; die Hutteninſel, wo Ulrich von Hutten ſtarb; der Thurm des Ritters Maneſſe, des Sammlers der Minnelieder; das Landhaus des Grafen von Benzel-Sternau, die Villa des polniſchen Grafen Plater, die Niederlaſſung des Mitgliedes des Frankfurter Parlaments Herrn Weſendenck. In Stäfa gedachten wir Meyer's, des Freundes von Goethe. — Genußreicher Abend auf der Terraſſe; vor dem Hauſe des amerikaniſchen Konſuls war Muſik, und auf dem Waſſer ließ dieſer ein kunſtreiches Feuerwerk abbrennen. Dichte Menſchenmaſſen füllten den Uferraum, zahlloſe Nachen ſchwammen im Hafen umher, plötzlich erhellt vom ſprühenden Feuer. — Unſer Kutſcher war ſehr zufrieden mit uns, wollte ſich noch nicht von uns trennen, erbot ſich uns binnen drei Tagen nach Italien zu bringen! — Der Thurm Wellenberg im Züricher Hafen iſt mit den andern Feſtungswerken der Stadt verſchwunden. Hier ſaß Johann von Habsburg — nach Andern ein Ritter von Bonſtetten — drittehalb Jahr gefangen, bis 1352, und dichtete ein Lied: „Ich weiß ein blaues Blümelein," Anlaß und Vorbild zu Goethe's unvergleichlichem Liede vom gefangenen Grafen. — Ueber die Flüchtlinge in Zürich; es geht denen, die noch etwas

andres ſein wollen und können, ziemlich gut; Richard Wagner iſt nicht hier; Temme ſchreibt fleißig; Herwegh vertieft ſich in gelehrte Studien; Schulz-Bodmer treibt ſeine militairiſchen Sachen. — Keller ſagt mir, daß Herr Profeſſor Moleſchott in ſeiner Antrittsrede „Licht und Leben“ einen Spruch von Rabel angeführt habe, „Einſicht iſt frei, aber nicht der Wille“ u. ſ. w. —

Sonnabend, den 5. Juli 1856.

Gegen Mittag beſuchte mich Herr Profeſſor Moleſchott, brachte mir ſeine gedruckte Rede, wie auch ſein Buch über Georg Forſter, und lud uns zum Abend ein; wir ſprachen viel über Rabel, über Treyler ꝛc. Moleſchott iſt ein geborner Holländer, aus Herzogenbuſch, kam aber früh auf das Gymnaſium zu Kleve, dann auf deutſche Univerſitäten; er hat viele Kenntniſſe und große Sprachfertigkeit. In Heidelberg iſt ihm großes Unrecht widerfahren. — Am Nachmittage beſuch' ich mit Ludmilla die Frau Emma Herwegh, die wir nach mühſamem Steigen glücklich auffinden; ſie bezeigte große Freude, führte uns dann zu ihrem Manne, der unwohl zwiſchen ſeinen Büchern ſaß. Seine Perſönlichkeit machte auf mich den beſten Eindruck, ich traue ihm viel Gutes zu, Geiſt, Muth, Einſicht und Erfahrung. — Abends mit Keller und Ludmilla zu Moleſchott. Seine Frau, eine geborne Mainzerin, artig, hübſch und lebhaft; ſein Bruder, ein wackrer guter Mann, Profeſſor Clauſius, früher in Berlin, Profeſſor Semper, der berühmte Baumeiſter, früher in Dresden, dann Flüchtling. Moleſchott ſelbſt führte meiſt das Wort. — Semper hatte Laune mit Freimuth und Eigenheit. — Beim Nachhauſekommen fand ich ein Billet nebſt einem prächtigen Blumenſtrauß von Frau Emma Herwegh. — Wir hatten ſchon

früher Abſchied von Keller genommen, mit beſten Wünſchen für ihn; er iſt ächt und brav und verdient jede Förderung. —

Sonntag, den 6. Juli 1856.

Früh zur Eiſenbahn, die nur bis Baden führt; wir waren bald angelangt. Ich hätte hier die Herren Doorer-Eglof beſuchen ſollen, Vater und Sohn, beide des beſten Antheils werth, allein es war mir nicht möglich hier zu verweilen. Mein unglücklicher Jugendfreund Harſcher aus Baſel hatte hier ſeine letzten Lebensjahre zugebracht, in großen verzweiflungsvollen Seelenleiden, Doorer-Eglef's waren ſein einziger Umgang geweſen, die blinde Dichterin Luiſe Eglof hatte eine Neigung für ihn gehegt; er war hier geſtorben, auf einem Kirchhof, an dem wir vorbeifuhren, mußte ſein Grab ſein; ich war nicht geſtimmt mir jetzt alle Schmerzen ſolcher Erinnerungen aufzureißen, und auch nicht geſtimmt, dieſe Erinnerungen gewaltſam zu unterdrücken, mir blieb nur übrig, darüber hinwegzueilen, und ſo that ich; die Eilpoſt nahm uns ſogleich auf, und nach kurzer Fahrt waren wir in Aarau. Der drollige Wirth zum Wilden Mann, von Trexler ſchon benachrichtigt, wies mich zu deſſen Wohnung jenſeits der Aar, ich eilte durch die Straßen der kleinen Stadt, die ſonntäglich belebt war — ſchöne Mädchen in der eigenthümlichen berniſchen Tracht, Knaben in Uniform als ſchon kriegsluſtige Soldaten —, über die ſchöne Hängebrücke zu Trexler's Haus, unmittelbar bei dieſer; ein kleiner Vorgarten, die Wege mit grobem Kies belegt — wie beim Hotel Weber —, führte mich zur Hausthür, mir begegnete von der Treppe herabkommend eine Frau, die ich gleich für Trexler's Gattin erkannte, wiewohl ich dieſe ſeit zweiundvierzig Jahren nicht geſehen; ihr nannte' ich meinen Namen, mit einem Freudenſchrei rief ſie

den Mann herbei, der denn auch sogleich erschien. Sie hatten mich heute noch nicht erwartet, er war eine Weile wie sprachlos, mußte sich erst wieder sammeln und fassen. Meinen sechsundsiebzigjährigen Freund fand ich gesund und kräftig, aber klein geworden, etwas dick, im Gesichtsausdruck sehr verändert, die einst hellen scharfen Augen wie verschleiert, sein früheres Wesen vom Alter gleichsam überrindet. — Von seinen philosophischen Arbeiten ausführlich mit mir zu sprechen, war sein Hauptanliegen, daher beklagte er sehr, daß die Zeit dazu nicht ausreichen werde, doch ging er gleich an's Werk. Bald genug kam an den Tag, daß es ihm hauptsächlich darum zu thun war, die Philosophie mit der Religion, hier mit dem Katholizismus, freilich einem selbstgeschaffnen eignen, wegen dessen ihn die Kirche doch als einen Ketzer ansehn müßte, zu vereinigen, besonders aber den persönlichen Gott und die persönliche Fortdauer des Menschen festzustellen. Ich sagte ihm, wie ich diese Sachen ansehe, behandle, ein rechtes Einvernehmen war nicht möglich; wir glitten von dem Gegenstand ab und kamen auf andre Dinge. Mein Freund, das konnt' ich mir nicht verhehlen, war alt geworden, vereinsamt, hatte seine schönen Gaben in erfolglosen Kämpfen vergeudet, sah sich verkannt, nicht beachtet genug, fühlte seinen Werth, wollte ihn emporhalten, warf daher gern ein Wort in gelegentlichen Flugschriften aus, wie neuerdings in einer über die Kriegssucht und das Kriegsübel, durch die er auf die große Politik einzuwirken meinte, und die nicht einmal bis zu mir gelangt war. Stolz, der auch wohl in Eitelkeit herabsank, schroffes Abschließen gegen die Außenwelt.

Montag, den 7. Juli 1856.

Ein Kutscher fuhr uns von Aarau über Stein und Rheinfelden nach Basel. Das Land ist von mannigfachem Reiz;

ansehnliche Berge, zum Theil wild, herrlich grüne Wiesen, fruchtbare Aecker. Nachmittags in Basel zur Eisenbahn. — So fuhren wir denn abermals durch das herrliche Elsaß, und gelangten um 10 Uhr nach Straßburg. Das Rothe Haus war besetzt, wir fanden gute Zimmer in der Blume, auf demselben Kai, wo sonst der Geist als berühmter erster Gasthof schon von Goethe's Zeiten her blühte.

Dienstag, den 8. Juli 1856.

Früh ausgegangen. Angenehmes Gefühl in Straßburg zu sein. Blick auf des Großvaters Haus (Place du corbeau Nr. 93), dann auf das Münster und in dasselbe hinein. Besuch bei Herrn Dr. Mühl. Er geht mit uns zu Herrn Lamey, den wir eben noch treffen, er ist im Begriff nach Paris abzureisen, in einer Viertelstunde! es blieb nur Zeit zur herzlichsten Umarmung, zu den eiligsten Worten, zum Austausch einiger Meinungen, er pries Uhland als seinen Mann, bekannte sich gern zu den Gesinnungen, die er schon 1789 in seinen Liedern ausgedrückt, schenkte mir die neueste Ausgabe seiner gesammelten Gedichte. Der kleine Mann ist 84 Jahr alt, aber so frisch und rüstig, so lebhaft und rasch, daß man ihn für dreißig Jahr jünger halten könnte. Sehr bedauerte ich die Kürze unsres Begegnens, mit ihm grade hätte ich vieles zu besprechen gewünscht. Er bewohnt sein eignes Haus, das sehr schön ausgestattet ist: reicher Hausrath, Oelgemälde, größte Zauberkeit, — er gilt für einen Millionair, hat keine Kinder noch nahe Verwandte, genießt das Leben, dichtet noch immer. — Nachmittags zum Münster. Unerschöpflicher Gegenstand der Bewunderung, der Liebe, dieses Münster! Die ganze Stadt scheint nur um seinetwillen da, jeder Straßburger hegt es im Herzen, führt es im Munde!

Ich beſah das Innre wie das Aeußre mit aller Muße. — Darauf beſuchten wir den armen Schnegans, der leider bruſtkrank iſt, uns ſein Leid rührend klagte, ſeinen Jammer über die Bedrängniß und den Untergang des Deutſchen im Elſaß mit bittrem Schmerz ausſprach; er lebt in ſeinem Land, in ſeiner Stadt, in ſeinem Münſter, in der Vergangenheit! Seine Kämpfe gegen das Neuere, gegen das Franzöſiſche, reiben ihn auf; als Archivar findet er zu ihnen täglich Anlaß, hat ſchwere Pflichtarbeiten, bald die Pariſer Behörden, bald die Straßburgiſchen ſelbſt zu beſtreiten. — Wir gingen über den Katzenſteg — Mühl erinnerte dabei, daß dies Brückchen in Roſa Maria's Novellen vorkommt — wieder zu des Großvaters Haus, wo Mühl uns bei der Familie Hartſchmidt einführte, die es jetzt beſitzt, und die uns daſſelbe mit größter Freundlichkeit beſehen ließ. — Neben Mühl's Wohnung in der Waiſengaſſe, gegenüber der Artilleriekaſerne ſteht das Haus, von weber Ludwig Bonaparte ſeinen erſten verunglückten Staatsſtreich verſuchte; man will hier wiſſen, daß der Anſchlag ernſter und geſchickter war, als er ſpäter ſchien, es ſeien weitgehende Verbindungen geknüpft, manche Beſatzungen gewonnen geweſen. Klagen über knechtiſche Stadtobrigkeit, über Pfaffeneinfluß, Soldatenweſen. Auf mich machten die Soldaten, die ich ſah, keinen ungünſtigen Eindruck: ſie ſchienen derb und ſelbſtſtändig genug, und im Ganzen hält man ſie für republikaniſch geſinnt, wenigſtens für gar nicht dynaſtiſch.

Mittwoch, den 9. Juli 1856.

Morgens über Weißenburg, Landau und Neuſtadt an der Hardt nach Speyer. Beim Eintritt in das Gebiet des Zollvereinsgebietes wurden wir nicht unterſucht, der baieriſche

Beamte begnügte ſich mit meinem Ehrenwort. Schönes Hardtgebirge, reiches Land. Oggersheim, Frankenthal; Erinnerungen aus meiner Kindheit. In Speyer traten wir im Adler ab, und gingen dann ſogleich zum Dom. Man baut an dem Portal, das mit Gerüſten umſtellt iſt, unendliche Steinmaſſen liegen umher. Beim erſten Anblick erſcheint er nicht ſehr groß, wächſt aber unter den Augen, beſonders wenn man die Seitenanſicht gewinnt. Der innere Ausbau und Schmuck iſt jetzt die Hauptſache. Die Mannigfaltigkeit und Pracht der zahlreichen Fresken überſteigen alle Erwartung; Unglaubliches hat der König Ludwig auch hier geſchaffen. Drei franzöſiſche Geiſtliche, die aber auch Deutſch konnten, beſahen die Wunderwerke mit uns, wir wetteiferten in Lobpreis, in Staunen, in Ausrufungen. Die Grabbildſäulen Rudolphs von Habsburg und Adolphs von Naſſau — erſtere von Schwanthaler und beſonders trefflich — thun große Wirkung. Ludmilla ſtieg hinauf und umwanderte die weitläufigen byzantiniſchen äußern Bogengänge — vielleicht zweihundert Säulchen —; ich blieb unten, und hing meinen Betrachtungen nach. Ein herrliches Werk, das zu dem Größten und Prächtigſten gehört, was ſich uns auf der Reiſe dargeboten; ſehr zufrieden, es nicht verſäumt zu haben.

Donnerstag, den 10. Juli 1856.

Früh von Speyer auf der Eiſenbahn — dieſe hat hier das Dampfſchiff getödtet, das ſonſt bis Straßburg fuhr — nach Mainz. Fahrt durch die Stadt; Dom, Gutenberg's Bildſäule, Theater, öſterreichiſche Soldaten, preußiſche; dann zum Dampfſchiff. Prächtige Fahrt nach Koblenz. — Wir kamen ſpät Abends in Köln an.

Einen Fremden anderer Art haben wir jetzt auch in Privatgeſchäften hier. Es iſt der Herzog von Rovigo. Ich habe mit ihm geſpeiſt, aber wenig Erbauliches in den Aeußerungen dieſes eingefleiſchten Bonapartiſten vernommen. Gott bewahre, daß dieſer Anhang mit ſeinen Grundſätzen und Gewohnheiten je wieder das Heft in die Hände bekäme! Die Geſchichte der Malet'ſchen Verſchwörung, auf die ich ihn brachte, hat mir Savary mit unbefangener Selbſtverleugnung ſehr umſtändlich erzählt.

Auf die Fortſetzung Ihres geſchichtlichen Aufſatzes bin ich ſehr begierig, ich habe ihn ſehr bewundert und ich denke, auch Andere werden ihn bewundern. Welche reife Sprüche, in gedrängter Fruchtfülle das Ergebniß des reichſten Arbeitſommers! Sagen Sie mir doch, giebt es einzelne Abdrücke Ihrer Preisſchrift über Mohammed franzöſiſch, oder exiſtirt ſie in dieſer Sprache nur in den geſammelten Denkſchriften? Ich arbeite wenig und nichts von Belang, doch fehlt es an Studien nicht. Ich habe ein paar Lebensbeſchreibungen verſucht und jetzt den Einfall, auch dem Könige Theodor von Korſika ein paar Bogen zu widmen, der Mann gehört uns doch einmal an, und ſeine Abentheuer ſind merkwürdig genug.

Meine Frau, hocherfreut über ihren geiſtreichen, galanten, witzigen Brief, grüßt heute nur, aber ſo herzlich und gut, wie es immer durch eigenes Schreiben geſchehen könnte. Sie leidet wie immer, doch nicht ſo arg, wie die feindliche Kälte es fürchten ließ. Wir bitten um Thauwetter.

Mit innigſter Freundſchaft

Ihr

K. A. V. v. E.

Freitag, den 11. Juli 1856.

Um 9 Uhr gingen wir zum Dom. Seit drei Jahren iſt viel geſchehen, der Bau iſt merklich gefördert, aber wie ungeheuer viel iſt noch zu thun übrig! Im Innern iſt der Fortſchritt weniger bedeutend, immer ſteht noch die fatale Zwiſchenmauer, die den Chor von der übrigen Kirche ſcheidet. Es war Gottesdienſt, man durfte nicht umhergehen und ſich alles anſehen. Wir ſetzten uns in Kirchenſtühle. Eine Stunde dauerte das Geplärr, vermiſcht mit Orgelſpiel. Das ganze Weſen machte mir den widrigſten Eindruck, ich begreife nicht, wie ſich ein vernünftiger Menſch von ſolchen unverſtändlichen Ceremonien kann beſtechen laſſen, wie doch bei Friedrich Schlegel und Andern der Fall geweſen ſein muß. Ich verſtand ihr Latein, das iſt ſchon ein bedeutender Vorzug, den die Mehrzahl der Gläubigen entbehrt, aber die Anordnung und der Gang der Meſſe iſt mir noch heute räthſelhaft, wie die Uebung einer Waffe, deren Einrichtung und Bedingungen mir nicht bekannt ſind. Endlich zogen die Pfaffen ab, und wir konnten uns frei bewegen und umthun. Ohne Geldſpenden aber geht es nicht ab, ein Sammler für den Dombau hält einen Teller hin, der Pedell macht ſeine Anerbietungen, andre Kirchendiener zeigen ſich. Wir konnten uns des Anblicks des großen Wunderbaues nicht erſättigen; auch hier wieder hatten wir den König Ludwig zu rühmen wegen der herrlichen bunten Fenſter, die er geſchenkt. Auch das Aeußere hielt unſre Augen lange Zeit gefeſſelt. Und dennoch — dennoch — das Werk liegt außerhalb unſrer Bedürfniſſe, es iſt eine Thorheit daran fortzubauen, eine ſchöne Thorheit, aber immer eine Thorheit, und zur Vollendung kommt es doch nicht. Das nächſte Geſchlecht ſchon wird andern Sinn haben, das Vergangne kann nur als ſolches geſchätzt und geliebt werden, niemals aber wieder zur Gegenwart werden. — Wir gingen auch in die Hütte, wo wunderbare Steinhauereien angefertigt

werden. — Ein alter Invalide, geborner Kölner, der als Preuße die Schlacht von Bellealliance mitgemacht hatte, erbot sich uns zum Führer nach der St. Gereonskirche. Sie ist merkwürdig durch ihre Bauart von seltner Eigenheit, inwendig viel entstellender Schmuck, und zahllose Schädel, die in gold- oder silberstoffnen Hüllen an den Wänden prangen. Abscheulicher Reliquienkram, wahre Götzendienerei! Die Kirche war sonst sehr reich, die französische Revolution hat ihr alles genommen; diese Klage wiederholt sich überall; mir thut sie nicht weh, die Bauwerke mögen erhalten werden, der Reichthum aber gehört nicht zur Frömmigkeit. — Nachmittags fuhren wir mit dem kleinen Dampfschiffe, das sehr artig den Namen „Hinüber" führt, und zwischen beiden Ufern in unaufhörlicher Bewegung ist, zweimal über den Rhein, hin und zurück, hauptsächlich um der Arbeit nahe zu kommen, die mitten im Rhein betrieben wird zum Behuf der steinernen großen Brücke. Das ist ein Riesenwerk, ein Werk würdig unsrer Zeit und ihrer großen Bezwingung der Naturkräfte durch Verwendung derselben. Vier breite Durchgänge werden bleiben; drei mächtige Pfeiler im Flußbette sind schon gegründet, an dem einen sieht man bereits gemauerte Quadern aufsteigen. Die Brücke wird in grader Richtung auf den Dom gebaut. Köln wird durch sie ungeheuer gewinnen; die Stadt ist als Verkehr- und Handelsplatz ohnehin schon im größten Wachsthum. — Wir besahen die St. Martinskirche, die sehr merkwürdig ist; ein unterrichteter und verständiger Küster gab uns über alles gute Auskunft. St. Kunibert sahen wir von außen in einiger Ferne. — Fahrt nach Mühlheim und zurück. Köln zeigt sich bei der Rückfahrt in ganzer Pracht und Herrlichkeit. — Ich gedachte meines Onkels Franz, der in Mühlheim und dann in Köln gelebt. Ich vergegenwärtigte mir die Eindrücke, die ich zuerst von Köln als Knabe gehabt. Die jetzt so reinliche, belebte, wohlhabende Stadt war ein düstres

Pfaffenneſt, voll Schmutz, Bettlerſchaaren vor jeder Kirchthüre, eine ſich mindernde Bevölkerung, eine zunehmende Verarmung, Pfaffen in allen Geſtalten und Farben, der robeſte Aberglaube zur Schau geſtellt, — dies alles iſt doch jetzt Gottlob wo nicht verſchwunden doch beſchränkt! — Ich gedachte Friedrich Schlegel's, Boiſſerée's, Bertram's, Wallraf's, Pfuel's. Von Wallraf erzählte der Küſter von St. Martin, daß er es hauptſächlich geweſen, der die Kirche alles eigenthümlichen Schmuckes beraubt, ſchon vor der Revolution, im Auftrage des Kirchenvorſtandes, mit 80,000 Thalern Koſten! Man glaubte damals ganz recht zu thun, und Wallraf, ſo ſehr er ein Freund der Alterthümer war, konnte das Byzantiniſche nicht leiden, er ſah darin einen Gegenſatz des Griechiſchen zum Katholiſchen. — Ich hätte gern Düntzer aufgeſucht, auch David Strauß, aber ich war zu angegriffen, die Zeit zu kurz. —

Sonnabend, den 12. Juli 1856.

Um 4 Uhr war ich auf; nach dem Frühſtück fuhren wir über die Brücke nach Deutz auf den Bahnhof. Ich glaubte es wagen zu können, die ſechzehnſtündige Fahrt nach Berlin in Einem Tage zu beſtehen. — In Minden wurde gegeſſen, oder vielmehr verſchlungen was grade aufgetiſcht war. Das Treiben auf den Bahnhöfen, die Hetze bei den kurzen Aufenthalten war ſehr ermüdend und angreifend. Wir kamen Abends ein Viertel nach 10 Uhr auf dem Bahnhof in Berlin an. Die Polizei war nicht ſtreng, ſie ließ Ganzmann gleich durch, der ſich zweier Droſchken zu verſichern eilte, ich zeigte meine Paßkarte, ich hätte eben ſo gut einen Briefumſchlag zeigen können, der Konſtabler ſah gar nicht hin. Man ſieht, daß Hinckeldey nicht mehr regiert. Und doch ſteht Berlin,

ſteht der Staat noch! — Um halb 11 Uhr waren wir zu Hauſe. —

Montag, den 14. Juli 1856.

Die Sache des Dr. Kuno Fiſcher iſt noch nicht erledigt; die Fakultät, vom Miniſter zweimal abgewieſen, hat ſich nun beim Könige beſchwert. Humboldt und Illaire hoffen die Sache durchzuſetzen, gegen Raumer und Hengſtenberg. —

Der Jäger Puttlitz iſt am 24. Juni zu Berlin als des Raubmords ſchuldig enthauptet worden. Man hat allgemein geglaubt und gehofft, der König werde ihn begnadigen. Er hat ſeine Schuld bis zum letzten Augenblicke geläugnet, und iſt mit größter Standhaftigkeit geſtorben.

Einen größern und bedenklicheren Eindruck hat die am 8. Juli zu Berlin erfolgte Hinrichtung des gleichfalls wegen Raubmordes verurtheilten Potsdamers Helmrich verurſacht. Auch er hatte ſtandhaft ſeine Unſchuld behauptet, und der König hatte deßhalb die Hinrichtung, als der Verurtheilte ſchon auf dem Wege zum Richtplatze war, ausſetzen laſſen. Nun könne und dürfe er nicht mehr hingerichtet werden, hieß es allgemein, auch verhärtete Juriſten meinten, ein nochmaliges Ausſtehen der Todesſtrafe würde ein ungerechtes Verſchärfen der Strafe ſein; nachdem der König einmal ſolchen Zweifeln Raum gegeben, müſſe er dem Verurtheilten die Todesſtrafe ſchenken, wenigſtens zu lebenslänglicher Haft ihn begnadigen. Daß er nun doch hingerichtet worden, die Unſchlüſſigkeit des Königs nur zur Verlängerung ſeiner Qual gedient, das macht großes Aufſehn, und die Leute ſprechen von des Königs „Gnade" in ſehr ſchlimmen Ausdrücken. Man erinnert an Kinkel, den der König zu viel härterer Strafe, als er verurtheilt war, „begnadigte". —

„Fichte's und Schelling's Briefwechsel", eben bei Cotta erschienen. Welch große Verehrung und Freundschaft, die sich hier ausspricht und so schnell in bittre Feindschaft und wahren Haß verwandelt! Die Schuld liegt an beiden, an dem Irrthum, daß ihre Geisteswege dieselben sein müßten, auf dem ihr Verhältniß beruhte. Fichte war edel und redlich, aber mißtrauisch und dann leichtgläubisch; Schelling's Eifersucht und Stolz ließen ihn bisweilen unedel werden, er spottete über Fichte, während er ihm beobachtungsvolle, freundschaftliche Briefe schrieb. Schelling's Karakter ist nicht fleckenlos.

Zum 8. Juli. Die vom Könige auf Verwendung eines Geistlichen befohlene Aufschiebung der Hinrichtung des Potsdamer Helmrich ist bald bereut worden, man fand, daß nur eine leichtgläubige Aufwallung dabei stattgefunden. Gleich darauf traten andre Geistliche mit ihren Verwendungen vor: der Geistliche, der bisher den Jäger Puttlitz nach gepflegenen Unterredungen stets als den verstecktesten Sünder und tückischen Verbrecher angegeben, wollte plötzlich von dessen Unschuld überzeugt sein und flehte für ihn um Gnade; noch andre regten sich ebenfalls. Da wollte man denn Energie zeigen, der Jäger Puttlitz wurde hingerichtet, und der Potsdamer gleichfalls, obschon für diesen der Aufschub, nach menschlichem Gefühl, hätte zur Begnadigung führen sollen. —

Ueber die Untersuchung gegen den Polizeidirektor Stieber verlautet nichts, die Sache scheint zu stecken. Allerdings hat er noch Stützen und Genossen genug, die ihn halten, besonders ist Körner sein Freund. Beide müssen zusammen stehen, oder fallen, so eng sind sie verbunden. Beide rechnen darauf, daß der König ihnen günstig ist, aber das kann plötzlich umschlagen. —

Donnerstag, den 17. Juli 1856.

Beſuch von Herrn *. Mittheilungen über Karl von Noſtitz, den ſpäterhin ruſſiſchen; Geſchichte von Noſtitz und Jakobſen, die ich ihm aus einem Briefe von Noſtitz vorleſe. Das führt zu andern Beiſpielen, wo im Schutze hohen Ehrenſtandes und angeſehener Verhältniſſe Betrug, Unterſchlagung, Erpreſſung und andre Verbrechen ohne Scheu und Strafe verübt worden: Graf von der Goltz als Geſandter in St. Petersburg verwendet ihm anvertraute Erbſchaftsgelder, Fürſt von Wittgenſtein nimmt Antheil an einer Geſellſchaft, die preußiſches Geld in England ſchlagen läßt, und dem Staat den Schlagſchatz entzieht. Graf von Lottum als Staatsminiſter nimmt Geſchenke. Der Kriegsminiſter von Hacke bezieht und verkauft Wein ohne den Zoll dafür zu bezahlen. Des Oberpräſidenten von Heydebreck, des Geſandten von Jordan großes Vermögen beruhend auf lichtſcheuer Grundlage. In allen dieſen Beiſpielen iſt die Sache vertuſcht geblieben. Von Andern wäre noch viel zu ſagen. Gegen die untern Stände wird mit aller Strenge der Geſetze verfahren, und die vornehmen Sünder ſehen mit Behagen zu! —

Zu Ludmilla, nachdem wir viel Einzelnes über Gemüthsarten, Handlungsweiſe, Unzuverläſſigkeit und Schadhaftigkeit bekannter Menſchen geſprochen: „Ein tolles, verderbtes Geſchlecht, gemein und roh trotz alles Ringens nach Bildung, man wird es endlich müde, mit ihm zuſammengehörig fortzuleben, man freut ſich aus der ſchlechten Geſellſchaft herauszukommen, es iſt ein Glück, daß man ſie endlich verlaſſen muß. Eine Heimath kann dies Menſchentbum uns nicht ſein, dazu iſt es zu ſchlecht. In ein ſchlechtes Wirthshaus mag man wohl einmal einkehren, und bekommt wohl gar einen guten Trunk in der Kneipe, aber ſchaudern würde man, ſollte man ſich auf die Dauer in ihr ſeßhaft machen!“ —

Der Feldmarschall Graf von Dohna liegt an einem Schlaganfall krank darnieder. Man sagt, er sei beim Könige nicht mehr recht in Gnade, sein von der Meinung des Königs oft abweichendes Urtheil über Personen habe mißfallen. —

Freitag, den 18. Juli 1856.

Der Ritterschaftsregistrator Liederley ist am 14. vom hiesigen Schwurgericht in geheimer Sitzung zu drei Jahren Zuchthaus verurtheilt worden. Man hat also doch gewagt den Prozeß durchzuführen. In geheimer Sitzung! Aber werden alle, die ihr angehörten, über die Aussagen des Mannes schweigen? Oder macht man sich nichts daraus, daß die Aergernisse besprochen werden, wenn sie nur nicht in öffentlichem Druck vorkommen? — Hinckeldey ist todt, aber seine Spießgesellen sind noch am Ruder. —

Endlich ist die Königliche Bestätigung des Regierungsrathes von Voß als erster Bürgermeister von Halle auf die zwölf Jahre der Amtsdauer öffentlich ausgesprochen.

In Bremen ist der Bürger Emil Meyer, der wegen Theilnahme am sogenannten Todtenbunde zu längerer Haft verurtheilt war, vom Senat begnadigt worden. —

In allen Blättern Lob der österreichischen Amnestie. Nach preußischer Amnestie wird vergebens geseufzt! —

Aufstand und Kampf in Madrid. Sieg Odonel's, Abtreten Espartero's. Unverständlich. Hofränke, Nichtswürdigkeiten der schändlichen Weiber, Mutter und Tochter! —

Der bisherige Stadtrichter, Assessor von Herford, ist endlich zum Stadtgerichtsrath befördert worden. Er hatte sich im Jahr 1848 demokratisch gezeigt, und war deßhalb beim König angeschwärzt. Der Justizminister hat ihn wohl fünfzehnmal seit jener Zeit zur Beförderung vorgeschlagen, aber

der König ihn jedesmal zurückgewiesen. Er gilt für einen der besten Juristen, ist überaus geachtet, und durch Wohlhabenheit wie durch Gesinnung selbstständig.

Sonnabend, den 19. Juli 1856.

Die „Briefe von Schiller und Lotte“ beschäftigen mich sehr; ich überlege mir die Karakterarten, die Verhältnisse, die Zeiten, ziehe Folgerungen, erwäge Möglichkeiten, und die Ergebnisse fallen für Schiller günstiger aus, als ich sie bisher annahm. —

„Geschichte der Hohen Karlsschule, von Heinrich Wagner. Mit Illustrationen von Karl Alexander von Heideloff. Erster Band, erstes Heft. Würzburg 1856.“ Die Bildchen sehr artig, Schiller liest seinen Kameraden unter Bäumen die Räuber vor. Der Herzog Karl zu Pferde. Der Text ist langweilig genau, daher schlecht zu lesen. Herr von Schöning hätte das Buch verfertigen können! —

Sonntag, den 20. Juli 1856.

Die Nachrichten aus Spanien werden immer trüber, das heißt die verrätherischen Ränke des Hofes, der beiden Königinnen, dieser verfluchten Weiber, immer klarer. In Saragossa scheint aber der Anhang der Cortes und Espartero's kühn das Haupt zu erheben. In Paris zweifelt man nicht, daß Louis Bonaparte schon die Hand im Spiele gehabt, wiewohl er selber von den Ereignissen überrascht scheinen will. —

Der König gewinnt in Marienbad „alle Herzen“, so heißt die hergebrachte Redensart; er redet die Leute an, ladet zum Kaffee ein, belustigt sich mit Scheibenschießen u. s. w. Das

mag alles ſein. Aber er ſelber ſoll neben ſeiner Luſtigkeit ſehr ſchwermüthige Stunden haben, in denen er düſtern Einbildungen ſich hingiebt. Die alten Höflinge ſagen, er bekomme große Aehnlichkeit mit ſeinem Großvater Friedrich Wilhelm dem Dicken, nur mit dem Unterſchiede, daß die Weiber, welche bei dieſem ſo viel verſchuldet, bei jenem gar nichts verſchuldet haben. Dem Prinzen von Preußen wenden ſich mehr und mehr die Blicke zu, man ſtellt ſich wenigſtens ſo an, als erwarte man von ihm alles konſtitutionelle Heil.

Große Zwiſtigkeiten und Reibungen in unſerm Staatsminiſterium. Manteuffel und Weſtphalen in beſtändigem Kampfe gegen einander. Der Kriegsminiſter gilt für ganz unfähig; eben ſo der Finanzminiſter. Simons und von der Heydt ſehen zu, und laſſen alles gehen wie es geht. Einige drohen bisweilen mit Abſchiednehmen, aber keiner macht Ernſt. Sie bleiben alle im Amt. Dem Könige, ſagt man, ſoll dieſer Zuſtand eben recht ſein, keiner ſeiner Miniſter imponirt ihm, keiner wird ihm durch Geiſt oder Willen unbequem, er legt ſich mit ihnen keinen Zwang auf, er behandelt ſie wie ſeine Dienſtleute. —

Montag, den 21. Juli 1856.

Nachmittags kam Frau Bettina von Arnim. Sie wollte mich ſchelten, daß ich noch nicht bei ihr war, und uns einladen auf den Abend. Da ſie mich zu Bette liegend fand, ſo fiel beides weg. Sie hat ſich nicht erholt, im Gegentheil, ſie iſt eher ſchwächer und ſtumpfer geworden, als da ich ſie das letztemal ſah; ſie ſieht alt und verkommen aus, das nicht mehr gefärbte weiße Haar hängt ihr nur ſpärlich vom Scheitel herab; ſie klagt ſelber, ſie ſei krank, matt, unfähig zu ſchreiben, ihr Auge iſt ſchwach geworden. Sie kündigt mir an, daß ſie

mir eine große Arbeit zugedacht habe, ich soll ihr die Briefe ihres Mannes und ihres Bruders ordnen, damit sie solche könne drucken lassen. Ich kann ihr das nicht abschlagen, sage aber bestimmt, daß ich nicht übernehme die Briefe für den Druck zu redigiren, daß sei und bleibe ihre Sache. — Sie eifert sehr gegen *, den man neben Goethe stellen wolle, und sucht mir ein ungünstiges Wort über ihn abzudringen, das sie dann nicht versäumen würde, triumphirend ihm vorzuhalten. Von den Töchtern will sie gar nicht reden, wenn man nach ihnen fragt, antwortet sie nicht, und spricht gleich in andrer Richtung weiter. G.'s und H.'s Grüße verschmäht sie höhnisch, und hängt jedem gleich eine Lächerlichkeit an! Das hat mir von jeher an ihr ganz besonders mißfallen, das verächtliche Verläugnen ihrer Freunde und Anhänger, denen sie doch bei Gelegenheit wieder auf's beste zu schmeicheln weiß. Sie wollte mir lachend erzählen, wie sie einst Goethe'n um den Besuch der Sontag gebracht, die er den ganzen Abend erwartete. „O ich weiß die Geschichte," rief ich, „das ist eine Sünde gegen Goethe, die Ihnen schwer auf dem Gewissen liegen muß, die sie nie genug bereuen können!" Sie war einen Augenblick betroffen, sagte aber dann, gleichsam um sich selber zu ermuthigen: „Nein, ich bereue sie nicht!" — Zuletzt wollte sie doch einiges von unsrer Reise hören, es freute sie, daß wir Hildesheim und Speyer besucht hatten, besonders ersteres hatte sie uns sehr empfohlen. —

Louis Bonaparte leidet oft an rheumatisch-nervösen Kopfschmerzen, die ihn zwingen sich zu Bette zu legen, jeder Thätigkeit zu entsagen, niemanden zu sprechen, meist vierundzwanzig Stunden lang, bisweilen auch noch länger. — Ganz wie der kürzlich verstorbene Scharnhorst. —

2.

Varnhagen an Oelsner.

Berlin, den 10. Januar 1823.

Beifolgendes Taſchenbuch war ſchon für Sie eingeſiegelt, mein verehrteſter Freund, als mir einfiel, daß ich doch wohl einige Worte darüber für Sie hinzufügen ſollte. Sie werden zwar gleich ſehen, daß es nicht die lächerliche Geſchichte des Hrn. von Beguelin, ſondern daß es die treffliche Novelle unſres Meiſters Tieck iſt, welche dieſe Sendung veranlaßt. Aber Sie können unmöglich wiſſen, wie zeitgemäß dieſe ſcharfe Darſtellung in unſer Berliner Frömmigkeitsweſen trifft, das um ſo mehr davon erſchüttert iſt, als ihm Tieck bisher mit ſeiner Geſinnung ein Verbündeter dünkte, deſſen Anſehn und Talent für dieſe Richtung einzig zu gebrauchen wäre. Ich kann wohl ſagen, die ganze Stadt nimmt Antheil an dieſer Erſcheinung, die Einen mit Betroffenheit und Aergerniß, die Andern mit Frohlocken und Schadenfreude. Die Bethörten ſehen nicht einmal die Falle, die ihnen gelegt iſt, ſie melden ſich ganz unbefangen als die Urbilder dieſer Schilderungen und klagen über Unrecht und Beſchädigung, die ſie, wenn ſie ächte Fromme wären, ja gar nicht empfinden könnten! Der Inhalt iſt bei dieſer Novelle ſo überwiegend, daß die dichteriſche Geſtalt derſelben, wie bei Molière's Tartüffe, immerhin etwas zurücktreten darf; doch ſind auch in dieſer, wenn ſie gleich nicht ſo durchgearbeitet iſt, wie in der Novelle von den Gemählden, die größten Schönheiten zu finden. — Herr Geheimrath Wolf dankt Ihnen beſtens für die Zeilen, die in Ihrem Briefe an mich ſeiner gedachten. Er wollte mir ein Briefchen für Sie zuſchicken, ich ſehe aber, daß es ausbleibt. Der bewundernswerthe Mann iſt ein ſeltſamer Heiliger; er ſcheint nicht zu

Dienstag, den 22. Juli 1856.

Nachmittags kam Frau Bettina von Arnim und brachte mir einen ungeheuren Pack Arnim-Brentano'scher Briefschaften. Sie sprach von ihren gewöhnlichen Angelegenheiten, ihrem Goethedenkmal, dem Ratti'schen Gemählde, beides soll der König bei ihr sehen, dieses kaufen, jenes ausführen lassen, von ihren Verlusten durch schlechte Geschäftsleute, auch der Vermittler Kühn in Weimar wird schon angeschuldigt, daß er kein Geld einschicke, — die Ueberbleibsel ihres englischen Buches — die meisten Abdrücke sind verdorben durch schlechte Verpackung, durch Wasserflecke, — will sie nun nach Amerika um geringen Preis losschlagen, allein fürerst hat sie neue Buchbinderkosten daran zu wenden. Sie ist ganz erbittert über eine Anzeige von Grimm's Novellen in einem Wiener Blatt, wo der Autor Goethe'n gleichgestellt wird; sie grollt mir, daß ich die Novellen nicht tadlen will, sondern loben muß. — Sie sagte, sie lese jetzt ein Manuskript, das ihr vor Jahren zugeschickt worden, „die Günderrode an Bettina", ich sagte, das habe ich auch, und Ludmilla zeigte es aus meinem Schrank heraus vor, das war gar seltsam! Daß die Blätter von Frau von Chézy sind, schien Bettina nicht zu wissen, oder nicht wissen zu wollen; es ist ihr schon ein Aerger, wenn man die Personen, von denen sie rühmend spricht, auch kennt. Sie kam auch wieder auf ihren Wahn zurück, Kertbeny's Bildniß sei Petöfi's Bildniß, obwohl Kertbeny's Name darunter stehe, es sei dies eine nöthig erachtete Verkappung, welche die Eingeweihten nicht täusche! —

Ich stöberte Abends noch in den Briefen Arnim's und Brentano's. Von Clemens fiel mir fast zuerst ein Brief in die Hände, aus Prag, vom 10. Dezember 1811, worin er viel von mir spricht. Unser erstes Begegnen im Sommer 1811 in Töpliz würde er ganz richtig schildern, wenn er die Namen vertauschte, und sich zuschriebe, was er von mir ausſagt. Er

war es, der beleidigende Neckereien begann, er war es, der mich empörte und anekelte, dem ich ſagte, er verdiene Ohrfeigen, und da unter Leuten wie wir das Sagen dem Geben gleichſtehe, ſo möge er ſie als empfangen anſehn. Eine abſcheuliche Lüge von ihm iſt es aber, daß er ſchreibt, ich habe auf Luiſe Reichardt ſo geſchimpft, wie er es ausdrückt, das edle, gute und hartgeprüfte Mädchen habe ich nie verunglimpft; er lügt es auch nur, um Arnim, der ſie ſehr verehrte, gegen mich zu erbittern. Trotz allem ſuchte mich Brentano in Prag wieder auf, und kam beinahe täglich zu mir, las mir ſeine Sachen vor, ſprach mir von ſeiner Familie ꝛc. Ich machte ihn mit Bentheim, Pfuel und Noſtitz ſo wie auch mit Mad. Brede bekannt, die er alle ſehr preiſt, ja mit ihnen prahlt, aber dabei verſchweigt, daß er ſie durch mich kennen gelernt. Seine ſchändlichen Ausfälle auf Rahel, ſeine Verrätherei, die er gegen ſie und mich begangen, nachdem er durch einſchmeichelnde Theilnahme meine Vertraulichkeit hervorgelockt, ſind auch hier ſchon im Gange, und ſind dieſelben, die ihm bald darauf die Ohrfeigen wirklich zugezogen haben, die er ſchon in Töplitz als Andeutung empfangen hatte. — Sonderbar iſt es, daß dieſe Teufeleien, die mir früher alles Blut empört hätten, mir jetzt perſönlich gar keinen Eindruck machen, ich leſe ſie, als ob weder von Rahel noch von mir die Rede wäre, mit nur dem Unwillen, den die Sache mich empfinden läßt. —

Mittwoch, den 23. Juli 1856.

In Hannover will es mit allen eigenmächtigen und bundestäglichen Maßregeln doch nicht gehen; die willkürlich veränderten Stände und neuen Behörden wollen nicht fügſam genug ſein. Die Regierung muß erleben, daß ihre neuen Geſetze von ihren eignen Leuten, von denen, die ſie ſelbſt

gewählt und aufgeſtellt hat, verwerfen werden. In Heſſen haben wir daſſelbe geſehen, in Schleswig-Holſtein ebenfalls; etwas davon auch ſchon im hieſigen Herrenhaus. Aber was ſind das für Zuſtände, in denen man ſich hinſchleppen muß! in denen nichts recht biegen, aber auch nichts recht brechen will! —

Freitag, den 25. Juli 1856.

Früh aufgeſtanden und in Bettina's Papieren fleißig gearbeitet. Ein ganzer Zeitraum früherer Litteratur zeigt ſich mir in neuer, oft ſeltſamſter Beleuchtung, ein ganzer Kreis vielgekannter Perſonen läßt ſich in ſeine geheimſten Beziehungen ſchauen; ich muß häufig die gedruckten Sachen nachſehen und vergleichen, um die Zeitangaben ſicher zu ermitteln. Der Einblick in die Brentano'ſche Familie, in das Treiben von Clemens und Bettinen, iſt kein erfreulicher; doch fühlt man das größte Mitleid mit dieſen unruhigen, von Talent und Eitelkeit unſelig gehetzten Seelen. Für Clemens blieb in der That die katholiſche Kirche die letzte und ſicherſte Zuflucht, in ihr findet auch jede Thorheit eine Stätte, ſie nimmt wie den Sinn auch den Wahnſinn auf, wie alles Edle ſo auch alles Gemeine, Ausſchweifende, Fratzenhafte, das ſie ſogar nach Umſtänden heiligt. —

Nachmittags kam Frau Bettina von Arnim, ſah mit Wohlgefallen, daß ihre Papiere umherlagen, that aber gleichgültig. Sie theilte mir einen Brief an den Prinzen von Hohenlohe mit, den ſie an ihre Aufträge beim König erinnert, an Ratti's Tizian-Kopie, an ihr Goethedenkmal. Ich konnte die Abfaſſung nicht mißbilligen, daß ich aber das ganze Bemühen für ein vergebliches anſehe, weiß ſie längſt und will ſie nicht hören. Sie erwähnte eines Gedichts, das Goethe an

ſie bei ihrem Zuſammentreffen mit ihm in Töplitz gerichtet habe, dann des Sonettes „Charade“, das ebenfalls auf ſie gedichtet worden ſei, und fragte, ob ſie mir je die Auflöſung des Worträthſels geſagt? „O ja, die weiß ich ſehr gut, „Nachtlicht“ gaben Sie als das Wort an.“ Das war ihr ſchmeichelhaft, und doch etwas verdrießlich, ſie hätte mich lieber jetzt erſt mit dem Aufſchluß überraſcht, auch verbeſſerte ſie mich ſchnell und ſagte: „Nein, Nachtlicht iſt falſch, Abendlicht iſt das Wort, ſo nannte mich Goethe, weil ich Abends gekommen war und ihm den Abend erhellte.“ Ich erwiederte gelaſſen: „Damals ſagten Sie Nachtlicht, und dies paßt auch allenfalls, Abendlicht aber nicht, es dürfen nur zwei Silben ſein, und Abendlicht hat drei.“ Das war ihr überraſchend, mußte aber wohl gelten. Wenn ich ihr geſagt hätte, daß nach ſichrer Ueberlieferung das Sonett nicht auf ſie, ſondern auf Minna Herzlieb gedichtet worden und dieſen Namen meint, ſo hätte es einen Sturm gegeben, dem die alte Frau vielleicht nicht mehr gewachſen wäre! Zuletzt ſprach ſie noch verächtlich von Kaulbach und allen neuern Mahlern, und ſtellte weit über alle den armen Blechen, der aus Liebe zu ihr in Schwermuth geſunken und früh geſtorben. Alles dies wurde in ſehr kurzer Zeit geſagt, denn ſie fuhr bald wieder fort in einer Droſchke, nach dem Hausvogteiplatz ſagte ſie, gab aber dem Kutſcher eine andre Richtung an! —

Das Gedicht, welches Bettina meint, iſt das prächtige: „Iſt es möglich, Stern der Sterne, Drück' ich wieder dich an's Herz!“ (Kleine Ausgabe III. 83.)

Sonnabend, den 26. Juli 1856.

Leidlich geſchlafen. Früh aufgeſtanden und an die Arbeit gegangen. Schwierigkeiten des Ordnens; die größern der

Auswahl und Redigirung zum Druck übernehm' ich nicht! Die Briefe Brentano's ſind ein fortwährendes Familien- und Freunde-Gericht, von dem niemand verſchont bleibt, und er ſelbſt am wenigſten. Für einen Fremden iſt es ergötzlich genug! —

Nachmittags Beſuch von Frau Bettina von Arnim. Sie klagt über Schwäche der Augen, erzählt von ihrem Türken Achmet, von ihren neuen Ihonknetereien für das Goethedenkmal, von Ratti's Tiziankopie u. ſ. w. Sie überſetzt diktirend in den Nachtſtunden jetzt ihre Günderrode in's Franzöſiſche, wem ſie aber diktirt iſt nicht zu ermitteln, und geſchrieben iſt eigentlich, wie ſie bekennt, noch nichts; ein Spiel der Einbildungskraft, das, wie es ſcheint, der Graf Circourt durch Briefe in ihr geweckt hat. Sie fragte mich, ob ich kürzlich Briefe von ihm gehabt; nie! ich kenne ihn gar nicht, und mag ihn nicht kennen! —

Die Abendzeitungen bringen die Nachricht vom ſanften Tode des Staatsminiſters von Schön am 23. auf Preußiſch-Arnau. Die Verſorgung ſeiner Papiere hat er ſo lange aufgeſchoben, daß nun die Regierung ſie wohl übernehmen, d. h. die Papiere im Archiv vergraben wird, bis aller Lebensreiz in ihnen geſchwunden iſt. Sein Tod betrübt mich, er gehört jedenfalls unter die ausgezeichnetſten Männer Preußens, unter die Männer Kantiſcher und Fichtiſcher Bildung. —

Daß Frau von Wolzogen in ihrer Biographie Schiller's einige Briefe deſſelben, die an ſie und ihre Schweſter gemeinſam gerichtet waren, aus Zartheit ſo verändert und umgeſtellt hat, als wären ſie an ihre Schweſter allein gerichtet, das iſt allerdings wahr, und durch die neuſte Briefſammlung „Schiller und Lotte“ ganz augenſcheinlich erwieſen; allein die Sache iſt weder ſo umfangreich noch ſo bedeutend, wie man bisher angenommen hat. Frau von Wolzogen fand es damals zu beſchwerlich und langweilig, das ganze Verhältniß

in ſein rechtes Licht zu ſetzen, und wählte jene Umſtellung als das kürzeſte Mittel, vielen unbequemen Fragen zu entgehen. Das Verhältniß war freilich ein ungewöhnliches, beide Schweſtern waren ſehr von Schiller eingenommen, er gleicherweiſe von beiden, und das lag in der Natur der Verhältniſſe, daß der Umgang und die Ausdrucksweiſe mit der verheiratheten Frau lebhafter und freier ſein durfte, als mit dem noch ſcheuen Mädchen. Indeß bin ich nun überzeugt, daß Schiller damals in keiner nahen Vertraulichkeit mit Frau von Wolzogen ſtand, in keiner, durch die ihre Schweſter hätte gekränkt ſein können. Schon daß Frau von Wolzogen damals eifrig mit ihrem nachherigen zweiten Gatten beſchäftigt war, ſpricht gegen jene Annahme. Wenn es wahr iſt, was Alexander von Humboldt mir einmal ſagte, „qu'elle a couché avec Schiller," ſo kann dies nur in eine ſpätere Zeit fallen, denn daß Schiller in ſolchem Betreff nicht eben ſtreng war, iſt genugſam bekannt, und Frau von Wolzogen machte ſich ſchwerlich ein Gewiſſen aus einer Untreue, in der ſie ſogar eine Art Berechtigung ſehen konnte. Als Schiller am 9. März 1789 an Körner die rohen Worte ſchrieb: „Könnteſt Du mir innerhalb eines Jahres eine Frau von zwölftauſend Thalern verſchaffen, mit der ich leben, an die ich mich attachiren könnte" — war ſein Bund mit Lotte von Lengefeld ſchon ſo gut wie geſchloſſen, die Liebſchaft mit ihr in vollem Gange. —

Sonntag, den 27. Juli 1856.

Mitten in der Arbeit mit Bettinens Papieren überraſchte mich der Beſuch des Grafen Friedrich von Neſſelrode, der von Kiſſingen kommt, und ſeine Tochter Frau von Kalergis, die inzwiſchen nach Baden-Baden geht, an letzterm Orte wiederaufſuchen wird. Er iſt herzlich und zutraulich wie früher.

Wir beſprechen eilig die letzten Ereigniſſe, die neuſten Verhältniſſe; bei ganz entgegengeſetzten Richtungen ſehen wir vieles doch in gleicher Weiſe, daß mit allem Geſchehenen eigentlich nicht viel ausgerichtet, daß der Stand der Dinge im Allgemeinen derſelbe geblieben, keine Frage gelöſt, kein Beſtand geſichert ſei; überall Revolutionsfurcht und Revolutionsausſicht, überall Zündſtoff, der ſich vermehrt; große Bewunderung der Franzoſen, ihrer großen, herrlichen Eigenſchaften, ihres Feuers, Geiſtes, und daß ihnen nie die Männer fehlen, die ſie nöthig haben, aus der Erde ſteigen ſie empor, aus allen Schichten des Volkes, in Fülle. „Das hat die Natur in dieſe Nation gelegt, das hat keine Erziehung ihr angebildet.“ Leider hat Neſſelrode dieſelbe Bewunderung für Louis Bonaparte, der Erfolg übt eine Art von Zauber aus, macht den Zuſchauer ſchwindlich wie den Handelnden. „Sie haben nicht dieſe Bewunderung für ihn?“ ſagt er ſchmerzlich. „Nein, Abſcheu.“ — „Abſcheu,“ wiederholt er kaltblütig, wie regiſtrirend. Von hieſigen Sachen ſcheint er gut unterrichtet, von unſern Vorzügen und beſonders von unſren Schwächen. —

Nachmittags kam Bettina von Arnim, ſehr zufrieden mich bei der Arbeit zu finden. Sie dreht ſich eine Zeit lang in gewöhnlichen Geſprächen, dann verläßt ſie dieſen Kreis, um uns vom Mahler Ratti und deſſen verzwickten Verhältniſſen zu erzählen, von Frau °, Fräulein °, die ihm von der Mutter nach Venedig nachgeſchickt worden, von einem Kinde ꝛc. Alles ſehr wunderlich, und aus Bettinens Munde gar nicht klar! Dringende Einladungen von Bettinen und Fräulein Armgart, ſie doch Abends zu beſuchen.

Herr von Rochow, der den Polizeipräſidenten von Hinckeldey erſchoß, wurde vom Kriegsgericht zu nur vier Jahren Feſtung verurtheilt, und lebt in Magdeburg ganz angenehm, was ich ihm nicht verdenke noch tadle. Doch wenn er nicht Offizier wäre, wie viel härter hätte er büßen müſſen! —

Montag, den 28. Juli 1856.

In Bettinens Papieren gearbeitet. — Nachmittags kam Frau Bettina von Arnim wieder, und hatte mancherlei zu erzählen. — Bei ihr war eine Predigerwittwe, die ſich nicht abweiſen ließ, auch ein Fräulein vom Lande, die ihr begeiſtert zurief: „Das Grab von Mendelsſohn und Sie, das iſt mir das Wichtigſte in Berlin!“ Bettina meinte, mit dem alten todten Mendelsſohn wolle ſie nicht zuſammengeſtellt ſein, und ſie habe dem Fräulein dieſe Unart verwieſen; doch hat ſie ihr auch ihre Bücher geſchenkt. —

Dienstag, den 29. Juli 1856.

Nachmittags Beſuch vom General Adelph von Wilhſen. Er wird als Kommandant der in Brandenburg ſtehenden Diviſion in Berlin wohnen, um ſtets dem Könige nahe zu ſein. Ueber die Geſchichten in Spanien, die uns im Einzelnen wenig verſtändlich ſein mögen, im Ganzen aber klar das Werk der alten Bettel Chriſtine und des — Bonaparte ſind; warum ſcheut man ſich dies einzuſehen? Weil man den — gern minder ſchuldig ſähe? weil er ein Held und Retter ſein ſoll? —

Gegen den Direktor der Oberrechenkammer Geheimen Rath Seiffart iſt nun wirklich die Disziplinaruntersuchung im Gange. Er wird beſchuldigt, von dem Depeſchenverrath gewußt, und ein geſtohlenes Aktenſtück dem Prinzen von Preußen mitgetheilt zu haben, wobei Zwietracht in der Königlichen Familie entſtehen mußte u. ſ. w.

Der Prediger Ublich in Madeburg hatte ſich einen Paß geben laſſen um nach Burg zu reiſen. Die paar Meilen, und ein Paß! Kaum angekommen, wurde er von der Polizei fortgewieſen. Er klagte bei der Regierung, und bekommt nun

endlich, nach vielen Monaten den Bescheid, die Polizei sei zu solcher Willkür befugt! —

Mehrere Mitglieder der aufgelösten freien Gemeinde zu Magdeburg wollten eine neue Religionsgesellschaft bilden, und zu diesem Behuf eine Besprechung halten. Die Polizei hat es nicht erlaubt. —

Mittwoch, den 30. Juli 1856.

Das Fest der fünfundzwanzigjährigen Regierung des Königs der Belgier, in ganz Belgien freudig gefeiert, mißfällt dem Staatsstreicher Louis Bonaparte, und die französischen Blätter dürfen keine ausführlichen Schilderungen davon geben. —

In Hannover trübe Verlegenheiten, Hinsiechungen, krankhafte, unredliche Zustände, wie in Kurhessen, etwas mehr als im übrigen Deutschland! —

Spanien in neuer Zerrüttung durch Verrath und Treulosigkeit der Königinnen, durch Ränke Louis Bonaparte's. Dieser hat seine Macht durch Staatsstreich und wie er frech behauptet durch Volkswahl. Aber weder gefällt ihm der Staatsstreicher in Madrid, noch der durch ächte Volkswahl erwählte König der Belgier. —

Die englische (Hinckeldey'sche) Wasserleitung erweist sich für den Zweck der Reinigung der Rinnsteine ganz untauglich. Der Magistrat läßt daher die kostbaren Arbeiten zu unterirdischen Kanälen — die auch den Zweck nicht erfüllen — wieder aufnehmen. —

Donnerstag, den 31. Juli 1856.

Die Vossische Zeitung ist gestern polizeilich weggenommen worden, aber die meisten Abdrücke waren schon ausgegeben. Der Fall einer Beschlagnahme ist bei dieser Zeitung noch nicht vorgekommen. Ein sehr beleidigender Artikel war die Ursache. —

Der Kassationshof der baierischen Pfalz hat einen Kaufmann in Zweibrücken, der Wahlumtriebe aufgedeckt und die schuldigen Beamten dabei beleidigt haben sollte, deßwegen auch schon verurtheilt war, völlig freigesprochen; der Kaufmann, heißt es in dem Urtheilsspruche, habe nur sein Recht ausgeübt. —

Streit in den Zeitungen zwischen einem Rabbiner Levin und Dr. Michael Sachs, letzterer, allem reformirten Judenthum abhold, wird gleichwohl beschuldigt, eigenmächtige Umgestaltungen des jüdischen Gottesdienstes vorgenommen zu haben. Sachs vertheidigt sich nicht selbst, wird aber von Andern bündig und einleuchtend gerechtfertigt. —

Auch die Studentengeschichte von Heidelberg, wo Korpsstudenten und freie Genossenschaften in Händel geriethen, wird sehr umständlich in den Zeitungen besprochen. —

In Oesterreich wird der Plan besprochen, nach Art des Deutschen Bundes einen italiänischen zu stiften. Schon vor vierzig Jahren habe ich diesen Vorschlag in deutschen Blättern gemacht. Damals wäre die Ausführung leicht gewesen, und jetzt hätte man die guten Folgen davon. Seitdem sind die Schwierigkeiten fast unübersteiglich geworden, die Gegensätze zwischen Turin und Neapel sind nicht mehr friedlich auszugleichen, die Anforderungen der Völker sind wie ihr Haß gegen die Fremdherrschaft riesenhaft gewachsen, und auch das politisch verkümmerte Pabstthum thut wieder kirchlich groß. —

bewegen, dem Inſtitut eine Dankesantwort zu ſchreiben! Wahr iſt es, er litt dieſe Zeit hindurch viel an Entzündungskrankheiten, und ich ſelbſt traf ihn bisweilen an, daß ihm das Sprechen verboten war. Damit läßt ſich einige Zögerung entſchuldigen. Sein Geiſt iſt wieder ganz friſch und kräftig. Nicht nur biographiſche Notizen, ſondern liebenswürdige Bekenntniſſe, von ihm ſelbſt verfaßt, darf ich Ihnen von ſeiner Hand zur erforderlichen Verarbeitung verſprechen. Dies aber bleibe noch ſtreng unter uns; fürs Erſte noch ein litterariſches Geheimniß!

Des Königs Majeſtät ſind im beſten Wohlſein aus Italien zurückgekehrt; ich ſah den Monarchen geſtern zuerſt im Konzert. Herr Alexander von Humboldt iſt mitgekommen. Graf Bernſtorff weilt noch in Wien, wo für den Bundestag allerlei Vorarbeiten im Werke ſein ſollen. Ich warte mit Ungeduld auf ſeine Rückkunft, die ſich hoffentlich nicht lange mehr verzögert.

Herr Geheimrath Schmalz hat in der Vorrede zur zweiten Auflage ſeiner Ständeſchrift nur einige verächtliche Seitenblicke auf ſeinen Gegner Buchholz geworfen, dagegen Herr von Lüttwitz mit einigen Angriffsfragen gegen ihn im Druck erſchienen iſt. Der Federkrieg geht doch nie ganz aus.

Leſen Sie denn in Paris Berliner Zeitungen? Die „Spenerſche" enthält ein Sonett von Fouqué auf die Rückkehr des Königs aus Italien, worin er dem Könige grob vorhält, daß er hier Sand und Kiefern, Eiſenherzen und das Grab der Königin finde. Ein guter Willkommen! Der arme Fouqué muß keinen Freund mehr haben, der ihn vom gar zu Argen zurückhält, ſelbſt ſeine Frau läßt ihn ruhig mit den Hörnern gegen jede Wand anrennen. —

Rahel bringt mir für Sie beiliegendes Blatt. Ihre Schnee-

Sendung aus Hamburg, der vormals römische General Ernst Haug, jetzt mit Unternehmungen nach Australien beschäftigt, sendet mir sein lithographirtes Bild. Ich lernte ihn zu Kiel kennen, als ich Willisen dort besuchte. — Besuch vom Grafen Friedrich von Reſſelrode, Mittheilungen aus dem ruſſiſchen Leben; Erinnerungen von Karl von Reſtitz, von Roslessky, General von Grabbe ꝛc. Louis Bonaparte hatte Reſſelrode'n durch dessen Tochter sein Bild geschickt, mit eigenhändiger Widmungsunterschrift; während des Krieges hat Reſſelrode das Bild weggethan, gleich nach dem Frieden aber wieder aufgehängt. Reſſelrode reist morgen nach Hamburg, von da nach Baden. —

Abends ganz unerwartet ein erfreuender Besuch! Eduard Grenier, der seit sieben Jahren nicht hier war, und sich in diesen so verändert hat, daß ich ihn anfangs nicht erkannte. Er ist heute mit dem Fürsten Ghika, gewesenen Hospodar der Moldau, hier angekommen und reist morgen Abend mit diesem nach Paris, nicht mehr als dessen Geschäftsführer, sondern als Freund. Er lobt den Fürsten sehr, der sich als wahrhafter Vaterlandsfreund erwiesen, und deßhalb auch für die Vereinigung der Moldau und Walachei ausgesprochen habe. Grenier war zweimal wegen Geschäften in Konstantinopel, in Wien ꝛc. Er hat reiche Anschauungen geerntet, vielfache Erfahrungen. Seine Gesinnung ist unverändert.

Ein Generalsuperintendent Dr. Müller in Magdeburg hat seine Amtsgenossen gegen die Freimaurerei verwarnt, und sie auf ihr Gewissen verwiesen, das ihnen nicht erlauben könne als christliche Prediger auch Freimaurer zu sein. Einige namhafte Geistliche haben ihm öffentlich scharf geantwortet, sich auf den Bischof Dräseke berufen u. s. w.

Sonnabend, den 2. August 1856.

Beſuch vom Grafen Friedrich von Reſſelrode. Ueber das ruſſiſche Heerweſen, Freimaurerei, geheime Verbindungen; über Konſtitutionen, die belgiſche, die preußiſche; über England. Wir denken faſt in allen Stücken ſehr verſchieden, aber ohne Streit, in friedlichem Austauſch unſrer Anſichten. Er hat eine rührende Anhänglichkeit an alte Zeiten und Genoſſen, einen großen aufrichtigen Reſpekt vor Geiſt, Eigenthümlichkeit, Karakter. Schiller iſt ihm der größte Dichter aller Zeiten, er bekennt, Goethe'n nicht zu verſtehen. —

Der König iſt aus Marienbad wieder hier eingetroffen, nachdem er vorher in Töplitz noch eine Zuſammenkunft mit dem Kaiſer von Oeſterreich gehabt, der zu dieſem Zweck von Wien dorthin gekommen war. Die Sitte, daß die Monarchen bei ſolcher Gelegenheit jeder in der Uniform des andern erſcheinen, wird immer lächerlicher und fader; der Kaiſer von Oeſterreich ſtellt einen preußiſchen Küraſſier ſehr ſchlecht vor, der König von Preußen noch ſchlechter einen ungariſchen Huſaren. — Hier ſagt man, die Beſorgniß, daß der König bei ſolchen Anläſſen etwas Nachtheiliges eingebe oder verſpreche, hebe ſich dadurch wieder auf, daß er dergleichen ſchnell wieder vergeſſe! —

Gegen Abend kam Frau Bettina von Arnim; ſie war etwas erregt, weil ſie Antwort vom Fürſten von Hohenlohe bekommen hat, der Mahler Ratti ſolle ſeine Kopie nach Tizian ihm in Sansſouci zeigen; der König wolle jedoch Sachverſtändige darüber hören, und in keinem Falle mehr als tauſend Dukaten geben. Die Sachverſtändigen ſind Bettinen ganz beſonders ärgerlich, ſie fragt, warum denn der König nicht auf ſeinen Eindruck, auf ſein Gefühl ſich verlaſſe? Sie wiederholt, tauſend Dukaten ſei zu wenig, aber der König könne das Bild als Geſchenk annehmen, wenn er ihm nur einen ehrenvollen Platz anweiſe und es in ſeinen Schutz nehme. Sie weiß, daß

Ratti nur ſchlecht mahlt, daß die Kunſtkenner vom Ankauf abrathen werden, aber wenn der König das Bild umſonſt annimmt, ſo hat niemand etwas drein zu reden, und für Ratti fallen dann doch genug Vortheile, Beſtellungen oder Gnaden ab. Die hohe Preisangabe ſoll vor allem den Werth des Geſchenkes erhöhen. Liſtig genug, aber doch ſehr verkehrt! — Sie erfährt bei uns, daß ihr Schwager Pitt-Arnim in Rehme einen neuen Schlaganfall erlitten hat, aber wieder etwas beſſer iſt, und nach Bonn reiſen will. —

Die Kaiſerin-Mutter von Rußland iſt angekommen.

Zaragoſſa hat ſich unterworfen; der Staatsſtreich hat geſiegt. Wird ſchon was andres kommen! Spanien iſt unberechenbar. —

Der berüchtigte Wagener, geweſener Redakteur der Kreuzzeitung, der den König früher vielfach angegriffen hat, iſt von ihm doch eben jetzt wieder mit dem Hohenzollern-Orden begnadet worden. Der arme Goedſche und ſein Freund der falſcher Ohm bleiben vergeſſen! —

Sonntag, den 3. Auguſt 1856.

Sendung aus St. Petersburg durch die ruſſiſche Geſandtſchaft. Die Gräfin Antonie Bludoff ſendet mir das ruſſiſche Buch: „Umriſſe des dreiwöchentlichen Feldzuges Napoleons gegen Preußen im Jahr 1806, vom Grafen Nikolai Orloff. St. Petersburg, 1856," mit fünf ſchönen Plänen, von Saalfeld, Jena, Auerſtädt, Prenzlau, Lübeck. Daß eine ruſſiſche Feder grade jetzt uns das vor fünfzig Jahren erlittene Unglück vorzeichnet, und grade den rechten Kern deſſelben, den engen Zeitraum jener ſchmachvollen drei Wochen, könnte man faſt wie eine Feindſeligkeit anſehen, als wolle man uns in Erinnerung bringen, daß es uns auch einſt ſchlecht ergangen, viel

ſchlechter als es jetzt den Ruſſen ergangen iſt, und daß man uns dies Gemählde zur Strafe dafür, daß wir jetzt den Ruſſen nicht beigeſtanden, vorhalten wolle. Allein ſo iſt es nicht! Der Verfaſſer, Sohn des Günſtlings des Kaiſers Nikolai, Flügeladjutant, verwundet bei Siliſtria, hat dies geſchichtliche Bild als Uebungsſtück ſeiner Feder nicht aus Haß entworfen, ſondern mit antheilvoller Geſinnung für Preußen, und wenn er die Unzulänglichkeit der preußiſchen Heerverfaſſung, die Mißbräuche der Verwaltung rügt, ſo geſchieht dies mit ſchmerzlichem Rückblick auf die eignen ruſſiſchen Erfahrungen in neueſter Zeit. Immer doch bleibt die Wahl des Gegenſtandes ſo wie der Titel des Buches auffallend. — Bei Saalfeld erwähnt er auch des Adjutanten des Prinzen Louis Ferdinand, Karl's von Roſtitz, und bemerkt, derſelbe ſei ſpäter in ruſſiſchen Dienſt getreten und habe ſich hier durch Tapferkeit ausgezeichnet, ſein Sohn, Oberſt in der Kaiſerlichen Garde, bewahre von ihm wichtige Denkwürdigkeiten. Unter der vorigen Regierung würde ſolche Anzeige ein Wink geweſen ſein, dieſe Denkwürdigkeiten dem Sohne abzufordern, jetzt wird es wohl unterbleiben. —

Karl Hawlicék iſt am 29. Juli in Prag an der Lungenſucht geſtorben, noch nicht fünfunddreißig Jahre alt. Er war ein eifriger Böhme, haßte die Deutſchen, gab ſeine Stelle im Frankfurter Parlament 1848 auf, und nahm Theil am panſlawiſchen Kongreß in Prag, redigirte mit Feuer und Geſchick böhmiſche Zeitſchriften. Von ihm iſt ein in Böhmen vielgeſungenes Lied: „Lieber die ruſſiſche Knute, als die deutſche Freiheit!“ Beſchränkt, bedauerlich, aber redlich und muthig. —

Montag, den 4. Auguſt 1856.

Gegen 8 Uhr fuhren wir in den Thiergarten zu Frau von Arnim. Die Kühlung war labend. Bettina nahm uns herzlich auf, Fräulein Giſela bezeigte die freundlichſte Zuvorkommenheit, und war den ganzen Abend liebenswürdig, unbefangen, mittheilend. — Herr Dr. Siegmund kam, und ſprach verſtändig und angenehm. Bettina war ziemlich lebhaft und beſonders freundlich. Sie ſagte mir, der König habe zum Fürſten von Hohenlohe geſagt, als Geſchenk wolle er das Kopfbild von Rauch nicht annehmen, das Goethedenkmal aber nochmals zu ſehen habe er keine Luſt, es werde ja doch nur immer abgeändert. Bettina ſagt, der König ſoll ſich doch nur nicht einbilden, daß ſie ihm zumuthe, er ſolle es ausführen laſſen! Daran denke ſie gar nicht, ſie habe dazu genug andre Hülfsmittel! Das iſt nun alles gradezu nicht wahr. — Um halb 11 Uhr fuhren wir nach Hauſe. —

Ludmilla hatte mir Nachmittags den Anfang ihres Lebensbildes der Gräfin von Ahlefeldt vorgeleſen; ſehr gut, mit Wärme, Gewandtheit, guter Auffaſſung und gutem Ausdruck.

„Schiller und Goethe's Xenien-Manuſkript. Zum erſtenmal bekannt gemacht von Eduard Boas und herausgegeben von Walzahn. Berlin, 1856.“

„Moderne Walpurgisnacht. Dramatiſcher Charivari. Berlin, 1856.“ Ein mattes Fauſtfragment, mit ſtarken Hieben auf Leo, Wagener, Stahl, Gerlach, und dann auch auf Putlitz, Radowitz und Scherenberg. Der Verfaſſer wollte viel und kann wenig. —

Dienstag, den 5. August 1856.

Der Polizeidirektor in Elbing Herr von Seltzer, der ſich allgemein verhaßt gemacht hat, iſt als Oberregierungsrath nach Poſen verſetzt worden, ſcheinbar eine Beförderung, aber in Wahrheit eine Stellung von geringerem Vortheil und Anſehen. —

Der ehemalige Polizeibeamte Techen ſoll wegen des Depeſchendiebſtahls nun doch förmlich vor Gericht geſtellt werden, man hofft, die Geſchicklichkeit der Richter werde alles zu vermeiden wiſſen, was zu großes Aergerniß gäbe. Ich glaube, die Sache wird beim Disziplinarhof bleiben. —

Die Unterſuchung gegen den Profeſſor Türk und den Advokat Wiggers in Roſtock dauert ſchon drei Jahr vier Monat. Dieſe beiden ſind indeß wieder auf freien Fuß geſtellt, andre aber noch in Haft! Ein ſaubres Erbſtück der Hinckeldey'ſchen Herrſchaft.

Uhlich's Sonntagsblatt iſt in Magdeburg vorgeſtern von der Polizei wieder weggenommen worden. Es ſcheint der Befehl gegeben, das Blatt durch Quälereien zu tödten. —

Der König ſoll den Staatsanwalt Körner, der ihn bisher manches zu berichten hatte, ſchon weniger ſehen (einige ſagen, ſchon gar nicht mehr), der Stoff mag ausgegangen ſein, und die Polizeibehörde wie die Hofleute laſſen ein ſolches außerordentliches Verhältniß immer ungern zu, ſorgen dafür, daß es einſchlafe, erſticke. —

Mittwoch, den 6. August 1856.

Herr Iwan Turgenieff aus St. Petersburg, begleitet von Herrn von Biedert, tritt ein, herzlich willkommen! Er reiſt noch heute Abend nach Paris weiter, dann nach Rom. Er erzählt uns ſeine Geſchichte, die ſeiner einmonatlichen Haft,

seiner zweijährigen Verbannung, alles wegen seines Jägerbuches. Er giebt ausführlichen Bericht über den Zustand von Rußland. Zwei Hauptfragen, der Anwachs der Sektirer, die Leibeigenschaft; die Bauern sind der festen Meinung, bei der Krönung in Moskau werde der Kaiser sie für frei erklären. Der Kaiser Nikolai, beschränkt und roh, seinem Wesen nach nichts als ein Polizeiagent! Karakter seiner Regierung, schreckliches Leiden, Verkommen, Verfaulen des Staates. Endlich zuverlässige Nachricht von Bakunin! Frei ist er nicht, aber er lebt im Hause des Kommandanten von Schlüsselburg, wird sehr gut gehalten, hat Bücher. Turgenieff hat Bakunin's Bruder noch zuletzt in St. Petersburg gesprochen. Newereff ist in Tiflis Generalinspektor des Unterrichts. Die Litteratur ist schwach in Rußland, doch entstehen neue Zeitschriften. Große Zunahme des Ansehens und der Einwirkung von Goethe in Rußland. —

Donnerstag, den 7. August 1856.

Nachmittags kam Frau Bettina von Arnim, erzählte, daß Ratti sein Bild in Potsdam aufgestellt habe, nachdem die von mir vorausgesagten Schwierigkeiten doch glücklich beseitigt worden. Sie sprach unsinnig über den zu erwartenden Ertrag ihres englischen Goethebuches in Amerika, wohin sie es geschickt habe, nein, erst schicken wolle, über eine für das Goethedenkmal durch den Bankier Magnus zu eröffnende Unterzeichnung freiwilliger Beiträge: „Hunderttausend Thaler hab' ich da gleich, das ist eine Kleinigkeit." Aber Magnus eröffnet keine Unterzeichnung, als wenn ihm der König persönlich sagt, daß er es wünsche. — Sie will nichts davon hören, daß von dem Briefwechsel Arnim's und Brentano's mehr als die Hälfte im Druck wegfallen müsse, sie meint jemehr Aergerniß desto mehr

Abſatz; ſie läugnet, daß ſo gräuelvolle Dinge darin vorkämen; eigentlich will ſie, daß ich die Sachen zum Druck redigire, und wenn es nachher Lärm giebt, ſoll ich der Schuldige ſein und ſie will mitſchimpfen. — Sie erzählt von einem Fürſten von Wittgenſtein, der mit in Sebaſtopol war, und den der Kaiſer zum Fürſten machen und über die Wallachei ſetzen wolle! Sie weiß nichts von den allbekannteſten Verhältniſſen. —

Herr von * kam, Bettina wandte ſich ab und ging fort; draußen ſagte ſie zu Ludmilla pfiffig, der werde nun fragen, wer da fortgegangen ſei! Immer ſolch Spiel der Eitelkeit, ſelbſt gegen einen *! —

Eine gute Nachricht! Die vieljährig vergebens angeregte und erwartete Begnadigung des in Hamburg von den Oeſterreichern verhafteten, fortgeſchleppten und zu achtzehn Jahren Arbeit in Eiſen verurtheilten Ungarn Ruſcſak iſt endlich erfolgt. —

Freitag, den 8. Auguſt 1856.

Herr Thiers war ein paar Tage in Berlin. Er iſt jetzt ein ganz gleichgültiger, unbeachteter Mann. — Admiral Napier, der aus Rußland zurückkam, wo er Kronſtadt beſichtigen durfte — man ſagt zum Behuf ſeiner Angriffsvertheidigung gegen die engliſchen Miniſter — wurde bei Kroll von Neugierigen umlagert. —

Sonnabend den 9. Auguſt 1856.

Nachmittags kam Frau Bettina von Arnim, diesmal ziemlich munter, klagte über den Buchhändler Kühn in Weimar, der ihr kein Geld ſchickt, und dem ſie ihre Geſchäfte

wieder abnehmen will, um ſie einem Leipziger zu übertragen; doch mißfällt ihr auch dieſer ſchon, weil er ihr vorgeſtellt, daß bei ihrer beabſichtigten Bücherſendung nach Amerika möglicherweiſe die Koſten nicht herauskämen. An wunderlichen Redensarten fehlt es nicht: „Das ſchenk' ich dem Monument," während Geſchenk und Monument noch gar nicht da ſind! Sie will eigentlich nur, daß Lärm gemacht werde, daß Unterzeichnungen ſtattfinden, daß die Sache für den König wieder Reiz bekomme. Sie überſetzt die Günderrode in's Franzöſiſche, und hat ſich dazu ein franzöſiſches Dictionnaire gekauft! Sie überſetzt auch ein Lied von Goethe in franzöſiſche angebliche Verſe, — denn es ſind keine, höchſtens nothdürftige Reime. Der ſogenannte Achmet, den ſie zum Buchhändler erziehen läßt, kam auch vor. Sie hatte mich mit ihren Papieren getroffen, was ihr wohlgefiel, ſie ging in guter Laune wieder fort. —

Der Prinz Wilhelm von Mecklenburg-Schwerin, um deſſentwillen Dr. Behſe zu ſechsmonatlicher Haft verurtheilt worden, hat jetzt wegen Schulden und Schwindeleien den Abſchied nehmen müſſen, und nicht einmal die Erlaubniß erhalten, die preußiſche Uniform ferner zu tragen. Mehr als je glaubt man wieder an die Anſchuldigungen, die Behſe gegen ihn vorgebracht hat und freilich nicht hat beweiſen können, daher das Gericht ſie als falſch gelten ließ. Der Prinz hat ſich, heißt es, nach Rußland gewendet. —

Sonntag, den 10. Auguſt 1856.

Beſuch von Herrn von Burgsdorf, er hatte bei Radziwill's gegeſſen, und drückte die lebhafteſte Befriedigung aus, uns endlich wiederzuſehen. Während er noch da war, erſchien Bettina von Arnim, die Anfangs den ſchon vorhandenen

Beſuch ſcheute, dann aber, als ſie hörte, wer es ſei, gern eintrat. Zärtlichkeiten zwiſchen beiden. Bettina richtete ſich gleich darauf ein, den guten Alten, deſſen Verbindungen ſie kennt und benutzen möchte, mit allem zu füllen, was er wiſſen und ausbreiten ſollte. Sie erzählte uns, was wir ſchon wußten, er aber ſollte es hören, ſie gebrauchte für ihn die glänzendſten Ausdrücke, die für uns nicht gelten konnten, von der Begier des Königs das Ratti'ſche Bild zu ſehen, von dem vorauszuſetzenden Gefühl und Urtheil des Königs, daß ein ſolches Bild mit tauſend Dukaten viel zu gering bezahlt ſei, und da er erklärt habe, mehr nicht geben zu wollen, ſo ſehe er lieber davon ab, als dieſen unwürdigen Preis zu bezahlen! Demnach erfolgte denn auch am nächſten Tage ſchon von Seiten des Geheimen Kämmeriers Schöning die Aufforderung an Ratti, ſein Bild wieder abzuholen, indeß da Schöning hiebei den Ratti ſeiner Hochachtung verſichert und ſich ſeinen ergebenſten nennt, ſo ſei wohl noch nicht alles abgebrochen! Mit ſolchen kläglichen Auslegungen meint ſie den Leuten etwas vorzuſpiegeln, ja ſich ſelber zu bethören! Wem das Bild eigentlich gehört, bleibt völlig im Dunkeln, Bettina ſagt in Einem Athem, es ſei ihr Eigenthum und es ſei Ratti's, und Ratti fordere gar nichts dafür, und mit 6000 Thalern ſei es kaum nach ſeinem Werthe bezahlt, und erzählt dann wieder, daß der Kunſtverein in Frankfurt am Main es ſchon für 1200 Thaler gekauft gehabt, dann aber wenig zurückgetreten ſei! Ueber dem Ganzen liegt ein Schleier, der allerlei Fabelhaftes und wenig Wirkliches zu verhüllen ſcheint. Sie geſtand in allem Prahlen, daß der Befehl zum Wiederabholen des Bildes ſie ſchrecklich geärgert habe, und ſie faſt krank geworden ſei. Dann ſprach ſie in prächtigen Worten von ihrer Bücherſendung nach Amerika, von der Schenkung, welche ſie dem Goethedenkmal mache, von ihrem Bildniß, das die Amerikaner

periode, — „Schnee," fängt Ihr Brief an, und die erste Periode schließt „haben wir nicht," — hat uns sehr ergötzt; auch das Spiel vornehmer Kinder mit Sachen von Werth; ich finde, Rahel hat darauf mit „Perlen, die vor Prinzessinnen fallen" recht artig erwiedert!

Grüßen Sie mir verehrungsvoll den trefflichen Grafen Schlabrendorf, nach dessen Gesprächen wie Schriften ich oftmals die größte Sehnsucht empfinde.

Leben Sie wohl, mein theurer Freund, der Himmel schenke ihnen und ihrem lieben Kleinen alles Schöne und Gute, und möge Ihnen überhaupt das neue Jahr recht gedeihlich sein!

Mit innigster Verehrung und Treue

Ihr

K. A. V. v. E.

Der Herr Geheimerath Wolf schickt nicht. Es ist mir ärgerlich, ich muß den Brief jetzt siegeln. Der philologische Leu wird wieder eine neue Fehde mit jüngeren Gelehrten bekommen, und zwar diesmal über Homerica. Bei aller Bewunderung, die ich für ihn hege, glaube ich denn doch, daß er manchmal zu weit geht; er sollte manche seiner Paradoxien — denn das sind sie in den Augen der Meisten — mit mehr Vorsicht aussprechen, und stets bedenken, mit was für Leuten er zu thun hat. Sie warfen ihm vor, die folgenden Verse aus der Iliade niemals laut abgelesen zu haben:

Οὐ μα γαρ Ἀπολλωνα, Διι φιλον, ὡτε συ, Καλχαν,
Ἐυχομενος Δαναοισι θεοπροπιας ἀναφαινεις,
Μη μοι δωρ' ἐρατα προφερε χρυσης Ἀφροδιτης,
Ὁσσα κεν ἀντοι δωσιν, ἑκων δ' ὀυκ ἀν τις ἑλοιτο.

schon vielfach von ihr verlangt hätten, und überbot sich in Anschwellungen des kleinsten Rinnsals zu einem großen Strom. Sie ging dann fort, und ließ Burgsdorf in staunender Bewunderung zurück, der sich aber doch Zweifel beimischten, er wollte den Galeriedirektor in Potsdam nach dem Bilde fragen, wie es damit gewesen, ob der König es gesehen, was er gesagt. —

Montag, den 11. August 1856.

Der König hat seiner Schwester der verwittweten Kaiserin von Rußland das Kürassierregiment verliehen, dessen Inhaber der Kaiser Nikolaus gewesen, und das diesen Namen für immer behalten soll. In dem darüber ausgefertigten Schreiben nennt der König den Kaiser einen Helden-Monarchen, was sehr belächelt und bespottet wird. — Die Kaiserin-Mutter hat die Werkstatt des Bildhauers Rauch besucht. — Die Kaiserin der Franzosen hatte den Dichter Béranger zu sich einladen lassen, er aber die Einladung abgelehnt, darauf wollte sie selbst ihn besuchen, der Gemahl fand es indeß nicht statthaft. —

Dienstag, den 12. August 1856.

Die Kaiserin ist abgereist, die Artikel über ihr Thun und Lassen vermehrten sehr die Langweiligkeit unsrer Zeitungen. Das viele Wesen, das sonst hier von ihr gemacht wurde, von „unsrer" Kaiserin, unsrer „Prinzeß Charlotte" wie sie noch im Munde vieler Leute hieß, hat beträchtlich abgenommen. Man sieht, daß ein neues Geschlecht herangewachsen, dem jene Beziehungen fern liegen. Auch ist sie nicht mehr die Gattin,

ſondern nur die Wittwe eines Kaiſers, das thut auch etwas, ſogar im Hofkreiſe. —

Mittwoch, den 13. Auguſt 1856.

Mit Ludmilla in's Lagerhaus zu Herrn Profeſſor Rauch, das Gipsmodell ſeines Moſes beſehen, ſeine drei koloſſalen Marmorviktorien, die er für die Walhalla gemacht und jetzt für den Prinzen von Preußen wiederholt hat. Rauch gab freundlichſt Auskunft über ſeinen Moſes, über das Techniſche der Kunſt; er ſprach mit Wegwerfung von Bettinens Goethe und der Pſyche — dem gräulichen Backfiſch, wie er ſie nannte — auch Steinhäuſer's Ausführung, jetzt in Weimar, fand er ſchlecht, mürriſch und kalt. Rauch iſt bei ſeinen achtzig Jahren merkwürdig ſtark und munter. —

Herr Thiers in Hamburg mit der Herzogin von Orleans und dem Grafen von Paris zuſammengetroffen; ſie gehen nach England. —

Immer noch ſprechen die Zeitungen von Schön's Denkſchriften und deren Herausgabe durch Droyſen. Mir iſt es ſehr lieb, daß ich nicht dabei genannt werde, und nicht minder, daß ich überhaupt mit der Sache nichts zu thun habe. Unter den jetzt waltenden Umſtänden iſt alles, was Schön im eignen Sinne zu ſagen hätte, unſagbar, und nun gar das, was ich in meinem Sinne zu ſagen hätte. Werden Schön's nachgelaſſene Papiere wirklich veröffentlicht, ſo bleibt gewiß das Beſte und Wirkſamſte fort. —

Proſodiſche Spiele haben gleich Schachaufgaben einen beſondern Reiz, und üben die Sprachgewandtheit auf's beſte. Ich mache jetzt keine Verſe mehr, aber die vielen Tauſende, die ich in allen Formen verſucht, kommen mir noch alle Tage zu gut. Die Engländer machen noch immer lateiniſche und

griechische Verse, und ihre Staatsberedsamkeit zieht guten Nutzen davon, den wenigsten durch die Zitate aus alten Autoren, worin sie leicht fade werden. Mit Vergnügen erinnere ich mich des Wetteifers, den ich öfters in solchen Aufgaben mit Friedrich August Wolf, mit Wilhelm von Humboldt und Wilhelm von Schlegel geübt, besonders meiner Uebersetzung des Platenischen Epigramms, das mit dem Pentameter schließt Ὑδριάδες νύμφαι, νύμφαι Ἀμαδρυάδες, wo freilich der Vortheil, daß dasselbe Wort erst ein Spondäus und gleich darauf ein Trochäus sein darf, einzig im Griechischen stattfinden kann. —

Meine Meinung, das wir die antiken Metra nicht allzustreng nachbilden dürfen, nicht wie Voß, Wolf, Wilhelm Schlegel, Platen — obschon ich auch diese Meisterschaft bewundre — sondern wie Goethe und Schiller, weil sonst keine freie dichterische Bewegung übrig bleibt, diese Meinung wird auch von Knebel und Ludwig Achim von Arnim sehr bestimmt ausgesprochen, doch giebt der letztere kein gutes Beispiel, er mißbraucht die Freiheit. —

Donnerstag, den 11. August 1856.

Gut geschlafen, im Traume neue Arbeiten unternommen, an die ich wachend wohl denken dürfte, wenn ich auf dauerndes Wohlbefinden rechnen könnte. — In Bettinens Papieren gearbeitet. —

Besuch von Herrn Tempeltey, der mir sein Trauerspiel Klytemnestra bringt. Er lebt und webt in der glücklichen Nachempfindung seines glücklichen Erfolgs in Wien, was ich ihm von Herzen gönne. Nachmittags las ich das Stück in Einem Athem. Es hat bedeutende Vorzüge, namentlich den einer dichterischen und fließenden Sprache, eines fortschreiten-

den Dialogs, aber die Abweichung von der alten Sage mißfällt mir, die Modernisirung wird an einigen Stellen fast parodistisch, und der Abschluß ist keineswegs befriedigend. Den Erfolg in Wien kann ich mir bei dem dortigen Publikum — die Erzherzogin Sophie war besonders eifrig — wohl erklären. Er sichert den hiesigen in keiner Weise. —

Das Schuldenmachen der Gardeoffiziere verursacht großen Verdruß; die jungen Edelleute ruiniren sich auf Zeit Lebens, das Uebel soll in einem unglaublich hohen Grade gestiegen sein. Die Schulden des sogenannten Prinzen Schnaps lassen sich noch gar nicht übersehen, alle Tage werden neue entdeckt. Die Ehre leidet gewaltig bei diesen Geschichten. Zwei namhafte Gardeoffiziere von L. und von S. sind kürzlich ohne Abschied weggegangen, man glaubt nach Australien. Vergebens sucht man hinterher ihre Namen zu decken, sie seien auf Urlaub u. s. w.

Der Generalsuperintendent Büchsel hat sich — vor einigen Wochen — geweigert den Grafen von Keyserling und Fräulein von Alvensleben zu trauen, weil der erstere ein geschiedener Mann ist. Fräulein von Alvensleben war von ihm eingesegnet worden, und wünschte daher von ihm auch getraut zu werden. Der Prediger Blank hat die Trauung ohne Bedenken vollzogen. Jener Pfaffe wollte gern an einem hohen Beispiel seinen kirchlichen Eifer zeigen! —

Freitag, den 15. August 1856.

Nachmittags wieder ganz in Bettinens Papieren vertieft, einiges ordnet sich doch allmählig. Meine Belohnung ist dabei, daß ich lebhaft in eine von mir selbst verlebte Zeit, besonders auch in die Kreise von Weimar und Jena versetzt

werde, das Erlebte in fremder Auffassung sehe, die Gestalten und Verhältnisse neu beleuchtet anschaue. —

Unter den Linden Herrn Geh. Rath Johannes Schulze gesprochen. Die Kartensammlung Scharnhorst's ist für 30,000 Thaler angekauft, 1800 Thaler jährlich dafür ausgesetzt; vorläufig wird sie in Bellevue untergebracht. —

Der General von Wrangel feierte heute sein sechzigjähriges Dienstjubiläum, und ist Feldmarschall geworden. Besuch des Königs, Beglückwünschungen, Musik, Gastmahl, Gedichte, Reden u. s. w. Zuletzt noch Lobrede in der Kreuzzeitung. Alles Lug und Trug! Der König macht sich nichts aus Wrangel, die Hofwelt belächelt ihn, die Offiziere sind ganz unzufrieden mit ihm, nennen ihn einen eitlen Narren, das Volk macht sich über ihn lustig. Aber — das Wirthshaus liegt am Wege, man kehrt ein, und schimpft nachher. —

„Feldmarschall? Was hat Wrangel mit dem Felde zu thun? Die Stadt Berlin hat er friedlich erobert! Stadtmarschall sollte er genannt werden oder auch Stattmarschall!" Berliner Wig. —

Sonnabend, den 16. August 1856.

Die Wrangel'schen Feierlichkeiten füllen unsre Zeitungen; sehr ekelhaft, besonders durch die Unwahrheit der Gesinnungen, am ekelhaftesten in der Kreuzzeitung, die alles Lügengepränge am förmlichsten und geistlosesten entfaltet. Wrangel selbst, Groeben, Pencker ꝛc. haben sich als Redner hervorgethan! Doch sind im Druck die Sprachfehler des erstern berichtigt worden. Ach auf Sprachfehler käme es mir dabei nicht sehr an! —

Der Prinz Wilhelm von Mecklenburg-Schwerin wird in Königsberg auf dem Schloß als Gefangner gehalten, mehr

um ihn zu ſchützen gegen gerichtliche Verfolgungen, als um dieſen zu dienen. Es iſt nicht von Schulden allein, ſondern auch von Betrügereien und Fälſchungen die Rede, namentlich von Fälſchung eines Taufſcheins. Mehr als je glaubt man jetzt an die von Vehſe erzählten Geſchichten. Vehſe wird am Dienstage früh ſeine Strafe erſtanden haben und frei werden. Der Kladderadatſch bringt heute ein ſatyriſches Gedicht, das darauf anſpielt, daß der Prinz Schnaps, um deſſentwillen Vehſe verurtheilt worden, nun ſeinerſeits auch ſitzen muß.

Sonntag, den 17. Auguſt 1856.

Die Volkszeitung bringt eine weitläufige Erklärung des Herrn von Niegolewski, der ſcharfe Anſchuldigungen gegen das Oberpräſidium zu Poſen ausſpricht; die Behörde hat eine geleiſtete Kaution unter ſchlechten Vorwänden zurückgehalten, und etwas gelogen! Wenn jetzt bei uns Behörden durch die Preſſe angegriffen werden, muß man wohl den Angreifenden in vollem Rechte glauben, denn wie könnte jemand wagen, mit Falſchem aufzutreten! – Geſchrieben. Dann ausgegangen mit Ludmilla; in den Thiergarten zu Frau von Arnim. Sie iſt ganz munter, erzählt von neuen Verdrüſſen, wie ſie Ratti'n und deſſen Schwägerin, die bei ihr waren, in's Pfefferland geſchickt, wie unüberlegt Ratti geweſen in Sansſouci zu ſagen, das Bild gehöre ihr, wie dumm er geweſen, es ſo groß zu mahlen, daß niemand es gebrauchen könne; er ſei ein armer Teufel, ſie möchte ihm eine Summe zu ſchaffen ſuchen, ſie habe ihm die zweitauſend Thaler, die er ſchon bekommen, nicht vorgeſchoſſen: dieſe Verſicherung grade bringt mich auf die Vermuthung, daß ſie ihm doch Geld gegeben oder verſprochen, und nun in Verlegenheit iſt, die Sache zum Schluß zu bringen. Sie zeigt uns ihre Zeich-

nungen, badende Nymphen, bachiſches Feſt, wo der nackte junge Goethe betrunken von bachiſchen Jünglingen zum Parnaß hinaufgeleitet wird. — Sie begleitete uns bis zum Thor, ſtützte ſich aber ſehr auf meinen Arm. Von da ging ſie allein zurück, ſie wollte es durchaus.

Nachmittags geſchrieben, und mich in Goethe'ſche Sachen vertieft. Eine reichere und reinere Quelle von Lebensweisheit giebt es nicht. Seine Haupteigenſchaft iſt wirklich die des Lehrers, daß er es in Geſtalt des Dichters iſt, mehrt nur ſeinen Liebreiz und ſeine Anmuth, ſein innrer Werth iſt von dieſer Herrlichkeit umſchloſſen. Wir — meine Freunde mit mir — haben uns in der Jugend an ihm tüchtig herangebildet; einige mochten dies ſpäter undankbar verläugnen, den Namen bloß! den wirklichen Gewinn trugen ſie unverlierbar davon. —

Montag, den 18. Auguſt 1856.

Geſchrieben. Meine Arbeit mit Bettinens Papieren abgeſchloſſen, nicht eigentlich beendigt, weil dazu mehr Zeit und Muße nöthig wäre, als ich aufwenden kann. —

Nachmittags kam Frau Bettina von Arnim, zur ungewöhnlich frühen Stunde. Sie ſchimpft bitterlich auf Ratti. Von den 2000 Thalern, die er für ſein Bild ſchon empfangen, könne gar nicht die Rede ſein, ſagt ſie jetzt, das dürfe man dem Könige gar nicht ſagen. Ich fürchte, dieſe 2000 Thaler, von denen ſchon ſo lange die Rede war, und nun nicht mehr die Rede ſein ſoll, ſind leere Luft! — Frage, ob ſie denn nicht ein Buch drucken laſſen ſolle, zum Beſten des Goethedenkmals? — „Welches Buch?“ — Irgend eines; den Briefwechſel Arnim's und Brentano's, dramaturgiſche Blätter. — Ich rathe natürlich ab! —

Eine Nachricht aus London giebt den Berlinern reichen Stoff zum Gespräch. Der Prinz Adalbert (Admiral!) hat am 7. bei Melilla einen Schlupfwinkel maurischer Seeräuber mit bewaffneten Booten untersucht und angegriffen, sie haben ihn aber bald zum Rückzug genöthigt, ihm einen Offizier und mehrere Matrosen getödtet, zwei Offiziere und sechzehn Matrosen verwundet, und ihn selbst in den Schenkel geschossen; zwei Todte mußte man zurücklassen. Die Korvette Danzig (das Admiralschiff!) machte zwar noch ein höllisches Geschützfeuer gegen die Insel, segelte dann aber nach Gibraltar ab. Der Zusatz, der Prinz werde nächstens in London eintreffen, macht einen sonderbaren Eindruck; warum nicht vor allem das Raubnest angreifen und zerstören? O Jammer preußischer Seemacht! —

Dienstag, den 19. August 1856.

Manchen Schaulustigen steht ein kleines Gaudium bevor; der Polizeidirektor Stieber hat in Minden den Herrn Goedsche verklagt; jener hat herausgebracht, daß dieser der Berichterstatter von hier für das Mindener Blatt des berüchtigten Lindenberg ist, und bei der Hinckelden'schen Duellgeschichte den edlen Stieber so beschuldigt hat, daß dieser den edlen Goedsche verklagen zu müssen glaubte. Dabei wird es nicht an Enthüllungen fehlen, und wie das Urtheil auch falle, das Publikum wird immer eine Genugthuung haben. Man fürchtet nur, sie vertragen sich, oder ein höherer Einfluß vermittelt und legt den Streit gütlich bei, denn es sind ja solche Leute, von denen es heißt, sie schlagen sich und vertragen sich! —

Der deutschkatholische Prediger Czerski in Bromberg hat ein Schreiben an den Bischof Ketteler von Mainz drucken lassen, wegen dessen das hessen-darmstädtische Gericht eine

Gefängnißſtrafe gegen ihn ausgeſprochen hat; natürlich in Preußen ohne Rechtskraft. —

Dr. Behſe hat heute ſeine Haft abgebüßt, und muß in Freiheit geſetzt ſein; er wollte gleich mit ſeiner Tochter nach Baſel abreiſen. —

Herr von Reumont iſt zum Miniſter-Reſidenten an den Höfen von Parma und Modena ernannt worden; Herr von Kamptz bei der freien Stadt Hamburg. Sie waren bisher Geſchäftsträger. —

Man klagt über die Vergänglichkeit der Kunſt und Leiſtung des Schauſpielers, des Sängers, und doch erhalten ſich deren Namen im Andenken der Menſchen oft länger, als die von Predigern, Aerzten, Profeſſoren und Geſellſchaftsvirtuoſen, ſofern ſie nicht auch ſchriftſtelleriſch berühmt geworden; am meiſten vergeſſen aber werden die Geſandten, hab' ich bemerkt, ſie ſind das allervergänglichſte Geſchlecht, von Hunderten kann man kaum drei rechnen, die ihr Andenken über ihre Lebensdauer hinaus erſtrecken, bei den meiſten erliſcht es ſogar ſchon früher! —

Eine Nachricht ſagt, die öſterreichiſchen Militairgerichte haben den edlen römiſchen Bürger Cicernacchio nebſt ſeinen beiden Söhnen erſchießen laſſen. Garibaldi ſagt es in einem öffentlichen Schreiben. Man wußte ſeit längerer Zeit nichts von jenen Leuten. —

Mittwoch, den 20. Auguſt 1856.

Frau Bettina von Arnim kam, und brachte zwei große Päcke Schriften — der Diener trug ſie — von Arnim und Brentano. Nach vorläufigem Ueberblick ſcheinen ſie meiſt unbrauchbares Zeug zu ſein. — Sie war aufgeräumt, ſprach von Reumont's Beförderung, ob denn die Leute in Italien

glauben ſollen, wir hätten hier nur ſolche Hundegeſichter? Der Aerger kommt ihr davon, daß ſie glaubt ihr Sohn Siegmund hätte befördert werden ſollen. — Der Violiniſt Joachim iſt wieder hier und wohnt bei den Zelten 5 bei Arnim's. —

Die Zeitungen melden Vehſe's Entlaſſung und Abreiſe. — Weitere Berichte von des preußiſchen Admirals Prinzen Adalbert Gefecht und Verwundung. Er ging unnöthig und unvorſichtig auf einem Boden vor, den er nicht kannte, und wo er im Grunde nichts bezwecken konnte. Man zuckt die Achſeln und belacht unſer kleines Seeweſen, das als Verirrung und Spielerei doch ſchon viel zu groß iſt. —

Donnerstag, den 21. Auguſt 1856.

Geſchrieben, und Bettinens Papiere durchgeſehen. — Nach unſrem Eſſen kam Bettina, war ungewöhnlich munter, weniger verworren und abſchweifend als ſonſt, dabei ruhig und gut. Als ich ihr ſagte, in den Papieren ſei faſt nichts Brauchbares, fuhr ſie heftig auf, und ſchalt mich aus, als wäre es meine Schuld, als müßte ich das Vortrefflichſte in Fülle finden; ich antwortete ihr gelaſſen: „Hören Sie! morgen ſchick' ich Ihnen einen Korb voll Kartoffeln, nachher komm' ich ſelbſt, und wenn es dann nicht Pfirſiche und Aprikoſen ſind, dann werd' ich lärmen und toben, daß Sie ſo üblen Willen haben!" Sie mußte ſehr lachen, und alles war gut. Sie ſchalt auf den König, der nicht wiſſe, was er mit ſeinem Geld anfange, ſchlechte Sachen kaufe, gute unbeachtet laſſe; ſie wolle nichts von ihm, Gott bewahre, aber daß er auch gar nichts für das Goethedenkmal thue, ſei unverantwortlich. Sie ſchalt auch wieder auf Reumont, deſſen eine Schweſter ſie bei Bonn hat kennen lernen, wo ſie Gehülfin eines Irrenarztes iſt.

und viele andere dieſer Art, auch in der Odyſſee, ſonſt würde ein bloßer Verſuch, meinen ſie, ihn über manches, was er in den Prolegomenen vom griechiſchen Hexameter ſagt, längſt eines Beſſern belehrt haben. Doch ich ſchwatze. Dergleichen Allotria gehören für Andre, wir Diplomaten haben jetzt die Augen auf andere Dinge zu richten. Griechenland, Spanien, welche Begebenheiten! Frankreich, England, welche Entwickelungen! — —

3.

Oelsner an Varnhagen.

Paris, den 11. Januar 1823.

Ein ſteifer Hals, Neujahrsbeſuche, hunderterlei gebieteriſche Kleinigkeiten, mein theuerſter Freund, ſind ſchuld an dem elenden Zuſtande beifolgenden Manuſkripts, deſſen dritten im November und Dezember hinzugekommenen Abſchnitt ich auf den nächſten Kourier verſchiebe. Werden Sie es leſen können, oder zu leſen Geduld haben? Ueber den Inhalt ſitzen Sie und Ihre Gemahlin zu Gericht. Was Ihnen nicht anſtehet, taugt nichts. Ebenſo entſcheiden Dieſelben über den Druck. Nur daß er uns keinen Verdruß zuzieht. Vielleicht wäre handſchriftliche Mittheilung an irgend eine Behörde nicht ohne Nutzen. In dieſem Falle müßten wohl einige Stellen ausgemerzt oder gemildert werden, die Ihrem Urtheile und Ihrem Geſchmack ich nicht anzuzeichnen brauche. Der Kopiſt käme natürlich auf meine Rechnung.

Daß ich Ihnen die Schrift von Courier nicht ſenden kann, thut mir unausſprechlich leid. Suchen Sie dieſelbe

„Der König hat ja die Ratti'sche Kopie geſehen, er **muß** alſo von ihr entzückt geweſen ſein. Ich vermuthe, er hat geſagt, wie kann ich ſolch ein Werk für 1000 Dukaten nehmen, das 3 bis 4 tauſend werth iſt!" So folgert Bettina, und die Vermuthung iſt ſchnell Gewißheit, ſie redet ſich alsbald ein, der König **hat** ſo geſagt! Sie ſchilt auf ſeine Rathgeber in Kunſtſachen, beſchuldigt ſie des Neides, der Unwiſſenheit, des Eigennutzes ꝛc. —

Heute war in der Schönhauſer Allee ein berliniſches Erntefeſt, mit muntern Aufzügen, Maskengeſtalten, Muſik, unter großem Zudrang und Wohlgefallen; alle Wirthshäuſer gefüllt, alle Vorräthe verzehrt; kein Unfug und Streit, die Polizei hielt ſich beſcheiden zurück. —

Freitag, den 22. Auguſt 1856.

Geſchrieben, in Bettinens Papieren gearbeitet. — Früh am Nachmittag, als das Wetter ſchön werden wollte, kam Bettina von Arnim. Sie iſt noch ſehr ungehalten, daß ich nichts Druckbares unter den Papieren finde; ſie hat große Luſt den Briefwechſel Arnim's und Brentano's, wie er iſt, drucken zu laſſen, Aergerniß hin, Aergerniß her, ſie will dazu lachen, wenn die Andern ſo dumm ſind ſich zu ärgern, der Clemens habe einmal die Art über alles zu ſchimpfen, die ſtärkſten Ausdrücke zu gebrauchen, alle Menſchen verbrauche er zu ſeiner Ergötzlichkeit u. ſ. w. Und ſie ſelber iſt die empfindlichſte, reizbarſte Perſon auf der Welt! Sie klagt auch wieder über den König, der immerfort herumwirble, zu keiner Beſinnung komme, keinen Geſchmack habe u. ſ. w. Sie fühlt große Langeweile, findet keinen Stoff, in dem ſie arbeiten kann, das Allgemeine, Gemeinnützige fehlt, das Perſönliche gelingt nicht, dabei dienen ihr Augen und Hände nicht mehr

wie ſonſt. Ich bekomme einige Lobreden, und einige Briefe, die ſie für ihre Zwecke nicht benutzen kann. Sie geht ganz rüſtig fort, und ſtrammen Schrittes ihren Weg; ich ſah ihr aus dem Fenſter nach. —

Die engliſchen Blätter tadeln unverhohlen und zum Theil ſehr ſcharf das Benehmen des Prinzen Adalbert, ſein Angriff habe gar keinen Zweck gehabt, er habe ſeine braven Leute geopfert ꝛc. —

Die Times wüthen gegen den König von Neapel, der auf Englands Mahnungen ſchnöde geantwortet hat. Sie erinnern ihn, daß er ohne England jetzt als Bettler umherirren würde, und daß man ihn jeden Augenblick beſeitigen könne, daß man ihn bloß der Gerechtigkeit des Volkes preiszugeben brauche! —

In Sachſen iſt wieder ein politiſcher Gefangener aus dem Zuchthaus zu Waldheim in Gnaden entlaſſen worden. Auswärtige Blätter erinnern ſcharf, daß der König von Preußen, außer der unfreiwilligen Amneſtie im März 1848 und der ſpätern in Poſen, die ſeinen Leuten nöthiger war als den Gegnern, keinen Erlaß und keine Milderung politiſcher Strafen befohlen hat. —

„Jenaiſches Fichte-Büchlein von Dr. Karl Haſe. Leipzig, 1856.“ Mich freut es, wenn dieſe Gegenſtände aus unſrer Heldenzeit der Geiſtesentwicklung wieder vertreten; aber ich wünſche ſie anders behandelt, lebendig und friſch, mit Geiſt und Beredſamkeit, die Genauigkeit kann dabei ſorgſam beobachtet werden, ohne daß man in Pedanterei verfalle. Die Schrift iſt dem Bürgermeiſter Smidt in Bremen zugeeignet. —

Ueber Goethe's Sprachbehandlung einiges zuſammengeſtellt. Er hat, beſonders in ſpätern Jahren, viele Kühnheiten gewagt, aber auch vieles aus ſeiner Jugend bewahrt, was dem Veralten nahe iſt, ſo zum Beiſpiel das Wort

Frauenzimmer, das zwar nicht gut zu entbehren und gar nicht zu erſetzen iſt, aber doch kaum zu retten ſein wird. Beide Schlegel thaten ſo als wenn das Wort ſchon ganz verſchollen wäre, und lachten über Goethe, daß er es noch gebrauche; mich verdroß ihr Gebaren, und ich gebrauche das Wort ihnen zum Trotz nur um ſo lieber, daſſelbe iſt ſeitdem wieder mehr in Umlauf gekommen, und jedenfalls habe ich dazu beigetragen, ihm ſein Leben etwas zu verlängern. Auffallend iſt es, wie ſehr unſre Sprache an Reichthum und Gewandtheit zugenommen hat, obgleich ſie nicht wenige Wörter und Redensarten hat ſchwinden laſſen. Dagegen ſind die meiſten Schriftſteller allzu nachläſſig im Gebrauch derſelben, Grammatik und Wörterbuch werden wenig zu Rath gezogen. —

Sonnabend, den 23. Auguſt 1856.

Wir haben eben jetzt, da Prinz Adalbert als Admiral eine ſo klägliche Geſchichte gemacht, Admiralitätsräthe bekommen, in drei Klaſſen, wirkliche, geheime und wirkliche geheime, auch iſt die Uniform jeder Klaſſe beſtimmt worden. —

Unſre Zeitungen geben abentheuerliche Nachrichten von anbefohlenen Rüſtungen, mehrere Bataillons ſollen gegen die mauriſchen Seeräuber ausgeſchickt, Englands Hülfe angeſprochen werden, man träumt von Anlegung einer preußiſchen Kolonie an der Weſtküſte von Marocco, und mehr dergleichen dünkelhaften Albernheiten. — Dem König iſt der Vorfall mit dem Prinzen ſehr unangenehm. —

In Danzig hatte Heinrich Behrend wegen Streit mit dem Magiſtrat ſeine Stelle als Stadtverordneter niedergelegt; darauf iſt er mit großer Stimmenmehrheit zum Stadtrath wiedergewählt worden. Große Beſtürzung! —

Der Gegner Hengſtenberg's und Tholuk's, Profeſſor Karl Schwarz in Halle, iſt vom Herzog von Gotha als Oberkonſiſtorialrath berufen worden, und hat den Ruf angenommen. —

Unſre Kirchenbehörden maßen ſich ſchon in Eheſachen eine Art geiſtlicher Gerichtsbarkeit an. Nur weiter! Das Netz, mit dem ſie fangen wollen, iſt doch nur zuſammengeflickt und morſch, und wird plötzlich einmal kläglich auseinandergehen! —

Man erzählt folgendes Geſchichtchen. Der König beklagte, daß auf dem Pariſer Platz nur das eine Haus des Geheimen Kommerzienraths Carl nicht umgebaut und gleich den übrigen erhöht worden, und ſah die Sache als eine an, der leider nicht abzuhelfen ſei. Der Feldmarſchall von Wrangel fragte den König, ob er ihm überlaſſen wolle, die Sache in's Werk zu richten? Der König willigte halbſcherzend ein. Hierauf beſuchte Wrangel den Herrn Carl und begann ſeine Anſprache mit den Worten: „Ich bringe Ihnen eine glückliche Nachricht. Sie können dem König einen Gefallen thun.“ Natürlich bezeigte Carl ſeine Bereitwilligkeit, vorausgeſetzt daß ... „O das iſt nichts!“ erwiederte Wrangel, „hier iſt nichts vorauszuſetzen, hier iſt unbedingt Ja zu ſagen, oder auch Nein, wenn das lieber iſt.“ — Nachdem er eröffnet, daß ein Umbau ſeines Hauſes gemeint ſei, machte Carl ein langes Geſicht, meinte, er müſſe ſich darüber erſt beſprechen u. ſ. w. „Wenn Sie es ſo nehmen, ſo will ich gar nichts geſagt haben, dann zieh' ich mich zurück. Was! der König wünſcht, und Sie zaudern, und wollen erſt überlegen? Kommen Sie mir nie mehr mit Ihrer Liebe zum Könige, Ihrem Eifer für's Vaterland! Wenn Ihnen die Sache nicht ein Glück ſondern ein Opfer iſt, ſo mag ich ſchon nichts mehr davon reden. Das bischen Geld!“ — Ach es iſt mir nicht um's Geld, aber die Unruhe, die Störung ...“ — „Und das bischen Unruhe, das

bischen Störung legen Sie in die Wagschale, wenn es gilt dem König einen Gefallen zu thun?" — Das schließliche Ergebniß war, daß Carl unbedingt Ja sagte. Der Spaß wird ihm 40,000 Thaler kosten. —

Sonntag, den 24. August 1856.

Die Nationalzeitung berichtet über die Schließung der freien Gemeinde in Magdeburg zeigt die Regierung und die ihr folgsamen Gerichte willkürlicher Auffassung, falscher Annahmen, offenbarer Verletzung der Verfassung und bestimmter Gesetze. Brav und kühn, doch ohne Wirkung! —

Die Papiere Bettina's völlig geordnet und verzeichnet. Zur Herausgabe im Druck eignen sich kaum ein paar Aufsätze. —

Abends kam Herr von Burgsdorf, blieb aber nicht lange, weil er uns zum Ausgehen fertig fand. Er sprach lebhaft seinen Tadel gegen den Prinzen Adalbert aus, und überhaupt gegen die Spielerei mit dem Kriegsseewesen, bei dem so viele Thoren immer noch vaterlandseifrig und hoffnungsvoll thun.

Man wirft die Frage auf, wiefern der Prinz Adalbert berechtigt war, die sogenannten Riff-Mauren anzugreifen? Das Völkerrecht muß mit Nein antworten. Er hatte dort nichts zu thun. Daß vor einem Jahr dort ein preußisches Handelsschiff geplündert worden, giebt noch keinen Grund zu solchem Angriff. Thatsächlich hat der Prinz das Gebiet des Kaisers von Marocco mit den Waffen in der Hand verletzt, Preußen mit Marocco in Krieg verwickelt, ohne ihn erklärt zu haben, ohne dazu ermächtigt zu sein. Die militairische Unbesonnenheit ist aber noch besonders zu rügen, der Prinz hat dargethan, daß man ihm keinerlei Oberbefehl anvertrauen

kann. — Auch die franzöſiſchen Tagesblätter bezeigen ein ſpöttiſches Mitleid über den ganzen Vorgang. —

Eine gemeinſame Stimmung, daſſelbe trübe Wetter, iſt über ganz Europa verbreitet, unruhige Thätigkeit und müde Verſunkenheit, geſpannte Erwartung und läſſiges Abwarten, Beſchränkung auf den Tag und beflügeltes Darüberhinausgehen, Fleiß und Trägheit, nüchterner Verſtand und blödſinnige Schwärmerei, alle dieſe Gegenſtände ſind darin vereint und wirken zuſammen. Was mir aber am meiſten und ſchmerzlichſten auffällt in dieſem Zuſtande, das iſt die Abweſenheit aller geiſtigen Führung, des idealen Aufſchwungs, des edleren, innigeren Reizes im täglichen Leben. Wirklich iſt nirgends ein Höheres irgend einer Art in der allgemeinen Zeitſtrömung ſichtbar; in keinem Lande, bei keinem Volk, in keinem Kreiſe, überall nur die Noth und Luſt des Tages, die Hoffnung und Furcht der Zukunft, und alles ganz gemein und roh. Nirgends in ganz Europa iſt ein leuchtender Schriftſteller, der ſeinem Volke geiſtiger Führer und Anhalt wäre, nirgends ein großer Dichter, nirgends ein leitender Philoſoph; Deutſchland insbeſondre, vor kurzem noch ſo reich an beiden, entbehrt jetzt völlig ſolcher Lebenshöhen. Die Nation iſt regſam und willig, aber ſchreitet ohne rechtes Ziel in Dämmerung bedenkliche, auseinander führende Wege, und wenn der Himmel nicht große Fürſten, Staatsmänner, Helden jeder Art ſendet, wird von ganz unten auf die Revolution ausbrechen. —

Montag, den 25. Auguſt 1856.

Geſchrieben, und in meinen Papieren gearbeitet; Entwurf eines geſchichtlichen Verſuchs über die preußiſche Staatsentwicklung, der Ueberblick reizt aber nicht zur Ausführung.

am wenigſten die neuſte, erbärmliche Verfaſſungsform; aus freiem Geiſte ging wenig hervor. Das meiſte Gute nur aus Noth und Drang, aus Eiferſucht nebenher. —

Nachmittags kam Frau Bettina von Arnim, klagte ſehr über Müdigkeit, ſie ſei hin, auch geiſtig kaput, ermunterte ſich aber bald, und fühlte ſich behaglich, ſo daß ſie bedauerte fortgehen zu müſſen. Sie erzählte von Joachim, von Beethoven, der nicht bloß platoniſch in ſie verliebt geweſen, ſondern ſie habe heirathen wollen, von Blechen, dem ſie durch eine Lotterie zweitauſend Louisd'or verſchafft habe. Die frühere leiſe, auf nichts gegründete Vermuthung, dem Könige müſſe Ratti's Bild gefallen haben, wird ſchon als beſtimmte Thatſache ausgeſprochen, es habe ihm ungeheuer gefallen, er ſei entzückt geweſen ꝛc. — Bezeichnende Züge von Bettinen; ſie erinnert ſich, daß Herr von Burgsdorf ſie habe beſuchen wollen, ſie habe ſich nachher beſonnen, daß ſie nichts darauf erwiedert habe, und doch wohl ihm hätte ein paar artige Worte ſagen können; in unſrer Sprache das: er iſt nicht gekommen, und hätte doch kommen ſollen! Ferner: die Giſela wolle, man ſolle Fräulein * einladen, das werde jedoch nicht geſchehen! in unſrer Sprache heißt das: Giſela hat ſie ſchon eingeladen, und ihr ja ſchon einen Beſuch gemacht, warum kommt ſie nicht? — Ueber meine Zurechtlegung ihrer Papiere iſt Bettina ſehr erfreut, faſt gerührt, nur iſt es ihr verdrießlich, daß ich ſo wenig Brauchbares darunter gefunden habe. — Neue Verſprechung von Autographen. —

Schlechtes Gedicht von Arndt in der Allg. Ztg., das die Hinterpommern mahnen ſoll Deutſche zu ſein. Die hohle Deutſchheit ohne Inhalt immer wieder vorgeplärrt! Der alte Mann will immer noch im alten verſchollenen Stil mitreden, und wird platt und fade. Und welch erbärmliche Diſtichen! —

Dienstag, den 26. August 1856.

Mir fielen die Aeußerungen des Präsidenten von Kleist über den Prinzen Adalbert auf, dessen Benehmen er in den stärksten Ausdrücken mißbilligte, er nannte es gewissenlos und dumm. Sonderbar, ein Mann vom Hof, ein Reaktionair vom reinsten Wasser, hat in dieser Sache freien Umblick und freies Urtheil, während in den mittlern, sonst freisinnigen Regionen die befangenste Ansicht, das blödeste Urtheil herrscht. Alle unsre Blätter, Nationalzeitung und Volkszeitung nicht ausgenommen, feiern das alberne, traurige Gefecht, meinen dieses erste mißrathene Auftreten der preußischen Marine preisen zu müssen! Sie nennen es die Bluttaufe, aber der Täufling ist eine Mißgeburt. Können sie denn das verfluchte Spielzeug, das ihnen die Arglist in den Kopf gesetzt, gar nicht wieder los werden! —

Der König nimmt die Sache des Prinzen Adalbert etwas leicht, und meint, sie könne der Anlaß werden, jenen Piraten den Garaus zu spielen, aber die Königin äußert stark ihren Tadel, der Prinz habe selber wie ein Seeräuber gehandelt, einen Ueberfall gemacht ohne Kriegserklärung, ohne nur die Flagge gezeigt zu haben. — Man spricht von Hülfe Rußlands, Frankreichs, Englands — ja, hochklingende Worte wird's genug geben, aber die That ausbleiben! Und erfolgte sie wirklich, fühlt man denn nicht, wie elend grade darin Preußens Marine sich zeigte, daß man, um ihren erlittenen Nachtheil zu rächen, gleich fremde Hülfe ansprechen muß? — Der Schwindel mit der deutschen, mit der preußischen Flotte, hat tief gefaßt, man bringt in vielen Jahren ihn nicht aus den verdrehten Köpfen, an diesem Narrenseil kann man diese Deutschen führen wohin man will, es ist zum Erbarmen! Auch die Nationalzeitung und die Volkszeitung sind wie bethört. —

Man ſagt ſcherzhaft, nachdem ein Admiral mit einer Korvettenmannſchaft nichts ausgerichtet, werde nun ein Feldmarſchall eine Kompagnie in's Feld führen! —

Mittwoch, den 27. Auguſt 1856.

Politiſche Gleichgültigkeit in England. Unterdrückungsgelüſte des Prinzen Albert, der Königin, der Miniſter: die Umſtände ſcheinen günſtig, im Stillen manchen Vorſchritt gegen die alten Freiheiten zu thun. Ich halte dieſe Bewegung für nöthig um England in den allgemeinen europäiſchen Gang zu bringen, die alte Freiheit iſt der neuen im Wege, indem die Herrſcher ſie untergraben und ſtürzen, arbeiten ſie am eignen Untergang. Darauf arbeitet die Geſchichte hin, dieſe Wege ſcheint die Vorſehung gehen zu wollen. —

Nachmittags Beſuch von Bettina von Arnim, und dann von Herrn Joachim. Unruhiger Eifer Bettinens, bald mich dem Herrn Joachim, bald ihn mir vortheilhaft erſcheinen zu laſſen; ſie ſpricht dann haſtig, fällt in's Wort, fordert zum Erzählen auf u. ſ. w. —

Donnerstag, den 28. Auguſt 1856.

Nachmittags kam Frau von Arnim und brachte mir ſieben Päcke Arnim'ſcher Manuſkripte. Sie waren ſchon durch Dr. Oppenheim's Hände gegangen, aber keineswegs geordnet. — Ich werde viele Mühe damit haben.

Abends zu Hauſe. Ich machte mir mit Bettinens Papieren zu thun, las einiges darin, fand manches Merkwürdige, aber noch nichts Brauchbares.

Den Aufſatz von A. Sardinoux geleſen: „Néander étudiant.“ Ganz falſch iſt Neander's Bekehrung ſeiner Taufe vorangeſetzt, und ſeine Wahl des Studiums der Theologie nach Halle verlegt, ganz umgekehrt, er ließ ſich taufen aus äußrem Zwang, ohne allen innern Beruf, ſeine Bekehrung erfolgte erſt ſpäter in Göttingen, und Theologie wählte er nur, um nach Halle gehen zu dürfen. Ich werde in dem Aufſatz immer Barnhagen genannt, was mir ſehr wunderlich vorkommt. —

Freitag, den 29. Auguſt 1856.

Geſchrieben. Dann Vor- und Nachmittags unausgeſetzt in Bettinens Papieren gearbeitet. Was alles Arnim unternommen, angefangen hat, iſt zum Erſtaunen, doch hat er im Ganzen ſehr flüchtig und leicht geſchrieben, und verhältnißmäßig nicht vieles fertig gemacht; bei großer Beharrlichkeit und Unverdroſſenheit im Umarbeiten und Nachbeſſern gelangte er doch nie zu einer ſtrengen ſchönen Form; ſein Wagen hatte immer eine große Schoßkelle, in der unnöthiges Gepäck mitgeſchleppt wurde. Einige Nachrichten über ſeinen Großvater und ſeine Großmutter ſind mir merkwürdig, leider ſind es nur wenige Bogen. — Gegen Abend kam Frau Bettina von Arnim; ſie brachte mir ein Pack Handſchriften, über ſiebzig Briefe, von Dorow, Gilbert, Häkel, Creuzer, Horkel ꝛc., die ich behalten ſoll. —

In Hannover hat die zweite Kammer mit tapfrer Strenge den neubeliebten Staatsgerichtshof für unnöthig und ungeſetzlich erklärt, und beſteht auf deſſen Zurücknahme. —

In Kiel gerichtliche Anklageverhandlung der Stände gegen den — Miniſter von Scheel. Ueberall zeigen die

aus Brüssel zu bekommen. Litterarisch ist sie wegen ihrer Lafontaine'schen Naivetät merkwürdig, politisch hat sie hier eine ungeheure Wirkung hervorgebracht zu Gunsten des Hauses Orleans, dessen Kredit überhaupt gar gewaltig steigt. Der Herzog selbst thut nichts dazu. Er zeigt sich blos aufgeklärter und vorurtheilsfreier als die übrigen Bourbons.

Sein Ordnungsgeist, seine haushälterische Räthlichkeit gehen zu weit und mißfallen höchlich an einem Prinzen. Dennoch kann ihm eine Krone auf den Kopf fallen, wenn es zum Krieg kommt. Seine Gemahlin ist sehr beliebt, nur etwas kränklich. Die Schwester, Mademoiselle d'Orleans, besitzt Karakter und hat großen Einfluß auf den Bruder. Als neulich in einer Soirée, der die Herzogin von Berry beiwohnte, diese sich stellte, nicht zu wissen, wer der Eintretende sei und frug, antwortete Mlle. d'Orleans ganz laut: c'est le brave général de Foy.

Die Konstitution von 1791, an die wiederum gedacht wird, hatte vorzüglich die Wirkung, daß durch einen einzigen Streich das ganze System von Personen in allen Zweigen der Verwaltung abgeändert wurde. Den Krieg hofft Herr von Villèle durch Bestechung zu vermeiden. Er hat zu diesem Behuf, reich mit Geld und Kredit versehen, Unterhändler nach Madrid gesandt. Sie sollen irgend eine anscheinende Modifikation der spanischen Verfassung erkaufen oder erbetteln, damit man sich hier mit Ehren zurückziehen könne. Unterdeß spricht er jetzt lauter als irgend Einer für den Krieg, um nicht von dem Klub Piet über den Haufen geworfen zu werden, noch bevor die Kammern versammelt sind. Lassen sich die Spanier nicht bestechen, so wird er Mühe haben, sich zu halten. Bei Piet halten die ächten Ultra Sitz und Rath und was sie beschließen, ist Gesetz.

Goethe's Faust hat Hrn. Stapfer's jüngster Sohn in's

Deutſchen Muth und Widerſtand genug, aber ſtets vereinzelt, im Kleinen, nicht gemeinſam, nicht im Großen. —

In England geht eine große Umwandlung vor. Staat und Volk, bisher unwürdig dem Louis Bonaparte ſich fügend und anſchließend, machen ſich von ihm los, ſprechen oft mit Entſchiedenheit gegen ihn. Die Tagesblätter greifen ihn ſchon ſehr kühn an. Man will ſelbſtſtändig ſein, man fürchtet ihn nicht mehr, man hält ſeine Macht für wankend, ſeine Geſundheit für erſchüttert, man iſt auf der Hut gegen ihn und ſeine Politik. —

Sonnabend, den 30. Auguſt 1856.

Früh aufgewacht und geleſen. — In Bettinens Papieren angeſtrengt gewirthſchaftet. Sie will durchaus etwas haben, was ſie gleich im Druck herausgeben kann. Faſt alles aber iſt unrein, unvollſtändig, die Blätter durcheinander geworfen, unrichtig eingelegt, das ſchon Gedruckte nicht beigefügt, oder auch nicht vollſtändig. Obenein die oft unleſerliche Handſchrift, die blaſſe Dinte! Mühſame und großentheils unfruchtbare Arbeit, denn nach langem Suchen und Forſchen iſt am Ende das Meiſte unbrauchbar. — Nachmittags in derſelben Arbeit fortgefahren. —

Dr. Beutſch in Breslau, Mitglied der Nationalverſammlung in Berlin 1848, iſt ſeit 1852 in Disziplinarunterſuchung, und eben jetzt erſt verurtheilt worden, nicht mehr Lehrer an der höheren Bürgerſchule ſein zu dürfen, auch nicht Lektor der engliſchen Sprache bei der dortigen Univerſität. Die letztere Stelle jedoch will der Miniſter ihm doch laſſen, nachdem ſchon von der Appellationsbehörde dahin erkannt worden, daß die Disziplinaruntersuchung ſo weit nicht auszudehnen geweſen ſei. —

Die Wochenschrift „Der Dissident" ist wieder einmal von der Polizei weggenommen worden. Der Grund wird nicht angegeben. —

„Wer mir von Goethe's Selbstsucht, von Rousseau's Eitelkeit, von Voltaire's Bosheit spricht, der hat sich in meinen Augen schon gerichtet, der hat seine geringe Fassungskraft und den Stoff, aus dem sein eignes Wesen gemacht ist, mir enthüllt." —

Der Polizeipräsident von Zedlitz hat mit dem Staatsanwalt Adler über Stieber und Körner gesprochen, und ihm geklagt, daß er mit solchen Menschen zu thun habe, beide müßten durchaus beseitigt werden, aber ihm fehle dazu noch ein thatsächlicher Grund, besonders da beide noch sehr in Gunst beim Könige seien. Der Staatsanwalt antwortete ihm lachend, er solle nur bei ihnen Haussuchung halten lassen, um sie vor Gericht zu bringen; denn bei all ihrer Pfiffigkeit hätten sie gewiß nichts auf die Seite gebracht, weil sie sich für vollkommen sicher hielten. —

Ein polnischer Roman „Der Fürst mein Liebchen", Ueberlieferungen aus der Familie Radziwill enthaltend, ist in deutscher Uebersetzung erschienen; der König hat Gefallen an dem Buche gefunden und dem Uebersetzer eine Brillantnadel zum Geschenk gemacht; der Staatsanwalt in Posen hat das Buch mit Beschlag belegt! — In Wien sagte einst in ähnlichem Fall ein Oberzensor zu dem untern: „Ich bitte Sie um Gotteswillen, sein Sie doch kein Rindvieh!" —

Sonntag, den 31. August 1856.

Die Junkerpartei (Kreuzzeitung) nimmt sich der deutschen Sache in Schleswig-Holstein gegen die dänischen Gewaltthaten jetzt eifrig an, die Volkszeitung deckt heute die Trieb-

federn dieſes Benehmens vortrefflich auf, den Verrath und die Tücke dieſer Leute, denen die deutſche Sache nichts iſt, die ruſſiſche alles, die Angriffe gelten der Demokratie in Kopenhagen, die dem ruſſiſchen Einfluß widerſtrebt. Freilich iſt dieſe Demokratie auch für uns nicht die wahre, weil ſie fremde Nationalitäten der eignen opfern will, — wie nur zu viele Deutſche es im Jahre 1848 auch wollten, und gegen Polen, Czechen und andre Slaven, ſowie gegen Italiäner und Magyaren ungerecht verfuhren, was uns denn auch übel genug bekommen iſt! —

Vormittags und Nachmittags mit Bettinens Papieren beſchäftigt. Da wir heute Abend zu ihr eingeladen ſind, ſo erwartete ich ihren Beſuch nicht, ſie kam aber doch, als ich eben Nachmittagsruhe halten wollte. Sie war munter, geiſtesrege, raſch und kräftig, wie vor vielen Jahren, trat aber gleich mit mancherlei Anſchlägen hervor. Die neuen Bände von Arnim's Schriften, die ich zum Druck ordne, ſollen für das Goethedenkmal ſein, eine Unterzeichnung für daſſelbe eröffnen. Ich wende vieles dagegen ein. Sie will eines ihrer Bücher in's Franzöſiſche überſetzen laſſen, und denſelben Zweck damit verbinden. Ich ſage, das werde eine Geſchichte wie mit der engliſchen Ueberſetzung. „O," ruft ſie heftig, „wiederholen Sie mir die Geſchichte nicht!" — Damit die Geſchichte nicht thatſächlich ſich wiederhole, erinnre ich an ſie; wer ſoll die Ueberſetzung machen? Die beſte Feder in Paris iſt dazu kaum gut genug. — „Die beſte Feder bin ich ſelbſt; dann aber hab' ich hier einen Mann, der am Hungertuche nagt, und den ich gut dazu gebrauchen kann." — Eine Unterzeichnung! Da müſſen drei Dinge vorher feſt beſtimmt ſein: die ſchließliche Geſtalt des Denkmals, der Bildhauer, der es ausführt, der Ort, wo es ſtehen ſoll. — „Das alles wird ſich finden, wenn erſt das Geld eingegangen iſt." — Umgekehrt, das Geld wird erſt eingehen, wenn jenes alles feſtſteht. —

„Sanssouci soll der Ort sein." — Ohne den König zu fragen? Das geht nicht! Und für Sanssouci steuern höchstens Preußen, kein Oesterreicher, kein Engländer, kein Franzose. — Wir streiten noch lange; sie gesteht, daß der König alle Lust und Theilnahme für das Denkmal verloren habe, daß sie ihm solche aber wiederzuerwecken wünsche, ihm wenigstens zeigen wolle, daß sie noch Sinn und Kräfte darauf hinwende, und deßwegen wünsche sie auch durch die Bücher neue Aufmerksamkeit anzuregen. Schließlich sieht sie doch ein, daß meine Gründe triftig sind, dankt mir mit vielen Lobsprüchen, und geht munter und lachend ab. —

Gegen 8 Uhr mit Ludmilla zu Fuß nach den Zelten, im Dunkeln dem zurückkehrenden Menschenstrom entgegen. Nach halb 9 Uhr traten wir bei Arnim's ein. Herr Joachim, Graf von Flemming, Herr Wendt, schon mit Geige, Violoncell und Bratsche im Vorspielen. Herr Bargiel; Bettina empfängt uns, klagt aber gleich, und sieht auch leidend und verstört aus. Fräulein Armgart überaus zuvorkommend und liebenswürdig, zeigt uns ihr Zimmer, setzt sich dann zum Theemachen. Bettina, Fräulein Gisela und Herr Grimm fehlen eine längere Zeit. — Freimund von Arnim kommt vom Lande, wird herzlich empfangen, ist munter und harmlos. Die Musik beginnt; zwei herrliche Trio's von Beethoven, herrlich ausgeführt, Joachim ist mit ganzer Seele bei seiner Aufgabe; die Musik that mir unendlich wohl, erfrischte mich im Innersten. Gisela blieb im dunklen Nebenzimmer. Bettina saß wie eine düstre kleine Dämonin unten am weißen Gipsmodell ihres Goethedenkmals. Zuletzt noch guter Scherz mit Bettinen; auch mit Fräulein Armgart, die sehr zum Wiederkommen einlud. Nach halb 11 Uhr fuhren wir nach Hause, erregt und befriedigt von dem Abend. —

Träume von Beethoven-Joachim'scher Muſik. — Früh wach und auf, in Bettinens Sachen thätig. — Ausgegangen, mit Ludmilla. Die Kunſtausſtellung beſucht, Humboldt kam eben herunter, rüſtig genug, aber ſehr gebückt; ich ſprach ihn einen Augenblick, er ſagte mir, der Amerikaner Ticknor ſei hier, und werde mich beſuchen. Anderthalb Stunden in den Sälen umhergegangen, recht viel Gutes und Angenehmes geſehen, wenn auch noch kein alles überſtrahlendes Werk.

Die Zeitungen widerrufen jetzt die Nachricht, daß Droyſen die Papiere von Schön bearbeiten werde, oder gar ſchon habe; er ſei vor Jahren, wird geſagt, von Schön dazu auserſehen geweſen, dieſer jedoch habe wegen Verſchiedenheit der Anſichten ſpäter ſeinen Vorſatz wieder abgeändert. —

Der Abgeordnete Behrendt in Danzig hat das Amt eines Stadtrathes, zu dem er gewählt worden, nicht angenommen. —

Der Briefwechſel zwiſchen Schiller und Goethe iſt endlich unverſtümmelt in zwei ſtarken Bänden bei Cotta erſchienen. Er enthält alles in der früheren Ausgabe — ſechs kleine Bände 1828 ff. — aus Schonung Zurückgehaltene. Hin und wieder wäre eine kurze Anmerkung dienlich und ſogar nöthig geweſen. Uebrigens iſt es merkwürdig und beklagenswerth, wie wenig das heutige Geſchlecht dieſen Schatz von Mittheilungen kennt und benutzt; ein künftiges wird eifriger und dankbarer ſein. —

„Die Entwickelung der deutſchen Poeſie von Klopſtock's erſtem Auftreten bis zu Goethe's Tode. Von Johann Wilhelm Loebell. Braunſchweig, 1856. Erſter Band.“ Ein unnützes, geiſtloſes Buch, entfernt von allem Urſprünglichen und Friſchen. Loebell iſt ein Nachtreter von Nachtretern, möchte ein Büchermacher wie Friedrich von Raumer ſein, doch fehlt ihm die Fertigkeit. —

Endrulat war zu vier Monaten strenger Festungshaft und Verlust der bürgerlichen Ehrenrechte verurtheilt, auf die Fürsprache der Militairbehörden in Magdeburg hat der König dies Urtheil dahin gemildert, daß Endrulat die Ehrenrechte behält, und die strenge Haft in milde verwandelt wird. —

Louis Blanc ertheilt in englischen Blättern genaue Nachrichten über die gräßliche Behandlung der Tausende in Cayenne, die der — Louis Bonaparte in Folge seines Staatsstreiches ohne Urtheil und Recht dorthin geschickt hat. Die Times nehmen die Sache auf, und obgleich sie in jenen Nachrichten — aber mit Unrecht — einige Uebertreibung voraussetzen, so häufen sie doch Schuld auf Schuld auf den gekrönten —, erinnern, daß jene Unglücklichen kein andrer Vorwurf trifft, als die rechtmäßig bestehende Staatsregierung gegen fremden Angriff vertheidigt zu haben, daß der Angreifer seinen Eid gebrochen, ꝛc. ꝛc. —

Dienstag, den 2. September 1856.

Die politische Thätigkeit unter allen Umständen fortsetzen wollen, heißt sich zum Knecht dieser Umstände machen, eine klägliche Rolle für den Minister, wie für den Volksmann. In Zeiten, wie die jetzigen, hält sich der ehrbare, der gesinnungstüchtige Mann zurück, und bewahrt seinen Karakter, seine Grundsätze. Die Bewegung des Jahres 1848 läßt sich nicht planmäßig, nicht willkurlich erneuern; ihre Nachwirkungen aber dauern und arbeiten weiter ohne unser Zuthun. Die Reaktion macht unausgesetzt die größten Anstrengungen, häuft Anstalten auf Anstalten, treibt die Wachsamkeit auf's äußerste; lassen wir sie im Schweiß ihres Angesichts ihren falschen Göttern frohnen! Was sie in Jahrhunderten baut und stiftet, Ein Augenblick, Ein Hauch stürzt alle ihre Werke

zuſammen. — Bis dahin beſtehe unſre Oppoſition in innrer Stärkung, in Gewinnung möglichſter Selbſtſtändigkeit geiſtigen und bürgerlichen Lebens. —

Das Verbot der Heirathen zwiſchen Adlichen und Perſonen aus dem Bauern- oder niedern Bürgerſtande wird von unſern Behörden als nicht aufgehoben angeſehen, trotz der Verfaſſung, welche die Standesrechte für aufgehoben erklärt! Man macht eine ſophiſtiſche Auslegung der kläglichſten Art! —

Die Ritterakademie in Brandenburg iſt hergeſtellt, der Profeſſor Köpke zum Direktor ernannt; aber man findet doch nöthig, außer den adlichen Söhnen auch die der bürgerlichen Offiziere und Rittergutsbeſitzer zuzulaſſen. —

Die Trauung ſolcher Perſonen, die durch Eheſcheidung wieder unverheirathet geworden, wird in Preußen bald gar nicht mehr möglich ſein. Die fanatiſchen Pfaffen laſſen den gemäßigten Geiſtlichen hierin keine Freiheit mehr. Die Regierung läßt die Geiſtlichen ſich geſetzgeberiſche Macht aneignen, was ſie einſt hart zu bereuen haben wird! —

Man rühmt Preußen als den Staat der Einſicht, des Geiſtes, des Fortſchritts; was an dieſem Ruhme Wahres iſt, läßt ſich alles auf Friedrich den Großen und ſeine Nachwirkungen — nicht Nachfolger! — zurückführen. Die Könige vor und nach ihm waren dem Fortſchreiten der Bildung und der Entwicklung des Geiſtes keineswegs hold, ſie beſtritten den Gang der Dinge nach Kräften, ſuchten zu unterdrücken, zu verdunkeln, und wenn ſie dennoch vieles Befreiende und Erhellende thaten, oder zuließen, ſo war es, weil ſie mußten, nicht anders konnten. —

Der König hat durch den Oberpräſidenten von Eichmann die Auslieferung ſeiner und ſeines Vaters Briefe aus dem Nachlaſſe Schön's fordern laſſen, aber ſie finden ſie nicht, ſo wenig wie die von ihm aufgeſetzten Denkwürdigkeiten. Man

vermuthet, Schön habe diese Papiere schon in's Ausland geschafft. —

Mittwoch den 3. September 1856.

Ludmilla'n zum Bahnhof gebracht; sie fährt um halb 8 Uhr nach Hamburg ab; möge sie glücklich reisen und wiederkehren! —

Das Oberappellationsgericht in Kiel hat sich in der Anklagesache der holsteinischen Stände gegen den Minister von Scheel für inkompetent erklärt! Trauriger Ausgang dieser Sache! Man glaubt an höheren Einfluß, der diese Erklärung hervorgerufen, und meint daher, das Gericht habe nicht seine Schuldigkeit gethan. —

Zu meinen gestrigen Aufzeichnungen liefern die Zeitungen einen neuen Beleg! Der Oberkirchenrath soll zur Wahrung des Bekenntnisses bei Anstellung von Professoren der Theologie und der evangelisch-geistlichen Räthe bei den Regierungen so wie der Direktoren an den evangelischen Schullehrer-Seminarien jedesmal sein Gutachten in Beziehung auf Bekenntniß und Lehre des Anzustellenden abgeben. So wird der Oberkirchenrath eine besondre Macht im Staat, und zwar eine, die außerhalb der Verfassung steht, diese weiß nichts von ihm wie er nichts von ihr. —

Nachmittags kam Frau Bettina von Arnim, und brachte mir neue Päcke von Schriften, aber meist solche, die ich schon gehabt! Auch den Preußischen Korrespondenten, in welchen ich Zeichen hineingelegt hatte, die sie aber jetzt mit Gewalt für von Arnim hineingelegte ausgab. Herr Joachim ist abgereist, doch um wiederzukommen, sagte sie. —

Der Prinz-Regent von Baden nimmt den Titel Großherzog an, nachdem sein nervenkranker, halbblödsinniger Bruder endlich abgedankt hat; ob so ganz freiwillig, kann noch gefragt werden. —

Donnerstag, den 4 September 1856.

Neue Bedrückungen in Schleswig-Holstein, zu denen der Deutsche Bundestag schweigt, das heißt, alle deutschen Regierungen! —

Bettina sandte mir abermals Papiere. —

Ich aß um 3 Uhr zu Mittag. Bettina kam dazu, aß ein wenig mit, klagte aber sie könne nicht mehr kauen, auch sonst über Abnahme der Kräfte. — Bettina war heute sehr zutraulich und besonders schenkselig, die meisten der heute übersandten Papiere — größtentheils aus dem Nachlasse von Sophie Brentano (Mereau) — sind für mich, darunter ist viel Werthloses, aber auch viel Willkommenes, Blätter von Eichstädt, August Winkelmann, Achim von Arnim, Clemens Brentano, Schinas, Gneisenau, Charlotte von Ahlefeld, Henriette Schubert; ein Blatt von Morgenstern, sogar eins von Schiller. Wir sprachen noch manches, über die Familie, über die Kunstausstellung, etwas erheitert ging sie nach anderthalb Stunden fort.

In Neuchatel haben die Royalisten einen Putsch gemacht, das Schloß überrumpelt, die republikanische Regierung gestürzt, die Behörden abgesetzt. Die schwarz-weiße Fahne weht vom Schlosse herab. Man war hier längst von solchem Anschlag unterrichtet, erwartete ihn schon viel früher. Der Präsident von Kleist hat den hellen Sinn, das Unternehmen für eine Thorheit zu erklären, da die Schweiz die Sache nicht leiden werde. —

Freitag, den 5. September 1856.

In Neuchatel hat sich die Sache schon gewendet. Schweizerische Bataillone waren bereits im Marsch, Kommissaire ernannt, aber es bedurfte deren nicht. Die Republikaner von La Chaud de Fonds haben sich aufgemacht, die Stadt angegriffen, das Schloß erstürmt, die vorige Regierung hergestellt. —

Sonnabend, den 6. September 1856.

Nachmittags kam Frau Bettina von Arnim wieder ganz erschöpft an, aber so erschöpft, daß sie fast hinsank und kaum reden konnte. Sie erholte sich nach und nach und klagte, daß sie auf dem Wege von den Zelten bieher über eine Stunde zugebracht, der Graf von Flemming habe sie begleitet, ihr unangenehme, traurige Sachen erzählt, und dabei seien sie oft stillgestanden: was der Inhalt gewesen, wollte sie nicht jetzt, wohl aber ein andermal mittheilen, jetzt möchte sie erst gute Stimmung wiedergewinnen. Sie brachte mir eine Anzahl Liebesbriefe von Sophie Mereau nicht an Clemens Brentano gerichtete, sondern frühere, an wen sie gerichtet sind, muß ich erst aus ihnen selbst erforschen; dann gab sie mir auch ein Gedicht von Gneisenau an Gräfin Julie von Egloffstein und deren Antwort — Es ist wunderbar, was alles sich bei mir anhäuft! — Die Gedichte Arnim's hatte ich schon vorlängst in eine Art von Ordnung gebracht, in verschiedene Bündel gesondert, eine Auswahl für den Druck vorläufig auf zwei mäßige Bände zusammengestellt, von denen der erste wirklich gedruckt werden; für den zweiten aber hat Bettina ihren Achmet zu Hülfe gerufen, der hat die Manuskripte durcheinander geworfen, neue Abschriften hinzugethan, der zweite Band soll ungeheuer anschwellen, wogegen ich dringende

Französische zu übersetzen gewagt, und aus den kitzlichsten Stellen sich mit Ehre herausgezogen; ich hatte nicht geglaubt, daß es möglich sei.

Ihre Sterner und Pfitticher werden jetzt wirklich bei Renouard gedruckt, sie stehen in der Ausgabe der Noten zu Rameau's Neffen angekündigt! Vielleicht bringt sie Ihnen schon der nächste Kourier.

Ich bitte Sie, sich Einiges aus dem Briefe mittheilen zu lassen, den ich an Herrn von Stägemann schreibe, es ist ein Beitrag zur Geschichte der heutigen Diplomatik. *)

Legen Sie meine Ergebenheit Ihrer verehrten Gemahlin zu Füßen.

Leben Sie wohl. Behalten Sie mich lieb.

Von ganzer Seele

der Ihrige

Oelsner.

4.

Varnhagen an Oelsner.

Berlin, den 24. Januar 1823.

Die grimmigste Kälte schien uns schon glücklich überstanden, da kehrt sie nach kurzem Nachlaß in aller Bitterkeit zurück, und erstarrt mit ihrem schneidenden Hauch alle Lust und Regung. Wirklich ist aller Lebensverkehr merklich unterbrochen. Schauspiel und Gesellschaften sind verödet und auf den Straßen — wenn ja die beeisten Fenster einen Blick

*) Anmerkung von Varnhagen. Ueber den Bericht des Grafen Jouffroy aus Verona.

Vorſtellungen mache. — Große Klagen über den Herrn Kühn in Weimar, der durchaus kein Geld ſchickt: ein neuer Kommiſſionair in Leipzig wird angeſtellt. — Fragen wegen des Goethedenkmals, wie man den Banquier von Magnus in Thätigkeit ſetzen, ihn vermögen könne, den König anzugehen, die Sache in Zug zu bringen? Ich erinnre an die unabweislichen Vorbedingungen. — Einladung zu heute Abend. —

Heute war vor dem Staatsgerichtshof geheimes Verfahren gegen den ehmaligen Lieutenant und Polizeimann Tschow wegen des Depeſchendiebſtahls. Das Urtheil iſt noch nicht bekannt. —

Die Gerichtszeitung, angeklagt in einem Artikel über Hinckelden's Zweikampf — damals — den Offizierſtand beleidigt zu haben, iſt freigeſprochen worden, weil dieſe Angabe ſich falſch erwies: ſie hatte nur das Verfahren einzelner Junker und Offiziere getadelt. —

Abends nach 8 Uhr zu Arnim's gefahren. Die Familie, Herr Joachim, Herr Bargiel, Graf von Flemming, Herman Grimm, ſpäter kam noch zu meinem Befremden der Geheime Legationsrath Balan, der ſich als gewöhnlicher Beſuch benahm, hier aber eigentlich nicht hergehört. Ich erzählte dem Grafen von Flemming wie ſein Onkel einſt den amtlich hochſtehenden, aber ungeſchliffenen und rohdreiſten Jordan geſellſchaftlich heruntergemacht hat. Viel mit Bettinen geſprochen, mit Fräulein Giſela, nur wenig mit Fräulein Armgart geſcherzt. Tanzverſuch der Madrileña von Fräulein Giſela, mit Kaſtagnetten. —

Um 11 Uhr kam ich nach Hauſe.

Die Neuchateller Geſchichte wurde nur mit ſpitzen Fingern angerührt, doch kam die Thorheit der Niederlage völlig zur Erſcheinung, auch daß der Hof hier darum gewußt. —

Sonntag, den 7. September 1856.

Das Buch von Eilers angesehen „Meine Wanderung durch's Leben. Erster Theil." Nicht mein Standpunkt, nicht meine Art; über Stein, Schlosser den Geschichtschreiber, den Bremer Smidt und Andre einige bemerkenswerthe Angaben, aber in einem Meer unleidlichen Religionsgeschwätzes, philisterhafter Salbaderei, ich kann es nicht lesen! —

Ich zwang mich zu einiger Arbeit; las dann in den Liebesbriefen der Sophie Mereau, die sehr bemerkenswerth sind, ein lebhaftes Bild von ihrer Liebenswürdigkeit und von den Sitten der Zeit geben. In allen Zeugnissen, Briefen und Erzählungen von damals findet sich durchaus dasselbe, Vergötterung und Allberechtigung der Liebe, Mißachtung der Ehe, poetische Anerkennung der Sinnlichkeit, Ringen nach Freiheit, Hinblick auf Frankreich. Dies alles ist auch hier. Bettina hat mir mit diesen Briefen ein wahres Geschenk gemacht. —

Techen ist in geheimer Gerichtsverhandlung vom Staatsgerichtshof wegen Landesverrath zu achtjähriger Zuchthausstrafe verurtheilt worden. Er ist schon über siebzig Jahr alt. Der Vizepräsident Seiffert war als Zeuge vorgeladen; man weiß noch nicht, ob er mit heiler Haut abkommt, geschieht es, so wird man glauben müssen, daß wichtige Gründe vorhanden waren ihn zu schonen.

Montag, den 8. September 1856.

Nachmittags kam längst erwartet und nun doch unerwartet Herr Professor Carriere mit seiner Frau: sie trafen mich liegend, ich beklagte die Abwesenheit Ludmilla's.

Die Neue Preußische Zeitung heult erschrecklich über den Ausgang der Neuchateller Geschichte, betheuert, daß es keine Auflehnung gegen die Obrigkeit gewesen, sondern nur gegen

die Unordnung, die ſich dort ſeit Jahren, als ſei ſie Ordnung, eingeſetzt habe, daß der König auch Fürſt von Neuchatel von Gottes Gnaden ſei u. ſ. w. Sie geſteht, unzeitig und unüberlegt möge der Anſchlag geweſen ſein. Sie jammert entſetzlich, hofft, daß man der Gefangenen ſchonen werde. Wie würde ſie Rache ſchnauben, ſchimpfen und toben, wären in ihrer Parthei ſiegender Hand demokratiſche Gefangene. —

Schon unter dem vorigen Könige war die gewöhnliche Dienſtzeit im Heer von 3 Jahren auf $2^1/_2$ herabgeſetzt worden. Für die Mobilmachung war die dreijährige wieder eingetreten, und ſollte jetzt wieder aufhören. Auf Andringen des Prinzen von Preußen, dem viele Generale, unter ihnen auch Möllendorf, beiſtimmten, hat der König den Befehl ertheilt, daß die dreijährige fortbeſtehen ſoll. Dies erfordert eine Mehrausgabe von 800,000 Thalern jährlich. Was werden die Häuſer der Landesvertretung dazu ſagen? woher ſoll die Summe genommen werden? Nicht unmöglich iſt es, daß ſelbſt die Kreuzzeitungspartei widerſpenſtig wird, ſchon aus dem Grunde, weil der ihr verhaßte Prinz von Preußen dabei betheiligt iſt. —

Dienstag, den 9. September 1856.

Die Wuth der Kreuzzeitung über die fehlgeſchlagene Empörung in Neuchatel wird ganz beluſtigend, und giebt zu erkennen wie weh dieſen Schäkern zu Muth iſt. Die Geſchichte iſt ganz erbärmlich, und die Führer Pourtalès und Meuron haben ſich äußerſt dumm benommen. Als ſie geſiegt zu haben glaubten, konnten ſie nicht einmal eine ordentliche Proklamation zu Stande bringen. —

Ausgegangen. Herrn Obersten Friedrich von Bülow gesprochen, er ging eine Strecke mit mir. „Was sagen Sie zu der neuen Schweinerei? Riff Nummer 2! Nummer 3 wird auch noch kommen!“ Er hat die altpreußischen Gesichtspunkte, und hält sie mit ungebeugtem Muthe fest, schimpft auf die „dumme“ Kreuzzeitung ꝛc. —

Zu Hause hat Herr Achmet ein großes Paket Schriften von Bettina bei mir abgegeben, und will wiederkommen, mit mir darüber zu sprechen. Es sind nochmals die starken Stöße Arnim'scher Gedichte, die ich längst durchgesehen und ausgesondert, dann in Unordnung wiederbekam, und die dann Bettina neulich mitnehmen wollte, ich aber brachte sie ihr Abends mit. Was soll ich nun wieder mit diesen Sachen? Herr Achmet kam nicht. —

Um 5 Uhr holte ich zu Wagen Carriere's ab; wir fuhren auf den Kreuzberg, dann in den Thiergarten zur Bildsäule des vorigen Königs. Um 7 Uhr kamen wir zu Frau von Arnim, die ganz allein war. Fräulein Armgart ging eben fort, mit Fräulein von Bülow spazieren, Fräulein Gisela nicht zu sehen. Erst nach einer Stunde fanden sie sich wieder ein, dann Herman Grimm, Fräulein von Dieß, Joachim, ein Graf von Brühl. Alles war sehr auseinander; Bettina ging unruhig wie eine betrübte Fee umher. Sie schenkte mir einen schönen Brief Alexanders von Humboldt an Arnim, und kündigte mir an, daß ich zu Hause noch mehrere Pakete finden würde mit Papieren von Clemens Brentano und Sophie Mereau, die sie mir alle schenke. — Zuletzt spielte Joachim sehr schöne Sachen von Bach und Beethoven. — Nach halb 11 Uhr brachte ich Carriere's in ihr Hotel. Zu Hause fand ich richtig die verheißenen Papiere, die Herr Achmet gebracht hatte; der Briefwechsel von Clemens und Sophie war darunter, manches andre gute Blatt. Ich blieb mit Durch-

ſehen und Ordnen bis gegen 2 Uhr beſchäftigt, und konnte erſt nach 4 Uhr einſchlafen. —

Der Prozeß gegen Lindenberg in Minden iſt aufgeſchoben, wegen ärztlich beſcheinigter Krankheit des Angeklagten.

Das Uhlich'ſche Blatt vom 31. Auguſt, welches von der Polizei weggenommen war, iſt vom Gericht freigegeben worden. —

In Hannover neue Oktroyirung! Der Artikel der Verfaſſung, welcher von den Finanzen handelt, iſt verändert, das Schatzkollegium iſt beſchränkt worden. Gute Arbeit, um Unzufriedenheit zu erregen, das Volk auf neue Revolution hinzuweiſen! Seit acht Jahren geſchieht faſt nichts andres in Deutſchland. Seit acht Jahren, und nach dem warnenden 1848! nachher wird man wieder verwundert fragen und ſtaunen! Sie ſäen den Wind, und ernten Sturm. —

Donnerstag, den 11. September 1856.

Nach wenigem Schlaf wieder früh an meine Papiere, geordnet, bezeichnet, hin und wieder geleſen. — Beſuch von Herrn Achmet, der mich wegen verſchiedener Aufträge, die ihm Bettina ertheilt hat, um Rath frägt, er kann ſich nicht darein finden, ſie ſind zum Theil gar nicht auszuführen. Er kennt ſchon Bettinen in ihrem Geſchäftsweſen ganz gut, und hat ſchon vieles mühſam ihren Befehlen gemäß ausgerichtet, was er als ganz unzweckmäßig oder doch nutzlos erkennt. Wie ich ja ebenfalls ſchon gethan. Doch wo die Sache offenbar zu Bettinens Nachtheil iſt, muß man ihr wohl widerſprechen. — Beſuch von Herrn Tempelty, ſeine Klytämneſtra wird in der nächſten Woche hier aufgeführt. —

Beſuch von Frau Bettina von Arnim, ſie ißt ein wenig Suppe mit, freut ſich, daß ich von den Papieren manches brauchen kann, erzählt Familiengeſchichten ꝛc. —

Um 3 Uhr nach dem Hamburger Bahnhof gefahren, und noch etwas in die Gegend hinaus nach den Pulvermühlen. Um ¾ auf vier kam der Bahnzug an, Ludmilla geſund und fröhlich, mit guten Nachrichten.

Wir blieben den Abend zu Hauſe, und hatten genug zu beſprechen. —

Spät kam noch ein Brief von Humboldt mit Beilagen. Ich konnte bei Licht den Inhalt nicht entziffern.

Der König will die Sache von Neuchatel nun ernſtlich aufnehmen, ſeine Rechte auf das Fürſtenthum geltend machen, es ſoll durch die europäiſchen Mächte die völkerrechtswidrige Anomalie abgeſchafft werden. Andeutende Artikel hierüber in der „Preußiſchen Korreſpondenz", vorläufige Erklärung des preußiſchen Geſandten in der Schweiz, dringende Fürſprache für die gefangenen Aufrührer ꝛc. Das wird eine ſchöne Verwicklung geben! Man glaubt hier am Hofe, daß man auf Louis Bonaparte's Beiſtand rechnen könne, ja, auf ſeine Hülfe, daß man in die Verwicklung hinein, aber nicht, daß man aus ihr herauskomme! —

Die Kreuzzeitung will nicht leiden, daß man vom „Aufſtande" der Royaliſten ſpreche; ſie wird von den andern Zeitungen zurechtgewieſen und verlacht. —

„Sonſt war viel Redens von den preußiſchen „Püffen", die man als Meiſterſtücke der Klugheit rühmte, jetzt, im umgekehrten Sinn, wird man viel von den preußiſchen „Riffen" zu hören haben!" —

Freitag, den 12. September 1856.

Mein Erstes heut war, den Brief Humboldt's zu entziffern und abzuschreiben: er enthält scharfe Aeußerungen über die afrikanische Riffgeschichte, Jabde, Hohenzollern, Neuenburg. —

Frau Bettina von Arnim kam vor unserem Mittagessen, und saß eine Weile dabei. Sie hat jetzt wieder einen neuen Gegenstand, den Musiker Rubinstein, den sie begünstigen und heben will: sie betreibt mit Eifer, daß Carriere ihm einen Operntext schreiben soll. Sie sucht noch immer unter ihren Papieren nach Druckbarem: sie behauptet noch viele Briefe von Goethe zu haben, die sie bisher vom Druck zurückgehalten; sie spricht von einem Briefwechsel Goethe's mit ihrer Großmutter Sophie von La Roche, die Urschriften sollen sich bei Savigny verloren haben, von ihren Abschriften hat sie nur ein Zettelchen gefunden, das sie mir bringt. Carriere wird gelobt, aber auch sehr getadelt, die „Gespräche mit Dämonen" habe er nicht verstanden, kaum ordentlich gelesen. Ja wer hat das! —

Abends Besuch vom General Adolph von Willisen. Neuigkeiten. Die Geschichten vom Riff, von Neuchatel. (Es ist hof- und staatsgemäß Neuenburg zu sagen, Neuchatel ist schon bedenklich, aber gar Neufchatel gränzt an Landesverrath!) Er rühmt die Eigenschaft des Königs, denjenigen Personen, die er einmal für seine Freunde erklärt, unverrückt günstig zu bleiben, es möge geschehen was da wolle, und besonders keine Einflüsterungen gegen sie aufzunehmen; er führt als neuestes Beispiel Bunsen an, mit dem der König den freundschaftlichsten Verkehr unterhalte, obgleich er dessen religiösen Ansichten gar nicht beistimme, ihn als einen Verirrten betrachte. Die einzige Ausnahme sei der General von Pfuel, dem grolle der König noch immer, obschon es ihn selber schmerze. —

Sonnabend, den 13. September 1856.

Gegen Abend kam Frau Bettina von Arnim. Sie war auf der Kunstausstellung, und findet alles schlecht, was sie heut gesehen. Nennt man ihr die einzelnen Bilder, so giebt sie wohl zu, daß auch Vorzügliches dort sei. Sie preist wiederholt den Musiker Reinthaler, der es ihr irgendwie angethan hat, er ist jetzt ihr Held, sogar Joachim muß etwas in den Schatten treten. Gegen Herman Grimm spricht sie herben Tadel aus. — Bettina sucht und verspricht noch immer Papiere, scheint aber jetzt weniger an Druckenlassen zu denken. Sie ging in schon stark vorgeschrittener Dämmerung ziemlich befriedigt ab. —

Der Bildhauer Hopfgarten in Bieberich ist am 12. gestorben. —

Heute wäre mein lieber Vater grade hundert Jahre alt! Sein theures Andenken bleibt mir immerdar gesegnet! —

Sonntag, den 14. September 1856.

Die Polizei hat hier zwei Blätter der Züricher Zeitung weggenommen; ebenso eine Nummer des hiesigen Messager de Berlin; beides nicht der Mühe werth! Die Züricher Zeitung kommt in etwa sechs Abdrücken hieher, der Messager jetzt überhaupt 80 an! —

Den heuchelkommen Eiferern ist es gelungen, den wackern, menschenfreundlichen Direktor des Zellengefängnisses in Moabit, Herrn Bormann, von seinem Posten zu verdrängen: er wird mit vollem Gehalt pensionirt und durch einen strengen Partheimann ersetzt, die völligste Einsamkeit und das tiefste Schweigen sollen herrschen. Und das, während man in Pensylvanien und England schon von dieser Ausartung zurückkommt! —

Montag, den 15. September 1856.

Professor Gervinus und Dr. Johann Jacoby sind hier, beide unangefochten wie es scheint. —

Der Prinz von Armenien hat ein gedrucktes Klageschreiben an den König und andre hohe Personen durch die Post ausgesandt. Wenn auch der Prinz von Armenien der nicht sein sollte, für den er sich — wie es scheint doch mit allem Recht — ausgiebt, so bleibt das Verfahren Hinckeldey's und Stieber's immer ein durchaus nichtswürdiges und gräuelhaftes. Aber wer bestraft dergleichen? Der König erhält schwerlich Kenntniß von dem ganzen Zusammenhang. Und die öffentliche Meinung läßt alles fallen und gilt auch nichts. —

Der preußische Gesandte Graf von Hatzfeld ist von Paris nach Biarritz gereist zu Louis Bonaparte, wegen der Neuchateller Angelegenheit, er soll hören, was der meint, er soll suchen ihn für die preußische Seite zu gewinnen. Hatzfeldt wollte eben einen Urlaub antreten, mußte aber statt dessen jenen Auftrag ausrichten. Wie demüthigend für Preußen und wie gefährlich, sich mit dem — einzulassen! Ich wollte hundertmal lieber auf Neuchatel verzichten, als dieses Scheinfürstenthum aus Bonaparte's — dieses Bonaparte's — Gnaden wiederzubekommen! —

Dienstag, den 16. September 1856.

Gleich nach unsrem Mittagessen kam Bettina von Arnim, sie traf mich mit Ludmilla draußen bei den Büchern. Sie war munter, geistreich, von seltner Lebendigkeit, überaus glänzend; sie sagte selbst, daß sie ihr Gedächtniß, ihre Augen wiederbekomme, sie klagte nicht und war vergnügt. Sie schenkte mir zwei Briefe von Liszt an sie, und ich mußte sie ihr vorlesen; auch noch ein paar andre Autographen gab sie

mir, und ließ das Wort fallen, es ahnde ihr, daß es doch bald mit ihr vorbei sein könne, da sei manches besser bei mir aufgehoben als bei ihr! Dann sprach sie vom Druckenlassen, und wollte immer das Unzulässige, das Schwierige, anstatt des Zweckmäßigen, des Leichten. Ich hatte große Mühe, sie von Abwegen zurückzuhalten, aber sie gab doch endlich nach, polternd und lachend, wie auch ich geworden war. Sie ging bei schon beginnendem Regen fort, spannte unten ihren Schirm auf und schritt gegen Wind und Regen tapfer zu.

Mittwoch, den 17. December 1856.

Geschrieben, wobei ich mich in Betrachtungen vergangner Zeiten ganz vertiefte, und den Lauf der Stunden vergaß. Eine Meldung erweckte mich, es war Herr Georg Ticknor aus Boston, der mir durch Humboldt längst angekündigt worden, aber inzwischen in Dresden gewesen war, wo er seine Familie, Frau und Tochter und zwei Mulatten zurückgelassen hat; er glaubte, ich erinnerte mich nicht mehr, daß wir uns schon vor zwanzig Jahren hier gesehen, und war sehr zufrieden, mich in Betreff seiner in bester Gedächtniskraft zu finden. Er war sehr mittheilend und erzählte viel Merkwürdiges von Amerika, kennt Bancroft, Holland, gab uns Bericht von der Zunahme des Deutschen dort, — Ludmilla war zu uns hereingekommen, — vor vierzig Jahren hatte er dreißig deutsche Meilen weit ein deutsches Wörterbuch suchen und sich mit einem alten Straßburger als einzigem Sprachmeister begnügen müssen! — Die vortheilhafte Veränderung Berlins fiel ihm sehr auf, die gewerbliche Thätigkeit, der Wohlstand, die Zunahme der Bevölkerung, der unabhängige, regsame Geist. Wir sprachen zuerst Deutsch, dessen er vollkommen mächtig ist, nachher aber, weil er es vorzog, Französisch. Als er vor vierzig Jahren

dahin erlauben — ſieht man außer einigen Holzhauern und unglücklichen Dienſtboten höchſtens noch Wagen von Aerzten, die in dieſem Augenblicke ſehr zu thun haben. Unſere Dienſtboten ſind ſämmtlich krank, zum großen Ungemach und Leidweſen für Rahel, die ſelbſt das Bett hütet. Der Kronprinz, Herr Ancillon, die Miniſter von Humboldt und von Voß, liegen alle danieder; bedeutend jedoch nur der letztere, welcher noch nicht aus aller Gefahr ſein ſoll. Seine Krankheit iſt ein wahrer Unſtern, da die Geſchäfte, welche ſchon nach dem Ableben des Fürſten von Hardenberg ungemein angeſchwollen waren, nun immer gehäufter werden, und dem Geneſenden mit Erdrückung drohen. Die dringendſten Sachen ſind vorläufig dem Grafen Lottum unter Leitung des Fürſten von Wittgenſtein zugewieſen, allein die Hauptſache fällt immer wieder auf Hrn. von Voß zurück. Seine Krankheit verurſacht eine wahre Beſtürzung; ſein Verluſt wäre dem Hofe unerſetzlich. Man erzählt ein Witzwort, der Kronprinz habe geſagt: „Wenn Voß ſtirbt, ſo nehme ich den Abſchied,“ um die Verlegenheit anzudeuten, in der man ſich alsdann mit den Staatsgeſchäften befinden würde. In ſolchem Falle würde man doch wohl zunächſt an Hrn. von Beyme und Hrn. von Humboldt denken müſſen. Inzwiſchen hofft man die Herſtellung des Hrn. von Voß, und von ihm dann die der Finanzen. Die Miniſterialveränderungen, die zu dieſem Behuf eintreten ſollten, werden fortwährend beſprochen. Den Austritt des Hrn. von Klewitz ſieht man als zuverläſſig an, beſonders ſeit er auch diesmal wieder beim Ordensfeſte den ſehnlichſt und ſchmerzlich erwarteten Stern des rothen Adlerordens nicht erhalten hat. Hrn. von Altenſtein glaubt man auch ſchon nahe am Rande, von dem er in die Fluth des Privatlebens fallen ſoll. Dagegen ſcheint Herr Präſident Rother in allen ſeinen Aemtern ganz feſtzuſtehen. Wahrnehmen läßt ſich

nach Göttingen kam um zu ſtudiren, wußte er keinen Landsmann in der Nähe, jetzt reiſen und wohnen allein im Königreich Sachſen gegen dreihundert.

Herr Achmet kam und brachte mir ein großes Paket; Bettina von Arnim ſandte mir den Reſt Sophie Mereau'ſcher Papiere.

Die in Brüſſel erſcheinende ruſſiſche Zeitung le Nord ſchlägt unſrer armen Kreuzzeitung ſtark auf's Maul, verwirft deren ruſſiſchen Eifer und ſtellt Rußlands Politik auf ganz andre Grundlagen, die wenn auch nicht ganz freiſinnig, doch keineswegs die der Kreuzzeitung ſind. Das arme Blatt jammert und wehklagt ganz entſetzlich, und meint, das wahre ruſſiſche Prinzip, das des herrlichen Nikolaus, könne in Rußland verkannt werden, die Neue Preußiſche Zeitung aber werde es feſthalten. Zu dieſer ſchimpflichen Verläugnung und Verſtoßung des Schandblattes kann ich mich rühmen etwas beigetragen zu haben! —

Donnerstag, den 18. September 1856.

Bettina kam Nachmittags. — Sie ſprach von ihren für den Druck tauglichen Papieren, und klagte über Herrn Achmet, der ſtatt Ordnung nur neue Verwirrung verurſacht habe. Sie hat noch ein Pack Mereau'ſcher Sachen gefunden. — Von Ratti und ſeiner Tiziankopie iſt es jetzt ganz ſtill, auch vom Goethedenkmal. Bettina hat häusliche Sorgen und Verdrüſſe, und hat ſich genugſam erholt, um ſie zu empfinden, zu verarbeiten. Sie fuhr, da es dunkel geworden, in einer Droſchke nach Hauſe.

In Frankreich iſt große Beſorgniß in der Bonapartiſten-Bande; der Geſundheitszuſtand ihres Kaiſers iſt ſehr erſchüttert und bedenklich, der Aufenthalt in Biarritz iſt nur

ein Deckmantel, um jenen Zuſtand etwas zu verbergen, zu welchem Behuf auch die Zeitungen allerlei Geſchichten lügen müſſen. —

Freitag, den 19. September 1856.

Fleißig gearbeitet, im Nachſuchen, Vergleichen, Ordnen. Bedenken und Zweifel. Trübe Weltanſichten, Haß im Leben, Vergeſſenſein nach dem Tode, das iſt das allgemeine Schickſal. —

Nachrichten aus Rußland. Die größten Auszeichnungen ſind für den franzöſiſchen Botſchafter. Dem öſterreichiſchen Botſchafter Fürſten Paul Eſterhazy hat der Kaiſer zwar den Andreasorden in Brillanten gegeben, aber mit den herben Worten: „C'est à l'ancien ami de la maison que je le donne, pas à l'ambassadeur. Dites à votre gouvernement que j'attends des faits, que c'est assez de paroles, de démonstrations, je veux des faits, entendez-vous, des faits!“ Der Fürſt, ſehr betroffen, ſtammelte einige Worte, blieb am nächſten Tage weg, fand ſich am darauf folgenden aber wieder ein. Die Preußen wurden nicht beſonders freundſchaftlich behandelt, etwas weniger wäre beleidigend geweſen. Rußland und Frankreich ſchließen ſich eng aneinander, und ſtehen gegen Oeſterreich und England; ſie bieten Preußen Theilnahme an dieſer Verbindung, aber in einer kaum annehmbaren Weiſe, ſie laſſen deutlich merken, daß ſeine Stellung eine untergeordnete ſein ſoll. In Paris thut man, als wenn die dortigen Preußen, Offiziere und andre, ein Anhängſel der Ruſſen wären, die freilich viel zahlreicher dort ſind und vornehmeren Ranges.

Nachmittags Geſellſchaft bei uns. Herr Ticknor erzählte viel von amerikaniſchen Verhältniſſen, von Emerſon, von dem

häufigen Wahnſinn in deſſen Familie (Großmutter, drei Tanten, zwei Brüder!), und war überhaupt ſehr unterhaltend und liebenswürdig. Spät noch kam Bettina von Arnim, die wieder einen Pack Papiere brachte. Mit Tichner fand wohl die freundlichſte Begrüßung, aber keine nähere Anknüpfung Statt. Doch war Bettina ſehr munter und gutartig. Als die Andern gegen 8 Uhr fortgingen, blieb ſie noch bis halb 10 Uhr, und war eifrig und angenehm, wühlte in den Papieren, erzählte Luſtiges, lachte, mitunter auch klagte ſie, und ließ merken, daß ſie zu Hauſe ſelten eine ſo vergnügte Stunde habe! —

Herr von Jasmund, Redakteur des politiſchen Wochenblattes, war der Beleidigung des Bundestages angeklagt und freigeſprochen worden, das Obertribunal hat den Einſpruch des Staatsanwalts abgewieſen, und ausgeſprochen, daß der Bundestag keine preußiſche Staatsbehörde ſei, was jederman ſchon weiß. —

Man erwartete eine Amneſtie. Sie wird nicht erfolgen, wie man höheren Ortes mit Beſtimmtheit verſichert. Ein Provinzialblatt brachte kürzlich folgenden Artikel: „Ewige Verfolgung kann keinen Frieden geben, ſie führt unabweislich wieder zum Krieg. Werft einen Blick in die Feſtungen, in die Zuchthäuſer, und ſeht auch die Männer an, mit den tiefen Furchen der Verzweiflung und des moraliſchen Todes in den bleichen Geſichtern. Ihr ſeht in ihnen die politiſch Verurtheilten der letzten Jahre. Sie ſpulen Wolle, oder arbeiten in der Tretmühle, oder ſchieben, Ketten an den Füßen, die Karre bei der Schanzarbeit. Oder, die es gut haben, ſiechen in den düſtern und feuchten Kaſematten langſam dahin. Tauſenden von Familien iſt der Gatte, der Vater, der Bruder, der Sohn entriſſen.“ Der Staatsanwalt wollte ſchon einen Preßprozeß anheben, wurde aber noch zu rechter Zeit verſtändigt, daß dieſe Worte ſchon am 2. Dezember 1851

im hiesigen Publizisten gestanden, der Urheber derselben, Kammergerichts-Referendarius außer Diensten Gustav Rasch, der selbst 15 Monate in den Kasematten zugebracht, im Januar 1852 angeklagt, aber am Ende Februars vom Berliner Stadtgericht freigesprochen worden. —

Sonnabend, den 20. September 1856.

An Herrn Ticknor geschrieben, im Auftrage Bettinens. Frühe Botschaft von Bettinen durch Herrn Achmet. Zweite Botschaft von Bettinen. Dritte Botschaft von Bettinen.

Antwort von Herrn Ticknor, sehr verbindlich, aber für Bettinens Angelegenheiten nicht eben günstig: er findet es nicht rathsam, daß sie ihre Bücher nach Amerika sende; ihr Briefwechsel eines Kindes ist dort durch einen Nachdruck der englischen Uebersetzung bekannt. —

Herr von Uechtritz besucht uns, und erzählt sehr angenehm von den früheren Verhältnissen in Düsseldorf, von Immermann, von der Gräfin von Ahlefeldt. —

Besuch von Herrn von Burgsdorf. Lob der Familie Radziwill. Klagen über Koterie- und Partheiwesen beim Militair. Die schlechtesten Leute werden oft den besten vorgezogen, weil nicht nur der Kriegsminister, sondern auch der König allerlei Einflüsterungen anhöre, oft ist es die Fürsprache alter Weiber, die durchdringt. Seinen vollen Abscheu trägt die Gräfin von Münster, die fast immer mit beleidigender Schärfe spricht, über alles schnöd aburtheilt, auch den König und die Königin nicht verschont, — sie tadelt z. B. sehr herbe die letztere, daß sie so freundlich gegen Radziwill's ist, sie so viel sieht ꝛc. Ihr Sohn Graf von Münster ist von St. Petersburg abberufen, und tritt in die Garde; seine Stellung am russischen Hofe war nicht mehr haltbar, für einen

andern wäre Ungnade gefolgt, für ihn iſt immer noch Gunſt übrig. —

Hochzeitsfeierlichkeiten, der Großherzog von Baden hier, großes Gepränge. —

Sonntag, den 21. September 1856.

Bei den Hoffeſten ſpielt auch jetzt wieder die ehrwürdige Geſtalt Humboldt's unter den gemeinen Exzellenzen mit; er ſollte es endlich aufgeben, dieſen ſolche Ehre anzuthun und ſich dem Hofpöbel zur Schau zu ſtellen und leider auch zum Geſpött! Zwar wenn es ihm Vergnügen macht, — wie viel andres hat er denn?! —

Montag, den 22. September 1856.

Als ich nach Hauſe kam, hört' ich, daß Humboldt mich hatte beſuchen wollen und folgendes Billet hinterlaſſen: „Der Großherzog von Weimar, der mich eben verläßt, trägt mir auf, Sie, verehrter Freund, zu bitten, dringend zu bitten, morgen Dienstags ihn zwiſchen 9 und 11 Uhr zu erwarten, er will ſchlechterdings Sie ſelbſt beſuchen. Ihr treuer A. v. Humboldt." —

Herr Achmet brachte mir wieder ein Päckchen Papiere von Frau von Arnim, diesmal nur unwichtige. Sie ließ ſich entſchuldigen, daß ſie nicht käme, ſie müſſe ſchon ein paar Tage auf den Arzt warten; nach Achmet's Ausſage hatte ſie jedoch den Arzt weder rufen laſſen noch eigentlich nöthig, ſondern befindet ſich leidlich wohl. Auch iſt es auffallend, daß ſie ſich ausdrücklich entſchuldigen läßt, ſie that das nie und hat auch diesmal keinen Anlaß dazu, hinter ſolchen Ungewöhnlichkeiten

ſteckt gewöhnlich eine Liſt, ſie will etwas verbergen, und thut darin dann zuviel. Ich errathe den Grund ihres Zuhauſebleibens, den ſie verbergen will, und mir wenigſtens ganz getroſt ſagen könnte, ſie denkt, der Großherzog von Sachſen-Weimar könne ſie beſuchen wollen, und den möchte ſie nicht verſäumen. Sie war ſehr aufgebracht, daß er bei ſeiner vorigen Anweſenheit ſie nicht beſucht hat. —

Wieder ein Opfer der raſtloſen barbariſchen Verfolgungsſucht! Der Aſſeſſor und Landwehroffizier Karl Ziegel, in Halberſtadt beim Gericht angeſtellt, war angeſchuldigt, im Jahr 1848 nicht nur demokratiſch thätig geweſen zu ſein, ſondern auch die Landwehr in ihrer Weigerung ſich einkleiden zu laſſen beſtärkt zu haben. Er floh nach England, ging nach Auſtralien, und kehrte von dort zurück um in Dresden ſeine Braut ab- und nachzuholen. Dort entdeckte ihn die Polizei, und lieferte ihn nach Preußen aus. Er wird nach Halberſtadt gebracht. Möchte das milde Verfahren, das mit Endrulat ſtattfand, auch ihm zu Gute kommen! —

In Baden große Amneſtie! Die am ſchwerſten Verurtheilten dürfen nach Amerika auswandern. In Preußen keine! keine!

Sie wollen hier in den Gefängniſſen die ſtrenge Einzelhaft wieder einführen, aus finſterm Eifer, aus menſchenfeindlicher Religioſität, aus tückiſchem Heuchelſinn. Eine wahre Rotte von Böſewichtern, die ihre Verbrechen *mit* den Gefängniſſen verübt, *in* denen ſie ſelber ſitzen ſollten! Welche Nichtswürdigkeit ſchleicht durch unſre obern Staatsregionen! —

Der König war ſehr verwundert und unwillig, daß der Theaterintendant von Hülſen zur Vermählungsoper keinen Prolog angeordnet hatte: „Was! kein Prolog?“ rief er aus. Hülſen meinte, er habe einen für das Schauſpielhaus beſorgt. „Zo? wo heute niemand hingeht? Laſſen Sie ihn *hier* (im Opernhaus) ſprechen.“ — Hülſen ſagte verlegen, es ſei zu

ſpät, dort ſei er jetzt ſchon geſprochen. — „Eine rechte Dummheit!“ rief der König, „wofür ſind Sie denn da? Nun, wir werden uns hierüber noch ſprechen.“ —

Dienstag, den 23. September 1856.

Ich verbrachte den ganzen Vormittag in Erwartung des Großherzogs von Sachſen-Weimar, der nicht kam. Dergleichen kann einem jeden begegnen, und ſehr zu entſchuldigen ſein, aber der geſtörte Tag war mir äußerſt verdrießlich. —

Beſuch von Herrn Dr. Johann Jacoby aus Königsberg, der morgen dahin zurückreiſt; er iſt mit ſeiner Brunnenkur und Reiſe ſehr zufrieden, auch mit der Stimmung, die er überall gefunden, und die er als Siegesgewißheit der Freiheits- und Volksſache bezeichnet. Der tüchtige, ungebeugte Mann iſt höchſt ehrenwerth. —

Gleich nach meinem Mittageſſen kam Frau Bettina von Arnim, ſie glaubte den Großherzog ſchon abgereiſt, und war ſehr verwundert, daß ich ihn erwartete, ſie lachte mich aus, weil er ausgeblieben, trug mir aber dennoch auf, was ich ihm, wenn er käme, von ihr ſagen ſolle, nämlich daß ich mich wunderte, warum er ſich nicht bemüht, ihr Goethedenkmal zu ſehen, daß es freilich nicht leicht zu ſehen ſei, weil ſie es verſchließe, und dergleichen mehr. —

Gegen Abend ein Billet von Humboldt, dem ein an ihn gerichtetes vom Großherzog beigelegt iſt. — Das Nichtfindenkönnen iſt wirklich unbegreiflich, wenn es nicht auf irgend einen üblen Willen zurückzuführen iſt, der in den Umgebungen der Fürſten immer eine große Rolle ſpielt. Der Großherzog iſt jedenfalls entſchuldigt. —

Mittwoch, den 24. September 1856.

Um 7 Uhr wurde ich im besten Schlafe geweckt, weil ein Jäger des Großherzogs von Weimar anfragte, ob derselbe schon um 8 Uhr kommen könne! Ich stand auf und zog mich an, frühstückte, las die Zeitungen, und um 8 Uhr kam richtig der Großherzog angefahren. Er machte viele Entschuldigungen, sagte mir allerlei Verbindliches, fragte nach meiner Gesundheit, meiner Thätigkeit, es war von Herausgaben die Rede, ich fragte nach dem Briefwechsel zwischen dem Großherzog Karl August und Goethe, er meinte, die Verzögerung sei lediglich den Goethe'schen Enkeln zuzuschreiben, welche die Briefe des Großherzogs zurückhielten, übrigens enthalte der Briefwechsel, einige der frühsten Briefe ausgenommen, wenig Vertrauliches; von größerer Wichtigkeit und lebendigerem Reiz seien die Briefe des Großherzogs an seine Gemahlin, anfangs deutsch, vom Wiener Kongreß an französisch geschrieben, voll scharfer Würze, jedoch fürerst gar nicht mittheilbar. Wir sprachen von der Wartburg, von den dortigen Arbeiten, von München, von den dortigen wissenschaftlichen Bestrebungen, vom Könige von Preußen, dessen sonderbarem Karakter, von unsern Polizeigeschichten — „Hinkelden war ein gemeiner Mensch" — von politischer Parteiung, dem Ausbleiben hiesiger Amnestie, von Metternich, Denkwürdigkeiten ꝛc. Zuletzt rückte er mit einem Anliegen heraus, er wünscht einen jungen Mann von Bildung und Geist, der sein Sekretair, sein Begleiter, sein Freund sein würde; ich soll ihm einen solchen ermitteln, vorschlagen, Humboldt hat ihn an mich verwiesen. Er war beinah eine Stunde bei mir. Heute noch reist er ab. —

Dr. Kuno Fischer, dem die Vorlesungen in Heidelberg untersagt, hier nicht erlaubt worden, hat in Jena eine Professur bekommen. Das ist doch brav vom Großherzog von Weimar. Ich wollte, es gäbe mehr dergleichen aufzuschreiben. —

Schlechte Nacht, mit Schmerzen und vielem Husten. Ich suche über die körperlichen Uebel geistige Oberhand zu behalten, und habe inmitten aller Anfechtungen öfters Augenblicke der besten Art. —

Der Redakteur der Patriotischen Zeitung in Minden, der berüchtigte Lindenberg, der sich bisher wegen angeblicher Krankheit dem hiesigen Gericht entzogen, ist durch Polizeileute abgeholt und hier eingebracht worden. Auch ihn, wie schon den Techen, hat man von seinen Beziehungen zu höheren Personen geschickt abzuschneiden gewußt, so daß er nur als Einzelner vor Gericht stehen wird. Wie schneidet man diese Beziehungen ab?. „Nun, man verständigt die Richter, daß sie, wo sie auf solche stoßen, daran vorübergehen." —

Der blinde König von Hannover Georg der Fünfte hat bei der Fahnenweihe seiner Garden eine Anrede an diese gehalten, welche das erbärmlichste Gewäsch ist, das je gehört worden; kläglich frömmelnd, armselig ein paar elende Stichworte stets wiederholend. —

In Spanien wird der Verkauf der Kirchengüter eingestellt. Die geschehenen Verkäufe sollen indeß gültig bleiben. Wer kann sich darauf verlassen? Spanien kommt nicht zur Ruhe. —

In Paris neue Verhaftungen, Komplotte gegen den — Louis Bonaparte, Gährung unter den Arbeitern, Unruhe in der höheren Schichte. — Die Scheußlichkeiten von Cayenne kommen mehr und mehr an den Tag, und immer scheußlicher. Der — selber ist darüber betroffen, und will keine Verbannten mehr dorthin schicken. —

Begnadigungen in Rußland. —

Man hat hier das Possenspiel aufgeführt, das ganz gehässige und unschickliche, den Großherzog von Baden durch eine Abordnung Namens derjenigen preußischen Truppen, die

in Baden längere Zeit geſtanden, begrüßen zu laſſen. Der General von Webern hielt bei dieſer Gelegenheit an den Großherzog eine Anrede, die ein ganz erbärmliches Machwerk, eine ſchäbige Großſprecherei iſt. —

Freitag, den 26. September 1856.

Geſchrieben, in meinen Papieren gearbeitet. — Die Volkszeitung führt gegen Frankreich und ſeinen Staatsretter eine kühne Sprache, bei Gelegenheit der franzöſiſch-engliſchen Drohungen gegen Neapel; ſie ſagt, den Italiänern verſchlage es nichts, ob ſie von ihrem rechtmäßigen König oder von dem franzöſiſchen Staatsſtreicher gemaßregelt würden. Mittelbar treffen die Bemerkungen auch unſre Zuſtände, doch würde die Regierung ſich ſelber in's Geſicht ſchlagen, wenn ſie es auf ſich bezöge. Auch die Nationalzeitung iſt gut über dieſen Gegenſtand. —

Von Bettina von Arnim zwei Pakete durch Hrn. Achmet, meiſt gedruckte Sachen, die ich ſchon vor drei Jahren durchgeſehen. —

Der vierzehnte Band des Geſchichtswerkes von Thiers iſt erſchienen; ich empfinde etwas Fröſteln, daran zu gehen! Der Feldzug gegen Rußland vom Jahre 1812 iſt darin behandelt, und mir grauſt vor der kühlen, berechneten, mit Uebertreibungen und Verſchweigungen aller Art verbundenen Darſtellung dieſes Autors. Ich muß aber doch den ſauren Weg antreten, um zu prüfen und zu vergleichen; die Schriften von Ségur und Chambray ſind mir noch nicht fern, die von Beitzke, Wolzogen und Bernhard ganz nah, ſo wie Pfuel's ſchriftliche und mündliche Erinnerungen. Daß Raſtoptſchin der Urheber des Brandes von Moskau geweſen, wird mit Recht beſtimmt angenommen. Die Schlußbemerkung aber, daß der Feldzug

noch wenig von dem neuen Geiste der Staatsführung, dem der Tod des Kanzlers freien Raum gegeben, außer auf den Briefumschlägen, wo Herr von Voß seine Bezeichnungsart durchgesetzt hat, und keinem Bürgerlichen mehr ein „Hochwohlgeboren" gewährt, welches auch immer seine Amtswürde sei. Herr Ancillon selbst empfängt „Wohlgeboren", und bekennt sich damit ganz zufrieden. In der That, Wohlgeboren ist schon sehr viel, obgleich ein griechischer Weiser Wohlgestorben für noch besser hielt! Dieses kleine Scharmützel hat indeß viel böses Blut gemacht, und selbst am Hofe hält man die Sache mitunter für einen ärgerlichen Mißgriff. — Daß Herr von Voß am 18. den schwarzen Adlerorden erhalten würde, wußte man längst; daß aber Herr Alexander von Humboldt an diesem Tage ohne Orden geblieben ist, setzt jedermänniglich in Erstaunen, um so mehr, da er bei des Königs Majestät durchaus in Gnaden steht. —

In der politischen Welt ist hier große Stille. Man hat sich eine Zeitlang mit dem Berichte des Hrn. von Jouffroy, mit der Erklärung von Verona und der Zirkular-Depesche des Königs von Würtemberg beschäftigt; aber das ist schon vorbei. Letztere hat jedoch in vielen Gemüthern Eindruck gemacht, und man sieht sie als ein großes Erkühnen an; auch glaubt man, die Niederlande und Schweden würden sich zu ähnlichen Erklärungen bewogen sehen. Die deutschen Mittelstaaten sind noch immer bedeutender, als man glauben will, und es wird schwer halten, sie ganz in Schranken zu stellen. Von den wiederholten Bemühungen, das deutsche Bundeswesen zu solcher Beschränkung geschickt zu machen, sagte gestern jemand: „Es wird immer vergeblich bleiben, durch weitere Folgerungen die Grundsätze bessern zu wollen, aus denen man folgert." —

Das Publikum glaubt hier ziemlich gewiß an Krieg

gegen Rußland an ſich ein Fehler geweſen, ein Fehler, aus dem alle andern ſich ableiteten, kann ich nicht gelten laſſen; der Feldzug war ſehr gut auszuführen, und die Urſache des Scheiterns lag hauptſächlich in Napoleon's Unredlichkeit und Willkürherrſchaft, hätte er den Polen Wort gehalten, ihre Volksthümlichkeit und Freiheit ernſtlich beachtet, ſo wäre der ganze Krieg ein andrer geworden, der Aufſtand aller ehmals polniſchen Länder hätte ihm einen ſtarken Halt in der Nähe gegeben ꝛc. Warum gedenkt Thiers dieſes Fehlers nicht? der ein politiſcher eben ſo ſehr als ein moraliſcher war? —

Der Oberpoſtdirektor Albinus in Hirſchberg machte gegen den ſeines Amtes entſetzten Lehrer Wander die Anklage, daß er ſich fortwährend des Titels „Lehrer" unbefugt bediene. Das Gericht hat ihn aber freigeſprochen, weil Lehrer kein Titel, ſondern eine Eigenſchaft ſei. Der elende Ankläger beſtand mit Schanden. —

Der Landrath von Grävenitz iſt wegen Beleidigung Wander's in Strafe genommen worden. Ein ſeltenes Beiſpiel! Doch iſt gleichzeitig Wander wegen Beleidigung des Grävenitz verurtheilt. —

Für den General Leopold von Gerlach ſtellen ſich die Verhältniſſe ſchlimmer und ſchlimmer. Die Gunſt und das Vertrauen des Königs muß er hart büßen. Man hat beim Grafen von Pourtalés in Neuenburg ſehr üble Briefe Gerlach's gefunden, die ein hieſiges Einvernehmen und Anreizen zum verunglückten royaliſtiſchen Putſch klar beweiſen, und alſo die Angaben des preußiſchen Geſandten von Sydow, daß der König der Sache gänzlich fremd geweſen, gradezu Lügen ſtrafen; denn daß Gerlach auf eigne Hand jene Briefe geſchrieben, kann niemand glauben, und aus den Briefen ſelbſt geht das Gegentheil hervor. —

Sonnabend, den 27. September 1856.

Mittags kam Bettina von Arnim, ſie wollte wir ſollten den Abend zu ihr kommen, weil Geh. Rath von Ringseis mit ſeinen Töchtern dort ſein würde, aber wir waren verſagt. Während wir noch zu Tiſche ſaßen, wurde mir ein Paket aus Leipzig übergeben, es waren darin die Blätter von Brockhaus, welche Aufſätze von Arnim enthalten, die ich begehrt hatte; Bettina war ganz durchdrungen von Anerkennung meines Eifers und dieſes Erfolgs, ſie hielt es für die größte That, und ſagte in ihrer Weiſe beſchämt und ſcheltend: „Das thut mir ja ſchrecklich leid, daß ich Sie ſo verehren muß!“ Sie las mir auch ein Jugendgedicht Goethe's vor, das ich noch nicht kannte. —

Nachmittags kam Herr Dr. Ring, und brachte mir ſeinen hiſtoriſchen Roman „John Milton“, den er mir zugeeignet hat. Munter und guter Dinge, erfüllt von litterariſchen Abſichten und Entwürfen. —

Abends kam Herr Prof. Stahr. Mit Begeiſterung erzählte er von ſeinem Aufenthalt in der Schweiz, von der Freiheit, dem Volksthum daſelbſt, lebhaft ſchilderte er das Kadettenfeſt, dem er beigewohnt, und das in allen Beziehungen herrlich, großartig, bedeutend geweſen ſein muß. Er hat auch eine Vorleſung von Viſcher beſucht, in welcher dieſer grade von mir und von Rahel in feiner, ſinniger Weiſe ſprach. Mannigfache Lebensſchilderungen aus Zürich. Ich erfahre von ihm, daß die Gräfin Plater, deren Gatte einen ſchönen Landbeſitz am Züricher See hat, niemand anders iſt als die ehemalige Schauſpielerin Karoline Bauer, die ich 1831 in Wien und Berlin gekannt habe. —

Merkwürdiges Verbot der Augsb. Allg. Ztg. in Preußen durch den Miniſter Herrn von Weſtphalen; das macht großes Aufſehen! Grade dieſe Zeitung empfing von hier Regierungsartikel. —

Sonntag, den 28. September 1856.

Ausgegangen mit Ludmilla. Durch das Universitätswäldchen nach der Georgenstraße, in der Dorotheenstraße den Logengarten von Royal York besucht, dann die Dorotheenstädtische Kirche. Das Grabdenkmal des Grafen von der Mark besichtigt, ein großes, gegen allen Widerspruch sehr in Ehren zu haltendes Werk von Gottfried Schadow, schöner Jünglinge, ernste Parzen, gute Basreliefs, — alles heidnisch, woran kein Mensch Anstoß nahm! Außen an der Kirche nächst dem Eingang ein Grabdenkmal von Frau Therbusch, der Malerin, mit überschwänglichem Lobe ihrer Kunst, ihr Profil in Erz, etwas zu hoch angebracht. Grabstein Willdenow's, seine Frau war die letzte hier beigesetzte Leiche, sie starb vor mehreren Jahren. Grabstein der Gräfin von Kalckreuth, der Mutter unsrer Gräfin von Schlabrendorf, und Schwester des Pariser Schlabrendorf. Ich habe sie noch gut gekannt. In der Kirche noch Grabdenkmäler des holländischen Gesandten Varelst und des Staatskanzlers Fürsten von Hardenberg, der aber in Neu-Hardenberg begraben ist. Auf dem Kirchhofe sucht' ich das Grab des Grafen von Rivarol, es war aber nicht zu finden. Der Eingang zum Kirchhof war offen geblieben, eine alte Dame schlüpfte mit raschen Schritten herein und verlor sich zwischen den Gräbern. Nach einer Weile kehrte sie mit eben so raschen Schritten zurück, ich dachte sie könne von den französischen Refugié's sein und hier besser Bescheid wissen als der Kirchendiener, hielt sie an und fragte bescheiden, ob sie vielleicht von dem Grab eines französischen Emigranten hier wisse, des Grafen Rivarol, eines berühmten ... ich wollte ihn ihr näher bezeichnen, aber sie unterbrach mich: „Rivarol? den hab' ich sehr gut gekannt; aber ist der hier begraben?" — Ganz gewiß. Doch können Sie ihn gekannt haben? er starb schon zu Anfang des Jahrhundert? — „Ungefähr 1800 oder 1801 (letzteres ist richtig), sehr gut hab' ich ihn gekannt." — Ich

fragte nun verwundert und erfreut nach ihrem Namen. Sie zauderte etwas, dann sagte sie rasch: „Baronin von Bergh, geborne Gräfin Neale," dann, ohne wissen zu wollen wer ich sei, wandte sie sich und ging eiligst fort, offenbar wollte sie nicht weiter Rede stehen, wahrscheinlich wußte sie auch, wer ich bin. Das Ganze war ein angenehmes Abentheuer, das nur zu früh abbrach. Die Alte hatte das Grab ihres Vaters besucht, das ganz in der Nähe war, ein Blumenkranz lag darauf. Auch diesen hab' ich gut gekannt, er war ein kleiner lächerlicher Mann und großer Hofbeamter. Die Baronin von Bergh ist die Mutter des Majors von Bergh, gewesenen Adjutanten des Prinzen von Preußen. —

Nachmittags in Ring's Milten gelesen; der Anfang ist sehr schön und anziehend, weiterhin wird das erörternde Gespräch etwas zu breit, das Ganze scheint sorgfältig nach den geschichtlichen Angaben gearbeitet, und ist durchaus in höherer Tonart gehalten. —

Montag, den 29. September 1856.

Unruhig geschlafen. Ich lag gegen 9 Uhr noch im Bette und las in Ring's Roman, als unvermuthet in dieser ganz ungewöhnlichen Stunde Frau Bettina von Arnim bei mir eintrat, sich vor mein Bett setzte, und Karolinen sagte, sie solle ihr ein Frühstück machen, Thee oder Kaffee. Sie lud uns zum Abend ein, Ringseis würde schon um 7 Uhr kommen. Sie war von bester Laune. Als der Kaffee kam, fand sie ihn vortrefflich, forderte zur ersten Semmel eine zweite, und zum Mitnehmen eine dritte. Scherz, Lustigkeit, Erzählungen. Ich erzählte auch einiges, von unsren gestrigen Begegnissen, vom Hofe Ludwig's des Vierzehnten. — Sie fragte nach Ludmilla, die dann hereinkam. Nach einer guten Stunde ging Bettina

vergnügt ab. Sie hat sich in der That bestens erholt, und lebt wieder ganz in ihrer alten Thätigkeit und Munterkeit. —

Gegen 7 Uhr mit Ludmilla nach den Zelten zu Arnim's gegangen, wir trafen gleichzeitig mit der Familie Ringseis — Vater, Mutter und drei Töchter — dort ein. Joachim, Herman Grimm, Graf von Flemming, Hr. Bargiel, Hr. Wendt, der ehemalige Staatsminister Heinrich von Arnim. Bettina und die Töchter sehr vergnügt, und freundlichst thätig. Mit Ringseis leichte Bekanntschaft und heitrer Verkehr; seinen starken Glauben an Uebernatürliches bestritt zu meiner Verwunderung Heinrich von Arnim, als wär' er stets ein Aufklärer, niemals ein Gläubiger gewesen! So sprach er auch mit mir höchst freisinnig und scharf über politische Dinge, den Prinzen Adalbert wollte er vor ein Kriegsgericht gestellt sehen, sprach verächtlich von Stahl, Keller, Gerlach ꝛc. Er ging früh fort. — Gute Gespräche mit Ringseis, seinen artigen Töchtern — Marie, Emilie, Bettina, die mittlere ist die Dichterin, Verfasserin des religiösen Trauerspiels Veronika, das in München vor dem Könige Ludwig von Liebhabern aufgeführt worden. — Joachim, Graf von Flemming und Wendt spielten ein herrliches Trio von Beethoven „die Serenade", meisterhaft, entzückend. — Frl. Armgart zeigte nachher ihre schönen sinnreichen Albumsblätter. — Wir brachten um 11 Uhr den alten Ringseis nach Hause. Die Andern gingen zu Fuß. — Zu Hause noch lange Unterhaltung. —

Dienstag, den 30. September 1856.

Die ganze Nacht geträumt von der gestrigen Gesellschaft. — Der alte Ringseis hat mir im Ganzen recht gut gefallen, und noch mehr seine Frau und Töchter, sie haben feine Bildung, Verstand, sichres freies Benehmen. Ringseis erzählte aus-

führlich — langſam und gewichtig — was Ammianus Marcellinus vom Tiſchrücken berichtet, Giſela ſchrie auf, dafür ſei ſie ganz begeiſtert, war aber ſehr verdutzt, als Ringseis die Sache für durchaus unerlaubt und verwerflich erklärte, auch dabei viel Täuſchung und ganz groben Betrug annahm. — Einmal ſagte er zu Bettinen, ſie müſſe wieder nach München kommen, ſie verſetzte darauf, ach nein, ſie wolle nicht reiſen, ſie bleibe da wo Varnhagen ſei! Sie liebt mich in dieſen Tagen überhaupt gar ſehr, und ich bekomme nur Gutes zu hören, — ſo lang' es dauert, denn Sicherheit iſt dabei nicht! — Alles in allem war doch der geſtrige Abend einer der beſten und reichſten, die hier in Berlin uns dargeboten werden können.

Die Familie Ringseis geht heute nach Potsdam, morgen reiſen ſie nach München zurück. Hr. Joachim reiſt heute nach Hannover ab. —

Der Prozeß gegen Lindenberg iſt nach der erſten Sitzung, die geheim war, wieder ausgeſetzt, weil der General Leopold von Gerlach als Zeuge vernommen werden ſoll, der ſich mit Krankheit entſchuldigt hat. Lindenberg, ein ſchon oft beſtrafter Taugenichts, iſt dennoch gegen eine Bürgſchaft von 100 Thalern — Behſe mußte 2000 ſtellen — auf freien Fuß geſetzt! — Gerlach ſoll ſich ganz aus dem Staatsdienſte zurückziehen wollen; die Geſchichte bricht ihm den Hals! —

Der „Publiziſt" bekämpft mit guten Waffen die Wiedereinführung der ſtrengen Einzelhaft. — Geſtern ſprach Heinrich von Arnim noch mit ſcharfer Heftigkeit gegen die kirchlichen Eiferer, den Oberkirchenrath, die Generalſyneden, es käme dabei nichts heraus als neue Spaltung, Beunruhigung, Verwirrung. Früher aber half er bei ſolchen Werken! —

Mittags kam Frau Bettina von Arnim, ſie aß Suppe mit uns, und war wieder in beſter Laune, ſehr erfreut, daß uns ihr Abend ſo gut gefallen, — doch ſeufzt ſie, und flüſtert

mir zu, daß sie schwer zu tragen habe, daß viel auf ihr liege. — Ich las in diesen Tagen viele Zeugnisse von Bettinens vielfacher, eifriger und segenvoller Wirksamkeit für die Armen, was sie alles erstrebt und vollbracht ist zum Erstaunen, aus eignen Mitteln hat sie viel geleistet, und fremde Mittel zu solchen Zwecken geleitet, ohne in die lästige Unart des Anforderns und Zusammenbettelns zu verfallen. Heute jedoch gab sie mir wieder ein Beispiel der vorlauten, unbefugten Betriebsamkeit, zu der sie gereizt ist, wenn grade der rechte Gegenstand ihrem Eifer fehlt. Sie zeigte mir einen Brief, den sie anonym an den Musiker S. abschicken will, um diesen zu warnen, nicht, wie sein Arzt es will, nach Karlsbad zu gehen, nicht ferner Opium zu nehmen, sondern zu dem Dr. Lutze in Köthen seine Zuflucht zu nehmen! Sie läßt sich von dergleichen durchaus nicht abhalten, und meint es gewiß gut, vergißt aber, daß sie sich unverantwortlich in Dinge mischt, die sie nicht versteht. —

Abends mit Ludmilla gesprochen und gelesen. In Ring's Milton fortgefahren; es ist ein ernstes, edles Werk, auf gute Studien gegründet, und den Vorzügen Tieck's näher, als irgend ein andres Buch dieser Art. —

Die Neue Preußische Zeitung berichtet ausführlich über die Verhandlung gegen den Schuft Lindenberg, läßt aber seine früheren Verurtheilungen — wegen Erpressung, mit Verlust der Nationalkokarde, wegen Beleidigung ꝛc. — ganz unerwähnt. Recht bezeichnend für das Schandblatt! —

Mittwoch, den 1. Oktober 1856.

Mit Ludmilla in's Theater, Lempeltey's Klytämnestra, im Schauspielhause. Gute Plätze auf dem Balkon links, uns gegenüber Bettina von Arnim, Fräulein Gisela und Herman Grimm.

In der Königlichen Loge Fräulein v. Kalb und — zum Erstaunen — Pitt-Arnim, ein abgeschiedner Geist in Hofuniform! Nach und nach kam unsre Gesellschaft. In unsrer Nähe Prof. Eduard Magnus. Das Haus füllte sich ganz. Gespielt wurde im Ganzen gut, von Fräulein Heusser vortrefflich, auch von Berndal, Carlowa, leidlich von Dessoir und Fräulein Fuhr. Es wurde zu viel geheult. Das Stück hat Längen und Schwächen, war aber von kräftiger Wirkung, der Verfasser wurde dreimal hervorgerufen, auch die Hauptspielenden mehrmals. Der Erfolg ist unbestreitbar. Zum erstenmal sah ich eine Vorstellung, der keine Musik voranging und auch in den Zwischenakten fehlte, was mir sehr mißfällt, die Abschaffung ist eine Barbarei und schlechte Sparsamkeit, da man doch in andren Sachen übermäßig verschwendet und prunkendes Außenwesen treibt. — Ich hielt bei großer Hitze vortrefflich aus. —

Der König hat mit Louis Bonaparte eine persönliche Zusammenkunft gewünscht, dieser aber sie abgeschlagen! Man beklagt hier sehr die Demüthigung, die schon in dem Gesuche lag, und noch mehr die, welche durch die Ablehnung auf den König fällt. —

Donnerstag, den 2. Oktober 1856.

Die „Nationalzeitung" bringt einen trefflichen, kühnen und geschickten Artikel, worin sie nachweist, daß die Neuchateller keine Preußen sind noch sein wollen, und daß Neuchatel nicht zum preußischen Staate gehört; der Regierung kann diese Beweisführung in gewissem Sinne nicht unlieb sein, es wird ihr ein schicklicher Ausweg aus ihrer Verlegenheit eröffnet; in Oesterreich thut man absichtlich, als sei Preußen schmachvoll beleidigt und müsse mit ganzer Macht Genugthuung fordern, die, wie man weiß, ihm nicht werden, wenigstens von ihm nicht erzwungen werden kann. —

Frau Bettina von Arnim kam zu unſrem Mittageſſen; ſie lud uns auf den Abend ein, wir ſollen aber thun, als kämen wir von ſelbſt!

Gegen 8 Uhr mit Ludmilla zu Arnim's gefahren. Der Bediente, der uns melden ſollte, ſagte: „Sie werden wahrſcheinlich ſehr angenehm ſein.“ Wir fanden die Gräfin Luiſe von Keyſerlingk geb. Gräfin von Keyſerlingk, aus Kurland, nebſt zwei Töchtern. Herrn Grimm, Fräulein von Bülow, Herrn Bargiel und Herrn Grafen von Flemming. Die Gräfin erwies ſich als die Schweſter des Grafen von Keyſerlingk, den ich von der Großfürſtin Helene her ſchon kenne, das gab gleich einen guten Anfang des Verkehrs. Ein Zwiſchenbeſuch einer Frau von X. nebſt deren Tochter war Bettinen ſehr widrig. Sie ſelbſt hatte die beſte Laune, war lebhaft, erzählte, ſchien ſehr zufrieden, auch die Töchter bezeigten ſich überaus zuvorkommend. Herr Graf von Flemming begann politiſche Sachen zu beſprechen, er wollte von mir Auskunft und Urtheil über eine Schrift, die ich aber nicht kannte, Bettina litt unſre Abſondrung nicht. Zuletzt ſpielten Graf Flemming und Bargiel ſchöne Sachen von Sebaſtian Bach und von Beethoven. —

Freitag, den 3. Oktober 1856.

Zur Mittagszeit kam Frau Bettina von Arnim, wollte uns wegen der geſtrigen Abendgeſellſchaft bedauern, und war ſehr vergnügt unſre Verſicherung zu hören, daß wir ſie ganz angenehm gefunden. Sie ſprach von ihren Anſtalten zur Fortſetzung des Frühlingskranzes, aber mitunter ſo vermeſſen, daß ich den Kopf dazu ſchütteln mußte! ſie meint, ſie habe ſo viel Vorrath, daß drei Bände gleich erſcheinen können; wenn ein Bändchen zu Stande kommt, will ich froh ſein. Sie will mir noch immer Pakete ſchicken; wenn ſie erſt todt ſei, ſagt

ſie, werden ihre Papiere ganz verwahrloſt, zerſtört, verſchleudert, mißachtet werden. Darin mag ſie Recht haben. —

Meine Tage vergehen leider unter vielfachen Störungen und ſtets erneuten Zerſtreuungen: es iſt ſchwer, ja in manchem Betreff unmöglich, dieſen Zuſchnitt zu ändern. Indeß hab' ich doch meine ſtillen, ich möchte ſagen heimlichen Stunden, die mir zu geweihten werden, durch ernſte, innige Betrachtungen, in denen ich mit mir ſelbſt und mit den Abgeſchiedenen verkehre, die mir nahe und lieb geweſen. Die ſchmerzliche Traurigkeit reinigt ſich zu heiterer, dankbarer Erinnerung, zu geiſtiger Erhebung. Fromme Myſtiker ſchildern das Glück der wortloſen Andacht, des inneren Gebets; wenn das, was ſie meinen, dem ähnlich iſt, was ich erfahre, ſo kann ich ihnen beiſtimmen, daß ein ſolcher Zuſtand innerer Sammlung und Thätigkeit alle Freuden übertrifft, die man ſonſt als ſolche rechnet.

Sonnabend, den 4. Oktober 1856.

Der Vizedirektor der Ober-Rechenkammer Geh. Rath Seiffart iſt vom Disziplinargericht — unter Verzicht von Ubden — wegen der bekannten Potsdamer Depeſchenſache zur Amtsentſetzung ohne Titel und Penſion verurtheilt worden. Man iſt nun begierig, wie der General Leopold von Gerlach bei der Sache fahren wird; einſtweilen hat er ſich dem Verhör durch Krankheitszeugniſſe entzogen. Er kann auch dem Zivilgericht Rede zu ſtehen verweigern, im ſchlimmſten Fall ſein ſchwaches Gedächtniß geltend machen ꝛc. So viel ſcheint ſicher, daß er ſeine Anſtellung beim Könige nicht behalten wird; man ſagt ſogar, Adolph von Willſen werde ihn erſetzen. —

---

mit Spanien: wie ſollt er auch vermieden werden? Der ruſſiſche Türkenkrieg iſt auch noch immer auf dem Wege! Noch hält zwar der Frieden, aber er borgt ſein Leben vom Kriege ſelbſt, und zu ſchweren Zinſen! —

Die Geſchichte mit Hrn. Fauche-Borel iſt einzig amüſant! Herr Geheimerath Schöll hat da einen würdigen Zögling. Alſo Herr Bergaſſe iſt auch noch in Thätigkeit? Im Jahr 1815 beſuchte er in Paris fleißig Hrn. von Gruner, und machte demſelben merkwürdige Geſtändniſſe über ſeine Verbindung mit Frau von Krüdener und dem ruſſiſchen Kaiſer, über die Zitirung von Labedoyère's Geiſt und dergleichen mehr. Solche ränkevolle Ehrgeizlinge, die bei ſcheinbar feſten Grundſätzen die wiederſprechendſten unreinen Verhältniſſe haben, thun großen Schaden, und meiſtens denen, die ſie gebrauchen! —

Ich habe eine Darſtellung der innern Lage von Frankreich geleſen, die mir durchaus vortrefflich däucht. Schlagende Wahrheit, feine Beobachtung, glücklicher Ausdruck, reizende Darſtellung; dabei Milde und Mäßigung, wohlwollende Abſicht, vornehme Haltung. Doch glaube ich nicht, daß in dem Kreiſe der Staatsmänner, die jetzt obenan ſtehen, irgend eine Anſicht gefallen kann, die auch nur im Geringſten von der Linie abweicht, welche in öffentlichen Aktenſtücken deutlich genug verzeichnet iſt. Der Amerikaner, der jene Darſtellung geſchrieben hat, wird ſich an europäiſchen Höfen nicht empfehlen. Beim Publikum deſto mehr, welches immer nach geiſtreicher Behandlung politiſcher Gegenſtände lüſtern iſt, beſonders in Süddeutſchland, wo auch dergleichen am meiſten erſcheint. Ich habe erſt zwei Drittel geleſen, wenn ich ganz damit zu Ende bin, ſage ich Ihnen noch ein Wort darüber. Die kleine Schrift des Philologen Courier habe ich noch nicht aufgetrieben, hoffe aber ſie durch den Geheimerath

Sonntag, den 5. Oktober 1856.

In Paris Verhaftungen, zu Hunderten. Vielfache Gerüchte von Verschwörungen, Mordanschlägen. Manche Leute versichern, Louis Bonaparte sei in Wahnsinn verfallen. —

Aus den Drohungen Frankreichs und Englands gegen Neapel wird nicht viel herauskommen. — Schlechte, verworrene politische Verhältnisse, wohin man nur blickt! — Feste Haltung der Schweiz, bisher unbeirrt. —

Montag, den 6. Oktober 1856.

Gegen Abend Besuch von Frau Bettina von Arnim. In ihren Einbildungen und Verkehrtheiten ging sie heute weiter als je vorher, und war durch nichts aufzuhalten; etwas, das gestern geschehen ist, soll die Ursache von etwas sein, das vor drei Wochen geschehen ist! Da hilft kein Einspruch, keine Widerlegung, es soll und muß so sein! Erzählungen von Clemens Brentano's zweiter Frau Auguste Busmann und ihrer Mutter, nachherigen Gräfin Flesigny. — Zuletzt war sie wieder ganz gut, vernünftig und liebenswürdig. Sie fuhr um halb 8 Uhr in einer Droschke nach Hause. —

In Grote gelesen, mit großer Befriedigung. Jedes frühere Geschlecht, und besonders die Griechen, hat schon alles durchgemacht, was den Menschen auferlegt und beschieden ist. Jedes folgende Geschlecht muß sehen, wie es sich durchhilft. —

Bei vielen sogenannten Gebildeten ist das ganze Dasein in dem höheren Geistesgebiete doch nur auf Anleihen gegründet, die sie wiederholt und rechtzeitig im Großen und Kleinen bei den wirklich Vermögenden machen und deren Betrag dann geschickt verausgaben. Das kann eine Zeitlang recht gut gehen, man bewirthet, giebt Feste, hält Pferde und

Wagen, hat Loge im Theater ꝛc. und alles das von erborgten Mitteln. Versiegen aber einmal die Quellen, oder sprechen die Darleiher das Geliebene als das Ihrige an, so bricht der Bankrott unvermeidlich aus, und die Fabel von den fremden Federn erscheint als Wahrheit. —

Dienstag, den 7. Oktober 1856.

Herr Achmet brachte mir Pakete Arnim'scher Sachen, ich fand ein Blatt von Rahel an Bettinen, das ich küßte, und drei Briefe von mir an Achim von Arnim, unter denen einer, von dem ich gar nichts mehr wußte, so wenig wie davon, daß er mich zur Theilnahme an der Zeitung für Einsiedler aufgefordert hatte. —

Donnerstag, den 9. Oktober 1856.

Brief an Herrn Prof. Carriere nach München, im Auftrage Bettinens von Arnim, sie mache nun, seinem Willen und Rath gemäß, den zweiten Band des Frühlingskranzes fertig, nun solle er ihr auch den versprochenen Operntext für Herrn Rubinstein schicken. Wie beides zusammenhängt und eines das andre bedingt, weiß ich freilich nicht! —

Die Gerichtszeitung ist mit Beschlag belegt worden wegen unbefugter Mittheilung über noch nicht geschlossene Verhandlung; das Blatt erschien mit Weglassungen, wurde aber dessen ungeachtet wieder weggenommen. —

Vom Rhein wird eine Begnadigung gemeldet, die als eine größte Seltenheit sehr auffällt. Der Chemiker Otto, in Köln wegen Kommunismus im Jahr 1852 verurtheilt, ist vom Könige begnadigt worden. Man fragt im Stillen, wieso das

geschehen sei, welche Bewandtniß es damit habe? denn nichts sei ungewöhnlicher, dem Sinne des Königs entlegener ꝛc. — (Von 5 Jahren Haft 3½ schon überstanden.)

In Mainz hat das darmstädtische Gericht den Prediger Johannes Czerski in Schneidemühl wegen seiner Schrift gegen den Bischof Ketteler zu vier Monaten Gefängniß verurtheilt. Zum Glück ist er nicht in den Klauen jenes Gerichts. —

In Weimar ist der Advokat Müller in Apolda, wegen einer Zusammenstellung Goethe'scher Verse, in der man eine Gotteslästerung sehen will, zu zwei Monaten Gefängniß verurtheilt, der Legationsrath Panse dagegen, der jene Blumenlese in die weimarische Zeitung aufgenommen hatte, freigesprochen worden. —

Freitag, den 10. Oktober 1856.

In Bettinens Briefschaften gelesen; ich lebe vergangene Zeiten gleichsam in neuen Gängen noch Einmal durch, sehe sie unter neuen Gesichtspunkten, mit neuen Aufschlüssen. —

Die Urwählerzeitung ist wegen eines Leitartikels beschlagen worden, mit dessen Weglassung sie nun doch erschienen. Früher sagte die Polizei gar nicht, welcher Artikel Grund der Beschlagnahme sei. —

Aus der Schweiz ist hier ein Gedicht in vielen Abdrücken unter Kreuzband angelangt, das die Neuenburger Sache grausam verspotten und dabei dem Könige heillos mitspielen soll; man sagt, die Angriffe gegen ihn seien die blutigsten und schmerzlichsten, die man sich denken könne, und vermuthet, daß Georg Herwegh der Verfasser sei. Die Polizei stellt den Abdrücken eifrigst nach. —

Der General Leopold von Gerlach hat nun keine Aussicht mehr auf den Posten des Generals von Reyher; nach den

saur

BIBLIOTHEK DER DISCH. LITERATUR
VARNHAGEN VON ENSE, K.A.

3-598-53028-5
FN. 12218/043

vervielfältigten Bloßstellungen bleibt ihm nichts übrig, als einfach den Abschied zu nehmen. Er hat sein Entlassungsgesuch schon eingereicht. Der König fühlt schmerzlich die Nothwendigkeit, ihn opfern zu müssen, und soll noch Mittel suchen, ihn irgendwie zu begünstigen. —

Die Neuenburger Angelegenheit soll in den Pariser Konferenzen verhandelt werden, das heißt, Louis Bonaparte wird Schiedsrichter in der Sache des Königs von Preußen! Und das sucht man, das erbittet man! Die Leute sehen nicht, hören nicht! —

Neue sehr gemessene Polizeivorschriften, nach denen die Polizei nur in den seltensten Fällen und nur mit größter Vorsicht und Klugheit Militairpersonen verhaften darf, Offiziere aber so gut wie gar nicht: wenn ein Offizier den höflichen und bescheidenen Mahnungen eines Polizeibeamten nicht folgt, so darf dieser nichts thun, als daß er Anzeige davon macht. Dieser Schlag auf die Ohren der Polizei thut ihr sehr wehe und bricht den Uebermuth, denn dieser ist auch gegen die andern Klassen nicht mehr der alte, sobald er an Einer Klasse so sehr seine Schranke findet. —

Sonnabend, den 11. Oktober 1856.

Wir waren beim Essen, da kam Bettina, klagte sehr sie sei ernstlich krank. Sie brachte einige Papiere und nahm andre wieder mit; der gedruckte Roman von Arnim „Hollin's Liebeleben" (Göttingen 1802) mit einigen handschriftlichen Nachträgen ist nicht zu brauchen, weil Arnim schon die Hauptsachen daraus in den Roman „Dolores" aufgenommen hat.

Der Prediger Uhlich in Magdeburg, angeklagt in seinem Sonntagsblatte das Christenthum verspottet zu haben — was seiner Denkungsart nach nur eine falsche Beschuldigung

sein kann — ist zu vierwöchentlichem Gefängniß verurtheilt worden. —

Die Kreuzzeitung verkündigt triumphirend, daß der General von Gerlach bei seinem Dienstjubiläum den Abschied verlangt, aber der König diesen entschieden verweigert habe; jedoch sind seitdem die Umstände für Gerlach bedeutend schlimmer geworden. —

Der Brüsseler Nord haut noch immer tüchtig auf die Kreuzzeitung los, die unter den Hieben ganz erbärmlich seufzt! —

Die — ganz unnöthigen — Veränderungen im Zellengefängniß zu Moabit werden zu mehr als 60,000 Thaler veranschlagt. Man wirft mit dem Geld, als hätte man's im Ueberfluß, und mittlerweile muß man eifrig an neue Steuern und Aushülfen denken. Der Staatshaushalt wird mit jedem Jahre kostbarer, das Leben theurer und schwieriger. Im tiefsten Frieden sind die Finanzen gespannt, wie sie es bei drohendem Kriege kein dürften. Kommt einmal ein ernster Krieg, da wird man sehen, was alles zusammenbricht!

Cayenne wird fortdauernd in englischen Blättern besprochen, auch in unsrer Volkszeitung recht tapfer. Der — Louis Bonaparte will den König von Neapel Menschlichkeit lehren! Die Engländer sagen, er hätte lieber die Guillotine gebrauchen sollen, als Cayenne. Den Engländern giebt Dr. Bucher in der Nationalzeitung ihr gebührendes Theil. —

Sonntag, den 12. Oktober 1856.

Nachmittags Besuch vom Fürsten von Pückler. Er sieht gut aus, und bewegt sich rüstig und rasch. Einladung nach Branitz, wo er einen neuen Park geschaffen, Hügel aufgeschüttet, Seen gegraben hat. Auch eine Erdpyramide hat

er dort errichtet, von 50 Fuß Höhe, und sehr breiter Seitenbasis, — wenn man will, möge man ihn dort begraben, sagt er. —

In Briefschaften gelesen, in Grote. — Wenn ich die Griechen lese, ihre Kunstwerke betrachte, fühl' ich mich stets erquickt, erhoben, das Gemüth wie gereinigt, den Geist erhellt! Es ist denn doch leider nicht möglich, sich der einen Richtung ganz hinzugeben, sonst thät ich weiter nichts, als immerfort Homer und Herodot, Thukydides, Platon, Pindar und Sophokles lesen. —

Die Kreuzzeitungspartei schreit jetzt nach Preßfreiheit, und schreit gegen neue Steuern, weil diese nothwendig nun auch auf sie mitfallen. Sie will alles für sich allein, nicht für die Andern mit! —

Ein Herr von Pochhammer treibt als Irvingianer in Magdeburg ungestraft und ungehindert sein Unwesen, predigt, theilt das Abendmahl aus, hält Versammlungen, — die Behörden schweigen; regt sich etwas von freier Gemeinde, gleich sind sie flink bei der Hand, hemmen, verfolgen, bestrafen! —

Montag, den 13. October 1856.

Nachmittags kamen zugleich Frau Bettina von Arnim und Frau Elise von Hohenhausen, die erstere wünschte der letztern auszuweichen, konnte es aber nicht, und benahm sich dann herb und unangenehm gegen sie, indem sie ihr zugleich eine nicht freundliche Bestellung an Fräulein Funk in Frankfurt an der Oder auflud; den Besuch der Frau von Hohenhausen lehnte sie dergestalt ab, daß diese gleich auf ihn verzichtete. — Herr Achmet brachte mir neue Päcke, und nahm Abschied, er geht morgen zu seiner Bestimmung nach Leipzig ab. Die Päcke sind diesmal nur Gedrucktes. —

„Mittheilungen aus dem Leben der Herzoge zu Sachsen-Meiningen und deren Beziehungen zu Männern der Wissenschaft. Von Ludwig Bechstein. Halle, 1856." In Betreff Goethe's und Schiller's mancherlei Bemerkenswerthes. —

Preußen bringt die Neuenburger Sache an den Deutschen Bundestag. Ich bin begierig zu sehen, was die äußerste Sophisterei oder Dummheit wohl ausklügeln wird, um auch nur den Schein eines Rechtsgrundes zu schaffen, vermöge dessen der Deutsche Bund sich mit jener Sache zu beschäftigen haben soll! „Der Bund soll seinem Mitgliede, dem Könige von Preußen, zu seinem Recht verhelfen, ihm Neuenburg mit Kriegsgewalt wieder verschaffen." Aber der König ist nicht einmal für Ost- und Westpreußen, nicht für Posen, Mitglied des Bundes, noch weniger als Fürst von Neuenburg! —

Der Schauspieler Hofrath Schneider, Vorleser des Königs, kam im Sommer von einer Reise zurück, auf der er auch besonders Neuchatel besucht hatte, — man glaubt sogar, in geheimen Aufträgen! Nun ja, wie die Werke so die Werkzeuge, und umgekehrt! Bei seiner Rückkehr versicherte er, ganz Neuchatel ohne Ausnahme sei royalistisch, man brauche nur die Hand auszustrecken, und es sei wieder preußisch, die republikanische Parthei sei eine fremde, eingedrungene, ein Hauch nur sei nöthig, um sie wegzublasen. Solchen blinden Schmeichlern glaubt man dann allzugern, und das Unheil bleibt nicht aus. —

Dienstag, den 14. Oktober 1856.

Brief aus München von Herrn Prof. Carriere, der keinen Operntext geschrieben hat, und wenn er etwa noch einen solchen schreibt, ihn, wie Bettina sehr wohl wisse, dem Musiker Hauser geben muß, dem Freunde Joachim's, der ihn darum

gebeten hat; Bettinens liebenswürdig despotische Art wolle das gern umstellen, aber es sei eine moralische Unmöglichkeit für ihn, ihr hierin zu willfahren. —

Der Generaladjutant Leopold von Gerlach hat sich schon wieder an der Seite des Königs gezeigt! Der Prozeß gegen den Schuft Lindenberg ist gestern in Potsdam nicht verhandelt, sondern über acht Tage ausgesetzt worden. Gerlach will sich als Zeuge nur vom Militairgericht verhören lassen. Das giebt schon Zeitgewinn! —

Der König soll ganz außer sich sein über das Fehlschlagen des Neuenburger Putsches, und besonders über seine Machtlosigkeit, für seine dortigen, in's Pech gerathenen Anhänger etwas zu thun; die fremden Mächte hiefür anrufen zu müssen, soll ihm die größte Pein verursachen, und ob durch dieses Mittel der Zweck erreicht wird, ist sogar noch zweifelhaft. In Schweizer Blättern las man schon die Frage, mit welchem Rechte der König erwarten könne, daß die Schweiz die offenbaren Rebellen begnadige, da er die Freisinnigen seines Landes, die sein Beispiel recht eigentlich verführt habe, in Zuchthäusern und auf Festungen schmachten lasse? —

Zum Geburtstage des Königs morgen ist wieder die Aufführung der Oper La clemenza di Tito angesetzt. Die Leute fragen, ob Herr von Hülsen damit eine Schmeichelei oder eine Aufforderung beabsichtige? Uebrigens hat der König Kirchenfeier, Kanonendonner ꝛc. anbefohlen, was den sonst wohl schaulustigen und prunkliebenden Berlinern noch immer wenig gefallen will, da der vorige König seinen Geburtstag zu feiern ganz allein dem Volk überließ, und für sich Einfachheit und Stille liebte. —

Das Hinaufschrauben unsres Staatshaushaltes zu immer wachsender Höhe, die blinde Verschwendung und die Zunahme der Steuerlast ist eine wahre Schwächung des Staates; er verzehrt seine Macht im tiefsten Frieden unnützerweise, und

wird ſchwach erſcheinen, wenn er ſeine Macht am nothwendigſten zeigen und brauchen ſoll. Geſetzt, Preußen müßte einen ſchweren Krieg führen, woher ſollen da die Hülfsquellen kommen? Welche Erhöhung der Steuern wird da möglich ſein? welche Anleihen wird man machen können? — Die unnöthigſten Ausgaben werden gemacht, als ob ſie die nothwendigſten wären, müßige Gedankenloſigkeit iſt erfinderiſch in koſtbaren Vorſchlägen. Für die ſchreienden Bedürfniſſe des armen Volkes hat man kein Ohr, denen abzuhelfen wird nicht gedacht, da iſt gleich alles menſchenfreundlicher Wahn, unpraktiſch, unmöglich. Die Wiedereinführung der dreijährigen Dienſtzeit iſt einer der heilloſen Einfälle, denen in Preußen nicht leicht ein Widerſpruch entgegengeſetzt wird. —

Mittwoch, den 15. Oktober 1856.

Ausgegangen mit Ludmilla. Die Kaufleute ſchmücken ihre Laden und den Bürgerſteig mit Laubgewinden und Fahnen, das Beiſpiel erregt Wetteifer, doch iſt daraus nicht im geringſten auf Geſinnung zu ſchließen, nur das Geſchäft wird dabei bedacht. —

Zu gleicher Zeit empfang' ich zwei Bücher, die mir ſehr willkommene Erſcheinungen ſind: „Voltaire und Rouſſeau. Von Jürgen Bona Meyer, Berlin, 1856.“ und „Geſchichte der franzöſiſchen Nationallitteratur. Von Eduard Arnd. Berlin, 1856. Erſter Band.“ In beiden wird die franzöſiſche Litteratur endlich einmal wieder mit Kenntniß und Gerechtigkeit behandelt, und in der erſtern Schrift namentlich Voltaire als Menſchenfreund und Wahrheitsfreund anerkannt. Mir ſehr unerwartet, und ſehr erfreulich! Die unwiſſende Anmaßlichkeit im Verurtheilen und Verwerfen dieſer auch uns heilſam gewordenen und grade jetzt wieder ſehr be-

Wolf, der deßhalb mit Niederländern gesprochen hat, zu erhalten. — Von diesem unserem Freunde sollen Sie heute ein Briefchen mit Notizen eingelegt haben, er hat es mir ankündigen lassen. Die größere Arbeit über sein Leben hat er nach Ansicht des Buches, wo von ihm die Rede sein soll, wieder zurück gelegt, da sie zu ausführlich würde für diesen Ort. Sie geht uns deßhalb nicht verloren. Ich habe köstliche Stücke daraus gesehen. —

Wegen der Wittwe Ihres verstorbenen Freundes Tralles habe ich Erkundigungen eingezogen, und kann Ihnen das Tröstliche sagen, daß Herr Ancillon in der Akademie den Antrag gemacht, bei Sr. Majestät dem Könige eine Bitte einzureichen, der Wittwe außer der gewöhnlichen Pension noch eine besondere Unterstützung jährlich zu gewähren. In besseren Händen könnte die Sache nicht sein. Sobald die Kälte nachläßt, will ich die Frau persönlich aufsuchen, und ihr die Theilnahme bestellen, welche Sie ihr bezeigen. Herr Ancillon beweist sich in der That sehr menschenfreundlich, und benutzt seine überaus günstige Stellung sehr zum Guten.

Die Blätter, welche Sie uns mitgeschickt, machen unsre Bewunderung. Meine Frau will, daß ich mit ihren besten Grüßen Ihnen dies ihrerseits ausdrücklich sage. Wir hoffen auf das noch Rückständige. Die Handschrift gebe ich nicht weg. Zu ändern ist nichts. —

Ich greife nach allerlei litterarischen Blättern, um Ihnen etwas Ergötzliches zu senden. Sehen Sie zu, was es alles ist! Das Schriftchen von Zimmermann ist mir überaus lieb. Die Predigt von Schleiermacher wird von Einigen sehr gepriesen; ich finde sie dürr, dürr! es ist kein Tropfen Saft darin! Und der Inhalt und die Richtung — flößen kein Vertrauen ein! —

Ich hoffe und wünsche, daß Sie nicht von der Kälte

achtungwerthen französischen Größen hat mich lange genug geärgert. —

Abends mit Ludmilla etwas früher als gewöhnlich weggegangen, um die Straßenbeleuchtung zu sehen, die freilich nur theilweise unter den Linden und in der Behrenstraße, bei Gerson's Kaufladen und einigen andern Handlungen und Gasthöfen stattfindet, bei einigen sehr prächtig und geschmackvoll. Die Leute sehen diese Beleuchtung wie empfehlende Anzeigen ihres Geschäfts an; bekannte Demokraten zünden Lichter an, bekannte Royalisten unterlassen es. —

Große Beförderung im Kriegsheer; unter andern ist General Adolph von Willisen Generallieutenant geworden, und zugleich Generaladjutant des Königs; er war bisher General à la suite. —

Für die englische Prinzessin, die der Sohn des Prinzen von Preußen heirathen wird, sollen die Hofdamen bereits so gut wie bestimmt sein, Fräulein von Luck und vielleicht Fräulein von Griesheim; der König stellt die Wahl ganz der Prinzessin von Preußen anheim. Jedenfalls will man ganz junge Hofdamen, 25 Jahre wären schon zu viel! Uebergroßer Zudrang zu solchen Stellen. —

Der König hat den Güterbesitz des Grafen von Arnim-Boytzenburg zur „Grafschaft Boytzenburg" erhoben. Dergleichen Alterthümlichkeiten sind eine große Liebhaberei des Königs. —

Reumont hat in einem Aufsatz über die Familie Bonaparte nachgewiesen, daß sie ihren Ursprung bis in das neunte Jahrhundert zurückleitet. Der König spricht davon mit Wohlgefallen und legt großes Gewicht darauf, obschon die Geschichtskritik dergleichen Nachweisungen verwirft. Daß der jetzige Machthaber in Frankreich ein ächter Bonaparte sei, hat Reumont *nicht* nachgewiesen. Dafür hat ihm jener auch den Orden der Ehrenlegion gegeben. —

Donnerstag, den 16. Oktober 1856.

Ausgegangen mit Ludmilla. In der Rotunde des alten Museums das neue Bild von Biefve gesehen, der Kriegsrath Farnese's vor Antwerpen; ein prächtiges, ansprechendes Bild. Erzbildsäule des Königs Friedrich Wilhelms des Dritten in der Tracht eines römischen Imperators; herrlich gearbeitet, aber lächerlich und ärgerlich; der König, wachte er auf, würde wüthen über die Maskerade, würde das Erz einschmelzen lassen. Herrn Dr. Paribei gesprochen, er sagt mir, daß Kaulbach als sechstes Wandgemählde im Treppenhause des Neuen Museums den Columbus und den Dr. Luther mahlen wolle, der König aber dies weigre, wenigstens den letztern nicht gestatte. Und doch begünstigt er das aus der Union ausscheidende starre Lutherthum! Oder ist hier die Vorliebe für das Katholische maßgebend? Die Leute machen dazu bedenkliche Gesichter. —

Frau Bettina von Arnim kam um 2 Uhr und setzte sich mit uns zu Tisch. Sie klagte sehr, sie habe ein leises Nervenfieber gehabt, durch stündliches Einnehmen von Aconit (homöopathisch) sei aber ihr Puls von 84 Schlägen auf 64 herabgebracht. Sie war gestern in der Oper und von ihr entzückt. Ich theilte ihr den Brief Carriere's mit; sie schalt lachend auf ihn. Sie fragte nach Pückler, ich sagte ihr, er sei zum Kaffee gekommen und sehr liebenswürdig gewesen, das verdroß sie, aber schon weniger, als sie hörte, daß Frau von Hohenhausen nicht dabei gewesen; dann fuhr sie auf: „Und weiß denn der Flez gar nicht, daß ich noch in der Welt bin? Warum läßt er sich nicht sehen? Doch mir ist nichts an ihm gelegen, ich hab' ihn verbannt. Sagen Sie ihm doch, ich hätte nach ihm gefragt.“ Nun kommt aber eine Geschichte, die in ihrer Art einzig ist! Vor längerer Zeit hatte mir Bettina einen Brief an sie von Sismondi geschenkt, aber eine Abschrift davon verlangt, die von Ludmilla bereitwilligst angefertigt und Bettinen eingehändigt wurde. Heute bringt mir

Bettina triumphirend ein Blatt, ich soll es lesen, aber noch nicht sehen, von wem es ist. Beim ersten Blick erkenn' ich Ludmilla's Hand, und rufe dies wiederholt aus. Bettina verweist mir das, und sagt, ich solle nur lesen, laut lesen, ich thue es, und sage nochmals, aber wie kommt Ludmilla's Schrift in Ihre Hand? Beim Lesen erkenn' ich alsbald, daß es die Abschrift jenes Briefes ist; als ich ihn zu Ende gelesen, sagt mir Bettina von dem schmeichlerischen Inhalt sehr befriedigt: „Nun, behalten Sie nur den Brief, es wird Ihnen doch lieb sein, die Handschrift eines so berühmten Mannes wie Sismondi in Ihrer Sammlung zu haben!" Bis dahin wäre noch alles leicht erklärlich, sie kann die Abschrift für Sismondi's Autograph gehalten, alles Frühere vergessen, und meine Ausrufe wegen Ludmilla's Handschrift für irrig gehalten haben; aber eben am Rande der Abschrift stand Copie geschrieben, dies eine Wort ist vorsichtig abgerissen, nur der Strich darunter noch stehen geblieben. Wer hat das abgerissen? Wenn Bettina, so war sie also nicht getäuscht, wollte aber mich täuschen, und nur das Eine, daß die Abschrift von Ludmilla sei, war ihr ganz entfallen, ganz undenkbar. Ich begehrte von ihr keinen Aufschluß, ich befürchtete ihre zu große Beschämung, ihre zu heftige Verwirrung. —

Freitag, den 17. Oktober 1856.

Besuch von Herrn Dr. Schleiden, ehmals schleswig-holsteinischer Bevollmächtigter hier und in Paris, jetzt bremischem Handelsagenten in Washington. Erinnerungen aus den Jahren 1848 bis 1850. Jetzige Zustände in Deutschland, in Frankreich, in Nordamerika. Die Deutschen gedeihen in letzterem Lande. Großer Aufschwung Bremens, allgemeine Wohlhaben-

heit. Schleiden reist nach Königsberg, seines Vaters Schwester die verwittwete Professorin Horkel dort zu besuchen. (Prof. Schleiden in Jena auch ein Verwandter.)

Gegen Abend Besuch von der Gräfin Klothilde von Kalckreuth, witzige Unterhaltung, unerschöpflich gute Laune. —

Daß Preußen seine Neuenburger Geschichten an den Deutschen Bund bringt, erscheint immer lächerlicher. Der Bürgermeister Smidt in Bremen hat gesagt, nun könne nächstens auch Oesterreich den Bund auffordern ihm zum Königreich Jerusalem zu verhelfen, von dem der Kaiser den Titel führe, den ihm niemand bestreite. Lärm genug wird gemacht; in Paris, bei der europäischen Konferenz, in Frankfurt am Main bei der Bundesversammlung, in Berlin beim zu erwartenden allgemeinen Landtage, in der Schweiz beim Bundesrath. „Wie wär's, man brächte die Sache auch beim Kongreß der Vereinigten Staaten an?" — Die haben ja gar nichts mit der Neuenburger Sache zu thun! — „Ja eben deßwegen." Auswärtige Blätter decken die Schwäche der preußischen Politik schonungslos auf, und das Verbot der Augsburger Allgemeinen Zeitung hat die andern mehr erbittert als erschreckt, sie haben auch wenig von ähnlichen Maßregeln zu fürchten, da ihre Verbreitung in Preußen nur gering ist. Am Rhein wird die Allgemeine Zeitung trotz des Verbotes doch noch viel gelesen, die Gränzen sind überall so nah und der Verkehr so lebhaft! Hunderte von Preußen berühren täglich andre deutsche Länder, wo jene Zeitung noch erlaubt ist, sie nehmen die Blätter mit oder doch den Inhalt des Gelesenen. —

„Englische Dichter. Eine Auswahl englischer Dichtungen mit deutscher Uebersetzung von O. L. H . . . . . r. Leipzig, Georg Wigand, 1856." Das Englische ist zur Seite beigefügt. Der Uebersetzer ist der unglückliche Heubner im Zuchthause zu Waldheim. Es ist Pflicht, dies Büchlein zu kaufen,

das übrigens, auch abgesehen von den Umständen seiner Entstehung, verdienstlich und werthvoll ist. —

Das Leben hier geht rasch und geräuschvoll weiter, in hundert sich durchkreuzenden Richtungen, deren jede sich nur um sich selbst bekümmert, Eigensucht, Habgier, Ehrgeiz, Eitelkeit, Pracht und Genuß scheinen die alleinigen Triebfedern der Menschen zu sein. Dem Anscheine nach sind die heutigen Lebensströmungen gänzlich abgeschnitten von denen des Jahres 1848, sichtbar besteht kaum noch ein Zusammenhang, obgleich seit jenem Jahr unsre Staatswelt eine ganz neue Gestalt bekommen hat. So sieht es von der Oberfläche betrachtet aus. Aber zuverlässig gehen in der Tiefe unsichtbare Fäden aus jener Zeit durch die unsrige stark und fest in die Zukunft hinüber, und ein großer Theil des Inhalts, des tiefern Inhalts unsrer Tage wird sich erst erkennen lassen, wenn eine neue Erschütterung die hüllenden Decken zerreißt, unter denen er verborgen lebt und wirkt. —

Sonnabend, den 18. Oktober 1856.

Besuch von Fräulein Johanna Beyer aus Halle, der Tochter des Wirthes, bei dem ich 1806 dort als Student gewohnt habe. Sie hat ein Anliegen hier, bei welchem der Oberhofprediger Strauß sie bestens unterstützt. Beim Angriff der Franzosen auf Halle, wo man in den Straßen focht, eilte der damalige Student Strauß die Straße entlang, alle Hausthüren waren verschlossen und nirgends eine Zuflucht, der alte Beyer, mein Wirth, sah ihn kommen, ließ ihn ein, und schloß dann gleich die Thüre ebenfalls. Unmittelbar darauf schlug eine Kanonenkugel vor der Thüre auf das Pflaster, und würde den Strauß zerschmettert haben, wäre er nicht in das Haus aufgenommen worden. Dafür bezeigt er sich nun nach fünfzig

Jahren dankbar, und wird den Minister von Raumer dem Fräulein günstig zu stimmen suchen. –

Die Schrift von Jürgen Bona Meyer über Voltaire und Rousseau ist eine erfreuende Erscheinung, allein im Ganzen doch nicht so frei und kühn, als es der Gegenstand erforderte. Dasselbe gilt auch von dem Werke Eduards Arnd, der nichts in schneidender Schärfe frisch heraussagt, sondern leise auftritt, sehr viel zugiebt, wenig behauptet, immer vermittelt und bedingt, und in seiner Wirkung daher auch den engen litterarischen Kreis kaum überschreiten, hier aber seine laue Wärme auf den Bücherbrettern bald abkühlen wird. Eduard Arnd hat seine Behandlung und Schreibart sehr nach Friedrich Schlegel gebildet, ich glaube manchmal Stellen von diesem zu lesen, nämlich aus seiner spätern Zeit, wo er nicht mehr berlinisch und jugendlich stürmend, sondern katholisch, österreichisch und weltklug-schleichend geworden war. Doch ist Arnd wesentlich protestantisch und freigesinnt. —

Der Hamburger Korrespondent enthält einen Artikel über Neuenburg, der die preußische Ansicht und Führung dieser Angelegenheit einer scharfen Kritik unterzieht. Ein scheinbar günstiger Artikel des Pariser Constitutionnel enthält ebenfalls Bemerkungen, die ziemlich einschneiden. Frankreich ist zufrieden, wieder einmal zu Gericht zu sitzen in einer Sache, die man europäisch nennt, und die den König von Preußen betrifft. Der Constitutionnel beruft sich gegen die Schweiz auch auf die Wiener Verträge von 1815; nach diesen Verträgen darf auch kein Bonaparte in Frankreich regieren, der Schweiz ist sonach die Antwort leicht gemacht. —

Nachrichten aus Paris sagen, die angebliche Krankheit Louis Bonaparte's sei eine leere Erfindung, er befinde sich vollkommen gesund. Dagegen bezweifeln sie das Zustandekommen der Pariser Konferenzen. Da fiele die Neuenburger Sache denn wieder zu Boden! —

Es war die Rede davon, daß Preußen noch immer in sich gespalten sei, daß kein versöhntes, kein einträchtiges Streben walte, daß die Regierung gehässig als Parthei verfahre, und daher Haß und Unzufriedenheit errege, daß keine Amnestie erfolge, und dergleichen mehr. Ein angesehener Mann beklagte diesen Zustand gleichfalls, meinte aber, der Zwiespalt könne nicht aufhören, so lange die Verfassung daure, der König fühle sich unter diesem Zwang ganz unselig, der allgemeine Landtag mit seinen beiden Häusern sei ihm unleidlich, auch in der jetzigen Gestalt, die er doch selber so bestimmt habe. Einheit und Eintracht seien erst dann möglich, wenn dies Unwesen abgeschafft sei. Der König aber werde eine solche That nicht auf sich nehmen. — Daher wird jener Zustand bleiben. —

Sonntag, den 19. Oktober 1856.

Geschrieben. Ordnen der Papiere von Bettina von Arnim nach stundenlangem Arbeiten und Mühen wenig Erfolg! Das schon Geordnete schickt sie mir durcheinandergeworfen wieder als noch Aufgefundenes zu, manches zur Ergänzung Nöthige behält sie zurück, andres kommt in kleinen Gaben, gemischt mit einem Wust unnützer werthloser Blätter. Bisweilen ist das Papier, worin Blätter eingewickelt worden, bewahrenswerther als das Eingewickelte! —

— Als wir nach Hause kamen, fanden wir Bettina von Arnim, die schon zum zweitenmale nach uns fragte. Sie erzählte eine verworrene Geschichte vom Fürsten von Pückler, den ich ihr geschickt haben soll, der zu Pferde vor ihre Thüre herangesprengt sei, aber nur mit Fräulein Armgart ein paar Worte gewechselt habe, und ohne abzusteigen weiter geritten sei: was an der Sache wahr ist, und wie es geschehen sei, wollte nicht

klar werden. — Einſtweilen iſt die Signora Riſtori von Bettinen zum Abgott erhoben, nichts ſteht über ihr, nichts ihr zur Seite; die Rachel heißt kurzweg „ein Luder". Auch der Mahler Biefve wird niedergetreten in Schmach und Hohn, warum iſt ſein Bild an dem Ort aufgeſtellt, wo nach Bettinens Willen die Tizianiſche Kopie von Ratti ſtehen und bewundert werden ſollte! —

Beſuch vom Generallieutenant Adolph von Willisen. Ueber die Lage der Dinge in der Türkei, in den Donaufürſtenthümern, alles in Zweifel, in Verwirrung; der Einfluß Frankreichs übergroß, aber in ſeinen Zwecken dunkel, in ſeinen Wandlungen unberechenbar. Die Neuenburger Geſchichte eine dumme Geſchichte! Warum an den Bundestag, warum an die Pariſer Konferenz? Beides nutzlos! Mancherlei Mittheilungen, vom Hof, aus der Geſellſchaft. —

Montag, den 20. Oktober 1856.

Abends mit Ludmilla im Opernhauſe die Medea der Signora Riſtori angeſehen. Im vollen Hauſe, bei größter Hitze, auf umdrängten Sitzen, war mir etwas ängſtlich, doch überwand ich alles und hielt bis zuletzt aus. Das Spiel der Künſtlerin iſt meiſterhaft, doch hab' ich Beſſeres geſehen, namentlich auch als Medea die große Sophie Schröder, dann Mlle. Rancourt, Mlle. Georges, von der Rachel kann ich nicht reden, aber Ludmilla ſetzt dieſe weit über die Riſtori, und mich dünkt mit größtem Recht. Bewundern muß ich die Riſtori, doch erſchüttert, im Innerſten durchſchauert, hat mich ihr Spiel keinen Augenblick. Sie ſpielt ganz in franzöſiſcher Weiſe, Tonwechſel, Akzente, Schreie, Gebärden, Händezittern ꝛc. ganz wie bei den Franzoſen. Sie wurde nach jedem Akt wiederholt gerufen, allein der Beifall war im Ganzen nicht

allzugroß, keine allgemeine Hingerissenheit, kein übereinstimmendes Bewältigtsein zeigte sich. Das Entzücken Bettina's scheint mir sehr willkürlich und launenhaft, es ist wie ein gewaltsamer Versatz, dem sich die Aussicht gesellt, der eignen Eitelkeit und Ruhmsucht durch den Namen der Ristori reiche Ernten zu bereiten, — wie es mit Liszt und Ole Bull war, und früher mit vielen andern. Und wie lange wird es dauern, so wird die Ristori bei diesen Arnim's nicht besser stehen, als jetzt Liszt, der nichts mehr gelten soll, der geschimpft und verachtet wird. Bettina und Gisela hatten Orchesterplätze und hörten mit andächtiger Spannung zu. —

Nachdem der Boden ziemlich fest und zum Auftreten haltbar gemacht war, fand heute die Schlußverhandlung der Lindenberg'schen Sache in Potsdam unter beschränkter Oeffentlichkeit Statt. Der General von Gerlach hatte sich als Zeuge gestellt, und den fraglichen Brief des Halunken an ihn im Allgemeinen anerkannt. Lindenberg ist zu 9 Monaten Gefängniß und einjährigem Verlust der bürgerlichen Ehrenrechte verurtheilt worden. Es scheint, man hat dem Prinzen von Preußen diese Genugthuung nicht versagen können, und auch der General von Gerlach würde sich durch weitere Weigerung vor Gericht zu erscheinen allzusehr dem Unwillen des Prinzen bloßgestellt haben. Sonst hat der Lindenberg genug Gunst und Schonung erfahren, und man wird ihn auch ferner trösten und möglichst entschädigen. Das Hauptärgerniß hofft man nun abgethan zu haben, der eigentliche Schaden aber besteht fort. —

Die Rückkehr zum System der Einzelhaft und die Entfernung des Direktors Bormann vom Zellengefängniß in Moabit ist eine Reaktion der höfischen Frömmelei gegen die segenvollen Anordnungen des Präsidenten Wentzel, der die Arbeit im Freien für die Sträflinge durchgesetzt hatte. Die hartherzigste Bosheit zeigt sich in dieser Reaktion schamlos. —

Der Feldmarschall von Wrangel schmeichelt sich sehr mit der Hoffnung, er werde in den Fürstenstand erhoben werden. Mit solchen Albernheiten ist man nur zu sehr beschäftigt. Seine eigne Parthei spricht ihm alles Verdienst, alle Würdigkeit ab, und der König treibt seinen Spaß mit ihm. —

Noch immer ist der gemeinsame Begräbnißplatz der Berliner Todten vom 18. März 1848 dem Hof und der Regierung ein Dorn im Auge, man hat ihn längst unzugänglich gemacht durch dichtverwachsenes Gebüsch, aber nun soll beschlossen sein, ihn ganz aufzuheben, und die Leichen in ihre betreffenden Kirchhofsprengel zu vertheilen. Die Kosten, gegen 18,000 Thaler, will der Magistrat auf die Reste der für die Hinterbliebenen dieser Todten gemachten Sammlungen anweisen! —

Dienstag, den 21. Oktober 1856.

Nachmittags kam Frau Bettina von Arnim, ganz erfüllt von der gestrigen Vorstellung, sie sagte, sie sei aus dem Weinen gar nicht heraus gekommen, habe gar nicht sprechen können, die Begeisterung Gisela's war nicht zu schildern. — Als ich gestand, Größeres gesehen zu haben, war Bettina wohl etwas verdutzt aber keineswegs empört, im Gegentheil zeigte sie einige Befriedigung darüber, und sagte unter andern: „Auch der Herman Grimm ist ganz außer sich vor Entzücken, das könnte er ganz gut bleiben lassen, ich weiß gar nicht, wie er dazu kommt." Ich sah schon, daß auch Gisela's Begeisterung Bettinen etwas zu viel wurde. Große Mängel gab sie zu, Umschlagen der gewaltsamsten Momente, Unzulänglichkeit des dämonischen Ausdrucks, gänzliche Nachahmung der Franzosen, vor allem gründliche Schlechtigkeit des Legouvé'schen Stückes. Sie wußte übrigens nicht, und bestritt es anfangs, daß Medea am Schluß ihre Kinder tödtet! Bettina war von der besten

leiden wie wir in Berlin! Alles Schönste und Beste! Viele Grüße auch dem verehrungswürdigen Einsiedler!

Leben Sie wohl, mein theurer Freund, und bleiben Sie der treuen Gesinnungen versichert

Ihres

K. A. V. v. E.

Alexander von Humboldt wird bald nach Paris zurückkehren, so sagt mir Herr Geheimerath Ancillon, den ich neulich besuchte, um ihm ein Exemplar meines kleinen Angelus zu bringen, das er für eine Prinzessin schriftlich erbeten hatte. Auch dem Kronprinzen hat er ein Exemplar davon mitgetheilt, der mir schriftlich dafür danken ließ. Das Schriftchen ist nämlich nicht im Buchhandel. Ich gestehe, ich hätte diesen Beifall für jene Sprüche kaum vermuthen dürfen! Ich selbst habe Humboldt nicht gesehen, auch den Minister nicht kürzlich. Er macht fast gar nicht mehr von sich reden; kein Witz, keine Laune im Umlauf! — Trauriges, verstimmtes, lückenvolles Karneval! — Der Minister Graf Bülow ist der Einzige, der noch zu lachen macht. Der König sagt ihm auf der Assemblee, wie sehr es ihm leid sei, daß Herr von Voß gerade jetzt krank danieder liege; Graf Bülow antwortet mit verbindlicher Ehrfurcht „Ew. Majestät können überzeugt sein, daß es ihm gewiß auch sehr leid ist!" Ferner: der König macht die Bemerkung, ein rothglühendes Eisen erkalte in einer Stunde, die Lava vom Vesuv könne man 24 Stunden nach ihrem Ausflusse noch nicht erfassen. „Ew. Majestät," versichert Graf Bülow mit lehrreicher Ehrerbietung, „das ist die natürliche Wärme." Den König haben diese Antworten sehr belustigt. —

Laune, sah vortrefflich aus, wir hatten die lustigsten Gespräche voll Uebermuth und Lachen, dreimal war sie im Weggehen und kehrte stets wieder um, es war ein Feuerwerk, zu dessen letzten Blitzen und Schlägen glücklicherweise Ludmilla noch kam. —

Es heißt, der König habe ein Gebet eigenhändig verfaßt, das künftig bei jedem evangelischen Gottesdienste von dem Prediger gesprochen werden soll. Der Inhalt und Ausdruck sollen denen der katholischen Messe fast gleichkommen. Ein Superintendent hat schon gesagt, wenn das eingeführt würde, bliebe allen protestantischen Geistlichen nur die Wahl, entweder sich als Katholiken zu bekennen, oder ihr Amt aufzugeben. Auch der Oberkirchenrath soll hierin mit dem Könige gar nicht einverstanden sein.

Lindenberg, so wird versichert, war nahe daran freigesprochen zu werden, in manchen Kreisen erwartete man es mit Gewißheit, weil man auf getroffene Verabredungen rechnete. Die Richter sollen in der That sehr nachsichtig gestimmt gewesen sein und einige wichtige Punkte nicht zur Sprache gebracht haben. Hierauf gestützt, meinte der General Leopold von Gerlach mit den Richtern wenig Umstände machen zu dürfen, benahm sich barsch und spöttisch, nannte die Aktenstücke wiederholt „Wische", behandelte die ihm gestellten Fragen als lächerliche Dummheiten, und zwang auf diese Weise die Richter, auf diejenigen Punkte zurückzugeben, die sie bisher unerörtert gelassen, wodurch die Verurtheilung des Gerlach'schen Freundes unvermeidlich wurde. Die eignen Parteigenossen Gerlach's tadeln ihn hart, daß er das Spiel durch sein Betragen à la Hinckeldey verdorben habe. — Den Schmutzfleck, mit einem solchen Elenden, wie Lindenberg, in den traulichsten Verhältnissen gestanden zu haben, wäscht ihm nichts mehr ab. In solchen traulichsten Verhältnissen stand er auch mit dem Schullehrer Gericke in der Jägerstraße, der sich nach dem 18. März

1848 fälſchlich rühmte, er ſei es geweſen, der den Soldaten vor dem Bankgebäude ermordet habe! —

Die früheren Begnadigungen Lindenberg's in Königsberg werden damit erklärt (und entſchuldigt?), daß er von höchſten Behörden aufgefordert worden, nur keck in aller Weiſe gegen die Demokraten loszuziehen, denn wenn er auch von den Gerichten etwa müſſe verurtheilt werden, von Seiten des Königs könne man ihm Begnadigung zuſichern. —

Mittwoch, den 22. Oktober 1856.

Nachmittag kam Frau Bettina von Arnim, ſie war eilig und verkündete mir nur mit raſchen Worten, ich werde von allen Seiten wie von wilder Jagd gehetzt werden, die Giſela ſei wüthig, daß ich beſſres geſehen haben wolle, wie die Riſtori, ganz wüthig, ich ſolle mich in Acht nehmen, man könne mir ja manches anthun, ich ſolle mich bekehren. Eben werde hier bei Schneider eine Kritik über die Riſtori gedruckt, der Aufſatz ſei auch ſchon in's Franzöſiſche überſetzt und mehrmals zitirt worden, mehrmals zitirt, — wie und wo wird nicht geſagt, — den ſoll Schneider mir ſchicken, ſie habe es ihm ſchon geſagt. Wahrſcheinlich iſt es Giſela's Aufſatz, der in der Allgemeinen Zeitung ſtand. Ich habe nichts dagegen! Mögen ſie doch ſehen, wie ſie mit ihrem Treiben durchkommen, mit ihrem Pſychographen und ihrer Riſtori-Trunkenheit! — Bettina war eilig, ſie mußte nach Hauſe, denn ſie hatte der Riſtori einen Beſuch gemacht, ſie aber nicht getroffen, nun wäre es doch möglich, daß die Riſtori zu ihr käme, und da müſſe ſie doch bereit ſein ſie aufzunehmen. Nun ja, ſie wiſſen ihre Sache zu betreiben, mit Opfern und Selbſtverläugnungen, mit Demüthigungen, nur um nachher deſto mehr zu prahlen! Bettina hat ihren Namen und Eigenſchaften durch Teichmann der Riſtori hoch erklingen laſſen, iſt aber des Erfolgs noch gar

nicht ſicher. — Seltſam, daß Grimm die Riſtori preiſt und bewundert, ſoll gar nichts gelten, nur daß Giſela ſie rühmt, ſoll Werth haben! —

Frl. *, die früher von Bettinen gerühmt und erhoben wurde, erfährt jetzt die äußerſte Ungunſt, und wird geſcholten, denn ſie will nicht länger alle mühſamen Modellirungen machen, die Bettina von ihr verlangt. Bettina klagt mit Verdruß: „Ich habe ſo lange Zeit der Perſon immerfort ſchmeicheln und ſie willig erhalten müſſen, und nun iſt's doch nichts mit ihr!“ —

Donnerstag, den 23. Oktober 1856.

Zu Mittag kam Bettina von Arnim und ſetzte ſich mit zu Tiſch. Neue Vorwürfe, daß ich nicht für die Riſtori ſchwärme; Bekenntniß, daß auch Andre urtheilten wie ich, namentlich Rauch, daß der Beifall nicht der rechte, nicht allgemein geweſen, — heute werde alles beſſer ſein, man müſſe nicht nur Beifall klatſchen, ſondern auch brava rufen. Wiederholte Erzählung vom Blumenſtrauß, vom verfehlten Beſuch, von Giſela's Zorn. — Uebrigens macht ſich Bettina noch ſonſt viel zu thun. Frl. * iſt in Ungnade, eine andre Gehülfin modellirt den Genius der Preßfreiheit (Preßbengel nennt ihn Bettina) für das Goethedenkmal, an dem immerfort verändert, gefeilt und geflickt wird. Recenſionen über die Geſpräche mit Dämonen ſollen zuſammengedruckt werden; bis jetzt iſt kein einziges Exemplar dieſes Buches verkauft worden! Carriere ſoll die Oper Prometheus flugs fertig machen, und ſie nicht, wie er verſprochen, dem Komponiſten Hauſer, ſondern dem jungen Rubinſtein geben, der „jetzt der größte Komponiſt auf der Welt“ ſei! Fragen wegen Arnim's naturwiſſenſchaftlichen Papieren, wiederholte Antwort, daß es gewöhnliche Studien-

notizen seien, völlig werthlos. Im Weggehen giebt mir Bettina die Hand, und sagt, wie es auch mit der Ristori sein möge, gute Freunde bleiben wir doch! Ihr mißfällt es, daß Grimm von ihr entzückt ist! —

Die Zeitungen geben den Inhalt der preußischen Eröffnungen an den Deutschen Bundestag in Betreff Neuenburgs. Etwas Schlechteres kann schwerlich gedacht werden. Ohne Logik und Folgerung. Die Erklärungen von München, Stuttgart, Hannover ꝛc. sind schon eingegangen, sämmtlich ablehnend. —

Es heißt, die Schweizerregierung erbiete sich, die Gefangenen, an denen dem Könige so viel gelegen, laufen zu lassen, wenn er dafür das Recht Neuenburgs förmlich anerkenne. —

Freitag, den 24. Oktober 1856.

Bettina von Arnim kam heute nicht; vielleicht ist die Ristori bei ihr gewesen, dann hat sie vollauf zu thun, und vergißt einstweilen alles andre, Goethedenkmal, Früblingskranz, Rubinstein, Ratti u. s. w.

Am 22. starb hier Siegfried Julius Joseephy, Buchhändler und seit 1822 Buchhalter und Kassenverwalter der Spener'schen Zeitung. Er war von jüdischer Geburt, scharfsinnig, heiter, gutmüthig und gefällig in seltenem Grade. Mit Lommatsch befreundet und mit Holtei, Verleger des Origenes von ersterm und der Monatshefte des letztern. Ich verdank' ihm viele schöne Autographen. —

Der Oberst Graf Oriola, bisher Befehlshaber des Husarenregiments in Bonn, ist als Befehlshaber einer Brigade nach Frankfurt an der Oder versetzt worden. Seine Unfähigkeit, von Obern, Gleichen und Untergebnen anerkannt, ist seiner

Beförderung nicht hinderlich gewesen, und wird es auch künftig nicht sein. —

Nachsicht, Milde! Wir bedürfen ihrer Alle! Hamlet hat schon Recht! Im Behandeln der Menschen übte Rahel sie stets aus angeborner Güte, und oft im Uebermaß. Im Urtheilen aber dürfen wir der Wahrheit nichts vergeben, ja wir können es nicht, ohne völlige Bethörung und Verschwächung unser selbst. Auch mir ist Haß als persönlicher Zug fremd, ich empfinde ihn gegen Personen nur, insofern diese noch in Verbindung mit haßwürdigen Thaten stehen, getrennt von solchen sind sie mir Menschen wie Andre, und das Zeugniß kann ich mir geben, daß Rachsucht wegen erlittener Kränkungen und Bosheiten mich nie vergiftet, am wenigsten geleitet hat. —

Sonnabend, den 25. Oktober 1856.

Weil es ein so guter Gebtag, in den Thiergarten zu Frau Bettina von Arnim. Wir finden Mutter und Tochter und den Grafen von Flemming beim Kaminfeuer zum Theefrühstück versammelt, und werden von Allen freundlichst empfangen. Nach einigen muntern Wechselreden kam das Gespräch auf die Risteri. Fräulein Gisela bekannte ihre Leidenschaft für die Frau, jedoch gar nicht „wüthend", sondern unbefangen und liebenswürdig, dabei hat sie gleich der Mutter schon gleich die zweite Vorstellung (Maria Stuart) versäumt, was keinen „wüthenden" Eifer verräth. Fräulein Armgart versäumt mit Vorsatz alle Vorstellungen. Beim Weggehen begleitete uns Bettina die Treppe hinunter, und gestand mir unter dem Siegel der Verschwiegenheit, die Risteri langweile sie schon, sie sei ihrer schon müde, Risterimüde! Das war überraschend, so schnell hatte ich diese Wandlung doch nicht erwartet! Wir

besprachen auf dem Rückwege das Wunder; zum Theil erklärt es sich wohl aus dem Umstande, daß die Signora auf die Arnim'sche Zuvorkommenheit bisher nichts erwiedert hat. —

Abends mit Ludmilla in das Opernhaus. Francesca da Rimini von Silvio Pellico, und i gelosi fortunati von Giraud, wahrscheinlich aus dem Französischen übersetzt. Die Signora Ristori spielte in beiden Stücken vortrefflich, und hatte große Momente, doch reichte sie im Trauerspiel nicht an Sophie Schröder, im Lustspiel nicht an Mlle. Mars, und übertraf nicht Auguste Brede, nicht Amalie Neumann. Der Beifall war allgemein und groß genug, aber nicht stürmisch. Im Orchester waren Bettina und ihre Tochter.

Sonntag, den 26. Oktober 1856.

Besuch von Frau Bertha von Marenholtz, die ich seit einigen Jahren nicht gesehen, sie war inzwischen in England und Frankreich, in der Schweiz, und hat überall ihre Fröbel'sche Sache mit Erfolg betrieben und verbreitet, besonders in Paris, wo sie achtzehn Monate war, die Minister und mehrere Geistliche, besonders den Kardinal von Tours, dann aber auch reiche Protestanten für die Sache gewonnen hat; die Kindergärten gedeihen aller Orten, nur hier nicht! —

Nach dem Essen, als ich mich eben ausruhen wollte, kam Frau Bettina von Arnim. Sie fragte nach der gestrigen Vorstellung und war mit meiner mäßigen Zufriedenheit genug zufrieden, sie selber fand manches an der Ristori zu tadeln. Sie klagt, daß ihr das Gesicht immer schwächer, das Lesen schwerer werde, lesen aber müsse sie in schlaflosen Nächten, sonst würde sie toll, denn ihre Gedanken quälen sie nur, und reiben sie durch Aufregung und Unruhe völlig auf. Zum Beispiel, in vergangner Nacht, was hat sich ihr da alles vor

die Seele gestellt? Vor allem die Sorge für ihr Goethedenkmal, der Genius der Preßfreiheit soll beinahe fertig sein und ein Meisterstück werden, sie selber hat aber das Gebild noch nicht gesehen. Für die Ausführung des Ganzen die nöthigen Summen zu gewinnen, denkt sie an verschiedene Mittel. Herr Joachim könnte herumreisen und Konzerte geben zum Besten des Denkmals, doch scheint er dazu keine Lust zu haben, wie auch Liszt sie nicht hatte. Fräulein Gisela hat für die Ristori ein eignes Stück geschrieben, Salvotti hat ihre Prosa in italiänische Verse übersetzt, Gisela diese Uebersetzung der Ristori zugeschickt, die auch freundlich dafür gedankt habe — ob an Gisela geschrieben, ist zweifelhaft —, aber hier scheint sie die Sache vergessen zu haben: könnte man sie nicht veranlassen, zum Schluß dieses Stück für das Goethedenkmal zu spielen? nur daß es so hieße, das Geld möchte sie immerhin für sich behalten! Ferner, der Generalkonsul von Meusebach soll dem Sultan Abdul Medschid die „Gespräche mit Dämonen" übergeben, dafür bekommt er gewiß einen Orden! Dann aber soll seine Mutter das Ehrenlegionskreuz des alten Napoleon, das Gneisenau als Siegesbeute von Belleallance einst seinem Freunde Meusebach geschenkt, dafür Bettinen geben, die es dem Kaiser der Franzosen schicken will, der dann nicht umhin kann, etwas Außerordentliches für sie zu thun! Ferner, der Sohn des Bankiers von Magnus hat einen wurtembergischen Orden bekommen, da wird der Vater in freudiger Stimmung sein, und Bettina will ihm schreiben, er soll die große Geldsammlung für das Goethedenkmal beginnen, der König könne nicht anfangen, wünsche aber, daß jener vorangehe! Mit solchen Phantasieen quält sich die arme, ruhelose Frau! Ich suche sie zu beschwichtigen, und sie geht ziemlich befriedigt fort. —

Montag, den 27. Oktober 1856.

Nachmittags kam Bettina von Arnim, sie zeigte mir ein Sonett von Goethe, das ich noch nicht kannte, auch zwei andre schon gedruckte, zu denen sie einen Wirrwarr von Erklärungen gab, die alle zu ihrer Verherrlichung dienen sollten, aber meist nicht gelangen, daher sie selber zuletzt alles Gesagte einen Wirrwarr nannte, und sich über ihr Gedächtniß, ihren Kopf beklagte. — Dann sprach sie von Herrn und Frau von * mit großem Mißfallen, nannte sie klatschiges Volk und falsch, mir thäten sie vor den Augen ganz freundlich, hinterrucks aber sprächen sie garstige Dinge von mir, die sie mir nie wiedersagen werde, besonders sei die Frau sehr widrig, und habe ihr neulich im Opernhause Fragen gethan, die kein ordentlicher Mensch mache. Während Bettina dies erzählte, sah sie recht bös aus, und merkte scharf auf die Wirkung, die das Gift in mir etwa machte, da sie sah, daß ihre Arglist — denn ich halte ihr Gerede für eine leere Erfindung, — gar nichts bei mir verfing, wurde sie unwillig und schalt in's Blaue hinein auf die Menschen, die ihrer nicht werth seien. Dann sprach sie plötzlich von Rubinstein, er sei nach Nizza zur Kaiserin von Rußland berufen, er solle und müsse einen Opernext bekommen, ich soll wieder an Carriere nach München schreiben, oder noch besser, wir zwei, sie und ich, könnten einen zusammen ausarbeiten, ich sei ganz der Mann dazu! Zuletzt war auch wieder von Ratti die Rede, und die früher gewagte Vermuthung, der König habe Ratti's Tizianische Kopie sehr schön gefunden — denn wie wäre es anders möglich? — war nun schon die feste Thatsache, er sei vor Bewunderung ganz außer sich gewesen, habe jedoch gefühlt, daß tausend Dukaten kein Preis für das herrliche Werk sei, und habe sich daher geschämt, nur so viel dafür zu bieten, und so sei aus der Geschichte nichts geworden! Die armen Schlucker wären allzu glücklich gewesen, nur die Hälfte zu bekommen! — Bettina war heute recht

widerwärtig, voll Unluſt, die ſich in Ränken und Bosheiten äußerte, voll fieberhafter Geſchäftigkeit, die den fabelhafteſten Unſinn zu Tage brachte. Wenn ſie in dieſer Art fortfährt ſich zu ſteigern und zu ſpannen, ſo kann ein Riß nicht lange ausbleiben. Entweder ſie wird krank, oder erzürnt ſich mit mir, welches immer ganz nahe ſteht, ſo ſehr ſie mich jetzt überſchwänglich lobt und rühmt, als ihren wahren einſichtigen Freund, als ihren zuverläſſigen Rathgeber und Gehülfen bei ihren Arbeiten und Unternehmungen. —

Der Intendant von Hülſen, beauftragt vom Könige, der Signora Riſtori deſſen Beifall und Dank auszuſprechen, wußte nicht ſo viel Franzöſiſch, um ſich dieſes Auftrags zu entledigen, der Hofrath Teichmann mußte es thun. —

Dienstag, den 28. Oktober 1856.

Der Verbrecher Lindenberg hat einen übermüthig frechen Artikel in die Zeitungen einrücken laſſen, worin er das Urtheil des Kreisgerichts in Potsdam geringſchätzt und verdächtigt, und ſich ſeiner trefflicher Gönner rühmt: er rechnet auf Freiſprechung durch das Kammergericht. — Der ehmalige Landrath und freiſinnige Abgeordnete Reuter in Königsberg hatte dort eine Kreditgeſellſchaft errichtet, die Polizei deren Verſammlung verboten: Reuter behauptete, keiner beſondern Erlaubniß der Polizei zu bedürfen und durch drei Gerichtsinſtanzen wurde dies beſtätigt. Die Zeiten ſind denn doch vorüber, wo Hinkelden wähnen konnte, die Polizei ſowohl über die Juſtiz als über das Militair zu ſtellen! —

Zu unſrem Mittageſſen kam Frau von *, und war äußerſt freundlich und geſprächig, ſie verhandelte mit Ludmilla viel über die Signora Riſtori, unbefangen und ohne Eigenſinn. Sie war geſtern Bettinen von Arnim auf der Treppe begegnet

als dieſe zu mir ging, und hatte ihr geſagt, ſie möchte mich ſchön grüßen und mir ihren baldigen Beſuch ankündigen, worauf Bettina erwiedert hatte, nein, das werde ſie nicht thun. Sie hat es auch nicht gethan, und ſtatt eines Grußes von Frau von * deren Verdächtigungen angebracht! Sie war, nach Frau von *'s Bericht, allerdings unfreundlich und barſch gegen dieſe. —

Die Zeitungen kündigen heut Abend an, daß die Signora Riſtori übermorgen auf vieles Begehren nun doch als letzte Gaſtvorſtellung die Mirra des Alfieri geben wird. Herr von Kleiſt war ſchwerlich falſch berichtet, als er geſtern ſagte, der König habe das Stück verboten, es iſt eher anzunehmen, daß das Verbot zurückgenommen worden. —

Bei dem Jubiläum der Univerſität Greifswalde ſind die üblichen Ehrenpromotionen ſehr zahlreich geweſen, unter andern ſind auch der Graf von Schwerin, der Präſident Lette und der Präſident Wentzel zu Doctoren kreirt worden. Das fällt ungemein auf, beſonders weil der König perſönlich dort war und Reden gehalten hat. —

Der König brachte in Greifswald auch die Geſundheit der Abweſenden aus, man deutete dies ganz richtig auf die Abgeordneten der Kieler Univerſität, denen die däniſche Regierung die Theilnahme am Greifswalder Jubiläum verboten hatte. Alſo ein Toaſt gegen eine fremde Regierung! —

Mittwoch, den 29. Oktober 1856.

Nachmittags kam Frau Bettina von Arnim. Ich erzählte ihr ſcherzend, daß geſtern Frau von * bei mir geweſen, und liebreich von ihr geſprochen habe, auch daß Bettina ſich geweigert, mir Grüße und ihren baldigſten Beſuch anzuſagen, worauf aber Bettina ſehr zornig wurde und heftig ausrief, die Leute

5.

Oelsner an Varnhagen.

Paris, den 6. Februar 1823.

Sie werden, mein Theurer, mich zu entschuldigen wissen, wenn ich Ihre köstlichen Zeilen nicht umständlich beantworte. Einiges nur darf ich nicht unberührt lassen, Ihre Kritik insbesondere. Da Kalchas blos im ersten Buche der Iliade vorkömmt, so schlug ich mit Erfolge nach. Frei zu gestehen, bin ich der Meinung des Geheimeraths Wolf. Ihr vorletzter Vers ist zuverlässig nicht homerisch. Je geistreicher, desto weniger gehört er jenem Zeitalter. Zum Bewundern aber ist das Talent des gelehrten Einschwärzers.

Für den Almanach danke ich angelegentlichst. Die Kupferstiche sind allerliebst. Es freute mich sehr, Sie unter den Musen zu finden. Meinen Islam aufzutreiben, hält schwer, obwohl versichert wird, daß von der 1700 starken Auflage noch 100 Exemplare in der Verlagshandlung, allein diese liegt im Prozesse mit Hrn. Schöll. Vor der Hand müssen Sie sich mit Anwartschaft begnügen. Nicht genug, daß ich in das neue Jahr mit steifem Halse trat, ehe ich noch davon geheilt war, verbrühet mir siedendes Wasser den rechten Fuß. Vierzehn Tage habe ich das Zimmer gehütet, und um das Maß der Leiden voll zu machen, befielen meinen lieben Gustav, dem Sie wohlwollen, nun schon zum drittenmale die Rötheln. Von meinen Schlaflosigkeiten, meinen entzündeten Augen, sei die Rede nicht. Man kann unmöglich mehr Ungemach in einen kürzeren Zeitraum zusammendrängen. Zu den Verdrießlichkeiten zähle ich die Bekanntschaft des Hrn. von Scorck. Anfangs Oktober meldete sich derselbe als Freund der Herren von Stägemann und Varnhagen mit Empfehlung von Dr. Schlottmann, der selbst

lügen, lügen immer, sie machen Geschichten wie sie ihre Theaterstücke machen, alles greifen sie aus der Luft. Sie behauptete auf's neue, sie sagten garstige Dinge von mir; ich lachte nur. Dann sagte Bettina, man habe keine besten Freunde, überhaupt keine, alles was man so nenne, löse sich in selbstsüchtiges Streben auf, kein Mensch sei des andern Freund! Ich fürchte, sie spricht in Wahrheit aus, was von ihr selbst gilt! Sie erzählte dann, die Signora Ristori habe ihr durch Teichmann sagen lassen, sie könne nicht zu ihr kommen, wolle sie aber empfangen; so war sie denn mit Fräulein Gisela gestern Nachmittag bei ihr, mußte ein halbe Stunde warten, und wurde dann vorgelassen. Alles ging sehr artig her, Bettina mußte französisch reden, selbst Gisela versuchte es, und versprach der Ristori, ein Stück für sie zu schreiben. „Ich denke, das ist längst geschehen und ihr schon übersandt worden?" Ach was! erwiederte Bettina, das ist ein andres gewesen, auch für sie, aber das rechte soll erst kommen! (Ein mittelbares Geständniß, die erste Angabe sei eine Erfindung gewesen.) Der Besuch fiel im Ganzen doch wenig befriedigend aus. Bettina klagte, die Ristori habe keine Lebensart, sei im Grunde eine rechte Komödiantin, von großem Talent, aber ohne eigentliches Genie, Ludwig Tervient sei ein Genie gewesen, das Feuer aber, das in ihm geglüht, fehle der Frau. „Sie hätte recht gut zu mir kommen, wenigstens vorfahren und eine Karte abgeben können, die Entschuldigungen sind nur Larifari. Wenn sie weg ist, dann will ich Ihnen sagen, was ich von ihr halte, — aber auch dann nur insgeheim, denn die Gisel ist noch wie verliebt in sie." Schließlich fordert Bettina von mir, wenn Carriere sammt, ihr eine Oper Prometheus zu schreiben, so soll ich sie schreiben, und eigentlich soll ich gleich anfangen! Ich lache und sie geht lachend ab. Sie hatte mich im Laufe des Gespräches auch gefragt, ob ich sie unter meine besten Freunde zähle? Ich antwortete aus-

weichend, nur frühe Jugendfreunde nenne ich mit jener Bezeichnung. Es wäre eine seltsame Einbildung, wenn sie glaubte bei ihrem unzuverlässigen, wandelbaren Wesen könne sie im höchsten Sinne des Wortes jemanden eine Freundin sein! —

Signora Ristori spielte heute die Pia de Tolomei, ein schlechtes Trauerspiel von Marenco, mit großer Meisterschaft, sie hat weiche Töne, schöne Stellungen, aber auch einige wiederkehrende Aushülfen, die mich an Island erinnerten, und dieselben Töne und Gebärden kehren zu oft wieder. Das Sterben war mit großer Kunst ausgeführt, aber nur um so widerlicher, das Sterben am Sumpffieber! —

„Les nièces de Mazarin, études de mœurs et de caractères au dix-septième siècle, par Amédée Renée. Paris, 1856." Ein starker Oktavband. Schönes Zeugniß der eifrigen Pflege, welche die Franzosen ihren eignen Angelegenheiten widmen, den Gebilden ihres eignen Lebens, des vergangenen. „Wie behandeln wir unsre Vergangenheit! Bei jedem neuen Buch oder Aufsatz dieser Art, bei jeder neuen Briefsammlung schreien hundert rohe Kehlen, es sei genug, es sei zu viel! —

Donnerstag, den 30. Oktober 1856.

Frau Bettina von Arnim kam heute früher als sonst, sie war bei der Signora Ristori, hat sie mit Lob überschüttet, ihr den Rath gegeben, von St. Petersburg nach Bukarest zu reisen, wo man ihr die glänzendste Aufnahme und den reichsten Ertrag gewährleiste, jeden Platz mit sechs Dukaten! Da soll denn der Generalkonsul von Meusebach das Seine thun! Daß Fräulein Gisela für sie ein Stück schreiben wird, steht fest. Uebrigens hat Bettina Lust, die Genoveva von Mahler Müller

für ſie in's Italiäniſche zu überſetzen, obwohl ſie die Sprache nur nothdürftig verſteht! Ich ſoll dabei helfen. „Was wir zwei für große Dinge machen!“ Ja, und Carriere dazu! „Ach was, Carriere! der macht gar nichts!“ — Im Laufe des Geſprächs kam auch zufällig der Name Louis Bonaparte vor, ich verwarf ihn mit Unwillen, Bettina jedoch ſagte dem entgegen: „Mir iſt der grad recht!“ — Pfui, ſchämen Sie ſich! war mein letztes Wort. — Es iſt mir ſchon längſt klar, ſie hat keine politiſche Geſinnung, es iſt nur Täuſchung, wenn ſie ſolche zu haben ſcheint, ſie huldigt der Macht, der Geltung, und irrt ſich nur bisweilen, wo dieſe Macht und Geltung ſitzt. im Jahr 1848 glaubte ſie ſolche unwiderruflich beim Volke, beim Freiſinn. —

Abends mit Ludmilla im Opernhauſe, letzte Vorſtellung der Signora Riſtori, die Mirra von Alfieri. Von allen ihren Rollen, die ich geſehen, die beſte. Das Haus wieder beſſer beſetzt, der Beifall groß, doch keine Kränze oder Sträuße von Blumen. — Bettina mit Giſela wieder an den gewohnten Plätzen. — Herr Joachim war diesmal auch da. —

Die Morgennummer der Nationalzeitung iſt heute von der Polizei weggenommen worden, wegen des Artikels über die Politik Frankreichs. Ich habe das Blatt glücklicherweiſe noch bekommen. Die Sprache iſt nicht kühner, als ſie ſchon öfters geweſen, die Polizei verfährt ſehr willkürlich. —

Die infame Kreuzzeitung bringt einen hämiſchen Verdächtigungsartikel gegen die Greifswalder Doktorkreirungen, und verdreht die Augen in gewohnter Art. —

Wegen Greifswald iſt am Hof alles außer ſich; ſelbſt Leute, denen man ſonſt Verſtand und Einſicht nicht abſprechen kann, jammern über die Unſchicklichkeit, die Taktloſigkeit, daß der elende Miniſter von Raumer — Humboldt giebt ihm ſtets jenes Beiwort — nicht Doktor geworden. Was will der Schächer von der ihm verhaßten Wiſſenſchaft? Dieſe hat

ehrenwerthe Männer gebrt, wie es ihr Recht und ihre Pflicht ist. —

Der König hat auf die Vorstellung der philosophischen Fakultät der hiesigen Universität nur gegen den Minister von Raumer die Zulassung des Dozenten Kuno Fischer anbefohlen. —

Der König schickt der Kaiserin Eugenie ein Gespann von vier prächtigen Trakehner Hengsten zum Geschenk. —

Freitag, den 31. Oktober 1856.

Brief und Sendung aus Köln, von Herrn Prof. Düntzer: drei Bände „Aus Herders Nachlaß" schön gebunden.

Der König, über die Greifswalder Doktorpromotionen erbittert, hat dem Prinzen Adalbert befohlen, sein Ehrendiplom zurückzuschicken. Der Hauptärger ist der des Ministers von Raumer, der kein Diplom erhielt, weil die Statuten Einstimmigkeit der Verleihenden in diesem Fall erfordern, und er diese nicht erlangen konnte. —

Pfuel erklärte, die Rachel stehe hoch über der Ristori, er hat beide in Paris gesehen, und war der erstern abgeneigt, aber sie besiegte die vorgefaßte Meinung und zwang ihn zur Anerkennung. —

In der Politik sieht es trüb aus, der Bund zwischen Frankreich und England löst sich; im Orient die größte Verwirrung, in Paris Verhaftungen, Gährung, Phosphorschriften an Mauern ꝛc. Revolutionairer Geist aller Orten! —

Pfuel nennt den Neuenburger Royalistenaufruhr gradezu ein Verbrechen, und ruft Wehe denen, die es auf dem Gewissen haben. —

Die Times sind gestern hier wegen eines Artikels gegen Louis Bonaparte's Politik polizeilich weggenommen worden.

Bisher hatte man dergleichen eher gern gesehen; aber die thörichte Hoffnung, die man auf den Staatsstreicher in Betreff Neuenburgs setzt, zwingt zur dienstwilligen Beiferung für ihn. —

Sonnabend, den 1. November 1856.

Mittags Besuch von Bettina von Arnim. Sie berichtet von ihrem letzten Besuch bei der Signora Ristori, die gar keine höheren Ansichten hat, ja nicht einmal aufzufassen fähig sei, alles Antike als kalt verwirft, auch von neuern Sachen nichts hören wolle, ihr genüge der kleine Rollenkreis, den sie habe. Auf den Vorschlag, die Genovera des Mahler Müller für sich übersetzen zu lassen, erwiedert sie, Maffei sei der einzige Uebersetzer, den Italien habe, und der sei alt. Von Gisela's Aufsatz hat sie gar keine Erwähnung gethan! Sie verstehe ja auch kein Deutsch, meinte Bettina. „Ist es denn nicht in's Italiänische übersetzt worden?" Was weiß ich! sagte Bettina, ob sie sich ihn hat übersetzen lassen, die Gisel hat ihn ihr bloß Deutsch überschickt. (Vor wenig Tagen sagte sie bestimmt, Gisela habe den Aufsatz in's Italiänische übersetzen lassen, und zwar durch Zalvotti!) — Ich bespreche mit ihr die menschenfeindlichen Ansichten, die sie über Freunde hat, sie erklärt alles Freundschaftswesen für Lug und Trug, alle die sich ihr Freunde nennen, seien keinen Schuß Pulver werth, alles sei nur Egoismus. „Das ist ein schwarzer Fleck in Ihnen, den müssen Sie von der Sonne erst grau bleichen lassen, dann weiß." O so lange, erwiederte sie, stell' ich mich gar nicht an die Sonn'!! — Bettina sah bei mir Herder's Nachlaß, der erste Band, worin Briefe von Goethe, reizte sie, ich sagte ihr aber, ich sei mitten drin, und müsse ihn schnell durchlesen, der Anzeige wegen, dann solle sie ihn gleich

bekommen. Nach einer Weile ging sie mit Ludmilla in die Kunstausstellung, und lachte beim Weggehen so besonders. Als ich nun zu meinem Buche greifen will, fehlt es, sie hat es heimlich mitgenommen! Das soll nun ein lustiger Streich sein, aber der alten Frau steht dergleichen nicht mehr, ich finde das Stück sehr ungebührlich, und werd' es ihr ernst verweisen. —

Daß mir Bettina mein Buch weggenommen, war mir am späten Abend besonders ärgerlich. —

Der Prinz Adalbert hat wirklich das Greifswalder Doktordiplom abgelehnt. Man spricht davon, die sämmtlichen Promotionen sollen für ungültig erklärt werden. „Der König hatte dort durch sein freies herzliches Benehmen alle Herzen gewonnen, alles schwärmte für ihn, das ist nun alles wieder dahin, verloren und vernichtet!" —

Sonntag, den 2. November 1856.

Die Zeitungen melden, daß gestern ein Ausschuß des Bundestages den Antrag Preußens wegen Neuenburg erwogen, und sich dafür erklärt habe, sowohl das Recht des Königs auf Neuenburg sei anzuerkennen, als auch die unmittelbare Freigebung der royalistischen Gefangenen zu verlangen. Keines der Bundesglieder wollte dem Könige offenbar entgegen sein, heimlich sind sie es alle. Daß der Bundestag sich verfängt und bloßstellt, macht ihnen nichts, dazu ist er da, daß man ihm alles aufpackt. Sie verlassen sich darauf, daß doch nichts zur That wird, und die Neuenburger Sache hängen bleibt wie sie hängt. —

Die Nationalzeitung bringt heute eine ausführliche Schilderung der Greifswalder dreitägigen Feste, so wie die

Aufzählung aller bei dieser Gelegenheit Promovirten, gegen fünfzig. Von dem Aergerniß kein Wort. —

Bettina von Arnim sandte Mittags das gestern von ihr heimlich mitgenommene Buch durch einen Diener zurück, der es dem meinen mit der Weisung übergab, es mir unbemerkt wieder auf meinen Tisch zu legen. Damit mag denn die Sache diesmal hingehen! —

Abends, in für sie ungewöhnlicher Stunde, zwischen 6 und 7 Uhr, kam sie selber, warf sich ermüdet in den Sessel, und sagte, sie komme in der Verzweiflung ihres Herzens und verlange Rath und Hülfe. Sie zog ein Papier hervor, das den Entwurf eines Briefes an den Banquier Martin von Magnus enthielt, schlecht geschrieben, lückenhaft, unausgeführt, sie habe sich damit, sagte sie, die ganze vorige Nacht und den ganzen Tag gequält, aber doch nichts Rechtes zu Stande gebracht, sie könne nichts mehr, es strenge sie alles an, sie halte ihre Gedanken nicht zusammen, indem sie das eine thue, habe sie das andre vergessen, sie fühle, daß es die höchste Zeit sei ihre Sache zu betreiben, später würde es ihr gar nicht mehr möglich sein. Ich hatte gehofft, sie würde diesen Brief, dessen Inhalt sie mir früher schon einmal vorgetragen und gegen den ich ihr die triftigsten Einwendungen gemacht, völlig aufgeben, aber mit nichten! Sie achtet keiner Gründe, sondern folgt ungeirrt dem Absehen, das sie einmal gefaßt hat. Alles Einreden wäre rein umsonst gewesen, ich ging daher mit ihr den Entwurf durch, und half ihn ihr verbessern, ausfüllen, in leidliche Form bringen, wobei natürlich der Grundirrthum ihres Betreibens und dessen wesentlicher Ausdruck stehen bleiben mußte. Nachdem dies halsbrechende Werk nicht ohne viele Zweifel und Schwierigkeiten gethan war, klagte sie, sie könne sich in das Geschriebene mit den vielen Ausstrichen und Einschiebungen nicht mehr finden, sie müsse eine Reinschrift davon haben, die ich ihr sogleich anfertigte, während sie einen

Besuch bei Ludmilla machte. Ueberaus zufrieden und dankbar ging sie nach halb 8 Uhr fort, ganz allein, bei Nacht und Nebel, sie wollte durchaus keine Droschke noch Begleitung. Von der Ristori war nur nebenher die Rede, nicht nur gleichgültig, sondern beinahe feindlich, kein höherer Geist, keine feine Welt, Komödiantenwesen ꝛc. —

Montag, den 3. November 1856.

Auch der Graf von Arnim-Boytzenburg hat sein Greifswalder Diplom abgelehnt. Ein rechtes Heldenstück, meint er wohl? Der Tropf! —

Eine hohe Militairperson hat hier gesagt: „Ne, das sollte der König man lassen, die Gelüste nach andere Titel, als dem eines Königs von Preußen, taugen nichts! Kaiser von Deutschland, Fürst von Neuchatel, das sind man lauter Blamagen!“ —

Vor kurzem war hier eine Rechtsanwaltstelle beim Stadtgericht erledigt, und es meldeten sich mehrere Bewerber, die Behörde jedoch erklärte, die Stelle könne erledigt bleiben, es sei kein Bedürfniß vorhanden sie wiederzubesetzen. Aber der Justizminister Simons wünschte bald nachher einen Günstling — ich glaube er hieß Riem — zu befördern, und der Präsident des Stadtgerichts wurde daher veranlaßt zu erklären, es sei doch ein Bedürfniß da. Nun sollte der Günstling einrücken, aber siehe da! ein Schreiben des Prinzen von Preußen empfahl einen Andern zur Berücksichtigung, und dieser bekam die Stelle. Eine traurig-lustige Geschichte! —

Die Nationalzeitung theilt aus dem Schweizerblatt „Der Bund" einen Brief mit, den der Untersuchungsrichter Duplan-Veillon aus Neuenburg am 24. September an Humboldt geschrieben hat, und worin der König aufgefordert wird, seine verhafteten Anhänger durch Verzicht auf sein Anrecht zu retten: „Wenn der König kein Mitleid fühlt für die Unglücklichen, die für ihn leiden, und wenn sein Herz sich nicht öffnet beim Gedanken an die Strafe, welche dieselben nothwendig treffen muß, so wird ihr Loos keineswegs zweifelhaft sein." Dem Könige muß diese Veröffentlichung sehr ärgerlich sein. Ihm kann der Vorschlag nicht gefallen, aber will er die gesammte Schweiz bekriegen, was aber ungeheure Opfer fordert, große Schwierigkeiten hat, und schließlich übel ausfallen kann. —

Nachmittags kam Frau Bettina von Arnim. Ihr Brief an Magnus ist geschrieben und gesiegelt, aber noch nicht abgegeben, sie glaubt ihn umschreiben zu müssen, so schwer ihr dies auch wird, weil Augen und Hand nicht recht mehr dienen wollen. Sie meint, es sei unrichtig, daß sie ihn an den Kaufmann Jakob in Potsdam und an Frau von Herrtingen in Bonn verwiesen habe, sie selbst müsse deren Beiträge in Empfang nehmen, die sie dann an Magnus abliefern werde, was er darauf in den Zeitungen mit seinem Namen ruhmvoll anzeigen könne; letzteres müsse man ihm sagen, das werde seinen Ehrgeiz reizen! sein guter Wille sei ohnehin nur schwach und müsse gestärkt werden, damals, wie er ihn ausgesprochen habe, sei solcher von einer Absicht begleitet gewesen, die nie Boden gehabt und nun auch gänzlich erloschen sei, welche dies gewesen, wolle sie nicht sagen, ließ aber doch kleine Andeutungen fallen und machte dabei solche Mienen, daß unzweifelhaft erschien, er habe eine ihrer Töchter heirathen wollen! (Ich halte dies für leere Einbildung!) Ich sagte, wenn der gute Wille schwach und nur von einer Absicht

getragen war, die nicht mehr stattfindet, so ist wenig Hoffnung, daß er sich der Sache unterziehen werde. „Eben drum," versetzte Bettina, „muß man ihn deste mehr bei der Eitelkeit packen." Uebrigens meinte sie heute, Herr Joachim werde es sich zur Ehre rechnen, Konzerte für das Goethedenkmal zu geben, die einkommenden Gelder würden sich durch Zinsen mehren, nach den Beisteuern des Publikums werde sie die Könige in Anspruch nehmen, aber den König von Preußen zuletzt, diese Beschämung habe er verdient. So geht es von einer Phantasie zur andern, lauter Luftschlösser, lauter Worte ohne Boden! Sie sprach mir auch von den Arbeiten des Bildhauers Albert Wolff, bei dem sie gewesen, fürchtete aber gleich, daß auch ich zu ihm hingehen würde, und redete mir ernstlich davon ab, er zeige seine Sachen in der Regel nicht, er würde es ihr übelnehmen, wenn er vermuthen könne, daß ich auf ihre Anregung käme! Die Hauptsache ist, sie will nicht, daß ich durch ihn erfahre, was sie ihm vorgeredet hat, sie denkt ohne Zweifel jetzt an ihn für ihren Zweck, wie früher an Steinhäuser. — Von der Ristori, von Ratti's Tiziankopie kein Wort. Nur beim Weggehen eine Erinnerung an Carriere, er soll den Operntext für Rubinstein liefern, damit dieser auch Konzerte für das Denkmal gebe. — Erfüllt von all diesen Wolkengebilden ging sie vergnügt fort. —

Mittwoch, den 5. November 1856.

Abends kam Frau Bettina von Arnim, ganz erschöpft, ganz durchkältet. Sie besprach ihren großen Gegenstand. Der Bildhauer Albert Wolff war am Nachmittage bei ihr, hat ihr Denkmal gesehen, es für gut erklärt, und will es ausführen, es sei eine Aufgabe, meinte er, der man mit Liebe sein ganzes Leben zu widmen habe. So berichtet Bettina; vielleicht aber

Empfehlung bedarf. Obſchon er kein Vertrauen einflößte, ſuchte ich ihm förderlich zu ſein. Viel war nicht zu thun. Ohne klaſſiſche Studien, hatte er erſt die franzöſiſche Sprache zu erlernen. Daß ein Mann von 36—37 Jahren, mit der einzigen Kenntniß des deutſchen Geſchäftsſtils ausgeſtattet, ſich einbildet, in Frankreich Glück zu machen, iſt raſend ungereimt. Leider ſchwärmt eine unſägliche Menge hirnloſer Thoren aus Deutſchland nach Paris, um hier in's Elend zu gerathen und ihren Landsleuten läſtig zu ſein. Man ſollte durch die öffentlichen Blätter warnen. Für preußiſche Individuen ganz beſonders iſt nichts anzufangen. Ich rieth Hrn. von Scorck, ſo eiligſt als möglich heimzukehren. Dazu ſchien er keine Luſt zu haben. Unterdeß wurden ſeine Bedürfniſſe ſchreiender. Er gieng überall umher, um Geld zu borgen. Mich hatte er vorzüglich auf's Korn genommen. Endlich mußte ich ihm die Thüre ſchließen. Das hat ihn zu einem ungeziemenden Auftritte im Vorzimmer verleitet. Die Hülfe, ſo er gefunden, iſt nicht hinreichend geweſen, ſeinen Verlegenheiten abzuhelfen. Da hat ſich denn ſeine Frau aus dem Staube gemacht. Der Wirth aber, dem ſie vermuthlich nicht hübſch genug vorkam, um an Entführung zu glauben, und der folglich Unrath witterte, hat Hrn. von Scorck nach St. Pelagie geſandt, wo er von den täglichen 20 Sous, die ihm der Gläubiger zahlen muß, ein klägliches Leben führen wird. Ihn auszulöſen, iſt nicht meine Sache. Ich vermag das um ſo weniger, als ich dieſes Jahr meine gewöhnlichen Rimeſſen nicht empfangen habe. Herr Pietſch, Mechow und Pietſch in der Kurſtraße, der meine kleinen Angelegenheiten mit ungemeiner Güte und Genauigkeit beſorgt, läßt mich diesmal im Stiche. Sie erweiſen mir, Hochverehrter, einen großen und weſentlichen Dienſt, wenn Sie die Gefälligkeit haben, bei Hrn. Pietſch nachzufragen, woran es liegt? Soll-

leiht sie ihm Worte, die er nicht gesagt oder anders gestellt hat. Der Brief an Magnus ist noch nicht abgegeben, er wird auf's neue bedacht, jeder Ausdruck überlegt, wobei die ganze Sache sich wieder neuer Prüfung unterziehen muß. Mit dem Anfang möchte Bettina gleich das Ende verbinden, ja dieses schon vor dem Anfang haben! Es kommt zu keinem Beschluß. Sie möchte sich bei Magnus auf die Frau von Herttingen, den Kaufmann Jakob, den Konzertmeister Joachim, bei diesen sich wieder auf Magnus berufen; im Hintergrunde stehen ihr der Sultan, der Kaiser Bonaparte, der König von Preußen. Sie ist in großer Aufregung und dabei entsetzlich müde. — Sie ging in der Dunkelheit allein fort, wollte durchaus nicht, daß ich sie auch nur bis zu einer Droschke begleitete. —

Der Bundestag hat sich über die Neuenburger Sache noch nicht ausgesprochen, die Nachricht war verfrüht. Sachsen macht dem preußischen Antrage Schwierigkeiten, doch ist die Mehrheit der Stimmen schon im voraus durch besondre Unterhandlungen gesichert. —

Gerücht, daß Franz Löher seine Stellung in München wieder aufgebe. Verfluchte Hof- und Pfaffenränke dort! —

Von Verpflichtungen hat Bettina keinen Begriff, sonst müßte sie wissen, daß sie durch die Erklärung, der Ertrag ihres Briefwechsels Goethe's mit einem Kinde sei für das Denkmal Goethe's bestimmt, sich gegen jeden Käufer des Buches verpflichtet hat, das Geld nicht für andre Zwecke auszugeben. Sie nahm aber die eingegangenen 5000 Thaler unbedenklich für sich selber! — Mit eingesammelten Beiträgen, wenn solche in ihren Händen blieben, würde sie es eben so machen, — sie läßt das schon in manchen Aeußerungen durchschimmern. —

Donnerstag, den 6. November 1856.

Bettina von Arnim kam gegen 7 Uhr und ließ mich hinausrufen, der Gesellschaft wollte sie sich um keinen Preis zeigen. Ich ging mit ihr auf mein Zimmer, und wir lasen den umgeänderten Brief an Herrn von Magnus. Bettina, der das Schreiben eine Qual ist, wollte doch einige neue Abänderungen machen, durch die eine abermalige Abschrift nöthig geworden wäre. Ich redete es ihr um so mehr aus, als sie meist nur Ungehöriges, die Sachen Verwickelndes, hineinbringen wollte. Sie lud uns dringend ein, doch baldigst wieder einen Abend sie zu besuchen. Ihr Sohn Freimund ist zum Provinziallandtag hier, von welchem sie abentheuerliche Sachen erzählt, sie kann keine thatsächlichen Verhältnisse rein auffassen, zwei Millionen oder zweihundert machen ihr keinen Unterschied! — Bettina ist auf ihren Geschäftsführer Kühn in Weimar jetzt eben so ergrimmt, wie früher auf M.; sie will ihn verklagen, weil er kein Geld schickt. Es wird wohl keines eingehen, denn weder Arnim's Schriften noch Bettinens werden begehrt; die Blüthezeit der letztern ist ganz vorüber, und der erstere hat nie eine gehabt. —

Freitag, den 7. November 1856.

Abends kam Bettina von Arnim, ganz erhitzt und ermüdet, aber in größter Lebhaftigkeit. Ihr hoffährtiger Schwindel war heute auf seiner höchsten Höhe. Sie hat ihren Brief jetzt bei Magnus abgeben lassen, und schwelgt im voraus in dessen Erfolgen. „Wenn nur Magnus nicht zu mir kommt, denn dann erfahren's die Kinder, und die machen gleich Spektakel davon! Ach, Sie wissen nicht, was so Kinder einem für Ungelegenheit machen! Ich hätt' ihm schreiben sollen, daß er mir schriftlich antworten soll." Sie sagt, sie schlafe keine Nacht,

aus Begeisterung, aus Lust und Freude, daß nun ihr großes Werk zur Ausführung kommt, daß sie vor der ganzen Welt triumphiren wird. Tausend Gedanken gingen ihr durch den Kopf. Sie sei ihr ganzes Leben hindurch ziemlich glücklich gewesen, aber jetzt sei ihre glücklichste Zeit, weil alles so gut gelingt! Sie spricht alles durcheinander, will nicht unterbrochen sein, schimpft, daß ich ihr Einwendungen mache. Der Sultan Abdul Medschid, wenn er ihr Buch bekommt, wird fragen was er für sie thun kann, man soll ihm zu verstehen geben, er soll zum Goethedenkmal beitragen. Der Kaiser der Franzosen, dem sie das Ordenskreuz wieder zuschicken will — ich sage, sie soll keinem Menschen sagen, daß ihr so was Schändliches je eingefallen. Sie will den Briefwechsel Clemens Brentano's mit seinem Universitätsfreund Wrangl herausgeben, und dem Feldmarschall von Wrangel zueignen, der dafür gut blechen soll! Ich sag' ihr, sie soll sich nicht lächerlich machen; überdies hat sie keinen solchen Briefwechsel. Sie hat gelesen, die Universität Greifswald sei so reich, daher soll auch die ein gut Stück Geld geben. Neue Bücher von Arnim sollen gedruckt werden, — der Ertrag deckt nicht die Kosten! Sie möchte den König gleich angehen, er soll die Sache betreiben, die andern Könige dann auch. Sie wird nach Carrara oder Rom reisen müssen, dann wird sie dem Könige zwei Pensionen vermachen, eine von 200 Thalern an den alten Achmet, die zweite fiel ihr nicht gleich ein, — „das kann er mir nicht abschlagen!" Und hundert andre solche Stücke! Liste von Reichen und Vornehmen, die beisteuern sollen, Veranschlagungen, wahre Brandschatzungen. Es kommt ungeheures Geld zusammen! Zuletzt, als sie, nach zwei Stunden eines für mich diesmal martervollen Besuchs, weggehen wollte, mit stolzer Befriedigung: „Nun, bald werd' ich denn meine Lumpen endlich wegwerfen, und im größten Reichthum nach Italien ziehen!" Als wenn das Geld, falls es zusammenkäme,

ihr persönlich gehörte! Das war eine abscheuliche Enthüllung! Sie ist von wüthender Selbstsucht, Hoffahrt und Habgier getrieben, und hat alle Scham und Gewissenhaftigkeit verloren. Ich fürchte nun ernstlich, daß sie überschnappt: sie ging erst gegen 8 Uhr, und ließ mich in äußerstem Mißvergnügen zurück. —

Von Bettinens Eindrücken kennt' ich mich gar nicht befreien! —

Sonnabend, den 8. November 1856.

Ich träumte von Bettinens Schwindeleien, von widrigen Auftritten. Sie sprach gestern wirklich schon wie in halbem Wahnsinn, ohne Zusammenhang, und doch mit fixen Vorstellungen. Ein größerer Mißbrauch der Worte kann nicht gedacht werden: z. B. Herr von Meusebach wird von ihr mit der Botschaft betraut, dem Sultan ihr Buch zu übergeben, dadurch wird er ein Botschafter! Ueberall will sie Listen und Ränke gebrauchen, den Leuten was einreden, ihre schwachen Seiten erspähen und benutzen; wenn manche auch nur zum Schein unterzeichnen, andre folgen dem Beispiel und thun es in Wahrheit. Magnus soll mit den ersten Summen, die eingehen, Börsenspekulationen machen! Bald sind ihr hundert Thaler eine große Summe, bald zehntausend ein Bettel! Dabei schimpft sie auf alle Menschen, auf alle Künstler, Albert Wolff ausgenommen, auf G., auf Frau von M.; auch gegen mich läßt sie viele Bosheiten spielen, weil ich ihr nicht immer beistimme; sie lügt in's Ungeheure, selbst wo sie weiß, daß ich die Wahrheit kenne, wie z. B. in Betreff des Briefwechsels zwischen Brentano und Wrangl; sie spekulirt auf alle Schlechtigkeit der Menschen, und will Nutzen davon ziehen. Die gestrigen Bekenntnisse und ihre neuliche Aeußerung, daß alles

in der Welt nur Selbstsucht sei, haben mich schaudervoll in ihr Inneres blicken lassen, das furchtbar zerrüttet ist. Zu dem Mangel sittlichen Halts kommen nun noch die Faseleien und Erbärmlichkeiten vom Tischrücken, vom Psychographen, mit denen sie auch gestern wieder anfing, und mit größter Frechheit Angaben behauptete, die schon als falsch und erlogen von Zeugen erhärtet sind. Auch wollte sie mir einen Eindruck damit machen, daß sie mir vertraute, was noch kein Mensch von ihr erfahren habe, die Günderrode sei ihr in Bärwalde im Rittersaal erschienen, und darauf erst sei die Herausgabe der Briefe erfolgt! sie habe Verkehr mit der Geisterwelt! Unglückliche Frau! Wie soll das enden? Im Gelingen und im Mißlingen steht der Wahnsinn in Aussicht! —

In Rostock harte Verurtheilungen zu längeren Zuchthausstrafen wegen Hochverraths des Advokaten Wiggers, des gleichnamigen Professors und vieler andern. Sie standen in Verbindung mit den hier verurtheilten Gercke, Falkenthal, Levy ꝛc. und waren viertehalb Jahr in Untersuchungshaft! Sie können noch appelliren, aber was wird's helfen! —

Die Volkszeitung kämpft mit Kühnheit und Geschicklichkeit gegen die hiesigen geistlichen Beratkungen, und zeigt den Leuten, wie viele heutige Lebenseinrichtungen dem Buchstaben des Christenthums schnurstracks widersprechen; der Eid, das viele Beten, die Strafe der Beleidigung, ja die des Diebstahls und des Raubes. —

Gegen 8 Uhr zu Arnim's in den Thiergarten gefahren. Erst waren wir mit Bettinen allein, sie war voll Ungeduld noch keinen Brief oder Besuch von Magnus erhalten zu haben, sie fand ihn unartig, eine Dame warten zu lassen, schalt auf ihn; sie meint, sie müsse nun die nächsten Tage zu Hause bleiben, um ihn ja nicht zu verfehlen, wenn er kommt. Ich fürchte, er kommt gar nicht! Die Kinder wissen noch nichts von dem neuangeknüpften Verkehr. Nach und nach kamen

Fräulein Armgart, Fräulein Gisela, Herman Grimm. Alle sehr artig, verbindlich, angenehm. Bettina sehr still, wie fast immer in Gegenwart der Töchter. Der Abend war belebt, sehr gut, von allen Seiten. — Gegen 11 Uhr fuhren wir nach Hause, und Grimm mit uns. —

Der Bundestag hat am 6. in der Neuenburger Sache sich ganz im Sinne des preußischen Antrags ausgesprochen; die erste Nachricht war verfrüht, aber sachlich wahr, natürlich war sie im voraus besprochen und abgeredet, und der Beschluß auch schon bekannt, eh er förmlich geschah. —

Sonntag, den 9. November 1856.

Brief und Sendung aus Halberstadt, von Herrn Dr. Hermann Massius, der mir die zweite Sammlung seiner „Naturstudien" schickt, eine treffliche, angenehme, sehr willkommene Schrift. —

Anzeige vom Ableben des Generalauditeurs Friccius, im 78sten Jahr, schnell am Schlagfluß. Er war ein tapfrer und freisinniger Mann. Ich begegnete ihm noch vor wenig Tagen; er ging munter einher und grüßte freundlichst. —

Gute lateinische Distichen zu Ehren des Präsidenten Wenzel, dessen Greifswalder Doktorpromotion in Ratibor von den Gerichtsverwandten durch ein Gastmahl festlich gefeiert worden. Die Kreuzzeitung ärgert sich darüber heftigst, das macht die Sache noch schöner. —

„Aus dem Nachlasse von Johann Friedrich Heinrich Schlosser. Herausgegeben von Sophie Schlosser. Erster Band. Wanderfrüchte. Mainz, 1856." 12. Dieser Theil enthält lauter Uebersetzungen, zum Theil recht gute, aus alten und neuern Sprachen. Der katholische Eiferer war dies doch nicht immer, gab sich mit griechischen und lateinischen

Klassikern ab, mit Lord Byron, Lamartine ꝛc. In früherer Zeit würde ein solcher Strauß von Uebersetzungen eine bedeutende Erscheinung gewesen sein, heutiges Tages geht das Büchlein wie eine Privatbildungssache kaum bemerkt vorüber. —

In Goethe's Eugenie gelesen. Welch ein edles, großartiges, durch Gehalt und Gestalt bezauberndes Gedicht! Wie elend erscheinen die stumpfsinnigen Tadler desselben, Ludwig Tieck und Friedrich Schlegel! Sie haben das Werk nicht verstanden, und nicht einmal den goldnen Redefluß empfunden, in welchem das Ganze strahlend hinströmt! — Der gesellschaftliche Zustand Frankreichs, die Nothwendigkeit der drohenden Revolution, das Geschick des Einzelnen, mit dem Allgemeinen unauflöslich verflochten, — alles ist darin von Meisterhand abgebildet. —

Montag, den 10. November 1856.

Ein großer, aber schwer zu lesender Brief von Humboldt, aus Potsdam von gestern. Er schenkt mir einen schönen Brief des Fürsten von Metternich. Der Großherzog von Weimar hat noch nicht geantwortet. Den König von Neapel nennt Humboldt den Nudelkönig, und spottet bitter über den rohen Volksbedrücker. —

Man klagt sehr über den Oberhofmarschall Grafen von Keller, daß derselbe den Zutritt von Personen beim Könige, die der Kreuzzeitungspartei mißfallen, sehr erschwere, ja ganz unmöglich mache. Daraus entstehe dem Könige der Nachtheil, daß er manche Sachen gar nicht erfahre und von andern immer nur die eine Seite zu sehen bekomme. Der Graf übe darin, sagt man, eine Willkür und Härte, die ganz unglaublich seien für den, der sie nicht erlebt habe. Wenn

der König davon eine Ahnung hätte, meint man, würde er sehr zornig werden, und den schlechten Diener von seiner Person entfernen. —

Dienstag, den 11. November 1856.

Besuch von Frau von Marenholtz, die mir Hefte, Zeitungsblätter und Briefschaften bringt, Zeugnisse ihrer wirklich außerordentlichen Erfolge, besonders in Frankreich. Nachher kam Bettina von Arnim, sehr ungehalten Frau von Marenholtz hier zu treffen, sagte mir nur eilig, Herr von Magnus sei gar nicht in Berlin, und ging mit ihr weg. —

In dem Leben August Lafontaine's von J. H. Gruber, finde ich S. 67 unerwartet unter den Universitätsfreunden Lafontaine's in Helmstedt einen Achmet genannt, „einen gebornen Türken, der als vierjähriger Knabe auf einem griechischen Schiffe war gefangen und — ich weiß nicht mehr wie — nach Braunschweig gebracht worden war." Dies ist der Achmet, mit dem Frau Bettina von Arnim sich so viel zu schaffen gemacht, der Großvater des Achmet, der ihr bei ihren Büchersachen noch kürzlich Gehülfe war. —

Unsre Ritterschaften wehren sich gegen die Uebernahme der ihnen vom Staate zugesprochenen Polizeigewalt, sie wollen diese nur, wenn ihnen auch die richterliche Gewalt verliehen wird, und auch nicht die Gutsbesitzer, sondern der Staat die Kosten trägt. Sie wollen nicht, daß von ihren Aussprüchen an die Gerichte appellirt werden darf, daß fremde Eindringlinge — das heißt Königliche Beamte — sich in ihre Herrschaft einmischen, ihre Schlösser, Höfe, Ställe betreten ꝛc. — Wie lange werden diese frechen Junker es noch treiben? —

Unter dem deutschen Litteratenpöbel — leider gehören zu ihm auch manche sonst gute Namen — ist es Gebrauch, den

zweiten Theil des Goethe'schen Faust mit Geringschätzung anzusehen, ihn für ein Werk des Alters auszugeben, für ein Zeugniß der schon ermatteten Dichterkraft. Diese Armseligen sind nicht fähig den Werth des Ganzen noch den der einzelnen Bestandtheile aufzufassen, sie ahnden nichts von der bildenden Kraft, von der beherrschenden Macht, die in dieser Dichtung sich offenbaren. Ein Fremder, ein Amerikaner, muß sie beschämen, und das Werk in seiner Gebühr anerkennen. Emerson thut es. —

Mittwoch, den 12. November 1856.

Nachmittags kam Frau Bettina von Arnim, sehr matt und gedrückt, die Schwester ihrer Schwiegertochter ist in Frankfurt am Main erkrankt, ihr Sohn Freimund ist mit seiner Frau schleunigst hingereist; das ist es aber nicht, was sie beugt und bekümmert, sondern das Ausbleiben der Antwort von Magnus; sie hat schon mehrmals hingeschickt, ihr Brief ist ihm nachgesendet worden auf's Land, er hat ihn längst, was zögert er zu antworten? Sie ist jetzt eben so niedergeschlagen, als vorher begeistert, sie glaubt alle ihre Hoffnungen vernichtet. Von der Ristori will sie nichts mehr hören; „Ach, Varnhagen! Sie glauben gar nicht, was mir alle solche Leute, wie die Ristori, zuwider sind! es ist doch nichts Rechtes an ihnen, sie haben keinen Sinn für Poesie, was für elende Stücke führen sie auf! nur ihrer Rollen wegen, nur um des gemeinen Beifalls willen, wie andre Komödianten auch!" Gestern war Herr Hofrath Teichmann dort, und hat sie schrecklich gelangweilt. Heute ist der Oberst Graf Oriola von Bonn gekommen, mit dessen Versetzung nach Frankfurt an der Oder es doch nun Ernst geworden; auch der langweilt sie schrecklich. Arme Bettina! —

Die Wahlen zu Stadtverordneten in Magdeburg fallen freisinnig aus, auf Mitglieder der freien Gemeinde, den Prediger Sachse ꝛc. In Danzig ist der ehmalige Stadtrath Behrendt mit großer Stimmenmehrheit zum Stadtverordneten gewählt worden. In Berlin zeigen die Wähler wenig Eifer, das Gefühl ist vorherrschend, daß hier doch alles Bemühen vergeblich sei, daß man nur von großen Ereignissen eine Besserung der faulen, lügenhaften, gleißnerischen Zustände zu erwarten habe, unter denen das ganze Land seufzt. —

„Was klagt Ihr denn? Glaubt Ihr nicht an eine Weltregierung, eine Vorsehung, die alles zum Besten lenkt? die auch aus der Bosheit, der Schwäche, der Unvernunft ihre Vortheile zieht? Lasset doch kommen, was da kommt! Denkt doch, daß die Vorsehung solche Fürsten, solche Minister, solche Reaktionsmenschen nöthig hat, um alles vorwärts zu schieben. Blickt in die Zukunft, und Ihr habt schon jetzt Eure Freude daran.“ So hört man reden, und es liegt viel Wahres in dieser Sprache. Allein der Mensch fühlt, daß er zeitlich beschränkt ist, daß auch der Augenblick sein Recht hat, und nicht verurtheilt sein will, bloß eine Stufe für künftige zu sein. —

Freitag, den 14. November 1856.

Beim Mittagessen erschien Bettina von Arnim. Sie brachte einen Brief des Banquiers Martin von Magnus, der ausweichend antwortet, es sei jetzt eine Zeit großer Handelskrisis, man müsse ruhigere Zeit abwarten, bei seiner Rückkehr nach Berlin, die er nicht allzu fern in Aussicht stellt, wird er mit Bettinen die Sache mündlich „beplaudern“. Dies mißfällt ihr sehr, sie wollte gleich wieder an ihn schreiben, wird es aber auf mein dringendes Abrathen wohl unterlassen. Sie läßt

ten meine Gehaltsquittungen nicht eingelaufen sein? Mein theurer Gönner, Herr Pietsch, verbindet mich unendlich, mich nicht länger schmachten zu lassen. Ich sehe seinen Anweisungen mit heißem Verlangen entgegen. Die hiesige Börse gleicht einem Schlachtfelde voll Todter und Verwundeter. Wenn Herr von Rothschild, der glücklicherweise jedoch ein zähes Leben hat, sich unter den letzteren befindet, so soll es davon rühren, daß er der trauten Meinung des Fürsten von Metternich folgte, welches ein Beweis wäre, daß große Staatsmänner auch bisweilen sich verrechnen. Es wird so viel von Monarchie gesprochen und Europa erscheint mir eine reine Geldrepublik. Die Staaten können nichts beschließen, noch ausführen, ohne Genehmigung der Börsen. Ein Schlag, der die Pariser oder Londoner Renten trifft, wird augenblicks in allen Kabinetten nachempfunden. Solchergestalt sank bei Gelegenheit des Lissaboner Erdbebens der Wasserstand in dem ganzen Becken des mittelländischen Meeres, und es brauchte Zeit, bis er wieder zu seiner natürlichen Höhe stieg. Der Krieg gegen Spanien beginnt unter den ominösesten Vorzeichen. Recht im Ernste will ihn bloß die Priesterschaft der ausübenden Gewalt, die grande aumônerie. Betreten fremde Truppen den französischen Boden, so bricht hier zu Lande ein furchtbarer Aufstand los. Die Erschütterung erstreckt sich nach Belgien, Deutschland, Italien; sie ergreift die Armeen. Ich bin wie zermalmt, wenn ich die Zerrüttung und den Jammer bedenke, worin man sich recht muthwilligerweise stürzt. Die Leidenschaften hören und sehen nicht. In der „Augsburger Zeitung" ist der Eingang eines Aufsatzes bemerkt worden, der mir sehr gut gemeint scheint. Doch würde ich fürchten, dem Verfasser zu schaden, wenn ich seinen Namen errieth. Er kann sich auf diskrete Freunde verlassen. Ueber Mangel an Oeffentlichkeit darf die heutige Welt nicht

erkennen, daß ihr Plan sei, das Denkmal in einzelnen Theilen durch verschiedene Bildhauer ausführen zu lassen, es würde dann um so mehr das Ihrige bleiben, sie würde das Ganze leiten und besorgen, die eingehenden Gelder nach jedesmaligem Bedarf und ihrem Sinn verwenden, das große Publikum einerseits, andrerseits „die Könige" müßten die Mittel schaffen, nach der Verwaltung und Anwendung hätten sie nicht zu fragen! Unter solcher Voraussetzung läßt sich nichts zu Stande bringen, nichts beginnen. Ich sag' es ihr aufrichtig. Sie geht ungläubig doch ziemlich heiter fort. —

Es geht die Rede, daß Lindenberg, gleich nach seiner Verurtheilung so patzig, und vom Präsidenten von Kleist laut für unschuldig erklärt, nun doch kleinmüthig geworden sei, seine Appellation zurücknehmen und die Gnade des Prinzen von Preußen anrufen wolle. Die Kreuzzeitungspartei hofft diesem auf solche Weise eine nicht geringe Verlegenheit zu bereiten. —

Sonnabend, den 15. November 1856.

Der Publizist war gestern von der Polizei weggenommen worden, heute ist er wieder freigegeben. Dagegen wurde heute das preußische Wochenblatt mit Beschlag belegt. —

Man fühlt hier in den obern Kreisen, daß Preußen wenig politisches Ansehn hat, nichts gilt, und beschuldigt mit einer Gehässigkeit, die seit 1848 unter allen parteisüchtigen Heucheleien nicht erloschen ist, den König, diese Mißachtung herbeigeführt zu haben, und noch immer herbeizuführen. Es heißt, der Prinz Friedrich Wilhelm soll, nach seinem Besuch in London, dem Kaiser der Franzosen in Paris die Aufwartung machen! Dem König ist wegen Neuchatel jetzt alles an Louis Bonaparte's Freundschaft gelegen, und man fürchtet,

der werde ihn erſt recht „in die Patſche“ führen. Der König ſoll ſchon unter der Hand die Zuſicherung gegeben haben, auf Neuchatel zu verzichten, wenn man dafür nur eine gute Form findet, die es ihm als Großmuth anrechnen läßt: dafür wird ſchon geſorgt werden! —

Sonntag, den 16. November 1856.

Nachrichten aus Wien ſind voll ſchnöden Hohns gegen Preußen, man verlacht uns wegen der Neuenburger Geſchichte, wegen der Anrufung des Bundestages, wegen der Beeiferung bei Louis Bonaparte; alles im ſchreienden Widerſpruch gegen die für Preußen günſtige Abſtimmung Oeſterreichs am Bundestage. Man ſieht, welches die wahre Meinung iſt! In allen Kreiſen dort wird das Spottlied, welches Herwegh zugeſchrieben wird, mit Vergnügen herumgetragen. Und Preußen verläßt ſich auf Oeſterreich und auf Louis Bonaparte! — Der Genfer James Fazy hat in einer eignen Schrift das Recht des Königs auf Neuenburg gänzlich verneint, ihm jeden Anſpruch rund abgeſprochen. —

Hier macht man den Witz, Preußen werde zum Angriff gegen die Schweiz ſeine Flotte verwenden, man werde ſie auf Wagen nach dem Neuenburger See ſchaffen, der ſei grade groß genug für ſie. Das Volk und die wahren Altpreußen legen nicht den geringſten Werth auf Neuchatel, und daß dem Könige die Sache ſo empfindlich iſt, erweckt nur Schadenfreude. —

In Paris bedrohliche Mißſtimmung; Louis Bonaparte fängt an zu wanken und fühlt es. Seine Abweſenheit von Paris, und ſeine verſchwenderiſchen Feſte in Compiègne haben das Volk aufgebracht. Maueranſchläge, heimliche Druckſchriften, Verhaftungen. Er hat den Aufenthalt in Fontaine-

bleau, wo wieder große Feſtlichkeiten ſein ſollten, aufgegeben, die Einladungen zurückgenommen. Seine Hinneigung zu Rußland mißfällt auch, beſonders den Soldaten. Er hat ſich wieder mehr zu England hingewendet. — Die Umſtände ſind von der Art, daß ſeine Herrſchaft noch längere Zeit dauern kann. Aber *κασεται 'ημας*! und den begrüß' ich, ſei er auch noch fern! —

Montag, den 17. November 1856.

In meinen Papieren gearbeitet. Allerlei geleſen, auch das Buch von Alexander Dumas Sohn: „La dame aux camélias“, die Geſchichte der Marie Duplessis. Widerwärtiger Stoff, durch die mitgetheilten Einzelheiten und den das Buch begleitenden Schimmer von ſittlichem Zweck erſt recht widerwärtig. Wie ganz anders iſt Diderot! —

Man verſichert, der König ſei in einer wahren Wuth wegen Neuchatel, tobe und ſchimpfe, wolle vor allem die Freilaſſung der gefangenen Royaliſten, und drohe, wenn es nicht bald geſchähe, mit ſeiner geſammten Kriegsmacht gegen die Schweiz vorzugehen. Dem Miniſter von Manteuffel wird bitter vorgeworfen, daß er die Sache Neuchatels bei den Pariſer Berathungen nur ſchüchtern erwähnt und ſich begnügt habe, daß die andern Bevollmächtigten gar nichts geantwortet. Dem Könige macht man den Vorwurf, daß er die Gelegenheit verſäumt habe, als Baden von ſeinen Truppen beſetzt und dieſe an der ſchweizeriſchen Gränze waren. Aber damals gab es dringendere Sorgen, und man weiß wie plötzlich die Truppen wieder abzogen. —

Aergerniß. Der fromme Glaubenseiferer Prediger Knak hat bei einem Hochzeitsmahl, vom Wein erhitzt, die Geſundheit des lieben Gottes ausgebracht, einen Pſalm angeſtimmt,

und allerlei Wunderlichkeiten verübt, den Damen sich aufgedrängt ꝛc. —

Man erzählt vom Könige maßlose Heftigkeiten, die er gegen den Kultusminister von Raumer ausgesprudelt und ihm bitter vorgeworfen haben soll, daß Humboldt ihn verachte! Dem Generaladjutanten von Neumann hat er in's Gesicht gesagt, er sei ein Esel! Und die Herren bleiben im Dienst, und der König behält sie! —

Dienstag, den 18. November 1856.

In Rodenberg's Pariser Bilderbuch gelesen, mit großem Vergnügen; er giebt anmuthige, frische Schilderungen.

Nun steht es auch in den Zeitungen, daß der König gegen den Minister von Raumer entschieden habe, der Dr. Kuno Fischer solle hier an der Universität Vorlesungen halten; zugleich aber wird gesagt, er habe den Ruf nach Jena schon angenommen. —

Die preußische Regierung sagt jetzt der dänischen scharfe Dinge; aber nicht, weil sie das Volk in Schleswig-Holstein unterdrückt, dem sieht man seit sechs Jahren gemüthlich zu, sondern weil sie die Domainen angreift — das sieht das alte Vorurtheil als ein gefährliches Verbrechen gegen ein Heiligthum der Königsherrschaft an, — und weil das ganze dänische Staatsgrundgesetz ihr zu demokratisch ist. —

Louis Bonaparte soll das Schiedsrichteramt zwischen Preußen und der Schweiz übernehmen. Das thut er gern! Aber daß Preußen dazu willigt, ist unbegreiflich. —

Guizot ist mir als Staatsmann und als Geschichtschreiber gleich widerwärtig. Er taugte nur, als er noch unter den Bourbons Opposition machte. Er hat Kenntnisse, Scharfsinn, Beredsamkeit, aber alles umsonst; seine Engherzigkeit,

ſein unglaublich beſchränkter Blick, ſeine doktrinairen Vorurtheile, ſeine proteſtantiſche Pedanterei, machen alles zunichte, was er Gutes hat. Und dann die Schwäche, die ihn zum untergeordneten Günſtling der Fürſtin von Lieven machte! —

Mittwoch, den 19. November 1856.

Mitten im Gedränge von Büchern, die ich leſen will oder ſoll, wandelte mich die Luſt an, wieder einmal den Schleiermacher'ſchen Platon zu leſen. Vor fünfzig Jahren, in Halle, wollt' ich mit Gewalt mir einbilden, hier ſei das Höchſte von Weisheit, das Anmuthigſte von Sprache, wiewohl innerlich mein Sinn widerſprach; es wollte mir nie gelingen, anhaltend dieſe Bände, ſo oft ich ſie auch zur Hand nahm, durchzuarbeiten, wie dies Harſcher, Marwitz und Andre thaten, mit wahrem Vergnügen darin zu leſen; ich ſuchte bisweilen dieſe Schreibart — natürlich die Schleiermacher'ſche, denn die Platoniſche lag verſteckt unter ihr — nachzubilden, was mir beſſer gelang als gefiel. Später verlor ſich dieſe Beſchäftigung, und ſelbſt Friedrich Auguſt Wolf's Eifer für den Platon führte mich nicht auf dieſen zurück. Heute nahm ich nun den Sophiſten, das Sympoſion und den Staatsmann wieder vor, las die Einleitungen und hin und wieder im Text. Es kann mir nicht einfallen, die große weltgeſchichtliche Bedeutung des Platon zu verneinen, die Tiefe und Schönheit dieſes außerordentlichen Geiſtes zu läugnen, aber das war mir vollkommen klar, daß ſeine Darſtellung, ſeine dialegiſche Beweisführung und ſein ganzer Vortrag uns in keiner Weiſe mehr genügt, daß wir einer andern Art und Führung bedürfen, und in der That weiter ſind, im Fordern nicht nur, ſondern auch im Leiſten. Auch haben die Nachahmungen Platoniſcher Dia-

logen bei uns nie Glück gemacht, die Schleiermacher'schen sind — wie jetzt allgemein gefunden wird — geziert und schwächlich, die Delbrück'schen ermüdend, die Solger'schen todtlangweilig; auch Jacobi und Fichte haben sich in dieser Gattung versucht, aber nur mäßig und daher mit geringerem Schaden. Schleiermacher's Verdienst bei seiner Uebersetzung liegt im dialektischen Scharfsinn und in der philologischen Kenntniß und Sorgfalt, in Betreff der Sprachbildung ist ihr Werth gering, der Ausdruck oft schwerfällig, ungeschickt grade da wo er geschickt sein wollte. Zu diesem vollen Bekenntniß bin ich nun gelangt; ich erinnere mich, daß schon Rahel weder die Dialogen Platen's noch Schleiermacher's Redeweise besonders gelten ließ, zu meiner damaligen großen Empörung! — Heute, während meine Augen auf den alten, so sehr einst verehrten Büchern ruhten, erwehrt' ich mich nicht eines Schauers jener Zeit, aber mein Urtheil wurde von diesem Gefühl nicht bestochen. —

Donnerstag, den 20. November 1856.

Die Volkszeitung hat einen unvergleichlichen scharfen Artikel gegen Gerlach, den sie der Regierung als Feind gegenüberstellt, indem sie seine eignen schnöden Worte wiederholt und beleuchtet. Wenn gewissen Leuten hiebei nicht die Augen aufgehen, so haben sie keine, oder keinen Verstand. Aber man wird sorgen, daß gewisse Leute den Artikel nicht zu sehen bekommen. —

Eine bemerkenswerthe Erscheinung ist, daß bei uns jetzt nichts mehr Aufsehen macht. Vom Staat und von der Kirche werden die gräßlichsten Dinge angebahnt, ein Gemisch von mittelalterlich-fanatischen Unterdrückungen, Albernheiten, Nichtswürdigkeiten, Privatbeichte, Prügelstrafe, Einzelhaft,

Standesvorrechte, Ritterakademieen, Abschaffung des Landrechts, Kirchenzucht ꝛc. ꝛc. Einige Zeitungen schreien wohl dagegen, aber eine öffentliche Meinung erhebt sich nicht, man sieht ruhig alles kommen und geschehen, zuckt etwa die Achseln oder lacht. Woher diese Gleichgültigkeit? Weil jeder fühlt, daß im Einzelnen gegen die verkehrte Richtung wenig auszurichten, daß aber im Ganzen einst über alles das Unwesen Gericht gehalten werden wird. Den Gerichtstag, der nicht bestimmt noch zu beschleunigen ist, wartet man ab. Der nächste Anstoß wird von Frankreich kommen. —

Besuch von Herrn Herman Grimm. — Später kam Bettina von Arnim und setzte sich mit uns an den Mittagstisch. Sie hat den Bildhauer Albert Wolff wieder aufgegeben und mit einem Namens Fischer gesprochen, dem sie eingebildet hat, der König sei im Spiel. „Ich hab' ihm gesagt, der König habe zu meinem Sohn gesagt — es ist aber nicht wahr, setzte sie gleich hinzu — jetzt müsse die Sache rasch gefördert werden, in fünf Jahren alles fertig sein. So lange denk' ich noch zu leben." — Ueber Grimm ist sie ungehalten, von der Ristori ist nicht mehr die Rede. Schinkel und Rauch haben bei ihren Arbeiten Bettina's Angaben benutzt, sie ihr entlehnt! Unzufriedenheit mit Herrn von Magnus. —

Abends kam Herr von Burgsdorf und blieb zwei Stunden. Schilderung der unglaublichen Heftigkeit des Königs, seines maßlosen Tobens und Schimpfens, wobei jedoch kein Groll zurückbleibt. Burgsdorf liebt den König herzlich, und lobt seine Liebenswürdigkeit, als Gutsbesitzer würde er der angenehmste Nachbar sein, dem Staatshaupte wünscht er weniger Phantasie, mehr Verstand und Festigkeit. Er schenkte mir ein denkwürdiges Autographen seines Vaters, einstigen Oberforstmeisters in Tegel. —

Freitag, den 21. November 1856.

Mittags erſchien Frau Bettina von Arnim, und aß etwas Suppe mit. Sie brachte mir eine Anzahl Zeitungsblätter, in denen Anzeigen ihrer „Geſpräche mit Dämonen“ ſtehen; wir wählten zuſammen die günſtigſten Stellen aus, die der neuen Anzeige des Buches in Leipzig beigedruckt werden ſollen. Es gab viel zu verhandeln, ſie wollte die Stellen verändern, und erſt gar nicht einſehen, daß dies nicht geſchehen darf! Zuletzt ſagte ſie, dieſe Blätter mit den ausgewählten, angerötheten Stellen werde ſie an Achmet nach Leipzig ſchicken, und ihm ſchreiben, daß *ich* deren Abdruck wünſche, gleichſam als wäre es *meine* Sache! Um ihr nicht immer zu widerſprechen, macht' ich keinen Einwand; den Zweck des Vorgehens ſeh' ich nicht, doch iſt es wohl unſchädlich. Aus dem Prometheus des Aeſchylos einen Operntext machen zu laſſen für Herrn Rubinſtein, hat ſie aufgegeben, dafür aber nun das Auge auf Goethe's Pandora geworfen. —

Sonntag, den 23. November 1856.

Keine gute Nacht, aufgeregt, ſchlaflos, viel Huſten. Erſt um 9 Uhr gefrühſtückt und Zeitungen geleſen. — Geſchrieben, den ganzen Vormittag in mannigfacher Arbeit zugebracht, aber ohne Luſt und Eifer. Dies gräßliche Wetter! Kaum Tageshelle! —

Von außen kommt auch nicht das geringſte Erfreuliche; der Staat liegt danieder, an ihm *kann* man keinen herzlichen Antheil nehmen, das Vaterland vermag im jammervollſten Zuſtande kaum noch zu klagen, Wiſſenſchaft und Kunſt verkümmern unter Druck, unter ſchlechtem Geſchmack, die Geſelligkeit iſt null! Der ganze November! — Mich dünkt alle ſchon erlebten früheren November vereinigen ſich in dieſem! —

Gegen 8 Uhr, im ſtärkſten Regenwetter, ganz durchnäßt, kam unerwartet noch Bettina von Arnim. Sie hatte Fräulein Armgart zu Savigny's gebracht, von Herman Grimm durch grundloſe Wege des Thiergartens geführt, ihr ſelbſt war es bei Savigny's zu langweilig, ſie wollte lieber bei uns ſein. Wir ſorgten dafür, daß ihre Kleider getrocknet wurden, ſie lachte und meinte, ſolch Wetter ſei für ſie nicht ſchädlich. Große Unzufriedenheit mit den Quartett-Franzoſen Sabattier, Maurin, Chevillard und Mas, ſie ſpielten mit Fertigkeit, aber ohne Seele, und machten willkürliche Verzierungen. Die, welche ſie lobten — Dehn ꝛc. — verſtünden Beethoven nicht. Sie ſcherzte ſpöttiſch über G.'s dichteriſche Leiſtungen, „die alte Frau Horn" — Antonie von Horn — ſehe ſchon Goethe'n durch G. verdunkelt, „am End muß ich mein Goethedenkmal noch umſchaffen zu einem Denkmal für G.!" mit höhniſchem Lachen geſagt! — Der Thee kam, Bettina trank indeß nicht mit. Muntres Geſpräch bis gegen 9 Uhr, da kam Herman Grimm und holte Bettina ab, ſie zuſammen wollten dann Fräulein Armgart von Savigny's abholen, und durch Schmutz und Regen den öden Thiergarten wieder durchwandern. Daß Bettina dies alles aushält, iſt wunderbar; denn krank iſt ſie dabei doch wirklich, und fühlt und klagt es. —

Montag, den 24. November 1856.

Ich benutzte die Abendſtille zu einem jetzt mir ungewohnten Vergnügen: ich machte Verſe, mit ziemlicher Leichtigkeit und wirklich großem Vergnügen. Freilich verwarf ich die meiſten wieder.

Wichtige Nachricht. Der Bundesrath in Bern hat die vom Deutſchen Bund im Namen Preußens geforderte be-

dingungslose Freigebung der in Neuenburg verhafteten Royalisten einstimmig verworfen. Die Schweiz fährt fort in ihren Rüstungen um auf alle Fälle gefaßt zu sein. General Dufour in Paris. —

Sehr merkwürdig ist die hier vorherrschende Stimmung in Betreff Neuchatels. Amtlich und vor dem Könige sprechen Alle von dem unzweifelhaften Rechte des Königs, schmähen die Demokraten, die Schweizer Staatsbehörde. Aber im Grunde scheert man sich wenig um das Recht, und freut sich nur, daß der König den Verdruß hat, daß er in seiner Vorliebe für die Neuchateller Aristokraten, die man hier gar nicht liebt, eine so empfindliche Niederlage trägt! Angesehene Höflinge und Generale lassen diese Denkart deutlich blicken; ja manche hoffen, daß der Anruf des Schutzes der fremden Mächte ihm auch nichts helfen, sondern nur neue Verlegenheiten schaffen werde. —

Dienstag, den 25. November 1856.

Trotz dem Schnee- und Schmutzwetter kam Frau Bettina von Arnim und brachte triumphirend die Vossische Zeitung, in der Schmähverse gegen die Quartett-Franzosen stehen; sie legt in diese Sache wieder die heftigste Beeiferung, ohne daß man dafür einen rechten Grund erkennt, und ohne Sicherheit, daß sie nicht selber ihren Eifer am nächsten Tage wieder aufgiebt. Sie spricht vom Bildhauer Fischer schon mit Mißtrauen; er habe ihr die Frage gestellt, was denn, wenn die Sammlung für das Goethedenkmal weit über den Bedarf einträge, mit dem Ueberschuß geschehen solle? Als ob das für den Künstler eine Schwierigkeit oder ein Bedenken wäre! Ich glaube fast, sie wollte mir diese Frage stellen, um zu hören was ich meinte. Sie will geantwortet haben, sie selber

klagen. Alles, was in den Kabinetten vorgeht, wird auf der Stelle mitgetheilt, und trotz der Maxime, daß die Völker nur horchen und gehorchen ſollen, bewirbt man ſich um ihre Meinung. Welch ein Widerſpruch, faktiſch anzuerkennen, was man theoretiſch läugnet! Wenn ich mich im Stillen frage, woher es denn komme, daß die bekannten diplomatiſchen Aktenſtücke ihre Wirkung verfehlen, ſo findet ſich letzter Behörde die Urſache in der Unbekanntſchaft mit den herrſchenden Vorſtellungsarten der Zeitgenoſſen. Es giebt Kongreßphraſen, die an dem Orte, wo ſie beſiegelt werden, von großer Bedeutung ſcheinen; an der Außenwelt hingegen geradezu abgleiten. Den Hauptfehler aber der beſagten Aktenſtücke ſehe ich darin, daß ſie dem Feinde keinen, durchaus keinen Rückzug offen laſſen. Er ſoll ſich auf Gnade und Ungnade ergeben. So verfährt Tamerlan. Der ließ ſich auf keine Erörterungen ein. Den Königen ſchrieb er: Ihr ſeid mir Gehorſam ſchuldig, weil ich die Macht habe, ihn zu gebieten. Bajazet erfuhr zu ſeinem Schaden, wie wenig rathſam es ſei, gegen das göttliche Recht eines Mannes Einwendungen zu machen, der alles, was ihm widerſtand, zu Boden ſchlug. Aſien, wo die Herrſchaft meiſtentheils auf einer theokratiſchen Grundlage beruht, iſt die eigentliche Heimath des göttlichen Rechts. In Europa widerſpricht die Geſchichte der Wahlreiche, zu denen urſprünglich alle auf Lehensverfaſſung gegründete Staaten und ſelbſt die Kirche gehören, dem Grundſatze, daß ausſchließlich nur dasjenige legitim ſei, was von Oben kömmt. Daher hätte ſich, meines Erachtens, die neuere Diplomatik eines weit vortheilhafteren Terrains bemächtigt, wenn ſie geſagt: nur das iſt legitim, was mit Uebereinſtimmung oder freier Genehmigung des Fürſten oder von Oben geſchieht. Hier wäre Feld zu Unterhandlungen. Doch es iſt ja immer ſo in der Welt gegangen, daß die phyſiſche

werde keinen Anſpruch auf ſolchen Ueberſchuß machen. Plötzlich ſoll nun Goethe's Bildſäule nicht mehr koloſſal werden, nur wenig über Lebensgröße! Der nackte König, hinten am Waſſer angebracht, ſoll aber bleiben, „pudelnackt". Täglich fallen ihr andre Sachen ein, und käme es zur Ausführung, die Verwirrung würde gränzenlos ſein. Bettina ging bald wieder. —

Die verwittwete Herzogin von * hat Troſt für ihren Wittwenſtand in einer Liebſchaft mit einem Offizier geſucht und ſo ergiebig gefunden, daß man froh ſein mußte, ſie noch eiligſt mit ihm verheirathen zu können. Die Königin iſt ganz untröſtlich, daß dies mit ihrer Nichte, der ſie vorzugsweiſe zugethan war, hat geſchehen können. —

Mittwoch, den 26. September 1856.

Die Zeitungen bringen die Nachricht, daß Dr. Falkenthal, angeklagt des Meineids und der Beihülfe zur Flucht Kinkel's, von den Geſchwornen geſtern Mittag freigeſprochen worden. Leider iſt er in der mehrjährigen Unterſuchungshaft ſo krank geworden, daß man ſeinen Tod nicht mehr fern glaubt. Der Gefangenwärter in Spandau, der wegen Mitwirkung zur Flucht Kinkel's dreijährige Haft erlitten, läugnet, daß er 3500 Thaler oder überhaupt Geld bekommen. —

In Paul Heyſe's „Braut von Cypern" geleſen. Schönes Talent, leichte Sprachgewandtheit bei ſchwierigen Reimworten. Er ſagt es ſelbſt, daß er Uhland's „Fortunat" zum Vorbild habe; doch iſt des Letztern Humor mehr gehalten, daher ſtärker; Heyſe legt den ſeinen etwas zu weit aus: — friſch und anmuthig! —

„Freischärler-Reminiscenzen. Zwölf Gedichte von Louise Aston.“ Leipzig, Verlag von E. O. Weller. 1850. 28 S. in 12. Diese Gedichte sind nicht von Louise Aston, sondern von zwei jungen Männern, die ihr dieselben überlassen haben. Es herrscht darin große Kühnheit, ja Verwegenheit, und es erscheint fabelhaft, daß dergleichen noch im Jahre 1850, nachdem schon anderthalb Jahre die Reaktion im vollen Gange war, in Leipzig öffentlich erscheinen konnte. Wenn man dergleichen jetzt wieder liest, so glaubt man zu träumen, und begreift nicht, daß vor so kurzer Zeit — vor sechs Jahren — solche Aeußerungen ganz gewöhnlich waren; jetzt scheinen sie um ein Menschenalter hinter uns zu liegen. Die Aeußerungen dieser Art sind völlig unterdrückt, das ist gewiß; wie es aber mit den Gesinnungen und Urtheilen steht, welche jetzt von den Menschen gehegt werden, das wird einst unter andern Umständen offenbar werden, und vielleicht furchtbarer, als man es jetzt denken will. —

Durch die Revolution hat der Bauernstand in Frankreich sich bedeutend gehoben, Freiheit, Besitz und Wohlfahrt erlangt; nach und nach hat sich eine neue Unterdrückung eingefunden, die des kleinen Besitzes durch die Geldmacht, und man schildert den jetzigen Bauer in Frankreich als sehr unglücklich. Er bearbeitet seinen eignen Boden fast nur noch als Tagelöhner für den Kapitalisten, der ihm Geld vorgeschossen hat. Gewiß, die unendliche Theilung und Wiedertheilung des Bodens ist nicht heilsam; aber ist es das Zusammenlegen großer Güter? und die Untheilbarkeit des Grundbesitzes, die man bei uns anstrebt? —

Donnerstag, den 27. November 1856.

Herr von Hammer-Purgstall in Wien gestorben. Ich kannte ihn 1810 in Paris, sah ihn 1811 in Wien beim Fürsten von Metternich wieder ꝛc. —

Abends Besuch von Herrn Dr. Pröhle. Angenehme Erzählungen von Gleim; von Philipp Nathusius, der mit dem Mahler Krola und einem Prediger eine Fußreise auf den Brocken macht, alle drei heftige Frömmler; es tritt starker Regen ein, Nathusius zieht ein Regenhemd an, Krola findet das wider Gottes Ordnung, schilt den Nathusius einen Sybariten, bricht mit ihm, sieht ihn nie wieder! —

Herr Prof. Prutz aus Leipzig ausgewiesen wegen einer im Schillerverein gehaltenen freimüthigen Rede, deren Ton an das Jahr 1848 erinnert haben soll. —

Der — Goedsche hatte dem — Lindenberg in Minden für dessen Zeitung einen Angriff auf den — Stieber in Berlin gesendet, und jener den Artikel aufgenommen, darüber hat Stieber jene beiden verklagt, das Kreisgericht zu Minden aber nun beide freigesprochen. Bei der Gerichtsverhandlung kam an den Tag, daß der neue Polizeipräsident von Zedlitz den — Stieber wegen der Uebergriffe, die er sich erlaubt hatte, schon hart getadelt hat. Wäre der Ausgang der entgegengesetzte gewesen, wären beide verurtheilt worden, — nun, es wäre auch nicht übel.

Freitag, den 28. November 1856.

Daß das Jahr 1848 mit seinen Freiheitsbestrebungen in dem Kern der Berliner Einwohnerschaft noch unvergessen ist, davon zeugen mancherlei Wahrnehmungen; die Zeitungen, Plakate, Flugschriften und Bilder aus jener Zeit werden von

vielen Burgern sorgsam aufbewahrt, hin und wieder in stillen Abendvereinen vorgelesen. Ein schon bejahrter Handwerksmeister wollte kürzlich die von ihm sorgfältig abgeschriebenen Inschriften der Gräber im Friedrichshain mit biographischen Angaben drucken lassen, fand aber keinen Drucker, der das Wagniß bestehen mochte; er soll sich nun nach Hamburg gewendet haben. Der Prozeß gegen Dr. Falkenthal hat mit seinen genauen Erörterungen der Flucht Kinkel's wieder viel politische Leidenschaft aufgeregt. In dem Prozeß wird auch eine Gräfin von Arnim genannt, die sich für Kinkel sehr bemüht habe, und jederman hält sich überzeugt, daß Bettina von Arnim gemeint sei. Sie hat allerdings beim Könige die Begnadigung Kinkel's zu erwirken gesucht, daß sie aber dessen Flucht befördert oder gewußt, ist mindestens zweifelhaft. Mit der Baronin von Bruiningk, geb. Fürstin von Lieven, war sie jedoch in Verbindung. —

Herr Prof. Prutz erklärt in der Neuen Preußischen Zeitung, die Erzählung, er sei in Leipzig wegen seiner Rede am Schillerfest ausgewiesen worden, für ungegründet, auch sei seine Rede durchaus nicht von der Art gewesen, um Anlaß zum Aergerniß zu geben. —

Der König nimmt es sehr übel, wenn man sagt Neuchatel oder gar Neufchatel, man soll Neuenburg sagen. Aber im Orte selbst kennt man kein Neuenburg, sondern nur Neuchatel, und auch hier in Berlin ist nur der letztere Name dem Volke geläufig, gewöhnlich Nöfchandel ausgesprochen? In allen französischen Verhandlungen muß der König selber Neuchatel sagen. —

Sonnabend, den 29. November 1856.

Mittags kam Frau von Arnim, sie brachte mir das Briefchen von Klemm an sie mit vielem Lachen für meine Sammlung. Sie klagte sehr über Störungen oder Unruhen, die Krankheit der Schwester ihrer Schwiegertochter setzt das ganze Haus in Bewegung. — Bettina erzählte dieselben Geschichten am Anfange des Besuchs, und dann als ganz etwas Neues nochmals am Schlusse, mit einigen auffallenden Veränderungen; eine große Gedächtnißschwäche! Dann kam sie wieder auf die Thorheit zurück, daß Kertbeny's Bildniß eigentlich Petöfi's sei, und Kertbeny nur deßhalb den eignen Namen darunter geschrieben, weil Petöfi's Namen nicht genannt werden durfte, auf diese Weise sei geschickt angedeutet, daß Petöfi noch lebe! — Sie war sehr munter, überaus gesprächig, und schien ganz gesund. —

Erzählung wie es dem Landschaftsmahler Schirmer ergangen. Der König hatte eine Landschaft bei ihm bestellt nach ganz bestimmten Angaben. Schirmer wollte sein Gemählde halbvollendet dem Könige zeigen, um sicher zu sein, des Königs Genehmigung zu haben: er wurde aber abgewiesen, das zweitemal mit dem zornigen Bescheid des Grafen von Keller, es sei gar nicht daran zu denken, daß der König das Gemählde bestellt habe. Schirmer antwortete, er habe zwar darüber die Unterschrift des Königs, aber wenn der sein Gemählde nicht mehr wolle, so werde er es anderweitig anbringen, und verkaufte es auf der Stelle für das Doppelte des bedungenen Preises. Auf der Ausstellung sah der König das Bild, es gefiel ihm außerordentlich — die Spuren seiner eignen Angaben mochten in seiner Erinnerung wieder aufwachen — und er wünschte es zu kaufen! Doch zu spät. —

Heute hat der König auf dem Schlosse den Allgemeinen Landtag mit einer abgelesenen Thronrede selbst eröffnet. Neue Steuern werden angekündigt, erhöhte Ausgaben für das

Kriegsheer, ein neues Ehescheidungsgesetz, die Neuenburger Sache wird berührt und die bekannten Redensarten von Ehre und Treue erwecken lauten Beifallruf, — der nichts kostet! — In der Stadt war keine Spur von Theilnahme oder Spannung, man weiß woran man ist, daß von diesem Verfassungswesen nichts zu hoffen ist. Minderheitswahlen, nach einem willkürlich aufgedrungenen, sinnlosen Wahlgesetz, Uebergewicht der Beamten im Abgeordnetenhause, aristokratischen Knechtsinns im Herrenhause; Stockung alles Vereinswesens, Lähmung der Preßfreiheit, Herrschaft der Frömmelei und der Polizeiwillkür — was kann dabei herauskommen? — Ich habe den ganzen Tag gar nicht daran gedacht, daß heute der 29. ist, an dem der Landtag eröffnet werden sollte, niemand hat daran erinnert, der Sache wurde nirgends erwähnt, erst am späten Abend in den Zeitungen las ich das Geschehene. —

(Späterhin hat ein vornehmer Herr, der in seiner Eigenschaft dabei zu sein verpflichtet war, als Augenzeuge mir erzählt, daß dem Könige in seiner Rede bei der Stelle, wo von Neuchatel zu sprechen war, die Stimme versagt hat, es war, als ob Thränen sie erstickten. Diese Stockung, und der Mangel an Haltung dabei, sollen auf die Mehrzahl der Anwesenden, besonders auf die Leute aus den Provinzen, einen peinlichen Eindruck gemacht haben, einen Eindruck weinerlicher Schwäche, die gegen die nachfolgenden starken Worte höchst unangenehm abstachen. Um dieses Peinliche zu beseitigen, um den König gleichsam wieder aufzurichten, und den Moment zu verhüllen, zu diesem Zweck und aus diesem Gefühl sei von einigen Seiten lauter Zuruf erfolgt, in den alsdann die ganze Versammlung gern eingestimmt habe. —)

Sonntag, den 30. November 1856.

Nachmittags langer Besuch von Frau Bettina von Arnim; wie gern sie hilft und giebt, erweist sich wieder auf's schönste an einem armen Litteraten, der sich in seiner Noth an sie gewendet, und dem sie das letzte Baare schickt, was ihr im Augenblicke verfügbar ist. Sie hat vergessen, daß sie gestern bei uns war, und entschuldigt sich, daß sie nicht habe kommen können. Von Savigny's, die wieder hier sind, allerlei, vom Grafen Oriola, der ihr lästig wird, und von der Gräfin ihrer Tochter. — Sie klagt sehr über ihre Gesundheit, sie sei matt und hinfällig, sie wage nur immer, da scheine sie — so lang es geht — rüstig. —

Gestern starb in Dresden, beinah 86 Jahr alt, der niederländische General und Gesandte Graf von Perponcher-Sedlnitzki. Er hat bei Belleallianee tapfer gekämpft. Ich sah ihn zuletzt in Homburg, wo wir gute Gespräche hatten. Seine Frau war Adelaide von Reede, Tochter eines holländischen Gesandten, der eine geb. von Krusemark geheirathet hatte. —

Montag, den 1. Dezember 1856.

Nach dem Mittagsessen kam Bettina von Arnim, etwas abgespannt von häuslichen Sachen und Familiengetreibe. Man hat ihr gesagt, daß ihr Name in der Anklageschrift gegen Falkenthal vorkomme, — zwar als Gräfin Arnim, aber gemeint ist ohne Zweifel Bettina, — sie habe, heißt es, dem Studenten Schurz, der ihr seine Absicht Kinkel zu befreien vertraut, daß man die alten Geschichten wieder aufwärmt, hiezu Unterstützungen gegeben. Bettina findet es abgeschmackt, und zwar ganz entstellt. Sie erinnert sich, daß in jener Zeit einmal mehrere junge Leute vor ihrer Wohnung (im Thiergarten

bei den Zelten)' auf und ab gegangen, und immer scharf hinaufgeblickt, bis endlich der eine von ihnen eingetreten und sich als Student Schurz angemeldet, dann auch seine Absicht ihr mitgetheilt habe; sie will ihm darauf mit Unwillen geantwortet haben, er solle von ihr den Rath annehmen, niemanden mehr etwas der Art zu sagen, denn jederman werde es machen wie sie es jetzt unmittelbar vorhabe, nämlich sein Unternehmen gehörigen Ortes anzeigen. Er sei darauf erschrocken weggegangen, und sie habe ihn nie wiedergesehen. —

Der Schriftsteller Gustav Diezel hatte sich aus Würtemberg nach Wien begeben, wurde jedoch ausgewiesen, man sagte wegen Verfolgung abseiten auswärtiger (preußischer!) Polizei. Auf seine der höheren Behörde in Wien eingereichte Vorstellung darf er bleiben. —

Prozeß des Majors von Kessel wegen Wechselschulden; sein Gegner, ein Freiherr von der Recke, ist freigesprochen worden. Auffallend war die Versicherung des Majors, er habe nie einen Wechsel gesehen und nicht gewußt, daß er einen unterschriebe! —

Preußen bricht alle Verbindung mit dem Bundesrathe der Schweiz ab. Der Gesandte von Sydow hat Bern verlassen. — Es giebt hier Leute, die den König wegen Neuchatel stets reizen und hetzen, und ihn zu äußersten Schritten führen möchten. Man darf behaupten, daß es manchen Leuten hiebei nicht sowohl um die Ehre und das Ansehen des Königs zu thun ist, als um das Gegentheil, sie wünschen ihm Verlegenheit, Mißlingen, Demüthigung. „Es geschieht ihm ganz Recht, wenn er sich die Finger verbrennt!“ hört man sagen, oder auch: „Er hat uns im März 1848 schön im Stich gelassen, gut in die Patsche gebracht, und thut jetzt noch ganz dicke gegen uns, als hätten nicht wir ihn, sondern er uns gerettet! mag er einmal wieder recht erfahren, was er kann und nicht kann!“ —

Dienstag, den 2. Dezember 1856.

Von unsern Landtagsverhandlungen erwartet niemand etwas, als nur die Regierung. Wir wissen, daß neue Steuern kommen, neue Beschränkungen, ein elendes Ehegesetz; es ist uns gleichgültig, welches Werkzeug die Regierung zu diesem Zweck anwendet, ob den grünen Tisch der Minister, oder den der gefälschten, nichtsnutzigen Landtagshäuser, die nur ein Afterbild von Volksvertretung sind. Wir haben im Augenblicke kein Mittel uns gegen die Partheiwillkür zu wehren, aber die Folgen des verkehrten Treibens werden nicht ausbleiben, das Leben geht unaufhaltsam fort, es nimmt Wege, auf denen keine Regierung es einholen kann, und mit den Fortschritten wachsen die Ansprüche. —

Die kirchliche Strenge, mit der die Regierung sich zu stärken hofft, wirkt nur dahin, die Gemüther zu verwirren, die Gesinnungen der Freiheit aufzuregen, zu erbittern. Das Königthum hat sich da einen Bundesgenossen gewählt, der ihm verderblich werden muß, denn die Kirche will selber eine weltliche Macht sein. Man betrachte doch die Regierung des französischen Königs Karls des Zehnten! Wie groß war seine Macht! überall Jesuiten, überall Polizei, Soldaten, Beamte, Geld und Ansehn in seinen Händen; in Einer Nacht war alles vorbei, die dreifarbige Fahne wehte in ganz Frankreich. —

Ich glaube dieser unser Staat ist jetzt ein von Gott ganz verlassener, und geht mit großen Schritten neuen Erschütterungen und gewaltigen Prüfungen entgegen. „Keine Luft, von keiner Seite.“ —

Nachmittags Besuch von Frau Bettina von Arnim. Sie bringt mir homöopathische Streukügelchen — Mercurius vivus — gegen meinen Husten. Daß Savigny's wieder hier sind, giebt ihr viele Beschäftigung, die Familie ist ihr ein nothwendiger Reiz, stachelt sie immerfort zu dem Doppelbemühen, den Verwandten zu dienen und ihnen überlegen zu

sein, ihnen Hülfe oder Aerger zu bereiten. — Indem Bettina sich bitterbös über Frau von M. aufhält, ist sie doch äußerlich ganz sorgsam mit ihr, macht ihr Besuche, ist ihr gefällig. — Nun soll endlich das Widmungsexemplar der „Gespräche mit Dämonen" an den türkischen Sultan abgehen, und zwar durch die hiesige türkische Gesandtschaft, der General von Webern besorgt es! Wo möglich, soll der Sultan veranlaßt werden, dem Herrn Achmet eine Pension von wenigstens 200 Thalern auszuwerfen! Von einer Summe für das Goethedenkmal ist jetzt nicht die Rede. Ich glaube, das Buch wird gar nicht abgeschickt. —

Der Graf Hermann von Lottum erzählt ergötzliche Hofgeschichten, auch gepfefferte Späße über die Neuchateller „Schweinerei". Darin stimmen ihm viele seinesgleichen bei. Diese Aristokraten kennen kein größeres Fest, als wenn es über den König hergeht. Gilt es aber Gunst und Vortheil, dann sind sie die Stütze des Thrones, zu jedem Opfer bereit — mit Worten! —

Mittwoch, den 3. Dezember 1856.

Einiges geschrieben, aber mit großer Unlust. Ich habe einen schlechten Tag, voll Mattigkeit und Ueberdruß, einen der Tage, wo man „ganz in sich zusammenstürzt", wie Friedrich August Wolf einmal an Rahel schrieb, was mir damals einen tiefen Eindruck machte, weil ich gar nicht gedacht hatte, daß Wolf solche bedrückte Seelenstimmung haben könnte. Immer neuer Schnupfen verdüstert mir den Kopf; er sinkt mir beim Lesen nieder wie das Buch aus der Hand. Zum Glück besuchte mich niemand, am wenigsten bin ich zum Sprechen aufgelegt. —

Kraft zuletzt über den Gehalt, die Stärke, das Recht der Meinungen und des Glaubens entschieden hat. Herrn von Talleyrand's Rede macht großes Aufsehen. Sie wird als prophetisch betrachtet. Eine Phrase hat der Druck abgeändert; sie lautete im Salon: Coblence vaincu sur le rhin c'est transporté à Bayonne. Wäre ich in Berlin, so ließe ich mich vielleicht in die Untersuchungen ein, zu denen die Schrift des Hrn. Geheimerath Schmalz, die ich leider blos aus französischen Blättern kenne, Anlaß giebt.

Frau von Custine befindet sich seit acht Tagen in Paris. Geheimerath Koreff ist mit ihr zurückgekommen. Meine trüben Augen sind schuld, daß ich Ihrer Frau Gemahlin nicht antworte.

Empfehlen Sie mich Ihr zu Gnaden. Sie wissen, mit wie unbegränztem Gefühl von Liebe und Hochachtung ich Ihnen beiden ergeben bin.

Oelsner.

6.

Varnhagen an Oelsner.

Berlin, den 7. Februar 1823.

Ich weiß nicht, welcher falschen Angabe oder Vorstellung folgend ich vor vierzehn Tagen den Abgang eines Couriers zu benutzen eilte, dessen Gelegenheit erst diese Woche stattfindet. Meine Briefschaften sind indeß ruhig liegen geblieben und haben Zeit gehabt, reif zu werden, wenn ich sie hierin dem Obste vergleichen darf — ob auch überreif? das wird sich gleich ergeben, wenn Sie das Päckchen eröffnen, denn Sie erhalten nun alles zugleich und ohne neue Sich-

Aufruhr in Sizilien, den Engländern gewiß ganz recht und willkommen, dem Louis Bonaparte jedoch nicht, der vielleicht gar das Verdienſt anſpricht ihn dämpfen zu helfen. —

Die ruſſiſche Zeitung le Nord in Brüſſel hat vor kurzem eine Aufforderung an alle Regierungen erlaſſen, ſie möchten gemeinſame Maßregeln zur Beſchränkung der Preſſe treffen, wobei beſonders die engliſche gemeint war. Nun hat der Nord aber in ſeinen Angriffen gegen Oeſterreich alles Maß überſchritten, und iſt deßhalb jetzt in ganz Oeſterreich verboten worden. Ein guter Anfang in Folge jenes Rathes! —

Donnerstag, den 4. Dezember 1856.

Nachmittags kam Bettina von Arnim, ſie brachte mir eine andre homöopathiſche Arznei: leider war inzwiſchen der Huſten wieder ſtärker geworden; lauter nutzloſe Quängelei! Sie ſelber klagte über gänzliche Ermattung, beſonders verſagen ihr die Kniee, doch macht ſie die weiteſten Wege bei jedem Wetter. Sie klagte auch bitter über häusliches Ungemach. — Trotz aller Unzufriedenheit iſt Bettina doch dabei ganz luſtig, lacht über alles, macht launige Scherze, verſpottet ſich ſelber! Für Ludmilla bringt ſie einen Pack Volkslieder, die ſie leſen und ſichten ſoll, zum Behuf eines Nachtrages zum Wunderhorn. Ich mußte meinen Diener in das Haus des Banquiers von Magnus ſchicken, um nachzufragen, zu welcher Zeit etwa man ſeine Rückkunft erwarte? Die Antwort, er ſei ſchon da, werde aber bald wieder verreiſen, machte auf Bettina doch einen ernſten Eindruck, das ging ihr über den Spaß; „Am Ende denkt der Eſel gar nicht daran, mir einen Beſuch zu machen, wie doch ſeine Schuldigkeit wäre, oder mir eine beſtimmtere Antwort zu geben?“ Und auf dem Eſel beruhen ihre größten

Hoffnungen! Sie ging etwas erschüttert und mißgestimmt fort. —

In Rußland, Polen, Oesterreich, Neapel, Dänemark, überall Amnestieen, — in Preußen keine! —

Freitag, den 5. Dezember 1856.

Staatsstreich in Luxemburg; erbärmlich! Der König der Niederlande hinkt seinen Verbinkern jämmerlich nach. Das sind Fürsten! Einer wie der andre. Sie führen bald nun auch gegen ihre eignen Staatsstreiche neue aus. Fürstenstreiche sollte man dergleichen Wortbrüche und Gewaltthaten nennen. —

Das neue Ehegesetz ist nun im Entwurfe dem Landtag hier übergeben. Die Frömmler und Gesetzeiferer glauben Wunder was sie damit ausrichten! Sie erschweren das Leben, aber sie ändern nichts; in katholischen Ländern ist die Ehe unauflöslich, aber dessen ungeachtet lebt es sich in Oesterreich ungefähr eben so wie in Preußen. Man weiß sich zu helfen. — Und was hat man hier vor Augen? Die Eheverhältnisse des Prinzen Albrecht! —

Hier wollte sich ein Litterat damit beliebt machen, daß er das Leben der jetzigen Königin schriebe; ein vornehmer Hofbeamter, den er mit seinem Vorhaben bekannt machte, konnte gar nicht begreifen, was der Mann eigentlich wollte, da seiner Meinung nach hier gar kein behandelbarer Stoff vorläge. „Was wollen Sie denn sagen? Daß die Königin wohlthätig ist, daß sie schön war? Nun, das versteht sich alles von selbst!“ Er rieth ihm ernstlich ab. —

In Magdeburg ist der Irwingianer von Pochhammer, angeklagt unbefugter Ausübung gottesdienstlicher Handlungen,

der Austheilung des Abendmahls ꝛc., gerichtlich freigesprochen worden, weil er in seiner Gemeinde hiezu die Befugniß erhalten habe! Da hätte ein deutsch-katholischer Prediger ein schönes Strafurtheil zu gewärtigen gehabt! Den Fanatikern wird alles nachgesehen. —

Bettina von Arnim kam heute nicht, ich fürchte sie sitzt wieder zu Hause wartend, ob nicht etwa der Banquier von Magnus ihr einen Besuch machen wird! —

Eine Bemerkung über Bettinen! Jemehr sie auf einen Menschen schimpft, ihn lächerlich macht oder herabwürdigt, desto sichrer kann man sein, daß sie selber ihm freundlich und anschmeichelnd begegnet, ihm Aufmerksamkeiten erweist, Vertrauen bezeigt; dadurch entsteht denn das Seltsame, daß dieselben Personen, von denen sie schlecht spricht, von ihr entzückt sind. Liegt hier ein Gefühl begangenen Unrechts zum Grunde, oder eine Scham so freundlich und gütig zu sein? Ich weiß es nicht. Jedenfalls aber entsteht daraus ein Umgang, der die Gefahr großer Verunglimpfung und Enttäuschung mit sich führt. —

Sonnabend, den 6. Dezember 1856.

Gegen die Essenszeit kam Frau Bettina von Arnim. Sie hat allerdings gestern den Banquier von Magnus erwartet, auch ist er, nachdem sie ihm nochmals geschrieben, wirklich gekommen, hat aber mehr mit Fräulein Armgart geschwatzt, als mit ihr gesprochen, und es ist alles im Schweben geblieben. Er wollte wissen, wo denn das Denkmal stehen solle und wieviel es kosten werde? Sie meinte, das erstere werde der König schon bestimmen, sie wünsche Sanssouci, das letztere möge ihn nicht bekümmern, je mehr einkäme, desto besser; übrigens sei

ja nur von dem äußern Umfang die Rede, die Hauptfigur lasse der König machen. (Kein Gedanke! Der König läßt sich auf gar nichts ein, hat nichts versprochen, weiß von nichts! Das ist rein aus der Luft gegriffen.) Sie war sehr unzufrieden, und brauchte den verachtenden Ausdruck „So ein alter Jud!“ Dann eiferte sie gegen den König, der die elendesten Denkmale errichte, so ein Friedrichsdenkmal, wo Friedrich auf dem Pferde sitzt wie ein besoffener Schauspieler, der eben herunter fallen will; warum führ' er nicht das übrige aus? Sie werde an den Kaiser Napoleon schreiben, der soll's machen. „Dann wird's ein Schanddenkmal, das dürfen und werden Sie nie thun!“ Plötzlich fuhr sie mit heftiger Leidenschaft auf! „Nun dann zerschlag' ich alles in kleine Stücke, daß auch nicht eine Spur davon übrig bleibt!“ Sie meint, die Welt so am empfindlichsten zu strafen. Sie war ungehalten, daß ich ihr einsprach, und wollte nichts mehr hören. Sie fängt sich in ihren Phantasieen und Vorspiegelungen, und kann nicht wieder heraus. Nebenher klagt sie bitterlich über Oriola. — Dabei ist sie heiser, und hustet fast mehr als ich. Sie ist sehr beklagenswerth, aber wenn sie immerfort unwahre Angaben als Thatsachen anführt, ist es oft kaum auszuhalten. —

Berlin, den 7. Dezember 1856.

Wenig Schlaf und viel Husten, der kurze Schlaf durch Träume gestört, von Bettina und ihrem Bruder Clemens, dessen Gedichte mit denen Arnim's in einer Art Schachspiel sich gegenseitig vernichteten! Besorgniß für Bettina! —

Heute habe ich Ludmilla'n alle meine Bücher und litterarischen Schriften und Sammlungen geschenkt und übergeben, und ein schriftliches Zeugniß über diese Schenkung aufgesetzt.

Ich hegte dieses Vorhaben schon lange, und aus guten Gründen, ich fühlte das Bedürfniß, ihr diesen Beweis meiner Dankbarkeit zu geben. —

Das neue Ehegesetz, das dem Landtag vorgelegt worden, ist schrecklich dummes Zeug und wird dem Zweck der Verfertiger nicht entsprechen. Aber ganz unzweifelhaft wird es angenommen. —

Die Sache mit Neuchatel wird immer ernster, Preußen geräth in die übelsten Verwicklungen, giebt sich immer mehr an Frankreich hin, entfernt sich von England. Was wird dieser kleine Fürstenthumstitel — denn mehr ist es ja nicht — noch alles kosten! Und jemehr der König jezt auf sein Recht dringt, jemehr er durch fremde Macht es zu verlangen strebt, desto größerer Schatten fällt auf die frühere Zeit des Duldens und Wartens, auf die eigne Macht. Sollte gar noch Blut fließen um des elenden Titels wegen — das würde zu großem Unheil gereichen. Der Bundesrath in Bern verweigert standhaft die Freilassung der Gefangenen, ihr Prozeß nimmt seinen Fortgang. Auch die warnende Fürsprache des russischen Gesandten hat nichts erwirkt. —

Das von Bettina eifrigst empfohlene und uns gebrachte Stück von Gozzi „die glücklichen Bettler", in einer alten Uebersetzung (Bern, 1777) gelesen, aber nicht mit dem heftigen Wohlgefallen, das Bettina daran bezeigt. Ihr litterarischer Geschmack und litterarisches Urtheil sind sehr oberflächlich und zufällig, jezt gefällt ihr das Schlüpfrige, ja das derb Unsaubre, was auch in Gozzi nicht fehlt. — In Julian Schmidt gelesen, in Goethe, zulezt im Tacitus. —

Das „Preußische Wochenblatt" (Bethmann-Hollweg) von gestern ist von der Polizei weggenommen worden. —

Montag, den 8. Dezember 1856.

An Justinus Kerner nach Weinsberg geschrieben, sehr mild und freundlich. Ich will der häßlichen politischen Sachen nicht gedenken! —

Im Tacitus gelesen, dessen gewichtige Sprache und starke Gesinnung mir wohlthat und weh! Verruchte Stoffe hat er zu behandeln! —

Die Ritter, welche die Polizeigewalt auf ihren Gütern nicht haben, wenigstens nicht die Kosten derselben tragen wollen, werden vom Minister des Innern ernstlich belehrt, sie *müßten beides übernehmen*, dabei verweist man sie im Stillen auf künftige weitere Entwicklungen, durch die ihre Macht nur vermehrt und die Kosten verringert werden sollen. Auch der Präsident von Gerlach hat durch solche Einflüsterungen die widerstrebenden Junker zu beschwichtigen gesucht, und ihnen dringend gerathen, für erst nur alles anzunehmen, das Gute werde bleiben, das Lästige wegfallen. Allein die vorherrschende Stimmung traut den Versprechungen nicht. —

Dienstag, den 9. Dezember 1856.

Frau Bettina von Arnim bei unsrem Mittagessen. Sie war sehr angegriffen, alle Gelenke seien ihr schwach, klagte sie, verursachten ihr Schmerzen. Dabei hat sie heftigen Husten, den ihre Homöopathen nicht bezwingen; daß der meinige auch nicht gewichen ist, läßt sie unbemerkt. Sie ist mit Dr. Behsemeyer unzufrieden, hat abermals einen neuen Arzt zu Rathe gezogen. Heute war nicht vom Goethedenkmal die Rede, nur von Fortsetzung des Wunderhorns, und von den großen Unruhen und Mißlichkeiten, welche dem Hause die erwartete An-

kunft der Familie Oriola bewirkt; der Oberſt Schwiegerſohn bekommt bei der Gelegenheit allerlei ſchöne Beiwörter! —

Hier fängt man an doch etwas unruhig zu werden in Betreff der Pariſer neuen Konferenzen; die Regierung läßt durch ihre Blätter die Angabe verbreiten, es ſei keineswegs die Abſicht Preußens, die Neuenburger Sache von der Entſcheidung fremder Mächte abhängig zu machen, man werde das anerkannte Recht ſelbſtſtändig wahren und nichts davon abdingen laſſen. —

Das Herrenhaus wird vor dem Neujahr keine Sitzung mehr haben; die meiſten Mitglieder ſind wieder abgereiſt. „Wozu das Poſſenſpiel?“ fragt man. — Es heißt, man wolle ſyſtematiſch die Geldforderungen an den Landtag jedes Jahr ſteigern, für das Heer, für den Hof (der König will ein paar Millionen mehr zu ſeiner Verwendung), für große Unternehmungen ꝛc. Verweigert der Landtag ſeine Einwilligung, ſo könne man dann die Gelegenheit ergreifen dem ganzen Weſen ein Ende zu machen, es laſſe ſich damit nicht regieren u. ſ. w. Die Rückkehr zur Willkürherrſchaft ſoll das feſte Ziel ſein, das man niemals aus den Augen läßt. Der König ſoll den jetzigen Zuſtand von Scheinkonſtitution nur mit äußerſter Unluſt und Ungeduld ertragen. —

Trotz aller Drohungen Preußens gegen die Schweiz iſt doch noch die preußiſche Geſandtſchaftskanzlei in Bern und der diplomatiſche Verkehr nicht abgebrochen. — In einer ſchweizeriſchen Denkſchrift wird die Thatſache hervorgehoben, daß die Tagſatzung *nie* mit dem Könige von Preußen als Fürſten von Neuchatel im Verkehr geſtanden hat, ſondern immer nur mit der Regierungsbehörde zu Neuchatel, die ihrerſeits *nie* Befehle vom Könige annahm. —

Wenn ich jetzt geschichtliche Darstellungen oder kritische Erörterungen unsrer Litteratur, wie sie seit sechzig, siebzig Jahren sich entwickelt hat, oder Schilderungen der Schriftsteller und ihrer einzelnen Werke lese, so finde ich wohl neue Gesichtspunkte genug, neue Gedankenreihen, denen sich nachgeben und manches gute Ergebniß entnehmen läßt; aber ich fühle zugleich, daß die Welt dem frischen Lebensverhältniß zu jenen Gebilden entrückt ist, sie nimmt und gebraucht sie nach ihrem, der Welt eignem Bedürfniß, das ein anderes ist, als das jener Zeit, in der sie hervortraten und zuerst wirkten. Was uns damals der Wilhelm Meister, das Athenäum, die Jungfrau von Orleans, Schiller's Kantisches Philosophiren, Fichte's und dann Schelling's Erscheinung, oder auch Tieck's Oktavianus, die Xenien, die lyrischen Gedichte der Zeit waren, davon hat die Welt wenig Erinnerung und gar kein Gefühl mehr, sie giebt ihnen andre Stellungen, andres Licht, zerlegt und zersetzt sie, und erregt dadurch den traurigen Eindruck, daß sie wirklich nicht mehr leben, wenigstens nicht ihr eigenes Leben, sondern ein fremdes, vom untersuchenden Geist verliehenes. Das klassische Alterthum der Griechen und Römer, die Litteratur neuerer Zeiten und fremder Völker kennen wir Alle nur auf diese Weise. Jenes Erlebte giebt mir einen Maßstab der Abweichungen, der Veränderungen, und damit eine nachdenkliche Bescheidenheit im Urtheilen, besonders im Tadeln und Verwerfen. Es geschieht in dieser Art dem Besten immer viel Unrecht, oft himmelschreiendes! —

Nachmittags besuchte uns Frau Bettina von Arnim. Sie war sehr unzufrieden mit dem Bildhauer Fischer, der da meinte, von ihrem Goethedenkmal sei eine neue Skizze erforderlich, die anzufertigen eine bedeutende Summe nöthig sei. „Was bildet sich der Einfaltsmensch ein? Meint er, meine Arbeit sei nicht genügend, und will seine an die Stelle setzen?

Alles Nöthige ist fertig da, man braucht nur die Ausführung anzufangen." Sie klagt fortwährend über die Unruhe und Störung in ihrem Hause. — Neue Verhandlungen mit Ludmilla wegen der Volkslieder. —

Vor mehr als dreißig Jahren las ich, durch ein Wort von Rahel angeregt, zum erstenmal die vielbändige Briefsammlung Voltaire's aufmerksam durch, mit größtem Vergnügen und reichsten Ertrag. Seitdem hab' ich dasselbe Lesen zweimal wiederholt, das letztemal in der Beuchot'schen Ausgabe, wo die Briefe zwanzig Bände füllen. Unzähligemal hab' ich diese Briefe mündlich empfohlen und angepriesen, als die reinste und ergiebigste Quelle zur Erkenntniß Voltaire's, als das frischeste Lebensbild des achtzehnten Jahrhunderts, als einen Schatz Voltaire'scher Geistesfülle, dessen Werth sich dem seiner besten Werke gleichstellt, ja diesen übertrifft. Nun hab' ich die Genugthuung, diesen unter Franzosen und Deutsche reichlich ausgestreuten Samen hin und wieder aufgehen zu sehn, in letzter Zeit sind mir in der Litteratur wiederholt solche Aeußerungen begegnet, die ich dreist als die meinigen ansprechen darf. —

Donnerstag, den 11. Dezember 1856.

Der preußische Staatshaushalt ist für das nächste Jahr zu 120 Millionen Thaler veranschlagt. Die Nationalzeitung warnt ernstlich gegen Ueberbürdung der Steuerkraft. Es ist entsetzlich, wie leichtfertig die Regierung auf Ausgaben eingeht, die wenigstens dann nicht gemacht werden sollten, wenn die schon so hoch gestiegenen Finanzmittel nicht ausreichen. Im Heer, in der sogenannten Flotte, werden Millionen nutzlos verschwendet. —

Ein Soldat, in Neapel, hat bei der Truppenschau den König von Neapel umbringen wollen. Solche Attentate häufen sich in unserer Zeit. Ein bedeutendes Zeichen der Zeit! —

Nachrichten aus Rußland; es bilden sich dort Partheien, die einander feindlich gegenüberstehen; der despotische Druck, der unter Nikolaus alles niederhielt, hat aufgehört, und die Geister regen sich. Eine altrussische Parthei feindet den jetzigen Kaiser an, eine neurussische wirkt im Sinne der Freiheit, und will diese in weitester Ausdehnung. Eine Mittelparthei schließt sich dem Kaiser an, um mit ihm und durch ihn zu freisinniger Ausbildung zu kommen. Die erste dieser drei Partheien soll die meiste Kraft haben, und könnte wohl die erste sein, die zu offnem Ausbruch schreitet. Darüber kann, dünkt mich, viele Zeit hingehen, und inzwischen die ganze Lage der Dinge sich verändern. Hätte Nikolaus länger gelebt, so wäre vielleicht schneller eine Katastrophe eingetreten, Umtriebe gegen ihn waren stets in Thätigkeit, militairische und andre Verschwörungen. —

Die russische Note (das Manifest) an die Mächte, welche den Pariser Friedensverhandlungen beigewohnt haben, bekennt offen und sucht zu entschuldigen, daß die russischen Bevollmächtigten bei jenen Verhandlungen ihre richtige russische Landkarte nicht vorgelegt, sondern ruhig zugesehen haben, daß die andern Bevollmächtigten eine unrichtige Karte gebrauchten, — woraus die Verwirrung wegen Belgrad entstanden. Die Note sagt, die andern Bevollmächtigten würden ja das Russische auf der russischen Karte nicht haben lesen können, eine der jämmerlichsten Ausreden, die je gemacht worden! Dieser große, amtliche, der ganzen Welt offenbare Betrug, diese niedrige Arglist und Tücke, macht nicht den Eindruck, den sie machen sollte. Die Times schimpfen etwas, die Höfe schweigen still. Man sieht, daß es nicht mehr gilt den Schein zu retten! Man

tung, denn das Ganze ist nicht wieder in meine Hände zurückgekehrt, sondern hat unentsiegelt bei unserem verehrten Freunde geruht. Ein Brief des Hrn. Geheimerath Wolf ist mit eingeschlossen.

In dieser Zwischenzeit haben wir den Staatsminister von Voß durch den Tod verloren, zum größten Schrecken und Leid aller derjenigen, welche alle Hoffnung auf ihn gesetzt hatten und von ihm allein jedes Heil und jeden Trost erwarteten, die nur immer aus den Kirchhöfen der Vergangenheit in die Lebensbewegung der Gegenwart herüber zu schaffen möglich wäre. Ich fürchte, Hr. von Voß hätte so wenig jenes Heil zurückrufen können, als ihn selbst jetzt seine Freunde aus dem Grabe zu erwecken vermögen; aber sie glaubten es doch und glauben es von keinem Andern, so daß er allerdings in diesem Sinne ein unersetzlicher Verlust ist. In der That scheint es nicht, als sollte er in seiner Stelle ersetzt werden, so wenig wie es der Staatskanzler durch ihn gewesen; die Lücke wächst mehr zu, als daß sie durch Einschub ausgefüllt würde. Es heißt, Hr. Graf Lottum werde einen Theil der dringendsten Geschäfte übernehmen, Hr. Geh. Kabinetsrath Albrecht einen andern, das Uebrige vertheilte sich an andere Minister, und so bliebe alles im Gleise. Andere behaupten, das Bedürfniß eines Premierministers werde dringend gefühlt, und in jedem Fall ein solcher, wenn auch nicht gleich, ernannt werden. Ja, Manche gehen so weit, den mecklenburg-schwerinischen Staatsminister von Plessen als denjenigen zu bezeichnen, auf welchen die Wahl fallen dürfte. Wahr ist es, unser Hof hat diesen Staatsmann vor zwei Jahren wetteifernd mit Oesterreich zu gewinnen gesucht, um ihn zum Bundesgesandten zu machen; auch ist Hr. von Plessen gegenwärtig wohl angeschrieben und gerade jetzt auf freundschaftliche Einladung des Fürsten von Metternich in Wien

hält alle Diplomatie für spitzbübisch, alle Höfe für falsch und lügenhaft. —

Freitag, den 12. December 1856.

Der Prediger Uhlich in Magdeburg, wegen angeblicher Verspottung der christlichen Religion zu 14 Tagen Haft verurtheilt, ist vom Appellationsgericht freigesprochen und der Beschlag auf eine Nummer seines Sonntagsblattes aufgehoben worden. —

Man glaubt, das bitterböse Ehegesetz werde vom Landtage gründlich verändert werden; es sind Bestimmungen darin, aus denen lediglich Unglück und Qual folgt, und von denen kein Mensch einen Vortheil hat, am wenigsten aber die Sittlichkeit. Die strengen Eiferer sind wahre Bestien. —

Das Verbot, Minderjährigen Geld zu leihen, ist auch eine solche Maßregel, die ihren Zweck verfehlt. Wer als Gläubiger von einem Minderjährigen das Ehrenwort fordert, oder nur annimmt, daß dieser künftig seine Schuld zahlen werde, wird hart bestraft. Diese dummen Gesetzkünstler vernichten auf diese Weise das Ehrenwort, meinen dasselbe in ihre plumpen Hände zu nehmen! Das Gesetz ist noch nicht angenommen, und schon jetzt sieht man mit Hohn, wie es umgangen werden kann! —

In einer zu Paris erschienenen halbamtlichen Geschichte des dortigen Friedenskongresses wird die Auffassung Preußens zu den Berathungen in wahrhaft beschämender Weise erzählt. Sie fand ausdrücklich erst dann Statt, als alles abgethan, und das Beschlossene nur mit zu unterschreiben war. Preußen aber, heißt es, war nur allzu begierig diese geringe Ehre für sich anzunehmen und sei dadurch l'obligée de la France

geworden! Ueberhaupt behandelt man uns schön! Das kommt davon, wenn eine Regierung im Zwiespalt lebt mit der Gesinnung des Volkes, sich mit dem Scheine behilft, und in Wahrheit nicht weiß, auf was sie sich stützen soll! —

Sonnabend, den 13. Dezember 1856.

An der Börse war heute das Gerede, Preußen werde wegen Neuchatel sechzigtausend Mann mobil machen. —

Der Prinz Friedrich Wilhelm ist in Paris angekommen, und glänzend empfangen worden. Man ist hier stolz auf die Ehren, die ihm dort von Louis Bonaparte erwiesen werden; der Gesandte Graf von Hatzfeldt hatte sie schon im voraus gemeldet, man thut sich was darauf zu gute, daß der Emporkömmling, der Gefangne von Ham, der Staatsstreicher, den legitimen Thronerben empfängt, man giebt sich ein Ansehn mit der Freundschaft und Gunst, die man in Paris zu haben meint! Vielleicht ist die Zeit nicht fern, wo man die Schamröthe zu verbergen sucht, auf dergleichen eitel gewesen zu sein. Es ist nicht bloß wegen Neuchatel, daß man sich so eifrig bewirbt, die Macht Bonaparte's imponirt. —

Eine Anzahl katholischer Abgeordneten hier haben förmlich den Antrag gestellt, die Ehesachen ganz an die geistliche Gerichtsbarkeit zu verweisen! Die Protestanten werden bald nachfolgen. —

Der dänische Minister von Scheele, ein eifriges Werkzeug der Unterdrückung in der Hand der dänischen fanatischen Parthei, einer der Schergen in Schleswig-Holstein, hat an die Landleute in Holstein eine politische Rede von unglaublicher Art gehalten. Er hat die Bauern über die politische Lage der Dinge belehrt, und ihnen gesagt, alles Unglück des Landes

komme vom Adel her, von den Junkern. Die Sache macht großes Aufsehn und vielen Spaß. Man sieht darin die Noth und Verzweiflung des elenden Ministers, der sich nicht mehr zu helfen weiß. —

Montag, den 15. Dezember 1856

Was ein Schriftsteller über sich selber dem Publikum vertraut, das wird sicher gegen ihn auf das schnödeste mißbraucht. Wie ein Verbrecher lauert das Publikum auf jede leiseste Aeußerung, die wie ein Bekenntniß aussieht, hält sie fest, macht einen Grund der Anklage daraus, folgert die bündigste Verurtheilung aus ihr. Immerfort werden Goethe'n die Dinge vorgeworfen, die er selber als Mängel an sich bezeichnet hat, und die es doch in der Weise gar nicht sind, wie die Feinde es meinen. Daß es ihm in den bildenden Künsten nicht geglückt sei, hätte er nie sagen sollen. Auch der gute Jean Paul Richter hätte seinen Zettelkasten-Witz nie den Leuten offenbaren sollen, Julian Schmidt mißbraucht das Bekenntniß, um Richter's ganzes Dichten als ein mechanisches Zusammenstellen und äußerliches Anordnen zu bezeichnen. —

Man spricht von drei Armeekorps, 120 bis 150,000 Mann, die der König gegen die Schweiz will ausrücken lassen, und von einer Anleihe von 40 Millionen Thalern. Ein Kaufmann, der an der Börse dies hörte, ein junger Weltling, der seinen Heine viel gelesen hat, rief aus: „O König Wismahithra!" Dann stockte er plötzlich und verschluckte den Rest, indem er sich erschrocken umsah. Dadurch wurden die Umstehenden erst recht neugierig, und mancher mag zu Hause im Stillen nachgesehen oder nachgefragt haben, wie die folgenden Zeilen bei Heine lauten. Es giebt hier an der Börse einige namhafte Witzbolde, genannt hat man aber diesmal keinen. —

Dienstag, den 16. Dezember 1856.

Herr Professor Kuno Fischer in Jena hält Vorlesungen mit dem größten Beifall und Zudrang. Die Nationalzeitung berichtet darüber in glänzender Weise. Der König hat für Fischer's Zulassung an hiesige Universität gegen den Minister von Raumer entschieden; aber was hilft's? Fischer ist doch nicht hier, sondern in Jena, und Preußen hat das Nachsehen! —

Neues Buch von Bunsen: „Gott in der Geschichte", der erste Band ist erschienen, zwei andre sollen folgen. Weitläufig, schwerfällig, auf dem Gränzgebiete der Theologie und Philosophie sich herumtummelnd. Nichts für mich! Indeß giebt es Leute genug, denen solches Futter schmeckt. —

Von Bettinen von Arnim traurige Nachricht. Es geht ihr zwar für den Augenblick wieder besser, und die Gefahr ist beseitigt, aber sie hat wirklich wieder eine Art Schlaganfall gehabt, mit Lähmung der einen Seite, und bei ihrem Alter und ihrer Unruhe, die von keiner Schonung und Sorgfalt hören will, hegt man immerfort schlimme Befürchtungen. —

Louis Bonaparte schließt die Neuenburger Sache von den nächsten Pariser Konferenzen aus, die nur die Ausführung des letzten Friedensvertrages zum Gegenstande haben sollen. Preußen, das auf ihn alle Hoffnung setzt, wird ihm zu Gefallen stimmen müssen. Daher wird bis auf weiteres die Hoffnung Preußens warm gehalten, sowohl durch den Moniteur, als durch den hierin mit diesem einverstandenen Nord, der sogar meint, eine Republik wie die Schweiz tauge nicht im monarchischen Europa. Dieser Eifer für Preußen sieht ganz und gar einer Falle gleich, und wie leicht plumpst unsre blinde Politik in eine solche hinein. —

Mittwoch, den 17. Dezember 1856.

Die Russen haben den Tscherkessen eine Festung abgenommen, bei diesem Anlaß aber auch eine Anzahl türkischer Schiffe mit Beschlag belegt, angeblich weil deren Papiere nicht in Ordnung seien; einige haben sich nach Trapezunt geflüchtet. —

Die Engländer haben den Persern den Krieg erklärt, und gleich die Inseln Ormus und Karrak in Besitz genommen. Da giebt es wieder Zündstoffe genug! Funken fliegen umher! —

Im Königreich Sachsen zu Königsbrück haben achtbare Bürgersleute das Heckerlied öffentlich gesungen, und sind deßhalb vor Gericht gestellt worden. Man kann an diesem Beispiel sehen, welche Gesinnungen unter den Menschen walten. Hunderttausende sangen gern das Heckerlied, schafften gern den Adel ab und Könige, mochten die Pfaffenwirthschaft enden sehen! Und zwar „achtbare Bürger", „Ehrenmänner", „Leute von Bildung, von Hab und Gut". Und wie Viele, die öffentlich das Gegentheil sagen, denken so! —

Der Telegraph meldet jeden Tag, was der Prinz Friedrich Wilhelm in Paris thut, welche Ehren ihm wiederfahren. Am Hofe hier jubelt man über die Auszeichnungen, ist auf sie stolz! Dabei läßt man außer Acht, daß die Lage selbst, in der man solche Auszeichnungen empfangen und hoch anrechnen muß, keineswegs eine vortheilhafte ist. —

Donnerstag, den 18. Dezember 1856.

In Kassel immerfort Verfassungswehen, es will nichts zu Stande kommen. In Hannover ebenfalls trauriger Zustand, der Wahlakt ist bei der aufgedrungenen dummen Abstimmungsweise — mündlich zu Protokoll erklären, wie

bei uns! — sehr erkaltet, und doch fallen viele Wahlen ganz im Sinne der Opposition aus. Ein doppelt blinder König! —

Der Soldat aus Kalabrien, der auf den König von Neapel bei der Parade einen Mordanfall machte, ist gefoltert worden, hat aber keine Bekenntnisse gemacht, sondern nur bedauert, daß der König nur verwundet, nicht getödtet worden. Schon kaum noch lebend nach der Folterqual wurde er an den Galgen gehängt. Das Volk in Neapel bezeigte keine Theilnahme für den König, der allgemeiner verhaßt ist als irgend ein früherer. Die Stadt Neapel wurde, angeblich aus Freude über seine Rettung, Abends festlich erleuchtet, aber auf Befehl der Polizei. Englische Blätter sprechen von dem König als von dem verworfensten Menschen, und nichtswürdigsten Bösewicht. Louis Bonaparte drückt ihn im Augenblick, ist aber gern bereit ihm die Hand zu geben. —

Preußens Verkehr mit der Schweiz ist nun wirklich abgebrochen; die französische Gesandtschaft in Bern übernimmt den Schutz der dortigen Preußen! Mittheilung Preußens am Deutschen Bundestage, daß es „fürerst" keine Bundeshülfe in Anspruch nehme, mit den Staaten, durch die seine Truppen durchzumarschiren haben, besondere Abkommen treffe ꝛc. —

Freitag, den 19. Dezember 1856.

Briefchen von Fräulein Gisela von Arnim; sie sendet mir einen Brief des Herrn Louis Achmet aus Leipzig an ihre Mutter, worin gewünscht wird, ich möchte eine Rezension über die sämmtlichen Schriften Arnim's und Bettina's schreiben — über etwa vierzig Bände — die dann einer neuen Ausgabe vorgedruckt werden sollte! Gisela war be-

auftragt, mir die Sache recht zu empfehlen, das Wetter aber hält sie ab, selbst zu kommen. — Vom Bedienten hör' ich, daß Bettina niemanden sieht, außer Armgart, selbst Gisela wenig, und Maxe fast gar nicht. Sie wird vom Bett auf das Sopha gebracht, vom Sopha wieder in's Bett. Sie ißt nicht mit den Andern; auch Abends wird niemand angenommen, außer Herrn Herman Grimm. — Das Nöthige gleich an Fraulein Gisela von Arnim geantwortet. —

Nun heißt es gar, die Franzosen würden Neuchatel binnen kurzem im Namen des Königs besetzen! Es giebt doch noch viele Preußen, welche den Schimpf bitter fühlen, daß der König, um zu seinem Rechte zu gelangen, dessen Gegenstand kaum der Rede werth ist, sich einem solchen Schutzherrn anschließen soll. —

Dagegen sagen die Nachrichten aus Paris, daß der Artikel des Moniteurs zu Gunsten Preußens und gegen die Schweiz ein großes Aufsehn macht, für Louis Bonaparte die schlechteste Stimmung erregt, und ihm sogar bei den Truppen schadet. Man glaubt nicht, daß er so verblendet sein wird, in dieser Richtung weiterzugehen, ja man meint sogar, es sei von Anfang nicht sein Ernst gewesen, er habe nur den König dahin bringen wollen, bei ihm Hülfe zu suchen, und werde ihn dann im Stich lassen. — Die Feste für den Prinzen Friedrich Wilhelm dauern in Paris fort. Etwas Bemerkenswerthes von dem Prinzen verlautet nicht.

Sollte bei der gegenwärtigen Krisis die Schweiz im Nachtheil bleiben, oder ganz ihre Selbstständigkeit verlieren, so können wir daraus andre große Folgen erwarten, die für das Allgemeine weit aufwiegen werden, was im Einzelnen dabei verloren gehen mag. Uebrigens ist die Schweiz noch nicht überwunden! Und wird sie es, so kommt es nur daher, daß sie im eignen Innern die ärgsten Feinde hegt, Pfaffen und reiche Knechte. —

Sonnabend, den 20. Dezember 1856.

Die Nationalzeitung hat einen vortrefflichen Artikel über unsre Finanzen und neuen Steuern, zeigt die Nothwendigkeit einer Finanzreform, und erinnert an die noch bestehende Befreiung der Rittergüter von der Grundsteuer in den östlichen Provinzen. —

Im Hause der Abgeordneten hat der Geheimrath Mathis einen Antrag zum Schutz der Preßfreiheit gegen die Schikanen der Polizei gemacht! Mathis, der diese Schikanen unter dem Minister Gustav von Rochow eifrigst ausgeübt hat! —

Auf der Parade hat heute der Prinz Friedrich Karl den Offizieren vorläufig mitgetheilt, daß im Januar von allen Armeekorps bestimmte Truppentheile mobil gemacht werden sollen, man sagt eine Division von jedem, natürlich gegen die Schweiz. — An prahlerischen Generalen und sich kindisch freuenden Offizieren fehlt es nicht. —

Man will beweisen, die Schweiz könne für sich allein keiner der militairischen Großmächte mit Erfolg widerstehen. Wenn es bloß Zahlenverhältnisse gilt, dann ist freilich die Rechnung bald gemacht. Aber wer kann voraussetzen, daß die andern Großmächte ruhig zusehen werden? Und dann giebt es unberechenbare Kräfte, sowohl im einzelnen Mann, als in der Volksmasse, Friedrich der Große, die Franzosen im Revolutionskriege! Und wer bürgt dafür, daß nicht die revolutionairen Elemente sich neu entzünden, sowohl in Frankreich als in Deutschland? Baden, Würtemberg, Baiern, die Rheinlande, sind sie so sicher unterworfen, so ganz alles Revolutionaire dort ausgelöscht? Und in Preußen selbst! Eine militairische Schlappe würde einen Sturm von Unwillen aufregen! —

Französische Blätter, Siècle und Presse treten für die Schweiz auf, und bestreiten den Moniteur-Artikel. Das dürfen sie also. —

Besuch vom General von Pfuel. Drollige Erzählungen vom gestrigen Kroll'schen Theater. Pfuel glaubt nicht, daß es mit dem Kriegszuge gegen die Schweiz Ernst werden wird. Er, der ehemalige Gouverneur von Neuchatel, verwirft den ganzen Handel, findet ihn Preußens unwürdig, ja schon solchen Besitz wie den von Neuchatel wenig ehrenhaft, da der König dort gar nichts zu sagen hat, keinen Preußen anstellen durfte, außer den Gouverneur, der aber auch nur ein Scheinamt hatte. Die Neuchateller sind keine Preußen, sind es nie gewesen, wollen es nicht sein, sie theilen unsre Verfassung nicht, unsre Gesetze nicht, zahlen nicht unsre Steuern, haben nicht unsern Krieg und unsern Frieden. Es ist ein Verbrechen, dem Könige zu rathen, für dies elende, schon jahrelang aufgegebene Anhängsel das Blut und Geld Preußens zu verwenden. Freilich läßt man die Militairanstalten doch klingen, 140,000 Mann unter dem General Grafen von der Groeben (dem Helden von Bronzell!), unter ihm die Generale von Bonin, von Wussow, Fürst Radziwill und noch einer. Die ausgewählten Truppen sind solche, die schon Zündnadelgewehre haben. Was Frankreich im letzten Augenblicke sagen wird, weiß niemand. —

Valleske's Drama „Cromwell" gelesen: Balesrede's Märchen vom Storch; in Thiers vierzehntem Bande. —

„Johann Christian Günther's Gedichte. Fünfte Auflage. Breslau, 1751." 8. Mit dem Anhang über 1400 Seiten. Ich las in ihm wegen der Vergleichung die zwischen ihm und Bürger gemacht werden. Preble hat aufmerksam darauf gemacht, daß Günther's Vater aus Aschersleben war, ganz nah bei Wollmerswende, wo Bürger geboren wurde. Die Leichtig-

keit und der Fluß in Günther's Gedichten ſind noch heute bewundernswerth, das Ganze dieſer Poeſie jedoch iſt nicht mehr genießbar. Ein reichbegabtes Naturell, das aber ſchon mit 28 Jahren dem ungebundenen Genußleben und der äußern Noth erlag, man bedauert den jungen Dichter, der als ſolcher edel und nicht ohne geiſtigen Aufſchwung war. —

Montag, den 22. Dezember 1856.

Unter den Vorwürfen, welche Preußen von der Schweiz hören muß, iſt dem Könige beſonders der empfindlich, daß geſagt wird — der Wahrheit gemäß — der vorige König habe im Jahre 1806 freiwillig Neuchatel dem Kaiſer der Franzoſen abgetreten, im Ländertauſch, der der Kataſtrophe im Oktober 1806 vorherging. Die Kreuzzeitung hat den Auftrag erhalten, darauf zu antworten, und thut es in höchſt ungeſchickter Weiſe! —

Ein polniſcher Gutsbeſitzer, angeklagt Mazzini'ſche Aufrufe und Geldſcheine im Poſenſchen verbreitet zu haben, iſt zu mehrjähriger Zuchthausſtrafe verurtheilt worden; ein andrer, deſſelben Verbrechens angeklagt, hat ſich dem Gericht durch die Flucht entzogen. —

Der Telegraph meldet, daß der Prinz Friedrich Wilhelm von Preußen Paris verlaſſen hat. Die Nachrichten von den Ehren und Vergnügungen, deren er genoß, wurden ſchon äußerſt langweilig. —

„Matthias Claudius der Wandsbecker Bote. Von Wilhelm Herbſt. Gotha, 1857." fl. 8. Weichlich, frömmelnd. Ueber Claudius muß jetzt anders geſprochen werden, kernhaft, derb, oder gar nicht. —

Es fehlt bei dem jetzt lebhaften Weihnachtsverkehr an kleineren Geldſtücken, Thalern, Thalerſcheinen, nur größere

bei den neuen Bundestagsverhandlungen beirüthig; nichts deſtoweniger halte ich für ſehr unwahrſcheinlich, daß ihm jene erſte Stelle in unſerer Staatsverwaltung angeboten werde. Ebenſowenig mag ich andere Gerüchte glauben, die in der Stadt umlaufen, und vielleicht nur von Mißwollenden erſonnen ſind, um Verwirrung zu erregen, z. B. daß an Hrn. von Humboldt wohl gedacht worden wäre, wenn nicht das Mißtrauen eines fremden großen Hofes ihm entgegenſtünde u. dgl. m.

Die Berliner bewähren ſich als Hauptſtädter bei allen Gelegenheiten, ſie haben viel müßige Köpfe unter ſich, die ſich in allerlei Erfindungen und Witze auslaſſen, ihre Meinung beſonders haben wollen, und häufig das Entgegengeſetzte von dem wähnen, was ſie anderswoher kommen ſehen. So geſchieht es denn auch, daß das Publikum, dem höheren Schmerze zum Trotz, faſt offenbare Freude über den Tod des Hrn. von Voß an den Tag legt und zahlloſe Witzeleien darüber unverträgt. Mein Gefühl widerſtrebt jedem Scherze bei einem Todesfalle, der ſchon wegen ſeiner allgemein menſchlichen Beziehungen, die ſich bei jedem wieder abſpiegeln, damit verſchont bleiben ſollte. Aber freilich ſind die Meinungen aufgereizt und viele Gemüther auch bei dem Tode des Kanzlers durch Hohn und Spott tief verletzt worden, den ſich damals Manche der jetzt Trauernden erlaubt haben.

Voll Angſt und Beſorgniß harren wir auch hier der Entſcheidung über Krieg und Frieden entgegen. Das Sinken der Papiere verurſacht große Beſtürzung und zum Theil ſchon empfindlichen Schaden für Einzelne. Noch größer als dieſe unmittelbare Folge der Kriegesſpannung droht die mittelbare Entwickelung unberechenbarer Ereigniſſe, die jede Einbildungskraft näher oder entlegener an den Ausbruch der Feindſeligkeiten knüpft. Ich habe ſelten ſo verſchiedenartige Mei-

Zettel von fünf, zehn und fünfundzwanzig Thalern werden angeboten, und die Kaufleute können nicht herausgeben. Dies ist für viele Leute ein unerträgliches Unheil, und allgemein hört man die Regierung deßhalb anschuldigen. Die zahmsten und unterwürfigsten Gemüther sind davon so heftig aufgereizt, daß sie die maßlosesten Aeußerungen wagen und Dinge aussprechen, mit denen der Staatsanwalt ihnen sogleich einen Prozeß wegen Majestätsbeleidigung machen könnte. Man sieht, was im Hintergrunde auch bei den Philistern für Gedanken herrschen. Auch über die Neuenburger Sache wird unter den Bürgern arg geschimpft. „Sie wollen wohl unsre Söhne und Brüder in der Landwehr in's Ausland schicken? Sie haben wieder Lust nach dreißig, vierzig Millionen, damit sie wieder toll wirthschaften können, wie das vorigemal!" Und noch weit ärgere Sachen werden ohne Scheu laut ausgestoßen. Man sollte doch wissen, daß das Volk nicht mehr ist, wie vor 1848, wenn es auch seitdem sich vieles hat gefallen lassen, und noch gefallen lassen wird! —

Die Schweizer rüsten ernstlich. Die Truppen, Auszug und Reserve und Landwehr, fürerst 40,000 Mann, werden in Bereitschaft (auf's Piket, wie sie es nennen) gestellt. —

Der polnische Gutsbesitzer, den der Staatsgerichtshof wegen Mazzini'scher Geldscheine und Aufrufe zu drei Jahren Zuchthaus verurtheilt hat, heißt von Puttkammer-Kleczynski. Der Unglückliche war nach Paris geflüchtet, hat sich dann aber gestellt. —

Dienstag, den 23. Dezember 1856.

Eine telegraphische Depesche aus Bern giebt wieder Hoffnung zu friedlicher Ausgleichung. Die Schweizer Blätter führen eine trotzige Sprache. In der Schweiz hat Louis

Bonaparte alle Sympathieen verloren, und in Frankreich auch vielen Unwillen erregt, die französischen Truppen wollen nichts von den Preußen hören: die Erscheinung der letzteren an der französischen Gränze wird seltsame Spannungen erregen. —

Hier sprechen die Leute sehr heftig gegen den König, es sei ein rechter Quark, um den er Land und Volk in heillosen Krieg stürze, Blut und Geld aufopfre, auch habe er, grade er, nicht das Recht so empfindlich zu sein, warum habe er denn acht Jahre gewartet? Gedroht habe er schon oft, aber es sei nie was daraus geworden! Er solle nur an den Feldzug in Jütland denken, herauszahlen habe er die von Wrangel schon erhobenen Kontributionsgelder müssen! — Jetzt scheine ihn alles zu begünstigen, aber im entscheidenden Augenblick werde man plötzlich Halt! rufen u. s. w.

In Thiers gelesen, in Wilhelms von Humboldt Briefen an Friedrich August Wolf, die mir diesmal weniger gefallen als sonst. Es sind viele schwache Seiten darin unwillkurlich bloßgelegt. Die Art, wie Humboldt Wolf's Erklärung gegen Herder tadelt, hätte eine scharfe Abweisung verdient; Wolf antwortete, wie man aus dem Verfolg ersieht, mild und gütig darauf. Humboldt steht zu Wolf ungefähr wie Körner zu Schiller. —

Mittwoch, den 24. Dezember 1856.

Die Volkszeitung ist heute früh von der Polizei weggenommen worden wegen eines Leitartikels in Betreff der Schweiz. Sie ist dann ohne den Leitartikel ausgegeben worden. —

In meinen Papieren gearbeitet. Unaufhörlich giebt es

da zu thun, zu ordnen, zu ergänzen, und nie werd' ich damit ganz fertig! —

Wegen Neuchatel scheinen nun England, Oesterreich und selbst Nordamerika sich zu rühren; besonders scheint Oesterreich einen preußischen Kriegszug wider die Schweiz nicht gestatten zu wollen. Sogar Louis Bonaparte trägt auf eine Entscheidung durch Konferenz der Großmächte an, wobei die Schweiz aber auch vertreten sein würde. Genug, die preußische Kriegslust kommt schon in's Gedränge, und die infame Neue Preußische Zeitung erklärt wiederholt, daß sie den Krieg nicht wünsche! Der Prozeß gegen die Neuchateller Aufständischen geht ununterbrochen seinen Gang, und die Schweizer lassen sich durch die gehäuften Drohungen nicht irre machen: sie rüsten sich zum Kriege. —

Der Abgeordnete von Rosenberg-Lipinsky hat seinen Antrag auf Wiedereinführung der Prügelstrafe wiederholt. Mit ihm haben den Antrag unterschrieben die Abgeordneten Himml, von Kelsch, Hänel, Schepis, Krupka, von Knoblech, von Zalisch, Prinz Ferdinand von Schönaich-Carolath, von Knobelsdorff-Brenkenhoff, Reich, von Rauchhaupt, von Tettau, Baron von Korff, Graf von Finckenstein, Graf von Häseler, Freiherr von der Horst, Marcard, von Berg, Graf von der Schulenburg-Altenhausen, Freiherr von Rosenberg. Man wünscht diesen Helden von Herzen, daß ihnen das zu Theil werde, was ihnen gebührt! Ihre Namen wird das Volk sich merken. —

Es heißt jetzt, der König wolle persönlich den Oberbefehl seiner gegen die Schweiz bestimmten Truppen führen: der General von Roeder soll ihm dabei zur Seite stehen. —

Hier wird gar nicht mehr bezweifelt, daß der royalistische Aufstand in Neuchatel von hier ausgegangen und entworfen sei, ganz nach des Königs eignen Gedanken und Angaben, auch soll der Plan nicht übel ersonnen gewesen sein, aber die

Ausführung war ganz erbärmlich. Nun ist es dem Könige eine Gewissenssache, die Leute, die um seinetwillen in's Unglück gekommen sind, aus der Haft zu befreien; aber seine Ansprüche an das Fürstenthum will er dafür doch nicht aufgeben, so gering auch ihr Gegenstand ist, und so lange auch schon ihre Geltung thatsächlich aufgehört hat. —

Man spottet, dem Könige könnten ja zur Entschädigung für Neuchatel die Riff-Piraten überwiesen werden. „Aber die würden sich viel drum kümmern und nie sich für Preußen halten, da würde der König gar nichts zu sagen haben!" Nun das ist ja grade wie in Neuchatel! wird geantwortet. —

Man zitirt jetzt öfters einen Brief Lord Marischall's, einstigen Gouverneurs von Neuchatel, an Friedrich den Großen, worin es heißt, das sei ein unzweifelhaftes Ergebniß seiner längern Amtsführung, ganz bestimmt zu wissen, daß zwei Personen in Neuchatel gar nichts zu sagen hätten, er selbst der Gouverneur sei die eine, Seine Majestät der König die andre. —

Donnerstag, den 25. Dezember 1856.

Besuch vom General von Pfuel. Die Schweizersache besprochen. Die Partheien in der Schweiz verschwinden bei der von außen drohenden Gefahr, alles vereinigt sich gegen den auswärtigen Feind. Die vom Bundesrath ergangene Staatsschrift macht auch hier Eindruck; schwer in's Gewicht fällt besonders der auch Umstand, daß der vorige König das Fürstenthum 1806 freiwillig abgetreten und vertauscht hat, und daß solches in der Wiener Kongreßakte fälschlich unter den Ländern genannt ist, die Preußen im Frieden von Tilsit verloren hat und wieder an sich nimmt. Pfuel hält den Krieg gegen die Schweizer, wenn sie einig sind, für gar nicht

leicht. Der Feldzug kann gelingen, aber auch ganz mißrathen, und selbst im erstern Fall ist eine politische Demüthigung Preußens vorauszusehen. —

In Stahr gelesen. In Overbeck's Pompeji. Schach gespielt. Gute Gespräche mit Ludmilla, über Lebens- und Gesellschaftsverhältnisse, Personen der Gegenwart und der Vergangenheit, besonders auch über Frau Sophie von La Roche, deren Briefe über Mannheim grade zur Hand waren.

Ein gewesener preußischer Gerichtsassessor und Landwehrlieutenant Ziegel widersetzte sich 1850 der Einkleidung der Landwehr, mußte flüchten und ging nach Australien. Kürzlich kam er von dort mit einem englischen Passe zurück, um seine Mutter und Braut nachzuholen, wagte sich aber nicht in's Preußische, sondern beschied jene nach Dresden, wo er sie erwartete. Die Dresdner Polizei entdeckte seine Verhältnisse, verhaftete ihn, und lieferte ihn nach Preußen aus. Diese gehässige und ganz unberufene Dienstfertigkeit der nichtswürdigen Dresdner Polizei hat hier dem Könige sehr mißfallen, und man erwartet, daß der Gefangne wie Gudrulat wird straflos entlassen werden. Man wünscht hier die Beispiele, daß Militairpersonen ungehorsam gewesen, möglichst zu unterdrücken, und keinen Lärm davon zu machen. —

Der Großherzog hat einen Theil der Rostocker Verurtheilten mit Begnadigungen bedacht, die aber gar nicht großmüthig sind: bei einigen ist nur die Haft gemildert, die Dauer der Strafzeit etwas gemäßigt. Sonst nichts, erbärmlich. Drei Verurtheilte, die auf Appellation nicht verzichten wollten, haben deßwegen gar keine Milderung erfahren. Elend! —

Freitag, den 26. Dezember 1856.

Bei Ludmilla war Fräulein von Bülow. Nachrichten von Bettina von Arnim, es geht noch nicht viel besser, man sucht sie durch Vorlesen zu unterhalten, besonders um zu verhindern, daß sie nicht an ihre Unternehmungen und Geschäfte denke, von denen sie nur Verdruß und Aerger hat. In der Familie faßt man ernstlich den Gedanken in's Auge, daß man sie bald verlieren könne. —

Die neueste Note Preußens an die Großmächte in Betreff der Neuenburger Sache klingt äußerst matt und kleinmüthig. Dagegen werden die französischen, englischen und auch die österreichischen Zeitungen immer unangenehmer für Preußen. In den letztern sagt man unumwunden, der König trage Bedenken, den Staat Preußen für eine Sache in Krieg zu stürzen, die den Staat gar nichts angehe, die nur eine persönliche des Königs sei. In Bern sind die fremden Gesandten sehr geschäftig, Ausgleichungswege zu finden, bis jetzt aber noch vergeblich. —

Als Beweis, daß der König um den Putsch in Neuenburg gewußt und ihn erwartet hat, wird angeführt, daß der König, als er im vorigen Sommer den König von Würtemberg besuchte, mit diesem schon wegen eines Durchmarsches preußischer Truppen gesprochen hat, und dieser geantwortet hat, sein ganzes Land stünde ihm offen, er möge darin thun als wär' er zu Hause! Dies wird von Personen bezeugt, die es mit eignen Ohren gehört haben. Der König von Würtemberg giebt starke Blößen; wie anders sprach er vor einigen Jahren in Bregenz! — Wetterfahnen drehen sich nach jedem Wind! —

Um sich gegen den Vorwurf zu vertheidigen, der Royalisten-Putsch in Neuenburg sei eine Dummheit gewesen, enthüllt man jetzt wie berechnet und klug der Anschlag gewesen. Die Royalisten, im Besitz des Schlosses, hätten sich nur zwei

Tage — was kinderleicht war — dort zu halten nöthig gehabt, und die Schweiz würde die neue Regierung anerkannt haben. Die schnelle Kriegsfertigkeit der Neuchateller Demokraten lag außerhalb der Berechnung.

Sonnabend, den 27. Dezember 1856.

Fräulein Gisela von Arnim besucht mich, mir Grüße von ihrer Mutter zu bestellen, und daß sie noch krank sei. Zu Weihnachten war von den Töchtern das Goethedenkmal mit sechs grünen Bäumen umstellt und glänzend erleuchtet, daß schien ihr doch einiges Vergnügen zu machen. —

Die Nationalzeitung bringt heute Abend über die Neuenburger Sache einen sehr zahmen Artikel, als wenn er von oben her befohlen wäre, dem Könige gebühre eine Genugthuung, darüber sei im Lande alles einig, die Schweiz möge ihr Unrecht einsehen u. dgl. m. Diese Art von Einlenkung macht einen kläglichen Eindruck. Seltsam, daß die Kreuzzeitung auch ihrerseits einlenkt, und wiederholt erklärt, sie wünsche den Krieg nicht! Man will wissen, Oesterreich habe vertraulich hier auf's ernstlichste abgemahnt, einen Feldzug gegen die Schweiz zu unternehmen, es sei gegen die Staatsverträge, die Mächte dürften es nicht leiden u. s. w. — Man erklärt daraus die Herabstimmung. —

Wegen des Durchmarsches preußischer Truppen durch südliche und westliche Bundesländer sind noch keine Verträge abgeschlossen, sondern nur vorläufig Anfragen und Zusicherungen geschehen. Am bereitwilligsten hat sich Hessen-Darmstadt gezeigt, dann auch Hessen-Kassel, unachtet bei letzterem von Seiten Oesterreichs geheime Ränke sehr thätig waren um Schwierigkeiten zu erheben. —

Vor dem 15. Februar wird kein Marsch preußischer Truppen beabsichtigt, man kann früher, heißt es, in der Schweiz nicht Krieg führen. Bis dahin kann sich viel ändern, auch sagt man, der König sei schon abgekühlt, das Einzelne der Anordnungen langweile ihn schon. Das Schlimmste, was ihm begegnen kann, ist die Beendigung des Prozesses durch Verurtheilung und Begnadigung der Aufrührer, hat man diese laufen lassen, so ist seine eigentliche Forderung erledigt und doch ihm nicht bewilligt. —

Sonntag, den 28. Dezember 1856.

Die Nacht leidlich. In meinen Träumen hab' ich ein Gefühl geistigen und leiblichen Wohlbehagens, wie es mir im Wachen nur selten gegönnt ist, selbst bei unangenehmen Vorgängen und Bildern bleibt im Traum jenes Gefühl meist ungetrübt; ich bin träumend fast immer jung und gesund, und alle mir lieben Menschen, die ich verloren habe, leben noch. —

Generallieutenant Adolph von Willisen bringt mir betrübte Nachrichten von seinem Bruder aus Breslau, der schrecklich leidet. — Ueber die Neuenburger Sache sind wir ziemlich derselben Ansicht. Das Aergste wäre, wenn hunderttausend Mann wirklich bis an die Gränze der Schweiz vorrückten, und dann, durch den Einspruch der andern Mächte gehemmt, ohne Schwertstreich heimkehren müßten. Diesen Fall muß man als sehr möglich anerkennen, und dann „möchte mancher Offizier versucht sein, seinen Degen zu zerbrechen". Rebenber hat mir Willisen einen Auftrag vom Könige zu bestellen, der mir sagen läßt, er habe meine Verse an den Düsseldorfer Karnevalverein in dem Album von Elfriede von

Mühlenfels mit großem Wohlgefallen wiederholt gelesen, aber die letzte Zeile müsse nicht heißen: „Sind wir doch alle toll!“ sondern vielmehr: „Sind wir doch alle klug!“ Die Aenderung ist sinnreich, und verstärkt den Abschluß, allein ich hatte den Refrain des Einladungsgedichtes beizubehalten. —*)

In Würtemberg haben eine Anzahl ständischer Abgeordneten eine Petition unterzeichnet gegen den Durchmarsch preußischer Truppen. In Würtemberg, Baiern und Baden empfindet man schon sehr die Folgen der gegen die Schweiz eingetretenen Spannung, die Handelsverträge stocken. —

Montag, den 29. Dezember 1856.

Die Nationalzeitung hat die Schmach von der infamen Neuen Preußischen Zeitung wegen des Schweizerartikels ge-

*) Das Gedicht von Varnhagen lautet:

An den Düsseldorfer Karneval-Verein.

(Jede Strophe seiner poetischen Zusendung endete mit dem Vers „Und wir sind Alle toll.“)

Berlin, 17. Januar 1844.

Der Ernst bedrängt uns mehr und mehr!
Zur Rettung aus der Not
Ruft Ihr mit Recht die Narrenwehr, —
Ich tret' in's Aufgebot!

Zur Peitsche greif' ich wohlgemuth,
Zur Kappe, die Ihr schenkt,
Und freue mich, daß junges Blut
Des alten gern gedenkt.

Dein Anruf, liebes Vaterland,
Ist mir ein Ehrensold
Auch in der Narrheit Scherzgewand, —
Sind wir doch Alle toll!

lobt zu werden. Es scheint, die Polizei hat von der Nationalzeitung gebieterisch verlangt, daß sie eine Aeußerung zu Gunsten Preußens mache, und ihr und der Volkszeitung entschieden verboten, etwas zu Gunsten der Schweiz mitzutheilen, bei Androhung der Wegnahme. Was sollen die Redaktionen machen? wenn sie ihr Geschäft nicht aufgeben wollen, müssen sie sich solchen Warnungen fügen, denn wiederholte Wegnahme hält keine Zeitung aus, und diese Wegnahme steht ganz in der Willkür der Polizei. —

Man macht hier die witzige Bemerkung, die Preußen dürften die Schweiz nöthigen, ihnen Neuchatel zu überlassen, dieses selbst aber nicht betreten, dadurch, daß sie dort einrückten, machten sie sich dessen verlustig. (Weil der Erwerbungsvertrag verbietet, dort preußische Soldaten zu haben.)

Es fällt sehr auf, daß Louis Bonaparte der Schweiz erklärt hat, wenn man seinen Rath nicht annehme, nicht gleich die Gefangenen loslasse, so werde er nicht hindern, daß eine preußische Truppenmacht in Baden an der Gränze sich aufstelle. Also fürerst nur das? nur in Baden an der Gränze? also das Einrücken in die Schweiz noch nicht erlaubt? Ei, ei! —

Dienstag, den 30. Dezember 1856.

Der nordamerikanische Gesandte in Bern, Hr. Fay, ist hier angelangt, ohne Zweifel in Vermittlungsaufträgen der Schweiz. —

Nun wird schon in öffentlichen Blättern gesagt, Louis Bonaparte suche das Feuer nur zu schüren, um von den Verwicklungen Vortheil zu ziehen, er begünstige Preußen nur zum Schein, und habe dabei schon so viel gewonnen, daß Preußen sich ihm zu Füßen gelegt habe. Die Sprache

nungen in allen Klaſſen über einen Gegenſtand ſo ſehr einſtimmig gefunden, als über dieſen Krieg. Sehr klein ſchmilzt die Zahl derjenigen zuſammen, die ihn nicht als Wagniß, als Tollheit verdammen; mit Lebhaftigkeit ſpricht das Publikum ſeine Anſicht hierüber aus, und ich erſtaune bisweilen über die Gründe, welche dabei vorgebracht werden, um die Volksmeinung zu unterſtützen. Daß die Diplomaten und überhaupt die Vornehmen mancher Staaten nunmehr in ihren Aeußerungen auch offenbar von der Amtsanſicht Verona's abweichen, was in den letztvergangenen Jahren bei den Amtsanſichten von Troppau und Laibach kaum heimlich geſchehen mochte, giebt der politiſchen Meinungsfarbe noch eine beſondere Friſche.

Die Zirkulardepeſche des Königs von Würtemberg wäre vor zwei Jahren höchſtens von dunkeln Privaten geprieſen worden, jetzt wird ſie von höheren Kreiſen laut gerühmt, von manchen Geſandten ſogar, die ſich dabei über ſich ſelbſt zu wundern hätten! Ich kenne die Depeſche noch nicht, ſie ſoll aber ſehr ſtark ſein. So viel iſt gewiß, die diplomatiſche Sprache wird jetzt derber gehandhabt, als noch vor Kurzem, wie auch an den ſpaniſchen Mittheilungen zu ſehen iſt, die von unſern Zeitungen ausführlich aufgenommen worden ſind. Ich fürchte, wenn ich noch ſehr lange unthätig bleibe, werde ich mit meiner ſanften, liebevollen, umſchreibenden Schreibart gar nicht mehr zu brauchen ſein!

Es giebt hier Leute, welche meinen, wenn nur erſt das Schwert gezogen worden, werde binnen vier Wochen in Spanien alles auf den alten Fuß zurückgebracht ſein, und wer eine fünfte Woche nöthig glaubte, an dem iſt ihnen ſchon der Jakobiner halb aufgedeckt. Auf dieſe Gefahr glaube ich meinestheils an keine längere Zeit, als gerade vier Wochen. Wiſſen Sie aber wohl, mein theurer Freund, daß mir manch-

Oeſterreichs iſt ſeltſam, man will das Souverainetätsrecht des Königs durch keinerlei Vorſchlag auch nur auf's leiſeſte berühren, man erkennt ſeine Forderungen unbedingt an, man verlangt von der Schweiz unverzügliches Nachgeben, aber das Einrücken preußiſcher Truppen will man nicht, und bietet alles auf, den Durchmarſch derſelben durch Süddeutſchland zu verhindern. Man verweiſt die Frage wegen des Durchmarſches an den Bundestag. Wenn dieſer nicht ganz aus ſeiner Bahn ausweicht, ſo kann er nicht zugeben, daß dieſer vom Bundesgebiet aus einen Nachbarſtaat angreife, der mit dem Bunde weder Krieg noch Zwiſt hat, in einer Sache, die den Bund gar nichts angeht. —

Hier meint man, den Preußen müßten, damit ſie einen ſichern Rückhalt bei dem Feldzuge gegen die Schweiz hätten, die Bundesfeſtungen Raſtatt und Ulm geöffnet werden; ich bin überzeugt, daß ſowohl Oeſterreich, als Würtemberg und Baden dazu nicht willigen. —

Der General Dufour iſt zum Obergeneral der ſchweizeriſchen Kriegsmacht ernannt. Allgemeiner Eifer zu den Waffen, die Partheien ſchweigen; Konſervative, Ariſtokraten, Sonderbündler, alle fühlen ſich als Schweizer. —

Ein alberner Vermittlungsplan, die Schweiz ſoll dem Großherzog von Oldenburg das Landchen Birkenfeld abkaufen, und den König damit für Neuenburg entſchädigen. Wenn der König Neuenburg abtreten will, ſo erklärt er ſich damit ſchon Neuenburgs verluſtig, er darf es nur aufgeben, nicht alieniren oder vertauſchen. —

Der König hat seine Minister gefragt, ob sie ihm dafür einstehen könnten, daß ein Kriegszug gegen die Schweiz keine europäische Verwicklung zur Folge haben werde? Der Ministerpräsident von Manteuffel hat erklärt, dafür könne niemand einstehen, niemand könne die Folgen berechnen. —

Herr Dr. Peip sagte zu Humboldt, er werde wohl im Frühjahr wieder nach Berlin kommen: „Nun," versetzte Humboldt, „so hoff' ich Sie wiederzusehen, falls ich so unbescheiden bin, dann noch zu leben!" —

1857.

Freitag, den 2. Januar 1857.

Die Schweizersachen scheinen von Frankreich jezt schon günstiger angesehen zu werden. Die Einstimmigkeit und der Muth der Schweizer sind bewundernswerth. In Würtemberg ist allgemeine Agitation gegen den Durchmarsch der Preußen.

Neuchateller Royalisten bitten nun selbst den König, Neuchatel aufzugeben und mit der Schweiz in Frieden zu bleiben.

Schweizerische diplomatische Sendungen an den Bundestag in Frankfurt, an die süddeutschen Höfe.

Rußland schweigt in höchst auffallender Weise. Oesterreich sucht den preußischen Durchmarsch zu hindern, und räth der Schweiz, den Prozeß zu beschleunigen und dann mit Begnadigungen zu beenden, grade was der König von Preußen nicht will! —

Sonnabend, den 3. Januar 1857.

Die Volkszeitung giebt heute deutlich zu verstehen, daß sie Preußens Verhalten in Betreff Neuenburgs aus Rücksichten nicht besprechen darf; sie bespricht aber doch das Verhalten der andern Mächte, und mit ziemlicher Schärfe. —

Die Zeitungen sind angefüllt mit den Feierlichkeiten zum Jubiläum des Prinzen von Preußen wegen fünfzigjährigen Kriegsdienstes. —

Neue preußische Depesche an die Gesandten zu Paris, Wien, London und St. Petersburg über die Neuenburger Sache. Versöhnung in Aussicht gestellt mit großer Drohung; Freilassung der Gefangenen allem voraus, wird dieser Bedingung nicht genügt oder wird sie durch weitere Umstände nutzlos, so werden weitere Ansprüche gemacht. Worin späterhin die preußische Mäßigung bestehen, ob sie eine völlige Verzichtung auf Neuenburg sein wird, ist weder ausgesprochen noch angedeutet. —

Man ist sehr gespannt, ob Oesterreich nicht beim Bundestag in Frankfurt offen gegen den preußischen Durchmarsch auftreten wird. Wenn es nicht geschieht, so ist es Lüge und Heuchelei; der Bundestag wird gemißbraucht und preisgegeben von allen Seiten; er sinkt immer tiefer in Verachtung! —

In Hannover wird dem Gerichtsassessor Planck auf höheren Befehl kein Urlaub ertheilt, jedes Reisen erschwert, das Betreten der Hauptstadt verboten, alles widerrechtlich! —

Mit Bettinen von Arnim geht es nicht gut. Man sucht sie durch Vorlesen zu beschäftigen. Es ist keine Frage, daß das plötzliche Zusammenfallen ihrer auf's höchste gesteigerten Hoffnungen sie dem Unfall, der sie betroffen, zugeführt hat. Ihre Hoffnungen waren abenteuerlich und thöricht, von ausschweifenden Einbildungen getragen, aber sie lebte ganz in ihnen. Das Ausweichen des Banquiers von Magnus war ihr eine schreckliche Enttäuschung, die sie noch obenein aus Stolz verheimlichen mußte. —

Sonntag, den 4. Januar 1857.

Der Feldmarschall von Wrangel, der noch immer vergeblich darauf wartet in den Fürstenstand erhoben zu werden, empfindet es als tiefste Kränkung, daß nicht er, sondern der Graf von der Groeben zum Obergeneral der gegen die Schweiz bestimmten Kriegsmacht vom König ernannt worden. Er führt die ihn Besuchenden vor ein Bild des Belisarius, das bei ihm hängt, und sagt dabei: „Sehen Sie, das bin ich!" Gegen Vertraute läßt er es an Bitterketten gegen den König nicht fehlen, spricht von Undankbarkeit, Mangel an Urtheil, Günstlingswirthschaft u. s. w. Uebrigens ist unter allen einsichtsvollen Offizieren nur Eine Stimme über Wrangel, daß er ein böser Narr voll Eitelkeit, Falschheit und Tücke, und zu tüchtiger Kriegsführung ganz unfähig sei. — Den Generallieutenant von Willisen hat er vor allen Offizieren öffentlich umarmt und belobt, er verdiene den Dank des ganzen Heeres, hinterrucks aber sucht er ihn auf alle Weise zu verkleinern, zu verspotten, die neuen Minièbüchsen als untauglich zu verwerfen ꝛc. —

Montag, den 5. Januar 1857.

Der Erzbischof von Paris, Sibour, ist gestern Abend in der Kirche Saint-Etienne von einem Priester Namens Verger mit einem Dolch ermordet worden. Der Mörder, 32 Jahr alt, soll wahnsinnig sein, und ist verhaftet. Der Vorgänger Sibour's, Erzbischoff d'Affre, fiel 1848 im Barrikadenkampfe. —

In Betreff der Schweiz bestehen friedliche Hoffnungen; der Herzog von Sachsen-Gotha-Koburg hat auch Vermittlung versucht, die der amerikanischen Gesandtschaft scheint Eingang zu finden. Oesterreichs Widerspruch gegen Preußens Kriegs-

zug wird immer ſtärker: die Wiener Blätter ſagen es laut, daß Frankreich, wenn erſt Preußen in der Verwicklung ſtecke, anders reden werde, als jetzt. Und ſchon jetzt iſt ſeine Sprache zweideutig, und giebt dem Könige gar keine Sicherheit, wie man auch hier endlich zu merken anfängt. —

Die Kreuzzeitung beſchmutzt ſich wieder recht mit Gemeinheiten und Albernheiten, die ſie gegen die Schweiz ausſpeit. Plattheiten und Niedrigkeiten, den Junkerpöbel lachen zu machen! Sie zieht auch gegen Oeſterreich los; das mag ſie thun! —

Der Generallieutenant Adolph von Williſen wird endlich als Oberſtallmeiſter öffentlich ernannt werden. Das Patent liegt ſchon unterzeichnet ſeit Ende des Jahres 1848. Sein Anſehn befeſtigt ſich mehr und mehr, aber nicht ohne heftigen Widerſpruch und Kampf. Er wird ſehr gehaßt. Neulich bei einer Probe mit Amuſetten, wo etwas nicht gleich gerieth, wollte der Generalmajor von Brauchitſch ſich darüber luſtig machen, aber Williſen rief ihm gebieteriſch zu: „Schweigen Sie ſtill!“ Und Brauchitſch mußte ſchweigen, aber innerlich wird er lange kochen, und jede Gelegenheit ergreifen ſich zu rächen. —

Dienstag, den 6. Januar 1857.

Die Ermordung des Erzbiſchofs von Paris durch einen Prieſter macht einen gewaltigen Eindruck, ſchon an ſich iſt es eine ungeheure That, wie ſie ſelten vorkommt. Dabei weckt ſie auch die Nebengedanken, wie leicht Louis Bonaparte getroffen werden kann, durch einen ſeiner Leibwächter ſelbſt, durch jeden Menſchen, den er in ſeine Nähe kommen laſſen muß. Dieſes politiſche Intereſſe überwiegt den kirchlich-

religiösen Schauder, und an der Person des Erzbischofs nimmt niemand besondern Antheil. —

Unsre Frömmler denken ernsthaft daran, die Theatervorstellungen am Sonntage, welche im letzten Drittheil des achtzehnten Jahrhunderts errungen worden, wieder abzuschaffen. Das Königliche Theater würde dabei gegen 80,000 Thaler einbüßen.

Von den 30 Millionen Thalern, die beim Ausbruch des russischen Krieges aufgenommen wurden, zum Behuf von Rüstungen die unterblieben, sind nur noch $7\frac{1}{2}$ Millien übrig. —

„Königin Friederike von Schweden, geborne Prinzessin von Baden, Memoiren aus Ihrem Leben, von einer Hofdame. Frankfurt a. M. bei Sauerländer, 1856." Ist das Buch etwa von Fräulein von Scharnberst? Jedenfalls ist es eine Schönfarberei vom ersten Range! Die Königin Friederike war eine anmuthige Erscheinung, fein, sanft, gebildet: aber ihr Karakter war störrisch, unverträglich, ihre Einsicht gering, ihr Geist beschränkt, ihre Tugend — wenigstens nicht so wie sie hier behauptet wird. Sie hat ihren Gemahl, den freilich tollen Gustav Adolph den Vierten, tüchtig genarrt und auf's äußerste gebracht. Der Hofmeister ihres Sohnes Herr von Polier (später Graf) war zugleich ihr Liebhaber und beherrschte sie ganz. Aus dem Sohne, Prinzen Gustav Wasa, ist nichts geworden, als ein langer Schlaks und österreichischer General.

Mittwoch, den 7. Januar 1857.

Die Gerichtszeitung hatte bei Hinckeldey's Tod einen Aufsatz geliefert, der die Mitglieder des Jockeyklubs, Gardeoffiziere und andre Edelleute der Beschuldigung bloßstellte,

zu jenem Ereigniß Anlaß gegeben zu haben. Der Staatsanwalt war als ihr Ankläger aufgetreten, sie suche Haß und Verachtung gegen einen Stand im Staate zu erregen, das Gericht hatte sie jedoch freigesprochen. Jetzt ist auch vom Kammergericht diese Freisprechung bestätigt und die Apellation des Staatsanwalts abgewiesen worden. So lange nach dem Vorfall! —

In Marburg hat der Polizeidirektor die dortige Casinogesellschaft geschlossen und aufgelöst, weil sie den von ihm vorgeschlagenen kürzlich von Kassel dorthin gezogenen Hassenpflug — den Dieb und Freiheitsfeind — nicht zum Mitglied aufgenommen hat; der Halunke will darin eine regierungsfeindliche Gesinnung sehen! womit er seiner Regierung — die jedoch den Hassenpflug entlassen hat, — wahrlich nicht schmeichelt! —

Donnerstag, den 8 Januar 1857

Die Neuenburger Geschichte scheint ein Ende zu nehmen noch klatriger als einst der dänische Krieg. Bei diesem gebot das befreundete Rußland, dem man sich angeschmiegt hatte, das hemmende Halt! Bei der Schweizersache wird Louis Bonaparte, dem man eine „déférence courtoise“ bezeigt hatte, es aussprechen. —

Oesterreichs ungünstiges Verhalten empfindet man hier tief; die elende Kreuzzeitung richtet vergebens ihre Gemeinheiten gegen das Wiener Kabinet, sie deckt nur die eignen Schwächen auf. —

Die Kreuzzeitung vertheidigt das Sklavenhalten, die Leibeigenschaft. Ganz ihrer würdig! Ganz nach ihrem Christenthum! —

Mit Bettinen von Arnim sieht es betrübt aus, die

Lähmung dauert fort und die Schwäche, es wird ſchon bezweifelt, ob ſie ſich wieder erholen könne.

Freitag, den 9. Januar 1857.

Heute früh traf eine telegraphiſche Nachricht hier ein, daß die Neuenburger Sache zwiſchen Frankreich und der Schweiz ſo gut wie abgethan ſei. Die Schweiz giebt kraft ihrer Souverainetät die Gefangenen los, Frankreich vermittelt die Ausgleichung mit Preußen, die im voraus als ein Versicht des Königs und die völlige Einverleibung von Neuenburg in die Schweiz beſtimmt iſt, von einem Kriegszuge darf keine Rede ſein. Das iſt der Kern; die Formulirung mag noch mancherlei Schwierigkeiten machen. Der König iſt freilich mit dieſer Wendung nicht zufrieden, und wird ſtarken Einſpruch thun. Aber — das Ende wird ſein, daß Louis Bonaparte wieder eine „déférence courtoise“ wird zu rühmen haben. —

Die Leute, welche nicht wagen den König wegen des Neuenburg'ſchen Handels zu tadeln, ſchimpfen deſto heftiger auf den Miniſter von Manteuffel, der die Sache hätte beſeitigen oder anders leiten ſollen. Sie ſcheuen in dieſer Art keine Ungerechtigkeit, und fordern von ihm was zu leiſten unmöglich iſt. —

Unſre Zeitungen, insbeſondre die Voſſiſche, haben geſchärfte Verwarnungen empfangen, in ihren Schweizerartikeln mehr preußiſch zu ſein als bisher, ſonſt würde man daran denken, ihnen die Konzeſſion zu entziehen. Das iſt ganz ungeſetzlich und verfaſſungswidrig; dergleichen Verwarnungen ſind eine ſchlechte Nachahmung der Pariſer Art. Und das alles, während der Antrag von Mathis, dergleichen Verküm-

merungen der Preßfreiheit den Behörden zu unterſagen, dem Hauſe der Abgeordneten vorliegt! —

Die Spener'ſche und Voſſiſche Zeitung ſind noch beſonders bedacht worden, wenn ſie nicht den Abſichten der Regierung beſſer als bisher entſprächen, ſo würde ihnen die Führung des Wappenadlers entzogen werden. Der Kölniſchen Zeitung hat man im Gegentheil zum Verbrechen gemacht, daß ſie den früher geführten Adler freiwillig fortgelaſſen! —

Sonnabend, den 10. Januar 1857.

Die Neue Preußiſche Zeitung lügt was das Zeug hält, und giebt die hieſige Stimmung als eine allgemein gegenſchweizeriſche, kriegsbegierige an, während das Gegentheil wahr iſt und alle Welt den ganzen Handel verwirft, mißbilligt, als Thorheit, als Unſinn bezeichnet, ſelbſt Höflinge, Generale, Miniſter, Beamte aller Art, die Kaufleute, die Gewerbsmänner und das eigentliche Volk durchaus. Freilich vor dem Könige, vor ſeiner perſönlichen Umgebung, amtlich und öffentlich, wird anders geſprochen, da erſtirbt die wahre Meinung, da tritt der Schein des Eifers, der Kriegsluſt hervor, und die Kreuzzeitung überbietet Alle in dieſer Heuchelei und Lüge. —

Das hieſige Miniſterblatt „Preußiſche Korreſpondenz" ſagt über die neueſten Nachrichten aus Bern: „Seit einigen Tagen geht durch die öffentlichen Blätter die Nachricht von einer franzöſiſch-engliſchen Mediation in der Neuenburger Angelegenheit. Dieſe Nachricht, obgleich mit ſcheinbarer Zuverläſſigkeit und Detailkenntniß gebracht und wiederholt, iſt völlig aus der Luft gegriffen. Die Königliche Regierung ſteht und beharrt lediglich auf dem Standpunkt der Depeſche vom 28. Dezember vorigen Jahres." Man iſt hier ſchon

mal ganz ernſtliche Zweifel kommen, ob nicht doch in dieſer Anſicht viel Wahres ſein könnte? Ich glaube wirklich, die Liberalen wagen bei der Kriſis nicht minder, als die Serviſen, und wer verbürgt hier, wo faſt nur unberechenbare Größen in Konflikt geſetzt werden, der einen Seite den Sieg, oder der andern? Selbſt wer am meiſten zu verlieren hat, iſt ungewiß, denn niemand kennt ſeinen Beſitz ganz, bis er ihn verliert! Mir wenigſtens iſt nicht wohl zu Muthe bei dieſen Konjunkturen, und ich wünſche vor allem den Frieden, beſonders im Intereſſe der Wohlgeſinnten dieſer unſerer deutſchen Länder und Staaten!

Der Herzog von Rovigo, welcher fortwährend hier mit Hoffnungen verweilt, die nicht erfüllt werden ſollen, aber durch ſeine Erſcheinung und ſeine Aeußerungen den Leuten ein Gegenſtand vielfacher Anziehung iſt, ſpricht bei Hofe von dem Kriege gegen Spanien als von einer für das Beſte der Bourbons unerläßlichen Sache. Allerlei Winke über die Art der franzöſiſchen Soldaten, Geſchichtchen von ihrem Unternehmungsgeiſte, und Bemerkungen über den Karakter der Spanier laſſen jedoch deutlich genug eine Unterlage ganz anderer Geſinnungen durchſchimmern, als ſolcher, die ſich lediglich auf das Beſte der Bourbons bezögen.

Ein anderer Gaſt aus Paris, aber der uns näher angehört, Herr Alexander von Humboldt, verläßt uns dieſer Tage. Wir verleben einen traurigen, einſamen Winter. Eine Unpäßlichkeit folgt bei uns der anderen; ein katharraliſches Fieber hat mich noch nicht recht verlaſſen, und ſchon liegt Rahel wieder in empfindlichen Leiden zu Bette. Der ſchnelle Wechſel von Kälte und Wärme richtet großes Unheil an, und bei ſo vielen heftigen Krankheiten, die um uns her wüthen, ſind wir noch glücklich, mit leichteren abzukommen. Deutſches Glück! Ei nun, wir ſind ja Deutſche!

gewohnt, solchen Versicherungen und Aussprüchen, die von Amts wegen mit hohem Tone gegeben werden, wenig Werth beizulegen, und hat oft in der Folge sehen müssen, daß grade das Gegentheil davon wahr wurde — wie z. B. beim Schwanenorden —, in dieser Erklärung sieht man nun die Empfindlichkeit über das rücksichtlose Verfahren Louis Bonaparte's, der in Betreff Neuenburg's mehr entscheidet, als man ihm hier zugestanden hat. Wir werden ja sehen, was weiter kommt! —

Sonntag den 11. Januar 1857

Lange hat mich nichts so herzlich gefreut, als die Beförderung und Gunst des jüngern Willisen. Er ist der einzige seiner Art, der bei solcher freisinnigen Denkungsart sich so gut und lange beim Könige hat halten können. Aber der Grund liegt darin, daß sein Verhältniß immer einen guten Kern hatte, nicht bloß aus Gunst bestand, daß seine Tüchtigkeit und Treue nie bezweifelt werden konnten, und daß er nach Verdiensten strebte, nicht nach ihrem Lohn. Dabei wußte er sich in seinem Beruf und Fach zu halten, nicht in fremde Sachen sich einzumischen. Humboldt sagt von ihm, er habe es verstanden, stets in einer fernen Nähe und nahen Ferne zu bleiben. —

Es sind hier jetzt drei katholische Kirchenfürsten, der Kardinal Fürst von Schwarzenberg, der Fürstbischof von Breslau Dr. Förster und der Fürst-Erzbischof von Olmütz Graf von Fürstenberg. Sie waren beim Könige, beim Prinzen von Preußen, bei Radziwill's zu Gast, und man zweifelt nicht, daß sie in besondern Absichten hier sind und diese durchsetzen. —

Neue Steuern! Eine Gebäudesteuer für den ganzen Staat,

erhöhte Gewerbesteuer, Besteurung der Aktienvereine, Wiedereinsetzung des höhern Salzpreises, der im Jahr 1840 herabgesetzt worden, — die Herabsetzung spürte das Volk nicht, die Erhöhung wird es spüren. —

Von den neuen Steuern wird gesagt, sie seien besonders deßhalb nöthig, weil der König eine Vermehrung von 2 Millionen Thaler für die Zivilliste verlange, das heißt, wie die Leute keck sagen, für seinen Prunk und seine Launen. — Will man denn das Land so ganz belasten und erdrücken im Frieden, damit für den Krieg und andre Nothfälle alles erschöpft sei? Man begreift dieses Treiben nicht! —

Montag, den 12. Januar 1857.

Wir fuhren nach den Zelten zu Bettinen von Arnim. Sie soll eigentlich niemanden sehen, nahm mich aber doch an, und später auch Ludmilla'n. Ein trauriger Zustand! Sie lag in Kissen auf dem Sopha, mit verbundener Hand, nicht ohne Schmerzen, klagte sehr, halb gerührt, halb gereizt. Sie sei recht elend, sagte sie, aber sie werde noch nicht abscheiden, sie habe mit mir noch viel zu thun, das müsse noch alles fertig werden. Mit Eifer sprach sie von Ludmilla's Gesellschaften, von Pückler, Pfuel, wir lebten in Lust und Freuden! — Ich bedaure Bettinen sehr! —

Dienstag, den 13. Januar 1857.

Die Volkszeitung, beim Anlasse des Prozesses gegen Bergér, den Mörder des Erzbischofs von Paris, vortrefflich über langen und kurzen Prozeß, bei ersterem suche man zu enthüllen, bei letzterem zu verhüllen. Der Verfasser führt seinen

Satz in ſchlagender Weiſe durch. — Die Nationalzeitung iſt matt, und ſinkt auf die Linie der Voſſiſchen und Spener'ſchen Zeitung herab, was ich jedoch nicht als Vorwurf anmerke, ſondern vielmehr als traurige Thatſache, die in unſern lügneriſchen und gefälſchten Verhältniſſen ſich begründet. —

Gegen Abend kam Herr Achmet, aus Leipzig hier in den Geſchäften Bettinens von Arnim anweſend. Die neue Verwaltung verſpricht alles Mögliche, klagt die alte der Fahrläſſigkeit, des Betrugs an. An Geld iſt fürerſt nicht zu denken, das eingehende iſt zur Deckung neuer Ausſtattung erforderlich. Achmet macht mir eine entſetzliche Schilderung von der Unordnung in Bettinens Druckſachen und Papieren, ſie wirft das Geordnete immer wieder durcheinander; die Päcke enthalten ſelten, was die Aufſchriften angeben, man kann nichts finden, nichts überſehen. Ich gebe ihm guten Rath ſo weit ich kann. —

Die neueſte öſterreichiſche Depeſche in Betreff Neuenburgs ſagt der preußiſchen Regierung in höflichſter Form ſcharfe Dinge, und hält dem Könige vor, daß er die Mächte, die das Londoner Protokoll wegen Neuenburgs unterſchrieben haben, gar nicht aufgefordert habe, ſie daher keiner Saumſeligkeit beſchuldigen dürfe, daß er um ſo weniger marſchiren laſſen dürfe, als er ſelbſt geäußert, dann nicht bloß die Freigebung der Gefangnen, ſondern ein andres Ziel zu haben und mehr dergleichen. Man thut hier, als fühlte man die Stiche nicht, aber weh thun ſie. —

Die katholiſchen Kirchenfürſten betreiben hier beim Könige die Errichtung eines Biſchofſitzes in Berlin; der Gedanke gefällt dem Könige, nur finden Bedenken Statt, die nicht ſogleich zu beſeitigen ſind. Dem Könige liegen dabei auch wieder die evangeliſchen Biſchöfe im Sinn, die er nach Art der engliſchen hier aufzuſtellen gewünſcht hat, und die ihre Weihe von England her bekommen ſollten. An Betreibungen und

Einflüsterungen aller Art läßt es die katholische Parthei nicht fehlen; daß diese Parthei mehr noch eine politische als kirchliche, und namentlich eine widerpreußische, österreichische ist, dafür sind gewisse Leute ganz blind. —

Ein Gerücht läßt den Herrn von Rochow, der den Polizeipräsidenten von Hinckeldey erschossen und deßhalb noch in Magdeburg angeblich als Festungsgefangener weilt, katholisch geworden sein. —

Es ist ganz ausgemacht, wird aber noch als Geheimniß behandelt, daß der König selber seine Heeresmacht gegen die Schweiz anführen will. —

Mittwoch, den 14. Januar 1857.

Die Nationalzeitung führt bittre Klage und Anklage auf die neuen Steuern, die den Städten und dem Gewerb aufgebürdet werden, während die Rittergutsbesitzer noch immer von den Grundsteuern frei bleiben; es wird erwähnt, daß das Haus der Abgeordneten in seiner großen Mehrheit den Landbesitz, den Adel, vertritt. — Auch das letzte Stück des Bethmann-Hollweg'schen Wochenblattes warnt ernstlich wegen der neuen Steuern, und legt die Blößen der preußischen Politik, die auch jetzt wieder nur Mißachtung und Nachtheil erfährt, offen hin; die Vorwürfe treffen zunächst den Namen Manteuffel. —

In der Cantianstraße bei Herrn Prof. Kiß die Reiterstatue Friedrich Wilhelms des Dritten besehen, die von der Provinz Schlesien zu Breslau soll aufgestellt werden. Sie macht einen guten, wohlthuenden Eindruck von Ruhe und stiller Würde, die dem König in seinen späteren Jahren eigneten. Kiß war selber zugegen, und erklärte uns alles freundlich. Er erwartete Königliche Prinzen, die eigentliche Aus-

stellung beginnt erst morgen, wir waren einen Tag zu früh gekommen; für uns nur um so besser! —

Der Kriegsrath und Dichter Karl Müchler ist vorgestern sanft entschlafen, im 94sten Lebensjahre. Ich hatte ihn noch besuchen wollen, war aber Tag für Tag verhindert. Er war bis zuletzt im vollen Besitze seiner Geisteskräfte und Talente, hatte sein gutes Gedächtniß ꝛc. —

Die heutige Nationalzeitung ist wegen ihres Steueraufsatzes von der Polizei weggenommen worden, doch hab' ich sie bekommen, und viele Andre gleichfalls. —

Die Schließung des Marburger Casino's ist vom Ministerium in Kassel sogleich wieder aufgehoben worden, der Polizeidirektor hat für seine willkürliche Voreiligkeit einen Verweis bekommen. —

Donnerstag, den 15. Januar 1857.

Tagesbefehl des Generals Nunziante in Neapel, der Strafen gegen die Offiziere und Unteroffiziere des Truppentheils verhängt, in welchem der Soldat Milano gedient hat. Bezeichnend! — In Neapel geschärfte Polizei, zahlreiche Verhaftungen, auch von Geistlichen, Mönchen, Militairpersonen, Beamten! — Und solche Zustände dauern! Im Grunde herrschen sie überall, das Mehr oder Minder ändert im Wesen nichts. —

Heute sollte die gegen die Schweiz bestimmte Kriegsmacht mobil gemacht werden, wenn die gefangenen Royalisten in Neuchatel nicht bedingungslos freigegeben worden. Letzteres ist noch nicht geschehen, und Ersteres auch nicht. Der Tag ist vergangen wie ein andrer gewöhnlicher. Der Telegraph hat nur gemeldet, daß der Beschluß zur Freilassung der Gefangenen zu erwarten ist, daß die Verhandlung in diesem Sinne

fortschreitet, jedoch daneben eine starke Opposition laut wird, James Fazy hat eine heftige Rede gehalten ꝛc. Man glaubte hier, die Schweiz würde die ihr gestellte Frist ängstlich einhalten, und staunt sehr, daß sie es nicht getan. Die Mobilmachung hält nun auch ihre Frist nicht, und würde doch nur als leerer Prunk erscheinen und zum Gespötte sein, denn davon ist jetzt jederman überzeugt, daß Frankreich und Oesterreich den Kriegszug nicht leiden würden. —

Der König von Hannover ist Freimaurer geworden, und wird durch alle Grade rasch durchgeführt, um an der Spitze zu stehen. Immerhin merkwürdig! Für den armen Blinden überdies eine neue Unterhaltung. Daneben Verkümmerung der gesetzlichen Verfassung, Willkür, Kniffeleien, Schändlichkeiten.

Freitag, den 16. Januar 1857.

Im Traume schrieb ich eine abenteuerliche Novelle, deren Inhalt und Gang mir noch ganz lebhaft vorschwebt, und so gefällt, daß ich versucht bin, sie wirklich aufzuschreiben. —

Noch ist die Loslassung der Neuenburger Gefangnen nicht erfolgt, die letzte Stufe des Beschlusses fehlt noch, aber die Sache steht schon unzweifelhaft fest. Unter diesen Umständen hat der König, so sagen die Blätter, den Befehl zur Mobilmachung zwar gestern unterzeichnet, aber zurückbehalten. Die infame Kreuzzeitung thut, als habe die Schweiz feig und unwürdig nachgegeben, und höhnt und spottet über deren Kriegsanstalten! Ganz Europa sieht die Dinge ganz anders, und für Preußen wenig Ehre und noch weniger Vortheil in dem Ergebniß. Preußen erscheint in Obhut und Abhängigkeit von den andern Großmächten, die über seine Entschließung gleichsam im voraus verfügt haben, seinen Bewegungen die

Schranken zeigen, die man ihnen zu ſetzen geſonnen iſt; aus ſeiner Stellung als Großmacht iſt es faſt hinausgedrängt. Es iſt faſt Verrath, wenn ein Preuße über dergleichen Ergebniſſe frohlockt, und damit prunkt! Und ſolche Dinge erleben wir nun ſchon ſeit acht Jahren immerfort! —

Spöttiſches Gerücht, die Preußen hätten ſchon mit den Schweizern ein mörderiſches Gefecht gehabt, der Erfolg ſei noch nicht bekannt, allein ſo viel wiſſe man, daß ein Scheck dabei todgeſchoſſen worden. Bei Bronzell war es bekanntlich ein Schimmel. —

Sonnabend, den 17. Januar 1870.

Der Beſchluß der Schweiz, die Neuenburger Gefangenen freizugeben, iſt jetzt vollſtändig, die Ausführung aber noch nicht bekannt. Man fühlt hier dieſe Ueberſchreitung des 15. ſehr peinlich, kann aber nichts dabei thun als warten, es wäre die größte Lächerlichkeit, jetzt, um des bloßen Datums willen, den Kriegszug ausführen zu wollen, und die andern Regierungen würden ernſtlich einſprechen. — Dabei ſieht jederman, daß der Verſuch, Neuenburg wiederzubekommen, ſchließlich dahin auslänft, für immer darauf zu verzichten. Wo iſt da der Zweg des preußiſchen Rechts und Anſehens, von dem die heuchleriſche Kreuzzeitung immer lügenhaft prahlt? —

Jeder honette Menſch, mit dem man ſpricht, iſt damit einverſtanden, daß jetzt eine Teufelswirthſchaft in der Welt herrſcht, daß Lüge, Falſchheit, Betrug und Selbſtſucht auf dem Thron ſitzt, daß nirgends eine väterliche, eine ehrliche, oder nur einſichtige Regierung waltet, daß Bosheit und Eigennutz das Volk mißbrauchen und mißhandeln, daß Europa einer neuen furchtbaren Kriſis entgegengeht, und eine neue

Geſtaltung der Welt unter entſetzlichen Geburtsſchmerzen bevorſteht. Aber dieſe Einſicht und dieſe Ueberzeugung helfen weder dem Ganzen noch den Einzelnen. Niemand kann dem Strome gebieten, der ſelber von ihm fortgeriſſen wird. Sogar ein einzelner Fürſt, wie Friedrich der Große, vermöchte jetzt wenig, doch wäre ein Beiſpiel Königlicher Einſicht und Tugend ein Anhalt und Troſt, und gäbe Tauſenden Heiterkeit und Muth. — Unſre Zeit ſeufzt vergebens nach einem ſolchen! —

Friedrich ſagt am Schluſſe ſeiner Geſchichte des ſiebenjährigen Krieges: „C'est-là le propre de l'esprit humain, que les exemples ne corrigent personne: les sottises des pères sont perdues pour leurs enfants; il faut que chaque génération fasse les siennes.“ Das möchte noch angehen; aber daß ein Geſchlecht auch von ſeinen eignen Erfahrungen nicht klüger wird, daß Menſchen, die das Jahr 1848 und ſeine Folgen durchgemacht haben, leichtſinnig dahinleben, als wäre ſo was nie geweſen, das iſt zu arg! —

Sonntag, den 18. Januar 1857.

Ausgegangen mit Ludmilla. Beim Fürſten von Pückler, der zu Bette liegt, aber ſehr geſprächig und äußerſt liebenswürdig iſt, beſonders auch für Ludmilla, die mich ſpäter abholen wollte, aber hereinkommen mußte. Sein Neffe, Herr Graf von Kospoth, Lieutenant und Schriftſteller, von muntrer Unbefangenheit. Der Zwerg Billy. —

Nichts Neues aus der Schweiz! Der König hätte gern heute beim Ordensfeſt die Befreiung der Gefangenen bekannt gemacht, aber man weiß nur erſt den Beſchluß, noch nicht die That. —

Die Voſſiſche Zeitung bringt ein ſcharfes Inſerat gegen

die neue Gebäudesteuer. Alle Blätter sprechen bedauernd und warnend gegen diese neuen Auflagen. —

Die „Börsen-Korrespondenz" hier war wegen eines Artikels von der Polizei weggenommen worden; der Redakteur Herr Eli Samter lief zum Polizeipräsidenten, zum Minister des Innern, und noch spät am Abend zum Prinzen von Preußen. Dieser scheint sich mit ihm eingelassen und ihn einigermaßen vertröstet zu haben, und die öffentlichen Blätter gaben darüber Andeutungen. Dies nahm man als ein übles Aergerniß, dem entgegenzutreten sei, und das Ministerblatt „die Zeit" brachte eine Berichtigung, nach welcher der Prinz den Herrn Eli Samter nur aus Irrthum und wegen Namensverwechslung empfangen haben soll. Dem widerspricht heute Herr Eli Samter in der Vossischen Zeitung, und beschwert sich über „die Zeit", die seinem gerechten Einspruch widergesetzlich die Aufnahme verweigert hat. („Die Zeit" wußte wahrscheinlich, daß jene Berichtigung aus dem Palaste des Prinzen kam, der dazu gedrängt worden.) —

Humboldt hat im vergangenen Jahre gegen viertausend Briefe und Billette geschrieben! Diese erstaunliche Thätigkeit ist ihm eine große Last, aber auch ein großes Vergnügen; er spricht hiebei alles aus was ihm auf dem Herzen liegt, und läßt sein schönes Talent, immer Angenehmes und Beißendes zu sagen, ungestört walten. —

Montag, den 19. Januar 1857.

Der Prinz von Preußen hat dem gestrigen Ordensfeste nicht beigewohnt, angeblich wegen Unpäßlichkeit, man will aber wissen, die wahre Ursache sei Verdruß mit dem Könige,

der des Prinzen Anhören des Eli Jamter als eine Partheinahme gegen die Königlichen Behörden angesehen und den Prinzen zu der Berichtigung gedrängt habe, die nun Widerspruch hervorgerufen hat. Der Prinz soll erklärt haben, das Leben hier sei nicht auszuhalten ꝛc. —

Fürst Alexis zu Bentheim hat den Schwarzen Adlerorden erhalten. —

Man hat noch immer keine bestimmte Nachricht, daß die Neuenburger Gefangnen frei sind; es heißt nur, man habe ihnen Päße nach Frankreich ausgestellt, und sie würden, ihrer Sicherheit wegen, von Schweizertruppen über die Gränze gebracht werden. —

In der französischen Schweiz ist große Aufregung und starkes Mißvergnügen gegen den Beschluß, der die Gefangnen freigiebt. Heftige Reden von James Fazy, Gamperio und besonders Karl Vogt, jetzigem Bürger von Genf. Gegen den letztern schütten unsre Aristokraten und Servilen ihren ganzen Eifer aus. —

Man hört jetzt von wunderlichen Anforderungen, die Preußen in Betreff Neuchatels noch aufstellt: Beibehaltung des Fürstentitels von Neuchatel, Besitz zweier Domainen, auf deren Schlössern die preußische Fahne wehen soll. Als wollte man dem Verzicht und Verlust noch ein sprechendes Denkmal erhalten! —

In Paris öffentliche Gerichtsverhandlung und Verurtheilung des Geistlichen Verger, der den Erzbischof Sibour ermordet hat. Aeußerste Heftigkeit und Trotz des Mannes, der die furchtbarsten Anklagen gegen die französische hohe Geistlichkeit schleudert, in seiner Vertheidigung beschränkt wird, und von vier Gendarmen kaum bewältigt werden kann. Er beruft sich auf Jesus Christus, schimpft und schmäht den Präsidenten, die Zeugen. Für einen Wahnsinnigen kann man ihn nicht halten. —

So eben höre ich, daß auch heute kein Kourier geht, ſondern in acht Tagen! Das iſt doch ein Verdruß! Und mitten im Lobpreiſen des deutſchen Glückes! An dieſem Blatte mag ich nun kein Wort mehr ſchreiben.

7.

Varnhagen an Oelsner.

Berlin, den 15. Februar 1823.

Den letzten Irrthum am Schluſſe meines vorigen Blattes verſchuldet Herr von Stägemann. Ich war außer mir, als ich hörte, daß dennoch ein Kourier abgegangen, der nun mein neueſtes Schreiben nicht mitbekommen, zum Glück aber wenigſtens das alte, mit Hrn. Geheimerath Wolf's Einlage. Ich hoffe, unſere Irrung wird nunmehr, nach gehöriger Verwickelung und Entwickelung, ihr völliges Ende gefunden haben, und unſere vierwöchentliche Mittheilung wieder ihr ordentliches Geleiſe einhalten. Ich ſende das vorige Blatt und ſchreibe dieſes nur um deswillen, damit Sie darin Zeugniſſe meines eingedenken Fleißes empfangen und nicht ſchlimm von meiner Achtſamkeit denken mögen. Der Inhalt wird freilich beim Empfange ziemlich veraltet ſein.

Schon jetzt werden Sie ausführliche Kunde vernommen haben von einer gräulichen Geſchichte, die hier vorgefallen iſt, und dem Auslande gewiß nicht minder, als dem hieſigen Publikum ein Anlaß vielfachen Geredes ſein wird. Zwar ſcheint die Wunde, welche der Schauſpieler Stich erhalten hat, nicht ſo gefährlich, als ſie anfangs gemacht wurde, aber die That ſelbſt mit allen ihren Umſtänden erſcheint darum nicht im beſſeren Lichte. Der Dolch iſt eine unerlaubte

Auf die Erklärung des Eli Samter ist nun doch eine neue Berichtigung erfolgt, es habe allerdings eine Verwechslung der Person stattgefunden, der Prinz habe geglaubt, Herr Wolff, der Vorstand des telegraphischen Bureau's, wolle ihn sprechen. —

Dienstag, den 20. Januar 1857.

Die Volkszeitung schreibt: „Den Hamburger Nachrichten zufolge soll dem Chefredakteur der Spener'schen Zeitung Herrn Dr. S. H. Spiker die Erlaubniß zur Anlegung eines ihm vom König von Sardinien verliehenen Ordens nicht ertheilt worden sein. Es würde, falls diese Mittheilung sich bestätigte, dies Verfahren gegen Herrn Dr. Spiker wohl mit der Haltung seines Blattes zusammenhängen, in welchem, wie ein am Ende des vorigen Jahres ergangenes Reskript des Herrn Ministers des Innern sich ausdrückt: „Loyalität und Königstreue sich immer mehr vermissen lasse." Daß der Herr von Westphalen sich in dieser Weise blamirt habe — denn sein Vergehen ist eine dumme Unwahrheit — ist nur zu glaublich! —

Oesterreichische Note, die den preußischen Minister belehrt, allerdings gehöre die Frage wegen des Marsches preußischer Truppen durch deutsches Bundesland zum Angriff gegen die Schweiz vor den Deutschen Bundestag, wie die Wiener Schlußakte deutlich sage, und das schließliche Abkommen mit der Schweiz vor die Mächte, die das Londoner Protokoll unterschrieben haben. —

Botschaft von Frau Bettina von Arnim, Anfrage wegen Bücherverwirrung. Es geht ihr noch nicht viel besser, sie schleppt sich mühsam hin. —

Endlich die bestimmte Nachricht, daß die Neuenburger Gefangnen in der Nacht vom 17. auf den 18. freigelassen und

Regierung hat nun eine Mehrheit der Stimmen, mit der sie jede Willkür ausüben kann.

Der General Graf von der Groeben hat den Generalen und Stabsoffizieren, die unter seinem Befehl gegen die Schweiz mitauszurücken bestimmt waren, ein Gastmahl gegeben, bei dessen Schluß er ihnen noch ein angenehmes Geheimniß mittheilte, welches jetzt keines mehr zu sein brauche, nämlich, daß der König selber, im Fall eines Kriegszuges, den Oberbefehl würde geführt haben. Das wußten wir lange! —

So sehr der König den Grafen von der Groeben begünstigt und liebt, so wenig schont er ihn, wenn derselbe Gelegenheit giebt, sich über ihn lustig zu machen. Der Graf liebt süße Worte und fügt den Namen solcher Personen, die er mit Glimpf erwähnen will, gern „der liebe gute" bei. Es soll ihm begegnet sein, einmal gesagt zu haben „der gute liebe Nero". Nun erzählt der König mit vielem Lachen, er habe mit ihm auf einer Landkarte verschiedene Oertlichkeiten besehen, und dabei Groeben einmal gesagt: „Wir stünden dann hier, und dort die lieben guten Schweizer." —

Donnerstag, den 22. Januar 1857.

Die Volkszeitung spricht begeistert zum Lobe Humboldt's. Die Reaktion, die aristokratische wie die priesterliche, rechnet ihr auch das zur Sünde. —

Der Prinz von Preußen hat in letzter Zeit viel von seiner Rüstigkeit verloren und kränkelt oft, bald fehlt es ihm hier bald dort, auch sein Willen soll auffallend ermattet sein; seine sonst heftige Unzufriedenheit soll nur noch als Verdrießlichkeit erscheinen. — Die Prinzessin ist tief mißvergnügt, und wünscht sich von Berlin fort. —

Freitag, den 23. Januar 1857.

Die Tagesblätter bringen die Nachricht von einem vorgestern in der Linksstraße geschehenen Mordversuch. Das Dienstmädchen der Geheimräthin Boeckh ist von einem jungen Mann, der um sie warb und dem sie das Jawort versagte, mit zwei Schüssen lebensgefährlich verwundet worden, sich selber zu erschießen ihm nicht gelungen; er ging zu einem in der Nähe wohnenden Prediger, sagte was er gethan, und bat um Verhaftung, die denn auch erfolgte. Die Blätter sagen, der Mensch habe schon ehrenrührige Strafen erlitten, was sie aber noch verschweigen, ist, daß er einem Missionsverein angehört und sich zu einer Missionsreise vorbereitete. —

Die Kölnische Zeitung ist weggenommen wegen eines Zollartikels, der längst in andern Zeitungen unangefochten gedruckt worden war. — Das Blatt von Eli Sanier ist freigegeben. —

Vergér soll nun doch noch für wahnsinnig erklärt werden, wenigstens wird der Versuch gemacht. Wie Sefelege, der Soldat, soll Vergér, der Priester, nur im Wahnsinn ein solcher Verbrecher werden können! Doch ist die Mehrheit der Stimmen in der Volksmeinung für Hinrichtung. —

Durch die Schweizerdebatten ist nun öffentlich an den Tag gekommen, daß der König schon im Sommer wegen des Durchmarsches preußischer Truppen mit den süddeutschen Fürsten unterhandelt hatte. —

Bewegung in Berlin zu Petitionen gegen die Gebäudesteuer. —

Sonnabend, den 24. Januar 1857.

Nachrichten aus der Schweiz, daß der Haß gegen den König von Preußen und die Hinwendung zu Louis Bonaparte

gleichen Schrittes zunehmen, wobei doch in letztern kein eigentliches Vertrauen gesetzt wird, aber für den Augenblick erscheint er als Beschützer. —

Ereignisse in Persien und China, für andre Nationen wichtig, für das Binnenland Preußen nicht. Wir warten ab, was daraus folgen wird. Preußen ist keine Großmacht, das stellt sich klar hin. —

Neben mir an gab der Lieutenant von Prillwitz einer großen Anzahl von Offizieren ein festliches Gastmahl, das von 6 Uhr bis gegen 11 Abends fortdauerte. Vier und zwanzig Trompeter machten Tafelmusik. —

Der Prinz Wilhelm von Baden, der immer freundlich und gut ist, hat sich eine Viertelstunde lang mit dem Portier, der seine Frau im Wochenbette verloren, tröstend unterhalten und ihm sechs Friedrichsd'or geschenkt. —

Das vom König errichtete Heroldsamt kommt mehr und mehr zu Stande: Der Vorstand, Wirkl. Geh.-Rath von Stillfried bekommt 5000 Thaler Gehalt, zwei Heroldsräthe sollen mit 800 und 300 Thalern besoldet werden. Herr von Stillfried ist mit seinen Vermögensumständen in großer Unordnung, der König hat mit jenem Gehalt ihn erleichtern wollen. —

Sonntag, den 25. Januar 1857.

Herr General von Pfuel ist von Naudau zurückgekehrt und besucht uns: er ist so heiter und frisch wie nur je, lacht über die Neuchateller Geschichte, bringt eine neue durch Kabbalarechnung erlangte Jahresprophezeihung ꝛc. Der General Adolph von Willisen (Oberstallmeister) kommt dazu, freut sich, daß er Pfuel findet, hört ihm eifrig zu, gelangt aber selber kaum zum Wort. Pfuel erzählt von der Familie Pourtalès,

ihrem Ursprung, ihrer Verzweigung, dann vom Schlosse zu Neuchatel, wo die Bilder der fünf Könige von Preußen hängen, das des jetzigen aber noch fehlt, auch keinen Platz fände, als wenn eines der fünf an eine andre Wand käme; für die Wappen der Gouverneure ist kein Platz mehr, das Pfuel'sche nahm den letzten ein. —

Man spricht von einer großen und starken Opposition, die das Herrenhaus gegen den Finanzminister und seine neuen Steuern machen wird, man wolle ihn zum Abschiede drängen. Auch die Rechte des Abgeordnetenhauses will gegen ihn auftreten, und zuvörderst untersuchen, ob ein wahres Bedürfniß vorhanden sei, die Staatseinnahmen zu erhöhen. Diese Leute reden erst viel und thun dann wenig. Wir wollen sehen, was daraus wird! —

Montag, den 26. Januar 1857.

Von Träumen beunruhigter Schlaf. Mir träumte, ich sei in der Schweiz und wohnte der Berathung des Bundesrathes bei; Louis Bonaparte trat ein, und gebärdete sich sehr als Kaiser; da er sich mit mir einließ, und fragte, warum man die Berathung nicht fortsetze, so sagte ich ihm, er müsse vorher sich entfernen, das wies er aber hochmüthig ab, und die Schweizer wollten nicht in ihn dringen; da dacht' ich, nun wenn die Schweizer sich's gefallen lassen, kann ich nichts dagegen haben. Von Minute zu Minute wurde Bonaparte häßlicher, und zuletzt stand ein verkrüppeltes, zwergenhaftes Kerlchen vor mir, dessen Gelangung zur Herrschaft über Frankreich ganz unbegreiflich schien. —

Von dem Subskriptionsball am Donnerstage werden allerlei Geschichten erzählt. Der König soll in nicht guter

Laune viele Possen gemacht haben, die für die Betheiligten nicht schmeichelhaft waren. Der Intendant von Hülsen hat, so heißt es, böse Worte hören müssen. Einige reichgeputzte Banquierfrauen sind vom Könige durch Lachen und Grimassen bitter verhöhnt worden ꝛc. Die Offiziere sollen im Allgemeinen sehr artig gewesen sein. —

Ich las mit Wonne in den Abendblättern, daß der Kaiser von Oesterreich in Mailand eine allgemeine und vollständige Amnestie erlassen hat: eine allgemeine und vollständige, das ist schön! Alle politischen Gefangnen werden unmittelbar und ohne Bedingung in Freiheit gesetzt, alle politischen Prozesse niedergeschlagen. — An andern Orten begnadigt man auf kürzere Haftfristen, ängstlich auf die Hälfte, auf ein Drittheil; an noch andern — gar nicht! —

Trotz meines Unwohlseins viel gelesen, in Goethe, in Gramisso's Briefen, in Michelet's angenehmem Buch über die Vögel ꝛc. Ich stellte in der Abendstille auch ernste Lebensbetrachtungen an, faßte den Gedanken, daß mein jetziger Krankheitszustand ohne Besserung bliebe und mich rasch meinem Ziel entgegenführte: kein Grauen, kein Schauder war dabei, im Gegentheil, ich gedachte mit liebevoller Freude der mir Vergangegangenen, mit denen mein eigentliches Leben noch immer zusammenhängt. Die jetzige Welt wird mir fremder und fremder, sie weiß nichts von der früheren, in der ich heimisch bin. —

Spottgedicht auf den König, man sagt von einem Mitgliede des Herrenhauses herrührend. Schlechte Verse, beißende Anspielungen. —

Die Aristokratie kann sich nicht zufrieden geben, daß der „Wurstmacher" Riquet den rothen Adlerorden vierter Klasse bekommen hat, den auch Landräthe, ja Präsidenten und Generale tragen. Doch hat Riquet den Orden nicht wegen der „Wurst", sondern wegen der gottesdienstlichen Kapelle erhalten, die er in seinem Wohnhause eingerichtet hat. —

Der rothe Adlerorden wird mit Eichenlaub ausgegeben, mit den Schwertern, mit der Schleife; jetzt sagt man, auch „mit Messer und Gabel", wegen Niauet. Die Hofleute und Offiziere sind nicht die letzten, solche bittre Scherze zu machen oder aufzunehmen. —

Dienstag, den 27. Januar 1857.

Herr von Gerwin-Wiersbitzki, ehmaliger Zuchthausgefangner in Bruchsal, war von London nach Hamburg gekommen, wo er sich ganz still hielt, auch krank wurde. Plötzlich überfiel ihn die Polizei, durchsuchte seine Papiere und nahm einen Theil weg. Wieder einer der häufigen rohen Mißgriffe, durch hiesige Angebereien veranlaßt, wo der Eifer mit Dummheit sich paart! —

Die Anklageschrift gegen die Neuenburger Gefangenen war schon größtentheils gedruckt und sollte veröffentlicht werden. Dies unterbleibt nun, die Akten werden im schweizerischen Archiv hinterlegt, die Abdrücke werden eingestampft. Das war es, sagt man, was der König hauptsächlich wollte, die Unterdrückung der Anklageschrift, die ihn empfindlichst bloßgestellt haben würde. Sie enthielt viele Briefe vom General Leopold von Gerlach, von Niebuhr, Schneider ꝛc. —

Artikel von Fallmerayer in der Augsb. Allg. Ztg. über Les pélerins russes à Jérusalem, par Madame Bagreef-Speransky. —

Die Befestigung von Berlin war längere Zeit ein Lieblingsgedanke des Königs, ist aber für jetzt bei Seite geschoben. Der Ingenieurgeneral von Prittwitz hat einen Plan entwerfen müssen, der in militairischer Hinsicht alles Lob erwarb; allein der König hatte ganz andre Gesichtspunkte, ihm war es weniger

darum zu thun, Berlin durch Festungswerke gegen einen äußern Feind zu sichern, als vielmehr die Stadt selber im Zaum zu halten, Hauptsache vor allem aber, daß ein Fort im Friedrichshain erbaut würde, wobei der Begräbnißplatz der Märzkämpfer gänzlich verschwände, der ihm ein stets nagender Gräuel sein soll. Man gab dies dem General von Prittwitz zu verstehen, aber der wollte nicht klug sein, und verstand es nicht. —

Mittwoch, den 28. Januar 1857.

In dem Montagsblatte „Berlin" steht nun doch, daß der Mensch, welcher das Dienstmädchen Beeck's geschossen hat — sie ist bereits gestorben — wenige Wochen vorher sich als künftiger Heidenbekehrer angemeldet und seine früheren Schlechtigkeiten unter der Maske der Frommigkeit zu bedecken gesucht hatte. Er heißt Mann. —

Die alte Fürstin von Lieven, Guizot's Freundin, vieljährige russische Intrigantin in England und Frankreich, ist am 26. in Paris gestorben. Sie galt zuletzt in ihrem Fache nur wenig mehr. —

Die Revue de Paris darf einen Monat hindurch nicht erscheinen, sie hatte gegen den König von Preußen einen Artikel gebracht, wegen dessen der preußische Gesandte Graf von Hatzfeld bei dem französischen Minister klagbar geworden war. —

Die großartige Amnestie des Kaisers von Oesterreich hat in Mailand ihre Wirkung gethan, die ganze Stadt war plötzlich aus freiem Antrieb erleuchtet, der Kaiser wurde im gefüllten Theater mit einem Sturm von Beifall empfangen. Ich mußte weinen als ich es las. Wie leicht haben es die Machthaber, die Liebe und den Beifall des Volkes zu gewinnen! —

Der König soll sehr unmuthig sein über die großartige Amnestie des Kaisers von Österreich, und bittre Bemerkungen darüber gemacht haben; die früheren Erschießungen und harten Einkerkerungen werden hervorgehoben, „wenn man so anfange, müsse man wohl anders enden", heißt es; aber in Preußen hat es auch an solchen Härten, dünkt mich, nicht gemangelt, und sie dauern noch fort! Der König, sagt man, wird das gegebene Beispiel nicht nachahmen. —

Die zu Brüssel erscheinende Zeitung le Nord, im russischen Sinne geschrieben, will die Schweiz in der Gestalt bestehen lassen, wie sie ist, und bestreitet die Anträge des Pariser Univers und der Berliner Kreuzzeitung auf Rückbildung in frühere Zustände. Unsern knechtischen Russenfreunden thut es sehr wehe, grade von dieser Seite her Ohrfeigen zu bekommen. —

In englischen Blättern werden die Forderungen, welche der König bei der Neuenburg'schen Ablösung behaupten will, der fortdauernde Besitz der Schlösser und das Wehen der preußischen Fahne, das Beschützungsrecht über fromme Stiftungen, die Fortführung des Titels ꝛc. gradezu als unstatthafte, ja als kindische bezeichnet, und die Unmöglichkeit aufgestellt, daß man solchem störrigen Eigensinn, der gar keine Vernunft in sich habe, nachgebe, oder gar ihm erlaube, durch lächerliche Drohungen den allgemeinen Frieden zu gefährden! —

Der Assessor Wagener hat in der Verhandlung über das Gesetz gegen das Bergen von Minorennen die gröbste Unwissenheit in der gegenwärtigen Gesetzgebung an den Tag gelegt, und hat wiederholte scharfe Verneinungen öffentlich hinnehmen müssen. Dergleichen stört aber solche Leute wie Goedsche, Gerlach, Stahl, Wagener nicht! —

Waffe und setzt böse Absicht voraus; ein Offizier in Uniform und mit dem Degen an der Seite ist entschuldigt, wenn er denselben bei thätlicher Rauferei nicht stecken läßt; aber sich verkappt in Gefahr begeben und dieser mit verbotener Waffe begegnen wollen, ist ein übler Handel. Dennoch fehlt es dem Lieutenant Grafen Blücher nicht an Vertheidigern, unter den Gardeoffizieren besonders sprechen Viele laut zu seinen Gunsten, in vielen höheren Zirkeln werden Grundsätze aufgestellt, welche zu Ohren der Bürgerklassen gelangend eine große Erbitterung aufregen. Der Herzog Karl von Mecklenburg selbst, so wird erzählt, habe erklärt, es sei sehr natürlich, daß ein Offizier, der insgeheim eine Frau besuche, nicht in Uniform gehe, es sei eben so natürlich, daß er für den grade auf solchen Wegen sehr zu befürchtenden Fall persönlicher Ungelegenheit zur Sicherung seiner Ehre Waffen bei sich führe, und nicht minder natürlich, daß er dieselben gebrauche, wenn ihm eine solche Ungelegenheit wirklich zustoße. Gegen diese Aeußerungen hat der General Graf von Gneisenau, der lange nichts von sich hören ließ, seinen stärksten Unwillen ausgesprochen. Der Herzog hat ferner, so heißt es, der Fürstin von Blücher einen Trostbesuch abgestattet und ihr ausdrücklich die beruhigende Versicherung gebracht, daß ihr Enkel gegen die Moralität gefehlt haben könne, aber gegen die Ehre nichts verbrochen habe und an dieser ungekränkt sei. Man vergleicht diesen Schritt mit dem Trostbriefe des Dr. de Wette an die Mutter von Sand, und fragt bitter, warum doch der Herzog sich mit diesem geächteten Theologen auf gleiche Linie stellen lassen wolle? Endlich hat der Herzog dieser Tage, wie allgemein erzählt wird, seinen Offizieren nach Verlesung eines Königlichen Kabinetschreibens, worin der gerechte Monarch seine zürnende Verdammung des abscheulichen Vorfalls ausspricht und strenge

Freitag, den 30. Januar 1857.

Merkwürdige Opposition im allgemeinen Landtage; das Herrenhaus gegen die neuen Steuern, aber aus schlechten, eigensüchtigen Gründen, diese Leute wollen die Besteuerung ihrer Schlösser nicht, so lächerlich gering diese auch angesetzt ist; sie sehen auch in der Wohlthat nur Beleidigung! Das Abgeordnetenhaus bezeigt keine Lust, den Zusammentritt des Landtages vom November in den Januar zu verlegen, wie die Regierung es wünschte. Auch im Abgeordnetenhause Bewegung gegen die neuen Steuern, Wagener an der Spitze. —

Bei Gelegenheit eines Prozesses über litterarisches Eigenthum in Paris hat der freisinnige Advokat Gremieux den Muth gehabt, eine feurige Lobrede auf Victor Hugo zu halten, sein Talent hervorhebend und seinen Karakter. —

Der Artikel, wegen dessen die Revue de Paris einen Monat lang nicht erscheinen darf, ist von Heinrich Bernhard Oppenheim unterzeichnet und Friedrich Wilhelm der Vierte überschrieben. Der wird freilich seinen Gegenstand nicht allzu milde behandelt haben! —

Die Neue Preußische Zeitung will ungern glauben, daß der preußische Gesandte dazu mitgewirkt, daß die Revue de Paris auf einen Monat unterdrückt worden, sie meint, daraus könne leicht ein Anspruch auf Gegenseitigkeit entstehen, daß auch der französische Gesandte hier gegen preußische Blätter Maßregeln hervorrufen könne, sie will ihre Preßfreiheit wahren! Der französische Gesandte hat oft genug solchen Einfluß gehabt, besonders zur Hinckelden'schen Zeit. —

Sonnabend, den 31. Januar 1857.

Der Mörder des Erzbischofs von Paris ist gestern dort hingerichtet worden; sein Kassationsgesuch war verworfen, und für wahnsinnig wollte man ihn schließlich nicht erklären, obschon die Meinung sehr schwankte, und selbst der päbstliche Nuncius dafür war. — Zugleich mit dieser Hinrichtung wird telegraphisch gemeldet, daß am 26. in Neapel ein Priester einen Mordversuch gegen den Erzbischof von Matera gemacht, wobei ein Mönch getödtet worden. Die katholische Kirche bringt seltsame Erscheinungen hervor! —

Jesuiten im Großherzogthum Posen ansässig und wirksam. Hat es je eine größere politische Unklugheit gegeben, als die, welche in Preußen allen katholischen Betreibungen die freieste Bahn eröffnet hat? — „Unklugheit, — wenn es nicht Arglist und Verrath am Protestantismus ist!“ — Einfluß auf die höheren Stände, auf das Volk; aus beiden rekrutiren sich die Jesuiten. —

In Flensburg wollte die dänische Regierung Seeleute ausheben; alle jungen Leute, einen untauglichen Burschen ausgenommen, fehlten, waren ausgewandert, verschollen! —

Der Theaterintendant Dingelstedt in München ist den Angriffen der Ultramontanen gefallen, und pensionirt worden. —

Der Deutsche Bundestag belobt die luxemburgische Regierung wegen deren willkürlichen Gewaltmaßregeln, und nennt diese die Ausführung seiner Vorschriften! Des Bundestags würdig! —

Besuch von Herrn Herman Grimm. Er sieht Bettinens von Arnim Zustand gar nicht günstig an; die Besserung scheint ihm nicht fortzuschreiten. Sie ist gewöhnlich still, hört dem Vorlesen ruhig zu, dann aber kommen Augenblicke maßloser Heftigkeit. — Auch den Wahnsinn, daß Petöfi lebe und Kertbeny's Bild eigentlich das Bild Petöfi's sei, wollte sie wieder mit heftigem Ausbruch dem Herman Grimm an-

ſtreiten, obſchon er gar nicht widerſprach. Von ihren Geſchäften ſchweigt ſie zum Glück; käme ſie darauf, ſo würden ihre Gemüthsbewegungen ſchnell zum Unheil führen. —

Abends Beſuch von Herrn Prof. Hettner aus Dresden. Er iſt ſeit vorgeſtern in geſchäftlichen Angelegenheiten hier, und kehrt morgen zurück. Ueber unſre Muſeen ſpricht er mit Einſicht und Anerkennung, hat aber bei dem Neuen Muſeum auch großen Tadel auszuſprechen, beſonders den, daß man das Gebäude zur Hauptſache gemacht, den Inhalt zur Nebenſache, daher unmäßige bunte Verzierung, ſchlechte Aufſtellung der Bildſäulen ꝛc. —

Sonntag, den 1. Februar 1857.

Nachrichten aus Wien voll bitterſter Feindſchaft gegen Preußen und gegen den König perſönlich; das Spottlied der Schweizer auf ihn — angeblich von Herwegh — wird in Wien gedruckt umhergegeben. Man beſchuldigt Preußen der eitelſten Vergrößerungs- und Ruhmſucht, dabei der dummſten Argliſt, man verſpottet den geprieſenen Staat der Intelligenz, „ja, ehmals vielleicht, aber jetzt nicht mehr!“ Man gönnt uns jede Demüthigung, und hilft ſie bereiten ſo viel man kann. —

Unſre Reaktions- und Junkerpartei findet, daß es nicht angemeſſen ſei, in ruhigen Friedenszeiten neue Steuern zu verlangen, und daß die Vertreter des Landes die Pflicht haben, ſie zu verweigern. Aber „Steuerverweigerer“ war bisher ein Hauptſchimpfwort, das ſie auf die Mitglieder der Nationalverſammlung warfen, und ſie erſchrecken, daß man ſie nun auch ſo nennen könne! Uebrigens wollen wir ſehen, ob auf die trotzigen Worte nicht matte Abſtimmungen folgen. —

In Goethe gelesen, in Michelet's Vogelbuch, das auf die Dauer durch Uebermaß der Empfindsamkeit ermüdet, sonst aber mit großer Kenntniß und im besten Sinne geschrieben ist. Ich weiß und sage es längst, daß die Thiere unsre Verwandten sind. —

Dringende Aufforderung, frühere Verbindungen mit englischen Zeitungen wieder aufzunehmen. Im gegenwärtigen Stande der Dinge für mich ohne Reiz, so wie für meine Sache jetzt nutzlos. In den heutigen Kämpfen der Oeffentlichkeit ist für mich keine Stelle, da mögen Andre sich tummeln, deren Ansprüche noch nicht durch die Ereignisse gesteigert sind, deren Hoffnungen bei kleinen nahen Zielen stehen bleiben. Ich kann nicht thun, als hätten wir kein 1848 gehabt, als stünden wir noch wie 1846 oder 1847 da. —

Herr Prof. Gelzer aus Basel ist hier, in Betreff der Neuenburger Sache zu unterhandeln, von wem beauftragt weiß ich nicht. Der König hat dem Generaladjutanten von Gerlach befohlen ihn anzuhören. Man sagt, die ganze Angelegenheit werde fortwährend so hoffährtig als kleinlich behandelt, und werde noch vielen Verdruß und dem König arge Blößen geben. —

Man sieht der Verurtheilung des Lindenberg in zweiter Instanz entgegen, und die Kreuzzeitungspartei bietet alles auf, die Begnadigung ihres Schützlings, des Vertrauten ihres zweiten Hauptes — Leopolds von Gerlach — zu erwirken. Man legt es dem Prinzen von Preußen dringend nahe, seine Großmuth fordere, daß er dem Schelm öffentlich verzeihe und beim Könige sich für ihn verwende, man versichert sogar, daß der König es wünsche, es erwarte; allein bis jetzt will der Prinz nichts davon hören. —

Montag, den 2. Februar 1857.

Ich empfange den Beſuch des Fürſten Wladimir Odojeffskii; herzliche Umarmung, vertrauliches Geſpräch; er kommt von St. Petersburg und reiſt ſeiner Geſundheit wegen nach Italien, nach Nizza. Geſtern angekommen, hat er ſchon unſre Volksſchulen beſucht, und iſt in Entzücken über deren Vortrefflichkeit, er bewundert die Lehrer, die Schüler, er iſt zu Thränen gerührt, indem er davon ſpricht, und ſein Unwillen bricht ſchmerzlich aus, daß all dies Gute wieder in Gefahr iſt zerſtört zu werden, daß der Hauptſtifter, der wackre Dieſterweg, aus aller Wirkſamkeit iſt, von den Frömmlern verfolgt wird. Mancherlei tröſtliche Nachrichten aus Rußland, freiere Geiſtesregung, freieres Wirken, Fortſchritte jeder Art. Der Fürſt iſt ein ächter Menſchenfreund, ſeine geiſtvollen Schriften haben ſtets gemeinnützige Zwecke neben ihrer äſthetiſchen Vorzüglichkeit. —

Die Berichte von den Vergnügungen, Feſten, Bällen, Jagden des Hofes in den Zeitungen, überhaupt die Pracht und Verſchwendung in den vornehmen Kreiſen, machen im Volke keinen guten Eindruck: anſtatt den Leuten Staunen und Ehrerbietung, wie man meint, zu erregen, erregt man nur Unwillen, Neid, Haß. Schon gehen die üblen Reden um, daß nur zur Ueppigkeit und Verſchwendung des Hofes und der hohen Staatsbeamten neue Steuern gefordert, der Salzpreis erhöht, alſo Noth und Laſt des Volkes vermehrt werden; dergleichen verbreitet ſich bis in die unterſten Schichten, die Kinder hören es und ſprechen es nach. Eine gefährliche Stimmung, die unmittelbar zwar nichts bewirkt, aber wehe, wenn Ereigniſſe unerwarteter Art eine ſolche vorfinden! Pulvervorräthe können lange ruhig liegen, aber ein geringer Funke — und es erfolgt ein Ausbruch. —

Grauslicher Zuſtand in Neapel! Der König in größter Angſt — man pries den feigen Tyrannen als muthvoll —

abgesperrt und sorglich bewacht, Verhaftungen ohne Zahl, Schrecken und Verwirrung überall. Und England und Frankreich — die den Zustand nicht dulden wollten, sehen dem verschlimmerten ruhig zu! —

In Paris große Aufregung wegen der schlechten Gerichtsverhandlung gegen Bergér, seine gehinderte Vertheidigung, seine beeilte Hinrichtung. Es ist immer löblich, wenn die öffentliche Meinung sich gegen solche Handlungen ausspricht. Aber wenn ein Mörder solchen Antheil erweckt, wie müßte der nicht tausendmal mehr sich den Opfern des Staatsstreichs zuwenden, den Tausenden ohne Recht und Urtheil Eingekerkerten, nach Cayenne in den Tod Gesendeten! Der — Louis Bonaparte, der —, der tausendfache —, heißt Kaiser, und wird beräuchert von Schmeichlern, von gekrönten. —

Dienstag, den 3. Februar 1857.

Zwischen 1 und 2 Uhr Besuch vom Fürsten Odojefski. Er entschuldigt sich, daß er als „Tschinownik“ erschiene, mit Ordensband und Sternen, er kam von einem Prinzen, und zog sich bei mir um. Erzählungen von der Großfürstin Helene, ihren Krankenwärterinnen für die Krim, ihrem heldenmüthigen Beispiel, — sie ging mit ihnen in ein Lazareth, und hielt während der Operation ein Bein, das abgenommen wurde, aber am folgenden Tage wurde sie davon krank. Wohlthat der Chloroformirung; in einer Anstalt für plötzliche Fälle, die in St. Petersburg unter Aufsicht des Fürsten besteht, ist noch nie die Anwendung mißglückt. Menschenfreundliche Betrachtungen. Theilnahme für den Humoristen Hoffmann, und Frage nach seinem hier nicht mehr gekannten Weinhaus,

— bei Luther und Wegener in der Charlottenstraße neben dem alten Casino. —

Um 6 Uhr Abends mit Ludmilla zu Odojeffski's, unter den Linden Hotel St. Petersburg. Der Prinz August von Württemberg ging eben von ihnen fort. Es kam Herr von Berg, früher bei der russischen Gesandtschaft. Die Fürstin ältlich, gutmüthig heiter. Alles auf's Beste. Angenehmes, belebtes Gespräch, Scherz und Ernst, kein Mißklang. —

Die Kommission des Abgeordneten-Hauses hat die Verlegung der Sitzung des Landtags verwerfen, eine andre die neuen Steuern, im Herrenhause ist ein Antrag gemacht worden, die kostbaren Bauten am Jahdebusen einzustellen. Die Minister haben erklärt, sie würden auf ihren Anträgen beharren, und geben zu verstehen, sie würden nöthigenfalls neue Wahlen anordnen. Dieses vom König ernannte Herrenhaus und dieses durch Minoritätswahlen und Regierungshülfen zu Stande gekommene Abgeordnetenhaus, sind oppositioneller als irgend eine frühere Versammlung derselben Art! Eine beachtenswerthe Erscheinung! —

Der frühere Konstablerwachtmeister Kanser, berüchtigt durch seine niederträchtige Rohheit gegen die Demokraten, sein schändliches Dreinschlagen, einst der Liebling der Kreuzzeitung, das thätigste Werkzeug Hinkeldey's, dann entlassen, eine Zeitlang, wie jetzt die Kreuzzeitung sagt, Kegeljunge, zuletzt Unteroffizier in der englisch-deutschen Legion, ist jetzt in England wegen Veruntreuungen von Militairdecken ꝛc. verhaftet und zur Untersuchung gezogen worden. Kein Wagener, kein Goedsche, kein Gerlach, kein Stahl nimmt sich jetzt seiner an. —

Erst jetzt ist die Ernennung des Regierungsrathes von Voß zum Bürgermeister von Halle veröffentlicht worden. Die Kreuzzeitungspartei hat ein Jahr lang alle Mittel angestrengt, die Ernennung zu verhindern, dann die geschehene rückgängig zu machen. —

Der Vorsteher des Rauhen Hauses bei Hamburg, Dr. Wichern, ist preußischer Oberkonsistorialrath und Mitglied des Ministeriums des Innern geworden, die Hauptperson für das Gefängnißwesen. Ein Sieg des kirchlichen Eifers und der Frömmelei. —

Dr. Franz Liszt, seinem bei der letzten Anwesenheit in Ungarn geäußerten Wunsche gemäß, ist in die Brüdergenossenschaft des Franziskanerordens aufgenommen. Er wird in der Kutte sterben dürfen und begraben werden! Man könnte ihm andre Mittel für sein Seelenheil empfehlen. Die Sache ist eine Spielerei. —

In den Kreisen der Regierung und der beiden Häuser des Landtags herrscht eine große Aufregung, man sieht mit Spannung, zum Theil mit Angst, den bevorstehenden Finanzkämpfen entgegen, spricht von Auflösung des Abgeordnetenhauses, vom Abtreten der Minister, von Staatsstreichen, Oktroyirungen. In den Mittelklassen, im sogenannten Publikum, im Volk herrscht daneben die größte Gleichgültigkeit, die völligste Apathie, die üppigste Vergnügungssucht; man ist überzeugt, daß die neuen Steuern im Landtage fallen, und wäre das nicht, nun so macht man sich darauf gefaßt, sie zu bezahlen. —

Die reaktionaire Rechte ist ganz oppositionell, sie will sich im Volke beliebt machen durch Ablehnen der neuen Steuern, und sich, wenn es geht, endlich der Ministerstellen bemächtigen. Dabei thut sie gegen den König tief unterwürfig, schmeichelt ihm in der Neuenburger Sache, giebt sich das Ansehen ihn zu stützen, ihm zu helfen. Sie führt die allerdreistesten Reden.

Landräthe, z. B. der berüchtigte Landrath von Grävenitz, erlauben sich an offner Wirthstafel solche Ausdrücke, die sie bei Andern als revolutionaire und rebellische anklagen und verfolgen würden; die für servil und abhängig verschrieenen Landräthe, wird gesagt, wollen zeigen, daß sie völlig unabhängig stimmen und kräftig Trotz bieten können. —

Freitag, den 6. Februar 1857.

Der General von Möllendorf, gekränkt, daß er nicht mit unter den Generalen bezeichnet war, die gegen die Schweiz ausrücken sollten, hat seinen Abschied gefordert, und gleich bekommen, doch als General der Infanterie. Er bereut jetzt, sich übereilt zu haben, und meint, man hätte wohl, wie wohl sonst geschieht, sein erstes Abschiedsgesuch ablehnen können! —

Bisher drängten sich die vornehmen Familien, ihre jungen Leute als Offiziere in der Garde anzubringen; seit einiger Zeit läßt das nicht nur nach, sondern es kommt auch vor, daß Väter die ihnen für ihre Söhne gemachten Anträge zurückweisen. Solche Rückwirkung haben die vielen Beispiele der jungen Offiziere, die bei der Garde in letzter Zeit durch Spiel, Gelage und Aufwand jeder Art in Schulden gerathen sind und sich ruinirt haben. —

Sonnabend, den 7. Februar 1857.

Die Kreuzzeitungspartei setzt mit wüthiger Beflissenheit den Streit wegen Neuenburg fort, schmeichelt dem König und stachelt ihn, stellt ihn als Sieger dar, mahnt ihn zum Trotz.

An Neuenburg ist ihr nichts gelegen, auch was für Folgen die Sache für Preußen haben kann, bekümmert sie nicht; ihr einziges Augenmerk ist auf den König gerichtet, ihn will sie gewinnen, ihm beliebt und unentbehrlich sein, durch ihn zur Macht gelangen, — das Uebrige wird sich, meint sie, dann finden. Die Neuenburger Sache ist ihr dafür die glücklichste Handhabe. Auch soll es ihr schon so weit gelungen sein, daß der König diese Partheileute jetzt für seine besten Freunde hält, für die eifrigsten Anhänger und Verfechter seines Rechtes, seines Thrones, während seine Minister, die hin und wieder Bedenken oder gar Neigung zum Widerspruch zeigten, in seiner Gunst merklich erkaltet sind. Er soll es der Partei schon verzeihen, daß sie gegen die neuen Steuern und andre Maßregeln auftritt, die man ihm als Ungeschicklichkeiten der Minister schildert, indem dabei zu verstehen gegeben wird, daß andre Minister die Geldquellen nur geschickter und reichlicher eröffnen würden. Dennoch bezweifelt man, daß wir jemals ein Ministerium Gerlach-Stahl bekommen werden, im ganzen Staate sei noch zu viel altpreußischer guter Geist, der dem entgegenwirke. Ich halte ein solches Ministerium allerdings für möglich, und wünsche nur, daß auch Goedsche, Wagener, und besonders Leopold von Gerlach's Freund Lindenberg, nicht darin fehlen. —

Der Kladderadatsch enthält heute ein Lied, das zu den kühnsten Aeußerungen gehört, die jetzt hier vorkommen können, denn es greift gradezu den König an. Ein Venetianer, ein Ungar, ein Wiener und ein Berliner sitzen als Verbannte an demselben Tisch, die österreichische Amnestie ruft die drei ersten in's Vaterland zurück und erfüllt sie mit Jubel, der Preuße bleibt traurig in Bann und Noth. —

Grundſätze des Benehmens für die Offiziere überhaupt dar-
legt, eine erörternde Rede gehalten, in welcher man das
Gegentheil des Kabinetſchreibens will gefunden haben. Hier-
über ſoll es ſogar zwiſchen dem Herzoge und dem Prinzen
Wilhelm, dem Sohne des Königs, welcher dieſe Auslegung
des Königlichen Willens mit dieſem ſelbſt nicht vereinbar
finden konnte, zu einer Erklärung gekommen ſein, die damit
endigte, daß jener die Abſchrift des Kabinetsſchreibens dem
Prinzen verweigerte. So liegt nun die Sache, und die
Stimmung der Partheien erweitert täglich den Riß, der
diesmal ſelbſt in ſo hohen Regionen bemerklich wird. Die
Geſchichte wird längſt vorüber ſein und ihre Folgen noch un-
heilbringend in vielen Richtungen fortwirken. Solche Vorfälle
mit allem Wuſte, der ſich daran feſthängt, ſind gleichſam
einzelne ausgebrochene Steine aus dem berüchtigten Hals-
bande, welches ſeit ſeiner verhängnißvollen Rolle in Frank-
reich der inwohnende Fluch auf ſeine kleineren Beſtandtheile
vererbt hat, vor denen jedes wohlbeſtellte Haus ſich ſorgſam
hüten ſollte! Alles ſtrömt über im Lob und Preis der auch
bei dieſem Anlaſſe bewährten Gerechtigkeitsliebe und richtigen
Anſicht des Königs, deſſen Unwillen allgemein bekannt iſt
und dem Publikum zur höchſten Freude gereicht. Die Unter-
ſuchung geht ihren freien Gang in geſetzlicher Vorſchrift;
nur ſcheint es Manchem doch mißlich, daß die Militairbe-
hörde damit beauftragt iſt. Man iſt übrigens gegen den
Grafen Blücher weniger aufgebracht, als gegen ſeine Schutz-
redner; jener wird auch unter den Bürgern vielfach bedauert,
und als das Opfer jugendlichen Leichtſinns und verkehrter
Anſichten betrachtet; ſo iſt z. B. ruchbar geworden, daß alle,
wenigſtens alle Gardeoffiziere, wenn ſie in Zivilkleidern aus-
gehen (was freilich an ſich ſchon verboten iſt), Dolche zu
führen pflegen. Sie können ſich nicht vorſtellen, welche Lit-

Sonntag, den 8. Februar 1857

Die Volkszeitung warnt gegen das jetzige Benehmen der reaktionairen Rechten, der Herren und Junker, sie erhöben scheinbar die Fahne des Volks, aber für *ihre* Zwecke, nicht für die Sache des Volks, man solle sich keiner Täuschung hingeben. —

Geschrieben, und in Lasaulx gelesen, — latet anguis in herba! Der alte Dunkelmann hat etwas Lichter angesteckt, aber zu Ehren der Dunkelheit, er gehört zu Lee und Görres. —

Wir sprachen bei Bettina von Arnim ein. Herr Siegmund von Arnim empfing uns, und meinte, wir könnten die Mutter nicht sehen, führte uns zu Fräulein Armgart und gab wie diese keinen guten Bericht über die Kranke. Bald aber verlangte Bettina mich zu sehen, und gleich darauf auch Ludmilla'n. Wir fanden sie am Tische sitzend, munter aussehend, lachend, aber mit etwas verzerrten Zügen. Sie war dem Geiste nach ganz wie in den besten Tagen des Herbstes, eingedenk aller Sachen, die ihr am Herzen liegen, ihrer Absichten, Entwürfe, der Fortsetzung des Wunderhorns, des Frühlingskranzes, der Briefe Goethe's an Frau von La Roche, der Briefe von Görres an Arnim, besonders auch des Goethedenkmals. — Bettina ließ uns lange nicht fort, die Gespräche schienen ihr eine Erholung. Herr Bargiel kam noch dazu, es wurde zu unruhig, wir gingen. —

Aus Hamburg die Nachricht, daß Herr von Gervin-Wiersbitzky, dem seine Papiere weggenommen worden, und den man nachträglich verhaften wollte, sich durch die Flucht gerettet hat. —

Der Lindenberg ist nun auch in zweiter Instanz verurtheilt worden, das Urtheil der ersten wurde lediglich bestätigt. —

Montag, den 9. Februar 1857.

Brief und Sendung von Herrn Gerichtsassessor Lessing, er schickt mir den 58. Band der Encyklopädie von Ersch und Gruber, worin der große Artikel „Gentz" von Herrn R. Haym. —

In Byron gelesen: seine Briefe und Tagebücher sind merkwürdig und bedeutend, es liegen wichtige Züge eines umfassenden Zeitbildes darin, Beiträge zur Menschen- und Völkerkenntniß. —

Der Sammlertrieb, der fast in jedem Menschen liegt, hat sich bei mir sehr früh geregt, aber meinen Umständen gemäß auf sehr geringe Gegenstände sich beschränken müssen. Schon Bücher wurden mir zu kostbar und zu schwierig, die besten gingen mir durch Lebenswechsel und Achtlosigkeit Andrer verloren, und ich nahm bald die entgegengesetzte Richtung, sammelte nicht mehr, sondern verschenkte, noch zuletzt kostbare Sachen zur Goethe-Litteratur nach Leipzig und nach Amerika. Leider hab' ich auch Handschriften früher leichthin weggegeben, und deren zu sammeln versäumt. Testimonia auctorum bracht' ich zusammen, einem Spruche Lessing's gemäß, für mich, für Rahel, für Goethe. Darunter ist denn doch manches, was in der Zukunft als selten oder einzig geschätzt werden mag. — Ich hoffe es bleibt alles beisammen. —

Was in Berlin alles gearbeitet, wie vielfache Thätigkeit hier ausgeübt wird, was alles sich drängt und kreuzt, was alles neben einander betrieben wird und jedes in seiner Weise gedeiht, das ist schwer in Einen Ueberblick zu fassen. In diesem Betreff ist Berlin dem, was es vor fünfzig Jahren war, gar nicht mehr ähnlich. Es giebt fast keine müßigen Leute mehr hier, denn auch die Wohlhabenden, die ohne Amt und Geschäft sind, haben vollauf zu thun, mit Vereinen, Vorlesungen, Besichtigungen, das Genießen selber wird zur Arbeit. —

Dienstag, den 10. Februar 1857.

Die reaktionaire Rechte hat es jetzt besonders auf die Minister von der Heydt und Simons gemünzt, beide sollen fort, als Rheinländer, als Emporkömmlinge, als Leute, die sich zwar in vielen Stücken nach Wunsch willfährig gezeigt, aber doch nicht in allen. Gegen Heydt ist wieder allerlei zur Sprache gebracht. Wird alles nichts helfen. Beide Minister sind dem Könige durchaus gefügig und demüthig: Simons entschädigt sich dafür durch Ungeschliffenheit gegen diejenigen, denen er glaubt etwas bieten zu dürfen. Er weiß, daß die Adlichen ihn hassen, und druckt diese daher seinerseits. —

Der König bemerkt mit größtem Mißfallen, daß bei der Kour die Offiziere aus Potsdam so spärlich erscheinen, und jetzt darüber die Regimentskommandeure zornig zur Rede, es sei ihre Pflicht, ihren Offizieren einzuschärfen, daß die Einladung, ja die bloße Erlaubniß zur Kour ein Befehl sei, dem zu folgen nicht in der Willkür eines jeden stehe. Beim ersten Garderegiment ist es schon längst im Gebrauch, daß ein Offizier, der von der Kour wegbleiben will, sich krank melden müsse. — Noch mehr als die Offiziere fehlen die Mitglieder des Landtags, sowohl die des Herrenhauses, als die des Abgeordnetenhauses, und vorzugsweise die reaktionaire Rechte, die mit dem Hofe schmollt. Die geringe Zahl der Erschienenen soll ein wahres Aergerniß gewesen sein und der König es bitter empfunden haben. —

Mittwoch, den 11. Februar 1857.

Gestern fand im Abgeordnetenhaus ein Vorgang statt, der eigentlich die ganze Stadt aufregen sollte, aber unter den

waltenden Umſtänden ſehr gleichgültig läßt. Es war vom Jagdgeſetz die Rede, und wurde gefragt, warum die Benachtheiligten nicht im Jahr 1848 ſich mit Petitionen dagegen ausgeſprochen hätten? Der elende Wagener hatte die Frechheit zu ſagen, ſie hätten es nicht für anſtändig erachtet ſich an die Nationalverſammlung zu wenden. Da brach der tapfre Wenzel unwillig los, erklärte es für ſchändlich, ſo von dieſer Verſammlung zu reden, zu der freilich die Verunglimpfer nicht die Ehre gehabt gewählt zu werden. Er wies alle Angriffe mit Kraft zurück, und nur das argumentum ad hominem, daß auch der Prinz von Preußen in der Verſammlung geweſen, ließ erkennen, daß die Stellung eine ſchwache ſei. Die Aufregung erſtreckte ſich nicht über den Verſammlungsſaal hinaus. —

Einige Landräthe, die zugleich Abgeordnete ſind, haben es ſehr übel genommen, daß der Miniſter des Innern, der klägliche Herr von Weſtphalen, von ihnen als von Leuten geſprochen hat, die gar keine eigne Meinung haben dürften, ſondern immer in dem Sinne ſtimmen müßten, den grade die Regierung wolle. Sie haben die entgegengeſetzte Anſicht nachdrücklich geltend gemacht. „Wenn man uns auflöſt, gut, dann gehen wir nach Hauſe, kümmern uns aber um die neuen Wahlen nicht, und dann ſollen die Miniſter einmal ſehen, was für eine Verſammlung ſie bekommen werden!“ Das iſt ein ſchönes Geſtändniß, die jetzige ſei durch Macht und Liſt zuſammengebracht, alſo eine falſche! —

Der Präſident des Abgeordnetenhauſes Graf von Eulenburg iſt vor Aerger krank geworden. Der Miniſter des Innern hat ihm Vorwürfe gemacht, er verwalte ſein Amt nicht genug im Sinne der Regierung, halte die Abgeordneten nicht gehörig im Zügel, und ihn wie einen Untergebenen behandelt, was er als Präſident des Hauſes zwar nicht, aber als Staatsbeamter freilich iſt. — Die Demokraten haben ihren Spaß daran, daß

grade mit diesem Präsidenten, mit diesen Abgeordneten, mit diesem Herrenhause, die Regierung so schwere Kämpfe hat. —

Donnerstag, den 12. Februar 1857.

In Haym's Gentz weitergelesen; der Verfasser hat, ungeachtet aller Sorgfalt im Zusammentragen und Verarbeiten des Einzelnen, es zu keiner wahren Lebensanschauung gebracht, hat keinen Begriff von dem, was Gentz war: er meint, Humboldt's staatsmännische Bedeutung sei größer gewesen, als die von Gentz, — ein gewaltiger Irrthum! er meint, Humboldt's unwiderstehlicher Adel des Geistes und Karakters habe Gentzen imponirt, grade das Gegentheil fand Statt, Humboldt staunte Gentz an, nicht dieser jenen! er nennt mich einen Freund von Gentz, und ahndet nicht, daß ich immer sein politischer und öfters sein persönlicher Gegner war! Die Hintergründe, auf denen er das Bild von Gentz erscheinen läßt, sind auch meist mißrathen, ein Schwall von Phrasen, oft ganz nuzlosen, ja unerträglichen, soll den Mangel an Anschauung der Wirklichkeit verdecken, überall ist es der Bücherm[illegible]sch, der über den Staats- und Weltmann urtheilen will. —

Der König hat verfügt, daß die besseren Pfarrstellen, von 700 Thaler Einkünften und höher, nicht mehr von den Konsistorien, sondern vom Oberkirchenrath vergeben werden sollen. Das heißt, sie sollen nach Gunst als Lohn für gewünschten Eifer in der beliebten Richtung, oder als Anlockung dazu, vergeben werden. Ist das nicht gradezu Simonie? Der Oberkirchenrath steht außerhalb der Verfassung, unter keinem Minister. —

Unheimliches Gefühl in Betreff Neuenburgs: man merkt, daß man in einer nachtheiligen Stellung ist, daß man in eine

Klemme gerathen, aus der man schwerlich ohne Verlust herauskommt. Die Schweizer lachen und triumphiren; ihretwegen mag nun die Sache so hängen bleiben, hundert Jahre! Nach der Freilassung der Gefangenen hat der König kein Recht mehr, Frankreich gegenüber hat er es aufgegeben, die Waffen gegen die Schweiz zu führen. —

Freitag, den 13. Februar 1857.

Die Volkszeitung enthält gute Vorschläge zu Ersparnissen und Verbesserungen. Die Scheu, über die dreijährige Dienstzeit zu reden und deren Zweckmäßigkeit zu läugnen, schwindet allmählig, und man lernt einsehen, daß in den Forderungen für das Kriegswesen die militairische Weisheit der Behörde nicht außer Frage steht. —

Die hannöversche Ständeversammlung eröffnet, die unächte, durch gewaltsame Oktroyirungen und Regierungsmaßregeln gefälschte. Nicht werth, daß man sich um das Einzelne bekümmere. —

Thackeray's Vorlesungen über die vier George Englands, eine furchtbare Batterie gegen Hof- und Adelswirthschaft. —

Palmerston hat kürzlich im Unterhause gegen Disraeli geläugnet, daß ein Vertrag bestanden habe, der Oesterreichs Besitzungen in Italien gewährleistet, jetzt mußte er es eingestehen, sich hinter die elende Silbenstecherei flüchtend, daß es eine Konvention gewesen, kein Vertrag! Der Premierminister Englands öffentlich als Lügner dastehend! Das schadet heutigen Tages nichts. Auch Andre haben gelogen, und stehen fortwährend in höchsten Amtsehren! —

Der König, als man ihm neulich sagte, der Adel sei die Stütze des Throns, auf seinen Adel dürfe er sich verlassen,

antwortete rasch: „Ich verlasse mich auf mich selbst und auf mein Volk.“ Die Hofleute versichern, der König bilde sich fest ein, in ganz Europa sei kein Fürst so geliebt und verehrt von seinem Volke wie er, die Verstimmungen von 1848 seien vollkommen ausgesöhnt, die Verirrten wenig, die Unverbesserlichen im Ausland. — In den Memoiren des Kardinals von Retz findet sich folgende Stelle: „Il est impossible à la cour de concevoir jamais ce que c'est que le public; elle est toujours, sur cet article, dans un délire dont l'expérience même ne saurait la guérir.“ —

Der König hat kürzlich zum Polizeipräsidenten von Zedlitz gesagt, die Herren Stieber und Körner habe er seit einem halben Jahre nicht gesehen. Der Präsident, der beide haßt, und entfernen möchte, glaubt zu wissen, daß der König beide in der genannten Zeit mehrmals insgeheim gesprochen habe. —

Sonnabend den 14. Februar 1857.

In Posen ist eine Kundgebung des Herrn von Kiegolewski „der Wille des Königs und die Ausführung desselben durch die Beamten“ polizeilich weggenommen worden. Der dortige Oberpräsident Herr von Puttkammer war früher Polizeipräsident in Berlin. —

Anekdoten vom Könige. Er besah das von ihm angekaufte Bild Richter's, die Erweckung der Tochter des Jairus. Man fragte, ob schon der Ort bestimmt sei, wo es aufgehangt werden soll? Der König sagte im berlinischen Ton: „Das weeß ich noch nich, das weeß ich noch nich!“ und hupfte dabei munter umher. —

An des Königs Tafel war die Rede von dem Reisenden Barth, und der König fragte: „We war er doch zuletzt, wie

heißt doch das Land?" Ein dienstwilliger Major sagte eifrig: „In Afrika, Euer Majestät!" Der König, der ein besonderes Land des Welttheils gemeint hatte, versetzte darauf: „Ja, mein Jutster, des weeß ich wohl, aberst Afrika mag wohl en bisken größer sind als die Kurmark."

Den Grafen von Bülow — Sohn des ehemaligen Finanz- und dann Handelsministers, jetzt Minister in Schwerin —, der ihn mit nichtssagenden Erwähnungen von Baustilen langweilte, und sie alle untereinander mischte, immer von Stil und Stil sprach, unterbrach der König plötzlich mit der Bemerkung, es solle ihn nicht wundern, wenn auch etwas Besenstiel dabei vorkomme! —

Sonntag, den 15. Februar 1807.

Herr von Stillfried als Oberceremonienmeister hieß bei Hof einen Offizier einen Saal, der für andre Gäste bestimmt war, verlassen; der Offizier überhörte es oder eilte nicht genug, und Stillfried erneuerte die Aufforderung, indem er jenen am Arm faßte. Da rief der Offizier: „Herr, rühren Sie mich nicht an!" Es gab weitere Worte, Stillfried steckte sie ein; es erfolgte nichts weiter. Man sagte, der Offizier habe den Degen ziehen wollen, das ist aber nicht wahr. Stillfried mochte schaudernd an Hinckelden denken. —

Der Oberstlieutenant von Forstner, ein bekannter Lehrer der Mathematik, und der Rendant Hornung, von dem sogar Justinus Kerner in einem Brief an mich urtheilte, er werde im Irrenhause enden, treiben den Unfug des Psychographenwesens, des Tischrückens und des Geisterklopfens hier bis zum Wahnsinn! Sie versammeln ein Häuflein von gleichgearteten Schwachköpfen, und machen ihre Uebungen, Versuche und

Erfahrungen mit tollstem Eifer; Tische drehen sich, werfen sich um, Geister klopfen prophetische Verkündigungen, Thüren und Wände knallen, und anderes Teufelszeug mehr. Wer die Schälke in der Gesellschaft sind, wer die Genarrten, wird sich in der Folge schon ergeben. —

Nachrichten aus Paris sagen, Louis Bonaparte sei sehr verdrießlich über die hochgespannten Forderungen, die der König von Preußen fortwährend in Betreff Neuchatels mache. Vor der Freilassung der Gefangnen habe dieser gethan, als sei alles andre nur Nebensache, jetzt sei er ganz wild und grimmig, als sei damit noch nichts geschehen, als müße ihm eine Genugthuung werden, die er nach der Lage der Dinge nicht erhalten könne. Noch sei Louis Bonaparte voll schonender Nachsicht und Höflichkeit, wenn er diese jedoch einmal überdrüßig sei, werde es schlimme Zurechtweisungen geben. Die französische Gesandtschaft soll neuerlich gegen den Minister von Manteuffel etwas der Art geaußert und auf die Gefahr aufmerksam gemacht haben, von der französischen Regierung zu viel zu verlangen. —

Minden, den 16. Februar 1857.

Der König hat den Lindenberg wieder begnadigt. Früher mehrmals, wegen verübten Frevels gegen Demokraten, diesmal wegen verübter Spaherei und Verläumdung gegen den Prinzen von Preußen. Die Kreuzzeitung verkündet diesen Triumph ihres Kumpans mit folgenden Worten: „Bekanntlich war am 7. dieses Monats vom Kammergericht das Urtheil erster Instanz gegen den frühern Redakteur Lindenberg zu Minden bestätigt worden. Seine Majestät der König haben jedoch durch Kabinetsordre von demselben Tage, ehe der Verurtheilte

ein Gnadengesuch eingereicht, die Begnadigung mit allen ihren Folgen ausgesprochen". Den demselben Tage, ehe noch ein Gnadengesuch eingereicht worden, mit allen ihren Folgen, — was wird dazu der Prinz von Preußen sagen? —

In England die politische Ehre ganz herunter! Lord Palmerston öffentlich der elendesten Lüge geständig! Sir Robert Peel öffentlich wegen seiner gehaltenen skurrilen Rede um Verzeihung bittend im Unterhause! — Aber was ist das gegen die Meineide, Wortbrüche, Tücken und Gewaltthaten überall auf dem Festlande von Europa! Die schamloseste Niederträchtigkeit, die frechste Heuchelei und Bosheit herrschen. —

Dienstag, den 17. Februar 1857.

Die Begnadigung Lindenberg's macht das größte und ärgerlichste Aufsehen, nicht in den vornehmeren Kreisen, wo man dergleichen gewohnt ist und leicht nimmt, aber in den Mittelklassen und im Volk. „Also der König", so ruft man aus, „bekennt durch diese Begnadigung eines offenbaren Schuftes und Verläumders, daß derselbe auf höheren Befehl gehandelt hat?" — Dieser Fall, und die Beeiferung des Königs für die Neuenburger Gefangnen, machen zusammen den schlimmsten Eindruck, und es fallen Worte, die als Majestätsbeleidigung bestraft werden könnten; ganz unverhohlen verflucht man die bösen Rathgeber, die den König zu solchen geheimen Spürereien und Anstiftungen verleiten. Den Bruch zwischen dem König und dem Prinzen von Preußen sieht man nun als unheilbar an. —

terkeiten, Witze und Anekdoten diese Geſchichte zu Tage fördert. Auf der Straße, als der Graf Blücher von dem Volke aufgefangen und umdrängt wurde, fielen harte Reden vor; Leute aus dem Pöbel riefen, ob es wieder werden ſolle, wie vor dem Jahre 1806? Da würden ſie auch dabei ſein! Folgender Zug ehrt den Charakter des Volks. Zweien Männern, die ihn feſthielten, ſtellte Graf Blücher die Gefahr vor, von dem nachſtrömenden Volke mißhandelt zu werden, und er bat ſie, ihn loszulaſſen, da er noch eben entrinnen zu können meinte. „Nein, ſagten die Leute, loslaſſen dürfen wir Sie nicht, aber ſchützen werden wir Sie!“ und ſie hielten Wort, indem ſie ſelbſt manche Schläge und Stöße, die ihm gelten ſollten, als Schild für ihn auffingen. Doch ich habe nun ſchon ſo viel von der Geſchichte geredet und die Thatſache ſelbſt noch nicht aufgeſtellt, was bei den vielfachen Entſtellungen und Gerüchten vielleicht grade am nöthigſten iſt. Hier in wenigen Worten die, wie es ſcheint, zuverläſſigſte der umlaufenden Erzählungen. Seit drei Jahren lebte Graf Blücher mit Madame Stich in Einverſtändniſſen, welche ſchon mehrmals den Gatten zu heftigen Auftritten der Eiferſucht veranlaßt hatten. Es ſcheint, daß der Ton, in welchem die beiden Männer ſich bald entzweit, bald ausgeſöhnt gegen einander verhielten, nicht der feinſte geweſen; gemeine Drohungen mögen oft vorgekommen ſein. Ein Wochenbette der Madame Stich hatte der Eiferſucht neue Nahrung, dem Einverſtändniſſe für den Augenblick aber einige Unterbrechung gegeben. Am 6. Abends hatte Herr Stich in Shakſpeare's Heinrich IV. zu ſpielen und kam noch vor Ende des Schauſpiels, deſſen letzter Aufzug ihn nicht erforderte, nach Hauſe. Auf der Treppe begegnet ihm ein vermummter Mann, der ihm nicht Rede ſtehen will; er packt ihn an und da er ſeinen Feind zu erkennen glaubt, ſchimpft

Der König hat auf der Stelle, als er Lindenberg's Verurtheilung erfuhr, dessen Begnadigung unterschrieben, und dem Justizminister Simons befohlen, die Sache solle damit abgethan sein, und keine Nichtigkeitsbeschwerde Lindenberg's mehr angenommen werden. Der Justizminister stellte vor, daß dies unmöglich sei, er wenigstens könne niemanden ein Rechtsmittel versagen. Darauf wurde die Kabinetsordre umgeschrieben, doch hat sie der Minister nicht gegengezeichnet, und so ist sie eigentlich ungültig, aber — sie gilt. —

Die Prinzessin von Preußen ist wegen dieser Begnadigung ein paar Tage früher als sie wollte, nach Weimar abgereist. —

Mittwoch, den 18. Februar 1837.

Die Begnadigung Lindenberg's macht das größte Aufsehen, schadet dem Könige ganz entsetzlich. Man meint, nun werde der Generaladjutant Leopold von Gerlach sich gar nicht mehr halten können, sondern den Abschied nehmen müssen, schon um den Prinzen von Preußen zu vermeiden, von dem er öffentliche Beschimpfungen befürchten müsse. Aber wenn auch die Partei diesen Verlust erleidet, auf der andern Seite sucht sie neue Verstärkung, und hat große Hoffnung neuen Boden zu gewinnen. Es heißt, der Geh. Kabinetsrath Markus Niebuhr, der vom Könige mit Ordensgen beehrt, werde Finanzminister, und der berüchtigte Wagener in das Kabinet des Königs berufen werden. Ein böser Dämon, der sich vorgesetzt hätte, den Staat recht herunterzubringen, könnte für diesen Zweck die Sachen nicht besser fügen! —

Ein Gerücht, das schon in die Zeitungen gedrungen ist, läßt den König das in Aachen stehende Infanterieregiment dem — Louis Bonaparte verleihen, und selber ein franzö-

sisches Garderegiment bekommen. Louis Bonaparte kann dabei nichts verlieren. Aber der König! Es wäre zu arg, wenn das wahr würde! Wie blind sind die Fürsten! wie wenig fühlen sie das Gewicht und die Folgen dessen was sie thun! —

Donnerstag, den 19. Februar 1857.

Ueber Lindenberg's Begnadigung hört man fortdauernd die heftigsten Reden. „Der Prinz von Preußen wird dadurch als einer hingestellt, den der König Ursache hat mit Spürhunden zu umgeben, der es nöthig macht, daß solche Halunken gegen ihn beauftragt werden." Ferner: „Bei jedem Privatmann, dessen Beleidiger der König begnadigen will, wird erst angefragt, ob er verzeihen will, bei seinem Bruder, dem Prinzen von Preußen, findet man das unnöthig: gesetzt, er wollte verzeihen, man läßt ihm nicht Gelegenheit, seine Großmuth zu zeigen." — Der Prinz soll wüthend sein, aber das ist nur augenblickliche Wallung: im Ganzen ist er, wie man sagt, ziemlich abgespannt, müd' und mürbe; er fühlt frühzeitig das Alter. Die Parthei Gerlach, Goedsche, Wagener ꝛc. die den Prinzen jetzt eben so haßt, wie sie ihn ehmals gegen den König erhob und pries, hofft den Prinzen noch ganz mürbe zu machen, so sehr, daß er zu Gunsten seines Sohnes auf sein Erbrecht auf die Krone verzichtete! Das aber gelingt nicht, wenigstens nicht, so lange die Prinzessin lebt und wirkt. —

Der König hat nun den Verdruß, daß auch viele der Neuenburger Royalisten sich gegen ihn erklären, sein Benehmen tadeln, in seiner Sorge für ihre Freilassung und für die Niederschlagung des Prozesses nur egoistische Zwecke sehen, Furcht vor persönlicher Bloßstellung; ihre Sache gebe er auf,

nachdem er sie kräftig zu vertreten verheißen habe. „Wir verdienen alle, die wir den Putsch gemacht, in's Tollhaus gesperrt zu werden, weil wir uns zu solcher Dummheit verleiten ließen; es war reiner Blödsinn, den Aufforderungen zu vertrauen." —

Freitag, den 20. Februar 1857

Die Volkszeitung meint, daß Preußen neben der ungeheuern innern Entwickelung, die in Rußland beginnt, nur bestehen und sich wahren kann durch unausgesetzten Fortschritt nach allen Seiten: sie weist auch auf Oesterreich hin, das den mittelalterlichen Plunder, mit dem wir uns noch liebhaberisch abgeben, völlig weggeworfen hat. —

Sonntag, den 22. Februar 1857.

Ausgegangen mit Ludmilla. In den Thiergarten zu Frau Bettina von Arnim. Sie ist etwas besser und hofft auf den Frühling: noch gelähmt in den Gliedern, aber geistesmunter, sie beschäftigt sich schon wieder mit ihren litterarischen Angelegenheiten, ich muß ihr aus Arnim's und Brentano's Briefwechsel die Briefe von Görres herausfinden, die sie durchaus nicht finden konnte. —

Es ist wirklich ein Jammer zu sehen, wie arm die Leute sind, die nur dem Tage leben. Aller Reichthum, der nur dem Augenblicke dient, ist gering und dürftig: Vergangenheit und Zukunft müssen ihre Gaben der Gegenwart darbringen, sonst darbt diese. Sonst unbedeutende Personen stehen gleich auf einer höheren Stufe, wenn sie nur ihre eigne Geschichte zusammenhalten, von ihren Voreltern und Nebenmenschen

wissen, oder gar die Geschichte ihres Landes kennen, an frühere Zustände der Gesellschaft und Litteratur zurückdenken. Leider stehen die Deutschen hierin gegen andre Nationen noch weit zurück. Einzelne überstrahlen wohl an solcher Kenntniß die Besten des Auslandes, aber es sind nur Einzelne; die große Menge der Gebildeten ist darin sehr verwahrlost, und die Gleichgültigkeit, mit der sie alles vorübergleiten lassen, was die Vergangenheit, selbst ihre eigne, betrifft, verletzt mich oft im Innersten. —

Dienstag, den 24. Februar 1857.

Im Abgeordnetenhause Debatten über das Ehegesetz. Wentzel, Graf von Schwerin, Lette, sprechen mit triftigen Gründen gegen dasselbe, der Justizminister Simons vertheidigt es mit elenden Jammerlichkeiten, an die er selber nicht glaubt. Die Frömmler und Fanatiker sind in diesem Punkte ganz verrückt; folgerichtig müßten sie die katholische Lehre annehmen, das wollen die Schächer aber auch nicht. „Und mit solchem Gesindel muß ich mich herumschlagen!“ sagte Friedrich der Große, können jetzt Wentzel und Schwerin sagen! —

Mittwoch, den 25. Februar 1857.

Die Verhandlungen im Abgeordnetenhause über das Ehescheidungsgesetz sind das Abgeschmackteste und Ekelhafteste, was mir seit langer Zeit vorgekommen ist. Diesen stupiden fanatischen Eifer, der sich schamlos öffentlich zur Schau trägt, sollte man in unsrer Zeit, in unsrem Staate nicht für möglich halten. Die Schufte betreiben unter dem Vorwand von

Religion und Sitte gradezu Unsitte, Gottlosigkeit, Verkehrtheit, sie gründen eine Pflanzschule des Bösen. Das Ministerium spielt eine erbärmliche Rolle, giebt den Fanatikern — seinen Feinden — nach, ohne es doch ganz zu thun. So kommt ein jämmerliches Flickwerk zu Stande. Auch der Geh. Rath Mathis, der sich zur Bethmann-Hollweg'schen Parthei hält, dem ich aber nie getraut, lenkt in das Geheul der Schufte ein, und nennt das Landrecht frivol! Will er sich wieder anschmeicheln, der einstige Handlanger des Polizeiministers von Rochow? Er scheint wenigstens einzusehen, wo er hingehört. — Das Rechte, Wahre über dieses schändliche Gesetz kann weder in den Debatten noch in den öffentlichen Blättern gesagt werden; aber künftig einmal, wieder in einer Nationalversammlung, denn bei diesem Parlamentselend kann es doch nicht immer bleiben! So treibt es das Lumpenpack, daß schon wieder Stimmen laut werden, man solle den ganzen Kram abschaffen und die unumschränkte Königsgewalt herstellen. Wer das jetzt aber am wenigsten will, das ist die Kreuzzeitungspartei, für sie ist dieses falsche Konstitutionswesen grade recht.

„Zur Geschichte des deutschen Verfassungswerkes 1848 bis 1849. Von Karl Jürgens. Zwei Bände. Hannover 1857." (Schon 1850 begonnen.) Hier werden die Gothaer in ihrer Blöße dargestellt, besonders auch Gagern, der des Uebermuths, der Ränke und Listen beschuldigt wird. Nur zu wahr ist es, daß der Mann sich zuviel zutraute, unrichtige und unredliche Mittel anwandte, Oesterreich und Preußen hintergang, und seiner Unzulänglichkeit zum Opfer fiel. —

Die Frankfurter Nationalversammlung scheiterte an demselben Fehler, woran die französische früher scheiterte, an ihrer eignen Gutmüthigkeit und Zurückhaltung, an ihrer freiwilligen Entwaffnung. Sie hatten keine andern Waffen, als den Schrecken, ihm allein verdankten sie ihr Dasein; sie

verzichteten auf ihn, sie beruhigten die Regierungen, sie gaben diesen sogar Truppenverstärkung, sie suchten ihre Ehre in Ruhe und Ordnung. Da war es aus mit der Macht der Nationalversammlung, die beruhigten Regierungen gehorchten nicht mehr, der Reichsverweser machte Ränke, Gagern und seine Genossen machten Ränke, suchten in geheimen Unterhandlungen zu erlangen, was ihr öffentliches Verhalten versäumt hatte, sie mußten nun mehr und mehr zugestehen, und erlangten nichts, als ihr eigenes Verderben. Das ist die kurze traurige Geschichte! Die Nationalversammlung mußte ein Heer von hunderttausend Mann aufstellen, die ersten zwanzigtausend hätten die Mittel geschafft; sie mußte die andren Kriegsmächte schwächen, wo nicht auflösen. Hatte man dazu nicht den Willen und Muth, so mußte man gleich anfangs und immerfort es mit Preußen halten, dann war dies die einzige Macht, die für Deutschlands Größe und Freiheit zu benutzen sein konnte. —

Donnerstag, den 26. Februar 1857.

Die Zeitungen bringen den Verfolg der Debatten über die Ehescheidung. Man wird es einst nicht glauben, wie erbärmliches Zeug die Wagener, Gerlach ꝛc. bei dieser Gelegenheit vorgebracht haben. Aber auch die Regierungskommissaire, und besonders die Minister Simons und Raumer schwatzten jammervoll. Und dergleichen Gewäsch hat Ansehn und gilt, weil sie Minister sind! Schuljungen dürften ihre Vorträge so nicht einrichten, ohne derb zurechtgewiesen zu werden. Die Katholiken benehmen sich auch ganz unvernünftig, stimmen für die einzelnen Artikel, und wollen gegen das Ganze stimmen! —

Ein Element, das sonst in Berlin und überhaupt in

Preußen sehr bedeutend war, die Liebe und Verehrung für den König, die Anhänglichkeit an die Königliche Familie, verschwindet immer mehr. In den obern Klassen, in der Aristokratie, besteht nur noch einiger Schein, eine äußere Gewohnheit, was dahinter steckt hat das Jahr 1848 hinreichend gezeigt. Im Bürgerstande findet sich noch einige Ehrfurcht, doch nur bei ältern Leuten, das jüngere Geschlecht gefällt sich in Freisinn und Trotz. Auf dem Lande hatte das Königthum noch im Jahre 1848 den stärksten Anhang, jetzt sind die Bauern durch die Reaktionspartei, mehr als es durch alle Demokratenumtriebe hätte geschehen können, aufgebracht und widerwillig. „Der König," heißt es, „anstatt uns zu schützen, unterwirft uns mehr als sonst den Edelleuten, den Beamten, und sogar den Geistlichen." Von solcher Stimmung erfährt der König nichts, niemand berichtet ihm dergleichen. —

Das Kammergericht hat den Redakteur der Gerichtszeitung, der von der Polizei angeklagt war sein Blatt nicht zu der von der Polizei festgesetzten Stunde — für dieses Blatt ausnahmsweise festgesetzt — der Behörde vorgelegt zu haben, freigesprochen, und erklärt, daß die Polizei jederzeit bereit sein müsse, das Blatt zu empfangen, und verpflichtet sei, den Empfang zu bescheinigen. — Hinkeldey'sche Nachwehen! Der jetzige Polizeipräsident enthält sich solcher Schikanen. —

Sonnabend, den 28. Februar 1857.

Ich habe zu Humboldt geschickt, die Nachrichten lauten beruhigend. Schönlein erklärt die Lähmung für eine nervöse, nicht apoplektische. Auch hatte Humboldt, als er in der Nacht fiel, nicht das Bewußtsein und die Sprache verloren, sondern seinen Diener laut gerufen, damit er ihm aufhelfe. Natürlich fand er sich von dem Vorgang sehr

erschuttert, aber nicht in Gefahr. Er hatte noch bis 1 Uhr in der Nacht gearbeitet.

Der ehemalige Landwehrlieutenant Ziegel aus Halberstadt, im Jahr 1848 ausgetreten, nach Amerika ausgewandert, auf einer Reise in Dresden ergriffen, hieher abgeliefert, ist vom Kriegsgericht zu siebenjähriger Festungsstrafe verurtheilt, vom Könige aber unter der Bedingung, Preußen für immer zu meiden, begnadigt worden. Besondere Fürsprache soll stattgefunden haben. —

Montag, den 2. März 1857.

Im Abgeordnetenhause hat Wenzel den Hanswurst Gerlach wieder einmal tüchtig gerüffelt. Was hilft's? Solche Debatten helfen nicht mehr, es müssen andre kommen, in denen die ganze Wahrheit gesagt werden kann; hier zeigt sie sich immer nur in kleinen Bruchtheilen. Der Justizminister mußte die Gerichte gegen Gerlach's freche und grundlose Anschuldigungen vertheidigen. —

Dänemark verwirft die Vorstellungen, die ihm Preußen und Oesterreich in Betreff Schleswig Holsteins gemacht haben, und kümmert sich nicht um den Deutschen Bund, in welchem es doch über alle Angelegenheiten mitspricht. Sollte man nicht sogleich seinen Gesandten dort ausschließen? Diese zum Bunde gehörigen Deutschen in Schleswig-Holstein sind seit Jahren völlig rechtelos, und der Bund leidet es, und Preußen, und Oesterreich, in dieser Sache leiden beide Großmächte geduldig sogar die Mißachtung ihres eignen Ansehns.

Der Minister von der Heydt hat aus den Erträgen der Königlichen Bank für das vergangne Jahr eine Summe von 25,000 Thaler im voraus zu dem Dombau bei Seite gethan, ohne Befugniß, ohne Wissen und Zustimmung der Aktienaire!

Auf geschehenen Einspruch macht er sich verbindlich, die Zustimmung noch zu erlangen. —

Der König sah die Aufführung des Trauerspiels „Saul", ging aber nach dem zweiten Akt fort, und fand im Vorzimmer einen Lakaien in Schlaf gesunken. „Der hat gewiß gebetet," sagte der König, „das hat er davon!" —

Dienstag, den 3. März 1857.

Die Vossische Zeitung liefert heute eine Liste der Mitglieder des Herrenhauses, die bisher nicht eingetreten sind, 21 an der Zahl. Das Verzeichniß ist sehr merkwürdig, auch Savigny und Rochow-Stülpe sind genannt, der Graf von Dyhrn, der Fürst von Hatzfeldt, die meisten Mediatisirten, auch der Kaufmann Haanen in Koblenz. Dem König ist das Wegbleiben der Mediatisirten schmerzlich, aber alle Versuche, sie heranzuziehen, sind bis jetzt vergeblich. —

Das Ehescheidungsgesetz ist heute noch nicht zu Stande gekommen; die unfruchtbaren Debatten haben fortgedauert. Die Linke thut immer, als ob diese Verfassung, diese zerfetzte, verflickte, etwas wäre, der Graf von Schwerin will an ihr halten, für sie kämpfen, — das mag er denn thun. Aber das Publikum ist entsetzlich kalt und gleichgültig dabei, man sieht die schändlichste Reaktion siegen und erkennt die Macht des Augenblickes an, allein man lacht über sie und spottet ihrer dennoch, weil man weiß, daß nichts gebrechlicher ist als sie, daß die Welt andre Wege geht, und daß das jämmerliche Gelichter über kurz oder lang vom Schauplatze verschwinden wird, wie Insektenschwärme des Sommers vor dem kalten Nordhauche. —

Ich muß nur immer darauf hinweisen, daß in Preußen allein jetzt kaum andre Richtungen bestehen können, als die

jetzigen, daß wir nicht allein leiden, daß in ganz Europa ziemlich derselbe Zustand herrscht, und daß der unsrige nur geändert werden wird, wenn der allgemeine sich verwandelt. Den Anstoß hiezu können aber wir nicht geben, das ist nicht in unsrer Lage, unsrer Gewohnheit, dafür haben die Franzosen zu sorgen, und sie werden es. — Freilich geben Belgien und Sardinien uns das schöne Beispiel freisinnigen Bestehens, konstitutioneller Haltung, — konnten wir nicht auch so dastehen? Nein. Wenigstens nicht ohne einen Friedrich den Großen. Daß jene beiden Staaten sich so behaupten, danken sie doch hauptsächlich dem politischen Grunde, daß Sardinien für Frankreich nöthig ist gegen Oesterreich, Belgien für England gegen Frankreich. —

Herr Prof. Kuno Fischer in Jena erklärt in der hiesigen protestantischen Kirchenzeitung den Prof. Hengstenberg für einen Lügner und Verläumder wegen der falschen Anklagen, die derselbe gegen ihn rücksichtlich seiner Glaubensweise gemacht. Der Fanatiker Hengstenberg trägt schon mehr dergleichen, aber ohne Scham und Buße. Daß der etwas fühlt, dazu muß es anders kommen. —

Der General-Superintendent Büchsel hat sich heftig gegen die Gottlosigkeit ausgelassen, einen Ball am Sonnabend über Mitternacht hinaus zu verlängern und so in den Sonntag hineinzutanzen, wobei er insbesondre auf den neulichen Königsmarck'schen Ball zielte. —

Mittwoch, den 4. März 1857.

Ich las die Zeitungen, und fand gegen alles Erwarten, daß in der heutigen Abstimmung das Abgeordnetenhaus mit einer Mehrheit von 39 Stimmen das Ehescheidungsgesetz **verworfen** hat. Freudiges Lachen! Und das thut **dieses**

und ſchlägt er ihn; von einem Dolchſtich in den Unterleib getroffen, fällt er zu Boden und ſchreit Mord! Die Hausleute, welche dem Grafen ſchon längſt aufpaßten — er hatte ſich oftmals im Hauſe und auf dem Hofe verſteckt und durch ſein Weſen Mißwollen erregt — ſtürzen hervor, behalten aber nur ſeinen Mantel, den er ihnen überläßt, in den Händen, das Geſchrei jedoch verfolgt ihn auf die Straße, wo er eine Piſtole fortwirft und aus allen Kräften zu entkommen ſucht. Allein er wird gepackt, man reißt ihm einen falſchen Bart ab, er nennt ſeinen Namen und man führt ihn auf die Wache. Madame Stich ſoll in ihrem Verhöre ausgeſagt haben, ſie habe den Grafen in der einzigen Abſicht zu ſich beſchieden, um ihn ernſtlich zu ermahnen, ſie von nun an gänzlich in Ruhe zu laſſen und alle Bewerbung einzuſtellen. Auf ihr Verlangen wohnte der Herzog Karl dem Verhöre bei. Einige Widerſprüche, die ſich in den erſten Ausſagen zwiſchen dem Grafen und der Madame Stich fanden, ſollen ſpäterhin ganz verſchwunden ſein. Eine Hauptſache iſt das Beſſerwerden des Verwundeten. Möge die ganze Geſchichte keine ſchlimme Wendung nehmen! —

Noch iſt nicht bekannt, wer an die Spitze der Staatsgeſchäfte bei uns kommen wird. Nach der Meinung von Einigen dürfte Herr von Pleſſen noch nicht außer Vorſchlag ſein; Andere nennen mit mehr Wahrſcheinlichkeit den Herrn Grafen von Lottum, dem der Titel eines Konferenzminiſters beigelegt werden ſollte; noch Andre nennen den Hrn. Grafen von Goltz, der am Bundestage Herr von Küſter — jedoch mit geringerer Vollmacht und beſchränkterem Gehalte — erſetzen würde; in jedem Falle, heißt es, wird das Kabinet erweitert und neben Hrn. Geheimerath Albrecht mit einigen neuen Räthen verſehen werden, als welche man bald Herrn Präſidenten Frieſe, bald Hrn. Geheimerath Ladenberg, faſt

Haus, das unter solchen Regierungseinflüssen zusammengekommen ist, das als das unfreisinnigste, als das den Ministern gehorsamste gelten muß! —

Das englische Ministerium hat auch eine Niederlage erlitten, über die persische Sache blieb es im Unterhause in der Minderheit. — Inzwischen soll zwischen England und Persien der Friede zu Stande gekommen sein. —

Donnerstag, den 5. März 1857.

Langer Besuch vom Fürsten von Pückler. Was bei uns geschieht, läßt ihn sehr gleichgültig, aber an dem Fall des dummen Ehescheidungsgesetzes hat er doch seine Freude. Die Pfaffen, die Finsterlinge, die blinden Eiferer sind ihm in der Seele verhaßt. —

Der Fall des Ehescheidungsgesetzes ist zwar ein willkommenes Ereigniß, man lacht über die Eiferer und die Minister, die auf solche Art den sittlichen Zustand bessern wollten. Aber weitere Hoffnungen hegt man deßhalb nicht, besseres Zutrauen zu dem sonstigen Gang unsrer Angelegenheiten faßt man nicht, man erwartet keine andern Minister, keine bessere Regierung. Man trägt was man nicht abwerfen kann, und sucht zu gewinnen und sich lustig zu machen, so weit die Umstände es erlauben. —

Gelüste des — Louis Bonaparte, Neuenburg für sich zu erwerben, und Preußen durch einen Landstrich bei Saarlouis zu entschädigen. Ein Antrag deßhalb ist noch nicht geschehen, aber der bloße Gedanke erbittert den König, und mißfällt den Großmächten. Schwerlich gefällt er der Schweiz. —

Freitag, den 6. März 1857.

Dem Könige wagt niemand anzuzeigen, daß das Ehescheidungsgesetz verworfen worden. Ein Minister schob dem andern die Verpflichtung zu. Da jedoch der Minister von Bodelschwingh dem K...ge spazierengehend am Kanal begegnete, kam die Rede darauf, und der Minister glaubte, der König wisse das Ergebniß bereits. Aber hier zuerst erfuhr er es, und aus heiterster Laune, in der er bis dahin gewesen, verfiel er plötzlich in die heftigste Wuth, stieß harte Verwürfe gegen die Minister, bittre Schmähreden gegen die Abgeordneten aus, jene seien ungeschickt und schlaff, diese gottloses Gesindel. —

Sonnabend, den 7. März 1857.

Die Konferenzen wegen Neuenburg haben gestern in Paris angefangen. Preußen soll eine sehr gereizte Stimmung dort zeigen. Die Forderungen des Königs sollen schwierig zu erfüllen sein, englische Blätter nennen sie ohne weiters absurd, und deste mehr so, als er die Ablösung Neuenburgs nicht verweigert, sondern zugesteht. —

Eine Nummer des Berner Blattes „Der Bund" ist hier weggenommen und vernichtet worden, wegen heftiger Beleidigungen gegen den König. Durch dies Verfahren kommen letztere erst zur Kenntniß der Leute, denn wer liest hier Schweizerblätter? —

Der Prof. Hengstenberg hat in seiner Eingabe, durch die er die Anstellung des Dr. Kuno Fischer an der hiesigen Universität bestritt, nicht nur dessen Person und Denkart verläumdet, sondern ihm auch Schriften aufgebürdet, die er nicht geschrieben hat. Der Pfaff ist so gewissenlos leichtsinnig gewesen, ihn mit einem andern Fischer zu verwechseln.

Und auf solches Verfahren hin wird über Menschen abgeurtheilt! —

Dr. Preble hielt im wissenschaftlichen Verein seinen Vortrag über die Dichter des siebenjährigen und des Befreiungskrieges, mit vielem Beifall. —

Bei seiner letzten Durchreise durch Minden empfing der Großherzog von Baden auch den Besuch des dortigen Regierungspräsidenten Peters, des bekannten Gesellen des verurtheilten und begnadigten Lindenberg: der Mensch war dem Großherzog sehr zuwider, und der Besuch mißfällig; um ihn wenigstens merken zu lassen, daß er seine Verbindungen wisse, sagte er ihm beim Wegsehen: „Adieu, Herr Lindenberg!“ —

Eisenach, den 9. März 1847.

Nachricht über Humboldt's Befinden. Schenkel will nicht, daß er Besuche annimmt, und meint, der Zustand sei noch immer bedenklich, bei diesem hohen Alter habe jede Erschütterung viel zu bedeuten. —

Weimar, den 9. März 1847.

Herr von Williamowitz-Möllendorff ist vom König in den Grafenstand, sein Landbesitz zur Grafschaft erhoben worden. Seine Verdienste bestehen, sagt man, in der Theilnahme am Pferderennen. —

Ein Superintendent in Stettin hat die seit sechzig und mehr Jahren übliche Aufführung des Oratoriums „der Tod Jesu“ von Ramler und Graun am Charfreitag als eine Entheiligung dieses Tages angesehen und verboten. Die Pfaffen regen sich allerwärts! —

Nachrichten aus Paris berichten, daß die erste Konferenz über die Neuenburger Sache ohne den preußischen Gesandten stattgefunden habe, und darin, nach französischem Vorschlage, einstimmig die völlige Verzichtleistung des Königs auf die Souverainetät von Neuenburg ausgesprochen worden sei. Das hatte der König nicht erwartet, und man glaubt, er werde sich nun lediglich auf das Londoner Protokoll zurückziehen, und die Sache hängen lassen wie bisher. Aber wird die Konferenz damit zufrieden sein? —

Ich las Untersuchungen über das Verhältniß der Fabrikarbeit zum Landbau, über die heutige Lage und die wahrscheinliche Zukunft der Arbeiter. Die Staatswirthschaftslehrer sehen hier immer nur Unmöglichkeiten. Sie sprechen von philanthropischen Träumereien, wenn es gilt die Noth der Arbeiter und der Armen zu lindern, sie lachen über die Forderung von 30—50 Millionen zu diesem Zweck; aber die Mehrung der stehenden Heere, den Aufwand der Hof- und Staatsprahlerei, die Ausgaben für Donau- und Krim-Feldzüge — die Verwendung von 1000 Millionen — finden sie richtig! —

Der elende Schuft Ohm, dessen die Kreuzzeitungspartei — Goedsche, Gerlach ꝛc. — sich bediente, um den angeklagten Geh. Rath Waldeck zu verderben, der Fälscher, Meineidige, war in's Ausland gegangen und hatte seinen Namen verändert, aber nirgends wollte es ihm glücken. Er ist jetzt aus Amerika nach England zurückgekehrt und lebt dort in größter Verachtung und größtem Elend. Seine politischen Freunde lassen ihn im Stich. Für den Assessor Wagener haben sie ein Gut gekauft, warum nicht auch für den gleichberechtigten Ohm? Gedient hat er ihnen nach Kräften eben so gut, das heißt eben so schändlich. —

Dienstag, den 10. März 1857.

Die dänischen Antwortnoten auf die Vorstellungen Oesterreichs und Preußens lauten trotzig und abweisend. Wir haben solche Schnödigkeit verdient. Unser Frevel an Schleswig-Holstein ist größer als der dänische. Doch ist die Sprache Dänemarks nicht zu dulden. —

Französische litterarische Ehren für Herrn Prof. Bopp, englische für Herrn Prof. Virchow. Beides den Dunkelmännern zum Verdruß! Besonders aber ist Virchow ihnen verhaßt. —

Unsre vielen Zeitungen strömen täglich eine Fülle von Geist, Licht, Kraft und Kenntniß aus, vieles fällt auch gewiß auf guten Boden, gedeiht und fruchtet, weit mehr aber geht leider verloren. Keine unsrer Zeitungen hat einen ganz Deutschland umfassenden Leserkreis, keine nur einen überhaupt verhältnißmäßig großen; nichts kommt daher zur allgemeinen Kenntniß, immer ist es nur ein bestimmter Kreis, der die Sachen liest und für andre Kreise sind sie nicht da. Ueberaus viel erscheint nebeneinander, nur sehr weniges kommt und wirkt zusammen. Ein verdienstliches und bedeutendes Werk wäre es, wenn jemand einmal das Wertvolle, Gediegene und Ausgezeichnete der gesammten Tagespresse Deutschlands ausstachen, und in ein paar Bänden zusammendrucken ließe. Man würde erstaunen, wie viel Geist und Talent und Kenntniß täglich in diese Blätter verwendet wird. —

Mittwoch, den 11. März 1857.

Die Nationalzeitung beleuchtet die dänischen Noten mit scharfem Licht, und dringt darauf, daß Preußen eine so dreiste Abweisung und ein so ungebührliches Verfahren nicht dulde. —

Gestern feierte das Friedrichsstift sein Stiftungsfest. Der König war dort. Der alte schlagrührige Pitt-Arnim fehlte nicht. Es wurde von Snethlage eine Predigt gehalten, vom Grafen von Redern und Freiherrn von Stillfried laue Reden. Eines der Stifter wurde mit Ehren gedacht, des verstorbenen Ludwig von Voß, das war das Beste. Wenn dieser Ludwig von Voß jetzt lebte, wie würde das Tischrücken, das Psychographen- und andres Unwesen, von ihm betrieben werden! Seine Berührung war magnetisch, sein bloßer Blick; er sah den Menschen ihre geheimsten Krankheiten an, ihre verborgensten Seelenzustände, sagte Dinge vorher ꝛc. Dabei war er ein tüchtiger Artillerieoffizier, ein durchaus praktischer Mensch, der in viele Geschäfte thätig eingriff. Sein bleiches, sanftes, und doch krankhaft erregtes Wesen war mir sehr widrig, nicht lange konnt' ich es in seiner Gesellschaft aushalten. —

Donnerstag, den 12. März 1857.

Für geheime Polizeisachen, Bezahlung von Schriftstellern und Aufpassern, hat das Haus der Abgeordneten, trotz des Widerspruches von Reichensperger und Andern, die eine beträchtliche Verminderung beantragten, doch wieder 80,000 Thaler bewilligt. Früher betrug die Summe für solche Zwecke 17,000 Thaler. Herr Reichensperger erlaubte sich bei dieser Gelegenheit die freche Aeußerung, gegen das Unwesen der Demokratie sei eine solche Hülfe nöthig gewesen, das sei aber glücklicherweise jetzt beseitigt! Ich läugne, daß die Demokratie hier zum Unwesen ausgeartet sei, aber gesetzt, es wäre so, Unwesen gegen Unwesen, so ist wohl kein Zweifel, daß das jetzige weit das größere sei! —

Die Erhöhung des Paßkartengeldes von 5 auf 10 Silber-

groschen ist auch beliebt worden. Für den Einzelnen ist dies allerdings nicht bedeutend, allein schon die 5 Silbergroschen sind zu viel. Sie können aber keine Einrichtung ungestört lassen, alles müssen sie belästigen, besticken. Ein Wunder, daß sie das Briefporto nicht schon wieder erhöht haben! Freilich, dazu fürchten sie Schaden! —

Seiffart, von der Oberrechenkammer, hatte gegen seine Verurtheilung vom Disziplinargericht an das Staatsministerium appellirt, und dieses hat ihm eine Pensien von 100 Thalern zugesprochen. —

Freitag, den 10. März 1854.

Ich ging mit Ludmilla in den Tiergarten zu Frau Bettina von Arnim. Wir begegneten draußen vor dem Thore der Gräfin Oriola (May), die in die Stadt ging, sie begrüßte uns freundlich, und versicherte uns, die Mutter würde uns jedenfalls sehen und sehr gern. Wir fanden sie allerdings in leidlichem Zustand, sie sagte selbst, im Mai würde sie hergestellt sein, alle Arzneien hatte sie ausgesetzt, sie meint, Dr. Behrmeter habe ihr zu viel Arznei gegeben, und Dr. Arthur Lutze sie gegen das Uebermaß gewarnt. Die Lähmung scheint nicht besser, auch die verstauchte linke Hand nicht, aber ihr Geist ist so wie vor dem Anfall, sie weiß alles aus früher und aus neuster Zeit, spricht von den Vorhaben die sie hegt, verschiebt aber die Ausführung weit hinaus. Sie sagt, ich solle sie nicht verlassen, ich sei sehr gut und brav für sie gewesen, ich müsse ihr noch viel helfen ꝛc. Recht gern! Fräulein Armgart war sehr geschäftig und nur kurze Zeit mit uns, Fräulein Gisela mit Fräulein Ida von Bülow ausgegangen. Nach einer guten halben Stunde gingen wir nach der Stadt zurück. —

Mißgriffe Chateaubriand's in seinen Mémoires d'outre-tombe über Berlinische Sachen. Den König Friedrich Wilhelm den Dritten kann er nie im Thiergarten seinen Wagen selber führend gesehen haben, eben so wenig ihn eine Cigarre dabei rauchend. Die Geschichte im Opernhause — Haß der Rossini'schen Musik, Verliebe für Gluck'sche — kann nur vom jetzigen Könige, dem damaligen Kronprinzen, wahr sein, nicht vom vorigen. Daß in die Singakademie Räderinnen und Handwerker gegangen wären, ist lächerlich unwahr, eine durchaus falsche Auffassung. —

Sonnabend, den 14. März 1857.

Gegen 8 Uhr Fackelzug zum fünfzigjährigen Doktorjubiläum des Geheimen Rathes Dieck. Seit langer Zeit zum erstenmal wieder von der Polizei gestattet. Gegen 500 Fackelträger, Wagen für die Vorstände, zwei Musikchöre von Garderegimentern ꝛc. —

Anekdote. Der König wollte den General von Maliszewski im Invalidenhause besuchen, fand ihn nicht, und sagte dem Bedienten, der König sei dagewesen und lasse seinen Herrn grüßen. Als der General nach Hause kam, machte der Diener seine Bestellung. Der General glaubte nicht an einen Besuch des Königs, und sagte unwillig zu dem Diener, der öfters etwas zu viel trank: „Er war wohl wieder besoffen!" Doch der Diener, ganz nüchtern, erwiederte rasch: „Ich habe nichts gemerkt!" —

Sonntag, den 15. März 1857.

Uebelstände der deutschen Litteratur, die auf das ganze Volkswesen nachtheilig einwirken: Neid und Gehässigkeit, Mangel an Verbindung, Versplitterung aller Kräfte, nie vereinigte Gesammtwirkung! Ich finde mit allem ernstlichen Suchen auf diesem Gebiete keine sichren Wege, auf denen diesen Uebelständen abzuhelfen, keinen festen Boden, auf dem ihr Gegentheil zu begründen wäre. Immer auf's neue gereizt, hier etwas zu thun, muß ich immer auf's neue zu dem Ergebniß kommen, daß hier nichts zu thun ist! Die litterarischen Uebel sind ganz eins mit den politischen. Ueberdieß herrscht grade jetzt ein betriebsames Geschlecht gemeiner Litteraten, von wenig Bildung, von großer Unwissenheit, von dunkelhafter Selbstsucht: diese rohen Barbe müssen erst verstummt sein, eher sind x das Bessere nicht Raum. —

Montag, den 16. März 1857.

Der Vertrag wegen Ablösung des Sundzolls ist in Kopenhagen unterzeichnet worden. Er ist für Dänemark höchst vortheilhaft. Schimpflich und schändlich ist es für die deutschen Mächte, wie frech ihnen das dänische Ministerium in Betreff Schleswig Holsteins antwortet, wie sie ruhig zusehen, daß dieses deutsche Land unterdrückt wird, daß seine Angehörigkeit zum Deutschen Bunde für nichts geachtet wird. Aber, „eine Krähe hackt der andern die Augen nicht aus!“ Die Deutschen Mächte, der Deutsche Bund, sind selbst Unterdrücker, liefern Völker und Länder ihren Fürsten zum Unterdrücken willig aus.

Der gestrige Kladderadatsch setzt auch dem Hinkelbein einen Denkstein, aber einen verdienten! Er läßt einen Vater zu seinem Sohne sagen: „Dein Ruhe, mein Sohn, in dieser

Stadt war ein Mann, vor dem zitterten und bebten Alle, so du da fahren und reiten und rennen siehst. Und wenn er daher kam, standen still die Läufer und die Schleicher, und die Mützen flogen und die Hüte, und die Schutzmänner griffen nach den Pickelhauben. Und wenn er eines Tages gefragt hätte: Warum sind die Dächer roth und die Häuser grau? so wären andern Tags die Dächer grau und die Häuser roth gewesen. Und es ist kaum ein Jahr, daß er todt ist, und Wenige wissen mehr — von wem ich rede".

Eine besondre Kühnheit findet man darin, daß hier eine so große Willkürmacht geschildert wird, deren Bestehen einen Vorwurf gegen den König in sich schließt, und dessen Macht gewissermaßen in den Schatten stellt. —

Der König hat einem Herrn von Rengement und noch einem Neuenburger den Hohenzollern-Orden gegeben: man findet dies sehr unzeitig, und sogar ungehörig gegenüber den Pariser Konferenzen: der französische Gesandte hat sich mit unverhohlenem Tadel darüber ausgesprochen. —

Dienstag, den 17. März 1857.

Unsre Zeitungen sind voll von Schilderungen des Böckh-Festes. Humboldt muß doch sehr in der Besserung sein, denn er hat einen großen und schönen Glückwunschbrief an Böckh geschrieben. —

Die Nationalzeitung vom 30. Oktober war von der Polizei weggenommen worden, wegen Beleidigung des Kaisers der Franzosen, dem der hiesige Hof damals Beiseierung zeigen wollte, der Staatsanwalt, höherem Antriebe folgend, stellte die Anklage, das Stadtgericht fand keinen Grund dazu, das Kammergericht auch nicht, das Obertribunal auch nicht. Da

einſtimmig aber Hrn. von Stägemann nennt, der ohne Frage an Geiſt und Kenntniß, an Geſchäftskunde und Fertigkeit keinem ſeiner Genoſſen nachſteht. Die Sachen werden ſich wohl in Kurzem entſcheiden und in der Bewegung ſelbſt dann vollends zurechtſchieben.

Gegen die Zirkulardepeſche des Königs von Würtemberg ſoll nächſtens abſeiten der drei Mächte von Verona eine Antwort erlaſſen werden. Vielleicht wird mit dieſer Antwort auch jene Depeſche in's Publikum gelangen. Inzwiſchen verlautet neuerdings, auch der König von Schweden werde eine Erklärung gleich der würtembergiſchen ausgehen laſſen.

Unſer Karneval hat ſich nicht gebeſſert, er hat bis zum Ende dieſelbe düſtere Farbe behalten; überall vermißte man Lebhaftigkeit, Glanz, Fülle. Die Klage über Langeweile iſt allgemein. Auf dem einzigen Balle, den ich beſucht habe, iſt mir nur Frau von Fouqué als vergnügenſtrahlend aufgefallen. Ihr Gatte, ſagt man, ſchicke ſich an, zur Glaubensarmee abzugehen.

Leben Sie wohl!

K. A. V. v. E.

8.

Varnhagen an Oelsner.

Berlin, den 19. Februar 1823.

Mit tiefem Antheil, mein verehrter Freund, erſah ich in Ihrem Briefe vom 6., der mir vor einigen Tagen glücklich zugekommen iſt, die mannigfachen Leiden und Widerwärtigkeiten, denen Sie ausgeſetzt geweſen! Ich ſage „geweſen" in gutem Sinne und Bedacht, denn ich bedarf in

that der Staatsanwalt ein Neues dazu, und brachte sie abermals an das Untergericht, das nun, merkend daß der Hof hier im Spiele sei, willig wurde und sie zuließ. Wurde Zabel verurtheilt, so standen 6 Monate bis 2 Jahr Gefängniß in Aussicht. Aber Beleidigungen fremder Herrscher werden nur dann mit solcher Strafe belegt, wenn diese durch ihre Gesandten Klage führen. Das war nun nicht der Fall. Im Gegentheil, der französische Gesandte wurde vermocht, eine Note einzureichen, durch die er erklärte, daß er die Bestrafung der Nationalzeitung nicht beantrage. Damit war nun die ganze Sache todt. Die Polizei gab vor kurzem die mit Beschlag belegten Abdrücke jener Nummer wieder frei, d. h. sie ließ Herrn Zabel wissen, er könne sie holen lassen, worauf er antwortete, man könne sie ihm bringen. Was soll man aber von der Feigheit der Gerichte sagen? was von den unglücklichen Zuständen, daß ein Preuße gegen preußische Behörden sich die Fürsprache und den Schutz des französischen Gesandten muß gefallen lassen? —

Der Abgeordnete Otto aus Düsseldorf wurde heute auf der Rednerbühne vom Schlage gerührt, und starb bald darauf. —

Einige Worte an Humboldt gerichtet als Glückwunsch. —

Mittwoch, den 18. März 1857

Die Volkszeitung ist heute von der Polizei weggenommen worden. Etwa dem 18. März zu Ehren? Der Tag wird im Volke noch stets als ein Siegestag gefeiert. Nicht alles, was er verhieß, hat er gebracht, aber soviel ist gewiß, ohne ihn wäre kein Ehescheidungsgesetz verworfen worden. —

Der französische Gesandte hat hier wegen Neuenburgs eine sehr ernste Note übergeben, welche den König sehr verletzt

haben soll. Er fängt an die Folgen davon zu empfinden, daß er seine Sache dem Louis Bonaparte zu sehr in die Hand gegeben, und ihn für Preußen gewonnen geglaubt. Der ganze Handel ist so verdrießlich als thöricht. Herr von Rougemont hat eine Denkschrift für das preußische Recht ausgearbeitet; ganz nutzlose Arbeit! —

Der König ist der Neuenburger Sache so überdrüssig, daß er gesagt hat, die Pariser Konferenz möge beschließen, was sie wolle, es werde ihm alles recht sein, denn er werde dadurch jeder Verantwortung überhoben, und die Neuenburger Royalisten könnten nicht mehr ihm, sondern nur der Konferenz Vorwürfe machen, daß ihre Sache nicht besser geschützt worden sei. — Jedoch ist diese Aeußerung keineswegs maßgebend für die diplomatischen Schritte, die der König thun läßt. Der Prinz Friedrich Wilhelm hatte in London und in Paris Erklärungen geben müssen, nach denen der König Neuenburg aufzugeben ganz geneigt erschien, darauf aber sind diese Erklärungen wieder verneint und der Prinz als voreilig und unbefugt bloßgestellt worden. Der König stellt wieder sein Anrecht unbedingt auf und macht die größten Schwierigkeiten. Der Prinz fühlt sich tief verletzt, und noch mehr sind es für ihn seine Eltern. —

Die Volkszeitung ist angeblich wegen einer Beleidigung des Abgeordneten von Gerlach weggenommen worden. Die Anklage kann jedoch nur erfolgen, wenn der Beleidigte selbst oder das Haus der Abgeordneten es verlangt. — (Am 26. wieder freigegeben.) —

Donnerstag, den 19. März 1857.

Der Prinz Friedrich Wilhelm in Breslau klagt über die dortigen langweiligen Vergnügungen, mit denen man ihn

überschütte, und die ihn kaum zu Athem kommen ließen, während er nur wünsche seine Zeit ausschließlich dem Militairdienste zu widmen. Er hat die besondern Freunde seines Vaters benachrichtigen lassen, sie sollten auf seine Gesinnungen für sie unverbrüchlich rechnen, aber sich nicht wundern, wenn er bei öffentlichen Gelegenheiten sie nicht auszeichne, denn er wisse, daß er scharf beobachtet und all sein Thun und Reden umständlich nach Berlin berichtet werde. —

Freitag, den 20. März 1857

Rede des Abgeordneten von Patow gegen die Wiedereinführung der dreijährigen Dienstzeit, er bestreitet deren Nothwendigkeit, und sagt manches Zeitgemäße und Eindringliche, unter großem Beifall. — Die rheinischen Abgeordneten benehmen sich zum Theil recht dumm: sie wollen für die Gebäudesteuer stimmen, weil dies ein Anfang sei zur allgemeinen Grundsteuer! Das ist doch gar zu dumm! —

Der bekannte Schriftsteller Dr. Hermann Schiff, Verfasser von „Schief-Lewinche" und andern Romanen, ist in Hamburg in solches Elend gesunken, daß er um Aufnahme in das Werk- und Arbeitshaus gebeten hat! Er ist in den Sechzigen. —

Sonntag, den 22. März 1857

Die Nationalzeitung beleuchtet die wiederhergestellte dreijährige Dienstzeit, und macht aufmerksam, wie dieser Angriff auf die bisherige Einrichtung andre zur Folge haben werde, wie verkehrt überhaupt die ganze Maßregel sei. —

Ausgegangen mit Ludmilla, zur Blumenausstellung in's Hotel de Russie. Herr Prof. Schultz-Schultzenstein führte uns, und gab mancherlei willkommene Erklärung; als der Feldmarschall von Wrangel erschien, gesellte sich Schultz als einer der Vorstände diesem; der Zufall brachte uns wieder zusammen, und Wrangel begrüßte mich, fragend warum ich den Hut nicht aufsetze? — er meinte wohl gar seinetwegen! — mir sei zu warm, erwiederte ich; er sah darauf schmunzelnd auf meinen Orden — er trug denselben — und fragte, wo ich diese schöne Auszeichnung erworben? — Ich antwortete: „Im russischen Dienst, unter dem General von Tettenborn." Er bat nun um meinen Namen. Ich sagte: „Varnhagen." Er sah mich pfiffig lächelnd an und meinte: „Und noch was dazu!" — „Ja, von Ense." — „So ist's recht!" rief er aus, „das wußt' ich!" Nun drückte er mir die Hand, beglückwünschte mich wegen des Schatzes von herrlichen Erinnerungen, den ich wie er habe, „ein Schatz", sagte er, „den keine Frau zerstören könne, kein Roß, und auch kein Wurm". Ich schwöre, daß er so gesprochen hat, und auch die Andern haben es so gehört, ich glaube aber er hat sagen wollen kein Feind, kein Rost. „Genießen Sie noch lange diesen Schatz", rief er aus, drückte mir nochmals kräftig die Hand, und wir schieden. Das Ganze war ein unaussprechlich komischer Auftritt, der kleine häßliche Kerl, mit seiner soldatisch-populairen Ziererei, der gellenden, geaeutschten Stimme, der Schalkheit, der ungeschickten Sprache, alles machte die Sache zur lächerlichen Posse. Der König wurde erwartet, wir aber gingen früher fort. —

Merkwürdige Nachrichten aus Rußland, aus der Schweiz, thatsachliche Angaben aus der innern Geschichte Preußens während der letzten zehn Jahre. Neue Bestätigung der Beschränktheit, Rathlosigkeit und Schwäche des Kaisers Nikolaus von Rußland; übermüthig im Erfolg war er gleich niedergeschlagen und muthlos beim geringsten Unfall; er war gradezu

feige, nach dem ersten Feldzug gegen die Türken im Jahr 1828 verzweifelte er und bettelte um Frieden; nach der Februarrevolution und ihrem Zünden in Wien und Berlin hielt er sich schon für verloren, zitterte und bebte er. „Man muß ihn gesehen haben in solchen Augenblicken," sagen Russen aus seiner Umgebung, „um jeden Gedanken von Größe bei ihm fahren zu lassen." Das Bild, das die Welt von ihm sich gefallen ließ, war eine Täuschung; in der Ferne glaubte man ihr, in der Nähe schwand sie bald. Die Engländer erkannten ihn am frühsten. —

Montag, den 23. März 1857.

„Geschichte der letzten vierzig Jahre (1816—1856) von Dr. Wolfgang Menzel. Erste Lieferung. Stuttgart. 1857". kl. 8. Ein oberflächliches, geistloses, parteisüchtiges Buch, das seine Gemeinheit mit Vaterlandseifer decken möchte. Wie ungenau und lässig die Angaben sind, dafür gelte das eine Beispiel, daß als Gegner des hessischen Adelsedictes von 1819 der Heidelberger Buchhändler Winter genannt wird, anstatt des Geh. Referendarius Winter von Karlsruhe, des nachherigen Staatsministers; dies ist um so auffallender, als diese Sache ganz in Menzel's Nähe, unter seinen Augen, inmitten seiner litterarischen und politischen Thätigkeit und mit größtem Aufsehn vorging. Von dem „kleinen Juden Heine" spricht der Gleiche eben so unwürdig als unrichtig, er setzt sein Wesen in Berlin viel zu früh an. Daß er Goethe'n schmäht, versteht sich von selbst. —

Auflösung des englischen Parlaments. Große Wahlbewegung. Aller Gewinn wird für Lord Palmerston sein, obgleich täglich mehr seiner Falschheiten und Heimlichkeiten an

den Ton kommen. In England scheinen die Leute von der traurigen Wahrheit durchdrungen zu sein, daß ein englischer Minister jetzt nothwendig mit Falschheiten und Hinterlisten und in allerlei Widersprüchen wirken müsse, daß in der jetzigen politischen Welt ein rechtschaffener, aufrichtiger Mann sein Vaterland nicht glücklich durchbringen könnte! —

Dienstag, den 24. März 1857.

Besuch bei Frau Bettina von Arnim, wir sind ihr sehr willkommen, und sie behält uns lange, unter vielen Freundlichkeiten. — Unterbrechung unsres Besuches durch den des Dr. Behsemeyer. Fräulein Gisela und Fräulein Armgart machen Seifenblasen. Wieder bei Bettinen, und allerlei gutes Gespräch. Herr Staatsminister von Zuydam kam, klagte über sein Alter, war sehr artig. Die Gräfin Oriola sieht lieblich aus, aber leidend. — Wir trafen im Thiergarten noch mit dem erblindeten Staatsminister von Werther zusammen, den seine Tochter führte. —

Der König hat dem Herrn von Rochow, dem Todter Hinckeldey's, nachdem derselbe neun Monate seiner Haft dadurch überstanden, daß er in der Zitadelle von Magdeburg gewohnt, den Rest der Strafe in Gnaden erlassen. Man sagt, die Wittwe Hinckeldey's habe dies für Herrn von Rochow erbeten, was aber stark bezweifelt wird, im Uebrigen aber wenig erheblich wäre.

In Quedlinburg und in Halle sind zwei Volksblätter von der Polizei weggenommen worden, wegen Artikeln über das verworfene Ehescheidungsgesetz. —

In Frankreich soll die willkürliche Annahme von Adelstiteln durch ein Gesetz beschränkt, verboten werden; man sieht

dies als Einleitung zu einer neuen Adelsschöpfung an. Thörichtes Unternehmen! Wenn die preußische Nationalversammlung den Adel für abgeschafft erklärt und der — Louis Bonaparte einen neuen Adel stiftet, so ist in beiden Handlungen nur dasselbe ausgesprochen, nämlich daß es mit dem alten Adel vorbei ist, daß der Adel nur noch ein Ding ist, das man machen, und das man abschaffen kann. —

Der Geh. Kabinetsrath Markus Niebuhr soll in den Adelstand erhoben werden. „Pflaster für die Ohrfeige", sagen die Berliner: „Ni cet excés d'honneur, ni tant d'indignité" sagt Racine.

Mittwoch, den 25. März 1857.

Jetzt wird gesagt, der Superintendent Jaspis in Stettin habe den Musikdirektor Löwe nur ersucht, die Passionsmusik an einem andern Tag, als am Charfreitag aufzuführen! Noch etwas Scham ist doch vorhanden. Die Fanatiker freuten sich schon, daß ihr kirchliches Ansehn — die Religion ist dabei nicht betheiligt — wieder einen Sieg über die Weltlichkeit erfochten habe! —

Donnerstag, den 26. März 1857.

Die Volkszeitung vom 18. ist mit der heutigen nachträglich ausgegeben worden. Der Ausfall gegen Gerlach ist nicht schlimmer als hundert andre schon vorhergegangene, und weit milder, als hundert giftige und niederträchtige, welche Gerlach in dem Zuschauer seiner Kreuzzeitung gegen die Volkszeitung richtet. —

Der Landtag wird matt, nach allen steifen Reden von Sparen, Rechenschaft, Ablehnung, nähert man sich mehr und

mehr der Bewilligung, der Zustimmung. Die Rechte, namentlich der böse Hanswurst Gerlach, spielt überdies falsches Spiel: sie that trotzig, um sich beim Volke beliebt zu machen, die Linke zu verleiten und durch ihren Trotz noch mehr der Regierung verhaßt zu machen, selber aber in den Hauptsachen den Ministern beizustimmen, so namentlich in Betreff der Ausdehnung der Militairdienstzeit auf drei Jahre. —

Das Gerücht ist sehr verbreitet, der König werde nach Rom reisen. Seine Schwester, die verwittwete Kaiserin von Rußland, zu besuchen, nimmt man nur als Vorwand an; man sagt, er wolle den Pabst sehen, wolle sich den Eindrücken des katholischen Gottesdienstes hingeben, vielleicht katholisch werden ꝛc. —

Die Wittwe Hinckelden's hat wirklich am 10. März an den König geschrieben und Begnadigung für Herrn von Rochow erbeten. Der König sagt ihr in einer eigenhändigen ausführlichen Antwort, in Hinckelden sei ihm ein einziger Freund, dem Adel eine Zierde, dem Beamtenstand ein christliches Vorbild und überhaupt dem Staat ein edler treuer Diener geraubt worden, doch ungeachtet der gerechten Bedenken, die er der Königin habe, wolle er doch ihren christlichen Gefühlen Rechnung tragen und Herrn von Rochow den Rest der Strafe erlassen, jedoch solle derselbe von den Königlichen Schlössern, Residenzen und Hoflagern auf ewig ausgeschlossen bleiben. Der König unterschreibt sich als Freund und Diener der Frau von Hinckelden! — Man hält das Ganze für eine Komödie, deren Zweck man nicht recht erkennt. Frau von Hinckelden sei von Seiten des Hofes, sagt man, dringend aufgefordert worden, die Begnadigung zu erbitten, sie habe es nur ungern gethan. Auch liegt an der Sache nicht viel, von Leben und Tod ist ja gar nicht die Rede, sondern von einer Festungshaft, die zur Hälfte schon verbüßt ist, und bei der freies Umhergehen in Magdeburg erlaubt war. —

Freitag, den 27. März 1857.

Abends um 8 Uhr mit Ludmilla zu Arnim's in den Thiergarten gefahren. Bettina sah gut und klar aus, nahm an der Gesellschaft lebhaft Antheil, zog sich nicht zurück, und bewirkte uns länger, als wir zu bleiben gedachten, bis halb 11 Uhr. Ich fasse nun doch bessre Hoffnung, daß sie genesen werde, sie selbst nennt immer den Mai als das erwünschte Ziel. Außer den drei Töchtern war noch Herr Herman Grimm da. Zwischen Bettinen und der Gräfin Oriola sitzend kennt' ich doch mit der erstern nur wenig sprechen, weil immerfort die Andern durch Fragen und Erzählungen in Anspruch nahmen. — Munter und lustig war alles, auch kindische Scherze kamen vor, Rathselfragen, Kartenkunststücke, Seifenblasen. Die Schwestern untereinander wie kleine Kinder, eigentlich harmlos. Für uns war alles ergötzlich, wir hatten immer ein bewegtes Schauspiel vor Augen. Nur hätte ich gewünscht, mehr mit Bettinen sprechen zu können, die heute besonders gutmüthig und geordnet erschien. —

Zu Hause fanden wir die Zeitungen. Das Abgeordnetenhaus hat heute die Gebäudesteuer mit 241 gegen 73 Stimmen verworfen! Das giebt viel zu denken. Diese Versammlung, durch die bekannten Wahlen unter dem Einfluß der Regierung zu Stande gekommen, hat das gethan! —

Zwischen Oesterreich und Sardinien ist der diplomatische Verkehr abgebrochen. — Gute Haltung des sardinischen Ministers Grafen Cavour, der jetzt allgemein für einen der tüchtigsten Staatsmänner gilt. —

Der König wird von Rom einen katholischen Bischof für die Provinz Brandenburg mitbringen. Die Vollendung dessen, was bei der Anwesenheit des Kardinals Schwarzenberg, des Fürstbischofs von Breslau ꝛc. hier eingeleitet worden. „Preußen handelt wahnsinnig, wenn es in dieser Richtung fortgeht!"

sagen altpreußische Vaterlandsfreunde. — Die Folgen sind unberechenbar. —

Sonnabend, den 28. März 1857.

Gegen die Erhöhung der Salzsteuer sind die Abgeordneten weniger eifrig. Die Mehrheit scheint, wenn auch schwach, für die Minister zu sein. Die Abgeordneten sind über ihren neulichen Sieg etwas erschrocken, viele fürchten schon, wenn sie so weiter gingen, das Ministerium zu stürzen, und dann eines aus der Rechten zu bekommen, denn an ein freisinniges wäre doch einmal nicht zu denken. — Das Volk sieht ruhig zu, und weiß, daß mit Wechsel der Schattirung nichts gebessert ist. —

Mit Ludmilla ernste Gespräche. Wir stimmten in vielen Erfahrungen und Ansichten des Lebens völlig überein. — Hebbel's Trauerspiel „Gyges und sein Ring" ausgelesen: eine Ueberfluthung von Edlem, von Hingebung, Opferung, in höherer Sprache das Edle und Rührende von Kotzebue, mit Unmöglichkeiten verwickelt, mit Volksvorurtheilen, die für uns keinen Sinn haben, und in dieser Weise nicht einmal bestanden haben, sondern willkürlich erfunden sind. Im Einzelnen manches geschickt angeordnet und gut ausgedrückt, aber das Ganze unhaltbar.

Frankreich tritt insofern für die dänische Sache auf, als es wünscht, daß sie als europäische behandelt werden möchte, nicht als deutsche beim Bundestage. Sie ist aber wesentlich deutsch, und nur deutsch. Vorläufig hat man hier noch den Muth, dies gegen die französische Anmaßung zu behaupten. Wenn aber Oesterreich abspringt, und Louis Bonaparte auf seiner Meinung besteht, wer bürgt für die Standhaftigkeit unsrer Staatsleitung? Wenigstens nicht der Ministerpräsident von Manteuffel! —

meiner Seele der tröſtenden Annahme, daß alle Gewölke, die Ihren Geſichtskreis damals trübten, inzwiſchen längſt wieder gewichen ſind! Die heißeſten Wünſche ſend' ich voraus für die Geſundheit und Wohlfahrt Ihres lieben Guſtav's, der unter Ihren Augen glücklich erblühen, und Ihnen eine lange Reihe künftiger Jahre verſchönern möge! Sechs Jahre ſind es ſchon, und drüber, ſeit ich den lieben Kleinen geſehen, aber ganz lebhaft ſteht er vor meinen Augen, als wäre es geſtern geweſen; inzwiſchen wird er ſich ſehr verändert haben, und ich dürfte ihn vielleicht kaum wiedererkennen. Was aber iſt das für eine Krankheit, zum drittenmale die Rötheln! Das überſteigt jede Gebühr. Sie ſind hoffentlich von Ihrer Fußverletzung völlig hergeſtellt, wenden Sie jedoch alle Vorſicht an, um nicht durch zu frühe Anſtrengung oder gar Erkältung neuen Schaden zu nehmen! Sehr bedauere ich Sie wegen der Ungelegenheiten, welche Ihnen Herr von Scorck verurſacht hat. Er trägt in ſeinem Schickſale, ſo hart es ihn auch getroffen, die Strafe fortgeſetzten Leichtſinnes und dünkelhafter Unruhe. Von dem Fürſten von Hardenberg perſönlich begünſtigt, als deſſen natürlicher Sohn er manchmal angeſehen zu werden wünſchte, verließ er ſeine hieſige Dienſtlaufbahn, die ihm zu gering ſchien, mit einer Abfindungsſumme von 4000 Thalern, die wahrſcheinlich das Spiel in Paris ſo ſchnell verſchlungen hat. Er hat ſich ſchon mehrmals auf mich berufen, und mich zu Erklärungen genöthigt, die nichts weniger als ſeinen Erwartungen entſprachen. Von Paris überſchüttete er mich mit den unſinnigſten Briefen, die ich unbeantwortet in's Feuer warf; es iſt kaum zu glauben, wie weit ſeine lächerliche Aufdringlichkeit ſich verſtieg. Wir waren niemals auch nur nähere Bekannte. Gleichwohl hielt ich ihn nicht gerade für einen der Schlimmſten, und ſeinem Wohlergehen mochte ich meinerſeits nicht hinder-

Sonntag, den 29. März 1857.

Wie weit die Berauschung der eingebildeten Deutschheit — die ächte und tüchtige hat nichts mit ihr zu schaffen — gehen kann, ließ mich einst ein alter Freund erfahren. Ich sprach ihm unbefangen vom Elsaß, den ich kannte, er aber nicht, und pries die dort erhaltene deutsche Innesart, Sitte, Sprache. Bedenklich wankte er dagegen ein, das deutsche Gefühl müsse den Bewohnern des Elsaß vielmehr gänzlich abgesprochen werden, denn als ihnen die Gelegenheit geboten worden, ihre deutschen Sympathieen zu zeigen, als die Kaiserlichen im Jahr 1792 unter Wurmser im Elsaß einrückten, hätten die Elsasser sie nur als Feinde, nicht als Brüder aufgenommen. Welch ein Unverständniß der Zeiten und Verhältnisse! Wurmser und seine Kroaten als Vertreter der Deutschheit! Die Unterdrückung der französischen Freiheit, die Eroberungssucht und der Dünkel der deutschen Machtgeber als Zwecke der Deutschen. Die Conde'sche Emigrantenschaar — was hatte sie mit der Deutschheit zu thun? Die Elsasser waren darin echt deutsch, daß sie der französischen Freiheit zujauchzten, und sich einer Sache anschlossen, der alle bessern Deutschen, laut oder still, Segen und Heil wünschten. —

Montag, den 30. März 1857.

Ausgegangen mit Ludmilla zu Humboldt. Er ist vollkommen hergestellt, so rüstig und munter wie er vor dem Zufall war, von dem er noch als von einem Räthsel sprach. — Scherze über einen Mann, der eine Art von Sarg erfunden haben will, in dem kein Lebendigbegrabener wieder erwachen kann ohne gleich zu ersticken; Humboldt soll ihm 200 Thaler geben! Von Amerikanern, die ihn besuchen; ich nenne Huntington.

er ist grade dabei ihm zu antworten. Er zeigt uns seine Bilder, von Hildebrandt, von Frau Gaggietti-Richards, andre Merkwürdigkeiten. Der Kammerdiener Seiffert setzt dies in der Bibliothek fort, Kunstsachen, Naturalien; er sagt, er sei oft mit dem Minister und dessen Gemahlin in unsrer Wohnung gewesen, als meine Frau noch lebte, die ganze Familie habe viel auf uns gehalten, und Alexander nenne mich unter seinen Liebsten und Besten. —

„Briefwechsel zwischen Friedrich Gentz und Adam Heinrich Müller. Stuttgart, Cotta, 1857." Ein starker Band. —

Die Erhöhung der Salzsteuer ist heute von den Abgeordneten bewilligt worden, mit nur 20 Stimmen Mehrheit. Gerlach, Wagener und Andre dieses Schlages stimmten dawider. —

Dienstag, den 31. März 1857.

Mich freut der Briefwechsel zwischen Gentz und Adam Müller. Er ist mir ein unverhofftes Geschenk von einer Seite her, woher ich keines erwartete. Beide Männer stehen leibhaft vor mir, mit allen ihren Eigenheiten, Talenten, Schwelgereien, Selbstgefälligkeiten, Einfällen, Erfindungen, Schiffbrüchen. An Hoffahrt und Anmaßung übertreffen sie selbst das Schlegel'sche Brüderpaar; sie sind beide, trotz alles Hasses gegen die Revolution, recht eigentliche Revolutionairs, Rebellen. Wie erdreisten sich diese Bursche gegen Fichte, gegen Goethe zu reden! Ich finde es jetzt nur gerecht, daß Gentz heute so verkannt wird, und Adam Müller so gut wie nicht gekannt. Und ihre falsche Begeisterung für Johannes Müller, wie wird sie durch dessen Abfall bestraft! Eigentlich macht der Weltlauf ihren Erwartungen immer Bankrott, selbst wo zuerst ihnen

scheinbarer Gewinn lächelt. Im Jahr 1805 ist der Uebermuth so kolossal, daß man ordentlich seine Lust hat, ihn durch Bonaparte's Siegesschläge so jämmerlich zertrümmert zu sehen. Im Ganzen ist das Treiben, sich Winden und Mühen, Bläben, und Verzweifeln, Zerren und Schieben dieser beiden eigenthümlichen Menschen, dieser beiden österreichisch gewordenen Preußen, doch ein höchst merkwürdiges, antheilerregendes Schauspiel. Ich fürchte, vieles Persönliche ist weggelassen. Nun sollten auch die Briefe von Gentz an Pilat erscheinen! Vielleicht kommen sie! —

Die neulich weggenommene Kölnische Zeitung ist wieder freigegeben worden. Auch das (eigentlich Lee'sche) Volksblatt für Stadt und Land, in Halle. —

Die Neuenburger Sache schleppt sich. Der englische Gesandte in Paris ist sehr für die Schweiz und gegen Preußen, der österreichische nicht minder. Louis Bonaparte, der am meisten gegen Preußen ist, kann sogar noch dessen Beschützer spielen! Das Ende des Handels wird jedenfalls ein klatriges sein. —

Mittwoch, den 1. April 1857.

Heute ist, zufolge telegraphischer Nachricht, das erste preußische Schiff mit wehender Flagge durch den Sund gesegelt, ohne Zoll, ohne Aufenthalt. Recht gut! aber zu theuer erkauft! —

Donnerstag, den 2. April 1857.

Der König, sagt man, sei stolz auf die selbstständige unabhängige Rechtspflege in Preußen, verlange und erwarte jedoch,

daß sie ganz und gar seinem Willen entspreche: der Justizminister Simons habe sich das wohl gemerkt: in allen wichtigen Sachen strebt er genau den Willen des Königs auszuführen, in geringen Sachen, an denen der König nur nebenher etwa theilnimmt, macht er Schwierigkeiten, und sagt, das gehe nicht an! — Und so machen es die Minister alle. —

Fräulein von Waldenburg, Tochter des verstorbenen Prinzen August von Preußen, lebt jetzt in München, und stellt ihre reiche Sammlung neuerer Gemählde im dortigen Kunstverein aus. Ihre noch übrige eine Schwester soll fortwährend mit Kunstreitern umherziehen. — (Letztere ist dieselbe, welche man längere Zeit todt glaubte; sie sollte sich in der Kirche zu Potsdam erhenkt haben: aber die Selbstmörderin war eine andre dunkle Person.) —

Freitag, den 3. April 1857.

Im Abgeordnetenhause kam die preußische Marine zur Sprache. Wie dies Unwesen fortdauernd die Augen blendet, von allen Seiten gescheut und gefördert wird, ist ein wahrer Jammer. Ein Krebsschaden, der jährlich ein paar Millionen verzehrt! Die Landmacht leidet darunter, sie ist nicht mehr der einzige Wehrgegenstand, auf den alle Augen gerichtet sind. Der Graf von Schwerin macht darauf aufmerksam, daß die preußische Flotte nur etwas sein könne in Verbindung mit der deutschen, — die man versteigert hat! Harkort tadelt die Verwaltung, die Art der Verwendung der Gelder. Aber die Sache selbst, als unnütz, thöricht, schädlich, greift niemand an! Die ganz frischen Beispiele von Sebastopol und Kronstadt sind für uns verloren. Ein Krieg gegen Dänemark, Schweden oder Holland — ein andrer zur See für uns ist auf weit-

hinaus nicht zu denken — nimmt sogleich unsre sämmtliche Marine weg oder schließt sie nutzlos im Hafen ein. Preußens Seemacht ist erst dann möglich, wenn die Landmacht den Staat vergrößert, wenigstens bis an die holländische und dänische Gränze alles Land vereinigt hat. —

Scharfe Debatten im Abgeordnetenhause wegen der Notabeln in Koblenz, deren Liste die Regierung — vielleicht nicht gesetzwidrig, aber jedenfalls sehr unziemlich — neu gebildet hatte. Der Minister von der Heydt erlaubt sich schlechte Ausdrücke und zieht sich eine schnöde Zurechtweisung zu. Auch bei der Sache Niegolewski's benimmt sich das Ministerium sehr elend; es ist alles „ganz gesetzlich" hergegangen, sagt es, und gesteht nebenher, daß einige Polizeimißgriffe berichtigt werden! —

Seemahrt, den 4. April 1847.

Betrachtungen über unsre Litteratur. Wir haben der gelehrten, der geistigen Arbeit eine Ueberfülle, die ihr eignes Wachsthum hindert, ihre eigne Wirksamkeit erstickt, und großentheils unfruchtbar macht. Nicht nur die oberflächlichen Thätigkeiten erliegen diesem Geschick, sondern auch die gründlichen, wissenschaftlich ernsten. Die Art der Arbeit ist nicht die rechte, die Schriftsteller schreiben meist nur für einander, ohne Bildung, ohne Schönheit, ohne gefällige Deutlichkeit, und da die Schriftsteller unter einander sich am wenigsten gelten lassen, einer den andern kaum lesen mag, als insofern er ihn kritisirt oder benutzt, so kommen die Bücher auch innerhalb dieses engeren Kreises nicht oft zu rechter Währung, sondern verkommen auf dem Bücherbrett oder in der Rumpelkammer. Daher hilft es nichts, daß eine Wahrheit längst ausgesprochen sei, es bleibt unbeachtet, und muß hundertmal

wiederholt werden, womit man erst fertig zu werden pflegt, wenn das Gesagte selber schon wieder in den Zeitumständen veraltet ist, und eine andre Wahrheit zu sagen nöthig geworden ist. Ich weiß nicht, wie dieser Schaden zu bessern ist, aber wo ich kann, such' ich ihn zu mindern, alles Stückwerk auf ein Ganzes hinzuleiten, alles Augenblickliche mit Vergangenheit und Zukunft in Zusammenhang zu setzen. Sei es auch nur wenig, das Rechte ist es gewiß. —

Der König hat heute, wo er die Parade bei der Blücherbildsäule hielt, bei dem Bau am Palais des verigen Königs, das für den Prinzen Friedrich Wilhelm und dessen künftige englische Gemahlin umgebaut und erweitert wird, einiges bemerkt, was seinen Ansichten nicht entspricht, ja seinen Befehlen, wie er sagt, ganz entgegenläuft. Er geriet in den heftigsten Zorn, in wahre Wuth, und schickte den Befehl, alle Arbeit auf der Stelle auszusetzen, die zahlreichen Arbeiter mußten augenblicklich innehalten, kein Stein durfte mehr gerührt werden. —

Sonntag, den 5. April 1857.

Der Graf von Redern in Dresden soll als Gesandter nach Wien versetzt werden; ganz Recht! er wird dem Grafen Max von Hatzfeld in Paris, dem Grafen Hans von Königsmarck im Haag nicht nachstehen. —

Montag, den 6. April 1857.

Das Abgeordnetenhaus hat die Erhöhung der Salzsteuer bewilligt, das Herrenhaus scheint sie verweigern zu wollen; in der Kommission hat sich die große Mehrheit gegen die

Erhöhung erklärt. Das politische Wochenblatt hat die Besorgniß ausgesprochen, wenn das Herrenhaus die Erhöhung verneine, so werde es sehr an Gunst im Volke gewinnen; und das Abgeordnetenhaus dagegen im Schatten stehen. Diese Besorgniß wird natürlich zum Stachel. Aber es sind dabei noch sonst gemeine Triebfedern im Spiel. Was die Linke fürchtet, den Sturz der Minister, denen Minister aus der Rechten folgen würden, wünscht und hofft die Rechte, die im Herrenhause völlig die Oberhand hat. —

In Adam Müller ist die Kreuzzeitungspartei schon völlig vorgebildet, ihre Zielpunkte, ihre Strebungen und Triebfedern; nur haben sie noch keine Berührung mit der Wirklichkeit, und daher noch nicht die Gemeinheit und Nichtswürdigkeit, die jetzt der Karakter jener gehässigen, verderblichen Parthei sind. —

Die Neuenburger Konferenz in Paris hat eine Sitzung gehalten, zu welcher weder Kern noch Hatzfeld gezogen werden. Für Preußen ist das empfindlich, es sieht aus, als ob dasselbe nicht mehr mitzusprechen, sondern nur sein Urtheil zu erwarten habe. Die Antwort der Schweiz auf die Aufforderungen des Königs weist die meisten als ganz unstatthaft zurück. —

Dienstag, den 7. April 1857.

Zwölf Vorsteher der hiesigen deutschkatholischen Gemeinde waren angeklagt, eine Versammlung der Gemeinde nicht gehörig angezeigt zu haben. In Betracht, daß ein bloßes Versehen stattgehabt, sind sie vom Polizeirichter sämmtlich freigesprochen worden. —

Vom französischen Staatsrath wird ausgesprochen, daß der Bischof von Moulins seine Amtsgewalt mißbraucht habe.

Für die Katholiken ein Ereigniß. Man erkennt, daß Louis Bonaparte die katholische Kirche für sich wohl gebrauchen, ihr aber nicht unbedingt dienen will. —

Eine Nummer des Schweizerblattes „der Bund“ und ein Stück der Hamburger Wochenschrift „das Jahrhundert“ sind hier gerichtlich verurtheilt und vernichtet worden, beide wegen Aufsätzen über Neuenburg. An dem „Jahrhundert“ sind Moritz Hartmann, Kolatschek und andre Flüchtlinge Mitarbeiter. —

Münster, den 8. April 1857.

Militairische Veränderungen, die viele Unzufriedenheit erregen: man schimpft auf den Kriegsminister und Herrn von Manteuffel, der unter ihm diese persönlichen Angelegenheiten leitet. Der Oberst Graf Oriola hat es durchgesetzt, nicht in Frankfurt an der Oder, sondern hier seine Anstellung zu haben; für Bettinen von Arnim eben nicht erfreulich, denn die Tochter nah zu haben ist ihr wohl angenehm, aber nicht den Schwiegersohn, der auch andern Leuten wenig gefällt. —

Adam Müller verläugnet bei seinem feurigen Kircheneifer doch nicht die Sorge für sein weltliches Wohlergehen, und wünscht Beförderung, Zulage, höhere Wirksamkeit, die sich aber durchaus nicht einfinden. Schon die äußere Stellung von Gentz ist tief unter dessen innerer Bedeutung geblieben, aber doch erscheint sie Müller'n als beneidenswerth, als ein großes Loos, gegen welches das eigne weit zurücksteht, obgleich Gentz ihn immer versichert, daß Müller geistig viel höher stehe als er selbst. In seiner unwilligen Ergebung schreibt Müller hierüber aus Leipzig am 13. Januar 1823: „Ich danke Gott und dem Fürsten von Metternich, daß ich in einer

ökonomischen Ruhe zu Leipzig lebe. Mehr war für mich nicht zu erreichen. Wir dürfen uns nicht verbergen, daß die Geburtsprätensionen in Europa, durch unsere sehr wesentliche Mithülfe, sich wieder sehr breit zu machen beginnen. Es ist kein kleines Unglück zumal für die deutsche Aristokratie, daß sie ihren besten Vertheidigern den Weg zu verrennen verdammt ist." Dies ist ein merkwürdiges Bekenntniß, das tief in das Innere blicken läßt. So straft sich selber die falsche Dienstleistung! Die Adlichen, von Adam Müller belehrt, daß sie mehr sind als die Bürgerlichen, das ihnen überall ein Vorzug gebührt, haben ganz Recht, daß sie alles Beste für sich nehmen, und dem Bürgerpack nur überlassen, was ihnen selber zu gering oder zu mühevoll ist. —

Gründonnerstag, den 9. April 1857.

Heftiger Artikel der Nationalzeitung gegen den dänischen Minister von Scheel und gegen die Schwäche und den Mangel an Vorbedacht, mit denen Oesterreich und Preußen die Sache Deutschlands gegen Dänemark behandeln. Ueberlegung, Vorbedacht, Entschlossenheit, Folgerichtigkeit, überhaupt Gedanken und Willen von unserm Kabinette zu erwarten, ist in der That etwas stark! Nach so vielen erlebten Beispielen sollten wir uns solcher Anforderungen längst entschlagen haben! Eifer und Ansprüche genug zeigen wir in der Neuenburger Sache, aber wie jämmerlich, kleinlich und albern erscheinen wir in der! —

Die Ehescheidungssache nimmt nun der Oberkirchenrath, höherer Verfügung gemäß, in die Hand. Der wird schönes Zeug machen! —

Grimmiger Artikel des Pariser Blattes „Siècle" gegen Preußen in Betreff der Neuenburger Sache. Der König wird

mit allen seinen Anforderungen schnöd abgewiesen. Aehnliche Artikel in englischen Blättern. —

Charfreitag, den 10. April 1857.

Besuch bei Frau Bettina von Arnim. Wir begegneten dem Sohne Siegmund, dem Grafen Oriola und seinem Sohne Lobe schon vor dem Hause. Fräulein Gisela führte uns stracks zur Mutter, ging aber dann fort nach der Stadt. Fräulein Armgart und Gräfin Oriola gingen ab und zu, sehr freundlich und artig nickend. Bettina war nicht schlimmer, aber auch kaum besser, als das letztemal. Sie liest etwas mehr selbst, als früher, wo man ihr stets vorlas; aber ihrem regen Geiste genügt diese bloß empfangende Thätigkeit nicht, und doch ist sie keiner andern jetzt fähig, daß sie ihre Liederkompositionen zur Herausgabe sammelt und durchsehen läßt, ist die einzige Arbeit, der sie einige Förderung giebt, alles andre muß ruhen. Sie sitzt und wartet, und fühlt sich abgeschnitten, vereinsamt. Sie begann eben traulich zu klagen, was für Unglück, Widrigkeiten, Verdruß und Aerger ihr aufliege, lenkte jedoch, da sie bemerkte, es sei noch jemand im Vorzimmer, schnell wieder ein, nahm das Buch von Emerson über Shakespeare und Goethe — von Herman Grimm bearbeitet — eilig zur Hand, und klagte, daß es so langweilig sei, indem sie den abgebrochenen Anlauf, dem sich auch keine Gelegenheit mehr bot, gänzlich aufgab. Daß Oriola's Hierversetzung ihr nicht recht sei, deutete sie nur verstohlen an, deste freier aber sprach die Gattin desselben sich darüber aus, die den Rhein besonders lieb gewonnen hat, und die Spree verabscheut. — Ludmilla erzählte von dem Eindruck, den die Schriften der Frau von La Roche auf sie machten, und über manches, was sie daraus anführte, lachte Bettina herzlich. Sie wollte uns noch länger behalten,

lich sein; darum unterließ ich, gradezu vor ihm zu warnen, welches ich nun doch besser gethan hätte! Zum Glück besitzt er weder Verstellungskunst noch Verführungsgeist und trägt demnach schon in seiner Person einige Warnung mit sich. Ich hoffe, es wird ihm nicht einfallen, Sie noch ferner zu belästigen. Wir können solchen Menschen nicht einmal rathen, geschweige denn helfen. —

Ich habe sogleich nach Empfang Ihres Schreibens Herrn Pietsch besucht, und von demselben die freundlichste Auskunft erhalten, daß durch Zufall das Eintreffen Ihrer Quittung verspätet worden, und die Absendung des Wechsels bereits verfügt sei. Herr Pietsch, dessen wohlwollendes und dienstfertiges Benehmen mir sehr gefallen hat, scheint Ihnen mit wahrer Herzlichkeit zugethan, und las mir mit bewunderndem Ergötzen aus Ihrem letzten Briefe an ihn die Zeile über die Pariser Börse vor. Er weiß Ihren Geistesausdruck zu schätzen. —

Der Gang der öffentlichen Angelegenheiten durchbricht alle berechnende Erwartung; nach der französischen Thronrede schien der Krieg unverzüglich ausbrechen zu müssen, jetzt glauben wieder Viele an Erhaltung des Friedens. Ich gehöre jedoch nicht zu diesen, mir scheint so wenig in der französisch-spanischen als in den russisch-türkischen Verwickelungen ein Mittel zu finden, um die obwaltende Spannung in gesicherten Friedenszustand hinüberzuleiten, denn der Ausbruch des Krieges durch bloße Verlängerung jenes gespannten Verhältnisses zu verzögern, heißt doch wahrlich nicht den Frieden erhalten, und wir sehen, daß die wunderbar lange Zeit von zwei Jahren, welche gegen alle Erwartung die Diplomaten dem Schwerte abgewonnen, im Osten den eigentlichen Zustand ganz so gelassen hat, wie er in den ersten Mißhelligkeiten zum Vorschein gekommen war. Es ist nicht

der Besuch that ihr sichtlich gut, aber wir fürchteten, es möchte doch zu viel werden, und empfahlen uns bald. —

Sonnabend, den 11. April 1857.

Heute sind für mich merkwürdige Geburtstage, das Veilchenfest der Elisabeth von Stagemann, dem ihr Gatte jedesmal so schöne Gedichte widmete, der Geburtstag von Mariane Saaling, und der meiner lieben Rebecca Dirichlet. Das Andenken der Verstorbenen und Abwesenden bewegt sich lebhaft in mir, und überschwebt die Bilder der Tageswirklichkeit. —

Das Hamburger Blatt „Der Kompaß", von Waldersee herausgegeben, bringt einen lesenswerthen Aufsatz über die Verurtheilung Hönniger's in Rudelstadt, der eine Schrift, oder Schriftstellen, von Luther über die deutschen Fürsten wieder hat abdrucken lassen, was namentlich den Fürsten von Rudelstadt sehr beleidigt haben. Es wird bemerkt, daß dies das erstemal ist, daß Luther's bisher alles überragendes Ansehen in protestantischen Ländern vom Staat und dessen Behörden nicht beachtet worden ist. Die Ungerechtigkeit des einzelnen Falles wird gerügt, aber im Ganzen als richtig erkannt, daß der Staat die Aussprüche der Geistlichen, also auch Luther's und seiner Anhänger, dem Staatsurtheil unterzieht. —

Ostersonntag, den 12. April 1857.

Die Sonntagsfeier liegt unsern Pfaffen noch nicht so sehr am Herzen, als der hohen Obrigkeit, den Fürsten und ihren Leuten; es sieht fast aus, als wär' auch diesen mehr daran

gelegen, etwas darüber zu verfügen, sie zu schärfen, die kleinen Vergehen zu rügen und zu strafen, als an der Beachtung selber; sie zeigen sich fast unzufrieden, daß man mit den Vorschriften der Polizei so wenig in Widerstreit ist; sie haben freilich das Bewußtsein, daß nicht Andacht hiezu bestimmt, daß man sich nur fügt, nicht aber einverstanden ist, vielmehr lacht oder schimpft. Der heutige Sonntag hat ein gar stilles Ansehn. —

Die Gaukeleien des Tischrückens, des Psychographen ꝛc. gehen ungestört ihren Gang. Auch heute: nach der Andacht der Kirche die der dunklen Kammer: die Schäker meinen sogar, der heilige Tag sei dem heiligen Werke günstig. Die Zimrung des Geistes von Heinrich Heine ist eines der schamlosesten Dinge, die mir je vorgekommen sind, eines der unsinnigsten auch. In Paris, am Hofe der Kaiserin, hat das Unwesen sein wärmstes Nest, ein Amerikaner Hume treibt das Werk mit meisterhaftem Erfolg: Louis Bonaparte hat zwei Taschenspieler kommen lassen, die zusehen mußten, und dann erklärten, das seien Künste, die über den übrigen ständen; er hat den Amerikaner aus Paris wegweisen lassen. Die Weltleute sind immer froh, wenn sie was Neues haben, womit sie hantieren können, sie werfen sich mit deste mehr Begierde darauf, wenn nicht die Wissenschaft es ist, die es ihnen bringt, sondern der Aberglauben, und wenn sie was haben, das die Gelehrten stutzig macht oder verdrießt. Die Gelehrten verdienen es reichlich, daß man ihrer starren Ueberlieferungen, ihres eigensinnigen Widerstrebens gegen alles, was nicht zu ihren Annahmen paßt, höhnisch lacht, aber der Antheil, den die große Welt den höheren Dingen widmet, hat auch nur den hohlen Grund gelangweilten Dünkels, elender Unterhaltungssucht. Wie war ihnen Cagliostre willkommen! Der war der rechte Mann für sie, er wußte sie zu fassen, zu narren und zu betrügen, wie es ihnen gebührte. Heute wäre er wieder der

rechte Held des Tages, und hätte er sich nur mit der Polizei abgefunden, vielleicht durch geheime Dienstleistungen, — er triebe sein Wunderwesen unter vornehmen Gläubigen wie früher. — Wo sich mit dem Medewesen des Augenblickes etwas Aechtes dennoch verbunden hat, wie bei Mesmer, bei Gall, dessen sich die Wissenschaft bemächtigt, da lassen die Vornehmen ihre Theilnahme gleich wieder fallen, sie müssen Unächtes, Wahn- und Traumbilder haben. —

Dienstag, den 14. April 1857.

Besuch vom Herrn Grafen Feucher de Careil aus Paris. Er reist in Aufträgen des französischen Unterrichtsministers zum Behuf Leibnitzischer Forschungen, die aber auch seine eigne Angelegenheit sind. Guhrauer's Arbeiten schätzt er sehr, hat ihn auch selber gekannt, und weiß durch ihn von mir, hat meine Sophie Charlotte gelesen, und sich überhaupt gut umgesehen, wie es scheint. In französischen litterarischen Sachen zeigt er gute Kenntniß und feines Urtheil, rühmt Frau von Dudevant, hält auf Lamartine noch große Stücke. Vom französischen Regierungswesen spricht er nur mit einer Beimischung von Ironie, glaubt wie alle Franzosen nicht an dessen Dauer, aber auch nicht an die Dauer der jetzigen Regierungen überhaupt. General von Pfuel kam, und nahm an der Unterhaltung so lebhaft Theil, daß der Franzose wohl anderthalb Stunden blieb. Der Graf Feucher de Careil (der Name ist bretagnisch) war auch in Italien, kennt Dante'n ꝛc. —

In Wien starb am 4. April in ihrem achtundfünfzigsten Lebensjahre die Frau Elisabeth Iwaskoff-Bagrejoff, Tochter des berühmten Speranskv. Sie war nicht schön — ihr Gesicht dick und pockennarbig —, aber unendlich fein und graziös in

ihrem Benehmen, ihre Stimme von zartem herrlichem Ausdruck, ihr Sinn wohlwollend. Ich kannte sie in Kissingen. Von ihren Schriften hab' ich nur zufällig einige Bruchstücke in der Revue des deux mondes gelesen. —

Mittwoch, den 15. April 1857.

Daß Herr von Blittersdorf als Oberhofmeister an den badischen Hof gerufen, also wieder zu Gnaden aufgenommen sei, erweist sich als grundlose, willkürlich erdichtete Nachricht. Eine preußische Prinzessin als Großherzogin und dieser Preußenhasser als erster Hofbeamte, das würde schlecht zu einander gepaßt haben. Blittersdorf haßt indeß nicht Preußen allein, er haßt auch Oesterreich, auch Baden — was haßt er nicht? Er ist nichts als Selbstsucht. —

Nach dem Thee mit Ludmilla Schach gespielt, und noch viel mit ihr besprochen. Ein unerschöpfliches Thema für uns ist nun Sophie von La Roche, deren Leben sie schreiben will, und von der sie alles liest: in dieser Frau spiegelt sich ein großes Stück des vorigen Jahrhunderts ab, sie war mit den bedeutendsten Zeitgenossen in Verbindung, war eine Hauptlehrerin der Frauen, und viel von ihr lebt noch heute in ihrer Enkelin Bettina von Arnim. —

Der Polizeipräsident von Zedlitz erhielt ein Schreiben, dessen Inhalt er sogleich dem Könige vorzulegen hatte. Er fuhr nach Charlottenburg, ließ sich beim Könige anmelden, wurde eingelassen, und übergab seine Papiere. Der König sah sie flüchtig an, gab sie zurück, und sagte: „Das weiß ich schon, Stieber hat mir vor einer Stunde die Nachricht gebracht." Hat der König außer seiner amtlichen Polizei noch eine unamtliche, finsterliche? Herr von Zedlitz selber glaubt,

der — Stieber habe das Schreiben zuerst in Händen gehabt und heimlich eröffnet. Welche Zustände! —

Donnerstag, den 16. April 1857

In der Neuenburger Sache neue Berathungen, aber fruchtlose. Die Schweiz will weder von Geldleistungen noch von Anerkennung des Fürstentitels hören, am wenigsten von fortdauernder Einmischung.

Man behauptet, der König habe seine Absicht nach Rom zu reisen wieder aufgegeben, weil ihm von vielen Seiten Bedenken dagegen gemacht werden, eines der wichtigsten soll sein, daß er alsdann schicklicherweise auch in Paris einen Besuch machen müßte, was er jetzt nicht mag, da er aufgebracht gegen Louis Bonaparte ist, den er beschuldigt in der Neuenburger Sache sich abscheulich zu benehmen. —

Der Matzdorf'sche Antrag gegen die Schikanen der Polizei hinsichtlich der freien Presse fällt erfolglos nieder, trotz der beredten Vertheidigung desselben von Wentzel. —

Die Beschwerde des Rittergutsbesitzers von Niemojewski, daß ihm der Posen'sche Oberpräsident einen Paß wohl in die böhmischen Bäder gegeben, aber einen nach Belgien und Frankreich verweigert hat, fällt gleichfalls nieder, ungeachtet die Behördenwillkür und Ungesetzlichkeit nicht bestritten werden konnte. —

Am Sonntage waren in der nahen Dreifaltigkeitskirche einzeln gedruckte Kirchenlieder von groteskem Inhalt und Ausdruck in der Gemeinde vertheilt worden, unentgeltlich, mit dem Zweck, das eingeführte Gesangbuch mißliebig zu machen und zu verdrängen. Die Volkszeitung rügt diesen Mißbrauch. —

In Hannover sind nun auch sämmtliche Bürgerwehren

die letzten in Deutschland, aufgehoben werden, zur großen Freude der Knechtischgesinnten. Die Bürgerwehren, wenn ihre Stunde schlägt, werden schon wieder auferstehen! Und diejenigen, welche jetzt über sie spotten, werden sie am meisten verlangen. Wir haben es schon erlebt! —

Gegen die Reise nach Rom — eine bloße Lustreise, denn das Geschäft macht sich von selbst nebenher — hat besonders der General von der Grecben durch seine Vorstellungen Eindruck gemacht. Dem guten Mann ist für seinen evangelischen Glauben bange, und er weiß es nicht, daß er selber gern katholisch wird, wenn nur der erforderliche Ruck dazu gegeben wird. —

Freitag, den 17. April 1857.

Der Superintendent Kober erklärt heute in der Volkszeitung, daß die Verbreitung der auch ihm mißfälligen Lieder ohne sein Wissen geschehen. Daß man den Thätern nachgeforscht, sagt er nicht; sie werden wohl unter hohem Schutze handeln, der sie sicherstellt. —

Im „Publizisten" wird heute tadelnd gerügt, daß in der Posse „Otto Bellmann" von Kalisch der sonst wackre Autor sich erlaubt hat, Spottverse auf die Bürgerwehr einzumischen. Sie wurden auch vom Publikum verdienterweise ausgezischt. Der Publizist sagt schließlich: „Wo der Satire sich so naheliegende Zeiterscheinungen darbieten, da erregt es Unwillen, nach bald einem Jahrzehnt auf den Brettern etwas zum Gegenstande ziemlich frivolen Spottes machen zu sehen, das seiner Zeit als eine Gewähr gesetzlicher Freiheit so laut begrüßt wurde. Die Institution, in der ein hohes Prinzip lag, ist mit ihren Täuschungen begraben; es hat Tausende gegeben, die das Institut mit warmem Eifer trugen; es

scheint, daß Kalisch es Andern auf anderm Standpunkt hätte überlassen dürfen, die Erinnerung daran öffentlich zu bewitzeln." Recht gut. —

Um 4 Uhr zu Frau Hinny Mendelssohn gefahren, Mittagessen mit Humboldt, Prof. Benny Mendelssohn aus Bonn nebst Frau und Pflegetochter, Herrn Wilhelm Mendelssohn aus Ratibor, Fräulein Hebl. Alles sehr schön, reich, angenehm besonders durch Humboldt, der fast immer sprach, geistvoll, scherzhaft, beißend, Neuigkeiten, Anekdoten. Volle Geistesgegenwart, Gedächtniß das stets auf dem Posten ist; gleich beim Begrüßen fiel ihm Hemsen ein, er fragte nach ihm voll Antheil. Ueber Gentz und Adam Müller, den letztern schlägt er gering an, er kenne nichts von ihm, das außer dem rhetorischen Glanz und der Anmaßlichkeit noch etwas hätte. Ueber Schiller, sehr unzufrieden über dessen briefliche Urtheile. — Ludmilla hatte sich der verstorbenen Freundinnen Johanna Neander und Geheimräthin Steffens anzunehmen. Mit Prof. Mendelssohn und seiner Frau gutes Gespräch. Frau Hinny Mendelssohn ganz die vornehme reiche Dame.

Humboldt spottet über Markus Niebuhr, der sich hat adeln lassen, und darauf bestanden hat, nachdem der König es ihm abgeschlagen. Er meint, es habe keinen Posten jetzt im Lande, zu dem er nicht eben so gut als Bürgerlicher gelangen könnte. Darin irrt sich Humboldt, und Niebuhr weiß recht gut, daß er zu manchen Dingen gar nicht, zu manchen aber nur sehr schwer als Bürgerlicher gelangt. „Er ist so eitel," sagt Humboldt, „daß er alles annimmt, jede kleinste Erhöhung, ohne weitern Zweck möchte er auch Freiherr, sogar Graf werden." —

Sonnabend, den 18. April 1857

Humboldt spottete gestern recht scharf über die Gerlach's, er nannte sie aber auch im Ernst eine böse Race, von großer Beschränktheit und schnöder Härte; die Gräfin von Münster geb. von der Marwitz nannte er eine geborne Kreuzzeitung. Von den Prinzen sprach er sehr spaßhaft: man fragte ob der eine, von dem grade die Rede war, unterrichtet sei? O nein! rief er eiligst, das kann auch niemand erwarten. — Humboldt sprach auch geringschätzig von Guizot, besser von Villemain und Thiers. —

In der Börsenstunde wurde der in seinem Laden unter den Linden allein geblichene Banquier Meyer von einem Räuber mörderisch angefallen und verwundet, doch nicht gefährlich. Der Thäter ist ergriffen. Großer Auflauf deßhalb unter den Linden. —

Der Polizeidirektor Stieber kam vorgestern betrunken in eines der kleinern Theater, fing Händel an, und gab jemanden eine Ohrfeige. Die Konstabler, um Hülfe angerufen, wollten erst nicht dran, den gefürchteten Mann zu verhaften, mußten es aber endlich zu seinem Schutze thun, um ihn vor Mißhandlungen zu retten, doch ohne jämmerlich zerschlagen zu werden, kam der — nicht fort. —

Rückblick auf die Lebenswandlungen, die ich habe vorgehen sehen. Zuerst ist die französische Revolution zu nennen, deren Anfang in meine Kinderjahre fällt, und deren Wirkungen überall mein ganzes Leben hindurch mich begleitet haben; noch jetzt ist die Welt davon erfüllt und bewegt, es giebt keinen andern Boden als diesen vulkanischen. Dann stellen sich mir die Vereinigten Staaten von Nordamerika dar. Als Knabe von 9 Jahren sah ich zuerst im Hafen von Hamburg die Flagge dieser Freistaaten, das heitre Sternenbanner, an welchem alle redlichen Menschen- und Freiheitsfreunde ihre herzliche Freude hatten, das aber noch keineswegs die

Bedeutung hatte, die es jetzt hat. Wie sind diese Staaten gewachsen, emporgestiegen, wie groß ist ihre Machtstellung, ihre Weltwirkung geworden! Als drittes gewaltiges Lebensbild erscheint mir der Aufschwung der Stadt Berlin, der mit einigen Unterbrechungen fast immer unter meinen Augen stattgefunden hat. Wie schwach, wie dürftig, wie knapp sah ich Berlin im Jahr 1800! wie vielseitig, erfüllt, reich und gewaltig erscheint es jetzt! In seiner Erhöhung und Bedeutung sind besonders die Jahre 1813 und 1848 die stärksten und festesten Schichten, auf deren Grund mit Sicherheit weitergebaut werden kann. —

Sonntag, den 19. April 1857.

Unruhiger Schlaf: wieder der alte Traum, daß ich in meinem Alter noch meine medizinischen Studien wiederaufnehmen soll, wozu die Mittel kaum noch ausreichen! —

Mein Bildniß, nach Ludmilla's Farbenzeichnung von Paul Gottheiner auf Stein gezeichnet. —

Die Neuenburger Verhandlungen in Paris werden immer unbefriedigender für den König. Er soll entschlossen sein, das Ergebniß der Konferenz abzuweisen, und die Sachen lieber ferner so hinhängen zu lassen, ohne Entscheidung, mit dem stillen Vorbehalt, daß zu gelegener Zeit ein neuer Putsch alles nach seinem Sinn umändern könne. Einige Neuenburger Flüchtlinge hetzen was sie können, der Prediger Gagnebin an der Spitze. Seltsam benimmt sich Oesterreich, seine Erklärungen lassen immer die Rechte des Königs hoch klingen, wollen nur diese anerkennen, von keinen Bedingungen hören, als die der König selbst anbietet; man erklärt sich dies als eine Bosheit, den König recht in dem zu bestärken, was unfehlbar seine Niederlage sein wird. Die Schweizer wollen

ihn nicht hindern, den Titel Fürst von Neuenburg zu führen, wie sie den Kaiser von Oesterreich nicht hindern Graf von Habsburg zu heißen, aber zuerkennen wollen sie weder jenen Titel noch diesen. Ein schlechtes Possenspiel das Ganze! —

Blutige und sehr umfangreiche Schlägerei in Kostheim zwischen den preußischen und österreichischen Soldaten der Mainzer Besatzung. Der Haß glimmt immerfort unter der Asche, und bei dem geringsten Luftzug brechen die Flammen aus! —

Man erwartet hier im Mai den Besuch des Prinzen Napoleon, des Sohnes von Jérôme, zur Erwiderung des Besuches, der in Paris vom Prinzen Friedrich Wilhelm abgestattet werden. Da wird es Hofbälle und Paraden geben. Die Nachricht scheint zuverlässig. —

Montag, den 20. April 1857.

Der gestrige Traum wiederholte sich, durch Verstellungen von Krankheit und Arbeitsunfähigkeit häßlich verstärkt! Ich erwachte in großer Verstimmung, die noch lange anhielt. —

In Baader's Briefwechsel gelesen. Wie bei Adam Müller ist auch bei ihm der Stolz auffallend, mit dem er von seinem philosophischen Thron auf alle andern Philosophen herabblickt, sich als frère terrible und frère du glaive einen hohen Strafberuf beimißt, und der großen Thaten rühmt, die er durch Schrift und Wort ausgeübt zu haben meint, von denen die Welt so gut wie gar nichts vernahm. Aber eine vornehme Natur, ein hoher Geist und ein starkes Gemüth ist Baader jedenfalls. Unerschüttert und fest erträgt er die furchtbaren Schicksalsschläge, die zugleich seine Ehre antasten, seine Verhältnisse zerbrechen, seinen bürgerlichen Wohlstand vernichten, seiner Tochter eine gewünschte, ansehnliche Heirath

zu läugnen, viele unserer Staatsweisen leben der zuversichtlichen Hoffnung, daß hier auch schon der bloße Aufschub zum entscheidenden Gewinn werden müsse, denn die Sachen in Madrid, so rechnen sie, brechen inzwischen in sich selbst zusammen; die Sachen in Griechenland haben einer solchen, auch in ihrem Betreff genährten Hoffnung bis jetzt wenig entsprechen wollen, und ich kann mich daher nicht so leicht entschließen auf sie zu bauen. Die Dazwischenkunft Englands, wo dem öffentlichen Geiste ein neues Leben eingehaucht scheint, dürfte den Krieg, trotz der Friedensbemühung, und trotz deren etwan augenblicklichen Erfolgs, nur unvermeidlicher machen. Merkwürdig ist das Schauspiel, welches diese wunderbare Insel, wo das Leben seine verschiedenartigsten, aber immer stärksten Kräfte aufgehäuft hat, in diesem Augenblicke der Welt durch eine Rolle giebt, welche in ihrer allmähligen Entfaltung alle Blicke fesselt, und ihrer meditirten Haltung zugleich den Reiz eines improvisirten Ergusses hat. Wirklich hatte man durch Londonderry's lange Machtwaltung vergessen können, daß eine solche Rolle schon längst geschrieben gewesen, und Canning scheint sie, in der Meinung der Festlandsdiplomaten, aus dem Stegreife zu erfinden. Unter diesen Zeichen gewinnt das Gerücht einigen Glauben, daß von mehreren Seiten her die vereinten Anstrengungen dahin gerichtet würden, in England eine Ministerveränderung zu bewirken. Vielleicht ist der Augenblick schon vorüber, wo dieses ganz nach Wunsch gelingen konnte. —

Die Denkwürdigkeiten der Madame Campan, welche Frau von Stägemann uns begierigen Lesern gleich mitgetheilt hat, sind uns die anziehendste Unterhaltung gewesen. Die neuere Geschichte bedarf solcher Ausführungen in die kleinsten Umstände, um anschaulich zu werden, und gerade dieses Buch giebt darin ein höchst fruchtreiches Beispiel. Man sieht wohl,

entziehen. Er kämpft und ringt, aber ohne kleinliche Klage, mit würdiger Fassung, auch wie alles sich als vergeblich erweist. Er setzt in der größten Bedrängniß und Noth seine tiefsinnigen Betrachtungen fort. — Hoffmann hat mehrere Briefe mit abdrucken lassen, die von der Art sind, daß ich eher ihre Weglassung erwartet hätte, andre noch kühnere mögen doch weggeblieben sein. —

Die Kreuzzeitung wüthet nun — sie hat sich besonnen — gegen den Superintendenten Kober, straft ihn wie ein Vorgesetzter den Untergebenen mit harten Worten, weist ihn über sein Amt zurecht, tadelt ihn bitter, daß er, gegen alle Schicklichkeit und Ordnung, seine Erklärung in die Volkszeitung habe einrücken lassen. Sie deutet an, daß ein Amtsbruder von ihm die schlechten Lieder — die sie vortrefflich findet — an den Kirchthüren habe vertheilen lassen! — Die Kreuzzeitung ist ein freches Unthier, das man bei den Beinen sollte aufhängen lassen! —

Donnerstag, den 28. April 1857.

In Villemain gelesen, in Baader's Briefwechsel. Wie sich hier ein mir theils bekanntes, theils bisher noch verdecktes Leben abspiegelt, ist ein großes Vergnügen zu verfolgen. Bei dem Briefwechsel von Gentz und Adam Müller wird mir oft trüb und fröstelnd zu Muth, alles hat einen düstern kalten Hintergrund, selbst wenn warme und sogar leidenschaftliche Stimmungen mitgetheilt werden; bei Baader hingegen ist dieser Hintergrund, trotz der abstrusen Gedankenbilder und düstern Gegenstände, meist heiter und angenehm. —

Die Frechheit Stieber's wird wohl unbestraft bleiben; der Staatsanwalt hat sie an den Polizeirichter, das heißt an Stieber's Untergebenen, verwiesen, und der Maschinenbauherr

Engels zwar Berufung an den Oberstaatsanwalt eingelegt, allein man glaubt, Stieber werde Mittel finden, alles in der Stille abzumachen. Der Auftritt fiel im Parterre des Königstädter Theaters vor; man wundert sich, daß Stieber auf diesen schlechten wohlfeilsten Platz gegangen war. Wer weiß, wen seinesgleichen er dort suchte! — (Der Schiedsmann hat beide versöhnt. Siehe unterm 3. Mai.)

Sonnabend, den 25. April 1857.

Im Herrenhause ist die Erhöhung der Salzsteuer mit großer Mehrheit verworfen worden. Große Reden, darunter eine sehr elende, nachträglich noch aus dem Lächerlichen etwas herausgebessert, die der General der Kavallerie Graf von der Groeben gehalten hat; er stellt die dreijährige Dienstzeit als unerläßlich vor, mit den schwächsten Flickgründen, die Sprache eines einsichtsvollen, sachkundigen Kriegsmannes paßt für ihn gar nicht. —

Sonntag, den 26. April 1857.

Die Nationalzeitung prüft den Gesetzvorschlag wegen Verbots fremder Banknoten, zeigt das Nutzlose, Gehässige der Maßregel, die politische Folge für den Zollverein, daß die Mittelstaaten mehr und mehr zu Oesterreich hingedrängt werden. Der Handelsminister von der Heydt und der Bankpräsident von Lamprecht wollen nur ihre Königliche Bank, die doch dem Bedürfniß nicht genügt. —

Montag, den 27. April 1857.

Der König ist in größter Wuth gegen das Herrenhaus; er schimpft auf „die undankbaren Schlingels", die seine Geschöpfe nun ihm Trotz bieten, auch die Minister bekommen schlimme Titel. „Die ganze Geschichte wieder mit dem Besen wegfegen, wäre das Beste." Heftige Zornausbrüche gegen einzelne Mitglieder des Herrenhauses. Ein Erlaß, der eine Strafpredigt für die Gesammtheit sein sollte, wurde noch glücklich verhindert. —

Die Banken in Weimar, Dessau ꝛc., gegen welche von der Heydt und Camphausen ihren Ingrimm richten, sind meist mit preußischem Geld gegründet: dem Bedürfniß wurde im Inland keine Stätte gewährt, so suchte dasselbe sie im Ausland. —

Dingelstedt ist in Weimar Generalintendant der Hofbühne geworden. Das Amt, sonst ein Hofamt, ist für ihn gemacht worden. —

Der Sohn des Philosophen Geh. Raths von Schelling, Staatsanwalt Ludwig Hermann Schelling, auf den der baierische persönliche Adel des Vaters nicht vererben konnte, ist vom Könige geadelt worden. —

Dienstag, den 28. April 1857.

Das verheißene Jagdentschädigungs- und Jagdpolizeigesetz, die noch eiligst dem Landtag vorgelegt werden sollten, werden zurückgehalten: nach der Meinung einiger Leute wäre noch gar nichts ausgearbeitet und das Ganze nur eine Vorspiegelung gewesen, um die Herren und Ritter gut zu stimmen; nach andrer Meinung sollen diese dafür gestraft werden, daß sie gegen die Regierung gestimmt haben. —

Mittwoch, den 29. April 1857.

Das Herrenhaus sollte sich für Holstein aussprechen. Der Fürst Boguslaw Radziwill hatte die Albernheit, dies für einen Eingriff in die Rechte des Königs, und bei einem so kräftigen Ministerium wie das unsrige, für unnöthig zu erklären; er hatte jedoch nur zwei Stimmen für seine Meinung, drei und achtzig gegen sich. —

Der Graf von Hoverden erklärte sich im Herrenhaus gegen die von den Junkern so vielbegehrte Aufhebung des geltenden Jagdgesetzes; habe dasselbe viele Rechte verletzt, so würde die Aufhebung noch zehnmal so viele Rechte verletzen, und eine Entschädigung für die erlittenen Verluste nicht an die Beschädigten gelangen. —

Die Nationalzeitung fährt in ihren Angriffen auf das Bankmonopol tapfer fort. Die Ministerblätter schreien heftig für dasselbe. Das Herrenhaus hat das Verbot fremder Banknoten schon eiligst angenommen, großentheils aus Unkenntniß der Sache, die der Mehrzahl gleichgültig ist. —

Donnerstag, den 30. April 1857.

Ludmilla zu Bettinen von Arnim mit Grüßen und Anfragen. — Ludmilla brachte von Bettinen keine guten Nachrichten, sie kann keine ihrer beiden Hände gebrauchen, nicht ihren Namen unterschreiben. Mit dem Magnetisiren durch den Unteroffizier Zink ist es nichts; er könnte erst Ende Mai's anfangen, trotzdem daß er für jede Sitzung einen Friedrichsd'or bekommen sollte. Sie ist sehr ungeduldig und klagt, aber gegen Ludmilla voll Freundlichkeit. —

Den Zeitungen zufolge hat der König dem Lehrer Gercke, der im Gefängniß thätig seine tiefe Reue bezeigt, den Rest

seiner Strafzeit erlassen, auch dem Dr. Falkenthal erlaubt, zum Versuch seiner Herstellung — leider nicht mehr zu hoffenden! — in ein Bad zu gehen. Bisher ist noch keine Gnade dieser Art ausgeübt worden, und manche Leute zweifeln noch an der Richtigkeit der Zeitungsangaben. —

„Das infame Herrenhaus!" diesen Ausdruck hat man in letzter Zeit öfters vom Könige gehört. Selbst die ihm Angehörigsten haben gegen die Ministervorlagen gestimmt, und dabei stets mit komischem Eifer versichert, sie wollten keine Opposition machen! —

Ueberaus großer Gewinn, den bei seinen Bankunternehmungen Herr Hansemann gezogen hat: Staunen und Geschrei darüber. In der Form mag alles ganz richtig sein, allein auf der ganzen Sache haftet ein Makel, den der alte Fuchs mit aller Pfiffigkeit nie wieder wird abstreifen können. —

Der König hat bei der Nachricht von der Opposition des Herrenhauses den Ministern die bittersten Vorwürfe gemacht: „Das kommt davon, ich habe es Ihnen gleich vorausgesagt, daß die Folgen so sein würden, ich habe es klar eingesehen, und doch haben Sie in mich gedrungen, die Sachen so einzurichten, haben mich sie unterschreiben und beschwören lassen!" Die Minister meinen, sie hätten alles nur so eingerichtet, wie der König es von ihnen verlangt habe, sie hätten ihm nur seinen eignen Willen zur Vollziehung vorgelegt, er habe nach ihrer Meinung gar nicht gefragt, sondern nur die eigne befehlend ausgesprochen. —

Ein schimpflicher Hergang im Abgeordnetenhause! Bei dem Gesetz über die Aktiensteuer beantragte der Präsident Wenzel, daß auch die Antheilhaber der preußischen Bank dieser Steuer unterworfen sein sollten, und dieser Antrag wurde mit einer Mehrheit von 60 Stimmen sofort angenommen. Da jedoch der Antrag nur mündlich, nicht gedruckt war eingebracht worden, so fand heute eine nochmalige Abstimmung Statt, und der Antrag wurde mit einer Mehrheit von 60 Stimmen verworfen. Das Ministerium hatte die Zwischenzeit wahrgenommen, zu schelten, zu bitten, zu drohen, das servile Pack besann sich über Nacht, hielt sich zusammen, und so erfolgte jenes erbärmliche, schimpfliche Ergebniß. Der Präsident von Lamprecht jubelt, die Schande der preußischen Volksvertretung geht ihn nichts an, wenn nur die Beamtenherrschaft ebenauf bleibt! — (Die Königlichen Prinzen und alle Minister haben Bankantheile.) —

Wie es bei den Gaukeleien hergeht, wie einfach und grob dabei die Täuschungsmittel sind, davon ein Beispiel, das in dem Einen Fall die andern alle mitbezeichnet. Ein Taschenspieler von großem Ruf stellt ein somnambules Mädchen mit verbundenen Augen auf einer Bühne frei vor dem Publikum hin, er selbst nimmt seinen Platz hinter dieser Person in einem Abstand von sieben bis acht Schritten, an Zuflüstern und Zeichengeben ist so wenig zu denken, wie an Berühren, aber der magnetische Rapport besteht, und durch diesen wird gewirkt. Der Taschenspieler läßt sich nun von den Zuschauern allerlei Gegenstände geben, Uhren, Schnallen, Ringe, Geldstücke, Tücher, und so wie er einen Gegenstand aufnimmt und in's Auge faßt, sagt die Somnambüle augenblicklich, welchen Gegenstand er in der Hand hat, wie viel es an der Zeit ist nach der Uhr die er grade hält, welche Buchstaben auf dem Ringe stehen, welche Jahreszahl auf den Münzen. Kein

einzigesmal wird gefehlt. Man glaubt im Allgemeinen an Magnetismus, man staunt über diese ungeheure Kraft desselben. Eine seit Jahren hülflos Leidende hört von dem Wunder, sie faßt plötzlich die sicherste Hoffnung für sich, der Besitzer solcher Kraft werde sie heilen. Eine Freundin wird vermocht, zu ihm zu gehen, ihm die Bitten vorzutragen, die Versprechungen zu eröffnen. Aber der Taschenspieler ist schon abgereist, jammernd trägt die Freundin nun einer zurückgebliebenen Geschäftsführerin desselben ihre vereitelten Hoffnungen vor, fragt, ob durch Schreiben etwas zu erlangen sei. Die Geschäftsführerin, für die der Ort ausgebeutet und das Geheimniß gar nicht so wichtig mehr ist, hört mit lächelnder Aufmerksamkeit zu, und bricht dann mit vollem Lachen in den Ausruf aus: „Aber, liebes Kind, was bilden Sie sich denn ein? Haben Sie denn noch nie was von Bauchrednerei gehört?“ —

Sonntag, den 3. Mai 1857.

Die Spener'sche Zeitung veröffentlicht das Protokoll, das der Schiedsmann über die bei ihm zwischen Stieber und Engels stattgehabte Versöhnung aufgenommen hat; keiner hat den andern beleidigen wollen ꝛc. —

In Pommern, in der Uckermark und Prignitz arbeiten die Geistlichen mit Macht an der Bekehrung des Landvolks, es kommen Sendboten aus Berlin, die Versammlungen und Ansprachen halten, für Männer, für Frauen, für Jungen, Mädchen, Schulkinder, und allen die Hölle heiß machen, sie sollen den rechten Glauben haben, sollen fleißig beten, zur Kirche gehen, demüthig und gehorsam sein, ja sogar die Beichte wird hin und wieder verlangt. Wenn die Leute nicht willig kommen, so werden sie mit Drohungen dazu angehalten,

ja sogar, wie auch schon der Fall gewesen, in Strafe genommen, wenn die Ortsobrigkeit Ansehn und Arm leiht. Aber die Wirkung dieses fanatischen Eifers ist keineswegs die erwartete, die Bauern schimpfen auf die verfluchten Pfaffen, und fügen sich zwar meist darein, daß sie sich zu den Versammlungen einfinden, aber mit innerem Haß. —

Die katholische Kirche dringt darauf, überall ihre Anstalten des Unterrichts, der Armenpflege, der Wohlthätigkeit abgesondert für sich zu haben, und von den protestantischen zu trennen. Nicht nur der Religionsunterricht soll, wie bisher schon, ein abgesonderter sein, sondern auch der Unterricht in der Geschichte, der Naturbeschreibung, der Mathematik. Die Gefangenen sollen nach den Glaubensbekenntnissen getrennt werden, und was der Gipfel des Unsinns ist, auch die Tollen in den Narrenhäusern! Und das alles bei steigender Aufklärung des Volkes, bei wachsender Gemeinschaft der Menschen, Ausgleichung der Denkarten, bei ganz entgegengesetzter Gesinnung der Völker, die täglich den Regierungen über den Kopf wachsen, mit Haß und Verachtung auf deren Treiben blicken! Das wird einmal eine schöne Geschichte geben, wenn es zur Abrechnung kommt! —

Montag, den 4. Mai 1857.

Die Ankunft des Prinzen Napoleon wird nun schon auf den 7. d. bestimmt. Man findet es für den König sehr unbequem, einem solchen alle möglichen Ehren und Artigkeiten erweisen zu sollen, und grade jetzt, wo der König in der Neuenburger Sache von Louis Bonaparte sich einigermaßen verletzt halten muß. —

Das Herrenhaus erweist sich bis zuletzt widerspenstig; seine Kommission hat auf Verwerfung des Gewerbesteuer-

Gesetzes angetragen. Das Haus selbst ist schon sehr leer, und kaum noch beschlußfähig. König und Minister verwünschen den Landtag, und das Volk, die große Mehrheit begehrt ihn nicht, sondern ganz was andres, es will volle Zahlung, keine auf Abschlag. —

Von den Märzgefangenen sind Gercke und Reo wirklich begnadigt, müssen aber auswandern nach Amerika. Dr. Falkenthal hat ein Jahr Urlaub, um seine Krankheit zu kuriren, und muß nachher in's Gefängniß zurück. —

Am Hofe wird über den Polizeipräsidenten von Zedlitz geklagt, er zeige keine Energie, setze nichts durch, lasse alles gehen; auch sei er selber seines Postens überdrüssig. Die Hauptsache ist, daß der wichtigste Zweig seines Polizeiamts, die polizeiliche Heimlichkeit mit dem Könige, von ihm nicht eifrig genug besorgt wird, und zum großen Theil in andern Händen ist. Mich soll nicht wundern, wenn der — Stieber sein Nachfolger wird. —

Der Ministerpräsident von Manteuffel hat in einer geheimen Sitzung des Herrenhauses einen harten Stand gehabt, und seinerseits den Herren gute Lehren geben wollen, die aber nicht anschlugen, sondern mit Verwürfen erwiedert wurden. —

Dienstag, den 5. Mai 1857.

Der preußische Generalkonsul in Kopenhagen, Dr. Arno Quehl, ist von der Kaufmannschaft in Stettin — wegen der Abschaffung des Sundzolls — feierlich und glänzend empfangen worden. Der lustige theologische Student, der Danziger Demokrat, der Handlanger Manteuffel's, das schwarze Thier der Kreuzzeitung! —

In Grote gelesen, in Merck's Briefen. Manzoni's Gedicht auf den 5. Mai, den Todestag Napoleons. —

Selections from the letters of Robert Southey. Edited by his son-in-law John Wood Warter. London, 1856. 4 Vols. Southey, der gekrönte Dichter, ist ein fröstiges Talent und ein ehrlicher braver Mann, aber voll Vorurtheile, arm an Geist, von den engsten englischen Schranken umfaßt. Eingebildet, pedantisch, kenntnißreich und fleißig, ist er ein Gegner alles freien Geistes, bleibt immer auf den niedrigen Standpunkten englischen Kleinlebens, denn auch das politische Leben ist ihm nur als englisches Kleinleben verständlich. Seine Urtheile sind erbärmlich. Er war ein Freund von Herrn Charles Watkin Williams Wynn, und viele Briefe sind an diesen gerichtet. Das ganze Buch zu lesen ist mir nicht möglich, die Ausbeute ist zu gering. — Southey's Späße sind gar dürftig. —

Mittwoch, den 6. Mai 1857 (Bußtag).

Die Nationalzeitung redet heute dem König ordentlich zu, die Vorschläge wegen Neuenburg doch anzunehmen, er könne es mit allen Ehren, Geld zu fordern sei zwar gestattet, aber nicht schön, Unmögliches zu fordern sei thöricht. —

In Southey's Briefen Einzelnes aufgelesen. Er wurde den Grafen Lavalette als verurtheilten Flüchtling bei sich aufgenommen und verhehlt haben, den Marschall Ney hingegen festgehalten und dem Nachrichter überliefert!! Ein Niebuhr'sches Stückchen! — Die Briefe der Frau von Sévigné stehen so tief unter denen der Lady Wortley Montague als überhaupt jede nichtenglische Frau unter einer englischen steht! Die Briefe von Margaretha Klopstock läßt er als kleine Ausnahme gelten! —

daß Madame Campan bei aller Genauigkeit vieles verschweigt, aber was sie sagt, ist darum nicht minder werth. Sie rechnet auch wohl auf Leser, die errathen und ergänzen können. Verhängnißvoll erscheint die Schwäche und Rathlosigkeit des Königs, sein unbezähmbares Eßbedürfniß, welches selbst die Königin in Verzweiflung setzt! Welche Anstalten, welche Verblendungen! Man möchte ihnen, auch ohne in ihre Absichten einzugehen, immer leidenschaftlich unter die Arme greifen, bloß weil es unmöglich ist, solche Verkehrtheit in Anwendung der unermeßlichen Mittel ohne Empörung anzusehen.

Die Anekdote von Calonne's Durchbesserung der Schandschrift gegen die Königin ist eine der stechendsten, die den Zustand des Hofes vor der Revolution treffen können; in einem höchst anziehenden Aufsatz in der „Allgemeinen Zeitung" fand ich von ihr bereits wirksamen Gebrauch gemacht. Widerwärtig wird Madame Campan in ihren Erziehungsbriefen aus der Bonapartischen Zeit; wider Willen, indem sie das Gegentheil zu thun meint, zeigt sie ihr haltungsloses, vom bloßen Schimmer eines Hofes geblendet angezogenes, Innere. Napoleons eigene Memoiren, von Montholon und Gourgaud ausgefertigt, sprachen gleichfalls nichts weniger als zu seinem Vortheil. Durch diese Bücher, wie durch das frühere von O'Meara, bekomm' ich von ihm nur schlechtere Eindrücke, als ich schon von ihm auch aus persönlichem Anblick hatte. Er ist unschicklich schwatzhaft, gemein, lügenvoll und kleinlich-rachsüchtig in diesen Schriften; ein würdiges Gefühl seiner Lage scheint ihm auf St. Helena so fremd geblieben, wie früher auf dem Thron. Wenn man diese Bücher liest, diese Sprache der empörendsten Selbstsucht, der nichtigsten Sophistik und frechsten Lüge vernimmt, so dankt man Gott wieder auf's Neue, daß man ihn glücklich los geworden, und wenigstens Anderes an seine Stelle gekommen!

Dem König soll abseiten einer Anzahl hoher Staatsbeamten, unter denen auch viele außer Diensten, in allem Ernste der Vorschlag gemacht worden sein, durch eine höchste Machthandlung den Landtag und die ganze Verfassung mit Einem Schlag aufzuheben, und wieder wie vor 1848 zu regieren. Die Provinzialstände möge man beibehalten. Der König, sagt man, sei bei der ersten Eröffnung dieses Anschlags bestürzt und unruhig gewesen, habe sich aber bald gefaßt und erklärt, das sei leider jetzt unmöglich, das habe im Herbst 1848 geschehen können, aber damals hätten seine Minister noch zu viel Furcht gehabt und ihn auf diese Bahn gedrängt, wo ihnen nun selber übel zu Muthe sei. Die eigentliche Stütze der Verfassung sind jetzt die Reaktionaire und Aristokraten, sie verlören am meisten bei der Abschaffung. —

Herr Jakob Riesen in Elbing tritt in der Volkszeitung mit einer ausführlichen Erklärung gegen den Regierungskommissarius Ribbeck auf, der im Abgeordnetenhause die Unterdrückung des Neuen Elbinger Anzeigers dadurch rechtfertigen wollte, daß der Herausgeber Jakob Riesen nicht unbescholten gewesen. Er zeigt, daß dies eine Unwahrheit, eine Verläumdung sei, die Regierung in Danzig hatte ihn allerdings 1852 für beschollen erklärt, allein unbefugt, wie dies der Präsident der Regierung Herr von Blumenthal bezeugte, und auch der Gerichtshof anerkannte, indem er Herrn Riesen als Geschwornen sein Ehrenrecht auszuüben zwang. Auch sei es nicht wahr, daß die Maßregeln des Polizeidirektors in Elbing gegen den Neuen Elbinger Anzeiger von Milde und Schonung diktirt worden seien, wie gleichfalls Herr Ribbeck öffentlich ausgesagt habe. Diese Erklärung zeigt auf's neue, wie die Ansichten und Gesinnungen der Freiheit noch keineswegs unterdrückt sind. —

Die Kommissionen des Herrenhauses hat die vom Abgeordnetenhause erst angenommene, dann verworfene Bestimmung, daß auch die Aktien der preußischen Bank der Steuer unterliegen sollen, doch wieder in Vorschlag gebracht. Hof und Minister sind erschrocken und empört über diese Keckheit, und bieten alles auf, um die Mehrheit der Herren für die Verneinung zu gewinnen. Die Zahl der noch anwesenden Mitglieder ist nicht groß, wenn noch mehrere abreisen, so wird das Haus beschlußunfähig. —

Alles ist hier beschäftigt mit der Ankunft des Prinzen Napoleon, der morgen eintreffen wird. Hofballe werden wohl wegen der Trauer nicht stattfinden, aber sonst wird es an Festlichkeiten nicht fehlen. Diese Höflichkeiten sind für beide Theile schimpflich, für die alten Fürstenhäuser wie für die Bonaparte's; wenn diese Ehr im Leibe hätten, würden sie dergleichen nicht wollen, nicht annehmen. Die Gier, sich mit den alten Familien gleichzustellen, ist eine Schwäche, eine Verblendung, um so mehr als diese Gleichstellung schon von dem alten Napoleon im vollsten Sinn erlangt worden. —

Die Neuenburger Sache stößt auf neue Schwierigkeiten; die preußischen Forderungen erscheinen ganz ungehörig, und in der Schweiz wird die größte Unzufriedenheit laut, daß der Bundesrath schon zu viel nachgegeben hat. Der Graf von Hatzfeldt soll in Paris auf die Vorwürfe der Konferenzmitglieder geantwortet haben, er sei nicht Schuld, wenn man in Berlin thörichte Einbildungen hege, er müsse sie aber vertreten, so lange man sie hege! Ein Muster von Diplomaten! —

Ich bin müde, zum Hinfallen müde! Mein Krankheitszustand nimmt mir alle Lust und Kraft zum Leben. Daß er sich, anstatt besser zu werden, noch verschlimmert, ist sehr niederschlagend. Indeß wenn ich nur athmen, meinen Ge-

danken nachhängen, meine Erinnerungen zusammenfassen kann, oder ein frisches gutes Buch zu lesen habe, fühle ich mich in meiner Traurigkeit doch nicht unglücklich. Die täglichen Plackereien lernt man als äußere Dinge bei Seite schaffen, sie haben mit dem Innersten nichts zu thun. —

Freitag, den 8. Mai 1857.

Schlechte Nacht, ich huste erbärmlich, fühle mich recht elend, und verbringe meine Zeit nutzlos und freudlos. Die Schwierigkeit des Athemholens ist in manchen Stunden die größte Pein. Indeß — man muß in sein Geschick sich fügen! —

Nachricht aus Bremen, daß der Bürgermeister Dr. Johann Smidt gestern Mittag dort gestorben. Er war ein kluger Kopf und braver Mann, äußerst verdient um den kleinen Freistaat, aber in seinem hohen Alter den Zeitumständen nicht mehr gewachsen, seit 1848 fand er sich in einer falschen Stellung. —

Nachmittags kam der Prinz Napoleon hier an, begleitet von dem preußischen Prinzen Georg. Man schrie ihm Hurrah; das Volk? nein, die Polizeigedungenen! Er ist dick, gar nicht mehr jung, bäßlich. Man giebt ihm auf dem Schlosse die Zimmer Friedrich Wilhelms des Zweiten, die der alte Napoleon 1806 als Sieger hier bewohnt hat; zum militairischen Begleiter giebt man ihm den General von Brandt, der bei den polnischen Truppen in Spanien unter dem alten Napoleon gedient hat. Welche geschmacklose Artigkeiten, welche demüthige Unschicklichkeit! Der König besuchte ihn bald nach der Ankunft, dann erwiederte der Prinz den Besuch bei dem König und der Königin. Die ganze Geschichte ist ein bedeutungsloses Hofspiel; nur sehen alle Menschen, mit

was allem man ſich verträgt, wenn die Macht dabei iſt. Der Prinz Napoleon muß dem hieſigen Hof als Napoleonide verhaßt ſein, aber auch dazu noch als erklärter Republikaner und Revoluttonair. —

Ich las heute Scènes et comédies par Octave Feuillet, Paris 1857. Wie fein die Franzoſen ſprechen können, wie geſchickt ſie die Lebenszuſtände auffaſſen, ſieht man hier in anzuerkennenden Beiſpielen, wenn auch nicht grade in erſten Meiſterwerken. —

Richtig! Das Herrenhaus hat den Antrag ſeiner Kommiſſion, auch die preußiſchen Bankantheile zu beſteuern, fallen laſſen! So kehren dieſe Leute immer wieder in das alte Geleiſe der Unterwürfigkeit zurück! —

Sonnabend, den 9. Mai 1857.

In der Volkszeitung ergänzt Herr Jakob Rieſen in Elbing ſeine neuliche Erklärung; der Setzer hatte den Namen des damaligen Polizeidirektors in Elbing fortgelaſſen, um zu keinem Irrthum Veranlaſſung zu geben, macht Herr Rieſen ihn nun doch namhaft als den jetzigen Oberregierungsrath von Selzer in Poſen. In der That, ſolche Namen dürfen nicht vergeſſen ſein. —

Große Parade dem Prinzen Napoleon zu Ehren. Die Truppen rufen ihm auf Befehl Hurrah, das Volk iſt in dichtem Gedränge verſammelt, aber ſchweigſam. Der Prinz grüßt durch Hutabnehmen.

Sonntag, den 10. Mai 1857.

Heute einer meiner ſchlimmſten Tage; mein körperlicher Zuſtand ganz erbärmlich, meine Stimmung die allerdüſterſte. Zu dem peinvollen Huſten geſellten ſich noch andre Widrigkeiten, Pochen im Ohr, Gefühl der Schwäche, Nervenunruhe. Der grelle Sonnenſchein auf den leeren Sonntagsſtraßen warf eine unausſprechliche Schwermuth über mich; in dieſer Helle erſchien mir erſt recht alles düſter. Ich blickte mit bitterer Vergleichung auf die Tage zurück, wo mein Leben hell und warm war, wo Thätigkeit, Gegenwart und Hoffnung die Seele ſpannten, wo mir alles noch der Mühe werth war, die Welt erfüllt, verheißungsreich. Dankbar gedacht' ich aller guten Stunden, aller glücklichen Begegniſſe, ich fand ſogar, daß es ein rechtzeitiger Schluß meines Lebens wäre, wenn ich jetzt abgerufen würde, im 73. Jahre, nie hätte ich früher geglaubt ein ſolches Alter zu erreichen, nie geglaubt, dies unter ſo günſtigen Ergebniſſen zu erleben. — Ich wußte mir in meiner Traurigkeit keine Hülfe, kein Geſpräch, kein Buch konnte mich erheitern. Zuletzt fand ich einige Zerſtreuung durch die Odyſſee. Ich las den Geſang von Nauſikaa und dann den vom Morde der Freier. Der Zauber des Homeriſchen Hexameters hat etwas überwältigendes, wie auf ſchäumenden Wogen fortgetragen ſieht man ſich in eine fremde Welt verſetzt, in der man ſchnell ganz heimiſch wird, ſo daß man für den Augenblick völlig vergißt, es gäbe noch eine andre. Wunderbare Geſchöpfe, dieſe Ilias und Odyſſee! ſie haben ein ſelbſteignes Daſein, das ſeinesgleichen nirgends findet. Weg mit den Nibelungen, weg mit Ferduſi, wenn von Homer die Rede iſt! Weder dichteriſch noch geſchichtlich können ſie mit dieſem ſich vergleichen. Das ganze Griechenthum ruht auf Homer, iſt von ihm durchdrungen. Wie hoch ſteht ein Volk, deſſen rohe Urzeit ſchon in ſolcher Bildung hervortritt! Genug, es iſt etwas Einziges, durch keine Be-

trachtung zu erschöpfendes, durch kein Urtheil zu erledigendes. — Ich las noch ein paar Gesänge der Erzählungen des Odysseus. —

Das Gewerbesteuer-Gesetz ist vom Herrenhaus mit Wiederherstellung des vom Abgeordnetenhause gestrichenen Satzes angenommen worden, muß daher nochmals an das Abgeordnetenhaus kommen. —

Montag, den 11. Mai 1857.

Der Kaiser von Oesterreich hat nun auch in Ungarn eine weitgreifende Amnestie verkündet, wobei er die Ereignisse von 1848 bedauert, aber nicht auf sie schimpft, sondern sie wirklich dem Vergessen übergeben will. Ist dies auch nur Klugheit, so ist es doch eine gute, richtige. Er wird in Ungarn überall mit großen Anstalten empfangen, aber es sind mehr die Großen, die ihren Prunk zeigen, als das Volk, das noch in den alten Gesinnungen verharrt. — Wann wird hier Amnestie kommen?!

Die Kreuzzeitung enthält heute Abend über die Anwesenheit des Prinzen Napoleon einen Artikel, der sehr freimüthig eine Art von Trotz ausspricht, mit dem ich sehr einverstanden bin. Ich verfluche den Louis Bonaparte, und seine ganze Sippschaft. Ein andermal verfluch' ich aber wieder die verruchte Kreuzzeitung. —

Dienstag, den 12. Mai 1857.

Das Herrenhaus hat den vom Abgeordnetenhause wieder hervorgestellten Satz des Gewerbesteuergesetzes abermals verworfen, und das Ministerium darauf den ganzen Gesetzentwurf

zurückgezogen. Der Landtag iſt ſodann durch den Miniſterpräſidenten von Manteuffel im Auftrage des Königs geſchloſſen worden. —

Der Kaiſer von Rußland hat ſeine Amneſtie erweitert, beſonders zu Gunſten der Polen. — In Oeſterreich, ſo rühmen die Wiener Blätter, iſt kein politiſcher Gefangener mehr! —

Der Prinz Napoleon hat vom Könige den Schwarzen Adlerorden bekommen. —

Als eine Merkwürdigkeit verdient erwähnt zu werden, daß jetzt an den Schaufenſtern der Buchläden ruſſiſche Bücher ausgeſtellt ſind, und zwar in London mit ſchönen Typen gedruckte, früher nur einzelne, jetzt ſchon ganze Reihen; das neueſte heißt „Gefängniß und Verbannung“, der auf dem Titel Iskander heißende Verfaſſer iſt der bekannte Herzen. —

Mittwoch, den 13. Mai 1857.

Zweiſtündiger Beſuch des Geheimen Legationsraths von Gruner, eines der Leiter des Preußiſchen Wochenblattes. Er fragt mich um Rath wegen Ausdehnung, Umbildung, Nährung dieſes politiſchen Unternehmens, er wünſcht, daß ich demſelben friſchere jüngere Kräfte zuweiſe, raſche gewandte Arbeiter, die leicht auffaſſen und munter ſchreiben; aber wo finden ſich ſolche? ich weiß keine; hier beſonders nicht. Unter den Flüchtlingen wären wohl manche, aber wer kann die zurückrufen? und wie bald würden ſie wieder ausgewieſen! Bei dieſer Gelegenheit werden unſre allgemeinen Zuſtände durchgeſprochen, ihre Troſtloſigkeit nach allen Seiten offengelegt, das Ergebniß gezogen, daß unmittelbar jetzt gar nichts erwirkt werden kann, daß nur mittelbar auf Einſicht und Geſinnung hingearbeitet werden mag. Mancherlei wich-

tige Thatsachen und Bemerkungen kommen an den Tag; Hof, Militair, Landtagsverhandlungen. Eigenthümliche Stellung der Bethmann-Hollweg'schen Parthei, sie ist gemäßigt, loyal, dem König ergeben, der Rechten näherstehend als der Linken, aber dem Könige, der Rechten, den Ministern verhaßter, als selbst die Linke. Die Parthei ist nur klein, man schließt sich lieber den äußersten Partheien an, als dieser mittlern, die sich kaum zu behaupten vermag. —

Die Preußische Korrespondenz, ein Ministerblatt, hat den Artikel der Kreuzzeitung über des Prinzen Napoleon Besuch scharf getadelt, als unziemlich, dem Sinne der Regierung widersprechend. Die Kreuzzeitung druckt diese Rüge heute Abend ihrerseits ab, und begleitet sie mit trotziger Erwiederung: „wenn der Artikel," sagt sie, „der Regierung durchaus mißfällt, so haben wir dagegen nichts einzuwenden."

Unter den höheren Militairpersonen bemerkt man eine starke Zurückhaltung in Betreff des Prinzen Napoleon, und die große Zuvorkommenheit des Königs für ihn wird sehr mißbilligt, macht einen überaus nachtheiligen Eindruck. Der schwarze Adlerorden, heißt es, hat wieder einmal recht an Werth verloren. —

Der König soll beim Lesen der Depesche aus Wien, die ihm den neuen Amnestie-Erlaß des Kaisers zuerst anzeigte, dieselbe mit heftigem Grimm hingeworfen und allerlei schlimme Worte dabei gemunkelt haben. Er soll darin eine Nöthigung sehen, gleichfalls eine solche Handlung ausgeben zu lassen, und in der That glaubt man, daß etwas der Art nächstens erfolgen werde. —

Nachträglich rufen alle Blätter, mehr oder minder, dem Herrenhause beim Scheiden Ehren- und Ruhmesworte zu, daß es sich so gut gehalten, so standhaft gezeigt habe. —

Donnerstag, den 14. Mai 1857.

Die Vossische Zeitung hat einen scharfen Artikel über Amnestie, der den König, wenn er ihn liest, nicht wenig ärgern wird. —

Prinz Albrecht, sehr reich, aber plötzlich baaren Geldes bedürftig, sah sich genöthigt, eine erste Hypothek von 38,000 Thalern, die er hier auf ein ansehnliches Haus besaß, zu verkaufen, und nach vielen Schwierigkeiten bekam er endlich 22,000 Thaler dafür! Freilich ist es eine schlimme Sache mit Hypotheken, und einiger Verlust dabei nicht immer zu vermeiden. Aber diesmal ist es denn doch zu arg, und des Prinzen Geschäftsführung muß in schlechten Händen sein! So werden Prinzen bedient! —

Georg von Vincke hat in Briefen sein Vergnügen bezeigt über die gute Haltung unsres eben geschlossenen Landtags, nur hätte er gewünscht, sie wäre noch strenger und in einigen Fällen folgerichtiger gewesen. Vor allem tadelt er, daß man nicht, wie es ächt parlamentarisch wäre, bei den Niederlagen der Minister auf deren Rücktritt gedrungen habe, und daß man so schwach gewesen sei den Namen der Opposition zu scheuen, da man doch die Sache in Wahrheit verübt habe. — Die Linke wünschte ihn oft zurück, besonders auch für höhere politische Fragen, die er allein die Geschicklichkeit und den Muth besitze mit der nöthigen Kraft zu verarbeiten. —

In Bremen ist der Senator Gildemeister zum Bürgermeister gewählt worden. Als früherer Redakteur einer bremischen Zeitung ist er vor Jahren in Baiern angeklagt und in contumaciam verurtheilt worden. Als Haupt einer Bundesregierung darf er sich im Gebiet einer andern nicht betreten lassen, ohne verhaftet zu werden! —

Freitag, den 15. Mai 1857.

Vom Prinzen Napoleon erfährt man nachträglich allerlei Besonderheiten. Er gilt für plump und derb, und hat manche Leute durch seine Aeußerungen empfindlich verletzt, auch bei der Königin soll er stark angestoßen haben durch ein allzu lebhaft ausgedrücktes Bedauern, daß sie keine Kinder habe. Nachdem er den schwarzen Adlerorden empfangen, erhielt er den Auftrag, dem Könige das Großkreuz der Ehrenlegion für den Prinzen von Preußen zu überreichen, und sagte dabei plump scherzend „celui-ci vaut bien l'autre". Ueberhaupt wirkte alles zusammen, den König durch diesen Besuch im Lichte eines Gedemüthigten erscheinen zu lassen, sowohl in dem, was er selber that, als in dem, was er leiden und ertragen mußte. Der Eindruck ist bis in die untere Volksklasse gedrungen, und giebt hier zu Spöttereien Anlaß, die der Staatsanwalt als Majestätsbeleidigungen verfolgen müßte; man erinnert an die schreckliche Leichenschau im Schloßhof am 19. März 1848, an das Unterducken vor dem Machtwort Rußlands, Oesterreichs, und die Neuenburger Sache, bei der doch jedenfalls das Ergebniß bleibt, daß der König das Fürstenthum verliert, muß auch verhalten. —

Sonntag, den 17. Mai 1857.

Dänemark scheint den österreichischen und preußischen Mahnungen einigermaßen nachzugeben, in Betreff Holsteins und Lauenburgs, und fürerst kommen die Sachen nun nicht an den Deutschen Bund. Es ist aber alles nur dummes Zeug, und auf keiner Seite wahrer Ernst. Die Diplomatik hat ihr Wichtigthun dabei, das ist alles. Die Erfolge werden die Tinte nicht werth sein. —

Auch mit Neuenburg kommt es nun zum Schluß. Die

Vor zehn Jahren ließ ſich Herr Reimer wohl nicht träumen, daß er Napoleons Werke verlegen würde. Er hat dem engliſchen Buchhändler, der im Beſitze der Handſchrift iſt, für die Erlaubniß des Nachdrucks unter ſehr günſtigen Bedingungen 20,000 Rthlr. gegeben. Der Zenſur wegen wird er aber, wie ſchon bei dem einen Bande geſchehen, öfters eine fremde Firma nöthig haben. Von Zeit zu Zeit wird unſere Aufſichtsbehörde etwas ſtrenger, allein über ihre Eile darf man nicht klagen. Erſt jetzt iſt die Dresdener Ueberſetzung des OMeara — nicht aber die Stuttgarter — das Leben Weitzel's, Pradt's Griechenland, und der Lady Morgan Italien verboten worden; wegen dieſer ſonſt unbegreiflichen Verſpätung wollen die Leute durchaus behaupten, daß erſt von Wien her ein Antrieb habe kommen müſſen, und daß nur aus dieſem gehandelt worden ſei. Unſere Litteratur iſt ſchwer zu regieren, und die Bundesgeſetzgebung erweiſt ſich ganz ungenügend; es bedürfte eines neuen großen Miniſteriums mit zahlreichen Beamten, unter denen willige Schriftſteller und Buchhändler ſelbſt ſein müßten. Das ſind unſere unvertilgbaren Buſchmänner und Wildſchützen, an denen, wie an den Räubern in Italien, alle Staatsgewalt ſcheitert, wenn man nicht Einverſtändniſſe mit ihnen ſelbſt hat. —

Die neue Schmalziſche Fehde mit Buchholz, der bis jetzt gegen jenen und Hrn. von Lüttwitz der einzige vortretende Kämpfer geblieben, erregt im Ganzen wenig Theilnahme. Es iſt zu verwundern, wie viel dieſen Schriftſtellern — ich nehme Hrn. Geheimerath Schmalz nicht aus — noch zu ſagen erlaubt worden; aber das Publikum ſieht die Sache ſchon längſt als außerhalb der litterariſchen Erörterung liegend an, und iſt auf Ereigniſſe und Thaten mehr als auf Worte begierig. Die großen politiſchen Verwickelungen halten jeden Blick geſpannt, und in dem ungeheuren Entweder-

Kreuzzeitung sieht darin den Sieg revolutionairer Zustände über das gute Recht. Der König hat von der Konferenz in Paris keine Abänderung erlangt, man hat ihm vorgehalten, daß er Unmögliches begehre. Aus Aerger und Großmuth wird er nun vielleicht gar noch auf die Geldforderung verzichten. Die Trakehner Pferde haben den Karren nicht aus der Pfütze gezogen. —

In seiner Zeitschrift „der Kompaß" erzählt Waldeck sehr anmuthig und scharf die Geschichte seiner Haft in Graudenz. —

Der Prinz Napoleon hat vom Könige schönes Porzellan und die Prachtausgabe der Werke Friedrichs des Großen erhalten; letztere hätte man sparen mögen. Humboldt hat durch den Prinzen seine Ernennung zum Großoffizier der Ehrenlegion bekommen; wäre auch nicht nöthig gewesen! — (Er ist es schon seit 15 Jahren!)

Ein Spottgedicht auf den König läuft umher, worin ihm der flatterige Ausgang der Neuenburger Sache höhnisch vorgehalten wird. Man spürt den Abdrücken und dem Verfasser nach, bisher vergebens. —

Unsre Hofleute machen dem Prinzen Napoleon zwei wichtige Vor- oder vielmehr Nachwürfe. Erstens, er hat sich den Fürstlichkeiten und hohen Personen zweiten Ranges nicht vorstellen lassen, so daß diese gar nicht dazu gelangten mit ihm zu sprechen. Zweitens, auf dem Balle beim französischen Gesandten, als nach einer Stunde der König und die Königin sich entfernt hatten, ging der Prinz auch weg, obschon noch preußische und andere Prinzen und Prinzessinnen da waren. Daß das Gefolge des Prinzen Napoleon nicht ausreichend mit Visitenkarten versehen war, und mit dem Namen beschriebene Papierschnitzel aushelfen mußten, wird auch noch gerügt. Solcher Verbrechen würden preußische Hof- und Staatsleute sich nicht schuldig machen! —

Montag, den 18. Mai 1857.

Die Montagspost von Dr. Kossak wieder sehr gut, über das ruhige Verhalten des Volkes bei dem Besuche des Prinzen Napoleon, niemand habe vive l'empereur gerufen, nur einige Straßenjugend in gewohnter Weise Hurrah. —

Der Pariser Moniteur enthält eine Schilderung voller Lügen von den Vorgängen, die hier während des Aufenthalts des Prinzen Napoleon stattgefunden. Das vive l'empereur ist erlogen, das Zuströmen der Mitglieder der französischen Kolonie zur katholischen Kirche, um dort den Prinzen zu sehen ꝛc. Der Berichter denkt wohl gar, die sogenannten Réfugiés seien katholisch. Bei dem Mittagsmahl in Charlottenburg soll der König die Gesundheit des Prinzen mit den Worten ausgebracht haben: „Je souhaite, que l'illustre famille, à laquelle appartient mon hôte, fasse longtemps le bonheur de la France, et que cette grande nation reste toujours l'amie de la Prusse!" Hat der König diese Worte gesagt, oder nicht, jedenfalls wird es ihn schwer ärgern, daß sie im Moniteur stehen. —

Dienstag, den 19. Mai 1857.

Von allen Seiten wird der König an Amnestie gemahnt; er aber bleibt unempfindlich. Alle Blätter — mit Ausnahme der Neuen Preußischen Zeitung, versteht sich — reden von dem Unglück der Gefangenen, der Flüchtlinge, alle preisen die Milde, das Vergessen, zeigen die politische Nothwendigkeit, — alles vergebens. —

Ein Litterat, Theodor Oelsner in Görlitz, hatte die Artikel der Kreuzzeitung über die Neuenburger Sache scharf durchgenommen, und sollte sich dabei der Majestätsbeleidigung schuldig gemacht haben, ist aber vom Gericht in zwei Instanzen

freigesprochen worden. Von gewissen Seiten her wird jede Freisprechung solcher Art, ohne daß man den Fall näher untersucht, wieder als eine Majestätsbeleidigung angesehen, die bloße Anklage dient als Erweis der Schuld. —

In dem Prozesse gegen den Theaterunternehmer Deichmann ist es öffentlich an den Tag gekommen, daß die Protokolle der vom Polizeidirektor Stieber geführten Voruntersuchung den abgehörten Zeugen andre Aussagen in den Mund legen, als die von ihnen vor Gericht beschwornen. Anstatt dieser Fälschung auf den Grund zu gehen, hat der Präsident des Gerichts sie leichthin entschuldigt und beseitigt. Das Aergerniß ist dadurch nur um so größer. —

Mittwoch, den 20. Mai 1857.

In den Thiergarten gegangen zu Frau Bettina von Arnim, die zu sehen ich ein rechtes Verlangen hatte. Sie stand auf ihrem Balkon, ein gutes Zeichen fortschreitender Genesung, aber im Grunde ist dieser Fortschritt noch sehr klein, sie sieht leidlich gut aus, kann auch sehr munter sein, der ganze Zustand ist jedoch traurig. Sie bestand gleich darauf, wir müßten den Abend kommen, ließ kein Bedenken gelten, keine Unbestimmtheit. — Bettina denkt in Töplitz Bäder zu gebrauchen. Sie spricht von ihrem dortigen Zusammensein mit Goethe, dem Gedicht, das er ihr dort gewidmet; alles aber bleibt in gewissem Halbdunkel, besonders ist das Jahr unsicher, in welchem sie dort mit Goethe zusammen gewesen sein will. —

Abends gegen 8 Uhr mit Ludmilla zu Bettina von Arnim gefahren. Wir fanden sie im Saal. — Daß ihre Gesundheit theilweise wiederkehrt, zeigt mir die Wiederkehr ihrer Hochphantasieen. Sie vertraute mir, der Banquier Herr

von Magnus habe ihr gesagt, 200,000 Thaler für ihr Goethedenkmal zusammenzubringen, sei ihm eine Kleinigkeit; fürerst aber habe er wegen Gicht nach Karlsbad reisen müssen! Sie sprach dann von Goethe, als wäre er nur der ihre, die Andern könnten ihn nur bewundern, nicht verstehen und fühlen. Der alte Kaiser Napoleon soll ihr einst im Vorbeigehen mit der Hand sanft über die Füße gestrichen haben, wo und wie blieb unerörtert. Der Italiäner Cereni hatte ihr einst 1849 einen Dolch, der Mazzini'n gehört hatte, schenken wollen, ich rieth ihm davon ab, und erzählte es ihr nachher, sie weiß davon nur durch mich; aber das hindert sie nicht, mir zu sagen, Cereni habe ihr einen Dolch von Lord Byron — ihr habe er gesagt, von Lord Byron — angeboten! —

Donnerstag, den 21. Mai 1857.

Mit Bettinen von Arnim hatte ich gestern doch auch ein tiefernstes Gespräch über Lebensalter, Weltansicht, Geistesleben; ihre Gedanken und Gefühle haften sehr an dem Irdischen, Persönlichen, wissen sich davon gar nicht zu trennen. —

Die Spener'sche Zeitung enthält heute unter der Ueberschrift „Berichtigung" ganz kurz die thatsächliche Angabe: „Der Wirkl. Geh. Rath Herr Alexander von Humboldt ist am 24. Sept. 1842 von dem König Louis Philippe, unter dem Ministerium des Herrn Guizot zum Grand officier de la Légion d'honneur ernannt worden." Ohne Zweifel kommt diese Berichtigung von Humboldt selbst. Ist nun die Sache, daß der Prinz Napoleon ihm den Orden überbracht, gar nicht wahr, oder hat man in Paris nicht gewußt, daß er schon hatte was man ihm geben wollte? —

Die Zeitungen erinnern wiederholt an die politischen Festungsgefangenen, und daß noch keiner amnestirt worden! —

Sonnabend, den 23. Mai 1857.

Der Polizeipräsident von Zedlitz hat zu jemanden gesagt, der Polizeidirektor Stieber sei anerkannt ein Taugenichts, aber ganz abschaffen könne er ihn nicht, an einen andern Ort hin versetzen könne er ihn, aber hier sei er weniger schädlich als anderswo, hier habe er ein scharfes Auge auf ihn; es sei zu bedauern, daß ein solcher Mensch in hoher Gunst stehe. —

Sonntag, den 24. Mai 1857.

Besuch vom General Adolph von Willisen. Mancherlei besprochen. Den Prinzen Napoleon kannte er schon lange von Paris her. Nach Willisen's Aussage war die Königin, obschon anfangs nicht günstig für ihn gestimmt, doch schließlich zufrieden mit ihm, und wiederholentlich erklärte sie, er sei liebenswürdig, scharmant. Die Prinzen im Allgemeinen verhielten sich zurückgezogen und kalt; besonders nahmen sie das frühe Weggehen des Gastes vom Ball des französischen Gesandten übel. Vortheile des Verbundenseins mit Frankreich für Preußen, letzteres hat seine größten Gewinne gemacht, wenn es mit Frankreich gut stand, in den beiden schlesischen Kriegen und nach dem Baseler Frieden; die Nachwirkungen von Roßbach haben Preußen in einer falschen Richtung fortgezogen, die zur Katastrophe von 1806 führte. (Hierzegen hab' ich doch starke Einwendungen zu machen.)

Montag, den 25. Mai 1857.

Unfall des Feldmarschalls Grafen von Radetzky, der in Verona in seinem Zimmer den Hals des Schenkelbeins gebrochen hat. —

Fünfzehnter Band des Geschichtswerkes von Thiers. Gleich ganze Stücke darin gelesen. General von Willisen lobte das Buch, er ist mit Thiers persönlich gut bekannt, und meinte, man müsse demselben seinen Standpunkt als Franzose von vornherein zugestehen, was ich aber nicht in dem Maße kann, als es verlangt wird. Es kann einem heutigen Geschichtschreiber nicht erlaubt sein, nur aus einseitigen Quellen zu schöpfen, besonders wo diese von der Art sind wie die französischen. Auch ist der Stil schlecht, das Massenhafte zu breit geblieben, die Betrachtungsweise zu kühl, der Vortrag langweilig. Seinem Helden versetzt er hin und wieder eins, und hat dabei wohl auch dessen heutigen Nachfolger im Sinn; aber eine volle Gerechtigkeit, ein frischer, sittlicher Unwillen ist von dem Autor nicht zu erwarten. Auch ist er in Einzelheiten, auf die er doch so großen Werth legt, daß er die Verwechslung eines Regimentes mit dem andern für eine schwere Nachlässigkeit hält, gar nicht so genau, wie er es doch sein will. Zum Beispiel sagt er, der König habe bei seinem Weggehen von Berlin im Frühjahr 1813 den Grafen von der Goltz als einzigen Minister zurückgelassen, in der damaligen Regierungskommission waren aber noch zwei andre Minister, Fürst von Wittgenstein und Herr von Kircheisen, und zwei Ministerialvorstände, und von allen fünf Leuten war Goltz der unwichtigste. Dann erzählt er die Niederlage bei Lüneburg als sei sie der Aufregung in Hamburg und dem Einzug der Russen in diese Stadt vorangegangen, da sie doch später erfolgte, und manches andre der Art, was an sich nicht wesentlich ist, aber doch nicht in der Ordnung. Nenne man das aber nicht mehr französische Flüchtigkeit, seitdem deutsche

Flüchtigkeit so viel weiter ging, und der berühmte Schlosser die beiden Themasius verwechseln und die Schlacht von Züllichau für eine gewonnene ausgeben, und sich darauf sogar mit der Behauptung vertheidigen konnte, es sei im Grunde gleichviel! —

Dienstag, den 26. Mai 1857.

Die Zeitungen melden, daß der Graf von Hahn, der theaterfüchtige, am 21. in Altona nach längerer Krankheit gestorben. Er war der Vater der katholisch gewordenen Gräfin Ida, und ein seltsames Gemisch von einander widerstrebenden Eigenschaften, im Gemeinen ein Höheres suchend, und das Höhere in's Gemeine ziehend, in der Erscheinung ein lustiger Bruder. —

Im Morgenblatte stehen lesenswerthe Nachrichten über das weimarische Theater unter Goethe's Leitung, aus ungedruckten Denkwürdigkeiten von Karl Eberwein. —

In Thiers weitergelesen. Seine kalte, den Schein der unpartheilichen Erwägung tragende Partheilichkeit wird mir stets unerträglicher, reizt mich bis zur Erbitterung. Von den aus Rußland zurückgekehrten Trümmern der großen französischen Heeresmacht sagt er, die jammervollen Kranken, Verwundeten, Halberfrornen, hätten in Preußen keine Zuflucht gefunden, man habe ihnen alles verweigert, „même à prix d'argent". Das ist, in wenig Zeilen wie im Vorübergehen ausgesprochen, die ungeheuerste Verläumdung; auf dem ganzen langen Zuge von Tilsit bis Berlin haben diese Tausende von Unglücklichen, in einem Lande, das von dem stolzen Heereszug sechs Monate früher ausgeplündert, ausgesogen, mit Willkürgewalt mißhandelt worden, sowohl von den Behörden als von den Einwohnern alle Hulfe und Pflege erhalten, die man zu

leisten noch im Stande war. In Berlin, dessen Thiers besonders erwähnt, hab' ich es mit eignen Augen gesehen, wie die gutmüthigen Bürger, und hauptsächlich die Frauen, mit Labung aller Art an die Wagen herantraten, auf denen die Elenden lagen, Speisen und Getränke austheilten, Leinwand zu frischen Verbänden, Streh, wollene Decken. Auch an freundlichem Zuspruch ließ man es nicht fehlen, das Mitleid überwog alle andern Gefühle, die Menschlichkeit vergaß in den Wehrlosen, Leidenden den verhaßten Feind. In der Behrenstraße, im Magnus'schen Hause, war eine Art von Kommandantur eingerichtet, die hauptsächlich damit zu thun hatte, die Unglücklichen unterzubringen oder weiterzuschaffen; täglich kamen ganze Züge von Wagen hier an, hielten stundenlang im rauhsten Wetter, bis ihre weitere Bestimmung entschieden war; manche Soldaten kamen auch zu Fuß mit, hinkten mit erfrornen Füßen, in Lumpen gehüllt, erschöpft, sie lagerten sich auf der Straße, in den Hofräumen, auf den Hausfluren, die Luft verpestete sich von dem Gestank, der all dies Elend begleitete. Unsre Berliner Frauen und Mädchen trotzten allem Ekel, aller Gefahr der Ansteckung, sie leisteten alle Hülfe, die irgend möglich war. Ich hab' es mit eignen Augen gesehen! Rahel wohnte in der Behrenstraße 48, das Magnus'sche Haus ist 46. Auch Dore bewies sich damals so thätig und hülfreich, wie bald nachher in Prag. —

Von dem wichtigen Gefecht bei Luckau, wo General von Bülow die Franzosen schlug und ihnen den Weg nach Berlin abschnitt, sagt Thiers kein Wort! —

Mittwoch, den 27. Mai 1857.

In Kassel sind gegen die schon zu Zuchthaus- und Gefängnißstrafen verurtheilten Prof. Bayrhofer und Dr. Kellner neue Strafen ausgesprochen worden. Nun ja, dort in Kassel! —

Nachricht aus Paris, daß die Neuenburger Sache zu Ende gekommen. Der König ist drum, und auch die Million Franken Entschädigung ist gestrichen. Das ist das Ergebniß des angestifteten Putsches, der großsprecherischen Drohungen, des Pochens auf das Recht, der Kriegsrüstung von 150,000 Mann! Jämmerlicher Ausgang, der im ganzen Lande das Ansehn des Königs herabsetzen muß! Die Gleichzeitigkeit dieses Nachgebens mit dem Besuch des Prinzen Napoleon läßt die Selbstständigkeit und Macht Preußens in zweifelhaftem Lichte sehen. Manche bedauern den König wegen der Demüthigung, viele gönnen sie ihm. Man sagt, die Minister hätten eine stille Schadenfreude, daß dem Könige diese Sache mißlungen sei, die er ohne und dann wider ihren Rath unternommen habe. —

Abends fuhren wir zu Frau Bettina von Arnim. Wir fanden die Schwester dort, Frau Ministerin von Savigny, die sehr freundlich und gesprächig war. Die drei Töchter kamen und gingen, die Frau Gräfin von Oriola fuhr bald nach Hause. Ein Verwandter aus Frankfurt am Main, Herr von Schweizer, Fräulein Armgart und Fräulein Gisela sehr artig und gut, es ging lebhaft her, ohne daß Störendes sich einmischte. Bettina lachte oft ganz herzlich, und schien im Ganzen ruhiger und zufriedner als sonst. Sie läßt sich täglich magnetisiren, wie es scheint mit einigem Erfolg. Wir blieben bis halb 11 Uhr, und wurden mit der eifrigsten Mahnung entlassen, bald wiederzukommen. —

Thiers hat wenigstens die Billigkeit, die That des Generals von Yorck nicht als die trahison du général Yorck zu be-

zeichnen. Aber er entschuldigt sich deßhalb bei seinen Landsleuten, und sagt in seinen etwas sonderbaren Wendungen: „Pour moi, qui écris ces tristes récits, je suis Français, et j'ose le dire, Français profondément attaché à la grandeur de mon pays, et cependant je ne puis, au nom même des sentiments que j'éprouve, exprimer un blâme pour ces patriotes allemands, qui, servant à contre-coeur une cause qu'ils sentaient n'être pas la leur, revenaient à la cause qu'ils croyaient être celle de leur patrie, et qui malheureusement l'était devenue par la faute du chef placé alors à notre tête." — Bei jeder Gelegenheit sonst ist er prahlerisch und partheiisch für die Franzosen, und wo von der Truppenzahl die Rede ist, hat er nichts als die französischen Angaben und die Lügen der französischen Bulletins sind ihm zuverlässige Wahrheiten. Die Kosaken der Obersten Tettenborn und Tschernischeff nimmt er wiederholt als 10,000 an; in Wahrheit hatten sie zusammen kaum 2000! —

Donnerstag, den 28. Mai 1857

In Schwerin völlige Begnadigung der bisher halbbegnadigten politischen Gefangenen, Opfer der Hinckeldey'schen Polizei. —

Der Lehrer Gercke, freigelassen auf die Bedingung nach Amerika auszuwandern, mußte vorher nachweisen, daß er die Mittel zur Reise besitze. Man brachte schnell 200 Thaler für ihn zusammen. Dann war ihm vorgeschrieben, an einem bestimmten nahen Tage mit einem benannten Schiff abzureisen, und es unterblieb nur, weil auf dem Schiffe kein Platz mehr zu haben war. Er wurde von der Polizei scharf befragt und mußte alle Personen namhaft machen, die er hier besuchen

Oder, das ſich um die Pyrenäen zuſammenzieht, vergißt man viele kleinere, die ſich am Ufer der Spree vorübergehend aus deren Dünſten bilden, um zuletzt mit jenem fernen Meteor in Eins zu verfließen.

Es heißt noch immer, daß in dieſem Jahre mit Zuverläſſigkeit die Provinzialſtände durch die ganze Monarchie in's Leben treten werden. Die Vorberathungen ſind nun vollſtändig abgethan, nachdem auch die Notablen der letzten Provinz, die des Großherzogthums Poſen, nun ihre Reihe gehabt haben. —

Tauſend Dank für die allerliebſten Papierſtreifen mit den goldenen Sprüchen unſeres theuren Einſiedlers! Er baut ſeine Worte zum Kunſtgebäude empor; er iſt ein Architekt der Sprache, wie Wolf ein Bildhauer. Prächtig iſt der Zug der Alliteration in dem herrlichen Spruch „Wolle fromm, denke frei, ſprich frank, trage friſch, handle froh;" auch Goethen hat man kürzlich eine Vorliebe für dieſe Gleichlitdung, und zwar in Meiſters-Wanderjahren rühmend nachgewieſen als eine Auszeichnung vor Anderen. In der That lernt man den Werth grammatiſcher Schönheit erſt erkennen, wo ſie dermaßen von Gehalt erfüllt iſt, daß ſie ſelbſt nur nothwendige Aeußerung deſſelben ſcheint, ohne Abſicht eigenen Hervortretens. Wie ſchönen Sinnes ſind hier die Beiwörter vertheilt! offenbar durch treffende Wahl, und wiederum ſo geboten, daß keine Wahl möglich dünkt, und nicht ein einziges läßt ſich verſetzen. Nicht minder glücklich iſt der Rhythmus in beiden. Sie haben mir ein liebliches Geſchenk gemacht; eine friſche Blume, auf angenehmem Wege von guter Hand gereicht, giebt keinen freundlicheren Eindruck. —

Ihr

K. A. V. v. E.

wolle, und er nannte sie alle, anstatt zu sagen, unter diesen Umständen würde er niemand besuchen als seine nächsten Verwandten. Er wurde auch mit augenblicklicher Wiederverhaftung bedroht, falls das geringste vorfiele, was ihn bloßstellte, er möchte nun selber daran schuld sein oder andre! Ein rauhes, barbarisches Benehmen gegen den Unglücklichen, der übrigens von unglaublicher Sorglosigkeit ist! Sein Schicksalsgefährte Levy hat sich geweigert nach Amerika auszuwandern, und bleibt deßhalb in Haft. —

In Thiers weitergelesen, und noch vieles Falsche, Entstellte gefunden. Er wiederholt immerfort moralisirende Betrachtungen gegen den unmäßigen Ehrgeiz, der sich selber zu Grunde richtet. Diese trivialen Lehren stehen ihm schlecht zu Gesichte, und der Staatsmann schwindet darin zu einem philiströsen Schulmeister ein. In andern Fällen ist er Weltmann genug, auch über das größte Unrecht, den schmählichsten Mißbrauch der Gewalt, leicht hinzugehen! —

Freitag, den 29. Mai 1857.

Endlich eine vernünftige, billige Stimme über den Briefwechsel zwischen Gentz und Adam Müller, in den Gränzboten, von Julian Schmidt; doch fühlt man, daß der Beurtheiler noch ganz außerhalb des Lebenskreises steht, den er bespricht; er sieht nicht die Wichtigkeit, die vieles in diesem hat, was der Briefwechsel mittheilt. — Von Wiesel ist auch die Rede, die Angabe jedoch, seine Schwester sei die Geliebte des Prinzen Louis Ferdinand gewesen, ist wieder eine Unrichtigkeit, die vermieden werden konnte; seine Frau war es. —

Fräulein Klärchen Steffens schickt mir ihre eben im Druck erschienene Uebersetzung aus dem Norwegischen, die Tragödie Salomon de Caus, von A. Munch. —

Lebhafte Vorgänge in Brüssel, im Parlament und auf der Straße; heftige Vorwürfe, die der kirchlichen Parthei gemacht werden, deren Schändlichkeiten offen ausgesprochen werden. Die Kreuzzeitung spricht freilich von Janhagel, Gesindel ꝛc. aber der gebildetste, der ehrenhafteste Theil der Bevölkerung jauchzte den Angriffen Beifall. —

In Paris giebt es auch allerlei Zeichen von Unzufriedenheit; im Theater wird ein Aufruf an das französische Volk massenweise ausgeschleudert; Prozeß gegen eine geheime Gesellschaft des francs-juges; Wahlbewegungen ꝛc. —

Herr Esquirou de Parieu ist zum Gouverneur der französischen Bank ernannt worden. —

Sonnabend, den 30. Mai 1857.

Brief und Sendung von Herrn Karl Eck; er schickt mir sein Gedicht — in acht Gesängen — „der verlorene Sohn“. Das Buch wurde während des Drucks von der Polizei weggenommen, nach einiger Zeit wieder freigegeben, dann fertig geworden auf's neue weggenommen, und dann abermals freigegeben, nun wohl schließlich. —

In Brüssel erneuerten sich die unruhigen Auftritte, auch vor Herrn Rothomb's Wohnung fanden Bezeigungen des Unwillens Statt; er hat sie verdient, denn er ist der Freiheitssache mehr und mehr abgeneigt geworden, aus selbstsüchtigen Antrieben, um sich bei den Gewalten des Tages beliebt zu machen. Die Unruhen in Brüssel werden keine großen Folgen haben, allein sie sind bedeutende Zeichen von der Stimmung der Menschen, und was für Gesinnungen unter der Hülle, welche die Regierungen gewaltsam und listig ausgebreitet, verborgen liegen, zum Ausbruche bereit, wenn einst wieder dessen Stunde schlägt. In Brüssel gilt übrigens der König und

überhaupt Hof und Regierung nicht als freiheitsfeindlich, ihm werden Huldigungen dargebracht, und nur das Pfaffenthum angegriffen.' —

Der König hat Herrn von Reumont aus Florenz wieder hieher berufen, wahrscheinlich soll er ihn wieder nach Marienbad begleiten. Daraus läßt sich nicht eben Erfreuliches erwarten; der Einfluß, wenn auch an sich nur klein, kann keine gute Richtung haben, der Einfluß eines pfäffisch gesinnten Augendieners! —

Ein junger Russe glaubt mir die angenehmste Schmeichelei für Preußen zu sagen, indem er versichert, man denke jetzt in Rußland sehr gut von Preußen, und sogar vom Könige, denn man rechne es uns hoch an, standhaft neutral geblieben und nicht auch Feinde Rußlands geworden zu sein; früher sei das anders gewesen, alle Welt habe in den Ton des Kaisers eingestimmt, der kein größeres Vergnügen gehabt, als über den König seinen Schwager zu spotten und zu schimpfen; nur ganz zuletzt habe Nikolaus gefühlt, daß er darin zu weit gegangen sei. (Der Kaiser machte sich am meisten darüber lustig, daß der König ein Kunstkenner, ein Förderer der Wissenschaften, ein gebildeter Geist sein wolle.) —

Pfingstsonntag, den 31. Mai 1857.

Unsre Zeitungen sprechen wiederholt von Amnestie; die Volkszeitung in beweglichster Weise, die aber, wie jede andre, nichts ausrichten wird! Sie hebt die Unwürdigkeit hervor, von den Begnadigten erst Bittgesuche und Reuversicherungen zu verlangen. Ein englisches Blatt faßt die Sache von andrer Seite, und fragt, ob denn das Volk schon Amnestie für die meineidigen, verrätherischen Fürsten gewähren wolle? es räth, sich nicht damit zu übereilen! —

Ein ruhiger stiller Tag, wir gingen nicht aus, und es kam kein Besuch, keine Botschaft. Doch gab es keine Viertelstunde, die nicht wäre thätig ausgefüllt gewesen. Keine Spur von Langeweile, im Gegentheil! Ich hatte mancherlei aufzuschreiben, viel zu überdenken. Der Abend kam heran, ehe wir's uns versahen; nach dem Thee spielten wir Schach. —

Das Gedicht „Der verlorene Sohn" von Karl Eck — der wahre Name ist aber Julius Levy junior — in Einem Athem durchgelesen. Ein merkwürdiges, sonderbares Erzeugniß, mit dem ich noch nicht auf dem Reinen bin. Talent und Kraft fehlen nicht, aber Anlage und Gang sind nicht fest und klar; man ist überrascht und verwundert, wie diese Sachen hier zusammengebracht sind, und zwar in achtzeiligen Stanzen. —

In Elberfeld ist eine Nummer der Times gerichtlich angeklagt und verurtheilt worden, wegen der Schmähungen und Spöttereien, die sie gegen den König enthält, der in der Neuenburger Sache als der Geprellte, von diplomatischen Höflichkeiten Gefoppte dargestellt wird. Auch österreichische Blätter machen sich über den Ausgang der Sache lustig. In der Schweiz und in Süddeutschland giebt es Zerrbilder. In Paris wird dergleichen nicht geduldet, denn Louis Bonaparte, sagt man, wolle den König noch nicht enttäuschen lassen, sondern ferner als dupe behalten! —

Verschiedene Behörden, der Magistrat von Berlin, die Direktoren der Gymnasien ꝛc. sind höheren Ortes aufgefordert worden, ihre öffentlichen Mittheilungen, Berichte ꝛc. vorzugsweise dem Ministerblatte „Die Zeit" einzureichen. Die andern Blätter wollen solche Bevorzugung bestreiten; sie wird aber ohne Zweifel durchgesetzt werden. —

Die außerordentlichen Jahrgehalte und sonstigen Vortheile — Macht, Einfluß, Ansehn — welche jetzt mit gewerblichen Anstellungen — sei es bei großen Gesellschaften oder einzelnen

Unternehmungen — verbunden sind, erregen bei den Staatsmännern ernstliches Nachdenken. Bisher war es in Preußen das höchste Loos irdischen Gedeihens, Generallieutenant oder Staatsminister zu werden, und dies fiel den Begünstigten immer nur in reifern Jahren. Jetzt giebt es Privatämter, in denen ein jüngerer Mann, Techniker oder sonst Geschäftsmann, gleich im Beginn Einkünfte von 5, 8 bis 10 tausend Thalern erhält, ja Herr von Unruh soll sich auf jährlich 20 tausend stehen, und noch größere Besoldungen und Gewinne stehen in Aussicht. Man fragt, ob es nicht bald dahin kommen werde, daß die vornehmsten Leute ihre fähigern Söhne dieser neuen Laufbahn zuwenden werden, und nur die unfähigern dem Staats- und Kriegsdienste vorbehalten? Ob daraus nicht ein tiefes Sinken für den Staat zu befürchten sei? — Neulich sagte ein General: „Ich bin noch so dumm gewesen, meine Söhne der Militairlaufbahn zu widmen, sie aber werden hoffentlich klüger sein.“ —

Pfingstmontag, den 1. Juni 1857.

Gestern Abend kam Herr Boris von Uexküll der jüngere, gestern von St. Petersburg hier eingetroffen. Sehr umsichtig und sachkundig ertheilt er Auskunft über die dortigen Verhältnisse. Herr von Meyendorff ist in einer unbedeutenden Anstellung untergebracht, bei seinem rasenden Ehrgeiz eine harte Strafe für ihn; dem Anschein nach ist er ganz in Naturstudien versenkt, und er preist diese als das größte Glück! Wie gern vertauschte er dies aber mit seinem ehemaligen Gesandtschaftspesten! — Graf Bludoff steht in seinem wohlverdienten Ansehn. — Die meisten Minister unbedeutend und nur einstweilig angestellt, um heranreifenden Günstlingen den Platz zu verwahren. — Schwierigkeiten wegen der Leib-

eigenschaft, sie kann nicht länger bestehen, und niemand weiß Rath, wie die Zustände gesetzlich einzurichten sein möchten. — Grüße der achtzigjährigen Geheimräthin von Uexküll, der klugen und feinen Frau. — Verliebe der Russen für Preußen, jetzt! —

Dienstag, den 2. Juni 1857.

Besuch von Herrn Dr. Michael Sachs. Er ist immer angeregt und anregend, das Gespräch sinkt nie mit ihm, Kenntnisse und Gedanken in gutem Bunde. Merkwürdige Betrachtungen über das Judenthum, das Christenthum lehre ihn moralisch nichts Neues, alles habe er schon im Judenthum, reiner, gesünder, kernhafter, ohne die alles verderbende Zuthat eines Persönlichen, das mehr als menschlich sein soll. Moses sei den Juden nur ein Mensch, sei ihresgleichen. Ueber Schelling und seine Lüsternheit nach Hebräischem, nach Kabbala. Ueber beide Humboldt, voll Ehrerbietung und Bewunderung. Auch ihm ist das Buch von Haym über Wilhelm von Humboldt als ein lebloses erschienen, eine fleißige Kritik geistiger Erscheinungen, der Mensch, der sie trägt, ist nicht zu sehen. —

Folgen der Aufregung in Belgien, die parlamentarischen Verhandlungen vertagt. Dem Könige und seinem Hause ruft das Volk Lebehoch, der Angriff geht nur gegen die Klerisei, ihre Herrschsucht, ihre Mißbräuche. Auch in Antwerpen, Gent, und besonders in Lüttich freisinnige Bewegung. —

In Frankreich Possenspiel der Wahlen. Der — Louis Bonaparte thut so, als gäbe er die Wahlen frei, pocht auf die Millionen, die für ihn gestimmt haben, erläßt aber Weisungen an die Präfekten, keine Kandidatur zu dulden, die mit aufrührischen Bezeigungen verbunden ist; da hat die Willkür

freiesten Spielraum. Für jede Wahl stellt die Regierung ihren Kandidaten öffentlich auf! —

Komisches Wort, auf die Bemerkung: „Du thust mir sehr Unrecht!“ wird erwiedert: „Noch lange nicht genug!“ —

Mittwoch, den 3. Juni 1857.

Besuch von Herrn Endrulat aus Hamburg; ein hübscher junger Mann, der gleich für sich einnimmt. Ueber die schleswig-holstein'sche Sache, ihren unklaren Verlauf, ihr klägliches Ende. —

Der — in Frankreich möchte gern, gleich unserer Kreuzzeitungspartei, die Unruhen in Belgien dazu benutzen, die dortige Freiheit zu verunglimpfen und wo möglich beschränken zu lassen. Er hat seinen Unwillen geäußert, seine Hülfe angeboten, die man nicht will noch braucht. Die knechtischen Blätter sprechen alle bedauernd von der Schwäche der belgischen Regierung, weil sie nicht gleich darein haut und schießt; im Gegentheil, sie zeigt ihre Stärke in ihrer Besonnenheit und Ruhe; die Angriffe sind auch gar nicht gegen sie gerichtet, sondern gegen ihre eigentlichen Feinde, die katholische Geistlichkeit und ihren Anhang. Der Sturm gegen diese Parthei scheint aber im Volk allgemein und längst vorbereitet gewesen zu sein, sie hatte zu frech und übermüthig ihre erschlichene Herrschaft zu niedrigen, habsüchtigen Zwecken mißbraucht. Die Sache selbst ist allerdings keine bloß belgische, sondern eine ganz Europa betreffende, aber in Paris sollte man sich hüten, sie als solche behandeln zu wollen, es könnte da mehr zur Sprache kommen, als den Gewalthabern lieb ist. —

Großes Unglück im Hauensteiner Eisenbahn-Tunnel! Ueber fünfzig Verschüttete, viele beim Hülfeversuch Erstickte! Angestrengte Arbeit, und wenig Hoffnung! —

Das gestrige und das heutige Fremdenblatt zeigen Schaaren von Russen an, die hier eintreffen, die neue Reisefreiheit wird ungeheuer benutzt. —

Am 2. starb hier in ihrem 91. Lebensjahre Frau Johanna Hartmann geb. Fichte, einzige Schwester des großen Philosophen, die ihm auch ähnlich gesehen haben soll. Sie lebte in der Familie ihres Schwiegersohns, des Inspektors Rammelsberg am zoologischen Museum. Ich habe nie von dieser Schwester etwas gewußt; sie nie von ihrem Neffen, dem Tübinger, noch von Fräulein von Kalb nennen hören. —

Donnerstag, den 4. Juni 1857.

Gleich nach dem Essen kam der Oberst-Mundschenk von Arnim (Pitt) zu mir. Er ließ sich führen, und schlich und stolperte langsam herein, meinte aber, es ginge seit einigen Tagen merklich besser. Gestern hat er auch zum erstenmal seine Schwägerin Bettina seit ihrem Unfall wiedergesehen, sie wollte bis dahin niemals ihn annehmen. Ihr Anblick hat ihn ganz erschreckt, ihr weißes Haar statt des früher braun und öfters röthlich gefärbten, befremdete ihn am meisten. — Er sagt mir, zum Sterben sei er ganz bereit, fürchtet aber jedesmal das Einschlafen, weil das Wiedererwachen einmal ausbleiben könne; ohne Gesellschaft aber schläft er leicht ein, und will daher immer Personen um sich haben; mit denen er sich unterhalten kann, er erzählt gern, weiß alte Sachen ganz genau, hört auch alles gern an, was man ihm mittheilt; von Zeit zu Zeit Exzellenz angeredet zu werden, genügt ihm schon. Seinen hohen Rang hält er sich gern als Spiegel vor, in welchem er sich überaus gefällt. Gebrechlich wie er ist, macht er alle Hofsachen mit, schleppt sich täglich in's Theater, ißt an guten Tafeln zu Mittag ꝛc. Der ächte zähe, stand-

haſte Hofmann, mit ſo viel Bildung und feiner Sitte wie wenige! —

Freitag, den 5. Juni 1857.

Herr von Reumont iſt aus Florenz hier ſchon eingetroffen, und ſoll den König nach Marienbad begleiten. Er iſt nicht wenig ſtolz auf dieſe Auszeichnung, möchte aber doch lieber, daß ihm ein Theil der Ehre als baares Geld ausgezahlt würde. —

„Memoiren des Generals der Infanterie Ludwig von Reiche. Herausgegeben von ſeinem Neffen Louis von Weltzien, oldenburgiſchem Hauptmann. Leipzig, 1857." 2 Bände. 8. Ich kenne ſie längſt, der Abdruck ſcheint dem Manuſkripte gemäß, nichts weggelaſſen, nichts zugeſetzt. In einer Anmerkung wird der Brief Müffling's mitgetheilt, worin dieſer Reiche'n verſichert, Bülow ſelber habe ihm vertraut, Reiche ſei derjenige geweſen, der den Entſchluß bei Groß-Beeren auch ohne Befehl den Feind anzugreifen, hervorgerufen. Schon in früheren Blättern habe ich angemerkt, daß die Angabe Müffling's von ihm nur erlogen ſei; es iſt nicht denkbar, daß Bülow, der für Müffling nur Haß und Verachtung hegte, mit ihm je ſo vertraulich geweſen, um ihm etwas zu ſagen, was noch dazu ſeinen eignen Ruhm ſchwächte. Müffling hat Reiche's Eitelkeit benutzt, um dieſen mit Bülow in Nebenbuhlerſchaft zu ſtellen, und dem letztern, den er ſeinerſeits grimmig haßte, den Ruhm zu beſchnitzeln. — Von den Zeitgenoſſen glaubt es keiner, was Reiche hier mit Müffling's Zeugniß erhärten will! —

Sonnabend, den 6. Juni 1857.

Louis Bonaparte fühlt seine Lage: wegen der Unruhen in Belgien, die nur gegen die Uebergriffe der Geistlichkeit gerichtet sind, will er 70,000 Mann Beobachtungstruppen an der Gränze aufstellen! Das böse Gewissen zeigt sich; er ist mit der katholischen Geistlichkeit eng verbunden, und weiß recht gut, daß der Volksgeist im Allgemeinen diese Verbindung verwirft. —

Der elende Granier de Cassagnac hat die freche Behauptung aufgestellt, dem Präsidenten Louis Bonaparte sei ein Staatsstreich zum Behuf der Diktatur auch von Changarnier, von Thiers, von Falleux ꝛc. angerathen worden. Changarnier hat ihn auf's kräftigste Lügen gestraft und die Beschuldigung abgewiesen.

Einige Invaliden haben hier das traurige Vorrecht, an bestimmten Stellen im Thiergarten mit Drehorgeln (Leierkasten) zu stehen, und den Vorübergehenden durch ihre kläglichen Töne ein Almosen abzulocken. Dieses Aergerniß wird nun aufhören, den Invaliden — meist Verstümmelte — soll ein zu ihrem Unterhalt ausreichendes Jahrgeld ausgeworfen werden. Die Melodieen, die sie auf ihren Walzen hatten, waren polizeilich bestimmt! Nichts Heiteres, Volksmäßiges war darunter! —

In Minden ist die lästige Prüfung der Reisenden auf dem dortigen Bahnhof, über die jederman klagte und die zu gar nichts nützte, endlich abgestellt worden. Der übelberüchtigte Präsident Peters dort hat wiederholte Befehle deßhalb empfangen müssen; jetzt aber will er sich die Ehre davon beimessen, doch niemand glaubt ihm. —

Man spricht von außerordentlicher Einberufung des Landtags, um dem Prinzen Friedrich Wilhelm bei seiner Vermählung eine angemessene Dotirung festzusetzen. Diesen Anlaß hofft man benutzen zu können, um die längst und sehnlichst

9.

Oelsner an Varnhagen.

Paris, den 3. März 1823.

Faſt möchte ich Berlin um ſeinen grimmigen Froſt beneiden. Er konnte, Hochverehrteſter, unmöglich ſo ſchlimm ſein, wie unſer hieſiges Wetter, das ein Proteus von Näſſe und Kälte, von Nebel und Wind, zur Qual meiner Nerven, nun ſeit vier Wochen ſchon hartnäckig anhält. Giebt es etwas Unausſtehlicheres, als das Schnauben und Pfeifen der Thüren und Fenſter! Gereizt, erſchüttert, ſtumpf und mürriſch fühle ich mich unaufgelegt zu der geringſten geiſtigen Beſchäftigung. Wahrlich, um nicht zu verzagen, bedurfte ich Ihrer ermunternden Worte. Aber ſie ſind zu ſchmeichelhaft. Daß ſich mein Kopf wieder erhohle, bezweifle ich nicht (er war von jeher intermittirend) nur politiſche Schriftſtellerei taugt zu ſeiner Geneſung ſchwerlich. Dieſe Laufbahn iſt mit gar zu viel Diſteln und Dornen beſteckt und leider, ſtreift jene der reinhiſtoriſchen Arbeiten, die zu vollenden mir Gemüthsruhe fehlt, an das nämliche Geleiſe. Man thäte am beſten Kohl zu pflanzen, in Zeiten, wo der Partheigeiſt die unſchuldigſten Gedanken deutet und vergiftet, wo z. B. niemand ſich unterſtehen darf, der Kreuzzüge auf eine ſchonende Weiſe zu erwähnen, ohne bei Jeſuiten und Ultra in den Verdacht aufwiegleriſcher Abſichten zu gerathen, denn die Epoche der Kreuzzüge wird von ihnen als eine durchaus revolutionelle betrachtet.

Hrn. Immermann, wenn Sie ihn kennen, danken Sie von meinetwegen für ſein löbliches Werk. Goethe iſt die recht eigentliche Ehrenkrone der deutſchen Litteratur. Ihn, und nur ihn, kann man dem Auslande mit voller Zuverſicht

gewünschte Vermehrung der Zivilliste des Königs zu bewirken. Der König verlangt dies heftigst, die Minister aber fürchten sich diese kitzliche Sache in die Hand zu nehmen. —

Herr von Reument hatte in Rom auf Befehl des Königs Unterhandlungen angeknüpft, um zwischen dem preußischen protestantischen Johanniterorden und dem in Rom noch fortbestehenden katholischen eine Verbindung herzustellen. Dies konnte für die protestantischen Johanniter gefährlich werden, ist aber zum Glück ganz gescheitert. Unsre Edelleute sind froh darüber; sie fanden das ganze Unternehmen unberechtigt und unwürdig; der katholische Johanniterorden ist seit langer Zeit käuflich, für 100 Dukaten kann jeder hinein, der katholisch und adlich — oft nur angeblich adlich — ist. Die Römer forderten gleich zuerst, daß der hiesige Johanniterorden sich den Katholiken öffne, wollten aber keine Gegenseitigkeit zugestehen. — Dergleichen nutzlose Liebhabereien werden bei uns zu den wichtigsten Staatsgeschäften! Preußen wimmelt von solchen Allotrien; Bisthum Jerusalem, Neuenburg, Jahdebusen, Schwanenorden ꝛc. —

Der König hat in der Heiligengeiststraße den abhanden gekommenen „Reidkopf" wieder auffinden, ankaufen und dem Eigenthümer des Hauses, an das er ursprünglich gehört, wieder zustellen lassen; er prangt nun wieder über der Hausthüre. —

Sonntag, den 7. Juni 1857.

Schlechte Nacht, viel Husten. Wieder die alten Träume vom ärztlichen Lebensberuf und verspäteten Studien; ich mußte mir im Traume nach und nach die Wirklichkeit zusammentragen, um jenes Wahnbild zu besiegen. —

Geschrieben. Notizen zu einem litterarischen Aufsatze

zusammengestellt, über die romantische Schule, deren Persönlichkeiten und gesellschaftliche Wirksamkeit, „revolutionairer Anfang, höfischer Schluß". In Heine, der anfangs ihr Zögling war, aber ihre Wendungen nicht mitmachte, bekam ihr Schluß wieder einen revolutionairen Nachzug. Ein reiches Thema! Einige Monate stillen Landaufenthaltes und leidlicher Gesundheit, und die Sache ist fertig! —

In Fichte's Leben gelesen, — ein so gutes, liebes Buch — mit einigen Nachhülfen könnte es ein ganz vortreffliches sein! Bei Franzosen und Engländern würde dasselbe durch neue Auflagen längst ein solches geworden und allgemein verbreitet sein. —

Wunderbar! Sachen, die uns vor vierzig, dreißig Jahren den größten Reiz hatten und die angenehmste Würze dünkten, erschienen mir heute ganz abgestanden und schal! Ich hatte nach Börne's Schriften gegriffen, in der Meinung ergötzliche, frische Unterhaltung zu finden, aber mit jeder Seite mehr wuchs meine Enttäuschung! Ich konnte das widrige Gefühl nicht lange ertragen, und mußte das Buch mit größter Verstimmung weglegen. Ich kann mir doch wohl erklären, wie der Eindruck von heute dem früheren so ganz entgegensteht. Börne gehörte dem Tage, dem Tage mit allen Verhältnissen und Bedingungen desselben an, was er sagte, traf diese Zeitumstände, war diesen gemäß, ihnen entrückt, hat es nichts Treffendes mehr, im Gegentheil erscheint nur noch das Unreife, Wegfallende, Ueberbotene, und dazu noch ein größeres, nicht auszugleichendes Uebel, nämlich man merkt, daß Börne selber in seiner kurzen Laufbahn ein andrer wird, als der er zuerst war; anfangs zeigte er edlen Ernst, frische Theilnahme des Herzens, Sinn für's Allgemeine, nach und nach wird daraus bittres Mißwollen, dünkelhafte Selbstsucht, freche Willkür. Ein sittlicher Kern fehlt zuletzt ganz und gar. Ganz verkehrt sind die Urtheile, die zuletzt über Börne und

Heine von den Schriftstellern gefällt wurden; in Börne wollten sie strenge Tugend verehren, in Heine den Mangel derselben beklagen; ganz umgekehrt! Heine hat bis zuletzt einen tiefen sittlichen Kern gehegt, Börne ihn frivol weggeworfen, wie seine Verachtung Deutschlands, seine Schmähung Goethe's, seine Eitelkeit und Willkür zeigen. Ich machte beim Lesen diese bittre Erfahrung, daß der einstige Lieblingsschriftsteller mir nichts mehr ist. Ich möchte, daß auch Andre diese Probe anstellten! —

Montag, den 8. Juni 1857.

Nachmittags zwei starke Knalle hintereinander. Man erfuhr noch Abends, daß das Laboratorium des Feuerwerkers Doberment in der Kirschallee vor dem Oranienburgerthor aufgeflogen, und außer dem Feuerwerker noch drei Menschen dabei umgekommen sind. —

In Belgien ist der Justizminister Alxhons von Rothomb einer der heftigsten Eiferer für die Pfaffenpartei. Der hiesige belgische Gesandte gleiches Namens — ich weiß nicht, ob ein Bruder oder Vetter von jenem — dient ihr nicht minder, und macht sich bei den katholischen Leuten beliebt, während er bei den protestantischen wieder freisinnig thut. — Verächtliches Diplomatenpack! —

Dienstag, den 9. Juni 1857.

Der König nach Marienbad abgereist, die Königin nach Töplitz. —

Die Unruhen in Belgien beschwichtigen sich schon; das Wohlthätigkeitsgesetz, d. h. die Ueberweisung aller Hülfsmittel

an die Geistlichkeit, wird zurückgezogen, was freilich von den Leuten der Gewalt als eine große Schwäche, als ein Nachgeben der schlimmsten Art bejammert und angeschuldigt wird. Die französische Drohung, an der belgischen Gränze Truppen zu versammeln, wird auch schon wieder geläugnet. Für den Augenblick will man alles gut sein lassen. Zum Herbst wird die glimmende Asche wieder Funken sprühen. —

Mittwoch, den 10. Juli 1837.

Ausgegangen mit Ludmilla. Zur Ausstellung der Gemählde des verstorbenen Mahlers Krüger, im Akademiegebäude. Sehr unterhaltende Bildersammlung, eine Menge namhafter Berliner auf der großen Parade vereinigt, ein schon jetzt ganz geschichtliches Bild, eine Zeit darstellend, die nur in einigen Personen noch fortlebt, die meisten sind längst fort, oder ganz veraltert, die Uniformen sind andre, die Kleidertrachten. Achtzehn Jahre sind seitdem verflossen, nur achtzehn Jahre! —

Mit Ludmilla gegen Abend in den Thiergarten zu Frau Bettina von Arnim gefahren. Wir trafen sie ganz allein, und waren sehr willkommen. Sie hat in der letzten Zeit gute Fortschritte gemacht, kann rascher und sicherer gehen, auch die Finger leichter bewegen. Sie wird täglich über eine Stunde magnetisirt. Ludmilla machte den Thee, Bettina war ganz vergnügt, ja lustig, unsre Gespräche waren im besten Gange. Nach einer Stunde kam Fräulein Armgart. — Noch später kam Fräulein Gisela, die im Theater gewesen war, und die Julia von Fräulein Seebach gesehen hatte. — Es wurde viel gelacht und gescherzt, besonders lachte Bettina mehrmals so recht von Herzen, daß es mir ganz wohlthat. Fräulein Armgart wollte Goethe'n anklagen, er habe kein Herz gehabt,

ich trat stark wieder diese Lästerung auf, zur Freude Bettinens. „Eine Tochter Bettinens darf das sagen?“ — „Ja, grad eine Tochter Bettinens, mit der ist er schlecht umgegangen, er hat sie ausgesaugt, und sich mit ihr geschmückt!“ — Gegen diesen Wahn ließ in Gegenwart der Mutter sich nichts Rechtes aufbringen. Ich vertheidigte aber Goethe's Kälte und Zurückhaltung, und sagte, wenn er anders gewesen wäre, wie würde man ihn dann erst tadeln! Dies mußt' ich Bettinen in leiserem Gespräch wiederholen und genauer angeben, ich sagte, wenn er die leidenschaftliche Zuneigung eines jungen Mädchens aufgenommen, benutzt, ihre Liebkosungen erwiedert hätte .... da überraschte sie mich durch die leise, doch sehr bestimmt gesprochenen Worte: „Und er hat's gethan! grade das hat er gethan!“ worauf ich nun nichts weiter entgegnen durfte! Frühere Aussagen und das ganze Buch sagen freilich das Gegentheil, aber Bettinen schien es in dem Augenblick unerträglich, daß Goethe von ihrer jugendlichen Weiblichkeit nicht sollte fortgerissen worden sein, ihre Eitelkeit forderte, daß er erwärmt, angeregt, seiner nicht mächtig gewesen, und so sagte sie keck die Unwahrheit, die für ihn und für sie eigentlich wenig Rühmliches, aber ihr doch eine Art Triumph brachte. — Ueber Voltaire wurde manches gesprochen, Bettina sprach zu seinen Ehren gegen Armgart, die ihn angriff, ich mußte ausführlicher über ihn sprechen, dann auch über Corneille, Racine, Moliere. — Vielfache Spötterejen über den jetzigen Großherzog von Weimar und allerlei Geschichten, was er zu Bettinen gesagt, wie er glaube durch einen Händedruck die Leute für Weimar zu gewinnen ꝛc. —

Die Zeitungen melden, daß Nebenius am 8. in Karlsruhe gestorben, er war seit einiger Zeit erblindet. Ein trefflicher Mann, dessen Andenken nicht erlöschen wird, so lang man Badens nicht vergißt. Den Ereignissen von 1848 war er freilich nicht gewachsen, aber er meinte auch nicht, daß er durchaus darin eine Rolle spielen müsse! —

Wahlbewegung in Frankreich, republikanische Kandidaten im Vorschlag, orleanische; fürerst nur wenige und schwierig durchzusetzende, aber die Sache ist wichtig als der erste Schimmer einer mit den bestehenden Gesetzen verträglichen Opposition innerhalb der Formen, die der Staatsstreich gesetzt hat. In Frankreich kann dergleichen von großen Folgen sein, mittelbar, weiterhin. Auch kann sich durch dergleichen Regungen der Tyrann genöthigt glauben, zu weiteren Gewaltthaten überzugehen, die heuchlerischen Formen selber zu zerbrechen. Schufrige Frechheit: Den Worten nach soll die Wahl frei sein, den Maßregeln nach ist alle Freiheit ausgeschlossen. Indeß, die Franzosen leben noch, und werden sich schon wieder helfen, sie haben den alten Napoleon, die Bourbons und den Louis Philippe überstanden, das will viel sagen! —

In Berlin große Gleichgültigkeit der Wähler! Zur Wahl eines Stadtverordneten fand sich nur ein Siebtheil der Berechtigten ein! Natürlich, wie die Freiheit fehlt auch der Eifer! Daß aber die Freiheit nur im Schein vorhanden, daß Verwaltung und Polizei alles thun was ihnen beliebt, das fühlt jederman. —

Das Appellationsgericht hat das in erster Instanz freisprechende Urtheil für Goedsche und Lindenberg vernichtet, und beide verurtheilt, erstern zu Gefängniß, leztern zu Geldstrafe, wegen Beleidigung des Polizeidirektors Stieber. Die Kreuzzeitung wehklagt ob ihrer beiden Lieblinge, hofft aber auf das Obertribunal. —

In der Hasenhaide bekam ein wachtstehender Dragoner Streit mit einem Manne, der einer Weisung nicht folgen wollte, andre Leute kamen dazu, der Dragoner wurde angegriffen, hieb mit dem Säbel um sich herum, verwundete einen Mann, es kam Hülfe und die Leute zerstoben. Seit dem Belagerungszustande das erste Beispiel, daß das Volk die Wachtposten wieder nicht scheut, mit dem Militair im Dienst sich in Kampf einläßt! —

Freitag, den 12. Juni 1857.

Nachmittags Besuch von Herrn Luigi Bossi. Von italiänischen Zuständen, litterarischen Verhältnissen. Ueber Reumont's augendienerische Arbeit über Galilei, seine Zurechtmachung der Geschichte nach den Wünschen der Mächtigen ꝛc. Bossi behauptet, Reumont kenne Italien doch nicht recht, trotz seines zwanzigjährigen Aufenthalts, — oder wolle es nicht kennen, sage ich. —

Das Kammergericht hat gegen die Polizeibehörde entschieden, daß sie jederzeit, bei Tag und Nacht, die Pflichtexemplare der Zeitungen anzunehmen, und den Empfang zu bescheinigen habe, die wirkliche Ausgabe der Zeitungen nach Hinterlegung des Pflichtexemplars könne ungehindert erfolgen. —

Die Zeitungen melden, daß Humboldt nun das Großkreuz der Ehrenlegion bekommen hat. So ist der Mißgriff des Prinzen Napoleon und Walewski's wieder gutgemacht. —

Sonnabend, den 13. Juni 1857.

Nachmittags in meinen Papieren viel gearbeitet; freilich nur eine Art Flickwerk, aber eben so nöthig als mühsam. Mannigfache Gedanken über unsre Litteratur, die an den traurigsten Gebrechen leidet, alles ist vereinzelt, der Zeit wie dem Raume nach, an Gesammtwirkung ist nicht zu denken. Der Werth der Hervorbringungen steht für sich, wir haben so Schönes und Hohes, wie irgend eine Nation, davon ist keine Rede; aber wie verhält es sich zur Nation, wie wirkt es in ihr? alles nur einsam, abgesondert, ohne gleichzeitiges Zünden, ohne tausendstimmigen Wiederhall. Ganze Geschlechter gehen hin, und man weiß nicht, welchen Antheil sie hatten an dem Geiste der Zeit, an der Bildung und Leidenschaft, die sich in ihr aussprachen; bisweilen kommt es mir vor, als wäre die Litteratur für die Wirklichkeit des Lebens nur wie ein Traum, den man mit hinnimmt in den Tag, aber weiter eben nichts daraus macht. Die Nation für ihr eignes Leben aufmerksamer, empfänglicher zu machen, ist eine wichtige Aufgabe; die Richtung ist auch erkannt, ist angenommen, aber wie gering sind die Fortschritte! In manchem Betracht scheinen wir sogar zurückgegangen, und mehr auseinander, als zu der Zeit, wo es noch keine Eisenbahnen, Schnellposten und Schnellpressen gab. —

Sonntag, den 14. Juni 1857.

Nachrichten aus Kopenhagen lassen erwarten, daß die dänische Regier[illegible]g das Ansinnen Oesterreichs und Preußens in Betreff Holsteins und Lauenburgs zurückweisen werde. Man schimpft in Kopenhagen heftig auf die deutschen Mächte, und in der That haben diese es reichlich verdient, nicht sowohl im Sinne der Dänen, als in dem der Deutschen selbst. Die

Regierungen haben die größte Schwäche, Unsicherheit und Schwankung, ja wahre Verrätherei in dieser Sache gezeigt, von Anfang an. Auch jetzt wieder ist es nicht die deutsche Sache, das Leiden der deutschen Länder, welches die Schritte der Mächte veranlaßt, sondern die demokratisch-revolutionaire Parthei in der dänischen Regierung möchte man niederwerfen, wenigstens ihre Handlungen hemmen. Die Dänen merken das sehr gut, und werfen uns Falschheit und Eigensucht vor. Nun wird das Ganze doch zur Klage beim Bundestag gebracht werden. Wie längst hätte das geschehen sollen! Und wie langwierig und erbärmlich wird das Verfahren sein! —

Dienstag, den 16. Juni 1857.

Geschrieben; Quälereien für fremde Angelegenheiten, Rathschläge, Vorschriften. Die Schriftsteller und Rechtsgelehrten wissen oft nicht wie sie ihre Sachen stellen sollen, wie übel dran sind die Leute geringen Standes! Dazu kommt, daß das Leben immer verwickelter, immer belasteter wird. Es verdiente eine gründliche Schilderung, wie anders vor fünfzig, sechzig Jahren das Leben in Berlin war, als jetzt, in gewerblicher, polizeilicher, militairischer Hinsicht; wie viele Gesetze gab es damals noch nicht, innerhalb deren jetzt das Leben sich bewegen muß! —

Die Antwort aus Kopenhagen ist schon erfolgt, man sagt es Oesterreich und Preußen grade heraus, sie hätten sich um die dänische Sache nicht zu kümmern. Die Stimmung ist aber am gereiztesten gegen Preußen, das allerdings in der schleswig-holstein'schen Sache sehr verschiedene Rollen gespielt hat. Und was wird es jetzt für eine spielen? niemand erwartet eine ernste, kraftvolle. —

Spottlied auf den Verlust Neuchatels, abschriftlich in

Umlauf, und in der Schweiz auch gedruckt — man meint aber, das werde nur vorgegeben, um die hiesige geheime Presse zu verbergen. —

Ein Handwerker hat in einer Bierschenke sich über den König lustig gemacht, und ihm verschiedene Schmähnamen beigelegt. Er wurde verhaftet, aber die Polizei ließ ihn laufen, weil sie jetzt von dergleichen keinen Lärm gemacht wissen will. „Kommt so was zur Kenntniß des Königs, so kann es ihm die ganze Brunnenkur verderben, und er dankt der Polizei nicht die Bestrafung, sondern verlangt von ihr die Verhinderung solcher Frevel."

In Belgien ist die Ständeversammlung vertagt, das Ministerium beibehalten; der König hat eine Erklärung ergehen lassen, in der er verlangt und erwartet, daß die (kirchlich-katholische) Mehrheit die Berathung des Wohlthätigkeitsgesetzes eingestellt sein lasse. Die Ultra's schreien darüber, erklären es für ein trauriges Beispiel von Schwäche, von Fügsamkeit einem Straßenunfug gegenüber. Unsre Ultra's haben sich aber auch solchem gefügt. Barrikaden, Revolution haben gleich den Staatsstreichen ihren Schauplatz auf den Straßen, und die Großmäuler der Kreuzzeitung würden gleich verstummen, wenn es wieder einmal Ernst wurde, und dieser in die Dessauer Straße rückte. — Uebrigens machen die belgischen Vorgänge in allen katholischen Ländern großen Eindruck, man erkennt die Herrschsucht, die Gewaltsanmaßung, den Uebermuth der Kirche, und erschrickt über die Gefahren, in denen alle Freiheit schwebt. In der That, die Fortschritte der Hierarchie in allen Ländern sind ungeheuer, und besonders auch in Preußen, wo überall die Jesuiten Fuß fassen und Anhang und Reichthum gewinnen. Aber es ist doch alles ohne Halt, der Einfluß und die Macht sind nur da, so lange man sie gelten läßt; ein revolutionairer Sturm, und alles fällt zusammen. —

nennen. Wir ſind nicht ſo übermäßig reich an großen Männern, um den Einen leichtſinnig verunglimpfen zu laſſen. Doch während in der Heimath der geniale Greis geläſtert wird, tragen die Franzoſen ſeinen Ruhm zu den Zinnen des Olymps. Sie werden es aus beifolgender Ueberſetzung ſehen. An einige Schnitzer, einige Quiproquo müſſen Sie ſich nicht ſtoßen. Dergleichen ſind hier zu Lande unvermeidlich. Ihren Namen werden Sie verſtümmelt finden.

Die „Reiſe nach den Pyrenäen", Frau von Varnhagen beſtimmt, hat zum Verfaſſer einen blutjungen Menſchen von ungemein viel Geiſt, Herrn Thiers.

Hinter Herrn de l'Or ſteckt Klaproth. „Etude littéraire sur Paul et Virginie" iſt, in Lamontan's Ihnen bekannter Manier, tiré à quatre épingles, aber leſenswerth.

Herr Schmalz überraſchte mich nicht wenig mit ſeiner Initiative (Ueber die preußiſchen Provinzialſtände). Meine Bedenklichkeiten legten ſich, ſobald ich ſah, daß die desideria nie laut, ſondern wie vor Zeiten, fein ſtillchen ad protocollum gebracht werden. Der Freund des Vaterlandes hat vermuthlich an den Thüren gehorcht. Von ſeinem Standpunkte aus, den ich nicht zu nehmen wüßte, macht Buchholz treffende und triftige Einwendungen. Nur eine Frage möchte ich mir erlauben und zwar: was unter gegenwärtigen Umſtänden der preußiſchen Monarchie mit ſtändiſcher Verfaſſung gedient ſein könnte? Die auswärtigen Verhältniſſe ſind dermalen Hauptſache. Große Begebenheiten ſcheinen im Anzuge. Je ungebundener ein Kabinet das Genie beſitzt, deſto beſſer benutzt es die Gunſt der Augenblicke.

Hr. von Voß iſt unerwartet früh dem Fürſten von Hardenberg gefolgt. Sonderbares Geſchick, aus den Eitelkeiten dieſer Welt abberufen zu werden, gerade wie er im Begriff ſtehet, die Tonleiter der menſchlichen Eitelkeiten rein

Mittwoch, den 17. Juni 1857.

Die Vergänge in Belgien werden von den Zeitungen fortwährend eifrig besprochen. Die Mäßigung und Klugheit des Königs Leopold wird nun auch in russischen Blättern lobpreisend anerkannt, was unsren Ultra's bitter schmeckt! —

Auf Rügen soll ein Kriegshafen angelegt werden, dessen Kosten vorläufig zu acht Millionen Thalern veranschlagt sind. Wahre Tollheit! Und nach dem eben erlebten Beispiele, wie vergeblich Rußland sein Sebastopol und seine Flotten hatte! —

Der Dombau in Berlin wird auch wieder aufgenommen, doch sollen die Kosten nicht auf dem Staatsbudget figuriren. Meint man, sie durch Beiträge der Frömmler aufzubringen? — Nutzlose Unternehmungen und traurige Verschwendungen überall wo man nur hinblickt! Zum Herbst wird man in allem Ernst wieder an neue Steuern denken. —

Unsre Akademie der Wissenschaften soll eine neue Organisation erhalten; man will die Theologie hineinbringen! Der Plan ist noch sehr geheim, und die ihn betreibende Parthei sucht nur erst in aller Stille den König dafür zu gewinnen. Einer unsrer Pfaffen hat den Rath ertheilt, man solle noch warten, bis Humboldt nicht mehr da ist! — Meines Erachtens wird aus der ganzen Sache nichts, sie ist allzu arg, und Muth und Geschicklichkeit fehlen, die solchen Unsinn ausführen könnten! —

Abends mit Ludmilla in den Thiergarten zu Frau Bettina von Arnim gegangen. Wir fanden sie minder gut, als das letztemal; sie war Nachmittags im Zimmer über ihr Kleid gestolpert und hingefallen, und zwar unverletzt gleich wieder aufgestanden, schien aber doch von der Erschütterung zu leiden. —

Der General von Selasinsky hat zur Feier des heutigen Jahrestages der Schlacht von Kollin einen Plan und eine Schilderung dieser Schlacht in der Spener'schen Zeitung mitgetheilt, beides ziemlich schlecht, der Vortrag ist dürftig und farblos, man hört den Unteroffizier heraus, der seinen Dienstbericht erstattet. Wer so genau sein will, sollte auch nicht die Verse, welche Friedrich der Große an Voltaire gerichtet hat, für an d'Argens gerichtete ausgeben. Pfuel pflegte dergleichen Generale, wie Selasinsky, Reiche ꝛc. mit dem sprechenden Beiworte „Kommiß" zu bezeichnen; an ihrer Stelle mögen sie ganz gut sein, wenn sie aber in ein höheres Gebiet übersteigen wollen, wird gleich klar, daß ihnen dazu die Berechtigung fehlt. —

„Goethe im Recht gegen Newton. Von F. Grävell. Berlin, 1857." Hier tritt ein rüstiger Kämpfer für die Goethe'sche Farbenlehre auf, angeregt von Schopenhauer. Er geht mit der Sprache dreist heraus, und greift den alten Glauben und dessen Pfaffen recht ordentlich an. Die Schreibart gefällt mir doch nicht. —

Erzählungen aus den Provinzen, besonders aus Pommern, man klagt bitter über den Behördendruck der dort ausgeübt wird, über die dreisten Uebergriffe der Polizei und besonders auch der Geistlichkeit. Eine Menge lästiger Vorschriften werden gegeben, von denen man in der Hauptstadt nichts weiß, alle Lebensthätigkeit wird enger und enger umschränkt. Die Preßfreiheit ist nur scheinbar, alles ist gemaßregelt oder eingeschüchtert. Die Prediger nehmen weltliche Maßregeln zu Hülfe, um ihre Kirchen zu füllen, es gelingt ihnen aber nicht. Im Volke, bis zu den höheren Ständen hinauf, herrscht ein unbeugsamer Trotz, ein innerer Hohn voll Verachtung, und wenn die Gelegenheit kommt, können heftige Ausbrüche erfolgen. —

Freitag, den 19. Juni 1857.

Die Zeitungen melden, daß Bakunin von Schlüsselburg nach Twer zu seinen Verwandten entlassen wird, um fürerst seine Gesundheit herzustellen — er soll besonders an den Augen leiden —, späterhin aber seinen Aufenthalt im südlichen Sibirien haben soll, wo er innerhalb eines großen Stadtbezirkes völlig frei sein würde. — Unsre Blätter regen auf's neue, doch ganz vergeblich, das Verkünden einer preußischen Amnestie an. Der Minister von Manteuffel soll vor kurzem geäußert haben, diese sei nur bei einem Regierungswechsel zu erwarten. —

Brief von Humboldt, sehr verbindlich für Ludmilla und mich in Betreff meines Bildnisses und seiner Unterschrift. Herr Richard Zeune hat es ihm zugestellt, er aber scheint zu glauben, daß es von mir komme. —

Die Stadt ist ungewöhnlich lebhaft durch die Theilnehmer am Wettrennen der Pferde und durch die schon eintreffenden Besucher des nahen Wollmarkts. Alle Edelleute und Pächter der Mark strömen herbei, Kaufleute aus England, Hamburg ꝛc. —

Sonntag, den 21. Juni 1857.

Louis Bonaparte will sich in den Streit Deutschlands mit Dänemark als Vermittler oder Schiedsrichter einmischen, und ihn als eine europäische Angelegenheit behandeln. Noch behaupten Oesterreich und Preußen und mit ihnen der Bundestag, es sei eine rein deutsche Sache, und sie lasse keine fremde Einmischung zu; noch! aber man fragt, wie lange sie dies thatsächlich behaupten werden? man zweifelt nicht an ihrem Nachgeben, falls Bonaparte auf seinem Willen besteht; läßt man aber französische Einmischung zu, dann ist es aus mit

dem politischen Ansehn, dann ist die tiefste Verachtung unausbleiblich. — Die beiden Höfe sind selber auf gespanntem Fuß: man meint, der Kaiser von Oesterreich werde mit dem Könige von Preußen in Töplitz zusammen kommen, und dieser Sache wegen. Man hofft, Bonaparte werde in seiner jetzigen Lage nicht zu fest auftreten, sondern den Höfen nachgeben. —

Montag, den 22. Juni 1857.

Nikolai Turgenieff, der viele Jahre als russischer Flüchtling in Paris gelebt und dort ein scharfes Buch über Rußland veröffentlicht hat, ist vom Kaiser begnadigt und in seine Würde als Wirklicher Staatsrath und in seine Orden wiedereingesetzt worden. Auch andre russische Begnadigungen finden Statt. —

Dienstag, den 23. Juni 1857.

Geschrieben. Bemerkungen für ein englisches Blatt, über Schleswig-Holstein; Oesterreich und Preußen wollen von Dänemark nicht Berücksichtigung der Deutschheit dieser Länder, daran ist ihnen wenig gelegen, aber das deutschfeindliche Ministerium ist ein demokratisch-dänisches, sie wollen ein reaktionaires, — das ist der Kern der Sache, den sollte man stets im Auge behalten. —

In den Thiergarten gegangen, Bettinen von Arnim zu besuchen. Sie ließ sich grade magnetisiren, von Herrn Hellbach. Fräulein Gisela empfing uns, nachher Fräulein Armgart, dann erschien auch Herr Rittmeister von Heinichen. Vorgestern hat sich der Wirth Bettinens in einem Anfall von Geisteszerrüttung erschossen, man verheimlicht es. Sie kam

nach einer halben Stunde, und sah schlimm aus, auch scheint ihr Zustand ihr höchst peinlich zu sein, und sie ist entweder ungeduldig oder niedergeschlagen. Für mich und Ludmilla zeigt sie die größte Rücksicht und Artigkeit, lacht auch und scherzt mit uns, der Geist sucht sich oben zu erhalten, aber der Verfall ist sichtbar. Unerwartet verlangte sie von mir, ich soll an Herrn Banquier von Magnus nach dem Karlsbade schreiben, er möge nun die Schritte thun, um das Geld anzuschaffen, das Denkmal sei nun schließlich fertig, und die Ausführung könne beginnen. Betroffen antwort' ich, ihre Aufträge sei ich stets bereit zu besorgen, aber hier sei vorher noch manches zu besprechen; das läßt sie gelten, nur solle es bald sein. Wir wurden sehr aufgehalten, und konnten erst um 2 weg. —

Nachmittag in sehr weicher Stimmung, bei schwermüthigen Erinnerungen, die der breite, stille Nachmittagssonnenschein so sehr begünstigt, griff ich zum Wilhelm Meister; ich nahm dasselbe Exemplar, das mir vor vierundfünfzig Jahren Madame Philippine Gogen schenkte, in das ich die An- und Beistriche von Rahel übertrug, das mich seitdem überall hin begleitet und seinen äußern Glanz verloren hat, nicht aber den innern. Ich habe keinen Ausdruck für die Wehmuth, die ich beim Lesen empfand, alle Jugendblüthen schienen wieder aufzubrechen, eine abgeschiedene Zeit sich zu erneuern. Ob heutiges Tages wohl jemand es begreifen kann, was jenes Buch uns in jener Zeit war? Ein herrlicher Blumen- und Fruchtgarten ohne gleichen, alle Schätze der Bildung, der Poesie und der Wirklichkeit, fanden wir darin, wir lebten in ihm die schönsten Tage, wir Jüngern nöthigten selbst ältere Personen theilzunehmen an diesem Zauberkreise. Und seit der langen Zeit hat das Buch nichts verloren, es rechtfertigt noch heute seine damalige Wirkung, man muß sie anerkennen, verehren. —

Mittwoch, den 24. Juni 1857.

In Schiller und Goethe gelesen. —

Nachricht von den Pariser Wahlen; eine unerwartet große Zahl von Stimmen hat sich für die freisinnigen Kandidaten ergeben, in zweien Wahlbezirken haben diese sogar gesiegt, das ist mehr als man hoffte. Der öffentliche Geist in Frankreich lebt noch, und bietet dem schamlosesten, gewaltthätigsten Despotismus Trotz. Ledru-Rollin, Louis Blanc, Lasteyrie, Cavaignac ꝛc. sind wieder gefeierte Namen! —

Der König hat von Marienbad aus den Schluß der Neuenburger Sache dadurch verkündet, daß er die Neuenburger des ihm geleisteten Unterthaneneids entbunden; dies geschieht in kläglichem Weberuf, der sich nicht gut ausnimmt. Daß das Aufgeben Neuenburgs eine persönliche Niederlage für ihn ist, hört sich sogar aus den Worten heraus, die dies verneinen sollen. —

Fürst von Metternich war einige Zeit in Dresden bei seinem Sohne, dem dortigen österreichischen Gesandten, und geht nun zum Sommeraufenthalt nach dem Johannisberg. —

Donnerstag, den 25. Juni 1857.

Ludmilla liest jetzt, und meist bei mir, die Schriften Bettina's von Arnim, die mir sehr geschwächt im Gedächtnisse stehen, und nun, bei der Betrachtung eines zwanzigjährigen Weiterlebens mit den vielfachsten Aufschlüssen und Erkenntnissen, eine ganz neue Erscheinung werden. Die Aufmerksamkeit Ludmilla's führt zu einer Menge von Fragen, wir vereinigen unsre Notizen und Forschungen, und erwerben gemeinsam eine Einsicht in Bettina's Wesen und Treiben, wie wir sie bisher nicht hatten. Es ist eine angenehme Be-

ſchäftigung, äußerſt ergiebig für Menſchenkenntniß und Litteraturkunde. —

Die Wahlen in Frankreich erregen gewaltiges Aufſehen, und geben auch hier Anlaß zu beſorglichen Gedanken. Die Franzoſen geben ein Lebenszeichen, jederman fühlt was das bedeutet! —

Am 21. Juni ſtarb in Marienbad der dem König dahin gefolgte Hofſtaatsſekretair Hofrath Richter. Dieſer Todesfall ſoll den König ſehr erſchreckt und in unruhige Stimmung verſetzt haben. Er kürzt ſeinen dortigen Aufenthalt um eine Woche ab; man ſagt, wegen dieſes Eindrucks. Andre ſagen, es ſei wegen des Hieherkommens der Kaiſerin von Rußland, ſeiner Schweſter. —

Freitag, den 26. Juni 1857.

Nachrichten aus Pommern, von dem Fanatiker, Superintendenten Jaspis; was der Pfaffe ſich alles unterſteht, weil er weiß, daß er von oben begünſtigt und geſchätzt iſt! Dieſe Lumpen, von denen in guter Zeit gar nicht die Rede ſein könnte, maßen ſich die Polizei- und Regierungsgewalt an, wollen eine ganz äußerliche Religion, Kirchengehen, auch erzwungenes, iſt ihnen Frömmigkeit. Dieſe Blätter haben nicht Raum, ihre böſen Streiche alle anzumerken, aber es iſt eine Schande, daß Preußen in ſolche Unwürdigkeit fällt! —

Herr Prof. Magnus ſagt mir, ſein Bruder habe Bettinen nichts verſprochen, er lache nur darüber, halte ſie für etwas verrückt; ihre Eitelkeit ſei gränzenlos. —

Fräulein von K. erzählte mir heute, vor ein paar Jahren ſei ſie auf der Eiſenbahn zufällig in demſelben Wagen gefahren, in welchem auch der Miniſter von Raumer und der Präſident von Gerlach ſaßen. Keiner von ihnen kannte ſie,

und sie sprachen ohne Zwang von ihren Sachen. Sie hörte ganz genau, daß Raumer fragte, ob es nicht Zeit wäre, daß man endlich auch Schleiermacher's Ansehn und Namen niederschlüge? Gerlach aber antwortete bedauernd, o nein, das dürfe man fürerst noch nicht! —

Sonnabend, den 27. Juni 1857.

Wichtige Nachricht vom Aufstande der Seapoys in Ostindien, Ermordung der Engländer in Delhi ꝛc. —

Druck von Otto Wigand in Leipzig

Tagebücher

von

K. A. Varnhagen von Ense.

Vierzehnter (Schluß-) Band.

geſtimmt herzuſtellen, eine Arbeit fünfzehnjähriger Ueberlegung zu vollbringen. Es lohnte ſich wohl der Mühe, am Rande des Grabes und der jetzigen Zeit über Titulaturen zu zanken. Der Tod dieſes Miniſters muß nothwendig neue Beziehungen veranlaſſen. Längſt ſchon haben Sie den Wunſch in mir rege gemacht, daß dem Fürſten von Witgenſtein die vorzüglichſte Leitung der Geſchäfte zufallen möge. Ich bin äußerſt geſpannt auf Briefe von Ihnen. Verbinden würden Sie mich, wenn Sie die Güte hätten, meine beſondere Lage zu beleuchten und mir Aufſchlüſſe zu geben. Wahrſcheinlich habe ich Ihnen zu danken, daß Hr. Pietſch endlich meiner Verlegenheit abgeholfen.

Durch den Prozeß des Album ſind hier Dinge öffentlich zur Sprache gekommen, die zeither gemunkelt wurden und jetzt keinem Zweifel mehr unterliegen. Die Jeſuiten greifen tief in das bürgerliche Leben ein, mittelſt vielfach geſtalteter und verſchiedentlich benamſeter Affilationen. Dümenil zeigte ein Schreiben vor, das ihn einzutreten ladet. Es kam von dem Duc Mathieu de Montmorency. Ebenſo wie dieſer iſt auch Hr. von Villèle jésuite de robe courte. Noch bei weitem wichtigere Perſonen wären zu nennen. Dümenil und Pommerain haben ſich ehemals unter den Chouan's durch ihre unerhörte Bravour ausgezeichnet. Man erzählt Tollkühnheiten, die alle Vorſtellungen überſteigen. Von den jetzigen Ultra ſehen ſie ſich verſtoßen, weil ſie keine Kirchgänger ſind. Aus gleichen Gründen bleiben mehrere Vendeeiſche Generale, die gern nach Spanien zögen, ohne Anſtellung. Ueber den wunderlichen Wechſel der Rollen ließen ſich mancherlei Betrachtungen anſtellen. In ihrer Blüthezeit, wiſſen Sie, war Mad. Recamier Duft und Schmuck der Republik, ihren noch ſehr reizenden Herbſt hat ſie der reinen Lehre gewidmet. Sie wohnt in der Abbaye aux bois, wo noch an-

Aus dem Nachlaß Varnhagen's von Ense.

Tagebücher

von

K. A. Varnhagen von Ense.

Vierzehnter (Schluß-) Band.

Hamburg.
Hoffmann & Campe.
1870.

Das Recht der Uebersetzung ins Englische, Französische und andere fremde Sprachen ist vorbehalten.

Montag, den 29. Juni 1857.

Abends mit Ludmilla in den Thiergarten zu Frau Bettina von Arnim gefahren. Ludmilla gab ihr ihr Buch, welches Bettinen ſichtlich erfreute, die Aufmerkſamkeit, die guten Worte, alles ſchien ihr ſehr werth. Leider hat ihr Zuſtand ſich nicht gebeſſert, das Stehenbleiben erſcheint ihr nicht mit Unrecht als Verſchlimmerung. Das unthätige Stillſitzen wird ihr zur Qual, ſie leidet furchtbar an Langerweile, ſelbſt kann ſie wenig leſen, zum Vorleſen fehlt oft beides, Menſchen und Bücher, die Unruhe des Hauſes wird ihr läſtig. Den Magnetiſeur hat ſie fortgeſchickt, er war ihr zum Ekel geworden, er ſelbſt wie ſein magnetiſirtes Waſſer, ſie hat von der Kur nicht den geringſten Vortheil geſpürt, meint aber der Magnetiſeur Zinke würde ihr noch guthun. Töplitz ſteht in Ausſicht, aber in noch etwas ferner. — Wir fanden Herrn Friedmund von Arnim und Herrn von Schweitzer. Nach und nach kamen Fräulein Ida von Bülow, Fräulein Armgart, zuletzt Fräulein Giſela. — Bettina ſprach mir auch vom Banquier von Magnus, war ſehr verwundert, daß er ſchon hier ſei, und trug mir auf, mit ihm zu ſprechen. Der Auftrag ging aber heute nicht auf die Sammlung von 200,000 Thalern, ſondern nur auf ein Umlaufſchreiben an die ſämmtlichen Buchhändler, für das Goethedenkmal Beiträge zu geben, und da unter ihnen ſehr gebildete und anſpruchsvolle Männer wären, ſo müßte man ſie ſehr artig und ſchmeichelhaft behandeln. Das iſt der Nachklang von Herrn Achmet's Vorſchlägen; das große allgemeine Anliegen muß für den Augen-

blick hinter das zufällig angeregte kleine und besondere zurücktreten. — Einigemal schien es, als wenn Bettina gegen mich etwas hätte, mir zürnte sie, meinte, das Manuskript zum zweiten Bande von Arnim's Gedichten habe ich aus der Druckerei zurückbehalten lassen, und war über meine Verneinung befremdet, fast unwillig. Dann aber wieder äußerte sie Dank und Zutrauen, entschuldigte sich, daß sie mir zugedachte Briefe der Madame Gachet noch nicht hervorgesucht habe, ich solle sie daran erinnern u. s. w. Dankbar war sie auch dafür, daß ich mich von den Andern ab, und so viel als möglich zu ihr wandte, sie hielt uns auch, als wir wegfahren wollten, immer noch zurück. —

Dienstag den 30. Juni 1857.

Antwort von Humboldt auf die neuliche Zusendung von Ludmilla's Buch, die Gräfin Elisa von Ahlefeldt, — das Schönste und Beste, was Ludmilla'n in dieser Art je begegnen kann, ein Heil und Segen! Die vollste Anerkennung, das feinste Lob, die treffendste Würdigung, und dazu mit liebenswürdigen Wendungswerten als Geschenk für Ludmilla ein Brief von Friesen an Humboldt aus dem Jahre 1807; Friesen war ihm ein theurer Freund, ein Mitarbeiter am mexikanischen Atlas; er bedauert, die Schrift nicht früher gekannt zu haben, er würde ihr gern einen Beitrag zu Ehren Friesen's angeboten haben! Ich bin außer mir vor Vergnügen; dieses große Glück für Ludmilla, dieses einzige! —

Der Oberkirchenrath, eine Behörde, die nur unter dem Könige steht außer aller Verbindung mit der Verfassung, eine Art geistlichen Ministeriums, das keine Verantwortlichkeit hat, tritt in erweiterten Befugnissen auf. Das Kultusministerium hatte bei Besetzung geistlicher Stellen bisher den Kirchenrath

über die geeigneten Personen befragt, jetzt sollen die Vorschläge vom Kirchenrath ausgehen. Wie sie den preußischen Staat verhunzen, diese Pfaffen- und Pfaffenfreunde! Und wie werden die Rückschläge sein! —

Mittwoch, den 1. Juli 1857.

Nähere, doch noch ungenügende Nachrichten über den Aufstand in Indien gegen die Engländer. Diesmal geht deren Sache noch nicht verloren. Doch mögen sie große Noth haben und viele Opfer bringen müssen. —

In Paris soll wieder ein Komplott gegen Louis Bonaparte entdeckt worden sein, vorzüglich von Italiänern angesponnen, deren mehrere verhaftet sind. Daß dergleichen sich stets erneuert, ist merkwürdig genug. Auch die Wahlbewegung dauert fort, und erweckt Sorgen. —

Bernardino Biondelli in Mailand giebt heraus: „Evangeliarium Epistolarium et Lectionarium Aztecum sive Mexicanum", einer alten Handschrift entnommen, die sich im Privatbesitze zu Bergamo befindet. Die Uebertragung in's Aztekische rührt von dem Minoritenpriester Bernardino Sahagun her, einem der Begleiter des Hernando Cortez. — Andres gelehrtes Werk in Italien, von Ariodante Fabretti in Turin: „Glossarium Italicum", d. h. Sammlung aller Ueberbleibsel der umbrischen, sabinischen, oskischen, volskischen und etruskischen Sprache. —

Donnerstag, den 2. Juli 1857.

Besuch beim Banquier Herrn von Magnus. Ich konnte nur den Sohn sprechen, der Vater liegt krank an einer Fußrose und in beunruhigendem schlafsüchtigen Zustande. Der Sohn erklärt es gradezu für eine Unmöglichkeit, daß sein Vater

jemals der Frau von Arnim solche bodenlose, ausschweifende Versprechungen gemacht haben könne, wie sie angiebt. —

Freitag, den 3. Juli 1857.

Nachmittags um halb 4 Uhr kam Humboldt, und blieb über eine halbe Stunde. Er kam von Frau Gaggiotti-Richards, und empfahl uns sehr, sie doch auch noch zu besuchen. Lobsprüche für Ludmilla, allerlei Nachfragen und Betrachtungen über den Inhalt ihres Buches, über die darin geschilderten Leidenschaften, sehr eingehend und treffend. Ueber Friesen. Ueber mein Bild von Ludmilla gezeichnet, auch Rauch habe es ihm sehr gelobt. Ueber die andern Bilder Ludmilla's, Pfuel's, Archibalds Keyserling, Klotbilde Kalkreuth's, sehr günstig. Ueber die Brüder Schlagintweit: „Der König lebt jetzt ganz in Indien, daneben ist ihm alles Andre gleichgültig, er schwärmt besonders für Kaschmir, und haßt die Leute, die das Land weniger entzückend finden, die etwa meinen, in Berlin röchen die Rosen eben so gut wie dort; ich habe die Schlagintweit's daher darauf abgerichtet, Kaschmir besonders schön zu finden, und habe ihnen auch aufgetragen ein Einhorn mitzubringen — denn der König glaubt an Einhorn — und sie haben dann auch eins mitgebracht, nämlich ein Schaf, dessen Hörner so dicht zusammenlaufen, daß die Spitzen sich in Einer Kapsel verlieren, sie sollen fürerst nur die Spitze zeigen, bis sie das Geld haben, dann mögen sie immerhin auch sehen lassen, daß es ursprünglich zwei sind!" (Von England bekommen sie 8000 Thaler, vom Könige 3000.) Von Markus Niebuhr sagte er, zu thun habe der gar nichts, er sitze nur immer stumm da und brumme, er scheine den Vorsatz gefaßt zu haben, zu den Freuden des Lebens nie das Geringste beizutragen; jetzt mache er Pläne zur Erkundung der Sprache von Luristan, in der die Reime

vieler andern stecken sollen, Rußland und Preußen sollen zu diesem Zwecke zusammenwirken. Von Reumont sagte er, derselbe sei für den König ein am wenigsten schädlicher Gesellschafter, er sei im Grunde freisinnig (!) obgleich sehr katholisch, die Italiäner hielten ihn sogar für ein wenig demagogisch (!); der König wolle amüsirt sein, nun sei Reumont grade stark in allem worin der König schwach sei, in Genealogieen der italiänischen Familien, in Kirchensachen, dergleichen interessire den König mehr als alle Politik. In allem was Humboldt sagte, war die beste Frische, die heiterste Laune, im Satirisiren ist er ganz vergnügt. Welche Lebendigkeit, welches Gedächtniß! Zum Schlusse noch neue Lobreden für Ludmilla. Er ging aufrecht und rüstig ab. —

Sonnabend, den 4. Juli 1857.

Besuch von Herrn Dr. Lassalle. Er bringt mir zwei Autographen und einige Druckblätter. Erzählung von seinen Prozeßgeschichten am Rhein. — Der General von Gerstrig-Neubauß kam dazu, fünfundachtzigjährig und so rüstig wie möglich, geht kräftig einher, sieht und hört gut, ersteigt Berge will bald nach Stockholm reisen ꝛc. —

„Meine Assisen-Rede gehalten vor den Geschwornen zu Düsseldorf am 3. Mai 1849. Von F. Lassalle." Die Rede wurde gedruckt, bevor sie gehalten werden konnte, und wurde deßhalb gar nicht gehalten. Sie ist von größtem Scharfsinn und äußerster Kühnheit, sie schlägt furchtbar um sich, und es ist ein Wunder, daß man ihren Verfasser hier ruhig duldet. —

Montag, den 6. Juli 1857.

Abends mit Ludmilla in den Thiergarten zu Frau von Arnim gefahren. Wir fanden sie auf ihrem Balkon, wieder

etwas besser als das letztemal, aber noch lange nicht gut. Ich gab ihr Bericht über Herrn von Magnus, sie wußte schon, daß er krank sei. Sie läßt sich jetzt von einem jüdischen Halbarzt galvanisiren, und scheint ziemlich zufrieden, froh den christlichen, frömmelnden Magnetiseur los zu sein. — Graf und Gräfin Oriola nebst Fräulein Armgart und einer Dame aus Bonn gingen zu Krell, um der Dame diesen Ort zu zeigen. Wir blieben mit Bettinen allein, bald aber kam Fräulein Gisela, wir tranken Thee und unterhielten uns freundlich und maßvoll, Mutter und Tochter blieben in gutem Geleise. Beide machten Ludmilla'n die größten Lobsprüche wegen ihres Buches; Friedmund hatte es noch in der Nacht gelesen, Bettina gleich darauf, mit inniger Theilnahme und wahrer Befriedigung. Bettina meinte scherzhaft, Ludmilla hätte wohl Immermann etwas härter behandeln sollen, schon um Bettinens willen, der er in seinem Münchhausen so übel mitgespielt. —

Dienstag, den 7. Juli 1857.

Besuch bei Frau Gaggiotti-Richards, Jägerstraße 51. Sie ist schöner als je, mahlt aber nicht besser als vorher. Außer der Mutter und dem Söhnchen ist auch der Vater — ein päbstlicher Beamter — auf einige Zeit hier; er redet mich gleich auf die Aehnlichkeit an, die ich mit Thorwaldsen haben soll, wie auch Andre schon gesagt. Großes Lob Humboldt's, den sie alle verehren. —

Besuch bei Fräulein Victoire von Grayen, Jägerstraße 18. Ich erfreue mich jedesmal an den Bildnissen in ihren Zimmern, des Prinzen Louis Ferdinand von Preußen, des Herzogs Karl August von Weimar in der Wertherkleidung ꝛc. —

Aus Paris Nachricht, daß Cavaignac, Ollivier und Darimon dort die Stimmenmehrheit erhalten haben, also gewählt sind. Dieser Sieg der Freiheitsfreunde wird nicht ohne Folgen bleiben! —

Aufstand und Kampf in Livorno, gescheitert, aber doch dagewesen! Unruhen in Calabrien. Anschläge auf den meineidigen Bombardierkönig ꝛc. Verweilen des Pabstes in Oberitalien. —

Mittwoch, den 8. Juli 1856.

Die Volkszeitung hat den Schluß eines durch fünf Nummern gehenden Artikels „Stehengebliebene Verkehrtheiten", worin sie mit unendlicher Schärfe in der Sache und trockener Milde im Ausdruck die Entscheidung des Obertribunals, daß die Ehe zwischen Adlichen und Bauersleuten noch immer verboten sei, unwiderleglich als den baarsten Unsinn, als die unhaltbarste Sophisterei und Dummheit darthut. Die Sache ist so sonnenklar, die Beweisführung des Obertribunals so albern und hirnlos, daß die geheimen Obertribunalsräthe, die dafür gestimmt haben, also jedenfalls die Mehrheit, von Rechts wegen für unfähig erklärt werden sollten, jemals wieder in Preußen zu Gericht zu sitzen! — Die Schächer haben einstweilen ihr Theil tüchtig gekriegt! —

Freitag, den 10. Juli 1857.

Innigst freut mich der unerwartete Erfolg und Beifall, den Ludmilla jetzt erfährt, weit mehr der ihre, als es der meine jetzt noch könnte. Für sie ist es Ernte und zugleich Aussaat. Sie erlebt seltne Tage sonnigen Glückes, von allen Seiten erfährt sie Lob und Anerkennung, wobei Humboldt's

Gunst und Eifer besonders merkwürdig und auch wirksam ist. Und ihr Buch ist noch nicht eigentlich erschienen! Freilich wird das nicht so bleiben, es werden auch rauhe, feindliche Stimmen laut werden, — aber das ist bei allen Dingen zu gewärtigen, und nichts ist ohne Kampf und Widerspruch. Einstweilen hat sie den Genuß des vollen Gelingens, wie weder sie noch ich es uns vorzustellen wagten. —

Louis Bonaparte, stutzig über den Ausfall der Wahlen, nimmt Maßregeln gegen die Presse. Das armselige Mittel, den Franzosen Furcht zu machen vor den Sozialisten und Kommunisten, ihnen von Umsturz alles Bestehenden, von Raub und Plünderung zu schwatzen, scheint das einzige zu sein, das der — immer wieder vorbringt, und das nicht mehr zieht, wie vor dem Staatsstreich. — — — —

Das Komplott von Italiänern in Paris und die kleinen Aufstandsversuche in Italien werden jetzt als zusammenhängend angegeben. Die Policien in Paris und in Turin rühmen sich, sie hätten längst diese Umtriebe gewußt und beobachtet, aus allem aber geht hervor, daß sie nichts gewußt, sondern völlig überrascht werden. —

In der schleswig-holsteinischen Sache geschieht wieder nichts! Der Bundestag hat Ferien und kann sie meinetwegen immer haben. Das Ministerblatt „Die Zeit" sucht zu behaupten, es sei noch nicht entschieden, daß die Sache fürerst nicht an den Bund gebracht werde, deutet aber an, daß hiezu wohl gute Gründe sein möchten! Armseligkeit, die sich bläht! —

Sonnabend, den 11. Juli 1857.

Besuch von Herrn Major Beigke und seinem Sohn. Fragen über die Kriegs- und Friedensgeschichte des Jahres

dere zurückgezogene Weltdamen hausen; aber nur bei ihr versammeln sich die Hrn. von Montmorency, Chateaubriand, der Erzbischof von Paris und dergleichen. Hier soll Hr. von Chateaubriand seinen discours vorgelesen haben, eh' er ihn auf die Bühne brachte. Brougham und Canning haben diesen discours bereits recensirt. Die hiesigen feineren Diplomatiker tadeln unter anderem auch, und ganz vorzüglich, daß ein Minister, dem es durchaus obliegt, Minister der Angemessenheiten zu sein, sich bourgeoisement erlaubt hat, eine vertraute Unterredung mit Sr. Maj. dem russischen Kaiser plump weg in's Publikum zu schleudern. Das verletze, sagen sie, allen guten Anstand und würde keinem englischen Staatssekretär begegnet sein.

Sollte Graf Bülow den hiesigen Posten erhalten, so bekommt seine Gemahlin einen bösen Stand von Seiten der Frau von Ichtriz, die zwei und dreißig Ahnen an den Fingern abzuzählen weiß und in Hinsicht des deutschen Adels in Besitz ist, über reines Erz und Zusatz zu entscheiden.

Hrn. von Humboldt habe ich noch nicht gesehen. Wie ich höre, macht das alte Europa auf ihn einen so widerlichen Eindruck, daß er in vollem Ernste es zu verlassen denkt. Ob er Mexiko anziehender oder ansprechender finden wird unter dem Kaiser Iturbide?

Ich darf vermuthen, daß Sie die öffentlichen Blätter nicht bloß von einer Farbe lesen. Dann kennen Sie den Zustand Frankreichs. Es schildert sich sattsam in dem, was gesprochen und geschrieben wird. Die Regierung kann nicht mehr zurück, sie muß vorwärts, aber wie wäre das möglich ohne gewaltsames Verfahren. Ich müßte sehr irren oder der Zug geht unaufhaltsam auf eine große Katastrophe los.

Sagen Sie, werden wir uns nicht einmal wiedersehen? Wie hab' ich mich zu benehmen, damit ich meinen Genien

1815, über Toll's Denkwürdigkeiten, Marmont's. Er macht eine Erholungsreise, die ihm sehr nöthig ist. Guter, schlichter Mann, aber kleinbürgerlich, pedantisch; sogar sein Lesekreis ist eng, Französisches ausgeschlossen. —

Besuch von Herrn Prof. Stahr; er reist morgen nach Preußen. Ueber Weimar, den Herzog Karl August und seinen Enkel Karl Alexander. Ueber den Stand der Dinge in Frankreich, Cavaignac zweimal gewählt. Der Tod Beranger's wird jeden Tag erwartet, lebhafter Antheil, den alle Franzosen an ihm nehmen, sogar die Kaiserin Eugenie! —

In Baden ein Erbgroßherzog geboren, worauf sogleich eine Amnestie verkündigt wird. Eine Schande, daß man so lange damit gewartet hat! Und bei uns? man wartet noch länger! —

Sonntag, den 12. Juli 1857.

Nachrichten, ganz vertrauliche, aus St. Petersburg. Die altrussische Parthei, zusammengesetzt aus Hoffährtigen und knechtischen Aristokraten, Gewaltmenschen und Dunkelmännern, die sich zum Theil wenigstens unter dem Kaiser Nikolai befriedigt fühlten, oder jetzt dafür ausgeben, fangen allmählig an, sich etwas thätiger zu regen. Zwischen St. Petersburg und Moskau werden nähere Verbindungen geknüpft. Man geht zuvörderst darauf aus, den Kaiser zu gewinnen, von großen Reformen abzuschrecken, in die alten Geleise möglichst zurückzuführen, ihn mit den Männern der Parthei zu umgeben. Sollte dies nicht gelingen, sollte der Kaiser in seinen Maßregeln fortfahren, in der Freiheitsrichtung zu weit gehen, dann — würden sich die Augen auf seinen Bruder Konstantin richten! — Aber diesen dunklen Bestrebungen steht auch eine

ſtarke Freiheitspartei entgegen, die mit großer Entſchloſſenheit vorſchreitet, und für den Augenblick in einiger Gunſt iſt und viel vermag. Es wird alles darauf ankommen, ob der Kaiſer wankenden Sinnes iſt, oder feſten. Große Anſtrengungen ſind nöthig, um die Nachtheile der vorigen harten und bedrückenden Regierung, das Mißtrauen, die Stumpfheit, die ſich ſo viele Jahre hindurch eingeniſtet haben, auszurotten.

Dresden, Montag, den 13. Juli 1857.

Fahrt nach Dresden, ganz angenehm, nur etwas langſam; zu häufiger und langer Aufenthalt. — Im Hotel Bellevue abgeſtiegen, Zimmer im zweiten Stock, mit ſchöner Ausſicht auf die Elbe und alte Brücke, die neue herrliche Eiſenbahnbrücke, gleichfalls für Wagen und Fußgänger eingerichtet, ragt weiter unten mächtig hervor. —

Dresden, Dienstag, den 14. Juli 1857.

Herr von Sternberg findet ſich ein und begleitet uns auf die Gemäldegalerie; fürerſt nur flüchtiger Ueberblick. —

Beſuche beim preußiſchen Geſandten Grafen von Redern und bei deſſen Legationsſekretair Wolf von Goethe. Redern war auf Urlaub, und kam nur, um den König bei deſſen Durchreiſe hier zu begrüßen; der König iſt aber in der Nacht erkrankt. —

Beſuch bei Herrn Hofrath Klemm im Japaniſchen Palaſt. Er zeigt mir die Merkwürdigkeiten der Bibliothek. Böttiger's Briefſchatz iſt von dem Sohne hiehergeſchenkt, bleibt aber fürerſt noch verſchloſſen. —

Nachmittags Besuch beim Präsidenten von Langenn, der im vermietheten Flügel des Hotels Bellevue wohnt. Gelehrt, freisinnig, verständig, aber politisch auf seinem Standpunkt als sächsischer Staatsdiener beschränkt. Ich zwang ihn, von Bakunin vortheilhaft zu reden, er rühmte dessen Muth und dessen edle Aufrichtigkeit, alles ihn Betreffende gestand er willig ein, aber einen Andern bloßzustellen vermied er sorgfältig. — Ueber die Seiffart'sche Sache; Seiffart lebt von seiner erstrittenen Pension in Pirna. — Herr Dr. Klose ist zu meinem Bedauern verreist. —

Besuch von Herrn Dr. Kühne. Auf der Brühl'schen Terrasse mit Sternberg. —

Abends bei Frau von Goethe. Gräfin von Keyserling geb. Gräfin von Häseler, Gräfin von Krockow, Fräulein Wolfsbagen, als Schriftstellerin unter dem Namen Norden bekannt, Herr Dr. Kühne und seine angenehme Frau, Fräulein von Pogwisch, Herr Hofrath Klemm, Frau von Lemaitre geb. Beneke von Grödizberg — Erinnerung an unser Zusammensein in Baden-Baden im Sommer 1829 — ein Engländer Herr Phipps, — große Lebhaftigkeit, alle sehr gesprächig, besonders auch Frau von Goethe selbst. Ludmilla's Buch war schon in ihren Händen, Fräulein Fremmann hatte es ihr geschickt, viel Schmeichelhaftes darüber. — Der König ist noch krank in Pillnitz; Besorgnisse. — Ueber das Treiben in Weimar; man erwartet von der großen Feier am 3. September nicht viel Geschicktes; der Großherzog Karl Alexander möchte gern viel, weiß aber nichts anzufangen; doch hofft man die Aufführung eines Stückes von Goethe und eines von Schiller durchzusetzen. —

Dresden, Mittwoch, den 15. Juli 1857.

Nachmittags Fahrt zu Herrn Hofrath Klemm, der am Ende der Neustadt wohnt. Sternberg, der mit ihm befreundet ist, kommt auch hin. Klemm zeigt uns seine Sammlungen, alle Räume seines Hauses sind damit angefüllt, ein Reichthum der mannigfachsten Sachen, darunter sehr seltne, sehr kostbare. Seine Erklärungen der verschiedenen Werkzeuge, deren sich die Menschen bedienen, und der stufenweise sich verbessernden Arten, ist sehr sinnreich, und setzt umfassende Kenntnisse voraus. Den Vorrath binnen zwei Stunden zu erschöpfen, ist unmöglich, wir müssen abbrechen, den Verfolg uns vorbehaltend.

Nach dem Hotel zurückgekehrt, weil wir Kühne's erwarteten. Wir fuhren mit Kühne und Sternberg zum Link'schen Bade, wo Konzert und Erleuchtung ist. Wir sitzen im Garten und hören der Musik zu. Gespräche, Scherze. Spät Abends zurückgefahren. —

Dresden, Freitag, den 17. Juli 1857.

Sternberg holte uns zur Gemäldegalerie ab, die jetzt im neuen Theil des Zwingers sehr gut aufgestellt ist, besonders vortreffliches Licht von oben hat. — Ich sah meine alten Lieblingsbilder mit Entzücken wieder, und a.. manches neue Bild. Die Sixtinische Madonna, jetzt unter Glas und in prachtvollem Rahmen, hat ihr Zimmer für sich, scheint mir aber durch die Restauration und das Glas von ihrem zauberischen Glanze verloren zu haben, was einige Dresdener zugeben, die meisten läugnen. —

Das Leben in Dresden sehr zersplittert, vornehme und mittlere Klassen ganz geschieden, die Litteratur ganz auf sich

selbst gewiesen, und Carus die einzige Größe. Der Hof sehr eingezogen. Der König ein Aktenmann, ein Beamter, der viel arbeitet und wenig leistet; die Litteratur betreibt er pedantisch, ohne Geistesfreiheit, ohne Güte. Er liebt Preußen nicht; die preußische Familie kommt öfters zum Besuch, und glaubt sehr willkommen zu sein, aber man sieht sie ungern, fühlt sich nur genirt durch sie. —

Dresden, Sonnabend, den 18. Juli 1857.

In die Neustadt gegangen; bei Sternberg in der Stadt Paris angesprochen; im Japanischen Palaste nach Herrn Prof. Hettner gefragt, der aber nicht zu finden ist; im Kellergeschoß die ungeheuren Vorräthe kostbaren Porzellans besehen, dann die antiken Bildsäulen, wo auch Sternberg zu uns stieß; ich mußte mich die meiste Zeit ausruhen, und konnte nur weniges von diesen Schätzen näher betrachten. —

Wir fuhren zu dem entgegengesetzten Ende der Stadt um Herrn Dr. Auerbach zu besuchen. Seine schöne und lebhafte Frau kam auch bald zum Vorschein, sie ist die Schwester des Schriftstellers Landesmann und scheint ihm verwandt an Geist und Sinn. Sie gilt für eine Meisterin im Klavierspielen. Auerbach zeigte uns eine englische Uebersetzung seines „Barfüßele". Der Schauspieler Reckert kam. — Beim Mittagessen Herrn Geh. Rath Johannes Schulze aus Berlin flüchtig gesprochen. — Besuch von Herrn Dr. Peiy. — Nachmittags auf der Brühl'schen Terrasse Kaffee getrunken, dann Besuch bei Fräulein Therese aus dem Winckell, die noch in ihrem alten Häuschen an der Elbe wohnt, in einem der wenigen Reste des italiänischen Dörfchens. Die Achtzigjährige ist noch ganz munter und fleißig, mahlt und spielt Harfe, giebt täglich vier bis fünf Stunden Unterricht. Sie zeigte

uns alle ihre schönen Gemählde, meist Kopieen der berühmtesten Bilder, und sehr gelungene, in großer Auswahl. Dann auch eigne Werke, unter andern ein Bild von Fanny Tarnow, das ähnlich ist und sie doch günstig hebt. — Besuch von Sternberg. — Gegen 8 Uhr ging ich mit Ludmilla weg, sie zu Frau von Goethe, ich zu Carus. Stattliches Haus, schöne Zimmer; Herrengesellschaft; Schnorr von Karolsfeld, Klemm, Rietschel (Schwiegersohn von Carus), Hettner, Grahl, ein Prediger Liebe, ein alter Banquier Oppenheim, Albert Peip. Carus erzählte mir von der Krankheit des Königs von Preußen, die durch grobe Diätfehler in Wien veranlaßt worden war; gleich bei der Ankunft in Pillnitz hatte er gesagt, ihm sei so dämlich im Kopfe! Später wurden ihm Hände und Füße kalt, die mit Macht gerieben wurden, er wollte sprechen und konnte nicht; ein Schlaf trat ein, den Carus für wohlthätig hielt und durch nichts wollte stören lassen; die Schildwachen bekamen Befehl auf ihrem Posten still zu sein, nicht auf und ab zu gehen. Der Schlaf that die gehoffte Wirkung, der König war für diesmal gerettet; aber Carus hegt noch Besorgnisse für die nächste Zukunft. Carus verkündigte darauf, er werde etwas vorlesen, und las eine Abhandlung über drei Gemählde des Niederländers Ferdinand Bol, über die er mit Sinn und Geist urtheilte, dann, vom Beifall aufgemuntert, über Claude Lorrain und Ton in der Mahlerei. Nach einigem Gespräch setzte man sich zu Tisch. Ich saß zwischen Hettner und Schnorr, Carus mir gegenüber. Gute, ausgezeichnete Bewirthung. Carus hatte angedeutet, seine Vorlesung solle auch die spätere Unterhaltung beleben, und kam daher auf jene mehrmals zurück, er wandte sich meist an mich, sprach mit Glauben und Liebe von Goethe's Farbenlehre, fragte nach Grävell's Schrift, nach Dove's Ansichten, der beschuldigt wurde nicht ganz aufrichtig zu sein, und nicht wage zu gestehen wie weit er Goethe beipflichte. Er kam

dann auf die Spirallinie, die in der Natur so bedeutend vorkomme, von der aber Humboldt nicht spreche und auch Lindenau nichts hören wollte. Der Graf Foucher de Careil war auch bei Carus gewesen, und es wurde von Dante gesprochen. Nach 11 Uhr ging man. Carus lud mich ein, ihm noch einen Vor- oder Nachmittag zu schenken, er habe mir noch vielerlei zu zeigen. Er ist ein feiner, geistvoller, kenntnißreicher Mann, etwas geziert. —

Dresden, Sonntag, den 19. Juli 1857.

Nach dem Frühstück alsbald in den Wagen gestiegen und nach Moritzburg gefahren. Reiche Landschaft, schöne Waldung. Das Schloß macht einen düstern, ja widrigen Eindruck, zwischen seiner Parkwaldung und seinen Teichen liegt es kahl da, sonder Anmuth, sonder Heiterkeit; die innere Ausschmückung ist kostbar und doch dürftig, geschmacklos, veraltet. Die zahlreichen Hirschgeweihe des großen Saales sind merkwürdig, als Verzierung mehr sonderbar als schön. Die paar Bildnisse der Aurora von Königsmarck, der Rosel und Reidschitz sind die Fahrt nicht werth. — Wir kamen noch zum Mittagessen zurück. Herr Dr. Kraukling hatte mich besuchen wollen, deßgleichen Herr von Langenn. —

Nachmittags fuhren wir auf der Eisenbahn nach Tharant; diese Fahrt war ehmals mit Pferden weit schöner, in solcher Gegend ist die große Schnelligkeit kein Gewinn. Die Andern stiegen die Anhöhen hinauf, ich versucht' es kaum, kehrte aber gleich wieder um, und wartete die Rückkehr jener ruhig ab. — Muße und Stoff zu mancherlei Betrachtungen. Im Jahr 1808 war ich hier mit Harscher, im Beginn unsrer Fußreise südwärts. —

Auf der Brühl'schen Terrasse unerwartet Dr. Johann Jacoby getroffen, der von Königsberg nach Schlangenbad reist. —

Dresden, Montag, den 20. Juli 1857.

Im Garten gefrühstückt. Einiges geschrieben. Dann in den Zwinger gegangen, wohin uns Prof. Hettner beschieden hatte, um uns die von ihm neu aufgestellten Gypsabgüsse zu zeigen, die erst nach einigen Tagen, wenn zuerst der König sie gesehen, auch dem Publikum eröffnet werden sollten. Die Aufstellung ist vortrefflich, und macht den besten Eindruck, die Oertlichkeit, obgleich ganz neu, bot manche Schwierigkeiten, die möglichst überwunden werden, besonders ist der allgemeine Ueberblick von größter Wirkung. —

Abends im Theater. Das Gebäude, von dem geächteten Baumeister Semper aufgeführt, ist das schönste in Dresden, mit großartiger sinniger Kunst bildet sein Baustil eine Art Vermittlung zwischen dem des Zwingers und dem der katholischen Kirche. Der halbrunde Gang zur Erholung (Foyer) ist vortrefflich, so auch der Heraustritt aus der Konditorei in's Freie, auf dem geräumigen Altan, wo man der schönsten Aussicht genießt. Die Einrichtung des Innern gefiel mir weniger, der Vorhang ist anspruchsvoll. Die Logen übrigens bequem, wir hatten die Wahl, der erste Rang war fast leer. Man gab „Egmont", aber nicht Emil Devrient spielte ihn, sondern als Gast Herr Köckert, den Alba nicht Dawison, sondern ein zweiter doch nicht schlechter Schauspieler, Frau Bayer-Bürck spielte Klärchen, nicht mehr jung genug eigentlich, aber doch vortrefflich, voll Feuer, Innigkeit, Geist; einige Momente gehörten zu dem Besten was ich je gesehen. Herr Köckert spielte nicht grade schlecht, das Ganze ging recht

gut, meisterhaft wurde der Schneider Jetter von Herrn Koch, dann auch Vansen von Herrn Meister gespielt. Wir gingen sehr befriedigt in unsern Gasthof hinüber. —

Das Theater war leer, weil ein großer Theil der Dresdener bei einem Fest im Großen Garten war, das zum Besten der Tiedgestiftung gegeben wurde, von dem wir die ganze Zeit schon hatten reden hören, und bei welchem auch Dr. Kühne beschäftigt war. —

Dresden, Dienstag, den 21. Juli 1857.

Besuch bei Hekrn Dr. Kraukling. Er sagt, wir seien schon in früher Zeit einmal in Berlin als Gäste Friedrich August Wolf's bei einem Gastmahl zusammengewesen; ich weiß nichts davon. Die Büste des geliebten, verehrten Lehrers stand auf dem Tisch. Reiche Sammlungen, Autographen, Bildnisse, Alterthümer. — Als Direktor des historischen Museums führt er uns in demselben herum; er zeigte und erklärte alles bestens, aber der Gang dauerte drittehalb Stunden, und ermüdete mich schrecklich. —

Nachmittags bei Kühne's zum Kaffee. Doktorin Gutzkow angenehm und zuvorkommend. Fräulein Wolfsbagen und Schwester. Herr Pabst und Frau. Major von Serre und Frau. Kraukling. Der Schauspieler Köckert. Mannigfache, belebte Unterhaltung. Ich sprach mit Herrn Pabst gunstig vom Dresdener Theater, ohne zu ahnden, daß er als Dramaturg dabei angestellt und die rechte Hand des Intendanten Herrn von Lüttichau ist. Mit Frau von Serre gesprochen. — Frau Dr. Kühne durchaus angenehm. — Zu meiner großen Verwunderung erfuhr ich, daß die große Schauspielerin Frau Bayer-Bürck die Tochter meines alten Prager Bekannten, des einstigen Heldenspielers Bayer sei. Beim

Weggehen erfuhr ich durch Herrn Köckert noch mehr, nämlich daß mein Bayer, den ich längst verstorben geglaubt, noch lebe, und hier bei seiner Tochter lebe, zwar vom Schlage getroffen, aber doch bei guter Besinnung und Munterkeit, — und nun gar, daß Vater und Tochter im Hotel Bellevue wohnen! —

Im historischen Museum gingen einige fremde Besucher mit uns herum, unter andern ein Mitglied der österreichischen Polizeibehörde Namens Wallner, der seine Aufmerksamkeit nicht bloß auf die Sachen zu richten schien, die gezeigt wurden. —

Dresden, Mittwoch, den 22. Juli 1857.

Ich machte meinen Besuch bei Herrn Bayer, sprach zuerst seine Frau, die mich vorbereitete in was für einem Zustand ich ihn sehen würde, und dann kam er selbst. Seine Züge waren mir vollkommen erkennbar, obgleich durch den Schlagfluß etwas verzogen, er aber kannte mich nicht mehr, und erst nach und nach besann er sich, nannte Bentheim, Nostitz, dann auch vollständig meinen Namen, und wußte nun alles. Wir frischten eine Menge von Erinnerungen auf, die verständige und gutmüthige Frau half ihm bestens ein. Bald kam auch die Tochter, die gefeierte Künstlerin, die mir sehr gefiel und ein sinniges tüchtiges Wesen zeigte. Sie war gerührt über meine Zuneigung für den alten kranken Vater, dieser nicht wenig geschmeichelt, daß ich ihn an ein altes Manuskript von ihm verfaßter launiger Grabschriften erinnerte, das hervorgeholt und mir anvertraut wurde. —

Gang auf die Gemählde-galerie. Wir sahen uns besonders die von Carus besprochenen Bilder Ferdinand Bol's und Claude Lorrain's an. —

---

wenigſtens am Rhein begegne? Laſſen Sie mich Ihre und Frau von Varnhagen's Sommerpläne wiſſen. Sorgen Sie für Ihre Geſundheit und für Ihren Frieden.

Behalten Sie mich lieb. Nie werden Sie jemand finden, der Ihnen beiden mit unverbrüchlicherer Treue und Hochſchätzung ergeben wäre.

Ganz der Ihrige

Oelsner.

Der Einſiedler grüßt Sie. Für die tröſtliche Nachricht von Mde. Tralles danke angelegentlichſt. Dem Geheimerath Wolf ſchreib' ich.

Paris, den 7. März 1823.

Was Sterner und Pfitticher in der Ueberſetzung ſein werden, weiß der Himmel. Daß ſie wider den franzöſiſchen Geſchmack ſündigen, ſtehet nicht zu fürchten, aber wohl daß ſie, dieſem zu fröhnen, den Sinn des Originals und vielleicht auch aus Unkenntniß der Sprache, verletzen. Dichter müſſen ſich auf derlei Schickſal gefaßt halten. Zuerſt kommt die Erzählung, wie ich höre, dann das ihr entlehnte Stück, dem die Theaterpolizei, nachdem es eingelernt war, die Bühne verboten. Geſtern verſicherte Hr. von Saur, ſeine Arbeit ſei im Druck und erſcheine zuverläßig Anfang künftigen Monats. Ich ſollte ihm eine Skizze Ihres Lebens entwerfen. Dazu fehlen mir leider hinlängliche Angaben. Möchten Sie die Gefälligkeit haben, auszuhelfen. Aber es thut noth, daß die Notiz vor Ende laufenden Monats in Paris eintreffe. Große Erleichterung wäre Hrn. Saur und ſeinem Kumpan, die beide nicht übermäßig deutſch verſtehen, den Aufſatz in fran-

Prag, Donnerstag, den 23. Juli 1857.

Vormittags um 9 Uhr von Dresden auf der Eisenbahn abgereist, Herr Dr. Kraukling hatte die Freundlichkeit uns noch auf dem Bahnhofe zu begrüßen. — Schöne Fahrt durch das Elbthal, meist längs des Ufers, durch die sächsische Schweiz, an der Bastei vorüber, Königstein, Lilienstein ꝛc. Die Felsen übertreffen weit die am Rhein, die Elbe selbst jedoch kann mit dem Rhein sich nicht vergleichen. — Ankunft in Bodenbach, wo die österreichischen Polizei- und Mauthbeamten auf's glimpflichste verfahren, man gab mir die Paßkarte gleich zurück, unsre Gepäcksachen berührte man kaum. — Gedräng und Getümmel auf dem Bahnhofe während eines dreistündigen Aufenthalts. Wir wollten das gegenüber liegende Schloß Tetschen besuchen, aber die Hitze war zu groß, wir kehrten um, ehe wir die prächtige Hängebrücke erreichten; durch den Tunnel zu ihr zu gelangen, erlaubte man uns nicht. Endlich ging der Zug weiter, immerfort längs der Elbe, dann der Moldau, zwischen großartigen Felsenufern und fruchtreichen Fluren. Wir blieben in stetem Aufschreien über die herrlichen Anblicke. —

Um halb 8 Uhr Ankunft in Prag. Der Bahnhof belebter und gefüllter, als ich noch jemals einen gesehen. Man sieht und fühlt unmittelbar die große mächtige Stadt. Wir fanden gute Zimmer im Schwarzen Roß, auf der Kolowratstraße, früher der Graben genannt. Abendessen in einer offnen Halle am Ende des Hausgartens, ein angenehmes, festliches Ansehn, die Gäste an verschiednen Tischen. —

Es war etwas kühl geworden, und wir machten noch einen Abendgang durch die Stadt, bis auf die alte Brücke. Sehr viele Leute auf den Straßen, Geschäftige und Spaziergänger, Wohlhabenheit, Munterkeit. Die Stadt hatte ehmals 84,000 Einwohner, jetzt hat sie 130,000; auch das Aeußere hat sich sehr verschönert: die Kettenbrücke nach der Schützen-

insel, den Kai längs der Moldau, das Denkmal des Kaisers Franz, das des Kaisers Karls des Vierten, sah ich zum erstenmal. Nichts aber vergleicht sich dem Eindruck der alten mächtigen Brücke, des Hradschin's, des Laurenziberges; ich war ganz hingerissen von dem Anblick und von den Erinnerungen, die sich mit ihm verknüpfen. Welch ein reiches Leben hab' ich hier einst gesehen, mitgenossen, welche Menschen der verschiedensten Art gekannt! Und alles dies ist nun seit langer Zeit schon spurlos verschwunden, niemand weiß mehr davon, alle Zeugen sind todt, oder zerstreut, sofern noch einige leben! Bentheim, Nostitz, Liebich, Bayer, Auguste Brede, Julie Löwe, Meinert, Clemens Brentano, Beethoven, Ferdinand Kinsky, Clam-Gallas und Clam-Martinitz, Gräfin Schlick, Knorr, Reuß-Köstritz, Meyern, Weißenwolf, Murray, Trogoff, Windischgrätz, Roban, — ich kann sie nicht aufzählen, wen alles ich hier gekannt habe! Auch Metternich, Gruner, Friederike Bethmann, Gräfin Pachta, Dobrowsky, die Grafen Sternberg — und alle sind fort! Mit unendlicher Wehmuth gedacht' ich Rahels, die gegen die Kriegsstürme hier Schutz fand im Jahr 1813. Prag, Prag! rief ich mir im Innern wiederholt zu, und eine ganze Welt von Erinnerungen und Beziehungen drängte sich mir in dem Einen Laut zusammen! —

Prag, Freitag, den 24. Juli 1857.

Früh Ausfahrt über die alte Brücke auf die Kleinseite, dann zum Hradschin hinauf. Die Sankt-Veitskirche besehen, ausführlich, mit vielen Erinnerungen und Betrachtungen. — Regengüsse. Im Damenstifte die herrliche Aussicht genossen; Bildnisse Maria Theresia's und ihrer Tochter Marie Antoinette. — Hinabgefahren, den Waldstein'schen Palast und

Garten beſehen, Badgemach und Vogelhaus mit Schlackenerz künſtlich verziert; die Ueppigkeit und Pracht jener Zeiten wenig bequem und ſehr geſchmacklos. — Von hier über die Brücke zurück nach der Judenſtadt. Uralte Synagoge ſehr düſter und ſeltſam; uralter jüdiſcher Begräbnißplatz mit dichtgedrängten aufrechtſtehenden Grabſteinen, eng zuſammengedrängt; beide gehören zu den älteſten Denkmalen von Prag, wenn auch die Angabe, ſie ſeien noch in der böhmiſchen Heidenzeit begründet, ſehr zu bezweifeln bleibt. Gang durch die Goldne Gaſſe. Andringliche Judenknaben. Enge, ſchmutzige, tiefe Wohnungen, doch iſt der Bann gebrochen, Juden wohnen auch ſonſt in der Stadt, Chriſten hier in der Judenſtadt. Gutes Andenken an Dr. Zunz und beſonders an Dr. Michael Sachs. — Im Vorbeigehen die Calve'ſche Buchhandlung beſucht, jetzt Eigenthum des Herrn Becke, der mir freundliche und ergiebige Auskunft ertheilt über den Stand der Litteratur in Prag, über die Gelehrten, ihre Geſinnungen ꝛc. Es herrſcht im Ganzen viele Freiheit, die Zeitungen ſind gut redigirt und ſprechen manch kühnes Wort. — Schafarik und Palacky ſind abweſend. Ich wünſche einen Abdruck des erſten Heftes, der im Jahr 1812 erſchienenen Zeitſchrift „Hesperus", die bei Calve erſchien, der geſtochene ſymboliſche Umſchlag iſt von Clemens Brentano gedeutet, niemand hat oder kennt jetzt dieſen Aufſatz! — Gang über den Tandelmarkt, meine vorausgeſchickte Schilderung wird ganz zu Schanden gemacht durch die Wirklichkeit; nichts mehr iſt übrig von dem läſtigen Andrang und heftigen Geſchrei, von dem Getümmel und der Ameiſengeſchäftigkeit, die ſonſt hier herrſchte! Auch ein Beſuch bei einem Bücherrödler ſchlug fehl, er hatte nur leidiges neuere Zeug. Das Haus des ehmaligen Generalkommandos in der Zeltnergaſſe angeſehen, gegen welches die erſten Schüſſe des Aufſtandes im Jahre 1848 fielen und die Fürſtin von

Windischgrätz tödteten. Jetzt ist das Generalkommando auf der Kleinseite, wo man es gesicherter glaubt, und wo die Einwohner sich weniger revolutionair gezeigt, als in der Altstadt. —

Nachmittags auf die Sophieninsel gegangen, ehmals Färberinsel genannt. Gute Militairmusik vom Regimente Wernhard, aber schlechte Wahl der Stücke. Abends in das Theater, wo Donna Diana von Moreto nach Weil's Bearbeitung gegeben wurde. Gräßliche Fremdenloge, ganz niedrig, auf der dritten Bank nichts mehr zu sehen, wohl aber zu ersticken. Eine obere Loge taugte eben so wenig, wir nahmen zuletzt Sperrsitze, wo es unerträglich eng und heiß war, die ganze Theatereinrichtung ist gering und veraltet, wir gingen vor dem vierten Akte fort, weil es nicht auszuhalten war. —

Dr. Kolatschek aus Oesterreich-Schlesien, als Flüchtling früher in der Schweiz, dann in Nordamerika lebend, hat die Erlaubniß erhalten, straflos nach Oesterreich zurückzukehren. — In Berlin wird jeder Gedanke von Amnestie heftig zurückgewiesen! —

Prag, Sonnabend, den 25. Juli 1857.

Nach dem Frühstück besuchten wir das nahe böhmische Museum, im ehmaligen Nostiz'schen Palaste, der für dasselbe angekauft worden; Herr Hanka, der mich vor dreiundzwanzig Jahren herumgeführt — damals noch war das Museum auf dem Hradschin — übernahm auch diesmal unsre Führung; er ist mit Palacky verfeindet, weil dieser im Jahre 1848 von der nationalen Seite zu sehr auf die Regierungsseite übergegangen sein soll; er ist ein Panslavist und weiß alle slawischen Sprachen, doch steht ihm das Czechische voran, und

manche meinen — sogar Palacky und Schafarik — er habe die Königinhofer Handschrift nicht gefunden, sondern gemacht. Der Kaiser Nikolaus von Rußland hat ihm eine brillantene Brustnadel geschenkt, die er immer trägt und die zu seinem übrigen Anzuge wenig paßt. Er zeigte uns viele geschichtliche und naturhistorische Seltenheiten, alte böhmische Drucke, Handschriften von Johann Hus, von Zizka, von Prokopius. Das Hussitenthum steckt noch tief in den Böhmen, so gut kirchliche Katholiken sie sein mögen, in diesem Punkte sind sie mehr czechisch als katholisch. Auffallend war mir auch, auf der Straße weit mehr Czechisch als Deutsch gesprochen zu hören, alle Inschriften und Anzeigen sind czechisch, selbst die der Behörden. Der kurze Rausch von 1848 hat wunderbar tief gewirkt und das tägliche Leben bedingt, auch sieht man weit mehr Muth und Trotz als ehmals. —

Zu größter Sonnenhitze die Teinkirche besucht, die früher hussitisch war. Schöne Bildsäulen Cyrill's und Method's vom Prager Bildhauer Max. Gemählde von den böhmischen Mahlern Skreta, Mutina. — Wieder in die Calve'sche Buchhandlung, wo mir Herr Liebrecht Hoffnung giebt, ich werde das gewünschte Hesperusheft bekommen, vollständig ist von der Zeitschrift nur ein einziges Exemplar noch übrig, das nicht weggegeben werden kann; aber den Umschlag wird man mir überlassen. —

Im Jesuitergebäude die Universitätsbibliothek besucht; sie ist nun für jederman geöffnet, wer will kann hier jetzt lesen welches Buch ihm gefällt, nur verliehen wird keines. Großer Schatz von czechischen Druckwerken und Handschriften. Auch hier Hus und Hieronymus, Miniaturen zu Lobliedern auf beide, ihren Martertod darstellend; dergleichen zu drucken wagt man doch nicht; man fürchtet die katholische Geistlichkeit; — zwar die niedere ist fast durchgängig der Strenge widerstrebend, czechisch, mitunter hussitisch, antirömisch ge-

sinnt, und wer weiß was noch einst für Bewegungen durch sie entstehen, aber im Augenblicke muß sie doch der Obergewalt sich fügen. —

Herr Becke war inzwischen bei mir, und hinterließ eine schriftliche Nachricht über meine Heimreiswünsche; sehr zu rühmende Gefälligkeit! Auch Herr Liebrecht, aus Preußen gebürtig, benahm sich überaus zuvorkommend. Der Buchhandel blüht in Prag. —

Nachmittags in glühender Sonnenhitze zu Herrn Hofrath Karl Egon Ebert gefahren, auf der Kleinseite, im Fürstenbergischen Palast. Er wohnt prächtig, mit herrlicher Aussicht; aus dem Dienste hat er sich zurückgezogen, seit der vorige Fürst, sein besondrer Freund und Gönner, gestorben ist. Er ist versagt, und kann uns nicht begleiten; wird aber morgen sich bei uns einfinden. Ich war ihm schon am Morgen in der Zeltnergasse begegnet und aufgefallen, zu Hause las er dann meinen Namen in der Fremdenliste, und war nun sicher, ich müsse der ihm Begegnende gewesen sein; der Orden pour le mérite ist freilich hier eine Seltenheit! —

Wir fuhren auf den Laurenziberg und besahen die Kirche, das Refektorium — dieses ich allein ohne die Frauen — und die prachtvolle reiche Bibliothek des Prämonstratenserstiftes Strahoff. Ludmilla hatte langes Gespräch mit dem Pater Kellermeister, der auf meine Scherze munter einging, und fröhlich lachte. Die Klosterzucht ist völlig erschlafft; die Geistlichen gehen in bürgerlicher Kleidung spazieren, in Besuch, nur die Halsbekleidung dürfen sie nicht ändern. Sie leben gut, und treiben was sie wollen. — In den Baumgarten (Bubenetsch) gefahren und Kaffee getrunken; herrliche Schattengänge, prächtiges Laub! — Sodann die Wimmer'schen Anlagen besucht, die sehr vernachlässigt sind. Blick nach dem Schlachtfeld, wo Schwerin fiel. — Den Abend auf der Sophieninsel beschlossen. Nach Hause ge-

gangen, und uns der alterthümlichen Eindrücke der mächtigen Stadt erfreut. — Das Haus, wo ich mit Bettheim wohnte, beſehen; jetzt eine Gaſtwirthſchaft. —

Prag. Sonntag, den 26. Juli 1857.

Vormittags Beſuch von Herrn Hofrath Ebert; er theilt uns vielerlei mit, über ſeine eignen Verhältniſſe, ſeinen verſtorbenen Fürſten, über die Vorgänge des Jahres 1848, die er wenn auch nicht demokratiſch, doch freiſinnig aufgefaßt hat. So z. B. freut ihn, daß damals bei der Feier des Konſtitutionsfeſtes der Bierwirth Faſter im böhmiſchen Herzogsmantel mitten unter die verſammelten Generale keck in das Zelt getreten ſei, und ſie ihn dulden mußten, denn hätten ſie ihn hinausgewieſen, ſo wäre die Wuth des Volkes gleich losgebrochen! Der arme Faſter ſaß nachher eine Zeitlang in Haft, man konnte ihn jedoch keines Verbrechens zeihen und mußte ihn wieder loslaſſen; er iſt jetzt in einer kleinen böhmiſchen Stadt nach wie vor Bierwirth; ein Kauz wie unſer Jahn, Narrheit und Trotz vereinigend. — Von Smetana erzählte er, der Kardinal Fürſt von Schwarzenberg habe ſich zu Smetana's Sterbebette verfügt, und mit vornehmer Milde und Feinheit ihn zu reuiger Bekehrung zu bringen verſucht, allein umſonſt, Smetana ſei ſtandhaft geblieben und zwei Freunde, die zugegen waren, hätten ihn darin beſtärkt. — Unerwartet erſchien auch Purkinje, Profeſſor der Phyſiologie, über deſſen Wiederſehen ich mich herzlich freute. Er und Ebert ſchienen auf ſehr verſchiedenen Standpunkten zu ſtehen. Purkinje der leidenſchaftliche Czeche, ſtarr und unbeugſam; er fragte nach der Steffens'ſchen Familie, und beſonders nach Humboldt, ſonſt war von Berlin kaum die Rede. Purkinje ſagte, er ſei grade ſo weit Katholik um den Katholizismus zu toleriren,

sein Sohn aber, Gymnasiallehrer in Prag, hasse diesen gradezu. —

Nachmittags auf der Sophieninsel, wo der Anna-Tag gefeiert wurde; Militairmusik, ungeheurer Zudrang, selbst im Schatten heiß. Feuerwerk auf der nahen Schützeninsel. Am späten Abend Gang nach Hause, erst längs des Kai zur Brücke, und noch zuletzt an deren Anblick und an dem des herrlichen Hradschin erlabt, dann durch die engen Gassen zum Schwarzen Roß. Von Ebert fand ich das Buch vor, das er zu Ehren seines Fürsten hat drucken lassen. —

Wie milde die österreichische Geistlichkeit in manchen Fällen sein kann, zeigt das Beispiel eines Mitarbeiters der Bohemia, Namens Walter, der im Jahr 1848 eigenmächtig das Kloster verließ und sich verweltlichte. Nach dem Konkordat könnte man ihn verläufig zur Rückkehr zwingen, allein man läßt ihn gehen, und einer seiner Obern meinte, wenn er nur einen gewissen Anstand beobachte, werde man ihn ruhig fortschreiten lassen. —

Während dieser Tage ist es mir auch ziemlich gelungen, eine frühere verkehrte Auffassung von Prags Lage in Betreff der Himmelsgegenden in die richtige Ordnung zurechtzuschieben, eine Aufgabe, die schwieriger ist als man denkt. Ein unglücklicher Dämon hatte mir in den ersten trüben Wintertagen, in denen ich Prag zuerst sah, jene Verkehrung aufgedrungen, daß ich Norden für Süden und Süden für Norden nahm; grade so wie es dem armen Carlyle mit Berlin erging! — Ich hoffe, nun wird das Richtige sich mehr und mehr befestigen. —

Töplitz, Montag, den 27. Juli 1857.

Früh von Prag abgereist. Immer noch große Hitze. Fahrt auf der Eisenbahn nach Aussig, schön und genußreich. Fahrt mit dem Stellwagen nach Töplitz, eng und heiß, ein Gewitterregen kam uns sehr zu Statten. Wir stiegen im Gasthof zum Fürsten von Ligne ab. Mittagessen an guter Wirthstafel; die Wirthin Louise Hallwich ist die Wittwe des einstigen Pächters des Gartensalons, noch voll Anhänglichkeit an den vorigen König von Preußen und sein Gefolge, Bildnisse der preußischen Familie und das des Fürsten von Wittgenstein hingen an der Wand. —

Spaziergang im Schloßgarten, der fast unverändert ist wie vor sechsundvierzig Jahren, aber weniger besucht, der Zug der Badegäste hat sich mehr und mehr nach Schönau gewandt, wo bequeme und aufgeputzte Wohnungen sind, aber wenig Schatten zu finden ist. Das Hauptleben von Töplitz bewegt sich in Schönau, dort sind die glänzendsten Kaffeehäuser, Laden, Konditoreien, dort stehen die Droschken. Aber Töplitz ist deßhalb nicht leer, auch hier ist es lebhaft. Die Gesellschaft ist unter diesen Umständen völlig auseinander, noch weit mehr als vorher: Bekanntschaften macht man sehr schwierig; die schon Bekannten trifft man nicht. Sogar das Theater hat sich von Töplitz weg und über Schönau hinaus nach Turn gezogen — Turn, oder Tern, auch Dorne —, nur bei Regenwetter spielt die Truppe von Franz Maschek — dem Sohne, zu meiner Zeit war es der Vater, — noch im kleinen Schloßtheater. Von der Fürstlichen Familie Clary ist als von einem Mittelpunkte der Gesellschaft gar nicht mehr die Rede: mit dem Fürsten von Ligne ist in ihr die geistig glänzende Geselligkeit, der heitre Witz und die großweltliche Anmuth erloschen, mit dem verstorbenen Fürsten Karl (Lolo genannt) der feine Sinn für Litteratur und Kunst. Der jetzige Fürst Edmund, den ich nur als Knaben gekannt,

gilt für geistlos und völlig gering; seine Schwäger, die beiden preußischen Radziwill's, haben keine der Eigenschaften, die der Geselligkeit zum Vortheil gereichen. Die Fürstin Wittwe, geb. Gräfin von Oberk, in der noch Spuren des früheren Lebens übrig sein könnten, ist achtzig Jahr alt und leidet an schwachen, zerrütteten Nerven! —

Dörlitz. Dienstag, den 28. Juli 1857.

Nach dem Frühstück im Schloßgarten umhergewandelt, die Schwäne gefüttert. Gespräch mit einem jungen, hübschen Kapuziner, der das Bad gebraucht; aus Prag, dreißig Jahr alt, in's Kloster zu Kellin gehörig, sehr zufrieden mit seinem Stand, mit seiner bequemen Armuth, aber doch trübsinnig und träge, ohne Geist und Eifer; das Betteln hat aufgehört, sie leben von den Jahrgeldern des Religionsfonds, versehen Pfarreien, dienen wo es nöthig ist zur Aushülfe beim Gottesdienst, Beichthören; eine mäßige Freiheit ist an die Stelle der strengen Klosterzucht getreten. —

Gegen Mittag vor dem Gartensalon Musik, die einen größern Zusammenfluß von Leuten veranlaßt, —

Beim Mittagessen ein paar Russen uns gegenüber, die stark essen und eifrig mit einander reden, der eine von geringerem Aussehen, der andre von feinerem Wesen; letzterer spricht auch einiges mit uns, aber ich lasse mich an Wirthstafeln ungern mit den Leuten ein. Von ihrem geläufigen Russisch verstehe ich nur hie und da ein Wort, doch genug, um abzunehmen, daß sie sich vorzugsweise von den neuen Verhältnissen unterhalten, von Persönlichkeiten, die dabei in Betracht kommen, von gestiegenen, gesunkenen. Um den todten Kaiser kein Bedauern! Ein todter Kaiser ist nicht viel mehr als ein todter Hund. —

zösischer Sprache zu beziehen. Ihnen, mein Verehrter, gilt es gleich, in welcher Landesmünze Sie zahlen.

Lesen Sie doch ja den vierten Theil der Briefe von St. James. Ich sende ihn Hrn. von Stägemann. Diese Briefe liefern höchst beachtenswerthe Ansichten. Wären sie englischen Einhauchs, wie einige Personen behaupten, ich aber nicht glaube, so verdienen sie noch ernstere Erwägung. Der Verfasser fällt nie in das Geschwätz der Pradt und Bignon. Kälte und strenge Haltung bezeichnen seinen Karakter. Nichts in der Welt kann hindern, daß die Betrachtungen solch eines Kopfes, oder doch ein großer Theil derselben, herrschende Meinung werden.

Dergleichen Potenzen sollten die Kabinette suchen, an sich zu ziehen. Katharina, Joseph und Friedrich II. hätten es gethan. Heut' zu Tage stößt man sie ab, und darin liegt ein wesentliches, sehr gefährliches Uebel unserer Zeit. Nur die Mittelmäßigkeit ist nicht verdächtig, mit der Mittelmäßigkeit aber reicht man nicht weit aus. Wegen Preußen sollte irgend jemand Hrn. Lüllin de Chateauvieux zurecht weisen. Der Genfer sieht gar zu schnöde über uns hinweg. Er nennt Preußen das fünfte Rad am Wagen der heiligen Allianz. Politische Wetterpropheten, zu denen er nicht gehört, gehen gar so weit, daß sie es die Zeche bezahlen lassen in dem nächsten Zusammenstoß der Kräfte von Europa. Ich hoffe, der Erfolg wird sie Lügen strafen.

Ein paar Abende hindurch hat es wegen Manuel Raufereien gesetzt in den Straßen, wo abwechselnd bald die Gensd'armen, bald die Lotterbuben den Kürzeren gezogen. Glücklicherweise haben wir schändliches Wetter. Ihm ist man schuldig, daß die Auftritte nicht heftiger geworden. Indeß durchläuft vive Manuel, vive la paix wahrscheinlich ganz Frankreich. Das Mißvergnügen äußert sich in Spottzetteln,

Nachmittags Fahrt nach Mariaschein und nach Graupen. In Mariaschein werden die Bilder und Zeichen des rohen Aberglaubens immer widriger. Man fühlt, daß dergleichen in unsre Zeit nicht mehr gehört, die Pfaffen selbst sehen es als veraltet an. — Große Schwüle, wo die Luft nicht geht, zum Ersticken. — In Graupen besteig' ich mühsam die Anhöhe, athemlos und erschöpft vom steilen Aufklimmen, und kann mich lange nicht erholen. Ich erkenne die alte Oertlichkeit nicht wieder, aber die Aussicht in die Gegend ist entzückend wie früher, der Anblick nach allen Seiten herrlich und erfrischend, man kann nichts Schöneres sehen. Freilich fehlt der Landschaft Wasser, aber man vermißt es hier kaum. Angenehmes Liegen im Grase auf einem der Abhänge. Bei weiterem Umhergehen entdeck' ich, daß ich nicht, wie ich glaubte, auf der Rosenburg sei, sondern daß diese etwas zurückliegt, mit derselben Aussicht; die Felsenhöhe, zu der wir aufgestiegen sind, ist eine neuere Anlage, Wilhelmshöhe genannt. Ich bedauerte diese Irrung, fand aber nicht Muth und Kraft, in dieser Hitze hinabzusteigen um ein neues Erklimmen auszuführen. Diese Rosenburg hat noch Burgtrümmer und üppige Rosenbüsche, sie war ein Lieblingsort von Rahel, hier haben wir unvergeßliche Nachmittage und Abende zugebracht! —

Drohende Wolkenzüge mahnten zur Heimfahrt. In der Ferne brach ein Gewitter aus, man sah den Regen niederströmen, dann einen schönen Regenbogen. Etwas Regen bekamen auch wir auf dem Rückweg. —

Tetlitz. Mittwoch, den 29. Juli 1857.

Den ganzen Vormittag brachten wir im Schloßgarten zu, den wir nach allen Richtungen durchkreuzten. — Mittagessen, nicht eben zahlreiche und erwünschte Tischgenossen, meist alte Zerrbilder, schlechte, lächerliche Gesichter. Die beiden Russen gesprächig. —

Nachmittags entschließen wir uns zu einer Wanderung nach Schönau, besonders auch um nachzufragen ob Herr von Burgsdorf noch hier ist. Als Ludmilla in dem bezeichneten Hause nach Burgsdorf anfragt, entdecke ich ihn am Fenster, er in demselben Augenblick erkennt uns, stürzt aus seiner Thüre — ohne Hut — hervor, begrüßt uns auf's herzlichste, führt uns in sein Zimmer. Mannigfache Mittheilungen, von beiden Seiten. Er erzählt von seinem Aufenthalt, von seiner Kur, von Stars's, Radziwill's: vom König und der Königin, die er noch hier gesprochen, von allerlei Vorgängen. Der General Fürst Wilhelm Radziwill war mit ihm in Ossegk, und hat ihm dort das Grab des Marschalls von Sachsen gezeigt. Des Marschalls? — Ja, der hier im Zweikampfe gefallen. — Ah, nun versteh' ich! er meint den Chevalier von Sachsen, den natürlichen Sohn des Prinzen Xaver von Sachsen, der ist allerdings hier durch den Fürsten Suboff im Zweikampfe getödtet worden. Der Marschall ist schon hundert Jahre todt und in Straßburg begraben. — Ja, meint Burgsdorf, das wandt' ich auch ein, aber der Fürst Wilhelm bestand darauf, daß er in Ossegk liege! Nun soll er mir nur kommen, ich will ihn schön berichtigen! — Vom Oberstlieutenant von Bergh sagt er, der fabrizire hier den 3. August, nämlich trommle alles zusammen, um den Geburtstag des vorigen Königs festlich zu begehen, womit er sich denn wichtig zu machen suche, man wolle die Preußensäule erleuchten, Böller abschießen, ein Gastmahl veranstalten, an letzterm werde man wohl nicht umhin können theilzunehmen. — Vom

saur

BIBLIOTHEK DER DISCH. LITERATUR 3-598-53028-5
VARNHAGEN VON ENSE, K.A. FN. 12219/044

König erzählt er mit Bedauern, derselbe habe bei der Abreise nach Wien ein großes öffentliches Aergerniß gegeben; beim Vorfahren der Reisewagen sei ihm etwas nicht recht gewesen, da sei er in Wuth gerathen und habe eine Fluth von Schimpfworten ausgestoßen, mit lautem Schreien, so daß Hunderte von Menschen, die umherstanden, es mit staunender Verwunderung anhörten, es habe den peinlichsten Eindruck gemacht, — „und schimpfen kann er," fügte er hinzu, „wie ein Rohrsperling, im Schimpfen kann er es mit jedem Berliner Straßenjungen aufnehmen." —

Wir verließen Schönau wieder und gingen in den Schloßgarten, wo wir im Schatten der hohen Bäume und bei gutem Eis uns allmählig erholten, und bis zum Abend blieben. —

Töplitz, Donnerstag, den 30. Juli 1857.

Nach dem Mittagessen fuhren wir gleich aus, um nur in's Freie zu kommen, wo doch die Hitze leichter zu ertragen ist. Wir fuhren nach Kloster Osseg. Seit dem Abte Venusi, den ich gekannt, ist schon sein dritter Nachfolger da! Das Kloster ist sehr reich, besitzt dreißig Dörfer, neun Meierhöfe, viele Weinberge und Wälder. Die Mönche, Zisterzienser, genießen viele Freiheit, gehen spazieren oder fahren, machen Besuche in der Umgegend. Ein wunderlicher Kauz von Glöckner, übersichtig und immer schief gehend, bisweilen auf die Mauer los als wollte er durch sie hindurch, zeigte uns die Kirche, die im Ganzen bei aller Pracht ein gemeines Aussehen hat. Als wir die Gemählde galerie in den Zimmern des Abtes sehen wollten, der ausgefahren war, wurden wir an einen andern Führer gewiesen, den Tafeldecker des Abtes, der uns aber durch die Thürspalte beäugtigte, die Thüre wieder schloß, und uns warten ließ, bis er andre Besucher abgefertigt und

von ihnen sein Trinkgeld erhalten hätte. Da dies ziemlich lange dauerte, so ward ich ungeduldig, erhob die Stimme, und schickte mich zum Weggehen an. Da rief man uns eiligst zurück, und that unzufrieden und mürrisch, das war mir zuviel, und ich schalt den unverschämten Menschen derb aus, daß er verstummte; aber nun erschien der Kammerdiener des Abtes, der wollte das hohe Wort führen, wer hier solchen Lärm mache? Ich schrie ihn nur um so heftiger an, was das für ein Benehmen gegen Fremde sei, die man ungebührlich warten ließe und ihnen die Thür vor der Nase zuschlage; ich würde mich bei dem Abte beklagen, dessen Diener solche Flegel seien, und mehr dergleichen, scheinbar im grimmigsten Zorn gesagt. Der Kammerdiener bekam nun Furcht, ungewiß wer ich sei und was ich bei dem Abte etwa gelten möge, er bat um Verzeihung, schob alle Schuld auf den Tafeldecker, der sich schon entfernt hatte, und zeigte uns mit demüthigem Eifer die Gemächer und die Gemählde, während ich in barschem Tone blieb und fortwährend zürnte. Nachdem er sein Trinkgeld empfangen und nochmals gebeten hatte, die Sache fallen zu lassen, überwies er uns wieder dem Glöckner, der uns durch die Gärten führte. Alles war vorüber und wir schon auf dem Rückwege nach dem Wirthshaus, als der neben mir gehende Glöckner sich näher zu mir heranbog, und mit wahrem Ergriffensein zu mir sagte: „Ich möchte meinen gnädigen Herrn auf's innigste dafür umarmen, daß sie den Tiger da oben so verrammelt haben!" Diese feierliche Innigkeit war die Spitze der ganzen Geschichte, und machte uns vielen Spaß. Offenbar hatte der arme Glöckner von dem Bedientenvolk schon viel freche Unbill zu ertragen gehabt, und sah in mir einen Bundesgenossen, einen Rächer. —

Wir fuhren nach Dux und besahen die dortigen Merkwürdigkeiten, die Reliquien des Herzogs von Friedland, die Alterthümer, die Naturgegenstände, die Bilder. Bildniß des

Herzogs von van Dyk. Bildniß des Grafen Joseph von Waldstein, der ein wunderlicher Kerl war, als Roßkamm, als Jude große Reisen machte, den Casanova bei sich hatte ꝛc. Er ist in Generalsuniform abgebildet; ich hab' ihn früher oft gesehen, der Herzog von Weimar hatte sein Ergötzen mit ihm, und war bisweilen sein Gast, obschon man an seiner Tafel oft vor Ekel nicht essen konnte. —

Angenehme Zurückfahrt. Wir hatten den Besuch Burgsdorf's versäumt. Zuletzt im Schloßgarten. —

Töplitz, Freitag, den 31. Juli 1857.

Nach dem Frühstück Gang durch den Schloßgarten. Durch die Meierei nach dem Schießhause, das neu erbaut ist und sich wie ein vornehmer Gasthof darstellt; früher war es eine bescheidene Wirthschaft. Weiter hinauf zur Schlackenburg, einem Bierhause von schlechter Art; der Wirth läßt sich von Leuten, die nichts verzehren, Eintrittsgeld bezahlen für eine Aussicht, die man hier auf der Anhöhe überall eben so gut hat. — Mittags mit den Russen, zu denen noch ein dritter kam, einiges gesprochen. — Nachmittags im Schloßgarten bis gegen Abend. Dann im Schloßtheater der Vorstellung eines Bauchredners und Taschenspielers beigewohnt; er nannte sich Brenta und gab sich für einen Schweizer aus, hatte aber mehr das Wesen eines Oesterreichers. Er machte seine Sache als Bauchredner geschickt und täuschend, ich habe jedoch schon bessere gehört. Sein lahmer Fuß und seine Krücke waren seinen Gaukelkünsten nicht hinderlich, vielleicht förderten sie dieselben, indem sie die Aufmerksamkeit von andern Bewegungen ablenkten. Er erntete leidlichen Ertrag und vielen Beifall. —

Bei dem infamen Prozeß, der in Paris jetzt gegen einige

Italiäner eingeleitet wird, die den Louis Bonaparte angeblich ermorden wollten, iſt offenbar die Abſicht am meiſten gegen Ledru-Rollin gerichtet, den perſönlichen Feind des Bonaparte, den dieſer ſich von England möchte ausliefern laſſen. Dieſen zu verderben iſt der eigentliche Zweck, die andern Angeklagten ſind nur Nebenfiguren. Ledru-Rollin hat einen Brief an die Pariſer Zeitungen geſandt, worin er die Anſchuldigung als eine eben ſo unwürdige als lächerliche darlegt, und ſie mit hochfahrendem Unwillen zurückweiſt. —

Das preußiſche Miniſterium hat ein Reſkript erlaſſen, das die Anſtellung von Juden im Juſtizfache und daher ſchon ihr Studiren der Rechte ſehr einſchränken will. —

Der König hat in Berlin einer Straße den Namen Neuenburger Straße gegeben. Statt des Fürſtenthums eine Straße!? —

Der blinde König von Hannover fiel bei ſeiner Ankunft in Brandenburg am 27. Juli fehltretend zwiſchen Perron und Waggen, und hätte leicht können zerquetſcht, auf der Stelle todt bleiben können. Er ſoll nur unbedeutend verletzt ſein. Der Schreck wird ſeine elende Regierung nicht beſſern! —

In Baiern werden die Sammlungen für Schleswig-Holſtein verboten, weil ſie zum Vorwande dienten um Mißvergnügen zu verbreiten. Eine weiſe Regierung! —

Die Berliner Zeitungen entlehnen den Pariſern eine ganze Folge merkwürdiger Artikel über Beranger's Tod und Leichenbegängniß. Louis Bonaparte hat letzteres auf Staatskoſten beſorgen laſſen, aber um daſſelbe der Volkstheilnahme möglichſt zu entziehen. Die plumpe Liſt hat ſich als dumm erwieſen. Das Volk wird nimmermehr ſich einreden laſſen, Beranger ſei der Mann dieſes Bonaparte geweſen, und bezeigt ſeine Theilnahme auf alle Art. Man rechnet, daß über vierzigtauſend Kränze auf ſein Grab gelegt werden, die

einen anſehnlichen Hügel bilden, aus den Departements gehen fortwährend ſolche Huldigungskränze, Weihebilder, Gedichte, Reden ein; in Paris werden Vorleſungen über Beranger angekündigt. —

Töplitz, Sonnabend, den 1. Auguſt 1857.

Früh im Schloßgarten; die Schwäne. — Geſellſchaft von andringlichen Perſonen möglichſt vermieden; Zeitungen geleſen; im Gartenſaal findet ſich unvermuthet die Berliner Voſſiſche Zeitung. — der Wirth iſt aus Preußen. —

Abends Ball im Gartenſaal; um halb 9 Uhr gingen wir hin, gegen 9 Uhr begann der Tanz. Vornehme Oeſterreicherinnen hatten ſich eingefunden, und zeichneten ſich durch freie Haltung und ſchönen Anzug aus, eine Fürſtin von Colloredo ꝛc. Auch öſterreichiſche Generale, Stabs- und andre Offiziere machten ſich vortheilhaft bemerkbar, ordneten und leiteten die Tänze. Der Herzog von Modena erſchien auch, ließ ſich die Offiziere vorſtellen, ſprach mit jedem, ſehr viel mit den Damen, und nahm eifrigſt Antheil am Tanz. Seine Phyſiognomie hat nichts Gewinnendes, er ſieht trocken und verdrießlich aus. —

Töplitz, Sonntag, den 2. Auguſt 1857.

Nachmittags Fahrt nach Doppelburg. Unterwegs trotz der Hitze ganz angenehm. Waldesſchatten, friſche Luft. In Doppelburg waren viele Gäſte; wir tranken Kaffee und gingen weiter in den Wald, aber bald wieder zurück, weil es hieß, die Hirſche ſeien da; ſie ſtellten ſich regelmäßig gegen 6 Uhr zur Fütterung ein. Zwölf Hirſche und Hirſchkühe

kamen stolz aus dem Wald hervor, und näherten sich uns vertraulich bis auf wenige Schritte; ihre Bewegungen machten uns ein unterhaltendes Schauspiel; gegen 6 Uhr kam ein Jager, den sie von fern erkannten und ihm gleich zueilten, und streute ihnen Kastanien auf den Rasen.

Die Rückfahrt war herrlich, durch Wald und Feld. Der Reichthum von Obstbäumen ist ungeheuer, sie sind überfüllt mit Früchten. Begonnener Bau der Eisenbahn von Töplitz nach Außig. Auf den Ackerfeldern an vielen Orten Aufgrabungen nach Kohlen, meist mit gutem Erfolg. —

Wir gingen nach der Rückkehr in den Schloßgarten, vor dem Gartensaal waren im Freien Tische gedeckt, wir aßen gleich vielen Andern, die Musik in ihrem Zelte spielte lustig auf. —

Wir gingen noch lange in der Dunkelheit spazieren; ich erzählte von vorigen Zeiten, von einer spätherbstlichen Mondscheinnacht im Jahre 1822, wo ich mit Rahel nach der Abendgesellschaft auf dem Schlosse bei Clary's noch einen Gang in den Garten hinein wagte, aber von der Einsamkeit, den Nebelgestalten, dem Mondscheinszauber und dem gespenstischen Eindruck des Ganzen mit solchem Schauder erfüllt wurden, daß wir eiligst die Flucht ergriffen, und froh waren dem Eindruck entronnen zu sein. —

Töplitz, Montag, den 3. August 1857.

Früh kündigen Böllerschüsse und Posaunen den Festtag an. Eine besondere Vereinigung und Besprechung der Preußen ist aber von keiner Seite angeregt. Der Wirth im Gartensalon hat eine Einladung zum festlichen Mittagessen aufgelegt, auf der sich nahe an hundert Theilnehmer unterschrieben haben, unter ihnen der Oberpräsident von Eichmann

und seine Frau. — Im Schloßgarten ist es etwas lebhafter als gewöhnlich. Fräulein * macht mißfällige Bemerkungen, sie findet überall etwas auszusetzen, ich an ihr grade dies. — Nach einigem Spazierengehen und Warten setzte man sich zur Tafel; der Raum war eng, kaum gehöriger Platz für die Bedienung, diese nicht zahlreich genug, nicht geordnet, gleich im Beginn herrschte Verwirrung, Aufschub, Mangel. Ein Vorsitz war nicht zu entdecken, nirgends eine Leitung. Burgsdorf war nicht da, Herr von Bergh nicht, die beiden Fürsten Radziwill nicht. Die Musik spielte ihre Sachen: „Ich bin ein Preuße" u. dgl. mehr. Geringe Gespräche, bisweilen ziemlich laute, gemeine Laune und Betriebsamkeit, besonders machte sich in unsrer Nähe ein Handlungsdiener darin bemerkbar. So vergingen etwa anderthalb Stunden. Dann begann die Musik „Heil dir im Siegerkranz", welches Lied einige Gäste mitsangen, und schloß mit einem Tusch. Da stand nun alles auf, man brachte dem Andenken des Königs ein verwirrtes Lebehoch, die Gläser klirrten, und damit war die Sache gethan. Daß auch jetzt niemand zu reden versuchte, befremdete mich sehr, noch mehr wunderte mich, daß unter so vielen Preußen keiner so eitel und schmeichlerisch war, um nun auch, wie es sich gebührte, den jetzigen König hochleben zu lassen, — niemand gedachte seiner, alles blieb still. Nachdem die Musik, die Kellner und schließlich der Wirth ihre Gelder eingesammelt hatten, machte willkommenes Eis dem ganzen Gelag ein Ende, man stand auf und eilte in den Garten. — Nach solcher widrigen Festaufregung bedurften wir einer Erholung, setzten uns in einen Wagen, und fuhren abermals, der guten Luft und des reichen Waldschattens wegen nach Doppelburg. Hier war es sehr schön, die Hitze zwar groß, aber doch zu ertragen: die Hirsche kamen schon früh aus dem Wald und weideten ruhig auf dem Grasplatze neben der Gastwirthschaft. Sie wurden zweimal gefüttert,

die angeſchlagen und ausgeworfen werden. Marſeille hat wie Lyon anzügliche Maskeraden gewagt.

Wie die Stimmung ſich bisweilen Luft macht, ſchildere Ihnen ein Vorfall, der ſich ehegeſtern im Salon des Athenäums ereignete. Ein Mann von ſehr anſehnlichem Vermögen, Marquis de Montigny, in ſeiner Jugend Spielgeſelle des hingerichteten Herzogs von Orleans, alſo hoch in Jahren, ſagte zu einem der Anweſenden: „Vous êtes un révolutionaire.“ „Et vous,“ erwiederte der Gegner, „vous êtes un sot, un imbécile. Rendez grâces à votre âge, que je ne vous crache pas à la figure. C'est à des animaux comme vous, que nous devons les malheurs de la révolution. Si ces malheurs se rénouvellent, ils tomberont sur vos têtes.“ So weit vergeht ſich der Partheigeiſt in Kreiſen, die zur guten Geſellſchaft gehören. Der Krieg beginnt unter höchſt ungünſtigen Auſpicien. Aber die Koterie, ſo ihn will, hat volle Oberhand, und ſie benutzt ihren Sieg. Nur die Börſe glaubt hartnäckig an Frieden, entweder weil ſie auf die Wirkſamkeit der zu Madrid angeſponnenen Intriguen, oder weil ſie auf das Beſinnen hofft, zu dem der engliſche Einſpruch das franzöſiſche Kabinet bringen kann. Daß die Abreiſe der Mundköche des Herzogs von Angoulême verſchoben worden, hat geſtern zu Friedensgerüchten Anlaß gegeben. Von den Leidenſchaften, wie ſie angeregt ſind, ſteht zu erwarten, daß ſie am Ende alle Klugheit der Diplomatik vereiteln. Zu Liſſabon und Madrid haben gleichzeitig Verſuche ſtattgefunden, die Miniſterien zu ſtürzen. Sie rühren unſtreitig von der engliſchen Friedensparthei her, an deren Spitze der Herzog von York, Herr Peel und der Kanzler. Im Falle des Krieges, meint man, ſei die Abſicht Hrn. Canning's, Portugal und Spanien für den Verluſt ihrer Kolonien durch Vereinigung der Halbinſel zu einem Ganzen zu

das zweitemal die Kastanien in's Wasser geworfen, die sie nach und nach herausholten. Die Hirsche im Wasser zu sehen war besonders ergötzlich. — Wir blieben bis zur Abendkühle, fuhren dann den herrlichen Schattenweg nach Hause. —

Töplitz, Dienstag, den 4. August 1857.

Nach dem gewohnten Frühgang im Schloßgarten gingen wir nach Schönau, von Burgsdorf Abschied zu nehmen. Auf die Frage warum er gestern beim Mittagsmahl gefehlt, zu dem wir doch nur gegangen weil wir sicher geglaubt ihn dort zu finden, gab er keine rechte Auskunft, auch wußte er nicht, wie so Bergh und Radziwill's nicht gekommen waren. Er war mit seiner Kur nicht zufrieden, und sehnte sich nach Berlin. —

Erst heute war mir der Name des einen Russen, des feinen und artigen, der mit uns ißt, bekannt geworden, er heißt Alexander Graf von Kreutz. Da fand ich denn, daß ich seine Eltern kenne, diese schon 1814 in Rellingen bei Hamburg besucht, sie später in Berlin wiedergesehen, und den Vater zuletzt 1847 beim Fürsten von Wittgenstein gesprochen hatte. Seine Mutter war eine große Schönheit, eine geb. von Korff, verwandt mit dem ersten Manne der Frau von Horn. Nun hatten wir ein weites Feld der Unterhaltung; wir sprachen von Karl von Rostitz, vom Grafen Friedrich von Nesselrode ꝛc.

Wir nahmen Abschied von der freundlichen Wirthin, die noch schöne Blumensträuße mit auf den Weg gab, und fuhren um 5 Uhr im offenen Wagen nach Außig. Leider brannte die Sonne noch stark, und wir litten sehr von ihr. —

In Außig, im Englischen Hof, einem Gasthofe, der dicht an ein Kloster angebaut worden und auf der andern Seite

den hohen Damm der Eisenbahn hat, fanden wir leidliches Unterkommen. Auf dem Vorhofe, wo wir unter Bäumen im Freien zu Nacht aßen, und erquickende Luft athmeten, war es sogar vortrefflich, und wir freuten uns herzlich des behaglichen Zustandes, in welchem wir auch ziemlich lange noch verharrten. — Mengs ist in Aussig geboren. —

Berlin, Sonnabend, den 8. August 1857.

Wir gingen zu Frau Bettina von Arnim. Mir bangte etwas, bevor wir eintraten, ich hatte Besorgnisse. Wir wurden angenommen, zuerst kam Fräulein Armgart, und sagte uns, daß sie am nächsten Montage mit der Mutter und Fräulein Gisela nach Töplitz abreisen; darauf nahm sie mich etwas beiseit, und vertraute mir eilig, die Mutter sei ganz außer sich, daß das Manuskript zum zweiten Bande der Arnim'schen Gedichte sich nicht finde, der Drucker behaupte es mir abgeliefert zu haben. Als sie weiter reden wollte, kam Bettina und das Gespräch fiel schleunigst. Armgart verschwand gleich mit Herrn Leo von Savigny, der eben gekommen war. Bettina begann, gleich nachdem wir uns gesetzt hatten, von dem verlornen Manuskript zu reden; der Drucker sage, er habe es an mich abgegeben, allein das könne nicht sein, denn ich verneine es ja, sie wolle ihn mir schicken, ich soll es ihm nur in's Gesicht sagen, daß er sich irre. Das Ganze klang, als wenn doch die Schuld an mir läge, ich das Manuskript haben müsse, oder seinen Verlust veranlaßt habe. Im Hin- und Herreden über die Geschichte sagt Bettina unvermuthet mit arglistigem Lächeln und bedeutendem Nachdruck: „Ich wollte damals die Gedichte noch gar nicht drucken lassen, Sie haben sie drucken lassen!“ Dagegen erhob ich mich mit aller Kraft, daß sei gänzlich unwahr, eine solche Unwahrheit

dürfe ich nicht dulden, sie könne mir eben so gut behaupten, sie habe mir hundert Friedrichsd'or in Verwahrung gegeben. Ich führte ihr in's Gedächtniß, wie ich abgelehnt die Gedichte herauszugeben, wie ich auf ihr Bitten nur die Redaktion übernommen, die Auswahl und Folge nach ihrem Willen — nicht nach meinem — bestimmt, und dann das so geordnete Manuskript ungetheilt der Trowitzsch'schen Druckerei übergeben habe, nach ihrem ausdrücklichen Gebot. Die Korrektur zu übernehmen, habe ich ihr abgeschlagen, und dann doch wider Willen besorgt, weil kein Andrer es gekonnt. Es war ein heftiger Auftritt, sie gab zuletzt nach, gab zu, das Ganze sei von ihr eine Einbildung gewesen, entschuldigte sich mit ihrer Krankheit, und da sie meine zornige Empörung sah, bat sie mich in Ludmilla's Gegenwart wiederholt um Verzeihung und hielt mich fest als ich weggehen wollte. Fräulein Strantz trat ein, und hinderte weitere Erklärungen. Bettina hieß mich ihr folgen, sie wolle mir zeigen, welche Menge von Papieren sie habe, sie schloß im andern Zimmer einen Schrank auf, der eine Menge Pakete enthielt, was aber in diesen sei, wisse sie selber nicht. Dieses nichtzeigende Zeigen hatte gar keinen Sinn. Ich sagte ihr noch freundliche Worte und gute Wünsche und ging mit Ludmilla fort. In ihr war noch bis zuletzt Argwohn und Tücke sichtbar. Ich weiß dies unsinnige Benehmen nicht zu deuten, bin aber sehr empört und geärgert. Das ist der Dank für alle Mühe und Theilnahme! —

Heute früh die telegraphische Nachricht, daß der — Louis Bonaparte beim Landen zu Osborne als er den Prinzen Albert begrüßen wollte, vom Radkasten des Dampfschiffes heftig auf das Deck herabgefallen sei, sich aber nur wenig beschädigt habe. —

Heute Abend die telegraphische Nachricht, daß der Italiäner Tibaldi vom Pariser Schwurgericht für schuldig erklärt und zur Deportation verurtheilt worden, die beiden

Mitangeklagten Grilli und Bartoletti wegen angeblich mildernder Umstände nur zu fünfzehn Jahren Gefängniß. Diese beiden letztern gelten für Polizeigebülfen. Ueber die Betheiligung Mazzini's und Ledru Rollin's an der vorgeblichen Unternehmung hat das Gericht noch nicht gesprochen. Es ist das nichtswürdigste Schandverfahren, die frechste Anstifterei, und die erbärmlichste, wie einst hier in dem Waldeck'schen Prozeß. Dem gekrönten — wird aus dieser verächtlichen Spitzbüberei kein Heil erwachsen! —

Noch aber ist sein Ansehn bei den Regierungen allvermögend: in Konstantinopel haben die Gesandten Rußlands, Sardiniens und Preußens dem Beispiele des französischen folgen müssen, und ihre Flaggen eingezogen. Früher machte er gegen eine stehende Rheinbrücke bei Köln Einwendungen, jetzt erzwingt er eine solche bei Kehl; Baden hat nachgeben müssen, der Bundestag, der darüber zu sprechen hätte, schweigt, und Preußen, das entschieden gegen die Sache aufgetreten war, zieht sich bescheiden zurück! —

Sonntag, den 9. August 1857.

Von Bettinen von Arnim war ich von jeher alles Möglichen gewärtig, aber ihr gestriges tolles Benehmen übersteigt meine Fassung; ich kann mir nicht denken, was sie eigentlich damit will oder bezweckt: ist es aber zweckloses, müssiges Spiel ihres unruhigen Sinns, so muß sie völlig als Verrückte angesehen und behandelt werden. Doch ist es keine augenblickliche Laune, sondern ein dauerndes, folgerichtiges Absehen, das sich hier zeigt: schon einige Zeit vor meiner Reise kamen diese Andeutungen und Quängeleien vor, mitten unter allen Lobsprüchen, Dankbezeugungen und Verehrungen kamen mißtrauische Fragen, seltsame Bemerkungen, die sich nicht immer

ſcherzend aufnehmen ließen. Schon damals kam in mir die Vermuthung auf, ſie habe den Drucker für den erſten Band der Gedichte noch nicht bezahlt, und deßwegen unterbleibe der Druck des zweiten. Wäre dies der Fall, ſo hätte die geſtrige Aeußerung, nicht ſie habe die Gedichte drucken laſſen, ſondern ich habe es gethan, ſogar eine gefährliche Seite, es hieße gradezu mich zur Zahlung verpflichtet erklären! Solcher Schelmenſtreiche iſt Bettina, wenn ſie in Verlegenheit gerathen, ſehr wohl fähig, ſie lügt und betrügt dann wie es ihr taugt, opfert wen ſie trifft. Verwirrung und Lüge werden leicht zur Bosheit. Uebrigens befindet ſie ſich wenig beſſer, vielleicht etwas ſchlechter. Ihre Prahlerei iſt lächerlich; auf meine Frage, ob ſie in Teplitz ſchon Wohnung beſtellt hat, erwiedert ſie mit Hoheit: „Im Hauſe der Königin!“ und forſcht mit laurendem Blick, ob ich auch gehörig getroffen ſei von dieſem Schlage! Als „Reiſemarſchall“ wird Rittmeiſter Heinichen ſich einfinden! Und mehr dieſer Art! — Die geſtrige Erfahrung ſoll hoffentlich die letzte ſein, die ich mit Bettinen in dieſer Art mache, und wenn ich ſie noch wiederſehe, — ſie ſelber ſprach zweifelhaft über ihre Ausſichten, — ſo wird es nur in der Weiſe geſchehen, die keine neuen Verwicklungen zuläßt. —

Vormittags kam eine Einladung zum Thee auf heute Abend von Frau Bettinen; ich war unſchlüſſig, Ludmilla beſtimmte mich zur Annahme; mir iſt aber nicht gut zu Muth dabei! —

Gegen 8 Uhr fuhren wir in den Thiergarten zu Bettinen. Sie empfing uns herzlich, und entſchuldigte gleich, daß Fräulein Armgart noch fehle; ſie kam indeß bald, und viel ſpäter erſt Fräulein Giſela. Fräulein Iſa von Bülow machte den Thee. Die beiden Italiäner Salvotti und Boſſi ſaßen am Tiſch, ein Nordamerikaner * — Zahnarzt — auf dem Sopha, ein hübſcher Menſch, mit dem Bettina lange Zeit in

liebelnder Anſchmiegung verblieb; das zahnloſe, ſchnurrbärtige Mütterchen! Sie war gegen mich wie ſonſt, fing aber zuletzt doch wieder von dem fehlenden Manuſkript an, wegen deſſen ich den Drucker derb ausſchelten ſoll. Wenn ſie wiederkehre, werde ſie gleich wieder die Denkmalsſache vornehmen, „den Magnus drankriegen“. Der Bildhauer Albert Wolff arbeitet für ſie, Fräulein Strantz mahlt nach Bettinens Angaben ein Deckelbild für die Geſpräche mit Dämonen, ihre Liederkompoſitionen ſoll Joachim herausgeben, eines der Lieder hat ſie ihm zur Probe geſchickt, wenn ihm das nicht gefällt, ſoll er die übrigen gar nicht ſehen. Prahlereien und Einbildungen aller Art, alles muß der maßloſen Eitelkeit dienen. — Die Italiäner ſprachen viel und recht gut. Der Rittmeiſter Heinichen war auch erſchienen. Wir nahmen Abſchied, und waren vor 11 Uhr zu Hauſe. —

Montag, den 10. Auguſt 1857

Daß der geſtrige Abend ſo gut ablief, iſt mir doch ſehr lieb. Es wäre mir ein peinlicher Stachel geblieben, von der wunderlichen alten Frau, deren Wiederkehr vielleicht nicht erfolgt, in Zwiſt und Herbheit geſchieden zu ſein. Ich wünſche ihr ja von Herzen alles Gute, bin ihr ſeit Jahren gern dienſtfertig und förderlich, wie und wo ich nur kann. Sie ſcheint es auch einzuſehen, und die geſtrige Einladung war offenbar in dieſem Sinn. —

Der König hat dem Staatsanwalt Kerner das Ritterkreuz des Hohenzollern-Ordens verliehen. Wenn auch kein Verdienſt in ihm zu belohnen war, ſo war es doch mancher Dienſt! Und der Lohn iſt mäßig genug, ſchwerlich befriedigt er den Empfänger. —

Dienstag, den 11. August 1857.

Der einundachtzigjährige Faktor Klein aus der Druckerei von Trowitzsch besucht mich; er war gestern mit auf dem Bahnhofe bei der Abreise der Frau von Arnim, sie hat noch bis zuletzt von dem fehlenden Manuskript gesprochen und ihn beauftragt, zu mir zu gehen und die Sache „in's Klare" zu bringen. Für mich ist sie denn auch ziemlich in's Klare gebracht! Bettina ist der Druckerei für den ersten Theil der Gedichte Arnim's die Druckkosten noch schuldig, und da keine Mahnungen fruchteten, so drohte sie endlich mit gerichtlicher Klage. Da schrieb Fräulein Armgart endlich an den Leipziger Buchhändler, er möge doch den Trowitzsch aus den eingegangenen Geldern bezahlen oder, wenn diese nicht hinreichten, das Geld gegen Zinsen vorschießen, das wurde auch zugesagt, ist aber bis jetzt nicht geschehen! Sehr möglich, daß Trowitzsch, der auch gehört haben mag, daß Bettina keinenfalls den zweiten Theil bei ihm will drucken lassen, diesen zu seiner Sicherheit zurückhält, bis ihm der erste bezahlt werden. Ob der Faktor Kahlert die Ausflucht gebraucht und gesagt, das Manuskript sei mir übergeben worden, ist noch nicht ermittelt, aber an sich unerheblich. Nun erklärt sich, warum Bettina gern vorgeben möchte, nicht sie, sondern ich habe die Gedichte drucken lassen, sie hofft, wenn dies geglaubt wird, soll der Buchdrucker sich fürchten und das Manuskript abliefern, ich aber soll gesperrt sein, die Sache durchzusetzen. Sie vergißt, daß hier die mangelnde Bezahlung der Riegel ist, der alles festhält, und daß sie dieser Anforderung nicht entgeht, auch wenn sie das Manuskript hat. Das Häßliche ist, daß sie mit mir nicht aufrichtig ist, sondern mit List mich zu ihrem Werkzeug machen will, ohne Rücksicht auf den Schaden, den ich dabei haben kann. —

Mittwoch, den 12. Auguſt 1857.

Wichtige telegraphiſche Nachricht aus London, Lord Palmerſton erklärt im Unterhauſe, England habe ſich mit Louis Bonaparte rückſichtlich der Spannung in Konſtantinopel verſtändigt, daß heißt gänzlich nachgegeben, und Oeſterreich werde das auch thun. Dieſer Sieg Frankreichs und Rußlands wird große Folgen haben. Die Verlegenheiten in Indien müſſen groß ſein, um England dahin zu bewegen ſich ſolche Demüthigung gefallen zu laſſen. Der bloßgeſtellte engliſche Geſandte in der Türkei wird nicht bleiben können, der öſterreichiſche vielleicht auch nicht., Da der preußiſche Geſandte angewieſen war, mit Rußland und Frankreich zu ſtimmen, ſo kann es einen Augenblick ausſehen, als hätte er Theil am Siege, aber wer nicht ganz bethört iſt ſieht wohl, daß Preußen hier nur ein leerer Beiläufer war, und eher wünſchen mußte, daß die Sache nicht dieſe Wendung genommen hätte, denn bei dem Uebergewichte der verbundenen Mächte Rußland und Frankreich geräth Preußen leicht in's Gedränge, wie es ſchon früher, als der Kaiſer Nikolai mit den Bourbons gut ſtand, erfahren hat. —

„Geſchichte der poetiſchen Litteratur Deutſchlands von Joſeph Freiherrn von Eichendorff. Paderborn, 1857. 2 Thle. in 8.“ Die Zeit der romantiſchen Schule iſt dem Verfaſſer die Hauptſache, doch behandelt er den Gegenſtand äußerſt dürftig, und nur derjenige Strang der romantiſchen Poeſie iſt ihm was werth, der zum Katholiſchen hinneigt oder darin aufgeht. Ein mir ſehr mißfälliges und für niemand recht brauchbares Buch! —

Donnerstag, den 13. August 1857.

Die Volkszeitung beleuchtet schauderlich das gräuelhafte Gerichtsverfahren zu Paris in der Komplotsache. Sehr muthig und brav, es thut der Seele wohl, so was zu lesen. —

„The life of Charlotte Bronte by E. C. Gaskell. 2 Vols." — „Memoiren der Fürstin Daschkoff, von Herzen. 2 Thle. —"

Freitag, den 14. August 1857.

Die Volkszeitung fährt in ihrer Prüfung des Gerichtsverfahrens in Paris fort, und bringt nun mit offner Kühnheit den Prozeß gegen Waldeck auch wieder zur Sprache, von dem selbst der Staatsanwalt zuletzt gesagt habe, „es sei ein Bubenstück um einen Mann zu verderben." Die Anwendung ist klar. Auch die Nationalzeitung beleuchtet den Pariser Prozeß mit scharfer Anklage. —

Brief und Sendung aus Köln von Düntzer, die Aushängebogen von Knebel's Briefwechsel mit seiner Schwester. — Brief aus London von Thomas Carlyle, er dankt für Ludmilla's Buch und spricht ganz hübsch darüber. —

Sonnabend, den 15. August 1857.

Merkwürdige Maßregel in Rußland, das ganze Kriegsheer wird auf ein Drittheil seiner bisherigen Stärke herabgesetzt. Zuerst war dies nur für die Garde beschlossen, dann aber auf das ganze Heer ausgedehnt. Man sagt, die Feldregimenter seien gegen die Garde voll Erbitterung, darum habe die Regierung diese Truppe mindern wollen, dann habe

man gefunden, die Einseitigkeit habe ihre Nachtheile, und die Herabsetzung allgemein gemacht. Mit den großen Gelderspar-nissen wird man viel andre Sachen ausführen können. Aber was wird aus den zwei Drittheilen der Offiziere und Sol-daten? fürerst wird der Staat sie noch unterhalten müssen! Wegen des Eindrucks auf das Heer ist man nicht ohne Be-sorgniß, doch rechnet man auf fügsame Unterwerfung. —

Sonntag, den 16. August 1857.

Ledru-Rollin hat einen neuen Brief drucken lassen, worin er sagt, Louis Bonaparte sei der wahre Verschwörer, und setze sein Handwerk fort, er schmiede Anschläge gegen die Flücht-linge, sein ganzes Wesen sei Gedrechlichkeit ꝛc. Die heutige Volkszeitung hat den Muth, diese starken Stellen wieder-zugeben. —

Der aus Josephstadt entsprungene Dr. Schütte ist aus Schlesien hier angekommen, aber von der Polizei sogleich aus-gewiesen worden. Er hat Einspruch dagegen gethan, beim Ministerpräsidenten von Manteuffel, aber das wird ihm wenig helfen. Er kann von Glück sagen, wenn er nicht nach Oester-reich zurückgeliefert wird. —

Montag, den 17. August 1857.

Der Gesundheitszustand des Königs ist fortwährend be-denklich. Die Zeitungen melden, daß er in der Havel bade; allein das beweist nichts. Er wollte nach Strelitz reisen, aber Schönlein hat es untersagt, wie jede Aufregung, er gebietet ein ruhiges, mäßiges Leben, der König hingegen begehrt wechselnde Reizungen. Man bemerkt auch am Benehmen der

entſchädigen. Die Familie Braganza würde den ſpaniſchen Thron beſteigen, Orleans den franzöſiſchen.

Lémontay kann ich Ihnen nicht ſchicken. Man hat mir ihn abgeborgt und einer Dame geliehen, die damit auf's Land gegangen. Es thut mir leid. Doch Sie bekommen ihn das nächſte Mal. Sehr begierig bin ich, zu wiſſen, wie Frau von Varnhagen die ſpaniſchen Kaufleute mit gefvaltenen Ziegenfüßen gefallen und behagen.

Die Szene am Kaminfeuer iſt des Zeichnens werth.

Leben Sie wohl. Ich umarme Sie beide von ganzer Seele.

Der Ihrige

Oelsner.

10.

Varnhagen an Oelsner.

Berlin, den 7. März 1823.

Richtig ein voller Monat iſt verfloſſen ſeit dem erſten Blatte dieſer nun vierblätterigen Briefſendung! Inzwiſchen haben wir auch den Feldmarſchall Grafen Kleiſt von Nollendorf, der wirklich zum Präſidenten des Staatsminiſteriums und des Staatsrathes beſtimmt war, durch den Tod verloren und noch iſt niemand wieder auf die Breſche geſtiegen, wo es ſo lebensgefährlich hergeht. Graf Lottum, Herr von Klewitz, Herr von Hake ſind zu gleicher Zeit von Krankheit niedergeworfen worden, und ſo erſchien, während das Heiligthum des Miniſteriums tödtlich wirkte, ſelbſt der Vorhof deſſelben nicht von jeder Gefahr befreit. Die Konjunktur hatte wirklich etwas Schreckhaftes und die Abergläubigen

Hofleute, daß sie an mögliche Veränderungen denken; des Prinzen und der Prinzessin von Preußen geschieht häufigere Erwähnung, der Prinz Friedrich Wilhelm, ihr Sohn, wird mit Wetteifer gepriesen. Man spricht sogar schon mit Bedauern von der Königin, im Fall sie den König und mit ihm ihre Stellung verlöre! —

Waldbrände, nah und fern, durch die dörrende Hitze veranlaßt oder begünstigt. — Auch in der Stadt die Feuerwehr beinahe täglich in Thätigkeit. —

Mittwoch, den 19. August 1857.

Die heutige Volkszeitung erscheint ohne Leitartikel, weil die Blätter, die denselben enthielten, von der Polizei fortgenommen worden; er setzte die Erörterung der Ehescheidungsfrage fort. —

Eine bedenkliche Unzufriedenheit wird im preußischen Offizierstande laut und lauter. Man beschuldigt das Kriegsministerium der heillosesten Willkür, des schamlosesten Nepotismus, der Beförderung begünstigter Unfähigen, des widerrechtlichsten Einschubs; es sei eine schändliche Wirthschaft; die Anschuldigungen gehen dann bis zum Könige hinauf, der von ihm geleitet und streng beaufsichtigt werden sollten, es gehe alles drunter und drüber; wenn einmal eine Prüfung komme, werde man den Schaden in traurigen Thatsachen sehen ꝛc. —

Nicht minder wird über die auswärtigen Angelegenheiten geklagt, sie seien in den unfähigsten Händen, Manteuffel habe weder Einsicht noch Karakter, er sei ein bloßer Kommis, was sein Prinzipal eben wolle, das thue er, gleichgültig ob es diesem schade. Das Benehmen Preußens gegen die Pforte in Betreff der Donaufürstenthümer wird als die erbärmlichste

Schwäche und nachtheiligſte Verkehrtheit bezeichnet, in Wien und London werde die preußiſche Regierung verachtet, in Paris und St. Petersburg benutzt und verlacht; die mittlern Staaten ſähen mit Befriedigung, daß Preußen von ſeiner hohen Stufe herabſteige, ſich zu ihnen einreihe ꝛc. — Wie lange geht das ſchon ſo, und wie lange kann es ſo noch weitergehen! —

Donnerstag, den 20. Auguſt 1857.

„Nimrod. Ein Trauerſpiel von Gottfried Kinkel. Hannover, 1857.“ 12. Mit einer Widmung in Verſen „An mein Vaterland.“

„Die Stammſagen der Hohenzollern und Welfen. Von Nikolaus Hocker. Düſſeldorf, 1857.“ 8. —

Würtembergiſche Unterbehörden haben von Gaſtwirthen unter Strafandrohung die Entfernung der Bildniſſe von Robert Blum und von Reſſuth aus ihren Gaſtzimmern verlangt! —

Die Stadt Bojanowo im Poſen'ſchen — Gubrauer's Geburtsort — iſt durch ſchreckliche Feuersbrunſt heimgeſucht und faſt ganz eingeäſchert worden. Jammernder Hülferuf von allen Seiten! Die Berliner, wie immer, ſchnell bei der Hand mit großen und kleinen Gaben, großer Eifer. — Das Feuer war angelegt. —

Freitag, den 21. Auguſt 1857.

Erſt heute kommt mir der dritte Band von Friedrichs Perthes Leben in die Hände. Das Buch macht mir einen traurigen Eindruck, und keinen für ſeinen Helden vortheil-

haften. Die Frömmelei, Schwäche und Verbitterung, welche sein Alter beherrschten, werden auch auf die frühere Zeit zurückgeworfen, wo er noch frischer, weltlich freier und herzhafter war. Er verdient in der That, meines Erachtens, ein besseres Bild, als hier von ihm gegeben wird. Der Verfasser stellt wider seine Absicht uns hauptsächlich den unruhigen, eitlen Buchhändler vor Augen, der sich in politische und kirchliche Dinge mischt, für die er weder Beruf noch Einsicht hat. Und doch wird das schiefe Bild auch wieder mit Beflissenheit verschönert, tückische, jesuitische Züge, die später häufig vorkamen, werden verschwiegen: die Bestrebungen nach der Julirevolution, in denen viel Arglist und Täuschung waltete, werden mit schonender Zurückhaltung behandelt. Die mitgetheilten Briefstellen bedürfen wesentlicher Ergänzungen. Das Buch ist schlecht abgefaßt, in durchaus verwerflicher Weise: reichlichst Schale, wenigst Kern. Perthes erscheint darin nicht viel besser als Hitzig, und das ist ein großes Unrecht, denn wenn auch Hitzig dieselben Eigenschaften hatte, in ähnlichen Verhältnissen lebte, ähnliche Wirksamkeit suchte, an derselben Eitelkeit, Frömmelei und Selbstzufriedenheit litt, wie Perthes, so stand doch dieser in allem Betracht höher. Die Anmaßung, mit der Perthes über Personen und Schriften urtheilt, der geistliche Hochmuth, mit dem er Andre meistern und leiten will, sind so lächerlich als unbefugt. In Betreff Goethe's und Schiller's fällt er gradezu in's Alberne. In Betreff Niebuhr's heuchelt und lügt er, weil es ihm nachher so paßte, immer Niebuhr's innigster Freund gewesen zu sein; sie hatten bittre Feindschaft gegen einander gehegt — ich war dabei der Vertraute von Perthes — und sich zwar später wieder versöhnt, aber beiderseits den Groll im Herzen bewahrt. Perthes war ein sehr wandelbarer, leidenschaftlicher Mensch, zu verschiedenen Zeiten und mit verschiedenen Menschen immer ein andrer. Ich kannte ihn in seiner besten Zeit, in der des

Befreiungskrieges, wo ſeine guten Seiten am ſtärkſten hervorſchienen und wirkten; vorher kannte ich ihn zwar auch, allein von nicht ganz vortheilhafter Seite, er galt in Hamburg für intrigant, mequant und dabei doch fügſam; wenn es ihm paßte, ſo konnte er über vieles hinwegſehen, was er ſonſt rügte, den Handelsvortheilen opferte er manches Bedenken, und gegen die beſten Freunde verübte er allerlei Streiche. —

Ich ſprach heute zufällig den alten Klein wieder, der mir ſagte, der Faktor in der Druckerei von Trowitzſch wolle gar nicht behaupten, daß er mir das Manuſkript des zweiten Bandes der Arnim'ſchen Gedichte zurückgegeben, ſondern ſage nur, er wiſſe nicht wo es hin gerathen ſei. Das Wahrſcheinlichſte bleibt, daß man die Nachſuchung verſchiebt, bis Bettina von Arnim den Druck des erſten Bandes bezahlt haben wird. —

Perthes erwähnt ſeines „heftigen Zwieſpalts" mit Niebuhr aus dem Jahre **1814**, nennt ihn aber einen politiſchen; das war er nicht, ſondern ein rein perſönlicher, Perthes als hamburgiſcher Agitator war angegriffen, und verſtändigte mich, daß es perſönliche Tücke gegen ihn von Niebuhr ſei, die hier zu Tage komme. —

Sonnabend, den 22. Auguſt 1857.

Perthes findet den Briefwechſel Goethe's mit Schiller — wenigſtens den erſten Band — leer und gering, dagegen freut er ſich des Briefwechſels Goethe's mit Zelter, und beſonders der Briefe des letztern, auch ein Freund ſchreibt ihm bewundernd von Zelter's friſcher Kraft und Goethe's Ermattung. Soll man mit den Blinden über Licht und Farbe ſtreiten? — Von Bettina's Briefwechſel mit Goethe iſt Perthes entzückt, das heißt von ihren Briefen, denen er ſogar die äußere

Unwahrheit gern verzeiht; desto grimmiger ist er gegen Goethe; „Ein Denkmal ist Goethe'n gesetzt, aber ein betrübendes ist es; wie öde erscheint hier die Seele des großen allumfassenden Geistes. Armer Goethe! weil er nicht vermochte, solcher Liebe als Stern zu dem Lichte der Wahrheit vorzuleuchten, bereitete er diesem Verhältnisse dieses Ende. Getröstet wird er sich haben, besaß er doch eine reiche Sammlung sonst so seltener Kindesexemplare im Spiritus seiner Dichtung aufbewahrt." Alter Esel! kann ich hier nur sagen, was sprichst du von „solcher Liebe," von „diesem Verhältnisse!" Der hoffärtige, anmaßliche Welt- und Menschenlenker (der unruhige Buchhändler nämlich!) will Goethe'n vorschreiben, wie er sich zu benehmen habe, mit welchen Empfindungen er den Phantasieen der Fräulein Brentano entsprechen soll! Und weiß vom hellen Tage nichts, ist selber ein verblendeter Geck, ein Einfaltspinsel, der in seiner Eitelkeit sich überlegt, wie ihm eine solche Verliebtheit des sogenannten Kindes wohlgethan hätte! — Ich glaube fast, das Wohlgefallen von Perthes an Bettina's Briefen gründet sich hauptsächlich auf das Wort: „Du mußt ein Christ werden, Heide!" An das Bekehren denkt dergleichen Hoffahrt doch immer, sie wollen immer sagen, wie reich und hoch sie sind, wie arm und gering die Andern! Ich habe zu Perthes einmal gesagt: „Nehmen Sie sich in Acht, Sie lassen Silberstücke laut klingen, und vielleicht hat der, dem Sie damit zeigen wollen, wie reich Sie sind, Gold in der Tasche ohne es klingen zu lassen." —

Sonntag, den 23. August 1857.

Aus Töplitz leidlich gute Nachrichten von Frau von Arnim, die Bäder gefallen ihr, sie läßt sich im Rollstuhl umherfahren, die Bewegung auf der Straße unterhält sie. —

Der kommandirende General der Garden Graf von der Groeben hat vom russischen Kaiser den Andreasorden bekommen, das höchste russische Ehrenzeichen. Wofür? Seine Verdienste bestehen darin, daß er sich in Gunst und Ehren hat alt werden lassen, und so von selbst in seine jetzige Stellung gehoben worden ist. Im Jahr 1848 war er kleinmüthig und rathlos, dann wurde er der Held von Brenzell! Der König liebt ihn, übersieht ihn, und verspottet ihn. —

Montag, den 24. August 1857.

Lord Palmerston hat im Unterhause erklärt, die französische Regierung habe bis jetzt noch nie das Ansuchen an die englische gerichtet, daß diese die französischen oder italiänischen Flüchtlinge, die in England Schutz genießen, aus dem Lande vertreiben solle, aber auch wenn dies Ansuchen geschähe, so wurde kein gesetzliches Mittel vorhanden sein dem Begehren zu willfahren. Leider schließt diese Anwort noch keineswegs die Versicherung mit ein, daß wenn Ledru-Rollin und Mazzini von französischem Gericht als Meuchelmörder verurtheilt werden, Frankreich ihre Auslieferung nicht begehren und erlangen könne! —

Der — droht schon deutlicher, daß er kein Einschreiten des deutschen Bundes gegen Dänemarks Uebergriffe in Holstein und Schleswig leiden werde. Die Demokratie in Kopenhagen ist ihm zwar auch verhaßt, aber gegen Preußen und Oesterreich nimmt er sie in Schutz; diese beiden sind mehr wider jene Demokratie, als für Schleswig-Holstein: wäre es ein reiner Despot, der die Herzogthümer unter dem Joche hielt, sie machten die Augen zu, wie bei Kurhessen, Hannover ꝛc. Wie kann man sich wundern, daß nicht nur der Haß täglich zunimmt, sondern auch die Verachtung gegen Regierungen, die

auch untereinander sich nicht achten, sondern hassen und ihre Elendigkeit vorwerfen! Die Demüthigung unter Bonaparte, in der sie alle leben, macht auf das Volk überall den größten Eindruck. —

Dienstag, den 25. August 1857.

Die Kreuzzeitung posaunte vor einigen Tagen als eine neue Entdeckung aus, daß Seydlitz nicht, wie es in den Biographieen heiße, in Kleve, sondern in Kalkar geboren worden. Andre Blätter wiederholen dies mit Gepränge. Niemand aber erinnert, daß in meiner Biographie von Seydlitz längst das Richtige steht. Und so geht es mit vielem, das meiste Alte kann man getrost für etwas Neues anbieten und gelten lassen. —

Der österreichische Gesandte in Konstantinopel Herr von Prokesch-Osten hat von seiner Regierung einen Verweis bekommen, seine Vorschriften überschritten zu haben. Wenn dies auch thatsächlich unwahr ist, so trifft ihn doch dies Mißgeschick nicht unverdient, denn er war so stolz auf seine vermeintliche Klugheit, daß er meinte, dergleichen könne ihm nie widerfahren! —

Wachsende Unzufriedenheit in Frankreich, Unsicherheit aller Verhältnisse, bange Sorgen wegen der Finanzen, dunkle Wirthschaft, Willkür und Gewaltsamkeit. Das Heer unzufrieden wegen Errichtung der Garde; die französischen Truppen durch und durch demokratisch; „Und wenn die Demokratie überall verschwände, im französischen Heere bleibt sie, da hat sie ihren heimischen Herd.“ —

Mittwoch, den 26. Auguſt 1857.

Der verdienſtvolle Profeſſor der Geſchichte zu Halle, Dr. Max Duncker, hat einen Ruf nach Tübingen angenommen. Früher ſuchte Preußen ſolche Männer feſtzuhalten, von außerhalb hereinzuziehen, — jetzt iſt es umgekehrt! Das iſt nicht die Umkehr der Wiſſenſchaft, ſondern die Verkehrtheit der Regierung! — Dirichlet nach Göttingen, Max Duncker nach Tübingen! Virchow ging nach Würzburg, aber man war froh ihn zurückrufen zu können. —

Die Schimpflichkeit der diplomatiſchen Vorgänge in Konſtantinopel tritt immer ſtärker hervor, und beſonders auch erſcheint die Rolle Preußens dabei ganz erbärmlich; ob der Miniſter oder der Geſandte die Unehre verſchulde, für die öffentliche Meinung iſt es dieſelbe Unehre. Daß die Geſandten Rußlands, Preußens und Sardiniens auf der Stelle dem Gebot und Beiſpiel des franzöſiſchen folgten, iſt noch nicht das Schlimmſte: aber daß man ſie wie den letztern, trotz des ſcheinbaren Sieges des Bonaparte'ſchen Willens, nun doch in einer Art von Klemme ſtecken läßt, das iſt für ſie wie für ihre Kabinette eine beſchämende Strafe ihrer allzudienſtfertigen Uebereilung. Bei rechtem Lichte beſehen, iſt Bonaparte's Staatsklugheit doch nicht ſo vollſtändig ſiegend, wie es zuerſt ſchien. —

Donnerstag, den 27. Auguſt 1857.

Der König beſchloß nach dem unglücklichen Verſuch des Krieges gegen Dänemark und dem noch ſchlimmern des Widerſtandes gegen Oeſterreich und Baiern (Bronzell!) niemals wieder die Waffen zu ergreifen, außer wenn Preußen angegriffen würde. Bei der Aufwallung gegen die Schweiz hatte er dieſen Beſchluß, wie es ſcheint, vergeſſen; jetzt aber ihn

wieder aufgenommen, und dies wiederholt erklärt, ja er läugnet sogar, daß es ihm mit dem Feldzuge gegen die Schweiz voller Ernst gewesen, er habe schon damals den Vorbehalt ausgesprochen, daß dabei keine Gefahr der Verwicklung mit andern Mächten sein dürfe, und da diese vorhanden gewesen, so habe er gleich nachgegeben. — „La Prusse, c'est la paix," heißt es nun. —

Der König will wieder den Berliner Dombau fortsetzen, hiezu, wie zu vielem andern, ist Geld nöthig, vor allem will er seine Zivilliste vergrößert sehen, und zwar beträchtlich. Man hat ihm vorgestellt, solche Forderung alleinstehend, würde großen Widerspruch finden, aber neben andern, weit größern für allgemeine Staatszwecke, könne sie vielleicht bewilligt werden. Deßhalb ist die Finanzkommission ernannt worden, um in einer größern Bewegung der Finanzen diese kleinere mitdurchzuführen! So wird die Sache an der Börse und auch am Hofe besprochen. Die Kommission tritt aber noch nicht zusammen, der Rest des Sommers gehört noch den Bädern und Reisen. —

In Paris ist Lerminier gestorben. Die Franzosen sahen ihn als einen Verkünder der Hegel'schen Philosophie an. —

Schreckliche Nachrichten aus Ostindien! Namenlose Gräuel gegen Frauen und Kinder verübt! — Alle Militairkräfte von England dorthin gerichtet; China und Persien für den Augenblick aus der Hand gelassen. England im Rathe der europäischen Politik sehr herabgekommen, froh des französischen Bündnisses, dem nicht geringe Opfer gebracht werden müssen. —

Freitag, den 28. August 1857.

Im Morgenblatt Nr. 32 vom 9. August ein Aufsatz über Johann Heinrich Voß in Weimar, vom alten Böttiger tage-

buchsartig verfaßt. Sehr gute Schilderung, ganz in Uebereinstimmung mit meiner Kenntniß — persönlicher und litterarischer — von dem tapfern ehrwürdigen Mann. Neu war mir, daß er seinen übersetzten Homer so vortrefflich zu lesen wußte, so klar, eindringlich und wohlklingend; ich bedaure, daß ich dies nicht gehört habe, darauf wäre ich besonders begierig gewesen. —

Eduard Magnus sagte, als Bettina einst gesagt, sie brauche für die Ausführung ihres Goethedenkmals 100,000 bis 150,000 Thaler, habe sein Bruder scherzend ausgerufen: „O das ist ja nur eine Kleinigkeit, die bringt man leicht zusammen!" Bettina jedoch, und auch ihre Töchter, nahmen dies gleich als größten Ernst, als eine von ihm eingegangene Verpflichtung. Den Mahler Blechen, sagte er noch, habe Bettina vor seinem Wahnsinn gar nicht gekannt, nur den schon Wahnsinnigen habe sie besucht, und gleich damit begonnen, der gebeugten Frau desselben zu sagen, an ihrer Seite und bei ihrer Pflege könne er nicht genesen, sie sei viel zu gering, zu geistlos, — und darauf schritt sie zu mancherlei Anordnungen, gab Vorschriften, gleichsam als hätte sie hier zu befehlen. Magnus behauptete, Bettina selber sei immer eine Verrückte gewesen, voll Eitelkeit, Selbstsucht und Willkur, ihre Unarten hätten für Genie gegolten. Ich vertheidigte ihre ursprüngliche Gutherzigkeit, den Glanz ihrer Phantasie; in vielen Stücken waren Alle über Bettinen einig. —

Der jüdische Arzt Dr. Julius Waldeck hier ist gestorben. Er war ein eifriger Demokrat und geschätzter Arzt, einem großen Kreise persönlich lieb und werth. —

Auch der Direktor des hiesigen, von ihm vortrefflich eingerichteten Kupferstichkabinets, Wilhelm Eduard Schern, ist auf einer Reise in Bonn am 26. gestorben, 51 Jahr alt. —

machten wunderliche Gesichter. Die Sachen fangen indeß an, sich allmählig wieder auszugleichen, besseres Wetter, heitrere Stimmung, ruhigeres Umherblicken folgen aufeinander. Die Spannung im Publikum über die Art und Weise, wie sich die gegenwärtige Verwaltungskrise entscheiden wird, hat sehr nachgelassen, man sieht die Gewalt der Dinge einen großen Theil des Bodens einnehmen, den man zu sehr für das Eigenthum von Persönlichkeiten hielt, deren Strebungen, wenn nicht gewaltiges Heldenthum darin wirkt, sich unter jene fast gänzlich fügen müssen; solche heldenthümliche Persönlichkeiten aber, durch welche die Dinge selbst etwas Gewalt erleiden, kündigen sich in diesem Augenblick bei uns nirgends auf dem Schauplatz an.

Weit lebhafter beschäftigt die Leute die große Sorge über Krieg und Frieden. Daß sie noch bloß Frage ist, muß nach den Erscheinungen, welche seit einigen Monaten den politischen Himmel durchziehen, schon wunderbar dünken. Das Benehmen von England scheint in ganz Europa einen tiefen Eindruck zu machen. Viele Personen glauben, daß, wenngleich die Sprache dieses Benehmens sehr mißfallen muß, doch die Ergebnisse desselben sogar in Oesterreich günstig aufgenommen sein dürften, und daß überhaupt die Politik dieser beiden Länder noch immer in den meisten Punkten übereinstimme; der wirkliche Ausbruch des Krieges würde freilich darin manches ändern. Ob diesen zu vermeiden noch möglich sei, darüber sind die Meinungen sehr getheilt. Manche bedauern, daß Preußen nicht in der Art wie England aufgetreten, und meinen, dadurch würde die Erhaltung des Friedens bedeutend verstärkt, unsere Stellung und Kraft nach außen in neuen Schwung gekommen sein. Selbst am Hofe hier sind solche Gedanken laut geworden, und die Aktenstücke von Verona haben mancherlei Tadel erfahren. Doch sollte mir

Unsre geifernden Pfaffen und pfäffischen Geferer sind mit dem Könige sehr unzufrieden, daß er die Zusammenkunft des englischen Evangelischen Bundes hier nicht nur erlaubt, sondern entschieden beschützt, und dem Verlaufe der Sitzungen sogar seine persönliche Anwesenheit verheißt. Anfangs versuchten sie mit scharfen Drohworten, aus der tiefsten Gläubigkeit geschöpft, den König zu erschrecken und umzustimmen, allein da dies nicht fruchten wollte, so ziehen sie ihren Widerspruch möglichst ein, und neigen sich zur Theilnahme an der Sache, doch mit der Absicht und Hoffnung, das Ganze eben dadurch zu verderben oder zu schwächen. Ränken aller Art ist der weiteste Spielraum eröffnet, und sie werden schon dafür sorgen, daß dem König, wie so vieles andre, auch dieses gründlich mißglückt und zur Unlust ausschlägt. In offenem Widerstand und strenger Mißbilligung auszuharren, dazu haben sie keinen Muth, dazu sind sie zu sehr Höflinge. Hengstenberg ist freilich zu weit gegangen, um noch mit Anstand einlenken zu können, aber er wird schweigen oder sich wenigstens sehr mäßigen, desto mehr indeß im Stillen arbeiten. —

Am 25. erschoß sich in Frankreich bei Melun, auf einem Schlosse, das er erst kürzlich gekauft, der ehmalige Hospodar der Moldau, Fürst Gregor Gbika. —

„Politische Resultate der letzten zehn Jahre für Deutschland. Von Gustav Diezel. Gotha, 1857." — 127 S. 8. Der Verfasser hat Muth und ist nicht ohne Geist, allein seine Richtung verläuft sich in Irrthümer, seine politischen Auffassungen können weder den Regierungen, noch dem Volke taugen. Die Einheit Deutschlands, das ist ihm das Höchste: mir steht die Freiheit obenan, ohne welche die Einheit leicht nur ein Uebel wird, so sehr ich sonst deren Vortheile anerkenne. Einheit, Macht und Glanz hatten die Russen auch unter dem Kaiser Nikolai, haben die Franzosen unter dem

Joche, das sie jetzt tragen. Davor behüte uns Gott! Da mag einem sogar die Zersplitterung lieb sein! — Herr Diezel lenkt mächtig zu Oesterreich hin, ich habe nichts wider Oesterreich, insofern es Freiheit bildet und gewährt, aber wo diese zumeist gedeiht, zu gedeihen verspricht, da ist unser wahrer Anhalt. — Herr Diezel erklärt die Franzosen für überreif, die Deutschen für unreif, — thörichtes Unterscheiden und Absprechen! Auf die Massen kommt es nicht an, sondern auf die Führer, solche, die dies wirklich sind oder sein könnten im sich ereignenden Fall. Sind die Bauern in Frankreich überreif, sind es die Banquiers in Paris? Sind die Deutschen, die im Jahr 1848 mit Muth und Einsicht das Rechte wollten, aber der Lüge, den Ränken, dem Schicksal erlagen, unreif? —

Montag, den 31. August 1857.

Herr von Gorvin-Wiersbizki soll in Holstein eine Zuflucht gefunden, darauf nach England entkommen sein. Frau von Gorvin-Wiersbizki, von Hamburg ausgewiesen, ist heimlich dahin zurückgekehrt, und jetzt eben dort verhaftet worden, mit allen ihren Papieren und Briefschaften. —

Französisches Lager bei Chalons, für 100,000 Mann, ja für 150,000! Bis jetzt nur militairischer Prunk, aber künftig? — Französisches Ansinnen an deutsche Regierungen, den Zeitungen, die gegen die beabsichtigte Kehler Brücke reden, Schweigen aufzuerlegen. Laßt nur die Brücke erst fertig sein! Das Andenken an den Rheinbund ist in Frankreich nicht erloschen, und in Deutschland leider auch nicht! Das fehlt noch, daß unsre Fürsten, nachdem sie wortbrüchig die Völker geknechtet, nun auch selber Bonaparte's Knechte werden. Auf gutem Wege dazu sind sie. — Wenn er's ihnen endlich zu arg

macht, werden sie dem Volke wieder von Deutschheit, von Freiheit reden wollen. Wird man ihnen dann wieder geneigtes Ohr leihen?! —

Dienstag, den 1. September 1857.

Am Sonnabend hat das erste (Berliner) Bataillon des 20. Landwehrregiments in Spandau die im Jahr 1849 ihm wegen Ungehorsams durch Königliche Kabinetsordre entzogene Fahne wiederbekommen. Der Feldmarschall von Wrangel hat bei dieser Gelegenheit einigemal das Wort ergriffen, aber nur geringes, plattes Zeug vorzubringen gewußt; daß er ohne alle Begabung so gern und dreist Ansprachen hält, ist nur aus seiner völligen Unkunde zu erklären, er ahndet nicht, daß er sich nur lächerlich macht. — Das Bataillon hatte den König bitten lassen, die Fahne ihm wiederzugeben, der König aber geantwortet, es werde nicht geschehen, so lange noch Ein Mann aus jener Zeit im Bataillon sei. Man sah darauf die Listen durch, die wenigen noch aus jener Zeit übrigen Leute wurden in das zweite Aufgebot der Landwehr versetzt, und so war das ganze Bataillon neu. Die Landwehrmänner sagten nachher, an dem Lappen sei ihnen wenig gelegen, es sei ihnen befohlen worden um die Wiederverleihung zu bitten, von selbst würden sie es nie gethan haben. Wrangel's Worte mißfielen und wurden mit höhnischen Anmerkungen besprochen. Die Strenge des Königs findet man kleinlich, rachsüchtig, und fragt, wie er sich denn im Jahr 1848 aufgeführt habe, um gegen Andre so hart sein zu dürfen? — Dergleichen erzwungene oder erheuchelte Ceremonien, mit denen man alte Bande herstellen oder befestigen will, wirken eher das Gegentheil ihres beab-

sichtigten Zweckes. Dem äußern Zwang unterwerfen sich die Leute, ihre Gesinnungen und Gedanken bleiben unbezwungen. —

Kastanienbäume unter den Linden neubelaubt, einige sogar in neuer Blüthe; das Grün doch etwas schwächlich. —

Herr von Wildenbruch, schon längere Zeit von Konstantinopel abwesend, wird auf den dortigen Gesandtschaftsposten nicht zurückkehren. — Er ist auf Wartegeld gesetzt und bekommt jährlich 6500 Thaler.

Mittwoch, den 2. September 1857.

Wenig geschlafen, um 5 Uhr aufgestanden, die Andern geweckt, um halb 7 Uhr Ludmilla'n zum Hamburger Bahnhof begleitet, um halb 8 Uhr ging der Zug ab. Meine Segenswünsche begleiten sie! — Der ganze Vormittag war mir wüst und verschoben, ich konnte weder schlafen, bei größtem Bedürfniß, noch arbeiten, bei größter Lust. —

Besuch vom General Adolph von Willisen, dessen Division heute und morgen hier durchmarschirt. Fragen wegen Rußland, es geben dumpfe Gerüchte von dortigen Betreibungen bedenklichster Art, Anzettelungen, Ränken. Ueber das Lager bei Chalons, das Willisen wenig beachten will, desto mehr aber die Rheinbrücke bei Straßburg; er hält es für dringend nöthig, daß Kehl befestigt werde. Von Humboldt keine gute Nachricht, er nimmt sichtlich ab, ist an der Königlichen Tafel oft lange stumm, hört nicht gut, er selbst hat kürzlich zu Willisen gesagt: „Ich fühle von acht Tagen zu acht Tagen mich schwächer werden; ich bin nicht so thöricht mich zu fürchten!" Von andrer Seite dagegen wird erzählt, wie Humboldt ganz neulich beim Könige munter gewesen, den Präsidenten von Kleist wegen seiner neuen seidenen Pantalons geneckt habe ꝛc. —

Die franzöſiſche Regierung hat auch in Frankfurt am Main Beſchwerde über dortige Zeitungen geführt, daß dieſe feindlich gegen die franzöſiſche Politik ſprächen, ſie verdächtigten ꝛc. —

Die badiſche Regierung hat ihre Zeitungen verwarnt, über die beabſichtigte Brücke bei Kehl nichts Mißfälliges zu ſagen, lieber ganz davon zu ſchweigen; — und daneben leſen wir, daß das Lager bei Chalons ein dauerndes werden ſoll! Man ſieht die Fäden der Spinne langſam zum Netze werden. —

In den Zeitungen wird immer verkündet, wie der König fleißig in der Havel badet, ſpazieren geht, mit den Miniſtern arbeitet: jedoch iſt ganz gewiß, daß der König dieſe ganze Zeit her immer leidend war, und erſt jetzt anfängt ſich von dem Unwohlſein, das ihn zu Pillnitz befallen hatte, einigermaßen zu erholen. —

Donnerstag, den 3. September 1857.

Um halb zwölf Uhr Einmarſch des rothen Huſarenregiments und einer reitenden Batterie von Adolph von Willſen geführt, dabei der kommandirende General der Garden General Graf von der Groeben, der neue Stadtkommandant General von Alvensleben. Beim Friedrichsdenkmal hielten die Häupter, und ließen die Truppen vorüberziehen, alle Trompeter bliesen der Bildſäule des großen Königs einen herrlichen Siegesgruß, das Ganze machte auf mich den ergreifendſten Eindruck. Die Truppen ſahen kräftig und wohlgemuth aus, prächtig! —

Nachmittags Beſuch von Herrn Hofrath Teichmann. Er theilt mir einen ſehr hübſchen feinen eigenhändigen Brief des Prinzen Karl von Preußen aus Muskau mit, in welchem der

Prinz über den Großherzog Karl August sich schön und herzlich ausspricht. —

Der Handelsminister von der Heydt hat sich beim Könige gut einzuschmeicheln gewußt, er ist es, der mit der Oberleitung des wiederaufzunehmenden hiesigen Dombaues beauftragt worden. Der Fortbau des Neuen Museums wird einstweilen ruhen, oder doch langsamer betrieben, worüber Herr von Olfers etwas unruhig ist, es sieht fast aus, als wenn der König ihm weniger gnädig sei. —

Der Vorsteher der Stadtverordneten hier Herr Fähndrich ist plötzlich am Schlagfluß gestorben, eben so der hiesige Professor Geh. Rath Lichtenstein in Kiel auf der Reise. —

Freitag, den 4. September 1857.

Leidlich geschlafen: Träume von Doktor der Philosophie! —

Der Pariser Gerichtshof hat Ledru-Rollin, Mazzini ꝛc. für schuldig erklärt und in contumaciam zur Deportation verurtheilt. Man darf annehmen, daß dies in England keinerlei Wirkung haben wird. An der Ungerechtigkeit des Urtheils, und an der Schändlichkeit des Regierungsverfahrens zweifelt kein Mensch. —

Louis Bonaparte hat nun erklärt, daß er einen Ausflug nach Deutschland machen werde; die Zusammenkunft mit dem Kaiser von Rußland wird in Stuttgart oder in Darmstadt sein. Dazu möge der Teufel seinen Segen geben! —

Nicht nur die finstern Eiferer, die kirchlichen Fanatiker, die Heuchler und Gleißner sind es, die mit Hoffahrt ihre angebliche Frömmigkeit zur Schau tragen, auf Sittenstrenge dringen und trotzen, der starren Gesetzlichkeit huldigen, nein, auch ganz andere Leute, mit freierem Sinn und hellerer Ein-

sicht, lassen sich auf diesen Ton ein, gewöhnen sich dergleichen Stichworte zu gebrauchen, predigen unerwartet Religion und Moral, wo ganz andre Betrachtungsweisen erfordert werden, jener Ton schleicht sich mehr und mehr in die litterarische Kritik, wird Mode, und wie alle Moden, bald in der Uebertreibung widrig und lächerlich. Wenn jetzt die Hauptwerke unsrer Litteratur erschienen, mit welchem geistlichen Stolz und Hohn würden sie zurückgewiesen, herabgesetzt werden. Gut daß sie längst da sind. Ich hätte nicht gedacht, daß diese Redestimmung, — denn mehr ist sie doch in der That nicht, — sich so verbreiten könnte, daß auch verständige Leute ihr so zugänglich wären. Und hier ist wieder die alte Bemerkung wahr, der rechte Ernst ist noch immer erträglicher, als die Nachahmung, die Ziererei. Wenn Leo die Wahlverwandtschaften schimpft — es ist auch häßlich genug und belachenswerth, aber noch weit ekelhafter sind die Anempfinder, die bald unbewußt in seine Fußtapfen treten. —

Da machen sie finstre Augen und lange Gesichter, und sprechen von der Zeit vor fünfzig Jahren, als einer Zeit der Ausgelassenheit, der Zerstörung der Sitten, der Untergrabung aller Grundlagen der Gesellschaft. Die meisten Sprecher des Tages lassen sich in dieser Art vernehmen. Sie verrathen damit ihren ungeschichtlichen Sinn, sie kennen weder jene Zeit, noch die jetzige. Der Unterschied beider liegt in äußern Formen, in andern Sitten, nicht in andrer Sittlichkeit. Es ist noch die Frage, ob die Statistik in diesem Betreff nicht gar zu Gunsten jener Zeit ausfiele. Eine Lucinde wird freilich jetzt nicht gedruckt, aber was gelebt wird, gethan und geübt ohne das Wort, das will man nicht sehen. Naiver war man, freimüthiger, menschlicher, edler als jetzt, grade in den Kreisen, die jetzt sich das Ansehn geben besser zu sein. Eine Kreuzzeitungspartei gab es damals nicht; ihre jetzigen schlimmsten Mitglieder folgten bessern Richtungen. —

Sonnabend, den 5. September 1857.

Die Lebensgeschichte der Charlotte Bronte macht mich recht traurig. So viel Kraft des Gemüths und Geistes, so viele schöne Begabung, die sich aufreiben in Mühen und Kämpfen, ohne durch Ausdauer und Sieg mehr zu gewinnen, als neue Mühen und Kämpfe! Die kurze Blüthe schriftstellerischen Gedeihens und Ruhmes ist kein Ersatz für das Ausgestandene, und gering war die Dauer! Doch ist mir das Buch überaus werth, diese Geschichte verdiente geschrieben zu werden, und in aller Ausführlichkeit, sogar die mitgetheilten Schulschriften sind hier am rechten Platz. Das Buch gehört in die Reihe derer, die wie Stilling's Jugendgeschichte, Rousseau's Bekenntnisse, unbeachtete Gebiete des Menschenwesens aufschließen und erhellen. Meine Theilnahme ist so lebhaft, daß sie schmerzlich wird; ich kann nicht umhin, bei jedem Jahr, dessen Verlauf erzählt wird, zurückzusehen und zu vergleichen, wo ich zu der Zeit war, was ich damals betrieb. Wie leicht hätte der Zufall das wackre Mädchen in deutsche Kreise führen können! —

Die Ständeversammlung Holsteins beharrt in bravem Verneinen gegen die dänischen Vorschläge, die ja sogar von Preußen und Oesterreich als ungenügend erkannt und bezeichnet werden. —

Hier sind in diesen Tagen über zwanzig Herren von Winterfeldt angekommen, die der Beisetzung der Ueberreste des vor hundert Jahren gefallenen Helden dieses Namens auf dem hiesigen Invalidenkirchhofe beiwohnen wollen. Ein neues Bildniß desselben ist angekündigt, Herr Hofmarschall von Schöning bringt seine biographische Skizze in Erinnerung. Am Montage soll die Feier sein. —

„Karl-August-Büchlein. Lebenszüge, Aussprüche, Briefe und Anekdoten von Karl August Großherzog von Sachsen-

Weimar-Eisenach. Zusammengestellt von A. Schöll. Weimar, 1857." 8. — Manches Neue und sehr vieles Gute. —

Charlotte Bronte ist eine gläubige fromme Christin, als Tochter eines eifrigen Geistlichen in den strengen Satzungen der anglikanischen Kirche aufgewachsen, und ihnen unverbrüchlich anhängend. In ihren vielen Leiden und schweren Mißgeschicken sucht und findet sie immer Trost in der Religion. Aber, was wohl zu bemerken ist, diese religiösen Empfindungen sind immer so allgemein, so ganz ohne Spur von Dogma und Kirche, daß jedes besondre Glaubensbekenntniß dabei schwindet, es könnte eine Katholikin, Calvinistin, Dissenterin sie eben so haben, ja — mit Ausnahme der Stellen, wo des Erlösers ausführlich gedacht wird — jede Jüdin, jede Deistin. Und so ist es in der That, die wahre Frömmigkeit weiß nichts von Unterscheidungen, von Dogmen, die nichts sind als weltliche Künstelei, Spitzfindigkeiten müssigen, kleinlichen Verstandes, bei denen das Herz erkaltet. —

Sonntag, den 6. September 1857.

Einladungsschreiben der Herren von Winterfeldt-Kuzerow und von Winterfeldt-Damerow im Auftrage der Familie von Winterfeldt zu einem Frühstück morgen Mittag um 1 Uhr im Gasthof zur Stadt Rom. —

Es finden sich schon Engländer ein, die wegen der evangelischen Allianz kommen. Eine Zuschrift der Vorsteher dieses Bundes an den König von Preußen steht schon mit dessen Erlaubniß in den Zeitungen.

Im Edinburgh Review steht ein Artikel über Goethe, der dessen Karakter gegen Lewes Darstellung herabsetzen will; nach ihm ist Goethe kein guter Mann und kein großer Mann

geweſen, weil er der ſittlichen Größe entbehrt habe. Was ſoll man ſolchem blinden Ochſen erwiedern? Das Vieh erdreiſtet ſich ſogar, den deutſchen Vorwurf, Goethe habe nicht Sinn für Volk und Staat gehabt, aus engliſchem Standpunkt zu wiederholen, und der deutſche Berichterſtatter ſagt ſeufzend: Freilich! freilich! — Aus demſelben Winkel hat man uns auch Friedrich den Großen herabſetzen wollen. Der fremde Blinde mag das thun, es iſt ſein eigner Schade. Wenn aber ein Deutſcher ſo gegen unſre größten und beſten Männer ſich vergeht, ſo ſprech' ich dieſem allen Sinn für Volk und Vaterland, alles Verſtändniß von Staats- und Bürgerthum ab. —

Montag, den 7. September 1857.

Brief aus Heidelberg vom Staatsrath von Blum; gleich nachher auch kam ſein Buch „Denkwürdigkeiten des Grafen von Sievers," die beiden erſten Bände, mit einſtweilen acht Bildniſſen. —

Um 1 Uhr zum Gaſthof Stadt Rom gefahren. Ueber fünfzig Winterfeldt's — zahlreiche Ehrengäſte, unter ihnen die Generale von Maliſzewski, von Schöning, von Alvensleben (der Stadtkommandant). Ehrenvolle Aufnahme durch Herrn von Winterfeldt-Kuzerow, Mitglied des Herrenhauſes, Begrüßungen. Ich ſaß zwiſchen Maliſzewski und einem Oberſtlieutenant von Winterfeldt, mit erſterem erneute ſich die alte Bekanntſchaft — aus Breslau, vom Jahr 1813 her — aber der letztere nahm mich für das Geſpräch lebhaft in Anſpruch, er erzählte mir vieles, was mir merkwürdig war. Schöning, der auf der andern Seite Maliſzewski's ſaß, war wie auf's Maul geſchlagen durch meine Nähe, that aber ſehr freundlich; er hat wie manche andre Unverſchämtheit neuer-

nicht schwer werden, denk' ich, den Hrn. Grafen von Bernstorff gegen solchen Tadel vollgültig zu rechtfertigen, wenn es dessen bedürfte. Die Abfassung politischer Aktenstücke hat jetzt Schwierigkeiten, die selten jemand kennt, als wer selbst Hand anlegt; Sie haben ganz richtig bemerkt, daß die Welt und die Kanzleien sich gegenseitig nicht sehr gelten lassen, man hat widersprechende Wörterbücher und will nur stets in dem eigenen nachschlagen, wenn man auch das fremde daneben hat. Die Abweichungen gleicht denn zuletzt die ultima ratio aus, und dieses Friedensgericht wird nun bald eine Sitzung halten müssen, welche die französischen Liberalen wohl umsonst bemüht sind, zu vertagen. Diese gegenwärtigen Verhandlungen der Deputirtenkammer rufen eine Theilnahme hervor, die nur mit der an den Verhandlungen des Wahlgesetzes vor zwei Jahren genommenen zu vergleichen ist. Man findet Hrn. von Chateaubriand allgemein sehr schwach gegenüber den Royer-Collard, Foy u. s. w., wie man ihn hier sehr schwach gefunden auf dem Boden der Diplomatik; der Scherzname „Schattenbrand", der ihm damals gegeben worden, lebt jetzt wieder auf. Wirklich scheint er zum Staatsmanne längst verdorben, er bedarf eines Salons, statt einer Kammer, einer Kotterie, statt eines Ministeriums, und er besteht in diesen nur, weil eben jene jetzt darin stecken! —

Wir haben hier unruhige Tage verlebt, wegen der Nachrichten aus Weimar von Goethe's gefährlicher Erkrankung, von seinem Ableben sogar. Die ganze Stadt war in Bewegung, die Sache war eine öffentliche Angelegenheit. Mit ängstlicher Beeiferung zog man Erkundigungen ein; wer Briefe aus Weimar bekam, wurde zur wichtigen Person. Die jüngeren Freunde und Anhänger wehklagten laut, stiller Schmerz hielt die älteren gebeugt. Wolf, Zelter, Hufeland,

dings auch die gehabt, ein Buch über Winterfeldt zu veröffentlichen, das, wie mir hier von verschiedenen Personen und fast so laut, daß er es hören konnte, gesagt wurde, ganz und gar ein Plagiat aus dem meinigen ist; ich mußte die Tadler zu beschwichtigen suchen. Gutes Essen, viele Weine, Champagner in Fülle. Toaste, deren einige in Reden ausarteten. Unsre militairische Beredsamkeit erwies sich stümperhaft; Dreistigkeit, wie nur die Unbildung sie haben kann; Maliszewski ganz erbärmlich! Er will geistreich sein, und ist nur verworren und platt, und in dieser Art obendrein noch geübt, denn er redet bei allen Gelegenheiten. Weit besser, schlicht und anspruchslos und mitunter kernig, sprach der Oberstlieutenant von Winterfeldt. Man ließ auch die Gäste hochleben, alle Winterfeldt's kamen nach und nach zu mir heran, ließen sich mir vorstellen, stießen mit mir an, sagten mir herzlichen Dank, daß ich ihrem Ahn ein so tüchtiges Denkmal gesetzt. Ich soll sein Bild zum Geschenk erhalten. Ein Gardeoffizier, Herr von Ledebour, der zugleich Bildhauer ist, macht seine Büste; er kennt Fräulein Rey und nennt sie seine Kunstgenossin. — Nach 4 Uhr kam ich nach Hause. Geruht, aber nicht geschlafen. Um halb 6 Uhr wieder fort zum Invalidenhause. Große Versammlung im Freien; alle Winterfeldt's, hier auch die Damen, alle in schwarzer Kleidung; alle hier anwesenden Generale, Stabsoffiziere u. s. w. Prinz Friedrich Karl von Preußen, Prinz August von Würtemberg, Graf von der Groeben ꝛc. Groeben kam gleich auf mich zu, gab mir die Hand, freute sich mich nach so langer Zeit neulich wiedergesehen zu haben, unter den Linden, „als ich mit meinem Willisen die Truppen einführte", sagte er, wobei das „meinem" ganz seine Art bezeichnet. Nun kamen auch andre Herren, begrüßten mich, machten meine Bekanntschaft; Schöning war ganz erschrocken, mich mit Groeben auf so gutem Fuße zu sehen. Groeben sah unter allen noch am

beſten aus, unter den andern Generalsgeſichtern — Alvensleben etwa ausgenommen, — keines von Bedeutung oder Annehmlichkeit, überhaupt viel „Kommiß, Kommiß!“ wie Pfuel ſich auszudrücken pflegt. In der Kirche Geſang und Liturgie, dann langer Zug nach der entlegnen Grabſtätte. Truppen, Fußvolk, Ublanen, Geſchütz. Unzählbare Volksmenge, von mehr als hundert Konſtablern zu Fuß und zu Pferd in Schranken gehalten. Grabrede des Predigers Hauſtein, mittelmäßig, wirkungslos; ganz lächerlich wenn er eigene Worte Friedrich's des Großen mit Predigerſalbung herſagte! Salven des Geſchützes und des Kleingewehrs. Es war dunkel geworden. Ich fand mit Mühe meinen Wagen, und fuhr durch das dichte Volksgedränge, das ſich bis zur Marſchallsbrücke hinzog, und an den zurückkehrenden Truppen vorüber. —

Von der Beredſamkeit des Generals von Maliſzewski iſt bei den jüngern Offizieren die Redensart üblich: „Er ſprach einige unpaſſende Worte am ungeeigneten Ort.“ —

Dienstag, den 8. September 1857.

Früh aufgeſtanden und geſchrieben. — Ausgegangen. — Herrn General Grafen von Noſtitz geſprochen, er klagt über Alter und über die Langweiligkeit ſeines Geſandtſchaftspoſtens in Hannover; ſein Ehrgeiz wünſcht höhere Befriedigung, aber ganz unberechtigt. — Beſuch bei Herrn von Winterfeldt-Damerow, der äußerſt freundlich und zutraulich iſt, und ſowohl Schöning's Schrift als Hauſtein's Grabrede als Abſchattungen meines Buches bezeichnet. —

Zu Hauſe Fräulein Anna Gottheiner, die mir Bücher und Einladungsgrüße von den Eltern bringt, nach Ludmilla's

Rückkunft fragt, und sich freut, daß ich diese schon übermorgen erwarte. Wie mir das schöne, klare Mädchen so im hellen Tageslichte gegenüber sitzt, erkenn' ich plötzlich, daß ihre Mutter als Mädchen ganz eben so ausgesehen haben muß. —

Ich höre, daß außer den mehr als fünfzig gekommenen Winterfeldt's noch über dreißig ausgeblieben sind, alte und junge. Beim Könige scheint noch ein Rest des überlieferten Familiengrolles festzusitzen, er sprach vorgestern immer nur von der Familie, sehr gnädig ihren guten Sinn anerkennend und lobend, aber mit keiner Silbe erwähnte er des Helden, wegen dessen die Versammlung stattfand, es war sichtbar, daß er das absichtlich vermied. Ich erzählte, wie ich dem Prinzen Karl von Preußen mein Buch eigends aus dem Grunde zugeeignet, um einen Prinzen des Königlichen Hauses mit Winterfeldt zu verknüpfen, und daß sich der Prinz willig dazu hergegeben. — Vorschlag zu einem Archiv der Familie. —

Heute Nachmittag im Thiergarten großes Wohlthätigkeitsfest für die Abgebrannten in Bojanowo. Die Polizei nimmt lebhaften Antheil, und man nennt es ein Volksfest. Absperrung mit Jagdnetzen, Musikchöre, Corsofahrt. Es soll ein ungeheurer Zudrang gewesen sein. —

Ich blieb des Abends zu Hause, in stillen Gefühlen der Sehnsucht, der Befriedigung, der Wehmuth, des Dankes. Nach meinen großen, unersetzlichen Verlusten, nach den traurigen Wendungen der öffentlichen Angelegenheiten, geht es mir noch so gut, hab' ich noch so viel, daß ich mich fast schäme! — Und grade heute fühl' ich das Vermissen überaus schmerzlich! —

„Goethe und die lustige Zeit in Weimar. Von August Diezmann. Leipzig, 1857." 8.

Gegen die Unverschämtheit Louis Bonaparte's, seine neugestiftete St. Helena-Medaille auch ausländischen Kriegern

zu beſtimmen, die zufällig oder gezwungen unter dem alten Kaiſer Napoleon gedient haben, gegen dieſen frechen Uebergriff hat noch keine Regierung Einſpruch gethan, wohl aber die freimüthigen deutſchen Blätter, und beſonders auch öſterreichiſche, die mit Unwillen die Unwürdigkeit nachweiſen, wenn rheiniſche und weſtphäliſche Preußen, Belgier, Holländer, Sachſen, Heſſen, Hannoveraner, Badner, Würtemberger, Baiern und ſelbſt Oeſterreicher (Kroaten, Italiäner) die Denkmünze trügen, die nur an die erlittene Unterdrückung erinnern würde. In Oeſterreich ſind hohe Militairperſonen zuſammengetreten, um jede Annahme einer ſolchen St. Helena-Medaille abzuwenden. Die Regierungen ſchweigen! — Sie erkennen ihren Oberherrn! —

Mittwoch, den 9. September 1857.

Sendungen aus Weimar, von Apollonius von Maltitz das mir zugeeignete Bändchen Gedichte „Noch ein Blatt in Lethe!“ — von G. Steinacker (G. Treumund) ſein Buch „Weimar's Genius. Eine Feſtgabe in Lebensbildern.“ — Sendung aus Königsberg von Dr. Alexander Jung, ſein Lebensabriß von ihm ſelbſt verfaßt. —

Fürſt Odojeffski nach St. Petersburg zurückreiſend beſucht mich. Er war zuletzt in Weimar und iſt ſehr zufrieden mit den Feſtlichkeiten. Erlebniſſe in Frankreich. Philanthropiſche Anſtalten und Strebungen. —

In Pommern zu Niederhoff ſtarb am 6. die Gräfin Karoline von Bohlen geb. von Walsleben, im 77. Jahr. Es war meine Gräfin Bohlen, der ich ſehr anhing, die ich ſehr verehrte. Sie hat mir einmal über Rahel und mich einige Worte geſagt, die mir das innerſte Herz bewegten.

In ihrem Alter begann ſie etwas zu frömmeln, es ſchadete ihr wenig. —

Donnerstag, den 10. September 1857.

Leidlich geſchlafen, aber Auftritte aus dem dreißigjährigen Kriege geträumt, an den ich wachend mit keiner Silbe gedacht, von dem ich in langer Zeit nichts geleſen! —

Nachmittags nach dem Hamburger Bahnhof gefahren; Ludmilla kam wohlbehalten und vergnügt an. Austauſch von Mittheilungen, hamburgiſche gute Nachrichten. —

Es wimmelt von fremden Predigern hier. Die Sitzungen der Evangeliſchen Allianz haben geſtern angefangen. Auf beſondre Einladung des Königs ſoll auch Bunſen hier angekommen ſein. — Viel ſalbungsvolles und auch ſpitzfindiges Geſchwätz wird es geben. An einem irgend guten Ergebniß wird durchaus gezweifelt. Hengſtenberg und die Kreuzzeitung verharren im Widerſpruch gegen die Sache. —

„Deutſche Myſtiker des vierzehnten Jahrhunderts. Von Franz Pfeiffer. Leipzig, 1857. Meiſter Eckhart. Bd. I.“ 687. S. 8.

Hengſtenberg und Stahl ſind verreiſt, um der Evangeliſchen Allianz auszuweichen. Auch Büchſel iſt ein heftiger Gegner. —

Wiederum ertönt das alte Geklingel, unſre Zeit ſei ſittlich beſſer als die vor vierzig, fünfzig, ſechzig Jahren, das Ende des achtzehnten Jahrhunderts und der Anfang des neunzehnten ſeien ganz frech und ſittenlos geweſen. Aber die Pfaffen und Pfaffenfreunde haben nur die Scheinheiligkeit und Heuchelei herbeigeführt, nicht beſſere Zuſtände. Was man damals ſagte und drucken ließ, war freier, kühner, und oft doch nur der Gegenſatz einer niedrigen Moral, in der

weder Geist noch Leben war. Die Zustände dagegen waren eher besser. Wenigstens hab' ich in jener alten Zeit, wo man von Prinz Louis Ferdinand, von Gentz, von Pauline Wiesel und andern Weltdamen sprach, nie solche Dinge gehört, wie man jetzt vom Prinzen *, von der Prinzessin **, von der Gräfin von ***, von der Gräfin von †, geb. †† erzählt, und von vielen, vielen Andern! — Ich muß mein gutes achtzehntes Jahrhundert vertheidigen, ich muß! —

Freitag, den 11. September 1857.

Nachmittags Besuch von Herrn A. Die Evangelische Allianz beschäftigt ihn sehr; er ist kein Mitglied, weil er die neun Artikel nicht unterschreiben mag, aber ein eifriger Zuhörer. Die Leute sind kaum beisammen — man rechnet gegen fünfhundert — und schon regen sich Eitelkeiten, Neid, Nebenbuhlerschaft, Ränke, Partheiungen; daß der König sich einmischt und die Leute an den Hof zieht, reizt die weltlichen Triebe nur um so stärker auf. — Auch Bunsen hat sich richtig eingefunden. —

Der König hat die Evangelische Allianz heute im Neuen Palais mit Erfrischungen bewirthen lassen. Darauf haben die Mitglieder und Anschließlinge sich auf dem Perron des Schlosses Sanssouci versammelt, sich hier in Gruppen vertheilt, und der König nach und nach die verschiedenen angetreten und besprochen, die Engländer, Amerikaner, Franzosen, Niederländer, Schweizer, Ostseepreußen, Schweden und Dänen, ein Mailänder und ein Waldenser stellten die Italiäner vor, endlich die Deutschen in verschiedenen Abtheilungen; die deutschen Prediger boten ihre Ansprachen meist ungeschickt, plump schmeichlerisch und taktlos vertraulich; einer vom Rhein sagte, sie bestrebten sich, die Bande zwischen Land und Fürsten

mehr und mehr zu befestigen, während Andre sich bemühten sie zu lockern; das mißfiel dem König, und er fuhr zornig auf: „So? so? Sie irren sich! von Rheinland und Westphalen fürcht' ich nichts mehr!“ und wandte sich darauf ab. Mit der Schlußrede des Königs und der Anspielung auf Pfingsten waren Alle sehr zufrieden. — Herrnhuter und Quäker scheinen ganz zu fehlen. —

Bei vielen der Besucher machte der König doch den Eindruck der Schwäche, des Gebeugtseins, der tiefsten Ermüdung; auch entschuldigten ihn einige Leute seines Gefolges häufig bei den Fremden, er sei nicht ganz wohl. — Der König fragte nach dem Krummacher aus Duisburg, worauf der selbst die Worte rief: „Hier steht der alte Krummacher!“ und vertraulichen Scherz hinzufügte, der unangenehm auffiel. —

Den Prediger Merle d'Aubigné hat der König mit Handschlag und den Worten begrüßt: „Bon jour, mon cher ami!“ was vielen aufgefallen und von ihnen getadelt worden; ein König, sagen sie, müsse nie vergessen, daß er König sei, und dürfe bei solcher Gelegenheit seine Privatneigungen nicht vorherrschen lassen. Neid. —

Sonnabend, den 12 September 1857

Herr Duprez aus Paris, vormals Sänger und jetzt Komponist, bringt mir einen liebenswürdigen Empfehlungsbrief vom Marquis von Custine, der fortwährend in Saint-Gratien, seinem Landsitz bei Paris, lebt und an einem neuen Buche fleißig arbeitet. Herr Duprez will hier sein musikalisches Drama Simson aufführen, auf Geld ist es nicht abgesehen. Er hat gute Empfehlungen von Meyerbeer, von der Prinzessin Mathilde ꝛc. —

Die Mitglieder und Theilnehmer der Evangelischen

Allianz, die neulich beim Könige in Potsdam waren, waren über tausend an der Zahl; der König zeigte sich sehr befriedigt durch diesen jede Erwartung übersteigenden Zudrang, und wünschte den Versammelten, daß sie wie die Apostel ihr Pfingsten haben und in solcher Begeistigung scheiden möchten. —

Große Parade bei Lichtenberg. Der König hat befohlen, das Ballet Satanella aufzuführen; natürlich der Militairfremden wegen. Der Berliner sagt aber, für die Mitglieder der Evangelischen Allianz. — Wir saben unter den Linden den Jubel der Straßenjungen in Verfolgung des Pietsch. —

Herr Duprez will die Bruchstücke seines Drama's hier gratis aufführen lassen, er will hier nur Zustimmung und Beifall, die ihm dann anderwärts in baares Geld sich verwandeln sollen. Berlin als Sitz des Geschmacks für strenge Musik wird in Paris als Autorität wirken. —

Markus Niebuhr will durchaus Minister werden, der Handelsminister soll weichen und ihm Platz machen. Der König will es, aber will es schwach; wenn es leicht geht, wird er es geschehen lassen. —

Die Schleiermacher'schen Schüler und Anhänger, Prediger Jonas, Sydow, Lisco Sohn ꝛc. haben sich gegen die Evangelische Allianz erklärt. —

Sonntag, den 13. September 1857.

Herr M. sprach mit mir, wollte wieder mit der Evangelischen Allianz nichts zu thun haben, sprach wider deren Zweck, der nicht eingestanden sei, nämlich eigentlich suchten unter diesem Deckmantel die Dissenters und Sektirer sich zu verstärken, von der Strenge ihrer Damen lasse keine Parthei nach, im Gegentheil! Stahl, Hengstenberg und Bückſel hätten

im Grunde ganz Recht, wider die Sache zu sein, aber es sei unklug, daß sie sich davon zurückgezogen, sie hätten lieber dabei sein und die Gegner nöthigen sollen, ihre verhüllten Absichten klar auszusprechen. M. sagt, er halte auf Dogmen, strenges Glaubensbekenntniß, geordnete Priesterschaft, er ehre den Katholizismus, und ist hocherfreut, als ich ihm sage, daß der König ganz eben so gesinnt sei; da dieser aber auch auf die Evangelische Allianz so viel giebt, so will M. doch diese gleichfalls in Ehren halten, es sei dergleichen noch nie dagewesen, es sei großartig, imponirend. Ich sage, es komme darauf an, ob die Versammlung ergebnißlos auseinander gehe, oder ob es ihr gelinge, irgend einen Nagel einzuschlagen! Nein, antwortet er, ein Nagel werde nicht eingeschlagen, dazu seien die Widersprüche zu groß, und die Unterschiede, anstatt zu verschwinden, träten grade jetzt nur um so stärker hervor; aber der friedliche, gesittete Verkehr der Religionsparteien unter einander werde gefördert ꝛc. So ist er bald für, bald gegen die Sache. Dabei ist er in allen Versammlungen, war mit in Potsdam beim Könige, wurde demselben von Bunsen — „wider meinen Willen", sagt er! — vorgestellt, schloß sich dessen Gefolge beim Herumgeben an, hörte genau hin, was den verschiedenen Gruppen gesagt wurde. Dann sprach er davon, daß Humboldt ihm geschrieben, es werde in diesen Tagen keine Gelegenheit sein, dem Könige die französische Bibel persönlich zu übergeben, er möchte sie ihm bringen nebst dem dazu erforderlichen Schreiben. M. sagt, er habe die Bibel gar nicht persönlich überreichen wollen, hört aber begierig zu, wiefern dies doch noch etwa zu erlangen sein könnte! Er wird Humboldt am Dienstage sprechen, allein er sieht voraus, daß er ihm nicht alles werde sagen können, und fragt, ob ich mit Humboldt wohl auf dem Fuße sei, um das, was M. mir nachträglich schriebe, vertraulich an jenen gelangen zu lassen. Dies muß ich allerdings bejahen! M.'s

Anliegen kann ich mir sehr gut vorstellen, er möchte Ehren und Auszeichnungen, aber ohne den Schein des Suchens, der beim Gelingen nicht angenehm und beim Mißlingen ganz abscheulich ist. —

Montag, den 14. September 1857.

Brief aus Luzern von Charlotte Williams Wynn, sehr liebevoll, anregend, gut. Der Brief ist mir wahrhaft wohlthätig, er stellt mir die edle Freundin lebhaft vor Augen und Seele, und ihr Karakter, so lieblich und fest, so hochgeistig und einfach, erfreut mich im Innersten. —

Humboldt tritt heute sein 89. Jahr an; er ist von Potsdam wieder gekommen auf ein paar Tage, und war schon heute um 9 Uhr beim General von Reyher vorgefahren, der sehr leidend ist. —

In den Sitzungen der Evangelischen Allianz wird es etwas dramatisch, um nicht zu sagen schauspielhaft. Der Pastor Krummacher aus Duisburg zeigte gestern (der vierte Tag) der Versammlung an, am Freitag auf dem Perron des Schlosses von Sanssouci habe Merle d'Aubigné den Ritter Bunsen umarmt und geküßt, dies sei vielen aufgefallen und habe sie schmerzlich berührt, fraternisiren mit dem Unglauben wolle die Allianz nicht. Zu Rede gestellt habe Merle d'Aubigné geantwortet, er verabscheue aus dem Grunde seines Herzens die in Bunsen's Schriften vorhandenen Irrthümer, auch habe Bunsen ihn herangezogen und geküßt, außerdem aber könne Bunsen doch recht gut bei seinen Irrthümern noch ein Christ sein, was auch Schlettmann aus Zürich behauptet. Damit beruhigt sich Krummacher und die Versammlung! — Legrand aus Basel bekennt in Thränen überfließend, er sei seit seinem zehnten Jahre, wo er Archenholz's Geschichte des

Schulz der Staatsrath, zeigten in ihren Blicken und Aeußerungen die ganze Würdigung eines Verluſtes, der ſie mehr noch als Andere bedrohte. Der Tod ſchien bereits gewiß, Fürſt Wittgenſtein hatte durch einen Boten die eingegangene Nachricht dem Hrn. Miniſter von Kircheiſen mitgetheilt. Ich fühlte tiefe Trauer, eine ſeltſame Empfindung deſſen, was es heiße, Goethe ſei nicht mehr unter den Mitlebenden, hatte ſich meiner bemeiſtert. Niemand war ſchrecklicher niedergebeugt, als meine arme Rahel, die auf andere Weiſe, als dies gewöhnlich geſagt werden kann, ihr Leben mit jenem Dichter und Weiſen zugebracht, ihr Herz und Geiſt mit dem ſeinigen verwebt gefunden hatte. Sie konnte nicht weinen, aber ein krampfhaftes Gewimmer entwand ſich in unbewachten Augenblicken ihrer Bruſt. Ich zweifelte jedoch noch immer; einige Lücken in den mitgetheilten Nachrichten gaben meiner Kritik offenen Raum, ich eilte die Sache aufzuklären. Da erſcholl plötzlich Geneſung! Friſche Nachrichten brachten beſte Hoffnung, und ein wahrer Freudentaumel trat an die Stelle der düſtern Trauer! Nicht Einzelne nur, eine Menge Familien hier, prieſen das gute Ereigniß als einen ſie unmittelbar angehenden Segen. Die Gefahr ſoll jetzt ganz überſtanden ſein. Die Krankheit war eine Herzentzündung, vier Wochen vorher ſchon hatte Goethe die zunehmenden Schmerzen empfunden und verſchwiegen, bis die Entzündung ausbrach, und auch da bewies er ſich ſtark und heiter. „Dieſer Schmerz, fühle ich, bringt mich an die Schwelle meines Lebens“, war ſein gemeſſener, nicht zu viel und nicht zu wenig ſagender Ausſpruch. Möge der Himmel ihm noch viele kräftige Jahre erhalten! Es iſt ein Troſt, ſolchen Mann, ſolchen Geiſt — ſolchen „Zeugen“, wie Rahel ſagt — jeden Morgen das Licht der Sonne, jedes Jahr den Frühling miterblicken zu wiſſen! Unſer Berlin hat mich wirklich durch

siebenjährigen Krieges gelesen, — ein Preuße! — Simon, aus einem Orte bei Halle, liest aus einem Schleiermacher'schen Brief eine Stelle vor. — Die Eifrigen stoßen mit den Nachsichtigen, die Harten mit den Weichen oft zusammen. Es kommen allerlei Histörchen vor ꝛc. —

Dienstag, den 15. September 1857.

Der Vorsteher der deutschkatholischen Gemeinde hier, Herr Bräutigam, las im März einige Stücke aus Heribert Rau's „Schneeflocken" in einer Versammlung vor, der anwesende Polizeimann fand darin eine Verspottung der christlichen Religion und machte Anzeige. Jetzt hat das Gericht den Vorleser schuldig gefunden und zu vierzehn Tagen Gefängniß verurtheilt. —

In Rheinbaiern ist ein zurückgekehrter Flüchtling, der abwesend zu den schwersten Strafen verurtheilt war, von den Geschwornen freigesprochen worden. —

Die schleswig-holsteinische Angelegenheit wird wieder stark besprochen. Die holsteinischen Stände sind geschlossen, der dänische Kommissair macht sie für ihren verneinenden Trotz verantwortlich. —

Frankreich mahnt den Pabst drohend, er solle Reformen machen, ein haltbares Verwaltungssystem einführen. Auch der Türkei wird gedroht, auch dem Bei von Tunis, auch dem Könige von Griechenland. Aber alle solche Drohungen sind wie in den Wind geredet, und es ist kein Ernst dahinter. Wenn aber einem Fürsten aufgegeben wird, freisinnige Anordnungen abzuschaffen, die Presse, die Wahlen zu beschränken, — augenblicklich wird gehorcht. —

Besuch vom Grafen von Kleist-Loß. Er erzählt von Weimar, von München, wo er seitdem war, vom König

Ludwig, vom alten Grafen Tascher de la Pagerie, lobt französische Geselligkeit, liebt auch die russische, führt aber unter deren angeblich feinen Artigkeiten ziemlich plumpe Beispiele an! Ich weiß nicht warum, aber mich fröstelt immer ein wenig, wenn er in's Zimmer tritt, und er bleibt auch stets sehr lange. Er will nach Chalons. —

Stahl will aus dem Kirchenrath, von der Heydt aus dem Ministerium ausscheiden. Sie werden wohl beide bleiben! —

Beckedorff hat in Pommern auf seinem Gut eine katholische Kirche gebaut, und auch ein „klein Klösterchen" gestiftet, das erste in Pommern. Was uns all die Pfaffen und Pfaffendiener für Unheil bringen! —

Der Kaiser von Rußland seit gestern Mittag hier. Heute Manöver bei Spandau. — Die Stadt hier sehr belebt. —

Mittwoch, den 16. September 1857.

Besuch von Herrn Wolfgang von Goethe: Nachrichten über Weimar; seine Mutter geht wieder nach Dresden und bleibt den Winter dort. Er ist nur Humboldt's wegen hierher gekommen, und hat ihn sehr frisch und munter, fast unverändert gefunden. —

Die Evangelische Allianz wird hier ihre Verhandlungen bald schließen. Zu einem durchgreifenden Beschluß ist es nicht gekommen. Man ist neugierig, ob und wie viele und für wen der König rothe Adlerorden wird fliegen lassen! Irgend etwas Auffallendes erwartet man von ihm. —

Schlimme Nachrichten in Betreff der Gesundheit des Königs! Seine Zustände wechseln, zwischen Aufregung und Abgespanntheit, aber die letztere wird immer häufiger und größer, während die erstere abnimmt. Ganze Stunden bringt

er in müder Stumpfheit zu, ohne Theilnahme, ohne Willensäußerung, bisweilen scheint es, als könne er sich nicht recht besinnen. Dann rafft er sich wieder auf, thut alles wie sonst, zeigt Lustigkeit, nimmt seine Liebhabereien vor, allein später ist doch wieder die Abspannung um so größer. Man bemerkt, daß die Königin öfters anstatt seiner antwortet, ihn gleichsam vertritt und ihn deckt, wie es die Königin Luise mit ihrem anfangs so blöden und leutescheuen Gemahl that. Dies war besonders der Fall neulich in Halle und bei den Feierlichkeiten zur Kirchweihe auf dem Petersberge. Die Aerzte meinen, dieser Zustand könne jeden Tag mit einem Schlagfluß enden, aber auch in Blödsinn übergehen und dann noch viele Jahre dauern. —

Donnerstag, den 17. September 1857.

Nachmittags kam Herr Dr. Moriz Lazarus. In einer Schrift hat er des Karl Philipp Moriz erwähnt, das gab Herrn Hemsen in München Anlaß an ihn zu schreiben und ihn zu fragen, ob er Handschriftliches von Moriz habe oder Näheres von ihm wisse? Herr Geh. Rath Johannes Schulze habe ihm gerathen, sich an Geh. Rath Kugler und an mich zu wenden! Er ist sehr erstaunt zu hören, daß ich mit Hemsen befreundet bin. Anderthalbstündiges, angenehmes und ergiebiges Gespräch, über Wilhelm von Humboldt, Volksgeist, Bildung ꝛc. — Er hält Humboldt's Abhandlung über die Gränzen der Wirksamkeit des Staates für eine seiner wichtigsten, für eine den Kern seines Wesens enthaltende. —

Der gewesene Oberbefehlshaber der Berliner Bürgerwehr, ehmalige Artilleriemajor Rimpler ist Postdirektor in Köslin geworden. Ueber seine Rolle im Herbst 1848 wird sehr verschieden geurtheilt: einige Leute meinen, sein an-

fängliches Widerſtreben gegen die Reaktion ſei kein rechter Ernſt geweſen, habe nur den Schein retten ſollen, und Wrangel habe dies vorher gewußt und darnach gehandelt. —

Heute ſind die Sitzungen der Evangeliſchen Allianz geſchloſſen worden. König und Königin waren gegenwärtig, und haben das geiſtliche Lied zum Schluſſe tapfer mitgeſungen. An Lob- und Schmeichelreden für den König hat es nicht gefehlt, Amerikaner und Schweizer beſonders haben ihm die ungewaſchenſten Hudeleien an den Kopf geworfen. —

Freitag, den 18. September 1857.

Früh — ich lag noch zu Bette — Beſuch von Herrn M. Wir ſprachen mancherlei, von dem Unterſchiede der Lutheriſchen (deutſchen) und Calviniſtiſchen (franzöſiſchen) Proteſtanten in Frankreich, er beſteht nur im Glaubensbekenntniß, im Predigtamt und ſonſtigen Verhalten gar nicht, auch vermeidet man jene namentlichen Bezeichnungen und Herr M. geſteht, daß ihm ſowohl Calvin als Luther zuwider ſei. Er kommt endlich auf ſeine Unterredung mit Humboldt, der ihm geſagt, der König wünſche ihn zu ſprechen, und werde ihn vielleicht rufen laſſen, allein er M. rechne nicht darauf und könne nicht darauf warten. Er wünſcht, wenn der König für die ihm dargebrachte Bibel etwas geben wolle, ſo möchte es kein Ring, keine goldne Medaille ſein, wohl aber ein Orden, oder die Werke Friedrichs des Großen, — er überläßt mir, dies auf zarte unverfängliche Weiſe Humboldt'en beizubringen. Recht gern, aber die Sache iſt mißlich, und wenigſtens nicht gut zu ſchreiben! Uebrigens, Friedrichs des Großen Werke für die Bibel, iſt ein pikanter Austauſch für einen Prediger! —

M. ſollte heute beim Könige ſpeiſen, erfuhr es aber zu ſpat und konnte nicht mehr zur rechten Zeit dort ſein: ein

Mißgeschick, wegen deſſen ich ihn aufrichtig bedaure, es entgeht ihm gleichſam die Blüthe ſeines hieſigen Aufenthalte. Er empfindet es ſchwer, trägt es aber mit Gelaſſenheit. Er nahm Abſchied von uns, wiewohl er morgen noch hier bleibt. —

Die Cholera ſehr heftig in Königsberg, auch in Stockholm, in Kopenhagen, in Glückſtadt, wohl auch ſchon in Hamburg! Hier zeigt ſich ſchon als Vorbote die Erſcheinung, daß ganze Hühnerhöfe ausſterben. —

Der König klagt ſeit einiger Zeit über Abnahme des Gedächtniſſes, und zwar ſo, daß er ſich der Dinge recht gut erinnert, aber die bezeichnenden Worte durchaus nicht finden kann. So konnte er vor kurzem bei einer Gelegenheit das Wort Naſe durchaus nicht finden, bei einer andern das Wort Köln nicht, und rief nach mehrmaligem vergeblichen Anſetzen ungeduldig aus: „Mein Gott, kann mir denn keiner helfen und ſagen wie die große Stadt am Rhein heißt?“ —

Sonnabend, den 19. September 1857.

Unſre Katholiken ſind ſehr ergrimmt über die gegen ſie in den Vorträgen der Evangeliſchen Allianz gemachten Aeußerungen, und nehmen es dem Könige ſehr übel, daß er dieſer Verſammlung Schutz und Gunſt ertheilt; noch mehr verargt es ihm die Kreuzzeitungspartei — nicht die Kreuzzeitung, die thut immer ſehr ehrerbietig bei dem Namen des Königs, — die Hengſtenberg, Stahl, Goedſche, Gerlach ꝛc. ſind wüthend. Es ſoll ernſthaft in dieſem Kreiſe verhandelt worden ſein, ob nicht der König durch ſein Benehmen Schaden an der Seele gelitten habe? — Bunſen triumphirt, und glaubt ſich durch das Aergerniß verherrlicht. Der Bunſen'ſche Kuß widerhallt überall. Dafür, daß ein Krummacher (aus

Duisburg) ihn gescholten hat, ist Bunsen von einem andern Krummacher (dem aus Potsdam) öffentlich gerühmt worden, in der Schlußsitzung, in Gegenwart des Königs, dessen Ohr er damit und auch sonst kitzelte. Er wird künftig Gradmacher heißen. —

Die Times macht sich lustig über die Evangelische Allianz, findet die Verhandlungen zwecklos, ergebnißlos, sie seien ein Beweis der Geistesarmuth wie der Uneinigkeit ihrer Theilnehmer; in Deutschland, in Berlin namentlich, sei nichts zu holen. —

Das Pariser Regierungsblatt Patrie vergleicht die bevorstehende Zusammenkunft des russischen und des französischen Kaisers mit der Zusammenkunft Napoleon's und Alexander's 1807 in Tilsit, des Siegers und des Besiegten! Die Vergleichung ist keck und beleidigend. Auch wird der Königin Luise von Preußen sehr unziemlich erwähnt. Man hält den Artikel für eine Rache gegen die russischen Schwierigkeiten in Betreff des Zusammenkommens der Kaiserinnen, welches dieser Schwierigkeiten wegen unterbleiben wird. Man läßt sich von dem — so viel gefallen, daß er allerdings zu allem sich befugt glauben darf! —

Der ehmalige Prediger Schlatter, im Jahr 1849 Präsident der badischen konstituirenden Versammlung, dann lange Zellengefangener im Zuchthaus zu Bruchsal, hat ein Heft Gedichte „Zuchthausstudien" herausgegeben, und ist dafür zu fünfmonatlicher Haft verurtheilt worden. —

Sonntag, den 20. September 1857.

Ueber den Gesundheitszustand des Königs laufen schlimme Nachrichten um. Viele Leute verrathen eine ordentliche Ungeduld; ohne zu hoffen, daß es eigentlich besser werde, wünschen

ſie heftig, daß es anders werde. Die meiſten Höflinge ſuchen im Stillen ihre Zukunft zu ſichern. —

Der Feldmarſchall von Wrangel giebt den Oberbefehl über das dritte Armeekorps ab, behält den Oberbefehl in den Marken, und wird Gouverneur von Berlin; ſeit Pfuel's Austritt aus dem Dienſte — 1848 — war dieſer Poſten unbeſetzt, und man glaubte ſchon, er wäre für immer eingegangen. Unnöthig iſt er gewiß, und koſtbar obendrein. —

Unglaublich iſt es, wie die Unzufriedenheit der Offiziere wächſt und ſich äußert. Alles iſt erbittert über die ſchlechte Verwaltung des Kriegsweſens, beſonders in Betreff der Beförderungen, die nach zufälliger Gunſt geſchehen, mit ungerechtfertigtem Vorzug, durch Einſchub, Verſetzung, Penſionirung. Am heftigſten wird über Herrn von Manteuffel geklagt, der das Perſönliche im Kriegsminiſterium zu beſorgen hat, dann über den Kriegsminiſter, der als ganz unfähig und kopflos bezeichnet wird, endlich über den König ſelbſt, der die Mißgriffe theils ſelber begehe, theils wenigſtens geſchehen laſſe. Von jungen adlichen Offizieren, die früher nur von ihrer Treue, von ihrer royaliſtiſchen Geſinnung ſprachen, alle Revolution niederwerfen und deren Urheber vernichten wollten, hört man die kecken Worte: „Laßt nur wieder ein 1848 kommen, dann wiſſen wir, auf welche Seite wir uns ſtellen!“ Dergleichen mehr iſt in vielen Variationen oft vernommen worden. Freilich iſt auch dieſe Drohung nur eine prahleriſche Form des militairiſchen Uebermuths, aber doch immer eine gefährliche. —

Der König brachte bei dem Gaſtmahl in Halle die Geſundheit des Königs von Sachſen aus, ſtockte aber plötzlich, wiederholte mit kurzen Pauſen nur immer „und ... und ...“ bis die Königin ihm zuflüſterte: „die übrigen Gäſte“, worauf er denn die andern Fürſtlichkeiten nannte. —

Bei dem Gaſtmahl in Halle brachte der König zuerſt die

Gesundheit „unsres Freundes des Königs von Sachsen“ aus, und fügte hinzu, nachdem er allerdings etwas gestockt und das Wort „und“ mehrmals wiederholt hatte, „unsrer Großherzoge von Mecklenburg und Weimar!“ wobei offenbar das Wort „Freunde“ ihm gegen seinen Willen ausgeblieben. Die Großherzoge haben ihm das übel genommen, sie wären nicht seine Großherzoge, meinten sie. —

Seit Pillnitz soll der König bis zur Ungebühr häufig die Worte ausrufen: „Mir ist so dämlich, so dumm im Kopfe!“ Eine Angewöhnung, die schlechten Eindruck macht. —

Montag, den 21. September 1857.

Besuch bei Pitt-Arnim, der uns eine Stunde lang mit angenehmen Gesprächen unterhält und sich dabei ganz belebt. Sein schickliches Betragen, sein guter Ton, seine durchaus feine Gesellschaftsbildung sind anzuerkennen, wiewohl die gute Außenseite dem Urtheil über das Innere noch weiten Spielraum läßt. —

Dienstag, den 22. September 1857.

Der dritte Theil von Sternberg's Erinnerungsblättern ist hier durch die Polizei beschlagen worden, wahrscheinlich wegen des darin enthaltenen Mährchens Chamäleon, das auf den König gedeutet werden. Die Beschlagnahme kommt viel zu spät. —

Leopold Schefer hat in die Schlesische Zeitung ein scharfes Gedicht wider die Helena-Medaille einrücken lassen, das von der Vossischen Zeitung wiedergegeben wird. Sehr kühn! Die Presse ist freier und trotziger als die Regierung. — Aber

die Helena-Medaille wird dennoch von vielen Deutschen des ehmaligen Rheinbundes angenommen, begehrt! —

Der Duisburger Krummacher hat eine neue Erklärung drucken lassen, armselig und nichtssagend. Er und der fanatische Prediger Lederhose werden in mehreren Blättern tüchtig herumgezaust. Im Allgemeinen hat die Evangelische Allianz im Volk einen schlechten, zum Theil spaßhaften Eindruck gemacht. —

Nachmittags angenehmer Brief vom General Adolph von Willisen. Er hat dem Könige den Inhalt meines letzten Briefes vorgetragen, der König befiehlt dem Grafen von Redern, von dem Manne und seiner Musik Kenntniß zu nehmen, er will die Musik hören. Ich eile Herrn Duprez diese erwünschte Nachricht mitzutheilen, Ludmilla begleitet mich. Wir finden Herrn Duprez eben im Begriff, eine Probe seiner Chöre zu halten, im kleinen Saal von Arnim's Hotel. Er ist hocherfreut über die Nachricht, und ladet uns ein, der Probe beizuwohnen. Nach und nach kommen über vierzig Damen und mehr als dreißig Herren, welche die Chöre singen. Herr Radeke am Fortepiano, Herr Stern gegenwärtig, Herr Formés. Herr Duprez in voller Thätigkeit, nachhelfend, leitend, mitsingend. Feuer und Kraft sprühen aus ihm. Die Musik wirkt mit fortreißender Macht. Das Genie der Ausführung hat der Meister jedenfalls. Zwei Stunden der angenehmsten Spannung, des reichsten Genusses. —

Der König ist nach Muskau gefahren und kehrt Freitag zurück. —

Mittwoch, den 23. September 1857.

Der General Fürſt Wilhelm Radziwill iſt ſehr mißvergnügt und will den Abſchied nehmen. Ihm war das hieſige Generalkommando vom Könige verſprochen, ein Andrer hat's bekommen. — Auch der Feldmarſchall von Wrangel macht die Unzufriedenheit mit, und klagt über Zurückſetzung. Er wollte Generaloberſt der Reiterei und Fürſt werden, er meinte, ſo gut wie Blücher habe auch er dieſen Titel verdient! Außer ihm iſt aber kein Menſch dieſer Meinung. Die jüngern Offiziere lachen über ihn. —

Zur Helena-Medaille melden ſich in Sachſen und in Hannover, ja in Schleſien und ſelbſt in Magdeburg eine gute Anzahl alter Kriegsknechte! Die Behörden verhalten ſich dabei ſtill. Wenn die Denkmünze wirklich getragen wird, ſo ſind Reibungen unvermeidlich, die ſchamloſen Kerle werden Prügel bekommen, und dann der — in Zorn gerathen. —

Man arbeitet an den Gerüſten zur Aufſtellung der noch fehlenden jetzt fertig gewordenen achten Marmorgruppe der Schloßbrücke. Ein hier ſeit Jahren berüchtigter Wahrſager Sohn, Schuhmacher in der Stralauerſtraße, hat prophezeiht, ſo wie dieſe achte „Puppe" ſtehen werde, ſei der Tod des Königs beſtimmt. Dies läuft nun durch die ganze Stadt: in den untern Volksſchichten, aber auch in vornehmſten Kreiſen, wird ſtark an dieſen Ausſpruch geglaubt. Die Polizei hat den Schuhmacher einſtweilen in Haft genommen. —

Gerücht von ſtarken Grobheiten, die der Feldmarſchall von Wrangel beim Manöver dem Generallieutenant Adolph von Willisen geſagt, und über die ſich dieſer beim Könige beklagt haben ſoll. Der König, heißt es, ſagte: „Der alte Faſelhans weiß nicht mehr was er ſpricht, was ihm und andern zukommt", und hat ihm einen tüchtigen Verweis zugefertigt. Der König hatte ſchon übel genommen, daß die Truppen wie

ſeine Bewegung überraſcht; die Lumpen ſchwiegen, die Rechten hatten das Feld; Athen hätte ſich nicht beſſer aufführen können.

Ich ſende Ihnen die Flugſchriften von Schmalz und Buchholz; ſie gehören doch als Denkmäler dem Geſchichtsgange des preußiſchen Staats an, und eine Fehde glimmt in ihnen, die noch einmal zu hellen Flammen aufſchlagen wird. Solch einzelne und vielleicht verlorene Schüſſe auf den Vorpoſten erinnern wenigſtens daran, daß der Krieg noch fortdauert, wenn auch die Feindſeligkeiten minder lebhaft ſind. Im Publikum ſelbſt ſcheint übrigens der ehemalige Wunſch nach Konſtitution ziemlich verklungen, man ſieht die Sache mehr neugierig, als theilnehmend an, gleichſam als eine Beſchwer, welche die Regierung ſich aufgebürdet und nun auf ihre Gefahr nach eigenem Sinne zu tragen habe! Die Menge wird nur von Thatſachen getroffen, der Verhandlungen ſind auch die Gebildeten überdrüſſig. Das Eine ſteht unumſtößlich feſt, daß die Leichname der Verſtorbenen nicht wieder zu erwecken ſind, wenn auch geboten würde, von ihnen wie von Lebendigen zu reden. Die Gedanken der Menſchen ſind auch eine geſchichtliche Grundlage und am Ende die einzig richtige; es hat ſeinen guten Grund, daß ein ganzes Geſchlecht ſo oder ſo denkt; unſere Ueberzeugung iſt das ſtets neueſte Ergebniß der Weltgeſchichte.

Der Kaiſer Alexander ſoll neuerdings ſtatt Myſtikern, Sekten, Bibelgeſellſchaften ꝛc. wieder der Aufklärung einige Gunſt zuwenden. Vielleicht iſt es damit ſchon zu ſpät, um die Wirkung des Glaubenseifers, der ſich in Betreff der Griechen ſo grauſam getäuſcht findet, für die Regierung unſchädlich zu machen. Man iſt von allen Seiten einſtimmig, die Lage des Kaiſers eine der peinlichſten von der Welt zu finden; ſeine Rolle, meint man, müſſe ihm mit jedem Tage

ihn so auch in seiner Abwesenheit den Feldmarschall mit Hurrah empfangen haben, was bei dessen geringer Beliebtheit nicht freiwillig, sondern nur auf dessen eigne Anordnung geschehen sein konnte. —

Freitag, den 25. September 1857.

Am 22. starb in Paris der edle Manin, einst in Venedig! —

Das „Weimarische Sonntagsblatt" bringt einen Aufsatz über die Festlichkeiten, den der Fürst Odojewskii geschrieben und unterzeichnet hat. — Die weimarischen Blätter haben die Kühnheit, der öffentlichen Anzeige des französischen Geschäftsträgers, daß sich schon viele Leute bei ihm zur Helena-Medaille gemeldet, den entschiedensten Zweifel entgegen zu stellen, sie wollen es nicht eher für wahr halten, als bis er die Leute mit Namen nennt. Das kann üble Händel geben! aber die Kühnheit bleibt zu loben, und beschämt unsre Regierungen! —

Sonnabend, den 26. September 1857.

Bunsen ist, wie ich höre, ganz obenauf, der Lärm in der Versammlung evangelischer Christen über den Kuß von Merle d'Aubigné hat ihm nur genützt, er fühlt sich ruhmvoll gehoben. Auch zeigt sich die Gunst des Königs wirksamer als je vorher; Bunsen wohnt auf dem Königlichen Schlosse, hat Königliche Wagen, Königliche Küche, eine Auszeichnung, die seit Voltaire noch niemanden widerfahren ist, die das größte Aufsehen macht. Dabei wird er fast jeden Tag zur Königlichen Tafel geladen, und führt hier das größte Wort, und läßt kaum einen Andern reden, nur Humboldt macht es ihm streitig, und dann mit Erfolg. —

Genöthigt, im Herodotos eine Stelle nachzuschlagen, fand ich dieselbe bald, las aber weiter und immer weiter, ganz bezaubert von der herrlichen Erzählung und anmuthigen Sprache dieses edlen Vaters der Geschichte, der im höchsten Sinn hellenisch und dabei doch allgemein menschlich ist. Ich gedachte der glücklichen Tage, da ich ihn zum erstenmale griechisch las, in der trefflichen Wesseling'schen Ausgabe, mit den Anmerkungen Valckenaer's, für die ich damals philologische Schwärmerei hatte. Wenn man dergleichen immer lesen kann, wieso liest man so vielen Schund? Ach leider hat der auch sein Recht, er gehört dem Tage, der Gegenwart an, und das ist immer viel! —

Sonntag, den 27. September 1857.

Mein Hochzeitstag! Vor drei und vierzig Jahren! Wie viel reicher hat sich erfüllt, was ich damals hoffte, und wie arm bin ich jetzt! Das Glück war zu kurz für das lange Leben, und war oft getrübt, durch Krankheit, durch störende Umstände. Aber ich halte mich dennoch für einen der glücklichsten Menschen, die je gelebt haben, weil ich Rahel gewann, und sie zu schätzen wußte. —

Mit Ludmilla Gespräche mancher Art, ernste und muntre. —

Der Prinz von Preußen ist nach Baden gereist, um den Louis Bonaparte zu begrüßen. Nachdem die Königin von England sich vor dem — Abenteurer gedemüthigt hat und der Kaiser von Rußland es jetzt eben thut, kann zwar wenig in Betracht kommen, daß auch der Prinz von Preußen sich beugt. Aber die Herabwürdigung wird von aller Welt tief gefühlt: die Kaiser und Könige, die Prinzen und Fürsten, die mit dem Emporkömmling brudern und sich ihm unterordnen, werden mit andern Augen angesehen, als vorher; sie sind

nicht mehr dieselben, sondern solche, die eine Macht über sich fühlen, gegen die sie ohnmächtig sind, der sie ihre Würde und Ehre zum Opfer bringen müssen, denn daß sie innerlich die Berechtigung jener Macht nicht anerkennen, weiß jederman; wer es gut mit ihnen meint, wehklagt über die Demüthigung, wer sie haßt, lacht darüber! —

Der Kaiser von Rußland spielt dem Louis Bonaparte den bösen Streich, und kommt nach dem Begegnen mit ihm in Stuttgart unmittelbar darauf in Weimar mit dem Kaiser von Oesterreich zusammen. Diese Abrede ist sehr geheim und schnell getroffen worden, und Bonaparte hat sie erst auf dem Wege nach Stuttgart erfahren. Die französischen Zeitungsschreiber sind in ihrem prahlerischen Jubel durch diese Nachricht schnöd' überrascht. — Ein zweiter Streich ist, daß der russische Kaiser, nachdem wegen Etikettschwierigkeiten die Uebereinkunft getroffen worden, die Kaiserinnen sollten wegbleiben, nun doch die Kaiserin von Rußland gekommen ist, sicher nun, die französische nicht zu finden! — Man erwartet, Louis Bonaparte werde den Kaiser Alexander schon dafür büßen lassen. —

Montag, den 28. September 1857.

Noch im Bette den Besuch des Herrn Generals Adolph von Willisen empfangen. Ueber Humboldt, über Bunsen; daß es nur von letzterm abhängt, hier auf dem Schlosse wohnen zu bleiben, und eine Art Stellung wie Humboldt beim Könige einzunehmen. Er steht aber schon jetzt günstiger, Humboldt hat nicht Wohnung im Schlosse, nicht Königliche Wagen und Küche. —

Brief aus Weimar von Apollonius von Maltitz, liebenswürdig, angenehm und poetisch. —

Besuch von Pitt-Arnim, über eine Stunde, wieder ganz angenehm und durch alte Geschichten unterhaltend, wobei stets die ausgemachte Selbstsucht durchblickt. Er wußte noch nicht, daß Bunsen im Schlosse wohnt, Königliche Wagen und Küche hat, und rief aus: „So was hab' ich in meinem Leben nicht gehört!" —

Herr Duprez kam, und sah etwas verstört aus, auf meine Frage jedoch versicherte er, seine Sache sei in gutem Gang, die Aufführung seiner Musik werde am Donnerstag stattfinden, der König habe diesen Tag bestimmt. „Mais," fuhr er fort, „je viens de recevoir de Paris une nouvelle épouvantable!" Und nun las er uns aus dem Briefe seiner Frau vor, daß Custine vorgestern plötzlich am Schlagflusse zu Saint-Gratien gestorben sei, heute begraben werde! Wir erschraken heftig, Ludmilla und ich riefen zugleich die schmerzlichsten Klagelaute aus. Mir blieb den ganzen Tag ein harter Eindruck von der unerwarteten Trauernachricht. Ich dachte an Rahel, und mir war es, als ob auch sie den Freund verlöre, sein Scheiden zu beklagen hätte! —

Abends mit Ludmilla zu Hause. Wir besprachen Custine's Tod, seine Eigenheiten, Geistesgaben, seinen Lebenslauf. Nachher las mir Ludmilla sehr angenehm aus den Gedichten von Maltitz vor, alle Sonette, die uns größtentheils überaus gefielen. —

In Potsdam ist der Wirth, welcher wegen Religionsverspottung angeklagt war, vom Gericht freigesprochen worden. Er hatte bei dem prophezeihten Weltuntergang eine Feier angekündigt, in der Religiöses und Profanes gemischt war. Sein Vertheidiger hat geltend gemacht, daß in der Musik von jeher dergleichen stattfand. —

„Lebenslauf eines Verschollenen. Hildburghausen und Meiningen, 1840." 61 Seiten in kl. 8. Das Schriftchen selbst ist auch verschollen, oder vielmehr gar nicht an das Licht der Oeffentlichkeit gelangt, kein Mensch hat es beachtet. Ich hab' es mir eigends kommen lassen. Der Autor nennt sich am Schlusse, es ist Friedrich Karl Forberg, der einst neben Fichte viel genannt wurde, in den Händeln wegen des ihnen beiden angeschuldigten Atheismus, und der dann vom litterarischen Schauplatze ganz verschwand, der angehende Philosoph endete in einen Philister-Beamten. Aber in dem Aufsatze sind manche merkwürdige Züge, ein Lob des Philosophen Platner, welches dessen einstigen Glanz erklärt, Nachrichten über Reinhold, Herbert, Erhard, Fichte, Hufeland; von letzterem, dem nachherigen preußischen Leibarzt, wird erzählt, daß die Gräuel der Schreckenszeit in der französischen Revolution, bei denen Fichte, Schiller und Erhard schauderten, ihn nicht geirrt haben, sondern daß er in seinem Freiheitseifer auch diese, namentlich die Zerstörung von Lyon gebilligt ꝛc. —

Viele Leute zwingen uns gradezu, nur in schmeichelhafter Weise mit ihnen umzugehen, sie machen jede andre Weise unmöglich. Sie spenden Lob und fordern Lob, und sorgen besonders, daß der Austausch für sie ein vortheilhafter sei, wenigstens daß sie das Erlangte wieder bei Andern zum höchsten Preise wieder anbringen können. Man fügt sich dieser Weise wohl, weil man nicht anders kann, weil man auf andre Art gar nichts mit den Leuten anzufangen vermag. Aber solcher Umgang verleidet sich bald, man sucht dergleichen Personen nicht auf, sondern sucht sich kurz mit ihnen abzufinden, sie zu meiden. —

Mittwoch, den 30. September 1857.

Brief und Paket von Herrn Adolph Streckfuß; aus dem Nachlasse seines Vaters sendet er mir gegen fünfzig Briefe des sächsischen Generals von Funck an den Appellationsrath Körner aus den Jahren 1792 - 1803. Sehr willkommen. Von dem wackern Mann, den ich unwillkürlich längere Zeit ganz vernachlässigt habe, ungemein gütig und freundlich. —

Man findet es unwürdig, empörend, daß der Prinz von Preußen dem Louis Bonaparte ein eigenhändiges Schreiben des Königs hat überbringen müssen, worin dieser sich entschuldigt, nicht selber gekommen zu sein ihn zu begrüßen! Der Prinz von Preußen muß dem Louis Bonaparte auch auf dessen Rückreise wieder in Saarbrücken sein Kompliment machen. Auf das Volk bleibt dergleichen nicht ohne Einwirkung, es staunt, es lacht, es verachtet. —

Ein Franzose rief bei der Ankunft Louis Bonaparte's in Stuttgart überlaut: „Vive la république française!" und wurde sogleich von Polizeileuten umringt und verhaftet. —

Donnerstag, den 1. Oktober 1857.

In den Briefen des Generals von Funck gelesen, so weit es meine Augen verstatteten, die allzu klein oder mit verblaßter Tinte geschriebenen mußt' ich fürerst übergehen. Diese Briefe sind unschätzbare Zeugnisse ihrer Zeit, wichtig in militairisch-politischem wie in litterarischem Betreff, der Schreiber hatte in beiden Richtungen gebildeten Geist; auch da, wo ich seinen oft zu scharfen, zu persönlichen Urtheilen nicht beistimme, möcht' ich sie nicht unterdrücken, sie bezeichnen immer einen Standpunkt, eine Stimmung, auch wohl eine Befangenheit. —

In die Singakademie zur Duprez'schen Musik. Der Saal füllte sich allmählig. Die Königliche Loge leer, — der König ist in Potsdam, er hatte gestern die Singakademie besucht, wo der Domchor sang! Herr Duprez schien verstimmt. Ich sagte ihm, es sei viel, daß er auch Texte habe drucken lassen und austheilen, „Assurément," antwortete er, „je ne suis pas fou à demi!" Nach 7 Uhr begann die Musik, Duprez in vollem Eifer, ganz bei der Sache, der ächte Künstler, auch für weniger oder gar keine Zuhörer würde er das Beste geleistet haben. Die Aufnahme war kalt, der Beifall mäßig, aber bei den Unbefangenen der Eindruck stark und günstig. Leider scheint aber das Unternehmen als ein verfehltes anzusehen, Begeisterung oder stürmischen Beifall hat die Aufführung — die übrigens eine recht gelungene war — nicht erregt; die Kritiker in unsern Zeitungen werden auch nicht eben günstig sprechen, die meisten haben eine dem Fremden feindliche Stimmung. —

Dem Brüsseler Blatt le Nord ist von Berlin telegraphisch berichtet worden: „Der Kaiser Napoleon hat, nachdem er Kenntniß von dem eigenhändigen Briefe des Königs von Preußen genommen, worin dieser sein Bedauern aussprach, ihn während seines Aufenthaltes in Deutschland aus Gesundheitsrücksichten nicht begrüßen zu können, dem Prinzen von Preußen seine Absicht angekündigt, dem König einen Besuch zu machen." Daneben wird aus Paris gemeldet, daß der Prinz Murat ein Schreiben Louis Bonaparte's an den König nach Berlin bringen werde. — Schöne Sachen! recht ehrenvoll! recht erbaulich! — Da noch lieber die Mütze ab vor den Leichnamen im Schloßhof 1848! —

Freitag, den 2. Oktober 1857.

Ausgegangen mit Ludmilla. Auf der Königlichen Bibliothek, Herrn Geh. Rath Kortüm und Herrn Dr. Pfund gesprochen. Zu Hause fanden wir auf uns wartend Frau Sophie Schröder und ihren Sohn, baierischen Hauptmann. Sie ist im 77sten Lebensjahre, ist voller Runzeln, ein graues Mütterchen, aber noch kräftigen Schrittes, guter Haltung, muntern Geistes, ihre Sprache noch rein und stark. Seit 1830 hatte ich sie nicht wiedergesehen. Wehmüthiger, peinlicher Eindruck! Wir gedachten Rahel's. Ich fürchte, sie wird hier deklamiren wollen, vor diesem bösartigen, rücksichtslosen, undankbaren Publikum, das nichts mehr von ihr weiß, von ihr wissen will! —

Nachmittags kam Herr Dupree. Er überrascht mich durch die Nachricht, daß er heute um 6 Uhr abreist; er will morgen Abend in Paris sein. Er scheint mit dem gestrigen Erfolge zufrieden, mit der Haltung der Zuhörer, mit dem gemäßigten Beifall. Er hat sein Werk den Leuten gezeigt, meint er, es sei nun an diesem, sich weiter zu empfehlen; dasselbe hier begehrt und zur Aufführung gelangen zu sehen, ist freilich sein heftiger Wunsch. Er sagt, das Komponiren sei ihm verleidet, „parceque je n'ai pas de débouché," in Paris hänge alles von Kabalen und Koterieen ab. Dennoch denkt er an eine neue große Komposition, die Visionen Dante's will er musikalisch verarbeiten. Wir bedauern herzlich seine schnelle Abreise, die doch wohl nicht stattfände, wenn er gestern einen entschiedenen Triumph gefeiert, der König sich eingefunden und ihm Beifall bezeigt hätte! Recht betrübt er uns: er ist eine ächte Künstlernatur, und verdient als solche den größten Antheil. Ach, und er kann keinen Brief, keine Grüße an Gustine mit zurückbringen! nur an Herrn Sainte-Barbe, der Gustine's Universalerbe sein soll. —

Es ist kein Zweifel, daß in Stuttgart verabredet wird,

aus der schleswig-holsteinischen Sache eine europäische Frage zu machen, bei der sich der Deutsche Bund als Parthei vor dem Gericht der Großmächte zu beugen hat, anstatt sein Recht gegen Dänemark selbstmächtig geltend zu machen. Die beiden Großmächte im Deutschen Bunde, Oesterreich und Preußen, haben schon klüglich eingelenkt, die Bundessache aufgegeben, und an Dänemark überaus freundliche Noten erlassen, in denen sie ihre Drohungen zu liebevollem Rath herabstimmen. Klüglich? besser gesagt, schändlich! —

Sonnabend, den 3. Oktober 1857.

Die Zeitungen melden endlich den Tod Custine's, alle jedoch mit dem Fehler, daß sie ihn zu einem Sohne des Generals machen; er war dessen Enkel; auch starb er nicht in Saint-Gratien bei Pau, sondern in Saint-Gratien bei Enghien in der Nähe von Paris. Von seinen Schriften führt man nur das Werk über Rußland an, das über Spanien und seine Romane stehen höher. —

Der Kaiser von Oesterreich ist nach der Zusammenkunft mit dem Kaiser von Rußland in Weimar gleich wieder über Dresden nach Hause gereist, ohne nach Berlin zu kommen. Der König hatte mit Zuverlässigkeit darauf gerechnet, seinen Besuch in Wien hier erwiedert zu sehen; der aus Paris eingetroffene junge Prinz Murat hat dagegen ein Schreiben von Louis Bonaparte überbracht, das eine Zusammenkunft mit ihm in Aussicht stellt. Unter den Herrschern Europa's ist ein Visitenwetteifer, eine Visitenbettelei im Gange, die wenig Rühmliches hat. —

Abends mit Ludmilla im Schauspielhause Emilia Galotti gesehen. Nie haben wir dieses Trauerspiel so schlecht gespielt gesehen. Wie ist das Theater herabgekommen gegen sonst!

Ein Herr Liedke machte den Prinzen so hölzern, so seelenlos, daß es mir nun auch gelang, das Holz beseelt zu denken. Frau Hoppé geb. Stich als Orsina zeigte noch alte Schule, Fräulein Döllinger als Emilia jugendliches Gefühl, aber Herr Dessoir als Marinelli ganz verfehlt; von Odoardo und Klaudia gar nicht zu reden. Aber wir unterhielten uns doch gut, und Lessing war nicht ganz zu verderben. —

Der Großherzog von Baden hat dem Louis Bonaparte unwürdige Schmeicheleien über die Zeit gesagt, wo die badischen Truppen den Ruhm der französischen mitgenossen, mit andern Worten, wo die deutschen Fürsten sich und ihre Völker hatten Knechte der Franzosen werden lassen. —

Der Kaiser von Oesterreich wollte nach Berlin kommen, allein er empfing in Weimar die vertrauliche Nachricht — durch die Königin oder durch den Prinzen von Preußen —, daß der König in einem Gesundheitszustande, der ihm nicht erlaube, den Kaiser zu empfangen. —

Sonntag den 4. Oktober 1857

Unruhiger Schlaf, wirre Träume, gegen die ich im Traum kämpfe. —

Die französischen Blätter hören nicht auf, von dem Kaiserthumsjubel zu reden, der in Stuttgart gewesen sein soll; die Volkszeitung nimmt davon Anlaß, an einen andern Kaiserjubel zu erinnern, der 1849 mit dem deutschen Parlamente dort war, und der sich auf achte, nicht erlogne Volksmeinung gründete. —

In der Nationalzeitung steht ein guter Aufsatz über das Lager von Chalons. Er soll den Herrn Savoye zum Verfasser haben. —

ſchwieriger werden. Die Nationen, auf deren Urtheil er am meiſten ſtolz wäre, wenn es ihm huldigte, Franzoſen und Engländer, ſchmähen ihn. Die Polen, denen er am meiſten als Beglücker erſchienen war, ſtehen finſter und dumpf in neuer Trennung da, gelöſt aus allen Banden der Hoffnung und Begeiſterung, in welchen ſie ſo gerne ſich leiten ließen. Im innern Rußland muß es ſeltſam ausſehen; wir erfahren wenig von dort, aber das Wenige deutet auf unſelige Verwickelungen und Spannungen. In Warſchau gab es neuerdings unruhige Auftritte; mißliche Vorgänge finden auch innerhalb der Heere ſtatt, und ſelbſt in St. Petersburg bei den Garden haben ſich wieder Zuckungen gezeigt, wie die vor zwei Jahren gegen den Oberſten Schwarz gerichtet geweſenen.

Meine Frau grüßt Sie herzlichſt; ich ſoll Ihnen ſagen, ſie bringe jetzt alle ihre Zeit mit den franzöſiſchen Blättern zu; die Gewandtheit der Franzoſen, unter allen Bedingungen das Mißlichſte und Schwierigſte zierlich und geiſtreich auszuſprechen, macht ihr Entzücken. Der Aufſatz im „Conſtitutionel“, ich glaube vom 21. vor. Monats, iſt hier ſehr bewundert worden.

Vielleicht bringt der Kourier heute noch Briefe von Ihnen; ich erhalte ſie meiſt erſt den andern Tag und habe dann nicht Zeit, noch zu antworten, wenn der Kourier, wie vielleicht morgen der Fall ſein wird, gleich wieder abgeht.

Leben Sie wohl, mein verehrteſter Freund! Sein Sie glücklich und vergnügt und gedenken Sie der innigen Zuneigung zuweilen, mit der Ihnen ergeben iſt

Ihr treuer

K. A. B. v. E.

Die abwesenden Hanauer Turner, die wegen Theilnahme am badischen Aufstande vor Gericht geladen waren, sind verurtheilt, die anwesenden freigesprochen worden. —

Im Gil Blas gelesen, in Maltitz. —

Wenn Oesterreich an Dänemark die Forderung stellt, dieses solle seine Bundespflicht in Betreff Holsteins und Lauenburgs erfüllen, und die ständische Verfassung ordnen, so kann Dänemark fragen, wo denn die ständische Verfassung sei, die Oesterreich seinen Bundeslanden nach Artikel 13 der Bundesakte zu geben habe? und seit zwei und vierzig Jahren fehlen lasse? Von dieser Lücke, dieser Nichterfüllung, wird in Deutschland gar nicht gesprochen. Und nach solcher Untreue soll man noch auf Heiligkeit der Verträge, der Versprechungen, etwas halten! —

Montag, den 5. Oktober 1857.

Sendung aus Paris von Herrn Eduard Grenier, er schickt mir einen Abdruck seines Gedichts „La mort du juif errant."

Nachmittags Gesellschaft bei Ludmilla. — Frau Schröder ließ sich leicht erbitten etwas vorzutragen, zwei mir nicht bekannte launige Stücke, die Frühlingsfeier von Klopstock, den Taucher von Schiller. Sie sprach mit einer Kraft und Klarheit, die alle Zuhörer in Erstaunen setzte, ihr frisches Gefühl und ihr beseelter Ausdruck haben sich herrlich bewahrt. Und doch ist das, was sie jetzt wunderbar leistet, nur ein Schatten von dem, was sie vor siebenundzwanzig Jahren vermochte, — im Jahr 1830 sah und hört' ich sie zuletzt auf der Bühne und bei uns, hier in diesen selben Zimmern trug sie damals die Bürgschaft von Schiller, die Legende von Goethe, die nächtliche Heerschau von Zedlitz vor, alles mit zauberhafter Gewalt und Innigkeit. — Unsre Gesellschaft war wieder eine vollkommen

gelungene, alle Theilnehmer waren angenehm thätig und sichtbar befriedigt, alle dankten herzlich für den herrlichen Genuß. Die Gräfin von Kalckreuth war in jeder Art vortrefflich. Fräulein Fuhr sehr lieblich, beide Fräulein Gottbeiner äußerst angenehm. Herr Palleske eine höchst erfreuliche Erscheinung. —

„Histoire de la révolution française, par Louis Blanc. Tome neuvième.“ Willkommen! Ein solches Buch fällt schwer in's Gewicht, und die Erzählung der Geschichte setzt die Geschichte selbst gleichsam fort. — Vortrefflich geschrieben; die kälteste, genaueste Untersuchung und die wärmste Darstellung. —

Aus Marienbad hatte der König an das Ministerium des Innern einen von keinem Minister gegengezeichneten Kabinetsbefehl erlassen, den man zu befolgen wenigstens zögerte; bald erschien eine gegengezeichnete Kabinetsordre, die jenen Befehl zurücknahm, vorgestern aber wieder eine nicht gegengezeichnete, die ihn wieder erneuerte. Das heißt, die letzte Ordre ist vom 3. d. —

Der König wollte bei der Anwesenheit der Königin von Griechenland und des Königs von Hannover ihnen einige Personen seiner Umgebung vorstellen, konnte jedoch im Augenblicke sich auf keinen Namen besinnen, und merkte es selber an! —

Dienstag, den 6. Oktober 1857.

Die Kölnische Zeitung wagt es, folgenden Artikel aus Stuttgart aufzunehmen: „In diplomatischen Kreisen wird der Zweck der Zusammenkunft in Bezug auf persönliche Verbrüderung der Kaiser als fehlgeschlagen betrachtet. Der Kaiser Napoleon soll in Mißstimmung über den Verlauf seines Besuchs, beziehungsweise den russischen Theil der Stuttgarter

Gäste und ihre etwas an den Kaiser Nikolaus erinnernde Haltung weggegangen sein. Die wiederholte Durchkreuzung der Einführung der Kaiserin Eugenie in den Fürstenkreis wäre das nicht am wenigsten verletzende Moment gewesen. Wären der Kaiser und die Kaiserin von Rußland noch einen Tag in Rußland geblieben, so wäre die so unerwartet aus Biarritz in Paris eingetroffene Kaiserin wahrscheinlich noch nach der schwäbischen Residenz gekommen. Der bloße Händedruck in Stuttgart und Kuß und Umarmung in Weimar scheinen ebenfalls wie bon ami und bon frère, wie parvenu und légitime zu kontrastiren." —

Die deutschen und die englischen Zeitungen stimmen gegen Louis Bonaparte allmählig einen Ton an, der nicht nur Abneigung sondern nahezu Spott ausdrückt. Er wird einen neuen schreckenden Gewaltstreich ausführen müssen, um der Verhöhnung Gränzen zu setzen, die bei den Franzosen ihn völlig herunterbringen würde. Ein vom Auslande Verachteter kann nicht lange in Frankreich regieren. —

Ein Bierwirth in Maulbronn hatte die Bilder Robert Blum's und Kossuth's an der Wand, der Oberamtmann befahl, er solle sie beseitigen, worauf der Wirth gehorchte, aber zugleich Beschwerde führte. Die würtembergische Kreisregierung entschied, das Verlangen des Oberamtmanns sei durch keine gesetzliche Bestimmung begründet. Die Bilder hängen wieder an der Wand. —

Der König ist leicht erkrankt; aber am Hofe sieht man bedenkliche Gesichter, es sind Besorgnisse vorhanden, daß der Anfang eines sich schnell steigernden Uebels zu fürchten sei! —

Mittwoch, den 7. Oktober 1857.

Nach 6 Uhr mit Ludmilla zum Schauspielhaus. Zwei unterhaltende Lustspiele, in denen Fräulein Fuhr, Herr Kaiser und Frau Frieb-Blumauer sehr gut spielen, auch Herr Hendrichs gut. Frau Schröder wurde beim Heraustreten vom gefüllten Hause mit einstimmigem Beifall empfangen, stürmisch beklatscht, hervorgerufen, sie deklamirte zuerst die Frühlingsfeier von Klopstock, nachher zum Schluß das Lied von der Glocke. Der Beifall und Herausruf war außerordentlich, und sie verdiente ihn. Sie hat ein klares Verständniß und den reinsten Ausdruck. Ihre Stimme ist nicht mehr jugendlich, aber volltönend, rein, gewaltig, des mannigfachsten Wechsels fähig. Es war ein Triumph. —

General von Reyher starb heute Vormittag, siebenundsiebzig Jahr alt. Er war an der Spitze des großen Generalstabes. —

Der König ist sehr unwohl: keine „leichte Unpäßlichkeit" wie gesagt wird, sondern ein ernstlicher Krankheitszustand, im Wechsel von Stumpfheit und Aufregung nimmt erstere mehr und mehr die Oberhand, man spricht von Geistesabwesenheiten, Vergeßlichkeit, Verlieren des Zusammenhanges der Rede ꝛc. Die Königin voll ängstlicher Besorgniß. —

Donnerstag, den 8. Oktober 1857.

Ausgegangen mit Ludmilla. Besuch bei Frau Sophie Schröder, wo Frau Hoppé geb. Stich, Herr Jerrmann, später Frau Döring. Frau Schröder ist beglückt von dem gestrigen Abend, erzählt uns ihr Leben, ihre Kämpfe, sehr schlicht und aufrichtig. Eine brave, eine edle Frau! —

Der König ist krank. Heute wurde schon ein Bulletin der Aerzte Schönlein und Weiß ausgegeben, das in der ge-

wöhnlichen zurückhaltenden Weise bedenklich genug lautet. Manche Leute wollen schon wissen, er werde nicht wieder aufkommen. — Er liegt seit dem Dienstage fast ohne Besinnung. —

Freitag, den 9. Oktober 1857.

Alle Zeitungen voll des Lobes der Frau Sophie Schröder und ihrer Deklamation. —

Frau von Nimptsch hat mir von Seiten des Buchhändlers Max in Breslau ein werthes Schriftchen mitgebracht „Friedrich von Gentz Briefe an Christian Garve, herausgegeben von Dr. Schönborn", ich fiel eifrigst darüber her, aller Reiz des Genius von Gentz ist in diesen seinen Jugendbriefen (1789—1798), alle Wärme der Begeisterung für Personen, für die französische Revolution, für Mirabeau, feuriges Lob Ancillon's, und besonders Wilhelms von Humboldt. Ich schwelge recht in diesen Sachen! —

Sendung aus Prag, „Kritische Blätter für Litteratur und Kunst, unter Mitwirkung von Schmidt-Weißenfels von J. L. Kober." Polemisirt gegen Julian Schmidt. —

Dem Könige mußte zur Ader gelassen werden, das Bulletin verschweigt es, gesteht aber plötzlich eingetretene heftige Kongestionen nach dem Kopfe. Alle Prinzen sind in Sanssouci. Man sieht einem nahen Thronwechsel entgegen. Der König ist nicht beliebt, aber in diesem Augenblicke fürchtet man ihn zu verlieren, es braucht nicht viel, um ihn nach seinem Tode sehr beliebt zu machen. Ueber die Zukunft ist alles in Unsicherheit, und in der That möchte wohl niemand berechnen können, wie die Verhältnisse sein, welche Einflüsse vorherrschen werden. —

Die Prinzessin von Preußen verweilt noch in Koblenz, und harrt des Winkes bieher zu kommen. Der Prinz ist nur

erst durch einen Brief seiner Schwester Alexandrine von dem Zustande seines Bruders unterrichtet worden, und hat hier einen heftigen Auftritt mit dem Oberstkämmerer Feldmarschall Grafen von Dohna so wie mit dem Ministerpräsidenten von Manteuffel gehabt, die er beschuldigt, ihn nicht gleich benachrichtigt zu haben. —

Sonnabend, den 10. Oktober 1857.

Um 9 Uhr wird General von Reyher mit allen Kriegsehren begraben, der große Zug geht in der Behrenstraße an der Mauerstraße vorbei, gedämpfte Trommeln, Trauermusik. —

An Humboldt geschrieben, ihm die Briefe von Gentz an Garve, geschickt, wegen der prächtigen Stellen über Wilhelm von Humboldt. —

Brief aus London von Carlyle: Nachricht über den Fortgang seines Werkes. — Ueber Ludmilla's Buch „It is a great favourite here, as it deserves to be, with all who see it." —

Die Bulletins von des Königs Krankheit lauten bedenklich, die Nebennachrichten noch weit schlimmer. Alle Prinzen sind in Sanssouci, alle Minister ꝛc.

Die Königlichen Theater haben den Befehl erhalten, während der Krankheit des Königs nur ernste Stücke aufzuführen; eine gleiche Weisung ist an die andern Theater ergangen. —

Gebete in den Kirchen. „Gott will dem Hiskia noch fünfzehn Jahre zulegen." —

Sonntag, den 11. Oktober 1857.

Nachmittags ein Bulletin über die Krankheit des Königs als Extrablatt der Spener'schen und der Vossischen Zeitung: es geht bedeutend besser, nur die Schwäche bleibt sehr groß. —

Im Deutschen Museum von Prutz Nr. 40 (1. Oktober) steht ein Aufsatz über die klassische Tragödie der Franzosen, von Karl Frenzel. Der Verfasser nimmt sich der vielgeschmähten Dichtart an, und sagt unter andern: „Eine solche Erscheinung läßt sich nur in der Hitze der Polemik so unbedingt auf die Seite schieben, wie es Lessing gethan hat. Es ist leicht, von Afterbildung zu reden: aber man wird nicht läugnen können, daß jener französische Geist eine wesentliche Stütze in der Entwicklungsgeschichte der europäischen Menschheit bildet. Es ist ein und dasselbe Vorurtheil, Shakespeare für das unerreichte Vorbild zu erklären und unsere deutschen Dichter dagegen herabzusetzen, und andrerseits auf die Franzosen, auf einen Corneille, Racine, Voltaire mit Achselzucken herabzusehen." Diese Stelle ist mir sehr merkwürdig, sie bestätigt, was ich längst voraussagte, auch in Betreff Shakespeare's, der bei uns so hoch gestellt ward, daß er kaum lange so stehen kann. Der Verfasser schilt noch Herrn von Schack, daß er den Cid des Corneille wie das ungerathene Werk eines Schulknaben behandelt, „ein Werk, welches den genialsten Produktionen aller Zeiten an die Seite gesetzt zu werden verdient," wie er nächstens einmal ausführlich nachweisen will. —

Niederträchtige Aeußerung des Herzogs von Nassau, vor Louis Bonaparte beuge er sich am tiefsten, der habe die Welt von dem rothen Gespenst errettet! Der Giel! wenn es ein Gespenst war, was war denn da zu retten? Die rothe Wirklichkeit aber setzt der — besser fort, als es ein Andrer könnte! —

Montag, den 12. Oktober 1857.

Gute Nachricht vom Befinden des Königs, dessen völlige Herstellung gehofft wird. —

Ausgegangen mit Ludmilla. Wir gingen nach der Linienstraße 100 zu Herrn Adolph Streckfuß. Er ist Eigenthümer des Hauses, legt hier eine Fabrik an, hat schon eine in Pommern, eine in Schlesien, seine hiesigen Läden sind nur noch Nebensache. Wie gewerblich gedeiht er auch körperlich, seine hübsche Frau gleichfalls. Er hat seine Mutter und seinen Bruder den Mahler bei sich im Hause. Die Kinder spielten im Garten. Das Ganze ein Bild bürgerlichen Wohlergehens. Wie gönn' ich es den braven Leuten! —

Der Prinz Wilhelm von Baden sagte, die bessern Nachrichten vom Befinden des Königs seien heute Abend wieder durch schlechtere abgelöst. Es erweist sich aber, daß der Prinz übel unterrichtet ist. Der König ist noch immer in einiger, doch weniger zuverlässiger Besserung. — Unterdessen gab man sich schon damit ab, die acht Rappen, die seine Leiche ziehen sollen, zu ruhigem Zusammengehen zu gewöhnen! — Musik und Tanz an öffentlichen Orten verboten. —

Man bestreitet von vielen Seiten heftig, daß im Volke sich Theilnahme für den König zeige, nur Neugierde: man führt schlimme Reden an, die gehört werden, kalte Beurtheilungen und heftige Schmähungen. Dabei setze man seine Hoffnung auf den Thronfolger ꝛc. —

Dienstag, den 13. October 1857

Der König lebt noch, und ist etwas besser, doch nicht außer Gefahr. Die wahre Theilnahme tritt ganz in den Hintergrund gegen die amtliche und großentheils erheuchelte, die bei der äußersten Gefahr stumm gebliebenen Leute — denn wenn er gleich starb, hatte er keine Bedeutung mehr für sie — werden nun laut, da ein Schimmer von Genesung ihnen die

Möglichkeit zeigt, er könne noch von ihrem Benehmen Kenntniß nehmen. —

In Königsberg und im Magdeburgischen ist das Beispiel der Zivilehe gegeben. Die protestantischen Prediger wollten die Trauung nicht vollziehen, die Betheiligten traten förmlich aus der Landeskirche und ließen sich vom Gerichte trauen. Nachher, sagte man, würden sie wieder eintreten in die Landeskirche. —

Nachmittags Besuch vom Herrn Grafen von *. Manches Nähere über des Königs Krankheit. Die Leibärzte Grimm und Weiß wollten den nöthigen Aderlaß nicht fremder Hand überlassen, und trauten doch der ungeübten eignen nicht recht, sie zögerten daher, und machten dann mißrathene Versuche. Der gewöhnlichste Barbiergeselle wäre hier besser gewesen! — Die Minister sollen dem Prinzen von Preußen die Regentschaft angeboten, er sie damit zurückgewiesen haben; in der That waren sie dazu nicht befugt, sie wollten sich nur beliebt machen, und verübten eine Ungebühr. Die Lage der Dinge ist auch gar nicht von der Art, eine Regentschaft zu fordern; es sind im Augenblicke keine großen Entscheidungen nöthig, und die laufenden Geschäfte haben schon oft warten müssen. —

Man spricht auch von einer Aussöhnung der Königin mit dem Prinzen von Preußen. Dergleichen Gefühlsergießungen wollen nicht viel sagen; der nächste Augenblick läßt sie versiegen. —

Die Kreuzzeitungspartei fürchtet entsetzlich den Einfluß der Prinzessin von Preußen und sucht sie entfernt zu halten, mit dem Prinzen allein hofft sie besseres Spiel zu haben. Man sucht ihm einzureden, nur die Prinzessin sei Schuld an den Mißhelligkeiten in der Königlichen Familie, es würde dem Könige peinlich sein, sie jetzt hier zu sehen. Die Königin hat den Prinzen gerührt, erweicht, er ihr alles Beste zugesagt. Einige Leute der Parthei geben in ihren Hoffnungen so weit,

daß sie für möglich halten, der Prinz könne bewogen werden, für sich auf die Krone zu verzichten und sie gleich auf seinen Sohn übergeben zu lassen. Sie irren sich aber sehr! —

Das Schimpfen auf die Prinzessin von Preußen nimmt am Hofe wieder überhand. „Das Volksmensch" wird sie genannt, die „demokratische Guste" (Köck und Guste) u. s. w. —

Mittwoch, den 14. Oktober 1857.

Die Nachrichten aus Zansseuci von keinem Belang, der sehr zweifelhafte Zustand dauert fort.

Im neuen Museum. Wir sind alle sehr erquickt von dem Anschauen der vielen Herrlichkeiten. Sei es wie es sei, mag im Ganzen und Einzelnen noch so viel zu tadeln sein, König Friedrich Wilhelm der Vierte hat sich durch dieses neue Museum ein ruhmvolles Denkmal aufgerichtet, und wir danken es ihm aus Grund der Seele. —

Nachmittags Herr Graf von ', er kommt von Potsdam, wo er den General von Gerlach, Präsidenten von Kleist, Feldmarschall Grafen von Dohna ꝛc. gesprochen hat. Der König ist schon gestern etwas aufgestanden und hat aus dem Fenster gesehen, heute hat er verlangt rasirt zu werden, und auf einem Stuhl sitzend sich rasiren lassen. Es ist eine merkliche Besserung, aber — der Graf von Dohna sagt: „Sein Erkennungsvermögen ist noch sehr schwach!" —

In der untern Volksklasse hört man schlimme Dinge, der König leide an Zitterwahnsinn, der die Folge des Trinkens. Man zieht unbarmherzig über ihn los, er habe seine feierlichen Versprechungen nicht gehalten, er habe das Volk betrogen, das preußische und das deutsche, er sei haß- und rachevoll und strafe an Anderen die Sünden, die er begangen oder veranlaßt,

11.

Varnhagen an Oelsner.

Berlin, den 19. März 1823.

Tausend Dank, mein verehrtester Freund, für Ihre reiche Sendung vom 3. und 7. dieses, reich an schriftlichen, wie an gedruckten Gaben! Gleich einer frischen Lebensquelle strömt vierwöchentlich solche Mittheilung in unsere Abgeschiedenheit und erinnert uns an größeren Zusammenhang, berührt uns mit stärkerem Antheil, als inmitten der hiesigen Gewöhnung empfunden wird. Selbst das Lesen der öffentlichen Blätter, ohne lebendige Verarbeitung ihres Inhalts, erstirbt am Ende zu peinigendem Kronikenwesen ohne Trieb und Gluth. Ein Brief aber ist lebendig, regt an und schafft, täuscht über die Entfernung und Gebundenheit und man glaubt sich dabei doch nicht ganz müßig!

Dießmal schreibe ich mit der Post, um die Frist nicht zu versäumen, welche Sie mir in Betreff der Notizen gestellt haben, die Hr. von Saur zu empfangen wünscht. Ich hätte vorgezogen, solche Erscheinung vor dem Publikum zu vermeiden, da meine Verhältnisse nach keiner Seite bedeutend genug geworden sind, um ein allgemeines Interesse anzusprechen. Allein Hr. Brockhaus hat mich ungeachtet meiner vorbeugenden Bitte bereits in der Liste seiner neuen Schlachtopfer mit aufgeführt, und da nun kein Widerstreben mehr hilft, so will ich wenigstens die Hände fremder Henkersknechte meiden und selbst Hand an mich legen. So kann es mir denn auch eben recht sein, ob dergleichen früher in Frankreich oder in Deutschland an's Licht kommt, und mir bleibt kein Grund, Hrn. von Saur, dem ich so sehr verflichtet sein muß für die Mühe, die er sich mit mir giebt, eine Gefälligkeit abzuschlagen. Hiebei erfolgt ein Blatt, Ihrer Forderung

er überliefre das Volk den Pfaffen, den Junkern ꝛc. ꝛc. Die Polizei findet es rathsam, dergleichen jetzt unbeachtet zu lassen, um nicht neues Aergerniß zu geben. —

Humboldt sendet mir die Garve-Gentz'schen Briefe zurück. Er hat sich ihrer gefreut: „Wunderbar," schreibt er, „daß Ancillon den scharfsinnigen Gentz so lange täuschen konnte!" Nämlich, daß Gentz von Ancillon eine so gute Meinung behielt; Humboldt hat die schlechteste von ihm, und auch Wilhelm von Humboldt sah früh die Schwächen Ancillon's ein, den schlechten Kopf, die eitle Geschwätzigkeit. —

Macaulay über Friedrich den Großen! Was soll man dazu sagen! Wie tief kann ein Mann von Geist und Kenntniß sinken, wenn er sein Urtheil verkommen läßt, aus vorgefaßter Meinung schwatzt. Macaulay reiht in diesem Aufsatz lauter Einzelheiten zusammen, ohne Rücksicht auf das Ganze des Zeitalters, des Menschen, seiner Lage und Umstände. Vieles von ihm Erzählte ist an sich unrichtig, fast alles aber dadurch falsch, daß es aus dem Zusammenhange gerissen ist, daß es andres Licht, andre Farbe bekommen hat, als ihre eignen. Es ist dies die liederlichste, und daher die unsittlichste Geschichtschreibung. Dieser einäugige Partheimann hat keine Vorstellung von Friedrich, kann daher auch keine geben. Bleibe er in seinem englischen engsten Gesichtskreis, bei englischen Dingen; von den unsern versteht er nichts. —

„Geschichte der französischen Litteratur seit 1789. Von Julian Schmidt. Erste Lieferung. Leipzig, 1858." Zu wenig Geist für so viel Mühe! Gehört in die große Reihe der unzulänglichen, schiefen Bücher. Unsichre Kenntniß, dreistes, aber innerlich schwaches Urtheil. —

Freitag, den 16. Oktober 1857.

Leidlich gute Nachrichten aus Sanssouci, für den Augenblick. — Sie können unmittelbar nachher durch schlimmere abgelöst werden! —

Im Journal des débats vom 12. Oktober eine Denkrede auf Daniel Manin von Louis Ratisbonne. —

Nachmittage allerlei gearbeitet, Anläufe zu Aufsätzen, deren Ausführung freilich im weiten Felde liegt! — Ungenießbarkeit unsrer meisten Zeitschriften, geringe Verbreitung jeder einzelnen. Die Litteratur bildet mehr als sonst ein Reich für sich, an dem das übrige allgemeine Leben kaum noch Theil hat. —

Der wirkliche Geh. Rath Präsident Adolph von Meist, der täglich nach Potsdam fährt und dem vertrauten Hofkreise angehört, macht die auffallende Aeußerung, der König müßte, um gänzlich genesen zu können, längere Zeit auf Reisen gehen, und zwar allein, ohne die gewohnte Umgebung, selbst ohne die Königin, doch werde diese dazu wohl niemals einwilligen. Solche Vorschläge macht man ja nur bei Kranken, deren Gehirn völlig zerrüttet ist! Ist dies beim Könige der Fall, dann kann er noch lange leben. —

Der Oberhofmarschall Graf von Keller hat schon einen Plan zur Reise des Königs nach Italien entworfen, und sich erboten, die Reise zu leiten und den König zu beaufsichtigen. Aber das wird ihm schwer werden, denn der König ehrt und achtet ihn nicht, schimpft ihn aus, behandelt ihn durchaus schlecht. Die ganze Reise steht übrigens in der Luft. Ehe daran zu denken ist, muß eine Regentschaft bestellt werden. —

Das Volk läßt sich nicht ausreden, der König leide am Säuferwahnsinn. Es gehen die tollsten Erzählungen umher, die albernsten Märchen. Man merkt, daß auch Schönlein seine Feinde hat, bald soll er erklärt haben, er komme nicht mehr, denn der Kranke sei doch unheilbar, bald soll er unzu-

frieden sein, daß er nur 1500 Thaler Gehalt habe und den Abschied fordern! —

Die Königin, heißt es, erstaunt und mißvergnügt, daß der Leibarzt Schönlein bei dem Krankheitszustande des Königs gar nichts verordne, vorschlage, versuche, habe ihn durch einen Adjutanten darüber zur Rede stellen lassen; da habe Schönlein barsch geantwortet: „Was kann ich denn bei einem Verrückten thun?" Die Königin, die im Nebenzimmer war, hörte das, und gerieth in äußersten Unwillen über den dreisten Ausdruck. —

Sonnabend, den 17. Oktober 1857.

Die Nachrichten vom Könige lauten gut in Betreff des körperlichen Befindens; aber die Geisteskrankheit besteht und ist unläugbar! In dieser ist keine Besserung zu hoffen, wohl aber ein langes Hinschleppen zu fürchten. Die Königliche Familie ist in höchster Verwirrung und Verlegenheit. Der König ist unfähig das was man ihm sagt zu verstehen, noch mehr irgend einen Entschluß zu fassen, einen Befehl zu geben, zu unterschreiben.

Besuch von Herrn Tempelley, der mir die hübsche Ausgabe seiner Klytämnestra bringt. —

Nachmittags Besuch von Herrn Grafen von *. Erörterung über die preußischen Hausgesetze, das Verhältniß der beiden Landtagshäuser zur Regentschaftsfrage. Unglücklicher Uebergang der Krone vermittelst der Regentschaft, tausend Mißverhältnisse, Ränke, Unentschiedenheiten. Zum Abdanken wird der König nicht zu bringen sein, es wird ihm der Wille dazu fehlen und selbst die Fähigkeit. Wir sehen einem großen Interregnum entgegen! —

Ein deutsches und ein französisches Gedicht in der Kölnischen Zeitung gegen die St. Helena-Medaille. Der deutsche Geist

regt sich überhaupt ernst und kühn gegen das Bonapartische Vordringen, beschämt die Regierungen, und würde sie, falls sie sich ermannten, bedeutend stärken. Die Helena-Medaille wird wohl von vielen angenommen, aber schwerlich getragen werden. —

Sonntag, den 18. Oktober 1857.

Die Volkszeitung hat heute die Kühnheit, die Frage wegen der Regentschaft ernstlich zu besprechen: sie führt den Verfassungsparagraphen an, der davon spricht, und giebt dem Prinzen von Preußen ganz Recht, den Antrag der Minister abgewiesen zu haben mit dem Bemerken, er werde schon wissen, was er zu thun habe. Die Einwirkung des Landtags kann bedenklich werden, er würde demüthigst alle Königsmacht dem Regenten zusprechen, wenn nicht die Kreuzzeitungspartei, die in beiden Häusern sehr stark ist, den eifrigsten Wunsch haben müßte, den Prinzen möglichst zu beschränken, da kann es denn zu kniflichen Dingen kommen! —

Mit dem Könige steht es wie bisher, Geistesstörung, bei körperlicher Besserung, auf die denn auch die Bulletins sich ausschließlich beziehen: man nennt sie „Grimm'sche Märchen." —

Die Prinzessin von Preußen verlangt heftig wieder zu kommen, man will sie aber noch entfernt halten. Wenn sie dennoch käme, was könnte ihr daraus entstehen! Der einzige, der sie deßhalb schelten dürfte, ist der Prinz von Preußen. —

Der König von Sachsen hat einige politische Gefangne, die im Zuchthaus von Waldheim lebenslänglich büßen sollten, begnadigt. Der edle Heubner ist leider nicht darunter! —

Der Prinz von Preußen hat die Verfassung nicht beschworen, er hat, gleich den andern Prinzen des Hauses, dem

Herrenhause angezeigt, daß er seinen Sitz darin nicht einnehmen werde. Man fragt nun, was wird er thun, wenn er Regent oder König wird? Die Verfassung beschwören? sie aufheben? sie ändern? Wahrscheinlich das erstere, zu Aenderungen ist auch nachher noch Zeit. — Der jetzige König ist auch gar nicht zufrieden mit der Verfassung, sie ist noch lange nicht nach seinem Sinn. Immerfort will er von den Ministern, sie sollen die Aenderungen bewirken, aber es wird nie was draus. Er schilt und grollt seit Jahren deßhalb, allein um dergleichen durchzusetzen, müßte er kühnere, selbstständigere, fähigere Minister haben, die will er aber auch nicht, und so bleibt es beim Alten. —

Montag, den 19. Oktober 1857.

In der Scharrnstraße beim Antiquar Kampfmeyer. Bei einem andern Antiquar Schröder's Bearbeitung des Hamlet für die Bühne, erste Ausgabe, Hamburg 1777, erstanden. — Ich las darin, und mußte die große Tüchtigkeit dieser Arbeit bewundern. Nur wo die Forderung des Theaters unabweislich schien, ist geändert, sonst alles treu in gute damalige Prosa übersetzt. Der Schluß freilich ist ein ganz andrer geworden, aber hier hatte Schröder auch am meisten sein Publikum zu beachten. Und welcher Muth gehörte dazu, das Werk überhaupt auf die deutsche Bühne zu bringen! —

Der König steht auf, geht etwas umher, ißt und trinkt, schläft gut: aber die Geistesschwäche dauert fort. Man fürchtet, daß er bei zunehmender körperlicher Genesung anspruchsvoller und gebieterischer werden könnte, und wünscht, daß die Dinge sich bald entscheiden möchten! Von einer Reise nach Italien ist fortwährend die Rede, die Schwierigkeiten aber sind übergroß. —

Dienstag, den 20. Oktober 1857.

Die Zeitungen werden immer schärfer gegen den Einfluß Bonaparte's in Deutschland, sie greifen unausgesetzt die Helena-Medaille an, tadeln Baden wegen seines Sondervertrags mit Frankreich wegen der Kehler Rheinbrücke, verlangen das Vergeben des Bundestages gegen Dänemark wegen Holsteins. In Hamburg bei Hoffmann und Campe ist eine Sammlung heftiger Lieder gegen die Helena-Medaille erschienen, und unsre Blätter drucken sie nach. Die Regierungen sehen diese Kühnheit gern, fürchten sie aber auch schon, und blicken scheu nach Paris, ob man dort nicht allzu finster dazu sieht. Unsre arme Preßfreiheit ist von dort abhängig, ein drohendes Wort, und es ist vorbei mit ihr! —

Ueber den König nichts besonderes Neues. Die Krankheit dauert fort; er wird auch schon unartig, er warf einem Lakaien, der ihm eine Tasse Thee reichte, diese an den Kopf, weil etwas Thee in die Untertasse verschüttet war! Die Königin ist ganz ermattet und verwirrt, die Großherzogin Alexandrine muß alles besorgen und anordnen, außer ihr und dem Prinzen von Preußen sieht den König fast niemand, nur die Aerzte und die Dienerschaft. Man erzählt vielerlei, unter andern auch, daß der König, als man ihm Eisumschläge auf den Kopf gemacht, plötzlich die Hand wie zum Militairgruß an die Schläfe gelegt, und in seiner Berliner Possenhaftigkeit gesagt habe: „Ich melde mir gesund!“ Der Eindruck soll aber ein sehr schauerlicher gewesen sein. Immer kommen auch mehr Züge von früheren Geistesschwächen des Königs an den Tag. —

Die Theilnahme für den König ist schon merklich geschwächt, viele Leute läugnen, daß sie je lebhaft gewesen sei. Im Volke hört man viel Hohnreden und Zoteteien, man erinnert sich, wie seine Versprechungen gelautet haben, wie ganz unerfüllt sie geblieben, sein Werk, die Verfassung nennt man eine be-

trügerische Pfuscherei: man fragt, ob er denn von Gottes Gnaden toll sei? ꝛc. —

Eine russische Zeitschrift von Herzen, die in London erscheint, ist hier verboten worden. Mehrere russische Bücher, sehr schön theils hier, theils in England gedruckt, stehen zum Verkauf ausgestellt. Eine merkwürdige, früher unerhörte Erscheinung, daß russische Bücher außerhalb Rußland gedruckt werden! —

Mittwoch, den 21. Oktober 1857.

Zeitungen gelesen, und in Friedrich's des Großen Gedichten, die mich zu ernsten Betrachtungen anregten, es sind vortreffliche Einzelheiten darin, scharfe Bemerkungen, glückliche Einfälle und Ausprüche, und so viel Poesie, als damals, in den Zeiten von 1740—1760 in Deutschland überhaupt und in der Mark insbesondre gäng und gäbe war. Friedrich's Denkart aber zeigt sich hier ganz und gar. —

Pitt-Arnim ist in der Oper auf's neue unwohl geworden, und muß wieder zu Bette liegen. Er kann nicht allein sein, und will keine Gesellschaft bewirthen, da sucht er Aushülfe im Theater, mit unverhältnißmäßiger Anstrengung, die ihm schadet. —

Vom Könige sogenannte gute Nachrichten, nämlich daß er ißt und trinkt und schläft. Die Kreuzzeitungsleute sagen, er genese, und hoffen so weit seine Herstellung um ihn noch zu mehreren Maßregeln, die sie wünschen, benutzen zu können. Aber die Geisteskrankheit dauert fort, und von der schweigt man! — Von einer Reise nach Italien ist noch immer die Rede; man glaubt, daß der König sich am leichtesten darein finden werde. Die Kreuzzeitungspartei will ihn hier behalten; sie fürchtet den Prinzen von Preußen mit gutem Grund, bietet

aber alles auf, um ihn zu gewinnen, und glaubt dies in der Abwesenheit der Prinzessin am ehsten möglich. Daß diese nicht kommt, zeigt, daß sie schlechte Rathgeber hat; wäre ich ihr Rathgeber, wie ihre Mutter es 1834 so dringend wollte, sie wäre schon hier! —

Herr Franz Duncker, wegen Nichtbesteurung einer landwirthschaftlichen Zeitung vom Steueramt verklagt, ist vom Gericht freigesprochen worden. —

Ein Graf von B., der sein Vermögen verthan hatte, traf mit seiner Frau das Abkommen, sie möchte in die Scheidung willigen, er würde dann eine reiche Frau suchen, und wieder im Stande sein, ihr ein gutes Jahrgeld zu zahlen. Die Scheidung erfolgte. Hiesige Kommissionaire wiesen ihm eine reiche Erbin mit 100,000 Thalern in Leipzig zu; er reiste hin, gefiel dem Fräulein, auch dem Vormund, aber dieser sagte, er könne seine Einwilligung zur Heirath nur geben, wenn der Freier ein Gutsbesitzer sei. Die Kommissionaire, ausgelernte Schelme, schaffen ihm ein Rittergut, und der eine, bei einer Holzlieferung betheiligt, ließ sich gleich die beträchtliche Waldung abtreten. Nun war kein Hinderniß mehr, der Mann führte die Braut heim nach Berlin. Jetzt aber fand sich, daß die Kommissionaire ungeheure Summen in Anspruch nahmen, sie brachten Papiere vor, die auf solche lauteten, von dem Verklagten aber für gefälscht erklärt wurden. Vor kurzem kam der ganze Handel mit allen Umständen vor Gericht zur Sprache, die junge Frau soll unter den Zuhörern gewesen sein! — Von dieser Geschichte kommt nichts in die öffentlichen Blätter! Es besteht die Einrichtung, daß man mit den Berichterstattern sich vermöge einer Geldzahlung abfinden kann! —

Donnerstag, den 22. Oktober 1857.

Ueber den König dieselben Nachrichten wie gestern. In auswärtigen Blättern wird der Wechselfall aufgestellt: entweder ist der König in vierzehn Tagen fähig dem Prinzen von Preußen die Regierungsgewalt zu übertragen, oder es muß eine Regentschaft angeordnet werden. Daß er selber die Regierungsgeschäfte bis dahin würde führen können, wird nicht als möglich angenommen. — Unterdessen fehlt es nicht an Ränken und Einflüsterungen der mannigfachsten Art, sowohl in der Königlichen Familie als in den Hof- und Beamtenkreisen. Man will dem Prinzen von Preußen den Gedanken unter- oder zuschieben, um sein künftiges Amt, sei es als Regent oder als König, mit Glück zu führen, müsse er durchaus seine Gemahlin fern halten, nicht nur von allem Einfluß auf die Geschäfte, sondern wo möglich von dem Sitze der Regierung! —

Seit mehreren Tagen versucht man vom König eine Unterschrift zu bekommen, durch welche er seine Stellvertretung dem Prinzen von Preußen überträgt. Die Schwierigkeit war doppelt, ihn dazu fähig und ihn dazu willig zu machen. Mehrere Formeln sind aufgesetzt worden, berathen, verworfen, wieder erneuert worden. Man wagte, dem Könige dergleichen vorzulegen, aber es erfolgte nichts, man blieb ungewiß, ob der König die Sache nicht verstand, oder nicht wollte. Man wird den Versuch wiederholen, und nöthigenfalls die Fähigkeit und den Willen voraussetzen, die Unterschrift erlangen, auch wenn der König nicht weiß, was er unterschreibt. Damit dies aber nicht kund werde, müssen die Aerzte den König in seiner Besserung täglich fortschreiten lassen. —

Preußen besteht nun einige Wochen ohne eigentliches Regierungshaupt, der König fehlt; aber der Staat könnte noch lange so fortgehen ohne merklichen Nachtheil, als daß

manche Verzögerungen stattfänden, die auch sonst wohl vorkamen. —

Viele Leute hoffen noch auf die Genesung des Königs. Scharfsinnige Bemerkung, daß dann jedenfalls ein gewaltiger Unterschied eintreten werde, bisher sei der König immer jung geblieben, genesen würde er doch entschieden als Greis weiterregieren. —

Die Königin hat den König gefragt, ob er nicht zum Vortheil seines Genesens die Regierungsgeschäfte eine Zeitlang dem Prinzen von Preußen übertragen möchte? Da er nickte, so legte man ihm gleich einen aufgesetzten Entwurf vor und gab ihm eine eingetunkte Feder, er nahm diese, fritzte damit an die Wand und warf sie weg. Das war alles. Weiter war nichts zu thun. —

Bei einem ersten Versuche solcher Anfrage der Königin hat der König auffahrend erwidert: „Was? bei Leibesleben?" nachher aber matter hinzugefügt: „Werd's mir überlegen." — So wird aus guter Quelle berichtet. — (Nach andrem Bericht): „Willst du nicht das Ganze an Wilhelm übergeben?" — „Nie!" —

Freitag, den 23. October 1857.

Die Zeitungen besprechen ausführlich den ärgernißvollen Gerichtshandel zu Kolmar, und melden die Verurtheilung des Grafen Mignen zu einmonatlichem Gefängniß wegen unbefugten Tragens der Ehrenlegion. Dies aber ist nur eine Nebensache; die Scheußlichkeiten, welche bei den Wahlen vorgegangen und hier enthüllt wurden, sind der eigentliche Kern. Der sogenannte Graf war ein heftiger Bonapartist, dabei ein katholischer Eiferer — seine Orden und sein Grafentitel stammten vom Papst —, bisher immer der Kandidat der Regierung.

gemäß franzöſiſch geſchrieben, auf welchem alles Nöthige bemerkt iſt. In den Sachen wünſche ich nichts verändert, den Ausdruck auf keine Weiſe geſteigert; ich habe alles genau erwogen und ſo geſtellt, wie die ſchwierige Lage des Augenblicks es ohne Gefährde und Nachtheil vergönnen mochte; die Namen auch ſind alle mit Abſicht eingemiſcht. Jede Veränderung in dieſer Stellung, jede weitere Lobeserhebung oder ſtärkere Färbung würde nur zu meinem Schaden gereichen.

Nur der Styl iſt abſcheulich und bedarf gütiger Nachhülfe; da ich die Notizen deutſch vor mir liegen hatte, ſo iſt das Franzöſiſche noch rauher und ungeberdiger geblieben, als es geworden ſein dürfte, wenn ich es aus freier Fauſt geſchrieben hätte. Erbarmen Sie ſich der unzierlichen Zeilen und geben Sie dieſelben an Hrn. von Saur in der Geſtalt, in welcher ſie zu bleiben haben! Uebrigens will ich natürlich als Verfaſſer oder Mittheiler dieſer Notizen ganz aus dem Spiele bleiben und verlaſſe mich auf Ihre freundſchaftliche Fürſorge, daß mir durch allzugütigen Eifer kein Skandal erwächſt. Die Anmerkung zu der Vorrede bei dem Goethiſchen Werke hat mir ſchon einen Schrecken eingejagt; es iſt ein Glück, daß nur ministre plénipotentiaire und nicht ambassadeur ſteht, womit die Franzoſen gleich bei der Hand ſind. Alſo Gnade, Gnade, ich bitte! Und nun genug davon!

Die Vorgänge in Paris haben hier geſpannte Theilnahme erregt. Dem Karakter der Deutſchen, wie er ſich jetzt verhält, ſind ſolche wilde Heftigkeiten und gewaltſame Formverletzungen, wie bei der Ausſtoßung des Hrn. Manuel aus der Deputirtenkammer vorgefallen, durchaus widerwärtig; man hört hier deßhalb von allen Partheien faſt nur Eine Stimme der Verdammung, und um ſo mehr, da man hier gar nicht begreift, was mit jener Ausſtoßung denn eigentlich gewonnen worden? Auch Hr. von Kamptz, ſonſt nicht

Dann aber wollten die Behörden ihn nicht mehr, und ſtellten einen andern Kandidaten auf. Um dieſen durchzuſetzen, wandten ſie die gewaltthätigſten Mittel an, zerriſſen die Wahlzettel Mignon's, prügelten deſſen Anhänger. Das Aergerniß kann nicht größer ſein, das jämmerliche Weſen der Bonaparte-Regierung iſt ſchmachvoll aufgedeckt worden, der Eindruck iſt allgemein und ungeheuer, man ſieht ihn als verhängnißvoll an, und meint, es bedürfe nicht vielen Zuwachſes, um den Sturz dieſer elenden Regierung herbeizuführen. Wenigſtens ſieht die ganze Welt nun klar, daß dieſer Louis Bonaparte nur durch fortgeſetzte Gewaltthätigkeit und Lüge beſteht, daß er keinen andern Boden hat. Die Ortsbehörden haben ſich ſo roh und niedrig als dumm bei der Sache benommen, die Miniſter in Paris einſichtslos und läſſig; als dieſe die Gefahr ſahen, und den ganzen Handel unterdrücken wollten, war es zu ſpät. Lächerlich iſt es, daß die Gewalt und Bosheit gegen einen Bonapartiſten wüthete, nicht gegen einen Republikaner oder Orleaniſten; das Geſindel ſchnitt in's eigne Fleiſch, und alle Schmach fällt auf das Oberhaupt. —

Heute hat der König den Erlaß unterſchrieben, der den Prinzen von Preußen zum Stellvertreter des Königs ernennt, auf drei Monate. Das Nähere wird wohl morgen kund werden. —

Der König ſoll nach Meran oder nach Stolzenfels geſchickt werden. Er ſcheint nicht gefragt zu werden, ſondern völlig gleichgültig dabei zu ſein. Man fürchtete, ihn durch den Antrag auf Stellvertretung in große Aufregung zu verſetzen, aber es ging alles ruhig zu, er ſcheint ohne weiteres ſeine Unterſchrift gegeben zu haben. Die Königin, der Prinz von Preußen und ſein Sohn, Graf von Dohna waren im Zimmer, die andern Prinzen an der Thüre ſichtbar, als Manteuffel dem Könige das Blatt vorlegte. Manteuffel unterzeichnete darauf ebenfalls, und eilte mit der Urkunde nach Berlin, ſie

auch von den übrigen Miniſtern unterzeichnen zu laſſen. (Auch Venedig und Nizza ſind im Vorſchlage.) —

Sonnabend, den 24. Oktober 1857.

Der Staatsanzeiger und die andern Zeitungen bringen die amtlichen Urkunden über die geſtern vollzogene Erklärung des Königs, die den Prinzen von Preußen zum Stellvertreter macht, und über die heute erfolgte Annahme des Prinzen durch ſeinen Erlaß an die Staatsminiſter, in welchem er verſpricht, unter gewiſſenhafter Beobachtung der Landesverfaſſung und der Landesgeſetze nach den ihm bekannten Intentionen des Königs ſo lange die Regierungsgeſchäfte zu führen, als der König es für erforderlich erachte. —

Sonntag, den 25. Oktober 1857.

Alle Zeitungen bringen heute die geſtern Abend bekanntgemachten Urkunden. In dem ganzen Hergang iſt die Verlegenheit und Ungeſchicklichkeit merkbar, mit denen man kämpfte. Die Kabinetsordre des Königs iſt plump abgefaßt, wie er ſie bei wachem Geiſte nie gebilligt hätte. „Nach Vorſchrift der Aerzte" und „fern halten ſoll" hätte ein beſſerer Schreiber vermieden, ein „Entſchluß nach dem Rathe der Aerzte" wäre anſtändiger und jedenfalls dem Sinne des Königs gemäßer geweſen. Die Kabinetsordre, vom Könige und dann von allen Miniſtern unterſchrieben, wird dem Prinzen zugeſtellt, und dieſer theilt ſie durch einen Erlaß, wieder von allen Miniſtern unterſchrieben, dem Staats-

ministerium mit; darin ist wenig Logik! Aber das schadet nichts! —

Für den König wenig Theilnahme, die Blicke sind schon ausschließlich auf den Prinzen von Preußen gerichtet! —

Nachmittags Besuch vom Herrn Grafen von *. Er hält die Uebertragung der Regierungsgewalt auf den Prinzen von Preußen für ungesetzlich, er meint, der Prinz müßte aus eignem Rechte die Regentschaft übernehmen, nur diese sei verfassungsmäßig, nicht die Stellvertretung, die ohnehin ein Geistesschwacher nicht mehr verfügen kann. —

Jetzt erklären plötzlich die Aerzte, die der Prinzessin von Preußen empfohlene Nachkur in Baden sei nicht nöthig! Sie wird ohne Säumen hier eintreffen, sagt man. —

Der Minister des Innern Herr von Westphalen hat sich anfangs geweigert, die Stellvertretungsurkunden mitzuunterzeichnen, seine Kollegen mußten den verstockten Faseler mit scharfen Worten dazu drängen. —

Montag, den 26. Oktober 1857.

Der Artikel der Verfassung über die Regentschaft findet auf die geschehene Uebertragung noch keine Anwendung; diese Uebertragung, die mit drei Monaten und vielleicht wenn der König besser wird erlischt, steht außerhalb des Gebietes der Verfassung, und die Unterschrift aller Minister dabei war nicht nur ungehörig, sondern überflüssig, ihre Betheiligung giebt der Sache doch nur den Schimmer eines konstitutionellen Aktes, nicht dessen wirkliches Ansehn und Gelten. Der Prinz von Preußen befindet sich in einer falschen Stellung. Doch die Fehler der Form werden in der Sache wenig bedeuten, sofern kein Streit in der Familie entsteht und der König krank

bleibt; wird er aber gesund, übernimmt er die Regierung wieder, so wird die Lage der Dinge sehr unangenehm und die Spannung höchst peinlich. —

Jetzt heißt es, man werde den König nach Charlottenburg bringen. Die näheren Freunde des Königs, welche man ihm zur Gesellschaft beigeben möchte, sind sehr beunruhigt darüber, und haben gar keine Lust, diese Gnade zu genießen, die sie aus dem Strome der wirklichen Gunst und Beförderung an das Ufer wirft, wo sie vergessen werden und verkommen. Sogar der Präsident Adolph von Kleist, der nicht mehr im Dienst ist, bezeigt wenig Neigung, sich dem nicht nur blödsinnigen sondern nun auch machtlosen König anzuschließen, und Herr von Reumont wird sich dafür bedanken, seine diplomatische Laufbahn mit dem Krankenwärterdienste zu vertauschen; ebenso der General Leopold von Gerlach. Armer König, dem täglich die eifrigsten Versicherungen der unbedingten Anhänglichkeit an *seine Person* in die Ohren klangen! Ja, wenn sie gewiß wären, daß er genesen und wieder selbstherrlich handeln wird! Aber so sehr sie diesen Glauben vorgeben, so wenig zeigt ihn ihr Benehmen. Leopold von Gerlach soll bei dem Prinzen von Preußen schon die demüthigsten Schritte versucht haben, doch bis jetzt vergeblich. —

Neue Wandlung in der orientalischen Angelegenheit. Reschid Pascha wieder am Ruder in Konstantinopel; der Einfluß Frankreichs wieder gebrochen, Oesterreich und Rußland einander näher getreten, Preußen zu beiden hinneigend, sogar Sardinien. Was wird Louis Bonaparte dazu für ein Gesicht machen? wird seine gerühmte Klugheit und Schlauheit diese Schlappe verarbeiten? —

In Mecklenburg-Schwerin einige Begnadigungen politisch Verurtheilter, Wiggers ꝛc. —

Der Magistrat verkündet für das nächste Jahr die Herabsetzung der Haus- und Miethssteuer auf den früheren mäßigen Satz von 3 und 6⅔ Prozent. —

Alle gewöhnlichen Lustbarkeiten sind wieder freigegeben. Vom Könige wird kaum noch gesprochen. Das Aufhören der Bulletins hat ihn gleichsam begraben. Man erwartet nun mit Ungeduld den Tag, wo der Prinz von Preußen König sein wird. —

Der Kabinetsrath Markus von Niebuhr, seit einiger Zeit krank, ist in Irrsinn verfallen, und man zweifelt an seinem Aufkommen. — Er trägt die Zwangsjacke. —

Donnerstag, den 29. Oktober 1857.

Die lauenburgischen Stände haben nun dem Deutschen Bundestag ihre Beschwerdeschrift gegen die dänische Regierung eingereicht. —

In Elbing war ein neuer Abgeordneter zu wählen, der von der Regierung mit allen Kräften vorgeschobene Kandidat Herr von Grävenitz blieb sehr in der Minderheit, der Kandidat der Opposition Herr Rousselle wurde mit starker Mehrheit gewählt. Früher war er zum Stadtverordneten gewählt worden, aber der Präsident von Blumenthal hatte ihm die Bestätigung versagt! — Der Minister des Innern ist sehr aufgebracht und beunruhigt! —

Freitag, den 30 Oktober 1857.

Nachmittags Besuch vom Herrn Grafen von *; die neuesten Nachrichten aus Potsdam: der König am Arm der Königin einige Minuten auf der Terrasse spazieren gegangen; daß der Hausminister von Massow ihm auch schon wieder einen Vortrag gehalten habe, wird gesagt, aber nicht geglaubt. Die entschiedene Geistesschwäche kann nicht geläugnet werden. Mannigfache dumme Gerüchte. —

Die Zeitungen melden den Tod des Generals Cavaignac, der am 28. auf der Jagd plötzlich gestorben durch das Platzen einer Pulsader; — auf seinem Gute bei Nantes. —

In Rußland geben fortwährend große Veränderungen vor. Ein Gesetz, das den Leibeigenen Grundeigenthum verschaffen soll, wird bestimmt erwartet. Oeffentlichkeit und Mündlichkeit der Gerichte sind beantragt, und werden von den Tagesblättern besprochen und empfohlen. Die strengverbotene Freimaurerei wird geduldet, viele Logen im inneren Lande sind schon eröffnet. —

Sonnabend, den 31. Oktober 1857.

Ausgegangen mit Ludmilla. In der Königlichen Bibliothek. Bildniß der Charlotte Bronte, durchschmerztes, herbes und doch sanftes Gesicht; Abbildung ihres Wohnhauses. —

Unter den vielen Entwürfen, die man zu der Stellvertretungs-Urkunde des Königs gemacht hat, war auch einer, den der Generaladjutant Leopold von Gerlach sich von seinem Bruder dem Präsidenten hat schicken lassen. Doch hatte weder Leopold von Gerlach noch sonst einer von der Parthei während dieser Zeit Gelegenheit den König zu sehen. —

Die „Zeit“ (Ministerblatt) sagt, der König werde zu Wasser nach Charlottenburg gebracht werden, weil er die geringste Erschütterung nicht vertragen könne. Zugleich meldet sie, daß der Leibarzt Geh. Rath Schönlein zu Ostern Berlin verlassen und sich nach Bamberg, seinem Geburtsort zurückziehen werde; sein Vater sei dort Seiler gewesen, daher habe er einst einen Husten als Seilerhusten bezeichnet, und erst nachher wurde kund, daß der Kranke Seiler war. —

In den Kirchen wurde heute das Reformationsfest gefeiert. —

Man spottet über die Volksvertretung in Jassy, wo die Freiheitsansprüche laut werden, die auch in Frankreich und Deutschland, in Italien und Spanien laut geworden, aber nirgends erfüllt worden sind; man spottet über die Grundrechte, die dort gefordert und bestimmt werden. Freilich haben die Mächte dergleichen nicht im Sinn, sondern treiben mit der Berufung jener Volksvertretung nur ein gaukleriſches Spiel für ihre politischen Zwecke, und werden es auch dort zu keiner wahren Freiheit kommen lassen! Aber das sollten sie doch beachten, wenn auch nur aus selbstsüchtiger Klugheit, daß die Freiheitsgrundsätze überall dieselben sind, und immer gleich in gutem Ernste wieder vertreten, so wie nur eine Gelegenheit, sei sie auch noch so schlecht, sich vorfindet! —

Nach und nach kommen viele Züge zur Sprache, die man als Vorzeichen der beginnenden Geistesschwäche des Königs angeben will. Dahin rechnet man auch, daß er vor einiger Zeit einen Kabinetsbefehl an das gesammte Staatsministerium erließ, der Name der Stadt Köln solle nicht mit K geschrieben werden. Aber dergleichen Dinge kamen schon im Anfange seiner Regierung vor. —

Montag, den 2. November 1857.

Zeitungen gelesen und in Thiers, der in seinem neuesten Bande nicht besser ist, als in den früheren. Die hundertmal wiederkehrende Angabe, daß die Franzosen stets in Minderzahl gesiegt, immer nur von ungeheurer Uebermacht eine Niederlage erlitten, daß sie in beiden Fällen aber stets weniger verloren haben als die Feinde, diese prahlerische, lügenhafte Wiederholung macht am Ende nur einen gradezu lächerlichen Eindruck. —

Dienstag, den 3. November 1857.

Die Volkszeitung spricht über die rumänische Nationalität, ihre Freiheitsansprüche. Der Meinung von Unreife, mangelnder Zivilisation, geschichtlicher Berechtigung, kann ich nicht beipflichten, so wenig als dem Hochstellen der Nationalität, die niemals mit den Freiheitsansprüchen gleichen Werth hat; wenn die Verbreiter des Christenthums erst die Reife des Volkes, der Sklaven, untersucht und abgewartet hätten, wäre niemals eine Christenheit entstanden. Die Freiheit zu empfangen, zu genießen, sind alle Menschen fähig; sie zu erwerben, zu verwalten, oft auch die Gebildetsten nicht muthig genug, nicht gebildet genug! —

Schwedische und englische Zeitungen treten für Dänemark auf, bestreiten die deutschen Ansprüche. Dummheiten der Engländer in Auffassung dieser Verhältnisse; noch jetzt wiederholen sie die Meinungen, die 1848 gelten sollten, als wolle Preußen nur die dänischen Seehäfen an sich bringen! —

Der Schuft Piersig, Genosse Ohm's und Goedsche's, Namenleiher zu den berüchtigten „Enthüllungen", die von der Kreuzzeitungspartei ausgingen, schon früher zweima

wegen Betruges bestraft, ist auf's neue wegen Betrugs bestraft und für ein Jahr der Ehrenrechte verlustig erklärt worden. Die Parthei hatte edle Werkzeuge, das muß man sagen! — Ohm lebt verachtet in Stockholm. —

Man hört nichts mehr vom Polizeidirektor Stieber, nichts mehr vom Staatsanwalt Körner, von Lindenberg ꝛc., aber im Dienst und Amt sind sie noch. Auch von Goedsche hört man nichts. —

Der Prediger Büchsel hat am Reformationsfest gepredigt, es sei unzeitgemäß, jetzt dieses Fest in feindlichem Sinne gegen Rom zu begehen, man habe es nur noch im Sack und in der Asche zu feiern. Das Aufhören der Feindschaft wird zur Hinneigung. —

Mittwoch, den 4. November 1857.

Besuch von Herrn von Bunsendorf. Ueber das Befinden des Königs Bestätigung alles dessen was ich schon weiß, aus dem Munde des Feldmarschalls von Wrangel und andrer eingeweihten Personen. Unwillen über die Höflinge, die allerlei Lügen verbreiten, daß der König sich bessere, während sie sich eifrigst an den Prinzen drängen, und durch die That zeigen, daß sie an ihre Vorspiegelungen nicht glauben! —

Zum erstenmal verlautet etwas von den Verfassungsänderungen, die der König seit Jahren beabsichtigte, in den Zeitungen. Zunächst sollte ein neues Wahlgesetz gegeben werden, die Urwahlen sollten aufhören, die Stadtverordneten oder Gemeinderäthe sollten die Wähler sein. Der elende Minister des Innern, Herr von Westphalen, hatte das Gesetz bereits vollständig ausgearbeitet für den nächsten Landtag, und meinte auch jetzt noch damit auftreten, allein der Prinz von Preußen hat erklärt, daß dem nächsten Landtage nur die dringendsten

wegen ſeiner Milde gegen die Demagogen berühmt, findet die königsmörderiſche Tendenz in Hrn. Manuels Rede nicht und deſſen Ausſtoßung ungeſetzlich. Im Intereſſe der Monarchie ſelbſt erſcheint die Anmaßung der leidenſchaftlich um ſich greifenden Kammer dem Beſonnenen höchſt gefährlich, und eifrige Royaliſten, franzöſiſche Emigranten von der erſten Emigration habe ich ſagen hören, der König würde völlig angemeſſen handeln, wenn er die Kammer auf der Stelle auflöſte und neue Wahlen verfügte. Indeſſen gehen die Sachen noch immer ihren Gang, und wenn es auch tauſendfältig kracht, ſo bricht's doch nicht gleich. Das wundert viele Leute, die immer das Aeußerſte erwarten; manche glaubten, die förmliche Rücknahme der Charte, andere, die völlige Umkehr der Regierungsverhältniſſe werde nun die unmittelbare Folge ſein. Die Ereigniſſe gehen dennoch ſchneller, als die Leute denken; ſie überſehen nur die zwiſchenliegenden Räume und halten den Weg für kürzer, als er wirklich iſt. Will doch ſogar der Krieg ſich nicht entſcheiden, der doch ſo hitzig gemeint wird, und den nun diejenigen anfangen zu hoffen, die ihn anfangs fürchteten; ſollte der umgekehrte Fall bei den andern eingetreten ſein? Die Theilnahme, die ſich für Spanien zu äußern etwa noch zu ſcheu war, wirft ſich hier mit allem Ungeſtüm nun auf England und Hr. Canning iſt der Held des Tages; die Verhandlungen des brittiſchen Parlaments werden mit Begierde verſchlungen. Leſen Sie denn unſere Zeitungen? was die nicht alles enthalten!

Mit Bedauern ſehe ich aus Ihrem Briefe, daß meine Sendung der zwiſchen Buchholz, Schmalz und Lüttwitz gewechſelten Schriften zu ſpät kommt. Eine eben erſchienene Replik des alten Landſtandes gegen Buchholz iſt ſo gering, daß ich ſie Ihnen nicht zu ſchicken brauche. Die Sache ſelbſt, welche in dieſen Schriften verhandelt wird, ſcheint wieder

Sachen vorgelegt, Anträge auf Verfaſſungsänderungen beſeitigt bleiben ſollen. — Herr von Weſtphalen hat ſich dem Prinzen fürerſt nicht empfohlen. —

Trotz der Krankheit des Königs, und obſchon auch der Prinz Karl krank iſt, der ſonſt alles Jagdweſen eifrig mitmacht, iſt geſtern das Hubertusfeſt im Grunewald durch eine große Jagd gefeiert worden. Der Prinz von Preußen nahm nicht Theil. —

Donnerstag, den 5. November 1857.

In Moritz Hartmann's „Erzählungen eines Unſtäten" geleſen, mit großem Genuß, großer Befriedigung. —

Der Prinz von Preußen hat den Koblenzern, denen man eine früher gebräuchliche Feſttagsmuſik genommen und beharrlich verweigert hatte, die Geſtattung derſelben ſogleich bewilligt, und alle Neuerungen in dieſer Hinſicht den Behörden unterſagt. —

Man ſagt, von allen Miniſtern ſei der Handelsminiſter von der Heydt der befliſſenſte, ſich dem Prinzen von Preußen angenehm zu machen, er thue Schritte bei den Adjutanten, bei den Kammerdienern, er ſuche Wege bei der Prinzeſſin anzukommen ꝛc. Die Herren von Weſtphalen und von Raumer laſſen die Ohren am meiſten hängen. —

Ich leſe im zweiten Bande der „Geſchichte der Stadt Hamburg von J. G. Galloix" eine ſehr unvortheilhafte, aber auch durchaus unwahre Schilderung des Verhaltens Tettenborn's im Frühjahr 1813. Der Verfaſſer hat durchaus keinen Ueberblick, ſieht nur das Nächſte ſeines engen Kreiſes, kennt die verhängnißvollen Umſtände nicht, welche dort walteten. Falſch iſt es, daß Tettenborn ein Geſchenk von der Stadt ge-

fordert hätte, seine Adjutanten, unter ihnen der Rittmeister von Lachmann, thaten es ohne sein Wissen, angereizt von Hamburgern selbst, von Dehn und andern Personen, die dies angemessen fanden. Wenn Tettenborn gebieterische und barsche Befehle an den Senat erließ, so geschah dies theils weil wirklich der Senat ängstlich und lau und langsam verfuhr, theils aber und hauptsächlich, weil Hamburger selbst, vor allen Heß und Perthes, ihn dringend dazu aufforderten. Die Parteiung in der Stadt, unter den vornehmsten Bürgern, übersieht der Verfasser hier. Von der Schwierigkeit der diplomatischen und militairischen Verhältnisse hat er nicht den geringsten Begriff; was Tettenborn durfte oder mußte, entgeht ihm ganz. Die Abenteurer, die sich um ihn sammelten, waren zum Theil sehr brauchbare Offiziere, zum Theil noch unbekannte, bei den vielen Truppenerrichtungen, die stattfanden, hatte man deren nie genug. Sich mahlen zu lassen, war ihm sehr lästig, aber wie sollte er dem Andrang entgehen? Senatoren selbst befürworteten Künstler und sandten sie ihm, die Stadt wollte sein Bild haben, hieß es. Er für seine Person war mäßig und enthaltsam, aber freilich hatte er oft zahlreiche Gäste zu bewirthen, unabweisbare, Russen, Hannoveraner, Dänen, Schweden, Mecklenburger, Engländer ꝛc. Generale, Diplomaten, Fürsten ꝛc. Die freiwilligen Beiträge ließ er dem preußischen Kriegsrath Oswald überweisen, der mit dem Rechnungswesen vertraut war, daß dieser ein Schelm war, wußte man nicht. Huren waren nicht im Hauptquartier, das ist eine baare Lüge. Daß aber Hunderte von Personen aus- und eingingen, lag in der Natur der Sache. —

Guter Artikel der Nationalzeitung über Cavaignac von H. B. Oppenheim. —

Im Deutschen Museum von Prutz No. 43, 44 steht ein Artikel von Heinrich Albert Oppermann über den Briefwechsel zwischen Gentz und Adam Müller. Auch hier fehlt die wahre Anschauung des Mannes, seiner Zeit, seines Lebenskreises, seines Wirkens; auch hier wird ein übertriebenes Gewicht gelegt auf die sogenannte Genußsucht, Ueppigkeit, Liederlichkeit des Mannes; alle Vornehmen, der ganze Kreis, in welchem er verkehrte, lebten so, es war das gewohnte Alltägliche, niemand nahm Anstoß daran, man fand es ganz den Verhältnissen gemäß, Gentz aber, der von Ursprung kein Vornehmer und Reicher war, der in ihre Lebensweise sich eingeschwungen hatte, freute sich des Erfolgs, sprach davon, und kam dadurch in die Mäuler seiner ehmaligen Genossen, die unbedeutend und arm hinter ihm zurückgeblieben waren, und nun an ihm tadelten, was sie eben so gut bei Metternich, Ibugut, Hardenberg, ja sogar bei dem hochgepriesenen Stein tadeln konnten, bei diesen aber nicht merkten oder vergaßen. Sonst ist Oppermann billig genug, und einsichtiger als seine Vorgänger Schlesier, Haym ꝛc. —

Frau Sibylla Mertens-Schaafhausen aus Köln ist im Oktober zu Rom gestorben. Sie hatte bedeutende Kunstsammlungen und wurde als eine Beschützerin der Künste verehrt. Männlichen Geistes und Wesens, nachlässig, eifrig, schroff, eingenommen, betrieb sie vielerlei mit wechselnder Thätigkeit, hielt Freundschaft und Verkehr mit den mannigfachsten Personen, mit denen sie sich aber auch leicht entzweite. Sie lebte von ihrem Manne getrennt und haßte ihn. Wenn jemand aus Köln nach Italien kam, war ihre erste Frage: „Lebt Herr Mertens noch?“ —

Sonnabend, den 7. November 1857.

Die Hofleute ſind ungeduldig und wollen es in Sanſſouci nicht länger aushalten. Der Oberhofmarſchall Graf von Keller bejammert, daß ſogar der Prinz von Preußen, ſo oft er dort einkehre, ſich erbärmlichſt behelfen müſſe. Nach Charlottenburg, nach Charlottenburg! Die Königin denkt ernſtlich an eine Reiſe nach dem Süden, und hat gegen ihre vertraute Dienerſchaft darüber ſchon einige Worte fallen laſſen. Doch iſt alles noch im Schwanken. —

Der Deutſche Bundestag hat nun wirklich eine Kommiſſion von ſieben Mitgliedern — der öſterreichiſche und der preußiſche Geſandte ſind dabei — mit der Berichterſtattung über die holſtein-lauenburgiſche — bei Leibe nicht ſchleswig-holſteiniſche — Sache beauftragt. Niemand glaubt, daß was Ordentliches daraus wird. Die Schleswig-Holſteiner bleiben die Betrogenen, Preisgegebenen, wie ich es ihnen immer geſagt. Sie vertrauten thöricht. —

In Moritz Hartmann's Erzählungen eines Ungläubigen geleſen, in Laſſalle's Herakleitos. — Zuletzt die Vertheidigungsrede Laſſalle's wider die Anklage der Verleitung zum Kaſſetten-Diebſtahl, gehalten zu Köln am 11. Auguſt 1848. Er vertheidigte ſich mit eben ſo viel Kraft als Geſchicklichkeit, und die Folge war ſeine Freiſprechung. Ich mußte immer an Mirabeau's Familienhandel denken und an die ſiegende Gewandtheit ſeiner Prozeßſchriften. —

Sonntag, den 8. November 1857.

Die neue, in Oeſterreich eingeführte „Zeitungsſteuer wird überall als eine ungerechte und dumme Maßregel ſtreng verdammt. Man giebt ſie dem Einwirken der Ultramontanen

schuld, deren Zweck dabei jedoch nicht erreicht wird, denn man hat die Maßregel nur als eine geldbringende eingerichtet. — Und auch dieser Zweck wird nicht erheblich erfüllt werden. —

Montag, den 9. November 1857.

Nachmittags Besuch von Frau Professorin Rebecca Dirichlet, die aus Göttingen hier eingetroffen. Große Freude, liebe Erinnerungen, muntrer Austausch. —

Der König hat nun auch kleine Spazierfahrten gemacht. Man spricht sehr von seinen lichten Augenblicken, seinen ganz ordentlichen Aeußerungen, Fragen; daneben aber auch von einem Aderlaß, der nöthig geworden sei. Die Leibärzte Grimm und Weiß vergleicht man mit dem seligen Leibarzt von Wiebel, was freilich für jene nicht sonderlich angenehm sein kann! —

Pfuel spielte diesen Sommer in Ostende sehr oft Schach mit dem General Changarnier. Dieser war, als die Volksauftritte zu Brüssel gegen die Pfaffenpartei stattfanden, sehr unwillig, daß die Regierung nicht Truppen aufgeboten und das Volk mit Gewalt niedergeworfen habe! Pfuel schilt auf Changarnier wegen dieser Rohheit und Dummheit, denn auch die letztere ist es, weil der General das Opfer eines militairischen Staatsstreichs und seiner politischen Stellung nach nothwendig ein Freisinniger ist. Man kann seine Aeußerungen nur aus dem rohen militairischen Vorurtheil herleiten, daß das Militair im Volke seinen Feind habe. —

Dienstag, den 10. November 1857.

Besuch von Herrn Herman Grimm, der vorgestern mit Arnim's aus Töplitz hier eingetroffen ist. Mit seiner italiänischen Reise hochzufrieden; aber in Töplitz fand er traurige Zustände. Frau Bettina von Arnim ist nicht besser heimgekehrt als sie hingegangen ist, im Gegentheil: sie hat die Bäder zu stark gebraucht, und die haben ihr geschadet; sie nimmt fast nur noch an lächerlichen Dingen Theil, das klingt fast, als werde sie etwas kindisch, wolle nur sich belustigen und spielen. —

In Galleis' Geschichte von Hamburg die traurige Geschichte der hamburgischen Patrioten Jastram und Snitger wiedergelesen. Sie wurden vom Volke vergöttert, von der siegenden Aristokratenpartei schmachvoll geführt, gefoltert, hingerichtet. Roh und grausam waren Alle zu jener Zeit! —

Der unglückliche Dr. Falkenthal ist gestorben. Der nichtswürdige Prozeß hat ihn zu Grunde gerichtet. Nichtswürdig ist der Prozeß, weil ein infamer Scheingenosse den Angeber machte. Das war in der Zeit, wo die Hinckelden, Stieber ꝛc. herrschten. —

Mittwoch, den 11. November 1857.

Quer durch den Thiergarten zu den Zelten. Besuch bei Arnim's; Bettina nahm uns gleich an; sie ist kränker als sie war, aber nicht wie Grimm sie schilderte, nicht spielerig und lachend, sondern ernst, niedergebeugt und tiefbetrübt; sie kann keinen Schritt gehen außer geführt, ihre Hände sind wenig brauchbar, sie kann nicht lesen, sie klagt, daß sie kaum noch sehen könne, „Da ist's besser man stirbt", sagte sie schmerzlich. Auf meine Trostworte jedoch hört sie begierig,

mein eignes Beiſpiel, daß man in ſpätern Jahren wieder rüſtiger werden kann, leuchtet ihr ſehr ein. Dabei fragt ſie ganz beſeſſen nach dem Manuſkript, das in der Druckerei geblieben ſein ſoll, und da ich antworte, mir ſei darüber nichts Näheres bekannt geworden, thut ſie ſehr kläglich. Sie kündigt mir an, daß ſie noch viele litterariſche Dienſte von mir hoffe, daß ich im Fall ihres Todes ungeheuer zu thun haben werde! —

In Belgien ein freiſinniges Miniſterium! Auflöſung der ſchlechten kirchlich-geſinnten Volksvertretung in Ausſicht. —

Donnerstag, den 12. November 1857.

Herr Dr. Laſſalle ſoll ausgewieſen worden ſein, doch iſt er noch hier, und ein ärztliches Zeugniß beſcheinigt, daß er an den Augen leide. Man meint, er habe ſich etwas zu ſehr bemerkbar gemacht, und leider nur erſt jetzt eben durch ſein Buch, das ein wenig früher vielleicht ein ſchützender Schild für ihn geworden wäre. —

Die Ausweiſung Julius Fröbel's aus Frankfurt am Main iſt von der Bundesbehörde verlangt worden, und der Streit der Vereinigten Staaten wird daher nicht mit der Stadt Frankfurt, ſondern mit dem Deutſchen Bund auszufechten ſein! Die Angabe, Frankfurt dürfe keinem der Revolutionsmänner von 1848 den Aufenthalt geſtatten, klingt gar zu dumm, als daß ſie richtig ſein könnte, dann müßten ja der Erzherzog Johann von Oeſterreich und ſelbſt der König von Preußen dort nicht geduldet werden können, und wie viele Andre noch! —

Der Todestag Robert Blum's iſt bei Frankfurt wieder durch nächtliche Aufſteckung einer ſchwarzen Fahne gefeiert worden. Man kann ſeit Jahren die Thäter nicht entdecken.

Im Volk iſt das Jahr 1848 nicht vergeſſen! Man hört ſogar, wenn Deutſchland wieder Mund und Hand frei habe, könne es mit allem Recht den Fürſten von Windiſchgrätz wegen der Hinrichtung des Kommiſſairs der deutſchen Nationalverſammlung mit Pulver und Blei beſtrafen! — Man hört auch, der früher in Deutſchland beliebte und geachtete König von Würtemberg habe alle Gunſt und alles Anſehn verloren, weil er ſeine Truppen dazu hergegeben, die nach Stuttgart gezogene Nationalverſammlung zu ſprengen; er ſei ſeitdem nur ein gewöhnlicher deutſcher Fürſt wie die andern! —

Die Stuttgarter Polizei hat eben wieder ein ſchönes Stückchen verübt: ſie hat den preußiſchen Dr. Wall aus Trier auf baieriſche Anforderung verhaftet, weil er etwas hat drucken laſſen, was den baieriſchen Behörden mißfiel. Stuttgarter Zeitungen ſind auf franzöſiſche Anforderung beſchlagen worden; alles wird wieder wie zu des Rheinbundes Zeiten, ſagt man. —

Freitag, den 13. November 1857.

Sendung und Brief aus Insbruck von Johann Ritter von Alpenburg. Ich ſoll zum Radetzky-Album beitragen! Da kennt' ihr lange warten. Den guten alten tapfern Radetzky befeind' ich nicht, aber ihn zu feiern, hab' ich keine Urſache. Wie viele Deutſche haben ſich drucken laſſen, es zu thun! Humboldt, Arndt, Rückert, Jakob Grimm, Müller von Königswinter, Adolph Böttger, Bodenſtedt, Bube ꝛc. Jakob Grimm hat recht was Schändliches einaeſchrieben! —

Der König iſt bisher auch von ſeinen Vertrauteſten nicht geſehen worden, heute zuerſt hat ihn der Feldmarſchall und Oberſtkammerer Graf von Dohna ſehen dürfen. Das

nennt man in der Hofsprache, Seine Majestät habe ihn empfangen! — Die von dem wahren Zustande besser Unterrichteten drängen sich eifriger als je zu dem Prinzen von Preußen. —

Ehrenwerth ist es von Dr. Ludwig Rellstab, daß er mit seinem Namen heute in der Vossischen Zeitung gegen die dumme Vorschrift auftritt, daß eine Lehrerin weiblicher Handarbeiten auch ein Zeugniß ihres Seelsorgers beibringen müsse, daß sie sich zur Kirche und zum Altar gehalten habe!! —

Der arme Dr. Falkenthal ist in Folge der Krankheit, die sich in seinem Gefängnisse so schnell verschlimmert hatte, bei seinem Schwager Dr. Gabriel hier gestorben und in der Stille begraben worden. Er starb mit völligem Bewußtsein, hat aber über das ihm angeschuldigte Verbrechen beharrlich geschwiegen. —

Sonnabend, den 14. November 1857.

Ein hiesiger Gerichtsassessor, reifer und selbstständiger Mann von dreißig Jahren, wollte den Vorlesungen beiwohnen, die an hiesiger Universität über Physik gehalten werden, fand aber unerwartet Schwierigkeiten, der Rektor, Geh. Rath Rudorff, begehrte, daß jener eine Erlaubniß von seinen Vorgesetzten beibringe! Solcher Rektor sollte gleich abgesetzt werden, und wenn sein Minister ihm dergleichen vorgeschrieben, dieser dazu! —

Vielfach und immer lauter wird ausgesprochen, daß der jetzige Stand der Dinge hier ein verfassungswidriger sei. Der König sei notorisch seit längerer Zeit unfähig zu regieren, da müsse der Prinz von Preußen als Regent

auftreten und ſofort die beiden Häuſer des allgemeinen Landtags berufen. Aber wer will denn darauf dringen? Giebt es bei uns Verantwortlichkeit der Miniſter? Iſt nicht die ganze Verfaſſung ein lugneriſches Spiel? Die einen Ernſt daraus machen möchten, werden gröblich enttäuſcht werden, und einſehen lernen, daß Preußen thatſächlich noch der frühere Staat iſt, wo die höchſte Macht thut, was ihr beliebt. —

Sonntag, den 15. November 1857.

Herr Aſſeſſor Hierſemenzel brachte mir ein von ihm ausgearbeitetes großes Buch über die Preußiſche Prozeßordnung, Zeugniß eines beharrlichen Fleißes und großer Berufstreue. —

Man erinnert an frühere Aeußerungen, der König Friedrich Wilhelm der Vierte werde, wenn ihm in der Geſchichte ein Beinamen zukommen ſolle, den „der Narr“ führen. Niemand aber dachte damals an buchſtäbliche Berechtigung zu dieſem Beiwort! —

Daß die Sprache, mit der ich aufgewachſen bin, die Sprache Goethe's, Schiller's, Tieck's, Schlegel's, nach und nach veraltet, manche Wendungen und Ausdrücke ſich verlieren, andre dafür aufkommen, iſt die natürliche Folge der Jahre, und darüber iſt nicht zu klagen. Unter den Neuerungen aber ſind manche, die mir widerſtehen, nicht weil ſie neu, ſondern weil ſie falſch ſind. So ſagen jetzt viele der neuſten Romanſchreiber anſtatt: „er ſagte lachend“, bloß „lachte“, zum Beiſpiel: „Das wird ſie wohl bleiben laſſen, lachte er“ — als ob das Lachen zugleich Worte liefern könnte. Der Unſinn ſteckt an, und die ſchlechten Autoren wetteifern

ganz zu ruhen. Ob unsere Ministerialangelegenheit schon entschieden sei, weiß ich nicht zu sagen; ernstlicher aber, als bisher, wird von manchen Seiten behauptet, des Königs Majestät habe Hrn. von Beyme und Hrn. Grafen von Lottum zu vortragenden Conferenzministern bestimmt. Von Hrn. von Humboldt ist die Rede nicht, außer daß Hr. Geheimerath Schöll versichert, derselbe sei ein sehr mittelmäßiger Kopf und schlechter Diplomat. Neu wenigstens ist diese Aeußerung, das muß man Hrn. Schöll zugeben!

Hr. von Plessen ist nach Mecklenburg zurückgereist, wo seine Verhältnisse, trotz der ständischen Häkeleien — besonders neulich, höchst verdrießlich geworden — zu angenehm sind, als daß er sie so leicht verlassen sollte.

Goethe hat in dem neuesten Hefte von Kunst und Alterthum des rückübersetzten Rameau ehrenvolle Erwähnung gethan, jedoch ohne Hrn. von Saur zu nennen, weil er nicht sicher war, ob es diesem recht sei, da er sich auf dem Titel des Buches nicht genannt. Ich hoffe, die neueste Schrift des Hrn. von Saur ist durch diesen schon in Goethe's Händen, sonst würde ich ihm gern mein Exemplar schicken. Die Notiz über Goethe's Leben und Schriften giebt freilich arge Blößen, aber wir dürfen bei so gutgemeintem Unternehmen auch Vieles verzeihen. In den Anmerkungen wird gegen den Zweifel, ob Rameau's Neffe eine wirkliche Person gewesen, eine Stelle aus Mercier angeführt, die auch ich schon in einem Zeitblatte mitgetheilt hatte; ich kann eine zweite Stelle nachweisen, sie steht in Cazotte's oeuvres badines. Ich werde Hrn. von Saur's Buch in hiesigen Gesellschaften mit gebührender Ehre anzeigen.

Darf ich wohl eine frühere Briefstelle von Ihnen über Wilhelm Meisters Wanderjahre einer kleinen Sammlung solcher Stellen unter Ihrem Namen einverleiben? Oder haben

in ihm. Das Bild im Worte kann nicht immer geltend gemacht werden, aber ihm freventlich in's Geſicht zu ſchlagen iſt nicht erlaubt. —

Montag, den 16. November 1857.

Ich las mit Unwillen und Verdruß die gleißneriſche Schilderung der Schlacht von Leipzig in Thiers. —

Der König macht Spazierfahrten. Der Prinz von Preußen nimmt ſeinen dauernden Aufenthalt hier; die Prinzeſſin kommt. —

Dienstag, den 17. November 1857.

Nachmittags Beſuch vom Fürſten von *. Der König kann in ſeinem jetzigen Zuſtande noch lange leben, meint er, aber eine Herſtellung ſei nicht wahrſcheinlich; der König ſcheine bewußten Willen zu haben, könne ihn aber meiſt nicht ausdrücken, brauche verkehrte Worte; ſo habe er neulich zum Prinzen von Preußen geſagt: „Nimm aber meinen Sohn mit," wobei er den des Prinzen meinte, ein andermal habe er Kaffee verlangt, aber wiederholt hinzugefügt, vierſpännig wolle er ihn, vierſpännig! —

Die Pfaffen nennen das neue belgiſche Miniſterium ein Miniſterium des Aufruhrs, der Schwäche des Königs. Dieſe Parthei bleibt unverbeſſerlich, man gewinnt mit ihr keinen Frieden, der Boden, worauf ſie ſteht, muß ihr entriſſen werden. —

Die Neue Preußiſche Zeitung meint, da nun auch der

Minister des Königlichen Hauses Vorträge beim Prinzen von Preußen gehabt, so müsse wohl der König auch diesen Geschäftszweig dem Prinzen überwiesen haben. Sie will ihre frühere Angabe, der König habe sich diese Sachen vorbehalten, retten! Aber jedermann weiß, daß der König nicht in der Lage war, sich etwas vorbehalten zu können! — Es scheint indeß, als habe man wirklich eine Uebertragung auch dieser Geschäfte durch eine neue Unterschrift des Königs vom 15. d. für nöthig erachtet. Lauter Scheindinge! —

Mittwoch, den 18. November 1857

Die Zeitungen leer. — Ein katholisches Wunder in Oesterreich, als übernatürlich von der geistlichen Behörde öffentlich beglaubigt! —

Louis Bonaparte in Compiègne mit Jagd beschäftigt und mit Anschlägen zu neuen Schwindeleien, Erfolgen oder Scheinerfolgen. Die französische Handelswelt wird mißtrauisch und unruhig, die Finanzen machen Sorge. Man beschuldigt den Louis Bonaparte und seine Hofgunstlinge, an der Börse ein schändliches Spiel zu treiben, und mit Andrer Schaden ungeheure Gewinne zu ziehen. Sein letztes Schreiben in Betreff der Geldkrisis blieb wirkungslos. —

Noch andre Verwechslungen der Wörter vom Könige: „Die Wolken ziehen dort — am Heuboden", statt Himmel; „Ich werde mich davon — Unteroffizier", statt unterrichten. Der König soll auch auf Augenblicke wieder heftige Aufregungen gehabt haben, wieder haben regieren wollen, so daß ein neuer Aderlaß nöthig geworden, worauf er bald wieder ruhig geworden und in sich versunken sei. Die Leute sagen, die Königin wolle durchaus ihn nach Italien bringen, um

ihn dort katholisch zu machen, sie selber sei es noch immer, ihr Protestantismus nur Schein. Der König will nicht nach Charlottenburg, sondern in's Potsdamer Stadtschloß, was aber gar nicht geeignet sein soll ihn aufzunehmen. —

Der Pole Peter Wysocki, der als Fähndrich nach der französischen Julirevolution den Aufstand in Warschau mit dem Angriff auf das Belvedere begann, und als Major in russische Gefangenschaft gerieth, ist aus Sibirien frei nach Polen zurückgekehrt, nur in Warschau darf er sich nicht aufhalten. —

Donnerstag, den 19. November 1857.

Unglück in Mainz, Pulvermagazin in die Luft geflogen. Auf dem Plane von Mainz die Oertlichkeiten nachgesehen. —

Dr. Gall aus Trier ist seiner Haft in Stuttgart entschlüpft. —

Artige Parodie der Kaulbach'schen Hunnenschlacht. Unten sitzen vier Zwerge und spielen Schach auf einem Schachbrett zu vieren, oben in der Luft setzen die Geister der geschlagenen Schachfiguren ihren Kampf eifrig fort. —

Daß die Königin, obschon als Kronprinzessin hier protestantisch geworden, doch im Herzen katholisch geblieben sei, ist ein im Volke sehr verbreiteter Glaube. Ja, sie wolle es nicht einmal sehr verbergen, behauptet man, und führt als Beleg einen Vorgang in Köln an. Es war, im Jahr 1842 oder 1843, daselbst im Dom ein kirchliches Weihefest, dem der König und die Königin, das Hofgefolge, Generale, hohe Staatsbeamte ꝛc. beiwohnten; bei Erhebung des Allerheiligsten fielen die Katholiken auf die Kniee, die Protestanten blieben aufrechtstehend, auch der König; die Königin aber

fiel mit den Katholiken auf die Kniee, und blieb so, bis die Ceremonie vorüber war. General von Pfuel war dabei, und muß den Hergang bestätigen. —

Dr. Hermann Becker aus Köln hat seine fünfjährige Festungsstrafe überstanden und ist freigelassen. —

Freitag, den 20. November 1857.

Der Graf Karl von Hessenstein, mein ehmaliger Regimentskamerad in Prag, dann russischer Offizier bei Tettenborn, zuletzt Major in preußischen Diensten, ist am 17. in Görlitz gestorben, wie seine Wittwe, geb. Gräfin von Pückler, anzeigt. Er war der Sohn des Kurfürsten Wilhelm's des Ersten von Hessen, von Jugend auf ein toller Zuttier, Verschwender, unbesonnen und leichtfertig, ohne eigentliche Wildheit und ohne allen Geist. Er war aus österreichischen Diensten weggelaufen in russische, aus diesen in preußische; um seines Vaters willen ward es vertuscht. —

Sonnabend, den 21. November 1857.

„Dernières chansons de P. J. de Béranger — 1834 à 1851 — avec une lettre et une préface de l'auteur. Paris, 1857." 8. Viele herrliche Sachen, aber in aller Lustigkeit auch sehr schwermuthig. Manches Geschmacklose und Schwache hat sich mit eingeschlichen. Aber im Ganzen spricht liebenswürdig und frei der herrliche Sinn des edlen Dichters. —

In Hartmann's Erzählungen eines Unstäten mit großem

Vergnügen geleſen: ein liebenswürdiger Autor, rührend und erhebend. —

Montag, den 23. November 1857.

Ausgegangen mit Ludmilla. In den Thiergarten zu Frau Bettina von Arnim. Sie ſaß im Lehnſtuhl, von einem Sonnenſtreif berührt, vor ihr alte Bücher, Creuzer's Symbolik, in denen ſie viel und gern leſe, ſagte ſie. Freundlich und theilnehmend, fragte nach Ludmilla's Kanarienvögeln, belehrte uns, daß ſie in ihrer Heimath grün ſind, freute ſich zu hören, daß auch Humboldt uns dies geſagt habe; klagte, daß der Banquier von Magnus geheirathet habe und in Italien herumreiſe, damit ſei ihre Denkmalsangelegenheit wieder aufgeſchoben, aber ſie ſelber beharre feſt dabei, und daß auch Magnus es ernſt meine beweiſe ihr ſeine Antwort, als man ihn wegen Beiträgen zu den Waſſerwerken anging, er könne jetzt nichts geben, denn er müſſe zuerſt für Bettinens Goethedenkmal ſorgen! — Bettina ſah etwas beſſer aus, ging auch wieder etwas freier, wollte mit Fräulein Armgart etwas im Sonnenſchein ausfahren. —

Der König iſt heute von Sansſouci nach Charlottenburg gebracht worden. Man erzählt vielerlei von ihm, was meiſt ſehr unwahrſcheinlich und gar nicht geſchickt erfunden iſt. —

Fräulein Alwina Frommann bringt täglich einige Stunden bei der Prinzeſſin von Preußen zu, deren ganzes Vertrauen ſie hat. —

Dienstag, den 24. November 1857.

Der Major Heinrich Beitzke aus Köslin erläßt einen Aufruf, zu einem Denkmale Stein's beizutragen, wobei es an hohlem Pathos nicht fehlt. Ich will gewiß den Namen Stein's in verdienten Ehren halten, aber ich kann die Ungerechtigkeit nicht leiden, mit der man auch die Verdienste Andrer ihm zuschreiben will. So wiederholt Beitzke den oft gesagten Spruch, Stein habe den Grund zu der freisinnigen Gesetzgebung gelegt, die Hardenberg dann ausgeführt, während es sich in Wahrheit umgekehrt verhält, Stein nur ausführte, was er schon vorfand — die Aufhebung der Erbunterthänigkeit war schon vor ihm beschlossen und eingeleitet, — und Hardenberg nur seine eignen Pläne ausführte, die er ganz unabhängig von Stein dem König im Sommer 1807 ganz ausgearbeitet vorlegte. Beitzke ist ein braver Mann, aber von beschränkter Einsicht und schwachem Urtheil. Uebrigens ist diese ganze Sache wegen eines Denkmals für Stein ungeschickt angefangen, in's Blaue hinein, ohne Wie und We. —

Ein Hauptmann von Ziegesar im Nassauischen war der Beleidigung der katholischen Religion angeklagt, das Kriegsgericht hat ihn freigesprochen. — Hier war der Herausgeber des Dissidenten, Herr Dr. Hoffmann, der Beleidigung des Pabstes und der Verspottung des Marienkultes angeklagt; trotz der sehr geschickten Vertheidigung seines Anwalts ist er, nicht des erstern, wohl aber des letztern schuldig befunden und zu einigen Tagen Gefängnißstrafe verurtheilt worden. —

Man sagt, der König habe schon mehrmals wieder den Willen geäußert, die Regierung selber zu führen, und sei nur mit Mühe davon abgebracht worden, der Prinz von Preußen jedoch erkläre, mit Freuden würde er die übernommene Last wieder abgeben. Man erwartet, daß mit dem bessern körper-

lichen Befinden des Königs seine Gelüste nur stärker wieder hervorbrechen werden, wo sie dann bei Nichtgewährung leicht in Tobsucht übergehen könnten. Manche Leute meinen, auch dem kranken Könige, auch dem geistesschwachen, sei man Gehorsam schuldig! —

Mittwoch, den 25. November 1857.

Der Polizeidirektor in Elbing, Regierungsrath von Schmidt, hat alle Mittel aufgeboten, um die Wahlen der Stadtverordneten nach seinem und seiner Meister schlechtem Sinn zu leiten, aber ganz erfolglos. Die große Mehrheit wählte freisinnig. Ein wahrer Sieg! —

In Posen ist die Wahl des Assessors Samter zum besoldeten Stadtrath von der Regierung nicht bestätigt worden. —

„Goethe und Schiller in ihren Beziehungen zur Frauenwelt. Von Dr. Julius Emil Aneschke. Nürnberg, 1858." 8. Hier sind 321 Seiten über Goethe, 73 über Schiller. —

Donnerstag, den 26. November 1857.

Geschrieben, das Nöthigste, Geschäftliches, Tagbefohlenes. —

Die Polizei hat den Buchdrucker Wohlfeld in Magdeburg verwarnt, daß sie ihm die Konzession zu seinem Gewerb entziehen werde, wenn er fortfahre das Sonntagsblatt von Uhlich zu drucken. Er hat gebeten, ihm wenigstens zu gestatten, bis zu Ende des Jahres seinen kontraktlichen Ver-

pflichtungen gegen Ublich zu genügen. Wenn er seinen Kontrakt bricht, so verurtheilt ihn das Gericht zur Entschädigung für Ublich, die Polizei kümmert sich hierum nicht. Ueber das Blatt selbst hat das Gericht noch nicht entschieden, warum nimmt die Polizei es nicht immer weg? Sie kann's. —

Als Gegensatz hievon geben die Zeitungen die Nachricht, daß die kürzlich hier verstorbene Generallieutenantin von Steinwehr dem Ublich ein Legat von einigen tausend Thalern vermacht hat. —

Allerlei Veraltetes gelesen, in den „Lieblingsstunden" des Kriegsraths Cranz, in Sophien's von La Roche Reisen, in Böttiger's Entwicklung des Iffland'schen Spiels ꝛc. Vieles ist nicht so veraltet, als man auf den ersten Blick meinen möchte! —

Die Kreuzzeitung lobt gestern und heute des nichtswürdigen Menzel's „Geschichte der letzten vierzig Jahre", ein freches, oberflächliches, freiheitsfeindliches Sudelwerk. Recht so! Gerlach und Goedsche und Stahl müssen solchen Schund loben. —

Freitag, den 27. November 1857.

Die Prinzessin von Preußen hat an Humboldt geschrieben und seinen Besuch erbeten, um sich einmal recht vertraulich mit ihm auszusprechen. Ihr Unwohlsein legt man ihr als Trotz unter, um nicht genöthigt zu sein, zur Königin nach Charlottenburg hinauszufahren. Sie klagt über schlechte Aufnahme, möchte nach Koblenz zurückkehren ꝛc. Sie thäte sehr Unrecht, man arbeitet ohnehin mit Eifer daran, ihr den Prinzen abzuwenden. Er soll ihr zuletzt ganz bestimmte

Befehle geschickt haben, Vorschriften, wen sie sehen dürfe, wen nicht. Er selber soll ganz verstimmt sein, sich die freudelose Arbeit, für einen andern zu regieren, durch peinliche Sorgsamkeit verbittern, selber Akten lesen, und dabei so weich sein, daß er selbst den ihm verhaßten General von Gerlach als Abgeschickten der Königin empfangen hat. —

Sonnabend, den 28. November 1857.

Der Staatsanzeiger bringt eine gesetzliche Verordnung, nach der die Wucherverbote für die nächsten drei Monate aufgehoben sind, unter Vorbehalt der Genehmigung beider Häuser des Landtags. Sehr richtig und den Zeitumständen angemessen. Aber wieder zu spät, nachdem viel Unglück schon geschehen, das vielleicht verhütet werden konnte. Die Presse drang schon längst, aber vergebens, auf Abschaffung der Wuchergesetze. —

Sonntag, den 29. November 1857.

Abends Besuch von Herrn Assessor Hiersemenzel. Angenehme Mittheilungen; Dr. Lassalle und General von Pfuel gestern als Gäste in der Hegel'schen Gesellschaft durch Akklamation als Mitglieder aufgenommen; Humboldt, höchst eingenommen durch Lassalle's Buch, ladet ihn zu sich ein; artige gesellschaftliche Vorgänge. — Fröhliche Unterhaltung, große Gutmüthigkeit, Sinn für Scherz. Gegen halb 10 Uhr ging Hiersemenzel. —

Dawison aus Dresden ist hier und hat zum Besten der

Mainzer Verunglückten auf dem Friedrich-Wilhelms-Theater gespielt. —

Der König fährt und geht spazieren. Die Zeitungen melden immer, wenn die Königin in der Kirche war, sie sagen nie, daß auch der König dem Gottesdienste wieder beigewohnt hat. Daraus kann man schließen, wie unbefriedigend sein Zustand noch ist, überhaupt läßt man ihn nur wenig sehen. —

Dienstag, den 1. Dezember 1857.

Nachmittags Besuch von Herrn von Ratschinsky, Freude darüber, daß in Moskau eine neue vollständige Ausgabe des polnischen Dichters Mickewitsch erscheinen wird, in Moskau! was das allein schon heißt! Ratschinsky schreibt in russischen Zeitschriften.

Herr Dr. Luigi Bossi bringt mir neue Blätter von „Il Crepuscolo“ und die Gedichte von Berchet, nach denen ich verlangt, ohne sie bisher bekommen zu können. —

Trübe Nachrichten aus Hamburg, die Handelskrisis dort fürchterlich; auch hier zahlreiche Bankrotte, in Danzig, Stettin ꝛc. —

Schönlein hat ganz bestimmt den Abschied gefordert, und will im Frühjahr sich nach Bamberg zurückziehen. Auftritte in der Königlichen Familie, die ohnehin so arg nie waren, sind nicht die Ursache, sondern Mißvergnügen mit den hiesigen Zuständen überhaupt und mit den Behörden insbesondre. —

Der König ist ganz kräftig, speist und trinkt wie in den gesundesten Tagen sehr stark, hat aber abwechselnd gute und sehr schlechte Stunden. Die Prinzessin von Preußen war

Sie mir ſonſt ein gutes Wort über den Dichterfürſten zu ſolchem Behuf, aber mit Ihrem Namen, zu ſchenken? Will mir nicht auch der verehrte Einſiedler einen ſolchen Einzelblick, Streckvers oder Spruch über Goethe ablaſſen oder wohl gar eigends dichten? Es wäre hübſch und ſollte hübſch gebraucht werden, als Beitrag zu einem Angebinde an Goethe's Geburtstage. Wer nur Zeit hätte, alles zu durchforſchen, und genug Bücher dazu, es müßte eine herrliche Sammlung werden!

Ihren jungen Schriftſteller hat Rahel ſich ſogleich zugeeignet und iſt ganz entzückt von ſeinem Buche; ſie preist es mir höchlich an, und iſt bloß durch ihren Eifer ſchuld, daß ich es noch nicht angefangen habe, denn ſie lieſt immer ſelbſt darin. Morgen aber ſoll ich es bekommen. Sie wird Ihnen künftig ſelbſt darüber ſchreiben. Sie rühmt den Gehalt und die Darſtellung, ſie findet, wie ſie ſagt, darin die lehrreichſten und unterhaltendſten Aufſchlüſſe, und denkt mit erneutem Antriebe gut von der Bildung und den Fortſchritten des Volkes, in welchem junge Schriftſteller ſolche Sachen auf ſolche Weiſe behandeln können oder müſſen.

Ich hätte noch mancherlei zu ſagen, verſpar' es aber für ein andermal.

Mein älteſter Schwager hat ſeine Frau verloren, da war ich mit beim Begräbniß und habe mich heftig erkältet; ein Schnupfenfieber ſcheint unterwegs. Der Anfang Ihres letzten Briefes von Wetterungemach und ſeinen Folgen könnte dem meinigen als Schluß dienen. Auch Rahel iſt leidend, das Wetter befeindet ſie unaufhörlich, und der zwar Jahre lang vorhergeſehene, doch darum nicht minder ſchmerzliche Trauerfall hat ſie auch ſehr angegriffen. Morgen giebt Frau von Stägemann einen Ball; ich weiß nicht, ob ich

neulich drei Stunden bei ihm, und sagt, daß er in dieser ganzen Zeit nichts von Geisteesschwäche habe merken lassen, sondern ganz vernünftig, wenigstens wie sonst, gesprochen habe. Nach dieser Anstrengung aber ist er völlig erschöpft gewesen, und hat das verworrenste Zeug hingeschwatzt. Einmal war er auch von übermäßiger Lustigkeit ergriffen, und sprach und gebärdete sich wie ein Toller. Daß er nicht nur die Namen verwechselt oder nicht finden kann, sondern auch ganze Redensarten und die Verbindungswörter besonders, weiß er, und sagt wohl selbst: „Da hab' ich wieder was gesagt, was ich nicht habe sagen wollen." Während der ganzen Zeit seiner Krankheit hat er noch niemals einen Geistlichen zu sehen oder eine Predigt zu hören verlangt. Den General Grafen von der Groeben hat er heute bei sich gesehen. —

Mittwoch, den 2. Dezember 1857.

Handelsnachrichten aus Hamburg von schlimmster Art. Auch hier sind große Bedrängnisse, und Mißtrauen und Niedergeschlagenheit herrschen allgemein. Bankrotte in Görlitz, Kottbus. —

In Würtemberg hat ein Prediger, der einer Hinrichtung beiwohnen und nach derselben eine Rede halten mußte, mit edlem Eifer gegen die Todesstrafe gepredigt, und ist deßhalb von dem Staatsanwalt zur Verantwortung gezogen worden. —

In Paris Herr Dupin Generaladvokat und Senator! Ein Ueberläufer, der nun allgemein verachtet wird! Ein sehr reicher Mann, in den Siebzigen, ohne Kinder! — Bonaparte gewinnt nichts an ihm. —

Donnerstag, den 3. Dezember 1857.

Brief aus Frankfurt an der Oder von Herrn Oberregierungsrath Rüdiger, der mir das gestern erfolgte Ableben seiner Schwiegermutter Elise von Hohenhausen anzeigt. —

Der berüchtigte Lindenberg, Spießgeselle des berüchtigten Peters in Minden, hat auf den Grund einer ihm als entlassenen Unteroffizier ertheilten Zivilversorgung eine kleine Anstellung in Merseburg erhalten. Aber die Kreuzzeitungspartei will ihn besser verwenden, er soll wie Goedsche Mitarbeiter an ihrem Staatslexikon werden. —

Freitag, den 4. Dezember 1857.

Der hiesige Magistrat, gehorsamer Ausführer der Winke von oben, hat die Angehörigen der im Friedrichshain begrabenen Märzkämpfer einzeln vorgeladen und ihnen eröffnet, daß jener Begräbnißplatz für einen Bahnhof hergegeben werden müsse, die Todten sollen daher fortgeschafft werden. Wer die Mittel und den Willen hat, möge seine Anverwandten auf eigne Kosten in seinem Kirchsprengel beerdigen lassen; der Magistrat wird sonst die Leichen auf den Armenkirchhöfen unterbringen. Also dahin ist es nun doch gediehen! Bis zu diesem Frevel, bis zu dieser Schändlichkeit haben sie sich erfrecht! Sie können die Todten nicht ruhen lassen, diese Todten nicht, die sie einst auf Stadtkosten, der Magistrat an der Spitze, mit Begleitung aller Prediger, Abgeordneten aller Behörden ꝛc. feierlich bestattet und in erbaulichen Reden als Märtyrer der Freiheit gepriesen! Nur zu denn! frisch an's Werk! Ihr wißt nicht, was Ihr thut, aber verrichtet nur Eure Schmacharbeit, sie wird Euch einst gut bezahlt werden, früh oder spät! Dies Aufrutteln der Todten macht einen

wichtigen Abſchnitt, hier tritt eine Wendung ein, auf die man oft und von weit her zurückblicken wird! —

Dr. Anton Gubitz iſt geſtorben, ſechsunddreißig Jahr alt! — Andre Todesfälle, General von Jagow im ſiebenundachtzigſten Jahr, Generalin von Luck geb. von Saint-Luce im neunundfünfzigſten. —

Der Graf von Blankenſee iſt nach Frankfurt an der Oder gereiſt zum Begräbniß der Frau von Hohenhauſen. —

Sonnabend, den 5. Dezember 1857.

Der König ißt und trinkt wie ein Geſunder, ſpricht aber verworrenes Zeug, hört nicht was man ihm ſagt, erkennt die Menſchen kaum; an Zuſammenhängendes, Geordnetes, iſt gar nicht zu denken. Doch ſoll er ein großes Verlangen bezeigen, in Potsdam auf dem Stadtſchloſſe zu wohnen, was aber die Königin durchaus unthunlich findet. —

Sonntag, den 6. Dezember 1857.

Nachmittags Beſuch von Herrn Sergius von Raczinski, der mir die von ihm überſetzte Chronik von Aksakoff (dem Vater) bringt. Geſpräch über neuere ruſſiſche Litteratur. „Rudin", Novelle von Iwan Turgenieff, in welcher Bakunin geſchildert iſt. Gedichte von Tutſcheff, dem Freunde Heine's. —

Von der großen Handelskriſis, dem Nothſtande der Gewerbe, iſt die Regierung, der Staat, gar nicht beſchädigt, kaum berührt. Dagegen fühlt das Volk nicht das Geringſte

von den Verlegenheiten, in denen sich die Regierung befindet. Für den Augenblick nämlich, die Folgen werden sich schon spüren lassen. —

Montag, den 7. Dezember 1857.

Die Montagspost ist ermächtigt, die Nachricht wegen des Friedrichshains für ganz irrig zu erklären, dem Magistrat sei dergleichen gar nicht eingefallen! Die Verneinung ist jedenfalls gut, aber glauben wird ihr niemand unbedingt: vielmehr scheint man versucht zu haben, welchen Eindruck die Sache hervorbringe, und nur für den Augenblick noch schüchtern zurückzutreten. Der Magistrat! Der Oberbürgermeister Krausnik, der Bürgermeister Naunyn!! —

Bei dem Leichenbegängnisse Rauch's waren der Prinz von Preußen und der Prinz Adalbert, Humboldt, einige Minister ꝛc., der Prediger Jonas hielt eine Rede, auch auf dem Kirchhof sprach noch — was verboten ist — der General von Webern einige geringe Denkworte! Der polternde und charakterlose Geck will überall dabei sein. —

Dienstag, den 8. Dezember 1857.

Die Volkszeitung nimmt die Sache wegen des Friedrichshains auf, und fragt, woher die erste Mittheilung komme, die man nun so streng widerlege, und warum nicht der Magistrat selber diese Widerlegung ausspreche? Der Zustand des Friedrichshains wird offen dargelegt, die ganze Verfahrungsart beleuchtet. — Die Volkszeitung bespricht auch

die Anſtellung Lindenberg's, und erinnert, derſelbe ſei ohne Zivilverſorgungsſchein aus dem Kriegsdienſt entlaſſen, wegen Medizinalpfuſcherei und Gelderpreſſung und vieler andern Verbrechen oftmals beſtraft, ein eingeſtändiger Trunkenbold, — erſt wegen ſeiner der Reaktion geleiſteten (niederträchtigen) Dienſte habe er lange nach ſeiner Entlaſſung einen Zivilverſorgungsſchein durch den General von Plehwe bekommen, der bei dieſer Gelegenheit auch ſein verdientes Mal empfängt. —

Klagen über die traurige Zeit, in der wir leben; ich fühle die Mängel und Nöthen ſo ſehr wie irgend ein Andrer, aber ſeit ich zu reifen Jahren gelangt, habe ich doch nie gewünſcht, in einer andern Zeit zu leben, als in der beſchiedenen; ich habe gelernt, die eine Zeit mit der andern auszugleichen, und daß ich die andern Zeitalter, die ſo ſehr im Vortheile ſcheinen, geiſtig anſchauen und mitgenießen kann — und nur in ihren Vortheilen, ohne ihr Ungemach — iſt doch auch zu rechnen. Die Werkeltage der Geſchichte ſind, wie die des gewöhnlichen Lebens, zahlreicher als die Sonn- und Feſttage. Solche Jahre aber, wie 1789, 1813, 1830, 1848, ſind die hohen Feſte der Jahrhunderte. —

Mittwoch, den 9. Dezember 1857.

Bisher galt Hamburg für den ſolideſten Handelsplatz, Berlin für den Hauptort ſchwindleriſcher Geſchäfte; jetzt will man behaupten, Hamburg habe ſich mit Schwindeleien abgegeben, Berlin dagegen äußerſt ſolid erwieſen. Doch hier fehlt es auch nicht an Bankrotten, und weder an fahrläſſigen noch betrüglichen. Die Schuld iſt wohl eine allgemeine, bei Einzelnen durch perſönliche Uebelſtände geſteigert. — Die

Berliner können das ſich ſelber Rühmen nicht laſſen, und die Regierung, die Behörden alle, ſehen es gerne, nehmen es wohl gar für den Beweis guter Geſinnung. —

Vom Könige nichts Neues; man fuhrt ihm nach und nach einige Leute zu, den Oberhofprediger Strauß, den Miniſterpräſidenten von Manteuffel ꝛc., aber es kommt zu nichts als verworrenen Reden. Manteuffel hat dringend darauf beſtanden, den König zu ſehen, er müſſe den fremden Geſandten gegenüber den guten Anſchein behaupten, meint er! Bloße Aeußerlichkeiten! —

In Paris die Zeitung la Presse auf zwei Monate verboten, zur Strafe für ein paar Aufſätze, in denen empfohlen war, die Freiheit auch innerhalb des Kaiſerthums zu pflegen, ſie gegen daſſelbe geltend zu machen gebe jetzt nicht, ſie ſei aber mit ihm wohl vereinbar. Die Sache macht großes Aufſehen. Man hält das Kaiſerthum für wackelig, unſicher, in Verlegenheit. Die engliſchen und deutſchen Blätter ſprechen es ohne Scheu ganz offen aus, daß das innere Anſehn von dem äußern abhängt, und dieſes in letzter Zeit ſehr geſunken iſt. —

Der Kaufmann Levy, in den Ladendorf-Gerckeſchen Prozeß verwickelt und zu vier Jahren Zuchthaus verurtheilt, hat wegen ſeiner geſchwächten Geſundheit auf ein Jahr Urlaub erhalten und iſt aus der Strafanſtalt zu Lichtenberg entlaſſen. —

Donnerstag, den 10. December 1857.

In Wien hat ein katholiſcher Pfaffe von der Kanzel herab das Unglück in Mainz als ein Strafgericht Gottes bezeichnet, weil in dieſer Stadt die gottloſe Buchdruckerkunſt erfunden

worden! Dadurch iſt nun alſo auch erwieſen, daß wirklich Mainz, nicht Straßburg oder Harlem, der wahre Ort iſt, denn das Strafgericht kann ſich doch nicht irren! Die Geſchichte erinnert mich an eine ähnliche von einer proteſtantiſchen Pfäffin. Frau von Krüdener meinte im Jahr 1815, als die Einwohner von Kehl um Unterſtützung zum Aufbau ihrer zuſammengeſchoſſenen Häuſer baten, dieſes Unglück habe Kehl reichlich verdient, denn in Kehl ſei die Ausgabe der Werke Voltaire's durch Beaumarchais gedruckt worden! — Neunzehntes Jahrhundert! —

Freitag, den 11. Dezember 1857.

Der Prinz von Preußen wird ſehr getadelt, daß er die Anſtellung des Schuftes Lindenberg beſtätigt hat. Man ſagt, der Prinz habe nichts thun wollen, was wie perſönliche Rache ausſehen könnte, da der Schuft ihn ſpionirt und verläumdet hat. Allein als Stellvertreter des Staatsoberhauptes hat er auch die öffentliche Sittlichkeit zu wahren, und nicht zuzugeben, daß ein anerkannter Schuft ein öffentliches Amt von 1500 Thalern Einkommen als Lohn ſeiner Schandſtreiche bekomme. Der König hat zwar ausdrücklich beſtimmt, daß der von ihm begnadigte Lindenberg eine Anſtellung von 1500 Thalern Beſoldung erhalten ſolle, doch war er, als er dies unterſchrieb, ſchon in merklich krankem Zuſtand, und der Prinz brauchte den für ihn gradezu beleidigenden Befehl nicht auszuführen. —

In Königsberg iſt große Freude über die Penſionirung des Generallieutenants von Plehwe, der ein Hauptbeſchützer und Gebraucher des Schuftes Lindenberg war. —

Sonnabend, den 12. Dezember 1857.

Die Nationalzeitung bringt einen bündigen Aufsatz gegen die weimarischen adlichen Gutsbesitzer, die beim Bundestage klagen. —

Man erzählt, der König habe sich gegen die Königin sehr heftig betragen, wie er bisher noch nie gethan; sie soll in großer Bestürzung gewesen sein. Die Sachen können auf diese Art sehr bedenklich werden. Die vorgespiegelte Hoffnung der Junkerpartei, der König werde bald wieder selbst regieren, ist völlig aufgegeben, man spricht nicht mehr davon. —

Der Prinz von Preußen sieht, so sagt man, in den Geschäften immer nur das Einzelne; freier Ueberblick, die Dinge im Zusammenhange zu sehen, wird ihm gänzlich abgesprochen. Die Kreuzzeitungspartei hofft, mit ihm fertig zu werden. —

Bettina ist durch Rauch's Tod nicht milder gestimmt; sie spricht mit Bitterkeit von seiner Falschheit und Tücke, seinem Neid auf seine Schüler, und schimpft auf das Friedrichsdenkmal, auf die Blücherstatue ꝛc. —

Der Kaufmann Karl Bräutigam, Vorsteher der hiesigen deutschkatholischen Gemeinde, der man grundsätzlich keinen Prediger gestattet, sondern jeden neuberufenen sogleich ausweist, hatte der Gemeinde eine Predigt von Heribert Rau vorgelesen, aus dessen längst gedruckter, allgemein verbreiteter und nirgends verbotener Sammlung. Die Predigt sollte Gotteslästerung und Verspottung der katholischen Kirche enthalten, und das Stadtgericht hatte daher den Vorleser zu einer Gefängnißstrafe verurtheilt. Aber das Kammergericht hat ihn jetzt freigesprochen, weil die Predigt das Angegebene nicht enthalte. Man sagt mit Bedeutung, an dieser Freisprechung sehe man, daß der König nicht mehr regiere. —

Sonntag, den 13. Dezember 1857.

Mit Ludmilla zu Bettinen von Arnim gegangen. Schon unterwegs benachrichtigt uns Fräulein Ida von Bülow, die von Bettinen kommt, daß diese in der Nacht schwer erkrankt sei. Wir ließen uns bei Fräulein Armgart von Arnim anmelden. Sie sagte uns, die Mutter habe Erstickungsanfälle gehabt, man habe sie für verloren gehalten, doch sei es jetzt etwas besser, und die noch in der Nacht herbeigerufenen Aerzte meinten, diese Zufälle würden den Verlauf einer Grippe nehmen. Aber auch bloß Grippe ist bei Bettinens geschwächtem Zustande gefährlich genug! Fräulein Armgart glaubte, die Mutter könne vielleicht Wichtiges mir sagen wollen, und fragte daher, ob sie mich zu sprechen wünschte, doch war es im Augenblick nicht thunlich. —

Der Präsident Adolph von Kleist hat auch endlich den König gesehen und gesprochen; dieser war gerührt, umarmte ihn, sprach ordentlich und klar, beklagte sich aber, daß er die rechten Worte nicht finden könne. Kleist meint, regieren könne der König nicht wieder, er müßte denn völlig genesen, was nicht zu erwarten stehe. —

Der Feldmarschall von Wrangel macht sich mehr und mehr zum Kinderspott. Die Straßenjungen ziehen hinter ihm her, und rufen „Pietsch, Pietsch!“ — Jemand sagte, das ist ja nicht Pietsch, sondern Wrangel! und erhält die Antwort: Na, es ist Pietsch in Uniform. — Man führt von Wrangel den von Sprachfehlern strotzenden Spruch an: „Mit das Schwert in die Hand komm' ich sicher am Ziele.“ —

Man wollte es nicht für zulässig halten, daß der Prinz von Preußen, als jetziger Stellvertreter des Königs, das kleine Königstädter Theater besuchte, dessen Zugänge und sonstige Einrichtung allerdings etwas dürftig sind. Allein

gestern kamen der Prinz, die Prinzessin und ihr Sohn wirklich hin, und sahen aus der Prozeniumsloge links unten das Drama von Ponsard l'honneur et l'argent aufführen. —

Montag, den 14. Dezember 1857.

Für den König sind fortwährend Meran, der Comer-See, Nizza und eine Villa bei Neapel in Vorschlag, aber Wahl und Entschluß haben große Schwierigkeit, und man wird wohl den Winter in Charlottenburg bleiben. —

Dienstag, den 15. Dezember 1857.

Der Handelsminister von der Heydt hat das Gesuch der hiesigen Kaufmannschaft, einen strengen Paragraphen der Wechselordnung auf einige Zeit außer Kraft zu setzen, abgelehnt, mit wie es scheint guten Gründen, die ganz aus der Sache geschöpft sind. —

Mittwoch, den 16. Dezember 1857.

Ministerialverfügung wegen des Mißbrauchs des Wortes Durchlaucht, die Geberden sollen es nur den ausdrücklich dazu berechtigten Fürsten geben, den Fürsten von Hatzfeldt, Carolath, Pückler ꝛc. wird er abgesprochen, sie sind nur Fürstliche Gnaden. Die Maßregel will hauptsächlich die

werde hingehen können. In dem Hause wird Ihrer mit Liebe und Hochachtung gedacht.

Leben Sie wohl, mein theurer Freund, und verzeihen Sie den beläſtigenden, in Bitten und Aufträgen untergehenden Brief! Ein Mehreres durch nächſten Kourier.

Dieſen Brief nimmt ein Reiſender eine Strecke mit und giebt ihn dann auf die Poſt.

Mit innigſter Zuneigung und treueſter Verehrung

Ihr

K. A. V. v. E.

12.

Oelsner an Varnhagen.

Paris, den 3. April 1823.

Zufolge ungewöhnlicher Verſpätung, mein theurer Freund, habe ich die Spenden vom 7. Februar bis 7. März erſt vorigen Freitag empfangen, Ihren Briefen unbeſchadet, die wie immer wahre Kleinode, keinen Roſt annehmen. Seit Sie ſchrieben, iſt ſchon wieder viel Erhebliches, doch nichts Entſcheidendes vorgefallen.

Die Kriegspartei ſteckt in der Klemme. Gleich den Verdammten eines Dante'ſchen Trichters kam ſie zeither mit allen ihren Schritten nicht vom Flecke; und jemehr ſie die Zähne fletſchte gegen Spanien, deſto weniger beſſerte ſich das Schickſal Ferdinand's. Es iſt nicht wohl möglich zurückzutreten. Hinter den Pyrenäen ſtehen feindliche Franzoſen in Reih' und Glied und Obriſt Fabvier, und hetzen Mina zum Angriff. Sollte man nicht eilen, die Erwartungen zu vereiteln,

Verwechslung des höheren und niedern Adels verbüten! Als wenn dieser Unterschied bei uns anders als durch Willkür festzusetzen wäre! Die Sache gehört zu dem höheren Blödsinn, dem gewisse Leute schon früher verfallen waren, ehe der niedere sie ergriff! Böses Blut wird die Albernheit genug machen. Der ächte preußische Adel will kein niederer sein. Die Durchlaucht der Reichsunmittelbaren ist nur ein Andenken an die Gewaltthat, durch die sie ihrer Regierungsrechte beraubt wurden, wie die Wachthausgitter ein Andenken an das Jahr 1848, das uns auch den Beschluß der Nationalversammlung brachte: „Der Adel ist abgeschafft." —

Der elende Victor Strauß, lippe-bückeburgischer Bundesgesandter, hat an den Frankfurter Senat das Ansinnen gerichtet, einem Redakteur eines Frankfurter Blattes, das einen bückeburgischen Bankverein verläumdet haben soll, eine Verwarnung zugehen zu lassen. Der Frankfurter Senat hat den Verstand gehabt, den Tropf abzuweisen, mit dem Bemerken, er möge sich an die Gerichte wenden. —

Sonnabend, den 19. Dezember 1857.

Für den Augenblick unfähig, etwas Ordentliches zu arbeiten, überdenk' ich mir doch Unternehmungen, die ich allenfalls noch ausführen könnte. Mir scheint ein abschließendes Werk über Goethe sehr zeitgemäß, ja nothwendig; sein wahres Bild erblaßt immer mehr, tritt unkenntlich in die Ferne, wird von ungeschickten Händen verzerrt. Ich habe den Stoff ziemlich beisammen, aber die Form hat große Schwierigkeiten, eine schlichte Lebensbeschreibung reicht nicht aus, es müssen kritische Feldzüge

ſein, in denen der Feind nicht geſchont, ſondern ohne Erbarmen niedergemacht wird! — Dann ſchwebt mir auch vor, die begonnenen Schilderungen von Rahel's Geſellſchaft fortzuſetzen, aus den verſchiedenen Zeiten ihres Lebens etwa noch ein Dutzend ihrer Geſellſchaftsabende darzuſtellen. — Aber neben ſolchen Wünſchen und Vorſätzen ſteht bedenklich meine erſchütterte Geſundheit, meine Huſtenanfälle werden immer ſtärker, ſind mit Bruſtſchmerzen verbunden, die ich früher ſo nicht kannte! —

Ich legte mich nach dem Mittageſſen wieder zu Bette, und lag ſehr ſtill, was mich etwas erleichterte. Wenig geleſen, faſt nur in Goethe's Xpherismen, wo ich immer neue Schätze finde: grade heute die erquickendſten, die erhebendſten Ausſprüche! —

Das Hamburger Blatt „das Jahrhundert", an welchem Moritz Hartmann, Kolatſchek, Karl Grün, Heinr. Bernh. Oppenheim, Ludwig Simon, Temme, Wander ꝛc. mitarbeiten, giebt ein alphabetiſches Namenverzeichniß unſrer deutſchen Vaterlandsfreunde, die erſchoſſen, geächtet, verwieſen, vor Gericht gezogen worden. Dankenswerth, rühmend! Dieſe Edlen und Wackern ſollen nicht in Vergeſſenheit fallen. —

Unſre Zeitungen greifen das beabſichtigte Staats- und Geſellſchaftslexikon des Wagener — ſchmalzvollen Hauptes der Kreuzzeitungspartei — mit grimmigem Spott und Hohn an, zeigen die Unwiſſenheit und die Widerſprüche, die ſich ſchon in der Ankündigung finden, und ſchonen die Ausdrücke nicht. Wagener iſt ein troſtloſer Wicht, der unter andern Umſtänden, als die der verfloſſenen Jahre, nie zu einiger Bedeutung gelangt wäre. —

Der hieſige katholiſche Kirchenanzeiger hört auf. In ſeinem Abſchiedsworte rühmt er, daß die Evangeliſche

Kirchenzeitung von Hengstenberg und das Volksblatt von Nathusius mehr für als gegen ihn waren! —

Im Volke zeigt sich hier jetzt völlige Gleichgültigkeit in Betreff des Königs, man spricht gar nicht von ihm, selbst des Hohnes und Lachens über seine traurigen Wortverwechslungen ist man überdrüssig. Und die Hof- und Beamtenwelt ist fast noch ärger, sie möchte den Dingen ein Ende sehen. Der König hat wenig persönliche Zuneigung erweckt! —

Sonntag, den 20. Dezember 1857.

Für den hiesigen Dombau sind im nächsten Budget beträchtliche Jahressummen angesetzt, der König hatte so heftig darauf bestanden, daß die Minister, die großen Widerspruch im Landtage fürchteten, nachgeben mußten. Wenn der König aber krank bleibt, so nehmen sie vielleicht die Ansätze wieder zurück oder stellen sie geringer. Schlägt der Landtag alles ab, so ist's unter diesen Umständen den Ministern auch recht, denn der Prinz von Preußen macht sich wenig aus dem Dombau. Die Bauplane sind wieder abgeändert! —

Der König war heute seit seiner Krankheit zum erstenmal in der Kirche, nämlich in der Schloßkapelle zu Charlottenburg, und er soll sich ohne Aergerniß zu geben benommen haben. Dagegen beim Mittagessen fuhr er plötzlich mit beiden Händen in die Schüssel. — Er will durchaus nicht reisen, heißt es. Das Anerbieten der verwittweten Kaiserin von Rußland, ihn mit nach Italien zu nehmen, ist völlig unpraktisch, die Königin würde dabei das peinlichste Dasein haben, die Unruhe der Kaiserin ist höchst

belästigend, und ihr geringer Verstand macht es schwer mit ihr fertig zu werden. Hier am Hofe, wo alles von Schmeicheleien für sie überfloß, als ihr Gemahl noch lebte, gilt sie jetzt nichts mehr, und man hat nur üble Nachreden für sie. Auch der König soll in der letzten Zeit viel über sie geklagt haben. —

Immer mehr Stimmen hört man jetzt, die den König anklagen, schon längst und von jeher auf dem Wege gewesen zu sein, auf dem ihn jetzt alle Welt sieht. Hat er sich nicht schon ganz verrückt benommen im Jahr 1847 beim Vereinigten Landtag? in der Revolutionszeit, namentlich bei der Kaiserwahl, dann bei der Spannung gegen Oesterreich? Nicht ganz verrückt beim orientalischen Kriege und in dem Handel mit Neuchatel? Die Minister können nicht umhin äußerlich zu erzählen, was sie mit ihm ausgestanden. —

(Der König war nicht in der Schloßkapelle selbst, sondern in einem Nebengemach, man sah ihn nicht.) —

Berlin, den 21. Dezember 1857.

Besuch vom General von Pfuel. Ueber die französischen Lustspiele und Schauspieler, an denen er die größte Freude hat. Ueber Bettinens von Arnim tragisches Verhalten und Verfahren in Betreff der Sonette von Goethe, ihrer Briefe an ihn, ihrer Erzählungen. Ueber Religions- und Kirchenwesen, den hochfahrenden Bescheid der Behörden an Uhlich, der mit seinen gerechten Beschwerden schnöd abgewiesen werden. Ueber die Fehler unsres Militärwesens, den unnützen Aufwand durch Herstellung der dreijährigen Dienstzeit ꝛc. —

Der allgemeine Landtag ist auf den 12. Januar einberufen. Man glaubt, der Prinz von Preußen werde nicht als Regent, sondern nur als Mitregent auftreten, und man hofft, der König werde durch seine Unterschrift dies genehmigen. „Wenn der König seine Unfähigkeit noch einsehen kann und bescheinigt, so ist sie noch nicht von der Art, daß sie gelten kann." —

Dienstag, den 22. Dezember 1857

Die Volkszeitung meldet: „Der Redakteur und der Drucker des „Neuen Elbinger Anzeigers" sind im Auftrage der Danziger Regierung durch die Elbinger Polizeidirektion verwarnt worden, den „bissigen, gehässigen Ton" ihres Blattes fallen zu lassen. Der Drucker, der übrigens bisher nicht bestraft, wurde mit Konzessionsentziehung bedroht. Auf Befragen wurde ihnen als besonders gravirend ein aus dem Königsberger „Telegraphen" übernommener Artikel über Emil Lindenberg bezeichnet, ebenso ein Leitartikel, welcher zwar nichts Strafälliges enthalte, dessen Ton aber nicht gemessen genug sei. (Diese Behörde macht sich also zur offiziellen Beschützerin des Meseritzer Distriktskommissairs!)" Dieser Ausruf der Volkszeitung sagt alles. Wann wird diese nichtswürdige Ungebühr verächtlicher Beamten endlich bestraft werden! —

In keiner Provinz ist der Oberpräsident so verhaßt beim Volke, als in Pommern. Auch sein Freund der Generalsuperintendent Jaspis wird allgemein verabscheut, gehöhnt und geschmäht. Hohe Verwaltungsbeamte, die geliebt und verehrt sind, wie in früherer Zeit Bincke, Schön, Bassewitz, Wißmann ꝛc. giebt es nicht mehr. —

Vielallein zu sein ist mir Bedürfniß und Wohlthat. Wenn ich still daliege, nicht schreiben kann, nicht lesen mag, öffnen sich meinen Augen weite Gegenden der Erinnerung, in denen ich mit Lust umherschweife, mein ganzes Leben zieht in belebten Bildern an mir vorüber, und vorzugsweise das Angenehme in schönem Lichte, das Widrige nur in schwacher Schattengestalt. Liebe theure Gestalten nahen, anmuthige Begegnisse erneuern sich, die Oertlichkeiten — Garten, Feld, Wald, Zimmer, Saal, — leuchten in Glanz, ich habe wachend die schönsten Traumbilder, und doch Wirklichkeit. Aber es ist kein bloß vergnügliches Spiel, es treten die ernstesten Gedanken hinzu, ich empfange Aufschlüsse, es ergeben sich neue Ansichten, manches früher Dunkle oder Trübe wird mir überraschend klar, ich lerne fremde und eigne Handlungen schärfer würdigen, mir und Andern vieles verzeihen, und dabei doch erkennen, daß ich, stände die Wahl frei das Leben zu wiederholen, vieles anders leiten würde. Nur in den Hauptsachen laß' ich mir nichts nehmen, die sind, wie sie sind, am besten! In diesen hab' ich keinen Wunsch, keine Reue, und mein Leos erscheint mir als das glücklichste, das mir werden konnte. —

Mittwoch, den 23. December 1857.

Besuch von Herrn Merin. Ueber deutsche Diplomatie, die er jeder andern überlegen glaubt, ich sich' ihm aber den Staar! Ueber die Gemeinsamkeit der politischen Zustände in Deutschland und Frankreich, und dabei doch die große Verschiedenheit. Wirkungen des Saint Simonismus, und Fortdauer desselben im Stillen kleiner thätiger Vereine.

Enfantin, Eisenbahnmann und reich, noch immer verehrt von den Seinen, und eine Art Haupt: Emile Pereire Besitzer von 10 Millionen Franken! Ueber Frau von Staël und ihren großen Einfluß auf den Geist und die Richtung der Franzosen. Ueber die deutsche Philosophie, Baader, Schelling, Hegel. —

Schon oft ist der Versuch gemacht worden, aber nie gelungen, das eigne Einschlafen zu belauschen. Allerdings ist es ein Widerspruch, das Bewußtsein noch zu haben, während es schwindet; allein ich bin der Sache doch in dieser Zeit etwas nahe gekommen. Ich erfahre jetzt oft, daß ich zum Schlafen geneigt bereits die Einwirkung empfinde, wie der Zusammenhang der Gedanken sich auflöst, und zugleich noch wach genug bin, um dies scharf aufzufassen und als ungehörig zu verwerfen; wäre es schon der völlige Traumzustand, so könnte das Letztere nicht stattfinden, denn im Traume wundert man sich wohl über die Bilder und ihre Folge, aber man fordert nicht, daß dies anders sein soll. Eine Nervenschwäche liegt hier offenbar zum Grunde. —

Man sagt, verschiedene Aeußerungen, zu denen der jetzige Zustand des Königs die Leute aus dem Volke so leicht veranlaßt, hätten schon als Majestätsbeleidigungen vor Gericht gezogen werden sollen, allein aus Klugheit wäre alles in der Stille vertuscht worden. Freilich würde Bestrafung nur das Aergerniß vermehrt haben. In den obern Ständen kommen diese Majestätsbeleidigungen eben so häufig vor, als im untern Volk, und die feinsten Hofleute wetteifern mit diesem in den rohesten Ausdrücken, nur fehlt hier meistens der Angeber, und die Schimpfreden gehen ungeahndet hin, als habe niemand sie gehört. —

Donnerstag, den 24. Dezember 1857.

Die Polizei in Elbing ruht nicht; ſie hat einem Wirthe die Konzeſſionsentziehung angekündigt, weil er eine Geſellſchaft bei ſich aufnimmt, die kürzlich eine Bittſchrift an den Prinzen von Preußen gerichtet hat. Und der Prinz läßt das geſchehen, ſchlägt nicht mit Keulen drein! —

Der General von Plehwe iſt hier übel angekommen. Er hat in Papierſpekulationen große Summen verloren, und trotzend auf die Verdienſte, die er in der Reaktion ſich erworben zu haben glaubt, im Wahn, König und Staat ſeien ihm verpflichtet, verlangte er bedeutende zinsfreie Vorſchüſſe, oder wenn man ihm die nicht gebe, ſeinen Abſchied. Er glaubte damit einen unſchätzbaren Trumpf auszuſpielen, aber man hatte den großen bereit, und ſtach ihn. Man gab ihm den Abſchied. Nun ſchimpft er. Vor mehr als dreißig Jahren galt er als ein Muſter von ritterlicher Freimüthigkeit und war als Demagoge verrufen. Das hat ſich völlig geändert, mit den Jahren wurde er knechtiſch, eigennützig, hoffahrtig, unſicher. —

Freitag, den 25. Dezember 1857.

Bettina von Arnim war bei der Weihnachtsbeſcheerung geſtern in der Familie zugegen, aber nur auf kurze Zeit. Ihr Befinden iſt eher ſchlimmer als beſſer, und erregt große Sorgen. —

Großes Erdbeben im Königreich Neapel, viele Menſchen verunglückt. In der Hauptſtadt Angſt und Jammer. —

Der preußiſche Geſandte in Turin, Herr Braſſier de Saint-Simon, iſt in den Grafenſtand erhoben worden: die erſte ſolche Standeserhebung, die im Namen des Königs durch den Stellvertreter deſſelben geſchieht; eine Art Vikariatsgraf!

Brassier ist ein ganz dummer Mensch, aber ein Sohn der Herzogin von Kurland, also ein Halbbruder der Herzogin von Sagan, die für den Bastard ihrer Mutter nicht ohne schwesterliche Zärtlichkeit ist, und wohl zu seiner Erhebung viel beigetragen hat. —

Die Engländer haben gute Nachrichten aus Ostindien; es ist ihnen gelungen Luckno zu entsetzen und die dort eingeschlossenen Landsleute zu befreien. —

Sonnabend, den 26. Dezember 1857.

Eifrige Verhandlungen über die Art, wie man zur Regentschaft gelangen soll, ob durch den König, durch den Landtag, durch die Aerzte, durch eignen Entschluß. Ersteres wäre ein unwürdiges Possenspiel! das Zweite würde dem Landtag eine Initiative einräumen, die man ihm sonst nicht zugestehen will, das Dritte reicht nicht aus, die Aerzte liefern nur Angaben, die Folgerungen müssen doch wieder vom Prinzen und den Ministern gemacht werden; das Vierte ist das Richtige, aber dazu hat man keine rechte Lust, man scheut die Verantwortung. —

Sonntag, den 27. Dezember 1857.

Es ist gewissen Betreibungen gelungen, dem Prinzen von Preußen, der am Rhein dem Einfluß und Worte der Prinzessin ziemlich zugänglich geworden war, Mißtrauen und Kälte gegen dieselbe einzuflößen, und er ist bemüht, die Regierungsgeschäfte ganz für sich allein abzumachen. Es geht schon so weit, daß die Prinzessin selbst sagt, ihr Rath und ihre Empfehlung sei nur schädlich; wenn sie dem Prinzen einen Wunsch

äußere, thue er gewiß das Gegentheil! Sie kann aber sehr gut einen doch vorhandenen Einfluß unter solcher Aeußerung nur klug verstecken wollen! —

Montag, den 28. Dezember 1857.

Der Gesetzentwurf, der den Theilverkauf bäuerlicher Besitzungen verbieten soll, findet Schwierigkeiten im Justizministerium, und wird in der nächsten Landtagszeit nicht vorkommen. Der Prinz von Preußen will, daß diesmal nur das Nothwendigste zur Berathung vorgelegt werde: die Kreuzzeitungspartei sieht hierin ihre Benachtheiligung, sie hätte gar gern noch einige gute Schritte in ihrer Richtung gethan, die jetzt unterbleiben müssen. —

Dienstag, den 29. Dezember 1857.

Der Großherzog von Mecklenburg-Schwerin schilt seine Stände wacker aus, sie hätten nicht das Wohl des Landes zum Augenmerk, sondern nur ihre Junkervortheile. Bald wird sich zeigen, daß auch mit solchen „Musterständen" des politischen „gelobten Landes" nicht mehr zu regieren sei! Diese Stände können vom Landesherrn nicht einmal aufgelöst werden. —

Die Prinzessin von Preußen hat es übel genommen, daß in den Zeitungen angedeutet war, auch sie habe die Vorstellung der Dame aux camélias mitangesehen. Sie hat eine Berichtigung veranlaßt, die zugiebt, daß sie dreien französischen Vorstellungen im Königstädter Theater beigewohnt habe, doch die Dame aux camélias sei nicht von ihr gesehen worden. —

so sich an diesen Umstand lehnen? Hiesigerseits aber hat das Vorwärts allerlei Haken; nicht, daß es an Gelde fehle.

Ein Pactole von Louisd'oren und Quadrupeln fleußt über Bajonne und Perpignan. Darum bleibt es unverzeihlicher nicht schlagfertig zu sein. Wie langher rüstet man nicht schon! Die Truppen verabscheuen den spanischen Krieg; sie sind von dem Geiste der Nation angesteckt, der sich mit jedem Tage unverholener äußert. Dazu kommen körperliche Leiden. Mühsame Märsche bei schlechter Jahreszeit, unter Regen, in Koth und Kälte, haben die Lazarethe gefüllt, und gesunde Magen quält der Hunger. Wegen Mangels an Futter wurde ein Theil der Reiterei bis Agen zurückgebogen. Ueberschwemmungen und vernachlässigte Landstraßen, da die Präfekten blos Meinungspolizei üben, sind der Zufuhr hinderlich gewesen. Doch ein Hauptgrund der schlechten Versorgung liegt in den schlechten Anstalten und diese finden den ihrigen theils in dem Unverstande der Begünstigten, theils in ihrer Zuversicht, keine Verantwortung zu befahren. Unsre deutschen Ultra irren, wenn sie die französischen für ihres Gleichen halten. Hr. von K., Schöll, und wie sie sonst heißen, wissen zuverlässig nichts von Nebenabsicht, leben und kämpfen nur für die gute Sache, die reine Lehre ehrlich. Hie zu Lande hingegen betrachtet man vor allen Dingen, was sie einträgt. Aechte Gesinnung macht unverletzlich, besonders wenn sie ein Priester verbürgt; und oft verstehen sich die geistlichen Herren zu mehr als christlicher Theilnahme für Lieferanten. Die einträglichsten Stellen überhaupt gehören ihren Vettern und Verwandten. Vielleicht haben auch Personen auf die Bestattung der Armee eingewirkt, die dem Kriege und seinen Gönnern übels wollen. Offenbar ist das Geschäft ohne Zusammenhang und bisweilen auf die verkehrteste Weise betrieben worden. Um über die drei Spannen

Bei dem Erdbeben im Königreiche Neapel sind nicht zweitausend, nein, über zwanzigtausend Menschen umgekommen, ganze Städte liegen in Trümmern. —

Mittwoch, den 30. Dezember 1857.

Die Volkszeitung warnt, die freie Verfügung der Bauern über ihren Grundbesitz durch ein Gesetz zu beschränken, besonders durch eines, das eigentlich nur den Zweck habe, die Bauern möglichst unfrei zu machen. —

Der preußische Gesandte in München, Herr von Bokelberg, ist daselbst gestorben. Ein gewöhnlicher, ganz unbedeutender Diplomat. —

Der gewesene badische Hofmarschall und Theaterintendant Herr von Auffenberg ist gestorben, 60 Jahr alt. Schlechter dramatischer Dichter, groß nur im Lärm und Ueberschwang. —

Donnerstag, den 31. Dezember 1857.

Die Volkszeitung rügt Urtheilssprüche unsrer Gerichtshöfe, die sich in Gewissenssachen einmischen. Eine katholische Schulhalterin zu Koblenz hatte ihren Schulkindern verboten, Papier bei einem von der Geistlichkeit gebannten Kaufmann zu holen; ein katholischer Schulmeister in Posen will nicht, daß die katholischen Kinder mit protestantischen umgehen, sie grüßen; beide haben die Gerichte als in ihrem religiös-sittlichen Recht erklärt. Auch das Vormundschaftsgericht hier hat einem Mädchen, das aus der Landeskirche sich ausgetreten ist, nicht erlaubt einen Juden zu heirathen, weil eine solche Ehe schwerlich eine glückliche sein werde. Das sind in

der That große Verirrungen, und Folgen der am Hof und im Staat so lange gehegten heuchlerischen Frömmelei. —

In Paris hat der alte Dupin, nachdem er bei Louis Bonaparte Dienste genommen, auch einer Sitzung der Akademie wieder beigewohnt, aber niemand sprach mit dem Ueberläufer, niemand grüßte ihn, niemand erwiederte seinen Gruß. Er lächelte schamlos. —

Rellstab zeigt in der Vossischen Zeitung die zweite Auflage von Fürst's Denkschriften der Frau Henriette Herz lobend an, und rühmt besonders die Wahrhaftigkeit derselben. Aber grade diese fehlt gar oft, nicht nur in ganz falschen Angaben, die nur von Unkunde oder Mangel an Urtheil zeugen, sondern ganz besonders auch im Verschweigen, mit Wissen und Absicht. Ueber Gentz giebt die Schreiberin entschieden Falsches, über Humboldt's, Schlegel's, Schleiermacher's ꝛc. vertuscht sie Allbekanntes, von ihr selbst Miterlebtes. Ihre Aufzeichnungen sind nur mit großer Vorsicht aufzunehmen. —

Das Ublich'sche Sonntagsblatt erscheint künftig in Gotha. Beim Magdeburger Drucker durfte den Druck fernerhin übernehmen, man hatte ihnen von Seiten der Polizei mit Entziehung ihrer Gewerbekonzessionen gedroht, ganz ungesetzlich. —

Der König hat dem Prinzen von Preußen durch eine mündliche Botschaft sagen lassen, in seiner Verwaltung der Geschäfte nur so fortzufahren: den Namen des Prinzen aber fand er nicht, er sagte: „Dem — dem, nun sie wissen ja wen ich meine, dem der jetzt alles macht, denn ich kann es ja nicht!“ — Der König soll schwerhörig geworden sein. — Bei einem Spaziergange setzte er die Königin in große Verlegenheit, indem er schnell voranlief, so daß sie bei ihrem Hinken nicht folgen konnte, und ihn ein paar Augenblicke fast verloren hatte. —

1858.

Freitag, den 1. Januar 1858.

Die Spener'sche Zeitung enthält ein eingesandtes Neujahrsgedicht an den Kultusminister von Raumer, aus Kulm von einem Kommunallehrer Franz Lemke. Seit hundert Jahren ist so niemand besungen worden! Man ist versucht, den Ernst für Hohn und Spott zu nehmen. In den Versen wird der Minister „Sie" und „Eure Exzellenz" angeredet, mit plattester Schmeichelei beschüttet. Jedenfalls ist diese Poesie des Ministers von Raumer würdig. —

Der König hat heute die Neujahrswünsche seiner nächsten Umgebung in guter Fassung empfangen, auch einige Worte leidlich gesprochen, nur konnte er Namen nicht finden. — Der Leibarzt Schönlein sagt, möglich sei es, daß der König in wenig Wochen wieder hergestellt sei, — für einige Zeit, — aber nicht wahrscheinlich. —

Sonnabend, den 2. Januar 1858.

Der König hört nicht mehr gut, man fürchtet, daß nun auch die Augen schwach werden. Die Königin soll den Anstrengungen, den kranken Mann zu überwachen, fast erliegen. Dieser Ausgang des hoffährtigen, auf höhere Gottesgnade pochenden, geistesbeweglichen und aller seiner Vortheile frohen Königs hat etwas Tieferschütterndes. Keine härtere Strafe,

keine ſchmachvollere, konnte für ſeine Thorheiten und Härten ausgedacht werden, als dieſe, die ihn trifft, ihn zum Gegenſtande des Mitleids — und auch des Geſpöttes — ſeiner Unterthanen macht, über die er ſich ſo weit erhaben wähnte. Man denkt an die bibliſchen Könige, die von Gott verlaſſen und mit Strafen heimgeſucht werden. In der preußiſchen Geſchichte iſt dergleichen Schickſal noch nicht vorgekommen. —

Sonntag, den 5. Januar 1858.

Die Luft etwas ſcharf, aber ſie verlegt mich nicht, im Gegentheil. Daher entſchließ ich mich zu einem Gang nach den Zelten, zu ſehen was Bettina von Arnim macht. Wir laſſen uns nur bei Fräulein Armgart melden, die uns ſagt, es gehe der Mutter etwas beſſer, ſie ſchlafe nachts etwas mehr, doch leſen ſie ihr immer bis zwei Uhr Morgens vor — bisher auch wohl bis vier Uhr! — lauter ſchlechte Romane, voll Begebenheiten, aber mit glücklichem Ausgang; ob die Mutter immer darauf höre, ſei nicht zu verbürgen. —

Der amerikaniſche Geſandte hier hatte kürzlich alle hier anweſenden Bürger der Vereinigten Staaten bei ſich verſammelt, auch Humboldt war eingeladen; er ſprach mit allen, und alle waren entzückt von ſeiner Freundlichkeit, ſeinem Geiſte. Sein Engliſch war leicht und fließend, gab aber doch in mancher Ausſprache und Redewendung den Nicht-Engländer zu erkennen. Sein Franzöſiſch dagegen kann für das eines Franzoſen gelten. —

Der Prinz von Preußen hat Abgeordnete des Treubundes, die ihm Glückwünſche brachten, ſehr ernſt und kühl empfangen. Er ſagte ihnen unter andern, der Name, den ſie ſich beilegten,

sei nicht richtig, treu seien alle, auch die nicht zu ihnen gehörten. —

Die Matthäikirche, wo Büchsel predigt, sonst immer dicht gefüllt von eifrigen Frommen, ist seit der Krankheit des Königs immer leerer geworden, und kaum noch zur Hälfte besetzt. Man sieht, welche Art von Frömmigkeit hier waltet! —

Montag, den 4. Januar 1858.

Der Fürst von Thurn und Taxis ist in Prag Doktor der Rechte geworden, und hat eine Disputation gehalten, in der die Todesstrafe als unrechtlich und unmenschlich dargestellt werden. —

Im Publikum ist jetzt die völligste Gleichgültigkeit in Betreff des Königs, ja sie schlägt in Schimpf und Verachtung um. Man nennt schon mit Zuversicht die neuen Minister, mit denen der Prinz von Preußen sich umgeben werde, Rudolph von Auerswald, General von Benin, Graf von Schwerin, auch den lahmen Heinrich von Arnim-Zitzik. —

Dienstag, den 5. Januar 1858.

Die Nationalzeitung bringt den Schluß ihrer tadelreichen Besprechung des Buches von Haym über Hegel, das eine weit schärfere Abfertigung verdient hätte. Doch ist der Kritiker von dem Buche schon so angesteckt, daß er folgenden Satz niederschreiben konnte: „Wir wollen einräumen, daß der ganzen Ausführung des Verfassers ein nicht unberech-

tigter Vorwurf gegen die gefeierte Bildungsepoche zu Grunde liegt, die man als das klaſſiſche Zeitalter unſrer Litteratur zu bezeichnen pflegt. Es iſt der Vorwurf, daß die Nation ſich zu einer Zeit, wo ſie die bitterſten Erniedrigungen erfuhr, ja wo ihr ganzes Daſein in Frage geſtellt wurde, mit Poeſie und Philoſophie, mit den höchſten idealen Intereſſen beſchäftigte, ſtatt Hand an's Werk zu legen und zunächſt die politiſchen Dinge in Ordnung zu bringen. Man kann Schelling und Hegel neben Goethe und Schiller vor allen andern als die Männer hervorheben, die den Geiſt der Nation auf jene Bahnen hinausführten, und in ſo fern ihr Auftreten als ein Unglück für Deutſchland bezeichnen." Unverſtand und Dünkel können ſich wohl nicht höher verſteigen, als in dieſer ſtelzen Jämmerlichkeit dieſes albernen Geſchwätzes. Die Nation, die Nation! als ob es ſo etwas gegeben hätte, ausgenommen in der Richtung, die grade verurtheilt wird! Als gäbe es jetzt etwas der Art, außer in Wunſch und Trieb! „Hand an's Werk zu legen", wie und wo denn? O des dummen Kerls! Wie konnte nur Zabel dergleichen Unſinn aufnehmen?! —

Man arbeitet an neuen Beſchlüſſen in Betreff der Regierung. Zunächſt iſt es auf Verlängerung der Stellvertretung abgeſehen, mit der aber wenig gewonnen ſein wird, und außerdem iſt ſie ein Trug, denn der König iſt nicht in einem Zuſtande, der ſeinem Willen und ſeiner Unterſchrift Gültigkeit geben konnte. Der Prinz iſt in einer beklemmenen Lage, er arbeitet mit Miniſtern, die ſein Zutrauen nicht haben, er iſt auf ihren Rath und Beiſtand angewieſen, die er lieber von andern empfinge. —

Der Prinz von Preußen hat mit Herrn von Bethmann-Hollweg und mit Herrn von Gruner eine Unterredung gehabt. Dem General von Benin zu Mainz hat er den Rothen Adlerorden erſter Klaſſe in Brillanten verliehen. —

In Augsburg wird ein Unfug getrieben, deſſen Thäter nicht zu ermitteln iſt. Den Mädchen werden Abends auf der Straße unverſehens die Zopfe abgeſchnitten! — Hier in Berlin finden ſich die Droſchkendecken häufig zerſchnitten, und im Dom die Damenmäntel. —

Mittwoch, den 6. Januar 1858.

Die Zeitungen melden das Ableben der großen Schauſpielerin Rachel und des Feldmarſchalls Grafen Radetzky. —

Brief und Sendung aus Köln von Herrn Prof. Dunger. Er ſchickt mir einen Abdruck des fertigen Briefwechſels zwiſchen Knebel und ſeiner Schweſter, die letzten Bogen waren mir noch unbekannt. —

Die Stellvertretung des Königs durch den Prinzen von Preußen ſoll bereits verlängert ſein, und diesmal auf unbeſtimmte Zeit. Man erwartet die öffentliche Bekanntmachung mit jedem Tage, nur ſcheint die Abfaſſung einige Verlegenheit zu bereiten. Wie ſoll man die Sache vorſtellen? Iſt der König ſeines Geiſtes ſo mächtig, daß er dergleichen Verfügungen ſelbſtſtändig treffen und mit gutem Wiſſen unterzeichnen kann? Das möchte man doch nicht mit dürren Worten behaupten, und in der Sache gleichwohl liegt es. —

Die Geiſtlichen in Pommern, die ſich für die Union entſchieden und in ihrer Schrift an den Oberkirchenrath den Oberpräſidenten von Senft-Pilſach und den Superintendenten Jaspis angeklagt haben, werden nun, da der Oberkirchenrath ihnen nicht antwortet, ihre Beſchwerde dem Prinzen von Preußen einreichen. —

Der Profeſſor Stahl, der ſeine Entlaſſung vom Oberkirchenrathe begehrt hat, erlangte ſie vom Könige nicht,

der den Schächer gern beibehalten wollte; der Prinz von Preußen wird sie ihm geben. —

Nachmittags Besuch von Herrn Dr. Lassalle. Manches kam zur Sprache, die Verdienste der Franzosen um das Fortschreiten der staatlichen und gesellschaftlichen Bildung, das Haym'sche schlechte Buch gegen Hegel und die nicht minder schlechte Kritik des Buches in der gestrigen Nationalzeitung, die dumme Forderung an eine Nation, sie solle Hand an's Werk legen, ihre politischen Zustände zu verbessern, auch in Zeiten und Lagen, wo dazu nicht die geringste Handhabe sich bietet, und noch sonstiges der Art. —

Die gewaltsamen Einschreitungen der Behörden in Elbing sind von dem Prinzen von Preußen mißbilligt worden; der Minister des Innern aber hat den Verweis, den er ihnen zu geben hatte, so sehr abgeschwächt, daß der Tadel nur angedeutet wird! — (Der Prinz war selber doch nicht recht entschieden, sondern lau!) —

Der König hat anstatt Eau de Cologne sich Tinte über die Hände gegossen und in's Gesicht gerieben, und dann die geschwärzten Finger stumpfsinnig angesehen, ohne recht zu wissen, was er gethan. —

Donnerstag, den 7. Januar 1858.

Der Staatsanzeiger bringt einen Erlaß des Königs von gestern, durch den dieser dem Prinzen von Preußen die fernere volle Stellvertretung auf drei Monate überweist, also nicht auf unbestimmte Zeit, wie früher beantragt war. Alle Minister haben den Erlaß unterzeichnet. Ob die Unterzeichnung des Königs mit Bewußtsein geschehen, bleibt in Frage. Die schönen Sachen, die er seinem Bruder sagt,

ſind ihm zuverläſſig nur beigelegt. — Dann folgt ein Erlaß des Prinzen, der die Stellvertretung übernimmt. Die Wiederherſtellung des Königs wird immer noch als möglich angenommen. Ob der Landtag zur Regentſchaft hilft? —

Der Prinz von Preußen hat zuletzt noch gewollt, daß ſeine neue Stellvertretung nicht auf unbeſtimmte Zeit ausgeſprochen würde, ſondern auf drei Monate. So iſt es denn auch formulirt worden. In der Sache ſelbſt macht es keinen Unterſchied. —

In ſeinem vierundachtzigſten Jahre ſtarb am 28. Dezember zu Trzibliz bei Loweſitz der Graf Franz von Klebelsberg, ehmals Deutſcher Herr, Präſident der Hofkammer zu Wien ꝛc. Seine Wittwe Amalie vormals verheirathete von Lowezow, geb. von Breſigke, iſt die Mutter der lieblichen Fräulein von Lowezow, die Frau noch eine leidenſchaftliche Neigung für Gerde hatte. Der Graf Franz war 1809 bis 1812 in Prag, wo ich ihn oft ſah; einſt warteten wir bei der ſchönen Schauſpielerin Julie Löwe mit eigenſinniger Beharrlichkeit jeder auf das Weggehen des Andern bis über Mitternacht hinaus, wobei der Unmuth noch dazu ſich unter angenehmen Geſprächen verſtecken mußte! —

Freitag, den 8. Dezember 1858.

Mit Ludmilla zu Frau Coſima von Bülow gefahren, wo wir zugleich ihre Schweſter Blandine fanden, verheirathete Mad. Ollivier, vorgeſtern von Paris angekommen. Beide Schweſtern ſehr liebenswürdig und angenehm lebhaft.

„Quid faciamus nos?“ iſt der gezierte Titel einer hier gedruckten Flugſchrift über die Politik Preußens. Ich mag das nutzloſe Gerede nicht leſen, über preußiſche Politik iſt

alles nur in den Wind geſprochen, und meiſtens auch aus dem Wind.

Magiſtrat, Stadtverordnete, Gewerke, alles iſt emſig beſchäftigt mit Verabredungen, Anſtalten, ſtreitenden Vorſchlägen in Betreff der Einholung der engliſchen Prinzeſſin. Geld genug wird aufgewandt, Eitelkeit und Augendienerei wetteifern! —

Das preußiſche Kriegsſchiff „die Grille", in Havre gebaut und von hier aus neu bemannt, war beſtimmt, die engliſche Prinzeſſin nach Deutſchland zu bringen, man ſetzte einen Stolz darein, daß unſre Marineſpielerei ſo weit gediehen! Die Königin von England hat aber widerſprochen, und will ihre Tochter einem neuen unerprobten preußiſchen Schiff nicht anvertrauen, ſie wird auf engliſchem Schiffe die Ueberfahrt machen. „Die Grille" wird ſich nun demüthig dem engliſchen Geſchwader anſchließen. —

Sonntag, den 10. Januar 1858.

Die Volkszeitung beſchäftigt ſich wiederholt mit unſern politiſchen Gefangenen, ſie erinnert mit Nachdruck, daß noch niemand bei uns begnadigt worden — ausgenommen Leute, die für die Reaktion gefrevelt haben, — daß mehrere geſtorben, viele in der Verbannung, einige noch im Kerker ſchmachten. Man ſieht deutlich, ſie arbeitet auf eine Amneſtie hin, meidet aber das Wort auszuſprechen, um nicht den Schein des Forderns zu haben. Es bleibt aber noch ſehr zweifelhaft, ob ſelbſt bei Uebernahme der Regentſchaft, die doch eintreten muß früher oder ſpäter, der Prinz von Preußen eine Amneſtie geben wird. Auch die Vermählung

breite Bidassoa zu setzen, werden Pontons, die Toulouse oder Montauban verfertigen könnten, zu Straßburg gebaut. Sie kosten nagelneu 35,000 Fr.; aber die Fracht beträgt 130,000. Ebenso beläuft sich das Porto jeder Kanonenkugel, aus Lille statt aus Brest geholt, 6 Fr. Die Tagesblätter haben den Unfug bereits gerügt. Messe und andre Plackereien ermüden den Soldaten. Ein junger Obrist, es giebt deren sehr viele, altklug je weniger sie gedient, verbot seinen Reitern, indeß der Himmel mit Kannen goß, die Mäntel umzuhängen, weil sie durchnäßt den Pferden lästig.

Dem hiesigen Hofe hat die Translation des Königs von Spanien nach Sevilla, wie natürlich, grausam mißfallen. Sie erweitert den Spielraum des Krieges. Hätten 100,000 Mann zugelangt, werden jetzt 300,000 erfordert. Auch den Josephinos behagt die Maßregel nicht durchaus. Sie glauben, daß sie von England herrühre und weder St. Court noch Canning flößen ihnen Vertrauen ein. „Von Sevilla sei Entführung leichter als aus der Hauptstadt. Ein Fahrzeug kürze die Umständlichkeiten einer zahlreichen Familie und mache die Kleinmüthigkeit der Eingeschifften unwirksam. Man könne den Ausfluß des Guadalquivir in einer günstigen Nacht erreichen."

Versuche zu fliehen dürften nicht ausbleiben. Als Krankheitsvorwand nicht mehr gelten wollte, erklärte der König Schulden halber die Reise verschieben zu müssen, und immer hatte er sich verrechnet und dreimal wurde die Summe verdoppelt. Freiwillige Beiträge schafften sie. Die letzte Million Realen aber war von einer Warnung begleitet, der Se. Maj. rathsam erachtete sich zu fügen. Der König weiß, insbesondere bei gemeinen Leuten, sich beliebt zu machen. Am 7. Juli gewann er die Gunst der Milizen durch Austheilung von Cigarren. Sie lobten seine Traulichkeit, ob-

ſeines Sohnes wäre eine Seltenheit; aber es wird genug Halunken geben, die dringend abrathen! —

Frau von Marenholtz iſt in Brüſſel mit gutem Erfolge thätig für die Verbreitung der Fröbel'ſchen Lehre und die Errichtung von Kindergärten. Nur hier findet ſie Schwierigkeiten und böſen Willen abſeiten des Unterrichtsminiſters von Raumer. —

Der Prinz von Preußen hat die Ueberwachung der Polizei bei den gottesdienſtlichen Verſammlungen der Reformjuden und der Diſſidenten überhaupt abgeſchafft, ausgenommen wo der begründete Verdacht waltet, daß der Gottesdienſt nur ein Deckmantel politiſcher Abſichten ſei. Er hat auch ſeinen Tadel darüber ausgeſprochen, daß man das Ublich'ſche Sonntagsblatt verfolgt und in's Ausland gedrängt hat. —

Auf einem der Spaziergänge, die der König in Begleitung eines Adjutanten zu machen pflegt, redete er eine Schildwacht an, und ſagte: „Du biſt wohl lange nicht zu Hauſe geweſen?" — Nein, Euer Majeſtät; ich habe keinen Urlaub bekommen. — „Nun, ich gebe dir Urlaub, geh nach Hauſe und ſehe was deine Eltern machen, und ſage, du haſt deinen König geſehen!" — Dann wandte er ſich zu dem Adjutanten und ſagte mit ſchmerzlichem Lächeln: „Seinen verrückten König!" —

Montag, den 11. Januar 1858.

General Adolph von Willisen iſt beauftragt, der Begräbnißfeier des Feldmarſchalls Grafen Radetzky in Wien preußiſcherſeits beizuwohnen. Ihn begleiten noch zwei Offiziere. —

Der König wird täglich im Wagen herumgeschleppt, durch die Stadt, in den Vorstädten, im Thiergarten. Man thut, als ob er manches besichtige, Neubauten, Bethanien ꝛc. Es ist aber nichts. Heute sah ihn jemand fahren, er lag mit em Kopf in der Ecke des Wagens und schien völlig stumpf. Kutscher und Vorreiter waren unwillig, daß sie im Gedränge von Wagen nicht schnell genug durchkamen. Sie sollen das Stillhalten vermeiden. —

Dienstag, den 12. Januar 1858.

Herr von Jasmund, bisher Redakteur des Preußischen Wochenblattes, ist Privatsekretair des Prinzen Friedrich Wilhelm geworden, und begleitet ihn auf der Reise nach England. Was sagt dazu die Kreuzzeitung? —

Der König hat einen stinkenden Ausfluß aus dem Ohr. Als er neulich an Bethanien vorfuhr, wo er seinen Liebling Niebuhr — auch gehirnkrank jetzt — besuchen wollte, hatte er vergessen, was Bethanien und wer Niebuhr sei, den Menschen kenne er ja gar nicht, rief er aus, und man mußte weiterfahren. —

Heute wurde der Landtag eröffnet durch eine Thronrede, die der Ministerpräsident von Manteuffel ablas. Ueber den Zustand des Königs wird eine grobe Lüge vorgebracht. Ueber die Finanzen wird eingestanden, daß die im vorigen Jahre geforderten neuen Summen, die der Landtag abgelehnt, auch nicht nöthig gewesen seien! —

Durch die kleinen Erleichterungen, die dem Prinzen von Preußen verdankt werden, sehen wir erst recht, unter welchem schändlichen Druck alles steht! Die Krankheit des Königs wirkt in diesem Betreff wie Hinckeldey's Tod, man athmet

auf. Aber das Vertrauen auf den Prinzen iſt doch nicht allzu groß, man ſagt ſich, daß noch ganz andre Dinge geſchehen müßten, daß dieſe kleinen Züge nicht viel bedeuten, daß der Prinz einer bloßen Stimmung folge und auch wieder umgeſtimmt werden könne ꝛc. —

Der General von Plehwe hat folgende Erklärung in eine Königsberger Zeitung einrücken laſſen: „Verläumdungen, die bereits in die öffentlichen Blätter übergegangen ſind, nöthigen mich zu folgender Erklärung: Bei der Trautenau'ſchen Angelegenheit bin ich nur in ſo weit betheiligt als ich dem Dominium in den Jahren 1851 und 1855 die Summe von 23,000 Thalern baar ohne Pfand und ohne Zinſen dargeliehen habe. Wechſelverpflichtungen exiſtiren von mir nicht und bin ich, außer Sr. M. dem König und dem Vaterlande, außer Liebe und Dankbarkeit, niemanden etwas ſchuldig. Königsberg, 6. Januar 1858. von Plehwe, Gen.-Lieutenant zur Dispoſition."

Die Kölniſche Zeitung ſagt hierüber: „Wir geſtehen, daß uns Delphiſche Orakelſprüche nicht dunkler ſind, als dieſe Erklärung. Herr Gen. v. Plehwe iſt uns nur dadurch bekannt geworden, daß er Ereigniſſe in der ruſſiſchen Geſchichte als Feſte für den preußiſchen Patriotismus feierte, im Sinne jenes andern neupreußiſchen Patrioten, welcher ſagte, das preußiſche Volk betraure den Tod des Kaiſers Nikolaus wie den eines Vaters. Die ruſſiſch-preußiſchen oder preußiſch-ruſſiſchen Nationalhymnen waren dabei von Spottverſen auf England begleitet. Sonſt wiſſen wir über den Herrn Gen. nur noch, daß er ein eifriger Gönner des bekannten Patrioten Lindenberg ſein ſoll. Denn was man ſich über die Urſache ſeines neulichen plötzlichen Rücktrittes erzählte, ſchien uns für die Oeffentlichkeit nicht geeignet." [Hierauf einige Bemerkungen über die dem Dominium geliehene Summe, die

Kölnische Zeitung findet das unklar, und ſchließt:] „Sollte die Sache nicht vielleicht einen Haken haben?“ — Einen Haken allerdings; Plehwe's Sohn iſt Domainenpächter, ihm hat er die Summe vorgeſchoſſen, vom Staate ſie wiederverlangt. —

Mittwoch, den 13. Januar 1858.

Bei unſrem Mittageſſen Beſuch von Herrn Oberlandforſtmeiſter von Burgsdorf. Erzählungen von Radziwill's, Herzogin von Sagan, Gräfin Pauline Neale und Frau von Bergh geb. Neale. Ueber Wrangel, Burgsdorf mag ihn nicht mehr ſehen. Ueber die Krankheit des Königs; am Hof und in der Stadt weiß man recht gut, wie ſchlecht es ſteht. Die amtliche Lügenverſicherung in der Thronrede wird allgemein verachtet und geſchmäht. —

Der Prediger Krummacher in Potsdam hat hier in einem Vortrag öffentlich erklärt, daß er die neun Artikel der Evangeliſchen Allianz, für die er noch vor einigen Monaten geſtritten und geworben, nach reiferer Einſicht nun doch verwerfe, als zu beengend, man müſſe die Formel allgemeiner machen! Der Schwarzrock! — Der Prof. Hengſtenberg eifert fortwährend gegen die Evangeliſche Allianz, und wirft ihr vor, ſie gebe ſich mit Sektirern ab und laſſe Freimaurer zu! Der Schwarzrock! —

Die Schrift „Quid faciamus nos?“ iſt von Dr. Konſtantin Franz. Sie erlebt einen zweiten Abdruck, ganz unverdient! Man iſt hungrig, und verzehrt das erſte beſte Dargebotene! —

Donnerstag, den 14. Januar 1858.

Die Volkszeitung bespricht die Thronrede, größtentheils billigend, doch auch tadelnd. — Die Neue Preußische Zeitung nimmt die Versicherungen und Verheißungen Manteuffel's in Betreff des Königs eifrig auf, und stellt sich, als glaube sie alles; sie hat ein Arg dabei, nämlich die Beschämung des Ministers, wenn seine Worte sich als falsch erweisen. — Heute bringt der Minister-Präsident dem Landtage näheren Bericht über die Krankheit des Königs, die Gutachten der Leibärzte, daß derselbe dispositionsfähig sei ꝛc. Die Aerzte haben, wie gewöhnlich in solchen Fällen, das bescheinigt, was die Staatsbehörde — klug oder dumm — von ihnen verlangte. Der Stand der ärztlichen Wissenschaft ist ja von der Art, daß man sich bei jedem Ausspruche mit Worten verschanzen kann, die als gültig angenommen werden. —

Freitag, den 15. Januar 1858.

Telegraphische Nachricht aus Paris von einem Mordversuche gegen Louis Bonaparte; Hohlkugeln, die unter dem Wagen zerplatzten, haben diesen Wagen zertrümmert, ein paar Menschen und ein Pferd getödtet, viele Leute verwundet, Bonaparte und seine Frau blieben unbeschädigt und wohnten der Oper bei. „Die Fortsetzung folgt." —

Auffallend ist mir die Furcht, welche die Aristokraten vor Frankreich haben, die Angst, mit der sie in Louis Bonaparten ihr Heil sehen! Sie haben die engsten, thörichtsten Vorstellungen. —

Sonnabend, den 16. Januar 1858.

Aus Paris noch nichts Genaueres über den Mordanſchlag. Merkwürdig, wie hier die Rettung Louis Bonaparte's von vielen Leuten geprieſen wird bloß aus Furcht vor dem Ungewiſſen, das an ſeine Stelle träte. Für ihn ſelbſt hat niemand Theilnahme, als hie und da ein ſchlechter Enthuſiaſt, der ſich vom äußern Erfolge blenden läßt. —

Sonntag, den 17. Januar 1858.

Mich langweilt das unaufhörliche Geträtſch über die bevorſtehende Vermählung des Prinzen Friedrich Wilhelm, das Bekümmern um die Betheiligungen, Anſtalten, Koſtüme, das Fragen nach tauſend gleichgültigen Kleinigkeiten, die dabei vorkommen ſollen! Dieſer lakaienhafte Eifer findet ſich am meiſten bei ſolchen Leuten, welche dem Vorgang am fernſten ſtehen, bei kleinen Beamten, Kaufleuten, Frauen aus dem Mittelſtande; die vornehme Klaſſe benimmt ſich ruhiger und gleichgültiger. Auch die Zeitungen halten ſich zur Beiferung, zum Lärm und Jubel verpflichtet. Die Poeſie pflegt bei ſolchen Gelegenheiten ihre häßlichſten Mißgeburten ſchamlos zur Schau zu ſtellen, einige haben wir ſchon geſehen! —

Das Krönungs- und Ordensfeſt fand heute Statt, aber ohne Ordensvertheilung. Dieſe Enthaltſamkeit ſoll Pietät vorſtellen, iſt aber doch nur wieder eine Halbheit, denn der Prinz hat ja ſchon den Rothen Adlerorden in Brillanten dem General von Bonin ertheilt. — Der Prinz Ludwig von Schönaich-Carolath ſchimpft auch darüber, ihm ſei der Rothe Adlerorden zweiter Klaſſe verſprochen, ſagt er, nun muß er noch in's Unbeſtimmte warten. —

Der Prinz von Preußen ist heute Abend nach London abgereist und wird zwölf Tage von hier abwesend sein. Kein König, kein Stellvertreter, das geht also! Man sollte diese Entbehrlichkeit nicht so offenbar bekennen! —

Montag, den 18. Januar 1858.

Wegen seiner Schrift „Kerkerblüthen" ist der ehmalige Pfarrer Schlatter nun auch vom Mannheimer Oberhofgericht zu sechswöchentlicher Festungshaft verurtheilt worden. —

Dem angeblich wegen irriger Lehre plötzlich entlassenen Professer Baumgarten in Rostock haben die Studenten in feierlicher Deputation ihr Bedauern und ihre Achtung ausgedrückt. Die Maßregel der Regierung, von dem gleißnerischen schönthuenden von Schröter unterzeichnet, ist erfolgt ohne vorhergängige Untersuchung, ohne verstattete Vertheidigung. Eine wahre Büberei. —

Der König hatte wieder starken Blutandrang nach dem Kopfe. Dabei hört man immer wieder Versicherungen, es gehe besser, er spreche ganz ordentlich. Man hält diese Annahme fest, um allerlei Uebelständen zu entgehen; sie allein macht es möglich, die bevorstehende Vermählung feierlich zu begehen, Jagden zu halten, Theater zu besuchen, überhaupt guter Dinge zu sein, besonders aber auch den Landtag beschwichtigt zu erhalten. —

Dienstag, den 19. Januar 1858.

Alle Zeitungen ſind voll von Angaben und Betrachtungen über den Mordverſuch in Paris. Die Volkszeitung ſpricht mit Abſcheu von Meuchelmord, erklärt ihn aber als eine Folge des unterdrückenden Zwanges, der in Frankreich herrſcht, und ſpottet der Staatsretterei, der ſtarken Regierung. Mit dem Abſcheu vor dem Meuchelmord iſt es aber in der Welt ſo ſo; von allen Seiten und Partheien iſt er unter gewiſſen Umſtänden gewünſcht, gebilligt, betrieben worden; man denke an Harmodios und Ariſtogeiton, an Brutus, an Charlotte Corday; einem Mörder des alten Bonaparte hätte halb Europa zugejauchzt. Ich erinnere mich noch ſehr gut, daß in der vornehmſten Geſellſchaft Wiens es den Deutſchen zum Vorwurf gemacht wurde von den feinſten Damen und Herren, daß noch keiner ſich gefunden habe, die Welt von dem Ungeheuer zu befreien! Prof. Immanuel Bekker ſagte mir noch 1810 in Paris voll Ernſt: „Sie werden morgen dem Kaiſer Napoleon vorgeſtellt, benutzen Sie die Gelegenheit und ſtechen Sie ihn todt.“ Ich fragte, zu weſſen Vortheil? Die Freiheit werde nichts gewinnen, Oeſterreich aber mich unbedenklich den Gerichten überliefern! —

Mittwoch, den 20. Januar 1858.

In der Nationalzeitung ſteht ein beſonnener Aufſatz über Königsamt, Stellvertretung, Regentſchaft; ſcheinbar einverſtanden mit dem Geſchehenen, aber ernſte Winke deuten weiter hinaus. Die Volkszeitung weiſt die tückiſchen Folgerungen zurück, die man aus dem Pariſer Mordverſuch ziehen möchte. Die Spener'ſche Zeitung iſt ganz toll in

Annahmen und Voraussetzungen, wie nur die Polizeiwirthschaft sie wünschen kann. —

Gelesen, in Frederick Douglas bis 1 Uhr Morgens. — Ruhige Stärke, welche die englische Presse den frechen, wüthigen und lächerlichen Ausfällen des Grafen von Mornay entgegensetzt. Albernes Geschwätz Louis Bonaparte's, erbärmliche Verdrehungen, freche Lügen, wen kann er hoffen mit dergleichen Schnickschnack einzufangen? Vielleicht einige Fürsten und Minister, — ja, diese Klasse hat solche Dummköpfe. Für helle, denkende Menschen zeigt er sich nur recht als gleißnerischer — —.

In Paris sind der Spectateur und die Revue de Paris unterdrückt worden, als gefährlich! —

Der Kreuzzeitungsparthei ist die Heirath des Prinzen Friedrich Wilhelm mit der englischen Prinzessin tief verhaßt, schon weil die Prinzessin von Preußen und ihr Gemahl sie eifrigst wünschten. Die Gerlach's und ihr Anhang arbeiteten im Stillen heftig daran, daß eine Heirath des Prinzen mit einer Prinzessin von Leuchtenberg zu Stande käme, sie hofften dies mehr am russischen Hof als am hiesigen durchzusetzen, allein sie fanden weder dort noch hier Eingang, und alle Ränke waren umsonst. Ja, wenn der Kaiser Nikolaus am Leben geblieben wäre und gesiegt hätte! Da hätte der Plan gelingen können. Nikolaus hatte auch mehr Gunst für die Leuchtenberg's, als der jetzige Kaiser. — Natürlich thut aber die Kreuzzeitung nun ganz devot und erfreut, und heuchelt aus allen Kräften. —

Freitag, den 22. Januar 1858.

Die Volkszeitung rügt mit Ernſt die Einſtimmung der Spener'ſchen Zeitung — der einzigen — in die nichtswürdige franzöſiſche Polizeiſprache, die auf allgemeine Ausweiſung politiſcher Flüchtlinge aus England, Belgien und Piemont dringt. Hat Louis Bonaparte vergeſſen, daß er ſelber als Flüchtling in England Schutz fand, und von dort aus einen feindlichen Einfall nach Frankreich verſuchte, für den ihn Louis Philippe ohne weiters mit dem Tode hätte beſtrafen ſollen? Die Times ſpielen darauf bedeutend an, ſagen es aber nicht grade heraus. —

Der Graf von Erlach, deſſen Frau eine geborne Pourtalès iſt, hat den General von Pfuel verſichert, ſie alle hätten dem Könige dringend abgerathen, den Neuchateller Putſch zu machen, ſie hätten die Schwierigkeit des Gelingens vorausgeſehen, das Unternehmen für eine Thorheit erklärt, aber der König habe es durchaus gewollt, es ihnen befohlen, da hätten ſie denn gehorchen müſſen. Und der König hat öffentlich ausgeſprochen, die Sache ſei ohne ſeinen Willen und ohne ſein Wiſſen geſchehen!! —

Sonnabend, den 23. Januar 1858.

Die Nationalzeitung tritt mit Kühnheit gegen die franzöſiſche Regierung auf, beinahe noch ſchärfer die Volkszeitung. Das iſt doch eine gute Erſcheinung! Dieſe Blätter haben offenbar mehr Muth, als unſre Regierung. Der Volkszeitung iſt heut ihr Leitartikel „Lehren der Geſchichte" von der Polizei geraubt worden. —

Alles in Bewegung wegen der Vermählung. Die Damen beſorgen ihre Feſtanzüge, die Handwerker und Maſchinen-

gleich jedermann einsah, daß die Garden sich nie empört hätten ohne Geheiß des Königs. Seine größte Gefahr ist die Herzlosigkeit, womit er alle Diejenigen preisgiebt, die seinetwegen verunglücken. Bertrand de Lys wird ihm auf der Stelle zur Kanaille. Muth hat er noch bei keiner Gelegenheit gezeigt. Einem spanischen Kaufmann, der über Paris nach den Niederlanden ging, Waffen für Rechnung einiger Provinzen anzuschaffen, wurden vielerlei Fragen vorgelegt, z. B.:

„Sind Eure Minister Leute von Talent?"

„Ganz und gar nicht", war die Antwort, „der König wird sich wohl hüten Leute von Talent zu wählen: ihm ist arg genug, daß die Minister Patrioten sein müssen. Mehr brauchen wir nicht. Unsere Kraft besteht in den Provinzen. Diese wissen was sie wollen, halten ihren Entschluß fest und werden, sobald es Noth thut, mit Nachdruck in die Begebenheiten einschreiten. Herr von Martignac mag uns kommen. Man wird seine Vorschläge anhören. Allein bevor nicht die französische Armee aufgelöst ist, stehet nichts zu hoffen. Dann auch sind wir ernsten Willens Schadenersatz zu fordern."

Joel Barlow war der Meinung, das Repräsentativsystem arte nothwendig in Spiegelgefecht oder Tyrannei aus, wenn es auf keiner föderativen Grundlage beruhe. Etwas der letzteren Entsprechendes scheint in Spanien sich nicht aus Theorie, sondern aus Praxis zu bilden.

Herr von Villèle, des Ministeriums gescheutester Kopf, womit freilich noch nicht viel gesagt wird, versteht das Spiel der Börse und gewisse Schnurren der Intrigue meisterhaft, ist aber beim Lichte betrachtet ein politischer Hermaphrodit. Freund halber Maßregeln, macht er halbe Anleihen, will halben Krieg und geräth am Ende in ganz vollständige Verlegenheit. Diese hat ihn bewogen, vermuthlich nicht ohne

bauer — über 20,000 Mann — ihre Kleider, Fahnen, Musikchöre, die Kaufleute, die Schützengilde, der Magistrat ꝛc. Man kann hier recht die Bemerkung machen, daß die Theilnahme zu etwas Selbstständigem wird, worüber man den Anlaß beinahe vergißt! (Goethe's Hochzeitgäste, die frisch drauf los tanzen, aber nicht wissen wer die Braut ist!) —

Humboldt ist krank und muß das Bette hüten. Nur eine Erkältung, heißt es, aber in seinen Jahren ist das Geringste nicht ohne Gefahr! —

Gerüchte über Bunsen, er soll Freiherr werden, wieder Gesandter in London, Mitglied des Herrenhauses ꝛc. Was schiert es mich? Aber eine Hülfe wird die Regierung an ihm nicht haben, er ist ein verbrauchter Mann und kann nichts mehr leisten. Ob er persönlich auch unter dem dritten Könige Günstling ist, verschlägt im Ganzen nichts, nur ist es der Kreuzzeitungspartheі ein Weh. — (Er verneint die Gerüchte nicht.)

Der Polizeidirektor Stieber hat mehreren Personen, mit denen er gar nicht vertraut ist, heimlich vertraut, Mazzini sei kürzlich auf der Durchreise hier gewesen, die Polizei habe ihn gekannt und genau beobachtet, aber niemand habe Lust gehabt sich an ihm zu vergreifen, besonders da man wohl wisse, daß er stets von Leuten umgeben sei, die zum Morden bereit seien. Was bezweckt der Schelm mit dem albernen Mährchen? will er sehen, wer so dumm sei es zu glauben? Und dabei beschuldigt er sich und seine Helfer der Feigheit, der Pflichtvergessenheit! —

Aus der Zahl der Verwundeten in Paris bei dem letzten Mordversuch ersieht man, daß Louis Bonaparte außer seiner Militairbegleitung von einem ganzen Heer Polizeileuten umgeben war, die für gewöhnliches Volk gelten sollten. Und was haben alle die Anstalten genutzt? Die Polizei hat dem Anschlage nicht vorgebeugt, ihn nicht gewußt, sie hat die

Thäter in Paris geduldet, ihnen Päße ausgefertigt! Wozu der ungeheure Aufwand? Auch hat Bonaparte selber geschimpft und seine Polizei für die schlechteste in Europa erklärt. —

Sonntag, den 24. Januar 1858.

Die Luft iſt erfriſchend und mild. Ich entſchließe mich anſtatt andre Beſuche zu machen in den Thiergarten zu Bettinen von Arnim zu gehen, mit Ludmilla. Wir fanden Bettinen, die zwar ſelber ſagte, ſie ſei um vieles beſſer, in Wahrheit viel ſchlimmer, als da wir ſie das letztemal ſahen, ſehr bleich und abgezehrt, ſehr ſtumpf und ſchweigſam; doch war es ihr lieb, daß wir gekommen, und ſie drückte und ſtreichelte mir die Hand wiederholt. Dagegen war Fräulein Armgart außerordentlich geſprächig. Wir ſprachen von Voſſ, Salvotti, von Büchern, die für Bettinen zur Unterhaltung dienen könnten, man wollte dramatiſche Sachen, nicht geiſtreiche, ſondern luſtige, bei denen man lachen müßte, ich empfahl — Kotzebue, und Bettina ſtimmte lebhaft ein, ja Kotzebue! So weit iſt es alſo mit uns gekommen! In Töplitz hatte man ſich ſchon mit Vergnügen von Paul de Kock unterhalten laſſen. —

Montag, den 25. Januar 1858.

Bunſen erklärt in den Zeitungen, daß er wohl in den Adelſtand erhoben worden, aber in den Staatsdienſt nicht wieder eintrete. —

Der Staatsanwalt hat die von der Polizei weggenommene Sonntagsnummer der Volkszeitung wieder freigegeben; sonst gingen darüber mehrere Wochen hin, und man besann sich, ob die Polizei Unrecht haben dürfe. Doch ist keine Sicherheit, daß dies nicht wiederkehrt. —

Der Gastwirth in Potsdam, der ein Weltuntergangs-Konzert angekündigt hatte, ist schließlich freigesprochen worden, das Gericht fand keine Religionsverspottung in seiner Ankündigung, nur Unschicklichkeit. —

Der Leitartikel in der freigegebenen Volkszeitung ist aber nun doch ein andrer, als der früher angegebene. Man scheint sich darüber in Güte vertragen zu haben. Dem Redakteur ist es nicht zu verdenken, daß er unberechtigtem Ansinnen folgt, aber man sieht unsre Preßzustände. —

Keine Amnestie verkündet! Wieder die Gelegenheit schändlich versäumt! Schmach den elenden Ministern, die nicht auf Amnestie antragen! sie selber bedürfen ihrer doch am meisten! —

Vom Prinzen Friedrich Wilhelm erzählt man folgenden Zug. Er bestellte mehrere Wagen bei einem hiesigen Fabrikanten. Der Hofmarschall von Heinz machte Vorstellungen, der Mann habe sich im Jahr 1848 nicht gut benommen. „Was geht das Sie denn an?“ fuhr der Prinz auf, „das hab' ich lange vergessen, und er gewiß auch.“ —

In der Stadtverordnetenversammlung hier wurde eine Adresse an das Prinzliche Ehepaar berathen. Der Entwurf enthielt eine Stelle über „das freie England.“ Der Fürst Boguslaw von Radziwill drang auf deren Unterdrückung, man dürfe jetzt England nicht loben, dies Nest von Meuchelmördern! Die übrigen Stadtverordneten gaben ihrem fürstlichen Kollegen nach. Le pauvre hère! —

Dienstag, den 26. Januar 1858.

In der Leipziger Straße den Faktor der Druckerei von Trowitzsch Herrn Kahlert gesprochen, er ist in Verlegenheit wegen des Manuskriptes des zweiten Bandes von Arnim's Gedichten, er meint es abgegeben zu haben, weiß es aber nicht recht. Bezahlt ist der Druck des ersten Bandes allerdings noch nicht von Bettinen! —

Der Dresdener Stadtrath hat eine Glückwunschadresse wegen der Rettung Louis Bonaparte's an den französischen Gesandten gerichtet, dieser persönlich dafür gedankt. Elendes Gezücht! Bemerkenswerth ist das Ungewöhnliche, daß fremde Regierungen und innere Behörden in Verkehr treten, französische Polizei in ausländischen Orten Untersuchungen führt ꝛc. Schlimm wenn dergleichen einreißt! —

Louis Bonaparte nimmt auch Glückwunschadressen von Seiten des Kriegsheeres an, welches in feurigen Ausdrücken betheuert die neue Dynastie zu erhalten. Allgemein fällt das Gefahrvolle solcher Truppenerklärungen auf, Louis Bonaparte selbst wollte früher dergleichen nicht gestatten; daß er es jetzt will, sieht man als das Geständniß seiner Unsicherheit, seiner Schwäche an. —

Mittwoch, den 27. Januar 1858.

Von beiden Häusern unsres Landtages hört und sieht man nichts. Alle Welt, Herren, Abgeordnete und Volk, ist nur mit den Festlichkeiten beschäftigt, Plätzen zum Sehen, Anzügen, Huldigungen und Sichbemerkbarmachen. Herzlichkeit und Liebe seh' ich dabei nicht, deste mehr Eitelkeit, Prahlerei und Vortheilsuchen. —

Gelesen, geplaudert. Mit Ludmilla gesellschaftliche Ver-

hältniſſe beſprochen, die Schwankungen, Löſungen, Verknüpfungen; was alles man zu beachten hat; die Geſellſchaft fordert immer mehr, als ſie leiſtet, man darf ſie nicht als Fach und Beruf betreiben, man muß ſie entbehren können. —

Grade heute iſt doch ein kleiner Vorgang im Abgeordnetenhauſe bemerkenswerth. Ein Landrath von Marſchall iſt aus Preußen nach Sachſen zu einer höherbeſoldeten Landrathsſtelle verſetzt worden, es entſtand die Frage, ob er als Abgeordneter einer neuen Wahl ſich zu unterwerfen habe? Die Kommiſſion verneinte es, der Miniſt.. von Weſtphalen ebenfalls, die Rechte größtentheils. Der Graf von Schwerin und Reichensperger aber bejahten es, und ſiegten. Zuletzt ſtimmte ihnen ſogar der Präſident von Gerlach bei, indem er bekannte, die Sache habe ſich ihm erſt aufgeklärt. Der Kreuzzeitungs Wagener ſtritt mit gewohnter Dummheit heftig für den Antrag der Kommiſſion. — Geringe Sachen, Lumpereien! —

Donnerstag, den 28. Januar 1858.

Der Redakteur einer Handelszeitung, Ely Samter, iſt von hier polizeilich ausgewieſen worden. Er war den Behörden mißliebig, bildete ſich ein bei dem Prinzen von Preußen etwas zu gelten, und war dieſem nur beſchwerlich. —

Der Wirkliche Geheime Rath Bunſen iſt in den Freiherrnſtand erhoben und zum Mitgliede des Herrenhauſes ernannt worden. Der Staatsanzeiger meldet es. —

Der Hofmarſchall Graf von Pückler und der Geh. Kabinetsrath Illaire ſind zu Wirklichen Geheimen Räthen und Exzellenzen ernannt worden. —

Freitag, den 29. Januar 1858.

Nachrichten aus Paris; große Gährung in den Gemüthern, die ungeheuern Sicherheitsmaßregeln steigern nur das Gefühl der wirklichen Unsicherheit, von dem auch Louis Bonaparte ganz erfüllt ist; die zunehmende Strenge der Polizei, die Unterdrückung der Presse, die Adressen der Truppen, alles gilt als Zeichen des Verfalls, vielleicht des nahen Falles. Man lacht und spottet des geängsteten Staatsoberhaupts, man höhnt des neuen Eidschwurs, den der Meineidige vorschreiben will; wer hat mehr als er gezeigt, daß ein Eid nichts ist? — Nachrichten aus St. Petersburg, wo die freie Regsamkeit zunimmt, die freisinnigen Geister weiteren Entwicklungen heiter entgegensehen. Man hat sich oft gewundert, daß auf den Kaiser Nikolaus nie Mordversuche gemacht worden, da seine strenge Härte doch so vielen und ganz persönlichen Haß erzeugt habe. Man berichtet jetzt im Vertrauen, daß allerdings zwei solche Mordanschläge stattgehabt, aber vor der Ausführung entdeckt und ganz insgeheim bestraft worden. —

Der König war heute oder gestern, sagt man, wieder in einem Zustand von Ermattung und Stumpfheit, daß man sein Ende nahe glaubte. Jedoch hat er sich wieder erholt, und machte wieder seinen gewohnten Spaziergang. Von Seiten des Hofes setzt man beharrlich den Schein fort, als sei der König in voller Besserung und rede und handle mit vollem Bewußtsein. Im Volke weiß man es besser, trägt sich mit Geschichten, die noch alberner sind, als die wirklichen, und kümmert sich außerdem gar nicht mehr um den König! —

Sonnabend, den 30. Januar 1858.

Die Times fertigen den abgeſchmackten Grafen Morny und ſo weit es nöthig auch den mäßigern Grafen Perſigny mit ſcharfen Stachelreden ab, und verhöhnen die franzöſiſche Polizei. —

Das Mäßigſte, was gegen die Gothaer geſagt werden kann, iſt: Die Thoren wollen einige Früchte vom Baume der Freiheit, den Baum ſelbſt wollen ſie nicht. Alſo iſt es auch mit den Früchten nichts! —

Sonntag, den 31. Januar 1858.

Die Volkszeitung ſehr brav gegen den Grafen Morny und die frechen Forderungen, die er an England ſtellt. —

Schmachvolle Thatſache, daß erſt jetzt in Dresden ſchließliche Strafurtheile wegen der Maiverfälle 1849 gefällt, und mehrere Verurtheilte in das Zuchthaus nach Waldheim abgeliefert worden, nach neunjähriger Unterſuchung! Den Appellationsgerichts-Präſidenten von Langenn treffen hiebei ſchwere Vorwürfe! —

Ich kann es kaum glauben, aber es ſteht in den Zeitungen, daß die Regierung zu Erfurt befohlen hat, die Kinder der Diſſidenten nicht eher aus der Schule zu entlaſſen, als bis ſie in der Landeskirche konfirmirt worden, und dieſen Religionszwang haben die Miniſter beſtätigt! Wann wird der Prinz von Preußen dieſe Schächer endlich zum Teufel jagen, wo ſie hin gehören! — Es wäre dem Staat eine Wohlthat. —

Montag, den 1. Februar 1858.

Was hab' ich vom Könige von Polen Stanislaus Poniatowski zu träumen! Indeß benahm er ſich ganz artig, und ein franzöſiſcher Brief, den er mir ſchrieb, war mir für meine Sammlung ſehr willkommen, aber beim Erwachen nicht zu finden! —

Verruchte Wirthſchaft in Frankreich, Soldatenregierung, Terrorismus. Alle Maßregeln Louis Bonaparte's ſich und ſeine Herrſchaft zu ſichern, zeigen nur offen ſeine Unſicherheit und Angſt. Maßregeln wie unter dem Comité de salut public 1793 ſind in Ausſicht, im Vorſchlag. Die Anklagen gegen England ſind wahrhaft wüthiger Unſinn; die Mörder lebten in Frankreich, unter Polizeigewalt, mit regelrechten Päſſen, alle Augen der Polizei ſahen keine Mörder in ihnen, und England ſoll ſchuld ſein, weil ſie auch dort eine Zeitlang waren, aus Frankreich hinübergekommen! — Auch gegen die Proteſtanten als ſolche tritt Louis Bonaparte mit Anklagen auf, ſie ſollen keine Proſelyten machen, er möchte die katholiſche Geiſtlichkeit durch die Beſchränkung jener gewinnen! — Ueber die Militairadreſſen, die unverhohlene Kriegsluſt gegen England ausſprechen, und die Louis Bonaparte durch Aufnahme in den Moniteur gutheißt, ſind die Engländer höchſt erbittert, fordern Widerruf, Genugthuung! — Granier de Caſſagnac wirft dem Journal des débats vor, es habe zwar Abſcheu gegen den Meuchelmord gezeigt, aber nicht genug Begeiſterung für Louis Bonaparte! Alle honetten Leute ſchrecken zurück, die Nation verwirft dieſe Nichtswürdigkeiten, ſie wendet ſich mehr und mehr ab. —

Alle Kaiſer und Könige und Fürſten beſchicken Louis Bonaparte mit Glückwunſchbotſchaften, unſre Prinzen Albrecht, Karl und Friedrich beſuchen ihn, der Prinz Albert

von England ſoll ihn beſuchen. Allgemeine Erniedrigung der Hohen! —

Dr. Keſſak in der Montagszeitung erinnert wieder an Amneſtie. Noch immer vergebens. —

In unſern Anſtalten zur Feſtlichkeit des Einzugs iſt viel Widrigkeit, Grobheit, Albernheit, viel gehäſſige Verſtimmung zieht durch das Ganze. Der Magiſtrat erſcheint als eine unſrer Stadt und unſrer Zeit unwürdige Behörde, Verſchwendung, Hoffahrt und Augendienerei fehlen nicht, aber Ordnung, Humanität, Billigkeit fehlen. Den Abgeordneten des Landtags werden 300 Plätze gegeben, da doch 306 nöthig wären, und hinterher ergiebt ſich, daß ſie die Plätze theuer bezahlen ſollen! Die Univerſität wollte den Fackelzug der Studenten, aber dieſen nicht erlauben ihr Komité frei zu wählen, mußte es endlich denn doch zugeben! —

Dienstag, den 2. Februar 1858.

Geſchrieben. Ich bin wieder in Verſuchung politiſche Artikel auszuſchicken, unterlaſſ' es jedoch in Betracht des geringen Erfolgs, der jetzt in Deutſchland möglich iſt; die wahre Sprache für uns iſt die der Ereigniſſe, dann wird es an begleitenden Worten auch nicht fehlen! Der infame Bonapartismus unſrer Tage wird übrigens in engliſchen und deutſchen Blättern gut bekämpft, findet aber in hohen Kreiſen auch niedrige Anhänger. —

Louis Bonaparte hat zur Sicherung ſeiner Dynaſtie die Schreckensmaßregeln wirklich angeordnet, auch eine Regentſchaft für ſeinen minderjährigen Sohn eingeſetzt, ſeine Gemahlin, Morny, Perſigny, Fould, Merlet ꝛc. —

Vormittags Beſuch von Herrn General von Pfuel. Vieles

beſprochen. Er iſt voll guter Hoffnungen eines Umſchwunges der Dinge in Frankreich, und großer Verbeſſerungen hier. Ich glaube an erſteren auch, aber wenig an letztern. —

Mittwoch, den 3. Februar 1858.

Verhandlung im Hauſe der Abgeordneten über das Benehmen des Magiſtrats und auch des Miniſters des Innern in Betreff der Plätze für die Abgeordneten am Einzugstage der Prinzeſſin. Großer Unwillen, aber keine Abhülfe. Dummheiten wurden auch geſagt, z. B. die Abgeordneten bewilligten der Stadt jährlich gegen 700,000 Thaler für mancherlei gemeinnützige Zwecke, dafür könnten ſie doch wohl 100 Plätze frei haben! Als wenn hier ſolche Gegenſeitigkeit in Betracht käme! Der Miniſter Herr von Weſtphalen vertheidigt ſich ſchlecht, Herr Bock den Magiſtrat noch ſchlechter. —

Donnerstag den 4. Februar 1858.

Die ſchändlichen Maßregeln in Frankreich haben ſchon Einwirkung auf Deutſchland. Die Polizeithätigkeit belebt ſich überall, die Preſſe wird verfolgt oder mißbraucht. Ein ultramontanes Blatt in Augsburg empfiehlt die Wiedereinführung der Folter! In Naſſau verbietet die Polizei die Frankfurter Zeitſchrift „Deutſchland“. In Würzburg wird eine Zeitung beſchlagen und angeklagt, weil ſie Worte aus dem verbotenen Geſchichtswerke von Gervinus zitirt. In Dresden wird eine Zeitung verurtheilt, weil ſie aus einem

Vorwiſſen ſeines Herrn, an Canning die vertrauliche Bitte zu richten, daß England noch einmal und zwar recht nachdrücklich ſeine Vermittelung antrage. England kann gelaſſen zuſehen, daß ſich Frankreich, wie Rußland, in eiteler Spannung entkräfte. Weil es in der Ordnung, mit dem Miniſter der auswärtigen Geſchäfte zu unterhandlen, oder um das franzöſiſche Kabinet zu foppen, hat Herr Canning Abſchrift des Villèle'ſchen Briefes dem Herrn von Chateaubriand eingeſandt. Den Erfolg errathen ſie ohne mich. Am meiſten iſt Monſieur über den Rückenſtreich erbittert, Er, ohne deſſen Einfluß nichts geſchehen ſoll und der, in den ſpaniſchen Angelegenheiten ganz beſonders, als König waltet, mit Beiſtand eines geheimen Raths von Geiſtlichen, unter denen ſich der Biſchof von Hermopolis befindet. Ob ihrer ſechzehn ſind, laſſe ich dahingeſtellt. Das Publikum ſucht vielleicht weiter nichts als eine Aehnlichkeit mehr mit den Zeiten der Ligue. Frieden, heiße es, predige ſogar Pozzo di Borgo, nachdem er lange genug Fehde angefacht. Nach andern iſt dies bloße Maske und ſind ruſſiſche Hülfstruppen unterwegs. Kommt es zum Kriege, ſo läuft das Haus Bourbon große Gefahr, wenigſtens der regierende Theil deſſelben. In welche Mißachtung er geſunken und wie laut dieſe hervorbricht, gehet über alle Vorſtellung. Galigani's Meſſenger von vorgeſtern enthält folgende Stelle: it was incumbent, he repeated (Lord Ruſſel) upon them (die Miniſter), to clear themselves even from the suspicion of being bound by any stipulation to expend even a simple shilling, in future, in behalf of so worthless and imbecile a family (die Bourbons), und dieſe Stelle ſteht in dem heutigen „Courrier français" wörtlich überſetzt. Allein der „Miroir" vom 1. April treibt die Verwegenheit noch weiter, ja wie mich dünkt zur Tollkühnheit in ſeiner Rezenſion der Reiſe nach Brüſſel und

engliſchen Blatte den Ausdruck entlehnt, Heubner trage für die Freiheit Ketten! Auch in Dresden werden alle ruſſiſchen Schriften Herzen's und deren Verſendung nach Rußland verboten, weil ſie Aufruhr gegen die ruſſiſche Regierung predigen! Der dortige Magiſtrat machte dem franzöſiſchen Geſandten unterthänige Kratzfüße! Dies Sachſen iſt politiſch wahrhaft gemeverlaſſen! —

Während der Bundestag die Miene annimmt, für Holſtein und Lauenburg kräftig aufzutreten, läßt er ſich vom luxemburgiſchen Geſandten anzeigen, daß in Luxemburg die Zuſtände nun geordnet ſeien! Die ganze Welt weiß, wie ſchändlich die Regierung dort gewirthſchaftet hat, wo möglich noch ärger, als die däniſche in Holſtein und Lauenburg. Solche Nichtswürdigkeiten geben vor, ſo ehrlos benehmen ſich die höchſten Behörden! Und vor zehn Jahren erſt war 1818! Haben die Leute gar kein Gedächtniß? —

Eine preußiſche Amneſtie iſt nicht erfolgt, politiſche Verhaftete bleiben der Freiheit, politiſche Flüchtlinge des Vaterlandes beraubt, aber einige ſchon beſtätigte Todesurtheile gemeiner Mörder hat der Prinz von Preußen während ſeines Aufenthalts zu London zurückgezogen und in lebenslängliche Zuchthausſtrafe verwandelt. — Wer mag ihm dergleichen Rath ertheilen? —

In Louis Blanc geleſen; er behandelt die Geſchichte der Charlotte Corday mit kalter Strenge, verwirft allen Meuchelmord, will daß man ihn den Tyrannen überlaſſe, verwirft ihn als unſittlich und auch als nutzlos, als ſchädlich. Und dieſen Mann will Louis Bonaparte gar zu gern der Mitſchuld an dem letzten Mordverſuche zeihen! Wir wiſſen die Mörder und Meineidigen, die ehrloſen Verbrechen anderwärts zu finden! —

Freitag, den 5. Februar 1858.

Schwierigkeit die Menſchen richtig zu behandeln, ich hab' es noch immer nicht gelernt! Die Einſicht hab' ich wohl, aber die Ausübung bleibt mangelhaft. Maß halten iſt eine Hauptſache, nicht nur in der Strenge, auch in der Güte, in der Liebe, in der Hingebung. Eine vorhandene Ueberlegenheit, ſei es des Geiſtes, der Stellung, des Talents, ſoll man nicht verläugnen oder aufgeben, gerechte Anforderungen nicht nachlaſſen, — oder man wird ſchon ſehen was daraus erfolgt! Aber der Teufel mag alles beobachten, was die Klugheit beſiehlt, recht wohl iſt uns doch nur, wenn wir ſie ganz außer Acht laſſen, folge daraus was da wolle! Nur mit Kindern darf man ſich nicht völlig geben laſſen, hier iſt es Pflicht gegen ſie, Maß und Ordnung zu halten, und wie ſelten nur geſchieht das! —

Der Artikel des Brüſſeler Blattes Drapeau über das Orſini'ſche Attentat vom 14. Januar iſt auf Louis Bonaparte's gebieteriſches Verlangen vor Gericht gezogen worden, und wird ohne Zweifel eine ſtrenge Verurtheilung zur Folge haben. —

Sonnabend, den 6. Februar 1858.

Nachrichten aus Paris. Die Errichtung der fünf großen Paſchalifs in Frankreich, mit den Marſchällen-Paſcha's an der Spitze, mißfällt auch den Truppen. Jeder Paſcha ſoll hunderttauſend Franken jährlich zu außerordentlichem Prunkaufwand erhalten, recht als wollte man den kriegeriſchen Geiſt in Schwelgerei und Ueppigkeit erſticken! Die Angſt Louis Bonaparte's iſt die Wonne der Freiheitsmänner. Die Truppenadreſſen im Moniteur dauern fort. —

Der Redakteur Fritsche in Dresden ist in der Appellation nur zu drei Wochen — anstatt vier — Gefängniß verurtheilt worden; weil er aus dem englischen Athenäum die Worte über Heubner aufgenommen hatte, „der um der Freiheit willen Ketten trägt". Die Hamburger Jahreszeiten zuerst haben jene Stelle in Uebersetzung mitgetheilt. —

Im englischen Parlament heftige Stimmen gegen Louis Bonaparte, den falschen, feindlichen Bundesgenossen. Der Stolz der englischen Nation empört sich gegen so viel verrätherischen Unglimpf, aber die Erniedrigung der Königin, des Prinzen Albert, der Minister ꝛc. ist nicht wieder auszulöschen! In England zuerst hat man den meineidigen Staatsstreicher anerkannt, ihm gehuldigt. —

Der General von Plehwe versuchte gegen einige Angriffe sich mit zürnendem Trotze zu vertheidigen; es ist ihm schlecht gerathen, man hält ihm öffentlich seine Freundschaft mit Lindenberg und anderm solchen Gelichter vor, seine Betheiligung an Geldgeschäften, ja man deutet an, daß er dabei sein Ehrenwort verpfändet und nicht gehalten habe! In preußischen Zeitungen gedruckt zu lesen! —

Der nichtsnutzige pfäffische Vilmar in Marburg, Verfasser einer schlechten aber vielgebrauchten Litteraturgeschichte, hat gegen seine Marburger Kollegen, besonders aber gegen den Konsistorialrath Ranke, eine schändliche anonyme Schrift drucken lassen, und zuletzt die Verfasserschaft vor Gericht eingestehen müssen. Er hat sich damit entschuldigen wollen, daß die Schrift nicht für das Publikum sondern nur für das Ministerium bestimmt gewesen. Gute Entschuldigung! Er ist ein Freund des Diebes Hassenpflug. —

Sonntag, den 7. Februar 1858.

Kühner Artikel in der Nationalzeitung über die Pariser Wirthschaft, es ist ein Wunder, daß dergleichen gelitten wird. Die Volkszeitung auch sehr kühn über Hannover, wo es keine Staatsdiener, sondern nur noch Königliche Diener giebt, wie es jezt eben gesetzlich ausgesprochen worden; der blinde König ist mehr als blind, er ist dumm und bosshaft! Und war ein so gutes Kind! —

Die Stadt schon heute in großer Bewegung. — Sonntag und helles Wetter; unter den Linden gedrängte Menschenmassen, überall Fahnen, Guirlanden, Maſtbäume, Vorrichtungen zur Beleuchtung, die Wirthshäuser und Kaufläden thun ihr Bestes. —

Mehrere pommersche Junker äußern ihr Mißfallen an der englischen Verbindung, hätten eine russische vorgezogen, erwarten vom Prinzen von Preußen und seinem Sohne wenig Gutes, wünschen nach Ablauf der dreimonatlichen Stellvertretung des Prinzen von Preußen diese nicht auf's neue ihm, sondern der Königin übertragen zu sehen ꝛc. —

Der Prinz von Preußen hat von London aus viele Straferlasse verfügt, gegen hundert Militairsträflinge begnadigt, unter denen Einer vom Jahre 1818, aber kein politischer Gefangner ist freigelassen oder seine Strafe ermäßigt worden! —

Montag, den 8. Februar 1858.

Auch die Nationalzeitung bringt dem heutigen Fest einen Dichtungszoll, aber einen nur mittelmäßigen, die Poesie zeigt sich bei dem Anlasse dürftig. —

Besuch vom Herrn General von Pfuel; nur eilige muntre

Begrüßung. Er wird den Einzug bei seinem Schwager, dem Kommandanten General von Alvensleben sehen. Als Ritter des Schwarzen Adlerordens sollte er feierlich dem Empfang auf dem Schlosse beiwohnen, aber der Hof will nichts von ihm, er nichts vom Hofe wissen. —

Unsre Leute gingen alle den Einzug ansehen, und alle fanden dazu günstige Gelegenheit. Sie kamen alle befriedigt wieder, freilich auch gehörig durchkältet. Die festgesetzte Zeit war ziemlich eingehalten worden. Gegen 2 Uhr war die Hauptsache vorüber. Ludmilla hatte verschmäht die Sachen anzusehen, und war mit mir zu Hause geblieben. —

Gegen Abend allgemeine Beleuchtung der Stadt. Der Graf von Königsmarck richtete sich nach mir, vier Wachslichter an jedem Fenster. Beim Prinzen Wilhelm von Baden aber blieb alles dunkel. —

Die Beleuchtung war nicht allgemein, ganze Häuser und viele einzelne Wohnungen oder Steckwerke blieben dunkel. Die Beleuchtung des Brandenburger Thores und des Friedrichsdenkmals waren ganz mißrathen; bei letzterem waren die Bildwerke ganz im Dunkel. Die bunten Laternen gaben trotz ihrer Menge nur ein spärliches Licht, alles machte einen geringen Eindruck; die Transparentgemählde, Wappen und Namenszüge, zeigten ärmliche Erfindung; schön und wirksam waren nur die Sterne und sonstigen Verzierungen von Gaslichtern, die unter den Linden vielfach leuchteten. Wir haben Berlin schöner beleuchtet gesehen, bei der Huldigungsfeier 1840, die drei Märzabende 1848, und sogar noch später. Ich mußte mir bekennen, daß alles nur gewöhnlich, leer und sogar ärmlich war. Von unsrem Magistrat war freilich nichts Geschmackvolles oder Edles zu erwarten, ihm scheint der Weihnachtstannenbaum mit bunten Lichtern das Höchste, was sich erreichen läßt. Die Bürger hatten sich nicht angestrengt, nur die Gasthöfe, Kaufleute,

Hoflieferanten ꝛc. ihre Schuldigkeit gethan. Das Volk benahm ſich gut, äußerſt geſittet, obwohl unter den dichtgedrängten Maſſen oft kaum durchzukommen war. —

Keine Amneſtie! In allen Lichtern ſah ich nur dieſen ſtörenden Zug ausgedrückt! —

Der König und die Königin haben das junge Ehepaar in Bellevue empfangen. Dies war eine Ueberraſchung, die vorher bedacht aber als Geheimniß behandelt worden. Der König hat zur Prinzeſſin geſagt: „Wie herrlich, daß du endlich hier biſt!“ hat ſie in die Zimmer hinaufbegleitet, und dann bald wieder die Rückfahrt nach Charlottenburg angetreten, die Königin aber ſich nach Berlin auf das Schloß begeben, um hier die Prinzeſſin wieder zu empfangen. —

Trotz dieſer Erſcheinung des Königs iſt ſein Zuſtand kläglich; er weiß keinen Namen, ſagt ein Wort für das andre, fährt mit beiden Händen in die Suppe um ſich zu waſchen, und macht viel andres Verkehrtes und Häßliches, ſo daß man immer wachſam und beſorgt ſein muß. —

Dienstag, den 9. Februar 1858.

Die Zeitungen ſind voll von ausführlichen Beſchreibungen der geſtrigen Vorgänge; ſie geben ſich alle Mühe, der Aufwand an Worten iſt groß, aber was damit geſagt wird, ſehr gering. Alles weilt im Gebiete des Philiſterhaften, des Gewöhnlichen, des Kleinlichen; Geiſt fehlt gänzlich! Die Gedichte ſind ſchauderhaft, nicht ein einziges, das auch nur einen Funken ſprühte! Vor allem wird dem Ehrgeiz der Gewerke und Körperſchaften geſchmeichelt, Namen über Namen werden aufgezählt. In der Nationalzeitung führt Herr Dr. Freſe das Wort. —

Als Labung auf dieſe Langweiligkeiten bringen mir die Zeitungen die Rede des Herrn Roebuck im engliſchen Unterhauſe. Die frechen Anſchuldigungen Louis Bonaparte's weiſt er mit Zorn zurück, ſchildert ihn ſelber als Flüchtling, der von England aus Frankreich angriff mit gewaffneter Hand, einen Soldaten tödtete ꝛc. Er gebraucht die Bezeichnungen, Napoléon le grand, den England nicht gefürchtet habe, und Napoléon le petit, den es verachten könne. Brave, braviſſime! —

Die Zeitungen melden, daß der Prinz von Preußen am 25. Januar in London auch zwei in Preußen zum Tode verurtheilte Mordbrenner zu lebenslänglichem Zuchthaus begnadigt habe! —

Louis Bonaparte hat ſeinen Miniſter des Innern Billaut ſpringen laſſen, und ſtatt ſeiner den General Espinaſſe ernannt. Der Miniſter des Aeußern Graf Walewski ſteht auch auf dem Sprunge. —

Merkwürdig, daß in jetziger Zeit, unter dieſem Zwang und bei dieſer Zerſtreuung, in Frankreich eine vollſtändige Ueberſetzung des Plotines erſcheint! —

Mittwoch, den 10. Februar 1858.

In China von den Engländern und Franzoſen Kanton erſtürmt. —

Louis Bonaparte läßt jetzt dem engliſchen Miniſter ſein Bedauern ausdrücken, daß durch einige, ohne Befehl in den Moniteur aufgenommene Militairadreſſen, das engliſche Gefühl verletzt worden. Die engliſchen Blätter beſprechen dieſe Ausflucht, dieſe handgreifliche Lüge, mit aller Schärfe. —

Die Schöneberger hatten ſich auch beſtens gerüſtet, um das neue Ehepaar zu begrüßen, weißgekleidete Mädchen ſollten begrüßend ein Gedicht überreichen, allein der Zug ging ohne anzuhalten durch den Ort, und die Schöneberger ſahen ihm traurig nach. Man ſagt, der Pfarrer Frege habe dies veranlaßt, aus Aerger, daß die Gemeinde ſeinem Gedichte das des jüdiſchen Arztes Dr. Löwinſon vorgezogen habe. Die Volkszeitung beſpricht dies, und den Einſpruch des Pfaffen, der ausdrücklich erklärt hatte, es zieme ſich nicht, daß ein Nichtchriſt bei ſolcher Gelegenheit die Begrüßungsworte liefere! Ein pfäffiſcher Artikel in der Spener'ſchen Zeitung ſucht dem Pfaffen Recht zu geben. Die Schönebergerinnen aber werden zur Genugthuung hieher auf das Schloß beſchieden, um Gruß und Gedicht anzubringen. —

In Trier hat ein Polizeidirektor mit zwei Gehülfen und einem franzöſiſchen Polizeiagenten in der Redaktion der Trierer Volkszeitung Hausſuchung gehalten. Man ſuchte das Manuſkript einer Pariſer Korreſpondenz, hat aber weder dieſes noch andres Begehrte gefunden. —

Verhaftungen in Mainz, Wiesbaden, Frankfurt am Main, lauter Fehlgriffe, die Angehaltenen wurden gleich wieder freigegeben. In Straßburg ſollte ſogar Mazzini verhaftet ſein. (In Kehl, nach Straßburg abgeliefert!) —

Lord Palmerſton hat wirklich einen Geſetzvorſchlag in's Parlament gebracht, um das Verfahren gegen Verſchwörer zu erleichtern, die Strafen zu verſchärfen. Aber ſtatt der Verſchwörer werden Mißfällige zu nennen ſein! Er brandmarkt ſich hiedurch auf ewige Zeiten. Und England brandmarkt ſich, wenn es den Geſetzvorſchlag annimmt! —

In der Neuen Preußiſchen Zeitung hofft ein ſchmieriger — nach Friedrich Auguſt Wolf anſtatt ſalbungsvoller —

heuchlerischer Artikel, die englische Prinzessin werde uns die englische Sonntagsfeier bringen, bei uns werde der Sonntag noch lange nicht genug geheiligt! Diese Gleißnereien nehmen kein Ende! —

Das Herrenhaus vernimmt mit Unzufriedenheit, daß die Minister diesmal keine Aenderung des Jagdgesetzes vorschlagen werden, und giebt seine Unzufriedenheit zu erkennen. Die Aristokraten sind ungeduldig, müssen aber warten. Ein Jahr vergeht indeß bald. —

Freitag, den 12. Februar 1858.

Man macht jetzt viel Rühmens von dem außerordentlich gütigen und freundlichen Bezeigen der Königin gegen die junge Prinzessin, die Prinzessin von Preußen selber soll ganz erstaunt und gerührt darüber sein, man glaubt an die herzlichste Versöhnung. Empfindsamer Anflug, der nicht viel zu bedeuten hat! —

Die nassauische Regierung hat die in Frankfurt am Main erscheinende Zeitschrift „Deutschland" verboten. —

Die verschiedenen Systeme der Stenographie sind mit einander in Streit. Ein preußisches Blatt hat die in Sachsen geltende Art scharf angegriffen, ein preußischer Staatsanwalt hat darin ein Vergehen gegen eine Behörde gesehen, das Gericht aber fand keine Beleidigung in dem Aufsatz, und erklärte überdies, daß die Gesetzesstelle nur von preußischen Behörden gelte, nicht von fremden. —

Leute von der Junkerparthei, besonders auch alte Militairs, lassen ihren Aerger darüber aus, daß die Berliner bei den Einholungsfeierlichkeiten sich so gutgesinnt und gesittet betragen haben, daß keine Unordnung, keine Rohheiten

vorgefallen ſind. „Das ſind doch dieſelben Kanaillen," hört man ſagen, „die vor zehn Jahren Barrikaden bauten und auf uns ſchoſſen!" Und können die Bürger nicht Aehnliches vom Hof und von den Soldaten ſagen? — Man hüte ſich vor neuem Anlaß, es könnte nicht ſo glimpflich ablaufen wie damals! —

Sonnabend, den 13. Februar 1858.

Das Philiſtergeſchwätz in den Zeitungen über die Vermählungsfeſtlichkeiten reißt nicht ab, und wird langweilig durch Einerlei des Stoffes und die Erbärmlichkeit der Verarbeitung! Es iſt eben nur Philiſtergeſchwätz. —

Ausgegangen mit Ludmilla. Bei Kanzler den General von Pfuel getroffen, und mit ihm in's neue Muſeum gegangen. Beim Eingange den Großherzog von Weimar geſprochen, der eben wegging; ſchnelle Artigkeiten. — Herrn Prof. Hotho beſucht im Kupferſtichkabinet, er führte uns durch die noch nicht allgemein eröffneten Säle. Beim Weggehen ſtießen wir abermals auf den Großherzog, der von ſeinem Adjutanten Grafen Henckel von Donnersmarck begleitet wiedergekommen war; er nahm mich bei Seite, entſchuldigte ſich wegen H., bat mich ferner an ſeinen Wunſch zu denken und mit ihm darüber nach Gelegenheit in unmittelbaren Briefwechſel zu treten ꝛc. —

Der König fuhr neulich am Kanal ſpazieren, und rief dem Kutſcher unwillig zu, er fahre einen falſchen Weg, und da dieſer darauf nicht hörte, ſchlug jener mit der Fauſt ein Fenſter ein, und befahl wüthend, er ſolle dahinab in's Waſſer fahren! —

Der Prinz von Preußen hat den Abgeordneten der

Koblenz, die ich Hrn. von Stägemann sende. Auch das Datum scheint mit Absicht gewählt. Ich möchte Ihnen lebensgern das Blatt senden. Es ist wie vergriffen. Fürchtet der Rezensent denn nicht, daß früh oder spät der König den Autor räche, oder ist nichts mehr zu fürchten?

Während dieser Zeilen vielfältig unterbrochen, wurde ich es auf das angenehmste, durch den Empfang Ihres Schreibens vom 19. März. In Hinsicht der Inlage, die keiner Verbesserung bedarf, wird Alles, was Sie verlangen, beobachtet werden. Es freut mich, daß sie Hrn. von Saur mit Milde richten. Ein Gleiches thut Herr von Goethe, für den Exemplare nach Frankfurt an den französischen Gesandten abgegangen. Beifolgende Nummer des „Miroir" nehme ich fast Anstand Ihnen zu übermachen, wegen der angestrichenen Stelle, die ich nicht ohne einiges Mißbehagen gelesen. Indeß ist es zuträglich, daß sie Ihnen nicht vorenthalten bleibe. Der Artikel kommt aus der Feder von Jouy oder Arnault auf Antrieb des Verlegers, der Kunden herbeizulocken sucht. Noch sind die Sterner nicht erschienen, wegen des Mangels, dem jetzt abgeholfen ist. Mißgriffe, wie der Sie betreffende, können mich abscheulich quälen, indeß übertreibt man sich auch wohl den Schaden. In Deutschland wird das Blatt wohl nur wenig gelesen. Die Verfasser glauben Ihnen wunderschön gethan zu haben. Auf mich fällt nicht die entfernteste Schuld, da ich weder Arnault kenne, noch Jouy sah.

Ganz der Ihrige

Oelsner.

Universität gesagt, die Wissenschaft büße ihren Werth und allen Ruhm ein, wenn sie einseitig und unfrei werde, und mehr dergleichen, wobei er den berüchtigten Stahl scharf ansah, der wie ein begossener Hund sich krümmte. —

Herr Stirling hat im englischen Unterhause am 10. in Erinnerung gebracht, daß ein französischer Unteroffizier Cantillon, der den Herzog von Wellington zu ermorden gesucht, deßhalb vom Kaiser Napoleon von St. Helena aus mit einem Legat von 10,000 Franken bedacht worden, und Louis Bonaparte habe den Cantillen aufsuchen und ihm das Vermächtniß mit den aufgelaufenen Zinsen auszahlen lassen. —

Der Kladderadatsch verspottet scharf den Pastor Frege in Schöneberg, und fragt, warum man bei den Vermählungsfesten in London die jüdische Musik Mendelssohn's, hier die jüdische Musik Meyerbeer's zugelassen habe. —

Lord Palmerston von Lord Russel, und auch von seinem bisherigen Anhänger Monckton Milnes, wacker bekämpft. Er erklärt, in Frankreich seien Militairadressen seit sechzig Jahren ganz gewöhnlich, wie ihm jetzt erst kund geworden. Aber das ist falsch. Unter dem Direktorium gab es ein solches Beispiel, das harten Tadel erfuhr, und immer galt der Grundsatz, die Truppen als solche dürfen nicht berathschlagen. —

Sonntag, den 14. Februar 1858.

Die Nationalzeitung hat einen tapfern Artikel gegen die französische Wirthschaft. Die Volkszeitung aber einen elenden gegen die Franzosen selbst, überdies voll falscher Angaben und Folgerungen. Die Namen, welche schon 1804 und 1808 hervortraten, Chamisso und Uhland, setzt er nach

1830, die litterariſchen Größen Frankreichs ſetzt er zum Theil eben ſo unrichtig. Die romantiſche Schule glaubt er mit einem ſchnöden Wort abthun zu können. Indem er mit unſrer jetzigen Geiſteskraft prahlt, vergißt er, daß ganz Deutſchland auch in Knechtſchaft liegt, die Nation ſchmachvoll unterdrückt iſt. Ueberhaupt iſt es die größte Ungerechtigkeit eine Nation mit ihrer Regierung zu verwechſeln, ſie nach dieſer abſchätzen zu wollen. Unter dem elenden Ludwig dem Fünfzehnten ſtanden franzöſiſcher Geiſt und franzöſiſche Wiſſenſchaft ſehr hoch, das Jahr 1789 hat die Kraft der Nation gezeigt. Unter den traurigen Karlsbader Beſchlüſſen haben deutſcher Geiſt und Trieb ſich mächtig behauptet. Die Griechen ſind unter den vielen Tyrannen nicht erdrückt worden, in Athen kam nach Piſiſtratus die reiche Blüthe der Republik. —

Die Zeitungen beſprechen den Fall wegen der Belohnung Gantillon's, die Louis Bonaparte dem Meuchelmörder nachträglich mit allen Zinſen habe auszahlen laſſen. — (Lord Palmerſton verneint es.) —

Lord Palmerſton kündigt ſeine Maßregeln in Betreff der Oſtindiſchen Kompagnie an. Der Widerſpruch iſt ſchon ſehr laut. —

Abends mit Ludmilla in die Singakademie gefahren, Konzert der Madame Viardot-Garcia. Der Saal ganz gefüllt. Sie ſang eine Arie aus Händel's Oratorium Samſon engliſch, eine Arie aus der Oper Niobe von Paccini italiäniſch, ein paar Romanzen franzöſiſch, ein Volkslied ſpaniſch, und — die Krone von allem — die berühmte Arie aus Graun's Britannicus Mi paventi. Sie wurde ſehr beklatſcht, doch nicht mit ſo allgemeinem Sturm als man erwarten durfte, als ſie verdiente. Sie iſt häßlich und lieblich, eckig und ſcharf, und anmuthig, ſtets beſeelt und erfüllt, die ganze Erſcheinung von zauberhafter Wirkung.

In der Zwischenzeit beider Abtheilungen ging ich zu ihr sie zu begrüßen, ich erinnerte sie auch an das Blatt, das sie mir vor zehn Jahren geschenkt, mit der ersten Zeile der Marseiller Hymne; mit lustiger Erschrockenheit rief sie lachend: „Comment, j'ai laissé des autographes aussi revolutionnaires que ça?“ — Ich erwiederte, heute sich dessen unter uns zu erinnern könne nicht schaden! Sie war sehr liebenswürdig und munter, die wahre Confuele! Das Gespräch mußte doch bald abbrechen. Am Schlusse des Konzerts verweilte sie noch lange im Saal und sprach mit einigen Damen, einer Gräfin Kaminska, Fräulein Wagner ꝛc. —

Montag, den 15. Februar 1858.

Rosenkranz in Königsberg sendet mir seine Schrift: „Apologie Hegel's gegen Dr. R. Haym von Karl Rosenkranz, Berlin 1858.“ Ich las sie sogleich, sie freut mich sehr. Das freche Geschwätz des verdrehten Burschen wird gehörig abgestraft, nur bleibt Rosenkranz in seiner edlen und milden Haltung, und steigt nicht in die gemeine Ausdrucksweise seines Gegners hinab. —

Die Schwester des Königs, verwittwete Großherzogin Alexandrine von Mecklenburg-Strelitz, hat zu Herrn und Frau von * gesagt, der Tag, an welchem der König die Stellvertretung durch seine Unterschrift erneuert habe, sei ein besonders guter gewesen, wie seitdem keiner mehr, es gehe seitdem nur immer schlechter, und wenn jener Tag versäumt worden wäre, hätte man schwerlich seine Unterschrift erlangen können! (Wie diese ausgefallen, ist auch

noch die Frage. Qui est-ce que l'on trompe ici? fragt Figaro.) —

Der Fabrikant in England, welcher die Granaten für das Pariſer Attentat verfertigt hat, ſagt aus, daß deren hundert von ihm gemacht und abgeliefert worden. Beim Attentat ſind höchſtens ſieben verwendet; welche Angſt und Noth, daß noch dreiundneunzig verplatzt werden können! —

In England iſt von der Polizei ein Preis von 200 Pfund Sterling für die Ergreifung eines angeblich bei dem Pariſer Attentat mitſchuldigen Allfop ausgeboten worden, eines Engländers, wie man glaubt, vielleicht aber iſt es ein falſcher Name. —

In London iſt ein Franzoſe Bernard verhaftet worden, der Mitſchuld an dem Pariſer Mordverſuch verdächtig. —

Dienstag, den 16. Februar 1858.

Der Generallieutenant von Plehwe iſt geſtern von dem Küraſſierlieutenant Jachmann im Zweikampf erſchoſſen worden; Jachmann iſt der Bruder der Frau des jungen Plehwe, und Geldverhältniſſe und Ehrenvorwürfe machten den Zweikampf unerläßlich. Plehwe fällt wie Hinkeldey! Die Reaktion jammert um ihren Helden, den Freund Lindenberg's und ähnlichen Gelichters. —

„Abends bei ". Noch zuletzt kam Fräulein Anna Gottheiner, die heitre Erſcheinung ſchöner Gutmüthigkeit. —

Der Bundestag beſchäftigt ſich nun ernſtlich und ſchwerfällig mit Holſtein und Lauenburg, die wahre ſchleswigholſteiniſche Sache wagt er nicht in die Hand zu nehmen! Man wendet ſich von dem troſtloſen Verfahren ab, das doch keinen Erfolg haben wird, außer wenn die andern Mächte

— Rußland thut es — zuſtimmen. Sollen die Deutſchen darauf ſtolz ſein?! Wie kann Deutſchlands Sache nach außen gut ſtehen, wenn ſie im Innern ſo elend gewahrt iſt? Thun nicht alle deutſchen Regierungen in ihren Ländern daſſelbe, was die däniſche in den Herzogthümern thut? Und hat nicht grade der Bundestag ſie dabei unterſtützt? —

Ueber die Sache Cantillon ergiebt ſich aus dem Moniteur folgendes Thatſächliche. Louis Bonaparte befahl im Jahr 1853, daß die noch unbezahlten Vermächtniſſe des Kaiſers Napoleon vollſtändig ausgezahlt werden ſollen. Im Auguſt 1854 wurde deßfalls eine Kommiſſion niedergeſetzt, die am 6. Mai 1855 Bericht erſtattete, daß achtzig Berechtigte vollſtändig ausbezahlt worden, worunter Nr. 32 Cantillon, mit Kapital und Zinſen. Demnach ſind alle andern Angaben reine Lüge. —

Mittwoch, den 17. Februar 1858.

Die Sache mit Cantillon iſt noch nicht ganz im Klaren; Lord Palmerſton hat ſie zwar verneint, findet aber nicht vollen Glauben. Auf die Frage, ob Louis Bonaparte's Bedauern über die Militairadreſſen auch, wie dieſe, im Moniteur gedruckt erſcheinen werde, hat Palmerſton mit Nein geantwortet, und die Warnung hinzugefügt, man möchte nicht den Bund zwiſchen Frankreich und England lockern! Aber warum ſagt er das nicht Bonaparten, der es am meiſten thut? —

In unſerm Herrenhaus hatte der nichtsnutzige Miniſter des Innern ein Geſetz eingebracht, das die Niederlaſſungen auf dem Lande beſchränken, die Beweglichkeit des bäuerlichen Grundbeſitzes erſchweren, überhaupt den Bauern Freiheit

nehmen ſollte; der Graf von Hoverden ſagte, das Geſetz werde Tauſende ruiniren, Hunderttauſende beſchädigen und Millionen erbittern. — Der Miniſter hatte die Schmach, ſein Geſetz faſt einſtimmig verworfen zu ſehen! — Der Graf von Merveldt hat für das Jagdrecht geſprochen, und dabei von geplatzten Hoſen und zerquetſchten Hühneraugen Bilder gebraucht, die ſeinen Namen dem Kladderadatſch beſtens empfehlen. —

Bei dem Zweikampf in Königsberg hat ſich der General von Plehwe ſchändlich, der Gegner Lieutenant Jachmann ſehr gemeſſen und großmüthig benommen. Ganz Königsberg iſt auf Seiten des letztern, auch der Ehrenrath. Plehwe hat ſich wild und unwürdig aufgeführt, er iſt unehrenhaft gefallen. — Die Kreuzzeitung jammert. —

Freitag, den 19. Februar 1858.

Im alten Muſeum bei Herrn Hofrath Beltzenthal im Münzkabinet, ihm die Medaille auf den braſilianiſchen Bergwerksdirektor Varnhagen übergeben. —

Der vom Jahr 1848 her berüchtigte Held iſt wegen Beleidigung eines Theateragenten durch die Preſſe vom Gericht zu einer geringen Geldſtrafe verurtheilt worden. Er iſt in völlige Unbedeutenheit verſunken und die Polizei läßt ihn gewähren. —

In Heidelberg iſt am 16. der Geh. Hofrath Creuzer im 88. Lebensjahre geſtorben, der einſtige Geliebte der Fräulein von Günderrode. —

Sonnabend, den 20. Februar 1858.

Frau Bettina von Arnim ſchickte ein Buch zurück, und ließ ſich ein anderes ausbitten: es ginge ihr leidlich, hieß es. —

Nachricht, daß das Sicherheitsgeſetz — ſo heißt das Schandſtück — in Paris angenommen worden, Ollivier hat bündig und tapfer dagegen geſprochen, aber nur 23 Stimmen traten der ſeinen bei. —

Nachricht, daß Palmerſton's Bonapartiſches Gefälligkeitsgeſetz im Unterhauſe mit einer Mehrheit von 19 Stimmen abgewieſen worden. Ein erfreulicher Sieg, was auch immer ſeine Folge ſei! Englands Herabwürdigung iſt vermieden, Louis Bonaparte wird für ſeine Frechheit geſtraft. —

Sonntag, den 21. Februar 1858.

Schlimme Geſchichten vom General von Plehwe, der ſein Dienſtanſehn mißbrauchte, um untergebene Offiziere zu nachtheiligen Geldverpflichtungen zu drängen, der in allerlei ſchmutzige Händel verwickelt war, und gegen ſein Gewiſſen ſein Ehrenwort verpfändet hatte. Sein heuchleriſches Chriſtenthum und ſein gleißneriſcher Königseifer konnten auch auf die Dauer nicht täuſchen. Er war in Königsberg allgemein gehaßt und verachtet. Vor den Augen ſeiner Kinder würgte er ein Dutzend Tauben, die ſie erzogen hatten und liebten, als Strafe geringer Unart! Er war der Freund Lindenberg's, das ſagt alles. —

Der Prinz von Preußen ſah geſtern im Schauſpielhauſe die Räuber, und ging nach der Vorſtellung unbegleitet nach Hauſe. An der Behrenſtraßen-Ecke glitt er aus und verſtauchte ſich den Fuß, niemand war in der Nähe zur Hülfe,

er ſchleppte ſich mühſam bis zu ſeinem Palaſt. Kein andrer Prinz hat ſo viel derartiges Unglück erfahren. Daß er ſo ganz allein ging, ohne Adjutanten, fällt ſehr auf. Früherer Sachen eingedenk, vermuthen manche Leute, der Prinz möchte wohl nicht unmittelbar aus dem Theater gekommen, ſondern nach demſelben noch anderswo geweſen ſein. —

Montag, den 22. Februar 1858.

Dr. Grün in Brüſſel, Verfaſſer eines Artikels über Luxemburg in der Zeitſchrift „Jahrhundert" iſt in Luxemburg wegen Majeſtätsbeleidigung zu drei Jahren Gefängniß verurtheilt und jene Zeitſchrift verboten worden. Sie haben ihn aber nicht! —

In Gotha hatte ein Gewerbtreibender am Todestage des in Baden kriegsrechtlich erſchoſſenen Adolph von Trützſchler ein Gedicht zu deſſen Ehren drucken laſſen. Er wurde vor Gericht gezogen, von dieſem aber freigeſprochen. —

Lord Palmerſton entlaſſen. Lord Derby berufen, mit Disraeli, Gladſtone, Stratford ꝛc. Was auch immer daraus erfolgen möge, der Sturz Palmerſton's bei dieſem Anlaß iſt ein höchſt erfreuliches Ereigniß. Das Verlangen des — Louis Bonaparte war eine empörende Frechheit, das Nachgeben Englands wäre eine feige Nichtswürdigkeit. Unſre Ariſtokraten, ſonſt geſchworne Feinde Palmerſton's, ſind über ſeinen Sturz erſchrocken, und ſtecken die Köpfe ſorgenvoll zuſammen. —

Dienstag, den 23. Februar 1858.

Aus Königsberg kommt eine Erklärung, die Angaben über den Plehwe'schen Zweikampf in unsern Zeitungen seien falsch, verläumderisch; das Ministerblatt „die Zeit" erwidert, ihre Mittheilungen seien richtig, sie erwarte den Gegenbeweis. Die Kreuzzeitungsleute, die Pfaffen und Reaktionaire, sind für Plehwe, im Allgemeinen wird sein Name verabscheut, als der eines wüthigen Fanatikers, haßerfüllten Gewaltmenschen. —

In Köln war eine Haussuchung, aus Gefälligkeit für die französische Polizei, man fand aber nichts als alte Schriften und Bücher, die man wegnahm, und vielleicht wiedergiebt. —

Verhaftungen in Turin und Genua, in der Schweiz, in Belgien, in Frankfurt am Main. Ueberall ohne gehofften Ertrag! —

Unerhörte Paßquälereien von Seiten Frankreichs gegen Engländer und Schweizer angeordnet. Bittre Klagen deßhalb. Louis Bonaparte muß in tödtlicher Angst leben, muß alle Fassung verloren haben, so gewaltsam sind seine Maßregeln, so durchgreifend, und so kleinlich dabei! — Der Sturz Palmerston's ist ein neuer Schlag, der ihn wüthend machen muß, oder auch kleinmüthig, — eine Nachricht aus Paris will wissen, Walewski habe eine Note versöhnlichen Inhalts nach London geschickt. —

Vom Könige hört man wieder Züge des entschiedensten Blödsinns, nicht nur in dem was er sagt, sondern auch und besonders in dem was er thut; dabei scheint er körperlich wohl. —

Mittwoch, den 24. Februar 1858.

Heute vor zehn Jahren ging in Paris der Sturm los, in Folge deſſen der Zuſtand von ganz Europa ſich weſentlich geändert hat. Nicht das damals Gehoffte und Verſuchte hat ſich verwirklicht, das wäre dem Werke von Jahrhunderten vorgegriffen geweſen, aber für Jahrhunderte hat ſich das klare Bild aufgeſtellt, was die edlere Menſchheit anſtrebt, verlangt, und immer auf's neue verſucht. Wie die Grundſätze von 1789 für Frankreich weithinaus in die Zukunft leuchten, ſo die Grundſätze von 1848 für Deutſchland und insbeſondre für Preußen. Bei uns gilt nur erſt das von ihnen kümmerlich Abgeleitete, unſre elende Verfaſſung, noch nicht die Grundſätze ſelbſt, aber in Frankreich beruft ſich ſogar die jetzige Willkür- und Gewaltherrſchaft auf ſie! So weit ſind wir noch nicht, aber wir werden dahin kommen! —

Bei uns iſt nun der König krank, und ſein Stellvertreter auch leidend; doch iſt der Prinz nur durch das örtliche Fußübel am Aufſtehen verhindert und übrigens wohlauf. —

Traurige Debatten über die Wuchergeſetze. Die Junkerpartei denkt nur an ihre Vortheile, und zeigt rohe Unwiſſenheit und gemeine Anſichten. Gegen Wentzel ſind Wagener und Gerlach Schulbuben. Uebrigens ſprechen dieſe Burſche jetzt von Verfaſſungstreue, und Wagener ſagt zu der Linken: „Bieten Sie uns die Hand, wir werden die unſre nicht zurückziehen!“ Dabei bringen ſie Vorſchläge zur Erleichterung der Stiftung von Fideikommiſſen, zur ſechsjährigen Dauer der gewählten Abgeordneten ꝛc. —

In Baiern Verfolgung der Irwingianer, die unter den Katholiken werben und ſogar mehrere Prieſter gewonnen haben; Verbot vieler Bücher und Zeitſchriften. —

In Frankreich fortdauernde Verhaftungen, und täglich

Paris, den 5. April 1823.

Meinen vorgeſtrigen Brief ſchrieb ich in einem Zuſtande von Ermattung, der über Begriff geht. Nie iſt mir noch ein Winter ſo auf die Nerven gefallen. Seit ein paar Tagen umſtürmt uns wieder das abſcheulichſte Wetter. Auch Sie, Verehrteſter, führen neue Klagen und Frau von Varnhagen leidet ebenfalls. Ich ſehe, wir bedürfen alleſammt des Lichtes und der Wärme, im phyſiſchen ſowohl als geiſtigen Sinne. Empfehlen Sie mich Ihrer Gemahlin. Die Gunſt, womit die Gnädige meinen kleinen Thiers beehrt, freut mich unendlich. Er hat ein treffliches Buch geliefert, über die jüngſte Gemählde-Ausſtellung. Da ich auf Kunſt ſtoße, hören Sie von Hrn. Ternite? Sein heiliger Johannes macht, hoffe ich, Glück.

Für Ihre gütige Bemühung bei Hrn. Pietſch danke ich von Herzen. Sie hat gewirkt. Begegnen Sie dem löblichen Manne, ſo erweiſt mir Ihre Freundſchaft wohl noch einen Dienſt. Ich bitte Herrn Pietſch mich diesmal weniger warten zu laſſen. Es wäre eine große Hülfe, meine Rimeſſen im Laufe dieſes Monats zu empfangen.

Hat Herr Schöll die den beiden Hrn. von Humboldt ſchuldigen Verbindlichkeiten denn gänzlich vergeſſen? Sein Urtheil kann dem Ruhme beider nicht ſchaden.

Die Gegner des Hrn. Buchholz geben leichtes Spiel. Deutſchland ſteht noch ſehr weit in der politiſchen Diskuſſion zurück. Schmalzen ſollte man belehren, daß Oeffentlichkeit viel beſſer iſt, als Wählbarkeit. Eine Ständeverſammlung ohne Oeffenlichkeit iſt in meinen Augen ein Rauchtabakskollegium, eine ſchoppenſtädter Rathsſtube.

Bestrafungen von Majestätsbeleidigungen. Der Sturz von Palmerston erschreckt und verwirrt den Bonapartischen Troß, die bezahlten Schreier aber setzen ihr Unwesen fort, es regnet noch immerfort Adressen. —

Donnerstag, den 25. Februar 1858.

In der Kölnischen Zeitung steht der Anklagehandel gegen Orsini, Pierri ꝛc. —

Beißendes Wort aus der Mitte der Kreuzzeitungspartei: „Der preußische Staat wird jetzt in drei Teufelsnamen regiert: Manteuffel der Ministerpräsident, Manteuffel im Landwirthschaftsministerium, Manteuffel Oberst im Kriegsministerium.“ Der Ministerpräsident macht jetzt starke Schwenkungen nach dem Prinzen von Preußen hin und entfernt sich mehr als je von der Kreuzzeitungspartei, daher der gesteigerte Haß gegen ihn. —

Der Ministerpräsident von Manteuffel muß immer ein untergeordnetes Factotum haben, dem er sich ganz hingiebt; in früheren Zeiten war es Ryne Quehl, seitdem ein gewisser Levinstein, der im Besitz aller Geheimnisse des Ministers ist, alle telegraphischen Depeschen meist noch vor dem Minister einsieht, in vielen Dingen entscheidenden Einfluß hat. (Ein Bruder des Arztes.) —

Freitag, den 26. Februar 1858.

Die Volkszeitung bringt heute sehr scharfe Angriffe gegen Plehwe, dem die Freunde Lindenberg's ein Denkmal setzen

wollen, während die Kreuzzeitung, im Bewußtſein der ſchlechten Sache, von jeder Demonſtration abmahnt.

Aus dem Ladendorff'ſchen Prozeſſe ſind noch der Drechsler Pape und Buchdrucker Weidle in Strafhaft, die im Monat März abläuft, von dieſen iſt Pape begnadigt worden — um wenige Tage! Weidle jedoch, ſoviel bekannt, noch nicht. —

Die Aelteſten der hieſigen Kaufmannſchaft hatten den Zeitungsredakteur Samter verklagt, weil er auf ein Mitglied ihrer Körperſchaft als einen Börſenſchwindler hingedeutet hatte. Das Gericht hat entſchieden, die Körperſchaft als ſolche und in Betreff ihres Berufes ſei dadurch nicht beleidigt, und hat den Samter freigeſprochen. —

Strafgefangene katholiſchen Glaubens hatten im Gefängniß Bibeln angeſchafft oder angenommen; der katholiſche Geiſtliche hat ſie ihnen wüthig entriſſen und verbrannt. Folge der Jeſuiten-Miſſionen! —

Die Schweiz kämpft muthig gegen die franzöſiſchen Paßplackereien und die falſchen Beſchuldigungen, die von der franzöſiſchen Polizei ausgehen, deren Angaben namentlich in Bezug auf Genf als grundlos erwieſen werden. Die Unwiſſenheit und Nutzloſigkeit der ungeheuern Polizeimacht wird an den letzten Verfällen überall höhniſch hervorgehoben. Und durch ſolche Polizei will man die Welt regieren! —

Sonnabend, den 27. Februar 1858.

Ausgegangen mit Ludmilla. Gang in den Thiergarten, Beſuch bei Frau Bettina von Arnim; wir ſind ihr äußerſt willkommen, und da wir mit ihr allein ſind, ſo benutzt ſie dies eilig, um von ihren Geſchäften zu ſprechen, wobei ſie

ängſtlich nach der Thüre ſieht, ob jemand komme. Sie will neue Bände drucken laſſen, will mir ein merkwürdiges Manuſkript von Arnim ſchicken, — es fand ſich nach deſſen Tod in Wiepersdorf als verſiegeltes Paket mit der Ueberſchrift: „Allein für meine Frau“, Pitt Arnim aber ſchnitt die Siegel auf, vielleicht in der Meinung es ſeien Geldpapiere, „was Sie von dieſer Handlung denken wollen, überlaſſ' ich Ihnen“. Was der Inhalt iſt, erfahr' ich nicht. Sie ſpricht auch von dem Manuſkript zum zweiten Bande der Gedichte, das noch in der Druckerei liegen muß, und das ſie vergebens fordern läßt. Auch will ſie ihr Goethedenkmal verändern, Goethen in ſeiner ſchönſten Jugendgeſtalt erſcheinen laſſen, ſeinen Kopf nach der Büſte von Trippel modelliren, die im Zimmer ſteht. Als Fräulein Armgart eintrat, hörten dieſe Geſpräche gänzlich auf. Man ſprach vom Leſen, Bettine hat ſich das Buch „Henriette Herz“ vorleſen laſſen, daſſelbe mit Spottreden erläutert, ſie behauptet mit heftigem Lachen, die Herz ſei eine Hebamme geweſen! Sie hat die Frau ganz gut gekannt, ich muß aber von ihr erzählen, als hätte Bettine nie von ihr gehört. — Bettine ſagte diesmal auch von freien Stücken, am 4. April werde ſie volle dreiundſiebzig Jahr alt, ſie ſei wie ich im Jahr 1785 geboren. Sie wollte uns gar nicht fortlaſſen, endlich aber konnten wir doch das Eintreten des Staatsminiſters von Savigny benutzen, um loszukommen; er iſt achtzig Jahr, aber noch ſehr rüſtig. Bettina zwar munter, aber doch ſehr verfallen und blaß und mager. —

Orſini, Pierri, Rudio und Gomez in Paris verurtheilt, letzterer nur zu lebenslänglicher Zwangsarbeit. Sie haben ſich vor Gericht muthig und feſt benommen, Orſini bewundernswürdig, frei, ſtolz, vornehm. Die Oeffentlichkeit war ſehr bedingt, man hatte nur ein 'paar hundert Zuhörer eingelaſſen, meiſt Polizeileute in Zivilkleidern. Den Zei-

tungsberichtern war verboten, irgend Aufzeichnungen zu machen! —

Sonntag, den 28. Februar 1858.

In England geht die Bewegung gegen den Bonapartiſchen Uebermuth weiter, man ſpricht ſich kräftig gegen die Frechheit aus, und mit größtem Lobe für das franzöſiſche Volk, das mehr als irgend ein andres für die Freiheit gethan und gelitten habe, und auch auf's neue thun werde, ſobald es ſich von dem Druck, unter den es durch Eidbruch und Gewaltthat gerathen ſei, werde befreit haben. — Der Verſuch Orſini's und Palmerſton's Fall ſind zwei furchtbare Ereigniſſe, die viel aufdecken und bewirken, den vollen Despotismus Louis Bonaparte's, ſeine Angſt und Schwäche, die Geſinnungen der Völker. —

Die Eroberung von Kanton durch Engländer und Franzoſen beſtätigt ſich, ſo auch die Gefangennehmung des chineſiſchen Gouverneurs Yeh. —

Montag, den 1. März 1858.

Die Geſtalt Orſini's verliert viel durch den Brief, den er „an Napoleon den Dritten Kaiſer der Franzoſen" aus dem Gefängniß geſchrieben, und den ſein Vertheidiger dem Gericht vorleſen durfte, wie denn auch der Moniteur den Abdruck davon giebt. Den Menſchen, den er tödten wollte, hatte er nicht ſo anzureden, ihm hatte er nicht zuzutrauen, daß derſelbe auf ſolche Anſprache hören, plötzlich großmüthig

ſich Italiens annehmen werde. Ein Brief, deſſen Bekanntmachung Louis Bonaparte wünſchen und geſtatten konnte, iſt dadurch ſchon verdächtig, muß mehr für ihn als für den Schreiber günſtig wirken. Vielleicht iſt er auch gefälſcht, — jetzt kann keine Büberei dieſer Art aufgedeckt und gerügt werden. —

Viele Verhaftungen in Frankreich, harte Beſtrafungen wegen beleidigender Aeußerungen gegen Louis Bonaparte, wegen Verbreitung falſcher Nachrichten! Viele Beamte abgeſetzt, auch Polizeikommiſſare; überall Unſicherheit, Angſt, unruhiges Herumtappen; die Unzufriedenheit wächſt auf allen Seiten. —

Mit ſeinem Moniteur hat er Unglück. Die Militairadreſſen haben die Aufregung in England bewirkt, der Abdruck des Orſini'ſchen Briefes, der hauptſächlich gegen Oeſterreich losgiebt, hat den öſterreichiſchen Geſandten verſchnupft. —

Inmitten dieſer Wirren erhalten die Generale Changarnier und Bedeau die Erlaubniß zur Rückkehr nach Frankreich. Hier ſind ſie freilich mehr unter dem Griff, als in Belgien! —

In England haben Feliz Pyat und andre Flüchtlinge durch eine Druckſchrift offen ihre Zuſtimmung zu dem Mordanſchlag Orſini's ausgeſprochen. Warum nicht? Als Charlotte Corday den Marat ermordete, jauchzte ganz Europa dem Heldenmädchen Beifall; in den Augen jener Franzoſen iſt Louis Bonaparte ſchlimmer als Marat. Louis Blanc, in ſeinem Geſchichtswerke, verſagt der Corday ſeinen Beifall, wie jedem Meuchelmord. —

Dienstag, den 2. März 1858.

In Frankreich ſind in der letzten Zeit über 2000 Verhaftungen geſchehen, 4 bis 500 allein in Paris, beſonders zahlreiche in Bordeaux und Straßburg. Manche Verhaftete wurden gleich wieder freigegeben, die Mehrzahl aber iſt vom härteſten Geſchick bedroht. Es herrſcht die größte Willkür und Geſetzloſigkeit; das heißt Staatsrettung, das heißt Sicherheit! General Espinaſſe, Miniſter des Innern, ein würdiger Scherge der Gewaltherrſchaft! —

Das neue engliſche Miniſterium Derby iſt gleich mit dem elenden Bekenntniß aufgetreten, daß es Palmerſton's Verhalten in Betreff der franzöſiſchen Zumuthungen billigt und fortſetzen will! Immerhin, der Fall Palmerſton's iſt doch ein gutes Ereigniß. —

Die Polizei hat das zweite Heft der hier erſcheinenden Preußiſchen Jahrbücher von Haym beſchlagen und dem Staatsanwalt überliefert; man weiß nicht, wegen welches Artikels. —

Mittwoch, den 3. März 1858.

Ehangarnier's vortrefflicher Brief; er wird die Erlaubniß der Rückkehr nach Frankreich nicht benutzen, ſo lange das Vaterland ſeines Armes nicht bedarf, ſo lange es nicht Geſetze hat, die ſeine Würde und Sicherheit verbürgen. Die Zeitungen bemerken ſehr richtig, daß Ehangarnier dem Louis Bonaparte in Frankreich ſichrer iſt, als in Belgien, er kann ihn dort jeden Augenblick faſſen.

Die Verhaftungen dauern in Frankreich fort, in Marſeille, Lyon, Toulouſe, Grenoble, in Lille, Amiens, Rouen ꝛc. Es herrſcht ein Schrecken durch das ganze Land, Angebereien der gehäſſigſten Art, Befriedigung von Privatrache, Unſicher-

heit aller Verhältniſſe! Selbſt Bonapartiſten lauern einander auf, beſchuldigen einander. Die Verhafteten erfahren nicht, weſſen man ſie beſchuldigt, was ihnen bevorſteht. —

Mitten in dieſen Schreckensmaßregeln erſcheinen in der Nacht Maueranſchläge in verſchiedenen Städten zugleich, von unſichtbaren Händen angeheftet, und in großen Buchſtaben verkündend, die Marianne — Namen der großen Freiheitsverbrüderung — habe Louis Bonaparte'n wegen ſeiner Verbrechen gegen das Volk zum Tode verurtheilt. —

Donnerſtag, den 4. März 1858.

Endlich einmal eine frohe Nachricht! Der Kandidat Schlehan, wegen Maivorgängen und dann wegen Fluchtverſuchs zu Feſtungshaft verurtheilt, die noch vier Jahre dauern ſollte, iſt völlig begnadigt und ſofort in Freiheit geſetzt worden. Die Kabinetsordre, welche dies verfügt, iſt vom 25. Februar. —

In Baiern hat ein Gericht ausgeſprochen, daß der Abdruck gehaltener Landtagsreden nicht ſtrafbar ſei, da dies nur ein Bericht von geſchichtlicher Geltung, ohne beleidigende Abſicht, ſei. —

In Oeſterreich auf franzöſiſchen Andrang Verwarnung an die Zeitungsredaktionen, in Behandlung der franzöſiſchen Sachen nicht zu ſcharf zu ſein. Etwas ſcharf alſo doch immerhin! beſonders ſeit der Moniteur Orſini's Brief abgedruckt hat! —

In Frankreich Verhaftungen ohne Zahl! Viele der unſinnigſten Art, Mißgriffe, deren ſich die Behörden ſchämen, deren Rüge ſogleich in engliſchen oder belgiſchen Blättern ſteht. Geheime Geſellſchaften, ſelbſt freimaureriſche, vor Gericht gezogen, Advokaten. —

Der franzöſiſche Geſandte hier hat noch nicht, wie der in Wien, Anträge zur Beſchränkung der Zeitungspreſſe gemacht; doch iſt die hieſige weit ſchärfer gegen Frankreich als die öſterreichiſche. —

Es geht die Rede, daß Rudolph von Auerswald Geſandter in Wien werden ſoll. Eine Miniſterſtelle hier wär' ihm lieber. —

Freitag, den 5. März 1858.

Im Bundestag iſt das Unerhörte geſchehen, daß einer Erklärung Hannovers zu Gunſten der ſchleswig-holſteiniſchen Dissidenten, der Preußen zugeſtimmt hatte, durch Beſchluß der um den öſterreichiſchen Geſandten geſcharten Mehrheit die Aufnahme in das Protokoll verweigert wurde! Was wird daraus entſtehen? Nichts. —

Sonnabend, den 6. März 1858.

Maſſenhafte Verhaftungen in Frankreich! Neue knechtiſche Adreſſen. Die Schweizerbehörden klagen laut über die Paßvlackereien. Die engliſchen Miniſter zeigen unwürdige Furchtſamkeit. Auch die deutſchen Fürſten fangen an, ſich wieder mehr zu ängſtigen, der Trotz und Uebermuth auch des Unverſtandes, des Tollwerdenden, ſchreckt ſie. Wir können in Deutſchland neue Freiheitsbeſchränkungen erwarten, wenn Louis Bonaparte ſie ernſtlich fordert. —

Sonntag, den 7. März 1858.

Ich kann nicht sagen, daß dieser Tag meine Erinnerung an die geliebte Rahel stärker aufregt, als ein andrer! Sie war mir gestern und vorgestern, und so weiter zurück, eben so gegenwärtig wie heute, eben so vertraut und wirksam in Geist und Herzen. Dennoch erwehr' ich mich eines tiefschmerzlichen Gefühls nicht, daß mit diesem todten Zeichen „der 7. März" sich unwillkürlich verknüpft! —

Ich hatte einen seltsamen Traum. Von der Mauerstraße ging ich durch lauter bis dahin mir unbekannt gebliebene schmale düstre Gänge, unheimliche Winkel und enge dunkle Höfe einwärts zur innern Stadt, ohne die bekannten Straßen zu durchschneiden; nicht ohne Schauder und Gefahr wand ich mich durch diese enge Wüste, wo nur ein paar ärmliche, rohe, dabei drehend aussehende Menschen wohnten, und war froh endlich an einen Garten zu gelangen, der mir geöffnet wurde, und wo der Besitzer mich freundlich aufnahm und mich in sein daran stoßendes Haus führte; begierig blickt' ich auf die Straße und sah staunend, daß ich die Breite Straße vor mir hatte, voll Verwunderung wie ich bis dahin hatte gelangen können, auf jenen wildrigen Wegen, die bei der mir bekannten Oertlichkeit unmöglich waren, aber doch vorhanden sein mußten, da ich sie gegangen war! Giebt es, fragt' ich, in dem offenbaren Raum noch einen zweiten geheimnißvollen, der uns nur bisweilen zugänglich ist? und könnte nicht auf diese Weise dicht neben und zwischen uns auch ein Paradies sein, dessen Eingang wir suchen sollten? Darüber wacht' ich auf, und dachte lange nach über das seltsame Traumbild. Die „Gänge" in der Neustadt von Hamburg hatten wohl ein wenig in demselben mitgespielt. —

Vormittags geschrieben, verschiedenes Nothwendige, dann auch Willkürliches, von der Stimmung Gegebenes, in ihr

auch wieder Vernichtetes; ich konnte zu keinem festen Aus-druck gelangen. —

Montag, den 8. März 1858.

In dem Buche von Normanby über die Revolution von 1848 gelesen; dasselbe ist dadurch sehr merkwürdig und wichtig, daß es zahllose Gebrechen und Schwächen aufdeckt, die Erbärmlichkeit, den Dünkel und die Blindheit Louis Philippe's, die Unredlichkeit und den Eigensinn des heuch-lerischen Guizot, den Mangel an Urtheil und die Schwach-heit des doch edlen Lamartine, die traurige Verirrung Cavaignac's ꝛc. —

Dem Prediger Ublich ist sein Gesuch, wieder in Magde-burg sein Sonntagsblatt drucken zu dürfen, höchsten Ortes abgeschlagen worden. So weit sind wir noch im Argen! Bilden wir uns auf die kleine Veränderung im Regierungs-wesen nur nicht viel ein! —

Brief des Generals Bedeau, der die Erlaubniß zur Rückkehr nach Frankreich wie Changarnier zurückweist. Eine neue Ohrfeige für Louis Bonaparte, der sich nicht wenig erboßen wird! —

Dienstag, den 9. März 1858.

Die Kreuzzeitung bringt einen Artikel gegen das preußische Streben nach Seemacht, mit sehr guten Gründen. Ich muß ihr hierin beistimmen, und gehe darin noch weiter als sie. Jetzt ist das Seewesen nur eine Schwächung von Preußens Landmacht, eine Verschwendung von Millionen. Das Bei-spiel von Sebastopol und Kronstadt ist für uns umsonst,

Hrn. von Stägemann habe ich von einer Ente gemeldet, der Magendie das große Gehirn ausgeschnitten. Der Raum erlaubte nicht einer anderen zu erwähnen, die überdem die Hälfte des kleinen Gehirns eingebüßt. Auch sie lebt, aber in einem kläglicheren Zustande. Sie hat nämlich das Gleichgewicht verloren, und kann besonders den Hals nicht gerade halten. Die Empfänglichkeit der Sinne und das mechanische Vermögen ist den armen Thieren geblieben. Sie schlingen und verdauen. Nur muß man ihnen das Futter in den Mund bringen. Von selbst nehmen sie keins. Sie scheinen völlig Willen- und Begierden-los zu sein. Wer weiß, ob die Anatomie nicht endlich dahin gedeiht, den Menschen ihre Vorurtheile, ihren Aberglauben auszuschneiden. Dr. Hall, für den die Magendie'schen Experimente Triumph sind, steht auf dem Sprunge nach England.

Um über Goethe etwas zu sagen, müßte ich erst wieder eins seiner Werke und zwar im Original lesen. Ich habe keins zur Hand. Dann fragt sich, ob ich in meiner gegenwärtigen Schlafköpfigkeit etwas Erträgliches zu Markte brächte. Den Zeilen, die Sie besitzen, erweisen Sie zuviel Ehre. Schalten Sie damit nach Gutdünken.

Schlabrendorf fühlt sich höchst geschmeichelt durch Ihr Wohlgefallen an seinen Denksprüchen. Er sendet Ihnen ihrer vierzig. Ich finde sie gut gestempelt und meisterhaft. Ueber Goethe hat er einiges, aber es ist Tadel mit Lobe vermischt. Selbst des leisesten Tadels muß man sich in der Ihnen vorgesetzten Absicht enthalten. Unser Einsiedler ist unfähig wehzuthun. Er mißbilligt ganz besonders, daß Pustkuchen die falschen Wanderjahre bei Goethe's Lebzeit herausgegeben.

Da bin ich noch so glücklich, durch die vielvermögende

wir geben in dieſelbe Thorheit mit vollen Segeln ein, und doch hatte Rußland ganz andre Lockungen als wir! Die Nationalzeitung ſteht auch noch in der thörichten Verblendung, deren Gaukelſpiel im Jahr **1848** ſo großen Schaden gethan; ſie lieferte neulich zu meinem Leidweſen einen Aufſatz, der für die Ausdehnung der Marine ſprach. —

Nachricht von einem in Chalons ſur Saone ausgebrochenen Aufſtande, Ausruf der Republik, Ueberwältigung einer Wache ꝛc. Zwar iſt er unterdrückt worden, aber die Offiziere hatten ſich erkundigt ob es wahr ſei, daß in Paris die Republik hergeſtellt ſei! Furchtbares Zeichen! Und grade jetzt, bei den neuen ſtrengen Geſetzen! —

In Normanby weitergeleſen. Er iſt ein armer Tropf, aber die Elendigkeit Louis Philippe's, die Schlechtigkeit Guizot's, die verderblichen Einwirkungen der Schleicher und Betrüger, lernt man aus ſeinem ſchlechten Buche gehörig kennen. Uebrigens iſt er ein Meiſter, alles Lebendige und Sprudelnde der gewaltigſten Ereigniſſe zu tödtender Langweiligkeit herabzuſtimmen. —

Mittwoch, den 10. März 1858.

Man begreift die Dummheit nicht, daß der Moniteur in der telegraphiſchen Depeſche aus Chalons ſur Saone die Angabe ſtehen ließ, die Offiziere hätten ſich auf der Präfektur erkundigt, ob es wahr ſei, daß in Paris die Republik ausgerufen worden. Dieſe Erkundigung, die ſie machten ehe ſie die Aufſtändiſchen angriffen, ſetzt unbeſtreitbar voraus, daß im Fall der Bejahung ſie nicht würden angegriffen, ſondern ſich der Republik würden angeſchloſſen haben, trotz aller neueſten Fürſorge, Regentſchaft, Weib, Sohn! —

In Brüſſel hat ein Herr Larbarre ſich freiwillig als Verfaſſer des Artikels im Drapeau gemeldet, und iſt, nach heftiger Verhandlung, in langwierige Gefängnißſtrafe und beträchtliche Geldſtrafe verurtheilt worden. Die Verhandlung kann für zwanzig neue Artikel gelten, ſo viel Kräftiges und Scharfes wurde geſagt. —

Donnerstag, den 11. März 1858.

Betrachtungen über den Gang unſrer Revolution in Preußen. Die Geſchichte iſt keine Lehrerin der Fürſten, ſonſt wäre die Revolution nicht gekommen, aber auch keine des Volkes und ſeiner Leiter, ſonſt wäre ſie nicht rückgängig geworden. Es bedurfte nur weniger Schritte, um den vollen Triumph der Freiheit zu ſichern, ſie wurden verſäumt. Wunderbar erſcheint es, daß die Reaktion, durch Waffenübermacht wieder im vollen Beſitze der Gewalt, dieſe nicht ſogleich gebraucht hat, um alles ihr Mißfällige abzuſchaffen; man muß geſtehen, es wurde mit großer Langſamkeit, mit äußerſter Vorſicht verfahren, außerordentlich Maß gehalten; es könnte ſcheinen, als habe überlegne, kraftvolle Klugheit die Dinge geleitet. Aber wer die Perſonen und Verhältniſſe kennt, den Gang der Entwicklung genau verfolgt hat, der muß einſehen, daß die ſcheinbare Klugheit nur Mangel an Muth war, Mangel an Muth bei den Leitenden, wie bei den Ausführenden. Sie wagten immer nur kleine Schritte, und leider kamen ſie damit weit genug; obwohl ſie noch heute die Volksvertretung und das allgemeine Wahlrecht nicht los ſind, noch heute nicht das Haus der Abgeordneten ſtändiſch gegliedert, noch heute nicht das alte Jagdrecht wiederhergeſtellt haben! Der König war oft

ungeduldig und wollte dreinſchlagen, aber nicht mit eigner Hand, ſondern mit fremder, und die Miniſter waren und blieben furchtſam, weil ſie ſeinem Muthe nicht trauten, auch Wrangel dankte Gott, daß es nicht zum Kampfe kam, vor dem er eine gräßliche Angſt hatte. So geſchah alles in Folge von Furcht und Schwäche, was aus einem fernen Geſichtspunkte ein Werk der Klugheit und Beſonnenheit ſcheinen könnte! —

Nachmittags Beſuch von Herrn Palleske. Zu ſeiner Biographie Schiller's einige Notizen beigeſteuert. Er hat aber ſchon überreiche Hülfsmittel. —

Heute antwortete im Abgeordnetenhauſe der Miniſter Herr von Weſtphalen auf die an ihn gerichtete ſcharfe Anfrage wegen der Einmiſchung der Polizei in die Elbinger Wahlen, jämmerlich, mit ſchamloſen Lügen, frechen Verdrehungen, und ſchließlich mit dem matten Bekenntniß, die Polizei habe Fehler begangen, die er mißbillige. Bei einer Stelle brach man in ſchallendes Gelächter aus: aber der öffentliche Unwillen hätte ſich durch Zorn und Verachtung kund geben müſſen; ja der Prinz von Preußen ſollte einen Miniſter, der ſich ſo miſerabel bloßgeſtellt, ohne weiteres wegjagen. —

S. 282 des dritten Bandes von Hegel's Encyklopädie ſteht ein bedenklicher Satz über die Nothwendigkeit eines Piſiſtratos zur Durchführung der Geſetze Solon's. Wenn der Philoſoph in geſchichtlichen Dingen ſeine Machtſprüche thut, wird mir ganz ſchwül! Ebendaſelbſt find' ich die Behauptung, die in neuerer Zeit oft vorgetragen wird, gegen Italiäner, Deutſche, Polen und nun auch gegen die Franzoſen, die Behauptung: „Wenn ein Volk frei ſein zu wollen ſich nicht bloß einbildet, ſondern wirklich den energiſchen Willen der Freiheit hat, wird keine menſchliche Macht dasſelbe in der Knechtſchaft des bloß leidenden Regiertwerdens

zurückzuhalten vermögen." Das Volk, ja das Volk! Hier wird aber doch eine Einheit vorausgesetzt, die selten zu bewirken iſt, von der die Herrſchenden mit allen Mitteln der Macht die Strebenden abhalten. — Man hat ſchon geſagt, und mit gutem Grunde, wenn die Franzoſen nur einen Tag, nur ein paar Stunden voraus hätten, um zuſammenzukommen, um ſich zu vereinen, ſo wäre es mit der Bonapartiſchen Gaukelei zu Ende. Dieſe Friſt aber läßt man ſie nicht gewinnen! —

Freitag, den 12. März 1858.

Die Nationalzeitung bringt eine ſcharfe Kritik der Jammerantwort des Miniſters des Innern auf die Elbinger Interpellation und ironiſirt ihn bitter. In der Verſammlung durfte nach der Geſchäftsordnung die Sache nicht weitergeführt werden, ſonſt hätte er auf der Stelle ſeine Züchtigung erhalten. — Der Moniteur meldet, daß auch in Paris in der Nacht vom 4. zum 5. ein Aufſtandsverſuch beabſichtigt war. Dergleichen Bekenntniſſe ſind nicht vortheilhaft! —

Der Litterat Dr. Benfey aus Göttingen, der in Frankfurt am Main Vorträge über Goethe hielt, iſt von der daſigen Polizei ausgewieſen worden, auf Betrieb der hannöverſchen Regierung. —

Der Antrag, die Wahlbezirke durch ein Geſetz feſtzuſtellen und dadurch die ſchikanirende Willkür der Regierung zu beſchränken, wird wohl nicht durchgebracht werden. Die Miniſter arbeiten ihm auf alle Weiſe entgegen, beſonders da neue Wahlen in Ausſicht ſtehen. —

Sonnabend, den 13. März 1858.

Geſchrieben. Ausgegangen mit Ludmilla. In den Thiergarten zu Frau Bettina von Arnim gegangen. Wir trafen ſie allein, ſie ſagte es ginge ihr merklich beſſer, aber ihr Ausſehen widerſpricht, es iſt geiſterartig, und ihre Schwäche hat ſehr zugenommen, ſie kann nur mit Mühe von ihrem Seſſel aufſtehen. Ihr Geiſt iſt munter, ſie lacht gern, aber ihr Sprechen iſt langſamer, abgebrochener als ſonſt, ſie kann öfters das rechte Wort nicht finden. Unſer Beſuch freute ſie außerordentlich, wir blieben über eine Stunde, und ſie wollte uns noch nicht fortlaſſen. —

Orſini und Pierri heute früh um 7 Uhr in Paris guillotinirt. Rudio zu milderer Strafe verurtheilt. —

Sonntag, den 14. März 1858.

In Paris in der Nacht vom 4. auf den 5. wurde vive la république und vive Orsini gerufen. Auch an andern Orten vernahm die Polizei die ſchärfſten Aeußerungen von Unzufriedenheit, Haß und Trotz, die Verhaftungen dauern fort, die Sendungen nach Cayenne und Algerien; es herrſcht die gewaltſamſte Willkür! —

Der Prozeß gegen Bernard in London wird jetzt ſtrenger behandelt, die Sache ſelbſt ganz nach politiſcher Anſicht. Lord Palmerſton wollte Freiſprechung, um zu zeigen, daß die engliſche Geſetzgebung zu gelinde ſei; Lord Derby will Verurtheilung wegen Theilnahme am Meuchelmord, um zu zeigen, daß die engliſche Geſetzgebung ausreiche! —

Montag, den 15. März 1858.

Die Abendblätter geben genaue Nachrichten von Orſini's und Pierri's Hinrichtung. Beide waren muthig und ſtandhaft, beſonders Orſini, der wie ein Held ſtarb, in den letzten Augenblicken ausrufend Vive l'Italie, vive la France, vive la république! Pierri ſang Mourir pour la patrie, c'est le sort le plus doux, le plus digne d'envie. Die abgehauenen Köpfe begoß man mit Schwefelſäure, um ihre Züge zu entſtellen, deren Nachbildung unmöglich zu machen. Eine neue Art von Barbarei! — Die Begnadigung Rudio's — der geſtändig iſt eine Granate geworfen zu haben, während Orſini dies gethan zu haben läugnet, Pierri dies ſicher nicht gethan hat, — wäre ſehr auffallend, wenn man nicht dabei die Abſicht hätte, ihn als Zeugen in dem Prozeß gegen Bernard in England zu gebrauchen. — Verſuche, die Begnadigung Orſini's zu erwirken, ſchlugen fehl. Dagegen verſicherten die hohen Geiſtlichen, die Verurtheilten ſeien im Stande der Gnade, und gingen zur ewigen Seligkeit ein! —

Man hört von den ſogenannten Freiſinnigen, die auf den Prinzen von Preußen hofften, ſchon Aeußerungen wie dieſe: „Der matte kranke Prinz hat keine ſtarke Hand, er fügt ſich in das Vorgefundene, ſcheut jede Veränderung. Etwas Neues zu ſchaffen, etwas Großes auszuführen, liegt ihm fern. Wir bleiben im alten Schlendrian, etwas weniger phantaſtiſch, aber auch weniger kräftig und lebhaft als vorher.“ —

Auch trägt man Worte des Prinzen umher, aus denen man folgern will, daß er gar keine Luſt habe zu regieren, daß ihm die Laſt zu groß ſei, daß er ſie lieber auf junge Schultern übertragen wolle u. dgl. mehr. Aber daß er die Krone, wenn der König ſtirbt oder abdankt, nicht annehmen werde, glaub' ich nimmermehr. —

Dienstag, den 16. März 1858.

Die Frankfurter Polizei hat ihre gegen den Dr. Benfey auf hannöverisches Begehren verfügte Ausweisung auf dessen kräftigen Einspruch wieder zurückgenommen. —

Die Schweiz und Sardinien wehren sich gegen die französischen frechen Anforderungen mit Muth und Geschicklichkeit. In Turin wird die Auslieferung des Engländers Hodge, der mit Orsini genau bekannt war, gradezu verweigert. —

L'Empire c'est — l'espionnage! sagt man in Paris, und die englischen Zeitungen wiederholen es. — „Der Schurke vom 2. Dezember, der noch nicht bestrafte Verbrecher, den die Königin Victoria geküßt hat", heißt es in einem Briefe, den der Prozeß gegen Bernard in London zur Oeffentlichkeit gebracht hat. —

Mittwoch, den 17. März 1858.

Der Prinz von Preußen macht Versuche im Zimmer zu gehen; er wagt indeß noch nicht mit dem verletzten Fuß fest aufzutreten. —

Donnerstag, den 18. März 1858.

Gleich nach dem Erwachen daran gedacht, welcher Jahrestag heute zu feiern ist, der 18. März, vor zehn Jahren! Vergleicht man damals und heute, so kann man glauben, die Geschichte brauche allzu viel Zeit zu ihren Schritten, aber eben so gut auch, sie gehe mit Sturmeseile vorwärts; denn was ist alles seitdem geschehen! und trotz aller

Mängel, aller Jämmerlichkeiten und Verruchtheiten, über die wir klagen, im Ganzen hat unſre Sache doch unermeßlich gewonnen. —

Brief und Sendung aus Paris von meinem Vetter Franz Adolph von Varnhagen; er ſendet mir Abdrücke ſeiner Schrift Vespuce et son premier voyage. Paris, 1858. —

Freitag, den 19. März 1858.

Der Magiſtrat von Berlin hat für die Vermählungsfeierlichkeiten 50,000 Thaler zu verwenden gehabt, aber dieſe Summe weit überſchritten, und für das Mehr muß nun Rath geſchafft werden. Es fehlt nicht an Stimmen der Empörung über dieſe augendieneriſche Verſchwendung, die nichts nutzt und bedeutet, als daß ſie den Verſtänden des Magiſtrats vielleicht, und nur vielleicht, einige gnädige Blicke zuwendet. Die Stadt hat Schulden, legt drückende Abgaben auf die Einwohner, kann für die Armen nicht das Nöthige aufbringen, und verübt ſolche Ausgaben! — Auch die Gewiſſenloſigkeit der Verwaltung der Königlichen Bank, der Eiſenbahngeſellſchaften ꝛc., die aus Augendienerei für die Königliche Luſt am Dombau, bei 25,000, 15,000 und 10,000 Thalern geſchenkt haben, wird vielfältig beſprochen, doch leider nicht ernſt genug; ſie haben willkürlich und eigenmächtig Gelder weggegeben, die nicht ihnen, ſondern dem Staat oder den Aktionairs gehören, und von Rechtswegen müßten ſie wegen untreuer Verwaltung vor Gericht gezogen werden, der Handelsminiſter von der Heydt an der Spitze. Aber die Unredlichkeit führt hohe Namen, da ſchweigt der Staatsanwalt. —

Die ältere Verfaſſung der Landſtände in der Mark

Brandenburg vornämlich im 16. und 17. Jahrhundert. Dargestellt von G. A. von Mülverstedt. Berlin, 1858. 8.

Ein preußischer Offizier, dem von der Militairbehörde die gesetzliche Heirathserlaubniß ertheilt war, aber die preußischen Pfaffen, nach der Vorschrift des Oberkirchenrathes (des Königs), die Trauung mit einer aus früherer Ehe Geschiedenen verweigerten, bat sich in Gotha trauen lassen. Der Oberkirchenrath und sein Frömmleranhang sind darüber ganz außer sich! —

Sonnabend, den 20. März 1858.

Die Kommission des Abgeordnetenhauses hat den Antrag des Herrn von Bardeleben, die Wahlbezirke festzustellen, aus den erbärmlichsten Gründen, die das Ministerium vorgebracht, zur Ablehnung empfohlen, und somit bleibt alles der schuftigsten Willkür überlassen. —

Der Prinz von Preußen fängt an, sich an Manteuffel zu gewöhnen. Besonders gefällt ihm dessen Pünktlichkeit und — Meinungslosigkeit. Auch der Geh. Kabinetsrath Illaire weiß sich in Gunst zu setzen. —

Die Kreuzzeitungspartei ist matt und liegt mißtrauisch auf der Lauer, aber die sogenannte Linke — der Graf von Schwerin ꝛc. — ist in Vorsicht und abwartender Klugheit ganz vernichtet! —

Montag, den 22. März 1858.

Neues französisches Gesetz wegen Tragen von Uniformen und Orden, die dem Träger nicht gebühren, so wie gegen unberechtigtes Führen von Adelstiteln; schwere Geldstrafen!

(Titres de noblesse begreift weder die Führung der Partikel „von“ noch die Beinamen von Geburtsorten oder Besitzungen, wohl aber die Titel Baron, Graf, Marquis ꝛc.) Das Gesetz war ursprünglich zu Gunsten des Kaiserlichen Adels gemeint, wird aber nun auch für den alten Königlichen gestellt. Die Hauptabsicht scheint wohl auf die obern Klassen der Gesellschaft gerichtet, die von diesem Gesetze schwer getroffen werden, wenn die Regierung — was sie unterlassen kann — die Prüfung und Strafanwendung befiehlt. Eine Menge von Familien sind dadurch von der Regierung in Furcht und Sorgen erhalten, und haben jede Mißliebigkeit zu vermeiden! —

Dienstag, den 23. März 1858.

Die Volkszeitung bringt ein Stück Verhör beißend in Erinnerung, wo der jetzige Graf und Botschafter Persigny des beabsichtigten Meuchelmordes bezüchtigt wird, als er einen Offizier zu tödten versuchte, der sich dem Einbruche Louis Bonaparte's widersetzte. —

Heute kam im Abgeordnetenhause das Geschenk der Bank von 25,000 Thalern für den Dombau sehr ernstlich zur Sprache und der Minister von der Heydt sehr in's Gedränge. Kühne (von Berlin), Graf Schwerin und selbst Gerlach machten ihm heiß, und er mußte froh sein, als Wenzel und Patow ihm den Ausweg eröffneten, die nachträgliche Billigung des Hauses zu erbitten, die denn auch erfolgte, jedoch nur für die Hälfte der Summe, die dem Staat angehört, da die andre Hälfte den Aktionairen zukommt, deren Einwilligung nicht in Frage stand. — Die ganze Verhandlung hätte wohl nicht stattgefunden, wenn der König gesund wäre, und die

Hülfe eines Coiffeurs, den „Miroir“ zu bekommen. Ergötzen Sie ſich daran mit Frau von Varnhagen.

Leben Sie wohl und bleiben mir wohlgewogen.

Hochachtungsvoll

der Ihrige

Oelsner.

Dr. Luther hätte den Charlatan von Eckſtein, deſſen Probebogen ich hier beifüge, zuverläſſig Dreckſtein genannt. Heutzutage darf man ſich derlei Unhöflichkeiten nicht erlauben.

Bei Hrn. Pietſch nehmen Sie ſich meiner an.

13.

Varnhagen an Oelsner.

Berlin, den 4. April 1823.

Hoffentlich iſt mein Brief vom 19. vor. M. nebſt der biographiſchen Beilage für Hrn. von Saur durch die Poſt glücklich in Ihre Hände gelangt. Ich habe ſeitdem keinen geſunden Tag erlebt und bin durch mancherlei katharraliſche Uebel endlich zu einem Krampfhuſten gekommen, mit dem ich mich nun ernſtlich herumſchlage. Unſer Wetter iſt abſcheulich, immer folgt auf lockende Milde ſchnell wieder rauhe Strenge. Nichts will ſich geſtalten, entſcheiden, erklären; alles ſchwebt in verworrenem Schwanken, mag nicht das eine bleiben, kann nicht das andere werden; erregt entgegengeſetzte Erwartung und täuſcht jede; dabei wird es denn doch am Ende Sommer, aber unter Mißbehagen und Unwohlſein, und die beſte Freude iſt im Ringen und Erwarten draufgegangen. Iſt der moraliſche Zuſtand der Dinge eine Folge

„Geistesfrische“ hätte, die das Ministerblatt „Die Zeit“ ihm klaglicherweise zuspricht. —

Der Herzog von Gotha ist bange geworden für seinen Freund Louis Bonaparte, er glaubt diesen übel berathen, auf gefährlichem Abhang, er hat sich gedrungen gefühlt, ihn zu warnen, ihm, falls er Krieg machte, die Feindschaft von ganz Europa in Aussicht zu stellen. Der arme Herzog von Gotha! Was hat er zu warnen, zu rathen? Mit einem — Abenteurer befreundet, will er den Deutschen ein Führer, ein Mittelpunkt werden? Überkritze Einbildung! —

Mittwoch, den 24. März 1858.

Die Verhandlungen über das Bankgeschenk werden von allen Zeitungen sorgfältig mitgetheilt. Die Rechte — Gerlach und Genossen — hätten gern den Sturz des Ministers von der Heydt herbeigeführt, und waren sehr unzufrieden mit Wenzel, der ihm einen Ausweg eröffnete, wenn auch einen sehr demüthigenden. — Die andern Verhandlungen sind kümmerlich und langweilig, besonders die des Herrenhauses abgeschmackt, selbstsüchtig, aristokratisch, an einen frischen Freisinn ist gar nicht zu denken. —

Ein Assessor hat eine Schrift gegen den Justizminister Simons drucken lassen und dem Landtag eingeschickt; er dringt auf Absetzung des Ministers. Hat keine Folgen, außer vielleicht für den Assessor. —

Nachrichten aus Frankreich; traurig, jammervoll! Militairgewalt, Verhaftungen, Deportationen, ganze Schiffsladungen von Verdächtigen werden nach Afrika oder Cayenne geschickt, ohne Urtheil, ohne Verhör. Steigende Unzufriedenheit, die auch unter den Truppen merkbar wird.

Louis Bonaparte lebt in Angſt und Noth, und weiß nicht was er thun ſoll. —

Donnerstag, den 25. März 1858.

Beſuch vom Geheimen Rath von Strantz. Während einer Stunde beſpricht er mit mir die Gedichte, Geſchenke und Huldigungen, die dem Prinzlichen Ehepaar dargebracht worden ſind, er tadelt die großen Verſchwendungen an künſtlichen Sachen, Albums, Adreſſen, Bildſachen, — die Stände der Kurmark haben 1500 Thaler für ein Blatt aufgewendet, das die Prinzlichkeiten kaum angeſehen haben, und fürder niemand anſieht. Er möchte ſelber noch eine Sammlung der beſten Gedichte liefern, aber eine wohlfeile; ich rathe davon ab, weiſe auf gelegnere Zeit hin, wenn die Leute weniger abgemüdet ſind, und ein neuer Anlaß friſchen Reiz giebt. Ueber den Ernſt der Prinzeſſin Victoria, ihre eingezogene, faſt einſame Lebensart; der Prinz alle Morgen zum Exerzieren nach Potsdam ꝛc. —

Beſuch von Herrn Zeranus von Raczinski. Alexander Herzen's in London erſcheinender Polarſtern, ruſſiſch, eine für Rußland wichtige Erſcheinung von unberechenbarer Wirkung! Von der Richtung und Kühnheit des Buches giebt ſchon der Umſchlag ein Beiſpiel, in einem Kreiſe am nächtlichen Sternhimmel ſind dicht auf einander folgend fünf Profilgeſichter; wen ſtellen ſie vor? die fünf wegen Hochverrathes Gehenkten: Peſtel, Ryleieff, Beſuſcheff, Murawieff und Kachoffskin. Nun, das iſt bezeichnend! — Der Dichter Ogareff liefert Gedichte zu dem Jahrbuche, die er mit vollem Namen unterſchreibt, er lebt in London, aber nicht als Verbannter. — Tauſende von Abdrucken gehen nach Rußland. —

Am 25. hielt in der hiesigen polytechnischen Gesellschaft der Dr. Grävell einen Vortrag über die Newton'sche Optik, den man als den entschiedensten Sieg der Goethe'schen Farbenlehre bezeichnet, gegen welche noch kurz vorher ein Dr. Wolff mit roher Heftigkeit aufgetreten war. Die Newton'sche Theorie war zwar von allen Physikern längst aufgegeben, ihre Unrichtigkeit galt als erwiesen, nur sollte Goethe nicht Recht haben, der Dichter nicht, der ihnen in ihrer Wissenschaft Unruhe machte! Mir war von jeher ausgemacht, in dem was Goethe *gesehen*, *muß* er Recht haben! —

Ein Herr Franz Mertens kündigt eine Schrift gegen das preußische Unterrichtsministerium, gegen Alexander von Humboldt und gegen den eben verstorbenen Geheimen Rath Kugler an. Der Mann soll etwas verdreht, aber nicht ohne Kenntnisse sein. —

Aus St. Petersburg wird berichtet, der Kaiser werde von seiner Umgebung eifersüchtig bewacht und gleichsam polizeilich; da er in Rußland jetzt der heftigste Liberale sei, so müsse natürlich die russische Polizei eine strenge Aufsicht über ihn haben. Einige vornehme Herren machten ihn vor kurzem aufmerksam auf die Kühnheit der Presse, die täglich schärfer Fragen erörtere und Forderungen aufstelle, man müsse erwarten, daß das immer weiter gehen werde, so weit, daß zuletzt gradezu Konstitution gefordert werde! Der Kaiser habe hierauf geantwortet: „Konstitution? Man wird sie fordern? Nun gut, wenn man sie fordert, so werd' ich sie geben." —

Sonnabend, den 27. März 1858.

In den Landtagshäuſern ſind gute Dinge geſagt worden, gegen den Kompetenzgerichtshof, der alles Recht überwuchert, gegen den verfaſſungswidrigen Zwang, der die Preſſe trifft, und den der Elbinger Rieſen in einer Petition rügt; aber alles vergeblich, die Mehrheit läßt es beim Alten, d. h. beim neuſten Regierungsunfug. —

In Elbing iſt Rieſen faſt einſtimmig zum Stadtverordneten gewählt. Diesmal wagte die Polizei nicht, ſich in die Wahl zu miſchen. —

Scharfe Debatten im Hauſe der Abgeordneten. Ein Herr Marquardt durch Wentzel verächtlich zurückgewieſen; jener Rüpel hatte mit dreiſter Stirne dagegen proteſtirt, den Artikel 12 der Verfaſſung in die Geſetzgebung aufzunehmen! „Dreiſte Stirn“ nicht parlamentariſch, Wentzel giebt das zu. Uebrigens alles nutzlos. —

Unerwarteter Beſuch von Herrn *, der aus Paris hier eingetroffen. Seit Orſini's Attentat ſind noch zwei andre gefolgt, von denen aber niemand ſprechen darf, eines war durch den Schuß aus einer Windbüchſe, der Thäter tödtete darauf ſich ſelber, weil er ſah, daß er gefehlt hatte und entdeckt ſei. — Der Brief Orſini's iſt von Jules Favre geſchrieben, er ſagte dem Orſini: „Il faut faire mousser votre affaire, on ne sait ce que peut arriver!“ Damit bewog er ihn, in die Schreibung des Briefes zu willigen. —

Sonntag, den 28. März 1858.

Der Biſchof von Jeruſalem, der Engländer Gobat, iſt dort vom engliſchen Konſul, deſſen Vorladung er nicht folgen wollte, verhaftet worden. Wäre der König noch ſeines Geiſtes

mächtig, ſo würde er in den größten Zorn gerathen. Das Bisthum, obwohl engliſch, iſt mit hunderttauſend Thalern preußiſchen Geldes gegründet worden. —

Die engliſche Waſſerleitung hier erweiſt ſich als ſehr mangelhaft, an vielen Orten platzen die Röhren und das Waſſer richtet vielen Schaden an. Wäre Hinckeldey am Leben geblieben, ſo hätte er alle Hausbeſitzer gezwungen, zu dieſer Einrichtung beizuſteuern, von der er beträchtliche Einkünfte zog. —

Die juriſtiſche Fakultät in Bonn hat dem Privatdozenten Dr. Backhauſen den ferneren Vortrag unterſagt. Eine Urſache wird amtlich nicht angegeben, aber man ſagt, er habe zu großen Zulauf! —

Montag, den 29. März 1858.

Ausgegangen mit Ludmilla in den Thiergarten; Beſuch bei Frau Bettina von Arnim; wir fanden ſie allein, kümmerlich und geiſterhaft ausſehend; ſie beſchrie mich gleich wegen der Fürſtin von *, gegen die ſie ſehr eingenommen iſt, ich müſſe zwiſchen ihr und der Fürſtin wählen, u. dgl. mehr. Auch der litterariſchen Dinge gedachte ſie, und möchte mir manches geben, es zum Druck zu ordnen, kann aber jetzt ihre Papiere nicht handhaben. —

Mittwoch, den 31. März 1858.

Die jetzige Dürre der Freiheit in Frankreich ſteht mit dem Gedeihen derſelben in Rußland in auffallendem Gegenſatz; es iſt, als ob die Wolken dort entzogen hier ihren

befruchtenden Segen niederſenkten. Wie lange wird es dauern? Niemand kann es wiſſen. Aber darauf muß man gefaßt ſein, daß eine ſtarke Freiheitsbewegung in Frankreich als eine augenblickliche Stockung in Rußland wird empfunden werden. —

Stiller Freitag, den 2. April 1858.

Wenig geſchlafen, lange vor Tag erwacht, anſtatt der Träume Gedanken! Vieles überlegt, geprüft, was ich eigentlich noch wünſche, erſtrebe? was mir in Wahrheit noch gefällt? Nichts Perſönliches könnte mich ſo freuen, wie es Allgemeines könnte, wie es Allgemeines auch wirklich thut, ſobald es nur erkennbar und faßlich ſich darſtellt, allzu oft nur verſteckt es ſich unter trüben Einzelheiten! —

Dem Sohne Louis Bonaparte's ſind zum erſtenmale die Haare geſchnitten worden; es war eine große Feierlichkeit. Der Friſeur bekam 1000 Franken, die Haare werden an die Truppen vertheilt. O Jämmerlichkeit des erkünſtelten Wichtigthuns, der erzwungenen Heiligung! —

Sonnabend, den 3. April 1858.

Die ganze Umgebung Bonaparte's iſt verachtet, gemein; äußere Ehren und Reichthümer werden verſchwendet, aber Neid und Eiferſucht mehren die Zahl der Unbefriedigten, der Mißvergnügten. Man hält das Ende des Poſſenſpiels für vollſtändig eingeleitet, für nahe; nur durch Krieg mag es noch aufgeſchoben werden, vielleicht Krieg gegen Oeſterreich. Man ſpricht von einem zweiten Brief Orſini's, der

Louis Bonaparte an seinen Carbonaroschwur erinnert, und an die Strafe, die dem Eidbrüchigen von Seiten aller Carbonari droht. – Gährung in Italien; Leberuf dem Orsini an vielen Orten gerufen, öffentlich angeschlagen. —

Ostersonntag, den 4. April 1858.

Mit Ludmilla in den Thiergarten zu Frau Bettina von Arnim gefahren, die heute ihr vierundsiebzigstes Jahr antritt. Wir brachten ihr Blumensträuße. Sie war sehr leidend, athmete beklemmen, und klagte über Schmerzen. Unsre Aufmerksamkeit rührte sie, und sie zeigte es herzlich. Ueber Siegfried's Schrift gegen Lewes war sie erfreut, und äußerte grimmen Zorn gegen Lewes, sie könne alle Briefe Goethe's mit den Urschriften belegen, sie vermöge nur jetzt nichts herauszusuchen; auf meine Bemerkung, Siegfried sage auch, er kenne noch ein Sonett von Goethe an sie, das noch nicht gedruckt sei, erwiederte sie genau was folgt: „Gedruckt ist es freilich noch nicht, das heißt, sie sind alle gedruckt, und alle sind an mich." Vielleicht meint sie mit dem ersten Satze nur, das Sonett sei in ihrem Buche nicht gedruckt, wohl aber bei Goethe'n; es ist nie möglich, etwas ganz deutlich von ihr und bestimmt herauszubringen. Im Saale sprachen wir zwei Töchterchen Ratti's, Siegmund von Arnim, Herrn Vargiel, Fräulein Armgart, Fräulein Gisela. Siegmund klagte bitter, daß man gestern den wilden, lärmenden Ole Bull zur Mutter gelassen, der auch heute wiederkommen und ihr sogar etwas vorspielen *solle*. —

Nachmittags in Pfuel's handschriftlichen Berichten über das Jahr 1848 gelesen; sie sind mit wunderbarer Auf-

richtigkeit geſchrieben, und doch an einigen Stellen nicht ganz klar. Ich kannte ſie ſchon, Ludmilla aber nicht. Die Faſſung iſt nachträglich etwas verbeſſert worden. —

Dienstag, den 6. April 1858.

In Straßburg iſt der über achtzigjährige Dichter Lamey geſtorben; Herr Schneegans aber lebt noch. —

Zwiſt im Deutſchen Bundestage. Preußen und Hannover beklagen ſich über Eigenmächtigkeit des Präſidialgeſandten Oeſterreichs und der Mehrheit, die ihm zugeſtimmt, als er eine Mittheilung Preußens und Hannovers aus dem Bundesprotokoll entfernt hatte; ſie tragen auf genauere Beſtimmung ſeiner Befugniſſe an. Niemand kümmert ſich darum, höchſtens lacht man! —

Mittwoch, den 7. April 1858.

Eben erſt freut' ich mich, daß der brave Schneegans in Straßburg noch lebe; heute Abend bringt die Zeitung die Nachricht, daß er am 1. April dort geſtorben! —

Herr B. erzählte, der Präſident Louis Bonaparte traf auf der Straße einen alten Bekannten, Mitglied der Nationalverſammlung, in tiefer Traurigkeit, und fragte ihn antheilvoll nach der Urſache: „Ach," ſagte dieſer, „mich hat das größte Unglück betroffen, das ein Menſch erfahren kann, ich habe meinen geliebten Vater verloren!" Bonaparte ſagte ihm einige Worte des Beileids und Troſtes, und ſetzte dann hinzu: „Aber Sie nennen dies das größte Unglück mit Unrecht, ich kenne ein größeres! Das iſt, Tag für Tag

bei den reinſten Abſichten verbrecheriſcher beſchuldigt zu werden, des Meineides, des Wortbruches!“ Dabei kamen ihm die Thränen in die Augen. Der Volksvertreter ging nun in die Nationalverſammlung, und ſagte allen ſeinen Freunden von der Linken, dieſen Mann dürfe man doch nicht länger in Verdacht haben. Kurz darauf erfolgte der ſchon längſt bereitete Staatsſtreich. — — —

Donnerstag, den 8. April 1858.

Der berüchtigte Liederley, ehmaliger Ritterſchafts-Regiſtrator, der dem Prinzen Karl durch ſchwere Anklagen läſtig wurde, und durch Hinckeldey's betriebſamen Eifer wegen Veruntreuungen, die er in ſeinem Amte begangen, auf mehrere Jahre in's Zuchthaus kam, iſt jetzt aus der Strafanſtalt zu Spandau im Gnadenweg entlaſſen worden, unter der Bedingung, daß er gleich wieder eingezogen werden könne, um ſeinen Reſt abzuſitzen, falls er ſich ſchlecht aufführte. Hinckeldey hoffte, der Mann, den er als ſehr bizig kannte, würde durch die Zuchthaushaft tobſüchtig werden, und dann für immer beſeitigt ſein! Das war ein rechter Schuft, dieſer Hinckeldey! Seine engliſchen Waſſerwerke, von denen er ungeheuern Vortheil zog, und zu deren Benutzung er alle Bürger Berlins zwingen wollte, gehen auch ſchlecht. —

Freitag, den 9. April 1858.

Beſuch beim Geh. Rath Johannes Schulze. Von da gingen wir zu Humboldt und wurden gleich angenommen. Er iſt unwohl, ſehr verfallen, verdrießlich, — ohne Zweifel

macht ihm die Sache der Brüder Schlagintweit argen Verdruß. Für uns zeigt er die gewohnte Zuvorkommenheit und Vertraulichkeit, erwähnt gleich einer ſchmeichelhaften Anzeige von Ludmilla's Buch, die er geleſen, ſpricht lobend von der Fürſtin von Wittgenſtein. Humboldt will über Frieſen ein Wort für Ludmilla aufſetzen. Er zeigt uns noch ein Buch und neue Photographieen. — Er hat auch meines braſiliſchen Vetters freundlich und ehrenvoll erwähnt, er giebt ihm in vielen Punkten recht, nicht in allen.

Traurige Nachricht, daß unſer guter alter Burgsdorf geſtern Vormittag entſchlafen iſt, im 78. Jahr, nach kurzem Leiden. Er war ein tapfrer, redlicher Mann, von ſcharfer Zunge und gütigem Herzen, allem Schlechten feind, ohne Anſehn der Perſon. —

Sonnabend, den 10. April 1858.

Die Knospen dringen langſam hervor. Wieder ein zerhackter Frühling, im Freien noch halber Winter, ungenießbare Tage! — Im Abgeordnetenhauſe geht viel Schimpfliches vor, der Miniſter des Innern iſt ſchamlos frech, der Präſident Graf von Eulenburg ziemlich dumm. Geſtern ſprach Wentzel gut über die Einzelhaft, Harkort gab ein Gemählde der Zunahme unſrer Polizei, ſtatt 80,000 Thaler für geheime Ausgaben trug man an nur 40,000 zu bewilligen, alles erfolglos! Der preußiſche Staat iſt bei konſtitutionellem Schein doch nur ein Polizeiſtaat, und wird es noch lange bleiben. —

Humboldt ſendet das Heft der „Anregungen“, wo von Ludmilla's Gräfin Ahlefeldt günſtig geſprochen wird. — Todesanzeige aus Straßburg, der gute Schneegans ſtarb im

der physischen, oder umgekehrt, oder auch gar kein nothwendiger Zusammenhang zwischen beiden — ich will darüber nicht absprechen — aber die Aehnlichkeit ist schlagend und ein leidender Naturforscher läuft Gefahr, in seinen harmlosen Betrachtungen solche Verhältnisse auszusprechen, die er als thätiger Umtrieber nicht schärfer behandeln könnte! Ich aber habe nur vom Wetter gesprochen, und eben weil eine andere Auslegung so nahe steht, verwahre ich mich gegen sie! Der Himmel ist bedeckt, es weht rauh und kalt aus Osten und aus Westen, und die verheißene Frühlingsmilde, welche hin und wieder ein warmer Sommertag verkündete, hat sich völlig zurückgezogen. Halb Berlin ist krank; keiner meiner Freunde und Bekannten ist diesen Winter verschont geblieben. Es thäte noth, daß man uns einen Gesundheitskordon um die Stadt zöge, damit die grimmige Influenza nicht neue Nahrung fände, und in das Land ausströmte! —

Ich wüßte Ihnen, verehrtester Freund, heute wahrlich außer diesem Wetterzustande von hier nichts Erhebliches zu melden. Es ist alles, wie es war, und daß ein Tag nach dem andern hingeht, ist keine Eigenheit von hier, sondern geschieht überall. Unser Theater, welches ich kürzlich mehrmals besucht habe, ist nun, da Redouten und Assembleen vorüber, der einzige Vergnügungsort, wo man seinen Abend, und bei mancherlei Proben sogar auch seinen Morgen, angenehm hinbringen und den Sinn an Oper und Ballet erfrischen mag. Denn das eigentliche Schauspiel ist nicht zu rechnen; es ist damit so schlecht bestellt, wie an keinem anderen Orte in Deutschland, obwohl wir in hauptstädtischer Verblendung als ausgemacht annehmen, daß unsere Bühne auch in dieser Hinsicht jede andere weit überstrahle! Ich habe dieser Tage die „Phädra“ und dann „Kabale und Liebe“ aufführen sehn, wo alles, außer der trefflichen Gastspielerin

46. Jahr. — Ausgegangen mit Ludmilla. Beſuch bei Bettinen von Arnim, die wir aber nicht ſprechen können. Fräulein Armgart nimmt uns an, und erzählt uns vieles Vertrauliche. — Die friſche Luft erquickt mich, aber macht mich dabei müde. Der helle breite Sonnenſchein wirkt ſchwermüthig auf mich ein, erweckt unbeſtimmte Sehnſucht, Traurigkeit, Unruhe. Wenn ich mich recht befrage, muß ich mir geſtehen, daß ich die Fülle des Lebens, die in der Vergangenheit liegt, ſchmerzlich entbehre, daß ich die Geſtalten miſſe, durch die ich einſt beglückt war. Und dabei dieſes fortdauernde Abſterben, das Hingehen Aller, die uns theuer ſind, die wir kennen! Nun eben der gute Burgsdorf, der gute Schneegans! Und wer iſt ſicher? nicht Alt noch Jung! Die Welt geht in ihren Wandlungen unerbittlich vorwärts. —

Elende Landtagsverhandlungen! Wentzel, Harkort, Patow mühen ſich vergebens ab, die Mehrheit ſtimmt feige den Miniſtern zu. Patow deckt die Schändlichkeit des Polizeiverfahrens in der Sache des Intelligenzblattes auf. Was hilft's? —

Sonntag, den 11. April 1858.

Der König fuhr neulich bei Bethanien vor; die Oberin und mehrere Diakoniſſen ſtanden zu ſeinem Empfange bereit, als er ihrer anſichtig wurde, rief er kommandirend: „Achtung! Präſentirt das Gewehr!“ Man erzählt noch viele ſolcher Züge, dieſer aber iſt ganz wahr, aus zuverläſſiger Nachricht. —

Ruſſiſche Truppenbewegungen in Polen. — Türkiſcher Zug gegen Montenegro; unruhige Stimmung und Ränke in Bosnien, Serbien. —

Montag, den 12. April 1858.

Neue Stellvertretung auf drei Monate! Neue Lügenversicherungen in Betreff der fortschreitenden Besserung des Königs. Die Landtagshäuser sind mit all dem Brei zufrieden, und der Prinz von Preußen auch. — Die Wahrheit geht aus einer Aeußerung des Feldmarschalls Grafen von Dohna hervor, der vom Kanzler von Zander nach dem Befinden des Königs gefragt, antwortete: „Ach, es ist keine Krankheit, es ist ein Zustand!“ —

Ein Artikel im Abendblatte der Nationalzeitung aus Paris sagt, daß die vom Moniteur als von Louis Bonaparte bei Eröffnung des Boulevards Sebastopol feierlich abgelesen mitgetheilte Rede nicht gelesen worden. Der allerdings im Programm vorausbestimmte Vorgang unterblieb, und Louis Bonaparte nahm früher als er angesetzt war seinen Rückzug und zwar auf einem andern Wege, als er gekommen. Wahrscheinlich hat er Polizeinachrichten von einer ihm drohenden Gefahr erhalten. —

Pariser Briefe sagen etwas von einem neuen Attentat, dem man auf die Spur gekommen; sogar einer von den Hundertgarden soll deßhalb verhaftet sein. —

Dienstag, den 13. April 1858.

Die Zeitungen melden, daß gestern der Musikgelehrte Dehn gestorben. —

Harkort's Rede über die Verschwendungen und Knickereien, über die Schullehrer-Seminarien, — alles in den Wind! Die Rechte billigt alles was die Regierung thut. Harkort nennt den König von Dänemark einen Zaunkönig, und wird deßhalb getadelt, dafür nennt er ihn dann das getreueste Mitglied des Deutschen Bundes! —

Man rechnet es uns als eine große Wendung der Dinge an, daß in Königsberg ein Lizenziat Simson, der nicht zu den Eiferern gehört, Professor der Theologie geworden, und daß Rosenkranz endlich — endlich! — den rothen Adlerorden 4. Klasse erhalten hat! Wie elend ist der Zustand, wo solche Lumpereien als wichtig gelten können! Wie elende Krankheit, wie elende Heilszeichen! Und doch ist es natürlich, daß man in der dicken Finsterniß jeden Schimmer von Licht freudig begrüßt! —

Unser staatsweiser Minister von Westphalen hat gesagt, es werde früher oder später zum Kriege gegen Frankreich kommen müssen, aber dann sei es nöthig, daß Preußen keiner vorhergehenden Feindlichkeit beschuldigt werden könne, unsre Zeitungen müßten sich daher aller Aeußerungen enthalten, die in Frankreich mißfielen! Ein staatsweiser Mann! —

Mittwoch, den 14. April 1858.

Die Nationalzeitung hält dem Landtag seine Schwäche und Fahrlässigkeit in scharfen Worten vor, und rügt die Ungesetzlichkeit der Minister, einen bloßen Erlaß — den wegen der Stellvertretung — als Gesetz zu bezeichnen und als solches in die Gesetzsammlung aufzunehmen, da doch Gesetz nur sein kann, was durch den König und beide Landtagshäuser bestimmt worden. Erst jetzt ist dies beliebt worden, bei versammeltem Landtag; bei den früheren Erlassen sah man die Sache nur als eine des Kabinets an. Das Volk ist bei all diesen Dingen sehr gleichgültig, es weiß, daß der ganze Kram nichts taugt, der rechten Unterlage entbehrt, daß nicht das Recht, sondern Hofwillkür und Polizeigewalt herrschen. —

Die Nachtfröſte und die anhaltende Dürre geben den Landleuten ſchlechte Ausſichten, man hört viele Klagen. —

Donnerstag, den 15. April 1858.

Die Londoner Times ſpotten mit Schnödigkeit über das mit preußiſchem Gelde geſtiftete engliſche Bisthum Jeruſalem, verlachen es als einen Unſinn, und ſchimpfen auf den preußiſchen Konſul, der ſich des Biſchofs gegen die engliſche Behörde annehmen will. —

Louis Bonaparte hat die freigeſinnten Mitglieder der geſetzgebenden Verſammlung, Ollivier, Darimon und Curé zu ſich zu Tiſch laden laſſen; die erſtern beiden haben ſich entſchieden geweigert, der letztere hat nur nach langem Bedenken die Einladung angenommen, und ſowohl der Wirth als die Wirthin ſind äußerſt liebenswürdig gegen ihn geweſen. Daß ſich aber der ſogenannte Kaiſer muß gefallen laſſen, ſeine Einladungen abgewieſen zu ſehen, iſt ein ſtarkes Stück, und ein ſprechendes Zeugniß der Zuſtände. —

Freitag, den 16. April 1858.

In dem Prozeſſe Bernard's zu London wird der Brief Allſop's an Bernard verleſen und demnach veröffentlicht, worin Louis Bonaparte als nichtswürdiger Schurke bezeichnet iſt; deutſche Zeitungen enthalten ſich der Mittheilung. Der Brief iſt übrigens der Gipfel von Unvorſichtigkeit, gleich dem berühmten Stein'ſchen; es war nicht nöthig, dergleichen zu ſchreiben, noch weniger es zu bewahren. Allſop ſelber ſoll in Newyork und hier einſtweilen ſicher ſein. —

In Parma bringt eine Zeitung ein Sonett zum Preise des Orsini; piemontesische Blätter enthielten schon dergleichen, aber nun auch Parma! —

Sonnabend, den 17. April 1858.

Die Volkszeitung bringt heute den Brief Allsop's in vollständigem Wortlaut, mit den scharfen Bezeichnungen des Louis Bonaparte. Die Nationalzeitung rügt derbe das Betragen des Abgeordnetenhauses, das seines Berufs und seiner Pflicht nicht eingedenk gewesen, als es die Sache wegen des Gewerbebetriebs der Polizei so leichtsinnig fallen gelassen. —

Der kommandirende General zu Münster, Herr von Schreckenstein, ist, wie man sagt, in Geistesstörung verfallen, wie schon früher einmal. — Tollheiten des Herzogs von Anhalt-Bernburg, weniger traurig als ergötzlich! —

Russische Zeitungsartikel erklären sich stark gegen Dänemark, und geben nicht nur dem Deutschen Bundestage in seinem Verfahren Recht, sondern fordern auch Preußen auf, die Sache aufzunehmen und auszufechten unabhängig vom Bundestag, das sei seiner Würde gemäß, seiner Stellung als Großmacht. Dänische Abgeordnete schrieen und verlangten, die russische Regierung solle jenen Blättern Schweigen auferlegen; hier weiß man, daß jene Artikel aus dem russischen Ministerium kommen. —

Sonntag, den 18. April 1858.

Herr Dr. Rodenberg aus Hannover hier angekommen. Friſch und muthig wie je, heitren Sinnes. Er war zuletzt in Gotha. —

In Rudolſtadt iſt geſetzlich beſtimmt worden, daß einem Drucker und Verleger nicht durch die Polizei, ſondern nur durch das Gericht die Konzeſſion genommen werden kann. Rudolſtadt beſſer als Preußen! —

Montag, den 19. April 1858.

Telegraphiſche Nachricht, daß Bernard in London völlig freigeſprochen worden. Großer Triumph der engliſchen Rechtspflege! Louis Bonaparte wird bitterböſe ſein, und ſeine Schreier nur ſtärker hetzen! —

Traurige Schilderungen aus Hannover; Frömmelei und Liebſchaften des blinden Königs, Geiſtloſigkeit, Camarilla, an deren Spitze die dumme Königin, Junkerthum, Bedrückung. Die Leute dort erwarten ihr Heil auch anderswoher, nicht durch ſich ſelber, wie alle Deutſchen; dies iſt kein Vorwurf gegen dieſe, es iſt nur die Folge einer Lage der Dinge, die ſeit langer Zeit durch frühere Geſchichtsereigniſſe ſich hat bilden müſſen. —

Beſuch von Frau von Bock (Schröder-Devrient). Lebhaft und leidenſchaftlich wie je, voll kräftiger, luſtiger Ausfälle. Schilderungen des Lebens in Liefland, grelle Farbengebung. Frau von Bock reiſt nach Karlsbad, hofft aber den Winter hier zu leben. — Die Bühnenkönigin iſt in der Edelfrau keineswegs untergegangen. —

Nähere Umſtände der Freiſprechung Bernard's, Vertheidigungsrede, Schmähungen und Anklagen gegen Louis

Bonaparte: „Was ist dieses Blut gegen das vom 2. Dezember 1851!“ — Unendlicher Jubel! —

Dienstag, den 20. April 1858.

Die Volkszeitung polizeilich weggenommen, wegen verletzter Achtung für den König, was sehr wunderlich klingt, denn Absicht kann dabei nicht gewesen sein. —

Geschrieben. Brief und Sendung aus Paris von meinem Vetter Varnhagen. Er war in Florenz und Neapel und ist im Begriff nach Madrid zurückzukehren. Er sendet mir eine neue französische Schrift, in welcher er die etwas giftigen Angriffe d'Avezac's mit Würde und Höflichkeit kräftig zurückweist. Er ist hocherfreut über Humboldt's Brief, und theilt mir den Schluß desselben mit; Humboldt schreibt ihm: „Il m'est doux de vous dire en finissant combien je suis heureux de vous annoncer que votre illustre parent qui compte parmi les plus spirituels littérateurs de l'Allemagne, et qui m'honore de son amitié depuis 40 ans, se conserve dans toute la force de son génie et de l'indépendance de son brave caractère.“ Ich bekenne, daß diese Ausdrücke mich höchlich erfreuen. —

Ausgegangen mit Ludmilla. Im Dümmler'schen Buchladen. Herr Grube zeigt uns die Revue des deux mondes vom 15. April, die mit einem großen Aufsatz beginnt von Saint-René Taillandier über die Gräfin von Ahlefeldt und Immermann, mit schönstem Lobe Ludmilla's und ihres Buches. Mir hüpft das Herz vor Freuden über diesen Erfolg, dieses Gelingen; Ludmilla wollte ganz ohne Selbstsucht nur das Andenken der edlen Frau ehren, ihr in der Litteratur und Zeitgeschichte den verdienten Platz

ſichern, — und ſiehe, ihr wird ein Beifall und Ruhm zu Theil, der den heftigſten Ehrgeiz befriedigen könnte! —

Abends mit Ludmilla Herrn Dr. Zabel beſucht, wo wir Herrn Bamberger aus Paris treffen. Zabel ſehr brav und feſt, trotz aller Anfechtungen, Gefahren und Verläumdungen! Daß in dieſen Tagen die Nationalzeitung in Lebensgefahr ſchwebte, der Miniſter von Weſtphalen, dieſer ſtierköpfige Gewaltsmenſch, dem Drucker und Verleger die Konzeſſion entziehen wollte, davon erfährt das Publikum nichts. Auch der Polizeipräſident von Zedlitz benimmt ſich quatſch — wie der Berliner ſagt, ohne Sinn und Verſtand. —

Der Kaiſer von Rußland trinkt und — ſpielt! Er hat neulich in Einer Nacht 700,000 Rubel Aſſignaten verloren. — Die Ruſſen ſehen ihre neue Freiheit als ein unſichres Wetter an, dem ſie nicht allzu ſehr trauen, das ſie aber möglichſt benutzen. —

Unſer Abgeordnetenhaus hat ſich heute wieder in ſeiner ganzen Erbärmlichkeit gezeigt, den Antrag Vardeleben's auf Feſtſtellung der Wahlbezirke abgelehnt, den Miniſtern hierin alle Willkür gelaſſen. Volksverräther ſind dieſe Leute, nicht Volksvertreter. Den ſchreiendſten Mißbrauch beſtärken ſie! —

Mittwoch, den 21. April 1858.

Mit der geſtrigen Wegnahme der Volkszeitung verhält es ſich folgendermaßen. Die Kölniſche Zeitung zuerſt brachte die Vertheidigungsrede für Bernard mit den ſchmachvollen Stellen gegen Louis Bonaparte; dieſem Blatte hatte man nicht zuvorkommen können, deſto mehr wollte man es den hieſigen Zeitungen. Der erſchreckene Polizeipräſident ſchickte ſogleich an alle ſeine Verwarnungen, zwei von ihm genau

bezeichnete Stellen in der Rede wegzulassen. Die Vossische Zeitung that's, setzte aber Striche, als Zeichen der Weglassung. Die Spener'sche lieferte eine gemäßigte Verarbeitung, die Nationalzeitung eine etwas schärfere, die bezeichneten Stellen paßten übrigens nur auf den Text der Kölnischen Zeitung, der englische war dem Polizeipräsidenten unbekannt. Die Volkszeitung hatte in ihrem Auszuge die mißliebigen Stellen nicht unterdrückt, daher erfolgte die Wegnahme. Dann fiel aber der Polizei wieder ein, wenn der Grund der Wegnahme bekannt würde, so möchte der französische Gesandte erst recht angereizt werden, Klage zu führen; es wurde daher der Volkszeitung durch ein Schreiben schleunigst mitgetheilt, die Wegnahme sei wegen des Leitartikels, der den König nicht ehrerbietig genug behandle, geschehen; die Volkszeitung ließ nun den Leitartikel weg, und erschien mit dem Uebrigen, was eigentlich gemeint war! So wurde die dumme Polizei in ihrer eignen Lüge gefangen: was sie verbieten wollte, tritt offen und frei hervor, und dem unschuldigen Leitartikel muß sie einen dummen Prozeß machen! —

Ausgegangen mit Ludmilla. In den Thiergarten zu Frau Bettinen von Arnim. Sie ist in einem kläglichen Zustand, geisterhaft blaß, der Blick starr, die Worte undeutlich. Sie liegt in ihrem Lehnstuhl meist mit seitwärts aufgestütztem Kopfe, spricht wenig, mit Zerstreutheit, ohne rechte Folge, lacht bei geringstem Anlaß unmäßig, daß einem bange dabei wird! Für uns war sie überaus gütig, bot uns immer auf's neue die Hand, lächelte dankbar als ich ihr sagte, daß Ludmilla sich mit Sophie von La Roche beschäftige. — Sie hatte vor einigen Tagen sehr nach mir verlangt, wollte Rath von mir und Hülfleistung in ihren Angelegenheiten, denn sie hat noch alle ihre Absichten auf Druckenlassen, Goethedenkmal, Liederkompositionen! Von dem Denkmal sind die vielen Elephantenköpfe wieder verschwunden. –

Donnerstag, den 22. April 1858.

Beſuch vom Barbier Kühn, menſchenfreundliches Anliegen. —

Der erſte Band von Guizot's Memoiren iſt erſchienen; beim Durchblättern finde ich, daß er mir nur kärglichen Gewinn und Genuß verſpricht; der alte Doktrinair will ſich weißbrennen, und iſt trocken und langweilig zum Davonlaufen! —

„Die Selbſtbekenntniſſe Schiller's, Vortrag gehalten in der Roſe zu Jena am 4. März 1857 von Dr. Kuno Fiſcher. Frankfurt a. M. 1858." 8.

Die Königin, der man allgemein keine politiſche Bedeutung beilegte, in der man keine Herrſchſucht vorausſetzte, wird gleichwohl jetzt als die Haupturſache genannt, daß Preußen zu keiner förmlichen Regentſchaft gelangt, ſondern in dem zweifelhaften und matten Zuſtand einer Stellvertretung bleibt. Sie iſt es, die den Prinzen von Preußen im Schach hält, die den Miniſtern, ſofern ſie ihm widerſtreben, einen Anhalt giebt: ſie wird dabei von den Rathſchlägen des Generals Leopold von Gerlach, dem Feinde des Prinzen, beſtens unterſtützt. Man ſagt in gewiſſen Hofkreiſen ohne Scheu: „Die Königin regiert mit Gerlach." Der Prinz leidet ſehr bei dieſer Stellung, ſinkt in der Meinung derer, die ihre Hoffnung auf ihn ſetzten, ſeine Anhänger wiſſen nicht, was ſie ſagen ſollen, thun können ſie gar nichts. —

Seit Friedrich's des Großen Tod hat Preußen keine Regierung gehabt, wie es eine hätte haben ſollen, hat — mit Ausnahme der Steuerführung Hardenberg's 1811—1814 — unter fortdauernder Staatsvernachläſſigung gelitten, nur was unabhängig von der Oberleitung ſich entwickelte fand Gedeihen. Seit vierzig Jahren immer bittre Klagen und

Mlle. Pfeiffer aus München, unter aller Kritik war. Nur das Publikum setzte mich in Verwunderung, es beklatschte manche Stelle des letzteren Stückes mit so heftiger Aufwallung, daß ich sehr ernsthafte Betrachtungen anstellen mußte. Ich würde, wenn es mein Amt wäre, nach solcher Vorstellung auf Verbot des Stückes antragen. Freilich, was müßte man nicht alles verbieten! Aber man hat ja noch lange nicht den Muth verloren, diesen Weg zu wandeln. Ein neues Schauspiel, von Hrn. von Houwald, „der Fürst und der Bürger", war zunächst für München geschrieben, und schloß damit, daß der Fürst die Berufung der Stände verkündigt; diesen Schluß hat die hiesige Zensur weggeschnitten, wie billig, obgleich Provinzialstände bei uns im Werke sind; unglücklicherweise ersieht aber jetzt aus dem gedruckten Buche jeder, was der Aufführung fehlt und was als Aergerniß gilt. So ist auch Hrn. Reimer der erste Theil der Montholon'schen Memoiren mit Beschlag belegt worden, doch zu spät, als daß nicht die Hälfte der Abdrücke schon versandt gewesen wäre. Dergleichen Uebelstand müßte vermieden werden. Da ich einmal vom Theater rede, muß ich Ihnen doch auch sagen, daß Herr Stich von seiner Wunde jetzt völlig wieder hergestellt ist, und mit seiner Gattin, wie es heißt, nächstens wieder auftreten wird.

Herr Graf Blücher geht schon seit einiger Zeit wieder frei umher, seine Versetzung oder sonstige Strafe ist aber noch nicht ausgesprochen. Das Wiederauftreten der Madame Stich wird als eine Haupt- und Staatsangelegenheit im Berliner Publikum hin und her besprochen und verhandelt. Die schöne Künstlerin hat leidenschaftliche Anhänger, aber auch eifrige Gegner; letztere möchten ihr eine harte Demüthigung bereiten, pfäffische Heiligthuerei will die Sittlichkeit beleidigt finden, wenn Madame Stich ohne öffentliche

immer dieſelben! Aber eine Schwächlichkeit, wie die jetzige, iſt kaum noch dageweſen! —

Freitag, den 23. April 1858.

Um 4 Uhr zum Mittageſſen bei Frau Hinny Mendelsſohn. Wohlhabende Pracht der alten Dame. Ihr Sohn, der Geh. Kommerzienrath Alexander Mendelsſohn, deſſen Frau Marianne, deren Tochter und Schwiegerſohn, Humboldt, Mahler Hildebrandt, Frau von Lauer geb. Fränkel, die beiden Brüder Schlagintweit, Herr Biernet, Fräulein Hebl und noch mehrere Andere. Humboldt munter und rüſtig, beginnt gleich mit luſtigen Erzählungen, iſt ſehr verbindlich für Ludmilla, erweiſt mir große Artigkeit, fragt, lobt. Ich ſaß zwiſchen Marianne Mendelsſohn und deren Tochter Frau Horſefall, neben dieſer Humboldt. Ihm war ein Amerikaner vormittags angekündigt: Schrecken, als dieſer acht Damen und vier Kinder mitbrachte: Scherz über Kinder, die an keinem Orte, ſondern nur auf Längen und Breiten geboren ſind, das heißt auf offner See. Der König iſt kränker als je, auch körperlich leidet er, magert ab, hat oft gar keine Eßluſt, braucht ſelbſt den Ausdruck: „Seit ich ſo dämlich bin.“ Keine Ausſicht, daß er abdanken oder einen Mitregenten wählen werde: die Königin, erklärte Feindin des Prinzen und der Prinzeſſin von Preußen, wird nie zugeben, daß man dem Könige von Regentſchaft nur ſpreche; ſie ſagt, er könne ja den Tod von der Gemüthsbewegung haben! ſie hemmt den Prinzen, er wagt dem großen Haſſe nicht zu trotzen, iſt aber ſehr gereizt, und gewöhnt ſich doch dabei an die ihm verhaßten und unfügſamen Miniſter. — Er ſagt mir von meinem Vetter in Madrid viel Gutes, er ſpricht mit Antheil von der Fürſtin von Wittgenſtein und ihrer

Tochter. — Julius Fröbel wollte hieherkommen, Humboldt rieth ihm ab. „Ich kann ihn nicht schützen, wenn einem von den elenden Menschen hier, Westphalen, Zedlitz, Stieber ꝛc. einfällt, ihm Ungelegenheiten zu machen.“ Freude über Bernard's Freisprechung. Abscheu gegen Bonaparte. Zustimmung über Guizot, daß er trocken sei, ungeschickt, für Frankreich ein Uebel; er sei nie den Hofmeisterstand los geworden, in welchem er viele Jahre gewesen. Großes Lob der Dudevant, ihres Geistes, ihrer Schönheit; Louis Blanc hat Humboldt'n zu ihr geführt. —

Sonnabend, den 24. April 1858.

Erfreuende Nachricht aus England, Bernard gegen Bürgschaft freigelassen, zugleich erklärt der Staatsanwalt, die Regierung verzichte auf weitere Verfolgung der minderen Anschuldigungen. —

Sonntag, den 25. April 1858.

Der Geheime Kämmerier Schöning, der sich beim Könige aus alter Gewohnheit manches erlauben darf, sagte neulich zu ihm: „Mit der Stellvertretung das hilft nichts, nach drei Monaten wird es sein wie es jetzt ist, und nach sechs Monaten auch wieder so, da wäre es doch besser, Euer Majestät gäben die Sachen für immer ab.“ Der König gerieth in den äußersten Zorn, es erfolgten Ausbrüche wahrer Wuth; die Galle verdarb ihm auf einige Tage die Eßlust. Beim Prinzen von Preußen machte man den Vorfall geltend,

um ihn von jedem Vorgehen abzuhalten. „Der Prinz wird ordentlich terrorisirt.“ —

Große Seerüstungen in Frankreich in allen Häfen; neue Schrauben-Linienschiffe, Transportschiffe ꝛc. Die Regierung verneint, daß außerordentliche Anstrengungen gemacht werden, aber die Thatsachen sind nicht zu verbergen. England ist wachsam. —

Dienstag, den 27. April 1858.

In der Allgemeinen Zeitung (Augsburg) vom 26. untersucht Düntzer bei Gelegenheit der Siegfried'schen Schrift die Glaubwürdigkeit Bettinens von Arnim, und beweist, daß in dem Briefwechsel Goethe's mit einem Kinde die handgreiflichsten Unwahrheiten vorkommen, daß Goethe z. B. aus Weimar schreibt, während er in Karlsbad war, daß seine Mutter noch nach ihrem Tode, Bettina aus Kassel vom westphälischen Hofe schreibt, ehe es noch einen solchen gab! Siegfried wird derbe zurechtgewiesen. —

Ausgegangen mit Ludmilla. Besuch bei Frau von Corvin-Wiersbicka, Leipziger Straße 15. Eine wackre, gebildete und feine Frau, durch ihres Mannes Geschick und ihr eignes hart geprüft, aber mild und hochherzig, nicht verbittert. —

Herrn La Cecilia gesprochen; ein Franzose bester Art! —

Die Landtagshäuser wurden heute feierlich durch den Ministerpräsidenten von Manteuffel geschlossen, und die schamlose Lüge von der fortschreitenden Genesung des Königs und der bestimmten Hoffnung, daß er bald wieder selbst regieren werde, mit eiserner Stirn wiederholt. Man sagt, daß hierin der ausgesprochenen und festgehaltenen

Behauptung der Königin nachgegeben werden müſſe; aber kein Miniſter kann zu ſolcher Frechheit und Unwürdigkeit gezwungen ſein! —

Mittwoch, den 28. April 1858. Bußtag.

Nachrichten aus England. Die Königin Victoria ſehr unwillig über den Prinzen von Preußen, daß er nicht kräftiger auftritt; ſie nimmt ſich ſeiner Sache an, als wäre ſie ihre eigne, die Heirath ihrer Tochter, meint ſie, berechtige ſie dazu. Dem Prinzen wird von all dem Mahnen und Drängen nur noch übler zu Muth. Auch die Anweſenheit des Großherzogs von Baden, der ja ein ähnliches Verhältniß durchgemacht, hat man benutzen wollen, auf den Prinzen zu wirken; aber der Fall war verſchieden von unſerm, in Baden hatte der kranke Landesherr in die Regentſchaft gewilligt, hier widerſetzt er ſich mit aller Kraft, deren er noch fähig iſt. —

Das Trinken des Kaiſers von Rußland wird bezweifelt, das Spielen dagegen bejaht. —

Ein Wort von Talleyrand hat mich getroffen; er ſagte noch in ſpäter Zeit: „Wer das Jahr 1789 nicht erlebt hat, der weiß nicht was leben heißt!“ Das konnte Talleyrand ſagen, der doch dem Jahr 1789 nicht treu geblieben! Was dürfen wir erſt vom Jahr 1848 ſagen, die wir ihm treu geblieben ſind! —

Donnerstag, den 29. April 1858.

Beſuch vom Grafen von Kleiſt. Er iſt in ſehr gichtbrüchigem Zuſtand, auch an Diabetes leidet er! Doch erhält er ſich in ſeiner alten Stimmung mit aller Kraft,

Menſchenverachtung, Luſt an Unluſt. Beſonders erkundigt er ſich mit Eifer nach dem Zuſtande des Königs, gegen den er auch jetzt noch den tiefſten Groll hegt. Ich muß dabei an Wiesel denken, der die von ihm längſt prophezeihten Bankrotte zwar erlebte, aber ſchon zu krank war, um die ihm gewordene Genugthuung recht zu genießen. So genießt auch Kleiſt, von Krankheit ſelber ſchwer heimgeſucht, nur noch zu minderem Theil die Niederlage ſeiner Feinde. Nach Pfuel fragt er eifrigſt, der iſt einer der wenigen Menſchen, die Kleiſt achtet und gern hat. Große Klagen über das raſche Abſterben unſrer Zeigenoſſen, über die Verödung des Lebens. —

Vor der katholiſchen Kirche wenig Volk und viel Konſtabler, zu Fuß und zu Roß; die Vermählung einer Prinzeſſin von Hohenzollern mit dem Könige von Portugal wird gefeiert. Die Konſtabler ärgern ſich, daß ſie nichts zu thun haben, laſſen die Pferde ſpringen, thun wichtig, ſchreien ꝛc. Polizei, und nichts als Polizei, prunkend in Hinckelden'ſcher Ausſtattung. —

Traurige Nachrichten über Bettina von Arnim; der Arzt hat den Ausſpruch gethan, daß ſie allmälig ihrem Ende entgegengeht. —

Der Fürſtbiſchof von Breslau, Dr. Förſter, einer unſrer ſtärkſten Heuchler, hat die Traurede gehalten, trocken und kahl, wie man ſagt. Die Kreuzzeitung behauptet, er habe der Königin von Portugal unſre Königin Eliſabeth als Muſter anempfohlen; das iſt aber nicht wahr, er hat deutlich geſagt, die Königin von Portugal die heilige Eliſabeth, der noch heute von hundert Altären Gebete zuſtrömen. — Der Prinz von Preußen war kaum in der Hedwigskirche angelangt, ſo ſah er ſich forſchend um, als ob er jemanden vermiſſe, ſprach dann mit Stillfried, und der ſuchte den Vermißten, den er endlich auf der hinterſten Bank wie ver-

ſteckt fand. Es war Humboldt, den er ſogleich zum Prinzen führte, der ihn freundlich begrüßte, ihm die Hand gab, und ihn in der vorderſten Reihe neben dem Prinzen Friedrich Wilhelm ſitzen hieß. —

Freitag, den 30. April 1858.

Beſuch von Herrn Herman Grimm. Von Bettina ſchlimme Nachrichten, beſchwerter Athem, geſchwollene Füße! Dabei wiederholt ſie mit ſeltner Zähigkeit und Ausführlichkeit die willkürliche Einbildung, Kertbeny's Bild ſei das Bild Petöfi's! —

Drei Todesfälle: Der Anatom und Phyſiolog Johannes Müller, der Geheime Juſtizrath Graf Friedrich von Schwerin (Mordfuß genannt, ſein Vater hieß Kreuzſpinne oder Peñſt), der Geh. Ober-Finanzrath Witt, bei der Königlichen Bank angeſtellt. —

Der Advokat Jules Favre in Paris zum Mitglied des geſetzgebenden Körpers gewählt; der Vertheidiger Orſini's. —

Liſzt heute früh hier aus Schleſien angekommen, reiſt aber am Abend gleich wieder ab nach Weimar. —

Die Zeitungen Abends eine unerquickliche Leſerei! Der Ton iſt matt, die jeweilige Kühnheit ſticht um ſo mehr ab, und zeigt die vorherrſchende Schwäche. Der Landtag, die Volksvertretung ſind ein Gaukelſpiel, ohne Wahrheit, ohne Wirkung. Die Regierung iſt eine unumſchränkte, die Rechtspflege abhängig, die Polizei allmächtig. Wie ſoll und kann aus dieſem Preußen wieder etwas werden, ohne gewaltſamen Ausbruch, ohne gänzliche Umbildung? Ich verzweifle an einem Gedeihen durch allmälige Entwicklung aus dieſem Zuſtande von Fäulniß! —

Sonnabend, den 1. Mai 1858.

Nun macht auch der Oberkirchenrath die schamlose, die schändliche Lüge mit, spricht von der fortschreitenden Genesung des Königs, und richtet sogar das Kirchengebet darnach ein. Das Pfaffengezücht! —

Düsterer Tag heute. Langweiliger Zustand. Es geht nichts vor. Berlin ist in dieser Zeit keine Hauptstadt, gleicht einer Stadt in der Provinz, wo man nach der Hauptstadt hinblickt, ob von ihr Licht und Luft kommen will. Für Berlin aber, wenn es selber nicht Berlin ist, giebt es keines, nach welchem es blicken könnte. —

In München ist eine Zeitung polizeilich weggenommen worden wegen eines Artikels, den sie aus der St. Petersburger Zeitung über den Deutschen Bundestag abgedruckt hatte! —

In Paris das neue dreibändige Werk Proudhon's von der Polizei weggenommen und in Anklage gestellt. —

„La conspiration russe de 1825, suivie d'une lettre sur l'émancipation des paysans en Russie, par Iscander. (A. Herzen), Londres, 1858." 12°. Hier wird der Kaiser Nikolaus nach Verdienst gewürdigt, „le sergent couronné", „le stupide tyran" etc. — Sic transit gloria mundi. —

Sonntag, den 2. Mai 1858.

Wirre Träume, von Pestel, Nilejeff ꝛc. —

Ich war beim Schreiben, da kam Herr Dr. Luigi Bossi, brachte mir ein italiänisches Gedicht auf Orsini, das in dem Turiner Blatt La Ragione vom 14. März gestanden, ferner zwei Blätter des Turiner Blattes L'Unione vom 6. und 8. April, der Herausgeber A. Bianchi-Giovini schreibt

darin franzöſiſch gegen einen Artikel der Kölner Zeitung, und ſtellt ein jammervolles Gemählde der Italiäner unter öſterreichiſcher Herrſchaft auf. —

Montag, den 3. Mai 1858.

Das zweite Heft von Haym's Preußiſchen Jahrbüchern iſt wieder freigegeben worden. Der Staatsanwalt fand keine Anklage zu begründen, und die Polizei beſtand nicht darauf. —

Heinrich Leo klagt im Volksblatt für Stadt und Land, daß die Ruhe, wie die Polizei ſie ſchafft, doch nicht das Höchſte ſei, ſondern nur matte Philiſterei hervorbringe, er will Aufregungen, Thaten! In ſeiner Weiſe ſagt er wie der Marſchall Caſtellane, wir langweilen uns, auf wen ſollen wir losſchlagen? —

Der Staatsminiſter Graf von Alvensleben iſt geſtorben; er hatte etwas mehr Vermögen und Willen, als die andern Miniſter, und fügte ſich nicht jeder Laune des Königs; deßhalb nahm er den Abſchied, wurde doch aber viel gebraucht. An Geiſt und Fähigkeit überſchritt er das Mittelmaß nicht; er war ſogar etwas gemein, wie die meiſten Edelleute dieſes Schlages. —

Dienstag, den 4. Mai 1858.

Die St. Petersburger Zeitung macht den Deutſchen Bundestag arg herunter, und verwirft höhniſch das ganze Machwerk des in Wien ausgeheckten Bundes. Oeſterreich

fühlt den Angriff am schmerzlichsten, und sucht manches zu Gunsten und Ehren des Bundestages vorzubringen, aber es fällt kläglich aus. Im Jahr 1848 haben alle deutschen Regierungen in die Wette sich über die Unzulänglichkeit und Erbärmlichkeit der ganzen Anstalt ausgesprochen, dieselben Regierungen, die das von ihnen verworfene Unwesen doch, sobald sie konnten, wiederhergestellt haben! —

Mittwoch, den 5. Mai 1858.

Nachmittags Besuch von Herrn Palleske, der mir den ersten Band seiner Biographie Schiller's schenkt. Bücher ausgesucht, die er mitnimmt. Er reist morgen nach Thüringen. — Besuch von Herrn Dolfuß aus Paris, er bringt einen Empfehlungsbrief von Hettner aus Dresden. Er wünscht Rath und Hülfe für die in Paris neugegründete Revue germanique. Besprechungen mancher Richtungen und Personen; Chaos der deutschen Litteratur; im vorigen Jahrhundert trat sie in selbsteigner Kraft und Unabhängigkeit auf, jetzt ist sie der Ausdruck unsrer politischen Zustände: Ueberfülle an Talenten und Kenntnissen, Mangel an Gestalt und Bildung. —

Donnerstag, den 6. Mai 1858.

Das bairische Blatt, das wegen des Petersburger Artikels gegen den Bundestag von der Polizei beschlagen war, ist vom Gericht wieder freigegeben worden; schnell genug! —

Unsre Volkszeitung ist nun doch nachträglich wegen Aufnahme der für Louis Bonaparte beleidigenden englischen Gerichtsverhandlungen in Anklage gesetzt worden. —

Die Zeitungen berichten, der Vorsteher der Evangelischen Allianz habe schon früher den König vermocht, mehr Rücksicht auf die sogenannten Dissidenten zu nehmen, und ihnen gewisse Rechte und Freiheiten nicht zu versagen. Die Krankheit des Königs habe die unmittelbare Wirkung dieser milderen Gesinnung verhindert, sie werde aber nun doch zur Anwendung kommen. —

Freitag, den 7. Mai 1858.

Zwei Jesuiten sind hier und predigen täglich Abends in der Hedwigskirche, die deßhalb ganz gefüllt ist. Sie predigen lauter sanftmüthige Frömmigkeit, bebes Gefühl, reine Moral! — Wenn sie erst Boden haben, werden sie auch strengen Eifer, Verfolgungssucht und Ketzerhaß zeigen. —

Sonnabend, den 8. Mai 1858.

Die Nationalzeitung zieht heftig gegen den Bundestag los, wozu das Ministerium diesmal beifällig zu lächeln scheint, weil es selber am Bundestage schlimme Streitigkeiten hat, besonders mit Oesterreich. — Antrag Preußens auf vollständige Veröffentlichung der Bundesprotokolle. —

In Palleske's Schiller gelesen. Einzelheiten zu tadeln, das Ganze von gutem Eindruck, feurig, geistvoll. —

Ein hoher Ministerialbeamter, freien Ueberblickes und praktischen Sinnes, erklärt aufrichtig, in der höchsten Re-

Buße vor einem Publikum spielt, dem sie unerlaubter Liebeshändel verdächtig geworden — denn mehr weiß das Publikum selbst jetzt nicht — und man fürchtet daher großen Lärm. Bei der armen Schauspielerin will das Gezücht plötzlich Sittenrichter werden! Warum prüft es nicht sein eigenes Thun und Treiben? Use every man after his desert, and who shall 'scape whipping? sagt Hamlet. Ich kenne hier vornehme Frauen genug, denen es an ihrer Würde, wenn sie auf ihrer Bühne auftreten, gar nicht schadet, daß sie in Betreff jenes Verdachts mit Madame Stich auf gleicher Linie stehen! —

Was wir aus Frankreich vernehmen, ist sehr beunruhigend. Wie dort, so wird auch hier der Gang der französischen Gewaltführer immer mehr und mehr auch von solchen Personen gemißbilligt, die noch vor Kurzem ganz damit einverstanden waren. Binnen wenig Monaten ist es den Rasenden gelungen, ihre eigene Macht, in deren Vollbesitze sie schwelgen konnten, den Bestand des Thrones, die Ruhe Frankreichs, ja von ganz Europa, auf die gefährlichste Spitze zu treiben. Die Angst des Ministeriums ist furchtbar, wie seine Schwäche; Herr von Eckstein, der doppelt bekreuzte Korrespondent der „Allgemeinen Zeitung," giebt darüber unzweifelhafte Bekenntnisse. Uns erscheint ganz Frankreich in zitternde Bewegung versetzt, und die krampfhafte Erschütterung droht einen fürchterlichen Zusammensturz, wir blicken dabei sorgenvoll auf uns selbst zurück, und verhehlen uns nicht die Verwickelungen, in welche wir hinabgezogen werden können. Die starrsten Massen werden durch die Ereignisse allmählich in Fluß gebracht, und die gährende Fluth schwillt zuletzt dergestalt an, daß kein Damm sie mehr halten kann. Das politische Interesse ist in Deutschland überall geweckt, die bestehenden Formen überall unterhöhlt; Mißgriffe der Regie-

gierungssphäre habe man gar keinen Begriff von Rechten, die der Regierungsmacht Schranken setzen dürften, man lasse nur eben so viel von Rechten und Freiheiten bestehen, als man für gut halte, und daß man ohne Bedenken den letzten Rest derselben mit einem Federzug vernichten werde, falls es nöthig erschiene. Das Beispiel Louis Benaparte's das höchste Vorbild! — Aeltere Anekdote: dem Könige war die Vossische Zeitung verdrießlicher als jede andre, unaufhörlich befahl er Hinckelden'n sie zu unterdrücken; einmal schrieb er an diesen im höchsten Zorn: „Die Tante Voß hat wieder in Theologie gemacht, es ist endlich Zeit, ihr die Bude zu schließen." Hinckelden ging zum König und stellte vor, das Preßgesetz erfordre hiezu ein Gerichtsurtheil, der König rief: „Ich ich — auf das Preßgesetz!" Indessen besteht die Vossische Zeitung noch, und der König — hat einen Stellvertreter! —

Sonntag, den 9. Mai 1858.

Ein hiesiger Schriftsteller, Eugen Hermann, hat eine Novelle drucken lassen: „Ein Sohn Alexanders von Humboldt, oder der Indianer von Mappures", und hat sein Machwerk dem sogenannten Vater zugeschickt; dieser antwortete ihm gestern, und heute bringt die Spener'sche Zeitung diesen Brief. —

Ein Schriftsteller, Advokat Eckert aus Sachsen, ist hier verhaftet worden, weil er einen unsrer Minister hart angegriffen hat; außerdem ist er auch als heftiger Eiferer gegen die Freimaurerei aufgetreten. —

In fremden Blättern steht ganz unverhohlen, daß es bloß die Schuld der Königin, ihrer Intriguen und Herrschsucht sei, wenn Preußen jetzt ohne ordentliche Regierung

daſtehe, wenn noch keine Amneſtie erlaſſen werde. Die Königin ſoll auch ſchon über die Prinzeſſin Victoria ſich unzufrieden äußern, was denn Urſache wird, daß vieles Hofgeſchmeiß auch ſeinen Tadel ausſpricht. —

Montag, den 10. Mai 1858.

Der Buchhändler ſchickt mir das Buch „Humboldt's Sohn", abgeſchmacktes Zeug, gar nicht des Leſens werth. — Der Schillerverein von Leipzig ſendet mir eine Streitſchrift gegen die Schillerſtiftung in Dresden, beide zanken ſich um ein Vermächtniß von 2000 Gulden aus München. Das Ganze dieſer Vereine iſt ſchlecht angelegt, und geht nur aus Eitelkeit und Wichtigthuerei hervor, daher ich mich auch des Beitrages enthalte; ich habe in den letzten zehn Jahren mehr für arme Litteraten und Studenten gethan, als alle dieſe Anſtalten. —

Ich las wieder in Palleske's Schiller, mit Eifer und Vergnügen. —

In das Gemählde unſres Zuſtandes gehören folgende Züge. Der Prinz von Preußen, ſtolz auf ſeine legalen Geſinnungen, will durchaus Anſehn und Macht nur vom Könige ſelbſt oder wenigſtens von der Königlichen Familie, die hierin einſtimmig nöthigend auftreten müßte, empfangen; aber durchaus nicht von den Häuſern des Landtages; daher von Seiten des Hofes und der Miniſter alles aufgeboten wurde, um dieſe zu beſchwichtigen, von jeder öffentlichen Anregung abzuhalten. Man ſtellte ihnen vor, das heißt den einzelnen Mitgliedern, was entſtehen würde, wenn der Prinz die ihm angeſprochene Regentſchaft nicht annähme?? Die Königin und ihr Anhang, die Miniſter, von dieſen Geſinnungen des

Prinzen erfreut, bestärken ihn darin, und führen ihr Zwischenreich, jeder so gut er kann, ob zum Schaden des Ganzen, das kümmert sie nicht. Auf die Schwäche des Prinzen bauend, bieten sie ihm Trotz, thun ohne Scheu, was ihn verdrießt, er ärgert sich, aber läßt es geschehen; die Frömmler treiben ihr Wesen eifrig fort, die Aristokraten gleichfalls. Am schwersten muß die Königin ihre doch nur kleine Herrschaft erkaufen, durch unablässiges Zusammensein mit dem Blödsinn, durch Pflege und Bewachung desselben. Sie scheint nur sanftmüthig, im Grunde ist sie hart und herb, hat sich schon viel von den bösen Aufwallungen des Königs angewöhnt. —

Unter dem Namen Eugen Hermann, angeblichen Verfassers der Schrift „Humboldt's Sohn", soll der Lieutenant von Dedenroth verborgen sein. —

Dienstag, den 11. Mai 1858.

Der König ist von Charlottenburg nach Potsdam auf das Stadtschloß übergesiedelt; er konnte die Eisenbahnfahrt gut vertragen. Seine Gedankenlosigkeit und Faselei sind dieselben. Er läugnete neulich, Orte wie Moabit und Bellevue je gekannt zu haben. —

Preußen verlangt vom Bundestage die Veröffentlichung der Protokolle. Welch kühner Freisinn! Es ist ihm gar nicht ernst damit, es will nur Oesterreich etwas bedrängen. Die Sache ist schon vor zehn Jahren beschlossen, und war auch beim Beginn des Bundestags in Uebung. Lumperei, nichts als Lumperei! —

In Frankreich Adelsgesetz und Gesetz zur Verschönerung von Paris. Man lernt mit Summen wie 160 Millionen

behaglich spielen. Die Staatsrettung kostet schon über 1000 Millionen. Im Jahr 1848, als es galt die Arbeiter zeitweise zu unterstützen, schrie alle Welt die Unmöglichkeit aus! Für Frankreich hab' ich keine Sorge, die Nation lebt, und wird sich schon wieder aufrichten. Aber wir Deutsche! wir leben, aber nicht als Nation! —

In Spanien soll eine Revolution ausgebrochen sein. —

Der Advokat Eckert aus Sachsen ist hier nicht verhaftet, sondern nur seine Papiere sind untersucht und theilweise weggenommen worden. Er leiht auch diesen Reaktionsscherzen sein Geschick von der Hand derer, denen er seine Schergendienste leistete! —

Wimmern und Heulen der Kreuzzeitung über die grausamen Schläge, die sie von Rußland empfängt! Man sagt ihr, das müssen rechte Esel gewesen sein, die nicht gewußt haben, daß auch der Kaiser Nikolaus von Grund aus nie der Freund und Beschützer feudaler Einrichtungen habe sein können. —

Mittwoch, den 12. Mai 1858.

Bei den Pariser Wahlen hat wieder ein Oppositionsmann Herr Picard eine große Stimmenmehrheit über den Schützling Louis Bonaparte's erhalten. Man wiederholt die Bemerkung, daß unter allen höheren Beamten und Werkzeugen des jetzigen Waltens in Frankreich kein einziger Ehrenmann, kein edler Geist zu finden sei, sondern nur anrüchige verdorbene Leute, verrufene Schelme, nichtswürdiges Pack. —

In Offenbach Einweihung eines neuen deutschkatholischen Bethauses. Die Neue Preußische Zeitung jammert und eifert! —

Der Advokat Eckert iſt mehrmals von der Polizei verhört und ſchließlich ausgewieſen worden. — Aus Spanien keine Beſtätigung. —

Freitag, den 14. Mai 1858.

Die engliſchen Miniſterverwicklungen ſind mir ſo widrig, daß ich ſie gar nicht verfolgen mag, wie die elenden Sachen des mehr und mehr herabkommenden deutſchen Bundestages! —

Der Banus von Kroatien, General Freiherr von Jellachich, iſt nicht nur körperlich, ſondern auch geiſtig erkrankt. Er war vor zehn Jahren einer der großen Betrüger, die damals den Regierungen Dienſte leiſteten, für die ſie nachher gar nicht oder ſchwach belohnt wurden. —

Sonnabend, den 15. Mai 1858.

Herr * ſchickt mir die Schrift von A. Herzen (Jekander): „Frankreich oder England. Ruſſiſche Variationen über das Thema des Attentats vom 14. Januar. Hamburg, Hoffmann und Campe, 1858.“ Geiſt- und kraftvolle Erörterungen, kühne Blitze, Kaiſer Nikolaus und Louis Bonaparte mit glühendem Eiſen gebrandmarkt. In Einem nur ſtimm' ich nicht bei: wegen der Franzoſen habe ich weder Sorge noch Zweifel, überhaupt wegen der Völkerfreiheit nicht! Ich weiß ja längſt, daß die Geſchichte klüger iſt, als alle klügſten Menſchen! Ein Wirrſpiel, dem wir nicht gewachſen ſind! —

„Die Königin iſt jetzt in Preußen die Hauptperſon, ohne ihre Zuſtimmung wird die Stellvertretung nicht erneuert.“

Sie weiß das ſelber wohl, auch die Hof- und Staatswelt hat es ſich gemerkt, und darum drängt alles noch nicht ſich an den Prinzen von Preußen. Aber wollte die Königin gar keine Stellvertretung zulaſſen, oder ſie einem andern als dem Prinzen überweiſen, da würde ſie doch auf große Schwierigkeiten ſtoßen oder heillose Verwirrungen verurſachen! —

Sonntag, den 16. Mai 1858.

„Eine Elbinger Denkſchrift. Zur Karakteriſtik des gegenwärtigen preußiſchen Miniſteriums und ſeiner Organe. Zürich, 1858." 62 S. 8°. Dieſe Schrift erzählt die unglaublichen Geſetzwidrigkeiten und Gewaltthaten, die in Elbing von den obrigkeitlichen Behörden verübt werden. Nicht nur die Polizeiſchergen von Selzer, von Schmidt, Lindenberg, von Jaſchinski, von Gravenitz, Pankrath ꝛc., ſondern auch die Miniſter von Manteuffel, von Weſtphalen, Simons und von Raumer ſind dadurch gebrandmarkt. Ein Mann, der von den geleſenen Thatſachen heftig bewegt war, rief aus: „Und zu all den Halunken giebt es noch einen höheren!" — Man ſieht die Stimmung. Die Schrift wird ſchleunigſt verboten werden. Gebrandmarkt aber ſind ſie! —

Montag, den 17. Mai 1858.

Die weggenommene Volkszeitung ſollte wegen Beleidigung Louis Bonaparte's vor Gericht gezogen werden. Die Polizei hatte unbefugt gehandelt, da der Beleidigte nicht geklagt. Man beging die demüthigende Unziemlichkeit, den

franzöſiſchen Geſandten anzugeben, er möchte doch klagen, der aber wies das Anſinnen mit Vornehmheit ab. Nun konnte das Gericht nichts machen, die Polizei mußte die beſchlagenen Abdrücke wieder dem Verleger und Drucker ausliefern. —

Der im Jahr 1848 durch revolutionaire Betreibungen bekannt gewordene Student Edmund Mencke ſoll in Halberſtadt katholiſch geworden ſein und Mönch werden wollen. Wie dieſe Umwandlung vorgegangen, iſt noch dunkel. —

Die deutſchkatholiſche Gemeinde hier beginnt etwas aufzuathmen. Bisher hat man ihren Gottesdienſt nicht unterſagt, aber durch Schikanen unmöglich gemacht. Seit kurzem darf wieder ein Prediger ungeſtört Erbauungsreden halten. —

Frankreich will nicht leiden, daß die Türken Montenegro angreifen, droht der Pforte, nimmt dazu die andern Mächte mit in Anſpruch. Bloße Willkür, ohne haltbaren Grund, der aber die andern ſich feiglich fügen. — Schlappe der Turken durch die Montenegriner, die während des Unterhandelns einen verrätheriſchen Ueberfall gemacht. —

Mittwoch, den 19. Mai 1858.

Mein Feiertag heute! Vor ſiebenundachtzig Jahren heute, da Rahel zur Welt kam, war erſter Pfingſtfeiertag, auf dieſen Tag und heute vertheilt ſich alſo ihre Geburtstagsfeier. —

Die Herzogin Helene von Orleans iſt geſtern zu Richmond geſtorben, in ihrem 45. Jahre. Schade um die geiſtvolle, wackre Fürſtin! In Frankreich iſt ihr Tod eine Kräftigung der alten Bourboniſchen Parthei; die andern Orleans ſind geneigter, als die Herzogin, ſich mit der ältern Linie einzulaſſen; — die Fuſion! —

Schändliche Rechtspflege in Sachsen! Noch jetzt, nach achtjähriger Untersuchung und Haft Verurtheilungen zum Zuchthaus wegen der Maigeschichten! Die Zeitungen brandmarken diese Schändlichkeit, aber sie besteht fort! —

Die hiesige Polizei hat Proudhon's neueste Schrift, die noch nicht hier ist, im voraus verboten, und die Buchhändler sind angewiesen, kein Exemplar zu verkaufen. —

Donnerstag, den 20. Mai 1858.

Die Nationalzeitung berichtet gründlich über die Sache von Montenegro, zeigt die Verkehrtheit, die darin liegt, daß Preußen, welches wegen Neuchatel so heftig seine Rechte geltend machte, nun in gleichem Falle die Rechte der Türken wegen Montenegro gänzlich mißachten will. —

Besuch bei Frau von Pawleff in British Hotel. Eigenthümliche, reichbegabte Frau, geistvolle, kräftige Lebhaftigkeit, spricht männlich. Sie reist nach Moskau um ihre 1800 Bauern freizulassen, sie will ihnen Land geben ohne Entgelt, sie denkt freisinnig, revolutionair, und will auch so handeln. Schon hat es einige Bauernaufstände gegeben! Sie hat einen Empfehlungsbrief an mich von Humboldt, vor zwei Jahren geschrieben, fand mich aber damals nicht in Berlin. Sie spricht und schreibt viele Sprachen, sie hat Europa bereist, war lange in Konstantinopel. Sie dringt in uns, wir sollen sie zu Humboldt begleiten, den wir aber nicht zu Hause treffen. Dafür setzt uns Herr Seifert bereitwillig die Wohnung, die Büsten, die Bilder, die Prachtbücher — darunter das Reisewerk seines Schwiegersohns Möllhausen —, er versichert, Humboldt sei von Ludmilla's Buch ganz begeistert, auch er Seifert habe es darauf mit

größtem Wohlgefallen gelesen. Er bittet mich um die Verse, die ich zu Humboldt's Bild und Spruch gemacht, und die auch Hildebrandt (jetzt wieder nach Italien verreist) gern gedruckt sähe. —

Abends nach 8 Uhr kam Frau von Pawloff zum Thee. Sie erzählte uns die unterhaltendsten Geschichten, gab uns die lebendigsten Schilderungen des russischen Volks, von dem sie sehr gut denkt, dasselbe sei nicht knechtisch, es habe vielmehr unter dem härtesten Druck ein tiefes Freiheitsgefühl bewahrt, dabei die frömmste Geduld, die zäheste Ausdauer, den eisernsten Muth. Sie erzählt merkwürdige, erschütternde Züge davon. Wir bedauerten, daß Pückler dies nicht mit uns hörte. Schöne Anekdoten von Puschkin, Lermontoff, Gogol, Baratinsky, Chomakoff, strenge Urtheile über leichtere litterarische Sachen. Lob Granofskii's und Sergius Raczinsky's. Frau von Pawloff war einst die Braut von Mickiewitsch, rettete ihn aus Rußland vor dem Ausbruche der polnischen Revolution, beweint noch heute seinen frühen Tod: sie sagt, Mickiewitsch sei ein Jude gewesen. — Sie nahm Abschied und ging gegen 11 Uhr fort, auf Wiedersehen im September! Eine begabte, tapfre, werthe Frau! —

Freitag, den 21. Mai 1858.

Schändlicher Angriff der Jesuiten zu Feldkirch gegen Humboldt, in der heutigen Vossischen Zeitung mitgetheilt; gegen den scheuslichen Fanatismus möchte man selber fanatisch werden! Humboldt wisse nichts von Gott, sagen die Halunken, es sei die höchste Zeit daß er sich bekehre, der Tod rüttele schon an ihm! —

Der meuchlerische Zweikampfsangriff des Lieutenants Hyenne in Paris gegen den Redakteur des Figaro, Herrn von

Pène, wird in allen Zeitungen erzählt und erörtert. Die rohe Gewaltſamkeit der Militairperſonen empört jeden rechtlichen Sinn. Louis Bonaparte iſt der Vorgang eine Verlegenheit, er muß ſeine Schergen mit Schonung behandeln, und dabei beſorgen, daß ſie auch ihm trotzen. —

Ein Snethlage, bei der Polizeiverwaltung angeſtellt, ein Mitglied der Frömmlerfamilie dieſes Namens, iſt wegen Unterſchleif in Haft und Unterſuchung. —

Bei Humboldt ſah ich geſtern eine Gypsſtatuette von Metternich, die er vor kurzem an Humboldt geſandt. Er iſt ſitzend dargeſtellt, dünn und mager, von keinem angenehmen Ausdruck, doch mag die Aehnlichkeit jetzt ſehr gut getroffen ſein; ich habe ihn ſeit vierundzwanzig Jahren nicht geſehen! Das Geſicht hat alle Anmuth eingebüßt, ſieht anſpruchsvoll erbittert, etwas lauernd und dabei doch ſtumpf aus; die Naſe tritt gewaltig hervor, der Mund hat etwas Kraftloſes; das Ganze ſagt, wie im Leiblichen ſo im Geiſtigen: „Ich war's, und bin's nicht mehr!“ —

Sonnabend, den 22. Mai 1858.

Die Kölniſche Zeitung veröffentlicht den Schriftwechſel der juriſtiſchen Fakultät zu Bonn und des Privatdozenten Dr. Beckhaus, dieſe Aktenſtücke ſprechen nicht zum Vortheil der Fakultät, die edlen Herren waren eiferſüchtig auf den Zulauf des jungen Mannes, ſie lugen Vorwände, um das Handwerk ihm zu legen. Der Miniſter von Raumer hat ihren Beſchluß beſtätigt; natürlich, ein Lump hilft den andern Lumpen. —

---

rungen in ihren politiſchen Kombinationen können unabſehbares Unheil herbeiführen, und niemand hält ſich ſolcher Mißgriffe ſicher, niemand iſt befähigt ſie zu bezeichnen und vor ihnen zu warnen! Nach gewaltigen Stürmen, wenn ſie ausgetobt haben, wird ſich die geſellſchaftliche Ordnung der großen Völkerſchaften zwar immer wieder ſo ziemlich in's Gleiche ſetzen, aber einzelne Staaten können dabei zu Grunde gehen, und für immer von dem Schauplatze verſchwinden. Hrn. Lullius von Chateauvieux's Briefe hab' ich geleſen. Er ſieht die Sachen im Großen, und giebt eine gute Knochenlehre des geſellſchaftlichen Körpers; England und Frankreich, dann Italien, ſcheint er am beſten zu beurtheilen; man ſieht, daß er Deutſchland weniger kennt, aber um ſo mehr muß man den Scharfſinn bewundern, der ihn ſo manche richtige Blicke thun läßt. Er irrt, wenn er meint, die geſellſchaftliche Ordnung ſei in Preußen aufgelöſt und beſtehe noch in Oeſterreich; vielleicht iſt bei uns weniger Zerſetzung vorgegangen, als bei unſern ſüdlichen Nachbarn, deren Zuſtände nur nicht ſo viel zur Sprache kommen. Den verwünſchten Gedanken, daß bei dem Zuſammenſtoße des Weſtens und Oſtens in Deutſchland die Sühnopfer der großen Fehde genommen werden dürften, haben engliſche Blätter wiederholt ausgeſprochen, und leider findet er auch bei uns, unter guten Köpfen, unwillkommenen Eingang; man hält ſich nicht für unſterblich! Doch die Ereigniſſe ſind ſo wenig zu berechnen, daß man keine beſondere Gefahr mit größerer Furcht in's Auge faßt. Ich möchte gern einen Aufſatz über ſolche beſondere Gefahr niederſchreiben, allein in dem Sinne, wie ich ihn meine, könnt er niemanden nutzen. Hrn. von Chateauvieux's vortreffliche Entwickelungen bleiben von allen denen unbeachtet, welche handelnd einwirken; er klärt einige Zuſchauer auf. Eine undurchdringliche Mauer hält jede ſolche Mit-

Pfingſtſonntag, den 25. Mai 1858.

Gut geſchlafen. Von Schiller geträumt, bisher unbekannte Züge von ihm, die ich Palleske'n mittheilen will, nach dem Erwachen aber nicht mehr weiß. —

Nachrichten aus Oeſterreich. Man fürchtet dort nicht mehr ſo ſehr einen Krieg gegen Frankreich, denn wenn auch der öſterreichiſchen Regierung Italien unſicher iſt, ſo iſt es Frankreich ſelbſt der franzöſiſchen; nöthigenfalls wird Oeſterreich ſogar den Freiſinn zu Hülfe rufen, ihm große Zugeſtändniſſe machen. Für Preußen hat man in Wien nur Haß und Verachtung; man hält unſre Gedankenloſigkeit und Schwäche noch immer mit etwas mehr Argliſt vermiſcht, als wir wirklich haben. Argliſtig iſt vielmehr Oeſterreich, und zwar mit Kraft und Erfolg. — Sollten einſt unſre diplomatiſchen Depeſchen gedruckt werden, da würde man die ganze Erbärmlichkeit unſrer Miniſter ſehen! Und andre Miniſter *kann dieſe* Regierung nicht haben. — Der Staat wird immer gleichgültiger, man ſieht ihn an als ein Uebel, mit dem man ſich abfinden muß, nicht als einen Gegenſtand, an dem man ſich mit Freude betheiligt. —

Aufſatz von Herrn Hauptmann Unger in der heutigen Voſſiſchen Zeitung: „Die neueſte Erwerbung zweier Bilder für die Galerie des Königlichen Muſeums zu Berlin.“ Eine Landſchaft, angeblich von Ruisdael, wird für unecht erklärt, ein Bildniß für ganz gering an Werth. Herr von Olfers und ſeine Rathgeber werden ſich auf die Lippen beißen! —

Im Elſaß iſt der verrufene Migeon, eifriger Bonapartiſt, den aber die Regierung durchaus nicht wollte, trotz aller Gegenanſtrengungen derſelben, mit großer Majorität zum geſetzgebenden Körper gewählt worden. Eine Ohrfeige von eigner Hand! —

Der ſogenannte Prinz Napoleon, Sohn Jerôme's, iſt nun wirklich zum Stellvertreter ſeines angeblichen Ohms in Algerien ernannt. Ein bischen Regieren! —

Pfingſtmontag, den 24. Mai 1858.

Geſchrieben, Artikel über den Bundestag und den ſchändlichen Mißbrauch, den man von ihm macht. — Von der Schrift über die Elbinger Vorgänge ſollen 500 Abdrücke auf Privatwegen nach Preußen gekommen ſein. Das Verbot hilft den ſchamloſen Miniſtern wenig, doch hindert es unſre Zeitungen, die Schrift frei zu beſprechen. —

Der König iſt bald in Potsdam, bald in Charlottenburg. Man ſetzt die Lüge von den Fortſchritten ſeiner Geneſung fort, beruft aber neue Aerzte, die über ſeinen Zuſtand mit den Leibärzten berathen ſollen, den hieſigen Geh. Rath Dr. Romberg und einen Breslauer Arzt. Man weiß nicht, was man mit ihm anfangen ſoll, man möchte ihn fortſchicken und weiß nicht wohin. Die Königin kann die Anſtrengung, immer mit ihm zu ſein, nicht mehr aushalten, und möchte doch um keinen Preis den Kranken andern Händen überlaſſen. Neulich hat der König den Geh. Rath Schönlein beſucht, der krank war, oder es zu ſein vorgab, um etwas Ruhe zu haben. Schönlein ſoll einen wahren Widerwillen gefaßt haben, und es vielfach zu erkennen geben, daß der König ihm ein erbärmlicher Menſch ſei, ein Menſch ohne Herz, ohne Güte, zuſammengeſetzt aus Dünkel und Willkür. —

Der König hat wenigſtens Augenblicke des helleren Bewußtſeins, der Beſchämung. Er, der ſo ſtolz auf ſein „Von Gottes Gnaden“ pochte, rief vor einiger Zeit ſchmerzlich

aus: „Von Gottes Gnaden! ja von Gottes Gnaden bin ich nun verrückt!“ — Doch soll er selber noch hoffen, wieder zu regieren, und in einzelnen Augenblicken sich darauf freuen, alles wieder grade zu machen, was sein Bruder inzwischen krumm gemacht! —

In Frankreich mahnt der Minister des Innern befehlend, die Wohlthätigkeitsanstalten sollen ihr in Grundstücken bestehendes Vermögen in Renten verwandeln; man will diese dadurch heben; wenn aber 500 Millionen Franken — so hoch schätzt man den Betrag — Grundbesitz verkauft werden, so wird der Bodenwerth herabgedrückt. Die Maßregel erregt große Unzufriedenheit. —

Die Unterzeichnung in Italien und Frankreich in Betreff Orsini's beträgt schon anderthalb Millionen Franken! Die für Lamartine erst 200,000: letztere hat Louis Bonaparte durch seine Betheiligung mit 10,000 Franken — gelähmt, getödtet! —

Gestern Mittag starb der ehemalige Bibliothekar, Eigenthümer und Redakteur der Spener'schen Zeitung Dr. Samuel Heinrich Spiker, nach langen Leiden. Ich war noch einige Zeit auf der Universität Halle sein Studiengenoß: gleich nach seinem Abgang (Herbst 1806) wurde er bei der Königlichen Bibliothek in Berlin angestellt. —

Dienstag, den 25. Mai 1858.

Ausgegangen mit Ludmilla. Im Thiergarten bei Frau Bettina von Arnim, die wir aber nicht sahen, weil sie von der schlechten Nacht noch allzu leidend war. Fräulein Armgart klagte bitterlich. — Fräulein Armgart machte sich ein Vergnügen daraus, Ludmilla'n zu sagen, daß die Prin-

zeſſin Karl ganz entzückt von der „Gräfin Ablefeldt“ ſei, die Verfaſſerin kennen zu lernen wünſcht, und den Grafen Oriola gefragt hat, wie dies wohl zu machen ſei? Dieſer hat geantwortet, ſie brauchte nur durch eine Hofdame Ludmilla'n dieſen Wunſch ausdrücken und ſie einladen zu laſſen. —

Pfuel hatte von 7—8 den gewöhnlichen Jeſuitenvortrag in der Hedwigskirche angehört; der Pater Haßlacher machte die Weiber herunter, ſchilderte die Männer aber auch nicht vortheilhaft, plump, geiſtlos, mitunter gemein. Der Pater Pottgeißer ſoll etwas beſſer ſein, doch nur etwas! Beide ſind aus Koblenz, von geringer Herkunft. Für Berlin taugen ſie nicht. — Im Gegenſatze des ungalanten Jeſuiten, der auf die Weiber ſchimpft, wird der galante Ancillon erwähnt, der auf der Kanzel ſagte: „Les femmes, ce sexe enchanteur!“

Donnerstag, den 27. Mai 1858.

Nachmittags Beſuch vom Fürſten von Pückler. Er kommt im Auftrage der Prinzeſſin Karl, um bei Ludmilla'n anzufragen, ob es ihr genehm ſei, den Wunſch der Prinzeſſin, ſie kennen zu lernen, zu erfüllen. Ich bejahe es in ihrem Namen, dann kam ſie ſelbſt, und beſtätigte es. Der Fürſt ſieht die Prinzeſſin zum Mittageſſen beim Prinzen von Preußen. —

Freitag, den 28. Mai 1858.

Die Kölner Zeitung berichtet Aeußerungen des Prinzen von Preußen, die für die bevorſtehenden Wahlen volle

Wahlfreiheit verſprechen. Wären dieſe Aeußerungen auch zum Theil erdichtet oder zu ſtark formulirt, ſie zu verneinen wäre nicht wohl thunlich! Die infame Kreuzzeitung fügt dem Artikel ſchon hinzu, ſie wolle zwar auch nicht grade das Einſchreiten der Polizei bei den Wahlen, aber alles Einfluſſes der Regierung ſei dabei nicht zu entbehren. —

Der ehemalige Student Kaufbold aus Erfurt hat wegen der Novemberereigniſſe von 1848 acht volle Jahre Feſtungshaft in Schleſien erlitten, kein Tag iſt ihm geſchenkt worden. Jetzt muß er entlaſſen werden, und wird in Erfurt erwartet. —

Das Düſſeldorfer Journal greift den Miniſter von Raumer an, wegen ſeiner Beſtätigung des Verfahrens der Bonner Juriſtenfakultät in Betreff des Privatdozenten Beckhaus; dem Miniſter wird vorgehalten, daß Statuten keine Geſetze ſind, daß es ſeine Amtspflicht ſei, das Verhalten der Univerſitätsbehörden zu überwachen, zu prüfen, nicht ſchlechte Triebfedern walten zu laſſen ꝛc. Dr. Beckhaus hat ſich beim Prinzen von Preußen beſchwert. —

Montag, den 31. Mai 1858.

In St. Petersburg wimmelt es von kleinen Flugblättern, die von fliegenden Buchhändlern, wie wir ſie 1848 hatten, auf den Straßen verkauft werden. Welche Gegenſätze! Hier macht die Reaktion lange Geſichter, und in St. Petersburg kehrt ohne Zweifel der Kaiſer Nikolaus ſich im Grabe um, ob ſolchen Gräuels. —

Wir haben eine über Deutſchland ſchwebende Geſellſchaft, die vom Staat anerkannt und unterſtützt iſt, Vermögen und Einkünfte hat, ihren Präſidenten frei wählt, und jedesmal

an dem Orte, wo er lebt, auch ihren Sitz hat. Dies iſt die Leopoldiniſch-Karoliniſche Akademie der Naturforſcher — naturae curiosorum —; der letzte Präſident, der von der Geſellſchaft eine ſtarke Beſoldung zog, die man vergebens verſucht hatte ihm wie ſein übriges Einkommen zu entreißen, war Nees von Eſenbeck, früher in Bonn, zuletzt in Breslau. Nach ſeinem Tode bot die öſterreichiſche Regierung alles auf, die Wahl auf einen Oeſterreicher zu lenken und den Sitz der Geſellſchaft nach Wien zu ziehen, der Kaiſer verſprach Schutz, Freiheit, Hülfsmittel. Aber die Geſellſchaft wählte den Geh.-Rath Dr. Kieſer in Jena. Der preußiſche Miniſter von Raumer, der die Geſellſchaft gern unter ſeiner Obhut in Preußen behalten hätte, macht zu der ſauren Sache eine ſüße Miene und verſichert dem neuen Präſidenten, Preußen werde den bisherigen Betrag von 1200 Thalern auch ferner zahlen, was ſich eigentlich von ſelbſt verſteht. —

Die Stellvertretung des Königs durch den Prinzen von Preußen ſoll bis zum Oktober verlängert werden, damit der König in ſeinem Sommeraufenthalt (Tegernſee?) keine Störung erfahre. Die neuen Aerzte andrer Meinung als Schönlein, der rund heraus erklärt, der König laſſe keine Geneſung hoffen. —

Dienstag, den 1. Juni 1858

Zwei Nummern der Times, die ſich über die preußiſchen Verhältniſſe ſehr frei und wohlunterrichtet ausließen, ſind von der Polizei hier an allen öffentlichen Orten weggenommen worden. —

Herman Grimm hat im Morgenblatte ſeine ſogenannte Vorrede zu Goethe's und Schiller's Briefwechſel beendigt. Sie enthält manches Gute, aber nichts beſonders Ausge-

zeichnetes oder auch nur Neues; von derartigem Gerede behalt man daher keinen festen Eindruck, es läuft alles untereinander. Ganz falsch ist, daß er den ganzen Heine als ein Gespreß von Goethe's Divan bezeichnet, dies ist Heine keineswegs, und so leicht wird dieser begabte Geist nicht abgethan. Als einen Mißgriff muß ich es auch rügen, daß Grimm es als einen Tadel gegen Goethe'n ausspricht, den hohen Werth von Achim von Arnim's Dichtungen nicht genug erkannt zu haben! Ich glaube nicht einmal, daß Grimm bei diesem Tadel aufrichtig ist, er wollte nur der Familie eine Verbeugung machen! —

Mittwoch, den 2. Mai 1858.

Ludmilla um 7 Uhr zur Prinzessin Karl beschieden. Sie wurde von der Gräfin von Hacke empfangen und zur Prinzessin geführt. Lobsprüche, Fragen, antheilvoll, verbindlichst, über Litteratur, über Gräfin Ablefeldt, neueste Bücher, Humboldt, Pückler ꝛc. Voriges Jahr, sagte die Prinzessin, habe sie die Briefe Rahel's in Glimke emsig gelesen. Die Unterredung dauerte eine gute halbe Stunde. —

Donnerstag, den 3. Juni 1858.

Der Sohn des Prinzen Karl, Prinz Friedrich Karl, ist plötzlich zur Disposition gestellt und hat auf ein Jahr Urlaub erhalten um zu reisen, seine Division ist auch gleich einem andern Kommandeur gegeben worden. Diese Ungnade ist Folge einer Schrift, die der junge Mensch an den

König gerichtet hat, um demſelben anzuzeigen, daß im Kriegsweſen alles rückwärts gehe, das Heer vernachläſſigt werde, Zucht und Ordnung ſinke ꝛc. Die Anzeige, dem Namen nach an den König gerichtet, iſt in Wirklichkeit eine an den Prinzen von Preußen, den zugleich die Anklage recht eigentlich treffen ſoll. Dieſes kecke Auftreten durfte nicht ungeahndet bleiben, der Prinz von Preußen konnte ohne weiteres jene Maßregel verfügen, er ſoll aber eigends die Zuſtimmung des Königs vorher eingeholt haben, der in einem lichten Augenblicke ſie denn auch gleich ertheilte, oder war der Augenblick etwa kein lichter? Es kommt auf eins heraus! —

Die Aerzte ſchlagen einen Landaufenthalt für den König vor, Tegernſee wird genannt, der König aber nicht von hier fort wollen. Seine Spaziergänge dauern fort. —

Unſre Pfaffen halten wieder Berathungen und Vorträge, bei denen nichts herauskommt, als die Kläglichkeit ihrer Sache und die Blindheit ihres Eifers. Sie werden von unſern Zeitungen ſcharf kritiſirt und lächerlich gemacht. Auch der Paſtor Steffen hat ſich in ſeiner gemeinen plumpen Art vernehmen laſſen. —

Freitag, den 4. Juni 1858.

In Sachſen iſt eine hieſige Flugſchrift „Die Politik der Zukunft" wegen ihrer Feindlichkeit gegen den deutſchen Bund, deſſen Aufhebung angerathen wird, verboten worden. Preußen iſt mit dem Bundestage grade jetzt ſehr unzufrieden, und ſpielt an ihm eine klägliche Rolle. Nicht nur am Bundestage! —

Wegen der Reiſe des Prinzen Friedrich Karl wird jetzt öffentlich erklärt, ſie geſchehe aus Geſundheitsrückſichten!

Elende Beschönigung! Jederman weiß die Sache und lacht über die Lüge! —

Nachricht aus Paris, daß Proudhon verurtheilt worden, zu drei Jahren Gefängniß, 4000 Franken Strafgeld ꝛc. —

Nachricht von einem Anschlag gegen Louis Bonaparte in Fontainebleau, der Schrecken an der Börse groß! Unsichere Angaben, wieder Italiäner, Verhaftungen ꝛc. —

Steigender Widerspruch gegen den Verkauf der Grundstücke der Armenanstalten, Krankenhäuser ꝛc. Die Geistlichkeit regt sich nun auch sehr lebhaft. — Roheiten und Gewaltthaten des Ministers L'Espinasse. Rasende, nichtswürdige Wirthschaft! —

Persönliche Elendigkeiten in England: Bloßstellungen, Vertuschungen, Zweideutigkeit, Partheisucht, Lüge! —

Sonnabend, den 5. Juni 1858.

Einige Blätter haben dem einjährigen Urlaub des Prinzen Friedrich Karl die Erklärung untergeschoben, er sei aus Gesundheitsrücksichten nöthig gewesen; die Nationalzeitung sagt heute ohne Scheu, ihr sei die Berichtigung zugegangen, daß dieser Grund nicht der wahre sei. — Humboldt sagte von dem Prinzen, er träume vom siebenjährigen Krieg und von der Rolle des Prinzen Heinrich. —

Der Prinz Friedrich Karl schwärmt für das französische Kriegswesen, findet dieses musterhaft und dringt auf dessen Nachahmung, sagt man; er prophezeibt dem preußischen Heere, wenn es so wie es ist je mit dem französischen zusammenstoße, die schmachvollste Niederlage. —

Die mit der Kreuzzeitungspartei verbundene Seite des preußischen Miniſteriums, tief verletzt und erbittert durch die neulich durch die Kölniſche Zeitung mitgetheilten Aeußerungen des Prinzen von Preußen über die Wahlfreiheit, hat ſich erdreiſtet, dieſen Aeußerungen durch Korreſpondenzartikel in der Augsburger Allgemeinen Zeitung ſchnöde zu widerſprechen. Es heißt hier: „Die ganze Mittheilung beruht entweder auf einer Myſtifikation oder auf einer ſehr tendenziöſen Ausdeutung von vielleicht im Privatgeſpräch mit dritten Perſonen gefallenen Bemerkungen. Auch erregen die Umſtände ſelbſt ſchon mit Recht Zweifel an der Glaubwürdigkeit der für ganz zuverläſſig ausgegebenen Behauptungen, wenn wir in Erwägung ziehen, daß der erlauchte Stellvertreter unſeres Monarchen in ſo vorwurfsvoller Weiſe das Verfahren der Männer beurtheilt haben ſollte, welche durch das Vertrauen ſeines Königlichen Bruders zur Verwaltung der Regierungsgeſchäfte berufen und auch von ihm in ihrer Vertrauensſtellung als Organe der oberſten Staatsgewalt anerkannt ſind.“ In einem andern Artikel wird verſichert, „der Prinz ſei gemeint, ſich ſtreng innerhalb der Gränzen des beſtehenden Proviſoriums zu halten, und in keiner Weiſe die Regierung für einen Zeitpunkt zu binden, in welchem die oberſte Leitung der Staatsgeſchäfte möglicherweiſe in andern Händen ruhen könnte.“ Das iſt deutlich und bis zur Frechheit dreiſt, aber in ſich ſelber doch erbärmlich ſchwach, auf Schwäche berechnet! Als ob der König nicht aus Irrthum auch Spitzbuben ſein Vertrauen gegeben haben könnte, als ob dieſer Irrthum die Halunken für immer in ihren Spitzbübereien ſchützen müßte! Daß der Prinz ſolche Frechheiten duldet, iſt doch ſtark! —

theilung von gewissen Gebieten ab. Welche Lehren wären sonst daraus zu ziehen! welche Ergebnisse zu hoffen! Aber der pythagoräische Lehrsatz selber kann für diejenigen keine Gewißheit bekommen, die seinen Beweis unter keiner Bedingung anhören wollen. Ueber manchen Thüren steht — im Widerspiele der Inschrift über dem Eingange zu Platon's Hörsaale — „Kein der Politik Kundiger komme hier herein!" — Schmeichelhaft für Manche, die draußen stehen! Man examinirt Referendarien, Lieutenants, Schreiber, aber keine Minister, Generale, Direktoren. Zwar ich bin sehr damit zufrieden, denn ich könnte wahrhaftig über keinen Zweig ein Examen bestehen, nicht einmal über die Muttersprache; ja über diese am wenigsten. —

Neben den Briefen des Hrn. von Chateauvieux muß ich eines trefflichen Aufsatzes aus Frankreich erwähnen, der in den Beilagen der „Allgemeinen Zeitung" Nr. 15—24 abgedruckt ist, und hier viel Aufsehen gemacht hat. Der Geist, welcher so erschauen und so darstellen kann, wäre unter Nationen, die durch ihre Fürsten oder Volksvertreter zu würdiger Erscheinung emporgebildet stünden, zu bedeutender Wirksamkeit und hoher Auszeichnung berufen: in Deutschland hat dergleichen nur eine litterarische Existenz, für's Erste wenigstens, denn gerade in dieser ist später jede andere verbürgt, wenn auch ohne Freude und Nutzen für die Persönlichkeit. Der Aufsatz hat hier einiges Aufsehen gemacht; man will ihn einem bairischen Diplomaten zuschreiben, der in Paris leben soll; ich weiß nicht, was die Baiern dort für Leute haben. Auf den Stil pflegen Diplomaten ihre Vermuthungen zuletzt zu gründen, sie halten sich zunächst an äußere Fingerzeige, daher ich jene Angabe, die aus Diplomatenkreisen kommt, ganz dahin gestellt sein lasse. Aber lesen müssen sie den Aufsatz. —

Montag, den 7. Juni 1858.

Gleich nach 9 Uhr zu Bludoff's gegangen, die Gräfin war beim Frühſtück, der Vater noch nicht aufgeſtanden. Freudiges Wiederſehen, raſcher Austauſch von Anſichten und Nachrichten, gute Hoffnungen für Rußland; urſprünglicher Freiſinn, lange niedergehalten, tritt offen hervor, und vereinigt ſich willig mit dem Gehorſam, der ſich der gebotenen neuen Richtung unterwirft: doch giebt es auch eine Parthei, welche dem Fortſchritt hartnäckig widerſpricht, aber dieſe muß und wird geſchlagen werden. Die Servilen ſingen, wenn es befohlen wird, jedes Lied mit, „Aux armes, citoyens" und „Ça ira." Gar vielen aber iſt es ernſt, und die ganze Jugend iſt freiſinnig. Man preiſt unſre Zuſtände, wie glücklich wir ſeien, wie zufrieden wir ſein müßten, ſo wie man unſer Land betrete, ſehe man gleich gute Verhältniſſe, Wohlſtand, Thätigkeit, es ſei ein wohlthuender Anblick. Ich erinnere an Mirabeau's Wort: „Les peuples prospèrent malgré les gouvernements." Seit 1805 und 1806 hat Preußen — der Staat, die Regierung — nicht ſo niedrig geſtanden als in den letzten zehn Jahren. Seltſame Fragen! Was der Prinz von Preußen wolle? worauf die liberale Parthei zunächſt hinziele? was die polniſche Parthei betreibe? wie der junge Prinz Friedrich Wilhelm geſinnt ſei? Du lieber Gott! was ſetzen dieſe Fragen nicht alles voraus? wir ſtellen ſie gar nicht! Frage, was wir von der politiſchen Leitung Gortſchakoff's halten? Als ob die ſo etwas Beſtimmtes wäre und wir davon wüßten, uns darum kümmerten! Mitleidige Erwähnung des vormaligen Geſandten von Meyendorf, der ſich als unfähiger Diplomat erwieſen habe, dünkelhaft und bethört, eingebildet auf Kenntniſſe, die er als Liebhaberei gepflegt. Der Graf Bludoff, der inzwiſchen erſchienen, ſtimmte lebhaft dieſen Anſichten und Urtheilen bei: Fürſt von Metternich

wird nicht gar hoch geſtellt, Graf von Buol ſehr niedrig, unſer verſtorbener Miniſter Freiherr von Canitz wird großen Leichtſinns beſchuldigt, er habe die Gefahren gar nicht ſehen wollen ꝛc. Freude über die freie ruſſiſche Preſſe, das Drucken ruſſiſcher Schriften im Auslande, nur will man Herzen's Sachen nicht grade loben. — Die Gräfin Bludoff hat in St. Petersburg und auch von Berlin und ſogar von London her Warnungen und Vorwürfe bekommen, weil ſie mit mir in Briefwechſel ſtehe! — Nach dreiſtündigem Geſpräch verlaſſ' ich Bludoff's, die zu Humboldt und in das Neue Muſeum wollen. —

Abends um 8 Uhr kamen Bludoff's zum Thee, und blieben bis gegen 11 Uhr. Das Geſpräch unter uns Vieren ſtockte keinen Augenblick, umfaßte die mannigfachſten Gegenſtände, veranlaßte bei den entſchiedenſten Gegenmeinungen keinen Streit. Der Graf hat ſehr gealtert und ſieht ſchlimm aus. Nachrichten von den Fürſten Wiaſemsky und Odojeffsky, Lob des Talents der Frau von Pawloff. Lob Aſſakoff's ꝛc. —

Dienstag, den 8. Juni 1858.

Auskunft über hieſige Geſchäftsverhältniſſe. Unſre Miniſter werden alle reich; ſie haben einen Schwarm untergeordneter Agenten, die in verſchiedenſter Weiſe thätig ſind, als Börſenleute, Kundſchafter, Kuppler ꝛc. Einer von Manteuffel's Vertrauten iſt der Bruder des Arztes Levinſtein, ein bankrotter Handelsmann, Gaſtwirth auf einem Eiſenbahnhof, ganz heruntergekommen, jetzt reich, in Luxus lebend, mit Wagen und Pferden ꝛc. —

Mittwoch, den 9. Juni 1858.

Beſuch von Herrn Dr. Laſſalle, der mir den Beſcheid des Polizeipräſidenten zeigt, nach welchem er nicht länger als am Ende des Monats hier bleiben darf. Er berath mit mir, wie er ſich dagegen am beſten ſträuben kann, allein da er ſchon mit den Miniſtern von Manteuffel und Weſtphalen vergebens geſprochen hat, und Bedenken findet, an den Prinzen von Preußen ſich zu wenden, ſo ſehe ich nicht, was für Mittel ihm übrig ſind. Das Gerathenſte ſcheint für jetzt, die Rückkehr des Herrn von Zedlitz abzuwarten, der vor einigen Tagen nach Schleſien abgereiſt iſt. —

Donnerstag, den 10. Juni 1858.

Preußen hatte darauf angetragen, daß außer öſterreichiſchen und badiſchen auch preußiſche Truppen zur Beſatzung von Raſtatt dienen ſollten; Oeſterreich hat verneinend geantwortet, was nicht befremden kann; aber auch Baden hat der Verneinung zugeſtimmt, und zwar mit Angabe von Gründen, die hier ſehr verletzen und erbittern, dahin gehört die zweifelnde Beſorgniß, ob Preußen im Stande ſein werde zu rechter Zeit ſeine Verſtärkungstruppen dort eintreffen zu laſſen! Man meint hier, die Preußen ſeien 1849 ſchnell genug dageweſen, und hätten nicht nur im ganzen Lande den Aufruhr gedämpft, ſondern auch Raſtatt erobert; ob man in Baden ein ſo ſchwaches Gedächtniß habe, daß dergleichen ſchon vergeſſen ſei? Man ſieht, trotz dieſer großen Wohlthat, und trotz der nahen Verwandtſchaft mit Preußen, folgt Baden politiſch doch einer preußenfeindlichen Richtung und hält es mit Oeſterreich! —

Freitag, den 11. Juni 1858.

Der Kladderadatſch war wegen Beleidigung des Magiſtrats von Liegnitz zu einer Geldſtrafe von 10 Thalern verurtheilt. In der Appellation trug ſogar der Staatsanwalt auf Freiſprechung an, das Kammergericht aber beſtätigte das erſte Urtheil. Die 10 Thaler ſind zu verſchmerzen, aber die Freiſprechung wäre ein gutes Beiſpiel geweſen. —

Sonntag, den 13. Juni 1858.

Beſuch vom Fürſten von Odojewski, der eben aus St. Petersburg angekommen iſt und mit der Fürſtin nach Ems reiſt. Meinen Brief vom 9. December nicht erhalten. — Er ladet uns zu Mittag und Abend ein, — Abends zur Oper von Mehul „Joſeph in Aegypten“, nach einigem Widerſtreben nehm' ich beides an. Nach drei Uhr holte der Fürſt uns ab, zum Hotel Impérial, gleicher Erde, in hohem kühlen Zimmer. Die Fürſtin wie früher herzlich, gutmüthig, heiter, der Fürſt unbefangen, mittheilend, alles auf beſtem Fuß. Viel über Rußland, ſein Aufathmen vom vieljährigen harten Druck, frohe Luſt in freier Bewegung; der Fürſt iſt eifrig bemüht um Volksunterricht, Aufklärung. Sibirien ein Land des Reichthums, des Luxus, dort gedeiht eine eigenthümliche Bildung und Geſinnung, die einſt auf das eigentliche Rußland ſehr zurückwirken werden. Ueber die vielen religiöſen Sekten: Duckeherzen die ſtrengſten Kommuniſten, die nichts anerkennen als Gott, keine Kirche, keinen Kaiſer, keine Staatsbehörde. — Unter den Linden große Spaziergängerbewegung, vergnüglich anzuſehen. —

Gegen halb 7 Uhr in's Opernhaus gefahren, die Fürſtin aber nicht mit, ſie wollte ſich ausruhen. Gute Logenplätze,

das Haus aber ziemlich leer; die Musik ansprechend, ernst und schwermüthig, dem Gegenstand angemessen; Gesang und Spiel aber mittelmäßig. Die Geschichte wirkte ergreifend, ich gedachte lebhaft früherer Zeit, wie mein Vater mir die Erzählung aus der Bibel verlas, die ich mir nachher hundertmal wiederholte mit tiefster Rührung; die schlichten Bibelworte sind doch mächtiger als aller Aufwand neuerer Kunst! Ich gedachte mit Innigkeit meines Vaters, meiner Mutter, meiner Schwester, der Familienbande überhaupt. Die Verliebe des alten Jakob für den einen Sohn ist eigentlich die wahre Schuld, die von den erbitterten andern Söhnen nur ausgeführt wird, es steckt etwas Lear darin. Dies hat noch kein Dichter gehörig an's Licht gestellt. — Nachher folgte noch ein Ballet, an dem ich wenig Gefallen fand; Wirbeln und Recken ist den Tänzern wie den Zuschauern die Hauptsache. Die weibliche Kleidung giebt einen unaufhörlichen Wechsel von Anständigkeit die zur Unanständigkeit übergeht, und von Unanständigkeit, die schnell wieder Anständigkeit wird. —

Nach dem Theater fuhren wir zu Kranzler. Dann brachte uns der Fürst nach Hause, und nahm Abschied. Er freute sich des Tages: „Voilà une journée bien employée!“ Wir konnten dasselbe sagen. —

Montag, den 14. Juni 1858.

Preußens Abweisung von der Mitbesetzung Rastatts wird hier als eine schmachvolle Niederlage empfunden. Heftige Militairpersonen schnauben Rache, man soll nur gradezu einmarschiren, sagen sie, man soll sich um den Widerspruch nicht kümmern, Preußen habe Rastatt erobert. Wie bei Neuenburg, dasselbe Geschrei! Haben sie schon

vergessen, daß die Preußen auf eine Drohung Oesterreichs augenblicklich ganz Baden, Holstein und Hamburg geräumt haben? Die freisinnigen Vaterlandsfreunde finden es ganz richtig, daß eine Regierung, die im Innern so wirthschaftet, wie die preußische, nach Außen kein Ansehn, kein Gelingen habe. —

Dienstag, den 15. Juni 1858.

Der General Espinasse hat als Minister des Innern in Paris schon ausgespielt. Sein Nachfolger heißt Delangle. —

In Leipzig ist eine vor drei Monaten erschienene Schrift „Der Aufruhr in Braunschweig" polizeilich weggenommen worden, angeblich wegen einer Stelle darin gegen Louis Bonaparte. Wieder eine schmachvolle Augendienerei, denn die französischen Gesandten, von denen dergleichen ausgehen müßte, klagen nicht! —

In Mecklenburg-Schwerin fortwährende Strenge gegen die Verfolgten, Verurtheilten, gegen Hane, Wiggers, den Rostocker Theologen ꝛc. Scheusliche Wirthschaft dieser elendesten aller Regierungen. Schmach den unwürdigen Ministern, von Schröter ꝛc. —

Der Erzherzog Johann von Oesterreich wieder in Frankfurt am Main zum Besuch! Ein Blatt sagt spöttisch: „er findet seit seiner letzten Anwesenheit halt vieles verändert!" Das österreichische „halt" ist hier sehr komisch. —

Fräulein von R. sah kürzlich Bettinen von Arnim, die sie seit Jahr und Tag nicht gesehen hatte, und fand sie abgezehrt, geisterhaft, aber trotz der langen Krankheit und harten Leiden noch in denselben Vorstellungen befangen, wie früher. Herr von Magnus sei wieder hier, sagte Bettina unter andern, jetzt werde er hoffentlich sein Versprechen

halten, und die zur Ausführung des Goethedenkmals nöthigen Summen herbeischaffen, 150,000 Thaler oder gar 200,000? — Sie lebte gerührt die standhafte Pflegerin Armgart! —

Mittwoch, den 16. Juni 1858.

Ich lese mit größtem Antheil und Vergnügen die Reihe von Schulprogrammen, in denen mein alter braver Lehrer Gurlitt zu Hamburg die Geschichte des Papstthums hat drucken lassen, die zwar nicht von ihm verfaßt aber durchaus gebilligt ist. So kühne protestantische Sprache dürfte heute nicht geführt werden, am wenigsten von einem so hochstehenden Lehrer. —

Besuch von Dr. Lassalle. Böckh und Humboldt nehmen sich seiner kräftigst an, besonders hat Humboldt mit Nachdruck an den Ministerpräsidenten von Manteuffel und an den Prinzen von Preußen geschrieben. Lassalle gründet darauf die größten Hoffnungen, die mir aber noch sehr zweifelhaft scheinen! —

Ein polnischer wissenschaftlicher Verein zu Posen hat dem Prinzen Friedrich Wilhelm durch den Grafen Titus Djalynski die Protektorschaft dieses Vereins antragen lassen, der Prinz aber sie abgelehnt. Aus welchen Gründen ist nicht recht klar, doch ist seine Ablehnung schwerlich von ihm selbst ausgegangen, sondern sein Vater und das Staatsministerium müssen ihn dazu bestimmt haben. Es mißfällt den Polen wie den Deutschen, daß man eine freundliche Annäherung abgewiesen hat, aber vielen, man kann sagen den meisten Polen mißfällt nun auch die Annäherung selbst um so mehr. —

Donnerstag, den 17. Juni 1858.

Der Generallieutenant Adolph von Willisen ist mit einstweiliger Verwaltung des Generalkommandos des dritten Armeekorps beauftragt worden; hiernach muß er dem Prinzen von Preußen doch keine unangenehme Persönlichkeit sein. —

Der Senat von Hamburg hat durch seinen hiesigen Geschäftsträger Herrn Geffken eine Klagenote eingereicht wegen eines Berichtes der Elberfelder Handelskammer, in welchem Hamburg und seine Gesetze sehr angegriffen werden. Das hiesige Ministerium hat auf den ungeschickten Schritt geantwortet, eine Handelskammer sei keine Staatsbehörde, wer sich verletzt fühle möge bei den Gerichten klagen. —

Freitag, den 18. Juni 1858.

Die Wettrennen hinter Charlottenburg beschäftigen alle Welt, Tausende strömen hinaus. Dabei beginnt schon der Wollmarkt. Berlin ist sehr belebt, die Straßen voll Spaziergänger. —

Im öffentlichen Leben geht wenig vor. Man verdaut die Pille wegen Mitbesetzung von Rastatt. In Danzig ist der Kaufmann Laiser Goldschmidt zum Mitglied des Handels- und Admiralitäts-Kollegiums gewählt worden, die dortige Regierung aber hat sich geweigert ihn zu bestätigen, weil er ein Jude ist. — Herr von Hülsen soll den Abschied gefordert haben. —

„Les philosophes français du XIXe siècle. Par H. Taine. Paris. 1857.“ Victor Cousin sehr treffend geschildert, nicht günstig! —

Sonntag, den 20. Juni 1858.

Beſuch von Herrn Hans von Bülow und Herrn Dr. Kolatſchek, dem einſtigen Mitgliede der Deutſchen Nationalverſammlung, dem Herausgeber der vortrefflichen Zeitſchrift, der nach längerer Verbannung in Amerika jetzt wieder ungehindert in Wien lebt, und dort eine neue Zeitſchrift redigiren wird, die aber in Gotha erſcheinen ſoll. Er gefällt mir ſehr. —

Der Lieutenant von Dickenroth hat vom Ehrenrathe des Regiments einen Verweis bekommen, und im Aerger hierüber ſeinen Abſchied begehrt und erhalten. —

Der Graf von Schwerin hat eine Art Wahldenkſchrift erlaſſen, in Betreff der bevorſtehenden Wahlen. Ein braver Mann, aber ein ſchwaches Exemplar! Man ſieht, wie es mit dieſem halben Freiſinn ſteht. Das allgemeine Wahlrecht iſt er bereit aufzugeben, ein beſchränktes mit einem Zenſus iſt mehr nach ſeinem Geſchmack. Mit dem Hofe möcht' er gut ſtehen, als künftiger Miniſter ſich die Hände möglichſt frei halten. Rückſichten, Halbheiten, Etwas, nicht Alles! Weiß er denn nicht, daß man um etwas zu bekommen, alles wozu man berechtigt iſt fordern muß? — Es ſind noch mehrere Anſprachen der Art im Werke. —

Montag, den 21. Juni 1858.

Der Prinz von Preußen hatte gewünſcht, die Tänzerin Bagdanoff hier zu neuen Vorſtellungen angenommen zu ſehen. Herr von Hülſen, der ſich vor dem Schreien der Familie Taglioni fürchtete, ſtellte Schwierigkeiten dagegen auf. Es kam zu einer heftigen Szene im Theater, der Prinz ſagte: „Sie wiſſen wohl nicht, mit wem Sie reden?“

Anfangs trotzte Hülsen, nachher bat er den Prinzen um Verzeihung. Daher das Gerede von Abſchiednehmen. —

Mittwoch, den 23. Juni 1858.

In London Freiſprechung der wegen Libells gegen Louis Bonaparte angeklagten Truelove und Tchorſchewski. — Der Staatsanwalt ſelber trug auf dieſe Freiſprechung an, und die franzöſiſche Regierung war damit einverſtanden, ſie wollte um jeden Preis die öffentliche Verhandlung verhindern, denn es war ihr kund geworden, daß der Vertheidiger der Angeklagten einige Opfer des verruchten Staatsſtreiches als Zeugen vorzurufen beabſichtigte, wo dann vor Gericht die ſämmtlichen Thatſachen und Umſtände wären erhärtet, die Lügen aufgedeckt worden. —

Mit großem Vergnügen las ich den italiäniſchen Text der Oper Paiſiello's „König Theodor in Venedig". Eine theure Erinnerung aus früher Jugend! Mein Vater liebte dieſe Oper ſehr, und ich habe ſie als Siebenjähriger in Düſſeldorf mit ihm geſehen. Einige Szenen ſind mir von damals noch vollkommen gegenwärtig. —

Donnerstag, den 24. Juni 1858.

Düntzer's Kritik der Lewes'ſchen Biographie Goethe's geleſen; ſie iſt etwas peinlich, doch ſehr treffend; er würde noch mehr zu rügen gefunden haben, hätte er, anſtatt der Ueberſetzung, die engliſche Urſchrift vor Augen gehabt. Mir aber iſt bei dieſem Buche die Hauptſache, wie es wirkt,

Sehr ergötzlich sind ihre Nachrichten über die Gesellschaft, die sich gegenwärtig bei Madame Recamier versammelt. Da fehlt gewiß unser Graf Cüstine auch nicht. In Frankreich bleibt doch die gesellschaftliche Konstitution unter allen Bedingungen sich gleich. Um so verdienstlicher ist der Treffer, mit dem Herr von Chateauvieux unter andern Veränderungen des gesammten Zustandes der Gesellschaft neben dem alten Einflusse der Frauen dennoch auch einen neuen größeren heraushebt, der in der That überall gefühlt wird. Einzelne Frauen, Prinzessinnen, Maitressen, Hofdamen, Betschwestern, Schriftstellerinnen, Tänzerinnen — mögen so oder so wirken, nach Zufall und Umständen, das war immer so, und läßt sich nicht in bestimmte Richtung bringen; aber die Frauen in Masse wirken heutiges Tages entschieden demokratisch, und eigentlich in diesem Sinne auch nur hat Napoleon unter ihnen so leidenschaftliche Anhängerinnen. —

Die treffliche Schrift des Hrn. Thiers soll dieser Tage Herr Professor Buchholz erhalten, zum Behuf von Auszügen für seine Zeitschrift. Der Gegner des Hrn. Buchholz in der Ständestreitigkeit ist doch nicht Herr von Lüttwitz, sondern ein Edelmann in der Lausitz, dessen Namen, obwohl genannt, nicht bekannt geworden, da ihn niemand behalten mag. Ich höre übrigens nichts mehr von dem Streite, noch selbst von dem Gegenstande. —

Arge Gerüchte von der französischen Pyrenäenarmee haben uns hier in Schrecken gesetzt. Man erzählte anfangs noch ganz andere Dinge, als sich seitdem bestätigt haben: Es schien mit Einem Streiche alles verloren. Indeß muß es schlimm genug sein, wenn auch nur das wahr ist, was die französischen Blätter sagen. Ein Regiment mit dreifarbiger Fahne ist deßwegen so furchtbar, weil es unangreifbar ist, denn welche Truppen kann man dagegen brauchen,

und da muß ich ſagen, es hat lange kein Buch ſo das Anſehen und den Glanz Goethe's gehoben, und das in Ländern, wo ſich die meiſten Vorurtheile entgegenſtellten. Wie mangelhaft und unrichtig iſt das Buch der Frau von Staël de l'Allemagne, und wie günſtig hat es gewirkt. Die litterariſche Vortrefflichkeit und die kräftige Lebenswirkung ſind ganz verſchiedene Dinge; die auf dem Paradeplatz untadelichſten Truppen, korrekt in jeder Kleinigkeit, müſſen im Felde oftmals dem Anfall ungeordneter Schaaren weichen. —

Sonnabend, den 26. Juni 1858.

Die elenden hannöverſchen Kammern, bedroht oder beſchmeichelt vom Hofe, bewilligen nun alles, was ſie vorher abgeſchlagen haben, beißen die Uebergriffe der nichtsnutzigen Regierung gut, beſtärken deren Willkür und Frechheit! —

Humboldt's Brief an Julius Fröbel, in der Spener'ſchen Zeitung abgedruckt. Schöne, elegiſche Ausbrüche! —

Man mißbilligt es allgemein, daß der kranke König in's Ausland geſchleppt, den übelwollenden Gaffern in ſeinem Zuſtande zur Schau geſtellt wird. In Leipzig ſoll das erſte Nachtlager ſein, in Bamberg das zweite. Wie werden die Sachſen und Baiern ſich an dem Mann erluſtigen, was für Geſchichten von ihm werden erzählt, erfunden werden! Man verargt es dem Prinzen von Preußen, daß er der thörichten Vorliebe der Königin nachgiebt, und die Reiſe nicht verhindert. —

Sonntag, den 27. Juni 1858.

Beſuch vom Grafen von Kleiſt. Er klagt ſchmerzlich über den Tod ſeiner Frau, lobt ſie recht von Herzen. Ihr Erbe hat er nicht ſein wollen, ſondern das große Vermögen gleich auf die beiden Söhne übergeben laſſen. Er ſelber iſt ſehr leidend an bedenklichem Nierenübel, daher tief verſtimmt, mißmuthig, überdrüſſig. Er klagt, daß er außer mir und Frau von Horn niemand mehr kenne. Seiner Gewohnheit gemäß läßt er es an bittern und harten Aeußerungen gegen hohe Perſonen nicht fehlen. Auch der Prinz von Preußen, dem er zumuthete den preußiſchen Augiasſtall gründlich zu reinigen, gilt ihm nicht mehr viel, da ſolche Herkulesarbeiten keineswegs in Ausſicht ſtehen. —

In einer Konditorei ſaßen zwei Offiziere, von denen der eine einen großen Hund hatte; dieſer näherte ſich zweien Studenten die nicht weit davon ſaßen, bettelte, und bekam einige Biſſen, was ſein Herr wo nicht wohlgefällig doch gleichgültig mit anſah. Der Hund, zutraulich geworden, ſtieg nun auf, und ſetzte ſeine Pfoten dem einen der Studenten auf die Schenkel, das aber war dieſem zu viel, und er ſtieß den Zudringlichen unſanft zurück. Der Offizier ſagte darauf: „Nimrod, wenn du dein Abiturientenexamen gemacht haſt, kannſt du für dieſe Behandlung Satisfaction fordern.“ Der Student fügte augenblicklich hinzu: „Nimrod, und wenn du auch ein paarmal durchfallen ſollteſt, kannſt du noch immer das werden was dein Herr iſt.“ Alles war an den Hund gerichtet, niemand glaubte ſtatt ſeiner antworten zu müſſen. Die Offiziere verließen bald den Ort. —

Montag, den 28. Juni 1858.

Das neue Buch des alten Arndt „Meine Wanderungen und Wandelungen mit dem Reichsfreiherrn Heinrich Karl Friedrich von Stein“ (Berlin, Weidmann, 1858) hab' ich Nachmittags erhalten und in Einem Athem rasch durchgelesen. Es macht mir einen peinlichen Eindruck. Ueberall zeigt sich ein untergeordneter Standpunkt, überall ist es der Schreiber, der Bediente, der zwar immer sich hervorheben will, sich des Umgangs und Vertrauens der Vornehmen rühmt, aber über das Lakaientum doch nicht hinauskommt. Er nimmt auch die Ansichten, die Leidenschaftlichkeit, die blinden Urtheile seines Herrn getreulich an, schimpft drauf los ꝛc. Mir ist es um so widriger, da ich weiß, daß Stein den armen Arndt hart mißhandelte, wie einen Bedienten gebrauchte und schalt, so daß er die Anwesenden oft gradezu jammerte, Tettenborn, Pfuel und Andre wußten davon zu erzählen. Seine Anhänglichkeit an Stein ist auch nur eine Bediententreue; übrigens fühlte er, daß im Ganzen doch in dem Verhältniß die größte Ehre für ihn liege, daß er dasselbe glänzend ausbeuten könne, und das hat er denn auch bestens gethan. Daß der Bediente daraus hervorblickt, ist nicht zu vermeiden gewesen, er merkte es nicht! Der alte Arndt ist voll Eitelkeit, die Jugend verdeckt die Blößen, das Alter zeigt sie. Das Buch ist in einzelnen Angaben voller Unrichtigkeiten. Warum er den Staatsrath H. S. 85 nicht bei seinem Namen Faber nennt, weiß ich nicht; will er persönlich schonen, er, der die gefeiertesten Namen mit Gift und Galle bespritzt? Arndt's Muth und Verdienste während der Befreiungskriege will ich nicht läugnen oder verkleinern, aber sein spätes Schwatzen ist mir zuwider. Wie Theodor Körner hätte er in den Befreiungskriegen fallen sollen! —

Eine merkwürdige Erſcheinung iſt die hexametriſche Ueberſetzung der Satiren des Juvenalis durch einen Arzt, den Profeſſor der Medizin Ed. Kasp. Jak. von Siebold zu Göttingen. Lateiniſcher Text und deutſche Ueberſetzung einander gegenüber. Leipzig, 1858. gr. 8. —

Dienstag, den 29. Juni 1858.

Die Schützengilden treiben jetzt ihr Weſen in Berlin, es iſt baare Philiſterei, mit Schießen und Muſik. Im März vor zehn Jahren ſpielten die Mitglieder der Schützengilde in Berlin eine ernſte Rolle! Es iſt zu verwundern, daß die ganze Anſtalt hat fortbeſtehen dürfen. Sie haben freilich, gleich den Freimaurern, früh eingelenkt, und waren auch nur vom Taumel gleichſam fortgeriſſen worden! — Den Bürgern gönnt man das alberne Spielwerk; man hätte ihnen auch die Bürgerwehr laſſen mögen, aber man traute nicht! — Die Freimaurer werden fortwährend angefeindet. —

Der König reiſt heute Abend. Er hat eine neue Stellvertretung auf drei Monate, vom 23. Juli ab, für ſeinen Bruder unterſchrieben. — Vor kurzem fragte der General von Werder ihn, wie es ihm gehe? Der König gab ihm die Hand und ſagte: „Ach ſchlecht, ſehr ſchlecht!“ Die Königin wandte ein, alle Leute ſagten, es beſſere ſich. Der König ſchüttelte den Kopf, gab dem General wieder die Hand, und ſagte tiefſchmerzlich: „Es iſt nicht beſſer, und es wird nicht beſſer!“ Das Gemälde „Rauſkaa“ iſt in des Königs Zimmer gebracht worden, die Gräfin von Münſter fragte, wer es gemacht habe? Man nannte Bendemann. „Bendemann?“ ſagte der König, „den Namen hab' ich nie gehört.“ Man ſuchte vergebens, dem Gedächtniß des Königs

nachzuhelfen, er blieb dabei, der Name ſei ihm gänzlich unbekannt. Er ſieht blaß und mager aus. —

Die neue Stellvertretung wird dadurch begründet, daß der König zu ſeiner Herſtellung noch einer mehrmonatlichen Kur bedürfe und deßhalb in's Ausland reiſen müſſe. Aber der Stellvertreter, heißt es gleich darauf in einer Nachricht, reiſt *auch* in's Ausland! Eine lächerliche Unſchicklichkeit! Man findet, der Prinz hätte ſchon des Anſtands wegen hier bleiben müſſen. Aber das Vergnügen, die Tageluſt, der Zug des Augenblicks — die gehen über alles! —

Mittwoch, den 30. Juni 1858.

Beim Durchblättern von ein paar Jahrgängen des Morgenblattes fand ich im Jahrgang **1814** einige Sachen von mir, die ich ganz vergeſſen hatte. Wie ſeltſam dieſe Auferſtehungen und Wiederbekanntſchaften mich anſprachen, kann ich nicht ausdrücken. Daß die Vergangenheit *recht ſehr* vergangen war, drängte ſich dem Gefühl gewaltſam auf. Schon hier verläßt uns das Gedächtniß für die hieſigen Dinge, und wir wollen es für jenſeits erhalten wiſſen! Wenn uns nur die Ergebniſſe bleiben, ſo iſt es ſchon viel! —

Freitag, den 2. Juli 1858.

Die Volkszeitung ſetzt ihre Bekämpfung der Bethmann-Hollweg'ſchen Parthei kräftig und gelaſſen fort, und zeigt deren geiſtige Schwäche, zeigt die Nothwendigkeit, daß die Volksvertretung durch ihre Mehrheit entſcheide, was für

Miniſter da ſein ſollen, daß dieſe der Volksvertretung verantwortlich ſeien ꝛc. Sonſt ſei das ganze Verfaſſungsweſen keine taube Nuß werth. —

Die Nationalzeitung prüft die Stellvertretung und findet ſie in jeder Art ungenügend, kein Staat dürfe ſich ſo auf halbe Kraft ſtellen, am wenigſten aber Preußen, das im Deutſchen Bunde, wie es ſelbſt geſteht, eine bedenkliche Kriſe durchzumachen hat, und auf noch größere Prüfungen gefaßt ſein muß. Ein ſehr gut geſchriebener, maß- und kraftvoller Artikel, wahrſcheinlich von Herrn Dr. Zabel ſelbſt verfaßt. —

Geſtern ſagte mir der alte Faktor Klein, dem ich begegnete, und auf den Bettina noch immer viel hält: „Wenn ich all das Geld hätte, was die Frau durch ihren Buchhandel verloren hat, wie reich wär' ich!“ —

Sonntag, den 4. Juli 1858.

Nachricht von einem großen Bauernaufſtand in Eſthland, der die erſten Truppen, die man gegen ihn ausgeſchickt hat, zurückgeſchlagen. Man fürchtet, daß er ſich nach Liefland und Kurland ausbreiten werde. Man fürchtet beſonders, daß die eigentlichen ruſſiſchen Leibeigenen dem Beiſpiel folgen. Die Meinung beſteht, daß der Aufſtand insgeheim von Ariſtokraten und Beamten begünſtigt werde, damit der Kaiſer mit Schrecken erkenne, wohin ſeine Freigebung der Leibeignen führe. Wenn er ſich ſchrecken ließe, ſo wäre das nicht zu verwundern. Aber in der Sache ändert das wenig, er muß in der betretenen Bahn weiter. —

„Histoire militaire de la Prusse avant 1756, ou introduction à la guerre de sept-ans; par le capitaine Ed. de la Barre Duparcq. Paris. 1858.“ 8.

Montag, den 5. Juli 1858.

Ich mußte zu Arnim's und fuhr mit Ludmilla gegen Mittag hinaus. Lange und schwierige Verhandlungen mit Fräulein Armgart. Zuletzt sahen wir noch Bettinen, sie lag auf dem Balkon in einem Lehnstuhl, sah uns freundlich an, sprach aber nicht; ein paarmal wollte sie sprechen, aber verzichtete dann wieder darauf; sie gab uns herzlich die Hand beim Scheiden. Wir bedauerten die arme, kranke Frau, daneben aber auch die Tochter. —

Mittwoch, den 7. Juli 1858.

Die Volkszeitung spricht sehr gut über das, was Preußen zu thun habe, um sich zu heben, nur daß sie dabei auch den Jahdebusen und die Flotte nachdrücklich empfiehlt, kann ich nicht billigen; diese Verirrungen haben leider tiefe Wurzeln geschlagen, und werden noch viele Millionen verschlingen, ohne den geringsten Nutzen. Da sind die Dombauten doch noch besser, die schaffen wenigstens Dauerhafteres. —

Nachrichten aus Paris. Die Verschwendungen der Regierung erregen lautes Mißfallen. Louis Bonaparte, wenn man ihm Zeit läßt, wird die Finanzen Frankreichs völlig zu Grunde richten. Man spricht auch von Ausdehnung der Machtbefugnisse der fünf Pascha's, da die republikanischen Gesinnungen im Kriegsheere sich erschreckend ausbreiten und eine neue Militairpolizei — nämlich nicht durch, sondern gegen das Militair — eingerichtet werden soll. —

Für unsre bevorstehenden Wahlen setzt auch die Freimaurerei sich in Bewegung; die Wahlen sollen frei sein, hat ihr Beschützer der Prinz von Preußen gesagt, gut! das

hindert nicht, daß man die Wahl ihm gefälliger Perſonen bewirke. In dieſem Sinne gehen von den Logen Mahnungen an ihre Mitglieder aus, doch nur im Namen Einzelner, nicht der Logen als ſolcher, damit dieſe in keiner Weiſe bloßgeſtellt werden. Ich glaube, daß dieſe Einwirkung doch nur ſchwach und höchſtens in wenigen Fällen entſcheidend ſein wird. Wenn die Leute nicht gleichgültig ſind bei den Wahlen, ſo werden ſie nicht aus freimaureriſchen Trieben, ſondern aus politiſchen dabei thätig ſein. Ich bin noch immer dafür, daß die Freiheitsfreunde ſich des Wählens enthalten, ſchon wegen des elenden Wahlgeſetzes. —

Donnerstag, den 8. Juli 1858.

Der neue Generalſuperintendent in Magdeburg, Dr. Lehnerdt, hat einen Hirtenbrief erlaſſen voll Perſönlichkeit und Milde. Die Union hält er feſt, ohne das beſondre Glaubensbekenntniß zu beeinträchtigen. Die wüthigen Eiferer ſind Gift und Galle wider ihn. —

Freitag, den 9. Juli 1858.

Die Volkszeitung zeigt, daß Bonapartiſche Herrſchaft und Freiheit in Frankreich — nirgends — zuſammen beſtehen können, ſie will aber leider auch behaupten, die Franzoſen ſeien für die Freiheit nicht reif! Dummes Zeug! Die Ruſſen ſind für Freiheit reif, jedes Volk, das ihrer begehrt. Wenn die Franzoſen für die Freiheit nicht reif, alſo ihrer nicht werth ſind, ſo iſt kein Volk auf Erden ihrer werth,

nicht die Deutſchen, nicht die Engländer, nicht die Griechen, kein Volk hat ſo nach ihr gerungen, ihr ſolche Opfer gebracht. Hat man ihnen aber je die Freiheit nur kurze Friſt gelaſſen, hat man nicht mit allen Lügen und Bubenſtreichen ſie ihnen verkümmert, geſtohlen oder geraubt? Freilich dauert der Kampf noch immer fort, und wird dauern, ſo lang es Völker, ſo lang es Geſchichte giebt. Das tauſendjährige Reich werden wir nicht ſehen! —

Schon lange bemerk' ich, daß im Deutſchen zwar das öffentliche Sprechen eine außerordentliche Entwicklung genommen hat, daß die Leute ſich gut auszudrücken gelernt haben und noch lernen, aber dagegen die Gewohnheit einreißt, im gewöhnlichen Geſpräch nachläſſig und bis zur Undeutlichkeit bequem zu reden, einer angenehmen klaren Ausſprache befleißigt ſich niemand. Einen großen Theil der Schuld mögen die Bärte tragen. Einen andern Theil aber ſchieb' ich den Engländern zu, die man nachahmt, deren Sprache und Sprechart ſich noch ſtets verbreitet. Auch die Franzoſen ſprechen undeutlicher, wohl aus denſelben Urſachen. —

Sonnabend, den 10. Juli 1858.

Der Kammerherr von Reument iſt von Florenz nach Tegernſee berufen worden, um dem Könige Geſellſchaft zu leiſten. Dieſe Wendung ſeiner Günſtlingſchaft hat er gewiß nicht erwartet oder gewünſcht! Einen verrückten regierenden König zu unterhalten, mag der Mühe werth ſein, einen nicht regierenden — das gönnt man andern! Indeß wer weiß, der Schleicher weiß auch hiebei wohl noch Seide zu ſpinnen! —

Die Königin von England hat eingewilligt, bei den Seeschaufesten zu erscheinen, die in Cherbourg mit beispiellosem Prunk aufgeführt werden sollen. Wie schlecht muß es mit England stehen, wenn der brittische Stolz auf's neue sich vor der schuftigen Hoffahrt beugt! — Auch unser Prinz-Admiral Adalbert soll eingeladen sein — man sagt hier, den könne man nur wünschen, um sich über die preußische Marine lustig zu machen. „Was ein Schützen-König unter den Königen ist," sagt man, „das ist dieser Prinz-Admiral unter andern Admiralen." Aber es giebt Leute genug, die Blendwerk anerkennen! —

Der Bundestag wird von unsern Zeitungen heftig angegriffen, in Folge der Mißstimmung Preußens gegen ihn wird die Gelegenheit auch von freisinniger Seite benutzt. Aber nichtsdestoweniger geht der Bundestag in seiner nichtsnutzigen Schwerfälligkeit ruhig weiter, und wird sich mit Maßregeln gegen die Presse und gegen die Auswanderungsfreiheit beschäftigen! —

Sonntag, den 11. Juli 1858.

Gegen Abend fuhren wir zu Frau Bettinen von Arnim. Sie war allein, nur eine Wärterin bei ihr, Fräulein Armgart war ausgegangen. Wir fanden Bettinen auffallend besser als das vorigemal, gesprächig, antheilvoll, die Lebenskraft in ihr ist doch noch sehr groß! Doch spricht sie langsam und abgebrochen, öfters undeutlich, dem Laut und dem Sinne nach. Den Brief von Trewitzsch durft' ich ihr nicht zeigen, doch muß Fräulein Armgart ihr von der Sache gesprochen haben, denn Bettina sagte mir ernst und fest: „Und daß Sie es nur wissen, er bekommt kein Geld, bis er das

ohne zu besorgen, ihm Verstärkung zu geben? Wie auch diese Sachen sich verhalten, der Krieg ist darum nicht minder bevorstehend; wer ihn nicht will, erweckt das Verlangen darnach bei den Gegnern. Die Franzosen müssen ihn machen, damit nicht die Spanier anfangen. Das wird eine schöne Geschichte geben! Ein Bekannter fand gestern ein bedenkliches Zeichen für die französische Seite in dem entgegengesetzten Wege, den sie von den Spaniern nimmt in Betreff der Truppenordnung; jene will die Glaubensschaaren in regelmäßige Regimenter bringen, diese denken daran, ihre geregelten Truppen möglichst als Guerillas zu verwenden! Der ganze Karakter ist in diesem Gegensatze ausgesprochen. —

Ich glaubte, ich hätte Ihnen nichts Neues zu schreiben. Hier ist eine Neuigkeit, so wichtig und folgenreich, wie irgend eine: Vom 1. April dieses Jahres trifft in Berlin täglich die Briefpost aus Frankreich, Holland, England, vom Niederrhein, aus Westphalen und Leipzig ein, und gehet auch täglich wieder dahin ab. Diese, dem Hrn. Präsidenten Nagler zu verdankende Einrichtung muß tief in den gesammten Lebensverkehr einwirken, ihn mächtig beleben, und großentheils umgestalten. Unsere Zeitungen werden mit ihrer kärglichen Erscheinung, dreimal die Woche, nicht ausreichen, wenn die wichtigsten Nachrichten, und auch fremde Blätter, regelmäßig alle Tage ankommen. Die Kaufleute, die Regierung selbst, werden sich in ihrer Thätigkeit beschleunigt finden, und Berlin ist wenigstens um 50 Meilen dadurch näher an Frankreich gerückt. —

Herr Geheimerath Wolf wird Ihnen wahrscheinlich mit diesem selben Kourier schreiben. Er ist neugekräftigt, und geistreiche Fülle strömt aus ihm hervor wie je!

Ueber die Oberstelle in unserem Ministerium scheint noch nichts verfügt. Man spricht fortdauernd von Herrn

Manuſkript ſchafft!" Sie nannte den Namen nicht, die Worte kamen ohne Anlaß und hatten keine Folge, wir ließen ſie fallen, um Bettinen nicht aufzuregen. Ludmilla wünſchte das Oelbildniß der Mutter Bettinens noch einmal zu ſehen, und ging in das Zimmer wo es hängt, aber Bettine ließ es dann holen und vor uns hinſtellen, daß wir es zuſammen ſähen. Nun erſchien auch Fräulein Giſela, harmlos und artig. Bettina fragte Ludmilla'n beſorgt, ſie habe doch nicht aufgegeben, das Leben der La Roche zu ſchreiben, und freute ſich zu hören, daß es ſchon weit vorgerückt ſei. Dann ſagte ſie, von der La Roche habe ſie noch viele Briefe; auf die Frage von ihr oder an ſie, erwiederte ſie: „vielleicht von ihr!" was bezeichnend iſt für ihre Kenntniß! —

Ein engliſches Blatt ſpricht ſehr hart über den Karakter des Königs, ſagt gradezu, er ſei niemals gutmüthig geweſen, ſchon als Knabe boshaft und hämiſch, und dieſe Richtung habe nur immer zugenommen; ſeine Unverſöhnlichkeit und Rachſucht würde ihn nach 1848 zum wüthigſten Tyrannen gemacht haben, wenn nicht Furcht und Schwäche ihn gezügelt hätten. Dagegen wird der Prinz von Preußen gelobt, er ſei rechtlich und mild, und werde nie etwas thun, wovon er glaube, daß es ſchlecht ſei; der König aber ſei gewiſſenlos, ſei fähig das zu thun, was er als unrecht erkenne. — Ein hieſiger Höfling, der das lieſt, zuckt die Achſeln, und erinnert an das Wort des ſterbenden Miniſters Guſtav von Rochow, der König, deſſen vertrauter Günſtling er war, ſei der falſcheſte Mann im ganzen Lande. — Armer Friedrich Wilhelm, wie ſchlecht haſt du deine Sache beſtellt! —

Montag, den 12. Juli 1858.

Der Faktor Herr Kahlert erſchien bei mir, mit mir über das fehlende Manuſkript des zweiten Theiles der Arnim'ſchen Gedichte zu ſprechen. Er findet es unbegreiflich, wohin daſſelbe verſchwunden ſein könne; auch das Verbleiben des Manuſkripts des erſten, ſchon abgedruckten Bandes iſt nicht nachzuweiſen. Das bringt mich auf einen Gedanken, den ich verfolgen will! —

Nachmittags mit Ludmilla zur Frau von Arnim gefahren. Auf mein Erſuchen fragt Fräulein Armgart die Mutter, wo das Manuſkript des erſten Theils ſei? „Das hab' ich," iſt die Antwort, „das liegt in meinem Schrank." Den Schlüſſel zu dieſem will ſie aber nicht geben. Mir iſt ſehr wahrſcheinlich, daß das Manuſkript des zweiten Theiles dabei liegt, beide Theile ſind im Manuſkript ungetrennt, ein fortlaufendes Ganzes, der zu machende Abſchluß des erſten Theils geſchah erſt im Verlaufe und nach Maßgabe des Drucks. Bettina konnte daher den Unterſchied des ſchon gedruckten und des noch ungedruckten nicht leicht wahrnehmen. Wir wollen ſehen, ob ſich meine Vermuthung beſtätigt! — Bettina fuhr trotz des kühlen Wetters mit Fräulein Armgart und Hermann Grimm ſpazieren, ſie ſah wieder ſehr leidend aus. —

Bei uns hier iſt großer Stillſtand, nur die Sache wegen Raſtatt iſt in heißer Bewegung. Es iſt aber thöricht zu glauben, daß eine im Ganzen feige und achtloſe Politik in einer Einzelheit als kluge und kräftige ſich darthun könne. —

Mit der Ordnung der Namen und Titel in Frankreich wird es in ſo fern Ernſt, als erklärt wird, die Regierung behalte ſich vor zu beſtimmen, in welchen Fällen das Geſetz

angewandt werden ſoll, das heißt, in welchen Fällen ſie verfolgen oder begünſtigen will. Schamloſe Willkür ſchamlos eingeſtanden! —

Dienstag, den 13. Juli 1858.

In Würtemberg wird von der Regierung reichlicher Samen für künftige Bewegung ausgeſtreut. Der Staatsrath von Rümelin — er war als Student hier öfters bei mir — zeigt ſich als eine Art Haſſenpflug, frech und gewaltſam, ſagt den Ständen unerhörte Dinge, ſpricht von ihrer Unmacht ꝛc. Es erhebt ſich ein Sturm, und auch er muß arge Worte hören, ſcheltende, drohende, aber — die Stände geben zuletzt nach, und genehmigen, unter Verwahrung ihres Steuerbewilligungsrechtes, die Uebergriffe der Miniſter, das heißt die Vermehrung ihrer eignen Gehalte ꝛc. — Man muß geſtehen, Deutſchland wird von ſeinen Fürſten gut bearbeitet für neue Revolution, und überall geht es weiter im Schlechten, als man je dachte daß es geben könnte. Hannover, Würtemberg, die neuſten Spieler, übertreffen an Rohheit und Nichtswürdigkeit die ältern, Heſſen Mecklenburg ꝛc. —

Donnerstag, den 15. Juli 1858.

Früh aufgeſtanden, nach 7 Uhr zum Frankfurter Bahnhof gefahren, um ¼ auf 9 Uhr ging der Zug ab. Angenehme Fahrt. Ludmilla und ich im Wagen allein. Bei Erkner, bei Frankfurt, länge der Oder hübſche Hügelreihen.

Wir hatten bald Guben erreicht, wo wir die Eisenbahn verlaſſen mußten. Anſtatt der guten Perſonenpoſt, wies man uns an einen elenden Stellwagen, den wir leider beſtiegen. Ich litt nicht wenig, bis Peitz, — der einſtmaligen Feſtung, dem Gefängnißorte des Oberpräſidenten von Dankelmann, — wo wir Extrapoſt nahmen. Wir fuhren nun durch beſſeres Land, zwiſchen Feldern und Wieſen, nach Kottbus. Hier auf der Poſt erwartete uns der Wagen des Fürſten von Pückler, nebſt einem Feurgon für unſer Gepäck. Herr Billy Maſſer, der Zwerg des Fürſten, war mitgekommen, und gab uns allerlei Auskunft. In ſtolzer Pracht fuhren wir aus Kottbus und gelangten bald in den Park von Branitz, wir ſtaunten über die herrlichen Anlagen, die unendlichen Pflanzungen, durch die unſer Weg ſich wand. Nicht lange, und wir fuhren am Schloſſe vor, das rings von Blumenterraſſen umgeben iſt, und ſtiegen auf prächtigen Granitſtufen, von vergoldetem Gitter beſchützt, zum Eingang empor; zahlreiche Dienerſchaft kam uns entgegen, auf der innern Haustreppe der Fürſt ſelbſt, in ſeiner türkiſchen Hauskleidung, uns herzlich bewillkommnend, und uns zu unſern Zimmern geleitend. Mein Zimmer gegen Oſten, Ludmilla's auf demſelben Gange gegen Weſten, beide mit ſchönſter Ausſicht auf den Park, beide prächtig und bequem ausgeſtattet, mit Kupferſtichen geziert, mit Geräthen, mit hundert kleinen Annehmlichkeiten. Nachdem wir ein Frühſtück eingenommen — Nachmittags um 5 Uhr —, führte uns Herr Billy in den Parkanlagen zunächſt des Schloſſes umher, und gab Erklärungen wo es nöthig ſchien. Die Schöpferkraft, der Geiſt und Geſchmack des Fürſten zeigten ſich in allem, in Großem und Kleinem. Aus einer Sandwüſte iſt unter ſeinen Händen ein Paradies geworden. Große Bäume, die er vorfand, hat er trefflich benutzt, andre von weit her kommen laſſen und eingepflanzt, Millionen

neue Schößlinge eingesetzt; Seen und Kanäle hat er ausgegraben, die Erde zu Hügelreihen aufgehäuft, Wald- und Wiesenstücke trefflich gemischt. Der ganze Boden ist von der nahen Spree unterirdisch getränkt, daher trotz des Sandes fruchtbar; das Wasser in Seen und Kanälen steigt und fällt mit dem der Spree. Was der Fürst in den Wässern geleistet ist nicht weniger wunderbar als was er zu Land hervorgebracht. „Erdbändiger" nannte Rabel ihn mit Recht. Er hat hier mehr gethan, als in Muskau, wo er eine Landschaft verfand, hier mußte er sie ganz erst schaffen. — Die Hauptmahlzeit war um halb 9 Uhr; reiche Tafel, feine Speisen, gute Weine; Champagner in Eis wurde immerfort eingeschenkt. Angenehmes Gespräch mit dem Fürsten, er stets verbindlich, geistvoll, anziehend, auf alles eingehend, in seiner Eigenheit beharrend und dabei ganz mild und billig für Andersgesinnte. Der Zwerg Billy mit bei Tisch, eine Art Factotum, Vertrauter, Aufseher, Besorger, aufmerksam, verständig, in seiner Art gebildet. Nach dem Essen mit dem Fürsten in seinen Zimmern bis halb 2 Uhr, in stets lebhafter Unterhaltung. — Papagaien an der Treppe, ein grüner im Käfig, der vortrefflich gesprochen haben soll, aber seit ein weißer neben ihn gestellt worden, beharrlich schweigt. Der weiße, ein Kakadu mit gelben Stirnfedern, das allerliebste Thier von der Welt, gutmüthig, gesellig, gar gern schwatzend: „Wie heißt du? wer bist du? Ich heiße Kakadu, weißer Papagai!" so geht es immer fort, dazwischen etwas Portugiesisch, das niemand versteht. Er macht tiefe Verbeugungen, hopst empor, lacht, pfeift, krächzt, alles auf's Wort. Wir haben das größte Ergötzen an dem lustigen Geschöpf! —

Leidlich geſchlafen, doch früh erwacht. Mit Ludmilla um 8 Uhr Kaffee. Die Papagaien beſucht. Beſuch vom Fürſten, der gewöhnlich erſt um Mittag oder noch ſpäter aufſteht, ſchreibt, ſeine Geſchäfte beſorgt, im Park arbeitet, und in der Regel außer ſeinem Thee Mittags nichts genießt als bis am ſpäten Abend. Die Gäſte haben den ganzen Tag für ſich, thun was ſie wollen, beſtellen ſich alles nach Belieben wie im Gaſthofe, die aufmerkſamen Diener ſind ſtets zur Hand. Zeitungen fehlen nicht, neue Bücher liegen umher. — Nach 5 Uhr machten wir eine Fahrt durch den Park bis zur Pyramide, die zwiſchen 50 und 60 Fuß hoch mit ihrer Baſis grade einen Morgen Landes bedeckt; ſie nimmt ſich vortrefflich aus, wunderbar und bedeutend, und wird künftig in der Mitte eines See's ſtehen, der mit den übrigen Waſſerſtücken des Parks in Verbindung ſtehen wird; die Ausgrabungen haben ſchon begonnen. — Der Fürſt hat einen Theil des Dorfes verſetzt, alles mit Grün verdeckt, Bauergärten und Aecker zum Park gezogen, der überhaupt 800 Morgen beträgt, während 800 Morgen noch der Landwirthſchaft gehören. In Muskau ſind 120,000 Morgen Wald; Branitz iſt kaum ein Zehntheil von Muskau, und hat ſeit zehn Jahren ſchon über 300,000 Thaler gekoſtet. — Nach unſrer Fahrt kam der Fürſt wieder, und gab mir ein Manuſkript ſeines Neffen zu leſen; er ſelber hat dieſe Novelle dreimal mit beharrlicher Geduld und ſorgſamem Fleiße durchgearbeitet, nicht nur den Stil, ſondern auch den Geſchichtsverlauf abgeändert, und mehr als vier Wochen faſt einzig dieſer Sache gewidmet. Er wünſcht ſeinem Neffen litterariſches Gelingen. — Um 9 Uhr Mahlzeit; es waren Gäſte dazu aus Kottbus geholt worden, der Oberbürgermeiſter Jahr und der Landgerichtsrath Scheffel. Der Gymnaſiumsdirektor Tſchirner war verreiſt. Gute Unter-

haltung. Die Kottbuſſer voller Ehrfurcht, aber geſprächig und ungezwungen, laſſen es ſich gut ſchmecken. Nach dem Eſſen im Billardzimmer. Ich ſpielte eine Partie Billard mit dem Fürſten, eine Partie Schach mit Herrn Bille. Es war heute ſehr heiß, Vormittags ein Gewitter, gegen Abend wieder, aber etwas fern, und wenig Regen. — Wir trennten uns nach 1 Uhr. —

Sonnabend, den 17. Juli 1858.

Große Hitze. Sorgfalt des Fürſten, die Zimmer kühl zu halten. — Kaffee bei Ludmilla. Genuß der ſchönſten Ausſicht über Blumenbeete, Waſſerlauf, Wieſen und Büſche hinweg weſtwärts nach Kottbus, deſſen Thürme und Schloßruinen — das Schloß, zur Fabrik eingerichtet, brannte vor einiger Zeit ab — den Blick begränzen. — Wir verſuchten einen Spaziergang, aber die Hitze war zu groß. — Leſen, Schreiben. — Der Fürſt kam nach unſerm Mittageſſen zu Ludmilla. Ueber Louis Philippe von Frankreich, der Fürſt möchte ihn vertheidigen, ich verwerfe ihn als einen Landesverräther und erzähle, was für Depeſchen ich geleſen habe. Rede des Prinzen Napoleon in Limoges, merkwürdige Aufforderung, das Volk ſolle ſelbſtthätig ſein, nicht alles von der Regierung erwarten, annehmen. Aber es iſt doch nichts mit dieſem Prinzen, er dient Louis Bonaparte und lobt ihn, wenn er auch beſſer iſt als der! — Abendgang mit dem Fürſten zu dem Hügelbau, gewaltige Unternehmung, Baumtreppe, Fahnenberg, Schießplatz. Parkſchenke, deren Inſchrift von Dr. Luther; „Wer nicht liebt Wein, Weib und Geſang“ ꝛc. den Pfaffen in Kottbus Aergerniß gab. Mannigfache Geſpräche. — Gewitter, herrlicher Sonnenuntergang,

wunderbare Welkenpracht. — Nach 9 Uhr zur Tafel. Aus Kottbus der Landgerichtsrath Wilke und der Superintendent Ebeling. Dieſer, äußerlich und innerlich ein fanatiſcher Pfaffe, ſprach ein feierliches Tiſchgebet. Beim Eſſen und Trinken wurde er munter, ſagte aber viel Anmaßliches, Ungehöriges, erfuhr von Herrn Wilke ſtets hellen Widerſpruch, hatte auch von mir einige mittelbare Anfälle zu erleiden. Nach der Tafel kein Tiſchgebet, der Pfaffe hat es vergeſſen, oder fand es hinreichend, das Gute zu erbitten, und nicht nöthig, für das Empfangene zu danken. — Im Billardſaale Schachſpiel und Geſpräch. Ebeling ſagte von Bunſen, der habe dem Evangelium abgeſagt, diene dem Antichriſt; daß ich die Bibelüberſetzung Bunſen's verwarf, gewann mir bei dem Fanatiker einige Gunſt. Gegen 2 Uhr wurden die Gäſte nach Kottbus zurückgefahren. — Im Billardſaal hängt ein Oelgemählde, einen Maskenball am Hofe Karl Theodor's zu Mannheim vorſtellend, mit hundert Figuren, die alle ähnlich ſein ſollen denen, die ſie bezeichnen, nur iſt leider der Schlüſſel verloren. —

Sonntag, den 18. Juli 1858.

Große Hitze, von der ich ſehr leide. Zeitungen geleſen. In Nürnberg iſt der Verfaſſer des ſchwarzen Buches Namens Rang im Wahnſinn geſtorben; ein ſchlechter Kerl! — General Adolph von Willſen iſt des Kommandos der Diviſion, die er neben ſeinem Oberſtallmeiſteramt hatte, enthoben worden; was das bedeutet, iſt mir noch nicht klar. — Der Fürſt läßt uns zu ſeinem Frühſtück entbieten, um eine wunderliche Muskauerin von 84 Jahren anzuhören, die unermüdlich von alten Vorgängen in Muskau mit großer

Lebhaftigkeit erzählt. — Wir beſehen darauf mehrere Zimmer und mannigfache Merkwürdigkeiten, die er von Reiſen zurückgebracht, ererbt oder zum Geſchenk erhalten hat. — Er ſendet mir durch Herrn Billy zwei Folianten von Bildern, die ſich auf ſeine Reiſe nach England beziehen, 1826, 27. Bildniſſe, Anſichten, Karikaturen, denen er meiſt ſogar Bemerkungen beigeſchrieben, oft ſehr ausführliche; der Text allein gäbe ein hübſches Buch. — Abends um 9 Uhr erſcheinen zur Tafel Herr Geheimrath von Werdeck, Stiefſchwiegerſohn des Feldmarſchalls von dem Knesebeck, in der Nachbarſchaft begütert, und Herr Direktor Hartmann aus Rettbus. Wieder lebhafte Unterhaltung, dann Schach, Geſpräch, Billard. — Auch heute wieder ein fernes Gewitter und prächtiger Abendhimmel, aus Ludmilla's Fenſtern ſchönſtens anzuſehen! — Vertrauliche Geſpräche mit dem Fürſten über Stein, den er gar nicht liebt, über Hardenberg, Wittgenſtein, Bernſtorff ꝛc. — Lob der Erzählungen Moritz Hartmann's, des neuſten Werkes von Gottfried Freiesl. —

Montag, den 19. Juli 1858.

Früh wach, geleſen, geſchrieben. Es iſt zu heiß, um ſpazieren zu gehen, und ſelbſt um zu fahren! — Ich ſage dem Fürſten, daß die ſchönen Tage von Aranjuez nun zu Ende gehen müßten, er will davon nicht hören, will daß wir bleiben bis er ſelber reiſen muß. — Nachmittags kam er zu mir, um große Pakete Briefe mit mir durchzuſehen, und deren für meine Sammlung auszuwählen. Die Pakete lagen alle in offnen Schubladen des Schreibtiſches in meinem Zimmer, für mich waren ſie eben dadurch feſt verſchloſſen. — Vertrauliches über Lebensalter, Mißmuth. Wenn er

eine Zeitlang in der großen Welt gelebt, wird er ganz traurig und schwermüthig, muß in die Einsamkeit oder unter ihm fremde Leute fliehen. Er kann jeden Lebenswechsel ertragen, seine Gewohnheiten plötzlich umwerfen, ohne Diener reisen, von geringer Kost leben. — Wir besahen mit ihm seinen Marstall, seine Wagen, einige Parkstellen. — Um 9 Uhr kamen zur Tafel aus Kottbus der Arzt Dr. Richter, und der Mathematiker Dr. Bolze, letzterer auch Dichter. — Nach dem Essen Gespräch im Zimmer des Fürsten, Schach; ein kostbares Manuskript auf Pergament, Froissart's Chronik, mit 800 köstlichen Miniaturmalereien, zwei prachtvoll gebundene Folianten, schon vor der Revolution unter Ludwig dem Sechzehnten bot man von Paris her dem Grafen von Gallenberg dafür 50,000 Franken; es scheint, man hatte dort zwei andre solche Bände, die man damit ergänzen wollte. — Die Muskauer Bibliothek, Gemälde, Skripturen liegen in einem Saal in etwa dreißig Kisten eingepackt, im Ganzen sind über 500 gefüllte Kisten noch zu eröffnen und ihr Inhalt irgendwie aufzustellen! Der Fürst meint, er werde es nicht erleben, daß dies alles in Ordnung kommt; aber es sei ihm fast gleichgültig, was daraus werde, er habe seinen Genuß davon gehabt, im Sammeln, im Schaffen. —

Dienstag, den 20. Juli 1858.

Frühstück bei Ludmilla, wo es kühl, duftig, und die Aussicht herrlich ist! Aus dem Schilfe des Schloßteichs erhebt sich die Bildsäule von Bronze der Venus Anadyomene. Schwane, Blumenbeete in geschmackvollster Farbenmischung. — Gelesen, Eulalie Pontois von Friedrich Soulié, Les femmes honnêtes von Achard. — Nachmittags wieder mit

von Beyme, und wohl mit mehr Grund, als von Herrn von Humboldt, dem, wie selbst seine Freunde zugeben, vieles entgegensteht. Die Gesandschaft in Paris bleibt noch offen, den Posten von Neapel bestürmt der Herr Major von Martens, und ich glaube, er wird ihn einnehmen. —

Es ist ein Glück, daß Sie nicht gehört, wie oft und heftig mein Husten zum Ausbruche gekommen, während ich diese Seiten schrieb; Sie würden dieselben vor Betäubung kaum lesen können. Darum eil' ich auch zum Schlusse, so gern ich noch weiter mit Ihnen zu sprechen wünsche!

Leben Sie wohl, verehrtester Freund, genießen Sie bessere Tage, als wir sie jetzt haben, und behalten Sie uns lieb!

Mit treuester Ergebenheit

Ihr

K. A. V. v. E.

Viele herzliche Grüße dem ehrwürdigen Einsiedler! Beifolgend ein Brief von Rahel über die treffliche Schrift des jungen Pyrenäers.

14.

Varnhagen an Oelsner.

Berlin, den 12. April 1823.

Obschon die willigste Gehülfin statt meiner heute Gruß und Nachricht an Sie zu schreiben übernimmt, bewältigt mich doch die Ungeduld, ich springe aus dem Pflegebette meines Hustens, und da sitz' ich am Schreibtisch, um selbst ein Wort an Sie zu richten. Tausend Dank für Ihre rei-

dem Fürſten durchgeſehen, bis in den Abend hinein, der ſeit 6 Uhr angeſpannte Wagen muß warten. — Endlich Fahrt nach Kottbus und über die Stadt hinaus. Billy begleitet uns und giebt Auskunft; die Kinder auf den belebten Straßen ſchreien in den Wagen hinein: „Da iſt der Zwerg! Da iſt der Zwerg!“ Große Fabrikgebäude, über 3000 Fabrikarbeiter, dazu ein Gefängniß voll Verbrechern. „Wenn die einmal ausbrechen und ſich mit jenen vereinen, ſo ſind wir verloren, kein Schutz, keine Hülfe, kein Militair hier!“ — Wir nehmen den Poſtdirektor Herrn Wiebe von Kottbus nach Branitz mit, der Kanzleirath Putlitz hat ſich zu Fuß hindegeben. — Um 9 Uhr Tafel. Alle ſehr geſprächig. Herr Wiebe rühmt ſich ein Vetter Bernhard Wächter's zu ſein, des Verfaſſers der Sagen der Vorzeit (Veit Weber), den er auch in Hamburg einſt beſucht hat; er zeigt große Beleſenheit, Herr Putlitz desgleichen, beide ſtimmen begeiſtert in das Lob von George Sand ein, in das Lob Heine's, die der Fürſt mit Wärme preiſt. Von beiden wird mancherlei erzählt. Der Fürſt lobt Thereſen von Bacheracht wegen ihrer Anmuth und Herzensgüte. Wir loben Goethe's Briefe an Frau von Stein. — Nach der Tafel im Billardſaal; ich verliere zwei Partieen Schach an den Poſtdirektor, dem früher Ludmilla eine abgewann. Gegen 2 Uhr zu Bette. —

Mittwoch, den 21. Juli 1858.

Ich fühle den ganzen Werth dieſes Aufenthalts, die Ruhe, Freiheit, Friſche und Ueppigkeit, die Schönheit des Parks und des Schloſſes, die geiſtvolle Unterhaltung des Fürſten, die mannigfachen Annehmlichkeiten. Der allerliebſte,

saur

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR 3-598-53028-5
VARNHAGEN VON ENSE,K.A. FN. I2220/045

ſchmeichleriſche Kakadu gehört mit zu dieſen, jede verlorene Viertelſtunde iſt bei ihm fröhlich hingebracht. (Der Fürſt hat einen zahmen Kanarienvogel Hardy bei ſich herumfliegen. Sonderbarerweiſe fehlen Hunde, die er ſonſt ſehr liebte.) — Ludmilla ging früh mit Billy zur Pyramide, näher als wir fahren konnten, und war ganz entzückt. — Nachmittags wieder mit dem Fürſten Briefe durchgeſehen. — Er zeigte uns dann die Zimmer und Säle zu gleicher Erde. Die Prinzeſſin von Preußen, die ihren Beſuch verſprochen, ſoll hier wohnen; Pracht und Geſchmack im höchſten Verein! Die Einrichtung des einen Zimmers koſtet 4000 Thaler, die des andern 3000, Schlafkabinet, Speiſeſaal, Geſellſchaftsſaal, alles in ſolchem Verhältniß, und jedes ganz eigenthümlich. Reiche Silberkammer, koſtbare chineſiſche Vaſen, prachtvolles ſächſiſches Porzellan, viel Ererbtes, aber auch viel Neugekauftes. Oben türkiſches Zimmer und Kabinet, prächtige Wände, koſtbare Teppiche. Er kann ſeinen Reichthum kaum überſehen, geſchweige genießen. Auch iſt alles dies nur Nebenſache, die Hauptſache bleibt die Arbeit im Park, im Grünen, im Freien; dahin iſt ſein Sinn vorzugsweiſe gerichtet, darüber vergißt er Ehrgeiz, Bequemlichkeit, großweltliche Zerſtreuung! —

Gäſte waren heute nicht geladen, wir ſpeiſten mit ihm allein. Billy war der vierte am Tiſch. Der Fürſt war beſonders liebenswürdig, beinahe zärtlich, verſicherte, daß unſer Beſuch ihn außerordentlich erfreut, nahm uns das Verſprechen ab, ihn zu wiederholen. Wir bezeigten, wie ſehr wir ſeine Schöpfung bewunderten, ſeine Freundlichkeit ſchätzten, dabei wurde nie unſre von der ſeinigen doch ſehr abweichende Denkart verläugnet, der Widerſpruch, in Betreff Louis Bonaparte's zum Beiſpiel, war beſtimmt und hart. Der Fürſt hat Ludmilla'n eine Reihe Anſichten von Branitz geſchenkt, wir beſprachen noch manches Einzelne. Dann

kam das Gespräch auf Religion und Kirche, der Fürst ehrt die erstere, findet aber die letztere stets bedenklich, seine Ansichten sind vorurtheilslos und frei, seine Ergebung in höhere, unbekannte Macht und Weisheit muß auch einem kirchlich Befangenen als ächte Frömmigkeit gelten. Er fürchtet den Tod nicht, läßt aber die persönliche Fortdauer dahingestellt. Anekdoten von Strauß; tiefer Spruch von Rahel: „Wenn ich mich nicht mehr habe, brauch' ich mich ja auch nicht!“ — Viel Verbindliches für Ludmilla über ihre Gräfin Ablefeldt; günstiges Urtheil über Sophie von La Roche, die der Fürst sehr zu würdigen weiß. —

Wir trennten uns spät, nicht ohne einige Rührung. Ludmilla verläßt das kleine Paradies sehr ungern; sie genoß alles in steter Entzückung. — Kein Abschied. Nur Gute Nacht gewünscht! Wir reisen morgen früher als der Fürst aufsteht. — Der Kakadu, aus dem Schlaf geweckt, spricht uns noch seine Redensarten! — Ich habe viele Betrachtungen über das vornehme und reiche Leben angestellt, wie ehemals in Stolberg. —

Donnerstag, den 22. Juli 1858.

Die ganze Nacht fast schlaflos zugebracht; sehr früh aufgestanden und alles zur Reise angeordnet. — Um halb 7 Uhr mit Ludmilla Kaffee getrunken, zu guter Letzt noch die Augen an den Aussichten erfrischt, den ganzen Zauber des Aufenthalts empfunden und genossen, die Ruhe und Ueppigkeit, das Behagen, die vielfachen Anregungen. Von dem allerliebsten Kakadu Abschied genommen. — Nach 7 Uhr brachte uns der Pückler'sche Wagen nach Kottbus, wo Herr Postdirektor Wiebe uns in seine Zimmer einlud; seine Frau

ist Dichterin, lebhaft eingenommen für Heine, wie auch die Tochter; man liest in Kottbus wie in Berlin, nur aufmerksamer, weniger zerstreut. —

Kurz vor 8 Uhr abgefahren, im sehr bequemen Personenwagen fanden wir den Herrn Kanzleirath Putlitz nebst Frau. — In Guben auf die Eisenbahn. Langes Warten. Zwei junge Füchse völlig zahm wie Hündchen, Jungen spielen mit ihnen, der eine hatte sich schon einmal von der Kette losgerissen und war in den Wald gelaufen, kam aber wieder. — Ein Herr nahm Anlaß, mir sehr eifrig und eindringlich die Geschichte der Stadt Guben anzupreisen, ihre Stadtrechte, Kirchenverhältnisse, er nannte Dichter, die hier geboren seien, unter andern den Freiherrn von Schönaich, der weit über seinem Rufe stehe, nur Gottsched's ausschweifendem Lobe verdanke er die ungerechte Herabsetzung. Der Herr — auf Befragen nannte er sich Sause — hat schon Guben'sche Urkunden drucken lassen, wie Wallraf einst für Köln schwärmt er für Guben. —

Räthselhafte Wagengenossen, Mann, Frau und Tochter; den Mann könnte man für einen Missionair halten, aber die fahren nicht in der ersten Klasse, auch waren die Frauen vornehm und elegant. —

In Frankfurt an der Oder redete mich ein mittreisender militairischer Mann vertraulich an, meinte wir kennten einander, nannte sich Schill, den Neffen des großen Schill, theilte mir geheimnißvoll mit, bald werde es viel zu thun geben, Krieg gegen Frankreich! Ganzmann, mit dem er fuhr und enge Freundschaft schließen wollte, hielt ihn für betrunken, mir scheint er verrückt. —

Um halb 5 Uhr in Berlin. Unsre Wagengenossen fuhren in eignem Wagen ab, mit Gepäck und Bedienten. — Die Konstabler ließen uns ohne weitere Fragen durch. —

Freitag, den 25. Juli 1858.

Nachmittags ausgefahren mit Ludmilla. Besuch bei Frau Bettinen von Arnim. Wir finden sie im Lehnstuhl auf dem Balkon. Fräulein Armgart ist beim Anziehen, Fräulein Gisela noch in Thüringen, Bettina sagt: „Ich weiß nicht, ob sie noch dort ist, vielleicht! Hier ist sie nicht.“ Bettina sehr freundlich und herzlich, sieht aber sehr übel aus, der Mund ist eingefallen, Kinn und Nase treten spitz vor. Sie hört mit Antheil die Nachrichten vom Fürsten von Pückler, von dessen Schloß und Park, Lebensweise ꝛc. Heute will sie wieder einmal nicht im Jahre 1785 geboren sein, sondern 1786, dann sogar erst 1787. Die Gräfin Max Oriola kam, sie zu einer Spazierfahrt abzuholen, Fräulein Armgart zog sich an. Ich wartete auf letztere, um sie wenigstens zu begrüßen; sie sagte mir in der Eile, das Manuskript des zweiten Bandes der Arnim'schen Gedichte habe sich wirklich gefunden, es lag unter Bettinens andern Schriftsachen! Fräulein Armgart hat diese nun sämmtlich unter ihrem Verschluß. Unterdessen war Bettina in den Wagen gebracht worden. Immer noch viel Geisteskraft bei körperlichem Verfall! —

Sonntag, den 25. Juli 1858.

Bildung ist auch mitunter ein Gift, gute Naturen vertragen es, wenn es richtig angewandt wird, schwache werden davon unterdrückt, die ursprünglichen Anlagen verdorren und die künstlich aufgedrungenen bringen Zerrbilder hervor. —

Ueber den König lauten die amtlichen Nachrichten fortwährend günstig, es sind aber die frechsten Lügen. Die

Königin iſt ganz rathlos, und weiß nicht mehr was ſie mit dem Kranken anfangen ſoll. Die ordentlichen Aerzte mißfallen ihr, ſie will es mit Wunderdoktoren verſuchen, nur fürchtet ſie das Aergerniß, das dadurch gegeben würde, das Geſchrei der wirklichen Aerzte. Die Hauptſache ſei, behauptet man, den Prinzen von Preußen ſo lang es nur irgend möglich gebunden zu erhalten, nicht als wirklichen Regenten auftreten zu laſſen. —

Weimar, Montag, den 26. Juli 1858.

Früh von Berlin abgereiſt, bald nach Mittag in Weimar angelangt. Auf dem Bahnhofe trafen wir unerwartet die Fürſtin von Wittgenſtein, Liſzt und Frau von Bülow (Coſima's Schwiegermutter), letztere reiſte nach Leipzig ab, Liſzt nach Wilhelmsthal zum Großherzog. Die Fürſtin begrüßte uns mit Freudengeſchrei, und wollte uns gleich mitnehmen zur Altenburg, fuhr uns aber auf mein Verlangen in den Gaſthof zum Erbprinzen. Sie ließ uns einige Zeit, dann ſchickte ſie den Wagen uns zur Altenburg abzuholen, wo wir die Prinzeſſin Marie fanden und Herrn Otto Roquette, einen Wohngaſt. — Heiteres, lebhaftes Geſpräch, mit den befliſſenſten Artigkeiten. — Wir machten mit ihr und ihrer Tochter ſpäter einen Gang in den Park, durch den Stern, zur Einſiedelei, in das römiſche Haus, wo wir das Bildniß der Herzogin Amalia, von Angelika Kaufmann gemahlt, mit Luſt betrachteten, darauf zur Goethe-Bildſäule von Steinhäuſer, die eine ſehr gute Wirkung auf mich machte, beſonders gefällt mir der Kopf und die Bruſt, die vor ihm ſtehende Pſyche iſt ein ſtörender Ueberfluß, der aber leicht beſeitigt werden kann. Wir beſahen noch allerlei,

z. B. den Altar des Genius loci, einige Inschriften, Grotten, und kamen in der Dämmerung ziemlich ermüdet auf der Altenburg wieder an. — Abendessen und Thee. Miß Anderson, eine Engländerin, die schon sechzehn Jahr bei der Fürstin ist. Man besah einige Albums, die Fürstin erzählte mir. Von Bettina von Arnim war auch die Rede; sie führte stets einen Schweif junger Leute mit sich, durch die Straßen, im Park bis in tiefer Nacht, sie brachte auch wohl die ganze Schaar plötzlich zu Bekannten mit, und verlangte Bewirthung für sie. Als der Großherzog sie besuchte, sprang sie auf einen Tisch, und rief dem Eintretenden zu: „Großherzog, du sollst sehen, daß ich doch größer bin, als du!" — Gegen 11 Uhr ließ uns die Fürstin nach Hause fahren. Es war mir unmöglich gemacht worden, noch heute den lieben Maltitz zu besuchen. —

Dienstag, den 27. Juli 1858.

Herr von Maltitz war schon früh gekommen, als ich noch schlief, er kam zum zweitenmal, und wir umarmten uns herzlichst. Wir hatten viel auszutauschen, kamen aber bald auf alte Erinnerungen, von Karlsruhe, von Friederike Königin von Schweden, Tettenborn, Koslofsky, Reden; von Küster mancherlei Lächerliches, unter andern, daß er, wenn er über etwas erstaunen wollte, auszurufen pflegte: „Diable! mon Dieu!" — Bald erschien Fräulein Sabinin, dann auch der alte ehrliche Vater Sabinin, gleich darauf die Frau Doktorin Gumprecht; lauter Gutes und Liebes wurde ausgetauscht. Wir gingen hierauf zur Frau Doktorin Gumprecht, begegneten unerwartet Herrn Oberstaatsanwalt von Groß aus Eisenach, machten dann der Frau von Maltitz

unſern Beſuch, wo wir Fräulein von Herder trafen. — Wir beſahen genauer die Bildſäulengruppe Schiller und Goethe, die wir ſchon beim Ankommen flüchtig in Augenſchein genommen, dann die Bildſäule Wieland's. Ich kann keines dieſer Standbilder loben, am ehſten noch Wieland's, obgleich er wie ein Schulmeiſter ausſieht; die Gruppe von Rietſchel muß ich für ganz verfehlt erklären, die Erfindung iſt ſchlecht, die Ausführung gering, mannigfache Abſichten geben ſich zu erkennen, aber man billigt ſie nicht, oder ſie bleiben unerfüllt. Vor allem ſollten die beiden Helden nicht als Gruppe daſtehen, ſondern getrennt ſein, dann iſt der eine Kranz durchaus eine Dürftigkeit, der Geſichtsausdruck iſt bei Goethe matt, bei Schiller geſpannt und verzerrt, die Kleidung unſchön, weder die Hofkleidung Goethe's noch die nachläſſige Hauskleidung Schiller's von gutem Eindruck. Am Ende iſt von all den Bildſäulen die alte Herder'ſche noch die beſte, trotz des ungünſtigen Platzes an der Kirche. Im Allgemeinen freut es mich doch, daß die Bildſäulen errichtet ſind, ein Denkmal ſind ſie doch immer. — Beſuch bei Frau von Goethe, die zur Abreiſe nach Wien bereit iſt; Fräulein von Groß dort. Antiquar Kühn, Bettinens von Arnim einſtiger Beauftragter! — Die Fürſtin läßt uns zum Mittageſſen abholen. Frau Kiepke, Herr Roquette, Herr Rank, der böhmiſche Volkserzähler, Herr Sekretair Schuchardt. Rank angenehm, ſchlicht, brav. — Während ich Nachmittags etwas ruhte, beſuchte Ludmilla Goethe's Gartenhaus. — Darauf gingen wir mit der Fürſtin und Frau Kiepke zum Mahler Preller und beſahen deſſen Kartons, Skizzen. Fräulein Steinrück aus Berlin mahlte Blumen nach der Natur, Mahler Wislicenus in ſeiner Werkſtatt. Im Schloſſe die Dichterzimmer der Großfürſtin beſehen, die Zimmer des Großherzogs; Herr Seroff, ein ruſſiſcher Schriftſteller über Muſik, war mit uns. Größe und Pracht des

Schloſſes; Ausruf des Grafen Orloff, als er es zuerſt erblickte: „Comment, un si grand château et un Etat si petit?“ — Abends mußte die Fürſtin uns entlaſſen, wir gingen zu Maltitz. Wir fanden das alte Fräulein Froriep und ihren Neffen den Arzt, Frau Doktorin Gumprecht, Herrn von Marſchal (den Engländer, der mit der Großherzogin aus dem Haag hiehergekommen), Fräulein von Herder, Fräulein Luiſe Seidler, und Herrn von Reizenſtein, der für das germaniſche Muſeum hier arbeitet, er iſt der Sohn eines Generals von Reizenſtein, der einſt eine Art Zögling von mir war — auf einen Monat! Auch Walther von Goethe fand ſich ein, und war nach ſeiner Art ſehr zuvorkommend. Die Unterhaltung war belebt, mannigfach, angenehm. Um 11 Uhr gingen wir in unſern Gaſthof, deſſen Thüre ſchon geſchloſſen war. —

Mittwoch, den 28. Juli 1858.

Früh um 9 Uhr Beſuch von Maltitz, von Herrn von Groß, von Liſzt: dieſer iſt von Wilhelmsthal zurückgekehrt, ſoll mir vom Großherzog viel Schönes beſtellen, und daß er mich dort zu ſehen hoffe. — Beſuch von der Fürſtin. Beſuche bei Sabinin's, dann bei Frau von Greß, wo wir manches gegen Frau von Schiller hörten und gegen Frau von Wolzogen. — Zum Mittageſſen waren wir bei Maltitz, wo Herr von Marſchal, Walther von Goethe. Den Kaffee trank ich aus einer Taſſe mit Roſen bemahlt, die der König Friedrich Wilhelm der Vierte zum Geſchenk für Goethe hatte machen laſſen, auch ſchenkte Maltitz mir einen Ring den Goethe getragen. —

chen Briefe vom 3. und 5. dieſes, welche mir ſoeben durch Hrn. von Stägemann mit einem Zettel zugekommen ſind, der mir meldet, daß unvermuthet heute ein Kourier nach Paris zurückgeht.

Was Sie uns mittheilen, iſt köſtlichen Inhalts, welche Zuſammenfügung würziger Thatſächlichkeiten und feingeiſtiger Anſichten! Dazwiſchen fahren Blitze und Keulenſchläge. Es fehlt mir nicht bloß an Zeit, darüber ausführlicher zu reden, es fehlt an Gunſt der Umſtände, um glimpflich die Sache anzugeben! — Der „Miroir" hat mich erſchreckt; hier ſieht dergleichen ganz anders aus, als man in Paris nur ahnden kann; indeſſen zu geſchehenen Dingen iſt nichts zu machen.

Ganz entzückt bin ich von den herrlichen Sprüchen unſeres geiſtreichen und ſinnwackern Einſiedlers. Dieſe Karten wollen ſtudirt ſein, ſie ſind treffliche Begleiter auf Spaziergängen; man hat daran zu denken und zu ſchauen. Ich ſchmachte nach mehr! Auch über Goethe möge mir doch nur immerhin Lob und Tadel von dieſer Hand zukommen!

Wir haben hier nichts Neues; man iſt geſpannt auf Ernennungen, die immer wieder ausbleiben. Von Hrn. von Beyme geht ſtark die Rede. Von den Geſandtſchaftspoſten iſt es ſtille; doch meint man, der Herr Major von Martens werde nach Neapel geſchickt werden, wo Herr Graf von Flemming den Oeſterreichern zu Humboldtiſch vorkommen möchte! — In Gottesnamen!

Mein erſter Ausgang iſt zu Hrn. Pietſch; die Schuld liegt aber vielleicht nicht an ſeiner Saumſeligkeit. Es iſt nicht immer Fluth an gewiſſen Orten, wie auch ich ſchon erfahren müſſen. Ich ſpreche aber dringend mit ihm.

Genug für heute!

Mit innigſter Treue

Ihr

K. A. V. v. E.

Wir begegneten beim Weggehen Herrn Rank, der uns in das Schillerhaus begleitete. Dort fanden wir Herrn Dr. Siemsen aus Stargard, der Palleske'n kennt. Schiller's Einrichtung und Wohnung war ganz hübsch, gar nicht so kärglich, als man gewöhnlich meint. Das Haus gehört der Stadt, der Eintritt ist umsonst, in den Zimmern sind viel schätzbare Reliquien. —

Um 8 Uhr zur Altenburg. Große Gesellschaft; ein russischer Dilettant auf der Klarinette Herr Fröblich, der für Liszt einen Pelz mitgebracht hat, der Klarinettist Bärmann, Rank, Seroff, Roquette, Otto Banck aus Dresden, Herr Reliffoff, der Sänger Soupé aus Ungarn und dessen Braut Fräulein Genast, Herr Buchhändler Voigt, Mahler Preller mit Frau und Tochter, eine Schwedin Fräulein Tegerström, die Blumenmahlerin Fräulein Schulz, Herr Major Kämpfer, Herr von Marschal, Herr Schulrath Laukhard, Herr Sekretair Schuckard. — Nachdem Fröblich einen Versuch gemacht, sich auf der Klarinette hören zu lassen, und Soupé und Fräulein Genast einiges recht gut gesungen, begann Liszt sein Pianespiel; er that es uns zu Ehren, wie ausdrücklich gesagt wurde, und es sollen oft vier bis sechs Monate vergehen, ohne daß er für Zuhörer spielt. Zuerst kamen zwei ungarische Volkslieder, dann Goethe's „Ueber allen Gipfeln", darauf Heine's Lorelei, beides von Liszt komponirt, sodann seine zweite Rhapsodie, endlich seine Phantasie über Mozart's Champagnerarie. Sein Spiel ist hinreißend, entzückend, seine Meisterschaft ungeschwächt. Alles war voll Begeisterung. Die Macht der Musik zeigte sich in voller Größe, alle Worte dünkten zu gering, um die Bewunderung, die er erweckte, auszudrücken. — Man speiste an kleinen Tischen, köstliche Speisen und Champagner die Fülle. Ich saß mit der Fürstin, Laukhard, Marschal, Rank; Laukhard sprach vortrefflich über Goethe, so anerkennend,

wie ich es selbst würde gesprochen haben. — Wir trennten uns erst gegen Mitternacht. —

Frau von Schiller soll im Gespräch ganz unbedeutend und ziemlich langweilig gewesen sein, man ahndete nicht, daß sie solche Briefe schreiben könne, wie die jüngst erschienenen; sie war nachlässig, nicht besonders reinlich, an den Hof kam sie einst in schwarzen wollenen Strümpfen und weißen Lederschuhen. Frau von Stein stellte sich oft schlafend, um nicht von ihr gelangweilt zu werden, daher Frau von Schiller jene manchmal wegen ihrer Schlafsucht beklagt. —

Ueber den Kaiser Nikolaus hört' ich manches. Er war mit dem Thronfolger sehr unzufrieden, behandelte ihn hart, gab ihm oft die gemeinsten Schimpfnamen; der Großfürst lebte in stetem Zwang, durfte sich kaum regen. Der Kaiser pflegte zu sagen: „Ja wenn Sascha wäre wie Mascha und Mascha wie Sascha, dann könnt' ich ruhig sterben!" In seiner letzten Zeit war er ganz verzweifelt; man fand ihn einst draußen in der Kälte tief in Gedanken versunken, und mußte fast mit Gewalt ihn vor dem Erfrieren retten. Zu Frau und Kindern sagte er in heftigem Schmerz: „Ich hab' euch alle in's Verderben gestürzt, ihr werdet müssen betteln gehen!" —

Donnerstag, den 29. Juli 1858.

Zum Mittagessen auf der Altenburg. Wir fanden den Bibliothekar Preller, Requette, Seroff, Otto Banck. Später kamen der Probst Sabinin, seine Töchter Martha und Maria und sein Sohn, unerwartet auch Dr. Robert Giseke, der schon bekannt war und sich mit bequemer Gewandtheit

benahm. — Man führte uns in ein Kabinet, das wie eine Ruhmeshalle Liszt's ausgestattet ist, überall trifft der Blick auf sein Bildniß, gemahlt in verschiedenster Weise, gestochen, in Stein, auf Medaillen. Zahllose Dosen, Ringe und andre Ehrengeschenke, die er auf seiner Virtuosenlaufbahn erhalten, sind aufgestellt, kostbare Waffen, der berühmte ungarische Säbel ist nicht vergessen. —

Fahrt nach Ettersburg mit der Prinzessin Marie und Herrn Otto Banck. Erzählungen von dem Leben in Woronize, dem vieljährigen ersten Aufenthalt der Fürstin, von der völligen Abgeschiedenheit, in der sie dort gelebt, von der ersten Bekanntschaft mit Liszt, von der Reise nach Wien 1848. — In Ettersburg, sagt man, herrscht der Kastengeist; unzählige Kasten und Kästchen, Schränke und Schränkchen hat der vorige Großherzog dort aufgehäuft. Der Fürst von Pückler hat im Parke vortheilhafte Ausbauungen bewirkt. —

Abends bei Frau von Goethe. Fräulein von Pogwisch, Walther von Goethe, Maltitz und Frau, Oberst Thomsen, Major Kämpfer, Sekretair Schuchard, Fräulein von Herder, Frau Hartmuth und deren Mutter Frau Völker, Frau von Groß nebst Tochter und Sohn, Dr. Vogel ꝛc. —

Freitag, den 30. Juli 1858.

Früh Besuch von Maltitz; ergiebige Mittheilungen. — Im Regen zur Bibliothek gegangen, wo Dr. Preller uns alles zeigt; Frau Doktorin Gumprecht, Herr Kräuter, die Büsten Goethe's — von Trippel, David — und Schiller's, die Gemähldebildnisse der Herzogin Amalia, des Kunst-Meyer's, Einsiedel's, des Großherzogs Karl August,

Herder's ꝛc. Auch Rahel's Reliefbild von Friedrich Tieck war unter diesen Denkwürdigkeiten aufgehängt, es traf mich wie ein Blitz der Freude und der Trauer! — Dann gingen wir in das Goethehaus, Schuchard hatte Befehl uns alles zu zeigen, auch das Allerheiligste, Schlafzimmer und Arbeitszimmer; der Herr Sekretair war dienstfertig genug, that aber überaus wichtig. — Die Oberhofmeisterin der Großfürstin Gräfin Konstanze von Fritsch ist heute gestorben, achtzigjährig; schon krank hatte sie noch treulich ihren Hofdienst ausüben wollen, und war noch kürzlich, beinahe ihrer Sinne nicht mächtig, im vorschriftsmäßigen Anzuge zur Tafel erschienen. (Sie starb erst Abends um 6 Uhr, man wußte sie aber früh schon sterbend.) —

Zum Mittagessen bei Maltitz; wir vier Personen nur allein. Gute, trauliche Unterhaltung. — Nachmittags um 6 Uhr kam die Fürstin zu uns, erzählte uns ihr ganzes Leben. — Um 8 Uhr zu Frau Dekterin Gumprecht. Wir fanden Frau von Greß und Tochter, Maltitz und Frau, Dr. Froriep, Hofrath Schöll und Frau, Herr von Marschal; Flavia von Beaulieu, ein allerliebstes Kind, der Vater ist in Wilhelmsthal. Schöll erinnert mich, daß ich ihn einst nach Dorpat habe schicken wollen; es schien fast als bereue er, damals den Ruf abgelehnt zu haben! —

Der Großherzog Karl Friedrich machte in seiner Redeweise einen närrischen Unterschied; er fragte wohl die Fremden: „Wann reisen Sie denn wieder ab?“ das war ganz harmlos; fragte er aber: „Wann reisen Sie *dann* wieder ab?“ so wußte man, daß er sie baldigst fortwünschte. —

Sonnabend, den 31. Juli 1858.

Besuch von Maltitz von 9 bis halb 1 Uhr. Eingehendes Gespräch über Politik, über Litteratur und Poesie; seine neuen Gedichte „Vor dem Verstummen“ enthalten viel Schönes; ganz vortrefflich ist er in den häuslichen Sonetten, überhaupt wo dem Ernste sich gute Laune gesellt. — Die Fürstin schickt uns den Wagen. Beim Mittagessen sind Fräulein Martha Sabinin, Seroff, Roquette, Laukhard, — der mir wieder sehr gefällt: er hat seine gute feste Meinung, schmeichelt nicht, urtheilt frei und frank. Seroff sehr munter, witzig, gewandt. Die Fürstin liebenswürdig, gefällig, immer angeregt und anregend. —

Die Fürstin fuhr mit uns und Seroff trotz des Regens nach Tiefurt. Sie ließ mit befehlendem Ansehen alle Gemächer aufschließen. Die Bildnisse der Herzogin Amalia, des Herzogs Karl August und der Corona Schröter zogen uns am meisten an. Das Oelbild, welches Corona vorstellen soll, führt meines Erachtens mit Unrecht diesen Namen; besser ist das Pastellbild. Die Gemählde „das Neueste von Plundersweilen“ und eine Gruppe in Rom, die Herzogin Amalia, Angelika Kaufmann, Fräulein von Göchhausen, Reifstein und Zucchi, verdienten einen bessern Platz; das Bildchen einer Vorlesung in Tiefurt, früher auch hier, hat ihn schon auf der Bibliothek gefunden. Der Großherzog Karl Friedrich hat Tiefurt vollgestopft mit einem Wust werthloser Dinge, denen Hochwerthes bunt beigemischt ist; die kopfwackelnden Chinesen liebte er am meisten. — Wir saßen lange beim Kaffee, während ich von Metternich, Hardenberg, Talleyrand, Pozzo di Borgo, Kapodistrias ꝛc. erzählen mußte, welches der Fürstin und Herrn Seroff gute Unterhaltung zu gewähren schien. Wir kamen erst um 9 Uhr im Regen zurück und eilten zu Maltitz, wo wir eingeladen waren. —

Bei Maltitz war der französische Gesandte Vicomte des Méloïzes Fresnon und seine schöne Frau, die Ludmilla'n hundert Artigkeiten sagte, Hofrath Schöll und Frau, Dr. Froriep und seine Tante Fräulein Froriep, Fräulein von Herder, Frau von Beulwitz, Geheimräthin Ossann geb. von Hufeland, Herr von Marschal, Herr von Reizenstein, der Sohn Karls, des ältesten der drei Brüder, die ich 1801 gekannt, — Frau Doktorin Gumprecht. Ich sprach zuerst mit dem Vicomte, der ein feiner, sanfter Mann scheint, ein Legitimist, der sich den Verhältnissen unterwirft. — Bildniß der Fürstin Alexandrine Dolgoruka. —

Sonntag, den 1. August 1858.

Früh Besuch von Maltitz, dann von Herrn Roquette. — Gegen 1 Uhr zur Altenburg hinaufgegangen. Beim Mittagessen Seroff, Roquette, der Mahler Wislicenus, die Pianistin Görling aus Bremen. — Die Prinzessin Marie fuhr mit uns und Roquette nach Belvedere. Schöne Fahrt. Die Ilm wild, angeschwellen, Theile des Parks überschwemmt. Wir machten einen großen Spaziergang. Munter Scherze, heitre Erzählungen, Kaffee in einem Pavillon. —

Wir besuchten nach der Rückkehr Frau von Goethe, wo Fräulein von Pogwisch, Walther von Goethe, Fräulein Seidler. Am ersten sonnigen Tage wird Frau von Goethe reisen. — Den späten Abend brachten wir bei Maltitz in vertraulichen Gesprächen zu. Begeistertes Lob der Großfürstin Maria Pawlowna. —

Montag, den 2. Auguſt 1858.

Beſuch von Maltitz. — Herr Oberhofmeiſter von Beaulieu beſucht uns, er kam von Wilhelmsthal um dem Begräbniß der Gräfin von Fritſch beizuwohnen, und kehrt heute noch dorthin zurück. Beſuch der Frau Doktorin Gumprecht mit der lieben Flavie von Beaulieu. Beſuch von Liſzt. — Beſuch bei Frau Geheimerätbin Oſann. Sie konnte unſern Beſuch nicht erwartet haben, es war alſo nicht unſertwegen, daß ein Brief Aſſing's auf dem Tiſche lag, — mir fiel gleich die Handſchrift auf; die gute Frau hatte den Brief hervorgeſucht, weil Ludmilla's Anweſenheit ihr deren Vater, den Freund ihres verſtorbenen Mannes, lebhaft in der Seele hervorgerufen hatte: wir laſen den Brief nicht ohne Rührung, er enthielt innige Troſtworte für die Frau des Freundes. Die Schweſter der Frau Oſann, Wittwe des berüchtigten Stourdza, lebt noch, in der Krim, ſehr reich, ihre Tochter iſt an einen Fürſten verheirathet. Großes Lob des Dr. Zabel, ſeines gediegenen Karakters, ſeiner außerordentlichen Fähigkeiten. —

Maltitz nach Wilhelmsthal gefahren. — Zum Mittageſſen auf die Altenburg. Der franzöſiſche Geſandte ſtellte ſeinen neuen Legationsſekretair vor, einen Grafen von Mülinen, Sohn meines ehemaligen würtembergiſchen Kollegen in Karlsruhe. Beim Eſſen waren Requette, Seroff, Fräulein Soeſt aus Erfurt, Muſikdirektor Montag aus Weimar. — Liſzt hat hier eine große Zahl von Schülern und Schülerinnen vereinigt, denen er fleißig Unterricht ertheilt, er arbeitet viel, die meiſten Stunden des Tages ſind beſetzt. — Nach dem Eſſen kamen zwei Fräulein Stark mit ihrer Mutter, aus St. Petersburg. — Unerwartet ſagte Liſzt, er wolle uns etwas ſpielen, allgemeiner Jubel! Zuerſt ſpielte er ungariſche Zigeuner-Rhapſodieen, dann eine Sonate von Henſelt. Keine Worte drücken die Macht dieſes

Zaubers aus, allgemeines Entzücken stürmte dankend auf den Meister ein. — Liszt war mit dem Piano nicht zufrieden, wir gingen daher in einen obern Saal, wo deren andre standen — vierzehn im Ganzen, worunter ein sonderbares, mit dreien Stockwerken von Klaviatur. Auf's neue spielte er mit hinreißender Meisterschaft, man fühlte sich beglückt, erhoben, erfrischt durch seine Virtuosität. —

Die Fürstin fuhr mit uns trotz des regnigten Wetters nach Osmannstedt, wo wir das Haus, den Garten und das Grab Wieland's aufmerksam betrachteten. Das Grabmal ist besonders schön, eine dreiseitige Pyramide, mit einfachen Sinnbildern für Wieland, seine Gattin und Sophie Brentano, deren Gräber das Denkmal umgeben; der Platz von hohen Bäumen beschattet, ist von eisernem Thürgitter eingefaßt, die Ilm strömt dicht daran vorüber. Unterwegs immer lebhaftes Gespräch, wieder mußte ich viel von Rahel erzählen, die Fürstin war voll Eifer, sich von ihr ein helles Bild zu machen. —

Wir kehrten erst um halb 10 Uhr zurück. Karten von Fürst und Fürstin Odojefsky fanden wir im Erbprinzen vor. —

Gotha, Dienstag, den 3. August 1858.

Unsre Abreise war festgesetzt; die Fürstin wollte durchaus, wir sollten noch bei ihr essen, und von ihr uns zum Bahnhof geleiten lassen. — Wir besuchten zum Abschiede Frau Doktorin Gumprecht, sahen die lieben Kinder Flavie und Alfred, und freuten uns herzlich, daß der wackern Frau ein so gutes Loos geworden. — Fürst und Fürstin Odojefsky hatten die Großfürstin hier besuchen wollen, und waren auf

die Nachricht, ſie ſei in Wilhelmsthal, gleich früh nach Eiſenach abgereiſt. — Wir gingen quer durch die Stadt zurück, ſtanden eine Weile vor Herder's Bildſäule, und machten unſre Bemerkungen über das weimariſche Stadtweſen, das von dem Bildungsſtande der höheren Regionen ſich unabhängig entwickelt hat. —

Um 1 Uhr holte die Fürſtin uns ab. Beim Eſſen nur Seroff und Roquette. — Liſzt ſchenkte mir noch ſein Buch: „F. Chopin par F. Liszt. Paris, 1852." Dann fuhr der Wagen vor; bei den Zögerungen war es die höchſte Zeit geworden, die Fürſtin und Liſzt brachten uns zum Bahnhof, wir kamen nur eben vor der Abfahrt an. Der Abſchied war herzlich aber kurz, das Zeichen der Abfahrt erfolgte, der Zug ſetzte ſich in Bewegung. — Wir nahmen von Weimar die beſten, die angenehmſten und theuerſten Eindrücke mit. —

Wir waren um halb 6 Uhr in Gotha, wo wir im Mohren abſtiegen. Der alte Wirth Herr Schäfer iſt längſt heimgegangen, mit ihm tauſend frühe Erinnerungen! —

Eiſenach, Mittwoch, den 4. Auguſt 1858.

Nach 11 Uhr fuhren wir ab, zum Mittageſſen waren wir im Halbmond in Eiſenach, einem freundlichen Wirthshaus, mir aus früheren Zeiten lieb, heiter und billig. — Nach dem Eſſen fuhren wir nach der Wartburg hinauf, das letzte Stück Weges, das man zu Fuß zurücklegen muß, wurde mir entſetzlich ſauer; oben erquickte mich aber gleich die gute Luft. Wir erfuhren, der ganze Großherzogliche Hof ſei von Wilhelmsthal gekommen und halte oben im Ritterſaal Mittagstafel. Wir konnten daher weder die

Wartburg beſehen, noch den Kommandanten Herrn von Arnswaldt ſprechen. Wir ſetzten uns im Schatten nieder und ließen uns Kaffee geben. Der amerikaniſche Bär, zwei junge Rehe, ein Adler, eine Eule, ein zahmer Rabe, gaben uns einige Unterhaltung. — Die Tafel war zu Ende, einzelne Hofleute zeigten ſich, wir traten mit andern Leuten etwas näher. Da trat Herr von Beaulieu hervor, erkannte uns und nahm uns gleich mit hinauf, uns die Kapelle zu zeigen; hier trafen wir Fräulein von Könneritz und Frau von Maltitz, die uns freundlichſt begrüßten, aber gleich erſchien Herr von Maltitz und ſagte: „Ich habe Befehl vom Großherzog, Sie gleich zu ihm zu führen, Sie ſind mein Gefangener!“ Dann kam auch Herr von Arnswaldt. Wir gingen nun alle hinauf in den Rittersaal, wo die Herrſchaften verſammelt waren. Ich ſtellte dem Großherzog Ludmilla'n vor, und wurde ſelber der regierenden Großherzogin vorgeſtellt, die ſich lange mit mir unterhielt, ſo lange, daß die Großfürſtin öfters nach uns hinſah; ſie kam als ich endlich frei war ſogleich an mich heran, ſagte mir viel Verbindliches über mein Kommen, klagte, daß ich ſo viele Jahre nicht erſchienen ſei. Ich konnte ſie ziemlich gut verſtehen, auch ſie mich, es war einer ihrer guten Tage, ich fühlte mich von großer Laſt befreit! Sie ſprach einiges Treffende über die Wartburg, über die Landſchaft, überhäufte Ludmilla'n mit Lobſprüchen über ihr Buch, die ihr auch von allen Andern reichlichſt ertheilt wurden. Herzog Bernhard von Weimar, Graf von Paris und Herzog von Chartres; Fräulein Pauline von Schwendler in tiefer Trauer wegen der Herzogin von Orleans, Fürſt und Fürſtin Odojeffsky, franzöſiſche Begleiter der Orleans'ſchen Prinzen. Man ging in der Wartburg umher, beſprach die Ausſchmückung, die Ausſichten, auch manches andre; der Großherzog ſprach oft mit mir, die Großherzogin, die mir gar wohl gefiel, die

15.

Rahel an Oelsner.

Sonnabend, den 12. April 1823.

Was können Sie von mir, dem Schwefel eben Entſtiegenen, verlangen! Auch ich ſollte nicht glauben, jetzt einen Brief ſchreiben zu können; und ich will Sie nur vorbereiten, daß ſo viel Zeilen Sie auch zu Geſichte bekommen mögen, es keiner iſt und auch keinen vorſtellen ſoll. Wie mit einem Stärkungs- und Heilungsmittel lief ich vor einer Stunde zu Varnhagen mit Ihrem Packet, weil ihn wenig ſo freut, vor ſein Bette, wo er ſeinem Krampfhuſten Ruhe und Stille als einzige Streiter entgegenſtellt; ich ſelbſt war noch ganz irritirt von meinem Schwefelbade, habe auch Ihren Brief noch nicht geleſen, nur geſehen, was Sie uns alles ſenden. Nun hätte ich ſehr gerne mit einem Scherz begonnen, um Ihnen den Glauben an ein ernſteres Unwohlſein Varnhagen's zu benehmen; ich hatte auch einen recht hübſchen ſchon fertig, aber ſie haben mir ihn weggeſtört. Billette, Boten, ein Beſuch, zwei zum Abweiſen, ein paarmal Varnhagen, noch einigemale meine Jungfer! Endlich zwiſchen dem allen ein Ausgang, aus Karakterſchwäche! — Unſer König nämlich läßt auf einem Bilde unſere zwei erſten und ſchönſten Tänzerinnen, die Damen Lemière und Hoguet, und Hrn. Rebenſtein in ihren Koſtümen des Ballets „Aline" mahlen; der junge, ſchön ſehende, talentvolle Mahler, Herr Henſel, beſteht gewiſſermaßen darauf, daß ich das Bild, ehe er es ganz vollendet, ſehe, ob ich nicht mit meinen Augen eine Unähnlichkeit entdecken oder ihm eine Aehnlichkeit mehr angeben kann. Eine angenehme, ehrenvolle Kommiſſion. Nur bin ich zu oft leidend, das Wetter zu nord-öſtlich und ich zu ſehr mit

Großfürſtin, Frau von Maltitz ꝛc. Auch Ludmilla war ſtets in Anſpruch genommen. Endlich ging man in den Hof hinab und in das Gärtchen des Kommandanten, wo Thee getrunken wurde, zu dem der Großherzog uns einlud. Hier genoſſen wir der erquickenden Abendluft und herrlichen Ausſicht wohl anderthalb Stunden, ich faſt immer in Geſpräch mit der Großherzogin, Ludmilla mit dem Herzog Bernhard, der von Thereſe von Lützow ſprach, von Java ꝛc. Es war ſchon bekannt, daß Ludmilla an einer Biographie der Frau von La Roche ſchreibt, der Großherzog lieferte ihr dazu ein paar Anekdoten, die ihm erzählt worden waren. Es war ſchon dunkel als man aufbrach, der Großherzog lud uns nach Wilhelmsthal ein, wohin man zurückkehrte. —

Spät Abends im Halben Mond waren noch Maltitz und ſeine Frau zum Thee bei uns, und wir hatten mancherlei Geſpräch. Ein Sonett zu Ehren meiner Handſchrift wurde mir noch zum Schluß überreicht. —

Wilhelmsthal, Donnerstag, den 5. Auguſt 1858.

Maltitz frühmorgens zum Kaffee bei uns; er kehrt mit ſeiner Frau nach Weimar zurück. Geſchenk eines Wartburgſtockes. — Herrliche Fahrt von Eiſenach durch das Marienthal und über die Hohe Sonne nach Wilhelmsthal. Unterkommen im Wirthshaus. Herr von Marſchal war ſchon ausgeſtellt uns zu erwarten, und gleich darauf erſchien auch Herr von Beaulieu, dann der Oberhofmarſchall Graf von Beuſt. Ich erfuhr, eine förmliche Einladung ſei ſchon an uns nach Eiſenach geſchickt worden, ein Lakai brachte noch mündlich eine wiederholte, ſo daß wir ſie dreifach hatten! Beſuch mit Beaulieu bei der Gräfin von Beuſt,

geb. von Gersdorf, Stiefschwester der Frau von Gustedt, geb. von Pappenheim; im Jahre 1839 sah ich sie in Kissingen als Hoffräulein der Großfürstin, ein wahres Rosenknöspchen damals, jetzt — vollkommen aufgeblüht! — Wir gingen zum Frühstück, bei dem aber die Herrschaften nicht erschienen; Graf von Beust, Herr von Beaulieu, Herr von Marschal, Fräulein von Könneritz, General Bouilli und andre französische Offiziere. Nachher unter den Bäumen. — Ich eilte nach Hause, mich zur Mittagstafel anzuziehen. Bevor ich fertig war, überraschte mich der Großherzog mit seinem Besuch, half mir meinen Reck anziehen, indem er sagte, er komme nicht zum Rock sondern zum Manne, setzte sich neben meinen Waschtisch, und begann mancherlei Gespräch. Ueber die Feier in Jena, die nicht sein werde was sie sein könnte, der ich aber doch beiwohnen sollte; meine verneinenden Gründe ließ er zuletzt gelten, doch ungern. Er nahm es hoch auf, daß ich ihm das Geheimniß vertraute, der Hofrath Stickel lasse heimlich ein Buch über die etruskischen Inschriften drucken, welches am 15. die Welt überraschen werde. Eifriges Lob Humboldt's, in wirklich beredten Ausdrücken, wie derselbe ihn stets erhebe, stärke; Unwillen gegen die Anfeinder. Lob der Biographie Ulrich's von Hutten, welche Strauß kürzlich veröffentlicht hat, Lob Stahr's, der vortrefflich schreibe, große Erwartung von Palleske's Schiller. — Ueber die Krankheit des Königs, es sei wohl keine Hoffnung, daß er genese! über die Politik Preußens, die es dessen Freunden sehr schwer und oft unmöglich mache ihr beizustimmen. — Mittagstafel von etwa dreißig Personen. Fürst und Fürstin Odojefsky von Eisenach deßhalb eingetroffen. Die Orleans'schen Prinzen, General Bouilli ꝛc. Die Großfürstin hört heute schwerer, der Großherzog muß einigemal sehr stark schreien, damit sie ihn versteht. — Der Großherzog lobt den Euphorion von Gre-

gorovius, ich empfehle ihm Moritz Hartmann und Gottfried Keller. Er möchte gern Paul Heyse nach Jena berufen, es ist aber keine Stelle dort offen, und er hat überhaupt nicht freie Hand, er bedarf der Zustimmung der andern Nutritoren der Universität. Der Großherzog spricht auch vom Fürsten von Pückler, meint, derselbe sei jetzt nicht gut auf ihn gestimmt, sein letzter Brief sei wie das Wetter von vorgestern; er läßt sich von Branitz erzählen, meint, wir würden noch mehr von dem Mißverhältniß reden, er werde meine Vermittlung in Anspruch nehmen, um ihn wieder auf guten Fuß mit Pückler zu stellen. — Die Großherzogin spricht mit mir über Rauch, über Steinhäuser's Goethe, mit vielem Unwillen über Bettinens Leichtsinn, die den Künstler in die größte Noth gebracht; die Psyche mißfällt ihr, sie hat aber nicht den Muth, sie wegbauen zu lassen. — Man bereitet sich zu der Fahrt auf den Wachstein, wo der Thee getrunken werden soll. Die Gesellschaft fährt in etwa sechs Wagen, alle Gespanne sind Rappen oder Isabellen; die Großherzogin und die französischen Prinzen reiten. Angenehme Fahrt, auf steilen Waldwegen, in herrlicher Luft. Oben angekommen, finden wir die herrlichste, weiteste Aussicht, auf einem vorstehenden Felsen, der Großherzog faßt mich am Arm, damit ich nicht schwindlich werde, und zeigt und erklärt mir die Gegend. Die Großfürstin, die Großherzogin, der Herzog von Chartres, die Damen alle sind gesprächig, verbindlich, zuvorkommend, die Odojewsky's voll herzlicher Aufmerksamkeit. Mir wurde kein Mißton bemerklich. Nach dem Genusse des köstlichsten Abends fuhren wir in der Dunkelheit bei angezündeten Laternen wieder hinab. Die Großherzogin ritt, obwohl die Wege im Dunkeln etwas gefährlich waren. Wir empfahlen uns, der Großherzog meinte, wir sähen uns morgen noch in Liebenstein, er wußte, daß wir dorthin wollten, und er und alle Fürst-

lichkeiten waren zum Mittag daselbst beim Herzog Bernhard. Indeß kam es anders, und wir sahen uns diesmal nicht wieder. — Herr von Beaulieu kam nach. —

Bretterode, Freitag, den 6. August 1858.

Um 9 Uhr fuhren wir von Wilhelmsthal ab. Herrliche Fahrt, prächtige Gegend. Um 12 Uhr waren wir in Liebenstein. Bald nach dem Essen fuhren wir wieder ab, durch das wundervolle Trusenthal, neben der uns schäumend entgegenstürzenden Truse, in erquicklichster Luft, — die Waldung, die Felsen, die Wiesen, die Bäche, alles in größter Schönheit. Nach dem kurzen Hofleben, das wir mitgemacht, war uns die Naturfrische die wohlthuendste Abwechslung. Doch dauerten dabei die angenehmen Eindrücke von der Wartburg und von Wilhelmsthal in voller Kraft fort: mit den Personen hätten wir ganz gern weitergelebt, nur hätte es nicht grade ein Hofwesen zu sein brauchen. Ich verglich diese Tage mit früheren in Karlsruhe, Stuttgart, Brüssel, in Weimar selbst, so harmlos und befriedigend wie diese waren mir noch keine erschienen. Ludmilla hat es bei ihrem Eintritt in diesen Theil des Weltlebens gut getroffen. — Wir gelangten bei guter Zeit nach Bretterode, wo wir die Nacht bleiben wollten. Der Ort ist kurhessisch, und man merkt ihm dies Unglück bald an. Der Wirth schlug uns einen Spaziergang vor, und wir folgten ihm eine kleine Anhöhe hinan, ich anfangs unwillig, aber bald erquickte mich die herrliche Luft, die duftige Pflanzenfülle, die schönen Aussichten, und ich schritt muthig voran, das geringe Steigen machte mir nicht die geringste Beschwerde, oben auf der Spitze der Anhöhe lagerten wir auf dem moosigen Boden,

der mit Steinen überſäet überall die kräftigſten Feldblumen hervorwachſen ließ, wir pflückten die prächtigſten Sträuße. — Im Nachhauſefahren trafen wir auf die Rinderheerden mit dem eigenthümlichen Glockengeläute. —

Reinhardsbrunn, Sonnabend, den 7. Auguſt 1858.

Früh von Bretterode fort. Schöne Fahrt, anfangs im Waldnebel hoch oben, dann tiefer im hellen Licht, durch die reichſte Landſchaft. In Reinhardsbrunn angekommen, hörten wir, daß im einzigen Gaſthof nur auf Eine Nacht Wohnung für uns vorhanden ſei, auf keine zweite. Spaziergang im Schloßgarten, das Schloß war nicht im Innern zu ſehen, obwohl der Herzog auf der Jagd und die Herzogin ausgeritten war. Waldgang auf die Anhöhen, friſch und munter. Blaubeeren, Preißelbeeren, Pilze. Das Mittageſſen leidlich, die Geſellſchaft aber unangenehm, eine mir gegenüber ſitzende Dame von halber Bildung und ganzem Selbſtvertrauen wollte mit mir anbinden, aber ich war zurückhaltend, machte aber Ludmilla'n weiß, ſie gefiele mir außerordentlich. — Ueber Schnepfenthal nach Waltershauſen gefahren, und über Tabarz nach Hauſe. Dann gingen wir noch zu Fuß bis Schnepfenthal und wieder zurück. —

Ilmenau, den 8. Auguſt 1858.

Wir konnten nicht bleiben, mußten daher weiter. Der Wirth beſorgte uns einen guten Kutſcher. Wir fuhren weit in die Ebene hinein, lenkten dann wieder rechts ein in das

Gebirge, und stiegen allmählig den herrlichen Weg hinauf zum Oberhof. Ich hatte diesen Weg schon öfters gemacht, Ludmilla'n war er neu. An vielen Stellen waren leider die alten hohen Tannen weggehauen und durch jungen Anflug ersetzt. Aber auch so noch war die Gegend von größter Schönheit, von überwältigendem Eindruck. Ein beständiges Zeigen, Ausrufen, Umherblicken, ein jeden Augenblick wechselndes Vergnügen. Auf dem Oberhof aßen wir zu Mittag. Dann setzten wir unsre Fahrt fort, von nun an auch für mich neu. Nachmittags erreichten wir die Schmücke, ein Wirthshaus im Gebirge mit wunderbarer Aussicht. Dann durch Waldwege auf den Schneekopf. Ich ging viel zu Fuß. Oben war es windig und sehr kalt, nur 10° Reaumur. Die Andern bestiegen den Thurm, ich kehrte zum Wagen zurück. Weiter gefahren nach Elgersburg, wo wir unvermuthet Fräulein von Kalb trafen, die mit Fräulein von Boyen spazieren ging. Wir stiegen aus und pflogen eiliges Gespräch. Fräulein von Kalb wollte am nächsten Morgen abreisen, nach Ichtershausen zu Pallcke, Fräulein Gisela von Arnim war schon nach Berlin zurückgekehrt. — Auch Herrn Unger begrüßten wir noch im Vorbeifahren. Abends trafen wir in Ilmenau ein; auf der Post kein Unterkommen, im sächsischen Hof wollt' ich nicht einkehren, in der Tanne fand sich nur enger Raum.

Ichtershausen, Montag, den 9. August 1858.

Keine erquickliche Nachtruhe! — Auch standen wir früh auf, aber statt des gestrigen hellen Wetters hatten wir Regen! Trotz des Regens auf den Gickelhahn gefahren, aber der Nebel blieb dicht und fest. Wir sahen die Goethe'sche

Bretterbütte und lasen seine Wandschrift, der man das falsche Datum 7. September 1783 beigefügt, — es muß 6. September 1780 heißen. Im Forsthaus Gabelbach Kaffee. — Nachmittags bei hellerem Wetter nach Ichtershausen gefahren zu Herrn Palleske, der hier auf dem Schlosse schön wohnt. Seine Frau liebenswürdig, klug, und schöner als je! Die sieben Kinder von guter Art, frei, natürlich, wohlgehalten. — Gute Abendgespräche, Spaziergänge im Park, in der großen Allee. —

Berlin, Dienstag, den 10. August 1858.

Frühstück bei Palleske's. Gegen Mittag mit der Post nach Neudietendorf, 53 Reisende in neun Wagen! — Auf der Eisenbahn nach Berlin. — Große Hitze. — In Halle langes zweistündiges Warten. — In Berlin gegen halb 11 Uhr angekommen, gegen 11 Uhr zu Hause. — Alles in Wohlsein und guter Ordnung. —

Berlin, Mittwoch, den 11. August 1858.

Nicht gut geschlafen, Unruhe, Träume, doch beim Erwachen frohes Gefühl in Berlin zu sein; hier ist mein Boden, hier steht der Wald meiner Erinnerungen in voller Pracht! Aber auch die zurückgelegte Reise freut mich, wie kaum eine frühere! —

Hier zuerst erfuhren wir die große Neuigkeit, daß es nach dem abermaligen Verunglücken plötzlich gelungen ist, das elektrische Seil zwischen Europa und Amerika zu legen.

Die Zeitungen berichten von dem Jubel in England, die Volkszeitung bespricht mit Begeisterung das große Ereigniß. —

Die großen prunkhaften Festlichkeiten in Cherbourg und die Reden Louis Bonaparte's erscheinen wie ein kolossales Possenspiel, und werden von unsern Blättern als ein solches behandelt. Er gewinnt dabei nichts als neuen Haß, neue Verachtung. Die Königin Victoria war schon früher durch ihn erniedrigt, dazu war kein neues Spiel nöthig, und diejenigen Franzosen, denen er durch Aufstellung seiner Macht imponiren kann, sind ihm nicht gefährlich; den ihm gefährlichen imponirt er nicht. —

Der Generaladjutant Adolph von Willisen hat den Rothen Adlerorden erster Klasse erhalten; das ist kein Zeichen von Ungnade. —

Der Stabs- und Regimentsarzt Böger ist vom Rhein nach Tegernsee berufen worden, um des Königs Arzt zu sein. Außer Schönlein will auch Grimm fort, die Königin ist mit ihnen unzufrieden, und sie sind es mit dem ganzen Verhältniß. Wenn irgend einige Hoffnung wäre, den König herzustellen, wie würden die Leibärzte auf ihrem Posten bleiben, wie heftig sich an ihn anklammern! —

Wahlkomité in Breslau, Wilde und andre Konstitutionelle. Sie haben schon beschlossen, die geheime Stimmgebung nicht zu verlangen; sie denken schon an künftige Ministerschaft, und wollen sich den Boden bewahren, der auch ihnen dann nützlich sein kann! Elendes Volk! — Rodbertus ist geneigt, an den Wahlen theilzunehmen. —

Humboldt ſchickt mir das Journal des débats, worin Prevoſt-Paradel über Mignet's Denkſchrift auf Schelling berichtet, — beide haben keinen Beruf über Schelling zu ſprechen, ſie machen Phraſen, bisweilen geſchickt, bisweilen ungeſchickt. Ich ſchreibe an Humboldt, und ſage ihm alles was ihn erfreuen, ermuntern kann. Er bedarf des Troſtes, da er jetzt ſo vielfach angegriffen wird, und betreffen wahrnimmt, daß man beginnt ihn weniger zu reſpektiren. Auch das Alter von 89 Jahren iſt keine Schutzwehr! —

„Aus Schleiermacher's Leben. In Briefen. Berlin, 1858." 2 Bände, bei Georg Reimer verlegt. Endlich ſind ſie erſchienen, dieſe Briefauszüge! Für mich ſind Inhalt und Form von höchſtem Lebensreiz; ob ſie es vielen Andern ſein werden, die Schleiermacher'n nicht gekannt, nicht dieſelben Verhältniſſe mitgelebt haben, iſt mir ſehr zweifelhaft. Dabei ſind dieſe Auszüge weit entfernt ein vollſtändiges Lebensbild zu geben, vieles Wichtige iſt weggelaſſen, ganze Erſcheinungen und Verhältniſſe ſind verſchwiegen, alles iſt lückenhaft, verſtümmelt, das ganze hier gegebne Bild iſt ein falſches, indem ſo vieles Bezeichnende fehlt. Frau Hofräthin Herz erſcheint hier ſchwächlich, empfindſam, urtheilslos, wie ſie es in der That war; die für ſie ſchmeichelhaften Aeußerungen hat ſie doch ſtehen laſſen, ihre Verſicherung lautete, grade wegen ſolcher Aeußerungen habe ſie die beſten Briefe verbrannt, um nicht der Eitelkeit beſchuldigt zu werden, — dieſe Eitelkeit ſteht nun im hellſten Lichte! Schleiermacher ſelbſt iſt in ſeinen Briefen oft weitſchweifig, ſchwächlich, faſt kindiſch, — und dabei hat man das Vortheilhafteſte ausgewählt. Frau Schleiermacher ſchreibt ganz anders als ſie war; den Briefen zufolge müßte man ihre Ehe für eine durchaus glückliche halten; das tragiſche Zwiſchenſpiel der Leidenſchaft für Marwitz, das große Unheil der

Bethörung für die Frau Fischer, bleiben unerwähnt oder nur oberflächlich angedeutet. — So viel nach erstem flüchtigen Durchblättern. —

Der Privatdozent Dr. Beckstein zu Bonn ist nun auch vom Prinzen von Preußen mit seinem Gesuch, weiter Vorlesungen halten zu dürfen, abgewiesen worden. Der Minister von Raumer zeigt es ihm kurzweg an. Schimpflich! Der Brotneid der ordentlichen Professoren und der Behördentrotz haben gesiegt! —

Ich habe von Arndt's Buch über Stein das Wort: „lakaienhaft" gebraucht; derselbe Ausdruck erscheint nun gedruckt von Wien her. — Arndt hatte in seinem Buche den bairischen General von Wrede gewaltthätiger und räuberischer Handlungen im Kriege von 1806 und 1807 beschuldigt. Dies wird aus Baiern als baare Verläumdung zurückgewiesen, da Wrede wegen Krankheit jene Feldzüge gar nicht mitgemacht hat.

Freitag, den 13. August 1858.

Die Königin Victoria von England ist gestern in Potsdam angekommen. Für die Menge ein Schauprunk, sonst gleichgültig. —

Die Kreuzzeitung kann ihr Entsetzen nicht bergen, daß der Jude Rothschild wirklich als Parlamentsglied anerkannt worden, und Sitz und Stimme hat. In ihrem Aerger giebt sie heute Humboldt'n wieder eins ab, indem sie seinen Brief an Herrn Slonimski, den Verfasser seiner hebräischen Biographie, wiedergiebt, worin er für die Juden bürgerliche Rechte fordert. —

In Schleiermacher's Briefen weitergelesen; es ist vieles

Heilung grade jetzt beſchäftigt, und daher veranlaßt geweſen, ihm ſchon einige Rendezvous abzuſchlagen.

Es iſt gut, wenn einmal ein Freund uns ganz perſönlich ſchaut, und auch unterhaltend für ihn; darum ſcheue ich mich gar nicht, Ihnen mein Bild von einer Stunde zu ſchicken, und dieſe Stunde als Rahmen. Dabei haben Sie ein Stückchen von unſerer Kunſt, Theater und anderem erfahren, und wie ein Schnipfelchen des geſelligen Verkehrs dazwiſchenfliegt! — Adieu denn, Varnhagen war wieder hier und ſagt, es wird ſpät. Eilender kann ich nicht. Er wollte erſt gar nicht ſchreiben, darum bot ich mich an.

Nur noch dies Wort über Thiers, den Sie erwähnen. Ich vergaß Ihnen noch zu ſchreiben, daß beſtimmt ein Finanzminiſter in ihm ſitzt. Mir bürgt ſein Artikel Marſeille dafür. Er ſieht die reinen faits oder vielmehr ſucht die nur; keine Parthei und Klaſſe hat Einfluß, nur das, was eigentlich ſein ſoll.

Adieu für heute! Nächſtens mehr!

Frau Varnhagen.

16.

Oelsner an Varnhagen.

Paris, den 3. Mai 1823.

Ihnen, Hochverehrteſter, nur wenige Zeilen ſchreiben und der Frau von Varnhagen nicht antworten zu können, thut mir unendlich leid. Die Schuld liegt an einem Augenſchwindel, zufolge deſſen mir die Buchſtaben wie Blendwerke erſcheinen. Herr Thiers iſt bezaubert von den geiſtreichen

darin, was ich gradezu Ziererei nennen muß, Bildungsziererei und Frömmigkeitsziererei, eine Art von gang und gäbe gewordenem Jargon, Schleiermacher's ganz unwürdig; die Briefe seiner Frau sind gar unausstehlich, die Frau war im wirklichen Leben viel tüchtiger, gehaltener, klüger, als sie hier erscheint; sie stimmte nur ein in die Ziererei, in den Jargon! In Schleiermacher war doch auch ein gut Theil pfäffischer Eitelkeit und Hoffahrt; bei seinem Bericht über Goethe zeigt er offenbar, wie lieb es ihm ist, daß der ihn auszeichnet, bei seinen Urtheilen über Goethe, wie sehr es ihn verdrießt, daß der ihn doch bei Seite ließ. — Im Ganzen macht das Buch einen trüben, herabstimmenden Eindruck, wie Niebuhr's traurige Briefsammlung: es sind hier auch eben solche Nebenfiguren wie dort, dünkelvolle Weiber ꝛc. —

Sonnabend, den 14. August 1858.

Die Ankunft der Königin Victoria gestern in Potsdam will auch nicht sonderlich zünden: das Ereigniß mag dem Hofe wichtig sein und zu thun geben, für uns ist es gleichgültig. —

Die Vossische Zeitung berichtet, daß Humboldt dem hier anwesenden Arzt de Lima aus Venezuela eine Audienz ertheilt, und dieser bewundert habe, wie gut Humboldt noch spanisch redet. —

In Schleiermacher's Briefen gelesen, und zufällig, ohne den Gegensatz zu suchen, in Voltaire's. Welch ein Abstand! Voltaire ist ein Kernmensch, ein ganz fertiger, ganz gerüsteter, klar und stark, unwiderstehlich wirksam, ein weit höherer Geist als Schleiermacher, wenn dieser auch als

metaphyſiſcher Denker ihn übertrifft. Voltaire's Briefe waren mir Labung, wie Thüringer Luft. —

Im Großherzogthum Poſen haben mehrere jüdiſche Gemeinden die Elendigkeit geübt, bei den Miniſtern anzufragen, ob ſie nicht die Dreiklaſſenwahl auch bei den Gemeindeſachen einführen ſollten? Die Miniſter haben ſich doch geſchämt, dies gradezu zu bejahen, ſondern gemeint, ſie könnten es thun, aber auch bei der bisherigen Wahl nach Köpfen verbleiben. Die Dreiklaſſenwahl, dieſer Nothbehelf ohne Sinn und Verſtand, die geſetzwidrige Geburt der augenblicklichen Verlegenheit der Miniſter, ſich die Mehrheit zu ſichern, das Machwerk, das nur beſtimmt war, die freien Urwahlen zu brechen, — das wollen die Schafsköpfe freiwillig einführen? Die Gemeinde von Inowraclaw hat es gethan, bisher die einzige. Dummheit, Niedrigkeit! —

Sonntag, den 15. Auguſt 1858.

Die Voſſiſche Zeitung bringt einen neuen Brief von Humboldt, eine Antwort an die Verfaſſer und den Verleger des Buches „Geſchichte des Jenaiſchen Studentenlebens“; er ſpricht darin von den „ſchauervoll-tragiſchen Folgen von Alexander Stourdza's angeberiſchem Mémoire sur l'état actuel de l'Allemagne, das auf dem Aachener Kongreß meinen Bruder und mich mit Entſetzen erfüllte“; ſehr brav, und grade in unſern Tagen wichtig. —

Die Briefe Schleiermacher's ſind mir ein großes Aergerniß, ein wenigſtens eben ſo großes, als ſeinen Anhängern dieſes Bekenntniß ſein würde. Sein Unſtern war, daß er ein Predigerſohn, die Theologie als ſeinen Beruf betrachtete, ſo wenig wie Herder war er für dieſes Fach geartet.

Schleiermacher war ganz Weltlichkeit, Sinnlichkeit, er ließ auch beide nie fahren, sondern befriedigte beide aus dem Standpunkte des Geistlichen, ein schlimmes Gebahren, weil es nie ohne Heuchelei, Verhärtung und Hoffahrt abgeht. Es hilft nichts, daß man die Briefe sorgsam gewählt und gesichtet, den Rest verbrannt hat, damit nun ein glattes, schönes Liebeswesen möglichst rein erscheine; es haben gute Zeugen die noch vollständigen Briefe an die Predigerin Grunow gelesen, und mit Erstaunen darin die fleischlichste Leidenschaft und Begier, eine wahrhaft Lucindische Ausdrucksweise gefunden. Hiemit stimmen auch die späteren Erzählungen Friedrich Schlegel's von seiner mit Schleiermacher verlebten Jugendzeit, ja des letztern Bewunderung dieses wilden Romans, seine gedruckten Briefe darüber. Ich mache Schleiermacher'n aus dieser seiner Natur gewiß kein Verbrechen, so wenig wie Rousseau'n, aber der falsche Schein, der darüber gewerfen wird, empört mich, und die Verwicklungen, in die sein Leben auf dem Irrwege gerieth, find' ich tief beklagenswerth. —

Briefe sind merkwürdige Zeugnisse; die von Voltaire, Johann von Müller, Goethe, Heinse, Gentz, gehören zu dem Besten was diese Menschen geschrieben haben; die von Schleiermacher und Wilhelm von Humboldt stehen nicht auf gleicher Linie mit dem, was als ihr Bestes gilt. —

Montag, den 16. August 1858.

Die Königin Victoria war heute mehrere Stunden in Berlin, und hat unter andern den im Bau noch nicht fertigen Palast ihres Schwiegersohnes genau besichtigt. Daß die Schwiegermutter glaubt sich um die häusliche Einrichtung

hier so sorgfältig bekümmern und alles selbst nachsehen zu müssen, mißfällt. Neugierige drängten sich wohl bei ihrer Ankunft herbei, von besonderer Erregung aber war nichts zu spüren.

Die französischen Blätter speien Wuth und Flammen gegen die Herren Roebuck und Lindsay, die sich unterfangen haben, über Cherbourg verächtlich zu reden. Sie sagen, wenn England gegen Frankreich nicht gerecht sein könne, ohne daß seine Verfassung untergehe, so möge diese untergehen; sie drohen mit Landung, mit Aufrufen an das unterdrückte englische Volk; sie deuten auf die Waffen hin, die weit furchtbarer gegen die französische Regierung zu gebrauchen sind! —

Gute Nachrichten von dem Jenaer Fest. Beförderungen, Auszeichnungen; auch Prof. Kuno Fischer ist bedacht worden. —

Das Generalpostamt erläßt eine Verordnung wegen Einbringung von Wildpret durch die Posten, und verlangt, daß dabei gewisse Bescheinigungen die Sendung begleiten sollen. Hier aber macht dasselbe einen Unterschied zwischen adlichen Jagdberechtigten und andern, ganz gesetzwidrig! Die Verfassung erhält hier eine Ohrfeige, wird sie dem Generalpostamt — Minister von der Heydt — sie nicht zurückgeben? Elende Zustände! —

Von unsrem Regierungswesen wird geurtheilt: Es ist nirgends Kraft und Entschluß vorhanden, nirgends eine feste Absicht, ein entschiedenes Ziel, alles läßt sich von der Tageswelle tragen. Niemand weiß was geschehen, was er selber thun wird, niemand hat einen bestimmten Willen, alles schwebt und wartet. Man fürchtet sich vor dem Landtage, besonders vor dem Herrenhause, welches man als eine Ueberwucherung aristokratischer Gewalt betrachtet; aber man hat auch nicht den Muth, den Landtag zu umgehen, noch weniger,

die Verfassung aufzuheben. Das Herrenhaus, als die Lieblingsschöpfung des Königs, wird als eine Mißgeburt angesehen und bezeichnet, der Prinz von Preußen möchte dies am liebsten neu gestalten oder abschaffen. Aber bestimmte Regierungsmaximen fehlen gänzlich. Auch die politischen Freunde des Prinzen haben keinerlei Vorzeichnung, weder Schwerin, noch Auerswald, noch Usedom; sie geben alle mit dem Winde, der grade weht. —

Dienstag, den 17. August 1858.

Unwillkürlich komm' ich auf die Vermuthung, die Hofräthin Herz habe von den Briefen Schleiermacher's nicht, wie sie sagt, dasjenige vernichtet, was zu sehr zu ihrem Lobe war, und wegen dessen Bewahrung sie zu sehr der Eitelkeit beschuldigt zu werden fürchtete, — sondern dasjenige, was nicht zu ihrem Vortheil war, was einigen Schatten auf sie warf. Denn ohne Zweifel hat der aufrichtige Schleiermacher über sie auch ihr selber gesagt, was er über sie an Andre schrieb. Hier aber finden wir, daß sie als Frau ihn gar nicht anzog, daß er ihren Geist, ihr Gemüth liebte, aber gar nicht ihre Person; das für eine Frau Empfindlichste, was ihr gesagt werden kann, — daß er eine Heirath mit ihr als eine Unmöglichkeit annimmt, und meint, sie beide als Ehepaar würden wegen Verschiedenheit ihres Wuchses gradezu lächerlich gewesen sein. Die Briefe Schleiermacher's an seine Schwester Lotte und an Eleonore Grunow befanden sich nicht in den Händen der Hofräthin Herz, sie konnte diese Briefe nicht auch verstümmeln, und so bilden diese nun eine ihr unwillkommene Ergänzung und Berichtigung der von ihr aufbewahrten

Bruchstücke. Die Hofräthin Herz war nicht die Frau, die gradezu gelogen hätte, dazu war sie zu fein, zu geschmackvoll; aber sich etwas einzureden und fest einzubilden, dazu war sie geschickt und bereit, und dies den Leuten dann, wie sich selber, als Wahrheit vorzutragen, war nicht gegen ihr Gewissen. So hat sie wohl auch der Täuschung sich hingegeben, beim Verbrennen der Briefe eine andre Maxime befolgt zu haben, als wirklich der Fall war. —

Mittwoch, den 18. August 1858.

In der Volkszeitung wird die Königin Victoria gepriesen, die Macht Englands, die Vorzüge der Engländer, die uns zum Muster vorgehalten werden; Bernstein hätte sich diese Mühe sparen können, es ist mit dem Muster nicht sonderlich bestellt, und den Vorzügen stehen eben so große Nachtheile zur Seite. Was er von dem Gefühl im Volke, von der Theilnahme für Victoria und ihre Verwandtschaft sagt, entbehrt aller thatsächlichen Begründung, ist ein empfindsamer Wahn. Das Volk ist neugierig, die Gastwirthe und Lieferanten sind gewinnsüchtig, sonst aber höchst gleichgültig. —

Die Feierlichkeiten in Jena sind schön und freudig abgelaufen. Die Nationalzeitung giebt guten Bericht darüber. Daß der Prinz und die Prinzessin von Preußen die Bronzebüsten Fichte's, Schelling's und Hegel's der Universität geschenkt haben, ist hübsch. Die Kreuzzeitungspartei wird freilich darüber grollen. —

Die Königin Victoria hat das Grab Friedrichs des Großen besucht. Von irgend einer bedeutenden Aeußerung, die sie bei dieser oder einer andern Gelegenheit gemacht, hört man nichts. —

Ich hatte in Ernst Moritz Arndt's Reisen (durch einen Theil Deutschlands, Ungarns, Italiens und Frankreichs in den Jahren 1798 und 1799) etwas nachzuschlagen, und fand manches Merkwürdige, unter andern vielfältiges Lob der Franzosen, „er werde die Nation stets achten und lieben", im Ganzen aber viel Rohheit und Gemeinheit und dreistes oberflächliches Berichten und Absprechen. So in den Tag hinein schwatzt Arndt, daß er nach schon längerem Aufenthalt in Paris von Robespierre als von einem Manne spricht, der sich durch seinen schlechten Rock und seine Holzschuhe beim Volke beliebt gemacht; die leiseste Nachfrage, das lässigste Hinhören hätte den Reisenden belehren können, daß Robespierre stets nett und sorgfältig bekleidet war, und daß er hiedurch auffiel. —

Aus zuverlässigster Quelle hör' ich Folgendes über den König. Er hat das klarste Bewußtsein über seinen Zustand, und fühlt ihn als das tiefste Unglück. Er sagt, es sei ihm, als ob Wolken ihm inwendig an der Stirne lägen, die bald dichter, bald dünner würden. Er folgt dem, was man ihm sagt, eine Weile mit gutem Verständniß, dann aber hört dieses plötzlich auf; eben so ist es mit seinen Antworten, an richtigen Sinn reiht sich plötzlich Unsinn. Er muß entsetzlich leiden, sich so geschlagen zu fühlen; er hofft aber noch auf Genesung, — und die Aerzte — lassen ihn hoffen! —

Donnerstag, den 19. August 1858.

Frau Lilla von Bulyowsky aus Pest, eine magyarische Schauspielerin, bringt einen Empfehlungsbrief an Ludmilla von Dr. Kühne in Dresden. Eine schöne, anmuthige Er-

ſcheinung! Sie will ſich hier im Deutſchen noch beſſer einüben, und es dann mit der deutſchen Bühne verſuchen. Sie war in Paris, hat noch die Rachel, dann die Riſtori geſehen, giebt erſterer weit den Vorzug. Die ſchöne Magyarin iſt von bezaubernder Lieblichkeit. —

Nachmittags ausgefahren mit Ludmilla. Beſuch bei Bettinen von Arnim, die ſchon im Wagen ſaß um auszufahren, wie ein Geſpenſt ausſah, auf meine Anrede nichts erwiederte, ſondern mich nur anſtarrte! Freundliche Worte mit Fräulein Armgart gewechſelt, die mir in der Eile ſagte, die Mutter denke an ein Seebad! Du lieber Himmel! Als ob ſie noch reiſen könnte! —

Freitag, den 20. Auguſt 1858.

Gegen Abend Beſuch vom Generaladjutanten Adolph von Willisen. Vielfache Erzählungen und Erörterungen, auch über Humboldt, für den der General lebhaft eingenommen iſt. In den Zeitungen iſt keine Angabe, daß Humboldt ſchon zur Königin von England eingeladen worden; ſollte eine Verſäumniß, ein Vergeſſen ſtattgefunden haben, ſo würde dies den edlen Greis tief kränken, denn er wacht ſorgfältig darüber, daß ſein äußeres Anſehn erhalten bleibe. —

Das Palais des vorigen Königs, dem Zeughauſe gegenüber, iſt für den Prinzen Friedrich Wilhelm und die Prinzeſſin Victoria erweitert und — verſchönert worden, in einer gräuelhaften Art! Der Ungeſchmack iſt hier auf dem Gipfel. Es iſt ein wahres Monſtrum von Gebäude entſtanden, eine lächerliche Mißgeburt, hohe Säulen tragen einen mächtigen Balkon, hinter dem das aufgeſetzte Stockwerk ganz niedrig

hervorsieht. Das Neue paßt nicht zum Alten, paßt nicht zum gegenüberliegenden Zeughaus. Es ist eine Scheußlichkeit. — Die Uebelstände sind auch schon öffentlich gerügt worden, in der Vossischen Zeitung, von einem Baukundigen, aber das verpfuschte Ding steht einmal da! Das Palais war für den Marschall von Schomberg, als dieser in brandenburgische Dienste getreten, erbaut worden, und hatte ein gutes Ansehn, alle Theile stimmten unter sich und zum Ganzen überein. —

Sonnabend, den 21. August 1858.

Nachmittags Besuch vom Fürsten Wiäsemsky, der heute hier angekommen ist und nach Karlsbad geht. Seine Stimmung ist sehr gedämpft, sein früherer Eifer findet keine Stätte mehr, da der Tadel der vorigen Regierung, der Freisinn, die Bewegung, die Freilassung der Leibeignen, die Milde, an der Tagesordnung sind, denen er doch auch eigentlich beipflichtet. —

„Briefe von Oelsner an Halem, von Paris aus geschrieben in den Jahren 1790 bis 1792. Herausgegeben von Dr. Merzdorf, oldenburgischen Bibliothekar. Berlin, 1858." kl. 8. Ein kleines Heft, aber nicht unbedeutenden Inhalts, und mir sehr lieb und werth. Oelsner wird hier wieder Karl Ernst genannt; diesen Irrthum hab' ich in die Welt gebracht, und nun wiederholt er sich mir zum Hohn immerfort! Vergebens, daß ich nun ausschreie, seine Vornamen seien Konrad Engelbert, Oelsner bleibt Karl Ernst! — Gern sähe ich seinen Phosphoros wiedergedruckt, auch meinen Briefwechsel mit ihm, doch zu letzterem ist es noch nicht die rechte Zeit. —

Fest bei Borsig in Moabit, zu Ehren der tausendsten von ihm gebauten Lokomotive; sehr schön und glänzend. Borsig hat seinen Arbeitern über 10,000 Thaler geschenkt. —

Mit Ludmilla die begonnene Durchsicht ihrer Sophie La Roche fortgesetzt. Sie hat sehr viel geleistet und schreibt sehr gut, besonders behält sie stets die Hauptsache, das Ganze, vor Augen, und ordnet die Nebenschilderungen geschickt unter. Ich habe Vergnügen, ihre Arbeit zu lesen, und ohne Zweifel wird sie Andern auch gefallen. —

Nach dem Thee spielten wir Schach. — Französisches gelesen. — „Histoire de Marie-Antoinette, par Edmond et Jules de Goncourt. Paris. 1858." 8. Die Halsbandgeschichte natürlich ganz zum Vortheil der Königin, wiewohl sie dabei doch einiger Mitschuld verdächtig ist. Wenig Kritik, entschiedne Partheilichkeit, aber nicht schlecht geschrieben. —

Kolatschek hat bei seinem letzten Aufenthalte hier noch verdrießliche Auftritte mit der Polizei gehabt. Sie drang Abends auf sein Zimmer und fragte, ob er der Kolatschek sei, der beim Frankfurter und Stuttgarter Parlament war? Er bejahte es. Man sagte ihm, er sei also ein politischer Flüchtling. Nein, erwiederte er, er sei amnestirt, habe seinen österreichischen Paß, stehe unter dem Schutze seines Gesandten. „Wir wissen nichts von Amnestie!" hieß es barsch, und man hieß ihn abreisen, indem man gewaltsam in seinen Paß einen rothen Strich machte, der ihn nun überall verdächtigt. Kolatschek hatte seine Abreise schon auf den nächsten Morgen festgesetzt, und wollte sich dieser Flegelei wegen nicht aufhalten, sonst hätte er sich bei dem Gesandten beschwert und einen schönen Lärm verursacht. —

Bemerkungen seiner Gönnerin. Man hat sie ihm in's Französische übersetzt.

Daß ich Ihnen die Sterner noch nicht senden kann, bedauere ich höchlich. Der Verleger ist wegen anderer Sachen mit der Polizei in Streit gerathen. Nie war der Buchhandel so viel Bedrängnissen ausgestellt. Durch den Juni-Kourier jedoch erhalten Sie, hoffe ich, die Arbeit des Herrn Saur. Das deutsche Original mußte ich dem Einsiedler abtreten. Er läßt es in eine zu Basel erscheinende Zeitschrift einrücken. Ich weiß nicht, ob ich Ihnen gesagt, daß Scorck sich auf das allerungezogenste gegen Graf Schlabrendorf benommen, nachdem ihn dieser mit Gelde unterstützt hatte.

Gedruckt habe ich mir den Brief von Vinchon de Oudmont nicht verschaffen können. Sie werden Mühe haben, mein Gekritzel zu dechiffriren. Ueber den e fehlen die Punkte. Die Erscheinung macht großes Aufsehen. Den Hof skandalisirt die Unterschrift mehr als der Text. Très humble serviteur und nicht sujet könnte einem bloßen Bürger gelten. Darüber wird die Hauptsache ganz aus den Augen gesetzt, und doch ist sie von der größten Wichtigkeit.

Die geheimen Verbindungen der Ultra's haben weit größere Realität, als die angeblichen der Liberalen. Den politischen Zunungen bieten die geistlichen und jesuitischen Verbrüderungen die Hand. Sie führen wunderliche Namen: Cordicals und dergleichen. In den Seminarien wird exerzirt.

Herr Raoul-Rochette, der außer seinen hellenistischen Kenntnissen ein ganz vorzügliches Talent besitzt, sich in jede beliebige Zeit zu schicken, wollte zum Jesuiten de robe courte aufgenommen sein. Seine Bitte wurde abgeschlagen oder er müsse einen anderen Kirchsprengel beziehen. Der Pfarrer des Sprengels, den Raoul bewohnt, scheint nicht kauscher.

Aus Spanien wissen wir blos, was die trockenen Bül-

Die Uebereinkunft der Mächte wegen der Donaufürstenthümer ist in Paris zum Abschluß gekommen, nicht allzu vortheilhaft für die Türkei, auch werden noch Häkeleien genug übrig bleiben. —

Große Nachricht aus Rußland, daß Rußland mit China einen wichtigen Vertrag geschlossen habe, und gleich darauf auch der Frieden zwischen China und Frankreich und England zu Stande gekommen sei, unter günstigen Bedingungen für die beiden letztern Mächte. — Die künftige Gränze zwischen Rußland und China soll das linke Ufer des Amur sein. —

Die Kammerfrau der Erzherzogin Sophie, Vorleserin Kaiser Ferdinands von Oesterreich, Frau von Cibbini, bekannt aus dem Jahre 1848, ist kürzlich in Böhmen gestorben. —

In Bolckhausen's Rußland gelesen. Scharfblick und Klarheit in hohem Grade. Das Buch ist ein merkwürdiges Beispiel dessen, was jetzt gesagt und gedruckt werden kann. —

„Die Wittwe des Agis, Tragödie von Wilhelm Jordan. Preisdichtung." Die Münchener Geibel, Heyse, von Sybel ꝛc. haben dem Stück freilich den Preis zuerkannt, aber zu lesen brauch' ich es doch nicht. Dem Verfasser trau' ich in keiner Richtung Gutes zu. —

Die früheren Aerzte des Königs, Generalarzt Grimm an der Spitze, sind entfernt worden, weil sie über des Königs Befinden keine solche Gutachten mehr geben wollten, wie man verlangte. Sie wollten nicht länger grundlose Hoffnungen aussprechen. —

Dienstag, den 24. August 1858.

Schlecht geschlafen, Gefühl von Unwohlsein, Mißbehagen. — Geschrieben, durch Thätigkeit auch die körperliche Stimmung etwas besser. —

Beim Mittagessen Besuch vom Fürsten Wiäsemsky, er saß eine Stunde bei uns, und wir verhandelten allerlei Gegenstände. Nachrichten von manchen Personen, dem Dichter Tutschef, dessen Tochter Hoffräulein bei der Kaiserin ist, dem verstorbenen Fürsten Alexander Galitzin, ehmaligen Kultusminister, der zuletzt erblindet in der Krim lebte; Lob des Fürsten Kosloffsky als großen Sprechers und Redners. Fürstin Alexandra Dolgoruka, Hoffräulein der Kaiserin, vom Kaiser gern gesehen. Die Russen schreiben noch keine Memoiren, sie sind zu träge. Der Fürst war heute bei Humboldt, sehr zufrieden mit ihm. —

Humboldt war bei der Königin Victoria eingeladen, ganz allein, die Ehre war um so größer; und Prinz Albert hat ihn besucht. — Ueber die Beschießung Dschedda's durch die Engländer, großer Lärm, Unwillen. Was ist da weiter! Der Ueberfall von Sinope war ein viel ärgerer Frevel; ist nicht im Staatenverhältniß, im Kriege wie im Frieden, alles roh, gewaltsam, treulos? Gemeine Hände wirthschaften im gemeinen Stoff! Uebrigens kennen wir von jenem Vorgange die nähern Umstände nicht. —

Mittwoch, den 25. August 1858.

„Studies on Homer and the Homeric age" von Gladstone; gleich im ersten Durchblättern erkenn' ich den gelehrten Pedanten, den beschränkten Kopf, ohne allen Geist und Schwung. Thut er, als habe nie ein Friedrich August Wolf

über den Homer geschrieben; oder hat er wirklich dessen unsterbliche Prolegomena gar nicht gelesen? Er zitirt Heyne, Buttmann, Niebuhr, — Wolf wird nur S. 70 wie verloren einmal genannt! —

Der Freiherr von Bunsen war eingeladen, während der Anwesenheit der Königin Victoria hier zu sein, aber seine Gesundheit ist so schlecht, daß er es ablehnen mußte. Er will den Winter in Nizza leben. Bunsen in Gunst auch beim Prinzen von Preußen! Das ist eine Merkwürdigkeit, bezeichnend für beide! —

Donnerstag, den 26. August 1858.

Prof. Daumer, früher in Nürnberg, jetzt in Frankfurt am Main, ist in Mainz katholisch geworden. Er war schon einmal etwas gestört, dann ein völliger Unchrist, ein schlechter Kopf immer. Zur Bestätigung und zum Ueberfluß schreibt er auch wieder über Kaspar Hauser, über den er neue Fratzen vorbringt.

Nichtswürdige Schikanen der hannöverschen Minister gegen den Assessor Planck, so nichtswürdig und schamlos, daß den Urhebern wenigstens Streiche des Büttels dafür gebührten! Hannover wetteifert mit Hessen-Kassel, mit Mecklenburg. Die Halunken sind obenauf. —

In Gladstone gelesen, in Schleiermacher. — In der Ilias. —

In meinen Papieren manches zusammengestellt für künftige Ausarbeitung. Bei dreiundsiebzig Jahren hat das seine enge Gränze! Doch um recht zu leben, muß man thun, als werde man ewig leben; der Abschnitt kommt ohnehin wann es ihm beliebt, unbekümmert um unsre Plane und Voraussetzungen. —

Die „Gränzboten" besprechen das Schleiermacher'sche Briefbuch. Sie thun kundiger, als sie sind, und in Betreff der Ehe Schleiermacher's nehmen sie gläubig den Schein hin, den das Buch giebt. Sie wissen nichts von Marwitz, Scheibler, Frau Fischer, nichts von dem feindlichen Verhältniß der Herz und der Schleiermacher, von der letztern Widrigkeit gegen ihre Schwägerin Lotte Schleiermacher, gegen Schede's, Reimer's ꝛc., worunter Schleiermacher unsäglich litt. Nichts ist ihm weniger gelungen, als was er am sehnlichsten wünschte und was hier als wirklich vorgespiegelt wird, nämlich ein schönes, glückliches, ungetrübtes Eheleben, und in der That waren auch seine Ansprüche auf das bestimmte Eheglück durch seine Natur nicht gerechtfertigt. Schon daß er eine Wittwe heirathete (eine Geschiedene heirathen wollte), war seinen eignen ethischen Grundsätzen ganz entgegen; aber ebenso war es der Natur entgegen, daß die jugendliche schöne Wittwe, die wohl Kinder aber noch nie geliebt hatte, ihren Sinn verschließen und in der ganzen Welt nichts sehen sollte als den kleinen mißgeschaffnen Gelehrten, der überdies in Arbeit versunken den ganzen Tag für sie wenig da war. — Schleiermacher's Höhe war sein Verhältniß mit Friedrich Schlegel, der ihm übermächtig etwas Fremdes auflegte, das er freilich nicht lange tragen konnte. Dann sank er sichtlich, und immer tiefer, bis er zuletzt nichts mehr war, als ein gewöhnlicher Prediger, der seinen Spruch etwas geistvoller sagte als der große Haufen. Besonders

haben ihn die Weiber herabgezogen, besonders Henriette Herz, der auch grade der gesunkenste Schleiermacher der liebste war. —

Sonnabend, den 28. August 1858.

Gut geschlafen. Hoch lebe Goethe! Sein Geburtstag leuchtet mich grade heute besonders an. —

Der Prinz von Preußen hat dem Minister des Innern befohlen, die Wahlbezirke auf natürliche und den Wählern bequeme, nicht schikanirende Weise zusammenlegen zu lassen, und das giftige Minister-Männlein muß den Befehl an die Oberpräsidenten und Regierungspräsidenten befördern. —

Der Prinz von Preußen hat auch die Verordnung des Kultusministers, daß nur der Geistliche bei Begräbnissen reden darf, aufgehoben. Damit ist freilich nicht viel gewonnen. —

Dagegen hat der ehmalige Redakteur Becker, bekannt wegen seiner Freiheitsreden und Strafhaft, der in Dortmund in einem Handelshause angestellt werden, von der Regierung nicht die Erlaubniß erhalten, als Reisender Aufträge anzunehmen, und der Minister des Handels hat das Nein bestätigt. —

Ich hatte heute große Lust, im Opernhause die Vorstellung der Jungfrau von Orleans mit anzusehen. Wir bekamen gute Plätze. Das Haus war ganz voll. Fräulein Fuhr spielte die Johanna recht gut, gemäß ihrer Art und Kraft, besonders sah sie gut aus. Von den übrigen spielte nur noch Herr Gruna gut, den Thibaut, Herr Berndal den Dunois und Herr Dessoir den Talbot herzlich schlecht.

Fräulein Fuhr wurde nach jedem Akt hervorgerufen. Im Ganzen war das Publikum zufrieden. Die Dichtung wirkte siegend durch alles schlechte Spiel durch. Ich gedachte der vielen Darstellungen, die ich von der Johanna gesehen, an verschiedenen Orten, zu verschiedenen Zeiten. Die erste Aufführung in Berlin behält bei mir stets den Vorzug. Madame Meyer, nachherige Hendel-Schütz, war die beste Johanna, die ich gesehen, ihr Beten, ihr Kettenzerreißen, war vortrefflich; sie zeigte am entschiedensten die Gottberufene, ihre Worte durchschauerten die Seele des Hörers. Sehr gut gaben die Johanna auch Auguste Brede, Wilhelmine Maas, Julie Löwe. —

Sonntag, den 29. August 1858.

Besuch von Herrn Dr. Ring; er ist ganz der Alte, heiter, gutherzig, erfüllt von seinen Anliegen, fleißig zum Erstaunen, und doch immer bereit ganze Stunden zu plaudern! Er hat sich diesen Sommer in Töplitz einem Buchhändler zu einem dreibändigen Roman verpflichtet, der schon großentheils fertig ist. Für die Gartenlaube schreibt er viel, für die Vossische Zeitung. —

Schleiermacher hat eigentlich eine Art Harem gehabt, eine wahre Vielweiberei; die zärtliche vertraute Freundschaft war immer der Liebschaft nah, die stets Sinnliches begehrte, wenn auch nicht ausübte. Ein halb Dutzend Weiber hat er immer, mit denen er vertraulich ist; die Eleonore Grunow, die Hofräthin Herz, die Charlotte von Kathen, die Frau von Willich, die Frau Wedeke, die Reichardt'schen Schwestern, die Professorin Steffens, die Karoline Wucherer nachherige Schede, und noch andre mehr. Die Heirath mit der Wittwe

von Willich, die er als sechzehnjährige Braut seines Freundes des Predigers von Willich gekannt, die ihn immer Vater genannt, ist fast eine Blutschande zu nennen; er selbst hat in seiner Ethik die Heirath mit einer Wittwe oder Geschiedenen für unsittlich erklärt. — Seine Freundin Herz hat diese Heirath gestiftet; sie sah, daß Schleiermacher eine Frau haben mußte, es war Gefahr, daß er eine ihr ganz fremde nähme, sie wollte ihm daher lieber eine geben, die ihr mitgehörte; die junge schöne Wittwe von achtzehn Jahren schien ihr ganz geeignet; sie rechnete darauf, immer das Uebergewicht über sie zu behaupten, als Gründerin des Glückes derselben, als ältere, erfahrne Frau. Doch die Rechnung war irrig; die junge Frau fühlte sich bald, und wollte den Einfluß der Freundin nicht leiden, sie richtete sich nach eignem Sinn ihre Liebhabereien ein, ihren Verkehr; die wunderliche Frau Fischer mit ihren magnetischen Einbildungen wurde die Hauptperson, um ihretwillen wurden Henriette Herz und alle ältern Freunde Schleiermacher's zurückgedrängt, ja die eigne Schwester desselben, die geliebte und sehr leidende Lotte, mußte aus dem Hause! — Frau Schleiermacher hatte mehr Geist und Karakter als die Hofrätbin Herz; ihre Briefe geben dies zwar nicht zu erkennen, aber diese sind in einem Jargon geschrieben, der herkömmlich eingeführt, der die Sprache war, die in diesem Kreise galt, es war nicht ihre eigenste! Diese Briefe grade, die man wegen des Jargons lobt, sind mir am meisten zuwider. —

Montag, den 30. August 1858.

Leidlich gut geschlafen. Träume von Rahel und Schleiermacher; es war mir vollkommen klar, daß er sie wohl würdigen, aber sich nicht an sie anschließen konnte, er bedurfte schwächlicher Weiber, die dadurch, daß sie ihn für stark hielten, ihn trösteten und stärkten. —

Gegen Abend mit Ludmilla zu Frau Bettina von Arnim gefahren. Fräulein Armgart kommt uns weinend entgegen, klagt bitterlich über ihre verzweifelte Lage — die Aerzte sind unwillig und widersprechen einander, sie sei bei neuen Zufällen ganz rathlos, die Aerzte geben keinen rechten Bescheid, die Mutter stöhne nur und sage nichts. Es war wirklich die Absicht nach Doberan zu reisen. Die Aerzte waren nicht dagegen. Wegen des kalten regnigten Wetters ist das Verhaben noch ausgesetzt. Die vergangene Nacht war schlimm, öfters Erbrechen; heute früh sagte Bettina: „Ich sterbe, ich fühl' es daß ich sterbe!" Als sie sagen sollte, was sie eigentlich fühle, schwieg sie. — Fräulein Armgart ging hinein zur Mutter und sagte ihr, wir seien da; sie verlangte uns zu sehen, und wir wurden in ihr Schlafzimmer geführt, denn sie lag schon — um 7 Uhr — zu Bette. Sie lag da, ein Bild des Jammers, geisterhafte Bläße, stumpfer Blick, sie lag lange still, unter schwerem Federbette, antwortete unsrem Gruße nicht, streckte aber dann die Hand aus, faßte und drückte die meine und hielt sie fast die ganze Zeit fest. Als sie zu reden begann, war es wenig verständlich, es blieb auch bei wenigen Worten. Kaum waren wir einen Augenblick allein, so begann sie mit Eifer mich anzureden, sie wollte mir offenbar etwas sagen, aber Armgart trat wieder ein, und gleich schwieg Bettina wieder. Handwinke und Blicke gaben mir zu verstehen, sie wolle vor der Tochter nicht reden. Das alles war sehr deutlich, auch Ludmilla sah und verstand es. Was sie mir

ſagen möchte, kann ich mir gar nicht denken. — Endlich mußten wir gehen. Fräulein Armgart begleitete uns hinaus; eben kam Fräulein Giſela nach Hauſe. —

In Prag iſt ein tſchechiſcher Schriftſteller Fritſch verhaftet und nach Siebenbürgen gebracht worden. Bei ihm pflegten mehrere junge tſchechiſche Litteraten ſich zu verſammeln. —

Dienstag, den 31. Auguſt 1858.

In meinen Papieren gearbeitet, auch in Rahel's Papieren. Ich arbeite faſt nur ſolche Sachen, die einſt Andern dienen können, für mich bei Lebzeiten haben ſie keinen Zweck. Meine Schriftſtellerei wird mir immer mehr zur Nebenſache. —

In Schleiermacher's Leben, wie es gedruckt vorliegt, fehlen die weſentlichſten Vorgänge. Die große, verhängnißvolle Epiſode von Marwitz fehlt ganz, auch die andern Liebeserweckungen, die Schleiermacher's Frau empfand oder anregte; ferner fehlt der Zwiſt mit Friedrich Auguſt Wolf, wo Schleiermacher keine ſchöne Rolle ſpielte, die Schuckmann'ſchen Streitigkeiten, das heftige Zerwürfniß mit Steffens. Wie iſt der Reſt überall zurecht gemacht, in's Schöne gezeichnet, das heißt in's Fromme, in's Kirchliche, was den Herausgebern ſo ſchön dünkt, aber oft ganz häßlich ausfällt, wie eine ſchlechte Angewöhnung, eine Grimaſſe. — Ueberhaupt giebt mir Schleiermacher keinen rechten Glauben an ſein Chriſtenthum, wie ſehr er ſich auch Mühe giebt. Ein Anhänger der Lehre war er wohl, aber die Religion ſuchte er ſich nur einzureden, er gab ſich die Sporen, um in ſie hinein zu ſpringen, aber es gelang nicht. Er war

ein Deist; das Uebrige war gemachtes Zeug, Einbildungen, an die er zu glauben den Schein annahm, und im Grunde nie recht glaubte. Nicht viel besser als Justinus Kerner! Und in Steffens ging es eben so her. —

Indeß erkenn' ich die großen Vorzüge Schleiermacher's eifrig an, ja sein Andenken erweckt mir Rührung. Er war bei all seinen Gebrechen ein geistighoher, edler, braver Mann, der auch sehr liebenswürdig sein konnte. —

Mittwoch, den 1. September 1858.

Der König kommt aus Tegernsee zurück. Im Publikum herrscht die größte Gleichgültigkeit. Der unbestimmte Zustand ist den Leuten schon ganz zur Gewohnheit geworden. Der Staat, das Vaterland, das Gemeinwesen, sind jetzt den Menschen keine Sorge, man kümmert sich um die Vortheile und Genüsse des Tages. Verfassung oder nicht, Wählen oder nicht, diese Fragen beschäftigen nur solche Leute, die eine persönliche Absicht dabei haben. Man nimmt den gegenwärtigen Zustand nur so hin, weil er eben da ist, aber man traut ihm keineswegs, man mag nichts thun ihn zu befestigen, und ihn zu ändern ebensowenig, man rechnet auf Ereignisse — oder fürchtet sie, was im Grunde gleich ist —, die von keinem Willen abhängen und sich im großen Ganzen der Weltverhältnisse bereiten. —

Der arme Schleiermacher thut mir doch schrecklich leid! Was hat er für Schicksale gehabt, welche Lebenskämpfe bestanden, mit Schmerz, mit Muth, mit hohem Geiste! Sein letztes Familienglück ist doch sehr schön, die herzliche Liebe, welche die Gatten und Kinder und Freunde vereinigt, hat etwas tief Rührendes und wahrhaft Erhebendes.

letins uns melden. Anfangs des ruſſiſchen Krieges ging ebenfalls alles nach Wunſch. Noch iſt man recht eigentlich auf keinen Feind geſtoßen. Daher erlaube ich meinem Urtheile nicht, der Zeit vorzugreifen.

Das Gefährlichſte für die Kortes iſt Englands Zwitterrolle. Ein weſentlicher Theil des brittiſchen Miniſteriums fördert die franzöſiſchen Zwecke mit dem Gewicht ſeines moraliſchen Einfluſſes. Canning iſt in der Meinung zu einer Art Decazes herabgeſunken. Man findet, daß Liverpool um vieles beſſer die Schwäche der engliſchen Vermittelung bemäntelt. Daß Sir St. Court keine den Kortes günſtige Perſonnage ſpiele, läßt ſich ferner nicht wohl in Zweifel ziehen.

Man ſpricht von einer gegen Sevilla gerichteten See-Expedition. Sie würde die Beſorgniſſe der Joſephino's, deren ich in meinem vorigen Briefe erwähnte, beſtätigen oder bethätigen.

Seitdem Herr Oerſtedt in Paris uns die elektromagnetiſchen Entdeckungen Hrn. Seebeck's vorgezeigt, wird viel Aufhebens davon gemacht. Ich kannte ſie durch den ſeligen Tralles in ihrer erſten Neuheit und theilte den Brief Pouillet und Ampère mit. Ihr Leichtſinn hat die Sache unbeachtet gelaſſen. So ſind die Franzoſen. Sie hätten ſich eine Reputation gemacht. Jetzt möchten ſie ſich die Finger abbeißen.

Was denken Sie dieſen Sommer zu treiben? Werden Sie Ems beſuchen? Ich wünſche Ihnen vollkommene Herſtellung und Ihrer Gemahlin hohes Wohlſein. Behalten Sie mich lieb.

Von ganzem Gemüth der Ihrige

Delsner.

Daß der Riß, den die Liebesentzündung der Frau für Alexander von der Marwitz in dem Eheverhältniſſe gemacht, daß dieſer unſelige, ſchreckliche Riß in ein ſo ſchönes, inniges Zuſammenleben wieder vernarben konnte, iſt eine ehrfurchtgebietende Erſcheinung, iſt ein ſchönes Zeugniß des Edelſinns, der hohen Denkart, der tiefen Herzlichkeit der beiden Gatten. Und wie hat Schleiermacher gearbeitet, mit welcher Pflichttreue, mit welcher Unverdroſſenheit! In Summa, er bleibt einer der Beſten ſeiner Zeit, und all der Tadel, den ich ſonſt ausgeſprochen, hebt dies nicht auf! — Sehr ſchön ſpricht ſich die Liebe der Mutter zu den Kindern aus, wahrhaft innig und rührend. — Trefflich iſt der Brief Schleiermacher's vom 6. Februar 1827 an ſeinen Stiefſohn in Göttingen. —

Donnerstag, den 2. September 1858.

Brief vom Buchhändler Lorck in Leipzig, der mich auffordert für ſeine „Berühmten Männer" einen biographiſchen Aufſatz über Friedrich Wilhelm den Vierten zu ſchreiben, auch allenfalls über andre hohe Perſonen, das Honorar ſoll ich ſelbſt beſtimmen! Der gute Mann irrt ſich. —

Abends Beſuch vom Fürſten von Pückler, beinahe zwei Stunden, bis halb 9 Uhr. Sehr angenehme Unterhaltung: Jugendgeſchichten, Heſſachen, Geſellſchaft, Bücher, zuletzt ernſtheitre Betrachtungen über Leben und Tod, Unſterblichkeit, Gottheit. Der Fürſt bezeigte die vollkommenſte Ergebung in Gott, wahre Frömmigkeit, ſprach über perſönliche Fortdauer wie es Schleiermacher zu thun pflegte. Bekenntniß der Unwiſſenheit, aber Zuverſicht, daß der Geiſt nicht ſterben könne, daß das Allgemeine mehr werth ſei als das Einzelne.

— Die Prinzessin Karl hat wieder Ludmilla'n gegen den Fürsten sehr gelobt. Sie giebt ihm Bücher zu lesen, er will ihr die von uns eifrig empfohlenen Erzählungen eines Unstäten von Moritz Hartmann geben. — Verachtung der Hofschranzen; solche, die ihn sonst kaum beachten wollten, nähern sich ihm mit Beflissenheit, mit Schmeichelei und Huldigungen, weil sie sehen oder vermuthen, daß er beim Prinzen von Preußen etwas gilt. — Der Fürst war in Generalsuniform, die ihm sehr gut stand. —

Der König ist heute Nachmittag aus Tegernsee wieder hier angekommen, schlechter als er hingegangen! Der Prinz von Preußen war auf dem Bahnhof, sonst war kein Empfang. An Genesung glaubt niemand mehr; auch der Wirkl. Geh. Rath Adolph von Kleist hat alle Hoffnung aufgegeben. —

Freitag, den 3. September 1858.

Schlechte Nacht, ich konnte lange nicht einschlafen, sorgliche Gedanken hatten sich bei mir eingenistet und wollten gar nicht weichen. Ich zündete meine Lampe wieder an, und las weit in die Nacht hinein. Gladstone's Homerische Studien fielen auf meine Stimmung wie Sand auf glühende Kohlen, sie war zuletzt überdeckt und erloschen. Ich schlief dann ein. —

Wenn Thatsachen eintreten, hab' ich gewöhnlich Fassung genug. Ich habe sie mir dann meist schon erstritten, indem ich mit den Gedanken gerungen habe. Dieses Ringen mit den Gedanken aber kann schrecklich sein. Auch die Betrachtungen nachher wieder schrecklich! — „Mit den Jahren steigern sich die Prüfungen," sagt Goethe. „Mit den Existenzen steigern sich die Aufgaben und Prüfungen,"

ſagte Rahel ſchon früher — im Januar 1816. Wie tief wahr! Die Lebensanlage iſt grauſam! —

Sonnabend, den 4. September 1858.

Ich habe Schleiermacher's Briefe nun beendigt. Sie führten mich dazu, die Briefe von Rahel und Marwitz wieder vorzunehmen, dann auch andre Briefe von Rahel, — das Ergebniß von all dieſem heißen Thun war ein lautes Weinen, ein Jammern nach dem Vergangnen, Verlornen! Ich drückte ſie im Geiſt alle an's Herz, die Dahingeſchiedenen, auch Schleiermacher, ſeine Frau, die Herz, Reimer, und vor allen meine einzige Rahel mit all den Ihrigen! Ich fühlte nur Liebe, alle Vorwürfe, aller Tadel, zu dem ich berechtigt wäre, war vergeſſen. Pauvre humanité, ſagte Frau von Stael, ſagte nach ihr auch Rahel! Die armen Menſchen, man muß Nachſicht mit ihnen haben, wir alle bedürfen der Verzeihung! —

Sonntag, den 5. September 1858.

Beſuch von Carlyle und Reuberg: geſtern iſt der erſtere hier angekommen, begleitet von Herrn von Uſedom; und morgen früh wollen ſie wieder fort, nach Zorndorf, Kunersdorf, Leuthen, Liegnitz, Zorn, Mollwitz, Prag, Kollin! Carlyle ſagt, ſein Buch über Friedrich den Großen ſei das ſchlechteſte, verdrießlichſte, mühſeligſte Buch, das er je geſchrieben habe, gar kein Vergnügen, nur Mühe und Noth! „Was zum Henker hatt' ich zu ſchaffen mit eurem Fried-

rich?" Seine Klagen ſind ſehr ſpaßhaft, und zum Theil ernſt, es muß ihm ungeheure Arbeit gekoſtet haben, den Mann zu verſtehen, wenn er überhaupt ihn verſteht! Er ſagt, in England wiſſe man nichts von ihm, nichts von Preußen, und auch ſonſt von Deutſchland wenig, dieſe Geſchichten alle ſeien dort ganz unbekannt, obgleich man zu ſeiner Zeit doch etwas davon müſſe gewußt haben. Er macht Ludmilla'n Lobſprüche wegen ihres Buches, ſagt, ſie möchte mehr dergleichen ſchreiben. „Das iſt noch nicht vorgekommen," ruft Neuberg aus, „daß Carlyle eine Dame zum Schreiben ermahnt, abgerathen hat er bisher jedem Frauenzimmer!" Von Gladſtone ſagt Carlyle, ſein Karakter habe einen jeſuitiſchen Zug, gelehrt aber ſei er und ein ausgezeichneter Staatsmann. — Carlyle klagt, er ſei noch wie ſonſt a bad sleeper, könne keinen Lärm vertragen, kein fremdes Bett, müſſe Bettvorhänge haben ꝛc. Doch ſchien er geſünder und munterer als das vorige mal, auch entſchloſſener.

Montag, den 6. September 1858.

Beſuch von Herrn Herman Grimm, der aus Helgoland ganz gebräunt wiedergekehrt iſt. Bettina von Arnim iſt wirklich vorgeſtern, begleitet von den Töchtern Armgart und Giſela, nach Doberan abgereiſt! Grimm ſagt, er habe ſie munterer und kräftiger gefunden — wir ſahen ſie einer Sterbenden ähnlich —, ſie kokettire aber oft mit ihrer Krankheit, ſtelle ſich ſchlimmer als ſie ſei, wolle nicht ſagen, was eigentlich ſie leide, ſchweige ganz und gar. Als er hörte, Dr. Bicking habe geſagt, ſie könne noch zehn, zwölf Jahre leben, meinte er, das wolle er ihr und den Andern nicht

wünſchen, da gingen ſie Alle zu Grunde. — Bettinen, meint Grimm, ſei es gar nicht lieb, eher unangenehm, daß der Handel mit Trowitzſch unerwartet ſeine Erledigung gefunden, ſie bedürfe ſolcher Streitigkeiten und Häkeleien. —

Goedeke macht es Goethe'n zum Vorwurf, daß er ſich gleichſam in einen Wettſtreit mit Anton Wall eingelaſſen, daß er einen Stoff von Schikaneder weiter ausführen wollte. Wie falſch iſt hier die Vorſtellung des Kritikers! Wie grundlos die Unterſcheidung zwiſchen Autoren, als ob der eine zu viel Würde habe, um den andern zu berückſichtigen! Der allergeringſte kann etwas darbieten, was der höchſte benutzen mag. Unbefangen ſteht Goethe mitten in ſeiner Welt, und greift ungeirrt durch äußere Geltung heraus, was ihm taugt, die Magd wie die Fürſtin, den Pfennig wie den Schatz. Goedeke thut mitleidig und unwillig, beides kann er ſparen. —

Dienstag, den 7. September 1858.

Nachmittags ausgefahren. Im Friedrichshain. Die Gräber ſind durch dichtverwachſenes Gebüſch unzugänglich. Die Spazierwege ſind hübſch, aber wenig beſucht. Von hier nach Pankow und Schönhauſen gefahren. An beiden Seiten der Landſtraße wachſen die Häuſer aus der Erde hervor! Der Park in Schönhauſen ſehr ſchön, hohe, kräftige Bäume, dichte Schatten. Im Schlößchen wohnen jetzt der Prinz Friedrich Wilhelm und die Prinzeſſin Victoria, ſind aber abweſend beim Truppenmanöver in der Gegend von Buchholz. —

Mittwoch, den 8. September 1858.

Jeder Tag hat seine Plagen, seine Prüfungen: sie fehlten auch dem heutigen nicht. Stimmungen der verschiedensten Art wechselten, kämpften gegen einander. In der Jugend nimmt man vieles leicht, weil die idealen Möglichkeiten das Uebergewicht über die störende oder arme Wirklichkeit haben; im Alter hat diese das Uebergewicht, und wird sie angetastet, so erzittert gleich das ganze Dasein. So giebt es täglich Gelegenheit sich in der Fassung zu üben, Altes festzuhalten, Neues zu lernen! —

Der Prinz von Preußen ist nach Schlesien zu den Truppenübungen abgereist. Daß er auch nach Warschau zu den russischen gehen wird, verdenkt man ihm sehr, man findet es unschicklich, daß der Stellvertreter des Königs in's Ausland reist. Man tadelte schon die Reise nach Baden-Baden und Ostende. —

Donnerstag, den 9. September 1858.

Wie wir in den September hinein laufen! Wie vom Sturmwind entführt stieben mir die Tage, und so wenig lassen sie zurück! —

In Schlesien regt sich Wohlthätigkeit. Milde, Dohrn, Braniß, und auch wieder Yorck, haben einen Ausschuß gebildet. Einen andern Ausschuß hat der vom Jahr 1848 bekannte damalige Abgeordnete Stein zusammengebracht. Beide Ausschüsse haben hier bei Franz Duncker Ansprachen drucken lassen, die Polizei hat solche jedoch weggenommen. —

Niederträchtigkeit des Naumburger Magistrats! Er richtet an den Minister des Innern, den Herrn von Westphalen, eine Beschwerde, die Nationalzeitung habe neulich eine un-

wahre Anekdote vom Herrn Miniſter gebracht, daß derſelbe in Naumburg wegen Rauchens in Strafe genommen worden, das ſei eine Beleidigung der Stadt Naumburg, wo es überdies noch viele Demokraten gebe, die mit der Nationalzeitung in Verbindung ſtünden, man ſolle dieſe zur Verantwortung ziehen und ſie zwingen, ihre naumburgiſchen Berichtgeber anzugeben! Der elende Miniſter hat dem elenden Magiſtrat beigeſtimmt, und die Polizei beauftragt, dies in's Werk zu ſetzen. Die Polizei wußte jedoch, daß die Voſſiſche Zeitung, und nicht die Nationalzeitung, jenes Hiſtörchen zuerſt gebracht, und hat nun die Frage an jene gerichtet. —

Der Berliner Magiſtrat hat früher gegen die Vorwürfe der Reaktion, er habe ſich an dem feierlichen Begräbniß der Berliner Märzgefallenen betheiligt, die ſo nichtswürdige als dumme Entſchuldigung vorgebracht, er ſei damals ohne Leitung von oben geweſen! Krauſnick und Naunyn! —

Freitag, den 10. September 1858.

Fraulein Armgart von Arnim laßt mir ſagen, ſie ſei mit der Mutter in Doberan glücklich angelangt, dieſe dort aber gleich ſehr erkrankt, indeß jetzt wieder beſſer, ſie würden jedoch bald zurückkehren, weil es dort ſchon viel zu kalt ſei. —

Nachmittags fleißig geſchrieben; in Wolf's Prol[illegible]gemenen geleſen, und Stellen in der Ilias und Odyſſee. —

Der Wirkl. Geh. Rath von Kleiſt war dieſer Tage in Potsdam, hat aber weder den König noch die Königin ſehen können. Ebenſo ſchreibt Humboldt, man habe ihn den König noch nicht ſehen laſſen. Schlimmes Zeichen für den Zu-

ſtand des Königs! — Man denkt an eine fortgeſetzte Stellvertretung, der aber beide Landtagshäuſer zuſtimmen ſollen. Die näheren Anhänger des Prinzen von Preußen hoffen ſeine Regentſchaft bei dieſer Gelegenheit durchzuſetzen. —

Anſprache an die Wähler vom Grafen von Reichenbach in Schleſien. Die Polizei hat dieſes Blatt noch nicht weggenommen. —

Der Prediger Schweitzer, früher in Kremmen, wird in Gotha angeſtellt. — Verſammlung in Gotha der Prediger freier Gemeinden. Endlich ein deutſcher Fürſt, der ſich ihrer annimmt! —

Unter die politiſchen Freunde des Prinzen von Preußen kann der Graf von Schwerin nicht gerechnet werden. Seit beinahe zwei Jahren — oder ſchon länger — iſt kein Zuſammenhang mehr. Eher kann Herr von Bethmann-Hollweg, dann auch Herr von Schleinitz, ſo genannt werden, beide politiſch eigentlich unbedeutend. —

Jemand in der Nähe des Prinzen hat ſich gerühmt: „Zwiſchen ihm und der Prinzeſſin haben wir eine hohe feſte Mauer aufgerichtet, die für immer allen Zugang ausſchließt.“ Das heißt, man hat dem Prinzen einzureden gewußt, es heiße allgemein, die Prinzeſſin beherrſche ihn, dies aber ſchade ihm in der Meinung ſo ſehr, daß jedes Mittel anzuwenden ſei, auch den bloßen Anſchein zu zerſtören. —

Sonnabend, den 11. September 1858.

Politiſche Regungen, auch in den Behörden. Hausſuchung in Breslau bei Dr. Stein; die hier vorläufig geſchehene Hemmung ſeiner gedruckten Wahlanſprache kann kein

Grund zu jener Maßregel sein, sie erscheint als eine polizeiliche Willkür und Ungebühr. —

Unsre Reaktionairs sind hier voll Unruhe und Sorgen wegen der Zusammenkunft der Freigemeindler in Gotha; der Herzog von Gotha wird mit den ärgsten Schimpfnamen beehrt. —

Der Kladderadatsch giebt ein Spottbild von der polizeilichen Beaufsichtigung des Obergerichtsassessors Planck in Hannover; die nichtswürdigste Schikanirung, durch welche die Regierung sich selber der tiefsten Verachtung preisgiebt, kann im Augenblicke nur durch Lächerlichkeit bestraft werden! —

Ich kann von unserer begonnenen Wahlbewegung nicht viel hoffen. Im besten Fall, wenn eine Mehrheit freisinniger Abgeordneten zu Stande kommt, wird die Regierung das Haus auflösen, eine neue Wahlordnung ektropiren; dazu wird sie, wie feige sonst, immer dreist genug sein. — Auch fehlt aller begeisternde Antrieb, nur Ueberlegung findet Statt, Berechnung. — Am meisten zweifl' ich an der gehörigen Aufklärung, der reifen Einsicht, dem gesunden Sinn der Leiter. Das Volk in Masse hat unstreitig in den letzten zehn Jahren viel gelernt, nicht so diejenigen, die sich zu seinen Führern berufen glauben. Der Schwindel mit der preußischen Flotte dauert fort, und so mancher andre, des Bündnisses mit England z. B., der ungeschichtlichen Ueberschätzung Stein's, ja selbst das im Treibhaus erkünstelte Vertrauen auf den Prinzen von Preußen ist einer! Man wäre geneigt, den alten Arndt wieder zu wählen, der in Frankfurt am Main sich so schlecht bewährt hat, so veraltet, so versteinert in seiner Beschränktheit! — Ich wähle nicht. —

In Gladstone gelesen, in Goedeke. — Lästerlich geht Goedeke mit seinem Helden um — denn unstreitig ist

Goethe der Held des Buches! Er bewundert und verehrt ihn, das ist gewiß, aber es freut ihn jede Gelegenheit, demselben was anzuhängen, und er benutzt dazu auch bloße Vermuthungen. Neid und Tadelsucht beherrschen ihn. Der wahre Kammerdiener! Wo es nur möglich, ist er mit geringen, mit schlechten Triebfedern bei der Hand, und seine Urtheile sind oft mehr als gehässig, sind gemein. Daß Einsicht und Verständniß oft ganz fehlen, ist bei solcher Kritik natürlich. Den „Bürgergeneral" nennt er eine Armseligkeit; ich weiß recht gut, daß diese Kleinigkeit kein Egmont, kein Götz ist, auch ist mir die Absicht dabei gradezu widrig, aber eine Armseligkeit ist es doch nicht; Ludwig Tieck las dieses Stück bis in seinen letzten Zeiten oft und gern vor. Im „Groß-Cophta" hätte der Kritiker wenigstens die Kunst der Behandlung, die meisterhafte Folge der Auftritte und Gespräche anerkennen sollen. So hat er auch keinen Sinn für die herrliche, unvergleichliche Sprachdarstellung in den „Ausgewanderten"! — Fleiß hat Goedeke, das ist wahr; aber unfehlbar ist er auch in den äußern Angaben nicht.

Sonntag, den 12. September 1858.

Heute vor fünfzig Jahren wurde mein medizinisches Doktordiplom ausgefertigt. Ich bekam es aber nicht sogleich, weil der Unterhändler, Geheimrath Dr. Hecker, dem ich die Gebühren entrichtet hatte, sie der Fakultät nicht abliefern konnte, indem er sich in Geldbedrängniß befunden und sie für sich verwendet hatte; erst ein halb Jahr später, als er das Geld wiedergeschafft, wurde ihm das Diplom für mich ausgehändigt. Es war mir schon unnütz geworden. Der

17.

Au roi.

Sire !

Dans les gouvernements réprésentatifs, il est du devoir de tout citoyen d'éclairer le prince sur les dangers ou les agents du pouvoir précipitent l'état. Les rois ne peuvent mal faire, mais ils peuvent avoir de mauvais conseillers, alors il est important, pour eux et pour le pays, que l'abime soit mis à découvert.

Je viens donc, plein du sentiment de mes devoirs, céder à l'impulsion de ma conscience.

En Janvier 1815, le comte de Gain, l'ami de toute ma vie, nommé par votre majesté au gouvernement du château royal de Pau, me nomma lui-même, comme les gouverneurs en avaient le droit sous l'ancien régime, à l'adjudance de ce château. Depuis j'en ai toujours conservé le titre et le traitement.

Je tiens aussi de vos bontés, Sire, la croix de Saint Louis que m'avaient méritée vingt cinq-ans d'honorables services.

Obligé de rompre le silence, je n'ai qu'un moyen, Sire, d'aller de mon heureuse obscurité au trône. Il est pénible, douloureux; mais la patrie commande; j'obéirai.

Sire, je vous résigne le brevet de chevalier de Saint Louis; je vous résigne le brévet d'adjudant du château royal de Pau.

Pour en venir à une si rigoureuse extrémité, croyez, Sire, que j'ai de graves motifs — je n'ai jamais su transiger avec mes devoirs, et l'honneur me défend aujourd'hui de conserver des liens que mes opinions réprouvent,

ſtolze Gedanke, bei der neuen Univerſität als erſter Doktorand und zwar mit einer Abhandlung über den Hippokrates aufzutreten, war ohnehin gefallen, weil die Univerſität noch fehlte. Nun wählt' ich den Kriegsdienſt, und that wohl daran. Doch behielt der Beruf eines Arztes mir immer großen Reiz. — Wer mir damals geſagt hätte, ich würde dieſes Jubiläum erleben, und in ſolchen Lebensumſtänden! —

— Es iſt oft ein unerklärliches Geheimniß, durch was im Menſchen Neigung oder Abneigung gegen Andre beſtimmt wird, meiſt entzieht es ſich ſeinem eignen Bewußtſein, und Andre finden es eher als er ſelbſt. —

Nachmittags Beſuch von Fräulein Alwina Frommann. Ueber die Feſtlichkeiten in Jena, ſehr lobend. Der Großherzog ſoll ſich ſehr gut benommen und beſonders auch herzlich geſprochen haben. Böckh's Rede war unbehelfen und matt; er kann nicht aus dem Stegreif reden, er muß ablesen, das war hier nicht ausführbar.

Briefſchaften durchgeſehen. In Grote geleſen; das iſt was andres als der geiſtloſe, trockne Gladſtone! In dem Buche des letztern ſind die Worte probably, it seems, it may auf jeder Seite! —

„Der zweite Theil des Goethe'ſchen Fauſt erklärt von Alexander Schnetger, Privatdozenten der Univerſität Jena. Jena, 1858." 8. Er ſtellt die Dichtung ſehr hoch und nimmt ſie gegen die gewöhnlichen, gemeinen Vorurtheile in Schutz. Mit Düntzer iſt er wenig zufrieden, beſonders eifert er gegen deſſen Weitſchweifigkeit. Aber künftig danken viele ſie ihm! —

Gerüchte, der König habe ſich in Baiern zur katholiſchen Kirche bekannt, habe hier ſeinen katholiſchen Beichtvater, ſeine heimliche katholiſche Kapelle u. dgl. mehr. Das Volk glaubt dies nur zu leicht.

Der heftige Katholik Appellationsgerichtsrath Peter Franz Reichensperger in Köln iſt zum Obertribunalsrath hier ernannt worden. Der Prof. Heydemann hat den Titel Geheimer Juſtizrath erhalten; ein Schuler von Gans, der ſich fügſam erwieſen! —

Montag, den 13. September 1858.

Humboldt iſt heute Vormittag nach Sansſouci beſchieden worden. Die Königin wird ihn zu ſeinem morgenden Geburtstage beglückwünſchen und beſchenken. Da wird er denn auch wohl den König zu ſehen bekommen. —

Die Rathloſigkeit in Betreff einer neuen Anordnung des Regierungsweſens dauert fort. Man ſtrengt ſich an, allerlei Halbheiten und Vermittlungen zu erfinden, mit denen nichts ausgerichtet wird. Vor jeder wahren Entſchließung hat man die größte Scheu. Der Prinz von Preußen zeigt gänzliche Gleichgültigkeit, obſchon er ſie nicht hat, ſondern dem Könige wie den Miniſtern grollt. Mit Manteuffel verträgt er ſich ſchon einigermaßen, und ſeine Freunde ſind ſchon darauf gefaßt, ſich in ein neues Miniſterium fügen zu müſſen, worin jener den Vorſitz behält. — Im Volke die wunderlichſten Gerüchte! Der König wird abdanken, der Prinz von Preußen auch, der junge Prinz als König ausgerufen werden! Andre wollen wiſſen, die Königin werde als Regentin auftreten ꝛc. —

Abends zu Hauſe. Nach dem Thee geſchrieben. Wir ſind jetzt recht fleißig, ich doch nur obenhin, Ludmilla mit rechtem Ernſt und Erfolg. Die Tage füllen ſich gewaltig, von allen Seiten Anforderungen, und die wichtigſten und

liebsten müssen gar oft zurückstehen. Der stille Genuß der Tage fehlt! —

„Zur deutschen Litteratur und Geschichte. Ungedruckte Briefe aus Knebel's Nachlaß. Herausgegeben von Heinrich Düntzer. Nürnberg, 1858." 2 Bändchen 8°. —

„Socrates. Trauerspiel in fünf Aufzügen, von Ludwig Eckardt. Jena, 1858." fl. 8. —

Jetzt heißt es, man habe beschlossen, der König solle die Regierung wieder übernehmen, aber nur auf ein paar Tage, und bloß zu dem Zweck, den Prinzen von Preußen zum Mit-Regenten zu ernennen; damit glaubt man aus aller Noth heraus zu kommen. Aber der König kann noch Schwierigkeiten machen, Bedingungen stellen ꝛc. Außerdem weiß die Verfassung von keinem Mit-Regenten, sondern verlangt, der nächste Verwandte soll selbstständig auftreten und den Landtag berufen. Den einzig richtigen Schritt, ohne den König das Nöthige zu thun, wagt niemand. — Und der Landtag? Wollen sehen! —

Dienstag, den 14. September 1858.

Schlechte Nacht, von Unwohlsein gestört; doch weckte ich niemand. — Humboldt tritt heute sein neunzigstes Lebensjahr an. Die Zeitungen feiern ihn. Die Vossische bringt griechische und deutsche Distichen. Die Spener'sche bringt unter andern auch eine Briefstelle von ihm, die von Stein zwar lobend spricht, aber die gäng und gäben Lobpreisungen bedeutend herabstimmt. —

Geschrieben, den ganzen Vormittag. Es war zu heiß zum Ausgehen. —

Der mecklenburgische Minister von Schröter ist von

Jena, wo er Profeſſor war, weggeblieben, weil er fürchtete, die Studenten würden ihm etwas Unangenehmes anthun: er weiß, daß er durch ſein politiſches Betragen allgemein verhaßt iſt. —

Während die Briefſtelle Humboldt's ausdrücklich ſagt, Stein ſei kein großer Mann geweſen, verkündigt die Zeitung zugleich, für das dieſem zu errichtende Denkmal ſei ein Komité zuſammengetreten, deſſen Ehrenpräſident Humboldt ſei. —

In Rheinbaiern wird Arndt's Buch über Stein wegen der darin enthaltenen Schmähungen auf den Fürſten von Wrede polizeilich weggenommen. —

In Würtemberg großer Lärm wegen des Gerüchts der König ſei katholiſch oder wolle es werden. Das Volk ſpricht vom „Jud Süß". Der König verſammelt ſeine Prälaten und widerſpricht heftig. —

Das Telegraphen-Tau zwiſchen Europa und Amerika verſagt den Dienſt. —

Die Prinzeſſin Victoria und ihr hier anweſender Bruder Alfred haben Vormittags Humboldt beſucht und ihm ihre Glückwünſche gebracht. —

Mittwoch, den 15. September 1858.

Der Prinz von Preußen hat den Breslauern geſagt, die Umſturzbewegungen von 1848 ſeien zwar überwunden, aber die Gefahr ſei noch nicht vorüber, und man müſſe die größte Aufmerkſamkeit nach dieſer Seite haben. — Man ſieht hieraus, welche Vorſtellungen in ihm wieder herrſchend geworden, wie geſchickt die Reaktion auf ihn eingewirkt hat!

im gewöhnlichen Leben äußerſt zahm, widerſpricht nicht gern, iſt gern der Meinung deſſen, mit dem er ſpricht, beſonders mit Höheren iſt er unterwürfigſt augendienerisch. Ganz und gar eine Lakaiennatur, die daher auch den Prinzen und andern Vornehmen ſo leicht gefällt! Läßt er ſich einmal los, oder wird er von oben gehetzt, ſo iſt er auch wüthig wie ein Lakai, ſchimpft und tobt auf's gemeinſte. Ich habe ihn geſehen als demüthigſten Augendiener des Hofrathes Hirt, während der in Macht und Anſehn ſtand, und als deſſen bitterſten Gegner, ſo wie die Gunſt gewichen war. —

Donnerstag den 16. September 1858.

Früh wach, und Bernſtein's „Mendel Gibbor" geleſen; die Erzählung iſt rührend, die jüdiſche Frömmigkeit, Innerlichkeit, tritt ſchön hervor, aber der Scherzton iſt oft verfehlt, beſonders im Anfange, ſelbſt für das Volk, das deſſen viel verträgt. —

Die Volkszeitung iſt heute wieder mit Beſchlag belegt, wegen ihres Artikels über die Demokratie, ihre Nothwendigkeit, ihre Grundlagen. Einiges geſchichtlich Unrichtige läuft dabei mit, aber im Ganzen ſagt ſie Wahres und Zweckmäßiges. —

Entſchluß, am Sonnabend nach Hamburg zu reiſen. Ludmilla ſehr froh darüber, ich nicht ohne einige Mißempfindung! beſonders wegen der Menſchen, die ich dort vermiſſe! —

Der König wird am 6. die Reiſe nach Meran antreten, ſo iſt es jetzt beſtimmt. Wie es mit der Regierung werden wird, iſt noch nicht feſtgeſetzt; aber der Prinz von Preußen,

glaubt man, wird ſich dem Willen der Gegenſeite zuletzt fügen. —

Freitag, den 17. September 1858.

Die Volkszeitung iſt abermals weggenommen, und die Nationalzeitung auch. Das ſind ja gute Vorzeichen der Wahlfreiheit! —

Sendung von Herrn Dr. Johann Jacoby aus Königsberg, er ſchickt mir einen Aufſatz von ihm für Hegel gegen Haym, abgedruckt in der Königsberger Sonntagspoſt von Julius Rupp. —

Geſchrieben, und mancherlei für die Reiſe beſorgt. —

Ausgegangen mit Ludmilla. Beſuch beim Fürſten von Pückler. Seine Schwägerin Gräfin von Sendewitz geht weg. Er giebt uns einen Brief zu leſen, den er an einen Vetter geſchrieben hat, worin er bekennt, daß ihn das Leben nicht mehr reizt, daß er es zu lang findet, und das Aufhören faſt herbeiwünſcht, aber gar nicht aus Trübſinn oder Schwermuth, ſondern ganz heiter, und auch noch ganz vergnügt mit dem Leben ſpielend, wenn die Gelegenheit ſich giebt. Weitläufiges Geſpräch über dieſen Gegenſtand, große Aufrichtigkeit. Er beklagt, daß er niemand habe, der ihn liebt, eine gute Tochter würde ihn beglücken, der könnte er viel zu Gefallen thun. Seine Unabhängigkeit war ihm ſonſt das Liebſte, jetzt möchte er gern etwas Abhängigkeit. Daß er ſich aus dem Urtheil Andrer nichts mache, ſei meiſt nur angenommener Schein geweſen, bekennt er aufrichtig. Ueber die Fürſtin ſpricht er mit klarer Einſicht, ſie war ſeine Freundin, ihr Karakter aber dem ſeinigen zu ähnlich. Er giebt Ludmilla'n bereitwillig allerlei Aufſchlüſſe und Er-

läuterungen, zu denen ich nachher manchen Nachtrag liefere! Binnen wenig Tagen reist er nach Baden-Baden zur Prinzessin von Preußen. Ueber unser politisches Elend seufzt er. —

Brief und Sendung aus Dresden von Herrn Berthold Auerbach, der mir seinen Volkskalender schickt und mein Urtheil wünscht. —

Noch ist *nichts* über die Reise des Königs — nach Meran oder nach dem Comer See — festgesetzt, *nichts* über Stellvertretung oder Regentschaft. — Der neue Arzt des Königs dringt auf entschiedene Abgeschlossenheit des Kranken, er soll so wenig als möglich Besuch empfangen, daher sogar Adolph von Kleist abgewiesen wurde, von dem übrigens die Königin schon gesagt haben soll, er dringe sich belästigend auf, mache zu viel Wesens mit seiner Gunst beim Könige. Nur Manteuffel, Dohna, Massow, Willisen, und endlich auch Humboldt, haben bis jetzt den König seit seiner Rückkehr gesehen, nebenher auch Stüler. —

In der gestrigen Stadtverordneten-Sitzung kam ein Antrag des Magistrats in Betreff der Märzleichen vor. Die Angehörigen der im Friedrichshain Begrabenen hatten vielfach beim Magistrat angesucht, ihnen den verbotenen Zutritt zu den Gräbern zu gestatten; der Magistrat will dies auch befürwortet haben, das Polizeipräsidium aber hat es abgeschlagen. Darauf wollte nun der Magistrat die Verlegung der Leichen nach verschiedenen Kirchhöfen empfehlen, die Polizei war damit einverstanden, wenn es ohne Aufsehen geschähe, die Angehörigen, wenn sie keine Kosten davon hätten. Der Magistrat verlangt nun 3000 Thaler, um diese Kosten zu bestreiten. Die Stadtverordneten knüpfen daran aber Bedingungen, woran die Sache scheitert. Die Summe soll nicht aus dem Fonds für die Märzkämpfer genommen werden, — ein solcher ist noch in den Händen

des elenden Magistrats! — sondern aus der städtischen Kasse genommen worden. —

(S. hierüber den Publizisten Nr. 76 vom 21. September. Der Magistrat ist es, der das gemeinsame Begräbniß im Friedrichshain ausgeführt hat!) —

Hamburg, Sonnabend, den 18. September 1858.

Morgens um halb 8 Uhr mit Ludmilla von Berlin abgereist. Die Spree zwischen Charlottenburg und Spandau schimmerte herrlich im tiefsten Blau, von vielen Schwänen beschwommen. Wir blieben lange Zeit allein im Wagen, erst in Wittenberge bekamen wir zwei Gefährten, der eine schlief immer, der andre, ein reicher Kaufmann aus Hamburg, aß immerfort, es war grade Jom Kippur, und er hatte sollen fasten, nicht reisen ꝛc. Nicht das geringste Gespräch fand Statt. Bei Reinbeck wurde die Gegend schön, der Sachsenwald aber wird jedes Jahr etwas lichter. — Um halb 4 Uhr kamen wir glücklich in Hamburg an und fanden im Gasthof zur Stadt Petersburg gute Zimmer. Die Aussicht auf den Jungfernstieg und das Alsterbecken, beide in der Wirklichkeit größer und schöner als in der geschwachten Vorstellung, entzückten uns. Da grade die Zeit des Mittagessens war, so benutzten wir die Gelegenheit, aber noch vorher in der Hausthüre redete mich ein Vorübergehender begrüßend an, es war Dr. Endrulat; er hatte eine Verabredung mit Dr. Walesrode, auf meine Einladung jedoch beschied er diesen in unsern Gasthof, setzte sich mit uns zu Tisch, und bald erschien auch Walesrode, der geistvolle, freisinnige, muntre Mann. Wir hatten lebhafte Gespräche und freuten uns gegenseitig der neuen Bekannt-

schaft. Zufällig war auch Herr Jürgen Bona Meyer ganz in unsrer Nähe, so wie Herr Prof. Forchhammer aus Kiel, und auch mit diesen wurde manches Wort gewechselt. — Nach dem Essen holten wir Herrn Wehl ab und fuhren mit ihm nach Eimsbüttel, wo Herr Otto Wolff und Fräulein Line uns freudigst aufnahmen. Wir fuhren Abends zurück, es wehte ziemlich rauher Wind und legte den Grund zu einiger Erkältung. Wir genossen vor dem Schlafengehen noch eine Weile der guten Luft auf dem Jungfernstieg und des zauberischen Anblicks seiner erleuchteten, im Wasser wiedergespiegelten Häuserreihen. —

Sonntag, den 19. September 1858.

Schlecht geschlafen wegen vielen und frühen Lärms im Gasthofe. Der Braunschweiger Sängerverein und ein protestantischer Kirchentag füllen die Wirthshäuser; die Mitglieder des Kirchentages sollten zwar als Gastfreunde bei Hamburger Frommen untergebracht werden, allein es zeigte sich wenig Neigung zur Aufnahme der Schwarzröcke, und die Mehrzahl derselben muß im Wirthshause vorlieb nehmen, überhaupt macht der Kirchentag keine besondern Geschäfte, viel dummer Eifer und nichtsnutziges Geschwätz kommt an's Licht, wenig Zweckmäßiges. — Ich ging früh mit Ludmilla durch die Straßen spazieren. Wir geriethen in die Petrikirche, dann in die Jakobikirche, sahen dort einen Kandidaten, hier den Pastor Schmalz auf der Kanzel, entfernten uns aber bald wieder, weder Priester noch Gemeinde machten uns einen guten Eindruck. In der Steinstraße Nr. 112 betrachtet, wo wir einst gewohnt. Herrn

et de rester sous le poids d'un serment, que je ne voudrais plus tenir. Oui, Sire, je sens que je ne pourrais plus remplir avec honneur mes serments; et cependant, tant est grande ma fidélité, tant est puissant mon amour pour la France! que malgré l'éminent danger, je vais satisfaire, par ce qui va suivre, au serment exigé des chevaliers de Saint Louis.

Sire, vous êtes rentré en 1814, en promettant la liberté. Il est juste de le dire: Vous avez octroyé la charte; mais, depuis quelques années, les nombreux ministères qui se succèdent, paraissent avoir pris à tâche de trahir vos promesses.

Dès 1820, j'avais eu l'intention de faire ce que je fais aujourd'hui, quand, à la faveur d'un crime isolé, exploitant la douleur de la France, une faction parvint à renverser le palladium des libertés publiques, en détruisant une institution fondamentale, la loi des élections. Alors, cependant il restait encore des espérances: Sire, il n'en reste plus aujourd'hui, que dans un acte de votre volonté souveraine: aujourd'hui que nous entendons publier, hautement et partout, les doctrines du pouvoir absolu; aujourd'hui que l'un des trois grands pouvoirs vient d'être violé, aujourd'hui que par une guerre entreprise contre un gouvernement constitutionel on indigne le sort qui est réservé à la constitution française.

Sire, il ne manquera pas des gens qui trouveront mes paroles audacieuses: ils crieront même à la sédition: demandez-leur, s'ils ont payé comme moi, leur dette au trône, à la patrie.

Sorti de la marine de 1812, après y avoir servi 17 années, je fus en 1813 nommé capitaine au premier régiment des gardes d'honneur. Les frimats avaient

Dr. Endrulat in der Rosenstraße Nr. 30 besucht — auf Gertrudenkirchhof, wo ich 1794 öfters gespielt! Herrn Dr. Walesrode im Jungfernstieg Nr. 9 besucht. Er zeigt mir ein ächtes Bildniß von Siéyes, das der Mainzer Klubbist Hofmann in Winkel ihm geschenkt hat. Weiterer Ausgang. Den Gasthof Kaiserhof in seiner Alterthümlichkeit mit Vergnügen betrachtet, die Stelle wo die alte Börse, das alte Rathhaus gestanden. — Ausruhen zu Hause, Schlafen. — Um 3 Uhr im Alsterpavillon; Dr. de Castro. — Nach Eimsbüttel gefahren; Mittags bei Herrn Otto Wolff, Herr Wehl kam auch dazu. Hündchen Turenne. Mancherlei Gespräche. — Vom Kirchentag allerlei Schnurriges; er ist zu Ende, ohne alles Ergebniß; die Schwarzröcke haben Hamburg beschmaust, und viele sogar ihre Weiber kommen lassen, damit sie die Schwelgerei mitgenössen! — Nach einem Spaziergang durch Eimsbüttel fuhren wir um 7 Uhr mit dem Omnibus nach Hamburg zurück. Im Jungfernstieg beim Alsterpavillon Gefrornes. — Herr Dr. Walesrode war bei uns gewesen. — Erinnerungen, Betrachtungen. Die Vergangenheit liegt diesmal schwerer auf mir, als vor acht Jahren. Die Erinnerungen haben etwas Beengendes, Trübes; ich halte sie fest, aber sie erfreuen mich nicht, und indem das Jetzt mich nicht befriedigt, kann ich das Damals nicht zurückwünschen. Am meisten fehlt mir doch hier mein Vater, den ich auch am lebendigsten mit Geistesaugen sehe, tüchtig, geistvoll und heiter wie er war. —

Montag, den 20. September 1858.

Nicht viel beſſer geſchlafen als die vorige Nacht; mein Blut war in Wallung, durch Gedanken und durch Champagner. — Früh ausgegangen mit Ludmilla, nach Antiquaren umgethan, aber ohne alle Ausbeute! Herr Luttermerk, ein Verwandter Steinheim's und hamburgiſcher Zeitungsſchreiber, redete Ludmilla'n auf dem alten Steinweg an. Klopſtock's Wohnung in der Königsſtraße 30 iſt jetzt durch eine Ehrentafel bezeichnet; er wohnte hier dreißig Jahre, von 1773 bis 1803. Von dem Anſehn ſeiner Perſon und ſeines Namens hat man jetzt ſchwer eine Vorſtellung; ſein Ruhm war nicht ſo ausgebreitet, wie der Ruhm Humboldt's, aber heiliger, unbeſtrittener. — Bei Herrn Julius Campe vergebens angeſprochen, er iſt noch auf Helgoland. Bei Perthes und Beſſer die Wohnung des Herrn Dr. Julius erfahren, der in der Poſtſtraße wohnt. Er war ſehr erfreut über unſern Beſuch und die Berliner Grüße. Sein Leben ſcheint kümmerlich, er hat in ſeinen alten Tagen nichts was ihn freut, wenig Umgang, keine Thätigkeit, und iſt ſehr gebrechlich. Er giebt die Briefe, die er von Böhl von Faber hat, ſchön gebunden der hamburgiſchen Stadtbibliothek; die Tochter Böhl's, an einen Spanier verheirathet, ſchreibt unter dem Namen Fernando Cavallero die beſten ſpaniſchen Romane. Geſpräch über den Nachlaß des Etatsrathes Barons von Vogt, über die Memoiren Poel's (Publ's ausgeſprochen); die Briefe der Frau von Stael an Vogt ſind dem Herzog von Broglie ausgeliefert worden. Grüße für Frau Campe geb. Hoffmann, ſie iſt in Reinbeck. Dr. Julius zeigt mir auch ein als Manuſkript gedrucktes, ihm vom Verfaſſer geſchenktes Buch „Erinnerungen aus meinem bewegten Leben", vom Geh. Regierungsrath Bärſch in Koblenz; der unſaubre

Frömmler hat hier allen ſeinen Geifer ausgeſpritzt, in gemeinen, zum Theil lügenhaften Ausfällen gegen Tettenborn, Karl von Roſtitz, Dehn, wahrſcheinlich auch gegen mich — denn ich fand die Stelle, wo von mir die Rede ſein ſoll, beim Blättern nicht; wie ich über die gemeinen Rohheiten aufſchreie, ſagt der ſonſt ſo empfindliche und dergleichen verwerfende Julius begütigend: „Ach, es iſt ein alter Mann, der die Feder rückſichtslos laufen läßt!“ Gut, ich nehme die Entſchuldigung an, bin auch alt, und ſage auch rückſichtslos, daß der eitle, frömmelnde Bärſch ein nichtsnutziger Lump iſt! — Herrn Dr. Walesrode im Jungfernſtieg geſprochen. — Auſternfrühſtück im Keller von Zeppenfeld vormals Salje. — Beſuch von Herrn Wolff, von Herrn Endrulat. — Zum Mittageſſen war Herr Wehl unſer Gaſt. — Nach dem Eſſen, leider etwas ſpät, zu Rainville gefahren, Wehl mit uns. Muſik und Feuerwerk, doch das letztere warten wir nicht ab, ſondern fahren um 7 Uhr nach Hamburg zurück. — Herr Dr. Walesrode holte uns ab, um auf der Sternwarte den Kometen zu ſehen. Ich wollte mitgehen, fand aber durch das raſche Fortſchreiten meine Bruſt ſo beklommen, daß ich am Ende des Jungfernſtiegs umkehrte. Der Direktor der Sternwarte Herr Dr. Rümker war ſehr gefällig, und äußerte ſich auch über mich überaus freundlich. — Ich hatte unterdeß auf dem Zimmer theils geruht, theils geſchrieben, theils die Ausſicht genoſſen. —

Anmeldung bei Herrn Prof. Ullrich: ſein Schwager Dr. Lappenberg iſt in Schottland. — Streifereien durch die Straßen. Neue Straße Nr. 7, wo ich mit meinem Vater 1794 gewohnt; Poſtſtraße Nr. 15, wo Dr. Aſſing gewohnt: das Haus wird neu eingerichtet, doch iſt der alte Schauplatz großentheils noch vorhanden, wir beſehen alles, mit Ausrufungen der Erinnerung! Die ganze Gegend wird ſich raſch aufnehmen, die kleinern Häuſer durch große neue erſetzen, denn es wird am Ausgange der Straße der Wall abgebrochen, und ein neues Stadtthor eröffnet. — Wir gelangen zum Hafen. Das Baumhaus iſt abgebrochen! eine Zerſtörung, die mir wahrhaft weh thut! Auf den Kajen Nr. 14 erkenn' ich auch das Haus wieder, wo mein guter Vater ſtarb! — Wir empfingen dann zu Hauſe den Beſuch von Herrn Jürgen Bona Meyer, der eifrig zum Vortheil Hamburgs ſprach, und deſſen Angaben wir gar gern hörten. Herr Otto Wolff kam um mit uns zu eſſen; Herr Dr. Walesrode fand ſich ein, Herr Prof. Ullrich kam uns zu morgen Mittag einzuladen. Die Lebhaftigkeit des letztern hatte für die andern großen Reiz, er machte Walesrode's Bekanntſchaft mit freudiger Artigkeit, alles das beſtach mich, daß ich ſeine Einladung annahm. Seine Aeußerungen waren zum Theil ſehr merkwürdig durch kühne Eigenheit; er beurtheilte ſeinen Schwager Lappenberg ſehr gut als einen der Gegenwart fremden Schriftengrübler, er verwarf die Bemühungen, deutſche Mundarten durch Dichtung zu erheben als ein Niederſteigen von mühſam errungner Höhe, ſprach wider die Gothaer ꝛc. — Ich habe noch nachzutragen, daß wir Vormittags uns die im Bau begriffene Nikolaikirche beſehen haben, die ganz im altdeutſchen Stil wiederaufgebaut wird. — Nach dem Eſſen wollten wir Frau Köſter beſuchen, Ferdinandsſtraße 44, aber ſie iſt auf dem Lande bei Kiel.

— Wir entſchloſſen uns raſch und gingen in das Thalia-Theater, auf dem Pferdemarkt. Man gab „Feenbände, Luſtſpiel in 5 Aufzügen, nach dem Franzöſiſchen Les doigts de fée des Scribe, von Graven.“ Hübſches Theater und vortreffliches Spiel! So gutes, ſo tadelloſes Zuſammenſpielen hab' ich in vielen Jahren nicht geſehen! Die einzelnen Talente ſind wohl nicht die größten und erſten, aber ſie ſind gut geſchult und bringen vereint eine Vorſtellung zu Stande, die weit über das, was die Einzelnen leiſten, hervorragt, und dies doch wieder durch die Leiſtungen der Einzelnen, die aber ein Ganzes bilden, und durch ihr Zuſammenſtimmen die befriedigendſten Eindrücke bewirken. Das Stück iſt geſchickt gemacht, mit feinen Schattirungen, aber im Grunde platt, voll Kotzebue'ſcher Theaterſtreiche, unerhörten dummen Edelmuths, gemeiner Geldhülfe, elender Rührung, jeden Augenblick bietet ſich ein Zerrbild dar, eine in's Lächerliche fallende Uebertreibung, aber es bleibt durch das geſchickte Spiel alles im natürlichen Gleiſe, das Lächerliche und Gemeine wird niedergehalten und das Häßliche erträglich gemacht. Die Fräuleins Panini, von Petrikowska, Krieg, Miller, Schramm, die Herren Baum, Schmidt, Hahn, verdienten und gewannen den größten Beifall, auch die Nebenrollen waren deſſen werth. Dies gute Zuſammenſpiel ſoll außer dem Direktor Maurice beſonders dem Regiſſeur Marr zu verdanken ſein. Ich befand mich während des erſten Aktes ſehr übel, und dachte an Weggehen, blieb aber mit ſteigendem Vergnügen und ſich beſſerndem Befinden bis zum Schluſſe und ertrug die übergroße Hitze mit Geduld. — Als wir nach Hauſe kamen, hörten wir mit Bedauern, Herr Karl Volckhauſen ſei dageweſen. Er wohnt leider weit, bei Wandsbeck. —

Der Kirchentag iſt zu Ende, doch zieht er großes Aergerniß hinter ſich her, und Hohn und Spott die Fülle. Ein

Schwarzrock iſt im Bordel geweſen, und weil er betrunken war und nicht bezahlen wollte, vor die Polizei geführt worden; ein andrer lag ſinnlos berauſcht nachts auf der Straße; ein dritter hat mit liederlichen Mädchen loſe Reden geführt und ſchändliche Lieder geſungen. Das hieſige Lokalblatt „Die Reform“ erzählt alles haarklein, mit den ausgeſprochenen Namen, und läßt es an höhniſchen Bemerkungen nicht fehlen. Das Volk reißt ſich um das Blatt, und ſchon iſt daſſelbe in fünfter Auflage erſchienen! —

Den Hamburgern iſt eigentlich die Politik nur Nebenſache, nur inſofern wichtig, als ſie auf die Handelsgeſchäfte Einfluß hat. Doch iſt der Unwillen gegen Dänemark wegen der nichtswürdigen Behandlung Schleswig-Holſteins allgemein, und die Zahl derer, die mit Trauer die Zuſtände Deutſchlands in der jetzigen Verſunkenheit ſehen, ſehr groß. Die jetzigen troſtloſen Verhältniſſe Preußens beurtheilt man mit mehr Einſicht, als ich vermuthen konnte; manche Täuſchungen, die man in Berlin noch vielfältig hegt, beſtehen hier nicht. Preußen ſteht in der öffentlichen Meinung ſehr tief, und man unterſcheidet recht gut den Geiſt, der im Volke lebt, von der Schwäche und Nichtigkeit, die in der Regierung herrſchen. Die Kreuzzeitungspartei wird gehaßt und verachtet, und man hält ſie für geſchlagen und beſeitigt, ſobald der Prinz von Preußen zur Macht gelangt, was wohl zu leichtgläubig vorausgeſetzt wird. Der Prinz hat hier einigen Anhang durch die Freimaurerei. —

In der Kölniſchen Zeitung ſteht ein Rechtsgutachten über die Regentſchaftsfrage von dem ehmaligen Oberprokurator Leue, der ſich ganz für die ſofortige Regentſchaft des Prinzen ausſpricht, und namentlich, daß der Prinz als bloßer Stellvertreter nicht befugt ſei, Majeſtätsrechte auszuüben, z. B. weder Krieg zu erklären, noch ein Todesurtheil zu beſtätigen. —

Aus Frankreich kommen bedenkliche Nachrichten von Unzufriedenheit im Kriegsheer, von entdeckten militairischen geheimen Gesellschaften, von zweien Regimentern, die man von Paris eiligst habe entfernen müssen und dergleichen mehr, was vielleicht übertrieben wird, aber doch die Richtung anzeigt, in welcher die Gedanken sich bewegen. —

Mittwoch, den 22. September 1858

Unruhiger Schlaf. Die Vergangenheit lag mir in der Seele wie Blei über der Gegenwart, die Träume waren beängstigend. Frühmorgens entzückte mich doch wieder der Anblick der Alster, des Jungfernstiegs, des ganzen hamburgischen Lebens. — Ludmilla fuhr nach Eimsbüttel um Abschied zu nehmen. Ich ging mit Ganzmann durch viele Straßen, die Eigenthümlichkeiten des Wohnens, des Verkehrs betrachtend. Dabei sucht' ich in vielen Bilderläden, geringen und vornehmen, vergebens ein altes Blatt, das unter dem Titel „De Hamberger Utroper" in bunten Bildern die ausrufenden Straßenverkäufer vorstellte mit den plattdeutschen Ausrufsformeln, ein gemeiner Bilderbogen, der höchstens zwei Schillinge kosten konnte; er war nirgends mehr zu finden! Man bot mir an dessen Statt eine Reihe von einzelnen Bildchen, die viel feiner gearbeitet waren, auch wohl die Trachten wiedergaben, aber nicht die ursprünglichen oft sehr seltsamen Ausrufsformeln, sondern kürzere Worte, die vielleicht jetzt an der Stelle von jenen gelten. Doch ist überhaupt das Ausrufen in Hamburg jetzt sehr beschränkt, — in Berlin fast erloschen. Ich verzichte ungern auf diese Alterthümlichkeit. — Ludmilla kam von Eimsbüttel zurück, und wir gingen auf die Stadtbibliothek. Herr Professor

Petersen führte uns durch die Säle. Wir trafen Herrn Dr. Wilhelm Klose als Bibliotheksgehülfen angestellt, unerwartet auch Herrn Wilhelm Bernhardi. — Die Bildnisse von Klopstock, Melchior Goeze, Richey, Reimarus, Ebeling, Jungius, betrachtet. Die Bibliothek hat großen Zuwachs durch Schenkungen und Vermächtnisse; auch Gurlitt hat seine Briefschaften sämmtlich hieher gestiftet, doch dürfen erst fünfzig Jahre nach seinem Ableben die Siegel gelöst werden. — Frühstück bei Salje-Zeppenfeld. Lebendige Schildkröte aus Südamerika, die für 40 Thaler (100 Mark) eingekauft worden. — Herr Otto Wolff kam Abschied zu nehmen. — Herr Dr. Walesrode las uns den Anfang einer Schrift, die er über den Plehwe'schen Zweikampf will drucken lassen; ganz vortrefflich, streng wahr und feurig beredt. — Fräulein Rabel de Castre besuchte uns, und erzählte von Steinheim. — Nach ihrem Weggehen beendete Walesrode seine Vorlesung, und wir machten uns auf den Weg zu Herrn Prof. Ullrich. Er hat wieder geheirathet, ein Fräulein von Trauwitz aus Braunschweig, eine artige Frau, die mich gleich wegen Zinzendorf's Biographie belobte, aber auch den Kirchentag pries. — Ullrich selbst ganz freisinnig, der deutschen Geistesbildung angehörig, aber auch der klassischen, er sagte das große Wort, die Brüder Grimm und ihr ganzer Anhang hätten in Deutschland großen Schaden angerichtet, setzte die Nibelungen auf ihre Gebühr herab, rühmte Schiller'n, Goethe'n. Ueber Ludmilla's Buch sehr günstig und eingehend. Die Frau wunderte sich, daß wir keine Predigten hörten! Sie spielte zum Schluß auf einem Erard'schen Flügel etwas von Felix Mendelssohn und dann von Beethoven, mit großer Fertigkeit. —

Herr Endrulat hatte uns noch sehen wollen, auch Herr Wehl; dieser kam wieder, und wir hatten noch allerlei Gespräch. —

Donnerstag, den 23. September 1858

Um 5 Uhr aufgestanden, um 7 Uhr zum Bahnhof gefahren, um halb 8 Abfahrt nach Berlin. — Das Scheiden von Hamburg war mir schmerzlich, aber die Aussicht auf Berlin tröstend. — Neuestes Blatt der „Reform“; noch Hohn und Spott gegen den Kirchentag, in Versen und Prosa. — In Hagenow trat mich Herr Herman Grimm unerwartet an, er kam von Doberan, wo er Arnim's besucht hatte, deren baldige Rückkehr nach Berlin er verkündigte: von Bettinen sagte er nur obenhin, es ginge ihr besser, brach aber schnell ab, und schien nicht Lust zu haben, weiter von Arnim's zu reden. —

Wir kamen gegen 1 Uhr an; nach der Paßkarte wurde nicht gefragt, die Steuerdurchsuchung des Gepäcks war kaum eine zu nennen, es genügte, daß die Koffer aufgeschlossen wurden, der Inhalt wurde kaum angesehen. Doch machte dies eine große Verzögerung, weil der Andrang für die zwei oder drei Beamte zu groß war. —

Wir fanden zu Hause alles in gutem Stande. Briefe vom Prorektor Dr. Sauße in Guben, von Palleske, von Brockhaus: Abschiedskarten von Madame Gaggiotti und Madame Gaggiotti-Richards, — also wirklich — und wie es scheint für immer — abgereist; vom Fürsten Odojewsky, der nach Rußland zurückgekehrt ist; ein Paket von Frau von Waldow geb. von Ernsthausen, ein Lustspiel ihres verstorbenen Bruders, des Landraths, enthaltend: „Die Bilder.“ Fräulein Fuhr hatte uns besuchen wollen, Herr La Cecilia. —

Nach 8 Uhr kam noch der Oberstallmeister Generallieutenant von Willisen, und blieb anderthalb Stunden. Scherzhafte Gespräche und sehr ernste. Sein altpreußischer, Friedrich'scher Sinn sprach sich entschieden aus, ihm war Oesterreich und nur Oesterreich der eigentliche Feind Preußens von jeher, mit Oesterreich müsse es zur Waffen-

entſcheidung kommen, nur dadurch könne Preußen ein vollſtändiger Staat werden, bisher ſei er auf halbem Wege ſtehen geblieben, und wer ſtehen bleibe, gehe ſchon dadurch zurück. Er verwirft unſre heutige Politik, wie die der vorigen Regierung. Er geſteht, daß wir die größten Niederlagen erlitten haben. Anſtatt durch die Waffen, durch Freiheitsentwicklung das übrige Deutſchland zu erobern, hält er ſchon deßhalb für unthunlich, weil unſre Königsfamilie ſich in dieſen Weg nie recht finden, immer wieder vor ihm erſchrecken werde. Wir ſind darin einig, daß Preußen, wenn es ſo fortregiert wird wie bisher, aus der Reihe der großen Staaten ſcheidet, in den Rang Schwedens, Hollands, Sardiniens, hinabſinkt; daß Preußen, wie es noch iſt, eines Königs bedarf, eines ächten Königs, um es aus dieſer faulen Gährung zu retten. Ein ächter König, ja ja! —

Freitag, den 24. September 1858.

Wieder ein Brief von Humboldt in allen Blättern, ſeine Dankantwort auf den Gruß der Naturforſcherverſammlung, die in Karlsruhe tagt. Daß er dieſe Verſammlung ein ſchwaches Lichtbild der mythiſchen Einheit des deutſchen Vaterlandes nennt, iſt beißend und gefällt, daß aber der Großherzog das Beiwort „der herrliche“ bekommt, iſt durch nichts gerechtfertigt, und wenigſtens überflüſſig. —

In der Breslauer Zeitung ſtreiten Dr. Stein und der dortige Polizeidirektor über die bei erſterem ſtattgehabte Haussuchung, die Polizei ſucht ſich zu rechtfertigen, Stein widerſpricht ihren Angaben, gewiß mit Recht, denn wer würde wohl wagen, der Polizei gegenüber die Unwahrheit aufzuſtellen! — Ferner berichtigt die Breslauer Morgen-

vaincu la grande armée, je ne croyais pas qu'il fut permis à un français, à un soldat, de rester assis à son foyer. Comme militaire, j'admirais Napoléon ; comme citoyen, je lui avais voué toute ma haine ; je le détestais, comme on déteste les despotes.

A cette époque on vint m'offrir de servir mon pays ailleurs que dans les camps. Il s'agissait d'entrer dans une société secrète, dont le but avoué était de renverser l'empereur et de rétablir la liberté. Ainsi la guerre serait finie, sans que de nouveaux champs fussent inondés du sang français, et des institutions libres consoleraient la patrie de tous ses malheurs.

Je donnai ma démission du grade de chef d'escadron que j'avais obtenu, et dégagé de tout lien, j'acceptai d'être membre de cette société qu'on avait établie sur la base du *Tugendbund* de l'Allemagne.

Au commencement de 1814, il y fut décidé que, pour finir la révolution, il fallait rappeler la famille des Bourbons.

Sire, c'était donc votre Majesté que je servais, en servant la liberté ; c'est donc pour votre service que je sacrifiais ma fortune et ma vie. Des missions honorables, mais périlleuses, me furent confiées ; je les ai remplies, et, lorsque votre Majesté fut enfin rappelée en France, plus encore, il faut bien le dire, par le succès des armes étrangères, que par nos efforts, c'est avec une âme pleine d'espérance, que je la vis rentrer au palais qu'avaient habilités ses pères. Cependant cette association, qui avait contribué au rétour de votre Majesté, inspira des craintes à certaines personnages qui vous approchaient. Dès le mois de mai, dès les premiers jours de votre arrivée, un rapport vous fut fait sur la société. Rapport

zeitung den früher mitgetheilten Wortlaut der Aeußerungen des Prinzen von Preußen in Betreff der politischen Zustände und Gefahren; die Antwort habe ganz anders gelautet, und sei von einem Mitgliede der Deputation von einem einseitigen Standpunkt aus redigirt worden; die ganze Deputation will nochmals zusammentreten, um die richtigen Worte festzustellen und bekannt zu machen. —

Der Prinz von Preußen ist gestern von Hannover Abends um 9 Uhr hier eingetroffen und vor 10 Uhr wieder nach Warschau abgereist, nachher reist er wieder nach Baden-Baden! Dies unaufhörliche Herumstreifen macht schlechten Eindruck und erregt viel Kopfschütteln: hat es so wenig auf sich mit dem Regieren? kann man das so leichtbin behandeln? Der König fehlt schon, kann auch der Regent fehlen? — Der Ministerpräsident von Manteuffel reist dem Prinzen nach Warschau nach! Also auch der Ministerpräsident ist hier nicht nöthig? Immer besser! —

Besuch vom Herrn Grafen von Rospoth. Sein Onkel der Fürst von Pückler ist noch hier, beschäftigt mit Bestellungen und Anordnungen für Branitz, das ihm aber jetzt hier eher lästig als angenehm ist. Gespräch über die litterarischen Talente des Fürsten, er sollte Schilderungen der Gesellschaft geben, von Wien, Berlin, Paris, Weimar, Briefschaften mittheilen u. s. w. — Später kam Herr Dr. Luigi Bossi, mit dem über italiänische Litteratur und Sprache, dann auch über die politischen Zustände manches verhandelt wird. Herr Salvotti hier studirt Religionen und sinnt über eine neue! —

Die Königin widersetzt sich hartnäckig der Regentschaft des Prinzen von Preußen, sie sagt, es sei wider ihr Gewissen, daß sie dem Könige etwas vorlegen lasse, das ihn aufbringen, das ihn einem Schlagfluß aussetzen könne. Ein

schon zum Unterschreiben fertiges Blatt ist deßhalb wieder entfernt worden. —

Um den Schein einer Besserung des Königs hervorzubringen, hat die Königin verlangt, daß der Ministerpräsident von Manteuffel ihm wieder einmal Vortrag halte; Manteuffel aber hat sich geweigert, und somit ist er schon ganz auf die Seite des Prinzen getreten. —

Der Prinz von Preußen war nach seiner Rückkehr aus Schlesien in Sanssouci beim Könige, und fand dessen Zustand sehr verschlimmert. Der Prinz mußte ihm sagen, wo er gewesen; der König konnte die Antwort gar nicht fassen; „Schlesien", „Manöver", schienen ihm unbekannte Worte. „Wo kommst du denn her?" fragte er wiederholt und immer auf's neue: „Wo warst du denn eigentlich?" und: „Sage mir doch, wo du gewesen bist?" — Dies kommt unmittelbar vom Prinzen und ist ganz zuverlässig. —

Sonnabend, den 25. September 1858.

Heller Mond, der Donati'sche Komet in größter Pracht. —

Früh gelesen, dann geschrieben, geordnet, nachgesehen. — Besuch beim Fürsten von Pückler, den wir bettlägerig finden; er fällt bei jedem Versuche sich aus seinem Erkältungsleiden herauszureißen wieder in dasselbe zurück; doch ist er in bester Laune und sagt Anmuthiges und Kluges. Sehr treffend spricht er über den Unterschied der Karaktere des Königs und des Prinzen von Preußen, die Rechtlichkeit und Gutmüthigkeit des letztern preist er, nie werde derselbe etwas thun, was er für unrecht halte. —

Büchsel hatte neulich eine junge Wittwe zu trauen. Sie erschien mit einem jungfräulichen Myrthenkranz geschmückt. Der Pfaffe verwies ihr das, ein solcher Kranz gebühre ihr nicht, und verlangte, sie solle ihn abnehmen. Sie aber weigerte sich; und erklärte, sie sei dazu berechtigt; ihr Mann sei ein paar Stunden nach der Trauung gestorben. Der Pfaffe mußte sich bescheiden, und war wenigstens nicht so unverschämt, auf weitere Beweise zu dringen. —

Nachdem die geschiedene Frau des Fürsten von Hatzfeldt kürzlich gestorben, hat die katholische Kirche die neue bisher von ihr als Konkubinat betrachtete Verbindung des Fürsten mit der Tochter der Frau von Rimpisch als Ehe gültig gemacht. Der Fürstbischof von Breslau, Dr. Förster hat sie eingesegnet. Das ist derselbe Förster, der in früherer Zeit die Messe als „dummes Zeug" abschaffen wollte! —

Sonntag, den 26. September 1858.

Die Nationalzeitung ist heute von der Polizei wieder weggenommen worden, sogar auch die arme Vossische! Es scheinen ausdrückliche Befehle gegeben, keine Untersuchungen über die Regentschaftsfrage mehr zu gestatten. Doch kommen diese von allen Ecken und Enden her in's Land, die englischen und französischen Blätter sprechen darüber, der Brüsseler Nord, die Allgemeine Zeitung, die Frankfurter Zeitungen, die Wiener, und alle in einem Sinn, der den hier herrschenden Leuten höchlich mißfällt. —

Selbst in der strengsten Despotie kann dem Herrscher nicht gleichgültig sein, wie das Volk von den Regierungsrechten denke, ob es ihm zustimme, oder sich einen Andern

gefallen laſſe. Und unſre lumpigen Miniſter maßen ſich an, dieſe Sache zu behandeln, als ob ſie nur die Königliche Familie anginge! als ob außer der und ihnen ſich niemand darum zu kümmern habe! —

Die Hofdame Emilie von Zeuner iſt am 18. hier im 84. Jahr geſtorben. Sie war ein Urſtück des alten Hofes und der hieſigen Geſellſchaft, bei geringem Verſtand von großer Lebhaftigkeit, ſie wußte alles und ſagte alles, eine Klätſcherin erſten Ranges, den fremden Geſandten ſehr nützlich, oft geſucht und gebraucht, dann wieder gefürchtet und gemieden. —

Ein Gutsbeſitzer hatte für ſeine Knaben einen jungen Kandidaten als Hofmeiſter angenommen, doch bald merkte er, daß der Frömmler den Kindern die albernſte Pietiſterei beibrachte, und ſchaffte den Burſchen ab. „Unter dieſem König," ſagte er, „nehm' ich keinen Hofmeiſter mehr!" —

Ein Superintendent im Herzogthum Sachſen hatte ſo heftig gegen die Kirchenunion geſchrieben, daß die Staatsbehörde gegen ihn als Friedensſtörer einſchritt. Der Schwarzrock berief ſich trotzig auf ſeine Ueberzeugung. Als ihm aber die Wahl geſtellt wurde, ſeinem Amte zu entſagen oder einen Widerruf zu unterſchreiben, wählte er nach kurzem Beſinnen das letztere! —

Montag, den 27. September 1858.

Die geſtrige Voſſiſche Zeitung iſt heute nachgeliefert worden, die mißfälligen Artikel aber herausgelaſſen. — Billet und Sendung vom Fürſten Pückler; der Kranke ſchreibt in beſter Laune. —

Man verbreitet das Gerücht, die Prinzessin von Preußen begünstige übermäßig die Katholiken. Man will ihr dadurch schaden. —

Vor vierundzwanzig Jahren war mein Hochzeitstag! —

Dienstag, den 28. September 1858.

Der heutige Publizist ist beschlagen worden, wegen seines braven Artikels über die stattgehabten Beschlagnahmen der National- und der Vossischen Zeitung. Ich habe ihn noch bekommen. Er hatte gesagt, seit Hinckeldey habe man sich dieser Maßregel enthalten, das soll eine Beleidigung des Andenkens von Hinckeldey sein! Neues Verbrechen, von einem Schinder zu sagen, daß er sein Handwerk getrieben! —

In Magdeburg ist die letzte Nummer des in Gotha erscheinenden Ublich'schen Sonntagsblattes beschlagen worden. Man sollte glauben, Hinckeldey lebe noch und der König sei noch der er war! —

Die Nationalzeitung spricht ernst und kalt über die Beschlagnahmen, und führt den Wortlaut der Gesetze an, die von der Polizei verletzt, so ganz und gar nicht beachtet werden, als bestünden sie nicht. —

Veröffentlichung der Verfassung der Donaufürstenthümer, eine saubere Arbeit der Regierungen, ein Werk der Selbstsucht, der Arglist, des Dünkels und der Dummheit, das seinesgleichen nicht hat. In welchen gewissenlosen, schmutzigen Händen liegt jetzt überall die Macht! Ciel, à quels plats tyrans a tu livré le monde! Der Ekel ist noch größer als der Haß! —

Die infame Kreuzzeitung bespricht heute Abend in fünf Artikeln die Regentschaftsfrage, nach ihrer Weise, sophistisch,

frech, alles unter ihre Partheisucht ordnend. Sie darf es, darf alles, weil sie mit den schändlichen Ministern, die noch immer das Heft haben, einverstanden ist. Das Wohl der Monarchie, das Recht des Prinzen von Preußen, opfern diese Halunken unbedenklich dem Vortheil, der ihnen für den Augenblick aus dem öffentlichen Elend erwächst, und diese Halunken erfrechen sich zu behaupten, das Interesse der Krone gebe ihnen über alles! Sie stellen die Regel auf, das Regentschaftsrecht trete erst ein, wenn der König ganz ohne Bewußtsein sei, Friedrich Wilhelm IV. sei aber dispositionsfähig. —

Mittwoch, den 29. September 1858.

Unruhige Nacht. Ein seltsamer Traum, der mir tief in das Gemüth leuchtete, mich noch im Wachen erschütterte und lange beschäftigte. „Es ist bestimmt, es ist bestimmt, es ist bestimmt“ — mit dieser dreimaligen Wiederholung fing ein Brief an, den ich im Traume bekam, und geläufig mit steigender Bewegung ablas, das Ende schon halbwach! Seltsam, der Brief sagte mir manche Veränderung voraus, die mich betreffen werde, und die doch gar nicht wahrscheinlich ist. — Von 5 Uhr an blieb ich wach und las. —

Geschrieben. Die Regentschaftsfrage wird auf empörende Weise verpfuscht. Wenn man sich doch nur gewöhnen könnte, sich um all die Elendigkeiten nicht zu kümmern! Preußen stockt, es will seine frühere Bedeutung nicht wiedergewinnen; die Regierung ist alles, wir sind ein Staat, die Nation fehlt noch, soll erst werden, aber man will sie nicht, man will nur Unterthanen. —

Der ehemalige Minister der auswärtigen Angelegenheiten Heinrich von Arnim, lange Zeit Günstling des Königs, erklärt, derselbe habe schon vor zehn und zwölf Jahren Spuren seines jetzigen Zustandes gezeigt, Wuthausbrüche, Absprünge und Gedankenverwirrungen, über die man sich entsetzt habe. Dieser Minister gilt allgemein für den Anrather des berüchtigten Umritts des Königs mit den deutschfarbigen Bändern; der König selbst hat späterhin geäußert, Arnim habe ihn dazu verlockt. Andre sagen, es sei des Königs eigner Einfall gewesen, aus Verzweiflung habe er sich in die Fluthen gestürzt, denen er nicht mehr widerstehen konnte. —

Dieser Umritt, als bloßer Einfall, der nach acht Tagen wieder aufgegeben wurde, stellte sich dadurch freilich als ein bloßes Possenspiel dar, als eine Unwürdigkeit, Arglist. Die jungenhaften Streiche Louis Bonaparte's in Straßburg und Boulogne haben wenigstens eine Fortsetzung zur Folge gehabt, keine Verläugnung. —

Donnerstag, den 30. September 1858.

Leidlich geschlafen; die gestrigen Träume schlummerten auch! —

Die letzte Beschlagnahme der Nationalzeitung ist vom Stadtgericht aufgehoben worden, der Staatsanwalt war damit nicht zufrieden, aber der Oberstaatsanwalt Schwarck hat sie bestätigt. —

Gegen Abend Besuch vom Fürsten von Pückler. —

Mit dem Könige scheint es schlimm zu stehen. Er geht nicht mehr so oft und nicht mehr so weit spazieren wie sonst, die Körperkräfte nehmen ab. Man hat für ihn einen

Rollſtuhl gebaut, in welchem er auch ſchlafen kann. Er war nie ſehr reinlich, und ſoll jetzt überaus ſchmutzig geworden ſein. Die Königin hat unſägliche Laſt mit ihm, will aber doch behaupten, es gehe gut! —

Unſre Zeitungen verhandeln wieder ohne Scheu die Regentſchaftsfrage, und ſprechen ſich alle, außer der Kreuzzeitung, dahin aus, daß die Sache nach der Vorſchrift der Verfaſſung zu ordnen ſei. Die Nationalzeitung führt ihren Streit kräftig und geſchickt. —

Der Komet glänzt in herrlicher Pracht. Er wird immer heller, und gleicht jetzt an Größe und Helle ſchon dem vom Jahr 1811. —

Abends zu Hauſe. Geſchrieben, dann geleſen, in Grimm's Pariſer Briefen, in Joh. David Michaelis eigner Lebensbeſchreibung ꝛc. —

Elende Beamte, bisher der Reaktion dienſteifrig angehörend, haben ſich zur Aufnahme in den Freimaurerorden angemeldet, bis jetzt aber ſind ſie als Unwürdige abgewieſen worden. —

Gegen allen bisherigen Gebrauch hat man fremden Predigern der freien Gemeinden erlaubt, hier Erbauungsvorträge zu halten. — Der Wind weht anders als früher! —

Mehr und mehr kommt es an den Tag, daß in dem Könige ſelbſt und in ihm allein die Urſache all des Trüben, Gehäſſigen, Schimpflichen lag, unter dem ganz Preußen und beſonders Berlin gelitten. Seit er nichts mehr thun kann, hört alles Widrige auf, wenigſtens theilweiſe, mehr oder minder. Auch nimmt die anfängliche Theilnahme für das Unglück des Königs gewaltig ab, und er ſinkt unter Verwünſchungen in die Grube, der auf Gottes Gnaden ſo ſtolze, auf Menſchenhuldigung ſo begierige. —

Als man im Polizeiamte die Nationalzeitung mit den eingerückten Schwarck'ſchen Verfügungen las, war man wie

vor den Kopf geſchlagen; erſt langſam erholte man ſich, und bekam neuen Muth durch den Miniſter des Innern, den elenden Weſtphalen. —

Freitag, den 1. Oktober 1858.

Leidlich geſchlafen, aber aus verſtimmenden Träumen aufgewacht. Doch geben mir die Zeitungen heute gleich wieder freudiges Gefühl. Der Oberſtaatsanwalt Schwarck hat an alle Redaktionen ein Schreiben erlaſſen, wodurch er ſie auffordert, ihn davon zu benachrichtigen, wenn die Polizei die freigeſprochenen oder unbeanſtandeten Abdrücke nicht in der geſetzlichen Friſt zurückgiebt, denn er halte für ſeine Pflicht dafür zu ſorgen, daß auch hierin die geſetzliche Vorſchrift beobachtet werde. Die Verſicherung, daß die Geſetze verbindlich ſein ſollen auch für die Polizei, wird als der Beginn einer Zeitrechnung angeſehen, wird mit Jubel begrüßt, mit Rührung vernommen! Hinckeldey wird zum zweitenmal erſchoſſen! Das iſt ein Zeichen, wie nichtswürdig bisher gewirthſchaftet worden! —

Die Volkszeitung bringt die Erzählung „Der Schornſteinfeger" von Roſa Maria, und gedenkt dabei freundlichſt ihrer und auch meiner. Auch Ludmilla freut ſich des artigen Ereigniſſes. —

In Rußland wird an der Freiſtellung der Leibeigenen tüchtig fortgearbeitet; der Kaiſer zeigt entſchiedenen, feſten Willen. Auch in andern Richtungen lebt muntre Thätigkeit auf: Eiſenbahnen, Telegraphen, Seeplätze — alles in großem Maßſtabe! Die Preßfreiheit gedeiht noch unverkümmert. Das Andenken an die traurige, furchtbare Regierungsweiſe des Kaiſers Nikolaus iſt noch zu lebendig, um ſchon zu

Beſchränkungen zurückzuführen: ſein ſtarrer Eigenſinn hat jeder Freiheit das Wort geredet. Die Ruſſen reden von ihm mit Verachtung, mit Abſcheu. —

Die Nachrichten vom ſchlechten Befinden des Königs ſtehen heute mit noch trüberer Färbung, als ich ſie aufſchrieb, im Publiziſten. Man ſollte faſt glauben, es ginge zum Ende. Die Theilnahme für den König ſcheint ganz erloſchen. Ungeduld tritt an die Stelle. Man wünſcht ihm glückliche Reiſe, nach Meran oder Como, am liebſten in die andere Welt.

Abends zu Hauſe. Geſchrieben: Ludmilla gleichfalls, ſie arbeitet ebenſo fleißig als gewiſſenhaft, und thut ſich ſelten volles Genüge; mir iſt es eine Freude, dies mitanzuſehen. Ob ihr neues Buch, Sophie von La Roche, den außerordentlichen Erfolg haben wird, den das erſte hatte, mag zweifelhaft ſein, aber daß ſie eben ſolchen und noch größeren *verdient*, das iſt ganz gewiß. —

Auch der Publiziſt, den die Polizei weggenommen hatte, iſt ohne weiters wieder freigegeben worden. —

Zum Schluſſe des Tags noch eifrigſt in Rabel's Papieren gearbeitet; das Nöthige war bald gethan, aber ich konnte nicht loskommen, und blätterte und las noch bis gegen 1 Uhr. —

Das Verfahren des Oberſtaatsanwalts Schwarck erklärt ſich, ohne daß dem Manne zu viel Ehre geſchieht. Man hatte das Blatt der Nationalzeitung dem Prinzen von Preußen und ſeiner nächſten Umgebung in die Hände gebracht, der Prinz nahm die Auffaſſung, die man ihm darbot, die verfolgte Zeitung verfechte ſeine Sache, bereitwillig an, und ließ kurzweg hierher telegraphiren, warum die Nationalzeitung noch nicht freigegeben ſei? Darauf erfolgte ſogleich die Freigebung, und Schwarck erließ ſein Rundſchreiben. —

dans lequel ses principes et son but avaient déjà subis quelques atteintes. Elle reçut votre approbation, Sire, sous la condition de l'admission de trois personnes qui furent désignées par votre Majesté. L'impulsion primitive de cette association, d'abord modifiée, bientôt détruite, fut enfin remplacée par une impulsion toute contraire. Dès-lors je réfusais de me faire recevoir une seconde fois, condition imposée par les statuts de la réorganisation et qui indique assez la nouvelle route que l'on voulait suivre. Les nouveaux principes ne convenant ni à mes doctrines, ni à ma conscience, il ne me restait plus que des voeux à faire pour la chose publique.

Quoique alors je me sois séparé de l'association, on peut sentir que j'en savais assez sur les personnes et les choses pour la suivre dans tous les progrès. C'est elle, Sire, qui est devenu le gouvernement occulte si courageusement dénoncé à l'opinion publique par le très-honorable citoyen Mr. Madier de Montjeau, et jugez, Sire, de mon indignation et ce qui m'en couta pour la contenir, à moi qui connaissais cette mysterieuse affaire, quand j'ai vu les ministres servir contre un magistrat, qui n'a fait que remplir un devoir, et que je les ai entendus hier nier des faits, dont ils avaient une connaissance aussi parfaite que lui-même. Depuis cette époque la puissance de l'association n'a fait que s'accroitre tous les jours, elle est enfin parvenue à exercer directement son influence sur le pouvoir, à qui elle prête à son tour l'appui de ses forces; c'est elle qui, unie à une secte réligieuse, a faussé toutes nos institutions; c'est elle qui, de concert avec la même secte, ne voyant, que dans le succès de la guerre, la possibilité de mettre en oeuvre

Sonnabend, den 2. Oktober 1858.

Der Komet iſt heute Abend in herrlichſter Pracht zu ſehen. Kern und Schweif wunderbar hell und groß. Er übertrifft den von 1811 jetzt weit. Gegen 8 Uhr aus unſern Fenſtern im Nordweſten prächtig zu ſehen. —

Merkwürdig und aufſehnerregend iſt die Entſcheidung des Stadtgerichts, daß der Intendant der Königlichen Schauſpiele kein öffentlicher Beamter, und die gegen Herrn von Hülſen gerichteten Angriffe der Börſenzeitung vom geweſenen Oberlehrer Mecklenburg zwar ſcharf, aber noch innerhalb der Gränzen der erlaubten Kritik ſeien. — Die Gerichte werden wieder etwas ſelbſtſtändig. —

Sonntag, den 3. Oktober 1858.

Leute, die nicht bloß durch den Augenblick beſtimmt werden, die Gedächtniß haben und auf den Zuſammenhang der Dinge ſehen, äußern ſich kalt und ſcharf über die neueſten Erlaſſe des Oberſtaatsanwalts Schwarck. „Alſo jetzt, von nun an hält er es für ſeine Pflicht, dafür zu ſorgen, daß die Geſetze befolgt werden? er geſteht alſo, daß er bisher nicht dafür geſorgt, daß er ruhig zugeſehen, wie ſie mißachtet wurden, wie die Polizei allem Rechte Hohn ſprach? Warum erſt jetzt dieſer Pflichteifer? Weil der Wind ſich etwas gewendet? Schlechteſter aller Beweggründe! Denn wenn der Wind auf's neuz umſetzte, wieder Friedrich Wilhelm der Vierte und wieder ein Hinckeldey die Macht hätten, ſo würde Herr Schwarck wieder ſein was er ſo lange war, ein demüthiges Werkzeug in den Händen von

jenen, ein schweigender Zuschauer aller schändlichsten Uebergriffe. —

Der Landtag in Baiern, kaum versammelt, ist wieder aufgelöst worden. Die Ursache wird, weil zur Präsidentenwahl eine Mehrheit für den Appellationsgerichtsrath Dr. Weis, früheren Professor in Würzburg, vorhanden war. Das Ministerium hatte ihn wider seinen Willen von der Universität zum Gericht versetzt.

Die Werke Baader's und ihr Herausgeber Prof. Franz Hoffmann in Rom mit Bann betrebt, die baierische hohe Geistlichkeit betreibt die Sache. —

Montag, den 4. October 1858.

Die Neue Preußische Zeitung macht darauf aufmerksam, daß vor einigen Jahren der Justizminister Simons — so heißt der Ehrenmann — an alle Anwaltschaften die Weisung erlassen habe, den Behörden der Polizei bei deren Maßnahmen, das heißt doch wohl Uebergriffen — nicht hinderlich zu sein! Sie meint boshaft, diese Weisung müsse wohl zurückgenommen sein, da Herr Schwarck sich anders ausspricht! —

Der Komet in größter Herrlichkeit, wir können uns nicht satt sehen an dem Phänomen! —

Abends waren wir durch Fräulein Armgart von Arnim zum Thee eingeladen; sie sind seit 8 Tagen aus Oberan zurück. Wir fuhren nach 8 Uhr hinaus. Frau Bettina lag auf dem Sopha, war gar nicht leidend, hat sich in der That sehr gebessert, — ob für die Dauer, das bleibt sehr in Frage! Sie ist gesprächig, spricht aber schwer und unverständlich, erzählt, lacht, bei manchen Anlässen fast über-

mäßig. Fräulein Armgart und Fräulein Giſela ſehr mittheilend, gefällig, natürlich in Freundlichkeit und Urtheil. — Bettina verkündet mir, ihr Goethedenkmal komme nun zu Stande, Herman Grimm und Giſela — beide könnten das ſehr gut — zeichneten das Denkmal, die Zeichnung ſoll vervielfältigt werden auf großen Bogen, welche dann ausgelegt werden ſollen, um Beiträge zu ſammeln. Ein Arzt in Doberan wird gerühmt, und hoch über alle Aerzte erhoben. Ein Maſchinenbauer in Hamburg ebenſo. In der Nacht der Ankunft zu Doberan war Bettina ſterbenskrank, ſie phantaſirte heftig, heulte vor Schmerz. Der Arzt gab ihr Salmiak, und die Zufälle hörten bald auf. Sie langweilte ſich, und litt beſonders davon, auch hier iſt das der Fall. Sie will uns beſuchen, und das für unmöglich Gehaltene wird geſchehen! Fräulein Armgart kündet es mir förmlich an. — Nach 10 Uhr ging Bettina zu Bette. Wir blieben noch eine Weile mit den Töchtern. Große Sammlung von Steinen, die Fräulein Armgart am Meeresufer geſammelt, für theures Frachtgeld hieher gebracht; wir bekamen einige geſchenkt. Alles ging freundlichſt und glatt, nicht das geringſte Widrige, aber viel Sonderbares, Drolliges, nur in dieſem Hauſe Mögliches. —

Dienstag, den 5. Oktober 1858.

Der Publiziſt greift heute wieder das Andenken Hinckelden's an, ſein verderbliches Syſtem, und ſondert die Polizei von ihm ab, die an ſich nothwendig und auch ehrenhaft ſei, nicht ihr falle es zur Laſt, wenn ſie von obender ſchlecht geleitet werde, — damit wird wieder alles Uebel auf das Haupt des Königs gelegt. —

Lee's Wochenblatt für Stadt und Land in Halle iſt nun auch einmal mit Beſchlag belegt worden; die Parthei iſt ganz außer ſich deßhalb, ſie meint, gegen ſie ſeien ſolche Maßregeln unerlaubt. —

Das Uhlich'ſche Sonntagsblatt iſt in Magdeburg wieder freigegeben, es hatte über den katholiſchen Kirchentag und über den proteſtantiſchen berichtet, die Polizei meinte darin Angriffe auf die anerkannten Religionsformen zu finden, der Staatsanwalt fand die Behandlung unverfänglich. —

Alle Temme'ſchen Romane, bisher unbedenklich erlaubt, ſind plötzlich vom Miniſter des Innern für ganz Preußen verboten worden. Die verlöſchende Dummheit flackert noch recht auf! —

Das Polizeipräſidium hat ſich über das neuliche Rundſchreiben des Oberſtaatsanwalts Schwarck beim Miniſter des Innern beſchwert; es klagt, ſein Anſehn ſei verletzt! —

Temme's Romane, ſo wird berichtigt, ſollen nur in den Leihbibliotheken verboten ſein. Als ob das nicht genug wäre! —

Mittwoch, den 6. Oktober 1858.

Die Volkszeitung heute wieder weggenommen; die Leute ſind wie toll und blind! — In Baden-Baden iſt der preußiſche Geſandte zu Brüſſel, Herr von Brockhauſen, plötzlich geſtorben. Er hatte den Spitznamen Brockinſon, weil er den Engländer ſpielte, ſein Bruder hieß Brockinski, weil er ſich ruſſiſch-polniſch hielt. Ihr Vater war der zänkiſche Staatsminiſter, der auch Denkwürdigkeiten hinterlaſſen hat. — Der Publiziſt haut wieder tüchtig auf die Kreuzzeitung los. — Die Nationalzeitung ſpricht nochmals ernſt über die Regentſchaft.

Der Komet war am früheren Abend herrlich zu ſehen. Die Erſcheinung hat etwas Bezauberndes, Berauſchendes. Worin liegt das? Die Seltenheit allein macht es nicht. —

Wrangel ſprach in Geſellſchaft neulich von einem jungen Mädchen und ſagte, die kenne die Liebe noch nicht; dann wandte er ſich zu einer alten Dame und rief ihr ſchmunzelnd zu: „Wir beede — kennen ihr!“ — Die Offiziere ſchämen ſich ſeiner Albernheiten. —

Man ſagt, die Königin benehme ſich ſehr ungebärdig, ſtelle überall Hinderniſſe, erhebe Widerſpruch, wolle alles, was den König betrifft, allein beſtimmen, dem Prinzen von Preußen über den Hof kein Recht einräumen. Man ſoll Mühe gehabt haben, ſie nach vielem Weigern doch endlich zu vermögen, ein diamantenes Diadem, welches zu den Kronjuwelen, alſo dem Staate gehört, und welches ſie mißbräuchlich in Gewahrſam behalten, zum Treſor wieder abzuliefern. —

Donnerstag, den 7. Oktober 1858.

Abends zu Hauſe. Geſchrieben. Der Komet nur kurze Zeit und nicht vollſtändig ſichtbar, leichtes Gewölk verhüllt ihn. —

Im Briefwechſel Friedrich's des Großen mit Voltaire geleſen, zu größter Befriedigung! Auf's neue die herrlichen Eigenſchaften beider Männer bewundert, den würdigen Ernſt des Königs, ſeine erhabene Pflichttreue, die warme Menſchenliebe Voltaire's, ſeinen edlen Eifer für Recht und Wahrheit. Und beide hatten einen ſo heitern Sinn, ſo kräftigen Trieb zum Scherz, neben jenen großen Eigenſchaften! —

Die Engländer halten jetzt, ſeit dem feindlichen Gepränge von Cherbourg, wieder eine ſtarke Flotte im Kanal.

Freitag, den 8. Oktober 1858.

Wenig geſchlafen, ich mußte lange vor Tag zum Leſen greifen. Gedankenunruhe, Nachtſorgen, die mit dem Tageserſcheinen gleich verſchwunden ſind. —

Herr von Reumont hat Abſchied genommen und läßt auch mich beſonders grüßen; er begleitet den König nach Meran, die Reiſe iſt auf den 12. feſtgeſetzt. Außerdem ſollen noch General Gerlach, der Kammerherr von Canitz, der Prediger Snethlage mitreiſen und der Arzt Böger, verſteht ſich. — Der König war heute früh mit der Königin auf der Kunſtausſtellung, er hatte es gebieteriſch verlangt und niemand es verhindern können. Der Beſuch wurde angeſagt, jeder andre ferngehalten, nur der Direktor und die Mitglieder der Akademie waren gegenwärtig ihn zu empfangen; — er kannte keinen von ihnen, wußte keinen Namen! Man ſagt, wenn der König die Worte aufgeſchrieben ſehe, kenne und verſtehe er ſie oft und recht gut, aber wenn er bloß die geſprochenen höre, da bleibt er verwirrt und ſtumpf. —

Allgemein wird verſichert, auch Reumont ſagt es, die ſchwebende große Frage ſei geſtern erledigt worden, aber in welcher Weiſe und Form, das iſt noch zweifelhaft; ja manche meinen, der König habe geſtern im letzten Augenblicke ſich wieder geweigert, das ihm Vorgelegte zu unterſchreiben. Die Abendblätter heute ſagen nichts, auch die Neue Preußiſche Zeitung iſt ſtumm. —

Abends zu Hauſe. Geſchrieben. — In Friedrich's des Großen und Voltaire's Briefen geleſen. Wie lieb' ich die beiden Männer! Ich hätte mit beiden mich beſtens vertragen, wäre glücklich geweſen in ihrer Nähe zu leben. So viele noch gang und gäbe Mißurtheile wären gar nicht möglich, wenn man ſich nur genauer mit dieſen Heroen be-

ſchäftigte, wenn man nur läſe, was ſie geſchrieben, und das Rechte läſe! —

Die hier freigegebene Nationalzeitung war auch in Trier weggenommen, und dies vom dortigen Oberprokurator beſtätigt und die gerichtliche Verfolgung beſchloſſen worden. Die heutige Morgennummer ſpottet mit anmuthiger Ueberlegenheit über dies ungeſetzliche und lächerliche Winkelverfahren. —

Sonnabend, den 9. Oktober 1858.

Gut geſchlafen. — Die Nationalzeitung bringt uns die Nachricht, daß der Prinz von Preußen Regent mit voller Selbſtſtändigkeit iſt, und daß er bereits den Miniſter des Innern Herrn von Weſtphalen entlaſſen, den Oberpräſidenten Herrn Flottwell mit der einſtweiligen Geſchäftsleitung dieſes Miniſteriums beauftragt hat. Ein Tropfen für den Durſt. Es muß beſſer kommen! — Geſchrieben, Geſchäftsſachen. — Neue litterariſche Sachen. — .

Ausgegangen mit Ludmilla. Ueber zwei Stunden in den Straßen umher, zum Theil auf der Bücherjagd, aber nichts geſchoſſen! Ein ſchönes Exemplar von Gellert's moraliſchen Vorleſungen fand ich, es ſtand der Name Karoline Lehmann darin, offenbar war das Buch dem ſchönen Mädchen — ſpäter Gattin des Muzio Clementi — zum Geſchenk gemacht worden; wie weit liegt die Zeit hinter uns, wo man einer Dame die moraliſchen Vorleſungen von Gellert ſchenken konnte! Auch andre kleine Seltſamkeiten kamen vor, aber nichts, was ich mir aneignen mochte. —

Nachmittags Beſuch von Herrn Paul Gottheiner in der Uniform des Garde-Reſerve-Regiments, die ihn recht gut kleidet. — Abſchiedsbeſuch des Herrn La Cecilia. —

Abends bei Frau Bettina von Arnim, die mir sehr mißbehaglich und verstimmt fanden, sie sagte es gehe recht schlecht, indeß versicherten später die Wärterin und die Töchter, sie habe in der Regel keine Schmerzen, esse gut, schlafe mehrere Stunden gut, fahre alle Tage aus, jedoch leide sie an Langerweile, für die es doch kein Mittel gebe, seit das Lesen aufgehört hat. Nur wenn von dem Goethedenkmal die Rede ist, zeigt sie lebhaftere Aufmerksamkeit, und wenn man ihr von dessen Ausführung spricht, einige Befriedigung. Daß Herman Grimm und Fräulein Gisela jetzt Zeichnungen davon anfertigen — oder sich so stellen als thäten sie's — gefällt ihr sehr. Sie sprach nur wenig, und meist nur Faseleien, lachte ein paarmal unmäßig wie eine Irre, — die Geistesschwäche läßt sich nicht mehr läugnen, — und ging schon vor 9 Uhr zu Bette. Fräulein Armgart war sehr gut den ganzen Abend. Fräulein Gisela deßgleichen, sie versuchte keine Absonderlichkeiten, keine genialen Sprünge, — auch Herman Grimm war munter und gut. Vom König und der Königin war viel die Rede, mit merklicher Gleichgültigkeit, von den Ministern mit Hohn und Spott, man wünschte Manteuffel baldigst dem Westphalen nachgeschickt ꝛc. Ueber Bunsen wurde geringschätzig gesprochen, über die Kreuzzeitungspartei gelacht ꝛc. Alles dies ist nur deßhalb merkwürdig, weil es der Widerhall der Savigny'schen und Oriola'schen Kreise ist. — Ich mußte viel erzählen, von Stein, Schleiermacher, Hardenberg, Wilhelm von Humboldt, Stägemann. —

Um halb 11 Uhr fuhren wir nach Hause. —

Pariser Blätter jubeln über die Kriegsspiele Louis Bonaparte's bei Chalons, als ob es gewonnene Schlachten wären. Es klingt wie Satire und macht ihn lächerlich. —

Der König hat die Angelegenheiten des Königlichen Hauses, welche seine Person betreffen, seiner eignen Ver-

fügung vorbehalten. Ueber die Einkünfte der Civilliste — doch heißt es hier nicht so — soll bereits ein zweckmäßiges Abkommen getroffen sein, und die Kreuzzeitung läugnet, daß für den Regenten neue Geldmittel vom Landtag gefordert werden. Dieser ist zum 20. einberufen. —

Sonntag, den 10. Oktober 1858.

Regenwetter. — Die Nationalzeitung thut etwas zu viel im Lobe der Verfassung, im Lobe des Prinzen von Preußen, an dem sie freilich in der letzten Zeit einen Beschützer gehabt hat. Es ist klug, die richtigen und guten Schritte als solche anzuerkennen, aber das Uebermaß wird schädlich. — Die Kreuzzeitung widmet dem Herrn von Westphalen einige Abschiedsthränen. — Man lacht darüber, daß der General Leopold von Gerlach mit dem kranken Könige gleichsam in's Exil geschickt wird, so auch der Herr von Reument, beide sind in der Königlichen Gunst gleichsam eingefangen, und gar nicht erfreut über die Ehre, die ihnen widerfährt. —

Der Publizist nennt unter den Berliner Kandidaten für die nächsten Wahlen den Direktor Kühne, Oberstaatsanwalt Schwarck, Geh. Rath Mathis, und auch den Kammergerichtsrath Gottheiner. —

Nachwort.

Hier schließen die Tageblätter, da der Tod dem Schreiber die Feder plötzlich aus der Hand nahm. Noch am 10. Oktober 1858, da Varnhagen Morgens seine Notizen aufgeschrieben, und den ganzen Tag heiter und wohl in voller Geistesfrische zugebracht, machte Abends ein Brustkrampf nach einem kaum stündlichen Leiden seinem Leben ein Ende. Er schied dahin in der ganzen Kraft seines Karakters, in dem ungetrübten Glanze seines Wesens, das nur die Reife und Einsicht des Alters, ohne dessen Schwächen aufzeigte. Er starb im nicht vollendeten 71sten Lebensjahre. Den traurigen Zustand seines Vaterlandes beklagend, war er so fest überzeugt von dem künftigen Triumph des Fortschrittes und der Freiheit, daß er oft sagte: „Ich weiß gewiß, daß unsere Sache siegen muß, sei es nun in zweitausend Jahren oder übermorgen; und wenn ich auch diesen Sieg nicht mehr mitansehe, so sehe ich ihn doch voraus, und damit bin ich zufrieden".

Trotz aller Hindernisse und Schwierigkeiten, welche im Wechsel der Jahre die Preßzustände darboten, trotz Beschlagnahmen, Prozessen und Verurtheilungen, ist es mir nun doch gelungen, das vorliegende Werk bis zu Ende zu veröffentlichen, und damit den Wunsch und Willen des Verstorbenen zu erfüllen, der darin den Nachlebenden ein getreues und gewissenhaftes Spiegelbild einer langen Geschichtsepoche hinterlassen wollte, das dem Historiker von größter Wichtigkeit sein muß.

Florenz, im Oktober 1870.

Ludmilla Assing.

Druck von Otto Wigand in Leipzig.

ses principes contre-révolutionaires, précipite dans une horrible convulsion, et les monarchies et les peuples, et la France et l'Europe toute entière. Pour être sur que ma voix parvienne jusqu'au trône, j'ai du faire un sacrifice; d'honorables citoyens m'avaient montré l'exemple; maintenant, Sire, vous pouvez juger la France, à voir un obscur citoyen qui, pouvant espérer la juste récompense de son dévouement, mais ayant par-dessus tout l'amour de son devoir, se trouve dans l'obligation de venir déposer sur les marches du trône, sur l'autel de la patrie, le brévet d'une place nécessaire à son existence et celui d'une décoration, qui est le prix d'honorables services. Je suis, Sire, de votre Majesté le très-humble serviteur.

Paris, le 1. avril 1823.

Vinchon de Quémont.

18.

Varnhagen an Oelsner.

Berlin, den 9. Mai 1823.
Abends 10 Uhr.

So eben wird mir Ihr theures Schreiben vom 3. ds. eingehändigt, mein hochverehrteſter Freund! und in der großen Ungewißheit, ob nicht ſchon morgen eine Gelegenheit zur Antwort zu benutzen iſt, will ich noch heute wenigſtens dieſe einige Zeilen bereitſtellen. Daß Sie allerlei körperliches Ungemach leiden und geſtört und gehindert ſind, erregt meinen tiefgefühlten Antheil; mein eigenes Mißbehagen in dieſer Art macht mich für dasjenige, dem geliebte Freunde preisgegeben

Biographische Portraits.

Aus dem Nachlaß Varnhagen's von Enſe.

Biographiſche Portraits

von

Varnhagen von Enſe.

Nebſt Briefen von

Koreff, Clemens Brentano, Frau von Fouqué,
Henri Campan und Scholz.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.
1871.

Varnhagen
Biographische
Portraits

62 1

Vorwort.

Der Kreis der eigenthümlichen und anziehenden Persönlichkeiten, der sich um Varnhagen und Rahel bildete, hat mannigfach das Interesse und den Antheil der Nachlebenden erweckt. Varnhagen, der so viele Bilder seiner Zeitgenossen mit beiferter Treue zeichnete, hat auch in dem hier dargebotenen Bande, wie früher in der „Galerie von Bildnissen", in wenigen Meisterzügen eine Reihe von Karakteristiken geliefert, die von psychologischer, litterarischer und gesellschaftlicher Wichtigkeit sind. Koreff, Varnhagen's Jugendgenosse, der berühmte Arzt und Magnetiseur und Vertraute des Staatskanzlers Hardenberg, in welchem Abentheuerlichkeit und Gelehrsamkeit, Schatten und Licht sich seltsam mischten; Clemens Brentano, der genial verrückte Bruder Bettinens, mit seinen verzerrten Streichen und Ungeheuerlichkeiten; Karoline von Fouqué, die Schriftstellerin, die schöne Frau voll bedenklicher, sich kreuzender Kraft- und Schwächeäußerungen; Graf Kleist vom Loß, der über alles spottende Vornehme; die freimüthige, leidenschaftliche, unglücklichen Geschicken loosen hingegebene Gräfin Josephine von Pachta, — sie alle treten hier lebendig vor

den Leser hin. Briefe von den Freunden Rahel's: Henri Campan, dem Sohne der berühmten Madame Campan, und Scholz, so wie ein Aufsatz Varnhagen's über den vielbesprochenen Streit zwischen Voß und Stolberg, der jedem Litteraturfreund und Litteraturforscher willkommen sein wird, bilden den Schluß. Das ganze Manuskript war bereits von Varnhagen's Hand druckfertig gemacht.

Florenz, im August 1870.

Ludmilla Assing.

Inhalt.

Seite

Vorwort V

Koreff 1
Clemens Brentano 59
Karoline von Fouqué, geborne von Briest 117
Graf von Kleist vom Loß 155
Josephine Gräfin von Pachta, geborne Gräfin von Canal-Mallabaila 169
Henri Campan 209
Scholz 301
Voß und Stolberg. 1820 335

Koreff.

ſind, nur um ſo empfindlicher. Die Luft iſt dießmal von einer beſonderen Ungunſt. Auch ſeitdem es endlich etwas warm geworden, behält die Rauhigkeit noch ihr Recht. Dieſes nicht zu Stande kommende Frühjahr ringt mit ſeinen Krämpfen die beſten Nerven nieder und wahrſcheinlich kommen ihre Uebel aus keiner anderen Quelle. Ich kann Huſten und Heiſerkeit nicht los werden; der Sommer helfe uns beiden! —

Wir haben hier nichts Neues, ſind aber äußerſt geſpannt auf das, was uns von Weſten kommen mag. Das Eine Intereſſe beherrſcht jetzt alle anderen. Die Sachen gehen langſam, das fällt uns Allen auf. „Nicht alſo waren wir gewohnt," ſagte erſt kürzlich der Herzog von Rovigo zu mir, „den Krieg zu machen; ſonſt ging es Schlag auf Schlag, jetzt will nichts von der Stelle." Die Wünſche des Publikums ſprechen ſich laut genug aus, in allen Klaſſen überwiegt die Zuneigung für Spanien, das Wohlgefallen an England, der Widerwillen gegen das jetzige Syſtem Frankreichs. Da die franzöſiſchen Zeitungen jetzt täglich hier anlangen, ſo bleibt das politiſche Intereſſe ununterbrochen angeregt.

Geſtern war für Berlin ein großer Tag wegen des Wiederauftritts der Mad. Stich auf der Schaubühne; alle Partheien hatten ſich lange vorher zu dieſem Kampftage bereitet, die Intendantur war ihrerſeits befliſſen geweſen, die Plätze an Wohlgeſinnte gelangen zu laſſen, Studenten aber und ihresgleichen ganz abzuhalten. Dennoch war der Lärm ungeheuer, und nach einem peinlich überſtandenen Abend, unter einzelnen Augenblicken grauſamer Verhöhnung, die ſie zu Boden zu drücken drohten, war die ſchöne Angeklagte nur ſo eben und eben noch durchgekommen. Das Publikum hat ſich abſcheulich roh und gemein erwieſen. Die vermeinte Sittlichkeit vornehmen und geringen Gelichters glaubte gegen die

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Ich habe von einem der begabteſten Menſchen zu ſprechen, deſſen mir theures Andenken ich nicht den Verunglimpfungen überlaſſen will, die ihm von andrer Seite bereitet ſein mögen. Um aber für ſein Bild das rechte Licht zu gewinnen, dürfen wir den Schatten ſeiner Schwächen nicht fehlen laſſen, damit das Zugeſtehen dieſer um ſo mehr die großen Vorzüge erhärte, denen bei der Abrechnung doch ein ſo mächtiges Uebergewicht verbleibt. —

David Ferdinand Koreff wurde geboren am 3. Februar 1783 zu Breslau, wo ſein Vater ein angeſehener und reicher Arzt war, eben ſo beliebt bei Chriſten als bei ſeinen jüdiſchen Glaubensgenoſſen. Der Sohn zeigte ſchon früh lebhafte und große Geiſtesgaben, tiefen Sinn und leichtes Erfaſſen, vor allem ein außerordentliches Gedächtniß. Nach gründlichen Schulſtudien beſuchte er die Univerſität Halle, und widmete ſich der Arzneiwiſſenſchaft. Im Jahr 1803 kam er nach Berlin, um die mediziniſchen Anſtalten daſelbſt zu benutzen. Hier erregte der zwanzigjährige junge Arzt unter Mitſtudirenden und Lehrern ſowohl durch ſeine Kenntniſſe als durch ſeinen Scharfblick ungemeines Aufſehen; er hatte all ſein Wiſſen ſtets zur Hand, und bewegte ſich auf den für Andre meiſt ſo ſchwierigen Bahnen mit Leichtigkeit. Wer ihn ſah, faßte ſogleich Vertrauen zu ihm, und er konnte ſich, obwohl

noch nicht Doktor, der Praxis kaum erwehren; ältere Aerzte, namentlich Dr. Bruckert und Dr. Bing, nahmen ihn zu ihren Kranken mit, und folgten willig seiner oft staunenerregenden Diagnose. Dabei übersetzte er die Aphorismen des Hippokrates aus dem Griechischen, den Prahler des Plautus aus dem Lateinischen in Jamben, eigne Poesieen, die ihm, gleich der mündlichen Rede, üppig und mannigfach entströmten, trug er den Freunden begeistert vor. Chamisso und Varnhagen gaben damals einen Musenalmanach heraus, um welchen sich ein Freundeskreis bildete, dem sich Koreff mit Eifer anschloß. Wilhelm Neumann, Lafoye, Franz Theremin, Hitzig, Ludwig Robert, Georg Reimer und noch Andre gehörten dazu, fast alle haben sich in späterer Zeit mit Auszeichnung namhaft gemacht. Koreff aber wurde bald die Seele dieses Kreises, regte Gemüth und Geist zu erhöhter Thätigkeit an; die Freunde zählten auf ihn, bewunderten ihn, folgten seiner Leitung. Er trieb zum Erlernen des Griechischen, aber auch zum Studium der Natur, die Philosophie und Aesthetik fehlten nicht, Friedrich August Wolf, Schelling und Reil, Tieck und die beiden Brüder Schlegel, bezeichneten die Richtung und die Muster dieser mannigfachen Studien. Ein Siegelring verband unter dem Zeichen des Polarsterns die inniger Vertrauten. Koreff wollte den Freunden alles sein, jedem nach seiner Eigenart, nach seinem Bedürfniß, er gab ihnen Unterricht, schaffte Bücher, ertheilte Rath über Lebensaufgaben und Bestimmungen. Freilich konnte dieser Eifer bei der Mannigfaltigkeit seiner Richtungen nicht überall gleichmäßig ausreichen, bald erschien die eine oder die andre vernachlässigt, den Vorschreitenden fehlte bisweilen auf schwierigstem Boden plötzlich die Hand, ohne deren Hülfe nicht weiter zu kommen war. Allein diese

Unzulänglichkeit war sichtbar nur die Folge des überschwänglichen guten Willens, der mehr unternahm oder verhieß, als zu leisten möglich war. Die Freunde lernten seine Worte leichter nehmen, ohne in ihrem Glauben an ihn zu wanken. —

Koreff mußte im Frühjahr 1804 nach Halle zurückkehren, um Doktor zu werden; Reil und Meckel, die Meister der Wissenschaft, wurden hier seine Freunde, Schelver und Steffens bewunderten ihn. Mit den Freunden in Berlin blieb er in brieflicher Verbindung, und sandte ihnen den Sinologen Julius Klaproth zu, mit dem er näher bekannt geworden war, der aber in seiner trüben Gährung keinen günstigen Eindruck machte. Koreff selber trat seine Reise nach Paris an, die der Vater ihm als den Schluß seiner ärztlichen Vorbereitung gern bewilligte.

In Paris besuchte er mit größtem Fleiße die großen Krankenanstalten, und sammelte die kostbarsten Erfahrungen; seine Kenntnisse, die Sicherheit seines Urtheils und der Erfolg seiner Kuren setzten auch hier die Männer vom Fach in Erstaunen. Doch die Heilkunde nicht allein, auch alle andern Gebiete der Wissenschaft und Kunst, so wie das Gesellschaftsleben der großen Hauptstadt zogen ihn mächtig an. Die französische Sprache wurde ihm schnell geläufig, er sprach und schrieb sie wie seine Muttersprache. Die engere Verbindung, in welche er hier mit einem früheren Berliner Bekannten, Herrn von Drieberg, trat, gab ihm sogar Anlaß, sich in französischen Versen zu versuchen; Drieberg nämlich hatte sich mit Leidenschaft auf die Tonkunst geworfen, und verlangte Operntexte, die er in Musik setzen wollte, und die, zunächst für Paris bestimmt, natürlich französisch sein mußten. Als Drieberg später seinen Sinn auf andre Gebiete lenkte, und eine

Tauchermaschine erfand, erläuterte Koreff auch diese in einer schwungvollen französischen Abhandlung.

Während er in Paris war, starb sein Vater, und er gelangte dadurch zum Genuß eines ansehnlichen Vermögens und völliger Unabhängigkeit. Er beschloß noch längere Zeit dort zu verweilen, und seine vielfachen Studien und Arbeiten fortzusetzen. Die Hospitäler besuchte er nach wie vor, auch häufig die öffentlichen Vorträge seines Faches, es gab keinen Tag, an dem er nicht seines Berufes als Arzt eingedenk gewesen wäre; doch seine Neigung wendete sich jetzt vorzugsweise den schönen Künsten zu; größere Gedichte blieben handschriftlich, eine metrische Uebersetzung des Tibullus und der Fragmente der Sulpicia erschien 1810 in prächtigem Druck, mit dem lateinischen Text zur Seite, der Propertius sollte nachfolgen. Französische Aufsätze, Gegenstände der Litteratur und Kunst betreffend, fanden ihren Platz in Pariser Zeitschriften; ein Hauptbestreben derselben war, deutsche Wissenschaft und Poesie den Franzosen bekannt zu machen.

Ohne es zu wollen, gerieth er aber mehr und mehr in die praktische Laufbahn, und alles was er sonst that und zeigte, ließ auch den Arzt nur vortheilhafter in ihm hervorleuchten. In den höchsten und elegantesten Kreisen wurde er der gesuchteste Arzt, wie der beliebteste Gesellschafter. In der Familie des Kaisers Napoleon wurde er zu Rath gezogen, so wie in den Häusern der fremden Botschafter und Gesandten, die deutschen Landsleute aller Klassen wandten sich ihm zu. Der berühmte Gall war damals in Paris, und stand, wie auch andre deutsche Aerzte, Swediaur, Harbaur, Friedländer, bei den Franzosen in großem Ansehn, aber Koreff überstrahlte sie alle, und er galt in der großen Welt als ein Wundermann.

Die Gall'sche Schädellehre, der er anhing, der Lebensmagnetismus, den er vertheidigte und ausübte, wirkten in seiner Behandlung auf die Einbildungskraft der Weltleute mit wahrem Zauber. Er sprudelte von Geist und Witz, denen seine gründlichen, alles umfassenden Kenntnisse unerschöpflichen Stoff gaben, wenn nicht der Augenblick ihn noch besser aus der Fülle des Lebens lieferte, an Geschichten und Anekdoten hatte er den reichsten Vorrath, erzählte sie vortrefflich, und verfiel nicht leicht in ermüdende Wiederholung. Das Komische bekam durch seine Mienen und Gebärden einen unwiderstehlichen Ausdruck, man glaubte einen Italiäner vor Augen zu haben, und dabei hatte er den Takt, nie die persönliche Würde preiszugeben. Aber weit mächtiger war sein Pathos, wenn er wissenschaftliche Belehrung mittheilte, merkwürdige Vorgänge erörterte, bedeutende Personen schilderte, oder seine eignen Empfindungen ausströmte; die breite Fülle seiner Rede, die Herzlichkeit seiner Stimme, selbst die Uebertreibung, die er in seinen Angaben und Versicherungen liebte, hatten einen verführerischen Zauber. Besonders wurden die Frauen von diesem getroffen; er war nicht schön, seine Gestalt nicht auffallend, aber sein sprechendes Auge, sein starker Haarwuchs, seine feinen Hände und Füße, seine Entschiedenheit in allem was er sagte und that, machten den günstigsten Eindruck, man setzte die besten Eigenschaften in ihm voraus, unbedingtes Vertrauen und leidenschaftliche Zuneigung kamen ihm ungesucht entgegen. Was man Glück bei Frauen zu nennen pflegt, hat er in reichstem Maße gehabt, obschon er selber sich dessen nie rühmte, und in diesem Punkte zart und verschwiegen war. Noch in späteren Jahren erfuhr er die auffallendsten Begünstigungen, wurde er von schönen jungen Frauen den glän-

zendsten Nebenbuhlern vorgezogen. Bei solchen Gaben und Erfolgen, inmitten des reichsten Lebens in der großen Welt, verläugnete sich nie die reizbare Weichheit, die unerschöpfliche Gutmüthigkeit seines Herzens. Allein eben diese wurde durch den Gegensatz, in welchem sie mit den ganz andern Ansprüchen so vieler äußerlichen Verhältnisse stand, ein Quell mancher Mißlichkeiten, die bisweilen hoch emporschossen, ihn von den Freunden trennten, und ihn schlimmer erscheinen ließen, als er wirklich war. Im Eifer seines guten Willens, in der Wärme seiner Empfindung, konnte er keinen Wunsch, keine Bitte, die an ihn gerichtet wurden, zurückweisen oder auch nur ablenken, er versprach alles, ja kam mit freiwilligen Erbietungen entgegen, verhieß die überschwänglichsten Leistungen. Er war vielleicht im Stande, jeder einzelnen seiner Zusagen zu genügen, und hatte gewiß, indem er sie gab, den redlichsten Willen dazu. Doch da er nie rechnete, so vergaß er, daß die einzelnen Zusagen eine Masse bildeten, denen kein Mensch genügen konnte, schon weil sie mit einander in Widerspruch standen; dasselbe Buch, das er heute schicken wollte, hatte er schon gestern verliehen, und die Fürsprache, die er morgen zu thun verhieß, schon heute für einen Andern gethan. In den Verlegenheiten, die er sich durch solch unbesonnene Gutherzigkeit zuzog, half er sich durch Ausreden, durch neue Versprechungen und kleine Nothlügen, wie sie in der geselligen Welt täglich vorkommen, ohne daß man weiter darauf achtet. Aber die große Häufung und bisweilen auch die Wichtigkeit der Fälle dieser Art, in welche er sich verwickelte, machten das Ergebniß für ihn strenger und schädlicher, als bei andern Weltleuten. Man beschuldigte ihn, ein Prahler und ein Lügner zu sein, und hielt sich an die äußerlichen kleinen Thatsachen,

ohne den inneren Zuſammenhang zu beachten, was auch allerdings im bürgerlichen Leben, das vorzugsweiſe auf Aeußerlichkeit geſtellt iſt, ſelbſt bei beſten Wünſchen nicht immer geſchehen kann. In der Ausübung der Heilkunde gewann die Gewöhnung, dem Eindrucke des gegenwärtigen Augenblickes alles zu opfern, und Zuſagen und Hoffnungen zu erwecken, denen ſchon vielleicht der nächſte Tag widerſprach, eine noch ernſtere Bedeutung. Die eiferſüchtigen Kollegen Koreff's ermangelten nicht die Blößen auszubeuten, welche weniger der Arzt gab, als der Menſch, und ſie nannten ihn einen Blender, einen Gaukler. Doch grade dieſes war er durchaus nicht, wenn er auch bisweilen den Schein davon hatte. Seine Kuren waren gründlich, beſonnen, ſorgſam, und meiſt glücklich. Wo ſich andre Aerzte rathlos zurückzogen, gab er noch nicht die Hoffnung auf, wandte muthig alle Kraft ſeines Talents an, und erzielte nicht ſelten den wunderbarſten Erfolg. Solch glänzende Bahn eines Arztes iſt früher und ſpäter ſchwerlich geſehen worden, beſonders iſt ſie merkwürdig durch den Umſtand, daß Koreff in jener Zeit, da ſein ererbtes Vermögen ihm genügte, von allen ſeinen Kranken durchaus keine Bezahlung annahm, auch von den reichſten und vornehmſten nicht, die nicht ſelten über dieſe Weigerung verdrießlich wurden. Er bat ſich anſtatt des Honorars z. B. vom Fürſten von Schwarzenberg deſſen Bildniß, von der wunderſchönen Gräfin Ega eine Haarlocke, von dem reichen Fürſten Kurakin, den er von den ſchweren, bei dem ſchrecklichen Schwarzenbergiſchen Feſt erlittenen Brandwunden mit der äußerſten Sorgfalt hergeſtellt, ein unſcheinbares Andenken aus. Dagegen fügte er ſich aber auch den vornehmen Launen nicht, und wenn man ſeinen Vorſchriften nicht folgte oder ihm ſonſt Widrigkeiten

mächte, blieb er ohne weiteres weg. Ganz insbesondere war er, mitten in diesem Glanze, den Armen hülfreich und dienstwillig, und für sie auch am meisten geduldig und mild. —

Nachdem er so seit Jahren ohne Berechnung und Sorge gelebt, fand er sich eines Tages unangenehm überrascht durch die Entdeckung, daß ein großer Theil seiner väterlichen Erbschaft aufgezehrt, und mit dem noch übrigen das sich für ihn immer steigernde große Leben in Paris nicht lange fortzusetzen sei. Diese düstre Betrachtung verleidete ihm den dortigen Aufenthalt, an eine eigentliche Niederlassung und bestimmten Erwerb mochte er noch nicht denken, sondern wollte jedenfalls vorher noch Italien sehen. So reiste er denn raschen Entschlusses im Herbst 1811 nach der Schweiz, wo er die ihm befreundete Familie Custine traf, und mit ihr die Reise durch Italien machte. Bei der Eile, mit der dies geschah, blieben manche Schulden, die sich während des mehrjährigen Aufenthaltes unmerklich angefunden und gehäuft hatten, unberichtigt zurück; eine Sorglosigkeit, die seinen Gegnern Anlaß gab, üble Nachrede über ihn zu verbreiten; sein Eifer, die vergessenen Verpflichtungen nachträglich zu erfüllen, tilgte später jeden Vorwurf dieser Art.

Der Aufenthalt in Italien dauerte anderthalb Jahre. Der Marquis von Custine hat in seinen Mémoires et voyages manches aus dieser Zeit aufgezeichnet, was auch mit Koreff in Verbindung zu stellen ist, der seinerseits eigne Tagebücher nicht geführt hat. In Rom hatte dieser vielen Umgang mit dem wunderlichen Zacharias Werner, der im vollen Feuer seiner katholischen Bekehrung die seltsamsten Possen aufführte. Anzumerken ist noch, daß Koreff in Rom und Neapel nicht umhin konnte, seinen Beruf als

Arzt auszuüben, und hier den ihm gebührenden Lohn anzunehmen nicht verschmähte, besonders als der Krieg die Hülfsquellen aus der Heimath für einige Zeit ganz abschnitt.

Im Jahre 1814, als die Kriegsereignisse und der Pariser Frieden die Rückkehr nach Deutschland wieder aufgeschlossen hatten, kam Koreff nach Wien, und erlebte hier den großen Kongreß, den Zusammenfluß der europäischen Machtgewalten, Berühmtheiten und Schönheiten. Hier, wie früher zu Paris, erschien er als Arzt und Weltmann in größter Auszeichnung. In den fürstlichen Häusern Schwarzenberg, Metternich, Esterhazy, in den glänzenden Kreisen der Gräfin Fuchs, der Gräfin Julie Zichy-Festetics, der Baronin Arnstein, der Herzogin von Sagan, war er stets willkommener Freund und Gast. Bei den großen Festen zu Ehren der Kaiser und Könige durfte er nicht fehlen, und eines derselben beschrieb er, auf den Wunsch des Fürsten von Metternich, im Oesterreichischen Beobachter mit lyrischen Prachtworten. Der preußische Gesandte Wilhelm von Humboldt, in dessen Familie er schon früher als Freund aufgenommen war, führte ihn bei dem Staatskanzler Fürsten von Hardenberg ein, und dieser faßte solches Vertrauen und solche Zuneigung zu dem genialen Arzt und weltkundigen Gelehrten, daß er ihn für den Staatsdienst des Vaterlandes zu gewinnen, und bei der durch Napoleons Wiederkehr von Elba neueröffneten Kriegsaussicht als Arzt des Hauptquartiers anzustellen beschloß. —

Koreff begleitete den Staatskanzler von Wien nach Berlin, dann als die Schlacht von Bellealliance geschlagen war, nach Paris, wo er sogleich den Kriegslazarethen seine Thätigkeit widmete, und durch allgemeine Anord-

nungen und einzelne Hülfleiſtungen kräftig eingriff. Der König belohnte ſein Verdienſt durch Verleihung des eiſernen Kreuzes, dem ſpäter der rothe Adlerorden folgte. Damals ließ Koreff in Paris bei Didot eine Sammlung ſeiner Gedichte drucken, die nicht in den Buchhandel kam, und den Liebhabern von Seltenheiten auch durch den Druckort merkwürdig iſt. —

Nach Berlin zurückgekehrt, begann Koreff hier mediziniſche Vorträge an der Univerſität, bei welcher Gelegenheit er eine lateiniſche Abhandlung über die aria-cattiva veröffentlichte. Dann bekam er die Anſtellung als Geheimer Ober-Regierungsrath in der Kanzlei des Staatskanzlers, mit dem Vortrag bei dieſem in Sachen der Wiſſenſchaft und Kunſt; der König gab ihm noch die beſondre Beſtimmung, der Arzt des Fürſten zu ſein und als ſolcher ihn überall zu begleiten. Koreff wurde demnach Hardenberg's Hausgenoſſe, bald auch Freund und Vertrauter. Durch dieſe Stellung erlangte er, weniger weil er es ſuchte, als weil die Umſtände von ſelbſt es ſo fügten, eine außerordentliche Bedeutung und Wirkſamkeit. Hätte er Memoiren aus dieſer Zeit hinterlaſſen, ſie müßten die merkwürdigſten Aufſchlüſſe geben. Dem Spiel der Partheien, den Schwankungen der politiſchen Einflüſſe ausgeſetzt, mußte er bald erkennen, daß die Vortheile ſolcher Verhältniſſe durch Nachtheile reichlich aufgewogen werden; in manchen Reibungen und Zwiſten war es nicht möglich, unbeſchädigt in würdiger Haltung zu verbleiben. Der Fürſt war alt, von allen Seiten umlagert, mit Geſuchen aller Art geplagt; ſeine Verwandten ſammelten ſich um ihn, Schmeichler, Auflaurer, er wußte kaum noch, auf wen er ſich verlaſſen durfte. Die Miniſter waren lange ſchon ſeine heimlichen Gegner, ehe ſie ſich offen als

arme Schauspielerin ein Recht zu haben, an deſſen Handhabung ſonſt nie gedacht wird. Freilich kamen auch alle andern Oppoſitionen dazu und meinten in Mad. Stich weniger ſie ſelbſt, als deren Gönnerſchaften und den ganzen Zuſammenhang der Sache zu treffen. Da das Pochen verboten iſt, ſo wollten Viele nur darin einmal ihr Müthchen kühlen, da die Gelegenheit ſo vortrefflich ſchien. Man behandelt die Dampfmaſchinen klüglicher, als die Menſchen, man giebt jenen aus Vorſicht eine Ableitungsklappe, und nun zerſpringen ſie nicht mehr; des soupapes, des soupapes!

Wir haben als höchſt abſonderliche Erſcheinung Herrn von Cotta auf einige Tage hier geſehen; er war zum erſten Male hier und es ſchien ihm alles wunderlich genug vorzukommen. Er hat den Fürſten von Wittgenſtein, Grafen von Bernſtorff, Hrn. von Schuckmann, Grafen von Gneiſenau und andere Große des Reiches beſucht, ohne deßhalb die Kleinen zu vernachläßigen. Herr Graf von Bernſtorff machte ihm bittere Vorwürfe über den partheiiſchen Eifer, den die „Allgemeine Zeitung“ für die Griechen an den Tag lege.

Ich weiß nicht, ob dieſes Blatt morgen abgeht und ob ich ein Buch mitſenden kann, ich erfahre dieß erſt bei Hrn. von Stägemann, wohin ich beides mitnehme. Leben Sie wohl und ſeien Sie geſund und vergnügt!

Ueber meinen Sommer kann ich noch nichts wiſſen, aber an Ems darf ich wohl nicht denken. Dort wird große Fülle ſein und Gedränge und Spannung. Wird es denn Sommer werden? Gewiß ſcheint es mir noch nicht! Wir wollen ſehn!

Apropos! Die biographiſche Notiz, die Sie erhalten haben, wird doch nicht von ſich rühmen, daß ſie der gütigen Mittheilung des Verfaſſers ſelbſt verdankt werde? Das würde ſich, wie artig es auch gemeint wäre, hier ſehr übel ausnehmen! Höchſtens dürfte geſagt werden, man habe ſie durch einen

Widerſacher zeigten. Eine mächtige Hofpartei haßte ihn, weil ſie ihm die großen Geſetzgebungsarbeiten vom Jahre 1810 und 1811 nicht verzieh, und er allen ihren Abſichten beharrlich im Wege ſtand. Koreff hatte dies alles mit zu tragen, es fehlte nicht an geſchäftigen Leuten, die ſeinen Einfluß als einen verderblichen darſtellten. Man brachte es gefliſſentlich herum, Koreff ſei noch Jude, und als ſolcher unberechtigt in den Staatsdienſt eingedrungen; der König ließ deßhalb eine ernſte Anfrage an den Staatskanzler ergehen, der in dieſem Punkte den König ſehr eigenſinnig wußte. Die Art, wie die Schwierigkeit umgangen, und die nun erſt bewirkte Taufe den Anſchein einer ſchon früher geſchehenen liefern mußte, hat Dorow in ſeinen Erlebniſſen erzählt, doch den Namen dabei verſchwiegen.

Koreff begleitete den Staatskanzler auf verſchiedenen Reiſen, nach Karlsbad, Pyrmont, Doberan, am Schluſſe des Jahres 1817 nach dem Rhein, wo bei Gelegenheit der Ueberreichung einer Koblenzer Adreſſe die berühmte Verhandlung zwiſchen Hardenberg und Görres ſtattfand. Das Aufſehn dieſer Sache und die vielfachen Aeußerungen von Unzufriedenheit in den preußiſchen Rheinlanden erweckten den Wunſch, dieſer Stimmung durch Druckſchriften entgegenzuwirken. Es erſchien ein „Deutſches Wort an die Rheinländer“, welches in milder Weiſe die Meinungen berichtigen und für Preußen gewinnen wollte, jedoch ohne alle Wirkung blieb. Daß der Staatskanzler ſie durchgeſehen, daß Koreff ſie zum Druck befördert hatte, war gewiß; man nahm hievon Anlaß, letztern auch für den Verfaſſer zu halten, und da er dieſer Angabe nie widerſprach, ſo wurde ſie ziemlich allgemein geglaubt. Es hat ſich aber ſpäter herausgeſtellt, daß höchſtens ein paar Seiten darin von ihm herrühren.

Während des Kongresses von Aachen, im Jahr 1818, empfing er die schmeichelhaftesten Auszeichnungen von Seiten der dort versammelten Herrscher und Minister. Wilhelm von Humboldt kam von London dorthin, schon sehr gespannt mit dem Staatskanzler, die eifrigen Bemühungen Koreff's, das frühere gute Vernehmen zwischen beiden herzustellen, blieben unfruchtbar.

Je mehr dieser in der Gunst Hardenberg's emporstieg, je höher man diese anschlug, desto mehr wuchsen auch seine Anfechtungen. Die dem Staatskanzler gänzlich untergeordneten Minister suchten oft, wenn sie ihre Anträge durchsetzen wollten, die Unterstützung Koreff's durch die größten Aufmerksamkeiten und Schmeicheleien zu gewinnen, und er versprach gewöhnlich mehr als er leisten konnte. Doch wenn man einen oder den andern in Koreff's Vorzimmer warten fand, konnte man ihm es wohl ansehn, mit welchem Aerger sie sich einer solchen Demüthigung unterzogen. Die Professoren und Aerzte sahen den Jüngsten ihrer Zunft weit über sie erhoben und ihr altes Ansehn in Schatten gestellt. Aber auch die alten Freunde in Berlin, welche in untergeordneten Kreisen ein bescheidenes Dasein hatten, mißgönnten ihm den Glanz und Einfluß, zu dem er gelangt war, klagten, daß er sie vernachlässige und schadeten ihm durch mißliebige Urtheile, die, von sogenannten Freunden ausgehend, um so mehr Gewicht hatten. Hiezu kam noch, daß Koreff nicht zu unterscheiden wußte, wer ihm Freund oder Feind sei. Leute, die ihn haßten und zu verderben suchten, empfahl er dem Fürsten auf's wärmste, und setzte sie bei ihm in Verhältnisse fest, aus denen sie ihm dann Trotz boten; so den Geheimen Rath Schöll, den ehemaligen Pariser Buchhändler, der seinen Tibullus verlegt hatte, so eine Demoiselle, welche sich als eine magnetische

Hellseherin gab und die Gesellschafterin der Fürstin wurde, bald aber das ganze Zutrauen des Fürsten gewann; beide Leute suchten alsbald sein Ansehn zu untergraben, ihn zu verdrängen. Daß Koreff kein Staatsmann war, ja kaum ein Geschäftsmann heißen konnte, wußte Hardenberg sehr gut; aber dankbar empfand er, daß jener alles um sich her durch seinen Geist, durch seine unerschöpfliche Laune, durch seine gesellige Regsamkeit belebte, und mancher gute Einfall, manche treffende Wahrnehmung von ihm war dem Fürsten willkommen und nützlich; ein unbedingtes Zutrauen widmete er dessen ärztlicher Tüchtigkeit, die sich in wiederholten bedenklichen Fällen, wo derselbe dem Abrathen und Warnen andrer Aerzte zum Trotz, ungeirrt der eignen Einsicht folgte, durch den vollständigsten Erfolg bewährte. Durch die Ränke der Gegner Koreff's und durch seine Sorglosigkeit wurden alle diese Beziehungen nach und nach gelockert. Lange Zeit war er das versöhnende Mittelglied zwischen Hardenberg und Wilhelm von Humboldt, deren frühere Uebereinstimmung aufgehört hatte; als sie zuletzt in offnen Widerstreit geriethen, und er der Freund beider bleiben wollte, ließ man jenen darin eine Anschließung an seine politischen Feinde sehen. Der Lebensmagnetismus selber, dessen wunderbaren Erscheinungen und Täuschungen Koreff zuerst in diesem Kreise Geltung verschafft hatte, wurde bald gegen ihn angewendet, man verdächtigte ihn selbst und die Sache. —

Unerwartet kam in dieser Zeit aus Paris ein Mißgeschick und Verdruß, durch welchen die ganze Stellung Koreff's von der schlimmsten, der politischen Seite her gefährlichst bedroht wurde. Benjamin Constant ließ im März 1821 eine Schrift erscheinen, die den Titel führte: „Du triomphe inévitable et prochain des principes con-

stitutionels en Prusse; d'après un ouvrage imprimé traduit de l'allemand de M. Koreff, conseiller intime de régence, avec un avant-propos et des notes de M. Benjamin Constant." Groß war der Lärm in Berlin hierüber, der König war äußerst aufgebracht, der Staatskanzler fand sich auf's übelste bloßgestellt, alles schrie über Unverschämtheit, Verrath, man sprach von Dienstentlassung, von gerichtlichem Einschreiten, denn die sogenannte Konstitution für Preußen, obschon feierlich versprochen und immerfort in Aussicht gestellt, war den Gewalten des Tages ein Gräuel und Entsetzen. Zwar entdeckte sich bald, daß die angebliche Schrift Koreff's nichts weiter war, als die Uebersetzung einer Schrift, welche über die Staatsverwaltung Hardenberg's kürzlich ohne Namen erschienen, als deren Verfasser aber der Rheinländer Benzenberg in Berlin allgemein bekannt war; aber nun fragte man, wie kommt Benjamin Constant dazu, Koreff als den Verfasser zu nennen? Durch öffentliche Erklärungen Koreff's, Benzenberg's und Constant's ergab sich bald, daß Koreff sich von Benzenberg einige Abdrücke für Paris ausgebeten, einen derselben an Constant gesandt und dabei zwar nicht gesagt hatte, er sei der Verfasser, aber auch nicht, daß ein Andrer es sei, so daß Constant in dem festen Glauben stand, Koreff habe sein eignes Werk ihm überschickt. Die Gefahr war durch diese Erklärung nun abgewendet, allein das viele Gerede und die Bemerkungen, die bei dieser Gelegenheit stattfanden, ließen für Koreff allerlei Nachtheile zurück, und der Staatskanzler selbst, der doch diesmal noch kräftig für ihn auftrat, klagte bitter über die gehabten Verdrießlichkeiten.

Während das Verhältniß zu Hardenberg allmählig kälter wurde, und Koreff seine Widersacher dort Boden

gewinnen sah, gab er zwar den Kampf nicht auf, warf sich aber mit Lust und Behagen jetzt mehr auf das ihm heimischere Gebiet der Wissenschaft und Kunst; er sammelte seine medizinischen Erfahrungen, ordnete seine Bücher und Kunstsachen, dichtete lyrische Poesieen. Spontini, von Paris her mit Koreff eng befreundet, war nach Berlin gekommen und hatte seine neueste Oper Olympia zur Aufführung gebracht; Koreff gab eine begeisterte Lobrede derselben in Druck. Einen eignen Operntext, Aucassin und Nicolette, den er früher ausgearbeitet hatte, ließ die Mittelmäßigkeit des Tonkünstlers nicht aufkommen, dem er ihn mit allzu gutmüthigem Leichtsinn überlassen hatte. Für die Gegner war ein mißlungener Bühnenversuch ein neuer Vortheil, den sie fleißig ausbeuteten.

Alte Zwistigkeiten in der Familie Hardenberg's, bei denen Koreff lange Zeit mit wechselndem Erfolge den Vermittler gemacht, brachten endlich sein Verhältniß zum völligen Bruch. Der Fürst, welcher zum Kongreß nach Troppau gereist war, ohne daß Koreff ihn diesmal begleitete, sandte ihm von dort seine Entlassung aus der Staatskanzlei, und wies ihm eine neue Stellung im Kultusministerium an. Dies war für Koreff ein unerwarteter Schlag; das angebotene neue Dienstverhältniß mußte ihm wie ein Hohn erscheinen, daß er es einginge, war ganz undenkbar. Nach vielfachem Streiten und Berathen, Trotzen und Vermitteln, wobei fast ein Jahr verging, und er im Eifer noch manches andre Verhältniß unnöthig verwirrte, wurde der Ausweg getroffen, daß er unbestimmten Urlaub erhielt, und bei dem Fortbezug eines ansehnlichen Jahrgeldes sich wissenschaftlichen Aufträgen, welche ihm etwan ertheilt werden möchten, zu unterziehen versprach. Im April 1822 verließ er Berlin, um diese

Stadt nie wiederzuziehen. Er ging zuerſt nach Dresden, muß aber wegen ſeiner nächſten Schritte noch ſehr in Zweifel und Verwirrung geſchwankt haben, denn einen jungen Kaufmann in Berlin hatte er beredet nach Wien zu kommen, von wo er ihn mit nach Paris nehmen wollte, und zugleich ließ er Spontini'n dort acht Tage auf ihn warten, um mit ihm nach Italien zu reiſen, während er ſelber Wien und Paris und Italien vergaß, und von andrer Geſellſchaft angezogen, fürerſt nach Baden-Baden ging. —

Zum Winter begab er ſich nach Paris, wo er als nun ſchon berühmter Arzt und Gelehrter ſchnell wieder in erhöhte Wirkſamkeit trat und wie früher im größten Glanz lebte. Das Zutrauen und die Anerbietungen, die er von Kranken aus den höchſten und reichſten Ständen empfing, ſtiegen bis in's Fabelhafte; ein Ruſſe von unermeßlichem Vermögen wollte ihm eine Million Franken zuſichern, falls er ſich ihm ausſchließlich widmen würde; ein deutſcher Fürſt bot ihm für denſelben Fall die höchſten Staatswürden an, die er zu verleihen hatte. Doch ließ Koreff von ſolchen Lockungen ſich nicht hinreißen, ſondern wollte vor allem ſeine Freiheit bewahren, deren hohen Werth der Aufenthalt in Paris in verſtärktem Maß empfinden läßt.

Welch günſtigen Eindruck er in der Geſellſchaft machte, ſehen wir aus der unbefangenen Schilderung, die der General Lamarque von ihm macht, nachdem er ihn bei der ſchönen Herzogin von Vicenza kennen gelernt; er ſagt in ſeinen Souvenirs: „Je me suis trouvé placé auprès de M. Koreff, médecin, diplomate, Prussien de naissance, et cosmopolite par goût. C'est l'homme le plus spirituel et le plus instruit que j'aie encore rencontré. Il a été partout, il connaît tout le monde, il sait toutes les

anecdotes, il a pénétré tous les mystères, il est le confident de tous les secrets. Jamais sa conversation ne tarit; il captive les femmes, il amuse les enfans, il attache les hommes instruits." Auch jetzt aber versäumte er nicht in strenger Wissenschaft fortzuschreiten, noch versagte er sich die heitre Beschäftigung mit Poesie und Kunst. Er beschrieb merkwürdige medizinische Fälle, entwarf den Plan einer Sammlung klinischer Erfahrungen, gab sogar neue Handgriffe für chirurgische Leistungen an; daneben arbeitete er fleißig an seiner Uebersetzung des Propertius, die aber, durch Umstände verzögert, nicht erschienen ist, und fand Muße zu vielen eigenen Gedichten. —

Seine glücklichen, oft staunenswerthen Kuren, bei denen auch der Lebensmagnetismus nicht selten in Anwendung kam, erregten fortwährend Aufsehen und verbreiteten seinen Ruf. Aber sie weckten auch den Neid und Widerspruch seiner französischen Kollegen, die das Recht des ausländischen Arztes zur medizinischen Praxis in Frankreich zu bestreiten suchten. Die Behörde war zweifelhaft, was zu thun sei, und Koreff stand in Gefahr, daß ihm die fernere Ausübung der Heilkunst verboten würde. Da schrieb zu seinen Gunsten der berühmte Cuvier einen Brief, der hier seine Stelle finden muß, als der sprechendste Beweis, wie Koreff's Verdienst und Bedeutung von einer der höchsten wissenschaftlichen Autoritäten anerkannt und gewürdigt wurde. Cuvier schrieb an seinen Kollegen Boisbertrand wie folgt:

Au jardin du Roi le 29 juin 1830.

Monsieur et cher collègue!

J'apprends, avec stupéfaction, c'est le mot, que Mr. Koreff, l'un des médecins les plus savants, et cer-

tainement les plus spirituels de l'Europe, a encore besoin d'une permission, pour continuer de faire du bien aux Français. Ce n'est pas à un administrateur, aussi éclairé que vous, qu'il est nécessaire de dire, que Mr. Koreff est de ces hommes, qu'il faudrait aller chercher, aller prier de venir, s'ils ne venaient pas d'eux mêmes. Ainsi je ne lui ferai pas le tort, de solliciter pour lui; ni à vous celui de supposer que vous ayez besoin de sollicitations dans une affaire comme la sienne. Toutes les protections envers un homme de ce mérite, ne peuvent qu'honorer les fonctionaires qui les accorderont.

Veuillez, Monsieur et cher collègue, recevoir avec votre bonté accoutumée, la nouvelle assurance de ma haute considération et de mon dévouement.

B. G. Cuvier

Hierauf lebte Koreff eine Reihe von Jahren unangefochten, während seine Praxis immer glänzender und zugleich einträglicher wurde. Denn er verschmähte jetzt nicht mehr den Gewinn, welcher seinen ärztlichen Bemühungen gebührte, und in Paris nach einem von französischen berühmten Aerzten eingeführten Maße sehr hoch berechnet wurde.

Als im Jahre 1832 die Cholera zuerst nach Paris kam, und Angst und Entsetzen verbreitete, waren die untern Volksklassen, gleich denen andrer Städte und Länder, auch hier von dem Wahn ergriffen, daß absichtliche Vergiftung im Spiel sei, und hauptsächlich die Aerzte das Uebel, anstatt ihm zu wehren, beförderten. Mit Wuth wurden sie angefallen, mißhandelt, mit dem Tode bedroht, und alle vernünftigen Vorstellungen waren gegen

den tollen Verdacht lange Zeit machtlos. Auch Koreff hatte aus solchem Anlaß die größte Gefahr zu bestehen, er wurde im Volksgedräng als Arzt erkannt, als Vergifter ausgerufen. „In den Fluß mit ihm!“ hieß es; man suchte ihn zu ergreifen. Verfolgt erreichte er einen Bauplatz, wo große Steine lagen, er sprang auf einen derselben, und von dieser Bühne herab sprach er mit der Geistesgegenwart und Munterkeit, die ihn nie verließen, zu dem erbitterten Volke so treffend und eindringlich einige rasche Worte, daß die Wuth sich in Beifall verwandelte, und er unangefochten seinen Weg fortsetzen konnte. So hatte einst der Abbé Maury, den das Volk an die Laterne hängen wollte, im entscheidenden Augenblick sein Leben durch einen Witz gerettet! Koreff erwarb aber noch mehr Ansehn und Ruhm, als es bekannt wurde, daß er unter den Aerzten, welche die Cholera bekämpften, — denn nicht alle gaben sich dazu her, — einer der kühnsten, unverdrossensten und vorzugsweise den Armen hülfreich war.

Inzwischen hatte er mit einer Landsmännin, deren Familie in Paris lebte, nähere Bekanntschaft gemacht, und es hieß, er werde sich mit ihr verheirathen. Seine plötzliche Abreise nach London schien dieser Annahme zu widersprechen, allein er kehrte bald zurück, und die Verbindung fand Statt. Man erzählt, es sei ihm hiebei in ähnlicher Weise ergangen, wie dem berühmten Grafen von Grammont. Dieser war nach London gekommen und hatte den Reizen einer Fräulein Hamilton sehr gehuldigt, in dem Augenblick aber, wo die Heirath erfolgen sollte, reiste er plötzlich ab. Die Brüder jedoch reisten ihm nach, holten ihn ein, und riefen ihm auf der Landstraße zu: „Haben Sie nichts in London vergessen, Herr Graf?“ Er antwortete ohne sich zu besinnen: „Ja, ja, Ihre Fräulein

Schweſter zu heirathen, aber ich kehre ſogleich mit Ihnen zurück, um das Vergeſſene nachzuholen.“ Indeß auch nach ſeiner Verheirathung blieb Koreff mit ſeinen Schwägern geſpannt, und als er einſt nach ihnen gefragt wurde, antwortete er mit ſtolzem Selbſtgefühl: „Je ne vois pas mes beaux-frères parce qu'ils se sont opposés à mon mariage.“ —

Der Name Hamilton, der hier in ſcherzender Vergleichung unbefangen genannt worden, ſollte bald in andrer Weiſe für Koreff in ernſte, verhängnißvolle Bedeutung treten. Der engliſche Herzog dieſes Namens kam mit ſeiner Familie nach Paris, eine ſchon verheirathete Tochter deſſen litt ſeit Jahren an einer ſchweren Nervenkrankheit. Die berühmteſten Aerzte von London und Paris hatten vergebens ihre Kunſt verſucht, alle Mittel nutzlos erſchöpft, und endlich die Krankheit für eine ſo räthſelhafte als unheilbare erklärt. In größter Hoffnungsloſigkeit wendete der Herzog ſich noch an Koreff, der nach ſorgfältiger Prüfung erklärte, er halte die Heilung allerdings für möglich, und zwar durch eine magnetiſche Kur, aber nur in geraumer Zeit und mit Hülfe der ausdauerndſten, unabläſſigſten Behandlung. Mit Freuden ging die Familie jedes Bedingniß ein, welches er zum Behuf der Kur ſtellte. Die Kranke wurde ihm und ſeinem Hülfsarzte Dr. Wolowski, den er zuziehen zu müſſen glaubte, gänzlich übergeben, der letztere, durch die dringendſten Bitten bewogen, mußte ſogar im Hauſe wohnen. Halbe Tage brachte Koreff bei der Kranken zu, drei- und viermalige Beſuche täglich genügten nicht, der Hülfsarzt hatte weder Tag noch Nacht Ruhe, oft war von Viertelſtunde zu Viertelſtunde ſeine Gegenwart, wenn nicht nothwendig, doch verlangt. Von beiden Aerzten, deren Zeit von

Freund ſich zu verſchaffen gewußt, durch einen beſondern Zufall ꝛc. Ich bitte Sie, haben Sie ein Auge darauf!

Von ganzem Herzen

Ihr treuer

K. A. V. v. E.

Die theilnehmendſten Grüße von Rahel. Alles Schöne dem trefflichen Einſiedler, der aus ſeiner Zelle uns ferner mit Sprüchen bedenken wolle, in denen ein philologiſcher Freund den Rhythmus der indiſchen Slokas wahrnehmen will. —

Der Helleniſt Courier iſt einzig! Er wird mit Begier geleſen. Tauſend Dank, auch für die andern Beilagen, die nicht minder merkwürdig! Rahel bäte wohl um den Salon von Hrn. Thiers.

19.

Oelsner an Varnhagen.

Paris, den 31. Mai 1823.

Ich lebte der feſten Ueberzeugung, hochverehrteſter Freund, der königliche Kourier gehe wie gewöhnlich den erſten Sonnabend des Monats, alſo über acht Tage. Seine heutige Abfahrt, die ich geſtern nur zufälligerweiſe erfuhr, überraſcht mich dergeſtalt, daß ich Ihnen nicht einmal das vollſtändige Exemplar der Sterner ſenden kann. Den Ueberſetzern nämlich habe ich bis künftigen Freitag Zeit gegeben, mir die nach Deutſchland beſtimmten Exemplare einzuliefern. Beide, Herr von Saur und ſein Kollege, ſind, ich weiß nicht wo, auf dem Lande. Damit Sie ſich von der Wirklichkeit ihres durch

ſonſtiger Praxis ſehr in Anſpruch genommen und höchſt koſtbar war, begehrte man, ſie ſollten alle andern Kranken aufgeben und ſich ausſchließlich dieſer einen widmen; der unermeßliche Reichthum des Herzogs verſprach für ein ſolches Opfer die volleſte Entſchädigung. Der Hülfsarzt ging auf den Vorſchlag förmlich ein, Koreff zwar nicht ausdrücklich, aber ſeine Aufmerkſamkeit war durch den Einen Fall ſo beſchäftigt, daß er in der That einen großen Theil ſeiner andern Praxis darüber einbüßte. Nach anderthalb Jahren unausgeſetzter Sorgfalt und Arbeit, unter Anſtrengungen und Nachtwachen, denen die Aerzte ſelber bisweilen zu erliegen glaubten, und die noch durch die genaue Führung eines ausführlichen Tagebuches vermehrt wurde, welches Schritt für Schritt die Kur begleitete, trat endlich das kaum noch gehoffte, von Andern längſt für unmöglich erklärte Wunder ein, die Kranke genas, ſie ſelbſt und die Ihrigen erkannten beglückt die vollſtändige Heilung an. Von dieſer Zeit aber fand ein auffallender Wechſel in der Behandlung der beiden Aerzte ſtatt, ſie, die bisher als die Freunde, als die innigſten Vertrauten des Hauſes waren behandelt worden, ſahen ſich plötzlich als Fremde mit kalter Vornehmheit angeſehen, auf den Standpunkt bezahlter Gewerbsleute zurückgewieſen, deren man nicht mehr bedürfe, zuletzt wurden ſogar ihre Beſuche nicht mehr angenommen. Dabei war von einer Abrechnung noch nicht die Rede geweſen, und das Gerücht ſagte, der Herzog wolle mit ſeiner Familie Paris verlaſſen. Ueber dieſes ganze Benehmen höchſt empört, wandte ſich Koreff an einen Rechtsgelehrten, und fragte was in der Sache zu thun ſei. Dieſer ſah die größte Gefahr in der Abreiſe des Herzogs und gab den unſeligen Rath, vor allem durch eine Schuldklage jene zu hindern, und zwar

müſſe die Summe, gleichviel welche, eine überaus beträchtliche ſein, damit die Sache Aufſehen mache, und dieſes den Herzog in Paris feſthalte. Demnach ſtellte Koreff ſeine Forderung auf viermalhunderttauſend Franken, eine Summe, die er keineswegs im Ernſt anzuſprechen meinte. Das gewünſchte Aufſehen erfolgte, der Hof und die Stadt geriethen in Bewegung, die Tagesblätter beſprachen den unerhörten Fall, das Aergerniß war allgemein.

Jetzt erſt erfuhren die beiden Aerzte, daß der Herzog allerdings ein Honorar für ſie ſchon ausgeſetzt und zu dieſem Behuf vierzigtauſend Franken angewieſen hatte, die nach ſeiner Abreiſe ſein Wechsler ihnen auszahlen ſollte; hievon ſie im voraus zu benachrichtigen, hatte er nicht der Mühe werth gehalten. In der Sache hatte Koreff entſchieden Recht, die unter den größten und dauerndſten Anſtrengungen bewirkte, von allen berühmten Aerzten früher als nicht möglich erkannte Heilung ſtand vor Gericht als Thatſache feſt, die Verpflichtung des Herzogs wurde anerkannt, ſein Benehmen nicht ſchön gefunden; aber dies alles trat in den Hintergrund gegen die ungeheure Summe, die den Schein maßloſer Habſucht auf Koreff warf. Das Gericht ſprach gegen ihn, indem es die von dem Herzog angewieſene Summe für genügend erklärte und außerdem noch die Auslieferung des über die Kranke geführten Tagebuches verfügte. Koreff beging in dieſem Handel Verſtöße der Form, die in Frankreich am wenigſten verziehen werden. Die Vornehmen, der König Louis Philippe ſelbſt, die Aerzte, die Gerichtsperſonen, alles nahm gegen ihn Parthei, ſein ganzes Verhältniß als Arzt war plötzlich erſchüttert und geſtört.

Tief gekränkt und im Gefühl erlittenen Unrechts wollte er Paris verlaſſen, wenigſtens aus der vornehmen Geſell-

ſchaft ſich zurückziehen. Allein dies war ſo leicht nicht auszuführen. Immer noch war ſeine Praxis ſehr ausgebreitet, das Zutrauen ſeiner Kranken wankte nicht; das Anſehn alter Freunde, die Stimmen einflußreicher Perſonen erklärten ſich für ihn, und machten ihm zur Pflicht, ſeinen Gegnern das Feld nicht zu räumen. Allein er fand ſich gegen die Welt in ein neues Verhältniß geſtellt, er ſchien jetzt das zu werden, was er vorher nicht geweſen; wenigſtens bekannten ſeine beſten Freunde, daß er ſeit jener unglücklichen Geſchichte eifrig bedacht war, ſeinen ärztlichen Lohn einzuziehen und ſo hoch als möglich anzuſchlagen, während die Armen nach wie vor bei ihm die gütigſte Behandlung und unentgeltliche Hülfe fanden. Sein urſprünglich heiteres und ſchwungvolles Naturell ſetzte ſich über die geſellſchaftlichen Widrigkeiten leicht hinweg. Sein wiſſenſchaftliches Forſchen, ſeine Theilnahme an jeder Geiſtesbildung, ſeine freundliche Gutmüthigkeit und geſellige Unterhaltungsgabe, von der auch erklärte Widerſacher angezogen und zur Bewunderung hingeriſſen wurden, blieben unter allen Umſtänden dieſelben, und ließen auch ſeinem Alter noch den Reiz jugendlicher Friſche. Neben unermüdetem Fortſchreiten in allen Zweigen der Naturwiſſenſchaften, unter den größten Anſtrengungen ſeines ärztlichen Berufs, der ihm ſtets die Hauptſache blieb, und bei allen zerſtreuenden Lockungen und Anſprüchen eines reichen Weltlebens, verläugnete er auch jetzt nicht ſeine Liebe zur Poeſie, zu den ſchönen Künſten und zur Litteratur. Gab dieſe Neigung ſich zeitenweiſe weniger durch mittelbare Hervorbringungen kund, ſo lieh ſie doch ſeinem ganzen Erſcheinen und Thun einen erfreuenden Glanz und ſetzte bisweilen durch launige Improviſationen in Erſtaunen.

Sein späteres Leben war gleichwohl kein glückliches. Wiederholte Krankheiten, beſonders ein tiefes Leberleiden, gegen welches ſeine ärztliche Kunſt mit wechſelndem Erfolg kämpfte, unterbrachen mehrmals ſeine Wirkſamkeit. Seine Ehe blieb kinderlos. Das Jahr 1848 zerſtörte durch die plötzlichen Kriſen Frankreichs und Deutſchlands den Reſt ſeines Wohlſtandes, Kapitalien gingen unrettbar verloren, Zahlungen aus der Heimath ſtockten, die Reichen und Vornehmen flohen von Paris, und kehrten erſt ſpäter allmählig zurück. Mit mancherlei Sorgen kämpfend, mit neuen Planen beſchäftigt, zeigte Koreff auch jetzt noch, indem er in Briefen mit pathetiſcher Fülle ſein Geſchick hart beklagte, im Handeln feſten Muth und ſtarken Sinn. Er hoffte die verſiegenden Hülfsquellen durch andre zu erſetzen, durch ſchriftliche Arbeiten, durch eine Reiſe in den Orient, durch neue Stellung in der deutſchen Heimath. Ein harter Schlag war für ihn der plötzliche Tod ſeiner in Berlin lebenden Schweſter, einer ſehr reichen Wittwe, die ihn auch in ihrem Teſtamente gut bedacht, aber dieſes zu unterſchreiben vergeſſen hatte. Mitten unter dieſen Sorgen und Planen ereilte ihn ſelbſt der Tod. Am 14. Mai 1851 ging er Vormittags in ſeinem Beruf aus, ſcheinbar ganz wohl und munter hatte er mit ſeiner Frau verabredet, am Abend in der großen Oper den Propheten zu ſehen; nachdem er ärztliche Beſuche beim General Montholon, bei Herrn Armand Bertin, beim Grafen Duchatel und Andern gemacht, wollte er zu einem Kranken in der Rue de l'Echiquier die Treppe hinaufſteigen; auf der erſten Stufe fiel er leblos hin, ein Schlagfluß hatte ihn getroffen. Hülfe war ſogleich zur Hand, allein ganz vergeblich, mit dem Fall war auch ſogleich der Tod erfolgt. — Er hinterließ ſeine Angelegenheiten in trauriger Verwirrung.

Ueber seine großen und seltnen Eigenschaften gab es bei Allen, die ihn näher kannten, nur Eine Stimme. Sein genialer Geist, von reger Phantasie und warmer Empfindung begleitet, wußte die Menschen wunderbar für sich einzunehmen und sie zu beherrschen, so lange sein Eifer nicht nachließ. Sein Scharfblick erdrang das Größte und das Kleinste in allen Gebieten des Wissens und Handelns. Als Arzt übte er die unbeschränkteste Macht über die Kranken, welche mit größtem Vertrauen an ihm hingen, selbst wenn er dasselbe bisweilen zu mißbrauchen schien denn Uebertreibungen sowohl der Gefahr des Kranken als der heilenden Kunst, durch die der Arzt ihn gerettet, war man von ihm gewohnt, und verzieh sie um so leichter, als sich darin mehr Theilnahme und Freude, als irgend eine Absicht offenbarte.

Alle seine Freunde und Bekannte wußten viele Geschichten zu erzählen von seinen großartigen Versprechungen, deren Mannigfaltigkeit schon die Erfüllung jeder einzelnen unmöglich machte, von seiner unerschrockenen Kühnheit in Ausflüchten und Verläugnungen, von dem oft thurmhohen Aufbau seiner Nothtreppen, auf denen er von einem unhaltbar gewordenen Stockwerk zum andern bis in die schwindelnste Höhe stieg, bis man es aufgab ihm zu folgen. Man grollte ihm wegen dieser Schwächen selten, man ergötzte sich sogar an dem Spiel einer unbezwinglichen Einbildungskraft, das in den meisten Fällen harmlos nur die oberflächlichsten Verhältnisse des Tagesverkehrs berührte; galt es, ihm fast unbewußt, ernstere Dinge, dann folgten allerdings wohl schlimme Rückschläge und Vorwürfe, bei denen er dann meist wie als schuldloses Opfer sich im Rechte glaubte und beklagte.

Wir haben schon einige Züge jener Art mitgetheilt,

hier geben wir noch einige andre, in denen das ganze Weſen dieſes unwiderſtehlichen Hanges, ſich in jedem Augenblick um jeden Preis, und wenn auch nur zum Schein, emporzuhalten, auf ergötzliche Weiſe zu erkennen iſt.

In Paris hatten wir einſt verabredet, Koreff ſollte mit Pilat, dem Privatſekretair des damaligen Grafen von Metternich, um 4 Uhr zu mir kommen, um mich abzuholen, wir wollten zuſammen etwas beſehen, wozu Koreff's Führung uns nöthig war. Nicht nur wiederholte er ſein feierliches Verſprechen, ſondern zwang auch mich zur Betheurung, daß ich auch gewiß ihn erwarten werde. Doch es ſchlug 4 Uhr und halb 5, und niemand kam, endlich erſchien Pilat allein, und ſagte Koreff habe ihn im Stich gelaſſen, und ſei nirgends zu finden. Wir gingen darauf zuſammen fort. Abends traf ich Koreff im Palais-Royal, und er rief mir entgegen: „Apropos! Ich war heute um 4 Uhr bei dir, aber du warſt ſchon fort.“ — Um 4 Uhr, entgegnete ich, wohl nicht, denn ich bin erſt gegen 5 ausgegangen, doch in Paris kann man ſich leicht um eine Stunde irren. — „Ja, ich war bei dir“, wiederholte Koreff, und während ich ſchon beklagen wollte, daß ich mit Pilat gleich fortgegangen ſei, fügte er zu meinem Erſtaunen hinzu: „mit Pilat“. — Dieſer kühne Zuſatz „mit Pilat“ war ſo überraſchend, daß ich in Bewunderung verſtummte. Als aber nach einigen Tagen wir drei zufällig wieder zuſammen waren, konnt' ich nicht umhin, Koreff ſcherzend über den Zuſammenhang aufzuklären, und ihn vor Angaben zu warnen, die gleichſam ſich ſelber umbrächten. Doch ganz ernſthaft verſetzte er: „Es iſt dennoch Wahrheit, was ich geſagt. Du haſt mich mißverſtanden. Ich habe nicht ſagen wollen, daß wir zuſammen

bei dir waren, ſondern ich ſei bei dir geweſen, und auch Pilat, den ich nachher geſprochen, und der mir geſagt, du hätteſt die Verabredung aufgegeben.“ Das klang zwar etwas wunderlich, doch ließ ich es gut ſein, und nach einer Weile ging Koreff. Kaum hatte er den Rücken gewendet, ſo platzte Pilat lachend heraus: „Der hat meine Menſchenrückſicht auf harte Probe geſtellt! welche Verwegenheit, darauf zu rechnen, daß ich ihm nicht in's Angeſicht widerſprechen würde! Auch an der letzten Verſicherung iſt kein wahres Wort. Ich hab' ihm nichts geſagt, ich hab' ihn gar nicht geſehen!“ Wir lachten ſehr über die unerſchütterliche Faſſung unſres Freundes. —

Einem ſeiner Bekannten in Paris, der nach Karlsbad reiſen wollte, bot Koreff einen Brief an Frau von H. an, dieſe ausgezeichnete Dame müſſe er durchaus kennen lernen. Das Anerbieten wurde dankbar angenommen. Indeß verging ein Tag nach dem andern, und trotz aller Mahnungen und Bitten auf der einen Seite und der heiligſten neuen Zuſagen auf der andern wurde der Brief nicht geſchrieben. Als endlich der letzte Augenblick erſchienen war, erklärte der Abreiſende verdrießlich, er verzichte auf den Empfehlungsbrief, und bedaure nur, daß er ſo lange ſich damit habe hinhalten laſſen. Das wollte nun Koreff gar übelnehmen: „Nein, Sie ſollen den Brief haben, Sie müſſen ihn überbringen, ich ſpreche Ihre Gefälligkeit an, nicht Ihren Dank. Doch jetzt iſt wirklich die Zeit zu kurz. Ich ſchreibe morgen; reiſen Sie, die Briefpoſt geht ſchneller als Sie, gehen Sie in Karlsbad zu Frau von H. und meine Empfehlung wird Sie ſchon angemeldet haben.“ Im Herbſte kam der Bekannte nach Paris zurück, begrüßte Koreff, und ſagte ihm, die Bekanntſchaft der Frau von H. habe er wohl gemacht, aber

durch andre Vermittlung, nicht durch den verheißenen Brief, den Frau von H. nie bekommen habe. „Wie", rief Koreff, „Frau von H. läugnet, daß ſie meinen Brief bekommen!" — Sie verneint es mit dem Ausdruck des entſchiedenſten Unglaubens, daß der Brief je geſchrieben worden. — „Nun", rief Koreff ganz hochfahrend, „ſo muß ich denn ſagen, Frau von H. lügt, daß Bäume aus der Erde wachſen!" —

Als er aus Troppau den Erlaß Hardenberg's erhalten hatte, der ihn aus deſſen Nähe entfernte, kam er ſogleich in großer Aufregung zu Rahel und mir, erzählte das Geſchehene, nahm uns das Ehrenwort ab, die Sache für die nächſten Tage noch als ſtrenges Geheimniß zu bewahren, und keinem Menſchen, am allerwenigſten aber dem Generalkonſul Dehn, etwas davon zu ſagen, um's Himmelswillen nur dieſem nicht! Dehn war uns und ihm befreundet, wir begriffen nicht, weßhalb grade dieſer ſo ſcharf ausgeſchloſſen wurde, indeß gab es keinen Grund, die Zuſicherung zu verſagen, die Sache betraf Koreff allein, er konnte ſie behandeln wie es ihm gut dünkte. Hierauf zog er denn ſeine Papiere hervor, zeigte uns ſeinen Briefwechſel mit dem Fürſten, und begleitete alles mit den bitterſten Bemerkungen. Da wurde Dehn bei uns angemeldet, er hatte ſchon gehört, daß Koreff bei uns war, dieſer ſelbſt ſagte, man dürfe ihn nicht abweiſen. Als er hereintrat, hatte Koreff noch nicht alle ſeine Papiere wieder eingeſteckt, raffte ſie zuſammen, ſtand auf, und ging nach einigen gleichgültigen Redensarten fort. — „Nun was ſagen Sie dazu?" rief Dehn. Wozu? erwiederte ich. — „Hat Ihnen denn Koreff nichts geſagt? Er hat ſeine Stelle beim Staatskanzler verloren. Aber mein Gott, Sie müſſen es ja ſchon durch ihn wiſſen, ich ſah ja ſeine Papiere zum

Theil noch auf dem Tiſch liegen!" — In der Verlegenheit ſagte ich: Er war allerdings in beſonderer Stimmung, zog Briefſchaften aus der Taſche, vielleicht hat Ihr Kommen ſeine Mittheilung unterbrochen. Aber woher wiſſen Sie denn die Neuigkeit? — „Von ihm ſelbſt; er war eben bei mir, und hat mir alles vorgeleſen, ſein Herz ausgeſchüttet, meinen Rath verlangt." Wir ſtaunten über dieſes argliſtige Spiel, das uns in ein Netz fing, das keinen Ausweg ließ, als das Wort zu brechen oder zu lügen, und thaten wenigſtens das erſtere nicht, wiewohl für Dehn nun wir als die Unaufrichtigen erſchienen. Und was war der Grund, daß Koreff ſo wunderlich verfuhr? Er ſetzte gleiches Vertrauen in Dehn und in uns, nur ſollte keine Seite dies von der andern wiſſen, wir ſollten nicht untereinander über die Sache ſprechen dürfen, weil er denn doch nach beiden Seiten nicht ganz daſſelbe geſagt hatte, und einen Austauſch fürchtete, der für ihn allerdings einige Beſchämung zur Folge haben konnte.

Einſt trafen wir auf dem Gendarmenmarkt zuſammen, und die Rede kam auf einige verdrießliche Sachen, die zwiſchen uns ſchwebten, aber wir behandelten ſie mehr luſtig als ernſt. Immer höher ſtiegen ſeine Ausreden, immer zuverſichtlicher und unwahrſcheinlicher wurden ſeine Angaben. Zuletzt mußten ſich die betheuerten Thatſachen eine nach der andern als baare Unwahrheit enthüllen. Lachend rief ich aus: „Koreff, was biſt du für ein Meiſter im — Erdichten! ich glaube kein Menſch kann das wie du!" — So! rief er weichmüthig, indem er mich zum Weitergehen unter den Arm faßte, das denkſt du alſo von mir! Du biſt in dieſem Wahn, in dieſem Irrthum befangen; nun ich will ſie dir laſſen! — „Warum laſſen?" verſetzte ich, „nimm ſie mir, überzeuge mich eines Beſſern,

und ich werde dir freudig danken." — Jedem Menschen ist sein Wahn und Irrthum lieb, sagte er mit größter Herzlichkeit, sie ihm rauben, giebt ihm Schmerz, ich liebe dich, und will dir keinen Schmerz bereiten. — Da war denn freilich nichts mehr zu erwiedern, mein lachendes Staunen brachte ihn auch zum Lachen, wir setzten unsern Gang in Munterkeit fort, und schieden ohne Groll.

Seine letzten Tage in Berlin verlebte Koreff in großer Aufreizung, und da wir unglücklicherweise durch peinliche Reibungen entzweit waren, so schrieb er mir einige drohende Abschiedsworte, in denen er mich nicht mehr Du, sondern Sie nannte. Ich sah nur seinen schmerzlichen Zustand, und hätte ihm gern freundlich geantwortet, aber das Sie schnitt mir alles ab. Ich sagte dies einem Freunde, der zwischen uns stand, und uns zu versöhnen wünschte, und dieser sprach mit Koreff von meinem guten Willen, und hielt ihm vor, durch eine so bösartige Aenderung der Anrede alles verderben zu haben. Koreff schwieg, fühlte aber die ganze Stärke des Vorwurfs, und beschloß eine so gute Waffe gegen mich zu wenden. Er erzählte nun überall, mit mir sei die Freundschaft aus, er habe gehofft, es werde sich alles noch glücklich beilegen, aber nachdem ich die Bosheit gehabt, ihm mit Sie zu schreiben, sei ihm jedes Mittel genommen, wieder mit mir anzuknüpfen! —

Dergleichen hatten alle seine Freunde mehr oder weniger von ihm erfahren. Aber auch von seinem unverwüstlich guten Herzen, von seinem Vergessen aller Kränkungen, von seiner unerschöpflichen Wohlthätigkeit, von seinem warmen Eifer für alles Gute und Schöne, von seiner edlen Freimüthigkeit gegenüber den Großen, von seiner Geistesgegenwart, seinen genialen Aussprüchen und Thaten

fremde Schuld hingehaltenen Schaffens überzeugen, finden Sie beiliegend ein paar Druckbögen, die mir leider erst zukamen, als daran nichts mehr zu ändern oder zu bessern war. Tüchtig habe ich dem Hrn. von Saur den Leviten gelesen, daß er sich unterstanden, obwohl gewarnt, den Bürgermeister Mönch von Landskron gegen alles Kostüm der Zeit zum Geistlichen und seine Tochter gewissermaßen zum Hurkinde zu machen. Dieser unausstehliche Mißgriff entwürdigt Gertruden und wirft ein falsches Licht auf die ganze Erzählung. Wer kann das Gehirn eines Narren bewirthschaften! Saur hält sich für sehr gescheut, glaubt die Sachen wunderschön ausgedacht zu haben und hofft, daß Sie ihm für seinen Aberwitz Dank wissen werden. Sie müssen sich mit Goethe trösten, dessen Werther Herr von Saur in gelben Frack, blaue Weste und Hosen kleidete, worüber zu Weimar herzlich gelacht wurde. Demungeachtet hat Goethe die Uebersetzer seines Rameaux mit einem Merkmale von Zufriedenheit beehrt.

Bei der Notiz habe ich dem Rühmen, daß sie der gütigen Mittheilung des Autors verdankt werde, auf das ernstlichste vorgebeugt, sonst wäre Ihre Besorgniß vollkommen gegründet. Sie sehen, daß mir Ihre gütigen Zeilen vom 9. zugekommen sind. Wie sehr, wie tief bedaure ich, noch immer nicht die Herstellung Ihrer Gesundheit zu vernehmen. Pflegen Sie ihrer, entziehen Sie sich aller Arbeit, geben Sie sich Zerstreuungen hin. Ihre Gesundheit ist nicht bloß Ihr eigener Schatz; sie gehört der Welt, sie gehört Ihren Freunden. Wir büßen alle, wenn sie verloren geht. Den Salon von Thiers hat mir mein Buchhändler auf heute versprochen. Beinahe fürchte ich, er hält nicht Wort oder kommt zu spät, dann sende ich die Schrift das nächstemal. Hätten Sie wohl die Güte, das flüchtige Werkchen eines meiner Freunde einer kleinen Anzeige zu würdigen und mir diese Anzeige zukommen

am Krankenbette, waren zahlloſe Züge bekannt, und von dankbaren Verpflichteten laut geprieſen. So nah zuſammen ſtanden auch hier Fehler und Tugenden, daß beide nur als verſchiedene Seiten ein und derſelben Eigenſchaft erſchienen! Koreff's Lebensausgang iſt ſeine Rechtfertigung, er ſtarb nicht im Schoße des Glücks, des Reichthums und Anſehns. Hätte er ſelbſtſüchtige Zwecke des Ehrgeizes oder Eigennutzes beharrlich verfolgt, hätte er wirkliche Schlauheit oder nur gewöhnliche Klugheit beſeſſen, er würde es in der Welt mittelſt ſeiner Gaben leicht zu den höchſten Dingen gebracht und ſich auf dem Gipfel erhalten haben; allein er war nicht nur Arzt und Mann der Wiſſenſchaft, er war auch Dichter, gutmüthig, leichtſinnig, harmlos, ſelbſtvergeſſen.

Die nachfolgenden Briefe aus den Zeiten der Jugend bis in die des Alters mögen ſein Bild in abſichtsloſer Selbſtzeichnung vergegenwärtigen, und unſre Schilderung beſtätigend ergänzen.

An Varnhagen in Berlin.

Halle, Anfangs Juni 1804.

Daſſelbe Gefühl, geliebter Freund, von dem du mir ſchriebſt, hält mich gewöhnlich zurück überhaupt Briefe zu ſchreiben, und beſonders thätig hat es ſeine hemmende Kraft geäußert, wann ich in litterariſchen Produktionen mein ſchönes Leben mit dir fort zu animaliſiren und in freier Vegetationsthätigkeit fortzubilden dachte. Wenn die erſten Verſuche der plaſtiſchen Kraft der Natur, wo ſie, noch ungewiß ihrer ſelbſt, in das Reich der Proteiſchen

Formen hineintritt, ſich mit den einſeitigſten Bildungen magnetiſcher Richtungen begnügen müſſen, wie im Gegentheil die volle Sicherheit ihrer Exiſtenz und künſtleriſchen Zutraulichkeit zum plaſtiſchen Spiele der üppigſten Freiheit und Freude ſich erhebt, ſo entwickle auch der ſinnige Menſch in den Produktionen ſeines Geiſtes, nachbildend der Bildnerin, dieſelbe Stufenfolge, und dem Bedürfniſſe jeder Stufe gebe er auch die Befriedigung, die ihr adäquat ſei; — er möge ſonſt lieber Schöpfungen unterlaſſen, die wie unſelige Zwitter Sinne haben, ohne mit ihnen produziren zu können. So hat die Natur nicht eher ein Auge vom Todtenſchlaf erſchloſſen, ehe ſie nicht die Farben im Reiche des Lichtes hervorruft, und ſo entwickelt ſich alles parallel mit Einem magiſchen Zauberſchlag, und an neu entwickelte Organe ſchießen neue Welten wie Kryſtalle an, und der Sinn, je höher er aufblüht, gebiert neue Welten, — er braucht nicht bang zu ſein, daß auf dem höchſten Punkte ſeiner Erſchließung er in entvölkerte Pläne hinausſtarre, und ſich nicht in Liebesbegattung fortſetzend erzeugen könne. Wo alſo ſollten die zarteſten Blüthen der geiſtigen Produktion und ihrer Formen hervorbrechen, als da, wo ſich die zarteſten Organiſationen der Erde — Menſchen — verkündet haben, und fußend auf dem Gebäu von Jahrhunderten in ein Reich eingegangen ſind, wo nur Liebe und wieder Liebe weht und tönt, und das ſich ſelbſtſtändig an der höchſten Blüthenkrone des Organismus entzündet hat durch leiſe, mächtige Berührung! Und ſo iſt das Reich, geliebter Freund, in dem wir leben, die höchſte Blüthe, welche die Organiſationen erringen können, wo Wahrheit und Schönheit die Erde und der Himmel unſres Wohnſitzes geworden ſind. Wir haben uns beide mächtig aus dem Schutte unſers Jahrhunderts herauf-

gearbeitet, wo dampfende Laven unreifer Geburten, die nicht für dies Jahrhundert gehörten und die durch ihre Größe ſein ſieches Leben vielleicht verzehrt haben, weil ſie nicht Kraft genug darin verfanden, um es höher herauf zu potenziren, und wie die Seele des Marius auf Karthago's Trümmern ſich mit großen Gedanken erfüllt ſah, ſo die unſre. Mit bedeutend ernſtem Blicke ſehen wir in den widerlichen Schutt, das unſterbliche Leben manches plaſtiſchen Kunſtwerks über dem geſunkenen Bruder ſeine ſtille Ewigkeit fortſetzen, wir wollen dieſe chactiſche Zerſtreuung durch höhere Verknüpfung und Gleichung zur ſinnigen Meſſe zuſammenfaſſen, und organiſch im Totalen machen, was im Einzelnen ſo unendlich verworren und todt ſcheint. Was Wunder, wenn wir uns da gefunden haben, wo zwei Augen fühlen, daß ſie nur zwei Weltgegenden beſchauen können und daß nur vier Augen Repräſentanten des Quadrates der Natur ſind, in welchem Tipus ſie ihre Bildungen zur unſterblichen Erzeugung verheirathet. Auf dieſer Höhe, mein geliebter Freund, haben wir uns gefunden, wiewohl wir uns in den erſten Momenten nicht erkannten, weil jeder zu ernſt und zu eigen in ſeine Weltgegend, du in den Süden und Weſten, ich in den Norden und Oſten, hinausſtarrten, als daß die thieriſche Rückenſeite ſich hätte erkennen können; aber es fehlten jedem zwei Weltgegenden, und wir haben uns umgewandt, und wie wir uns beide an dem Hals lagen und uns froh und ſatt weinten, weiß ich gar nicht zu ſagen, — genug wir fühlten es, daß wir uns integrirten, und ſo ſind die Zweige unſrer Lebensbäume wild und harmoniſch in einander verſchlungen. Es iſt ſchwer, ja unmöglich für meine ſubjektive Kraft, behaupte ich, ein ſolches hohes ätheriſches Leben in ſolchen ſchwarzen Kanaillen

von Gedankenträgern wiederzugeben, wo der lebendigste, raſcheſte Formwechſel der allwirkenden Gegenwart kaum mit mimiſcher Genialität Stellungen genug erfinden kann, um das Sproſſen des Geiſtes in ſeinen Verzweigungen dem Auge des Freundes zu konterfeien. Doch es ſei gewagt — der ferne Naturforſcher ſchickt ſeinem fernen Freunde ja auch ſein Herbarium, und den Fluß, an welchem die Pflanze gelebt, den Himmel, der ihr Licht geſendet, und den Berg, der ihr Schatten geſpendet, den kann er ihm ja auch nicht miſchicken, und doch weiß er ihm Dank für die Blüthen-Mumien aus fernen Zonen. So weißt du (und vielleicht Ihr) mir es auch Dank, wenn ich euch die Blüthenträume meiner Seele als litterariſches Herbarium in erloſchenem Glanz und Farbe überſende. Deine Liebe hauche dieſe Blüthen an, und vielleicht erweckt ſie der linde Athem ihrer Heimath aus dem Tode, den ihnen Feſſel und Druck der Wiederholung bleiern aufgelegt hat. So wirſt du oft Fragmente erhalten, die ich manchmal in tiefer Anſchauung niederſchreibe, andere, die mir in üppigem Müßiggang oder in ſtill erwartender Sehnſucht anfliegen, — denn Sehnſucht, tiefe Sehnſucht ohne Hoffnung auf Glück, was man nämlich in der Welt ſo Glück heißt, was man eigentlich nur Anſatz oder Talent zum Glück heißen ſollte, iſt der Boden, auf dem jetzt alle Blüthen meines Geiſtes blühen. Alle Kräfte ziehen ſich zuſammen, da die Liebe ihr unverrücktes ſtilles Centrum geworden iſt, zu welchem ſie eilen, und alles wurde vielleicht in dem unentwickelten Keim der vis centripeta zuſammenſtarren, wenn nicht die vis centrifuga der Wiſſenſchaft die Kräfte aus dem Keime lockte und Sehnſucht ſie in unendlichem Strahlenkreis um mich herumſammelte, daß ich nicht weiß, wo mir die Freude und wo mir der

Schmerz herkömmt, — denn alles, alles was ich liebe, iſt fern, und kein Ableiter in der Nähe entladet die Gewitterwolke meines Sehnens, als ſanft thauende Thränen, die befruchtend zur Erde meines Weſens hinabeilen. — Dir bin ich nicht verloren in der Ferne — im Gegentheil, reiner Gewinn iſt dir meine Entfernung. So kann ich ruhiger dich in deinem Weſen und Treiben anſchauen, kann ſehen, welche Theile noch am meiſten ſchlafen in unentwickelter Unſchuld tieferer Organiſation, wohin ich am beſten den elektriſchen Lebensſtrom zu leiten habe, um mit Licht und Liebeswärme Bildungen zu entlocken aus den harten unorganiſchen Flächen, an welchen Andre ſich blos wund ſtoßen. So in der Ferne allein iſt es möglich, eine Richtung, die für nothwendig erkannt iſt, ruhig fortzuſetzen, ohne mich von dem Kampf der Aſſimilation, welchen die Gegenwart zu mächtig aufdringt, in meinem progreſſiven Eindringen in dich ſtören zu laſſen, — ſo kann ich dir doppelt heilſam werden, indem ich dich ruhiger Selbſtbildung und unruhiger Selbſtzerſtörung dich ſelbſt überlaſſe, — ich kenne deine gute Natur zu gut, um bei dem Ausbruch der Flammen öden Brand und Tod zu befürchten, und dann, wenn dich die Kraft je verließe in einem Augenblicke mit dieſen Flammen zu kämpfen, wozu haſt du deinen Glauben, wozu Freunde, wozu mich? Hätte ich nicht Glauben, Liebe, Freunde und dich — glaube mir, ich würde manchen Kampf unverſucht laſſen, würde mich in manchen Abgrund nicht wagen, ſo aber geh' ich getroſt hinein, und weiß, daß irgend ein Abglanz unſres Polarſterns mich ſicher aus jeder Höhle freundlich zur ſchönen ſichern Erde führen wird. Drum ſei ruhig und wandle ſicher fort. Aber auch wiſſenſchaftlich will ich dich aus dem Schwanken reißen, das ich nur zu gut aus Er-

fahrung kenne, und das mich oft genug noch in Rezidiven unglücklich macht, — dadurch will ich dieser Unruhe ein Ende machen, daß ich dir eine bestimmte Richtung durch einen bestimmten Weg gebe, und so die indifferente Bildsamkeit des Wassers zur differenten, magnetischen Bildung des Produkts erhöhe. —

Für heute genug; das nächstemal erhältst du vielleicht schon einen oder zwei Bogen Manuskript von einer schönen Physiologie von Horkel, worüber ich dir noch nähere Erläuterung schicken werde. Freue dich darauf! — Ich freue mich, daß Klayroth meinen Bitten, euer Freund zu sein, so Gehör gegeben hat. Ich hab' ihn euch gesendet, damit ihr jemand in eurer Mitte habt, der bei solchen ungeheuern Kenntnissen, wie Klayroth besitzt, schöne freundliche Liebe aus Energie entpressen und Empfänglichkeit für alles hat, — dabei solcher glücklichen Organisation sich erfreut, daß Scherz und komisches Talent sich mit der höchsten Ansicht der Religion so heilig umarmt, daß nur Genialität reif ohne Frechheit dadurch produzirt wird. Er wird euch herrlich erquicken, wie er mich immer erquickt hat; dabei hat er die Tugend, daß er weit geselliger wie ich ist, — ihr könnt mir für ihn Dank wissen.

Grüße mir E., den ich sehr liebe und sag' ihm, daß er meiner denken möge, und er soll nicht stehen bleiben und zufrieden lächeln, weil ihm ein Jahrhundert zulächelt und Recht giebt; er soll sich zerstören und muthwillig alle Blüthen zerstören; und seine gefällige Natur zu neuen Kämpfen stets aufregen, — er müßte denn den älteren Plan entworfen haben, ein liebenswürdiger junger Berliner zu werden, — dann sag' ihm, daß es dazu nur lauter Negationen von Kraft bedürfe, — dann bitte ich ihn aber auch Knigge's Umgang mit Menschen für ein moralisches

ſchönes Buch zu halten, und Hufeland als einen geweihten Prieſter der Natur zu verehren. — Er wird mir dies Weh nicht anthun. Sag' ihm, befiehl ihm, daß er fleißig, ſtreng fleißig ſei. Gott befohlen. Dein Koreff.

Grüße Marianen vielmals und Julie und die mater.

An Herrmann Eberty in Berlin.

Halle, Juli 1804.

Sage, lieber Junge, wie konnteſt du nur einen Augenblick zweifeln, ob ich dich lieb hätte, ob ich deiner noch dächte? Nicht ſo wankelmüthig iſt mein Sinn, nicht ſo leicht verwiſchbar ſind die Spuren von dem was ich lieb habe. Wem ich es einmal geſagt habe, daß ich ihn liebe, wen ich aus tiefer Ueberzeugung des Herzens einmal brüderlich du genannt habe, deſſen Andenken lebt in tauſend Blüthen in meinem Herzen, und ich habe die Zeit, welche ſo gern von dem edelſten Gute des Menſchen zehrt, ſo weit beſiegt, daß ſie mir die wohlerworbenen Güter des Gemüthes muß unangetaſtet liegen laſſen, und ihre zerſtörende Kraft zu mildem, befruchtendem Thau hat umwandeln müſſen. Du weißt, daß ich über die Periode weg bin, wo aus unendlicher Liebe, welche ſich ungeſtüm in das All drängt, jeder Gegenſtand uns gleich iſt, mit dem wir nur von unſrer Liebe ſprechen, an welchen wir uns brüderlich anſchmiegen dürfen, weil nur der Trieb des Herzens, welcher ungeſtüm Objekte fordert, um ſich an ihnen zu präzipitiren, aus uns ſpricht, und nicht das ruhige, klare Verhältniß handelt, das die Außenwelt und die Innenwelt in freundlichen Umarmungen ſanft in einander ſchmelzen läßt, um aus der ruhig fließenden Maſſe

dieſes edlen Metalls den Silberblick einer höhern Welt hervorzurufen. Tiefe, verſtandene Schmerzen der innerſten Seele, die mich zaghafte Schwächlichkeit nicht zu früh unterdrücken hieß, die mich männlicher Muth ſtandhaft auskämpfen lehrte, haben die Wolken der Laune, des Augenblicks und ſeiner willkürlichen Bildungen von meinem Horizonte verjagt. Täglich verklärt ſich mein Himmel zu reinerem, ungetrübterem Blau, aus welchem Sternbilder der Natur mit immer deutlicherem Glanze hervordringen, und den trüben Schatten der Erde in ahndungsvolle Dämmerung auflöſen. Das iſt die Geſchichte meines Selbſt, ſo weit ich mich ihrer bewußt bin, und wie es weiter keine Entſchuldigung und keine Erklärung giebt als die, welche aus der Geſchichte hervorgeht, ſo mögen dir dieſe Zeilen auch ſagen, ob ich etwas auf dich halte, ob ich dich noch eben ſo liebe, als in dem Augenblick, da ich es dir ſagte. Je mehr, Lieber, du mich wirſt kennen lernen, je mehr wirſt du ſehen, wie äußerſt konſtant mein Gemüth iſt, und nähere Betrachtung wird dir zeigen, wie manchmal ſcheinbare Inkonſequenzen in mir weiter nichts ſind, als Uebergangsperioden aus einer niedern Konſequenz zu einer höhern, bewußtvolleren Sicherheit. — Was man dir geſagt hat, iſt ganz ſicher, ich habe einen Brief an dich längſt angefangen! Wann ich ihn aber endigen werde, weiß ich nicht zu ſagen, noch weniger weiß ich zu beſtimmen, wann ich den geendigten abſchicken werde. Es iſt eine Art von Lehrbrief in lauter Fragmenten, welche ihren tiefſten, innerſten Zuſammenhang haben. So wie es meine liebſte Beſchäftigung iſt, mit jedem Tage tiefer in die Geheimniſſe der Natur zu dringen, und mit ſinniger Betrachtung jeden Moment ihrer Entwicklungen zu entfalten, ſo macht des Menſchenbildes erhabnes Intereſſe

ſehr natürlich den höchſten Anſpruch auf dieſe Forſchungen, und ſind mein liebſtes Spiel, mein ſinnigſter Zeitvertreib. Ueber jeden meiner Freunde, in deſſen Gemüth ich nur irgend einen tiefen Blick gethan habe, ſchreibe ich zu Zeiten Fragmente nieder, bald in der Geſtalt eines Briefes, bald in der eines Traumes, einer Ahndung, einer Prorhezeihung, bald in der eines Lehrbriefes und Erinnerung, bald metriſch, bald unmetriſch, kurz, wie die Stimmung des Gemüths und der Gegenſtand die Richtung und die Form der Gedanken gebieten. Dieſe Fragmente ſammeln ſich auf ohne Wahl und Beſtimmung. Wer ſich nun im wechſelnden Strom der Zeiten ſich ſelbſt und mir ſich treu bewähren wird, der ſoll vielleicht in ſpäten Zeiten die aufgezeichnete Urkunde ſeines Weſens leſen, und wenn es tiefer Schmerz iſt, von befreundeten Seelen ſich mißgegriffen zu ſehen, ſo wird es gewiß manchen meiner Freunde ſehr freuen zu ſehn, wie Liebe und Aufmerkſamkeit mich gelehrt haben, den vorübereilenden Moment in der Geſchichte ſeiner Organiſation zu fixiren, und ſo ſein Leben doppelt gelebt worden iſt. Es wäre eine Sünde, die grade mir am wenigſten zu verzeihen wäre, dieſe Urkunden zu früh auszuſenden. Abgeſehn davon, daß ich mich irren könnte, ſo iſt es immer ein Eingriff in die Bildung eines Andern, welcher, ſobald ſich dieſe nicht ſchon feſt formirt hat, zu übereilten Kryſtalliſationen leicht Anlaß geben kann, die zu ſchiefen Richtungen verführen und zu früh den Vegetationsprozeß hemmen — und das muß ſich keiner zu Schulden kommen laſſen, welcher auf irgend einige Anſicht über Organiſation Anſpruch macht. — Wie ich hier gelebt, was ich getrieben habe, kann ich dir nicht in einzelnen Kategorieen herzählen, da ich dir, um nur irgend einen befriedigenden Abriß zu geben, ſowohl die verſchiedenen Wege

meines Strebens, als die Resultate meiner Forschungen vorlegen müßte. Die ersteren sind aber so vielfach verschlungen und die letzteren noch so wenig rein und gesondert, daß ich nothwendig noch in die Zukunft diese Darstellung verschieben muß, auf eine schöne Zeit, wo ich wieder mit dir Hand in Hand im Mondscheine unter den Linden in Berlin oder auf dem Blocksberge vielleicht, sei es wo es wolle, vertraulich gesellt wandeln werde. Soviel nur — ich habe hier aus Absicht sehr einsam ganz den Wissenschaften gelebt, und habe in diesen vier Monaten mehr gearbeitet und mehr in mir hervorgebracht und lebendig angeregt, als sonst in Jahren. Einen Freund habe ich gefunden, der mich tief verstanden, vielseitig ergriffen hat und mich unendlich liebt, es ist Karl von Raumer, einer der ersten Menschen unsers Zeitalters, von dem ich dir vielleicht in einigen Monaten sehr interessante Briefe mittheilen werde, wie auch andre Aufsätze und Notizen. Laß dir von Ludwig Robert erzählen, der ihn täglich bei mir gesehn hat, und der ihn eben so sehr liebt, wie ich. Er kömmt vielleicht bald nach Berlin, ich habe ihm schon von dir gesprochen, und ich werde es gewiß, ihm und dir zur Freude, nicht unterlassen, ihn dir zu empfehlen mit Briefen. Du darfst sehr viel von ihm erwarten, er wird immer mehr leisten, als ich versprechen kann, und deßwegen brauche ich nicht zu fürchten, deine Erwartungen zu hoch zu spannen. Um große, bedeutende Menschen vielseitig aufgreifen zu können, ist hohe, aufmerkende Achtung auf sie ein sehr nothwendiges Bedingniß. Ich habe auf diesen lieben Freund, der eine schöne Zier eurer Gesellschaft sein wird (sag' es Chamisso, dem geliebten Jungen) die schöne Wirkung gehabt, daß er die Naturwissenschaften von meiner Ansicht geweckt und be-

zu laſſen? Hrn. Pirault des Chaumes würde ſo was ſehr glücklich machen. Iſt Luden's Geſchichte des Mittelalters, die ich rühmen höre, von bedeutendem Umfange?

Die ſpaniſchen Angelegenheiten beurtheilt man in Berlin ſo gut wie hier. Mit ſchneller Beendigung derſelben ſchmeichelt ſich die hieſige Regierung, je mehr ſie fühlt, wie thöricht es war, die lügenhaften Glaubenshelden anzuhören. Es wird ihr wohlbekommen, ſich in ihren Hoffnungen nicht zu täuſchen. Da Hauptthermometer der Zeit die Börſe iſt, ſo werden alle nur erſinnlichen Künſte und große Koſten angewandt, die Staatspapiere hochzuhalten. Gehen die Sachen ſchief, ſo drohet Hrn. von Villèle und ſeinem Syſteme der Ruhm und das Schickſal von Law. Will der Hr. Geheimerath Wolf der Akademie durchaus nicht antworten? Bringen Sie Gruß und Kuß, meine zarteſten Frühlingshuldigungen der Frau von Varnhagen, der ich mich zu ſchätzendem Andenken empfehle. Ich muß ſchließen.

Leben Sie wohl. Behalten Sie mich lieb.

Mit treuer Seele

der Ihrige

Oelsner.

20.

Varnhagen an Oelsner.

Berlin, den 13. Juni 1823.

Tauſend Dank, mein theuerſter Freund, für Brief und Sendung vom 31. Mai! Die Preisſchrift über Mohammed kam als wahre Erfriſchung für mich an; ſie ſtellte mir einen Geiſt der Geſchichte vor Augen, den man nie verlieren ſollte,

geistert so liebgewonnen hat, daß er sich so lange ich hier bin, ausschließlich mit Physik und Chemie beschäftigt hat, und künftigen Winter vielleicht noch hier bleiben wird, um Anatomie und Naturphilosophie noch tiefer und dringender zu studiren. Ich würde dieser Einwirkung auf ihn nicht hier erwähnt haben (weil ich nicht etwa befürchte, daß es einen Anstrich von Prahlerei haben könnte, denn so was giebt es zwischen uns beiden nicht, sondern weil es hier müßig stände) wenn ich nicht die Absicht hätte, dieselbe wohlthätige Einwirkung auf dich zu haben. Glaube mir, mein Geliebter, das Streben in den höhern Regionen der Kunst bleibt ein leeres, unerfreuliches, unkräftiges Tappen und Flattern, wenn man nicht den festen Boden der Naturwissenschaften unter sich hat, um darauf fest zu wurzeln. Es ist ein Athmen im reinen Sauerstoff, das bald lähmt, bald tödtet, und nicht jene erquickliche Kraft in den Gliedern zurückläßt, die stets zu neuen Kämpfen, zu neuer Forschung uns thätig aufregt. Nicht zu früh kann man sich daran machen, man bereut es zu spät. Bedeutsam ist die Geschichte der neuern Zeit, wo der höchste Schwung der Philosophie mit den Forschungen der Natur sich so lieblich vereint. Laß dich nicht die eigene Bescheidenheit, das eigene Mißtrauen in deine Kraft davon abschrecken. Nicht zu früh kann sich der Mensch an große Muster gewöhnen, an großen Anschauungen sich erziehen. Laß dich auch nicht davon müde machen und zurückschrecken, daß die Chemie dir anfangs so trocken, so zahlenmäßig, so todt erscheinen wird. Erst mußte man Backsteine zu brennen wissen und Marmor behauen können, ehe man Propyläen erbaute.

An Hitzig, Buchhändler in Berlin.

Paris, 1810.

Mein theurer geliebter Freund. Du haſt mir auf meinen vorigen Brief nicht geantwortet. Woher kömmt das? Es iſt mir um ſo verdrießlicher, da mich Mad. Chézy jeden Tag quält. Ich habe ſie beſtimmt, Bertuch und andern Buchhändlern „die Märtyrer“ zu verſagen, und jetzt wundert ſie ſich, daß du weder mir noch ihr ein Wörtchen darüber ſchreibſt. Sie hat ſchon ſehr viel überſetzt, und in wenigen Tagen erhältſt du an zehn Bogen, damit du anfangen könneſt zu drucken. Das Werk iſt erſchienen vor drei Tagen, und macht ungeheures Aufſehen. Drucke nur friſch daran weg, denn wir jungen Männer wir helfen alle der Mad. Chézy, damit dieſe gute talentvolle Frau nicht dieſer großen Arbeit unterliege, und damit du, mein edler Freund, ſo ſchnell wie möglich drucken kannſt. Ich hoffe, dies Werk ſoll auch in Deutſchland ſo reißend abgehen wie in Frankreich. Ich hoffe doch, daß du es in allen Journalen angekündigt und ausposaunt habeſt, um die Konkurrenz zu vermeiden; wenn du es nicht gethan haſt, ſo verliere keinen Augenblick. Ich bin ſehr erfreut, dir dieſes Werk und dieſe Ueberſetzerin verſchafft zu haben. Du weißt, daß Frau von Haſtfer jetzt Mad. Chézy heißt, und die Ankündigung und der Titel des Werkes muß unter dem Namen Helmina Chézy geborne von Klenk gefaßt ſein. Noch erfreuter bin ich über das Werk, das ich geſtern für dich erbeutet habe, was dir ein unendliches Geld einbringen wird, und wo du nicht zu befürchten haſt, in die mindeſte Konkurrenz mit jemanden zu kommen. Höre mich an und lobe mich. Der be-

rühmte Graf Alfieri hat ſein Leben geſchrieben. Von dieſer Biographie, wiewohl ſie für alle Welt beſtimmt war, ſind nur zehn Exemplare für die erſten Perſonen abgedruckt worden. Es wird nicht erſcheinen, trotz der allgemeinen Erwartung. Warum? kann ich dir nicht ſagen, du ſollſt es wohl bald erfahren. Ich überlaſſe dir und deinem grübelnden Scharfſinne die Urſache meines Stillſchweigens aufzufinden. Ich kann darüber weiter nichts ſagen. Nun von dieſem wunderbaren Buche, worauf alles ſo geſpannt iſt, ſollſt du eine deutſche Ueberſetzung bekommen. Einer meiner Bekannten, ein Deutſcher, hat dies Buch ſich zu verſchaffen gewußt. Eines von den wenigen Exemplaren, welche exiſtiren, ſteht ihm zu Gebot. Er ſprach mir geſtern davon, und wollte es einem Buchhändler verkaufen, mit dem er heute Morgen den Kauf abſchließen ſollte. Ich bat ihn, es mir für dich zu überlaſſen, weil dies ein Werk iſt, was durchaus ſehr viel Glück machen muß. Ich bot ihm an, es zur Hälfte mit ihm zu überſetzen. Er weigerte ſich anfangs, und ſchützte vor, daß er nothwendig Geld brauche, und daß ihm der deutſche Buchhändler hier dreißig Louisd'or als Abſchlag heute im voraus bezahlen wolle. Ich gab ihm ſogleich zehn Louisd'or, und bat ihn ſehr. Er iſt mir ſehr viel Verbindlichkeiten ſchuldig, und ich habe ihn aus mehreren ſchweren Krankheiten gezogen, und er hat mich ungemein lieb. Dies alles hat ihn bewogen, meinen Vorſchlag anzunehmen, und wir fangen heute ſchon an zu überſetzen. Das Werk beſteht ungefähr aus vierzig Bogen, die im Deutſchen nicht ſo viel betragen werden. Du wirſt ſie vermiſcht mit den Märtyrern bekommen, die Bogen davon werden alle mit L bezeichnet ſein. Den Titel wirſt du dazu machen. Großes Myſterium! Ich bitte dich,

meinen Namen nicht dabei zu nennen, denn ich bin in Paris. Die Ueberſetzer brauchen gar nicht genannt zu werden. Sei ſo gütig und ſende mir ſogleich Geld, damit ich meinen Mitarbeiter bezahlen könne, — auch beſtimme, wie viel du Mad. Chézy geben willſt, und ſende mir einen Theil davon. Sie wünſcht es ſehr, — denn ſie iſt nicht in glücklichen Umſtänden. Ich hoffe, du biſt mit meiner Thätigkeit zufrieden. Ich will wacker daran arbeiten, dich bald zu einem reichen Manne zu machen. —

Nun noch einige Vorſchläge, damit ich auch aus eignen Mitteln etwas dazu beitrage. Mein Freund Hr. von Drieberg hat eine der wichtigſten Erfindungen gemacht. Ich habe dazu ein Memoire franzöſiſch und deutſch geſchrieben; das franzöſiſche iſt dem Kaiſer Napoleon überreicht worden. Bald wirſt du von dieſer Erfindung in den meiſten öffentlichen Blättern hören und darin Fragmente aus meinem Memoire leſen. Ein Schurke von Franzoſe hat die Abweſenheit meines Freundes benutzt, und dieſe Erfindung unter einer Maske von Modifikationen als die ſeine ausgegeben und dem franzöſiſchen Kaiſer angeboten. Zum Gluck hab' ich es bei Zeiten erfahren, und von meinen Freunden unterſtützt, habe ich die Ehre dieſer Erfindung meinem Freunde erhalten und den Schurken entlarvt. Ich habe an den Kaiſer geſchrieben, — ich werde vermuthlich in einigen Tagen Audienz haben, — ich war bei allen Miniſtern, ich habe Himmel und Erde in Bewegung geſetzt, und der Ruhm meines Freundes iſt gerettet. Dieſe ganze Sache hat dadurch eine außerordentliche Celebrität gewonnen. Mein Memoire wird überall geleſen. Es gefällt ſehr, weil es in einer ganz originellen Manier geſchrieben iſt, wo die trockenſten Citate durch einen poetiſchen Aufſchwung zur Höhe der Poeſie erhoben

ſind. Ich biete dir es an, ſobald ich werde geſonnen ſein es drucken zu laſſen, was von einigen Umſtänden abhängt, und was vermuthlich ſehr bald geſchehen wird. Das Memoire beſteht ungefähr aus ſechzig Seiten. Willſt du es nehmen, und unter welchen Bedingungen? Genire dich gar nicht mit mir. Ich bin mit allem zufrieden. Ich würde für meine Arbeiten gar nichts von dir fordern, wenn nicht der Krieg mein Weniges ſo ſehr geſchmälert hätte. Ich hoffe, daß du einſt durch meine Werke noch viel gewinnen ſollſt. Laß uns feſt aneinander halten. Von allem was ich arbeite oder was mir zu Gebote ſteht, ſoll gewiß nie einem andern Buchhändler vor dir angeboten werden. Doch wie geſagt, du biſt dadurch zu nichts verbunden. Glaube mir. Ich werde dir nie etwas anbieten, wovon ich nicht ſelbſt ganz zufrieden wäre. —

Sollteſt du nicht ein Taſchenbuch auf Michaelis und Oſtern herausgeben wollen? Wenn du willſt, ſo ſteht alles bereit. Mad. Chézy wird dir Gedichte und andre Sachen aus dem Perſiſchen und andern orientaliſchen Sprachen geben, — ein junger Mann aus Berlin, der Delatre heißt und der einſt ein vortrefflicher Hiſtoriker werden wird, bietet ſich an, dir eine unbekannte hiſtoriſche Skizze zu geben, — neue Anſichten, — eine neue Karakterſchilderung, — kurz etwas Neues aus der Geſchichte, — ich würde an Auguſt Wilhelm Schlegel ſchreiben, der mich ſehr lieb hat und den ich geheilt habe, daß er mir Beiträge gebe, — ich werde meine Freundin die Frau von Staël ebenfalls darum erſuchen, — ich werde Wallenberg (Meyer aus Strelitz), Caſſel und den Profeſſor Schelver, drei der vortrefflichſten Köpfe, angehen, um über Wiſſenſchaft, Fragmente voll genialiſcher Kraft dir zu geben. Ich verſpreche dir zehn neue Lieder — wenigſtens, — von

Hrn. von Trieberg und Hrn. Kienlen komponirt, zu geben, — beide die talentvollſten jungen Komponiſten; Robert, Theremin, Chamiſſo, Fouqué und Andre werden dir gewiß Beiträge geben. Ich habe eine außerordentliche Menge Gedichte fertig, unter andern drei Träume, die ungemein gefallen. Ich verſpreche dir allein für mich an hundert Seiten Verſe und an achtzig bis hundert in Proſa, wozu ich mehrere ſpaniſche Novellen rechne, die noch gar nicht bekannt ſind. Ferner verſpreche ich dir einen geſchickten Zeichner, Hrn. Kolbe, denn ich hätte dir einen ganz eignen Vorſchlag zu machen. Ich habe zu den meiſten Gemählden des Muſeums Napoleon Gedichte gemacht, welche den Karakter dieſer Gemälde ausdrücken, und doch zugleich an und für ſich ſelbſt eigne Gedichte ſind. Sie haben Schlegel'n und allen meinen Freunden, denen ich ſie mitgetheilt habe, ſehr gefallen, und die Idee hat ſie Alle begeiſtert. Ich bitte dich auch, ſie keinem Andern zu ſagen. Dies erſtreckt ſich nicht blos auf die Gemählde, ſondern auch auf die plaſtiſchen Kunſtwerke, und ſchon habe ich an ſechsundfünfzig Gedichte darüber aufgeſchrieben und auf's Reine gebracht. Anſtatt der lärpiſchen Kupfer, die in den meiſten Almanachen ſind, könnten hier immer zehn oder mehrere Kupferſtiche ſtehen, welche Statuen, Basreliefs und Gemählde enthielten. Zum Muſeum Napoleon giebt es dazu ein treffliches Werk von Favolle und zum Muſeum der Statuen Piranesi und noch mehrere, die man bloß zu kopiren brauchte und in kleinerem Format gäbe. Doch würde ich dir rathen, das Format vom Iffland'ſchen Almanach zu nehmen. Ferner kenne ich hier mehrere Privatſammlungen, wo die trefflichſten Sachen von Alterthümern ſind, die weder bekannt noch beſchrieben ſind. Zu dieſen Sachen verſpreche ich dir

eine fortlaufende Geſchichte der Skulptur und Mahlerei nach ganz neuen Anſichten gefaßt. So könnten wir alle Jahre zwei Taſchenbücher erſcheinen laſſen, und ich ſtehe dir dafür, daß ſie in zwei Jahren ſolche Celebrität gewinnen würden, daß du gewiß jedesmal mehrere tauſend Exemplare abſetzen würdeſt. Ferner verſpreche ich dir, auch einen Anhang zu machen, den Naturwiſſenſchaften geweiht, der Sachen enthalten ſoll, die ſelbſt dich erfreulich erſtaunen werden. Ich habe allein dafür mehr als fünfundzwanzig Bogen ſchon fertig liegen zu einem großen phyſiologiſchen Werke, was in zehn Jahren erſcheinen ſoll und wozu ich mit mehreren Aerzten täglich arbeite. Jeder Almanach ſoll auch eine Ueberſicht des Zuſtandes der meiſten Wiſſenſchaften in ihren Fortſchritten enthalten. Von den meiſten Sachen, die ich dazu beſtimme, würde ich Fragmente in Zeitſchriften abdrucken laſſen, um die Neugier zu reizen.

Wage alſo etwas, lieber Eduard, alle Wahrſcheinlichkeit ſpricht für dich. Muſik, Phyſiologie, Medizin, Poeſie, Mahlerei, Skulptur und Geſchichte — (Das übrige fehlt.)

An Rahel in Karlsruhe.

Aachen, den 18. Oktober 1818.

Meine ſehr werthe Freundin. Phyſiſch, moraliſch und geiſtig war es mir unmöglich, bis jetzt Ihre lieben Zeilen zu beantworten. — Es gebrach mir an Zeit, an Gewißheit und an Klarheit. Auch heute will es noch nicht gelingen, mir das Erſte zu verſchaffen. In kurzer Zeit will ich gewiß alles nachholen. Beruhigen konnte ich Sie nicht über unſre Freundin Cuſtine, da ich ſelbſt in der tödt-

lichſten Unruhe ſchwebte, und erſt ſeit zwei Tagen durch einen Brief herausgeriſſen wurde. —

Ueber Ihren Geſundheitszuſtand kann ich nur das Unvollkommenſte aus der Ferne ſagen, das ſogleich in der Ausführung ſcheitern würde. Schon habe ich mich mit Rehmann beſprochen, und hoffe doch wenigſtens ein approximatives Gutachten geben zu können. Je älter ich werde, je ſchwerſinniger fühle ich mich, — und noch dazu eine ſo zarte Organiſation wie die Ihrige, die ſoll man wie ein ſüßes Saitenſpiel behandeln.

Ueber unſre Freundin, — Da hilft alles Trachten und Treiben nichts. Franzöſiſche Proſa, inkarnirte Ariſtokratie, und deutſche Sehnſucht und Phantaſterei gemiſcht, geben vulkaniſchen Boden, da läßt ſich die ſtille Pflanze des Glückes nicht anbauen. Ich habe dieſe tiefe Verwirrung zu der Napoleoniſchen Zeit geſehen. Da wurde alles auf das politiſche Meteor geſchoben. Das iſt nun fort, und die Unruhe iſt geblieben. Ich habe gekämpft, gerungen, gebaut und mich hingegeben, meine ganze Exiſtenz aufgeopfert, um Harmonie in dieſe Akkorde zu bringen, aber alles umſonſt. Sie wiſſen nichts zu opfern, als ihre Ruhe und ihr Glück. Das Gerüſt des Lebens erſcheint ihnen ſtets als der Tempel. Da iſt nichts anzufangen, gute liebe Seele, als mit zu weinen und zu verzweifeln. Es iſt ein Irrthum, wenn Sie glauben, daß ſie in Deutſchland glücklicher wären. Bäume kann man verpflanzen, nicht Menſchen. Die Unruhe der Sehnſucht bringen ſie überall mit, und ſie würden überall unentſchieden zwiſchen Himmel und Erde ſchweben. So lange ich mit ihnen war, hatte die Mutter doch noch Stunden des Glücks — der Sohn nie. Glauben Sie meiner Erfahrung. Ich bin zu arm, um abhängig blos für ein herrliches Gefühl

mein Leben ohne Furcht hinzuopfern, und ſie, ſie wiſſen durchaus nicht was ſie wollen. Das iſt ihre tiefe Krankheit. Gewiſſenhaft will ich gewiß, ſo wie die Götter mir Muße geben, Ihre Ideen beantworten. Leben Sie wohl. Tauſend Grüße an Varnhagen.

Ihr alter treuer Freund.

An Dorow in Bonn.

Berlin, den 20. Dezember 1820.

Ich ſchrieb dir nicht, geliebter Freund, um dich nicht zu betrüben. Ich hatte nichts Erfreuliches zu melden. Sollte ich dir den Sieg der Bosheit, der Kabale, des Undanks und der Verläumdung über Redlichkeit, Liebe und Treue erzählen? Das iſt nichts Neues. Die Weltgeſchichte wimmelt davon. Wie alles dies zuſammenhängt, weiß ich ſelbſt größtentheils nicht, — kennt der Unſchuldige die Schlangen, die ihn in die Ferſen ſtechen? theils läßt es ſich auch keinem Brief anvertrauen. Mein einziger Schmerz iſt, daß ich vielleicht nichts mehr für deine Anſtalt thun kann. Ich glaubte alles ſo ſicher, ſo gut für das theure Haupt des Freundes organiſirt zu haben, — aber wer kann dafür, wenn die poſitivſten Befehle nicht reſpektirt werden, und wenn derjenige, der ſich höchlich darüber beleidigt finden ſollte, und der die Macht zu ſtrafen in Händen hat, es mit Gleichgültigkeit anſieht! Ob ich noch in der Zukunft etwas für das Inſtitut werde thun können, weiß ich nicht, das hängt von den Göttern ab. Dies aber iſt mein einziger Schmerz. Sonſt bin ich außerordentlich mit der Wendung meines Schickſals zufrieden. Ich bin durch Kabinetsordre in das Miniſterium

des Kultus versetzt, wodurch meine Lage an Solidität ungemein gewinnt, und ich der Unruhe für meine Zukunft gänzlich enthoben bin. Ob ich den Vortrag beim Staatskanzler verloren habe, weiß ich zur Stunde noch nicht. Ich habe den Staatskanzler gebeten, mich in die Medizinalsektion zu versetzen, weil es unmöglich ist, in beiden Sektionen zugleich zu arbeiten, weil ich meiner Wissenschaft nicht den Rücken zukehren will, und weil ich endlich nicht in unnützem, fruchtlosem Kampf meine Kräfte zu konsumiren gesonnen sein kann. Noch habe ich keine Antwort. Irre dich ja nicht, mich etwa zu bedauern. Gratuliren mußt du mir. Wenn ich dich und dein so schön begonnenes Werk in Bonn erst sicher sähe: dies ist mein einziger übrig bleibender Kummer. Die Andern sind mir alle gleichgültig. Durch diese Schöpfung des Fürsten glaubte auch ich auf den Dank der Rheinländer Anspruch zu haben! Ich habe hier nur Undankbare gemacht. Gottlob! ich habe nie auf Dank von den Menschen gerechnet. Meine Motive sind immer edler. Viel Gutes habe ich gewollt — einiges bewirkt. Herzlich müde bin ich, denn du hast gar keinen Begriff — oder vielmehr du kannst ihn dir jetzt aus deinen eigenen Angelegenheiten entnehmen, welch furchtbare Anstrengung dazu gehört, um nur irgend etwas in's Werk zu setzen. Wo der Fehler liegt, weiß ich recht gut, doch wo wird je guter Rath bei Zeiten gehört? Die Milde und Güte des herrlichen Fürsten müßte sich in donnernde Strenge — auch gegen die höchsten Behörden — verwandeln! Ich bin der Sisiphus-Arbeit müde, — jetzt gewinne ich Zeit und kann in der Wissenschaft und Kunst vielleicht etwas Tüchtiges leisten. In der Professur bin ich bestätigt. Meine Vorlesungen haben großen Succeß. Der König hat für

um in dem Gewirre der Begebenheiten nicht zu erliegen. Die eigenen einſamen Studien wollen nicht genügen, die Ereigniſſe ſelbſt, wie der Tag ſie uns bringt, äußern eine ſinnbetäubende Wirkung. Da bedarf man ſchöner Bewegung, ermuthigenden Zuſchuſſes; beides gewährt mir das reifere Wiederleſen jener Schrift, die mir zu einer perſönlichen Mittheilung wird; es iſt eine Freude ſie zu leſen: dieſe den Gegenſtand weit überragende Geiſtesfreiheit, die reine Geſinnung und unpartheiiſche Anſicht, die Fülle des Einzelnen, die Sicherheit und Anmuth der Behandlung, die ſanfte goldenſchimmernde Schreibart! Das Buch macht jetzt Rahels Ergötzen; ihr iſt Geſchichte nur in dieſer oder in der Art umſtändlicher Denkwürdigkeiten zugänglich. —

Für Hrn. Pirault des Chaumes habe ich das Meinige gethan, Sie ſollen die Anzeige empfangen, ſobald das Druckblatt heraus iſt; ich denke er wird zufrieden ſein, doch da die Franzoſen mit mir ſo greulich umgehen, ſo habe ich auch meinerſeits einige Neckerei angewandt, und ein paar Redensarten ſo gedeutet, wie ſie wohl ſchwerlich gemeint ſind. Ich komme hier von ſelbſt auf Hrn. Saur zu ſprechen. Was ſoll ich von ſeiner Ueberſetzung ſagen! Freilich iſt das Ganze durch die willkürlichen Abänderungen und Einſchiebſel arg zugerichtet; der Prieſter insbeſondere ſpielt eine troſtloſe Rolle; aber was iſt zu machen? ich will gern zufrieden ſein, wenn es mit der biographiſchen Notiz nur gut abläuft! Doch nach Ihrem Briefe darf ich dies ja von Ihrer ernſtlichen Abmahnung hoffen. Schwerlich vermag man in Paris zu ermeſſen, was in Berlin wohl oder weh thut; vielleicht geht es Berlin eben ſo mit Paris, obwohl daſelbſt immer größere Offenbarkeit und Bewegung erfolgt, und eine ſchwüle Unentſchiedenheit nicht, wie bei uns, Jahre dauern kann. —

Ueber die öffentlichen Angelegenheiten mag ich kaum

Auguſti, Beckedorff und mich einen Auftrag beſtimmt. Von welcher Natur, weiß ich noch nicht. Auch arbeite ich jetzt eine große Oper für Spontini, und werde mich, wenn die Wunden des Herzens vernarbt ſein werden, recht glücklich fühlen. Dieſe Wunden heilen langſam, denn Undank thut weh, das Laſter, die Bosheit triumphiren und die Unſchuld unterliegt, und noch dazu ſich verkannt zu ſehen, das thut fürchterlich weh. Gott behüte dich vor ſolcher Erfahrung. Ich habe dem Fürſten das ganze Gewebe offen dargelegt; doch er glaubt es nicht, ſeine edle Natur kann es ſich nicht denken! Dieſes Verkanntſein ſchmerzt. Sonſt nichts. Im Gegentheile, ich habe viele Elemente, aus denen ſich das Glück — und ich bin beſcheiden — konſtruiren läßt. Ich bekomme meine Freiheit wieder, kann jedes Jahr wieder allein reiſen und meiner Einbildungskraft ungeſtört mich hingeben, und ſo das innere Weſen wecken und bilden, was doch die Hauptſache bleibt. Theile von dieſem Briefe an Rehfues mit, was dir gut dünkt. Nie zu viel. Bekümmere dich ja nicht um das alberne Schwatzen der Leute. Wer Gott im Herzen, ein reines Gewiſſen, etwas im Kopfe und das Gefühl ſeiner Unſchuld und Redlichkeit hat, der geht durch die Labyrinthe des Lebens von unſichtbaren Engelsſchildern geſchirmt. Traure ja nicht, ſondern freue dich mit deinem Freunde. Lebe wohl und ſei mir ſo treu wie ich dir.

Dein Ferdinand Koreff.

An Varnhagen in Berlin.

Paris, den 25. Juni 1848.

Sei so gütig, alterprobter Freund, lies beifolgenden Brief an meine Schwester. Nimm daraus, für S. oder für jeden andern Gebrauch, was du für gut erachtest, und nenne ja meinen Namen nicht, um mich nicht lebensgefährlich zu kompromittiren. Siegle den Brief zu. Ich werde dir alles, was wichtig und geheim ist, melden. — „Mit der Dummheit kämpfen Götter selbst vergebens!" rufe ich täglich aus. Hier ist der schwache Lamartine so in der öffentlichen Meinung gesunken, daß sie in das entgegengesetzte Extrem übergegangen ist. Ich kann ihn durchaus für keinen Verräther halten; ich sage mir stets mit Schiller: „Er hat der Lyra zarte Saiten, und nicht des Bogens Kraft gespannt." Sein böser Genius war Ledru-Rollin. — Humboldt's Freund, Arago, hat sich wie ein altes Weib benommen, — nur gestern hat er wenigstens persönlichen Muth gezeigt, und war leuchtender bei seinem Untergang als im Zenith seiner Bahn. Sein Nepotismus war empörend, und hat alles in dieser Art aus Louis Philippe's daran so reichen Zeiten übertroffen. Ihr habt in Berlin ein Pröbchen davon, das ihr hoffentlich bald los werden mögt. Nie haben Menschen rücksichtsloser, planloser, alberner gehandelt. Nichts war ihnen leichter, als eine herrliche Republik zum Muster Europa's hinzustellen, — sie haben diese schönste Aufgabe der Menschheit wieder für ein Jahrhundert vielleicht unmöglich gemacht. Sie fanden keinen Widerstand von keiner Seite, und haben ihn künstlich erst erschaffen. Nie sah man mehr Unfähigkeit, Unredlichkeit, despotische Willkür,

Beſchränktheit, Mangel an Staatsmaximen, als an dieſen improviſirten Staatsmännern. Laß dir Humboldt'en gegenüber nichts merken, denn er iſt und bleibt ſtets ein treuer Liebhaber der Perfidie, und war mir nie wohlwollend, ich weiß nicht warum. — Ich werde dich von allen wichtigen Sachen in Kenntniß ſetzen. Mache doch, daß wir einen ordentlichen Mann zum Geſandten herbekommen. Lebe wohl.

An Varnhagen in Berlin.

Paris, den 10. September 1848.

Ich bin tief beſchämt, daß ein böſes Schickſal mich unerbittlich zwingt, ſeit einem Jahre ſtets dein Plagegeiſt zu ſein, und deine ſchöne Muße mit meinen Klagen und meinen Bitten peinlich zu ſtören. Doch deine alte Freundſchaft hebt wieder meinen Muth aus der tiefen Niedergeſchlagenheit empor, in die mich die Bosheit der Menſchen hämiſch verſenkt. Ein neues, ganz unvorhergeſehenes Unglück iſt mir begegnet. Vor einigen Tagen bekam ich eine Miniſterialzuſchrift, worin mir mit dürren, ſchonungsloſen Worten der Verluſt meines Gehaltes von der Stunde des Empfanges dieſes liebenswürdigen Dekretes angezeigt wird. In jeder andern Zeit hätte ich dieſe Hiobspoſt mit ſtoiſcher Reſignation ertragen und dieſen Verluſt durch meine Thätigkeit und durch Richtung meiner Kräfte gegen andre Regionen zu erſetzen geſucht, und hätte eine Zeitlang von meinen Erſparniſſen gelebt. Jetzt kann ich das leider nicht. Alles was ich erſpart, was mir noch übrig geblieben war, iſt durch den Bankrott Gonin's und andrer Häuſer, denen ich es anvertraut, und durch das plötzliche

Sinken aller Fonds, die ich, um zu leben, um jeden Preis losschlagen mußte, verloren worden. Nur ein elendes Wrack — und weiß Gott wann — wird sich aus diesem Schiffbruch retten lassen, und unterdeß bin ich fast von allen Mitteln entblößt. Die vornehmen Familien, deren Arzt ich war, sind alle nach allen Weltgegenden zerstoben, ohne nur das mir Rückständige zu bezahlen, — die Gesandtschaften sind fort, — die Reichen in das Ausland und auf ihre Schlösser geflüchtet, — der französische Geiz, die herrschende Leidenschaft dieses Volkes, zu glücklich einen Vorwand zu finden, um eine Ehrenschuld nicht zu bezahlen, flüchtet sich noch hinter den Haß und die Verfolgung des fremden Arztes, den man im Bunde mit seinen Nebenbuhlern gern los werden und wie die fremden Arbeiter vertreiben möchte. Mit Einem Worte, seit dem 25. Februar sind die Erwerbsquellen fast für alle Aerzte, wie für so viele Millionen, völlig versiegt, ohne daß die Lasten, die auf jeden, der etwas besitzt, drücken, verringert wären, — sie sind im Gegentheil schon um die Hälfte der Abgaben vermehrt worden. Ich habe einen Kontrakt wegen meiner Wohnung, den ich nicht brechen kann. Unmöglich, einen Käufer für meine Pferde zu finden, — ich habe noch Gott gedankt in Lille und Valenciennes zwei Fabrikherren zu finden, die so gnädig waren, sie für das Futter, das sie ihnen geben, umsonst aufzunehmen. Was man schuldig ist, muß man, scharf und mitleidslos bedrängt, und von der unerbittlichen Schärfe des Gesetzes gegen Fremde hart bedroht, ohne Zögern bezahlen, dabei von Hausarmen umlagert, und keine Möglichkeit irgend eines Erwerbes! Und diesen Moment ergreift man schonungslos, um mir die letzte Hülfe zu entziehen, vermuthlich aus teuflischer Absicht, um mich rasch

untergehn zu sehn. Rücksichtslos tritt man das Königliche Wort mit Füßen, achtet nicht alle Versprechungen, die mir geworden, hält es nicht der Betrachtung und Berücksichtigung werth, daß dieses kleine Gehalt mir als Entschädigung für meinen dreifach größeren Gehalt ausgesetzt worden, dem ich für eine Zeitlang entsagt hatte, aus Gewissenhaftigkeit und Delikatesse, um dem Wunsche der jetzigen Kaiserin von Rußland und des hochseligen Königs gemäß, über meinen Urlaub hinaus bei der schwerkranken Gräfin Orlow zu bleiben, die sich deßhalb flehend an die damalige Großfürstin gewendet hatte, hiezu die Erlaubniß ihres Vaters des Königs auszuwirken, und die außerdem gerichtlich versprochen hatte, mich für den Verlust jenes nur temporär aufgegebenen Gehaltes zu entschädigen. Dies jedoch ist nicht geschehen, weil ich gegen die Erben derselben in Rußland kein Recht erlangen konnte, und Altenstein's elende Schwäche und Duplizität hat mein temporäres Entsagen in ein perpetuirliches wie ein unredlicher Taschenspieler eskamotirt. — Hr. von Humboldt hatte die Großmuth, mir damals zur Entschädigung für diesen doppelten Verlust dies kleine Gehalt zu verschaffen. In dieser großmüthigen Verwendung habe ich auch ein Motiv gefunden, diesem edlen Gönner sogleich zu schreiben. Sprich mit ihm, mein alter Jugendfreund und Rothhelfer, suche ihn zu bestimmen mit Hrn. von Ladenberg zu sprechen. Man gönne mir nur Zeit mich umzusehen, und daß ein wenig die alles überschwemmende Fluth verrinne, um für meine Arche eine kleine Ararat-Bank zu finden. Gern will ich in ein paar Jahren dieser durch meine Dienste und Königliche Zusage wohlbegründeten Pension entsagen, — man nehme mir davon einen Theil, um ihn der Moloch-Oekonomie hinzuwerfen, — aber man beraube mich nicht gänzlich, das ist ja ganz un-

erhört, — man gönne mir nur Zeit zur eignen Rettung, die mir nicht entgehen kann, ſobald die Quellen des Erwerbs wieder fließen werden. Man weiſe mir eine andere Wirkungsſphäre, man ſchicke mich (wie die franzöſiſche Regierung) hin in den Orient zur Wiege der Peſt, deren Geſchoſſe mich freundlich von den Menſchen befreien werden, — aber man ſtoße mich nicht in meinem Alter erbarmungslos wie einen Hund vor die Thüre! Ich ſetze nichts mehr hinzu! Du wirſt gewiß thun, was du kannſt; Acheronta movebis! Ich hoffe auf die Cholera, die Befreierin, die hier bald erſcheinen wird. Ich hoffe zu Gott, daß ſie diesmal auch mich mit ihren dunkelſchattigen Händen berühren und mit Hermäiſchem Stab in das dunkle Land der von keinem Erdenſohn aufgelöſten Räthſel führen wird. Meine Geſundheit iſt zerrüttet ſchon ſeit zwei Jahren, — ich ſchlafe, ich eſſe nicht, — ich lebe nur noch aus Gewohnheit. Schenke deinem alten Freund eine Thräne. „Auch ein Klaglied zu ſein im Munde der Beſten iſt herrlich.“

Dein alter Freund Koreff.

Clemens Brentano.

Ich hatte ſchon früh und von verſchiedenen Seiten ſo mancherlei Luſtiges und Sonderbares über Clemens Brentano gehört, daß ich auf ſeine Bekanntſchaft ſehr begierig war; Reichardt, Steffens, Schleiermacher, Neumann, Chamiſſo, zuletzt auch Rahel, alle wußten von ihm Wunderliches und Anziehendes zu erzählen, und zum Theil ſo Widerſprechendes, daß alles in Eine Vorſtellung zu bringen oft unmöglich ſchien. Seine Schriften, Godwi, Die luſtigen Muſikanten, Ponce de Leon, zeigten ſchönes Talent und reichen Witz, aber auch große Unordnung und Willkür, ſollten indeß ſeiner perſönlichen Erſcheinung in jedem Betracht weit nachſtehen. Sich zur romantiſchen Schule haltend, war er doch ein ſo undisziplinirtes Mitglied derſelben, daß er immerfort in Verwarnung oder Strafe fiel. Das Honorar für den Roman Godwi hatte er Friedrich Schlegel'n, der in Noth war, überlaſſen, zugleich aber ſolche Widrigkeiten und Spöttereien unter die Leute gebracht, daß dieſer ihm, nicht das Geld, aber das Buch zurückſandte, mit den eingeſchriebenen Worten: der Autor verdiene hundert Stockprügel; und hiemit war die Sache von beiden Seiten aus. Mit Steffens ergab ſich eine andere Geſchichte; Brentano hatte den Einfall, ſich mit einigem Anſchein von Laſter ſchmücken zu wollen, er meinte ſich vortrefflich auszunehmen, wenn ihn die Leute mit etwas Schauder anſähen, und gab daher zu verſtehen, er triebe gar ſittenloſe

Dinge, und als er nun auch sagen sollte, wer seine unsaubern Genossen wären, nannte er in der Verlegenheit auf gut Glück Steffens, der aber, als ihm das schmähliche Vorgeben zu Ohren kam, dem tollen Erfinder eine thätliche Zurechtweisung zudachte, die nur dadurch unterblieb, daß der Bedrohte sich längere Zeit nicht sehen ließ. Auf ein ähnliches Aeußerste hatte Brentano es mit Görres gebracht, der sich ihm jedoch in der Folge als Freund verbinden mochte. Dergleichen Geschichten erzwang er mit fast unwiderstehlicher Beflissenheit immerfort, und jedesmal ließ er sie ein so erbärmliches Ende nehmen. Er hatte die gräßlichste Furcht und Angst vor jeder Thätlichkeit, ruhte aber nicht, bis er sie erlitten hatte; mit unermüdlicher Steigerung reizte er jeden Umgang, jedes Verhältniß auf, und nachdem er verführerisch durch Antheil, Schmerz, Vertrauen und Neigung, dies alles hervorgelockt, mißachtete und zerstörte er freventlich alles wieder, verletzte in willkürlicher Laune sich und Andere schonungslos, und wenn die Folgen seiner Ungebühr dann hart ihn selber getroffen, erweckte er wieder neues Erstaunen und oft neue Theilnahme durch die Qualen und den Jammer, die er hierauf mit dichterischer Meisterschaft aus sich herausspann, doch immer lauernd bereit, das Erhabene und Rührende, bei erstem Schimmer der Gefahrlosigkeit, durch Schalkheit und Tücke zu unterbrechen.

So hatte man mir Brentano'n geschildert, und ich war darauf vorbereitet, eine solche Natur, wenn sie mir einmal begegnete, mit großer Nachsicht und ohne sonderliche Besorgniß aufzunehmen. Die nähere Bekanntschaft entging mir aber lange Zeit. Endlich im Sommer 1811, zu Töplitz, trat unerwartet Clemens zu mir ins Zimmer, nannte seinen Namen, und sagte er wolle mich kennen lernen, da er die

noch ein Wort ſagen; die Art, wie ſie mir zukommen, verurſacht mir Schwindel und Betäubung; inmitten dieſer tauſendfachen Vorgänge, Feldzüge, Debatten, Einwirkungen und Mittheilungen zu ſtehn, ohne eigne Thätigkeit, ohne freie Aeußerung, ohne Zuſammenhang und Beziehung des Perſönlichen und Allgemeinen, iſt verwirrender und niederſchlagender, als die Wechſelfälle der Vorgänge ſelbſt in eignem Geſchicke mitzuerfahren. In der Abgeſchiedenheit nimmt man den lebhafteſten Antheil an Erſcheinungen, die faſt immer täuſchen, und deren Mißlingen um ſo weniger Troſt übrig läßt, je weniger man ſich die Uebergänge vorſtellen kann, die dem kräftig Handelnden zum Weiterſtreben ſo leicht gefunden ſind. Man wird auch überdrüſſig, die Tagesgeſchichte aus lauter unreinen Quellen einzuſammeln, und die Wahrheit mit verſtohlener Arbeit, als gälte es nächtliche Unthat, zu einem tiefen Geheimniß herauszuläutern, das kaum einem Freunde vertraut werden darf, wenn auch ſchon längſt anderwärts die Sache ausgeſchrieen wird. Es könnte einem billig leid ſein, die Zeit nicht lieber auf nützliche Erfindungen gewandt zu haben, für die man allenfalls ein Patent erhält! —

Von Spanien iſt hier jetzt weniger die Rede, als noch vor einigen Wochen. Die Ereigniſſe ſcheinen der einen der beiden Hauptmeinungen, welche ſich in Betreff dieſes Landes entſchieden feſtgeſetzt haben, ſo günſtig, daß die andre ſich kaum noch hervorwagt. Was in diplomatiſchen Berichten ſteht, weiß das Publikum; in den Zeitungen aber ſteht herzlich wenig; und das wenige bedürfte nicht ſelten eines Schlüſſels. Nur ſoviel ſcheint hervorzugehn, daß die Partheiung ſich vermehrt, und der Sieg der Royaliſten ſie unter einander nur mehr in Krieg verwickelt. Die baieriſche Konſtitution! In Verona ſcheint ſie nicht ſo gefallen zu

nächste Zeit in Böhmen und vorzüglich in Prag zu leben denke. Ich empfing ihn auf's beste, er benahm sich äußerst liebenswürdig, seine gute Laune, der Witz und die Schärfe seiner Bemerkungen erhöhten jeden Augenblick mein Wohlgefallen. Als er dessen nun völlig sicher war, regte sich sogleich der Schalk, er wurde spöttisch, bemühte sich empfindliche Stellen zu berühren, drückte diese dann geflissentlich, und da er immer dreister wurde, und endlich von einem meiner Freunde Unwürdiges vorbringen wollte — daß er Prügel bekommen zum Beispiel — mußte ich unwillig gegen ihn auffahren, und wiewohl er gleich wieder einlenkte und das Gesagte zurücknahm, so blieb doch das gute Vernehmen zwischen uns aufgehoben, und ich entließ ihn mit Worten, nach denen ich glauben mußte ihn nicht wiederzusehen. Er reiste auch noch desselbigen Tages ab.

Aber nicht lange war ich in Prag zurück, als auch Brentano sich wieder einfand, und auf's neue seine Liebenswürdigkeit entfaltete. Sein muntrer Geist, sein eindringender Sinn und seine großartige Einbildungskraft wurden mir in meiner Stimmung und Lage unendlich werth, ich konnte wieder Gespräche führen, wie ich sie in Berlin gewohnt gewesen, in Prag aber stets entbehrt hatte. Brentano's Freundlichkeit wurde bald inniges Zutrauen und herzliches Anschließen, er erzählte mir nach und nach all seine Schicksale und Verhältnisse, mit rückhaltloser Offenheit und lebendiger Darstellung, in trüber Wehmuth und oft leidenschaftlichem Schmerz. Ich glaubte schon, ihn doch verkannt zu haben, und um des innern Kernes willen ihm die wunderliche, verletzende Außenseite verzeihen zu müssen. Meine Theilnahme war ihm der größte Trost, mein Wohlgefallen an seiner Poesie die wirksamste Aufmunterung. Er besuchte mich jeden Tag, las mir seine neusten Sachen vor,

besprach die Erscheinungen des Lebens und der Litteratur mit Laune, mit Einsicht, mit oft großartigen Bemerkungen. Ich machte ihn mit dem Grafen von Bentheim, dem Major von Nestitz und dem Hauptmann von Pfuel bekannt, führte ihn zur Gräfin Pachta und zu Mad. Brede, und da er sich bald in die letztere heftig verliebte, so belebte sich unser Umgang noch mehr, und ich hatte als Vertrauter seines Herzens allen glänzenden Aufwand mitzugenießen, mit dem seine unerschöpfliche Phantasie die neuen Regungen und Begegnisse seiner Neigung ausstattete.

Was ich sonst von ihm vernahm, war freilich oft von schlimmer Art. Die Erzählungen aus seinem Ehstandleben setzten oft alle Scham beiseit, und das Vertrauen erschien ganz reizlos, nur müssig und ungeziemend. Seine erste Frau, früher Mad. Sophie Mereau, und unter diesem Namen schon als liebliche Dichterin bekannt, hatte er mit Eifersüchteleien, ohne allen Grund und Anlaß, bloß aus willkürlicher Erfindung, fürchterlich gequält, und bestrafte sich nun dafür, indem er seine Reue darüber eben so willkürlich als nutzlos aufreizte. Von der zweiten Frau, die sich mit irrer Heftigkeit ihm an den Hals geworfen, war er glücklicherweise wieder geschieden, aber, was die Hölle sei, meinte er durch sie recht vollständig zu wissen. Von seinem letzten Aufenthalt in Berlin erwähnte er zweier leidenschaftlichen Verhältnisse, die er in so reichen und abentheuerlichen Schilderungen darlegte, daß ich oft in Zweifel stand, ob nicht alles ein bloß dichterisches Spiel gewesen. Eine heiße Liebe, die er zu einem unwürdigen Mädchen gefaßt, wurde nicht erwiedert, und das täglich vor seinen Augen sich erneuernde Unwürdige floß mit seiner Liebe und deren Verschmähung in ein so gräßliches Gemisch zusammen, daß man glaubte eine Hexenlauge über-

kochen zu ſehen, wenn er davon erzählte oder vorlas; denn er hatte angefangen, dieſen Gräuel in einem Roman darzuſtellen, deſſen Titel ſchon ein Aergerniß war und hier verſchwiegen bleiben muß. In dieſer Geſchichte quälte er nur ſich ſelbſt, dagegen die andere, faſt gleichzeitige, ein ſtrafbares Eingreifen in fremdes Gemüth und Geſchick offenbarte. Er hatte durch anhaltende Beiferung die Neigung eines jungen ſchönen Mädchens gewonnen, dem er in der traurigen Zurückgezogenheit der herabgekommenen Familie eine glänzende Erſcheinung war; er theilte die Neigung gar nicht, allein durch ſie geſchmeichelt, facte er ſie aus allen Kräften nur immer ſtärker an, hielt aber zugleich dem armen Kinde nur um ſo grauſamer die Ueberzeugung vor, ſie müſſe doch ewig von ihm getrennt bleiben, weil ſie nicht ſeines Glaubens, nicht katholiſch ſei. Nicht das Geringſte, ſo geſtand er nun ſelbſt, war ihm an der Sache gelegen, aber er wollte doch ſehen, was er mit dieſem Motiv ausrichten könnte, und ſo ſpielte er eifrig den Bekehrer mit ſo gutem Erfolge, daß das Mädchen wirklich katholiſch wurde, und dem frevelhaften Scheineiferer, der ſich durch die vorgeſchobene Glaubensverſchiedenheit auch den Rückzug zu erleichtern gemeint, nun erſt recht, und auf lange Zeit, zu ſchaffen machte.

Von den Perſonen, die wir gemeinſchaftlich kannten, ſprach Brentano meiſt ungünſtig, aber mit außerordentlichem Scharfſinn, der jedesmal unfehlbar eine wunde Stelle traf. Die tiefſten und geheimſten Gebrechen der Gemüther zog er an's Licht, die Schwächen der äußern Erſcheinung bezeichnete er mit brennenden Farben, und ſeine Darſtellungen waren zugleich lehrreich und komiſch. Ein Wort, das er über irgend einen Menſchen ſpöttiſch ausließ, wurde gewiß vielmals wiederholt, und lebte lange

fort, weil nicht leicht ein bezeichnenderes zu finden war. Auch die würdigsten und höchsten Personen schonte er nicht, wenn er auch anfangs einige Ehrfurcht bewies, so warf er diese doch nach kurzer Zeit ab, und ehe man sich's versah, hatte er Lächerliches und Beschämendes angebracht. So bezeigte er große Achtung für den Professor Meinert, und hielt ihm große Lobreden; doch als ich zu sehr beistimmte, wurde er verdrießlich, und meinte, aber das könne ich doch nicht läugnen, daß der vortreffliche Mann trocken sei; trocken, sehr trocken, so ohne alle Feuchtigkeit trocken, daß er ohne Zweifel Pulver schwitze! Nur seine Geschwister und nächsten Freunde machten eine Ausnahme, die Schwester Bettine, Achim von Arnim, Savigny, der Bruder Christian, und noch einige Andre, die er nicht nur pries und rühmte, sondern als Wesen höherer Art aufstellte, vor denen wir andern Sterblichen uns zu beugen hätten. So sollte z. B. nicht nur Tieck, sondern auch sogar Goethe in der Poesie gegen Arnim kaum noch bestehen, so der Bruder Christian in allen muthigen Uebungen die Meisterschaft Pfuel's weit überbieten. Und dennoch that ihm auch hier, wenn man sein Lob nicht bestritt, sondern daran glaubte, die Wirkung fast wieder leid, und er suchte sie zu bedingen und einzuschränken. Aus diesen Erörterungen entstanden gleich anfangs einige harte Auftritte, die er aber mit weicher und ernster Empfindsamkeit wieder zu begütigen wußte. So schrieb er mir einen Brief, der mich wirklich einen Augenblick glauben machte, ich sei zu hart gewesen. Auch ließ ich ihm seine Heroen gern gelten, ich war durch ein Wort von Rahel über Bettinen für diese schon mit günstigstem Vorurtheil erfüllt, von Arnim aber persönlich sehr eingenommen, und statt zu widersprechen, suchte ich nur auch meine besten und höchsten Menschen in ihrem wahren Werthe

zu zeigen, wobei denn natürlich Rahel obenan ſtand. Brentano unterwarf ſich ungern, that es aber doch, und geſtänd gerührt, ſo großen Vorzügen müſſe er unbedingt huldigen. Meinen Eifer, weit entfernt, ihn als leere Uebertreibung und frevelnde Vergötterung zu tadeln, — die er ſelber auch weit mehr ſich hatte zu Schulden kommen laſſen, — wollte er gerade als das entſchiedenſte Zeugniß annehmen, und auf dieſes hin nun auch ſelbſt an Rahel ſchreiben.

Er ſchrieb wirklich, aber im Schreiben bezwang ihn die Schalkheit wieder, er konnte ſich nicht darein finden, einfach und ſchlicht ein Gutes zu bekennen; in den Ausdruck der Verehrung miſchte er tolle Fratzen, aus denen bald unziemlicher Hohn und verletzende Tücke wurden. Als er mir den Brief vorlas, mit dem Anſinnen, ihn ganz vortrefflich zu finden, ergriff mich abwechſelnd Wehmuth und Empörung, und als er geendet hatte, überſtrömten beide in ſchmerzliche Rede, die ihm ſeine Verkehrtheit und Unbill vorhielt, und auch wirklich mehr, als ich erwartet hatte, ſein Innerſtes bewegte. Er ſchlug den Brief zuſammen, ſagte, er wolle nun einen andern ſchreiben, gut und ordentlich, ohne die ſchlechten Späße, die auch ihm nicht recht wären, obwohl er ſie nicht für bös erkennen wollte. Wir blieben lange beiſammen, und ſchieden endlich unter herzlicher Umarmung, als wie er meinte nur um ſo beſſere Freunde.

Aber ſolche Kobeldsart duldet keine Rührung noch gute Vorſätze, und hat nichts Eiligeres zu thun, als deren Anwandlungen durch neue dreiſtere Streiche zu überflügeln. Brentano ſchrieb einen zweiten Brief, aber einen, der ſchlimmer war, als der erſte; wahre Kränkungen und Beleidigungen ſprach er mit dem größten Aufwande verführeriſchen Witzes und unterhaltender Schilderungen aus. Er

las mir nur Einzelnes vor, und überging gewiß das Aergste. Ich war außer Fassung. Warum überhaupt schrieb er? was sollte bezweckt werden? wozu so viel unnütze Mühe? Er sollte den Brief nicht abschicken, verlangte ich; dem Eigensinn der schlechten Laune fröhnend, that er es doch, und that hiemit den ersten Schritt auf einer Bahn, die für ihn unseligen Verdruß und auch mir die peinlichsten Empfindungen bringen sollte.

Inzwischen erfuhr Brentano mancherlei Mißvergnügen, und verfehlte nicht, mir dasselbe getreulich zu bekennen, oft bis zu Thränen erweicht, oft in aufgereiztem Zorn. Seine Bewerbungen bei der schönen Frau dienten derselben zum angenehmen Zeitvertreib, aber Gunst erlangten sie nicht, und ein ganzer Stoß von Briefen, Gedichten, humoristischen Schilderungen, die in der That durch ihre Außerordentlichkeit für jede Empfängerin schmeichelhaft sein konnten, war umsonst verschwendet. Er wünschte die frühern Papiere zurückzuerhalten, und setzte sein Schreiben zwar fort, aber schon nicht mehr im huldigenden, sondern im höhnenden Sinne, und zuletzt wurden die giftigsten Schmähreden daraus, die durch nichts in der Welt veranlaßt sein konnten. Ich sah verwundert diese Verwandlung vorgehen, und fing an zu erkennen, mit was für einem unsichern Menschen ich mich eingelassen hatte!

Ein Vorfall, der sich an der Wirthstafel eines Gasthofes ereignete, wo viele Offiziere zu speisen pflegten, fügte neue Unlust zu der schon vorhandenen. Brentano hatte von einem Stabsoffizier öffentlich einen Verweis empfangen, weil er in Ausdrücken, welche sogar den rauhen Kriegsmännern bis zur Empörung unanständig geschienen, von seiner geschiedenen Frau zu erzählen angefangen, und wieder ohne Anlaß und Zweck, ganz vom Zaun gebrochen, wie

zur Verhöhnung der Anwesenden. Schon seit einiger Zeit hatte ich gemerkt, daß ich sein rückhaltloses Vertrauen mir persönlich nicht allzu hoch anschlagen durfte, allein, daß er seine Geheimnisse öffentlich jedem fremden Hörer aufdringen mochte, war mir doch eine neue widrige Erfahrung.

Die Ankunft seines Bruders Christian in Prag ergab noch schlimmeres Aergerniß. Bei gleichem Uebermuth hatte er weniger Witz, als Clemens, und seine Dreistigkeit war deßhalb plumper und mißfälliger. Eines Abends, in dem erwähnten Gasthofe erlaubte er sich spöttische Erzählungen, welche für die anwesenden Offiziere, deren keinen er näher kannte, höchst beleidigend wurden. Das Erstaunen war allgemein, es mußte darauf etwas erfolgen, und erfolgte nur allzu schnell. Ein Major, jetziger Feldmarschall-Lieutenant von Mengen erhob sich, sagte dem Frevler, solch ein Unverschämter müsse hinaus, packte ihn, und warf ihn unter wiederholten Stößen auf die Straße. Am andern Morgen kam Clemens ganz verstört zu mir, beklagte, welche Kameraden ich hätte, und als ich nicht wußte, was er meinte, erzählte er mir den ganzen Hergang. „Und was wird Ihr Bruder nun thun?" fragte ich nach einer Pause. „Thun? was kann er thun?" erwiederte Clemens. Ich versetzte, wer ein so guter Fechter und Schütze sei, werde doch wohl bei dieser Gelegenheit es zeigen, und sich mit dem Gegner hauen oder schießen. „Schießen?" wiederholte Clemens verwundert, und gleich im schönsten Frankfurtisch, in das er aus seinem würdigen Hochdeutsch immer zurückfiel, so wie er lebhaft wurde, „aber ich bitte Sie warum? Fünfmalhunderttausend Franzose sind expreß dazu angestellt, auf den Mann zu schieße, die werde schon ihre Schuldigkeit thun, was soll denn da noch mei Bruder auf den schieße?" So wurde freilich dessen gerühmtes Heldenthum völlig

zu Wasser, und Clemens suchte auch hier über Beschämung und Verlegenheit durch irgend eine wirksame Lächerlichkeit so gut als möglich hinauszukommen. Mir aber blieb das alles sehr widerlich, und die Folgen mußten in manchem Betracht störend sein; der Kreis, in welchem ich lebte, hatte für dergleichen Vorgänge eine ganz feste Regel und stieß jeden, der sich ihr nicht fügte, unerbittlich aus.

In dem Mißbehagen, zu welchem beide Brüder sich verurtheilt sahen, wuchs ihre Bitterkeit und Schalkheit, und Clemens setzte meine persönliche Geduld durch böse Neckereien und Anzüglichkeiten auf harte Proben. Ich verzieh indeß leicht, was er mir unmittelbar anthat. Bald aber vernahm ich Possen und Tücken, die er hinter meinem Rücken verübte, Mißbrauch des früheren Vertrauens, Verrätherein, die meine theuersten Bezüge dem Spott preisgaben. Dies war nicht zu dulden, und ich mußte erschrecken, wenn ich überdachte, wie vielerlei Aergerniß und Entweihung ich allzu leichtsinnig oder gutmüthig in seine Hand gelegt hatte! Ihn hierin zu zügeln, war eine Pflicht in Betreff meiner selbst und meiner Freunde, aber dazu kein andres Mittel, als das der leiblichen Furcht, jede andere Einschüchterung war ihm nur lächerlich.

Es vergingen düstre Wochen, voll Zweifel und Kampf. Brentano benahm sich mit jedem Tage unangenehmer, und da die Wirkung hievon auch ihn selber traf, so besuchte er mich bald seltener. Auch zog er mich für seine Schriften nicht mehr zu Rath. Er hatte in Prag zwei Schauspiele zu dichten angefangen, deren Entstehen ich schrittweise mit Antheil gefolgt war, wie denn diese Arbeiten unserm Umgang ein hauptsächliches Band geworden waren; eines dieser Stücke, Aloys und Imelde, lag bei mir verwahrt, ich sollte es durchsehen und etwanige Besserungen vorschlagen. Nach

längerem Wegbleiben, während dessen der Kobold in ihm aber nicht geruht, sondern gegen mich die ärgsten Frevel verübt hatte, kam Brentano eines Morgens, und forderte ungestüm sein Manuskript. Er kam mir eben recht, das Maß war voll, ich hielt ihm sein Betragen vor, und warnte ihn, dasselbe nicht fortzusetzen; aber das war ihm nur zum Lachen. „Ich sehe", rief ich endlich ergrimmt, „mit Ihnen muß man anders verfahren, damit Sie Respekt haben", und legte Hand an ihn. Erschrocken fuhr er zusammen: „Warum schlage Sie mich?" rief er, und als er sah, daß die Handlung mehr symbolisch als materiell sei und mit der bloßen Andeutung schon aufhörte, fügte er mit schon beinahe lustigem Eifer hinzu: „Sie werde mei bester Freund, wie Görres; grad wie Sie hat der mir in's Gesicht geschlage!" Mir war unaussprechlich weh, ich fand mich und ihn häßlich in der Geschichte, ich fühlte Scham und Reue. Doch eben in diesem Gefühl trat ich zurück und wich der angebotenen Umarmung aus. „Nein, Brentano", versetzte ich, „das bleibt ein ewiger Unterschied zwischen Görres und mir, Ihr bester Freund werde ich nunmehr nicht; aber ich meine es doch nicht schlecht mit Ihnen. Mir thut es entsetzlich leid, daß dergleichen zwischen uns vorfallen mußte, aber es mußte; Sie müssen die Versicherung haben, daß es dahin kommen kann zwischen uns, und die haben Sie nur, wenn wirklich es dahin gekommen ist. Nun werden Sie sich besinnen, wenn Sie von mir und von Personen reden, die mir werth sind. Uebrigens braucht kein Dritter es zu wissen, ich sage es niemandem, schon weil ich mich, glauben Sie es, für mich zu sehr schäme." Diese Worte beruhigten ihn vollends, und er forderte nun sein Manuskript. „Das sollen Sie wiederhaben", sagte ich, „aber erst über's Jahr, bis dahin dient es mir zum Pfand Ihrer

guten Aufführung." Jetzt wieder auf einem Boden, wo er sich nicht fürchtete, nahm er alle sonstige Lebhaftigkeit wieder an, und wollte sein Manuskript erbitten, ertrotzen, erscherzen. Unter andern stellte er die lächerlichste Besorgniß für mich auf: „Es wird Krieg, Sie gehn in's Feld, Sie sinn e toller Kerl und gehn in alles 'nein, da werde Sie todtgeschosse, — wo krieg' ich mei Manuskript widder?" Wie sollte man ernsthaft bleiben bei solchen Possen? „Fürchten Sie nichts, sagte ich, Sie halten mich für allzu tapfer, ich werde mich nicht so wild in jede Gefahr stürzen, ich werde um Ihres Manuskripts willen am Leben bleiben!"

Nachdem er zwischen Lachen und Weinen von mir gegangen, war mir, ich gesteh' es, so erbärmlich wie je in meinem Leben, ich hätte ihn gern zurückgerufen, ihn um Verzeihung gebeten, ihm seine Blätter überliefert. In dieser Stimmung fand mich noch nach mehreren Stunden ein Bekannter, der vom Kaffeehause kam. „Was haben Sie denn mit dem tollen Brentano gehabt?" sprach er mich an. Ich wollte nichts sagen, aber mit Staunen vernahm ich, daß Brentano schon selbst an jenem Orte die Geschichte erzählt, und sich dabei auf das abentheuerlichste geberdet, alles Einzelne höchst lächerlich, aber dann doch das Ganze als ein furchtbares Schreckniß dargestellt habe, das ihn in Verzweiflung stürze. Auch dem Professor Meinert erzählte er alles gleich an demselben Tage, und gar nicht zu eignem Vortheil. Mein Schweigen war nun nutzlos, aber ich konnte nie ohne Pein von der Sache reden, und auch das Ergötzen und Rechtgeben der andern that mir weh. Brentano im Gegentheil mochte sich des neuen Stoffes lyrischer Ergießungen nicht ersättigen, er bearbeitete ihn auch schriftlich, und sogar gedruckt in einer Prager Zeitschrift ließ er späterhin Andeutungen darüber in die Welt gehen.

haben, wie jetzt bei gewiſſen Leuten in Paris. Eine Pairie! Und unſre hannöverſchen, mecklenburgiſchen, ſächſiſchen, altwürtembergiſchen Stände haben deren doch keine. Die franzöſiſche Charte! Was iſt damit gewonnen? — Abſchattungen dieſer und andrer Art finden ſich auch bei uns, aber man beſtreitet ſie nicht, ſondern überläßt ſie ihrem Schickſal, und reiht ſich mit unbefangenem Eifer zuletzt ernſtlich derjenigen Wendung an, die ſich, unter geheiligten Auſpicien, verwirklicht. —

Noch vor dieſem Briefe wird in Paris Herr Marquis von Royer eingetroffen ſein, der als Geſandter nach Madrid geht, und deſſen Ernennung hier ziemliches Aufſehn gemacht hat. Herr Geheimerath Greuhm ſollte dieſen Poſten erhalten, entſchuldigte ſich aber, und zog Nordamerika, wohin er früher beſtimmt worden, mit großer Neigung vor, worauf ſeine Abreiſe dahin nicht mehr gehindert wurde. Herr von Royer war als franzöſiſcher Emigrant lange Zeit bei dem Prinzen Heinrich in Rheinsberg; ſpäterhin hat er ſich dem Radziwil'ſchen Hauſe angeſchloſſen. Man weiß nicht, welcher Empfehlung er ſeine Ernennung dankt, über welche unſre jungen Diplomaten ſehr unzufrieden ſind, und Herr Major von Martens ſogar unmittelbar bei dem Könige ſich beklagt hat, den er deßhalb in Potsdam eigens aufſuchte. Herr von Royer thut es aber allen, ſo wird behauptet, an Geſinnung zuvor, und man rühmt ihm nach, daß Herr Labourdonnage ſelbſt ihm weichen müßte. Wie dem auch ſei, unſre Diplomatik hat das Schickſal, ſowohl in Perſonen als in Sachen vielen Tadel zu erleiden, den diejenigen, welche ſich ihn erlauben, verantworten mögen!

Andre Ernennungen ſind noch nicht bekannt, doch meinen Einige, daß Herr General von Clauſewitz nicht nach München gehen werde, ſondern dieſer Poſten Hrn. von

Die Brüder mieden nach einer Weile die ihnen unheilbringende Stadt, und zogen auf das Familiengut Bukowan. Ich verlor sie aus den Augen, um so mehr, als auch ich Prag bald verließ, und nach Berlin reiste. Hier war ebenfalls meine unglückliche Geschichte schon bekannt, durch Brentano selbst, der davon geschrieben hatte. Seine Schwester Bettine, die ich zuerst in einer Gesellschaft bei Stägemann sah, erinnerte mich so sehr an den Bruder, als daß ich ihr gern auswich; doch mußte ich gleich darauf hören, sie hätte sich beklagt, daß ich mich ihr so aufgedrängt! Sie bestätigte hiedurch nur jene Aehnlichkeit mit Clemens, der auch frischweg alles für wahr ausgab, was ihm für den Augenblick beliebte.

Während der Kriegszeiten wurde Rahel nach Prag verschlagen, und wider alles Erwarten suchte Brentano sie auf. Er hatte das größte Bedürfniß, diese verworrenen Fäden wieder aufzunehmen, fortzuspinnen, hin und her zu ziehen. Auch mit Rahel besprach er umständlich das zwischen ihm und mir Vorgefallene, betheuerte seine Unschuld, und bot alles auf, bald sie gegen mich zu stimmen, bald ihre sühnende Vermittlung zu erlangen. Dem schmerzlichen Andrange seines unglücklichen Wesens konnte Rahel's Güte nicht widerstehen, sie verzieh ihm, tröstete ihn, und wurde ihm, wie so vielen Andern, ein wohlthätiger Anhalt, wiewohl er noch oft wieder in tückische Launen verfiel. Erst recht aber schien er ihren Werth zu empfinden, als er wieder von ihr getrennt war und in Wien lebte, von wo er ihr mit größter Herzensbewegung die innigste Freundschaft antrug. Der Brief, worin dies geschah, kommt mir nach langem Vermissen eben wieder vor Augen, fast gleichzeitig mit Rahel's Antwort, die mir nach fünfundzwanzig Jahren glücklicherweise durch Bettinen jetzt zugestellt worden.

Die hierauf von Clemens wieder geschriebenen Briefe sind merkwürdig. Als ob ihn verdrösse, daß seine Hinneigung so liebevoll und verständig aufgenommen worden, als sei ihm der Erfolg unerträglich, bei dem er sich kein Uebergewicht mehr zuschreiben konnte, suchte er sogleich den guten Eindruck zu vernichten, und ließ alle gewohnten Tollheiten springen, indem er unter der Hülle von hohem Ernst oder launigem Scherz die frechsten Eingriffe in das innerste Heiligthum der Persönlichkeit wagte, sie mit dem gehässigsten Gift bespritzte, und diesem eine fromme Salbung beimischte, die er ohne innere Wahrheit nur als ein Werkzeug dazu mißbrauchte, der eignen Hoffahrt durch Demüthigung der Andern zu schmeicheln. Ist auch in der That die nichtsachtende Willkür und Bosheit hier noch mit einer Art Unschuld vermischt, welche ihren eigenen Schmerzensschrei dem den Andern bereiteten Weh reichlich zugesellt, und läßt sich auch nicht verkennen, daß bei diesen grausamen Versuchspielen die thatsächliche Wirkung ärger ausfällt, als die ursprüngliche Absicht und Meinung ist: so wird doch immer ein solcher Zustand, wo jedes sittliche Maß verloren ist, und das Edelste und Beste im Menschen dem aberwitzigen Dünkel des Augenblicks unterworfen wird, — ein solcher Zustand wird in seinen Folgen kaum günstiger zu betrachten sein, als der des völligen Wahnsinns, gegen den wir durch Zucht und Gewalt uns schützen.

Wenn ich gesagt, Brentano habe die Formen und Sprache der Religion, ohne selber davon durchdrungen zu sein, zu spielenden Versuchen mißbraucht, wiefern sie wohl auf Andre wirken möchten, so war dies nicht leichtsinnig und unbedacht gesprochen. Für die Zeit meines Umgangs mit ihm kann ich meine tägliche Erfahrung einsetzen; aber auch in späterer Zeit, als er ganz der Religion, ja dem

Aberglauben hingegeben war, und Andere mit Schrecken und Ehrfurcht für seine Heiligensachen zu erfüllen strebte, unterließ er nicht, sich selber durch allerlei Schnippchen darüber lustig zu machen. Nachdem er bei der wunderbaren Nonne von Dülmen mehrere Jahre zugebracht, alle ihre Gesichte und Aussagen umständlich aufgeschrieben, und zuletzt ihre zum Theil ekelhaften Reliquien sorgfältig gesammelt, kam er mit diesen Schätzen an den Rhein, that äußerst heilig geheimnißvoll damit, und rechnete es seiner Schwester Bettina als eine besondere Gunst an, daß er dies alles vor ihr entfaltete. Unter andern hatte er auch Zeichnungen nach den Gesichten der Nonne verfertigt, und diese sollten das ächte, genaue, durch Offenbarung überkommene Bild solcher Zustände und Vorgänge sein, von welchen die Evangelien gar keinen oder doch nur allgemeinen Bericht geben. So betheuerte er, in einer dieser Zeichnungen sei die Kleidung und überhaupt das ganze Aussehn der Apostel mit unwidersprechlicher Treue abgebildet, ganz wie die Nonne in der Verzückung sie anzuschauen begnadigt worden, und es dürfe daher auch nicht an dem kleinsten Einzelnen irgend ein Zweifel haften. Nun hatte Brentano in früherer Zeit einmal einen sonderbaren und lächerlichen Tabacksbeutel gehabt, einen Tabacksbeutel, von dem alle seine Bekannten gewußt und oft gesprochen hatten, und mit dem allerlei lustige Geschichten begegnet waren, — auch Bettine hatte den Tabacksbeutel wohlgekannt, aber seit langer Zeit vergessen. Plötzlich erhebt sie ein helles Gelächter, und als Clemens unwillig ihr die Unheiligkeit verweisen will, ruft sie lachend: „Aber Clemens! da hat ja der Apostel Petrus deinen Tabacksbeutel als Reisetasche umhängen!“ So hatte er seine Possen unter die Heiligkeiten gemischt, und lachte nun, als er sich er-

tappt sah, ganz munter mit! Dies eine Stück möge statt aller andern dienen, die er in ähnlicher Weise gemacht, und die sehr für seine Laune, aber wenig für seine Frömmigkeit zeugen.

Daß Brentano sein Manuskript nach dem Frieden wiederbekam, ergiebt sich aus seinen letzten Briefen an Rahel; daß wir uns in späterer Zeit freundlich wiedergesehen, ist auch seines Ortes zu ersehen.

Ich war mehrmals versucht, die Briefe Brentano's zu vernichten; wenn ich sie gleichwohl zur Mittheilung aufbewahre, so geschieht es aus dem Grunde, weil es doch immer anziehend und im höchsten Sinne lehrreich bleibt, eine solche Natur, die sich zu einer namhaften Bedeutung erhoben und mit so vielem Bedeutenden ihrer Zeit verflochten hat, in ihren unmittelbaren Aeußerungen anzuschauen; die Menschenkunde kann hier eine reiche Aernte halten! Dann kam aber auch die Betrachtung hinzu, daß die hier berührten Verhältnisse und Reibungen nicht mehr unbekannt, von manchen Seiten schon in andre Mittheilungen verflochten, und auch gewiß von Brentano selbst noch in mannigfachen Schreibereien behandelt sind, welche durch Vernichtung meiner Papiere nicht mitvernichtet würden. So mögen denn für jeden Fall diese Wirren, welche sich später in dem Umgange mit Bettinen theilweise wiederholen, auch in diesen Blättern ihr den Betheiligten gerechtes Verständniß bewahrt finden!

Prag, Spät-Winter 1811.

Lieber Varnhagen!

Das iſt nun das drittemal, daß wir auseinandergeſtoßen werden, ich denke, wir ſind geſcheidt, und laſſen es von nun an ſein, Sie verlieren nichts dabei, das haben Sie mir heute früh ſchon geſagt, da Sie mir, der Ihnen auf keine Weiſe wollte kränkend ſein, in Ihrem Unmuth Dinge geſagt haben, die mich innig ſchmerzten, und zwar wegen Ihnen ſelbſt, weil Sie ſich ſelbſt ſo ſteigerten und ärgerten, daß ich nun vermuthe, es muß Ihnen manchmal recht traurig zu Muthe ſein auf der Welt, da ich zwar ſolchen Schmerz, doch aus anderer Quelle vielleicht, kenne, ſo weiß ich ihn zu achten, und wäre ich es auch, an dem er ſich ausließe; Sie haben ſich eine Karakteriſtik von mir entworfen, die Sie mir ſelbſt freundlichſt mitgetheilt, dieſes Bedürfniß ſich mitzutheilen, hat mich immer beſonders an Ihnen gefreut, es war vielleicht außer unſrer Gleichzeitigkeit und gemeinſamer Bekanntſchaft dies Bedürfniß unſre einzige Berührung. Sie haben mich in jener Karakteriſtik ſehr gütig behandelt, als Sie mir ſie gaben, ſagten Sie mir, ich würde drüber lachen; hätten Sie dieſe Worte hinten an jene Karakteriſtik ſelbſt geſchrieben, ſo hätte ich auf Ihre Frage erwiedern müſſen, die Karakteriſtik ſei ganz falſch; ich habe Ihnen nur geſagt, das ſei falſch, daß ich mich wohl befände, wo man mich wie einen Maikäfer herumſurren läßt; Sie hätten ſchreiben ſollen, er fühlt nicht und will nie fühlen, daß man ihn wie einen Maikäfer herumſummen laſſe, denn er hat überhaupt kein recht lebendiges Verhältniß oder Vertrauen zu Menſchen mehr, doch hat er

sie alle lieb, außer die, die es sich verbitten, und da er nie die Absicht hatte jemand zu kränken, so bittet er gern jederman um Verzeihung, den er gekränkt, nichts betrübt ihn als seine eignen Fehler, unter denen es der größte ist, daß er sich zu herzlich, zu unbefangen und zu schnell hingiebt, und seine Strafe ist, daß er sich selbst wieder aufraffen und nach Hause tragen muß, wobei er doch weit entfernt bleibt, diese Mühe einem andern zur Last zu legen als sich selbst. Was er einmal in einem Menschen achtet oder liebt, wird dieser ihm nie wieder entreißen können, und wenn er sich auch drüber zu Tode ärgerte, denn er glaubt, wer nicht über das Böse in sich Herr sein kann, der ist auch des Guten in sich nicht Herr, und somit geht es ihn nichts an, wenn ich ihm gut bin, wie mich sein Uebles nicht anders interessirt, als weil es mich seines Guten beraubt u. s. w. Was Sie mir heute morgen gesagt, hat mich nicht betrübt, aber wie Sie es gethan, und in welcher Veranlassung rührt mich tief, ich wollte lieber, sie hätten mir in einer scherzhaften Stimmung gesagt, ich sei wie Temsky aus einer lächerlichen Stadt: als Sie in der Traube einmal so bös waren, daß wir keine Butter bekamen, und als Sie einmal so plötzlich arg von Louise Reichardt sprachen, und als Sie mich auf der Brücke braun und blau kniffen, da war es mir eben so peinlich bei Ihnen, aber ich habe in Biographieen so manche Anekdoten von ausgezeichneten Männern gelesen, daß mich dies alles nicht abhalten konnte, Sie wegen Ihres Fleißes, Ihrer Sittlichkeit, Ihrer schönen Interessen und Bemühungen, Ihrer Anhänglichkeit an Freunde, Ihrer gelehrten Bildung, Ihrer leichten Mittheilung, Ihrer Bescheidenheit zu lieben, und in dieser einsamen Stadt Ihrer vaterländischen Mittheilung zu genießen. Um Sie nicht auf irgend eine Weise

zu betrügen, war ich offen und unbefangen mit Ihnen, und habe geglaubt, wir würden durch gegenseitiges Verstehen geheiligt, uns nicht wieder kränken; aber Sie haben sich heute morgen mit Gewalt, und gegen alles mein Abwehren in einer Linie gegen mich bewegt, die mir mitten durch das Herz ging. Ich wünsche, daß Sie so wenig Gutes an mir finden, daß Sie dies nie schmerzen könne. Mir thut es leid, daß ich Ihnen Veranlassung dazu gegeben. — Reicht auch mein Geist nicht zu, wie Sie mir hart mehreremal versichert, die Menschen nicht zu beleidigen, so haben Sie mich wenigstens bitter belehrt, daß er nicht zureichte, Ihren Unmuth zu verstehen; unser Verstehen, fühle ich jetzt, muß ganz verschieden sein, denn in der Minute, wo Sie mir Gehenden nachsagten, ich sei ein höchst lächerlicher Mensch, da wäre ich meinem Freund um den Hals gefallen, und es wäre der Moment gewesen, von dem an ich meine Bekanntschaft datirt hätte, — diese Verschiedenheiten anderer von mir sind die einzigen Momente, wo ich ganz verblüfft bin, und ohne es mir im mindesten zu erlauben, Sie deswegen herabzusetzen, bescheide ich mich lieber; denn es würde mich unglücklich machen, irgend etwas Vortreffliches nicht anzuerkennen. Ihre Beschuldigung, daß ich Leute oft durch meine Nachlässigkeit kränke, gestehe ich Ihnen gern ein, und habe sie Ihnen auch heute morgen schon eingestanden, ich habe Ihnen auch gesagt, daß diese meine Nachlässigkeit aufhört, wo mich irgend eine Würde an das einzige, was ich ihr entgegensetzen kann, erinnert; überhaupt wo man mich erinnert, daß wir in keinem Paradiese wohnen, sondern am Babylonischen Thurm bauen, aber Sie haben immer fort gezankt, und ich schwöre Ihnen bei allem, was Sie selbst achten, daß ich von dem Moment an, da ich Sie gereizt sah, und Ihrer Ruhe nicht mehr

mächtig, auch keinen andern Willen mehr hatte, als Ihre Härte ruhig zu ertragen, und das habe ich von ganzem Herzen gethan, und sein Sie versichert, daß es mir von Herzen leid thut, Ihre Ruhe gestört zu haben, und die Veranlassung nach meinem Gefühl die unschuldige gewesen zu sein, daß Sie mir hart und unmild erschienen sind, die Schuld ist ganz an mir, oder um nicht zu scheinen, als wolle ich mir etwas vergeben (denn ich traue Ihnen nun nicht mehr zu, daß Sie mein Herz verstehen) so liegt die Schuld vielmehr an Ihrem zu schnellen psychologisiren; Sie konstruirten mich zu einem elenden armen Teufel in die Luft hinein, so schnell, daß mich dies Portrait rührte und erschreckte, und ich alle Hände voll zu thun hatte, damit ich Ihnen nicht so unrecht that, als Sie mir. Mein Vorschlag ist nun, entweder dieser Thorheit uns nicht mehr zu erinnern, das müßte aber von Herzen gehen, und uns lieber über größern Kummer zu betrüben — oder können Sie dies nicht so leicht wie ich, da wir ja auch über Rahle, Fouqué, Neumann, Arnim und Grimm und mich selbst andrer Meinung sind, uns ruhig zu vermeiden, und gegenseitig uns der Milde und Billigkeit und der Ehrsamkeit in unserm Urtheil über uns gegen andre zu befleißen, eingedenk, daß wir in guten Minuten, in der Fremde uns dessen erfreut haben, was uns die Heimath als gleichgeliebtes Gut im Gespräche darbot. Nehmen Sie zugleich die Versicherung meiner vollkommenen Zuneigung und meines Danks für alles Gute, was Sie mir gewollt oder noch wollen

Ihr

Clemens Brentano.

Clemens Brentano an Rahel.

Abſchriften.

Prag, im Juni 1813.

Ich thue Ihnen Unrecht, wenn ich heute Abend nicht an Sie ſchreibe; denn meine ganze Natur iſt innerlich empört durch die Wiederholung deſſen, was mir die gräßlichſte Erfahrung meines Lebens geworden. Ich ſitze, ſeit ich von Ihnen bin, dumpf auf einem Fleck, und habe vor Angſt nicht gehungert. Die innerlich gräßliche Geſchichte hatte ich begraben, ſie geſpenſtete nicht; denn ſie hatte keine Seele; aber eine wandelnde Leiche iſt ſchrecklicher, und ſie ruht nicht, bis man ihr einen Pfahl durch das Herz ſchlägt. Es iſt mir, als hätte ich Unrecht gethan, von dieſer Sache geredet zu haben; denn es iſt kein Zorn, keine Rache in meiner Seele, nur Abſcheu und Ekel vor der Unnatur. Wie kann ich glauben, daß ich nicht thöricht war, mich Ihnen freiwillig zu nähern; reden mußte ich von dem Handel; auch mein Umgang mit Ihnen iſt mir verdorben; denn von Ihnen iſt dabei die Rede geweſen. Ich könnte recht gut mit Ihnen ſein, ja leben; ich glaube Sie haben ein gutes Herz, Sie ſind vernünftig, und vielleicht recht vortrefflich. Das gebe Gott, das wünſche ich Ihnen von ganzer Seele. Wenn ich Sie mit jenem Briefe nach Berlin beleidigt habe, ſo verzeihen Sie mir; ich kann Sie verſichern, ich ſchrieb von ganzem Herzen; ich wußte es nicht anders, ich war dazu gepeinigt. Ich kann für nichts als mein Herz garantiren, nehmen Sie mich, wie ich bin; ich bin gerade ſo gut als ich bin; andere ſind ſchlechter als ſie ſind. Ich kenne keinen Umgang, als einen vertrauten,

anderer iſt ein liederlicher; ein ſchändlicher, ein entſetzlicher aber iſt, wo einer ſich ſchlafend ſtellt, und todt iſt oder wenn ein Kaſtrat ein ſchuldloſes Mädchen heirathet. Wollen Sie es darauf wagen, ſo wollen wir recht gute Freunde werden, und, was ich Ihrem Leben, das ſich im Umgang oder der Mittheilung beſſerer Menſchen wohlgefallen mag, für einen augenblicklichen Genuß geben kann, ſei von Herzen liebreich und gaſtfrei gethan. Es iſt mir leid, daß mir ein Menſch gräßlich, ja wahnſinnig erſchienen iſt, der ſich vielleicht inniger mit Ihnen berührt hat, als ich es denken kann, aber ich bereue es nicht. Ich weiß bis zu dieſer Stunde mir in dieſer Sache nichts vorzuwerfen, als daß ich dem Göttlichſten im Menſchen, dem Inſtinkte nicht gefolgt, und, ich möchte ſagen, eine chriſtliche Liebe im Umgange mit Menſchen habe wollen ſiegen laſſen. Dafür hat mich der Teufel in das Angeſicht geſchlagen, und wer hätte das nicht verdient unter ſolchen Umſtänden an ſich ſelbſt, wo nicht an andern Menſchen.

Prag, den 25. Juni 1813.

Ich habe immer zu vielen Glauben in Ihr Verſtehen gehabt, denn was lernt man anders, als daß ich erwarten konnte, Sie würden dieſe Zeilen verkehrt aufnehmen; denn ich ſchreibe Ihnen in einem Momente, in welchem viele Wolkenbilder, die, wie die Ungeheuer des Proteus einen melancholiſchen Himmelsſchiffer umſchreckten, in einem ſanften Regen mir niederthauen, mir die Erde, die ich mit Füßen von mir ſtoße, grün und geliebt machen, und zugleich meinen Himmel hell, verſöhnt und heilig. Mögen auch Sie ſolche Momente haben! Es ſind die, in denen man wirklich lebt und geſund iſt, und alle Geſpenſter ſich

Oelſſen zugedacht ſei; iſt dies gegründet, ſo können diejenigen unmöglich Recht haben, die geſagt, daß letzterer wegen Unbrauchbarkeit ſeine Entlaſſung bekommen, und ihm die Ausſicht auf diplomatiſche Anſtellung nur als Troſt eröffnet worden ſei, wogegen aber auch ſchon ſpricht, daß ihm gleich nach der Entlaſſung der rothe Adlerorden zweiter Klaſſe verliehen wurde. Herr von Küſter hat nebſt den andern Geſandten der verbundenen Mächte Stuttgart einſtweilen verlaſſen, doch iſt deßhalb keine förmliche Erklärung geſchehen, und die Legationsſekretaire ſind als Geſchäftsträger zurückgeblieben. Man verſichert, die Abberufung des Hrn. von Wangenheim vom Bundestage ſei die Bedingung, unter welcher dieſe verdrießliche Spannung von Seiten Würtembergs wieder gehoben werden könnte. Bis jetzt ſcheint von dieſer Seite wenig Neigung zum Nachgeben ſtatt zu finden, und die ganze Sache ohne neuen Anlaß nicht zur Sprache gebracht zu werden. Der König von Würtemberg iſt gewiß ein ausgezeichneter Fürſt, das wird niemand beſtreiten; aber daß er ſeine Stellung nicht immer gehörig erkennt, und zuweilen nicht gutem Rathe folgt, kann man ihm wohl mit Recht vorwerfen; daß ihm beſonders die Wahl ſeiner Diener nicht immer gut einſchlägt, habe oft genug mit eignen Augen wahrnehmen können. Indeſſen nimmt man doch die perſönliche Wichtigkeit des Hrn. von Wangenheim vielleicht zu hoch; wenigſtens glaube ich, daß die Schwierigkeiten, welche ſich am Bundestage offenbaren, weit mehr in der Sache zu ſuchen ſind, als in den Perſonen; und daher bei allem Wechſel der letztern immer wieder hervortreten werden. Wäre übrigens Herr von Humboldt preußiſcher Geſandter, ſo würde ſich Herr von Wangenheim mit gleichen Waffen bekämpft ſehen, was freilich jetzt nicht der Fall ſein kann. Andrerſeits thut man dem Hrn. Grafen von Goltz durch die Art, wie man, beſonders

in Menſchen verwandeln. Ich kann nicht begreifen, warum wir nicht mit einander ſprechen, und uns ganz treuherzig einander eingeſtehen, was wir ſelbſt, und was Menſchen uns von einander vorgelogen; ich glaube, es wird uns vieles zur Windmühle werden, was wir für Rieſen gehalten haben. Ich reiſe in drei oder vier Tagen nach Wien, und indem ich meine Stube, meine Papiere und mein ganzes Prager Leben ordne, ſichte und vernichte, und meine Rechnungen tilge, möchte ich hier kein Herz zurücklaſſen, dem ich nicht klar gegenüberſtehn könnte. Ich habe kennen gelernt, und zwar auf die glänzendſte Weiſe, was zwiſchen uns ſtand; es iſt, was ſich zwiſchen alles drängt, die Manier und der Teufel. Wenn ich jetzt ruhig überlege, wie ſchrecklich ich mich im Vertrauen irren konnte, ſo ſehe ich ein, daß ich mich vielleicht im Mißtrauen irren kann — und das ſoll nicht ſein; ich will Sie ſprechen, wenn es Ihnen Freude machen könnte, einem friedlichen und leicht beweglichen Menſchen nicht Unrecht zu thun, der ſich folgende Grabſchrift geſetzt hat:

In dir ringelt die Thräne, auf dir lächelt das Mondlicht,
Welle, bald Woge, bald Strom, wie dich das Ufer umkränzt,
Giftkrank und lieblicher Wein, wie dich die Schaale umfaßt.
Lethe wird nimmer in dir, Pinchen ein Spiegel wohl oft,
Aber es tauchet der Schwan ins heilignüchterne Waſſer
Trunken das Haupt, und ſingt ſterbend dem Sternbild den Gruß.

Iſt es Ihnen nicht zuwider mit mir zu ſprechen, ſo beſtimmen Sie dem Ueberbringer die Stunde; doch müßte es morgen oder den Sonntag ſein; denn ich reiſe im Anfang der Woche ab. Am liebſten ſpreche ich Sie allein; kann dieſes vielleicht wegen engen Zuſammenlebens mit der liebenswürdigen Frau nicht ſein, die ich mehr als hochgeachtet habe, und die ich immer mit meinen liebſten Ge-

danken berühren werde, ſo thut es auch nichts, und ſie mag bei unſerer Unterredung zugegen ſein, wie die Dryade im Baum oder die Nymphe im Quell, in deren Nähe eine Verſöhnung geſchieht; man kann recht artig und fromm bei dergleichen ſchwören.

Ihr ergebener

Clemens Brentano.

Prag, den 1. Juli 1813.

Liebe Mademoiſelle Robert!

Es ſind auf Erden die meiſten Dinge anders, als ſie ausſehn; traurig, wenn man eines von dieſen Dingen iſt, ich möchte ſagen, ſein muß. Ich war heute den ganzen Tag ſehr traurig, und habe — Gott weiß, warum? — ganz luſtig drein geſehn, und habe gedacht, ſelig, wer ein Herz hat, das ihn verſteht, und wäre es auch nur das eigne. Da ich zu Hauſe ging, war ich um viele Zentner leichter, und jetzt ſitze ich da, und wollte, ich hätte mein Lebtage keinen Menſchen gekannt, als meine Mutter, Bettinen, Arnim und Savigny; mit allen andern Menſchen verwirre ich mich, bei allen andern Menſchen ſpiele ich eine Rolle, die mich ſchmerzt. Es iſt etwas in meiner Seele, was ich ewig ausſprechen möchte, aber man muß es fühlen, man muß es ahnden; es iſt, was mich erhält, und wofür ich alle Morgen, alle Abend Gott von Herzen danke: es iſt das Fiat des Schöpfers. Nun aber habe ich ganz aufrichtig mich Ihnen nähern wollen, um auf irgend eine Art den Verdruß wieder gut zu machen, den ich Ihnen, bei Gott! nicht durch mein Herz, ſondern durch das Da-

zwiſchentreten einer mir gänzlich entgegen geſchaffenen Natur zugefügt habe. Ich kann ganz Ihren Werth fühlen, und bin von nun an weit entfernt, mir irgend ein Urtheil über Ihr Herz oder den Zuſtand Ihrer Seele mehr anzumaßen. Daß ich je ein Urtheil über ſie gewagt, war eine Unart, die der Zeit und ihrem leichten Urtheil angehört. Ich habe nur Einen Fehler gegen Sie begangen, und ihn ſchwer gebüßt, ja ſo, daß er meine Seele ewig innerlich tief betrüben wird: warum verehrte Freundin! ſoll ich mir das Herz immer auf's Neue zerreißen? Verzeihen Sie mir, daß ich mein Auge auf gute Hoffnung, auf ſchöne Gabe des Himmels, auf einen lebendigen Quell lenke, der mir in der Bruſt entſpringt, um mich zu tröſten über das Gräßliche, Kalte und Scheinlebende, was mich angegrinzt hat, um mich zu verderben. Wer einmal begraben war, dem lockt ſich das Haar nicht mehr, der lacht nicht mehr; ſeit meiner Erfahrung mit Ihrem Freund iſt meinem offnen Vertrauen zu den Menſchen etwas geſchehen, ich bin innerlich tief erſchreckt, und werde es bleiben; ohne jenen Menſchen zu haßen, dem ich alles Heil, ja vollkommene Heilung wünſche, iſt mir der Gedanke an ihn oder an etwas, was ihn betrift, ſo ungemein widerlich, als fühle ich mein Gehirn gerinnen, und gäbe die Welt Zeugniß von ihm, ich würde den Himmel um den Verluſt meiner Sinne bitten, die ich von ganzem Herzen ihm ſelbſt geben möchte. Auf der Stelle, wo wir ſaßen im Baumgarten, habe ich in ſchöner Vertraulichkeit neben ihm geſeſſen, und ihm meine liebſte Arbeit, in der ich das ganze Weſen meiner Seele ausgeſprochen, mitgetheilt; ich habe heute alles wiederempfunden, was ich damals empfand, und mit welch häßlichem Trumpf! Was er damals gegen mich ausſpielte, iſt der wahre à tous des Satans, und doch verzeihe ich ihm

von Herzen. Weiß der Guckuk, was er sich dabei gedacht; aber warum er es so gedacht, und so gemacht, ich verstehe es nicht; die Sache ist mir so entsetzlich und unbegreiflich wie die Erbsünde, und doch müssen wir sie alle unterschreiben. Glaubt Ihr unglücklicher Freund sich damit genug gethan, daß er mich in meiner Seele, wie mit einem Dolche durchschnitten hat, in meiner Seele, die nie einen innern Zorn, nie einen Haß, nie einen Fluch umfaßt hat, so lasse er seinen Zorn fahren, so er kann, es sei denn er wurzle, wo er nicht hinfassen kann, und in diesem Falle thun Sie es mir kund. Ist sein Drang übrigens noch nicht gesättigt, will er irgend noch etwas von mir, ein Verständniß, — mein Gott! was es sei, ich weiß es nicht, und verlangt er es in glagolitischer Sprache, so will ich sie dazu lernen, nur wünsche ich dieser Sache in mir ein Ende; sie liegt wie eine Pestbeule im Herzen, die ein Wahnsinniger hineingeworfen. Sie glauben nicht, wie unendlich leid es mir thut, daß Sie die unschuldige Veranlassung zu der Sache sind, und daß mir dadurch die Annäherung gegen Sie ungemein schmerzlich und traurig ist; ich kann nicht anders neben Menschen stehn, als wie ein Kind und ein Geist zugleich, und das kann ich nie mehr neben Ihnen. Das wäre verloren! Ich habe somit einen Menschen verloren; es ist mir dies mehr als alles andere. Ich fühle meinen Beruf zur Einsamkeit oder meinen Umgang mit ganz gewöhnlichen Menschen nothwendig zur Erhaltung meiner Lebenslust, und nothwendig, meinen Geist zu der Art von Arbeiten zu stärken und zu sammeln, zu denen ich mich hinneige. Ich habe nun seit etwa drei Wochen durch die Emigration mehr Menschen, als gewöhnlich gesehn; ich ich habe in dieser Zeit nichts gelernt, nichts gearbeitet, nichts genossen, als meine alte, bittere

Jugendempfindung wiederholt, daß ich ein Weſen bin, welches ganz allein, oder mit Waſſer und Brod einiger Guten leben muß, denn nur in dieſen kann der Menſch ſeinen Leib und ſein Blut als einen ewigen Bund und ein Gedächtniß hingeben. Wie ich zwiſchen Menſchen trete, die zu den Gebildeten oder Geiſtreichen gehören, wird mir angſt und bang, und es erzeugt ſich unwillkührlich zwiſchen mir und ihnen, ich möchte ſagen, eine Art von Seifenwaſſer, und ich laſſe tauſend Blaſen aufſteigen, in denen ich wohl das ſchöne, bunte Spiegelbild der Welt bewundere, aber, wie ſie zerplatzen, auch beweine. Der Tropfen, der niederfällt iſt eine Thräne, die ich verbeiße, oder am Abend in der Stille noch weinen muß. Verflucht ſei aller Witz und die Langeweile, die dieſe artigen Sataniſken erfindet, um ein ganzes herrliches Leben einer ſchönen Empfindung, wie einen Krammetsvogel, dem die Beine durch die Augen geſtoßen ſind, in einer grauſam komiſchen Stellung zu freſſen; den aber nenne ich einen gütigen, weiſen und edlen Freund, der ein Herz zu ſchonen und zu ehren weiß, das ſich ganz und in ganzer Menſchlichkeit in jeder Minute hingeben muß, oder einſam ſein. Ich muß durchaus aufrichtig gegen Sie ſein; wäre ich es nicht, ſo müßten Sie mit Recht über mich klagen, und ſemit ſage ich Ihnen nochmals, daß ich jenen Brief an Sie ohne allen Groll und Unwill ganz ruhig geſchrieben habe, ja, daß ich Ihnen ein freundlich und wohlwollend Geſinnter war. Hätten Sie mich verſtanden, hätten Sie mir geſchrieben, es iſt nicht ſo mit mir, Sie haben ſich geirrt, ſchrecklich geirrt: mit Freuden würde ich Sie an ein gutes und liebevolles Herz gedrückt haben, das nichts lieber thut, als Menſchen hoch und heilig halten; denn wodurch bin ich je ſchändlich gekränkt worden, als durch eine thö-

richte Liebe, durch ein kindliches und demüthiges Hingeben an Menschen, die mir keine hätten sein sollen. Aber Sie haben mich noch nicht verstanden; Sie sind trotz unendlicher Linien, die Ihre Seele denkend mag durchlaufen haben, nicht auf den Punkt gekommen, wo sich in unendlichem Triumph ein unblutiger Friede im Verstehen schließt, und wo die Seele wieder ein Kind wird, das sich selbst empfangen und geboren hat; ich möchte es die Menschenordnung des Menschen, und den Erlösertod und die Himmelfahrt nennen; die Geschichte des Herrn ist ewig, und die Pharisäer und Schriftgelehrten, die Pilatus und Schächer unermüdet. So sehr ich geneigt bin, das für eine Gabe Gottes zu halten, was sich durch das Schicksal fügt, so reicht doch das Gräßliche und Plötzliche, was das Leben mir so tief zerschnitten hat, ganz hin, mich nie ganz wohl mehr in Ihrer Nähe zu fühlen; ja, ich weiß nicht, ob ich Recht that, Sie gesehn zu haben; es ist dadurch Manches in mir erregt, was ruhte, und was keinen Ausweg für mich darbietet, der mir nicht mit Unadel und Ekel bezeichnet wäre. Ich habe lange nachgedacht, wie alles in's Reine zu bringen wäre, und ich weiß kein Mittel; Sie können es allein, denn der Gedanke an einen Dritten, dessen Name mir schon eine innere Pein macht, bringt mir ein Sodbrennen in der Seele hervor. Es ist ein schönes Geschäft der Frauen, wiederherzustellen — aber, was schreibe ich denn: ich kann ja mit Ihnen sprechen, und am Ende thun Sie doch, was Sie wollen, und ich — was ich muß. Liebe Robert, wie traurig ist dieser Brief, wie schwarz und ekelhaft; mir ist, als hätte ich, gepeinigt von einem rohen Soldaten, einen schwedischen Trunk gethan, und mir die Eingeweide auf ewig ruinirt. Helfen Sie mir zu dem Meinigen, und wir wollen vergessen, wir wollen, wir

Beide, uns nie mehr Unrecht thun, wir wollen das Beſte von einander denken und hoffen, wir wollen uns verſtehn, und vor allem wollen wir uns nie einander kurzweilig behandeln, wenn es ſo möglich. Wenn Sie einſchlagen, und mir Ihre Hand darauf geben, will ich Wort halten, und Sie haben mir dann viele Liebe bezeigt. Süßeres kann man nichts thun.

Prag, den 2. Juli 1813.

Verzeihen Sie die Nachläſſigkeit des Schreibers; er war ſehr ſchläfrig am 2. Juni Nachts 1 Uhr. —

Das „Topp!“ hat mich auf die Topina in meiner Geſchichte gebracht, und ich wünſchte auch einen ſolchen Namen für Sie, weil mir das Robert mit Vater Roberts Ermahnungen an ſeine Kinder, das Levi mit dem Levitenleſen zu viel Berührung hat. Auch Rahel mag ich Sie nicht nennen, Spiritus asper wäre wohl gut, aber zu ſcharf accentuirt; Columbus aber ſtellte das Ei auf die Spitze, und Sie heißen zum ewigen Gedächtniß Topp! Als Beiname (ſuchen Sie ſelbſt) paßt nichts dazu, als Miss Topp, und ich führe Sie nach Italien, und nenne Sie Toppina mit zwei p. So werde ich Sie in Zukunft in Briefen und Gedanken nennen, deren ich mit Ihnen auszuwechſeln gedenke.

Ihr Billet, liebe Toppina, hat mich ſehr gefreut, ich habe ganz verſtanden, wie Sie es gemeint; was Sie mir in Hinſicht des Umgangs mit Menſchen rathen, iſt recht gut gemeint, und auch wahr, recht wahr, ja von mir ſelbſt geſagt worden. Eines läßt ſich hinzufügen, die Rechten

habe ich nie beleidigt, sie haben mich verstanden, daß ich Sie aber gekränkt habe, daran war der Unrechte Schuld. Ich wünschte, der ehrliche Mister Topp hätte uns eher zusammengebracht, er hätte uns um einen billigern Preis zusammengebracht, jetzt müssen wir bei den unendlich theuren Zeiten und dem geringen Werth der Scheine, uns beiderseits sehr zusammennehmen, um bei dem Handel zu bestehn, und wieder auf die Unkosten zu kommen; doch bin ich von Herzen bereit, mich in meinen Ausgaben einzuschränken, wenn es Sie freut. Eine Bedingung aber setze ich voraus, die Sache sei allein unter uns; denn nur in der Gottheit ist der Dritte heilig. Es freut mich, daß Sie meinen Brief verstanden haben, ich habe es, wie immer, gut gemeint, wie überhaupt meine Rechnung mit dem Herzen besser steht, als mit dem Kopf, und ich herzlicher klug als dumm bin. Unsere Freundschaft soll also unter uns sein, und unter 4 Augen. Sie glauben nicht, wie froh ich so eben bin, daß ich Ihnen recht gut bin, und Sie doch nicht vor den Messias zu halten brauche. Sie kommen mir vor, wie Jemand, der sich selbst mit großer Verschwendung nicht zu theuer erkauft hat. Daß wir uns aber wohlwollen, verdanken wir uns Beiden allein, und das wollen wir uns recht freundlich anrechnen und in Ehren halten. Nun möchte ich Sie auch zu Etwas ermahnen, und zu Etwas anhalten; so gerade heraus aber geht es nicht; vielleicht werden Sie mich verstehn, wenn ich Folgendes sage. Ich weiß nicht, ob es Ihnen bekannt ist, daß es Menschen giebt, die eine Aehnlichkeit zwischen uns wollen entdeckt haben; es mag etwas daran sein, nur sind wir umgekehrte Figuren. Sie haben eine Bemühung aus dem äußern Leben in eine eigene innere Natur zurückzutreten; ich möchte aus meiner innern Natur in ein äußeres Leben. Sie

haben auf der Peripherie ſich müde bewegt; ich bin im Mittelpunkte verſeſſen, verbittert und verblendet, und alle Strahlen, die ich nach dem Umkreis ſchieße, mögen vielleicht nicht weniger mühſam und ungeſchickt ſein, als manche, die Sie nach dem Zentrum lenken mögen; denn beides haben wir zugleich zu thun verſäumt, und fühlen wohl, was uns fehlt, und da erzeugt ſich der Witz, der artige Figuren macht; aber immer eckichte und ſcharfe; Ihr Weſen mag wohl ſo ausſehen:

das meine ſo

und unſere Berührung ſo:

Das Ganze wäre ein artiger Stern, und ein unartiger Kern. Beides hab' ich gern, ſteht es rein vor Gott, dem Herrn. Beide ſind wir fern, vollkommen eine Kugel zu ſein; denn dieſe iſt die einzige rechte Figur, der Schöpfer, die Liebe, die Natur. Laſſen Sie uns fleißig bemüht ſein, ein paar recht artige Kugeln zu werden, dann werden wir auch Kugel und Kegel zugleich werden, und eins der Räthſel Bakis löſend, im Schooße Gottes ſpielen. Sehen Sie, meine liebe Toppina, anderes habe ich in jenem, Ihnen ſo verhaßten Brief nicht ſagen wollen, nur verhält ſich dieſes zu jenem, wie eine Sternſchnuppe, die vom

Himmel fällt, zu dem, was Sie geglaubt haben, daß es Ihnen von dem 4 Groschen Paradies auf's Haupt gefallen sei; aber es ist dasselbe, nur astralischer, jenes animalischer.

Gute Nacht liebe Toppina!

Clemens Brentano an Rahel.

Wien, den 28. Juli 1813.

Verehrte Freundin!

Verzeihen Sie, daß ich Ihnen auf so dickes Papier schreibe —, aber ich habe augenblicklich kein anderes zur Hand, und möchte Ihnen doch jetzt mit einigen Worten wiederholen, wie es mir von Herzen lieb und werth ist, daß eine vertrauliche offene Annäherung das Gespenst zwischen uns gebannt hat von meiner Seite, von Ihrer Seite steht es in Ihrem Willen! Ich bin ruhig in dem Gedanken an Sie, denn ich habe mich gegen Sie wehrlos gemacht, ein Zustand, in dem es mir allein wohl ist. Ich setze in Ihnen alles voraus, wozu mich das Vertrauen an Geist, Genialität und Erfahrung und an jene unschuldige Tugend berechtigen darf, die keine Erfahrung verletzen kann, wenn der Besitzer sie unmittelbar aus dem Brunnen des Lebens schöpft, ohne sie durch sich selbst zu filtriren, wo sie meist einen faden Beigeschmack erhält. Herzlich wünschte ich, an einem Orte mit Ihnen zu leben, Sie sind eine treffliche Kapelle und Silber und Gold habe ich genug, es darauf zu bringen, ich wollte bei Ihnen scheiden und münzen und gelten. Aber allein müßte ich Sie haben und ohne Freunde, mit mehreren sind Sie mir nicht lieb, möchten Sie andern zur andern Stunde dasselbe, ja meinet-

von Seiten der Militairperſonen, ſeine Geſchäftsführung beurtheilt, gewiß das größte Unrecht! Ich muß ihn immer zu den geſchickteſten unſrer hohen Staatsbeamten zählen. —

An unſrem Hofe iſt es jetzt durch die Anweſenheit fürſtlicher Gäſte lebhafter, als gewöhnlich; doch wird bald alles ſich in Heimkehr und Badereiſen zerſtreuen. Se. Majeſtät der König werden nach Töplitz reiſen; ebendahin der Sohn des Königs, Prinz Wilhelm; die Prinzeſſin Wilhelm geht nach Pyrmont, die Herzogin von Cumberland nach Karlsbad und Töplitz. Unſre Kriegsübungen gehen ihren Gang; die großen Manöver ſind zur Zufriedenheit ausgefallen; es iſt unmöglich ſchönere Truppen zu ſehen! Unſre Hauptſtadt nimmt mit jedem Jahre an Schönheit, Wohlſtand und Bevölkerung zu; es wird ungemein viel gebaut; Brücken, Staatsgebäude, Denkmale ſind in Menge begonnen oder beabſichtigt; das bürgerliche Leben gewinnt zuſehends, Gewerbsvereine, Gartenvereine und ähnliche Geſellſchaften entwickeln eine nützliche Thätigkeit; unſchätzbar ſind die trefflichen Einrichtungen bei dem Poſtweſen, das Herr Präſident Nagler zur größten Vollkommenheit ausbildet. Nicht ganz ſo erwünſcht und thätig geht es in den Provinzen her; die öſtlichen erliegen großer Bedrängniß, in der Gegend der Weichſel ſoll der Zuſtand der Grundbeſitzer, Bauern wie Edelleute, ganz verzweifelt ſein. Als Urſachen giebt man die Weiſe an, wie bei dem nach außen gehemmten Verkehr, unſer Steuerſyſtem einwirkt. Jene Gegenden, ſagt man uns zum Vorwurf, haben die ſchweren Kriegsjahre ganz gut überſtanden, aber was dieſe nicht vermocht, iſt unſrer Verwaltung inmitten des Friedens gelungen. Es fehlt an allem Gelde daſelbſt; für rückſtändige 16 Groſchen, die er nicht aufbringen kann, wird dem Bauer eine Kuh gepfändet, und da er ſie auch nicht auslöſen kann, zuletzt um einen Spottpreis

halben mehr sein, Sie wären mir allein genug und das Meiste. Wenn ich gleich das harte Urtheil der Welt über mich nicht ungerecht finde, seit ich das allgemeine Urtheil über die herrlichsten Menschen ganz gerecht und mit ewigen Kränzen schmückend gefunden habe, so sollten Sie mir doch viel sein, und ich wollte Ihnen recht werth und theuer werden. Gott hat allen ihre Liebe und Würdigung, ihre Hölle, ihren Himmel gegeben, viele aber sollen einsam oder zu zwei selig sein. Wie sehr ich Ihnen wohl will, und wie herzlich und offen meine Annäherung zu Ihnen war, habe ich erst hier gestern empfunden, da ich allgemein habe aussprechen hören, Sie seien die Braut eines Mannes, an den ich nicht denken kann, ohne daß sich mein Inneres empört, ich bin nicht erschrocken bei dem Gedanken, Ihnen meinen ganzen Schrecken und meine tiefe Kränkung so aufrichtig und kindlich vorgelegt zu haben, und Sie sind mir unendlich mehr werth geworden, wenn ich bedenke, wie klar und unbefangen Sie meine Geständnisse aufgenommen, und wie gütig Sie mir gewesen sind; ja ich fühle jetzt ihren Werth so sehr, daß ich Ihnen wünsche, Ihr Freund möge ein solcher sein, daß er, wären Sie meine Braut, und hätte er unwissend gethan, wie ich, später unterrichtet eben so wenig als ich verlegen und unvertrauend Ihr Betragen, Ihre Duldung und Würdigung so sehr bewundern und unter seine schönsten Erfahrungen menschlicher Berührung stellen könnte, als ich es von ganzem Herzen thue. Liebe Rahle, anders nenne ich Sie nicht mehr, bis Sie sich mit den Händen und Füßen und den sehr gefühligen Fühlhörnern und Füllhörnern Ihrer Seele wehren, also liebe Rahle! warum habe ich Sie nicht eher gekannt? In Berlin war ich ganz verlassen an inniger geheimster Freundschaft, ja bis zum Verderben, und Sie Liebe waren

es gewiß auch, Sie waren es meistens in Ihrem Leben, sonst wären Ihre Erfahrungen nicht bitter, und somit stärkend, was hätte ich Ihnen verdanken können, was hätten Sie aus mir gemacht, Sie gütige Freundin, strenge Richterin, gerechte, kluge! Sie können unendlich viel, ob Sie es je gethan, weiß ich nicht. Denn es gehörten andere dazu, an denen man es thue, und ich fühle heute, da ich mir ein deutliches Bild von Ihnen gemacht, das ich nicht mehr lasse, denn es ist eine Offenbarung, daß ich der Mensch bin, dem Sie hätten helfen können, zur Geburt, und jetzt, wo sich ein unschuldiger Muthwille in meinen Ernst mischt, denn ein solcher ist es, in welchem die Natur sich fortpflanzt, daß Sie ein weiblicher Pigmalion hätten an mir werden sollen, so gut und artig und schön hätte ich aus Ihren Händen hervorgehen wollen. Aber es hat nicht so sein sollen! So lassen Sie uns nun jetzt nichts mehr versäumen, nehmen Sie mich, wie ich bin, opfern Sie alles fremde Urtheil einem schönen Vertrauen auf, auch ich will dasselbe thun, und wir wollen keinem Andern über uns mehr etwas glauben, wir wollen uns selbst allein etwas werth sein, von mir sein Sie sich der größten Offenheit gewärtig; wissen Sie, was das ist, es ist unendlich viel, ja der Herr hat ein Sakrament, die Beichte daraus gemacht, das zu den größten Geheimnissen der Heiligung, zur Gottempfangung würdig macht. Ein Sakrament aber ist eine göttliche Symbolisirung des Naturgesetzes, und was in der Natur eine innige Liebe ist, ist in der Religion die Beichte, und was die Umarmung ist, ist ein Abendmahl! — Sie verstehn mich! aber der Teufel hat seine Kapelle überall und selbst im Sakrament, und das ist, was mich tröstet über das Schicksal, welches uns so lange getrennt hat, Sie verstehn mich! Wollen Sie wissen, wie es mir

geht? Ich will es Ihnen ſagen. Wien iſt eine Stadt, in der man ſich gern bewegt, aber dichten kann man nicht, ſie iſt äußerlich, und ohne Viſionen und Geſpenſter. Schlegel habe ich geſehen, er iſt mir nicht unfreundlich, aber lieben kann ich ihn nicht, er iſt mir nur witzig, eine allgemeine Freundlichkeit, aber eine mir ganz entgegengeſchaffene Natur, und ſtarr und ohne Gelenke, ich weiß nicht warum, er hat mir immer etwas von einer Amphibie gehabt, die mir aus unbeſtimmter Idioſynkraſie fatal waren, weil ſie Eier legen, wie es mir immer an dem Wallfiſch ſehr wohlgefiel, daß er ſeine Jungen ſäugt, dieſes Ernähren aus Brüſten war mir immer ſehr theuer und das liebſte Bild wäre mir eine ſäugende Mutter Gottes, die doch ganz unſchuldig wäre, eine ungeheure Aufgabe, aber ſie muß möglich ſein! Ich habe Mariane Saaling zu Hietzing bei der Pereira geſehen, ein liebes, anmuthig beredetes Weſen, aber ſie müßte eine Liebe und ein Kind haben, denn ſie gewöhnt ſich bereits an allgemeine Anbetung, und ihre Natur, gezwungen zu jungfräulicher Haltung, ſchwängert ſich ſelbſt, ohne Geburt; ſie muß kalt und eine Figur werden, und der Menſch kann nur eine Natur werden oder ein Geiſt, in der modernen Zeit, die Antiken ſind erſchöpft, wie die Heiligung der Nacktheit. Eine reizende Erſcheinung gewährt Adam Müller und ſeine gute Frau und zwei liebe Kinder, ich ſehe ihn täglich, er bewohnt ein ſchönes Schloß mit prächtigen Gärten, wo durch ihn unter der Protektion des Erzherzogs Maximilian, eines Bruders der Kaiſerin, eines würdigen Abkömmlings der Eſte, ein Erziehungshaus für die Kinder der Großen angelegt werden ſoll. Gehülfen ſind bis jetzt ein trefflicher, tiefſinniger Mahler, ein Freund des ſeligen Runge und ſein Geiſtesträger im Leben, ein Herr von Klinckowiström

aus Schwedisch-Pommern, der eine liebe Frau hat, weiter drei würdige fromme Priester aus dem Orden der Redemptoristen und ein alter schuldloser Freund von mir, ein Hr. von Eichendorff aus Schlesien. In dem Ganzen herrscht eine Ruhe, eine Milde, ein so reines und klares Bestreben, zwischen schönen Sälen, einem kastanienbeschatteten Hof, in edlen Gemächern, luftigen Terrassen, blumenvollen Beeten, klaren Wasserbecken, fernen Gebirgen und frommen Wünschen genüber, unter herrlichem Himmel und durchweht von einer durch harmonischen Glockenklang der Stadt feierlich durchschütterten Luft, daß ich ewig da zu sein wünschte. Ich habe hier eine belebte Frau aus Breslau, eine gewisse Frau von Bräunersdorf gesprochen, die Sie kennt, aber nicht erkennt, sie hat wieder hier eine fausse couche gemacht, dergleichen ist garstig. Jetzt aber, Beste, muß ich zu Tische gehen, grüßen Sie die liebenswürdigste Brede, jetzt weiß ich, wem sie gleicht, der Cenci. Schreiben Sie mir, Sie freuen mich herzlich

Ihr

Clemens.

Landstraße
Erdberggasse Nr. 98.

Grüßen Sie Tieck und Maria Weber.

Wien, den 9. August 1813.

Ihr Brief macht eine eigne Epoche in meinem Leben, nicht sowohl durch sich selbst, als durch einen Begleiter, den er auf der Briefpost hatte. Ich habe ihn zugleich

mit einem andern Schreiben erhalten, welches mir das natürlichſte, rührendſte, ſchrecklichſte und folgenreichſte iſt, das ich je erhielt, und nachdem ich zitternd und bebend vor Freude und Sorge, die entſetzlichen, theuren und verfluchten Zeilen geleſen hatte, die mich, bis zum Erbrechen und zum ſeligſten Rauſche mit der Gegenwart überfüllt, in die dunkeln Wogen der Zukunft untertauchten, habe ich unter dieſen Waſſern, über denen die Geiſter ſchweben, das wunderliche, wohlgemeinte und herzlich aufgenommene Feuerwerk genoſſen, in dem Sie ſich ſo gütig in Ihrem Briefe vor mir abbrennen; ach! wenn Sie wüßten, was Sie thaten, als Sie an mich ſchrieben. Ihr Brief war ein Freudenfeuer, und vielleicht ein Leichenfeuer, ich bin abergläubig und übergläubig; in ſechs Wochen wird ſich zeigen, ob wir Beiden uns meiden oder ſuchen müſſen, dann ſollen Sie mehr wiſſen. Jetzt nur ſo viel: Stellen Sie ſich vor, in dem Augenblick, als Sie mir Ihr Vertrauen und Ihre Freundſchaft ſo von Herzen, Händen und Füßen anbieten, wurde ich unendlich einer Freundin bedürftig, und zwar allein einer ſolchen, als Sie nur es ſein könnten durch Ihre ganze außerordentliche und innerliche Lage, dabei nichts vorausgeſetzt, keine Vermuthung, kein Vorurtheil, nein, ſo wie Sie, und was Sie ſind, Sie auf der ganzen Welt allein, und was Sie mit der größten Luſt thäten, thun könnten und müßten, und kein Anderer als Sie, und was Sie innig erfreute, und vielleicht glücklich machte. Kein Bote des Herrn geht allein: Wo ein Thal ſich ſenkt und füllet mit einem See von Thränen, entſteht ein Spiegel des herrlichen Himmels, und eine Höhe zur Ausſicht und Umſicht, um die Flügel der Sehnſucht zu lichten — darum ſeien Sie mir gegrüßt und willkommen. Nicht durch Ihren Brief, nein durch den Brief, den mein

BIBLIOTHECA REGIA MONACENSIS

Schicksal mir in diesen Stunden schrieb, in welchen der Ihrige ein Wort, ein Wink war. Für uns thun wir nichts; wir handeln für Alle, und wissen es nicht, und es geht uns auch nichts an, wir sind aber ungeberdig, wenn wir es nicht glauben wollen, fromm und demüthig, wenn wir es ahnden, selig wenn wir es glauben, heilig, wenn wir selig darin untergehn, und mit Gott vereint, wenn wir es heilig gethan haben. Wäre ich jetzt bei Ihnen, so wären Sie meine Vertraute und meine einzige Freundin, und meine einzige Hülfe in Dingen, die das ärmste und unschuldigste Leben, und nicht das meine betreffen, und mit wenigen Schritten könnten Sie viel Gotteslohn erwerben; es giebt aber Dinge, die kein Brief, ja selbst kein Kunstwerk aussprechen kann, und somit muß ich alles dem Lebens- und Todes-Engel überlassen, und uns Beiden bleibt das Nachsehn, mir die Thränen und die Sorge allein, bis das Schicksal uns zusammenführt! Verzeihen Sie mir, wenn ich unter den wunderbarsten und seltsamsten Bewegungen, die mir mein versteintes Herz, noch einmal! (es sei, mein gütiger, gerechter Gott!) wie ein neu geborenes, kaum den Wolken entfallenes Meer erschüttern sollten, auf Ihren schönen, seltsamen, zerrissenen, qual- und zahlvollen Brief nicht so antworten werde, wie es sich gebührt oder Recht ist, oder wie eine lautere Empfindung begehrt. Meine Seele ist nicht mehr allein, die Glocke ist gesprungen, eine andere Empfindung tönt mit, es ist kein Tönen, ein Dröhnen, aber ein silbernes, reines und doch traurigstes, wenn gleich ein Freudengeläut. Genug hiervon, insofern es von mir abhängt; was mit einfließt, ist chemisch darin aufgelöst, ich kann es nicht reiner geben. In meinem und Ihrem Briefe, in meinem und Ihrem Leben ist ein Unterschied, der oft auf die ähnlichsten Resultate führt. Sie

ſtecken das Feuerwerk auf allen Ecken zugleich an; aber es verſagt an manchen Stellen, wo es naß iſt, an andern ſteht das nackte Gerüſt. Wer ergänzen kann, verſteht alle die Lücken, wenn ihn das Krachen und Rauſchen und Gelingen an vielen Stellen nicht verwirrt. Sie brauchen ein beinah eben ſo geſchicktes Publikum, als Sie ein Erfinder und Künſtler ſind. Meine Erſcheinung iſt vielleicht mehr eine muſikaliſche; ich ſinge die Melodie, und, wo mich die Begleitung des Orcheſters ganz im Stiche läßt, und das Forte ausbleibt, trage ich die Melodie ruhig weiter; wenn aber alles aus dem Takt kömmt, drücke ich Augen und Ohren zu, und fange an zu tanzen: ſelten laufe ich davon, mit der Kaſſe nie. Aber in Ihnen, verehrte Freundin, iſt gar keine Melodie, drum kommt der Takt wunderlich heraus, und lautet häufig, bei der ſtummen, ſchönſten Muſik Ihrer geheimſten Seele, wie eine Trommel oder wie das Klopfen einer Todtenuhr, oder wie das Hacken eines Spechts im Wald, manchmal auch wie die ſieben Schläge der heiligen Vehme oder wie eine Kinderquarre. Man kann ſich nichts geben, und, wenn man ſich verſteht, muß man, um der Welt auch Verſtändniß zumuthen zu dürfen, ſich ihr vermittlen; Gott hat dieſem Schickſal ſich durch den Erlöſer zu unterwerfen, ſelbſt nicht verſchmäht, und, was dem Gekreuzigten für mich geſchehn, was er für mich gethan, warum will ich das nicht über mich ergehen laſſen. Nichts hat der Menſch zu beklagen, als daß er wenig taugt, und nach nichts hat er zu ringen, als zur Beſſerung, und um nichts zu flehen, als um Vollendung. Aber, meine Rahel, was haben wir denn Gutes gethan, was haben wir verdient, welche Strafe haben wir lobſingend ertragen, in welchem feurigen Ofen haben wir den Herrn geprieſen? Sie meinen, es ſei Ihnen nie Recht geſchehn! Es ſtehe

dahin; mir ist immer Recht geschehn, wenn mir auch Unrecht gethan wurde. Warum bin ich nicht untadelhaft, ruhig, bescheiden, mild, fleißig, keusch, rein, edel, klar und besonnen! habe ich nicht alle Mittel dazu in Händen, stehe ich nicht mitten in der Einstimmung der heiligen Natur, der ich nur ähnlich sein darf? Aber das ist der Teufel, daß der Teufel auch in der Natur ist, und daß selbst die Mißtöne in die große Harmonie aufgelöst werden, und, wenn man dann so zuhört mit dem Verstand und der lumpigten Allwissenheit, so meint man, man habe immer recht gespielt, weil das Ganze am Ende doch herauskömmt, und alle Stürme wieder ein ruhiges Meer werden. Der Mensch aber ist auch Gott selbst, und ist frei und hat eine Erkenntniß vom Guten und Bösen, und soll nicht spielen, was der Teufel, der häufig die Noten austheilt, ihm vorlegt; er soll geigen aus seiner eigenen, innern, untheilbaren Partitur, und diese ist Allen vor Augen gelegt im Gewissen, in der Religion, in allem Schönen und Heiligen, in allem, was uns gefällt und erfreut. Wir sind recht mit der Nase drauf gestoßen. Mancher aber verliert die Nase gar drüber, und das sind die Fratzen, die sich ärgern, daß sie nicht mehr so menschlich aussehn, und deren Nase nimmermehr durch eine excuse wird ersetzt werden. — Sehen Sie, meine Werthgeschätzte, ich habe nie ein anderes Urtheil, als ein Welturtheil fällen können; es wird auch nie ein anderes über mich ergehn, und ich bescheide mich. Sie schreiben in Ihrem Brief wahrlich mit Händen und Füßen (auf denen Sie einige Federbetten, Gewitter und Unschulden und Schulden und Forderungen mit der Empfindung des Alpdrückens liegen haben) und beschauen sich dabei hinten und vorne (was nur Janus kann) und die ganze Welt, insofern Sie von ihr begränzt werden, nebenbei

zugleich. Das iſt ein außerordentliches Geſchäft, und es iſt ſchwer, darauf zu antworten, anders nämlich, als mit einem Allelujah oder Te Deum laudamus, was überall an ſeiner Stelle iſt. Ich wüßte nicht heute, bei welcher Pforte ich eintreten müßte, um die beſte Anſicht von Ihnen zu gewinnen, was bei Menſchen (die nicht etwa Apollo oder Venus oder die Dreieinigkeit ſind, bei denen man überall auf den rechten Fleck trifft) ſehr erwünſcht iſt, um nicht der Quere zu kommen. Um nicht ganz blind zu gehen, will ich auf einzelne Fragen Ihres Briefes antworten, wenn man überhaupt dergleichen kann, ohne etwas aufzufreſſen. Sie wundern ſich, daß alle Leute Sie gerne allein (d. h. apart) haben möchten? Sie ſind in der Geſellſchaft ſo momentan ſcharf und gut tranchirend (von zerlegen oder urtheilen rede ich nicht), daß man Luſt haben kann, ſich von Ihnen anatomiren zu laſſen. Das geht aber bei lebendigem Leibe nicht vor allen Leuten ohne Unzucht. Was übrigens andere Leute betrifft, will ich nicht entſcheiden; was mich ſelbſt betrifft, iſt, aufrichtig zu ſprechen, dieſer Wunſch, mit Ihnen allein zu ſein, daraus entſprungen, weil ich hier keine Geſellſchaft geſehn, die etwas werth geweſen, und wie es mir vorkommt, als wären Sie immer in der ſchlechteſten geweſen, und zwar dermaßen, daß ich mit Ihnen ſogar ohne Sie ſelbſt ſein möchte. Woher kömmt es, daß ich Sie bis jetzt nie, auch in Ihren beſten Momenten nicht, rührend feierlich, heilig begeiſtert, groß und ſchön in irgend einem Gedanken oder Wort gefunden habe? Hat Ihre Seele kein Hemd ohne Rath, wie Herr Jeſus eins von der Mutter Gottes trug, und wie der Mond eins von ſeiner Mutter hat, das mit ihm wächſt und enger wird, o! ich komme immer auf daſſelbe, Ihre Seele hat kein Fleiſch; die Blättergerippe ſind zierlich, welche die Ameiſe ſkelettirt,

man kann sie in Gebetbücher legen; aber nur als memento mori. Viele haben gelebt, ohne es zu wissen; andere wissen, ohne zu leben; wenige wissen zu leben. Ich bin versichert, daß es jedem Menschen rathsam sei, sich zu Gott zu wenden, aber Ihnen ist nicht zu helfen, und mir auch nicht, als durch Gott und seine geoffenbarte Religion. Sie könnten unendlich weit kommen, wenn Ihr Leben eine Vorschule wäre, und Sie statt auf der letzten oder ersten Bank sitzen zu bleiben, in die Hallen und das Heiligthum eintreten wollten. Was Sie mir von Ihrer milden und ganz würdigen Gesinnung schreiben, in Beziehung auf Ihren Freund, ist meines innigsten Dankes werth. Sie sind ein Weib, und haben also eine Antwort, einen Bezug auf einen Mann; ich habe keinen auf ihn, ich preise Ihr Glück; ich wollte, ich könnte es unterstützen. Er mag sein, was er will, er muß Ihr Anbeter sein, um ein Verhältniß mit Ihnen haben zu können: die Sonne darf über Alle scheinen; ein Mensch? dazu gehört courage und freier Wille und Umstände. Also lieben Sie in Gottes Namen; ich wünsche von ganzer Seele Ihr Heil und Ihre Heiligung. — Eine eigne Bemerkung über meinen letzten Brief, der das Glück gehabt hat, Ihnen zu gefallen, ist die, daß, als ich ihn wegschickte, ich gar nicht erwartete, Sie würden mir antworten. Ich glaubte, Sie würden ihn vielleicht eben so übel aufnehmen, als den ersten, auf den Sie mir eigentlich Ihren letzten hätten schreiben sollen; was ich damals erwartete. Aber Sie sind keineswegs so klug, als ich dachte, Sie mußten mich erst schmählich mißverstehn, oder ich mußte vielleicht erst andere Leute verstehn, um Ihnen deutlich zu werden. Das Leben ist eine so schöne Sache, daß man die Geburtsschmerzen, die man der Mutter macht vergessen kann, und die Liebe macht die vergessen, die man

verkauft, weil eben ſo wenig jemand im Stande iſt darauf zu bieten. Wegen dieſer Noth geht ein beſondrer Kommiſſair von hier nach Preußen, um die Sache gehörig zu unterſuchen; man nannte erſt Hrn. von Beyme, dann wurde Hrn. von Borgſtede dieſe Beſtimmung zu Theil. Alle Kapitalien ſtecken in den Staatspapieren, und werden ſich, wie ein geſcheuter Mann mich verſicherte, trotz aller ſonſtigen Vortheile nicht eher der Landwirthſchaft wieder zuwenden, bis die Geſetzgebung durch Stände oder Kammern dem Einfluſſe von möglichen Indulten ꝛc. entrückt erſcheint. Das Verhältniß mit Polen hat ſich durch unſre Repreſſalien um nichts gebeſſert: die Regierung von Warſchau verfährt gegen Preußen, nicht bloß in Zollſachen, ſondern auch in Gränz- und Hypotheken-Sachen ganz feindſelig; ein beiſpielloſes Mauthweſen durchſchneidet den natürlichſten, ja völkerrechtlich beſtätigten Lebenszuſammenhang. Auch Schleſien leidet ungemein; und die Plane, die Herr Greuhm hinſichtlich des Leinwandhandels nach Mexiko und des Tuchhandels nach China auf nordamerikaniſche Theilnahme zu gründen hofft: werden, wenn ſie erſt völlig einſchlagen, nur ſpäten Erfolg bringen. —

Wir ſind in dieſem Augenblicke hier mit franzöſiſchen Anſprachen gut verſehen. An der Spitze ſteht der Herzog von Rovigo, der eine Art Rolle hier ſpielt, und ſich große Hoffnungen macht. Sein Weſen, wie es aus aller Verſtellung immer wieder kennbar hervorleuchtet, läßt mich das Jahr 1813 aufs neue preiſen. Im Ganzen zeigt er keine ſo große Geſchicklichkeit, wie ſein Ruf erwarten läßt. Es iſt keine, hier in Geſellſchaft, wo von Preßfreiheit geſprochen wurde, die höhnende Antwort zu geben, ſo lange die Leute ihre Viſitenkarten drucken laſſen dürften, hätten ſie der Preßfreiheit grade genug; es iſt keine, was er kürzlich bei dem

ſelbſt hat. Sie bleiben aber bei allem dem Schmerzen, und ich verwinde ſie nie. Ich ſage Ihnen nochmals, allein ſind Sie mir lieb, und ich kann Ihnen vertrauen; Ihre Freunde mögen ſich ebenſo an Sie halten, in die Koterie aber, die Sie belebt haben, will ich nie eintreten. Geſtern habe ich mit der Bräunersdorf und Erneſtinen und der Sippſchaft eine Spazierfahrt durch romantiſche Thäler und reizende Tavernen gemacht; Sonntagsleben, grüne Hügel, Roſengärten, durchſchneidende Bäche, freudenſchwankende Bretter drüber, mild vertraute Eichen über gedeckte Tiſche mit reichlichem Mahl, zierliche Käfichte mit Turteltauben-Gegirr, Einſichte in dunkle, nahe Waldbergwinkel, Kieſelchauſſeen, türkiſche Muſik, leichtes Frauengeſchnatter, wehende Schawls, viel Schmeichelhaftes, raſche Pferde, Mondlichts-Rückfahrt, ein ſehr amüſanter Tag, ein ſchweres, melancholiſches ſehr zerriſſenes Herz, das meine, in aller Unart geduldet und verhätſchelt. Erneſtine iſt ſehr lieb und leicht und ſtark und weich; ich habe ihr die Hände gedrückt und geküßt und an die gedacht, die ich nicht kenne, und die es bedarf.

Clemens.

Grüßen Sie die ſchönen Augen, welche nicht geſündigt haben, der Topina, und die anmuthige, ſumſende Gemüths-art Tieck's, und meinen Spiegel, den Sie haben in jedem.

Wien, den 14. August 1813.

Verehrte Rahel!

Ich weiß nicht, was mein letzter Brief für einen Eindruck auf Sie gemacht, war mir der günstige der vorhergehenden doch auch unerwartet; soviel aber ist gewiß, daß ich wohlmeinend und aufrichtig war: mögen Sie es so genommen haben. Ich habe Ihren sehr wunderlichen Brief wieder gelesen, Sie, Unglückliche, können wirklich nicht schreiben, vielleicht auch nicht sprechen. Wie kommen Sie zu den entsetzlichen Ausdrücken urgent, stupid, acharnirt, satisfaction? Der erste und dritte ist so gräßlich, daß sie gegen eine Amme gesprochen, ihr die Milch in den Brüsten könnten gerinnen machen. Es ist dies der erste Brief, den ich von Ihnen lese, und überhaupt der Art lese, und ich möchte wissen, ob er allein ein Bild der Stimmung ist oder wirklich ein Bild von Ihnen; er ist ängstlich, heiser, thränenlos, rechtfertigend, vertragend, freundschaftlich, vertrauend, krampfhaft, krank, stark, trockenheiß, arm, vornehm launig, selbstrechnend, u. s. w. er ist herumgreifend, ergreifend, fliegen lassend, oft ganz unverständlich konstruirt, zwei oder drei Mal weht ein kühles Lüftchen durch, auch ein kleiner Gewitterregen, und ein schräger Sonnenblick; aber da schlägt ein Fluch drein! und es raschelt wieder wie gefrorne Pelze und raschne Schürzen, und damasne Röcke; es knirscht wie Zwieback. Verzeihen Sie mir, liebe Rahel, aber ich kann nicht anders, als von Herzen aufrichtig sein; anders bin ich nichts werth, und Sie sind zum Verstehn berufen, wie ich zum Verständigen. Was könnte ich Ihnen anders sein, wenn ich Ihnen nicht ein Spiegel auf meine Art wäre? Ihr Brief hat mich betrübt um Sie; ich halte Sie wirklich für unendlich un-

glücklich, und für unglücklicher, als Sie es fühlen können, und begreife meine frühere Feindseligkeit gegen Sie durch und durch. Ein Ungar sagte: Die deutsche Sproch ist ahn rauhe Sproch, dahn es sein zu vill R drein z. B. Wos ist dos. Das ist nun freilich zum Todtlachen, das ist das Urtheil der Welt über uns Beide, und stupid und albern; aber es ist doch wahr, und ich lege viele R ab, in dem ich es anerkenne. Es giebt einen Umgang, der unendlich angenehm, bequem, gegenseitig ausfüllend, ergänzend, zusammentönend, und ein Drittes hervorbringend ist, in dem beide sich durchkreuzend, alle Sehnsucht gelöst finden; er ist mit dem Menschen die Liebe, Empfängniß und Geburt, mit der Natur das Geborenwerden, Leben und der Tod. Es giebt einen anderen Umgang; es ist mit den Menschen die Freundschaft, die Selbsterkenntniß durch den Andern und die Wiedergeburt, mit der Natur das Hingeben an sie, die Wissenschaft und das Untergehn in das Erste und Zweite, oder der Glaube, die Religion, das Gottwerden. Wenige können Beides zugleich: dieses sind die Auserwählten; die, welche das Zweite zuerst können, sind die Berufenen; die, welche das Erste allein können, sind die armen, zeitlich Glücklichen, die, welche das Zweite allein können, sind die lebenden Geister, die nicht von hier sind, die, welche das Erste zuerst, das Zweite sodann können, sind die schönen Lebendigen, die Dichter; die in denen sich Beides mischt, witzige Brücken schlagend, bald auf Pfeilern des Gewissens getragen, bald auf Flügeln der Sehnsucht, bald verlockt vom Abentheuer der Phantasie, bald geknüpft an Sterne der Erscheinung, bald wandelnd auf Stelzen der Angst, bald hingerissen vom innern Schrei, der aus dem Hohlspiegel von Außen klingt, gepeitscht von Erfahrungen, die sie selbst zu Geißeln geknüpft, schwimmend in

einem Meere heillos ergoſſener Thränen, untertauchend in Meeren des Selbſttroſtes, und ſie bitternd mit der innern Angſt der eitlen Begierde, u. ſ. w. Dieſe, ſage ich, in welchen beides ſich zerreißend und ewig unterbrechend miſcht, die geflochtenen, ſind die ſogenannten Intereſſanten, Alles berührenden, die Räſcher an Gott, an Teufel, an Tugend, an Sünde. O du Irrgarten des Satans, Gottes Sphären durchwindend wie die Schlange die Locke, die Dornenkrone das ſchlichte Goldhaar, Meduſe, Schweißtuch der Veronica! Vor jener iſt die alte, heidniſche ſchöne Welt verſteint und ſtarrt mit ihren herrlichen Gebeinen uns an, zwiſchen denen wir uns, oft fadenlos durchwinden, und nicht zurückkehren zum Lichte nach dem Sieg mit dem Minotaurus, der aus dem Weibe und dem Stier entſprungen. Vor dieſem iſt die verſteinte Welt im Chriſtenthum in Thränen zerfloſſen, und iſt wieder ein Spiegel worden der ganzen ſchaffenden geſchaffenen Welt, und ein keuſches Bild, nur färbend, ein Abſchatten in die Idee, ein rein Empfangenes, und ein Göttliches, nachdem ſich alle Arme erhoben es zu umarmen, während es ſchlummert im Herzen, das ſich ſehnt, und leuchtet im Blick, der es ſucht, und da iſt in allem Geſehenen und Gefundenen. Ei ſo flechte Menſch, deine Flechten, und flechte auch die zerrauften Haare treulich und fleißig um, und lege ſie in einen reinen, fleißigen Bund, feucht glänzend von eingewundenen Thränen, um das liebliche, reine unſchuldige Antlitz, das dich anſchaut aus der ewigen Liebe, du ſelbſt! Biſt du aber kahl, ſo lege das fremde, falſche Haar des Scheines nicht auf, bedecke dich lieber mit dem Schleier der Demuth oder der Haube der Sitte, nie mit dem Turban des Uebermuths; lieber mein geliebter Menſch, ſtreue die Aſche der Buße auf deinen Scheitel; ſie dünget

das Kahle, und die geiſtigen Locken der Scham, werden über deine Blöße züchtig niederfallen, und die Engel werden über dir jubeln! — Aber, Fluch den Perücken! Und ſomit hänge ich die meine an den Nagel! Seien Sie nicht böſe auf mich, verehrte Freundin, ab ſo bin ich oft verlaſſen und arm, wie niemand, weiß mir keinen Rath, ohne Waſſer in einer Wüſte, und dann erſtarre ich mit der Empfindung, Gott iſt barmherzig, und warum ſoll mir wohl ſein? Welch Recht habe ich, nicht zu verdürſten; ich dürfte ja nicht, der Herr dürſtet ja ſelbſt in mir, und ich will nicht begehren für mich den Kelch am Oelberg, oder den Eſſigſchwamm am Kreuze, nein für ihn, und für das, was ſein iſt in mir; dann aber fühle ich ~~Quellen~~ Bäche rinnen unter mir, und durch meine Adern und mein Gebein, und mein Herz pocht von ſüßen Strömen durchjauchzet, und meine Zunge iſt gekühlt und erquickt, meine Augen gießen freudige Thränen, daß die dürre Wange glüht, und die welke Lippe ſchwillt, ſich röthet und lächelt und tönt, und Worte ſpricht, die über die Wüſte Blumen ſäend hinwandeln; und ſie einen ſich zu Flüſſen, und füllen die Thäler mit Seen, den Abgrund mit Meeren, und ſteigen, die Höhlen erfüllend, aus den Gipfeln der Berge nieder, und umarmen, ertränken mich ſelbſt, den Kern, aus dem ſie entſpringen. Dieſes aber iſt das Leben und die Seligkeit, wenn ein Herz ſein Mittelpunkt wird; dann aber taucht es hervor aus dem Strom bis an die Bruſt, und tritt das Waſſer freudig, und die Sternbilder ſchlagen im Durchſchreiten den Spiegel, der ewig wieder zuſammen rinnt, um meinen freudigen Leib. Weht, ihr Winde des Herrn in die Segel meiner Locken, ihr tauſend Geſtirne ſeid meine Lootſen, Kreuz, ich trage dich, Kompaß, und ſinge dem Sohn, dem Verſöhner, ein Lied des Schiffenden

auf den Wassern über denen die Geister schweben! Was ist aber gräßlicher, als ein Auge, dessen Thränen zu Sand versteinen, und das sich knirschend dreht und blutig zerrissen, sich verdunkelt im Selbstmorde des Lichts! Liebe Rahel, warum schreibe ich Ihnen so? Was jagt mir die Feder in solchen Zügen, die solches sprechen? Ich weiß es nicht, ich thue es nicht, es wird mir gethan, und somit hat kein erschaffener Geist einen Stab, den er über diese Worte brechen könnte, und ihre Kritik ist keine, und was Sie fühlen über diesen Brief, geht Sie allein an. Jetzt überleie ich, was ich Ihnen geschrieben habe, und sehe, daß es den einzigen Wunsch ausdrückt, den ich für Sie und die ganze Welt habe. — Ich habe in diesen Tagen viel über Sie nachgedacht, denn auf Ihren Brief habe ich das Urtheil der Welt, Ihr mannichfaltiges Mißbehagen mit sich selbst, meinen ehemaligen großen Widerwillen gegen Sie, das innere Abwenden einiger der edelsten Geister von Ihnen, das Hinneigen Weniger zu Ihnen, über die ich mir kein Urtheil, nur ein gerechtestes Gefühl anmaße, wieder betrachtet, und plötzlich hat sich eine Ueberzeugung mir aufgedrungen von dem, was Ihnen fehlen könnte, wenn ich mich nicht irre in Ihre weltliche Ueberfülle von Kriterien hinein. Denn noch jetzt, verehrte Freundin, ist trotz aller Annäherung, mir etwas in Ihrer Erscheinung, mündlich und schriftlich geblieben, was mir durchaus störend und ganz zuwider ist; es ist nicht viel, und ich kann das Bitterste genießen, sogar mit Wohlgeschmack, aber aller Beigeschmack und Nachgeschmack ist mir zuwider, in Speisen, Leben und Kunst, und, z. B. ist mir der herrliche Heinrich von Ofterdingen ganz allein dadurch zuwider geworden, weil gleich im Anfang eine Blume drin vorkömmt, die einen Beigeschmack von einem Menschengesicht hat, das daraus her-

vorſieht. Darum iſt die Allegorie auch meiſt in der Kunſt ſchlecht, darum iſt Goethe ſo vortrefflich, denn er iſt ganz geſchmacklos, wie Luft, Waſſer und Licht. Aber ich habe eine Scheu zu ſagen, was ich glaube, daß Ihnen fehlt, oder was Sie zuviel haben, denn die Geſchichte meines erſten Briefes an Sie vergeſſe ich Ihnen nie, weil man gräßliches Unrecht an mir gethan (nicht mir geſchehn iſt; denn dem Menſchen geſchieht nur durch ſich ſelbſt). Ich habe Ihnen nie ſo ſehr getraut, als in jenem Briefe, ich habe Ihnen nie ſo ſehr gebeichtet, als in jenem Briefe, Sie haben nie Gelegenheit gehabt, ſo zu ſehn, wie man ſich in die Welt theils hineinſpiegelt, theils ſpiegeln läßt von Andern, doch das konnten Sie nicht ertragen; ich hatte Sie für ſtärker und unbefangener gehalten, als Sie ſind. Ich hatte geglaubt, Sie wären ſo ſtark und ruhig, als ich; Ihr Schweigen ſetzte Sie damals in mir herab, was weiter geſchah, ſtürzte Sie vor meiner Meinung in Ihren Zuſammenhang mit ſtolzen — —. Das Ihnen ſo ganz falſche Urtheil, das ich Ihnen damals über Sie ausſprach, war nicht ſowohl durch Sie ſelbſt hervorgebracht und nicht durch alle Menſchen, ſelbſt die mir ewig heiligen und unfehlbaren, welche ſich von Ihnen ganz abgewendet fühlen, und nicht durch meine Empfindung gegen Sie, als vielmehr durch graſſes und grelles Lob, durch ſündhafte Vergötterung ungeſpielter Verehrung. Sie wurden mir dadurch eine Fratze, und waren mir vorher nur ein rührendes Zeitbild, wie große Dichter es ſammelten, z. B. im Werther, Mignon, Roquerol, Alwill, Ardinghello, Leibgeber, u. ſ. w., denn alle Phyſiognomie liegt im Univerſum zerſtreut, und mit unſerer Naſe rümpft die Erde die ihrige, mit unſerm Auge ſchlägt ſich das des Himmels auf, ſonſt wäre die Schönheit und die Liebe und der Haß beim Schneider zu haben

und beim Tod. Hätten Sie damals gethan, was ich von Ihnen erwartete, nämlich mir geschrieben: „Ich bin über Ihren Brief erschrocken, Sie irren sich ganz und gar!“ so wären wir von damals an auf ewig für einander gefunden gewesen. Es ist mir Aehnliches geschehn; ich habe so die herrlichsten Güter meines Lebens gefunden, Sophien und Görres!!! Doch es sollte nicht so sein, und somit wird auch dieses Recht sein und gut nach Gottes Güte und Weisheit, der ich mich füge, wie allem, so lange mein Herz rein ist, was Gott erhalte!

Es wird aber doch wohl heraus müssen, was sich mir immer aufdrängt, als der innere Grund alles Unschönen in Ihnen, und, so ich irre, bitte ich Sie zum voraus um Verzeihung. Betrachte ich Sie, im Judenthum geboren, mit ungemeinen Talenten dem Umgange der mannichfaltigsten, ungläubigsten, witzigsten, interessantesten Lebenshelden preisgegeben; hier hingerissen, dort liebend, dort vermittelnd, dort verstehend, dort mißbraucht, dort sich wieder erhebend in eigener Kraft, dort resignirend, dort begehrend, in unendlicher Entwickelung der geselligen Schutz-, Trutz- und Ehren-Waffe, des Verstandes, aber mit einem Herzen, das nur von sich selbst lebt und nur von der Natur, so müssen Sie, beständig aus dieser Quelle den tausend Armen und Beinen und Fühlhörnern Nahrung gebend, endlich zu einer Gestalt geworden sein mit unzähligen Armen und Beinen: dieses sind in der Pflanzenwelt die Bäume, in der Thierwelt die Insekten, in der Menschenwelt aber die Aengstlichen, die Uebergestalteten, — sie können in der Phantasie indische Götter sein, — Götzen. Aber, verehrte geduldige Zuhörerin, nur die menschliche Gestalt ist im Menschen liebenswürdig, und kaum ein Höcker, viel weniger ein Blaubart ist zu dulden! Ich aber meine immer, und ich weiß nicht, warum,

es iſt als ob ich es fühlte, wie Campetti die Quellen und Metalle unter ſeinen Füßen, daß Ihnen eine innere Heilung aus göttlichen Quellen fehlt, die unſichtbare Taufe, das unſichtbare Abendmahl, das unſichtbare Chriſtenthum, das den Menſchen, der es beſitzt, allein ſchön und liebenswürdig macht und herrlich ohne äußere Religion, und welches, in die Erſcheinung aus der Natur Gottes hineinkryſtalliſirt, der lebendige geſellige Baum des Lebens und Daſeins geworden, von deſſen Früchten eſſend alle verſöhnt werden, und müßten ſie, in ſeinen Zweigen zum Himmel klimmend, ſich das Fleiſch von den Händen ringen. Wenn ich Ihre Geſchichte ſchreiben ſollte, ſo wie ich ſie mir (vielleicht fälſchlich!) denke, ließ ich Sie von tauſend bunten Geſtalten begleitet, ſchrecklich einſam unter einem Pfahle entſchlafen, und Sie würden träumen, als habe Sie der Heiland mit den Krämern aus dem Tempel getrieben, und ſei Ihnen traurig und ängſtlich zu Muthe; aber es träte ein Kind zu Ihnen, und ſtreichle Ihnen das Haupt, und ſagte: „Arme Seele, was hilft dir?“ und in magnetiſchem Schlafe ſagten Sie: „Ei, ſiehſt du denn nicht, mein Heiland fehlt mir; es iſt ja klar und offenbar; die tauſend Arme und Beine und Fühlhörner, mit denen ich nach allem Schönen und Lebendigen greife, ergreifen nur das Geſchöpf, das mir in den Händen verwelkt, und mein Herz trinkt ſelbſt die Thränen nicht, die ich weine, ſie rinnen an den Zweigen meines Geiſtes nieder, und vertrocknen theils an ihrem innern Brand, oder hängen wie feuchte und unliebliche Kälte an den Fingern meines Verſtandes. Mir fehlt die innere Heiligung, der lebendige Glaube, die Verſöhnung mit dem ganzen Leben“, und das Kind wände ſich durch alle Ihre Zweige und rührte Ihr Herz an und ſpräche: „Wache auf du Narr! Du lieber,

armer Narr! Du gar ein lieber Narr! und ſchaue empor", und Sie richteten ſich auf, und der Pfahl wäre das Kreuz geweſen, und Sie knieeten nieder und beteten an, und ſtünden auf, und trieben alle das bunte Geſchmeiß zum lichten Teufel, das Ihnen gefolgt, und Ihr geübter Geiſt, der ein Fliegenaug geweſen, würde ein Menſchenaug und ein Gottes-Spiegel, ja Sie wären ein Engel, Sie wären beſſer als die Meiſten, was Sie jetzt träumen an dem Pfahl, was Sie dann nicht denken würden an dem Kreuz. Ich erſchrecke ein wenig, indem ich ſehe, daß ich im Drang meiner Empfindung zwei Seiten überſchlagen habe, und gerade auf dieſer Stelle nach Ihrer Selbſterkennung und der Verkündigung Ihrer Krankheit, und des Heilmittels; dazwiſchen nun müßte ſtehn, was Sie alles thun müſſen, um das Kind zu bewegen, daß es das thue, was ich es hier oben thun laſſe; was aber dieſes iſt, weiß ich nicht, ſonſt thäte ich es auch. Vieles ahnde ich dunkel und beginne es, und es wird mir wohl werden. Wären Sie meine Tochter oder meine Mündel, ich wüßte wohl, wo ich Sie hinbrächte, damit Sie reiften; aber Menſchen, wie Sie es ſind, müſſen ſich ſelbſt helfen, dann hilft ihnen Gott. Sie ſind gewiß verſichert, daß ich Ihnen nicht zumuthe, eine Chriſtin zu werden, weil es Mode iſt; aber noch weniger wünſchte ich Ihnen, keine zu werden, weil es Mode iſt, eine zu werden. Ich wünſchte Ihnen einen innigen, großen und heiligenden Beruf, ein Verſchmähen der Sünde ohne Sophiſterei, und der Welt ohne Hypochondrie, und eine Entzückung zu Viſionen ohne Hyſterie. Ich wünſchte Ihnen den Verluſt des Talentes, alles verſtehen und dulden zu können, einen innern Abſcheu gegen alles, was, und wäre es auch auf eine graziöſe Weiſe, außer dem Geſetze des Herrn lebt, eine innere Buße aller

Mahler Henſel gemacht. Dieſer hat ein Gemählde in Auftrag des Königs verfertigt, welches eine Scene des Ballets Aline und insbeſondere die Tänzerinnen Mlle. Lemiere und Mad. Hoguet in reizender Aehnlichkeit darſtellt. Novigo beſucht den Mahler, betrachtet das Bild, geräth in Begeiſterung, fordert Feder und Papier, und ſchreibt auf der Stelle ein leidenſchaftliches Billet an die eine der beiden Damen, mit fille de Terpsicore etc. reichlich ausgeſtattet. Der Zettel iſt an ſeine Beſtimmung gelangt, wonach er dringend zu fragen nicht unterließ. Allein dergleichen Jugendanmuth ſchickt ſich zu dem ergrauten Bonapartiſten ſchlecht, und die böſe Welt traut ihm nur Abſichten aber nicht Gefühle zu. —

Ferner befindet ſich Herr von Champy hier, der von der Regierung wegen nicht gehaltenen Kontrakts eine Entſchädigung von 600,000 Rthlr. fordert, und förmlichen Prozeß deßhalb führt. Endlich Herr von Milans, als Vertreter der Lady Craron, wegen ihrer fränkiſchen Penſion. Dieſer letztere hat inzwiſchen ein Nebengeſchäft hier gemacht, das allein die Reiſe werth iſt, und an dem jederman herzlichen Antheil nimmt. Eine artige und hübſche Tochter, die er mitgebracht, war durch einen häßlichen Fleck, ſeitwärts vom Munde zum Kinn herab in Größe eines Fünffrankenſtücks, bedauerungswürdig entſtellt; aus dem Muttermal wuchſen ſchwarze Schweinsborſten hervor, die regelmäßig abraſirt werden mußten. Kein Arzt hatte bisher Hülfe zu ſchaffen gewußt. Endlich findet ſich hier ein Wundarzt, der die ganze Sache in drei Viertelſtunden ohne übermäßige Schmerzen völlig wegbeizt, und das gute Kind dadurch dem ſchönen Geſchlechte, dem ſie gleichſam abgeſchieden ſtand, erſt jetzt recht einverleibt. — Iſt das nicht eine erfreuliche Geſchichte? —

Herr Geheimerath Wolf ſcheint wirklich der Akademie nicht antworten zu wollen; allzu dringende Mahnungen ver-

Bayerische Staatsbibliothek

eignen Schuld, und ein Ausschließen des zierlichen Teufels-advokaten, aus der Rechtfertigung Ihres eignen Lebens, von dem ich nichts weiß, als daß es von Andern entstellt wird, weil Sie selbst von ihm entstellt sind. Aber geben kann Ihnen das niemand, das wird über Sie kommen oder nicht, nach dem Raume, der dem unschuldigen Gott in Ihrer Seele geblieben ist, die der menschliche Verstand und die bürgerliche Erfahrung vielleicht verbaut hat. Nun zum Schlusse: Was ich geschrieben, kann Sie nicht beleidigen. Ich kann auch nicht irren, denn die Heilung ist grundlos, und ich könnte alles dieses einem Heiligen selbst zumuthen, darum Dominus vobiscum et cum spiritu tuo. Ite missa est. Behalten Sie mich lieb.

Clemens Brentano.

Mademoiselle
Rahel Robert bei Madame Brede,
abzugeben bei H. Direktor Liebich
Prag.

(Auf der Kehrseite des Briefes.)

Es fällt mir noch etwas ein, was ich hierher schreiben kann. Alle Sterne des Himmels, Verstand und Moralität und Sitte und Tugend u. s. w. lassen Sternschnuppen bis zu dem niedrigsten Thiere fallen; nur die Religion aber sendet den Geist und die feurigen Zungen zum Menschen.

(Nachschrift zu einem Briefe von Ernestine Robert.)

Wien, den 25. August 1813.

Mit Vergnügen füge ich dem Briefe der mir sehr lieben und theuren Ernestine die Versicherung an, daß ich Ihren Absage-Brief aus deren freundlichen Händen empfangen habe. Ich hatte, als ich ihn erhielt, bereits einen dritten

Brief an Sie geſchrieben, und fügte dieſem ſogleich einen vierten als Antwort auf Ihren troſt- und freudeloſen Zettel bei. Nun aber hält mir ein Gott die Hand; ich gebe beides nicht zur Poſt; denn es iſt nicht ewig erfreulich, an dem Abgrund zu ſtehn, der einen von dem Haufen trennt, und ernſte und liebevolle Blätter hinüberwehen zu laſſen, die einem der Dämen in Patronen und leeren Papilliotten zurückgiebt. Ich habe nichts gegen Sie: Sie ſind aber eine harte und ſchwer hörende Natur gegen mich geweſen; Sie haben mich nicht verſtanden; ich habe von Herzen geſchrieen und bin heiſer, doch mein Herz iſt, wie immer Ihnen und allen Menſchen ergeben. Herzlich danke ich Ihnen für Erneſtinens Bekanntſchaft; ich habe ſie ſehr, ſehr lieb! Ach warum iſt man nicht ſo; ſie iſt gar nichts anders, als gar nicht ſchlecht, und darum ſo recht und ächt.

Ihr ergebener

Clemens Brentano.

Liebwerda, Ende Auguſt 1814.

Herr Hauptmann Varnhagen meldet mir, daß er in Töplitz ſei, und Sie auch, und daß er geneigt wäre, mir ein Manuskript zurückzugeben, welches ich ihm einſt aus herzlichem Wohlwollen geliehen; ſagen Sie ihm, daß ich in etwa 4 Wochen in Berlin bin, und meine Adreſſe bei Savigny, Oberwallſtraße Nr. 4 iſt.

Ich hoffe, daß Sie ſich recht wohl und glücklich befinden, man iſt dann ſehr liebenswürdig, und gefällt ſich, Andern und dem lieben Gott, oder dieſem allein, welches das Allerbeſte iſt. Ich bin hier ſeit drei Wochen, nicht ſowohl meiner Geſundheit wegen, als zur Geſellſchaft meines Freundes Leitenberger, und gehe von hier nach

Berlin. Es iſt hier ganz allerliebſt, ſo heimlich, verkraut und großartig zugleich, man ſchleicht den Bächen nach, und läßt manches Geſpenſt auf fallenden Herbſtblättern darauf hingleiten, glückliche Reiſe! Wir kommen Alle an! Ich wollte, Sie wären hier; man kann hier ſeinen Geiſt mit den Lämmern auf der Weide ſpringen laſſen; wir wollten von Herzen mit einander praſſen, man kann nicht glücklicher auf einander reduzirt ſein, als auf dem Iſolirſtuhl der Natur, der ein recht heiliger Beichtſtuhl iſt. Ich mag mich anſtellen, wie ich will, ſo kann ich Gott doch nie genug danken für das Wünſchhütlein und die Taſche Fortunats, und wäre es nichts, als Aſche auf meinem Haupt und ein Bettelſack. Ich bin nicht frei von drohenden Hintergründen; aber wie oft ſind mir die Berge als Wolken zum Himmel gezogen, und die Nähe hat mich mit Liebe umarmt. Das Erbarmen des Himmels iſt unendlich, und die Seele, die mich liebt, iſt mehr, als eines Menſchen Seele; ja ich würde erſchrecken, wenn mich ein Menſch recht innig liebte, ohne daß es eine Verirrung wäre. Die Liebe eines höchſt vollkommenen Menſchen wäre etwas Entſetzliches, wenn er mehr als ein Weib oder ein Mann wäre, d. h. ein unvollkommener. Nur im Ganzen liegt der Himmel. Forellen, grüne Wieſen, ſchöne Frauen und Diamanten ſind etwas ſehr Angenehmes.

Ihr ergebener

Clemens Brentano.

Wiepersdorf, den 1. Oktober 1814.

Ihr gütiges vom 24. September aus Berlin habe erhalten hier in Wiepersdorf im Ländchen Bärwalde bei Dahme, wo ich ſeit 4 Wochen bei Arnim mich befinde.

Ihr herzlicher Antheil an der Geſchichte meines Manuskripts zeugt mir von neuem für eine Herzensgüte in Ihnen, die ich nie verkannt habe, und die mir von jeher theurer war, als aller ſogenannter Geiſt, der doch vielleicht dummer über einem Ameiſen-Haufen ſteht, als die Birke, die ſie untergraben. Recht innig danke ich, liebe Robert, für Ihre Billigkeit, und ſein Sie verſichert, ich weiß nur das Beſte von Ihnen; vieles aber verſtehe ich nicht. Unglücklich iſt mein Manuskript nun wieder mein; nach Prag komme ich nicht mehr, Woltmann ſehe ich nicht, und iſt er nicht ſelbſt ſtark landflüchtig, wird er nicht vielleicht auf einer hanſeſtädtiſchen Heringstonne an den Kongreßſtrand geſpült werden, oder mein Manuskript in einer leeren Bouteille dem Weltmeere Preis geben. Was dies Manuskript gethan hat, weiß der liebe Himmel! Erhalten Sie dieſen Brief noch, ſo ſchreiben Sie doch an Woltmann ein paar Zeilen: er ſolle es an Herrn Hermann Leitenberger, in der ſchwarzen Roſe, Prag, alte Allee, ſenden. Gott behüte einen vor kurioſen Leuten und Manuskripten. Hier ſind Birken, Tannen, Ameiſen und Korn, und wir ſpazieren wie Denker auf ebenem Nadelboden in lichten Hainen, und fiſchen hier und da große Steine aus leichtem Sand, um ſie in Fundamente erbaulicher Stallſyſteme zu legen, tragen auch täglich begünſtigten Ameiſenrepubliken etwas Harz zu, und ſtoßen im Gehn leichtbrechende Pilze ab, und leſen Abends unter Muthwill ernſte Bücher.

Ihr ergebener

Clemens.

Sollten Sie nie den Hyperion von Hölderlin, Cotta 1797, geleſen haben, ſo thuen Sie es ſobald als möglich; es iſt eines der trefflichſten Bücher der Nation, ja der Welt.

Karoline von Fouqué

geborne von Briest.

Lernt man Autoren persönlich kennen, so pflegt wohl der Zweifel voranzugehen, ob man nicht die Meinung von ihnen werde herabstimmen müssen, und der Mensch geringer als der Schriftsteller sein werde? Dieser Furcht konnte man bei Frau von Fouqué sich bald entschlagen. Sie selbst war weit mehr, als ihre Schriften; hier war es entschiedener Vortheil, an die Person nah heranzutreten.

Karoline von Briest war die geliebte einzige Tochter ausgezeichneter Eltern. Alle Nachrichten schildern die Mutter als eine vortreffliche Frau, deren früher Tod noch in später Zeit aufrichtig beklagt wurde. Der Vater, ein ehrenwerther Rittmeister, der nach dem siebenjährigen Kriege den Dienst verlassen hatte, lebte auf seinem Gute Rennhausen, in jenem Landwinkel bei Rathenau, wo ein wackrer Namensvetter schon in den Zeiten des großen Kurfürsten durch Muth und Klugheit sich um die Sache des Vaterlandes verdient gemacht. In Rennhausen fehlten die Mittel höherer Bildung nicht; ausgezeichnete Gesellschaft, Sprachkenntnisse, Bücher, litterarischer Trieb, alles fand sich dort vereinigt. Karoline zeigte früh einen offenen und hohen Sinn, sie faßte und besprach mit Leichtigkeit die Gegenstände, welche der Unterricht ihr darbot, begnügte sich aber nicht eher, als bis ihr eignes Denken und Betrachten jene verarbeitet hatte. Ihr Geist verband schwärmerische Weich-

heit und scharfe Verständigkeit, regen Aufschwung und stilles Beharren. Mit allem andern schien sie leichter fertig zu werden, als mit sich selber; ihre inneren Bewegungen, Ansprüche und Richtungen blieben ihr räthselhaft. Groß und schön gewachsen, kräftig und ausdrucksvoll, in der Gesichtsbildung dem Apollo von Belvedere ähnlich, mußte sie für eine herrliche Erscheinung gelten, der man gezwungen war zu huldigen. Früh wurde ihre Hand begehrt, und sie entschied sich mit jugendlicher Neigung für Hrn. von Rochow, der in der Nachbarschaft begütert war, aber als Offizier seinen Standort in Potsdam hatte.

Hier waltete ein theils strenges, theils munteres Militairleben, und die muthige stolze Sinnesart eines so kräftigen und bevorzugten Kreises fand in das aufgeschlossene Gemüth leicht Eingang. Diese frühen Erfahrungen, Bilder, Antriebe und Gewöhnungen zeigten in aller Folgezeit ihre nachhaltige Kraft. In den ersten Jahren machte die Frau das fröhliche, und innerhalb enger Schranken doch vielbewegte Leben des Mannes theilnehmend mit; allmählig aber ging dies in Richtungen über, in denen sie nicht folgen konnte oder wollte; es entstanden Zerrüttungen, die das gemeinsame Leben mehr und mehr auflösten; die Leidenschaft des Spiels, welche sich eingefunden hatte, suchte vergebens in sich selber Hülfe gegen ihre eignen Uebel. Nach mancherlei Erlebnissen, in welchen ihr Herz und Gemüth vielfach erschüttert worden war, zog Frau von Rochow sich mit ihren herangewachsenen Kindern, zweien Söhnen und einer Tochter, zu ihrem Vater nach Nennhausen zurück, wo sie alle Vortheile einer gebietenden Herrin genoß. Die glänzende, schöne und lebhafte junge Frau durfte jedoch auf neue Lebenswendung noch nicht verzichten; vor allem mußte sie der alten Bande frei werden; die Scheidung von

ihrem Manne wurde eingeleitet, bald aber führte wiederholtes Unglück im Spiel den schnellern Ausgang herbei, daß Hr. von Rochow sein Leben durch einen Pistolenschuß endete.

Der Kreis in Nennhausen war durch gastfreie Geselligkeit sehr belebt. Die Edelleute der Nachbarschaft, die Offiziere aus Rathenau, Brandenburg und Potsdam kamen gern und häufig zum Besuch; der Philosoph Hülsen lebte längere Zeit bei seinem Freunde Briest; August Wilhelm Schlegel, Bernhardi und andere Freunde aus Berlin brachten angenehme Tage in diesem Landleben hin. Der Baron von Fouqué, der dem Kriegsdienste wegen leidender Gesundheit entsagt und sich der Dichtkunst gewidmet hatte, machte den Vermittler zwischen den verschiedenen Strebungen. Er war bald von Frau von Rochow eingenommen, seine poetische Lebhaftigkeit schmeichelte dem romantischen Sinn, das Zwanglose des Landlebens, die Nähe und Gemeinschaft, förderten eine gegenseitige Neigung, welche an kein Hinderniß dachte. Fouqué war verheirathet; aber Freundschaft und Zutrauen, die er für seine Frau hegte, vermochten nichts gegen das Gebot neuer Liebesverwicklung, er eilte sich scheiden zu lassen, trat ein kleines Gut, das er noch besaß, willig der Geschiedenen ab, heirathete Frau von Rochow, und zog bei seinem Schwiegervater in Nennhausen ein.

Hier gab er sich ganz seinem poetischen Treiben hin. Er hatte den Dichternamen Pellegrin angenommen, und August Wilhelm Schlegel von ihm dramatische Spiele unter dieser Bezeichnung herausgegeben. Im Kreise der Schlegel'schen Schule fand er Beifall. Sein wahrhaftes und entschiedenes Talent, das in erstaunliche Fruchtbarkeit ausbrach, wirkte als aneiferndes Beispiel mächtig auf seine

Frau. Sie versuchte sich gleichfalls in Gebilden der Phantasie, nur wählte sie den bequemeren Ausdruck in Prosa, statt der Verse, in denen es an Leichtigkeit Fouqué'n gleichzuthun ohnehin niemanden einfallen konnte.

Ein merkwürdiger Unterschied ergab sich bald. Fouqué's Arbeiten waren leicht, glatt und gefällig, aber schwach an Gehalt, ohne strenge Gedanken und tiefe Richtung; seine Poesie drückte im Ganzen ein schattenhaftes, unwirkliches Leben aus. Völlig das Gegentheil zeigte sich bei Frau von Fouqué. Ihr erster Roman Rodrich ist rauh und ungelenk, aber aus festem Stoff und in scharfem Bewußtsein gearbeitet, und so kräftig und bestimmt, daß er vielleicht das einzige Buch dieser Art ist, das seinen Ursprung von Frauenhand durch keine der Schwächen verräth, an welchen sonst die weibliche Feder doch immer erkannt zu werden pflegt.

An Naturell, Karakter, Lebenssinn, war Frau von Fouqué ihrem Manne weit überlegen; ihre Gedanken und Urtheile, ihr Wollen und Handeln, wurden daher auch nur von ihr selbst bestimmt; ihr Verstand wie ihre Gemüthskraft erhielten sich frei; ihre Poesie ging aus starker Wirklichkeit hervor und in sie zurück; das Dichterische war nur eine farbige Beleuchtung, in welche sie die kühnen Bilder ihres Innern rückte. Für das wirkliche Leben erschien ihr in der That Fouqué nur wie ein Kind, das entweder gar nicht oder doch ohne Bedeutung mitredet, an dessen Spielen man Theil nimmt, aber mit Lächeln, und ohne sie weiter gelten zu lassen, als es der Laune beliebt. In keiner Weise konnte der kränkliche, über schwache Brust klagende, nur im Schreiben rüstige Dichter ihr genügen. Sie hatte dies nicht Hehl, nahm sich offen jede Freiheit und die volle Herrschaft, und dies erschien unter den gegebenen Um-

härten ihn, ſtatt ihn zu erweichen; es iſt alſo nicht viel zu machen. Ich ſehe ihn in dieſer Zeit ziemlich oft, und lerne ihn durch manche vertrauliche Mittheilung von neuen Seiten kennen. Er iſt in ſeiner Seele liebenswürdiger, als man gewöhnlich nach manchen Aeußerungen, unter deren Schärfe ſein empfängliches Herz ſich verhüllt, zu glauben geneigt iſt. In Gelehrſamkeit und Litteratur aber iſt er ein erſter Held, deſſen Thaten und Einwirkungen ich von Tag zu Tag größer erkennen lerne. Eine Ueberſicht, welche Vorleſungen er gehalten, welche Schüler er gehabt, welche Briefe gewechſelt, welche Theilnahmen bewieſen, würde das lebensvollſte, ſtaunenswürdigſte Bild gewähren. —

Ihre Frage wegen Luden's Geſchichte des Mittelalters veranlaßt mich, Ihnen das Buch zu ſchicken; Sie geben mir kein anderes Mittel, unſere Schriftſachen in's Gleiche zu bringen, da Sie meiner deßfallſigen Anfrage keine Antwort ſpenden! Der Buchbinder hat die Druckbogen in ſendbaren Stand gebracht; aber doch ſchicke ich erſt Einen Theil, damit das Packet nicht durch ſeine Größe Anſtoß gebe. Den andern Theil ſchicke ich mit erſter Gelegenheit, die vielleicht Herrn Geheimerath Schöll's Abreiſe bietet, nach. Auch ein Heft von Hrn. Profeſſor Buchholz deutſcher Monatſchrift habe ich für Sie liegen, um eines Auszuges willen aus der Schrift des Hrn. Thiers, den vielleicht dieſer Anblick erfreut und anregt. —

Mit meiner Geſundheit geht es ein wenig beſſer; Herr Dr. Ehrhard wußte die Sache im erſten Augenblick richtig anzufaſſen. Auch Rahel ſetzt unter gutem Anſchein eine verordnete Hausbadekur fort. Die Hitze macht uns viel leiden. Ueber eine Reiſe iſt noch nichts beſtimmt; ich habe jedoch Hamburg im Auge. Nach dem Rhein, oder gar nach Paris, wohin ich o wie gern wieder einmal möchte, muß ich

ſtänden nicht nur ſtatthaft, ſondern auch nothwendig und erſprießlich für alle Theile.

Doch dieſe naturkräftige, geiſtreiche, in ihrem hohen Sinne bis zur Großartigkeit freie und muthige Frau, die ihren Anlagen gemäß berechtigt war, einen großen Kreis zu beherrſchen, hatte bei aller ſonſtigen Ueberlegenheit, nach Einer Seite hin, eine unbewachte Schwäche; hier drang Fremdartiges unwiderſtehlich auf ſie ein, und zerrüttete, auf ihr ganzes Leben hinaus, den Zuſammenhang und die Entwickelung ihrer ſonſt mächtigen Eigenheit. Nämlich Fouqué's Talent, welches durch die Gunſt vieler Freunde und der Zeitumſtände außerordentlichen Erfolg erlangte, imponirte ihr, ſie ordnete ihre Fähigkeit ihm unter, ſie ging in ſeine Richtung ein, ſie ſtrebte ihm nach. Da jedoch Fouqué, nach Art des Don Quijote, ſeiner poetiſchen Einbildung immer mehr auch ſein wirkliches Leben verſchrieb und widmete, und Ritterthum und Adelsweſen und Mittelalterſitte nicht nur in Liedern, ſondern auch in der Welt auf's höchſte behaupten wollte, da hiemit alle ſchneidenden Standesvorurtheile, äußerlicher Religionseifer und erhitzte Hof- und Herrſcherverehrung mit vielfach hohlen und darum nur deſto gewaltſamern Anſprüchen wieder aufgenommen wurden, ſo eignete auch Frau von Fouqué ſich dieſes alles, was ihr ohnehin nahe genug ſchmeichelte, in ihren Büchern und in ihrem Leben begierig an, und gab ihm nach der Stärke ihres Weſens, einen herbern und vorgreifendern Karakter, als es bei Fouqué's weicher Sinnesart und Perſönlichkeit je haben konnte. Sie lebte nun meiſtentheils am Hofe, und ihre künftige Rolle war hiemit unabänderlich feſtgeſetzt. Sie hatte ihrer wahren Eigenheit und Kraft entſagt, ſie war aus einem ſelbſtändigen, gegen die gemeine Welt zur Gegenwirkung berufenen Geiſt ein unter-

geordneter geworden, aus einer Freien eine Dienſtbare; die Entwickelung ihres urſprünglichen Talents erſtarb in der Nachahmung fremder Gaben und Richtungen. Den Widerſtreit, zu welchem ihre Natur gegen ſo manche äußerliche Einrichtung und feſtgeſetzte Meinung getrieben war, mußte ſie verläugnen, und ihre innerſte Wahrhaftigkeit aufgeben. Die Folgen dieſer verblendeten Anſicht und Wahl zeigten ſich bald. Während Fouqué's Gedeihen und Ruhm noch eine Weile ſtiegen, blieb Frau von Fouqué in eben derſelben Richtung ſchon immer mehr hinter ihm zurück; alle Hülfsmittel des äußern Anſehns, des geſellſchaftlichen Reizes, konnten dieſes Mißlingen nicht verbergen. Als nun aber Fouqué ſelbſt in ſchneller Folge ſank, und zuletzt ſein erſchöpftes Talent anſtatt Beifall nur Mißachtung und Verſpottung fand, da war die Schriftſtellerei der Frau doppelt verloren. Der freien Geiſtesbildung, dem litterariſchen Fortſchritte fremd geworden, fand ſie in dieſem Gebiete weder Anhalt noch Bedauern. In den Kreiſen aber, um derentwillen ſie ihr Aechtes und Beſſeres verläugnet hatte, mußte ſie den entſchiedenſten Haß und Hohn erfahren. Ihre Kraft erhielt ſich perſönlich wohl noch geltend, doch nicht ohne Anſtrengung und oft rohen Kampf. Ihre urſprünglichen Vorzüge mochten bisweilen noch hervorblitzen, ihre Anſichten ſtellenweiſe freier werden, ihre wahren Anſprüche und tiefen Bekenntniſſe in manchen Augenblicken muthiger auftauchen: im Ganzen aber konnte ſie die Schiefheiten und Uebelſtände ihrer falſchgewählten Richtung nicht mehr überwinden.

Frau von Fouque hatte in ihrer früheren Zeit ſich mit großem Vertrauen zu mir, mit herzlicher Hingebung zu Rahel gewendet. Durch die Ereigniſſe und dann durch die wachſende Verſchiedenheit und Entgegenſetzung unſerer

Richtungen wurden wir bald und auf längere Zeit uns einander fern gehalten. Doch fand nie eine ausgesprochene Entzweiung Statt. Nur vergaß uns Frau von Fouqué während ihres Hoflebens, wie alle andern frühern Freunde, die ihr nicht auch in jenem Kreise begegneten. Sie suchte zwar, als sie uns auch in Bezug auf diese Verhältnisse doch günstiger gestellt sah, als sie vermuthet hatte, die Bekanntschaft wieder anzuknüpfen, allein es wurde ihr nicht genug erleichtert, und sie ließ in dem Bemühen bald wieder nach. Ihre gute Meinung und ihr festes Zutrauen dauerte unerschüttert fort. Dies zeigte sich in bemerkenswerther Weise durch ihre letzten Briefe an mich, in welchen der edle Geist und gute Sinn unverkennbar sind. Aber auch diese Berührung verlor sich bald wieder ohne Frucht.

In ihrem persönlichen Ehrgeize vielfältig zurückgesetzt, auch durch die noch wenig glänzenden Verhältnisse ihrer Kinder keineswegs befriedigt, als Frau veraltet, und als Schriftstellerin vergessen, in ihrem Aufwande beschränkt und wegen der Mittel dazu oft beunruhigt, mit schmerzlichen Krankheitsleiden kämpfend und von dem Leben wenig mehr hoffend, starb Frau von Fouqué in Nennhausen, wo sie nach einem in Berlin gestört und leidend hingebrachten Winter, Ruhe und Genesung suchen wollte. Fouqué beweinte sie heftig, und ihre leider zuletzt wegen einiger Erbansprüche mit ihr streitig gewesenen Kinder betrauerten tief den Verlust. Aber in der Hofwelt und im Publikum ging ihr Tod spurlos vorüber. Niemand erwähnte ihrer nur, keine Zeitung hatte ein paar Zeilen für sie. Es war dies eine der demüthigendsten Wahrnehmungen, die mir je vorgekommen!

Aus ihren Briefen wird man die Bedeutung und den Werth der wahrhaft ausgezeichneten, und in ihren Irr-

äufen doch mehr zu bedauernden, als zu beſchuldigenden Frau näher einſehen, und die ſchönen Gaben nicht verkennen, die ihr beſchieden waren, und durch welche ſie eine deutſche Stael hätte werden können, wenn ſie ihren wahren Standpunkt, den des Gegenkampfes anſtatt des Verfechtens, zu erkennen und zu behaupten den Muth gehabt hätte. Die Verbindung der Briefe an mich mit denen an Rahel ſchien hier durch den Zuſammenhang geboten.

Frau von Fouqué an Varnhagen.

Nennhauſen, 1810.

Es geſchieht den Frauen zwar oft, daß ſie eine Freundlichkeit des Herzens hegen, ohne daß der Geiſt gerade eine deutliche Sprache dabei führte, doch der umgekehrte Fall iſt ſelten oder nie. Was wir anerkennen das lieben wir auch, und wenn die beſtechliche Regſamkeit wie Verletzbarkeit uns im Guten wie im Böſen zu Trugſchlüſſen verlockt, ſo kann die hervorgetretene Wahrheit, wenn ſie wirklich als ſolche in uns klar wird, nicht theilweiſe herrſchen, und von der Achtung die Freundſchaft und das innige Wohlwollen ausſchließen. So war denn mein neuerlicher Gruß einer Freundin Gruß, und als ſolche reiche ich Ihnen auch jetzt die Hand, und es ſei Friede und ruhiges Verſtehn unter uns!

Das bewegtere lebendigere Leben hat viel an Ihnen erzogen, das vergoſſene Blut für die edelſte Sache manchen Erdenſtaub von Ihnen abgewaſchen. Sie ſtehen anders, weniger ſtarr, weniger dunkel kalt und doch zuſammengezogener in dem Kern des Seins, in dem feſten Mannesſinn vor mir. Mit dem Blitzen des Schwertes iſt Ihnen

die Richtung Ihres innerſten Willens aufgegangen. Sie wollen nicht mehr mit höhnendem Spott über die Menſchen herrſchen. Der Streit des Lebens iſt Ihnen ein anderer geworden. Ernſt, tiefſinnig, voll Mitleid und Liebe für die Welt, ringen Sie im eignen Kreiſe um die Bahnen Anderer, und bewahren Ihre Selbſtſtändigkeit, welche Ihnen die Ordnung und den Frieden des Lebens ſichern ſoll. Es giebt nur einen Weg für Jeden. Ich glaube Sie haben den Ihren gefunden.

Laſſen Sie ſich meine Begrüßung gefallen, und nehmen Sie ſie wie alle gute Worte in den neu erſchienenen Erzählungen von mir, als Boten und Geſandten eines freundlichen Herzens an alle Gutgeſinnte und mir im Geiſt wie in der Freundſchaft Vertrauete, gütig auf.

Caroline.

Frau von Fouqué an Varnhagen.

Nennhauſen, den 26. Mai 1811.

Ich muß Ihnen über mein mythologiſches Handbuch Auskunft geben, um Sie dann bitten zu können, es Cotta oder irgend einem zuverläſſigen Buchhändler anzubieten.

Es umfaßt die griechiſche und nordiſche Mythe, iſt in Briefen und vier Haupttafeln ſo eingetheilt, daß die Tafeln den Urſprung, die Verzweigung und Fortentwicklung der Symbole in allgemeiner Ueberſicht und Bedeutung darlegen, die Briefe aber möglichſt in das innerliche Weſen eingehen und bis zur dunkelſten Ahndung des Geheimnißvollen hinaufſteigend, den ganzen Kreislauf intellektuellen und Natur-hiſtoriſchen Organismus, als Ein und daſſelbe durchlaufen.

Der Mythos der beiden genannten Völker, zerfällt, jeder Einzelne zuerſt, in drei Tafeln, welche Tafeln der Schöpfungsgeſchichte oder der Anſchauungs-Mythe genannt werden, und denen die Vierte, der Heroen-Mythe folgt, und zwar aus Gründen, welche in den vorhergehenden Briefen entwickelt wurden, und im Allgemeinen dieſe ſind: daß jedes Werden, das Allumfaſſende wie das Beſondere, das Natur- oder Menſchenleben, ſich in drei Hauptmomente der Organiſation abſtuft, nämlich, des erſten Regens nach Selbſtheit, welches ein dunkel ſehnendes Träumen im Schooße des Ewigen genannt werden möchte, des Zweiten als der Behauptung der Selbſtheit in Kampf und Streit, und des Dritten, die Unterwerfung des Einzelnen in den Zuſammenhang des Ganzen, der ſtill waltende Gedanke, das Geſetz die Naturnothwendigkeit. Dieſen ganzen Cyklus der Naturentwicklung umfaßt der Menſch ahndend, indem er ſelbſt auf der erſten Stufe ſeiner Entfaltung ſteht, und im ununterbrochen heiligen Verkehr mit dem Gott tiefſinnig zurückſchaut, und ihm alles wird und iſt durch ſeelige Mittheilung. Wie er aber aus den Anſchauungen herausfällt in die eigene Thätigkeit, wird der Mythos geſchichtlich, und die Heroen-Zeit beginnt. —

Das ganze Werk wird vielleicht dreißig bis fünfunddreißig Druckbogen ſtark. Ich wünſche für den Bogen einen Friedr: — Sehnlich wünſche ich, daß es vor dem Winter erſcheint. Sie ſind gütig, geſcheut, ſachkundig, Sie werden alles wohl machen.

Ich denke mir Sie gern in Bekanntſchaft und Freundſchaft mit Pfuel, den ich ſehr, ſehr lieb habe. Grüßen Sie ihn herzlich und ſein Sie wie er mein Freund. Sie ſind es zwar mehr, als ich es an Ihnen verdiene. Ihre Worte über die Frau des Falkenſtein ſind beſchämend

großmüthig. Doch ſieht der Teufel einmal ein klein Bischen aus dem Buſch. — Die Rache war billig und deßhalb mild, weil ſie Wenigen bemerkbar wird. Ich denke unſer Krieg iſt nun für immer beendet.

Ihre

dankbare Caroline Fouqué.

Frau von Fouqué an den Oberſten Grafen von Lehndorff.

Nennhauſen, 1811.

Klara bittet und quält mich, Dir zu ſchreiben — die will von Dir hören, von Dir wiſſen. Niemand nennt uns Deinen Namen. Niemand kennt Deine Verhältniſſe. Fremd in Deinem Hauſe, wie in Deinen Umgebungen, wiſſen wir kaum, daß Du lebſt. Du ſelbſt haſt vielleicht jene leichten Wallungen vorüberfliegender Erinnerung längſt unterdrückt, weil Du vernünftig nennſt, was auch wohl nur bequemer iſt. Deßhalb ſchweigſt Du, und wirſt dieſen Brief ſo wenig beantworten, wie einen den ich früher nach . . . in Deines Vaters Hauſe adreſſirte. Indeß ich thue dem Kinde den Gefallen. Der Freund täuſcht wie der Geliebte. Und wie ich früher auf alles Glück Verzicht that, ſo muß ich jetzt der Theilnahme entbehren.

Ich lege ein Buch in Deine Hände, das ſich Jahre hindurch, durch viele Kämpfe, mir zu einem Ganzen bildete. Du wirſt mich darin wiederfinden. Es iſt mein Bild in fremder Tracht.

Sonſt hatten die Burgen unſrer Altväter Schutzheilige, die ſie, wie unter ſich waltend und lebend, liebten. Laß die „Frau des Falkenſteins“ die Heilige Deines Hauſes

ſein, die Vermittlerin zwiſchen Dir und dem Himmel, die mit meinem Herzen ſeinen Schutz für dich erfleht.

Anmerkung von Varnhagen. Klara von Rochow, ſpätere Generalin von Pfuel, war eine Tochter des Grafen von Lehndorff, und wußte es.

Frau von Fouqué an Rahel.

Berlin, Januar 1812.

Liebſte Rahel, ich war geſtern bei Ihnen, entſchloſſen den Abend von 6 bis 11 Uhr bei Ihnen zu bleiben; es war der einzige Abend, den ich hatte. Nun iſt das vorbei! Bitte, erlauben Sie mir, dieſen Mittag mit Klara bei Ihnen zu eſſen; ich will auch gewiß recht liebenswürdig ſein; ich kann Sie ſonſt gar nicht, aber gar nicht mehr ſehen! Klugen Leuten, wie wir, verſchlägt ja die Tageszeit nichts.

Karoline von Fouqué.

Frau von Fouqué an Rahel.

Nennhauſen, Anfangs März 1812.

Robert will, ich ſoll Ihnen ſchreiben, liebſte Rahel! Ich thue es von Herzen gern, wird es Ihnen auch lieb ſein? Ich redete gern oft mit Ihnen, ich denke mir es ſehr möglich, daß wir einander verſtänden, nicht ſo in den allgemeinen aus- und abgeſprochenen Weltanſichten, nicht in den abſoluten Hauptſachen, nicht in den großen Weltaccorden, aber in den einzelnen Tönen, in dem Schrei, der plötzlich der Bruſt entfährt, von dem der Andere gleich

faſſen muß, wie er in den Weltaccord hineinklingt. Wie Wenige wiſſen das!

Sie ſchreiben nicht gern, Sie reden lieber mit den Freunden. Sie haben Recht. Für die meiſten Menſchen paßt das Schreiben nicht. Für mich wohl. Ich bin zerſtreut, unklar, dumm im Reden, wenn mich nicht grade etwas leidenſchaftlich anregt. Im Schreiben rege ich mich ſelbſt an, ich fühle und ſammle mein Innres, ich ſage beſſer was ich ſagen möchte. Die Schranke thut mir überall wohl! Ich kann mich leicht verlieren. Ich habe mich unzähligemal verloren. Aber ich finde mich wieder. Das iſt gut, aber macht nicht gut. Sehn Sie, das war ſolch ein Schrei! Haben Sie ihn verſtanden?

Wir ſind recht betrübt, daß Robert abreiſt. Er iſt allen lieb geworden. Er iſt gut, recht gut! Sein letztes Trauerſpiel gefällt mir ſehr wohl, weil es durchaus wahr iſt. Robert hat einen hiſtoriſch nothwendigen Standpunkt, darum gehen auch die Ereigniſſe aus einer innern Nothwendigkeit hervor. Es iſt geſchichtliche Natur darin, darum hat es eine wirkliche wahrhafte Gegenwart. Und doch fällt die Gegenwart nicht wie Blei in die Seele; die Perſpektive iſt beobachtet, treten gleich die Verhältniſſe nahe, ſo ſind ſie doch nicht mit ängſtlicher Genauigkeit ausgemahlt, ſie gehen aus- und ineinander wie das Leben, das Lebendige darin iſt die ewige Naturpoeſie, die iſt und wird immerfort, deßhalb bringen die Ereigniſſe etwas hervor, das zwar dieſen Kreis ſchließt, aber neue eröffnet, denn dahinter ſpielt die Welt ungehemmt, und arbeitet im Herzen des Leſers und Zuſchauers ihr ſchreitendes Daſein fort.

Ich ſchreibe jetzt wieder einen Roman. Ich lebe darin. Ich wünſchte, ich könnte ihn mit Ihnen leſen! Wenn er fertig iſt, erhalten Sie ihn. Sagen Sie mir dann, wie er

Ihnen erscheint? Man kann sich niemals selbst trauen! Es ist auch schwer, und deßhalb sollte man Freundes, ja aller Menschen Urtheil erbetteln, denn in dem Vielen liegt etwas.

Kämen Sie wohl einmal im Sommer hierher? Sie sollten es thun. Wir könnten viel von und durch einander erfahren!

Der Gott aller Guten sei mit Ihnen.

Ihre

Karoline.

Frau von Fouqué an Rahel.

Nennhausen, den 13.

Soll ich Ihnen in dieser unruhigen Zeit schreiben! soll ich Ihnen von den Unannehmlichkeiten erzählen, die hier und überall das Gemüth niederdrücken, das Herz zusammenpressen, das Leben verbittern! Liebe Rahel! Ich bin jetzt oft bis zu Thränen betrübt. Ich füge mich sonst leicht in das Unabänderliche, aber es ist als könnte ich mich hierein nicht fügen. Lassen Sie sich von Neumann sagen, wie es hier ist, wie ein ganzer Etat-major das Haus einnimmt, wie man nur leere Worte hört, und gemeine, insolente Physionomieen seiner Unterdrücker sieht, während das Elend, der verschüchterte Gram neben einem her schleicht. Mein geläufiges Französisch zieht mir immer die Unterhaltung auf den Hals. Ich spreche und spreche, und wenn der Tag zu Ende ist, dann habe ich nichts gesagt, dann bin ich so müde, daß ich nicht mehr kann. Man hat in der Stadt keinen Begriff von der Last solcher Einquartirung auf dem Lande. Die Leute rühren sich einem nicht von der Seite. Und dazu spielen wir des Abends Lotto! Lotto! Liebe Rahel,

mir einſtweilen noch verſagen! Dieſen Sommer verſpätet mich insbeſondere noch in meinen Reiſeplanen die litterariſche Arbeit über Goethe, deren Druck ich ſelbſt beaufſichtigen muß. Ihr Name, verehrteſter Freund, ziert bereits gedruckt ſeinen Platz; mir iſt leid, daß des vortrefflichen Einſiedlers Name in dieſer mir ſo werthen Reihenfolge fehlen ſoll: Sagen Sie, ich bitte, dem verehrten Grafen meine innigſten Grüße! In einem ſchleswig-holſtein'ſchen Magazin von Carſtens und Falk (Schleswig, 1821) finde ich die bekannte Schrift „Einige entferntere Gründe für ſtändiſche Verfaſſung, Leipzig, bei Rein, 1816" als ein dortiges vaterländiſches Erzeugniß angeführt und dem Profeſſor Hegewiſch zugeſchrieben. Ich habe mir einen andern Verfaſſer feſt eingeredet. —

Sie haben doch mit meinem Briefblättchen vom 9. vorigen Monats auch ein Buch „Tragödien von H. Heine" empfangen? Im dichteriſchen Fache hat die letzte Meſſe nichts Merkwürdigeres gebracht, obwohl der Inhalt nicht jedes Gemüth anſprechen wird. —

Rahel bringt mir eben beifolgenden Brief zur Einlage; wieder in der beliebten Wechſelform! Ich ſchüttle den Kopf dazu; ſie meint aber, es ſei gut ſo! —

Leben Sie wohl, theurer Freund, und bleiben Sie der treuen Geſinnung verſichert

Ihres herzlichergebenen

K. A. V. v. E.

das dummſte, inſipideſte Kinderſpiel! und das iſt noch tröſtlich gegen die abgeleierten Späße, die heute wie geſtern und morgen wiederkehren.

Den 22.

Sie ſehen aus dem Vorigen, wie leicht mich das Leben ſtören kann, wie ich im herannahenden Alter nichts von der unglücklichen Erregbarkeit verliere, die ſo oft ſchneidend in die Ordnung und das Maß meiner Gefühle griff, und der geträumten Konſequenz der Vernunft einen böſen Streich ſpielte. Vernunft und individuelle Natur! wie hart ſtoßen ſie oft zuſammen! Es iſt nicht ſchwer, in Momenten, wo ſich alles um und in uns ruhig fügt, weiſe zu ſein! Aber, liebe Rahel, in Zeiten, wo ſich das Schickſal vorgenommen zu haben ſcheint, uns außer Faſſung zu ſetzen, da gilt es dieſe zu behaupten!

Menſchen, die ſich gegenſeitig wahr zeigen wollen, ſollten ſich grade in der lebendigern Bewegung ihres Innern einander mittheilen. Da redet man, wie man zu ſich ſelbſt redet, heftig, unvernünftig vielleicht, aber der leidenſchaftliche Affekt prägt doch zugleich die ganze Eigenthümlichkeit des Menſchen aus. Man begreift, was er ſtets geneigt iſt in ſich zu wünſchen, zu wollen, was ihm das Leben eigentlich iſt, was er von ihm verlangt, was er darin ſein möchte; kurz, man fühlt in dem Leid und der Freude eines Befreundeten dieſen ſelbſt, wie ihn die Sterne, wie ihn Gott, wie er ſich ſelbſt bildete.

Ich ſchreibe gern in ſolchen Augenblicken. Ich ſchreibe auch jetzt in einer ähnlichen Stimmung. Mein Herz iſt beengt. Ich bin unruhig; durch tauſend Sorgen gequält. Robert hat Ihnen vielleicht geſagt, daß ich meinen älteſten Sohn erwarte. Er kommt nicht, er ſchreibt nicht, die Ferien gehen vorüber. Ich warte Tag und Nacht auf ihn.

Kennen Sie die Qual, wenn man bei jeder raſch geöffneten Thür zuſammenfährt, und ſich ſagt: er iſt es nicht, und es doch glaubt? Sehn Sie, ſo fahre ich des Tags wohl zwanzigmal zuſammen, des Nachts träume ich unzuſammenhängend, toll und verworren durcheinander, und erwache betäubt. Es giebt nichts Schredliches, was ich mir nicht als möglich denke, was auch wirklich geſchehn kann, was indeß nur die Phantaſie, niemals das Gefühl, begreift, ſonſt könnte ich hier nicht mit gebundenen Händen und verbundenen Augen daſitzen, und in die ungewiſſe Nacht des Unglücks hinein ſehen ohne zu handeln. Das höchſte Gut meines Lebens, meine Kinder, die erhalte mir mein Gott! Von der Seite bin ich unangefochten geblieben, es iſt das Einzige, was in reiner, wahrhafter Beziehung zu mir daſteht. Hier bin ich, wie die Natur, treu und rein. Ich weiß es nicht, wie ich — laſſen wir das! Gott bewahre mich vor dem Unglück!

Wie ich das verſtehe, wenn ich ſage, ich habe mich verloren? Liebe Rahel! Es liegt am Tage. Ich habe ein leidenſchaftlich, heftig Gemüth, und dabei ein eingeborenes, unbeſtechliches Gefühl, ja einen maſchinalen Takt für Naturordnung. Ich habe nie geliebt, ohne an Ehe zu denken. So habe ich Verbindungen geſchloſſen, zerriſſen, neue geknüpft, mich ſelbſt, wie mein Herz veräußert, mich und Andere getäuſcht, wie ſtets die Leidenſchaft es thut, Menſchen, edle Menſchen verlockt, und niemand, mich am wenigſten, beglückt. Daß ich zur Erkenntniß gekommen bin, iſt gut, daß ich mich wiederfand, verſtehe und beſitze, iſt es auch, aber wenn ich weiß wie es zuging, wie es war, wie es iſt, ſieht es darum auch der Andere ein, und macht es gut, wenn ich Einem mein Herz gab, und bald darauf ſage: armer Freund, ich glaubte, es ſei Leben darin, ich

irrte mich, es ist lange, daß es schlug, es täuschte mich durch krankes Zucken, nun weiß ich, es ist todt. Wird er es glauben, und wird er nicht an dem armen Herzen drücken und pressen, um es wenigstens krankhaft zucken zu sehen? und kann das seine dabei freudig schlagen? Macht dies Wiederfinden gut? Ist die That nicht bloß darum unrein, weil der Wille verwirrt war? Wo ist Reinheit ohne Klarheit? Und was ist Sünde, wenn es nicht Verwirrung in der Erkenntniß des Rechten und Mangel der Kraft im Festhalten desselben ist? Fühlen Sie, wo es mir fehlt, und wo ich fehlte? Ich könnte mich und Andere überreden wollen, eine starke Natur habe sich durch willkürliches Verstehn der einigen Gesetzlichkeit in mir zuerst frei machen müssen, um sich durch sich selbst zu begründen. Niemand würde es mir indeß glauben, so wenig als ich es glaube. Die Zeitentwicklung spukte in mir wie in tausend Köpfen; das ist das Wahre von der Sache. Ich bin, wie sehr viel andere, regsame Menschen, durch fremde Einwirkung umgetrieben worden, und falsche Verstandeskonsequenz, unverdaute Philosophie, gemachte Religiosität, an mich gerissener Katholizismus, und katholische Poesie, alles ist momentan der Köder gewesen, mich mir selbst zu veräußern. Unglücklicherweise spielte mir das Schicksal dabei in die Hände, und diese Stimmungen veranlaßten Begebenheiten, die zu wirklichen Thaten wurden. Hier der Schrei über das Unabänderliche! —

Grüßen Sie Robert. Er ist ein nachlässiger träger Musje. Meine Widderköpfe sind immer noch nicht angekommen, und eine Gouvernante hat er auch nicht aufgefunden. Halten Sie ihn doch zur Thätigkeit für seine Freunde an. Fouqué läßt ihm sagen, Stephan Schütze in Weimar habe ihm von der Aufführung der Tochter Jephta's

Folgendes geſchrieben: „Ich erinnere mich nur noch, daß das Stück gut unterhielt, aber keinen großen Eindruck machte. Es ſchien mir zuletzt ſo überſchichtig oder romanhaft. Vorzüglich gut nahm ſich die Szene beim Empfang des Vaters aus. Ich würde mehr davon wiſſen, wenn die Aufführung nicht ſchon ſo lange her wäre.“ Robert hat unumwundene Wahrheit gewollt. Da iſt ſie.

Ich ſchicke Ihnen nächſtens einen kleinen Roman: Magie der Natur betitelt. Oder beſſer, laſſen Sie ſich gleich ein Exemplar in meinem Namen bei Hitzig einfordern. Leſen Sie es, und ſchreiben Sie mir nicht eher, als bis Sie geleſen haben. Und dann ſagen Sie, wie Sie denken und fühlen. Mich verdrießt kein Tadel, ſelbſt von Zungen ausgeſprochen, die den Stachel in ſich tragen. Es liegt immer etwas Wahres zum Grunde; und das iſt gut zu kennen. Machen Sie mich auf alles aufmerkſam, was äußerlich wie innerlich Manier werden könnte. Ich haſſe Patentphraſen, und doch ſchlüpfen ſie unvermerkt mit unter. Gefühl und Vernunft, denke ich, finden Sie indeß im Ganzen.

Leben Sie wohl, arme, gute Seele! Lieben Sie mich recht von Herzen. Ihre Freundin

Karoline.

Frau von Fouqué an Rahel.

Nennhauſen, 1812.

Fragen Sie nicht, liebe Rahel, weßhalb ich Ihnen jetzt erſt antworte! Sie wiſſen, wie ſo etwas kommt. Das Kleinliche geht immer neben dem Größern, und man willigt ein, mit ihm zu gehen.

Ich habe es immer im Herzen getragen, daß ich mit Ihnen reden wollte, auch was ich ſagen müſſe und muß. Und nun iſt es auch dazu gekommen.

Sie haben Guſtav liebenswerth gefunden? Ich halte das für billig, und bei Ihnen natürlich. Er iſt durchaus wahr ohne alle Anempfindelei und Anbilderei, (wie gefällt Ihnen das Wort?) vielleicht giebt er der eigenthümlichen Richtung ſeines innerſten Weſens zu ſehr nach. Das Eigenthümliche kann auch bei edlen Naturen einſeitig und dann, mindeſtens, langweilig werden. Auch das Beſte im Menſchen fordert unaufhörlich eine höhere Durchdringung, und deßhalb kann man ſich auch des Beſten nur beſcheiden freuen. Aber freuen muß man ſich, das iſt einmal gewiß, bei ſo viel Anlage, Ein- und Umſicht, und ſo herzlichem Gefühl! Er iſt noch bei mir! Wir haben miteinander viel im Innern und Aeußern in dieſer Zeit erlebt! Vielleicht kommt er vor ſeiner Abreiſe nach Göttingen noch einmal nach Berlin. Sie ſehen ihn dann gewiß.

Ich käme auch gern einmal wieder nach Berlin. Aber das läßt ſich nicht immer ſo machen wie man will. Vor dem Winter wird wohl nichts daraus werden. Wir verſtändigten uns dann auch über die ſtreitigen Punkte in meinem kleinen Roman. Liebe Rahel, Sie werden mich begreifen, wenn ich Ihnen ſage, daß bei mir alle Wahrheit des Lebens auf dem nothwendigen geſetzlichen Zuſammenhang des Lebens ſelbſt beruhet, Inneres und Aeußeres folglich ſo durch einander bedingt iſt, daß die Magie, welche eines über das andere ausübt, keine willkürliche, keine zufällige, keine gemachte, ſondern eine nothwendige ſein muß. Ihre Anforderung, daß die Liebe durch kein Aeußeres geſchaffen werden ſolle, iſt an ſich richtig, ſobald Sie dieſes Aeußere als ein Zufälliges betrachten, als ein Vereinzeltes,

was ſo oder ſo durch Umſtände gemacht werden könne. Nehmen Sie aber einmal den Fall anders an. Betrachten Sie die Wechſelwirkungen im Leben als innig verwachſen, und aus einander wachſend, folglich organiſch; was iſt denn aller Zauber der Natur anders, als ihr unſichtbares Walten in jenem unbegriffnen, geſetzlichen Zuſammenhange? Und was iſt Zauberei, wenn es nicht der plötzliche prophetiſche — durch Inſtinkt oder Wiſſenſchaft erzeugte — Hineinblick in dieſen Zuſammenhang iſt? Da aber dieſes Hineinblicken immer nur menſchlich, das heißt beſchränkt bleibt, ſo iſt alle Zauberei Sünde, und die Religion verbietet ſie als ein einſeitiges Beziehen, ein berückſichtigtes Gewaltanthun der Naturordnung. Was abſichtlich erzwungene Liebe ſein kann, wiſſen wir wohl beide, ſie entſteht aus Mißgriffen, und erzeugt Verwirrung, beides wollte ich im Gange der vorliegenden Geſchichte ausdrücken. Ich weiß es, wir können uns mit drei Worten nicht verſtändigen, und darum möge auch das Weitere auf ſich beruhen. Ihnen gnüge es vor der Hand nur, daß ich mir wirklich bei jenem Buche etwas dachte, und daß es kein zufälliges Produkt eines vorübergehenden Zeitmoments oder einer Stimmung war, und mir die Liebe als das Element des Lebens heilig iſt.

Es iſt ſeltſam, daß ſich Menſchen in vielem und nicht in allem, oft nicht in der Hauptſache verſtehn! Dies beweiſt recht für die Unergründlichkeit des menſchlichen Seins. Man glaubt häufig Perſonen zu kennen. Die ausgeſprochenen Richtungen liegen wie das Gerippe eines Blattes beſtimmt und genau vor uns, aber was dazwiſchen iſt, das vermittelnde, weiche, das lebendige Element, überſehen wir. Deßhalb theilen wir die Menſchen ſo falſch in gute und böſe, ſelten ſind ſie beides abſolut. Kräftige Naturen ver-

miſchen ſich ſchwer, indeß leichte unbemerkt eine in die andere überfließen.

Robert iſt in Poſen? — Ich will warten, bis er zurückkommt, um ihn an ſeinen Auftrag zu erinnern. Sie will ich nicht damit ängſtigen und verwirren. Es intereſſirt mich ohnehin nicht beſonders mehr!

Wie leben Sie jetzt? Ich denke nicht ſehr heiter. Ihnen fehlt etwas Großes zur Glückſeligkeit, das fühle ich wohl. Ihr Herz füllt die Freundſchaft nicht aus. Es kann Sie auch nicht befriedigen, daß man alt und kalt und ruhig wird. Das Leben lacht nicht jedem; auch kann nicht jeder über das Leben lachen. Vielen ſchneidet es Wunden in das Herz, daß es ſchreien muß! Wenn wir nur die Abſicht des Lebens begreifen, dann iſt es am Ende doch gut, und jede Prüfung wird eine Blume im Märtyrerkranz!

Was macht Marwitz? Er iſt ein ſchäumender Wein! Die fixe Luft ſteigt über das Gefäß hinaus. Er hat noch nicht Raum gefunden in der Welt, und weiß nicht, wie er ſich mit ſeinem praktiſchen Streben zu dieſer ſtellen ſoll; deßhalb iſt er unwohl, und ſchneidet in Gemüth, Meinungen, und Lebensrichtungen, ſcharf ein. Man fürchtet ihn.

Varnhagen kommt zurück? Was wird es mit ihm?

Fouqué grüßt. Ich glaube er iſt durch Sie gekränkt. Dichter wollen von Freunden wie von der Welt verzogen werden.

Grüßen Sie doch Neumann ſehr freundlich. Ich ſchreibe ihm nächſtens; er weiß weßhalb!

Adieu Liebe! Gott behüte Sie. Ihre Freundin

Karoline Fouqué.

Frau von Fouqué an Rahel.

Nennhausen, den 1. Februar 1813.

Sie waren bei mir, wir haben uns verfehlt, ich konnte nicht wieder zu Ihnen kommen, und so haben wir nicht miteinander geredet! Sie hatten mir viel zu sagen! Werden Sie sich überwinden es schriftlich zu thun? Wird das gehn? Versuchen Sie es einmal.

Varnhagen konnte mit mir sprechen, er wollte aber lieber schreiben, vorzüglich in Beziehung auf die Frau des Falkensteines und meine Individualität. — Er soll das bald thun, er soll überhaupt schreiben, recht viel, auch von dem, was in der Welt vorgeht. Der Ausdruck aller innern Bildung ist die That, darum ist mir das Historische, und namentlich das Historische der Gegenwart so viel! Ich kann den Muth bei aller scheinbaren Ruhe noch nicht fallen lassen. Gott hat so Großes gethan, umsonst ist nicht eine Million Menschen umgekommen, elend geworden, verarmt, es muß noch viel geschehen!

Den 12.

Es reist einer unserer Nachbarn, Hr. von Bredow, nach Berlin, er nimmt Ihnen diesen herzlichen Gruß mit, liebe Rahel. Lassen Sie Varnhagen doch gleich rufen, bitten Sie ihn recht herzlich in meinem Namen um ein paar vernünftige Zeilen. Er soll nur Donnerstag mit der Post nach Neunhausen schreiben. Ich traue den Kaffeehäuser-Gerüchten nicht. Er ist vernünftig, er prüft und sieht zu, ehe er spricht.

Grüßen Sie Robert. Er hat sich sehr vornehm rar gemacht in Berlin. Er soll schreiben.

Adieu liebe Rahel. Sagen Sie mir bald, was Sie auf dem Herzen haben. Ihre Ihnen ergebene

Karoline.

Frau von Fouqué an Varnhagen.

Neunhausen, den 10. Februar 1813.

Ich bin heut sehr erschüttert, sehr weich; was wir lange träumten, wird nun wahr, tritt uns ganz nahe. Der Aufruf des Königs an die Freiwilligen zieht Fouqué von hier fort, auch meinen ältesten Sohn, auf den ich gerechnet hatte, treibt die Ehre, das Recht, die Gottessache in andere, in ungekannte Verhältnisse, der Jüngere ist schon bei der Armee. Ich bleibe sehr allein. Indeß hoffe ich soll niemand Zeit haben an sich zu denken; und ich freue mich, daß so viel Muth und Ehrliebe in mir ist, daß ich mich schon jetzt sehr oft ganz vergessen kann. Man darf auch den Blick nicht allzulange von den allgemeinen Angelegenheiten abziehen, man muß sie immer im Auge behalten, um sich vor sich selbst zu behaupten. Es gilt jetzt etwas Höheres als die laxe Gewohnheit des Alltagslebens. Und sollten auch alle bestehende Verhältnisse zerrissen werden, es wird doch etwas geschaffen; wie das aussehen wird? weiß ich nicht, aber es ist doch Idee in dem Thun und Gestalten des Augenblicks, und das muß Trost und Beruhigung geben. Gewiß ist es, mir droht eine trübe Zeit, und glauben Sie mir, eine Umgestaltung alles bisher Bestandenen. Der Mensch tritt nie auf dieselbe Weise in seine Umgebungen zurück, als er sich davon losriß. Er reißt dabei so vieles ab, was nachher nicht wieder zusammenpaßt, die Zeit nagt an den Fäden der alten Verbindung, sie werden mürbe und lassen sich nicht zusammenknüpfen. Ich habe das oft erlebt! Das Gewesene kehrt nicht wieder. Das Neue kann besser sein, aber ich bin nicht mehr jung genug mich darauf zu freuen. Vieles drückt und preßt mich in dieser Stunde, was niedergekämpft sein will. Ich will zu etwas Anderm übergehen.

Sie erhalten hier einen kleinen Aufsatz von mir über Seckendorf. Sehen Sie ihn durch. Meine Absicht war, ihn in die elegante Zeitung einrücken zu lassen, wenn anders der Inhalt nicht nachtheilig für Seckendorf wirkt. Mir war es nothwendig zu einem Bewußtsein über den konfusen Eindruck seiner Worte und Darstellungen zu kommen. Jetzt bin ich auf dem Reinen damit. Kann es sein, daß er Andern auch dazu verhilft, so lassen Sie den Aufsatz in Gottesnamen erscheinen. Die Ueberschrift müssen Sie aber machen, denn ich weiß nicht wie Seckendorf seine Vorleiungen angekündigt hat, noch überall das Nähere der Bezeichnung. Hitzig wird dann das Andere besorgen. Mein Name darf aber nicht genannt werden. Ich hasse es Frauennamen unter öffentlichen Kritiken zu sehen.

Sie sind wohl recht gut gegen mich gesinnt. Vielleicht überschätzen Sie mich auch. Ich muß mich oft wundern wie es sein kann, daß mich die Welt so ehrend anerkennt. Ich habe gar nichts Glänzendes, Ueberraschendes, nichts von dem was sich unwillkürlich Beifall erzwingt. Mein einziges Verdienst liegt in dem Fleiß und der Ausdauer unermüdlichen Nachdenkens. Es ist viel, daß man mir das so hoch anschlägt.

Werden Sie in Berlin bleiben? Ich fürchte alles wird auseinandergesprengt werden, was durch Sinn und innere Verwandtschaft zu einander gehört. Schreiben Sie mir bald wieder. Mir ist es nöthig, daß Freunde zu mir reden. Grüßen Sie Rahel.

Ihre Freundin

Karoline.

21.

Rahel an Oelsner.

Berlin, Freitag, den 13. Juni 1823.
Vormittag 12 Uhr.

Heißes, helles Wetter, mit decidirtem Oſtwind.

Iſt dies unwahrſcheinlich, ſo iſt's hingegen wahr. Ein ſolch Datum ſetz' ich gern vor den Briefen, als ihren Wetterſtand, als Atmoſphäre, in welcher ſie wachſen; und dadurch für den Verſtändigen, als Kommentar. Als Nachſchrift dieſes Datums ſei nur noch geſagt, daß mir heute mein Schwefelbad ſehr gelungen iſt; ich mich nicht erhitzt, nicht geſchwächt fühle: und nun bin ich richtig bis an den Punkt, von dem mein ganzer Brief ſich herſchreibt, welches Schreiben ich ohne dieſes gelungene Schwefelexperiment gar nicht hätte unternehmen können.

Wie iſt es möglich, in zwei Sprachen ſo vollkommen zu ſchreiben, wie Sie in der Pariſer und Berliner! Sie können wieder fragen: wie iſt das möglich zu beurtheilen, wenn man in keiner es ſo weit gebracht hat, wie das mittelmäßigſt geſchriebene Buch? Das iſt möglich, muß ich behaupten, und will Ihnen den Beweis nicht aufdringen, bis Sie ihn durchaus wollen; demonſtriren kann ich ihn. Außerordentlich ſchön iſt das Buch über Mahomet geſchrieben: der graziöſeſte Stil: gereinigt und ſanft, wie ein angenehmer Bach. Jeder Franzoſe läßt ihn auch gewiß ungehindert durch ſein Haus. Für mich ein großes prestige — ich weiß es nicht auf deutſch geſchwind — und eine große Schmeichelei, daß wir ihnen ſolche Landsleute liefern. Ganz darin eingegangen, wie man zu der Nation zu ſprechen hat, damit ſie einen verſtehe, und wie man anredend zu Einzelnen zu

Frau von Fouqué an Varnhagen.

Nennhausen, den 2. Juni 1813.

Gottlob! der unglückſelige Mai iſt abgearbeitet! Man hofft ſo gern, das Kommende ſoll beſſer ſein als das Vorhergegangene. Ich hoffe zwar im Ganzen ſehr wenig, indeß vielleicht wird doch die entſetzliche Angſt von uns genommen. Mir hat es die Bruſt zuſammengepreßt, daß ich oft in dieſen Tagen zu erſticken dachte. Ich kann nicht ſchreiben, nicht arbeiten, nicht auf einem Fleck ſtill ſitzen. In der Luft, im Felde, im Walde, da wo ich ſonſt nie hinkomme, iſt mir allein erträglich. Ich mag mir nicht eingeſtehen für wen und über was ich beſorgt bin, ich mag mir keinen Gedanken deutlich ausſprechen! Man iſt ſo ungeduldig! ſo voreilig! Im Gebet ſammelt ſich die Seele allein. Aber man kann nicht immer beten, man ſoll es auch nicht, ich am wenigſten! Solch gewaltſames Ueberheben bereitet mir irgend einen nahen Fall! Die Gegenſätze im Leben treten oft ſo plötzlich hervor, mein Gemüth iſt ſo offen, ſo beweglich, ich muß der Demuth wie dem Stolz Zügel anlegen! Gewaltſamer wie um mich ſtritten ſich nie die widerſtrebenden Mächte.

Ich weiß es, all dieſe Unruhe, die mehr dem Allgemeinen als den nächſten Geliebten gilt, wird durch nichts Entſcheidendes gemildert werden. Die gewaltſam hervorquellende Lebensfluth dieſer Zeit wird in ihre Umdämmung zurücktreten, ohne daß ſichtbar das Beabſichtet-Große geſchaffen wäre. Freiheit oder Sklaverei — wo hebt die Erſtere an? wo endet die Letztere? Das Karakteriſtiſche dieſer Lebensperiode iſt, daß nichts in ſeiner eigenthümlichen Scheidung und Gränze hervortritt, das Mannigfaltige ſtrömt ineinander, dieſe Reibung wird nicht mit einem Schlage geſchieden.

Deutschlands Selbstständigkeit beruhet nicht auf dem glücklichen oder unglücklichen Ausgang des Kampfes mit dem Auslande, sie ist in unsrer innern Reife bedingt, und wie weit ist diese gediehen? — Grade so weit, um uns das einsehen zu lassen, was wir wollen müssen! Deßhalb, wie es auch äußerlich enden möge, wir haben einen Schritt vorwärts gethan, und das sei uns ein Trost, wenn es auch mit der Umgestaltung und Feststellung der Verhältnisse ganz anders wird, als wir es jetzt zum Ziele haben.

Dieser Krieg wird auf sehr eigenthümliche, fast beispiellose Weise geführt. Es scheint fast als würden nicht sowohl die Resultate der nächsten wie der folgenden Momente beabsichtigt. Sie haben schreckliche Tage in Hamburg erlebt, ich habe lange für die ehrenfeste, treugesinnte Stadt gezittert. Jetzt sind Sie wohl gerettet. Auch wir waren bedroht. Doch habe ich nie den Muth und die unerschütterliche Zuversicht auch nur auf Stunden verloren. In Berlin hat man sich fast zu schwach gezeigt. Das Gespenst von 1806 spukte dort auf lächerliche Weise in den verstörten Köpfen. Wie wenig würde Moskaus Beispiel dort befolgt sein.

Wir haben das Korps von Czernitscheff in unserer Nähe gehabt und ihn und seine Umgebung oftmals gesehn. Er ist genial und erinnert an Prinz Louis. Mehrere seiner Adjutanten waren mir bekannt und befreundet, unter diesen habe ich mit Vergnügen Marwitz hier im Hause begrüßt. Er war wie immer — halb zufrieden, doch liebt er seinen General, und erwartet viel von ihm, sobald er freier und nach eigner Bestimmung handeln darf.

Den 11. November 1813.

Mit ganz andrem Herzen begrüße ich Sie heute wie damals. Der erste, große Schlag ist geschehen, wir kommen nun wohl weiter. Ich denke diese Zeilen treffen Sie kurz vor oder nach einer entscheidenden Schlacht. Der Kronprinz ist auf dem Wege zu Ihnen. Norddeutschland wird zuerst ganz frei, denn dort sind die wenigsten festen Plätze.

Pfuel wird Ihnen das Nähere über Fouqué sagen. Er ist gesund aus den ungeheuren Schlachten vom 14.—19. zu neuen Kämpfen herausgekommen.

Wir sind hier oft bedroht worden und noch neuerlich war es nahe daran, daß die Mark verheert ward, wenn es dem Feinde gelang die Aakner Brücke zu nehmen. Damals habe ich Stunden der Verzweiflung verlebt, von der ich niemand ein Bild machen kann. Gab es auch etwas Entsetzlicheres! Unsre Armeen jenseit der Saale, der Feind ungehindert vorrückend, alle Festungen noch sein, alles Preußen-, alles Russen-Blut umsonst geflossen, die Freiheit für undenkliche Zeiten in der Geburt erstickt! Ich flehete wie eine Besessene zu Gott, und könnte etwas den Himmel spalten, mein Schmerzensschrei wäre hindurchgedrungen!

Sie sehen, was mein Leben ist, was mich ganz erfüllt. Ich denke nichts als diesen großen Kampf, weniger an seinen äußern Gang als an das, was er uns bedeuten wird, was er schaffen wird, an die ganze durch ihn umgestaltete Richtung des Zeitgeistes!

Ich schreibe gleichwohl einen langen, mir sehr lieben und gewiß mir ganz eignen Roman. Im Frühjahr denke ich wird er gedruckt.

Sein Sie glücklich im Innern und Aeußern. Und kommen Sie wieder nach einer Stadt, wo sie den Franzosen Beute entreißen und wo es türkische Shawls giebt,

so denken Sie an mich. Ich wüßte nicht leicht, was mir von solchen Dingen mehr Freude machen könnte als ein türkischer Shawl! Adieu.

Karoline.

Frau von Fouqué an Varnhagen.

Neunhausen, den 6. November 1813.
Drei Tage nach Empfang Ihres Briefes.

Sie haben recht! zum Aufschreien recht! Mein Denken und Fühlen verhalten sich zu einander wie das heftig bewegte Meer, und der ebene, ruhige Spiegel des Wassers. Dem Einem hingegeben, bin ich leidenschaftliches, inniges, glühendes Leben, heftig, unklar, bis zur Vernichtung hingebend, oder gewaltsam an mich reißend. Durch das Andre gehalten, spiegelt sich der eigentliche Grund des Daseins auf der ruhigen Oberfläche zurück, ich werde ernst in That und Wort, feierlich, melancholisch, oft unbeweglich! — So erscheine ich im Leben, so in meinen Schriften, doch auf alle Weise wahr.

Vielleicht ist der Kontrast zwischen Temperament und Erkenntniß dessen was sein soll, bei wenigen so schneidend, daher ähnliche Disparate seltener in der Erscheinung und Dichtung.

Doch ist das ruhige Meer weniger Meer als das schäumende? Ist dieser wie jener Zustand dem Karakter des Ganzen widersprechend?

Scheiden Sie nicht mein Denken und mein Wesen. Ich denke so, weil mein Wesen es erfordert. Ich könnte nicht leben, ohne dem Denken diese Gewalt zu lassen. Und wenn die Resultate dieser Gedanken unbeweglich erscheinen, so geschieht es nur weil sie in keiner lebendigen Folge

mit dem wirklichen Daſein ſtehn, weil ich ſie nicht durch das Leben hervorgebracht, weil ich ſie von der Vernunft erfahren habe, kurz weil ich nicht durch und durch das bin wozu ich unendliche Aufforderungen, ja eine ewige ſtachelnde Anmahnung in mir fühle.

Ich müßte daher entweder gar nicht ſchreiben, oder der Welt nur einzelne Raiſonnements oder frei ausſtrömende Bekenntniſſe geben, mit andern Worten, ich müßte nicht ſowohl Karaktere als Stimmungen ſchildern. Weßhalb denn auch wirklich fragmentariſche Aufſätze und Novellen mir beſſer als weit auslaufende Geſchichten gelingen.

Ich habe gleichwohl einen Ausweg geſucht und glaube ihn gefunden zu haben. In meinem neuen Roman wirken drei weibliche Weſen ſehr entſcheidend auf einander ein, von welchen die Eine beſonnen, klar, ſtreng und kalt das Geſetzliche feſthält, wie ich, in den leidenſchaftloſen Momenten, wenn das Denken die Oberhand gewinnt; die Andern offen, heftig, kämpfend, zerſtörend liebend, unbeſonnen bis zum Unbegreiflichen, kurz mein eigenthümliches Weſen. Die Dritte rein die liebende Frau, das Geſetz liegt in ihrer Natur, die Liebe findet es in ihr, und dieſes ſucht eben ſo die Liebe. Wie ich ſein könnte! — Wenn ich von dem ungeheuern Eindruck, den dies Buch auf die verſchiedenſten Naturen macht, urtheilen ſoll, ſo iſt es lebendig und wahr. Sie werden ja auch leſen und urtheilen.

Uebrigens folgte Goethe ſeinem Weſen, er ſchilderte lauter Philinen und keine Natalie. Das Beſſere will der Geiſt, das Fleiſch blickt aber hindurch.

Und nun noch Eins. Meine Natur iſt heidniſch, das heißt ſinnlich, irdiſch, durch die Erde zum Himmel wollend, in der Menſchenliebe Gott liebend. Meine Ueberzeugung chriſtlich, und beides verträgt ſich vollkommen,

hier grade bin ich einig. Hören Sie. Das Christenthum ist kein Abstraktum, es gehet vom sinnlichen Gefühl aus, und kommt nur durch irdische Vermittlung zu Gott. Gott ist Wort, Fleisch, Welt geworden. Ich halte ihn, anbetend, liebend in der ganzen Natur. Welche Religion brachte in ihren Resultaten diese glühende Hingebung hervor, welche offenbart die Liebe im Leben wie diese? Sie ist vernichtend, lieblich vernichtend, sagt man. Wie falsch! Christus giebt den Leib hin, aber er ersteht mit demselben verklärten Leib (denn dieser war von Ewigkeit), er ißt Brod und Fisch, den Jüngern zu zeigen, daß er kein Geist sei, und sie glauben schauend. Drauf fährt er gen Himmel, aber läßt sein Gedächtniß, und wir schmecken Jesum in Brod und Wein, in Fleisch und Blut. Worin unterscheidet sich denn also das Heidenthum vom Christenthum? Nicht in der Vernichtung des Irdischen, denn Gott selbst ist in der sichtbaren und fühlbaren Welt der offenbare Gott geworden, nicht in der tiefsinnigen Bedeutung der Naturſymbole, denn die Alten verstanden sie klarer als wir; darin allein, daß die zersplitterte Lust in einem Brennpunkt zusammenbrannte, daß sie Liebe ward, daß die Natur ihre Bedeutung im Menschen erkannte, daß die Welt ihr eignes Herz in der Menschenbrust fühlte, daß sich Gott in der einen einzigen Liebe zum Menschen kund gab. Wie wollt Ihr Gott lieben, den Ihr nicht seht, wenn Ihr Euren Bruder nicht liebt, den Ihr seht? So spricht Christus. Sehen sollen wir also Gott im Menschen. Fragen Sie nun noch, ob das Christenthum meiner Natur verwandt sei? Die christlichen Formen sind alle lebendig, voll unaussprechlicher Bedeutung für mich. Ob ich gleich zugebe, daß wir uns erst wieder hineinleben müssen, daß sie für die Gegenwart zum Theil noch zu todt

daliegen, um in das tägliche nahe Leben verflochten zu werden, und da ich mich nur in diesem, auch poetisch, wahrhaft frei bewegen kann, so haben Sie recht, daß ich das christliche Formelle in der Darstellung weglassen muß, um keine fremdartige Stoffe in die Wahrheit des Lebens zu mischen. Verstehen wir uns nun?

Unschätzbar aber sind mir solche Einwürfe und Winke wie die Ihrigen. Alles was zum Denken zwingt, bringt Folge und Zusammenhang in uns!

Mein Urtheil über Pfuel wollen Sie wissen? In ihm ist eine gewisse milde Weisheit des Denkens, die das Widersprechende in der Erscheinung in einen negativen, durch die jedesmalige Individualität motivirten Zusammenhang bringt. Niemand fragt seltener als er, was ein Mensch sein soll und kann, wenige empfinden so klar was jeder seiner Natur nach ist, daher die Indulgence und der geringe Enthusiasmus. Dies ruhige Gleichgewicht der Phantasie und des Verstandes, was sich für Andere immer gleich bleibt, wird gleichwohl für ihn selbst so oft unterbrochen, als seine Thätigkeit äußerlich auf verschiedene Weise in Anspruch genommen wird. Hier erscheint er unstät, hektic, ruhelos, für ihn giebt es deßhalb kein Familienglück, und er scheint nur da zu sein, Anstoß zu geben und Thätigkeit und Kräfte in Gang zu bringen. Ohne Leidenschaft liebt er innig und ist treu in der Freundschaft wie auf Erden Wenige sind. Durch die äußere Erregbarkeit, die sich auch augenblicklich äußerlich mit Kraft und Verstandes-Nachdruck ausspricht, hat seine Mittheilung etwas Hinreißendes, er hat mehr als ein Frauenherz in diesen Banden unwiderstehlich und dauernd fortgerissen. — Dies die Definitiv-Züge eines liebenswürdigen und merkwürdigen Karakters, wie sie mein Urtheil begreift.

Noch ein Wort von Ihrem General. Ich brenne, ihn kennen zu lernen. Erzählen Sie mir von ihm, viel, ausführlich, ich kann nicht genug hören. Genialer als Czernitscheff! — anders, ja, aber nicht genialer, ich glaube es kaum, es sind große Blitze in dem Menschen! Warum soll der Umfang des Unternehmungsgeistes in beiden als Feldherren nicht entscheiden? Was ist Feldherrngenie, wenn es nicht die kühne Zuversicht, der Blitz des Vorherfühlens und Wissens ist, der ein Unternehmen leitet? Ich weiß nicht, warum ich neidisch über den Beifall bin, den Sie diesem Tettenborn geben!

Könnte ich einmal, einmal nur das Bild eines großen Menschen außer mir sehen, wie ich es in mir trage!

Sagen Sie mir, giebt es etwas Größeres für ein stolzes Frauenherz als Freundin, Vertraute eines Helden zu sein! Könnte ich die blühende Jugend beweinen und die schwindenden Reize, so wäre es, den Blick eines solchen Mannes, wenn es einen giebt, nicht mehr anziehen zu können! Wie thöricht und doch wie wahr!

Von Fouqué diesmal nichts, denn ich weiß nichts Bestimmtes. Gott lasse mich Gutes hören! Der herrliche Mensch und Dichter!

Gott mit Ihnen! Ohne Zorn, mit herzlicher Freundschaft

Karoline.

Grüßen Sie Pfuel, sagen Sie mir etwas Näheres von Marwitz. Wie ist er nach Prag gekommen? Ich glaubte ihn gefangen bei Jüterbock.

Frau von Fouqué an Varnhagen.

Nennhausen, den 18. November 1829.

Laſſen Sie mich ein inniges Wort zu Ihnen im Vertrauen ſprechen! — Ihr heutiger Brief an Fouqué hat dieſen, in Bezug des mißglückten Unternehmens ſeiner Zeitſchrift, erſchüttert, geſchmerzt. Er iſt zeither kränklich; es iſt ihm mit allen litterariſchen Unternehmungen nur mühſelig gelungen; ſein Muth iſt gebrochen, ſeine ſchöne, reine Seele im Unfrieden mit der Welt. Er bedarf äußerlich viel, und innerlich nicht weniger. Daß man in Deutſchland aus der Mode kommen, und eben ſo ſchnell vergeſſen als anerkannt werden, daß man eben den Buchhändlern läſtig fallen kann, die man bereichern half, das will ihm nicht ein, er ſieht Partheihaß und Verfolgung von einer Seite, die er ſich feindlich geſinnt glaubt. Ich glaube das nicht, um ſo weniger, als ich den Andersdenkenden eben ſo wenig perſönliches Verkennen zutraue, wie ich deſſen ſelbſt fähig bin. Er ſelbſt empfindet auch ſo, aber er ſucht Troſt darin, es anders zu glauben.

Dem ſei nun wie ihm wolle. Sie ſind ſein Freund in jedem Falle, Sie ſind redlich, treu und gefühlvoll. Helfen Sie mir Fouqué aufrichten, ihm wieder Vertrauen zu dem innern Berufe geben, dem ihn Gott durch Natur und Stellung in der Welt weihete. Er muß ſchreiben, will er nicht erſticken an der eignen Unruhe der Phantaſie, er muß ſchreiben, will er die Bande des thätigen Menſchen in der Geſellſchaft lebendig erhalten, er muß ſchreiben, will er im fünfundfünfzigſten Jahre nicht allen Gewohnheiten des Daſeins entſagen. Wie machen wir es aber, daß der einſt gefeierte Dichter nicht mit ſeinen Manuſkripten

wie ein Bettelmann umhergehe, und dem vornehm gewordenen Buchhändler nachlaufe, der ihm achselzuckend den Rücken wendet, und zu dem Schmerze, dem undankbaren Deutschland anzugehören, noch die Demüthigung des Uebermuthes gesellt? Helfen Sie mir, bitte ich Sie, dies von Fouqué abwenden; Sie waren immer sinnreich. Sie werden es hier auch sein, das Schönste im Menschen, die Treue, wird die Schnellkraft Ihrer Gedanken heben.

Fouqué hoffte von dieser Zeitschrift viel. Er hat nun ein Jahr hindurch vergeblich gearbeitet. Der Verlust ersetzt sich nicht. Zudem hat er einen wirklich interessanten Roman, das Leben eines jungen ehemaligen preußischen Offiziers unter Bonaparte in Aegypten, fast beendet, und ein hellenisches Trauerspiel in Versen im Manuskript liegen. Er hat den Muth verloren, es irgend jemand anzubieten. Wie helfen wir ihm, daß ihm einer entgegenkomme?

Sie sehen, daß ich, große Tugenden in Ihnen ehrend, Vertrauen und Zutrauen gleich lebendig bewahrte.

Ich weiß, was Sie mir hinsichts der litterarischen Erfolge von Fouqué's Muse sagen können. Ich kenne ihn und sein Publikum vollkommen; allein ich will just das, was ich nicht zu finden weiß; Vermittlung, Ergänzung einer stehenden Art und Weise, und einer forteilenden Zeit.

Ich wiederhole es, Ihre Treue, Ihr Scharfsinn, Ihre Umsicht, wird das zu finden wissen. Ich glaube hieran, und sage es Ihnen, wie ich es glaube.

Antworten Sie mir nicht gleich. Vielleicht gar nicht. In drei bis vier Wochen komme ich nach Berlin. Ich werde Sie dann fragen, was Sie still und klar ersonnen haben?

Meine herzliche Empfehlung Ihrer Frau. Ihnen mache ich weiter keine Versicherungen. Dieser Brief enthält alles,

ſprechen habe; im Ganzen ihnen aber das ſage, was auf deutſcher Seelen Boden gewachſen iſt, und in den Tauſchhandel — eigentlich nur Tauſch — kommen ſoll. Daß Sie den Preis bekommen haben, ſchmeichelt meinem Berlinizism — ſo nenn' ich Deutſchſinn — ſo, als ob es heute geſchehen wäre. Das ſind friedlich gewonnene Bataillen, das Exerzitium dazu, Leſen, Denken, Beobachten, ſchönſtes Leben: Lohn vorauf! Der Ausſpruch der Akademie, Friedensſchluß, wo für beide Partheien Gewinn, durch einen wahrlich neu entſtandenen Beſitz, hervorgeht! Sagen Sie, wie iſt's möglich, daß bei ſo viel Bildung, wie ſchon auf der Erde da iſt, ſich ſo große Reſte der größten Rohheit neben an, dicht nebenan, erhalten? Manchmal ſchein' ich's zu wiſſen, wie es zugeht, manchmal entſchlüpft's mir wieder. Krieg, und die größten Schriftſteller. Chriſtenprahlerei, und Chriſtentugend, und Sklaven. Die feinſten Werke der Mechanik, und verwahrloſte Städte. Der tiefſinnigſte Kalkül, und die wichtigſten Dinge und Angelegenheiten dem Ungefähr überlaſſen. Luxus, Akademie, Galerien, und kraſſe, ſchmutzige Armuth. Und das bis in's Privateſte; z. B. ſchlechtes Hausweſen, und große Gaſtereien. Es ſcheint beinahe leichter, hohe Gedanken und Geſinnungen zu haben, die ſchönſten Erfindungen zu machen, als alte Uebelſtände und Ruinen loszuwerden; und die Liebhaber dieſes Schutts davon abzubringen und zu reinigen. Ich weiß gar nicht wie es iſt; heute. Ihr Buch bringt mich wieder auf dieſe Gedanken. Ich habe darin ſo viel Extrakte aus den wohlgerathenſten, reiffſten, edelſten Früchten der Beobachtung und des Nachdenkens gefunden, die mir meinen ganzen Vorrath von Gedanken und Betrachtung in Bewegung brachten. In einer gelaſſenen Zeile, in einer halben, geben Sie oft unwiderſprechlich an, wie es mit den Welthändeln ſtand, ſtehen kann, und wie ſie ſich zur Natur

was eine freimüthige lebhafte Seele ohnehin weder anders aussprechen noch verhehlen kann. Die Ihrige

Karoline de la Motte-Fouqué.

Frau von Fouqué an Varnhagen.

Berlin, im Januar 1809.

Sie sind krank! Das ist mir doppelt fatal! Und Ihre Frau auch! Ich wäre so gern zu Ihnen beiden gekommen. Wir würden tausenderlei miteinander besprochen haben!

Und jetzt brauche ich doch schnell Ihren Rath! — Sie sind wirklich der wahre Geheimrath.

Nun sehn Sie, ich habe geschrieben, und schreibe noch „Vaterländische Novellen", vom letzten Lebensjahre Georg Wilhelms 1641 bis zu Friedrich dem Großen. Vor der Hand nur zwei Bändchen, die Ereignisse unter der Regierung des großen Kurfürsten im Familien- und Kriegsleben verflochten. Die zwei ersten Novellen heißen: der Fündling, und die Brücke von Warschau.

Glauben Sie, daß das hier gedruckt wird? Und wenn nicht, wo sonst? Bedenken Sie, ob sich im Auslande jemand an dem Emporblühen Preußens, seinem geistigen Aufschwung nach gänzlichem Elende, erfreuen wird?

Hier weiß ich kaum, ob irgend ein Mensch Theil an dem früheren Schicksale von Berlin, an den Familien in der Mark, an dem allmähligen Entwickeln von Kunst und Wissenschaft nehmen würde?

Ich habe Familienarchive, Chroniken, spezielle Mittheilungen, zu ganz lesbaren romantischen Situationen benutzt.

Was meinen Sie?

Mit mir braucht's keinen Rückhalt. Sein Sie immer ganz frei, ganz wahr mit mir. Sie ſind mein Geheimrath, und als ſolcher dürfen Sie nicht anders als die Dinge in ein richtiges Licht ſtellen.

Mir ſchien die Geſchichte ſo vieler Clans für uns nicht intereſſanter, als die der Arnim, Bredow, Rochow u. ſ. w.: und die Lage unſers Vaterlandes während und nach dem dreißigjährigen Kriege hiſtoriſcher Beachtung werth.

Doch kein Prophet gilt in ſeinem Lande! und das Ausland mag uns nicht.

Denken Sie es anders? Ihr Ja oder Nein erbittet Ihre ergebene

Karoline de la Motte-Fouqué.

Graf von Kleiſt vom Loß.

Mit den größten Vortheilen ausgestattet trat dieser junge Mann in die Welt. Schön von Gesicht und Gestalt, aufgeweckten Geistes, klugen Sinnes, wohlunterrichtet, unerschrocken, dabei vornehmen Standes und angesehener Verhältnisse, — es gab keine Seite, von der er nicht begünstigt gewesen wäre.

Wie aber gewöhnlich von den Eigenschaften eines Menschen in den Reflexen des Bewußtseins eine sich zur vorherrschenden macht, und die andern an sich reißt, so geschah es auch hier. Die völlig harmonische Entwicklung eines Menschen würde sein, daß die verschiedenen Bestandtheile und Fähigkeiten seines Wesens durch ihren Verein auf eine höhere Stufe rückten, sich wechselseitig förderten und mäßigten; allein wie selten ergiebt sich in der Welt ein solcher Anblick! — In Kleist hatte sich frühzeitig vor allen andern der Vorzug und das Bewußtsein der schönen und glänzenden Erscheinung festgesetzt. Von allen Seiten kehrte ihm der Eindruck, den er als solche auf die Welt machte, zurück, er konnte ihn nicht unwahr finden, und gab sich demselben und seinen Folgen unbefangen hin.

Kleist hatte den Krieg mitgemacht, mit Auszeichnung, war Major geworden, mit mehreren Orden geschmückt. Er hatte auf seinen Reisen Italien, Frankreich und England mit Nutzen besucht. Bei seiner Heimkehr nach Berlin war Kleist bedacht, seine militairischen Vortheile klüglich

auf die diplomatische Bahn zu übertragen, welche sich nun versprechender als jene darbot. Seine Fähigkeiten durfte kein Mensch in Zweifel setzen, und die meisten bedeutenden und einflußreichen Personen am Hofe und in den höchsten Staatsämtern waren seine Verwandte, seine Gönner. Doch ließ sich in der Diplomatik nicht gleich im ersten Augenblick alles nach Wunsch ordnen, es mußten Gelegenheiten abgewartet werden. Dieser Verzug brachte Kleist in eine schiefe Stellung.

Indem er nämlich seine weltlichen Vortheile wahrzunehmen meinte, wollte er in seinen Geistesansprüchen nicht zurückstehen. Man erzählt von dem portugiesischen Marquis de Rezende, einem gewandten und schlauen Diplomaten, er habe nach einer Unterredung mit fremden Ministern und Gesandten, bei denen er ein Anliegen seines Hofes durchzubringen gehabt, zu einem Vertrauten gesagt: „Ils m'ont pris pour une bête, j'en suis enchanté!" Zu solcher Selbstverläugnung war Kleist keineswegs geneigt, auch konnte noch keine Wirksamkeit ihn dafür entschädigen; im Gegentheil war ihm alles daran gelegen, als klug anerkannt zu sein, und in seinem erdenklichen Falle als den Andern untergeordnet zu erscheinen.

Das war nun schlimm durchzuführen, ohne auf andrer Seite Schaden zu leiden. Die Stimmung der Zeit war — wie nach jedem großen Kriege — hocharistokratisch; dies konnte ihm ganz recht sein, und er hatte dieses aristokratischen Wesens überflüssig genug, um alle Forderungen solcher Art zu befriedigen. Allein die Stimmung der Zeit forderte daneben auch etwas Scheinheiligkeit und Unterwerfungssinn, und zu diesen beiden Erfordernissen, welche freilich einem starken Selbstgefühl schnurstracks zuwiderlaufen, konnte er sich nicht entschließen. Er dachte mit seinen sonstigen Vortheilen auszureichen, und verfolgte diese.

Die Gunst der Frauen ist eine schöne Mitgift auf einem solchen Lebenswege. Sie erfüllt jede Muße, und verträgt sich mit jeder Beschäftigung. Aber dieses reizende Geschenk läßt grade denjenigen, dem es wie von selbst und im Ueberflusse zukommt, bald unbefriedigt, und bedarf, um ferner zu reizen, einer neuen Beimischung, sei es der Gefahr, oder der Seltsamkeit, vielleicht nur eines Gedankens, der die Seele durchschauert.

Ein solcher Reiz liegt in dem Versatze, sich über Gefühl und Zärtlichkeit zu erheben, sie zu genießen als ein Spiel, und den Schein des Ernstes nur beizubehalten, um diesen selbst desto grausamer zu verhöhnen. Erst dann glaubt man sich im rechten Vortheil und der Gefahr entrückt, selber je der Betrogne zu sein; man fühlt sich der Neigung überlegen, der man sich nur aus Schwäche unterordnete. Ein großer Theil männlichen Ehrgeizes schlägt angstvoll die traurige Richtung ein, und sucht hier eine Zuflucht, wo die ärgste Bethörung herrscht, die, um von Glück nicht zu sprechen, jeden Genuß und jede Freude schon im Keime zerstört. Wunderbar genug, sind es oft die Frauen selbst, welche diesen Irrthum ehren und bestärken. Daß Kleist dieser Richtung nicht fremd blieb, läßt sich mit Gewißheit behaupten. Wie grausam er Spiele dieser Art getrieben, wie mannigfach und ausgedehnt, das bleibe dahingestellt. Vielleicht wußte er selbst nicht, wie schmerzlich er irgend ein Herz verletzte, da die meisten, die er kennen lernte, kaum etwas andres gaben, als sie empfingen.

Sich über diese Art von Empfindsamkeit hinwegzusetzen, genügt aber noch nicht. Die Frauen sind es nicht allein, deren Ueberlegenheit man abzustreifen hat; auch jede andere Ueberlegenheit muß verneint werden; höchstens darf die

alleräußerlichste, insofern sie gerade dies ist, und von niemanden geläugnet werden kann, einen Augenblick Gnade finden! Von jeher ist es die allbekannte List und Gewohnheit aller Weltleute, keiner Zuneigung, keinem Enthusiasmus und keiner Güte Raum zu geben, weil diese Regungen sogleich dem Zweifel, der Verneinung, dem Spott ausgesetzt sind, und die Gefahr, untergeordnet, ja lächerlich, darin zu werden, gar nicht zu vermeiden ist. Also nur vor allem Lobe sich gehütet! Goethe und Shakespeare, die ich rühme, sind durch einen schlechten Witz herabgebracht; eine Schönheit, die ich anerkenne, erliegt einer boshaften Bemerkung; und in beiden Fällen steh' ich mit im Nachtheil, wenn ich nicht Geist und Muth auf der Stelle bereit habe, meine Bewunderung siegend zu behaupten. Lieber kehr' ich die Rollen um: ich bin der, dem Goethe noch lange nicht gut genug ist, der über die schönste Frau noch spöttisch die Achseln zuckt! Mögen die Andern zufrieden sein, ich stehe mit meinen Forderungen höher, ich denke mir noch Besseres, bin es wohl gar gewohnt! Ich habe an Allen etwas auszusetzen; Goethe, Shakespeare, Napoleon, Metternich, die Récamier, Talma, sie alle müssen zittern, mir imponirt keiner!

Diese Schilderung gilt nur als ein Beispiel. Eine allgemein verbreitete Gesinnung, ein täglich vorkommendes Benehmen sind darin abgebildet. Nicht wenige Menschen, und grade äußerlich hochstehende und auch wirklich kluge, haben die größte Eifersucht, daß sie niemanden eine Schwäche zeigen, hingegen keine der Andern unbemerkt lassen. Um selbst hervorzuragen, scheinen sie der Erniedrigung aller Andern zu bedürfen. Ja, sie hielten sich in ihren eigenen Augen für entehrt, wenn man ihnen eine weichherzige Stimmung, ein zärtliches Gefühl, einen innigen Ernst nachwiese.

In diese Klasse stellte sich denn auch Kleist. Und es war kein Wunder, daß er, bei dem Scheine, den er sich gab und geben wollte, bei den Abentheuern und Verhältnissen, die man von ihm erfuhr oder sah, und bei den scharfen und argen Reden, die er gelegentlich in geistreicher und maßvoller Annehmlichkeit über Welt und Menschen ergehen ließ, daß er bald in den Ruf eines Mannes kam, dessen Ansichten und Wandel gleich verderbt seien, der an nichts von allem dem hänge, was man übereingekommen war wieder als die Grundfesten der hergestellten Ordnung anzusehen. In diesem Sinne hat Frau von Fouqué, in ihren Fragmenten aus dem Leben der heutigen Welt, ihn unter dem Namen Xanthipp abzubilden gesucht.

Als Kleist bemerkte, daß diese Art sich darzustellen, ihm schadete, und selbst seine unläugbaren Vortheile gegen die schlimme Nachrede nicht aufkamen, war er zu stolz, um einzulenken, und doch auch im Grunde seines Wesens zu edel, als daß er hätte heucheln können. Scheinheiligkeit und falsche Demuth durften bei ihm keine Stätte hoffen. Er setzte seine Art unverändert fort, mit Maß, mit Feinheit, mit Geschmack, wie er immer gethan, mit etwas mehr Unterscheidung der Personen und Orte vielleicht, und mochte nicht gern die Befriedigung sich versagen, die ihm Gleichstehenden, oder auch Höhergestellte empfinden zu lassen, daß er klüger, begabter, in Geist und Herz kühner und freier sei.

Aber diese Schwächeren, auf die er nicht selten als auf arme Tröpfe herabzusehen sich berechtigt hielt, wurden eben ihrer Eigenschaften wegen, die er verachtete und verhöhnte, wegen ihrer Unbedeutenheit, ihrer Schmiegsamkeit, vorgezogen und befördert, gelangten zu solchen Ehren und

Würden, die er als sein beschieden Theil ansah, und mit Recht vor jenen hatte hoffen dürfen. Es vergingen einige Jahre, ohne daß Kleist in der Diplomatik befördert wurde, und die Aussichten, das Versäumte jemals einzuholen, wurden stets unsichrer. Seinen Mißmuth hierüber wußte er mit guter Art zu verdecken, er fuhr in seiner bisherigen Rolle des klugen und angenehmen Spötters fort, indem er dieselbe wohl etwas steigerte, sich aber keineswegs darin übernahm, und durchaus nicht blicken ließ, daß er in seinen Erwartungen getäuscht und deshalb reizbar und empfindlich sei.

In der That durfte er sich damit trösten, daß der Vorzug, den er Andern eingeräumt sah, nicht sowohl auf deren Werth, als vielmehr auf deren Unwerth gegründet sei, und er konnte nicht nur dem Scheine nach, sondern auch in Wirklichkeit ein Loos verschmähen und fernerhin verschmerzen, dessen Bedingung eine Selbstverläugnung gewesen wäre, die ihn in den Augen seines Geistes weit mehr herabgesetzt haben würde, als ihn der äußere Erfolg je wieder hätte steigen lassen.

Er hatte die Besonnenheit und Klugheit, sobald er merkte, daß dieser Boden wenig Gedeihen verspreche, sich in der Stille nach einem andern umzusehen, und, ohne in seinen bisherigen Verhältnissen ein Band zu lösen, — da im Gegentheil jedes ihm noch bestens dienen sollte, — nach anderer Seite neue Bande zu knüpfen, und sich in Ansehn und Besitz auszudehnen. Eine sächsische Erbgräfin vom Loß, die er heirathete, vermehrte seine Güter und Aussichten, und in Preußen erlangte er bei dieser Gelegenheit für sich selbst die Erhebung in den Grafenstand. Daß seine Gattin ihn liebte, und er zufrieden mit ihr lebte, war kein unverdientes Glück, sondern als begründet von ihm voraus-

und zur Menſchennatur verhalten: mir iſt dies nicht entgangen. Und gefallen hat mir dieſe Art beſonders — die ich nur, als die einzige, Geſchichtliches zu verfaſſen, geſtatte — weil ich gar kein Raiſonnement für dumme Leute mehr ertragen kann; das heißt, ein langes, breites weitläufiges; ich habe zu irritirte Nerven dazu, und zu viel gedacht! Dabei bin ich ganz gehörig ignorant, und erfahre nun von Ihnen ſo viel faits, die mich ungemein unterhalten. Ich bin Ihnen alſo ſehr dankbar; und weiß meine Erkenntlichkeit nur dadurch an den Tag zu legen, daß ich es ſage.

Ich habe auch dieſer Tage Hrn. Villers Buch über Univerſitäten an den König von Weſtphalen geleſen: welches wirklich eine ſtärkende Bekanntſchaft iſt: troſtreich. Das Buch iſt durchaus ehrlich, und alſo edel: es macht uns viel Ehre, und wir — Deutſche — können Villers nicht genug anthun. Einfach, unterrichtet, anſpruchslos iſt dies Buch; voller edlen Muth, wenn man die Zeit und die Attitüde der Kronen in ihr bedenkt. Ein edler Europäer war Villers; was wir Alle werden ſollen! Das wollen wir ihm nachſchreien. — Halten Sie Hrn. Thiers zum Deutſchen an!!!

Rahel.

22.

Oelsner an Varnhagen.

Paris, den 26. Juni 1823.

Dafür, daß ſich Ihre Geſundheit beſſert, grüßen Sie mir, Theuerſter, Verehrter, den vielfach hochgeſchätzten Herrn Dr. Ehrhard von Herzen. Die meinige leidet von dem rauhen Wetter, deſſen Untugenden uns den Sommer verei-

gesehen, und ohne welches ihn die sonstigen Vortheile kaum hätten locken dürfen.

Nach mancherlei Planen und Versuchen, sich ferner emporzubringen, die aber noch kein bestimmtes Ergebniß zeigten, hatte Kleist das Unglück, seine Gattin zu verlieren. Nun gingen die meisten Vortheile seines sächsischen Verhältnisses auf seine Söhne über, und gern hätte er mit ihrer Sache auch den Namen ihnen überlassen, den er sich von der Mutter hatte mitaneignen müssen, und den willkürlich wieder abzulegen der König von Preußen ihm jetzt doch nicht gestattete.

Wieder auf eignen Füßen, nur gewachsen an Beziehungen, Vermögen und Ansehn, geschah ihm fast ungesucht, daß ein zweiter Glücksfall ähnlicher Art ihn auserwählte. Dies war die abermalige Verbindung mit einer reichen und angesehenen Erbin, der Gräfin von Medem, die er in Dresden kennen lernte. Nur war diesmal alles in erhöhtem Maßstabe, der Güterbesitz, die Verhältnisse, sogar das persönliche Glück. Anstatt Sachsens eröffnete sich Rußland mit seinen großen Aussichten, und sogleich für diese wurde das preußische Verhältniß wieder eifrig benutzt. Eingedenk der Vortheile einer Doppelstellung, und des Ansehns, dessen in Rußland ein höheres Hofamt genießt, wußte Kleist mit kluger Benutzung seiner ausgebreiteten Mittel die Würde eines preußischen Hofjägermeisters zu erlangen, und wußte am Hofe zu St. Petersburg, wie auf seinen Gütern diese Gunst in gehörige Geltung zu setzen.

Unaufhörlich bemüht, weiter zu kommen, Reichthum und Bedeutung zu mehren, jedoch ohne Lärm und Wagniß, ohne auch zu sehr dem Genuß und der Freiheit zu entsagen, suchte Kleist nun vielfach seine Mittel in Wirksamkeit zu setzen, Nahes und Fernes zu vereinbaren, eines durch

das andere zu fördern; einige Schwankungen waren hiebei nicht zu vermeiden, manches kleine Mißlingen ermahnte, bei unverrücktem Ziel doch nur leiser und umsichtiger vorzuschreiten, und nicht eigensinnig auf nur Einem Wege, sondern nach Umständen auf verschiedenen.

Gar nicht unmöglich ist es, daß wir Kleist, wenn er seine Sachen in solchem Gang erhält, nach einigen Jahren als Fürsten und in fürstlichem Reichthum und Ansehn erblicken; schwerlich doch in einem höchsten Staatswirken, denn dazu müßte er zu viel Nahes, was sein ist, verabsäumen, und zu sehr auf seine Unabhängigkeit verzichten; schwerlich auch in ganz überwiegender Geldmacht, denn dazu ist er wieder zu sehr Edelmann und von zu hohen innern Ansprüchen erfüllt, um je völlig dem Geldgewerbe zu verfallen.

Betrachten wir die jetzige Erscheinung Kleist's, so finden wir die größten Vorzüge und Annehmlichkeiten in ihm vereinigt, und in frischester Lebenskraft. Sein Betragen ist durchaus fein und liebenswürdig, er besitzt eine große Anmuth des Ausdrucks, sichern Takt; seine scharfe Beobachtung liefert ihm unerschöpflichen Stoff satirischer Darstellung und Nachahmung, die er jedoch besonnen und bescheiden ausübt. Seine Kenntniß der Welt erhält ihn frei von jeder Unterjochung durch dieselbe; sein Urtheil ist vollkommen unabhängig, und von keinem Schein bethört. Diese Geistesfreiheit und jene Liebenswürdigkeit sind ohne eine klare und feine Seele nicht möglich; eine solche in Kleist vorauszusetzen, sind wir jedenfalls genöthigt, ja ihm selbst, wenn ihm das Lob etwa zweideutig erschiene und es abstreiten wollte, dürften wir es nur immer bündiger beweisen.

Diese klare und feine Seele ist sein eigentlicher Kern. Wie ungeberdig er sich anstelle, wie roh und lieblos er

bisweilen scheinen wolle, er kann uns nicht irren, sein wahres Innere verräth durch die That seine äußeren Worte und Bemühungen.

Den entschiedensten Beweis liefert sein Benehmen als Ehegatte. Während er sich dafür ausgeben möchte, als habe nur Eigennutz und Weltlichkeit ihn bei diesen Verbindungen geleitet, war es doch hauptsächlich die Wirkung des Wohlgefallens, der guten Meinung. Von der Gemeinheit der Welt überzeugt, schämt er sich, ihr sich als etwas Besseres hinzugeben, und giebt sich ihr als das, was sie will, nur mit dem Glanze der erfolgreichen Klugheit, vor der jene sich immer beugt.

Wer Kleist als Vater, als Ehemann gesehen, der kann über seinen innern Werth nicht in Zweifel sein. Ohne Ziererei, ohne Schein und Wahn, übt er jede Fürsorge und Zärtlichkeit mit Eifer und Neigung. Er führt ein geordnetes, heitres Leben, seinen Nächsten erfreulich wie den Fremden. Von seinen angeblich frevelhaften Grundsätzen findet sich vielleicht noch hin und wieder ein Wort, aber keine Spur von Anwendung. Und um alles zusammenzufassen, braucht man nur seine jetzige Frau zu sehen, wie heiter, wie frei, wie beglückt diese neben ihm lebt, und Goethe's Spruch:

„Welche Frau hat einen guten Mann,
Der sieht man's am Gesicht wohl an!"

muß hier seine vollkommne Bewährung finden. Ja, wenn er sie preiszugeben scheint, wenn er ein spöttisches Lächeln hervorrufen will, — auch auf diesem Abwege wird doch nur die reizbare Empfindlichkeit offenbar, welche das Unrettbare lieber mit eigner Hand durchbohrt, als es durch fremde verwunden läßt. Die fremde Gemeinheit wirkt hier und reißt in einen Cynismus hin, der auch die edelsten

Naturen dann bewältigt. Ein logischer Irrthum sucht gegen das Lächerliche in dem Falschen die Kraft, die in dem Aechten sich am reichsten findet. Damit aber dieser Irrthum und diese Schwäche nicht hervortreten, bedarf es nur daß man sie nicht rufe. Alles Frevelhafte und Ruchlose, dessen sich Kleist in solchen Bezügen etwa schuldig macht, wird aufhören, sobald ihm ein bessrer Sinn gegenüber steht, der auch in ihm zu dem ächten Innern spricht. In Wahrheit, wer nur immer an den Kern in den Menschen sich richtet, wer nur diesen kennt, erfaßt, in Thätigkeit setzt, der wird in ihnen auch ganz andre finden, als derjenige, der nur an den verworrenen Widerschein trügerischer Außenseiten sich hält. Es giebt solche Beispiele, wo Jahre eines stets erneuerten Umganges mit sogenannten Bösewichtern doch nie die geringste Widrigkeit, nie Schlechtes und Störendes auch nur zur Sprache bringen konnten.

Noch eine merkwürdige Besonderheit haben wir von Kleist anzuführen. Es ist schon gesagt, daß er zu denen gehört, die es für Schwäche und Schande halten, sich von jemanden imponiren zu lassen, einer Autorität zu huldigen, die heimliche Anerkennung offen zu gestehen. Allein jeder findet endlich seinen Tag, wo die Stärke fehlt, jeder seinen Meister, der ihn zwingt. So erging es auch Kleist. Ihm, dem niemand imponirte, imponirten doch drei Personen, die er anerkannte uud bewunderte, und von denen er dies gestand. Und welche Personen! Nicht die größten, die herrlichsten, vor denen jederman sich eiligst beugte, indeß auch nicht eben schlechte, sondern allerdings ausgezeichnete, zu denen sich als Verehrer zu bekennen aber doch einem Sinn und einer Stellung, wie Kleist's, sogar in manchem Betracht empfindlich sein konnte. Zuerst ist Bartholdy zu nennen, der preußische Generalkonsul in Italien, dann

Koreff, endlich Dehn. Diese drei ehrte und rühmte Kleist mehr als jemals andre Menschen, diese waren ihm angenehm, diese imponirten ihm. Die besondern Vorzüge, welche jedem derselben eigenthümlich angehören, lassen wir im gebührenden Werthe vorausgesetzt; erwägt man aber die Eigenschaften, die ihnen gemeinsam sind, ihren Volksursprung, ihre von daher bedingte und deßhalb um so auffallendere Geistes- und Weltbildung, ihre Verhältnisse und Strebungen, so wird man zu ganz wunderlichen Betrachtungen fortgeführt, die vielleicht Kleist selber nie in solcher Art angestellt hat. Jedoch wird man bei genauerer Prüfung erkennen, daß es doch mit jenen Männern und Kleist ganz richtig steht, und er nicht besser hätte wählen können; sie standen außerhalb alles Gewöhnlichen, Person und Verhältniß entging jedem Maßstabe, die Ausnahme tritt immer als unwiderstehliches Vorrecht auf, und dergleichen zu finden und anzuerkennen ist schon Klugheit, Eigenkraft und Außerordentlichkeit.

Man könnte leicht versucht sein, Kleist mit Pückler zu vergleichen. Die Ausführung würde aber ihre Schwierigkeiten haben, und sehr weit aussehende Untersuchungen erfordern. Die äußern und innern Aehnlichkeiten würden gegen größere Unterschiede bald verschwinden. Jedem geschähe Unrecht, wenn man ihn mit dem Maßstabe des Andern messen wollte. Sie lieben einander nicht, und mögen sich gegenseitig nicht anerkennen. In ihrem eigensten Sein begegnen sie sich auch wohl nie, so wenig wie sie in ihren äußern Bahnen Nebenbuhler sind. Für Kleist ist die Gefahr vorhanden, daß, wenn seine Außenseiten eingingen, er selbst sie beschränkte und veränderte, alsdann ein Philisterthum hervorträte, welches noch immer ein großes behagliches Dasein bleiben könnte, jedoch den Schimmer des

Ausgezeichneten mehr und mehr schwinden ließe. Ueber diese Gefahr ist Pückler hinaus, sein Park und seine Schriften geben ihm für immer ein höheres Verhältniß zur Welt. Was ihn bedrohen kann, — denn keine Gunst und Begabung der Götter wandelt ohne Nemesis, — ist anderer Art. Pückler kann zu viel thun, zu vielerlei, sein Ziel überfliegen; Kleist aber bei zu wenigem stehen bleiben, sein Ziel nicht erreichen.

Josephine Gräfin von Pachta

geborne Gräfin von Canal-Mallabaila.

Sie trat aus der vornehmen Welt Böhmens wie aus einem Urwald als ein reines, wahrhaftes, treues Naturkind unter die Menschen, nicht verdorben durch Erziehung, nur nothdürftig ausgestattet mit den Hülfsmitteln der Bildung, schon Gattin und Mutter, doch unerfahrnen Herzens und einsamen Geistes. Auf sich selbst angewiesen, nahm ihr Denken und Empfinden eine freie Richtung, es bildete sich früh in ihr ein Kern von Selbstständigkeit, die nur das eigne Gesetz anerkennen, sich unter kein fremdes beugen wollte. Der Regsamkeit ihres Geistes entsprach ein klarer offner Sinn, ein sichres Urtheil, eine liebevolle Hinneigung zu allen Menschen, die sich ihr als edle und gute zeigten. Ihre strahlende Schönheit erweckte vielfache Huldigungen, zog die eifrigsten Bewerbungen an, allein ihr festes Gemüth verachtete alle, die nicht unmittelbar ihr Inneres betrafen, und wandte sich einzig solchen Eigenschaften zu, die ihr als die größten galten, der geistigen Erhabenheit, der grundwahren Innigkeit, der stillen Seelengröße. Sie dachte nicht, sich in Voraussetzung solcher Eigenschaften irren zu können, und glaubte nachher, wenn solcher Fall doch eintrat, dem Irrthum seine Macht zu nehmen, wenn sie ihrerseits nur beharrlich ihr Bestes aufbot, den Mangel zu ersetzen.

So fand Rahel sie, als sie im Sommer 1795 zu Töplitz durch den Fürsten von Ligne sie kennen lernte. Josephine hatte schon Unglück erlebt, mannigfache Täuschungen er-

fahren, doch sich dadurch nicht entmuthigen lassen, im Gegentheil ihren Geist nur freier aufgeschwungen, während ihre Einbildungskraft in lieblichen Schwärmereien befangen blieb. Rahel schrieb von ihr aus Töplitz nach Berlin an Gustav von Brinckmann: „Die Frau, bei der ich eigentlich hier geblieben bin, ist offenbar eine der ersten. Sogar mit Einem Fuß auf wildem Boden, — und kann sie sich nicht entschließen den andern nachzuheben, so ist's daß er auf lieblichstem Gefild unter den duftendsten wohlthätigsten Blumen steht, von denen es jeder milden Seele hart scheint davon zu weichen und sich in der lichtleeren, schmeichellosen Weite zu verfangen, wohin auch mein Muth mich nicht hätte treiben können, wenn die Wahrheit mich nicht hingestoßen hätte." Und bald nachher: „Diese Frau also wäre fertig, wenn — sie ganz unglücklich gewesen wäre. (Verstehen Sie mich? O! nur diesmal, denn diesmal kann ich nicht erklären.) Nicht daß sie Vorurtheile des Standes, oder irgend einer Art, oder Rückfälle hätte! alle häßlichen hat sie abgelegt, aber in die schönen, rücklings bigotten ist sie noch verliebt; und mit Verliebten ist nicht zu traitiren, wissen Sie wohl — und ich kann's am wenigsten. Hingegen — ist sie aber eine der liebenswürdigsten Kreaturen, blond, blauäugig, mit Physionomie, Wuchs, Grazie, Karakter, Ausdruck!"

Wir schalten hier das Bildniß ein, welches der Fürst von Ligne damals von ihr entwarf, eiligst wie aus dem Stegreif, gleich allem andern was er in Versen und Prosa fruchtbar und unermüdlich hinschrieb.

Portrait.

Belle sans trop de majesté
Et sans rien de commun jolie;

teln. Nehmen Sie im voraus meinen Dank wegen Piraulx des Chaumes. Auf Ihre Neckereien bin ich lüſtern. Mit nicht weniger Verlangen ſehe ich dem Artikel Thiers entgegen. Die Anfrage in Betreff Luden's war nicht gemeint, Ihnen Geld aus der Taſche zu locken. Nun es geſchehen iſt, unterzieh' ich mich Ihrer Freigebigkeit mit Verbeugung. Meinem Mohammed ertheilen Sie unverdientes Lob, und doch ſind Ihre Worte ſo bezaubernd, daß ſie mich zu neuer Schriftſtellerei verleiten könnten, hätte ich mir nicht für gegenwärtige Zeitläufe den Wahlſpruch geſagt: bene vivit qui bene latuit. Von dem Ueberdruſſe, den Sie empfinden, die Tagesgeſchichte aus lauter unreinen Quellen einzuſammeln, bin ich auch recht tüchtig angeſteckt. Aber ſagen Sie mir, auf welchem Punkte von Europa iſt das Schickſal eines ſelbſtändigen Geiſtes und Charakters nicht gerade das Ihrige, ohne einwirkende Thätigkeit, ohne freie Aeußerung, ohne Zuſammenhang in den tauſenderlei Vorgängen der Zeit zu ſtehen. Dieſer Zuſtand kann nicht ewig dauern. Inzwiſchen verfließen unſere Tage. Da liegt der Jammer. Die politiſche Außenwelt ekelt mich an. Mir thäte wohl zu reiſen, um meine Sinne an reinen Naturgegenſtänden zu erheben. Leider erlauben mir meine Mittel, nur gerade auf dem Flecke, wo ich bin, zu raſten. Ihr Goethe wird dem lorbeergekrönten Greiſe gewiß Freude ſein und ihn, hoffe ich, vollkommen herſtellen von den Uebelkeiten, die ihm Puſtkuchen's Aufgetiſch verurſacht hatte. Was vermag eine Feder wie die Ihrige nicht! Meinem Namen geſchieht zuviel Ehre. Bin ich jedoch vielleicht ſo glücklich geweſen, ein Blümchen in den Kranz von Goethe's Ruhm zu ſtecken, ſo iſt mir lieb, daß es ihm von Ihnen gebracht werde, und zwar auch darum, weil er ſich neulich über mich auf ſehr verbindliche Weiſe geäußert hat. Dem Einſiedler habe ich nochmals, aber

L'air noble, sans sévérité,
Sans embarras, timidité,
Et décence, sans pruderie:
La grâce, sans minauderie; —
Instruite, sans prétention;
Penseuse, sans mélancolie;
Sauvage, sans misanthropie;
Raisonnant sans prévention;
Sans empressement, prévenante:
Sans le vouloir, bien attachante.
De la réserve, sans froideur;
Sans s'en douter montrant son coeur;
Son esprit, sans vouloir en faire, —
Qui plait, sans que l'on cherche à plaire, —
Agréable et doux, sans fadeur:
Des yeux au regard enchanteur:
Une séduisante manière:
Si fraiche, et blanche sans pâleur;
Taille parfaite, et sans raideur;
Et point du tout l'air d'une mère,
Quoiqu'elle sente le bonheur
D'en exercer le ministère....
C'est sans exagération,
Assez pour une passion,
Et sans en savoir davantage.
De ce qu'on voit telle est l'image.

Die Gesellschaft, welche sich zu jener Zeit in Töplitz zusammenfand, und als deren Mittelpunkt das gastfreundliche Haus des Fürsten von Clary, Schwiegersohns des Fürsten von Ligne sich darbot, war sehr bedeutend und belebt. Geist und Talent jeder Art durften sich geltend machen, die vornehme Welt setzte ihren Ehrgeiz darein vorurtheilslos zu erscheinen, und Gedanken und Meinungen, deren praktischem Auftreten sogleich der Staat Einhalt gethan hätte, waren als Gegenstände geistreicher Gespräche gern geduldet. In dem hocharistokratischen Kreise fanden die kühnen Schwingungen der französischen Revolution,

gegen welche die Heeresmacht des Kaisers unglücklich Krieg führte, beredte Vertheidiger; nicht weniger wurde die Sache der Aufklärung und des freien Denkens gegen die kirchlichen Ueberlieferungen in Schutz genommen, und mit dem Pfaffenwesen jede unbequeme Satzung, die nur aus ihm herzustammen schien, streng beurtheilt und verworfen; das mächtige Beispiel des noch in nahem Andenken stehenden Kaisers Joseph wirkte nach dieser Seite mächtig nach, und die Sitten der großen Welt stimmten längst zu diesen Meinungen. Josephine trug kein Bedenken sich in beiderlei Beziehung eifrig auszusprechen, und der schönen liebenswürdigen Gräfin zog ein solcher Eifer keinen Vorwurf zu, ließ vielmehr auch in dieser Färbung nur neuen Zauber ihrer Anmuth wahrnehmen. Rahel und Josephine, durch innige Freundschaft schnell verbunden, und in vielen wichtigen Anliegen ganz einverstanden, waren doch in den erwähnten Beziehungen sehr verschieden. Jene strebte und wirkte durch alles Besondere, wie sehr dies auch reizte und gefiel, zu einem Ganzen hin, in welchem die zufälligen Gebilde des Tages verschwanden, und das allgemeine Menschliche die Oberhand behielt, so daß ihr das Gute und Wahre in allen Formen erkennbar und befreundet war, und die politischen nur untergeordneten Werth hatten; Josephine hingegen wollte das innen Gewonnene auch äußerlich festgesetzt sehen, und ihr selbst wie Andern sollten die neuen Ausdrucksweisen zur unabänderlichen Regel werden. Jene daher, möchte man sagen, blieb frei in ihrer Freiheit, während die andre in ihrer Freiheit sogleich wieder befangen wurde; doch dieser Unterschied, so wesentlich und folgenreich, war damals den beiden Freundinnen wenig merkbar und noch nicht im geringsten störend. Ein lebhafter Verkehr und Austausch fand Statt, die böhmische

Gräfin fühlte sich in ungewohnter Weise angeregt und erhellt, geehrt und beglückt in einem Umgange, wie sie ihn bisher noch nie gekannt hatte. Neben den Geistesblicken und Herzenswallungen Rahel's, den wunderbaren Einfällen des seltsamen Peter von Gualtieri, gaben auch die lieblichen Launen der anmuthigen Schauspielerin Friederike Unzelmann, der freisinnige Verstand einer Frau Petermann, und andre, zum Theil briefliche, berlinische oder sonstige norddeutsche Einwirkungen dem so unbefangenen als begehrenden Sinn die reichste, willkommenste und zuträglichste Nahrung.

Der Herbst führte Rahel nach Berlin zurück, während Josephine noch im heimischen Töplitz weilte. Ein Brief der letztern vom 4. Oktober gewährt einen Blick in ihre Gemüths- und Geistesart, wie in ihr gesellschaftliches Verhältniß. Sie schreibt: „Zu was auch uns von Liebe schreiben, meine Beste? Wir gehören nicht unter diejenigen, welche die Wiederholung dieser Versicherung als eine Erinnerung bedürfen; nicht unter die, welche durch Worte einen richtigen Begriff von ihrer Liebe geben können. Und darüber freue ich mich. Lassen wir die Andern von Liebe schreiben, wir wollen indessen uns lieben. Der Mensch verliert ohnedies so viel Zeit durch bloße Dinge, die er Zeichen nennt, und verliert zu viel Kraft durch seine Sucht seine Empfindungen ganz auszudrücken; denn sein Auge gewöhnt sich an das schwache Bild seiner Worte, und seine Seele stimmt sich endlich dazu herab. Warum sollte es nicht eben so, wie es bei allen Vernünftigen verboten wird von Gott zu reden, auch bei der Liebe sein? Was man nicht ganz würdigen kann, davon sollte nie mehr als Einmal gesprochen werden, nur zur nothwendigen Uebereinkunft der Begriffe. Schon gut! werden Sie sagen, Vor-

treffliche! und das werden Sie auch bei Ende meines Briefs nur sagen. Das thut nichts, ich erschrecke nicht darüber. Was ich schreibe, wissen Sie längst schon, aber daß ich es denke, das wissen Sie nicht, und das müssen Sie wissen, damit Sie mich in allen Abtheilungen meines Karakters kennen lernen." —

„Ich erhalte eben eine Menge kleiner Aufsätze von Ligne, die ich eilig durchlesen und abschreiben muß, wenn ich sie Ihnen vor dem Druck schicken soll. Ich gehe also von Ihnen, meine Liebe, um Ihnen mit künftiger Post etwas Besseres als bloß meinen Brief zu schicken. Hier nur eine Kleinigkeit: Kaiser Leopold's Portrait; wir sprachen von ihm, und da schrieb mir Ligne auf meinem Zimmer:

Est-ce aux ignorants médecins,
Ou democrates assasins,
Qu'il faut attribuer la perte
Du bon feu Leopold? non certe,
Il est mort, savez-vous pourquoi, mes chers amis?
C'est qu'il ne l'avait pas promis.

Tu sais, ma chère amie, qu'il ne tenait jamais, parole, et alors cette epigramme gagne par la vérité du comique. Toute la famille vous fait dire mille amitiés; Clary est un homme d'un excellent caractère, doux, bon, délicat. Madame Petermann s'est conduite à me forcer de croire pour l'honneur de sa tête qu'elle avait perdu la raison. Je te dirai tout cela dans ma lettre prochaine. Aime ta Josephine."

Einige Wochen später sagt sie: „Trotz meiner Trägheit im Schreiben, bedenke ich mich nie, wenn ich die Feder für Sie ergreife, meine Theure; denn die Sorge deutlich zu werden, die ich bei Andern habe, kann nicht mehr unter uns bestehen, die wir über gewisse Vorkenntnisse einig sind; ich sage nicht Grundsätze, aus Bedacht, denn die können

immer unterschieden sein, wenn nur jene bestimmt sind. Im moralischen Bau haben wir den Vortheil: der Stein, den Sie zutragen, wird auch mir nützlich, keine von uns kann fortarbeiten, ohne daß es auch zugleich der andern fruchtet; und darum, meine Liebe, wird unser Bündniß ewig, weil wir uns diesen moralischen Bau zum Zweck machten, weil es deßwegen entstand, daß wir uns für eifrige und nicht eigensinnige Arbeiter erkannten, die einen und denselben Urwillen haben: Wahrheit überall, und über alles zu finden. Die Formen schrecken uns nicht ab, in denen sie manchmal eingekleidet ist. Das Gute wie das Böse wird unser Studium; das spekulativ Gute, wie das möglich praktische — in wie weit das möglich praktische schon unter Menschen eingeführt ist, und was noch einzuführen übrig bleibt. Auf unsere Resultate nicht stolz, verwerfen wir keine Meinung ohne Untersuchung, und käme sie auch aus dem sonst unwissendsten Mund, so wie wir auch aus dem weisesten keine Autorität annehmen. Freilich, meine Beste, ist ein Leben in ewig erneuerten Untersuchungen ein mühevolles Leben, und der Ehrgeiz wird nicht befriedigt, denn auch das späteste Jahr des menschlichen Lebens führt uns nur zu der Erringung eines Glaubens, von dem wir mit ganzer Gewißheit nicht entscheiden können, wie nahe er der Wahrheit stehet. Aber eben dieser Muth nicht für *mehr* sich zu halten als für einen bloßen *Menschen*, ist seine größte Weisheit.“ — Hier sehen wir einen löblichen Freisinn, aber schon anspruchsvoller ausgedrückt, als er es Wort haben will. Sie geht dann zu persönlichen Bemerkungen über; die gemeinschaftlichen Bekannten, die Freunde Rahel's, von dieser ihr zugeführt, oder durch günstige Erzählung genähert, werden mit gutem Sinn beurtheilt. So heißt es weiter:

„Was macht Brenkenhof? was Veit? Wenn ich ernsthaft über die Dinge in der Welt denke, möcht' ich immer den letztern darüber sprechen hören, und an lässigern Tagen möchte ich dasselbe in der leichten und witzigen Sprache des Brenkenhof vorgetragen haben. — Mein Freund Cornova besuchte mich auf vierzehn Tage, ist aber den 11. dieses so wie die Clary's und Ligne's weggereist. Die Fürstin Clary ist eine Frau, die man lieben muß wenn man sie näher kennen lernt; sie hat einen eignen Karakter, und nichts stört sie in ihrem ruhigen Gang. Sie liebt selbst und lobt laut Eigenschaften an Andern, die sie freimüthig gesteht nicht zu haben; hat unendlich viel Wohlwollen, attachirt sich aber selten an Dinge, dafür hängt sie auch mit ganzer Seele an denen, welche sie einmal liebt. Wir wurden viel traulicher zu Ende ihres Aufenthalts, und obwohl von ganz entgegengesetzter Art und Karakter, ward uns die Trennung schwer. Von Ligne spreche ich Ihnen nicht, da wir schon vor Ihrer Abreise darüber eins waren, daß er ein liebenswürdiger Mann voll Gefühl und tiefer Menschenkenntniß sei." Auch über ihren damals achtjährigen Sohn spricht sie mit liebevoller Einsicht und Sorgfalt.

Das eheliche Verhältniß war, bei größter Ungleichheit der Gemüths- und Sinnesarten, gleich anfangs kein befriedigendes, und konnte dies im Verlaufe der Zeit immer weniger sein. Josephine, die in allem die strengste Wahrheit wollte, bezeigte den entschiedensten Widerwillen, ein Verhältniß fortzusetzen, das schon ein ganz unwahres geworden, und es gelang ihr, wenn auch nicht ohne Kampf, dasselbe auf ein freundschaftliches Nebeneinanderleben zu beschränken, wobei der äußere Anstand gut bewahrt blieb. Die Willensstärke Josephinens war unbeugsam, sobald sie

aus Gründen der Vernunft und des Gefühls eine Entschließung gefaßt hatte. Rahel sagte deßhalb von ihr, in einer Betrachtung über vier bedeutende Frauen, die sie zusammenstellt: „Den größten weiblichen Karakter, den ich je gekannt, hat Gräfin Josephine Pachta. Nichts hat sie abgehalten nach ihrer Ueberzeugung zu handeln; und nie war sie darin gestört. Auch die ist freudig: und durchaus ehrwürdig."

War Josephine bisher von eigner Leidenschaft glücklich verschont geblieben, so hatte sie doch, bei so großen Reizen und Vorzügen, die ihr verliehen waren, nur allzu oft in Andern solche Gefühle wecken müssen, deren Zurückwirken auf ein Gemüth, das sie nicht theilte, den qualvollsten Eindruck machte. Manche waren allerdings durch die kälteste Zurückweisung für immer abgefertigt. Aber es gab edle, zarte Neigungen, in denen ein ächtes Herz oder ein höherer geistiger Werth sich offenbarte, und die auf schonende Theilnahme, auf würdige Verständigung Anspruch hatten. Ueber einen solchen Fall äußert sich Josephine vertraulich gegen Rahel in folgender Briefstelle: „G. hat meinen Brief empfindlich aufgenommen, hat die Nothwendigkeit meines Schrittes nicht eingesehen, giebt sich aber mit seiner ihm eigenen edelmüthigen Verläugnung darein. Wir schreiben uns, ohne uns über diese Dinge zu schreiben. Was ihm noch unerklärbar in mir scheint, wird ihm einst deutlich werden, und was ihm schief in mir vorkommt, wird bei seinem Verstande ihm gewiß in der wahren Richtung bald oder spät vor seine Augen kommen. Ich werde nie von meinem Grundsatz weichen, die Menschen, mit denen ich in irgend einem freundschaftlichen Verhältniß stehe, genau über meine Empfindungen für sie, so wie über das Verhältniß, in welches das Schicksal uns gestellt, zu unterrichten; noch

mit gewissenhafterer Genauigkeit über das letztere, denn dieses ist ihnen am nothwendigsten zu wissen, sonst giebt ihnen der falsche Gesichtspunkt falsche Hoffnungen und fruchtloses Streben nach einem Glück, das uns versagt ist. Das mag noch so hart scheinen! Der Kaiser Joseph, als man ihm vorwarf, manchmal selbst durch das Gute seinen Unterthanen weh zu thun, wandte sich zu seinem Wundarzt Brambilla, und fragte ihn, ob er sich wohl an das Weinen und an die Schmerzen eines Kranken kehre, dem er wegen Gefahr des Brandes den Fuß abnehmen müsse?"

Die Freundinnen sahen einander im nächsten Jahr in Karlsbad wieder, wo viele Berliner Gäste zusammentrafen. Josephine hatte an Erfahrung und Einsicht, aber mehr noch an Entschiedenheit des Willens und an Schroffheit des Karakters zugenommen. Ihr Benehmen, oft herb und scharf, und mitten in der zartesten Anmuth verletzend, machte nur deßhalb diesen Eindruck weniger, weil Jugend und Schönheit alles, was sie that und sagte, milderten, ja dies sogar zu neuem Reiz erhoben. Ihre wachsende Menschenkenntniß wurde sogleich praktisch, bevorzugte und verwarf nach zufälligen Wahrnehmungen, sie meinte ihre gefällten Urtheile auch ohne weiters vollstrecken zu müssen, durch erklärte Ab- oder Zuneigung, durch unbeugsames Beharren im einmal gethanen Ausspruch. Die beiden Schwestern Sara und Mariane Meyer, die später Frau von Grotthuß und Fürstin Reuß (oder Frau von Eybenberg) wurden, konnten ungeachtet großer Vorzüge des Geistes und beeiferten Entgegenkommens, sich in der Zuneigung Josephinens niemals festsetzen; ihr machte es nichts, daß beide mit Goethe befreundet und in Briefwechsel waren, daß der Fürst von Ligne ihnen huldigte, daß Rahel die Landsmänninnen und frühen Genossinnen mit stets gleicher

Güte und Vertrauen behandelte, es gehörte der letztern ganzes Ansehn und liebevolles Bemühen dazu, daß der Widersinn nicht zum Ausbruch kam, und ein leidliches Vernehmen äußerlich bestehen blieb. Es trat nun auch die Wendung ein, daß Rahel die strenge Freundin hinwieder bei Andern vertheidigen und entschuldigen mußte, und manches, was sie selbst mißbilligte, doch zu vertreten hatte. Sie sollte erfahren, daß auch das schönste und im Beginn beglückendste Verhältniß durch die Umstände zu einer Bürde werden kann, die zu tragen Muth und Kraft erforderlich sind.

Zur richtigen Auffassung einer solchen Erscheinung wie Josephine Pachta muß man vor allem sich zu vergegenwärtigen suchen, welch entschiedene und große Wirkung damals von der Kantischen Philosophie ausging. Die Forschung und Lehre des Weisen von Königsberg erschütterte von Grund aus nicht nur die wissenschaftliche Welt, wo sie in dem Veralteten mächtig aufräumte und schnell auf hohen und niedern Schulen sich zur Herrscherin erhob, sondern auch die Ungelehrten [illegible]f sie mit gewaltiger Kraft zum Denken auf, und erwarb in ihnen die eifrigsten, die dankbarsten Bekenner. Für diese Wirkung waren die Wege längst vorbereitet. Die kirchlichen Vorschriften und Verheißungen hatten durch die beharrlichen Angriffe der französischen und deutschen Aufklärer ihr früheres Ansehn eingebüßt, mit ihm waren Tröstungen verfallen, auf die das bedürftige Menschengefühl doch nicht verzichten wollte; durch den Verstand erweckt, aber nicht befriedigt, sehnten die Gemüther sich in der neuen Richtung nach einem festen Halt, nach höherer Beruhigung. Da erschien die Kantische Philosophie als eine neue Geistesoffenbarung, als eine Botschaft des Heils und der Freude für die Verarmten,

saur

BIBLIOTHEK DER DISCH. LITERATUR 3-598-53028-5
VARNHAGEN VON ENSE, K. A. FN. 12221/048

ganz vergebens, zugesetzt. Ihm ist kein Beitrag abzugewinnen. Die bei Rein 1816 erschienene, in dem holsteinischen „Magazin" wieder abgedruckte Schrift, deren Sie erwähnen, kennt er nicht. Von ihm bringe ich Ihnen also weiter nichts, als herzliche Grüße nebst meiner Versicherung, daß er sich, ohne Bedürfniß der Sonne, des Mondes, der Sterne, des Grüns, der Blüthen, des Lenzes, des Sommers und aller der Dinge, die uns materiellen Menschen schöne Natur dünken, in seiner Stube und hinter seinem Barte köstlich wohlbefindet. Ihre Anerkennung eines gewissen Frankfurter Verdienstes brachte ihn in die lustigste Laune, durch den schielenden Blick, der dabei auf die Geschäftsführung so mancher Leute fällt. Sie mögen gegründetes Recht haben in dem günstigen Urtheile über den König von Würtemberg. Dennoch besorge ich keinen Ausbruch von Energie. Die Leidenschaften unseres Zeitalters sind zu matt, um irgend jemand in Verzweiflung zu hetzen. Bei Gelegenheit Würtembergs kann ich nicht umhin, zu bedauern, daß Sie ehedem eine Bestimmung ausgeschlagen, die sehr wichtig werden konnte. Sie bestätigen mir, was ich von allen Seiten höre, wie sehr sich Berlin verschönert. Unendlich viel und zum Bewundern thut Preußen für Wissenschaften und Kunst. Kein Monarch in der weiten Welt kann sich in dieser Hinsicht mit der großmüthigen Freigebigkeit unseres Königs messen. Die Garten-, die Gewerbsvereine, von denen Sie sprechen, wiewohl sie wahrscheinlich noch erst bloße Schwatzvereine sind, können doch als Vorläufer jener großen öffentlichen Vereine betrachtet werden, wovon England Beispiele bietet und durch welche allein das innere Leben der bürgerlichen Gesellschaft sich dermaleinst wirklich bessern kann. Dergleichen Vereine unterscheiden sich von politischen Versammlungen, indem sie einen einzelnen, bestimmt angewiesenen Zweck verfolgen und

aus den tiefsten Schachten des Denkens wurde ein neuer Glauben an Gott und Unsterblichkeit zugleich mit dem erhabenen Pflichtgebot zu Tage gefördert, dem Leben die höchste Zuversicht und der edelste Beruf aufgeschlossen. Daß nicht ohne Mühe und Arbeit dies neue Heil zu erreichen war, erhöhte nur den Reiz und Werth des Gewinns, und dieser war doch nicht so schwierig, daß nicht zuletzt auch der Schwächste hoffen durfte ihn zu erlangen. Die Kantische Lehre wurde so für Tausende zur Religion, denen die überlieferte abhanden gekommen war. Mit Begeisterung wurden die neuen Aufschlüsse und Gebote verkündet, mit Eifer zu Gesinnungen und Vorsätzen ausgebildet. Es darf nicht auffallen, daß in solchen Ländern, wo Kirchenglauben und Aufklärung im schroffsten Gegensatze standen, die Einwirkung Kant's wenn sie einmal durchbrach, sich am heftigsten äußerte. Seine Schriften waren in Oesterreich eingedrungen, aufgeklärte Geistliche und gebildete Weltleute, unter diesen Männer vom höchsten Stande, mühten sich um ihr Verständniß, ja Lazarus Bendavid durfte in Wien Kantische Philosophie öffentlich vortragen. Ein weit ausgestreuter, des Funkens harrender Zündstoff entbrannte zur hellen Flamme. Unter den Vernehmen in Wien, in Prag, in Klagenfurt, in Pest, gewann Kant die entschiedensten, die freudigsten Anhänger; mit den Männern wetteiferten Frauen dem neuen Lichte zu huldigen, dasselbe zur Lebensleitung zu erwählen. Von dieser Bewegung war auch Josephine früh berührt worden, die Kantische Sittenlehre besonders mußte ihrer starken, leidenschaftlichen und doch strengen Seele zur glücklichsten Bekräftigung alles dessen dienen, was sich bereits in ihr selbstständig ntwickelt hatte. —

Nach der abermaligen Trennung schrieb Josephine der noch in Karlsbad zurückgebliebenen Freundin aus Prag

den folgenden Brief, in welchem ihre Stimmung sich gefühlvoll und kräftig ausspricht: „Die Menschen denken nicht ernstlich an den Tod, sagte ich zu Graf Einsiedel, als er mich nach Hause führte, und findest du es nicht so? Wie könnten sie uns sonst Trennung gebieten, die einmal als vergänglichen Wesen uns ohnehin bevorsteht? Ja ich glaube, daß die größten Unfälle, die uns von Andern und von uns selbst zukommen, ihre Ursachen in der Vergessenheit des Todes haben: der Mensch handelt nach außen, als wenn er ewig, und arbeitet in seinem Innern eben so wenig, als ob er endlich wie die Blumen wäre."

„Schlimm wurde meine Reise, wie die Stunde der Trennung es war; die Hitze, der Mangel an Schlaf, die Unruhe meines Gemüths, brachten mich dreimal der Ohnmacht nah, ich ließ allemal halten, um wieder Kräfte zu sammeln, und dann fuhr ich halb betäubt fort. Wie ist dir, meine Liebe? Durch einen sanften Trost kann ich dich nicht erheitern, wenn aber mich hören dir Trost ist, so laß mich dir sagen, was ich oft wiederhole, seit ich sehe, daß ich leben muß, und leben muß, wie ich nicht will. Schön ist, der Pflicht alles hinzugeben! Dies Bewußtsein stärkt manchmal, und kann wohl Augenblicke der Seligkeit geben; aber um glücklich zu sein, bedarf der Mensch mehr, und wenn er auch, so wie er soll, nach Glückseligkeit zu ringen nicht zu seinem Zweck macht, bleibt sie doch ein heißer Wunsch, der nur mit ihm vergeht. Wie ist möglich, zufrieden zu sein, wenn man immer mit diesem Wunsch in Widerspruch lebt? Das, Liebe, bringt mir oft schwarze Stunden, wenngleich nicht muthlose wie sonst. Ohne Furcht gehe ich muthig meinen Weg fort, aber freilich kann ich diesen Weg nicht preisen, danken, daß ich hineinkam, kann ich nicht. Was ich um mich sehe, ist Verkehrtheit, ist Un-

sinn, ist Qual, und die wenigen Blumen, die auf unserm Weg zerstreut liegen, müssen mit der Eile der Laune gehascht werden, denn sie vergehen mit dem Tag ihrer Geburt."

„Mein Vater ist bei mir, und handelt in seinem Garten, als wenn er nicht sein wäre, spricht, er wohne bei mir, und will nur das Gastzimmer bewohnen; wenn das fortdauert, so ist doch ein Etwas, an das ich mich halten kann. Komme, Liebe, Ende Septembers, wenn du kamst; wir wollen doch beweisen, was gute Menschen für ihre Zufriedenheit vermöchten, wenn sie sich verbänden."

„Die Franzosen sind, wie ich vermuthe, in Würzburg, ich traf, als ich herkam, einen Brief vom 17. Juli, der die Armee, die in Würzburg an dem Tage lag, in einem entsetzlichen Zustand schilderte. Nun kann ich mit Wahrheit und Freude singen:

Triumph! Triumph! Noch siegt die gute Sache!
Die Fürstenknechte fliehn;
Laut tönt der Donner der gerechten Sache
Nach Wien und nach Berlin.

Denn eine gute bleibt immer die Sache der Franzosen, wenn gleich sie es im Innern gut zu führen nicht verstanden, nicht konnten. Wenn es von mir abhängt, bleib' ich hier, im Fall daß sie kämen, zahle, verhalte mich ruhig, und verwende mich für manche Scheinschuldige, die vielleicht den Muth zu sprechen nicht hätten."

„Schreibe mir bald. Die Liman umarme ich, sie ist mir lieb und achtungswerth durch die reine Stille, die in ihrer Seele ist und sich in ihrem Aeußern verbreitet. Marianen Meyer meine Empfehlung. Sage ihr, daß ich antwortete, wenn der tägliche Rausch des Egerwassers mir nicht etliche Stunden nähme; — sie ist doch nur neugierig

zu wissen, wie ich schreibe; zu ungeschminkt um ihr zu gefallen, zu alltäglich, um mich zu nützen, und zu wahr, um ihr zu schmeicheln. Lebe wohl. Josephine."

Nicht lange darauf erfolgte wie aus heiterm Himmel ein überraschender Zufall, der mehr als ein andrer geeignet war, auch die unerschrockenste Frau einen Augenblick außer Fassung zu setzen. Der schon einmal genannte Cornova, Exjesuit und Professor, heller und kenntnißreicher Kopf, als Schriftsteller durch Arbeiten über die böhmische Geschichte geschätzt, war der Lehrer von Josephinens Sohn geworden, und gefiel ihr besonders durch seinen stets bewährten Freisinn. Er stand in seinem siebenundfünfzigsten Lebensjahre, hatte niemals an Liebe gedacht, hatte im Vertrauen mit Stolz erklärt, daß er sich einer solchen Verirrung, wie er es nannte, unfähig hielt; dieser Mann fühlte sich plötzlich von der maßlosesten Leidenschaft ergriffen, und nachdem der Deckmantel höchster Freundschaft für die tobenden Empfindungen nicht mehr ausreichte, ließ er seiner fordernden Liebesgluth vollen Lauf. Auf die ersten, noch schonenden, doch entschlossenen Zurückweisungen versprach er zwar ein ruhiges Verhalten, allein bald kehrten die Aufwallungen nur verstärkt wieder; er unterbrach die Lehrstunden, stürzte weinend zu den Füßen der Angebeteten, und wenn er erkennen mußte, wie völlig hoffnungslos seine Liebe sei, rief er den Tod als seinen Befreier an. Mit Entsetzen sah Josephine hier ein Unheil offenbar, das mit ihrem Abscheu ihre ganze Thatkraft in Anspruch nahm. Sie wandte sich an einen klugen vertrauten Arzt, auf dessen Ausspruch Cornova sogleich als Gemüthskranker das Haus verlassen und sich ärztlicher Behandlung unterziehen mußte. So wurde jedes öffentliche Aergerniß vermieden, und die wirkliche Genesung des Verirrten eingeleitet, den

wir viele Jahre nachher in Prag als stattlichen und trotzigen Greis noch gesehen haben.

Die besorgte Mutter suchte für den Sohn, den sie einige Zeit allein, doch wie sie selbst erkannte unzulänglich, unterrichtete, einen neuen Hofmeister. Es war schwer einen solchen zu finden, der ihren Anforderungen genügen konnte. Unerwartet fand sich derselbe in einem jungen Manne Namens Meinert, der aus Böhmen gebürtig in Prag seine Studien gemacht, dann aber auch das Ausland und namentlich die Universität Jena besucht hatte. Die Vertrautheit Meinert's mit dem neuen Geiste, der sich in deutscher Wissenschaft und Poesie so mächtig regte, seine auf Kantischem Boden erwachsene Denkungsart, und die glücklichen Anlagen, die er noch sonst erkennen ließ, bestimmten ohne Zögern Josephinens Wahl. Eine Schwierigkeit, die sich dabei ergab, nämlich daß Meinert sich schon zu einer Professur gemeldet, und daß ihm diese jetzt in Prag verschafft werden mußte, hoffte sie zu beseitigen, wie ihr denn dies auch in der Folge gelang.

Aus der Zeit des Anfangs dieser Verbindung schrieb Josephine über dieselbe an Rahel, aus Prag vom 1. März 1797: „Ich war wirklich krank, meine Beste, doch nicht so, daß ich dir nicht schreiben konnte, vielmehr rechnete ich auf einen Brief von dir, den du mir für den folgenden Posttag in deinem vorletzten Schreiben versprachst. — Jetzt bin ich in einer Verwirrung gewesen, Cornova ist weg, Karl allein, und der Mann, welchen ich zu seinem Erzieher wünsche, kann nur im Fall, daß ich ihm eine Professur in Prag verschaffe, meinen Antrag annehmen, indem er schon um eine solche Stelle eingekommen war, ehe ich ihn für Karl bestimmte. Ich habe viel zu schreiben, und mit vielen Leuten öfter sein müssen, um hier eine Ausnahme

zu bewirken, daß er nämlich nicht, wie hier gebräuchlich, zuerst in eine Provinzstadt geschickt werde. Ich bin noch nicht zu Ende damit, das versetzt mich in eine Unruhe, die mir doppelt beschwerlich ist, da diese gar nicht der natürliche Zustand meiner Seele ist. Du kennst comme je suis calme, trotz meiner Lebhaftigkeit. Im ersten Augenblick scheint dieses ein Widerspruch, doch du wirst bald klug daraus. Man kann sehr lebhaft sein und unser Innerstes dabei sehr ruhig bleiben, eigentlich erweckt nur Furcht Unruhe, aber Theilnahme erhöhet nur den bessern Zustand unsrer Seele, die giebt dem Gemählde Licht; sie ist nicht wankelmüthig in ihren Empfindungen, und weiß sich von jeder gleich Rechenschaft zu geben. So fasse ich was mir lieb ist, was mir groß scheint, und bleibe in Ruhe und Harmonie, ich möchte statt Ruhe lieber sagen, ich trete in stille, gleiche Thätigkeit, mein Puls schlägt höher, aber gleichförmig. Du wirst mich wenig verändert finden, meine Geliebte. Ich will dir mich zeigen. Meine Liebe zur Freiheit ist noch höher gestiegen, ich schätze alles gering, was auf Kosten dieser gewonnen wird. Ich könnte keine Verbindung eingehen, die mich sie einschränken hieße. Leben ohne Freiheit ist ein moralischer Tod. Ich meine nicht damit eine Verkennung meiner Pflichten. Einiger mit mir selbst, bin ich's nicht mit meinem Schicksal noch; hier habe ich manches zu verbessern, oder aus dem Weg zu räumen, oder darein zu setzen. Ich bin gelassener, aber nicht auf Kosten meines Enthusiasmus; das ist, ich fühle mit eben der Wärme das Schöne, das Große, aber ich entrüste mich nicht sogleich, wo ich Kleinheit im Menschen sehe; bekannter mit seiner Schwäche und dem oft engen Gewebe, in das die Natur manchen eingeschränkt hat und das die Umstände noch mehr verzogen haben, trage ich mit

Geduld was ich tadle, und spreche öfter meine Ideen in ihrer Sprache, um mich von ihnen verstehen zu machen. Doch unerbittlich, eine Zuneigung durch mitleidiges Gefühl ihnen zu äußern, bleibe ich mit ihnen gleich entfernt, nur nützlich bin ich ihnen geworden. — Du siehest mich wieder in diesen Zügen, jetzt bin ich deinem Auge nicht mehr fremd, das dürfen wir uns auch nie werden. Ich glaube mich nicht zu irren, wenn ich behaupte, daß alle die Aenderungen, die in uns noch vorgehen, so verschieden sie in jeder sein mögen der Art nach, doch in ihrer Natur nach übereinstimmend bleiben. Gieb den Gedanken nicht auf, mit mir zu leben, ich will ihn nicht zum Grund einer Forderung machen, aber zur schönsten Aussicht meiner Zukunft. Sehen muß ich dich künftiges Jahr, ich hoffe in Töplitz; dich auch in Prag zu sehen, gebe ich doch nicht auf, es scheint als genösse ich die Freude doppelt, wenn nur Ein Dach uns schützt." —

„Sara Meyer hat mich immer besonders interessirt, ich wünsch' also um so mehr, daß ihr Glück ihrer immer würdig bleibt. — Wie ist's mit deinem Muth zur Heirath? Ich denke mir diese Verbindung als eine der besten, die am ersten zur dauerhaften Zufriedenheit tauglich ist, aber, Gott! liebe Freundin, wie schwer die Wahl, wenn man Einmal auf einem Punkt stehet, der uns von den meisten Menschen trennt! Die gewöhnlichen Geschöpfe sind am sichersten, nicht unglücklich in der Ehe zu sein." —

„Hast du in den Horen den Aufsatz über Meister's Lehrjahre gelesen? Ich denke, der Verfasser faßte Goethe's Geist. Wie hat sich dieser Liebling von dir in dem Almanach herabgesetzt!... stille, ich höre wie du ihn vertheidigst, sagst, es sei Muthwillen, Verachtung des Publikums; — das ist's auch, doch die muß man nicht äußern

auf Kosten seiner eignen Achtung, das Göttliche in uns darf nie verkennbar sein." —

„In dem Gedränge, in dem du zwischen Bekannten, Freunden ꝛc. lebst, möchte ich für eine kurze Zeit mich herumtreiben; das Stillsitzen ist für den größern Theil unsers Lebens gut, dann muß sich aber auch der Mensch manchmal in den raschen Gang des Weltwesens mischen, seine Gedanken erhalten neue Kraft dadurch, und neue Gedanken werden hervorgelockt. — Lernst du Generalbaß? du nahmst dir's vor. Und deine Gesundheit?" —

„Es ist doch was Marterndes um das Aufwachen aus einer Täuschung! — Nun liegt die Wahrheit da, die unangenehme, und ich muß sie annehmen als ein Gut. So muß ich diesen Schmerz noch für recht erkennen, ruf' ich mit der Prinzessin in Goethe's Tasso." —

Den 2. März.

„Ehe mein Brief abgeht, muß ich dir noch einen guten Morgen wünschen; ich denke mir dabei die glücklichen Tage, wo ich leise zu dir schlich, und mich freute, und auch betrübt war, daß du noch schliefest. Es ist Erquickung für dich, meine Geliebte, dachte ich, aber auch eine Stunde der Seligkeit mir abgerechnet! — Heute gehe ich in die Oper. Dir danke ich, mehr Geschmack an der Musik zu finden, zwar so schön und wahr sie oft meine verborgensten Empfindungen hervorlockt, so kann sie mir doch nie werden, was sie dir bei deinem hohen Enthusiasmus und deiner Kenntniß von ihr sein muß." —

„Grüße die brave Liman von mir, ihr Andenken ist mir wohlthuend, sie ist so ruhig vernünftig für sich, und läßt nur im Vertrauen ihren ganzen Werth merken. Schreib' mir bald, Theure, und was du von mir denkst, ich höre

gern dein Urtheil über mich, freue mich dann, daß du mich wieder kennst.“

„Hast du von den vielen Kantaten gehört, die hier zu Ehren des Kaisers abgesungen wurden? Wenn ihr euren König zu lieben verstehet, so verstehen wir den unsrigen feierlich zu loben. — Was macht Gualtieri? Sagt er noch incompréhensible von mir? Verstehet er darunter, daß ich die Liebe, bei einem Herzen, das ihm dazu geschaffen zu sein scheint, doch entbehren und zu fliehen gelernt habe, so wird mich Gualtieri und die Meisten, da sie ihm in diesem gleichen, incompréhensible nennen. Dir bin ich es doch auch hier nicht.“ —

„Ich liebe dich sehr, Rahel, und dich nicht zu sehen, ist ein großes Opfer, das ich bringe, aber ich kann nicht anders handeln, als wie ich einmal erkannte, daß ich handeln muß. Josephine.“

Wir sehen in diesem Briefe noch dieselben Grundsätze, dieselben Gesinnungen, zu denen sie sich bisher bekannt hatte; sie sagt ausdrücklich, sie könne keine Verbindung eingehen, durch die ihre Freiheit beschränkt würde; sie unterordnet dieser Freiheitsliebe jedes andre Gefühl. Doch das stolze Herz, von Andern oft unempfindlich und grausam genannt, das Prüfungen aller Art siegreich bestanden hatte, war jetzt an die Stelle gelangt, wo seiner das Verhängniß harrte. Gleich seinem Vorgänger empfand Meinert den ganzen Zauber dieser hohen Schönheit und Geistesfülle, die ihm nun täglicher und bald alleiniger Umgang wurde; und er hatte das Glück, die Empfindungen, die er aufnahm, auch seinerseits einzuflößen. In geistiger Sphäre, im gemeinsamen Erkennen und Erstreben des Guten und Schönen, knüpften sich die Bande fest und fester, die in zarter Annäherung bald auch die Herzen innigst umschlangen.

Josephine liebte, liebte zum erstenmal, und liebte mit aller Entschlossenheit und Kraft ihrer starken Seele. Sich den Empfindungen, die sie in sich als wahr, als edel und richtig erkannte, völlig zu überlassen, konnte sie kein Bedenken haben. Der Schein, der sie nach andrer Seite noch band, war von ihr schon durchaus für solchen erklärt, und durfte ihr, wie sie meinte, keine Pflicht auferlegen. Wir wollen keinem Urtheile hierüber vorgreifen, aber als Thatsache dürfen wir feststellen, daß in jener Zeit unter den Gebildeten eine Religion der Liebe galt, in der jedes ächte Gefühl als ein heiliges angesehen wurde, gegen welches jeder Einspruch unberechtigt war, jedes andere Verhältniß zurückstehen mußte. Diesem Gefühl zu folgen war heilige Pflicht, ihm aus Gründen, die nicht gelten sollten, zu widerstreben, hieß Gemeinheit. Nur in dieser Voraussetzung, daß eine solche Ansicht weitverbreitet herrschte, und von geistvollen Dichtern und Denkern — den Romantikern, aus denen nachher die kirchlich Frommen erwuchsen — kühn ausgesprochen und gepriesen wurden, nur in dieser Voraussetzung können wir uns die Seelenruhe und heitere Zufriedenheit erklären, mit welcher die in solcher Art Verbundenen sich zu einander und zu der umgebenden Welt verhielten. Sie glaubten vor dieser ohne Scheu bekennen zu dürfen, was ihnen als ein innerer Beruf, als ein Gebot des Geistes erschienen war. Diese Denkart ist heute zurückgedrängt, aber nicht ausgestorben, und wird in einzelnen Fällen immer wieder vordringen, uns aber muß hier genügen, sie als eine damals in vielen ansehnlichen Beispielen mächtige zu bezeichnen.

Wie diese ungleiche Vereinigung, wie das in Freiheit verbundene Paar sich Andern darstellte, welchen Eindruck dasselbe auf jugendlich unbefangenen Sinn machte, wie in

daher keine allgemeine Reibung verurſachen können. Unter Herrn Pr. Nagler iſt das preußiſche Poſtweſen zu einer Vollkommenheit gediehen, die ſich ehemals kaum im Traume erwarten ließ. Die Regſamkeit der Pferde und der Poſtillone erſtarb mehr und mehr, wie man von Weſten aus vorrückte, ſo daß man ſich an der entgegengeſetzten Gränze gänzlichen Stillſtand verſprechen konnte. Die trefflichen Landſtraßen kommen dem Poſtweſen zu Hülfe. Schade nur, daß wenn alles zum Schnellauf fertig ſteht, die Päſſe erſchwert werden, oder ſich als Hinderniß in den Weg ſtellen. So hapert doch immer etwas. Die Bedrängniſſe der öſtlichen Provinzen rühren weſentlich, wie Sie ſehr wohl bemerken, von den Staatspapieren her. Durch ſie werden die Kapitalien dem zu wenig einträglichen Ackerbau entzogen. Frankreich und England erfahren ein Gleiches, nur ſpüren ſie es weniger, weil ſie reicher ſind und mehr Handel beſitzen. Der Hauptgrund, warum Paris ebenſo wie Berlin an Gebäuden und Bevölkerung zunimmt, liegt darin, daß die wohlhabenden Familien nach und nach dem Aufenthalt in der Provinz entſagen, um der Börſe näher zu ſein. Recht ſehr wünſche ich, daß Hrn. Geheimerath Grenhm's gute Abſichten für den ſchleſiſchen Tuch- und Leinwandhandel in Erfüllung gehen. Allein ich hoffe wenig. Fallen die ſchleſiſchen Kaufleute den amerikaniſchen Spediteurs in die Hände, ſo ſind ſie verrathen und verkauft. Es giebt keine größeren Gauner, als dieſe. Neben ihnen kann kein europäiſcher Jude aufkommen oder gedeihen. Alle gehen mit ihrer Ehrlichkeit zu Grunde, ſo verſchmitzt ſie auch dieſſeits des atlantiſchen Meeres ſein mögen. Die ſicherſten und natürlichſten Mittler zwiſchen Schleſien und China, Schleſien und Mexiko bleiben meines Erachtens, und ich denke, Sie geben mir recht, Hamburg und Bremen. Wofür, möcht' ich wiſſen, fordert Herr Champy

begeisterter Huldigung jede Spur eines Tadels, eines Bedenkens unterging, sehen wir aus einem Briefe, den der damals zweiundzwanzigjährige Anselm Feuerbach, der später berühmt gewordene Rechtsgelehrte, im September 1797 an seinen Vater schrieb. Josephine war aus Prag abgereist, um Berlin zu besuchen. Meinert begleitete sie bis Dresden, hierher war auch Feuerbach von Jena gekommen, um seinen Freund in der neuen glänzenden Lage wiederzusehen. Wir lassen hier die Hauptstellen seines Briefes folgen, der in seinem Lebensbilde veröffentlicht worden:

„Der Zweck meiner Reise war, meinen alten Herzensfreund Meinert und die Gräfin Pachta aus Prag zu sprechen. Mit kindischer Freude flog ich dem Orte meiner Bestimmung zu. Ich schwelgte schon im Vorgenuß der Wonne, wenn ich meinen Joseph (er ist der Einzige, der meinem Herzen ganz verwandt ist) wieder an meinem Busen sehen würde. Mit einiger Schüchternheit, obwohl nicht ohne einigen eitlen Kitzel, dachte ich an die Unterredung mit der Gräfin. Ich hatte Hochachtung für sie; mein Freund hatte sie mir als seine und meine Freundin und als eine Dame von Geist und Herzen geschildert. Aber bei alle dem war der Gedanke an eine Gräfin, die ich sprechen und unterhalten sollte, mit einiger Pein verbunden. Eine Gräfin, selbst eine geistvolle Gräfin, kam mir doch immer wie eine Gräfin vor. Und diese Vorstellung ist einem ungefeilten, ich kann auch sagen, freien Sohn der Natur, wie ich bin, eben keine der erfreulichsten. Aber wie glücklich wurde ich diesmal in meiner Erwartung betrogen. Freund, willst du ein Weib sehen, aus deren ganzem Wesen eine edelmüthige Seele spricht, die in allen deinen Wünschen dir mit liebendem Herzen entgegenkommt, die dir Wohlthaten erzeigt, ohne dich es merken zu lassen, daß du eine Wohl-

that von ihr empfängst, die einen gelehrten und gelehrigen Geist besitzt, ohne mit Gelehrsamkeit zu prahlen und zu flimmern — kurz willst du ein Weib sehen wie es sein soll, und eine Adliche wie keine ist, so verlasse alles was dir theuer ist, gehe hin und sehe und spreche diese edle Frau." —

„Den folgenden Morgen sollte ich der Gräfin vorgestellt werden. Ich wartete mit Bangigkeit und Herzklopfen der Stunde. Sie kam. Meinert führte mich in's Zimmer. Die Gräfin flog mir mit liebenswürdiger Offenheit und Zutrauen entgegen. Ich stotterte meine Komplimente, aber ihr freundliches: «Willkommen, mein lieber Feuerbach!» und der herzliche Druck ihrer lieben Hand befreiten mich bald von den Ketten der Mode und ließen mich nur das edle Weib vor mir sehen. Mit reger Gluth des Herzens drückte ich ihre Hand an meinen Mund, und nun führte sie mich zum Sopha, wo ich die rechte Seite einzunehmen gezwungen war. Diese Gefälligkeit, die sie mit einer bezaubernden Versicherung ihrer Freundschaft und Hochachtung begleitete, vollendete was ihr Anblick und Empfang begonnen hatte. Ich fühlte nicht mehr das Verhältniß zwischen ihr und mir, in dem ich noch vor einer halben Stunde eine ewige Scheidewand zu sehen glaubte. Es ward mir wohl um's Herz und licht im Geiste. Ich wurde, was ich in ähnlichen Lagen selten bin, beredt und voll Zutrauen und Vertraulichkeit. Seitdem lebte ich mit ihr, wie ein Freund mit seiner Freundin. Ich speiste an ihrer Tafel, die sie mit ihren Gesprächen würzte, und kam selten von ihrer Seite. Sie ist, worüber ich am meisten erstaunte, mit ganzem Herzen Demokratin und eine geschworne Feindin des Adels von Geburt. Sie verwendete stets ihren Einfluß beim Wiener Hof und andern Fürsten Deutschlands

für die gute Sache. Meinert hat ihr seine Professur zu danken. Sie läßt es aber nicht im geringsten merken, was sie ist. Selten und gleichgültig oder im Scherz spricht sie von ihrem Umgang mit den von Gottes Gnaden Kaisern, Königen, Herzogen und andern Durchlauchten. Kaiser Leopold machte ihr nach seiner Krönung einen Besuch, sie aber war frei und edelstolz genug, ihn mit Kälte abzuspeisen und ihm zu verstehen zu geben daß er nur Kaiser sei. Der Herzog von Weimar besuchte sie vor einigen Monaten. Er wollte sie noch einmal sprechen, aber ein Billet meldete ihm, daß sie nicht zu sprechen sei. O Pachtal unter deinen Augen fühlt sich der Geist erhoben, und sagt es sich lauter als je, daß der Mensch zur Freiheit geboren ist. — Heute ist der Tag der Trennung. Nun erkenne ich erst die Wahrheit: unser Leben und unser Glück ist ein Traum. Ich schweige." —

In dieser ganzen Erscheinung, das müssen wir gestehen, ist nichts von beschämter Verlegenheit, oder gar von schuldigem Bewußtsein, von Besorgniß mißbilligt zu werden, im Gegentheil die ruhigste Sicherheit, das unbefangenste Selbstgenügen; der entzückte Jüngling ist berauscht von dem Glücke, mit solch höheren Menschen in so nahe Verbindung gekommen zu sein, wobei allerdings auch der Stand der vornehmen Gräfin sehr in Rechnung kommt. Die heiße Liebesneigung zu dem edlen Freunde, und die hohe Tugend, welche die Huldigungen eines Kaisers und eines liebenswürdigen Herzogs verschmäht hat, scheinen dem jugendlichen Vertrauten gleichen Wesens und Verdienstes!

Doch war inmitten des süßen Taumels bereits eine furchtbare Mahnung an die Verliebten ergangen, daß die Hingebung an Gefühle, die zur That werden, mit den be-

ſtehenden Einrichtungen der Geſellſchaft in Widerſtreit führen, wo den letztern nicht mehr zu trotzen iſt. Joſephine war in dieſem Fall, und reiſte deßhalb in das Ausland, um ſich der ſpähenden Beobachtung eine Zeitlang zu entziehen. Entſchloſſen und ſtolz wie ſie war, fühlte ſie nur um ſo mehr die Beſchämung, diesmal nicht wahr ſein zu dürfen, ihre Sorgen verbergen zu müſſen. —

Sie kam nach Berlin, wo ſie ſich bei Rahel, mit der ſie in eifrigem Briefwechſel geblieben war, und an deren Ergehen ſie innigſten Antheil nahm, durch folgenden Brief anmeldete.

„Sobald ich einen Wagen bekomme", ſchrieb ſie, „bin ich bei dir, am ſpäteſten um 3 Uhr."

„Karl Finckenſtein muß man Troſt geben, er iſt unglücklich; aber nicht den Troſt der Schwachen, nicht Nachgiebigkeit; er muß endlich zu dem Gedanken kommen, der wie das Wort der Auflöſung des Räthſels iſt, und ihn, nicht das Schickſal, als Urheber ſeines Unglücks ihm zeigen wird. Sein ganzes Weſen bildet ſich in dieſem Brief ab. Zu ſchwach, um ſich verdientes, würdiges Glück zu ſchaffen, zu ſchwach, um das Unglück zu ertragen. Ich kann weinen mit ihm, und doch hart ſein; hart ſein aus Vernunft und aus Liebe zu ihm. Will er eine Stunde des Abends zu mir kommen, wann immer, heute und einen andern Tag, werde ich ihn empfangen, meine Thüre iſt nie den Unglücklichen verſchloſſen; vielleicht kann ich leiſe in ſeine Seele den Gedanken hauchen, der allein ihn in Harmonie mit ſich ſelbſt bringen kann; denn ſo lange er bloß das Schickſal anklagt, iſt ſeine Vernunft als wirkendes Vermögen von ſeinen Empfindungen getrennt, ſie verwirft die Gründe zu den falſchen Gedanken, und dann wird er in ſeinem Innerſten zermalmt, er verwirrt ſich und faßt keine

Ursache mehr zur Trennung, sein ganzes Wesen ist dann in Schmerz, und unfähig zu einer Untersuchung zu schreiten."

„Gewiß, meine Liebe, komme ich um 2, spätestens um 3 Uhr. Sei stark in dem Gedanken der heilsamen Folgen, die selbst der Schmerz für Finckenstein hat. Du bist dir Gerechtigkeit wie jedem Andern schuldig; was in Widerspruch mit unserm bessern Wesen ist, dürfen wir nicht hinnehmen, nur physisches Unglück dürfen wir zum Opfer bringen! Josephine."

Sie sah hier Schleiermacher, Gustav von Brinckmann, Henriette Herz, Friederike Liman, Friedrich Schlegel, den österreichischen Gesandten Fürsten von Reuß, der mit der schönen Mariane Meyer schon insgeheim verheirathet war, den Grafen Karl von Finckenstein, Wilhelm von Burgsdorf, und viele andre Mitglieder der dortigen Gesellschaft, und war in höchster Geisteserregung und Freudigkeit über diesen Reichthum von Gedanken, Witz, Ansichten und Bestrebungen, die hier zuströmten und in solcher Fülle und Frische ihr noch nie waren geboten worden. Auch gefiel sie selbst ungemein, und wurde besonders von Schleiermacher bewundert, den ihre Eigenthümlichkeit lebhaft ansprach. Sie war äußerst liebreich und entgegenkommend, fast zu sehr für die nordische Umgangssitte, der die österreichische viel freiere auffallen mußte; doch wenn hieraus die leiseste Anwandlung von schmeichlerischer oder gar leichtfertiger Bewerbung entstehen wollte, so schlug sie diese mit stolzem Ernst und verpichtender Kälte nieder; den Beinamen sauvage, den ihr schon Gualtieri gegeben hatte, machte sie hiemit vollkommen wahr. Für Rahel's Mutter faßte sie eine verehrungsvolle Zuneigung, und ein fast noch näheres Vertrauen, als zu Rahel. —

Der frohe Aufenthalt dauerte mehrere Wochen. Wir

finden einen Abschiedsbrief aus späten Herbsttagen. Er spricht antheilvolle Gesinnungen lebhaft aus. „Ich höre also auf das Gedruckte abzuschreiben", so beginnt er, „und will es versuchen, zu einer Abschrift meiner Gedanken überzugehen. Brinckmann verdanke ich die freie Stunde, die mir dieses möglich macht, ihm gehören also die ersten Worte dieses Briefs. Wenn ich von hier gehe, wie man gewöhnlich stirbt, ohne Abschied, soll er doch gewiß sein, sage ihm, daß ich sein Andenken nicht in derselben Art behandeln werde. Ich verdanke ihm viel zu viel; die Mittheilung mancher schönen Gedanken, mancher wichtigen Resultate, sie werden mich noch erfreuen und beschäftigen, wenn ich, in meine Einsamkeit schon längst zurückgekommen, vor ihm und meinen andern Bekannten aus Berlin nur als eine leichte Schattirung zu den Erscheinungen seiner Abende im November stehen werde."

„Dem Fürsten Reuß empfiehl mich auf das freundschaftlichste; er vergebe mir diesen Ausdruck, der nur einer langen, bewährten Bekanntschaft erlaubt sein sollte, aber ich glaube, er ist's gewöhnt, daß das Gefühl jedes Biedern für ihn der Zeit voreilt, die einen langen Umgang fordert."

„Schleiermacher schätz' ich; aber er scheint mir zu sehr beschäftigt mit den Dingen, ohne Rücksicht der Individuen, als daß ich dieser Eigenschaft, die ihm einen so tiefen philosophischen Blick erwarb, zuwider handeln möchte, indem ich ihm die Erinnerung an mich aufdränge." —

„Dem Verfasser (Friedrich Schlegel) des Aufsatzes über Forster bringe mich manchmal in's Gedächtniß zurück. Ein ganzes Werk der Art, wie dieser Aufsatz, würde eine große Lücke unserer Litteratur zu rühmlich ausfüllen, und er muß sich zu richtig zu beurtheilen wissen, um nicht zu erkennen, daß er es unternehmen sollte."

„Jetzt ganz zu dem vertrauten Gespräch zurück! Sage Finckenstein, mir wäre es leid gewesen, ihn nicht allein gesprochen zu haben; durch dich kann ich ihm doch nicht von dir sprechen, und das wäre nothwendig gewesen. Er erinnere sich seiner Worte zu mir: nichts zu versprechen in feierlichen Formen für jetzt, aber desto sicherer zu halten, was er zu halten schuldig ist, was er schon versprochen hat, wenn auch durch andere Worte, als deren man sich vor Gericht bedient. Oder meint er, daß in den Worten: «Ich liebe dich» nicht das heiligste Versprechen zu jeder innigsten Verbindung, die jede andere ausschließt, liegt? Dann — hat er sie nicht verstanden, er bekenne es wenn es so ist, und trete schmerzlich zurück, und lerne, daß man Menschen mit Worten, denen man einen falschen Sinn giebt, — tödten kann. Man lerne doch verstehen, was man sagt! — Lebe wohl, Liebe. Denke an mich. Josephine."

Nunmehr verschwindet Josephine für einige Zeit unsern Blicken; wir finden erst im nächsten Frühjahr sie in Prag wieder, wohin sie leidend zurückgekehrt und gleich von einer ernsten Krankheit befallen worden war. Ueber ihre Stimmung und Verhältnisse schrieb sie am 3. Mai 1798 von dort an Rahel: „Ich danke dir, meine Liebe, für deine Freundschaft mir in den Stunden der Krankheit eine Erholung zugeschickt zu haben. Die Gegenstände, die du mir zum Nachdenken bietest, waren größtentheils meinem Herzen theuer, alle interessirten meinen Verstand; ich will das erstere bei dir befriedigen und dir sagen wie mir ist. Ich bin sehr matt, fahre aber schon aus; was meine alten Uebel anlangt, bin ich, außer mit der Verringerung des Rheumatismus, nicht zufrieden, sie bestehen noch. Genug von der Maschine, die mir nur als Mittel wichtig ist."

„Meinert's Liebe macht mich äußerst glücklich, sie ist

für den Geist und das Herz alles was schön und gut in der Liebe sich finden läßt. Ueber meine Umstände und beinah alles Aeußere in meiner Lage bin ich höchst mißvergnügt. Die Grimasse der Abhängigkeit und der noch scheinbaren Verbindung mit Pachta beleidigt alle meine Gefühle; der Wahrhaftigkeit meines Karakters tracht' ich genug zu thun dadurch, daß ich die Grimasse recht deutlich als Grimasse präsentire, die Wahrheit nicht zweideutig durchschimmern lasse. Meine innere Beruhigung für den falschen Schein, den ich annehme, ist dessen Absicht; ich glaube diese Schonung dem Menschen schuldig zu sein, da ich noch nicht ganz von ihm gehen kann, ihn selbst erhielt ich nie in einem Wahn, und selbst der angenommene Schein mit ihm fällt unter vier Augen weg. Aber ich darf nicht jedem sagen, daß ich liebe, nicht von jedem es errathen lassen! Das halt' ich für so peinlich als den Religionszwang. Wo meine Gefühle so laut sprechen, als für den Glauben an Unsterblichkeit, als für die Verehrung, die ich für die würdigste halte daß sie von dem Geschöpf dem Schöpfer geleistet wird, — das und jene verbergen zu müssen und einen falschen Kult zu treiben, muß tief kränken, was immer auch die Vernunft für die Resignation in die eiserne Nothwendigkeit befiehlt. Habe ich meine Pflicht erfüllt, so trete ich aus diesem Joch. Der Trost bis dahin wird sein: eher es gekonnt zu haben und aus Pflicht es nicht gewollt."

„Burgsdorf's ausführlicher Brief, und Brinckmann's unbefriedigender, giebt mir einen Beweis mehr für den Unterschied, den ich zwischen Beiden mache. Burgsdorf weiß seinen Freunden zu leisten, was ihnen nothwendig ist, und diese Ueberzeugung, für Andere auch handeln zu müssen, ist sogar in seinem Gefühl als eine schöne Freude

verwandelt; Brinckmann behandelt die Menschen nicht besser; als nützliche Sachen; was er für sie thut, ist jedesmal ohne den Zweck, für ihr Bedürfniß etwas zu leisten, und das warme Interesse, was er an Menschen nimmt, ist nicht selten die Forderung an diese, seiner Eitelkeit zu schmeicheln."

„Vom 10. Juni.

„Du siehst an dem ersten Datum dieses Briefs meinen guten Willen dir zu schreiben, und zum Theil seine Ausführung. Ich glaube es geht mir mit der Lebensbesserung auf dieselbe Weise; viel guter Willen, und zum Theil nur ausgeführt! —"

„Deine Aufträge werden besorgt. Wegen der Rechnung kömmt auf Abschlag die Summa, die ich dir schuldig bin, mit der Bitte noch Geduld mit der Bezahlung zu haben, weil Karl und meine Krankheit meinen Beutel leerten."

„Ich gehe auf jeden Fall Ende Augusts auf's Land zu Meinert's Eltern, die ich kennen lernte, liebe und verehre. Ich lebe ganz in der Liebe für Meinert, kann ich sagen, denn alles, was ich sonst thue, fließt aus ihr, oder wird zurückgeführt auf sie. So muß man auch sein, um mit Wahrheit sagen zu können, man liebe! Wenn unser ganzes Wesen nicht davon ergriffen ist, so ist's bloß eine untergeordnete Neigung in uns, die als solche nichts Großes in uns hervorbringen kann und keiner Achtung werth ist. — — Wenn man unter Unschuld versteht: die Nicht-Hingebung eines Menschen einem Menschen, so seh' ich darin nur den primitiven Zustand der Menschen, aber es ist nicht ihre Bestimmung, und ich eile gerne und lebe gerne in dieser." —

„Wann kommst du nach Prag? Schreibe mir bald aus Töplitz!" —

„Schleiermacher ſeine Erinnerung iſt mir lieb geweſen, denn ſein Verſtand ſchien mir richtig und ſein Herz gut; die Art von muthwilligen Sophismen, mit denen er eine ungereimte Behauptung zurückwies, gefiel mir, denn ich fand ihn zugleich bereit gegen den, der ohne Anſprüche eine Meinung ſagte, ihn mit Wohlwollen zu belehren. — Meinert kann dir über Schlegel ſprechen, den er ſehr ſchätzt. Mariane Meyer umarme ich. Reuß meinen herzlichen Gruß, recht à la Reuß grüß' ich ihn, das heißt mit aufrichtigen Geſinnungen. Deiner Schweſter und Mutter empfehle mich, auch der Schwägerin ſag' ein Wort von mir. Joſephine."

Die Freimüthigkeit in dieſen Aeußerungen, das beharrlich ſichre Gefühl, bei ſolchen Anſchauungen von Pflicht und Liebe nur im vollen Rechte zu ſein, und das Bedürfniß, den Forderungen der Neigung ſtets eine Gedankenunterlage zu geben, ſind gewiß eigenthümlicher Art, und kommen in ſolcher Verbindung wohl kaum wieder vor. Den Vorzug der Aufrichtigkeit, und des Feſthaltens, auch mit den größten Leiden und Opfern, an dem nach ihrer Ueberzeugung Wahren und Rechten, wird Joſephinen niemand abſprechen können, auch derjenige nicht, der dieſe Ueberzeugung als eine verirrte verdammen muß.

Inzwiſchen ſtellten ſich ihre äußern Verhältniſſe bald günſtiger, als ſie erwartet hatte. Ihr Vater nahm ſich ihrer aus allen Kräften an, auch er glaubte ſein geliebtes Kind zwar im Widerſtreite mit den Satzungen der Welt, aber keineswegs im Unrecht. Er war ein edeldenkender, menſchenfreundlicher Mann, dazu ein eifriger Freimaurer, der die Arbeit auch dann noch fortſetzte, als der Staat ſie ſtreng verboten hatte; er fühlte ſich verpflichtet, dem entgegen zu handeln, was ihm von außen als Pflicht zugemuthet wurde; ſein eignes Beiſpiel machte ihn mild gegen

600,000 Thlr.? Er kann zufrieden nach Hause kehren, daß seiner Tochter Schandflecke ausgebeizt worden. Der Wundarzt, der das Meisterwerk vollbracht, verdient von dem schönen Geschlecht auf Händen getragen zu sein. Leid sollte mir thun, wenn Savary's Ansprüche befriedigt würden. Ein Gefolge anderer, an deren Spitze Caulaincourt, steht schon im Anzuge. Madame du Chayla, ehemals Rovigo's Beischläferin, ist jetzt seine Schutzgöttin. Durch sie hat er Zutritt bei Ludwig XVIII. Auf Geheimerath Voli könnte ich zürnen, wenn man solch einem Manne nicht gar vieles durch die Finger sehen müßte. Sein Eigensinn ist um so unbarmherziger, als er damit seine Freunde, seine Verehrer straft, die nun den Widersachern gegenüber bloßstehn und bekennen müssen, daß sie sich zuviel von seiner Gefälligkeit versprachen. Die preußische Ernennung eines französischen Emigranten zum Bevollmächtigten bei der Madrider Regentschaft wird von Vielen für einen schlauen preußischen Pfiff gehalten. Sowas würde auch Friedrich der Große gethan haben, sagen sie, wenn er in dem Falle gewesen wäre, einen Gesandten bei dem russischen Pugatchef accreditiren zu müssen.

Endlich ist es mir gelungen, die Geschichte des Königs Theodor aufzutreiben, abgefaßt von seinem bedauernswerthen Sohne. England spielt darin keine sehr ehrbare Rolle. Ich kenne nichts Abscheulicheres, als Großbrittanniens presbyterianische Heuchelei, die den äußeren Anstand strenger Tugend nie verletzt. Dem Hrn. Geheimerath Henn habe ich für seine Schrecklichkeiten Dank abgestattet.

das Verhältniß, in welchem er seine Tochter befangen sah. Seinem vermittelnden Bemühen gelang es, zwischen ihr und dem Grafen Pachta ein freundliches Abkommen zu treffen; geschieden werden konnte die katholische Ehe nicht, aber die Trennung erfolgte leicht; Pachta selbst hatte Ursache sie zu wünschen, und sein Herz ohne Groll übte gern jede Großmuth. Josephinen blieben die Einkünfte gesichert, die sie von ihren Gütern bezog, so wie die freie Verfügung über ihr künftiges väterliches Erbtheil.

Zwischen Rahel und Josephine war in der letzten Zeit, ungeachtet der wechselseitigen Zuneigung, ein Schatten aufgestiegen, den das Zusammenleben bald wieder würde verscheucht haben; die Mißbilligungen, welche Rahel mit strenger Wahrheitsliebe aussprach, andre, welche Josephine ihrerseits jenen entgegensetzte, blieben ohne Ausgleichung. Doch erhielt sich das Vertrauen, die herzliche Theilnahme, die hohe Meinung, fast dürfte man sagen die Bewunderung, welche beide Frauen für einander hatten, unangefochten von jener Verschiedenheit des Denkens über Gegenstände, die vorzugsweise dem persönlichen Ermessen anheimfielen. Die Lebenswege der beiden Freundinnen berührten einander nun in vielen Jahren nicht, Reisen, Kriegsumstände und sonstige Störungen ließen auch den Briefwechsel verstummen. Doch aus Rahel's vielfachen und stets liebevollen Erwähnungen war mir, wie von andern ihrer Freunde auch, von der Gräfin Pachta ein glänzendes Bild in die Seele gelegt, und als ich nach Böhmen kam, stand mir dasselbe lebhaft im Gedächtniß.

Es dauerte indeß längere Zeit, ehe ich dazu kam, die gewünschte Bekanntschaft zu machen. Ein Zufall gab endlich den Anstoß, ich lernte den Professor Meinert kennen, und durch ihn Josephinen. Sie hatte noch viele Spuren

der früheren Schönheit, dabei den entschiednen Ausdruck starken Seelenadels und muthvollen Trotzes, übrigens war sie einfach, durchaus ruhig, und wie es schien zufrieden. Ein fünfjähriger Knabe, frischen Ansehns, spielte um sie her, ihr Liebling aber schien ein sittsames, angenehmes Mädchen von dreizehn Jahren, das große Anlage zum Denken zeigte. Mir wurde gesagt, mit diesem Kinde sei sie schwanger gewesen, als sie in Berlin war; es verrieth sich keine Scheu vor solchen Erwähnungen, die Annahme, daß dergleichen gewußt, daß es als richtig erkannt sei und sich nicht zu verbergen brauche, ging allem voraus. Meinert hatte in seinem Aeußern nichts, was den Frauen besonders gefallen konnte, aber sein Benehmen war fein, sein Geist gebildet; er machte den Eindruck eines redlichen wohlmeinenden, sogar frommen Mannes. Der Wohlstand, in welchem er mit seiner Freundin lebte, — schöne Wohnung, Wagen und Pferde, Dienerschaft, — hatte etwas Bescheidenes, Stilles, alles stimmte behaglich überein. Weniger war ich erbaut von dem Gespräch. Es war natürlich besonders von Rahel die Rede, auch von Josephinens Seite mit wärmster Theilnahme, aber zugleich mit der unverhehlten Absicht, die abweichende eigne Sinnesart stark hervorzuheben, oder vielmehr nicht die eigne, sondern die Denkweise Meinert's, mit der sie selbst unbedingt einig zu sein erklärte. Eigentlich lief aller Tadel gegen Rahel darauf hinaus, daß sie hätte heirathen sollen! Sonderbar genug klang dieser Vorwurf abseiten einer Frau, die selber jetzt nicht in der Ehe lebte, und gegenüber einem Mann, dessen Trost und Hoffnung war, daß jene nicht geheirathet habe! Ich fand mich zum nachdrücklichsten Widerspruch angeregt. Doch bald gewann sie wieder meine Neigung und Bewunderung durch großartige Worte, die sie ganz

unbefangen über ihre eigne Stellung zur Welt sagte, über den Tadel, den man über sie aussprechen könne, und über das Glück, das sie empfinde. Wirklich schienen beide Freunde in völligstem Vertrauen und zarter Aufmerksamkeit für einander der schönsten Zufriedenheit zu genießen. Meinert war Philolog, Dichter, Geschichtsforscher, er hatte schöne Kenntnisse und viel Geschmack, er liebte litterarische Gespräche, und Josephine drängte mich eifrig zu ihm, sich selber möglichst zurückziehend.

In Prag und Wien war man gewohnt, freie Verbindungen mit größter Nachsicht, ja mit Billigung anzusehen, und wenn die Weihe der treuen Beständigkeit hinzukam sogar mit ehrender Anerkennung; verunglückten Ehegenossen war kein andrer Ausweg, und dieser daher ihnen gern gegönnt. Wo von der Gräfin Pachta, vom Professor Meinert, die Rede war, hörte man keinen schnöden Tadel, sondern Wohlmeinung, Lob ihres bescheidenen Wandels, ihrer edlen Häuslichkeit. Doch klang auch wohl ein Laut des Bedauerns hervor, daß die schöne und edle Frau nicht eine bessere Wahl getroffen, denn man wisse, sie habe von ihrem Freunde mancherlei Härten und Schroffheiten zu erdulden, und selbst daß sie ihm angehöre, lasse er sie bisweilen als Vorwurf empfinden; ihrer Eigenart gemäß ertrage sie nicht nur alles standhaft, sondern sie, die an Geist und Kraft unendlich überlegen sei, suche mit starkem Willen sich völlig unterzuordnen, und so die Einigkeit zu erzwingen und festzuhalten, die schon verloren sei. Dergleichen zu vernehmen war mir sehr zuwider, doch konnt' ich es nicht ganz verwerfen, wenn ich meine eignen Bemerkungen überlegte.

Ein unerwarteter Schlag versetzte das Haus in namenlose Trauer. Die dreizehnjährige, vielversprechende Tochter bekam ein hitziges Fieber, und nach wenigen Tagen lag

sie auf der Bahre. Die Eltern waren furchtbar getroffen, besonders Josephine verzweiflungsvoll, man sah, daß ein eigenthümlicher Gedankengang ihren Schmerz verstärkte, sie hatte nicht nur die herrlich aufblühende Tochter verloren, sondern in ihr zugleich den ersten Segen ihrer Verbindung, das Lächeln des Himmels, das Pfand der Zuneigung ihres Freundes. Sie schien zu fühlen, daß sie nun weniger Halt auf ihn habe; um diesen zu retten, zu verstärken, beschloß sie nur um so mehr ihr ganzes Dasein in dem seinen aufgehen zu lassen.

Die schöne Wohnung, wo der Tod eingekehrt war, wurde geräumt; man behalf sich mit wenigen engen Zimmern bei einem Schwager Meinert's, der in einer entlegnen Straße sein Geschäft betrieb. Eine junge Schweizerin, Namens Molly, die als Gefährtin der verstorbenen Tochter im Hause war und auch künftig verbleiben sollte, fand kaum ein Unterkommen, und noch weniger wußte sie ihr Französisch zu lassen, das niemand verstand und hören wollte. Ich that was ich vermochte, die Betrübten zu trösten, aufzurichten; ich führte ihnen den Clemens Brentano zu, der durch seine geistvollen Wunderlichkeiten mit Gewalt andre Stimmungen aufnöthigte; doch Josephine, für solchen langentbehrten Reiz sonst so empfänglich, nahm alles nur für den Freund auf, und suchte geflissentlich darzuthun, daß sie mit dessen ungebildeten, ihm selbst deßhalb nicht ganz angenehmen Verwandten, nur weil sie die seinigen seien, den befriedigendsten, ihr liebsten Umgang habe! Je weniger es ihm bei Josephinen gelang, um so besser wußte Brentano sich bei Meinert einzunisten, dessen Vorzüge er prächtig rühmte, ohne dadurch gehindert zu sein die Schwächen auszuspüren und diese mir vertraulich in schlagenden Witzworten vorzuführen; so pries er dessen Sinnigkeit,

Gefühl, Weisheit, ſetzte dann aber ſchalkiſch hinzu: „Doch trocken iſt er, trocken, — ich glaube ſogar ſein Schweiß iſt Pulver.“ — Sein Muthwillen aber blieb den Freunden unter der ernſten Empfindſamkeit verdeckt, die er nicht weniger gut aufzuführen verſtand, und das Bild der wärmſten Freundſchaft erhielt ſich unverletzt.

Ich überließ das ſeinem Gange; mir lagen andere Sorgen ob; ich dachte den öſterreichiſchen Kriegsdienſt zu verlaſſen, und nach Berlin zurückzukehren; meine Thätigkeit, meine Gedanken waren hiedurch vorzugsweiſe in Anſpruch genommen. Unangenehme Vorgänge entfernten mich von Brentano, bald verlor ich auch Meinert und Joſephinen aus dem Geſicht. Die Feldzüge von 1813 und 1814 führten mich in weite Fernen.

Dieſelben Ereigniſſe jedoch brachten Rahel wieder in die Nähe Joſephinens. Mit vielen andern Berlinern war auch Rahel im Frühjahr 1813 nach Böhmen geflüchtet, und ihr erſter Gedanke war, bei der geliebten Freundin anzuſprechen. Doch dieſe war nicht in Prag, nicht in Böhmen, ſondern auf einem Gut in Mähren, welches, wie geſagt wurde, nicht mehr ihr, ſondern Meinert gehörte; denn auch hiedurch hatte ſie ihre Unterordnung bekräftigen wollen, daß ſie den größten Theil ihres Beſitzthums ihm zu eigen gab, und ſie auch äußerlich mehr von ihm als er von ihr abhing. Die Einladung auf das Gut, wo die Freundin ſelber nicht mehr Herrin war, mußte Rahel ablehnen, und auch aus vielen andern Gründen den Aufenthalt in Prag vorziehen. Der Zufall wollte, daß ſie daſelbſt Wohnung in einem Hauſe fand, das dem Grafen von Pachta, Joſephinens Gatten, gehörte, mit welchem ſie dadurch in freundliche Bekanntſchaft kam, ſo wie mit einer liebenswürdigen Familie, die ihm ein Er-

ſatz jenes früheren, unheilbar zerrütteten Verhältniſſes geworden war. Bei weniger geſpannten Anſprüchen, aber gegenſeitiger Gutmüthigkeit und treuem Wohlwollen, hatten ſich hier glücklichere Bande geknüpft, als dort unter den Einflüſſen der Leidenſchaft und des geiſtigen Eifers. Zwei ſchöne und feingebildete Töchter, von dem Sohne Joſephinens Grafen Karl von Pachta gern als liebe Schweſtern anerkannt, ſind in dieſem Kreiſe heraufgewachſen, und haben in die angeſehenſten Familien geheirathet. —

Erſt im Jahre 1814 beim Kongreſſe von Wien, der ſo viele Menſchen aus allen Fernen zuſammenbrachte, ſahen auch Rahel und Joſephine, nach ſiebzehnjähriger Trennung, einander wieder. Aber in welcher Verſchiedenheit der Lage und Stimmung! Rahel war jetzt eben verheirathet, und voll Muth und Kraft zu neubeginnendem Leben; Joſephine veraltet, von Gram und Sorge zerſtört, noch mehr aber durch den Eigenſinn, mit dem ſie ſchlechterdings nichts mehr ſein wollte, als die Gefährtin des Mannes, der ihrer eben deßhalb nur ſtets überdrüſſiger wurde. Meinert hatte ſeine Profeſſorſtelle in Prag längſt aufgegeben, lebte in bequemer litterariſcher Muße, war mit geſchichtlichen Arbeiten beſchäftigt, gab deutſche Volkslieder aus dem Kuhländchen in Mähren heraus, und ſprach, von der Freundin abgewandt, gern und nur von ſolchen Dingen, an denen ſie nicht theilnehmen konnte noch wollte. Traurig wie dies anzuſehen war, ſo ſollten wir doch erfahren, daß in dieſem unſeligen Zuſtande noch ein weiteres Unheil ſich ſchon entwickelt habe. Die ſchöne Schweizerin Molly, welche ſich als Geſellſchafterin im Hauſe erhalten hatte, war lange Zeit in dem Wahn geblieben, Joſephine und Meinert ſeien ehelich verbunden; als es ihr klar wurde, daß dies nicht der Fall ſei, gerieth ſie in die höchſte Auf-

regung, wollte fort, und war nur durch vieles Zureden zu beschwichtigen. Diese Entdeckung jedoch verursachte, daß sie den im Stillen schon längere Zeit waltenden Bewerbungen Meinert's, den sie durch kein geheiligtes Band gebunden wußte, jetzt minderen Widerstand leistete. —

Der Strudel des Kongreßlebens, dessen Wogen ohnehin wenig Absicht und Folge zuließen, verschlang bald die Fortsetzung unsres unfruchtbaren Umgangs mit der so ganz unselbstständig gewordenen Freundin, die auch selber, beschämt und in sich zurückgezogen, ihn eher mied als suchte. Wir hörten nach einiger Zeit, daß sie abgereist sei. —

Einige Monate später kamen die düster angehäuften Gewitterwolken zum unheilvollen Ausbruch. Meinert, der sich gegen Josephinen nicht, wohl aber gegen Molly verpflichtet fühlte, verließ jene und heirathete diese. Wir entbehren über den näheren Hergang der bestimmteren Angaben, finden aber in Feuerbach's Karlsbader Tagesblättern unter dem 17. Juli 1815 die Hauptsache mit folgenden Worten ausgedrückt: „Ich erfahre das Schicksal, das über Molly gewaltet und Josephine Gräfin von Pachta von Meinert getrennt hat." —

Die schwergeprüfte, eines bessern Looses werthe, in ihrem Unglück bis zuletzt edel und stark ausdauernde Frau hat diesen härtesten Schlag nicht lange mehr überlebt.

Henri Campan.

Briefe Henri Campan's an Rahel.

Paris, 28 novembre 1807.

Ma chère et meilleure amie, bien loin d'être choqué de la douleur qui remplit votre précieuse lettre, j'ai été satisfait, de voir que votre confiance, sur toutes les situations de votre trop belle âme, me suivait à travers les centaines de lieues. Je ne suis pas dans une plus belle situation que vous, je suis au milieu d'une foule de sentiments et souhaiterais presque que l'un deux devint une passion pour que sa supériorité m'attirât entièrement et que je soie ainsi affranchi de tant de pouvoirs si différents et tous absolus. — Je pourrais croire, avec plus de jeunesse, que je suis pris par quelqu'un de ces sentiments comme je le désire mais hélas cela ne dépend pas de moi seul, et tout sûr que je suis de la force de mon amour (car vous voyez bien que je suis amoureux) je ne suis encore certain que de la moitié de ce qui doit me tranquilliser; or, être tranquille à moitié, être heureux à moitié, être dans le bonheur à moitié, c'est je crois pire que de ne pas y être; — enfin le temps m'ôtera ma moitié de bonheur ou me donnera l'autre. — Voici, direz-vous, une sotte maxime, et qui est d'un vieillard ou d'un homme usé, je le vois maintenant qu'elle est écrite, et je la laisse, car ce n'est pas moi qui l'ait mise. — Quand je trouve dans mes lettres ou dans mon esprit quelque

Paris, den 27. Juni 1823.

Aus England haben wir keine Nachricht über die Vorfälle in Portugal. Der anhaltende Nordoſt iſt den Packetboten hinderlich, welche von Liſſabon nach Falmouth ſteuern. Dagegen ſegeln die franzöſiſchen Kouriere nothwendig mit günſtigem Winde. Sollte die hieſige Regierung ohne Kunde ſein! Sie ſchweigt. Man vermuthet, daß die Begebenheiten nicht nach Wunſch ausgefallen ſind. Unverbürgten Sagen zufolge wäre der König den Kortes treu geblieben und dieſen weiter nichts, als das Verſprechen abgedrungen worden, ſich mit der Frage über Errichtung einer Pairskammer zu beſchäftigen. Wir werden das Nähere mit der Zeit erfahren. So viel nur ſcheint gewiß, daß das kontrerevolutionelle Aufgebot, welches Ergiebes auch immer, hier nicht Frankreichs, ſondern Englands Umtrieben beizumeſſen iſt.

Die ſpaniſchen Ereigniſſe ſtehen faſt eben ſo wenig im Klaren, als die portugieſiſchen. Mit Beſtimmtheit ſieht man blos, daß der Krieg weit über die, an der Bidaſſoa verheißenen ſechs Wochen hinausdauern wird. Das erſte Gerücht, König Ferdinand ſei abgeſetzt, hat ſich nicht beurkundet; aber er iſt entthätigt worden, um der Reiſe willen. Ob man in Cadix gefunden, daß er wieder zu Verſtand gekommen, lindert den Skandal nicht im Mindeſten. Die Kortes haben ihn in der äußerſten Noth begangen, daher wäre er zu verhüten geweſen. Frankreich hätte ihn verhüten ſollen, weil dergleichen Thatſachen, auch wenn ſie am Ende null und nichtig ſind, das Königthum in dem Glauben der Völker erſchüttern. Der öffentlichen Meinung wird hiezulande mehr und mehr das Maul geſtopft, während friſche Truppen über Hals und Kopf nach Spanien eilen. Das ſind keine Anzeichen, daß ſich die Geſchäfte dort plan und

idée qui me semble ou fausse ou systématique, ou trop vieille ou trop jeune, je ne m'en veux nullement, je ne m'en prends qu'aux mauvais auteurs que j'ai lu sans les critiquer scrupuleusement, ou qu'aux sots que j'ai écouté innocemment. — Il ne faut rien laisser passer d'impur, ou bien ou se fane le coeur, il ne faut rien écouter de faux, ou bien ou se fausse l'esprit. — Je ne veux pas dire qu'il faille s'abstenir des écrits et des paroles qui nous entourent, et qui viendraient à nous malgré nous, je veux dire qu'il ne faut point indulger son jugement, qu'il faut avoir une conscience d'esprit, et craindre une ideé fausse et l'impression qu'elle peut faire comme on redoute un vice, un crime, et tout ce qui les suit.

2 décembre.

Il y a cinq jours que toutes les histoires qui précèdent sont écrites, ma bonne amie, et il faut être bien accoutumé à vous tout raconter pour les laisser partir après y avoir pensé. — J'ai encore été malade depuis que cette lettre est commencée; j'ai eu les mêmes souffrances, la fièvre, des maux de nerfs ect. mais j'en suis quitte pour cette fois-ci à bon marché. Il me faudrait aller dans le midi pour me remettre, mais je ne le pourrai que quand je serai mort ou guéri. J'étais pourtant bien déterminé, en vous quittant, à aller en Italie, et j'y vois maintenant une telle impossibilité que je n'y songe plus. Cassel est aussi évanoui, et de façon à ce que la chimère ne puisse pas se renouveler. Le roi l'a demandé, l'empereur l'a refusé. — Il n'y faut plus songer.

J'ai vu hier d'Houdetot qui est arrivé depuis trois jours. Il m'a semblé qu'il regrettait Berlin, au moins,

il me l'a dit. Il a obtenu, en partant, l'aveu de cette inconvenante passion, il a été fort bien avec moi, car il n'y a pas touché. Cela me ferait croire qu'il ignore son bonheur. — Je suis honteux d'écrire encore à une certaine personne en vous écrivant. Je ne peux m'y refuser, on m'a écrit tant de larmes, ou m'a juré une telle immortalité d'attachement que j'ai encore une sorte d'espèce d'émotion.

J'ai beaucoup et bien ardemment travaillé pour Mad. Herz. Ma mère a été touchée de tout ce que je lui en ai dit, et elle m'a donné deux fois sa parole de la prendre à Écouen et de la traiter comme mon amie, et deux fois elle a été effrayée des tracasseries qui pourront lui en arriver si elle prend une juive dans une maison où la religion sera la base de l'éducation et fera la considération des dames puisqu'elles auront un ordre. — Ma mère est maintenant sur la négative; mais toujours pénétrée de la valeur de cette dame, et du désir de lui être utile. Il ne s'est point encore presenté de belle occasion pour la faire gouvernante, elles sont rares pour tout le monde, et le désir que j'ai de voir Mad. Herz placée dignement les rend encore plus rares pour moi. — Ma mère avait songé à la placer dans sa pension à Saint-Germain auprès d'une dame charmante, qui a pris cet établissement et le conduit avec tout plein d'esprit et de dignité et sous les conseils de ma mère. On pourrait lui donner de cinq à six cents francs, une bonne table, une jolie chambre, et des égards. Ma mère la tiendrait là comme en dépot, peut-être que dans six mois elle aurait pris assez de prépondérance pour sauter par dessus ce chien de baptême et la prendre à Écouen; au moins est-il sûr qu'elle lui aurait bientôt trouvé une

place digne d'elle. C'est ma mère qui a eu l'idée de la placer à Saint-Germain, elle la recommenderait et lui rendrait sa situation agréable. Il faudrait peut-être enseigner l'allemand et l'anglais, ou tenir une classe de petites filles, ou leur apprendre à lire, mais point ces trois choses à la fois. Il faudrait aussi savoir si Mad. Herz a un autre nom et consentirait à le prendre. Ce serait peut-être un passeport pour Écouen. Il ne faut point parler de cette dernière chose. — Ce serait toujours pour la petite Grecque qui est comme la fille de ma mère; elle aurait l'agrément de l'amener deux fois par semaine à Paris dans une bonne voiture, et aurait chaque fois quelques heures pour voir ses amies. — Ma mère est plus aimable et plus douce que jamais, cette bonne Mad. Herz aurait une idée du paradis. — Faites lui plutôt inventer un nom si elle n'a que le sien.

Adieu mon ange, adieu mon bonheur, c'est à plus juste titre que je peux vous nommer ainsi, maintenant que vous êtes loin de moi.

Vous pouvez divertir Bujac de ma lettre. Si vous ne le voulez pas, faites lui dire au moins que je suis son ami et de ceux de son nom.

H. C.

Paris, 5 janvier 1808.

Ma chère amie, vous êtes malade, vous avez la fièvre, et je n'ai pas de vos nouvelles. Peut-être négligez-vous de m'en faire donner parceque vous croyez que j'y suis peu sensible, et cette idée qui me revient souvent me tourmente. Je crains que mes lettres ne vous

soient point parvenues, et que vous ne vous imaginiez qu'un homme de vingt ans a pu vous faire croire pendant une année qu'il était doué d'une âme faite pour apprécier la vôtre, qu'il vous aimait et qu'il était sensible, et que toutes ces qualités fussent feintes.

Je viens d'avoir une alerte bien chaude. J'ai cru aller en Portugal où vont s'établir pour quelque temps Taboureau, Lafont et Bellille, peut-être que d'Houdetot ira aussi. Dieu merci, je ne crains plus rien, et j'espère être placé avantageusement à Paris et pouvoir vivre un peu à ma guise. Je suis déjà sur le chemin, je demeure seul, j'ai une cuisinière, et je dine souvent seul, mais tout cela n'est pas la liberté dont j'ai joui aux Moabites, et je ne vous ai pas dans le voisinage. — J'ai l'esprit plus rempli que jamais de certaines idées qui perçaient souvent à vos yeux et qui me tourmentent pour s'échapper. — Quand on est dans une pareille situation il faut demander le secret à ces amis, fermer les yeux et se recommander au bon Dieu.

Adieu mon ange, faites moi donner de vos nouvelles, ou plutôt donnez m'en, et parlez moi de madame Herz.

Encore adieu. Parlez de moi à madame votre mère.

H. C.

Mardi, 25 janvier 1803.

Ma chère amie, avez-vous reçu mes lettres ou ne les avez-vous pas reçu? Dans le premier cas vous me punissez bien sevèrement de quelques jours de paresse, et dans le second vous devez être bien affligée en croyant que je ne vous aime plus, et par conséquent que je ne vous ai jamais aimé; car peut-on cesser de

le faire? — Vous avez eu la fièvre, et maintenant vous ne l'avez plus, je le sais par d'Houdetot qui le sait par Mad. Fr. Qui aurait cru, il y a quelques mois, que nous correspondrions par tant d'intermédiaires!

Voici de petites étrennes que je vous envoie. Portez-les si vous m'aimez toujours, et dites à ceux qui vous questionneront, que la pierre jaune est le signe de mon ardeur, la pierre bleue celui de ma constance, et que l'opale, qui est changeante et semble de deux couleurs opposées suivant la place où elle se trouve, veut faire entendre que vous êtes une volage.

D'Houdetot est nommé souspréfet, et va demeurer dans je ne sais plus quelle ville à cent lieues de Paris, il en est très-fâché, mais pourtant assez joyeux. J'espère être fixé à Paris et avoir un peu plus de temps. J'en ai grand besoin, je suis toujours fort tourmenté par un certain désir. Je songe souvent à la situation d'une femme grosse qui approcherait du terme, mais qui ne saurait pas de quelle race était son mari et craindrait de faire un laid ou un nègre, et pourtant se figurerait souvent qu'elle fera un charmant garçon bien blanc, bien bâti, et destiné à faire l'admiration de tout le monde.

Apropos d'enfans de cette sorte, j'ai lu la mauvaise traduction que nous possédons de Guillaume Meister, et j'y ai trouvé des choses délicieuses. Les amours de Guillaume et de la petite comédienne m'ont fait surtout une grande impression. — Vous aurez probablement lu le nouveau roman de Mad. de Genlis, qui tout mauvais qu'il est se fait lire avec un grand intérêt et contient un épisode charmant. C'est celui de la mère du jeune marin.

J'ai payé il y a déjà quelque temps l'argent des Delmar, mais j'ai eu la paresse de ne point leur écrire; je le ferai sous peu de jours.

Écrivez-moi, cher ange; vos lettres m'entretiennent dans un pays charmant que bien peu de gens habitent, que beaucoup veulent habiter, où j'irai m'établir tôt ou tard, qui n'est pas celui de Prusse, et que je ne crois pas que vous puissiez trouver sur la carte.

Mille choses à votre bonne mère patriarchale.

Henri Campan.
Votre ami.

Paris, 1 avril 1808.

Ma bonne chère amie, votre lettre m'a fait le plus grand plaisir; il est vrai que toutes celles qui partent de votre main méritent le même éloge et que vous pourrez croire bientôt que compliment est un protocole que je mets à la tête de mes lettres. Qu'il soit de protocole ou qu'il n'en soit pas c'est à vous seule que je le mets, et c'est avec vous seule que je trouve du plaisir dans la correspondance, comme c'est avec vous seule que j'aime à causer. — J'envoie aujourd'hui à d'Houdetot la lettre de Mad. F. Il faut qu'elle se tranquillise, d'Houdetot est parti il y a six semaines pour sa souspréfecture, il a pris sa route par Dijon et a dû y séjourner, pendant ce temps les lettres allaient à la souspréfecture et il doit y avoir répondu maintenant, on y répondra bientôt.

La question que vous me faites sur Perregaux est charmante; elle est juste, mais la réponse n'est pas favorable, et elle est aussi bien juste. — Je lui parlerai

de Tilly quand je le verrai, ce qui arrive rarement. Il ne se met pas près de moi au conseil. J'y entre au moment, où on commence les affaires, et j'en sors promptement. Il m'est arrivé souvent d'aller à ce conseil, qui est composé de soixante personnes, sans parler à qui que ce soit et sans être presque sorti de ma chère solitude que j'aime et que je courtise autant que je puis.

Je suis fâché pour votre plaisir que vous ayez cessé de voir Pauline, mais je m'y attendais. — Je serais bien content pour vous, si vous alliez à Toeplitz, mais ce ne serait encore l'exécution que d'une bien petite partie de mes désirs. Il faudrait pour qu'ils fussent accomplis que je fusse libre d'aller où bon me semblerait et que je pusse me trouver avec vous près du lac de Côme, ou à Genève, ou en Bohême, ou à Montpellier, alors je serais joyeux et je pourrais penser que les souvenirs de ma jeunesse feront un jour le charme de mes vieux jours, mais jusqu'à présent je n'ai à me rappeler que des désirs, et il n'y a pas là de quoi égayer de vieilles années.

Ditez à votre chère nièce que sa lettre était fort bien écrite de toutes façons et que je l'engage à faire tout ce qu'ella pourra sous votre direction.

Ditez bien des choses à Line; ce n'est point pour les plaisirs de conversation que nous avons goutés ensemble que je l'aime, ni par aucun accord qui existe entre nos gouts et nos sentiments; c'est comme un de vos meubles que je l'aime. J'ai pour elle toute justement le degré d'attachement que j'ai pour votre bon canapé vert qui est dans votre chambre d'en haut.

Je suis bien aise que vous aimiez davantage Bujac

je finirai par trouver. Il est impossible que les sots dominent en nombre comme ils en ont l'air. Ils semblent les maîtres parcequ'ils parlent, crient, médisent et injurient, mais ce n'est pas là l'ordre naturel, et ils ont contraint les gens d'esprit à s'enfuir. Je ne suis plus inquiet que d'une chose, c'est de savoir où ils se sont refugiés.

Que j'ai de l'esprit ou non, je suis au moment d'aller me cacher à la campagne pour quelque temps; j'ai encore été malade, j'ai eu une fièvre très-forte et je souffre de la poitrine, mais quelque besoin et quelque envie que j'aie de m'en aller, je suis retenu par une quantité de liens dont chacun me semble ne pouvoir m'arrêter et qui en masse me retiennent depuis quinze jours et m'empêchent de savoir quand je partirai.

C'est à Écouen que je vais, dans un petit appartement comme celui d'en haut aux Moabites chéris, avec une vue superbe et des bois magnifiques aux enivrons.

Je tâcherai d'y être heureux et d'accorder mon esprit avec celui de ma mère, mais cela sera difficile; nous sommes tous deux entiers dans nos façons de sentir et tous deux bien différents d'ages et d'âmes. Ma mère n'a pas d'appointements de l'empereur depuis qu'elle est à Écouen; on a toujours différé de lui donner un titre qui lui est promis et de fixer son revenu. Elle-même n'a point sollicité, parcequ'elle voulait achever cette maison et pensait que l'empereur ne ferait que la mieux traiter quand il verrait un si bel établissement terminé. Mais la maison est finie, et l'empereur est en Espagne. Ma mère n'a plus son revenu de la pension de Saint-Germain, de sorte que nous n'avons que notre fonds qui n'est pas très-considérable.

Je vous confie, ma chère amie, que le frère de Bujac veut le faire revenir à Paris avec une place assez avantageuse. Je suis fort de cet avis, car je pense qu'avec une probité aussi franche que l'a ce pauvre Bujac il ne peut pas réussir dans l'état qu'il a actuellement, et au contraire risquerait son honneur s'il voulait faire la moindre affaire, car il la ferait maladroitement, et on lui dirait haro sur le bandit. Il faut donc, s'il vous en parle, que vous lui conseillez de partir, et si vous avez du courage et de l'esprit, il faut que vous partiez avec lui et que vous veniez à Paris trouver la liberté (la vôtre j'entends, car j'y suis plus gêné que jamais), la santé et le bonheur. Si vous croyez que je puisse être pour quelque chose dans le plaisir de vos journées, vous pourrez conter sur moi plus que jamais. Je vous aime plus qu'en vous quittant; j'ai appris combien vous étiez unique, et j'ai vu combien je vous aimais. Nous vivront donc aussi souvent ensemble qu'à Berlin, et je ferai tout mon possible pour secouer votre âme et la dégager de ses humeurs. — Adieu ma chère amie, ne négligez pas ma proposition. — J'ai envoyé la lettre à d'Houdetot et je suis sûr qu'elle lui a été remise, mais il ne m'a point répondu. Il me disait pourtant, le jour même de son départ, que son seul désir était de retourner à Berlin et que s'il était libre il le ferait sans tarder. Mais tel est l'amour.

Écouen, 23 juillet 1808.

Qu'y a-t-il, ma chère amie, qui puisse vous empêcher de me répondre, et qu'ai-je fait pour perdu l'amitié que

genügend entwickeln. Dem Generaliſſimus, der ſich trefflich benimmt, macht die Madrider Regentſchaft viel zu ſchaffen. Durch ihre tollen Maßregeln wirbt ſie offenbar Rekruten für die Konſtitutionspartei. Dazu kommt, daß ſie Geld braucht und die Kirchengüter, einzige Unterlage irgend eines Kredits, der Geiſtlichkeit zurückgiebt. Vielleicht kommen ihr die wagehalſigen Juden durch ein Anleihen zu Hülfe. Auch kann ſie allmählig das Geld an ſich pumpen, welches die Franzoſen dermalen über Spanien ausſäen. Dieſe Quellen ſind bald erſchöpft. Nur zum Theil entſprang die ſpaniſche Revolution aus Meinung. Ihre hauptſächlichſten Urſachen liegen in dem Verluſte der Kolonien, in dem Mangel an Induſtrie, in der Gewohnheit, keine Impoſten zu bezahlen. Hätte Ferdinand Geld gehabt, ſo wäre, trotz ſeines thörichten und gewaltſamen Benehmens, ſchwerlich eine allgemeine Umwälzung erfolgt. Die ſchlechten Finanzen der Kortes haben den gegenwärtigen Einbruch der Franzoſen erleichtert. Ueber ein Kleines kann die Regentſchaft, ſelbſt unter dem Schutze eines vollkommenen Sieges, in die Verlegenheit ihrer Vorgänger gerathen. Allein die Kortes ſind noch nicht vernichtet. Sie ſcheinen mir hartnäckige, eigenſinnige, karakterſtämmige Pedanten, mit denen nicht leicht fertig zu werden iſt. Keine ihrer Truppen ſind zum Feinde übergegangen, ihre Feſtungen vertheidigen ſich, und ſich ſelbſt haben ſie jeden möglichen Rückzug abgeſchnitten. Frankreich hat über Spanien Bürgerkrieg und Brigandage auf ein halbes Jahrhundert gebracht und ſich ſelber ein langes und ſaueres Tagewerk zugeſchanzt, an dem es ſeine beſten Kräfte abmergeln kann. In allen dieſen Geſchichten ſpielt England keine einer Großmacht würdige Rolle. Mir ſind die Ultra's lieber. Sie geſtehen unverholen, was ſie wollen. Herr Canning hingegen trägt auf beiden Achſeln, um am Ende viel-

je désirais le plus conserver? Vous avez fait de nouvelles connaissances, ou bien vous avez pris de l'amour, ou peut-être je suis trop empressé et si j'avais été modéré dans mon attachement vous auriez craint qu'il ne s'éteignit, au lieu que sûre, comme vous l'êtes, que je vous aimerai toujours, vous vous reposez et ne faites de frais que pour ceux qui vous donnent de l'inquiètude.

Quoi que ce soit, j'en ai beaucoup de chagrin. Je suis maintenant à la campagne et tout m'y fait songer à vous; je me rappelle combien de fois nous avons respiré le bon air ensemble et je vois avec peine que vous l'avez oublié.

Je suis peut-être injuste et il est possible que vous soyez malade ou que l'ennui de rester à Berlin vous paralyse et vous ôte toute force; dans ce cas, ma chère amie, n'écoutez pas mes reproches et croyez que je partage sincèrement vos peines. Je voudrais de bon coeur être à Berlin, je jouirais de votre société, et de la campagne plus à l'aise qu'ici; je suis pourtant dans un beau lieu, mais au milieu du village, avec du bruit dans la rue et des voisins.

J'ai eu beaucoup de chagrin du duel de Bujac; j'ai bien vu à ce trait qu'il serait jeune bien tard et je crains que ce ne soit pas là son dernier coup de jeunesse. Si vous le voyez dites lui beaucoup de choses tendres pour moi, et ajoutez qu'il ne fait pas bon à parler des souverains, même de ceux en ...sgrâce.

Si vous avez entendu dire que j'aie écrit des lettres malhonnêtes à Mr. Barbéguières, vous m'obligerez infiniment en disant que j'en ai répondu de sèches à d'autres beaucoup plus impolies. —

Adieu, ma chère bonne amie, cherchez dans votre

coeur quelque chose pour moi, qui vous encourage à écrire et donnez moi de vos nouvelles. — J'attends tous les jours cette eau de Portugal. Bien des compliments à Louis Liman l'architecte, à Mr. de Quast et à Mad. Frohberg.

H. C.

Écouen, 1 septembre 1808.

Nous avons donc perdu Bujac, ma chère amie; vous ne m'en écrivez pas et je sais pourtant ce que vous en pensez et combien vous partagez mon regret. Ma douleur a été vive dans le premier moment, mais elle est bientôt devenue moins forte, et le lendemain de sa perte son souvenir m'était déjà doux, et quoiqu'il ne me quittât pas, il ne me bouleversait pas et je pouvais causer, rire, et répondre comme à mon ordinaire. D'autres pourraient croire que je ne le regrette pas, mais vous saurez d'après ce que je dis, que je le pleure du fond de l'âme, et que son souvenir ne s'affaiblira pas. — Son frère se roule et crie, c'est une grande perte qu'il fait, mais je ne l'estime pas si grande que la mienne. Il ne se souciait point de vivre auprès de Bujac, étant ensemble à Paris ils se voyaient peu, il ne parlait guères que des défauts de son frère et ne se servait point de son esprit. Il était fort occupé de cette légèreté qui avait en partie ruiné notre pauvre ami et qui l'a mené au tombeau, et craignait toujours que Bujac ne lui fit du tort; pourtant il pleure et le regrette. Il regrette le fils de sa mère, son camarade de berceau, d'enfance, de collège, à qui il rattachait une foule de souvenirs agréables dont ce frère n'était pourtant point

le motif. C'est comme un morceau du corps qu'on lui a ôté; c'est un ami que sa mère lui avait donné; et moi c'est un ami que je m'étais choisi.

On pourra faire à ce pauvre innocent une belle épitaphe, et faire de sa loyauté qu'il conduisait si mal, de son esprit qu'il dérangeait si complètement, et de son coeur qui le menait si étrangement, un caractère touchant et singulier. Mais je n'ai pas d'esprit dans de pareilles occasions.

Je sais que vous craignez de m'écrire, et comprends vos regrets à votre silence.

Je n'ai pu trouver rien de satisfaisant sur la famille de la personne. J'ai appris seulement qu'il existe une marquise de ce nom (écrit de même) qui habite presque toujours une terre auprès d'Harpageon et qui ne s'occupe que d'amasser de l'argent à un fils unique qui n'a, à ce qu'il paraît, que douze ou quinze ans. Elle passe pour avare, et on fait entendre qu'elle lui laissera une grande fortune. Je me suis adressé à beaucoup de gens, et les seuls qui m'aient répondu sont de ceux qui se piquent de connaître tout comte ou marquis, et de n'avoir vécu qu'avec eux. Je n'y ai mis aucune paresse et c'est après avoir vu que je ne saurais rien de plus que je me suis décidé à vous répondre.

Je me suis aussi occupé de vous établir. On m'a parlé d'une dame aimable et de bonne compagnie qui tient une pension de petites filles et qui a aussi deux ou trois dames choisies avec qui elle mange sans petites filles et qui en sont tout-à-fait séparées. La chose me semblerait convenable, si ce n'est qu'elle demeure rue Pigalle. La rue Pigalle ne me semble pas éloignée mais elle en a la réputation. Elle donne dans la rue Saint-

Lazare. Vous y auriez de l'air, du silence, et une compagnie qu'on m'a dit agréable. Répondez-moi sur la distance et je m'informerai du prix, et j'irai voir le lieu, la dame, et la compagnie.

Vous connaissez les hommes quand vous demandez si je vous avouerai, mais vous ne me connaissez pas encore. Venez, ma chère amie, et tout ce que vous dites espérer de plaisirs dans ma société je l'irai chercher auprès de vous.

Il parait que vous pouvez vivre commodément avec votre argent, mais en garçon tout-à-fait, et en allant à pied dès qu'il fait sec.

Adieu, chère amie; cela me fait songer cruellement à Bujac, de vous écrire.

Ne dites à personne ce que je vous dis du frère. Bartholdy, Mendelssohn etc. le lui rediraient. Donnez-moi sur ce pauvre ami tous les détails que vous pourrez.

Écouen, dimanche 9 octobre 1808.

Ma chère bonne amie, en fait d'étiquette il n'y a que les souverains qui aient le droit de commencer la page aussi haut. Mais les amis véritables ont des droits bien aussi puissants. Plus vous m'en écrivez et plus je suis content et je pense que vous éprouvez le même sentiment qui est d'aimer à voir que tout le papier qui se trouvait sous vos mains a été employé à m'écrire des amitiés. — Maintenant j'emploierai tous les expédients possibles; j'écrirai fin, je prendrai du papier mince, je ne laisserai pas une marge, et il se

trouvera qu'en recevant une longue lettre et venant de bien loin vous pourrez croire aussi que je suis aux Moabites et que je vous écris que je viendrai le soir. —

Pauline*) est ici, ma chère amie, et sa vue et son allemand, ses folies, sa façon de s'accroupir sur mon canapé, me font sans cesse souhaiter de vous voir. Je ne vois plus de difficultés pour vous puisqu'elle n'en a pas trouvé. Il est vrai que vous ne viendriez pas avec les mêmes moyens, mais, ma foi, une fois arrivée, une fois que nous causerions ensemble et que nous serions en train de nous dire les mille pensées que nous n'avons pas pu nous écrire, je crois que je ne regarderais guères aux moyens que vous auriez employés! Je dis comme Line lorsqu'elle vous voit triste et qu'elle vous dit de faire comme madame Wiesel; — c'est elle qui m'a dit cette folie, et j'en ai bien ri. — Pauline est toujours fort drôle; elle est venu déjeuner chez moi avec Dufraisse, elle y a mangé ce qui vous suffirait pour quatre jours; elle n'a pas changé de figure, et les modes de Paris lui font à merville. — Tout le monde me dit qu'avec quatre mille francs vous pouvez vivre fort bien, mais avec un grand ordre.

Je ne peux vous dire à mon grè combien je regrette Bujac; je tomberais dans les lieux communs sur la mort d'un frère ou d'un ami, et sans qu'il y ait pour cela de l'affectation dans ce que je dis sur mon chagrin, je trouve qu'il ne faut pas dire de choses rebattues sur une douleur aussi nouvelle (Dieu merci), aussi vive et aussi profonde que celle qu'il m'a causée. Je croirais la comparer en l'exprimant comme d'autres, et quand

*) Pauline Wiesel.

même j'ai un gout pour les choses bien dites qui peut m'arrêter l'épanchement d'un chagrin quelque fort qu'il soit. — Je ris, pourtant je vais à la comédie et je peux trouver du plaisir, mais quand son souvenir me revient quelquefois de bien loin et en m'arrivant par une filière d'idées folles, il me semble qu'on me touche sur une plaie qui n'est que cicatrisée et je ressens un élancement douloureux qui me blesse autant qu'une longue douleur; — enfin il est mort, il ne nous fera plus rire, il ne fera plus de projets, il ne contera plus de mélodrames, et je crois que ce qui touche le plus son frère c'est qu'il ne perdra plus d'argent.

D'Houdetot est nommé préfet à Gand, c'est une fort belle préfecture, mais j'aime mieux rester à Paris et je compte bien satisfaire mon goût. Je l'ai rencontré à Paris depuis la lettre que vous m'avez chargé de lui envoyer, il a été fort embarassé et s'en est tiré en étant fort impertinent; je ne lui ai pourtant parlé de rien et il a apparemment oublié que je raconte peu sur les autres. Il a, peut-être, eu quelque remords de sa façon avec moi, car il m'a fait demander quand je serais à Paris pour qu'il vint me voir, ayant à me parler et je compte le voir demain.

Adieu ma chère amie. Je vous supplie, au nom de ce que vous aimez le plus de venir passer à Paris cet hiver. Je serai entièrement à vous, car je vis retiré et n'ayant guères d'amis je serais à vous tant que vous voudriez, si vous ne venez pas je serai honteux de vous avoir dit cela comme une amorce, et je vous bouderai. Adieu chère amie.

Burgos, 14 décembre 1808.

Ma chère bonne amie, je suis à Burgos, et vous jugez si je pense à vous. — L'Espagne est sublime, tout y est grand et brut, tout y a un gran caractère. J'ai l'âme plus haut depuis que je traverse ces belles provinces. Je pars demain pour Madrid, j'y porte le portefeuille, j'y passerai quinze jours et je reviendrai à Paris. Puissé-je vous y trouver! — Il y a encore bien de la guerre dans ce pays. Burgos a beaucoup souffert. On a détruit le tombeau du Cid, son crâne et celui de Chimène sont à découvert. J'en ai eu un vrai chagrin.

Je vous écris avec du crayon sur des tablettes; j'en déchirerai cette feuille quand j'aurai une occasion. Je ne fais cela que pour ma maîtresse et pour vous.

16 décembre.

J'ai couru deux jours à franc-étrier, et je ne suis guères avancé, il me faut encore deux jours pour aller à Madrid. Je ne marche que le jour, de crainte d'être assassiné; on massacre même en plein jour, et de tous les côtés. — On risque souvent moins à la bataille, et à la bataille on a la gloire. — Je viens de m'arrêter dans un corps de garde, j'y passerai la nuit, et avant de m'étendre sur une paillasse je vous écris. J'ai vingt soldats qui fument autour de moi.

Le spectacle de la route est lugubre; j'ai fait plusieurs lieues en ne voyant que des corbeaux occupés à manger des cadavres. — Je vois par-là que les militaires sont excusables d'être insensibles, car au milieu de tous ces assassinats je ne pense guères qu'à moi.

Madrid, 20 décembre 1808.

Ma chère amie, je suis à Madrid. Cette ville n'est pas faite pour être capitale de l'Espagne; elle est entourée de sables et vilaine à quelques vues près.

Je suis un peu ahuri d'être arrivé avant-hier à travers beaucoup de dangers et avec beaucoup de fatigues, et d'avoir passé deux jours à attendre une audience de l'empereur. Je l'ai vu tout-à-l'heure. Il m'a fort bien reçu et me retient à Madrid pour au moins quattre mois. Je ne sais encore pour quoi faire.

Adieu, chère amie, je n'ai pas d'esprit ce soir et je le sens, sans cela je suivrais mon coeur et j'en mettrais quattre pages.

Que mon absence ne vous empêche pas de venir à Paris, car il est impossible qu'elle soit de plus de cinq mois.

H. C.

Paris, 21 mars 1809.

Ma chère amie, quels tristes revirements fonté prouver à mon coeur ces projets de départ et ces accidents qui vous retiennent! Quand vous verrai-je? Vous m'écririez maintenant que vous partez, qu'accoutumé comme je le suis à voir manquer ce bonheur, je ne le croirais pas.

J'ai reçu de vous deux lettres charmantes; la première me disait de vous aller prendre à Amsterdam, mais hélas, mon cher ange, je suis moins libre que jamais. Je suis revenu d'Espagne depuis vingt jours, on m'a attaché aux Ponts- et Chaussées avec le titre d'inspecteur, ce qui me donne quattre mille francs de plus, me fixe au conseil d'état où je garde ma place, et me garantit de la sous-préfecture; mais aussi je suis

accablé d'ouvrage et je ne peux pas demander de congé. — Ne croyez pas, chère amie, que je m'accoutume à toutes ces choses pour lesquelles j'avais une sainte haine, ni que lâche dans ma colère je me borne à maudire mes chaînes sans finir par les secouer. C'est là *ma seule idée; c'est à quoi je pense* en m'éveillant et je ne m'endors tranquille qu'après y avoir songé. Je suis même au moment d'en prendre d'autres pour secouer celles que j'ai maintenant; mais d'autres à mon grè et que j'aurai choisies. Je songe à me marier; on doit me faire voir sous peu de jours une veuve de vingt ans, simple, naive, dévote sans excès, et qui a trente-six mille livres de rente en terres. Si elle veut de moi je l'épouse, je me fais nommer chambellan ad honores, et je vis pour moi pendant qu'il est encore temps. — Mais peut-être que je ne trouverai point ainsi la tranquillité que j'espère, car, mon cher ange, ce que je vous ai dit depuis deux ans, indirectement et par mille choses qui m'échappaient auprès de vous, il est temps de vous le dire en propres termes. Mon seul but est d'écrire, je suis nè pour être auteur, c'est en écrivant seulement, que mon âme trouve le degré de plaisir qui lui est nécessaire, rien que cela peut occuper l'imagination qui me dévore et quel qu'en soit l'évènement le sort en est jeté.

Le temps que j'ai passé sous le beau ciel d'Espagne n'a fait que m'enflammer davantage, j'y ai travaillé autant que je pourrais faire ailleurs en six mois; j'y ai fait une comédie que j'ai lue en grand mystère à quelques amis et ils m'ont donné de grands encouragements; vous reconnaîtrez mon esprit dans le choix du premier personnage puisque c'est un amant sincère; ses

franchises le brouillent avec sa maîtresse, et ce sont encore ses franchises qui le raccommodent avec elle. Il n'y a qu'un acte et que quattre personages. Je ne sais nullement ce qu'elle vaut au résultat, mais je la crois écrite avec âme. Je suis bien impatient de vous la lire. —

Vous rappelez-vous du jardin de Charlottenbourg, de cette première enceinte qu'il fallait traverser pour entrer, des orangers qui l'embaumaient et des grands tilleuls qui faisaient qu'au coucher du soleil on y trouvait déjà la nuit? — Ce souvenir me vient à travers tout autre chose, mais c'est comme cela que tombent les étoiles un beau soir d'été.

Pauline m'a montré, chère amie, votre dernière lettre; votre tristesse nous a désolé, nous avons vu avec peine que vous vous engagiez par endroits génants pour vous seule. La personne avec qui vous voulez venir viendrait fort bien deux mois après vous, et vous trouverez peut-être d'ici à ce que ses affaires soient faites, vingt occasions de voyage qu'il vous faudra manquer. — Vous avez le plus grand tort d'amener Line, elle ne servira qu'à vous ruiner, à vous gêner et à vous effrayer, parcequ'il y a tel trou où vous passeriez seule et où vous ne passerez point avec elle.

Pauline vit ici très-bien pour peu d'argent; elle a une très bonne femme de chambre, qui pourrait vous servir toutes deux, et autrement vous en trouveriez toujours à fort bon marché. — Il ne s'agit que d'avoir un premier anneau pour les connaissances, et Pauline a l'amitié de ses hôtes qui sont de braves gens.

J'espère moi-même vous être utile en beaucoup de choses; ma nouvelle place m'oblige bien à des absences,

leicht den Ruf eines Exzroué davonzutragen. Mit Liberalen, das weiß ich aus sicherer Quelle, schimpft er auf die Bourbons lästerlich, indeß seiner Tochter der junge Marcellus Heirathsanträge machen darf. Den Kortes Vertrauen einzuflößen, forderte er ihnen, in ihrer Geldnoth, Geld ab, und um beide, die englische Opposition und die spanischen Konstitutionels zu benebeln, wurden Waffen und Munition nach Spanien geschafft, wo er den schlauen Revolutionszersetzer Sir William A'Court seine unter Lord Londonderry angelegten Pläne ausspinnen ließ. Niemand bezweifelt, daß dieser Gesandte den entschiedensten Einfluß ausgeübt auf das lahme und schläfrige Verhalten der Kortes, besonders seit dem 7. Juli vorigen Jahres, auf die Ernennung Abisbal's zum Zentralkommando, auf den Beschluß, alle Päße offen zu lassen und die Regierung nach Sevilla zu verpflanzen. Hier sollte sich eine Krisis ereignen, mittelst welcher England den König Ferdinand, das Schiedsrichteramt und zur Belohnung Cadix in seine Gewalt bekam. Die Kortes haben den Vermittelungsantrag Sir W. A'Court's ausgeschlagen. Durch ihre Weigerung ist der wohlausgedachte Plan vorderhand wenigstens vereitelt. Herr Canning wäre übrigens nicht das erste Beispiel eines Talents, das, nachdem es eine Weile alle Welt getäuscht, sich in letzter Behörde am meisten selbst betrogen.

Ich muß schließen, weil ich noch viel zu schreiben habe. Leben Sie wohl und bleiben mir gewogen. Sie wissen, daß ich Ihnen mit unwandelbarer Liebe und Verehrung ergeben bin. Doch bevor ich meinen Brief endige, bitte ich um eine Gefälligkeit, wenn sie mit keiner Beschwerde für Sie verbunden ist. Ich habe auf Hrn. Pietsch, Kurstraße, einen Wechsel abgegeben und ihm darüber Avis gesandt. Briefen können Mißgeschicke begegnen. Ich wünschte, daß

mais la durée n'en sera pas de plus de trois mois pendant lesquels je reviendrai plus d'une fois.

Un résultat, ma chère amie, je vous engage fortement à partir pour Leipzig sans femme de chambre avec le premier négotiant de votre connaissance qui fera ce voyage. De là vous trouverez bien quelqu'un qui vous mènera à Francfort, et, là, si vous voulez me prévenir et me donner une parole sure, vous trouverez Pierre qui aura soin de vous, et vous accompagnera jusqu'à Paris. — Mais il faut pour que je l'envoie, que vous m'écriviez de Leipzig, car je ne vous croirai partie qu'alors.

Adieu, chère bonne amie; ce que je vous conseille est tout ce qu'il y a de plus sage. Il faudrait m'écrire à quelle auberge il devrait s'adresser à Francfort. Encore adieu.

---

20 avril 1809.

Vous ne recevez pas mes lettres, chère amie, et Pauline et moi nous recevons les vôtres qui nous désolent. Pauline dit que depuis un mois elle ne vous parle d'autre chose que de prendre ses quatre cents écus pour vous en venir à Paris, et vous répondez toujours comme si elle ne vous en offrait rien puisque vous lui demandez comment les lui faire passer. — Une fois arrivée, je trouverais bien le moyen de la payer en prenant du temps, et je lui garantis bien la moitié dans les deux premiers mois, mais, ma chère amie, je suis actuellement dans un grand embarras pour moi-même; j'ai dépensé quatre-mille francs en Espagne, ou plutôt je les ai empruntés, l'empereur ne m'en donne pas un sou,

et maintenant il me faut les payer. Ma mère a ses appointements fixés à quinze-mille francs, mais-elle était fort arriérée par les dixhuit mois passés sans recevoir un sou, et par des pertes faites à Saint-Germain pour avoir plié bagage trop vite.

Il me semble que vous devez prendre promptement les *quattre-cents écus* de Pauline et venir en poste avec un courrier par Düsseldorf si vous avez peur des armées.

Je vous avais écrit il y a un mois que je pourrais envoyer Pierre à Francfort. Il le veux toujours, mais il faudrait que vous calculassiez d'après l'arrivée de ma lettre s'il pourrait être de retour ici pour le 26 ou le 30 mai. Je dois partir le 29 ou le 30 pour Orléans, Nantes, Angers, Tours, et il n'y a que lui qui puisse me suivre. Je remets cela à votre prudence et vous pouvez être sûre, que si je reçois de Berlin un billet qui m'annonce que vous arrivez a Düsseldorf ou à Francfort, pour peu qu'il y ait encore dix jours, je vous expédie Pierrot qui aura bien soin de vous.

Vous seriez bien contente d'être ici entre Pauline et moi, car nous nous entendons à merveille et dans tous les sens. J'étais enrhumé hier, elle était venu me voir, et s'était couchée sur mon lit, quand ma mère est venue, Pauline a manqué en mourir, elle s'est enfuie dans une autre pièce, et mes domestiques riaient comme à la comédie.

Adieu, cher trésor. Ma mère, et une de mes cousines qui est pleine d'esprit, désirent vous voir et vous recevront à merveille. Vous trouverez aussi une bonne amie dans une charmante baronne Berlinoise qui élève les enfants de la maréchale Ney et qui veut absolument que vous arriviez; elle vous connaît de réputation.

Pauline et moi nous parlons de vous sans cesse, et quand nous sommes seuls nous nous mettons dans l'esprit que vous allez ouvrir la porte de notre chambre et nous sauter au cou. Quand donc cela viendra-t-il? Mes amitiés à l'architecte Liman et à Mad. Fr. Votre tendre ami. H. C.

Je pourrais même me passer de Pierre jusqu'au 4 ou 5 juin.

23 avril.

Ma chère Rahel, cette lettre que voici était écrit pour vous quand j'ai reçus la vôtre; vous trouvez que je vous parle légèrement de vos commodités, mais si je l'ai fait ce n'était que poussé par le désir de vous voir arriver.

Aussitôt votre lettre reçue, j'ai parlé de Mlle. Jenny Schreiber à ma mère et elle lui aurait tout de suite écrit de venir auprès d'elle pour prendre soin d'une fille adoptive du prince Marsan, si elle n'était pas embarrassée d'une demoiselle Elsholtz de Berlin qui était venue pour enseigner l'allemand à cette enfant et qui ne lui en a pas dit un mot. Quoique cette petite, qui est la belle Grecque dont je vous ai déjà parlée, soit l'héritière du prince, on a, pour le moment, fort peu d'argent à lui donner, et ce sont les vingt-cinq louis que couterait son retour, qui empêchent le bonheur de Mlle. Schreiber, car ma mère est un ange de douceur et d'esprit, et cette petite fille est une créature aimable.

Elle ne serait jamais abandonnée et bien certainement placée à son plus grand avantage, car on s'adresse de tous les côtés à ma mère pour avoir des gouvernantes. Il faudrait qu'elle sut faire le tricot de Berlin dans la perfection.

Je suis un peu incommodé et j'ai peine à écrire.

Pauline est à Passy dans un séjour divin, il y a un appartement pour vous. C'est moins loin de Paris que ces Moabites et il n'y a pas d'eau à traverser. Vous trouveriez ici d'excellentes femmes de chambre. J'espère avoir des nouvelles de Bribes, mais c'est bien difficile.

Ma lettre aujourd'hui est aussi plate qu'une lettre de bureau. Dans ces cas il faut se taire.

Silence absolu sur Mlle. Elsholtz, que Mlle. Schreiber ne sache pas son nom. Je ferai en sorte qu'on la renverra, je vous en réponds. Votre ami for ever.

H. C.

Si vous ne prenez pas l'argent de Pauline, vous êtes folle.

Moulins, 18 juillet 1909.

Il y a si longtemps que je ne vous ai écrit, ma chère amie, que vous devez me trouver tout l'air d'un infidèle. Je vous aime pourtant, et autant que j'aie jamais fait, mais il y a dans notre imparfaite nature et surtout dans la mienne, un mélange de mal si grand, qu'il faut de façon ou d'autre céder de quelque sorte à son influence! En amitié le mal est l'inconstance, et quelque attaché que je soie il faut pour satisfaire Satan que de temps à autre j'aie des paresses, des relâchements de zèle qui m'empêchent de donner d'assidus témoignages des sentiments qui dominent le plus en moi; je satisfait, ainsi pour la forme, à ce besoin de changement qui nous presse, mais au fond ma pensée fidèle ne se détache pas un instant de ce qu'aime mon coeur.

Je porte cette qualité si loin que souvent il m'est arrivé de perdre toute mon estime pour les gens que j'avais chéris, et de ne pouvoir cesser de leur témoigner de la bienveillance par la seule habitude que j'avais de les aimer.

Je suis donc en voyage, ma chère amie, je vais de ville en ville dans ce beau pays de France où les troubadours ont voyagé comme moi; mais je ne chante pas comme eux, et je n'entends chanter nulle part. Ce serait pourtant une grande fête pour un étranger de voyager comme je le fais, un Allemand surtout, ou un Anglais, verraient de bien profondes choses dans les moeurs de tous ces gens qui m'entourent; mais (je ne sais pas si ce que je vais dire n'est pas audacieux) je ne vois pas tant de choses dans les moeurs, la différence des coûtumes me réjouirait en Espagne, en Italie, où je trouverais des choses nouvelles à mes yeux, et les moeurs proprement dites ne m'enseignent que peu; ce sont toujours les mêmes passions diversement habillées et quant on les connait déjà on les distingue aussitôt malgré tous leurs masques.

Ce qui m'intéresse, c'est l'homme. Mais les traits qui le peignent bien, sont aussi rares que précieux; il ne faut point chercher à le percer de soi-même, il faut attendre le laisser faire, et petit à petit il se montrera jusqu'au fonds et quelquefois même si bien qu'il pourra vous faire peur tous ceux qui parlent tant, qui tiennent des notes, et qui vont d'auberge en auberge, n'y verront rien. Les oiseleurs qui font du bruit n'attrappent point d'oiseau.

On peut donc voir tout ce que l'homme a de curieux sans voyager. Nous avons de grands poétes et

de grands moralistes qui n'avaient pas été plus loin que l'ombre de leur clocher. Racine et La Bruyère avaient à peine quitté Paris. Ce que j'aime des voyages c'est l'aspect de la campagne, la construction des villes, les forêts, la mer, les hautes montagnes, et enfin au lieu d'y chercher les hommes, j'aime à y trouver de quoi me les faire oublier.

Je suis pourtant, ma chère amie, beaucoup moins sauvage qu'à Berlin; je parle davantage, je vas, je sort, et tel visage qui me faisait taire, me ferait maintenant plutôt parler pour rire et me moquer de lui. Mais tout cela n'est qu'une saison, ma joie vient du parti que j'ai pris d'épancher, en écrivant, toutes les pensées qui remplissaient mon coeur, et quand se serai parvenu à avoir fait et montré quelque chose, il m'en reviendra peut-être plus de tristesse que je n'en pouvais avoir dans le temps où tout cela m'étouffait.

Quoiqu'il en soit, le sort en est jeté et peut-être que cet hiver chacun saura à quoi s'en tenir. Vous savez que les rêves de notre sommeil sont souvent que nous tombons de précipice en précipice et d'autres fois que nous volons dans les régions les plus élevées, même à propos de cela j'avais un maître de pension qui avait l'air de faire entendre qu'il était un génie parcequ'il rêvait toujours qu'il volait et qu'il s'élevait, ce même homme nous nourrissait d'haricots, et s'il volait, ce n'était que l'argent de nos parents, de sorte qu'un jour qu'il nous recommençait son rêve habituel à travers les astres, je lui dis effrontément que si cela prouvait quelque chose, s'était seulement qu'il ferait fortune. Le méchant manqua m'estropier. Eh bien, je voulais dire que les rêves des pauvres auteurs ne sont conti-

nuellement que de régions supérieures où ils sont chez eux ou de précipices où leur démangeaison d'écrire les précipite. Je parle de ceux qui ont de la conscience, car il y en a d'impudents qui se croient au troisième ciel alors qu'on les met sous terre.

J'ai toujours oublié, quand je vous ai parlé de mes travaux, de vous dire que personne n'en était instruit. Je suis si accoutumé à vous dire ce que je cache aux autres qu'il m'a semblé que vous deviez voir que ceci était un secret. C'en est un, ma chère amie, et des plus important à garder pour ma tranquillité.

Il ne faut se présenter dans la carrière épineuse que tout-à-coup et avec éclat, quand on commence comme je fais après avoir fait autre chose. — Je crains que par Mad. Frohberg cela n'ait pu passer à ce juif dont j'ai oublié le nom (Bartholdy) qui a du mérite et qui a voyagé en Grèce, et de-là je craindrais fort que cela ne vint à d'Houdetot. Je n'ai ici que trois amis zélés dans ma confidence et ils n'ont d'amis que moi.

Vous aurez été bien malheureuse, ma chère amie, de cette nouvelle guerre qui est allée si près de vous. Je crains que les communications n'étaient été interrompues, aussi j'adresse cette lettre à mon oncle avec toutes les recommandations possibles. Le désordre des chemins vous aura empêché de venir, mais il doit être bientôt cessé et je serai à Paris vers le milieu de septembre. — Si j'obtiens un succès marqué par le moyen de quelque chose que je prépare pour cet hiver, je me ferai tout aussitôt et fort impérieusement mettre la bride sur le cou, quoiqu'en puisse dire ma mère. Son état et ce qui lui en reviendra satisfera mon ambition.

Il n'y a plus de gloire que celle des armes et celle que je veux; — si j'avais donc la bride sur le cou, ma chère amie, que je serais heureux, nous passerions cet hiver à la ville et tout l'été suivant ensemble à la campagne auprès de Paris. Je voyagerais peut-être ensuite, mais quand je voudrais, il ne serait pas question de partir au jour ou à l'heure; je ne serais pas même au mois. — Tout cela n'est peut-être que chimères, mais j'aime à m'en occuper.

J'ai toujours oublié de vous dire que je ne me mariais point; vous avez pu croire qu'il y avait quelque politique à ne pas vous répondre, mais c'est que le souvenir même de tout ce mariage m'était passé. Je ne l'aurais fait que pour gagner de la fortune et la liberté. Mais quelle liberté que celle du mariage! Il faut que je soie bien malheureux pour avoir songé à me sauver par un tel guet-à-pans.

J'ai revu Pauline avant mon départ, nous sommes bons amis; je n'ai pas de rancune des sottises que je fais, et ne riez pas de cela, car je sais bien des gens qui vous en veulent quand ils vous ont une fois manqué. Cela même est fort clair, car ils supposent que vous êtes, pour eux, d'aussi mauvaise humeur qu'ils seraient à votre place. Il est certain que je l'ai quittée malhonnêtement et surtout bien vite, mais j'étais trop malheureux, on me tirait les cheveux de deux côtés, j'étais comme l'homme de La Fontaine.

Je n'ai pu rien faire avant mon départ pour votre amie, mais ce n'est que différé. Il y a toujours cette place auprès de ma mère que j'enléverais si je gagnais vingt-cinq louis au jeu pour renvoyer l'imbécile qui la fait. Mais voyez le malheur, je ne joue jamais et je

ne sais pas tenir une carte. Cette petite, qui a hérité de tous les biens du prince Marsan jusqu'ici n'a pas un sou, ma mère est pour elle en avance de je ne sais plus combien, et l'argent s'en va de tous côtés sans qu'on puisse savoir où. Tout le monde s'en plaint, et cependant l'empereur en donne à tout le monde, dix mille francs d'un côté, cinquante mille d'un autre, tout cela de rente, et en bons fonds. Nous n'avons encore rien eu, mais j'en vois donner à de tels gens que je ne peux pas croire qu'il n'en vienne un peu à ma mère, dont il est content. Il est vrai qu'elle lui fait des merveilles. Il ne faut plus parler de Saint-Cyr: Écouen en fait disparaître le souvenir, c'est un ordre dans le grand et dans le détail, une pureté de moeurs et de discours, sans affectations, un soin pour apprendre à ces enfants le ménage sans en faire des cuisinières à torchon, un esprit de charité, de religion, de modération en même temps, un amour du prochain et une admiration pour l'empereur, qui feront de ces petites filles autant de souches pour perpétuer dans la noblesse l'honneur véritable et les vertus qui avaient cessé d'animer la race des anciens nobles. Avec tout cela il faut compter qu'il y aura là-dedans beaucoup de méchantes. —

Adieu, ma chère amie, écrivez moi à Paris, mon oncle m'envoie mes lettres.

Paris, 18 septembre 1809.

Ma tendre amie, liebe Freind, qu'il y a longtemps que je vis sans lettres de vous, comment mon haleine a-t-elle pu aller jusque là? Mais j'ai bien un autre

chagrin, c'est celui de ne vous avoir pas vu depuis deux ans; cette privation me fait souffrir sourdement, elle me mine, c'est pire qu'un malheur.

J'ai une inquiètude, vous avez peut-être été mécontente de ma dernière lettre, je n'y parlais que de moi, et il y avait un volume, je m'en suis repenti depuis plus d'une fois, mais la lettre était partie. Je sais pourtant que vous m'aimez et que vous vous intéressez à ce qui m'arrive, à ce que j'espère, et à ce qui me fait souffrir, mais tout en m'aimant vous m'avez peut-être trouvé égoiste et cela ne peut aller d'accord avec votre belle âme.

Ma chère amie, je lis les lettres de Mlle. de Lespinasse, en les lisant je brûle de vous les envoyer, je voudrais savoir ce que vous en pensez, je voudrais que vous puissiez vous attendrir sur les pages où j'ai pleuré. Mais quel gouffre il y a entre nous pour tous ces plaisirs de l'âme; quel mort que l'éloignement, mais quelle mort active, au moins dans le tombeau on repose.

Ma Rahel, je ne peux plus vous écrire, il faut que je vous parle. Je repars dans peu de jours pour un mois, à mon retour je vous enverrai de l'argent, mais bien peu, je ne pourrai pas disposer de plus de.... francs; j'espère pourtant que cela pourra vous aider à venir; une fois ici, les choses iront plus façilement parcequ'il ne faudra plus des sommes.

Je veux vous avoir cet hiver. Ce sera un hiver bien important pour moi, et je veux vous ménager des plaisirs ou à moi des consolations; mais, au nom de Dieu, taisez-vous, car si mes projets perçaient ma mère en arrêterait l'exécution, et elle a des correspondances à Berlin.

Herr Pietſch ſicher benachrichtigt wäre, damit er das in Berlin zu zahlende Geld nicht in der Zwiſchenzeit hieherſende. Mein Wechſel iſt den 19. Juli zahlbar.

Leben Sie nochmals wohl.

Von ganzer Seele der Ihrige

Oelsner.

Bis auf den letzten Augenblick habe ich gewartet. Es iſt mir unausſprechlich unangenehm, daß ich Ihnen noch immer kein vollſtändiges Exemplar der Sterner ſenden kann.

Zugleich empfehle ich Ihnen beigehendes Schreiben an Geheimerath Berends.

23.

Oelsner an Rahel.

Paris, den 27. Juni 1823.

Sie haben, meine Gnädige, drei Blätter auf mich abgegeben, in Form von Wechſelbriefen. Eigentlich ſollte ich dieſelben proteſtiren laſſen, wegen ungebührlichen Lobes, das ſie enthalten, und weil ich die elektriſchen Schläge Ihrer ſchönen Seele nur zu bewundern, nicht geziemend zu vergelten weiß. Allein ich käme dabei denn doch in großen Schaden. War mein Mohammed im Stande, auf Ihr Gemüth zu wirken, einen Geiſt wie den Ihrigen zu beſchäftigen, ſo habe ich Urſache frohen Herzens zu ſein. Auch wenn er blos vorübergleitende Wallung erregte, bin ich für die Mühe der Arbeit reichlich belohnt. Aber glücklicher noch wäre der Verfaſſer, wenn ſeine Perſönlichkeit Sie ebenſo anſpräche wie ſein Buch. Je ſehnlicher ich den Verſuch zu machen wünſche,

Je n'ai pas encore vu Pauline. Je viens d'envoyer à Passy, elle a dit que vous lui aviez écrit que j'avais une lettre pour elle; je ne l'ai point reçue. Peut-être mon oncle l'a-t-il? il arrive aujourd'hui de la campagne.

Si on peut affranchir jusqu'à Berlin, je vous enverrai ces lettres de Mlle. Lespinasse. Mais les aimerez vous? peut-être que vous les connaissez.

Venez, venez!

Dites mille choses à Mad. Frohberg. Je la plains. Avez vous reçu la lettre où je disais que Mr. de Saint-Mars allait bien? Dites lui que si elle y trouve de la consolation elle peut en toute sureté se dire: il y a en France un homme sensible qui me plaint. Pourquoi n'est-ce pas moi qu'elle a aimé! J'avais une pente vers elle.

Comment se porte Louis Liman, que fait-il? Mais je le sais, il se porte bien, il boit de la bière et il dessine; eh bien, cela me fait plaisir pour lui. Votre cher ami pour la vie.

H. C.

Parme, 20 octobre 1809.

C'est de Parme que je vous écris, ma chère amie. J'y suis depuis trois jours; je suis parti de Paris douze heures après avoir reçu l'ordre de l'empereur.

Il ne faut point, ma chère amie, que ce voyage dérange les projets que vous pouvez avoir fait de venir en France. Je ne serai point longtemps en Italie et je suis sur d'être arrivé à Paris dans le courant de février; alors si vous n'êtes point arrivée je vous écrirai pour

demander si vous acceptez mes... francs, et courrier par courrier ils suivront votre réponse.

Je suis inquiet d'avoir lu dans les journaux que les habitants de Berlin ont éprouvé un incendie considérable. En avez-vous été atteinte? Je crois que votre mère avait des maisons. Dites moi dans quel quartier de la ville le feu a éclaté.

Il y a bien longtemps que vous ne m'avez écrit, ma chère amie. Il y a déjà plus de quattre mois, il est vrai, que Pauline m'a parlé d'une lettre que j'avais dû recevoir de vous, dans laquelle il y en avait une pour elle, et cette lettre ne m'est point parvenue. Mais si vous m'en aviez écrit d'autres, elle me seraient arrivées. Je crains toujours que vous ne m'oubliez, je me rappelle vous avoir entendu dire que l'absence effaçait vos affections; celle que vous éprouvez en ma faveur a résisté quelque temps, mais enfin si elle cédait à l'éloignement, j'en aurais un grand chagrin, l'habitude ne me consolerait pas, et toute cette partie de mes pensées que je suis accoutumé de vous confier, ne trouverait point un coeur qui put les recevoir avec autant d'intelligence que vous.

Je vous ai écrit une longue lettre de Clermont en Auvergne et une autre dernièrement de Paris. Il faut me répondre à celle-ci, vous enverrez comme à l'ordinaire votre lettre à mon oncle, qui me la fera parvenir dans la ville d'Italie où je serai.

Je reste encore cinq ou six jours à Parme, de là j'irai à Venise, où je resterai une semaine. Je reviendrai à Parme pour quelques jours, et j'irai à Florence et à Rome où je compte passer deux mois tant dans une ville que dans l'autre. Malheureusement je n'ai pas le

temps d'aller jusqu'à Naples; en revenant je verrai Gênes et Milan.

N'allez pas croire, ma chère Rahel, que je sois enchanté de l'Italie. Ce n'est point à Parme qu'on peut la juger, la ville est triste, les environs sans agrément, et le chemin qu'on fait depuis les limites de France pour y arriver n'est point remarquable. Je n'ai encore vu que Turin qui soit intéressant, c'est à Florence, à Gênes, à Rome qu'on peut voir l'Italie, et je meurs d'impatience d'y être arrivé.

Que j'ai aussi d'impatience de me trouver avec vous à Paris! que nous y trouverions de bonheur! et combien votre conversation entretiendrait mon âme dans cette noble élevation et dans ce doux attendrissement si nécessaire à conserver lorsqu'on s'occupe de tracer ses sensations pour les faire éprouver aux autres! — Malgré le plaisir que j'éprouve toujours à vous écrire, je sens aujourd'hui moins d'aisance qu'à l'ordinaire. Je suis trop loin de votre intérieur, il y a trop longtemps que vous ne m'avez ouvert votre âme; quand je viens de recevoir une de vos lettres et que vous venez de me parler, je sais mieux à quel endroit de votre âme il faut aller en vous répondant.

Mais voilà qui n'est qu'une chimère, car après quinze jours de route une lettre ne peut pas me dire l'état actuel de votre coeur, il a pu changer vingt fois dans cet espace et prendre tour à tour vingt joies et vingt douleurs différentes. Venez donc, ma chère amie, venez à Paris pour mon retour; que nous puissions encore passer de bonnes heures ensemble; nous parlerons beaucoup, nous dirons tout, nous aurons bien des choses à nous dire. Je n'attendrai pas pour vous répondre que vou-

ayez achevé de parler, et par un geste, par un regard d'intelligence, qui dira le fond du coeur, nous nous vengerons bien de l'ennui qu'il y a de causer de si loin. Votre ami pour la vie

Henri C.

M'avez-vous gardé mon secrèt?

Parme, 8 décembre 1809.

Ma chère et tendre amie, quoi! vous avez perdu votre mère, vous avez perdu ces tendres noeuds qui vous liaient à votre enfance, vous ne pouvez plus dire «mon père» ou «ma mère», et maintenant que vous ne pouvez plus prononcer ces mots sacrés, vous n'avez personne qui vous les adresse; ce serait une consolation, et en voyant se perdre le dernier souffle de cet être qui vous a donné le jour, vous avez dû sentir un triste isolement! Il aura fallu du temps avant que vous ayez pu reconnaître la chaîne qui vous attache encore à vos amis, et je ne me plains pas si vous avez tardé à m'écrire, mais puisque vous avez franchi ce triste état de souffrance, je vous remercie, ma chère amie, de m'avoir adressé l'espression de votre douleur. Votre lettre m'a pénétré de tristesse, elle était déchirante, et si dans l'état habituel de votre âme vous trouviez si bien l'accord divin des pensées et des paroles, je ne suis pas surpris que la douleur ait élevé votre langage et vous ait appris à me faire si bien sentir toute la fièvre de votre coeur.

Ah! ma chère Rahel, quel don charmant et funeste que celui de l'âme! combien il embellit d'instants dans la vie, mais combien il aiguise les peines d'une pointe

plus pénétrante. Je sais comment vous sentez, et vous savez comment j'éprouve tous les événements qui glisseraient sur des autres; nous somme destinés à peu de repos; nous irons trouver la mort par les chemins les plus cahotés; mais ces mouvements nous élèveront quelque fois aux plus sublimes régions du ciel.

Après vous avoir parlé de vos peines, il faut que je revienne aux discours qui font depuis longtemps le sujet de mes lettres, je veux dire, à l'espoir de vous voir bientôt à Paris. J'y retourne moi-même. J'y serai vers le commencement du mois prochain. Dès mon arrivée je m'occuperai de vous envoyer ce que j'avais honte de vous offrir et ce que vous recevez avec une grâce aussi généreuse que si c'était vous qui le donniez.

Je quitte l'Italie sans avoir vu Rome, Florence et Naples, j'en ai le coeur ulcéré, et si je laissait un libre cours à mes pensées, je vous accablerais de mes plaintes, et ne m'arrêterais qu'après nous avoir fatigué tous deux.

En venant à Parme j'avais l'assurance d'aller à Rome, je devais passer l'hiver en Italie, je sentais que j'y aurais travaillé et peut-être que j'aurais fait quelqu'ouvrage inspiré par de si beaux lieux et qui aurait fixé l'attention de notre souverain; au lieu de cela je pars, sans avoir rien fait de noble, et je vais retrouver la boue, le brouillard et le bruit de Paris.

J'ai cependant écrit quelques vers, mais ils sont loin de me satisfaire et vous ne trouveriez pas non plus qu'ils soient à la hauteur où nous mettons tous deux la vraie poésie.

Dites mille choses tendres à Mad. Frohberg, je souhaite qu'elle soit heureuse et qu'elle se porte bien, mais

je crois qu'elle aura de la peine à trouver deux choses aussi précieuses.

Adieu ma chère amie, écrivez-moi encore, parlez-moi de votre pauvre mère, de l'état où se trouvent vos affaires, et du temps où vous pourrez venir à Paris. Tâchez que je trouve en arrivant une lettre où vous me disiez à qui il faut adresser ce que je veux vous envoyer; nommez-moi à Paris une maison à qui je puisse remettre la somme et que ce ne soit pas celle de Perregaux. Adressez désormais vos lettres sous mon nom Rue Saint-Lazare no. 38. — mon oncle n'a plus la franchise et il m'a écrit ici pour me le dire. Adieu, encore adieu!

Paris, 10 mars 1810.

Ma chère Rahel! Depuis mon retour d'Italie j'ai été jeté dans le tourbillon du plaisir. J'ai dansé, j'ai bu même, j'ai ri, mais je ne me suis point amusé. Le temps qui me restait, je l'employais aux devoirs de ma place. Ainsi je peux dire que j'ai vieilli de deux mois sans avoir vécu.

Lors de mon départ pour l'Italie j'étais amoureux d'une comédienne. J'en suis revenu avec toute l'impatience d'un enfant pour sa première maîtresse, et c'est elle qui m'a déguisé pendant tout le carnaval comme vous voyez que je l'ai été. J'ai pourtant vingt-cinq ans, et jusqu'ici je m'étais cru de la raison, j'avais cru surtout que rien ne pouvait étouffer mon âme, et que partout, dans toutes les situations de la vie, je saurais aimer mes amis; mais j'ai vu avec désespoir que je ne pouvais pas prendre sur moi de vous écrire. Je ne

trouvais pas le moment, ou je n'avais pas de plumes, ou bien encore je ne savais que vous dire, tant l'accord de mes pensées aurait faussé avec le vôtre. Il faut dire aussi que la lettre que vous m'avez, écrite avant celle qui m'est arrivée hier par Hambourg était trop belle, elle découvrait une âme trop noble et un esprit trop perçant pour que j'osasse entreprendre d'y répondre. Maintenant j'y reviens, le printemps m'a aidé, j'ai vu des nuages colorés, l'air s'est dégagé du froid ou des vapeurs humides, je peux respirer et je sens en même temps se glisser dans mes veines cette tendresse de sensations que l'hiver et la folie avait chassée.

Je dois probablement, chère amie, passer l'été à Paris, on m'a fait sortir des ponts et chaussés pour m'attacher à la police de Paris, j'y reste donc quelque temps et même je cherche un endroit de campagne où pouvoir m'établir.

Vous pouvez juger, ma chère Rahel, du désordre où je vis puisque cette lettre commencée le 10 mars est restée sur ma table tout ce temps sans que j'aie trouvé un moment pour l'achever. Je suis aussi loin de vous pour l'esprit et l'élévation des pensées que Paris et Berlin sont éloignés l'un de l'autre.

Je me borne donc à vous donner des nouvelles. — Je me suis trouvé à mon retour de Parme avoir huit mille francs de dettes. Cela a occasionné beaucoup de querelles entre ma mère et moi et retardé nécessairement l'envoi que je voulais vous faire. J'espère que ce ne sera pas de beaucoup et je compte sur quelque chose dans le courant du printemps qui me mettrait à portée de vous obliger. — Je l'ai à coeur, ma chère amie, et j'en viendrai à bout.

Pauline part demain pour la Suisse, elle emmène Pepette, et va se retirer dans les montagnes, c'est un parti que je lui conseillais de prendre depuis longtemps. Elle part sans beaucoup d'argent, et j'ai le chagrin de ne pas pouvoir l'aider. Voici une lettre d'elle. Adieu, chère Rahel. Je ne suis pas mort pour vous; vous me retrouverez. Mes amitiés à Mad. Frohberg et à Louis Liman. — Pierre est devenu si insolent que je le chasse; j'en suis désolé, il me rappelait les Moabites et l'Espagne et l'Italie, mais il me mettait en colère. Encore adieu, pour peu de temps.

28 mars. H. Campan.

Versailles, 16 septembre 1810.

Ma chère amie, je ne veux point vous faire de reproche; vous croyez peut-être avoir à m'en faire, car le desordre des postes en Allemagne est tel qu'on ne peut pas espérer que sur trois lettres qu'on écrit il en parvienne une.

Je vous ai écrit une longue lettre il y a environ deux mois, je vous disais que j'allais à Plombières et que de là j'irais faire une tournée en Suisse, mais les choses ont changé, ma mère a préféré Vichy, d'abord pour sa santé, ensuite parcequ'il y avait trop brillante compagnie à Plombières. Je ne suis pas sorti de France et je me suis borné à quelques courses en Auvergne qui ne m'ont pas réussi, j'y ai gagné la fièvre, et je suis maintenant à Versailles pour me rétablir en prenant l'air et le loisir.

Peut-être aurais-je mis l'adresse à ma dernière lettre, vous savez que je manque de mémoire; je pousse même

ce défaut à un tel degré que depuis que nous nous sommés quittés il m'a fallu m'adresser à Pierre chaque fois que j'ai voulu vous écrire pour savoir votre rue et votre numéro; et comme je l'ai chassé cet été pour de trop grands excès d'insolence, il est probable que l'adresse que j'ai mise sur le dessus de la lettre en question était fautive; je vais donc l'envoyer chercher pour savoir où je dois vous envoyer celle-ci et j'espère qu'elle parviendra.

Cela m'ôte un des plus grands charmes de la vie d'avoir de si grandes interruptions dans notre correspondance, vos lettres me donnaient de l'élan pour un certain temps, je relisais chacune d'elles jusqu'à ce qu'il m'en soit venu une autre et je tâchais ainsi de combattre le temps qui m'éloigne tous les jours si cruellement de l'heureuse année que j'ai passée près de vous.

Tous les instants de cette année sont gravés dans ma mémoire, depuis le premier jour que je vous vis chez votre amie un soir que sa compagnie était composés du duc de Weimar, de Perregaux et de Bujac, jusqu'au jour de mon départ où Prépaux nous donna une scène si divertissante et qui fit tant rire ce malheureux Bujac. Entre ces deux jours combien ne s'en trouve-t-il pas d'autres consacrés par votre chère présence et par le charme de votre esprit; quand je vous quittais, je ne sentis pas la moitié des regrets que j'éprouve maintenant; je croyais aller à Cassel et ne m'éloigner de vous que pour peu de mois, et voilà quatre ans d'écoulés!

Je vous reverrai pourtant, ma chère amie, et nous retrouverons encore quelques bons jours; je n'ose pas vous faire le détail de mes espérances, j'en ai déjà eu

de si nombreuses qui m'ont toutes failli que maintenant je n'y crois guères plus qu'à des songes et n'ai point le courage de les détailler par écrit, mais j'en ai de grandes pour la fin de cet automne et dont le succès hâterait votre venue à Paris ou mon départ pour quelques lieu ou nous pourrions nous retrouver. Car j'y tiens, ma chère Rahel, je veux encore jouir de quelque repos dans votre compagnie, je veux que nous puissions nous croire encore aux moabites et que nous ne songions aux années que nous avons de plus que par le sceau qu'elles auront mis à notre union, et peut-être par mes progrès vers le but qui fait ma plus grande occupation; mais quand nous nous retrouverions sous un ciel parfumé au milieu des champs et des forêts nous ne pourrions y revoir ce malheureux Bujac; il est perdu entièrement, il faut y renoncer et même à l'espoir de jamais rencontrer personne qui lui ressemble!

Si je ne reçois pas de vous pour cette fois une prompte réponse, je m'estimerai fort à plaindre; je ne serai rassuré que pour une lettre prompte et amicale sur les impressions fâcheuses que je crains de vous avoir données par ma conduite de cet hiver; pardonnez-le moi, ma chère Rahel, j'en ai assez souffert sans avoir encore à regretter qu'elle m'ait fait perdre votre amitié. Écrivez-moi promptement songez bien que tout en ne vous écrivant pas, je pleurais de ne pas vous écrire, et que je n'ai pas cessé un instant de vous aimer. Nous n'avons jamais eu les plaisirs de l'amour, n'en ayons pas les peines et soyons contents de notre union!

Donnez-moi des nouvelles de Mad. Frohberg, dites-moi comment se porte Louis Liman, a-t-il toujours l'air d'un gros bon enfant boudeur? Comment vont vos

deſto mehr wird mir bange dafür. Seit der goldenen Zeit da ich zu Ihren Füßen ſchmachtete, haben ſich die Jahre das Wort gegeben, mich ins alte Regiſter einzutragen. Ein grauköpfiger Anbeter darf ſich wenig Gunſt verſprechen.

Wie iſt es möglich, fragen Sie, daß bei ſoviel Bildung wie ſchon auf der Erde iſt, ſich ſo große Reſte von Rohheit neben an, dicht neben an, erhalten? Ich glaube, es kommt daher, daß wir nicht lange genug leben und zu früh altern. Weisheit und Thatkraft treffen ſelten noch zur rechten Zeit auf einem Flecke zuſammen. Mit der Jugend muß jedesmal von Friſchem angefangen werden und bei geringer Ausnahme iſt der große Haufe ein theils von ſelbſtſüchtigen, theils von albernen Theologen und Rabbinen beackertes Feld. Woher ſoll ihm geſunde Einſicht kommen, wenn keine geſäet wird!

Sie gedenken meines unvergeßlichen Villers, eines edlen Menſchen. Es hat keinen redlicheren Deutſchen je gegeben, als dieſen Franzoſen. Von Hannover wurde er mit ſchonungsloſer Unbarmherzigkeit behandelt. Kränkung ſtürzte ihn vor der Zeit ins Grab. Germanien aber, wo liegt das Land (?), iſt ihm einen Ehrenverſorg, ein Ehrendenkmal ſchuldig.

Ihr Günſtling, Herr Thiers, wird ernſtlichſt zum Deutſchen angehalten. Wer kennt nicht die ſchwache Seite der Franzoſen! Er thut ſich nicht wenig darauf zu gut, die Eroberung einer Baronne allemande gemacht zu haben.

Leſen Sie auch wohl Sir Walter Scott? Von ſeinen Romanen bleiben mir nur wenige zurück. Wie ich ſie bekommen konnte, franzöſiſch oder engliſch habe ich die Aufgabe durchgearbeitet. Will man geſchwind vorwärts, muß der Geſchmack nicht all zu haikel ſein. Ivanhoe dünkt mich ein Meiſterſtück. Das iſt wirkliche Epopoe, wie ſie ſich für unſere Zeiten ſchickt. Schon habe ich vielleicht dieſe Aeußerungen

affaires d'argent? — Je n'ai guères de nouvelles à vous donner, si ce n'est que notre impératrice est grosse, vous sentirez comme une Française combien cela est heureux pour la France.

Vous aurez vu dans les journaux la distribution des décennaux et vous aurez probablement trouvé, comme bien des gens l'ont fait, que cette institution superbe en elle-même n'a fait pour cette fois qu'à servir à publier notre misère. Adieu, portez-vous bien!

Rue St.-Lazare no. 38.

Paris, 4 novembre 1810.

Ma chère et bonne Rahel, que votre empressement à me répondre m'a touché! Combien j'évalue votre complaisance de m'écrire quand vous êtes entourée d'ouvriers, et combien je sais ce qu'il faut d'ardeur pour surmonter ces petits obstacles d'intérieur, moi qui suis resté trois mois sans vous écrire faute de plumes taillées! Jamais je n'avais eu si grand besoin d'une de vos lettres que ces jours derniers; je souffrais tous les maux de la vie, mon corps était tout abattu, ses maux de tête, dont je vous ai déjà parlé avaient augmenté et étaient venus à un tel degré qu'il me semblait que la chose ne pouvait plus ni augmenter ni durer; mais les chagrins de mon coeur étaient encore plus violents. Que ne peux-je vous les dire, et pourquoi faut-il ce surcroit de douleur que pour vous les confier je n'aie d'autre moyen que de les confier d'abord à un infidèle papier!

Depuis longtemps je nourrissait un espoir. Ce n'était point une chimère; tout contribuait à le rendre juste, et chacun à ma place y eût été trompé. Il était basé sur la vertu, sur la modestie et sur le mérite d'un être que je chéris, il est vrai, mais point aveuglément. Le bien de tout ce qui m'entoure, mon repos, d'autres espérances si chères qu'à peine encore peux-je les quitter, toute ma vie enfin semblait en dépendre, et il y faut renoncer. Voici déjà quelque temps que j'en ai la nouvelle. Vous pouvez penser quelle douleur j'ai senti d'abord; j'ai pleuré, non que je regrettasse mille choses d'éclat et de vanité, je vous le proteste et vous me croirez; je ne regrettais d'une haute fortune que les moyens plus faciles de quitter le monde et de suivre mes projets; si je n'avais pas caché mes larmes on aurait cru que je pleurais la cour et la gloire de la faveur, ah je pleurais ma liberté, je pleurais une autre gloire qui ne vient pas d'un caprice et qui ne fuit pas dans un moment.

Cependant ne vous inquiètez pas de mon chagrin; peu de jours ont suffi pour le diminuer. Je me suis servi de ma raison, elle seule donne le courage. Peut-être, me suis-je dit, qu'une haute fortune m'aurait détourné de mes travaux et du noble projet de fortifier et d'élever mon esprit. Tout m'aurait souri, et l'accueil flatteur de tous les hommes m'eût été comme un masque qui m'eût empêché de les voir ce qu'ils sont: le désordre ou jettent les sociétés m'aurait fait oublier mes études, et je serais peut-être devenu un enfant gâté comme j'en vois tous les jours, que je méprise et que méprisent tous les gens sensés. Toutes ces pensées m'ont aidé, mais ce qui m'aurait servi bien davantage, ma

chère amie, eut été votre bonne et nourrissante conversation; quand en jouirai-je? y aurait-il par hazard devant nous un temps favorable. où je n'aurais de travaux que ceux qui élèvent et fortifient, où je n'aurais de devoirs que ceux de mon coeur. et de société que celle de mes amis, où je pourrais dire le front levé pour quelle chose je suis né et dans quelles nobles occupations je dois vivre: alors je serais heureux; je ne passerais mes journées à haïr le temps présent, en souhaitant toujours de vieillir, pour ne trouver quand j'arrive à ce temps si désiré que douleur et regret d'avoir vieilli. C'est maintenant là ma chimère, voilà ce qui m'occupe, et si vous voulez que je vous parle du fond de mon coeur c'est avec celle-là que je me suis consolé d'avoir perdu l'autre. Nous marchons toujours d'erreur en erreur, sans cela nous ne pourrions supporter la vie. Nous avons devant nous comme un voile où sont peintes mille et mille figures séduisantes, le temps le déchire et nous fait voir à travers lui quelques éclairs de vérité, mais nous le separons à la hâte et le réformons toujours pour n'avoir devant les yeux qu'espérances flatteuses et illusions.

Je me porte mieux, je prends des douches sur la tête qui commencent à me rendre mes facultés. tout était affaissé dans mon corps, les nerfs de mon cerveau étaient détendus à un tel degré que les liqueurs les plus fortes, quand on me les donnait à sentir, ne faisaient aucune impression et me semblaient fades. — Adieu chère Rahel! Répondez-moi sans perdre du temps; je n'ai point reçu la lettre que devait m'envoyer votre frère, j'en ai du regret, jamais je n'ai tant souhaité d'avoir souvent de vos nouvelles. Vous êtes

trop sage pour faire aucun usage peu réfléchi de cette lettre-ci où je vous dis des choses pour lesquelles dans une chambre seul avec vous je baisserais la voie. —

Paris, 17 avril 1811.

Ma chère et précieuse amie, je commence à me mieux porter, j'ai repris bon visage, j'ai repris de la joie, de l'espoir, du sommeil, toutes bien bonnes choses et dont j'ai été privé sept ou huit mois. Nous avons ici un printemps superbe, il sera célèbre désormais, et je ne serais pas surpris qu'on l'appelât le printemps du roi de Rome. Je ne suis donc point allé à Nice, je vais passer un mois à la campagne et j'irai aux eaux, peut-être à Plombières, de là je ferais un tour en Suisse, et si vous étiez à Wiesbaden je vous verrais, nous nous parlerions, et enfin ne pourrais-je pas vous mener ici? Il faut espérer. Je vous écrirai à mesure que ma mère, les médecins, le ministre, et la réunion de ceux qui font mon sort, auront décidé.

Que votre tendre lettre m'a fait de bien, combien de fois je l'ai relue, qu'elle est parfaite, et qu'elle va bien droit à mon coeur!

Je suis revenu à Paris depuis huit jours, j'étais dans un village auprès d'Écouen, mais je m'y ennuyais; mon séjour de Paris est délicieux, j'ai de tous côtés une vue d'arbres de campagne et de jardin, je demeure fort près des boulevards, il y a dans mon voisinage des maison charmantes, où vous seriez logée à merveille, vous y auriez de l'air; vous viendriez dîner avec moi, nous serions seuls; j'ai de si bon canapés, ne vous

verrai-je jamais établie dessus et entourée de carreaux comme vous aimez de l'être?

Voilà une lettre d'enfant, toute d'espoirs en projets etc. Elle n'est pas une réponse à la vôtre, — mais que voulez vous? j'ai la tête vuide et pourtant le coeur plein.

Je m'apperçois qu'en voici assez, et s'il me venait quelqu'ami qui voulut lire ma lettre, ce seraient des parties de rire. J'ai fait sans m'en douter une phrase comme en fait la maréchale Lefevre, et ces jours derniers, un portier du parc de Saint-Cloud refusant d'ouvrir à sa voiture, elle s'est avancée à la portière, et d'un ton de grénadier: «Allons, matin», lui a-t-elle dit, «ferme ta gueule et ouvre ta grille.» Adieu. Je vous écrirai dans peu de jours. Je vous aime comme on aime la vie quand on l'a commencé.

H. C.

Toulouse, 11 octobre 1811.

Rahel, je vous écris pour la dernière fois. Depuis le mois de mars je vous ai écrit presque tous les mois; je vous ai écrit le projet que j'avais formé d'aller vous chercher en Suisse et de vous ramener en France; je vous ai écrit tous mes chagrins et les tristes contretemps qui m'ont forcé à abandonner ce projet. Je vous ai écrit que j'étais malade, je vous ai fait part de mon rétablissement, mais vous ne m'avez rien répondu et ma joie comme ma tristesse vous ont trouvé également sensible. Je vous écris encore une fois pour tâcher de retrouver au fond de votre coeur quelque reste de

tendresse; mais j'ai tort, votre abandon cruel de six mois m'a appris ce que l'on doit attendre de vous; il m'a ôté cette pure et entière confiance que j'avais en vous; je m'appuyais sur vous presque dans toutes mes pensées; si je suis libre un jour, me disais-je, j'irai la trouver; si je deviens malheureux, j'irai encore la trouver; Rahel, si j'étais mort misérable, je vous aurais légué ma mère. Mais au reste ce n'est pas vous qui m'avez trompé, je me suis trompé moi-même; vous m'avez dit cent fois que l'absence effaçait vos affections, je ne vous croyais pas, mais actuellement j'ai appris à vous croire.

J'ai cherché dans mon esprit tous les évènements qui pouvaient excuser votre silence; je n'ai rien trouvé de valable: vous êtes peut-être allée aux eaux, mais vous devez y recevoir les lettres de vos parents; ceux-ci doivent prendre à Berlin celles qui arrivent pour vous, ils doivent vous les envoyer; vous ne pouvez pas avoir oublié de le dire, vous n'êtes pas étourdie; quand vous l'auriez oublié, ils doivent le faire d'eux-mêmes.

Etes-vous malade? souffrez vous depuis plus de cinq mois sans pouvoir m'écrire? Mad. Frohberg ne pouvait elle me le faire savoir? Que n'ai-je pas imaginé! Je vous ai cru en Russie, en Pologne, mais les lettres y peuvent arriver, elles en peuvent revenir, et il ne m'en vient d'aucun pays. Quelquefois, dans mes jours les plus tristes, je me figure que vous êtes morte, je m'arrête à cette idée, je m'abreuve de douleur, hélas j'ai peut-être raison, si j'en crois ce que vous m'écriviez, c'est la mort seule qui pouvait vous détacher de moi. Qui me le dira? dois-je encore longtemps être joué d'espoirs et de craintes. Qui pourra exprimer l'horreur que

j'éprouve dans cette pensée, que peut-être je vous écrit comme ferait un insensé et que vous ne devez plus voir mes lettres, que j'écris à une ombre, et que je l'offence par mes reproches au lieu de l'adorer.

Je suis seul, le climat de Toulouse me tue, depuis un an j'ai souffert tout, oui tout ce qu'on peut souffrir. J'ai souffert d'amour, j'ai été humilié dans le peu que j'avais d'ambition, il m'a fallu quitter ma mère malade, je le suis moi-même encore après l'avoir été terriblement; je vois s'avancer, sans espérance, l'âge auquel je dois réaliser mes douces chimères ou les quitter, passé ce temps je ne devrai plus songer qu'à m'abrutir, comme un malade condamné s'engourdit d'opium, et il faut que je perde une amie si précieuse que vous, il faut que je perde celle que j'aimais plus qu'une soeur et mieux qu'une maîtresse! Qui êtes-vous devenue, vous vous êtes evanouie, pourquoi du moins ne me rien dire en me quittant, comment se fait-il que je sollicite comme une consolation la douleur d'avoir à vous pleurer!

Pourtant j'écris encore à votre adresse; si cette lettre vous parvient, répondez-moi je vous en supplie. Excusez-vous, aimez-moi, et que je le sache. Envoyéz votre lettre à Mr. Auguié.

H. C.

Toulouse, 15 décembre 1811.

Ma chère amie, votre lettre m'a transporté de joie et des plus doux sentiments, vous vivez vous m'aimez, Berlin et le temps que j'y ai passé peuvent encore se présenter à mon esprit d'une manière flatteuse, je peux me rap-

peler, vous, votre demeure, nos promenades, nos conversations, le jour que je vous vis chez votre amie, et aussi hélas le jour que je vous quittai, et ces délicieuses soirées où vous leviez de dessus mes yeux le bandeau de l'enfance pour m'introduire et m'initier dans cette vaste région de votre âme et de votre esprit. Tous ces souvenirs m'étaient devenus odieux, je les voulais effacer de ma mémoire, et cependant, quand je commencais à y parvenir, je pleurais de voir qu'ils s'anéantissaient; au lieu de toutes ces douces pensées je ne trouvais plus pour cette époque de ma vie qu'un gouffre affreux: c'était vous qui me manquiez, mais je vous ai retrouvée, vous vivez et vous m'aimez, et peut-être que ce surcroit d'éloignement et que tous mes chagrins amèneront notre réunion. Je n'ose vous détailler mes espérances; j'en ai déjà tant embrassé de folles, que, si j'en embrasse encore, ce ne peut être qu'en rêvant, et je n'ose m'y fier assez pour les mettre sur le papier.

Mon dieu, que vos reproches sont justes, et combien de fois dans mes longues nuits de souffrance, dans ces moments de solitude et de vérité, ou la maladie inspire en peu de temps la sagesse et le calme qu'amènent les années, combien de fois ai-je pensé à la folie de ma conduite envers vous; je l'appelle folie, car ce n'est qu'un égarement, ma chère amie, c'était un accès de fièvre de jeunesse, et de toutes façons j'en ai été cruellement puni, c'est pour sortir de Paris et pour quitter l'aspect journalier de ceux qui m'avaient déchiré le coeur et désorganisé l'esprit, que j'ai suivi ma mère aux eaux; si je n'avais point fait ce voyage, je n'eusse point fait cette horrible chute, je n'aurais point ma santé considérablement affaiblie, je me serais trouvé sous la

main du duc de Rovigo quand il vint au ministère, et au lieu de le trouver tout entouré, comme cela m'est arrivé en sortant de maladie, les autres m'auraient trouvé en pied chez lui; il m'aimait déjà beaucoup avant d'arriver où il est, il est ami véritable de ma mère, mais comme je vous le dis, je l'ai trouvé entouré et quand l'empereur a voulu m'éloigner je l'ai été; cependant j'ai beaucoup gagné depuis cet éloignement, le ministre se loue de moi, il le fait dans de bons lieux, chez la reine Hortense, chez lui en pleine table. Mes amis vont en profiter pour essayer de me faire faire commissaire-général sans trop tarder. Le jour où cela sera, nous serons à quattre mois de nous revoir; au moins pour ce qui me regarde, mais peux-je croire que vous n'ayez pas en Prusse de liens qui vous retiennent, et qu'aussitôt les difficultés de la route applanies vous quittiez tout et veniez droit à moi? ce serait trop me flatter, mon cher ange, et vos propres discours m'empêchent de nourrir une si douce espérance. Combien de fois m'avez vous écrit, depuis notre séparation, que vous étiez avec telle ou telle personne aussi joyeusement qu'avec moi, que vos esprits s'accordaient comme le vôtre et le mien; j'en pourrais citer trois que vous m'avez dit vous être d'une aussi bonne conversation que moi — ce sont un Mr. Varnhagen, un Mr. Marwitz, un ... je n'en peut pas mettre le nom parceque je n'ai pas ici la lettre où vous en parlez — et encore me disiez vous tout ce que vous pouviez. Je suis bien loin d'avoir trouvé tant de personnes qui m'aient touché mon coeur à l'endroit par où vous l'aviez touché, je n'en ai point rencontré, il se peut que j'aie connu passagèrement quelqu'un près de qui d'abord j'ai cru trouver autant de bonheur qu'auprès

de vous, j'ai pu même le lui dire, mais jamais cette erreur n'a été assez avant dans mon âme pour que, si j'avais essayé de vous en écrire, ma main le fit sans s'arrêter! —

Voici déjà plusieurs jours que cette lettre est commencée; je n'ai pu trouver un moment de loisir pour l'achever, non que je sois continuellement occupé, mais comme la nature de mes affaires n'amène point un travail régulier, j'ai quelquefois du temps à donner à mes amis, et d'autres fois à peine ai-je la liberté seulement d'y penser à mon aise. Ce qui me fatigue le plus, c'est la foule de gens qu'il me faut voir chaque jour; il le faut de rigueur, et sans un courant considérable de connaissances, il n'y a point de police; mais quelle horrible contrainte, et qu'elle est surtout odieuse pour moi! Vous rappelez-vous combien je me plaisais à vivre isolé, à ne parler qu'à mes amis, à n'écouter qu'eux, et à voir le reste comme une comédie? C'est ainsi que l'on élève son âme, que l'on nourrit son esprit, et c'est en voyant peu de gens que l'on peut en profiter, et non pas dans ces conversations vagues et follement sautillantes où l'on use sa force comme la vigne userait sa sève en branchages inutiles si on ne les retranchait pas.

Enfin telle est ma destinée et il me faut l'accepter; ce que vous m'écrivez à ce sujet est vrai et aussi bien dit que serait le langage d'un Dieu favorable; il vous échappent souvent des traits charmants que vous laisser aller avec vos lettres comme la Sibylle abandonnait ses oracles au gré du vent; je serais tenté quelquefois de vous renvoyer des passages de vos lettres afin que vous sachiez la valeur de ce que vous avez écrit.

Je suis très-fâché que Louis Liman (l'architecte) soit

einmal Ihrem Herrn Gemahl geſchrieben. Dann bitte ich um Verzeihung. Einige Szenen, die offenbar Goethen entlehnt ſind, bemerkte ich mit beſonderem Vergnügen in Kenilworth und Ivanhoe. Sir Walter verſtehet ſichtlich deutſch.

Das Theater St. Martin beſitzt einen Polichinel, den zu ſehen wahre Raſerei geworden. Alle Abend läuft man dort Gefahr zum Zeitvertreibe erdrückt zu werden.

Wiſſen Sie ſchon, daß man hier die allerſchönſten Blumen aus Fiſchbein verfertigt? Frau von Rähle bringt deren einen ganzen Vorrath mit. Dieſe Dame hat ſich ausnehmend in Paris gefallen.

Ihre Art, meine Gnädige, die Briefe zu datiren, iſt überaus zweckmäßig. Der Zuſtand des Thermometers, des Windes und des Wetters hat unſtreitig auf unſere Art zu denken und zu ſchreiben den mächtigſten Einfluß. Was mich betrifft, ſo möchte ich noch den Zuſtand der Schreibmaterialien beifügen. Sie ſind bei mir beſtändig in ſchlechter Ordnung, ich weiß keine Feder zu ſchneiden oder vielmehr ich ſchneide ſie alle wie ein Blinder. Bald iſt die Dinte zu kleck, bald zu dünn. Sie können ſich nicht vorſtellen, wie alle dieſe Peinlichkeiten, gegen die ich zu kämpfen habe, meine Gedanken ableiten. Unterbrechende Beſuche bringen mir bei weitem den Nachtheil nicht. Gerade weil ich Ihnen recht zierlich ſchreiben wollte, hat irgend ein böſer Genius mein Tintenfaß und meine Federn behext; ſelbſt die Hand will ſich nicht lenken laſſen. In dieſer Noth darf ich mir von Ihrer Huld verſprechen, daß Sie Inhalt und Form meines Briefes mit zum Beſten wendender Nachſicht betrachten. Ich bin Ihnen gegenüber in dem Falle eines zärtlichen, ſterblich verliebten Kandidaten, deſſen Kanzelberedtſamkeit gerade in den Augenblicken ſtockt, wo er ſie am lauteſten und glänzendſten an den Tag legen möchte.

maintenant à Paris, on plutôt je suis fâché de ne pas y être, j'aurais regardé d'un air bien curieux un visage que vous aviez vu depuis peu et les yeux qui avaient rencontré les vôtres. Je l'aurais questionné dans tous les sens, il aurait bien fallu qu'il parlât pour cette fois, et je vous jure que je lui aurais fait sortir les paroles du ventre.

Je viens de relire ma lettre, ma chère Rahel, j'y ai vu qu'après avoir voulu d'abord vous taire le motif de vos espérances je vous le disais tout en détail à la page suivante, et que malgrè le ferme projet que j'avais formé de mettre fin à ces plaintes éternelles qui remplissent mes lettres et qui doivent vous dégouter de les lire, je laissais aller ma plume au grè de mon pauvre coeur et je vous parlais encore de mes chagrins, de ces chagrins maudits toujours les mêmes et cependant auxquels je ne puis m'accoutumer; pardon, mon cher ange, traitez moi en malade, en malade d'esprit, de qui l'on écoute les discours insensés, en les suivant comme s'ils avaient un fil, et en feignant d'y porter intérêt pour soulager son infirmité.

Si quelqu'un des habitans de Toulouse découvrait ce que je vous écrit, sa surprise serait grande et il ne saurait comment accorder ma conduite avec les discours que je vous tiens, car je ris, je parle, j'écoute, et j'ai l'air de m'intéresser à tous leurs misérables caquets, et quand j'ai bien menti de la sorte, je viens me soulager la conscience en écrivant à mes amis, et ce sont eux qui en souffrent.

Je ne voulais pas non plus vous dire ce que j'espère, car les lettres que je vous ai écrites depuis notre séparation ne doivent être pleines que de ces folles chagrins et d'espérances aussi folles, un autre que vous rirait

de tout ce que j'écris, ou ne décacheterait plus les lettres. J'ai formé vingt fois comme aujourd'hui le projet de vous écrire autrement, et je retombe toujours. Je crains bien de tout faire de la sorte dans le cours de ma vie; de ne faire bien que ce que je serai appelé à faire, et je crains aussi que cela ne me mette pas sur le chemin de bonheur; mais c'est une autre affaire, et j'accepte tous les malheurs, que le ciel peut amasser sur la tête d'un homme, si je sais auparavant fendre la foule qui m'étouffe et m'en sortir glorieusement; car voilà quelle est ma maladie, et cette fois je l'ai dit sans détour.

Adieu, nous nous retrouverons, nous vivrons encore près l'un de l'autre, et votre divin esprit m'aidera dans mon projet, et en hâtera peut-être le succès. Scepeaux vient me retrouver dans quinze jours, si je vais ailleurs il m'y suivra, si c'est où j'espère aller, nous y trouverons la mer et le soleil; il n'y manquera plus que vous, et si vous secondez mes efforts, nous serons bientôt réunis. Encore adieu. Ecrivez moi par mon oncle, nous ne sommes point brouillés.

Toulouse, 3 janvier 1812.

Rahel, ma chère amie, j'ai besoin de causer avec vous, dites-moi d'abord, comment vous portez-vous? comment va le corps? comment va le coeur? Chez vous le corps est le plus solide, le coeur est l'endroit faible, et si jamais j'ai souhaité de vous voir jouir des douceurs de sa liberté, c'est maintenant que j'ai l'espoir de pouvoir vous proposer sérieusement un voyage en France.

Dites-moi donc, ce coeur, ce bon coeur, si tendre, si riche en nobles pensées, est-il libre? Oh bien! vous ne répondez pas! Comment dites-vous? Je n'entends rien. Ah! je le vois bien, vous êtes trop loin de moi. Il faut donc nous rapprocher, ma chère amie, il faut passer ensemble quelques bonnes années, ce sera toujours cela de bien vécu et de bon dans le souvenir; et une fois que vous seriez en France, il serait bien malheureux qu'on m'envoyât quelque part où vous ne pussiez pas venir; si c'était en Hollande, eh bien, vous buvez de la bière, vous vous chauffez à un poële comme à une cheminée, et l'odeur de la pipe ne vous est pas insupportable; pour l'Italie, je n'en dis rien, car nous irions tous deux aussi joyeusement que les exilés rentrent dans leur patrie; nous prendrions aussi fort agréablement notre parti d'aller vivre à Paris, bref, je ne vois rien qui nous puisse séparer une seconde fois. Le plus important est d'abord de nous réunir, et je ne perds pas l'espoir; mais prenez garde, n'allez pas le traiter de chimérique, et si quelqu'aimable, attiré par vos façons séduisantes, vient vous tenir des propos flatteurs, n'allez point l'écouter, regardez vous à Berlin comme une voyageuse, qui regarde, qui écoute, qui est au spectacle, mais qui ne veut point entrer en scène. De cette sorte c'est bien plus amusant, et de l'autre façon on ne gagne que larmes, inquiètudes et insomnies; en outre cela devient périlleux d'aimer parmi vous. Nos journaux ne parlent que de cette dame et de ce poéte de votre ville qui se sont entretués par amour*); il y a un troisième fou qui a fait l'apologie de leur

*) Heinrich von Kleist und Mad. Vogel.

conduite en termes si baroques et si exagérées, que j'ai peur qu'il n'ait envie de se tuer aussi. C'est vraiment un pays à quitter. Dites-moi si vous les connaissiez et si le poéte avait fait quelque ouvrage estimé? Parlez-moi aussi de Goethe; vit-il encore? écrit-il? Il nous a envoyé il y a quelques années un roman, nommé les affinités électives, que personne n'a compris; cela vous a dû affliger de voir ainsi déchu l'auteur de votre cher Wilhelm. Pour nous, ma chère amie, nous sommes toujours aussi misérables; vous avez lu sans doute, lorsqu'il a paru, l'itinéraire de Chateaubriand; c'est celui de ses livres que j'aime le mieux, surtout dans le commencement et tant qu'il est en Grèce; il m'a fait voir le climat de ce divin pays, ses nuits transparentes, ses coteaux fertiles; mais une fois dans le pays et dans la religion du Christ je l'ai laissé aller tout seul. Il veut alors paraître si occupé du saint sépulcre et de toutes ces choses qui lui sont au fond indifférentes, qu'il néglige les choses intéressantes. Je crois que cet homme n'aura pas une longue vogue, il pourra même la voir tomber et avoir la douleur d'y survivre: non qu'il n'ait un certain talent, mais le naturel lui manque. Cet homme périt aussi par où les autres brillent, c'est par l'imagination, il en a trop, elle l'emporte toujours au-delà du but. Il y a dans nos vieux contes de fées l'histoire d'un certain homme fort habile à la course, il était grand, bien fait, et taillé pour courir, aussi était-ce une façon d'oiseau; même il avait ce défaut, qu'en courant un lièvre il le manquait parcequ'il le dépassait; mais il avait trouvé un moyen de tout concilier. Quand il avait quelque course à faire (c'était toujours sur des lièvres), il commencait pas se

lier les jambes avec un mouchoir, et alors c'était merveille de le voir détaler, il prenait son gibier en deux minutes. Chateaubriand m'a vingt fois rappelé cette histoire. Il aurait bon besoin qu'on lui contint l'imagination.

Je mène ici, ma chère Rahel, une singulière vie; je vois tout le monde, je parle à droite et à gauche, je fais des visites, j'en reçois tout le jour, je donne à manger, et à des gens de vingt façons différentes, aux nobles, aux prêtres, aux négotiants, à l'honnête homme, au fripon, et à mes amis comme à mes ennemis, les recevant tous avec un visage qui vous ferait d'abord rire tant il est masqué, mais qui vous affligerait ensuite par la pensée de la contrainte que me donne un tel genre de vie. Que faire? il le faut, dès-lors tout est dit. J'ai trop longtemps suivi mes goûts de solitude, et d'indifférence pour les choses d'ambition; je les suivais assez pour nuire à ma carrière, et ne pas assez pour amener d'un autre côté quelque conclusion qui me satisfit.

Ce que vous me dites des dispositions de fortune qu'ont fait vos frères me désole, et la pensée que vous êtes gênée, et que vous ne pouvez vous procurer vingt choses dont je me sert, me rendrait avare. Cela ne peut-il plus prendre une meilleure tournure? est-ce déterminé. N'êtes-vous point dupe de votre douceur et ne sacrifiez-vous pas trop de choses pour avoir la paix? Parlez-moi de cela en détail, et dites-moi si vous êtes satisfaite du caractère de votre belle-soeur. Portez vous bien, défendez vos droits, économisez si vous obtenez qu'on vous paie ce qu'on vous doit, et préparez-vous à partir probablement au printemps; surtout n'allez pas aimer, je veux dire aimer trop pour pouvoir quitter la Prusse, car si vous pouvez maîtriser votre amour, aimer

tranquillement, assez pour couper l'uniformité de la vie et non pour la troubler, cela fera merveille. — C'est là ce que je veux faire.

Je ne veux plus de languissants amours,
Je sais trop mal jouer de la guitarre;
Le temps nous guette, il fait de méchants tours,
Et j'ai trop peur en espérant toujours,
D'être surpris par un goutteux catarrhe,
Et d'aller voir ce qu'on fait au Ténare,
Sans avoir près dans ces bacchiques lieux
Ma bonne part de l'amoureux breuvage etc.

Si vous êtes contente de ces vers, je vous en nommerai l'auteur. Adieu, cher ange! Je nous souhaite de ne pas passer l'année séparés. Pour moi c'est ce que je désire.

Mantes sur Seine, Département de Seine et Oise.
Samedi 18 octobre 1816.

Depuis qu'à la fin d'une froide soirée d'automne, Madame, nous nous sommes dit adieu dans la maison que j'habitais dans le pare de Berlin, j'ai connu presque toutes les douces illusions de la vie, j'ai été atteint par presque toutes les rigueurs de la fortune. Après avoir d'abord oublié l'ambition pour le plaisir, je me suis occupé de ma carrière, j'y ai donné mon temps, et mes pensées; j'y ai sacrifié mes gouts et ma santé, et au moment de recueillir le fruit de mon travail, les désordres de l'Europe, et la chûte de la France, ont anéanti mes espérances comme celles de tant d'autres: la ruine de ma mère a suivi, de près la mienne, et enfin la plus terrible catastrophe a anéanti moi et les miens. Un autre évènement, la mort fatale d'une parente chérie,

avait commencé la triste suite de mes malheurs, les dérangements douloureux d'une santé abîmée depuis six ans, une longue maladie que vient de faire ma mère, l'inquiétude que m'inspirait le sort d'amis précieux, les larmes que j'avais à donner à d'autres, et enfin celles encore plus amères que m'arrachait le sort de ma patrie, ont versé sur les principaux événements de cette partie de ma vie la plus profonde amertume, mais rien de ce que j'ai eu à souffrir, et rien de ce que je pourrais souffrir encore, n'a pu effacer, ma chère Madame, ni n'effacera le délicieux souvenir de notre amitié: il a été si constamment présent à ma pensée, il m'a tant de fois servi de refuge contre le présent, que je peux dire, et vous pouvez croire, que c'est lui qui m'a soutenu. Cinq années passées en province m'avaient été tout moyen de retrouver vos traces, et de savoir vous adresser l'expression de mon attachement. Je revins à Paris au printemps dernier, et aussitôt ma mère m'amena ici où nous sommes retirés. Un accident grave survenu à ma santé, m'a fait aller tout à l'heure à Paris, où j'ai rencontré Humboldt: c'est lui qui m'a appris votre changement d'état et de nom, qui m'a dit que vous étiez à Mannheim et que c'était sous le nom de Varnhagen que je retrouverais Mlle. Robert: il ne m'a pas dit si je retrouverais en même temps mon amie; mais je m'en fie à Charlottenbourg, aux Moabites, à la Sprée, aux parfums délicieux que nous respirions ensemble dans le parc, à nos charmantes courses à l'isle de paons, et a toutes ces pensées trop nobles et trop pures pour être passagères, que l'aspect de tous ces beaux lieux nous inspirait en même temps, pour avoir conservé en vous le souvenir de cette époque, si ce n'est aussi pro-

fondément qu'en moi, du moins avec assez de force pour que vous favorisiez notre rapprochement, et quand même il serait fait que les vicissitudes de votre propre fortune, vos chagrin, vos plaisirs, vos liaisons nouvelles, où une nouvelle pente qu'eussent prise vos idées et vos habitudes, eussent rendu votre mémoire moins fidèle que je n'espère la trouver; je me flatte que la ferme persévérance de mon attachement, vous fera voir qu'il s'agit d'un autre coeur que ceux qu'on rencontre habituellement dans la vie, et ressuscitera pour moi dans le vôtre, tout ce que l'absence et la distance auraient pu m'y faire perdre. Quand nos amis ne nous demandent que de l'amitié, Rahel, est-ce le cas de les refuser et s'il y a des occasions où l'amitié augmente de prix, où les témoignages qu'on en donne deviennent presque le seul bonheur de ceux qui les reçoivent, où sera l'excuse de qui ne les accorde pas? Vous devez voir que je me souviens parfaitement de la dernière lettre que vous m'écrivites, il y a des années: vous m'y annonciez, que vous m'aimeriez toujours et que vous ne m'écririez plus; et je vous assure que ce serait pour moi le chagrin le plus sensible si je ne vous retrouvais dans les mêmes dispositions. Depuis ce temps, celui où je reçus la lettre dont je viens de parler, je me suis fait à moi-même bien des reproches sur l'abandon où vous me laissiez, et ils ne sont pas sans bases: je n'avais mis aucun soin à vous rendre mes lettres agréables; elles étaient plaintives, monotones, remplies uniquement de redites, et nullement de ce que vous auriez souhaité. C'était sans cesse l'expression d'une âme contrainte et tout occupée d'affaires ou de plaisirs où l'entrainaient les circonstances, mais qui n'étaient pas ceux de sa vraie destinée. O bizarrerie!

c'est pourtant l'époque qu'aujourd'hui j'appelle celle de mon bonheur. Si j'ai ma liberté, ce bien précieux que j'ai tant souhaité, je l'ai acheté trop cher pour en jouir encore: les souvenirs du passé sont trop voisins, mais ils s'éloigneront, et vous pouvez en hâter le moment. D'ailleurs ne sommes nous pas trop près l'un de l'autre pour rester étrangers: le plus léger incident, une fantaisie qui me prendrait le jour où j'aurais quelqu'argent dans ma poche, une ordonnance des médecins, peuvent me faire chercher d'un jour à l'autre l'air des montagnes, et les bords du Rhin, et songez alors quelle serait votre confusion de revoir face à face un ami si dévoué sans avoir voulu depuis tant d'années lui donner un simple signe d'existence! Ah! bon Dieu, j'en rougis pour vous, je me sens pénétrer moi-même de honte d'avoir pu penser que cela serait ainsi, et je me hâte de fermer ma lettre de crainte que vous me reprochiez que sa lenteur à arriver a retardé le depart de votre réponse.

Henri Campan.

Mantes sur Seine, Département de Seine et Oise.
Dimanche 3 novembre 1816.

C'est ce matin, chère bien chère Rahel, que m'est arrivée votre aimable lettre; cette bonne lettre si décousue, si suivie, où l'esprit, la grâce, l'amitié, le naturel, et la vraie tendresse et la vraie sensibilité se trouvent comme versées à pleine main et il semblerait au hazard: je ne l'ai encore relue que trois fois, j'y ai pensé tout le long du jour, et j'y répons le soir même ainsi que

vous l'avez ordonné ou plutôt prévu. Je veux commencer par vous dire combien je suis touché de l'intérêt que, sur votre parole, Mr. Varnhagen veut bien prendre à moi. Il fait à merveille de révérer vos choix, et je l'en loue pour lui-même, je l'en remercie pour moi. Je lui voue avec empressement tous les sentiments qui existaient d'avance dans mon coeur pour l'homme que vous choisiriez pour compagnon de vie. Vous en avez choisi un, et je n'aurais pas cru que vous le fissiez jamais: mais celui qui a merité votre préférence a de grands droits à l'estime de tous ceux qui vous connaissent.

J'ai déjà lu votre lettre à ma mère, tout ce que vous dites de beau sur ce que vaut ma mère, l'a bien touchée: elle a fait un peu la grimace quand elle a su que vous aviez eu Mlle. Morgan pour échantillon de ses élèves: non qu'elle pense absolument mal d'elle, et elle la reconnait aimable; mais ce n'est pas ainsi, que d'ordinaire elle élève les filles, d'ailleurs elle lui sait mauvais gré de s'être attachée à Mad. Démidoff, qui malgré la latitude extrême que nous laissons d'ordinaire aux femmes étrangères, a trouvé moyen, ainsi que son mari, de se faire mésestimer à Paris. Vous deviez comprendre, chère petite, combien ma mère place d'amour propre dans la conduite ou seulement la tenue de ses élèves: elle devrait moins s'en occuper, après en avoir formé un si grand nombre, et je la reprends quelquefois de ce qu'elle se croit compromise à mesure que l'une d'elles se compromet: elle peut ainsi remplir sa vie d'amertumes, et assurément bien gratuitement: mais ce sentiment est chez elle une parcelle du sentiment maternel; il y a à Mannheim ou à Carlsruhe une de

Die Frau vom Edelhofe nimmt keinen Aerger an der Schwerfälligkeit ſeiner Zunge, ſie läßt der unbehülflichen Tugend und dem guten Willen Gerechtigkeit angedeihn, und ſo hoffe ich, daß Sie meine Ehrerbietung nicht verkennen, noch mir Ihren Schutz entziehen werden. Dafür verleihe der Himmel Ihren Bädern Geſundheit-ſtärkende Kräfte.

Leben Sie wohl. Ich bin mit treuer Anhänglichkeit

Ihr innigſt ergebener

Oelsner.

24.

Varnhagen an Oelsner.

Berlin, den 11. Juli 1823.

In den phyſiſchen Wetterzuſtänden, wie in den ethiſchen, ſcheint der Unterſchied zwiſchen Paris und Berlin alſo nur ſehr gering! Zwiſchen St. Petersburg und London, zwiſchen Berlin und Cadix mag er ſchon größer ſein. Da wir mit den letzteren Wetterzügen nichts zu thun haben, ſondern innerhalb des erſteren abgeſchloſſen ſind, ſo dürfen wir fortdauernd auf gemeinſame Leiden und Freuden gefaßt bleiben. Sie klagen, mein hochgeſchätzter Freund, daß die Untugenden des rauhen Wetters Ihnen dort den Sommer vereiteln; grade ſo geht es uns hier; wir nahen der Mitte des Juli, ohne andern Genuß, als den der Erwartung, ein Genuß, deſſen Uebermaß, wie bei andern Genüſſen, zuletzt ihn ſelbſt zerſtört. Rahel kann nicht von einem hartnäckigen Huſten geneſen. Die treuloſe Luft, welche das Ungemach der entgegengeſetzten Temperaturen in doppelzüngiger Feuchtigkeit zu vereinen weiß, greift die Nerven an; und da haben wir

ses élèves qui lui à causé de bien grands chagrins (Mad. de Luxbourg), mais vous êtes à portée d'en voir souvent une autre, qui fait sa gloire, qu'elle chérit et dont elle est aimée. Jugez donc l'éducation que donne ma mère par cette charmante princesse.

C'est donc, chère amie, un bien beau pays que celui des eaux de Baden: je l'avais oui dire, et tôt ou tard je l'irai voir; j'ai le projet d'un grand voyage que je commencerais par-là: la maréchale Ney est partie pour l'Italie il y a un mois, avec ses quatre fils: elle va s'établir en Toscane pour un an ou plus, et j'ai promis de l'aller joindre l'automne prochain: je le souhaite vivement, et pour continuer de croire à la possibilité de ce voyage, je ne veux point songer aux obstacles. Je ne veux pas vous les détailler, mais malheureusement il y en a. Si je parviens à les lever, je passerai par Baden.

Je ne vous ai pas dit les raisons qui ont décidé ma mère à se retirer à Mantes: mais vous les aurez pressenties: le bon marché, l'horreur de la boue de Paris, la crainte de se trouver mêlée innocemment dans quelque caquet politique, le désire du calme, ce sont ses motifs: et pour moi je suis venu ici parcequ'elle y venait: je ne m'y déplais point, et elle s'y plait: mais la retraite n'est point encore ce qu'il faut à ma mère: elle se plait à Mantes, et pourtant elle en sortira quelque beau jour: sans la maladie de nerfs que lui ont donnée ses chagrins, elle serait à Bruxelles à la tête d'une maison d'éducation qu'elle voulait y aller former. Ce n'est pas encore un projet abandonné dans sa tête, mais je n'y consentirai jamais, et quand je le lui dis, elle me répond qu'au moins il faut que je la laisse voyager.

Mannheim est un des lieux où elle voudrait aller, mais c'est un dessein bon à murir pendant cinq ou six ans: de l'autre côté du Rhin ou se figure qu'aujourd'hui tout Français qui voyage ne le fait que pour intriguer: vous êtes devenus défians comme tous les conquérants. Je calme donc ma mère sur ces projets de voyage, et je lui dis d'écrire sur l'éducation: elle le fera, mais ce n'est pas encore cela qui peut la fixer où elle est, et après avoir fait ici un bail pour une jolie maison, où nous avons apporté tous nos meubles, nous n'y sommes réellement qu'un pied en l'air. Ce qu'il y a de sur, c'est que nous y passons maintenat trois mois.

Voici bien des détails, chère Rahel, où je ne vois pas un mot qui puisse vous divertir: excusez moi, nous avons eu à dîner quatre Mantois qui m'ont tout rempli de leur bêtise: je les ai laissés dans le salon autour d'une table de bouillotte, je suis même allé depuis admirer le clair de lune sur le bord de l'eau, mais la stupidité est aussi ténace que le malheur, et pour répondre à la plus jolie lettre du monde, je me sens tout sot.

Humboldt, qui a des joues énormes et à qui ont ne voit plus les yeux, m'a dit que Mr. Varnhagen faisait des vers charmants: au nom de Dieu, chère petite, traduisez m'en quelques uns littéralement et de façon à ce que je puisse les mettre en vers français. J'ai autre chose à vous demander: envoyez-moi une description du lac et des bords du lac de Constance; que j'y trouve un peu la géographie du lieu, mais aussi ce que ce lac a de particulier, ce qu'il dit à l'âme, si ses eaux sont remarquables par leur clarté? quels bois l'environnent? est-il resserré entre de hautes montagnes et alors quel est le nom d'une ou deux des principales? son aspect

est-il mélancolique? y voit-on des barques à voile? les petites en ont-elles comme les grandes? C'est dans les environs de Constance que je veux que vous me le fassiez voir. Je doute que ce que je vous demande vous soit difficile, si vous n'avez pas voyagé de ce côté, vous devez être entourée de gens qui y ont voyagé.

Je vous ai dit que j'avais habité longtemps nos provinces méridionales. Pendant près de trois ans la ville où j'ai séjourné a été Toulouse; j'y étais allé avec désespoir remplir les fonctions de commissaire spécial de haute police; j'y ai vécu avec agrément, et j'y ai éprouvé que l'estime publique était une grande source de bonheur, qu'elle faisait passer par dessus le travail, la fatigue et l'ennui d'affaires dégoûtantes; qu'enfin elle répandait sur tous les moments une grande douceur: j'y devenais donc ambitieux, quand Napoléon me nomma préfet (dans la Sturra en Piémont) et je fus ambitieux tout-à-fait; mais au bout de huit jours de nomination connue, imprimée dans tous les journaux et à moi annoncée officiellement, il passa un rat dans le cerveau de Napoléon; et je fus révoqué avec ordre de rester à Toulouse. Le ministre de l'intérieur m'annonça cette disgrâce par la lettre la plus courte, la plus sèche, et la plus dédaigneuse qui se puisse écrire, en même temps pour justifier cette inconcevable indignité, il montra à tout le monde une note qu'il avait faite sur moi dans laquelle ma conduite, depuis que j'étais entré au conseil, était representée comme celle d'un fou. Tout Paris, ma pauvre Rahel, cria haro sur moi. Je demeurai ensuite à Toulouse jusqu'à ce que Lord Wellington s'en emparât: et en en sortant le jour de la bataille je dis adieu à tout emploi, à toute contrainte, aux honneurs,

à l'ambition, et à la gloire qu'on peut conquérir en conduisant le plus sot troupeau qui existe, un troupeau d'hommes. Je m'en allai pour lors à Montpellier, je me mis dans les mains des médecins qui me firent beaucoup souffrir pour ne me donner que peu de soulagement; je vécus absolument seul, me promenant avec Moha, et humant délicieusement un air descendu tout droit du septième ciel; ou bien, dans les temps de pluie, m'enfermant, me remplissant de misanthropie, me laissant aller à tous les désordres d'imagination que donnent les maux de nerfs, à tel point que moi, obscur, de fait et d'intention, je me figurai qu'un pauvre cabaretier qui vint dans le quartier retiré que j'habitais, s'établir en face de ma fenêtre, je me figurai donc que c'était un espion placé là pour moi, et je le pris en horreur. Quand le soleil revenait j'aimais le pauvre homme et je lui faisais amitié, mais il est bien en droit de me croire fou, car pour peu que le mauvais temps me forçat de rester trois jours chez moi, il me redevenait odieux.

O que de beaux jours passés sans ce délicieux climat, dans la solitude et dans la libre et entière jouissance de la pensée! que de beaux rayons de soleil! que de superbes effets de nuages! que de journées d'or! ou la voûte du ciel plus transparente et plus elevée dans l'immensité, satisfaisait encore à peine à l'élan de mon imagination, et recevait dans son vaste sein, mon âme, qu'alors je reconnaissais divine, qui ne tenait plus à la terre que par quelques affections, par quelques souvenirs dont le vôtre était toujours le plus présent. J'ai trouvé là un ami malheureux, résigné, savant, naif, doux; sa conversation m'a été utile, il m'a appris à

lire Homère: c'est un pauvre Espagnol refugié, qui se nomme Gomez: je tâche à l'attirer près de moi.

Depuis que les grandes révolutions du globe ont amené dans ma petite destinée la révolution, la révolution qui m'a rendu mon indépendance, j'ai étudié, j'ai lu, j'ai taillé ma plume, je sens que je suis au moment de la poser sur le papier: mais ce moment m'effraie: j'ai trente-deux ans, il ne m'est plus permis de me tromper; je ne trouverai pas dans les autres l'indulgence qu'inspire la jeunesse: je n'en aurai aucune pour moi-même, et le découragement qui me donnera un désappointement sera peut-être irréparable, alors je ne sais plus ce que je deviendrais, je sais que je détesterais ma vie qu'une seule pensée soutient.

Oui, Rahel, j'ai trente-deux ans depuis avanthier; et le matin du jour où cette triste heure m'a sonné sur la tête, j'étais dessinant du coin de mon feu, et faisant de fort mauvaise humeur le portrait d'une grande grosse cousine Hollandaise que nous avons maintenant au logis. On a chez elle, comme chez vous, le ridicule usage de fêter les gens le jour de leur naissance pour les féliciter de je ne sais pas quoi. Tout en dessinant la face de ma cousine, je me mis à soupirer, et je dis, d'un ton, je vous assure, fort piteux, aujourd'hui j'ai un an de plus, et voilà cette fille qui ouvre une bouche jusqu'au oreilles, qui se lève et vient droit devant moi, me faire une grande révérence en me disant qu'elle se trouve bien heureuse d'être la première à me féliciter. Vous pensez bien qu'elle fut bourrée et remise à sa place: mais j'eus beaucoup de peine à l'empêcher d'aller courir la maison pour avertir qu'on me fêtat, et il fallut bien le soir que je me laissasse placer devant

moi au dessert un baba avec un bouquet fiché dedans, que ma cousine était allé chercher furtivement, chez le plus fameux pâtissier de Mantes. Jamais bouquet ne fut plus mal reçu, mais j'ai ris beaucoup de la révérence de la cousine.

C'est assez parler de moi.

Vous me dites, chère amie, que vos amis vous ont fait banqueroute. Voulez-vous parler d'argent? Mr. Varnhagen est-il riche? avez-vous le chagrin de dépendre jusqu'à un certain point, ou entièrement d'une place? Est-ce pour la cour de Prusse qu'il est chargé d'affaires? La vie de Carlsruhe est-elle gaie? y avez-vous de bonne musique? Qu'est devenue Pauline? avez-vous des relations avec Mad. Frohberg et que fait elle? Il y a des années que je n'ai vu d'Houdetot qui a été préfet à Gand, à Bruxelles, et après le mois de mars 1815 dans je ne sais plus quel autre endroit. Il y a pourtant quelques mois que je le rencontrais dans une rue de Paris, il est épouvantablement grossi et vieilli; j'étais dans un cabriolet de place, et lui à pied: nous nous regardames d'abord et comme je ne me pressai pas beaucoup de donner signe que je le reconnaissais, il eut le temps de réfléchir, et en prudent cousin de Mr. Molé, il tourna la tête. Si vous m'avez compris, vous me le direz. Perregaux, toujours enchâssé d'or, a épousé une élève de ma mère, Mlle. Macdonald; il vit chez lui, voyant ses amis ou plutôt ceux de son cuisinier. Je n'en suis pas. Lafond est retiré dans sa province. Dupont Delporte l'est aussi.

Dites-moi, je vous prie, ce qu'a fait à Paris, et ce qu'est devenu Liman l'architecte? Ma mère vous demande de lui savoir le nouveau nom de Mad. Matthis

et sa danseuse, elle est remariée. Voici bien des questions, chère amie, mais il y a plaisir à vous commander de longues lettres, vous semblez, en les écrivant, vous jouer avec votre plume; aussi vous en ferai-je une pour terminer la liste, qui peut amener une réponse prodigieusement longue: qu'ont pensé en Allemagne, les bons esprits, et que pensez vous du livre de Mad. de Staël sur l'Allemagne? n'allez pas vous exténuer sur ce sujet que vous devez avoir rebattu depuis longtemps; vous savez que nous nous entendons à demi mot. Je n'ai guères estimé dans ce livre, que la persécution de l'empereur avait illustré d'avance, je n'y ai guères estimé que l'analyse de quelques pièces de théâtre. Quand à nos littérateurs, vous devez bien juger que la politique les absorbe. On a donné, il y a déjà trois ans, une tragédie qui me semble promettre un auteur tragique. C'est Ninus, par M. Briffault.

Ce Mr. Tettenborn, a-t-il été aide-de-camp du prince de Schwarzenberg à Paris lors de l'ambassade de ce dernier? Ma foi, je n'ai plus de place.

H. C.

Mantes sur Seine, Département de Seine et Oise.
Samedi, 22 novembre 1816.
C'est la seule adresse.

J'espère, très-chère amie, que vous avez reçu maintenant une immense lettre que je vous ai écrite; mais je n'ai point regret au retard qu'elle a éprouvé puisqu'il m'a attiré de votre part une si aimable preuve de votre tendre sollicitude. Toutes les question que vous me faites sur ma mère et moi sont bien celles d'une

amie, d'une amie, qui a souffert, et que ses chagrins, loin de la porter à l'égoisme, ont instruite à connaitre par où il faut toucher aux coeurs affligés. Vous avez bien deviné ce que je souhaite pour ma digne mère, et ce qu'il est en général si difficile d'amener après de grands malheurs, je veux dire l'oubli. Il n'y a que ce temps qui soit habile dans ce genre de consolation; les distractions que donnent toutes les ressources de l'esprit, dans soi-même ou dans les autres, le bruit du monde, le loisir d'une vie commode, les plaisirs des sens, ne font oublier que passagèrement les attaques et le triomphe de nos ennemis, la morsure de la calomnie, le dégoût d'une disgrace célèbre. Une grande passion pourrait seule amortir des souvenirs que le temps n'est pas encore venu effacer: mais quoique Mr. Molé ait imprimé qu'il faut se donner une passion pour tuer ses goûts, vous le savez bien, Rahel, ne se passionne pas qui veut.

En touchant cette question je me suis laissé aller à en parler en général, car pour ma mère, hormis la satisfaction de faire de bon appétit un sobre diner, il n'existe pas de plaisirs des sens et elle n'est plus dans l'âge des passions. Hormis son attachement pour moi, dans lequel vous pensez bien qu'elle n'est pas satisfaite, je ne lui ai jamais connu qu'une passion: celle de vivre pour l'enfance, de vieillir au milieu d'enfants, et de mourir en laissant le renom d'avoir été utile, à son pays, par ses talents en éducation. Pour son bonheur et pour le mien, elle se souvient trop qu'une ambition si pure a été continuellement déjouée. Elle en parle souvent, et quelquefois je crains que son entretien, le plus fécond et le plus agréable que j'aie connu, ne perde quelque chose

de son charme par suite de la fatalité qui a rendu amers les mille souvenirs dont sa mémoire est fournie. Mais cette crainte ne provient peut-être que de l'extrême susceptibilité de mon amour-propre et de ma tendresse sur tout ce qui concerne ma mère: car je suis fier jusqu'à l'excès de son esprit, et de sa belle réputation.

Quand à notre fortune, chère amie, il m'est assez difficile de vous répondre d'une manière claire, sans me jeter dans un flux de paroles. Nous ne sommes point pauvres: ma mère a une pension de retraite de six mille francs, elle a de son élève la grande-duchesse de Bade une autre pension de quinze cents francs, et en propriété une ferme de quattre-vingts mille francs; mais cette terre est du bien des moines, vos aimables compatriotes l'ont prise deux fois pour champ de bataille, ils y ont mangé vaches, moutons, et jusqu'à des bélier de mérinos; elle est donc sans revenus depuis deux ans, et enfin pour tout dire elle est hypothéquée d'un grand tiers de sa valeur. Vous comprenez maintenant que nous vivons moitié dans l'aisance qu'un revenu suffisant et le bon marché de la province permettent, moitié dans la gêne extrême qu'amènent la dépense exorbitante de longues maladies, des dettes, des déménagements dispendieux, et enfin avec le souci continuel d'un avenir fort incertain.

Ma maladie n'a point eu besoin des secours terribles de la chirurgie: elle avait d'abord été fort simple: c'était un abcès dans l'oreille: la sottise du médecin de cette ville et l'insouciance que m'a inspirée sa sotte confiance ont amené dans le même endroit deux autres abscès consécutif. Les douleurs ont été inouies et telles que j'en étais resté complètement défiguré. La

bouche était tournée comme après une apoplexie; tout le visage suivait cette direction, un de mes yeux ne se fermait plus qu'à moitié; ma mère était au désespoir. Il m'a fallu des douches qu'on ne peut se procurer qu'à Paris et nous y sommes allé. Mais ces douches, les bains, la secousse des humeurs m'ont engagé dans de nouvelles incommodités, et je me nourris actuellement des drogues les plus fatigantes. On me fait espérer qu'elles me rendront une entière santé et me débarasseront d'une autre maladie qui depuis cinq ans fait un des malheurs de ma vie. Cette attente qui m'occupe sans cesse n'est encore appuyer sur aucun symthôme qui me donne lieu d'être satisfait; j'ai d'ailleurs repris un très bon visage, et je suis en apparence comme les autres.

Voici donc fini, chère Rahel, le bullétin que vous avez demandé. Je craignais de vous avoir importuné de détails sur moi dans le volume que je vous ai envoyé il y a quelque temps, mais votre bonne petite lettre m'a remis en confiance. Vous voudriez bien que j'eusse ici de la musique, un spectacle, quelque divertissement de mon goût: vraiment je le voudrais aussi: mais Mantes est une très-petite ville où l'on voit de temps en temps de mauvaises troupes ambulantes qui s'en vont toujours en faisant banqueroute aux aubergistes, ou bien les saints mystères représentés par des marionettes; il est encore possible de se procurer les plaisirs de la lanterne magique, plaisirs fort goûtés par tous les vieux bourgeois imbéciles qui peuplent le pays. Je ne fréquente aucun Mantois. On ne vient guères nous voir de Paris parceque c'est trop loin, et ceux qui vienent ne restent que peu de jours parceque c'est trop près.

den Uebergang zu allen übrigen Leiden des Körpers und der Seele!

Eine Fahrt nach Hamburg, wohin ich dieſer Tage auf ein Paar Wochen reiſe, muß ich allein machen, da Rahel die Anſtrengung des Weges und ſelbſt des Aufenthaltes, ſo viele Reize derſelbe auch in ſeiner Neuheit ſonſt darbietet, nicht gut ertragen würde. — Ihren Auftrag bei Hrn. Pietſch habe ich ſogleich ausgerichtet; es war aber ſchon alles in gehöriger Ordnung.

Das Schreiben an Herrn Geheimerath Berends iſt noch in meinen Händen; er ſelbſt iſt auf mehrere Wochen verreiſt. Seine dummen Hausleute konnten mir keine nähere Auskunft geben, und wollten ſogar den Brief nicht an ſich nehmen, da, er bei ihnen verloren gehn könnte! Das ſcheint mir doch eine ſchlechte Hausbeſtellung. Ich werde indeß Ihren Auftrag nicht verabſäumen, und beſſere Erkundigung einzuziehen ſuchen. —

Tauſend Dank für alles Ueberſendete! Die Bogen von den Sternern und Püttichern habe ich mit Eifer durchlaufen; ich bin verwundert, den Stoff ſo ausgeführt zu finden, und hätte das alles hinter meinem eigenen Machwerke nie geſucht, manche Stelle ſetzt mich ſogar in Verlegenheit, aus der ich nicht recht weiß, wie ich herauskommen mag. Ein franzöſiſches Buch findet einen Leſerkreis, deſſen hundertſter Theil kaum eine deutſche Tageblatts-Erzählung kennt, der zehnte Theil dieſes hundertſten Theils dürfte ſich bis zu einer Vergleichung verſteigen: alle Uebrigen werden mir unbedenklich beimeſſen, was doch Hrn. von Saur allein gehört und manche derbe Anſpielung dürfte mir ſehr übel genommen werden. Andrerſeits möchte ich Hrn. von Saur's gütige Aufmerkſamkeit und Beſchäftigung mit meinen Schriftereien nicht durch ausgeſprochene Mißbilligung lohnen. Findet ſich ein Mittel

J'étais inquiet des soirées d'hiver de ma mère; il lui est arrivé du comté de Salsburg une Anglaise qu'elle a elevée à Saint-Germain; elle est aimable, mais elle a amené son mari, c'est un imbécile plein de prejugés, de sottise et d'entêtement; il m'a dit hier que les oeuvres de Sterne avaient corrompu l'Angleterre. Oui, Sterne. Il parle sur tout dans le même sens que le chancelier de l'échiquier, et il a eu la bonne foi de me dire, que quand un doyen (il est doyen) voulait être évêque, il parlait dans le sens du ministère. Voyez avec qui je vais passer deux mois et demi! car au commencement de février j'irai passer quelque temps à Paris, et ma mère ira à Neuilly chez une nièce malade et restée riche. Vous savez que Neuilly est aux portes de Paris.

Adieu chère Rahel, cette lettre est pour votre coeur: elle est trop sotte pour que je l'adresse à votre esprit.

Écrivez-moi sans craindre les ports. Mille hommages à Mr. de Varnhagen.

H. Campan.

Mantes sur Seine, Département de Seine et Oise.
Dimanche, 29 decembre 1816.

Je suis triste, j'ai mal à la tête et aux yeux, si je veux parler les mots s'embrouillent dans ma bouche, jugez dans ma plume, et pourtant je vous écris, ma chère amie. Il y a trop longtemps que voulant toujours le faire, je ne l'ai pas fait: ce n'est point ainsi qu'on traite une amitié si ancienne; qui a supporté une si longue absence, qui s'est prouvée elle-même être impérissable, il n'y faut point mettre de ménagements

d'amour-propre: il faut la prouver, qu'on soit malade ou sain, triste ou gai, abruti ou éveillé: il faut se dire tout bonnement, si je ne suis point aimable aujourd'hui, eh bien, je l'ai été, ou je le serai: et en attendant donner de ses nouvelles.

Vous me demandez, Rahel, de vous dire quelle est ma maladie: ce n'est pas une chose aisée: je ne vous enverrai pas de consultations de médecins, et ce serait la seule façon d'être parfaitement clair. Mon mal ou plutôt mes maux proviennent d'engorgements placés dans les parties les plus intérieures et les plus délicates, où on ne peut pas les palper, où seulement on peut les fondre, c'est ce qu'on essaie depuis trois ans par les plus fatiguants remèdes. Le mal ne me cause point de douleurs aigues; mais il est importun, et dangereux à garder. Ce sont les traitements qui m'abiment; j'espère quelque chose de celui que je suis actuellement, mais c'est une espérance vague. Mon Dieu, que de mots et que de lignes pour dire si peu de choses! L'art de l'écriture ne se perfectionnera-t-il jamais? en est-il venu à son suprême degrè? sommes-nous vainement dans le siècle des lumières? Je vois bien que vous riez de ma colère: riez, je ne m'en fâche pas.

Nous avons chez nous, pour deux ou trois jours, le comte de Nicolaï et sa femme avec trois de leurs enfants: vous savez bien qui c'est: ils sont de nos amis et nous les aimons beaucoup. Vous jugez bien que cette manière de pléonasme ne m'est pas échappée. Ils m'ont dit pis que pendre de vos poëles de fer, et pas trop de bien des agréments de Carlsruhe; mais ils aiment tendrement la grande-duchesse, tout aussi bien que nous faisons.

Ma chère Rahel, j'ai perdu Moha hier matin. Cette pauvre chienne, cette élève des Moabites, cette belle, fidèle et gracieuse amie, dont la présence me rappelait tant d'époques de ma brillante jeunesse; qui avait été aimée et caressée de tous mes amis, qui m'avait suivi partout — est morte hier: ce n'est pas pour moi ce que peut paraître à d'autres la mort d'un chien: c'est tout autre chose, et vous le comprendrez bien. Toute notre maison est triste de cet accident, ma mère en a eu mal à la tête tout hier: moi j'en ai le coeur si gros que j'éprouve quelque honte à le dire. Il y a ici un assez bon sculpteur, je la fais mouler.

Mais, Rahel, ne trouverai-je point aujourd'hui quelque chose de divertissant à vous dire? Je pourrais vous faire quelque portrait plaisant d'un ministre anglais que nous avons eu en visite: mais non, il était pis que ridicule, et m'a trop causé d'humeur.

La dernière lettre que j'ai reçue de vous, ma chère amie, était celle en réponse à deux des miennes: j'ai bien compris cette lettre. En général je trouve que nous nous comprénons merveilleusement et que nous sommes destinés à être amis. Je n'ai trouvé que deux personnes ainsi faites pour moi, ou pour mieux dire j'ai eu le bonheur d'en trouver deux: vous êtes l'une; l'autre est une femme qui a avec vous la plus singulière analogie: elle se nomme Mad. de Latour, vous connaît et vous sait apprécier par moi et par Humboldt. Elle est une amie intime de Regnault de Saint-Jean d'Angely et d'Arnault. C'est une divine personne, je suis toujours un peu en correspondance avec elle. Une chose me déplait, dans ces deux objects de ma prédilection; et je vous en parle comme si vous n'y étiez pas comprise.

C'est que ces deux personnes trouvent en elles de quoi former avec beaucoup d'autres de liens aussi étroits qu'avec moi. C'est là le seul point de différence entre nous: et il est extrême, car vous me connaissez. D'où provient cette différence? La cour, qui entoure toujours une femme d'esprit, y est pour beaucoup. Je pourrais trouver encore d'autres façons d'expliquer cette dissonance qui me blesse. Mais pour comprendre les choses, cela ne dit pas qu'on en ait satisfaction. Peut-être est-ce aussi que je m'exagère le nombre de leurs amis. Parlez-moi franchement à ce sujet. Combien avez-vous rencontré d'hommes ou de femmes avec qui vos rapports aient été remplis d'une si prompte et si complète intelligence qu'avec moi? Vous entendez bien que je mets de côté tout lien naturel ou surnaturel: répondez-moi, et dites-moi le véritable nombre fut-il de cent.

Nous sommes à Mantes pour plus longtemps que je ne croyais. Le manque d'argent nous y retiendra sans doute jusqu'à la fin de l'hiver. Nous avions compté sur le remboursement de dix mille francs que nous doit un frère de ma mère: il ne peut pas payer; l'Amérique qu'il habite est ruinée comme l'Europe, et minée, nous écrit-il, par la paix. C'est un problème autour duquel nous tournons, ma mère et moi, sans pouvoir le comprendre. Nous avions toujours vu que c'était la guerre qui causait la ruine des nations: et qu'enfin si l'une y perdait une autre gagnait: mais aujourd'hui toutes se plaignent. C'est comme dans un tripot, à une partie de filoux, où chacun perd sans qu'on puisse découvrir qui a gagné. Mais avec ceux-là on sait au moins qu'ils ont mis quelque chose dans la manche.

J'aime le pape. Cet homme est au-dessus de son état, et sa bonne conduite lui profitera. Il donne pour garder. Dieu le bénisse: mais il ne me doit rien.

Vous avez dans vos alentours des femmes qui doivent à ma mère dixhuit mille francs, et qui devraient bien prendre de la conscience. Ce sont les dames G., dont une est Mad. L. Ma mère les a élevées sans en recevoir un sou. Mais non seulement élevées, chaussées encore, et vêtues et nourries: et en leur donnant les maitres les plus chers: cela a duré sept ou huit ans, et c'est chez ma mère qu'elles ont formé l'utile liaison qui a marié l'une et qui fait vivre l'autre: elles ne songent seulement pas à payer les intérêts de la somme et nous renvoyent à monsieur leur père, qui est dans je ne sais plus quelle colonie, annonçant, depuis sept ans, un envoi de café qui n'arrive pas. Ma mère est demeurée jusqu'actuellement dans l'humble rôle de solliciteuse, par égards pour l'amitié dont ces singulières personnes sont honorées, mais il lui est impossible de ne pas faire bientôt quelqu'autre démarche. Je suis loin de vous recommander le silence sur cette affaire, et je ne vous demande pas d'en parler, car j'ignore entièrement quel genre d'égards vous avez à conserver envers la femme d'un général badois honorée de l'amitié de madame la grande-duchesse.

Vous savez peut-être qu'une illustre infortunée, Mad. Ney, qui est ma cousine, est actuellement en Toscane; elle me presse beaucoup d'y aller; et ce voyage si séduisant, le devient davantage par l'assurance de l'y trouver. Si je me décidais, je passerais par Baden afin de vous voir. J'ai quelquefois des semaines entières, où je me jette dans ce projet; alors je ne pense à autre

chose: je m'endors à Baden, je me réveille à Florence; je dine à Rome et vais me coucher à Naples à la clarté du Vésuve.

Lisez vous nos journaux, et lesquels lisez vous?

Adieu, ma bien chère amie: n'oubliez pas ce que je vous ai demandé dans une précédente lettre. Faites d'aimables compliments à Mr. de Varnhagen. Encore adieu.

H. C.

Toujours Mantes et déjà 21 février 1817.

Je vous ai demandé, chère Rahel, combien il y a de gens que vous aimez plus que moi, et vous ne me répondez point. Je suis un indiscret: n'en parlons plus. Mais peut-être et même sans doute votre silence vient de quelqu'autre motif. Êtes-vous malade? hélas on m'a bien mal parlé de vos médecins; je serais alarmé de vous savoir dans leurs mains. Si c'est que la position de Mr. Varnhagen vous gêne pour m'écrire, j'en serais affligé: il n'y aurait rien à faire à cela que se soumettre. Mais qui me le dira? j'espère que ce sera vous. Mille autres raisons peuvent être cause de votre silence. Notre amitié est déjà vieille; depuis nombre d'années elle ne fait que se soutenir. Ce n'est pas un feu qui croisse dans l'absence, et je crois que nous avons besoin de nous revoir. Rien ne remplace, pour la confiance, un quart d'heure de conversation. Je l'aurai, et mieux encore, si Dieu me prête vie. Car je vous aime, et ce que je vous dis du besoin de réchauffer notre intelligence, je m'en doute, je le calcule, et ne le sens pas.

Je suis encore pour deux mois dans cette petite,

ville, j'irai ensuite passer avec ma mère une partie de l'été à Bercy, aux portes de Paris, chez le comte de Nicolaï. C'est avec un très grand plaisir que je quitterai Mantes: non que je m'y ennuie absolument, l'ennui ne m'est guères connu, et hormis un mois du plus fort de l'hiver, que j'ai passé dans une apathie et un dégoût de toutes choses qui m'était jusqu'alors inconnu, je trouve toujours mes journées trop courtes. Mais il me manque de la musique et un petit brin d'amour. C'est cela que je vais chercher dans notre Babylone, et qui l'y veut trouver l'y trouve. Louis XV demandait un jour à un ambassadeur de Naples ce qu'il faisait à Paris, s'il y faisait l'amour; non, Sire, lui dit le Napolitain, je l'achète tout fait. Le mot est connu en France, mais vous êtes en Allemagne. Pour moi je veux faire l'amour moi-même. Je sens que j'ai un coeur; c'est au point que j'en suis embarrassé; si je l'écoutais, il n'y a pas de sottise que je ne fisse. Mon Dieu, quand sera-t-il donc un peu blasé? la chose devrait être faite. Il me tarde.

Si vous trouvez que le séjour d'une résidence est triste, que diriez-vous de celui d'une petite ville des environs de Paris; surtout aujourd'hui? Vous ne pouvez vous imaginer ce que c'est, et je ne vous le dirai pas. Il n'y a guères dans Mantes que deux ou trois personnes d'esprit, et mille barrières s'élèvent entr'elles et nous. Nous en voyons trois ou quatre qu'il a fallu prendre non parmi les aimables, mais parmi les sensés. Une d'elles cependant peut bien s'appeler sotte. C'est une vieille fille, qui est à son aise; et qu'une grande piété combinée avec un grand désir de considération dévore à petit feu. Elle a entrepris une belle tâche, c'est la

conversion de son prochain. Mais quel prochain? Croyez-vous que je soie digne de ses exhortations? non, ma chère, j'ai encore trop de vertu; j'ai beau lui dire que non; qu'elle peut s'en fier à moi, qu'elle n'a pas dans son bercail de pire ouaille que moi, elle secoue la tête: c'est dans les prisons, c'est au Palais-Royal qu'elle trouve seulement des âmes dignes du ciel. Vous avez vu des escamoteurs qui disent à l'assemblée: vous voyez bien ces trois boules noires, je vais les avaler par la bouche et les rendre par l'oreille: ma dévote se plait comme eux dans les tours de force; elle a l'air de dire: vous voyez bien cet homme qui a volé sa mère, tué son père, empoisonné son fils, eh bien, je vas vous le faire entrer droit au paradis. C'est surtout avec cette sorte de gens qu'elle triomphe. Elle aime beaucoup aussi les raccrocheuses des rue. Il lui faut tout ce qu'il y a de pis; comme certaines gens qui n'aiment le gibier que faisandé, la naïveté de cette bonne fille à parler de ses goûts vous divertirait.

Je me porte mieux, ma chère amie; après cinq ans de souffrances et d'inutiles remèdes je crois avoir trouvé le médecin et le traitement qui me guériront. Comme on aime le médecin qui vous guérit! Pour moi je suis honteux de la facilité de mon coeur en ce genre; car j'ai aimé ceux qui m'ont flatté d'un soulagement non moins vivement que celui qui me le donne aujourd'hui: et cela fait une kirielle de gens, tous témoignages parlants de mon égoisme. Il y en avait un à Montpellier dont j'avais fait une idole; quand on m'enprisouna, il me fit des infamies. Ce n'est pas avec celui-là que je suis honteux.

A propos, vous avez vu dans les journaux, que le

comte de Tilly s'est tué. J'ai été surpris qu'il ait tant tardé. Peu s'en est fallu que je n'écrivisse à Perregaux une lettre de condoléance, pour lui apprendre qu'il avait été ami d'un nommé Tilly, qui venait de se suicider.

Ou m'appelle pour faire un whist: y savez vous jouer? y jouez vous?

Vos poëles de fonte qui vous incommodent si cruellement me reviennent souvent dans la tête. Rahel, voici bientôt le lilas. Adieu.

H. C.

Mantes, jeudi, 13 mars 1817.

Votre lettre du 5 que j'ai reçue ce matin me remplit de joie et de regrets. Quelle tendre et précieuse amitié que la vôtre, chère Rahel! Mais quelle triste situation de fortune et de santé que la mienne! je ne puis aller vous voir cette année, nous en avons causé, ma mère et moi, et nous n'avons eu à débattre sur aucun point: la chose est trop évidente: je ne puis pas; et cela vu, nous avons parlé d'autre chose pour ne pas nous précipiter plus que de nécessité dans une idée triste. J'ai besoin encore pendant presqu'un ans de douches particulières que je ne peux trouver qu'à Paris, aux eaux de Tivoli, ou ici, parceque j'en ai fait établir chez moi; cette raison est bien forte, l'autre ne l'est pas moins, c'est celle de l'argent: malgré l'aimable hospitalité que m'offre Mr. de Varnhagen; ce qui reste de frais pour la route est encore au dessus de moi. Nous en sommes à ce point que c'est en grande partie pour économiser les frais de notre maison, que nous allons à Bercy. Nous avions dû aller passer un mois à Neuilly, ou du

moins ma mère avait dû y aller; j'aurais habité Paris; et cette dépense du séjour que j'y eusse fait, pendant un mois, en y ayant un appartement tout payé, et plusieurs parents, chez qui j'eusse pu souvent manger, cette faible dépense s'est trouvée trop forte: en voici assez de ces tristes détails. Mais je vous en dois l'explication. Notre revenu serait suffisant pour notre manière de vivre si nous n'avions des créanciers, qui veulent être payés, et des débiteurs, qui ne veulent pas payer; ceci vous fera comprendre aisément notre pénurie. Mais comprendrez-vous aussi bien toute ma douleur de vous savoir malade, de voir que dans vos souffrances vous avez jeté avec plaisir les yeux sur notre ancienne amitié, que vous avez souhaité la renouveler, que vous m'offrez pour ce rapprochement toutes les facilités les plus attrayantes, et que c'est moi qui refuse? Je meurs d'effroi qu'en dépit de votre raison, votre coeur ne m'en porte quelque rancune: vous paraissez si convaincue que rien ne peut empêcher la réussite de votre projet. Combien de fois y avez vous songé depuis que votre lettre est partie? Ah! changement de propos!

C'est à Bercy, et non à Béry, que nous allons passer une partie de la belle saison; chez le comte de Nicolaï, qui est bon, gai, naturel, et qui est depuis longtemps de nos amis. C'est un lieu superbe, à la porte de Paris, sur la route de Charenton. Comme dans toutes ces anciennes et vastes demeures il y a à Bercy deux châteaux; le comte habite le petit, et ma mère y demeurera: j'aurai le grand à moi, tout seul; devant mes fenêtres je verrai de grands bouquets de vieux arbres, dessous, de belles prairies, au fond la rivière. Le grand château est à peu près vide; dans des salles grandes

zu schicklichem Wiederabdruck meiner Erzählung, so wird der Uebelstand sich einigermaßen abstellen lassen. Die Stimmungen wechseln wie das Wetter, bald milder, bald herber; nicht nur herrscht jetzt im Allgemeinen eine gespanntere Aufgereiztheit, sondern auch in persönlicher Beziehung erfahr' ich herberes Entgegenwehen: der Fürst von Metternich soll mir gar nicht gewogen sein, obwohl ich nicht wüßte, wodurch ich ihn gerade gereizt haben sollte; eher dürfte er mir manchen Dank schuldig sein, denn ich habe seine Eigenschaften häufig emporgehalten und von ihnen manche Verunglimpfung abgewehrt, der er sich allerdings mehr als billig, ausgesetzt hat! Dem sei wie ihm wolle, jener Staatsmann ist mir gerade jetzt sehr abgeneigt, und da er auf dem Gipfel der Macht und des Einflusses steht, so ist das nicht unbedeutend; wenn es regnet, so ist es doch nicht eben gerathen, unter die Traufe zu gehn, wenn man auch sonst die paar Tropfen nicht allzusehr achtet: scheint wieder die Sonne, dann möchte man die Kleider doch nicht ganz verdorben haben, es müßte denn besonders darum der Mühe werth gewesen sein; das war es bis jetzt nicht. Uebrigens lasse ich alles so hingehen, wie ich es denn auch nicht ändern kann. Einige Klugheitsbriefe haben die schärfsten Pfeile, wie es scheint, doch einigermaßen abgestumpft, und ich trage eine mittelmäßige Ungunst vielleicht mit größerem Gleichmuth, als ich jetzt ein Uebermaß von Gunst zu tragen im Stande wäre. Wie vieles wäre über diese Dinge zu sagen! Wenn manches darin Scheu und Besorgniß wecken darf, so erregt anderes dagegen Lächeln und Lachen! —

Neues habe ich Ihnen von hier nicht viel zu melden; die erwartete Bekanntmachung über die Provinzialstände bleibt noch immer aus, und man sagt sogar, die ganze Sache sei wieder auf ein halbes Jahr vertagt, auch zeigte sich im

comme la galérie de Charlottenbourg, on trouve quatre sièges et une table, vous pensez bien que cela m'est égal; je vous le dis parceque lorsque François vint voir Bercy, ce qu'il trouva de mieux à dire à la comtesse fut que son château était magnifiquement meublé. On en a ri.

Vous trouvez donc mes lettres divertissantes, il faut bien qu'elles le soient: je n'en aurais pas jugé ainsi; il me semble toujours que je vous assomme de tristesse, ou que je vous entretiens de niaiseries. Si l'on pouvait écrire tout ce qui se présente à la plume, on pourrait rire, mais j'aimerais encore mieux causer.

Le chapitre de Paris a fait dernièrement un grand éclat sur une nouvelle édition de Voltaire: il a lancé un mandement fulminant, dans lequel il accuse Voltaire de tout, même de la mort de Louis XVI. On en a fait justice, on y a répondu par une chanson, dans laquelle les malheurs du déluge et le reste depuis lors, sont attribués à ce pauvre défunt. Les Français n'ont jamais tant chanté qu'aujourd'hui; ils ont aussi beaucoup dansé ce carnaval. Ne voilà-t-il pas d'aimables gens? de bons enfans? Il faut bien que l'Allemagne en convienne.

Reparlons de notre santé, chère amie; vous avez eu une fièvre catarrhale, et avec cela vous avez pansé, veillé une femme de chambre, vous avez voyagé. Si vous êtes guérie, Voltaire y est pour quelque chose; car je ne vois pas de moyen naturel de guérir avec une telle manière de se traiter. On nous a dit bien du mal de vos médecins. En êtes-vous contente? Les mauvais médecins sont de tous les voleurs dont le monde est plein, les voleurs à mon gré les plus cou-

pables; des gens sur lesquels aucun tribunal n'a la main, hormis celui de l'opinion publique dont les arrêts valent les prophéties de Cassandre, — des gens qui s'ils sont ignorants, ne peuvent pas, là où en est la science aujourd'hui, ignorer qu'ils le soient, qui s'ils ont la main malheureuse, ou le jugement faux, ont bien dû d'après les résultats s'en appercevoir quelque peu, et qui malgré tout cela viennent effrontément vous tâter le pouls, vous faire tirer la langue, ordonner le quinquina, l'émétique, singeant les docteurs comme les singes font pour l'homme, et puis s'en vont bien payés commander votre bière! — attendez un peu que je respire: car la période est longue: je ne sais trop si elle se suit; n'y a-t-il pas plus d'un nominatif sans verbe, ou quelqu'autre chose semblable! Vous me le direz: car je ne la relirai pas.

J'ai été dès mon enfance à même de connaître par de bons rapports l'intérieur de plus d'un prince, soit Médicis, soit Jagellon; et je vois que tous se ressemblent en ce point qu'ils s'entourent de contraintes crées par leur fantaisie, et bravent celles qu'ils devraient respecter. Cette manie fait un des supplices des courtisans, mais je ne les plains guères. Ceux qu'il faut plaindre sont ceux qu'une destinée absolue rapproche des princes de telle sorte que la faveur qu'ils sollicitent est nécessaire à l'accomplissement de la considération dont ils ont besoin, à l'avancement d'un ami etc. Je dirais à quelqu'un que je verrais dans cette position, faites raisonablement tout ce qu'il faut pour réussir, prenez patience, le temps est tout-puissant, et surtout prenez garde, tout en vous obstinant au succès, à ne pas doubler pour vous même par la force de votre désir, le prix de

la chose désirée. Personne ne manque cette sottise, et je suis bien des premiers.

Si les deux élèves de ma mère ne sont pas riches, chère amie, ma mère ne l'était pas quand elle leur a fait présent de leur éducation, et ne l'est guères quand elle en sollicite le payement. Si toutefois elle n'est pas une créancière de qualité à être payée, elle est au moins de celles à qui on répond. On dit le général L. honnête homme; je suis en droit de douter de sa délicatesse; et je peux assurer qu'il n'est pas poli. J'ai voulu que vous sachiez cela.

C'est vers la moitié d'avril que nous quittons Mantes. Si vous avez assez de forces, écrivez moi encore une fois ici: de toutes façons je vous écrirai en arrivant à Bercy pour vous donner mon adresse exacte.

Adieu. Pardonnez-moi la mauvaise chance qui me prive pour cette année du bonheur de vous voir. Je ne fais pas un pas, je ne dis pas un mot, qui ne tendent à me conduire vers vous l'an prochain. Il est temps aussi que j'aille mériter l'amitié dont Mr. de Varnhagen veut bien m'honorer sur votre parole. Adieu. Ma mère est bien touchée de l'intérêt que vous prenez à elle. Nous avons eu aussi des coups de vent horribles qui lui ont fait le plus grand mal. Le dérangement des saisons lui causa une singulière maladie, c'est un cauchemar qui revient à heure fixe, et qui est toujours le même: il lui semble se voir déchirer par des animaux; quand ensuite elle se réveille nous l'avons pendant trois heures toute palpitante et abimée d'effroi: elle est quelquefois huit jours à se remettre d'une pareille crise. L'état de ses affaires lui fait encore plus de mal que la mauvaise saison, et l'ingratitude de Mlles G. la blesse

au coeur. Je suis bien décidé à ne point les laisser sans les faire payer au moins quelques ports de lettres. C'est là un vrai procédé d'usurier, mais je n'en suis pas un, je le sais, et cela me suffit. Pour cette fois adieu.

Paris, lundi, 7 juin 1819.

Plaignez-moi, ma parfaite amie; je n'ai pas de chaine et pourtant je ne suis pas libre. Il y a mille considérations qui entravent encore l'homme le plus indépendant. Il n'a pas de ministre à courtiser, de visites à faire, de rapports à rediger, il a des parents, ils sont malades: le voilà pris comme s'il était esclave dans un bureau. L'indépendance est un beau rêve: tant qu'on aime on n'en a pas. Je ne sais qu'un Perreg... qui soit libre; comme autrefois Énée portait ses pénates d'une main, P. peut porter avec lui tous les objets de son affection, tout ce qu'il aime; lui-même.

J'ai été profondément touché en lisant vos lettres: Pauline s'est mise à pleurer: elle était dans un jour noire; puis en essuyant ses larmes, elle s'est mise à dire avec cet accent et ce ton inimitables: «Ce qu'il y a de bon, c'est que demain je serai autrement», et nous avons ri de ce bon rire de Charlottenbourg.

Non, l'orgueil n'entre pour rien dans le refus que je fais d'aller vivre quelque temps chez vous; de recevoir l'argent que vous m'offrez pour la route, la reconnaissance ne me peserait pas envers vous et envers Mr. Varnhagen. Je l'ai d'ailleurs cette reconnaissance,

je l'éprouve et la conserverai. comme si j'avais accepté vos offres: je me reconnais pour votre commensal; il ne me manque que le plaisir de l'être; il ne me manquera jamais que le délicieux souvenir de l'avoir été. Mais ma mère est malade; une cousine que je révère et que je chéris vient de partir pour une terre éloignée dans un état de souffrance qui m'alarme. Elle m'a fait promettre de l'aller voir dans le courant de l'été. Deux autres parentes très-proches et qui ont de grands droits à mon affection sont dans un mauvais état de santé. Enfin je ne peux pas raisonablement renoncer au projet de trouver quelqu'emploi; ma mère le souhaite ardemment, et il le faut. Voilà toutes mes raisons.

Pauline est toujours inouie. Ah! si vous venez, comme nous pleurerons; comme nous rirons! Ce Paris, que rien ne peut abattre; qui renait toujours de ces cendres; ce Paris, objet de l'amour et de l'envie de l'univers, est délicieux. On l'a dit, c'est la ville où il est le plus facile de se passer de bonheur. Beaucoup de ses habitants passent la nuit dans les larmes, mais tout le monde y rit le jour.

Adieu Rahel; témoignez à Mr. Varnhagen, combien je suis sensible à l'affection qu'il veut bien me témoigner sur parole: il est vrai que c'est sur la vôtre.

Je vois quelquefois Taboureau et d'Houdetot. Le premier et maître des requêtes; le second est pair, marié, riche. Encore adieu chère amie. Je vous aime comme ma jeunesse, hélas! et d'aussi loin.

Henri Campan.

Paris, 17. juillet 1819.

Je vous avais écrit. Après un long silence j'avais joui de nouveau de ce plaisir consolateur de l'absence, de mettre sur le papier quelques pensées, que des yeux amis dussent parcourir. Vous n'avez pas eu ma lettre; ceux qui l'ont eu n'y auront rien trouvé de ce qu'ils cherchaient; et vous, mon amie, vous y eussiez vu ce qui fait toujours quelque plaisir. L'expression sincère d'une amitié à l'épreuve du temps et de l'absence; l'expression aussi de ma reconnaissance pour votre persévérante affection. Car de ce que je vous aime il ne s'en suit pas très nécessairement que vous deviez m'aimer. L'affection ne se paie pas comme une dette, et les plus avares donnent encore plus facilement leur or que leur coeur. Mais vous savez donner l'un et l'autre.

Je n'ai pu accepter vos offres généreuses. Mais j'en garde le souvenir. Il me faut rester ici. Je cherche quelqu'emploi obscur. Ma santé qui est restée faible ne me permet pas d'en solliciter d'autre. Je cherche une occupation d'invalide; qui me laisse du loisir: car l'indépendance console de tout.

Ne viendrez vous pas? Je crois que Pauline et moi, nous en danserions la farandole. Elle est toujours la plus originale des filles d'Adam et d'Eve. Comme un sot je vas toujours la voir au moment qu'il arrive un beau jeune père noble; et ma visite la gêne. Le monsieur est silencieux comme un homme qui attend. Pauline s'embarasse, lui fait des yeux à se démancher la prunelle pour lui persuader de prendre patience. Tout cela la ravit au fond du coeur; cela a un air d'intrigue et de jeunesse; une façon de son bon temps.

Notre salon s'ouvrira à la fin d'août; il sera superbe.

Paris, l'invulnérable Paris est délicieux; et cela me fait frémir. Je crains qu'on ne nous pardonne pas d'être encore si riches, et toujours si brillants, si aimables. Venez nous voir, et si jamais il y a lieu, plaidez pour nous.

H. C.

Paris, septembre 1819.

Savez-vous ce que c'est que d'avoir cru Mr. Varnhagen en prison, et vous au guichet, passant les mains dans les barreaux, pleurant au nez d'un geôlier, caressant sa fille et faisant la syrène au milieu de vos sanglots pour obtenir de dire un mot à votre mari, de lui faire passer une lettre! Et combien de fois ai-je cru vous voir en face d'un juge tout noir, subissant un interrogatoire, et lui faisant de si sottes réponses qu'au sortir de là il vous proclamait la plus grande bête qui soit entre le Rhin et l'Oder. Mais pour ajuster mieux mes pensées, Pauline me disait: «Elle a les nerfs dans un état horrible; c'est d'une attaque de nerfs qu'elle régalera son juge.» Voyez comme elle me consolait! Enfin il n'en est rien, c'est un cauchemar que j'ai eu. Mais ce que je trouve de réalité à mon réveil est encore triste, il n'y a pas jusqu'à votre courage qui ne le soit, c'est celui du désespoir: je ne veux pas dire le désespoir de ce qui vous arrive; vous m'entendez, je parle de ce découragement universel que je connais trop bien.

J'ai vu Pauline hier matin. Elle m'a donné votre lettre; elle avait la tête sous le fer brulant d'un coiffeur, de sorte qu'elle n'a pu m'expliquer l'Allemand. Je ne

sais encore que ce qu'il y a de français; c'est à cela que je réponds.

Voici ce que m'a fait Pauline hier matin, elle me dit: «venez ce soir, j'ai une soirée charmante». Moi j'y vas, après avoir fait toilette; la paire de bas de soie à jour, les gants jaunes, tout acheté de neuf et pour l'occasion; j'arrive presque aussi joyeux qu'un Lycéen qui va au bal pour la première fois de sa vie. Qui croyez vous que je trouve? Personne, pas même Pauline. Je crois que c'est une vengeance. — Je cachète cette lettre soigneusement. Je ne veux pas qu'elle lise ces caquets. —

Paris, vendredi 1820.

Un mot d'un ami peut quelquefois arrêter une larme, distraire d'un soupir, écarter une pensée importune. Puisse cette page avoir se pouvoir!

Je vois rarement Pauline; elle est pourtant toujours aimable, et comme triomphante dans son imperturtable gaité; c'est là son arme, pour tout vaincre. Je la vois peu pourtant: l'homme le moins affairé de Paris, j'en suis le moins libre. Liberté! liberté! où es tu? Je ne sais pas non plus où est le plaisir. Je n'était pas ce soir à la Comédie Française, où Talma a laissé dire son rôle par le souffleur, et a débité tout un acte avec une familiarité, que je ne lui connaissais pas, c'était dans l'Agamemnon de Lemercier. Talma faisait Égiste.

Cette sans-souci de Pauline m'a fait lire une partie de votre lettre. Pauvre Rahel! vous n'êtes pas dans votre atmosphère. Il n'y a que les oiseaux qui sachent

trouver la leur. Je ne suis pas non plus dans la mienne; celle de Pauline est partout où on rit et où on boit du vin de Champagne.

Quand je pense que vous aviez des soucis à Carlsruhe! — Adieu amie. Je suis votre ami

Campan.

Scholz.

Publikum keine ungewöhnliche Begierde darnach, nur die gewöhnliche Neugierde, die sich eben so gern an jedem andern Ereigniß erbaut. Von Ministerwechsel, von Umtrieben ist es wieder ganz still. Die Studenten, einige dreißig, die vor anderthalb Jahren wegen eines geheimen Vereins, Arminia, zur Untersuchung kamen und seit acht Monaten oder länger zur Relegirung verurtheilt waren, sind von des Königs Majestät mit wenigen Ausnahmen begnadigt worden, wie man mit Zuversicht erwartet hatte; selbst der Universitätsbevollmächtigte und der Minister waren ihre Fürsprecher gewesen; die Sache hatte sich bloß sehr hingezogen.

Herr Geheimerath Koreff ist auf Befehl Sr. Majestät von seiner Reise einberufen worden, um seinen Amtsgeschäften obzuliegen; man glaubt, er werde dem preußischen Verhältnisse lieber ganz entsagen, und in Paris zu bleiben vorziehen, wobei er einen Theil seiner Besoldung unter dem Namen eines wissenschaftlichen Korrespondenten vielleicht noch retten könnte.

Seine wenigen Freunde hier wünschen ihm eine solche Wendung seiner Angelegenheiten, da er zu Geschäften gar keine Fähigkeit haben soll, und seine frühere Rolle hier in keiner Art fortzuspielen ist.

Sie fragen nach dem Grunde einer so großen Geldforderung, die Herr von Champy hier an die Regierung macht. Die Sache ist allerdings merkwürdig. Herr von Champy hat große Verbesserungen in der Fabrikation des Pulvers erfunden; die französischen Pulvermühlen arbeiten nach seiner Methode, welche größere Stärke und wohlfeileren Preis und beinahe völlige Sicherheit bei der Bereitung gewährt. Unsre Kriegskundigen und unsre Minister machten ihm im Jahre 1815 Anerbietungen. Er ging darauf ein, verließ in Frankreich den Posten eines régisseur général

Wien, 2. September 1795.

Ich ergreife mit Freuden die Gelegenheit, Ihnen verehrte Freundin, unter dem Couvert des Majors einige Worte zu ſchreiben. Ich müßte Ihre Großmuth nicht kennen, wenn ich zweifelte, daß Sie mir für's erſte alle die Entſchuldigungen, warum ich nicht eher geſchrieben, ſchenken werden. Mündlich werde ich Ihnen Alles detailliren. Ich wollte Ihnen eben antworten, als ich hörte, daß Sie in das Karlsbad gereiſt wären, und dorthin konnte und wollte ich Ihnen nicht ſchreiben. Ich weiß die Hauptſache von Karlsbad; daß Sie den geheimen Rath haben kennen lernen, u. ſ. w. wenn es hinter dem noch ein p. p. geben kann. Ihr Gruß durch den Major hat mich ebenſo überraſcht als gefreut: das erſtere, weil ich nicht glaubte, daß Sie wüßten, ich ſei hier. Ich bin nun wirklich 3 Wochen ſchon wieder hier, und hätte Ihnen recht viel zu ſchreiben, wenn ich Sie nicht bald zu ſprechen hoffte. Der zu erwartende Frieden wird allem Anſehn nach unſere Reiſe um ein Jahr verſchieben, und wenn ich auch dann noch mitreiſe, ſo bin ich doch gewiß binnen 4—6 oder noch früher in Berlin. Wie oft wir an Sie denken und Sie zu uns wünſchen, davon können Sie ſich keine Idee machen. Der M. wohnt äußerſt ſchön und angenehm in der Vorſtadt, und wir haben einen großen Garten zur völligen Dis-

positiven. Wir sind oft zusammen bei Arnstein's, sehen Alxingern die Woche ein paarmal, essen regelmäßig zweimal mit ihm: einmal ißt er bei uns, ein andermal wir mit ihm am dritten Ort. Er ist äußerst unterhaltend, selbst bei seiner Antipathie gegen Berlin. Ich setze voraus, daß Sie wissen, daß ich beim M. wohne, und beständig mit ihm lebe, seine assemblées bei Hofe und seine großen dinés abgerechnet. Wie viel ich lerne mit und durch den Major, davon haben Sie keine Idee. Nach Tische fahre ich oft mit ihm in den Prater und in's Theater. Vorigen Montag aßen wir mit einander im Augarten. Im Freien, auf diesem schönen Platz, zu essen, darüber geht nichts — wir fanden den ältesten Unruh von Görz dort, der uns viele Neuigkeiten von Berlin erzählte; er zieht die Wiener Luft dem Bade im Karlsbad vor, wohin er eigentlich Urlaub hat. Bei Arnstein's habe ich einen alten Bekannten wiedergesehn, den Sie, wie ich höre, in Karlsbad haben kennen gelernt, den Grafen Brown aus Liefland. Ich sah ihn vor 3 Jahren, wo er aus England zurückkam, oft bei der Gräfin Igelström — künftigen Sonntag ist es zwei Jahr, daß sie todt ist! Gestern war ich mit dem M. im Theater; die Vigano tanzte in der Figlia dell' Aria ihren Triumpf, auf welches ich lange gewartet hatte, und der M. auch, der sich sehr in solchen Dingen für mich interessirt. Wir hätten Beide viel darum gegeben, Sie bei uns zu haben. Das Theater war brillant, die ersten Leute waren darin, und M. zeigte mir in den Zwischenakten alles Merkwürdige: wie konnten wir nicht an Sie denken? Ich könnte noch Bogen schreiben; aber ich muß den Brief klein machen, und Sie wissen, in die Umstände muß man sich fügen. Also leben Sie recht wohl, bald hofft Sie endlich einmal wiederzusehn

Ihr Freund Schelb.

Wien, 26. September 1795.

Ich ſchreibe Ihnen nur noch ein paar Worte von hier, meine Freundin, erſtlich weil ich Ihnen alles beſſer erzählen könnte, als ſchreiben, und dann, weil ich viel zu thun, zu laufen und zu beſorgen habe, da ich in ein paar Tagen weggehe. Ich eſſe heute bei Luchesini, ſonſt wäre ich heute gereiſt, denn der M. und der Prinz ſind vorigen Montag ſchon nach Böhmen gereiſt; er will auch nach Töplitz Ihnen zu Liebe wallfahrten, obgleich er Sie dort nicht mehr zu treffen hoffen kann. Ich bin alſo ganz allein zu Hauſe, habe über 7 Pferde, 2 Equipagen und 2 Leute zu disponiren, eſſe, wenn ich will, zu Hauſe, oder fahre in die Stadt zu Arnſtein's zu Tiſche, kurz ich kann wie ein Millionair leben. Aber das war es nicht, was ich Ihnen ſchreiben wollte, ſondern etwas, was ich ſchlechterdings will, daß Sie von mir erfahren ſollen, damit Sie es in Berlin zuerſt wiſſen, denn Sie würden es ſonſt vielleicht, noch ehe ich nach Berlin komme, durch den Ruf wiſſen. Herr Vigano erzürnte ſich vor 14 Tagen mit dem Baron Brown, dem Theater-Entrepreneur, der eben von Berlin zurückgekommen war, und zwar ſo, daß er gleich zu Hauſe ging, ſeinen Kontrakt holte, und ihn auf der Stelle kaſſirte. Er geht nun mit ſeiner Frau nach Berlin — und rathen Sie, auf weſſen Zureden? — auf das meinige. Ich lernte ſie hier theils durch Luſinis, der hier war, theils durch ihren Schwager, den Monbello, kennen, und da ſich dieſer Fall ereignete, ſo ſchlug ihnen Luſinis Berlin vor, und ich habe ſie in dieſem Vorſatze beſtärkt. Ich habe die Vigano gebeten, die Opinsky um Briefe an die Rietz zu bitten, und werde ihr auch welche von der Arnſtein verſchaffen. Vigano kennt überdieß Fantozzi und die Marquetti ſehr, und ſo hoffe

ich, daß sie in Berlin die Erlaubniß erhalten werde, zu tanzen. Ich bin jetzt alle Tage mit ihnen zusammen, wir werden an einem Tage wegreisen, und haben uns auf Prag und Dresden das Wort gegeben, uns dort zu treffen. Der Major und ich haben uns schrecklich darauf gefreut, daß Sie endlich die Vigano werden tanzen sehen. Ich habe sie nun in allen ihren Rollen gesehn. Aber auch kennen sollen Sie sie lernen durch mich, freuen Sie sich immer im Voraus darauf, es ist wenigstens eine neue Marquetti. Sie spricht französisch, wie eine geborene Französin, nur deutlicher und ebenso italiänisch. Sie ist, wie Sie wissen, aus Madrid gebürtig, war aber 5 Jahre in Bordeaux und auch in Paris, hernach in London und Venedig, und dann hier. Sie ist jung, schön, liebenswürdig und lustig come una matta, was brauche ich Ihnen mehr zu sagen. Aber ihr kleines Mädchen von 4 Jahren wird Ihnen ebensoviel Freude machen, sie hat schon ganz die Grazie der Mutter, und ist pudelnärrisch. Sie tanzt unaufgefordert und ungelernt der Mutter alle Szenen und Posituren nach, et cela vaut presque l'original. Sie müssen wissen, daß er eben so brav ist, als sie, und noch viel besser tanzt; denn sie ist noch mehr Pantomime. Er soll an grâce Vestris nichts nachgeben, wenigstens hat er mir die erste Idee von männlicher Grazie, so wie beide die erste Idee von der Tanzkunst und Pantomime gegeben. Blos Ihretwegen habe ich es durch unabläßiges Zureden und Anrühmen Berlins dahin gebracht, daß sie sich entschlossen haben, nach Berlin zu gehn, ob sie gleich kein engagement, sondern nur benefice hoffen. Sie standen sich hier beide zwischen 10 und 12000 Rchsthlr. oder 15—18000 Gulden mit den Beneficen, und das freilich wird man ihnen in Berlin nicht geben. Gestern fragte

mich die Vigano: „Mi dica, sono scrupulosi a Berlino?“ „In che maniera?“ fragte ich wieder; „Lo saranno, dico“, antwortete ſie, „di vedermi nuda in teatro?“ „In nulla maniera“, antwortete ich ihr. Sie iſt nämlich im rothen und weißen pas de deux, womit ſie überall debütirt, in fleiſchfarbiges, dicht anliegendes tricot gekleidet. Man weiß gewiß noch nicht in Berlin, daß ſie hinkömmt; alſo können Sie es annonciren, wann und wem Sie wollen. Ich ſetzte voraus, daß es Sie intereſſiren würde es früher, und vielleicht auch, es von mir zu wiſſen, und deshalb ſchreibe ich es Ihnen. Mehr wollte ich aber auch nicht, alſo Gott befohlen bis auf's Wiederſehn, auf das ich mich — wir? — freue. Behüt' Sie Gott, wie ſie hier ſagen, und freuen Sie ſich auch ein wenig auf

Ihren Freund Scholz.

Madrid, 1. Dezember 1803.

Was iſt doch alle Muſik gegen Freundesſtimme, die uns nach langer Zeit und in weite Ferne unſere Jugend, unſere Freuden, unſere Neigungen, unſer Liebſtes in Einem Wort, zurückruft! So dachte ich, liebe Freundin, als ich geſtern Ihren Brief mit einer unendlichen Freude geleſen, und heute ſoll mich kein Poſttag abhalten, um ihn gleich zu beantworten: wenn die Reue ſpät iſt, ſo iſt ſie doch ſchnell. Kann man leben und Gedächtniß haben, ohne ſich auch des gleichgültigſten Menſchen, mit dem man lange und viel gelebt hat, täglich zu erinnern? Ob ich alſo an Sie beſtändig und auch hier noch täglich gedacht habe, kann keine Frage ſein; und auch nicht, wie ich Ihrer gedacht habe, ich habe

Sie nie verkennen können, dazu bin ich zu gerade, hätte ich mehr raffinement in meinem Karakter, so hätte ich in dieſen Fehler eher verfallen können, und ſo wäre es mir gegangen wie jenem Ueberklugen, der mit einem Dummen und einem blos Geſcheuten jenem raffinirten Dieb nachſetzte, und ihn über alle Klugheit verfehlte. Und ſo haben alle meine Freunde und nicht Freunde, deren manche ſich bei der Durchreiſe durch Leipzig, Oertel, ſich ein wahres Geſchäft draus machten, mich von Ihnen zu trennen, rien que de l'eau claire gemacht, und alle kamen mir, indem ſie ſo ſprachen, ordentlich dumm vor. In Paris, wo ich 6 Wochen recht glücklich und auch viel mit (Friedr.) Schlegel und Jettchen (Mendelsſohn) war, habe ich unaufhörlich an Sie denken müſſen, wenn Sie doch dageweſen wären! Mir kam's vor, als ruften Sie mir mitten vor der Jägerſtraße über Paris zu, was Brutus von Rom ſagte: Rome n'est plus dans Rome; elle est toute où je sais." — Auch habe ich Paris zu meinem eigenen und größten Erſtaunen dem allen unerachtet ohne die mindeſten regrets verlaſſen, ob ich es gleich vielleicht nie wiederſehen werde, denn Sie wiſſen ja, wo die Citronen blühn, da geht mein Rückweg, ob ſie gleich auch hier blühn. — Könnte ich Ihnen doch dieſen Winter wenigſtens unſer Klima leihen, glauben Sie nichts, wenn man ſchlecht davon ſpricht; es iſt nur vergleichungsweiſe; denn da wir ſüdlicher noch als Neapel liegen, ſollte es noch beſſer ſein, iſt aber vielleicht eine nuance ſchlechter; aber wie gut kann es dann noch für Berlin ſein? Freilich regnet es in 6 Monaten keinen Tropfen, und kein Grün iſt zu ſehn; aber im Oktober mit dem erſten Regen erſcheint das ſchönſte Grün, wie bei uns im Mai, und bleibt den ganzen Winter. Dabei ſchreit man, wenn es jetzt einen halben Tag regnet; denn noch

nie ist ein Tag vorbei gegangen, wo ich die Sonne nicht gesehn hätte, und diese ist immer so unaussprechlich erquickend warm: daher der spanische Ausdruck tomar el sol, die Sonne nehmen, den selbst die Italiäner nicht haben. Noch immer, jetzt im Dezember, macht man die Fenster auf, um warme Luft in die Zimmer zu lassen, und der Januar soll noch viel schöner und immer schön sein. An keinen Schnee, an keinen Frost ist zu denken, das macht mich glücklich. Und dann das Frühjahr, „die schönen Tage von Aranjuez", die noch nicht „vorüber sind" und bei dem allem Durst bald Italien zu sehn, und im Hintergrunde das Heimweh und Ekel vor allem Reisen, so confus geht's durcheinander. Doch ehe ich weiter von mir spreche, und ich habe leider noch viel zu sagen, bitte schelten Sie nicht, daß ich von der Hauptsache nicht angefangen habe. Ich denke so viel daran, daß ich nicht fortfahren kann von mir zu schreiben, weil ich alles darüber vergesse. Ob ich will? — Wenn ich Ihnen mein Klima, mein einziges Glück, gern abtreten möchte! Ob ich also etwas will, was mir schon halb Pflicht geworden zu thun, was Sie wünschen, und was mir auch um meinetwillen lieb wäre? Wie gern. Aber ob ich kann? Oxolà que lo pudiera, però diu un viejo refranlos ojales los hace el sastro! Lassen Sie sich dieses Wortspiel übersetzen; es ist zwar etwas kindisch; aber es paßt so gut hierher. Nun hören Sie aber, sprechen Sie ja von der Sache mit niemand. Sie wissen, was Klätscher auch ohne malice oft für Böses anstiften. Ich habe wirklich eine bedeutende, aber doch sehr allgemeine Empfehlung für den Bewußten erhalten, und pünktlich ausgerichtet, aber zu meinem größten Erstaunen seit 14 Tagen noch keine Antwort darauf erhalten, was sonst nicht der Fall ist. Ich

habe daher im Allgemeinen ganz natürlich mit Band. sprechen können, indem ich von den allgemeinen Veränderungen, die Ihrem Verlangen vorausgehn müßten, anfing. Diese werden freilich wahrscheinlich geschehn; aber Sie müssen wissen, daß man schon vor 3 Wochen davon sprach, und daß damals der Erste von den Zwölfen (Ihr Freund wird mich verstehn, denn ich will nicht deutlicher sein) unter denen man sein muß, um das zu werden, was er will, schon halb und halb zu jenem Geschäft bestimmt war, und schon Komplimente erhielt. Das alles wissend, wollte ich vorher mit Band., der B.s ganzes Vertrauen besitzt, wie Sie wissen, sprechen, ehe ich diesem etwas davon sagte. Ich bin täglich dorten, und sehr gut angeschrieben bei ihm, aber vorzüglich mit Band. — wie Sie weiter unten hören werden — intim liirt. — Dieser sagte mir, daß B. — der viel kann, wie Sie denken können — schon für den Freund hier immer gearbeitet habe; aber vergeblich, indem der Mann, von dem alles abhängt, ihn nicht zu lieben scheine, also glaube er nicht, daß irgend etwas hierin für ihn zu erlangen sein werde. Aber glauben Sie nicht, daß mich das abschrecken wird, hierin etwas für Sie zu thun, und mein Möglichstes zu thun. Ich werde deshalb auch die Familie des Freundes kennen lernen, und sollte deshalb heute schon der Mad. M., der verheiratheten Schwester, vorgestellt werden. V. hat eine Intrigue mit ihr gehabt, sich aber brouillirt, sonst hätte er mich eingeführt; dies hindert ihn aber gewiß nicht auch für den Bruder zu arbeiten, wenn er nur jour sieht. Nun hören Sie auch, wie ich mit Band. — den die spanischen Weiber gewöhnlich — weil im Spanischen B und V einerlei ist Band. nennen, so vertraut bin. — Wir waren schon sehr gute Freunde, als er mit einer vornehmen deutschen Dame hier

eine Intrigue anfing, da ich juſt, faute de mieux ihrer attachée die Cour machte, einer Breslauerin, in Madrid, iſt es nicht lächerlich? Ich ſagte faute de mieux, ich hatte aber Unrecht; ſie iſt jünger und ſchöner, wie ihre Gebieterin, eine wahre Venus, wie es in Breslau gewiß nicht noch eine giebt. Dies kommt mir noch zu Statten; denn die Spanierinnen ſind verführeriſch, aber gefährlich, und das in allen Klaſſen. Wie ich übrigens lebe? könnten Sie fragen. — Sehr einfach, ſehr oft des Mittags zum Eſſen bei Bournonville und bei dem Oeſterreichiſchen Ambaſſadeur, der eine ſchöne Frau hat, und ein gutes Haus macht; er heißt Eltz, und alle Abend geht man um 10 Uhr zum däniſchen Geſandten, der mit einer Neapolitanerin verheirathet iſt, wo man das Corps diplomatique, alle hieſigen Italiäner, und auch manche piquante Spanierin findet, colin maillard aux 4 coins u. ſ. w. ſpielt. Vorher iſt man im Theater, was ich nicht ſo ſchlecht finde, als ich mir es vorgeſtellt; man gibt vortreffliche alte ſpaniſche Stücke, in denen Mad. Rito Luna, eine der beſten Schauſpielerinnen, die ich je geſehen, glänzt, der ich noch beſonders deswegen gut bin, weil ſie meiner lieben Freundin Fl. ſehr gleicht. Der herrlichen Sprache wegen ginge ich ſchon hinein, wenn mich auch weiter nichts anzöge. Außerdem giebt man Ueberſetzungen von kleinern franzöſiſchen Opern in dem einen Theater, und in dem andern Tonadillen und Saynetes, das erſte National-Opern, das zweite ſehr drollige Nachſpiele, wo die ſpaniſchen Sitten au nud vorgeſtellt werden. Die beſte hieſige Sängerin, Mad. Correa, iſt leider jetzt in Paris, und, denken Sie ſich mein Unglück, Creſcentini war Monate hier und hat nicht geſungen, weil er krank war. Nur bei Dem. Kohlbrandt, ein paar ſchönen Andaluſierinnen, die ſehr ſchön ſingen,

des poudres et salpêtres mit 30,000 Fr. Gehalt, und ſchloß mit unſerem Kriegsminiſter wegen eines Etabliſſements in den Rheingegenden einen Kontrakt, den der König genehmigte. Man ſollte ihm binnen ſechs Monaten die nöthigen Lokalitäten, Materialien u. ſ. w. überweiſen, er hatte der Regierung die beſtimmte Menge Pulvers zu liefern, mochte überdies verkaufen im In- und Auslande ſo viel er wollte, und trat nach zwölf Jahren das ganze Etabliſſement mit allen ſeinen Geheimniſſen und Erfahrungen dem Staate ab. Alle Sachverſtändigen prieſen das Unternehmen. Mittlerweile vergingen drei Jahre, ehe Herr von Champy zu etwas gelangen konnte; er bereiſte ſelbſt die Provinzen, um die Oertlichkeiten in Augenſchein zu nehmen, verſammelte Kommiſſionen, machte Auslagen, reichte Vorſchläge ein, ſchrieb an alle Behörden u. ſ. w. Es kam nichts zu Stande; nach langem Bemühen hieß es endlich: die ganze Sache ſollte unterbleiben. Herr von Champy forderte 80,000 Rthlr. Entſchädigung, man unterhandelte, machte neue Anträge, aber es kam zu keiner Entſcheidung. So vergingen Jahre, und da nichts mehr übrig ſchien, nahm der Betheiligte ſeine Zuflucht zu den Gerichten, und forderte nun die volle Entſchädigung, zu der der Kontrakt ihn berechtigen konnte. Er hätte die Summe auf 800,000 Rthlr. treiben können, forderte aber nur 600,000. Von dieſen hat ihm die erſte Inſtanz durch richterliches Erkenntniß bereits 300,000 zugeſprochen, wegen der übrigen aber nur deßhalb ihr Urtheil noch ausgeſetzt, weil einige der Beweismittel zwar ihrem Inhalte nach, aber noch nicht in ihrer Form, genugſam gültig erſchienen. Dieſe Form wird inzwiſchen herbeigeſchafft, und man zweifelt kaum, daß das Kammergericht in zweiter Inſtanz die volle Summe dem Kläger wird zuſprechen müſſen. Das iſt ein übler Handel! Durch die vielen Jahre, die darüber hingegangen, iſt die

hat er sich hören lassen. Zum Glück habe ich eine recht interessante Bekanntschaft in musikalischer Hinsicht an einer gewissen Doña Nicasia Perez de Castro gemacht, deren Bruder auch ehemals spanischer Legations-Sekretair in Berlin war, sie singt in dem großen, in dem wahren italiänischen genre, und ihr zwölfjähriger Sohn ist ein wahres musikalische Genie. Wie oft wünsche ich, Sie wären in jenen Tertulien gegenwärtig. Sie versteht nicht ein Wort von unserer Sprache, hört sie aber gern, und quälte mich neulich, ihr ein deutsches Gedicht zu rezitiren; es fiel mir just ein Ihnen gewiß bekanntes von Goethe ein, was ich bei Band. — mit dem ich Meister's Lehrjahre lese — kürzlich gesehn, und da sie begierig war, auch zu wissen, was es bedeute, so übersetzte ich es für sie in's Französische, und ob ich es gleich für thöricht halten möchte, G. zu übersetzen, so erlauben Sie mir doch, es herzusetzen:

Infortunés mortels, il est inévitable,
Il vous faudra toujours être en proie aux douleurs
Puisqu'on doit s'y soumettre, approche peine aimable,
Soucis d'amour venez, regnez seuls dans mon coeur.

Uebrigens beschäftigt mich die spanische Sprache sehr angenehm; ich verstehe sie fast ganz, und rede sie schon passabel, was Sie mir bei einem viermonantlichen Aufenthalt gern zugestehen werden, da Sie mir immer aptitude, Sprachen zu lernen, zugestanden haben. Ich lese mit einem sehr gebildeten Spanier den Don Quixote, und finde, daß jener Hofmann doch nicht ganz von Louis XIV. geprellt war; denn den Don Quixote im Original zu lesen, ist schon etwas, wenn man auch nicht Ambassadeur wird. — Bald hatte ich vergessen, Ihnen zu sagen, daß ich auch oft bei Lady Halland, einer sehr gebildeten und schönen Engländerin bin. — Ferner können Sie auch dem Freund sagen, daß Mad.

Ariſſa und die Ducheſſe d'Oſſuna ſehr ſchöne Bälle gegeben haben. — Die Marquetti bitte ich recht zu grüßen und ihr viele Grüße von Courtois zu beſtellen, der ſie noch ſehr liebt, aber lange nicht ſo ſehr wie ich, que l'amo de tutta la mia alma et di tutto il mio cavre, wie Sie ihr verſichern und leſen können, und ihr dabei ſagen, daß ich in Verzweiflung wäre, das Italiäniſche ganz zu vergeſſen, denn wenn ich zur Ducheſſe de Sta. Theodora ginge und mit ihr Italiäniſch ſprechen wolle, ſo ſchämte ich mich immer, daß ich unter 10 Worte 6 ſpaniſche miſchte — ſie iſt Neapel Ambaſſadrice. — Aber ich will es ſchon wieder lernen; denn, wenn ich hier weggehe, was ſpäteſtens in einem Jahre geſchieht, ſo gehe ich über Barcellona durch das mittägliche Frankreich zur See nach Livorno, Rom, Neapel, und zurück über Rom, Florenz, Venedig und Wien. Iſt der Plan nicht gut? — Einen Spaß muß ich Ihnen erzählen, nämlich wie man hier über die Juden denkt. — Noch alle Tage gehe ich vor einem Hauſe vorbei, deſſen Einwohner man vor 90 Jahren verbrannte, weil man ſie für Juden hielt, und doch waren ſie es vielleicht nicht mehr, als ich und Sie. — Meine vorige Wirthin war eine junge und äußerſt ſchöne Wittwe, eine rechte Spanierin. Ich wollte ihr einmal einreden, ich ſei ein Jude, weil ſie mir davon ſprach, daß ich nicht in die Meſſe gehe. „Was?“ erwiederte ſie, „ſie ſähe freilich, daß ich kein Chriſt ſei, aber ein Jude könne ich doch auch nicht ſein, da ich keinen ravo d. h. keinen Schweif hätte, wie die Affen.“ Iſt es nicht einzig? Dabei fiel mir der Deck'ſche Koncertſaal in der Stadt Paris und Sie und Anadia ein, und ce n'est pas le moment, Mademoiselle, ce n'est pas le moment.

Glauben Sie aber nicht, daß ich über dem Geſchwätz Ihre wichtige Angelegenheit aus dem Auge verliere. Keines-

wegs; aber verargen Sie mir das Vergnügen nicht, einmal wieder deutsch schwatzen zu können; seit 6 Monaten verlor ich es fast; denn nur mit meiner Freundin F. rede ich es in Briefen. Und nun kommt — à propos von dieser — meine große Bitte. Aber erst muß ich mit Ihnen fertig sein. Also hören Sie, ich gelobe Ihnen zu thun, was in meinen Kräften steht, um Ihren Wunsch in Erfüllung gehen zu lassen; ich kenne alle Mittel, die anwendbar sein können, aber ich habe Ihnen auch alle Schwierigkeiten vorhergesagt, wenn diese jene überwinden, so ist es nicht meine Schuld; und Sie selbst sollen mir einst, auch bei einem fehlschlagenden Erfolg, hierin Gerechtigkeit widerfahren lassen, ich werde keine Worte, weder bei B. noch anderwärts, sparen. Leider habe ich nichts als Worte, und der Freund muß so gut als ich wissen, daß wenn man nicht so schon will, man damit hier nicht viel ausrichtet, wie er schon selbst durch B. erfahren. Also hoffen Sie nicht zuviel, aber thun Sie mir auch nicht Unrecht, und verlassen Sie sich auf das, was zu thun möglich ist; denn es wird geschehen, aber schreiben Sie mir doch à mot couvert davon; warum so deutlich? ich verstehe ja doch alles, und sagen Sie von dem Inhalt dieses Briefes ja niemand ein Wort. Auch ja gegen meine Freundin keine indiscretion über meine Landsmännin; sie versteht darin keinen Spaß, und würde alles ganz unrecht nehmen; denn ob ich mich gleich nie einer romantischen Treue piquirt habe, so bin ich doch im wahren Verstande des Wortes treu, und ihr mehr als je attachirt, so daß ich ohnfehlbar unglücklich bin, wenn ich nicht in Jahr und Tag zurück kann. Nun hören Sie meinen Plan, und unterstützen Sie ihn aus allen Kräften, ach! Sie können es mehr als ich den Ihrigen, und, wenn Sie es thun wollen und ich zurückkomme, so will ich Sie

überall hin auf den Armen tragen, und Sie ſollen wenigſtens eine Remiſe dadurch erſparen. — Sie wiſſen vielleicht nicht, daß ich, als ich hierherkam, gleich ein ſchreckliches dreitägiges Fieber hatte, was von einem Freunde auch dem Miniſterio angezeigt wurde; ich bin zwar wieder hergeſtellt, aber ich kann mit Wahrheit ſagen, daß ich in dem hieſigen Klima, ſo ſchön es ſich auch anſieht und anfühlt, nie wieder ganz geſund ſein werde. Ich werde daher im Frühling auf meinen rappel antragen, und habe ſchon neulich meiner Freundin einen Brief an Lombard zugeſchickt, ihn ihm perſönlich zuzuſtellen, worin ich ihn darauf vorbereite, und bei allem, was er angelobt, beſchwöre, meine Rückkehr auszuwirken; denn er kann es. Auch Sie haben viel Einfluß auf ihn; alſo ſprechen Sie mit ihm, zwingen Sie ihn zu handeln. Mein Plan iſt übrigens gar nicht dumm ausgedacht, und alle äußern Umſtände könnten ihn gelingen machen. Der junge Ernſthauſen, des G. Rüchel Schwager, hat die erſte Anwartſchaft zu einer L. S. Stelle, ſein Schwager protegirt ihn ſehr, und das iſt viel für ihn. Er hat eine Penſion, die zwar klein iſt, mit der ich aber vor der Hand als Wartegeld ſehr zufrieden wäre und das iſt viel für mich. Wenn man ihn alſo mit dem Geſandten, der in 6 Monaten oder 8 ſpäteſtens herkommt, hierherſchickte, und mir ſeine Penſion anwieſe und mich zurückließe, ſo hätte ich meinen höchſten Wunſch erlangt. Er iſt ſo ſtark, daß, wenn dieſes auch fehl ſchlägt, ich ihn doch durchſetze, nämlich indem ich dann förmlich meinen Abſchied nehme, was mir niemand wehren noch abſchlagen kann; aber doch wünſche ich mehr jenen Ausgang der Sache, wie Sie begreifen werden, vorzüglich meiner Freundin wegen, die ſehr gegen den Abſchied iſt, den ich ja dann doch noch nehmen kann, wann ich will. Alſo arbeiten Sie

daran, meine Freundin, und ich werde Ihnen noch mehr dafür danken als für Badinens Empfehlung, die mir so genutzt hat. — Antworten Sie mir doch bald darüber, aber erst, wenn Sie mit C. gesprochen und gehandelt haben werden, ich habe freilich nicht diesen Vortheil indem ich Ihnen gleich heute schreiben und Sie au fait setzen wollte. Geben Sie Ihren Brief wieder meiner Freundin, die mir sehr oft schreibt, und sollten Sie sie bald nach Empfang dieses sehn, so geben Sie ihr einen Kuß von mir, und sagen Sie ihr, ich hätte ihr nicht geantwortet, weil ich erst ihre Antwort auf jenen wichtigen Brief, den sie 8 Tage nachher hat bekommen müssen, abwarten wollte. Sie können ihr sagen, daß Sie in Absicht meiner Pläne im Geheimniß sind, und mitarbeiten. Vielleicht hat mein guter Engel Sie angetrieben, in jener Angelegenheit an mich zu schreiben, damit ich Ihnen vertraute, und um Ihren Beistand bäte!! Wenn ich dann zurückkomme, dann sollen Sie spanisch lernen, und von mir. Ihre Neuigkeiten haben mich sehr interessirt, eben wollte ich meine Freundin nach den diesmaligen Opern fragen, wie beneide ich Ihnen Alceste, und Sie können pieh sagen? Aber warum schreiben Sie mir nicht, wer der teneur ist, wie Fantozzi spricht, ist er es wieder oder ein neuer, wie man sagte? Mit dem ersten spanischen Kourier adressiren Sie ja gefälligst an Roux die Eugenia und den Almanach von Goethe, so kommt es mir am Besten zu, und ich verschmachte doch nicht ganz. Dank ist zu wenig für solch eine Wohlthat. — Geoffroy schimpft göttlich im Journal des débats auf Kotzebue, er muß es just in Paris gelesen haben. Lassen Sie es sich von Lombard geben. Und nun Agur amigo, thun Sie mir doch den Gefallen, und sagen das erstemal, wenn der Freund weg geht, agur zu ihm; es ist so viel besser

als adieu. Trauen Sie mir, wie ich Ihnen, und so wollen wir zwar nicht wie Carlos den Blitz aber doch das Leben abwarten, da doch nichts anderes zu thun ist.

Ich warte auf baldige Antwort. Gott! in 8 Wochen.

Ihr Schelz.

Nicht wahr, dies ist doch der erste Brief, den Sie aus Madrid bekommen?

P. S. Schreiben Sie mir doch ob Gualtieri bald fortgeht, und ob er über Madrid kömmt? Empfehlen Sie mich der Liepm. Franz. meine ich. Sie wissen, daß wir uns in der Ferne immer lieben, und rehabilitiren Sie mich dans l'esprit de Mad. Recha, es ist mir daran gelegen.

Rom, Ende Juni 1830.

Hat eine fünfjährige Abwesenheit mich schon gänzlich aus Ihrem Andenken getilgt? meine liebe Freundin! Wenn dies ist, so werden Sie sich wohl schwerlich darum gekümmert haben, wo ich in dieser langen Zeit überall herumgewandert, und daß ich nun schon beinahe 2 Jahre in Rom bin. Indessen könnten Sie es auch erfahren haben, indem mehrern Bekannten des Herrn von Varnhagen, dem ich die schönsten Grüße schicke — mein Aufenthalt in Marseille, Paris und Rom bekannt war. Ich hätte wohl früher einmal schreiben sollen. Nicht wahr? Aber was sollte man nicht alles in der Welt? und Sie sind so nachsichtig. Mein sehnlichster Wunsch ist endlich erfüllt worden, obgleich spät. Ich glaubte immer und fürchtete sehr, daß ich sterben würde, ehe ich Italien gesehn. Sie wissen, wir haben Beide das ein Bischen mit einander gemein, daß

wir im Norden für den Süden geboren wurden. Nur in der Ausdauer, mit welcher ich mir den Süden endlich, nahe am sechzigsten Jahre, erkämpft habe, gehe ich Ihnen vor. Doch Sie haben Recht. Sie würden in die Länge doch hier nicht aushalten können, und das liegt im Gegentheil wieder in einem großen Vorzuge, den Sie — accompagné de plusieurs autres — vor mir voraus haben. — Den Mangel an aller Litteratur, nicht nur etwa der deutschen, würden Sie nicht geduldet haben, und die Orangen in natura würden Sie nicht für das Lied: „Kennst du das Land" u. s. w. entschädigen können. (Mir hilft allenfalls Mathematik und Astronomie durch, und hier und da erhascht man auch wohl ein deutsches Buch, das man noch nicht kennt oder ein französisches.) — Da ich einmal den Goethe gepackt habe, will ich ihn nicht sobald wieder fahren lassen; denn hier habe ich ein ordentliches Studium daraus gemacht, seine Fußtapfen aufzusuchen. Ich habe darin einen guten Vorgänger gehabt, nämlich den jung verstorbenen Wilh. Müller aus Dessau, dessen zwar oberflächlich, aber übrigens gut geschriebenes Buch, Rom, Römer und Römerinnen, Sie vielleicht kennen, wo nicht, so müssen Sie es noch lesen, wäre es auch nur Goethe zu Liebe. Eine Wanderung mit vielen deutschen Künstlern nach der Osteria (wo die bekannte Szene mit der Faustina Statt fand [ich nenne sie so, weil Goethe bei der zweiten Reise sagt: „Faustinen fand ich nicht wieder"] wenn sie den Wein über den Tisch, „den Teutsche traulich umgaben", ausschüttete, und darin mit dem Finger die sechste Stunde zum Rendez-vous bezeichnet) hat er in recht hübschen Versen besungen. Auch ich habe diese Osteria, von der W. Müller sagt: „Hier sind klassische Tische und Bänke", die dicht beim Theater des Marcellus und der Piazza Montanara liegt, aber ganz

einsam und allein besucht. — Daß ich hier damit angefangen habe, alles von Goethe, was sich auf Italien bezieht, Verse und Prosa wieder zu lesen, versteht sich von selbst, und so habe ich denn auch das Haus, in welchem er wohnte, nach vielem Suchen wiederfinden können. Es liegt am Corso, nahe der Piazza del Popolo, gegenüber dem ehemaligen Palazzo Rondanini, den er zwar nennt, aber nicht den Corso, und es giebt noch weit davon einen andern, oder wenigstens eine Piazza Rondanini, wo ich vergeblich suchte. Aber die schönen Medusenköpfe über dem Portal dieses Platzes, die Goethe von seinem Fenster aus bewundert, und die noch da, aber jetzt voller Schmutz sind, ließen mir auch nicht den geringsten Zweifel über das Haus das er 1787 mit Tischbein bewohnte. Es wird auch jetzt noch im Winter an Fremde vermiethet, und ist, allem Anscheine nach, ganz unverändert geblieben. Vielleicht ist es Ihnen nicht unangenehm, wenn ich Ihnen noch eine andere Frucht meines fleißigen Lesens von Goethe's Schriften hier vorlege. — Daß ich begierig über die Elegieen herfiel, können Sie denken, und nun fiel es mir auf, daß ich den Anfang der Einen, und zwar der schon erwähnten, wo es heißt (ich zitire aus dem Gedächtniß):

Cäsarn wär' ich wohl nie zu fernen Britannen gefolget,
Florus hätte mich leicht in die Popine gelockt:
Denn mir sind noch weit mehr die Nebel des traurigen Norden
Als ein geschäftiges Volk südlicher Flöhe verhaßt.

nie recht verstanden hatte. Und es gehört in der That ein Bischen Gelehrsamkeit dazu, welcher Cäsar — denn man denkt leicht an J. Cäsar — und welcher Florus gemeint sei, und wie und welche Art Popinen, Flöhe und Nebel damit in Berührung kommen; denn nur ein einziger alter und wenig bekannter lateinischer Autor enthält die Er-

klärung davon. Er schreibt nämlich: Ein (bis auf diesen vereinzelten Umstand gänzlich unbekannter) Dichter Florus schickte dem Kaiser Hadrian Verse, die so anfingen.

Ego nolo Caesar esse	Nimmer möcht' ich Cäsar sein,
Ambulare per Britannos	Und zu den Britannen wandern,
Scythicas pati pruinas.	Auszustehen Scuth'schen Nebel.

Hierauf antwortete Hadrian, der den Florus wohl als einen Bruder Liederlich kannte:

Ego nolo Florus esse	Nimmer möcht' ich Florus sein,
Ambulare per tabernas,	Nicht in den Tabernen hausen.
Latitare per popinas	In Popinen nimmer liegen
Culices pati rotundo.	Floh' und Mücken da zu leiden.

Und nun erklärt sich alles von selbst. Vielleicht haben Sie dies kürzlich gedruckt gelesen, aber nicht gewußt, daß es von mir war. Ich schreibe es Ihnen indessen um so mehr, damit Sie recht sehn, wie Goethe mich hier unablässig beschäftigt hat, und auch, weil Sie es doch möglicher Weise noch nicht wissen könnten.

Wie ich nach Rom gekommen bin? Je nun, auf eine ganz eigene Art. Wir waren schon über 2 Jahre in Marseille, einem sehr angenehmen Aufenthalt, als wir aus mehrern Gründen beschlossen, uns in Neapel mit Sack und Pack — denn wir hatten uns Meubles angeschafft — zu etabliren. Alles war schon bereit zur Abfahrt, als wir hörten, die Douanen würden uns fürchterlich behandeln. Es blieb also nur übrig, statt nach Neapel, nach Civitavecchia zu segeln, und so kamen wir nach Rom. — Manchmale dachte ich, und Rom ist wirklich 8 Monate lang ein sehr reizender Aufenthalt. Aber! aber! Juni, Juli, August und September sind schrecklich hier. Man könnte auch wohl den Oktober hinzufügen, weil er noch immer nicht recht gesund ist, wenn er nicht so angenehm wäre nach dem

erſten Regen — la prima aqua — daß er eigentlich der ſchönſte im ganzen Jahre hier iſt. Ueberdies iſt er noch die Karnevals-Zeit der Trasteveriner (wie man ihn hier nennt) deren hübſche Weiber und Töchter überall in allen Villen den Saltarello tanzen, und man ſo in den reizendſten Gärten die ſchönſten Ballets ſieht. Ich nannte dieſe 4 Monate ſchrecklich, nicht etwa der Hitze wegen; denn die ertrage ich gut, und ſie iſt auch nicht ſo arg, wie man es macht; denn wenn die Römer anfangen zu verſchmachten, ſo höre ich erſt auf zu frieren; aber erſtens keine Fremde, und ohne dieſe iſt Rom ein Grab, denn man kann ſich in der That keine Vorſtellung machen von der traurigen Stille, die dann auf des Winters Geräuſch folgt, wo tauſend der reichſten Familien aus allen Ländern Europas hier täglich und ſtündlich zu Wagen und zu Pferde in beſtändiger Bewegung ſind. Doch das wäre vielleicht am Ende noch auszuhalten; aber was es nicht iſt, das iſt die Aria cattiva und die Fieber; da man aus Vorſicht, wenn es eben nach der drückenden Hitze recht angenehm wird, nicht ſpazieren gehn darf, ja nicht einmal das Fenſter öffnen darf, um friſche Luft zu ſchöpfen, und die herrlichſten Früchte, die für nichts zu haben ſind, unberührt laſſen muß — denn das Fieber iſt im Hintergrund, das Fieber! Ich war ſo alt geworden ohne es zu kennen, und nun habe ich es ſchon ſeit dem September 4 mal gehabt, das letztemal, als ich mit Falck, von dem bald mehr, im April in Tivoli war; es war ein bischen kühl am Abend auf der Rückfahrt durch die Campagna, aber nur ſo, wie es faſt alle Abende bei uns mitten im Sommer iſt. Bei uns hätte ich etwa einen Schnupfen bekommen, hier das Fieber, und das iſt die Regel, allemal, wenn man jenen bei uns bekommen könnte, bekommt man hier dieſes. —

Sache unheilbar geworden. Der Kläger hat seinen Posten, seine Freiheit und Zeit, jede anderweitige Unternehmung, ja eigene Baarschaften aufgewendet, und so schon acht Lebensjahre in dieser Geschichte verloren, und kann daher mit einer geringen Entschädigung nicht mehr zufrieden sein. Wollte man von nun an den Kontrakt ausführen, so wären damit die acht Jahre doch nicht gedeckt. Und nun kann man eigentlich nicht einmal sagen, wer an diesem üblen Handel Schuld ist! Niemand hat die Sache hintertrieben, sie ist nur nicht gegangen, wie das in tausend Fällen geschehen ist, nur glücklicherweise für den Staat nicht gerade stets in Verhältnissen, die so folgenreiche Geldverwickelungen betrafen! Hrn. von Champy's Sachwalter ist Herr Geheimerath Ludolff, und dieser meint ganz einfach: sein Klient sei das Opfer einer Anarchie, in die er sich, da sie diesen Anschein nicht trug, unglücklich eingelassen!

Dem Herzoge von Rovigo scheint wenig Hoffnung übrig; er wird durch seine eignen Angaben widerlegt. Die andern französischen Reklamanten mögen nur daheim bleiben; man scheint nicht geneigt hier, sich noch im Frieden plündern zu lassen, es ist im Kriege genug geschehen, und Geld wegzuschenken haben wir auch nicht.

Der Gang der Angelegenheiten auf der pyrenäischen Halbinsel erregt fortwährend den gespanntesten Antheil. Zwar entspricht der Erfolg keineswegs den Erwartungen der Anstifter des Krieges, aber eben so wenig den Zuversichten der Gegner. Wer trägt den Gewinn dieser Begebenheiten davon? Bis jetzt, so scheint es, gereicht alles nur zum Vortheile der Anarchie.

Die Umkehr in Portugal schreibt man allgemein dem englischen Einflusse zu. In der „Bremer Zeitung", vom 28. Juni glaub' ich, steht ein großer Aufsatz aus St. Peters-

Um diesem Uebel zu entgehn, werden wir denn doch noch endlich in einigen Wochen nach Neapel gehn, und ich wollte wenigstens Rom nicht verlassen, ohne mein Gewissen entledigt und Ihnen bewiesen zu haben, wie lebhaft trotz meines bisherigen Stillschweigens Ihr Andenken in mir ist. Ich war schon allein in Neapel im Monat Mai vorigen Jahres. Das ist wirklich und wahrhaftig un pezzo del cielo caduto in terra. Dann fand ich auch noch so gute Freunde dort, den Duca di Canzano und seine liebe Frau, mit denen ich in Madrid sehr liirt war. — Er war auch wieder vor 9 Jahren dort neapolitanischer Ambassadeur unter den Cortez. In Bosco tre case unter dem Vesuv und dicht bei Pompeji, brachte ich einen herrlichen Tag mit so lieben Freunden zu. Leider ist der Duc, mit dem ich seit der Zeit Briefe wechselte, im Januar gestorben. Ich hatte Falck (meinen alten Freund und den intimsten, den ich habe, der auch der Freund Ihres Schwagers Asser ist, jetzt niederländischer Ambassadeur in London, den ich das Glück hatte 6 Monate lang mit seiner liebenswürdigen Frau hier täglich zu sehn) einen Brief an Canzano mit nach Neapel gegeben, der mir noch im Dezember geschrieben, und erfuhr nun zu meinem Schreck durch Falck seinen Tod. Lebte er noch, ich würde in Neapel zu glücklich leben. Armer Canzano! du bist mein Ring des Polycrates geworden. Erlauben Sie es, meinem Schmerz zu Liebe, Ihnen noch einiges von ihm zu erzählen. Er war schon damals, als ich ihn vor 27 Jahren in Madrid fand, als Konstitutioneller verbannt; denn er war Ambassadeur der parthenopäischen Republik bei der römischen hier gewesen. Aber noch früher wurde er beim ersten Aufwallen von Neapels Freiheit im Anfange der französischen Revolution ein Opfer seines Freiheitssinnes, und, noch ganz jung

in ein Caſtel in Sizilien eingeſperrt. Seine Frau, die ſchönſte weibliche Geſtalt, die man ſehen konnte, eine Sizilianerin, war die Tochter des Gouverneurs dieſes Schloſſes, eines geborenen Irländers. Beide verliebten ſich ineinander, und ſie half ihn befreien. — Klingt das nicht wie ein Roman?

Als er einige Zeit vor mir nach Madrid kam, denn er war als Conde di Priego auch Grande von Spanien, hatte er lange in Montmorency bei Paris gewohnt, wo auch 3 ſeiner Kinder geboren ſind. Zuletzt war er, wie geſagt, Ambaſſadeur in Madrid, wohin er doch vom Könige von Neapel, wenn auch zur Zeit der Konſtitution geſchickt war. Nichtsdeſtoweniger wurde er wieder verbannt, und lebte in Paris und Paſſy. Faſt vor 5 Jahren erhielt er endlich wieder die Erlaubniß zur Rückkehr nach Neapel, und war eben erſt vor 3 Tagen von Paſſy abgereiſt, als ich ihn gleich nach meiner Ankunft in Paris dort aufſuchen wollte. In Neapel fanden ſie aber nichts als ihren alten Palaſt. Nicht durch ſeine Schuld, ſondern aus Noth hatte er ſich ruiniren müſſen, und es blieben ihm mit 5 erwachſenen Kindern vielleicht keine 10,000 Frs. Revenuen. Er mußte nun froh ſein, daß man ihn nicht verfolgte, und durfte nichts vom Hofe hoffen, ob er gleich lange in den höchſten Aemtern geſtanden, und Neapel ihm als Präfekt unter Murat und dem alten Könige — denn er war ſelbſt nach der Rückkehr der Bourbons in dieſem Amte geblieben — viel verdankt.

Da lächelte ihm endlich das Glück im vorigen Jahre durch Medici, den erſten Miniſter, der ihm ſehr wohl wollte, und ſonderbar! mit ihm an demſelben Tage ſtarb. Er wurde Sindaco von Neapel, ein ehrenvoller Poſten mit 12,000 Frs. Gehalt. Doch nur wenig Monate genoß er ſein Glück, und Wittwe und Kinder blieben in einer dürftigen Lage. Zwar ſind alle 3 Söhne ſchon angeſtellt, haben aber

wenig davon, die älteste Tochter, nicht hübsch, ist unverheirathet, aber die jüngste — sie war leider mit ihrem Manne in Calabrien, als ich da war — die eine große Schönheit sein, und als eine neapolitanische Pariserin das Feuer der erstern mit der Grazie der letztern verbinden soll, ist sehr vortheilhaft verheirathet. — Welches Wiedersehn mit der guten Duchesse! — Soll ich mich nun lang und breit entschuldigen, daß ich glauben konnte, was mich so unendlich interessirt, werde Sie nicht langweilen? Nein; denn ich weiß gewiß, daß Sie mir gerne von selbst verzeihen werden. —

Von Rom sollte ich Ihnen wohl viel schreiben! Aber wenn Sie mir versprechen wollen, mein Geständniß geheim zu halten, und auch v. Varnhagen dazu zu vermögen, so möchte ich Sie auf das verweisen, was im vorigen Jahre im Konversations-Blatt von Förster und Häring unter dem Titel: „Mittheilungen aus Rom" abgedruckt ist, und in diesem Jahre muß im neuen Freimüthigen auch schon Manches stehn, z. B. über das Karnaval. Wenn Sie es lesen, so werden Sie sehn, daß mir ebenso wenig, wie W. Müller eingefallen ist, nach Goethe eine eigentliche Beschreibung davon zu geben, und daß ich deshalb auf jenen Witz angespielt habe, der einem Freunde, der ihn aufforderte, es zu beschreiben, antwortete: wenn er, der Freund einmal nach Italien ginge, so würde er sich dessen Taso und Iphigenia ausbitten. — Auch meine Erinnerungen aus Neapel empfehle ich Ihnen. — Falck, dem ich alles, was ich über Rom geschrieben, mitgetheilt habe, hat es nicht mißfallen; aber ich würde meiner Sache erst ganz gewiß werden, wenn es auch Ihnen nicht mißfiele. — Ich gestehe gerne, daß ich ein bischen spät angefangen habe, aber man muß sich doch hier mit etwas beschäftigen,

und kann auch nicht immer Mathematik und Aſtronomie treiben; dabei wird man hier, wo man bei jedem Schritt mit der Naſe an eine Ruine ſtößt, wie von ſelbſt ein Stück Archäolog. Ich hoffe daher, Sie werden mich nicht ganz mißbilligen, wenn Sie auch manches tadeln müßten. Ueber Theater habe ich wenig geſchrieben; aber doch des berühmten Tenors David, und des trefflichen Komikers Veſtri, des italiäniſchen Iffland, mit dem er ſehr viel Aehnlichkeit hat, erwähnt. Ich kenne hier, dem Stamme nach, mehre Marchetti's, ſollten wohl darunter Anverwandte der Einzigen ſein? Mich dünkt, ſie war aus Rom.

Unſer Geſandte Bunſen iſt ein außerordentlich intereſſanter Mann, grundgelehrt und äußerſt thätig, und es war mir eine wahre Freude, zwei ſo gebildete Männer, wie er und Falck zuſammenzuſehn. Er ſteht an der Spitze der neuern archäologiſchen Geſellſchaft und giebt nebenbei in 3 ungeheuern Bänden, wovon der erſte ſchon herausgekommen iſt, eine klaſſiſche Beſchreibung Roms heraus, die alle frühern verdrängen muß. Er iſt ſehr freundſchaftlich gegen uns. Alle Donnerſtage im Winter empfängt er außer vielen Italiänern alle Deutſchen und die meiſten Engländer. Denn ſeine Frau iſt eine Engländerin, und dieſe Nation hat übrigens hier keinen Repräſentanten. Es wird da viel Muſik getrieben, und meine Tochter, deren ſchöne Altſtimme in Paris von ihrer Landsmännin Roſſini (Colbran) ſehr ausgebildet worden iſt, hat dort furore gemacht. Bunſen wohnt ſehr ſchön auf dem Capitol im Palaſt Caſarelli, wird nun aber bald den Geſandtſchafts-Palaſt beziehn, den er im vorigen Jahre auf Befehl des Königs gekauft hat. — Neulich gab mir der Duc de Dalberg (dem ich bei Rothſchild in ſeinem Billard-Saale von Alex. von Humboldt vorgeſtellt wurde, und ihn auch nachher öfter ſah, z. B.

bei Mad. Merlin, Frau des Generals, einer schönen Spanierin und großen Sängerin, die vortreffliche Koncerte giebt —) also Dalberg, den ich hier besuchte, gab mir Gelegenheit, Herrn Bunsen ein recht artiges, und gewiß auch aufrichtiges Kompliment zu machen. Dalberg fragte mich unter andern: „Wer ist Ihr Gesandter hier?“ — Ich nannte Bunsen. — „Ach! der berühmte Litterator!“ Am andern Tage erzählte ich es Bunsen, und wünschte ihm herzlich Glück, daß er, ein gewiß seltener Fall, mehr als Litterator, denn als Diplomat bekannt sei.

Ich muß Ihnen doch auch ein Wort über unsern Aufenthalt in Paris, wo wir über 6 Monate waren, schreiben. Wir waren ziemlich repandirt, besonders unter den Spaniern, die hier in so unglaublich großer Anzahl waren, daß man 80 Familien mit Equipage zählte. Sie können sich leicht denken, daß gewiß noch zehnmal so viele Familien, die sich doch an diese Klasse anschlossen, bei den traurigen Umständen ihres Vaterlandes und in dem theuren Paris keine Equipage bezahlen konnten. Meine Frau und Tochter, die seit Spanien keine Landsmännin, die einzige Frau v. Schepeler ausgenommen, — gesehn hatten, waren hier, wie der Fisch im Wasser. Durch Herr und Mad. Ferrer, an die wir von der spanischen Gesandtschaft in Berlin Briefe hatten, wurden wir bald mit der ganzen spanischen Kolonie bekannt, und waren alle Sonntage in den Soiréen der Ducheſſe de Hijar, deren Amant Ruffo jetzt in Berlin neapolitanischer Gesandter ist. Dadurch kamen wir auch zur Prinzeß Talleyrand, die alle Spanier sahen, welche von ihrem alten Freunde, dem Duc de S. Carlos bei ihr eingeführt wurden. Unser erster Bekannter, Ferrer, Deputirter der letzten Cortez, ist ein sehr interessanter Mann. Ich ging viel mit ihm um, er ist reich; denn seine Frau ist —

eine Peruanerin — Martinez de la Rosa, der brave Litterator — (jetzt auch in französischer Sprache) war auch in allen diesen Gesellschaften. Ich schweige von den großen Bällen bei Baron v. Werther und Rothschild, wo ich aushalten mußte, weil meine Tochter die Française sehr gern und sehr hübsch tanzt. Nur das will ich noch erwähnen, daß ich zu guter Letzt den herrlichen französischen Fleck-Talma in allen seinen großen Rollen sah. — Aber der Winter war, wie immer unangenehm und rauh, und ich nahm mit einem heftigen rheumatischen Anfall, von dem mich Freund Koreff befreite, vom Norden auf immer Abschied. Kaum konnte ich die Abreise von Paris erwarten: ich sehnte mich nach Marseille und von da weg, wo der Fußgänger ein wahrer Helote ist, wo man nur mit 40,000 Frs. jährlich leben kann, und doch klagte Ferrer, obgleich er so viel auszugeben hatte. Da lobe ich mir Marseille, selbst wenn man das Klima, das beste außer Italien abrechnen wollte. Dort halten selbst die reichsten Leute keine Equipage, weil man sie in der Stadt, unter diesem schönen Himmel, schlechterdings nicht braucht, und leicht Fuhrwerk findet, um überall hinzufahren. In dieser opulenten Stadt von 130,000 Einwohnern kann man die Equipagen füglich an den Fingern herzählen. — Auch von hier aus ist manches nach Berlin gekommen, so steht z. B. meine Reise nach Capis schon Ende 1828, und die nach Toulon und Hyeres unter dem nicht von mir herrührenden Titel: „Reisebilder aus dem südlichen Frankreich im Juni 1829" im Konversationsblatt.

Da ich einmal im Plaudern bin, warum soll ich nicht vom merkwürdigsten Auftritte meines Lebens, den ich in Marseille erlebte, erzählen? — Sie erinnern sich vielleicht noch aus alten Zeiten, vieles von mir über einen ge-

wissen Perret *), den interessantesten aller Franzosen, gehört zu haben. Ich studirte mit ihm schon 1791 in Leipzig. Noch früher war er in Jena gewesen, und hatte bei Fichte gewohnt. Er kennt das Deutsche und unsere ganze Litteratur, wie wir, und hat den Kant besser verstanden, wie Manche, die über ihn Kollegia lesen, auch war er der einzige, der ihn in Frankreich, lange vor Cousin hätte bekannt machen können, wenn seine Schicksale es erlaubt hätten. — Nachher mit Clarke nach Italien geschickt, arbeitete er, als dieser abberufen worden, allein mit Bonaparte am Frieden von Campo Formio. Wie viel Interessantes hat er mir aus dieser Zeit erzählt. — Bonaparte, so sehr er seine großen Talente schätzte, konnte ihn wegen seines Freiheitssinnes nicht leiden, und glaubte ihn zu schimpfen, wenn er ihm sagte: „Vous êtes un allemand." — Hätte er sich damals mit Napoleon verstehen wollen, so wäre er wohl heute Duc und Pair! — Zuletzt hatte ich ihn 1802 in Berlin gesehen, wohin er kam um Fichte zu besuchen und ihn zu hören. Er war damals eigentlich, wie er mir jetzt erzählte, unter dem Schein einer ehrenvollen und geheimen Mission nach dem nördlichen Deutschland von Bonaparte verwiesen. Wir hatten uns wohl aus den Augen, aber nicht aus dem Sinn verloren. Nun ging ich eines Abends am 12. Juli 1827 auf dem schönen Spaziergang bei Marseille, wo man von einem Berge herab den Hafen und das Meer übersieht, und wie die Schiffe ankommen, die nur um diese Zeit einlaufen können. Es war schon dunkel als ich mich auf eine Bank setzte, auf der ein Mann saß, den ich grüßte und der höflich mit dem Hut

*) Camille Perret. S. „Fichte's Leben und Briefwechsel", II, S. 496.

dankte, woraus ich gleich schloß, daß er kein Marseiller war. Er fing das Gespräch an, indem er eine wichtige Bemerkung über den Polarstern machte, der uns gegenüberstand. Sie können denken, wie sehr das mich astronomischen Pfuscher interessirte, es war aber zugleich ein glücklicher Umstand, weil er die Fortsetzung der Konversation sicherte, und mich neugierig machte. Anfangs hielt ich ihn für einen Schiffskapitain. Es erhob sich ein starker Wind; chez nous, sagte er, on appelle cela la bise. Da fragte ich ihn nach seiner Heimath, und als er Dijon nannte, rief ich aus, einer meiner ältesten Freunde ist von da her, er heißt Parenthier (ich merke nämlich mein Alter vorzüglich daran, daß ich jetzt Namen leicht vergesse, und verwechselte hier Perret mit einem andern Franzosen Parenthier, der mit uns zugleich in Leipzig war). Er versicherte, wie natürlich, keinen dieses Namens in Dijon zu kennen. Aber ich ließ nicht los und fuhr fort, es ist der Sohn eines Parlamentsraths; er kannte alle diese Familien und wiederholte, ich müsse mich irren. Da wurde ich ärgerlich und sagte endlich: das ist nicht möglich, ich habe ihn zu genau gekannt, und mit ihm in Leipzig studirt, er war mit Bonaparte in Campo Formio. Da sprang er auf, und rief: C'est moi, et vous êtes Scholz. So sahen wir uns nach 25 Jahren wieder. Er war damals schon 6 Monate in Marseille, wo ich bereits über Jahr und Tag wohnte, und ohne diesen Zufall hätten wir uns nicht wiedergefunden, denn gewiß hatten wir uns schon auf der Straße begegnet, aber ich hätte den sonst so Magern, der jetzt stärker war als ich, nie wiedererkannt. Er blieb noch ein paar Monate, wir schrieben uns seitdem, und er kam auch noch einmal wieder nach Marseille. Er hatte einen wichtigen Prozeß dort für seinen einzigen Sohn zu führen. — Er hat schreckliche

Schickſale erlebt, ſeine Frau wurde in ſeiner Abweſenheit von ihrer Magd vergiftet u. ſ. w. — Wenn er den Prozeß verliert, ſo wird er fürchte ich, arm. Er iſt jetzt Maire eines kleinen Orts an der Saône.

Gott! was werden Sie ſagen, daß ich aus dem Plaudern nicht herausgerathen kann! Doch ich rechne ſo: 5 Jahre abweſend, und hier 10 Seiten, kommt auf das ganze Jahr nur 2 Seiten, und wenn Sie nun noch murren, ſo — nun ſo vergebe ich es Ihnen doch, denn ich könnte es ja nur in einem Briefe von Ihnen leſen, und der würde mich für alle Vorwürfe reichlich entſchädigen. — Alſo nur immer zu! — Ich vergaß nämlich noch, daß der Prinz Paul von Würtemberg, den ich, wie Sie wiſſen, aus alten Zeiten kenne, den Winter von 1828—29 6 Monate lang hier, und daß ich ſein täglicher Gaſt war, auch alle Abend Schach mit ihm ſpielte, während ſeine Tochter, die Großfürſtin Helene, hier und in Neapel war. Er hatte eine ſehr hübſche und liebenswürdige Spanierin aus Andaluſien bei ſich, gebildeter als ich je eine geſehen, denn ſie hat lange in Frankreich und England gelebt: — Lady Wittingham genannt, denn ſie iſt (ſo hörte ich) an den ſchon lange in Oſtindien kommandirenden General dieſes Namens verheirathet. Das verhinderte aber nicht, daß ſie ein allerliebſtes, eingeſtandenes Töchterchen von damals 3 Jahren hatten, die auch Pauline heißt, und wirklich ein Wunderkind iſt. Da Sie die Kinder ſo lieben, ſo muß ich Ihnen einen trait von ihr erzählen, der unglaublich ſcheinen kann, und doch ich ſchwöre es Ihnen, buchſtäblich wahr iſt. Sie nahm zu 3 Jahren, die ſie erſt hier in Rom erreichte, an jeder Konverſation, wie eine erwachſene Perſon, Theil, und wenn ich mit ihrer Mutter ſpaniſch ſprach, ſchrie ſie: Parlez-donc français. Nun ſehe ich hier viel den be-

rühmten Astronomen Ciccolini, und da er außerdem noch ein vielfach gebildeter und interessanter Mann ist, so konnte es nicht fehlen, daß ich seiner manchmal gedachte. Einmal bei Tische war dies auch der Fall, Pauline, der das Gespräch vermuthlich zu hoch war, wurde ärgerlich und sagte zu mir: „Qui est donc ton Ciccolini, que personne ne connait." — Würde sich der Dépit einer Elégante der Chaussée d'Antin wohl anders ausgedrückt haben? — Ich betete das Kind an, und besang es auch zu seinem Geburtstag in französischen Versen, die viel Beifall erhielten, und die ich Ihnen vielleicht einmal mittheile. Lady W. war auch als Landsmännin sehr freundschaftlich mit meiner Frau und Tochter, und da sie Logen in allen Theatern hatten, so wurde uns auch dieses Vergnügen zugänglicher. Lady W. und Pauline waren übrigens hier schon eine alte Bekanntschaft für mich; denn 1827 hatte der Prinz mit ihnen den ganzen Frühling in Marseille zugebracht, wo ich auch täglich bei ihnen war. — Ich begegnete ihm da einst unerwartet am Hafen.

Nun muß ich Ihnen doch zu guter Letzt, — und es ist Zeit, dünkt mich, dies Wort auszusprechen, noch sagen, wie und auf welche Art mein Gewissen gerührt worden ist, und wie so diese Gewissensbisse mich angetrieben haben, Ihnen jetzt zu schreiben. —

Im Pallast Caffarelli, auf dem Capitol, den der Gesandte bewohnt, wohnt auch Fräulein Auguste Klein aus Berlin, die Freundin von Mad. Herz, die Sie kennen, zusammen mit der Familie eines deutschen Malers Eggers aus Neu-Strelitz. Wir gehen viel mit ihnen um, und als neulich einmal von unserer baldigen Abreise nach Neapel die Rede war, sagte mir Fräulein Klein, daß auch sie Rom

burg, eine Rechtfertigung der heiligen Allianz und ihrer Kongresse, mit geübter Feder, von einem russischen Gentz verfaßt. Darin wird ausdrücklich dargethan, daß die großbritannische Staatskunst, trotz ihrer Nichteinstimmung in Verona, trotz aller Aeußerungen Lord Liverpool's und Hrn. Canning's, im Grunde mit den Ansichten und Schritten der andern Kabinette, besonders wenn das Gelingen hinzutritt, vollkommen einverstanden sei. Nach allem Vorgegangenen ist es nicht schwer, dieser Versicherung zu glauben. Bei den Angelegenheiten Griechenlands sind alle Berechnungen der Staatskunst gescheitert; der „österreichische Beobachter" verkündigte im vorigen Sommer, mit der Sache der Griechen sei es aus! Sollten die französischen Blätter, die auf solche Weise von der Sache der Spanier sprechen, nur eben solche Propheten sein, wie der „österreichische Beobachter"? „Das wolle Gott nicht," hörte ich an einem öffentlichen Orte einen Mann von reiferen Jahren sagen, „daß es mit Spanien schon aus wäre! Für uns alte Leute giebt es keine andre Hoffnung mehr!" Es giebt einen dunkleren Theil des Publikums, der nicht schreibt, nicht auftritt, und deßhalb unbeobachtet die wunderbarsten und gewagtesten Meinungen in sich nährt, und bei Gelegenheit äußert, während ein andrer Theil, der schon einmal zu offenbar geworden, ungemein eingeschüchtert und bei der geringsten Regung allen möglichen Unannehmlichkeiten ausgesetzt ist.

Herr Reimer, gegen den wegen der Napoleon'schen Memoiren, die er erst mit Zensur gedruckt, dann wegen nachherigen Verbots an einen andern Buchhändler verkauft hatte, ein Kriminalprozeß anhängig gemacht war, ist von dem Stadtgerichte völlig frei gesprochen worden. Herr Geheimerath Ancillon selbst hatte ihm früher die Versicherung gegeben, er würde das Buch, dessen Erscheinen in Berlin nur nicht

im September mit Mad. Eggers und den Kindern verlassen und nach Berlin gehen würde. Also eine Bekannte von Ihnen, die nach Berlin geht. Das fiel wie ein Stein auf mein Gewissen und mahnte mich unwiderstehlich Ihnen endlich einmal zu schreiben. — Ich wollte also anfangs den Brief an Fräulein Klein bei meiner Abreise übergeben, aber Sie würden ihn dann erst im Oktober bekommen! Wenn ich so gewissenlos sein wollte, Ihnen ein schweres Porto zu kosten (denn hier kann ich nicht frankiren) und gewiß wäre, daß Sie in Berlin sind, so würde ich ihn am Ende doch noch vielleicht auf die Post geben. Auf jeden Fall schließe ich ihn jetzt, und gebe ihn wahrscheinlich dem Grafen Dyhrn mit, der in diesen Tagen nach Schlesien, seinem Vaterlande, reist. Ich würde ihn dann vielleicht an Herrn v. Varnhagen überschreiben und den Grafen bitten, ihn unserer Gesandtschaft in Wien zu übergeben, so denke ich, wird er Ihnen am besten zukommen. — Wenn Sie mir antworten wollen, so braucht Herr v. Varnhagen den Brief nur an den Legationsrath de la Croix im Bureau abzugeben, denn dieser Freund schickt mir dann gelegentlich die an mich gerichteten Briefe durch die Gesandtschaft, oder mit Kourier-Gelegenheit. Vielleicht könnten Sie auch mit Lottum schreiben, der wohl erst spät im Jahre kommen wird. Es thut mir sehr leid, daß Voss'ens nicht wiederkommen, sie waren hier so freundschaftlich mit uns, und schon früher in Neapel mit mir.

Noch eins muß ich Ihnen sagen, ehe ich schließe: wenn ich in meinen Prinzipien, so wie Sie sie kennen, wankelmüthig gewesen wäre, was ich nie sein werde, so würde ein zweijähriger Aufenthalt in Rom mehr als hingereicht haben, mich darin auf immer zu befestigen.

Wie ist Herr von Varnhagen denn dazu gekommen

Zinzendorf's Biographie zu schreiben? Sie soll sehr schön sein, und ich glaube es gern.

Doch es ist endlich Zeit di levarvi l'incomodo — wie man hier sagt. Leben Sie wohl, vergessen Sie nicht, und um's Himmels willen strafen Sie nicht etwa durch ein eben so langes Stillschweigen

Heute ist der 27. Juni.

Ihren

Freund und Diener Scholz.

Ich könnte Ihnen wohl viel poetische Floskeln von mir aus der neusten Zeit mittheilen, aber ich begnüge mich mit einem Distichon aus älterer Zeit, weil es Falck so sehr gefiel, und ich nicht gewiß weiß, ob Sie es schon kennen:

Leben in der Idee oder wagen für sie das Leben,
Eines von beiden; wo nicht? Sage doch nimmer du lebst.

Doch nein! Ich muß Ihnen noch etwas mittheilen, ob ich gleich fürchte Ihre Geduld zu ermüden. — Ich hatte meinem Freund F. alle meine Dichtungen — wenn ich sie so nennen dürfte — mitgetheilt. Ich wollte doch auch unser Wiedersehn in Rom besingen, und so entstanden diese Zeilen:

Also so viele der Zeilen, — nicht wag' ich's zu sagen Gedichte, —
Brachte dem Freund der Freund, gleichsam ein Bildniß von ihm.
Aber sollt' es dies sein, so fehlt ihm ja dennoch das Beste;
Keine Stelle berührt unsern innigen Bund,
Der als einziges Gut im Leben mir übrig geblieben,
Alles andere nahm grausam die Göttin hinweg. —
Spanien sah' ihn entstehen, er reifte im glücklichen Lande,
Das dich geschenket der Welt: das dich auch mir so geschenkt.
Aber dies einz'ge Geschenk, die neidische Göttin sie läßt mich
Selbst es genießen nur halb, Trennung beliebt' ihr ja stets.
Meere und Länder und Berge, sie thürmte sie zwischen uns beide,
Meinend sie gebe zu viel, wär' ich vereinet mit dir.

Doch dich beherrſcht nicht wie mich, der Einfluß der mächtigen Göttin!
Und ſo mußte ſie dann dich mir gewähren in Rom!
Wo Jahrhunderte ſich begegnen da ſollt' es gelingen,
Daß auch freudig ich einſt hier begegnet' dem Freund!
Ausgeſöhnet mit mir hat die Loſe ſich diesmal für immer,
Und ich verzeih' ihr fortan was ſie im Schilde noch führt.
Siehe die Thräne der Freude, der tiefſten innigſten Rührung,
Die ſo wie ein Demant eben im Auge mir glänzt!
O! verſchmäh' ihn doch nicht, kein König kann ihn bezahlen,
Sondern faß' ihn im Flug ſchnell in dein liebendes Herz!

Voß und Stolberg.

1820.

Ein Jahr ist nun beinah verflossen, seit unsres Voß denkwürdige Schrift über seines ehemaligen Freundes Stolberg Unfreiwerden erschienen ist. Seit dieser Zeit sind aller Orten in Deutschland die vielfachsten Stimmen über diesen Gegenstand erschollen, der, wie vorauszusehen war, den allgemeinsten Antheil gefunden hat, indem er mit dem Hauptstoffe, den unser Weltzustand jetzt verarbeitet, in tiefstem und bezugreichstem Zusammenhange steht. Selten hat eine Schrift so rein und ganz den Lebenspunkt der Gegenwart getroffen, so klar die innersten Triebfedern ihrer Störungen enthüllt, und so groß und herzhaft die Richtung zum Bessern eingeschlagen! Eine ganze Litteratur von Flugschriften, Büchern, Beurtheilungen, Aufsätzen und Erklärungen schließt sich bereits an Voßens Schrift an, Zeichen genug, wie richtig die Empfänglichkeit war, wie reif und gelegen sie erschienen ist! Noch jetzt dauert der Streit über die Sache wie über die Personen lebhaft fort, und wird, aller Wahrscheinlichkeit nach, noch geraume Zeit geführt werden, auch wenn die ersten Kämpfer vom Schauplatze längst verschwunden sind. Ja dieser Streit ist im Grunde selber nur eine Fortsetzung desjenigen Streites, den im Sinne eines andersgestalteten Zeitgeistes unser Luther durchfechten mußte, den unsre Philosophen Lessing, Kant und Fichte, mit abwechselndem Glücke

geführt, des Streites κατ' ἐξοχήν, des Streites über die gute Sache, die sogar unter diesem Namen neuerdings ein lebhafter Schriftsteller einzuleiten versucht hat. Ohne eine politische Farbe zu tragen, hat Voßens Schrift demnach eine politische Wichtigkeit höhrer Art, eine Wichtigkeit, die mit den Lebenszuständen, die sie betrifft, in Verhältniß steht, und hier in der That nichts Geringeres, als das ganze Gesellschaftswesen unsrer Tage, seine Wurzeln und Blüthen, betrifft. Die erbitterten Gegner mögen noch so sehr diese Wichtigkeit abläugnen, die Darstellung der Sache und die Sache selbst in das Gebiet geringfügiger Persönlichkeiten verweisen wollen, ihr eigner Eifer widerlegt sie! Und von dem Werth oder Unwerth des Inhalts abgesehen, stellen sie durch ihr Geberden wenigstens die Wichtigkeit der Erscheinung ganz außer Zweifel. —

Es mag daher wohl am Platze sein, die Stimmen über solche Schrift durch eine unbefangene zu vermehren, die, nach Anhörung so vieler andern und nach gegebener Zeit zur Prüfung derselben, wohl geeignet sein dürfte, nicht sowohl ein Endurtheil zu sprechen, wozu noch niemand berufen ist, als vielmehr Gesichtspunkte aufzustellen, die bei der künftigen Fassung desselben nicht unbeachtet bleiben sollen. Diese Stimme, welcher in Betreff der Sache die Gegner schnell genug Partheilichkeit vorwerfen mögen, wird wenigstens hinsichtlich der Personen in ihrer Unbefangenheit anerkannt werden müssen, da weder Voß noch Stolberg hier durch persönliches Verhältniß Abneigung oder Vorliebe erwecken gekonnt, sondern beide in dieser Rücksicht völlig als Fremde dastehn.

Auffallend ist es, wie sehr bei dieser Sache gerade das Wesen häufig außer Acht gesetzt, und vor allem andern das Persönliche hervorgezogen worden. Besonders haben

die Freunde Stolberg's hierin deſſen Sache ſchlecht geführt, daß ſie den eigentlichen Gegenſtand in dem eignen Gebiet faſt unvertheidigt preisgaben, und ſich dagegen mit allen Kräften in das Gebiet des Feindes warfen, um ſich an deſſen Habe zu erholen, zu deren Plünderung und Verderbung ſie die widerſprechendſte Genoſſenſchaft annahmen und aufriefen! Von Rechtfertigung der Sache Stolberg's, von Vertheidigung ſeines Uebertrittes, ſeines zweideutigen Verfahrens vor und nach demſelben, von Entſchuldigung ſeines unaufrichtigen und anmaßlichen Benehmens gegen den Freund, von allem dieſen iſt wenig zu leſen; dagegen deſto mehr von Voſſens Schonungsloſigkeit, von ſeinem Aufmerken, von ſeinem bürgerlichen Stolze, von ſeinen ſonſtigen Streitigkeiten, von ſeinen litterariſchen Schwächen. Die Vorwürfe, die gegen Voſſens Perſönlichkeit mit Grimm und Geifer ausgeſtoßen worden, betreffen alle ſein Auftreten, aber nicht ſeine Sache; er möchte letztere mit roher Grauſamkeit und tölpiſchem Ungeſchick geführt haben, ſo würde ſie darum keine andere werden; Voß könnte äußerſt gefehlt haben, und ſittlich zu verdammen ſein, ohne daß dadurch für die Gegner etwas gewonnen wäre, außer einer ſchadenfrohen Rache, die hier für Manchen freilich die Hauptſache ſein könnte. Wie aber Voß, als Menſch und als Schriftſteller, in dieſer Angelegenheit daſtehe, ob unwürdig, darüber mögen die nachfolgenden Bemerkungen einiges Licht geben.

Seinen Ueberzeugungen zu folgen iſt für jeden Menſchen Bedürfniß und Pflicht; dieſen Satz werden die Freunde Stolberg's am wenigſten verläugnen wollen, da ſie ſeiner ungemein bedürfen, um Jenes Uebertritt zur römiſch-katholiſchen Kirche zu rechtfertigen, wenn ſie anders nicht ſchon

selber öffentlich dazu gehören, in welchem Falle sie behaupten dürfen, daß jede andere Ueberzeugung, als die römisch-katholische, schon an und für sich Ketzerei und Verbrechen sei. Die meisten Freunde Stolberg's befinden sich aber in diesem Falle noch nicht, und müssen daher obigen Satz, weil sie ihn für Stolberg brauchen, auch für Voß gelten lassen; sie dürfen diesem im Allgemeinen so wenig vorwerfen, daß er ein Protestant und ein Freier ist, als sie jenem im Allgemeinen wollen vorwerfen lassen, daß er ein Römischkatholischer und ein Unfreier ist. Es kommt hier lediglich auf die Art und Weise an, wie die Ueberzeugung in die Welt der Erscheinungen tritt, ob im Geleite der Vernunft und Wahrheit, des Rechts und der Offenheit, oder der Arglist, Lüge und Finsterniß? Voß war von Anfang ein eifriger Protestant, redlich und offen der Vernunft und Freiheit zugewendet, keinen Augenblick seines Lebens irr und wankend, treu und bieder seine Meinung behauptend und für sie einstehend; auf seiner gelehrten Laufbahn wie im Leben hat er stets in diesem Geiste sich bewährt; Irrthum und Leidenschaft können ihn bisweilen verleitet haben, aber Tücke und Hinterlist sind ihm stets entfernt geblieben. Aus dieser Sinnesart, die ihn mit vielen edlen Freunden innig verband, sah er mit Wehmuth Einen dieser Freunde scheiden, er sprach mit Andern dieser Freunde offen und gerade sein Erstaunen und seinen Schmerz über die Wendung aus, durch welche Stolberg endlich jenem Kreise völlig entrückt und verfremdet erschien, um, nach Vossens Meinung, dem Wahn und Irrthum, und leider keinem unschuldigen, anzugehören. Die Ode von Friedrich Heinrich Jacobi, bald nach Stolberg's Uebertritt gedichtet, bezeugt die liebevollen und mannhaften Empfindungen eines edlen Herzens, das der

Freund nicht vergessen, aber auch die Wahrheit nicht verläugnen kann. Große Trennung des Raums und der Jahre scheidet nun die frühern Freunde in Leben und Wirksamkeit, der Eine dem ursprünglichen Wege getreu, der Andere in neuangenommenen eine mehr und mehr abweichende Sinnesart entfaltend; des Letztern zahlreiche Schriften stellen der biedern Offenheit versteckte Winkelzüge entgegen, sie ziehen mehr und mehr die Fäden zu einem finstren Gewebe der Umstrickung, sie verläugnen mit den früheren Begriffen zugleich alle früheren Gefühle, und sprechen ewige Verdammniß über die ketzerischen Freunde aus; die Persönlichkeit des Verirrten entwickelt sich zur allgemeinen Sache der Verirrung: da tritt, nach achtzehn Jahren des Schweigens, endlich Voß hervor, als Greis derselbe noch, der er als Jüngling war, und fühlt sich berufen, in seiner Sache die Sache der Wahrheit, die Sache aller Zeitgenossen, gegen den, der sein schonendes Schweigen mißbraucht, zu vertreten, das Unheil aufzudecken, wie es sich vor seinen Augen, ja in seinem eigenen Lebensstoffe, allmählich entfaltet hat. Dieser Hergang, unläugbare Thatsachen, zeigt unsren Voß in keinem ungünstigen Lichte, und die achtzehn Jahre seines Schweigens widersprechen bündig genug dem Vorwurfe, der ihn als gallsüchtigen Streiter nur immer nach bittren Händeln begierig schildern möchte. Es ist wahr, Voß hat manchen Kampf in seiner Lebensbahn öffentlich zu führen gehabt, allein nicht die Zahl, sondern die Art der Kämpfe kann hier gelten, und in welchem war Voß nicht offen und wahr, nicht bieder und streng, und in welchem ist entschiedenes Unrecht auf seiner Seite gewesen? Auch Luther hat gekämpft, auch Lessing und Fichte, auch Wolf und die Schlegel, alle unsre besten Männer in der Litteratur und im Leben, und den Streitig-

zuläſſig ſei — weil darin ſtarke Stellen gegen den König von Schweden enthalten — ohne Gefährde unter ſeiner Leipziger Firma ausgeben können. Ein ſtark umgehendes Gerücht ſagt, daß auch Hrn. Prof. Jahn's ſeit 1819 eingeleiteter Prozeß, für deſſen Entſcheidung das Oberlandesgericht zu Breslau, das aber lange auf die Akten zu warten hatte, ausgeſucht worden, nunmehr abgeurtheilt, und der Angeklagte völlig freigeſprochen ſei; das Urtheil ſoll ſchon hier ſein, dürfte aber, wie jenes Gerücht ſagt, für's erſte noch nicht publizirt werden. Ihm ſelbſt, Hrn. Jahn, ſoll es übrigens in Kolberg ganz gut ergehen.

Unſer Generalkonſul in Warſchau, Herr Julius Schmidt (großer Iſaak Ephraim genannt), ein junger Mann von Talent, war hier zum Beſuch anweſend, und iſt ungemein ausgezeichnet worden. Seine Majeſtät der König zogen ihn ſogar zur Tafel. Seinem Eifer werden, ſo ſagt man, auch die meiſten Subjekte verdankt, welche unſer Judenbekehrungsverein bisher aus Polen erhalten hat, um ſie zur Taufe zu befördern. Daß man ihn einen Ultra ſchilt, darf ihn wenig bekümmern, auch halten ihn Andre für einen Liberalen, ſo ſagte z. B. ein Bekannter, den er warnte, nicht zu frei zu reden, ihm ganz unbefangen: „Mit mir hat es keine Gefahr! Sehen Sie, mein Lieber, ich habe gar keine politiſche Meinung und Geſinnung, und ſpreche, wie jeder es haben will, mit einem Ultra bin ich auch Ultra, mit einem Liberalen — wie jetzt mit Ihnen — ein Liberaler; was kann mir da geſchehen?“ Der ſtaunend Betroffene mochte nichts erwiedern, er ließ die Bezeichnung auf ſich ſitzen, und die Maxime gelten.

Hrn. Pirault des Chaumes hatte ich Beſſeres zugedacht. Das beifolgende Blatt enthält nur einige der ihm beſtimmten Scherze, Vorſicht mußte die anderen wegſtreichen.

Chriſtoph Schloſſer's (in Heidelberg) Geſchichte des acht-

keiten dieser Männer können die von Voß geführten ehrenvoll zur Seite stehn. —

Ist Voß demnach in dieser Sache seiner inneren Ueberzeugung mit offener Redlichkeit gefolgt, und hat er für Wahrheit und Freiheit seine Stimme erhoben, so ist der Beruf seines Auftretens hinlänglich gerechtfertigt, ja derselbe wird für ihn zur heiligsten Pflicht, die er wenigstens aus dem Grunde, daß er vor allen Andern sie zu leisten befähigt ist, nicht ablehnen kann. Die Triebfedern seines Beginnens sind rein und edel; nicht blos die bedeutenden Eingangsworte, auch viele andere Stellen seiner Schrift, und der ganze Ton, in welchem sie geschrieben ist, bezeugen den wehmüthigen Schmerz, die trauernde Entrüstung, und zürnende Theilnahme, mit der er das Freundschaftsverhältniß dem Rufe strenger Wahrheit unterordnet, und mehr noch die eigne Brust als die fremde der Verletzung preisgiebt. Ueber die Beimischung andrer Antriebe, als der erwähnten, möge das eigne Gewissen einstehn, dem die tiefsten Herzensforschungen am Ende heimfallen. Die Berufung, welche Voß dem ehemaligen Freunde vor dem höhern Richterstuhl entbietet, ist wenigstens zu ernst und feierlich, als daß frevelhaft an Aufrichtigkeit gezweifelt werden dürfte, wo dergleichen vorkommt.

Wie schon gesagt, die Sache selbst ist hier der Persönlichkeit entwachsen, sie betrifft ein allgemeines großes Gut der Menschheit, den Gebrauch der Vernunft, die Erhaltung ihrer Ergebnisse im Denken und Handeln; Stolberg ist nur der Gegenstand, nicht der Zweck der Schrift, nicht Stolberg's mehr, nicht Vossens Recht oder Unrecht gilt hier noch, sondern das Wohl und Wehe eines ganzen Geschlechts, das in die Spaltung zweier großen Hauptrichtungen gestellt ist, wie sie von Anbeginn den

Menschen in Zweifel gesetzt und auch Jahrhunderte lang ihm Elend und Knechtschaft wie Gedeihen und Freiheit wechselnd verhängt haben. Und zwar gefährlicher, als je vorher, droht in unsern Tagen die Herrschaft des Unfreien, da in ihm, wie nie vorher, weltliche und geistliche Kräfte jetzt zusammenstimmen und auf Unterdrückung hinstreben. Innig verbunden haben sich Pfaffenthum und Ritterthum, um in Kirche und Staat ein Vorrecht und Alleinrecht zu behaupten, das der Vernunft widerstreitet: innig verbunden sind hierarchische und aristokratische Umtriebe gegen jede Besserung des kirchlichen und politischen Gesellschaftszustandes, und während wesenlose demokratische Umtriebe überall mit scharfer Untersuchung erforscht und verfolgt werden, genießen jene in ausgebildeter Wirklichkeit sichern Frieden und Begünstigung. Daß nur niemand sich über den Inhalt unsrer Zeit durch gutmüthige Verblendung täusche, daß nur niemand die Nebel unsrer Tage in ihrer gleißenden Gestalt verkenne, ihre Einflechtung in das Gute für ihre Milderung und Heilung halte! Die sanften gemäßigten Seelen, deren Kraft nie zu den letzten Gründen steigt, die bequemen und selbstsüchtigen, deren eignes Wohl auch mit fremdem Wehe sich verträgt, die kühnen und heldenmüthigen, denen der Schaden selbst nur als eine Anweisung auf reichlichsten Ersatz gilt, alle diese weigern sich nur allzu oft, das Uebel zu erkennen, ihm seinen Namen zu geben, und es zu bestreiten. Wer aber das rechte Maß der Einsicht und des Muthes besitzt, der täuscht sich durch keine Vorspiegelung, der scheidet Lüge und Wahrheit auch in ihrer lockendsten Mischung, und bestreitet das Uebel unter seinem wahren Namen. So Voß, der hier den Verein des Kirchenwahns und des Adels in seiner ganzen Blöße hinstellt. In der That ist es diese Zusammenfassung

zweier bisher meistens getrennt gehaltener Uebel, welche dieser Schrift den eigenthümlichen Werth und die gewaltige Wirkung giebt, die sie bei vereinzeltem Angriffe nicht in solchem Grade gehabt hätte. Von der hierarchischen Seite her, die für die Erwartung des Lesers als die vorherrschende, aber für die augenblickliche Wahrung im Zeitgeiste doch nur als die geringere erscheint, führt Voß den mächtigsten Angriff gegen die aristokratische, die allerdings in der Tagesstellung unsrer öffentlichen Angelegenheiten wichtiger ist, als jene, und deren Erschütterung hier auf eine bisher noch unerhörte Weise gelungen ist. An philosophischen Erörterungen und Schlußfolgen, an historischen Entwickelungen, an rednerischen Allgemeinheiten aller Art hat es so wenig über Pfaffenthum als Adel bisher gefehlt; fern sei es, den Werth und Nutzen solcher Arbeiten zu verkennen, aber wie schwer und langsam ihre Wirkung in das Leben übergeht, ist leider am Tage! Doch jetzt wird plötzlich ein bedeutendes Beispiel aus dem Leben selbst, mit allen seinen Wurzeln und Fasern, hervorgehoben, und an diesem lebendigen Beispiel, an der Natur selbst, bis in die tiefsten Windungen hinein, bis in die unscheinbarsten Aeußerlichkeiten, der nie rastende Geist des Uebels, seine in alle Adern verbreitete Gegenwart, sein in allen Verhältnissen, Beziehungen und Vorfällen verarbeitetes Gift aufgedeckt und nachgewiesen! Die Grafen Stolberg und ihre Genossen im Verkehr und Gegensatz ihrer bürgerlichen Freunde, geben dieses Lebensexempel: das Wesen des Adels erscheint hier auf eine deste schauderhaftere Art, jemehr hier die edlere Geistesbildung selbst unter der Last und in der Sitte des rohen Adelthums gefangen erliegt. Ob auch Manchen, deren Theilnahme sich leichter dem entdeckten Schuldigen, als dem verletzten Schuldlosen zuwendet,

die genaue und umständliche Erzählung, welche Voß von Stolberg's Art und Weise in hundert Zügen nach dem Leben der Reihe nach darlegt, hart und grausam dünken möge, diese Erzählung stellt für alle Zukunft ein treues und warnendes Bild auf, in welchem Tausende sich erkennen, durch dessen Dastehn Tausende die Augen öffnen und sich vor Unheil, wie jede Täuschung es mit sich führt, bewahren werden. Unwiderruflich ist die Wahrheit festgestellt, die jeder nun in seinem nächsten Kreise mit mäßiger Aufmerksamkeit wird tausendfach bestätigt finden, daß bei aller Freundschaft und Zuneigung des Herzens, bei aller jugendlichen Gewöhnung des Zusammenlebens, bei aller Vereinigung durch Wissenschaft, Kunst und Bildung, kurz bei allen innigsten und schönsten Banden, die zwischen Adelichen und Bürgerlichen bestehn, doch unaufhörlich die Gelegenheiten und Fälle sich erneuern, wo dennoch jener etwas anderes und mehreres sich dünkt, als dieser, wo doch jener sich des Bürgerlichen schämt, sich von ihm absondert, ihn verläugnet, ganz, theilweise oder doch in etwas! Diese Einsicht werden viele Leser, welche die Schrift nicht billigen, doch aus ihr herauslesen müssen, und wider Willen im Leben behalten und anwenden. Solche unselige Wirkung führt das Adelthum nothwendig mit sich, und eine ursprüngliche Lügeneinrichtung, die auch die Besten ihrer Angehörigen zu solcher Unredlichkeit und Gemeinheit verführt oder nöthigt, sollte nicht eine Pest der sittlichen Gesellschaft, nicht ein steter Gegenstand gerechten Abscheus sein? —

Die Darstellung im Einzelnen, durch welche Stufen und Verhältnisse Stolberg in seiner Entwickelungsbahn endlich bis zum Uebertritte in den Schooß der römisch-katholischen Kirche gefördert wurde, ist ungemein merkwürdig

und lehrreich. Voß ſchreibt ohne Haß gegen Stolberg, für welchen ſeine Zuneigung noch mehrmals in herzliche Wehmuth ausbricht, aber er ſchreibt mit dem Bewußtſein, welches auch durch Liebe zu keiner Zeit über die Wahrheit getäuſcht werden konnte. Die Verhältniſſe und Auftritte, welche für obige Entwickelungsbahn bedeutend ſind, werden mit ſcharfen Zügen genau geſchildert. Von früheſter Zeit an, in Kopenhagen und Göttingen, gab ſich in Stolberg die Sinnesart zu erkennen, die er ſpäter ganz entfaltet hat. Die Schilderung, wie es eigentlich mit dem früheren Freiheitsſinne Stolberg's gemeint geweſen, mit ſeinem Vaterlandseifer und Fürſtentrotz, wie ſelbſt die franzöſiſche Revolution in dieſem Sinne als Morgenröthe der Freiheit geprieſen worden bis die Vorrechte des Adels ſanken und dieſer ſelbſt abgeſchafft wurde, und nun Stolberg plötzlich erkaltete, dieſe Schilderung iſt ein Meiſterſtück eindringenden Scharfblicks und treffender Bezeichnung, und herrlich brechen ſich ihre Schatten an dem Lichtbilde Klopſtock's, der hier in ſeiner ganzen Reinheit erſcheint. In ihrem Fortſchritte wird die Erzählung mit jedem Blatte reichhaltiger, aber auch manichfacher und verwickelter, beſonders gegen die Zeit, in welcher Stolberg's Glaubensänderung erfolgte, daher auch die Belege, theils Briefauszüge, theils Anführungen aus Aufſätzen und Gedichten, ſich häufiger einſchalten. In einer Fülle von merkwürdigen Thatſachen, von bezeichnenden Zügen und treffenden Bemerkungen, faſt alle wichtig für die litterariſche wie für die politiſche Geſchichte unſerer Tage, aus welcher die berühmteſten Namen hier vorkommen, insgeſammt aber von größter Bedeutung für den beſondern Zweck dieſer Schrift, durch den auch die unberühmteſten Namen und faſt geringfügigſten Umſtände wichtig werden müßten, in ſolcher Fülle

belebter und mit Meisterhand hingestellter Einzelheiten erhebt sich vor unsern Augen das sichre und wahre Bild eines großen Stückes Leben, wie es nach seinen innern und äußern Beziehungen einen ansehnlichen Kreis von Menschen während eines großen Zeitraums wirklich umfaßt und beseelt hat. Dieses große Stück Leben, von denjenigen Seiten aufgefaßt, die der politischen Geschichte meist entschlüpfen, und deren sie doch zur Ergänzung ihrer einseitigen Gestalten unaufhörlich bedarf, und mit all der Wärme dargestellt, die sonst nur dem dichterischen Stoffe zugewandt wird, ist eigentlich der bleibende Gehalt der Schrift, welcher, wenn der vorübergehende Zweck derselben längst erfüllt oder verschwunden ist, noch in später Zeit ihr einen hohen Werth und ausgezeichneten Rang unter unsern schätzbarsten Denkwürdigkeiten sichert, einer Gattung von Schriften, die den Deutschen zu ihrem Nachtheile noch sehr fehlen, und deren Erscheinung sie daher zuerst immer ein wenig beunruhigt und verwirrt, wie dies so manche Sammlung von Briefen, und sogar Goethe's nie genug zu rühmendes Werk über seine Lebensgeschichte, ein unerschöpflicher Schatz an Gehalt und Darstellung, gleich dieser Schrift unsres Voß in anfänglichen Mißurtheilen erfahren hatte. Dies konnte um so auffallender sein, da die Deutschen doch sonst den Werth mancher Dinge nicht nach äußerm Glanz und Umfange, sondern nach innerer Beseelung und Bedeutung abschätzen, und Schlachten, Staatsprunk und Machtleben nicht höher stellen, als die Begebenheiten der Gemüthswelt und der Geistesbildung, allein das Beispiel ausländischer Schriften scheint uns auch hier zu verleiten, den unserigen, wie so oft, einen falschen Maßstab anzulegen. Aber Manche möchten dieser Ansicht im Ganzen beistimmen, und ihr nur in der Anwendung

auf Voßens Schrift widersprechen. Sie möchten behaupten wollen, daß ein großer Theil des Inhalts doch jene Bedeutung nicht besitze, daß unter dem Kleinen viel Kleinliches, Ueberflüssiges, und sogar Unziemliches sich befinde; ja sogar der Vorwurf ist gehört worden, daß man sich wundre, wieso Voß nur so viel Geringfügiges, so viel Unscheinbares, dem flüchtigen Tage habe ablauschen und dem Gedächtniß einprägen wollen? Seltsam genug klingt dieser letzte Vorwurf, als wenn irgend ein Mensch Herr seines Wahrnehmens und seines Gedächtnisses wäre! Es kommt hier nur darauf an, ob das Mitgetheilte zur Sache taugt, sie aufhellen und bezeichnen hilft, und dann hat das Gedächtniß sehr wohlgethan, dergleichen nicht fallen zu lassen, oder ob wirklich Unbedeutendes und Müßiges mitgetheilt worden, und dann wäre nicht das Gedächtniß, sondern die wählende Urtheilskraft zu beschuldigen. Nun aber fragt sich erst, welche Bestandtheile, Aeußerungen oder Beziehungen in Vossens Schrift eigentlich mit jenem Tadel gemeint sein sollen? Gegen die bloß im Allgemeinen schwebende Anklage steht hier die im Allgemeinen ausgesprochene Erwiederung, daß die Erzählung und Untersuchung des Gegenstandes sich nirgends in kleinliche oder nicht zum Zwecke dienende Einzelheiten verliere, daß sie im Gegentheil mit all der Besonnenheit und Wahl geführt werden, die von einem unsrer ersten Schriftsteller zu erwarten gewesen. Näher in's Einzelne gehende Anklage gegen bestimmte Stellen würde auch genauere Erwiederung finden können. Soviel aber ist gewiß, daß bei einem Gegenstande, wie dieser, wo es nicht bloß Darstellung, sondern einen wirklichen Streit gilt, bei welchem Einwendungen und Verläugnungen in Menge zu erwarten stehn, die genauere Ausführlichkeit ein unerläßliches Erforderniß

wird, über dessen Mangel die Gegner einen noch ganz andern Lärm erheben würden, als jetzt über dessen Anwesenheit. Hier ist eine öffentliche Rechtssache, welche das ganze Vaterland, die Freiheit und Bildung desselben angeht, und ein unterrichteter Zeuge, der aus Gewissen und Pflicht darin auftritt, sollte in seiner Aussage darum tadelnswerth sein, weil er manche Umstände, die er der Sache wesentlich glaubt, nicht verschwieg? Und welches ist denn diese Ausführlichkeit und Genauigkeit, die man bei diesem Lebensgegenstande so verwerflich finden will? Dieselbe, die man unsrer Geschichtforschung, unsrer Philologie, so sehr zum Ruhme rechnet, die man bei Untersuchung verschollener Begebenheiten, an denen das Leben der Gegenwart längst keinen Antheil mehr hat, mit ängstlichem Fleiße zur Schau prunkend aufstellt! Wie Mancher, der sich vornehm über Voß erhebt, und ihn der kleinlichen Schulmeisterei, wohl gar des gemeinen Geklatsches anschuldigt, hat Zeit und Kräfte seines Lebens auf Stoffe verwendet, welchen er den hier verarbeiteten unbedenklich gleichschätzen würde, wenn, statt lebendiger Gegenwart, todte Vergangenheit ihn darin anreizte! Nicht besser als diese Vorwürfe, besteht der andere, den man gegen die Heimlichkeit dieser Mittheilungen zu erheben versucht. Weder ein Rechtsverständiger, noch ein Geschichtsforscher kann solchen Tadel vertreten wollen; wenn es sich um Erforschung einer Wahrheit, um Lösung einer Aufgabe handelt, so muß sie aus denjenigen Stoffen entwickelt werden, in welchen sie verstrickt ist, und, den Beruf zum Ganzen einmal vorausgesetzt, kann die theilweise Befugniß nicht mehr in Rede stehn. Aber furchtsames Bewußtsein lügenhafter Gleißnerei, die das Licht des Tages scheut, läßt unsre Schwächlinge stets ein lautes Geschrei über Aergerniß und Unziemlich-

keit erheben, so oft das Recht und die Wahrheit ihre sittliche Verderbniß berührt, gleichsam als wäre nicht die Sache das Uebel, sondern der Name. Diese Schwächlinge, mit ihrem Vornehmthun und Edelscheinen, werden freilich in Stolberg's Beispiel heftig aus ihrem Dunkel aufgeschreckt und in ihren Blößen an's Licht gezogen. Von andrer Unziemlichkeit aber, von eigentlich Anstößigem, kann hier keine Rede sein, da die Art von Verderbniß, vor welcher die Scham die Augen zu schließen geböte, in diesen Geschichten glücklicherweise keine Stelle hat. Aber diejenigen Leute, welche mit den edelsten Verhältnissen ein selbstsüchtiges Spiel treiben, immerfort einen Vorbehalt in den Gefühlen bewahren, deren Gesammtheit sie ihrerseits ansprechen und empfangen, welche die Hingebung, die sie von banausischen Freunden erfahren, nicht erwiedern, sondern mißbrauchen, und immerfort mißbrauchen wollen, diese Leute sind in ihrer Art nur folgerecht, wenn sie sich darüber entrüsten und empören, daß ihr Vorbehalt und Mißbrauch nicht obenein gebilligt, und nicht aus denselben Begriffen und Empfindungen, die sie verletzen, zugestanden und geduldet werden will! Diese Leute sind nur den Grundsätzen der gesellschaftlichen Zerrüttung, auf der sie ruhen, getreu, wenn sie es Verrath nennen, daß man ihren unaufhörlichen Verrath aufdeckt, wenn sie über Freundschaftsbruch klagen, wo sie von Anfang nur halbe Treue eingesetzt, wenn sie es als banausische Frechheit verschreien, daß man ihren Anmaßungen endlich begegnet! Wenn man ihnen die Larve der Unredlichkeit und Heuchelei vom Gesichte reißt, so beschweren sie sich, daß man nicht zart und lieblich mit ihnen verfahre, wie sich doch nach ihrer Meinung gebührte! Aber so leicht und wohlfeil kommt man in unsern Tagen nicht mehr aus den Welthändeln ab, der blendende Schimmer

iſt mit dem Vorurtheil verſchwunden, und ſtatt der Worte gilt es Sache und That.

Einen ausgezeichneten Vorzug beſitzt Voſſens Schrift als litterariſche Erſcheinung durch die Schreibart; ſie iſt durchaus meiſterhaft. Gedrungen und ſtark, feſt und ſicher, iſt ſie darum nicht minder gewandt und anmuthig. Die Sprache iſt auf eigenthümliche Weiſe in ihrem edelſten Geiſte aufgefaßt und behandelt. Der Ton iſt durchaus würdig und bieder, der Ausdruck reich und treffend. Dabei iſt das Ganze ohne mühſame Bildnerei der Rede, ſondern frei und klar aus dem unbefangenen Gefühl der Sache ſelbſt hervorgerufen.

Von den Gegenſchriften, welche erſchienen ſind, iſt bis jetzt keine einer beſondern Betrachtung würdig. Was der Graf Friedrich Stolberg vor ſeinem Heimſcheiden als Antwort aufgeſetzt, iſt nichtsſagendes Gerede, das nicht auf die Sache eingeht; was ſein Bruder Graf Chriſtian Stolberg hinzugefügt, iſt gemeines Schimpfgeſchrei, wie man es eher aus der Feder eines wuthſchäumenden Jakobiners, als aus der eines weltfeinen Grafen erwarten ſollte. Von einer dritten Gegenſchrift iſt nichts zu ſagen, als daß ſie lärmt ſtatt zu beweiſen. Dagegen hat die Jenaer Allgemeine Litteratur-Zeitung in einer dankwerthen Rezenſion und Dr. Schott in ſeinem zeitgemäßen Buche die ganze Streitſache würdig aufgenommen und beurtheilt.

Hiemit genug für dieſesmal. Der Verfaſſer dieſer Blätter will hier nur einfacherweiſe ſeine perſönliche Meinung geſagt haben; daß ſeine Stimme die ſeinige ſei, kann man ihm nicht abſtreiten, und als ſolche gelte ſie, und ſtehe ſie hier, welches auch ſonſt ihr Werth oder Unwerth ſein mag. —

BIBLIOTHECA REGIA MONACENSIS

zehnten Jahrhunderts, Hrn. Guizot zugeeignet, ist ein merkwürdiges Buch. Es ist wenig Battist, aber viel Zwillich darin, was die Brauchbarkeit vielleicht nur erhöht. Ich bin sehr begierig auf den zweiten Theil, der die Revolution erzählen soll. — Kömmt Ihnen die Jenaische „Allgemeine Litteratur-Zeitung" regelmäßig zu?

In Nro. 101 — 108 d. J. steht eine Rezension der „Goethischen naturwissenschaftlichen Hefte", von dreien Rezensenten, deren einer Nees von Esenbeck zu sein scheint. Dergleichen verdiente in Frankreich bekannt zu werden. — Der Herzog von Rovigo hat wirklich eine abschlägige Antwort vom Könige bekommen, und denkt an die Abreise; da ihm aber der Weg Rechtens offen gelassen ist, so übergiebt er hier seine Angelegenheiten dem Sachwalter Hrn. Reinhard, Reimer's Schwager, der sich vor 10 Jahren wohl nicht träumen ließ, einem bonapartischen Herzoge vor den preußischen Gerichten beizustehen; es ist jedoch nicht wahrscheinlich, daß Savary auf diesem Wege zu etwas kommen wird, indem das Gericht in dieser Sache nicht nach dem Landrechte, sondern nach Staatsverträgen zu entscheiden hat, deren Mittheilung und Auslegung immer wieder von dem Staatsministerium abhängt, welches den Anspruch des Mannes schon einstimmig verworfen hat.

Er schimpft nun gewaltig, und möchte uns was anders zeigen, wenn er nur könnte! Der und Lascases sind dazu gemacht, uns den Napoleon, wenn wir etwa zu Täuschungen geneigt wären, wieder auf's neue recht gründlich zu verleiden. Le faubourg St. Germain, das geht dem Emporkömmling nicht aus dem Sinne, an dieser Eitelkeit, an diesem hohlen Respekt ist er auch zum Theil gestorben. Requiescat in pace! So wenig mir die jetzige Gestirnung des politischen Himmels

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

saur

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR 3-598-53028-5
VARNHAGEN VON ENSE,K.A. FN. I222/047

Galerie von Bildniſſen

aus

Rahel's

Umgang und Briefwechſel.

Herausgegeben

von

K. A. Varnhagen von Enſe.

Erſter Theil.

Leipzig,
Gebrüder Reichenbach.

1836.

Seiner Excellenz

dem Königlichen Geheimen Staatsminiſter

Herrn

D. Karl Friedrich von Beyme,

Ritter des groſsen Rothen Adlerordens,
des Eiſernen Kreuzes ꝛc. ꝛc.

ehrerbietigſt

zugeeignet.

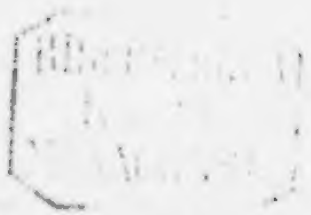

Ew. Excellenz

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MUENCHEN

wünſchte ich ſchon längſt durch Zueignung einer Schrift es bezeigen zu dürfen, mit welcher tiefen Verehrung und innigdankbaren Anhänglichkeit mein Herz Ihnen verpflichtet und ergeben iſt! Ich hatte mir hiefür die Lebensbeſchreibung zweier gleichzeitigen, mit und auch wohl wider einander ſtrebenden Staatsmänner auserſehen, des Fürſten von Hardenberg und des Freiherrn vom Stein. Der Name des verehrteſten Mannes, der durch That und Gedanke ſtets das Rechte, Gute und Schöne gepflegt, und ſich in treueſter Anhänglichkeit an das bewährte Alte zugleich den freieſten Geiſtesblick für gedeihliche Entwicklungen der Zukunft offen erhalten hat, würde hier glücklich vorangeſtanden haben als Zeichen derjenigen Geſinnung und Denkart, denen ich jene Darſtellung am meiſten zur Aufnahme und zum Urtheil hätte überliefern mögen. Allein der Zeitpunkt für ſolche Ausarbeitung ſcheint durch Umſtände, deren Erörterung mir nicht obliegt, noch in unbe-

ſtimmte Ferne gerückt, und das Unternehmen wohl nicht meinen, ſondern andern Händen vorbehalten.

Erlauben mir nun Ew. Excellenz, damit ich mein Vorhaben nicht ganz einbüße, in Ermanglung jener Geſtalten Ihnen hier andre vorzuführen, welche, zwar ſehr verſchieden an Gehalt und Richtung, doch mit jenen wenigſtens in dem Vorzuge übereinkommen, aus dem Leben der Zeitgenoſſen geſchöpft zu ſein, und überall an Miterlebtes und Vaterländiſches ſich anzureihen. Bringt dieſe Zueignung Ew. Excellenz auch vielleicht Minderes dar, als das anfangs Gewünſchte vielleicht geworden wäre, ſo darf doch ihre Bedeutung unverändert dieſelbe bleiben, und neben der angemeſſenen Hinweiſung auf einen hohen Standpunkt reifen Urtheils zugleich der Ausdruck eines von Verehrung und Dank erfüllten Herzens ſein!

Berlin, den 14. März 1830.

Varnhagen von Enſe.

Vorwort.

Der Herausgeber dieſes Buchs unternimmt hier nicht, daſſelbe zu rechtfertigen. Er iſt überzeugt, daß Leben und Gehalt genug darin iſt, um aus eigner Kraft als eine werthvolle Gabe zu beſtehen. Beifall und Zuſtimmung mögen ſich nach der Art, wie die verſchiedenen Sinnesweiſen berührt werden, in ſehr verſchiedenem Maß ergeben, oder auch abwenden. Wer kann ſie von allen Seiten erlangen, oder nur wünſchen? Manchen Tadel, manche Unzufriedenheit möchte man nicht miſſen, das wohlklingendſte Lob oftmals dafür hingeben.

Perſönliche Denkwürdigkeiten und vertrauliche Briefe als Lebensbilder öffentlich auszuſtellen, kommt uns Deutſchen noch meiſtentheils bedenklich vor:

gefallen kann, ſo freu' ich mich doch jeden Tag, daß wir jene los geworden.

Der Geſandte Friedrichs des Großen an Pugatſcheff hat uns ſehr ergötzt! Und warum nicht, wenn ein Koſak auf dem Wege iſt, Kaiſer zu werden? In dieſem Gebiet iſt wenig Neues mehr zu erfinden; Ludwig XIV. legte die Trauer für Cromwel an, Maria Thereſia ſchrieb an die Pompadour ma cousine; die flüchtigen Bourbons hieß ein Staat nach dem andern aus ſeinen Grenzen weichen! Ein Dementi hat in dieſen Kreiſen am allerwenigſten zu ſagen. Alſo dürfen wir auch auf neue gefaßt ſein, die Hülle und die Fülle! —

Meine Frau grüßt herzlich und dankt für Ihren ſchönen Brief; Nachmittagszeit und Müdigkeit nehmen ihr Nichtſchreiben diesmal bündig in Schutz; auch mir bleibt nichts übrig als zu ſchließen! Da Herr von Stägemann wahrſcheinlich in das Karlsbad reiſt, und ihm ſeine Briefe dahin nachgeſchickt werden könnten, ſo ſchreiben Sie das nächſtemal mit aller Behutſamkeit, und antworten Sie mir auf die Stelle wegen Metternich gar nicht. Ich gehe am 14. mit der Schnellpoſt nach Hamburg, nach 14 Tagen bin ich wieder hier.

Die verehrungsvollſten Grüße dem würdigen Einſiedler!

Leben Sie wohl! Von ganzem Herzen in treueſter Geſinnung

Ihr

K. A. V. v. E.

unſre kleinſtädtiſche Aengſtlichkeit fürchtet ſich, anders als feierlich aufzutreten, obgleich unſer beſtes und würdigſtes Leben dann verborgen bleibt. Sogar hört man von ängſtlichen Stimmen ſchon den Ruf, wir hätten bereits genug, ja ſchon allzu viel von ſolchen Mittheilungen! Im Gegentheil. Iſt doch kaum erſt ein Anfang gemacht! Wir ſind noch ſehr arm an Kenntniß unſrer nächſten Welt, des uns zunächſt vorhergegangenen und zum Theil noch gleichzeitigen Lebens, deſſen Betrachtung doch grade dadurch erſt reizend und lehrreich wird, daß uns daſſelbe von recht vielen Seiten und in den mannigfachſten Bildern vor Augen trete.

In dieſem Betreff hat der Inhalt des gegenwärtigen Buches den Vortheil, ſich einem ſchon durch frühere Mittheilungen bekannten und im Ganzen günſtig gewürdigten Lebenskreiſe innigſt anzuſchließen.

Einer Art verdrießlichen Unmuths mögen wir noch gedenken, der ſich gewöhnlich an ſolche Mittheilungen anhängen will. Es giebt Leute, die gar zu gern, ſtatt andern Tadels, den ſie verbeißen, die Unwichtigkeit ſo mancher der beſprochenen

Gegenſtände, die Geringfügigkeit ſo mancher Verhältniſſe rügen wollen, an deren ausführlicher Darlegung niemand etwas gelegen ſei. Scheint es doch, als hätten wir eine Menge von Leſern, die nur mit den erhabenſten und größten Dingen in aller Kürze und Eile bedient zu werden die Gewohnheit und den Anſpruch hätten! Sehen wir indeß näher zu, ſo finden wir das Kleinliche und Unbedeutende grade am meiſten in ſolchen Gemüthern daheim, deren Armſeligkeit ſich fürchtet, da, wo ſo manches entfaltet wird, auch ihre Falten aufgelegt zu ſehen! Uns kann ihr ſcheinſames Verſchmähen nicht täuſchen, ihre zaghafte Scheu nicht hindern. Sie mögen ſich damit tröſten, daß manche Geſtalten und Namen doch keine ſind noch werden, wenn ſie auch, falls es der Zufall und die Gelegenheit ſo geben, einem größeren Lebensbilde zur Ausfüllung des Hintergrundes dienen.

Uebrigens iſt bei dieſen Mittheilungen hier, fürerſt ſämmtlich von Verſtorbenen herrührend und größtentheils auch Verſtorbene betreffend, nicht Lob und Tadel beabſichtigt, ſondern Bezeichnung und Darſtellung, mit allen lehrreichen, fruchtbaren

Ergebnissen, die sich mit jeder Einsicht in wahres Leben stets verbinden, und den an fremdem Dasein geübten Blick für die eigne Erkenntniß und Leitung aufhellen. Daß aber in diesem Buche mehr die Form des Lobes, oder doch der Entschuldigung, als die des Tadels und der Anklage hervortritt, dürfte vielleicht als ein Zeichen gelten, daß jener Zweck nicht ganz verfehlt worden; denn was den Menschen in seinen Eigenschaften und Handlungen erklärend darstellt, muß ihn auch in denselben Maßen entschuldigen, wo nicht rechtfertigen. Der Tadel selbst aber hat mindre Schärfe, wenn weder Eigendünkel noch Schadenfreude sich ihm gesellen. Von beiden wünschen wir, wie uns selbst, unsre Leser frei.

Berlin, den 18. Oktober 1835.

K. A. Varnhagen von Ense.

Inhalt.

		Seite.
I.	David Veit	1
II.	Henriette Mendelsohn	63
III.	Karl Joseph Fürst von Ligne	79
IV.	Wilhelm von Burgsdorf	99
V.	Thomas Young	119
VI.	Karoline von Humboldt	139
VII.	Peter von Gualtieri	157
VIII.	Josephine Gräfin von Pachta	171
IX.	Hans Genelli	185
X.	Karoline Gräfin von Schlabrendorf	205
XI.	Friedrich von Schlegel	223
XII.	Prinz Louis Ferdinand von Preußen	239

I.

David Veit.

David Veit.

Gäbe es in der Welt bloß diejenigen Talente und Bedeutsamkeiten, welche sich unmittelbar im Glanze der Oeffentlichkeit darstellen, und hier zu Namen und Ruf gelangen, so wäre der Lebensinhalt auch der Zeiten, die scheinbar die reichsten sind, doch nur für gering und armselig zu halten. Wenn wir aber betrachten, wie sehr in jenem Betreff das Spiel des Zufalls zu walten scheint, und ganz achtlos bald Geringeres an das Licht hebt, bald das Werthvollste im Dunkel hält, so gewinnen wir die tröstliche Ueberzeugung, daß die Welt viel reicher ist, als ihre jedesmalige Außenseite zu erkennen giebt. Nichts kann uns wehren sogar vorauszusetzen, daß neben dem Größten und Besten, welches wir sehen, noch ebendergleichen zahlreicher im Verborgenen weilt, und uns darum nicht minder zum Gewinne lebt. Tritt nun, früh oder spät, aus dieser unbekannten Größe, als Zeugniß ihrer Wirklichkeit, irgend ein neues Bild hervor, mit dem erkennbaren Gepräge aller der Möglichkeiten, in welchen dasselbe hätte gelten können, so bringt

sich uns ein Gefühl heitrer und erhebender Befriedigung auf, dem vergleichbar, welches ein Reicher empfindet, der seine zu Tage geförderten Schätze doch nur als einen Theil derer weiß, die unerforscht und unberechenbar im Dunkel liegen.

Mit gutem Rechte giebt uns der Name David Veit zu dieser Betrachtung Anlaß. Die ausgezeichnetsten Gaben und Kräfte waren hier in einer Weise verbunden, wie sie es selten sind. Die Art der Verbindung nämlich ist eine noch ganz besondre Eigenschaft, wodurch das Verbundene auf eine Stufe gerückt wird, wohin die einzelnen Gaben nicht reichen würden. Die letztern, je einzelner, beschränkter auf ein äußeres Ziel gerichtet, je mehr den Menschen verdeckend und erschöpfend sie wirken, desto leichter nehmen sie nach außen Raum und Gestalt. Das Gleichmaß aber, die Zusammenstimmung, der innere Verkehr, Alles, was dem Menschen für sich selbst als Leben und Bildung zu Gute kommt, wodurch er als Person für seine nächste Welt am bestimmtesten gilt und wirkt, ist unläugbar von höherem Werthe, als die einseitige Virtuosität, welche so bequem sich nennen und in offene Register einschreiben läßt.

Veit war ein Mensch, der seine Anlagen vollständig entwickelt, sie bis zur höchsten Reife ausgebildet hatte, nach allen Seiten, wohin eine innere Möglichkeit es zuließ. Daß er ein höchst ausgezeichneter Arzt war, gehörte in den Kreis dieser Bildung, erschöpfte ihn aber keineswegs. Sein philosophisches Denken war kein metaphysisches, schlug aber wie lodernde Flamme sich

um jeden dargebotenen Gegenstand und verzehrte das Unhaltbare daran. Er hatte weiten Überblick für große Gesammtheiten, und bemerkte dabei scharf auch das Kleinste. Sein klarer, fester Verstand war von lebhafter Einbildungskraft begleitet; für Poesie war sein Sinn höchst empfänglich. Geneigt und willig, sich einnehmen zu lassen, staunend aufzumerken, zu bewundern, ließ er sich doch niemals hinreißen, sondern hielt sich prüfende Besonnenheit und unbestechliches Urtheil frei. Seine umfassenden wissenschaftlichen Kenntnisse waren in ihm kein todter Vorrath, sondern zu dem regsten Verkehr belebt. Er schrieb vortrefflich, in der Weise der wenigen aber besten unserer Schriftsteller, bei welchen, nach Lessings und Mendelssohns Vorbild, ein heller Verstand andre Gaben nicht ausschließt, aber führt. Ausgezeichneter noch war sein mündlicher Vortrag, lehrend, erzählend, gesprächsweise, immer lichtvoll, sachgemäß, leicht hinstreifend und gründlich eindringend, wie es der Augenblick forderte.

Was aber diese schönen Gaben als gemeinsames Band durchschlang und sie zur eigenthümlichsten Erscheinung erhob, das haben wir als eingebornen Humor zu bezeichnen, als eine tief in seinem Wesen wurzelnde Laune des Witzes, des Scherzes, die in seinem Darstellungs- und Nachahmungstalent als possenhafter Muthwillen ausbrechen konnte, in seinen strengen Gedankenfolgen und Geistesübungen als heitre Ironie mitging. Was er schrieb und sprach, sein Auftreten, sein geselliger Verkehr, sein ärztliches Handeln, der

25.

Oelsner an Varnhagen.

Paris, den 24. Juli 1823.

Laſſen Sie mich vernehmen, was ich innigſt wünſche, hochverehrteſter Freund, daß Sie ſich nebſt Ihrer Gemahlin wohlbefinden. Ob Sie es den Bädern verdanken oder den Lüften, gilt hier völlig gleich. Von meiner Geſundheit kann ich nicht das Beſte rühmen. Die Wankelmüthigkeit des Sommers iſt daran ſchuld. Doch weg mit dem Wetter, während es andere Texte giebt.

Den ſpaniſchen Krieg ſiehet nunmehr faſt jedermann ſich in die Länge ziehen, und ſo beharre ich auf der Meinung, daß er für Frankreich große Wehen bereite. Schon die Koſten ſind kein geringer Verluſt. Die wichtigſte Eroberung beſtand in der Unthätigkeit Abisbals und Morillo's. Beide haben gleiches Schickſal erfahren. Sobald ſie die Maske ablegten, wandte ihnen der Soldat den Rücken. Am Ende liefert jeder weiter nichts als einen Ueberläufer ohne Gefolge, wie Saarfield. Von den Heldenthaten der Glaubensarmee iſt gar nicht mehr die Rede. Niemand weiß, was aus dem Trappiſten, was aus Queſeda geworden und neben Mina's Unerſchöpflichkeit iſt der Ruhm des Baron Eroles ganz verblichen.

Darf man Gerüchten trauen, ſo fehlt den portugieſiſchen Angelegenheiten noch viel, in ebenem Geleiſe zu ſein. Es lohnte ſich der Mühe, zu unterſuchen, welche traurige Folgen in letzter Behörde jene Wortbrüchigkeit bringen muß, die ſich zu Turin, Neapel und endlich auch zu Liſſabon ſo unverholen geäußert hat. Der Gegenſtand verlangt die allerzarteſte Behandlung, und ich kenne nur Ihre Feder, die der Aufgabe gewachſen wäre.

Ausdruck seiner Empfindung, alles gehörte dieser gemeinsamen Quelle an.

David Veit wurde zu Breslau geboren den 8. November 1771. Obwohl von jüdischen Eltern, empfing er früh eine vorurtheilslose, allgemein geistige Richtung. Theils in seiner Vaterstadt, theils in Berlin durch guten Schulunterricht vorbereitet, bezog er im Jahre 1793 die Universität Göttingen, besuchte dann Jena, wurde in Halle Doctor der Arzneiwissenschaft, und machte darauf mit Abraham Mendelssohn eine Reise nach Paris, wo er ansehnliche und fruchtbare Verbindungen knüpfte, und insonderheit mit Rodrigues, dem Vater des Saint-Simonisten Olinde Rodrigues, vertrauten Umgang pflog. Hier widmete er der Ausarbeitung wissenschaftlicher Schriften großen Fleiß, und lieferte in Uebersetzungen, Auszügen und Anmerkungen vieles werthvolle Eigne. Zufällige Umstände bestimmten ihn, sich in Hamburg niederzulassen, wo er als Arzt anfangs mit manchen Schwierigkeiten zu kämpfen hatte. Doch wurde ihm bald die Auszeichnung, trotz des Vorurtheils gegen seine Religion, zum Armenarzt erwählt zu werden. In dem edlen, geistvollen und einflußreichen Kreise von Reimarus, Sieveking, Schönborn, Voght, Poel, Perthes u. s. w. wurde er höchlich geschätzt und gesucht. Hierin allein schon ist das ganze Verhältniß Veits in Hamburg für den ausgedrückt, der das Haus Sieveking in seiner Blüthe gekannt hat, wo die großartigste Weltverbindung und Gastfreundschaft vorzüglich dem geistigen Leben mit schönem Sinn gewidmet war.

Hier lernte Veit auch Friedrich Heinrich Jacobi näher kennen, der ihn sehr liebgewann und ungemein beachtete. Von mehreren Seiten aufgefordert, hielt Veit vor gewählten Zuhörern Vorlesungen über Anthropologie, die er mehrere Jahre wiederholen mußte. Einzelne Aufsätze, meist augenblicklichen Eindrücken oder Zwecken angehörig, tiefe Gedankenreihen bisweilen, aber auch wohl einmal scharfgeistige Theaterkritik, gab er, wie einst Justus Möser, anspruchslos den Tagesblättern hin, wo sich die meisten namenlos verlieren mußten. Es waren oft Meisterstücke darunter. Bei dem Doctorjubiläum des trefflichen Johann Albert Heinrich Reimarus lieferte er eine eigne Schrift zu Ehren des herrlichen Greises, dessen Verdienste er schön und würdig dargestellt hat. In späteren Jahren mußte die litterarische Thätigkeit der zunehmenden ärztlichen weichen, sie wurde von dieser endlich ganz erstickt. Während der Herrschaft der Franzosen in Hamburg wurde Veit, als der französischen Sprache vollkommen Meister, mit neuen Obliegenheiten beschwert. In den harten Bedrängnissen seiner Mitbürger hielt er muthig aus; sein eifriger Besuch der französischen Krankenhäuser während der russischen Belagerung brachte ihm den frühzeitigen Tod. Durch ein bösartiges Fieber angesteckt, wurde er in seinem Berufe dahingerafft, und starb am 15. Februar 1814.

In den gegebenen Verhältnissen hat Veit nie vollkommen zeigen können, was er innerlich war, und was ihm zu leisten möglich gewesen wäre. Um dies zu ermessen, muß man sich ihn an eine Universität versetzt

vorſtellen, als mündlichen Lehrer, als wiſſenſchaftlichen Forſcher und Darſteller, inmitten aller Anreizung und Freiheit zu ſchriftlichen Arbeiten. Er würde, davon ſind Alle überzeugt, die ihn gekannt haben, in ſolcher Laufbahn bald den Erſten und Berühmteſten beizuzählen geweſen ſein. Litterariſch würde er in jedem Fache geglänzt haben. Es kann nicht geſagt werden, daß er ſeinen Beruf verſäumt habe, ſein Werth beſtand für ihn und Andere in vollem Daſein, aber die Ausbreitung ſeines Verdienſtes vor der Welt, die Rückwirkung ſolchen Erfolgs auf ihn ſelbſt, dieſe bleiben verſagt.

Sein Briefwechſel mit Rahel iſt noch größtentheils vorhanden, und ein ſchönes Denkmal edlen Umgangs zwiſchen zwei jungen Perſonen, deren Zuneigung und Vertrauen ganz auf unbefangenem geiſtigen Streben beruht. Einige Briefe von Veit mögen dies näher darlegen.

1.

Gotha, den 20. März 1793, Morgens um 2 Uhr.

Ich hätte Ihnen schon in Weimar schreiben mögen; allein wir eilten zu sehr, und mußten schnell über Erfurt hieher, wo ich in einem sehr schönen Gasthofe äußerst bequem sitze.

Ich habe sie wirklich Alle gesehen und einem jeden ziemlich umständlich gesprochen, wie sie Namen haben, Goethe, Wieland, Herder.

Wir kamen um eilf Uhr nach Weimar, kleideten uns mit Blitzesschnelligkeit um, und sahen während dem Umkleiden die herzoglich rudolstädtische Familie, ziemlich Prinzen und einige Prinzessinnen, davon die eine passirt, in denselben Gasthof ankommen.

Aus Furcht, er würde nun bei Hof erscheinen müssen, nahmen wir uns keine Zeit, die Kleider abzubürsten, und verfügten uns, von einem Lohnlakai begleitet, unter dem Jubelgeschrei der lauschenden Menge, zu Goethe. Sein Bedienter sagte uns, es wäre jetzt ein Graf bei ihm, der ihn schwerlich vor ein Uhr verlassen dürfte, und wir möchten nur gegen zwei wiederkommen; ich ließ mich nicht abschrecken, sondern sagte dem Bedienten, er möchte uns nur als Berliner melden, die einen Brief vom Hofrath Moritz mitbrächten. Hierauf wurden wir zwei Treppen hinauf geführt. Unten in der Mauer vor der ersten Treppe stehen in einer Art von Nischen die Figuren des Apollo und Antinous in Lebensgröße. Von der Treppe kommt man in ein Vorzimmer, worin verschiedene Gemählde, vorzüglich Köpfe, hängen; aus diesem Zimmer in ein kleines, niedliches, in welches wir

zugleich mit Goethe, den wir aus dem andern Theil der Wohnung kommen und mehrere Zimmer durchgehen sahen, als wir noch im Vorzimmer waren, hineintraten. Er hatte uns nicht zwei Minuten warten lassen. Das Erste, was mir an ihm auffiel und Sie zu wissen verlangen, war seine Figur. Er ist von weit mehr als gewöhnlicher Größe, und dieser Größe proportionirt dick, breitschulterig. Wenn Sie meinen Bruder Salomon Veit kennen, so haben Sie die Aehnlichkeit der Figur; aber Goethe ist doch noch größer und stärker. Die Stirn ist außerordentlich schön, schöner als ich sie je gesehen; die Augenbraunen im Gemählde vollkommen getroffen, aber die völlig braunen Augen mehr nach unten zu geschnitten, als dort.

In seinen Augen ist viel Geist, aber nicht das verzehrende Feuer, wovon man so viel spricht. Unter den Augen hat er schon Falten und ziemlich beträchtliche Säcke; überhaupt sieht man ihm das Alter von vierundvierzig bis fünfundvierzig Jahren recht eigentlich an, und das Gemählde ist in der That zu jugendlich; es müßte denn wahr sein, was man in Weimar allgemein behauptet, daß er während seines Aufenthalts in Italien merklich gealtert habe. Die Nase ist eine recht eigentliche Habichtnase, nur daß die Krümmung in der Mitte sich recht sanft verliert. (Ich habe ihn, indeß er meinem Onkel verschiedene Fragen vorlegte, von der Seite und in dem Spiegel recht starr angesehen.) Der Mund ist sehr schön, klein und außerordentlicher Biegungen fähig. Wenn er schweigt, sieht er recht ernsthaft, aber wahrhaftig nicht mürrisch, und kein Gedanken, keine Spur von Aufgeblasenheit. Auch dem Dümmsten müßte Aufgeblasenheit an einem Menschen auffallen, der in Sprache und Manier so ganz simpel wie jeder Geschäftsmann ist. Das Gesicht ist voll, mit ziemlich herabhängenden Backen. Im Ganzen ist das Gemählde wohl getroffen; aber es macht doch einen sehr falschen Begriff von ihm, Sie

würden ihn gewiß nicht erkennen. Er hat eine [illegible] sehr braune Gesichtsfarbe, die Farbe der Haare ist etwas heller. Er trägt das Vorderhaar kahl abgeschnitten, an den Seiten ausgekämmt und völlig anliegend, einen langen Zopf; weiß gepudert. Die Binde im Gemählde verstehe ich gar nicht; Lips muß ihn haben putzen wollen. Seine Binde ist eine von den unter gesetzten Männern ganz gewöhnlichen, hinten zugeschnallt, vorn glatt und dünn, und mögen des übergelegten Hemdkragens wenig zu sehen. Die Wäsche fein, mit wenig vorstehendem Jabot. Kleidung: ein blauer Ueberrock mit gesponnenen Knöpfen, doppeltem Kragen (der eine über die Schultern, der stehende nicht recht hoch); eine schmalgestreifte Weste von Manchester oder ähnlichem Zeuge, und — vermuthlich Beinkleider, der Ueberrock bedeckte sie; gewöhnliche Stiefel. Alles zusammengenommen, kann er ein Minister, ein Kriegsrath, ein Geheimrath, allenfalls ein Amtmann sein, nur kein Gelehrter, und gewiß kein Virtuose. In Berlin würde ihn jeder einheimisch glauben. Er hat uns ungemein höflich aufgenommen; als er auf uns zu kam, sah er uns recht freundlich an (sein Blick ist gewöhnlich ernsthaft, aber ohne alle Arroganz, wie es scheint; wenn er sich nicht an einen wendet, so sieht er gesenkt zur Erde, mit den Händen auf dem Rücken, und spricht so fort), fragte nach dem Endzweck unserer Reise, erzählte uns, daß es in Frankfurt sehr lebhaft aussähe, daß er Jedem wünsche u. s. w. Nachdem er meinen Brief durchgelesen hatte, erkundigte er sich kaltblütig, aber mit vieler Aufmerksamkeit nach Moritz. Sobald ich nur von ihm und der Entweichung seiner Frau zu reden angefangen hatte, sagte er in einem sehr ernsthaften Ton: „Er muß jetzt viel zu thun haben; er muß arbeiten; er ist wirklich ein gar lieber Mann, und wenn er was unternimmt, so greift er die Sachen immer so ganz recht an; er hat wirklich zu gar vielen Sachen ein recht hübsches Talent. Hm! herkommen

kann er freilich nicht; er muß sehr viel Arbeit haben." Er ließ sich nun noch über unsere Reise selbst, über die Kriegsoperationen, mit uns ein, sprach aber von keiner Parthei mit Entschiedenheit; jedoch immer überaus natürlich, immer, als ob er nur die Sachen, nicht die Worte, suchte. Man hört's ihm noch manchmal an, daß er aus dem Reich ist, wie er uns auch selbst sagte. Das Zimmer, in welchem wir standen (sitzen hieß er uns nicht), war mit grünen Tapeten ganz modern geziert, Gemählde und Köpfe rings umher; ein völliges Quadrat, zwei Mahagonitische, ein Spiegel, sechs Rohrstühle, weiß, mit grün- und weißgestreiften seidenen Polstern. Eine Viertelstunde (eher mehr als weniger) hielt er uns auf; machte dann eine bedeutend lächelnde Miene, und wir waren nicht dumm. Nach Mendelssohn erkundigte er sich gar nicht, ungeachtet im Briefe mein Onkel als dessen Schwiegersohn genannt war. Ueberhaupt haben wir keinen litterarischen Punkt berührt; er fragte nicht einmal nach Moritzens neuesten Sachen; der Mann hat nicht unrecht, wenn ihm überdrüssig zu Muthe ist. Er begleitete uns bis aus dem Vorzimmer und war noch beim Abschiede sehr höflich. Die ganze Aufnahme war sehr höflich, ziemlich kalt und allgemein, aber doch viel wärmer, als ich sie erwartet hatte; sie war ganz so, wie ich sie erwartet hätte, wenn mir noch kein Mensch von Goethe erzählt hätte. (Ich sehe eben die doppelten „hätte"; ich bin von vielen Nachtwachen und von dem Amüsement, das jetzt mein Geschäft ist und sehr glücklich durchgesetzt wird, ganz wüst im Kopfe.)

Mit dem Theater muß es traurig aussehen; der Geschmack des Publikums für Operetten geht so weit, daß Lust- und Trauerspiele wenig besucht und gegeben werden. Das Orchester wird gerühmt; ein vorzüglicher Sänger ist der Benda, den wir in Berlin verabschiedet haben. Indessen wird er sich wohl auch aus Weimar bald entfernen müssen;

das Publikum will nicht recht Geschmack an ihm finden. Der erste Sänger, dessen Namen ich nicht weiß, hat mit seiner Frau, die Sängerin ist, wöchentlich sechzehn Thaler Gage. Das Theater ist sehr klein. Dittersdorf wird häufig gegeben. Wieland versäumt Operetten niemals, so oft er auch eine noch so schlechte gesehen haben mag; Goethe sitzt beim Theater ist Goethe just das, was Engel in Berlin, und soll zu seiner Verbesserung schon viel beigetragen haben. Der Schauspieler Beck, den ich in Weimar bei seiner Durchreise sprach, macht mir von der Frankfurter Truppe keine gute Hoffnung, aber keine gute Erwartung.

Goethe hat jetzt keine juristischen Geschäfte mehr; sein Amt hat er das Departement der Gnadenerzeigungen (kein erfundener, sondern der wirkliche Name) sich selbst gewählt. Den von ihm angelegten Park, den er noch immer weiter ausführt, und mit dem er, laut des Herzogs Vollmacht, auch in dessen Abwesenheit machen kann, was er will, müssen Sie sehen. Die angenehme Lage Weimars und die schönen Gegenden rings umher müssen Sie sehen. Die außerordentliche Gegend bei Naumburg und Weißenfels, wo acht bis zehn Meilen hinter Leipzig schon viele Wiesen grünen und wie mitten im Sommer sind, müssen Sie sehen. Ich kann keine Gegend beschreiben; ich kann überhaupt nichts Ganzes durch die theilweise Schilderung so darstellen, daß sich der Leser oder Zuhörer, wenn er ausgelesen oder gehört hat, einen Begriff von dem Eindrucke des Ganzen machen könnte. Wenn Sie aber diese Gegenden sähen, so würden Sie gewiß nach Italien reisen wollen; Sie dürfen nur bedenken, daß Goethe hier wohnt, und die schönere Natur dort aufsucht.

Goethe ist hier unter vielen Volksklassen (ich habe während des kurzen Aufenthalts viele Leute gesprochen) als sehr freundlich und gutmüthig bekannt, und hat die allgemeine Achtung und Liebe; die mittleren Stände nennen ihn den

Genius des Orts, diese Benennung läßt auf Kraftgenie-mäßigkeit schließen; doch habe ich einige dem Anscheine nach nicht ungeschickte und von Pedanterie freie junge Leute gesprochen. Es dürfte freilich schwer halten, in Weimar ein Pedant zu bleiben. In Weimar möcht' ich wohl eine geraume Zeit hindurch — ein Fremder sein.

Die Vulpius (Goethens Geliebte) ist sechsundzwanzig bis siebenundzwanzig Jahre alt, nicht hübsch (ich selbst habe sie nicht gesehen), ihm zur linken Hand angetraut, kommt nie in sein Haus. Er besucht sie nicht täglich, indessen soll sie noch viel Einfluß auf ihn haben. Länger als zwei bis drei Stunden ist er nie bei ihr. Das Antrauen war die Folge des jungen Goethe, der jetzt im dritten Jahre sein soll. Er unterstützt die ganze Familie, schafft dem Bruder, der Schriftsteller ist, Verleger u. s. w.

Zur Cour kommt Goethe freilich; aber wenn der hohe Adel bei dem Herzog speist, kann er nicht zur Tafel gezogen werden. Diesen hohen Adel habe ich gestern bei der Herzogin in einem Saale speisen sehen, über welchen eine Galerie für die Zuschauer erbaut ist.

In den herzoglichen Park hat Goethe unter andern sehr viele ausländische Pflanzen hingesetzt, damit ihm das Studium der Botanik nicht allzu kostbar werde. Seine nähere Bekanntschaft erhält man sehr schwer; die Menschen, welche ich gesprochen, wissen alle keinen, mit dem er sehr genau umginge.

Ainsi soit-il! Ich bin sehr müde, und will Wieland auf ein andermal verschieben. Eher aber schreibe ich nicht wieder, als bis Sie mir in einem tant soit kleinen Briefchen angezeigt haben, in wie fern Sie aus meiner Beschreibung klug geworden? Wie viel Sie davon glauben? Ob ich so fortfahren soll? u. s. w. Ich wünschte wirklich sehr, daß Sie mir aufrichtig sagten, wie viel Sie mir glauben, und sich bemühten, mir einen Menschen zu nennen, mit welchem

Goethe nach Ihren jetzigen Ideen Aehnlichkeit haben müßte. Die beiden Aehnlichkeiten (mit Fleck und der B.) würden Ihnen lächerlich vorkommen, wenn Sie ihn sehen sollten.

Die Reise nach dem Rhein ist wirklich einem Jeden anzurathen, der nicht die höchste Moralität als den letzten Endzweck, sondern das Vergnügen für die Bestimmung des Menschen hält.

Der Ihrige

J. D. Beck.

Ich war während dieses ganzen Briefes so verwirrt und voll im Kopfe, daß Sie mir alles glauben können; ich habe gerade so viel Kraft, als man zu einer Wahrheit braucht, die man aus Schwäche sagt.

Von Wieland weiß ich, wie von Goethe, Kleidung u. s. w. alles haarklein, und werde nichts vergessen. Die Postpferde kommen endlich.

Beck spricht von Fleck mit großer Hochachtung, und sagt, er wäre der beste Otto von Wittelsbach, den er jemals gesehen habe.

Von Wieland kann ich Ihnen auch noch etwas sagen. Wir waren mehr als eine halbe Stunde da: Revolution, Geschäfte, Merkur u. s. w. waren die Gegenstände des Gesprächs. Er hat uns versprochen, nichts mehr über Revolution zu schreiben; das Gespräch war ganz so, wie Sie es vermuthen; ich dachte mir's auch nicht anders. Gesichtsfarbe ganz schneeweiß, ingleichen die Lippen; hohe Stirn, mit einer Platte, wenig Augenbraunen, kleine bläuliche, ein wenig entzündete, doch noch funkelnde Augen, der Mund hübsch geformt. Das Profil ist überhaupt recht interessant; en face kann man ihn höchstens für ein gleichgültiges Allongegesicht passiren lassen. Figur, mittlerer Höhe, auffallend mager. Kleidung, braungestreifter tuchener Rock mit durchbrochenen Stahlknöpfen, sammtene moderne Weste, graugestreifte nan-

Dem Marquis de Marialva wird seine hergestellte Herrlichkeit höchlich verbittert durch ein abscheuliches Memoire, das ein garstiger Mensch gegen ihn gedruckt. Es ist schwer zu bekommen, und ich habe es unter dem Mantel gelesen, weil alle Exemplare, so erscheinen, flugs aufgegriffen werden. Der russische Kaiser, Pozzo di Borgo, Pasquier, Savary kommen darin vor, und jedermann wird mehr oder weniger beschmutzt. Das Weibsbild, unter dessen Namen ein nicht ungeschickter Winkeladvokat den frechen Roman aus einigen Thatsachen zusammengedichtet hat, heißt Mde. Proß, de Salogne, wie ihre Entreteneurs nach der Reihe geheißen haben, auch Marialva, von dem sie behauptet, daß er ihr die Ehe versprochen. Sie bringt glaubwürdige Atteſtate bei von schändlichen Krankheiten, nur beweiſet ſie nicht, daß es Geſchenke des Marquis geweſen ſind. Aber leider hat er ſich mit dem Scheuſal abgegeben. Die Polizei, damals in den Händen von Savary, hatte ihm die Bekanntſchaft zugeſchanzt. Er beging die Thorheit, ſich zu verlieben, und als er, ſeiner wichtigſten Papiere beraubt, der Gaunerin los ſein wollte, mußte ein Akkommen getroffen werden. Sein Unſtern führte ihn zum procureur de la préfecture de police. Dieſer legte, vermuthlich mit Abſicht, den Grund zu künftigen Händeln. Der Marquis zahlt 80,000 Fr. und verpflichtet ſich zu einer Leibrente von jährlich 6000. In dem darüber abgeſchloſſenen Aktenſtücke wird er als Geſchäftsführer der Metze dargeſtellt, um ihrer Delikateſſe zu ſchonen. Man begreift nicht, wie ein Mann von ſeinem Range ſo albern ſich herabwürdigen konnte. Jetzt beſchuldigt ihn die Klägerin treuloſer Verwaltung, er habe nicht ehrlich Rechnung abgelegt; ſie behauptet, ihr komme ein Nachſchuß zu von 1,200,000 Fr. Ihre Forderungen zu belegen, iſt ſie nicht im Stande, aber ſie weiß, daß der Marquis den Skandal fürchtet und darauf

chesterne Beinkleider, Escarpins, keine üblen Schnallen, schrecklich weiß gepudert, die Locken hoch und gebrannt, Haarbeutel. Er war zur Komödie angezogen; völlige Hofrathsmiene und Aussehen; sprach viel von gelehrten Sachen, freute sich sehr, Mendelssohns Schwiegersohn gesehen zu haben, hatte schon von Mehreren zu seinem außerordentlichen Vergnügen gehört, daß Mendelssohn seine Sachen gut gefunden habe u. s. w. Er habe den Endzweck gehabt, beide Partheien bei diesen jetzigen Neuerungen durch sein Dazwischentreten im Merkur mit einander zu versöhnen; er wisse freilich, daß dergleichen Schriften im Grunde wenig nützen, indessen dienten sie doch dazu, dem verständigen Leser Vergnügen zu machen. Und so berührte er immerfort fast alle Seiten der Dinge, willigte in jedes Resultat, das einer von uns zog, und schränkte es bald darauf wieder ein.

Wenn Sie Herder aus seinen Schriften kennen, so darf ich Ihnen gar nichts sagen, und kennen Sie ihn nicht, so darf ich Ihnen gewiß nichts sagen. Noch hat kein Mensch meinen Vorurtheilen ein so großes Compliment gemacht, als Herder. — —

Veit.

2.

Göttingen, den 24. December 1783.

Ich räche mich, und schreibe bald. Wir haben vierzehn Tage Weihnachtsferien, und ich kann nun schreiben, so viel und so langsam ich nur will; an Zeit fehlt es mir nicht.

Es ist wahr, daß mein letzter Brief in Eil geschrieben war, aber es ist auch zu bedenken, daß ich ganze Seiten voll Ausrufungen, oder kahler „Ja, ja, Sie haben vollkommen Recht, das ist mir von mancher Seite neu, und von allen wahr; über jenes denke ich vollkommen eben so," u. s. w.

hinunterleiern müßte, wenn ich nicht Vieles in Ihren Briefen mit Stillschweigen übergінge. Was ich mit Stillschweigen übergehe, das hat mir gewiß ganz eingeleuchtet; wann hätte ich vergessen, Sie zu fragen, wo mir eine Frage übrig war? und was ich in einem Gespräch, wie die unsrigen waren, wo eine Idee die hundertste jagte, und Gedanken und Worte nicht hastig genug rollen konnten, was ich da nicht unterlassen, das sollte ich in einem Briefwechsel unterlassen, wo ich nicht Anstrengung, nicht mühsames Folgen brauche, weil ich die Briefe vor mir habe? — Urtheilen Sie nicht also von Ihrem Knecht — Freilich, auch das ist wahr, ich lasse manches zurück, weil ich etwas Neues anfangen will, und wenn Sie einmal — wovor die Götter Sie bewahren mögen! — im Antworten nachlässig würden, so nehme ich alle Ihre Briefe vom ersten bis zum letzten wieder vor und beantworte sie alle noch einmal, und kein Brief soll einem vorhergegangenen ähnlich sehen.

Eigentlich hatte ich mir fest vorgenommen, Ihnen harte Vorwürfe zu machen; seit gestern, da ich Ihren ausführlichen Brief erhielt, bin ich so sehr zur Gelindigkeit geneigt, und so ganz versöhnt, daß ich mir selbst Vorwürfe machte, wenn ich Ihnen nicht erzählte, daß Sie allein alles wieder gut machen können, was Sie verderben. Ich würde Ihr langes Stillschweigen (vier Posttage waren es) gar nicht erwähnen, wenn ich nicht an die Zukunft dächte. Also bloß historisch: Sie haben mir die ersten recht unangenehmen Stunden und Tage in Göttingen gemacht; ich vermuthete Sie krank; endlich glaubte ich Sie hätten mir etwas — ich wußte selbst nicht was — so übel genommen, daß Sie mir, Gott weiß wann und wie, antworten würden. (Ich bin es mir schuldig, Ihnen das alles zu sagen.) Ihr letzter Brief hat mich ganz beschämt; es giebt bei Gott! kein Verhältniß in der Welt, unter welchem man prätendiren kann, solche Briefe zu erhalten (von denen versteht sich's, die solche Briefe

ſchreiben können), aber noch weit weniger kann es ein Verhältniß geben, unter welchem man nicht die ſüße Pflicht hätte, ſich für ſolche Briefe ausdrücklich zu bedanken, und, im Fall der Noth, vieles zu ertragen, für ein ſo großes Geſchenk. Und wie kann ich mich anders bedanken — thun kann ich ja nichts für Sie, liebe Rahel — als wenn ich umſtändlich und mit aller mir möglichen Richtigkeit antworte! — Für die Zukunft folgt aus allen dieſen Aeußerungen die Regel: daß ich, beſonders bei Ihrer jetzigen blühenden Geſundheit (die Sie durch Diät wohl erhalten können; heftige Bewegungen, Tanzen u. ſ. w. halte ich Ihnen eher für zuträglich, als ſchädlich) und, bei manchen andern Wahrnehmungen, Sie nicht mehr für krank oder böſe halte (das Letztere war ohnehin mehr entſtanden, um mir das Erſtere auszureden, und zum Theil aus großer Furcht, nicht vor Ihnen, nur vor Ihrem Böſeſein ſelbſt und den darin liegenden und daraus entſpringenden Veränderungen), wenn Sie mich warten laſſen, daß ich vorzüglich während dem Karnewal gar keine großen Anſprüche mache, daß Sie mir aber glauben, wenn ich den Briefwechſel mit Ihnen mir für ſo toll und raſend nothwendig halte, daß ich mich, um ihn zu unterhalten, über manche Regel des Schicklichen, über manche Vorſchrift der ächten und wichtigen Art Delikateſſe wegſetzen würde, daß es bei Gott! nicht von Ihnen abhängen ſoll, ihn zu unterbrechen; ich antworte Ihnen jedesmal mit der ſchrecklichſten Pünktlichkeit; von nun an und immer! Alſo noch Einmal: Sie geniren Sich nicht im mindeſten, ſonſt kränken Sie mich wahrhaft, und verderben mir mein ſchönſtes Vergnügen, und bedenken nur das Sprüchwort: „Aufgeſchoben iſt nicht aufgehoben.“ Nun wiſſen Sie, wie ich's meine und wir ſind auf's Reine. — Eine Bemerkung habe ich bei dieſer Gelegenheit gemacht, über den Eigennutz der Menſchen. Wer eine Perſon, die ihn intereſſirt, krank, nur nicht gefährlich, oder, eigentlich böſe

mit sich machen müßte; was würde der wohl sagen? ich weiß es.

Nun fange ich erst an.

Während der Ferien hatte ich wohl ziemlich Zeit gehabt, für Sie zu übersetzen; jetzt habe ich das Buch nicht mehr bei der Hand, und weiß nicht ob Sie es lesen.

Für die Karakterschilderung des Herrn von B. danke ich Ihnen recht sehr; es wird mir jetzt manches begreiflicher, ich war oft neugierig auf sein Wesen, und doch seien begierig mir die Mühe der nähern Bekanntschaft mit seinem Geiste und seiner Denkungsart zu geben; Sie wissen, wie sehr mir das Mühe macht; auf die Talente der Menschen lerne ich mich leicht verstehen, aber bis ich komplizirte Eigenschaften kennen lerne, und mir Handlungen richtig zu erklären weiß, das dauert impertinent lange. Hierin können Sie mir ungemein nützlich sein, so wie Sie mir es auch schon waren. Ich weiß, es ennuyirt Sie nicht, Ihre Urtheile über Menschen hinzuschreiben, denn so geordnet sie auch in Ihnen liegen mögen, so müssen Sie sich doch freuen, wenn Sie auf dem Papier die überzeugende Probe Ihrer richtigen Vorstellungen stehen sehen. Auch liebe ich Ihre Art, dergleichen Dinge hinzuwerfen, am meisten ist es eigentlich gar keine Art, es sind Resultate mit den Gründen durcheinander geworfen, und das ist mir eben recht. — Aber warum machen Sie nicht größere Prätenzionen? warum sagen Sie nicht dem oder jenem, wenn ihm auch von selbst nicht einfällt, Ihnen nach seinen Kräften zu dienen: „Thun Sie mir das, verschaffen Sie mir jenes, ich muß es haben.“ Sind Sie dazu zu wenig Frauenzimmer, oder zu sehr Frauenzimmer? oder zu ganz — ein edler Mensch? Oder verstünden Sie die Kunst nicht, sich alle Sachen zu Nutze zu machen, und viele, viele Menschen als Sachen anzusehen? das wäre neu. (Eben läßt sich jemand in meiner Stube frisiren, und ich schreibe meinen Brief; aber der Tisch woran

ich ſitze, iſt ein Sekretair, iſt kein getäfelter Tiſch, es herrſcht keine künſtliche Unordnung von Büchern darauf, ich ſchreie nicht Gewalt, wenn mir jemand ein Buch von der Stelle nimmt, und habe das Dintfaß in keiner Schublade ſtehen. Apropos, wer macht die Kouverte zu Ihren Briefen? Sie ſehen manchmal luſtig aus. Wohl Sie ſelbſt? Arme Rahel!)

Ueber die Leſſinge denken wir ſo ganz einſtimmig, daß ich nicht das Mindeſte hinzuzuſetzen weiß. Wegen Mendelsſohn erwähne ich nur noch: daß die Fabel „die ſeltenen Menſchen" aus dem Lichtwehr iſt, die Anwendung auf Leſſing's Liebe zum Spiel gehört ihm. Allerdings hat Mendelsſohn orientaliſche Tournüre, nur vergeſſen Sie nicht, daß er dieſe Tournüre aus guten Gründen beibehalten, vielleicht affektirt hat. Er wollte zeigen, daß ein Jude mit dem Geiſt ſeiner Väter, und ganz nach dem Muſter des Orients gebildet, die höchſte Freiheit erreichen kann; er wollte durch ſein Beiſpiel zeigen, was der Jude als Chriſt und Jude leiſtet; er hat ſich immer bemühet, zwiſchen beiden Partheien durchzuſchwimmen, und manchmal ſteht freilich auch dem geübteſten Schwimmer die Arbeit der Hände nicht an, und der Angſtſchweiß auf der Stirn. Wie viel Lob und Tadel in dieſem Urtheil liegt, darf ich Ihnen nicht erſt noch auseinanderſetzen.

Eine meinem Sinne ſehr anpaſſende Bemerkung in Ihrem Briefe will ich deutlicher zu machen ſuchen. Ein großer Mann, dünkt mich, kann über die Vorurtheile ſeines Zeitalters hinaus, aber nicht über die Manier des Zeitalters (Art ſich die Sachen deutlich zu machen). Dieſe Vorurtheile, und das Kämpfen dagegen haben ihn ſein ganzes Leben hindurch beſchäftigt, und wir finden nun ekelhafte Weitläufigkeit, wo ſeine Zeitgenoſſen über gedrängte Kürze klagten. Von dieſer Art ſind alle große Männer, welche der Zeit vorhergehen; Luther, Leſſing. Ein großer

Mann, der am Ende eines Jahrhunderts ſtehet, ſammelt alles, was er verfindet, hat einen Schatz von Ideen, den er vor ſeinem Publikum nicht einzeln auskramen darf, muß mit wenig Worten viel Ideen vereinigen und veranlaſſen. Dieſer Vorrath von Gedanken erzeugt nothwendig Betrachtungen, die ſich über das Allgemeine verbreiten, nachdem ſie ſich über jede beſondre Art erſtreckt haben, und bilden in dem Manne eine Ueberſicht des Ganzen, die, mit ſeiner eignen Vorſtellungsart verknüpft, zur höchſten Originalität wird, in der gleichwohl ein jeder von den vorurtheils- und gedankenloſen, ruhigen, ſchlaffen und ſeichten Zeitgenoſſen ſein eignes Selbſt wiederfindet. Ein ſolcher Mann kennt alle Menſchenklaſſen, vermag was er will, denkt die vereinigten Gedanken aller Vernünftigen vor ihm, und, weil dieſe Gedanken ihm allein zur Fertigkeit haben werden können, ſo empfindet er vorzüglich eigenthümlich, und erfindet eine neue Manier (im obigen Sinn), vollendet Manchen, und bereitet Viele vor; Goethe.

Ueber ihr Alter können wenige hinaus; der nämliche Wundermenſch zu achtzehn Jahren erſtaunt zu vierundzwanzig über die Thorheiten ſeiner Jugend, die das können, bleiben auf einer andern Seite darunter; von ſeinem Alter darf ein Menſch ſich nicht entfernen, er verliert zu viel dabei. O was iſt man alles, wenn man in jedem Alter das alles iſt, was man in dieſem Alter ſein kann!

Von ſeinem Geſchlecht muß man ſich durch reines Denken auf eine Weile trennen können, um dann wieder in der gänzlichen Hingebung alle, alle Vortheile ſeines Geſchlechts durch die größere Kühnheit doppelt ſtark empfinden, und mit ſich verweben zu können.

(Ich finde daß dieſe Stelle ſehr poetiſch klingt, und nichts zu ſagen ſcheint. Eigentlich meine ich damit, daß ein jedes Geſchlecht, um das andre kennen zu lernen, ſich

von dem seinigen auf eine Weile trennen muß. Dieses Kennenlernen des andern bringt dann erst das über sein Geschlecht hinaus urtheilen hervor, und alle die großen Vortheile u. s. w.)

Der Stand macht schüchtern oder frei in den Bewegungen des Körpers und der Seele. Der Umgang mit allen Ständen erzeugt einen neuen Stand, in den ich mich gern einmal registriren ließe.

Aber wie will ein Mensch von seinem Temperament weg? — Wo man schnell handelt, wonach handelt man denn da? Wovon hängt es ab, ob ich die Dinge so oder so nehme, mehr fürchte oder mehr hoffe? u. s. w. Warum hat Egmont sterben, Oranien sich retten müssen? Sie wissen, wie ungern ich dergleichen Dinge gestehe. Lachen Sie mich nicht aus! — Bin ich nicht aufrichtig?

Was sagen Sie dazu? Ich habe mit zweien in meinem Hause wohnenden Studenten zusammen Goethe's Werke gekauft, und finde sie recht hübsch. (Das ist die wahre Malice.) Ach, auf Wieland wird doch Ihr Bruder Markus pränumerirt haben, oder in aller Eil es noch thun? alle seine Werke binnen sechs Jahren, für sechzehn Thaler, ist sehr wohlfeil; alle Abhandlungen, die er jemals geschrieben hat, und neue Sachen dazu, alles verbessert! Je vous en prie, reden Sie zu, oder pränumeriren selbst. Man bezahlt halbjährlich zwei Thaler und bekommt Ostern die ersten fünf Bände. Sie können auch die große Ausgabe mit Kupfern für dreihundert Thaler haben; comme il vous plaira, ich habe pränumerirt; denken Sie, hier in Göttingen haben nur zwanzig Menschen pränumerirt.

Daß Sie sich jetzt so sehr amüsiren, ist mir überaus lieb; Sie müssen alles sehen; fange ich doch an. Es ist möglich, daß wir zu gleicher Zeit in der Oper und Redoute sind; ich reise vielleicht künftige Woche nach Kassel (wenn ich zurückkomme, kann ich noch nicht einmal Antwort auf die-

sen Brief haben). Daß ich die Marchetti nie gesehen habe, thut mir doch leid. — —

Ihr Mißtrauen gegen sich selbst, und Ihre Begierde, viel zu lernen stießen, glaube ich, beide aus Einer Quelle. Es fehlt Ihnen zu sehr an Menschen, die Ihnen genügen; Ihre Gedanken finden keine Bestätigung, keine Modifikationen durch die Gedanken Anderer. Ihren Urtheilen setzt man meistens Geschwätz, und, wo es hoch kommt, flüchtige Bemerkungen entgegen. Das muß freilich auf die Gedanken bringen, Liebe, daß Ihren Ideen wenig Reelles in vielen Fällen zum Grunde liegt, daß sie meist durch Ihre eigenthümliche, für keinen Andern gültige Vorstellungsart gelten, und so suchen Sie dann zugleich in der Ausbreitung Ihres Wissens, worin Sie mehr sympathisirende Menschen finden werden, den Trost, welchen Sie in der Stärke des Denkens vergebens suchen. Das ist ein großes Unglück! ein Unglück woran ich gleichfalls darniederliege. Ich kenne hier keinen Menschen von großem Werth für mich; ich bin dahin gebracht, die Menschen durch Narrenspossen und Witz zum Lachen zu bewegen, und dann lache ich mit. Zum Theil meine ich diese Narrenspossen recht ernst, d. h. ich begehe sie aus wirklicher Lustigkeit, denn ich bin beständig so munter und ausgelassen, daß alle Menschen, die mich kennen, behaupten, ich könne durchaus nicht verdrießlich sein; gesund bin ich eben nicht übertrieben; meine schwache Brust macht mir viel zu schaffen. Ich mache mir aber nichts daraus, sur mon honneur! — Dieser Mangel an Menschen hat weiter keinen schädlichen Einfluß auf mich, als daß er mich zurückhaltender macht, denn ich muß immer fürchten, wenn ich über eine Sache ernsthaft rede, in meine Meinung verliebt zu werden, da man mir so wenig Gründe, sogar keine, entgegensetzt, und doch prätendire ich viel; ich weiß nicht, woher das kommt, aber je älter ich werde, jemehr prätendire ich von den Menschen. — Darum bin ich zigeu-

lich so erpicht auf unsre Korrespondenz, und bitte Sie in jedem Briefe das Heil meiner Seele bedenken zu wollen. Ich lasse es gewiß von meiner Seite an nichts fehlen, weder an Aufrichtigkeit, noch — wenn es einmal darauf ankommen sollte — an Mühe, um Ihnen meine Briefe, so viel mir nur möglich ist, angenehm zu machen. Sie wissen nicht, was es heißt, wenn man auch noch so munter ist, und manches entbehren, und anderes immer bei sich haben, gelernt hat: in Göttingen sein!

Ich bin zu einem Beweise der größtmöglichen Aufrichtigkeit von Ihnen selbst aufgefordert, und unter Drohungen und Bitten aufgefordert. Die Drohungen waren überflüssig, ich weiß es, Gott sei Dank, von selbst, daß Sie, Gott sei Dank! Verstellung von Aufrichtigkeit unterscheiden können, und halbwahre Geständnisse von nichts-verschweigender Offenherzigkeit, aber die Bitten waren höchst nöthig, sonst hätte ich mich kaum bewegen lassen, die Sache ernsthaft zu nehmen, und mir selbst so viel edles Wesen zuzutrauen, als ich nun in mir entdecke, da ich überzeugt sein kann, daß ich Ihnen in so viel Jahren nichts gesagt oder zu verstehen gegeben habe, was Ihnen hundert Andre gewiß auf das Haarkleinste gesagt oder zu verstehen gegeben haben, die nicht durch den tausendsten Theil der Gründe, der Empfindungen, dazu berechtigt waren. Aber „Gott lohnt Gutes hier gethan, auch hier noch." Jetzt werden Sie mir glauben, was Sie nicht leicht einem Menschen glauben würden, und so ist jede edle That zu meinem großen Glück — was sagen Sie zu dieser Vielseitigkeit, ich nenne das — Glück? — eine eigennützige That. Nein, liebe Rahel, ich zähle Sie nicht zu den Bing's. Mich dünkt, ich habe mich Ihnen über Bing ganz deutlich gemacht, und nun begreife ich Ihre Frage nicht. Habe ich durch Bing's Vermittlung, durch seine eigne vorsätzliche Handlung etwas gelernt? Durch und an ihm wohl, aber von ihm nichts. Doch

von dieſer Seite darf ich die Frage nicht erſt beantworten. So viel ſage ich Ihnen im Kurzen, und Ihnen mehr zu ſagen wäre ſogar in einem Briefe unanſtändig: ich kenne keinen Menſchen, der mich ſehr und dauerhaft kränken würde (dieſen Ausdruck brauche ich nur bei höchſt feierlichen Gelegenheiten), wenn er ſein Verhältniß mit mir änderte. Dem Himmel ſei Dank! ich bin allenfalls ein Menſch für mich; aber wenn Ihnen das einmal einfallen ſollte — nur ein Einfall könnte Sie dazu bewegen; — ſo wäre das ein Umſtand, woran ich nach meinem alten Grundſatz jetzt nicht denke, weil ich mich nicht darauf gefaßt machen kann. (Ich habe Ihnen etwas von der Art ſchreiben müſſen, weil Merkmale in ſolchen Fällen beſſere Antworten abgeben, als Beſchreibungen.) Ferner wäre ich im Stande, Ihnen alle meine Fehler und Schwächen und Lächerlichkeiten gerade heraus zu ſagen, und in allen Fällen zu geſtehen. Sollten Sie glauben, daß mir das überhaupt nicht viel Mühe koſtet, — ein Glaube, wozu Sie Veranlaſſung haben, wie ich weiß, — ſo irren Sie, auf Ehre! Für höchſt unpartheiſch habe ich Sie immer erkannt; nur glaubte ich manchmal, daß Sie auf einige Eigenſchaften, die Ihnen gerade viel Vergnügen machen, einen allzu hohen Werth legen; daß Sie nicht immer erkennen, wie ſehr das an einem Andern Verdienſt iſt, wenn er gewiſſe Eigenſchaften ſich eigen gemacht hat, die Ihnen natürlich ſind! Erſt durch und bei Gelegenheit der Goethe'ſchen Werke habe ich viel Seiten an Ihnen kennen gelernt. Für fähig, das Vertrauen einer großen Menge Menſchen zu theilen, ohne ſich und die Andern zu konfundiren, habe ich Sie immer gehalten; ich bin von jeher, vielleicht nur darum, weil Andern das Gegentheil richtig ſchien, überzeugt geweſen, daß es Sie unglücklich macht, keinen zu finden, dem Sie ſich ganz hin, und mit Nutzen, und ohne weitläufiges Gerede, vertrauen könnten; ich bin aber auch überzeugt geweſen, daß Sie nach

iſt ihre Geldſpekulation gerichtet. Er hat Tripier zum Advokaten angenommen. Vielleicht kommt ihm in ſeiner jetzigen Stellung die Hand aus den Wolken zu Hülfe.

Ein Baron Fichtler iſt in Paris eingetroffen, um die Ehre des Herzogs von Koburg zu verfechten. Es dürfte ſchwer halten, dieſen Herrn in den Ruf großer Freigebigkeit zu bringen. Auf den eines guten franzöſiſchen Briefſtellers muß er durchaus Verzicht thun. Das zuträglichſte wäre, der Agent kaufte der Dame Panam die noch übrigen Exemplare ab und beugte durch genügenden Lohn jeder neuen Auflage vor. Ihre Papageien machen ein reißendes Glück. In den erſten vier bis fünf Tagen ſind 600 Exemplare abgeſetzt worden. Es braucht nicht vierzehn Tage, ſo iſt die 1200 ſtarke Auflage vergriffen. Das Theaterſtück hatte ich noch keine Zeit zu leſen. Ich wünſchte, es wäre gut und die Sterner kämen von der franzöſiſchen auf die deutſche Bühne. Die Lebensnotiz werden Sie ſo abgedruckt finden, wie ſie gegeben worden. Wegen des Ministre plénipotentiair auf dem Titelblatte waſche ich meine Hände in Unſchuld. Sie müſſen ihn einſtecken. Wer iſt nicht bisweilen genöthigt, in einen ſauren Apfel zu beißen?

So eben verläßt mich Herr Choris. Er kommt aus England, wo er ſich zwei Monate aufgehalten und eine beträchtliche Zahl von Exemplaren ſeines Werkes untergebracht hat. Seine ruſſiſchen Angelegenheiten aber ſind in Unordnung gerathen, und ſo ſteht er auf dem Sprunge, ſich nach Petersburg einzuſchiffen, von wo er über Berlin und Frankfurt nach Paris zurückzukehren denkt.

Man ſah hier der Nachricht von dem Tode des Papſtes entgegen. Der Zufall ſoll jedoch nicht ſo ſchlimm ſein, als zu fürchten war. Auch bei Papſtwahlen treibt der Teufel manchmal ſein gottloſes Spiel. Es wäre ein

vieler Menſchen Vertrauen ſtreben, bloß um der Menſchenkenntniß willen, um zu ergründen, und da haben Sie ganz Recht; nur mich ſchienen Sie immer ganz durchzuſehen, nichts an mir räthſelhaft, gar kein Zutrauen zu mir zu haben, und das hat mir oft wehe gethan, und es hat mich förmlichſt gerührt, wenn Sie mir mitunter etwas Liebreiches ſagten. Erſt in den ſpäteſten Zeiten, vorzüglich ſeit Goethe, war ich der Meinung, daß Sie mich für gut halten, mir recht gut ſind, und Gedanken, eigene, nicht nachgebildete, zutrauen. Jezt erhebt ſich meine Idee über Ihre Geſinnungen gegen mich, mit jedem Brief, den Sie mir ſchreiben, zu einem wunderbaren Grade, und da ich immer vollkommner werde, Sie ſich immer unerreichbarer machen, ſo ſoll mir dieſes Streben eine reine Quelle der nächſten Vergnügungen, und ein immer reger Antrieb zur tüchtigſten Energie werden und bleiben. Liebe, beſte Rahel, ich habe mich wirklich ganz erſchöpft; ich wollte wenig ſagen, und glaube Alles geſagt zu haben. Wenn Sie dieſe Aeußerungen nicht für höchſt wahrhaft, für unumſchränkt aufrichtig halten, für ſo trocken und zugleich ſo warm, als ich, bei Gott! in der wirklichen Welt noch niemals einen Menſchen gegen den andern ſich habe ausdrücken ſehen, — ſo will ich gern auf alles reſigniren, was mir in dieſem Leben noch Gutes mag beſchieden ſein, denn der Muth fehlt mir darnach zu jagen, die Luſt es zu ergreifen, wenn es vor mir läge. — Auf dieſen Theil meines Briefes muß ich durchaus Antwort haben, das verſichere ich Ihnen, und das recht ordentlich. Sie werden ſchon wiſſen, wie Sie das anfangen ſollen. Seit meiner Beſchreibung von Weimar pflegen Sie mir ja zu glauben. Alſo —

Aus Ihren Bemerkungen über das Walzen ſchließe ich poſitiv, daß Sie in den Menſchen nicht verliebt waren, mit welchem Sie walzten. Das haben Sie vergeſſen, daß ein Menſch, der fertig walzt, und nicht ſchwindlicht iſt, in

diesem Augenblick nur an die Person denkt und denken kann, die er hält, daß die große Nähe, die beständig auf einander gerichteten Augen, und das Vergessen aller andern Gegenstände, verbunden mit der dem Körper angenehmen Bewegung des Tanzes, alle die Gefühle erregt, von welchen Werther spricht. Räumen Sie mir also nur ein, daß ein Liebhaber unaussprechliches Vergnügen empfindet, wenn er mit seiner Geliebten walzt, und Sie haben Alles eingeräumt; denn kein Liebhaber denkt im Ernst „Mein Mädchen gefällt mir, und ich finde es sehr natürlich, wenn sie keinem andern gefällt," das ist eine Art Liebhaberei, von welcher im Werther besonders nicht die Rede sein kann, sonst müßte er doch manchmal auf die Idee kommen, seine Liebe könne mit der Zeit schwächer werden, oder gar verschwinden. Ein jeder, der es recht ernst meint, hält seine Liebe für allgemeingültig, und aus seinem eigenthümlichen Geschmack erklärt er sich den hohen Grad seiner Liebe, und vielleicht am häufigsten aus den von der Geliebten erhaltenen Begünstigungen. So wenig ein solcher Mensch eifersüchtig ist, so wird er doch dergleichen hohe Freuden nie mit einem Andern theilen, ihm wird viel entzogen, sobald seine Geliebte auch in dem Walzen mit einem Andern Lust findet, und das möchte sie vielleicht, weil der Andre nur eine solche Gelegenheit braucht, um bei richtigem Gefühl selbst verliebt zu werden. Ist das nicht wahr? —

Für die Schilderung Ihres Bedienten und des Hauses danke ich Ihnen sehr. Sie war charmant, und hat mich täuschend auf die Jägerbrücke versetzt. Grüßen Sie doch Röschen recht sehr, die ist wohl sehr fleißig?

Schreiben Sie mir ja, ob Sie sich bewußt sind, in dem ganzen Brief nichts gemißdeutet zu haben, so sehr dies unwahrscheinlich ist, so muß ich es doch rügen, weil es mir dasmal gar zu wichtig ist.

Wenn ich die Zauberflöte in Kaſſel ſehe, ſo freuen Sie ſich nur. Sie haben vielleicht noch kein wichtiges Urtheil darüber gehört. Adieu! viel Plaiſir!

Veit.

Den 25. December.

„Der Brief wird Dir recht ſein, er iſt ganz hiſtoriſch.“
Werther.

Was ſagen Sie zu meiner Korreſpondenz mit der Veit? Dieſes heilige Feuer haben Sie angefacht und unterhalten, Veſtalin. Ich habe der Veit meine Adreſſe geſchickt, und werde Sie künftig nicht mit Einlagen inkommodiren.

Schreiben Sie mir wenn Sie auf Redoute waren, und immer ſo hübſch fort, das laſſe ich mir gefallen.

Hier hat ſich eine Merkwürdigkeit ereignet. Möldeke hat vier Gedichte in vier verſchiednen Sprachen drucken laſſen, die alle lächerlich elend ſind. Mich hat er als ſeinen alten Freund umarmt. Bei dieſer Gelegenheit muß ich Ihnen eine Anekdote ſchreiben, die für Bing aufbehalten war. Möldeke zeigte ſein lateiniſches Gedicht dem hieſigen Hofrath Richter, der ein vortrefflicher Kerl iſt, ein Mann, der Sie enchantiren würde, von Klugheit, Welt und — Allem. Richter klopft ihm auf die Schultern mit den Worten: Na, Sie heben noch die Ehre der Fakultät.

Möld. Wie gefällt Ihnen mein Gedicht, Herr Hofrath?

Richter. Ich bin kein Dichter, lieber Herr Möldeke.

M. Aber der Herr Hofrath ſind doch — verſtehen doch — und ohne Zweifel —

Richter. Ach nein; ich bin bloß — Richter.

3.

Jena, den 20. Oktober 1794.

Ich weiß nicht, ob ich schon Antwort von Ihnen haben könnte; soviel weiß ich, daß ich noch keine habe, und sehr ungehalten, noch mehr verdrüßlich darüber bin.

Wenn Sie mir jemals gefehlt haben, liebe Rahel, so war es gestern, nachdem ich Goethe dreiviertel Stunden hindurch ununterbrochen gesprochen hatte, und noch mehr den Abend nach der Komödie in Weimar. Gott weiß es, wie sehr ich jetzt ungeduldig bin, und wie sehr Sie sich selbst schaden, daß Sie die Antwort auf meinen Brief aus Leipzig unnöthiger Weise verschieben. Ich will mich ordentlich dazu zwingen, Ihnen so viel möglich ausführlich zu schreiben.

Goethe hat mich erstaunlich freundlich aufgenommen, hat sich angelegentlich nach Maimon erkundigt, und über sehr viele Dinge mit mir gesprochen. Es ist wahr, daß er älter geworden, aber nicht zu seinem Nachtheil, wie Reichardt gesagt haben soll; er ist etwas magerer, und bleich im Gesicht; die Nase sieht länger aus; und die ihm gewöhnliche steife Stellung wird um so auffallender; nichtsdestoweniger ist er außerordentlich freundlicher Gesichter und der heitersten Laune fähig. Er hat viel über Maimon mit mir gesprochen; über Dichtkunst, Philosophie, Genie und andere Materien mehr. — Doch ehe ich etwas Besonderes erzähle, muß ich Ihnen die Ursache der Unruhe mittheilen, die Sie in diesem ganzen Briefe gewiß wahrnehmen werden, und Sie bitten, mir Ihre Meinung aufrichtig zu offenbaren. Hier ist die traurige Geschichte.

Beim Weggehen sagte mir Goethe: „Besuchen Sie mich, wenn Sie wieder nach Weimar kommen; komme ich

nach Jena — und ich denke bald —, ſo will ich ſchon nach Ihnen fragen. Wenden Sie ſich immer an mich, ſobald Sie etwas ſuchen; den Hofrath Gruner will ich bitten, daß er Ihnen Bücher leiht," u. ſ. w. Ich erwiederte ihm dankend, und daß ich wirklich Anſtand genommen, zu ihm zu gehn, weil ich wiſſe, wie ſehr er von Fremden beläſtigt werde. Das nahm er wohl auf, und ich ging.

Den Abend wurde in Weimar der Diener zweier Herren zu meiner Verwunderung recht hübſch geſpielt; beſonders gefiel mir das Ensemble des Spiels und die ſichtliche Einigkeit der Schauſpieler unter einander. Goethe war auch im Theater, und zwar wie immer, auf dem Platz des Adels. Mitten im Spiel gehet er von dieſem Platze weg — was er ſehr ſelten thun ſoll —, ſetzt ſich, ſo lange er mich nicht anreden konnte, hinter mir (wie mir meine Nachbarinnen erzählt haben), und ſo wie der Akt zu Ende iſt, kommt er vor, macht ein äußerſt verbindliches Compliment, und fängt in einem recht vertraulichen Tone an: „Das iſt ein recht vergnügtlich Stückchen; o! es iſt ſchon ſehr alt, und von Goldoni; der Schröder hat's in's Kurze gezogen für die Hamburger Bühne, und alle Theaterſchwänke ſind recht gut darin benutzt."

Ich. Ja wohl, und ich habe noch keine Unanſtändigkeit gehört.

G. Kommt auch keine.

Hierauf ſchweigt er einen Augenblick, in dem vergeſſe ich, daß er Theaterdirektor iſt, und ſage: „Sie ſpielen es auch recht hübſch." Er ſieht noch immer gerad aus, und ſo ſage ich in der Dummheit, — aber wirklich in einer Empfindung, die ich mir noch nicht zu zergliedern weiß — noch einmal: „Sie ſpielen recht hübſch." In dem Augenblick macht er mir ein Compliment, das aber wirklich wie das erſte ſo verbindlich war, und fort iſt er!

Habe ich ihn beleidigt, oder nicht? Hat so etwas viel zu ſagen? Unbeſcheiden war es in jedem Fall; Vorwürfe machen Sie mir nur nicht mehr; denn Sie können gar nicht glauben, wie ich noch immer geängſtigt bin, ungeachtet ich ſchon von Humboldt, der ihn jetzt genau kennt, die Verſicherung habe, daß er oft ſo ſchnell weggeht, und Humboldt es ſchon auf ſich genommen hat, noch einmal mit ihm von mir zu ſprechen.

Die Menſchen in Weimar ſagen alle, ich müſſe Eindruck auf ihn gemacht haben; ſo etwas that er nur ſeinen Lieblingen; Humboldt ſchreibt es einer ungewöhnlichen Laune und ſeiner Liebe für Maimon zu. Denken Sie nun — erſt das Vergnügen, und nun die Angſt. Aber Sie müſſen mir die Wahrheit ſchreiben, liebe Rahel! Wenn wir uns ſehen, erzähle ich Ihnen von dieſem Auftritt noch ſo viel; auch ſchreiben will ich Ihnen noch davon, denn ich vergeſſe kein Wort; aber heute nicht; denn dieſer Brief muß fort, und ich muß bald Antwort haben. Leben Sie recht wohl, und entſcheiden Sie, ob ich mehr zu beneiden oder zu bedauern bin. Adieu.

Veit.

Morgen eſſe ich bei Humboldt. Ich kenne ſie noch gar nicht. — Antwort, Antwort! Sie handeln ſchlecht, wenn Sie nicht ſchreiben! —

Den 21. Oktober.

Ich war geſtern im Irrthum, und das zu meiner großen Freude; die Poſt geht erſt morgen ab, und ſo kann ich Ihnen melden, daß ein großer Theil meiner Unruhe verſchwunden iſt. — Eben heute kommt ein unbefangener, ſehr glaubhafter Menſch aus Weimar zu mir, der mir Folgendes geſprächsweiſe erzählt: „Der Rath Hufeland (ein hieſiger ſehr angeſehener Lehrer der Medizin) war geſtern bei uns; es wurde ihm Ihr Namen genannt, und der Rath

antwortete: O ich freue mich recht sehr auf den Menschen, der Geheimerath Goethe hat mir viel von ihm erzählt. Nun mag das vor oder nach der Comödie gewesen sein, gleichviel! Wenn Goethe soviel thut, wird ihn ein falsches Wort, das er gewiß richtig genommen hat, in seiner Meinung nicht ändern. Freuen Sie sich nicht? Ich — außerordentlich.

Bei Humboldt genieße ich alle mögliche Freundschaft und gute Aufnahme; auch die Frau lacht unaffektirt, und gefällt mir ungemein, ihre Augen sind von einer seltenen Schönheit. — Doch Sie kennen sie ja.

Heute fragte mich Humboldt nach Ihnen. Ich. Es ist die Einzige, mit der ich in einer suivirten Korrespondenz stehe. H. Es ist auch die Einzige, mit der ich in Berlin gerne umgegangen bin; ich wüßte sonst niemand; sie ist erstaunend gescheidt und witzig. Grüßen Sie sie doch ja meinetwegen, und sagen Sie ihr, daß ich wirklich recht oft an sie denke; hören Sie? vergessen Sie nicht! — Alles wörtlich.

Nun meine angenehmen Vorfälle mit Goethe.

Ich war Vormittags hingegangen, vorsätzlich zu einer Zeit, wo er immer zu Hause ist und sich niemals sprechen läßt, und hatte den Brief dem Bedienten mit dem Bedeuten gegeben, daß ich Nachmittags um 3 Uhr wiederkommen würde, um zu fragen, ob mir der Herr Geheimerath die Ehre erzeigen wollte, mich zu sprechen. Das war, dünkt mich, eine ausgerechnete Höflichkeit. Um 3 Uhr kam ich, und der Bediente führte mich in das Besuchzimmer.

Goethe (aus einer andern Stube tretend). Sie haben mir einen Brief von Herrn Maimon gebracht? Ich. Zu Befehl.

G. Heißen —? Ich. Veit.

G. Ich freue mich recht sehr.

Ich. Ich hatte ſchon vor anderthalb Jahren die Ehre Sie zu ſehen, durch eine Empfehlung des verſtorbenen Hofraths Moritz.

G. Ach ja! Auch iſt mir Ihr Geſicht recht bekannt. Nun wie geht es denn Herrn Maimon?

Ich ſagte ihm hierauf ſein jetziges Verhältniß, und daß er nebenher von dem geringen Ertrag ſeiner Schriften lebt.

G. Ei, ei! und er ſchreibt ſo ſtarke Sachen, und ſo hübſch.

Ich. Ja, und hat das ſchwerſte Fach.

G. Ganz gewiß, das ſchwerſte von allen; man kennt ihn gar nicht ſo recht; das Publikum iſt gar klein; ich wollte, er käme her.

Ich. Haben Sie ſeine neue Theorie geſehen, Herr Geheimerath?

G. O wohl; er hat mir auch ſeinen Plan zur Erfindungslehre geſchickt; das muß er ausführen.

Ich. Er wünſcht, ſich mit mehr Gelehrten verbinden zu können.

G. Hm, warum? Sehen Sie, in wiſſenſchaftlichen Sachen iſt ſo etwas gar nicht nöthig; ſo wie ich da eine Idee habe, kann und muß ich ſie jedem ſagen; wie einer das Schema ſieht, weiß er ſchon, was er erwarten kann; im äſthetiſchen iſt es umgekehrt; wenn ich ein Gedicht machen will, muß ich es erſt zeigen, wenn es fertig iſt, ſonſt verrückt man mich, und ſo bei allem, was Kunſt iſt.

Hierauf ſprach er mit mir von Jena eine lange Zeit. Dinge, die zu weitläufig würden. Dann ſagte ich ihm, daß Maimon den Plan hätte, ein neues Wörterbuch der ſchönen Künſte herauszugeben, und ſpielte von ferne auf ihn als Mitarbeiter an.

G. Ja ſehen Sie, Moritz wollte das auch, und der war lebhaft; dem habe ich ſchon geſagt, daß es noch zu früh iſt; erſt müſſen die Philoſophen die Prinzipien in

Ordnung gebracht haben, und wie jetzt die Gährung ist, das wissen Sie. Man könnte da viel schreiben, und manches aufwärmen, das will man nicht; und in sechs oder acht Jahren wäre das Neue wieder verworfen; das ist doch auch nichts. Moritz kehrte sich nicht daran, und seinen Beistand kann man keinem hübschen Unternehmen versagen; aber ein Lexikon, das ist zum Nachschlagen, für Leute, die keine weitläufige Sachen lesen, und ist kein Buch für Erfindungen. Soll es Theorie der Künste sein? Künste müssen ausgeübt werden, es sei nun Poesie, Mahlerei, oder was sonst. Der die Regeln giebt, der muß sehr langsam sein, und der Künstler kann wieder nicht warten, und muß sich an etwas halten; dazu ist nun freilich das Genie. Das Genie kommt mir immer vor, wie eine Rechenmaschine; die wird gedreht, und das Resultat ist richtig; sie weiß nicht warum? oder wie soll

Ich sprach immer viel dazwischen, und kam ihm oft zu Hülfe; denn er kann sich gemeinhin auf viele Wörter nicht besinnen, und macht beständig Gesichter.

Bisher, sagte er unter andern, hat man sich in der Theorie häufig auf empirische Regeln, auf Erfahrungssätze eingelassen, und immer in den Künsten gesprochen, wie die Sachen erscheinen müssen, nicht wie sie sein müssen und wie man sie machen soll. Ja, hören Sie, das kommt mir vor, als wenn einer in's Theater geht, und das Stück gefällt ihm. Nun denkt er, wie natürlich ein Jeder: Du möchtest wohl auch ein schön Stück schreiben; und schreibt nach dem Effekt. Ja, lieber Gott, der bringt nichts heraus; man muß wissen, wie viel unangenehme Theile dazu gehören, bis ein Ganzes angenehmen Effekt macht. Kurz, so wie die Leute reden und schreiben, das heißt meistentheils ein Stück als Zuschauer schreiben; hinter die Bühne muß man, und muß die Maschinen und die Leitern kennen.

Iſt das nicht rührend?

Es kommt mir jetzt vor, als kenne ich alle großen Männer aller vergangenen Zeiten. —

Ein göttliches Kind hat Goethe. Kohlſchwarze Augen, ſprechende Phyſiognomie, und wahres Goldhaar, das gar keine Luſt zum Dunkelwerden hat. —

Geſtern und heute habe ich den Woldemar von Jacobi geleſen. Leſen Sie das Buch. Ich habe nirgends die tiefen Verlegenheiten feiner Menſchen wahrer und ſchöner ſchildern ſehn. Dabei enthält es eine Menge vortrefflicher Stellen aus den Alten überſetzt, und ſehr viel eigene, originelle und wunderſchöne Sentenzen. Ferner leſen Sie in der Litteraturzeitung Schillers Rezenſion des Matthiſſon. Es wäre viel darüber zu ſingen und zu ſagen; doch lieſt man in dieſen verderbten Zeiten ſelten eine ſo ſchöne Rezenſion. Ferner die Rezenſion eines Gartenkalenders, ebenfalls von Schiller, einfacher als die erſte. Sie finden Ihre eigene Gedanken über engliſche und franzöſiſche Gärten darin. —

Veit.

4.

Jena, den 23. October 1794.

Eben erhalte ich Ihren Brief, und wenn ich die Antwort länger aufſchöbe, ſo könnte es mir leicht einfallen, Ihre Meinung über Goethe vorher zu hören, und das will ich nicht. Ueberdem ſind noch Ferien; zu mir kommt gar kein Menſch, und ich kann mich nicht beſſer vom Arbeiten erholen, und zum Arbeiten vorbereiten, als wenn ich Ihnen ſchreibe. Bald ſehen wir uns in Leipzig; denn dieſer Winter wird ſchnell vorübergehen; ich werde fleißig ſein.

Teufelsſpaß, wenn er den Kardinal Feſch auf den heiligen Stuhl erhöbe.

Erlauben Sie mir auf Hrn. von Saur zurückzukommen, dem ſeine litterariſche Laufbahn vielfach verſauert wird, der ſich aber nicht entmuthigen läßt. Beifolgende Lithographie, auf ſeine Koſten verfertigt, hat der Buchhändler aus anderen Gründen verworfen, als weil ſie den Bürgermeiſter von Landskron lächerlich macht. Die Furcht, ſich mit dem Pfaffenthum zu entzweien, gehet ins Weite. Ein empfindlicheres Mißgeſchick begegnet dem Etourdi mit ſeiner Philiſtis. Sie wurde, heute 14 Tage, in dem Theater de Saint Martin zum Vortheil der Armen des erſten Stadtviertels gegeben. Hr. von Saur hatte damit: les anglaises pour rire und ein Ballet verbunden. Der Zulauf war außerordentlich, da Potier und Brünet ſpielten; doch ließ ſich vorausſehen, daß Unterſchleif und Gunſtbillette die Einnahme beträchtlich mindern oder ſchmälern würden. Indeß hat ſie ſich auf 3686 Frcs. belaufen. Allein die Rechnung der Theaterdirektion, die ich mit meinen Augen betrachtet habe, iſt ſo ausgefallen, daß für den Autor und die Armen nicht mehr als ein Ueberſchuß von 15 Frcs. bleibt. Ein Cotillon für Potier ſtehet mit 50 Frcs. in Rechnung. Die Schauſpieler aber haben den Autor ſchon außerdem an Cachets, wie ſie es nennen, und anderen Gratifikationen über 1100 Frcs. gekoſtet. Man muß beſeſſen ſein, um auf dieſe Art den ſteilen Pfad des Parnaſſes zu verfolgen.

Den Amtsberichten nach iſt Morillo mit 3000 Mann zu den Franzoſen übergegangen. Wer hat ſie gezählt? Tritt Morillo mit ſeinem großen oder kleinen Anhange unter die Befehle der Madrider Regentſchaft, ſo wird dieſe nur noch aufſäßiger werden gegen den franzöſiſchen Generaliſſimus. Seitdem der öſterreichiſche, preußiſche und ruſſiſche Geſandte

Liebe Rahel, man hat nicht Unrecht, wenn man mich, wie Sie ſagen: „für einen Menſchen nimmt, auf den man nicht rechnen kann, der's treibt, der nach Einfällen ſich herumtreibt", u. ſ. w., aber daß Sie mich bisher dafür genommen haben, das hat mir viel unglückliche Stunden gemacht, und hat mich in dieſem Treiben und unruhigen Suchen nur mehr beſtärken müſſen; es hat mir zugleich gezeigt, wie ſelten ich mich richtig betrage, wie ſehr es mir an glücklicher Tournüre fehlt, wie wenig ich mich ausgeben kann, da ich mich bei der Einzigen, bei der mir daran lag, nicht einmal für das ausgeben konnte, was ich wirklich bin. — Oder muß man ſich vielleicht vollkommen kennen, gehört ein ungewöhnlicher Muth dazu und die Kunſt der höchſten Simplizität, wenn man ſich ganz offen und wahr einem Menſchen ſoll darſtellen können? — Vielleicht habe ich Recht; ich glaube es wenigſtens. — — (Jetzt habe ich eine große Weile hindurch vor lauter Gedanken kein Wort ſchreiben können, und wo ich nun anfange, war es immer in der Mitte —) Liebe, beſte Rahel! Man kann nicht veränderlicher ſein, als ich bin, und man kann nicht ein innigeres Gefühl der Treue beſitzen, als ich in mir nähre von Jugend auf; die Veränderlichkeit findet tauſend Gegenſtände; die Treue ſucht Einen; in welcher Lage war ich? Nehmen Sie dazu eine große Eitelkeit, ein beſtändiges Arbeiten an ſich ſelbſt; eine natürliche und durch den Verſtand genährte Neigung überall eigene Seiten zu finden, und mit höchſter Unpartheilichkeit mir ſelbſt — oft leider! auch Andern — kein komiſches Verhältniß zu verſchweigen, ſo heilig auch die Menſchen oft das Komiſche achten! Wäre es mir nicht ſo gut ausgegangen, ich hätte mich für einen ganzen Narren halten müſſen. Sehen Sie, Liebe, eine Perſon, die mich befriedigen ſoll, muß eine erſtaunliche Menge ſchöner Seiten haben, damit meiner Veränderlichkeit ihr menſchliches Recht nicht genommen werde,

und — wenn Sie es gnädigst erlauben — so übe ich an Ihnen — auch die Treue. Ich kann, auf Ehre nicht dafür; aber wissen Sie, warum bei mir so vieles den Ton der Komplimente trägt? Aus moralischer, übertriebener Schüchternheit. Das ist, bei Gott! die einzige Ursache. So oft ich Ihnen noch etwas Herzliches habe sagen wollen (wenn es mich nicht plötzlich angepackt hat, und das kann wegen der lumpigen langsamen Federn selten der Fall sein), war ich genöthigt, eine Tournüre zu suchen, um nicht grob und aufdringend zu scheinen. — Nun denn — nehmen Sie sich meiner an, machen Sie mit mir was Sie wollen, brauchen Sie mich wie Sie wollen — nur meinen Freundestitel lassen Sie mir; haben Sie mir ihn gegeben, so verdiene ich ihn auch, und ich verdiene ihn wohl; wollen Sie mir dann und wann ein Amt geben, so werde ich's nach bester Ueberzeugung verwalten; nur sterben Sie nicht; denn mein Amt stehet auf einer gefährlichen Leibrente; wenn Einer von uns beiden stirbt, so bin ich drum. — — —

Stellen aus Lessing und Goethe weiß ich alle auswendig; das zur Ersparung Ihrer Mühe. — Goethe glaubt, sein Roman werde keine Sensation machen; denn er war schon 1780 fertig, und ist nur hie und da abgeändert. Eigentlich arbeitet er jetzt meist wissenschaftliche Sachen; er hat ganze Stöße Dichtungen liegen; sogar die Iphigenie ist sehr alt. Noch als Doktor Goethe hat er Anno 1775 den Orest selbst gespielt und zwar außerordentlich. Damals war er weit und breit der beste Tänzer, Schauspieler, Reiter, Schwimmer, Fechter und der schönste Mann. Viel von seiner Lebensgeschichte kommt in dem Roman vor. Habe ich Ihnen nicht geschrieben, daß Schiller ein Journal herausgiebt, woran Goethe und alle Menschen arbeiten? Auch habe ich Ihnen folgendes Wort zu erzählen vergessen: „Man sollte doch billig Herrn Maimon in der Litteratur-

zeitung rezenſiren; wenn ein Mann ſo erſtaunend viel thut, iſt's doch auch recht, daß man von ihm ſpricht."

Ich leſe Ihren Brief noch einmal. Gott was haben Sie mir für Wahrheiten geſagt! Wie war es möglich, Einen ſo zu kennen! Nein, ich kann mich noch nicht entſchließen, etwas zu ſein. Sie haben Recht.

Liebe Rahel, ich habe heute Abend eine große Empfindung gehabt. Ich habe mir gedacht, daß Sie meine Freundin ſind, und daß Goethe glaubt, es könne etwas aus mir werden. Wenn ich beten könnte, ſo würde ich mir in dieſem Augenblick nichts vom Himmel erflehen, als die Dauer der Energie, die mir dieſes Gefühl giebt. Leben Sie recht wohl, und lernen Sie mich nur recht kennen, daß Sie ſich immer inniger überzeugen, wie ſehr ich ein edler Menſch bin, und Ihr wahrer — vielleicht Ihr einziger Freund; doch vielleicht ſind Sie glücklicher, als ich denke. Es iſt ein großes Unglück für Sie, daß Goethe Sie nicht kennt. Wie würde er Sie lieben! Auf dieſe Idee ſind Sie wohl noch gar nicht gekommen? Ich bringe Sie darauf; denn ich habe geſtern erſt meiner Schweſter geſchrieben: „Wer das Unglück nicht kennt, lernt nicht das Glück ergreifen und feſthalten." Kommen Sie einmal hierher, ſo gehen Sie zu ihm, und wagen Sie eine Lächerlichkeit, die ſich gewiß belohnt. Vor hundert Jahren wurden ſolche Menſchen mit Strahlen um das Haupt gemahlt; und iſt er denn nicht ein Heiliger? —

Veit.

5.

Jena, den 9. November 1794.

Ich habe zwar alles mögliche Vertrauen zur richtigen Ankunft meiner Briefe, und sehe auch durch Ihr letztes gütiges Billet, daß Sie meinen unruhigen Brief erhalten haben, allein ich will dennoch heute schreiben, weil alles in der Welt, das denkbar ist, bisweilen wirklich wird. Und so kündige ich Ihnen denn an, daß ich Ihre beiden Briefe empfangen, und den ersteren bereits beantwortet habe. Eigentlich ist auch dieser Brief nothwendig, damit unser Briefwechsel nicht stocke oder knarre. Sie betrachten ihn daher nur wie einen reinen Theer, mit dem man eiligst mitten auf der Heerstraße einen Wagen schmiert, der vor großer Eile zu knarren anfängt, und nach einem schönen Ziele hinrollt.

Ihr Billet überzeugt mich, daß Sie mich immer verstehen, denn Sie haben mir nicht darum allein geantwortet, weil Ihnen ein Brief (irrigerweise) zu fehlen schien; sondern weil Sie trotz dem lästigen Anhange bemerkt hatten, wie sehr ich Ihrer Antwort bedürfte. Ich bin wieder ganz ruhig, und Sie haben vollkommen Recht; nur überheben Sie sich nicht Ihrer Kraft; Sie werden noch zehnmal Recht haben, und endlich ich auch — einmal; und Ein Fehler, den Sie begehen, verdrießt Sie ja mehr, als tausend herrliche Einfälle Ihnen Freude machen; auch darin haben Sie Recht; denn wenn die Freude verdienstlich sein soll, muß der Schmerz überlegt sein, und wie hölliſch ärgert man sich, so oft man seinen Fehltritten nachdenkt.

Wie sehr Sie in meiner Schuld sind, wäre undelikat zu erinnern; aber bezahlen müssen Sie wie gewöhnlich, d. h. mit hohen Interessen.

Ich bitte mir Ihr Urtheil über Humboldt aus. Ich werde nur von Menschen betrogen, die mir kleine Anvertrauungen machen, und dafür größere, endlich große, erhalten. Von Leuten dieses Verstandes, dieser Feinheit und Bemühung sich überall durch eine edle Art, aber doch nothwendig zu machen, verspreche ich mir das Vergnügen, welches aus dem Nachdenken und der Mühe entstehet, nicht Freundschaft.

Das war überaus flüchtig, wie überhaupt der heutige Tag (Montag) gar für mich nicht dazu gemacht ist, auch nur ein unmediziniſches Wort zu schreiben, oder einen Weg, so klein er sei, zu machen. Leben Sie recht, und bezahlen Sie!

Der Ihrige

Veit.

6.

Jena, den 10. November 1794.

Ich schreibe Ihnen erst heute, aber es ist mir wirklich in der Woche beinahe unmöglich, und ich muß, mit seltener Ausnahme, bloß den Sonntag dazu wählen. Ich bin sehr mit Studiren geplagt. Die Briefe an Sie sind meine einzige Erholung, so wie Ihre Briefe an mich, bei Gott! mein einziges Vergnügen; von einer gewissen Seite betrachtet, thut mir das ordentlich leid; ich kann mich fast nicht überzeugen, ob meine Leidenschaft für diesen Briefwechsel ganz rechtmäßig und im höchsten Grade auf das Gefühl der Würdigkeit gegründet ist, oder ob sie nicht auch von den äußern Umständen, von meiner jetzigen ungeselligen Lage bestimmt wird? Denn ungesellig lebe ich gewiß hier. Ich kenne noch gar keinen Menschen, der mir von allen Seiten

ſo gefiele, daß ich in ſeinem Umgang ein erhöhtes Bewußtſein meiner eigenen Kraft finden könnte. Nebenher ſterbe ich hier ganz ab; ich darf keine Geſellſchaft beſuchen, wenn ich nicht fürchten ſoll, für die feinere Geſellſchaft unbrauchbar zu werden. Ach, nur die Franzoſen verſtehen ſich darauf, den eigentlichen Trotz mit der Manier der Höflichkeit zu verbinden; hier athmet alles Aufklärungsſucht; Unbiegſamkeit heißt Freiheit, Grobheit nennt man Simplizität, und Lebensart Verſtellung. Von feinerem Geſpräch, von übereinſtimmenden Tönen, aus denen eigentlich die wahre Konverſation ſich bildet, von der höheren Gattung des Witzes, die ſo viel Einfluß auf Karakter und Genie hat, wiſſen ſie nichts. Nur bei Humboldt exerzire ich mich noch; für den und ſeine Frau habe ich freilich nicht Lebensart und nicht Aufmerkſamkeit genug, und das iſt mir ſehr lieb.

Bei alle dem aber habe ich ſchon wieder eine Liebhaberei hier, die meiner ehemaligen (und noch fortdauernden) für Müller ſehr ähnlich iſt. Nur iſt der Menſch mit Müller gar nicht zu vergleichen, koſtet mich keine Zeit, und iſt unendlich edler, wenn auch nicht ein ſo reines Produkt der Umſtände und der Leidenſchaften. Wenn die Verbindung erſt ernſthaft wird, ſollen Sie den Mann wiſſen. —

Geſtern habe ich Schiller zum erſtenmal geſehen; ich finde Humboldts Urtheil ſehr wahr: Goethe hat ein allgemein ſchönes Männergeſicht; Schiller nur Eine Art davon, und die Art, die ſich mit dem Angenehmen ſehr verträgt, ohne die Stärke zu verlieren.

Eine Anekdote! Als Goethe in der Schweiz in das Haus des Doktor Kaufmann kam (ein ehemaliges Haupt der Herrnhuter, der ſehr ſchlau war, und im Schein der Heuchelei manches Intereſſe befördert hat; ich kenne ihn aus Breslau), ſchrieb er an deſſen Thür:

Ich hab' als Gottes Spürhund frei
Mein Schelmenleben stets getrieben;
Die Gottesspur ist nun vorbei,
Und nur der Hund ist übrig blieben.

Goethe war seitdem hier; und ich habe ihn wieder gesprochen, doch ohne etwas von ihm zu hören, als allgemeine Fragen, die wieder Maimon und die Universität betrafen.

Was Sie über Veränderlichkeit und Treue sagen, das hätte die Treue der Veränderlichkeit in's Stammbuch schreiben können, und die Veränderlichkeit selbst hätte einen ewigen Wohlgefallen daran finden, und zur Treue werden müssen.

Ich weiß recht gut, wie Sie „ohne Großmuth, aus Haß und Langerweile, wenig fordern;" und ich weiß das nicht allein; das wissen gar viele Menschen und nehmen es übel. Es kann Ihnen nicht unbekannt sein, wie viel die groben Leut auf Dankbarkeit halten, und wie gern sie den Schluß machen, daß Einer, der wenig fordert, auch wenig leistet. Aus dieser Quelle fließen viele falsche Urtheile, die Sie betreffen. Ueberhaupt bin ich sehr neugierig darauf, wenn sich einmal die ungleiche Vermischung von Aufrichtigkeit und Zurückhaltung bei uns beiden (denn ich glaube, wenn Sie's nicht übel nehmen wollen, daß Sie den Fehler auch haben) in's Gleichgewicht gesetzt haben wird.

Da Sie den Woldemar gelesen haben, so lesen Sie auch Humboldts prächtige Rezension in der Litteraturzeitung vom 26. September 1794. Die Rezension ist wirklich ein Kunstwerk; es war gewiß äußerst schwer, die Ideen alle aus dem Woldemar so rein zu entwickeln, die wirklich darin liegen, und Ihnen auch nicht entgangen sind, aber im Zusammenhange mit den übrigen Werken nicht geläufig sein können. Schreiben Sie mir, ob Ihnen manche Stelle dunkel war? Ich kann davon nicht urtheilen, weil ich das Kantische System kenne. Nebenher werden Sie aus dieser Rezension beurtheilen können, wie viel Einheit Humboldt

in ſeine Studien zu bringen weiß, wie ſehr er — gleich Andern — Lieblingsideen hat, und wie wenig das gründliche Nachdenken durch dieſes mehr eitle als gerechte Streben nach Vielſeitigkeit verliert. Sollte es Ihnen Mühe machen, die Rezenſion zu bekommen, ſo ſagen Sie der Herz, daß ſie von Humboldt iſt, und viel über Frauenzimmer darin vorkömmt.

Thun Sie mir den Gefallen, und brauchen das Wort „ein Ding" nicht wieder; Sie kommen mit „ein Weſen" in allen Fällen eben ſo weit; und das „Ding" haſſe ich, wie „Genuß" und „Genießen", ja noch weit mehr. Höchſtens mag es in der Philoſophie ſtehen bleiben: aber in der Sprache des gemeinen Lebens ſind auch Sie nicht einmal im Stande, es zu veredeln, wiewohl Sie ſonſt eine eigene Force im Gebrauch unbeſtimmter Wörter beſitzen.

Der ganze Brief, den Sie mir zuletzt geſchrieben, kann Ihnen gar kein Vergnügen gemacht haben; denn er enthält eine Antwort; er iſt alſo lauter Reſignation, lauter Aufopferung. Das iſt die neueſte Männermoral! Weibermoral hat es von jeher ſein müſſen.

Schillers Journal wird „die Horen" heißen, und jeder Menſch wird es haben. Goethe arbeitet raſend auch mit daran. Die Thalia geht ein, der Merkur wird ſchlechter; dieſes Journal aber wird gewiß lange gut bleiben.

Sie ſcheinen mir zu glauben, daß man die Delikateſſe nie aus den Augen verlieren darf; das glaube ich auch; aber bisweilen darf man ſie wohl ſo weit zurücktreten laſſen, daß man ſie nur noch ſiehet, und Sie haben ja ein ſcharfes, weitſehendes Auge. —

Wenn mir etwas vorfällt, ſo ſchreibe ich Ihnen, ehe ich Antwort bekomme. Auf jeden Fall bitte ich um Ihr Urtheil über die Rezenſionen. — Thümmel hat ſeine Reiſen fort-

geſetzt und beendigt. Ich will ſie nun bei Gelegenheit leſen; die erſten Theile ſind mir abſcheulich vorgekommen, und beſonders affektirt. — Humboldt grüßt Sie ungemein. —

Veit.

7.

Jena, den 1. December 1794.

Ich habe heute manchen unangenehmen Brief geſchrieben, und ſieben Collegia gehört, ehe ich Ihnen antworte; ich habe die Antwort lange verſchoben, aus einer Urſache, die ich Ihnen nicht delikat und wahrhaft genug vorzutragen weiß; die, platt oder prätenzlos erzählt, mehr verderben könnte, als durch den vieljährigen Umgang mit Ihnen Schönes und Edles entſtanden iſt. — Hören Sie!

Ihr Urtheil über die Humboldt'ſche Rezenſion iſt von einer ſo beſonders gründlichen und originellen Art, daß es ſo viel Menſchen kennen und verſtehen müſſen, als möglich; wer es aber recht verſtehen ſoll, muß ohne Zweifel ein Menſch von Werth ſein; wer es einmal recht verſtanden hat, bei dem müſſen Sie ſelbſt ſehr gewinnen, und der wäre auch der Mühe werth, daß Sie bei ihm etwas gälten. Ich kenne nur Einen ſolchen Menſchen hier, und dieſem Einen habe ich ſo viel davon vorgeleſen, als ich zu thun für gut und ihm und Ihnen vortheilhaft glaubte, — Humboldt ſelbſt. Dieſe Handlung, an und für ſich betrachtet, ſcheint höchſte Indiskretion, und in jedem Fall gehört ſie zu den Handlungen, welche vorher eine gründliche Ueberlegung erfordern, die mit äußerſter Behutſamkeit ausgeführt ſein wollen. Beides habe ich geleiſtet; ſchon das mag Ihnen zum Beweis dienen, daß ich mich nicht eher dazu entſchließen konnte, als ich von allen Seiten beſchloſſen hatte, es zu thun, und zugleich, es Ihnen wiederzuſagen. Nur glauben Sie nicht, daß ich

dieſes Wiederſagen als eine Art von Buße anſehe, und, um mich ſelbſt zu ſtrafen, mich Ihnen in die Hände lieferu — vielmehr, ich freue mich damit, es gethan zu haben. An Humboldt habe ich verſprechen müſſen, Ihnen nichts davon zu ſagen, Sie bloß in ſeinem Namen zu grüßen; denn er fürchtet, es könnte unſer Verhältniß verſtimmen, und Sie abhalten, künftig ähnliche Briefe zu ſchreiben. Ich laſſe ihn dabei, aus Urſachen, die Ihnen in die Augen fallen.) Er war verreiſt, als ich den Brief erhielt. Ich hatte ihn dreimal durchleſen, und faſt auswendig gelernt, ehe ich ihn vorlas; ich habe alle Exklamationen weggelaſſen, und alles unrichtige Deutſch in richtiges verwandelt, wiewohl ich Sie verſichern kann, daß Ihnen ſelbſt zum Richtigſchreiben nicht viel mehr fehlt. Er hat ſich nicht gewundert, aber unendlich gefreut; er hat mir eingeſtanden, daß er noch kein ſo richtiges Urtheil, weder über den Woldemar, noch über ſeine Rezenſion gehört habe; er giebt Ihnen in allem Recht. Habe ich Ihnen eine größere Satisfaktion verſchaffen können? Von dem Urtheil über die Matthiſſon'ſche Rezenſion hat er nichts zu leſen bekommen; er iſt von Schiller und allem Schillerſchen ſo bezaubert, daß ich dieſe Seite gar nicht berühre. — Beſonders lieb war es ihm, daß Sie die Einleitung nicht ſchwer fanden; Brinckmann und Gentz, ſagte er, hätten dieſes Geſchrei in Berlin erhoben; und er begreife beſonders Gentz gar nicht.

Ich war und bin aufrichtig; ein ähnlicher, außerordentlicher Fall wird zwar ſchwerlich vorkommen, aber Ihr Urtheil muß ich hören. Wenn Sie an dieſer Handlung irgend etwas von irgend einer Seite zu mißbilligen finden, ſo ſchwöre ich Ihnen — ſo wahr es einer der größten Unglücksfälle für mich wäre, wenn ich Sie beleidigte — daß ich niemals mehr auch nur Eines Ihrer geſchriebenen Worte an Goethe und Kant zeigen würde, und wenn ſie beide mir zu Füßen lägen, und alle ihre künftigen Produkte von dieſem einzigen

in Madrid angekommen ſind, kehrt ſie ſich faſt gar nicht mehr an den Herzog von Angoulême. Die Geſandten halten ihr die Stange. Der ruſſiſche insbeſondere ſoll den Geiſt der Selbſtſtändigkeit, der Widerſpenſtigkeit und die Luſt zu herben Maßregeln anhetzen. Relata refero. Mittlerweile iſt Herr Achilles Jouffroy übel angelaufen. Er reiste von hier mit einem Paſſe, den Herr von Chateaubriand perſönlich ihm eingehändigt hatte. Der Reiſe diente zum Vorwande, im Namen hieſiger Wechſelhäuſer der Regentſchaft ein Darleihen anzubieten, zu welchem Behuf er mit Signaturen verſehen war. Sein eigentlicher Zweck gieng dahin, die Regentſchaft im Sinne der Ultramontanen zu bearbeiten. Kaum hörte Herr von Villèle von der Reiſe, ſo errieth er auch die Abſicht derſelben, und ohne Verzug bekam der Telegraph Auftrag, den Paſſagier zu übereilen. Das iſt gelungen und Herr Jouffroy hat zu Burgos einen Schlagbaum gefunden. An ſeinen Reiſegefährten war nicht gedacht worden. Dieſer ſetzte ungeſtört ſeinen Fuß weiter und betreibt nun zu Madrid die Geſchäfte der Ultramontanen, die Tokaier-Ausbruch der Ultra ſind.

Meine Huldigungen Ihrer Gemahlin. Leben Sie wohl und behalten mich lieb. Sie wiſſen, ich bin mit innigſter Anhänglichkeit

Ihr ergebener

Oelsner.

Der Artikel: système politique de la Russie iſt von Mignet, einem intimen Freunde des Hrn. Thiers. Binnen acht Tagen erſcheint eine Geſchichte der Revolution in zwei Theilen von Thiers. Der Verleger bezahlt für jeden Theil 5000 Frcs.

Worte abdingen. Aber Ihre Meinung muß ich recht bald hören; denn ich würde sehr unruhig werden, wenn ich dieses-mal so lange auf Antwort warten müßte, als ich Sie warten lasse.

Als ich neulich mit Humboldt spaziren ging (ungefähr zu der Zeit, da ich Ihnen zum erstenmal die Matthisson'sche Rezension erwähnte), sagte ich ihm bei Gelegenheit: „Erinnern Sie sich wohl noch des Laokoon, Herr von Humboldt? Die Hauptideen werden Sie darin finden; und vieles Uebrige in Maimon." Er kannte das Letztere nicht, und erinnerte sich des Erstern nicht mehr, war aber überzeugt, daß Lessing diese Stücke höchstens berührt habe; er weiß, daß Schiller den Lessing sehr studirt hat, und den Maimon unendlich hochhält. Es ist über Schiller hier gar nicht zu reden. — Mir ist es ein Räthsel, daß Schiller an einem so weichlichen Menschen, wie Matthisson, hat Geschmack finden können. — Ich kenne in Ihrem Sinne des Worts gar keinen ordentlichen Menschen in Jena.

Ja, es war sehr gut, was Sie über die Treue gesagt haben; es leuchtet mir ein; ich finde es richtig; ich goutire es, es behagt mir; es beweist mir von neuem, daß man sein Gefühl der Treue durch das Nachdenken über dieselbe erhöht; dieses letztere habe ich auch schon in meinem vorigen Briefe gesagt, oder zu verstehen gegeben; und kann man zum Lobe einer Empfindung mehr sagen, als — daß man anerkennt, sie sei rein und rechtmäßig, und entstehe nicht durch Nebenideen, die, wegraisonirt, das Gefühl selbst auflösen?

Eine Wohlthat habe ich von diesen halbkultivirten Menschen hier. Keiner läßt mir Gerechtigkeit widerfahren; ich bin von keinem gesucht, also, von keinem im Fleiß gestört. — Ich habe an jedem Tag einen positiven Grund, mit mir unzufrieden zu sein, — das heißt, ich bin fleißig. Wenn ich mich vergnügt machen will, so setze ich mich

still hin, und bilde mir ein, ich rede mit Ihnen, mit Markus und Andern.

Wie Sie diesen Winter leben? — davon ist in Ihrem Briefe keine Spur zu finden. Ich bin eitel; Sie haben den Nagel auf den Kopf getroffen. Der Mensch heißt Lindner, ein Kurländer, ein sehr guter Mensch, von Kopf, kränklich, fühlt ziemlich richtig, wird aber in der Geschichte meines Lebens keine Epoche machen.

Seitdem ich diesen letzten Brief von Ihnen habe, ist eine längere Zeit als gewöhnlich verstrichen, und bloß, weil er so voll ist. Ich aber brauche jetzt wieder einen, denn, seitdem Humboldt diese Stellen gelesen hat, sehe ich ihn nicht mehr so eigen an, als sonst. — Man muß gerecht sein und Empfindung haben, das nennt man, dünkt mich, dankbar sein; ohne Ihre Briefe wäre ich recht dumm, und ohne mein Universitätsleben hätte ich diese Briefe nicht. Wenn ich nur irgend eine Ursache wüßte, warum Sie sich meiner so annehmen. Ich glaube — so wenig das an sich wahrscheinlich ist — es wird noch einmal ein vorzüglicher Mensch aus mir, und Sie sehen das voraus. Ich weiß nicht. —

Sie haben mich mißverstanden; ich meine nicht, daß „zwischen uns Beiden eine Mischung von Aufrichtigkeit und Zurückhaltung obwaltet," über diese Art von Zurückhaltung zu schreiben habe ich heute nicht die Zeit; und wozu auch? Höchstens um Ihnen zu zeigen, daß ich es weiß, — Sie trauen mir das zu. Vielmehr — ich finde in meinem Betragen gegen fremde Menschen diese Mischung — und was soll sie das! Bei Ihnen ist der Fehler nicht so auffallend; Sie sind aufrichtig gegen Bekannte, die von Ihren Worten keine Silbe verstehen, und diese Aufrichtigkeit mißdeuten; diese Bekannten fordern Aufrichtigkeit von Ihnen, wo Sie zurückhaltend sind, und danken für die Wahrheit nicht. Das beiläufig! Und das ist eine von den Ursachen, weßhalb man oft Ihren Karakter schief beurtheilt, und ich nichts dagegen

ſagen kann; ein jeder hat aus Ihrem eigenen Munde Dinge gehört, die ganz abſcheulich ſind; und warum würde er Sie ſo finden, wenn Sie ſich immer die Mühe gäben, den Zuhörern faßlich zu ſein (wie ein Profeſſor)?

Zum erſtenmal haben mir die Wörter „Ding" und „Genuß" Vergnügen gemacht; und darum haſſe ich ſie noch mehr! Ich habe ſie bloß für verwerflich gehalten; aber nicht für ſo verworfen, daß ſie ſich nicht ſcheuen ſollten, um Ihre Gunſt zu buhlen, und nicht für ſo luſtig, noch auch für ſo mächtig, um ſie zu erhalten, und mir die Spitze bieten zu können. —

Goethe arbeitet raſend viel an den Horen, wie es heißt, und iſt ſehr thätig dafür, wie Humboldt ſagt; auch Schiller, Humboldt, Fichte, Ramler u. ſ. w. —

Das dachte ich wohl, daß Sie die Delikateſſe nicht würden laſſen können; es iſt eine komiſche Paſſion; man gewinnt dabei an Ruhe, was man an Kraft verliert. Wer in der Ruhe ſein Vergnügen ſucht, hat Recht.

Brav, daß Sie in Potsdam waren! Dahin möcht' ich auch noch einmal. — Geben Sie mir einen Rath: ſoll ich künftigen Winter nach Halle oder nicht? Wenn ich es thue, ſo verliere ich ungefähr ein Vierteljahr Zeit (das heißt, ich könnte ſie noch beſſer brauchen). Thue ich es nicht, ſo verſage ich mir die ſämmtlichen preußiſchen Staaten auf immer; das hier Doktor werden heißt auch nichts. Plane habe ich noch gar nicht; reiſen werde ich in jedem Fall, wie ich ſicher denke. Entſchloſſen muß ich noch dieſen Winter darüber ſein, und es hat Einfluß auf meine Studienleitung. Halle iſt mir abſcheulich zuwider. Soll ich lieber auf Preußen gar nicht rechnen? denn wo ſoll ich hin? und am beſten — auch auf Deutſchland nicht? Eine komiſche Frage, die ich Ihnen vorlege; aber ich behandle die Sache wirklich wie ein Dichter, und gar nicht als Geſchäft.

Es iſt ſehr ſpät im Verhältniß mit der Poſt. Adieu!

Veit.

Die Räuber ſind im achtzehnten Jahre des Verfaſſers geſchrieben; Schiller iſt Doktor der Medizin.

8.

Jena, den 15. Juni 1790.

Wenn es mir die hieſige räthſelhafte Poſt erlaubt hätte, Ihnen früher zu ſchreiben, ſo würde es gewiß geſchehen ſein.

Sehen Sie, daß Sie doch nicht ſo vernünftig ſind, als Sie glauben; ſonſt hätten Sie gar kein Glück; und ich war mit der Dresdener Reiſe nicht ſo glücklich, als ich glaubte; ſonſt wäre ich nicht allein da geweſen, unter vierzig Jenenſern allein, „auf einem Thron allein"; und die „Monarchin ohne Krone" laſſen Schau- und Saitenſpiel in die regen Sinne gleiten, und beglücken die Welt, wenn Ihr Auge ſpricht: „ich bin geſättigt"; ich habe Ihnen längſt ein anderes Schickſal beſtimmt, als die Bogengänge von Freienwalde zur Promenade, und gutmüthige Fräuleins zu Spielgefährtinnen; „doch dieſe That geht über alle meine Träume." Nun denken Sie gewiß, ich habe vor kurzem Carlos geleſen, und doch ſchweift Ihr Glaube auf einer falſchen Fährte. „Macht nun der ſüße Wahn der ſüßeren Wahrheit Platz", ſo werden Sie wiſſen, daß ich nur eben aus meiner gewöhnlichen Laune verrückt, oder begeiſtert bin, und in der Begeiſterung fühle ich mich Schillern um ſo viel näher; allein, ſich Schillern um ſo viel näher fühlen, kann höchſtens Schillerläſterung heißen, die Leute von unſrer freien Manier ſich öfters erlauben, ſollte es auch Unſinn heißen, — deſto ſchlimmer für ihn. Adieu mon humour! ich muß

erzählen. — In Karlsbad ſelbſt finden Sie einen Menſchen, dem die holden Töne meines Namens ſanft klingen, wie jedem feinen Ohr. Ein gewiſſer Porth, ein Liefländer, iſt dort eine Art Hofmeiſter bei einem Jungen, der Brun heißt, und ich nenne ihn erſtlich um dieſer Eigenſchaft willen, und zweitens um ſeiner Prinzipalin willen (die ich nicht perſönlich kenne); dieſe, die Mad. Brun, iſt die Frau eines Direktors der oſtindiſchen Compagnie aus Kopenhagen, die jetzt auf ihrer Reiſe von Kopenhagen nach Italien begriffen iſt, und vier Wochen in Karlsbad bleibt. Sie iſt gewiß eine geſcheidte Frau, und Sie werden Sie äußerſt leicht kennen lernen; ſie iſt Dichterin mit ziemlichem Succeß. Der Originaltext zu dem: „Ich denke Dein" iſt von ihr; daher Sie ihr das Goethe'ſche nicht füglich zeigen können, ohne das zu wiſſen (ich denke, Sie haben meinen letzten Brief nach Berlin nun erhalten). Schon um dies mögliche Geſpräch aufzuklären oder zu verhüten, habe ich Ihnen die Geſchichte ſchreiben müſſen. Der Porth iſt ein ſehr traktabler Menſch, von dem Sie eben ſo wenig die entfernteſte Feinheit als die leiſeſte Grobheit zu erwarten haben; wir kennen uns zwei Tage, und doch ſo gut, wie wir in zehn Jahren uns kennen würden, ſo etablirt ſind wir mit einander. Wollen Sie ihn grüßen? Machen Sie mit ihm was Sie wollen; es iſt alles einerlei. Die Dame wird gewiß jede Bekanntſchaft von Bedeutung ſuchen, und ſo kann es Ihnen immer lieb ſein, ſo viel von ihr zu wiſſen. Sehr arm muß ſie auch nicht ſein; denn ihr Mann, der des Tags vor Arbeit und Sorge nicht zwei Stunden ruht, giebt ihr monatlich fünfzehnhundert Thaler; er wird ſie, wo möglich, in der Schweiz einholen, wenn nicht der Handel beſiehlt, daß er vor wie nach ſein eigner Kettenhund ſei. Die Frau iſt einige Tage in Weimar und hier geweſen; kann Sie auch mit allerlei Lektüre verſorgen, unter andern mit Voſſens Luiſe. Mich kennt ſie gar nicht; aber der Junge ſehr.

Sollten Sie das fünfte Stück der Horen noch nicht gelesen haben, o so werden Sie eine große Satisfaktion haben, durch den „Litterarischen Sanskülottismus" von Goethe. Der Verfasser in dem Archiv soll Jemisch sein. Goethe wußte das nicht, und noch weiß es niemand gewiß, und wer bekümmert sich darum? Die übrigen Aufsätze in diesem Stück sind kaum für eine Badekur; doch müssen Sie einige lesen, wenn Sie wollen; denn die guten sind groß und bleiben ewig. Der über die Revolution ist, wie Schiller selbst sagt, ein horreur, hat aber nicht können abgewiesen werden. Der Verfasser ist mein sehr guter, affektirter, mit Kopf und vielen Kenntnissen begabter, von Schwärmerei, Jugend, heimlichem Nachahmungstrieb und lauter Originalitätssucht geplagter Freund, der Professor Woltmann (dem Ihre ersten Briefe adressirt wurden; darum ist Ihnen der Name bekannt). Der über das Spiel, (groß in seiner Art und einzig) von Weißhuhn; über die Musik, vom Appellationsrath Pörner in Dresden; der rhodische Genius, von Alexander von Humboldt. Dieser Alexander ist Oberbergrath geworden, hat in Baireuth solche Anstalten mit äußerst geringen Kosten getroffen, und mit schrecklicher „Redlichkeit und Verstand", daß die Bergwerke jetzt in einem Jahr so viel als sonst in vierzehn bringen, und ein simpler Bergverständiger nun erhalten kann, was er erschaffen hat. Er nimmt durchaus kein Gehalt jetzt; darum kann er fort, wird den Sommer in der Schweiz sein, und künftigen Sommer nach Lappland oder Ungarn reisen, zum Behuf seiner vorhabenden Entdeckungen. Der Aufsatz über Kunstschulen, den ich Sie sehnlichst zu überschlagen bitte, ist von Dalberg; die beiden Gedichte hat Voß eingeschickt.

Nun Dresden! Ich danke Ihnen recht herzlich. Wie sehr Sie mich in Dresden interessiren, is needless to say. Aber — aber — ich fürchte entsetzlich, Sie haben manches

nicht gesehen, wovon kein Mensch wußte, daß es schön ist, oder Ihnen Vergnügen macht. Z. B. den prächtigen, edeln, einzig konsequenten und würdevollen Bibliothekſal im zweiten Stockwerke? Hat ein unterrichteter Mensch Sie in das Antikenkabinet geführt? und in die Mengs'sche Sammlung? Steht Graffs Kopie der Nacht noch neben dem Original? Haben Sie den Plauen'schen Grund und die Gegend bei Tharant gesehen? Den Königsstein bei hellem Wetter, und zurück die Wasserfahrt Pillnitz vorbei? Das alles müssen Sie mir sagen, wenn auch erst von Berlin aus. Haben Sie Bonaveſi *gesprochen*? durch ihn läßt sich beweisen, daß Schauspiele nothwendig sind; denn offenbar hat die Natur ihn bei *ihrem eigenen* Theater zum Bouffon bestimmt. In *diesem* Theater, dem größten von allen, im gemeinen Leben (wie pedantisch ausgeführt! fast wie der Doktor Archer), ist er eigentlich komisch in jeder Bewegung, je mehr er ernsthaft sein will.

Geben Sie nur Acht auf sich! Dieses Bad ist Ihnen wahrscheinlich äußerst heilsam, aber ein Bad ist immer Medizin, die man *nimmt*, nicht *trinkt*. Die Reise wird gewiß viel thun; bleiben Sie nur dabei, so lange Sie irgend können. Verspüren Sie Zutrauen zu dem dortigen Arzt? Ich weiß nicht, wer da ist. Was ist für Theater da?

Wohin ich Ihnen immer schreiben soll, wünschte ich errathen zu können, damit Sie es nicht zu schreiben brauchten. Wie sehr mich Ihr kleiner Brief aus Dresden gefreut hat, können Sie nicht *glauben*; denn Sie *wissen* es. Fast wünschte ich das Erstere wieder; so wäre Ihre Empfindung der meinigen ähnlicher.

Der Ihrige

Veit.

9.

Jena, den 3. September 1796.

Sollten Sie meinen Brief nach Berlin noch nicht bekommen haben, ſo können Sie dieſen brauchen; haben Sie ihn ſchon, ſo muß ich Ihnen die Mühe machen, eine und vielleicht mehr Seiten ganz umſonſt zu leſen. Mir macht es keine Mühe, ſie zweimal zu ſchreiben; aber ich darf mir doch nicht erlauben, früher Ihren letzten Brief zu beantworten, als ich es gethan habe.

Den zweiten Tag nach unſrer Ankunft war Ball, und Goethe kam mir entgegen, mit den Worten: „Nun, wie geht's Ihnen denn, lieber Herr Veit? Sie haben ſich hieher gemacht; ſehr Recht! Wo kommen Sie denn jetzt her" u. ſ. w. Als ich ihm hierauf geantwortet hatte, und ihm ſagte, daß ich in Töplitz acht Tage geweſen, und hingereiſt wäre, um Sie zu ſprechen: „Ja, da haben Sie wohl Recht gethan," verſetzte er, „wenn Sie ſie in langer Zeit nicht geſehn hatten; freilich — Ja es iſt ein Mädchen von außerordentlichem Verſtand, die immer denkt, und von Empfindungen — — wo findet man das? Es iſt etwas Seltenes. O wir waren auch beſtändig zuſammen, wir haben ſehr freundſchaftlich und vertraulich mit einander gelebt." / Zu Hom, der ſich ihm von ſelbſt präſentirte, hat er geſagt, Sie hätten ſtärkere Empfindungen, als er je beobachtet hätte, und dabei die Kraft, ſie in jedem Augenblick zu unterdrücken; und noch mehr (ich war nicht zugegen). Er ging fort, und ich wieder zu Meyers, bei denen ich ziemlich oft war. Während des Tanzes ſaß er einmal allein; ich ging zu ihm hin, und habe über viel Sachen mit ihm geſprochen; mit mehr Wärme, und zugleich mit mehr Achtung für mich, habe ich ihn noch nicht mit mir ſprechen hören. Ich fragte ihn

nach seinen anatomischen Planen und seinen Arbeiten überhaupt. Was er mir hierüber gesagt hat, und was besonders neu war, läßt sich in kurzem darauf zurückführen: „Man sollte in der Naturgeschichte mehr raisonniren; denn das Raisonnement kann sehr viel helfen, und nie schaden, da jeder Naturkörper, jede Pflanze, jeder Knochen mich widerlegt, wenn ich gefehlt habe, und in der Naturlehre mehr Versuche machen; da man nicht leicht eine Hypothese aufstellen kann, für die sich nicht Erscheinungen finden, bei der Unendlichkeit der Natur und den unzuberechnenden Modifikationen der Kräfte." Aber nun die Hauptsache. Nachdem wir ein Langes und Breites darüber und über die vielen unzuverlässigen Bücher gesprochen hatten, sagte ich ihm, daß mir sein litterarischer Sanskülottismus ein erstaunliches Vergnügen gemacht hätte, und er möchte es nicht für Unbescheidenheit nehmen, daß ich es ihm sagte; wenn man selbst jung ist, Herr Geheimrath, so muß es einen wohl freuen, wenn man sieht, daß ein Mann, wie Sie, sich der Jugend und der jetzigen Zeit so sehr annimmt! — „Warum für Unbescheidenheit? Mir ist das sehr lieb. Ja, warum soll ich mich überreden lassen, daß wir zurückgehen, wenn wir offenbar vorwärts kommen? und warum sollt' ich mich nicht um alles bekümmern? Das, was heran wächst, was mir entgegen sproßt, — anderer Leute Kinder, oder meine, hier einerlei — das ist ja das Leben; nicht wahr, das ist das Leben?" So sprachen wir noch lange, und gingen durch Zufall auseinander. Er hat mich seitdem oft angeredet, und wenn auch nur von albernem Zeug, Ortentfernungen, Reisen, doch immer einige Worte mit mir gesprochen. Auf einem andern Balle, wo Polinnen tanzten, sagte ich ihm einmal, gegen die Polen wären wir Deutsche doch nur eine Art Holländer, und wie die Menschen mit Grazie tanzten! „Kein Wunder," versetzte Goethe, „die Grazie ist ihnen eingeboren." — Wenn ich Sie spreche,

habe ich Ihnen doch noch viel zu erzählen, und viel, ſehr viel von Ihnen zu hören. „Mir kommt vor," — fand ich dieſer Tage in Ihrem erſten Briefe an mich (nach Frankfurt am Main), — „als würde ich das alles doch noch einmal ſehen."

Das ſiebente und achte Stück der Horen iſt heraus; das ſiebente enthält fortgeſetzte Unterhaltungen, weiter nichts Merkwürdiges; das achte, Briefe von Jacobi, das Schlechteſte, was ich je von Jacobi geleſen habe, und ſchlecht genug, um ſchlecht zu heißen, wenn auch ein ſchlechter Schriftſteller es geſchrieben hätte; Dante's Hölle; einen Aufſatz über die Idee der Alten vom Schickſal von Groſſe, und einen über griechiſche und gothiſche Baukunſt von Bendavid.

Auf Ihren letzten in der Mattigkeit geſchriebenen Brief, den ein Anderer in der Anſpannung zu ſchreiben einmal verſuche, — nur Ein Wort: Was ich Ihnen bin und ſein ſoll, hängt allein von dem ab, was Sie aus und mit mir machen wollen; was Sie mir ſind, von der unendlichen Gewalt der menſchlichen, der höchſten Natur allein; — von der Gewalt dieſer Natur; nicht bloß von ihrer Kraft; Kräfte ſind Verhältniſſe, Kräfte müſſen kämpfen, finden Hinderniſſe; aber eine Gewalt reißt fort; eine Gewalt iſt die Kraft, die jedes Hinderniß überwunden hat, die keines kennt, die herrſcht, nicht weil ſie herrſchen will, ſondern weil das Höchſte gebietet, ſobald das Untergeordnete denken kann, ihm zu dienen verſtehet; und das möchte ich gern von mir glauben; denn dahin gehet mein Beſtreben, daß ich es verſtehen lernen will, nach meiner Art Ihnen zu dienen. Sie können mich verwerfen; Sie können mich unglücklich machen; aber zerſtören können Sie nicht, was von Ihnen auf mich übergegangen iſt; inſofern ſtehen Sie ſelbſt unter ſich ſelbſt: gegen eine ſolche Gewalt bin ich gern eine Maſchine. „Der Menſch iſt nicht geboren, frei zu

26.

Oelsner an Rahel.

Paris, den 17. September 1823.

Des sehnlichsten Wunsches, gnädige Frau, daß meine Zeilen Sie in hohem Wohlsein antreffen, wende ich mich an Ihre Huld. Hr. von Varnhagen ist vermuthlich noch auf Reisen. Grausam verlangt mich nach Briefen aus Berlin. Selbst Herr von Stägemann, der sonst so Gütige, schreibt mir nicht. Heirathen, Revuen, Stände lassen, wie scheint, Niemanden zu Worte kommen.

Ihr Beifall, das schmeichelhafte Lob einer genialen Freundin, und der litt. Artikel, womit die Pyrenäen beehrt worden, mußten dem Empfänglichen in der Seele wohlthun. Zum Merkmale seines Danks und seiner Huldigung sendet er Ihnen das Neueste seiner Werke, dessen erste Auflage beinahe schon vergriffen ist. Ich kenne kein unpartheiischeres Gemählde der französischen Revolution. Lebendig zog diese einst unter meinem beobachtenden Blicke vorüber, und gerade wie sie sich hier in den Hauptabrissen darstellt. Nebenumstände wären zu berichtigen. Manches hätte der Verfasser, wenn es die Witterung litte, zweifelsohne ausführlicher erzählt, manches unumwundener. Mit Meisterstrichen sind die Karaktere Mirabeau und Dumouriez gezeichnet. Der Lehre von dem nothwendigen Kreislaufe der Begebenheiten, dem nichts in den Weg zu schieben, dem man sich blinden Gehorsams unterziehen müsse, kann ich nicht beistimmen. Erfahrung und Geschichte widersprechen. Wie oft siehet man nicht, daß der Wille eines oder einiger Menschen, weniger weil er stark, als weil er genau auf ein bestimmtes Ziel gerichtet ist, das ungestüme Streben, die mächtige, aber gewöhnlich trübe Woge des öffentlichen Wollens eindämmet und ableitet.

ſein; ſondern einem Fürſten, den er liebt, zu dienen.“ Meine liebe fürſtliche Seele, — — o wenn ich Sie in Leipzig fände! Das müſſen Sie mir ſchreiben. Ich habe mir vorgenommen, zu Ihrer Gräfin Pachta hinzugehen, wenn ich ſie wo finde. Weiſt ſie mich ab, ſo bin ich nicht dekontenancirt; hat ſie die Gnade, ſo wird es ſie vielleicht nicht reuen; was meinen Sie? — Daß Sie meine Aeußerungen über Ehe nach Ihrem Geſchmacke finden, zeigt mich mir ſelbſt als einen Kenner, wo ich kaum ein Dilettant zu ſein geglaubt habe.

„Wie glücklich iſt der Menſch,
Der nie, entzückt doch unſchuldsvoll,
Im Mondſchein ſchwur,
Was niemand ſchwören ſoll,“ (Wieland)

iſt mir eine Ihrer poetiſchen Stellen, mit ganz Ihren eigenen Worten. Leben Sie wohl, werden Sie immer geſünder, und glauben Sie immer mehr, daß Sie ſich von keiner Seite verſtellen können, ohne zu verlieren. Es gehet der höchſten Wahrhaftigkeit wie der höchſten Verſtellung. Kein Schauſpieler darf glauben, ſeine Rolle erſchöpft zu haben; ein Anderer ſpielt ſie noch beſſer; denn man kennt nicht eher alle Nüancen der Leidenſchaft, als bis man ſie alle geſehn hat; und eben ſo kennt niemand die Nüancen der höchſten Wahrhaftigkeit, der Freundſchaft und Liebe, als bis er ſie alle erfahren hat. Darum darf man hoffen, in ſeinen Empfindungen immer zu ſteigen, wie hoch man ſich auch geſtimmt glaube. Ein groſſer Troſt!

Veit.

Ich ſchreibe mit abſcheulichen Federn: Gnade, groſſer König, Gnade!

10.

Halle, den 17. November 1785.

— Dabei denke ich immer an Sie. In der vorigen Woche, zu einer Zeit, wo ich sehr beschäftigt, sehr angestrengt war, so daß ich nicht Zeit hatte zu bemerken, ob ich verdrießlich sei oder nicht? (ich war es auch wohl nicht; denn diese Art von Empfindung war für meinen damaligen Zustand zu schwächlich —) habe ich einmal einen ganzen Vormittag nicht an Sie gedacht, und als ich dann zu mir selbst, das heißt: — darf ich es sagen? — zu Ihnen kam, war mir so sonderbar zu Muth, ich kann es Ihnen nicht beschreiben. Recht an Sie zu denken, dazu habe ich nur das einemal das Glück gehabt, als ich den Morgen über das Divinationsvermögen u. s. w. dachte. Noch jetzt, indem ich Ihnen schreibe, sind Sie mir wie von ferne gegenwärtig; es ist, als hätte ich Sie in vielen Jahren nicht gesehen; nur bei meinem vorigen Briefe, und gestern als ich Lindnern schrieb, und von Ihnen schrieb, waren Sie mir recht nahe. Ich habe ihm gesagt, er könnte Ihnen immer schreiben, und habe ihm Ihre Adresse geschickt; Sie sind doch gewiß nicht böse? Zwar er thut es doch wohl nicht; aber, wenn er nur weiß, daß er darf, hat er schon viel gewonnen. Das kleine Zettelchen habe ich ihm geschickt, mit der Bedingung, daß er es gleich wieder zurückbesorgt; er weiß nicht, wie viel ich ihm thue, wiewohl — ich habe es ihm zu verstehen gegeben. (Ich mag nicht prahlen.) Die Stelle aus Ihrem Brief bis auf die Worte: „Ich kenne nichts Liebenswürdigeres" habe ich ihm abgeschrieben. Ich danke Ihnen! Ich danke Ihnen! Ich habe Lindner recht gebeten, daß er sich an Sie wenden, ich habe es ihm mit starkem Ernst — zum erstenmal in meinem Leben — nahe gelegt, daß er meine Manier nicht so sehr lieben soll; ich

fürchte, es macht ihn einseitig, oder verschiebt ihn gar, eben weil er ein ganz andrer Mensch ist, als ich. Ich bin nicht eitel auf Kosten meiner Freunde; glücklich kann ich keinen Hund machen; unglücklich — recht viele Menschen.

Ihre Verse sind schön (in einem ganz andern Sinn des Worts), und Sie haben viel dabei gedacht, aber lange nicht so viel ausgedrückt; sie lauten: „Alten Freund durch neuen handeln, heißt wohl recht auf Blumen wandeln." Außer dem müßigen „wohl recht", das man in so wenig Zeilen stark hört, ist die ganze Zeile nur ein schönes Bild, das seinen Urgedanken nicht erreicht, nicht deutlicher macht (wie das bei Logau der Fall ist), das noch überdem schon zu einer Art von dichterischem Sprüchwort — wenn ich so sagen darf — zu einer Floskel geworden ist, der man ihren ursprünglichen Werth, auf welchen Sie sie zurückführen wollen, gar nicht mehr geben kann; die auch gegen den Geist Ihres Vorgängers verstößt, der unter den Blumen nur die neuen Freunde, die Keime meint, indeß bei Ihnen die Früchte mit den Blumen auf dem Boden liegen; aber das sollten sie nur zu Ihren Füßen; das denken wir beide, Lindner und ich, französisch; aber Sie haben es nicht so unschuldig gemeint; ihr Gedicht soll eine Sentenz sein, die jeder gute und vernünftige Mensch, der Freunde hat, benutzen kann; das soll er wohl bleiben lassen. Wie wäre es, wenn ich setzte: „Neuen Freund durch alten handeln, heißt mit Früchten unter Blüthen wandeln." Schreiben Sie mir darüber, und bewundern Sie meine Unpartheilichkeit! Im Grunde ist man überall unpartheiisch, wo man etwas versteht; darum ist es eine gewisse — Emilia in allem, worüber sie denkt. Lindnern habe ich nichts darüber geschrieben; ich mag ihm sein Vergnügen nicht verderben; er wird sich sehr freuen. —

Den 20.

Der vorige Brief iſt liegen geblieben, — und vor einer Stunde erhalte ich Ihren; dieſer wäre der einzige, den ich Ihnen gerne zurückſchickte; denn ich verdiene ihn wahrhaftig nicht. Ich tröſte mich nur damit, daß ich keinen lebendigen Menſchen weiß, der einen ſolchen Brief von Ihnen verdiente. Gott! es wäre mir nicht möglich, auch nur im Spaß — Sie müßten's mich denn expreß heißen — das Wort gegen Sie auszuſprechen: „Ich verzeihe Ihnen.“ Nein! das iſt ewig wahr; einen ſolchen, oder vielmehr dieſen Brief — denn es giebt keinen ſolchen weiter — dieſen Brief, aus dem ich nicht ein Wort, keine unbedeutende Partikel einem andern Menſchen vorleſen möchte, den hat nur eine vollkommene Frau ſchreiben können. Jeder Lumpenhund ſagt: nur Weiber können Briefe ſchreiben; denn Briefe erfordern eine Leichtigkeit, ein ungezwungenes Uebergehen von einer Materie zur andern, und Männer bleiben immer bei der Schnur. Ja, wenn es das nur wäre! Das liegt obenauf, und iſt nicht einmal ganz wahr; aber man zeige mir den Mann, der einer ſolchen Zartheit des Gefühls ohne Koſten der Stärke fähig wäre, der ſelbſt ſeine Eitelkeit, und ſeinen Stolz, und — mit dem edelſten Namen genannt — ſein Selbſtgefühl dingeben kann, um nur ein kleines, aber reelles Gut nicht zu verlieren — und ich will ſagen, er hätte verdient eine Frau, eine recht vollkommne Frau zu ſein. Ich ſchwöre es Ihnen, bei jedem Wort, das ich jetzt ſchreibe, fühle ich mich wärmer und alles Blut nach dem Kopfe gehen vor Freude. Nun weiß ich genau, wie einem Menſchen zu Muth iſt, der vor Traurigkeit, und wie einem, der vor Freude weinen muß. Aber hören Sie, dieſen Brief darf ich nicht behalten und nicht zurückſchicken; Sie ſollen ihn nur in mir wiſſen; ich weiß kein Plätzchen, worauf er liegen könnte, und ich darf auch mir ſelbſt ſo etwas nicht vorzuweiſen haben — ich verbrenne ihn; das iſt gewiß, und

nur die eine Stelle ſchneide ich aus, die göttliche: „Es iſt manchmal beſſer, einem Freund willfahren, wenn es auch beide ſchmerzt, als ſich, wenn auch beide beſſer thäten.“ Wenn Sie dieſe Stelle — ich will gar nicht ſagen in welchem — großen Dichter gefunden hätten, wie würden Sie ſich gefreut und agitirt haben! Nun Sie ſie ſelbſt ſchrieben, ſind Sie ganz in Ruhe. Von dieſer Stelle könnte ich doch ein Wort vergeſſen; Ihren Brief aber will ich vergeſſen, wenn ich kann; ſonſt vergeſſe ich wohl am Ende noch gar, daß Ihre — Herablaſſung — Liebe und Großmuth — mich zwar erheben, aber nicht groß machen kann. Die Stelle will ich, wenn Sie es erlauben, Lindnern in ſein Stammbuch ſchreiben, und ihm ſagen, daß ſie von Ihnen iſt. Ach, es thut mir recht leid, daß ich wieder mit einer großen, dringenden Bitte kommen muß, die ich wieder mir ſelbſt zugezogen habe: Verhehlen Sie mir doch nichts, nichts von allem, was Sie über mich denken, was Sie Mißfälliges von mir ſehen u. ſ. w. Sie wiſſen nicht, was das für ein Gefühl iſt, wenn man alle Augenblicke fürchtet, einer Perſon zu mißfallen, die einem ſo alles iſt, wie Sie mir, und man weiß gar nicht, in wie viel tauſend Sachen das liegen kann. Sie können das gar nicht wiſſen, alſo glauben Sie mir! und ſchreiben Sie mir darauf nichts! ich will Sie nicht wieder ſo anſtrengen und erſchüttern und veranlaſſen, daß Sie Worte über Ihre Feder bringen und deutlich aus Ihrer Macht weg in eines Andern Hände liefern, Worte, die Sie kaum über Ihre Lippen bringen möchten, aus Furcht mißverſtanden zu werden. Wenn ich Sie ſpreche, dann ſagen Sie Ja oder Nein, und ich bin ruhig oder doch beantwortet. Wiſſen Sie, daß Sie, indem Sie meinen Brief laſen, faſt in eben der Lage waren als ich, indem ich Ihnen ſchrieb; denn bei jedem Wort hatte ich einen neuen Schrecken, wie ich es nur anſah; und dieſe Lage habe ich hervorgebracht, und ich bitte nicht um Verzeihung! Liebe,

beſte, einzige Rahel, ich ſchwöre es Ihnen bei allem, was edlen Menſchen heilig iſt, — ſo wahr ich gerne Kränkungen und Verkennung und ſelbſt Verachtung dulden will, wenn Sie mich hernach nur eines freundlichen guten Blicks würdigen wollen — ſo was thue ich Ihnen nicht wieder; ich weiß, wie ſehr Ihr ganzer Brief ernſt gemeint iſt; aber unterſuchen Sie es genau, oder lieber — laſſen Sie die Sache ununterſucht; glauben Sie mir, ich allein bin der Strafbare. — Wenn ich jemals Luſt, unüberwindliche Luſt hatte Sie zu ſprechen, ſo iſt es heute; heute iſt mir's ſo recht deutlich, was ich an Ihnen habe. Was fall man thun? Das iſt noch das Gute. Wer weiß, wie viel hundert Meilen wir einmal auseinander ſind; ich will Sie auch gar nicht mehr quälen; ich will Sie ſchonen wie ein Kleinod, wie ein großes Kunſtwerk; Sie, Kunſtwerk und Künſtlerin zugleich! — Ihre Briefe? es verſteht ſich, daß ich ſie behalte, meine Liebe; und Sie behalten das Recht darauf; ich will ordentlich ausdenken, wie ich's mache, wenn ich ſterbe. Vor der Hand denke ich, es iſt am beſten, wenn ich ſie alle verſiegle und darauf ſchreibe: Briefe von Lindner, gehören nach Jena, oder wo er ſein wird; der erbricht ſie ſicher nicht; ich will mich noch beſinnen. So plötzlich ſterbe ich wahrſcheinlich nicht, und während einer Krankheit kann man Anſtalten treffen.

Mit der Binde übereilen Sie ſich ja nicht; es iſt Winter; Sie ſollen nicht viel ſitzen, Ihre Augen nicht angreifen, nicht der Augen wegen, aber wegen des Kopfs, der mit darunter leidet. Wenn ich nur etwas von Ihnen habe, ehe wir weit auseinander gehen; und daß Sie ſie erſt ſelbſt tragen wollen, iſt himmliſch.

Ich muß aufhören. Horn hat mich innig gebeten, ihm nach Breslau zu ſchreiben. Das muß heute noch geſchehen, und jetzt iſt's 11 Uhr. Morgen läßt ſich Mozarts Wittwe ſingend hören. Ich bin's ihrem Manne ſchuldig. Ich habe

Ihnen noch recht viel zu ſagen; aber ich muß wohl aufhören. Gute Nacht! und meinen innigſten, den reinen Dank, den die Götter wollen. Adieu, Liebe.

Veit.

Er brennt — hat ausgebrannt; die Aſche liegt neben mir auf der Erde. Mir iſt wirklich, als ob ein Freund geſtorben wäre! Ach Gott, wenn man denkt, was man zerſtören kann! Es thut mir nicht leid, daß ich's gethan habe; denn es war recht; aber wehe thut es mir doch. In Leipzig zeige ich Ihnen die erhaltene Stelle! Kein Wort mehr! — Ich kann Horn nicht mehr ſchreiben; vielleicht morgen. Die Poſt hat Zeit, ich nicht. Adieu! —

Veit.

II.

Henriette Mendelssohn.

Henriette Mendelsohn.

Sie war die jüngste Tochter von Moſes Mendelsſohn. Schöne Bildung der Seele hatte ſich in dieſer anlagenreichen Natur mit höchſter Weltbildung vereinigt; ſie gaben einer äußerlich unſcheinbaren Perſönlichkeit eine edle, feine, ruhige und wohlthuende Gegenwart. Durch ein Leben voll Prüfungen und Verzichtungen hatte ſich der innere Werth nur ſtets gediegener geſtellt, und wenn derſelbe zuletzt doch den auch äußeren Anhalt, den die katholiſche Kirche gewährt, eifrigſt feſthielt, ſo geſchah auch dies auf eine Weiſe, welche jener zwiefachen Bildung würdig entſprach.

Was Zelter in einem Briefe an Goethe mit großer Anerkennung von ihr ſagt, wäre in einigen Ausdrücken zu berichtigen. In Rahels Briefen finden ſich mehrere bezeichnende Stellen über ſie; hier einige Blätter, in welchen ſie ſelbſt redet.

Sie ſtarb zu Berlin im November 1831.

Sich über Demüthigungen zu tröſten, die der gekränkte franzöſiſche Nationalſtolz mit verbiſſenem Grolle trägt, wird unter den jungen Leuten eine Art politiſchen Fatalism.

Zuverläßig ſpricht Sie Hrn. Thiers geſitteter Vortrag an. Welch ein Abſtich gegen den Heidelberger Profeſſor, Hrn. Schloſſer, in ſeinem zweiten Theil der Geſchichte des 18. Jahrhunderts. Ihm heißt Talleyrand ſchlechtweg der Schuft. Deutſcher Biederſinn könnte, däucht mich, ſeiner Treue unbeſchadet, auch wohl geſchliffener ſein. Wie gehet es zu, daß bei großer Geiſteskultur Deutſchland ſich noch immer ſo gern in Grobkörnigkeit gefällt? Sollte es vielleicht von dem Titelweſen herrühren! Wer den Leuten ihren ſchriftmäßigen Ehrenverſorg giebt, ihren Kanzleirechten Reſpekt erweist, kann, ohne daß es die Herren übel deuten, vom Blatte weg mit ihnen reden, ungehobelt und wie ihm der Schnabel gewachſen iſt. So klopft ein deutſcher Supplikant eine deutſche Excellenz auf die Schulter: nicht wahr, Excellenz, ein Hundsfott, der nicht Wort hält! Nichts hat mich in einigen Gegenden Germaniens mehr ergötzt, als das ſonderbare Gemiſch kriechender Bücklinge mit familiärer Flegelei, indeß die zarteſte Höflichkeit, wenn ſie den plumpen Meilenzeiger der Titulatur umgehet, für freche Anmaßung gilt.

Heutzutage ſind die Wunderkuren des Fürſtbiſchofs von Bamberg bei weitem weniger gewagt, als Prophetenthum, politiſches. Wem je hätte geahnet, daß in Spanien alles, alles käuflich ſei! Eigenſinn bloß und Dünkel und Großprahlerei ſcheint ſich die heroiſche Nation der Donquixoten vorzubehalten. Sogar die Glaubensritter rühmen ſich ihres Heldenthums. Welch eine Sprache ſie führen gegen Frankreich! Leſen Sie ja die Proklamationen der Regentſchaft wegen des Dekrets von Andujar, nebſt der Adreſſe, welche

1.

Den 23. Juni 1793.

Wer Ihnen Herrſchſucht andichtet, meine Liebe, dem darf man nur Ihren letzten Brief geben, um jede Ahndung davon zu tödten; ſo ſchreibt oder denkt kein Herrſchſüchtiger! Indeß begreif' ich doch, wie es zugehen kann, daß man Sie dafür hält; ich ſelbſt war ehedem von einem ſolchen Wahn bethört, und das kam daher, weil ſich Ihnen alles ergab, denn daß das die Bedingung Ihrer nähern Bekanntſchaft ſei, wußte ich noch zu wenig. Grade darum, weil Sie's am wenigſten fordern, braucht's gar kein Raiſonnement, ſich Ihrem geläuterten, unverkennbar erleuchteten Sinn zu unterwerfen, und indem Sie einen unbewußt zu einer in Bewunderung und Demuth gehüllten Hingebung zwingen, gewinnt es für Andre das Anſehn, als forderten Sie's; aber das iſt durchaus nicht wahr, ich weiß es und habe Ihre richtigeren Begriffe, gepaart mit einem wohlthuenden Nachgeben, oft genug angeſtaunt, und in der letzten Zeit unſres Zuſammenſeins hat's mich ſogar oft auf eine gewiſſe Art gedrückt, wenn Sie baten, wünſchten, wo es ſo ſüß war, Ihnen zu gehorchen! Nein, meine Liebe, ich traure, daß Ihnen dies Veranlaſſung zu einem trüben Augenblicke gab. — Dieſen Augenblick bekomm' ich Ihren Brief, ich kann ſchlechterdings nur ſagen, daß ich ihn bekommen. Gott ſegne Sie dafür! —

Henriette.

2.

Wien, den 8. April 1800.

Komme ich doch endlich dazu, Ihnen zu ſchreiben, liebe Rahel, nachdem ich ein ganzes Jahr, und nun wieder neuerdings vier Wochen, den Vorſatz mit mir herumgetragen, mich jeden Augenblick in dieſer langen Zeit zum Schreiben ſetzen wollte, und immer, bald innerlich, bald äußerlich, geſtört wurde. Sie wiſſen nicht, was das heißt, leer, träge, und immer ſehr kleinlich beſchäftigt zu ſein; ſo bin ich, und darum iſt mir das Schreiben eine ſehr läſtige, mühſelige Sache. — Ich weiß nicht, ob Ihnen Wieſel geſagt hat, wie mir's geht, ich weiß nicht, ob er's wiſſen kann, da doch nur das Gemüth und die innerſten geheimſten Wünſche die Situation beſtimmen, und woher ſollte er mich bei all ſeinem Verſtande wohl kennen, da ich ſelbſt täglich eine neue Bekanntſchaft in mir mache. Das weiß ich, liebe Rahel, eine Andre, mit eben ſo viel Sinn für alle Arten von Lebensfreuden, und beſonders für die ſchönſten und edelſten, wie ich, die dabei aber den Verſtand hätte, nicht bloß zu wünſchen, ſondern auch zu verlangen, und nicht aus ſo viel Reſignationen und Gründen zuſammengeſetzt wäre wie ich, würde in meiner Lage ſchon den Verſtand verloren haben, nämlich toll geworden ſein, und das iſt zwar ſo ſchlimm nicht als die Leute glauben, denke ich man hat doch Gedanken dabei, und wenn ſie ſich nicht eben methodiſch an die Folge der alten, gewohnten reihen, ſo mag das wohl um nichts ſchlimmer ſein. So gut wird mir's aber nicht, ich werde nur dumm, die Vergangenheit giebt mir keine ſchöne Erinnerungen, die Gegenwart keinen Genuß, und für die Zukunft habe ich keine Hoffnungen. Dabei leſe ich gar nicht, denn man bekömmt gar keine Bücher, gar nichts Neues, und für's Alte bin ich zu zerſtreut. Malgré tout cela nennen mich die

Leute doch klug, ſind ſehr zufrieden mit mir, und Einer glaubt's dem Andern, daß ich ſehr intereſſant bin! — Liebe Rahel, ich weiß nicht mehr, was ich mit mir anfangen ſoll, wie ich endlich das Leben, das einem ſo hoch angerechnet wird, wenn auch nur auf einen ſchönen flüchtigen Augenblick genießen ſoll! — Wieſel*) ſehe ich ſehr oft, alle Tage und recht viel, und ich wundre mich noch jedesmal, wenn er in die Thüre tritt. Wenn Sie mit Ihrem großen Verſtande, der ſich in den leichteſten ſchönſten Einfällen und Bemerkungen jeden Augenblick mittheilen kann, ſich wundern, daß Wieſel ſo gern mit Ihnen iſt, wie muß ich es bei mir nun unerklärlich finden, da ich doch höchſtens nur verſtehe, was einer Schönes ſagt und denkt! — Mich freut's, daß auch Sie die Aehnlichkeit zwiſchen Wieſel und Humboldt gefunden haben, mir war ſie auffallend. Wieſel iſt recht brav, voll Verſtand und Feuer und mit Sinn für alles was in's Leben gehört; er kann verachten wie ſich's gehört, dabei verkennt er aber doch nie eine wirklich ſchöne Seite im Menſchen, wenn ſie auch gar nicht in ſeine Sphäre gehört, er kann ſo ſtill und gutmüthig und einfach ſein, als wäre er's wirklich noch, da er doch nichts weniger als eine dupe des ſogenannten Schickſals iſt, und ſich wohl zu vertheidigen weiß, wenn es gilt. Mit ſeinem Anerbieten, das er Ihnen gemacht, Liebe, war es und iſt es ihm großer Ernſt; er ſagte mir gleich, als ich ihn das erſtemal ſprach, er könne ſich nichts Angenehmeres denken, als in Ihrer Geſellſchaft zu leben, und Pauline iſt recht gut, und wenn ſie nur erſt ſicher iſt, daß Sie nicht von Philoſophen und Dichtern ſprechen, und beſonders ſo etwas von ihr nicht verlangen, ſo ſind Sie ihr gewiß beſonders lieb. — Wien wird Sie ungemein amüſiren. Sie werden in der ſchönſten Gegend auf dem Lande wohnen, dabei aber gar keinen großen Fonds

*) Vgl. den Brief Adam v. Müllers an Rahel v. 31. März 1826.

von ländlicher Einfachheit brauchen, denn Sie leben dort unter der haute volee, an Bauern und Vieh iſt gar nicht zu denken. Von den Vergnügungen, die Sie hier finden werden, hat Ihnen gewiß Wieſel und Ihr Bruder eine lebhaftere Darſtellung gemacht, als ich könnte, ich kann Ihnen nur ſagen, daß ich recht oft an Sie dabei denke und Sie hierher wünſche, wenn ich etwas ſehe, das Ihnen Freude machen könnte. Ob Sie bei dem allen kommen werden, und ſollten, das kann bloß Ihre Stimmung entſcheiden. —

Ich ſchicke Ihnen dies angefangene Blatt vom 8. April zu einer Art von Rechtfertigung für mich mit, liebe Rahel. Ich habe gewiß oft, recht oft an Sie gedacht, aber Sie wiſſen — Schreiben und Leſen iſt eine Gabe von Gott, und dem habe ich nicht Vieles zu danken!

Unterdeſſen iſt manches anders geworden, wir ſind Alle auf dem Lande, Geſar's ſind hier, und Sie ſcheinen nicht kommen zu wollen, da Sie Wieſeln nicht geantwortet und nichts beſtimmt haben. — Lindner ſagt mir, Sie wären krank und ſehr unglücklich. Das thut mir Gott weiß wie weh! — Es iſt ſo ſchwer, hier zu fragen, oder auch zu vermuthen, und vielleicht Erinnerungen zu wecken, die Sie nicht gern hervorrufen mögen. Wenn ich bei Ihnen wäre, würde ich fühlen, was Sie quält, und ſchweigen oder reden können. — Wenn ich nur wüßte, daß das Andenken an Karl Sie nicht mehr beunruhigt! Ich könnte es nicht ertragen, daß dieſe flache Seele mit der Schuld belaſtet würde, Ihr reiches Gemüth zerſtört zu haben. Ich könnte Ihnen viel von ihm erzählen, ich ſehe ihn ſehr viel, und er iſt recht ehrlich und freundſchaftlich gegen mich; aber wenn ich Ihnen die einförmige Bewegung, in der ſein Leben verfließt, in der die kleinſten Eitelkeiten, die unmännlichſten Schwächen die ſtärkſten Motive ſeiner Handlungen ſind, beſchriebe, ich müßte Ihnen zu hart ſcheinen, und ich würde mir ſelbſt ſo vorkommen, denn wenn man von Karl nur nicht fordert,

was er nicht zu leiſten im Stande iſt, nicht Leidenſchaft, und nicht mehr Karakter, als dazu gehört, eine ſchöne Uniform zu unterſtützen, ſo iſt er recht brav und gut. Nur ſoll er nicht urtheilen, und nicht lieben wollen! Sein Herz kommt mir grade vor wie eine Uhr für Kinder, ſie hat das Zifferblatt, aber ſie geht nicht. — Wenn ich dies irgend einem Andern als Ihnen ſagte, thäte ich Karln Unrecht, und ich würde es mir nicht vergeben; er hat ſich ſehr gut gegen mich gezeigt; aber Sie ſind mir mehr als er, und glauben Sie mir, wenn Sie kommen, Sie würden ruhig werden, wenn Sie ihn hier leben ſähen. — Er hat mir anfangs oft von Ihnen geſprochen, er war immer ſehr bewegt, und wenn die Urſache dieſer Rührung nur klarer und deutlicher in ihm geweſen wäre, würden es Momente ſein, die ſeinem Herzen Ehre machen, aber wie konnte man ihm die Verwirrung anmerken! Er wußte nicht, was er wünſchen, nicht was er bereuen ſollte. Und ſo geht es ihm durchaus, in der großen Welt beunruhigt ihn der Sinn für etwas Schöneres, und in andere Verhältniſſe trägt er den leeren, flachen Seelenzuſtand herüber, den ihm die große Welt giebt. Könnte ich Ihnen ſagen, daß er liebt, ich würde es thun, ſelbſt wenn ich Ihnen Schmerzen dadurch machte, die Fähigkeit wäre ſchon ein Verdienſt, aber er iſt ſo zufrieden, wenn nur die Welt glaubt, daß er bald dieſe bald jene liebt, ſeine Ruhe und ſeine Toilette ſind ihm hinlänglicher Genuß. Wenn Sie ihn doch nur nicht geliebt hätten, — ich würde dies alles gar nicht ahnden, ich würde ihn gebildet und recht liebenswürdig finden, — aber dies hat ihn auf eine andre Stufe geſtellt, und da gehört er nicht hin. — Verzeihen Sie mir mein Urtheil und meinen Eifer, und laſſen Sie mich ihn nicht bereuen! Ich bitte Sie, glauben Sie nicht, daß ich irgend jemand andern als Sie von meiner Meinung überzeugen möchte. —

Ludwig Robert reiſt dieſen Abend weg, und wenn ich

ihn ohne Brief an Sie weggehn ließe, es würde mich recht mißvergnügt machen. Laſſen Sie ſich ſeine Anſicht von Wien erzählen, ich kenne ſie zwar nicht, ich habe ihn nie gefragt darum, aber ich glaube, Wien mißfällt ihm, und dies gefällt mir an ihm. Laſſen Sie ſich von Arnſteins Haus erzählen, es iſt intereſſant. —

Sie könnten mir viel ſchreiben von ſich und Andern, aber ich kann es kaum erwarten, ſo viel Vergebung iſt in keiner menſchlichen Bruſt. — Ich möchte ſo gern wiſſen, wie Vetter iſt, und wen ſollte ich fragen? Wieſel ſpricht mit großer Liebe von ihm, und wenn mich die Menſchen ſo gern überzeugen wollten, daß Wieſel nichts liebt und keinen Freund haben kann, ſo fällt Vetter mir zur rechten Zeit wieder ein. Er ſagt mir, Vetter ſei weit intereſſanter, als er. Finden Sie's auch? ich kann mir's denken, und es iſt mir leid, daß ich ihn nicht kenne.

Sonderbar iſt, wie ich jetzt mit niemand ſo viel als mit Geſa's und Wieſel lebe, und wie ich ſonſt ſie vermied, und nie glauben konnte, daß wir je uns nähern könnten. Paulinens ſchönſtes Talent iſt ihre Liebe, ſie iſt eigentlich weder gut noch gebildet, aber reizend und naiv. Wieſel läßt keinen Tag vergehn, ohne mich zu ſehen, da ich ſo wenig Anſprüche mache, und nur Freude an ihm habe, ſo betrachtet er mich wie den zweiten Theil ſeiner Frau. —

Lindner, wie iſt denn der? Er hat in den drei Wochen, die er hier iſt, ſchon einigemal leidenſchaftlich geliebt und einige Fantaiſien gehabt, jetzt habe ich ihn in fünf Tagen nicht geſehen, und ich weiß nicht, woran er iſt. Mir kömmt er fein und lebhaft, und ganz vorurtheilsfrei vor, ich habe ihn recht lieb.

Adieu, meine liebe Rahel! Ich vergeſſe Sie gewiß nie. Was ich je noch Außerordentliches in meinem gemeinen Leben geſehen und gekannt, hat immer einen bleibenden Eindruck

auf mich gemacht. Grüßen Sie Ihren Bruder und Rose von mir. —

Henriette.

3.

Wien, den 24. August 1801.

Möllendorf geht von hier zuerst nach Schlesien, und da mein Brief wenigstens das Verdienst haben soll, sicher und schnell anzukommen, so schicke ich ihn lieber direct. — Daß er Ihnen aber auch die verlangten andern Briefe nicht bringt, ist nicht meine Schuld, aber ich kann es entschuldigen! — Finckenstein brachte mir den Brief von Möllendorf, — den ich erst Tags darauf in der Stadt sah —, und da er vermuthete, daß einer für ihn darin sei, mußte ich ihn in seiner Gegenwart aufmachen; er hatte den seinen früher geendet, und ich sah ihn sehr überrascht und erschüttert; ich gab ihm darauf den an mich zu lesen, und er verließ mich schnell und schien sehr gerührt; ich nahm mir im Herzen vor, Sie zu bitten, ihm die Briefe zu gönnen, wie Sie ihn auch immer erfunden haben mögen; ich bin überzeugt, daß er auch nicht auf die entfernteste Weise Mißbrauch davon macht, er hat eine unbegränzte Achtung für Sie, und ich bin überzeugt, er verlöre einen Theil seiner Existenz, wenn er diese Briefe herausgeben müßte; ich denke mir, daß er sie mit eben dem Gefühl von Reue, mit eben dem heimlichen Stolz ansieht, wie ein Verschwender, der die Güter betrachtet, die einst sein waren, und denen er nun fremd geworden ist! — Dennoch frug ich ihn, ob er mir nichts für Sie zu geben hätte; er sagte mir aber ganz kurz, sagen Sie ihr, ich würde die Briefe einst ihren eigenen Händen überliefern, aber keinen andern. — Da haben Sie seine Antwort: sind Sie aber nicht damit zufrieden, so lassen Sie wenigstens meine Fürbitte gelten, um die er übrigens gar nichts weiß. —

Ihr Freund Möllendorf wird Ihnen, liebe Rahel, eine fürchterliche Beschreibung von Wien machen; es hätte nicht viel gefehlt, daß ihn seine glückliche Laune, die ihn überall zu begleiten scheint, hier verlassen, es ist alles au pied de la lettre wahr, was er Ihnen erzählen wird; doch müssen Sie der Billigkeit wegen hinzudenken, daß er eben im unglücklichsten Moment für einen Fremden hier ankam; die schöne Welt ist zerstreut auf den Gütern, oder in den Bädern, und nur die Quinteſſenz der Wiener ist jetzt hier anzutreffen; das größte Unglück aber war unstreitig, die Arnstein nicht hier zu finden; ihr Haus ist einzig in seiner Art, so wie sie selbst es ist; es ist beinah der einzige Standpunkt, von dem man Wien recht würdigen und genießen kann; man ist bei ihr in guter Gesellschaft, ganz ohne Zwang, so comfortable, wie nur immer in seinem eignen Hause, und sieht von da aus das Treiben der Wiener und ihren Ernst und Spaß, wie in einem täuschend gemahlten Guckkasten, ohne gedrängt und gestoßen, oder von der unerhörten Geschmacklosigkeit und plumpen Frivolität in jedem Punkt des Gefühls beleidigt zu werden. — Ich müßte zu viel schreiben, wenn ich Ihnen auch die Rückseite dieses Gemähldes schildern wollte, und deutlich könnte ich's doch nicht machen; kommen Sie her, liebste Levina, und sehen Sie mit Ihrem einzigen Blick mehr, als ich Ihnen je sagen könnte; gereuen würde Sie es nicht, trotz allen Horreurs, die man Ihnen erzählen wird und die alle buchstäblich wahr sind; auch mich reut es nicht, hierher gegangen zu sein, obgleich manche Verhältnisse hier, und besonders manche Menschen, mit denen man leben muß, alles übertreffen, was ich mir je in der übelsten Laune hätte denken können, obgleich die zwei Jahre, die ich nun hier bin, völlig für mich verloren sind, ja so ganz verloren, daß ich mich selbst nicht mehr erkennen und finden kann, — aber, sei es nun, daß mir die Augen jetzt geöffnet sind, weil ich doch einmal

zu Verſtand kommen mußte, oder daß dieſer Widerſpruch, der ewige Kampf, ſo wirkt, in dem mein Gemüth ſich mit allem, was es affiziren kann, befindet, ich bin auf einmal erwacht, und ſehe nun, daß ich bis jetzt weder das rechte gewollt, noch gethan, daß grade die Ideen, die ich am liebſten in mir pflegte, denen ich die größten Opfer brachte, gar nichts taugen, kurz ich bin jetzt da, wo andre Frauen ſchon in ihrem vierzehnten Jahr ſind, nur mir war es vergönnt, bis zum vierundzwanzigſten in einer andern Welt zu leben, die mir aber freilich auch nicht gefallen konnte, eben weil ich allein war; jetzt geht nun noch alles bunt durch einander vor meinen Augen, ich weiß mich noch nicht recht zu finden, und darum kann ich nicht von meinen Wünſchen und Planen ſprechen. — Doch, ſehe ich es nicht zu deutlich, in meinem Leben bis jetzt, wie es enden wird? ich werde immer durchgehends von allen Menſchen und Menſchenarten geſchätzt und geliebt und nicht gekannt ſein, ich werde Theilnahme für Alle, und niemand ſie für mich haben, ich werde meine kleinen Opfer bringen, die keinem eigentlich nützen, und mir meine Exiſtenz verderben — dann legt er ſich zu ſeinen Vätern nieder, und er kömmt nimmer wieder!! Amen! Ich habe ſchon ſo viel geſchrieben, und Ihnen noch kein Wort über Ihren herrlichen Brief geſagt, wahrhaftig nicht aus Sucht von mir zu ſprechen, weiß ich denn nicht, daß alles, was ich bin und was ich von mir ſagen kann, nicht eins von den geſcheidten und liebenswürdigen Dingen werth iſt, die in dem Briefe ſtehn? wirklich iſt er köſtlich dieſer Brief, und Sie hätten mir keine größere Freude machen können, als mir eben einen ſolchen zu ſchreiben, ich habe bei einigen Stellen vor Vergnügen laut aufſchreien müſſen. Ja wohl wirkt ſie, dieſe lumpige Welt, wenn man endlich ſchon ganz am Ende und kraftlos zu ſein glaubt. Trotz meinen auf nichts hoffenden Augen habe ich doch eben dieſe Erfahrung in ihrer ganzen

tärke gemacht; Ich könnte Ihnen das erzählen, es würde
ie sogar interessiren, aber ich kann es höchstens erzählen;
t bin ich aber auch fertig und gescheidt genug, von der
elt nichts mehr zu erwarten, als was sie mir geben kann,
halte keinen Menschen mehr für besser als mich selbst,
d wenn ich eine schöne Gegend sehe, fällt mir gar nichts
iter dabei ein, als daß es Bäume, Wiesen und Felder
d! — Freilich hätte ich vieles darum gegeben, mit Ihnen,
be Rahel, in Paris zu sein, ich hätte auch hinkommen
nnen, wenn ich es noch einmal hätte versuchen wollen,
e jetzigen Unannehmlichkeiten meiner Lage, mit großer
ruh und vielem Verdruß und Sorge, gegen andre zu
rtauschen, die vielleicht noch größer wären; übrigens wäre
auch dann erst künftigen Monat hingegangen, und hätte
ie also doch verfehlt, ich will erwarten, was mir die Zeit
ingt. — Wenn Sie mir aus Paris geschrieben haben,
macht mir diese Nachricht nur jetzt den Verdruß zu
fahren, daß ein Brief von Ihnen verloren gegangen ist,
habe in undenklicher Zeit keine Zeile von Ihnen, und
waren Sie mir noch eine Antwort schuldig, denn ich
abe Ihnen damals durch Wiesel geschrieben. — Von dem
re ich auch nur zufällig, er geht jetzt nach der Schweiz
it Vetter und seiner Frau, die übrigens sehr intim mit
our sein soll. Das sind Geschichten! Aber sehr natürliche,
übrigens ihm weder unerwartet, noch unangenehm sein
nnen. Ich darf dreist behaupten, daß ich seit Wiesels
breis kein gescheidtes Wort gehört habe, avouez que cette
ntinence est un peu forte! —

Sie bekommen jetzt eine ganze Wiener Kolonie nach
Berlin, die Prinzessin Eybenberg ist wahrscheinlich schon
ort, und Arnsteins kommen bald. Henriette A. wird Sie
ahrscheinlich sehr suchen, und Sie werden ein recht lieb-
ches Geschöpf finden, ihre Furcht vor Ihnen wird jetzt
ufgehört haben, nun ihr Kousin, den sie so adorirt, Sie

ihr die Armee von Navarra reicht. Noch während die unverschämten Bettler von französischem Almosen leben, empören sie sich. Wird der Herzog von Angoulême mit der Konstitutionsparthei fertig, so kommen ihm die Bundesgenossen auf den Leib. Frankreich hat sich da eine schwer auszuschaufelnde Suppe eingebrockt. In Katalonien behauptet Mina das Feld mit Nachdruck und wie ein Mann von Talent. Man siehet, was erfolgt wäre, wenn die Kortes gescheidter als sie sind, ihre Heere keinem Abisbal, Morillo oder Balleſteros anvertraut hätten. Auch die Eroberung von Corunna war Finanzgeschäft. Unterhandlungen können die Einnahme von Cadix bewirken. Meines Ermeſſens wird der Hader dadurch nicht beendet. Frankreich führt seinen Krieg auf eine sehr obskure Weise. Die thätigste Waffe ist Geld. Den Tagesthermometer der Siege und der Niederlagen hält die Börse. Ein widerwärtiger Windstoß in den spanischen Gewässern und das Vermögen von Tausenden leidet Schiffbruch auf dem Pflaster von Paris. So giebt es Augenblicke, wo man sich freuen kann, arm zu sein, weil man es nicht erst zu werden braucht. Der Himmel schenke Ihnen zu den Schätzen Ihrer Seele alle nur ersinnlichen, irdischen Reichthümer, denn Sie werden gut damit zu schalten wissen, gnädige Freundin der Menschheit.

Das Volk nimmt hier wenig Kunde von den Dingen jenseits der Pyrenäen. So lange keine Aushebungen stattfinden, darf es die Fehde als ihm fremd betrachten. Fast die ganze Armee stehet außer Landes. In Paris begegnet man mehr Seminaristen und Abbé's, als Gensdarmen. Bedenkt man die Gährung der vorigen Jahre, so hat die gegenwärtige etwas Erstaunliches. Der Franzose war von je und bleibt ein Harlekin, bisweilen ein grausamer. Jetzt hält ihn geistliche Polizei im Zaum, weit besser als weltliche. Manch-

ihr ſchon näher bekannt gemacht haben wird. — Ich weiß nicht, warum es mir immer iſt, als kämen Sie mit ihnen her, ich ſehe gar keine raison suffisante dazu, aber mir würde genügen, Sie hier zu ſehn, ganz ohne raison. — — Brinckmann hat mir Einmal aus Berlin geſchrieben, ſein Brief begleitete einen von Luiſe von Berg —, es fällt mir ſchwer auf's Herz, indem ich ihren Namen ſchreibe, daß ich ihr noch nicht geantwortet — und war wenig mehr als ein Kouvert. Doch ſchreibt er mir von Ihnen, daß er ſehr zufrieden mit Ihnen ſei, daß Sie wo möglich noch intereſſanter geworden wären, ja er giebt Ihnen ſogar die Erlaubniß wieder nach Paris zu gehn, denn Ihnen ſei der Aufenthalt dort nützlich geweſen. — Humboldts alſo auch wieder bei Ihnen! Kömmt denn gar kein ächter Menſch mehr durch Wien! Jedes kömmt an ſeinen Ort —!

Wenn Sie wirklich nach Schleſien gehn, wäre es für Sie ein Leichtes, und eine ſehr angenehme Reiſe, wenn Sie über Wien gehn. Wie unendlich würde es mich freuen! Doch bereite ich Sie gleich vor, und bitte Sie, machen Sie mir keine Vorwürfe über meine Verhältniſſe und Lebensweiſe; ich ſehe alles, und kann nichts ändern! — Wenn Sie doch kämen! Ich trage Ihnen viel freundliche Grüße für Burgsdorf auf, wenn Sie ihn ſehen; er war ſo liebenswürdig, ſich meiner zu erinnern. — Können Sie es denken, daß ich ein ſolches monster of ingratitude bin, und der Herz ſeit mehr als einem Jahr nicht geſchrieben habe? ich mache mir wirklich Vorwürfe darüber, aber da Sie mir's ſchwerlich vergeben wird, mag mir's nun Gott vergeben!

Es war doch wohl nicht Ihr Ernſt, daß Sie Ihren Brief wieder zurück verlangten? daraus wird nichts, er iſt ſo einzig, wie er — wahrſcheinlich bleiben wird! Leben Sie wohl, liebſte Rahel, ich grüße und umarme Sie herzlich, und wünſche kaum etwas ſehnlicher, als Sie bald wieder zu ſehn. Ich grüße Möllendorf, wenn er zurückkömmt, es

hat mir leid gethan, nichts für ihn thun zu können, als seinen Ennui bedauern.

Die Liman hat mich nicht einmal durch Heren von Quast grüßen lassen, hat mir auch nie geantwortet, aber ich grüße Sie dennoch, und Ihre Schwägerin auch. Wie lebt Schwester Röschen? Ist es wohl möglich, daß Sie mir bald einmal wieder schreiben, so sagen Sie mir das auch. Adieu.

Ihre

Henriette.

4.

An Ludwig Robert.

Perchheim bei Koblenz, den 7. August 1821.

Es ist Ihnen, mein lieber Freund, mit den Guten, zu denen Sie mich so freundlich rechnen, ergangen, wie es uns wohl im Allgemeinen mit dem Guten geht. Wir suchen es in weiter Ferne, während wir es unbewußt ganz in unsrer Nähe haben. Ich kann es Ihnen nicht genug sagen, wie sehr ich es, seit ich Ihren Brief über Paris hierher erhielt, noch stündlich bedaure, daß ich von Ihrem Aufenthalt in Karlsruhe nichts wußte. Ich war mit meinem Zögling während drei Wochen in Baden, und am 31. Juli fuhren wir über Karlsruhe hierher! In dem reizenden Städtchen, das ich mir in Gedanken zu meinem künftigen Aufenthalt wählte, hätte ich mich so gern etwas aufgehalten, nur das unangenehme Gefühl des Fremdseins, und besonders eine Art von übler Laune darüber, daß ich Ihre Schwester und Varnhagen nicht mehr da finden sollte, machten, daß ich nach einigen Stunden weiterfuhr. Ich werde es lange nicht vergessen, wie viel Vergnügen es uns Beiden gemacht hätte, uns nach so langer Zeit wieder zu begegnen! — Ich werde mich Ihres Auftrags mit Eifer annehmen, aber wird Ihre Empfohlene nicht ungeduldig werden, bis es mir gelingt, ihren Wunsch zu erfüllen, da ich wohl erst in sechs Wochen wieder in Paris sein werde,

weil meine Kleine noch die Bäder in Embs brauchen ſoll. In dem Hauſe ihres Vaters ſehe ich leider keinen Platz, der Ihrer Empfohlenen anſtehn könnte, doch iſt es allerdings wahr, daß man jetzt in Paris oft Deutſche ſucht. Was ich alſo werde thun können, um ſolche Familie zu erfragen, ſoll mit dem bereitwilligſten Eifer geſchehn, und es bleibt mir nur der Wunſch, daß es mir bald gelinge. Ich höre, daß eine Gräfin Rapp in Embs iſt; im Fall es die Frau des Generals iſt, wie denn wohl zu vermuthen ſteht, ſo werde ich ihr den Brief der Demoiſelle übergeben.

Was Sie nach Karlsruhe geführt, ſcheint mir unbegreiflicher, als daß Sie es jetzt zu Ihrem Aufenthalt wählen, und ſich dort häuslich niederlaſſen. Ich habe einen gleichen Wunſch nie ſo lebhaft gefühlt, als eben da! Es iſt ein ſo freundliches Städtchen, die Einwohner ſcheinen mir gebildet und nicht überbildet, in der Nähe ſind die herrlichſten Gegenden, die Gott geſchaffen, kurz es iſt mir in der Seele ein dauerndes Bild davon geblieben! Ich wünſche Ihnen Glück, lieber Freund, zu allem was Sie unternehmen, und da nach meiner Meinung das eigentliche Glück ein Reſultat unſrer Handlungsweiſe iſt, ſo werden Sie's finden.

Wenn Sie Ihrer lieben und von mir geliebten Schweſter ſchreiben, ſo ſagen Sie ihr in meinem Namen, daß ich in Baden von ihr mit Liebe und wirklichem Enthuſiasmus habe ſprechen hören; es thut gar nichts, daß die äußerſt liebenswürdige Frau, die ſo von Ihrer Schweſter mir geſprochen, die Großherzogin Stephanie iſt, aber mir ward ſie um ſo vieles lieber dadurch.

Grüßen Sie auch Varnhagen von mir auf's beſte! Ich bin in dieſem Augenblick bei meinem älteſten Bruder, der ein Landhaus bei Koblenz hat. Morgen reiſe ich nach Embs. Leben Sie wohl, lieber Robert, und bedauern Sie es, ſo wie ich, daß wir uns nicht gefunden!

Ihre ergebene

Marie Henriette Mendelsſohn.

III.

Fürst von Ligne.

Karl Joseph,
Fürst von Ligne.

Umständlich und genügend über den Fürsten von Ligne zu sprechen, dürfen wir nicht unternehmen. Die frische Munterkeit und anmuthige Feinheit französischen Geistes, der ätherische Flattersinn und tapfre Materialismus eines verschwundenen Zeitalters, müßten wieder auftauchen, und ein neues Jugendleben anfangen, um eine solche Gestalt und Liebenswürdigkeit, wie der Fürst von Ligne war, den ganz fremdartig dazu blickenden Augen unsrer heutigen Welt gehörig zu vergegenwärtigen.

Geboren den 23. Mai 1735 zu Brüssel, aus einem der ältesten und berühmtesten Geschlechter der Niederlande, war er früh berufen, alle Vortheile der großen europäischen Welt glänzend mitzugenießen. Durch die Lage seines Vaterlandes und die Verhältnisse seines Hauses konnte er gleicherweise nach Frankreich wie nach Oesterreich gezogen werden, und wiewohl seine staatsbürgerliche Stellung ihn ganz dem letzteren Lande zueignete,

ſo hatte er doch nicht minder in Frankreich eine Art geſellſchaftlicher Heimath, die ſich überall hin erſtreckte, wo franzöſiſche Lebensart und Bildung ſich geltend gemacht hatten, alſo in jeder Hauptſtadt und an jedem Hofe, bei Friedrich dem Großen und bei Katharinen in Rußland, wie in Wien, und in Paris ſelber.

Er zeichnete ſich im ſiebenjährigen Kriege durch glänzende Tapferkeit aus, und gelangte nach und nach zu den höchſten Ehrenſtufen des Kriegsdienſtes. Er machte Reiſen und knüpfte Verbindungen, welche politiſch bedeutend waren. Er lebte am Hofe zu Verſailles in der angeſehenſten und vertraulichſten Wirkſamkeit. Eben ſo am Hofe der Kaiſerin von Rußland. In Wien war der Mittelpunkt ſeines Anſehns, ſeiner Ehren und Würden, des großen verwandtſchaftlichen Zuſammenhanges, in welchen Geburt und Rang ihn geſtellt hatten. Aber alle Vorzüge und Würden, Auszeichnungen und Verdienſte mußten ſich bei ihm gleichſam unterordnen, und nur ſeine Haupteigenſchaft tragen helfen, die liebenswürdige Gabe des Umgangs, der geſellſchaftlichen Heiterkeit. Der tapfre Kriegsmann, der Feldmarſchall, der Fürſt, der Grand von Spanien, der Ritter des goldnen Vließes und Kommandeur des Marien-Thereſien-Ordens, der Inhaber eines Regiments, der Verwandte der mächtigſten Häuſer, der Gefährte und Liebling der größten Herrſcher Europa's, alle dieſe verſchwanden in der freundlichen Perſönlichkeit, die nur gefallen, wohlthun, erfreuen, beleben, und dadurch allein gelten und gewinnen wollte.

Wir können hier das Bild dieser Persönlichkeit nicht beſſer andeuten, als indem wir die bezeichnenden Worte der Frau von Stael entlehnen, die vor dem Auszuge, den ſie aus den Schriften des Fürſten gegeben, ſich alſo über ihn vernehmen läßt:

„Das Geſpräch von Männern, die durch ihren Geiſt der Unterhaltung berühmt ſind, nicht ſelbſt genoſſen zu haben, wird man immer bedauern müſſen, denn was von ihnen erzählt wird, kann davon nur eine unvollkommne Vorſtellung geben. Die Redewendungen, die Witzworte, alles was ſich feſthalten und wiederholen läßt, kann nimmer dieſe jeden Augenblick erfüllende Grazie, dieſes Treffende des Ausdrucks, dieſe Eleganz in den Manieren ſchildern, welche den Zauber der Geſelligkeit ausmachen. Der Feldmarſchall Fürſt von Ligne iſt von allen Franzoſen als einer der liebenswürdigſten Männer Frankreichs anerkannt worden, und ſelten geſtehen ſie dieſes Lob ſolchen zu, die nicht unter ihnen geboren ſind. Vielleicht ſogar iſt der Fürſt von Ligne der einzige Fremde, der in der franzöſiſchen Geiſtesart Muſter geworden iſt, anſtatt Nachahmer zu ſein. Er hat viele nützliche und gründliche Aufſätze über Geſchichte und Kriegskunſt in Druck gegeben. Er hat die Verſe und die Proſa mitgetheilt, zu denen er in ſeinen Lebensumſtänden Anlaß gefunden, immer iſt Geiſt und Eigenthümlichkeit in allem, was von ihm ausgeht; allein ſeine Schreibart iſt oft nur Sprechart (du style parlé), wenn man ſo ſagen darf. Man muß ſich den Ausdruck ſeines ſchönen Geſichts dabei vorſtellen, die eigne Mun-

terkeit ſeines Erzählens, die Natürlichkeit, mit der er ſich dem Scherz überläßt, und man wird denn auch noch die Nachläſſigkeiten ſeines Schreibens lieben. Iſt man aber nicht unter dem Zauber ſeiner Gegenwart, ſo zergliedert man einen Schreibenden, den man ſtets hören muß, indem man ihn lieſt, als einen Schriftſteller; ſehr mit Unrecht, denn ſelbſt die Fehler ſeines Stils ſind eine Grazie in ſeinem Geſpräch. Was vielleicht grammatiſch nicht ganz klar iſt, wird es durch die glückliche Herbeiführung, durch die Feinheit des Blickes, die Tonbeugung der Stimme, genug durch alles, was der Kunſt zu ſprechen tauſendmal mehr Hülfsmittel und Reize verleiht, als die Kunſt zu ſchreiben beſitzt."

„Es iſt demnach ſchwer, durch den todten Buchſtaben dieſen Mann darzuſtellen, deſſen Geſpräch von den größten Genien und den erlauchteſten Herrſchern als die edelſte Erholung geſucht worden. Um jenes indeß ſo viel als möglich zu erreichen, habe ich ſeinen Briefwechſel und ſeine einzelnen Gedanken gewählt. Keine Art von Schriften vermag die perſönliche Bekanntſchaft mehr zu erſetzen. Ein Buch iſt immer nach irgend einem Syſtem gemacht, welches den Verfaſſer dem Leſer in einige Ferne ſtellt. Man kann wohl den Karakter des Schriftſtellers herausrathen, allein ſein Talent ſelber muß zwiſchen ihn und uns eine Art Fiktion ſetzen. Die von mir gewählten Briefe und Gedanken über verſchiedene Gegenſtände drücken zugleich das Träumeriſche und das Vertrauliche des Geiſtes aus; zu ſich

ſelbſt und ſeinen Freunden ſpricht man ſo: hier iſt nicht, wie in La Rochefoucault, eine ſich immer gleiche, immer folgerechte Meinung. Die Menſchen, die Dinge und Ereigniſſe, ſind dem Fürſten von Ligne vorübergeſchritten. Er hat ſie beurtheilt ohne Abſicht und ohne Zweck, ohne ihnen den Zwang eines Syſtems auflegen zu wollen, ſie waren ſo, oder wenigſtens ſchienen ſie ihm ſo dieſen Tag. Und wenn dennoch Einklang und Zuſammenhang in ſeinen Vorſtellungen iſt, ſo iſt es der, welchen die Natürlichkeit und Wahrheit überall begründen."

„Ein Geſpräch zwiſchen einem Freigeiſt und einem Kapuziner intereſſirt durch die liebenswürdige Kunſt, mit welcher der Fürſt von Ligne den Scherz auf den Unglauben zurückwirft, und ſeine eigne Grazie dem armen Kapuziner leiht, der die gute Sache vertheidigt. In der Mittheilung der Geſpräche des Fürſten von Ligne mit Voltaire und Rouſſeau bemerkt man die tiefe Ehrerbietung, welche er für die Ueberlegenheit des Geiſtes hegte: man muß deſſen ſo viel haben wie er, um weder Fürſt noch großer Herr mit Männern von Genie zu ſein. Er wußte, daß Bewundern edler iſt als Beſchützen; er war geſchmeichelt von dem Beſuche Rouſſeau's, und ſcheute ſich nicht, dieſe Empfindung ihm zu zeigen. Einer der großen Vortheile eines hohen Ranges und eines erlauchten Blutes iſt die Ruhe, welche ſie in Betreff aller Eitelkeiten geben; denn, um ſowohl die Geſellſchaft als die Natur richtig zu beurtheilen, iſt es vielleicht nöthig, beiden Dank ſchuldig zu ſein."

mal kratzt sich dennoch wohl das Ministerium hinter den Ohren, Händel mit Spanien angeknüpft zu haben. Pozzo di Borgo, dessen Grafendiplom vermuthlich aus den Zeiten des Königs Theodor herstammt, wird häufig zu Rathe gezogen. Es sollte mich nicht wundern, wenn dergleichen Gunst dem englischen Gesandten mißfiele. Wäre die Behauptung gegründet, daß Rußlands Interesse in den spanischen Verwirrnissen weiter nichts als eine oder die andere der balearischen Inseln zu erschnappen suche, so würden die entgegengesetzten Mündungen der Themse und der Newa sehr leicht im Strudel an einander gerathen. Hr. Schubert hat des General Pommereuils ziemlich seltene Geschichte von Korsika ertappt. Herr von Varnhagen bekommt das Exemplar durch General von Rühle. Empfehlen Sie mich gütigst.

Genehmigen Sie meine Huldigungen und bleiben mir zu Gnaden gewogen.

Verehrungsvoll

Oelsner.

27.

Varnhagen an Oelsner.

Berlin, den 19. September 1823.

Mein theurer, innigstverehrter Freund! Seit zwei Monaten habe ich Ihnen nicht geschrieben, und noch liegt Ihr lieber Brief vom 24. Juli unbeantwortet vor mir! Den einen Kouriertag war Herr von Stägemann in Karlsbad und ich in Hamburg, den andern, der ungewöhnlich einfiel, mußten wir versäumen, weil wir erst hinterdrein die Sache erfuhren. Viel Inhalt liegt in dieser Zwischenzeit angehäuft,

„Am meiſten dem Geſpräch nähert ſich der Briefwechſel, und durch den des Fürſten von Ligne kann man ihm in ſein thätiges Leben folgen; man kann darin die unermüdliche Jugend ſeines Geiſtes wahrnehmen, die Unabhängigkeit ſeiner Seele, und die ritterliche Fröhlichkeit, die ihm beſonders durch gefahrvolle Umſtände eingehaucht wurde. Seine Briefe ſind an den König von Polen, dem er von zweien Zuſammenkünften mit dem groſſen Könige von Preußen Bericht abſtattet; an die Kaiſerin von Rußland, an den Kaiſer Joſeph den Zweiten, an Herrn von Ségur, über den Türkenkrieg; an Frau von Coigny, während der berühmten Reiſe in der Krim; dieſe Briefe flößen alſo durch ihren Gegenſtand und durch die Perſonen, an die ſie gerichtet ſind, ein doppeltes Intereſſe ein. Der Fürſt von Ligne hat Friedrich den Zweiten, und beſonders die Kaiſerin von Rußland, im Kreiſe der vertraulichſten Geſelligkeit geſehen, und was er davon ſagt, macht uns in dieſer Geſellſchaft mitleben. Das Bildniß des Fürſten Potemkin, welches man in den Briefen an Herrn von Ségur findet, iſt wahrhaft ein Meiſterſtück. Es iſt nicht gearbeitet wie jene Bildniſſe, die mehr den Mahler zeigen, als den Gegenſtand. Man ſieht den vor Augen, den der Fürſt von Ligne beſchreibt: allem giebt er Leben, weil er nirgends Kunſt anwendet. Wer ihn kennt, weiß, daß es nicht möglich iſt, jeder Art von berechneter Abſicht mehr fremd zu ſein; ſeine Handlungen gehen immer aus freiem, unvorbereitetem Antrieb hervor: er begreift die Sachen und die Menſchen durch

eine plötzliche Eingebung, und der Blitz, noch mehr als das Tageslicht, scheint ihm Leitung zu ſein.“

„Angebetet von einer liebenswürdigen Familie, geliebt von ſeinen Mitbürgern, welche in ihm die Zierde ihrer Stadt ſehen; und ſich mit ihm vor den Augen der Fremden wie mit einem Naturgeſchenk ſchmücken, hat gleichwohl der Fürſt von Ligne ſein Leben in den Kriegslagern, aus Neigung und Hinreißung, weit mehr bloßgeſtellt, als ſeine Kriegslaufbahn es erforderte. Er glaubt ſich glücklich geboren, weil er wohlwollend iſt, und meint, daß er dem Schickſal eben ſo gefalle, wie ſeinen Freunden. Er genießt des Lebens wie Horaz, doch ſetzt er es der Gefahr aus, als hätte der Genuß deſſelben keinen Werth für ihn. Seine Tapferkeit hat die glänzende und ungeſtüme Art, die man gewöhnlich der franzöſiſchen Tapferkeit beimißt. Man darf vermuthen, daß der Fürſt von Ligne in den letzten Kriegen gewünſcht habe, ſich öfter die Gelegenheit dargeboten zu ſehen, ſeine franzöſiſche Tapferkeit gegen die Franzoſen auszuüben: dies iſt die einzige Stelle unbefriedigten Ehrgeizes, die man in einem Manne wahrnimmt, deſſen philoſophiſche Faſſung man loben müßte, wenn für ſolche gelten dürfte, ſich mit der Abſicht des Gefallens und dem immerwährenden Gelingen zu begnügen.“

„Er hat ein groſſes Vermögen mit einer bewundernswürdigen Sorgloſigkeit eingebüßt, und einen ſehr feinen Stolz darin bewieſen, daß er nichts gethan, um dieſen Verluſt zu erſetzen. Nur ein einzigesmal iſt ſeine Seelenruhe getrübt worden, durch den Tod ſeines älteſten

Sohnes, der getödtet wurde, indem er sich in den Gefechten gleich seinem Vater bewährte. Da suchte der Fürst von Ligne vergeblich Hülfe bei seiner Vernunft und selbst bei dem Leichtsinne des Geistes, der nicht nur zur Anmuth dient, sondern bisweilen auch die Schmerzen der Seele zerstreuen hilft. Er war in's Herz getroffen, und seine Bemühung, dies zu verbergen, machte die Thränen, die ihm entschlüpften, nur um so schrecklicher. Diese Furcht, gefühlvoll zu erscheinen, wenn man sich bisweilen über das Gefühl zu scherzen erlaubt hat; diese Scham der väterlichen Zärtlichkeit in einem Manne, der den Andern immer nur seine Mittel zu gefallen und zu bezaubern gezeigt hatte; dieser ganze Kontrast, diese ganze Mischung von Ernst und Munterkeit, von Scherz und Vernunft, von Leichtigkeit und Tiefe, machen den Fürsten von Ligne zu einem wahren Phänomen: denn der Geist der Geselligkeit, in dem hohen Grade, wie er ihn besitzt, giebt selten so viele Grazie und läßt dabei so viele Tüchtigkeit bestehen. Man möchte sagen, die Bildung sei in ihm auf dem Punkte stehen geblieben, wo die Völker nie stehen bleiben, nämlich wenn alle rohen Formen gemildert sind, ohne daß irgend Wesentliches dabei gelitten hat."

„Wir wollen die einzelnen Meinungen des Fürsten von Ligne weder bestreiten, noch bestätigen. Uns genügt, einige zerstreute Züge einer stets wechselnden, stets pikanten Unterhaltung zusammenzustellen, wo die Wortspiele und die Gedanken, der Ernst und der Scherz immer an ihrer Stelle und jedem Tage gemäß sind, was man

auch an andern darüber sagen möge. Das Vorrecht der Grazie scheint zu sein, sich gleich gut mit allen Gattungen, allen Partheien und allen Ansichtsarten zu vereinigen. Sie berührt nichts rauh genug, um zu verletzen, noch selbst ernsthaft genug, um zu überzeugen, und niemals erschüttert sie das Leben, das sie verschönert."

„Ich könnte das Bildniß des Fürsten von Ligne noch lange fortsetzen, denn man sucht tausend verschiedene Wendungen, um zu schildern, was unaussprechbar ist, ein Naturell von Reiz erfüllt. Aber nachdem alle Worte versucht worden, müßte ich immer noch sagen wie Äschines: Wenn ihr über das erstaunt seid, was ich von ihm erzähle, was würde es erst sein, wenn ihr ihn gehört hättet!"

Dieser treffenden Schilderung, welche der in solchen Aufgaben meisterhaften Hand der Frau von Stael zu verdanken ist, fügen wir noch wenige Worte hinzu.

Der Fürst von Ligne war mit einer Fürstin von Liechtenstein verheirathet. Sein ältester Sohn Karl, fiel, im Kriege gegen die Franzosen, wie schon erwähnt, im Jahre 1792 bei Bour in der Champagne; er war Oberst und hatte sich im Türkenkriege beim Sturm von Sabatsch ausgezeichnet und den Theresienorden erlangt; ein jüngerer nahm an den Unruhen in den Niederlanden einigen Theil. Durch seine Töchter wurden der Fürst von Clary und Aldringen, der Graf von Palffy und der Freiherr von Spiegel seine Schwiegersöhne.

Seine sämmtlichen gedruckten Schriften betragen bey vierzig Bände. Die bisherigen Auszüge sind nach

allzu eingeschränkten Gesichtspunkten gemacht. Sein schriftlicher Nachlaß ist nicht vollständig mitgetheilt, sondern das Meiste unterdrückt worden. Er stellte allerdings nur in dem milden Maße, wie es bei seinem Karakter und in seinen Lebensumständen sein mußte, für die Welt, welche ihn zunächst umgab, eine Art Widerspruchs- und Tadelfreiheit vor, und manche seiner Scherze konnten ängstlichem Sinne verfänglich dünken. Die Rückwirkung davon konnte er auch bei Lebzeiten hin und wieder deutlich wahrnehmen.

Er hatte keine Gelegenheit, in den Revolutionskriegen als Befehlshaber zu glänzen, weil früher die durch einige Scherzreden gereizte Ungunst des Ministers Freiherrn von Thugut ihn von den Feldzügen ausschloß; späterhin that es sein Alter. In den Gesellschaften von Wien, in dem Badaufenthalt von Töplitz, den er alljährlich besuchte, lebte er in steter Ausübung der ihm angebornen Eigenschaften ein regsames und erfülltes Leben, das ihm für den Tag genügen konnte. Seine Erzählungen, sein Witz und Scherz, meist ohne Bitterkeit und Haß, konnten doch bisweilen auch zu scharfen Waffen werden, und empfindlich treffen. Der Kaiser Napoleon fühlte solche Stiche; und ließ den leichten Aeußerungen eines Spottes, dem er nicht mit gleichen Waffen begegnen konnte, in seinen Zeitungen mit einiger Herbheit antworten, über welche jener dann wieder scherzte.

Man könnte aus seinen letzten Jahren noch eine Menge Züge zusammenstellen, Munterkeiten, Einfälle,

Witz und Scherz jeder Art, bisweilen in kleinen Abentheuern, woraus sich ein sprechendes Bild seines ganzen Wesens erheben müßte. Das Meiste ist bloß mündlich in Umlauf, und geht auf diese Weise unfehlbar unter. Unsrerseits Beiträge zu liefern, müssen wir uns diesmal versagen, indem dazu mehr Raum und Freiheit gehörte, als wir uns hier erlaubt halten.

Ein kleiner Vorgang, eben so bezeichnend für Rahel als für den Fürsten, sei gleichwohl hier aufbewahrt. Im Jahre 1811 befand sich unter den Badegästen zu Töplitz ein Franzose, der seine geselligen Ansprüche bestens geltend machte, aber in dem Verdachte stand, dem Herzoge von Rovigo seine Wahrnehmungen zu berichten. Für ihn war der Fürst von Ligne eine unschätzbare Bekanntschaft, er drängte sich an die Personen, die jener zu besuchen pflegte. Eines Abends, in Erwartung des Fürsten, prahlte er gegen Rahel, wie er heute denselben auf die Kaiserin Katharina bringen wolle, und wie er das Gespräch dahin leiten würde. Als der Fürst gekommen war, wußte der Franzose gar nichts vorzubringen, sondern blieb in anmaßlichem Bemühen doch nur befangen sitzen. Dies mochte eine Stunde gedauert haben, als Rahel ungeduldig diese launige Wendung ersann. Der Fürst von Ligne saß neben ihr, sie ließ ihn das Ohr neigen, und flüsterte ihm zu: „Ich werde gleich eine dumme Frage an Sie richten!" Sehr wohl! erwiederte, leicht auch mit der ihm noch unbekannten Absicht einverstanden, der gute Fürst mit allerliebstem Gleichmuthe. Nach einer Pause fragte

Rahel dann ganz laut: „Lieber Fürſt, haben Sie die Kaiſerin Katharina gekannt?“ O gewiß! verſetzte dieſer, als wäre es ganz natürlich, dies Allbekannte nicht zu wiſſen, und ging nun ohne weiters zu den lebhafteſten Erzählungen über. Mit welchen Geſichtern der Franzoſe dieſen Einfall aufnahm und verarbeitete, iſt unmöglich zu beſchreiben, eben ſo wenig das Lachen und die Scherze, als dem Fürſten nachher der Zuſammenhang erklärt wurde; dieſe Abfertigung des anmaßlichen Fürwitzes gefiel ihm ungemein.

Der Fürſt von Ligne erlebte noch den großen Kongreß von Wien, wo die Feſte leichter als die Geſchäfte in Gang kamen, und ſein berühmtes Wort veranlaßt wurde: „Der Kongreß tanzt wohl, aber geht nicht.“ Bald nachher ward er ernſtlich krank, er ſcherzte noch immer, ſeine gute Laune wich dem Schmerze nicht, noch der Gefahr; er verhieß ein neues, von den Fremden noch nicht geſehenes Schauſpiel, das Begräbniß eines öſterreichiſchen Feldmarſchalls. Als endlich Erſtickungsanfälle kamen, wurde es ihm doch zu arg, ernſtlich ſagte er: „Das geht über den Scherz!“ Und nun war es mit ihm aus, nur in jenem Gebiete konnte er leben. Er verſchied neunundſiebzig Jahr alt am 13. Dezember 1814.

Einige Verſe und Briefe, wie er deren ergiebig an Freunde und Freundinnen zu richten pflegte, haben ſich von ihm auch an Rahel, zum Theil in fremder Verwahrung, erhalten, und ſie mögen zum Andenken des

geiſtreichen und herzlichen Greiſes, deſſen Gleichen die Welt ſo bald nicht wiederſehen wird, hier den wenigen Raum wohl verdienen. Viele andre Blätter ſind verloren, zerſtört oder auch wohl bittweiſe der erſten Hand entzogen worden, um in zweiter mit beſſerem Nutzen zu glänzen, als jene davon haben wollte. —

1.

A Mademoiselle Robert.

(Avec les Fables de La Fontaine.)

Vous qui réunissez tous les genres d'esprit,
Vous aimez, j'en suis sûr, aussi celui des bêtes.
Celles de La Fontaine ont de meilleures têtes
Que les habiles gens de ce siècle maudit.
Rois, Prêtres, Généraux, Courtisans et Ministres
Échapperaient peut-être à leurs destins sinistres,
Si de ces animaux ils avaient le bon sens,
Le tact, la bonne foi, le cœur, ou les talens.
Pour moi, de vos amis le copiste fidèle,
Prenant sans le savoir le singe pour modèle,
J'imite bien les gens qui vous connaissent bien.
Car je compte déjà ne leur céder en rien!

Toeplitz, 1796. **Le prince de Ligne.**

2.

A Mademoiselle Robert.

Parmi tant d'inutilités
Du siècle le cachet en futilités
J'ai rencontré ce qui sur votre cheminée
De moi pourra rappeller la pensée.
C'est pour mettre du sel à ce que l'on m'a dit.
Mais vous en mettez tant, surtout dans votre esprit,
Qu'à ce sujet vous n'en pourrez rien faire.
On croit que pour un œuf ce meuble est nécessaire.

D'autres diront, pour cacher
Qu'il faut y mettre des oublies.
Ce nom m'est adoré, et fait pour rehatir.
Non; tant de qualités par moi si bien senties
A jamais par l'oubli ne seront amorties.
Vous vivrez, je vivrai, sans cesse, dans les cœurs
Qui mettent l'amitié dans le rang des bonheurs.

Berlin, 1808. **Le prince de Ligne.**

3.

De votre bon ancien Coplita, ce 5. ou 6. Oct. 1810.

Je veux déposer, chère mademoiselle, entre vos mains tous mes sentimens pour votre amie. Ce sera de bien bien de l'amitié et de pas bien de l'amour, malgré ses principes. — Qu'est-ce qu'ils me font? Je ne prie jamais qu'on m'aime, et personne ne peut pas m'empêcher d'aimer, ce qui fait plus de plaisir encore. — L'espérance est un tourment. Heureusement je n'en ai pas; car je ne dormirais pas jusqu'à ce que je la revoie, si j'en avais — je me dirais: quand viendra ce jour ... ou plutôt cette....

Le jour que je la reverrai sera le plus beau jour de ma vie, sans que mes autres jours jusqu'à celui-là en soient les plus malheureux. Mes souvenirs les embelliront. Tantôt je penserai à la finesse de sa physionomie, et de son esprit; tantôt à sa morale, à sa logique, à son excellent ton, son tact, ses yeux, ses connaissances, et son amabilité. Tantôt je me rappellerai sa bonne conversation, sa confiance, les petits vers que j'ai faits pour elle, avant de l'aimer en prose; c'est-là la seule manière; car vos Erotiques de la littérature sont confus, exagérés; les nôtres sont faibles, et les uns et les autres point amoureux.

persönliche Dinge und allgemeine, und es ließe sich eben so gut ein Buch als ein Brief darüber schreiben, doch wenn ich die angeschwellte Masse betrachte, vergeht mir alle Lust, sie inmitten ihrer faulen Gährung auseinander zu breiten; lassen wir sie als Dünger der Geschichte, wozu sie einzig taugt, in ihrer Vergangenheit liegen, und blicken wir lieber auf eine Zukunft, die uns doch endlich einmal wieder Früchte dieser ungern aufgewandten Tagewerke bringen muß! —

Wissen Sie, mein theurer Freund, daß, wenn ich wollte, ich im Stande wäre, Ihnen den düstersten, schwermüthigsten leidigsten Brief zu schreiben? Das ist keine Kunst, werden Sie sagen. Wohl, aber die Kunst ist, es nicht zu wollen, und darin wünsch' ich mir Meisterschaft und volles Gelingen! Auch würde es sich jetzt schlecht schicken, von hieraus öde Klagebriefe in die Welt zu senden, da alles bei uns belebt und munter und voll glänzender Aussicht ist. Unsre 40,000 Mann zum großen Manöver versammelter Truppen knallen und wogen draußen Tag für Tag, die Stadt sieht fremde hohe Gäste ihre auswärtigen Uniformen zur Schau tragen, im Opernhause donnert Spontini der Reihe nach seine Riesenopern, Herr von Heydebreck bereitet die nächste brandenburgische Ständeberufung vor, und — das Wichtigste nenn' ich zuletzt — das ganze Land sieht der freudigen Ankunft einer liebenswürdigen Kronprinzessin entgegen! Dieses letztere Ereigniß setzt alle Welt in Bewegung. Vier Jahre hat die Sache gestockt, da wurde sie endlich am rechten Ort angefaßt, und sogleich gieng sie; vor vier Jahren schon hätte ich den Rath geben können, durch die verwittwete Frau Markgräfin in Karlsruhe das Ganze betreiben zu lassen, dies war der einzige, zuverlässige Weg; erst diesen Sommer wurde er eingeschlagen. Herr Bischof Eylert gieng in geheimer Sendung nach Karlsruhe, wo Herr von Küster weder

J'ai pour cette chère amie l'enthousiasme du cœur qui vaut mieux que celui de la poésie dont la chaleur, s'il y en a, ne tient qu'à l'esprit. Parlez-lui de moi souvent, chère mademoiselle, je l'oblige par-là à me rappeller aussi à votre souvenir qui m'est bien précieux; il faut bien que cela soit vrai, puisque ce n'est que par hasard que je vous le dis, et que ma paresse m'a fait négliger même de vous en faire assurer: mais vous, femme distinguée, digne amie d'une femme distinguée, vous devez vous douter que vous laissez aussi des traces ineffaçables après vous. Votre manière de sentir, de dire, d'exprimer à demi-mot et d'exciter le désir de vous plaire en sont un sûr garant.

Je crois bien souvent vous entendre, tant je vous connais ou devine. Je déteste la mémoire, car elle n'est souvent qu'une machine à regrets. Je voudrais presque oublier cette trop adorable madame **.

Non, cela n'est pas possible, heureusement, et malheureusement. Je l'aime trop pour cela. Je ne puis pas même oublier notre bon Gualtieri qui nous aimait. Venez ici l'année prochaine, je vous le demande à genoux. Venez avec e l l e. Je me serais pendu, il y a trois jours, si e l l e m'avait aimé tout à fait. Son petit intérêt que je demande, moins triste que l'estime, plus piquant que l'amitié, moins fou que l'amour, fera le charme de ma vie.

Occupez vous de sa santé, qui m'occupe tant sans m'inquiéter; qu'elle ne s'en inquiète non plus; mais qu'elle la soigne. Arrêtez son imagination. — Les charmes de la votre serviront à cela. —

Si je n'avais pas trop ri du billet de madame de Pachta, je lui aurais répondu

Pour ne plus s'aimer faut-il donc se haïr?

Sa folie est sombre et morose. La notre, c'est-à-dire la sienne et la mienne, il y a quinze ans, quatorze, et

presque treize encore, etait du bon genre. Je ne veux plus être six ans sans vous voir. Il me semble que vous m'êtes devenue plus chere par nos sentimens pour cette chère amie! Oh comme elle vous aime! Comme nous vous admirions! Je suis bien triste, sans le savoir, sans le vouloir, de son depart. Helas! je vois qu'on ne peut pas être esprit-fort en sensibilité. Je ne sais plus ce que je dis: mais je sens ce que je fais, en vous jurant à toutes les deux le plus tendre attachement.

Le maréchal prince de Ligne.

4.

Vienne, ce 18 novembre 1810.

Il n'y a pas un mot de votre part qui ne soit une chose. Le pauvre allemand — en son ehrlichen Sprache — rien que ces quatre lignes feraient la page d'une Française. Quand il y a des idées, des images, du neuf, du coeur, de l'esprit en dessus de celui de convention, aussi supérieurs dans ce qu'on ecrit, on a beau dire qu'on perd par la traduction. Je suppose que vous ayez pensé en allemand, et que vous perdiez du côté du stile. Il n'est que la loi somptuaire de l'imagination.

C'est comme cela que, ne pouvant gueres lire que traduites les affinités electives, je declare, malgré tant d'avis differens, la cabale des pretendus moraux qui sont à l'affut des pretendues immoralités, que c'est un ouvrage immortel, pour la profondeur, le piquant, l'inattendu, et le developpement du coeur humain. Mittler est un personnage neuf, admirable, presque comique, et sert à la variete: et une Lucienne, dans la societe, me ferait bien plaisir de rencontrer.

Oh! chere mademoiselle Robert, ange pour le coeur, et Robert le diable pour l'esprit, gardez moi une place dans l'un et dans l'autre:..et changiez celle que j'occupe dans tous les deux chez l'adorable amie! — Soyez ma bonne protectrice, et recevez les assurances d'attachement et d'admiration que je vous ai vouea depuis bien longtems. —

Je ferai parvenir ou remettrai moi-même à Sa Majesté l'Impératrice le livre de madame de Fouque et vos bonnes intentions pour elle. —

L. p. d. Ligne.

IV.

Wilhelm von Burgsdorf.

Wilhelm von Burgsdorf.

Das Bild eines preußiſchen, eines märkiſchen Edelmanns erſcheint uns ſelten als nur dieſes; ſeine wenig ſichern Züge ſtellen ſich gewöhnlich erſt in den hinzutretenden des Kriegsmannes oder Staatsbeamten feſt, welche allerdings für unſre Augen viel beſtimmter und glänzender ausgeprägt ſind. Um ſo bemerkenswerther und anziehender begegnet uns hin und wieder einmal neben der Mehrzahl derer, welchen ihr angeborner Stand nur als Begünſtigung zu einem andern erwählten dient, auch wohl eine ſolche Geſtalt, die ſich in jenem völlig abſchließt, und nichts weiter vorſtellen noch erſtreben will, als was darin ſchon hinreichend gegeben iſt. Unſtreitig liegt größere Bedeutung und höheres Verdienſt auf derjenigen Seite, wo zu den Eigenſchaften, welche dem Wirken und Verlauf der Vergangenheit verdankt werden, auch ein kräftiges Mitangreifen bei den laſtenden Aufgaben der Gegenwart ſich geſellt. Allein auch auf der andern Seite läßt ſich eine Eigenheit der Ausbildung und des Daſtehens nicht läugnen, welche nicht

minder ihren Werth und ihre Stelle behaupten darf. Manche wesentliche Menschenblüthe kann nur in edler Muße, in freier Selbstständigkeit, entfernt von Drang und Arbeit, gedeihen, und wo diese Gattung durch keinerlei oder nur schlechte Individuen vertreten wäre, da würde auch in den strengsten Lebensbeziehungen der Mangel dieses milden Elementes fühlbar sein.

Anstatt diese Sätze, deren ausführliche Erörterung einen ungemessenen Raum erforderte, weiter zu verfolgen, wenden wir uns lieber zu dem Gegenstande, der jene hier zunächst veranlaßt hat. Wilhelm von Burgsdorf ist lebendiges Beispiel, eine gelungene und bedeutende Darstellung des preußischen, des märkischen Edelmanns.

Aus einer der angesehensten Familien des Landes entsprossen, mit allen andern verwandt und verknüpft, dem Königlichen Hause von den Voraltern her zugethan und angenehm, mit ererbten Gütern und Ehren genugsam ausgestattet, fand der junge Mann jeden Weg offen, die für ihn so günstig gestellte Welt nach Wunsch und Neigung zu betrachten, zu genießen. Hätte hierin nur ein gemeiner Hang ihn beherrscht, so würden wir gar nicht von ihm zu reden haben. Allein ihn beseelte gleich anfangs etwas Hohes und Edles. Ihm sind alle Vorzüge nichts, ohne den der Bildung, kein Genuß befriedigt ihn, als in sofern der Geist dabei betheiligt ist. Ein schöner, angenehmer, belebter Mann, ist er doch vor allem ein gebildeter; die edelste Sitte, die feinste Geselligkeit zeichnen ihn aus; er hat Universitätsstudien

gemacht und fremde Länder gesehen; er besitzt die Kenntnisse und Fertigkeiten, die er wünschen mag, die ihm dienen können; von dem hohen Werthe schöner Kunst ist er durchdrungen; er ist den Tiefen der Wissenschaft nicht fremd. Vorurtheile beschränken ihn nicht, er darf leicht über sie hinausgehen. So schafft er sich zu dem gegebenen Lebensgebiet ein zweites, reicheres, gewähltes, ohne aus jenem herauszutreten.

Bei dem Hergebrachten konnte sein lebhafter Geist am wenigsten in dem Gebiete sich beruhigen, das insbesondere den Geist in Anspruch nimmt. Er hatte den Takt, das Bedürfniß, das Glück, den Muth kann man sagen, die alten ausgetretenen Wege vorschriftsmäßiger Ansichten zu verlassen, und mit den jungen unerkannten Genien der Zeit in frischen und glänzenden Bahnen vorzugehen. Statt vieler Belege stehe hier die eine Thatsache: Burgsdorf war der frühste, innigste Freund Ludwig Tieck's, bezaubert von dessen damals noch verkannter, ja bestrittener Dichtung, eingehend in die große Bewegung der Ansichten und Gebilde, in welcher eine neue Litteratur emporstieg. Tieck lebte längere Zeit bei Burgsdorf, dessen Verhältnisse und Umgebungen vielfach auf ihn einwirkten, und mit seinem Leben wie mit seinen Schriften unauflöslich sich verwebten.

Der Empfänglichkeit des Geistes entsprach in Burgsdorf eine nicht mindere Reizbarkeit des Herzens. Auch hier huldigte er, neben den Vorzügen der Jugend, der Schönheit und des Liebreizes, doch zumeist denen des

Gemüths, der geistigen Liebenswürdigkeit, des innern Werthes. Wie sein geistiges Interesse bei mangelnder Schöpferkraft nie in gefährliches Dichtenwollen sich verirrte, so ging auch seine Liebesneigung, unfähig grosser gewaltiger Leidenschaft, nie über ein Maß hinaus, welches noch Begeisterung und Entzücken, aber nie das ganze Leben faßte. Vor allem war er ein liebevoller Freund, und aus dieser Eigenschaft entwickelten sich alle andern, zu dieser kehrten sie zurück. Eine frühe glänzende Heirath, welche ihm bereitet worden war, kam nicht zu Stande. Seine Neigungen waren vielfach, mehr durch innere Uebergänge in ihm als durch äußern Wechsel bedingt, und dabei immer ernst genug, um gar oft Folgen zu haben. In seinen Verhältnissen dieser Art mag er mit Recht dem Lothario in Wilhelm Meister verglichen worden sein. Erst in späteren Jahren, da das Leben gleichmäßigere Gestalt angenommen hatte, schritt er zu einem seinen Verhältnissen entsprechenden und ihn beglückenden Ehebündniß.

Die Bedrängnisse der Zeit hatten ihn genöthigt, seine Vermögensumstände mit größerer Sorgfalt zu beachten, als er früher gewohnt gewesen. Er bewies sich in diesen Geschäften, sobald sie nothwendig wurden, kundig und tüchtig. Er traf hinsichtlich seiner Güter die zweckmäßigsten und ersprießlichsten Anstalten. Uebrigens aber blieb er in seiner gewohnten Richtung, wollte weder Amt noch Einfluß, sondern lebte, mit Ernst und Würde zwar, aber doch fern von Anstrengung und Arbeit, den Betrachtungen der Welt und dem Genuß des Tages.

Es iſt natürlich, daß eine ſolche Lebensſtellung, wie Burgsdorf ſie gewählt und durchgeführt hatte, im höhern Alter ihre bedenklichſte Prüfung erfährt, denn die Vergangenheit hat für ſich gelebt und liefert wenig Nachwirkung, die Gegenwart aber wird unergiebiger. Burgsdorf hat in dieſem Betreff das Schlimmſte nicht erfahren; mancher Ueberdruß mochte nicht abzuwehren, manche Unbefriedigung herbe zu empfinden ſein. Doch ein völliges Veralten, mit allen Trübſalen eines ſolchen Zuſtandes, konnte er nicht erleben. Dazu war ſein Gemüth zu reich, ſein Geiſt zu friſch. Er ſtarb nach längerer Kränklichkeit ſchmerzlich im Jahre 1822 in Dresden.

So war Burgsdorf. Ein Edelmann aus der Mark Brandenburg, auf der Höhe ſeines Standes und ſeiner Vortheile, in dem vollen Lichte ſeiner Zeit, ihrer geſelligen, ihrer geiſtigen Ausbildung, mit allem Beſten der Mitwelt in Bezug und Verkehr, ein wirklich ſchönes Bild perſönlich und weltlich zuſammenſtimmender Begabung, durch ſein Daſein mehr, als abſichtliches Leiſten es oft vermag, ſeinem Lebenskreiſe nützlich, erfreulich, und ſomit wirkſam und einflußreich in der Nähe und Ferne.

Es würde höchſt intereſſant ſein, könnte ſein Leben ausführlich geſchildert werden, nach ſeinen äußern Vorgängen und innern Stimmungen. Doch hierzu iſt ſchwerlich Ausſicht.

Von ſeiner Bildung und ſeinem Sinne mögen die folgenden Briefe Zeugniß geben.

von deſſen Anweſenheit noch von dem Geſchäfte das Geringſte merkte, und alle Schwierigkeiten wurden gehoben. Die Prinzeſſin wird ihren Glauben in München nicht verändern, als Bedingniß der Heirath wird dieſer Schritt nicht gefordert, er wird jedoch in Berlin, wie mit Gewißheit angenommen wird, um ſo ſchneller erfolgen, als die Prinzeſſin nicht ermangeln kann, inmitten der Königlichen Familie dem evangeliſchen Gottesdienſte beizuwohnen, und dann aus Ueberzeugung thun mag, was jetzt blos als äußere Angemeſſenheit erſchiene. Anfangs zeigte ſich unter den Leuten vielfache Beunruhigung wegen dieſes Punktes, und es wurde ſehr ſichtbar, daß die katholiſche Kirche bei dem altpreußiſchen Volke in gar keiner Gunſt ſteht; die Beſorgniſſe giengen von manchen Seiten ſo weit, daß man ſchon Jeſuiten und Inquiſition im Gefolge der edlen Prinzeſſin ſahe; ja für den Kronprinzen ſelbſt bange ſein wollte. Niemand ſah die Sache für gleichgültig an, die Aufgeklärten am allerwenigſten, und nur einige katholiſche oder katholiſirende Köpfe führten diesmal die Sprache vor jenen, es dürfe der Kirchenglaube nicht in Betracht kommen, man müſſe die alten Vorurtheile und Trennungen fahren laſſen u. ſ. w. Seitdem hat ſich die obige Auskunft und Zuverſicht ziemlich ſchnell und allgemein im Publikum verbreitet, und alle Beſorgniß ſcheint verſchwunden. Unſre künftige Kronprinzeſſin und alles ihr Angehörige wird der Gegenſtand allgemeiner Aufmerkſamkeit, allgemeinen Lobpreiſes und Ruhmes werden, Hofleute und Poeten wetteifern bei ſolchen Gelegenheiten über die Maßen, und ſolche, die beides nicht ſind (oder auch wohl gar, die es ſelbſt ſind), halten ſich ungemein mißtrauiſch gegen dergleichen Begeiſterung. Deſto willkommener wird Ihnen ein Zeugniß ſein, das mir kürzlich wieder in die Hände kam, und deſſen Glaubwürdigkeit in ihm ſelbſt verbürgt iſt. Was kann unbefange-

1.

Dresden, den 28. Oktober 1796.

Ich habe eben wieder die vier Briefe, die ich von Ihnen habe, gelesen, eine besondere Sehnsucht, mit Ihnen zu sein, trieb mich dazu. Ich weiß gewiß, daß ich es mit Ihren bisherigen und künftigen Briefen noch oft thun werde, so wenig es sonst in meiner Art ist. Denn nicht leicht treibt mich ein so tiefliegendes Bedürfniß zu einem Menschen, und zu allem, was ich von ihm habe. — Gewiß ist mir in Ihren ersten Briefen kein leichtes, freundliches, sinniges Wort entgangen, aber bei dem dritten Brief, den ich vor acht Tagen von Ihnen erhielt, steht meine ganze Seele still. Nennen Sie die andern darum nicht unwahr, weil dieser der wahrste ist, weil diese Sprache aus der verborgenen Tiefe Ihres Herzens kömmt. — Ja, ich bedaure Sie, meine liebe, liebe Freundin, ich fühle mit Ihnen den unausstehlichen Druck Ihrer Lage, ich will Sie nicht trösten. Ach wie weit bin ich entfernt, etwas in Ihrem Schmerz für übertrieben und überspannt zu halten! Der Schmerz über eine Lage, die nur noch eine äußere wäre, könnte bei Ihnen nicht so sein, das was sie in Ihnen so gewaltsam seit Jahren gewirkt hat, das beweinen Sie, das scheint Ihnen Disharmonie in Ihrem Innern. Es scheint und es ist. Die Vernunft könnte es als einen Schein widerlegen, und hätte Recht, aber höher als alle Vernunft ist ein reines Gefühl der Wahrheit, das rechtfertigt den Schmerz. In den leidenschaftlichen Momenten Ihrer hellen Seele ergreift Sie dies Gefühl, und wahrhaftig, ich habe diese Momente nie blind genannt. Ach es ist nicht, um Recht mit Ihnen zu

haben. denn ich bilde mir nicht ein, Sie zu durchschauen, — aber ich schwöre Ihnen zu, daß der heftigste Ausdruck des Schmerzes mir nie in Ihnen der bloße Effekt einer Anspannung geschienen hat, daß mich das scheinbar Unpassende einer Aeußerung nie irre machen konnte. Damals, als ich das erste hingeworfene Wort über Ihr Verhältniß mit Ihrem ältesten Bruder so lebhaft ergriff, als ich Sie plötzlich meinem geliebten Tasso so ähnlich fand, und öfter, — haben Sie ja an mir gesehen, daß ich Offenbarungen über Sie — aus mir selbst — habe, solche Offenbarungen, wie mir sie über die uns nächstverwandten Seelen haben, — zu dieser inneren Klarheit über Ihr eigentliches Wesen hätten mich Ihre Aeußerungen nie gebracht, wenn ich nicht oft einen tieferen Sinn in dem scheinbar Zufälligen, Unzusammenhängenden geahndet und oft gefunden hätte, wenn ich mich nicht schon im ersten Grade unserer Bekanntschaft entwöhnt hätte, es buchstäblich mit Ihnen zu nehmen. Fürchten Sie daher nicht, meine liebe Kleine, daß ich mich je sehr an Ihnen hintergehen könnte. Ihr Bild ist so ein Ganzes in meiner Seele, daß auch das scheinbar Heterogenste sich schnell darin einpassen würde, daß eine Täuschung nur einen Augenblick dauern könnte. Ich hielt Sie ein- für allemal keines Bedeutungslosen fähig, und wenn ich den Schmerz größer sah, als den sichtbaren Anlaß, so hielt ich ihn nur um so reifer präparirt in Ihnen, und das lernte ich nicht damals erst; in der allerersten Zeit unserer Bekanntschaft in Berlin fiel es mir einmal plötzlich auf die Seele, daß ein langer Schmerz Sie erzogen haben müsse, und seitdem sehr oft. Ich sahe oft Menschen mit stumpferen Sinnen vor dem, was diesen an Ihnen unzusammenhängend scheinen mußte, nicht ohne Ahndung stehn, sie nannten es sonderbar, und fühlten einen geheimen Respekt davor; mir, dem für die wenigen Menschen, die ich lieben kann, ein klarer Sinn gegeben ist, mir ward das Unzusammenhängende bald zum

Ganzen. Wer werth iſt, Sie zu erkennen, der erkennt Sie auch, den machen Sie nicht irre, die Andern — die müſſen Sie irre machen. Denn — ich komme darauf zurück — es iſt wahr, daß eine Spur des erlittenen Schickſals an Ihnen ſichtbar iſt, daß man das früh gelernte Schweigen und Verbergen an Ihnen ſieht. Ihre Erziehung hat Sie zu einer einſeitigen Frivolität hinzwingen wollen, und hat höchſtens den Aeußerungen über das Wichtigſte, Tiefliegendſte, einigen Zwang angethan, — ſonſt hat ſie nichts über Sie vermocht. Nennen Sie das nicht eine große Disharmonie in ſich, meine Liebe! Als ſolche kann es Ihnen nicht ſo ſchmerzlich ſein, daß Sie ſo vielen Menſchen ſo beſonders fremd und unverſtanden bleiben müſſen. Aber jede Narbe, die das Schickſal dem Karakter läßt, ſtört Ihr Bewußtſein — ſo denke ich es mir —, und dann ſchmerzt Sie die Wirkung Ihres Schickſals, weil es Sie an das Schickſal ſelbſt, an dieſe Jugend erinnert. — Nun kömmt die äußere, jetzt drückende Lage dazu, — und alles das verbindet ſich in Ihrer Seele und iſt Eins, Eine Klarheit und Ein Schmerz. Ach meine liebe, geliebteſte Freundin, ich habe Ihre Thränen wohl verſtanden, und wußte wohl, daß es der Thränen werth ſei. Daß das Leben uns vor dieſem Unglück nicht ſtill ſtehen ließe, das pries ich damals für ein Glück, und daß es harmoniſch ſei ſich dem Leben zu fügen und die Freude wie den Schmerz in ſich aufzunehmen, das behaupte ich noch. Daß nur Stumpfheit uns gleichgültig gegen eine Disharmonie in uns — und ſei ſie nur die kleinſte — machen könnte, daß aber, ſo oft in uns eine Disharmonie nur ſcheinbar iſt, ſie nur einer höhern Harmonie in uns dient, — das behaupte ich noch. Erkennen wir die, ſo beruhigen wir uns nicht durch ein unmögliches Kompenſiren, ſondern weil unſere Seele dann hat, wonach ſie ſtrebt. Zu dieſer Art der Ruhe führt uns die Empfindung wie die Vernunft, denn alle erkennende Kraft iſt am Ende Eins in

uns, alles iſt ein Streben nach Wahrheit, nach Harmonie, — nach in ſich vollendetem Verhältniß.

Dieſelbe Kraft, die den Schmerz zu erſchöpfen ſtrebt, führt Sie auch wieder ſo ſchön zur Freude zurück, Sie ſind ſo voll leichten ſchönen Lebens, — das macht, daß ich Sie ſo lieben kann, daß ich Sie ſo bedauern kann! O ich ſehe ſo deutlich, wie glücklich Sie noch werden können; wie ſich mit Ihrer äußern Lage alles ändern muß; wie ſelbſt das Andenken alles Vergangenen dann nicht mehr drückend iſt; wie, wenn Sie ſich ganz frei davon wüßten, ein neues Leben, eine neue Jugend für Sie anfangen müßte. Laſſen Sie mich das Glück mit anſehn und genießen, meine Liebe, Liebe! Das wird mich auch glücklich machen. — Und halten Sie mich nicht für unbedürftig! In Einem Sinne bin ich wohl unzerſtörbar, und meiſt immer glücklich, in einem andern faſt nie, — faſt nie durch den engen Zuſammenhang mit Andern, wie ſich das Herz ihn wünſcht.

Ihr häusliches Verhältniß hat mir das Herz zuſammengeſchnürt. Wie ſchildern Sie mir alles! Ach ich bitte Sie, hören Sie nicht auf, ſo an mich zu ſchreiben, ſo lange es Ihnen wohlthut, ſo mit mir zu ſprechen. Und wie ſollte das aufhören? Ich fühle, daß mir jedes Wort in Ihrem Briefe mehr iſt, als es einem Andern ſein könnte, und ich fühle, daß Sie eines Freundes bedürfen, der Sie verſteht. — Laſſen Sie mich in alle Ihre Verhältniſſe eben ſo klar ſehen, — ich ſage das wie einen Wunſch, nicht wie eine Bitte. Eine gewiſſe Delikateſſe giebt es nicht mehr zwiſchen uns, wir können uns alles gewähren, alles abſchlagen, darum ſage ich alles. Sagen Sie mir ja viel von Karl Finckenſtein, und von jedem, der Ihnen in irgend einem Sinne lieb iſt.

Ich habe den Meiſter nur einen Tag gehabt, und hab' ihn nur ſehr flüchtig geleſen. Ich bleibe Ihnen einen langen Brief darüber ſchuldig. Da will ich zu Ihnen vom

Meiſter reden; alſo noch ganz anders, als ich heute davon an Brinckmann geſchrieben habe. Es thut mir ſehr leid, daß Brinckmann ihn nun gewiß ſchon nach Madlitz geſchickt hat, er wird Karolinen nicht die Freude machen, die ich dabei für ſie hoffte. Ich gäbe viel darum, wenn ſie ihn nicht läſe. Karl ſoll dazu thun, was noch möglich iſt, und den Eltern im nöthigen Fall begreiflich machen, wie ich darauf kommen konnte ihn ihr zu ſchicken und wie natürlich es war. Karl grüße ich herzlich, und ſchreibe bald an ihn. Ihren Brief — erwarte ich mit Ungeduld.

In Anſehung Ihrer Briefe verlange ich das größte Zutrauen von Ihnen. Kein Menſch in der Welt kann ſein Vertrauen gegen Andere ſo weit ausdehnen, und ihm dabei doch ſeine ſchuldigen Gränzen ſo laſſen, wie ich. Ich verlange, daß, wenn morgen ein Menſch zu Ihnen käme, und es Ihnen durch Erzählungen wahrſcheinlich machte, er habe einen Brief von Ihnen bei mir geleſen oder ich habe ihn ihm geleſen, — daß Sie ſicher vorausſetzen, ich könne nur etwas Zeigbares gezeigt und geleſen haben. — Sprechen Sie nie wieder von Ihrem Stil, ich liebe ihn und verſtehe ihn. Vertrauen Sie alles, auch das Geheimſte, dem Papiere, ich habe Schlöſſer und Riegel, und vertilge es Ihnen ehrlich mit Feuer, wenn Sie wollen. Doch wollen Sie das nicht ohne die höchſte Noth.

Iſt es den Humboldts etwa lieber, daß ich von meiner Reiſe nach Jena nicht ſpreche? Haben ſie davon geſprochen? — Schweigen iſt in der Regel das Beſte. — Sagen Sie mir ein Wort darüber.

Grüßen Sie Mama'n herzlich von mir, ich habe ihren Brief erhalten, er hat mir viel Freude gemacht, und ich werde ihn ſicher bald beantworten.

Seit der Kälte hat erſt mein häusliches Leben mit Stallmeiſter [der Hund, deſſen Namen in Tiecks Zerbine gebraucht worden] wieder recht angefangen. Im Sommer macht er

ſich immer nichts aus mir, im Winter wird er immer ordentlich zärtlich, und er macht mir jetzt täglich ſeine beſten Faxen. Er ſchläft zu meinen Füßen.

Ich laſſe mich in Miniatür mahlen bei Bachmann, der der beſte iſt, ein Zehndukaten-Mahler. Ich habe zweimal geſeſſen, bin bald fertig, und ſehe noch nach nichts und ganz ſechzehnjährig aus. —

Sie glauben nicht, was der Tieck für ein braver Junge iſt. An Ihrem Lieblingsbilde hängt er mit ganzer Seele: er ſagte neulich ſo im allerbeſten Sinne: „Wenn es mir nicht oft nichtswürdig vorkäme, über Empfindungen etwas ſprechen zu wollen, ſo wollte ich gewiß was Gutes über das Bild ſagen, aber das Allerbeſte, was man ſagen kann, bleibt doch dumm gegen das Bild.“ — —

Burgsdorf.

2.

Dresden, den 31. October 1796.

— Ich fand Ihren Brief mit einem Briefe von Brinckmann, deſſen Briefe das Gute haben, daß ſie immer unſchädlich ſind, meine gewöhnliche Furcht vor Briefen von Hauſe war alſo auch gehoben, ich freute mich doppelt, recht in Ruhe mit Ihnen ſein zu können. Ich freue mich herzlich, daß es ſo mit Ihnen geht. Ich ſage nicht ſo gut, aber leidlich muß man es doch nennen, und was will man mehr! Alles iſt gewonnen, wenn Ihre Geſundheit beſſer wird, das freut mich über alles. Ich verſichere Ihnen, daß ich mit Freuden einmal eine recht lange Zeit für Sie krank ſein möchte, mir würde es nichts ſchaden, ich habe ja ſo nichts viel Beſſeres zu thun. Im Monat November thäte ich es freilich nun eben nicht gern, — ich freue mich ſehr auf Jena.

Leben Sie ſo weiſe fort, liebe, allerliebſte Kleine, laſſen Sie ſich durch nichts darin ſtören, auch in dem regelmäßigen Schlafen durch nichts. Wie Recht haben Sie, daß Sie alles ſo nehmen, was kann man mehr haben, als Liebenswürdigkeit ſo zum Umgange, zur Geſellſchaft. Wie es mit Gentz iſt, goutire ich recht. Freilich iſt der doch am Ende mehr werth, als Mariane Meyer begreifen kann; — übrigens halte ich Marianen ſehr in Ehren, — beſonders ſeitdem ſie ſich als niedlich in meiner Seele etablirt hat. — Ein heller göttlicher Gedanke iſt in Ihrem Briefe, und ich liebe ihn deßwegen ſo ſehr, weil ich weiß, wie lebendig er in Ihnen iſt, weil ich Ihnen das Bewußtſein ſo oft angeſehen habe: „Vielleicht fühle ich das Leben inniger, als mancher Glückliche", ſagen Sie. Ich möchte Sie herzlich küſſen, meine liebe, liebe Kleine, ſagen kann ich es nicht, wie lieb ich Sie habe. — Ich freue mich unendlich darauf, mit den Humboldts in Jena zu leben. — Es iſt, Ihnen wollte ich es vor die Augen ſtellen, wie es war. Ein falſcher Schein kann faſt nothwendig werden, und kann doch trügen, — ich möchte Sie ſo recht innig davon überzeugen, oder vielmehr dieſe Ueberzeugung recht in Ihnen wecken, vielleicht würden Sie ſelbſt denn doch manches anders ſehn. —

Wie ſchön haben Sie Tieck und ſeinen Brief genommen! Ich küſſe Ihnen die Hände dafür. Er grüßt Sie herzlich. — Wenn Sie wüßten, wie ich jeden Brief von Ihnen wie ein wahres Geſchenk annehme! — und Sie wiſſens — Sie machen ſich ſchon eine Pflicht daraus, an mich zu ſchreiben. — Ich ſchreibe an Sie, um von allen Pflichten auszuruhen. Morgen und übermorgen und Donnerstag iſt hier ſchöne Kirchenmuſik. Da giebt's etwas an Sie zu denken! —

Burgsdorf.

3.

Jena, den 21. November 1796.

Den vorigen Mittwoch (heute iſt Montag) Abend kam ich hier an; Humboldts waren bei Schiller. Es wurde ihnen geſagt, daß ich gekommen ſei, und ſie kam allein zu Hauſe — ſo lieblich, ſo hübſch, als ich ſie nur je geſehen habe, und noch hübſcher, wahrhaftig das Mädchen und vieles iſt noch hübſcher, Sie haben Recht. Sie ſieht gar nicht krank aus, es ſteht ihr ſchön, was Andre verſtellt, und ſie weiß es mit Zierlichkeit und Würde zu tragen. Ach Sie kennen das liebe Geſicht, — nun habe ich es ſchon wieder in allen ſeinen Mienen geſehen, von der muthwilligſten bis zur verklärteſten, — auch die Kindermiene. Sie wiſſen, wie ſich beſonders des Abends, bei Licht, etwa wenn ſie Thee eingießt und nichts ſagt, und ſo mit nichts beſchäftigt zu ſein ſcheint, ihr Geſicht mit ſo wunderbar ſchönen Farben beleben kann, — ſie iſt dann vorher ſo ſtill geweſen, daß man ſie gar nicht merkte, und mit einemmale ſieht man ſie an, und ſie lächelt dann, und wird noch röther darüber, als wenn ſie es wohl wüßte und es ſelbſt ſo gemacht hätte, die Augen werden dann wunderbar groß und glänzend, — ach liebe, liebe Kleine, daß ich ſie Ihnen zeigen könnte! — Humboldt kam bald darauf zu Hauſe, und mit ihm der Humboldt beſte und älteſte Freundin, die Frau von Wolzogen, die ich nicht mehr hier zu finden hoffen konnte. Sie iſt nicht ſo glänzend, ſie hat nicht die Glorie von Liebenswürdigkeit, — aber die müſſen Sie auch noch kennen lernen, ich freue mich ſehr ſie hier gefunden zu haben, obgleich ſie nur noch wenige Tage mit uns bleibt. Sie iſt gewiß voll Geiſt, hat gewiß viel Karakter, und iſt dabei ganz ſimpel und natürlich und ohne alle Prätenſion. — Ich

Thee kömmt meist die Schiller mit ihrem sehr hübschen Jungen.

So ging das Leben schon ganz ordinair seinen Gang mit mir; — man ging nicht leicht zu Bett, ohne nicht noch vorher einmal für die Erhaltung der theuren Mutter in Berlin gebetet zu haben, — als plötzlich gestern die Stafette die Nachricht ihres Todes brachte. Die Stafette ging gleich weiter an Alexander Humboldt, auf den kömmt es an, ob Humb. jetzt gleich nach Berlin kömmt oder nicht. — Sonst blieb alles in seinem Gleise, wir waren gestern Abend gleich drauf bei Schiller. Morgen reist die Frau von Wolzogen ab, und wir begleiten sie bis Erfurt und bleiben da einige Tage. Die kleine Reise wird allerliebst sein. Goethe sehe ich wahrscheinlich noch nicht diesmal. In Erfurt aber alle Figuren, unter denen das Mädchen bis zur Frau aufgewachsen ist, Papa, französische Mademoiselle, die Stuben, alles. Ich freue mich sehr darauf, den Koadjutor zu sehn. Ende der Woche sind wir wieder zurück. — Ist dies nicht ein recht historischer Brief? —

Ich konnte von Leipzig aus Karln nicht schreiben, wie ich wollte; heute ist es nun wieder verfehlt. Ich hoffe, er ist nun bald wieder bei Ihnen, ich möchte Sie mir nicht länger so allein denken, meine Liebe! Wenn mir nicht ist besonders, wie hier, denke ich mit einer Art von Mitleid, das keinen erniedrigt, an die lieben Menschen, die es eben so verdienten, daß ihnen wohl wäre. Sie sollten hier sein, meine liebste Kleine, das verdienten Sie eigentlich, hier bei den Humboldts. Wie freue ich mich, daß Sie es sein werden, — wenn ich es nur erst für recht gewiß halten kann. Ach, auch so sehr um der Humboldt willen, — und wenn sich zwei Menschen so einander helfen können, müssen sie nicht getrennt bleiben. Die Humboldt hat Sie sehr lieb, und grüßt Sie herzlich. Wir reden sehr oft von Ihnen,

ner und absichtsloser sein, als folgende Schilderung, die mir Rahel vor vier Jahren aus Baden nach Karlsruhe schrieb? Der Einzelnen ist nicht einmal persönlich darin gedacht; hören Sie nur!

Baden, den 21. Juli 1819.

Im Konzert passabel Menschen. Die Königin von Baiern mit den sechs Töchtern; die alle, ich habe sie nun lange genau gesehen, schauende Gesichter haben, Physiognomie, unaffektirtes Aus-den-Augen-sehen; nichts Verzogenes an sich haben; ganz reine Naturen und die gehörige natürliche Aufmerksamkeit auf alles, was ihnen nur vorkommt; nichts Gänsiges, Erzogenes, Familienartiges, was so leicht bei sechsen vorkommen kann, und bei bestimmten Hofmeisterinnen. Sie sind nicht ein bischen verärgert, oder über irgend etwas je empört gewesen, sondern nehmen die Welt klug und gutmüthig auf. Sie gefielen mir sehr; Gott gebe, daß sie so bleiben! für alle Länder, wo sie hin kommen können, und für sich selbst. —

Ich versichere Dich, jede besonders, hat eine andere und hübsche Physiognomie; einige auffallend bedeutend; alle angenehm und natürlich. Du siehst, ich studirte sie den ganzen Abend. Dazu gab die Königin gute Gelegenheit, die die Pause unendlich verzögerte, erst mit dem Gesandten Grafen Lagarde sprechend, der im Ueberrock dicht hinter ihr saß, und mit dem sie auch oft während des Konzerts sprach; und dann zur Signora Spada hinschreitend, vor den Musikern vorbei, bis an das Kanapé und Spiegel an der Wand, wozu Signora Spada aus einem Nebenzimmer hereintreten mußte; wo sie anderthalb Viertelstunden sich mit ihm und ihr unterhielt: ich begriff den Gegenstand des Gesprächs nicht, wenn auch den Grund. Die Königin mochte mit einer Dame, die sich dort befand, nicht sprechen; das war zu deutlich!

und ich denke noch viel öfter an Sie, ohne einem Menſchen ein Wort davon zu ſagen. —

Nächſt dem Wichtigſten, was Sie mir von Karl und durch ihn erzählen müſſen, laſſen Sie ſich doch auch recht genau ſagen, wie es die einzelnen Glieder der Familie Finckenſtein mit mir meinen, und das ohne Schonung, — recht genau, was man von meinem künftigen Engagement und Leben hofft, in wie fern man erwartet, daß ich das thun werde, was man wünſcht, — daß ich mich nämlich engagire, — wer es denn wünſcht, — wahrſcheinlich keiner ganz beſonders. — Adieu, Liebe, ich habe das Ende in einer kalten Stube geſchrieben, und nun werde ich eben abgerufen, um zu Schiller zu gehn.

Ihr

Burgsdorf.

4.

Jena, den 7. April 1797.

Ich bin ſeit einigen Tagen hier, meine liebſte, beſte Freundin, und habe hier Ihren Brief an die Humboldt geleſen, und den an mich von Dresden aus erhalten. Wahrhaftig, ich fühle es, was Ihnen dieſe Briefe koſten; mündlich wäre es ganz anders; wenn wir uns ſehn, wird es ganz anders ſein, auch mit mir. Ich hätte nicht ſo lange ſein ſollen ohne Sie zu ſehn, ich fühle es oft an einer Verſchloſſenheit meines innerſten Weſens, das ſich vor keinem andern ſo, gerade ſo löſet; ich habe ſelten in meinem Leben etwas ſo hell und lebendig empfunden, wie ich es damals und ſeitdem empfand, daß wir wohlthätig auf einander

wirken, daß wir nie ganz getrennt von einander leben ſollten, daß wenigſtens ein paar Töplitzer Monate in jedem Jahre uns durch das ganze Leben heilſam ſein würden, und wahrhaftig es kann mir auf der ſchönſten Reiſe nicht ſo gut gehen, daß ich die Entbehrung nicht immer fühlte. Auf vier Jahre und mehr ſoll ich Sie nun zum letztenmale ſehn, meine liebſte Kleine, und nicht einmal auf ſo lange wie ich es hoffte. Ueber Selle's Machtſpruch bin ich und die Humboldt erſchrocken. Es iſt ſehr möglich, daß die Humboldt nach Karlsbad gehen muß, — denken Sie ſich den Verluſt für ſie, und für Sie! — Von meinem Leben hier, außer Humboldts, ſage ich Ihnen nichts, ich lebe für nichts anders. Von Alexander wollen wir mündlich reden. Goethe ſah ich hier noch den Tag als ich ankam, und hörte ihn aus ſeinem göttlichen Gedicht „Hermann und Dorothea" leſen. Ich dachte an Sie und Ihren Genuß dabei, wie immer wenn ich das Beſte höre. —

Wie danke ich Ihnen für das, was Sie mir in den beiden Briefen von Karls Schweſtern ſagen! Wie trefflich haben Sie ſie geſehn und geſchildert! Es thut mir ſehr leid, daß es nicht früher war, nicht daß Ihnen noch viel zu ſehn übrig war, denn Sie kennen ſie faſt ganz, aber lieber hätten Sie ſie noch gewonnen, und den Mädchen hätten ſo viele Schuppen von den Augen fallen müſſen, wenn ſie nur zu einem hellen Blick in Sie hinein hätten gelangen können. Sie hätten ſehr auf ſie gewirkt, aber doch — ſchwer, denn ſie ſind nicht recht wie andere Individuen zu betrachten und zu behandeln. Der Geiſt der Eltern wirkt mächtig in dem Ganzen, wie ein großes Rad in einer großen Maſchine, das viel leeren Raum erfordert, — er erhält das Ganze in ſeinem ewig gleichen Familientakt. Es freut mich ſehr, daß Karoline eine neue Freundin gewonnen hat, das macht immer eine Epoche in ihrem ſtillen, tiefſten Leben, — und ſo eine

Freundin, wie Jettchen M., die ihr wirklich ähnlich genug iſt, um ihr ſehr viel zu ſein. Grüßen Sie Jettchen herzlich von mir, und ſagen Sie ihr, daß ſie mir ganz unvergeßlich iſt. Adieu, meine liebſte Freundin!

Ihr

Burgsdorf.

V.

Thomas Young.

Thomas Young.

Als junger Arzt kam dieser ausgezeichnete Engländer im Jahre 1795 nach Göttingen, wo er sich mit deutscher Sprache und Litteratur bekannt machte. Er ging dann auch nach Berlin, wo er sich einige Zeit aufhielt. Geboren am 13. Juni 1773 zu Milverton in Somersetshire, empfing er zu Bristol und Compton sorgfältigen Unterricht, wobei die religiöse Richtung seiner Eltern, welche strenge Quäker waren, stets vorherrschte. Nachher studirte er zu Edinburg, und wurde in Göttingen Doktor. In London ließ er sich als ausübender Arzt nieder, und blieb in dieser Thätigkeit bis an sein Ende, wiewohl er durch ein ererbtes ansehnliches Vermögen ganz unabhängig und durch seine wissenschaftliche Neigung zu sehr abweichenden Fächern hingezogen war. Eine hebräische Bibel führte ihn schon als Knaben zu dem Studium der orientalischen Sprachen, worin er späterhin Bedeutendes leistete. Seine Arbeiten über die ägyptischen Hieroglyphen gehören zu den frühsten und wichtigsten, die in neuerer Zeit diesem schwierigen Gegenstande gewidmet worden. Auch über Physik und

Mathematik hat er geschätzte Schriften geliefert. Auch in den Nachträgen zu Goethe's Farbenlehre wird seiner Arbeiten Erwähnung gethan. Was ihn aber, neben seiner ärztlichen und wissenschaftlichen Thätigkeit, am meisten auszeichnete, war die religiöse Denkart und strenge Festigkeit, welche sich sein ganzes Leben hindurch in allen seinen Handlungen bewährten. Er genoß eines großen Ansehens und allgemeiner Achtung. Sanft und gefaßt in frommer Zuversicht starb er am 10. Mai 1829. Im Jahre 1831 erschienen zu London Memoiren seines Lebens. Er war ein treuer Freund von Rahel und längere Zeit mit ihr in Briefwechsel. Hier ein paar deutsche Briefe von ihm, auch in Betreff der Sprache merkwürdig, noch mehr aber durch die liebenswürdige Mischung einer schweren, mühsamen Denkart und einer leichten, beweglichen Empfindung, von Anlagen zur trocknen Pedanterei und zum genialen Aufschwung, ein Gemisch, dem ein Deutsch-Engländer schwer zu entgehen scheint; Doktor Bollmann, der von ganz entgegengesetzter Seite, als Young, zu jener Verbindung gelangte, nämlich zum Deutschen das Englische fügte, wie dieser zum Englischen das Deutsche, hat ungefähr das gleiche Ergebniß in seiner kräftig hervorgearbeiteten Persönlichkeit dargelegt.

1.

Hamburg, den 18. Januar 1797.

Liebſte Freundin! Seit der Zeit, daß ich von Ihnen Abſchied genommen, habe ich öfters, wenn mir etwas vorgekommen iſt, dabei gedacht: dieſen Gedanken, oder dieſe Stelle aus dem Muſenalmanach, will ich an die Levin ſchreiben! Sie wiſſen ja, daß es ſo zu gehen pflegt. — jetzt aber kann ich nur an Eines denken, an den Brief, den ich von Ihnen habe. — Ich brauche Ihnen nicht zu ſagen, mit wie viel Freude ich ihn geleſen habe, — ich kann es auch nicht, — Sie werden es fühlen, oder gefühlt haben. Ich glaube nicht, daß ich ſehr eitel bin, und doch will ich geſtehen, daß ich beinahe kein Vergnügen kenne ſo groß als dasjenige, das aus dem Lobe entſteht, von dem man glauben kann, daß es redlich iſt, und das von einer Perſon kommt, die man lieb hat. — Viele behaupten, und vielleicht iſt es wahr, daß kein Augenblick unſers Lebens ſo glücklich iſt, als der, worin wir zuerſt eine Gegenliebe erfahren; zwiſchen uns exiſtiert ſo viel von der Liebe, als ohne Sinnlichkeit exiſtiren kann, — genug, Sie werden glauben, daß Ihr Brief ſo viel Eindruck gemacht hat, wie Sie gewünſcht haben; und vielleicht mehr, als er hätte machen ſollen. — Ich kann nicht verſprechen, daß ich Ihnen ſehr oft ſchreiben werde, doch glaube ich, daß es wenigſtens eben ſo oft ſein wird, als an meine Geſchwiſter und Verwandte. Ich habe ſo viele litterariſche Projekte, die ich theils unternommen habe, theils unternehmen muß oder werde, von denen Sie gar keine Idee haben können, daß ich nur durch die ſtrenuſte Oekonomie eine kleine Zeit werde rauben können: indeſſen kömmt mir oft der tänzlichen Hand

ſchönes Gebild in den Sinn: ich werde Sie mir vorſtellen, nicht munter und aufgeräumt, das kann ein jeder ſein, ſondern ſo, wie Sie mir Freitag geantwortet haben: „Quälen Sie mich nicht!“ Ich habe mir den Brief an Ihren Bruder Ludwig ausbitten wollen, er giebt ihn nicht; hat er Recht? Er ſagt, ich ſoll ihn wiederleſen, könne ihn auch abſchreiben; — wäre das aber nicht unausſtehlich? ſo eine Eitelkeit! Mein lieber Herr Prediger, geh mit deiner Eitelkeit fort, ich will ihn doch abſchreiben. Schreiben Sie dem Bruder, daß er Unrecht hat, und daß er mir den lieben theuren Brief nachſchicken ſoll. — Wenn ich Sie nicht kennte, und wenn Sie mich nicht kennten, ſo ſchriebe ich an Sie auf dieſe Art nicht: ich verſichere Ihnen aber, daß ich Ihnen nie gern etwas ganz Gleichgültiges ſchicken werde, lieber ſchreibe ich gar nicht, als bloß um zu ſagen, daß ich mich freue, daß Sie ſich wohl befinden, welches Glück ich auch genieße. —

Ich bin erſt heute Mittag angekommen: ich habe vier Nächte mehrentheils in ſchlechten Wirthshäuſern zugebracht, wo ich ſehr à propos die „Muſen und Grazien in der Mark“ leſen konnte, — doch ganz erträglich: die Tage bin ich immerfort gereiſet, von der Kälte habe ich etwas für die Zeit gelitten; aber alle Langeweile habe ich ſehr leicht mit Andenken an Berlin und mit Antizipation der Zukunft vertreiben können.

Eine Lobrede will ich Ihnen nicht ſchreiben, ich kann es nicht, und nach dem, was ich heute von Ihnen geleſen habe, darf ich nicht; es wäre niederträchtig, ſo gut in Abſicht der Schreibart, weil es ſich ſo nicht ſchicken würde, und auch der Schrift, die in Kraft und Ausdruck der Ihrigen nicht nahe kommen könnte, beſonders da ich deutſch ſchreibe.

Bei meiner Ankunft habe ich hier einen Brief gefunden von meinem intimſten Freunde in England, — ich bedaure

den Menſchen und beſchäme mich ſeiner, — er hat viel Talent, doch iſt er in Sinnlichkeit und Faulheit verſunken. Zur Abwechslung will ich Ihnen ein paar Zeilen zitiern. Ich hatte ihm eine Geſchichte erzählt, die Sie zwar nicht kennen, doch können Sie ſich leicht die Perſon mit allen Umſtänden einbilden; darauf antwortet er in demſelben Stil, wie Sie über Goethe's Elegieen, die ich morgen kaufen werde, geſtritten habe, doch etwas roher: „I have this instant received your letter, and cannot refrain from immediately answering it — Curse your story, and damn you for an idiot. By God one loses all patience when one observes the actions of madmen and philosophers — You most egregious fool! to lose such an opportunity! — for the sake of heaven be the tale buried in eternal oblivion; — tell it, and you are ruined for ever. What in the name of goodness would your female friends think of you etc. etc. Throw away the flimsy novel of that detestable, half-sould, poor-spirited, crazy enthusiast Rousseau, and put Lucretius into your pocket.“ — Dieſe Vorwürfe, und noch mehrere von derſelben Art, hätten beinahe einen augenblicklichen Eindruck auf mich gemacht: ich fing an zu bedenken, ob ich nicht viel Glück in meinem Leben verſäumt hätte, — und es iſt ſehr möglich; doch auch viel Unglück. Nun iſt Ihr Brief zu Hülfe gekommen, der mir jenen „feinſten Genuß von der Anhänglichkeit an meine Grundſätze“ am lebendigſten, am reinſten, und am überflüſſigſten vorgelegt hat; dieſen Genuß, weiß ich wohl, hätte ich nie erreichen können, wenn ich ſo, wie mein Freund denkt, gehandelt hätte: und was „meine Freundinnen von mir denken werden“, kann ich ihm jetzt mit Triumph erzählen! —

Ich ſollte vielleicht um Verzeihung bitten, daß ich ſo viel über das geſchrieben habe, was von mir geſagt iſt, — doch nein, ſo wäre ich das undankbarſte Geſchöpf, eher es

Unterdeß ſprachen alle ſechs Prinzeßchen, ſich hin und her bewegend, anlegend, munter und beſcheiden, mit Fürſtin Fürſtenberg, die auch in der erſten Reihe Stühle, die Abtheilung dazwiſchen, geſeſſen hatte; der Fürſt miſchte ſich, weil es gar zu lange dauerte, auch endlich ſcherzend in das Geſpräch. Endlich kam die Königin nach ihrem Sitz zurückgeſchritten; mit ſo langſamen, gemeſſenen Schritten, und mit ſolchem vorgeſetzten Bedacht, wie ich wahrlich nur die Raucourt gehen ſah, als Königin, und wie man ſich es nur auf dem franzöſiſchen, und nicht auf unſerm Theater erlaubt. Sie machte es aber ſehr gut, und mit großem Muth. Es war ſehenswert; denn es war unglaublich; alſo nicht zum Erzählen. Sie ſprach einige Worte mit Fürſtin Fürſtenberg im Zurückkommen, und ſetzte ſich: das Konzert gieng an! Ich war zwei Reihe Stühle von der Königin entfernt: ſie ſcheint auch nicht weit ſehen zu können; ſie lorgnirte mich mehreremale ſehr gütig; und das Einemal, wo ich es nicht ſah, attrapirte ſie mich in Lob gegen meinen Begleiter über ihre Töchter u. ſ. w." — Iſt das nicht eine artige Schilderung? —

Das Buch des Hrn. von Saur habe ich mit Ihrem letzten Briefe empfangen, und danke Ihnen herzlichſt für die Sendung. Die Geſtalt, welche meine Erzählung darin gewonnen hat, ſetzt mich aber in Verlegenheit, und dieſe würde noch viel größer ſein, wenn ich nicht die Hoffnung hegte, daß die zufällige Aufmerkſamkeit mancher Perſonen durch wichtigere Gegenſtände davon abgelenkt ſein wird, ehe ſie nachtheilige Eindrücke daraus entlehnt haben. Eine öffentliche Verläugnung, die mir angerathen wurde, wäre gar zu häßlich und überdies gegen die beiden Herren, deren Meinung doch kein Arg für mich hegte, gar zu unverbindlich geweſen. Ich denke es bei einem leichten Gegenzuge, der

wäre Affektation. — Ich habe mit Ihnen sehr wenig persönlich gesprochen: ich habe öfters neben Ihnen gesessen, und so viel Sympathie, oder ich weiß nicht was — es war nicht Liebe — gefühlt, daß die Ideen niedergedrückt waren; — „Die Abwesenheit giebt dem Schall erst Raum", das ist göttlich gesagt! — ich kann sehr leicht eine ganze Stunde immer fortreden, wo ich etwas von dem Sujet weiß und nichts dabei empfinde; aber sobald ich viel Gefühl habe, so werde ich stumm, oder kann ich nur sotto voce, und abgebrochen reden.

„Was ist das Heiligste? das, was heut und ewig die Geister
Tiefer und tiefer gefühlt, immer nur einiger macht."

„In dunkler Wolke webt, mit leiser Hand,
Die Sympathie geheimnisvoll ihr Band."

Denken Sie nur nicht, daß ich den ganzen Musenalmanach gelesen habe: ich habe darin noch nichts gefunden, was halb so schön ist wie die Iphigenie oder die Elegieen — aber noch habe ich wenig gelesen.

— Ich möchte recht gern Ihnen etwas schreiben, was eine gleiche Sensation machen könnte, wie ich empfunden habe, das kann ich aber nicht hoffen! — Warum hat nie etwas von der Art, und es muß doch jedem so etwas vorkommen, — mir ist aber vielleicht, und ohne vielleicht, mehr vorgekommen als ich verdient habe, — warum hat es niemals so viel Eindruck gemacht, als was Sie geschrieben haben? Es sind viele Ursachen. Wenn ich die Person gar nicht kennte, und sie auch mich nicht kennte, so müßte es mir doch gefallen, so schön ist es gesagt. Zweitens, weil ich Sie schätze. Drittens, weil ich Sie liebe. Viertens, weil ich weiß, daß Sie viel Scharfsinn haben, und daß man Sie sogar für satirisch hält. Hauptsächlich aber, weil Sie gar kein Vorurtheil haben können, weil Sie keine von meinen alten Freunden kennen, die, wie es gar zu oft

geſchicht, einen traditionellen Ruhm fortſetzen könnten; — weil Sie mich gar nicht von derjenigen Seite geſehen haben, wo ich etwas Beſtimmtes geleiſtet zu haben glauben könnte, da Sie, wie ich mich vorher beſchäftigt habe und was mir gelungen oder nicht gelungen iſt, nicht wiſſen können; — weil ich Ihre Bekanntſchaft keinem zu verdanken habe, als Ihnen und mir ſelbſt. — Ich habe öfters die Menſchen verachten müſſen, die ſo die Bewunderung von Andern annehmen und unter Andern fortpflanzen, ohne ſelbſt urtheilen zu können, und bisweilen aus den infamſten Gründen: man muß zwar das Urtheil von Andern nicht verwerfen, und nicht ohne viel Beſcheidenheit darüber ſprechen: aber die Meiſten, ſobald ſie von einem hören, er iſt ein außerordentlicher Mann, er wird von dieſem protegirt, er iſt mit jenem verwandt, er hat ſchon etwas Hübſches geſchrieben, er iſt Mitglied von den anſehnlichſten Geſellſchaften, — ſo glauben ſie ſich im Stand, den Wiederſchall fortzuſetzen, ſo hoffen ſie eine nützliche Freundſchaft durch Schmeicheiei zu kultiviren, und ihre Belohnung in derſelben Münze zu erhalten; ſo wird mancher Dummkopf zu einem ungeheuren Ruhm erhoben, ſo werden öfters auch die beſten Anlagen durch Faulheit verdorben, oder durch Eitelkeit lächerlich gemacht, bis durch einen plötzlichen Sturz, oder eine langſam zunehmende Vergeſſenheit, der arme Verführte alles Zutrauen auf ſeine Freunde verliert, und auf die ganze Welt flucht. — Glauben Sie mir, aber Sie wiſſen es auch, nichts iſt gefährlicher, als zu leben: ich weiß nicht, ob es Ihnen diesmal gut gerathen iſt: wagen Sie es aber ſehr ungern wieder! —

Ich habe eine Bitte an Sie, die Sie mir nicht abſchlagen müſſen: wenn Sie von ungefähr oder wegen meinen dringenden Geſchäften einmal keine Antwort von mir bekommen ſollten, ſo ſchreiben Sie mir doch immer fort, und bilden Sie ſich ein, daß ich erſt vor einer Woche bei Ihnen geweſen bin, erzählen Sie mir alles, was Ihnen vorkommt,

frisch und rein, von der reichen, silbernen, erquickenden Quelle Ihres Herzens! —

Hier bleibe ich höchstens eine Woche: vielleicht ehe Sie dieses lesen, werde ich der Spott der Winde und Wellen: ich weiß nicht, ob ich wünschen soll, daß Sie während dieser Zeit an mich denken möchten, denn warum sollten Sie sich meinetwegen quälen? Nur weiß ich, daß es nicht anders sein kann, und wenn Sie gar keine große Zärtlichkeit hätten. Und wenn wir scheitern sollten! so weiß ich, an wen mein letzter Gedanke vermuthlich sein würde. Doch glauben Sie nicht, daß ich Furcht habe: ich reisete lieber nach Ostindien ohne Seekrankheit, als nach England damit: nur zum Trost stelle ich mir immer den Augenblick der Landung vor. Und vielleicht empfinden Sie auf Ihrem Sopha weit mehr Schmerz und Angst von Ihren Nerven, als ich von dem Wasser! —

In diesem Augenblick bringt mir Ihr Bruder Ludwig Ihren Brief; — jetzt ist der Bruder weg, und ich habe den ganzen Brief an ihn buchstäblich abgeschrieben. — Wie können Sie sagen, daß ich gern nach England reise? ich wäre viel lieber geblieben, doch denke ich immer Ursache zu haben, überhaupt nicht unzufrieden zu sein. — —

Ich habe den Musenalmanach vom vorigen Jahr gekauft, auch Tasso, und Luise, von Voß, die mir Ludwig Robert empfiehlt. Jetzt weiß ich, warum Goethe so viel auf Newton schimpft; weil er selbst einige Beiträge zur Optik ausgegeben hat, die keine Aufmerksamkeit erregt haben: ich habe sie schon kommen lassen, und vielleicht nehme ich sie mit nach England; doch die wenigen Seiten, die ich durchgeblättert habe, enthalten nichts Wichtiges. — —

Habe ich nöthig zu unterschreiben?

Th. Young.

2.

London, den 8. März 1797.

— Schonen Sie mich gar nicht, Sie haben in dergleichen Sachen völlige Autorität über mich. — Ich habe Sie wohl ziemlich überhaupt errathen können, ich begreife Sie aber nicht völlig: das heißt, wie man mit diesen und jenen Ideen, mit dieser und jener Erfahrung, so denken und leben kann wie Sie. Sie scheinen mir gegen Ihre Grundsätze, wenigstens gegen die Denkungsart, die Sie billigen, gehandelt zu haben, daß Sie mir nicht alles, was Sie dachten, schon längst gesagt haben. — Zur Abwechslung, und weil Sie und Gurney die zwei Einzigen sind, denen ich alles sagen kann, was ich thue und was ich denke, so schreibe ich Ihnen einen Brief ab, der mir neulich in meiner Mutterstadt übergeben worden. —

— „Wäre die nur hier!" Das haben Sie recht vermuthet; das habe ich nicht selten gedacht. „Mündlich würde ich kein Geheimniß für sie haben", das ist gerade so ein Verhältniß, wie ich mir es wünschen möchte; man sollte einen Namen dafür haben: Freundschaft drückt nicht die Hälfte aus. Das ist eben mein Geschmack bei einem jeden, je mehr er mir seine innigsten Gedanken vorlegt, desto mehr gefällt er mir, und desto mehr gefalle ich mir bei ihm. — Als ich in Berlin war, hätten Sie mir viel Freude machen können, wenn Sie mir noch mehrere Kleinigkeiten erzählt hätten; doch haben Sie wohl Ihre Ursache gehabt. — Das scheint mir ist in Ihnen zum Theil in Widerspruch, daß Sie, weil Sie gewissen Freunden weniger attachirt werden, darum mehr zufrieden sind, und dennoch in so einer ruhigen Stimmung, daß Sie Ihre ganze Lebensart zu verändern denken. Es war von so einer Ver-

änderung die Rede, als Sie mir: „Quälen Sie mich nicht" geantwortet haben, und Ihre Empfindſamkeit und Redlichkeit ſo viel Eindruck auf mich gemacht haben. Wegen Ihrer Nation kann ich auch zum Theil urtheilen; ich war lange als Quäker nicht viel weniger, und unter Einigen von meiner Bekanntſchaft nicht vortheilhafter ausgezeichnet, wie Sie als Jüdin, und doch hätte ich ſehr glücklich werden können, und war es auch, inſofern mir es andere Umſtände erlaubten; ob es gleich beſſer war, ſobald es mir frei geweſen iſt, nicht mehr das zu ſcheinen, was ich nicht war: — alſo ſeien Sie nicht deßwegen mit dem Unglück zufrieden, als wenn es nothwendig wäre!

Unter allen Ihren Reiſen werden Sie ſich niemals die nach England verſetzen? Ich weiß nicht, was Sie mir einmal erzählt haben von einer Perſon, bei der Sie Ihr ganzes Leben durch bleiben würden, ſobald Sie eine ſolche fänden. Ich erinnere mich nicht ſo genau davon, daß ich die Beſchreibung völlig mit der vergleichen könnte, die Sie von einer wirklichen Perſon haben machen wollen; doch wäre, denke ich, ſo viel Aehnlichkeit, daß ſie wenigſtens einen Wunſch erregen könnte, mit dieſer Perſon noch Umgang zu haben. —

Sie meinen, daß die höchſte Glückſeligkeit in der Freiheit beſteht; ich bin beinahe bei meinem Oheim ſo ein Sklav, wie Sie ſonſt bei Ihrem Vater waren, und doch bin ich nicht unglücklich; meine Sklaverei wird zwar durch Zärtlichkeit und Beifall gelindert, auch wird ſie in der jetzigen Strenge gar nicht lange dauern, und ich ſchaffe ſie ſchon von Zeit zu Zeit bei mancherlei Veranlaſſungen ab. [166]

Daß mein Freund Recht hat, gebe ich Ihnen noch nicht ganz zu: wenigſtens hat er mir neulich geſtanden, daß er überhaupt gewiß mehr Schmerz wie Vergnügen von den Handlungen bekommen hat, worin er anders wie ich verfahrt; — ich glaube es auch; und vielleicht verfahre ich

doch zu kalt, zu intereſſirt, zu kleinmüthig: aber kalt bin ich doch nicht, vielleicht habe ich eine verhältnißmäßig ſtarke Einbildungskraft, die mir das Künftige in noch lebhafteren Farben vorſtellt, als das Gegenwärtige erſcheint, und das kann auch gut ſein. — Wenn nur das Künftige einmal käme!

Ich begreife ſehr gut die Stimmung, worin Sie Ihren vierten Bogen geſchrieben haben; ſie iſt die Mutter der Verbeſſerung; doch hoffe ich, daß Sie ſich darin das Unangenehme zu ſtark vorgeſtellt haben. Ich weiß nicht, warum Ihnen die Idee von Vorſtellung gegen mich gekommen iſt, ich danke Ihnen, daß Sie ſie nicht beibehalten haben, — denn, in unſern Umſtänden, was kann die Heuchelei helfen? Darum bedaure ich und ärgre mich beinahe, daß ich etwas geſchrieben habe, „wobei man Zweierlei denken kann": ich weiß wirklich nicht, was es geweſen iſt, und ich darf Sie verſichern, daß die einzige Bedeutung, woran ich gedacht habe, diejenige war, die Ihnen die angenehmſte wäre; glauben Sie mir das nicht, liebe Freundin?

Grüßen Sie M. wie ein gutes Herz, Qualificirt wie einen guten Kopf. Daß M. zurück iſt, freut mich, Sie müſſen in dieſer Arznei ſehr geſchickt ſein. Sie wiſſen, daß ich den Bruder liebe, und wie ich der Schweſter und der Schwägerin gut bin. Das ſind' ich noch wie ſonſt ſonderbar und doch vielleicht liebenswürdig von Ihnen, daß Sie jemanden von ſo ungleichem Karakter wie M. ſo gut ſein können. — Nun muß ich Ihnen meine Lebensgeſchichte erzählen. — —

Th. Young.

3.

London, den 22. April 1797.

Ich bin nie ſo überzeugt worden, wie wenig Briefe hinreichen, um einem andern alle Bewegungen der Seele mitzutheilen, als ſeitdem ich mit Ihnen einen Briefwechſel führe. Für gewöhnliche Geſchäfte und Erzählungen geht's wohl an, wenn es aber auf die feinern Verhältniſſe ankommt, ſo entſtehen ſehr leicht Verwirrungen. Jetzt kann ich die Hälfte von dem, was ich denke, in keiner Sprache ſo ausdrücken, daß es nicht ſoll mißverſtanden werden können: auch ſcheinen Sie mir ſo zu ſchreiben, als wenn Sie mich für viel klüger und ſcharfſichtiger hielten, wie ich bin; und ich begriff dann erſt den ganzen Sinn, als ich den ganzen Brief mit vielem Nachdenken zum zweitenmal geleſen habe. Ich bin ſo unverzeihlich dumm, daß ich noch nicht völlig verſtehe, warum Sie ſo auf eine Antwort dringen. — Das iſt mir noch fatal, daß ſo viel Zeit nöthig iſt, um eine Antwort aus Deutſchland zu bekommen, daß ich die Hälfte von dem, was ich geſchrieben habe, beſonders die eignen Ausdrücke, beinah vergeſſe.

Ich glaube etwas Widerſprechendes an mir zu haben, und begreife es wohl, und läugne es nicht; ich bin ſo weich und doch ſo kalt, ſo reizbar und doch ſo ruhig, ſo ehrgeizig und doch ſo gleichgültig, daß man mich für närriſch, für gefühllos, für ſtolz oder für niederträchtig halten könnte: doch will ich nicht meine Eitelkeit damit unterhalten, daß ich mich als etwas ganz Eignes und Räthſelhaftes anſehe; es iſt alles ganz natürlich: mein mitgebornes Temperament iſt von einer ſehr ſtrengen Erziehung in Zwang gehalten worden, nachher habe ich mich mit Dichtern und Philoſophen zu bilden geſucht, auf mein Leben aber haben die philoſophiſchen Ideen weit mehr Einfluß gehabt, als die dichteriſchen. Sie hätten mir wohl das alles ſagen können;

ich stelle es aber Ihnen vor, damit Sie meine Art, von jedem Gegenstand zu denken und zu sprechen, nicht auffallend finden und mir verzeihen können. — Der vierte Theil von Wilhelm Meister gefällt mir am besten; ich habe öfters darüber weinen müssen: was will er mit den Bekenntnissen einer schönen Seele? — Oft ist es mir vorgekommen, daß man Sie für ein Kind seines Kopfes halten könnte, wie Minerva von Jupiter; Ihre Gedanken, Ihr Stil, Ihre Tournüre, sind ganz von derselben Schule. Wie lebhaft aber hat Ihr Bild vor meinen Augen geschwebt, als ich so etwas las: „Die Welt ist so leer, wenn man darin nur Berge, und Flüsse, und Städte denkt, wenn man aber hie und da eine Seele kennt, die an dem, was uns begegnet, Antheil nehmen kann, die sich mit uns freut, und unsere Thränen bedauert, das macht erst dieses Erdenrund zu einem bewohnten Garten." — Nicht wahr? meine Liebe, diese Stelle ist unter den schönsten vom ganzen Buch. — Auch habe ich im zweiten Band etwas gefunden, das mit meinen Grundsätzen ziemlich übereinstimmt: „Jeder flüchtigen Neigung will ich widerstehen, und selbst die ernstlichste in meinem Busen bewahren; kein weibliches Geschöpf soll ein Bekenntniß der Liebe von meinen Lippen vernehmen, dem ich nicht mein ganzes Leben widmen kann." Ich bin aber kein Tugendheld, und könnte auch einer Philine sehr gut sein, wenn sie sogar einem Andern noch mehr solide Beweise ihrer Liebe gäbe, als ich von ihr forderte: ich sehe nicht ein, warum ein vorurtheilloser Kopf ein Weib weniger liebenswürdig finden sollte, weil sie der Natur gemäß handelt, als einen Mann: was die Politik betrifft, das ist eine andere Sache. Wenn sie aber nur eine freiere Leidenschaft für Zwei zugleich unterhielte, so wäre ich eben so gern, besonders in der Abwesenheit, einer von diesen, — wenn der andre nicht unwürdig wäre, — als der einzige: und ich glaube mich auch so einer Leidenschaft gegen zwei oder mehrere

Weiber fähig; nicht, daß ich Goethens Stelle lobenswürdig finde, nur verzeihlich!

Ich müßte lauter Eis vom Pol selbst, oder schon halb todt, oder von Sinnen sein, wenn ich Ihren Brief ohne Mitgefühl, Mitleid, und Dankbarkeit lesen könnte; so eine edle Offenherzigkeit kann, mir däucht, meiner Genehmigung nicht bedürfen. Was ich für Sie empfinde, das wissen Sie schon lange, und obgleich in diesen Fällen Versprechungen gar nichts helfen, weil sie nichts weiter als die jetzige Fassung der Seele beweisen können, so glaube ich doch, daß durch so eine Korrespondenz, wie die unsrige, meine Freundschaft eher zu- als abnehmen muß: ungeachtet der Wirkung der Abwesenheit, die Sie so deutlich auseinandergesetzt haben. —

Ich glaube Sie so ziemlich verstanden zu haben, und daß Sie meine Antwort verstehen werden; ich bin aber nicht gewiß, und zweifle noch mehr, ob Sie etwas darin finden werden, was Ihre Ruhe wieder herstellen kann. sagen Sie mir ganz aufrichtig, ob und wo ich mich irre, und wenn es so ist, so bemühen Sie sich, mich zu berichtigen; nicht mit edleren und feineren Gedanken, das kann man nicht, aber mit deutlicheren Ausdrücken.

Seitdem ich Ihnen schrieb, bin ich beinahe einen Monat in Cambridge gewesen: für die gebildete Gesellschaft von gut unterrichteten Männern, und für den angenehmen Umgang mit jungen Menschen kann man mit Cambridge sehr zufrieden sein, nur fehlt es sehr viel an Frauenzimmern, darum möchte ich nicht gern mein ganzes Leben da zubringen. — Ich kann aber überall zufrieden und vergnügt sein, nur daß ich nicht so früh, als ich wünschte, werde heirathen können: ich kenne keine, die mir dazu genug gefällt; Sie kennen aber so viel von meinem Karakter, um zu glauben, daß ich im Ehestand am glücklichsten zu werden hoffen darf.

Ich bin erst vor kurzem in der hiesigen Oper gewesen, sie hat mir außerordentlich gefallen, besonders die Ballets

Sonst ist die Musik hier nicht mit der deutschen zu vergleichen. Leben Sie wohl. Sein Sie überzeugt, daß ich an allem, was bei Ihnen vorgeht, den lebhaftesten Antheil nehme. Daß Sie mir über einige „Kleinigkeiten" zu antworten vergessen haben, vergebe ich Ihnen gern, wegen der wichtigeren Empfindungen; nur Ihre Unruhe bedaure ich. Ich muß noch diesen Abend ein paar Briefe nach Göttingen schreiben, und beinahe mehr Freundschaft heuchlen, wie ich empfinde: nur nicht ganz; lügen will ich nicht. Adieu! Ich küsse, oder drücke, Ihnen die Hand. —

Th. Young.

4.

21. August 1800.

Heute habe ich zum erstenmale Buttstedt hier gesehen: wie wir uns verfehlt haben, wird er Ihnen erzählen: denn er sagt mir, daß er ganz neulich einen Brief von Ihnen erhalten hat, und daß Sie schon im Juli in Paris zu sein dachten; — darum gebe ich ihm diesen Brief mit, — übermorgen will er abreisen. Er nimmt auch zwei Bücher mit, — eins ist von meinem Freund Gurney, wovon ich Ihnen schon geschrieben habe, nur eine zweite Auflage. Da Sie von ihm wissen wollen, so schreibe ich ein Briefchen ab, das ich ihm im Oktober gegeben hatte, allein den Tag vor seiner Abreise hat sein allzu zärtlicher Vater Furcht vor dem stürmischen Wetter bekommen, daher ist er zu Hause geblieben.

„Liebste beste Freundin" heißt es schon am 2. Oktober 1799, und ich habe den Brief immer behalten, — „warum habe ich noch keine Antwort auf die zwei volle Bogen?" Dieses Briefchen soll Ihnen Gurney überbringen, weiter brauche ich Ihnen nichts zu sagen, denn ich weiß, daß, so viel von Ihnen abhängt, sein kurzer Aufenthalt in Berlin nicht unangenehm sein wird; — er will Deutschland in Einem Monat kennen lernen! Ich glaube, er wird Ihnen

vielleicht in Wien hervortritt, und bei der Anzeige, die Sie in beifolgendem Blatte lesen werden, bewenden zu lassen. Letzteres dem Hrn. von Saur mitzutheilen, dürfte nicht vonnöthen sein. Glauben Sie mich, was mir nicht sicher scheint, in diesem litterarischen Verhältnisse noch zu einer besonderen Höflichkeit verbunden, so bitte ich Sie ergebenst, deren Ausrichtung für mich gütigst nach eignem Gutdünken zu vollführen. Die Herren sind allerdings schrecklich mit mir umgegangen, nicht bloß politisch, sondern auch litterarisch! —

Eine andre litterarische Neuigkeit, beifolgendes Buch über Goethe hätte ich Ihnen gern schon vor vier Wochen gesandt. Diese Sammlung hat außerordentlichen Beifall gefunden. Von allen Seiten kommen mir Glückwünsche wegen des guten Einfalls und der reichen Ausführung; dennoch ist die letztere ganz außerordentlich mangelhaft, die Eile, das Geheimniß, der beschränkte Vorrath von Büchern mußten mich auf vieles Bekannte verzichten lassen, und wie viel Unbekanntes wäre nicht zu erfragen gewesen!

Von unserem Altmeister Wolf ist die Anzeige in der „Hamburger Zeitung", die wegen der merkwürdigen Seltenheit eines solchen Artikels wohl aufbewahrt zu werden verdient. Herr Geheimrath Ancillon hat mir den ungetheilten Beifall des Kronprinzen über das Buch auszudrücken gehabt, und in eignem Namen das beredteste Lob des großen Dichters hinzugefügt. Nicht minder günstige Aufnahme hat das Buch in Weimar gefunden. Die eigentlichen Litteratoren werden vieles daran auszusetzen haben, mit allem Recht; ich selbst hätte das Buch anders machen mögen. Herr von Stägemann, Herr Graf von Schlabrendorf und mehrere Andre, auf die ich wegen ungedruckter Sachen rechnete, haben mich im Stich gelassen; Sie selbst, mein verehrter Freund, hätten ganz anders darin vorkommen sollen! Indeß die

gar nicht, oder ganz außerordentlich gefallen, — nichts kann verſchiedener ſein, als er und ich; daher, weil wir einmal Freunde ſind, ſo ſind wir es ohne Gränzen, und was ich ſonſt hätte ſchreiben müſſen, das kann er Ihnen alles ſagen. — Wäre nur kein Meer zwiſchen uns, ſo wäre ich mitgereiſt: jetzt ſeien Sie an meiner Statt ſein Cicerone, „nicht um Ruinen, ſondern um Menſchen mitzuſtudiren.“ — Sein Gedicht, denke ich, wird Ihnen gefallen; das andere, the pleasures of hope, iſt von einem Schottländer; wenn die Stellen, die ich angeſtrichen habe, Ihnen nicht Thränen koſten, ſo ſind Sie unempfindlicher als ich. —

Was mich betrifft, ich bin ſchon über ein Jahr verliebt! auch am romanhafteſten! denn von der ganzen Zeit habe ich nur eine Woche mit dem Mädchen zugebracht; da war ſie auch noch nicht fünfzehn Jahr alt, — und von Liebe haben wir nicht geradezu geſprochen, — und ſeit der Zeit gar keine Korreſpondenz gehabt; — auch war mir die Idee ganz auf Einmal eingeprägt worden, ohne ſie ſeit langer Zeit geſehen zu haben. — Iſt das nicht alles beinahe dumm und kindiſch? — Ich kann aber wahrlich nicht dafür. Das Schlimmſte aber iſt, daß, wegen ich weiß nicht was für albernen Vorurtheilen, ich wenige Hoffnung hegen darf, ob es gleich für mich in politiſcher Rückſicht gar keine vortheilhafte Parthie iſt. Nun gerade heute habe ich mich entſchloſſen an ihren Vater zu ſchreiben, und der Brief iſt ſchon abgegangen. Wird die Sache gänzlich abgeſchlagen, ſo ſchreibe ich gerade an das Mädchen, biete ihr meine Hand ohne weitere Bedingung an, — wahrſcheinlich nimmt ſie den Vorſchlag nicht an; denn ich weiß gar nicht, was ſie für Geſinnungen gegen mich hat. So werde ich hoffentlich wieder ganz frei! denn von einer ſo ſchwachen und entfernten Hoffnung bin ich ſchon müde. —

Was Sie immer denken mögen, ſo muß ich Ihnen über Ihre Liebesſcheidung gratuliren, — und ich muß Ihnen

auch gestehen, daß ich Röschen für die glücklichere Schwester halte. Warum soll man sich durch die beneidenswürdigsten Eigenschaften nur Qual und Verdruß vorbereiten? Unter den Zuneigungen halte ich die einfachsten und natürlichsten für die besten. Hätte ich selbst die Schwierigkeiten vorhersehen können, die ich erfahre, so hätte ich keine hoffnungslose Liebe unterhalten.

Mit Cambridge bin ich schon fertig, und werde mich von jetzt an in London etabliren. Ich bin im Anfang Aprils aus Cambridge gekommen. Es hatte jemand auf meinem Pianoforte gespielt, und einige zerstreute Musikblätter hinterlassen, darunter war das schönste Büchelchen, das ich je von der Art gesehen hatte, — Ei, denke ich, was ist das für eine Dame, die solche Lieder singt, und die neuesten Sachen sogar aus Berlin kommen läßt? Nachher fand ich, zu meiner großen Freude, das allerliebste Briefchen! Aus Versehen hatte man es mir nicht nach Cambridge geschickt, — desto angenehmer war die Ueberraschung! — Der Graf Einsiedel war schon in Bath und am Hofe gewesen. Seit der Zeit habe ich ihn sehr oft gesehen; jetzt reist er schon zwei Monate; er ist ein gebildeter und ein guter Mensch: ich hatte ihn schon etwas in Dresden gekannt — nur zuvorkommend braucht man nicht mit ihm zu sein, das muß sich während der Reise verändert haben. Ich habe ihm so viel gedient als es mir möglich war, und ich glaube, daß er mit mir zufrieden ist; nur muß ich gestehen, daß ich als junger Mensch noch sehr wenige Gelegenheit habe, einen Fremden in angenehme Bekanntschaft zu bringen, auch ist die Sache an sich in London ziemlich schwer. König hat mir Ihr Geschenk überbracht, und ich habe es zum Theil schon gelesen, besonders die angestrichenen Stellen, die meistentheils sehr hübsch sind, doch finde ich keine Stücke vom allerersten Rang. König hat mir viel von dem Berliner Zirkel erzählt; — er ist ein guter Mensch, den ich schon in Göttingen gekannt

habe, er will sich hier oder in Cambridge als deutscher Lehrer etabliren, und ich habe Gelegenheit gehabt ihm dienlich zu sein. — Wenn Sie nur in London wohnten! es würde mir freilich eine beinahe gefährliche Freude machen. Nach dem festen Lande werde ich aber schwerlich wieder kommen können, — oder nach langen Jahren, — welches beinahe einerlei wäre. Sollte ich Ihnen die Idee nicht wegnehmen? Ich muß aber aufrichtig sein, wie Sie es auch sind: Sie wissen, daß ich niemals grade Liebe gegen Sie geäußert habe; doch so eine Freundschaft gränzt sehr nah an die Liebe, besonders so lange man damit Hochachtung verbinden kann. (Ich freue mich, daß Sie von Berlin los sind: Sie werden glücklicher an andern Orten werden.) Wären Sie nur eine Frau, eine Mutter, — so würde ich Sie wie eine Schwester lieben: denn von dieser Art habe ich schon hier mehrere Schwestern; obgleich keine gerade so wie Sie. — Indessen besinn' ich mich, daß ich schon an eine Pariserin schreibe! Wie gefällt es Ihnen das Recht hübsch, recht glänzend, — aber ganz leer, nicht wahr? oder wohl ganz das Gegentheil? — Ich werde immer mehr und mehr altmodisch, was Moral und Empfindungen betrifft — mag ich nicht Recht haben? Ich fürchte aber immer, daß ich irgend einer unwürdigen Liebe unterliegen möchte. Mit Mad. B. hätte es sehr leicht anders sein können; so bin ich aber, und ich bedauere es nicht, sonst wäre es schon anders. Nur das ganze Leben muß nicht in Hoffnung verfließen, ob das gleich recht gut und schön ist:

..Yet still may Hope her talisman employ
To snatch from heaven anticipated joy,
And all her kindred energies impart
That burn the brightest in the purest heart.
P. M.

Adieu! Schreiben Sie mir bald — dann werde ich Ihnen den Ausgang meiner Geschichte erzählen können.

Th. Young.

VI.

Karoline von Humboldt.

Karoline von Humboldt,

geborne von Dacheröden.

Die Liebenswürdigkeit des Geiſtes und Karakters, der hohe Rang geſellig-heitrer Bildung, und der Reichthum edlen Daſeins und Wirkens, welche dieſe herrliche Frau während eines höchſt begünſtigten Lebenslaufes ausgezeichnet haben, ſind in zu friſchem und theurem Andenken aufbewahrt, als daß es einer ausführlichen Schilderung hier bedürfte. Auch ſtellen ſich einer ſolchen für jetzt noch mancherlei Schwierigkeiten entgegen, die zum Theil darin liegen, daß bei noch ſo nahen Lebensbeziehungen, von denen ſo vieles Minderwichtige einem großen Kreiſe zwar ganz bekannt ſein mag, doch grade das Bedeutendſte in ſein wahres Licht noch nicht geſtellt werden kann.

Vor allem würde hier nöthig ſein, daß Wilhelm von Humboldt ſelbſt, deſſen Karakteriſtik aus dem Standpunkte ſeiner öffentlichen Erſcheinung neuerlich Böckh vortrefflich begonnen hat, auch von menſchlich-perſönlicher

Seite in dem ganzen Umfange ſeiner Geiſtesgröße gehörig aufgefaßt wäre; denn ſeiner Gattin verknüpft ſich ein Intereſſe, in welchem alles, was ihn bedeutend macht, ſich als anmuthigſte und ſeltenſte Lebensgeſtalt wiederfindet, deren wahres Weſen in oberflächlicher und vereinzelter Betrachtung nicht erkannt werden mag.

Hier genüge einſtweilen, aus ihren eignen Aeußerungen zu ſehen, wie eine ſolche Frau empfunden und gedacht, welch Verhältniß ſie zu einer Freundin, wie Rahel war, haben konnte, und beſonders wie ſie im Jahre 1813 die Intereſſen des Vaterlandes und der Ihrigen antheilvoll und eifrig im Herzen getragen hat.

1.

Paris, den 25. Mai 1768.

Ich habe Ihnen, meine theure liebe Freundin, im Anfang Decembers von hieraus geſchrieben, da aber Winckelmann ohne ein Wort von Ihrer Hand für mich hier angekommen iſt, mir auch nicht mündlich geſagt, daß Sie meinen Brief bekommen hätten, ſo vermuthe ich faſt, daß er auf der Poſt verloren gegangen iſt. Ich kann die ſichre Gelegenheit, die ſich durch Bieweg darbietet, nicht vorbeigehen laſſen, ohne Ihnen wieder ein Wort zu ſagen.

Ich habe Ihnen in meinem letzten Brief mein langes Stillſchweigen erklärt, nicht entſchuldigt, und nun wiſſen Sie wieder nichts davon. Eigentlich ärgert es mich entſetzlich, wenn jener Brief verloren iſt. Aber, liebe Seele, Sie müſſen es dennoch wiſſen, wenn Sie auch Jahre lang nichts von mir hörten, daß ich Sie nicht vergeſſen kann. Sie müſſen es darum wiſſen, weil Sie einmal gefühlt haben, daß ich Sie kannte, weil ich mich von Ihnen verſtanden fühlte. Man trifft nicht Menſchen wie Sie und verſteht ſie, um ſie zu vergeſſen. Aber laſſen Sie mich wieder von Ihnen hören, laſſen Sie mich durch unſre lange Trennung nicht fremd mit Ihrem Leben werden. Ach könnt' ich's Ihnen mit der Innigkeit ausſprechen, die in meinem Herzen iſt, wie oft, wie zärtlich und ſehnſuchtsvoll ich an Sie denke! Und wie ich Sie herwünſche! — Paris wäre der eigentliche Ort, an dem Sie leben müßten, an dem Sie, beſonders wenn Sie auch einige Deutſche um ſich hätten, ſich gefallen würden, wie an keinem andern. Paris iſt ſehr

ſchön, es giebt vielleicht kaum noch eine Stadt, die einen Anblick wie den darbietet, den man genießt, wenn man auf dem Pont-Royal ſteht, zur Rechten den Pont-Neuf, zur Linken den Pont de la Révolution, unten den ſchönen breiten Strom, zu beiden Seiten die breiten Quai's mit einer Reihe prächtiger Gebäude, das Schloß der Tuilerien, den Garten, und weiter die Champs-Elyſees. Stünde ich da mit Ihnen, wäre ich froher wie jetzt, und genießender! Die Empfindung, alles zu verſtehen, hat mir noch kein Menſch gegeben wie Sie. Darum kann ich und will ich mich auch nicht von der Hoffnung trennen, daß ich noch einſt mit Ihnen leben werde. Mich dünkt, wir gehören für einander. Mein Herz hat ſich einen Reichthum und eine Fülle der Kraft geſammelt, die mein Leben ausreichen wird. Sie kennen das Bedürfniß, alles in ſich klar zu wiſſen, und ſollt' es das Leben koſten; ach ſo giebt es ja kein andres Daſein, wenn einen einmal die Natur ſo gemacht hat! Ich geſtehe es, nicht ohne die tiefſten Schmerzen, nicht ohne den bitterſten Verluſt, iſt mein Herz zu dem Beſitz dieſer Klarheit gekommen, aber durchgeſetzt mußte es doch ſein. — Ich bin in mir frei und ruhig, der Genuß des Lebens iſt mir errungene Kraft, Sinn für alles Menſchliche und für alles Göttliche im Menſchen. Täglich fühle ich's mehr, wie es ſich wohlſteht über den Fluthen der Vergangenheit, und wie ſich die geheimnißvolle Bildung unſres Innern gleichſam im Zerlegen erſt erklärt. Der Punkt des innern Zuſammenhalts bleibt ewig die Liebe — ſie allein geſtaltet unſer Weſen, und ſelbſt wenn jede ihrer Täuſchungen zerronnen iſt, iſt ſie es noch, die den Takt des Lebens harmoniſch erhält.

Ich muß Ihnen ein Wort von meinen Kindern ſagen. — In den Kindern lebt meine Seele, das fühlen Sie wohl, und ich führe hier mit ihnen eine ganz häusliche Exiſtenz. Die Vormittage dauren hier bis 4 Uhr, früher iſt kein

Menſch, das giebt mir das Mittel, viel mit ihnen zu ſein. Abends bin ich häufig in Geſellſchaften oder im Theater, oft auch an meinem Theetiſch, mit dem kleinen Zirkel meiner Bekannten zu Hauſe. Es ſind viele Deutſche hier, denen mein Haus ein point de ralliement iſt, ich ſehe aber auch viel Franzoſen, und ſehe ſie gern. Das Theater iſt unendlich intereſſant, die Komödie vortrefflich. Alle Feinheit, Höflichkeit, alle Oberflächlichkeit des franzöſiſchen Weſens, ihrer Sitten wie ihrer Empfindungen, offenbart ſich unendlich in ihren Stücken und in der Art wie ſie geſpielt werden. Bei der Tragödie iſt das vielleicht noch merkbarer. Ich kann mir nicht denken, wie man jemals gerührt werden könnte, aber intereſſirt iſt man auf's äußerſte, weil das Spiel der vorzüglichen Schauſpieler ein vollendetes Kunſtwerk iſt.

Adieu, liebe Theure. Schreiben Sie mir, ich bitte Sie, bald! Grüßen Sie Ihre Schwägerin und Röschen von mir. Ganz die Ihrige

Karoline von Humboldt.

2.

Paris, den 2. Februar 1799.

Geſtern Abend bekam ich den Brief, den Sie mir durch E. geſchrieben haben. Liebe, Theure, was ſoll ich Ihnen ſagen? was, daß ich Ihnen heute ſchreibe, und Ihnen ſo lange nicht geſchrieben habe? – Dieſer Brief löſte, ich weiß nicht wie, das Band des Schweigens, das um meine Seele lag. O ich habe ſo viel zu ſagen, und wie ſoll ich anfangen, wie ſoll ich der Ordnung nach ſchreiben! Sie wollten kommen, wollten zu mir kommen! wie ſich die Sachen gewendet haben, muß ich mich freuen, daß ſie mit E. keine

Sache iſt ein bloßer Anfang, und wenn Wind und Wetter und Verleger wollen, kommt künftiges Jahr ein zweiter Theil, da kann vieles nachgeholt werden. Was muß nicht alles in England und Frankreich noch zu ſammeln ſein, aus älterer und neueſter Zeit! Eben ſehe ich, daß auch Herr Fauriel bei ſeiner Ueberſetzung Manzoni's von Goethe geſprochen hat, und werde gelegentlich der Stelle aufpaſſen! Dieſes Ineinanderwirken der verſchiedenen Litteraturen iſt ein herzerfreuendes Schauſpiel, und gewiß für die allgemeinen Bildungszuſtände der Menſchheit von erſprießlichſtem Vortheile. —

Wir haben Goethe's Geburtstag hier in Berlin in vielfachen Geſellſchaften herrlichſt begangen; der ganze gebildete Theil der Stadt hatte einen Feſttag, und ſo wußte man ſelbſt im Volke, daß Goethe's Geburtstag gefeiert wurde. Seine Geneſung iſt vollkommen; wer ihn in Marienbad geſehen, kann nicht genug erzählen, wie blühend und kräftig er auf den Bergen umhergeſtiegen; auch ſein Herz hat ſich verjüngt, man glaubt an eine lebhafte Neigung zu einem 16jährigen Fräulein von Lewezow, die ihrerſeits ganz in den bezaubernden Alten verliebt geſchienen; das Gerücht machte ſogar eine Heirath daraus, was jedoch nicht zu glauben iſt, obwohl ich in der Sache gar nichts ſo Erhebliches fände; warum ſollten Goethe's alte Tage nicht eben ſo erwärmt werden, wie die des Königes Salomo? —

Die Liebesgeſchichten des Marquis Marialva ſind nicht ſo leicht in Schutz zu nehmen wie die des Königes Salomo. Da kommen ja ganz verteufelte Streiche an den Tag! —

Sie werden ja nun den Grafen und die Gräfin von Goltz bald in Paris haben! Es beſtätigt ſich, daß Herr General von Schöler nach Frankfurt an den Bundestag geht,

Arrangements genommen. — Aber unſerer hätten Sie gewiß ſein können, ich ſage nicht meiner, weil ich weiß, daß Sie empfinden, wie einzig ich Sie im Herzen trage, ich ſage unſer, und verſtehe Humboldt darunter. Er liebt Sie, und fühlt wer Sie ſind, und gäbe viel darum, wenn er mir die Freude geben könnte mit Ihnen zu leben. Aber das iſt nun vorbei, und unſer Aufenthalt in Paris naht für jetzt ſeinem Ende. — Laſſen Sie mich von etwas weiterher ſchreiben. Wenn ich mich nicht zwinge ordentlich zu erzählen, ſo endige ich niemals. Ich empfing im Oktober einen Brief von Ihnen. — Mein Herz hielt ſich zuſammen, feſt, unzerreißbar, — ich hatte keine Thränen, aber ich konnte mich ſelbſt nicht berühren, — ich ſchrieb dem Freunde nicht, ſchrieb dir nicht, weil ich mich nicht geben laſſen konnte, wollte — ach! und indeß ich mich ſo hartherzig in mir ſelbſt verſchloß, dachteſt du an mich, wollteſt zu mir kommen — du liebe, liebe Einzige! Geſtern, wie ich deinen Brief las, ergriff es mich auf Einmal, wie wenn eine Gottheit mich aus dem entſetzlichen Schweigen löſte, ich fühlte Thränen in meinen Augen, und habe viel die Nacht geweint, und fühle mich leichter. — Ich habe zu viel gelitten.

Nun weißt du, wie's mir iſt. Ich habe dir aus meinem tiefſten Herzen geſchrieben, und du, du verſtehſt mich. O, meine Seele, verzeih mir, daß ich dich Du nenne, aber ich mußte, es trieb mich mein Herz, und du allein, ich fühl' es immer inniger, begegneſt meiner glühenden Seele. Warum bin ich von dir getrennt, warum biſt du es von mir? Nicht immer, ich weiß es wohl, aber doch lange. Mein ſpäteſtes Zurückkommen nach Berlin iſt in anderthalb Jahren. Sieh, unſre Plane ſind ſo. Mit dem Ende künftigen Monats gehen wir von hier weg. Ich werde den Sommer mit den Kindern in den Pyrenäen bleiben. Humboldt wird indeſſen allein nach Madrid und vielleicht bis Liſſabon reiſen. Im Herbſt, wo er wieder zu mir kommt,

entſcheiden wir uns dann, ob wir hierher für den Winter zurückkommen, und über England zu Hauſe reiſen, oder ob wir vom ſüdlichen Frankreich aus nach Italien gehen können, und dann durch die Schweiz nach Deutſchland zurückkommen. Bei beiden Planen ſind wir in achtzehn Monaten ungefähr wieder zu Hauſe. Burgsdorfs Plane gehen von nun ganz mit den unſrigen auseinander, und ſchwerlich finden wir uns vor unſrer Rückkunft wieder. Ich bitte dich mit aller Liebe, ich bitte dich inſtändigſt, ſchreibe mir. Ich werde einen ruhigen Sommer verleben, einen einſamen, im Genuß einer großen Natur, ich werde gewiß heiter und ſtill ſein, und dir oft ſchreiben können. Laß mich bald, bald, gleich ein freundliches Wort vernehmen. O wenn ich zurück bin, wie iſt es mein einziger, heißeſter Wunſch, viel mit dir zu leben, ganz, wenn du willſt, und du es deinen häuslichen Verhältniſſen abgewinnen kannſt. Liebe, ich weiß, glaube es nur, ich weiß, wie verſchieden und wie ähnlich unſre Naturen ſind, und ich bin in mir überzeugt, daß nie zwei Frauen ein innigeres Verhältniß haben können, als wir. — Meine Kleinen werden dich ſehr freuen. Li entwickelt ſich ſehr liebenswürdig, ſie iſt ſehr zart, und hat einen ſeltnen Grad von Sentimentalität, von ganz natürlicher, wie du leicht denken kannſt. Der Bruder iſt ſchön, auffallend ſchön, viel derber, ſehr unartig, eigenwillig, und doch unendlich gutmüthig. Theodor iſt das liebenswürdigſte Kind was ich je ſah, — er iſt ganz dick und recht eigentlich fett, und ſieht doch ſchlank aus; ſein Geſichtchen hat einen ſchönen Ausdruck von Fröhlichkeit, und doch deutet der Blick in ſeinem Auge auf etwas Tieferes. Sein Auge iſt als ſchaute man in den Himmel. Das Weiße darinnen iſt ganz blau, und der Augapfel braun. Seine Haare ſind blond, ſein Mund einer der reizendſten, den ich je an einem Kinde ſah. Wenn du den Jungen ſehen könnteſt, er würde dich zum Narren machen wie mich. — Adieu, liebſte Seele. Ich

bitte dich nochmals um einen baldigen Brief. Tauſend Grüße an Röschen, an deine Hausgeſellſchaft, und wenn ſonſt jemand meiner gedenkt. Sind die Briefe endlich ganz ſicher? Adieu!

Karoline von Humboldt.

3.

Wien, den 19. Auguſt 1813.

Ein ſo lieber Brief, wie der deine, hätte nicht vierzehn Tage unbeantwortet liegen bleiben ſollen, geliebte Freundin. Es war nicht Schuld meines Herzens, ſondern der Zeit, in der ſich alles auf eine wunderbare Weiſe um mich zuſammendrängte.

Ich habe mich unausſprechlich gefreut, die lieben Züge deiner Schrift wiederzuſehen, dich in einzelnen Worten ſo wiederzufinden, daß mir der lange Zeitraum verſchwunden war, in dem ich dich nicht ſah, und ich wieder meinte deine Stimme zu hören und gewiſſe Züge deines Geſichts zu ſehen, die mir ganz gegenwärtig geblieben ſind. Wir haben uns nun in eilf Jahren nicht geſehen, und haben uns gewiß ſehr verändert! Es iſt das eine Bedingung der Menſchheit. Aber aus deinem Briefe habe ich empfunden, daß wir uns nicht ſo verändert haben, daß wir uns unverſtändlich geworden wären. Die zwei Worte über Gentz haben mir das gezeigt. Du haſt im Ausdruck deiner Empfindung über ihn die meine ausgeſprochen.

In mir, darf ich dir mit Wahrheit ſagen, wirſt du alles ſtiller, reiner und liebender finden. Der Schmerz des Herzens, der früh in mein Leben griff, und dem ich mich hingab, hat es endlich geläutert und geſtärkt, und hinaufgehoben zu dem Genuß einer inneren ſeligen Klarheit, die

ich in dunkler Leidenſchaftlichkeit ehemals nicht ahndete. Ich darf endlich ſagen, daß, ſo wie dieſe in mir abgenommen, die Liebe, das Vermögen unendlicher Liebe, ſich immer tiefer in mir verſchloſſen hat. —

Ich danke dir für die Nachrichten, die du mir von Theodor giebſt. Das mag es dir auch beweiſen, daß viel mit und in mir vorgegangen ſein muß, daß ich mit Ruhe und großherziger Ergebung an das Schickſal meines lieben Kindes denken kann. Wir ſtehen in Gottes Hand, und das eigne Leben geht zuletzt auf, ach nicht allein in den großen Weltbegebenheiten (das wäre doch zermalmend), ſondern in der ewigen Harmonie der Schöpfung, zu der der Schmerz gehört wie die Freude, der Tod verſchlungen iſt mit dem Leben! Laſſ' uns nur ſtill dieſe ungeheure Zeit ertragen, die Wolken zerreißen endlich, und gewähren uns wieder den Anblick des ewigen Himmels — des Himmels, der nicht weichen noch wanken kann, wie ſchwere Gewitterſtürme drohend an ihm vorüber ziehen.

Von den Kindern ſoll ich dir ſchreiben? Karoline iſt ſich ſehr gleich geblieben. Ein ſtill in ſich geſchloßnes Gemüth, viel Liebes und Gutes, aber vielleicht zu wenig Drang und Beſtreben nach außen hin. Sie erinnert ſich deiner wie aller Menſchen ſeit ihrem fünften Jahre an, und trägt mir auf, dich ſehr zu grüßen. Sie hat etwas Starres und Weiches zugleich, und ähnelt ihrem Vater. Theodorn wird dieſe verhängnißvolle Zeit zum Manne reifen, wenn er ſie überlebt. Er hat ſich gut betragen, iſt mit Luſt und Eifer bei der Sache, die er doch nicht als Scherz hat kennen lernen, und hat eine treue redliche Geſinnung in ſeinem Innern. Bete zu Gott, daß er ihn mir erhalte mit all unſern lieben Freunden. Ach, mein Herz iſt bei Vielen in dieſem heiligen Kampfe, und iſt bei jedem ganz. Schreibe mir, wenn du von Varnhagen hörſt, ich mag ihn nicht mit Briefen plagen in einer Zeit wo man ganz anderes zu

thun hat, als zu ſchreiben. Sage ihm, daß ich einige liebe Zeilen von ihm im April aus Hamburg empfing. Das arme unglückliche Hamburg! Sage ihm, daß ich immer an ihn denke und mein Segen ihn gewiß begleitet.

Dein kleiner Protégé Herr von Cronſtain iſt hier angekommen, und wir hoffen es ſoll mit dem, was er wünſcht, gehen. Ach ja wohl, niemand iſt in jetziger Zeit ſicher von einem Tage zum andern. Das Unglück, das Millionen trifft, umſchlingt und verbindet aber auch Millionen mit einem unauflöslichen Bande, und das brennende Gefühl, was in der Bruſt ſo unzähliger Tauſende lebt, zu ſiegen oder zu ſterben, wird uns retten. Von meinen Kleinen ſollte ich dir noch reden, von Adelheid und Gabriele. Andere haben es wahrſcheinlich ſchon gethan, und ich hoffe du wirſt ſie bald einmal ſehen. Es ſind zwei ſehr liebe, ſehr innige Kinder. Lebe nun wohl, denke an mich, laß von dir hören, und erhalte dir den Muth.

Deine Schwägerin habe ich nicht geſehen. Ich fühle, ich hätte noch weit mehr zu ſchreiben, aber nimm den Brief nur ſo hin, denn bei mir iſt ein ſolch verworrenes Leben jetzt!

Karoline von Humboldt.

4.

Wien, den 11. September 1813.

Du liebes gutes, helfendes Geſchöpf, ich habe eben deinen Brief bekommen, und ich ſende dir was ich gleich im Hauſe, bei meinen Kindern und mir, gefunden habe. Morgen oder übermorgen werde ich ſchicken, was ich von meinen Bekannten auftreiben kann.

Der Banquier Balladene in Prag hat von mir eine Summe Wiener Währung geſchickt bekommen, zugleich deine

Adreſſe. Da laß dir die Summe auszahlen. Man hat mir gerathen es ſo zu machen, weil es ſichrer und ſchneller ſei als ein Brief, der, wenn er mit Geld (ſelbſt mit Papiergulden) beſchwert iſt, mit der fahrenden Poſt gehen muß.

Dein Brief hat mich ſehr leidend gefunden. Aber ich habe meine Bekannten mit Briefen beſtürmt, da ich Fieber habe, und nicht ausgehen kann. Doch mußt du dir nicht vorſtellen, daß ich unendlich viele Bekannte habe.

Die lieben Unglücklichen! Ich wünſchte in Prag zu ſein, um dir zu helfen. Gott weiß es, daß meine Seele nur dort iſt. Und das furchtbare Wetter. — ach was ſoll daraus werden! — Theodor war in einem Bivouak nahe bei Töplitz, er hat vor Dresden in drei Tagen nichts zu eſſen gehabt.

Morgen hoffe ich wieder etwas zu ſchicken.

Deine

Karoline.

Verzeih mir die Eile, das Fieber macht mich ſo lahm. Gott, man ſollte ſich nicht beklagen! Was leiden die, die draußen ſtehen!

5.

Wien, den 29. September 1813.

Ich bin gar unausſprechlich gerührt von deiner Liebe und Treue mir ſo oft zu ſchreiben, geliebte Freundin, ich bin es um ſo mehr, da ich tief empfinde, wie koſtbar deine Zeit dir iſt. — Ich habe — leider — ſo manchmal Perioden im Leben, wo ich gar nicht ſchreiben kann, und ſo eine iſt eben jetzt. Es iſt nicht Zerſtreutheit, es iſt innere Beklommenheit, es iſt, eben weil ich ſo fern bin, als wenn jeden Moment das Ungeheuerſte geſchehen könnte, ich kann vor dem nahen Bevorſtehenden kaum mehr athmen,

und ich höre in jedem Luftzuge die Seufzer derer, die fallen. Mein Glaube an Gott, an das glückliche Ende unſrer gerechten Sache, verläßt mich nicht, aber doch bricht mir das Herz im innerſten Buſen. Dazu höre ich ſeit Monaten nichts von dieſem und jenem, der dabei iſt, von Menſchen, die mir unausſprechlich theuer ſind, ob ſie ausgeblutet haben wie mein lieber Körner, oder ob noch die Kugeln in der Luft ſauſen und treffen. Großer Gott, es iſt eine ungeheure Zeit! — Wird man ſie überleben, und zuletzt verlaſſen und vereinſamt von allen Geliebten ſtehen? O nein, man wird die lieben, und ſich mit aller Gewalt des Herzens an die halten, die übrig bleiben, ſiegend übrig bleiben! —

Wie wünſche ich dir Glück, für eines theuren Freundes Leben, wie Alexander Marwitz iſt, etwas zu thun, — ich habe auch einen Freund, der Alexander heißt, von dem ich gar nicht erfahren, wo er iſt, ob er lebt. — Von Theodor weiß ich Gutes, er war bei dem letzten Gefecht auf den böhmiſchen Höhen; die Schwadron hatte aber diesmal nur einige Verwundete, und er kam gut davon. Von Varnhagen weiß ich auch, daß er lebt, durch einen Brief Wallmodens an Pauline Hohenzollern, aber von meinem lieben Hedemann, von Röder und Alexander von Rennenkampf weiß ich nichts. — In dem Hauſe der Gräfin Morzin in Prag liegt Ferdinand von Röder an einer Wunde, die er vor Dresden empfing, ſein Bruder Wilhelm blieb vor Kulm, und mein Röder heißt Karl. Aber wenn du den Ferdinand einmal beſuchen kannſt, oder beſuchen laſſen kannſt, damit ich ſeiner Schweſter von ihm mit Wahrheit berichten kann, wirſt du mich ſehr verbinden. Seine Schweſter iſt ein herrliches Mädchen, die ganze Familie brav und gut.

Der arme kleine Cronſtain iſt in Brünn krank geworden. Denke nur, wie er hier war, frug ich ihn, ob er Geld brauchte, aber er wollte nichts, und reiſte weg ohne etwas anzunehmen. Nun ſchreibt er mir vor vierzehn Tagen, er

sei krank worden in Brünn, sagt mir aber nicht was er braucht. Ich schrieb ihm, bat ihn es mir aufrichtig zu sagen, schickte ihm indeß dreißig Gulden, und nun antwortet er mir nicht, und hat es auch mit diesem seinem ersten Brief, und der Art wie ich ihm antworten sollte, so sonderbar eingerichtet, daß ich gar nicht wissen kann, ob es ihm zugekommen, ob und wie ich Nachricht von ihm einziehen kann. Ich versichre dir, daß mir ernst bang um ihn ist. Die Mutter des jungen Cronstain hat zweimal an Humboldt geschrieben, aber wie ihr einen ungelesenen Brief zur Antwort zukommen lassen? und liest man ihn, so kann man nicht wissen, wie man die Arme kompromittirt. Wie geht es mit deines Freundes Hand? Das schreibe ja.

Mein Kind, das geht so den ganzen Morgen hier, Thür auf, Thür zu, und weil sie doch etwas wissen können (der Menschen mein' ich), läßt man sie nicht abweisen. Meine Gesundheit ist besser. Die Li grüßt. Ich habe zwei Frauen im Haus, die bei mir wohnen, und kaum eine Stunde für mich. Ist der Gustav Rochow, den du erwähnst, ein Bruder des Adolf Rochow, und weißt du nichts von letzterm? — er eilte aus Italien zurück, um Dienste zu nehmen.

Gott segne Dein Bemühen mit Erfolg. Bald mehr. Ewig dein.

Karoline von Humboldt.

6.

Wien, den 25. Oktober 1813.

Nur mit zwei Worten, meine geliebte Freundin, kann ich dir heut für deinen lieben Brief vom 18. danken. Gott hat uns beigestanden und Sieg verliehen, und vieler

Sorge lege man entbunden ſein. Es iſt dies ein unendlich wichtiger Schritt zum Brechen ſeiner Gewalt. Ach aber auf's neue müſſen Tauſende bluten, und die Summe des Leidens häuft ſich in's Unendliche, und es iſt einem, als müßte einem oft das Herz darüber brechen.

Wilhelmen ſchreibe ich nächſtens durch dich, mein Engel. Ich liebe und ſchätze ihn.

Varnhagen hat mir einen allerliebſten freundlichen Brief geſchrieben, bewegt, recht tief bewegt von der Gegenwart und Zukunft, und innig zurückſchauend in die Vergangenheit. Jetzt wird er in Bremen ſein. Ich habe Gelegenheit gehabt, ihm durch die Fürſtin Hohenzollern, die mit Wallmoden in Briefwechſel iſt, gleich zu antworten.

Graf Bentheim bringt dir dieſen Brief. Laß dir nicht von ihm ſagen, wie ich lebe; denn in den vierzehn Tagen, wo er hier war, konnte ich ihn unglücklicherweiſe nur immer in Stunden ſehen, die, in einer Zeit wo ich Beſuch im Hauſe habe, ausſchließlich der Geſellſchaft gewidmet ſind. Ich liebe dieſen Bentheim außerordentlich, mehr durch Inſpiration als durch eigentlich tiefes Erkennen ſeines Weſens, aber das Herz ſagt es mir, daß ſehr viel und ſehr Schönes, Menſchliches und Tiefes in ihm iſt. Auch meine ich oft, er hätte einen Kummer, den ich ihn bitten müßte, einem verwandten Gemüth anzuvertrauen.

Die Frau von Arnſtein läßt dir ſagen, du möchteſt dich bei der Oberſtburggräfin Kolowrat melden um Hemden. Der habe ſie welche geſchickt, und ſie gebeten, dir zukommen zu laſſen was du brauchteſt. Kannſt du ein Stück Hausleinewand, nicht fein aber tüchtig, brauchen, ſo ſchicke ich es dir?

Schreibe bald. Deine treue

Karoline.

Bernſtorff bedauert unendlich, dich nicht geſehn zu haben. Er hat ein Unglück im nicht finden können.

7.

Wien, den 22. Januar 1814.

Ich ſchreibe die ſchon ſeit vielen Tagen, aber du bekommſt es immer nicht, mein liebes Kind, denn ich ſchreibe nur immer in Gedanken. Mein Leben iſt zu geſtört, und vom Mittagseſſen an ſind für meine alleinigen Beſchäftigungen mir alle Stunden verloren. Dein letzter Brief hat mich unausſprechlich gerührt, weil ich ja weiß, was da vorgegangen ſein muß, ehe man dazu kommt, ein Kreuz ſo zu küſſen, wie du das deine von Ebenholz. Aber woher kommt dir die Kraft der irdiſchen Liebe, nachdem du dich gefaßt haſt in unausſprechlichem Entſagen? Genz iſt gar zu ſehr Genz in der Abſchrift des Briefes, den du mir ſchickſt, es iſt alles wie ein Memoire, wie eine Kriegs- oder Neutralitäts-Erklärung, alles was er ſchreibt, ich kann mir nicht helfen, du hältſt ihm ein glänzendes Himmelsbild vor, für das er gar keine Augen hat. Vom Verſtehen will ich gar nicht einmal, vom in ſich Aufnehmen und dann Verſtehen — reden, aber ſelbſt die äußere Erſcheinung geht ihm verloren. Thue es nicht, ſchreibe ihm nicht mehr. Schreibe mir, ſchreibe Varnhagen, nicht ihm. Er kommt jetzt zurück, ſagt man. Ich freue mich nicht zu ihm, ob ich ihn aber genug achte, es ihm zu ſagen, weiß ich noch nicht. Er liebt die Unſren nicht, unſre Preußen, verſtehſt Du. Der eigentliche Geiſt, der die Nation begeiſtert hat, der ſich klar in That und Wort bei Tauſenden ausgeſprochen hat, die hat er nicht erkannt. Das kommt eben auch daher, weil er die Liebe nicht erkennt. Nun weiß ich, daß er ſie verkleinert, verunglimpft, daß er ſchon jetzt nicht leiden kann, wenn die Welt voll ihres Ruhms iſt, und das hat mich denn nun ganz von ihm abgewendet. Ich werde ſtill und ſchweigſam mit ihm ſein, wenn er mich aber auf's äußerſte treibt, ſo ſag' ich's ihm grade heraus.

wer ihn aber in St. Petersburg ersetzen soll, ist noch unbekannt; man nennt die Generale Graf von Truchseß und von Thile. Für München scheint General von Clausewitz, für Neapel Graf von Flemming bestimmt. Herr Major von Martens hofft jedoch, diesmal auch nicht leer auszugehn; er steht bei Sr. Majestät dem Könige wirklich in ausgezeichneten Gnaden! Herr Graf von Brühl bleibt Intendant der Königlichen Schauspiele; man hatte ihn als künftigen Hofmarschall des Kronprinzen bezeichnet, und er selbst wegen eines neuen Zwistes mit dem Ritter Spontini seine Entlassung von dem Bühnenposten begehrt; es bleibt aber alles beim Alten, und so ist's auch am Besten, da braucht sich keiner an was Neues zu gewöhnen. —

Sollte ich nicht den wenigen Raum, der auf diesem Blatte noch übrig ist, mit politischen Betrachtungen anfüllen? Ich dächte nicht! Wir sprechen hier den ganzen Tag von Spanien, von seinen hartnäckigen Kortes, zweideutigen Generalen, verwirrenden Oertlichkeiten; wir können mit dem Gelände und Gewässer von Cadix durchaus nicht auf's Reine kommen; soll ich Sie nun noch mit unsern abentheuerlichen Einbildungen quälen? —

Von dem Nächsten, was wir wissen und beurtheilen können, von unsren bevorstehenden Provinzialständen, sprechen wir kein Wort, desto mehr aber von der nächsten Eröffnung der Kammern in Frankreich. So seltsam ist es mit den Menschen! Und doch muß alles, was noch so seltsam ist, seinen ordentlichen, gewöhnlichen Grund haben; oft ist dieser schwer zu finden, oft liegt er oben auf! —

In Hamburg war ich ohne Rahel; ich habe dort einen angenehmen, ermunternden Aufenthalt gehabt, und bin gesünder heimgekehrt. Es geht uns mit der Gesundheit leid-

Von Varnhagen habe ich einen sehr lieben, aber unbeschreiblich alten Brief gehabt vom 24. November. Ich habe ihm noch nicht antworten können. Ich bin nicht befangen darum, daß du ihm immer meine Briefe schickst. Ich liebe ihn ja. Es wird mir darin immer klarer und stiller, meine Thränen immer beruhigender. Ich glaube, ich sterbe nun bald — ach nur dann kann man von Thränen scheiden. — Meine Gesundheit ist die Zeit her gar nicht gut gewesen. In der That glaube ich, daß Wien mir nicht bekommt, denn nie hatte ich die immer wiederkehrenden ertödtenden Migrainen. —

Koreff hat eine unbeschreibliche Tiefe des Gemüths, und es neigt sich alles in Liebe und Sehnsucht einem andren Leben zu. Ich habe nicht den Blick über Menschen, den du hast; aber doch einigen. — Am meisten bin ich mit Pauline und Jeanne, den Schwestern der schönen Herzogin. Ich liebe diese auch, aber jene mehr. — Und wie ist's mit deiner Gesundheit? schreibe nur eine einzige Zeile darüber. Nimm heut vorlieb mit diesem Briefe.

Die Kinder grüßen. Unsre Angelegenheiten gehen gut. Hast du zwei Dutzend Hemden bekommen?

Karoline von Humboldt.

VII.

Peter von Gualtieri.

Peter von Gualtieri.

Um von Gualtieri zu ſprechen, fehlt uns alle Hülfe ſchon bekannter Anknüpfungspunkte. Er ſelbſt hat ſich durch Schriftliches wenig ausgeſprochen, und ſein Namen iſt auch durch Andere ſelten erwähnt worden. Rahel aber nennt ihn mehrmals mit groſſer Vorliebe, und erwähnte ſeiner bei jeder Gelegenheit als eines frühen und treuen Freundes, deſſen Originalität in dem ganzen damaligen Lebenskreiſe ſcharf hervortrat und vielfach wirkte. Einen beſondern Zug ſeines Karakters führt Rahel in der Galerie der vier Eitlen an, wo man ſich etwas wundert ihn dieſes Zuges wegen eingereiht zu finden. Auch war ſeine ſogenannte Eitelkeit eigentlich nur ein aus der Tiefe quellendes Gefühl des eignen Daſeins, und dies Gefühl machte ſich auch in geringen Dingen unwiderſtehlich Luft.

Er ſtammte aus einem angeſehenen italiäniſchen Geſchlechte, und einige ſeiner Vorfahren waren in der katholiſchen Kirche zu den höchſten Würden aufgeſtiegen.

Er ſelbſt aber freute ſich, einer proteſtantiſch gewordenen Linie anzugehören, ſo wie auch ſeinen fremden Namen im Deutſchen ganz fertig überſetzt als Walter vorzufinden. Seltſam genug, italiäniſche Abkunft und franzöſiſche Bildung hatten ſich in ihm durchaus zu deutſcher Geiſtes- und Gemüthsart beugen müſſen. Er war früh in Kriegsdienſte getreten, hatte neben dem Waffenweſen ſich immer geiſtig beſchäftigt, galt für einen klugen Weltmann und originellen Selbſtdenker, war zuletzt Major und Flügeladjutant des Königs, und wußte in dieſer Stellung nur um ſo günſtiger und auffallender ſeine freien und oft wunderlichen Sprüche und Auseinanderſetzungen anzubringen. Er raiſonnirte und dialektiſirte unaufhörlich, ohne alle Kunſt der Schule und Hülfe der Wiſſenſchaft; daher oft unbeholfen, unvollſtändig und mehr Mißverſtändniſſe verurſachend als wegräumend, hartnäckig, unbezwinglich, wenn es nicht etwa gelang, ihm unerwartet auf ſeine Art beizukommen, und ihn plötzlich durch einen blitzenden Lichtſtrahl zu überzeugen; dies konnte Rahel faſt immer, und willig erkannte er ihre Ueberlegenheit, die ihn freute, dagegen ihn jede andre nur reizte und kränkte. Seine große Denkkraft und vielfache Unkunde brachten vereint die lebendigſten, tiefſten und witzigſten Ausſprüche hervor, und da er beim Sprechen ganz an die Sache, aber kaum an die Worte, und gar nicht an die Umſtände dachte, ſo beging er Verſtöße und Verwirrungen in Menge. Dabei kam er niemals aus der Faſſung. Er konnte von demſelben Menſchen das Widerſprechendſte ausſagen, und abwech-

ſelnd bald das eine, bald das andre beweiſen, die Schönheit, die Häßlichkeit, den Verſtand, die Dummheit, und auch die Zuhörenden ſelbſt wurden dann leicht in ſolche bedenkliche Gegenſätze mithineingeſpielt. Hatte er eine Einſicht erlangt, eine Wahrnehmung gemacht, ſo gab es kein Mittel, ihn ſolche unterdrücken zu laſſen; er hatte den Muth, unter jeder Bedingung und an jedem Orte alles zu ſagen, was er meinte, am Hofe, zur Königin, dem Könige ſelbſt. „Laßt uns über irgend einen Gegenſtand ſtreiten," pflegte er wohl von freien Stücken anzuheben, wenn er das Geſpräch nicht belebt genug fand. Im Streiten aber kannte er keine Gränze als das Aeußerſte; jedoch ſprach er ſelbſt nicht ſowohl hitzig und lebhaft, als vielmehr nachdrücklich und ſogar langſam, immer aus ſeinem Denken heraus, und in dieſem durch nichts zu ſtören. Dabei ſtellte er mit tiefſter Ueberzeugung den Satz auf, man könne nur mit ſolchen ſtreiten, mit denen man Einer Meinung ſei.

Seine Unkunde war übrigens nur eine in Betreff wiſſenſchaftlicher Kenntniſſe; keine der Welt und ihrer Formen. Er war ein gewandter und wohlkundiger Hofmann, von raſchem und feinem Geſellſchaftsgeiſt. Sein anſcheinend bedächtiges Weſen bei der glühenden Regſamkeit ſeiner Laune erhöhte ſehr das Komiſche und Sonderbare ſeiner oft einzigen Aeußerungen.

Er war ein leidenſchaftlicher Preuße, und als ſolcher ein großer Freiheitsfreund, in dem Sinne, wie die durch Friedrich den Großen beförderte Geiſtesbildung dazu machen konnte. Daß ſo viele Vorurtheile und

Einbildungen durch die franzöſiſche Revolution zu Grunde gingen, gereichte dieſer Denkweiſe zum höchſten Vergnügen, welches ſich auch ohne Hehl zeigen durfte. Gualtieri wurde durch ſeine Beſprechung der damaligen Ereigniſſe, ſeine geiſtreiche und beißende Art, wie er Grundſätze und Thatſachen in die unmittelbare Umgebung hineinſpielen ließ, und auf das Nächſte anwandte, oft ſehr peinlich, und um ſo peinlicher, je höher die Perſonen ſtanden, von denen er ſprach; hierin aber lag für ihn nur ein Reiz mehr, und ſeine Freimüthigkeit ließ ſich durch niemanden beſchränken. Die Siege der republikaniſchen Franzoſen drängten ſich damals der Einbildungskraft mächtig auf, der Heldenruhm Bonaparte's erweckte die größte Theilnahme, vielfache Vorſtellungen und Reizungen wogten in den Gemüthern. Auch Gualtieri war lebhaft ergriffen von jenen Richtungen des Tages. Als nun aber die franzöſiſche Republik in ein Kaiſerthum verwandelt wurde, konnte er ſeinen Verdruß und Unwillen nicht verhehlen, fand die ſtolzen Krieger der Republik, die ihm wie Ritter, welche für die eigne Sache fechten, erſchienen waren, jetzt ganz klein geworden, und faßte ſeine Geringſchätzung mit Achſelzucken in den karakteriſchen Ausdruck zuſammen: „Nun ſind ſie ja nichts weiter, als gemeine Kaiſerliche Soldaten!“

Auch in Auffaſſung der geringfügigſten und gewöhnlichſten Dinge, welche ſonſt wenig beachtet werden, zeigte ſich ſein eigenthümlicher Sinn. So merkte er z. B. auf Hunde ſehr genau, betrachtete ihre Sitten und Bezei-

gungen, und konnte ganz tiefſinnig darüber werden, und die beißendſten Vergleiche und Nutzanwendungen machen. Eben ſo las er Lafontaine'ſche Fabeln mit wunderbarem Sinn und Nachdruck, ſie wurden in ſeinem Vortrage ganz Leben, und zwei Verſe, z. B.

Deux coqs vivaient en paix: une poule survint,
Et voilà la guerre allumée,

entfalteten in ſeiner Behandlung einen ſolchen Reichthum von Wahrheit und Komiſchem, daß man mit ſtaunendem Lächeln ihm zuhörte, und ihn, wenn er aufhören wollte, gern zum Fortfahren ermunterte.

Den Frauen bezeigte er große Aufmerkſamkeit, verlangte aber, daß ſie großen Werth darauf legen, voll Dankbarkeit ſein ſollten, und war außer ſich, wenn dies unterblieb. Im Grunde war ihm nicht ſo ſehr an ihrer Gunſt gelegen, und er hätte nicht alle erreichbare verbrauchen mögen, aber die Vorſtellungen von Gelingen und Erfolg konnte er von ſeiner Perſon niemals getrennt denken laſſen, das war ihm unmöglich, und ſo ſtrebte er überall wenigſtens den Anſchein davon zu ſeinen Gunſten feſtzuhalten, und galt daher bald für einen feurigen Liebhaber, bald für einen Wüſtling, ohne eines von beiden wirklich zu ſein. War in der That ſeine Neigung berührt, hegte er anſpruchsloſe und zartgeiſtige Empfindungen, ſo beging er doch lieber, um ſie zu verbergen, die größten Härten und Unarten, als daß er ſie eingeſtanden und dadurch einem verletzenden Spotte bloßgeſtellt hätte. Der Ehrgeiz, in Liebesſachen ein

ſtarker Geiſt zu ſcheinen, wird immer unter den Schwachen herrſchend bleiben.

Uebrigens war Gualtieri in einer Welt herangewachſen, wo wenig geglaubt und verehrt wurde, was nicht der Klugheit und dem Vortheil diente, und wo die Ueberzeugung galt, daß das Leben der großen Welt ſich nach andern Geſetzen entwickeln müſſe, als den in Lehrbüchern der Sittenlehre aufgeſtellten. Er ſuchte ſich aber auch hier einen höhern Standpunkt, und hielt aus dieſem ſelbſt manche Verderbniß für eine Zuflucht, welche das Richtige und Natürliche bisweilen gegen Heuchelei und Pedanterei zu gewinnen ſtrebe, und aus der doch wieder manche ächte Lebensblüthe gedeihe, die ſonſt nicht möglich wäre. In dieſem Sinne konnte er einen Geſandten, der eben aus Liſſabon gekommen war und von dieſer Hauptſtadt erzählte, ganz unbefangen und ernſthaft fragen, ob auch gute Depravation dort wäre? und den gemeſſenen würdevollen Mann durch die unerwartete Anrede ganz außer Faſſung bringen.

Den Vornehmen bemühete er ſich gar gern und oft, die Nichtigkeit ihrer Anſprüche zu zeigen; die Demüthigung jedes Dünkels war ihm ein Feſt. Verſtand und Geiſt gingen ihm über alles, dieſe ſollten ſeiner Meinung nach immer obenanſtehen, und dieſer Ariſtokratie vor jeder andern wollte er angehören. Auf dieſe war er hauptſächlich ſtolz, und ſeine Eitelkeit beſtand darin, ſich immer deſſen zu rühmen, was Andern bei manchen Gelegenheiten zu verläugnen bequemer dünkte. Alle Welt mußte es bis zum Ueberdruß von ihm anhören,

daß er Goethe'n hatte kennen lernen, und ſich darauf mehr einbildete, als wenn er am größten Hofe wäre vorgeſtellt worden. Er ließ die vornehmſten Perſonen ſtehen, um mit Gentz, dem damals noch wenig geltenden, aber von ihm anerkannten und geprieſenen zu ſprechen; er ging oft aus der Hofgeſellſchaft weg, um, wie er vorſätzlich ausſprach, zu Mlle. Levin zu gehen, wo die klügſten Leute zuſammenkämen, und ſogar der Königin rühmte er mit Abſicht dieſen geſelligen Kreis als einen, um den man jeden andern aufgeben darf.

Durch ſeine anſehnlichen Verhältniſſe, die er beſtens geltend zu machen wußte, war ihm eine bedeutende Laufbahn leicht eröffnet. Er wollte ſich im diplomatiſchen Fache verſuchen, und gleich ſein erſter Anfang war, daß er zum Geſandten nach Madrid ernannt wurde. Der damalige Miniſter Graf von Haugwitz war ihm jedoch nicht wohlgeſinnt, und ſuchte ſeine Sendung, da er ſie nicht rückgängig machen konnte, wenigſtens zu verzögern. Es vergingen Monate, ein halbes Jahr, alle perſönlichen Betreibungen, alle Fürſprache der höchſten Perſonen waren fruchtlos; daß in den Geſchäften ſelber kein Grund zum Aufſchub läge, erfuhr er mit Beſtimmtheit. Da wählte er ein ſonderbares Mittel, um ſeinen Zweck zu erlangen. Auf einer großen Aſſemblée trat er zu dem Spieltiſche des Grafen von Haugwitz, grüßte ihn feierlich, blieb dann ihm gegenüber ſtehen, und ſah ihn immer an. Das wurde jenem ſchon unbequem. Allein Gualtieri ließ es dabei nicht, ſondern ſpornte ſich an, alles Abſcheuliche und Belei-

lich, obwohl das Wetter arge Sprünge macht. Mögen Sie wohlauf und vergnügt sein! Wir grüßen Sie innigst!

In treuer Verehrung und Ergebenheit

Ihr

K. A. V. v. E.

Ich hätte gern einen Abdruck des Goethischen Buches für den verehrten Grafen Schlabrendorf beigelegt, muß es aber unterlassen, weil das Paket nicht zu stark werden darf. Bezeigen Sie dem theuren Manne meine innigste Anhänglichkeit und Verehrung! Möchte er mir doch einen Artikel über Goethe zukommen lassen. S. 77 habe ich nicht gewagt, seinen Namen im Druck stehen zu lassen; der Brief, worin er vorkam, war von mir an Hrn. Stägemann, ich habe Ungenannt darüber gesetzt, damit mein Name nicht zu oft in dem Buche stände. Sagen Sie ihm, er möge nicht schreibunhold sein, Mittheilung ist die Blüthe des Lebens, und die bloß mündliche verliert allzu schnell ihre Gestalt. Ein anderer Unhold in Betreff des Schreibens, den ich hier oftmals von Ihrer Seite zu mahnen habe, Herr Geheimerath Wolf, verdient diesmal Nachsicht, er ist unwohl, und hat uns sogar für heute Abend, den Mad. Körte nebst ihrem Gemahl bei uns zubringt, absagen lassen. Sein geistreicher Umgang ist mir hier oft eine wahre Stärkung, und wie liebenswürdig kann er sein!

Den dritten Theil von Tieck's Gedichten müssen Sie lesen; die Gedichte aus Italien sind entzückend. Graf Schlabrendorf wird auch seine Freude daran haben. Sie haben an Hrn. von Stägemann über Schlosser's Geschichte des achtzehnten Jahrhunderts geschrieben. Nun hab' ich auch den zweiten Theil gelesen. Ein lustiges Buch, zum Aufschreien! Andere suchen die Begebenheiten fein einzukleiden.

digende, was er dem Gegner hätte ſagen mögen, in ſich aufzurufen, und während er ſeine Blicke und Mienen dem ganzen Eindrucke ſeiner Gedanken überließ, die Worte ſelbſt jedoch nicht ausſprach, gab er ſich die Genugthuung, jenem ſeinen ganzen Groll in den bitterſten Schimpfreden auf dieſe Weiſe ſchweigend ins Geſicht zu ſagen. Dieſe magnetiſche Behandlung hielt der Miniſter nicht aus, ſondern erhob ſich beunruhigt, gab Gualtieri'n die Hand, ſprach von deſſen naher Abreiſe auf ſeinen Geſandtſchaftspoſten, und beſchied ihn auf den andern Tag in ſein Kabinet, indem er ihm die Verſicherung gab, alle Hinderniſſe ſeien jetzt gehoben, und in wenigen Tagen würde er ſeine Ausfertigung empfangen. Nun konnte er ſein Spiel ruhig fortſetzen. Gualtieri empfing alle Schriften, deren er bedurfte, und reiſte ab. Ein ſeltſames Mittel allerdings, die Säumniß der Kanzleien zu überwinden, und in dieſem Fall durch den beſten Erfolg bewährt! Indeſſen möchte daſſelbe doch nicht allen Zöglingen der Diplomatik grade als muſterhaft anzuempfehlen ſein!

Gualtieri ging als Geſandter nach Madrid, lebte dort aber nicht lange. Er ſcheute die Sommerhitze nicht, er liebte ſie vielmehr, die beſondern Rückſichten, welche das Klima von Madrid vorſchrieb, wollte er nicht beachten, er wurde krank, und da er, einem Familiengrundſatze getreu, keinen Arzt und keine Arznei wollte, ſo wurde ſeine Krankheit bald tödtlich. Er ſtarb an einem Entzündungsfieber, das nur wenige Tage dauerte. Bei ſeinem Begräbniß warf das Volk mit Steinen;

der Leiche des Gesandten konnte keine Scheu mehr gelten, nachdem sie für die eines Ketzers erkannt worden war!

Von Gualtieri's Briefen ist nur wenig erhalten: ein paar Blätter mögen als Beispiel seiner Ausdrucksweise hier nachsichtig aufgenommen werden!

1.

Carlsbad, ce 25. août 1786.

J'ai reçu hier votre lettre, ma délicieuse amie! — cette expression peut paraître précieuse, pour toute autre que pour vous. Je l'ai lue, et relue, et plus je la lisais, et plus j'y trouvais de choses. Je ne m'arrête pas au projet manqué; il est trop désespérant pour y songer, d'ailleurs je suis trop accoutumé aux contretems de la vie. Ce qui m'a le plus intéressé et frappé dans votre lettre, c'est que tout le monde finit toujours par vous apprécier et par vous mettre à votre place. Vous avez vraiment l'ascendant des ames fortes, un charme inexprimable, un je ne sais quoi, qui tôt ou tard vous fait dominer, sans qu'on s'en apperçoive, qui plait, qui captive, qui entraine, — qu' y a-t-il entre vous et la fille d'Agamemnon, si ce n'est quelque chose qui tient de la divinité? — il n' y a que des contours dans l'une, il y a chez vous des contours aussi, mais il y a surtout une ame qui embellirait les plus irréguliers et ferait oublier les plus beaux; — c'est pour cela peut-être que j'oublie quelquefois de les admirer, et que vous me grondez quand je les admire. Vous êtes la personne du monde la plus singulière; il n'appartient qu'à des ames privilégiées de vous aimer, et cependant elles ont cela souvent de commun avec les plus communes; vous amortissez les sens lorsqu'on est près de vous, et vous avez tout ce qu'il faut pour les éveiller; vous semblez ne dire jamais rien de saillant, et cependant personne ne dit rien comme vous, ou plutôt vous ne dites jamais

rien comme les autres; vous paraissez être à la portée de tout le monde, et personne n'est à votre portée; on vous croirait savante, et vous ne savez rien, ou plutôt vous savez tout sans rien savoir; vous méprisez toutes les vertus, et vous les avez toutes, vous les exercez sans effort, et pourtant c'est un mérite de votre part de les pratiquer; votre élévation vous met au-dessus d'elles, et vous vous abaissez jusqu'à elles; les sots vous trouvent de l'esprit, parceque vous leur en donnez, et les gens d'esprit vous en trouvent, quoiqu'ils paraissent sots à côté de vous; — comment faites-vous donc? êtes-vous une fée, un esprit follet, une sainte, un revenant, un être supérieur, qui se joue des pauvres mortels? — mais que deviennent alors les contours? les dents que vous inspirez et que vous foulez aux pieds? — Je n'en sais rien! — Je sais que je m'ennuie à Carlsbad. Les souvenirs m'y soutiennent; la Toepel, les promenades, les montagnes, ces eaux divines qui donnent un appetit dévorant qu'on n'ose contenter, — valent bien les hommes. Mais le tems est affreux! La nature me suffit lorsqu'il fait beau. Je me promène tous les jours avec vous, — chaque place me rappelle que vous y avez été (remarquez, que je deviens tendre), c'est doux et cruel.

Je suis arrivé fatigué comme un chien; j'ai trouvé des Russes, et toujours des Russes — quelques princesses, mais point de filles d'Agamemnon, de stériles vieilles femmes. Je me console avec mon compagnon de voyage, il est bon enfant, mais il a plus d'amour propre que de moyens, plus de ressources dans les pieds que dans la tête, nous ne saurions cheminer bien loin ensemble, — il me devance sans m'atteindre, je reste en arrière quand il s'agit de marcher, et lui, quand nous sommes en place.

Je vous envoie cette lettre sur les ailes de l'impatience. Vous m'avez promis les détails de l'histoire de la fille d'Agamemnon. Je suis charmé de n'avoir pas déplu à la Schwester, ou plutôt de lui avoir plu. Mais vous savez le prix que j'attache à ces sortes de choses. Cependant je veux les détails. „Die Kleinigkeiten". Mais bien vite. — — **Gualtieri.**

2.

Berlin, 1803.

Je vous renvoie l'aimable Fichte — car je trouve qu'on est aimable lorsqu'on raisonne aussi bien que lui. Ceux qui ne cherchent l'amabilité que dans la frivolité trouveront mon épithète mal choisie. Ich finde, daß nichts dem Witze ſo ähnlich iſt, als dieſes ſcharfe Denken, — mit dem Unterſchied, daß oft der Witz, oder die meiſten witzigen Einfalle, nur ſcheinbar richtig ſind, und dieſes wirklich. La manière dont il réfute Jean Jacques est surement unique dans son genre, elle est nouvelle, elle prouve une profonde connaissance du coeur de l'homme, et de cet homme; — c'est ainsi, c'est avec ces égards que les hommes supérieurs doivent se traiter mutuellement. Et que signifient toutes les déclamations du monde vis-à-vis du moindre petit raisonnement! Je me semble voir d'un côté un lâche spadassin armé de pied en cap dont on se moque, et de l'autre un petit homme, faible en apparence, avec un poignard dont on est sûr qu'il fera usage. Je voudrais posséder ce livre de notre amant de la vérité, pour l'étudier encore. Je ne m'étonne plus, que vous raisonnez si bien, puisque vous vivez avec de tels raisonneurs, et ce n'est qu'en faveur de cela que je vous pardonne de m'avoir lâchement abandonné hier au soir, perfida! — **Gualtieri.**

VIII.

Josephine

Gräfin von Pachta.

Josephine Gräfin von Pachta,

geborne

Gräfin Canal-Malabaila.

Sie trat aus der vornehmen Welt Böhmens wie aus einem Urwald als ein reines, wahrhaftes, treues Naturkind unter die Menschen, mit regem Geist, mit feinem Sinn, mit festem Gemüth, die sich unter nichts Fremdes beugen wollten. Ihre Schönheit zog viele Bewerbungen an; sie verachtete aber alle, die nicht unmittelbar ihr Inneres betrafen, und huldigte selbst einzig den Tugenden, die sie für die größten hielt, der geistigen Erhabenheit, der grundwahren Innigkeit, der festen Seelengröße. Sie dachte nicht, sich in Voraussetzung solcher Eigenschaften irren zu können, und glaubte nachher, in solchem Fall, dem Irrthum seine Macht zu nehmen, wenn sie ihrerseits nur beharrlich ihr Bestes an ihn setzte! Zu ihrer Karakteristik finden sich von Nahel hin und wieder einige sprechende Andeutungen. Ein paar Briefe von ihr selbst werden diese Züge ver-

vollſtändigen. Die Wirkung der damals in den Gemüthern ſich verarbeitenden Kantiſchen Moralbegriffe auf eine ſtarke, leidenſchaftliche, und doch ſtrenge Seele läßt ſich hier nicht verkennen. Man wird an die Briefe des Freiherrn von Herbert (auch eines Oeſterreichers und Kantianers) in Erhards Denkwürdigkeiten erinnert, wo ebenfalls der Verſuch, ſolchen Grundſätzen zu leben, eine unglückliche Wendung nimmt. Denn unglücklich war auch das Schickſal dieſer edlen Frau, deſſen nähere Umſtände jedoch unſrer Betrachtung hier fernab liegen. Mehreres dürfte in der Folge noch mitzutheilen ſein. Sie ſtarb im April 1834 auf ihren Gütern in Mähren.

1.

Prag, den 1. März 1786.

— Man kann ſehr lebhaft ſein, und unſer Innerſtes dabei ſehr ruhig bleiben, eigentlich erweckt nur Furcht Unruhe, aber Theilnahme erhöhet nur den beſſern Zuſtand unſrer Seele, die giebt dem Gemählde Licht; ſie iſt nicht wankelmüthig in ihren Empfindungen, und weiß ſich von jeder gleich Rechenſchaft zu geben. So faſſe ich was mir lieb iſt, was mir groß ſcheint, und bleibe in Ruhe und Harmonie, ich möchte ſtatt Ruhe lieber ſagen, ich trete in ſtille, gleiche Thätigkeit, mein Puls ſchlägt höher, aber gleichförmig. Du wirſt mich wenig verändert finden, meine Geliebte. Ich will dir mich zeigen. Meine Liebe zur Freiheit iſt noch höher geſtiegen, ich ſchätze alles gering, was auf Koſten dieſer gewonnen wird. Ich könnte keine Verbindung eingehen, die mich ſie einſchränken hieße. Leben ohne Freiheit iſt ein moraliſcher Tod. Ich meine nicht damit eine Verkennung meiner Pflichten. Einiger mit mir ſelbſt, bin ich's nicht mit meinem Schickſal noch; hier habe ich manches zu verbeſſern, oder aus dem Weg zu räumen, oder darein zu ſehen. Ich bin gelaſſener, aber nicht auf Koſten meines Enthuſiasmus; das iſt, ich fühle mit eben der Wärme das Schöne, das Große, aber ich entrüſte mich ſogleich, wo ich Kleinheit im Menſchen ſehe; bekannter mit ſeiner Schwäche und dem oft engen Gewebe, in das die Natur manchen eingeſchränkt und das die Umſtände noch mehr verzogen haben, trage ich mit Geduld was ich tadle, und ſpreche öfter meine Ideen in ihrer Sprache, um mich von ihnen verſtehen zu machen. Doch

Dieſer zieht ſie faſernackt aus, um zu ſehen, was daran iſt. Sein Fegen erregt oft einen gewaltigen Staub, aber manche Stelle wird doch rein davon. Die Ungenirtheit, mit der ein Geſchichtſchreiber heutigen Tages, allem Vorurtheil von hiſtoriſcher Würde und hiſtoriſchem Stil zum Trotz, ſo ganz nebenher Talleyrand einen Schuft, und Andere anders nennt, hat etwas Hochkomiſches. Und im Ganzen iſt ſolche Erſcheinung gut und nützlich. „Das Geſchmier von Laſcaſes" war mir auch ganz recht, und ſo vieles andere, worüber ich laut lachen mußte! —

Iſt denn Thiers' Geſchichte der Revolution ſchon erſchienen? Und, um an Aelteres zu erinnern, erſcheint denn Lémontey's angekündigtes, vielverſprechendes Geſchichtswerk noch immer nicht?

28.

Varnhagen an Oelßner.

Berlin, den 11. Oktober 1823.

Nur ſo eben erfahr' ich, daß heute ein Kourier abgeht, und mir bleibt an dieſem vielfach geſtörten Vormittag nur wenige Zeit zum Schreiben übrig! Wenigſtens meine herzlichſten Grüße ſoll dies Blatt Ihnen bringen, mein verehrteſter Freund! wenn auch ſonſt in der Eile nicht viel Inhalts darauf Platz nimmt. Ich hätte des Stoffes wohl übergenug, und finde mein Inneres, indem es ſich zu Ihnen wendet, ganz erregt und erfüllt, aber die Seele ſchwebt behutſam darüber, und will kein Tröpfchen davon verſchütten laſſen.

„Down, wantons, down!" ſagt im „König Lear" die

unerbittlich, eine Zunejgung durch mitleidiges Gefühl ihnen zu äußern, bleibe ich mit ihnen in gleicher Entfernung, nur nüzlich bin ich ihnen. — Du ſieheſt mich wieder in dieſen Zügen, jezt bin ich deinem Auge nicht mehr fremd, das dürfen wir uns auch nie werden. Ich glaube mich nicht zu irren, wenn ich behaupte, daß alle die Aenderungen, die in uns noch vorgehen, ſo verſchieden ſie in jeder ſein mögen der Art nach, doch in ihrer Natur übereinſtimmend bleiben. Gieb den Gedanken nicht auf, mit mir zu leben, ich will ihn nicht zum Grund einer Forderung machen, aber zur ſchönſten Ausſicht meiner Zukunft. Sehen muß ich dich künftiges Jahr, ich hoffe in Töplitz; dich auch in Prag zu ſehen, gebe ich doch nicht auf, es ſcheint als genöſſe ich die Freude doppelt, wenn nur Ein Dach uns ſchüzt. —

Sara Meyer hat mich immer beſonders intereſſirt, ich wünſch alſo um ſo mehr, daß ihr Glück ihrer immer würdig bleibt. — Wie iſt's mit deinem Muth zur Heirath? Ich denke mir dieſe Verbindung als eine der beſten, die am erſten zur dauerhaften Zufriedenheit tauglich iſt, aber, Gott! liebe Freundin, wie ſchwer die Wahl, wenn man Einmal auf einem Punkt ſtehet, der uns von den meiſten Menſchen trennt! Die gewöhnlichen Geſchöpfe ſind am ſicherſten, nicht unglücklich in der Ehe zu ſein. —

Haſt du in den Horen den Aufſaz über Meiſters Lehrjahre geleſen? Ich denke, der Verfaſſer faßte Goethe's Geiſt. Wie hat ſich dieſer Liebling von dir in dem Almanach herabgeſezt!... ſtille, ich höre wie du ihn vertheidigſt, ſagſt, es ſei Muthwillen, Verachtung des Publikums; — das iſt's auch, doch die muß man nicht äußern auf Koſten ſeiner eignen Achtung, das Göttliche in uns darf nie verkennbar ſein. —

Es iſt doch was Marterndes um das Aufwachen aus einer Täuſchung! — Nun liegt die Wahrheit da, die unangenehme, und ich muß ſie annehmen als ein Gut. So

muß ich dieſen Schmerz noch für recht erkennen, auf ich mit der Prinzeſſin in Goethe's Taſſo. —

Den 2. März.

Ehe mein Brief abgeht, muß ich dir noch einen guten Morgen wünſchen; ich denke mir dabei die glücklichen Tage, wo ich leiſe zu dir ſchlich, und mich freute und auch betrübt war, daß du noch ſchlieſeſt. Es iſt Erquickung für dich, meine Geliebte, dachte ich, aber auch eine Stunde der Seligkeit mir abgerechnet! — Heute gehe ich in die Oper. Dir danke ich, mehr Geſchmack an der Muſik zu finden, zwar ſo ſchön und wahr ſie oft meine verborgenſten Empfindungen hervorlockt, ſo kann ſie mir doch nie werden, was ſie dir bei deinem hohen Enthuſiasmus und deiner Kenntniß von ihr ſein muß. —

Grüße die brave Liman von mir, ihr Andenken iſt mir wohlthuend, ſie iſt ſo ruhig vernünftig für ſich, und läßt nur im Vertrauen ihren ganzen Werth merken. Schreib mir bald, Theure, und was du von mir denkſt, ich höre gern dein Urtheil über mich, freue mich dann, daß du mich wieder kennſt.

Haſt du von den vielen Kantaten gehört, die hier zu Ehren des Kaiſers abgeſungen wurden? Wenn ihr euren König zu lieben verſtehet, ſo verſtehen wir den unſrigen feierlich zu loben. — Was macht Gualtieri? Sagt er noch l'incomprehensible von mir? Verſtehet er darunter, daß ich die Liebe, bei einem Herzen, das ihm dazu geſchaffen zu ſein ſcheint, doch entbehren und zu fliehen gelernt habe, ſo wird mich Gualtieri und die Meiſten, da ſie ihm in dieſem gleichen, incomprehensible nennen. Dir bin ich es doch auch hier nicht. —

Ich liebe dich ſehr, Rahel, und dich nicht zu ſehen, iſt ein großes Opfer, das ich bringe, aber ich kann nicht anders handeln, als wie ich einmal erkannte, daß ich handeln muß.

Es iſt ſchlecht vom Prinzen Ligne, daß er dich nicht vor der B. warnte, da er ihren Ruf in Wien kennt; unverſchämt zu ſcheinen, ſoll man nur von ſich verlangen. — Sage Marianen Meyer, daß ich antwortete, wenn der tägliche Rauſch des Egerwaſſers mir nicht etliche Stunden nähme; — ſie iſt doch nur neugierig zu wiſſen, wie ich ſchreibe: zu ungeſchminkt, um ihr zu gefallen, zu alltäglich, um mich zu nützen, und zu wahr, um ihr zu ſchmeicheln. Lebe wohl.

Joſephine.

2.

Sommer, 1796.

„Die Menſchen denken nicht ernſtlich an den Tod", ſagte ich zu Graf Einſiedel, als er mich nach Hauſe führte, und findeſt du es nicht ſo? Wie könnten ſie uns ſonſt Trennung gebieten, die einmal als vergänglichen Weſen uns ohnehin bevorſteht? Ja ich glaube, daß die größten Unfälle, die uns von Andern und von uns ſelbſt zukommen, ihre Urſachen in der Vergeſſenheit des Todes haben: der Menſch handelt nach außen, als wenn er ewig, und arbeitet in ſeinem Innern eben ſo wenig, als ob er endlich wie die Blumen wäre.

Schlimm wurde meine Reiſe, wie die Stunde der Trennung es war; die Hitze, der Mangel an Schlaf, die Unruhe meines Gemüths, brachten mich dreimal der Ohnmacht nah, ich ließ allemal halten, um wieder Kräfte zu ſammeln, und dann fuhr ich halb betäubt fort. Wie iſt dir, meine Liebe? Durch einen ſanften Troſt kann ich dich nicht erheitern, wenn aber mich hören dir Troſt iſt, ſo laß mich dir ſagen, was ich oft wiederhole, ſeit ich ſehe, daß ich leben muß, und leben muß,

wie ich nicht will. Schön iſt, der Pflicht alles hinzugeben! Dies Bewußtſein ſtärkt manchmal, und kann wohl Augenblicke der Seligkeit geben; aber um glücklich zu ſein, bedarf der Menſch mehr, und wenn er auch, ſo wie er ſoll, nach Glückſeligkeit zu ringen nicht zu ſeinem Zweck macht, bleibt ſie doch ein heißer Wunſch, der nur mit ihm vergeht. Wie iſt möglich, zufrieden zu ſein, wenn man immer mit dieſem Wunſch in Widerſpruch lebt! Das, Liebe, bringt mir oft ſchwarze Stunden, wenngleich nicht muthloſe wie ſonſt. Ohne Furcht gehe ich muthig meinen Weg fort, aber freilich kann ich dieſen Weg nicht preiſen, danken, daß ich hinein kam, kann ich nicht. Was ich um mich ſehe, iſt Verkehrtheit, iſt Unſinn, iſt Qual, und die wenigen Blumen, die auf unſerm Weg zerſtreut liegen, müſſen mit der Eile der Laune gehaſcht werden, denn ſie vergehen mit dem Tag ihrer Geburt.

Mein Vater iſt bei mir, und handelt in ſeinem Garten, als wenn er nicht ſein wäre, ſpricht, er wohne bei mir, und will nur das Gaſtzimmer bewohnen; wenn das fortdauert, ſo iſt doch ein Etwas, an das ich mich halten kann. Komme, Liebe, Ende Septembers, wenn du kannſt; wir wollen doch beweiſen, was gute Menſchen für ihre Zufriedenheit vermöchten, wenn ſie ſich verbänden.

Die Franzoſen ſind, wie ich vermuthe, in Würzburg, ich traf, als ich herkam, einen Brief vom 17. Juli, der die Armee, die in Würzburg an dem Tage lag, in einem entſetzlichen Zuſtand ſchilderte. Nun kann ich mit Wahrheit und Freude ſingen:

Triumph! Triumph! Noch ſiegt die gute Sache!
Die Fürſtenknechte fliehn;
Laut tönt der Donner der gerechten Sache
Nach Wien und nach Berlin.

Denn eine gute bleibt immer die Sache der Franzoſen, wenn gleich ſie es im Innern gut zu führen nicht verſtanden, nicht

konnten. Wenn es von mir abhängt, bleib' ich hier, im Fall daß ſie kämen, zahle, verhalte mich ruhig, und verwende mich für manche Scheinſchuldige, die vielleicht den Muth zu ſprechen nicht hätten.

Schreibe mir bald. Die Liman umarme ich, ſie iſt mir lieb und achtungswerth durch die reine Stille, die in ihrer Seele iſt und ſich in ihrem Aeußern verbreitet. Marianen Meyer meine Empfehlung.

Joſephine.

3.

Berlin, 1797.

Sobald ich einen Wagen bekomme, bin ich bei dir, am ſpäteſten um 3 Uhr.

Karl Finckenſtein muß man Troſt geben, er iſt unglücklich; aber nicht den Troſt der Schwachen, nicht Nachgiebigkeit; er muß endlich zu dem Gedanken kommen, der wie das Wort der Auflöſung des Räthſels iſt, und ihn, nicht das Schickſal, als Urheber ſeines Unglücks ihm zeigen wird. Sein ganzes Weſen bildet ſich in dieſem Brief ab. Zu ſchwach, um ſich verdientes, würdiges Glück zu ſchaffen, zu ſchwach, um das Unglück zu ertragen. Ich kann weinen mit ihm, und doch hart ſein; hart ſein aus Vernunft und aus Liebe zu ihm. Will er eine Stunde des Abends zu mir kommen, wann immer, heute und einen andern Tag, werde ich ihn empfangen, meine Thüre iſt nie den Unglücklichen verſchloſſen; vielleicht kann ich leiſe in ſeine Seele den Gedanken hauchen, der allein ihn in Harmonie mit ſich ſelbſt bringen kann; denn ſo lange er bloß das Schickſal anklagt, iſt ſeine Vernunft als wirkendes Vermögen von ſeinen Empfindungen getrennt, ſie verwirft die Gründe zu

den falſchen Gedanken, und dann wird er in ſeinem Innerſten zermalmt, er verwirrt ſich und faßt keine Urſache mehr zur Trennung, ſein ganzes Weſen iſt dann in Schmerz, und unfähig zu einer Unterſuchung zu ſchreiten.

Gewiß, meine Liebe, komme ich, um 2, ſpäteſtens 3 Uhr.

Sei ſtark in dem Gedanken der heilſamen Folgen, die ſelbſt der Schmerz für Karl hat. Du biſt dir Gerechtigkeit wie jedem Andern ſchuldig; was in Widerſpruch mit unſerm beſſern Weſen iſt, dürfen wir nicht hinnehmen, nur phyſiſches Unglück dürfen wir zum Opfer bringen.

Joſephine.

4.

Berlin, 1797.

Ich höre alſo auf, das Gedruckte abzuſchreiben, und will es verſuchen, zu einer Abſchrift meiner Gedanken überzugehen. Winckmann verdanke ich die freie Stunde, die mir dieſes möglich macht, ihm gehören alſo die erſten Worte dieſes Briefs. Wenn ich von hier gehe, wie man gewöhnlich ſcheidet, ohne Abſchied, ſoll er doch gewiß ſein, ſage ihm, daß ich ſein Andenken nicht in derſelben Art behandeln werde. Ich verdanke ihm viel zu viel; die Mittheilung mancher ſchönen Gedanken, mancher wichtigen Reſultate, ſie werden mich noch erfreuen und beſchäftigen, wenn ich, in meine Einſamkeit ſchon längſt zurückgekommen, vor ihm und meinen andern Bekannten aus Berlin nur als eine leichte Schattirung zu den Erſcheinungen ſeiner Abende im November, ſtehen werde.

Dem Fürſten Reuß empfiehl mich auf das freundſchaftlichſte; er vergebe mir dieſen Ausdruck, der nur einer langen,

bewährten Bekanntſchaft erlaubt ſein ſollte, aber ich glaube, er iſt's gewöhnt, daß das Gefühl jedes Biedern für ihn der Zeit voreilt, die einen langen Umgang fordert.

Schleiermacher ſchätz' ich; aber er ſcheint mir zu ſehr beſchäftigt mit den Dingen, ohne Rückſicht der Individuen, als daß ich dieſer Eigenſchaft, die ihm einen ſo tiefen philoſophiſchen Blick erwarb, zuwider handeln möchte, indem ich ihm die Erinnerung an mich aufdränge. —

Dem Verfaſſer des Aufſatzes über Forſter bringe mich manchmal in's Gedächtniß zurück. Ein ganzes Werk der Art, wie dieſer Aufſatz, würde eine große Lücke unſerer Litteratur zu rühmlich ausfüllen, und er muß ſich zu richtig zu beurtheilen wiſſen, um nicht zu erkennen, daß er es unternehmen ſollte.

Jetzt ganz zu dem vertrauten Geſpräch zurück! Sage Finckenſtein, mir wäre es leid geweſen, ihn nicht allein geſprochen zu haben; durch dich kann ich ihm doch nicht von dir ſprechen, und das wäre nothwendig geweſen. Er erinnere ſich ſeiner Worte zu mir: nichts zu verſprechen in feierlichen Formen für jetzt, aber deſto ſicherer zu halten, was er zu halten ſchuldig iſt, was er ſchon verſprochen hat, wenn auch durch andere Worte, als deren man ſich vor Gericht bedient. Oder meint er, daß in den Worten: „Ich liebe dich" nicht das heiligſte Verſprechen zu jeder innigſten Verbindung, die jede andere ausſchließt, liegt? Dann — hat er ſie nicht verſtanden, er bekenne es wenn es ſo iſt, und trete ſchmerzlich zurück, und lerne, daß man Menſchen mit Worten, denen man einen falſchen Sinn giebt, — tödten kann. Man lerne doch verſtehen, was man ſagt! — Lebe wohl, Liebe. Denke an mich.

Joſephine.

5.

Prag, den 3. Mai 1798.

— Burgsdorfs ausführlicher Brief, und deines Freundes unbefriedigender, giebt mir einen Beweis mehr für den Unterschied, den ich zwischen Beiden mache. Burgsdorf weiß seinen Freunden zu leisten, was ihnen nothwendig ist, und diese Ueberzeugung, für Andere auch handeln zu müssen, ist sogar in seinem Gefühl als eine schöne Freude verwandelt; der Andre behandelt die Menschen nicht besser, als nützliche Sachen; was er für sie thut, ist jedesmal ohne den Zweck, für ihr Bedürfniß etwas zu leisten, und das warme Interesse, was er an Menschen nimmt, ist nicht selten die Forderung an diese, seiner Eitelkeit zu schmeicheln. — — Schleiermacher seine Erinnerung ist mir lieb gewesen, denn sein Verstand schien mir richtig und sein Herz gut; die Art von muthwilligen Sophismen, mit denen er eine ungereimte Behauptung zurückwies, gefiel mir, denn ich fand ihn zugleich bereit gegen den, der ohne Ansprüche eine Meinung sagte, ihn mit Wohlwollen zu belehren.

Meinert kann dir über Schlegel sprechen, den er sehr schätzt. Mariane Meyer umarme ich. Reuß meinen herzlichen Gruß, recht à la Reuß grüß' ich ihn, das heißt mit aufrichtigen Gesinnungen. Deiner Schwester und Mutter empfehle mich, auch der Schwägerin sag' ein Wort von mir.

Josephine.

IX.

Hans Genelli.

Köchin zu den Aalen, die sie lebendig in die Pastete thut, und mit einem Reis dabei artig auf die Köpfe schlägt. Also: „Down, wantons, down!“ — Seit gestern bin ich Strohwittwer; Rahel ist auf 8 Tage nach Frankfurt an der Oder gefahren, ihre Nichte zu besuchen, die dort verheirathet ist. Aber ich bin bevollmächtigt genug, um auch bei dieser Abwesenheit Ihnen in Rahels Namen, wie in dem meinigen, den lebhaftesten Dank und die eifrigste Theilnahme auszudrücken, die uns das geistreiche Werk des Hrn. Thiers erweckt, ein Geschenk, das uns nicht schmeichelhafter dargeboten sein konnte! Seien Sie, Verehrtester, bei dem trefflichen jungen Schriftsteller der Dolmetscher unserer Empfindungen, und sagen Sie ihm wenigstens, daß sein Buch in Frankreich unmöglich eindringender und antheilvoller gewürdigt werden könne, als es hier in Berlin in diesem Kreise von Lesern geschieht. Was Sie von dem Buche geschrieben, ist so treffend, daß ich kaum etwas anderes hinzufügen mag; Sie haben Recht, die Schilderung Mirabeau's ist meisterhaft, sie leuchtet in großen Zügen, die stets an rechter Stelle hervorbrechen, und wächst in und mit den gewaltigen Ereignissen selbst immer kräftiger an den Tag, als eine Persönlichkeit, die sich riesenhaft durchschlägt durch alle Wogen der Zeit, und selbst im Tode noch ganze Weltschicksale als ihresgleichen ansieht. Ueber manches Einzelne wäre noch zu sprechen, doch hat Herr Thiers bei seinen Annahmen und Ausdrücken gewiß immer gute Gründe gehabt. Wo ihn die Tagesbedingnisse beschränkten, bemerkt sich wohl. Möge das Werk guten Fortgang haben und in Darstellung der folgenden schwierigen Ereignisse so glücklich sein, wie in diesen ersten Anfängen! Ich hoffe, unsere deutschen Litteraturblätter werden es an Anerkennung nicht fehlen lassen; doch darf man nicht glauben, daß die öffentlichen Aeußerungen

Hans Genelli.

Sein Vater war ein Römer, der ſich in Berlin niedergelaſſen hatte, und ſeinen beiden Söhnen frühzeitig die Richtung zur ſchönen Kunſt aufſchloß. Der ältere, Janus Genelli, widmete ſich der Mahlerei, und erwarb als Landſchaftsmahler groſſen Ruf. Der jüngere, Hans Genelli, geboren den 28. April 1763, wählte das Studium der Baukunſt. Nachdem ſich beide in den gelehrten Sprachen umgethan und auch den Anfang ihrer Kunſtſtudien in Berlin gemacht hatten, gingen ſie nach Rom, wo ſie mehrere Jahre blieben. Nach ihrer Rückkehr wurde Hans bei der Königlichen Porzellanfabrik angeſtellt, welches ihn aber nicht lange befriedigen konnte. Ein muntrer Lebensſinn, auſſerordentliche Geiſtesthätigkeit, wirkſames Ergreifen von Menſchen und Zuſtänden, eigenthümliche, faſt gewaltſame Liebenswürdigkeit, lieſſen ihn bald andre Verhältniſſe gewinnen. Er zog zu dem Grafen von Finckenſtein nach Madlitz,

und lebte dort viele Jahre als ein ausgezeichnetes Mitglied des dortigen hochgebildeten Familienkreises. Zu großen Bauwerken fand sich hier zwar keine Gelegenheit; eines der bedeutendsten, die er geleitet, der Burgsdorf'sche Edelhof in Ziebingen, erfuhr sogar vielen Tadel. Aber seine gelehrten Studien betrieb er mit Gründlichkeit und Scharfsinn; seine Briefe über den Vitruvius und sein Werk über das Theater von Athen sind gültige Zeugnisse. Genial bis zum Dämonischen, übte er große Gewalt auf seine Umgebung, und auch begabte und sonst kräftige Geister mußten seine meist herbe Ueberlegenheit fühlen. Wo ihn kein Widerspruch reizte, war er von der weichsten Gutmüthigkeit. Ein geringes Jahrgeld, welches er als Mitglied der Akademie der Künste bezog, überließ er fast ganz der Wittwe und den vier Kindern seines Bruders, der im Jahre 1812 gestorben war, und behielt für sich nur das Nothdürftigste; seine Freundlichkeit und Theilnahme wurden vielen Menschen wohlthätig, und die geringen Leute der Umgegend hatten große Zuneigung für ihn. Desto härter und schärfer benahm er sich gegen solche Personen, die höhere Ansprüche machten. Unbarmherzig deckte er Eitelkeit und Leerheit und Schwächen aller Art auf; sein Witz verwundete tief, und behielt gewöhnlich das Feld. August Wilhelm Schlegel hatte besonders von ihm zu leiden, und seine frühere litterarische Polemik größtentheils in diesem schmerzlichen Umgang erlernt. Die sogenannte neue Schule wurde von Genelli'n wenig anerkannt. Die Gegner warfen ihm dann vor, daß auch er nur meist

ein anmaßliches und trügeriſches Spiel treibe. Aus ſolchem Geſichtspunkt hat Ludwig Tieck, der viele Jahre in nahen Verhältniſſen mit ihm gelebt, ihn unter dem Namen Eulenböck in einer Novelle zu ſchildern geſucht, in welcher viele Züge unverkennbar treffend ſein ſollen. Ein Brief von Marwitz aus dem Jahre 1811 giebt freilich ganz andre Eindrücke von ihm. Ebenſo zeigen ihn die nachfolgenden Blätter von einer durchaus geiſtig-edeln und milden Seite. Sein letztes Lebensjahr litt er an einer ſchmerzhaften unheilbaren Krankheit, dem Zungenkrebs, und bewies dabei eine bewundernswerthe Standhaftigkeit und Seelenruhe. Er ſtarb am 30. Dezember 1823 zu Madlitz im Kreiſe der Familie Finckenſtein, innig betrauert von dieſer und von den Einwohnern der ganzen Umgegend.

1.

Berlin, im December 1798.

— Laſſen Sie mich wiſſen, daß Sie wohl ſind. Morgen bringe oder ſchicke ich Ihnen andre Journale.

Ich bin ſo ſehr an Ihre Schwelle gefeſſelt, daß ich dennoch entſchloſſen wäre vor Ihnen zu erſcheinen, wenn dies Krankſein nicht gar zu ekelhaft machte.

Ich wollte mich unterſchreiben: aber mein Name iſt zu unbedeutend; und einen andern Titel wage ich nicht. Ihren Narren nannten Sie mich wohl ſelbſt einmal; aber, von mir gebraucht, würde dieſer Name wohl zu avantageux ſein. Adieu, meine Freundin, für die ich alle meine Freunde hingäbe.

Auch das möchte ich wieder ausſtreichen: denn Sie werden es anders nehmen, und ich meine es doch in der ernſteſten Andacht meines dummen Herzens. —

Genelli.

2.

— Sie rühmten uns geſtern die Kälte des Gemüths vor. Ich könnte ſie gelten laſſen, wenn ich ſie auch nur ein einzigmal mit ächtem Verſtand gepaart geſehen hätte. Aber ſelbſt kein Maimon hat ein empfängliches Herz. Und ich bin überzeugt, wenn ich Ihnen ſagen könnte: „Alles, was dich drückt, ſoll ungeſchehn bleiben, und alle die Empfindungen, die Urſache ſind, daß du jetzt leideſt, ſollſt du

nicht gehabt haben; dafür will ich dir jene belobte Kälte verleihen, die dir zwar keine Freude, selbst keine Zufriedenheit, nur Unkunde des Sturms bringt," — Sie würden sicher antworten: Laß mir meine Leiden, aber laß mir auch diese regen Gefühle, in welchen ich allein lebe.

Auch spotteten Sie darüber, daß ich mich ungern als einen Vielwisser aufgestellt sehe. Von Andern kann es mir gleichgültig sein; aber von Ihnen, gestehe ich, thut es mir leid. Sie haben von dieser Art Menschen zu viel gekannt, und verstehn sich zu gut darauf, als daß es bei Ihnen was anders als Persiflage sein könnte.

Verzeihung, daß ich über verwehte Worte schwatze, die Sie vergessen haben müssen. Ich wünsche zu erfahren, daß Sie wohl sind. Was macht Rose? —

Genelli.

3.

Hier haben Sie andre Journale für die, welche Sie mir zurückzuschicken die Güte gehabt. Ich ersuche Sie nur, sie den Freitag Abend heraus zu legen, auf den Fall, daß Sie nicht zu Hause bleiben.

Hat denn Rahel keine Güte mehr für mich, daß sie mir nicht einmal ihr Befinden melden läßt? Meine Augen sind wieder arg, und schmerzen mich noch dazu.

Von Ihrem Karl sehe ich noch immer kein Wort. Es würde mich doch in meiner Gefangenschaft etwas erfreuen, einiges von diesem Kinde zu vernehmen. Aber er hat nicht Zeit dazu. Er belustigt sich dort in seinem neuen Kreis, und genießt nach seinem Maß. Adieu.

Genelli.

4.

Da haben Sie neuen Zeitverderb. Sie erhalten ihn so spät, weil ich selbst ihn so eben erst bekommen habe. Lassen Sie mich dagegen wissen, wie Sie sich befinden: ich bin heute viel besser.

Ich habe nie geglaubt etwas zu verzeihen zu haben, wenn ein Freund einmal versäumt, an mich zu schreiben; und der Grund, den Sie mir angeben, macht es mir begreiflich, daß Karl itzt zögern muß.

Aber warum wollen Sie das Wort Güte, das ich so gern in seiner reinen Bedeutung gelassen sähe, gegen mich en dérision brauchen, und dadurch meine schon dürftige Sprache um einen Ausdruck ärmer machen!

Haben Sie von dem Widerstand meiner Römer gehört? „Das wird das Unglück nur beschleunigen," — wird man sagen: aber, wär's auch wahr; was gewinnt man dabei, ein unausbleibliches Unglück aufzuschieben. Und es ist doch immer schön, auch unter einer Menge das Gefühl aufwachen zu sehn, welches dem Einzelnen sagt: so weit magst du dulden, weiterhin ist der Tod vorzuziehn.

Pardon! daß ich politisire. Meine Römer, wissen Sie, sind mir ans Herz gewachsen. Guten Morgen.

Genelli.

5.

Ich bin konfus über die Nachlässigkeit, mit welcher Ihr Freund seine Briefe zuschließt: auch habe ich ihm darüber geschrieben, und hoffe, er wird es nun künftig anders machen.

Ich erröthe, indem ich Ihnen versichern will, daß ich diesen nicht gelesen habe. Denn wie sollten Sie glauben an eine kindische Abneigung, die ich mir selbst nicht recht zu erklären weiß, und die vielleicht kein Andrer empfindet.

Genelli.

6.

Ich küsse der freundlichen Rahel die Hände, und ersuche sie, die Journale zurückzuschicken.

Ich kann ohne Hinderung schreiben. Das eine, mein Geschäftsauge, ist gut und gesund; es ist nur der Makel, der bloß zur Symmetrie in meiner Maske steht, welcher gelitten hat: und auch mit diesem geht's besser. Auch bin ich genöthigt, sehr viel zu schreiben: und was für Sachen! Ihnen ein paar Zeilen schreiben zu dürfen, ist mir gute Erholung: Ihnen, welcher ich die Worte nicht zu wägen brauche, denn Sie sehn zu richtig, um übel zu deuten; und welcher ich sie nicht wägen will, denn wer kann sich diesem Auge verbergen?

Sagen Sie mir, holde Priesterin! wird man eitel über das Wohlwollen eines Andern? Bewundrung, Beifall der Menge, gefälliger Eindruck, weiß ich wohl, kann uns eitel machen. Was die Leute hierbei Stolz nennen, ist was andres. Es ist die Zuversichtlichkeit, die uns das Bewußtsein einflößt, daß es Menschen giebt, die auch unsrer freundlich gedenken. Warum ich das frage? — Es hatte mich in der Seele gefreut, an dem Anfang Ihres letzten Billets zu sehn, daß Sie sich schon meiner erinnern wollten, ehe noch mein Bote anklopfte. Und einen Augenblick — die guten Götter verzeihen mir die Sünde um Sie! — einen Augenblick schämte ich mich, diese Freude sehn zu lassen, aus Furcht, Sie möchten sie für bloße Eitelkeit ansehn.

Ich wollte, Sie könnten mir Ihre architektonischen Träume schenken, und nähmen dafür meinen traumlosen Schlaf: nicht den ich jetzt habe, denn jetzt schlaf ich fast gar nicht. Aber während Sie von Madlitz träumten, habe ich eine Einladung dorthin ausgeschlagen. Doch werde ich

im Mai wohl hin müſſen; denn ich ſoll dann nach Ziebingen. Frau von Burgsdorf droht mir mit einem Brief von ihrem Sohn. Seit ich weiß, daß er auch einer Ihrer Anbeter war, bin ich ordentlich milde gegen den armen Teufel geworden. Pardon! daß ich einen der Ihrigen arm ſchimpfe: er iſt doch wirklich ſo leer! und zum Unglück haben Sie ihn grade ſo klug gemacht, daß er es fühlt, Leerheit ſe Leerheit.

Wenn ich Ihnen morgen neue Journale ſchicke, möchten Sie mir dann zurückmelden laſſen, daß Sie der leichte Muth belebt, von welchem ich glaube, daß er Ihr beſtändiges Eigenthum ſein ſollte! Guten Abend, und gute Nacht.

Genelli.

7.

Da ſind wieder Journale, und dieſe Zeilen dazu. Keine Journale, ohne Billet! Bald hätte ich geſagt „ohne Billet, keine Journale", aber ſo iſt's nicht.

Daß Sie ſo manches lieben, das geht wohl mit dem leichten Muth: es iſt das reiche Herz, das ſo manchem Liebe zu ſchenken hat. Daß Sie manches ſo lieben, das mag — vielleicht — das gute Auge machen.

Welches iſt die rechte Lesart? die erſte? die letzte? oder beide? Die Wage, dies „So" zu wägen, haben Sie für ſich behalten. Die Götter wenden es zum Guten! Aber wär's „ſo leicht", ſo wäre der arme Teufel doch nicht gebeſſert. Das iſt eben der maliziöſe Unterricht, ihn in die Hand zu kitzeln, damit er merke, es ſei nichts drin. Im Ernſt! — Er iſt nicht gemacht, den kleinen Goldpfennig zu erkennen, den die Milde ihm in die Hand drückt: er ſchätzt nur die große Medaille, die ein Andrer um den Hals trägt.

Aber daß Sie ihn tüchtig lieben, das geht über den leichten Muth! Dies leichtfertige Tüchtigliebenſticht mich in die Naſe. Ich muß doch einmal ernſtlich nachſinnen, was ſo eine tüchtige Liebe für Folgen haben kann: wollen Sie mir dabei behülflich ſein, muthwillige Prieſterin? — Guten Morgen, liebe Träumerin! Was haben Sie dieſe Nacht gebaut?

Ihr Schüler **Genelli.**

8.

Rabel! wie iſt Ihnen heute? Sind Sie noch ſo verdrießlich, wie letzt? und wie hab' ich auch ungeſchickt Ihren Unwillen vermehren müſſen? Ungeſchickt, ſag' ich: Vorſatz war's freilich nicht; deſſen ſind Sie auch ſelbſt überzeugt. — Das hebt aber nicht meine Deſolation.

Um nicht, nach Art der „kleinen Zungen" in meinem Vergehn zu beharren, will ich Ihr letztes Billet, in welchem Sie das Auge entweder zu weit oder zu nahe gerichtet haben, lieber nicht erwidern. Dieſer Tage werde ich wohl ausgehn dürfen, und alſo zu Ihnen kommen; da werd' ich an dem lebendigen Geſichte vielleicht, ohne Auslegung, leſen, wie jenes Billet verſtanden ſein will: mit den Auslegungen aber werde ich Sie in jedem Fall verſchonen — darauf verlaſſen Sie ſich. — So viel muß ich Ihnen aber gleich klären: Ihren Burgsdorf kenne ich hinlänglich, um ihm gar gut zu ſein. Würde ich wohl ſonſt Jahre hinterander, und zu meinem Nachtheil, für ihn arbeiten: Zeit d Geld, und die gute Laune vergeuden? Doch nichts ter.

Guten Abend alſo! Aber warum mußt' ich Sie aufgen: und wodurch!

Geſtern Abend war ſo köſtliches Wetter. Ich dachte einen Luſtgang, mit drei oder vier, die ich liebe, um

über ſolche Gegenſtände jetzt je den vollen Antheil ausſprechen, den der lebendige Verkehr ihnen widmet. —

Hier bei uns iſt es ſehr ſtill; die Vermählung des Kronprinzen wird erſt ſpäterhin mehr Bewegung geben; von dem Kongreſſe in der Bukovina redet kein Menſch; unſere Provinzialſtände erſcheinen faſt als auswärtige Angelegenheit, die fremden Blätter reden davon, die auswärtigen Geſandten werden darüber berichtet, im Inneren ſchweigt man; indeß rückt die Sache ihrer Ausführung Schritt vor Schritt näher. Der ſelige Miniſter von Voß hatte dem Fürſten von Metternich, ſo heißt es, das Verſprechen ertheilt, es bei Provinzialſtänden bewenden zu laſſen, und nicht zuzugeben, daß es zu einer allgemeinen Ständeverſammlung käme. Von dieſem Grundſatze ſcheint aber doch wieder abgegangen zu ſein, da die Königliche Verordnung ausdrücklich auf künftige Reichsſtände hindeutet. Viel wird überdies von öſterreichiſchen Einflüſſen geſprochen, die ſich hier von Tag zu Tag geltend machen ſollen. Ich finde dergleichen Gerede ſehr unanſtändig. So behauptet man mit Gewißheit, Hrn. von Humboldt's Wiedereintritt in das Miniſterium habe an dem Fürſten von Metternich den entſchiedenſten Gegner; ſelbſt die geſandtſchaftliche Beſtimmung des Hrn. Grafen von Flemming nach Neapel, und des Hrn. Generals von Clauſewitz nach München ſoll aus demſelben Grunde Schwierigkeiten finden. Auch heißt es ſchon, der letztere werde nach Kopenhagen, und Herr Graf Dohna dagegen nach München gehen. Andererſeits erzählt man, was mir aber unglaublich ſcheint, daß Herr von Humboldt ſeine bisherige Rolle des Schweigens und Gehenlaſſens plötzlich unterbrochen, und dem Könige eine Denkſchrift über die Verwaltung des Staates eingereicht habe, worin manche Perſonen faſt ſchonungslos mitgenommen ſeien; man raunt ſich die Sache nur in's Ohr, und niemand

den Lago Borghese herum, in frohem Muthwillen, und lautem Lachen, und muntern Gesprächen, bei dem lieblichsten Plätschern des stürzenden Wassers. In der Tiefe vor uns die Tiber, in ihrem Lauf durch eine Silberwolke bezeichnet, aus welcher der Janiculus und der Marianische Berg ihre Scheitel emporheben, mit den Ahndung webenden Villen gekrönt; und zwischen beiden die große Nachtmütze des Heiligen Peter. — Rahel war auch dabei. Ich dachte sie mir, wie sie sein sollte, froh und glücklich! — Aber Rahel ist ungehalten: — und ich sitze zwischen vier Pfählen eingesperrt; und eine vermalebeite Fensterscheibe zeigt mir nur das Bild statt der Wirklichkeit!

Gute Nacht, Unwillige! Da Sie jetzt in so guter Gesellschaft den großen Eispallast durchlaufen, so könnte ich Ihnen ein paar Anekdoten, frisch von derther, mittheilen, die zum Lachen sind. — Doch Sie würden mich nicht hören. Hoch in den Lüften fahrend, verstehn Sie mich nicht einmal, wenn ich menschlich rede.

Ich erbitte mir die Journale zurück. Adieu. Schleiermacher hat mir den Schlegel geliehn.

Genelli.

9.

Vortreffliche ... ja wie soll ich Sie nun benennen? Alles was Sie so unmerklich treiben, und ich doch zuweilen merke, auch nur leise vorübergehend anzudeuten, haben Sie mir verboten ... Meine liebe Wahrheit! — oder wollen Sie mir auch das nicht heißen? Lassen Sie das Wort immer als Benennung einmal stehn: Sie behalten ja doch das Vermögen, mir weis zu machen, was Sie wollen.

Ich habe es selber nicht recht geglaubt, daß Ihr Unwille mich treffen sollte: ich wollte es nur deutlich hören. Mir, der ich *eigentlich* nur mit solchen umgehe, die ich liebe, und — darf ich's Ihnen gestehn? — ich verstehe mich gar

nicht auf die halbe zweideutige Zuthulichkeit — mir iſt's zu verzeihn, wenn ich bei dem kleinſten Anſchein beſorgt werde. Ja! unerträglich wäre mir von Ihnen der Unwille, der alles Schöne vernichtet. Nichts iſt trauriger, als ſich da hingezogen zu fühlen, wo man doch gar nichts, oder wohl gar läſtig iſt. Und ich ſag' es Ihnen, als eine ernſtliche Warnung, wenn dies bei Ihnen der Fall mit mir iſt, oder wird, ſo ſagen Sie mir's lieber unverhalten; und laſſen Sie mich's nicht erſt durch gemeine undeutliche Winke — immer zu ſpät — errathen. Ich gebe mich gar nicht ab mit Auslegungen, weil ich weiß, was Sie mir ſagen, daß ich dazu zu dumm bin: und ich bin von berühmten Auslegern vielleicht nur darin verſchieden, daß ich das weiß.

Aber jeden andern Verdruß, gegen wen ſollte Mahel den freier auslaſſen, als gegen den, der es einſieht, wie gerecht und gegründet Ihr Unwillen iſt, und der nicht etwa pro forma Antheil nimmt? — Heute hat wieder mein geſundes Auge einen Anfall bekommen: doch den Montag habe ich zum ſpäteſten Termin des Ausgangs beſtimmt. —

Erwidern Sie dies Billet lieber gar nicht: es muß Ihnen zu läſtig werden, jede meiner Albernheiten zu beantworten. Aber Ihr Befinden laſſen Sie mich mündlich wiſſen. —

Genelli.

10.

Was ſoll ich ſagen, Theure! Es ſind uns keine Wege gelaſſen, dem Irrthum zu entfliehn; und dieſer unſelige Irrthum iſt oft ſo ſchrecklich in ſeinen Folgen!

Oft ſinne ich nach, wie es möglich war, daß ihr beide auf einander gerathen konntet: immer bleibt es mir unbegreiflich. Aber es iſt nun ſo; und die Folge iſt mir nur zu begreiflich. Er hat keine Arme, die Liebe aufzugreifen; die du, Holde, ihm entgegenſendeſt: und er beſitzt nichts

als seine sklavische Dürftigkeit. Sie fliegt auf ihn zu, wie eine girrende Taube, Schutz und Pflege von seinen Händen begehrend; aber er sieht sie nicht, er fühlt ihr Berühren nicht, ach! er ahndet sie nicht einmal!

Ja, liebe Rahel! lassen Sie mich diesen Brief lesen. Ich muß ihn lesen, um so mehr, da er mir gar nicht geschrieben. Wie fängt er es an, um sich nie Rechenschaft zu geben von der Wirkung, die seine Versteckung haben muß? Will er durchaus mit gewaltsamer Hand geschüttelt sein? — Soll ich bald kommen? Morgen früh? denn es muß Ihnen immer widerlicher werden, es von neuem anzugreifen. Ach! daß er Sie nur einmal ungestört sich selbst überließe in der Dumpfheit, die Sie anklagen! Sie würden nicht ewig darin versunken bleiben können ....

Ein unbegränztes Wesen würde den Genuß der Freude in sich selbst finden. Unsre arme Begränztheit zwingt uns, den Stoff dazu außer uns, in den Herzen Andrer zu suchen. Da steigt der Wunsch auf, und zeugt Hoffnungen, daß sie ihn stützen und erhalten. Aber diese unstäten, flüchtigen Kinder fliegen alle nacheinander gen Himmel empor, und sie bringen nicht die Erfüllung zurück; ach sie kommen auch nicht leer wieder. Und wie entsetzlich! wenn nun die letzte entweicht.

Oeffne nicht dem Wunsche die Thür, predigt mir der, er bringt unausbleiblich mit sich den ganzen Schwarm täuschender Hoffnung, und fesselnde Angst, und lähmenden Kleinmuth, und die erniedrigende Scham.

Aber er vergißt, daß ich nicht sagen kann, ich mag nicht wünschen, wenn schon das Ungeheuer mir im Busen nistet. Er vergißt, daß er grade das Leben nennt, zu schwimmen auf dem Strom der Zeit, den nothwendigen Pfad, den die Welle uns führt, nicht den eigengewählten, der unmöglich ist, wo keine Ufer sind, mich zu bestimmen.

Doch wozu ſag' ich Ihnen das? Nicht um zu tröſten: es iſt kein Troſt, wo kein Erſatz iſt. Und, wegewiſcht wird endlich alles, erſetzt nichts.

Genelli.

11.

— Beſchreibungen ohne Intereſſe; Urtheile, die mich nichts angehn; wenig von ſich ſelbſt. Und es iſt ſo ſchwer nicht vorauszuwiſſen, was ein Knabe von ſich ſagen kann, der ſich einen Mann dünkt, weil man ſeine Windel Erziehung nannte. Doch Eines wird er immer deutlich ausdrücken: und dies iſt ſeine arme Unbefangenheit; ſetzen Sie noch hinzu, ſeine junge Redlichkeit, ſeine Treue. Aber, ſei er auch noch ſo ſehr der Deſpot Ihres Herzens, mich repugnirt es, das Geſicht eines Spions zu machen, den man Ihnen mit Gewalt aufdringt. Wenn er auch noch ſo wenig Ihnen insbeſondre zu ſagen hat; warum will er ſeiner Armuth noch den beſtechenden Werth der Intimität nehmen?

Vielleicht iſt es ein andres mit dem, was ich ſchreibe. Trotz der Prophezeihungen Ihrer Freundin, ſind Sie freilich zu geſcheidt, um nicht einzuſehn, daß ich auch nicht einmal die Mittel in Händen habe, eine Falſchheit gegen Sie zu begehn. Doch iſt es vielleicht beſſer, ſich ganz zu überzeugen. Hat daher das Lateau das Sagen und Wiederſagen, das Halbſagen und Halbverſtehn Sie nicht ganz ermüdet, ſo leſen Sie noch hier, was ich an Karl zurückſchreibe. Ein Blatt ſchlechtes Zeug mehr oder weniger kann endlich auf Ihrer Wage nicht ſo gar viel verſchlagen. Gelegen oder ungelegen; ich komme morgen Vormittag mir den Brief wieder auszubitten.

Adieu, liebes Mädchen! Sie haben ſchon angemerkt, daß ich ſcheu bin: aber nichts ſcheue ich mehr, als Ihnen gehäſſig zu werden. **Genelli.**

12.

Ich löſe die Binde von den Augen, um Ihnen meinen Unwillen darüber zu bezeugen, daß man geſtern Ihre Magd ſo fortgeſchickt, ohne ſie vor mich zu laſſen. Daß ich es jetzt erſt thue, geſchieht, weil ich nicht eher einen Boten bekommen können. Das Billet, das mir ſo viel Freude machte, habe ich erſt in Händen bekommen, nachdem ſie ſchon fort war. Sie würden unbillig handeln, wenn Sie mir das zurechnen wollten. So übel angethan, wie ich geſtern war, und die Hand der Nacht über die Augen gedeckt, dependirt man gänzlich von ſeiner Umgebung.

Ihre Zeilen habe ich ſelbſt geleſen. Freilich, vortreffliche Rahel! es iſt wohl beſſer, daß es unterbleibt; aber Sie haben ihn doch gehabt, dieſen freundlichen Gedanken, der mir jede andre Geſellſchaft überflüſſig macht.

Ich bin beſſer an den Augen; aber innerlich ſchlechter. Doch hat das nicht viel zu bedeuten. Mein Arzt iſt allerdings mein Freund; aber als Arzt iſt er ſehr beſchäftiget, und kann alſo nicht viel bei mir ſein. An andrer Geſellſchaft hingegen fehlt es mir nicht. Und bilden Sie ſich nicht ein, daß ich ſo gar unausſtehlich ſei. Ich bin ziemlich geduldig, und munter; luſtig ſogar, wenn man nichts beſſres mit den Leuten ſein kann.

Ich freue mich ganz ausgelaſſen, indem ich mich hier überzeuge, daß ich wieder ſehn kann. Bald werde ich wieder ausgehn, werde wieder bei Ihnen ſein dürfen, Sie hören und ſehn; Sie mit dieſen verdammten Augen wiederſehn, die eine ſo empfindliche Gelegenheit ergriffen, mich fühlen zu laſſen, wie nöthig ſie ſind.

Sie sehn, wie ein Kind schreibe ich Ihnen, was mir vor der Seele steht, und bin nicht einmal bange, daß Sie mir es übeldeuten. Genesenden Kindern ist ja alles erlaubt: und Ihnen kenne ich so viel Güte des Herzens, daß ich nicht weiß, ist es um dieser Eigenschaft, oder ist es um des hellen, lichten Sinnes willen, daß ich Sie so unbedingt liebe? Oder ist es jene rege Lebendigkeit, die nicht rastet, so lange sie ist? Es ist um aller drei willen: sie sind nicht einzeln. Vereint machen sie dort eine Rahel, und hier Ihren närrischen, Ihren scheuen, Ihren ... lichtscheuen Phantasien

Genelli.

Hanne ist ein lieber kleiner Affe; ich will auch was rechtes mit ihr spielen, wenn ich wieder da bin. Die Grüße Ihrer Familie bitte ich auf's freundlichste zu erwiedern.

Wie wäre es, wenn Sie, zum Beweis, daß Sie mir nicht böser sind, als sonst, mir Goethens Elegieen — „Nikias" und „Hermann und Dorothea" — schickten? Ich fühle es, daß Sie wohl sind, aber ich bitte sehr, mir es dennoch zu sagen.

13.

Immerhin sei es schön; leider ist es so wahr! Aber sagen Sie, Theure, ist es nicht arg, zum Verzweifeln arg, daß dieser schöne niedliche Baum, der einzige in meinem Garten, der so liebliche Früchte bringen könnte, jetzt nichts für mich sein soll, weil unnützer Epheu von allen Weltecken her seinen Stamm umschlingt? Und wenn die Ranken nur Genuß davon hätten! Aber so ist ihre Arbeit, einzig der lieben Pflanze den Lebenssaft wegzurauben, ehe sie ihn noch zur Frucht ausbilden kann, die für jene keinen Werth hat. Ach! hätte ich nur das tüchtige Messer des Gärtners in der Hand, sie wegzuschneiden; wie wenig wollte ich ihrer schonen!

Aergern Sie ſich nicht über den Egoismus des Obigen. Ich fühle es nur zu wohl, daß dieſer Baum auch ohne ſeinen Epheu doch nie für mich geblüht hätte. Aber ſollte es mir nicht erlaubt ſein, über ein Gedicht unter meinem Namen den Gedanken zu äußern, der jeglichem aufſteigen muß, welchem Sie das ſchicken? Sehn Sie es an, liebe Rahel, als eine Palinodie, die ich nur in Proſa ſchrieb, weil ich keine Verſe zu machen verſtehe: und nennen Sie ſie immerhin ſchlecht; aber rechnen Sie ſie mir nicht zur Sünde.

Das Uebrige heißt, Sie wollen die Elegie nicht ſenden an die Epheue, die ich kenne. Aber die Wucherpflanze, die in L. wächſt, heißt die anders?

Endlich, warum ſollte ich nicht die Erlaubniß haben, ſie abzuſchreiben, da Sie ſie ſchon an zwei ertheilt haben?

Genelli.

— Ich bin wirklich noch zu ſchlecht, um ſelbſt vor Ihnen erſcheinen zu können. Aber wenn mich morgen meine Unpäßlichkeit vor dem Soupé bei Jinks ſchützen kann, und Sie den Abend zu Hauſe ſind, ſo müſſen Sie mir erlauben, Sie einmal wieder zu ſehn.

Ich habe heute keine Journale bekommen, die Sie leſen würden; doch füge ich eins bei. Vielleicht werfen Sie einen Blick auf die ſchlechten Modekupfer.

14.

Arm in jedem Betracht? Nein, das ſind Sie wahrlich nicht. Sie haben Güte der Seele, und Freude, in die Herzen Andrer zu gießen. Und wenn wir auch in unſrer Verſchwendung einmal eine Leere ſelbſt in uns ſchaffen, ſie muß bald wieder überdeckt werden mit neuen Blüthen, wenn wir ſo reichlich, wie Sie, den Samen dazu in uns hegen.

Hier haben Sie Ihre beiden Elegien wieder, weil Sie nur diese Abschriften davon besitzen; und meine Abschriften dabei. Warum diese? Da es Ihnen nicht schwer wird, meine Hand zu lesen, und ich die Ihrige lieber sehe, so dächte ich, Sie behielten die meinigen, und ließen mir Ihre Originale. Gern hätte ich es gleich so eingerichtet, diese zurückbehalten, und nur jene allein geschickt. Allein, ich weiß nicht, es ist etwas in mir, das sich nicht bereden läßt, irgend was selbst zu nehmen, was es sich, von Ihnen gegeben, wünscht. Aber sei es was es wolle, dies Etwas, es bittet und fleht, mir Ihre Handschrift zu lassen.

Verzeihung, meine waltende Göttin! Verzeihung für ein Unglück, das mir widerfahren ist. Denken Sie! die ersten Zeilen, die Sie mir in meiner Blindheit schenkten, lese ich erst jetzt. Man hatte sie mir in die Hand gesteckt, mit dem Bedeuten, es sei ein Augenrezept. Jetzt lange ich mir das Blatt wieder aus der Tasche hervor, und sehe, daß es nicht so bloß ein Rezept ist. Aber Heilmittel, wie alles was Ihre Milde diktirt, wäre es mir gewesen, sogleich den Ausdruck dieser Theilnahme zu lesen, die mir ein himmlisches Geschenk ist. Also, die Marchetti war nicht allein bei Ihnen, Sie waren auch wieder bei ihr? Es war nicht genug, daß ich das Einmal entbehren mußte! Aber bei Ihnen, da haben auch Sie gespielt; und gewiß vortrefflich. Die Gegenwart der geliebten Künstlerin — „di questa sola tra noi del ciel sirena“ — ersetzte Ihnen die Lust, die Ihnen jetzt gewöhnlich fehlt. Und diese einzige Gelegenheit sollte mir entgehn!

Also, sie ist wohl, meine liebliche Tante, die mir eine Mutter ist, und besser! Es ist mir Beruhigung zu glauben, daß sie mir das Gegentheil nicht verschwiegen hätte. Aber warum so einsam? Ist Ihr Bruder wieder abgereist? und warum fehlt Ihre Freundin, die Doktorin? Oder haben

Sie es gewählt, allein zu ſein mit der Geſellſchaft, die Sie am beſten verſteht?

Was ſoll ich Ihnen viel von mir ſagen! Das Wetter, das mir mein Arzt zum Ausgehn vorſchreibt, will ja noch lange nicht erſcheinen: aber weilt es zu lange, ſo breche ich die Gebote, und meſſe mich mit dem Himmel. Doch! bin ich ungeduldig; aber nichts iſt auch ſchrecklicher, als dieſe müſſige Gefangenſchaft. Oft werfe ich mich auf mein Faulbett, und unterhalte mich da mit Ihnen, und ſchreibe an Sie, in Gedanken: aber Sie hören es nicht, und leſen es nicht! Und das verdrießt mich wieder, und macht mir meinen Kerker doppelt verhaßt.

Aber, Rahel! alles: nur verbieten Sie mir nicht, Ihnen zu ſchreiben. Ich könnte Ihnen nicht gehorchen; und doch kann ich nichts thun, was Sie nicht gut heißen. Meine Augen ſind ja jetzt beſſer. Iſt es nicht hart genug, daß ich, entfernt von Ihnen, entbehren muß Sie zu hören und zu ſehn? Wenn ich Ihnen nicht einmal ſchreiben darf; wozu hilft es mir dann, das Geſicht gerettet zu haben? Freilich wohl, kann es Sie leider nicht viel mehr als — ennuyiren: aber ... ich bitte! .... Sie leſen ja ſo manches mit gütiger Hingebung, und erwidern es freundlich. Und muß es ſein, ſo will ich auch auf letzteres Verzicht thun: wenn Sie mir zuweilen nur mündlich Ihr Befinden zurückmelden laſſen.

„Raſch", ſagt Goethe von Voß. Aber Voß führt ſeine Louiſe, dünkt mich, ſehr langſam zu Bette. Leben Sie wohl.

Genelli.

X.

Gräfin von Schlabrendorf.

will es gesagt haben. Durch einen solchen Schritt würde Herr von Humboldt, da er ganz einzeln dastünde, schwerlich mehr erreicht haben, als seine Gegner noch entschiedener zu erbittern; anders wäre es freilich, wenn er in Zusammenhang mit mehreren ähnlichen aus einem Systeme hervorginge. —

Herr von Altenstein macht Anstalten zu Vorschlägen, die in Betreff der Universitäten am Bundestage zur Sprache kommen sollen. Die fünf Jahre von Karlsbad nahen sich dem Ende, und man möchte ihre Vorschriften in angemessener Verstärkung für immer festsetzen; Preußen soll dabei die Ehre haben voranzugehen; man glaubt, die katholischen Universitäten werden dabei sehr zum Vorbilde dienen. Herr Geheimerath Beckedorf, den man auch für den Verfasser des litterarischen Artikels in der „Allgemeinen Zeitung" vom 30. September gegen den Professor Buchholz hält, ein vertrauter Freund Hrn. Adam Müller's, und, wie er selbst von sich sagt, der besondern Hinneigung zur katholischen Kirche beschuldigt, hat in dem Ministerium des Kultus eine bedeutende Stellung. Der erwähnte Artikel macht hier großes Aufsehen; die Herren von Haller und Schlegel haben hier wenige Freunde im Publikum, dagegen Herr Buchholz sehr zahlreiche; auch wird dieser gewiß nicht schweigen; und daß er ein Schriftsteller von Geist und Gewandtheit ist, wird niemand läugnen. —

Von Spanien geben unsere Zeitungen nur den Nachhall der französischen Ministerialblätter; dennoch erhält sich die Meinung im Publikum entschieden zu Gunsten der Spanier, und selbst die Hoffnung, daß diese siegreich aus den Wirrnissen und Schrecknissen der fremden Ueberziehung hervorgehen werden, ist noch nicht erstorben. Ueber Riego's Gefangennehmung zeigte sich hier eine allgemeine Betrübniß;

Karoline
Gräfin von Schlabrendorf,
geborne Gräfin von Kalckreuth.

Eine große, ſtarke Frau, von entſchiedenem Karakter und freier Geiſtesart; edel, rechtſchaffen und ehrenfeſt wie ein Mann, aber auch wie ein Mann herb und trotzig und herausfordernd. Sie war die Nichte des Feldmarſchalls Grafen Kalckreuth und des Pariſer Grafen Schlabrendorf. Man weiß, die Kalckreuths haben den Ruf, daß ſie Alle mit Verſtand und Geiſt begabt ſind, und die Schlabrendorfs gelten ebenfalls für geſcheidt; unſere Gräfin, beiden Familien angehörig, machte beiden Namen Ehre. Ihr Gatte, Freund und Vertrauter des Generals von Biſchoffwerder, ſtarb früh, und da ſie durch ſein Verhältniß den Kreis der großen Welt nicht günſtig hatte kennen lernen, ſo hielt ſie als Wittwe ſich möglichſt von ihr fern, und ſuchte in freien, ſelbſtgewählten Bezügen dem ächten, gediegenen Gehalt zu begegnen, den ihr Geiſt und Gemüth verlangte. Sei

ging in allen Stücken unmittelbar auf die Wahrheit aus, auf die nackte, meiſt mißfällige Wahrheit, und litt zu deren Bekleidung auch nicht die mindeſte Poeſie. Sie hatte den harten Muth, nach ſolcher Wahrheit immer zu forſchen, und den kühnen und oft gefährlichen, ſie unter allen Umſtänden zu ſagen. Ihre Erſcheinung bekam dadurch etwas Schroffes, nicht ſelten Verletzendes; ſie wurde leicht in Streitigkeiten verwickelt; ſie ließ kein falſches Vorgeben ungerügt; ſie vertheidigte in Preußen die franzöſiſche Revolution, in Paris das Recht der Emigrirten und des Hofes; ſie trug auf einer Reiſe in Frankreich eine Zeit lang Männerkleider, um nicht jeden Augenblick erinnert zu werden, daß ſie nur eine Frau ſei, und führte dann doch nur um ſo ſchneller den Augenblick herbei, wo dies Geſtändniß erfolgen mußte. Bei dieſer Heftigkeit und Kampfluſt hatte ſie ein weiches, mitleidiges, leis und tief empfindendes Herz, die edelſte Menſchenliebe, eine aufopfernde Zärtlichkeit für ihre Freunde, und beſonders eine unerſchütterliche Familientreue. Sie war ſtolz auf ihre Angehörigen, jeder Einzelne war ihr lieb und werth, und wenn ſie auch über das, was ſie zu tadeln fand, ſcharf und bitter herfiel, ſo ſtanden doch die Perſonen ſtets ihrem Herzen nah. Man konnte ſie fürchten, ſogar meiden, mußte ſie aber höchlich ehren, und fühlte ſich auch immer wieder zu ihr hingezogen. Ihre Wahrheitsliebe, ihre unbeſtechliche Verachtung aller Heuchelei und Eitelkeit, aller Feigheit und Eigenſucht, ließ ſie der ehrwürdigſten und in dieſem Punkte ſchwierigſten Männer höchſte

Verehrung genießen, ihres Oheims in Paris, ihres Bruders des Grafen Kalckreuth auf Siegersdorf, Fichte's. Dieser letztere erfuhr einen ganz besondern Beweis ihrer seltnen Redlichkeit. Sie hatte ihm von jemanden gesprochen, von dem er gut dachte, sie aber die gehäſſigſte Meinung hegte, und hatte dieſe Meinung durch beſtimmte Angaben mit einigem Erfolg erhärtet, allein am nämlichen Tage noch trifft ſie den Angeſchwärzten, hat lange Unterredungen mit ihm, lernt ihn beſſer kennen, und da ihre ſchon feſtgeſetzte Abreiſe ihr keine Zeit mehr läßt, ſo giebt ſie ihm, der von der ganzen Sache nichts weiß noch je zu erfahren brauchte, nun ſelbſt den Auftrag, am andern Morgen zu Fichte zu gehen, und ihm zu beſtellen: Was ſie ihm von dem Ueberbringer geſtern Uebels geſagt, nehme ſie alles zurück! Eine ſchönere Genugthuung und vollſtändigere, meinte Fichte, laſſe ſich nicht erdenken.

Die Gräfin brachte ihre ſpäteren Jahre theils in Dresden, wo auch ihre einzige von ihr zärtlich geliebte Tochter ſich verheirathet hatte, theils auf Sommerreiſen, und beſonders gern in der Nähe des geliebten Bruders zu, deſſen wunderbarer Geiſt und Karakter mit dem ihrigen kräftig zuſammenſtimmte, dicht bei Siegersdorf in Zyrus, hatte ſie eine ihr deßhalb werthe Beſitzung, wo ſie am 30. Juni 1833 im zweiundſiebzigſten Lebensjahre unvermuthet vom Tod ereilt wurde.

Dieſe gediegene Frau, in welcher ſich der Gegenſatz demokratiſchen Sinnes und ariſtokratiſchen Gehaltes jeden Augenblick durch ſeine eigne Steigerung vernichtete, und

zuletzt immer nur das Reinmenſchliche beſtehen blieb, war über dreißig Jahre die feſte, treue Freundin von Rahel, die ihr unbedingtes Vertrauen bis zum Tode behielt, ungeſtört durch einzelne Mißverſtändniſſe und gegenſeitige Tadelworte, die bei ſolchen lebhaften ſcharfbeſtimmten Gemüthsarten nicht ausbleiben konnten. Dieſen vortrefflichen Eigenſchaften eine gefälligere Wirkung, und ihnen hiefür einige Koketterie als Beiſatz zu wünſchen, durfte hier gewiß am Platze ſein, ohne ihn deßhalb auch zu finden. — Manche der eigenthümlichſten Aeußerungen der Gräfin in ihren Briefen an Rahel dürften leider wohl nie zur Mittheilung geeignet dünken, andre wenigſtens für jetzt noch zurückzuhalten ſein. Jedoch wird auch einigen harmloſeren Zeugniſſen noch immer genugſame Theilnahme aus den angeführten vielfachen Beziehungen erweckt ſein, um deren Einreihung hier zu rechtfertigen.

1.

Dienstag, den 20. Mai 1800.

Vielleicht sind Sie, meine Liebe, auf den Argwohn gerathen, daß *auch* Ich Sie zu meinen psychologischen Versuchen ausersehn habe, aber dieses mal war bloß der Zufall daran schuld, daß ich eben da, wo Sie mir zugleich einen Beweis von Ihrer Freundschaft und Zuverlässigkeit geben, Sie durch die verzögerte Beantwortung Ihres Schreibens, über meine Gesinnungen im Zweifel lassen mußte. Da ich nämlich wegen der ärgerlichen Geschichte des zu erstehenden Gutes auf einige Tage von hier abwesend war, und folglich nur erst vorgestern Ihren Brief erhielt, welcher mir aber nicht nur ein bischen, sondern *recht viel* Trost verschafft hat. Denn ungeachtet ich noch nicht so recht mit mir eins darüber werden kann, ob ich es für günstig oder ungünstig, — in Hinsicht Ihrer Ihnen vorschwebenden Vorstellung, — von mir erklären soll, daß Sie grade mit mir — wie Sie sagen — hart sind und *hart sein wollen*, so hasse ich doch — vielleicht aus geheimem Stolz — viel zu sehr das Wanken in der Freundschaft, um nicht schon jede Auszeichnung für Gewinn zu halten. Aber erinnern muß ich Sie dabei denn doch an die allgemeine Erfahrung, daß die Selbstständigkeit bei uns in eben dem Grade zunimmt, wie die Leidenschaftlichkeit in unsern Gefühlen und Vorstellungen durch Entfernung vermindert wird, und man also mit den Abwesenden nicht so verfahren kann, wie man mit den Gegenwärtigen, ohne Sorge und vielleicht sogar zweckmäßig, thun konnte. Und daß dieses in der That bei mir eintrifft,

geſtehe ich Ihnen ganz ehrlich; denn als ich mit Ihnen war, ſchien mir Ihr Umgang ein ſo unentbehrliches Bedürfniß, daß ich dafür, ſelbſt mehr als Sie nur ahnden, geduldet und ertragen hätte — jetzt aber, muß ich ihn entbehren, und ich fühle zwar tief den Verluſt: doch ungebundener und freier bin ich dafür auch in meinen Entſchließungen. Vielleicht aber iſt meine Anhänglichkeit für Sie von ſo geringem Werth, daß Sie ſolche unbeſorgt aufs Spiel ſetzen können, wenn Sie nur dadurch ein neues Reſultat von Menſchenkenntniß erhalten? Dem ſei nun aber wie ihm wolle, in jedem Fall kann die treuherzige Warnung, daß Sie es darin nicht zu weit treiben ſollen, nichts ſchaden. Denn prüfen mögen Sie mich ſo viel Sie immer wollen, aber doch richten Sie es nur ſo ein, daß ich Sie nie aufgeben muß, oder Sie für mich verloren ſind! Denn wahrlich, mein Herz war ſchon zu oft gekränkt, um daß ich mich noch deſſen erfreuen könnte, was ich ſtets zu verlieren fürchten muß. Daß Sie unglücklich ſind, habe ich tief gefühlt, denn es war mir oft ſehr ſchmerzlich, Sie leiden zu ſehn, ungeachtet ich — wenn wir nach Rouſſeau den Grund des Mitleidens erklären wollten — ſelbſt zu viel gelitten habe, um noch eines großen Aufwandes von Theilnahme fähig zu ſein.

Sie fragen, ob mir gut zu Muthe iſt? Ja, ruhig bin ich jetzt zwar wohl, aber welche Ruhe iſt die meinige! — Glaub' und Hoffnung hab' ich dafür aufgeopfert, mich ſelbſt aufgegeben, mein eignes Herz zerſtört — um die Stille der Vernichtung frühzeitig zu erlangen!

Ich weiß, Ihnen iſt auch nicht wohl um's Herz, aber ob Sie meinen Gemüthszuſtand für erträglicher achten möchten, wenn Sie ihn genau kennten, iſt doch für mich, noch nicht entſchieden. Aber ſchreiben Sie mir doch nun endlich etwas Beſtimmtes, über unſer Reiſeprojekt; mich hält gegenwärtig nichts mehr, als die leider noch obwaltende Verwirrung in meinen Finanzen, wegen den täglich vermehrten

Bankretten der ſchleſiſchen Gutsbeſitzer; aber der Johannis-Termin, muß mir doch unfehlbar, einigen Aufſchluß darüber geben. An Archibald und die Olle. Schwarz hab' ich Ihre Begrüßungen nicht ausrichten können, denn die Keyſerlings hauſen jetzt in Südpreußen. Maimon aber war ſehr erfreut über Ihr Andenken, und fand ſich ſehr geſchmeichelt, wie er ſagte, in den liebenswürdigſten Geſchlechtsvorzügen einem ſo geiſtreichen Frauenzimmer ähnlich ſcheinen zu können. Mein Bruder iſt ganz unverändert der biedere, großherzige Mann, den ich ſtets in ihm fand und liebte. Daß Major von Möllendorf meine Abweſenheit bedauert, iſt mir recht lieb, denn ich halte ihn für einen nicht gewöhnlichen treuherzigen Mann, aber das Schöne, ſo mir der Prinz Louis durch ihn ſagen laſſen konnte, trägt zu dem Schmerz meiner Entfernung nichts bei, ungeachtet ich deſſen nun, wie es ſcheint, ganz verluſtig gehn werde. Mad. Liman bitten Sie für mich um die Fortdauer ihres Andenkens; ihre Vorausſetzung, daß ſie einiges Wohlwollen für mich hegt, war mir ſehr willkommen. Vettern ſagen Sie doch alles Verbindliche von mir; ich halte viel auf ihn, und es iſt mir lieb, daß er ſich meiner wenigſtens durch die Füße erinnert, da er, wie Sie ſagen, noch immer meine Schuhe beſorgt, denn es läßt ſich alſo doch nun nicht behaupten, daß, wie man im Franzöſiſchen ſagt: ſeine Freundſchaft für mich weder Kopf noch Füße habe. Das ächte Kind, die liebe kleine Hanne, muß ja nicht bei meinen Begrüßungen leer ausgehn — aber mit dem großen, verzogenen, halten Sie es wie Sie wollen. Adieu.

Karoline Schlabrendorf.

2.

Freitag, den 30. Mai 1800.

Wann Sie dieſes erhalten, werden Sie, meine Liebe, ſchon durch Genelli ſelbſt, erfahren haben, daß ich das Vergnügen hatte ihn auf einige Tage hier zu ſehn. Wodurch ich aber abgehalten wurde, eher zu antworten; da der muthwillige Scharfſinn, mit dem er die Sachen betrachtet, ihnen eine für mich ſo ganz neue Anſicht giebt, daß all meine Aufmerkſamkeit erregt war, und ich nicht mit Ordnung und Folge an etwas anders denken konnte, und überdem wollte ich auch von den angenehm-belehrenden Momenten ſeines Umgangs nichts verlieren. Denn je mehr ich ihn kennen lerne, um ſo mehr überzeuge ich mich, daß er in hohem Grade nicht nur ein merkwürdiger, ſondern auch ein würdiger Mann iſt, weil gewiß ſelten ein ſo ſchönes Verhältniß von Kräften, wie ich in ihm wahrnehme, beim kultivirten Menſchen gedeihen wird. Jetzt aber iſt er fort, und nun muß ich an Sie ſchreiben, um auch meinem Herzen Befriedigung zu verſchaffen. Empfangen Sie alſo mit frohem Muth — nicht meinen Dank, denn was Sie mir gegeben haben faſſe ich nur dann, wenn Sie am wenigſten beabſichtigen es mir mitzutheilen, aber die Ankündigung, daß Sie von dem, wonach ich ſtets ſtrebte und was ich bis jetzt noch nie wirklich erreichte, etwas in meinem Gemüth feſtgeſtellt haben. Und wiſſen Sie, was das iſt? die troſtreiche Hoffnung, daß ich nicht ganz iſolirt in der Welt daſtehe, ſondern außer mir es noch ein Weſen giebt, für das mein Daſein zum Gewinn der Wirkſamkeit werden, und an dem mein Herz innigen Antheil nehmen kann. Iſt dieſes in Ihren Augen Schwärmerei, ſo muß ich freilich bekennen, daß es außer den Gränzen meines Willens liegt in eine von aller Liebſchaft befreite Verbindung zu treten, und

kann ich nun alſo keine Bürgſchaft leiſten; aber wenigſtens will ich mich beſtreben wahr zu ſein, um weder Sie noch mich ſelbſt zu täuſchen, wenn ich auch gegenwärtig noch nicht genau den Standpunkt anzugeben weiß, der uns Beiden, in dem Verhältniß der Freundſchaft zugehört. Mit der Beſchuldigung, daß Sie an meinem Gemüth experimentiren wollten, meinte ich es gar nicht ernſtlich, aber doch trieb mich eine unwillkürliche Unruhe, mich grade ſo zu äußern, daß Sie aufgefordert würden ſich darüber ganz deutlich zu erklären. Und Sie thaten's, mit ſo viel Befriedigung für mein Herz, daß Sie mich der Verſuchung ausgeſetzt haben, noch öfter ungerecht zu ſcheinen, um Sie von einer Seite kennen, und, ohne alle Schmeicheleі, bewundern zu lernen, die für mich ſo hinreißend liebenswürdig iſt. Setzen Sie mir alſo, ich bitte Sie recht ſehr, doch keine Schranken, und laſſen Sie mich ganz frei mein Weſen treiben; Sie ſollen auch dafür nie eine Beſchwerde anhören dürfen, wenn Sie mir ſelbſt heroiſch kalt ſchienen. Ja ich geſtehe Ihnen ſogar, daß ich eigentlich keinen ſicheren Maaßſtab für meine höchſte Freundſchaft kenne, als daß ſie mich dem Sinn des Kindes am nächſten bringt. Denn nur mit dem, den ich ſo liebe und ſchätze, kann ich alles Schiefe und Alberne der bürgerlichen Geſellſchaft ablegen — im ganzen vollen Sinne des Worts mich als Menſch zeigen und fühlen. Alſo nicht Einſchränkung — nein, Freiheit, und die ächteſte, die ich kenne, ſollen Sie mir geben. Daß Sie's können, weiß ich, und daß Sie's wollen, hoff' ich mit froher Zuverſicht, und ſo bin ich zufrieden und kann nach Vergeſſenheit des Vergangenen mich ſehnen. Denn ich will lieber in Schmerzen und Verzweiflung leben, als gefühllos! Alſo nur der, der meinem Herzen zugehört, kann ſeine Schmerzen heilen — und Ihnen, meine Freundin, geb' ich dieſes Recht, Sie verdienen es zu beſitzen und ſollen es nicht unerkannt ausüben.

das iſt ſo die gute, menſchliche Theilnahme der Deutſchen in die Ferne; denn in den heimiſchen Verhältniſſen würde jeder der Betrübten einen ſolchen Mann doch nur mit Schaudern als einen Verbrecher anſehen. Bei dieſem Anlaſſe hat man ſich Hrn. von Hedemann's wieder erinnert, der ein preußiſcher Riego ſein wollte; die ganze Sache ſcheint niedergeſchlagen, und nicht Todesſtrafe, ſondern bloße Gefangenſchaft über die Anſtifter verhängt zu ſein. Die Milde des Königs erſcheint wahrhaft erhaben in dieſer Angelegenheit! Riego indeß wird wohl verloren ſein! —

Man ärgert ſich hier, daß die bittere Feindſchaft des Hrn. Profeſſor Görres gegen Preußen ihm in der Meinung der Oeſterreicher ſo wenig ſchadet, daß er in den Wiener Jahrbüchern und in der Concordia ſogar öffentlich gelobt wird. Es ſcheint die Genoſſenſchaft der Herren von Haller, Schlegel, Adam Müller, Chriſtian Schloſſer und anderer dieſer Art, in denen die katholiſche Kirche ſich der Staatskunſt bemächtigt, will einen ſo ſtarken Mitſtreiter nicht länger wild laſſen, ſondern in ihre Reihen gezähmt aufnehmen, wie ſie denn überhaupt mit äußerſter Anſtrengung ſich verſtärkt und ausdehnt. —

Wenn Sie von Goethe'n hören, daß er ſich mit einem 16jährigen Fräulein von Lewezow vermählen werde, ſo glauben Sie es nicht ſogleich. Man ſagt viel, was nicht iſt, obgleich dies gerade nicht unmöglich wäre. Ich meinerſeits fände gar nicht ſo etwas Beſonderes darin, aber die meiſten Andern, und darunter ſehr viele, die gar nichts dawider hätten, wenn ein junges Mädchen, nicht freiwillig, ſondern gezwungen, einen alten Griesgram heirathete! —

Leben Sie wohl, mein theurer Freund! Pflegen Sie Ihrer Geſundheit, und machen Sie ſich vergnügte Tage! Die Welt geht einmal ihren Gang, wir können mit allen

Daß ich Sie warnte, wußte ich wohl, konnten Sie mir nicht übel deuten, denn es iſt ja auch bloß ein Bekenntniß meiner Beſchränkung, um mich Ihrer noch mehr zu vergewiſſern. Sehn Sie, ich will mich gern, ganz zergliedert, vor Ihren Augen hinſtellen, wenn ich nur erlangen kann, daß Sie genau wiſſen, was Sie im Einzeln und im Ganzen von meinen Geſinnungen erwarten können und ich mir nie vorwerfen darf, Sie wiſſentlich hintergangen zu haben. Denn ich weiß recht gut, daß ich in gewiſſer Art ſehr begränzt bin, aber ich fühle auch, daß ich mich dieſer Begränzung nicht ſchämen darf, weil, — wenn Sie es, meine Freundin, genau unterſuchen, — es doch nur Redlichkeit und Wahrheitsliebe iſt, die mich da aufhält, wo Andere, vielleicht mit Recht, vollen Muths vorwärts ſchreiten. Ja ſo iſt's, meine Liebe, gleichgültig können Sie gegen mich werden, aber verachten, das verſpreche ich Ihnen, aus Ihrer Seele, wie aus der meinigen, ſollen Sie mich nie. Sind Sie damit zufrieden — nun ſo iſt's gut; mehr verbürge ich nicht: aber ſüße, wie Sie wünſchen, werden Sie mich machen, wenn Sie mehr finden, und grade das an mir lieben, was ich im reichlichſten Maße beſitze. Denn Sie könnten ausſchließlich die ganze Welt für mich ſein, und dieſe Anſchauung wäre doch ohne Leben, wenn nicht auch ich für Sie eine Welt zu ſcheinen hoffen dürfte.

Hören Sie, Liebe, mit meinen Geſchäften ſieht es bis jetzt noch ſehr weitläufig aus, und vielleicht muß ich noch eine geraume Zeit, wenigſtens bis ſpät im Herbſt, warten, um meine Finanzen in den Zuſtand zu bringen, daß wir die große Reiſe mit Sicherheit unternehmen können. Und dies däucht mir eine ſehr lange Zeit, wenn ich Sie eher nicht ſehen ſoll. Auch hab' ich darüber ſchon mit Genelli geſprochen, und ihm geſagt, daß ich nach Berlin kommen wollte; hätten Sie aber indeſſen eine kleine Reiſe vor, nun ſo will ich mich einfinden, wo es immer ſein möge. Suchen

Sie doch zu erfahren, wie es mit der Gräfin H. ſtehet, denn ich bin von der Erinnerung an ſie, noch nicht ſo geheilt, daß es mich nicht noch oft wehmüthig machte, ſogar nicht mehr von ihr zu hören. Hat denn Otterſt. ihrer gar nicht erwähnet? Aber was läßt ſich von dem erwarten, der immer verſpricht, was er nicht halten kann, und immer leiſtet, was man nicht verlangt! Aber nun leben Sie wohl, mein Brief muß fort — Genelli mag Ihnen über alles was Sie noch wiſſen wollten, Auskunft geben.

Karoline Schlabrendorf.

3.

Den 26. Auguſt 1801.

Ich bereue die Thränen nicht, welche ein Ausdruck meines Briefs Ihnen, meine liebe Freundin, wider meinen Willen verurſacht hat; denn ich weiß, daß es Wunden im Herzen giebt, die nur durch dieſe laute Wehmuth ihren nagenden Schmerz bekämpfen. Und dann liegt noch viel Tröſtliches für mich darin, daß ich glauben darf, Ihr Gemüth könnte ſich in dem meinigen darſtellen: weil dies die einzige Bedingung iſt, unter der ein Menſch dem andern, als Menſch, etwas ſein und werden kann. Was Sie mir auf meine Aeußerungen erwiedern, iſt zugleich ſo herzlich und verſtändig, daß ich nicht weiß, ob ich Ihr Urtheil, oder Ihr Gefühl, zum höchſten preiſen ſoll. Aber was ſollen auch die Lobpreiſungen von mir zu Ihnen! Da ich nun einmal überzeugt bin, daß mein Mund niemals eine Beifallsverſicherung ausgeſprochen hat, die an innrem Gehalt und Herzlichkeit meiner Freundſchaft für Sie werth wäre!

Noch etwas iſt in Ihrem Brief, das mich zugleich tief gerührt, erſchüttert und begeiſtert hat, und doch kann ich

Ihnen dafür nicht danken, weil der ganze Werth davon auf dem Unwillkürlichen beruhet. Sie versichern mich nämlich, daß Sie sich an mich mit eben der Ruhe, als an sich selbst, wenden könnten. Nun wie soll ich das verstehen? Ich mag es nehmen wie ich will, so enthält es immer eine unerschöpfliche Bedeutung. Denn als allgemein, im vollen Bewußtsein von dem, was Sie für Andere zu leisten vermögen, großherzig gedacht, — ist es der Ausdruck der reinsten Humanität; und insbesondere, als bloße Ausnahme für mich, eine überschwängliche Belohnung der untrüglichsten Beweise der treusten Anhänglichkeit eines ganzen Lebens. Im voraus abgelohnt mag ich nicht sein, meine Freundin, daß ich es also nicht als verdient annehme, dafür bürgt Ihnen meine Wahrhaftigkeit, aber als aufgestelltes Ziel ist es mir erwünscht und erfreulich: es belebt auf's neu meinen Eifer, Ihrer Vormeinung — einst würdig erfunden zu werden.

Es ist meiner Sittlichkeit entgegen, etwas als schon verdient aufzunehmen, wonach ich mir nicht einmal ein ununterbrochenes Streben zuschreiben darf. Aber wenn ich Ihres vollen Zutrauens auch noch nicht ganz würdig bin, so will ich doch immer so redlich und ehrlich sein, daß Sie nie fürchten dürfen, die Geschenke Ihres edlen Gemüths durch leichtsinnige Anmaßung bei mir entweiht zu finden.

Daß ich besser bin als mein Ruf und die Meinung einer Klasse von Menschen, die sich berechtigt glaubt zu verdammen, was sie, die sich das Richteramt zuschreibt, nicht fassen kann, haben Sie, weiß ich, bei unserer ersten Begegnung auf meiner Stirne gelesen, aber fühlen Sie es denn auch gewiß, daß ich besser bin, als mein äußeres Betragen? Diese Zusicherung ist das Einzige, was ich mit gutem Gewissen fordern kann. Aber auf bloßen Glauben sollen Sie es, meine liebe Herzens-Kündigerin, nicht annehmen, doch ich hoffe, daß Ihnen dieser Hauptzug in meiner Karakterschilderung nicht entgangen ist. Wenigstens ist es für mich

ein erfreulicher Gedanke, ein kräftiges Mittel zum Feſtſtehen, auf der unbekannten Höhe (wie Sie es ſo richtig nennen), auf jenes leiſe Weben einer geheimen Mittheilung, einer himmliſchen Gemeinſchaft rechnen zu können, die allein unter denen ſtatt haben kann, die gleichen Drang empfunden haben und durch gleiches Unglück geprüft ſind. Und hab' ich Sie, meine Freundin, nicht auf dieſem Wege gefunden! Durch's ganze Weltalter war es beſtimmt, daß grade wir uns die Hand bieten ſollten, um uns den Gang durch's Leben zu erleichtern! Und ich ſollte es mir nicht Troſt ſein laſſen? Ja, ich erkenne dieſe Beſtimmung! Der menſchlichen Natur menſchliches Begehren, des Herzens geheime heiße Wünſche, hab' ich den höheren Forderungen der Vernunft geopfert, aber das geläuterte Eigenthum, welches dieſe Religion bewährt, — kann mir nun kein Schickſal rauben. In dieſen Tempel dringt kein gehäſſiger Dämon, wer dort eingeſchrieben ſteht, hat ſeine Rechte auf meines Lebens Dauer gegründet. Aber welche Sprache könnte es Ihnen darthun, wenn Sie es nicht fühlen, daß meine Freundſchaft für Sie mit meinem Sein, meinem Streben nach Unendlichkeit in engſter Verbindung iſt! —

Vielleicht wundern Sie ſich, daß ein Weſen, welches Sie, geſtehn Sie es nur, für ſehr unregſam und mit wenig Einbildungskraft begabt hielten, in dem Ton der Begeiſterung ſprechen kann. Aber es giebt auch bei mir gewiſſe Seiten des Herzens, die ich nicht berühren kann, ohne mich der dichteriſchen Natur bewußt zu werden; doch von außenher bin ich in der That wenig erregſam: in meinem Innern iſt die Quelle ewiger Dichtung und ewigen Lebens, ohne die ich gar nicht das Gemeine der Bedingungen meines Daſeins zu ertragen vermöchte.

Das war ein langes Ausſchweifen! Jetzt muß ich endlich mal zur Beantwortung der noch übrigen Stellen Ihres Briefs übergehn. Nach Berlin kann ich jetzt eben nicht

kommen, weil mein Bruder durch unangenehme Vorfälle nicht allein ganz niedergeſchlagen, ſondern auch ſelbſt wirklich kränklich iſt und gewiß nicht ohne eine völlige Niederlage davon kommt. Es giebt nur ſelten Vorfälle im Leben, wo man ſeinen Lieben Troſt zu ſein vermag, und ich möchte mich nicht mit dem Vorwurf beladen, daß ich nicht bereit geweſen wäre, ihren Kummer zu theilen.

Ihre Begrüßungen erwiedert er mit all dem Intereſſe, welches man für ein unbekanntes Weſen haben kann. Die Frage, ob er nicht das Kokettſein liebt, iſt in der That ſeltſam geſtellt. Die Männer lieben alle das Kokettſein, wie die Fürſten die Schmeicheleien des Hofgeſindels, — dem Liebeln iſt es ſo nöthig, als das Feuer der Wärme, der Liebe aber bringt es gewiſſen Tod. Als Naturtrieb iſt es himmliſch, aber nur ſo lange, als der Menſch das kindiſche Weſen und den kindlichen Sinn bei ſich rein erhalten und unbefangen darſtellen kann — nach dem Erwachen und der Erkenntniß des Böſen und Guten, iſt es Entwürdigung des vollendeten Vernunftweſens, welches nun der Menſch in ſich herzuſtellen berufen iſt. Aber was brauche ich Ihnen erſt dieſe Erklärung zu geben. Sie ſind ſich ja bewußt, daß es auch bei Ihnen höchſtens ein armſeliger Behelf für ein nie zu erreichendes Gut höherer Befriedigung iſt. Und doch begreife ich nicht, wie Sie, die das namenloſe Wonnegefühl der wahren Liebe kennen lernten, ſich durch ſolche Gaukelei nur einen Augenblick der Vergeſſenheit verſchaffen können. Als Kunſt bewundere ich es, aber nachahmen werde ich es nie, denn es iſt ganz außer meiner Natur. Doch ſoll das, was ich hier darüber äußere, keine Mißbilligung enthalten, die Geſinnungen adeln die Handlungen, was bei Ihnen ein reizender Muthwille genannt werden kann, wäre in meinem Gemüth eine Verläugnung des Höchſten für das Gemeinſte. Sie werden ſich erinnern, daß Sie mich in Paris, in gewiſſer Beziehung, zur Koket-

terie aufforderten und ich weder Ihre Meinung beſtätiget, noch verworfen habe. Dazumal mocht ich mich darüber nicht erklären, aber jetzt iſt's in die Vergangenheit geſtellt und ich geſtehe frei: daß mein Herz mir nie erlauben wird, um das zu buhlen, was mich nur als freie Gabe beglücken könnte. Die Klugheit entfernt ſich von mir in demſelben Verhältniß, wie das Herz ſeine Rechte übet. — Vergeben Sie meiner Schwazhaftigkeit, die Einſamkeit des Landlebens erregt das Gefühlsvermögen und verſagt uns den Genuß der Mittheilung. Und vor wem ſollte mein Herz offen ſein, wenn Sie es nicht anhören wollten!

Karoline Schlabrendorf.

XI.

Friedrich von Schlegel.

Friedrich von Schlegel.

Geboren zu Hannover den 10. März 1772, gestorben zu Dresden, den 6. Januar 1829. Sein Lebenslauf ist den äußern Umständen nach hinreichend bekannt. Seine innere Entwickelung aber und seine litterarische Erscheinung zu beleuchten, ist keine Aufgabe, die so nebenher zu erfüllen wäre. Bisher sind über ihn fast nur Partheistimmen vernommen worden, welche schroff das Entgegengesetzte aussagen, und keine Vermittlung zulassen. Das Wesen dieses Mannes, die Grundtriebe in ihm, die Art seiner Fähigkeiten, das Verdienst und der Ertrag seines ganzen Wirkens, haben noch keinen Darsteller gefunden, wie er selbst einer für Andre sein konnte, und zum Theil gewesen ist. Nicht jeder darf sich daran wagen. Es gehört Muth, feste Besonnenheit, tiefes Studium und reicher Sinn, vor allem aber die freieste Uebersicht dazu, um sich in dieser aus Widersprüchen, Verwicklungen, Seltsamkeiten, Verstecknissen und Unregelmäßigkeiten aller Art zusammengesetzten Natur

unſern Beeiferungen nicht machen, daß Pompejus den Cäſar beſiegt habe; und doch glauben noch die meiſten Leute heutiges Tages ſteif und feſt, der liebe Gott ſei doch kein Ultra, ſondern ein Liberaler! Wollte Gott, ich thäte an mir, was ich Ihnen anrathe! Aber es fehlt viel.

Leben Sie wohl! In treueſter Freundſchaft

Ihr

K. A. V. v. E.

29.

Oelsner an Varnhagen.

Paris, den 18. Oktober 1823.

Erſt geſtern Abend, mein immer innigſt Verehrter, erhielt ich Ihre beiden köſtlichen Briefe vom 19. September und 11. Oktober. Ich brauche Ihnen das Vergnügen nicht zu ſchildern, welches mir Empfang und Inhalt gewährten. Vielleicht hat es zu der ſchlafloſen Nacht beigetragen, die mich zum Theil unfähig macht, heute zu antworten, wie ich ſollte und dem Gegenſtande gebührt. Aber noch andere, nicht abzuweiſende Hinderniſſe ſtehen im Wege. Selbſt das iſt mitzurechnen, daß ich auf mir ungewohntes Papier ſchreiben muß. Zu viel Ehre haben Sie mir erzeigt, mich unter die Sterne aufzunehmen, die um Goethe's Schläfe glänzen. Ich wünſchte, Sie hätten etwas weniger allgemeines zu wählen gehabt. Nicht genug kann man Ihnen Dank wiſſen für den Gedanken und die Ausführung des Werks, eine herrliche Teſtimonienſammlung, wie es wohl keine andere giebt. Dazu muß ein zweiter Theil kommen. Sie würden dann auch berühmter Nachahmungen erwähnen. Ein paar habe ich Ihnen,

zurechtzufinden, wo Gespenster, Dämonen und Genien durcheinanderschwirren, die Lucinde und Karl der Große, Alarcos, Maria, Platon, Spinoza und Bonald, Anbetung und Verdammniß Goethe's, Revolution und Hierarchie, in größter Abwechselung sich begegnen, und, was das Merkwürdigste ist, sich gegenseitig bestehen lassen! Denn Schlegel, bei aller seiner Proteus-Wandelbarkeit, hat niemals eine seiner eignen Gestalten verworfen, sondern bis zuletzt für jede eine gewisse Berechtigung behauptet, und in so fern mit allem Grunde, als in seinem Geiste wirklich ein lebendiger Zusammenhang alles dieses Mannigfaltigen war. Diesen Zusammenhang nachzuweisen, die Verknüpfungen und Uebergänge anzudeuten, den Schein überall wegzuheben um das Wesen sehen zu lassen, das wäre nun eben die Aufgabe!

Da wir nicht hoffen können, diese Aufgabe, deren Lösung allerdings ein großes Licht über unsre Litteratur und Geistesbildung verbreiten würde, so schnell bearbeitet zu sehen, so geben wir einstweilen ein paar flüchtige Bemerkungen, welche den Gegenstand wenigstens umstreifen.

Das größte Wunder und der größte Anstoß bei Schlegel bleibt immer die Lucinde. Schleiermachers Briefe über dieses Produkt haben dasselbe nicht erklärt, sondern nur ihn selber für Viele unerklärlich gemacht. Zur Rechtfertigung der ethischen Elemente des Buches ließe sich heutiges Tages genug vorbringen, desto weniger aber ist die ganz unkünstlerische Rohheit und will-

kürliche Frechheit der Form zu vertheidigen. In Schlegel war das Bedürfniß, das Sinnliche zum Boden und zur Nahrung ſeines Geiſtes zu haben; hiezu mußte er ſich in jenes verſenken, doch nur um wieder emporzuſteigen. Allein, war die ganze Richtung kein Irthum, ſo war es doch ſeine Verfahrungsart. Er hatte bei weitem nicht genug künſtleriſche Fähigkeit; er brachte eine Mißgeburt hervor, der keine beſchönigende Taufreue zu ſchönen Gliedern verhelfen konnte.

Ueberhaupt läßt ſich in der geiſtigen Natur Schlegels ein bedeutendes Mißverhältniß wahrnehmen zwiſchen einer zu großen Sinnlichkeit und einer zu geringen Zeugungskraft, und dieſes Mangelhafte zieht ſich durch alles von ihm Geleiſtete durch. Um jeden Preis hätte er ein philoſophiſches Syſtem aufſtellen, ein Dogma liefern mögen; allein er vermochte der Art nichts zu ſchaffen. Er konnte nur über alle vorhandenen geiſtreich, ſcharfſinnig, oft fein und gewandt, bisweilen tief und mit glücklicher Kraft ſprechen, ſie verknüpfen, ſcheiden, zurechtlegen, beſeitigen. Die Wiſſenſchaftslehre Fichte's, die Naturphiloſophie Schellings, die Logik Hegels, waren ſeine Verzweiflung. Solcherlei, wie er von Andern geleiſtet ſah, aus ſich hervorzuarbeiten, fühlte er den Drang zugleich und das Unvermögen. Mit Widerwillen ſchloß er ſich dem von Andern Aufgeſtellten an, doch nie völlig, er ſuchte hineinzudringen, um ſich davon wieder losſagen zu können. Seine Art, das katholiſche Dogma zu erklären und zu behandeln, gehört auch dieſer Richtung; er war auf beſondere Weiſe katholiſch, und

hatte seine Geistesfreiheit dabei gar nicht aufgegeben. Jacobi, dem es eben so ging, der sich überall von der fremden Spekulation unbefriedigt abgestoßen fühlte, und eine eigne im Zusammenhang nie aufstellen konnte, war deßhalb für Schlegel ein Gegenstand besondern Hasses, er verfolgte seine eignen ihm widrigen Gebrechen in ihm.

Die schaffende Stärke in der Philosophie ist immer als ein Mittelpunkt anzusehen, um welchen herum sich alles ordnet und gestaltet. Friedrich von Schlegel, dem ein solcher Standpunkt unmöglich war, und der doch den Drang nach etwas Ganzem und Vollständigem fühlte, war daher genöthigt, in dem Umkreise zu wandeln, und alles einzeln nach und nach zu werden, oder zu fassen. Daher seine verschiedenartigen Auftritte, sein jedesmal gründliches Austauschen von Ansichten und Meinungen, seine wandelbare Begeisterung, sein unstätes Suchen und Aufnehmen.

Aber durch diese Eigenschaften selbst, welche sich seinem großartigen, oft meisterhaften, und immer bedeutenden Talente durchaus verschwisterten, und durch dasselbe die gewaltigsten Stoffe wie die edelsten Gemüther ergreifen konnten, steht Schlegel als eine der merkwürdigsten und eigensten Gestalten in der Reihe unsrer besten Schriftsteller, mit vielen durch Vergleichbares verbunden, und doch von allen wieder getrennt.

Die wenigen Blätter, welche hier von ihm folgen, dürften schon deßhalb einigen Reiz haben, weil sie Zeugnisse einer Denkart und Richtung sind, die einem solchen Geiste zuzutrauen man in späterer Zeit ganz ent-

wöhnt war. Daß Schlegel ein republikaniſches Werk und franzöſiſch ſchreiben wollte, iſt in die Jahrbücher unſrer Zeit als eine dauernde Denkwürdigkeit einzutragen.

Von Schlegel dürfen einige Briefblätter auch noch aus dem Grunde willkommen ſein, weil von ihm überhaupt nur wenige zu erwarten ſtehen, und eine kleinliche Denkart ſolche gefliſſentlich unterdrücken möchte. Das Intereſſe der Wahrheit geht aber jedem andern vor; und warum grade dem Verfaſſer der Lucinde und der Fragmente im Athenäum eine verheimlichende Fürſorge zu geſtatten wäre, können wir nicht einſehen; Aergeres, als er hat drucken laſſen, hat er ja doch wohl nicht geſchrieben! —

1.

Dresden, den 8. Februar 1802.

Es iſt wahr, daß ich Schuld war an Ihrem Schmerz. Aber gewiß kam ich ſehr unſchuldig dazu; es iſt meine Natur, im Einzelnen alles, was an ſich gut und recht iſt, zu übertreiben, ohne daß ich's weiß und will; und ſo geſchiehet's, daß ich oft weh thue, wo ich gar nicht daran denke, daß meine Worte auch nur hart ſein könnten. Aber nun hüten Sie ſich auch, daß Sie nicht in denſelben Fehler fallen! Gewiß, Sie fangen an, mir alles übel zu deuten, und denken ſich manches aus, was gar nicht ſo iſt. So habe ich meine innigſte Freude an Ihren Briefen, trotz allen Schmerzen, die ſie bringen und erregen; ja ich liebe ſie und bete ſie an, und Sie bilden ſich ein, ich tadle ſie nur. — —

Laſſen Sie ſich Bernhardi's Kynoſarges geben. Erſtlich iſt eine Recenſion des Almanachs darin, wovon wenigſtens das über meine „Abendröthe" in allem Ernſt gründlich iſt. Dann aber iſt ein Aufſatz über Wiſſenſchaft und Kunſt, worin — Schleiermachers Reden über die Religion überall wiederklingen, und das iſt nun in allem Scherze ſehr ſpaßhaft, wie die Anempfinder immer grade auf das fallen, was ihnen am fremdeſten iſt; der bleierne moraliſche Schiller auf das Romantiſche, Phantaſtiſche, Tieck, Genoveva; und der dickhäutige, bierſchwere Bernhardi auf Myſtik, Religion, Schleiermacher! Aber dies bleibt ganz unter uns, denn Bernhardi meint es redlich, iſt nicht ohne Tiefe und Verſtand, und kann noch viel Wackres lernen; alſo bin ich trotz dieſer kleinen Bosheit dennoch ſein Freund in einem etwas weit-

läufigeren Sinne des Worts. — Sie müssen mir doch zugeben, daß unter allen Anempfindern mein Bruder der edelste, gebildetste, geschickteste, ja auch der redlichste ist! —

Herzliche Grüße von Dorothea. Sie wünscht auch sehr, daß wir zusammen reisen könnten. —

Friedrich Schlegel.

2.

Dresden, den 15. Februar 1803.

Es kommen denn doch wieder Augenblicke, wo es mir bange wird, daß Ihnen die Reise nach Paris so zuwider scheint. Uns bleibt fast keine Wahl, es würde jetzt fast eben so schwer sein zu bleiben, ich meine von der einzigen Seite, wo uns alles so schwer wird, von der ökonomischen. Mehr, als wir bei unserer bisherigen schlechten Wirthschaft und ewigen Umherreisen in Deutschland gebraucht haben, können wir dort nicht brauchen. Ich kann meinen Aufenthalt dort auf mannigfache Weise gleich zu Gelde machen, — dergleichen Arbeiten, wie ich sie dann des eignen Studiums wegen recht gut machen kann, sind fast die einzigen, die etwas Bedeutendes eintragen. Georg Forster hat auf diese Art ehedem jährlich an dreitausend Thaler verdient. So viel werde ich wohl nicht verdienen, aber meine deutschen Arbeiten, die doch allmählig ordentlich bezahlt werden, sind auch ein guter Beitrag; und was wichtiger ist als das, die Hoffnung eine andre äußere Existenz zu finden, als die litterarische, von welcher zu leben mir je länger je unerträglicher wird. — Ach, aus Liebe und Noth war mein ganzes Leben ein unzertrennliches Gewebe! —

Meiner Schwester Charlotte dürfte ich wohl das mit dem Gelde sagen, wenn es nur zu was diente, da sie mir doch

nicht helfen; aber ihr, die uns Monate lang gaſtfreundſchaftlich aufnimmt, in ihrer ſparſamen Einrichtung, ihr konnte ich unmöglich noch einige Thaler anfordern; und das zu thun, nachdem ich vier Wochen ſpäter kam als beſtimmt, ihr zu ſagen, daß ich nur mit zwei Louisd'or hier angekommen ſei, die ich obendrein von einem halben Bekannten in Leipzig geliehen hatte, das hieße ihr alles Zutrauen benehmen, es würde ihr ein unauslöſchliches Bild der übelſten Unordnung geben. —

Jetzt bin ich ganz im Plato. An dem werden Sie viel haben, und ſich ſehr damit erfreuen. Leſen Sie auch die „Abendröthe" mit Andacht; ſo wird der zweite Theil der Lucinde ganz ſein. — —

Hier ſchicke ich Ihnen etwas Luſtiges, eine Zeichnung von mir — Venelli, der beſte Sänger hier, Tenor, ungeheuer künſtlich, aber gefühllos und ſeine Aktion ſo affektirt, wie Sie es nach der Zeichnung ſich vorſtellen können, denn ſie iſt nicht übertrieben. Daneben M'e, das ſind die letzten ſchönen Geiſter in Dresden. Venelli als Giulio Cesare in dem Cesare von Salieri. Die Soldaten bedeuten den kriegeriſchen Karakter des Stücks, die Seiltänzer den Stil ſeines Singens.

Ich denke jetzt ſchon oft an das, was ich im Franzöſiſchen ſchreiben will. Ich weiß nur noch nicht, womit ich zuerſt anfange, ob mit einem ernſthaften Hauptwerke, oder mit leichten kleinen Aufſätzen in einem kleinen Journal, oder doch nach Art deſſelben. Was meinen Sie dazu? —

Friedrich Schlegel.

3.

Dresden, den 1. April 1802.

Theure Freundin! Ich habe heute Ihren Brief recht früh erhalten, und hatte im Stillen schon gefürchtet, es käme gar keiner. Freilich bin ich nicht ganz dadurch beruhigt, denn noch schreiben Sie viel von Kranksein, und sonst so kurz, so unbefriedigend. Was fehlt Ihnen? Die gewöhnliche Reizbarkeit, fortdauerndes Unwohlsein, oder ist es ein bestimmtes Uebel? Aber in Geduld will ich warten, bis Sie wieder ordentlich schreiben können. Ihre Briefe sind alle recht kurz. Es fehlt mir immer ich weiß selbst nicht was, wenn Sie lange nicht ausführlich und freundlich geschrieben. —

Wie können Sie aber so viel bei Humboldts sein, da Sie doch krank sind? —

Daß ich neulich so auf Henrietten schimpfte, das gehört nicht zu meiner Menschenkenntniß. Die wäre hier auch gar nicht angebracht. Sie ist ja noch gar nichts, sondern bloß Stoff etwas zu werden, oder auch nichts.

An der Jungfernbrücke *) kann das Dummste ganz herrlich gedeihen; nichts ist zu dumm für solche Kluge, also auch Judenhaß der Art. —

Henriette ist so unvorsichtig gewesen, Winckmann zu schreiben, daß wir nach Paris gingen. Der hat's meinem Bruder ganz warm erzählt, und gewiß jedem sonst, der's hören will. —

Vom Alarcos wird Ihnen August Wilhelm ein Rezensionsexemplar gegeben haben. Ich denke mir, Sie werden ihn noch oft lesen müssen, ehe Sie recht Gefallen daran finden. Daß Ihnen die Lucinde nicht mehr so mißfällt, darauf halte ich recht etwas.

*) wo Bernhardi wohnte und A. W. Schlegel.

Das republikaniſche Werk erſcheint gewiß nicht vor zwei Jahren, weil's nicht eher fertig ſein kann. Bis dahin finde ich gewiß Duldung. Vielleicht laſſe ich's aber auch dann noch fertig liegen, und warte bis auf einen entſcheidenden Moment.

Verlaſſen Sie mich nicht! Bleiben Sie mit treuem Muthe mir zugethan! — Mit Dorotheens Geſundheit geht's nur leidlich. — Danken Sie der Gräfin Schlabrendorf in meinem Namen, ſie hat ſehr gut gethan. Das Geld geben Sie Schleiermacher, oder wenn dieſer nicht da iſt, ſo ſenden Sie es mit der Poſt an Doctor Bernhard Vermehren in Jena ohne weiteres. An dieſem Gelde hängt mein Heil. —

Friedrich Schlegel.

Ich lege meine gereimten und ungereimten Scherze gegen Schiller hier bei. Er hat es um uns nicht verdient, daß wir ihn ſchonen. —

4.

Paris, den 3. Mai 1803.

Liebe Freundin, es war recht lange, daß ich nichts von Ihnen gehört hatte. Ich freute mich ſehr, endlich einmal wieder die Züge Ihrer Hand zu ſehen, die mir ganz fremd geworden waren. Beſſer aber wär' es, ich ſähe Ihr kluges Geſicht plötzlich hier vor mir. Man ſieht dergleichen hier eben nicht.

Ich denke hier oft an Sie. Beſonders ward ich mehrmals erinnert an das, was Sie mir von den Franzoſen ſagten. Sie haben ſie mir am richtigſten, oder vielmehr allein richtig beſchrieben. Nur in den Deutſchen haben Sie ſich ſehr geirrt. Doch ich ſollte gar nicht ſo ſprechen; es

ſind keine Deutſche, ſondern nur Juden, von Geburt oder von Denkart. —

Man ſagt, die Ungelmann käme her, die Marchetti. Eine aus Ihrer Menagerie haben wir hier; ich meine Pauline Wieſel. Und kommen Sie denn nie mit? — Wir wünſchen es beide recht oft. Es wäre die beſte Erquickung. Sehr lange bleiben wir wohl nicht hier; es iſt doch alles nur klein hier, und noch ſo beinah das Alte. Ich ſehne mich recht tief nach einer großen Reiſe. Ein Jahr aber treffen Sie uns noch gewiß hier. Denn eine kleine Fahrt nach London oder Madrid rechne ich nicht mehr für eine Reiſe.

Kömmt Gualtieri oder Schelz hier durch, ſo ſchicken Sie ſie mir. Ich ſehe wohl, man kann alles brauchen, wenn man's verſteht; ſogar die Menſchen.

Uns geht es theils gut, theils ſchlecht. Gut, weil wir es ſind, ſchlecht, weil man uns von allen Seiten betrügt, unter andern auch um das kleine Vermögen meiner Frau, was aber doch jetzt großen Werth für mich hätte. Ich mag und kann keinen Prozeß darum anfangen, beſonders ſo von ferne.

Leben Sie recht wohl. Ich umarme Sie. Ich wünſche Sie bald zu ſehen, ſonſt werden Sie mir fremd werden.

Friedrich Schlegel.

Wir wünſchen oft, Sie wären hier, d. h. Dorothea wünſcht es; von mir wiſſen Sie es ohnehin.

Sind Sie noch in Briefwechſel mit Burgsdorf?

glaube ich, angegeben: die Schilderung der Schlacht in Ivanhoe von Walter Scott und den Besuch Lancaster's im Ritterkleide in Kenilworth.

Geheimerath Wolf hat dem Verdienste gehuldigt. Man spürt doch überall die Witterung seines Geistes. Schade, schade, daß er Tintefederichen ist. Mich bringt er in große Verlegenheit, dem Institute nicht zu antworten. Besonders thut es mir leid, dem überaus verbindlichen Grafen Boissy d'Anglas, der meinen Wünschen mit so vieler Zuvorkommenheit begegnete, unhöflich erscheinen zu müssen. Den Artikel über Hrn. von Saur's „Sterner" kann ich nicht anders als gut heißen. Trefflich ist das Drama zur Feier des 28. August. Niemand als Sie können Verfasser sein. Herr von Saur verlangt, daß ich bei Ihnen anfrage, ob Sie einen Brief von ihm durch den jungen Pinsel von Architekten, Namens Bigot, erhalten haben?

Ein Akt der spanischen Geschichte ist zu Ende; andere, sehr tragische, stehen bevor, wenn man Ferdinand sich selbst, der weiland Regentschaft, und den Eingebungen einer gewissen auswärtigen Macht blindlings überläßt. Zwischen dem Könige und dem Herzoge von Angoulême soll bereits Kälte eingetreten sein, weil sich ersterer stark und heftig über das Dekret von Andujar beschwert. Des letzteren Aufenthalt in Spanien verlängert sich, wie es jetzt heißt, bis Ende Dezember. Daß bei weitem noch nicht alles im Reinen, zeigen die vielen, gestern eingetroffenen Kouriere, nebst der Art von Mißmuth, die ich bei den Royalisten fand.

Die Hauptquelle der spanischen Revolution liegt in dem Verluste von Amerika. Der läßt sich nur durch Industrie und freie Entwickelung aller Thätigkeiten ersetzen. Allein die Zuchtruthe der Inquisition wird gerade auf den Gewerbsstand fallen. Uebrigens ist der Untergang einer Konstitution

8.

Köln, den 9. December 1805.

Schon gleich nachdem der Herr von Reibel hier gewesen war, ſchrieb ich Ihnen, liebe Freundin, um Ihnen für Ihren freundſchaftlichen Brief und für die angenehme Bekanntſchaft zu danken. Seitdem hofften wir immer von Einer Woche zur andern, einen Brief von Ihnen zu bekommen; denn je einſamer wir hier leben, je lebhafter erinnern wir uns an die abweſenden Freunde. Ich verlangte um ſo mehr nach Nachrichten von Ihnen; da ich vielleicht bald hoffen darf, Sie wieder zu ſehn. Wenn es der Krieg nicht hindert, komme ich Oſtern auf einige Wochen wenigſtens nach Berlin; ich würde mich ſehr darauf freuen, meine alten Bekannten und Freunde wieder zu ſehen, wenn ich nicht beinah fürchten müßte, zu ſpät zu kommen, und vergeſſen zu ſein.

Sie würden mir eine wahre Wohlthat erzeigen, wenn Sie mir ſchrieben, aber recht hiſtoriſch, von ſich, von Berlin, ja auch von Krieg und Frieden. Glauben Sie, daß es jetzt die rechte Zeit iſt, einmal das alte Deutſchland wieder zu ſehen, oder iſt es gar nicht mehr das alte? Sieht man es vielleicht ſchon ein, daß man die Wenigen nicht hätte ſollen mit Kälte von ſich ſtoßen, die es ihnen hätten ſagen können, was ſie thun ſollen; oder glauben Sie vielleicht ſelbſt, daß die Zeit für die Leute zu kurz iſt, um noch zu Verſtande zu kommen? — Sehen Sie, das möcht' ich von Ihnen wiſſen; ſoll ich kommen, oder nicht kommen; aber wenn ich vorausſetze, daß Sie meine Frage größtentheils errathen, ſo müſſen Sie nicht auch ſo, ſondern ganz klar und deutlich antworten — ob ich vergeſſen bin, und wenn nicht, ob man denn wohl eine Idee davon

hat, daß ich noch zu etwas anderm zu brauchen wäre, als poetiſche Taſchenbücher zu ſchreiben. — Sie ſehen, daß es mir recht Ernſt iſt, einen Brief von Ihnen haben zu wollen; aber ich habe nun auch noch eine äußere Veranlaſſung, darum zu bitten. Ich muß Sie um die Adreſſe der Gräfin Schlabrendorf bitten, damit ich dieſer gradezu ſchreiben kann, und Sie nicht ferner durch die Einlage beläſtigen darf; denn ſchreiben muß ich ihr leider noch immer. — Der Krieg hat mir unglaublich viel geſchadet; ich hatte ſo gute, ſo ſichre Ausſichten, verbunden mit einer baldigen Rückkehr nach Deutſchland. Aber es iſt alles zu nichts geworden, denn es war in jenen Gegenden, die der Krieg zunächſt zerſtört hat. Vielleicht iſt es nur ſo beſſer, das muß man ſich immer ſagen, wenn es einem herzlich ſchlecht geht. — Doch das kann ich nun auch gerade nicht ſagen; leben wir doch hier bei Freunden in einem ruhigen Winkel, das iſt in jetziger Zeit ſchon viel. Gott ſei Dank, daß wir jetzt nicht in Paris ſind. Von hieraus kann man doch gleich, wohin man will, wenn nicht alles noch ſchlimmer wird. Was macht Burgsdorf? Geht er auch nach Italien? Darauf antworten Sie mir doch. — Empfehlen Sie mich Herrn von Rebtel, er hat uns ſehr gefallen, aber vielmehr wir haben ihn liebgewonnen, inſofern man dies nach einigen Stunden ſagen darf. — Auguſt Wilhelm ſetzt die alte Weiſe in Coppet ſo fort. Henriette Mendelsſohn iſt traurig und ängſtlich, wie alle Menſchen in Paris jetzt ſein müſſen. Schreiben Sie alſo, ſchreiben Sie, ſchreiben Sie! vor allem aber erinnern Sie ſich unſrer.

Friedrich Schlegel.

Daß Schleiermacher die von mir mit ihm verabredete Ueberſetzung des Plato nun, ohne mich zu fragen, allein

unternommen hat und fortsetzt, ist eine Perfidie, die ich ihm nicht zugetraut hätte. Freilich verfährt er aber auch in der Kritik und Anordnung ganz anders, als ich je gutheißen möchte.

XII.

Prinz Louis Ferdinand

von Preußen.

Prinz Louis Ferdinand
von Preußen.

Diesem heldischen, genialen, vielfach getadelten, und noch keineswegs allgemein nach seinem wahren innern Werth erkannten Prinzen ein biographisches Denkmal zu stiften, lag längst in unsrem Sinne, jedoch die Schwierigkeit des Stoffes, der in manche für jetzt noch unberührbare Beziehungen verflochten ist, hat unsren Vorsatz bisher vereitelt müssen. Weil indeß sein Bild in dieser Reihe nicht gänzlich fehlen soll, so stellen wir einstweilen, lückenhaft und sprungweise, wie sein Leben war, eine kurze Schilderung hin, deren gleichsam zusammengerafften Züge doch den Grund seines Wesens andeuten können.

Prinz Louis, zu dessen Namen gewöhnlich, um ihn unterscheidend zu bezeichnen, noch der seines Vaters hinzugefügt wird, war der zweite Sohn des Prinzen August Ferdinand, des jüngsten Bruders Friedrichs des

Großen. Seine Mutter war eine Prinzessin von Brandenburg-Schwedt. Er wurde geboren zu Berlin den 18. November 1772. Von frühster Kindheit zeichnete er sich durch Stärke, Schönheit, Muth und stürmisches Wesen, so wie durch Herzlichkeit und Güte aus. Im sechsten Jahre bekam er Unterrichtsstunden in Gemeinschaft seines Bruders Heinrich, der um ein Jahr älter und eines ganz entgegengesetzten Karakters war. Die Ruhe und Trägheit des ältern Bruders hätten eine ganz andre Behandlung erfordert, als die Wildheit und Geistesfähigkeit des jüngern. Ihr Lehrer, der nachherige Professor Großheim, ein wackrer und einsichtsvoller Mann, klagte sehr darüber, daß derselbe Unterricht beide Zöglinge vereinigen mußte. Jedoch waren die Lehrstunden nur leicht; an Latein wurde gar nicht gedacht; der ältere Prinz, der Liebling der Mutter, sollte geschont werden, der jüngere war nicht festzuhalten. Auch traten unaufhörlich Störungen und Zerstreuungen ein, welchen der Unterricht nachstehen mußte. Bei Hoftagen und Festen aller Art durften die Prinzen nicht fehlen, sie mußten den Besuch angesehener Fremden empfangen, und allen Lustbarkeiten und Genüssen beiwohnen, welche sich zur Ausbildung des Geschmacks oder körperlicher Fertigkeit darboten.

Louis entsprang den Lehrstunden, sobald er nur konnte, liebte und schätzte aber dennoch den Lehrer, dem er auch bis zuletzt mit Achtung und Freundlichkeit begegnete. Seine Lebhaftigkeit war immer gutmüthig; Almosen und Geschenke zu geben, war seine Freude;

irgend eine Hülfe zu leiſten, für Andre zu ſorgen, etwas auszuführen, dazu ſtand er immer bereit. Die Freigebigkeit ſeiner Eltern und ſeiner nächſten Umgebungen wuſte er ſchnell zu erſchöpfen, ſchon früh ſah er ſeinen guten Willen auf Mittel beſchränkt, die ihm allzu gering dünkten, und die er zu ſeinem Unglück nie berechnen lernte. In all ſeinem Thun herrſchte ſichtbar das Menſchliche vor; er ſah ſich beſſer geſtellt, hielt ſich aber nicht für mehr, als den Bettler, und Glanz und Vornehmheit machten auf ihn wenig Eindruck. Als er mehr herangewachſen und in das Heer eingetreten war, befeſtigte ſich dieſer Sinn nur noch mehr. Jeder Gemeine war ihm ein Kammerad, zu gleichen Gefahren und Ehren mit ihm berufen. Daß er Rang und Stand als etwas Zufälliges anſehe und vor allem den Menſchen achten wolle, bezeigte er durch Wort und That. Einſt begegnete er zu Wagen im heiſſen Sommer weit von der Stadt ſeinem Lehrer Großheim, der mühſam zu Fuß wanderte; augenblicklich ließ er halten, jener mußte einſteigen, und wurde von ſeinem ehemaligen Zögling nach dem Ziel gefahren, wohin er begehrte. Bisweilen auch ſagte er wohl zu Großheim: „Ich muß jetzt ein bischen der Prinz ſein, die Leute wollen es durchaus ſo haben.“

Nur Einen Gegenſtand gab es, bei welchem Louis frühzeitig zuſammengenommen und alles Ernſtes und Fleiſſes wie aller Geduld und Beharrlichkeit fähig war, die ihm in andern Richtungen fehlten. Dies war die Muſik. Er hatte die größte Neigung und Anlage, ſie

zu erlernen und auszuüben. Er konnte ganze Stunden am Fortepiano weilen, und seine frühzeitige Fertigkeit, die allgemein bewundert und gepriesen wurde, genügte ihm nicht, er mußte in die Tiefen der herrlichen Kunst eindringen, und lernte die Tonsetzung. Wer mag ihm die erste Anleitung gegeben, wer seine glückliche Gabe richtig gelenkt haben? Der Werth seiner Musikstücke ist allgemein anerkannt; ein kräftiger Geist, eine grosartige Eigenheit, läßt sie als Eingebungen eines ursprünglichen Talents erkennen.

Im zwanzigsten Lebensjahre starb sein Bruder Heinrich in Folge vernachläßigter Masern an der Auszehrung. Die betrübten Eltern, um sich zu zerstreuen, machten eine Reise nach Spa, und nahmen den nun ältesten Prinzen Louis und seine noch übrigen beiden Geschwister dorthin mit. Für Louis, der im neunzehnten Jahre stand, war diese Reise verhängnißvoll. Aller Unterricht wurde ganz eingestellt, der Wechsel neuer Gegenstände regte seine leidenschaftlichen Neigungen heftig an, besonders aber wirkte der Umgang vieler feingebildeten, den Jüngling durch reizende und schmeichelhafte Unterhaltung einnehmenden französischen Emigrirten, die sich in großer Anzahl dort aufhielten, sehr nachtheilig auf ihn ein. Die Grundsätze und Sitten dieser damals noch übermüthigen Wüstlinge waren tief verderbt, die Welt dünkte ihnen einzig für den Genuß und Witz der Klugen geschaffen, besonders in Betreff der Frauen zeigte sich der größte Leichtsinn. Louis widerstand einer solchen mit Geist und Anmuth ausgestatteten Denkart

nicht, er nahm ſich Art und Haltung der franzöſiſchen Prinzen zum Muſter, und kehrte ganz verwandelt nach Berlin zurück. Doch behielt am Ende ſein biedres und einfaches Naturell die Oberhand. An Weltbildung hatte er gewonnen; wie an Fertigkeit und Geſchmack des franzöſiſchen Ausdrucks; er trat ſelbſtſtändiger und freier auf; aber das Menſchliche drang durch alle Bildung immer kräftig wieder hervor. Die Emigrirten drängten ſich ſeitdem vorzugsweiſe zu ihm, und er konnte ſich ihrer durch alle Folgezeit kaum erwehren, ſelbſt als er ſchon längſt die meiſten verachtete, und ihre feindlichen Landsleute, die ſiegenden Freiheitskämpfer, weit höher ſtellte.

Der gegen Frankreich im Jahre 1792 ausbrechende Krieg, in welchem Preußen eine Hauptrolle übernahm, eröffnete dem Prinzen Louis eine Bahn, die ſeinen ſtrebenden Jugendkräften eine tüchtigere und erſprießlichere Beſchäftigung verhieß. Er zog als Oberſt eines Infanterieregiments mit in's Feld. Der Hauptmann von Bülow, ſpäter als Feldherr durch den Beinamen von Dennewitz ausgezeichnet, wurde ihm als kriegserfahrner Begleiter zugetheilt, und deßhalb zum Major befördert.

Beim Vorrücken in die Champagne, um die Mitte des Septembers 1792, läßt uns Goethe auf einen Augenblick den Prinzen wahrnehmen, und zwar in den wenigen leichten Zügen ſchon ſeinen vollſtändigen Karakter. „Wir trafen auf einen Huſarenpoſten — erzählt Goethe — und ſprachen mit dem Offizier, einem jungen hübſchen Manne. Die Kanonade war weit über

nicht zu bedauern, die einen Laufen so abgeschmackt alberner Tröpfe, wie die Kortes, an das Ruder des Staats stellte. Die Esel haben sich und die Verhältnisse, in denen sie standen, doch auch gar nicht gekannt. Warum änderten sie die Verfassung nicht, als man es ihnen bot, als man sie fürchtete? — Allgemeine Verzweiflung herrscht unter den Inhabern der spanischen Fonds.

Herr von Stägemann wird Ihnen einen Auszug mittheilen aus Courier's neuesten beiden Broschüren. Frau von Varnhagen's Bemerkungen über die B. P. habe ich mit unnennbarem Interesse gelesen. Legen Sie mich gebunden unter ihre Fußsohlen.

Leben Sie wohl, behalten mich lieb. Sie wissen, daß ich mit unverbrüchlicher Treue, Hochachtung und Ergebenheit, von ganzer Seele der Ihrige bin.

Oelsner.

30.

Oelsner an Stägemann.

Paris, den 17. Oktober 1823.

Bis Sie, Hochverehrtester, mir das Schreiben ganz ausdrücklich untersagen, setze ich meine Briefe fort. Seit drei vollen Monaten habe ich keine Zeile Ihrer Hand gesehen. Die letzten sind vom 18. Juli. Ich möchte verschmachten. Wären Sie krank, die öffentlichen Gerüchte hätten es verkündet. Aller Wahrscheinlichkeit nach läßt die Vermählung Ihrer Fräulein Tochter Sie nicht zu Athem kommen. Derselben ein Büchlein zu Füßen zu legen, dessen sie freilich nicht, und um so weniger bedarf, als Fräulein Hedwig mit den

Grandpré hinaus, und er hatte Ordre, nicht vorwärts zu gehen, um nicht ohne Noth eine Bewegung zu verursachen. Wir hatten uns nicht lange besprochen, als Prinz Louis Ferdinand mit einigem Gefolge ankam, nach kurzer Begrüßung und Hin- und Wiederreden von dem Offizier verlangte, daß er vorwärts gehen solle. Dieser that dringende Vorstellungen, worauf der Prinz aber nicht achtete, sondern vorwärts ritt, dem wir dann Alle folgen mußten. Wir waren nicht weit gekommen, als ein französischer Jäger sich von fern sehen ließ, an uns bis auf Büchsenschußweite heranprengte, und sodann umkehrend eben so schnell wieder verschwand. Ihm folgte der zweite, dann der dritte, welche ebenfalls wieder verschwanden. Der vierte aber, wahrscheinlich der erste, schoß die Büchse ganz ernstlich auf uns ab, man konnte die Kugel deutlich pfeifen hören. Der Prinz ließ sich nicht irren, und jene trieben auch ihr Handwerk, so daß mehrere Schüsse fielen, indem wir unsern Weg verfolgten. Ich hatte den Offizier manchmal angesehen, der zwischen seiner Pflicht und zwischen dem Respekt vor einem Königlichen Prinzen in der größten Verlegenheit schwankte. Er glaubte wohl in meinen Blicken etwas Theilnehmendes zu lesen, ritt auf mich zu und sagte: „Wenn Sie irgend etwas auf den Prinzen vermögen, so ersuchen Sie ihn zurückzugehen, er setzt mich der größten Verantwortung aus; ich habe den strengsten Befehl, meinen angewiesenen Posten nicht zu verlassen, und es ist nichts vernünftiger, als daß wir den Feind nicht reizen, der hinter Grandpré in einer

festen Stellung gelagert ist. Kehrt der Prinz nicht um, so ist in kurzem die ganze Vorpostenkette allarmirt, man weiß im Hauptquartier nicht was es heißen soll, und der erste Verdruß ergeht über mich ganz ohne meine Schuld." Ich ritt an den Prinzen heran, und sagte: „Man erzeigt mir so eben die Ehre, mir einigen Einfluß auf Ihro Hoheit zuzutrauen, deßhalb ich um geneigtes Gehör bitte." Ich brachte ihm darauf die Sache mit Klarheit vor, welches kaum nöthig gewesen wäre, denn er sah selbst alles vor sich, und war freundlich genug, mit einigen guten Worten sogleich umzukehren, worauf denn auch die Jäger verschwanden und zu schießen aufhörten. Der Offizier dankte mir auf's verbindlichste, und man sieht, daß ein Vermittler überall willkommen ist."

Am 22. September trifft Goethe nochmals den Prinzen, jedoch unter von jenen früheren ganz verschiedenen Umständen, die er als artiges Bild mit kurzen Worten so schildert: „Im nach Hause reiten traf ich den Prinzen Louis Ferdinand, im freien Felde, auf einem hölzernen Stuhle sitzen, den man aus einem untern Dorfe heraufgeschafft; zugleich schleppten einige seiner Leute einen schweren, verschlossenen Küchschrank herbei; sie versicherten, es klappere darin, sie hofften einen guten Fang gethan zu haben. Man erbrach ihn begierig, fand aber nur ein starkbeleibtes Kochbuch, und nun, indessen der gespaltene Schrank im Feuer aufloderte, las man die köstlichsten Küchenrezepte vor, und so ward abermals Hunger und Begierde durch

eine aufgeregte Einbildungskraft bis zur Verzweiflung gesteigert."

Der Feldzug bot außer der Kanonade von Valmy keine bedeutenden Gefechte dar, und die heiße Kampfbegierde des jungen ungeduldigen Kriegers fand keine Gelegenheit zu persönlicher That. Um so stürmischer warf sich sein leidenschaftliches Gemüth in die Zerstreuungen, denen die Umstände eine unwiderstehliche Macht gaben. Frankfurt am Main und die ganze Umgegend reicher Landschaften und Fürstlicher Wohnorte vereinigten damals die höchste und glänzendste Gesellschaft, ein üppiges Wogen und Treiben in Lustbarkeiten aller Art löste die kriegerischen Beschäftigungen ab, der Glanz höfischer Festlichkeit, der Reiz des lieblichsten Umgangs, die Lockungen zu Liebesabentheuern, die Macht des Spielzaubers, alles wirkte wechselnd auf den erregten Sinn, der sich von herrlichen, unwiderstehlichen und fast unverwüstlichen Naturkräften getragen fand. Prinz Louis jedoch ließ von diesem Taumel sich nicht durchaus fortreißen; die edlern Ansprüche seines Wesens verläugneten sich nicht. Die Liebe zur Tonkunst überwog in ihm jede andre Leidenschaft, viele Stunden jedes Tages widmete er dieser Neigung, überall wo Musik aufgeführt, vorbereitet, besprochen wurde, nahm er lebhaft Theil, wirkte er thätig ein. Alle Musiker, Liebhaber und Virtuosen, drängten sich an ihn, wollten sein Urtheil, suchten seinen Schutz. Auch sein menschenfreundlicher Freisinn nahm Gelegenheit sich in diesem Gebiete schönstens zu bezeigen. Ein Virtuose, der in seinen Umständen un-

glücklich zurückgekommen war, wünschte sich durch ein Konzert aufzuhelfen, allein die Aussichten blieben sehr ungünstig, und Louis, auf dessen Fürsprache gerechnet wurde, sah nur geringen Ertrag voraus. Da fiel ihm plötzlich ein, daß er doch helfen könne. „Kündigen Sie an, daß ich eine Klaviersonate in dem Konzert spielen werde," rief er, und der Erfolg war glänzend; um den Prinzen zu hören, strömte alles herbei. Ueberdies erregte die Genialität seines Spieles allgemein die größte Bewunderung. Und so mächtig war der Geist in ihm, so rüstig und willig die körperliche Natur, daß er nach einer durchschwärmten Nacht, am frühen Morgen heimkehrend, anstatt auf ein Ruhelager hinzusinken, sich zum Klaviere setzen und stundenlang herrlich phantasiren konnte, in der Begeisterung schöpferischer Kunst die wüsten Eindrücke auslöschend und die Sinne zu neuer Lebensfrische erhebend. Aber auch in andern Richtungen suchte sein Geist edle Nahrung. Er war unermüdlich in allem was das Kriegswesen betraf, suchte lehrreiche Gespräche mit unterrichteten Offizieren, ließ sich leutselig mit den Soldaten ein, und war für jede neue Anschauung und Kenntniß offen, die sich ihm aus der bewegten Welt erhob. Er lernte wenig aus Büchern, aber kein Gegenstand berührte ihn, dem er nicht eine höhere Seite abgewann, denn in allem Strudel des Lebens hatte er etwas schweigsam Beobachtendes und Nachdenkliches, sein hoher Blick schweifte ahndungsvoll über die ihm dunklen Gebiete, und manche waren ihm hell, von denen man es nicht vermuthete. Wo er einen

Mann von Geiſt, von eigenthümlichem Sinn und Verdienſt antraf, ja wenn er letzteres auch nur auf Glauben annehmen konnte, da näherte er ſich mit Wißbegier und Hochachtung. Und dieſer Jüngling, der ſo entgegengeſetzte Eigenſchaften vereinigte, war erſt zwanzigjährig!

Der Feldzug des folgenden Jahres 1793 war für die Kampfesluſt ergiebiger. Die Belagerung von Mainz, welche unternommen wurde, gab häufige Gefechte, hielt die Wachſamkeit täglich geſpannt. Prinz Louis hatte auch hier wieder zunächſt ſeine edle Menſchlichkeit zu zeigen. Er lag im Chauſſeehauſe bei dem Dorfe Marienborn im Quartier. Unter ſeinen Fenſtern war ein Vorſpannsbauer im Gedränge vom Pferde geſunken, und ein Packwagen ihm über den Fuß gefahren. Es ſammelten ſich Leute genug, allein niemand brachte dem Wehklagenden thätige Hülfe. Da eilte der Prinz hinab, hob mit ſtarken Armen den Bauer auf ſeine Schultern, trug ihn auf ſein eignes Bett, ſchickte nach Wundärzten, und ließ ihn bis zur völligen Herſtellung verpflegen. In der Nacht vom 30. zum 31. Mai machten die Franzoſen mit ſtarker Macht einen Ausfall gegen Marienborn, und da ſie gute Kundſchaft und den Vortheil der Ueberraſchung hatten, ſo drangen ſie lebhaft vor; Prinz Louis wurde durch plötzliche Schüſſe, die ganz in ſeiner Nähe fielen, geweckt, ſah die Franzoſen in das Haus dringen, und mußte ſich halb angekleidet zuerſt auf das Dach retten, von wo er dann in der Dunkelheit leicht wieder zu den Seinigen gelangte.

Der Herzog von Weimar an der Spitze der Reiterei, Prinz Louis mit den beiden Fußregimentern Wegener und Thadden, warfen ſich darauf dem Feinde herzhaft entgegen, und trieben ſeine durch den unvermutheten Widerſtand nun ſtutzig gewordenen Schaaren mit großem Verluſt auf die Feſtung zurück. Das Gefecht dauerte anderthalb Stunden, und Louis überwältigte mehrere einzelne Trupps, die ſich halten wollten, indem er mit dem Degen in der Fauſt ſeinen Soldaten voran auf ſie einſtürmte. Aus einem verſprengten Trupp, dem er zurief, das Gewehr zu ſtrecken, antwortete ihm ein Flintenſchuß, der ihn am Fuße ſtreifte. „Das ſollſt du büßen!“ ruft er im Schmerz aus, und ſeine Begleiter dringen an. Augenblicklich iſt der Trupp entwaffnet, aber der Prinz befiehlt, des Thäters zu ſchonen; man ſolle ihn nur hindern, ſagte er, ſchon launig, daß er ihn nicht auch in's andre Bein ſchieße!

Für die Gefangenen war immer gleich ſein Mitleid rege, für die Verwundeten und Kranken bewies er die eifrigſte Fürſorge. Am 14. Juli waren öſterreichiſche Plänkler gegen eine feindliche Stellung vorgerückt, mußten aber nach einem ſcharfen Gefecht wieder weichen, da ein Schwarm Franzoſen, gedeckt im Rücken, lebhaft vordrang. Prinz Louis war zugegen, und ſah mit Verdruß durch die wohlgezielten Schüſſe des Feindes manchen braven Kämpfer an ſeiner Seite fallen. Ein Soldat des Regiments Pellegrini wird im Zurückweichen getroffen und ſinkt, ruft aber den Kameraden zu, ſie möchten ihn doch mitnehmen. Dieſe jedoch haben keine

Zeit, der Feind drängt ſtärker heran, und ſchon liegt der Unglückliche mehr als vierzig Schritt zurück, dem Feinde ſchon näher als den Seinen. Louis ermuntert die Nächſten, jenen doch zu holen, er bietet große Belohnung, allein der Feind iſt zu ſehr im Vortheil, ſeine Schüſſe fallen dichter, und niemand will ſich in den eben verlaſſenen Zwiſchenraum zurück wagen. Da entſchließt ſich Louis, kühn ſchreitet er durch den Kugelregen bis zu dem Verwundeten, packt ihn auf, und bringt ihn glücklich herüber, obgleich die Franzoſen alle Schüſſe auf ihn richten. Dieſe That machte in dem ganzen Heere außerordentliches Aufſehn, beſonders bei den Oeſterreichern, die den Namen des Prinzen mit Begeiſterung nannten; die Generale und Offiziere bewieſen ihm die größte Zuneigung, die Soldaten jauchzten ihm entgegen, ſo oft er ſich blicken ließ. Bildliche Darſtellungen wurden im Heere und vom Volke begierig gekauft. In Berlin lieferte der Hofmedailleur Abramſon eine Denkmünze. Der König beförderte den Prinzen zum Generalmajor.

Zwei Tage ſpäter, in der Nacht vom 16. auf den 17. Juli, ſollte eine feindliche kleinere Schanze, welche der ſogenannten welſchen Schanze vorgeſchoben, den Fortſchritten der Belagerer ſehr hinderlich war, mit Sturm genommen werden. Prinz Louis erbat ſich die Gunſt, dieſen Angriff zu befehligen. Sie wurde ihm gewährt. Die Schanze war ſehr gut vertheidigt, beſonders auch durch Reiterei, welche im nöthigen Augenblick aus ſichrem Hinterhalt auf günſtigem Boden vorſprengte.

Prinz Louis erhielt daher Reiterei und Fußvolk, ließ durch jene die feindlichen Reiter zurückwerfen, und er selbst an der Spitze der Grenadiere von Manstein stürmte die Schanze, er war der erste, der sie erstieg, mit gefälltem Bajonet folgten seine Grenadiere, die sein Beispiel begeisterte. Ein Versuch des Feindes, die Schanze wieder zu nehmen, wurde zurückgeschlagen, und der Posten behauptet. Prinz Louis aber war durch eine Kartätschenkugel am Schenkel verwundet, und dadurch für einige Zeit kampfunfähig.

Er wurde zu Schiff nach Mannheim gebracht, wo er seine Heilung abwarten sollte. Der österreichische Gesandte Fürst von Reuß, der dem preußischen Hoflager in's Feld gefolgt war, machte dem Prinzen, den er schon sehr gut kannte, hier seinen Besuch. Er sprach ihm mit Entzücken von der Heldenthat, die er als Krieger und Mensch durch Rettung jenes österreichischen Soldaten verübt, er schilderte ihm den Eindruck, welche sie in dem ganzen Heere, am Hof des Kaisers und in der Hauptstadt gemacht, er ließ den Wunsch blicken, der Prinz möchte unter so glücklichen Umständen in österreichische Dienste treten, wo ihm die glänzendste Laufbahn eröffnet sei. Der Prinz dankte lebhaft für die gute Meinung und Absicht, allein erwiederte mit Lächeln, ein preußischer Prinz dürfe nur in Preußen dienen, das sei seit dem großen Kurfürsten unverbrüchliche Regel, und er am wenigsten werde sie brechen, ja, wenn ihm ein fremder Thron angeboten würde, dürfte er noch zweifelhaft sein, ob er ihn annähme, und

in keinem Fall anders, als wenn auch das Beste des Vaterlandes damit übereinstimme. Seine Schenkelwunde war nicht gefährlich, aber sehr unbequem, und machte ihn sehr ungeduldig. Als die Heilung schon in gutem Gange war, konnte er sich nicht mehr ruhig halten, warf sich hin und her, raffte sich von dem Lager auf, und hopste halbnackt auf dem gesunden Beine mit allerlei Possen im Zimmer umher. Plötzlich hieß es, der König komme. Den ehrenvollen Besuch mit Anstand aufzunehmen, warf sich Louis schnell unter das Deckbette, nahm eine ordentliche Lage, sein Mohr stand ihm zu Häupten mit einem Pfauenwedel zur Abwehr der Fliegen, und so empfing er den hereintretenden König ernst und schicklich, vernahm dessen Beileid und Tröstung mit gebührender Dankbarkeit, und führte ruhig und gehalten die angemessenste Unterredung. Kaum aber war der König fort, und er mit seiner früheren Gesellschaft wieder allein, so fingen auch die Thorheiten und Wagnisse wieder an, denen kein Einhalt mehr zu thun war.

Als nach erfolgter Uebergabe von Mainz später auch Goethe den Prinzen in Mannheim besuchte, fand er ihn wohlgemuth, doch von seiner Wunde noch nicht völlig hergestellt, und voll Begierde, bald möglichst an den weiteren Kriegsereignissen Theil zu nehmen, denen sich nunmehr ein neuer Schauplatz eröffnen mußte.

Nach seiner völligen Herstellung nahm auch Prinz Louis auf kurze Zeit sein Quartier in Mainz. Der junge Krieger hegte solche Achtung für die Wissenschaften, und war schon damals der Namen, welche durch sie

gehrt werden, ſo kundig, daß, als er hörte, Georg Forſters Haus ſtehe verlaſſen und ſei um ſo mehr der Plünderung ausgeſetzt, als das Volk gegen alle Revolutionnairs und Klubbiſten Rache brüte, er ſogleich Befehl gab, eine Schutzwache dort hinzuſtellen.

Im Feldzuge des Jahres 1794 finden wir das Bild des Prinzen ein paarmal von der ritterlichen Hand Fouqué's aufgefaßt, der als Kornet in jener Zeit ſeine erſten Kriegsdienſte that, und deſſen edler Sinn wohl geeignet war, einen Helden zu würdigen, der zwar gezeigt hatte, wer er ſei, aber noch nicht, was er zu leiſten im Stande wäre. Fouqué giebt uns in harmloſer Traulichkeit folgende anſprechende Erzählung:

„In der Nacht vom 22. auf den 23. Mai rückte unſer Regiment aus dem niedlichen Oertchen Grünſtadt in der Pfalz vorwärts, um den bei Meckenheim aufgeſtellten Feind mit anzugreifen, wenn's ſein könnte, überfallen zu helfen. Die Neuheit eines Nachtmarſches ließ lange keine Müdigkeit in meine Augen kommen. Minder noch der Gedanke, nun geht es dem herrlichen Prüfungsſchauplatze entgegen, und morgen um dieſe Zeit, wenn du überhaupt noch da biſt, kannſt du dich rühmen: Auch ich habe mit im Feuer gehalten und ausgehalten als ein erprüftes Ritterkind!“ — —

„Ich ritt hinter meinem ehrwürdigen Obriſten, der mich einſtweilen zum ſogenannten Galopin oder zweiten Adjutanten erkoren hatte, theils weil ich Unerfahrener noch zum eigentlichen Zugführer nicht zu gebrauchen war, theils auch wohl that er's, um deutlich zu ſehen,

eigenthümlichen Vorzügen der Jugend und Schönheit die Talente und die Liebenswürdigkeiten ihrer beiden edlen Eltern verbindet, iſt ein abentheuerlicher Einfall. Mich entſchuldigt, daß ich das Buch für Scherz hielt, ehe ich es kannte, aber es iſt im Ernſte gemeint, und nun kann ich nicht umhin, der guten Abſicht zu fröhnen, die ich hegte. Ihnen, dem Dichter, bringe ich das Werk eines jungen Dilettanten, der ſeinen Landsleuten das Feld der ſkandinaviſchen Mythologie eröffnen will. Der Verfaſſer hält mich für einen Kenner der Barbarei des nordiſchen Himmels, und ſo leſen Sie und ich ſeine Reime drei Monate früher als das franzöſiſche Publikum, denn „Balder“ ſoll erſt zum Neujahr erſcheinen. Mir iſt das Reimeleſen verleidet, Sie aber als Meiſter vom Stuhl können von Gott und Rechtswegen keinen petitionirenden Reimſchmied abweiſen. Wir haben hier auch engliſche Dichter. Dahin gehört Herr Standiſh, ein junger Mann von 23 Jahren, der in Pferden und Tänzerinnen ungeheueren Reichthum verpraßt. Seine beſten Stücke ſind Satyren. Neulich ſchrieb ihm ein Londoner Buchhändler: „Alle Kenner, denen ich Ihr neueſtes Produkt mitgetheilt habe, finden es voll ächter Schönheiten; aber man räth Ihnen, es im Manuſkript zu laſſen, wenn Sie nicht Ihren Ruf auf's Spiel ſetzen wollen. England iſt dermalen der Verſe überdrüſſig. Moore und Lord Byron pfeifen auf dem letzten Loche. Walter Scott bleibt der einzige Schriftſteller, der noch Beifall findet.“ Ungerne begnüge ich mich, Ihnen blaßen Auszug der jüngſten Bekanntmachungen Paul Courier's zu ſenden. Man muß ein tolles Jucken fühlen, um mit ſolcher Verwegenheit zu ſchreiben. Aus der „Dorfzeitung“ erſehe ich, daß die Bauern in vielen Gegenden Frankreichs Bonaparten Malmort nennen, und glauben, er hauſe mit ſeinem Sohne in Spanien. Bei Spanien überfällt mich Ekel und

was ihm da eigentlich an Kriegsfähigkeit und Kriegesmuth für ein Subjektlein in das Regiment hereinbescheert worden sei."

„Ich aber verehrte selbigen Obristen, ob er gleich für meine Begriffe von Eleganz einen viel zu langen Zopf am Hinterhaupte trug, dennoch in ehrerbietiger Scheu als einen donnernden Jupiter. Welche Verwunderung nun, als ein hochschlanker Jüngling auf edlem Rosse — so viel ließ sich in den Nachtumrissen erkennen — an den furchtbaren Zeus heranritt, und ihn mit: „lieber Obrist!" anredete, und ihn ganz unbefangen versicherte, an eben dieser Stelle müsse die Infanterie vorgezogen werden, er aber, der liebe Obrist, irre sich! — Ein Wetterstrahl meines Jupiter, dachte ich, müsse alsbald den frevelnden Titanensohn in sein Nichts zurückschmettern. Aber dem geschah nicht also, sondern der liebe Obrist kapitulirte ganz liebreich mit ihm. „Wer ist der Mensch?" flüsterte ich in das Ohr eines Adjutanten und hätte fast hinzugesetzt, — wenigstens in meinem Innern klang es so —: „hat ihn ein Weib geboren?" —

„Es ist Prinz Louis Ferdinand;" kam die ganz einfache Antwort zurück, und nun ward mir auf Einmal alles klar, und meine Seele lauter Gluth. Hatte ich ja doch von diesem jungen Achilles des Heeres schon so viel Herrliches vernommen! Seine kühne Fröhlichkeit, seine siegbringende Verwundung vor Mainz im vorigen Jahr, sein allwärts begeisterndes Voransliegen auf Sieg und Tod! — Früher noch hatte ich ihn einmal in einer

Hofumgebung erblickt: ich Knabe damals noch, er ein werdender Jüngling nur. Und nun dem edel aufleuchtenden Geſtirn ſo nah in der uns allen ſo ernſt vorbereitenden Nacht! — Hätte nicht mein Obriſt und Zeus dazwiſchen gehalten, — wer weiß: hätte ich nicht an den preußiſchen Achilles ein paar kühne Worte gewagt, und wer weiß, wie er ſie aufgenommen hätte: vielleicht etwas hochfahrend, vielleicht ſehr gut! Wie es nun einmal die Art ſolcher gewitterdurchblitzten jungen Heldenſeelen iſt. — Aber nein! Auch ohne meinen Zeus hätte ich wohl geſchwiegen. Wohlgezogenheit und Stolz hielten mich gleichermaßen von ſolchen Uebereilungen fern. Hin flog mein fürſtlicher Stern vorwärts durch die Nacht, und langſam und ernſt rückten unſre Reitergeſchwader nach."

„Was unſer damaliges Gefecht betrifft, — es ſtand. — Lebhaft beſchoſſen wir einander, Neufranken und Altpreußen, und hatten uns auch ſchon hin und her in kühneren Angriffen verſucht, ohne daß einer von beiden den rechten Punkt zum Anfaſſen finden konnte."

„Da geſchah, was in ſolchem Verhältniß wohl öfters nach dem Verlauf einiger heißen Stunden zu geſchehen pflegt. Beide Partheien begaben ſich wie in's Ausruhen; keineswegs verabredet, aber das Geſchützfeuer ließ nach, die Reiterei faß zum Theil ab, und nur Tirailleurs und Flankeurs trieben ſich als eine Art von Interims-Bevollmächtigten mit einzelnem Knallen und Waffenblitzen zwiſchen den Maſſen herum, während dieſe neue Kräfte ſammelten zu entſcheidenderm Ringen."

„Mein wackerer Obriſt ritt zum Anführer des Korps, dem damaligen Erbprinzen von Hohenlohe, ihm zu melden, was bisher das Regiment an Leuten und Pferden verloren habe, und über ſonſt anderes unmittelbare Befehle von ihm einzuholen. Es war dies der als Fürſt von Hohenlohe nachher wegen der Kapitulation von Prenzlau ſo viel geſcholtene, auch nicht mit Unrecht getadelte Feldherr. Wer ihm aber einen irgend unwürdigen Beweggrund ſeiner Handlungen unterzuſchieben vermochte, hat gewiß nie in ſchöneren und glückbeſtrahlteren Zeiten unter ihm gefochten, dem freundlichen, friſch entſchloſſenen, an ſeine eigene Gefahr nie denkenden, vielmehr ſein Leben oft allzu raſch in's Spiel werfenden Heerführer!“

„Heiter ſtand er auf von dem augenblicklichen Ruheplatz, welchen er mit ſeinem Gefolg eingenommen hatte, und ging dem braven Obriſten ein paar Schritt entgegen. Ein Geſpräch über die Stellung des Feindes erhob ſich, woraus ich wohl abzunehmen vermeinte, wir beſtänden hier eigentlich den Feind mehr, um ihn von einer Unterſtützung des bei Kaiſerslautern vom Feldmarſchall Möllendorf angegriffenen Hauptpoſtens abzuhalten, als um unmittelbar Entſcheidendes in's Werk zu richten. Doch wollte der Erbprinz gern den Scheinangriff zu wirklichem Erfolg erhöhen, und dazu war uns vorzüglich das gegenüberliegende Dorf Meckenheim im Wege, durch einen breiten Wieſenbruch und ſchmal überhinführenden Damm von uns getrennt.
„Ja, wenn wir Meckenheim weg hätten,“ — hieß es ein- oder ein paarmal.“

„Da erhob ſich aus dem ſchon hochaufgeſchoſſenen Frühlingskorn, worin er bisher ſchlummernd gelegen hatte, ein hoher ſchlanker Jüngling mit verwildert dunklem Gelock, und ſprach mit tief wohllautender Stimme zum Feldherrn: „Geben Sie mir das brave Infanterieregiment Romberg, und — mein Wort darauf — ich nehme das Dorf!“ — Lächelnd entgegnete der Feldherr: „Der mögliche Vortheil iſt nicht entſcheidend genug, um ſo gar vieles dran zu ſetzen, lieber Prinz.“ — Und unwillig verſtummend tauchte die Jünglingsgeſtalt wieder unter die Frühlingshalme zum Schlummer unter. Es war abermal Prinz Louis Ferdinand geweſen.“ —

„Laßt mich bis jetzt bei ihm verweilen, bei dem großen herrlichen Fürſtenjüngling, wie ich ihn ſpäter an andern Tagen wiederſah, und mag das Gefecht von Meckenheim nun für uns weiter gehen, wie es wollte und konnte. Es ging einen Gang, wie viele Gefechte in der Maſſe der Kriegsgeſchichten: nicht eben glänzend, nicht eben ſchlimm, ehrbar genug für die Geſchwader, unentſchieden, beinah gleichgültig für den Erfolg.“

„So aber ſtand es nie um Prinz Louis Ferdinand. Für den war jeglicher Augenblick des Lebens bedeutungsvoll, und bedeutungsvoll jeder Augenblick ſeiner Erſcheinung für den, welcher mit ihm in Berührung — ſei es auch nur in die ſcheinbar entfernteſte — gerieth. Unentſchieden und gleichgültig war da nichts. Man konnte ihm vielleicht zürnen, aber bewundern mußte man ihn dennoch, und wer die Empfänglichkeit für heroiſch

zündende Funken im Buſen trug, mußte ihn lieben, auch ſelbſt im Gefühle vielleicht nicht unbilligen Tadels gegen ihn. — So war er vor den Schaaren, ſo war er in des Tanzes, in aller Geſelligkeit fröhlichen Reihen. Ob irgend jemand wagen darf, ſein Leben zu beſchreiben, weiß ich nicht. Am wenigſten weiß ich, wo er die Farben dazu hernehmen ſollte: es ſei denn, Wolkenſchatten und Blitzeslichter und Nacht und Frühroth und andere ähnliche unmahlbare Dinge gäben ſich ihm zur Ausführung ſeines Werkes dienſtbar her."

„Aber ſo wird es wohl unabgebildet bleiben durch Worte, jenes früheſte Heldengeſtirn meines Lebens, und ſo vieler andern Leben gewaltig vorleuchtendes Geſtirn: Prinz Louis Ferdinand!" —

Noch Einmal erwähnt Fouqué des Prinzen Louis bei Gelegenheit eines munter durchfochtenen Tages, des 2. Juli 1794, wo ſich der Sieg auf der Seite der Preußen gehalten hatte, und dem Prinzen ein Pferd unter dem Leibe erſchoſſen worden war. „Hübſch war es anzuſehen, ſagt er, wie der blühende Held mit dem von der Kugel halb weggeriſſenen Ueberrock lachend umher ging."

Gleich wieder am 13. Juli, in dem Gefechte bei Edesheim, wo der damalige Oberſt von Blücher mit ſeinen Huſaren die feindliche Reiterei warf, drang Prinz Louis an der Spitze des Fußregiments Romberg gegen das ſtarkbeſetzte Dorf an, nahm daſſelbe mit ſtürmender Hand, und der Feind wurde mit bedeutendem Verluſt weit zurückgetrieben.

Der Krieg nahm bekanntlich eine unglückliche Wendung, und auf der Seite der Verbündeten häuften sich zu dessen Fortsetzung so große Schwierigkeiten, daß Preußen rathsam fand, der thätigen Theilnahme an den Feindseligkeiten zu entsagen, und seine Streitkräfte in Westphalen zum Schutze des nördlichen Deutschlands aufzustellen. Prinz Louis war nun schon Generallieutenant und Inhaber eines Fußregiments, das in Magdeburg seinen Standort hatte. Die Stimmung im Heere war sehr getheilt. Es gab angesehene Militairpersonen, die sich freuten, nicht mehr gegen Frankreich fechten zu müssen, welches ihnen, ungeachtet seiner für den Augenblick abschreckenden Gewalthaber, doch immer der richtigste Verbündete für Preußen zu sein schien; Andre dagegen sahen das Ausscheiden aus dem Kampfe gegen die Revolution als den größten politischen Fehler an, welcher einst bitter zu bereuen sein würde. Prinz Louis war ganz dieser letztern Ansicht, die auch von den Emigrirten mit Heftigkeit verfochten wurde, und bei den jüngern Offizieren durchaus vorherrschte. Er befand sich in dem Hauptquartiere des Feldmarschalls von Möllendorf, als dort von dem in der Nacht vom 5. auf den 6. April 1795 zu Basel unterzeichneten Frieden zwischen Preußen und Frankreich die erste Nachricht ankam. Laut sprachen sich viele Gesinnungen gegen diesen Vertrag aus. „Vorzüglich stark sprach dagegen — so wird uns im Leben des Geheimen Raths von Dohm berichtet — der junge Prinz Louis Ferdinand, der in angebornem Heldensinn, und in jugendlichem Feuereifer

für Preußens Ruhm, sogar so weit ging, in zahlreicher Gesellschaft, zum Erstaunen Dohms und vieler Anwesenden, zu wünschen, daß die Armee sich weigern möchte, den Frieden anzunehmen, da er dann selbst sich an die Spitze derselben stellen wolle. Ein solches Aufbrausen konnte den Beifall des besonnenen Staatsmanns nicht erhalten; auch glaubte Dohm, als er noch öfter den Prinzen gehört und selbst mit ihm geredet hatte, wahrzunehmen, daß dieser mit gewissen allgemeinen Sätzen, nach gewöhnlicher Art junger Leute, über Vorfälle und Ereignisse im wirklichen Leben aburtheile, und gern Aufsehn mache. Aber doch verkannte er nicht die vorzüglichen Talente desselben, und glaubte, daß er, bei guter Leitung, zu außerordentlichen Hoffnungen berechtigen werde." Man sieht, dieser Bericht kömmt von keinem Manne her, der zu günstig von dem Prinzen dachte. Jedoch trifft grade jener Vorwurf ihn persönlich minder stark, denn es war in dem damaligen preußischen Heere die Ungebühr dreisten Tadels und mißvergnügter Redensarten allgemein; ganz andere Männer noch, durch reifes Alter und hohen Dienstrang bedeutend, gefielen sich von jener Zeit her in Trotz und Unwillen, und wenn die Aeußerungen des Prinzen mehr bemerkt wurden, so geschah es besonders deßhalb, weil jedes auch mindere Wort in seinem Munde Nachdruck und Geist gewann. Seinen Verirrungen dieser Art lag doch nur ein zu starkes Erglühen pflichtgemäßer Gesinnung zum Grunde, und nie sind unbesonnene Worte zu strafbaren Handlungen auch nur im leisesten

Beginn bei ihm übergegangen. Ohnehin wurde dem kampflustigen, tapfern, für die Sache des Vaterlandes begeisterten jungen Prinzen unter Kameraden nicht jedes Wort auf die Wage gelegt. Erst in der Folge, da man ihm eine Rolle andichten wollte, welche ihm niemals in den Sinn gekommen, und nachdem die Richtung, der er angehörte, sich unglücklich gewendet, haben dergleichen Aufwallungen eine Bedeutung erhalten sollen, die sie in ihrer Entstehung durchaus nicht hatten.

Die nächsten Jahre, wo die Preußen sich darauf beschränkten, im nordwestlichen Deutschland eine Demarkationslinie besetzt zu halten, während der Krieg zwischen den übrigen Theilnehmern lebhaft fortgeführt wurde, mußten freilich eine harte Prüfung für kampflustige, ungestüme Gemüther sein, deren das preußische Heer gar viele zählte. Wenn jedoch Prinz Louis als ein aufbrausender, unwilliger Krieger geschildert wird, so ist glücklicherweise damit seine ganze Erscheinung keineswegs ausgesprochen. Seine wahrhaft edlen und liebenswürdigen Eigenschaften, seine Großmuth und Menschenfreundlichkeit, sein höheres Geistesstreben, wirkten immerfort und gewannen ihm Achtung und Zuneigung. Wir können hievon ein bezeichnendes Beispiel anführen. In Lemgo lag eine preußische Besatzung von dem Regimente des Prinzen, und dieser kam deßhalb öfters dorthin zum Besuch. Der Vorsteher der gelehrten Schule daselbst, Prorektor Reinert, lebte in bescheidener Stille und dürftiger Zurückgezogenheit, der Prinz aber fühlte den trefflichen Mann bald heraus. Hören wir, was

Wilhelm von Blomberg, der wackre Biograph Reinerts, bei dieſer Gelegenheit ſagt: „Der Prinz war von der Natur mit reichen Gaben ausgeſtattet. Sein Geiſt war hingegeben allem Wiſſenswürdigen, allem Schönen. Wenn ſein Rang und ſeine Jugend ihn mitunter im Strome der Welt, zumal der großen, zu reich und üppig gebotenen Vergnügungen hinriß, ſo war der Drang in ihm doch unverdorben und rein, und nie ließ er ſeinen Geiſt ohne Nahrung, welche die Einflüſſe des Verderbens abhielt. Es war ihm nichts zu gering und zu niedrig, um ſich darüber Aufklärung zu verſchaffen. In den Wohnungen des Handwerkers theilte er zu Zeiten die Arbeit, um ſich in die Fertigkeiten und die Weiſe der Handhabung ſolcher Gewerbe einzuweihen. Muſiker, Künſtler und Gelehrte bildeten, außer ſeinen militairiſchen Freunden, ſeinen nächſten Umgang, und er fühlte ſich glücklich in eigenen Produktionen, die ſein Genie ihm leicht und gelingend machte. Dabei trieb er eifrig ſeine militairiſchen Studien, und ein verdienter Heldenname ſchien ihm die Krone ſeiner Zukunft zu ſein. Sein Gemüth drückte ſich in der ausgezeichneten Form und Größe ſeines Körpers einnehmend und herrlich aus. Es war etwas Erhabenes und doch ſehr Herablaſſendes in ſeinem Aeußern; liebenswürdig und kräftig zugleich, populär und fürſtlich, gewann er ſich Aller Herzen; ſelbſt ſeine Schwächen und Ausgelaſſenheiten ſtanden ihm wohl an, da eine ausgezeichnete Körperkraft ein immer blühendes Ausſehen unterſtützte. — Dieſer Prinz lernte Reinert kennen, und gewann eine beſondere Neigung für den ſeltenen Mann bei ſeinem erſten Zuſammentreffen mit

ihm. Reinert wurde gleichfalls nicht durch die Schätzung seines hohen Ranges, sondern aus Neigung für seine Eigenschaften, lebhaft an ihn angezogen. Der Prinz unterhielt sich nun oft mit Reinert über wissenschaftliche Gegenstände, und entschloß sich, da er die Gelehrsamkeit Reinerts bald beurtheilte, bei ihm Unterricht im Griechischen zu nehmen. Er würde dies auch in Ausführung gebracht haben, wenn ihn nicht eine andere Bestimmung seines Regiments von Lemgo abgerufen hätte. — Reinert hatte den Prinzen so lieb gewonnen, daß dessen späterer Tod auf ihn den Eindruck machte, als habe er einen seiner nächsten Freunde verloren.“ — In der Würdigung des Prinzen ist ein Zeugniß wie dieses gewiß am wenigsten zu übersehen.

Nach Aufhebung der Demarkationslinie zogen die Truppen in ihre früheren Standorte zurück, Prinz Louis mit seinem Regimente nach Magdeburg. Auf der Citadelle daselbst lebte als Staatsgefangener Alexander von Lameth, bekannt aus der früheren Revolutionszeit. Obgleich von sehr entgegengesetzter politischen Denkart, machte Prinz Louis doch gern seine Bekanntschaft, erleichterte seine Lage, und schenkte ihm sogar sein Zutrauen. Der Aufenthalt in Magdeburg war jedoch nicht von Dauer. Die gewöhnliche Dienst- und Waffenübung konnte hier seinen schwungvollen Geist unmöglich befriedigen, er suchte größeren Lebensreiz und Zerstreuung in Berlin. Am Hofe war er eine glänzende Erscheinung, im Militair genoß er des höchsten Ansehens, ältere Generale ehrten ihn als einen Heldenjüngling, jüngere Offiziere wünschten sich ihm anzuschließen. Ihn aber

Grauen. Ob die Geſchichte zu Ende ſei, unterliegt manchem Zweifel. Aber ein Akt derſelben iſt wenigſtens ausgeſpielt. Die albernen „Don Quixoten“ haben meine Erwartung übertroffen. Ich glaubte wirklich, daß ein beau désespoir ſie retten könnte. Mir iſt kein Beiſpiel bekannt von ſo entſchiedenem Unverſtande, von ſo thatloſer Aufgeblaſenheit, wie das der Kortes. Eine Konſtitution, die ſolche Eſel emporbrachte, verdient doch wahrlich keine Dauer. Dergleichen dummes Zeug wäre vielleicht auch in Deutſchland zum Vorſchein gekommen, wenn die Jenaiſchen Profeſſoren eine Nationalverſammlung gebildet hätten. Ich denke, wir werden nun auf einige Zeit der reiſenden Revolutions-Handwerksburſchen entledigt ſein, wovon ſehr viele ſeit der Reſtauration nach Paris ſtrömten, der Hoffnung, in den Begebenheiten der Zeit eine Rolle zu ſpielen oder gar, wie Herr von Scorck, Finanzminiſter zu werden. Ich ſcherze, der Himmel möge es verzeihen, während tauſende durch unſelige Mißverſtändniſſe von allen Seiten, in Jammer und Elend ſind.

Die Amneſtie des Königs Ferdinand flößt mir kein Vertrauen ein. Was läßt ſich von einem Fürſten hoffen, der öffentlich erklärt, viertehalb Jahre lang gelogen zu haben? Man ſieht nicht, was er gewagt hätte, aufrichtig, beherzt, entſchloſſen zu ſein. Merkwürdig iſt, daß alle Revolutionen, die ſeit der erſten holländiſchen, ſeit 1787, in Europa ausbrachen, man könnte ihrer, glaube ich, 25 zählen, mißlungen ſind. Mehrere ſtanden in großem Vortheil; die franzöſiſche Revolution machte ungeheueres Glück. Sie verfügte über Mittel; welche ihre Gegner durchaus nicht gebrauchen konnten. Den Meinungskriegen muß ein eigenes Gebrechen anklebeu. Hätte man nicht glauben ſollen, die Huſſiten müßten die Welt erobern? Ihr Werk war Volks-

konnten auch dieſe gegebenen Verhältniſſe nicht erfüllen; ſein reger Geiſt, ſeine mächtigen Sinne bedurften neuer mannigfacher Gegenſtände, und dieſe fanden ſich allzuleicht, wenn gleich nicht immer würdige. Sein ſtarker, kraftvoller Körper konnte jeder Anſtrengung trotzen, und was Andern Ein durchſchwelgter Tag und ſchlafloſe Nacht, das that ihm oft kaum eine Reihe derſelben. Nach dieſem Maßſtabe kann in ihm manche Uebertretung, die für Andere ſchon die äußerſte geweſen wäre, noch als eine gewöhnliche betrachtet werden. Wie ſehr indeß auch hier Ernſt und Genuß bei ihm geſteigert und verbunden waren, ſchildert ein Emigrirter, der General Dampmartin, welcher in dieſer Zeit als belehrender Geſellſchafter von ihm aufgenommen wurde. „Sein langer Vormittag, erzählt dieſer, war in mehrere Beſchäftigungen vertheilt, deren keine unbedeutend war. Das Studium der höheren Mathematik begünſtigte ſeine Arbeiten über die Kriegskunſt, der er leidenſchaftlich nachhing. Seine Lektüre in Bezug auf Litteratur, Geſchichte und Philoſophie, zeugte von geſundem Geſchmack, von feinem Sinn und lebhafter Einbildungskraft. Der Uebergang von einem Buche zum andern pflegte der Muſik Raum zu geben: er ſpielte das Fortepiano mit der Stärke eines erſten Meiſters. Ich konnte nur bewundern und mich gerührt fühlen. Er trug alle Keime eines großen Mannes in ſich. Die Gefahren des Krieges, die Fortſchritte der Wiſſenſchaften, der ſchönen Künſte, und die großherzigen Geſinnungen, die ihm Gewohnheit waren, erglühten ihn zu heißem Eifer.

Acht Stunden, gewöhnlich unter großer Geistesanstrengung hingebracht, nöthigten ihn zu der doppelten Aushülfe der Vergnügungen und der Leibesübungen. Ich vermochte diese Lebensart nicht lange mitzumachen."

In den Leidenschaften des Prinzen Louis behielt immer eine bessre Seite die Oberhand. Seine Kampflust war stets großmüthig, und der heftigen Aufwallung folgte die mildeste Versöhnlichkeit, ohne irgend einen Groll. Das Spiel, dem sich die niedrigsten Antriebe so leicht verknüpfen, reizte ihn gar nicht, er machte die Wagnisse mit, weil es Wagnisse waren; eben so wenig war er dem Trunk ergeben, er trank in Zerstreuung und im Einflusse geselliger Aufregung, nicht aus Weinliebe, überhaupt war wohl selten ein Mensch, dem man es so sehr nachgesagt, wirklich so wenig berauscht. Den Hauptanlaß zu gegründetem Tadel gegen ihn gab seine Neigung gegen die Frauen. Aber grade diese Richtung, die zu völliger Rohheit sinken kann, erhebt sich eben so leicht in edle Regionen, und Prinz Louis hat dargethan, daß der zarteste Sinn für Liebe bis zuletzt in seinem Herzen bewahrt geblieben.

Hier seien überhaupt zwei Punkte ein für allemal festgestellt, zu welchen das Urtheil über den Eindruck und die Geltung des Prinzen Louis stets zurückkehren muß. Kein Mensch ist jemals in irgend einer Weise persönlich bedeutend und groß gewesen, ohne starke Sinnlichkeit; diese ist gleichsam das Lebensfeuer, welches alle andern Eigenschaften des Geistes und Gemüthes beweglich erhält; freilich ist ein Unterschied zwischen

geſunder Wärme und verzehrender Hitze; die Sinnlichkeit ſoll nicht herrſchen, ſondern der Sitte und Schönheit huldigen. Aber auch das Uebermaß bezeugt noch den Reichthum der Begabung, deſſen Mißbrauch in unſrem Falle wenigſtens eben ſo ſehr ein Unglück heißen könnte, als eine Schuld. Die perſönliche Gegenwart wirkte in dieſem Betreff gewiß immer nur Theilnahme und Bedauern, niemals Verdammniß und Unwillen. Das Zweite, welches wir anzumerken haben, ſteht hiemit in nahem Zuſammenhang. Die Tapferkeit iſt ein Gemeingut, das kein Mann ſich abſprechen läßt; indeſſen giebt es eine Höhe des Muthes und der Todesverachtung, die das Unterſcheidungszeichen des Helden iſt, und überall Ehrfurcht und Bewunderung wirkt; auch hier kann Uebermaß und Verirrung eintreten, aber den guten Grund, aus welchem ſie hervorgehen, wird man deßhalb nie verkennen dürfen, und die Krieger, gleich den Frauen, werden oft grade denjenigen für ihren Liebling und mit Recht erklären, den ſie hinwieder zu tadeln Urſache haben.

Im Jahre 1797 befand ſich Prinz Louis mit dem Könige Friedrich Wilhelm dem Zweiten, der ihn ſehr liebte und ihm vieles nachſah, in Pyrmont, wo der unheilbar erkrankte Monarch vergeblich Geneſung zu finden hoffte. Nebſt andern hohen Perſonen hatte ſich auch der Prinz Adolph von England dort eingefunden; jung, ſchön und lebhaften Geiſtes, konnte er in manchem Betracht wohl als ein Nebenbuhler des Prinzen Louis auftreten; er wurde es bei einer ſchönen Dame, der jeder ausſchließlich huldigen wollte. Schon wollten

beide Prinzen zum Degen greifen, und den Zweikampf ihre Ansprüche entscheiden lassen, als noch zu rechter Zeit eine hohe Vermittlung zwischen sie trat und ihren Streit beilegte.

Die ungeordnete Lebensweise des Prinzen mußte in der Folge um so mehr auffallen, als der Hof in dem jungen Königspaar, welches im Jahre 1797 den Thron bestieg, ein hohes Vorbild häuslicher Tugend und reiner Sitte zeigte. Zu den ärgerlichen Geschichten, und den noch oft schlimmern Erzählungen, welche sich an den Ruf des Prinzen hefteten, kamen bald noch andre Nachtheile, die für ihn sehr ernst und fast verhängnißvoll wurden. Von Jugend an freigebig, zum Aufwande geneigt, des Geldes bedürftig und seiner nicht achtend, weder voraus- noch nachrechnend, sah er sich frühzeitig über die Gränze der ihm zugemessenen Mittel hinaus getrieben. Er machte Schulden, leichtsinnig, arglos, wurde mißbraucht und betrogen, ging im drängenden Augenblicke jede Bedingung ein, und gerieth in ein Gewirr von Verlegenheit und Störung, das ihm fortan als unselige Lebensplage beigesellt blieb. Auch dieses Uebel war schon mehrmals in Ausbrüchen zu Tage gekommen, welche höchst anstößig wurden. Da das Beispiel des Prinzen, sein ungebundenes und rücksichtsloses Treiben, eben so verführerisch als lästig wirkte, so schien es nöthig, ihn zu den angemessenen Schranken seines nächsten Berufs zurückzuführen, und er empfing den Befehl, sich in Magdeburg bei seinem Regiment aufzuhalten.

Nur kurze Zeit konnte er hier ausdauern, der Langenweile zu entfliehen, und seinem unruhigen Drange neue Gegenstände zu finden, machte er einen Ausflug nach den Hanseſtädten. In Bremen ſah den Prinzen um dieſe Zeit Dohm wieder, und bewunderte aufs neue deſſen Kenntniſſe und Talente, ſtimmte aber doch im Ganzen ſeine Meinung über ihn ſehr herab, „überzeugt, daß ohne innre Haltung und ein erhebendes Bewußtſein, welches vom würdig Vollbrachten zu dem noch zu Vollbringenden geleitet, der Menſch nicht wahrhaft Großes zu leiſten vermöge.“ Die Unzufriedenheit des jungen Mannes, „der nicht an ſeinem rechten Platze zu ſein, ſich nicht gehörig erkannt und ſeiner würdig beſchäftigt glaubte“, und dafür in einem wüſten Leben Erſatz ſuchte, war dem achtungswerthen, aber pedantiſchen, und ſeine eigne Unzufriedenheit zu verbeißen gewohnten Geſchäftsmann ohne Zweifel zu anmaßend und erſchreckend.

Schlimmer noch für den Ruf des Prinzen Louis wurde der Aufenthalt in Hamburg. In einer ſo vielbeſchäftigten, bei üppigen Reichthümern doch immer auf Fleiß und Ordnung gegründeten Volksmenge pflegen ſich zu bloßem Genußleben und Müßiggang meiſt nur zweideutige und wohl gar mißachtete Perſonen auszuſondern. In ſolche Geſellſchaft mußte der Prinz nothwendig zuerſt gerathen. Allzu leicht nahm er jeden ſich Herandrängenden auf; er zeigte ſich an öffentlichen Orten mit Leuten, denen er ſich beſſer entzogen hätte. Man trug ſich mit Berichten von allerlei Aergerniſſen. Es

half nichts, daß der Prinz seine guten und ernsten Stunden höheren Interessen widmete, die Weltbedeutung des Ortes einzusehen strebte, mit unterrichteten Männern die gründlichsten Gespräche führte, den Dichter Klopstock zu ehren bemüht war; er selber rühmte sich dessen nicht, die Betheiligten sprachen davon höchstens in bescheidner Stille. Doch die abentheuerlichen Vorgänge, die Einfälle des Uebermuths und Handlungen der Thorheit, waren im Munde alles Volks. Um das fortgesetzte Aergerniß, welches der Ruf auch in Berlin noch geschäftig ausbreitete, endlich aufzuheben, war kein andres Mittel, als den Prinzen, auf dessen Gehorsam für schriftliche Befehle schon nicht mehr zu rechnen schien, durch einen persönlich Beauftragten abholen zu lassen. Der Oberst von Massenbach vollführte diesen Auftrag ohne Schwierigkeit, Prinz Louis selber war jenes Treibens längst überdrüssig.

Bei Magdeburg fand eine Revue Statt, welche durch die Anwesenheit französischer Generale und Staabsoffiziere als eine besondere Merkwürdigkeit betrachtet wurde, Prinz Louis vorzugsweise hatte sich mit diesen Fremden zu beschäftigen. Er mußte manchen Widerwillen überwinden, empfand aber auch manche Anziehung. Die kriegerische Bildung der Franzosen erschien ihm höchst bedeutend; der fröhliche Muth und heitre Sinn, welcher ihn ehemals an den Emigrirten erfreut hatte, zeigte sich in diesen Zöglingen der Freiheitskriege mit strengerer Tüchtigkeit gepaart, und Prinz Louis fand sich zu mannigfachen Vergleichungen hingezogen.

zu nachdenklichen Erwägungen und forschenden Blicken in eine verhüllte Zukunft. Aber je vortheilhafter im Ganzen das französische Kriegswesen ihm erschien, desto mehr durchdrang ihn die Empfindung, daß eine fremde, eine feindliche Macht in Deutschland nicht Fuß fassen dürfe, desto lebhafter fühlte er für Preußen die Aufgabe, zum Kampfe hervorzutreten. Die Franzosen ihrerseits waren dem Prinzen bald gewogen, sie hielten sich gern zu ihm, seine Leichtigkeit des Lebens und Umgangs gab ihnen Behagen und Zutrauen. Als er einst in grüner Jacke nachlässig mit französischen Generalen im Garten vor seinem Fenster stehend plötzlich die Nachricht erhielt, der König komme, darauf, anstatt drei Schritte davon die Thüre zu gebrauchen, mit einem Satze zum Fenster hinein voltigirte, und augenblicklich, wie durch Zauber, in voller Uniform würdig und ernst hervortrat, glaubten jene diesen Zug als einen der im besten Sinne ganz ihrer Nationalität würdig sei, rühmen zu dürfen.

Als ein Beispiel seiner muntern und gütigen Sinnesart, die jeder menschlichen Schwäche nachsichtig, und doch wieder überlegen war, diene noch folgender scherzhafte Zug. In Magdeburg besuchte er einmal mit einer ganzen Gesellschaft die Kunstübungen englischer Reiter, und gab, als der Teller zum Sammeln umherging, für sich und seine Gesellschaft ein Goldstück, was den Umständen nach weder zu verschwenderisch, noch zu karg sein mochte. Ein kleiner eleganter Kaufmann, der dicht dabei stand, wollte die Gelegenheit den Königlichen Prinzen zu überbieten, nicht vorbeilassen, und gab mit

auffallender Art zwei Goldstücke auf den Teller. Einer von des Prinzen Gesellschaft machte diesen auf die Hervorthuung des kleinen Kaufmanns aufmerksam; der Prinz aber zog sogleich den Hut ab, und sagte, mit einem lachenden Blick auf das Gold, gleichsam betroffen: „O davor habe ich den größten Respekt!"

Abwechselnd wieder in Berlin nahm Prinz Louis in vollem Maße an allem dortigen Leben Theil. Eine vielseitige Geistesregsamkeit hatte sich bedeutend ausgebreitet, die gesellige Bildung war zu hohen Stufen gediehen, sie führte in ihrem Verkehr Stücke gediegensten Gehalts. Gentz, Friedrich und August Wilhelm Schlegel, Schleiermacher, Fichte, Bernhardi, lebten hier; die auffallendsten Ansichten, die kühnsten Meinungen über Kunst, Wissenschaft und Leben wurden zu Tage gebracht. Der Prinz kannte diese Männer zum Theil genau, ihre Vorlesungen, ihre Gespräche zogen ihn an. Gustav von Brinckmann und Major von Gualtieri vermittelte die Litteratur mit der Diplomatik und dem Hofe; der General von Phull, die Obersten von Scharnhorst und von Massenbach standen im Kriegswesen als wissenschaftlich und gebildet voran. Auch Heinrich von Bülow ist hier zu nennen, dessen bittre Tadelschriften die Einrichtung der Heere und die Führung des Krieges durchaus umwandeln wollten, und von dem der Prinz witzig urtheilte, er sei wie ein Donnerwetter, er führe Blitze, aber auch vielen Wind mit sich. Später kam Johann von Müller in diesen Kreis; dann ein Besuch Schillers, welchen der Prinz sogleich zu sich lud und mit liebreicher Aufmerksamkeit bewirthete.

Johann von Müller ſchrieb am 23. Februar 1804 an eine Dame nach Oeſterreich: „Ich habe ein langes Geſpräch mit dem Prinzen Louis gehabt. Ich war überhaupt ſehr davon bezaubert: er iſt einer der ſchönſten Männer; er weiß mehr, als ich erwartete, (und hätte er's auch nur eine Stunde vorher gelernt, immer wäre es viel, ſo gut aufzufaſſen und ſo natürlich anzubringen was er von Tacitus, Suetonius, Julianus, und von vielen alten und neuen Büchern ſagte); er hat viel Geiſt und Energie, ganz gewiß. Er iſt ein Mann, der in Zeiten der Noth dem Könige und dem Staate ſolche Dienſte leiſten wird, wie der große Friederich ſie von Heinrich erfuhr; er hat unendliche Hülfsmittel in ſich: möchte er nur ſtets von Leuten umgeben ſein, dies für den König und das Vaterland wie ich denken; die iſt ein wichtiger Punkt bei einem Karakter wie der ſeine; Wiſſen und Geiſt haben großes Gewicht bei ihm, und ich würde nie glauben, daß er irgend etwas unternähme, was er von Perſonen mißbilligt ſähe, deren Zuſtimmung ihm werth wäre."

Im Frühjahr 1804 kam Frau von Staël nach Berlin. Prinz Louis war täglich mit ihr zuſammen, und ſein muthiger Geiſt und freier Sinn gefielen ihr ſehr. Sie ſagt von ihm: „Er war voll Feuer und Enthuſiasmus, aber in Ermangelung des Ruhms ſuchte er zu ſehr die Stürme, welche das Leben aufregen. Am meiſten zuwider in Bonaparte war ihm deſſen Art, alle diejenigen zu verläumden, die er fürchtete, und ſelbſt diejenigen, die ihm dienten, in der Meinung herab-

zuſehen, um ſie auf allen Fall beſſer in Abhängigkeit zu erhalten. Er ſagte mir oft: „Ich erlaube ihm, zu tadeln; aber moraliſch zu meuchelmorden, das empört mich.“ — Frau von Staël erzählt ferner: „Ich wohnte in Berlin auf dem Kai der Spree, und mein Zimmer war gleicher Erde. Eines Morgens um 8 Uhr weckte man mich um mir zu ſagen, daß der Prinz Louis Ferdinand zu Pferde vor meinem Fenſter halte, und mich ſprechen wolle. Sehr verwundert über dieſen ſo frühen Beſuch, eilte ich aufzuſtehn und ging hin. Er nahm ſich beſonders gut zu Pferde aus, und ſeine innre Bewegung erhöhte noch den Adel ſeines Geſichts. „Wiſſen Sie“, rief er aus, „daß der Herzog von Enghien im badenſchen Gebiet aufgehoben, einem Kriegsgericht übergeben, und vierundzwanzig Stunden nach ſeiner Ankunft in Paris erſchoſſen worden iſt?“ Welche Thorheit! erwiederte ich; ſehen Sie nicht, daß die Feinde Frankreichs ein ſolches Gerücht ausſtreuen? — „Da Sie zweifeln“, verſetzte der Prinz, „ſo werde ich Ihnen den Moniteur ſchicken, wo Sie das Urtheil leſen werden.“ Mit dieſen Worten ritt er fort, und der Ausdruck ſeiner Züge verkündete Rache oder Tod.“

Der Muſik wurde fortwährend mit Luſt und Erfolg die eifrigſte Beſtrebung gewidmet. Mehrere Kompoſitionen des Prinzen kamen zur öffentlichen Herausgabe. Ihn Sinn und Liebe für dieſe Kunſt, wie überhaupt in herzlicher Zuneigung, begegnete er ſich mit ſeinem Schwager, dem edlen Fürſten Anton Radziwill. Die Kapellmeiſter Himmel und Duſſeck waren unaufhörlich bei

ſache und doch ging es ſchimpflich zu Grunde. Freilich aber gelang 100 Jahre nachher die Reformation. Ein Umſtand verdient, in Beziehung auf den gegenwärtigen Augenblick, beachtet zu ſein, nämlich: daß trotz aller Mißgeſchicke und trotz aller Maßregeln, welche die Regierungen nehmen, ja bisweilen gerade zufolge dieſer Maßregeln, die Meinung auch um keinen Schritt zurückweicht, ſondern hartnäckig auf den Forderungen beſteht, die ſie vor 30 Jahren ausgeſprochen hat. Sollte und könnte das nicht den Machthabern zur Lehre dienen? Der Zank wird ſo lange fortdauern, bis gewiſſe Widerſprüche, die in der bürgerlichen Geſellſchaft obwalten, gehoben ſind.

Der Tedeumsaufzug am Sonntage übertraf bei weitem alle Pracht und Herrlichkeit, die Bonaparte bei ſolchen Gelegenheiten zu ſpenden pflegte. Allein das Volk gaffte ohne Theilnahme. Sir Charles Stuart hat nicht erleuchtet. Er ſtellt ſich, als wenn er ob der ſpaniſchen Sukzeſſe ſchmolle. Das iſt Fratze. Laut und öffentlich wurde ja von Georg IV. das franzöſiſche Unternehmen gut geheißen, und ich möchte wiſſen, welche ernſtliche Einwendung das engliſche Miniſterium dagegen gemacht hätte. Im Volke war es anders. Dort intereſſirte man ſich für die Spanier. Ich bin verſichert worden, daß eine Summe von vier Millionen Pfund Sterling in Subſkriptionen bereit lagen. Aber die Unterſtützung ſollte nicht auf's Gerathewohl geſchehen. Man traute den Spaniern wenig und eingezogene Erkundigungen rechtfertigten das Mißtrauen. Die Staatsgläubiger der heroiſchen Nation ſind in keiner geringen Verlegenheit. Mich würde die ſchnöde Antwort des Hrn. von Villèle aufmuntern, zu kaufen. Er iſt zu klug, die Umſtände unbenutzt zu laſſen. Das ſpaniſche Anleihen muß nur vorerſt ſeine möglichſt niedrige Baiſſe erreichen.

dem Prinzen zu finden, der häufig mit ihnen zusammen spielte; Dussek hatte sich ihm ganz angeschlossen. Doch die Art und Weise, wie diese Virtuosen sich gewöhnt hatten das Leben zu genießen, konnte nicht dazu beitragen, Ordnung und Maß in einem zerrütteten Haushalt herzustellen. Schon längere Zeit hatte eine liebliche, sanfte Neigung zu einem Frauenzimmer guter Herkunft den Prinzen Louis ernstlich eingenommen. Er schien dem unstäten Wechsel gern zu entsagen, und auf ein dauerndes Verhältniß einzugehen, besonders da er sich als Vater zweier Kinder beglückt fühlte. Sein unbewachtes Herz fiel jedoch unerwartet neuen heftigen Eindrücken und leidenschaftlichen Regungen anheim, deren Gewalt ihn wie durch Zauber gefangen hielt. Die Fähigkeit zu einer solchen Leidenschaft ist eine große und seltne Gabe, gleich andern höchsten Auszeichnungen nur wenigen Menschen verliehen, und unter diesen den wenigsten zum Glück. Die Stellung der Umstände, frühere Verwickelungen, und gegenwärtige Unvereinbarkeiten, machten auch diese Leidenschaft zur Qual, und ließen mit scheinbar glücklichen die verzweiflungsvollsten Momente wechseln. An Ordnung und Zusammenhang der äußern Lebensverhältnisse war nun nicht mehr zu denken; die Verwirrung mußte von innen wie von außen zunehmen. Der Prinz hatte in der Friedrichstraße nächst der Weidendammsbrücke ein Haus gekauft, wo er mit den Seinigen eingerichtet leben wollte. Mehr noch reizte ihn die Zurückgezogenheit auf seinem Gut Schricke im Magdeburgischen, wo er die ihm erwünschtesten Tage

in ruhiger Einfachheit mit Jägern und Pächtern zubrachte. Allein es ſtand nicht mehr in ſeiner Macht, einer ſolchen Richtung zu folgen, die Forderungen des Lebens riſſen ihn unwiderſtehlich auf die andre Seite zurück.

Ein Ausflug, den er im Jahre 1804 nach Oeſterreich und Oberitalien machte, kann auch als ein Verſuch gelten, ſich den Verwirrungen aller Art, die ihn daheim beängſtigten, zu entreißen. Er lernte auf dieſer Reiſe den Fürſten Karl von Schwarzenberg kennen, und ſchloß freundſchaftliche Verbindung mit ihm, wie auch mit dem Fürſten Aloys von Liechtenſtein und andern Oeſterreichern; aus früherem Begegnen kannte er ſchon den Fürſten von Ligne, der in dieſer Zeit an Frau von Graven ſchrieb: „Die beiden liebenswürdigſten und ausgezeichnetſten Männer, nicht nur Deutſchlands, ſondern Europa's, der Herzog von Weimar und der Prinz Louis Ferdinand, ſind Ihnen von ganzem Herzen zugethan.“

Nach ſeiner Rückkehr machten die Zeitumſtände eine mehr und mehr politiſche Stimmung in Berlin vorherrſchend. Es ſchien unmöglich, den Zuſammenſtoß mit der täglich drohenderen Macht des Kaiſers der Franzoſen zu vermeiden, es ſchien rathſam, das Unvermeidliche nicht länger hinauszuſchieben. Prinz Louis ſprach ſeinen kriegeriſchen Eifer laut genug aus, und als im Frühjahr 1805 ein neues Bündniß zwiſchen Oeſterreich, Rußland und England gegen den Kaiſer Napoleon zu Stande kam, mußte Preußen zur Theilnahme vielfach angereizt und bewogen ſein. Nach der Verletzung des

preußischen Gebiets, welche die französischen Truppen in Franken begangen hatten, konnte man den Bruch für geschehen halten. Die preußischen Heere rückten in's Feld, doch hielten die siegreichen Fortschritte Napoleons in Oesterreich die Unterhandlungen noch schwebend. Prinz Louis war bei den nach Sachsen vorgerückten Truppen, und traf mit dem Herzog von Weimar zusammen. Hier sah er auch Goethe'n wieder, und ließ die Mißstimmung fallen, die er bisher theilweise gegen ihn gehegt. Er schrieb aus Gera hierüber an seine Geliebte nach Berlin: „Ich habe nun Goethe'n wirklich kennen gelernt; er ging gestern noch spät mit mir nach Hause, und saß dann vor meinem Bette, wir tranken Champagner und Punsch, und er sprach ganz vortrefflich! Endlich debutonnirte sich seine Seele; er ließ seinem Geiste freien Lauf; er sagte viel, ich lernte viel, und fand ihn ganz natürlich und liebenswürdig. Grüß heute die Kleine von mir, und sag' ihr dies: dann bin ich ihr gewiß unter Brüdern dreitausend Thaler mehr werth!" Der Herzog erzählte nach vielen Jahren noch gern von dieser Zusammenkunft; er selber hatte sich früh zurückgezogen, die Andern aber tranken die ganze Nacht, „ungeheuer viel, sagte er, um die Wette, und Goethe blieb nichts schuldig, er konnte fürchterlich trinken!"

Während die kampflustigen Gemüther auf diese Art des Augenblicks harrten, der sie gegen den Feind führen sollte, nahmen die Angelegenheiten für Preußen plötzlich eine Friedenswendung. Der Minister Graf von Haugwitz brachte aus Napoleons Hauptquartier, wohin er

gesandt worden, Verträge zurück, nach denen Preußen sich mit Frankreich sogar auf bedenklichen Ländertausch einließ. Die Umstände waren gebieterisch, nachdem so weit gegangen war, konnte man nicht zurück, zum Kriege war der günstige Augenblick schon vorüber. Im preußischen Heere jedoch wollte man keine politischen Gründe gelten lassen, man fühlte nur die Bitterkeit getäuschter Hoffnung, man war ausgerückt, und sollte ohne Schwerdtstreich wieder heimziehen; Scham und Ingrimm durchglühten die Gemüther. Prinz Louis vor Andern hatte seine Rechnung auf den Krieg gestellt, der allein ihn aus der Unthätigkeit, aus den leidenschaftlichen Verwirrungen retten, und auf neue Bahnen des Ruhmes und Glückes führen konnte. Im Ausbruch seines Schmerzes hierüber konnte er unmäßig sein; die bittersten und dreistesten Reden war man von ihm gewohnt, bisweilen auch mischte sich gute Laune bei. Aus dem vereitelten Feldzuge rückkehrend kam der Prinz nach Halle, und aß bei dem Kapellmeister Reichardt in Gibichenstein zu Mittag. Hier wurde wacker getrunken und geschimpft. Um recht deutlich auszudrücken, wie schmachvoll schon die Allgewalt Napoleons gelte, rief Prinz Louis zuletzt: „Ja, wenn Bonaparte einmal ein Gericht Prinzenohren haben will, so sind meine — und er faßte sich an beide — in Gefahr, denn bekommen wird er sie!“

In Berlin war die Verstimmung am heftigsten und lautesten. Dem zurückgekehrten Grafen von Haugwitz wurden die Fenster eingeworfen; allgemein beschuldigte man die Offiziere des Regiments Gendarmen und auch

den Prinzen Louis dieser Verübung, doch ist gewiß, daß der letztere keinen Theil daran gehabt, eben so wenig, wie an der entgegengesetzten Veranstaltung, daß dem Minister Freiherrn von Hardenberg, welcher für den Krieg gesinnt war, aber deßhalb für den Augenblick aus den Staatsgeschäften scheiden mußte, bis zu seiner Abreise täglich unter seinen Fenstern militairische Abendmusik gebracht wurde. Sonst freilich standen jene Offiziere durch Sinnesart und Betragen in nahem Verhältnisse zu dem Prinzen. Woltmann in seinen Memoiren des Freiherrn von S—a, giebt davon diese lebhafte Schilderung: „Ein solches Gemisch von Bravheit und Dünkel, Biederkeit und verderbten Sitten, Bemühn um Eleganz des Benehmens und lautem tobendem Wesen, wie in den Offizieren der Gendarmen und Gardedükorps, läßt sich nicht beschreiben, muß man gesehen haben. — Ein Prinz im Königlichen Hause war gleichsam ein idealischer Repräsentant jener Offiziere, die sich als Repräsentanten des preußischen Offiziergeistes zeigten. Muthig bis zur Verwegenheit, mit glänzenden Eigenschaften so ausgestattet, als um sie bemüht; stolzer auf seine Persönlichkeit, als auf seinen Rang, und gleichwohl sehr stolz, ein Prinz von Preußen zu sein; ein berühmter Reiter und Tänzer; voll Talent für die schöne Kunst, die das glänzende Leben am meisten anspricht, die Musik; der Liebe stets ergeben, und die Wollust höher achtend als Reinheit der Sitten; freigebig und selbst großmüthig, und dabei nicht durch Rechtlichkeit gehemmt; für Kriegsruhm flammend, weniger für Kriegs-

wiſſenſchaft, und gegen das neue Franzoſenweſen, gegen den nicht fürſtlich gebornen Machthaber Frankreichs von Verachtung ſo voll als von Grimm, war Prinz Louis Ferdinand für die Gendarmenoffiziere, und welche ihnen glichen, mit vollſtem Recht das Ideal eines jugendlichen Helden und preußiſchen Offiziers. Was damals die öffentliche Stimme in Preußen hieß, darin war er der lauteſte Tonangeber; und zu ihm geſellten ſich verſchiedenartige Elemente der Geſellſchaft in Berlin, die alle den Haß wider die franzöſiſche Regierung zum Attraktionspunkt hatten." In dieſem Bilde ſind gleichwohl manche Züge falſch, andre zu ſtark gefärbt. „Die Wolluſt höher achtend" iſt ein ſchiefer Ausdruck; er war ihr ergeben, kann man ſagen, indem er ſie verachtete. Seine „Rechtlichkeit" war als Geſinnung ſtreng und rein, der Leichtſinn erſieht nur nicht immer die Bedeutung und Verknüpfung deſſen, was er begeht. Gegen den Machthaber Frankreichs hegte er Haß, aber nicht Verachtung; die großen Eigenſchaften deſſelben erkannte er, nur ſtatt ihnen ſich zu beugen, wünſchte er ſie zu bekämpfen. Woltmann erzählt dann weiter, wie Johann von Müller ſich in dieſer Geſellſchaft auënahm, wie er ſich die unanſtändigſten Späße von dem Prinzen habe gefallen laſſen. Das kann wohl ſein; denn Müller hatte Schwächen, welche den Muthwillen unwiderſtehlich anreizen konnten! —

Die Spannung war zwiſchen Preußen und Frankreich durch die geſchloſſenen Verträge nicht aufgehoben, im Gegentheil ſteigerte ſich das Mißverhältniß durch die

weiteren Verhandlungen, und die Willkühr und Falschheit, mit welchen Napoleon verfuhr, mußten endlich doch den Ausbruch herbeiführen, den man hatte vermeiden wollen. Der Sommer des Jahres 1806 ging in großen Aufregungen hin; Prinz Louis wurde von Gemüthsbewegungen aller Art umhergeworfen, doch sammelte er sich zeitenweise zu fester Aufmerksamkeit für die öffentlichen Dinge, und gedachte des Berufes, in welchem er früher oder später doch würde auftreten können. Er veranlaßte bei sich strategische Vorlesungen, welche der General von Phull mit Geist und Kenntniß hielt, und denen viele Offiziere beiwohnten, auch Johann von Müller, wie aus einem seiner Briefe hervorgeht.

Endlich, im September, rückte das Heer abermals in's Feld, diesmal versichert und entschlossen, mit den Waffen zu entscheiden. Prinz Louis, von gleicher Kampfbegier wie früher beseelt, war doch weit entfernt, in blindem Wahne den Sieg für gewiß zu halten. Seine Einsichten waren scharf, er wußte die Vortheile des Feindes zu würdigen, er kannte die Schwierigkeiten des zu führenden Kriegs. „Ich wünsche den Krieg, sagte er, weil er nöthig ist, weil er das Einzige ist, was uns übrig bleibt, weil die Ehre ihn fordert; aber ich weiß sehr gut, daß wir auch unterliegen können.“ Der allzu großen Zuversicht seiner Mutter, der Prinzessin Ferdinand, welche alles Preußische für unerschütterlich hielt, setzte er die lebhafte Anrede entgegen: „Liebe Mutter, denken Sie denn, das könne niemals anders sein, es werde immer getrommelt werden, wenn Sie

aus dem Thore fahren? Sie fahren einmal spaziren, und es wird nicht getrommelt, glauben Sie mir's!" Nach wenigen Monaten war die Weissagung schon erfüllt. Auch Woltmann läßt ihm in diesem Betreff Gerechtigkeit widerfahren. Er sagt: „Ich muß hier hinzusetzen, daß der eigentliche Held der öffentlichen Stimme, Prinz Louis Ferdinand, nicht von dem blinden Stolz und Vertrauen auf Preußens unüberwindliche Waffen, womit viele Offiziere in den Krieg gingen, besessen war." Nur zwei Dinge waren ihm gewiß, daß er sich auf jeden Fall auszeichnen wolle, und daß er aus diesem Kriege nicht zurückkehren werde. Er ließ daher, ehe er in's Feld zog, sein letztes Vermächtniß aufzeichnen, und sorgte für das künftige Schicksal seiner Kinder und ihrer Mutter; aber ganz schien er außer Acht zu lassen, daß dazu, ihn als Feldherrn auszuzeichnen, seine Person allein nicht hinreichend war." Auch für seine Gläubiger war er besorgt, und suchte wenigstens die Berechtigung ihrer Ansprüche festzustellen; die eingereichten Forderungen von Handwerkern und Kaufleuten, welche augenblicklich zu befriedigen nicht möglich war, beglaubigte er durch seine Unterschrift, und schon im Felde, mitten unter kriegerischen Aussichten, ließ er sich dergleichen Fürsorge angelegen sein. Seine Schulden, zu dem Betrage von beinah einer Million Thaler angewachsen, sah er keineswegs als untilgbar an, und in der That würden ihm, wäre er am Leben geblieben, noch große Hülfsmittel zugeflossen sein.

Er hatte die Bestimmung erhalten, auf dem linken

Flügel des Heeres die Vortruppen anzuführen. In Leipzig hatte er eine Zusammenkunft mit den Generalen von Rüchel und Blücher, den tüchtigsten und ruhmvollsten des ganzen Heeres, mit denen er einen Todesbund einging, der sich an ihm alsbald erfüllen sollte. Beim weiteren Vorrücken gegen Franken, der böhmischen Gränze nah, machte er einen Ausflug nach Böhmen, sprach in Eisenberg den Fürsten Karl von Schwarzenberg wieder, sah den Fürsten Ferdinand von Kinsky, den Freiherrn von Tettenborn, und fand sich dann im Hauptquartier des Fürsten von Hohenlohe ein, welches inzwischen nach Jena vorgerückt war. Mit ihm waren seine Adjutanten, unter welchen Karl von Nostitz, ehemaliger Gendarmerieoffizier, eine große Heldengestalt, voll Tapferkeit und Klugheit, ihm besonders ergeben und befreundet war. Auch Dussek folgte ihm in's Feld, und manche Stunde der Ungeduld und Schwermuth wurde durch Musik gemildert. Mit dem Herzoge von Weimar kam er mehrmals zusammen, auch Goethen sah er am 3. Oktober noch, der ihn „nach seiner Art tüchtig und freundlich" fand.

Der Kaiser Napoleon zog inzwischen sein Heer bei Bamberg zusammen, die preußische Hauptmacht stand in der Gegend von Weimar und Jena; die Vortruppen, welche Prinz Louis befehligen sollte, hielten das Saalthal besetzt. Er selbst aber befand sich einstweilen in Jena, da der Fürst von Hohenlohe nach Erfurt zu einem Kriegsrathe berufen war, und der Prinz, als ältester General dieses Heertheils, dem Namen nach, die Stelle

von jenem vertrat. Die Zeit verging ihm hier in banger Erwartung. „Von innern Beſorgniſſen“, erzählt der Bericht eines Augenzeugen, „und einer Art bangem Vorgefühl ergriffen, daß bei der Sorgloſigkeit, Verwirrung und geringen Spannung auf der einen, und der ſeltenen Verblendung und Verkehrtheit auf der andern Seite, uns die unternehmende Verwegenheit des Feindes leicht unvermuthet in's Verderben ſtürzen, ja daß uns vielleicht gar ähnliche traurige Schickſale betreffen könnten, wie vor einem Jahre die Merveldtiſchen Heere, lief der Prinz, voll Ungeduld die Rückkehr des Fürſten erwartend, auf dem Marktplatze von Jena auf und ab, und beklagte ſich, mit der ihm eigenthümlichen Offenheit, laut gegen die ihm vertrauteren Perſonen, wie kränkend es für ihn ſei, daß man ſo wenig Zutrauen in ihn ſetze, in ſo bedenklichen Augenblicken, wie die jetzigen, den Theil des Heeres, auf dem die Sicherheit des Ganzen beruhe, lieber ganz ohne Führer ſich ſelbſt und dem Schickſale zu überlaſſen, als ſie ſeiner Obhut und Leitung anvertrauen zu wollen, da man doch wiſſe, daß ihm vier Wochen früher der Oberbefehl über die geſammten ſchleſiſchen Truppen beſtimmt geweſen ſei.“ Der Fürſt kam in der Nacht zum 8. Oktober von Erfurt zurück, beſuchte gleich den Prinzen, und hatte eine zweiſtündige Unterredung mit ihm. Seitdem war alle ſeine Munterkeit dahin, ſeine Hoffnung und ſein Vertrauen ſchwanden, ſeine einzige Furcht war, die Gelegenheit zum Kampf und zum Tode zu verſäumen. Er ging zu ſeinen Truppen nach Rudolſtadt, und empfing den

Seit lange hat mir nichts so vielen Spaß gemacht, wie Hrn. von Gagern's Antheil an der Politik. La mouche du coche. Seine Verdienste um das Haus Nassau will ich nicht bestreiten. Diese aber schimmern nur in einem sehr beschränkten Kreise. Was er für Deutschland gewirkt, ist nicht ruchbar geworden. Die Einheit, welche er uns zudachte, wäre vielleicht nicht nach jedermanns Geschmack, weder Ihnen noch mir recht gewesen. Manchmal scheint ihn seine Einbildungskraft zu täuschen. Er kann unmöglich unter Bonaparte einer Déesse de la raison begegnet sein. Von dem großen Hause, das er hier geführt haben will, schöpfe ich die erste Nachricht aus seinem Buche. So gar arg muß es doch mit dem Luxus, der darin getrieben wurde, nicht gewesen sein, da Pfeffel immer nur Hausmannskost fand. Die verewigte Frau von Montesson läßt sich über ihren trauten Umgang mit Hrn. von Gagern nicht verhören, aber bei Madame Recamier könnte man erfragen, wen von beiden dieselbe am kurzweiligsten gefunden, den deutschen Plumpsack oder den deutschen Ritter? Bonaparte war sehr gut, wie Herr von Gagern weiß, bis er sich verschlimmerte, und so wäre auch der rheinische Bund nicht zu verachten, wenn man ihn gehörig begriffen hätte. Mit kindischer Affektation wird Fürst von Talleyrand, muthmaßlich um auf Vertraulichkeit hinzuweisen, beständig Herr Talleyrand genannt. Hier verfehlt Herr von Gagern durchaus den Ton der guten Gesellschaft, die eher schlechtweg Talleyrand als nicht Herr von Talleyrand sagt. Die Sendung des nassauischen Staatsministers fiel in die Zeit, wo Hrn. von Talleyrand's Geldgeschäfte blühten, und jeder Diplomat, der mit vollen Händen oder mit sicheren Zusagen kam, in dem Hotel der auswärtigen Angelegenheiten freundliche Aufnahme fand. Demungeachtet scheint der Witz des französischen Staatsmanns bisweilen

Befehl, ſich bei dem Vorrücken des Feindes in kein Gefecht einzulaſſen, ſondern ſich auf die Diviſion des Generals von Grawert nach Orlamünde zurückzuziehen. Indeß war ihm gleichzeitig ein Entwurf mitgetheilt worden, wonach die Preußen über die Saale gehen, und den Feind angreifen ſollten. Dieſen Entwurf zu verwirklichen ſchien ihm ſchon werth, einige Gefahr und Verantwortung deßhalb zu übernehmen. Als nun die Meldung kam, die Franzoſen zeigten ſich, und ſchienen mit ganzer Macht anzurücken, vermochte der Prinz es nicht über ſich zu gewinnen, ohne Kampf vor ihnen zu weichen. Er war von der Ueberzeugung durchdrungen, man müſſe ſich auf den Feind werfen, wo man ihn träfe, er fürchtete, wenn nicht er den Krieg anfange, würde es nie dazu kommen, er hielt es für eine Wohlthat, auf ſo viele Märſche, Anſtalten, und Säumniſſe endlich ein ernſtes Gefecht folgen zu laſſen. Ueberdies waren die Entwürfe, Abſichten und Befehle der preuſſiſchen Feldherren in jenen Tagen ſo widerſprechend, veränderlich und bedingt, daß einem Generale zunächſt am Feinde wohl einige Wahl freiſtehen mußte.

Am 10. Oktober vor Tagesanbruch drängten die Vortruppen des unter dem Marſchall Lannes über Gräfenthal herandringenden franzöſiſchen Heertheils die preuſſiſchen Poſten, die über Saalfeld hinaus ſtanden, gegen dieſen Ort zurück. Prinz Louis eilte auf dieſe Nachricht, und da er ſelber ſchon das Gewehrfeuer der Plänkler hörte, heiter und zuverſichtlich mit ſechstauſend Mann von Rudolſtadt gegen Saalfeld vor. Bald ent-

wickelte ſich die Stärke des Feindes, ſie betrug gegen dreißigtauſend Mann. Die Preußen waren überall im Nachtheil, doch unterhielt der Prinz den Streit fünf Stunden lang. Er zweifelte nicht, daß der Fürſt von Hohenlohe, den er benachrichtigt hatte, zur Unterſtützung heran eilen würde. Bei den theilweiſen Unfällen, welche gleich anfangs eintraten, zeigte er in einem hohen Grade, der bei ſeiner ſonſtigen Leidenſchaft in Erſtaunen ſetzte, gelaſſene Ruhe und beſonnene Thätigkeit. Er führte die Reiter in's Gefecht, und geſellte ſich zu dem Fußvolk, er ritt unter den Schützen umher, und ermunterte zur Ausdauer. Allein die Reiterei konnte die feindlichen Maſſen nicht hemmen, die zuſammengeſchoſſenen Bataillone mußten weichen, die Unterſtützung kam nicht. Der Prinz wollte nicht zurück, auf einer Wieſe ordnete er verſprengte Jäger zu neuem Kampfe, die Franzoſen drangen heran. Getümmel von Reitern und Fußvolk riß ihn mit fort. Um nicht gefangen zu werden, mußte er über einen Zaun ſetzen, aber ſein ſonſt vortreffliches Pferd blieb mit dem einen Fuße hängen, ein feindlicher Reiter ſprengte heran, und hieb den Prinzen in den Hinterkopf. Darauf ſtürzte ein Wachtmeiſter des zehnten franzöſiſchen Huſarenregiments, Guindé, der ihn als einen Befehlführer erkannte, auf ihn los, und rief ihm zu, er ſolle ſich ergeben. Der Prinz antwortete durch einen Säbelhieb. Augenblicklich empfing er ſelbſt einen Stich in die Bruſt; mit zwei tödtlichen Wunden hielt er ſich noch eine kleine Strecke zu Pferde, geleitet von ſeinen herbeigeeilten Adjutanten, dem Hauptmann von

Valentini und dem Lieutenant von Roſtitz, von welchen dieſer auch ſchon im Arm verwundet war. Der Feind drängte heftig nach, der Prinz ſank vom Pferde, und auf grünem Boden, am Ufer eines klaren Baches, gab er ſeinen Geiſt auf. Als er den Stich in die Bruſt bekam, ſoll er noch ausgerufen haben: „Est il possible!“ Dann aber gab er weder Laut noch Zeichen mehr. Feindliche Huſaren wütheten noch gegen den ſchon Todten. Mit dreizehn Hieb- und Stichwunden fand man ihn zerfetzt und nackt ausgeplündert.

So fiel Prinz Louis. Er hatte das vierunddreißigſte Jahr noch nicht zurückgelegt. Aber ſein kurzes Leben hatte für ihn genug Inhalt gehabt, er war mit der Welt fertig, und ihm wäre weiterzuleben immer ſchwieriger geworden. Hätte er die Erhebung des Jahres 1813 erleben können, ſo wäre ihm freilich ein großes Loos zugefallen; ſelbſt ein franzöſiſcher Schriftſteller meint, daß er die Lorbeeren Blüchers wenigſtens getheilt haben würde. Ueber ſeinen Tod hat man geſtritten. Man ſchrieb den üblen Ausgang des Gefechts nur ſeiner unzeitigen Kühnheit, ſeinem ſtrafbaren Ungehorſam zu. Uns aber ſcheinen die Worte eines wichtigen Beurtheilers hier den richtigſten Aufſchluß anzudeuten. In ſeinem Werke über die Thaten und Schickſale der Reiterei ſagt nämlich Canitz: „Wohlunterrichtete Männer behaupten, der Tadel der Unvorſichtigkeit ſei dem tapfern Prinzen ganz mit Unrecht gemacht worden. Er habe ſehr gut gewußt, wie die Sache ſtand, und nicht unüberlegte Kampfluſt, ſondern der ernſte edle Entſchluß, ſich

für das Wohl des Ganzen aufzuopfern, habe ihn bestimmt, dem Gefecht bei Saalfeld nicht auszuweichen, in welchem er keinen Triumph suchte, aber ein ruhmgekröntes Grab fand."

Seine Leiche wurde von den Franzosen nach Saalfeld gebracht, und daselbst in der Fürstengruft beigesetzt. Die Herzogin von Koburg schmückte den Sarg mit einem Lorbeerkranz. Später wurden seine Ueberreste nach Berlin in die Domkirche gebracht.

Allgemein im Heere waren die Trauer und Bestürzung über seinen Tod, man sah ihn als ein Unglückszeichen an. Auch im Volke war die Theilnahme sehr groß. Die großen Schicksalsschläge, welche folgten, konnten diesen ersten nicht vergessen machen. Edle Dichterstimmen, Fouqué, Stägemann, haben sein Andenken noch lange nachher gefeiert. Seine Schwester, die Prinzessin Louise von Preußen, vermählte Fürstin Radziwill, ließ dem geliebten Bruder im Jahre 1823 an dem Orte, wo er fiel, durch Schinkel und Friedrich Tieck ein Denkmal errichten. Der Feind aber war durch seinen Tod nicht versöhnt. Napoleon verfolgte sein Andenken noch jenseits des Grabes. Als in Berlin die Geistlichkeit vor dem Kaiser erscheinen mußte, fuhr dieser, wie gegen die Königin, auch gegen den Prinzen Louis heftig los, und erzählte die unwahre Anekdote, derselbe sei mit dem Degen an der rechten statt linken Seite auf die Parade gekommen, und habe sich ent-

schuldigt, alles jetzt werde ja in verkehrter Weise gemacht. Der Kaiser fuhr in seinem Grimme fort: wenn Prinzen von Geblüt sich das unterfänden, so müßten sogar ihre Köpfe fallen, und machte dabei eine so heftige Bewegung, daß er den neben ihm stehenden Prinzen Hieronymus fast in's Gesicht traf. In allen öffentlichen Erwähnungen wurde der Prinz Louis geschmäht, die gehässigsten Unwahrheiten auf seinen Namen gehäuft, jede Lüge und Uebertreibung gern aufgenommen und verbreitet. Eine Menge falscher oder entstellter Angaben erhielten auf diese Weise unverdienten Glauben, Aeußerungen und Handlungen, welche nie Statt gefunden, wurden mit Zuversicht behauptet, weil sie gedruckt zu lesen waren. Noch nach dem Frieden von Tilsit wollte der Intendant Bignon einem seitdem zu den höchsten Ehrenstellen aufgestiegenen preußischen Staatsbeamten nicht erlauben, durch die Zeitungen einer falschen Anekdote zu widersprechen, wobei man ihn als Zeugen genannt hatte, und die er durch das einfache Wort: „Ich würde nicht dazu geschwiegen haben, noch dageblieben sein," bündig widerlegte; dergleichen würde dem Kaiser, meinte Bignon, sehr unangenehm sein, der seine Feinde in der Meinung herabgesetzt aber nicht erhoben sehen wolle.

Ueber den Karakter des Prinzen Louis wird immer Lob und Tadel in dem Urtheile gemischt bleiben, in wechselndem Verhältnisse, je nachdem der Urtheilende seinen Standpunkt wählt. Aus reinmenschlicher Ansicht,

von Seiten des Herzens, des Strebens, des innerlichen Daseins wird man ihn stets rühmen und wahrhaft lieben müssen. Von diesen Seiten vorzugsweise zeigte er sich dem Sinne Rahels, die seine Mängel genug einsah, und rügte, aber ihn mehr noch beklagte, als verurtheilte. Außer den Zügen, welche in einigen Briefen von ihr an Fouqué den gefallenen Freund betreffen, finden sich noch folgende auf einem besondern Blatt von ihr aufgeschrieben, die zur Kenntniß seines Wesens nicht unwichtig sind.

„Louis sagte tausendmal: „Ich überlebe den Fall meines Landes nicht; wenn wir solch Unglück haben, sterbe ich." — Und dieser Gedanke war das Ressort seines ganzen Lebens, und in seinen Leidenschaften, in seiner großen Liebe, erlaubte er sich nur alles, weil er dies ununterbrochen dachte, und nun alles Uebrige nicht der Mühe werth hielt.

Sein Umgang war freilich schlecht zusammengesetzt, aber während er die Schlechten nur eben nicht verstieß, zog er die Bessern an, und wußte sie zu schätzen. Auch kannte er seine Leute genau, und trug im Innern ein viel schärferes Urtheil über sie, als die Gleichförmigkeit seines gegen Alle gütigen Benehmens äußerlich zeigen konnte. So sagte er einmal, als man ihm Vorwürfe machte, daß er manche Leute in seinem Hause sähe und vor der Welt als seine Freunde gelten ließe, die seiner doch gar nicht werth wären, und zum Beweis einen

bekannten Schwelger nannte, der ſich beinahe täglich bei ihm einfand: „Ich weiß alles von ihm, ſagte er lächelnd, aber er iſt mir wie ſo ein großer Hund, den ich im Zimmer habe, ich rufe ihn mal heran, klopfe und pobble ihn ein bischen, und laſſ' ihn wieder, ohne an ihn zu denken."

Daß er auch Lob und Bewunderung nur nach wahrem Werthe ſchätzte, und ſich durch falſche nicht beſtechen ließ, zeigt Folgendes, was er von einer angeſehenen und gefeierten Frau, die ihn zum Gegenſtand ihres Lobpreiſens gewählt hatte, gelegentlich, am Fenſter ſtehend, gegen mich äußerte: „Nichts geht wirklich in ihr vor; ihre große Anhänglichkeit, die ſie einmal auf mich geworfen hatte, war ganz eben ſo willkührlich, wie alles andre; ſie wußte gar nichts von mir, und ſie kann ſich eben ſo hinaufreizen, und ſich gegen den Mann, der da geht — es ging ein Handwerker in blauem Rock vorüber — eben ſo betragen, wenn ſie von ihm gehört hat, nicht ein Funken von Urtheil iſt in ihr." Von der und ihrer Klaſſe konnte er gar nicht aufhören.

Ein andermal fragt' ich ihn nach einem Manne, den ich nicht kannte, wohl aber ſeine ſehr ſchöne Frau, und wollte deßhalb wiſſen, was denn an dem Manne ſei? Louis wurde ganz wie verlegen, und halb ärgerlich gegen mich, weil ich ſchon öfter gefragt hatte; dann ſagte er nach einer Pauſe ſehr gelaſſen und geſammelt, und, wie er wohl pflegte, als ob er halb in Gedanken

wäre: „Das iſt ſo ein gewöhnlicher Menſch, daß ich Ihnen gar nichts von ihm ſagen kann, — der iſt nichts als ein preußiſcher Offizier — (und wie hoch hielt er die in anderm Sinne wieder!) — kurz, um Ihnen mit Eins zu zeigen, was es für ein Mann iſt, will ich Ihnen weiter gar nichts ſagen, er trägt die Uniform ohne Hemde auf bloßem Leib, damit ſie knapp ſitzt.“

Er war einmal ſehr böſe gegen einen Geſandten, den er bei ſich zu ſehen pflegte, und betheuerte, ihn nicht mehr ſehen zu wollen. Eines Abends ſitzt er in der Dämmerung bei mir, und der Geſandte wird mir angeſagt. „Nehmen Sie ihn nicht an! ruft Louis, wenn Sie eine Freundſchaft für mich haben!“ — Gut! ſage ich. — „Nehmen Sie ihn nicht an!“ — Ich hatte ſchon Nein ſagen laſſen. Ich vergaß dann die ganze Sache. Zwei Tage nachher nimmt er mich zum Mittageſſen mit nach Hauſe; ich finde den Geſandten, und er geht aus und ein wie immer. Es hatte ſich weder in ſeinem Zorne noch in ſeinem Vorſatz etwas verändert; er konnte nur niemanden ins Geſicht widerſtehen.

Von einer Frau, die er ſehr liebte, aber doch nicht in allem Betracht hoch ſtellen konnte, ſagte er mit ſchmerzlichklarem Bewußtſein: „Sie fällt mir nie ein, wenn ich Fortepiano ſpiele, bei meinen edelſten Stimmungen und Ideen!“ Auch ſagte er einmal verwundrungsvoll: „Wie kann man auf Zwei ſo eiferſüchtig

ſein!" Und ein andermal: „Wir outriren Alle!" und lächelte.

Er war in ſeinem Innern unaufhörlich beſchäftigt, rang mit Empfindungen, verarbeitete Gedanken, und überraſchte nicht ſelten durch wahre Geiſtesblitze, innigen Sinn und tiefe Wahrheit, wie man ſie ihm oft am wenigſten zutraute. Sein Geiſt reichte ſehr weit, und alles eigentlich Menſchliche faßte er tief und lebhaft auf. Seine Gedanken hatten immer das Eigenthümliche des freien und ſelbſtſtändigen Weges, auf dem er zu ihnen gelangt war, daher er auch, bei ungeheurer Fülle deſſen, was er geſehen und erfahren hatte, nicht mit leichtem Redefluſſe ſeine Gedanken anhaltend vortragen konnte, obwohl er im Feuer des Augenblicks vortrefflich und mit Begeiſterung fortreißend ſprach. Er wußte aber auch jenes ſehr gut. Ich war einmal Abends mit ihm und ſeinem dreijährigen Knaben am Theetiſch, und das Kind lief immer um den Tiſch, und wollte etwas ſagen, ohne damit fertig werden zu können. Er ſah mit der größten Innigkeit und Stillſchweigen eine Zeit lang des Kindes Treiben an, und ſagte dann lächelnd zu ihm: „Es geht dir, wie deinem Vater; du ſprichſt auch mit großer Schwierigkeit." Er hatte zu ſeinen und für alle Kinder die größte Liebe.

Zur Vervollſtändigung dieſer Züge, und zur klarſten Einſicht in das Weſen der angedeuteten Freundſchaft, folgen hier einige der wenigen noch geretteten

Briefblätter des Prinzen, in deren letztem derselbe, kurz vor seinem Tode, und gleichsam als Zeugniß und Denkmal seines Innersten, die Richtung seines bewegten Gemüths und sein Vertrauen zu Rahel liebenswürdig ausspricht. Er schrieb in jener Zeit an Rahel fast täglich; aber fast alles ist verbrannt. Eine Reihe andrer geretteter Briefe dürfte nicht mittheilbar sein.

ſeinen Spott getrieben zu haben mit der Treuherzigkeit unſers Landsmanns. Man ſieht es, wenn er auf Herrn von Gagern's Frage erwiedert: niemand habe Bonaparten aus Aegypten zurückberufen als die ganze Welt. Das iſt nun ein Axiom, dem kein Menſch weiter widerſprechen darf. Irre ich nicht, ſo hegt Herr von Gagern große Luſt, von neuem in Geſchäfte zu treten. Er hütet ſich wohl, gegen irgend jemand anzuſtoßen, und huldigt, wo er kann; nur Hangwitz und Lucheſini werden ohne Rückſicht behandelt, der letztere doch nicht ſo ganz, wie der erſtere. Es ſind Todte, von denen man keine Auferſtehung fürchtet.

Habe ich Sie nicht ſchon einmal von dem alten Leuchſenring unterhalten? Der iſt Wahrzeichen des Bois de Boulogne geworden. Er räumelt dort, mich eines Ausdrucks des Hrn. von Varnhagen zu bedienen, Morgens und Abends um eine Pfütze, zu der ihn wenige Schritte führen, da er in Auteil hauſt. Da an der Mare beſtändig Mädchen und Kinder ſpielen, ſie auch ſonſt viel beſucht wird, ſo kennt ihn jederman unter dem Namen le vieux de la mare.

Von einem Originale auf das andere zu kommen, muß ich Sie mit der Marquiſe de Fiſicat bekannt machen. Entzückt über die Großthaten des Retters der ſpaniſchen Monarchie, bat ſie ſich von Madame eine Gnade aus. Es fand ſich, daß ſie die Herzogin von Angoulême zu umarmen wünſchte. Der Fürſtin ſchien das Zumuthen unanſtändig und ſo ließ ſie ihr die Thür weiſen. Dieſe Madame de Fiſicat iſt berüchtigt wegen ihrer Zärtlichkeit für eine Laus. Auf der Stirn eines Geliebten, den ihr der Tod entriß, erblickte ſie, unmittelbar nach ſeinem Hinſcheiden, eine große Laus. Das kriechende Geſchöpf war ihr der letzte Reſt eines theueren Lebens. Es wurde ergriffen, in ein Papier gethan und das Papier in eine goldene Doſe. So verwahrt iſt die

1.

Berlin, 1803.

Je serai cet après-diné entre six et sept heures chez vous, chère et aimable Mademoiselle Lévi, pour raisonner et déraisonner avec vous pendant deux heures. — Ich habe nämlich zu Gentz gesagt, Sie wären eine moralische Hebamme, und accouchirten einen so sanft und schmerzenlos, daß selbst von den peinlichsten Ideen dadurch ein sanftes Gefühl zurückbliebe. — Leben Sie indessen wohl.

Louis.

2.

Schricke, 1805.

Ich muß Ihnen, liebe Kleine, meinen Dank für die herzliche Theilnahme, die Sie mir in der so äußerst peinlichen Lage, in der Sie mich in Berlin gesehn, gezeigt, hier aus meiner Einsamkeit ablegen. Gegen Alle, die in diesem sonderbaren Verhältniß verwickelt waren, theilnehmend, gut und gerecht, ohne Falschheit, stets den Schmerz lindernd, alles zum Besten kehrend, haben Sie unstreitig eine für Ihr Herz und Ihre Vernunft befriedigendere Rolle gespielt, als diejenigen, deren Leidenschaften bloß hierin im Spiele waren. Von meiner Stimmung kann ich Ihnen nicht viel sagen, der große Aufwand von Kraft, jener stete Wechsel von Gefühlen, von den heftigsten Sensationen, vom Glücke

zum Schmerz, hat mich ganz abgeſtumpft, und mein Herz iſt öde und todt, auch bin ich nicht ganz wohl, und dieſes mag denn auch wohl zu meiner Stimmung beitragen. Sie fühlen ſelbſt zu viel, um daß Sie nicht Blicke in mein Innerſtes gethan; Sie haben geſehn, wie heiß und heftig meine Liebe zu P. iſt, mit welcher Innigkeit und Zärtlichkeit ich dabei zugleich an der himmliſch guten lieben H. hänge; dieſes ſcheint räthſelhaft, Manchen unbegreiflich, und doch haben es die ſo ſehr ſonderbaren Umſtände, jenes ſo einzige Entſtehn dieſes Verhältniſſes ſo gewollt, daß ich in dieſer Verwicklung von Umſtänden nicht wollen konnte, und daß dieſe beiden Weiber, voller Liebreiz, voller Annehmlichkeiten verſchiednr Art, doch beide nicht das wirklich Liebenswerthe, auch vielleicht nicht mal das Liebenswürdige, in mir lieben, da mein Herz, meine Liebe ſie ſo ganz umfaſſet! — — Mir ziemt es, mich in das ſtrengere Geſchäftsleben zurückzuziehen, und nicht ſo, wie ich es gethan, Zeit und Kraft den Weibern zu vergeuden, die doch Ernſt und kältere Vernunft mehr als Hingebung und ſtete Liebe beherrſchen. Sie ſahen Paulinen, ſo gut, ſo liebend, und dieſes kam aus ihrem Innerſten, ſo wider ihren Willen, unter tauſend Thränen, als wenn es etwas Schlechtes wäre! Rathen Sie zum Guten, predigen Sie Mäßigung, und Sie werden Allen wohlthun. — Zeigen Sie keinem dieſen Brief, und lieben Sie mich etwas, weil ich es verdiene.

Louiſe.

3.

Leipzig, den 11. September 1806.

Wie es mit meiner Liebe zu Paulinen eigentlich iſt, wäre ſchwer, Ihnen zu ſchreiben; ich weiß nur, daß ich ſie unausſprechlich liebe, und alle meine Gefühle erlangen in Einſamkeit und Entfernung mehr Kraft. Oftmals iſt mir, als liebte ich ſie ewig — lange ſchon hatte ich ſie im Herzen und im Kopfe. — Ich ſah ſie wieder! allein da war es, als wäre eine Mauer zwiſchen uns, ich ſuchte und doch fürchtete ich ſie —, alsdann lernten wir uns kennen. Pauline mißgriff meinen Karakter, ich ſah in ihr nur die Fehler, die Exuberanzen, die Auswüchſe dieſer reichhaltigen Natur, ohne ſie eigentlich zu lieben, oder ohne dieſe Liebe in mir laut werden zu laſſen; bis endlich, wie Sie wiſſen, es auflodrte, ich ſie trotz den Menſchen, trotz mir, ja ihrer ſelbſt, liebte, jeden Tag mehr opferte, jedes Opfer mich mehr an ſie band und feſtkettete; rechnen Sie noch hinzu, den an's magiſche gränzenden Liebreiz, den ſie für mich hatte — den Stolz meines Karakters! Wie oft ſahen Sie mich nicht kalt und reſignirt, meiner Liebe bewußt, daſitzen, kalt und gleichgültig, wenn Andere Paulinen herabwürdigend, mich und meine Liebe vielleicht verſpotteten. Noch etwas Schönes lag in meinem Herzen, ich habe zuweilen gehofft, die Reliquien von Paulinens ſchöner Natur zu retten — meine heftige, zärtliche Liebe ſollte ihr Herz erwärmen — die Ideen des Guten und Schönen beleben, — ſie ſollte wieder an ſich ſelbſt glauben; ich dachte, ſie ſollte das Edle, Gute in mir lieben und erkennen, mein Leben durch Genüſſe aller Art verſchönern —; überdem iſt bei ihr die Härte nichts weiter als die Reaktion der tiefſten Gebeugtheit, der Zerrüttung ihres Innern — ſie hat nicht den Muth, zu zeigen, daß ſie gut iſt, nicht den Muth, Gefühle an den Tag

zu legen — ich habe sie erröthen sehen, wenn sie etwas Gutes und Gefühlvolles sagte, als wenn ein Andrer eine Sottise sagt — bloß weil sie fühlt, daß sie das Recht es zu sagen verloren hat. Einen Brief von ihr, aus Schricke mir geschrieben, fand ich hier — er war gut und liebend und wahr. So war es, liebe Kleine, und so ist es noch, nach dem schmerzlichen Stoße, den der unglückliche Brief in mir erzeugte, und von welchem mein Herz blutet.

Hier ward ich mit Liebe, Freude und Vertrauen aufgenommen. Einen frühen Freund, mit dem ich seit vorigem Kriege sehr aufrichtig verbunden war, — Blumenstein, ein Franzose oder Elsasser — fand ich hier wieder, — es ist eine Freundschaft, die eine so alte Kammeradschaft, Achtung für Tapferkeit, die ersten Gewehrschüsse zusammen gehört zu haben, Verlust gemeinschaftlicher Jugendbekannten, und alle mit der Jugend verbundene Ideen, erzeugt haben; die sich aber über diese Gränze nicht erhoben, weil die meisten Franzosen über diese kassirten Ideen nicht erhaben sind. Heute haben wir hier ein Rendezvous der drei verschiedenen Avantgarde-Chefs gehabt, des General Blücher, des General Kleist, und mir, der die des linken Armeekorps kommandirt; morgen geht jeder zu seiner Bestimmung, und am 20. bin ich am Fuße des böhmischen Gebirges, mit meiner aus Preußen und Sachsen zusammengesetzten Avantgarde. Ein Wort gaben wir uns Alle, ein feierliches männliches Wort — und gewiß soll es gehalten werden — bestimmt das Leben daran zu setzen, und diesen Kampf, wo Ruhm und hohe Ehre uns erwartet, oder politische Freiheit und liberale Idee auf lange erstickt und zernichtet werden, wenn er unglücklich wäre, nicht zu überleben! — Es soll so gewiß sein! Der Geist der Armee ist trefflich, und würde es noch mehr sein, wenn mehr Bestimmtheit und erregende Kraft in der Politik wäre, und mehr fester Willen die schwachen und schwankenden Menschen bestimmte! — Was ist dieses erbärmliche

Leben, nichts, auch gar nichts! — Alles Schöne und Gute verschwindet, erhaben iſt das Schlechte, und die traurige Erfahrung reißt unbarmherzig alle ſchöne Hoffnungen von unſeren Herzen! ſo muß es in dieſem Zeitalter ſein, denn ſo erſtarben auch alle ſchöne menſchenbeglückende Ideen! Nur das Erbärmliche blieb, nur dieſes ſiegt — warum alſo ſich beklagen, wenn im Kleinen geſchieht, woran ein ganzes Zeitalter leidet! —

Wenn ich mich ſo oft in's weibliche Herz hineindachte, ſo glaubte ich, nichts heiliger müßte einem Weibe ſein, als den Geliebten im Kriege zu wiſſen; ihn zu betrüben, ja vielleicht noch mehr zu thun, wäre in meinen Augen ſchlimmer als ein Mord! — —

Louis.

Galerie von Bildnissen

aus

Rahel's

Umgang und Briefwechsel.

Herausgegeben

von

K. A. Varnhagen von Ense.

Zweiter Theil.

Leipzig.
Gebrüder Reichenbach.

1836.

Inhalt.

		Seite.
XIII.	Graf von Zillo	1
XIV.	Alexander von der Marwitz	9
XV.	Oelsner	111
XVI.	Adam von Müller	141
XVII.	Friedrich von Gentz	155

XIII.

Graf von Tilly.

Laus unzertrennlich geworden von der Frau von Fiſcat. Sie trägt ſie überall mit ſich. Unter genauen Bekannten bringt ſie ihren kleinen Freund, wie ſie die Laus nennt, auch wohl zum Vorſchein, doch nie, ohne um Erlaubniß angefragt zu haben. Dann ſetzt ſie den kleinen Freund auf ihren Arm, damit er Nahrung ſauge, giebt ihm die ſchönſten Worte, hütet ſich aber, ihn aus den Augen zu verlieren.

Mit dem Fürſten von Dolgoruki lebt eine Berliner Dame, Tochter eines verewigten preußiſchen Miniſters, die man, da es ungewiß, ob ſie dem Fürſten angetraut, ſein Future nennt nach der italieniſchen Ausſprache. Verzeihen Sie, daß ich Sie von ſolchen Frivolitäten unterhalte. Ich komme auf Politik zurück. Als ein Meiſterſtreich des Herrn von Villèle wird betrachtet, daß er die tolle Oppoſition des Drapeau blanc, de la Mennais und dergl. zum Schweigen gebracht. Doch auch für mich iſt es Zeit zu ſchweigen.

Leben Sie wohl. Den Damen Ihres Hauſes huldigt meine tiefſte Ehrerbietung.

Für Ihre Perſon genehmigen Sie die Verſicherung meiner unbegrenzteſten Hingebung.

Oelsner.

Den 18. Oktober.

Mein Schickſal hat ſich auf das allerangenehmſte verändert. Durch den geſtern hier eingetroffenen Kourier ſind mir Abends Ihre beiden Briefe, September und Oktober, zugekommen. Ich kann Ihnen die Freude nicht ſchildern, welche dieſe gütigen Merkmale geneigten Andenkens mir ver-

Alexander Graf von Tilly.

Von einer der älteſten Familien der Normandie ſtammend, geboren zu Mans im Jahre 1764, nachläſſig erzogen und unterrichtet auf der Schule zu La Flèche, kam er mit dreizehn Jahren an den Hof zu Verſailles als Page der Königin Marie Antoinette. Er war bildſchön, gewandt, glänzend; Erfahrung und Genuß des Lebens wurden ihm reichlich zu Theil. Der ſchöne Tilly hieß er ſchon als Jüngling, und auch in ſeinem Alter konnte er ſich noch ſo nennen hören. Er hatte zahlloſe Abentheuer, die ſeltenſten Begünſtigungen, man glaubte ihn dem berühmten Herzoge von Lauzun gleichſtellen zu können, noch mehr aber ihn als für ſich alleinſtehend betrachten zu müſſen, als einen Mann ſeiner eignen Zeit, der weder in frühern ein Vorbild haben, noch in ſpäteren irgend Nachfolger finden konnte. Nach kurzem Kriegsdienſte lebte er ganz in dem Wirbel der großen Welt. Die Revolution ſtörte ihn auf, er wurde einer ihrer heftigſten Gegner. Er bekämpfte ſie durch beredte, ſcharfe Aufſätze; er verband ſich mit Rivarol.

Die Emigration warf ihn nach England, wo er mit Burke bekannt wurde und dessen berühmtes Werk übersetzen sollte, darauf nach Nordamerika, endlich nach Deutschland. Längere Zeit verweilte er in Leipzig, in Dresden, in Berlin. Ueberall glänzte er in der höchsten Gesellschaft, überall hatte er die merkwürdigsten Abentheuer; in Berlin das sehr unglückliche, daß die Frau eines Beamten, die zu gleicher Zeit die Entdeckung ihres Verhältnisses zu Tilly fürchtete und dasselbe von ihm treulos zerrissen sah, ihrer Verzweiflung durch den Tod in der Spree ein Ende machte. Dieses Ereigniß gab seinem Gewissen einen Stoß, wie er ihn selbst nicht für möglich gehalten hatte. Noch blieb er in Berlin, allein er lebte zurückgezogen; am Hofe, wo er früher ausgezeichnete Aufnahme gefunden, wagte er kaum noch zu erscheinen. Nach dem Einrücken der Franzosen mochte er in Berlin nicht bleiben, er bekam die Erlaubniß nach Frankreich zurückzukehren, und lebte eine Zeitlang in Paris, dann in Brüssel, in zerrütteten Umständen. Nach der Restauration der Bourbons erschien er wieder am französischen Hofe, trat als General auf, begegnete aber Widersachern, welche ihn beschuldigten, den Kaiser Napoleon gepriesen zu haben, und dadurch alle weitere Gunst für ihn vereitelten. Alt, überdrüssig, zerstört, ausgeschlossen von der Bahn des Glückes, lebte er zuletzt in Brüssel, und unwillig, sich länger jeden neuen Tag mit Noth und Pein erkämpfen zu müssen, machte er seinem Leben am 26. December 18[illegible] in einem Fiakre durch einen Pistolenschuß ein Ende.

Außer früheren, geistreichen, und sowohl heftigen als angenehmen Aufsätzen, hat er drei Bände Memoiren hinterlassen, die dem Fürsten von Ligne zugeeignet, und auch in's Deutsche übersetzt worden sind. Seine Schreibart ist lebhaft, geistreich, blühend, steht jedoch, allen gültigen Zeugnissen zufolge, weit hinter seinem mündlichen Vortrage zurück. Er war ein außerordentlicher Sprecher und Erzähler, die Sprache handhabte er nach allen Seiten mit größter Meisterschaft. Er konnte durch seinen Vortrag, durch die Raschheit und Sicherheit seiner Wendungen und die edle Vornehmheit seines Betragens selbst diejenigen Hörer bezaubern, die ihn wegen seiner Grundsätze haßten.

Rahel sagte von ihm, alle Franzosen hätten etwas von ihm, und unter der Hülle des verderbtesten Hof- und Weltmannes habe in ihm eigentlich nur ein ganz kleines unschuldiges Kind gesteckt. Sie schätzte in Rahel hauptsächlich die Zuhörerin, deren würdigendes Aufnehmen, das er in solcher Weise nur von seinen Landsmänninnen möglich geglaubt hatte — ihm eben solch Phänomen war, wie ihr seine Gabe zu sprechen.

Als Probe seines Ausdrucks und Verhältnisses sei hier folgendes Blatt mitgetheilt.

Berlin, ce 10 Décembre 1904.

Je vous dois véritablement des excuses d'avoir été hier si peu aimable, vous m'en imposez, et je vous plairais plus, si je ne voulais pas vous plaire tant.

Les personnes d'un peu d'esprit en donnent aux autres, celles qui, comme vous, en ont infiniment, l'ôtent tout-à-fait: elles prennent et gardent tout pour elles —; il me restera cependant encore assez de cet esprit (drogue si inutile, et contraire à tout succès!) pour jouir des charmes de la solidité du vôtre: c'est bien assez... car ce que j'entendrai de vous fera plus pour mon bonheur que tout ce que je vous dirais de moi ne pourrait faire pour mon amour propre.

J'irais plus souvent vous écouter, si je savais n'être jamais de trop: mais j'ai des scrupules sur l'emploi de votre temps!! et puis, moi, qui ai tant d'antipathies, j'en inspire peut-être... j'ai même le mauvais goût d'en être quelquefois si flatté, que ne comptant pas les ennemis qui sont à moi, je ne voudrais pas éloigner les amis qui sont à vous.

A propos d'amis! Les vôtres sont trop nombreux pour une personne si faite pour en avoir si peu, pour peu que vous veuillez ne les choisir que parmi les personnes qui vous ressemblent... à peu près: mais je m'explique votre fantaisie: c'est celle d'un cœur aimant... c'est l'erreur d'une belle âme, car l'esprit est bon surtout à nourrir toutes les illusions, spécialement celles qui sont du domaine de la sensibilité; et comme vous savez que tout le monde doit vous aimer, vous vous

êtes arrangée pour mettre votre supériorité de côté, et pour aimer un peu ceux même qui ne le méritent pas beaucoup.

J'écrirais longtemps sur ce ton, car votre chapitre est inspirant: mais il faut repousser toute idée fixe, qui, en général, est un commencement de folie, et vous épargner, d'ailleurs, ce qui n'est pas si dangereux que la folie, mais ce qui est plus insupportable, l'ennui.

Je ne sais pas trop ce que j'ai griffonné, mais je vous couvrirai ce billet: vous aurez assez de pénétration, pour y trouver ce qui n'y est pas, et assez de supériorité pour lui donner tout ce dont il manque.

J'ai mille compliments à vous faire avant de le fermer: celui-ci vous admire, celui-là vous est attaché: l'un s'étonne quand il vous entend, l'autre s'afflige quand il vous quitte, même dans une lettre qu'il faut enfin finir: tous ces gens-là c'est moi seul.

A la fausse ville du faux Paris.

C. Alex. de Tilly.

XIV.

Alexander von der Marwitz.

Alexander von der Marwitz.

Wenn ein Jüngling aus dem griechiſchen Alterthum in unſrer Zeit hervorträte: ſchön, geiſtvoll, feſt, reinen Sinns, vollendeter Bildung, abgeſchloſſen in ſtrenger Perſönlichkeit, immer ſcharf im Wollen, immer ganz im Thun; allen Darbietungen der Welt offen, den Waffen, der Philoſophie, der Landwirthſchaft, den Geſchichtsſtudien; im Beſitz ariſtokratiſcher Vorzüge ſtolz über ſie hinaus, die Seele erfüllt von Schönem und Großem; die gemeine Welt verachtend und ihren Rückſichten und Künſten fremd; ein ſolcher Jüngling, im Gegenſatz und Widerſpruch mit allem Inhalte unſrer neueren Tage, würde als auffallende, räthſelhafte Erſcheinung durch dieſelben ſchreiten, und im trüben Gewirre ſtatt verheißenen Heldenthums nur ein dunkles perſönliches Geſchick finden.

So dürfen wir uns Marwitz vorſtellen. Mit allen höchſten Fähigkeiten des innern Menſchen ausgeſtattet,

urſacht haben. Nur zwei Umſtände miſchen Bitterkeit in meine Empfindung, nämlich, daß Sie krank geweſen und daß Ihre Pächter nicht zahlen. Ich wünſchte, Ricardo hätte Sie zum Erben eingeſetzt. Er hinterläßt 1½ Million Pfund Sterling. Man muß ein hartes Herz haben, um ſo reich zu werden. Der Himmel hat Ihnen höhere Güter verliehen, zu Ihrem Ruhme und zum Glück Ihrer Freunde. Für heute iſt es zu ſpät, Ihrem Hrn. Sohne den Meninski zu ſenden. Er bekommt ihn durch den nächſtfolgenden Kourier. Daß die Beſetzung des hieſigen Geſandtſchaftspoſtens ſo lange zögert, fängt an, in Paris aufzufallen. In Hinſicht der Stände und der Jury für die preußiſchen Staaten denke ich wie Sie, doch müßte man ſehen, ob Ludwigs XVIII. Marmite nicht zu gebrauchen wäre. Das Repräſentativſyſtem wird am Ende gäng und gäbe, wie die Gaserleuchtung. Hier iſt auf einmal großer Lärm gegen ſie entſtanden. Die Regierung hat eine Unterſuchungskommiſſion niedergeſetzt. Indeß bezweifle ich nicht, daß die Parthei der Oehlenſchläger den Kürzeren ziehe. Ihre Ableitung des agréable von gratus ſcheint mir ſo einleuchtend richtig, daß ich Gelegenheit nehmen werde, ſie gehörigen Orts mitzutheilen. Den Verfaſſer des legitimen Sinngedichts glaube ich zu errathen. Von allen Seiten her höre ich, daß Lascafes in Deutſchland großes Glück macht. In Paris heißt er un plat relevé. Mir iſt es Bonaparte's Marquis de la Feuillade.

Mein Lotterieſtern ſäumt gewaltig, ſich zu erklären. Der Reichthum läßt auf ſich warten, wie ein großer Herr. Den König feiern die Liberalen wegen der Stände und die Katholiken, daß er die baier'ſche Heirath erlaubt. Herrn Sulpice Boiſſerée, der zu den letzteren gehört, habe ich aufgefordert, ſeine fromme Bilderſammlung der Prinzeß, auf bairiſche Koſten, als Ausſtattung mitzugeben. Seine hier

ohne die gemeinen Gaben der Mittelmäßigkeit, welche dem nächsten Gebrauch bequem sind, stand er in dem Leben, das ihn umgab, schroff und fremd; nichts ihm Aehnliches, nichts ihm Entsprechendes zeigte sich. Eine ungeheure Kluft schien ihn von allem Wirklichen zu trennen. Wer in die Geistesmacht, in die Thatfähigkeit zu blicken vermochte, dem blieb kein Zweifel, daß hier der höchste Beruf begründet sei, zum Gebieten, zum Anführen, zum Vollbringen; als Fürsten, als Feldherrn, als Staatslenker dachte er selbst sich bisweilen, doch öfter und stärker ihn die Andern. Dabei war er äußerlich nichts, als ein Lieutenant und Referendarius, und auch dieses Verhältniß haftete kaum an ihm, sondern schwand in seinen persönlichen Eigenschaften ganz als Nebensache, wie etwa der vorübergehende untere Kriegsdienst bei einem Prinzen.

Alexander von der Marwitz wurde geboren den 5. Oktober 1787 zu Friedersdorf, einem unfern Küstrin auf dem linken Oderufer gelegenen Stammgute der Familie, die zu den ältesten und angesehensten der Mark gehört. Seine Knabenjahre brachte er in Küstrin zu, wo er bei einem Prediger mit großer Sorgfalt erzogen und unterrichtet wurde. Er war still und ernst, fleißig, durchaus edel und rein, aber bei eintretenden Anlässen unerhört auffahrend und heftig. Später kam er nach Berlin auf das graue Kloster, wo er besonders dem Studium der alten Sprachen und der Geschichte mit glänzendem Erfolg oblag. Er trieb alles mit Begeisterung und mit Gründlichkeit zugleich; seine Lehrer achteten

und bewunderten ihn. Spalding ſchrieb am 25. Februar 1804 von ihm an Wolf nach Halle, indem er mehrere Zöglinge des Gymnaſiums ankündigte: „Leider kann ich Ihnen jetzt noch nicht ſchicken eine ἀγνὴν ψυχήν. Alexander von der Marwitz; ein herrlicher Junge, voll Luſt und Durſt nach griechiſchem Schönen. Dieſer muß vor der Hand nach Frankfurt an der Oder, wo der Salmaſius nostri temporis doch ſo eigentlich nicht dem Schönen Thür und Thor öffnet.“ Er blieb nur ein Jahr in Frankfurt, und erlangte dann nach Halle zu gehen, wohin beſonders Wolfs Namen ihn zog. Johannes von Müller, deſſen Bekanntſchaft er ſchon als Gymnaſiaſt, begeiſtert vom Leſen der Schweizergeſchichten, aus eigenem Antrieb und mit kühner Selbſtdarſtellung geſucht hatte, ſchrieb am 10. März 1805 an Wolf die bedeutenden Worte: „Ich brauche ihn nicht zu empfehlen, weil Sie ſelbſt bald ſehen werden, wie viel in ihm iſt.“

Halle befand ſich damals im höchſten Aufſchwunge. Außer Wolf und Bekker, und den philologiſchen Studien, beſchäftigten den achtzehnjährigen Jüngling, dem ſchon Platon und Spinoza vertraut waren, die Vorträge von Schleiermacher und Steffens, die Tiefen des Denkens und die Geſtalten der Natur und Geſchichte. Seine Gemüths- und Geiſtesart bildeten ſich immer ſtrenger und gewaltiger aus, und in größter Einfachheit des Benehmens, aber in ſtolzer Selbſtſtändigkeit, und in der Bereitſchaft, dem eignen Sinne gemäß auch immer zu erſcheinen und zu handeln, ohne je Rückſichten

und Umſtänden ſich zu beugen, galt er den jüngern Freunden als ein leitendes Haupt, als ein auserwählter ſichrer Anhalt.

Der Krieg des Jahres 1806 ſtörte die Studien; noch ehe die Folgen der Schlachten von Auerſtädt und Jena die Univerſität Halle trafen, wurde Marwitz abgerufen, um ſtatt ſeines in den Krieg ziehenden ältern Bruders die Verwaltung der Güter zu übernehmen. Er zog alſo nach Friedersdorf, leitete dort die Geſchäfte mit Hülfe treuer Beamten ſorgſam und tüchtig, und beſtand mit Muth und Gewandtheit die ſchwierigen und drückenden Verhältniſſe, welche der Einbruch und Aufenthalt des ſiegreichen Feindes in ſolcher Lage ihm aufbürdete.

Sein brennender Zorneifer verleitete ihn jedoch eine durch Nachbarn ihm zugefügte Unbill auf eine Weiſe zu rächen, welche als ein Mißbrauch der Gewalt und des Namens der Franzoſen auch von dieſen geſtraft werden mußte. Er wurde Nachts durch franzöſiſche Gendarmen von dem Gute geholt und in Feſſeln nach Küſtrin abgeführt. Man hielt ihn ſchon für verloren; doch wurde die Sache durch vielfach thätige Verwendungen noch glücklich beigelegt. Unter den Widerwärtigkeiten der damaligen politiſchen Lage, im Unmuthe aller perſönlichen Hemmungen und der Bedrängniſſe des Landes und der Freunde, gab er ſich mit erhöhtem Eifer dem wiſſenſchaftlichen Fleiße hin, von dem jedoch die Tagesangelegenheiten immer wieder abrufen wollten.

Als im Jahre 1809 der Major von Schill seinen eigenmächtigen Kriegszug unternahm, folgte ihm Marwitz nebst mehreren engverbundenen Freunden, verließ die Irrbahn aber bald wieder, als er sie ziellos ins Weite schweifen sah. Dagegen zog das österreichische Heer mit allen Lockungen des Sieges von Aspern mächtig an. Marwitz nahm Dienste in dem Klenau'schen Chevaurlegersregiment, wo ein jüngerer Bruder von ihm schon früher eingetreten und in der letzten Schlacht schwer verwundet worden war. Der Krieg dauerte nicht lange; nach den Schlachten von Wagram und Znaym erfolgte ein Waffenstillstand, während dessen Marwitz nach Olmütz kam. Hier wohnte er als Kranker in einem Gasthofe, wo der Wirth, schon bekannt als ein wilder und heftiger Mensch, gegen ihn die rücksichtsloseste Ungebühr ausübte. Marwitz mußte zuletzt den Degen ziehen, und da jener fortfuhr zu toben und anzustürmen, sah er sich in dem unglücklichen Fall, ihn zu erstechen. Dieser Vorgang machte großes Aufsehn und auch auf Marwitzens Gemüth einen tiefen Eindruck; denn wiewohl er nur Nothwehr gebraucht hatte, auch von der richtenden Behörde so gut wie frei gesprochen wurde und bloß dem Namen nach eine Zeit lang in Verhaft blieb, so suchte er doch seitdem die Reizbarkeit und den Jähzorn seines Gemüthes strenger zu bewachen, und seine Handlungen mehr unter die Herrschaft besonnener Mäßigung zu stellen.

Noch einige Zeit diente er in Oesterreich, nahm dann den Abschied und begab sich wieder in die Hei-

math, lebte abwechselnd in Friedersdorf, in Berlin und endlich in Potsdam, wo er sich bei der Verwaltung anstellen ließ.

Sein Gemüth litt an der Lage der Welt und an manchen persönlichen Mißverhältnissen. Aber sein Geist und sein Karakter schritten den höchsten Entwickelungen entgegen. Sein rastloser Fleiß, seine tiefe Forschbegierde, seine umfassenden Kenntnisse und sein lebendiger Wahrheitssinn schienen zu irgend bedeutenden wissenschaftlichen Ergebnissen führen zu müssen. Edel bis in die kleinste Faser, unfähig zu jeder Nachgiebigkeit gegen Unwürdiges und Verkehrtes, erhaben über eigne und fremde Schwächen jeder Art, begeistert und doch niemals phantastisch, sondern von klarem, scharfem Verstande in seiner Begeisterung geleitet, schien er freilich mit der gemeinen Welt nur im Widerstreit und Kampf stehen zu müssen, und nach keiner Seite war für ihn eine fruchtbare und heitre Zukunft denkbar. Eine leidenschaftliche Zuneigung, welche bei der edelsten und reinsten Gestalt doch nur neue Verwirrung in sein Leben zu bringen drohte, vermehrte noch die Bedrängnisse, denen er sich ausgesetzt sah.

Der Krieg des Jahres 1813 unterbrach für den Augenblick alle Zweifel und Sorgen. Marwitz eilte voll Vaterlandsgluth in die Reihen der Kämpfenden. In einem hitzigen Gefechte bei Koswig an der Elbe focht er tapfer, verlor aber sein Pferd, wurde von Polen umringt und grausam zerhauen, bis deren Oberst Szy-

manowski und ein Oberſtlieutenant Skrzinecki, der nachher berühmte polniſche Generaliſſimus, zu ſeiner Rettung herbei kamen und großmüthig für ihn ſorgten.

Noch nicht geheilt von ſeinen Wunden kam er nach Prag, wo er längere Zeit blieb. Als aber die verbündeten Heere an den Rhein vorgedrungen waren, wollte er nicht zurückbleiben, ſondern eilte zu Blüchers Heer, welches bald in Frankreich einrückte und auf die Hauptſtadt losging. Doch auf dieſem Marſche durch Napoleon überfallen, erlitt dies Heer bei Etoges, Champaubert, Montmirail und Vauchamp blutige Niederlagen, und bei Montmirail fiel mit vielen andern Tapfern auch Marwitz. Er befand ſich im heißen Gefecht unter den vorderſten Streitern, da ſahen Kameraden ihn mit der Hand an die Stirne greifen, und gleich darauf vom Pferde ſinken, eine Kugel mußte ihn getroffen haben; der Drang und die Verwirrung des Zurückweichens ließen den Gefallenen unmittelbar in Feindes Gewalt gerathen, wahrſcheinlich nicht mehr lebend, da keiner ſpäteren Forſchung gelungen iſt, noch einige Nachricht darüber auszumitteln.

Marwitz hatte Rahels Bekanntſchaft kurz vor ſeiner Abreiſe nach Oeſterreich gemacht. Er war gleich und ganz von ihr eingenommen, mit einer Ehrfurcht und einem Vertrauen, welche bisher in ihm noch für niemanden in ſolchem Grade wahrzunehmen geweſen. Seinem Freunde Adolf Müller ſchrieb er aus Igram den 18. Auguſt 1809 die gewaltigen Worte: „Sollteſt du

in meiner Abweſenheit nach Berlin kommen, ſo befehle ich dir, die Bekanntſchaft der Rahel Levin zu machen. Sie mag wohl jetzo das größte Weib ſein auf Erden.“ Wenn Marwitz dergleichen ſagte, ſo konnten ſeine Freunde ſtaunen, aber kaum zweifeln, denn Grundloſes und Irriges war man von ihm nicht gewohnt, und leere Uebertreibung auch nicht, ſein Wort war immer wahr und tüchtig. Das ſpätere Zuſammenſein und ein eifriger Briefwechſel gaben dieſem Freundſchaftsverhältniſſe zwiſchen Rahel und Marwitz die liebevollſte Innigkeit und treuſte Verſicherung. So lange ſie lebte, beweinte Rahel den zu früh geſchiedenen Freund, überdachte ſein Weſen, und pries ſeine Eigenſchaften, die ſie ſich lebhaft bei aller Gelegenheit vergegenwärtigte. Einſt bei ſolchem Anlaſſe, da ſie zur Bezeichnung ſeines Werthes mancherlei Worte gebrauchte, ſchloß ſie die geſteigerte Reihe derſelben mit dem Ausdrucke: „Dieſer Künſtler!“ und eröffnete damit unwillkürlich gleichſam den innerſten Kern ſeines Weſens. Denn ein Künſtler war er im höchſten Sinn; nicht der Ausübung, aber der Stimmung nach; er dichtete nicht, mahlte nicht, muſizirte nicht, aber was er ſah und hörte, ſprach und lebte, alles nahm und gab er als Künſtler, als der Genoſſe einer höheren Bildungswelt, die er in ſich darſtellte und um ſich her ſtets verlangte, ja nach ſeinen Kräften ſchuf.

So war Marwitz! Wer ihn gekannt hat, wird hier nicht zuviel geſagt finden, ſondern noch vieles hinzuſetzen können. Wer ihn nicht gekannt hat, möge

beim Leſen der nachſtehenden Briefe, falls er ſie zum Maßſtabe der Beurtheilung nehmen will, doch nie des Unterſchiedes vergeſſen, in welchem auch die geiſtreichſte Schrift gegen den lebendigen Menſchen, von dem ſie ausging, immer zurückſtehen wird!

1.

1809. Dienstag 9 Uhr.

Hier, liebe Rahel, ein Brief von Harscher und ein Fragment eines Briefs von Adolf Müller. Ich schickte Ihnen gern Einiges von meinen Papieren, aber es liegt (einige Gelehrsamkeit ausgenommen) alles zerstreut, ist unvollendet und viel schlechter, als es sein könnte. Wenn Humboldt herkommt, oder Sie ihm schreiben, so entschuldigen Sie mich doch bei ihm, daß ich ihn in Ungewißheit gelassen. Ich hatte keine Lust, das Verhältniß mit ihm ganz abzubrechen. Was soll ich Ihnen weiter sagen? Fange ich an, so müßte ich Ihnen von allem reden, von meinem Leben, meiner Art, und das ist, indirekt wenigstens, geschehen. Von einer Einzelheit aber kann zwischen uns jetzt nicht die Rede sein. Adieu also.

A. Marwitz.

2.

Witenz, den 10. Mai 1810, Donnerstag.

Heute erhielt ich Ihren Brief, liebe Rahel, und will gleich antworten, wiewohl ich fürchte, daß nichts Gescheidtes herauskommen wird, wegen Stimmung, Wetter, Ungemüthlichkeit der ganzen Lage, Thatenlosigkeit nach innen und nach außen. — Ich wohne hier recht angenehm, auf dem Lande, drei Stunden vom Gebirg. Die Gegend ist frisch, das

Dorf liegt an einem kleinen rauſchenden Bach, der in mehrere Arme zertheilt, zwiſchen lebendig grünen, reichlich getränkten Wieſen hinſchlängelt und von mancherlei Buſchwerk umgeben iſt, Weiden, hohe Rüſtern, Pappeln, Obſtbäume dazwiſchen, das alles, mehrere Stunden weit, den Bach entlang, bald dicht daran, bald entfernter, in Gebüſchen verſammelt, ganz wie in einem engliſchen Garten, und täglich friſcher, grüner, blüthenreicher. Viel ſchöner und anmuthiger wäre das alles, wenn wir das ächte Frühlingswetter hätten, aber es iſt bald drückend warm und dann wieder und alles plötzlich und auf mehrere Tage erkältet durch ein Gewitter oder einen Regen, der aber den Staub nicht bezwingt; ein rauher Wind fährt dann über die Gegend her, und es iſt, als ob all das Grün und all die jungen Blüthen wieder vergehen, und todt von den Bäumen und Gebüſchen herabfallen müßten. So heute. Nichts von der balſamen Frühlingsluft, die friſch und lebenskräftig, nicht heiß, aber gelinde warm und von Kühlungen durchhaucht die Lungen erweitert, während die Erde weder dürr noch feucht iſt; keine warmen Regenſchauer am ſpäten Nachmittage, nach denen die Sonne kurz vor dem Untergange wieder hervorbricht, den Regenbogen erſcheinen läßt, während der Geruch von Gebüſch und Wieſen aufſteigt. Kalte Tage nach Gewittern deuten immer auf einen ſchlechten Sommer, und wir haben ſie hier. Ich bin gar nicht wohl, auch geiſtig nicht; mir fehlt nichts Beſtimmtes, aber die Lebenswärme, das friſche Geſundheitsgefühl mangelt. Das Wetter iſt daran Schuld und die todten Formen des militairiſchen Lebens, in denen ich gezwungen bin mich herum zu treiben, und die nur den Sinn vernichten für die großen innig beſeelten Regungen der Natur und das ſtille Bilden des Landlebens. Ferner die Geſellſchaft, die ganz ohne Phantaſie, ohne Wiſſen iſt, die beſte gutmüthig und brav und nach der Seite des Herrſchens und Befehlens hin gebildet,

erſcheinende Arbeit über den Dom von Köln iſt ein bewundernswerthes Prachtwerk.

Leben Sie wohl und behalten mich lieb.

Von ganzer Seele der Ihrige

Oelsner.

31.

Oelsner an Varnhagen.

Paris, den 14. November 1823.

Ueber Ihren Goethe, mein Theuerſter, könnte ich Ihnen ſehr vieles melden und ſagen, aber es fehlt mir an Zeit. Er treibt ſich in der Welt herum, und findet ungemeinen Beifall. Selbſt Druck und Papier werden bewundert. Idee, Inhalt und Form wetteifern, Ihrem Geiſte und Ihrem Geſchmack Ehre zu machen.

Des örtlichen Neuen haben wir dermalen keinen Mangel. Schade, daß ich nur einen Gegenſtand ausheben kann, doch er ſchließt gar mancherlei Verhältniſſe ein. Savary, oder nach Belieben, Rovigo, kennen Sie durch Autopſie, und von ſeinem ſchriftſtelleriſchen Abentheuer ſind die Zeitungen voll. Seit einigen Wochen ging das Gerücht, der Höllenbrand bekomme die Polizei; dann werde binnen ſechs Monden, habe er zugeſagt, weder von Liberalism mehr die Rede ſein, noch von Liberalen. Sic decipiuntur aulicae aves. Verſprechen und Halten ſind zweierlei.

Als Polizeimeiſter hat Savary wahrlich keinen großen Witz bewieſen. Von Malet's Geſellen ließ er ſich überrumpeln wie ein Tropf, und ins Gefängniß ſchleppen wie ein Hundsfott. Letzteres befremdete am wenigſten.

ohne Nahrung für Geiſt und Gemüth. Klarheit und Richtigkeit in äußeren Lebensverhältniſſen für die Darſtellung, ſowohl wie für das Betragen, iſt das Höchſte, wozu ſie es gebracht haben, von intellektueller Bildung keine Spur. Was nicht Militair iſt, iſt gar unter aller Kritik, feig und ohne Selbſtgefühl, durchaus gemein und ſinnlos. Der Landmann iſt ohne Karakter. Ich beſchäftige mich wohl, treibe Mathematik, leſe die histoire des républiques italiennes du moyen age von Simonde Sismondi (die Sie auch leſen können; er iſt begeiſtert für ſeine Nation und den Republikanismus, und hat dabei eine Fülle der ſchönſten Geſchichten), aber das alles iſt unfruchtbar, weil es in dem Leben keine Haltung findet, weil es, wenn es wirken, wenn ich lernen ſollte, ganz andre Stimmungen vorausſetzt, als die ich in meiner Gewalt habe. O die Einheit des Lebens zu finden, in welcher Beruf und Trieb in einander aufgehn, das Innere von dem Aeußeren und das Aeußere von dem Innern rege getrieben wird, das iſt ſo unendlich ſchwer. In mir ſtoßen und reiben ſich die beiden Sphären, und dieſe Reibung macht mich oft verwirrt, faſt immer leer, gelangweilt und abgeſchmackt. Denken Sie, liebe Rahel, ſogar jetzt, indem ich Ihnen ſchreibe, iſt mir nicht ganz feſtlich zu Muthe, es iſt als ob eine Wolke mir im Gehirn läge, die mir die friſche Regung des Innern hemmt, und nichts in den Gedanken und Gefühlen recht ſonnenbeglänzt heraustreten läßt. Alles, was ich Ihnen geſchrieben habe, habe ich wohl geſehn, aber wie durch einen Flor, wie abgebleicht, nicht mit der Energie des geſunden, ungetrübten Auges. Kennen Sie den Zuſtand? Ich glaube nicht; er iſt für Sie zu ſchlecht; Sie haben mehr geiſtige Gewalt. In mir iſt er häufig, war es auch in beſſern Zeiten.

Noch muß ich Ihnen meine Wohnung beſchreiben. Ich habe den obern Stock eines großen, wohlgebauten Bauerhauſes, zwei Zimmer, die an einander ſtoßen, das eine ſehr

geräumig mit vier Fenſtern, die nach zwei Seiten hinaus-gehn, das andre kleinere mit Einem. Die Fenſter ſind hoch, mit großen Scheiben, die Thüren gehohnt und mit meſſingenen Schlöſſern. Aus jenem größeren Zimmer weiſt die eine Ausſicht gegen Abend. Bauerhäuſer liegen vor mir, über die ich hinweg ſehe nach höheren Feldern; rechts iſt die Kirche, klein und einfach, dicht neben ihr geht die Sonne unter über dem Gebirg. Die andre Ausſicht weiſt gegen Mittag und Morgen, auch auf Bauerhäuſer und höher liegende Felder, weiter links auf eine kleine Wieſe an jenem Bach, die reichlich mit hohen Baumgruppen bepflanzt iſt. Auch zwiſchen den Häuſern ſtehn Weiden und Pappeln. Die Zimmer ſind ausgeweißt und ſehr rein; in dem kleinern ſtehn ein paar Tiſche, an denen ich ſchreibe, eine Kommode und ein Stuhl; in dem größern mein Bett, einige Schemel, ein Spinde. Ich hatte dies Quartier anfangs ſehr lieb gewonnen, und habe es zu Zeiten noch lieb. Wie phantaſtiſch iſt es; was für eine wohleingerichtete, mäßige und geſunde Exiſtenz ließe ſich darin führen. Jetzt aber macht es mir Langeweile; es verliert mir das Harmloſe, ſchon wegen des Korporalen, der täglich mit unzähligen Meldungen hereintritt, über Sättel, Ställe, Rekruten und andre maſſive Dinge. Gleich nach meiner Ankunft war ich in Prag und ſah Varnhagen. Seine äußere Lage iſt ziemlich bequem.

Den 14. Mai.

Dieſer Brief, liebe Rahel, hat vier Tage gelegen. Ich habe ihn nicht abſchicken wollen, weil ich Ihnen noch ſo vieles zu ſagen habe; das iſt aber unſinnig, denn ich habe ja ohne Ende mit Ihnen zu ſprechen, und es muß daher jedes Abbrechen willkürlich ſein. — Noch immer kein Frühling, keine Zufriedenheit. — Ich gehe in einigen Tagen nach Töplitz, um vorläufig für Sie ein Quartier zu ſuchen; es ſoll ſchwer halten, weil der Kaiſer auf einige Zeit hin-

kommt, und mit ihm vieles Volk, auch vom Auslande her muß es in dieſem Jahre ſtark beſucht werden. Wann kommen Sie, liebe Rahel? Ich bin nur vier Meilen ab, und kann Sie alle Wochen wenigſtens zwei Tage ſehen, auch wochenlang dableiben. Wie leben Sie jetzt in Berlin? Wen ſehen Sie? Keinen intim. Vieles ſollte ich Ihnen über Ihren göttlichen Traum ſagen; ich habe die einfach wunderbare Gegend, das harmlos ſtille Haus deutlich geſehn; es iſt ein wenig wie die Gegend am Ende des blonden Ekbert von Tieck, nur reeller, weniger fabelhaft. Schade, daß wir die Landſchaft nicht noch Einmal im Mondſchein geſehn haben, denn gewiß ſchien der Mond recht hell, und da wäre der dunkelgrünglänzende Berg göttlich geweſen; tiefgeſtreckte Schatten darüber hin, und daraus die dicht belaubten Baumwipfel im Silberglanz hervortretend. Der Abbé war gewiß ein recht angenehmer Mann von einer verſtändigen bewußten Herzensgüte, nicht auffallend geiſtreich, aber geſcheidt; ſeine Knaben muß er recht lieb haben, aber mehr wohlwollend als enthuſiaſtiſch. Den Brief von Paulinen behalte ich, bis Sie kommen. Adieu, liebe Ralle. Antworten Sie mir gleich.

A. Marwitz.

Ich ſchreibe Ihnen ein andres mal beſſer, geſcheidter. Sagen Sie mir, ob dieſer Brief nicht gar unter aller Kritik dumm und leer und abgeſchmackt iſt. Sie wiſſen, daß ich dies im heiligſten Ernſt, ohne Affectation frage. Ich möchte es wiſſen, weil die Briefe an Sie mir Dokumente für eine beſtimmte Zeit ſind, und Urtheile darüber auch die ganze Zeit beurtheilen.

3.

Töplitz, den 15. Juli 1810.

Warum ich nicht geschrieben, liebe Rahel? Weil ich krank gewesen, den ganzen Juni hindurch. Ich habe Fieber gehabt und eine Halsentzündung, die mich mit Schmerz und Hunger entsetzlich geplagt hat, grade in der nämlichen Zeit, in der Sie auch litten. Jetzt erhole ich mich. Die Mitte des Juli ist da, und Sie noch nicht hier! (ich schreibe aus Töplitz). Kommen Sie denn noch? Ich glaube es, da Sie in Ihren letzten Zeilen (vom 17. Juni, die ich wegen der niederträchtigen Posten erst vor acht Tagen erhalten habe) so gewiß davon sprechen. Kommen Sie aber bald. Zu Ende dieses Monats ist mit Gentz auch Goethe hier. Gentz kommt heute aus Karlsbad zurück. Ich liebe ihn sehr, weil er so naiv, so gutmüthig, so enthusiastisch, so eitel, kurz auf eine so allerliebste Weise kindlich und kindisch ist, bei vielem Geist, denn ohne den wäre das Uebrige eben nicht viel werth. Wann Sie kommen wollen, so bleiben Sie ein paar Tage in Dresden und schreiben Sie wegen des Quartiers an Gentz, warten Sie auf seine Antwort. Aber thun Sie das ja, denn sonst möchten Sie bei Ihrem Ankommen in Verlegenheit gerathen; es ist hier entsetzlich voll. Allerlei Leute sind hier, die man gern sieht, der Herzog von Weimar, — ein recht braver und unterrichteter Enthusiast, den er mit sich führt, ein Herr von Rühle (Freund von Adam Müller und Kleist), ein paar geschiedte Offiziere; von Familien, wie mir scheint, gar nichts bedeutendes, eine Frau von W. mit ihrer Tochter, die für schön gilt, aber ohne Geist und Wärme es doch nicht ist; auch nicht plastisch schön ist sie, wie man gesagt hat; keine Fülle stillen, sich genügenden, in sich versunkenen Lebens, nichts als Albernheit, et du savoir factice, ich meine das kleinliche Wissen, das in der Erziehung

von Anno 90—98 mitgetheilt wurde (denn diese Erziehung hat sie genossen, obgleich seitdem Jahrhunderte verflossen sind), das Wissen, durch das man nichts verstehen lernt, das im Gegentheil einen Nebel von Dummheit und Unnatürlichkeit in das Gehirn hineinpumpt, der später nicht mehr zu zerstreuen ist. Von der Gegend kann ich Ihnen nichts sagen; ich habe sie noch nicht gesehn, wegen Hitze, Mattigkeit, Mangels an Gesellschaft, wegen des trouble, in dem man hier leben muß, so lange man keinen eignen Cirkel hat. Adieu, liebe Rahel. Ich höre auf, weil ich abreisen muß und weil ich lieber mit Ihnen gut reden, als schlecht an Sie schreiben mag.

A. Marwitz.

4.

Friedersdorf, den 14. Mai 1811.

Sie wollen Nachrichten von mir, liebe Rahel, und ich will sie Ihnen geben, so gern ich sie zurückhielte (warum, wird Ihnen bald klar werden). Ja, meine einzige Freundin, der reichste, der glühendste Frühling umgiebt mich, der Juli hat sich mit dem Mai vermählt, gewaltig heiß sind die Tage, und doch durchhaucht von kühlenden Lüften, die von den glücklichen Inseln zu kommen scheinen, solch eine Fluth von Duft und Wohlgeruch tragen sie mit sich, und in all dieser Pracht und Herrlichkeit geh ich umher, verschlossen, bang und von wilden düstern Gedanken abgejagt. Halb wie Werther komme ich mir vor und halb wie Harscher. Es wird mir immer klarer, daß ich die Tapferkeit nicht habe, die sich im Dulden bewährt, den ruhigen Gleichmuth nicht, der bei großen Ansprüchen nöthig ist, um sich durchs Leben hindurch zu kämpfen. Ich bin mit den edelsten Anlagen ausgerüstet,

und hätte mich eine volle Woge des Glücks ergriffen, so würde ich etwas sehr Ausgezeichnetes geleistet haben, wohin immer sie mich getrieben hatte. Nun aber habe ich dabei eine zitternde Leidenschaftlichkeit, jeder Angriff auf meine Person rüttelt mein ganzes Wesen auf und bringt es dem Wahnsinn nahe. Auch das hängt mit dem Besten zusammen, ich kann die Verübung des Gemeinen nicht dulden; aber (und das ist der faule Fleck in mir) ich kann es auch nicht verachten, wo ich soll, und ich kann es nicht mit Besonnenheit abwehren, sondern nur mit Wuth.

Dienstag.

Ich schrieb Ihnen dies vorgestern Abend, liebe Rahel, und mußte abbrechen, weil es spät war und ich sehr müde. Jetzt ist es 10 Uhr Morgens; das Wetter warm und windig. Ich sitze in einem großen Zimmer des zweiten Stocks, mit der Aussicht nach Abend und Mitternacht. Kastanienbäume blühen vor meinen Fenstern, daneben links und rechts neu angelegte Boskette, rechts über das Gesträuch hinaus grüne Saaten, gelbe dazwischen (ihr Raps), endlich am Horizont weit entlegen, blau schimmernd Wiesen und Wälder. Vor mir zwischen den Kastanien die Aussicht auf einen Teich und jenseit desselben auf das Dorf. Das Zimmer ist hoch und weit, von dicken Mauern eingefaßt, die Tapete blau und weiß gestreift. Zwischen den beiden Fenstern ein großer Spiegel mit goldnem Rahmen und ein altmodischer prächtiger Tisch, mit grauer Marmorplatte und weißem Gestell, woran die Leisten vergoldet sind; ein ähnlicher zwischen dem ersten Fenster und der hohen Thür; ein dritter (breit und zum Schreiben) in das zweite Fenster hineingeschoben; an diesem schreibe ich. An den drei Wänden hängen drei große Gemählde, das eine (ein sehr schönes) meinen Urältervater vorstellend, der zu seiner Zeit (gleich nach dem dreißigjährigen Krieg) ein überaus tüchtiger Kriegsmann war. Er

ſteht vor einem dunklen Felſen, vom Kopf bis zu Fuß geharniſcht, den Kommandoſtab in der Rechten, ernſt und ſtreng vor ſich hinblickend; hinter ihm auf einem Vorſprunge des Felſens liegt ſein Helm mit hohem Federbuſch; rechts neben dem Felſen, öffnet ſich eine weite, vom Abendroth erhellte Gegend, worauf ein Reitergefecht. Von den zwei andern Bildern ſtellt das eine einen Heiligen dar (nicht ohne Sinn, ſchön koloriet), er ſitzt begeiſtert mit ausgebreiteten Armen zurückgelehnt an einem Fels; den einen Fuß ſtützt er auf einen Adler, hinter ihm ein Ungewitter; das andere einen General aus der Zeit Friedrich Wilhelms des Erſten, (mildes frohes Geſicht, ſonſt unbedeutend). — Da ich einmal ſo tapfer ins Beſchreiben hineingerathen bin, ſo ſollen Sie nun auch gleich von dem ganzen Haus und ſeiner Umgebung hören. Es liegt im Garten, der aber größtentheils neu angelegt iſt, ſo daß man faſt allenthalben hindurch ſieht, es hat dicke Mauern, iſt ungewöhnlich hoch. (Die Zimmer im erſten Stock ſowohl als im zweiten, haben achtzehn Fuß Höhe.) Auf die zwei Stockwerke iſt ein mächtiges Dach geſetzt, das nach vorn heraus einen Erker hat.

So iſt das Haus. Jede Tapete, jedes Geräth müßte ich Ihnen beſchreiben, wenn ich Ihnen recht anſchaulich machen wollte, wie es in ſeinen großen Gemächern und Sälen eine vollſtändige Familien- und Zeitengeſchichte aufbewahrt. Ueberall wandeln Geiſter der Vorfahren. Auch für meine Geſchichte iſt es der feſte Punkt, zu dem ſie epochenweiſe zurückkehrt.

Sie wollen mit Fragmenten zufrieden ſein, liebe Rahel! So nehmen Sie denn dieſe hier: Mehr und Beſſeres kann Ihnen mein beunruhigtes, zerrüttetes Gemüth nicht geben. Die Natur heilt mächtig an meinem Leibe. Thäte ſie es nicht, ſo müßte ich längſt in den heftigſten Fiebern liegen. So aber ſchreite ich wohl ein wenig vorwärts zur Geſundheit. Ich hätte ſie längſt wieder gewonnen, wäre nicht eine

unſelige Gewalt in mir, die eignen Wunden immer wieder auf. Adieu, liebe Rahel. Ich freue mich darüber, daß Sie zuweilen in göttliche Zuſtände gerathen. Ihre beiden Briefe habe ich erhalten; antworten Sie gleich.

A. Marwitz.

3.

Sonntag, den 19. Mai 1811.

Goldne göttliche Worte, liebe Rahel: „Leben, lieben, ſtudiren, fleißig ſein, heirathen, wenn's ſo kommt, jede Kleinigkeit recht und lebendig machen, dies iſt immer gelebt und dies wehrt niemand.“ Ja, ich weiß das; fernab ſind mir längſt alle Träume von Heldengröße und äußerer Bedeutſamkeit gezogen; führt mich das Schickſal dahin, wo ich in großen Kreiſen zu wirken habe, ſo will ich auch das können; aber meine Hoffnungen, meine Pläne ſind nicht darauf geſtellt. Ich will nichts als das Rechte, Gute, Ewige, und das läßt ſich in allen Formen darſtellen, und alſo auch in der lieben himmliſch einfachen, die jene Worte ausſprechen. Ich klage auch nicht über die Zeit; ganz dumm iſt, wer das thut. Wem das Herrliche im Gemüthe gegeben iſt, dem wird alle Zeit herrlich. Und worüber klage ich denn? Darüber, daß ich dem Gemeinen Gewalt in mir gegönnt habe, daß ich mich habe „übertölpeln“ laſſen durch pöbelhafte nichtige Meinungen, ſo daß es mir zuweilen ſcheint, als ob ſie ſich krebsartig und unheilbar in meine Seele hineingefreſſen hätten. Wie kann die Beſonnenheit, die Sanftmuth einem ſo ganz entweichen, wie mir zuweilen!

Montag.

Sie werden es dieſen Zeilen anſehen, daß ich ruhiger geworden bin. Ein Paroxysmus iſt vorüber. Ob er wieder-

lebet? Es iſt jetzt Abend nach einem drückend warmen Tage. Die Sonne ſteht vor meinen Fenſtern hinter gelben Nebeln, und ein friſcher Baum- und Blüthengeruch weht durch die Luft. Ob ich arbeite? Nein. Ehe ich nach Berlin ging, konnte ich's, und recht tüchtig, jetzt nicht mehr. Ich habe mich zu zwingen verſucht, aber umſonſt. Darum laſſ' ich mich jetzt gehen. Ich habe Philoſophie treiben wollen, aber grade dazu gehört die religiöſeſte Ruhe, die friſcheſte Heiterkeit des Gemüths, die angeſtrengteſte Sammlung.

Sonnabend Mittag 1 Uhr.

Heute habe ich zu baden angefangen. Ich fühle mich wunderbar dadurch erweicht, aber nicht ſchwach, und jetzt erſt, nachdem ich lange geleſen, regt ſich wieder ein leiſer Schmerz im Gehirn. Ueberhaupt hat mein Uebel zwei Symptome. Zuweilen zieht es nach dem Herzen hinunter und äußert ſich dann bald durch ſtarkes Schlagen, bald durch ein ängſtliches Zuſammenziehn. Dann ſteigt es wieder hinauf nach dem Kopf, und wenn es nicht gradezu eine widerwärtige Dumpfheit hervorruft, ſo iſt mir, als ob kleine trübe Wolken in dem Gehirn herumzögen, und es leiſe zerrüttend bewegten. Ich leſe jetzt ziemlich viel, aber ſehr durch einander: Adam Müller, über den ich Anmerkungen niederſchreibe. Er iſt ein unächter lügenhafter Geſell, bei dem Echauffement die Stelle der Begeiſterung, und hin und herſchweifende gemeine Witzigkeit die Stelle des ſtrengen Denkens vertreten muß. Alles liegt in ſeinem Kopf chaotiſch neben einander, und nie wird er den Einen leuchtenden Punkt auffinden, der dieſe verwirrte Maſſe ſeiner Anſichten zu einem organiſchen Ganzen ordnen könnte. Dazu iſt er zu faul und zu irreligiös. Und was für eine Unangemeſſenheit, welcher Tumult in der Darſtellung! Wo man erwartet, daß er die Grundſteine ſeines Gebäudes legen werde, da ſchweift er ab zu allerlei Auseinanderſetzungen, die darum

unverſtändlich ſind, weil ſie ganz am Ende einer Reihe ſtehen, deren erſte Glieder nicht gegeben ſind. Wo er gründlich widerlegen ſoll, da ſpaßt er, und wie unedel, unmilde, unſicher, wie pöbelhaft zuweilen. An Talent fehlt es ihm nicht, aber ſeines kleinlichen Gemüths halber dringt er nicht ein in den Kern der Sache, denn, ſtatt ſich dieſer zu ergeben, denkt er überall nur an die vornehme Rolle, die er vor Zuhörern und Zeitgenoſſen ſpielen will. Daher die Hohlheit und die pfuſchernde Unſicherheit ſeiner Anſichten, die Unzahl ſchiefer, verfehlter und ganz nichtsſagender Ausdrücke. Was ſagen Sie zu dieſer Phraſe (S. 32): „denn ſie (die Idee) trägt die Seele aller Ordnung, den Muth des wahren Regierens unüberwindlicher in ſich, als die eigne Lebensflamme.“ Dieſer Gegenſatz! S. 2: „wer vergleicht ihn (den Staat) mit kalten Steinmaſſen, die das Eiſen erſt regieren und formen, und dann das Winkelmaaß ordnen und führen muß.“ Wie gefällt Ihnen das? Wenn er nichts anderes findet, um ſeine Perioden voll zu machen, ſo greift er ungeſcheut zu offenbarem Unſinn. Und in ſeinen Anſichten iſt es grade eben ſo. Erinnern Sie ſich unter anderm der Darſtellung von dem Gegenſatz des Begriffs und der Idee (worauf ſein ganzes Buch fundirt iſt)? dieſe iſt nicht nur loſe und ungründlich, ſondern ſtellenweiſe grade eben ſo ſinnlos, wie jene Phraſe. Auch Moritz leſe ich (ſeine Reiſe nach England, jetzt die nach Italien). Er gefällt mir ſehr wohl, denn er iſt ein ächter Menſch, ganz ohne Schein und Lüge. Er hat ein mildes, offnes, freundliches Gemüth und eine große Sehnſucht nach dem Edlen und Unacmeinen.

Sonntag, den 26. Mai 1811. Morgens um 10.

Verlangten Sie es nicht, liebe Rahel, daß ich Ihnen gleich ſchreiben ſoll, ſo zerriſſe ich dieſe elenden nichtsſagenden Zeilen, die noch dazu lügen. Denn es geht allerdings

Nie hatte er unter dem Militair im Rufe der Bravour geſtanden. Endlich iſt ſeine Rolle von 1814 zuverläſſig nicht die eines Schlaukopfs. Gleich nach Bonaparte's Aufbruche in's Feld regten ſich zuſehends die Reſtaurationstriebe oder Umtriebe des Fürſten von Benevent. Unmöglich konnten ſie dem Auge der Polizei entſchlüpfen. Dem Miniſter wäre ein Leichtes geweſen, Talleyrand mit Stumpf und Stiel auszurotten. An Vollmacht fehlte es ſicher nicht. Aber jederman und alle nicht völlig vernagelte Kreaturen Bonaparte's hatten der grands desseins des Génie pacificateur zur Genüge, und dem Gaunerwelſch, womit man hie zu Lande große Männer ſchafft, Feldherrn, Helden, Halbgötter, war ſein gewöhnlicher Zauber entſchwunden. Dagegen erblickte ſich Savary in dem goldenen Seſſel einer vorgeſpiegelten Regentſchaft. Ich beſuchte damals das Hotel de l'Infantads. Talleyrand's Vertrauen erſtreckte ſich ſoweit, daß auf Falle, die nicht eingetreten ſind, um Herberge bei mir angefragt wurde. Ein mächtiger in Verwahr genommener Koffer iſt erſt lang nach Einzug der Verbündeten wieder abgeholt worden. Durch eine intime Freundin der Frau von Talleyrand erfuhr ich manches, was dieſe Damen beſſer gethan hätten, nicht auszuplaudern, z. B.: daß Madame de Rovigo alle Tage perſönlich dem Prinzen Polizeibericht erſtatte. In dem Intereſſe des Letzteren bearbeiteten Bourrienne und Talberg den Polizeiminiſter. Man kann ſich den am Schluſſe des Stücks empfundenen Groll vorſtellen. Zu verargen iſt es nicht. Mit überwiegenden Vortheilen in den Händen, Werkzeug fremden Zwecks geweſen zu ſein, und obendrein gänzlich leer auszugehen — giebt es unter der Sonne etwas Verdrießlicheres, Beſchämenderes, Demüthigenderes? Natürlich warf ſich Savary mit Inbrunſt in die hundert Tage, nach deren Ablauf er fliehen mußte. Gern will ich glauben, daß

Beſſeres in mir vor, als auf dieſen Blättern geſchrieben ſteht; aber weil ich zwar reich, offen, ſehend bin, aber nicht ſtark, nicht alles beziehend auf eine herrſchende Idee, ſondern dem Augenblick hingegeben und von den mannigfaltigſten Stimmungen regiert, ſo kann ich es nicht feſthalten nicht wiedergeben. Reiſen Sie unterdeß nach Töplitz und ſeien Sie glücklich mit Goethe, Gentz und Pauline. Schreiben Sie mir recht oft, wenn es Ihnen nicht unwürdig ſcheint, Ihre reichen, von dem vielfachſten Leben durchdrungenen Briefe, hinzugeben gegen arme kranke Fragmente (das fürchte ich in der That). Aber Sie müſſen mir von dortaus zuerſt ſchreiben, damit ich Ihre Adreſſe habe.

Die menſchlichen Umgebungen ſind hier ziemlich unerquicklich, mein Bruder ſehr brav und recht freundſchaftlich, aber feſtgebannt in ſeinen Geſchäftskreis, ſo daß er nicht Zeit und darum nicht Luſt hat, ſeine Gedanken und Gefühle auf etwas anderes zu richten, als auf die Dinge, mit denen er ſich abgiebt. Meine Schwägerin iſt vor einigen Tagen niedergekommen, welches aber wegen der Größe des Hauſes, keinen fühlbaren Unterſchied in der Lebensweiſe macht. Meine kleine Niece iſt in Berlin. Das Wetter iſt fortdauernd ſehr ſchön; mild und glühend zugleich. Auch Mirabeau habe ich geleſen, ſeine Briefe aus dem Donjon von Vincennes, viel beſſer und karakteriſtiſcher als ſeine lettres de cachet, die größtentheils ſchiefe und kleinliche Anſichten enthalten; die gewaltige Fülle ſeines Herzens, die bei dem fürchterlichſten, dem ertödtenſten Unglück ſeinen Geiſt ſtark und lebendig erhält, die offenbart ſich viel mehr in jenen Briefen. Seine Beredſamkeit iſt die wahre, denn er macht, er entdeckt ſie niemals, ſondern ſie ſtrömt ihm ewig aus dem Quell eines immer bewegten Gemüths hervor. Ich bin überzeugt, daß er grade eben ſo gut geſprochen hat, wie geſchrieben, denn alles iſt ihm unmittelbar gegenwärtig, er hat nicht nöthig zuſammen zu raffen und langſam zu ſuchen

für den Mangel des Augenblicks bei vergangenen Stimmungen und Ansichten. Da haben Sie ungefähr mein Leben. Wie sich wieder eine bestimmte Kräftigkeit herausbilden soll aus dieser Schwäche und Nachgelassenheit der Nerven, sehe ich nicht ein; indeß will ich nichts übereilen oder erzwingen, jeden Tag nur thun, was ich kann. Da muß sich das Resultat von selbst ergeben. Adieu. Schreiben Sie mir noch aus Berlin?

A. Marwitz.

6.

Friedersdorf, den 29. Mai 1811.
Mittwoch 12 Uhr Mittags.

Ihren sanften, reichen, starken, verständigen Brief, liebe Rahel, habe ich in diesem Augenblick erhalten. „Eigentlich, schreiben Sie, müssen Ihnen meine Briefe lieb sein." O über alles Maß sind sie mir das, und meine einzige Furcht ist nur die, daß Ihr lebensreiches, tiefbewegtes Gemüth einmal verschmähen wird sich auszuströmen gegen meine kranke verwelkende Seele. Jetzt zur Sache. Ich bin bis jetzt hier geblieben und hatte vor, noch einen Monat hier zu bleiben, weil, ungeachtet der Gespenster, die in meinem Innern herum wandlen, doch eigentlich der Körper durch Landluft, und besonders durch Bäder gedeihe, und ich jene durch eine muntre Thätigkeit, die dann folgen sollte, bald zu verscheuchen hoffte. Aber ich traue nicht mehr, denn gesunder bin ich zwar, als da ich Berlin verließ, aber nicht weniger reizbar. Ein einziger Moment, das fühle ich, kann mich dahin zurückwerfen, wo ich war; und was am Ende aus dem finstern Brüten werden kann, übersehe ich nicht. Nun sehe ich zwei Auswege. Der erste ist, mit Ihnen nach

Aeptiz zu gehen — unbeſchreiblich reizend für den Augenblick; aber bedenken Sie, daß die Schwierigkeit, mir ein Verhältniß zu bilden (das ich haben muß) mit jedem halben Jahr, das ich verſäume, unmeßbar ſteigt. Ich bin bald vierundzwanzig Jahr alt. In dieſem Alter muß man thun und arbeiten, entweder ſtudiren, oder ein Amt ſuchen, wenn ſich einem die Ausſicht nicht öffnen ſoll auf eine müßige, verächtliche und verachtete Exiſtenz. „Gut, werden Sie antworten, ich gebe dir Recht, wie ich dir Recht gegeben habe. Arbeite, ſtudire, wenn du kannſt; aber du kannſt nicht. Darum gehe dahin, wo Seele und Leib dir geſunden, wo die Kraft deines Innern ſich wieder aufrichtet. In müßiger Beſchaulichkeit geht dir die immer mehr zu Grunde, und dein einſames Harren führt dich nur zu ärgerer Verſunkenheit. Faſſe dich, ſo lange du kannſt, ſuche mit deinen letzten Kräften die Geſundheit auf, und haſt du ſie gefunden, dann ſei thätig.“ Ich ſehe die Stärke dieſer Gründe vollkommen ein, meine liebe Freundin, und frage mich nur, ob es nicht zweckmäßiger iſt, den andern Weg einzuſchlagen, auf dem ich das Nothwendige mit dem Bequemen und Nützlichen verbunden ſehe, nämlich, auf weite Reiſen zu gehen, erſtlich nach der Inſel hin, und von da weiter, dorthin, wo ich Dienſte nehmen kann. Ich weiß es wohl, es iſt eine gewagte Sache, Abſchied zu nehmen von ſeinem Vaterland, beſonders für einen Kranken; denn heilt ihn nicht unmittelbar die friſche, rüſtige Thätigkeit des Reiſens, ſo muß ihm doppelt weh werden in den fremden Umgebungen. Was meinen Sie, liebe Rahel? Hätte ich die Ausſicht, ein Heldenthum der Wiſſenſchaft in mir zu gründen, ſo ſollte mich nichts forttreiben aus meinem Winkel hier, aber die iſt mir ganz verdunkelt durch meine arge Krankheit. Soll ich mich nun anſchließen an die leibliche Seite meines Vaterlandes, die ich erſt begeiſtern, erſt einer großen ſpekulativen Anſicht unterwerfen muß, wenn ſie mir

nicht ganz gebrechlich und todt erscheinen soll. Also wieder die Wissenschaft wäre da vonnöthen, deren ich mich nicht mächtig fühle. Dort aber flammt ein hoher Enthusiasmus, eine große Angelegenheit wird von großen Talenten mächtig vorwärts getrieben, die eigne Thätigkeit kann sich emporrichten und stärken durch die fremde; auch Freunde habe ich dort. Wäre es so unrecht, die Kraft der südlichen Sonne an mir zu prüfen? — Ich muß schließen, liebe Rahel, denn die Post geht durch. Am Sonntag mehr, und wo möglich Geordneteres, Besonneneres. Auf keinen Fall bleibe ich länger hier, als bis ich die Kur ausgebraucht habe (das dauert noch drei Wochen). Dann, wenn Ihr nächster Brief es nicht früher herbeiruft, muß das Entscheidende geschehn. Adieu! **A. Marwitz.**

Meine Niece ist bei der Gräfin Brühl in Berlin, wo sie noch vierzehn Tage bleibt.

7.

Friedersdorf, Sonnabend Abend 6 Uhr
den 1. Juni 1811.

Sie haben ganz Recht, liebe Rahel, Talent hat Adam Müller nicht; daß dies Wort nicht das rechte war, fühlte ich, indem ich es hinschrieb. Er hat, wie Sie sagen, Eingebung zum Vergleichen, aber, muß ich hinzusetzen, während er das Aehnliche der Dinge und Verhältnisse auffindet, sieht er das Unähnliche nicht, denn er ist ganz ohne Scharfsinn, darum wirft er einfache und ganz komplizirte Erscheinungen in dieselbe Kategorie, und verwirrt das Gemüth aller Leser auf eine unglaubliche Weise, die nicht die Kraft haben, zu dem einen Element, das er heraushebt, die

übrigen, die er nicht herausbebt, hinzu zu denken. Mir wird er nachgrade ganz widerwärtig, nicht bloß wegen seines Unzusammenhangs, seiner Faulheit, seiner rhapsodischen Willkür, sondern auch wegen seiner enormen Dürftigkeit, seiner unausstehlichen Breite, mit der er ein paar Grundgedanken ewig wiederkäuet, seiner Unbekanntschaft mit der Geschichte, die es ihm neben seiner Schiefheit unmöglich macht, sein Buch mit ächtem und reichem Leben zu erfüllen. Ein Philosoph ist er nicht, ein Historiker auch nicht; was bleibt ihm nun übrig, da sein Werk allein in diesen beiden Gebieten wurzelt! — Heute Morgen sah ich etwas ganz Einziges. Es war 3 Uhr vorbei, da wachte ich auf; vor meinem Fenster stand ein Gewitter, große Blitze und starke Donnerschläge folgten unaufhörlich auf einander in ziemlicher Nähe, aber die Luft war ganz still, kein Regen fiel, die Vögel sangen, wie immer beim Sonnenaufgang, und gegen Osten war der Himmel hochroth erleuchtet. Ich trat an's Fenster, um zu sehen woher es komme, da sah ich den ganzen Himmel dicht bezogen, nur am tiefsten Horizont in Osten war ein kleines Streifchen unbewölkt; da ging eben die Sonne auf, feuerroth, und bestrahlte die ganze eine Hälfte der Himmelskugel, wohl eine Viertelstunde stund so das Gewitter still mit unaufhörlichem Blitz und Donner. Dann folgte Sturm und starker Regen. Ich habe so etwas nie erlebt.

Eben komme ich von einsamen Spaziergängen zurück, die mich immer sehr erquicken. Die Landschaft ist hier unendlich mild, fruchtbar lachend und doch dabei großartig, denn man übersieht eine meilenweite Ebene und darauf die größte Mannigfaltigkeit von Aeckern, Wiesen, Dörfern und Städten. Am Abhang der Berge, von denen man dieser Aussicht genießt, schlängelt ein Bach, von dichtem Eisengebüsch und Obstgärten umgeben. Da ist angenehm zu wandeln, und schön ist es oben, über diesen reichen Vorgrund wegzusehn. Wie schön Moritz die italiänischen Landschaften

beſchreibt! Leſen Sie ihn wo möglich in Töplitz. Sein Stil iſt ganz ungekünſtelt, aber ungemein edel, paſſend und lieblich, er iſt ein reiner Abdruck ſeines milden, offnen, liebenswürdigen Gemüths.

Sonntag, Mittag 12 Uhr.

Ich hätte Ihnen geſtern noch vieles geſchrieben, liebe Rahel, aber ich wurde abgerufen; nach dem Thee ging ich mit meinem Bruder aus. Die Sonne ging göttlich unter, zwiſchen blauen Wolken, die langſam wandelten und bis gegen die Mitte des Himmels von rothen Lichtern in den wunderbarſten Schattirungen beleuchtet waren. Später nahm ich eine Arbeit für meinen Bruder vor, die mich bis gegen 11 beſchäftigte. Ich ſchlief ſehr ſchlecht darauf, wachte ermüdet auf mit ſehr unangenehmer Hitze im Kopf. Das Bad erquickte mich, der Kopfſchmerz verging, aber die Mattigkeit blieb. Ueberhaupt machen mich die Bäder zwar offner, empfänglicher, aber nicht ſtärker. Adieu, liebe Rahel. Ich ſchließe wegen der Poſt und weil mich das Schreiben angreift. — P. S. Ich muß Ihnen ſagen, worin es mir beſſer geht: 1) ſpüre ich faſt keinen Unterſchied zwiſchen Vormittag und Nachmittag, was das körperliche Befinden angeht. Die ſchwere Digeſtion und die Stumpfheit am Nachmittag ſind faſt ganz fort; 2) bin ich, heute ausgenommen, im Kopf ziemlich heiter, mein Auge iſt vollkommen klar und geſund. Der Arzt behauptet, daß, wenn die Bäder das geringſte helfen ſollen, ich wenigſtens dreißig nehmen muß (erſt Seife und Aleie, jetzt Kräuter, ſpäter Stahlbäder). Das dauert bis zum 23. Juni. Kann ich alsdann nicht nach Potsdam gehn, ſo komme ich nach Töplitz. Nehmen Sie meinen vorigen Brief nicht wörtlich. Er war in der unglücklichſten Stunde geſchrieben. In ähnlichen war ich ſtuber auf den (in meiner Lage) verzweifelten Einfall gekommen, mit dem er ſchloß. **A. Marwitz.**

8.

Friedersdorf, den 2. Juni 1811.

Alles, meine theure Freundin, habe ich mir überlegt, ehe Ihr Brief kam, und reiflicher, vielseitiger seitdem. Elend leben will und kann ich nicht, der Augenblick, in dem Herzensfülle und Geistesiebendigkeit mich für immer verlassen, ist für mich der, où la vie est un opprobre est la mort un devoir, der Augenblick, in dem sie mich für eine bestimmte Situation verlassen, der, wo ich unter jeder Bedingung, allen Gefahren, allen Schwierigkeiten zum Trotz, mich aus ihr herausreißen muß! Es fragt sich, ob ich jetzt so gegen mein Vaterland gestellt bin? Noch nicht. Noch ist es also vergönnt, zu berathschlagen, auf welchem Wege, ob auf dem einheimischen oder dem ausländischen, ich mich am besten dem Ziele nähere, welches meine Natur mir aufgesteckt hat, nämlich alles Menschliche und Geschichtliche verstehen zu lernen, und verstehend daran zu arbeiten. Die Reise nach der Insel hat für den Augenblick viel Bequemes und auch jene Zwecke Förderndes. Reisen beruhigen das Gemüth und wecken die Lebenslust, indem sie das Neue, Fremde und Edle zeigen, der thätige Müßiggang, welchen sie herbeiführen, würde meine Nerven bald und sicher heilen. Den Staat, der grade jetzt mein nächstes und größtes Problem ist, finde ich dort in höchster Blüthe, und wie in diesem Zustande der vollkommnen Gesundheit seine einzelnen Funktionen sich äußern, würde ich mit heiterm Fleiße beobachten. Von der andern Seite fehlt mir die Kenntniß so manches Einzelnen, so mancher kleinen bedeutenden Triebfeder, und vor allen Dingen bin ich der Sprache gar nicht mächtig für das Gespräch (dort, wenn man Menschen, Sitten, Verfassung, Institute will kennen lernen, ein wohl unüberwindliches Hinderniß). Und bin ich am Ziele, wie

dann? Der Krieg dort iſt mein Element nicht, das fühle ich wohl. Er fordert im allgemeinen robuſte Naturen, nicht ſinnige, und ſollen dieſe daran Theil nehmen, ſo müſſen ſie von Freunden und Stammesverwandten umgeben ſein, durch die ihnen jedes Gefecht, jeder Marſch, jede durchwachte Nacht zu einem Abentheuer, zu einer eigenthümlichen, anregenden Lebenserſcheinung wird. Stehen ſie allein, ſo löſt ſich die ganze glänzende Erſcheinung in lauter kleine Quälereien auf, und hohle und gemeine Stimmungen zehren an ihrem Gemüth. Jahre vergehen ſo in unnützer Thätigkeit, und iſt es dann endlich vorüber, ſo ſind auch die beſten Kräfte zerrieben, die liebſten Regungen des Herzens erſtorben. Beſſer alſo, ich verſuche zu bleiben. Aber nach Töplitz komme ich fürs erſte nicht. Ich muß mir beweiſen, daß ich Kraft und Sinn genug habe, um die unſcheinbare Thätigkeit des bürgerlichen Lebens zu beſeelen (meine Geſundheit erlaubt den Verſuch). Ich gehe alſo in vierzehn Tagen von hier nach Potsdam, arbeite, und gelingt es, ſo reiſe ich auf jeden Fall in der Mitte des Auguſt Ihnen nach und bleibe den September in Töplitz (ich habe mich ſo eingerichtet, daß nichts mich hierin hindern kann). Gelingt es nicht, ſo iſt mir das ein Zeichen, daß ich fort muß, und dann zögre ich nicht länger. —

Sonntag den 9. Juni.

O Verzeihung, meine theure Freundin, daß dieſes Blatt Sie ſo lange hat warten laſſen. Das einliegende war vor acht Tagen geſchrieben, und ſollte fort in dem Augenblick, da ich Ihren gewaltigen Brief erhielt. Wie ſinnlos, wenn ich jene Kleinigkeiten Ihnen geſandt, und auf die große, lebenentſcheidende Frage nicht geantwortet hätte. An jenem Tage ſelbſt war nicht mehr Zeit dazu, an den folgenden fühlte ich mich zu unwürdig. Wie Gentz muß ich ſagen: „Was ſoll ich mein armes Wort gegen die donnernde Muſik

Ihres Innern austauschen?" So blieb ich ſtumm, bei vielen innern Vorwürfen. Mit mir wird es beſſer. Zwar will mir das Herz noch zuweilen erkranken, aber ich gebiete ihm Ruhe; Wille und Thätigkeit bändigen es. Sie geben nun, liebe Rahel. O ſeien Sie ja glücklich, machen Sie ſich meinetwegen keinen Kummer. Untergehen kann ich, aber mir zum Ekel, Andern zur Laſt leben, oder auf eine unanſtändige, gemeingrauſame Art endigen, das kann ich nicht, und das iſt doch noch ſehr glücklich. Ich habe in dieſer Zeit zuweilen an den Selbſtmord gedacht, und immer iſt es mir vorgekommen, wie eine verruchte Rohheit, das heilige Gefäß ſo blutig, ſo überlegt zu zerſtören. Auch die kann unvermeidlich werden durch Uebermaß der Noth, das fühle ich wohl. Wunderlicher Zuſtand. Indem ich dies ſchreibe, wird es mir klar, wie bei jeder nicht gemeinen Natur der Körper nach muß, ſo wie die Seele erſterben, und er eben dadurch entheiligt iſt, und wie es bloß ein Glück dieſer Zeiten iſt, daß andere, äußerlich anſtändigere Wege offen ſtehn, die einen ablenken von dem gewöhnlichen grauſamen. Ich leſe viel, faſt den ganzen Tag, aber ſehr durch einander. Einſame Spaziergänge erquicken mich, und einen göttlichen Jungen habe ich täglich vor mir, den älteſten meines Bruders, von anderthalb Jahren. Wie ein kleiner Löwe iſt er, in ſeinen kleinen Bewegungen faſt koloſſal, ernſt, ſanft, gehorſam; wenn er weinen will, und das geſchieht ſehr ſelten, ſo verbeißt er es ſich mit der größten Macht, ſo wie man ihn einen Augenblick ernſt und mißbilligend anſieht; er ſchreit nie, auch jetzt nicht, ungeachtet er ſeit acht Tagen an den Zähnen leidet, wenig ſchläft und faſt gar nicht ißt (gefährlich iſt es nicht). Kommt Varnhagen nach Berlin? Grüßen Sie ihn, wenn Sie ihn ſehen, und ſagen Sie ihm bei Gelegenheit, daß ich ihm keineswegs grolle. Er glaubt das vielleicht. Ich hatte nämlich in friſchem Aerger über ſeine erſten Zeilen aus

Kommentar, einen, übrigens ganz besonnenen, gehörigen und motivirten Brief an Seldo geschrieben: da fand sich denn, was ich hätte voraus wissen können, daß Varnhagen die schon tiefe Ansicht von Seldo aufs unmäßigste gespannt und übertrieben hatte. Seldo hat ihm deßhalb einen Brief geschrieben, der ihm vielleicht unangenehm gewesen ist. Wird er den ganzen Sommer mit Ihnen in Töplitz sein?

Die Bäder thun mir sehr wohl. Sie erinnern sich der Mauer zwischen mir und der Natur, die mich an dem übrigens göttlichen Abend beim Hofjäger ängstete. Die ist zerstört, meine Nerven sind rein und empfänglich gestimmt, und die Kämpfe gegen die „Herzensmorgue" werden seltner. Ich verstehe die Dichter, Mirabeau, Goethe, Winckelmann, Pindar, freue mich an ihnen, nur der strengen Wissenschaft bin ich noch nicht gewachsen. Adam Müller ist mir widerwärtig, doch werde ich ihn wieder vernehmen; er selbst weiß zwar nichts recht, der hohle, gemachte Gesell, doch regt er in schöpferischen Momenten des Lebens vieles an. Hab gesehn hat er vieles. Das Fragment aus den Wanderjahren las ich vor vierzehn Tagen, und hätte Ihnen damals viel darüber sagen mögen.

Mögen Sie denn meine Briefe? Ich begreife es nicht. Mir kommen sie unendlich schlecht und unkräftig vor. Besonders scheint mir, sind sie auf eine unerträgliche Art unstät. Das Leben soll überall, bis in seine kleinste Erscheinung hinein, ein Ganzes sein, eine Idee soll es regieren, und hier liegt alles massenartig, lose, unverknüpft durcheinander. Die ernste, große, stete Thätigkeit fehlt, die jedem Lebensmoment zum Grunde liegen sollte, und die den einzelnen Stimmungen allein Würde und höheren Gehalt geben kann. Schreiben Sie mir, wo möglich, noch aus Berlin. Haben Sie Schleiermachers gesehn? Die Wucherer öfter? Wahr und erschöpfend ist, was Sie mir über die schreiben. Der unnütze Parthey? Er kommt wohl nicht mehr zu Ihnen?

die Verfolgungen, welche ihm zugestoßen sind, von alten Freunden herrührten, die seine Anwesenheit in Frankreich nicht gerade für gefährlich, aber unbequem und entbehrlich hielten. Zu Savary's Glück wurde ihr Einfluß von dem eines neuen Gestirns verdrängt.

Decazes, seinen früheren Beziehungen vielleicht nur allzugetreu, bewirkt die Rückkehr des Verbannten, dem das Schicksal noch ganz andere Gunst zudachte. Eine ehedem Polizeihörige Bettgespielin Savary's steigt zum höchsten Kredit. Noch war es ihr jedoch nicht gelungen, Decazes völlig zu entfernen. Obschon aus dem Ministerium geworfen, behielt er vertrauten Zutritt. Diesem ein Ende zu machen, war für den Pavillon Marsan von der äußersten Wichtigkeit. Bei Savary fand sich Rath. Die Favoritin verschaffte ihm Privataudienz. Was über Decazes mitgetheilt worden, liegt im Dunkeln. Aus alter Praxis wußte Savary muthmaßlich von fortdauerndem Verkehr mit Hortensia. Soviel scheint ausgemacht, daß von der Stunde an der zeitherige Günstling den Weg zum Kabinette gesperrt fand. Ein so wesentlicher Dienst für den Pavillon Marsan berechtigte zu Ansprüchen. Demungeachtet blieben die Bemühungen der Beschützer ohne Erfolg. Ein neues Ziel ward aufgesteckt. Es melden sich Kandidaten zur Oberkammerherrnwürde. Wer Talleyrand entkleiden hilft, erwirbt sich großen Lohn.

Savary und seine Freundin haben sich geschmeichelt, die Aufgabe zu lösen. Es ist sonnenklar, daß sie einen abscheulichen Bock geschossen. Ehe der Angeklagte auch nur ein Wort erwiedert, stürmen die Journale von allen Farben zermalmend auf den Ankläger los. Dieser scheint weder seine eigene Lage begriffen, noch die Mittel seines Gegners geahnt zu haben. Ein herrenloser Herzog von Rovigo, ohne Stütze

Paulinens Brief iſt göttlich. Die Wendepunkte des Lebens berührt er wahr und tief. Sie bleiben doch gewiß bis zum September in Töplitz. Gott weiß, was die Zukunft bereitet. Meiner ſicher bin ich nicht. Aber ich meine gewiß, daß ich Sie dann ſehen werde. Adieu denn!

A. Marwitz.

9.

Friedersdorf, den 11. Juli 1811.
Donnerstag Vormittag 8 Uhr.

Geſtern erhielt ich Ihren Brief, liebe Rahel, am Nachmittag, an dem ich aus Berlin zurückkam. Hören Sie erſtlich meine Widerwärtigkeiten, ehe ich Ihnen antworte. Ich war recht wohl bis auf einige heimlich lauernde Schwäche, konnte fühlen und denken und wollte nun von hier fort. Freitag wollte ich abreiſen, am Donnerstag wird mein Bruder arretirt (weil er ſich frei und kühn, und im Allgemeinen großartig betragen, und Dies geſprochen hatte). Man führt ihn nach Spandau. Hier hinterläßt er alles in der größten Unſicherheit, eine Menge von Dingen anzuordnen, die unter ſtrenger und genauer Aufſicht fortgeführt werden müſſen, wenn ſie ihn nicht ganz ruiniren ſollen, dabei keinen Aufſeher, denn er thut alles ſelbſt mit ſehr untergeordneten Inſtrumenten. Nun mußte ich alſo hier bleiben, wenigſtens ſo lange, bis die Sache eine entſchiedne Wendung wird genommen haben. Wahrſcheinlich wird ſie in vier Wochen vorüber ſein, aber auch bis zu verlieren iſt unangenehm, widerwärtig, die eigne Bahn verlaſſen und ganz fragmentariſch und ſinnlos in eine fremde Thätigkeit hinein greifen zu müſſen. Dabei thut mir die gar viele Bewegung und zumal das viele Rechnen gar nicht wohl. Ich ſehe zwar blühend aus, werde ſtärker, fühle gar keine

Mattigkeit von Gehen oder Reiten, wohl aber (ein böſes Symptom) vom Schlafen. Alle Morgen erwache ich müde mit rothen, zuweilen thränenden Augen, und mit Dummheit und Dumpfheit im Kopf, die oft erſt gegen Mittag verdunſtet (denn wie ein ſchwerer dicker Nebel liegt ſie mir im Gehirn). Dabei iſt mein Herz jedoch wohl auf, denn in den acht geſunden Tagen, die ich gehabt, habe ich es gefühlt, daß meine Natur ganz unſchadhaft und angegriffen, und daß alle moraliſche und intellektuelle Schwäche, an der ich leiden, nur phyſiſche Krankheit iſt. In Berlin war ich ein paar Tage, vom Donnerſtag bis geſtern (Dienstag, 6. Juli), um meinen Bruder zu beſuchen und anderer Angelegenheiten wegen. Markus ſah ich zufällig am erſten Tage bei Dallach, ſo bleifarben, ſo ohne Funken eines höhern Lebens wie je. Dann Harſcher, ganz elegant, glänzend aus tiefſten Verſtandesgründen und ganz gemäß ſeiner Lage ſich in die neuen Röcke geſteckt zu haben, aber gar nicht einheimiſch darin, und daher ſehr ſteif mit dem pli eines Kaufmannsburſchen. Und ſo iſt es überall mit ihnen. Nichts kleidet ihn von allem was er thut, außer hin und her ein flüchtiger Humor, denn alles Andre iſt abſichtvoll und erzwungen, iſt fremdes Leben, womit er die erſtorbne Seele umſonſt aufzuwecken ſtrebt. Nun iſt auch das vorüber, was ſeine Erſcheinung zu Anfang des Winters mir wenigſtens tief rührend machte, die verzweifelnde Klage über ſich ſelbſt; denn nun hofft er wieder, glaubt es werde beſſer werden, und es kann nicht werden, wie ich zu meinem Schrecken nun eingeſehn habe, denn alle Kraft zu einem beſtimmten Leben fehlt ihm. Von allem, was da iſt, trägt er ein hohles, allgemeines Schattenbild in ſich, von nichts die lebendige Blüthe oder den friſchen Keim. Darum rühret ihn nichts, darum packt ihn die unſägliche Angſt, wenn er Dichterwerke vernimmt, von denen er weiß, daß ſie herrlich und begeiſternd, der Troſt und die Freude jedes ächten

Gemüths sind, und bei denen ihm keine Seite seines Innern anklingen will.

Armer! Zeigen Sie dies über Harscher an Varnhagen nicht, sonst begeht mir der eine Perfidie, wenn nicht gradezu doch mittelbar, ohne es zu wollen. Wenn Harscher kräftig genug wäre und nicht zu zerknickt und zerknirscht, so würde und müßte er Sie hassen; jetzt staunt er Ihre Natur an, meint aber, daß sie ganz nach der (wie er denn dies Höhere zugiebt) antiken plastischen Seite hingewandt sei, und daher nicht zureiche, um die höchsten sittlichen Anschauungen zu fassen, das offenbare sich ihm zumal in der Musik, deren Bestes Sie nicht anerkennten, ganz zugethan der frivolen, modern italiänischen Manier; über diese stritt ich nicht mit ihm, erinnerte ihn aber an Ihre Verehrung für die alten strengen: Bach, Händel ꝛc. Dagegen konnte er nichts sagen, es auch nicht nach seiner Art erklären; doch machte es keinen Eindruck auf ihn, wie Sie denken können. Bei Schleiermacher aß ich zweimal.

Mittwoch, den 12. Abends um 6.

Diese schlechten Zeilen schrieb ich Ihnen gestern, liebe Rahel, in größter Eil vor dem Essen. Heute fahr ich fort an einem schönen kühlen Tage, an dem wilde Regenschauer und warmer milder Sonnenschein mit einander wechseln; Sie wissen, wie lachend, wie über alle Maßen jugendlich frisch und in heiterm Glanze dann das Thal erscheint.

Auch bei Ihnen, wenn das Wetter Sie eben so begünstigt, muß es göttlich sein; wie duftend und dunkel der Park, am Gebirg ziehn eilend die Wolken hin; große Risse drein zeigen den Tannenwald, und wie hoch scheinen die Gipfel oben, wenn sie über das kämpfende Gewölk hinausragen. Nie sieht man jene Gegend so schön, so wunderbar mannigfaltig, als eben an solchen schauerlichen Tagen. Meine lieben Spaziergänge haben hier leider ein Ende, da sie nun alle

einem äußern Zweck dienen müssen. Und wie leben Sie, liebe Rahel? Rührt Sie innig die schöne Gegend, ist Ihnen das ganze Herz zu stiller Freude, ruhigem Genusse bewegt? Ich frage darum, weil einem auch sehr hohl und leer werden kann in Töplitz wegen des Unzusammenhangs in der Gesellschaft, wegen ihres gänzlichen Mangels an Religion, wegen der städtischen sinnlosen Verrücktheit, mit der alle die Masken durch die wundervolle Natur hindurch rennen, um zum Spieltisch oder sonst einer albernen Beschäftigung zu gelangen. Sehen Sie Rühle öfter? Ist er beim Herzog? Grüßen Sie ihn recht herzlich und sagen Sie ihm, daß mit diesem Briefe zugleich einer an ihn (ein sündenabbüßender [NB. es sind große Kleinigkeiten], versprechenerfüllender) nach Dresden abgeht, und daß ich hoffe, daß er ihn bald erhalten wird. Ich liebe ihn sehr. Er ist ein liebenswürdiger Mensch von der offensten jugendlichsten Freundlichkeit, einer so milden, anspruchslosen, und doch nicht schwachen Persönlichkeit, wie ich kaum eine andre kenne, dabei weiß er viel nach einigen Richtungen hin (Krieg, Mathematik), und kann scharf und eigenthümlich denken, nur hin und her, besonders über menschliche Verhältnisse etwas befangen. Wir haben uns kaum vierzehn Tage gesehn, und er hat mir mit der größten Zutraulichkeit alle Begebenheiten seines Lebens erzählt (auch die, die man sonst einer langen Bekanntschaft aufspart). Schon das wird Ihnen gefallen. Ich kenne niemanden, der durch ein militairisches Leben hindurch, und nach einer militairischen Erziehung (er war Kadet) sein Herz so feinfühlig, so rührbar erhalten hätte.

Adieu, liebe Rahel. Tausend Dinge sollte und könnte ich Ihnen noch schreiben, aber der Brief muß heute fort, und nun muß ich noch an Rühle, an Winterfeld) der die Briefe in Berlin besorgen soll) schreiben. Antwort hierher, über Berlin, Müncheberg und Dölzelin. **A. M.**

½12 Uhr.

Weh und wund komme ich hier an, liebe Rahel; mein Freund B. war heute morgen noch einmal bei mir; der Jude hatte sich auf nichts einlassen wollen, und ich mußte ihm nun sagen, daß ich ihm die siebenhundert Thaler nicht geben könnte. Die Thränen traten ihm in die Augen, er küßte mich und ging. Ich zweifelte, ob ich ihm nachlaufen und ihm alles geben sollte und zweifle noch. Er sah mich so an, als ob er es für mich gethan haben würde. Freilich kann er so etwas leichter, weil er unbesonnener ist. Und doch! Eine Wolke von Zweifel, Unmuth und Unschlüssigkeit hat sich über meine Seele gesenkt. Dazu die Scenen von gestern. O, wie die besten Menschen zu einander stehn. So viel Reines, Gutes und Richtiges, ja so viel Liebe war in allem, was mir geschehen ist, und doch scheide ich unbefriedigt, mit verwirrter, verwundeter Seele. Besonders quält mich, wie Sie denken können, das Verhältniß zur —. Ihr liebes, verehrtes Bild ist mir verwirrt durch die affektvolle Spannung, die sich nicht rein lösen läßt, ich finde keinen Standpunkt, keine Worte für sie; dies geht so weit, daß, indem ich Ihnen dies schreibe, und so daran denke, meine Gedanken und Empfindungen schwanken und in einander fließen, und es mir Mühe gemacht hat, dies wenige zu fixiren. Was sagen Sie dazu? Sie, die Sie alle meine Fasern kennen. Wie gut, oder wie schlecht ist das? Es ist grade so, wie ich es schreibe; ich darf nur an dies Verhältniß denken, um ängstlich, unbestimmt und unsicher zu werden. Der reine heilige Brief hat nichts gefruchtet. Que ne suis-je assis à l'ombre des forêts! — Die Fahrt hierher war merkwürdig. Die Beiden könnten mir allerlei Interessantes über jetzige Handelsangelegenheiten und einzelne Kaufleute erzählen. Uebrigens gehören sie zu den letzten Sterblichen; alle Sinne fehlen ihnen, alles Ursprüngliche, Großartige, Vornehme in der Seele. — Ich

wurde hier unterbrochen durch Gerlach, und muß nun den Brief ſiegeln. Ob ich Ihnen den Goethe ſchicken kann, weiß ich noch nicht. Sie erhalten den Novalis.

Antworten Sie mir gleich.

A. Marwitz.

10.

Friedersdorf, Mittwoch den 31. Juli 1811.
Nachmittag 6 Uhr.

Ich ſchreibe Ihnen, liebe Rahel, ganz begeiſtert von Genelli, der eben hier war und die größten Scenen vor mir aufgeführt hat, redend, richtend, prophetiſch, prieſterlich. Mit mir hat er die wahrſten und ſcharfſinnigſten Dinge geſprochen über die Lage der Welt und unſres Staats, über die Bildung der Deutſchen, Goethe, Schiller ꝛc. Dann ging er mit mir und der jüngſten Gräfin F. (einem hübſchen ſchuldloſen Mädchen) zu dem todten Kinde. Das Kind im Sarge lag vor uns in einem helldunkeln grünen Zimmer; ich ſtand hinter dem Sarge; links von mir ſaß auf einem Ruhebett die Mutter in Thränen, neben ihr auf der einen Seite Genelli, auf der andern ſtand die kleine F. Er ſahe eine Weile das Kind an, dann küßte er der Mutter mehreremale die Hand, die er mit beiden Händen gefaßt hielt, und ſagte mit tiefer Rührung und aus der innigſten Ueberzeugung: „Dafür giebt es keinen andern Troſt, als Gott. Fühlen Sie, daß der iſt, ſo laſſen Sie Ihre Thränen reichlich fließen, ſie werden Ihnen nicht zu Schaden kommen.“ Wir gingen, ich mit ihm in ein andres Zimmer. „Ich möchte eine Mutter ſein, — hub er wieder an, tiefgerührt und mit Thränen im Auge, — nur um dieſen Schmerz — zu fühlen; eine ſolche Fülle des Herzens iſt darin. Sich ſelbſt, ſeine eigne Seele ſterben zu ſehn.“ Wir kamen nun auf

andre Gespräche. Ich kenne keinen Mann, in dem der Kern des Menschen so ausgebildet, alles Einzelne so auf die höchsten Ideen bezogen wäre, wie bei Genelli. Das Herz brannte mir, mit ihm über Sie zu reden, aber theils war keine Gelegenheit, theils hat er das Unbequeme, daß er mehr Reden hält, als Gespräche führet, und daher den Andern oft überhört. Mit einem solchen ist schwer zu streiten, wenn man nicht eben so gute Reden halten kann, wie er. Dann versteht er mich auch oft nicht, und glaubt mich wahrscheinlich viel dummer, als ich bin.

Donnerstag, den 1. August. Abends 9 Uhr.

Wenige Stunden, nachdem ich Ihnen diese Zeilen geschrieben, starb auch der Knabe, am Abend um ein Viertel auf 11. Der Arzt, der bei ihm war, hatte den ganzen Tag über aus grober Unwissenheit gute Hoffnungen gegeben, obgleich der Tod sich schon der Züge des Gesichts bemeistert hatte. Ich sahe das, ließ mich aber täuschen durch die wiederholten Versicherungen des Mannes. Um 9 Uhr kam Berends aus Frankfurt, und sagte gleich, daß der Knabe im entsetzlichsten Fieber läge, mir, daß er agonisire. Wie soll ich Ihnen die Scene beschreiben, die hierauf folgte? Die Mutter, der nun mit einemmal die fürchterliche Bedeutung der Züge offenbar wurde, die über ihm gebeugt verzweifelnd das fliehende Leben aufhalten wollte. — So eine halbe Stunde; darauf starb er. Nun ging Berends, nachdem er ein paar edle starke, aber wohlthätige Worte zu der Mutter gesprochen. Sie blieb sitzen, zu Häupten des todten Kindes; ich, stumm neben ihr, hatte sie bei der Hand gefaßt; zu den Füßen des Kindes saß Karoline F., die Vestalengestalt, still weinend. Das dauerte bis 1 Uhr nach Mitternacht. Nun legte sich die Mutter nieder; ich ging zu Bett, hatte aber bis 3 Uhr mit einem Gedankenfieber zu kämpfen, dann schlief ich ein. Um 5 Uhr morgens trat

mein Bruder in mein Zimmer. Er kam aus Spandau, wohin ich zu ihm geſchickt hatte nach dem Tode des jüngſten Kindes, und wo man ihn hierauf freigelaſſen. — Wie der übrige Tag bald in ſtummer, bald in geſprächiger Trauer verging, wie wir das todte Kind beſuchten, das unentſtellt, in ſchuldloſer Ruhe, zwiſchen Blumen, mit einem Aſternkranz auf dem Haupte, vor uns lag, das kann ich Ihnen nicht weiter beſchreiben.

A. Marwitz.

11.

Friedersdorf, den 13. Auguſt 1811.
Abend halb 11 Uhr.

Böſe, Böſe, warum ſchreiben Sie mir nicht? Dies iſt der dritte Brief, den ich Ihnen zuſende, und noch immer keine Antwort. Ich war dieſer Tage in Berlin und bei Mettchen Markuſe, um dort Nachricht von Ihnen zu erhalten, aber ſie wußte nichts, als das Gerücht, das in der ganzen Stadt umherläuft, daß Sie Varnhagen heirathen.

Manches iſt mir wieder in dieſer Zeit begegnet. Ich ging nach Berlin, um den alten Müller aus Bremen zu ſehn, der mit ſeiner Tochter da war. Die rührendſte Erſcheinung! Er weinte unſäglich, wie er mich ſah; und wie ich zuletzt ging, und ich ihn, wie er behauptete, durch mein Weſen ſo ſehr an ſeinen Sohn erinnert hatte, da brach ihm gänzlich das Herz. Dazwiſchen iſt er ſehr kräftig und luſtig, von einer ganz jugendlichen Friſche, und von einer ſo redlichen und liebevollen Treue, daß man alle ſeine Konfuſionen gern überſieht, ja vielmehr ſie gar nicht bemerkt. Die Tochter gleicht dem Bruder über alles Maß in den Augen, der Sprache und in der ganzen Art zu reden und ſich zu betragen; der ungeheure Schmerz, den ſie ewig in ſich trägt, bricht nur, wenn man ſie allein ſieht, gewaltig hervor; in

Geſellſchaft weiß ſie ihn mit der größten Stärke in ſtille Ruhe, ja in Heiterkeit zu verhüllen. Sie können denken, wie lieb ſie mir geworden iſt, und wie ich ihr heiliges Leiden in mein Herz aufgenommen habe, auch ich bin ihr ſehr lieb. Sie iſt ſehr ſicher, klar und richtig in ihren Anſichten, ſehr wahr, edel und bequem in ihrem Weſen. Wie leid war es mir, liebe Rahel, daß Sie nicht da waren, daß Sie nicht Thränen und Leid mit der Eliſe austauſchen konnten. Ich ſprach ihr natürlich von Ihnen. Mich quälte es, daß ich den theuren Leuten gegenüber zuweilen ſtumpf ſein mußte, oder doch nicht tiefbewegt ſein konnte; nach ſechswöchentlicher beinah vollkommner Geſundheit war ich nämlich in Berlin rezidiv geworden; ein ſtarkes Herzſchlagen, ſchwere Verdauung am Nachmittag, und Angegriffenheit des Gehirns fand ſich ein; das ſtumpfte mich ab, an und für ſich, noch viel mehr aber durch die ängſtigenden Gedanken, die es in mir aufregte. Gott befreie mich von dieſem Uebel, es iſt unglaublich groß. Adieu, liebe Rahel. Es iſt tief in der Nacht; ich bin heute von Berlin zurückgekommen und dabei fünf Meilen geritten. Hier fühle ich mich wieder ganz wohl, doch iſt es am Abend immer beſſer, als am Morgen. Mein Bruder reiſt mit meiner Schwägerin bis etwa zum 24. Dann gehe ich fort von hier, und der Teufel muß im Spiel ſein, wenn ich nicht in vierzehn Tagen in Dresden bin. Von dort ſchicke ich Ihnen ſogleich einen Boten oder komme ſelbſt. Liebe, warum ſchreiben Sie nicht? Stört Sie die fremde, frivole Welt, die Sie umgiebt? Gott weiß, wie das zugeht. Ich kann Berlin faſt gar nicht mehr aushalten, dagegen bin ich hier ganz glücklich und thätig. Noch Eins. Eliſe hatte ein bremiſches Mädchen mit ſich, eine Freundin; ſo etwas von altdeutſchem Weſen iſt mir nie vorgekommen, wie man die Frauen auf Holbein'ſchen Bildern ſieht; ſolche naive Augen und Blicke, eine ſo fromme Treue in den Mienen, ein ſo ſtilles Auf-

merken auf alles um sie her, und neben der demüthigen Ruhe viel Geist und Stärke. Dabei dieselbe Haltung, der vorwärts gebeugte Kopf, die Hände, die sie beim Gehen unter der Brust übereinanderlegt. Ihr Vater war gestorben, daher trug sie immer ein kurzes schwarzes Kleid von wollnem Zeuge, darüber wenn sie ausging, ein großes weißes auch wollnes Tuch, auf dem Kopf einen einfachen weißen Hut mit schwarzem Bande. **A. Marwitz.**

Haben Sie meinen Brief durch Fichte erhalten, einen zweiten durch die Post?

12.

Dresden, den 6. September 1811.
Morgen 7 Uhr im Goldnen Engel.

Gestern, liebe Rahel, bin ich hier angekommen, und habe Ihre beiden Briefe gefunden. Ich schicke Ihnen einen Boten, um zu erfahren, in welcher Stimmung Sie jetzt sind, ob es Ihnen nöthig ist, daß ich Sie von Töplitz abhole, denn auf längere Zeit kann ich nicht hin, äußerer Rücksichten wegen, die ich Ihnen mündlich entwickeln werde, vielmehr aber innerer halber. Mein Geist ist vielleicht schärfer als je, meine Seele erhabener gestimmt. Ich sehne mich unglaublich nach dem Alterthum, nach den großen Kunstwerken der neuen Zeit, nach einer würdigen Einsamkeit, nach solitairen Spaziergängen in Tharant, im Plauen'schen Grund, in der sächsischen Schweiz, mit Ihnen. In euer gemeines Nest, in eure elenden, stagnirenden Koterien, denen man sich doch nicht entziehen kann, und die doch infiziren, mag und kann ich nicht hinabsteigen. Ueberhaupt ist es mir sehr unbequem, auch nur für einen Augenblick nach Töplitz zu gehen, meiner ehemaligen Kammeraden halber, die ich nicht vorbei gehen kann, ohne, wenn auch nicht in

in der öffentlichen Meinung und ohne Familienhinterhalt, mußte ſich nothwendig ſchreckliche Beulen rennen an dem breiten Fußgeſtelle Talleyrand's, das von großem Vermögen, mächtiger Sippſchaft und einer Menge geheimer, nicht zu erkennender Unterlagen getragen wird. Es giebt keine Parthei, in der nicht Stoffe ſich Talleyrand anzueignen geneigt wären. Dießmal hat er ſeine auf den Nothfall verſparten Springfedern in's Spiel geſetzt; und während ein Mehée für ihn ficht, ſiehet er ſich zur Herzogin von Angoulême eingeladen. Auch von dem Könige iſt er bereits zu ein paar vertrauten Audienzen gelaſſen worden, wiewohl S. M., als er das vorigemal aus Valençay nach Paris kam, weniger um Glückwünſche wegen Cadix abzuſtatten als Savary's Vorhaben abzuwenden, ihm ſpöttiſch erwiedert hatte: „Monsieur T., vous avez trop bien plaidé la cause de la liberté de la presse, pour que je puisse raisonnablement m'interposer ici, mais acceptez un conseil, ne faites pas attendre votre justification; elle sera, j'en suis sûr, pleine et entière.“ Dieſe Antwort mußte Hrn. v. T. um ſo empfindlicher ſein, als er wußte, daß der König das Manuſkript kannte. Darauf iſt großer Rath gepflogen worden. Gerichtlich gegen Savary zu verfahren, wäre ſehr unzweckmäßig geweſen. Es fehlt viel, daß Herr v. T. in der Sache des unglücklichen Herzogs v. Enghien ohne Sünde ſei, wenn auch ſchon der untergeſchlagene Brief eine Lüge iſt. Der Plan, den man verfolgt, ſcheint den Angeklagten alles perſönlichen Auftretens zu überheben. Dem Publikum wird höchſtens Abſchrift eines Briefes an den König zukommen. In dem Augenblicke, wo nicht wenige Hrn. v. Talleyrand wankend meinten, ſcheint er feſter als je auf ſeinen Füßen. Jedermann ſucht Aufſchluß. Einleuchtend iſt, daß nicht aus allen Fenſtern des Pavillons auf ihn gefeuert worden. Denen,

ihrem Sinne, doch in meinem, atrece zu erſcheinen; ſie aber aufzuſuchen würde mich noch mehr quälen, weil es mir Zeit raubt und mir ſchadet durch ermattende Geſpräche und durch die Anſchauung dürftiger Verhältniſſe. Dieſe Rückſichten aber fallen weg und ich komme, wenn es Ihnen noch ſo Bedürfniß iſt, wie Sie es in Ihrem erſten Briefe ausſprechen. Warum aber? Muß ich Ihnen helfen, von Varnhagen loszukommen? Aber baſta! Antworten Sie mir nicht auf dieſe Fragen, überlegen Sie nur Ihre Lage, die meinige, die in der That große Unbequemlichkeit, Leute vor den Kopf zu ſtoßen, mit denen ich der Gegenwart und der Zukunft halber in einem freundlichen und ungeſtörten Verhältniß bleiben will, und beſtimmen Sie, was ich thun ſoll. Soll ich Sie abholen, ſo komme ich Dienstag, bleibe Mittwoch in Töplitz (im ſtrengſten Inkognito, reden Sie daher zu niemand davon, außer, wenn es nöthig, zu Varnhagen) und Donnerstag reiſen wir hierher zurück. Wollen Sie unabgeholt kommen, ſo ſchreiben Sie mir, an welchem Tage; ich erwarte Sie alsdann in Zehiſta, der letzten Station dieſſeit, im Poſthauſe, und führe Sie in unſer Quartier, das unterdeß beſorgt ſein ſoll. Liebe Rahel, Dresden iſt ſehr ſchön, man kann hier in einem edlen Stile leben, Sie fühlten es, wie Sie hier durchgingen und ſchrieben es mir.

A. Marwitz.

15.

Potsdam, Sonntag den 29. Oktober 1811.

Es iſt Abends um 8 Uhr, liebe Rahel; ſeit 6 Uhr las ich im Adam Smith, trank darauf Thee, und wollte nun im Leſen fortfahren, als mir, auf einem Spaziergang im Zimmer umher, einfiel, daß ich beſſer thäte, an Sie

zu schreiben. Im Ganzen geht es mir hier recht wohl; ich fühle mich wunderbar gestärkt, so daß ich den ganzen Tag über und auch in die Nacht hinein (d. h. bis 10 Uhr) ohne die geringste Unbequemlichkeit arbeiten kann; der Ort ist ganz wie ich ihn brauche, solitair, still, und in vielen Beziehungen sinnig, mein Quartier besser, als ich je eins gehabt. Denken Sie; ich wohne in der großen Straße am Kanal in einem einsamen wohlverwahrten Hause; drei Zimmer, das eine mit der Aussicht auf die Straße, nach Mitternacht, sehr geräumig, mit großscheibigen Fenstern, Pannellen, einer rothen Tapete, um die eine Weinguirlande läuft; zwei Tische, ein guter schwarzüberzogener Sopha, wenige Stühle, eine Kommode, ein Spiegel mit goldenem Rahm, das Bett. Vor den Fenstern eine Allee, dann der Kanal, drüben wieder eine Allee. Zwei Zimmer gegen Mittag; das eine größere im besten Stile modern, mit einer heitern grünen Tapete, an der meine Augen sich von Zeit zu Zeit erholen. Ich esse darin, werde auch vielleicht drin schlafen oder wohnen, nur daß ich für beides bis jetzt die Mitternachtseite vorziehe. Sonst hat dies Zimmer viel Nervenberuhigendes, denn es ist immer ein dämmerndes Licht darin wegen der herabhangenden feinen Rouleaux und der grünen Tapete. Kommt mein Geist über Sie, liebe Rahel! Sehen Sie aus dieser Zimmerbeschreibung, wie ich lebe, leben muß! Ganz einförmig. Um 10 Uhr gehe ich zu Bett, um 7 steh ich auf, arbeite den ganzen Tag, nur daß ich gewöhnlich zweimal nach Sanssouci hinaus gehe, und dort auf der Terrasse umherwandle. Ein Königlicher Ort, das kleine Gebäude so, wie kein Privatmann es baut, und wenn er Millionen besitzt, denn für keine kleine Bequemlichkeit des Lebens, keine Sorge, keine Begierde, ist es eingerichtet; nur ein einsamer Monarch kann so wohnen. Möchte ich Ihnen die Naturscenen beschreiben können, die ich da oben erlebt habe, besonders manchen Sonnenuntergang.

Ich habe Stunden lang auf den Stufen der obersten Terrasse gesessen und zugesehn, wie es allmählig dunkelte in den großen Baumgruppen des Gartens, auf den Seen und drüben den Bergen, während die Wolken mit den wunderbarsten Lichtern sich färbten. Heute war es besonders schön, der Himmel glänzte in allen möglichen Farben; die Grasstücke in den Gärten sind noch ganz frisch, auch ist noch vieles Laub an den Bäumen. Menschen scheint es hier gar nicht zu geben; enge Seelen, von den vielen mechanischen Arbeiten, die sie nicht zu beleben wissen, ganz zusammengedrückt, die bessern voll quälenden Ueberdrusses, ohne Genuß der Gegenwart, ohne Aussicht in die Zukunft, — die schlechtern, selbstgefällige Philister. Ich freue mich darum recht auf den kleinen Gerlach, einen muntern lebenslustigen Jungen, denn was brauche ich Ihnen zu sagen, wie langweilig und ertödtend die völlige Einsamkeit auf die Länge wird. Schon jetzt habe ich das einigemal empfunden, besonders in Sanssouci. Was würde ich da nicht mit Ihnen, liebe Freundin, haben reden können, wie klar würde mir der große Mann geworden sein, der da oben in gewaltiger Einsamkeit gelebt hat, da auf der Terrasse gewandelt ist, und wohl oft den stillen gefaßten, aber doch trüben Blick bald auf die Natur geworfen hat, bald auf die Köpfe der großen römischen Republikaner und Imperatoren, die neben seinem Hause aufgestellt stehn. Entsetzlich waren seine letzten Tage, als nun alle Freunde, alle geistreiche Gefährten der Jugend, alle liebe Verwandte gestorben oder abgefallen waren, und er nun allein einem fremden Menschengeschlecht gegenüber dastand, nicht ohne Härte, aber auch nicht ohne tiefes gestandnes Weh des Herzens, wenn die erfüllende Thätigkeit ihn auf Augenblicke los ließ, und er nun die genußlose Gegenwart fühlte, die hoffnungslose Zukunft überdachte. Après nous le déluge, hat er öfter gesagt.

Adieu, liebe Rahel, schreiben Sie mir fleißig und alles.

Sie erhalten den Montaigne und das Geld. Das über die Freundschaft iſt bewundernswürdig wegen der reflexionsloſen Tiefe und rührend durch die anſpruchsloſe Wahrheit. Ich ſchäme mich dieſes Briefs. Er ſagt nichts, wie er ſollte. Ein ſchiefer ungenügender Ausdruck über den andern! Sehn Sie Harſcher, Schleiermachers? —

A. Marwitz.

14.

Potsdam, Donnerstag Nachmittag 3 Uhr, den 24. Oktober 1811.

Was iſt das, liebe Rahel? Mißverſtehe ich? Warum ſchreiben Sie mir ſo? Der äußern Veranlaſſung wegen hätte ich Ihnen geſchrieben? „Zwingen Sie ſich nun nicht mehr, mir zu ſchreiben," ſagen Sie darauf. Ich kann mich darüber gar nicht erklären, weil ich es wahrlich nicht verſtehe. Haben Sie meinen Brief denn erſt am Mittwoch erhalten? Er war am Sonntag geſchrieben, wie wahrſcheinlich auch darin ſteht. Mittwoch war ich angekommen; große Schläfrigkeit am Abend. Donnerstag, Freitag, ſtetes Herumlaufen wegen der Anſtellung und des Quartiers, zerſtreuendes Leben im Wirthshauſe, dann am Sonnabend fand ich eins, zog ein, packte den ganzen Tag, am Sonntag war ich geſammelt und ſchrieb Ihnen. Liebe Rahel, quälen Sie mich nicht! (Sehen Sie mich an bei dieſen Worten; ich ſage Ihnen dies mit lächelnder Miene, ganz an Sie, an Ihr Weſen denkend, erfüllt, getröſtet, angeregt in meiner Einſamkeit durch Ihren Brief, und mit meiner Seele ſchon weit hinaus über die kleine Disharmonie, die jene ungerechten Vorwürfe in mir hervorriefen. Liebe Seele, was ſchwankſt Du mir ſo!) Ich freue mich, daß Sie

Wolf so, daß Sie Harscher so gesehen haben. Sie müssen Beide viel sehen; Wolf paßt ungemein für Sie: sein versatiler Geist, seine angenehme, gesprächige, feinsinnige, zuweilen mit allen möglichen Grazien geschmückte Geselligkeit, die große Haltung, die ihm seine tiefe Kenntniß des Alterthums giebt, der Blick auf alle Gebiete des Lebens. Auch den hat er durch das Alterthum, welcher alle Richtungen der Menschheit in großartigen Massen erscheinen läßt, nichts Zersplittertes, nichts Abgefallenes von dem großen Grundgedanken des Seins, nichts in ein kleinliches beziehungsloses Treiben Verlorenes darstellt. Es ist ein immenser Vortheil der wahren Philologie, daß sie ein ganzes nach allen Richtungen hin vollständig gebildetes Leben zu ihren Füßen hat.

Varnhagens Brief hat mir nicht gefallen, was darin nicht, kann ich nicht sagen, und doch: es ist das Beziehungslose, Wüste, durch welches bald Eitelkeit hindurchbricht (wie in der Geschichte von Nostitz. Warum in aller Welt erzählt er die? Dergleichen erzählt man richtigerweise nur dann, wenn man alles erzählt, und das thut er nicht), bald Unverständniß (wie über den Staatswirth Kraus, der den Adam Smith auf die geistloseste und impertinenteste Weise abschreibt, so gemein, daß er zwar dieselben Beispiele gebraucht, aber wo Adam Smith etwa einen Tuchmacher nennt, setzt er an dessen Stelle einen Leinweber; wo Adam Smith sagt: Kalekut und London, er: Trankebar und Kopenhagen. Beides wörtlich wahr. Das weiß V. zwar nicht, weil er Adam Smith nicht kennt, aber doch sollte ihn der dürftige Gehalt anekeln). Das über sein Verhältniß zu mir ist ein wenig unsinnig, besonders die Erwähnung eines möglichen Duells. —

Auch gut, liebe Rahel, daß Sie nicht nach Schlesien gehn; ich werde Sie nun den Winter oft sehn. —

Liebe Rahel, ſind Sie böſe. Aber Sie ſind ungerecht. Daß ich Ihnen vor dem vierten Tag ſchreiben mußte (ich ſehe das „mußte" an. Verſtehen Sie auch, ich meine, daß es Ihr Bedürfniß und alſo meine Pflicht war), das wußte ich nicht. Daß Sie ſich bei dem Gelde des Briefes wegen bedanken, hinzuſetzend: „Sie hätten mir wohl nie geſchrieben" (und das nur halb ſpaßhaft) iſt unerhört. Nach Geſchäftsgängen, bei Adam Smith ſtand, mußte ich Ihnen das ſagen. —

Sie Häßliche: „Senden Sie mir auch ohne ein ſchriftliches Wort die beiden Briefe zurück" — Undankbarkeit, welch ein Abfall! Ich bin wirklich böſe.

Abends 8 Uhr.

Was ſoll ich Ihnen von mir ſagen, liebe Rahel! Die Tage vergehn mir ungeheuer ſchnell, weil ich einförmig und beſchäftigt lebe, viel in Studien, in praktiſchen Geſchäften noch faſt gar nicht, doch wird es nun angehn. Ich habe geleſen 1. Montecuculi's Kriegskunſt, in den erſten Tagen aus. Ueber den Mann habe ich Ihnen geſprochen; 2. Cicero's Brutus, ein Geſpräch über die berühmten römiſchen Redner, kundig, treffend und ſinnvoll über das Individuelle der Römer und ihrer Kunſt, mit größter Gewalt über die Sprache, und mit einer Anſchauung der Sache, wie ſie nur aus vieler Uebung und langen Studien hervorgeht; 3. viele neue Geſetze. Alle ihre Weisheit haben ſie aus Adam Smith, einem bornirten, aber in der beſchränkten Sphäre ſcharfſinnigen Mann, deſſen Grundſätze ſie bei jeder Gelegenheit mit langweiliger Breite und ſchülerhaft nachbetend proklamiren. Seine Weisheit iſt ſehr bequem, denn er konſtruirt, unabhängig von allen Ideen, losgeriſſen von allen andern Richtungen des menſchlichen Daſeins, einen allgemeinen, für alle Nationen und alle Verhältniſſe gleich paſſenden Handelsſtaat, deſſen ganze Kunſt darin beſteht, die

Leute machen zu laſſen, wie ſie wollen. Sein Geſichtspunkt iſt der des Privatintereſſe's; daß es einen höhern für den Staat geben müſſe, daß er kraft dieſes höhern auch dem ſinnlichen Erwerb eine ganz andre Richtung geben ſoll, als derjenige wünſcht, der nur gemein genießen will, das ahndet er nicht. Wie ſehr muß eine ſolche Weisheit, mit einem Scharfſinn, den nur der Tiefſinn vernichten kann, mit Kenntniß, ja mit Gelehrſamkeit durchgeführt, dem Jahrhunderte einleuchten, welches ganz von dem nämlichen Standpunkte ausgeht. Ich leſe und kritiſire ihn. Er lieſt ſich langſam, denn er führt durch ein Labyrinth wüſter Abſtraktionen, künſtlicher Verſchlingungen der ſinnlich produzirenden Kräfte, wo es nicht ſowohl ſchwer als ermüdend iſt, ihm nachzugehn. Ich möchte gern Kourier durch ihn hindurch reiten, und leſe daher ſehr ängſtig, lege aber des Tags doch nie mehr zurück als etwa hundert Seiten. Vierzehn Tage lang habe ich gewiß noch zu leſen. Ich werde zuſehn, daß ich einmal ausführlich über ihn ſchreibe; es iſt der Mühe werth, denn neben Napoleon iſt er jetzt der mächtigſte Monarch in Europa (wörtlich wahr); — 4. Friedrich Schlegels Aufſatz über Georg Forſter (geſtern Abend). Großartig geiſtreich, bei der Wurzel faſſend, ohne auf Schulbegriffe zu beziehen, im Gegentheil lebendig gewandt, reich an großem Witz, einiges Willkürliche dazwiſchen und Spuren eines loſen Weſens. Leſen Sie den Aufſatz. Er ſteht in dem erſten Theil der Karakteriſtiken.

Des Morgens leſe ich Scenen aus dem Homer. Schaffen Sie ihn ſich an. Ich will Ihnen dann immer ſchreiben, was ich geleſen habe. Leſen Sie dann gleich Ilias V. 21, V. 34 — 135. Göttlich naiv.

Was ſoll ich Ihnen von dem theuern Sansſouci ſagen. O könnten Sie nur an einem der hellen ſonnigen Mittage hier ſein, wo der Naturgeiſt, ja ich darf wohl ſagen Gottes Geiſt, dort eben ſichtbar waltet und ſtillſegnend hinab

ſchwebt von dem blauen Himmel auf die bewegte bunte Erde und wieder hinauf. Ich habe mir dort oben zuweilen Worte geſucht, um es Ihnen zu beſchreiben, aber ſie waren unzulänglich, und ſind vergeſſen. Ich wandle dort auf der Terraſſe hin und her, ſehe mir die Landſchaft aus allen Richtungen an, ſehe mich wohl auf die Quadern vor dem Hauſe nieder, ſammle mich, oder lege mich auf eine ſteinerne Bank und leſe die griechiſchen Gnomiker (größtentheils Elegien, die aber die höchſten Dinge berühren, koloſſal einfach). Dann von 12 bis 2 Uhr. Da las ich neulich eine herrliche Elegie von Solon, worin er das Walten der Götter in der Geſchichte beſchreibt. Am Abend überſetzte ich folgendes Fragment daraus, welches ich Ihnen herſchreibe, theils weil es Ihnen gefallen wird, theils weil es grade an dem Tage bei Ihnen ſouci ſo war, wie die Verſe es beſchreiben, da ich unterſtreichen werde:

Doch Zeus ſchauet das Ende der Ding'. Urplötzlich, wie oftmals
Sauſender Wind im Lenz Wolken vom Himmel verſcheucht,
Schnell, der, wenn er des Meeres, des klefaufwogenden, wüſten
Grund erregt, und auf fruchtſproſſender Erde zerſtört
Treffliche Werke, ſodann der Götter Wohnung den hohen
Himmel erreicht und von neu'm Heitre gewähret zu ſchaun.
Wieder nun ſcheinet der Sonne Gewalt auf die endloſe Erd' hin!
Strahlend, doch vom Gewölk ſtehe iſt nichts mehr zu ſchaun.
Alſo auch iſt die Rache von Zeus; nicht jeglichem zeigt er
Sich jähzornigen Muths, ſo wie ein ſterblicher Mann,
Aber auch nimmer vergeſſet er ganz des, welcher im Buſen
Frevele Tücke bewahrt; ſondern am Ende erſcheint's.
Dieſer nun büßte ſogleich, ein Anderer ſpät, und wenn ſelbſt ſie
Auch entfliehn, und ſie nicht pöcket der Götter Gericht,
Dennoch trifft's; unſchuldig ſodann abbüßet die Werke
Oder von jenen das Kind, oder ein ſpäter Geſchlecht.

Können Sie nicht einmal herkommen, Liebe? Aber ſchreiben Sie mir's den Tag vorher.

Ihren Spaziergang unter den Linden fühle ich. Groß, gräßlich, wahr. Muß ich Sie nun an die edlen rührenden Worte erinnern, die Sie mir zur Zeit meines großen Elends über die Hülflosigkeit jeder bangen Seele schrieben. O es ist entsetzlich wahr. Wie vieles halb Tröstliche und darum ganz Nichtige könnte ich Ihnen sagen von der Erhabenheit Ihres Geistes, der Tiefe Ihres Gefühls, kraft deren Sie die ganze wesenlose Umgebung vernichten, sobald Sie wollen, und hineintreten können in die Herrlichkeit des wahren Lebens. Das ist nichts. Der Gott in Ihnen richte Sie auf! Adieu, Liebe. **A. W.** Gleich Antwort. Ihre Briefe sind mir unentbehrlich.

Ich bin gesund. Alle meine Schwächen sind wie weggeblasen. Nur mein Herz leidet noch zuweilen, und macht mir sehr trübe Stunden. Kaufen und schicken Sie mir doch sogleich das Landrecht. Heute traf ich in Sanssouci einen sächsischen Handwerksburschen. Er fragte mich, ob dies schon Sanssouci sei. Ich sagte ihm, es wäre das ganze Sanssouci. „So!" ganz verwundert; später, er hätte es sich ganz anders vorgestellt. „Wie denn?" Wie ein Lager. — Schreiben Sie mir doch, wenn es in Ihre Stimmung paßt, was Wolf von seinen Arbeiten hält. Haben Sie an Gentz geschrieben? „Zu Ihrem Ruhme" ꝛc. Schicken Sie mir doch auch, wenn es geht, Friedrich Schlegels Vorlesungen über Geschichte. —

A. Marwitz.

15.

Sonntag, den 3. November 1811.

Es ist ganz vergeblich. Ich wollte und mußte heute arbeiten, aber wie soll ich die Wogen besänftigen, die die

harmonischen Stürme Ihres Briefs in mir aufgeregt haben. Campan's Brief ist redlich gemeint, ruht aber doch auf einem schwachen Gemüth. Die gegenseitige innere Ueberzeugung, welche die starken Freundschaften ächter Seelen hervorrufen, fehlt ihm, und so redet er albern und ungezogen von Perfidien und Gefühllosigkeiten. Sie hatten ganz Recht, ihn zu scheiten. Göttlich ist, was Sie über Finckenstein schreiben; im Vorbeigehn muß ich Ihnen sagen, daß Sie zu den klassischen Schriftstellern der Franzosen gehören. Es ist merkwürdig, worin alle schwache Menschen das Launische suchen, nicht in der nothwendigen Wechsellosigkeit einer großen Natur (denn grade die klagen sie bei der ersten Gelegenheit der Unbeständigkeit an), sondern umgekehrt, in den ewig veränderlichen äußern Umständen, in den Kombinationen des Zufalls. Campan giebt lieber die Ueberzeugung auf, die er von Ihrem Wesen hat, als daß er die Regelmäßigkeit des Postenlaufs und überhaupt die gewöhnliche, tausend Veränderlichkeiten unterliegende Ordnung der äußern Dinge bezweifelt.

Dienstag Abend dreiviertel auf 9 Uhr.

Ich hatte diese Zeilen Sonntag früh geschrieben und wurde dabei gestört. Seitdem bin ich anhaltend fleißig gewesen. Mit Adam Smith bin ich bald fertig zu meiner nicht geringen Freude, denn gegen das Ende, wo er auf große Staatsangelegenheiten, Kriegführung, Rechtspflege, Erziehung, zu sprechen kommt, wird er ganz dumm. Das Buch von Friedrich Schlegel habe ich auch bald durchgelesen. Neben der gewissenlosesten Ungründlichkeit und einer ekelhaften Befangenheit in bornierten Vorurtheilen, hat er doch große und geistreiche Blicke. So ist alles vortrefflich, was er über das alte deutsche Kaiserthum in der sechsten und siebenten Vorlesung und an mehrern Stellen über die Formen sagt, unter denen der Adel im Mittelalter er-

welche die Batterie angelegt und bedient haben, wird er ſchwerlich verzeihen. Mit dem übrigen Hofe ſetzt ihn der ſpaniſche Krieg in gutes Vernehmen. Aber er hat ſich ja laut und öffentlich gegen dieſen Krieg erklärt. Wenn Herr von Talleyrand das Geſicht nach Oſten wendet, ſo richten ſich ſeine Schritte nach Weſten. Er blieb mit Ouvrard und San Carlos, trotz der anſcheinenden Meinungsſpalte, beſtändig in den engſten Verhältniſſen. Talleyrand iſt es, der dem Großproviantmeiſter Ouvrard den Plan angegeben, die ſpaniſche Revolution durch Beſtechung aufzulöſen. Vermuthlich ſind dabei der Diſſolutionsmittel auch für ihn abgefallen. Savary mag daher ſchreiben was er will; der Herzog von Rovigo kann des Schergen Savary's Schandflecken nicht ausmerzen: die Küſten wegen Spionage bereiſt zu haben, zur rechten Zeit nach Paris zurückgekommen zu ſein, gerade weil man ſeiner bedurfte, dem Wagen entgegengeritten zu ſein, der das unglückliche Opfer brachte, hinter dem Präſidenten Hullin geſeſſen zu haben, um durch Blick und Wink den Richtern Gehorſam zu gebieten, dem Verurtheilten die Laterne angehangen, das Feuer ſeiner Gensdarmes d'Elite kommandirt, und die Taſchenuhr des Ermordeten, wenn nicht geſtohlen, doch zu ſich genommen zu haben. Uebrigens möchte ich ebenſowenig in Talleyrand's Haut ſtecken, oder vielmehr ſein Gewiſſen unter meiner Haut tragen. Was den Herzog von Dalberg betrifft, der in der Brochüre Savary's Baron d'Al. geſchrieben ſteht, ſo iſt mir ſehr wahrſcheinlich, daß er durch Zuträgerei ſich zum lieben Kinde zu machen geſucht, und wie reichlich er belohnt worden, weiß die Welt. Sein Geſandtſchaftsſekretair Colignon, Sohn eines Amanuenſis von Voltaire, begleitete Caulincourt und ſtarb nachher zufolge eines vergifteten Gläschens Aniſette, wie ſich der arme Menſch wohl fälſchlich einbildete.

Das Regime der Kirche und die hohen Auflagen fangen

ſchien. Schade, daß wir das Buch nicht zuſammen oder zugleich leſen. Es enthält den Stoff zu unendlichen Geſprächen, weil es ſo vieles berühret und dem meiſten eine ſchiefe Richtung giebt. Bei L. war ich Sonnabend Abend. Ihm fehlt das Rigoureuſe; ſo viel Geiſt und Bildung, wie man ohne friſche muthige Thätigkeit haben kann, hat er ungefähr; doch drücken ihn die Geſchäfte, die er auf eine penible und daher überaus zeitraubende Weiſe treibt, ſehr zuſammen, und hindern ihn am Fortſchreiten. Vor 8 Uhr des Abends ſteht er nie auf vom Aktentiſch. Ueber die Frau bin ich noch nicht im Klaren. Sie iſt ſehr gutmüthig und ohne Manier, aber wahrſcheinlich ſehr dumm, ſchlecht gewachſen, mit einem Geſicht, in dem man nur weniges zurecht zu rücken brauchte, um es angenehm und ausdrucksvoll zu machen, aber eben weil dies wenige fehlt, taugt es nicht. Sie hat ſchönes, glänzendes braunes Haar. Meine Geſpräche mit L. waren oberflächlich, aber imponirten ihm vielleicht, weil ich ſie mit großer Sicherheit und Bequemlichkeit ohne Pauſen führte, und doch wohl manches ihm neue vorbrachte. Am folgenden Tag (Sonntag) war Ball auf dem Caſino, ſchlechtes, enges, ſchmutziges, niedriges Lokal, Referendarien, die alle ſchlecht und nicht ohne Gemeinheit tanzten; unbedeutendes Weibervolk, bis auf eine Frau von P., die ſchön iſt, (hier für überſchön gehalten wird). Ich beſchriebe ſie Ihnen gern, wenn ich ſie noch ganz gegenwärtig hätte, doch ſoll es bei erſter Gelegenheit geſchehen, wenn ich ſie bei Tage werde geſehen haben, denn über Frauen, die ich bei Lichte ſehe, kann ich mich gewaltig täuſchen. Eben fällt mir ein, daß Sie ſie wahrſcheinlich kennen, denn ſie war den Sommer über in Töplitz. Sie iſt aus innerer Freundlichkeit ſehr geſprächig, lacht und lacht gern, dabei iſt ſie einfach und ganz ohne Manier, in Summa liebenswürdig; an der Natur hat ſie viele Luſt; ich ſprach ſehr viel mit ihr. Geſtern Vormittag ar-

beitete ich und war auf der Regierung. Nach Tische schlief ich beinah anderthalb Stunden zum Ersatz der Nacht, die ich sehr unruhig und unbequem zugebracht hatte, dann ging ich in später Abenddämmerung im Schloßgarten spazieren; darauf las ich bis halb 11 Adam Smith und Friedrich Schlegel. Heute war ich wieder in der Dämmerung im neuen Garten; lange stand ich unter der Marmorhalle des Palais, und sah bald über den rasch flutenden See weg, bald, nicht ohne Angst vor Geistererscheinungen, in die dunklen Zimmer des Hauses hinein; die Einsamkeit ist schauerlich dort, aber doch großartig; ich mußte viel über Königthum und über die jetzige Lage von Deutschland nachdenken. Sie wissen wohl, daß das Haus bald eine Ruine sein wird; an einem Säulengang, der neben den Flügeln fortläuft, ist der Fußboden zum Theil nicht ausgebaut, zum Theil schon eingefallen, nach außen hin steht die Marmorbekleidung, inwendig sind über den verfallenen Gang hin Bretter gelegt, und auch die sind schon verfault. Der König kommt nie hin.

Gute Nacht, liebe Rahel. Freitag komme ich nach Berlin und bleibe wohl bis Sonntag da.

A. Martwitz.

16.

Potsdam, November 1811.

Ich muß Ihnen eine Geschichte erzählen, liebe Rahel, von der ich ganz voll bin. Dichter haben dergleichen oft erfunden und schöner dargestellt, als ich es werde darstellen können; aber zu wissen, daß es wirklich, daß es mitten unter uns vorgegangen ist, was sie geschildert haben, hat einen eignen hohen Reiz.

Ich habe hier einen einzigen nähern Bekannten, den Referendarius Sa. (seinen Namen schreibe ich nicht aus, weil der Brief aufgemacht werden könnte), einer von den unseligen Menschen, um die Himmel und Hölle sich streiten. Sehen Sie ihn in gewöhnlichen Stunden, so erscheint er Ihnen ganz abgelebt, die blauen Augen ganz erloschen; ein ironischer, auch zuweilen boshafter Zug geht über das Gesicht weg, wenn die Langeweile und die Erstorbenheit es auf Augenblicke verlassen. Zuweilen aber hat er erregte Momente; eine starke Röthe bemächtigt sich dann des blassen Gesichts; die Augen werden dunkel und strahlend und es zeigt sich Ihnen plötzlich eine ungemeine Physiognomie, besonders ein feingeschnittenes ausgezeichnetes Profil. Er hat Talent und Gewandtheit, aber zwei Grundeigenschaften konstituiren sein Wesen: einmal ein Gefühl für das Hohe, aber eine Unfähigkeit, es in seinen tiefsten Gründen zu fassen; daher innere Verworrenheit; Verachtung des Gemeinen, aber Unfähigkeit sich davon loszureißen, sittliche Impotenz, Bewußtsein derselben, daher Verachtung seiner selbst und tiefstes inneres Unglück. Seine zweite Eigenschaft ist eine Raserei für den Kampf, ein zweckloser, zerstörender, auf keiner Idee, sondern auf einer wunderlichen physischen Lust ruhender Muth. Kömmt er zu Duellen, die er eifrigst sucht, oder denkt er nur recht lebhaft daran, so schwellen ihm alle Adern, und sein Gesicht gewinnt dann jenen erregten Ausdruck (den aber edlere Stimmungen hervorrufen), den ich Ihnen beschrieben. Er lebte vor drei Jahren in Berlin; ihm gegenüber wurde in der Familie einer alten Französin ein junges Mädchen von italiänischer Abkunft (Emilie Alb—) erzogen. Er sieht sie am Fenster und verliebt sich in sie. Durch Erkundigungen, die er über sie einzieht, erfährt er, daß sie höchst eingezogen und unter strenger Aufsicht lebt, und daß sie nur Einmal in der Woche, am Sonnabend, zu ihrer verheiratheten Schwester in die Gegend von Men-

bijou geht, bei der ſie bis zum Sonntag bleibt. Er grüßt ſie nun erſt, wenn er vorbeigeht und ſie am Fenſter iſt; ſie erwiedert ſeinen Gruß, nach ſo eingeleiteter Bekanntſchaft lauert er ihr auf, wie ſie zur Schweſter geht, ſagt ihr nach einigen einleitenden Worten mit der ihm eignen Gewandtheit, wie ſehr ſie ihn intereſſire, und wie glücklich ihre nähere Bekanntſchaft ihn machen würde. Sie zittert an allen Gliedern, faßt ſich aber doch und ſagt ihm, daß an eine ſolche Bekanntſchaft unter ihren Verhältniſſen nicht zu denken ſei. Er begleitet ſie bis an das Haus der Schweſter und kehrt dann zurück. Am folgenden Morgen iſt er früh in der Gegend von Monbijou; nach einigem Warten erſcheint ſie, er folgt ihr in einiger Entfernung; ſie geht in die katholiſche Kirche; dort betet ſie inbrünſtig; er drängt ſich an ſie heran, erklärt ihr ſeine Liebe und daß er ewig unglücklich ſein werde, wenn er getrennt von ihr bleiben müßte. Sie iſt in der gewaltſamſten Agitation, läßt ſich von ihm zurückbegleiten, und wie er ihr jene Verſicherungen mit dem größten Feuer wiederholt, geſteht ſie ihm zu, daß er ſie heimlich beſuchen dürfe. S. macht mir von ihr folgende Beſchreibung: Sie war ſiebzehn Jahre alt, ſchlank gewachſen, mit vollem Buſen, das Geſicht blaß, die Augen tiefliegend, von einem dunklen unergründlichen Feuer (ſein ganz wahrer Ausdruck), mit langen Wimpern, ſchwarze, und in dichten Locken in das Geſicht fallende Haare, die Züge nicht regelmäßig, aber von dem reinſten und ſanfteſten Ausdruck, die Lippen von dem friſcheſten Roth. Sie ſprach nicht fertig deutſch, aber gut franzöſiſch. Den Tag über wurde ſie genau von der alten Franzöſin bewacht; in der Nacht ſchlief ſie allein, aber in einem Zimmer, zu dem man nur gelangen konnte, wenn man durch ein andres, von den Kindern der Alten bewohntes hindurch gegangen war. S. beſuchte ſie dort. Er wußte ſich den Eingang in das Haus zu jeder Stunde der Nacht zu verſchaffen, und kam nun

in der Regel um Mitternacht zu ihr. Sie gestand ihm ihre Liebe, war aber so unschuldig und unwissend, daß ihm unreinere Gedanken vergingen, obgleich sie sich ihm nun ganz und mit höchster Gluth hingab (sie war glühend wie ihr Land, sagte er mir). Einmal kommt er zu ihr, von Wein und Aerger übernommen, da benutzt er seine Ueberlegenheit. Sie weint unaussprechlich, Wochen lang; natürlich dauert das Verhältniß fort, sie lebt nur in ihm. Mit den Blumen am Fenster verabredeten sie sich; ging sie zur Schwester, so traf er sie, dann fuhren sie gewöhnlich nach irgend einem entlegenen Dorf (oft nach Lichtenberg). Sie holte dann für ihn einen Stuhl, für sich eine Hütsche, setzte sich auf die, legte Arme und Kopf auf seine Knie und sah ihn Stunden lang unverwandt an, während er ihr erzählte. Sprach er ihr von ganz unverständlichen Dingen (finanziellen, die ihn damals viel beschäftigten), so hörte sie doch mit geschärfter Aufmerksamkeit zu, und nickte von Zeit zu Zeit mit dem Kopf. Oft fragte sie ihn, ob er auch bete. So dauerte es mehrere Monate. Allmählig wurde er ihrer überdrüßig; gemeiner Ehrgeiz plagte ihn daneben; er wollte steigen (wozu damals Aussichten für ihn waren) und glaubte in dem Verhältniß zu dem Mädchen ein Hinderniß zu sehen. Er kam seltener zu ihr, war kälter; sie schrieb ihm nun die einfachsten, zärtlichsten und rührendsten Briefe, glaubte ihn beleidigt zu haben, und bat ihn dann mit den rührendsten Worten um Verzeihung: t'ai-je offensé, mon cher Edouard, schreibt sie ihm ungefähr in dem einen: ah je t'en demande mille et mille fois pardon, mon cher ami. Oublie mon tort, je t'en prie. So ungefähr, aber alles noch viel natürlicher und edler, und in dem lieblichsten Zusammenhang mit dem Uebrigen (ich schreibe mir nächstens die Briefe ab und schicke sie Ihnen). Er wollte das Band allmählig lösen, und fing daher an, von Verhältnissen zu reden, die sie trennen könnten; erst

verſtand ſie ihn gar nicht und fragte ihn, wie denn das möglich ſei, ſie mache ja keine Anſprüche auf ihn, und daran, daß ſie ihm gut ſei, könne ſie doch nichts in der Welt hindern. Wie er deutlicher wurde, ſagte ſie ihm einmal ſanft, ſie würde das nicht überleben, ein andermal in der wildeſten Empörung, ſie könne dann nur Eine Rache an ihm nehmen, ſie werde ſich einem jeden preisgeben; aber immer noch glaubte ſie nicht an ſeine Untreue. Er wurde nun gefährlich krank; ſie erfuhr es und wurde es auch; einmal ließ er ſich auf ihre bewegliche Bitte ans Fenſter bringen, wie ſie ihn ſah, fiel ſie in Ohnmacht. Er ſahe ſie nun nicht wieder. Als er geſund wurde, ging er hierher; den Tag vor ſeiner Abreiſe ſchrieb er ihr, den ſchändlichſten Brief (wie er ihn ſelbſt nennt), worin er in ſüßen Worten ihr ſagt, daß ihrer beiderſeitige Lage ihnen die Fortſetzung ihres Verhältniſſes doch nicht geſtattete, und daß er es daher als abgebrochen betrachte. Er hat ſeitdem nichts von ihr gehört; vor jeder Erkundigung hat er ſich geſcheut, weil er befürchten muß, das Entſetzliche zu erfahren. Furien verfolgen ihn, beſonders ſeit ſein thörichter Traum von Einfluß und Bedeutung im Staat verſchwunden iſt. Die dunkle Vorſtellung dieſer Schuld, und einer ähnlichen gegen eine verſtorbene Braut, greift in jede ſeiner Thätigkeiten lebenraubend ein, und eine bleiche Geſtalt, wie er ſich ausdrückt, begleitet ihn auf allen ſeinen Schritten. Er hofft nur noch auf einen Krieg. Wie er mir ſeine Geſchichte in den wahrſten und bewegteſten Worten mitgetheilt hatte, verglich er ſich mit William Lovell, und erzählte mir, wie er jenen Roman zum erſtenmal (lange ehe er Emilien gekannt) geleſen, habe er ſich auf das fürchterlichſte ergriffen, gefühlt, beſonders durch die Geſchichte von Roſaliens Liebe und Pietro's Ermordung; er habe den Gedanken davon lange nicht los werden können, und ſeine Träume wären immer davon erfüllt geweſen. **M. Marwitz.**

17.

Potsdam, Dienstag den 12. November 1811.
7 Uhr Abends.

Ich soll Sie immer wieder beruhigen wegen Ihrer volumes, schreiben Sie mir, liebe Rahel. So hören Sie denn, wie ich sie empfange. Ich lese sie drei- viermal hinter einander durch, manche Stellen noch viel öfter, lege sie dann weg, mit dem Gefühl eines Geizigen, der seinen Schatz wieder um ein paar tausend Thaler vermehrt sieht (das ist grade mein Fall; anders kann der Geizige seinen Schatz nicht fühlen, als ich in einer Rücksicht Ihre Briefe); und dann laufe ich eine oder mehrere Stunden im Zimmer umher, und lasse den Inhalt Ihrer Zeilen in mir nachklingen; antworten kann ich in dieser Stimmung nicht, denn ich bin zu agitirt, fühle zu sehr das Ganze, als daß ich an ein Einzelnes anknüpfen, und mich darüber aussprechen könnte. Und nun beruhige ich Sie nie mehr von neuem. So haben Ihre Briefe immer auf mich gewirkt, so werden sie immer auf mich wirken. Senden Sie mir daher nur ja immer diese volumes, liebe Freundin; es können tausend Umstände kommen, um derentwillen ich nicht sogleich antworte (Sie haben mir ja auch auf drei Briefe von Töplitz nicht geantwortet), äußere Hindernisse, gestörte Stimmungen, aber seien Sie ein- für allemal überzeugt, daß darum nicht minder jedes Ihrer Worte mir zum innersten Herzen dringt, und dort verjagt, was von Unmuth oder Stumpfheit sich festgesetzt haben mag. Wie soll ich Ihnen besonders für Ihre beiden letzten Briefe danken, für den unaussprechlichen Reichthum tiefer, innerer, und lebendiger äußerer Dinge, mit dem Sie mich überschüttet haben. Ich will Einiges beantworten. Ja, liebe Freundin, Sie haben ein egoistisches Herz, aber ein solches, welches das Edle, Hohe, Kräftige,

Wahre an sich ziehen und genießen will. Jeder Rechtliche hat einen solchen Egoismus, setzt sich als Mittelpunkt des Weltalls, aber wie wenigen Hochbegabten wurde, seit die Erde steht, die Fülle des Herzens, „die Gerechtigkeit der Seele", die Penetration des Geistes verliehen, um ihn so zu befriedigen wie Sie. Lassen Sie Rahels Herz zu Asche gesunken sein, das menschliche Herz schlägt weiter in Ihnen mit freieren, höheren Pulsen, abgewandt von allem Irdischen, und doch ihm ganz nahe; die scharfe Intelligenz denkt weiter und in größeren Kreisen; aus dem grünen frischen, lebendigen Thal hat Sie der Schicksalssturm hinaufgehoben auf Bergeshöh, wo der Blick unendlich ist; der Mensch ferne, aber Gott nahe.

Reinhardt mußten Sie so sehen; er ist ungelenk, er hat nicht die Versatilität thätiger Naturen, und es kann ihn eine bornirte Insichgezogenheit, Unbekannten gegenüber, beherrschen. Dann dominirt der untere Theil seines Gesichts, besonders die Nasenspitze. Ganz anders ist es, wenn seine Augen herrschen, und jene unangenehmen Züge um Mund und Nase ganz bezwingen; sie haben einen doppelten Ausdruck, einen sinnigen, still hörenden, offen und unbefangen aufnehmenden, und einen muntern, innere Behaglichkeit und lustige Theilnahme andeutenden. Diesen doppelten Ausdruck können Sie nicht wahrgenommen haben, und so kennen Sie sein inneres Wesen nicht, das eben in einer Unpersönlichkeit, in einer reinen unschuldigen Offenheit besteht, welche um so liebenswürdiger ist, da sie gar nicht auf einer schwachen Negativität, sondern auf einem eben so fest bestimmten, wie sanften und milden Karakter ruht. Weil ich wußte, daß er sie verstehen würde, hatte ich ihm, ehe er nach Berlin zurück ging, viele Ihrer Briefe vorgelesen. Sie begeisterten ihn durchaus, und er faßte sie ganz von der rechten Seite. Wie er zurückkam, fragte ich natürlich gleich, ob er Sie gesehn und wie? Er lobte Sie sehr, auf Tiefen sei das

Geſpräch nicht gekommen, aber nie habe er einen Menſchen geſehn, der mit der Energie und der Leichtigkeit von allem den Mittelpunkt ergriffe.

Schöne Worte über Harſcher: „Die gepeinigte, geiſtreiche, fromme, angekrankte Seele.“ (Abſcheuliche Pauſe hier.) Salomon war hier, er ſchrie im Regen auf dem Hof einigemal nach mir. Ich konnte es nicht über's Herz bringen und machte ihm auf. Jetzt iſt es halb 11. Ich erzählte ihm, um mich nicht ſtören zu laſſen, von Rom und Griechenland, und las ihm vor; er hörte es mit halber Theilnahme und anerkennend, war aber innerlich doch leer. Kennen Sie ſolche Leute, die bis auf einen gewiſſen Punkt verſtehen und ſich begeiſtern, da aber hört es plötzlich auf, man weiß gar nicht warum? Es ſcheint willkürlich, daß, da ſie nun ſo weit gekommen, ſie nicht noch weiter gehn, aber ſie können nicht. Es giebt viele der Art. Ueber Harſcher hätte ich Ihnen, wäre S. nicht gekommen, viel Gutes und vielleicht Erſchöpfendes geſagt. Nun iſt es vorbei. Für die Erzählung von Emilie, von dem Abend bei Bethmanns, tauſend Dank; ich ſah alles. Ich bin ganz fleißig geweſen die Zeit her. Friedrich Schlegel bringe ich Ihnen. Er iſt nur vorn erträglich, je weiter er gegen das Ende kommt, deſto alberner wird ſeine Befangenheit, deſto unredlicher ſeine Ignoranz, denn aus bloßem Vorurtheil weiß er manches gradezu nicht, hat inſtinktartig darüber weggeſehn (das iſt aber Gewiſſenloſigkeit). Die nüchternſten, (dummſten) ideenloſeſten öſterreichiſchen Kaiſer, (denn Oeſterreich iſt das Centrum der Welt, der politiſche Kern Europa's) ſind ihm beſonnene Weiſe, jeder mittelmäßige öſterreichiſche General ein Held, die elende Zeit, in der Oeſterreich proſperirte (die der Minderjährigkeit Ludwigs des Funfzehnten) die glänzendſte Epoche der neueren Geſchichte. Mit Smith bin ich fertig. Viele auf unſere Verfaſſung ſich beziehende Dinge habe ich geleſen. Auf Sansſouci war

an ihren Einfluß ſichtlich auf Lebensart und Induſtrie zu äußern. Da weniger Fleiſch verzehrt wird, vermöge der Faſttage, ſo ſteht das Schlachtvieh in niedrigeren Preiſen als vormals und wird deſſen weniger gezogen. Andrer Bedürfniſſe Preiſe ſteigen. Das Pfund Salz koſtete vor nicht lange 4 Sols, koſtet heute 6 Sols. Der Handel ſtockt; die Unterrichtsanſtalten werden verkümmert. In den Schulen begnügt man ſich nicht, den Tag mit Gebet anzufangen und zu ſchließen. Zu jeder Lektion wird ein Avé geplappert, Zeichenſtunde und Geſang ganz gewiß, aber auch die Tanzſtunden, glaube ich, beginnen mit einem Paternoſter oder Salvum fac regem. Den armen Kindern wird das Chriſtenthum höchlich verleidet. Wenn die Sachen ſo fortſchreiten, habe ich große Luſt, mir eine gelbe Kokarde in Rom zu beſtellen, denn es wird den Proteſtanten hier nicht beſſer ergehen, als dort den Juden. Wie man hört, hat dieſen Pabſt Leo XII. ein Flämmchen hölliſchen Feuers auf Hüten und Mützen verordnet. Und ſo was geſchieht in dem philoſophiſchen Jahrhundert, wo keine Regierung lebt, die nicht von einem Tage zum andern der dienſtfertigen Kaſſe der Herren von Rothſchild bedarf. Es wäre ein merkwürdiges Beiſpiel von mehr als chriſtlicher Duldung, wenn jüdiſche Wechſelhäuſer gutmüthig genug wären, der ſpaniſchen Inquiſition ein Anleihen vorzuſchießen.

In England gehen ſonderbare Bewegungen vor. Das Miniſterium kommt in Gefahr, mit der Nation, wo nicht mit der heiligen Allianz, zu zerfallen. Hier fängt man an über die engliſchen Vorgänge beſorgt zu werden.

Ich muß ſchließen. Die beſte Gansfeder iſt doch keine Zunge. Man wird des Schreibens eher müde als des Redens. Sprechen möchte ich Sie und hören. Wann wird mir wieder einmal dieſes zwiefache und da ich Ihrer gedan-

reißen. Gute Nacht, Liebe. Freitag ſehe ich Sie. Ich bin müde und herabgeſtimmt.

A. Marwitz.

Leſen Sie im Homer: Ilias B. 22 bis Hektor ſtirbt, oder halten Sie es bereit, wenn ich komme. Ich war verzückt. Mein Gott, haben Sie denn Goethe's Leben geleſen? Es iſt ja heraus!

19.

Donnerstag Abend 5 Uhr den 19. December 1811.

Ich komme eben mit ganz verklammten Fingern von einem abendlichen Spaziergang zurück, liebe Rahel, und will nun Ihren Brief beantworten. Aber ſehen Sie meine Buchſtaben; mit größter Mühe und Noth werden ſie grade und deutlich. Es iſt, wie alle dieſe Tage, unangenehmes Wetter draußen, bis geſtern Mittag regnete es immerwährend; da brach die Sonne einige Augenblicke durch das Gewölk hindurch, ſchwere dunkelblaue Wolken zogen in den wunderbarſten Schattirungen darauf am Horizont herum. Das dauerte von 12 bis 2 Uhr; ſeitdem iſt es wieder grau und trübe. Ich habe wie ein Maulwurf unterdeß in meiner Klauſe geſeſſen und immerfort gearbeitet; manche Tage habe ich keinen Menſchen geſehn, nicht einmal auf die Regierung bin ich gegangen. Ich ſtand um 8 Uhr auf, ſaß kontinuirlich bis 2 ja 3 Uhr bei meinem Aufſatz, aß dann ſchnell in der Stube, ſpazirte bis 4 Uhr in meiner großen Vorderſtube herum. Dann Licht, und Ariſtoteles Politik bis 8 Uhr; darauf Thee, Goethe, Müller und Jean Paul bis halb 11. Glauben Sie nicht Johannes Müller in dieſer Beſchreibung zu hören? Der ſtudirt in dieſer Art. Nur einmal war ich

im neuen Garten, geſtern mit Redtel auf der Glienicker Brücke, Freitag und geſtern Abend in Geſellſchaft. Mein großer Aufſatz iſt fertig; Ihrem Befehle gemäß habe ich die Homeriſche Stelle ausgeſtrichen; über Adam Smith bin ich auf dem ſechſten Bogen und werde wohl morgen fertig werden. Mit dieſer Arbeit bin ich zufriedner als mit der andern; die Hauptſachen ſind berührt und gründlich herumgemacht, auch iſt einiges gut geſchrieben. Ich bringe es Ihnen Dienstag oder Mittwoch mit nach Berlin. Aber wie müde bin ich von all dem Schreiben! Große Bücher zu machen wäre für mich entſetzlich. Je weiter man in den Gegenſtand eindringt, deſto klarer wird es einem, wie man von Anfang alles hätte beſſer ordnen, gründlicher, faßlicher und energiſcher darſtellen können, und dann hängt doch wieder alles ſo genau zuſammen, daß man nichts einſchieben, nichts herausreißen kann, ſondern alles umarbeiten müßte, wozu denn natürlich die Luſt fehlt. Wie bewundere ich Goethen. Ich habe viele ſeiner Aufſätze in den Propyläen zum zweitenmal geleſen. Es ſind die höchſten Muſter des Stils; jedes Wort iſt bedeutſam, organiſch von Geiſt und Bildung durchdrungen, die dargelegte Anſicht individuell nüancirend. Dieſe bis ins Kleinſte hineindringende Bildung hat in dem Grade keiner von allen großen Schriftſtellern, auch von den Griechen keiner, bis auf Thukydides, der ſie in einem ganz andern Sinne hat. Man muß bei dem auf jedes Wort aufmerken, weil jedes draſtiſch energiſch und von dem furchtbaren Grazien durchdrungen iſt, welche ihn begleiten; bei Goethen iſt jedes —

Abend 9 Uhr.

Bis jetzt war K. bei mir, der hier durch in Geſchäften reiſt. Ich habe ihn bedauert. Er war verlegen und innerlich ſehr gedrückt, ja voll Gram, dabei etwas verſtockt. Ich war anfangs kalt, und ſagte ihm ſehr entſchieden über die An-

gelegenheiten meine Meinung; nicht ein Wort konnte er erwidern, theils aus Verlegenheit, theils weil ich ihn überzeugte. Ich wurde nun gleich weich, wie Sie denken können, und verſprach ihm alles Mögliche. Das Geſpräch wurde nun allgemeiner, wendete ſich auf militäriſche und politiſche Angelegenheiten, meine hieſige Lage, die Situation der Regierung; ich las ihm meine Aufſätze vor, war im Ganzen angeregt und ſprach gut. Ich war ihm auf eine Weiſe überlegen, die mich wirklich jammerte, denn er blieb verlegen und unbedeutend; doch war es ſeine Schuld, denn ich war offen und gut gegen ihn, und er hatte gar keine Urſach zurück zu halten. Denken Sie ſich, wenn einem ſo etwas mit einem begegnet, den man ſonſt in manchen Beziehungen ſich untergeordnet hat! Wie quälend iſt da eine ſolche Ueberlegenheit. Und wenn ich nun dabei bedenke, worauf ſein ganzes Betragen eigentlich ruht, darauf nämlich, daß er zu Grunde geht unter Sorgen und einſeitigen kleinlichen Beſchäftigungen, und auch durch Unglück, daß alle ſeine guten und großen Eigenſchaften in eine allgemeine Verſteinerung übergehn, ſein ganzes Daſein immer ausſichtsloſer wird, ſo grämt mich das. In alles, was er ſagte, legte er dies Gefühl eigner Unbedeutendheit und Nichtigkeit hinein. Schrecklich! Den ganzen Winter will er wieder in ſeiner Einſamkeit zubringen. Ich kann Ihnen heute nichts mehr ſchreiben, liebe Rahel. Die Scene mit ihm, an die tauſend Erinnerungen ſich knüpfen, vibrirt zu ſtark in mir. — Morgen vielleicht noch einige Zeilen, Liebe. Ich war im beſten Zug, Ihnen über tauſend intereſſante Dinge zu ſchreiben, da er kam. Ich danke Ihnen für die Scene mit Harſcher; ich erkenne ihn ganz darin. Auch für Varnhagens Brief. Wie man bei ſolcher Herzens- und Geiſtesbewegung ſo ausführliche, glatte, mit ſo vielem Ueberflüſſigen beladene Perioden, und ſo bedächtig gefeilte, gradlinige Buchſtaben machen kann, begreife ich nicht. Es iſt

mir wahrhaftig ein Problem, deſſen Löſung mit Varnhagens beſten Gründen zuſammenhängt. Genesen Sie, Liebe, ſehen Sie mit munterm Aug' in die Welt hinein, ich ſchrieb Ihnen einmal vom Berg und vom Thal; es hat Sie ſehr bewegt, ich konnte Ihnen damals nicht antworten, aber wie Sie es nahmen, hatte ich es nicht gemeint. Der Berg gehört auch zur Erde; der friſche Lebensgenuß iſt auch auf ihm vergönnt, nur gedämpfter, milder, weniger perſönlich, und an die größten geiſtigen Anſchauungen geknüpft. Der ſoll, der wird Ihnen bleiben, Liebe. Sie ſchrieben mir früher einmal von dem Glück, das aus der Harmonie des innern Daſeins, der vollendeten Klarheit über ſich und die Welt hervorgeht, und nannten es das Höchſte, das eines beſtändigen Wachſens auch für Sie fähig. Wer hat größere Anſprüche darauf als Sie! Ich weiß es wohl, Sie brauchen lebendigen Reiz, perſönlichen Umgang, aber jenes andre Glück faſſen Sie doch auch. Können Sie es ſich nicht näher bringen? Seien Sie nicht ſo betrübt, Liebe. Adieu. Sonntag Abend oder Montag früh ſehe ich Sie.

A. Marwitz.

20.

Mittwoch am Neujahrstag 1812. Abends 5 Uhr.

Nicht in der beſten Stimmung ergreife ich die Feder, um Ihnen, liebe Rahel, zu antworten. Ich bin müde und ſtumpf vom vielen Arbeiten, das Auge und der Sinn „ſuchet lebendigen Reiz" und findet ihn nicht. Denken Sie! ſeit ich Berlin verließ, bin ich bis geſtern früh, wenige Abendſtunden ausgenommen, ununterbrochen zu Hauſe geweſen, und mußte es ſein, wegen des ſchmählichen Wetters und fehlender Geſellſchaft. Nebel nämlich iſt in Berlin, Sole-

men, der mich eben wieder durch gränzenlose Stumpfheit gequält hat, kein rechter Umgang für mich, weil er alles nur halb fühlt und faßt, wenig weiß, und dabei nicht unschuldig und freundlich ist, nicht rein aufnimmt, sondern meist auf eine unreine Art gegen fremde Ueberlegenheit ankämpft; überhaupt ist er mehr auf einen persönlichen und darum selbst gemeinen Krieg gegen das Gemeine gestellt, als auf ein Ergreifen und Würdigen des Hohen und Rechten, ohne welches jener Streit doch roh und leer bleibt. Ich sehe ihn daher selten. Zur B. gehe ich nicht, weil ich mit ihrem Mann in einem unsichtbaren Krieg verwickelt bin (wir fühlen nämlich beide den furchtbaren und nie zu versöhnenden Gegensatz unsrer Naturen, und er haßt mich deshalb), sie aber hat mich nicht so eingeladen und behandelt mich überhaupt nicht so, daß ich dessenungeachtet ohne große Unbequemlichkeit kommen könnte. Außerdem nun ist kein Mensch hier, mit dem ich etwas haben könnte, und wäre Berlin nicht so naß, so müßte ich verzweifeln. Denn hören Sie einmal. Donnerstag Abend kam ich von Berlin. Freitag war ich den ganzen Tag zu Hause (ich esse nämlich auch zu Hause); am Morgen las und schrieb ich an einer juristischen Arbeit, die ich zum Examen machen muß, von halb 9 bis 3 Uhr. Dann gegessen, und bis 5 in meiner großen Stube umher gegangen, am Ofen gestanden, und den Gedanken freien Lauf gelassen. Gegen 5 Licht. Ich las und excerpirte Niebuhrs römische Geschichte bis 11 Uhr. Sonnabend früh bis 2 wieder juristische Arbeit; darauf ging ich zu Salomon, las dem ein Memoire meines Bruders über den preußischen Krieg vor, welches ich Ihnen bei Gelegenheit schicke oder bringe; um 4 Uhr kam ich zurück, aß, erhielt Ihren Brief, war sehr abgespannt und dabei etwas unwohl, hatte zu hastig gegessen, freute mich daher nicht besonders daran. Salomon hatte mich sehr gebeten, am Abend zu ihm zu kommen, ich konnte es ihm nicht ab-

ſchlagen, war indeß lange bei mir unſchlüſſig, ob ich Wort halten ſolle, denn eigentlich wollte ich Niebuhr leſen; jedoch, da ich ihm ſpäter einen Abend hätte widmen müſſen, und ich einmal aus der rechten Ruhe heraus war, ſo ging ich. Er mußte mir im Simpliciſſimus, den ich mitgenommen, vorleſen; ich ließ mich ganz geben, hörte auf das gelaſſenſte zu, und kam ſo wieder zu einer ganz kräftigen Stimmung, in der ich zu den Gedichten des Malers Müller griff, die er auf mein Anrathen gekauft hat, und ihm daraus vorlas. Sie ſind ſtark und naiv, ſetzen aber die rohe Naturkraft überall als das Höchſte, und ſind daher dürftig, wo ſie in ein vielſeitig gebildetes Leben hineingreifen (mit ihr ſchwerer Fauſt); ſeine idylliſchen Darſtellungen dagegen ſind göttlich, unvergleichlich; alles Lichtliche und Schmerzliche und Starke der Liebe, das Edle der Leidenſchaften, und von der andern Seite die Gemeinheit und ſchmächtliche Verworfenheit, die ſich in unſerm Leben für Recht und Tugend und Ehre ausgiebt, — dies alles kennt und ſchildert er, wie kaum einer. Leſen Sie ihn ja. Genelli grüßt ihn mit Furcht. Weiter in der Kronik. Ich blieb bis 12 Uhr bei Schimmer. Den andern ganzen Tag las ich an Niebuhr (denn es geht mit dem unendlich ſchwer und langſam); ich ging gegen am Nachmittag zu Reichel, indeß der war gerade nach Berlin gereiſt, und nun war es ſchon zu ſpät und widerwärtig kalt, ſo daß ich nicht ſpazieren gehen mochte. Ich daher wieder nach Hauſe, und den Abend gebärzt (nach Harſchers Ausdruck, für: gearbeitet). Montag ſchrieb ich wieder von halb 9 bis 3 Uhr an der juriſtiſchen Arbeit, dann aß ich, ging dann zu einem Herrn von Röder (Wilhelm) *), Kapitain bei der Garde, einem Mann, der den Verſtand und die Bildung hat, die in unſerer Zeit ſo ſehr ganz und

*) Fiel 1813 in der Schlacht bei Kulm, als Major im Generalſtabe.

gäbe sind, und mit dem ich allerlei reden kann, weil ich in vielen Verhältnissen mit und zu ihm gestanden habe. Eigentlich wollte ich nicht zu ihm, sondern nach Sanssouci spazieren, aber es schneete zu arg, und so wandte ich um. Ich blieb bei ihm bis 5, wo er zu Prinz Karl von Mecklenburg mußte, um dort Komödie zu spielen. Nach Hause, und wieder Nickuhr. Ich kam am Ende in eine Begeisterung für die Römer hinein, wie ich sie oft hatte, und las in der Schlegels Elegie Roma mit großer Lust laut. Es war 12 geworden. Der andre Morgen verging wieder in Arbeiten. Abends war ich auf einem großen Ball im Saal des Komödienhauses. Als ich gegen halb 8 hinkam, war der König mit dem ganzen Hof schon da; unendliche Officiere tanzten und standen gedrängt, einige Civilisten, meist ruppig, dazwischen. Ich sprach mit sehr vielen, und zerstreute mich an dem Anblick der vielen bunten Gestalten, unter denen auch einige hübsche Frauen waren, aber keine interessante, keine reizende. Ich erstaunte von neuem über die unglaubliche durchgängige Rohheit der meisten jungen Männer; ich bin nun ganz über sie hinaus, und behandle sie mit der bequemsten Rücksichtslosigkeit. Wie selten ist nur ein Anklang des ächten Wesens, nur eine Spur reeder oder gebildeter Kraft, nur ein schmerzliches Andenken der Vergangenheit, ein ernster Blick in die Gegenwart und Zukunft. Cercisiße und Quadrille sind die Blüthen ihres Daseins, der Mittelpunkt ihrer Gedanken, der einzig ungeheuchelte Ernst, dessen sie fähig sind. Einen, der mich ignoriren wollte, zwang ich durch die bestimmteste Grobheit, freundlich gegen mich zu sein, zu grüßen ꝛc. Die einzig richtige Manier. So wie man das Lumpenpack, dem Verdienste nach, en canaille behandelt, fängt es an mit dem Schweif zu wedeln. Ihr Betragen gegen J. v. d. N. bleibt das ewige Muster. Ich blieb bis 4 Uhr auf dem Ball, stand heute spät auf, und las Niebuhr bis 3; noch

Alsch kam Salomon und beſperirte mich, ich machte, daß er ging, und wäre nun vor Abſpannung und Leerheit in Verzweiflung, wenn ich Ihnen, liebe Freundin, nicht ſchriebe. Geſellſchaft nämlich wäre mir heute noch Bedürfniß, und es giebt keine, ich muß zu Hauſe bleiben, auf daß Sie morgen früh wieder abgeſpannt zu ſein. — Ueber den höchſt merkwürdigen Niebuhr könnte ich Ihnen in anderer Stimmung vieles ſchreiben; jetzt nichts, und nicht ſowohl weil er mir nicht gegenwärtig iſt, als weil ich keine Luſt habe.

A. Varnhag.

21.

Mittwoch früh den 8. Januar 1812.

Geſtern Nacht um 11 kam ich hier an und ſchlief heute früh zu lange. Die Fahrt war nicht ganz ſo langweilig noch ſo kalt, wie ich zu Anfang befürchtete. Ich dachte viel an Gentz, an „fragen Sie die Kleine, ſagen Sie Rahel" und „ſagen Sie Rahel, ſagen Sie iſt es wahr" auch an Prinz Ludwig, an ſeinen edlen Tod, und wie er ſich bei einem ſchmählichen Ereigniß den Kopf würde eingerannt haben. Sie müſſen an Varnhagen ſogleich ſchreiben, daß er ſich die Geſchichte des Todes von Roſtitz erzählen laſſe und aufſchreibe. Ich thäte es ſelbſt, aber ich kann ihm eigentlich kein freundliches Wort mehr ſagen, ſeit ich ſein Betragen in Töplitz weiß; ſeitdem iſt es aus mit uns, ich werde dies und jenes noch an ihm billigen und loben können, aber ich werde ihm nicht mehr gut ſein, wie ich es ſonſt zu Zeiten war. Darum geht es nicht, daß ich ihm ſchreibe. Bedenken Sie, daß jenes Edelſte von den äußern Ereigniſſen unſrer Zeit der Geſchichte erhalten werden

muß. — Heute Morgen fiel mir ein, daß Boſſuet eine gewiſſe Aehnlichkeit mit dem Major von Möllendorf hat, die nämlich, daß ihm die Religion auf eine konfuſe Weiſe imponirt — ein Grundgefühl, welches er durch eine Menge von Lügen, Falſchheiten und Affektationen widrig verhüllt und vergemeinert hat, aber welches doch da iſt. Er iſt ohne alle Klarheit und ohne alle Tiefe in ſeiner Anſchauung des Göttlichen, aber *l'élevé*, und *jamais le lugubre* deſſelben rührt und erſchreckt ihn gerade ſo, wie jenen die Orgel. Adieu, liebe Rahel, ich weiß Ihnen in dieſem Augenblick nichts weiter zu ſchreiben, auch darum nicht, weil ich die ſchlechteſte Feder habe, die mich in meinen Gedanken, nach der uns bekannten Art hemmt. Schreiben Sie ja an Gentzen. Scheiten und ängſtigen Sie ihn ſo, daß er gleich antworten muß.

A. Marwitz.

22.

Montag, den 19. Januar 1812 früh 10 Uhr.

Wie ſoll ich Ihnen danken, liebe Rahel, für Ihren lieben Brief, den ich in dieſem Augenblick erhalte, und wie mich entſchuldigen? Aber ich konnte Ihnen nicht ſchreiben. Ich kam ſpät in der Nacht nach 12 hier an, fand alles gräulich kalt, konnte daher nicht einſchlafen, ſtand am andern Morgen ſpät auf, mußte auf die Regierung, ließ mich zwingen (denn Sie wiſſen doch, daß ich darin bin, wie Sie), mit dem kleinen Gerlach ſpazieren zu gehn, zu reden und zu ſtreiten, während ich Ihnen in den letzten einſamen Momenten hätte ſchreiben ſollen. Wie ich zu Hauſe kam, war Sch. da, der nun den ganzen Tag neben mir ſitzt, und das Klima ſeines Weſens über mich verbreitet hat,

welchem ich mich erſt jetzt entziehen kann, wo Ihre Liebe, mir an die Seele dringenden Worte hindurchreißen, wie plötzliche Heitere von oben. Ich habe mich übrigens recht wohl befunden in dieſem Klima. Sch. war durchaus milde, theilnehmend, eingehend, komiſch, unperſönlich und hin und her ſehr edel geſtimmt; ſein Gemüth hat einen ſehr liebenswürdigen Grund, der aber in fremder Geſellſchaft ſchwer hindurch ſcheint durch eine Decke von körperlicher und geiſtiger Ungewandtheit. Er iſt nicht vielſeitig und großartig gebildet (wodurch man allein die Ecken natürlicher Häßlichkeit) dies im weiteſten Sinne, ausgedehnt auf Haltung, Bewegung ꝛc. abſchleift; aber er hat ein weiches Herz, einen kräftigen Sinn und iſt tapfer. Von allen deutſchen Dichtern kann er nur noch Goethe leſen (Tieck nicht mehr). Er bringt Ihnen dieſen Brief und wünſcht Fouqué zu ſehn (aus andern Gründen); ich habe ihn auf den vorbereitet und ihm geſagt, daß er ihn von der ritterlichen, und ſoldatiſchen Seite angreifen muß. Können Sie ſie beide zuſammenbringen, ſo iſt es mir lieb, und für die Geſellſchaft wird nichts Ungeſchicktes und Verlegenes daraus entſtehn. Ich habe mich übrigens mit Sch. nicht ſo geſprochen, wie mit Reinhardt; am Morgen und Abend arbeitete ich doch wenigſtens ſechs Stunden, war alſo ſelten ermattet, wenn die Geſpräche wieder anfingen. Dieſe waren mannigfach, da wir ſo ſehr viel mit einander gelebt haben (von früheſter Zeit an) und es alſo weder an Erinnerungen fehlte, noch, bei der ſpekulativen Tendenz, die er ungebildet, bei der Begeiſterung für das Rechtſittliche und Edelſtarke und Poetiſchheroiſche, die er rein in ſich trägt, — an Unterſuchungen und Erzählungen aus der großen Hiſtorie von meiner Seite. Wie Wenige haben für das letzte Sinn! Nun ſaßen wir aber den ganzen Tag (auch wenn wir arbeiteten) in derſelben Stube, ich am Schreibtiſch, er hinter mir, liegend, auf dem Sopha; da konnte ich Ihnen nicht ſchreiben; ich

kenvollen Frau Gemahlin nicht entbehren kann, vierfache Glück zu Theil?

Beide verehrend mit Geiſt und Herz, und Ihre Leben ſegnend, bin ich

Ihr innigſt ergebener

Oelsner.

Mehée lebt hier mit einer Berliner Jüdin, wer mag ſie ſein?

Die Herren von Saur und St. Genies haben Ihnen geſchrieben. Sie wünſchen und hoffen Antwort.

Ich vereinige meine Bitte mit der ihrigen.

Ganz der Ihrige.

32.

Varnhagen an Oelsner.

Berlin, den 6. Dezember 1823.

Wir haben ſchon wieder einen Kourier verſäumt, deſſen Abreiſe uns erſt durch die Zeitungen kund geworden! Die Gefälligkeit derjenigen, welche von ſolchen Förderungen bei Zeiten benachrichtigen könnten, erprobt ſich ſchlecht, und ich ſtehe dieſen Perſonen ſo fern, daß ich nicht einmal weiß, wer ſie eigentlich ſind. Nun ſchreib' ich heute in der geringen Hoffnung, daß dennoch wieder ein Kourier gehen könnte, dieſes ſchon halbverloren gegebene Blatt, damit, im glücklichen Falle, unſere Grüße und herzlichen Verſicherungen Ihnen nicht fehlen mögen! Zürnen Sie mir nicht, mein innigſtverehrter Freund, wenn meine Feder träg und ſaumſelig erſcheint; dieſe Läſſigkeit verſchulden hundert Dinge,

war zu befangen, auch gab es zu viele Störungen u. ſ. w. Verzeihung, Liebe. Wenn ich meine Einſamkeit wieder habe, will ich alles wieder gut machen durch die weitläufigſten Briefe. Alles in Ihrem Briefe iſt mir lieb. Mein Herz dankt Ihnen für den Anfang; was ſie mir über Fouqué, Struhr, die Schleiermachers und Iffland ſchreiben, intereſſirte, erregte und ergötzte mich. Nur Ihre Briefe können einem das Leben unmittelbar in ſeinen Maſſen und zugleich in allen ſeinen kleinen bedeutenden Beziehungen vor die Seele bringen. Ihre wachſende Vornehmheit hat meine größte Approbation. Adieu, liebſte Freundin. Ich muß jetzt auf die Regierung. Spätſtens Sonnabend ſehe ich Sie, doch ſchreibe ich wohl vorher.

A. Marwitz.

23.

Potsdam, Montag den 3. Februar 1812.

Ihrem Zettel, liebe Rahel, habe ich heute früh erhalten. Ich werde an Williſen ſchreiben und den Brief hier einlegen. Ihr Bruder wird wohl die Gefälligkeit haben, ihn mit einer Anweiſung, welche ich Sie bitte ihm zu geben, an ein Bankierhaus in Wien zu ſchicken. Dort müſſen ſie den Brief mit der Anweiſung an Williſen beſorgen, der auf der Zeichnungskanzlei zu erfragen iſt. Ich glaube zwar nicht, daß er gefährlich krank iſt, da er mir vom kalten Fieber ſchrieb, indeß thue ich es auf allen Fall. Ich ſelbſt bin nicht ganz wohl, d. h. nicht ganz friſch. Der Kopf iſt mir ein wenig eingenommen und ich fühle eine gewiſſe Seelenmüdigkeit. Ich habe viel gearbeitet, beſonders viel geleſen, an den Vormittagen das ganze Pack Hardenberg'ſcher Geſetze, am Nachmittag und Abend Ariſtoteles; an einem

müden Tage, als Münster von hier wegging, Duclos größtentheils; er gehört zu den durchaus subordinirten Geistern, alles Karakteristische hat er von Saint-Simon; dabei weiß er nicht, daß er, der nichts selbst gesehen und erlebt hat, nicht Memoiren, sondern Geschichte schreiben muß. Die Zeit, die er schildert, ist traurig, überall die größte Erschöpfung, bigotte Superstition und ruchlose Liederlichkeit mit kontrastirend; Alberoni ist der stärkste Kopf, er leistete nichts, weil ihm eine edle und herzhafte Persönlichkeit fehlte. Er war fein, brutal, und umfassend, aber zugleich niederträchtig, daher imponirte und begeisterte er nicht, wurde auch noch mehr gehaßt und verachtet als gefürchtet. Karakteristisch für ihn ist, daß ihn der gichtische Marquis im Zimmer der Königin vom Stuhl aus prügeln konnte. Wem so etwas geschehen kann, der richtet nichts Großes aus. Den Regent karakterisirt die Geschichte, daß, als die spanische Verschwörung entdeckt war, Dubois ihm am Abend die entscheidenden Papiere nicht mehr vorlegen konnte, weil seine Orgien anfangen sollten. Wäre das bei P. L. möglich gewesen? Ich glaube wohl, wenn er in einer so weiten, ruhigmatten Zeit aufgetreten wäre, wie die des Regent war. Doch hatte L. mehr Gemüth; die Talente des Regent drangen alle nur bis dicht ans Herz; sonst eine gräßliche Aehnlichkeit. Die nämliche Unfähigkeit zu einer ernsten, strengen geordneten Thätigkeit; die nämliche innere Zerstörung durch ein unglückliches Verhältniß zu der herrschenden Linie und durch die daraus entsprungne übermäßige Liederlichkeit, in der alle Seelenkraft mehr und mehr unterging, die nämliche Schwäche gegen schlechte Umgebungen, der nämliche Muth, dieselben gefälligen Gaben. Sie sahen es mit Schrecken, und sagten es mir, wie sehr das auf L. paßt.

Ich las noch kleine lateinische und deutsche Schriften von Fr. Aug. Wolf, die lateinischen größtentheils kleine Vorreden zu den Lektionskatalogen der Universität Halle, vortreffliche

geschrieben, mit den geistreichsten Wendungen, und alles auf eine gediegene und großartige Ansicht des Lebens zurückführend. Vorn ist eine Gedächtnißrede auf Friedrich den Zweiten, bei dessen Todtenfeier in Halle für die Universität geschrieben, vortrefflich mit tiefster Veneration. Die deutschen Aufsätze bringe ich Ihnen mit. Viele seiner Schwächen und Schlechtigkeiten kommen darin hervor. Auch von Marheineke (Professor in Berlin, der jetzt vielen Ruf hat unter den Theologen) las ich über Orthodoxie und Heterodoxie in den ersten Jahrhunderten der christlichen Kirche, fleißig, aber aus ziemlich nüchternem Gemüth. Nun noch die Chronik, liebe Rahel, Mittwoch Abend um 8 nach schneller Fahrt hier angekommen. Ich ging mit Münstern aufs Casino, war gräßlich müde, amüsirte mich aber doch an allerlei Lustbarkeiten, die vorfielen. Bis Donnerstag Nachmittag blieb Münster, ich mußte mit ihm gehn und reden; am Abend las ich Duclos. Ich war sehr müde, konnte nach 9 nichts mehr verstehen und gegen halb 10 die Augen nicht mehr aufhalten. Ich schlief lange; Freitag früh nahm ich die Gesetze vor (lose Waare, ein Gewebe von moderneleganter Dummheit, Unwissenheit, Lügenhaftigkeit und Schwäche; was Albernheit und was Gesinnungslosigkeit ist, kann man nicht unterscheiden). Gegen Mittag ging ich auf die Regierung. Salemon wollte bei mir essen, ich schlug es ihm ab. Nachmittag war der kleine Gerlach ein paar Stunden bei mir. Abend war Pickenik der Offiziere, ich da; Wiederholung der alten Bemerkungen; allgemeine Nichtigkeit, Frivolität, die halb aus innerer despondency hervorgeht; bei Tisch saßen sie in großen Haufen beisammen, sprachen aber nicht ein Wort, — ein gräßlicher Beweis, wie sehr aller esprit de corps unter ihnen untergegangen ist; ich habe Ihnen wohl erzählt, wie in Oesterreich über die beschränktesten Gegenstände ewig gesprochen wurde, weil Interesse für einander und für diese Gegenstände da war. Ich

ſprach mit der B. und einer andern hübſchen Frau; ſie ennuyirten mich. Sonnabend war ich bis auf die Klavierſtunde den ganzen Tag zu Hauſe, und ſaß feſt bei den Geſetzen, Ariſtoteles und Marheineke. Der kleine Gerlach war Nachmittags einige Stunden bei mir; wir redeten lebhaft; er ſtritt gegen die Philoſophie, als eigne und von der Poeſie streng geſchiedene Wiſſenſchaft, und gegen die Würde des Denkens, raſch und gewandt. Auch geſtern und heute war ich den ganzen Tag zu Hauſe. Ich werde ſummariſch, liebe Rahel, weil ich nach dreitägigem Einſitzen heute ausgehn will, und es iſt ſchon ſpät, 8 Uhr vorbei; ſonſt ſollten Sie noch einiges über Ihren Zettel hören. Alſo Adieu, Liebe.

A. Marwitz.

Ich habe Williſen geſchrieben, daß er die Anweiſung durch den Ueberbringer des Briefs erhalten wird.

24.

Mittwoch Abend 8 Uhr, den 5. Februar 1812.

Ich will Ihnen einige Zeilen über Ducloſ ſchreiben, den ich eben geendigt habe. Ich beurtheilte ihn in meinem vorigen Briefe falſch, denn er hat bei aller ſeiner Ungeſchicktheit doch etwas, was ihn vor allen Franzoſen auszeichnet, nämlich einen Froſt des Karakters, eine Wahrhaftigkeit, einen gewiſſen trüben Tiefſinn über Menſchen und menſchliches Handeln, Einſicht in den ſittlichen Verfall, und die daher entſtehende Schwäche ſeiner Regierung, Schmerz darüber, der ſich mit Ekel und Widerwillen gemiſcht hat — wodurch er an Tacitus erinnert; ja jene Ungeſchicktheit ſelbſt, von dieſen höhern Eigenſchaften getragen, iſt eigenthümlich

und unfranzöſiſch an ihm. Der letzte Theil ſeiner Memoiren war mir höchſt merkwürdig, weil mir die Nothwendigkeit der Revolution daraus beſonders einleuchtete. Der franzöſiſche Adel und alles, was den Hof und die Regierung bildete, war zu verderbt. Welche ſchreckliche Depravation deſſelben brach unter dem Regent hervor, und mit welcher entarteten Schwäche, welcher albernen Unfähigkeit endete dieſe unter Ludwig dem Funfzehnten. Unter dem Regenten ſind die Vornehmen mehr niederträchtig und ruchlos, unter Ludwig mehr sots. Nunmehr hat das Verderben der höhern Klaſſen auch die untern ergriffen, bei denen ſich unter den Königen noch eine gewiſſe Friſche, eine lebensluſtige Gutmüthigkeit, eine herzliche, ja hin und her religiöſe Redlichkeit und Höflichkeit, und dabei jene praktiſche Energie erhalten hatte, durch die ſie fähig waren, die Revolution zu machen. Nach allem aber, was man ſieht und hört, geht das jezt über in Korruption und Brutalität. Auch Duclos's Stil iſt hin und her dem des Tacitus ähnlich. Ich habe einige Stellen der Art gezeichnet; ſie ſchildern mit kräftigen und energiſchen Zügen; doch tritt die Stimmung und die Art, die bei dem Römer permanent iſt, bei dem Franzoſen nur zuweilen hervor, und unterbricht die übrigens ſchwächliche Darſtellung.

Montag Abend 6 Uhr.

Seit Freitag habe ich alle Tage ſicher auf einen Brief von Ihnen gerechnet, liebe Rahel. Warum ſchreiben Sie mir nicht? Sind Sie krank? Ich fürchte es, denn auf Ihren Zettel, den ich grade heute vor acht Tagen erhielt, müßte längſt ein Brief gefolgt ſein, wenn alles in der gehörigen Ordnung wäre! Ich hätte Ihnen vieles zu ſagen, denn ich habe in dieſen letzten 8 Tagen ziemlich viel gethan, aber da ich gar nicht weiß, wie es Ihnen geht, ſo kann ich mit keiner Sicherheit zu Ihnen reden. Geben Sie mir je-

gleich ein Zeichen Ihres Lebens. Ich komme Freitag nach Berlin, muß aber früher von Ihnen wiſſen. Gewiß iſt etwas vorgegangen, denn ſonſt hätten Sie mir wenigſtens ein paar Zeilen über die Beſorgung der Kommiſſion an Willisen geſchrieben, Sie bei Ihrer Pünktlichkeit. Ich bin ganz beſorgt. Adieu!

A. Marwitz.

Sie begreifen, warum ich Ihnen nicht mehr ſchreibe. Ich kann Sie mir nicht in dem alten gewöhnlichen Zuſtand denken, und wo fände ich Worte für den neuen, den ich nicht kenne. Auch müſſen dieſe Zeilen noch heute auf die Poſt.

23.

Potsdam, den 24. Februar 1812.

Ich nehme ein altes, an Sie gerichtetes Blatt, liebe Freundin, um darauf an Sie zu ſchreiben. Ein etwas matter Brief wird es werden, denn ich bin es körperlich; der Kopf ein wenig angegriffen, ein kleiner Halsſchmerz, der indeß nachläßt. Ich habe wenig gute Stunden gehabt, ſeit ich Sie zuletzt in der Nachbarſchaft des dicken Viehs verließ; ich war oft unwohl, dabei faul wegen großer innerer Zerſtreuung, wenig Stille war in meiner Seele und wenig Kraft, keine Richtung nach dem Einen, Höchſten. Es ſtörte mich einen Tag, daß ich examinirt werden ſollte und wurde, denn zu meiner Schande muß ich Ihnen nur geſtehen, daß mich dergleichen Dinge ſogar agitiren, und ich erſt ruhig werde, wenn ich drin bin. Die meiſten Fragen waren ſinnlos, und, was ſchlimmer iſt, ganz ohne Zuſammenhang; ſie trieben mich immer von dem Gegenſtand weg, den ich

eben klar hatte, und der mich interessirte, auf einen andern hin, welcher mit jenem in gar keiner Verbindung stand. Ich antwortete daher oft verquer, die Leute aber entgegneten mir nichts, theils weil sie überhaupt verschüchtert waren durch meine Probearbeiten (die hier unendlichen Rumor erregt haben) und durch meine ganze Stellung zu ihnen, den Leuten, theils weil sie mich nicht verstanden, und sich zu blamiren fürchteten, wenn sie fragten. Der ziemlich moderne Jurist fing sein Examen mit der Frage an: welches ist das Verhältniß des Göttlichen zum Staat? Ich meinte, er ziele hiermit auf die Antwort, daß der Staat nicht ohne eine Begeisterung für das Ueberirdische zu denken sei, und gab ihm diese (mit welchem Widerwillen, welcher Scham an dem Ort, und nachdem ich unmittelbar vorher von der Girobank hatte reden müssen!). Er aber hatte auf die Glaubens- und Gewissensfreiheit gezielt!! So waren denn die meisten Fragen; man konnte tausend Antworten darauf geben. Genug von der ekelhaften Pasquinade. Daß ich durchgekommen, versteht sich.

Ich muß es Ihnen wiederholen, liebe Freundin, ich habe übrigens genußlos und gemein gelebt, ohne eine Seelenerhebung, ohne irgend eine kräftige Uebung des Talents. Ein paar gute Stunden habe ich mit dem kleinen Leopold Gerlach gehabt; er ist voll Geist und Lebenskraft, unbefangen, fühlt und denkt immer neu, nur mir freilich ein wenig zu neu, denn es gränzt an das Defultorische. Ich werde ihn zu Ihnen führen, wenn Sie gesund sind.

Ich habe den ersten Theil von Mirabeau's *histoire secrete de la cour de Berlin* gelesen. Von Friedrich dem Zweiten sagt er, zwei Drittel von Berlin beeiferten sich nach seinem Tode, ihn für einen gewöhnlichen, ja untergeordneten Menschen zu erklären: „Oh! si ses grands yeux, qui au gré de son ame héroique portaient la séduction ou la terreur, se couvraient un instant, auraient-ils *le courage de*

mourir de honte, ces adulateurs imbécilles!“ Von dem neuen Eide, den die Soldaten nach ſeinem Tode leiſteten: „Ces groupes de soldats, qui pendant toute la matinée, inondaient les rues, *cette précipitation du serment légionnaire*“ hätten angedeutet, daß der Herrſchende viel mehr König einer Armee als eines Volks ſei. Sie ſehen ein, daß ich dieſe Stelle nur anführe wegen der ſchönkomponirten unterſtrichenen Worte. Herrliche Karakteriſtiken des Prinzen Heinrich, des verſtorbenen Königs, des Herzogs von Braunſchweig; nur ſchlägt er den letzten, wie überhaupt die militairiſchen Fähigkeiten der preußiſchen Generale und die Kraft des preußiſchen Heeres zu hoch an; deſto penetrirender durchſchaut er die übrige Schwäche, den Geiſt des Ganzen, den gänzlichen Mangel an ausgezeichneten Menſchen, den matten Gehorſam des Volks. Es ſei fröhlich geweſen bei der Huldigung, ſagt er, nur freilich glichen ſeine höchſten Emotionen kaum den erſten leiſeſten Bewegungen eines andern. Ein verachtender Zug geht durch das Ganze hindurch; die Einſicht in unſre Ungeſchicktheit, unſre geiſtige Armuth, unſre Ruppigkeit. Einige Zeichen der Zeit trägt er an ſich, ſo die ſchon erwähnte Verehrung der preußiſchen Taktik, dann den Glauben an die alte Politik und die Wirkſamkeit ihrer Kunſtgriffe, die Allianzen, Koalitionen ꝛc.

Dienstag Vormittag 10 Uhr.

Ich mußte geſtern aufhören, und will jetzt nur noch einige Zeilen hinzufügen, zwiſchen dem Ariſtoteles, den ich eben verlaſſe, und den Akten, die ich vornehmen muß. Das Blut ſteigt mir ein wenig nach dem Kopfe, doch bezwinge ich es, und nöthige mich zur Klarheit und Denkkraft. Geſtern Abend las ich eine kleine Schrift des Tacitus, die Lebensbeſchreibung ſeines Schwiegervaters, des Julius Agricola, ſehr ſchön mit durchgängiger Wortbedeutſamkeit, überhaupt mit der ſinnigſten Behandlung der Sprache geſchrieben,

bei dürftigem Stoff. Die Mémoires de Richelieu von Soulavie ſind ſehr ſchlecht, gar nichts Neues darin, ſie ſind verſchieden, wie ich erſt aus der Vorrede ſah, von der Vie privée, die wahrſcheinlich alles Merkwürdige enthält. Adieu, Liebe. Ich ahnde, daß Sie beſſer ſind; darum fragte ich gar nicht. Ich komme Freitag.

A. Marwitz.

26.

Potsdam, den 7. April 1812. Mittwoch um halb 7 Uhr Abends, bei augenblicklich hellem Wetter; der Himmel iſt blau und kalt, Schneewolken ziehn drüber hin.

Les ennuis me consument, ma chère amie. Ich lebe zu ſchlecht, zu einſam, zu mechaniſch, ohne irgend eine Beziehung, ohne Ausſicht, und gegen den matten Tod, der rings auf mich eindringt, hält ſich die innere Kraft kaum aufrecht, der ernſte beſonnene gebietende Wille läßt nach, die friſche Thätigkeit erblaßt. O! — Stille, mein Herz! Ja, ſo iſt es, liebe Rahel. Ein Tag nach dem andern vergeht, und keiner bringt mir was Liebes, was Glückliches. Sogar die Frühlingslüfte bleiben aus, die Sonne ſcheint winterlich, und auf der Terraſſe von Sansſouci iſt es rauh und unangenehm. Im Herbſte iſt das ganz anders; das ſcheidende Jahr erregt wehmüthige und ernſte Gefühle; die langen Abende treiben einen mehr und mehr hinein in das Innere, der gewaltige nützliche Fleiß beginnt da; aber dieſe Zeit, mit den frühen Morgen, den ſpäten Abenden, der hohen Sonne und dabei allen Widerwärtigkeiten der rauhen Jahreszeit, ſtumpft ab. Die Morgen gehen noch ziemlich hin; ich arbeite in Regierungsgeſchäften und übe mich da noch immer; aber an den Nachmittagen quält mich Lange-

weile und Unerregtheit. Der einzige Menſch, den ich ſehe, und viel ſehe, iſt der kleine G. Er hat viele gute und vortreffliche Eigenſchaften, die ich anerkenne und liebe, aber er paßt nicht recht für mich, und ganz nahe werden wir uns wohl nie kommen. „Seine Augen geben mir keine Sicherheit" muß ich von ihm ſagen, wie Sie mir einmal von Heinrich Kleiſt. Er iſt mehr munter, friſch, geiſtreich und unruhig, als tiefſinnig oder ſtätig; ſein Leben glänzt in lauter hellen Farben, der Ernſt und die Regel fehlen. Daher quält er mich, auch äußerlich, denn er arbeitet wenig, am Nachmittag nie, und da ihn die übrigen Zirkel ennuyiren, ſo will er in dieſen ſeinen Freiſtunden immer um mich ſein, welches mir läſtig wird, wie Sie denken können, und um ſo mehr, da er oft abgeſtumpft iſt und dann grade hierher kömmt, um ſeine Langeweile auf mich zu übertragen. Ich ſtreite ungeheuer mit ihm, und über die Prinzipien, die höchſten Dinge, namentlich die Religion, halbe Nächte hindurch; er führt ſeine Sache dabei ſehr geſchickt und gewandt und witzig, und hat daher oft das Uebergewicht über mich, aber es geht nicht ſtill in ihm zu; er wird heftig, leidenſchaftlich, iſt mehr aufgereizt als durchdrungen, und hält ſo von ſich und Andern die milde, geſammelte, frommdemüthige Stimmung ab, der ſich das Höchſte allein offenbart. Unſre Geſpräche der Art ſind daher wohl intereſſant und üben mich, aber ſie führen nicht zur Begeiſterung. Er verachtet und bekämpft alle Philoſophie auf eine übermüthige Weiſe, will dagegen durchaus religiös und chriſtlich in ſeinen Anſichten ſein, er iſt aber das letzte mehr, weil er dadurch einen Gegenſatz erhält gegen die Wiſſenſchaft und einen Haltungspunkt für ſeine Geſetzloſigkeit, als aus Durchdrungenheit und ſtiller Ueberzeugung. — Ich weiß nicht, wie ich über ihn fortfahren ſoll; ich möchte ihn nicht zu ſehr tadeln, denn nehme ich das ab, daß er die ſtille ſanfte Erregtheit der Seele nicht kennt, die Frühlingstage des Ge-

die ſich nicht ſchreiben und doch auch nicht errathen laſſen; aber die Schwankungen und Unſicherheiten, die wie mit jedem, ſo auch mit dieſem Briefwechſel verbunden ſind, gehören in jedem Fall auf die Liſte. Der Brief von Herrn von Saur, deſſen Sie erwähnen, iſt bis jetzt nicht in meine Hände gekommen, und alſo wahrſcheinlich verloren; ich bitte Sie, mein theurer Freund, deſſen doch gelegentlich gegen Hrn. von Saur zu erwähnen, damit derſelbe nicht für Nichtantworten halte, was bloß Nichtempfangen iſt. Sehen Sie, mein theurer Freund, meine Laune iſt ſo verſtimmt und mürriſch, daß ich einen ganzen Brief mit ſolchen kleinen Mißrathungen und Uebelſtänden anfüllen könnte, während ein ganzes Heer von wichtigeren Schreibſeligkeiten auf guten Willen wartet. Was hätte ich Ihnen nicht zu erzählen von dem Einzuge unſerer Kronprinzeſſin, den Feierlichkeiten, den geweſenen und künftigen Feſten, den mancherlei Vorfällen und Anekdoten! Die freudige Theilnahme des Publikums an dem hohen Ereigniſſe iſt ſehr getrübt worden durch das ſchreckliche Unglück, welches gleich den erſten Abend eintrat, wo das Gedränge auf der Brücke zwiſchen dem Zeughauſe und dem Luſtgarten zweiundzwanzig Menſchen das Leben koſtete! Ueberhaupt war große Unordnung und mangelhafte Anſtalt in Betreff der Wagen u. ſ. w. Der Eindruck im Publikum war tiefer und ſchmerzlicher als ich mir je vorgeſtellt hätte; die Erleuchtung der Häuſer am zweiten Tage unterblieb deßhalb großentheils, und nicht die unerleuchteten Fenſter, ſondern die erleuchteten waren in Gefahr eingeworfen zu werden. In der Meinung unſerer Tage iſt jede Vorſtellung von Opfern, die ſich mit einer Begebenheit verbinden, von größter Bedeutung; es ſetzt ſich aus verfeinerter Menſchenliebe und Aufklärung ein neuer Aberglaube zuſammen. —

müths nicht, wo die innere Sonne warm ſcheint, der Himmel blau iſt und ſtill, und die Erde in dichtem Grün ſteht, — nehme ich dies ab (freilich iſt es viel), ſo kann ich ihn nicht genug loben; er iſt klug, ſinnig, ganz wahr, fein und ſcharf auffaſſend, beredt, auf die glücklichſte Weiſe witzig, ſeine ſchönen braunen Augen können einen überaus angenehmen, zuthulichen, liebenswürdigen Ausdruck gewinnen. „Grünes", wie Pauline ſagt, kennt er nicht, — böſe Folge aus böſem Urſprung. „Sie ſcheinen zuweilen eine ganz ſentimentale Liebe zur Natur zu haben," ſagte er mir einmal, halb im Spaß, halb im Ernſt. Auch aus Muſik macht er ſich nichts; überhaupt verſteht er die Erſcheinung des Göttlichen im Leben, die Winke der Natur nicht und ſucht daher einen bewußten perſönlichen Gott jenſeit der Welt; er giebt nicht zu, daß Gott nichts iſt, als das tiefe, myſtiſch geheimnißvolle, einfache, unbedingte, über die Perſönlichkeit eben ſo, wie über die todte Unperſönlichkeit erhabene Daſein, die Idee, vor der der ganze wilde Tumult der Welt in leeren Schein hinſtirbt, das Böſe nicht iſt, alſo auch keiner Erklärung bedarf, und in der die ganze Fülle der Welt, ganz körperlich und ganz geiſtig zugleich, ruht. Ach liebe Freundin, wie unzulänglich ſind die Worte, wie ſchwach die Gedanken, wenn ſie ſich an dieſes höchſte Ziel wagen; in einzelnen Momenten kann ſich ihm die Seele nahen, und ein Strahl des göttlichen Lichts kann ſie treffen, aber augenblicklich ſinkt ſie zurück. Was ſoll ich Ihnen ſonſt noch von mir erzählen, liebe Rahel! Meine Tage waren Grau in Grau, wie ich Ihnen vorn ſchon geſagt habe. In freier Luft war ich wenig, gearbeitet habe ich ziemlich, doch nicht viel geleſen, die mémoires der Christine de Pisan', die die unſinnigen Herausgeber an den bedeutendſten Stellen verſtümmelt haben, die von Pierre de Fenin halb. Sie ſind ſehr ſchlecht. Von Girtomers elendeſter Geſchichte noch ein paar Theile; er wird wirklich auf jeder Seite imbeciller;

einige mir interessante kameralistische Bücher. Noch eine Situation muß ich Ihnen zeigen, in der Sie sich mich zuweilen denken müssen. Wenn ich mit G. spazieren gehe, so wenden wir uns gewöhnlich nach dem neuen Palais zu, und enden damit, in der Abenddämmerung auf den breiten und hohen Stufen von Sandstein an den prächtigen Fenstern vorbei, lang um das Haus herum zu laufen. Das letzte Abendroth glüht dann durch die Arkaden hindurch, und gegen den Garten zu ist es still, vast und dunkel; unsre Schritte hallen.

Ein Histörchen. Heute nach 6 ging ich zum Regierungsrath, mit dem ich zu thun habe, fand ihn nicht, und da ich ihn gern sprechen wollte ging ich zu dem Konditor Tamanti hinein, der einige Häuser davon wohnt, um nach einer halben Stunde wieder zuzusehn. Ich finde eine sehr gesprächige Mademoiselle im Tamanti'schen Laden, die mir sehr vornehm von dem langweiligen Aufenthalt in Potsdam spricht, wie sehr der Ort verloren habe durch den Tod der Königin, sie namentlich. Wie ich weiter fragte, kam heraus, daß sie der Königin Unterricht auf der Guitarre und im Singen gegeben hat, daß sie selbst eine Schülerin von Righini und der Marchetti ist; von der letzten will sie vor vierzehn Tagen einen Brief aus Moskau erhalten haben, wo es ihr wohl geht und sie bei einer russischen Fürstin lebt; die Mademoisell im Laden sucht keine Gesellschaft, kennt fast keinen Menschen in Potsdam, divertirt sich aber ganz vortrefflich durch das Studium (ihre Worte), spricht von Pik Maljon; ich glaubte es wäre ein irländischer Komponist, denn sie erwähnte ihn unter Musikern, da zeigte es sich, daß sie Pygmalion meinte. Das alles kam mehr italiänisch naiv und verrückt, als deutsch affektirt heraus. Sie kennen die ziemlich häßliche Kleine gewiß. Ich ging wieder zum Regierungsrath. Wie ich ins Haus trat, stieg die Gab.'sche Familie, die zum Besuch kam, eben aus dem Wagen, und

ich ſah auf einen Augenblick die Kleine, von der ich Ihnen erzählt habe, und die mir überaus wohl gefällt; dies tröſtete mich, bis ich nach Hauſe kam, da fing ich dieſe Elegie an. Den einliegenden Zettel ſchicken Sie (Mittags vor 3 Uhr) zu Winterfeld. Er enthält den Befehl, Ihnen den Kalender zu ſchicken, worin die Novelle von der religiöſen Polin ſteht, von der wir einmal ſprachen, auch die ekelhafte, der Fouqué zuſagende, von der Pichler. Antworten Sie gleich auf dieſen nicht ganz ſchlechten Brief. Ich ſage dies ausdrücklich mit dem Accent auf ganz, in wahrhafter Kontrition. Addio. Ich komme erſt Freitag über acht Tage.

A. Marwitz.

27.

Potsdam, den 11. April 1812.

Nur zwei Worte, liebe Rahel. Es iſt 11 Uhr, draußen mildes Frühlingswetter, der Himmel blau und von leichten Wolkenſtreifen durchzogen, die Sonne ſcheint gelinde zu meinen Fenſtern herein. Ich ſitze, wollte arbeiten, aber die Arbeit ekelt mich an. Nachdem ich in Arnims Wintergarten geleſen, und noch nicht ausgehen mochte, nahm ich Ihre Briefe vor, und las die lieben, die Sie mir vor einem Jahr ſchrieben, und worin alle Frühlingslüfte hauchen. Erinnern Sie ſich eines aus den erſten Apriltagen, worin Sie mir von Bettine ſchrieben, der Sie begegnet waren? So aufgeſchloſſen, empfindlich berührt liegt mein Herz da, wie damals das Ihrige. Seit geſtern iſt es ſo. Ich machte am Nachmittag den angenehmſten Spaziergang, allein; gegen halb 6 Uhr ging ich aus auf den Brauhausberg und von da in den Wald hinein; wechſelnde hohe Hügel ziehn gegen Süden, Pfade führen hindurch, rechts tief unten liegen die

Potsdam'schen Wasser, auf die man zwischen den Fichten hindurch von Zeit zu Zeit hinsieht. Sie wissen, wie angenehm es ist, doch zu gehen und tiefe Gründe neben sich zu haben; Schafe weideten in dem sparsamen Holz, die Glocken klangen zu mir herüber. Da fühlte ich mich der Natur ganz nahe, wie aus einem Gefängniß entkommen, und das stille, heitre, fromme Lebensgefühl kam über mich, das die städtische Verkehrtheit so selten heranläßt. Wie ein ursprünglicher, wie ein Sohn Gottes und der Natur, ging ich muthig und rasch vorwärts, über den Waldrasen weg, und als ich endlich heimkehrte, da war mir das Herz ganz mild und rein; aller Ekel der Gegenwart, alles Unbehagen der kleinlich zusammengepreßten, ertödtenden Existenz war verschwunden. Nur warum muß ich immer allein gehn, warum sind Sie nicht hier, liebe Rahel?

Ich sende Ihnen diese wenigen Zeilen. Sie werden Ihnen als ein neues Zeichen, daß meine besten Stunden mich immer an Sie erinnern, lieb sein. Antworten Sie ja auf meinen Brief. Sind Sie gesund? Ich gehe nun wieder in die Frühlingssonne.

A. Warnitz.

28.

1813.

Ich bitte Sie, liebe Rahel, wenn Sie durch einen Fuhrmann eine Gelegenheit wissen, mir meine Betten zu schicken, die Harscher hat, an den der einliegende Zettel geht. Es ist Morgens 9 Uhr, schönes Wetter, der Himmel leicht bewölkt, die Sonne scheint, Vögel singen, ich sitze in meiner vordern Stube, die ich gestern wieder bezogen habe, am offnen Fenster.

Geſtern Abend war es wunderſchön, ich lag, bis es dunkelte und die erſten Sterne vortraten, im Fenſter, kühle Weſtwinde wehten, darauf las ich in großer Bewegung Goethe's neuen Fauſt bis halb 12.

Adieu. Ich bin etwas zerſtreut durch zweiſtündiges Leſen und Denken. Die Rückreiſe war geſtern recht ſchön. Ich komme wahrſcheinlich erſt Montag, meines Bruders wegen, den ich ſprechen muß.

Dienſtag früh.

A. Marwitz.

29.

Potsdam, den 5. September 1812.

Markus hat mir eben einen Boten geſchickt, der die Papiere von Meine abholen ſoll. Durch ihn erhalten Sie dieſe Zeilen, liebe Rahel. Hamlet fragt den Roſenkranz, wie er ſich befinde; nicht auf den Knopf an Fortunens Mütze antwortet der. Doch auch nicht unter ihrer Sohle, erwidert Hamlet. Nein, gnädiger Herr, ſagt Roſenkranz. So ich auch. Es geht paſſabel; aber zerſtreut und leer, fühle ich mich. Ich badete heute morgen früh, dann kam Gerlach, mir ſehr zur ungelegnen Zeit und machte Konverſation; er ging, ich ſchrieb einen langen Geſchäftsbrief mit großer Geiſtesabweſenheit an meinen Bruder; ſo wurde es halb 2; ich ging mit den Andern zum Eſſen auf den Terno, ein Wirthshaus an dem Havelſee, mit ſandiger arider Umgebung und der Ausſicht auf ſchlechte Fichtenberge. Es wurde über Ludwig den Vierzehnten, Saint-Simon, Richelieu, kurz das alte Frankreich geſprochen, nicht dumm, aber auch nicht neu, es wurde nichts erfunden. Nach Tiſch ſpielte ich viele Partien Billard — worauf immer bei mir Zerſtreuung und Oede im Geiſt folgt. Um 5 fuhren wir über den See zurück.

Regierungsräthe, denen wir begegneten, riefen mir zu, ein Bote suche mich, und sie hätten ihn in mein Quartier gewiesen. Ich erschrak; Angenehmes konnte mir auf diesem Wege nichts begegnen, und ich zweifelte, daß es etwas gleichgültiges sein würde. Ich schickte die andern nach Sanssouci, ging hierher, besorgte dies und das, ruhte noch aus, und so ist es halb 8 geworden. Ich habe nun Licht. Morgen Montag reise ich nach Dessau; ich fürchte mich doch etwas vor St.'s Gesellschaft, er ist nicht sinnig; er fühlt wenig, nichts mit inniger, tiefer, liebender Phantasie; Leopold B. bemerkte ganz richtig, er sei oft interessant, wenn er rede, aber nie, wenn er schweige. Sie sind nun hier, vom Spaziergang zurück gekommen. Adieu also, liebe Rahel.

A. Marwitz.

30.

December 1812.

Vorgestern Sonntag, erhielt ich den einliegenden, himmlischen und schrecklichen Brief von Sch. Ob er mich umgeworfen hat, mögen Sie ermessen. Ich antwortete ihm den ganzen Sonntag und gestern früh, und habe überhaupt seit dem Empfang seines Briefes das Labyrinth der ewigen Gedanken an diese Verhältnisse nicht verlassen können. Heute morgen wachte ich seit 6 Uhr im Bett, und schrieb in meinem Innern an Sie und die Freundin fünfzig Briefe, gegen welche dieser schon darum ganz schlecht wird, weil er draußen entsteht durch die zu irdischen Werkzeuge. Wäre es möglich? Sollte er über sie recht haben? Ich kann es nicht glauben; sie war zu gefaßt, zu heiter, wie ich sie das letztemal sah; ja sie war froh. Und Sie, Rahel, haben auch Sinne. Aber wie soll ich die am Rande angestrichene

Stelle ſeines Briefs verſtehn? Hat ſie das wirklich geſagt, oder deutete er nur ihre Blicke und ihr Betragen ſo? Hat ſie es geſagt unter Fremden, ſo ſteht es ſehr ſchlimm, ganz anders, als wir meinen.

Mir iſt Eins heute früh eingefallen, liebe Rahel. Sie ſchrieben mir, Sie wären durchaus wahr gegen ſie geweſen in dem Geſpräch, das Sie mit ihr hatten. Haben Sie mich vielleicht kälter und gleichgültiger ihr gegenüber geſchildert, als ich bin, und hat ſie das ſehr betrübt? Ich ſchließe das daraus, weil ſie Ihnen hernach geſagt hat, es thäte ihr leid, überhaupt geſprochen zu haben. Ich fände das auch ſehr natürlich von Ihnen, denn ich bin nie in der Stimmung geweſen, wo ich Ihnen ganz hätte ſagen können, wie ſehr ich die Frau liebe. Gehn Sie doch hin, prüfen Sie ſie und ſchreiben Sie mir, wie es ſteht; ich komme Freitag und ſehe die Freundin Sonnabend früh. An ſie mag ich nicht ſchreiben, um nicht durch Unſicherheit oder Leidenſchaftlichkeit von neuem zu verwirren, wenn alles auf dem Weg zur Ruhe iſt. Wäre ſein Brief nicht gekommen, ſo hätte ich ihr ausführlich, heiter, intim geſchrieben über tauſend Dinge. Denken Sie mich nicht ſo, wie dieſer Brief mich vielleicht darſtellt; ſonſt irritiren Briefe, dieſer hat mich gelaſſen gemacht, ja verdumpft, weil ich alles, was darin ſteht und viel mehr Ihnen ſchon ausführlich im Innern geſagt hatte, und es mich nun angeekelt und zur Gedankenloſigkeit gebracht hat, es mechaniſch langſam niederſchreiben zu müſſen. Nur in ſinnig ruhigen Stimmungen kann ich Briefe ſchreiben, in bewegten verwünſche ich Feder und Papier, durch ihre ſchneckenartige Langſamkeit, die mich denn allemal veröden. Ich bitte Sie, beſte Rahel, mir gleich zu antworten und die reine Wahrheit. Sie ſehen, wenn es ſo iſt, wie Sch. es meint, ſo kann nichts hergeſtellt werden, die Tulpe iſt vom Stengel abgebrochen, und es iſt vergebliche Mühe, ſie anheilen zu wollen. Im

Gegentheil wird ſeine Gegenwart ihr unerträglich werden und ſie wird ſich von ihm trennen. Ich denke, daß ich ſie dann heirathe. Nehmen Sie es nicht für Gewißheit, liebe Rahel; ich will gewiß mich nicht von einer momentanen Wallung hinreißen laſſen, und dadurch neues Unglück hervorrufen, ſondern beſonnen bleiben und prüfen. Aber glauben Sie auch nicht, daß ich mich jetzt etwa ſteigre. Ich fühle keine leere Stelle im Herzen, die auf ein erzwungenes Streben deutete. Verliebt bin ich nicht in ſie, aber ich liebe ſie ſehr, und ſchätze ſie über alles, und ich fühle es, daß, bei ihren Geſinnungen gegen mich, Innigkeit und Glück nur wachſen würden in einem dauernden Verhältniß. Doch dieß ſei nichts geſprochen, denn ich glaube, daß Sch. ſich ganz irrt. Adieu, beſte Rahel. Ihren Brief durch Gerlach habe ich erhalten. Mein Herz iſt gewaltig abgearbeitet, und der Körper matt, doch iſt kein Keim zu einer Krankheit da. Schicken Sie mir Sch.'s Brief in dem Ihrigen zurück. Vergeſſen Sie nicht die Nachſchrift zu Sch.'s Brief zu leſen auf der erſten Seite. Grauſam! Und dieſe himmliſche Gelaſſenheit und Liebe bei der entſetzlichen Niedergeſchlagenheit!

A. Marwitz.

31.

Potsdam, den 31. December 1812.
Früh 8 Uhr.

Hier, liebe Freundin, genauer Weiſer, friſcher und abgeblühter, todter und lebendiger Meiſter, Predigen in der Wüſte, die verlangte Sendung. Mir geht es ziemlich. Montag Abend, wie ich in den Wagen ſtieg, glaubte ich, daß die Fahrt nicht ſo unangenehm werden würde, aber ſie

wurde langweilig und kalt, ich ſchlief zuweilen ein im Wagen, und wachte dann auf mit naßkalten Schauern, — eine verdrießliche Empfindung. Wie ich ankam, war es halb 1, und alles kalt; vor Kälte konnte ich im Bett nicht einſchlafen. Den andern Morgen hatte ich viel zu thun mit Briefen, die an mich angekommen waren; den übrigen Tag las ich in der Geſchichte des Wendenkriegs. Hätte ich es nicht mir und Andern dieſe Tage ſo oft geſagt, und wäre es mir nicht dadurch trivial geworden — (Marwitz als Jean Paul) —, ſo würde ich hier in ein ſchönes und gerührtes Erſtaunen ausbrechen über die tragiſchen Schickſale dieſes Volks, über ſeinen ungeheuern Aufwand von Kraft und Enthuſiasmus, Tugend und Frevel jeder Art, der nun in dem allgemeinen Tode ſein Ende findet. Denn die Nation iſt ermordert. —

Am Abend ging ich zu Wilhelm von Röder, einem Offizier, der hier am beſten unterrichtet iſt, obwohl er es nicht ſein ſollte, denn er hat weder Verſchwiegenheit noch ein Talent, das ihn zu einer öffentlichen Rolle fähig machen könnte. Wie ich mit ihm ſprach, und hernach mir das Weſen der übrigen hier überlegte, unter denen er noch ernſthaft, gründlich und verſtändig daſteht, wurde mir wieder unſer gänzlicher Mangel an Köpfen und Karakteren ſchauderhaft klar. Es iſt eine wunderliche und wirklich myſtiſche Zeit, in der wir leben. Was ſich den Sinnen zeigt, iſt kraftlos, unfähig, ja heillos verdorben, aber es fahren Blitze durch die Gemüther, es geſchehen Vorbedeutungen, es wandeln Gedanken durch die Zeit, es zeigen ſich wie Geſpenſter in myſtiſchen Augenblicken dem tieferen Sinn, die auf eine plötzliche Umwandlung, auf eine Revolution aller Dinge deuten, wo alles Frühere ſo verſchwunden ſein wird, wie eine im Erdbeben untergegangene Erde, während die Vulkane unter entſetzlichem Ruin eine neue friſche emporheben. Und der Mittelpunkt dieſer Umgeſtaltung wird doch Deutſchland ſein, mit ſeinem großen Bewußtſein, ſeinem noch fä-

higen und grade jetzt keimenden Herzen, ſeiner ſonderbaren Jugend (ich meine die phyſiſche, unſer junges Volk).

Wie man ſchwanken kann! Wie einem zuweilen alles klein, vernichtet, zerrieben erſcheint, alle Hoheit der Gemüther, alle derbe Kraft der Geiſter untergegangen. Die Sonne Ihres Traums, in dem Sie die entſetzliche Sandebene von den Feſtungswerken herab ſehen, ſcheint über die Erde zu leuchten. Und dann iſt es wieder, als ob ein neuer Himmel auf eine neue Erde ſich ſenken ſollte, ſobald die jetzigen Gewitter ausgetobt und die Atmoſphäre gereinigt haben werden. Iſt es ſo, ſo ſind wir aber noch lange nicht bei den letzten Donnern. Und ſo iſt es wohl!

Geſtern die Wenden, Kopfübel am Vormittag, weil ich vorgeſtern tief in die Nacht hinein geleſen und es früh am Morgen, ehe ich aufſtand, in der Stube geraucht hatte, ziemlich innere Gleichgültigkeit und Verdrießlichkeit über die öffentlichen Angelegenheiten und meine Stellung; doch fühle ich wohl, daß mich die Zeit brauchen wird und beſonders brauchen, und warte daher im Ganzen geduldig ab, und bin fähig, auch in dem jetzigen geringfügigen Moment zu faſſen und zu thun, was möglich iſt.

Viele liebevolle Gedanken an die W. dieſer Tage her, doch fühle ich nicht, wie es zu dem ruhigen, reinen und ungetrübten Verhältniß kommen ſoll, welches ich ihr und auch ihm ſchuldig bin. Vielleicht doch.

Adieu, Faſernkenner.

A. Marwitz.

Antworten Sie mir, liebe Rahel. Lieben Sie mich noch wie ſonſt? Ich glaube es nicht. Von mir wiſſen Sie wohl, daß nichts in der Welt meine Meinung über Sie und mein unbedingtes Vertrauen zu Ihnen ändern wird. — Gehen Sie doch zur W. und zeigen Sie ihr Ihre Träume. Ich ſprach mit ihr über die Tieck'ſche Fête. Sie iſt ganz

Die Kronprinzeſſin gefällt ſehr, man findet ſie eben ſo ſchön als geſcheidt; daß ſie noch katholiſch iſt, ſcheint niemanden zu ſtören, doch erwartet man mit Gewißheit ihren Uebertritt zur evangeliſchen Kirche, der aber ganz in der Stille geſchehen wird. Gegen diejenigen, welche noch an einem ſolchen Uebertritte zweifeln, erhebt ſich das wohl unbezweifelbare Zeugniß Ancillon's. — Ich hätte nicht erwartet, in dieſen Tagen auch wieder von unſeren brandenburgiſchen Provinzialſtänden reden zu hören; doch iſt es geſchehen, und man ſagt, daß ihr Zuſammentritt ſehr beſchleunigt werden ſoll. Einige behaupten, daß es ſogar in raſcher Folge bis zu Reichsſtänden kommen werde, als welche allein befähigt ſind, den Riegel, welchen der Fürſt von Hardenberg vor unſre Staatsſchuld geſchoben, wieder zurückzuſchieben; allein ich glaube, dieſe Behauptung fährt mit zu raſchen Pferden voraus, und wird lange warten müſſen, bis die That zu Fuß ihr endlich nachkommt. Wer wollte überhaupt alles für zuverläſſig halten, was man von Finanzverlegenheiten erzählt! Der Krug geht lange zu Waſſer, ehe er bricht! — Hören Sie dagegen, wenn Sie nicht alles wiſſen, unſere diplomatiſchen Neuigkeiten! Herr Graf von Flemming geht als Geſandter nach Neapel, das iſt wohl ganz ausgemacht; Herr von Küſter vereinigt die Poſten von Stuttgart und München, und verläßt Karlsruhe, welches dem Gebiete des Hrn. von Otterſtedt zufällt, wenn dieſer, dem gar vieles gelingt, nicht etwa noch den Poſten in München an ſich bringt, oder ſein Freund und Gönner Spontini, dem er Berichte über die Oper Olimpia in Darmſtadt dienſtbefliſſen zufertigt, und der ihn deßhalb befördern will, vielleicht hier ihm ein Glück ausmacht. Herr Geh. Legationsrath von Malzahn ſoll Geſandter in Madrid, oder Falls Herr von Roger dort bleibt, in Portugal werden. Für letzteren Poſten

unſchuldig dabei. Das nächſtemal zeige ich ihr Ihre Briefe; die Frau verſteht alles, ſchon um meinetwillen, aber auch an ſich wird ſie alles darin würdigen und lieben. Solchen Naturen iſt man jeden Genuß ſchuldig.

32.

Lauenburg, den 3. Mai 1813.

Ich habe Ihnen nicht geſchrieben, liebſte Rahel, weil wir zwar wenig thätige, aber recht viel unruhige Tage gehabt haben. (Mein Unglück! die ſcheußliche Feder, mit der es unmöglich iſt, einen vernünftigen Gedanken zu haben, und keine Ausſicht, eine andre zu bekommen.) Jetzt iſt Friede für uns ſeit fünf, ſechs Tagen, ich war in Hamburg, und nun ſitze ich hier in einem kleinen freundlichen, an hohe Hügel zwiſchen Schluchten hinauf gebauten Städtchen; oben auf der Anhöhe iſt die Ausſicht wunderſchön. Es iſt 10 Uhr Morgens, die Sonne ſcheint durch leichte Nebel, es iſt windig und kühl, beinah kalt, dicht vor meinem Fenſter fließt die Elbe, drüben auf dem andern Ufer ſtehn grüne Weidenbüſche und Häuſerchen dazwiſchen. Das alles iſt nun recht hübſch, und ich könnte recht innig angeregt und vergnügt ſein, wenn es mich in einer andern Stimmung träfe, aber ich bin traurig. Wie geht es Ihnen, liebſte Rahel? Varnhagen ſagte mir, daß Sie bei Einrichtung des Lazareths vieles beſorgt haben, daß Sie niemanden ſehen, außer der Familie, daß dieſe Sie ſehr frequentirt; er zeigte mir eine Stelle Ihres Briefs, worin Sie Niebuhr tadeln und das „hanſeatiſche Heergeräth" loben. Wegen Niebuhrs bin ich mit Ihnen einer Meinung; er ſieht alles in einem falſchen Licht; die Geſinnungen, die er theils vorzufinden glaubt, theils herbeiwünſcht und fodert, ſind nicht

die wirklichen, nicht die, die ſich von dieſer Zeit erwarten laſſen und die man ihr wünſchen ſoll; er hat ſie in Büchern aufgefunden, in römiſchen, griechiſchen und ſpaniſchen Geſchichten, hat ſie nicht recht verſtanden, denn notabene auch in jenen Zeiten waren ſie ganz anders modifizirt, und nun fodert er das fremde Gewächs von unſrer Zone, meint, ein ſolcher allgemeiner Schatten, ohne die beſtimmten, endlichen, mangelhaften, und eben darum liebenswürdigen Züge, ſei geſundes natürliches Leben. — Daß Ihnen aber das Heergeräth gefällt, wundert mich; ich nahm das Büchelchen mit großer Begierde in die Hand wegen Ihrer Empfehlung, und finde eine triviale Deklamation, ungeſchickt und in einem angelernten Stile vorgetragen, geſchichtliche Fragmente, mit einer oberflächlichen Allgemeinheit hingeſtellt, die ihnen das Bedeutende und Ergreifende nimmt, eine gute Meinung, aber wenig Kraft und keine völlige Aechtheit des Gefühls und der Geſinnung; halb iſt dieſe letzte wahr und urſprünglich, halb anempfunden, doch trägt ſie im Ganzen einen gutmüthigen, ja liebenswürdigen Karakter.

Von mir werden Sie wiſſen, liebſte Rahel, daß ich Adjutant bin. Im Ganzen kann ich über meine perſönliche Stellung nicht klagen. Die Umgebungen ſind nicht unbequem, es kommt mancher bedeutende Menſch zu uns, wir ſtehen mit Vielen in Verbindung, ſehen und hören manches. Nur iſt die Rolle, die wir ſpielen, matt. Ich ſtehe ganz gut mit dem Chef; er fragt mich bei dem meiſten um Rath, aber einestheils kann ich ihm das Rechte und Beſte in den wenigſten Fällen rathen, wovon der Grund nicht in mir allein liegt; anderntheils kommt man immermehr dahinter, daß, wie in allen bedeutenden Dingen der Welt, ſo bei der Kriegsführung, alles aus Einem Guß ſein muß, und daß es nichts iſt mit dem Flickwerk. Gehe ich mit jemanden nicht ungefähr von den nämlichen Grundſätzen aus, kann ich gewiſſe unumgängliche Eigenſchaften nicht bei ihm

vorausſetzen, ſo hilft mir mein Rathen nichts; er fällt beſtändig aus der Rolle, und ich ſchade am Ende öfter als ich nütze, wenn ich ihn in die Höhe treibe. Allerlei Einzelnes läßt ſich thun, und das habe ich auch gethan, nur läßt ſich dem Ganzen kein andrer Karakter geben, wodurch allein erſt etwas Bedeutendes gewonnen wäre.

Lauenburg, den 4. Mai 1813. Dienſtag.

Ich muß ſchließen, beſte Rahel; ganz unerwartet marſchiren wir. Schreiben Sie mir, wo möglich ausführlichſt. Sehen Sie die Freundin? Schreiben Sie mir über ſie; ich habe ihr oft geſchrieben, habe aber lange nichts von ihr gehört. Wenn es eine Feldpoſt in unſer Hauptquartier giebt, ſo adreſſiren Sie: an den Lieutenant und Adjutanten u. ſ. w.; giebt es keine, ſo adreſſiren Sie nach Hamburg, abzugeben bei dem Buchhändler Hrn. Perthes, oder an Varnhagen. Adieu!

A. Marwitz.

33.

Reichenbach in Schleſien bei Schweidnitz,
den 12. Auguſt 1813.

Müde, wie ein Hund, will ich Ihnen, liebſte Rahel, doch ein paar Zeilen Antwort ſchreiben auf Ihren kleinen Brief vom 20. v. M., den ich auf der Herreiſe vorgeſtern durch einen mir begegnenden ruſſiſchen Kourier zufällig erhalten habe. Es machte mir ſehr viel Freude. Wie oft ich in dieſer Zeit an Sie gedacht habe, brauche ich Ihnen nicht zu ſagen, es iſt ausgemacht, daß wir die intimſten Freunde ſind; daß ich Ihnen nicht viel öfter geſchrieben habe, geſchah theils, weil ich Ihren Aufenthalt nicht wußte, theils weil ich an unſre Freundin ſchrieb, und zwei ſehr ins ein-

seine gehende Korrespondenzen zu führen, ist schwer. Ich bin gestern von Strelitz als Kourier hierher gekommen, eine infame Parthie, von der ich, aber jetzt erst (es ist 9 Uhr Abends) ganz entsetzlich müde bin. Sie wissen wohl, daß ich meinen bisherigen Chef verlassen, und zu einem andern gegangen bin, mit dem ich in den Affairen von Halberstadt und Leipzig gewesen bin. Nicht grade vom Regen in die Traufe, aber golden ist es auch nicht. Er ist rastlos, gewandt, sehr beredt, spricht einzig gut französisch, dabei ist er gutmüthig und bösartig zugleich, voll Absicht, und doch wieder naiv, das Gesicht ist interessant, und kann einen sehr verschiedenen Ausdruck haben, die Augen sind schön. Seine Umgebungen sind aber großentheils unangenehm. Daß ich dabei nicht prosperire, können Sie denken; meine besten Kräfte schlummern. Die Landsleute haben mir wieder hübsche Streiche gespielt; man stellt mich erstlich in einem antedatirten Brief bei einem Reservebataillon an, wo ich während des gewesenen Feldzugs die Rekruten eines Zuges in irgend einer Festung hätte exerziren müssen. Den Brief erhalte ich vor dem Waffenstillstand, protestire dagegen, entschuldige mich, meiner Gesundheit halber, bitte, bei meinem General bleiben zu dürfen, und lieber in der Kavallerie angestellt zu werden, dem allen lege ich einen Brief vom General bei, worin er mich gewaltig lobt. Gestern erhalte ich die Antwort: Da der General erklärt hätte, besonders mit mir zufrieden zu sein, so wolle man mir aus dieser Rücksicht erlauben, bei ihm zu bleiben; man entbände mich auch meiner Pflichten gegen das Bataillon und mache mich zum Offizier in der Armee, doch verstände es sich, daß ich kein Gehalt erhalten würde. Wie gleichgültig mir das Letzte ist, können Sie denken, aber die Gesinnung gegen mich leuchtet daraus, und überhaupt aus der ganzen Form des Briefs hervor. Adieu. Je vais me coucher.

Den 13. halb 8 Uhr Morgens.

Noch ein paar Zeilen, ehe ich abreiſe, liebſte Freundin. Während des Waffenſtillſtandes war ich erſt drei Wochen in Berlin. Dort: Studien (aber Fortifikation ꝛc.), der kleine Gerlach, Schleiermachers, etwas Harſcher, der einen Tag beim Lützow'ſchen Korps geweſen iſt, dann eingeſehn hat, daß ſeine Geſundheit es nicht ertrüge, zurückgekehrt iſt, und ſeitdem einen ungeheuren Bart und eine militäriſche Mütze trägt, beides aus Eitelkeit, welches ich ihm ſagte. Nach einem dreiwöchentlichen Aufenthalt ging ich nach Giwitz, wo Graf Voß, ſeine Frau, ihre Mutter, Frau von Berg, meine Schweſter, und ab und zu noch andre Leute waren. Es war recht gut; ich las ſehr viel (Heinſe, Leibnitz, Malebranche, Brinckmann'ſche Briefe an die Gräfin Voß ꝛc.) und ſah ein, daß vieles Leſen das Ungeſundeſte auf der Welt iſt. Ich war während des ganzen Feldzugs ſehr geſund geweſen, alle Leute wunderten ſich über meine friſche Farbe, und kaum hatte ich mich ein paar Wochen in Giwitz aufgehalten, ſo traten die Zufälle von vor zwei Jahren wieder ein, nur ſchwächer, und ſo, daß mich ein einziger Tag in freier Luft zugebracht, wieder herſtellte. Von Giwitz ging ich nach Strelitz, von dort als Kourier hierher. Wie ich über die jetzige Lage denke, brauche ich Ihnen kaum zu ſagen. Napoleon iſt auch als Feldherr gar nicht geiſtvoll, nicht erfinderiſch, vielmehr bis zum Gemeinen einförmig, dabei iſt er tollkühn, fixirt, wenn er angefangen, zu ſehr den einmal ergriffenen Gegenſtand, und verbeißt ſich drin, ohne die nothwendigen Nebenrückſichten zu beachten; aber er weiß doch genau in jedem Moment was er will (wenn auch nicht, was er als Feldherr ſoll), handelt entſchieden, und alles gehorcht ihm; das iſt ungeheuer viel und macht gräßliche Fehler wieder gut. Wir dagegen — ich erſpare mir die Karakteriſtik; Sie werden in Prag mit eignen Augen

geſehn haben. Von der andern Seite haben wir die phyſiſche und moraliſche Ueberlegenheit der Armeen für uns, und können deßhalb auf glückliche Schlachten rechnen. Was ich vom Kronprinzen von Schweden geſehn, hat mir ſehr gefallen, nach allem, was ich von ihm aus guten Quellen gehört, ſcheint er außerordentlich. — Edel iſt er gewiß, ſeine Manieren ſind vornehm und nobel, ohne Affektation; ſein Geſicht iſt ausgezeichnet. Adieu, liebſte Rahel, es iſt die höchſte Zeit, daß ich abbreche, um wieder als Kourier nach Berlin zu gehen. Wenn die Franzoſen Schleſien verlaſſen, oder nicht auf das rechte Oderufer verdrängen ſollten (welches gar nicht wahrſcheinlich), ſo iſt der Poſtenkurs frei. Schreiben Sie mir alsdann: über Berlin im Hauptquartier des Generals. Schreiben Sie mir genau über unſre Freundin, die Geſchichte ihrer erſten Entrevue. Grüßen Sie ſie dabei auf eine hübſche Weiſe, aus einem würdevollen durchſcheinenden Gefühl ſeiner früheren Lage, beſcheiden. Grüßen Sie Gentz, Tieck, meine Verwandten, wenn Sie Gelegenheit haben.

A. Marwitz.

34.

Wiesbaden, den 26. December 1813.

Hier ſitze ich, liebe Rahel, im Wirthshaus; es iſt eben 8 Uhr Morgens vorbei und ich brenne noch Licht. Ich gehe heute zu meiner Brigade nach Langenſchwalbach; ich bin nämlich in den Generalſtab der Blücher'ſchen Armee verſetzt und komme als erſter Generalſtabs-Offizier zur erſten Brigade des York'ſchen Armeekorps — alles in Folge des Briefes, den ich an den General Müffling ſchrieb, und den mir Böhm beſorgte. Ich treffe in Langenſchwalbach Willisen,

der mit dem General Hünerbein dort ſteht. Meine Reiſe war nicht unangenehm. Das Wetter war häufig wie in den angenehmſten Tagen des anfangenden Frühlings; ſo unter anderm, wie ich durch Karlsbad ging; der Ort gefiel mir unglaublich. Die beſten Menſchen, die ſchönſten und ſtärkſten Männer fand ich im Baireuthſchen; ſie ſind auf eine rührende Weiſe preußiſch geſinnt, und doch läßt man ſie wahrſcheinlich im Stich. So wie man ins Katholiſche hinein kommt, gegen Bamberg zu, wird alles häßlich; nichtsſagende, verdumpfte Geſichter. Hübſche Weiber habe ich faſt ſeit Prag nicht mehr geſehen, je mehr man ſich auf dieſer Seite dem Rhein nähert, deſto plumper werden die weiblichen Geſtalten, auch die Geſichter verlieren alle Feinheit. Frankfurt traf ich ziemlich verödet, wie ich den 14. ankam, die Kaiſer und die Garden waren weg; die Stadt iſt recht hübſch, hat palaſtartige Wirthshäuſer (von außen nämlich), übrigens iſt ſie nicht mehr im geringſten ſo, wie ſie Goethe beſchreibt, ſie hat ſich erſtaunlich modernifirt; ich war ein paar Tage bei einem braven, ruhig freundlichen und geſetzten Kaufmann einquartiert, der eine recht geſcheidte liebenswürdige Frau, und hübſche blaſſe Kinder hatte. Was ich dort ſah, ſcheint ziemlich allgemeiner Ton zu ſein, und danach zu urtheilen, herrſcht viel Sitte in Frankfurt, auch iſt man in der Bildung nicht zurück, beſonders ſcheint man Muſik zu lieben. Das Orcheſter im Theater iſt beſſer als irgend eins, das ich je gehört. Meine Stimmungen, ſeit ich Sie verlaſſen, ſind eben nicht die angenehmſten geweſen. Die Reiſe war für eine Reiſe im Winter und auf Vorſpannwagen, recht gut, aber noch immer fatal, und ſeit ich hier bin, habe ich mich den ganzen Tag in bornirten und ſich immer wiederholenden Geſprächen herumtreiben müſſen; bis auf wenige Momente mit Leopold B. Da die Oeſterreicher über den Rhein gegangen ſind, wird es unfehlbar auch bald mit uns losgehen.

Wiesbaden, den 29. December.

Ich habe den Brief ein paar Tage liegen laſſen, und jetzt kann ich ihn nicht fortſetzen; wir brechen auf. Ich ſchreibe Ihnen nächſtens, wohin Sie mir einen Brief adreſſiren können. Grüßen Sie Auguſte Brede. Adieu.

A. Marwitz.

XV.

Oelöner.

iſt aber in Hrn. Major von Martens ein grimmiger Mitbewerber aufgeſtanden, der, mit einer Königlichen Empfehlung bewaffnet, den Hrn. Grafen Bernſtorff endlich zwingen will, ihm eine Geſandtſchaft zu geben. Es iſt von einem Briefwechſel die Rede, der in dieſen Tagen über dies Verhältniß ſtatt gehabt, und der bis zur Kunde des Königs gelangen dürfte; Herr von Martens ſoll dem Hrn. Miniſter vorgeworfen haben, daß er ſich unehrerbietig über die Königliche Kabinetsordre ausgedrückt, dieſer aber die abſcheuliche Beſchuldigung gebührend zurückgewieſen haben. Für Rom, Paris, Frankfurt am Main, und in gewiſſem Falle St. Petersburg, ſcheinen noch keine Perſonen beſtimmt bezeichnet zu ſein. Der Nebenpoſten eines Geſchäftsträgers in Stuttgart iſt dem Gardeoffizier Hrn. Grafen von Luſi beſchieden. Ich kann Ihnen nicht ſagen, mit welcher Gleichgültigkeit ich dieſe Bewegungen in dem Kreiſe, dem ich doch ſelbſt noch angehöre, mit anſehe; ich kann in dieſen Sachen kaum noch einen Wunſch geſtalten, der mich nicht ſogleich wieder gereute, und wenn ich gleichwohl in meiner Lage nichts weniger als glücklich bin, ſo rührt dies wahrlich nicht vom Neide her. —

Die Geſchichte des Herzogs von Rovigo iſt eine ächte Fabel, ſo greiflich obenauf liegt die Moral davon! Er muß hier wenig Freunde erworben haben, denn faſt überall zeigte ſich laute Schadenfreude. Warum hat Herr Geheimerath Koreff aus Savary's Schrift das Motto zu ſeinem Gedicht auf die Vermählung des Kronprinzen, das hier in zahlloſen Abdrücken angelangt iſt, nehmen mögen? Doch ich irre mich, das Motto ſteht ja nicht drüber, aber könnte es nicht drüber ſtehen: „On m'a dépeint à la famille royale comme un homme indigne de la servir?“ Das Gedicht will Gunſt erkaufen, und zeigt allerdings, zu welch hohem Preiſe es dieſelbe anſchlägt, dadurch, daß ihm Geiſt, Geſchmack, Würde

Oelsner.

„Der liebenswürdige Oelsner!“ „Schade, daß der nicht mehr lebt, daß wir seine Ansichten, seine Anekdoten und Bemerkungen über das jetzige Paris entbehren.“ „Wie geistreich, neu und unterrichtend war sein Vortrag! wie anmuthig seine Laune und wie heiter und freundlich sein Sinn!“ So kamen in einer Gesellschaft, wo des Abgeschiedenen erwähnt wurde, lebhaft die mannigfachsten Stimmen überein, ihn zu preisen, zu schätzen, ihn herbeizuwünschen. Einige Personen waren zugegen, die ihn nicht gekannt hatten, sie wünschten Näheres zu wissen, und da die Hinweisung auf das Konversationslexikon sie nicht befriedigte, so wurde einer der Anwesenden, der ihn lange gekannt, dringend aufgefordert, in wenigen Zügen ein Karakterbild desselben hinzuwerfen. Er weigerte sich anfangs, mußte aber dem Ungestüm endlich nachgeben, und begann mit feierlichem Tone wie folgt:

„Der Freiherr von Lelsner war eines hohen ritterlichen Geschlechts, das durch seine Besitzungen in gleicher Weise zu Frankreich wie zu Deutschland gerechnet werden konnte. Früh sein eigner Herr, und ganz durchdrungen von seinem vornehmen Stande, gab er sich selbst eine glänzende Erziehung, wobei er alles unter ihm Stehende und Gemeine tief verachtete. Sein großes Vermögen suchte er nicht zu mehren, nicht einmal zu bewahren, und verschleuderte Hunderttausende rücksichtslos. Seine Geburt berief ihn zu bedeutender Wirksamkeit; Frankreich und Deutschland stritten um ihn, er wurde von jedem der beiden Länder zu den wichtigsten Sendungen nach dem andern gebraucht; sein Vermittlungsgeschäft hatte eine unberechenbare Ausdehnung, viele wichtige Verträge sind durch ihn abgeschlossen worden. Bei dem größten Wechsel der Regierungen und der Umstände wußte er sich seinen hohen Posten immer zu behaupten, und starb im Besitz aller seiner Würden und Ehren, im größten Ansehn, unter allgemeinem Bedauern. Er war einer der letzten Repräsentanten jener Aristokratie, die durch Geist, Freisinn, Feinheit, Edelmuth, unerschütterliche Gradheit, Rechtschaffenheit und Treue in allen Lebensverhältnissen, einen wahren Adel darstellt, dessen Stolz zu wohl begründet ist, um so leicht gebrochen zu werden."

Staunendes Schweigen nahm diese Worte auf, mit denen der Sprechende seinen Vortrag schien geendet zu haben. Dann entstand ein Gemurmel, ein Lachen, und: „Wie? Was? Wollen Sie uns necken? oder was soll

sonst der Spaß bedeuten?" riefen Einige dazwischen: „Das soll von Oelsner gelten? Oder von wem reden Sie?"

Jener indeß ließ sich nicht aus der Fassung bringen. „Allerdings, fuhr er fort, rede ich von Oelsner, von unserm Oelsner. Sie, meine Herren, die Sie ihn gekannt haben, sollten doch wahrlich seinen wesentlichen Ausdruck in jenen Zügen als getroffen anerkennen, wenn auch das Kostüm, in welchem ich ihn gezeichnet habe, nicht das gewöhnliche ist, in welchem er alle Tage gesehen wurde. Sie wissen ja, er lebte und wirkte immer Inkognito, der unscheinbare Ueberrock verhüllte seine Sterne und Bänder, von seinen Würden und Aemtern war nicht die Rede. Hatte er sie aber nicht? Wer darf ihm die höchsten geistigen absprechen? War er nicht wirklich ein Gesandter, ein Friedensunterhändler, ein Vermittler, mehr als Hunderte, die bloß so heißen aber es niemals sind? Ihnen aber, die ihn nicht gekannt, hab' ich mit kurzen Worten die ausdrucksvollste Vorstellung seines realen Daseins gegeben, die Sie nun leicht durch die nachfolgenden kleinen Abweichungen und äußern Zufälligkeiten der gemeinen Wirklichkeit bedingen und zurecht setzen können. Die bürgerliche Verkleidung seiner Lebenskreise war diese!"

Und nun warf er lässig und geringschätzig, wie die unbedeutendsten Sachen, diese nachträglichen Angaben hin.

„Karl Ernst Oelsner wurde im Jahre 1764 zu Goldberg in Schlesien geboren, studirte zu Frankfurt an der Oder, dann zu Göttingen, begleitete als Hofmeister

einen jungen Edelmann auf Reisen, trennte sich von ihm in Wien, und ging beim Ausbruch der französischen Revolution nach Paris, wo er lebhaften Antheil an den Ereignissen nahm, doch nur als Zuschauer, als Litterater. Er lebte von seiner Feder. Reisen auf den Kriegsschauplatz in der Champagne, nach der Schweiz u. s. w. gaben ihm Stoff zu Berichten und Schilderungen, die in den deutschen Zeitschriften von Huber und Archenholz erschienen. In der Schreckenszeit mußte er flüchten. Späterhin wurde er in Paris Geschäftsträger der Stadt Frankfurt und einiger kleinern Fürsten. Vertraute Freundschaft mit Sieyes machte ihm alles erreichbar, die angesehensten, die einträglichsten Posten wurden ihm angetragen, er hätte Gesandter, Graf und wer weiß was alles werden können, so gut oder noch besser als Andre. Er schlug alles aus, er wollte kein Franzose werden: am wenigsten ein Diener Napoleons. Große Summen, die er in Händen hatte und benutzen durfte, lieferte er unversehrt zurück, und hatte inzwischen Mangel ausgestanden. Ein sehr reicher Oheim in Schlesien enterbte ihn, weil die Erbschaft ihn nicht genug zu reizen schien, und er nicht nach Schlesien kam. Wirklich Hunderttausende hat er auf diese Weise verschwendet. Als er dahin reiste, um seine Mutter zu sehen, wurde er als ein französischer Sendling, wofür man ihn hielt, preußischerseits verhaftet, doch bald wieder freigegeben. Nach dem Sturze Napoleons bot ihm sein Vaterland neue Verhältnisse an, man hoffte vielerlei Zwecke durch ihn auszuführen. Er wurde preußischer Legationsrath, lebte

in Frankfurt am Main, in Berlin, in Paris, er ſchmiegte ſich in keine dieſer Lagen, keine gab ihm einen angemeſſenen Beruf. Er ſtarb in Paris, wo er ſeine Penſion verzehrte, im Jahre 1828. Ich glaube, dieſe Angaben ſind alle richtig.“

Einiges wurde von Anweſenden beſtätigt, mancher kleine Umſtand noch hinzugefügt. Ein Jüngerer indeß ſchüttelte den Kopf, und meinte, beide Bilder könnten ganz wahr und treu ſein, er ſehe aber noch nicht, wodurch ſie als zuſammengehörige verbunden würden?

„Sie haben ganz Recht, erwiederte ein Andrer, ich will es Ihnen mit Einem Wort ausſprechen: durch ſein Schreiben. Zwar iſt er als Schriftſteller, was man in der Litteratur ſo nennt, nur ſpärlich aufgetreten. Sein Ruhm als ſolcher gründet ſich vorzüglich nur auf die ſehr zufällig entſtandene, aber meiſterhaft in franzöſiſcher Sprache verfaßte und von dem Nationalinſtitut gekrönte Preisſchrift über Mahomet. Er hatte keine äußerlichen Antriebe, wenn er ſchrieb, er wollte weder Geld noch Ruhm. Seine meiſten Arbeiten lieferte er, weil ſie eine Befriedigung für ihn ſelbſt waren, weil er ſeiner Neigung, ſeiner Liebhaberei folgte, und hierin grade war er eine durchaus vornehme Natur, ein wahrer Freiherr, der, wenn Geſinnung und Luſt ihn nicht für die Welt anregten, ſich ruhig hielt und gleichſam auf ſeinen Gütern lebte. Seine Schreibthätigkeit war dabei ungeheuer, aber ſeine Aufſätze blieben theils anonym, theils gingen ſie unter fremden Namen. In des Grafen von

Saint-Simon Schriften sind ganze Stücke von ihm. Manches verschenkte er als Keim, andres als reife Frucht, so die politischen Aphorismen, welche unter Schlottmanns Namen erschienen sind. Allein mehr als in schriftstellerischen Arbeiten, eifriger und unerschöpflicher noch, erging sich seine Feder im Briefwechsel. Mit vertrauten Freunden die Welt zu besprechen, ihnen seine Ansichten, die ihm bekannten Thatsachen zu eröffnen, sie durch seine Mittheilungen zu fördern, zu erfreuen, das war seine Lieblingsbeschäftigung, zuletzt fast die einzige, die er treiben mochte. Diese vornehme Unabhängigkeit von allen gemeinen Rücksichten, und der Reichthum persönlicher Gaben, die er immerfort austheilen konnte, machten ihn der größten und vertraulichsten Verhältnisse genießen, ohne daß er sie benutzte. Wie früher Sieyes in diesem Betreff erwähnt worden, so könnten noch viele bedeutende Franzosen, unter den Deutschen Wilhelm von Humboldt, Marquis von Luccheſini, Freiherr von Stein, von Fremden noch Fox, Canning, Fürst Kurakin, Marquis von Marialva und viele Andre genannt werden. Hat er es zu keinen glänzenden Stellen gebracht, so war es, weil er die Stellen nicht wollte, oder wenigstens ihre Bedingungen nicht. Fähig war er zu den größten, denn kleine Unfertigkeiten, Zerstreuungen, Uebereilungen, die man ihn bisweilen begehen sah, und ihm als Unpraktisches auslegte, würde jeder Schreiber oder Haushofmeister ihm haben ersparen können; als solche hätten Manche von denen, die sich weit über ihm dünkten, und praktisch dahin gekommen waren,

wo jener auf solche Weise zu sein verschmähte, sich allenfalls an ihrer Stelle befunden!"

Durch dieses mitgetheilte Bruchstück wirklichen Gesprächs mögen die nachstehenden Briefe hinreichend eingeleitet sein. Wir fügen nur noch die kurze Schilderung bei, welche von seinem Aeußern durch Zschokke gegeben worden: „Seine wohlgebaute, schmächtige Gestalt, von vieler Muskelkraft, aber großer Reizbarkeit der Nerven. Ein feines, geistvolles Gesicht, in dessen beweglichen Zügen sich die wandelbare Stimmung des Gemüths unverhohlen zu lesen gab; blaue Augen, in denen gewöhnlich ein ironisches Lächeln glänzte, oder der forschende Blick des Denkers hervortrat; eine freie Stirn, vom luftigen Gekräusel seines Haars umweht; — alles verkündete den Weltmann und den Weltweisen." —

1.

Frankfurt am Main, den 15. Januar 1817.

Frau von Humboldt ſandte mir geſtern durch Herrn Boisdeslandes, der heute abreiſet, eine Brieftaſche, die ſie mit eigner Hand gewirkt. Wenn das gütige Merkmal der Freundſchaft mir ſchon an und für ſich lieb und theuer, um wie viel koſtbarer muß es mir durch die Lage werden, in der ich es erhalte. Ich ſchrieb ihr, daß ein unbekanntes Weſen, recht muthwillig bisweilen, die ſeltſamſten Kontraſte, kränkende und erfreuende, in wenige Augenblicke zuſammendrängt. Zu den tröſtenden gehören Ihre Briefe. Sie haben mir, gnädige Frau, ſo viel Männliches, Aufrichtendes geſagt, daß ich mich ſchäme, kleinmüthig vor Ihnen zu erſcheinen. Meine Niedergeſchlagenheit rührt vorzüglich davon her, daß ich alle Tage neue Entdeckungen mache von der Verrücktheit meines Feindes. Er wird mich nach Berlin verfolgen. Gehe ich dahin, ſo finde ich vielleicht nichts als friſche Ausſaat von Gram und Kummer. Denken Sie, daß man ſich hat beigehen laſſen, der preußiſchen Geſandtſchaft zu inſinuiren, ich ſei Verfaſſer des Tableau politique de l'Europe par Scheffer. Dieſer Scheffer, der mir und Schlabrendorf ſehr wohl bekannt iſt, war ehemals Erzieher in dem Hauſe von Graf Reinhard. Ich habe Ihnen, glaube ich, meine Meinung über das Werkchen mitgetheilt. Daß es rein aus dem Kopfe des jungen Menſchen gefloſſen ſei, iſt mir ſelbſt nicht wahrſcheinlich. Aber ich, abweſend von Paris ſeit vierzehn Monaten, habe auch nicht das Entfernteſte damit gemein. Bei Herrn von Humboldt hat man mir zu ſcha-

den geſucht, indem man behauptet, ich hätte ſchlecht an Reinhard gehandelt, als er im Jahre 1815 hier gefangen ſaß, mich ſeiner nicht angenommen, mich furchtſam zurückgezogen. Nun aber iſt es notoriſch, daß ich alle Bedenklichkeiten, die mir Herr von Barkhaus und Andern vorlegten, mißachtend zu ihm gegangen bin, und zufolge dieſes Beſuches ſelber verhaftet wurde. Der Teufel des böſen Gewiſſens treibt meine Gegner, irgend ein Mittel des Verderbens gegen mich aufzufinden. Daher beſorge ich, der Artikel, den Herrn von Varnhagens ritterliche Seele geboren hat, werde zu neuer Wuth entzünden. Indeß, das Loos iſt geworfen. Laſſen mich die im Stich, die ſich meiner jetzt annehmen müſſen, indem ſie etwa glauben, daß ich die Händel doch verſchuldet habe, und ſtehe ich ohne Hülfe nackt und bloß, ſo muß ich mich entſchließen, mein beſtes Streitroß zu beſteigen. — Auch, höre ich, geben ſie mich für einen der thätigſten Mitarbeiter des Rheiniſchen Merkurs, des alten, aus. Von einem Stücke kann Reinhard beweiſen, daß ich Verfaſſer bin. Ich weiß nicht, ob Sie ſich erinnern, in einem der fünf oder zehn letzten Stücke, kurz vorher ehe er unterdrückt wurde, ein ziemlich geſchraubtes Bildniß des franzöſiſchen Karakters, in franzöſiſcher Sprache geleſen zu haben. Dieſer Aufſatz wurde ehemals auf ſeine Veranlaſſung geſchrieben. Er forderte mich auf, die Farben recht grell aufzutragen, damit die Franzoſen doch einmal erführen, wie man ſie beurtheile. Weh mir, daß ich Sie von dergleichen Aergerlichkeiten unterhalten muß. Dank für den Balſam, den Sie auf mein Haupt gegoſſen! —

Delsner.

und Ehrbarkeit dafür unbedenklich weggeworfen ſind! Man iſt hier ganz empört über den kriechenden Unſinn. Das Gedicht unſeres verehrten Freundes Hrn. von Stägemann, das die weißgekleideten Mädchen zu überreichen hatten, gefiel mir ſehr wohl; ich fand den Ton ſüß und zart, den Schluß angenehm; die Mädchen aber, die nicht immer Spaß verſtehen, und daher auch den Ernſt oft für Spaß nehmen, waren zum Theil mit der Anweiſung auf tapfere Preußen ſehr unzufrieden. An Hauptſtadtwitzen hat es nicht gefehlt. Auch Herr Ancillon hat ſein Theil tragen müſſen. Er heirathet wieder, ein junges reiches Mädchen, Mademoiſelle Moliere, die eine Zeitlang ihrer Geſundheit wegen in Frankreich gelebt hat. „Der arme Mann kann nie zu einer Frau kommen, ſagte man, das erſtemal kriegt er eine Mutter, das zweitemal eine Tochter.“ Doch an Witz bleiben die Franzoſen vor uns andern immer obenauf! (Wir nämlich ſind mit dem unſern oft untendrunter.) Sie tröſten ſich mit Knallkügelchen im Salon ob der Kanonenſchüſſe in Spanien. Courier's verwegene Laune ſetzt in Erſtaunen, ſein Brief im „Journal du Commerce“ hat uns ſehr ergötzt. Die Theilnahme für Spanien findet ſich hier nicht ſo ſcherzhaft ab, wie in den niederländiſchen Flugblättern deſſelben Autors; das Schickſal Riego's findet in öffentlichen Geſellſchaften unverhohlenes Bedauern, und Herr Schöll, der das nicht leiden will, hat darüber kürzlich einen unangenehmen Auftritt gemacht. Die Sachen auf der Halbinſel ſcheinen ſich immer mehr zu verwickeln. Der König Ferdinand hat einen unerhörten, einzigen Vortheil, der ihn gegen ſeine Verbündeten feſt macht, nämlich den Umſtand, daß er ein Prinzip darſtellt, das die Andern für unverletzlich erklärt haben, er iſt eine Verkörperung deſſelben. Niemals übrigens habe ich weniger Politiſches geleſen, als eben jetzt. Don Quixote

2.

Paris, den 19. December 1818.

Ihrer Güte, gnädige Frau, wo möglich eine Zeile abzugewinnen, iſt der Hauptzweck meines heutigen Schreibens. Den klaſſiſchen Brief vom 13. d. erhielt ich einige Stunden nachdem mein vorgeſtriger abgegangen war. Ich konnte der Verſuchung nicht widerſtehen, und mußte ihn dem Einſiedler (Grafen Schlabrendorf) mittheilen. Jedes Wort des ſtoffreichen Inhalts iſt mehr als Einmal geleſen, erwogen und gewürdigt worden. Es war ſpäte Nacht, als ich nach Hauſe ging. Da hatte ich Zeit, über meine Sünde nachzudenken. Dem Verlangen des Briefſtellers gemäß hätte ich alles für mich allein behalten ſollen. Wird man mich entſchuldigen, mir verzeihen? Die Unvorſichtigkeit kann keine Folgen haben, und ſo rechne ich, edle Frau, auf Ihren Schuz. —

Die aus Aachen zurückgekehrten franzöſiſchen Beobachter und Diplomaten ſprechen nur einzig und allein von Gentz mit Lobe, „das ſei ein Kopf, der erinnre ſich doch am folgenden Morgen deſſen, was man ihm den Tag vorher geſagt habe, der raiſonnire und kombinire"; alle übrige auswärtige Diplomaterei wird zum Theil wie Leichtſinn, zum Theil wie veraltetes Zeug behandelt.

Ich kann nicht umhin, Ihnen einige Anekdoten zum beſten zu geben. Die Reiſe des Herzogs von Angouleme ſcheint von guter Wirkung. Wohl berechnet war unſtreitig die Auszeichnung, welche dem General Drouot widerfuhr. Dieſer hatte ſich der Einladung zu entziehen geſucht. Ihn an Tafel zu haben, verſchob der Herzog das Mittagsmahl. Perſonen alten Adels gebrauchten den Ausdruck: l'ordre de la noblesse. Der Herzog verſetzte: je ne connais que l'ordre militaire et l'ordre civil, il n'y a de noblesse que les

généraux et les capitalistes. Böſe Zungen wollen, man habe in einem a parte hinzugefügt: „So lauten meine Inſtruktionen; verſtehen Sie mich!“ — Anderen böſen Zungen gehört folgende Anekdote. Der Maire eines Orts verſammlete ſeine Gemeinde, um ſie auf die Ankunft des Fürſten vorzubereiten: „Mir zur Liebe ſchreit recht tüchtig das Leben der Bourbons!“ Jung und Alt weigern ſich, ſie ſchützen Heiſerkeit vor. Da weder Bitten noch Drohungen helfen, und man den Wagen ſchon anrollen ſiehet, hilft ſich der Mann mit Verſprechungen: „Kinder, mes chers amis, vivent les Bourbons, je vous promets que c'est pour la derniere fois.“ Augenblicklich ertönt ein rauſchendes Leb von Einem Ende des Orts zum Andern. Dergleichen Späße, ſei es daß luſtige Laune oder übler Wille ſie erſinnet, ſind immer ungünſtige Zeichen. Ueber Herrſcher, die man fürchtet oder verehrt, wird nicht leichtſinnig geſcherzt. Von mehreren Beiſpielen, wie weit die Verletzungen des Anſtands gehen, will ich nur eins anführen. Um den Kamin ſitzt eine Geſellſchaft. „Ich habe Ihnen eine große Neuigkeit zu melden,“ ſagt der Eintretende. Und welche, welche? „Er iſt“ — Wer denn? — „Er ſelbſt, kann es jemand anders ſein, als Bonaparte! er iſt in Vaugirard. „Das weiß ich beſſer, erwiedert ein Zweiter, ſchon iſt er in die Keller der Tuilerien eingerückt; der König reiſet dieſen Abend, und iſt jetzt beſchäftigt, ſeinen Bündel zu ſchnallen, à faire ses paquets. Sonderbar, äußert ein Dritter, es ſind keine zehn Minuten, daß ich ihm auf den Boulevards begegnete mit ſeinem gewöhnlichen Gefolge. „Laſſen Sie das gut ſein, verſetzt der Andre, der König iſt ausgefahren um Abſchiedsbeſuche zu machen.“ — Ein edler Herzog verſicherte dieſer Tage, der König ſende alle Morgen der Gräfin Decazes einen Veilchenſtrauß. So ſucht eine gewiſſe Parthei den Miniſter verdächtig zu machen und den König herabzuwürdigen. Zwiſchen dem alten und dem neuen

Adel liegt eine unermeßliche Kluft. Von dem Naserümpfen über die angebliche Niedrigkeit von Decazes macht man sich keinen Begriff, ja Herr Royer-Collard hat sich in den Zirkeln des Faurbourg Saint-Germain wie eine espèce betrachtet und behandelt gesehn. So werden Leute, die vortreffliche Bundesgenossen sein könnten, vielleicht wollten, unversöhnliche Feinde der alten Geschlechter. — Von dem neuen Finanzminister ist gesagt worden; sa nomination fait baisser les fonds et hausser les épaules. — Da haben Sie, gnädige Frau, meinen ganzen kleinen Vorrath. Etwas bleibt zurück, das sich aber dem Papiere nicht wohl anvertrauen läßt.

Nun darf ich Ihnen doch auch ein Wort von mir sagen. Aus meinem Briefe von vorgestern kennen Sie meine Lage. — Sie haben sich mir, edle Frau, mehrmals als Beschützerin erwiesen, stehen Sie mir, wie Ihnen am besten dünkt, liebreich mit Rath oder mit That bei. — Mein Vertrauen in Ihr treffendes Urtheil ist unbegränzt. Erzeigen Sie mir die Huld, Schiedsrichterin zu sein, welche meine Zweifel löset, meine Ungewißheiten schlichtet. Ich unterwerfe mich dem Ausspruche Ihres hohen Geistes, Ihres Edelmuths.

Herr K. befremdet sich hier. Solche Konversationen, wie bei dem Einsiedler (Schlabrendorf) vorfallen, sind ihm in seiner Praxis noch nicht vorgekommen. Mit seiner Art zu sehen stehet er zwischen Graf Kalckreuth (von Siegersdorf) und Graf Schlabrendorf wie eine Brig zwischen zwei Orlogschiffen, die wechselsweis ihre Ladungen abfeuern. Leben Sie wohl und bleiben mir in Gnaden gewogen.

Delsner.

3.

Paris, den 19. März 1821.

Die wenigen Worte, womit Sie mich beſchenken, theure unvergleichliche Seelenergründerin, ſchildern hinreichend, welch eine Wohlthat Ihr Umgang für mich wäre. Es fehlt mir hier nicht an theilnehmenden Freunden. Ganz beſonders haben ſich meiner die Frauen auf's liebevollſte angenommen. Aber ſie wiſſen mir nichts als Soireen und Diners zu geben. Dergleichen gutgemeinte Zeitvertreibe ſind keine wirklichen Ableiter des Grams, und gewähren nur oberflächliche Zerſtreuung. Ich verlange nicht, daß jemand mit mir weine. Deſto mehr bedürfte ich der Empfänglichkeit eines reichbeſaiteten Geiſtes, wie der Ihrige, die innerſten Regungen meines erſchütterten Gemüths zu klagen. Durch den eigenthümlichen Rückklang der ſeinigen würde er meine Gefühle in eine hellere, und doch nicht fremdartige Stimmung verſetzen. Frau von Courmont, eine treffliche Verwandte, wollte mich in ihr Haus. Dieſen Zwang konnte ich meinem Schmerze nicht anlegen, ſo ſchauerlich mir auch die Einſamkeit, wo ich unaufhörlich in folternde Anſchauungen verſinke. Habe ich nicht ſchwer geſündigt, das köſtliche holde Kind, das mir der Himmel gegeben hatte, blindlings der Afterweisheit eines Arztes zu überantworten! Warum beachtete ich nicht den richtigen Sinn, die geſunde Einſicht der Mutter! Ihrer Meinung mußte ich beiſtehn. Meine Nachläſſigkeit, meine Stumpfheit, dünken mich unerhört. Ich bin unerſchöpflich in Vorwürfen. Bald finde ich, daß ich das Heiligſte, was ich auf Erden beſaß, daß ich die Theuren, deren Leben und Glück mir anvertraut waren, nicht genug geliebt habe, daß ich nicht genug für ſie beide geſorgt; und doch ſagt mir mein Bewußtſein, daß ich bei erkannter Gefahr alles zu ihrer Rettung aufgeboten, was meiner Beſinnung möglich

war. Iſt mein guter Wille außer Schuld, ſo bleibt mir immer mein Unverſtand, mein Mangel klarer Umſicht zu bejammern. Am Ende haben wir alles was geſchiehet dem unbarmherzigen Schickſale beizumeſſen. Eine treue, tüchtige, edle Mutter ſucht keinen höheren Lohn als die Erhaltung ihres Kindes; dafür wird ihr das Kind entriſſen; ſie kennt keinen höheren Genuß als die Erfüllung ihrer Mutterpflichten, dafür muß ſie ſterben. Die Natur beſtraft wie Verbrechen die gewiſſenhafte Beobachtung des Sittengeſetzes, das ſie dem menſchlichen Herzen eingeprägt. Unſre löblichſten Handlungen ziehen faſt immer den meiſten Kummer nach. Und jenes Erwürgen einer zarten Blume, die wie ein junger Tag mit ſchimmernden Farben über meine, jetzt verödete, Zukunft aufging! Was hatte die Unſchuld verſchuldet, um ſo grauſam hingerichtet zu werden? Iſt das nicht Miſſethat? Die Schöpfung erſcheint mir als ein ſcheuſeliges Ungeheuer, wenn es nicht anderswo für derlei Entſetzlichkeiten und Verwirrniſſe eine befriedigende Auflöſung giebt.

Sie tadeln, daß ich meine Wohnung verlaſſen habe. Um keinen Preis könnte ich dort raſten. Ich meide die Gegend, in der ſie liegt. Die Unbequemlichkeiten des Hotel-garni, wenn man, ob einer Menge unverſehener Ausgaben, ſich auf ein einziges Zimmer beſchränken muß, und die Nothwendigkeit meinen Sohn um mich zu haben, der mir aus der Penſion, wo er vernachläſſigt worden, krank zurück kam, und für den ich noch kein ſchickliches Unterkommen gefunden, tragen nicht wenig bei, die Widerwärtigkeiten meiner Lage zu vermehren. Der Knabe iſt betäubend regſam, und ſein Muthwillen ſtehet mit meiner Niedergeſchlagenheit in dem peinlichſten Kontraſte. Auch Andre haben die Erfahrung gemacht, daß aufgeweckte Kinder in eben dem Maße luſtiger werden, als die Erwachſenen traurig ſind. Will die Natur von ihnen ſchwermüthige Eindrücke abwenden, die ihre kleinen Seelen leicht zermalmen

könnten? Mein Sohn rechtfertigt die Erscheinung des Hanswurſts im Trauerſpiel. Ich bin auch betrübt, ſagt er bisweilen, aber ich ſuche dich und mich zu zerſtreuen; und dann fällt er wieder in ſeine Poſſen. So mißfällig ſie mir ſind, habe ich ſie doch lieber, als ihn weich- und wehmüthig werden zu ſehn. Von der Erkenntniß meines Verluſtes wird mich nie je etwas zerſtreuen, von dem immerwährenden Gefühle deſſelben nur die Zeit abziehen können, oder ein großes Intereſſe, das mich mit ſich fortreißt und mir nicht erlaubt zu mir ſelbſt zu kommen. Die Weltbegebenheiten vervielfältigen ſich. Wem darin eine Rolle zufällt, der hat Beſchäftigung. Ueberall wird die Konſtitution der Cortes machen. Es iſt eine gefundene, geräumige Toga, die Blößen der Nacktheit zu bedecken, und welche, getragen, ſich in tauſenderlei beliebige Falten ſchlagen läßt. Den Regierungen muß die interimiſtiſche Kommiſſion ganz nothwendig mißbehagen. Sie iſt der Hauptpunkt, um den man ſich ſchlagen wird. Neben ihm dürften die Pairkammern Mühe haben ſich in Gunſt zu ſetzen.

Es iſt mir unendlich lieb, daß ich von Ihres Gemahls Krankheit nicht früher als von ſeiner Geneſung Nachricht bekommen habe. Bei dem Zuſtande ängſtlicher Reizbarkeit, in welchem ich mich befinde, würde mich die Gefahr des Freundes in die allerſchrecklichſten Beſorgniſſe geſtürzt haben. Dem Himmel ſei Dank, daß es mit ihm beſſer geht. Sorgen Sie für ſeine und für Ihre Geſundheit, erhalten Sie ihn und ſich. Für Sie gebe es keine Trennung. Schließen Sie mich in Ihren Bund. Verehrungsvoll.

Oeſöner.

4.

Paris, den 15. December 1821.

Ihre ſchmeichelhaften Zeilen, liebe Gnädige, haben mir den Karmin bis in die bleichen Haarſpitzen gepumpt. Ich bekam ein recht jugendliches Anſehn. Schade, daß es nicht dauerte. Frauenlob thut wohl; vor allem das Ihrige. Und wäre es damit auch nur halber Ernſt. Ich mag Ihnen lieber zum Scherze dienen, als Langeweile machen.

Wie Chemiker, bevor ſie zu Werke ſchreiten, den Stand des Thermometers, ſo geben Sie zu Anfang Ihrer Briefe die Beſchaffenheit des Wetters an, das gefällt mir aus gar vielerlei Gründen. Aber man erwartet ein höchſt methodiſches Verfahren. Die Erſcheinung fällt ganz anders aus. Ein herrliches Kind plätſchert in den Wogen der Zeit, oder ſpielt an ihren Ufern mit Muſcheln. Es kennt keine Regel als ſeine Laune. Sagen Sie wie es zugeht, das Kind weiß es vielleicht ſelbſt nicht, die plätſchernde Hand bringt jedesmal harmoniſche Töne und das Gerathewohl des Wurfs kaleidoſkopiſche Figuren zum Vorſchein. Hinter dem Kinde ſteckt ein ſeltener Geiſt. Nein wahrlich, zum bloßen Leſen iſt er nicht in die Welt gekommen. Sie ſind ein philoſophiſcher Naturaliſt, deſſen heller Inſtinkt unendlich weiter reicht, als alle Schul- und Weltweisheit der Männer.

Von Ihrem theuren Goethe muß ich Ihnen ſagen, daß ihn die Franzoſen ohne allen Vergleich über Schiller erheben. Dieſer hat nun freilich das Unglück, ſchlecht überſetzt zu ſein, und daß man zunächſt den unreifen Don Carlos aufgetiſcht, der ſich beſonders nicht mit Götz von Berlichingens lebhafter Wahrheit meſſen kann. Goethe iſt in jeder Hinſicht glücklicher. Der junge Stapfer arbeitet unter den Augen ſeines trefflichen Vaters. Er ſitzt jetzt am Fauſt.

Mein Inneres ſoll ich Ihnen aufthun. Es iſt ſehr eintönig, und nur ſelten heiter, wiewohl mich ein Knabe umwirbelt von der ausgelaſſenſten Energie, der nichts als boxen und den Soldaten ſpielen will. Des Morgens ſende ich ihn in die Schule, den Abend bringt er mit mir zum Theil und dann mit ſeiner alten Gouvernante zu, die des Kindes mit mütterlicher Sorgfalt pflegt. So ſehr ich immer Umgang liebe, iſt mir ihn zu ſuchen beſchwerlich, wegen des Hin- und Heimgehens. Da man aber der Menſchheit nicht ganz entbehren kann, ſo habe ich mich im Athenée abonnirt, wo, wer Luſt hat, Vorleſungen hört über allerlei wiſſenſchaftliche Gegenſtände. Dergeſtalt denke ich meinen Winter zu vergeuden. Künftigen Sommer möchte ich lebensgern reiſen. Wüßte ich mit Ihnen zuſammenzutreffen, welch ein Genuß! Ich würde Ihnen beſſer mündlich ſagen, als ſich auf dem todblaſſen Papier thun läßt, wie ſehr, wie innig ich Sie, meine Edle, verehre und liebe. Leben Sie glücklich, und gedenken meiner in Milde. Von ganzem Gemüth hochachtungsvoll der Ihrige.

Deleöner.

B.

Paris, den 26. Juli 1822.

Von der Fürſtin Salm, meine Gnädige, habe ich Preis und Dank erhalten für die holde Aufnahme, welche ſie bei Ihnen gefunden hat. „Madame de Varnhagen, ſchreibt ſie mir, est pétillante d'esprit et d'amabilité, elle m'a témoigné beaucoup d'intérêt ainsi que son mari, qui nous a donné de tres-excellens conseils. Enfin les personnes, pour lesquelles vous m'aviez remis des lettres, ont sans doute voulu vous donner en moi une marque

de leur amitié, qu'il faut bien que je vous renvoie, puisque c'est surtout à vous que je dois le bon accueil que j'en ai reçu.“ Schriftlich zu ſagen, wie ſehr ich Ihnen für ſo viele Beweiſe Ihrer Gewogenheit verbunden bin, iſt nicht möglich. Ich wünſchte meine Schuld in Perſon abzutragen, denn die Empfindung bedarf der Gebärde und der Stimme.

Unter der Menge von Sachen, die ich Ihnen melden könnte, weiß ich keine Auswahl zu treffen. Herr von Varnhagen wird dieſe Verlegenheit meinem Briefe anſehen. Die Partheien geſtehen ſich hier mit jedem Tage unverhohlener ihre gegenſeitigen Geſinnungen. In Spanien ſteigt ein Ungewitter auf, deſſen Blitze wahrſcheinlich bis über die Pyrenäen ſchlagen. Die geſtrigen Nachrichten aus Madrid klingen ſehr barſch.

Herr von Blacas iſt aus Rom abberufen wegen eines Liebeshandels, den der beleidigte Ehemann nicht für völkerrechtlich hält. Des alten Günſtlings harret vielleicht auch die Miniſterſtelle, welche erledigt wird, wenn es wahr iſt, daß Lauriſton den Oberbefehl des Geſundheitsgürtels übernimmt. Vor einiger Zeit hieß es, Montmorency und Villele würden als zu moderirt, dann Villele und Corbière als zu gemein, ihre Plätze räumen. Dieſe beiden ſind dem Hofe ganz natürlich bloße Dienſtboten. Man kann ihrer entbehren, nachdem ſie dreizehn und eine halbe Million Renten aus dem Schachte gehoben. Es fehlt nicht an Leuten, die das reine Metall auszumünzen wiſſen, noch an Liebhabern es in Empfang zu nehmen, das gemünzte. In Hinſicht des Geldes ſind Adel und Geiſtlichkeit Schweizer.

Seit Anfang dieſes Monats wird uns hier ein neues Schauſpiel gegeben, das großen Zulauf hat, und Diorama heißt. Es verhält ſich zum Panorama wie ein Raphael'ſches Gemählde zu einem Kupferſtich. Die mannigfaltigſten Abwechſelungen von Licht und Schatten, welche über das

Thal von Sarnen ziehen, geben der Landſchaft einen hohen Grad von Wirklichkeit.

Dem barbariſchen Kapudan-Paſcha zu entrinnen, haben ſich ein paar ſchöne Griechinnen nach Paris geflüchtet. Sie ſind in der That ſehr lieblich und machen Aufſehn, wenn ſie die Boulevards beſuchen. Eine angenehme Bläſſe, vielleicht daß ſie ſich noch nicht von aller Furcht erholt haben, ſcheidet ſie von andern Frauen. Das Ganze ihrer Phyſiognomie hat etwas Paläſtiniſches. Die jungen Begleiter tragen den europäiſchen Schnitt, ſo wie ſie ſelbſt das Pariſer Koſtüm angenommen haben. Der Papa hingegen kontraſtirt gewaltig. Er hat ſeinen grauen Stumpfbart, ſeinen alten Schlafrock, ſeine herkommlichen Pantoffeln und den eingedrückten Turban beibehalten, der einer Nachtmütze gleicht. Die Orientalen, das muß man ihnen laſſen, machen ſich das Leben ſehr kommode.

Ah! um's Himmels willen, eben denke ich daran, daß heute eine öffentliche Inſtitutsſitzung iſt, der ich beiwohnen will. Da werde ich Elogen von großen Männern hören, die ich kannte, und bei Lebzeiten nicht dafür anſah. Sie, meine Theure, brauchen nicht zu ſterben um gelobt zu ſein. Leben Sie recht lange. Es wird Ihnen nie an Bewunderern und Verehrern fehlen. Mich ſetzen Sie obenan auf die Liſte derer, die Ihnen mit Begeiſterung huldigen. Hochachtungsvoll

Oelsner.

war meine Leſerei und Calderon's Tochter der Luft, wobei ich mich ſehr wohl befunden habe.

Dies letztere iſt nur in Bezug auf das Leſen richtig, ſonſt bin ich fortwährend in keinem guten Zuſtande. Auch meine Frau leidet viel. Jetzt iſt unſer kleines Hausweſen ganz verſtört durch eine Krankheit Dorens, die Sie ja kennen, und die hart danieder liegt; ſie wird von Rahel ſelbſt gewartet. Sie erhalten deßwegen nur Grüße und Wünſche, aber aus innigſtem Herzen!

Leben Sie wohl! Der Himmel ſchenke Ihnen alles Gute! Ich ſehe, daß ich einen langweiligen Brief geſchrieben habe, und will ſchließen.

Empfehlen Sie mich dem verehrten Einſiedler! — Ich zweifle, daß ein Kourier geht.

Mit innigſter Treue

Ihr

K. A. V. v. E.

33.

Oelßner an Varnhagen.

Paris, den 12. Dezember 1823.

Mehrere Kouriere, hochverehrteſter Freund, ſind eingetroffen. Keiner hat mir weder von Ihnen, noch von Herrn von Stägemann etwas mitgebracht. Bin ich in Ungnade? Das verhüte der Himmel! Aber eilen Sie, ich bedarf es, mein Vertrauen in die Fortdauer Ihrer gütigen Zuneigungen herzuſtellen. Eben ſo ſehr liegt mir am Herzen, zu wiſſen wie Sie leben, was Sie ſinnen, wie beide, Frau von Varnhagen und ihr Gemahl, ſich befinden.

6.

Paris, den 27. Juni 1823.

Sie haben, meine Gnädige, drei Blätter auf mich abgegeben in Form von Wechſelbriefen. Eigentlich ſollte ich dieſelben proteſtiren laſſen, wegen ungebührlichen Lobes, das ſie enthalten, und weil ich die elektriſchen Schläge Ihrer ſchönen Seele nur zu bewundern, nicht geziemend zu vergelten weiß. Allein ich käme dabei doch in großen Schaden. War mein Mohammed im Stande, auf Ihr Gemüth zu wirken, einen Geiſt wie den Ihrigen zu beſchäftigen, ſo habe ich Urſach frohes Herzens zu ſein. Auch wenn er bloß vorübergleitende Wallung erregte, bin ich für die Mühe der Arbeit reichlich belohnt. —

Wie iſt es möglich, fragen Sie, daß bei ſo viel Bildung, wie ſchon auf der Erde iſt, ſich ſo große Reſte von Rohheit nebenan, dicht nebenan, erhalten? Ich glaube, es kommt daher, daß wir nicht lange genug leben und zu frühe altern. Weisheit und Thatkraft treffen ſelten doch zur rechten Zeit auf einem Fleck zuſammen. Mit der Jugend muß jedesmal von friſchem angefangen werden, und, bei geringer Ausnahme, iſt der große Haufe ein theils von ſelbſtſüchtigen, theils von albernen Theologen und Rabbinen beackertes Feld. Woher ſoll ihm geſunde Einſicht kommen, wenn keine geſäet wird?

Sie gedenken meines unvergeßlichen Villers, eines edlen Menſchen. Es hat keinen redlicheren Deutſchen je gegeben, als dieſen Franzoſen. Von Hannover wurde er mit ſchonungsloſer Unbarmherzigkeit behandelt. Kränkung ſtürzte ihn vor der Zeit in's Grab. Germanien — aber wo liegt das Land? — iſt ihm einen Ehrenverſorg, ein Ehrendenkmal ſchuldig. — Ihr Günſtling, Herr Thiers, wird ernſtlichſt zum Deutſchen angehalten. Wer kennt nicht die ſchwache

Seite der Franzoſen? Er thut ſich nicht wenig darauf zu gut, die Eroberung einer Baronne allemande gemacht zu haben. — Leſen Sie auch wohl Sir Walter Scott? Von ſeinen Romanen bleiben mir nur wenige zurück. Wie ich ſie bekommen konnte, franzöſiſch oder engliſch, habe ich die Aufgabe durchgearbeitet. Will man geſchwind vorwärts, muß der Geſchmack nicht allzu hackel ſein. Ivanhoe dünkt mich ein Meiſterſtück. Das iſt wirkliche Epopöe, wie ſie ſich für unſre Zeiten ſchickt. Einige Scenen, die offenbar Goethe'n entlehnt ſind, bemerkte ich mit beſonderem Vergnügen in Kenilworth und Ivanhoe. Sir Walter verſtehet ſichtlich deutſch.

Das Theater Saint-Martin beſitzt einen Polichinel, den zu ſehen wahre Raſerei geworden. Alle Abende läuft man dort Gefahr, zum Zeitvertreibe erdrückt zu werden.

Wiſſen Sie ſchon, daß man hier die allerſchönſten Blumen aus Fiſchbein verfertigt? Frau von R. bringt deren einen ganzen Vorrath mit. Dieſe Dame hat ſich ausnehmend in Paris gefallen.

Ihre Art, meine Gnädige, die Briefe zu datiren, iſt überaus zweckmäßig. Der Zuſtand des Thermometers, des Windes und des Wetters, hat unſtreitig auf unſre Art zu denken und zu ſchreiben den mächtigſten Einfluß. Was mich betrifft, ſo möchte ich noch den Zuſtand der Schreibmaterialien beifügen. Sie ſind bei mir beſtändig in ſchlechter Ordnung; ich weiß keine Feder zu ſchneiden, oder vielmehr ich ſchneide ſie alle wie ein Blinder. Bald iſt die Dinte zu fleck, bald zu dünn. Sie können ſich nicht vorſtellen, wie all dieſe Unmöglichkeiten, gegen die ich zu kämpfen habe, meinen Gedanken ableiten. Unterbrechende Beſuche bringen mir bei weitem den Nachtheil nicht. Grade weil ich Ihnen recht zierlich ſchreiben wollte, hat irgend ein böſer Genius mein Dintenfaß und meine Federn behext; ſelbſt die Hand will ſich nicht lenken laſſen.

In dieſer Noth darf ich mir von Ihrer Huld verſprechen, daß Sie Inhalt und Form meines Briefes mit zum Beſten werdender Nachſicht betrachten. Ich bin Ihnen gegenüber in dem Falle eines zärtlichen, ſterblich verliebten Kandidaten, deſſen Kanzelberedſamkeit gerade in den Augenblicken ſtockt, wo er ſie am lauteſten und glänzendſten an den Tag legen möchte. Die Frau vom Edelhofe nimmt keinen Aerger an der Schwerfälligkeit ſeiner Zunge, ſie läßt der unbehülflichen Jugend und dem guten Willen Gerechtigkeit angedeihen, und ſo hoffe auch ich, daß Sie meine Ehrerbietung nicht verkennen, noch mir Ihren Schutz entziehen werden. Dafür verleihe der Himmel Ihren Bädern geſundheitſtärkende Kräfte. Leben Sie wohl. Ich bin mit treuer Anhänglichkeit Ihr innigſt ergebener

Oelsner.

7.

Paris, den 17. September 1823.

— Ihr Beifall, das ſchmeichelhafte Lob einer genialen Freundin, und der litterariſche Artikel, womit „die Pyrenäen" beehrt worden (Les Pyrénées, par M. Thiers), mußten dem Empfänglichen in der Seele wohlthun. Zum Denkmale ſeines Danks und ſeiner Huldigung ſendet er Ihnen das neueſte ſeiner Werke (Histoire de la Révolution française), deſſen erſte Auflage beinahe ſchon vergriffen iſt. Ich kenne kein unpartheiiſcheres Gemählde der franzöſiſchen Revolution. Lebendig zog dieſe einſt unter meinem beobachtenden Blicke vorüber, und gerade wie ſie ſich hier in ihren Hauptabriſſen darſtellt. Nebenumſtände wären zu berichtigen. Manches hätte der Verfaſſer, wenn es die Witterung litte, zweifels-

ohne ausführlicher erzählt, manches unumwundener. Mit Meisterstrichen sind die Karaktere Mirabeau und Dumouriez gezeichnet. Der Lehre von dem nothwendigen Kreislaufe der Begebenheiten, dem nichts in den Weg zu schieben sei, dem man sich blinden Gehorsams unterziehen müsse, kann ich nicht beistimmen. Erfahrung und Geschichte widersprechen. Wie oft siehet man nicht, daß der Wille eines oder einiger Menschen, weniger weil er stark, als weil er genau auf ein bestimmtes Ziel gerichtet ist, das ungestüme Streben, die mächtige aber gewöhnlich trübe Woge des öffentlichen Wollens eindämmet und ableitet! Sich über Demüthigungen zu trösten, die der gekränkte französische Nationalstolz mit verbissenem Grolle trägt, wird unter den jungen Leuten eine Art politischen Fatalismus Mode, der aber weiter nichts als provisorische Maßregel ist. Zuverlässig spricht Sie Herrn Thiers feingesitteter Vortrag an. Welch ein Abstich gegen den Heidelberger Professor Herrn Schlosser in seinem zweiten Theil der Geschichte des achtzehnten Jahrhunderts! Ihm heißt Talleyrand schlechtweg der Schuft. Deutscher Biedersinn könnte, däucht mich, seiner Treue unbeschadet, auch wohl geschliffener sein. Wie gehet es zu, daß, bei großer Geisteskultur, Deutschland sich noch immer gern in Grobkörnigkeit gefällt? Sollte es vielleicht von dem Titelwesen herrühren! Wer den Leuten ihren schriftmäßigen Ehrenversorg giebt, ihren kanzleigerechten Respekt erweist, kann, ohne daß es die Herren übel deuten, vom Blatte weg mit ihnen reden, ungehobelt, und wie ihm der Schnabel gewachsen ist. So klopft ein deutscher Supplikant eine deutsche Excellenz auf die Schulter: „Nicht wahr, Excellenz, ein Hundsfott, der nicht Wort hält!" Nichts hat mich, in einigen Gegenden Germaniens, mehr ergötzt, als das sonderbare Gemisch kriechender Bücklinge mit familiärer Flegelei, indeß die zarteste Höflichkeit, wenn sie den plumpen Meilenzeiger der Titulatur umgehet, für freche Anmaßung gilt.

Heutzutage ſind die Wunderkuren des Fürſten von Hohenlohe bei weitem weniger gewagt, als Prophetenthum, politiſches. Wem je hätte geahndet, daß in Spanien alles, alles käuflich ſei! Eigenſinn bloß, und Dünkel und Großprahlerei ſcheint ſich die heroiſche Nation der Don Quixoten vorzubehalten. Sogar die Glaubensritter rühmen ſich ihres Heldenthums. Welch eine Sprache ſie führen gegen Frankreich! Leſen Sie ja die Proklamation der Regentſchaft wegen des Dekrets von Andujar, nebſt der Adreſſe, welche ihr die Armee von Navarra reicht. Noch während die unverſchämten Bettler von franzöſiſchen Almoſen leben, empören ſie ſich. Wird der Herzog von Angouleme mit der Konſtitutionsparthei fertig, ſo kommen ihm die Bundesgenoſſen auf den Leib. Frankreich hat ſich da eine ſchwer auszuſchaufelnde Suppe eingebrockt. In Catalonien behauptet Mina das Feld mit Nachdruck, und wie ein Mann von Talent. Man ſiehet, was erfolgt wäre, wenn die Cortes, geſcheidter als ſie ſind, ihre Heere keinem Abisbal, Morillo oder Balleſteros anvertraut hätten. Auch die Eroberung von Corunna war Finanzgeſchäft. Unterhandlungen können die Einnahme von Cadir bewirken. Meines Ermeſſens wird der Hader dadurch nicht beendigt. Frankreich führt ſeinen Krieg auf eine ſehr obſkure Weiſe. Die thätigſte Waffe iſt Geld. Den Tages-Thermometer der Siege und der Niederlagen hält die Börſe. Ein widerwärtiger Windſtoß in den ſpaniſchen Gewäſſern, und das Vermögen von Tauſenden leidet Schiffbruch auf dem Pflaſter von Paris. So giebt es Augenblicke, wo man ſich freuen kann arm zu ſein, weil man es nicht erſt zu werden braucht. Der Himmel ſchenke Ihnen, zu den Schätzen ihrer Seele, alle nur erſinnliche irdiſche Reichthümer, denn Sie werden gut damit zu ſchalten wiſſen, gnädige Freundin der Menſchheit!

Das Volk nimmt hier wenig Kunde von den Dingen jenſeits der Pyrenäen. So lange keine Aushebungen ſtatt-

finden, darf es die Fehde als ihm fremd betrachten. Faſt die ganze Armee ſtehet außer Landes. In Paris begegnet man mehr Seminariſten und Abbé's als Gendarmen. Bedenkt man die Gährungen der vorigen Jahre, ſo hat die gegenwärtige Ruhe etwas Erſtaunliches. Der Franzoſe war von je und bleibt ein Harlekin, bisweilen ein grauſamer. Jetzt hält ihn geiſtliche Polizei im Zaum, und beſſer als weltliche. Manchmal kratzt ſich dennoch wohl das Miniſterium hinter den Ohren, Händel mit Spanien angeknüpft zu haben. Pozzo di Borgo wird häufig zu Rathe gezogen. Es ſollte mich nicht wundern, wenn dergleichen Gunſt dem engliſchen Geſandten mißfiele. Wäre die Behauptung gegründet, daß Rußlands Intereſſe, in den ſpaniſchen Verwirrniſſen, weiter nichts als eine oder die andre der baleariſchen Inſeln zu erlangen ſuche, ſo würden die entgegengeſetzten Mündungen der Themſe und der Newa ſehr leicht in Strudel aneinander gerathen. —

Genehmigen Sie meine Huldigungen und bleiben mir in Gnaden gewogen. Verehrungsvoll

Oelsner.

8.

Paris, den 6. April 1824.

Tauſend Dank, gnädige Frau, Ihrer Huld, Ihrer Fürſorge. Sie haben den Nagel auf den Kopf getroffen, meinen Schaden vollkommen richtig errathen und benamſet. Der Arzt iſt Ihrer Meinung. Auch hat er das Rezept gutgeheißen. Gebrauch zu machen hindert Fortdauer abſcheulichen Wetters. — Sie können ſich nicht vorſtellen, was mir im Grunde ſehr lieb, welchermaßen mich der diesjährige Winter mitgenommen. Zuverläſſig bin ich itzo der verſchrumpfteſte,

grauköpfigſte, griesgrämlichſte Ihrer Anbeter. Dabei hat ſich meiner die üble Gewohnheit des Tabackſchnupfens dergeſtalt bemeiſtert, daß, am Schreibtiſch, man meine Naſe mit der des größten Helleniſten unſrer Zeit verwechſeln könnte, von dem es heißt, er habe ſein bischen Latein ausgeſchwitzt, und bringe deßhalb keinen Brief an das hieſige Inſtitut der Wiſſenſchaften zu Stande! [Friedr. Aug. Wolf.] Schade, ſchade! Denn wahrlich, es war nicht Hechinger Latein, das ſeine Jugend in beiden Hemiſphären berühmt gemacht! Könnten Buttmann, Savigny, Schleiermacher nicht vielleicht aushelfen?

Hier höre ich von nichts als Renten, deren ich keine beſitze. Der Finanzminiſter will und wird die Kapitaliſten auf halben Sold ſetzen. Sie haben die Staaten lange genug ausgewuchert. Mögen ſie Zeter ſchreien, die Amputation geräth nicht in's Stocken. Eigentlich ſind ſie es ſelbſt, die der Regierung das Meſſer in die Hand gegeben, und ohne die Willfährigkeit der Goldhäuſer zu Vorſchüſſen wäre ſie immer ſo dreiſt, es ihnen an die Kehle zu ſetzen. Jeder Menſch iſt ſeines Glückes Schmidt. Auch bei dieſer Operation blühet den Jeſuiten der Waizen. — Der größte Nachtheil, den die franzöſiſche Emigration über Europa gebracht, iſt, auf Vernunft und Toleranz Mißtraun und Argwohn geworfen, dafür aber Jeſuitism empfohlen zu haben. Häufige Bekehrungen, beſonders in England, zeigen, daß der Zug zur päbſtlichen Theokratie gewaltiger um ſich greift, als man gewöhnlich meint. Läßt ſich denken, daß die weltliche Macht ihn begünſtige, vergeſſend, wie die Kirche oft mit jakobiniſcher Frechheit Zepter und Kronen der Fürſten zu Boden trat? In einem andern Sinne, als die Jeſuiten, arbeiten die Bibelgeſellſchaften. Ich habe manches gegen ſie einzuwenden, und gehöre keiner an; aber mit unausſprechlichem Vergnügen habe ich die beifolgende kleine Schrift geleſen. Nothwendig ſpricht ſie Ihren Geiſt und Ihr Gefühl an.

Auf den erſten Blick werden Sie erkennen, daß in ihr weibliche Zartheit athmet. In der That hat ſie eine Frau zur Verfaſſerin, und zwar die erlauchte Tochter der Frau von Stael, die junge Herzogin von Broglie *). Zwei vornehme Damen kämpfen dermalen um den Preis der Bewunderung. Aus dem Ei der Herzogin von Duras, dem Roman Ourika, ſind ſchon ein paar Schauſpiele gelockt. Nicht mit vorzüglichem Beifall iſt das eine in dem Theater du Gymnase gegeben worden. Das andre, dem Theater français beſtimmt, findet Hinderniſſe in der Weigerung der Mlle Mars, ihr hübſches Geſicht vor dem Publikum anzuſchwärzen.

Mit Mlle Mendelsſohn bin ich dieſer Tage zuſammengetroffen. Sie befindet ſich wohl, war ſehr artig, geiſtreich, ſoll aber ganz erſchrecklich katholiſch ſein. Laſſen Sie ſich um's Himmels willen, gnädige Frau, keinen ähnlichen Sparren anwandeln! —

Ah! da wirft die Sonne, durch Wolken, einen Blick in mein Zimmer. Ich kann der Lockung nicht widerſtehn, und verlaſſe Sie, gnädige Frau, um einer Nebenbuhlerin willen, der Sie doch nicht anders als hold ſein können. Wärmen Sie ſich ebenfalls in ihren Strahlen. Leben Sie wohl. Bleiben Sie meine theilnehmende Freundin. Ich bin mit ehrerbietiger Liebe und Ergebenheit Ihr

Oelsner.

*) Sur les associations bibliques des femmes. (Extrait des archives du christianisme. Janvier 1824.) 8.

XVI.

Adam von Müller.

Von dem Unglücke, das sich bei der Vermählungsfeier Seiner Königlichen Hoheit des Kronprinzen ereignet, habe ich gestern einige Details durch den Hrn. Baron von Eckardtstein vernommen. Es ist entsetzlich, daß ein schön begonnener Tag auf so schauerliche Weise getrübt worden. Ob sich unter den Verunglückten namhafte Personen befinden, wußte man nicht zu sagen. — Die hiesigen Vorfälle sind auch meistens tragischer Beschaffenheit. Leichtsinniger Weise wurde bei dem Einzuge des Herzogs von Angoulême ein junger Mensch in den Tuilerien erschossen. Nur die liberalen Blätter haben den Vorgang ehrlich, die ministeriellen hingegen allesamt verfälscht erzählt. Baron Eckardtstein war Augenzeuge. Er hat den Soldaten mehrmals anlegen sehen. Bei der Gelegenheit ist kund geworden, daß an einem Feste, zu dem das Publikum eingeladen war, die Truppen scharf geladen hatten. Dieser Umstand kann dem Hofe nicht anders als höchst ärgerlich sein. Der Herzog von Angoulême und Madame haben den Eltern des Getödteten die rührendste Theilnahme erwiesen. Ueberhaupt machen sie sich bei dem Volke beliebt, was den eigentlichen Ultra nicht behagt.

Marialva ist gestorben. Die Eröffnung lieferte folgende Resultate: ein Theil des Gehirns war verwittert, in dem andern fand sich eine Verhärtung, das Herz enthielt einen Kloben Fett, Magen und Netz zeigten Verletzungen. Es giebt wohl wenig Diplomaten, deren innerer Zustand, im Leben oder nach dem Tode, so genau bekannt wird; und doch hat der Marquis de Marialva, trotz der geheimen Schäden, im vollen Gebrauch aller seiner Fakultäten gelebt. Seit einiger Zeit kränkelte er freilich und hatte völlig den Geruch verloren, allein eigentlich ist er nicht an seinen Uebeln, sondern an den Folgen einer Erkältung gestorben, die er sich bei dem Leichenbegängnisse einer spanischen Dame zuge-

Adam von Müller.

Auch eine der Naturen, welche in der Front, wohin ihre litterarische Ausrüstung gerichtet ist, nicht gehörig erfaßt werden, man muß ihnen Flanke und Rücken abgewinnen, um ihre Richtungen, Hülfsmittel, und ganzen Zusammenhang einzusehen. Mit dem Einsehen und Verwahren mögen wir uns begnügen; das Angreifen läge außerhalb unsres Zweckes, auch wenn es nicht schon unnütz wäre!

Müller war der Sohn eines Beamten in Berlin, und wurde daselbst geboren den 30. Juni 1779. Er empfing den besten Schulunterricht durch Gedike, Heindorf und Spalding, vernachlässigte aber Sach- und Sprachkenntnisse, und folgte dem Hange zu philosophischen Geistesübungen, welche gleichsam die Ritterspiele seiner Jugend waren. Das Studium der Rechte auf der Universität zu Göttingen, und die schon vorher gemachte Bekanntschaft mit Gentz leiteten ihn auf die Staatswissenschaften, und dies um so mehr, als sein

Verſuch, eine neue philoſophiſche Bahn zu eröffnen, wozu ſeine unreife und unvollendete Schrift vom Gegenſatze dienen ſollte, wirkungslos vorüberging. Dem Namen nach bei der kurmärkiſchen Kammer angeſtellt, benutzte er die mit dieſem Verhältniſſe leicht zu verbindende Freiheit, um ſich in Lieblingsſtudien, in Reiſen und geſellſchaftlichen Annehmlichkeiten zu ergehen. Gentz würde ihm das reizendſte Vorbild geweſen ſein, allein es erging dieſem damals noch zu ſchlecht. Noch furchtſamer als Gentz, hatte Müller nicht einmal den Muth, die Welt keck zu genießen, und wenn er es doch that, ſo that er es mit Angſt und Zurückhaltung und Reue. Dabei hatte er mit ſeiner dialektiſchen Kunſt einen beſondern Scharfſinn ausgebildet, überall die ſchwachen Seiten, den Schein, die Untreue aufzuſpüren, und verſagte ſich nicht, die der Welt abgekämpften Waffen auch wieder gegen ſie anzuwenden. So ſchrieb er, während er ſich in Polen auf einem Landſitze mit allerlei Lebensreizen hinhielt, die ſchwerlich Billigung hoffen konnten, an ſeinen Vater die ſchönſten Briefe aus verſchiedenen Hauptſtädten, als befinde er ſich auf einer unterrichtenden Reiſe. Indeß machte er auch wirklich eine Reiſe nach Stralſund, Schweden und Dänemark mit ſeinem Freunde Wieſel, der nächſt Gentz den größten Einfluß auf ihn gehabt hat. Sie waren zur Zeit des berühmten Schloßbrandes in Kopenhagen, und Müller wußte ſpäter in Berlin redneriſch kühn und herrlich vorzutragen, welche Gefahr ſie beſtanden, welchen Muth ſie gezeigt, welche Hülfe ſie geleiſtet; ein Feuerlärm im Nebenhauſe unter-

brach den Redner, der alles Vorgetragene plötzlich vergessen hatte, leichenblaß mit Angstgeschrei davonrannte, und sich nicht wieder blicken ließ! Auch Wiesel, den er in einem Briefe an Rahel mit scharfen Zügen meisterhaft schildert, entbehrte der leiblichen Tapferkeit, war aber ebenfalls ein dialektischer Künstler und Redner ersten Ranges, dabei jedoch ein Freigeist, der keine Zaghaftigkeit im Denken kannte, und keine Zuflucht nöthig hatte, auch nie den geringsten Zweifel hegte, seine Freigeistereien thätig auszuüben, sofern nicht äußere Rücksichten es verboten.

Nach einiger Zeit, da Berlin kein günstiger Schauplatz dünkte, hielt Müller in Dresden über deutsche Litteratur Vorlesungen, und gab dann in Verbindung mit Heinrich von Kleist eine Zeitschrift Phöbus heraus. Das prahlerische Auftreten, welches besonders auch den Namen Goethe's als eines Verbündeten mit ungeheuren Geschützsalven den Leuten in die Ohren donnerte, konnte sich in den ungünstigen Zeitumständen nicht halten, obwohl man gestehen mußte, daß Müller eine seltne Virtuosität geistiger Beweglichkeit, eindringlichen Wirkens, und besonders guten Tones der vornehmen Welt in seinen mündlichen wie schriftlichen Arbeiten vereinigte. Philosophie und Litteratur an die höheren Kreise der Gesellschaft zu bringen war niemand in Deutschland jemals so geeignet erschienen.

Der Krieg des Jahres 1809 vertrieb ihn aus Dresden. Er ging nach Berlin zurück. Hier hielt er Vorträge über Friedrich den Großen. Zugleich aber ließ er sich

in politiſche Thätigkeit ein, welche den damaligen Regierungszwecken entgegen war. Von dieſer merkwürdigen, tief eingehenden, geſchickten und — es giebt hier kein anderes Wort — perfiden Betreibungen wird künftig an anderm Orte zu reden ſein. Jedoch mißlang der Verſuch, und Müller glaubte nun ſein Vaterland aufgeben zu müſſen, ging nach Wien, bekannte ſich zur katholiſchen Kirche, und gelangte durch Gentz zu einer Anſtellung im öſterreichiſchen Staatsdienſte.

Wir können hier ſeinen Verhältniſſen, Einwirkungen und Schriften nicht einzeln nachgehen. Er ſah ſich bald durch Gentz mehr gehemmt und beſeitigt, als gefördert; aber auch in ſeiner eignen Geiſtesart lag viel, was ihn von gröſſerem Schwunge in Staatsgeſchäften abhalten mußte. Außer dem Mangelhaften, das hier etwa aufzuzählen wäre, wirkte in viel gröſſerem Maße ſeine Stärke ſelber ein, das ächte und tiefe Bedürfniß in ihm zu einem höchſten Wahren und Heiligen. Dieſes Bedürfniß wurde in ihm ſtets dringender und reiner, und wenn die Art und Richtung, ihm Befriedigung zu verſchaffen, auch manchem Sinne nicht gemäß war, ſo muß doch das Streben ſelbſt in Müller mit großen Ehren anerkannt werden. Seine katholiſche Denkart war durchaus aufrichtig, treu, ernſt, keiner Verläugnung fähig, dagegen jedes Opfers, und vor allem war ſie wirklich katholiſch; er ſuchte nicht eigne Vorſtellungen in die Dogmen hineinzulegen, und dieſe hiedurch erſt in rechte Bedeutung zu ſtellen. Daher, als die kirchliche und weltliche Autorität die Folgerungen nicht angemeſſen

fand, zu welchen ſein regſamer Verſtand die höchſten Lehren führte, hielt er willig nicht nur jene zurück, ſondern ſtellte auch von der Zeit ſeine ganze Schriftſtellerei ein.

In ſeiner Stellung als Generalkonſul in Leipzig und Reſident bei den anhaltiſchen Höfen hatte Müller eine große Wirkſamkeit, die ſich auch vielfältig auf Preußen erſtreckte. Seine Verbindungen, ſein Briefwechſel dahin waren ſehr lebhaft. Er wurde mit einigem Grunde beſchuldigt, manche Beziehungen ſeines Vaterlandes mit beinah feindlicher Herbheit behandelt zu haben. Wäre es gegründet, daß die unverhältnißmäßigen Schwierigkeiten, welche Anhalt-Köthen dem preußiſchen Zollweſen machte, größtentheils durch Müllers Betrieb erhoben worden, ſo würden, ſofern die deßfallſigen Verhandlungen der erſte Keim zu den nachherigen außerordentlichen Erfolgen und Ausbreitungen der deutſchen Zollvereinigung geweſen ſind, jenem Betriebe, wenn auch nicht mit Abſicht, doch in der That, nur Preis und Dank zu widmen ſein.

Von Leipzig abgerufen und nach Wien verſetzt, mit dem Beinamen von Ritterdorf in den Adelſtand erhoben, ſah Müller einen neuen Anlauf vor ſich, als er durch den Tod im Januar 1829 übereilt wurde, in Folge des Schreckens und der Theilnahme, welche ihm, dem ſelber Kranken, die aufeinanderfolgenden Nachrichten von Friedrich Schlegels und dann von der Fürſtin von Metternich unerwartetem Ableben verurſachten. Die zarte Reizbarkeit ſeines liebevollen Gemüths iſt ſelbſt

in dieser fassungslosen Schwäche mit Rührung anzuerkennen.

Im Umgang und Gespräch war Adam von Müller einer der angenehmsten und hinreißendsten Menschen. Mit seinem unerschöpflichen Handhaben des äußern Scheines, sowohl ihn zu vernichten als hervorzubringen, bildete sein tiefgehender Eifer einen Gegensatz, der schon durch sich selbst die wunderbarsten Wendungen bewirkte, allein seine Furchtsamkeit und sein versöhnlich weicher Sinn gesellten seinen Behauptungen und Schärfen eine Anmuth und Weichheit, ein schmiegsames Einlenken und schmeichelndes Begütigen, daß er in solcher Erscheinung einer der liebenswürdigsten Menschen genannt werden konnte.

Einiges von diesen Eigenschaften schimmert auch in den nachfolgenden beiden Briefen durch, wiewohl der schriftliche Ausdruck dieses Wesens immer nur ein schwacher Abglanz des persönlichen bleiben wird.

1.

Leipzig, den 11. November 1820.

Meine gnädige Frau! Ich habe mit sehr großem Interesse Ihr Schreiben an meine Frau gelesen, welches letztere bald entweder mündlich in Berlin, oder doch schriftlich beantworten wird. Der sehr werthen Anlage hat sich Wiesel, der eben zugegen war (wie er sich denn seit einem halben Jahr hier aufhält) mit wahrer Gier bemächtigt; nicht, wie Sie denken können, um des Angelus willen, sondern weil Sie beide, Herr von Varnhagen und Sie, mit mir zu den fünf oder sechs Menschen gehören, die er mit Treue, ja fast mit Bekümmerniß liebt. Also habe ich das Buch noch nicht zurück: die Vorrede habe ich gelesen, und die Auswahl der Reime (da ich die ganze Sammlung kenne und habe) werde ich studiren, um Ihrer beider willen. Denn es ist kein Kleines, einen Geist wie Varnhagen auf diesem Wege zu finden; Wiesels Entsetzen und meine Freude darüber waren gleich groß. Daß die Sprüche des Angelus gewissermaßen aus einer Region kamen, die über allen sogenannten Konfessionen erhaben wäre, — wie die Vorrede anzudeuten scheint, kann ich natürlich nicht zugeben. Der Gedanke aller Gedanken, die Menschwerdung Gottes, in seiner ganzen Breite, Höhe und Tiefe, fast insoweit es Menschen überhaupt möglich ist, von Angelus durchgeführet, gehört nur Einer bestimmten Konfession an. Es wird Varnhagen bei allem seinem Verstande nicht gelingen, den Angelus als einen von der Kirche unabhängigen Theosophen (etwa wie Jakob Böhme) zu konstruiren, noch auch die Philosophie dieses

Dichters mit irgend einem protestantischen System von Vernunftwerdung Gottes in Uebereinstimmung zu bringen.

Doch das ist nun die geringste Sorge: wie könnten solche Augen, wie Ihre vier, dem Sonnenlichte entgehn? Melden Sie mir nur recht vieles von V.: kennt er, ich meine historisch, **La Mennais indifference en matiere de religion**, insbesondere den zweiten Theil, Maistre's Buch **du Pape**, und dem ähnlichen, verwandten Schlag deutscher Bücher? Ihr Brief ist schön und lebendig, aber so unbestimmt etwa wie man bei fremden Leuten auf den Busch zu klopfen pflegt. Kommen wir nach Berlin, so sind wir in der ersten Stunde bei Ihnen, und zeigen Ihnen, wie bekannt wir sind.

Man versteht sich geschwind, gnädige Frau, wenn man über das: Wohin? mit einander einig ist, und außerdem noch ungefähr von demselben Punkte ausgegangen ist: denn wie weit sind denn die Königs- und Heiligengeiststraße von der Kochstraße entfernt?

Hierbei gedenke ich Ihres Herrn Bruders! Wo ist und was treibt er? Warum übersetzt er nicht die **Meditations poetiques** von Lamartine; dieser liebenswürdigste französische Dichter kann nur von Robert in Deutschland eingeführt werden.

Mein Stiefsohn Albert von Haza wird sich dankbar bei Ihnen vorstellen; und Sie, fordern Sie wo Sie können mein Verständniß mit Varnhagen, dessen Talente ein außerordentliches Gewicht für die Sache Gottes und der Wahrheit werden können. Ich bin kein Knecht der Mächtigen, aber auch kein independenter sogenannter Staatsbeamter, sondern ganz einfach der Diener meines Kaisers, nächst Gott, in Leben und Tod; außerdem glühend für das was von den Besten aller Jahrhunderte Freiheit genannt worden ist, für eine galante Freiheit, für eine solche, die sich nur im Dienst und in der Hingebung an einen irdischen Herrn

zeigen kann, deren Lebenselement das Opfer ist, die also nur an dem Opfer aller Opfer ihre Flamme entzünden kann.

So nun wird Varnhagen nicht allzu viel an mir auszusetzen finden; wir werden uns näher kommen, und ich werde auf seine Freundschaft stolz sein.

Leben Sie wohl, gnädige Frau, das Weitere schreibt Ihnen die Meinige. Mit inniger Verehrung der Ihrige.

Adam Müller.

Am Tage des Heiligen Martin, der, wie das polnische Sprichwort sagt, auf einem weißen Pferde geritten kommt. Der Schnee nämlich peitscht an meine Fenster.

2.

Leipzig, den 31. März 1826.

Hochverehrteste Freundin! Empfangen Sie meinen herzlichen Dank für Ihr freundliches Andenken an mich, bei dem Tode des Unglücklichen. Diese Rechenexempel sind also abgeschlossen, diese Weissagungen verstummen; sonderbarerweise wurde der, der nach Wiesels Kalkül schon zur Zeit des Kongresses zuerst zu Grunde gehen mußte, der Kaiser, gerade am Tage vor Wiesels Tode von einer wirklichen Todesgefahr gerettet. Dennoch rühret mich dieser Fall sehr. Sie nennen sein Unglück *seine dicke Haut*, und es ist wahr, innerlich war viel Schönes und äußerlich hat ihn viel Ausgezeichnetes berührt; doch hat beides nie zusammenkommen können. Dazu waren auch seine Augen zu scharf, kein geringes Unglück für den, der sie hat. Farbe und Lichtton verschwanden; er sah nur die Unterschiede und Umrisse der Dinge, und da war dann Rechnung und Zahl

zogen. Das gab einer Französin Anlaß zu sagen: Il a pris du gout aux enterrements.

Dem Herzoge von Rovigo hat die Brochüre von Hullin das Garaus gemacht. Er ist auf's Land geflüchtet und bedroht den Hof mit Bekanntmachungen aus den Archiven der geheimen Polizei. Ihm kann daraus nur neuer Schimpf erwachsen. Eine seiner Töchter sagte zu ihm: par votre imprudence, mon père, vous avez fait de nous une famille de Parias.

Ziemlich stark wird an einen auf die spanischen Kolonien, im Einverständnisse mit England, angelegten Plan geglaubt. England könnte beabsichtigen, durch Traktate in den ausschließlichen Besitz der Handelsvortheile zu treten, die es jetzt mit den Nordamerikanern theilen muß, England könnte sich verrechnen. Dergleichen ist ja auch schon manchmal dem brittischen Kabinette begegnet. An der Themse herrschen Vorurtheile so gut wie anderswo, Nebel, die das Nationalinteresse verdunkeln. Das Glück der spanischen Expedition lockt zu neuen Unternehmungen. Ruhm zu erwerben, die Ueberthätigkeit der französischen Jugend zu beschäftigen, und irgend eine Kolonialbesitzung zu erobern, sind Zwecke, die sich vertheidigen lassen.

Die Gerechtigkeit hat einen der furchtbarsten Giftmischer auf's Schaffot gebracht, so je existirt haben. Um Skandal zu vermeiden, ist dem Prozesse nicht die Entwickelung gegeben worden, deren er fähig war. Unter dem einnehmendsten Aeußeren ein vollendeter Heuchler, barg Castaing die unbarmherzigste Seele. Einer seiner Vertheidiger, Berriyer, sagte zu einem meiner Bekannten: er glaube nicht, daß die Erde je ein scheußlicheres Ungeheuer getragen. Aller Wahrscheinlichkeit nach vergiftete Castaing die Eltern der Ballet. Die Söhne hatte er sich durch Päderastie verpflichtet. An

bald zur Hand. — Ich verliere viel an ihm; er ersetzte und repräsentirte mir nicht nur die ganze liberale und demokratische Welt, und überhob mich nicht nur der Mühe die Journale und Bücher meines Gegenpart zu lesen, sondern er trieb das alles auf die rechte deutsche Höhe, bis zur Läugnung des persönlichen Gottes, zur Behauptung, daß alles Unglück in der ganzen Weltgeschichte aus dem Glauben an eine persönliche Offenbarung herrühre. Drei Stunden hindurch habe ich ihn einmal über letztern Punkt auf meinem Zimmer mit wirklich teuflischer Grazie und Sachkenntniß rasen hören. Und doch war in allem und unter allem wieder lauter Selbstüberredung, schwaches Liebesbedürfniß, Advokatie der Armen, Entbehrungs- und Aufopferungsfähigkeit, siebenmonatliches Leben mit achtzig Thalern und von bloßen selbstgefangenen Hechten und Karteffeln, und die Unfähigkeit nicht bloß zum Verrath seiner Freunde, sondern selbst der verhaßtesten unter den Aristokraten, wenn nicht etwa die Geldnoth allzu groß geworden wäre! Ich glaube, daß die göttliche Barmherzigkeit ihre größten Wunder für die letzten Augenblicke des Menschen verbirgt. Vielleicht ist ein Strahl des ewigen Lichtes besser durch die halbgeschlossenen, als durch die noch offnen Augen gedrungen. Wie die absurden Räsonnements eins nach dem andern auslöschten, mußte doch etwas übrig bleiben; vielleicht war es der Trost dessen, den er sich sein ganzes Leben hindurch ein dummes point d'honneur gemacht hatte nicht anzuerkennen, und der am besten wußte, wie er zu dieser Albernheit gekommen war.

Doch zu den Lebenden. Sehn wir uns diesen Sommer? Ich kann noch nicht nach Berlin kommen, und fühle, wie sehr mich erfreuen würde, Ihnen und Varnhagen irgendwo zu begegnen. Nicht bloß weil Sie Beide einen so schönen Nachruhm bei den Meinigen zurückgelassen, was freilich eine wesentliche Mitbedingung aller Wünsche eines so einge-

wachsenen Hausvaters ist, wie ich bin; sondern weil ich glaube, daß Varnhagen einer der berufensten Menschen unsrer Zeit ist, und der Sache nicht entgehen wird, die seiner bedarf. Glauben Sie nicht, daß die Biographieen und der vortreffliche Aufsatz über den Tod Alexanders mir viel Neues über ihn beigebracht. Ich habe es längst anerkannt, und nicht gesagt, weil er mir persönlich unangenehm d. h. zu schroff und zu steif war. Nun, da es anders ist, möchte ich ihn ganz leiden können. Darum wäre es gut, sich bei schöner Sommerszeit irgendwo im Grünen auf einige Tage zu treffen.

Lesen Sie doch einstweilen die trefflichen Aufsätze von Görres in einem Journal, das der Katholik heißt und in Straßburg herauskommt; in den letzten dreizehn Heften steht vieles glänzend und gründlich Schöne; nicht Sie zu bekehren, aber mir inne zu werden, wie mir zu Muth ist. Ihr sensitives und sibyllinisches Wesen wird sich in Görres leichter zu finden wissen. Auch dient Ihnen zum Antrieb dieser Lektüre, daß Gentz davon bezaubert ist.

Mit der Ihnen bekannten, langjährigen Verehrung Ihr gehorsamster

Adam Müller.

Ich möchte wissen, was Ihr Herr Gemahl zu dem aufserordentlichen Phänomen von Lingard's Geschichte von England meinte.

XVII.

Friedrich von Gentz.

Friedrich von Gentz.

Bei dem Namen gleich, den die Ueberschrift giebt, wird in Allen, die den Mann gekannt haben, eine lebhafte Bewegung, ein Reiz, eine Luft, ein Lächeln und Staunen der Erinnerung, ein Gefühl geiſtiger Gegenwart und hinreißenden Wirkens entſtehn, die Fülle der großen Welt und der Ernſt der Geſchichtsereigniſſe wird ſich dem Sinn darſtellen, und neben allem dieſen eine Unruhe und Sorge ſich aufdrängen, wer es doch wagen dürfe, den wogenden Grund eines ſo vielfachen Eindrucks, den nur das Leben ſelbſt vollſtändig erklären konnte, durch hingeworfene Umriſſe zu einem feſten Bilde zu geſtalten? Sie werden Recht haben, die ſo fragen. So reichen Inhalt weckt jener Name bei den Vertrauten und Unterrichteten, daß diejenigen, die es nicht ſind, kaum ahnden können, was ihnen mangelt und entgeht!

Wenn jeder Menſch mit eigenthümlichen Anlagen geboren iſt, die ſich aber nur in ſeltenem Fall entwickeln,

ſondern meiſt im Keim zerdrückt werden, oder in ſchwachen Regungen doch nur verkümmern, ſo muß das Hervortreten ſchon als eine Gunſt des Geſchickes gelten, wodurch eine Klaſſe höherer Menſchen ausgezeichnet wird, welche man die wahrhaft geſchichtliche nennen dürfte. Aber auch dieſe ſind es in mannigfacher Abſtufung. Viele Hochbegabte, von großer Kraft und Wirkung, bringen es nicht zu einem neuen Typus, ſondern ſind am Ende doch nur Wiederholungen, und militairiſche wie diplomatiſche Berühmtheiten in Menge ſchwinden auf dieſe Art wieder ein, wenn ihre Zeit vorüber; Andre können nur im Widerſpruche mit ihrem Zeitalter und ihren Verhältniſſen ſich fortmühen; Manchen iſt nur ein Augenblick des höhern Berufes gegönnt, und das übrige Leben geht leer voran oder nach. Treten aber bedeutende Eigenſchaften unter äußeren Bedingungen auf, die ihnen durchaus entſprechen, halten die Umſtände und das Talent mit einander Schritt, findet dieſes ſeine volle Entfaltung und behauptet ſich in ihr, ſo ſehen wir das reiche Schauſpiel einer gelungenen Menſchenblüthe, wie ſie ſelten erſcheint; und hat ſich das Talent erſt ſeinen Lebenskreis erringen müſſen, war es nicht gleich anfangs in ihn geſtellt, und zeigt es noch überdem mit den tiefſten und eigenſten Gemüthskräften ſich verſchwiſtert, ſo ergeben ſich Erſcheinungen, die in ihrer Art ſchlechthin als einzige daſtehn, und der Welt nicht leicht ein zweitesmal vorkommen.

Eine ſolche Erſcheinung iſt Gentz; es gab eine ſolche Geſtalt, ſie war Einmal möglich, ſie leuchtete auf, und

traf glücklich die Weltumstände, in denen sie gedeihen konnte; sie kann aber nicht wiederkehren, es müßten denn mit derselben Persönlichkeit dieselben Zeitläufte aufs neue zusammentreffen. Die Uebereinstimmung dieser Bezüge, ihr wechselseitiges Eingreifen in einander, sind die Bedingung eines solchen Daseins. Gentz ist ein Meteor am politischen Himmel unserer Zeit und auf dem deutschen Schriftstellerboden. Eine Stellung, wie er, hat noch niemals jemand gehabt, und wird niemand wiedererlangen. Ein bürgerlicher Autor schwang er sich zu fürstengleichem Leben und Ansehn; ein untergeordneter Beamter zu europäischer Wirksamkeit empor. Niemals ist der deutsche Schulstaub zu größerem Glanz aufgewirbelt, nie die pedantische Kraft in üppigere Fülle ausgeschlagen. Denn aller Trieb und Schwung in Gentz ist zuletzt doch einzig seine Schreibfeder, deren beredte Meisterschaft er zuerst in Druckschriften dargethan. Zu seiner Feder aber gehörte wieder der ganze Mensch, sein wundervolles Sprechen, seine Gaben des Geistes, seine Kenntnisse, seine Leidenschaften, und sogar seine Schwächen. Er hätte nicht schreiben können, was er geschrieben, hätte er nicht auch gelebt, was er gelebt hat. In ihm wirkte alles zu dem gleichen Ziel, einträchtig die entgegengesetztesten Richtungen, Arbeit und Genuß, Strenge und Lässigkeit, Muth und Furcht. Das Talent ist in ihm von dem Menschen nicht zu trennen, dieser nicht von jenem. Auch hierin war ihm die glücklichste Uebereinstimmung zu Theil geworden. Er sah seine Thätigkeit wie seine Befriedigung unabänderlich

in derselben Laufbahn vorgezeichnet, er konnte in ihr nicht wanken noch zweifeln, ihm war das Glück beschieden, keinen Theil seines Lebens an einen Irrthum setzen zu dürfen, keine unsichre Wahl vor sich zu sehen. Und so war er einer der wenigen Sterblichen, die man, im Ganzen und nach der großen Mehrheit der Tage und Jahre, glückliche nennen kann! Suchen wir diesen merkwürdigen Mann in seinen eigenthümlichen Zügen näher zu betrachten.

Gentz wurde geboren zu Breslau im Jahre 1764. Diese Stadt war in jenem Zeitlaufe von seltner Fruchtbarkeit für die Kunst deutscher Rede. Sie gab der Welt drei große Talente, in welchen derselbe Funke nach sehr verschiedenen Lebensrichtungen leuchtete; Fleck betrat die Schaubühne, Schleiermacher bestieg die Kanzel und den Lehrstuhl, Gentz eröffnete sich die Säle der großen Welt und der Staatsverhandlungen. Die Laufbahn des Letztern war ohne Vergleich die glänzendste und außerordentlichste; sie begann von geringen Anfängen. Sein Vater war bei der Königlichen Münze angestellt, hatte eine Ancillon aus Berlin zur Frau, und mit ihr vier Kinder. Friedrich war von den beiden Söhnen der jüngere. Die Erziehung entsprach den Anforderungen und Mitteln eines rechtlichen Bürgerhauses; für den Unterricht war durch die Stadtschule gesorgt. Friedrich aber zeichnete sich durch keine sichtbaren Anlagen aus, im Gegentheil schien seine Fassungskraft beschränkt, sein Sinn war träge, und in ihm weder Fleiß noch Eifer zu erwecken. Der Vater hatte sich zu den geringsten

Erwartungen herabgestimmt, und war schon gewohnt, daß der Sohn wegen schlechten Lernens getadelt wurde und bei den Schulprüfungen wenig Ehre einlegte.

Eines Tages jedoch, da wieder eine öffentliche Prüfung Statt fand, und der Vater den zehnjährigen Sohn hinbegleitete, war dieser ungemein munter und zuversichtlich, der Vater aber nur desto mehr besorgt und auf einen schlechten Ausgang gefaßt. Die Aufgabe war der Vortrag eines größeren Redestückes. „Aber Junge, — fragte der Vater unterwegs zu wiederholten malen, — wirst du deine Sache denn können? getraust du dich auch recht, sie durchzubringen?" — „O ja, versetzte dieser, damit will ich wohl fertig werden," und war sorglos guter Dinge, der Vater aber höchst verwundert; so hatte er den Knaben noch nie gesehen; allein die Gewißheit und Freude, welche derselbe über das unfehlbare Gelingen im voraus bezeigte, schienen nur auf Leichtsinn und Thorheit gegründet, und die beschämendste Demüthigung schien nicht ausbleiben zu können. Wie groß war daher nicht die Ueberraschung und das Erstaunen, als nach dem siebzehnjährigen Fleck, der eben in ähnlicher Uebung den einstimmigsten Beifall errungen hatte, nun der junge Gentz seine Rede mit klarer fester Stimme begann, mit Wärme fortsetzte, durch lebendigen Eifer und Nachdruck den ganzen Vortrag beseelte, und sogar mit dreister Kühnheit dem Schluß eine unvorbereitete Abänderung gab! Er und Fleck gewannen den ersten Preis, die Zuhörer waren entzückt, und beglückwünschten den Vater wegen des so herrlich begabten

der Vergiftung des älteren Bruders scheint der jüngere Theil genommen zu haben. Das Kind, welches Mademoiselle Persilins dem jüngeren geboren, wurde von Castaing, als ein ungebetener Erbe, aus dem Wege geräumt. Der jüngere Vallet schloß sich an Mademoiselle Fleuriet, eine blühende und liebenswürdige Schauspielerin von dem Théâtre du Gymnase. Es hätte eine Heirath geben können. Mademoiselle Fleuriet starb plötzlich, nachdem sie eines Tages mit Vallet und Castaing soupirt hatte. Ebenso plötzlich war schon früher der Kassationsrichter gestorben, mit dessen Wittwe Castaing nachher gelebt und ein Mädchen erzeugt hat. Die Briefe, in welchen die Mutter Castaing den Sohn ein Ungethüm nennt, das Scheuslichkeiten begehe, haben zu einer andern Entdeckung geführt. Der Sohn hatte ein Kind von der Mutter, das Kind vergiftete er, und sezirte es darauf, um die Merkmale des Giftes auszuspüren. Nach seiner Hinrichtung hat ein junger Mann von Vermögen, Castaings Umgang, dem Präsidenten des Tribunals Papiere vorgelegt, aus welchen erhellet, daß der Giftmischer ihn durch tausenderlei Verführungen zu einem gegenseitigen Testamente zu bestimmen suchte, wodurch das Vermögen des Einen dem Ueberlebenden, der Castaing zu sein gedachte, zugefallen wäre. Castaing war 27 Jahre alt.

Hüten Sie sich vor dergleichen Bekanntschaften und leben Sie wohl. Meine herzlichsten Grüße der Frau von Varnhagen.

Verehrungsvoll

der Ihrige

Oelsner.

Aus meinem Briefe ersehen Sie leicht den Zustand von Abspannung, in dem ich mich befinde. Ich habe große Mühe, meine spärlichen Ideen zusammenzureihen. Gemüthserquickung

Knaben. Doch jener schüttelte den Kopf, und meinte, der unerwartete einzelne Erfolg beweise nicht viel, es stehe doch nur schlecht mit dem Jungen, der leider gar wenig Anlagen habe, und aus dem schwerlich etwas werde zu machen sein.

Diese Meinung mußte auch noch viele Jahre bestehn. Das erste Auftauchen einer seltnen Gabe wiederholte sich nicht, und es blieb in der nächsten Zeit keine Spur davon. Auch wie Gentz in der Folge zu Berlin, wohin sein Vater als Münzdirektor versetzt worden war, das Joachimsthal'sche Gymnasium besuchte, dann auf der Universität zu Frankfurt an der Oder die Rechte studirte, hatte er nach keiner Seite die geringste Auszeichnung, und in der Familie galt er für äußerst schwach an Geist, so daß er es in nichts über das Mittelmäßige bringen würde. Dagegen war seine lässige Sinnesart freundlich und gefällig genug, sein Gemüth nahm nicht Widriges auf, und seine Gutmüthigkeit hatte keine Gränzen; nichts behielt er für sich, seinen Schwestern schenkte er alles, was sie von ihm nur brauchen konnten; Geld besonders hatte gar keinen Werth für ihn, er gab dessen immer bereitwillig, so lange er hatte, und oft mehr, als er durfte und vermochte; dafür schien er auch wenig zu achten, wenn ihm jemand aushalf.

Erst in Königsberg, wo er seine Universitätsstudien fortsetzte und die Vorträge von Kant hörte, widerfuhr seinem Wesen eine gänzliche Umwandlung. Die Klarheit und Stärke des kritischen Philosophen weckten ihn

plötzlich aus seiner Dumpfheit, sein Verstand kam zum Durchbruch, mit dem Geiste wurden zugleich alle Lebensansprüche in ihm aufgeregt, und ein völlig veränderter Mensch, geistreich, lebhaft, kühn und gewandt, trat er im Jahre 1785 von Königsberg zurückkehrend in Berlin wieder auf, zum Erstaunen Aller, die ihn vorher gekannt, und zur Freude der Seinigen, denen schon seine Briefe diese Veränderung einigermaßen angedeutet hatten.

Er begann nun seine praktische Laufbahn in gewöhnlicher Weise, wurde als ein guter Kopf anerkannt, und schon im Jahre 1786 bei dem Königlichen Generaldirektorium als Geheimer Sekretair angestellt, wo er in Geschäftsarbeiten sich durch Fleiß und Umsicht auszeichnete, und bald als Kriegsrath eine höhere Stufe betrat. Eine in Königsberg angeknüpfte, den Wünschen des Herzens entsprechende und auch in weltlichen Aussichten vortheilhafte Verbindung hatte Hindernisse gefunden. Seine bald nachher in Berlin bewirkte Verheirathung, mit einer gebornen Gilly, sollte ihn bürgerlich noch mehr befestigen; allein der Versuch einer Häuslichkeit, welche seinem ganzen Wesen widersprach, mißglückte völlig, und das Band wurde in der Folge gelöst. Daneben reizte ihn die gesellige Welt mit allen ihren geistigen und sinnlichen Genüssen; er huldigte den Frauen, besuchte die Schauspiele, und war überall zu finden, wo Geist und Gemüth sich in behaglicher Lebensfülle darboten. Seine Einführung in die angenehmsten Kreise der höheren Gesellschaft geschah durch Herrn von Schack,

einen der glänzendsten und tüchtigsten Kavaliere damaliger Zeit, Rittmeister im Regimente Gendarmen, der den Mangel an Schulbildung durch natürlichen Verstand, Klugheit, Witz und Gewandtheit reichlich ersetzte, und recht wohl wußte, wen er in seinem Schützlinge empfahl und förderte. Das eigentliche Element desselben war das Gespräch in aller Beweglichkeit der mannigfachsten Form: zu erörtern, zu untersuchen, zu begründen, zu überführen, in allem Wechsel des Tons und der Dialektik, mit heitrer Laune, mit scharfem Unwillen, mit kurzen Schlagreden, mit wallender Ausführung, immer angeregt, leicht begeistert und entzückt! Diese Lust zu diskutiren wurde durch den Wohlklang seiner Stimme, die Wärme seines Ausdrucks und die Eleganz seines Benehmens durchaus liebenswürdig. Auch die Frauen hörten ihn gern, denn seine Beredsamkeit verschmähte keinen Gegenstand, ergriff mit Vorliebe die persönlichsten Bezüge. Wenn er, der wohlgebaute, rüstige und lebhafte junge Mann, mit sanft und weich blickenden Augen, mit einer edlen Dreistigkeit, die doch wieder von einer Art vornehmer Scheu begleitet war, für eignes Anliegen zu sprechen oder die eigne Neigung auszudrücken hatte, so war seinen strömenden Worten kaum zu widerstehen, und Männer und Frauen ließen sich von seiner schmeichelnden Rede hinreißen und bethören. Sein Umgang war ein Genuß, seine Liebe ein Reiz, dem viele Gunst werden konnte, hätte er diese nicht doch meist als die auserlesenste gewollt, die schwer, vielleicht unmöglich zu erlangen war.

Dieſen Anlagen und Thätigkeiten ihren höheren Stoff zu liefern, eine würdige Bahn aufzuſchließen, mußte ein Weltereigniß ſorgen. Die franzöſiſche Revolution begann im Jahre 1789, überall erwachte die regſte Theilnahme, und Gentz begrüßte die vielverſprechende Erſcheinung mit leidenſchaftlichem Intereſſe. Jetzt wurden die wichtigſten Angelegenheiten des Staats, der Kirche, der menſchlichen Geſellſchaft überhaupt, die franzöſiſchen Verhandlungen darüber, und aller Widerſtreit der Meinungen und Urtheile, der ſich daran entzündete, für Gentz der unerſchöpfliche Gegenſtand ſeiner Diskuſſionen, Erörterungen, Debatten, denen fürerſt noch kein anderes Feld eröffnet war, als das Geſpräch, dies aber in aller Freiheit und Sicherheit, die nur gewünſcht werden konnten. Merkwürdig iſt es, daß er, der ſpäterhin die Revolution und ihre Folgen mit der größten Hartnäckigkeit und mit den ſtärkſten Waffen bekämpft, anfänglich ihr größter Lobredner war, und ſelbſt nachher, als er ſich ſchon von ihr losgeſagt und auf die Gegenſeite gewendet hatte, noch lange Zeit einen Theil ihrer Richtungen und Grundſätze feſthielt, und bis zum Ende ſeiner Lebenstage, bei erklärteſtem Widerwillen, bei Drang und Gefährde jeder Art, die ihm die Erneuerung der Revolution brachte, immer noch in der Seele ſieſe Verbindungsfäden hegte, die ihm zu dem Befeindeten einen Bezug ließen, wie ihn kein Andrer haben konnte. Einem gewiſſen Freiheitsſinne, einem Anſpruch auf Selbſtſtändigkeit, einem Bedürfniſſe der Unterſuchung und Prüfung, einem höchſten Rechte der

Vernunft und der Wahrheit, hat Gentz niemals abgesagt, und wer ihn für einen Vertheidiger knechtischer Unterwürfigkeit und schnöder Willkür halten konnte, hat ihn nie gekannt oder verstanden.

Sein durchdringender Scharfsinn erkannte sehr bald die Wendungen, wo sein von idealen Vorstellungen nicht verführter, sondern auf positivem Staatsboden beharrender Geist von dem Gange der Revolution sich ablösen, einer gegnerischen Richtung beitreten mußte. Hiefür lieferte England ihm das Beispiel und den Anhalt. Wunderbar hatten sich in Gentz die Kenntnisse und Fähigkeiten seines künftigen Berufes eingefunden und ausgebildet. Das unerläßliche Werkzeug alles Verkehrs in der großen Welt, die französische Sprache, hatte er sich vollkommen angeeignet; er sprach und schrieb sie mit Leichtigkeit; aber auch des Englischen war er in gleichem Grade mächtig. Wie und wann er dies erworben, ist unbekannt. Eben so besaß er die Kenntniß der Staatsverfassung Großbritanniens, der Verwaltung, der Finanzen, und sonstigen Bedingungen dieses Reiches, wie damals vielleicht niemand auf dem Festlande. Aus der Mitte dieses seltenen Besitzes erhob sich für ihn ein neuer Standpunkt, und als Vorbild und Leiter Burke. Die Schrift dieses großen Redners über die französische Revolution machte den größten Eindruck auf Gentz, verwandelte seine ganze Denkart. Durch die Uebersetzung, welche er davon lieferte, wirkte er mächtig auf seine Zeitgenossen. Burke erhielt durch Gentz einen neuen Schwung, und beide Namen sahen sich auf lange

Zeit zu gleichem Ruhme vereint. Jetzt warf ſich Gentz mit fruchtbarer Thätigkeit völlig in das Fach der politiſchen Schriftſtellerei. Er gab eigne Schriften und Abhandlungen, er überſetzte aus dem Franzöſiſchen und Engliſchen, er übernahm die Leitung einer Zeitſchrift, gründete ſpäter eine eigne. Seine litterariſche Thätigkeit wurde ſchon damals, durch den Staatsminiſter Grafen von der Schulenburg-Kehnert mit anſehnlicher Geldhülfe unterſtützt. Er prüfte und bekämpfte mit ſiegreichem Scharfſinn, mit warmer Beredſamkeit die neuen Grundſätze; zum Theil freilich, indem er ſie dem Gegner entriß, und auf eignem Boden aufpflanzte! Denn er hegte noch immer ſtarke Freiheitsgeſinnungen, und ſtellte ihre Anſprüche kühn genug auf. Er ſchrieb gegen den damals mächtigen Miniſter Grafen von Hoym die ſchärfſten Denkſchriften, worin deſſen Verwaltung Schleſiens ſchonungslos angeklagt wurde. Er ließ an den König Friedrich Wilhelm den Dritten bei deſſen Thronbeſteigung ein Schreiben drucken, worin er dem jungen Könige politiſchen Rath zu geben wagte, und ihm beſonders die Freiheit der Preſſe dringend empfahl; eine Kühnheit, zu welcher ihm der Graf Mirabeau durch ein ähnliches Schreiben an Friedrich Wilhelm den Zweiten das Beiſpiel gegeben hatte, die aber in dem Unterthan und Diener nur ſtärker auffallen mußte.

Sein perſönliches Benehmen war in gleichem Grade dreiſt. In Erörterungen und Debatten galt ihm kein Anſehn der Perſon, er bewies Miniſtern und Generalen ihre Schwäche, und ſtieß manche gefährliche Eitelkeit

an. Er fühlte sich den Ersten und Größten in Staatssachen gleich, und war empört, wenn leeres Amts- und Rangwesen ihn untergeordnet behandelte. Einem Minister, der ihn ungebührlich hatte warten und dann doch abweisen lassen, nahm er einen prächtigen Band aus der im Vorzimmer aufgestellten Büchersammlung mit, warf ihn auf die Erde und trat mit Füßen darauf, und als sein Freund Wiesel ihn so fand, erzählte er mit Unwillen sein Mißgeschick, indem er ausrief: „In diesem Augenblicke kann ich gegen den Menschen ja nur diese elende Rache haben!" Doch als der Freund auflachte, und dies neue „jus gentium" höchst lustig fand, war auch der Grimm leicht wieder in gute Laune versetzt.

Durch seine schriftstellerische Thätigkeit, seinen politischen Geist und Gehalt war inzwischen Gentz persönlich zu großer Bedeutung aufgestiegen, ohne daß seine äußere Stellung sich merklich verändert hätte. Zwar unter den Gelehrten und politischen Wortführern des Tages sah er sich durch seinen Abfall von der Revolution vielfach angefeindet, und die Wirkung dieses gegen ihn erhobenen Partheihasses hat er lebenslang fühlen müssen; aber in den höheren Kreisen der Gesellschaft, in der Hof- und Staatswelt, war ihm dafür ein schmeichelhafter Ersatz geboten. Mit Wilhelm und Alexander von Humboldt, mit Gustav von Brinckmann, Friedrich Schlegel und andern vornehmen Geistern solcher Art, war er schon lange in vertrauter Nähe; jetzt aber suchten insonderheit die Staatsmänner seinen Umgang, die fremden Gesandten bewarben sich um ihn; ein solcher Wortführer

war ein unschätzbarer Gewinn für eine Sache, die mit den Waffen täglich schlechter verfochten wurde; man schmeichelte ihm, man pries ihn, und in der höchsten Klasse der Gesellschaft wußte er gleicherweise die Frauen und die Männer durch seine beredten Gespräche einzunehmen, durch seine eigenthümliche Geistesüberlegenheit zu fesseln. Die hellern Köpfe unter den Emigrirten suchten ihre Hoffnungen an ihm zu beleben, der Prinz Louis Ferdinand sah ihn mit aller Vertraulichkeit, der geniale Major von Gualtieri stellte ihn der schönen Königin vor, aus deren Munde er anmuthige Worte vernahm, der russische Gesandte, damals der ältere Alopeus, zeichnete ihn aus, besonders aber versäumten die Gesandten von England und Oesterreich keine Gelegenheit, den Mann zu ehren und zu ermuntern, der ihrer gemeinsamen Sache so erwünscht und einzig die Kraft seines mächtigen Talentes lieh.

Der Wirbel eines solchen Lebens brachte genug Zerstreuungen und Genüsse; Gentz gab sich diesen in vollem Maße hin. In ihm war es längst entschieden, daß er den Mächtigen und Vornehmen nicht als ein demüthiger Sachwalter, den man abfindet, dienen wollte, sondern als einer, der durch sein Anschließen ihnen gleich würde, an ihren Vortheilen, Genüssen, Begünstigungen Theil hätte, und nur um diesen Preis konnte er sich ihnen hingeben. Wozu schon sein Naturell ihn unwiderstehlich hinzog, zu Genuß und Ueppigkeit jeder Art, zu leichtsinnigem Verbrauch aller eignen Mittel und sorglosem Rechnen auf fremde oder künftige, dahin vervielfachte

ſein neuer Lebenskreis ihm nun die Lockungen und Antriebe. Er machte Aufwand, ſcheute keinerlei Ausgabe, machte Liebſchaften, gab Geſchenke, beſonders aber verthat und vergeudete er mit ihm ſelbſt unbegreiflicher Leichtigkeit. Die geringe Beſoldung, das mäßige Honorar ſeiner Schriften, die Hülfe des Vaters, alles dies reichte bei weitem nicht aus, um ein ſolches Leben zu tragen. Er machte Schulden, und die unausbleibliche Unordnung, die ſich mit einer Lebensart verknüpft, deren Verlegenheiten nur auf Koſten größerer augenblicklich gehoben werden, und deren Anſprüche ſich immerfort ſteigern, ließ ihn bald in ein Labyrinth gerathen, aus welchem kein Ausweg möglich ſchien. Die Laſt, anfänglich noch manchmal abzuweiſen, legte ſich endlich drückend auf, die Hülfsmittel waren erſchöpft, die heftigſten Mahnungen ließen keine Ruhe, und die Noth des Augenblicks brachte zur Verzweiflung. Seine Scheu vor äußerer Gewalt, vor leidenſchaftlich roher Anſprache, denen er ſich ausgeſetzt wußte, bildeten ſich zur ängſtlichſten Furchtſamkeit aus. Die ganze Lage war unleidlich. In den preußiſchen Verhältniſſen, in den knappen, auf Ordnung und Sparſamkeit gegründeten Vermögenszuſtänden, die er um ſich ſah, war keine Rettung. Auch die politiſche Richtung ließ keine außerordentliche Glücksfälle hoffen, durch welche ein Beruf und Talent, wie die ſeinen, aus der ſchmerzlich empfundenen Stockung befreit werden könnten.

Gentz beſchloß unter dieſen Umſtänden, ſeine preußiſche Laufbahn aufzugeben, und Berlin zu verlaſſen.

Der österreichische Gesandte Graf Philipp von Stadion hatte ihm günstige Aussichten in Oesterreich eröffnet. In diese vortheilhafter einzugehen, suchte er noch ein andres Verhältniß zu befestigen, das mit jenen wohl verknüpft werden konnte. Sein Namen war in England sehr gepriesen, seine Schriften hatten dort großes Aufsehen gemacht. Die herrschende Parthei sah in ihm eines der trefflichsten Werkzeuge ihres Einflusses auf dem Festlande. Ein Aufsatz über die englischen Finanzen, englisch von Gen[illegible]eschrieben, hatte den Minister Pitt mit Bewunderung erfüllt. Von dem englischen Gesandten Elliot in Dresden eingeladen, machte Gentz mit diesem eine Reise nach London.

Er hielt hier eine reiche Aerndte; sein Ruhm, seine Fähigkeiten und sein Eifer trugen goldne Früchte. Die Minister Pitt und Grenville nahmen ihn mit schmeichelhaften Ehren auf, sie erkannten in ihm den außerordentlichen Geist, das staunenswerthe Talent, recht eigentlich geboren für die Krisis, in welche Europa sich immer tiefer versinken sah, vor Allen geeignet, die Interessen Großbritanniens, die er wie kein Andrer begriff, mit denen des Festlandes zusammenzuschlingen und gemeinsam zu fördern. Die glücklichen Wochen, die er hier in der glänzendsten Gastfreundschaft verlebte, waren erfüllt mit großartigen Eindrücken, schmeichelhaften Bekanntschaften, wichtigen Vertrauungen, berauschenden Genüssen. Es fanden hier Anknüpfungen Statt, welche sein ganzes folgendes Leben hindurch fortdauerten. Die englischen Gewalthaber ließen es bei ehrenvoller Aner-

thut mir noth. Bei aller Freude, die mir des Herzogs von A. Triumphe einflößen, darf ich nicht hoffen, die Erholung, die Herzstärke, deren ich bedürftig bin, auf dem Balle zu finden, den die Stadt künftigen Montag Seiner Königlichen Hoheit giebt. Ich habe daher die Einladung, womit mich der Präfekt beehrt, an einen lebenslustigeren Landsmann abgetreten. Dieses Fest ist eine wahre Kalamität für die Pariser Tafeln. Alles Wildpret nämlich, von weit und breit, haben die Pastetenbäcker in Beschlag genommen. Köche und Wirthinnen erheben Zetergeschrei über die Theurung, welche durch das Gastgelag der Munizipalität verursacht wird. Ein Rebhuhn sonst, in jetziger Jahrszeit, mit 15 Sols bezahlt, kostet 3 Fr. Der Anschlag zu dem Feste ist auf 1,500,000 Franks gemacht. Man glaubt nicht, daß die Galanterie der Munizipalität mit dieser Summe ausreiche. Da zu dem Feste nun auch die Oktrois der Stadt erhöht worden, so kann man sich vorstellen, daß bei dem Jubel nicht — den Ungeladenen allen — großes Entzücken sprudle.

L'Exile's oder Gabriel Desodry's Lob tönt aus allen liberalen Trompeten. Lassen Sie sich dadurch nicht verleiten, den Roman von Picard für ein treffliches Werk zu halten. Er ist, wie jedes der Werke dieses Verfassers, ein triviales Meisterstück. Ueber das Alltägliche weiß sich Picard nie zu erheben. Das aber schildert er mit Wahrheit. Sie können sich treue Züge aus der Revolution versprechen, witzige Wendungen fast gar keine. Doch da ist eine. Bei dem schnellen Uebergange aus dem Consulat in's Empire sagt der Held des Stücks: qui nous aurait dit, il y a quelques mois, que nous aurions les opinions, que nous allons avoir.

Lacretelle, le jeune, ist in der Société des bonnes lettres lästerlich gegen Goethe zu Felde gerückt. Er betrachtet ihn als einen von den Hauptketzern, die der ächten alleinselig-

kennung nicht bewenden, ſie thaten mehr für ihn. Sie gaben ihm, was ihm fehlte, und er bedurfte: Gold. Erſt eine runde Summe, für den Anfang im Allgemeinen; dann auch die Zuſicherung eines beſtimmten Jahrgeldes. Er beſchleunigte nun ſeine Rückreiſe, um in Oeſterreich die Ausſichten zu verfolgen, welche mit ſeinen hier empfangenen Antrieben zuſammenſtimmten. Als er zuerſt wieder auf dem Feſtlande ſeine engliſche Baarſchaft in deutſchen Währungen überſchlug, dünkte ihn die Summe ſo unermeßlich, daß er ſie nicht verbrauchen zu können glaubte, und ſo verſchwendete er mit vollen Händen, rief jeden flüchtigen Genuß, jede ſpielende Ueppigkeit herbei, nur um ſich der neuen Macht, die ihm gegeben war, bis zum Mißbrauche zu ersättigen!

So lebensfroh kam er im Jahre 1803 nach Wien. Hier nahm ihn eine großartige Welt, ein reiches und kräftiges Treiben auf, und er zeigte ſich den anſpruchsvollen Verhältniſſen, in die er eintrat und von denen er umgeben war, durchaus gewachſen. Seine Anſtellung hatte zwar nur mäßigen Schein, aber Titel und Rang, auch der anſehnliche eines Kaiſerlichen Hofraths und die Erhebung in den Adelſtand, konnten nie den Maßſtab ſeiner Bedeutung und Wirkſamkeit geben. Durchaus eigenthümlich mußte ſeine ganze Lage ſich geſtalten; ſeine Perſönlichkeit, ſeine Verbindungen, und die Art und Größe ſeines Talentes brachten es mit ſich, daß er nie zu untergeordneten Leiſtungen gebraucht wurde, ſondern nur zu den höchſten und außerordent-

lichſten. Er fand ganze Zeiträume, wo er unbeſchäftigt in völliger Muße lebte, und theils als Schriftſteller ſeine Aufgaben ſelber wählte, theils durch bloßes Mitleben und Mitſprechen in den höheren Kreiſen erwies, wie nützlich und werthvoll ein guter Kopf und heller Geiſt ſchon durch jenes ihnen wird. In den beſondern Verhältniſſen, die ſich für ihn ergaben, wurde es möglich und ſogar ſchicklich, daß er längere Zeit gar nicht in Wien, ſondern in Prag lebte, wo ſeine Lebensart und ſeine Thätigkeit ihr Element kaum verändert zu finden hatten. Die Verbündungen und Kriegsabſichten gegen Frankreich, die Bewachung der engliſchen und nordiſchen Verhältniſſe, und die Beleuchtung der politiſchen Rechte und Intereſſen der Staaten, ſo wie die Aufdeckung der Gefahren, welche die gebieteriſche Willkür revolutionairer Gewaltherrſchaft für Europa drohte, waren überall und immer der bleibende Gegenſtand ſeiner beharrlichen Aufmerkſamkeit, ſeines unermüdeten Fleißes. Es war ein Kampf der Selbſtſtändigkeit und Freiheit, den er auf dieſe Art fortführte, mit großem Geiſtesmuthe, verkannt und verunglimpft auf der eignen Seite, als namhafter Feind gehaßt und geſchmäht von dem Gegner, der im Siege nur ſtets furchtbarer wurde. Gentz hat Meiſterwerke geliefert in dieſer Epoche, Schriften, die auch in ganz veränderten Zeiten immer wiedergeleſen zu werden verdienen, gleich denen der großen Redner des Alterthums. Nicht nur ein hoher Geiſt athmet darin, ſondern auch ein warmes von edler Leidenſchaft ergriffenes Herz, ein großer Karakter, der auch in den

Jahren tiefſten Unglücks, 1805 und 1806, unter Bedrängniſſen und Gefahren nie wankte, ſondern mit Entſchloſſenheit ausharrte, und ſeiner klaren Einſicht ſtets neue Quellen des Lichtes, der Stärke und der Hoffnung entſtrömen ließ.

Die Waffenerfolge Napoleons beugten endlich das ganze Feſtland, und als die kräftigen Anſtrengungen Oeſterreichs im Jahre 1809 unterlegen waren, ſchien wirklich die Sache, welche für Gentz der Inhalt ſeines Lebens geworden war, weithinaus aufzugeben. Der Miniſter Graf von Stadion trat ab, unter deſſen Leitung Gentz das letzte Manifeſt geſchrieben und gleichſam die letzten Athemzüge deutſcher Selbſtſtändigkeit und Freiheit darin verhaucht hatte; die Verbindung mit England wurde völlig zerriſſen, die Inſel durch ſcharfe Gewaltmaßregeln wirklich abgetrennt von Europa. Schwer laſtete dieſer Zuſtand auf Gentz, dem nicht nur in Betreff der allgemeinen Angelegenheiten, ſondern auch in ſeiner perſönlichen die Einwirkung Englands ein unentbehrliches Moment war. Das Verſiegen der Geldmittel, welche ihm von dort noch immer, wenn auch minder regelmäßig, zugefloſſen, ließ ſich um ſo weniger verſchmerzen, als die Einnahmen in Oeſterreich durch täglich verringerten Werth des Papiergeldes litten, und zu dieſer Bedrängniß für Gentz noch die ſeiner früheren und neueren Schuldenverwirrung kam, ſo daß ſeine nun ſchon zur unerläßlichen Gewöhnung gewordene Lebensart von allen Seiten bedroht wurde. Ein früher Verſuch, die dringendſten ſeiner Schulden in Berlin zu tilgen,

wofür er die Summe von sechstausend Thalern eingesandt hatte, war durch den Bankerott seines Beauftragten verunglückt, und diese Summe verloren. Dieses Mißgeschick sah er als eine Weisung an, sich der Sorge um die Vergangenheit und die Zukunft so viel als möglich zu entschlagen, und sich nur um die Gegenwart zu bekümmern, diese so reich auszustatten und zu genießen, als die Umstände es erlaubten. Allein die Sorglosigkeit rächte sich schnell an der Gegenwart, und er sah sich wiederholt allen Gräueln ausgesetzt, die aus der Doppelnoth hervorgehen: nicht zahlen und nicht borgen zu können. Daß er gleichwohl immer Rath zu schaffen wußte, und seine Lebensgewöhnung, seine Ueppigkeit und Verschwendung, wenigstens einigermaßen fortsetzte, dem Tage seinen Wunsch und seine Freude nie versagte, stets im Wirbel des reichen und vornehmen Lebens sich behauptete, darin ist nicht minder die Kraft seiner Persönlichkeit und das fortwirkende Gewicht seines Talents als die Gunst des Glückes und der Umstände anzuerkennen.

In dieser Zeit übernahm der Graf von Metternich die Leitung der politischen Angelegenheiten Oesterreichs, und an dieses Ereigniß knüpfte sich für Gentz eine neue Lebensepoche, in welcher seine Stellung eine feste Grundlage, seine Thätigkeit neuen Aufschwung gewann, sein Talent zu dem höchsten Glanz und Erfolg aufstieg, und sein ganzes Wesen man kann sagen zur Erfüllung kam. Wohl hatte er früh mit geübtem Scharfblicke die seltnen Eigenschaften dieses Staatsmannes erkannt und die

künftige Größe desselben geahndet. In mancher Erinnerung lebt noch der Ausdruck der Bewunderung, mit dem er dessen Gesandtschaftsberichte aus Paris als eine Reihe meisterhafter Darstellungen pries, denen an Geist, an Klarheit und Ruhe, in diesem Gebiete wenig zu vergleichen sei. Seine Anerkennung betraf zum Theil auch solche Eigenschaften, die er in sich selber vermißte, denn Gentz, ohne Zweifel der gründlichste und beredteste Publicist, konnte sich als eigentlicher Diplomat nicht gleicherweise rühmen. In Metternich zum erstenmale fand er, was er bedurfte und bisher immer entbehrt hatte, einen Obern, durch dessen Leitung seine Thätigkeit sich zu einem Ganzen und Stäten ordnete, einen Vorgesetzten, dem er sich unbedingt anschließen und überlassen konnte.

Noch während Napoleons Uebermacht erhob Oesterreich sich zu neuer Selbstständigkeit, und die Art selber, wie man sich mit der fremden Gewalt abfand und stellte, war eine Schwächung dieser. Auch Gentz konnte diesen einstweiligen Zuständen, der aufgedrungenen Wirklichkeit nachgiebig, in gewissem Sinne zustimmen. Erst jetzt wurde sein Standpunkt ganz österreichisch, das Interesse dieses bestimmten Staates sein ausschließliches Augenmerk, und Wohl und Wehe desselben zu dem seinen. Auch hatte sich bereits eine erwünschte Verbesserung seiner persönlichen Verhältnisse ergeben. Anstatt der englischen Hülfsquellen eröffneten sich andre, nicht minder ergiebige; die Hospodare der Moldau und Wallachei nahmen Gentz, auf gültige Fürsprache, zum diploma-

tischen Beauftragten in Wien, ein Verhältniß, welches die größten und mannigfachsten Vortheile gewährte.

Die Geschichtsereignisse wälzten sich hierauf allmählig einer Wendung zu, deren Umfang im Jahre 1813 völlig sichtbar wurde. Das Manifest Oesterreichs, die Kriegserklärung gegen Napoleon, ist von Gentz verfaßt, und ein bleibendes Denkmal seiner Meisterschaft. Die Siege der Verbündeten waren Triumphe für Gentz; in der Sache, für die er gestrebt und gewirkt, sah er alle Mächte des Festlandes und diese mit England vereint, dem wieder aufgeschlossenen und wirksamen; von allen Seiten berührten ihn die Erfolge, die günstigen Entwickelungen und Früchte des großen Zusammenwirkens, das in seiner Person schon lange vorher ein gemeinsames Organ gehabt und noch jetzt in ganzer Stärke fand. Den hohen Namen, welche in jenen Begebenheiten durch Kriegs- und Friedensthaten in erster Reihe glänzen, schließt der von Gentz billig als einer der ersten nachfolgenden sich an.

Nach kurzem Genusse der Siegesfreude und des Wohlbehagens, — für Gentz fast schon in Ueberdruß gesteigert, — thaten sich die Arbeiten des Wiener Kongresses auf, bei welchem der Fürst von Metternich den Vorsitz führte, Gentz aber die Ergebnisse der Verhandlungen niederschrieb. Als Napoleon darauf wiedergekehrt und abermals überwältigt worden war, und ein zweiter Friedensvertrag in Paris verhandelt wurde, nahm auch Gentz an diesem Aufenthalte Theil, zum erstenmal die Scheu vor dem so lange feindlichen Lande und

den dort noch möglichen Gefahren überwindend. Die folgenden Kongresse von Aachen, Karlsbad, Wien, Troppau, Laybach und Verona, welchen eine Reihe von Jahren hindurch die wichtigsten Angelegenheiten Europa's zur Berathung und Entscheidung anheimfielen, sahen gleichfalls Gentz in der gewohnten, eingeübten, fast nur einzig ihm zustehenden Thätigkeit.

Daß mit Napoleons Besiegung der frühere Zustand der Welt nicht herzustellen war, daß die Wirkungen der Revolution in dauernde Gestalten übergegangen und noch immer thätig waren, hatte sich bald genug offenbart, und derselbe Kampf, in welchem Gentz bisher unermüdet alle Wechsel durchgemacht, mußte ferner aufgenommen werden, als ein Kampf des Bestehenden, der berechtigten Macht, gegen den Andrang gährender Meinungen und falscher Ansprüche. Hier zeigte sich Gentz abermals in seiner Meisterschaft und Rüstigkeit; frischen Muthes war er stets bereit, jede Herausforderung, die seiner würdig schien, anzunehmen. Auch in diesem Kampfe suchte er sich stets die Häupter aus, seinem Grundsatze getreu, jede Parthei nur in ihren höchsten Vertretern anzuerkennen. Das Volk, die Menge, und ihre unmittelbaren Interessen, ließ er von jeher unbeachtet; er läugnete sie nicht, aber er sagte, jeder Mensch müsse sich bescheiden, auf ganze Richtungen verzichten, und so habe er von jeher Volk und Volksthum außerhalb seines Faches und Berufes gestellt; er warte bei jeder Meinung, bis ein Anführer an ihre Spitze trete, mit dem es sich verlohne anzubinden, und gewöhnlich

trete das ſchnell genug ein. Mit den Franzoſen, denen bisweilen eine Abfertigung zu geben war, hatte er leichtes Spiel, ihre Ungründlichkeit gab ſtets Blößen, und ihre Stimme fand auch ſonſt Widerſpruch; andre Gegner, unterrichtetere, nähere, traten unter den Deutſchen auf. Grade den mächtigſten und ihm gefahrvollſten ſtellte er ſich entgegen, dem von ihm bewunderten, hochfahrenden Görres, dem gewandten, nachdruckvollen Lindner. Doch wie frei und würdig, mit welch edler Sprache und gutem Anſtande, wußte er dieſe Streitigkeiten zu führen! Wie zu einem Ritterkampfe, und die Waffen anfangs zum Ehrengruße ſenkend, ſchritt er heran, und wo der Ausgang unentſchieden bleiben mußte, behielt er wenigſtens den guten Anſchein auf ſeiner Seite, welchen der geſchickte Vortrag und das feine Benehmen ſo leicht erwerben. Nicht immer in derſelben Weiſe wurde ihm erwiedert; es erhoben ſich wüthende Pöbelſtimmen gegen ihn. Doch dieſe, gleich der Verkennung, welche ihn ſo häufig auch von Seiten der Beſſern traf, die rohen Anſchuldigungen feiger und knechtiſcher Denkart, feilen und heuchleriſchen Sinnes, konnten ihn tief ſchmerzen und kränken, aber nie irre machen noch entmuthigen.

Uebrigens begehrte er nicht, furchtlos und tadelfrei zu ſcheinen; er gab ſich willig als der, der er wirklich war, mit allen Schwächen und Fehlern. Mit dem Vortheile der Sache, der er diente, glaubte er den ſeinen ſtets verbinden zu dürfen, und dies in einem Maße, das er aus der ihn umgebenden Welt nicht klein nehmen konnte. Er ließ ſich ſeine Dienſte bezahlen, und

ungeheuer bezahlen; aber käuflich war er nicht, und gegen seine Pflicht hat er nie gehandelt. Er war so überzeugt von dem Egoismus der Andern, daß er den seinen nur für eine Nothwehr, für eine Bedingung des Bestehens hielt, und den Mangel dieser Waffe wohl gar beseufzte, wo er sie an sonst wackern Leuten zu sehr vermißte, denen er Theilnahme und Wohlwollen gewidmet hatte. Dem Vorwurfe der Feigheit beugte er sich am meisten, willig bekannte er sich zu der unüberwindlichen Furcht und Angst, denen er von vielen Seiten immer offen war. In seinem Berufe hat er nie des Muthes, noch der Kühnheit entbehrt, vielmehr zu allen Zeiten das Aeußerste gewagt. Aber er fürchtete Gewitter, See- und Bergfahrten, Waffengeklirr, Volksgeschrei, kurz alles und jedes, mit dem sich nicht reden ließ, und wo keine Argumente galten. Die Furcht vor dem Tode verbitterte ihm oft den höchsten Lebensgenuß, und er suchte jeden Gedanken an Altwerden und Sterben möglichst von sich abzuhalten. Ihn erschreckte jedes laute barsche Auftreten, jedes wilde trotzige Aussehen, ein Schnurrbart schon war ihm unheimlich, ein finsterer unwilliger Blick, den er nicht gleich deuten konnte, selbst bei seinen besten Freunden, machte ihn unruhig; ein schwarzes düstres Gesicht neben ihm, mit starkem Schnurr- und Backenbart, konnte ihm eine ganze Mahlzeit verderben, seine scheuen Seitenblicke peinlichst beschäftigen. Als Kotzebue durch Sand erdolcht worden war, erhielt Gentz einen fürchterlichen Drohbrief, er sei der Ehre, durch den Dolch zu sterben, gar nicht werth,

ihm sei Gift bestimmt und schon bereitet, denn verurtheilt sei er längst als ein Verräther, der die Freiheit des Vaterlandes untergraben helfe. Der wohlfeile und so nach jenem Schreckensereignisse gewiß frevelhafte Scherz machte auf Gerh entsetzlichen Eindruck; er sollte bei einem fremden Gesandten, seinem bewährten Freunde, zu Mittag speisen, er ließ absagen, wagte acht Tage sich nicht aus dem Hause, und kaum zu essen, jeder Bissen, den er genoß, erregte ihm Schauder und Angst. Seine Empfänglichkeit machte ihn gar leicht zum Gegenstande von Mystifikationen, doch meist nur Freunde, die ihn liebten und würdigten, durften ein solches Spiel unternehmen, das denn fein und anmuthig blieb und eine heitere Wendung nahm. So wenn man ihn ein albernes Buch, mit eingeklebtem falschen Zueignungsblatt an ihn, entdecken ließ, da sich dann sein Verdruß und seine Beschämung in scharfsinnigen und rednerischen Beweisen ergoß, wie dergleichen ohne sein Wissen geschehen sei und ihm nicht zugerechnet werden könne; oder wenn ihm eine mißfällige Meinung, die er nicht hatte, angedichtet wurde, und er darauf seine wahre mit strömender Beredsamkeit darlegte.

Seine Furcht, seine Eitelkeit, seine Sinnlichkeit, und was man sonst an ihm tadeln mochte, kannte und gestand er selbst mit liebenswürdiger Offenheit, seine Fehler und sein Verhalten gegen sie hatten etwas Kindliches und sogar Kindisches, man konnte sie wohl strafbar finden, aber zugleich mußte man die Erbstücke der Men-

machenden litterariſchen Kirche Immobilität untergraben; da es doch erwieſen, daß außer dem Siècle de Louis XIV. kein Heil, kein Gedeihen zu hoffen ſteht. In dem zweiten Theil Ihrer Teſtimonien würden Sie wohl thun, die glücklichen Nachahmungen Goethe's nachzuweiſen. Zwei von Walter Scott habe ich Ihnen angezeigt.

Nächſtens erſcheint eine Ueberſetzung der Haller'ſchen Reſtauration. Haller hat im voraus erklärt, daß er des Todes ſterbe, wenn ein liberales Blatt nur ein vernünftiges Wort in ſeinem Werke finde, lobe oder genehmige. Demnach wäre es ein Leichtes, ihn zu Tode zu ärgern.

Ein Reiſender erzählt, die Mönche hätten General Riego opiumtrunken zum Galgen geſchleppt.

L'École des Vieillards verdient von einem Manne Ihres Talents auf die deutſche Bühne verſetzt zu werden.

34.

Varnhagen an Oelsner.

Berlin, den 9. Januar 1824.

Ein glückliches Neujahr ruft mein innigſter Wunſch Ihnen ſchon lange zu, mein verehrteſter Freund! Aber der Ruf wartet auf Gelegenheit und dieſe wiederum, wie kürzlich häufige Beiſpiele gezeigt, wartet ſelber nicht! Diesmal jedoch läßt mich der Kourier unbekümmert; ich ſchreibe Ihnen durch Hrn. Michael Beer, den dieſes Blatt zugleich freundſchaftlichſt bei Ihnen einführen möge! Er iſt ein junger Mann von edler Denkart und ſchönem Talent, der Poeſie ergeben, die ihm ſo eben erſt auf der hieſigen Bühne den Kranz des vollkommenen Erfolgs für ein Trauerſpiel gereicht,

ſchennatur darin erkennen und entſchuldigen; man durfte ſie lieben, und nöthigenfalls beſchützen. Er ſelbſt hielt mit der Ueberlegenheit ſeiner geiſtigen Erſcheinung die Fremden und Unvertrauten in ſcheuer Ferne; jeder Vorſchnelle, der ihm zu nah getreten wäre, hätte aber auch von andrer Seite ſich bald eingehalten gefühlt, denn die höchſten und tapferſten Männer, die herbſten und trotzigſten Sinnesarten, waren mit Gentz innigſt befreundet und ſtanden für ihn ein.

Seine Schwächen ihm abzumerken war nicht ſchwer. Wo er nicht im voraus feſt entſchloſſen war zu ſchweigen, was er dann vollkommen konnte, überließ er ſich gern der freiſten Aufrichtigkeit, und ſprach mit liebenswürdiger Offenheit Anſichten und Urtheile aus, die man von ihm in ſolcher Art niemals erwartet hätte. Sich zu verſtellen, war ihm nicht gegeben; verſuchte er bisweilen, mit Schlauheit jemandem etwas einzureden oder zu entlocken, ſo mißglückte es in den meiſten Fällen. Ein engliſcher Geſandter behauptete, jedesmal zu wiſſen, wenn Gentz ihm etwas vorzuſpiegeln oder ihn zu bearbeiten meine; dann nämlich blicke derſelbe ihn gleich darauf verſtohlen ſeitwärts an, um zu erforſchen, ob er Glauben finde. Zuweilen gab er mit naiver Heiterkeit jeden Rückhalt auf. So richtete er einſt an einen jungen Diplomaten, der ihm ſehr ergeben war, deſſen wiederholte Erfolge ihn aber verwunderten und faſt neidiſch machten, ganz vertraulich die Frage: „Sagen Sie mir, mein Lieber, was machen Sie den Leuten denn eigentlich weiß?“ Ei! dachte dieſer, hältſt Du, alter Grauer,

das für die letzte Kunst? Da muß sie ja wohl auch Deine gewesen sein!

Ergraut war er freilich schon durch Zunahme der in Arbeiten und Weltleben hingebrachten Jahre. Sein Ehrgeiz, dem in einer gewöhnlichen Laufbahn viel zu wünschen geblieben wäre, hatte in Verhältnissen, die als einzig dastanden, die außerordentlichsten Befriedigungen erfahren. Ruhm, Einfluß, Ehrenzeichen, Geld, Wohlleben, fehlten ihm nicht. War es ihm schmeichelhaft, daß ihn, den aus unterem Stande Emporgekommenen, die vornehmsten und reizendsten Gunstbezeigungen anlockten, so gefiel er sich nicht weniger in dem Gelüst, den Reiz des Absonderlichen und Fremdartigen auch in unteren Regionen, und selbst in strafbaren, zu verfolgen, um einer doch meist nur kindischen Neugier schauerliche Eindrücke zu gewähren. Den durch die mannigfachsten Genüsse verweichlichten Sinnen durfte keine Behaglichkeit fehlen. Er umgab sich mit kleinen Annehmlichkeiten, er verschwendete Tausende für geringfügige Leistungen. Kindisch freute er sich seiner Fußdecken, Polster, Geräthe, Blumenarten, Papiersorten. Seine Ueppigkeit ging nie auf große Gegenstände und bedeutende Einrichtungen, war aber unmäßig in kleinen Dingen. Schneller, als es in seiner ursprünglich starken und heitern Natur begründet schien, überschlich bei solchem Hinschweifen des Lebens ihn Abspannung und Ueberdruß. Er fühlte Kränklichkeit und Verfall, er sah die Jugend entfliehn, das düstre Alter nah; der Luxus körperlicher Sorgfalt mußte sich in nothgedrungene Fürsorge verwandeln, mit

Seufzen bequemte er ſich zu falſchem Haar! In ſeiner Verſtimmung mied er dann die Geſellſchaft, die Geſchäfte wurden ihm zuwider; kam irgend ein Uebel hinzu, das ihn perſönlich berührte, ein Mißverſtändniß, eine Verlegenheit, eine Bedrohung, verdüſterte ſich der politiſche Himmel, oder ſtockten die außerordentlichen Einkünfte, deren er nie genug haben konnte, ſo war ſeine Schwermuth gränzenlos, und er verzweifelte am Leben.

Aber jeder Sonnenſchein von Geſundheit und Gedeihen rief auch wieder ſeine ganze Kraft, ſeinen Muth und Leichtſinn zurück. Gleich vergeſſen hatte er alle Klagen und Geſtändniſſe, er läugnete in der nächſten Stunde die der vorigen ab. Kaum der Noth frei, worin er eben noch gezittert hatte, ſpottete er ihrer, verneinte ſie denen, die ſie noch fühlten. Die Hülfe, die er angeſprochen, der Troſt, den er empfangen, durften ſein Gedächtniß nicht beſchweren, ſie zu erwiedern fiel ihm niemals ein. Er war den Gedanken und dem Sinne nach ein treuer Freund; wen er einmal geachtet, wen er geliebt, der blieb ihm für immer ein Gegenſtand der Theilnahme und Neigung; aber zur That bedurfte er der perſönlichen Anregung, ſie mußte einen Reiz für ihn, für ihn einen Genuß haben. Der gegenwärtige Augenblick war ihm alles, er lebte ganz in deſſen Macht und Gunſt.

Ihm wurde das Glück zu Theil, durch eine wunderbare Wiederbelebung, wozu die Bäder von Gaſtein und Ischel beſonders wohlthätig gewirkt, zu neuer Geſundheit und Kraft zu erſtarken, und nach frühem Vor-

schmacke trauriger Alterserschlaffung neue Jahre eines kräftigen und muthigen Mannesalters zu erleben; was für jeden Menschen ein seltenes und außerordentliches Glück gewesen wäre, mußte von Gentz als ein hundertfaches begrüßt werden. Sein Geist erhob sich zu neuer Thatkraft, die Welt erweckte ihm frischen Antheil. Er hatte nie aufgehört, mit Wissenschaft und Litteratur in Verbindung zu sein, und überhaupt seine Nebenzeit, während er außer den Geschäften alles nur lässig zu nehmen und sich trägem Nichtsthun zu ergeben schien, fruchtbar auszudeuten verstanden. Auch zum Schreiben war er stets eifrig geblieben, und als er längst aufgehört hatte Schriftsteller sein zu wollen, auch die Anlässe zu politischen Aufsätzen seltner [illegible], trieb ihn sein angebornes Talent beinahe täglich zu schriftlicher Mittheilung an, und es war ihm Bedürfniß, wenigstens Briefe zu schreiben. Jetzt aber, in dem Bereiche seiner nächsten Tagesbezüge, sah man [illegible] nur ihn selbst mit Heiterkeit wieder erscheinen [illegible] der alten geselligen Vorzüge genießen, sondern auch [illegible] litterarischen Antheil einen neuen Aufschwung nehmen; bei jedem persönlichen Anlasse griff er mit Lust und [illegible] zur Feder; ja man wollte seine Schreibseligkeit bald [illegible] übermäßig und fast beschwerlich finden!

Aber seinem [illegible] erfrischten Alter waren noch gewaltige Schickungen [illegible], sein Wesen gleichsam nur gestärkt worden, um den Gipfel aller seiner Lebensbeziehungen noch zuletzt als höchstes Dasein in Glück und Unglück zu erfahren. Gentz hatte das seltne Glück, seine letzten

Lebenszeiten durch Liebe verherrlicht zu sehen; nicht durch eine gefällige Neigung, ein wohlwollendes Anschließen, eine reizende Bethörung, sondern durch eine ächte, volle, beglückende Leidenschaft. Mit seiner erneuten Gesundheit und seinem wiederbelebten Geiste war auch die ganze Kraft seines Herzens wiedergekehrt. Die Schönheit, die Anmuth und Liebenswürdigkeit eines holden Geschöpfes hatten ihn zauberisch berührt, und die erregte Flamme beleuchtete so glücklich seine eigne Liebenswürdigkeit, stellte so reich den unvertilgten Schatz seines Gemüths hervor, daß die schönbegabte Jugend freudig den ganzen Werth des Greises anerkannte, und seine Liebe erwiederte. Solch ein Begegniß in seinem ganzen Umfange zu würdigen, seine Schickungsmacht zu empfinden, sein Glück auszusprechen, war niemand so fähig und berufen als Gentz, dessen vertrauliche, diesen Gegenstand behandelnde Briefe wohl eben so anzusehen und in gleicher Weise zu lesen und zu ehren sein dürfen, wie Goethe's römische Elegieen, denn von solchem Inhalt emporgehoben steht die Prosa in gleichem Range mit dem Gedicht.

In diese Zeit fällt seine höchste Empfänglichkeit für die Poesie, seine Freude an alten und neuen Dichtern, seine wunderbare Neigung für den ihm scheinbar widerstreitendsten, für Heine. Sein Geist sieht über die Zufälligkeiten des Tages, über die Richtung, welche der Weltlauf diesem Talente zugewiesen, erhaben hinweg, um nur dieses zu sehen, und läßt Licht und Wärme des dichterischen Schaffens auch von sonst feindlicher

Seite bei ſich ein. Und wahrlich vergebens hat man ihm den groſsartigen Sinn durch herabſetzende Bezeichnung zu mißdeuten, dem Dichter den ihm gewordenen Lobpreis zu verkümmern geſucht; es wird für Gentz immer ein günſtiges Zeugniß ſein, daß er Heine's Gedichte lieben konnte, und für Heine ein edles Blatt ſeines Lorbeerzweiges bleiben, einem Geiſte dieſer Art gefallen zu haben.

Im Glück und Stolze ſeines neuen Lebens, im Vollgefühle der Kraft, welche ſeinen Geiſt und ſein Herz emportrug, fühlte Gentz anfangs die Gewitterſchläge wenig, mit welchen eine neue Revolution in Frankreich plötzlich ausbrach. Sie mußten in ſtarken und nahen Wiederholungen, in furchtbarer Aufzeigung ihrer unwiderſtehlichen Folgen, in perſönlichen Verluſten und Gefahren ihn treffen, um in ſein Gemüth mit allen ihren Schreckniſſen einzudringen. Jetzt aber fühlte er die ganze Gewalt derſelben, er ſah die Welt auf's neue einer Richtung überliefert, welche ein vierzigjähriger Kampf und fünfzehnjährige Siegesmacht nicht hatte bezwingen können, er ſah die Aufgabe und Frucht ſeines Lebens zertrümmert, und am Schluſſe deſſelben ſich wieder in den Anfang einer Laufbahn verſetzt, die zum zweitenmale zurückzulegen der Greis weder Muth noch Hoffnung haben konnte. Alle Stützen ſeiner Stellung ſchienen umgeriſſen, und eine öde bedrängte Zukunft ihm, nebſt allem übrigen Entbehren, auch das des einzigen Glückes aufzuerlegen, das gerettet ein Erſatz für jedes andre hätte ſein können, aber für ſich allein kaum zu

retten war. Lebhaft ergoſſen ſich ſeine Bekümmerniſſe in beredten Klagen. Er forderte Troſt und Rath, den aufzunehmen er kaum noch fähig ſchien.

Jedoch Beiſpiel, Zuſpruch und die nähere Betrachtung der Verhältniſſe ſelbſt, welche ſchon wieder zu feſterer Geſtalt übergingen, erhoben bald ſeinen Muth auf die Höhe, wo er ſich vormals behauptet hatte. Zum zweitenmale ſah Gentz die Revolution zu einer Wendung gebracht, bei welcher noch nicht alles verloren ſchien; und ſo wie ſchon früher einmal ſogar der Sieg vielfache Wirkungen des Ueberwundenen als Beſtehendes aufgenommen und beſtätigt hatte, ſo glaubte Gentz auch jetzt, daß mit der Revolution ein Stillſtand nicht unmöglich ſei, der einigen ihrer Wirkungen gleichfalls die Rechte von Beſtehendem vorläufig einräumte. In dieſem Sinne ſchrieb er einen denkwürdigen Aufſatz, den Inbegriff ſeiner letzten politiſchen Ueberzeugung, das Vermächtniß ſeiner Anſichten. Ob er darin Recht gehabt, ob ſeine Richtung oder ſeine Aeußerungsweiſe Tadel verdiene, mag hier unerörtert bleiben; die Thatſache nur ſei ausgeſprochen, daß Gentz durch jenen Aufſatz im Weſentlichen die Grundzüge der Staatsklugheit bezeichnet hat, welchen die geſammte europäiſche Politik ſeit Jahren wirklich gefolgt iſt, und denen ſie auch ferner folgen zu wollen ſcheint. Doch in mancherlei Widerſpruch mit Anſichten und Meinungen verwickelt, die dem tieferen Sinne nach wohl auch die ſeinigen waren, deren jetzige Anwendbarkeit er aber durchaus bezweifelte, und daher mit aller Lebhaftigkeit, ja wohl mit geſuchter

und sophistischer Entgegensetzung bestritt, sah er zuletzt auch gegen sich noch die Beschuldigung auftreten, die so häufig ungerecht Statt findet, und von welcher Gentz gewiß vor vielen Andern freizusprechen ist, daß er seinen früheren Grundsätzen abtrünnig geworden sei, und die Farbe gewechselt habe.

Gefaßt und gestärkt lebte Gentz wieder den Geschäftsarbeiten, die oft einen großen Theil seines Tages hinnahmen. Seine Muße widmete er ganz der Liebesneigung, welche ihn zu beglücken fortfuhr. Ein üppig ausgestattetes Gartenhaus mit reichem Blumenflor gewährte den lieblichsten Aufenthalt. Auch seine Einnahmen hatten sich wieder mit seinen während der letzten Zeiten nur gestiegenen Bedürfnissen im Verhältniß gestellt, und aus wechselnden Hülfsquellen, zum Theil aus der unmittelbaren Freigebigkeit des Kaisers, welche für ihn nicht vergebens angesprochen wurde, zog er eben so große und größere Summen, als früher so manche andere Fundgrube geliefert hatte. Sein Leben konnte auf diese Weise in ebner Bahn noch geraume Zeit fortgehen. Er hoffte es, und gestand, daß er auf ein hohes Alter rechnete.

Indessen hatte er bereits das achtundsechzigste Jahr angetreten, und eine Bahn zurückgelegt, welche als eine vollständige, als eine an die Gränzen ihrer Aufgaben, Wünsche, und Hoffnungen, durch reiche und wiederholte Erfüllung glücklich hingelangte erscheinen durfte. Größeres schien er nicht mehr erfahren, Schöneres ihm nicht mehr begegnen zu können, als bis hieher geschehen

war. In den Staatsgeschäften konnte die volle Gunst früherer Umstände schwerlich wiederkehren; seine Liebe hingegen wurde mehrmals durch längere Trennung und durch die Aussicht getrübt, daß die Zukunft solche nur stets entschiedener herbeiführen müsse. Allein noch genoß er einer guten Gesundheit, und ihn ängstete keine Furcht nahen Sterbens. Da erscholl unerwartet aus Weimar die Nachricht, Goethe sei gestorben. Goethe war dreiundachtzig Jahr alt geworden; Gentz hatte ihn niemals eigentlich geliebt, immer nur wider Willen ihn bewundert und verehrt; man hätte glauben sollen, dieser Tod würde sein Gemüth am wenigsten berühren. Grade dieser jedoch erschütterte ihn durchaus. Er konnte nicht aufhören davon zu sprechen, und daß auch ein Goethe, einer der größten Männer aller Zeiten, sterben müsse, wirkte auf ihn wie ein Wunder und ein Entsetzen. Völlig außer Fassung brachte es ihn, daß dieser Tod nicht größere Wirkung hervorbringe, daß alles so weitergehe; mehrmals rief er aus, dies sei ja ein Weltereigniß, eine ungeheure Veränderung, daß Goethe nicht mehr da sei, und daß dieses Bewußtsein, diese Lebensgenossenschaft aufgehört habe. Seitdem faßte er den Tod näher in's Auge, und er selbst glaubte sich sterblicher. Vieles ordnete er jetzt in seinen Angelegenheiten, verbrannte den größten Theil seiner Papiere, unter welchen in eigner und fremder Handschrift die kostbarsten Schätze zu vermuthen waren.

Noch einige Zeit verstrich in erneuten Anreizungen des Lebens, noch mancher Tag warf einen lieblichen

Schein; aber die Flamme ſelbſt, indem ſie heller leuchtete, nahte nur um ſo raſcher dem Erlöſchen. Ein allgemeines Sinken der Kräfte trat plötzlich ein. Gentz fühlte, daß er aus dieſem Zuſammenfallen ſich nicht wieder aufrichten würde, er war gewiß, daß es mit ihm zu Ende ginge. Und der Schwache, der Muthloſe, der ſein ganzes Leben hindurch vor dem Tode gebebt, den die zufällige Mahnung an dies gemeinſame Geſchick oft ganze Tage verſtimmt hatte, der ſah jetzt mit Entſchloſſenheit und Kraft deſſen wirkliches Herannahen! Unverzagt blickte er ihm ins Auge, und fand die Schrecknisse nicht, die er gefürchtet. Mit ſtarkem Geiſte ſprach er von ſeinem Zuſtande, der bald enden würde, bis dahin ſollte man Geduld haben. Er ſah den Fürſten von Metternich in gerührter Theilnahme an ſeinem Krankenlager; die treuſte Pflege liebevoller Hände blieb ihm bis zum letzten Augenblick. Am 9. Juni 1832, ohne Schmerzen und faſt ohne Leid, entſchlief er ſanft, denn in dem Maße, wie ſeine Kräfte, hatte auch ſeine Empfindung abgenommen. Wunder und Preis erweckte ſein muthvolles Sterben, ſein ruhiges Entſchlafen; und die Gunſt des Himmels, die ihm ſo vieles verliehen, ſchien ihr größtes Geſchenk ihm bis zuletzt aufgeſpart zu haben.

Gentz war in der evangeliſchen Kirche geboren, und lebenslang in ihr verblieben; nie hatte er daran gedacht, katholiſch zu werden. In ſeiner religiöſen Denkart ſtand unerſchütterlich der Geiſt der Aufklärung und des Vernunftglaubens feſt, der im achtzehnten Jahrhundert all-

deſſen Gegenſtand „der Paria“ für unſere Tage einen beſondern Anreiz zu haben ſcheint. Dem Verfaſſer wünſche ich außer Ihrer eigenen freundlichen Güte auch die des verehrten Grafen Schlabrendorf zu erbitten, dem ich nicht beſonders deshalb ſchreibe, weil ich auf Ihre Vermittelung zu rechnen wage! —

Mein Brief vom 6. Dezember wird Ihnen zugekommen ſein; ich habe die Ihrigen vom 14. November und 12. Dezember. Die Verſäumniß, deren wir Ihnen ſchuldig ſcheinen konnten, war uns ſelbſt ein herber Verdruß, und wir haben ſehr darüber geklagt; allein wer vermag in dieſen Dingen etwas auszurichten! Alles geht wie das Wetter, bald heiter, bald trüb, bald mit unerwartetem Sonnenblick erfreuend, bald mit kaltem Regenguß überraſchend, wir glauben jedesmal, der Himmel habe es auf uns abgeſehen, aber ganz und gar nicht! wir ſtehen darum nicht beſſer, noch ſchlimmer mit ihm; nur wählt man klüglich ſeine Zeiten zum Ausgehen und Daheimbleiben. In der That wäre es ſehr gefehlt, hier allzuviel Abſichtliches vorauszuſetzen; die Zufälligkeiten drängen und ſtoßen ſich, und auch nicht allzuſehr! Der Erdrückten ſind immer verhältnißmäßig gegen die Drückenden nur ſehr wenige, obwohl für diejenigen, die es trifft, alles Verhältniß aufhört. Die Gleichnißrede führt mich auf die Sache ſelbſt. Eine Unterſuchung wegen des Brückenunglücks iſt fortwährend im Gange; durch die von Seiten des Stadtgerichts und durch die Eingabe der Stadtverordneten aufgeführten Thatſachen ſcheint zu erhellen, daß die Behörden nicht nur großer Unaufmerkſamkeit, ſondern auch höchſt mangelhafter Berichterſtattung ſchuldig geworden; man ſpricht auch ſchon davon, daß Herr von Pirch an des Herrn von Brauchitſch Stelle die Kommandantſchaft erhalten werde. Eine neue Kabinetsordre jedoch würden die Bürger am mei-

gemein vorherrschte. Das Sittengebot nahm er in einem weiteren und schlafferen Sinne, als die strenge Lehre Kants, dem sein Geist beharrlich anhing, es vorschreibt; aber sein Gefühl blieb stets dem Menschlichen, dem Wohlthun und der Güte zugewendet; seine Nächsten zu erfreuen war ihm ein Bedürfniß; besonders liebte er zärtlich seine beiden ihn überlebenden Schwestern, sandte ihnen nach Berlin Geschenke, und schrieb ihnen oft. Er haßte niemanden, und wer ihn zu hassen schien, den suchte er zu begütigen; Ungerechtigkeit und Härte auszuüben war er nicht fähig, außer wo Vergessen und Unterlassen, Leichtsinn und Zerstreuung, zu solcher Wirkung übergingen. Bemerkenswerth ist, daß alle vielfachen Schulden, welche Gentz in Berlin zurückgelassen, nach und nach vollständig abgetragen worden, und schon im Jahre 1815 getilgt waren. Zur Berichtigung aber seiner seitdem in Wien durch verschwenderische Sorglosigkeit wieder angehäuften Schulden reichte seine Hinterlassenschaft nicht aus. Noch ist merkwürdig, daß Gentz, der wiederholt auch in Finanzsachen gearbeitet und alle neuen Entwürfe, so wie jede wichtige Nachricht immer früh wußte, auf Benutzung des Börsenspieles kaum Bedacht nahm. Er zog es vor, klare, runde Summen aus freier Hand, ohne viele Rechnung und Ueberschlag, zu empfangen, niemals zum Mehren und Anhäufen, sondern stets nur zum eiligen Verbrauch.

Sein Tod machte allgemeinen Eindruck. Wohl strömten die Tagesfluthen, wie bei Goethe's Tod, ihre großen und kleinen Wogen darüber hin; aber die Welt,

in welcher Gentz gelebt, wußte was sie an ihm verloren hatte. Dieser Verstand, diese Kenntnisse, dieses Talent, mußten überall, wo sie gewirkt, vermißt werden. Die Staatsmänner, die Gesellschaft, und vor allem die Freunde, widmeten ihm dauernde Erinnerung. Auch aus andern Kreisen hallten ihm aufrichtige Klagen nach. Ihm hatte sich durch Vermittlung eines großen Geschäftshauses ein Briefwechsel mit einer hohen Person in Paris eröffnet, der zu dem vielen Seltnen und Wunderbaren gehörte, wodurch Gentzens Leben und Stellung immer als ganz einzig erscheinen mußten. Eines der Häupter jenes Geschäftshauses sagte nachher, als Gentz gestorben war, von ihm bedauernd: „Das war ein Freund! solchen bekomme ich nie wieder! Er hat mich große Summen gekostet, man glaubt es nicht, wie große Summen, denn er schrieb nur auf einen Zettel was er haben wollte, und bekam es gleich: aber seit er nicht mehr da ist, seh' ich erst, was uns fehlt, und dreimal so viel möcht' ich geben, könnt' ich ihn in's Leben zurückrufen!"

Was er im Ganzen gewirkt und geleistet, läßt sich mit äußerlichen Thatsachen nicht immer darlegen, sondern muß geistig angeschaut und erwogen werden; hier ist der Ausspruch der Wissenden allein gültig, und sein Inhalt nicht zweifelhaft. Gentz war der erste, und lange Zeit der einzige, wahrhaft staatskundige Schriftsteller, der mit Talent und Nachdruck die Sache der Regierungen und der herkömmlichen Ordnung gegen die Revolution und deren Nachfolger vertheidigte. Unauf-

hörlich brachte er neue und ſchlagende Gründe, gedrängte Schlußfolgerungen, unwiderſtehliche Beweisführungen in den Kampf, um den ſchwierigſten Stand gegen öffentliche Meinung wie gegen herrſcherliche Gewalt mit beharrlicher Ausdauer zu behaupten. Nur er, ein geweſener Bürgerlicher und früherer Anhänger der Revolution, nur ein ſolcher, ſtark noch gegen den Feind durch den Geiſt und die Waffen, die er von ihm herübergebracht, konnte mit ſolchem Vortheil in dieſem Streit auftreten. Und auch als Mitſtrebende genug in ſeiner ſchriftſtelleriſchen Bahn nachfolgten, blieb er ſtets der Erſte, durch Kraft und Sicherheit die Einen, durch Vornehmheit und Weltkunde die Andern weit überragend. Seine Gedanken und ſeine Beredſamkeit liehen den Verbündungen der Mächte einen Glanz und Schimmer, deren Mangel oft nachtheilig war empfunden worden; ſeine wundervolle Proſa erhob den Ausdruck der Kabinette zu der Höhe britiſcher Rednerbühne. Sein Geiſt wußte die mannigfachſten Werkzeuge zu beſeelen; in dem Organismus deſſelben fehlten vielleicht nur zwei äußerſte Glieder: ſtrenger Tiefſinn und raſcher Witz; alles was zwiſchen dieſen Endpunkten einzureihen iſt, beſaß er in reichſter Ausbildung und Brauchbarkeit.

Gentz hat keinen Nachfolger gehabt, und konnte keinen haben. Die Stellung, welche er genommen, war die ſeinige allein, das Erzeugniß ſeiner Zeit, ſeiner Eigenſchaften, ſeiner Perſönlichkeit. Sein jüngerer Freund Adam von Müller, der ſchon in Berlin ſich ihm eifrigſt angeſchloſſen hatte und ſpäter nach Oeſterreich gefolgt

war, wäre fähig gewesen, ihn nach einigen Seiten zu erſetzen, nach allen keineswegs; er wirkte aus andren Geſichtspunkten, und ſtrebte mit ſchwächeren Schwingen zu vielleicht höherem Ziel.

Wir ſchließen hier unſre flüchtigen Umriſſe; ſie können das Bild nur andeuten, zu deſſen vollſtändiger Ausführung der Zeichner ſtets noch andre Gaben wünſchen dürfte als die ſeinigen; die reichen Lebensfarben eines Diderot, die ſcharfen Lichter eines Heine müßten hier behülflich ſein, und doch möchte zuletzt noch immer ein Zuſatz fehlen, den nur Gentz ſelber dem Bilde geben kann. Dieſer aber wird nicht immer fehlen. Seine meiſterhaften Schriften und Aufſätze werden geſammelt werden, ſeine herrlichen Briefe nicht verſchloſſen bleiben, und aus dieſen ſelbſteigenen Zeugniſſen wird alles über ihn Geſagte erſt in ſein wahres Licht und Verſtändniß treten.

1.

Wien, den 28. September 1803.

Ich schäme mich, besonders nach so langem Stillschweigen, einen Brief an Sie zu schreiben, der eigentlich nichts anders als ein Geschäftsbrief sein wird; denn ich nenne Geschäftsbrief einen jeden, den man aus einem unmittelbaren, bestimmten, persönlichen Interesse schreibt. Ob dies Interesse um Königreiche, Geldsummen, oder — wie es hier der Fall ist — sichre Nachrichten über einen gewissen Gegenstand betrifft, ist gleichgültig. Um mir also auch nicht einmal das Ansehen zu geben, als könnte ich Ihnen heute einen wahren Brief schreiben, gehe ich gleich in die Sache ein. — —

Ich habe keine Leidenschaft mehr für Christel, und werde, aller menschlichen Wahrscheinlichkeit gemäß, keine wieder für sie fassen. Es ist mir sogar — doch dies bleibe strenge unter uns — in mancher Rücksicht unlieb, daß sie nach Wien kommen will. Es kann mich auf eine oder die andere Weise in meiner Ruhe stören; und ich will mich nun schlechterdings forthin nur für große Objekte in Bewegung setzen. Christel aber ist denn doch am Ende nur ein kleines. —

Wenn man Ihnen gesagt hat, daß ich Mariane Ende[illegible]berg heirathe, so sage ich Ihnen, daß dies die grundloseste und dümmste aller Neuigkeiten war, daß es auch noch nicht einen Moment in meinem Leben gegeben hat, und keinen je geben wird, wo auch nur der Gedanke an die Möglichkeit

eines ſolchen Schrittes mir einfiele. Auch werden Sie es recht nie geglaubt haben.

Ich möchte unendlich gern wiſſen, wie es mit Ihnen, und mit Ihrem Herzen jetzt ſteht. Ihre Neigung iſt mir das ſeltſamſte, paradoreſte, unerklärbarſte Phänomen Ihres ganzen Lebens. — Sie wiſſen aber, wie geneigt ich immer bin, alles zu begreifen, mich allem zu unterwerfen, was aus Ihrem großen und lieben Gemüthe hervorgeht; es bedarf alſo nur Eines recht ordentlichen Briefes, — und ich bin gewiß ganz einverſtanden mit Ihnen. Dieſer Brief wird mich auch auf's neue anfeuern, Ihnen ſo recht von der Seele weg zu ſchreiben. Heute bin ich nicht dazu geſtimmt; und da ich Ihnen einmal durch Roſenſtiel, der dieſen Abend abgeht, den gegenwärtigen ſchicken will, ſo habe ich nicht Zeit auf eine beſſere Stunde zu warten.

Grüßen Sie Gualtieri und Vetter. Ich höre von jenem nichts mehr; aber ich denke oft und gern an ihn. Ich bin überhaupt ganz unverändert derſelbe, der ich war, als ich zu Ihren Füßen ſaß, meine Lehrerin, mein Orakel, meine Freundin, mein alles!

Auch Ihrem Bruder Ludwig Robert ſagen Sie ſo viel Schönes als Sie können von

Gentz.

2.

Wien, den 19. Oktober 1801.

Liebe! wie ſoll ich Sie denn nun wieder nennen? — Engel! „Sein Sie nur nicht aus reiner Schwäche ſchwach" — „Unter dieſem Ekel verſtehe ich allerlei ſchönen Ekel" — „Im Winkel meiner zarten, tiefen, und auch heftigen, und überaus ſanften Liebe." — Schreiben denn Menſchen

so? Nein! aber auch Götter nicht! Mitteldinge zwischen Göttern und Menschen, kindische große Geister, erhabene Kinder, Seelen, in denen sich immer auf Einmal die ganze Welt, die hohe und die tiefe, abspiegelt, die die größten Gedanken, und die größten Gefühle, wie Haselnüsse von ihren ewig vollen Stauden abschütteln, und dann, mit allem Sand und Würmern, und was sonst auf ihrem Boden gerade liegt, in's gemeine Leben hineinwerfen, — Nahletten schreiben so: und Sie allein sind, bei dem lebendigen Gotte, Ihr ewiger Typus und Archetypus, das Alpha und Omega, und der reiche Baum des Lebens für alle, die noch einen Funken von Sinn und Geist haben. Gott! welch ein Glück, daß ein solcher Brief noch immer so auf mich wirkt, wie sonst Ihre ätherischen Gespräche! Aber alt werde ich ja, Gott Lob — wie Sie wissen —, nie — zuweilen sogar jünger. Ob ich gleich also hier nur an trockner Kost zehre, so bleibt doch meine Empfänglichkeit für die wahre Himmelsspeise immer dieselbe. Und, wenn ein Wesen mir sagt: „Unter diesem Ekel verstehe ich allerlei schönen Ekel", so bete ich das Wesen für eine solche Redensart, „die noch kein Verstand der Verständigen ersann," gleich auf neue Aeonen hinaus an.

Ich erhielt allerdings Ihren Brief vom Monat März; und ich las ihn sicher hundertmal. — Da Sie nun wissen wollen, warum ich nie davon sprach, so muß, und so will ich es Ihnen sagen; wie sich von selbst versteht, ohne Rückhalt, wenn ich es gleich für ein rasendes Opfer halte, das ich Ihnen bringe, in einem so delikaten Punkt ganz aufrichtig zu sein. Die Liebe, die Sie schildern, fand ich reizend, zauberisch und göttlich; Ihre Schilderungen davon liegen weit jenseits meiner dummen, steifen Worte. Aber zwischen dieser Liebe und dem Gegenstande derselben lag für mich — eine bodenlose Kluft. — Mit Einem Worte: das tiefe Erstaunen schloß mir den Mund; und es

schien mir auch etwas Hartes, und Unziemliches, ja Unartiges — „darunter verstehe ich hier allerlei noch schöne Unart" — darin zu liegen, einer ganz frischen Leidenschaft mit einem so krassen, ungeschlachten Skrupel in's Gesicht zu fahren; jetzt, da die Leidenschaft reif und fest ist, thut es ihr gewiß tausendmal weniger weh, daß ich mit meiner Ansicht hervortrete, als es ihr damals gethan haben würde. Dies können Sie nicht läugnen, wenn Sie auch der Erzengel Eloah wären. — —

Jener Gegenstand erschien mir ein äußerst gewöhnlicher. Nun bin ich zwar kein so unter-gewöhnlicher, daß ich noch meinte, man müßte nur außerordentliche lieben: aber diese Liebe bedurfte für mich eine Art von Erklärung. — Ich halte ihn nun für liebenswürdig, ich meine dieser Liebe würdig, denn für liebenswürdig im gewöhnlichen Sinne hielt ich ihn von jeher, aber dieser Liebe würdig, weil er geliebt wird, und mit diesem Grunde begnüge ich mich auch, wenn Sie wollen. Da Sie aber einmal Rechenschaft über mein erstes Stillschweigen verlangten, so mußte ich Ihnen doch sagen, daß eigentlich bloß der Widerwillen, Ihnen die Frage: Wie es geschah? vorzulegen, mir so lange den Mund band. Und dies thue ich nun mit desto leichterm Herzen, da ich mich jetzt gar nicht mehr scheue, Ihnen diese meine einfältige Frage vorzulegen. Vielleicht war mein einziger Fehler nur der, daß ich mich je vor dieser, oder überhaupt vor irgend einer an Sie zu richtenden Frage scheuen konnte.

Sonst habe ich Ihren Brief vom März abgeschrieben, um, da ich ihn oft lese, der Qual Ihrer schlechten Hand und Schreiberei überhoben zu sein, und den reinen Genuß zu behalten. Ich schreibe mir jetzt alle Ihre Briefe ab. Ich weiß gar nicht, wie ich Sie für mich selbst genugsam ehren soll. Hätte ich das Glück, katholisch zu sein, so errichtete ich Ihnen einen kleinen Altar in meinem Zimmer,

unter dem Vorwande, er sei einer Heiligen gewidmet, und triebe allen Frevel mit Ihrem Bilde.

Es freut mich übrigens, daß Sie glücklich sind. — Denn ohne mich an alle Martern, von denen Sie sprechen, zu kehren, weiß ich einmal, daß ein so ganz aus Liebe gesponnenes Herz, wie das Ihre, in welchem selbst alles andre Große und Schöne nur immer aus dem lieben blauen Liebesgrunde herauswächst, glücklich sein muß, sobald es wahrhaft liebt. —

Nun aber noch ein Wort über den Geschäftstheil Ihres letzten Briefes, der wirklich über meinen Dank erhaben ist; denn welche Anstrengung mußte Sie diese ausführliche und genaue Auseinandersetzung einer im Grunde doch nur geringfügigen Sache kosten! — — Ich war kaum vier Wochen hier, als ich einen (äußerst zärtlichen) Brief von Christel erhielt, worin sie mich fragte, was ich von der Idee dächte, sich hier zu engagiren. Ich schrieb ihr, daß ich mir hierüber noch schlechterdings kein Urtheil anmaßen könnte, da ich in Wien noch kaum warm geworden, da Wien eine Welt, eine Welt in ganz anderm Sinne als Berlin, sei, und da ich vollends vom Theater noch gar nichts wisse. — Uebrigens ein Brief voll der höchsten Zärtlichkeit, auch von meiner Seite —. Seitdem Stillschweigen. — Alles ohne mich betrieben. — — Uebrigens unterschreibe ich alles, was Sie von Christels Unzuverlässigkeit, und geheimer Duplizität, theils halb, theils ganz glauben. Im Grunde ist es mir lieb, daß sie mich nicht konsultirt. So bin ich von aller Verantwortung, und allen eignen Vorwürfen, in jedem Ausgange, frei; und daß ich ihr aus Leibeskräften helfen werde, wo ich weiß und kann, versteht sich ja ohnedies. Jetzt bin ich in Wien völlig orientirt; und ich versichre Ihnen, daß Christel sich Glück zu wünschen hat, in diesem sehr stürmischen, und oft sehr treulosen Ozean, einen solchen ersten Führer und Vormund zu finden, als mich. Das,

was man le bon genre nennt, iſt vielleicht an keinem Orte der Welt ſo ſchwer von den mille et mille nuances du mauvais zu unterſcheiden, als hier; und was das Aergſte iſt, niemand ſcheint es mit dem Unterſchiede genau zu nehmen, und dennoch kann der, der ihn übertritt, ganz feſt verſichert ſein, daß er bei dem beſſern Theile der Geſellſchaft ſofort verdammt und verloren iſt. Darin ſetze ich die Treuloſigkeit der Fahrt auf dieſem Ozean.

Für mich beſorgen Sie nichts. Die Leidenſchaften haben ſchlechthin ausgetobt in mir; und ob ich gleich lange noch, und ich hoffe immer, der lebendigſten Gefühle, und ſelbſt Aufwallungen, fähig bleiben werde, ſo iſt doch die Freiheit meines Gemüths nun ein für allemal gerettet, erobert, und gegen alle Gefahren gedeckt. Von dieſer Seite betrachtet, iſt meine Jugend, ſeit dem 20. Juni 1802 — dem Tage meiner Abreiſe aus Berlin — geſchloſſen; und es freut mich ewig, daß ich ſie nicht, wie ein Lumpenhund, langſam auslaufen ließ, ſondern im höchſten Rauſche — e vita, plenus conviva recedam — „vom Tiſch des Lebens, ein geſättigter Gaſt, mich emporhob." —

Hier werde ich alſo über Chriſtel herrſchen, in ſofern ſie es werth ſein, und bleiben wird, von mir geleitet zu werden; ſie aber nie über mich. — Die Aufklärung über die Sache mit Caſa-Valencia iſt ganz ſo, wie ich ſie erwartete: finden Sie nicht, daß kluge Leute die wahren Geſchichten ihrer Freunde und Bekannten faſt immer ſchon vorher wiſſen, ehe man ſie ihnen erzählt, wenn ſie auch an ſich noch ſo abentheuerlich und außerordentlich wären?

Mariane Eybenberg iſt noch ſchlechter von Berlin gekommen, als ſie hinging. Das Bischen, was ich ihr durch vieles Reden angedrechſelt hatte, haben die Schund-Seelen, die ſie dort, freilich auch ſchon vorher in Töplitz, Eger, Dresden ꝛc. ſah, und die ihr Gott weiß welche Schmeicheleien vorplauderten, völlig wieder verwiſcht. Zum zwei-

ſten wünſchen. Daß die Abfaſſung ſolcher hohen Schriften vor der Bekanntmachung von allen Seiten wohlgeprüft zu werden habe, iſt ſeitdem auch an einem andern Beiſpiele kund geworden, wo ein veränderter Ausdruck einen neuen Abdruck in der Zeitung nöthig machte. In keinem Falle aber würde ich im Kabinette des Kurfürſten von Heſſen dazu geſchwiegen haben, daß man dieſen Fürſten in einer Verordnung gegen ſtaatsgefährliche Umtriebe den Satz aufſtellen ließ, die Erfahrung beweiſe, daß es verbrecheriſchen Anſchlägen nie gelingen könne, die geſetzmäßige Ordnung zu untergraben, gegen welche Unmöglichkeit dann doch die ſtrengſten Maßregeln ergriffen werden! Ich glaube, ſolche barbariſche Sprachunſeligkeit iſt nur einzig in der deutſchen Beamtenwelt zu finden, dicht neben der hochgebildeten, glänzenden Geiſteskultur aller Art, die nur nicht immer mit dem äußeren Machtanſehn geſtempelt und daher gehörig beglaubigt iſt. — Das Ereigniß ſelbſt, welches von Kaſſel erzählt wird, hat hier einen erſchreckenden Eindruck gemacht. Unſer Juſtizminiſter meinte, die Sache erfordere das Einſchreiten des Bundestages; andere Perſonen wollten darin nur eine Handlung der Souverainetät ſehen, wie dieſelbe neuerdings in Spanien wieder zum Muſter aufgeſtellt ſei; noch andere ſind gegen den Hergang ſelbſt noch in Zweifel, und wirklich verlautet darüber ſeitdem nur noch wenig; vielleicht ſoll nicht weiter davon geredet werden, und ſo ſchweig' ich denn auch meinerſeits.

Neuigkeiten haben wir ſonſt wenige für das Geſpräch; es fehlt ſichtbar an einem ausreichenden, ergiebigen Stoffe. Von den nahen Provinzialſtänden iſt zwar öfters die Rede, aber in ſo unbeſtimmten Vermuthungen, mit ſo wenig Gegebenem, daß der Gegenſtand noch zur Zeit völlig unfruchtbar bleibt. Von anſehnlichen Geſchenken, welche mehrere

tenmale fange ich nicht an. Ich habe in Wien mehr zu thun.

Nun bitte ich Sie, Liebe, mir bald wieder zu ſchreiben, und bald wieder himmliſch zu ſchmeicheln. Ihre Schmeicheleien ſind ein wahres, wollüſtiges Seelenbad, aus dem man erquickt und geſtärkt hervorgeht. Auch Ludwig Robert wird fortdauernd von mir geliebt. Sagen Sie ihm viel Gutes, und leben Sie wohl!

Gentz.

3.

1803.

Engel des Himmels! Giebt es denn eine Sprache auf Erden, in welcher man Ihnen ſchreiben kann? — Giebt es denn Antworten auf ſolche Briefe? Haben Sie ſich denn vorgeſetzt, mich wahnſinnig zu machen? — O! meine tiefe, meine durchdringende Klugheit, meine Gelehrſamkeit, meine gelehrte, feſte, unerſchütterliche Feſtigkeit, wenn es auf das Innerſte vom Innern des Menſchen ankömmt. Wie oft habe ich es geſagt, daß Sie das erſte Weſen auf dieſer Welt ſind! Wo iſt denn noch eins, das ſo lieben, ſo denken, ſo raſen, ſo ſchreiben kann? — Großer Redner, vor dem ich mich beuge in den Staub, und den ich doch zu lieben wage! Organ der Gottheit in mir, und der Gottheit außer mir! Welche Tiefe von Genuß, und welche Tiefe von Belehrung aus Ihren Briefen mich anblickt! Von Belehrung — von wem lernte ich denn etwas, als von Ihnen! in jedem Worte blüht die Welt auf! Und ſolche Liebe! und beſonders — ſolche Wahrheit! Solche bodenloſe Wahrheit! — Sie nennen mich ein Kind; es iſt das Höchſte, das Süßeſte, was Sie mir ſagen konnen. Aber

Sie allein, Sie machten mich zum Kinde. Wiſſen Sie denn nicht mehr, wie groß und erwachſen ich war? Und wie ich neben Ihnen, in dem Blüthendufte Ihrer alles aufthauenden, auflöſenden, ſchmelzenden Atmoſphäre, wieder zum Kinde herabſank? Wie ich mich täglich, ſtündlich verjüngte! — Es war das Leben, das Sie mir einhauchten; wie Kinder, die mit Greiſen ſchlafen, dieſen Greiſen, ſagt man, neue Kräfte beibringen, ſo war es mir, als ich meine Seele von der Ihrigen durchdrungen fühlte! — Hab' ich Recht, daß ich Ihnen nicht ſchreiben will? Worte ſollen das ausdrücken! Ja! wenn ich ſchreiben könnte, wie Sie! oder vielmehr, wenn ich das verſtände, wodurch Sie das Schreiben erſetzen! Ihre Briefe ſind gar nicht geſchrieben: es ſind lebendige Menſchen, die mit ſchönen, lieben, weichen Händen, vollen Buſen, kleinen Füßen, göttlichen Augen, beſonders göttlichen rothen Lippen einhergehen, vor mir auf und ab ſpaziren, mich küſſen, mich an ihre Bruſt drücken —. Solche Briefe ſoll ich beantworten. Nein! ich thue es nicht mehr; es iſt genug, daß ich Ihre Briefe leſen muß; dies geht wirklich ſchon auf Tod und Leben; vom Verſtande ſage ich nichts; um den haben Sie mich längſt gebracht.

Wiſſen Sie, Liebe, warum unſer Verhältniß ſo groß und ſo vollkommen geworden iſt? Indeß will ich es Ihnen ſagen. Sie ſind ein unendlich produzirendes, ich bin ein unendlich empfangendes Weſen; Sie ſind ein großer Mann; ich bin das erſte aller Weiber, die je gelebt haben. Das weiß ich: wäre ich ein phyſiſches Weib geworden, ich hätte den Erdkreis vor meine Füße gebracht. Nie habe ich etwas erfunden, nie etwas gedichtet, nie etwas gemacht; bemerken Sie dieſe Sonderbarkeit: aus mir allein ziehe ich nicht den lumpigſten Funken heraus; ich bin unelektriſcher als Metall: aber eben darum ein Ableiter der Elektrizität, wie kein Anderer. Meine Empfäng-

lichkeit iſt ganz ohne Gränzen; Ihr ewiger, ewig thätiger, ewig fruchtbarer Geiſt (ich meine nicht Kopf, ſondern Seele, alles) traf auf dieſe unbegränzte Empfänglichkeit, und ſo gebaren wir Ideen, und Gefühle, und Sprachen, die alle ganz unerhört ſind. Was wir Beide zuſammen wiſſen, ahndet kein Sterblicher. —

Von fremden Sachen Ihnen zu ſchreiben, bin ich nun vollends nicht im Stande. Ich weiß gar nicht mehr, was ich Ihnen von Goethe habe ſagen wollen. Wenn es mir einſt wieder einfällt, ſollen Sie's haben. Um Ihre Joſephine bekümmern Sie ſich nur nicht mehr. Ich weiß nicht, was ſie war; aber daß ſie jetzt nichts iſt, das weiß ich. In einen mir höchſt mißfälligen Menſchen verliebt, die Bizarrerie ſuchend, als wenn die was rechts wäre, zum Schrecken häßlich, halb gelehrt, gemein-revolutionair, und ſehr übel gegen ihre Familie, die gar nicht verdient, daß ſie ſo behandelt wird, und die weit klüger iſt, als ſie —, was wollen Sie mehr? Nein! da habe ich, wenn es einmal Weiber gilt, in Prag andere Weiber geſehen!

Grüßen Sie alle meine Lieben! Ich verdiene das Konzert von Liebe, wovon Sie ſprechen, weil — Sie wiſſen es ja — niemand ſo ſchmeichelbar iſt, als ich. Ludwig Robert, dem ganz vortrefflichen, ſagen Sie nur, ich würde mir ſeine Lehren beſtens zu Herzen nehmen; noch hätte ich zwar nur erſt einen Kammerdiener und zwei Livreebedienten, aber es würde ſchon ärger kommen. — Gualtieri, Vetter, Kurnatowski, alles, was Sie lieben, und was Sie liebt, und was mich liebt, grüßen Sie von mir. — —

Welche Sachen Sie mir ſchreiben! Nein! Wo auf Erden wäre denn noch eine Rahel zu finden!

Ich wohne Kohlmarkt 1215, habe ſchon hübſche Meubles, und lebe raſend gut.

Gentz.

4.

Töplitz, den 21. September 1810.

Ihr herrlicher Brief ſetzte mich ganz in die Zeiten zurück, wo ich mich an der Fülle und Originalität Ihres großen Gemüthes weidete! Es iſt eigentlich ein unendlicher Mißgriff — ſoll ich ſagen von uns oder der Natur? — geweſen, daß wir nicht zur Liebe gegen einander — ich meine zur ordentlichen, vollſtändigen, gelangt ſind! — Es wäre zwiſchen uns ein Verhältniß ausgebrochen, deſſengleichen die Welt vielleicht nicht viele gehabt. Anſtatt deſſen haben wir Beide unſer Beſtes an Leute (wie Sie dieſe Klaſſe ganz vortrefflich bezeichnen) verſchwendet, und ſind — ein jedes auf ſeine Weiſe — verarmt. Es war doch hauptſächlich Ihre Schuld; Sie ſtanden höher, ſahen freier und weiter, als ich. Sie mußten, in Rückſicht auf meine, in verderbter Hülle unſchuldig gebliebene Seele, alle gemeine Scheu bei Seite ſetzen, und mir ſogar Gewalt anthun, um mich ungeheuer glücklich zu machen.

So ſollte es nicht ſein. Es iſt ſonderbar, daß auch der wahre Menſch, ob er gleich nur Einmal lebt, wie der ſchlechteſte, ſich am Ende doch immer ſagen muß, daß er ſchlecht gelebt hat, weil er es nicht beſſer wollte, daß er das Beſte, was ihm dargeboten wurde, muthwillig von ſich ſtieß. Und im Grunde, wenn man es recht unterſucht, iſt es immer nichts als die niedrigſte aller menſchlichen Tücken, nämlich: die Eitelkeit, das unſinnige Streben nach Schein, was uns um allen wahren Genuß, um die ganze ächte Realität des Daſeins betrügt. In dieſem ſchmachvollen Kloak geht unſre Weisheit, unſre Kraft, mithin auch unſre Glückſeligkeit unter.

Das Poſtſkript Ihres Briefes iſt faſt noch ſchöner als der Brief. Solchen Definitionen von Treue begegnet man nicht alle Tage. Ich danke es der F. ſehr, daß ſie Ihnen

mitgetheilt hat, was ich ihr sagte, was ich natürlich auch fühlte, und, trotz Ihrer erhabenen Kritik, noch immer fühle. — Freilich ist dies ebenfalls nur ein Spiel der Eitelkeit; aber weilt man denn von diesem Krebsschaden, wenn einmal der ganze Mensch davon angefressen ist?

Die F. ist so, wie Sie sagen; mit wenigen Worten haben Sie sie himmlisch karakterisirt. Wie konnte Ihnen aber je einfallen, daß ich mich bei ihr über Sie Raths erholen würde? sie kann ja nicht einmal über Sie sprechen, ja kaum lallen. Marwitz allein *scheint* etwas von Ihnen zu wissen. Ich schätze ihn sehr; aber ihm etwas abzufragen, wobei das Herz im Spiel ist, vermag ich doch nicht recht, weil er so starr, so steif, so eisern, so über alle Maßen unjugendlich ist. — Wie Sie übrigens zu der Idee gekommen sind, daß ich glaubte, *Sie* hätten sich verändert, begreife ich nicht. Die, welche Ihnen dergleichen hinterbracht, müssen mich ganz ungeheuer mißverstanden haben. Ich habe höchstens diesen oder jenen nach Ihrer äußern Lage gefragt; das andre weiß ich ja besser, als ich es von irgend jemand erfahren könnte.

Mit Goethe habe ich diesen Sommer viel gelebt. Daraus „mache ich mir aber nicht viel" (im Paulinen-Sinne gesprochen). Sie hassen das Trennen und Zerfleischen; auch nicht mit Unrecht. Von Goethe *muß* ich aber behaupten, daß zwei Menschen in ihm stecken. Eine Art von Mephistopheles, und das nicht einmal ein pikanter —, dann das allmächtige Dichtergenie. Sonst war er mir als Mensch zuwider; diesen Sommer hab' ich ihn ertragen gelernt; jedoch bloß — es schmerzt mich, mit diesem Geständniß herauszugehen, und Gott bewahre Sie, daß Sie es je weiter verbreiteten — bloß, weil ich inne ward, daß ich ihn *zu hoch* nahm, indem ich ihn mit Widerwillen betrachtet. Aus dem persönlichen Umgang mit ihm kömmt in aller Ewigkeit nichts heraus. Er ist auch eigentlich mit niemanden recht aufrichtig

gern, als mit Mariane Eybenberg! Dies iſt das Schrecklichſte, was ich über einen Menſchen zu ſagen weiß. Gegen dieſe iſt Ihre Freundin eine Göttin, ein Wunder der Natur u. ſ. w.

Vor einigen Tagen ſah ich Humboldt wieder; ſeit zehn Jahren zum erſtenmale. Auch ihn fand ich durchaus nicht verändert; eben ſo klug, eben ſo amüſant, eben ſo dämoniſch als ſonſt. Sie haben mir meine Intimität mit H. nie verzeihen können, ſie mir als eine Art von crime contre nature vorgerechnet. Im Grunde hatten Sie vermuthlich Recht; aber — der Reiz, mich ewig an einem Sophiſten von ſolcher Ueberlegenheit, daß ich, ihn einmal beſiegt, keinen andern mehr fürchten durfte, zu reiben — und der Triumph, ſelbſt dieſer eiskalten Seele ein wirkliches Attachement für mich eingeflößt zu haben — dieſe Lockungen waren für meine Eitelkeit viel zu ſtark. Am Ende kann ich indeſſen doch mein Verhältniß mit Humboldt nie bereuen; ich habe nichts Weſentliches dabei verloren, und an Genuß und Bildung manches gewonnen.

Entſchließen Sie ſich nur bei Zeiten, künftigen Sommer nach Böhmen zu kommen; thun Sie aber nichts zur Ausführung, bevor Sie nicht mit mir darüber zu Rathe gingen. Je ſpäter im Jahre Sie nach Töplitz kommen, deſto angenehmer werden Sie leben. Die F. und die Schweſter, die ich nur zur Erläuterung dieſes Satzes nenne, mögen Ihnen ſagen, wie gut es ihnen hier im Monat Septembre gegangen iſt; im Juli hätte niemand Notiz von ihnen genommen.

Erklären Sie mir gelegentlich, wie und warum Sie jetzt gerade, wo ich Sie für freier, und in ſo fern für glücklicher als ſonſt gehalten haben würde, ſich ſo ganz unglücklich fühlen; und glauben Sie feſt und unverrückt, daß alles, was Sie angeht, nie aufhören wird, mich auf's lebhafteſte zu intereſſiren. — Ihre Briefe an mich adreſſiren Sie noch

immer nach Prag, und ſchenken Sie mir von Zeit zu Zeit den unvergleichlichen Genuß, den ich daraus ſchöpfe.

Ich darf Ihnen nicht erſt ſagen, wie wohl Sie thun würden, dieſen Brief ſogleich zu verbrennen.

Gentz.

3.

Töplitz, den 21. Oktober 1810.

Welch ein Brief, Ihr letzter! Und welch ein Thor wäre ich, wenn ich nicht öfter den wohlfeilen Angel der meinigen auswürfe, um ſolchen Fang zu machen. Ihre Briefe wirken gar nicht auf mich, wie Briefe; es ſind auch keine; es iſt eine Art von beſtändiger Muſik, die bald ſanfter, bald milder und gewaltiger alle Fibern meines Herzens in Bewegung bringt. Ich weiß Ihnen nichts zu ſchreiben; bin auch nur ſelten aufgelegt dazu; alſo ein ſchlechter Zahler für die köſtlichen Genüſſe, die Sie mir auftiſchen. Sein Sie aber feſt verſichert, daß Sie jetzt, da doch einmal kein nahes großes Intereſſe Sie zieht, kein dankbareres Geſchäft auf Erden wählen können, als an mich zu ſchreiben. Ich mag ſein, wo, und unter welchen Umſtänden ich will — Ihre Briefe werden mich immer begeiſtern — bis zur Trunkenheit. So ſchreibt niemand. Von mir ſagen Sie das, großmüthiger Engel, von mir, der ich doch nur lalle wie ein Kind, während Sie wechſelsweiſe mit Himmels- und mit Donnerſtimmen ſprechen, daß die innerſten entrailles (weil Eingeweide zu brutal klingt) ſich in einem umkehren.

Es iſt eine Stelle in Ihrem letzten Briefe, über welche Sie mir eine nähere Erklärung geben müſſen. Sie ſchreiben: „Was ich bei Andern bis zum ſtrengſten Bruch ver-

abſcheue, Verletzung des Unverletzlichen in der Geſellſchaft, thut mir bei Ihnen nichts," u. ſ. f. — Ich möchte wiſſen, weil ich es nicht errathen kann, was Sie hierunter meinten. Dieſe Worte haben mich einigermaßen geängſtiget, ob ſie gleich in einem ſo beruhigenden, ſo ſchmeichelhaften Zuſammenhange ſtehen, daß ich mich gar nicht daran ſtoßen ſollte. Aber verſtehen will ich ſie doch.

Kehren Sie ſich nicht daran, wenn Sie hören, ich ſei in Wien. Für Ihre Briefe bin ich immer am nämlichen Orte. Adreſſiren Sie ſie nur an den Fürſten Paul Eſterhazy in Dresden; das iſt der ſicherſte Weg.

Seit dem 28. wo Clary's und der ganze Reſt der Geſellſchaft von Töplitz abgingen, blieb ich hier ganz allein mit, und wegen der Prinzeſſin von Solms und der Frau von Berg. Dieſe vierzehn Tage waren ein ſtilles Paradies. Ich liebe die Prinzeſſin bis zur Leidenſchaft, ſo ſtark wie ich nur irgend noch lieben kann; es iſt auch ganz unbegreiflich, wie vollſtändig ſchön, wie harmoniſch ſchön, wie immer gleich liebenswürdig, und von welchen unendlichen Reſſourcen ſie iſt. — Glauben Sie mir, ich bin hölliſch blaſirt, habe ſo viel von der Welt geſehen und genoſſen, daß man mit Illuſionen und Schaugepränge nichts mehr bei mir ausrichtet. Es muß jetzt arg kommen, wenn ich von einer Frau ſo ſprechen ſoll. Dieſe verdient es. Ich habe ſie oft von Ihnen unterhalten, und ſie iſt eigentlich voll Begierde Sie kennen zu lernen. Kommen Sie nur künftigen Sommer — und zwar in welchem Monat Sie wollen — nach Töplitz; dies, und vieles andre, muß ſich nach meinem Wunſche fügen. Seit Ihrem letzten Briefe fühle ich erſt recht, daß ich, weit entfernt, mit Ihnen ausgeſprochen zu haben, noch kaum angefangen habe mit Ihnen zu reden, und daß noch ganze große Welten zwiſchen uns abzuhandeln ſind. Unterdeſſen hören Sie nicht auf, zu muſiziren, damit ich mich von einem Konzert

in's andre wiege. Sein Sie glücklich! Wie froh wäre ich, wenn ich das bewirken könnte. Und wenigſtens — ſein Sie gut!

Gentz.

6.

Wien, den 8. Auguſt 1811.

Es iſt wahr; ein verdammtes Mißgeſchick waltet über uns. Als ich Ihnen im Monat Oktober des vergangnen Jahres ſchrieb, dachte ich gewiß nicht, daß irgend etwas mich abhalten würde, dieſen Sommer nach Töplitz zu gehen. Und doch hätte ich es eigentlich vorausſehen ſollen. Ich ahndete ſchon damals, daß es mit meiner Reſidenz in Böhmen überhaupt zu Ende ging, mochte es mir nicht geſtehen, mahlte mir hundert Täuſchungen vor; wenn Sie wüßten, wie ich in Prag etablirt war! Das iſt nun alles dahin. Sie haben ganz recht geſehen. Geld war auch hier der eigentliche Knoten. Denn, wenn mich gleich im Ganzen noch andre Verhältniſſe von neuem an Wien ketten, ſo hätte ich doch in jedem Fall von hier aus auf einige Wochen gerade nach Töplitz reiſen können, wenn ich, wie früher wohl, vier- bis fünftauſend Gulden nicht hätte achten dürfen. Aber Gott, und ſein Würgengel Bonaparte, ſind über uns. Die Zeit der Entbehrungen und der Beſchränkungen iſt gekommen; und Lebensluſt und Lebensmuth, ſo wundervoll ſie mir der Himmel auch immer noch erhalten hat, ſinken denn doch auch unter dem Druck von außen. Sie werden dies alles vortrefflich verſtehen; was verſtanden Sie nicht?

Mit Ihnen nicht einige Tage ſprechen zu können, und — das Geſicht der Prinzeſſin Selms nicht zu ſehen, das ſind Privationen, für welche ich dem Stifter des Kontinental-

ſyſtems eine eigne Hölle wünſche. Sonſt geht es mir gerade nicht poſitiv ſchlecht in Wien. Adam Müller, einer der erſten Menſchen dieſer und aller Zeiten — im Geſpräch mit keinem zu vergleichen — hat ſich hier niedergelaſſen. Außerdem lebe ich mit der Bagrathion, mit Graf Metternich, mit der Gräfin Fuchs (Schweſter der Plettenberg, die Sie kennen), einem unendlich hübſchen und lieblichen Weſen, mit einem höchſt geiſtreichen kleinen Reuß-Köſtritz, mit Humboldt ꝛc. Humboldt hat alles das verloren, wodurch er ſonſt tragiſch auf Sie wirkte, iſt jetzt nichts als ein ungemein angenehmer Geſellſchafter, würde Ihnen gewiß ſehr gefallen. Gewalt — wie Sie mir neulich einmal ſchrieben — übt er ſo wenig über mich aus, daß ich mich vielmehr heute weit über ihm fühle, und alle Furcht, und alles Imponiren ganz verſchwunden iſt. Frau von Humboldt iſt immer die alte; ſie mißfiel anfangs hier im höchſten Grade. — Ich ließ ſie aber nie fallen, behauptete, zuweilen au milieu des murmures et des éclats de rire, in ſechs Monaten würden ſie Alle von dieſem ſtrengen Urtheil zurückkommen; und der Sieg iſt ſchon mein.

Fürſt L. hatte nicht nöthig, Ihren Brief zu erbrechen, da Sie ihn kaum verſiegelt hatten; es liegt aber nichts daran, daß er ihn geleſen hat; was verſtehen ſolche von unſrer Sprache? — M. S. S. N. W. A. M?

Warum hat man hieher geſchrieben, daß Sie Varnhagen heirathen? Und ſo, daß ich, nebſt mehrern Andern, es geglaubt. Daß er Sie anbetet, weiß ich. Anfangs war er auch gegen mich ſehr gut. Nachher hat er ſich auf Einmal von mir gewendet. Er iſt ſehr exaltirt, und ſcheint keinen Widerſpruch vertragen zu können. Ich war natürlich nicht immer ſeiner Meinung. Dies hielt er für eine Art von feindſeliger Stellung gegen ihn; woran meine Seele nie dachte. Wenn Sie Gründe, ordentliche Gründe haben, ihn zu heirathen, ſo laſſe ich mir es gefallen; ſonſt mache ich

Militair- und Zivilbeamte erhalten, hat man auch eine Zeitlang gesprochen, allein es ist auch damit schon wieder vorbei. Die Herren von Witzleben und Albrecht sollen jeder 20,000 Thaler, Herr von Altenstein 25,000, Andere 10,000 und 8000, und zum Theil auch geringere Summen erhalten haben. Altenstein, Ladenberg, Krull, Piantaz u. A. sollen ihren Antheil den Rückständen des Aversionalfonds der französischen Liquidationen verdanken; auch Herr Geheimerath Schöll, heißt es, war mit 25,000 Thaler bedacht, aber das sonderbare Benehmen des Hrn. Geheimen Legationsraths Eichhorn, der auch einen kleinen Antheil erlangen sollte, hat die Sache verdorben, sagt man; Herr Eichhorn erklärte nämlich schriftlich, sein Gewissen verbiete ihm, von jenen Geldern auch nur einen Pfennig anzunehmen; wenn er in jenen Geschäften gearbeitet habe, so sei das bloß in Erfüllung seiner Beamtenpflicht gewesen u. s. w., durch welchen wilden Gegenstreich nun auch der Antheil Hrn. Schöll's unterdrückt worden. Nicht Geschenke annehmen wollen, dürfte indeß bei manchen Menschen die gute Gesinnung verdächtig machen; wirklich entspricht solche republikanische Tugend nicht völlig dem sogenannten monarchischen Prinzip, wie es jetzt viele Leute verstehen! — Man spricht auch sehr stark von einem Abzuge von zehn Prozent, den alle Beamte von ihrem Gehalt erleiden sollen, da die Bedürfnisse des Staates solche Ersparungsmaßregeln dringend nöthig machen. Für das begonnene Jahr dürfte die Sache jedoch wohl noch nicht gemeint sein.

Die Glückwünsche des Wiener Hofes zur Vermählung unseres Kronprinzen hat Herr General von Steigentesch hieher überbracht; seine Erscheinung war auffallend genug nach dem Aergerniß, welches die Depesche des Herrn von Linden im 7. Bande der Correspondence inédite de Napoléon

mir (in Paulinens Sinne) nicht viel daraus, daß Sie einen ſolchen Schritt thäten.

Sie würden ſich wundern über die Veränderung, die mit dem prince de Ligne ſeit dem Herbſt vorgegangen iſt. Es iſt doch eine ſchreckliche Sache mit Alter und Tod. Niemand verſtand es ſo herrlich, mich darüber zu tröſten, wie Sie. Ich meine, menſchlich zu tröſten; denn in der Religion habe ich mehr gethan als Sie; ich vermuthe, Sie ſind ſehr heidniſch geblieben (welches unter andern aus Ihrer blinden Liebe zu dem Heiden aller Helden, Goethe, klar hervorgeht); ich hingegen bin in den letzten zehn Jahren durchaus chriſtlich geworden, und betrachte das Chriſtenthum als den eigentlichen Mittelpunkt der Welt. Alles was in mir noch jugendlich iſt, habe ich dieſer wohlthätigen Revolution zu danken.

Unter einer gewiſſen Bedingung muß ich zu Ende Septembers nach Prag, auf einige Tage. Wenn Sie alſo bis in den Oktober in Töplitz bleiben, ſo giebt es noch einen ſchwachen Schimmer von Hoffnung, Sie zu ſehen. Adieu.

Gentz.

7.

Ratiborzitz bei Nachod, den 23. Juni 1813.

Ich verließ Wien ſchon am 8. vorigen Monats. Ihr Brief iſt dorthin gewandert, und von dort zurück, erſt heute in meine Hände gekommen. Ich war Ihnen alſo weit näher, als Sie glaubten. Unbegreiflich, daß Ihnen dies niemand geſagt hat, da doch z. B. Bentheim es leicht hätte errathen können, weil er doch wohl wußte, was ſeit dem 4. in Gitſchin vorgeht.

Der Ort wo ich mich befinde ist ein Lustschloß der Herzogin von Sagan, eine Meile von Nachod; ich habe diesen Ort zu meinem Hauptquartier gewählt, weil ich hier in der Mitte aller großen Verhandlungen sitze, und doch zugleich alle Bequemlichkeiten und Annehmlichkeiten des Lebens genieße. Sie wissen doch, daß jetzt, durch eine in der Geschichte wohl einzige Konstellation, die vier größten Souveräins von Europa, mit ihren Kabinettern, Ministern, Höfen, und sechs- bis achtmalhunderttausend Mann Truppen, in einem kleinen Strich Landes, von einigen zwanzig Meilen in der Länge, und zehn Meilen in der Breite, konzentrirt sind, und daß in diesem Augenblick Paris, Wien, Berlin und Petersburg in Nichts versinken gegen Gitschin, Reichenbach, Ratiborzitz, Opotschna, und andre dieser Art. — In Gitschin, sechs Stunden von hier, hält der Kaiser sich mit Graf Metternich ꝛc. auf; in Opotschna, drei Stunden von hier, war acht Tage lang der Kaiser Alexander mit seinen beiden Schwestern. Dort war auch ich zwei Tage, und sah vorgestern den König von Preußen, der zu Mittag mit dem Kaiser speiste. Humboldt war mit mir; wir haben einen großen Theil dieser ewig denkwürdigen Tage gemeinschaftlich verlebt. Heute — jetzt eben — hat der Kaiser mit uns in Ratiborzitz bei der Herzogin gespeiset, und geht eben nach Reichenbach zurück. Ich sah ihn viel! — Ratiborzitz ist der Zentral-Versammlungspunkt; hier haben die ganze vorige Woche, bald Metternich, bald Stadion, bald der Staatskanzler Hardenberg, bald mehrere zusammen gehauset. Hier sind große Dinge getrieben worden. Humboldt ist mit Hardenberg hieher gekommen, hat sich aber ebenfalls hier fixirt, und bleibt nun, bis das Weitre zur Reife kömmt. Von der Bewegung, in welcher ich seit einigen Wochen lebe, haben Sie keinen Begriff. In einer solchen Zeit würde ich in Wien bleiben!!

Ich weiß alles; kein Mensch auf Erden weiß von der

Zeitgeſchichte, was ich davon weiß; denn in ſo tiefer Intimität mit ſo viel Hauptpartheien, und Hauptperſonen zugleich, war niemand, und kann nicht leicht ein Andrer wieder ſein. Es iſt nur Schade, daß es für die Mit- und Nachwelt alles verloren iſt. Denn zum Sprechen bin ich zu verſchloſſen, zu diplomatiſch, zu faul, zu blaſirt, und zu boshaft; zum Schreiben fehlt es mir an Zeit, Muth, und beſonders Jugend. — Ich wiederhole Ihnen heute, was ich Ihnen ſchon vor einigen Jahren ſchrieb: ich weiß nicht, ob wir einander noch verſtehen, noch für einander paſſen werden. Ich bin unendlich alt und ſchlecht geworden; Sie hingegen ſcheinen mir noch ſehr redlich, ſehr friſch, ſehr liebevoll. Doch, wie dem auch ſei, Ihr Brief, Ihre Treue, Ihre Beharrlichkeit, Ihr feſter Glaube, das alles rührt mich ſehr. Wir werden uns ſehen, und in kurzem. Denn, es mag Krieg oder Frieden das Reſultat ſein, nach Prag komme ich in jedem Fall, und wahrſcheinlich bald. Schreiben Sie mir nur gleich, wie lange Sie dort zu bleiben gedenken. Mein Rath iſt, daß Sie die endliche Auflöſung der Sachen, die nicht ſehr entfernt ſein kann, in Prag abwarten. Dann, je nachdem ſich eins oder das andre entſcheidet, will ich Ihnen, wenn Sie weiter meines Raths bedürfen, gern und freudig damit dienen. Schicken Sie Ihre Briefe für mich nur an den Zeitungsexpeditor Schwarz auf die Poſt; dieſer beſorgt alles pünktlich; in vierundzwanzig Stunden erhalte ich, was Sie mir ſchreiben. Wenn meine Ankunft in Prag nahe ſein wird, benachrichtige ich Sie davon, ſchreibe Ihnen auch in der Zwiſchenzeit ſo viel als es mir nur das geſchäftige und wüſte Leben, das ich hier (in einem Paradieſe!) führe, zulaſſen wird. Adieu, Theuerſte!

Gentz.

8.

Prag, Juli 1813.

Sie ſehen es nun ein, daß ich völlig Recht hatte. „Ich verſtehe keins Ihrer Worte" — Wie ſollte ich denn? Der innre Sinn, die Empfanglichkeit iſt abgeſtumpft. Sie leben; ich bin todt. Allerdings wäre es — doch vielleicht nur — anders geworden, wenn ich in Ihrer Atmoſphäre fortdauernd geathmet hätte. Aber jetzt iſt es nicht bloß Scheintod; die geſchickteſten Experimente bringen mich nicht in's Leben zurück. Dabei ſprechen und ſchreiben Sie nun noch, obgleich immer göttlich, ſo räthſelhaft, ſo geheimnißvoll, daß ich gar nicht weiß, wie ich ſelbſt meine Dummheit, die noch außer der Leere in mir iſt, vor Ihnen verſtecken ſoll. Ich ſuche Sie doch wieder. Auch neben Ihnen zu vegetiren, zu radotiren, hat einen gewiſſen Reiz.

Mit dem Schreiben iſt es auch leichter gedacht als gethan. Die Kehle wird mir ja immer enger zugeſchnürt. Wenn ich denke, daß bis zum 10. Auguſt — — Nein! Ich wundre mich nur, daß ich es noch aushalte.

Ziehen Sie nur die Hand nicht immer weg, wenn ich Sie anfaſſe. Dieſe Bewegung kommt mir vor, wie ein ſchauerhaftes Sinnbild der Getrenntheit unſrer Seelen. So fahren Sie vielleicht oft zuſammen, wenn ich Sachen ſage, die Ihnen platt, ſeicht, ſchlecht erſcheinen. Adieu. Ich könnte in dieſem lamentirenden Tone ganze Bücher ſchreiben; es iſt gut, daß ich es nicht darf. Beſſer doch noch zu thun, was man durchaus muß. Die Freiheit hilft mir nichts mehr.

Gentz.

9.

Prag, den 13. August 1813.

Jetzt habe ich Ihren Brief gelesen. Und welch einen Brief! Eine Person, wie Sie, ist nur Einmal geboren; und ein schwerer Kummer, daß Sie, wie ich nun ganz klar erkenne, eigentlich für mich in die Welt kamen. Dies Verderben, diese Verzweiflung — nämlich, ein solches Glück verscherzt zu haben — danke ich meiner verfluchten innern Poltronnerie — die Menschen nennen es Bescheidenheit —, die mich stets abhielt, zu glauben, es sei Ihnen so Ernst, wie ich es jetzt weiß. Dieser Brief ist nicht räthselhaft; er ist nur zu verständlich; er macht mich vor Gram und Scham vergehen. So ein Poltron, so ein Esel war ich, bin ich nun einmal, und Sie wundern sich noch, daß ich vor Einsamkeit und Geschäftslosigkeit zittre! Die größte Erscheinung meines Lebens habe ich nicht begriffen; sind Sie nicht wie eine ombre chinoise bei mir vorüber gegangen? habe ich Sie benutzt? habe ich nur gemeine Dankbarkeit an Ihnen ausgeübt? — Verstehe ich es auch nur, in diesem Labyrinth von Reue, Verlegenheit, Sehnsucht nach festerm Boden, einen Ausweg zu finden? Ich bin ja in den Ketten der Welt so schmählich befangen, daß nicht bloß Freiheit, sondern Muth, nach ihr zu streben, mir abgeht. Und doch ist Ein gutes Haar immer noch an mir. Denn ich fühle den überschwänglichen Werth einer solchen Zuneigung wie die Ihrige ist, bin ungeheuer davon geschmeichelt, leide wenigstens indem ich fühle, wie solche Süßigkeiten den Weg in mein vertrocknetes Herz suchen.

Ich werde morgen in den Mittagsstunden zu Ihnen kommen. Sie müssen sich in Reinerz fixiren, so lange es nur irgend geht! Dort sind wir so gut als bei einander, wenn ich in Ratiborzitz wohne. — In zwei, drei Tagen

wird sich aufklären, wo eigentlich der Hauptschauplatz des Krieges zuerst etablirt wird.

Leben Sie wohl, nach der herrlichen That, die Sie ausführten, indem Sie mir diesen Brief schrieben, der eine Revolution in mir hervorbringen müßte, wenn die Menschlichkeit nicht verloren wäre — mit so vielem andern, leider!

Gentz.

10.

Wien, den 21. April 1814.

So eben — um 1 Uhr Nachmittags — erhalte ich Ihren Brief vom 18.; und, obgleich äußerst bedrängt von Geschäften, die keinen Aufschub leiden, lasse ich alles liegen, weil ich so glücklich bin, Sie beruhigen zu können.

Varnhagen war am 12. d. M. in Paris, befand sich vollkommen wohl; war bei Pilat, aus dessen Briefe ich einen Streif heraus schneide, damit Sie es von seiner Hand lesen. Ich glaube, daß weder er noch Tettenborn verwundet waren; der letztre allenfalls sehr leicht. Sie sehen aber wohl, daß es so nicht lauten würde, wenn einer oder der andre ernsthaft in Gefahr wäre.

Ihre beiden Briefe gehen diesen Abend durch den Kourier nach Paris. Disponiren Sie über mich, wie, und so oft Sie wollen. Ich war seit meiner Rückkehr nach Wien fast immer krank, bin es auch noch; und zur Korrespondenz mit Freunden fehlt es mir ganz an Zeit. Sonst bin ich durch nichts entzückt, vielmehr sehr kalt, blasirt, höhnisch, von der Narrheit fast aller Andern, und meiner eigenen — nicht Weisheit — aber Hellsichtigkeit, Durch-, Tief- und Scharfsichtigkeit, mehr als es erlaubt ist, durchdrungen, und innerlich quasi teufelisch erfreut, daß die sogenannten großen

Sachen zuletzt solch ein lächerliches Ende nahmen. Das ist ungefähr meine Stimmung. Nun denken Sie sich gewiß das Uebrige hinzu. Es hinge nur von mir ab, morgen nach Paris zu gehen. Ich mag aber nicht, will meine Gesundheit pflegen, ziehe mit einem klaren Engel, den man Gräfin Fuchs nennt (ohne irgend einen Schatten von Verliebtheit) nächstens nach Baden, und lasse die Welt, der ich nun vierundzwanzig Jahre lang gedient habe, gehen wie sie will. Adieu, Theuerste!

Gentz.

11.

Wien, den 10 Juni 1814.

Auf Ihr liebenswürdiges Billet vom 24. Mai sollte und müßte ich recht ordentlich schreiben. Ich wollte auch, war aber hart bedrängt mit Arbeiten aller Art. Jetzt erhalte ich beiliegendes Paket; und ob ich gleich nicht Zeit habe, irgend etwas hinzuzufügen, so halte ich es doch für Pflicht, lieber ohne Verzug das Paket zu expediren, als es zurückzuhalten in der Hoffnung, etwa morgen oder übermorgen freier zu sein. Es ist nun, Gott Lob, in Paris alles aus. Lesen Sie, um's Himmels willen, eine Zeitung, die der Rheinische Merkur heißt, von Nro. 40 bis heute herab. In der finden Sie alles, was ich sagen könnte, tausendmal stärker und gröber, aber auch unendlich besser gesagt. Ueberdies hat noch Jesaias, Dante, und manchmal Shakespeare (denn Milton ist schon zu weich), nicht leicht jemand erhabner, furchtbarer und teuflischer geschrieben, als dieser Görres. —

Ich bin Gott Lob sehr gesund. (Welch Glück!!) Bin abwechselnd in Baden und Wien, frühstücke abwechselnd

Reischen mit trefflicher Butter, oder andre göttliche Kuchen, habe Meubles acquirirt, bei denen sich das Herz im Leibe freut, und fürchte mich weit weniger vor dem Tode. Aber im März und April war ich recht elend. Jetzt wird bald der alte Lärm, die Bewegung, die Unruhe in Wien wieder ausbrechen, und stärker als je. Dies genirt mich sehr; doch wird auch großes Interesse sein; und wenn man gescheidt ist, finden sich doch immer Mittel, in aller Stille zu genießen. Es ist Eins, was ich Ihnen wohl möchte sagen können; aber ich kann nicht; es gehört auch zum Genuß. Vielleicht finde ich einst eine Form dafür. — Wären Sie doch hieher gekommen! Ich hätte Sie freilich nicht viel gesehen, aber doch ein paarmal sehr gut.

Adieu, Liebenswürdige, und insonders kluge Freundin!

Gentz.

12.

Wien, den 15. Juni 1814.

Vergangenen Freitag, am 10. dieses, schickte ich Ihnen ein Paket aus Paris unter der mir gegebenen Adresse des Hauptmann John. Montag den 13. erhielt ich durch Glam Ihren Brief vom 8. und denselben Tag Abends durch einen mir übrigens nicht bekannten Herrn Vendemann den vom 6. Das war grausam! Dieser Brief vom 6. eine wirkliche Irrveltbar. Marwitz geblieben! — „Daß Einer von uns todt ist — und Sie mir nun nicht einmal antworten — herber Gesichtspunkt! — Es ist nicht viel Gewisses mit uns.“ — Das schreiben Sie mir! Da Sie meinen Hang zur Wehmuth und Reue, meine Gewissensbisse, und meine Todesscheu kennen!

Und zwei Tage darauf durch Glam — nichts als Spott über sich und mich. Sie haben groß Unrecht, meine Theuerste

und herzlich Geliebte, wenn Sie glauben, ich hätte Ihre früheren Briefe lächerlich gefunden. Ich war sehr krank, nicht bettlägerig, aber desto kränker. Seit vier Wochen fühle ich mich unendlich besser. Was wußte aber Liam davon? Dem habe ich nichts von meiner Gesundheit geschrieben. Wenn er sie nicht besser kennt, als meine Papier-Quellen, so fragen Sie ihn ja nie wieder drum. Aus Prag!! — Ich habe zu jeder gegebenen Zeit wenigstens zehn verschiedene Sorten englisches Papier gehabt, und lasse nur aus Prag eine gewisse starke Sorte zu Konzerten, und nebenher aus Uebermuth ein holländisches Depeschen-Papier kommen. Jetzt bin ich nun vollends so reich, habe alle Kisten und Kasten so voll, daß ich Ihnen gewiß nie auf Prager Papier schreiben werde. J'en suis piqué au vif. Meine Korrespondenz mit dem Menschen in seinem Hause beweiset höchstens, daß ich nicht todt war; sonst kann nichts daraus geschlossen werden.

Das Buch der Stael habe ich schon vor drei Jahren gelesen, nämlich — im Jahre 1812, wo sie bei ihrer Durchreise durch Wien, als sie sich aus Coppet verbannt, und in Frankreich verfolgt träumte, mich nothzüchtigte bis zur Verzweiflung. Ueber die deutsche Litteratur sind einige merkwürdige, und unendlich schön geschriebene Kapitel darin. Alles Uebrige ist jedoch ausstaffirter Schund. Was weiß eine so ekelhafte Kanaillin, die alles nur auf les peines du coeur, d. h. auf die armselige Geschichte ihrer (mit Recht) mißlungenen vielen Liebesversuche zurückführt, von Nationen, oder auch nur von Einzelnen, wenn es ihr paßt, wie in jenen Kapiteln, durch eine Art Inspiration zuweilen wunderwell offenbart wurde. Sie setzte einmal an, und recht ernsthaft, auch mich zu lieben; es war im Jahre 1820. Aus purer Eitelkeit zwang ich mich damals, sie zu kultiviren. Nachher wurde sie mir unerträglich. Im Jahre 1823 schrieb sie mir einige wahnsinnige, und dabei infolente Briefe,

aus Stockholm, politischen Inhalts; ich beantwortete sie mit Kälte und Verachtung. Darüber wurde sie wüthend, und hat nachher in England pis que pendre von mir gesagt. — Eine gewisse Virtuosität kann man dieser Person nicht absprechen; wenn sie anders wäre, als sie ist, und dann eben so zu handeln verstände, würde sie groß sein. Da aber niemand, auch mit dem höchsten (sogenannten) Talent, etwas Größres ausdrücken kann, als in ihm ist, so liefert sie in ihren besten Kompositionen doch nur emphatisches Geschwätz. — Chateaubriand betrachte ich als das Männchen von ihrer Gattung. — Goethe's dritter Theil liegt auf meinem Tisch, und wird, sobald ich nach Baden zurückkehre, gelesen. Es treten jetzt unruhige Tage ein; (so eben werde ich auch im Schreiben gestört), doch bedaure ich sehr, daß Sie nicht den Entschluß faßten, nach Wien zu reisen. Die morgende Illumination — sie kostet zwischen anderthalb und zwei Millionen — wird einzig in der Weltgeschichte sein. Und späterhin! Welche Feste! Adieu. Jetzt wird es zu toll um mich her. Schreiben Sie mir öfter; ich will es wahrhaftig erwirken.

Gentz.

17.

Baden, den 7. August 1814.

Ich befinde mich hier seit einigen Wochen, anfangs nur ab und zu, jetzt seit acht Tagen ununterbrochen, und bleibe hoffentlich in dieser Lage bis zu Ende des Monats. Ich wechsle mit der Gräfin Fuchs in einem schönen schattigten Garten; Fürst Metternich, Stadion, die Herzogin von Sagan, die Bagrathion, Graf Bernstorff, Wessenberg, Nugent, Langenau, eine Menge interessanter oder eleganter Menschen

in Bezug auf unſern Hof an jenen Mann geknüpft hatte; man glaubt überdies, er ſei abſichtlich zu dieſer Sendung gewählt, um die Stimmung zu prüfen, und falls ſie günſtig erſchiene, ihn ſogar zum Geſandten hier zu beſtellen, da Herr Graf Zichy an einen höheren Poſten befördert werden ſoll. Mit ſeiner Aufnahme kann er zufrieden ſein; der König hatte die Artigkeit, im Theater das Trauerſpiel des Herrn Beer abſagen und ein Luſtſpiel des Hrn. von Steigentesch aufführen zu laſſen. Hieraus zieht man den Schluß, der im politiſchen Leben gewichtvolle Anwendung hat, daß es für Begünſtigte, ſo lange ſie es ſind, keine Kompromittirung gibt. — Der baieriſche Hof hat ſich beſchwert über die vielen ungeſtümen Forderungen, welche bei Gelegenheit der Vermählung abſeiten preußiſcher Edelleute wegen baieriſcher Orden laut geworden. Ein Graf von Gersdorf wollte ein Großkreuz mit dem Degen in der Fauſt erzwingen. Herr von Otterſtedt befindet ſich auch unter den abgeblitzten; doch der wird ſich ſchon noch helfen und den Sommeraufenthalt des Königs in Baden ſchon gehörig benutzen! —

Von unſern ſonſtigen diplomatiſchen Bewegungen iſt es ziemlich ſtill, außer daß Graf Flemming bald nach Neapel abreiſen wird. Herr von Martens und Herr von Schepeler ſind in grimmiger Entrüſtung, ſich noch immer ohne Geſandtſchaft zu ſehen, Hrn. Greuhm's Abgang wird wohl nicht wieder beſetzt werden. Die Kongreſſe machen auch die Geſandtſchaften zum Theil überflüſſig. Im Auguſt ſoll wieder einer ſein, man weiß noch nicht, ob in Florenz oder Aachen. Die Engländer erklären ſich zwar in Betreff der Kongreſſe immer mehr als Abtrünnige und Andersgeſinnte, allein man weiß nun ſchon, was es mit ihren Erklärungen auf ſich hat.

Sie haben mich auf Picard's Roman doch begierig ge-

sind hier versammelt; ein Extrakt von Wien. Ich befinde mich über alle Erwartung wohl, bei den Bädern, die ich sehr regelmäßig nehme, und lebe übrigens ganz wie es mir beliebt. Daß die Zeit viel, viel zu kurz ist, um alles zu kombiniren und konzertiren, was man thun und genießen möchte, — diese alte, diese ewige Klage ist für jetzt fast das Einzige, was mich in meinem Glück stört.

Uebrigens bin ich keineswegs müßig, verliere auch die großen Gegenstände, für welche Sie meine Thätigkeit reklamiren, keinen Augenblick aus dem Gesicht. Sie würden sich oft über mich wundern, zuweilen auch freuen. Doch was bin ich in diesem Ozean! — Spannen Sie nur um Gottes willen Ihre Wünsche und Hoffnungen nicht zu hoch. Von dem, was Sie am meisten im Auge zu haben scheinen, wird, ich fürchte, gar wenig geschehen.

Sie müssen in einer äußerst empfänglichen, äußerst exaltirten Stimmung sein, um über die Schrift von Thibaut in dem Tone zu reden, den Ihr Brief erklingen läßt. Und Sie müssen es meiner Ehrlichkeit verzeihen, wenn ich ohne Umschweife erkläre, daß ich nicht einmal ahnden kann, wie diese Schrift so auf Sie wirken konnte. Für's erste ist sie einem einzelnen, und, obgleich wichtigen, doch am Ende nur untergeordneten Gegenstande gewidmet; für's zweite ist dieser Gegenstand keineswegs darin erschöpft, und die Hauptschwierigkeiten der Aufgabe sind kaum berührt, viel weniger aufgelöset; für's dritte ist sie nachlässig, und (wie ich Ihnen durch zwanzig oder dreißig Stellen beweisen könnte) bis zur Inkorrektheit nachlässig geschrieben. — Ueber die von Kohlrausch schweige ich, um Sie nicht zu kränken, oder den Verdacht muthwilliger Tadelsucht zu erregen, lieber ganz. — Nein! bis jetzt habe ich über den künftigen Zustand von Deutschland noch nichts gesehen, das meine Aufmerksamkeit auch nur auf fünf Minuten hatte fesseln können; und überhaupt finde ich die politische Schriftstellerei dergestalt gesunken,

daß es mir nicht mehr einfällt, mich in gedruckten Blättern Raths zu erholen. Daß die Staats- und Geschäftsmänner Bessres und Größres liefern werden, behaupte ich deßhalb nicht; aber eben darum habe ich über viele unerreichbare Dinge längst meine Parthie genommen. Wenn Sie alles das wüßten, was uns wirklich drückt, oder die Fragen kennten, auf welche Antworten gefunden werden müssen, alle die schweren Probleme, die uns weit näher liegen, als das allgemeine Gesetzbuch für Deutschland (dessen Wünschenswürdigkeit ich gar noch nicht anerkenne, dessen Möglichkeit ich fast absolut bestreite), — Sie würden bald aufhören, von Kohlrausch und Thibaut zu sprechen.

Ihren Wunsch wegen des Rheinischen Merkurs kann ich nicht befriedigen, weil es mit unendlichen Weitläufigkeiten verknüpft wäre, die Blätter in meiner Abwesenheit in Wien zusammen suchen zu lassen. Chokolate erhalten Sie mit diesem Briefe.

Das Geheimniß, welches ich Ihnen nicht mittheilen konnte, sollen Sie gelegentlich, aber ganz sicher erfahren. Es gehört dazu ein ungewöhnlicher Mittheilungsweg. Sonst — was könnte man Ihrem liberalen, allesumfassenden, alles in sich und Andern begreifenden, alles duldenden, und fast alles liebenden Gemüth nicht anvertrauen!

Leben Sie wohl! Meine Minuten sind gezählt; und so thöricht es auch von mir wäre, mich gegen Sie groß machen zu wollen, so wahr ist es doch, daß nicht viele Personen in der Welt mich heute reizen können, ihnen einen Brief zu schreiben.

Gentz.

14.

(An Varnhagen.)

Stuttgart, den 11. December 1818.

Wenn Sie General Tettenborn sehen, so haben Sie die Güte ihm zu sagen, nicht um 6 Uhr, wohl aber nach 9 Uhr sei ich hier angekommen; und zwar, ohne mich auch nur einen Augenblick unterwegs aufgehalten zu haben, und allenthalben sehr rasch befördert. Mit ganz außerordentlichen Mitteln muß dieser Weg wohl in sechs Stunden zurückgelegen sein; ich mache ihn gewiß nie in dieser Zeitfrist.

Frau von Varnhagen berichte ich, daß ich in Ansehung des Lavater nicht nur nicht ihrer Meinung, sondern unendlich weit davon entfernt bin. Es muß hier ein Mißverständniß obwalten; *oder* es ist von ihrer Seite eine unerklärliche Liebhaberei und Vorliebe für unverdauliches (Lappiges) Fleisch; *oder* von meiner Seite absolute Verdauungsschwäche, daß ich den wahren Sinn gar nicht wittre. Denn was ich lese und verstehe, scheint mir so unbedingt-armselig, platt (bis zur Possierlichkeit) und imbecille, daß ich eben so gern eine Parallele zwischen Adam Müller und seiner Köchin, als zwischen Adam Müller und diesem übrigens ehrlichen Navigateur zulassen würde. — In Wien will ich versuchen, ob es mir mit Saint-Martin besser geht.

Doch, wie dem auch sei, die Gespräche, welche diese Polemik herbeiführeten, waren mir überaus schätzbar, und Frau von Varnhagen kann fest überzeugt sein, daß ich diese Karlsruher Stunden nicht vergessen werde. Sagen Sie auch Paulinen viel Schönes von mir, und behalten Sie mich in freundschaftlichem Gedächtniß.

Gentz.

15.

Weinhaus, eine Viertelſtunde vor Wien,
den 28. September 1825.

Vor einem großen Spiegelglas-Fenſter aus Einem Stück, durch welches ich meinen kleinen Garten, oder vielmehr mein großes Blumen-Bouquet, wie in einem Rahmen gefaßt, überſehe; bei gottreinem dunkelblauem Himmel, und 16 Grad Wärme. — Als ob Sie's ſähen; nicht wahr?

Ich hatte freilich ſechs ſchottiſche Doſen; ſie ſind aber, bis auf Eine, abgenutzt, und nicht präſentabel. Dieſe Eine iſt nun nicht gerade eine der ſchönſten; da ſich aber in ganz Wien keine andre auffinden ließ, ſo entſchließe ich mich, Ihnen dieſe vorläufig zu ſchicken. Ich werde mir gleich einige aus London verſchreiben; Sie ſollen alsdann eine beſſre, mit großen Jagdſtücken oder Thieren, erhalten.

Ihr Brief hat einen angenehmen Eindruck auf mich gemacht, ob ich gleich mit den meiſten Sätzen, die Sie aufſtellen, nicht einig bin.

Ich beſinne mich wenig, ſehe wenig auf mich ſelbſt. Und das zwar, erſtens, weil es mir nicht gelingen würde, wenn ich es auch wollte. Durch meinen Kopf, und durch mein Leben ſind zu viel Dinge, zu viel Verhältniſſe, Begebenheiten, Gedanken, Kombinationen, Arbeiten, Menſchen, Schickſale gegangen; kein Gedächtniß umfaßt das, und das meinige war und iſt nichts weniger als treu. Die Vergangenheit ſchwimmt nur noch vor meinen Augen. Zweitens aber, weil ich keinen Trieb, keine Luſt dazu habe. Ich bin, und ich war zu allen Zeiten, an die Gegenwart gebannt; und, obgleich alle Leidenſchaften, ja bis auf einen gewiſſen Grad, alle Unruhe des Begehrens und Genießens

in mir ſich gelegt hat, ſo iſt doch der Zauber der Gegenwart immer noch zu mächtig. Das Vergangne kömmt mir vor, als wenn es mir nicht gehört hätte; und vor der Zukunft habe ich ein wahres Grauen, hauptſächlich (außer ihrer Unverſtändlichkeit) weil ſie an den Tod gränzt, womit ich mich, wie Sie wiſſen, nie gern beſchäftigte.

Bei Ihnen ſcheint das alles nun ganz anders zu ſein. Und doch — ich weiß es gewiß — würden wir heute viel beſſer, ich meine viel vollſtändiger, mit einander harmoniren, als es z. B. in Karlsruhe der Fall war. Warum das? Vielleicht finden Sie Gründe und Worte, das zu erklären. Die Thatſache iſt ſicher; und ich wollte, Sie verſuchten es. So oft Sie mir (ſeit Berlin) begegneten, fühlte ich etwas Gezwungenes, Unheimliches, wie böſes Gewiſſen, in Ihrer Gegenwart; jetzt würde ich Sie ganz unſchuldig lieben; denn höchſt liebenswürdig erſchienen Sie mir immer, auch wenn ich Sie fürchtete, oder vermied. Heute — weil ich endlich nach vielen andern Anſprüchen auch den abgelegt habe, meinen Freunden meine Anſichten aufzudringen, — vielleicht aus noch tiefer liegenden, mir undurchdringlichen Urſachen, würde ein unumwölkter Friede uns wie mit einem wohlthätigen Sonnenſchein (nicht einem brennenden) umfangen.

Ich denke es mir ſo; und folglich iſt es ſo. Aber wo könnten wir uns finden? In's nördliche Deutſchland kehre ich nie wieder. Berlin erſcheint mir, wie in dem düſtern Lichte eines Panorama; der Gedanke an die alten großen Plätze ängſtigt mich, wie ein Traum, wo man ſich in einer unbekannten Stadt verläuft u. ſ. f. Auch nach Töplitz oder Karlsbad werde ich ſchwerlich je noch reiſen, weil die Waſſer und Bäder dieſer Art nicht die rechten für meine (immer ſehr leidliche, oft wie verſchwundne) Uebel ſind. In Wien und bei mir in Weinhaus, würde ich Sie ſehr gern ſehen; aber warum ſollten Sie nach Wien reiſen? Und dann ſind

denn doch hier für mich die Zeiten nichts weniger als gleich; es giebt deren, wo mein Kopf, von ernsten, oder kritischen Gegenständen voll, auf die Freiheit meines Gemüthes reagirt. An einem dritten, und zwar an einem schönen Orte müßten wir einige Wochen mit einander in völliger Freiheit verleben, z. B. in Salzburg. Wenn Sie wüßten, wie schön Ischel ist, wo ich diesen Sommer vier Wochen zugebracht habe! Die dortigen Salzbäder fangen an auch im Auslande berühmt zu werden. Vielleicht empfiehlt sie Ihnen ein von Gott inspirirter Arzt für den künftigen Sommer.

Sie sehen doch, daß ich, von aller Scheu, und von aller Sprödigkeit weit entfernt, Sie mit wahrem Heldenmuthe herausfordre. Dies hätte ich noch vor vier oder fünf Jahren nicht gethan. Es weht mich aber aus Ihrem letzten Brief etwas an, das ich nicht recht zu klassifiziren weiß, worin aber keine Selbsttäuschung liegt.

Es freut mich, daß Varnhagen Ihnen, als bei Adam Müller von mir die Rede war, beigestimmt hat. Ich danke ihm dafür. Ich habe seine biographischen Denkmale unter die Bücher gestellt, die ich unverzüglich lesen will. Ich lese übrigens so viel, daß es jedem, der einigermaßen den Umfang und die Mannigfaltigkeit meiner Geschäfte kennt, fabelhaft vorkommen muß. Aber denken Sie nur, was man an Zeit gewinnt, wenn man, wie ich, auf jede Viertelstunde geizt, und wenn man, wie dies seit mehreren Jahren der Fall bei mir war, des Abends nie mehr ausgeht, keinen Salon, kein Theater, keinen öffentlichen Ort besucht u. s. f.

Dafür allein, daß Sie in Ihrem Briefe der Gewitter erwähnen, möchte ich Sie in diesem Augenblick küssen dürfen. Sie erinnern sich also, daß ich sie fürchtete. Ich fürchte sie auch noch, nur milder, wie alles in mir geworden ist. Uebrigens, lieber Engel, werden wir uns in allem verstehen, wenn Sie nur nicht etwa, wie Ihr alter Goethe, dessen oft ziemlich insipide Fragmente ich doch stets mit

wahrer Rührung lese) mit Exaltation für Lord Byron eingenommen sind. Dies ist der einzige Artikel, den ich Ihnen nicht durchgehen lasse. Ich sage aber — mit Exaltation, denn für einen großen Dichter dürfen Sie ihn ungestraft halten.

Ich erhielt vor ein paar Wochen einen Brief von Brinckmann, fünfzehn Bogen stark. Seit zehn Jahren hatte ich nichts von ihm gehört. Auch er liebt sie, wie sonst.

Aber — ist es nicht, als ob ich gestern Thee bei Ihnen getrunken hätte? So sage ich mit Brinckmann, freue mich über mich selbst, und höre auf.

Gentz.

16.

Wien, den 8. November 1827.

Sie haben sich gewiß mehr als Einmal vorgestellt, meine Theuerste, ich hätte Sie vergessen. Sie zu erinnern, daß dem nicht so ist, mögen Sie als das erste Motiv zu diesen Zeilen betrachten, und als solches haben sie vielleicht einigen Werth in Ihren Augen. Was mich ferner dazu bestimmt, ist von geringerem Gehalt, und macht bloß auf Ihre Nachsicht Anspruch. Ich fühle, daß ich alt und älter werde. Das Leben hat fast allen Reiz für mich verloren, und sterben mag ich doch auch nicht, weil die Existenz nach dem Tode, wie es auch immer damit stehen mag, mich noch viel weniger reizt. Ich habe mich mit Ihnen oft — wie mit wenig andern Menschen — über tiefe Abgründe des menschlichen Seins erklären und verständigen können. Ich möchte wissen, wie Ihnen das Leben heute erscheint? In jedem Falle habe ich dabei etwas zu gewinnen. Weicht Ihr Gefühl und Ihre Weltansicht von der meinigen ab, so kann

Ihr Beiſpiel mich vielleicht ermuthigen und ſtärken. Sollten Sie hingegen mit mir ſympathiſiren, ſo wäre es immer kein kleiner Troſt, eine Leidensgefährtin, wie Sie ſind, zu haben. Sprechen Sie, wenn Sie ſich überhaupt dazu aufgelegt finden, ſo einfach und klar als möglich zu mir; denn alle Nebel ſind für mich zerronnen. (Sie müſſen wiſſen, daß ich keine beſtimmte Klage habe, daß ich mit meiner Geſundheit und mit meinen Kräften, obgleich ſie in Abnahme ſind, immer noch ſehr zufrieden ſein kann, daß ich mit der Welt noch durch manche intereſſante Fäden zuſammenhänge, und daß ich übrigens mit nicht unwichtigen Realitaten genugſam beſchäftigt bin, um nicht aus langer Weile in Grübeleien zu verſinken.) Alles, was Myſticismus oder Fanatiemus heißen kann, iſt fern von mir. Ich glaube die Menſchen und die Dinge nie ſo klar geſehen zu haben, als jetzt. Und doch iſt alles leer, matt, und abgeſpannt um mich her, und in mir!

Sie können vielleicht Gründe haben, ſich über Ihre Gemüthsſtimmung nicht ſo deutlich auszuſprechen, wie ich ſo eben über die meinige. Wenn dies der Fall ſein ſollte, weiſen Sie mich ab. Aus Ihrer Antwort werde ich wenigſtens (das darf ich hoffen) den Troſt und die Freude ſchöpfen, zu erfahren, daß Sie mir noch gut ſind. Dieſen Genuß verſagen Sie ſicher nicht Ihrem alten treuen Freunde

Gentz.

N. S. Sagen Sie Hrn. von Varnhagen, daß ich die Berliner kritiſchen Blätter, in denen manches mir fremd iſt, und manches mir mißfällt, bloß deßhalb regelmäßig leſe, um ſeine Artikel darin aufzuſuchen. Die Art, wie er neulich, ohne mich zu nennen, von mir geſprochen hat, überraſchte mich. Denn, was er zu meinem Lobe ſagt, iſt gerade das, was der Meinung des Pöbels (der nichts als ein blindes Werkzeug der Macht in mir ſieht) am ſtärkſten widerſpricht.

17.

Wien, den 10. Februar 1828.

Reif bin ich freilich, meine theure Freundin, glaube wenigſtens es zu ſein, aber auch wohl — überreif. Einen Beweis des letztern finde ich unter andern in der großen Abneigung, die ich gegen alles Briefſchreiben habe; und das hauptſächlich aus dem Grunde, weil mir ſcheint, man könnte ſeinen Freunden gar nichts mehr ſagen, was ſie nicht längſt ſchon gewußt, und zehnmal beſſer ſich ſelbſt geſagt hätten.

Als ich Ihnen im Monat November ſchrieb, hatte ich das Bedürfniß, über gewiſſe finſtre Gefühle, die in meiner Seele lagen, und noch liegen, eine Art beruhigenden Kommentars von Ihnen zu erhalten. Dieſen Zweck habe ich nicht erreicht. Sie haben mir zwar eine Antwort, voll liebenswürdiger und ſchmeichelnder Worte gegeben, deren Sinn ich, zum Theil, mehr errathen als verſtanden habe; die eigentliche Wunde aber haben Sie doch nicht berühret. Ihr Brief hatte ſeinen eignen Werth, war aber keine Antwort auf den meinigen.

Ich bin feſt überzeugt, daß, wenn das Schickſal uns irgendwo zuſammen führete, wir nach drei oder vier tüchtigen Geſprächen einander wieder vollkommen verſtehen würden. Durch Korreſpondenz hatte ich es nicht für möglich. So geregelt auch Ihr Kopf und Ihr Herz ſein mag — Ihre Manier bleibt nun einmal excentriſch, und daher der zunehmenden Trockenheit meines Geiſtes nicht mehr faßlich. Ihre lebendige Perſon allein würde mir den Schlüſſel zu Ihrem Briefe geben. Sie werden dieſe Bemerkung, die mich mehr trifft, als Sie nicht als Tadel betrachten. Ich ſuche nur zu erklären, welches Hinderniß zwiſchen uns Beiden beſteht, obgleich wir im Grunde einander ſehr nahe ſein mögen.

Sie ſprechen von franzöſiſchen Verſen. Ich aber leſe ſeit mehreren Jahren überhaupt keine Verſe mehr, als allenfalls die von Virgil, Horaz und Lucan. Der einzige franzöſiſche Dichter, den ich noch ertragen könnte, wäre Racine. Und nun gar Verſe im Courrier français aufzuſuchen, wäre mir wie ein Spaziergang in ein Peſthaus.

Die Dinge in der Welt haben, für mich wenigſtens, eine zu ernſte und tragiſche Geſtalt angenommen, als daß Poeſie und Imagination nicht in mir völlig erlahmt ſein ſollten. Sie ſind unvergänglich jung, und unter allen Dornen des Lebens, die Sie hinlänglich kennen, blüht Ihre Seele doch ungeſtört fort. Ich wünſche Ihnen Glück dazu, und freue mich darüber. Aber nachfliegen kann ich Ihnen nicht; ich bin mit ehrner Feſſel an eine Wirklichkeit gebunden, von der ich mich, ſo wenig ſie mir auch behagt, nicht loszumachen vermag.

Können ſolche Geſtändniſſe Ihnen ſchmeicheln? Ich kann es mir kaum vorſtellen. Daß ich nicht dabei gewinne, ſcheint mir ziemlich klar. Ich ſehe aus Ihren Briefen, daß Sie ſich von mir ein Bild machen, welches — wenn es je dem Originale geglichen haben ſollte — wenigſtens heute ihm nicht ſonderlich gleicht. Durch Stillſchweigen würde ich vielleicht zur Konſervation dieſes Bildes mehr beitragen, als durch Sprechen. Aber es iſt etwas in Ihnen, das mich zwingt, aufrichtig zu ſein. Wollen Sie nichts deſto weniger fortfahren, mich zu lieben — den Schatten alter Phantaſien — und auf ein paar Zeilen von mir einen mir ſelbſt unerklärbaren Werth legen, ſo reiche ich Ihnen herzlich gern die Hand, und ſage noch dazu, daß eine Treue wie die Ihrige nicht mehr zu finden iſt.

Empfehlen Sie mich Varnhagen auf's freundſchaftlichſte. Seine gute Meinung von mir iſt mir nicht gleichgültig; ſie beruht auch einigermaßen auf Wahrheit, während die Ihrige — leider! — großentheils nur noch Dichtung iſt.

macht; „ein triviales Meisterstück“ ist trefflich bezeichnend! Ich werde ihn lesen; an Schilderungen, die für uns Spreeleute wenigstens einen reisebeschreiberischen Werth haben, ist er immer reich. Wird Lacretelle'n denn auf seine Ausfälle gegen Goethe nicht schon von Franzosen geantwortet? Wir haben jetzt Frau von Goethe, die Schwiegertochter, zum Besuch; sie wohnt bei Herrn Geheimerath Nicolovius, an solchem „Akort“, wie Herr Geheimerath Wolf sagt.

Endlich habe ich auch den Brief der Herren von Saur und St. Genies erhalten! Hier die Antwort, die ich Ihrer Güte anheimstelle. Wenn Fehler darin sind, so hat das nichts zu sagen; die Herren haben mir in ihrer Zuschrift so derb geschmeichelt, daß ich ihnen mehr zumuthen kann. Noch eine Sorge fällt mir da auf's Herz! Mein Brief wird doch nicht Gefahr laufen, eine Art Publizität zu erhalten? Wenn ich das fürchten müßte ..... doch Sie werden mir ein Schützer sein und dergleichen nicht gestatten! Und so laß ich ihn getrost abgehen! —

Noch hab' ich des wichtigen Ereignisses, daß unsere Zeitungen jetzt sechsmal wöchentlich erscheinen, nicht gedacht. Ich sehe es als ein Wunder an und halte nun alles für möglich. Der Vortheil davon ist bis jetzt nicht groß; doch vermindern die kleineren Portionen die sonstigen Magenbeschwerden, auch habe ich gern jeden Morgen eine Zeitung zum Frühstück.

Unter welchen Störungen und kleinen Verdrüssen ich diese letzte Seite schreibe, können Sie nicht vermuthen. Der Buchbinder bringt mir 42 Bände, die fast alle schief beschnitten und schlecht gefalten sind. Der Buchdrucker hat mir einen Bogen Manuskript verloren. Eine Abbestellung trifft zu spät ein, für eine neue Anordnung fehlt der Bote. Ich rücke mit dem Tische aus der Ofenhitze und komme dem

Können Sie mir beweisen, daß ich mich irre, so werde ich es als eine Wohlthat erkennen. Der Troſt aber bleibt mir, daß, wenn Sie mir auch vollſtändig Recht geben müßten, Sie nicht aufhören würden, meine beſte Freundin zu ſein.

Gentz.

18.

(An Varnhagen.)

Wien, den 7. December 1828.

Mein hochgeſchätzter Freund! Ich habe die Berliner Jahrbücher für wiſſenſchaftliche Kritik von ihrer Entſtehung an, gehalten, und mit Ausnahme weniger Artikel, geleſen. Die meiſten Aufſätze dieſes Journals waren, ich kann es nicht läugnen, was auch ihr inneres Verdienſt ſein mochte, theils zu gelehrt, oder zu dunkel für mich, theils auch, ihrem Inhalt nach, meinem Geſichtskreiſe zu fern, als daß ich mich anders als ſehr kurſoriſch damit hätte beſchäftigen können. Die Ihrigen allein hatten ein durchgängiges und großes Intereſſe für mich, und, wenn ich Ihnen die ganze Wahrheit ſagen darf, ſie ſind zuletzt die einzigen geworden, nach denen ich in den Jahrbüchern mit wahrer Begierde ſuche.

Um dieſe Artikel nach Verdienſt zu loben, möchte ich ſelbſt einen darüber ſchreiben, und würde dabei wirklich in Verlegenheit ſein, was ich am meiſten herausheben ſollte: Ihren Scharfſinn, Ihre Menſchen- und Sachkenntniß, Ihre unpartheiiſche, ächt-hiſtoriſche und ſtets ſiegreiche Polemik, Ihren edeln, und in jeder Rückſicht vortrefflichen Stil. Das ganze, von Manchen hochgeprieſene Werk des wort- und bilderreichen Walter Scott iſt in meinen Augen bei weitem

nicht so viel werth, als Ihre unvergleichliche Recension desselben; und die gedrängte Kürze, mit welcher Sie in sechs Blättern die sechs Bände des Duc de Rovigo, wahr und gerecht, und zugleich vollständig und befriedigend karakterisirten, ist eines Meisters würdig.

Sie haben zweimal in diesen Blättern meiner auf eine ehrenvolle Weise gedacht. Die Epoche meiner Schriftstellerei liegt so weit hinter mir, und ist durch alles, was ich in den letzten zwanzig Jahren erlebt habe, so sehr in mir verwischt worden, daß ich mich kaum mehr dessen, was ich in jener Epoche etwa geleistet haben mag, erinnere. Vielleicht hätte ich besser gethan, die frühere Laufbahn nicht zu verlassen; das Schicksal hat mich in eine andre geworfen, deren Illusionen mich eine Zeitlang schadlos hielten. Wie ich auch jetzt darüber denken mag, ich bin einmal darauf gefaßt, und muß, im Gefühl der Unvollkommenheit jener Versuche, sogar wünschen, als Schriftsteller vergessen zu werden. Nichts desto weniger giebt es Augenblicke, wo die alte Eitelkeit in mir erwacht; und von einem Manne Ihres Gehalts mit Beifall genannt zu werden, schmeichelt mir mehr, als ich selbst geglaubt hätte. Ich nehme daher Ihre mention honorable mit dem innigsten und wärmsten Danke an; sie freut mich um so mehr, als einiger Muth dazu gehört, vor dem heutigen Publikum von einem Obskuranten und Antekephilen Gutes zu sagen.

Auch Sie, mein hochgeschätzter Freund, stehen noch zwischen der Schriftstellerei und dem praktischen Leben mitten inne. Ich bin überzeugt, daß der Preußische Staat Sie als Geschäftsmann hoch zu halten, alle Ursach hat. Und gleichwohl kann ich mich des geheimen Wunsches nicht erwehren, daß Ihnen möglichst viel Zeit zu freien Ausarbeitungen bleibe, weil ich in Deutschland wenige, sehr wenige kenne, die gediegnere Werke zu liefern vermöchten, und weil

mir selbst Ihre kleinsten Aufsätze lieber sind, als die meisten Depeschen, die ich zu lesen verdammmt bin.

Haben Sie die Güte, mich Ihrer liebenswürdigen Gemahlin zu empfehlen. Ich weiß gewiß, daß sie mich nie aufgegeben hat, wenn wir uns gleich durch Briefe nicht mehr mit einander verständigen können. Sagen Sie ihr, daß ich mich ziemlich wohl befinde, daß mir aber häufig (welches sie ohne Zweifel sehr mißbilligen wird) gewisse Verse des alten Haller vor der Seele schweben, die ich, um diesen Brief nicht so melancholisch zu schließen, auf ein abgesondertes Blatt schreiben will.

Behalten Sie übrigens in gutem und freundlichen Andenken

Ihren sehr ergebenen
Gentz.

„Jetzt fühlet schon mein Leib die Näherung des Nichts;
Des Lebens lange Last erdrückt die müden Glieder;
Die Freude flieht von mir mit flatterndem Gefieder
Der sorgenfreien Jugend zu.
Mein Ekel, der sich mehrt, verstellt den Reiz des Lichts,
Und streuet auf die Welt den hoffnungslosen Schatten;
Ich fühle meinen Geist in jeder Zeit ermatten,
Und keinen Trieb als nach der Ruh.

Hallers Gedicht über die Ewigkeit.

19.

Wien, den 22. September 1830.

Sie haben lange, sehr lange nichts von mir gehört, meine vortreffliche Freundin; gleichwohl glaube ich steif und fest, daß es mir immer noch erlaubt ist, Sie mit diesem Namen zu nennen.

Vor allem muß ich mich einer der ſchwerſten Sünden anklagen, deren ich mich je ſchuldig gemacht habe. Herr von Varnhagen überſendete mir vor mehreren Monaten die von ihm verfaßte Lebensbeſchreibung des Grafen Zinzendorf; mit einem der freundſchaftlichſten, liebenswürdigſten, ſchmeichelhafteſten, geiſtreichſten Briefe, die mir ſeit langer Zeit vorgekommen waren. Ich habe das Buch geleſen, mit dem größten Intereſſe geleſen, eine Menge von Betrachtungen dabei angeſtellt, die wohl verdient hätten ihm mitgetheilt zu werden. Ich war auch gleich nach der Lektüre entſchloſſen, dies zu thun, und zugleich ihm — und Ihnen — für ſeinen Brief, der mich tief gerührt hatte, aus vollem Herzen zu danken. Erbärmliche Geſchäfte bewirkten einen erſten, ſtrafbaren, Aufſchub. Weiterhin trat eine verunglückte Reiſe nach Böhmen mit dem Fürſten, von der wir bald wieder nach Wien zurückgeworfen wurden, dazwiſchen; dann übermannten mich die politiſchen Kataſtrophen; und zu dieſen geſellte ſich in meiner Nähe, und in meinem Innern — ein Hinderniß, welches ich kaum den Muth habe, Ihnen ausdrücklich zu offenbaren, Sie aber, mit Ihrem göttlichen Scharfſinn, aus dem Verfolg dieſes Schreibens, zum Theil wohl errathen werden.

Von Ihnen, meine Theuerſte, verlange und erwarte ich nun, daß Sie mich bei Ihrem Gatten, ſo gut es Ihnen möglich ſein wird, entſchuldigen. Von einer groben Nachläſſigkeit kann ich mich nicht frei ſprechen, aber es würde mich wahrhaft betrüben, wenn er mich einer ſchwarzen Undankbarkeit fähig glauben könnte.

Sein Brief hat mir unter andern bewieſen, daß Sie ſich noch zuweilen mit mir beſchäftigen; und ich weiß, — ohne mich von thörichter Eitelkeit verblenden zu laſſen —, daß ich von jeher zu den Menſchen gehörte, die Sie Ihrer beſondern Aufmerkſamkeit werth hielten. Ich weiß ferner, daß in Ihnen ſich nichts Weſentliches geändert haben kann,

und daß Sie heute noch alle die Eigenschaften besitzen müssen, die meinem frühern Umgange mit Ihnen einen so hohen Reiz verliehen. Ich wage es daher, Ihnen etwas von mir zu erzählen. Ich fühle mich dazu vorzüglich deßhalb berufen, weil unsre letzte Korrespondenz sich um traurige Fragen drehte, die Sie mir, mit Ihrer gewöhnlichen großartigen Philosophie, doch, nach meinem damaligen Gefühl, nicht ganz befriedigend beantworteten. Seitdem hat sich in mir eine große Revolution zugetragen; und von dieser will ich Ihnen Rechenschaft geben, so viel dies in den engen Schranken eines Briefes geschehen kann.

Der erste Ursprung dieser glücklichen Revolution lag in dem Umstande, daß seit ungefähr zwei Jahren meine Gesundheit, die in den vorhergehenden fünfzehn Jahren, zwar nicht durch eigentliche Krankheiten, aber durch langwierige arthritische Beschwerden sehr gelitten hatte, eine fast wundervolle Regeneration erfahren hat. Ich befinde mich heute so wohl, und habe ein so lebhaftes Gefühl von Wohlsein, wie es mir kaum in meinen besten Jahren zu Theil geworden ist. Eine Folge davon war unter andern, daß nicht nur mein Geist seine ganze jugendliche Frische, und mein Herz seine ganze ehmalige Empfänglichkeit wieder gewonnen, sondern daß selbst mein Aeußres sich auffallend verjüngt hat, und alle meine körperlichen Kräfte mir wieder zu Gebot stehen. Es ist beinahe lächerlich, in meinen Jahren so von sich selbst zu sprechen. Da ich es aber mit Wahrheit sagen kann, weil es mir täglich, und von allen Seiten, wiederholt wird, warum sollte ich Ihnen, meine theilnehmende Freundin, die Freude nicht gönnen, es von mir zu hören? Ich könnte Ihnen darüber Zeugnisse von Personen, die mich lange nicht gesehen hatten, anführen, welche Ihnen keinen Zweifel lassen würden. Meine Ihnen bekannte Furcht vor dem Tode ist daher auch, obwohl keineswegs verschwunden, doch so in den Schatten gestellt, daß sie mich nur sel-

ten anwandelt, und daß ich ſchon ſtillſchweigend wenigſtens auf Bonſtettens merkwürdiges Alter zu rechnen beginne.

Jetzt werden Sie das Folgende einigermaßen verſtehen.

Mit meiner wiederkehrenden Geſundheit habe ich mich von neuem in die Welt und das geſellſchaftliche Leben geworfen, dem ich durch viele Jahre entſagt hatte. Das Vergnügen, womit man mich allenthalben empfing, bewies mir, daß ich in dieſem Kreiſe meine Stelle noch ſehr gut behaupten konnte. Mein ſteigender Widerwille gegen die öffentlichen Geſchäfte (ob ich gleich keinen Augenblick aufgehört habe, ſie gewiſſenhaft zu betreiben), meine zunehmende Furcht vor einſamen Studien, die mir immer nur finſtre Reſultate darboten, trugen das Ihrige zu dieſem veränderten Regime bei. Ich hielt mich hauptſächlich an die Weiber, die mir zu allen Zeiten wohlgewollt, und die heute, weit mehr als vor fünfundzwanzig oder dreißig Jahren, hoch über den Männern ſtehen. Ich machte einigen von ihnen, wie man es nennt, die Kour, und verſchaffte mir dadurch ein beſtimmtes Intereſſe in der Geſellſchaft. Daß ich mich noch verlieben könnte, hielt ich für unmöglich, und fühlte doch, daß ich zuletzt auch auf dieſen Punkt noch einmal gelangen müßte, um meiner erneuerten und verjüngten Exiſtenz recht froh zu werden. Dies Vorgefühl wurde auf eine höchſt unerwartete Art realiſirt. Ihnen darf und muß ich geſtehen, was ich gegen Andre bloß nicht förmlich abläugne, daß ich ſeit dem vorigen Winter eine Leidenſchaft von größerer Stärke, als irgend eine meines frühern Lebens, in meiner Bruſt trage, daß dieſe Leidenſchaft zwar zufällig entſtanden, nachher aber von mir vorſätzlich genährt und gepflegt worden iſt.

Sie werden erſtaunen, vielleicht ſogar erſchrecken, wenn ich Ihnen ſage, daß der Gegenſtand dieſer Leidenſchaft ein neunzehnjähriges Mädchen, und noch obendrein eine Tänzerin iſt. Ich muß nicht allein auf Ihre Gutmüthigkeit,

ſondern auch auf Liberalität (im alten edelſten Sinne des Worts), auf Ihren über alle gemeine Anſichten erhabenen Blick, auf Ihre Vielſeitigkeit, auf Ihre Toleranz, rechnen, um nicht zu beſorgen, daß Sie mich auf mein Geſtändniß dieſer Art ohne Gnade und Barmherzigkeit verdammen werden.

Wenn ich Ihnen aber verſichre, daß der Umgang mit dieſem Mädchen eine Fülle von Glückſeligkeit, wie ich ſie eigentlich nie gekannt habe, über mich ausgegoſſen hat — daß dieſer Umgang das Gegengewicht mannigfaltiger Sorgen, denen ich ſonſt unfehlbar unterlegen hätte, das Erhaltungsprinzip meiner Gemüthsheiterkeit, meiner Geſundheit, und meines Lebens geworden iſt, — ſo werden Sie nicht nur geneigt ſein, mich zu entſchuldigen, ſondern auch mit Ihrer gewohnten, aufgeklärten Billigkeit zugeben, daß eine Perſon, die ſo auf mich wirken konnte, außer dem unendlichen Reiz, womit ſie mich feſſelt, einige Eigenſchaften beſitzen muß, die ein Verhältniß, wie das hier geſchilderte, erklären.

Dieſe Perſon befindet ſich jetzt in Berlin. — — Wenn Sie ſich anders noch um das Theater bekümmern, werden Sie vermuthlich von ihr hören. Ich habe aber den Wunſch, daß Sie ſie ein- oder zweimal, wenn auch nur auf dem Theater, ſehen möchten. Ich weiß von ſonſt her, daß Sie auf die äußere Geſtalt der Menſchen, und mit Recht, einen großen Werth legen. Es iſt mir alſo nichts weniger als gleichgültig, ob und wie dieſe Fanny Ihnen gefällt? Und ich bitte Sie, mir gelegentlich etwas darüber zu ſchreiben.

Mit dem Sinne für Geſelligkeit, für weibliche Schönheit — für Liebe, ich ſpreche das Wort immer noch — ſelbſt vor Ihnen — zitternd aus — iſt auch der Sinn für die Poeſie in mir von neuem erwacht. Ich ergreife jede freie Stunde, um in alten und neuen, römiſchen, deutſchen, italiäniſchen, franzöſiſchen Dichtern zu leſen. Und wie weit ich es in dieſer Lieblingsbeſchäftigung gebracht habe, werde

ich Ihnen an einem Beiſpiele zeigen, welches namentlich für Sie nicht ohne Intereſſe ſein kann.

Im vergangnen Jahre fielen mir die Reiſebilder von Heine in die Hand. Sie können ſich leicht vorſtellen, daß ich in der politiſchen Geſinnung des Verfaſſers die meinige nicht wieder fand; und daß mir überdies manches Inkorrekte, Ultra-Originelle, in dieſer Schrift zuwider ſein mußte. Nichts deſto weniger las ich die drei Bände mit vielem Vergnügen, weil ein großer Theil der eingeſtreuten Gedichte (nicht alle!) mich in höchſtem Grade anzogen. Erſt vor einigen Tagen entdeckte ich ſein bereits im Jahr 1827 gedrucktes, mir aber bisher unbekannt gebliebenes Buch der Lieder, worin ein Abſchnitt Ihnen gewidmet iſt; und früher ſchon hatte mir jemand — ich weiß wirklich nicht mehr wer? — geſagt, oder geſchrieben, daß Heine bei Ihnen in beſonderer Gnade ſtehe. Ich entſchloß mich daher gleich, dieſe Lieder zu leſen. Verſchiedene derſelben kannte ich aus den Reiſebildern. Mehrere mißfielen mir, weil ſie gar zu nachläſſig, ich möchte ſagen, gar zu liederlich hingeworfen, kaum mehr an die Form der Poeſie erinnern, und einem Tiſchgeſpräch ähnlicher ſehen, als Gedichten. Aber eine gewiſſe Anzahl wirkte auf mich mit einem unbeſchreiblichen Zauber; und an dieſem ergötze ich mich fortdauernd. Morgens und Abends ſind ſie meiner heutigen Gemüthsſtimmung dergeſtalt homogen, daß ich mich ganz darein vertiefen, und verſenken kann. — Wenn ich erſt wiſſen werde, wie Sie den gegenwärtigen Brief aufgenommen haben, und ob Sie mich nicht etwa zum Tollhauſe reif erklären, will ich Ihnen alle die Nummern bezeichnen, von denen das hier Ausgeſprochene gilt. Vor der Hand begnüge ich mich auf ein einziges zu deuten, woraus Sie ungefähr ſchließen können, was es mit dieſer Liebhaberei auf ſich hat.

Ich bewundre in dieſem Augenblicke den Muth, der dazu gehörte, um Ihnen eine ſolche Reihe, gewiß höchſt

unerwarteter Bekenntniſſe abzulegen, um Ihnen zu ſagen — daß ich mich verjüngt fühle — daß ich liebe — daß ich eine Tänzerin anbete — und daß ich mit Heine ſympathiſire! Sie ſind aber auch die einzige Perſon in der Welt, gegen welche ich das wagen würde; und, wenn dieſer Brief nicht durch einen öſterreichiſchen Kourier nach Berlin ginge, hätte ich es auch gegen Sie nicht gewagt. Faſt alles, was er enthält, konnte nur im engſten Vertrauen geſchrieben werden; ich war lange gewohnt, mit Ihnen zu denken, mit Ihnen zu fühlen, vor Ihnen meine verborgenſten Schwachheiten nicht zu verbergen. Sind Sie Ihrerſeits dieſelbe geblieben — und wie ſollte ich es bezweifeln? — ſo belohnen Sie mein Vertrauen mit einem — freundlichen oder ſtrafenden — Brief, in der alten bekannten Manier. Melden Sie mir zugleich, wie es mit Ihnen, mit Ihrer Geſundheit, mit Ihrer Gemüthsſtimmung, mit Ihrem zeitlichen und ewigen Wohl und Weh ſteht! Wir Beide dürfen uns nicht trennen, ſo lange wir athmen; ſchlagen Sie zu, und ſtillen Sie bald die Sehnſucht Ihres treuen Freundes

Gentz.

N. S. Als ich eben dieſe Blätter ſchließen will, empfange ich ein Schreiben von Varnhagen vom 24. Auguſt, woraus ich mit herzlichſter Freude erſehe, daß er mir mein Stillſchweigen ſchon verziehen haben muß. Den von ihm empfohlenen Fremden, den ich noch nicht geſehen habe, werde ich gewiß ſo aufnehmen, wie es einem von ihm Empfohlenen gebührt.

20.

Preßburg, den 18. Oktober 1830.

Sonnabend den 9. d. erhielt ich Ihren ersten Brief, meine unvergleichliche Freundin, und hätte gern auf der Stelle wieder an Sie geschrieben, wenn es mir nicht durch Geschäfte, die mir freilich weit weniger gefallen, als Ihre Briefe, unmöglich gemacht worden wäre. Einige Tage nachher mußte ich mich zum zweitenmale hieher begeben, wo wir seit der Eröffnung des ungarischen Landtages größtentheils zu residiren genöthiget sind. Und hier erhielt ich denn gestern Abend Ihr zweites, für mich überaus wichtiges Schreiben vom 9.

Wie sehr sich mein Herz von neuem zu Ihnen gezogen fühlt, das wußten Sie, und mußten Sie wissen, indem Sie mir diese köstlichen Geschenke machten. Die zärtliche Freundschaft, womit Sie meine Bekenntnisse und meine Empfehlungen aufnahmen, hatte mich schon tief gerührt; Ihre Zufriedenheit mit Fanny, Ihre Schilderung von ihr, die Beschreibung Ihrer ersten Entrevue, Ihre Theilnahme an ihrem Succesſe, das alles wirkte — ich kann es mit voller Wahrheit sagen — berauschend auf mich. Eine Freundin wie Sie giebt es in der Welt weiter nicht.

Ich darf Ihnen indeß nicht verbergen, daß ein paar Stellen Ihres letzten Schreibens mich (ohne Ihren Willen) schmerzlich betrübt haben. Die eine, wo Sie in einer an mich gerichteten Apostrophe Ihre (gerechte) Verwunderung ausdrücken, daß ich die Reise nach Berlin geschehen lassen konnte; die andre, und das war der eigentliche Seelenstich, wo Sie mich mit großen Engagements-Anträgen bedrohen.

Ich habe zwar alle nur erdenkliche gute Gründe zu glauben, daß Fanny nicht so leicht irgend einem Antrage Gehör geben wird, der sie auf längere Zeit von mir ent-

Fensterzugwinde zu nah. Kann ich anders als schließen unter so gehäuftem Mißgeschick? Vielleicht wenn Herr Beer noch nicht abreist, gewinne ich noch morgen etwas Zeit! Meine Frau grüßt innigst mit den eifrigsten Wünschen für Ihr Wohl und Heil, mit dem sich das unsere so gern verknüpft fände!

Leben Sie wohl, mein verehrter Freund, und bleiben Sie unter allen Umständen und Ereignissen der treuen Gesinnungen gewiß

Ihres

K. A. V. v. E.

35.

Oelsner an Varnhagen.

Paris, den 10. Januar 1824.

Weder von hiesiger Witterung, noch Gesundheit will ich Ihnen melden; beide sind äußerst schlecht und die Zeit ist zu kostbar, um sie an widerwärtige Gegenstände zu verwenden. Der Himmel gebe, daß Sie, mein hochverehrtester Freund, und Frau von Varnhagen sich vollkommen wohl befinden.

Die Rede des Präsidenten der nordamerikanischen Freistaaten hat hier auf Publikum und Kabinet gewaltigen Eindruck gemacht. Es scheint fast keinem Zweifel mehr unterworfen, daß England sich mit der großen Föderalrepublik verbinde. Solchergestalt wäre Spanien Kulminationspunkt der heiligen Allianz geworden. Wenn England und die nordamerikanischen Freistaaten zusammenhalten, wer in der Welt kann sich dann noch schmeicheln, die Unabhängigkeit

fernen könnte. Wenn Sie unſer Verhältniß näher kennten, und Umſtände wüßten, die ich keinem Papier anvertrauen kann, ſo würden Sie dieſen meinen Glauben nicht für einen leeren Wahn halten. Dennoch könnten die Anträge von der Art ſein, daß ich ſelbſt, aus Gewiſſenhaftigkeit, ihr zureden müßte, ſie anzunehmen. Aber, wahrſcheinlich oder nicht, die bloße Erwähnung dieſer Gefahr ergriff und erſchreckte mich ſo, daß ſie den wonnevollen Eindruck, den alle Ihre übrigen Worte auf mich gemacht hatten, grauſam ſtörte, und mir (da ich Ihren Brief zwiſchen 1 und 2 Uhr, bei meiner Zurückkunft von einer mir ſehr gleichgültigen soirée dansante, las) eine ſchreckliche Nacht bereitete.

Ich habe Ihnen zwar in meinem früheren Briefe deutlich genug zu erkennen gegeben, was es mit dieſem Verhältniß auf ſich hat; dennoch wagte ich es damals nicht, Ihnen das Innerſte meines Herzens aufzuſchließen, weil mich, trotz aller Kenntniß Ihres großartigen Geiſtes, eine gewiſſe geheime Scheu, die Sie mir mit Recht als kindiſch vorwarfen, zurück hielt. Aus dem, was ich Ihnen oben erzählt habe, werden Sie ſich nun die ganze Wahrheit abſtrahiren können. Ja, meine theure Freundin, ich muß es Ihnen geſtehen: alle Leidenſchaften, die jemals in meiner Bruſt gekocht haben — und ſeit zwanzig Jahren glaubte ich mich für immer frei davon — ſind im Vergleich mit der, die dieſes Mädchen in mir entzündet hat, nur Kinderſpiele geweſen. Es fehlt mir leider an Zeit, um Ihnen heute, ſo wie Sie es wünſchen, die Geſchichte dieſer Leidenſchaft zu erzählen, die, im vergangenen Winter erzeugt, und, durch einen ſonderbaren Zuſammenfluß von Umſtänden, in einem Zeitraum von ungefähr vier Monaten zu ihrer jetzigen koloſſalen Geſtalt groß gezogen ward. Erwägen Sie nur Folgendes: Jetzt, nachdem Sie einige ihrer Reize kennen gelernt haben, werden Sie ſehr natürlich und glaublich finden, daß Fanny nur hätte winken dürfen,

um zehn Liebhaber für einen, und die einnehmendſten und mächtigſten zu ihren Füßen zu ſehen. Sie verſchmähte ſie alle, und wählte mich. Ich hatte ihr weder Jugend noch Schönheit, noch Reichthum, noch irgend etwas, was ein junges Mädchen, und noch obendrein eine Theaterperſon gewinnen konnte, anzubieten. Die aufgeklärtern unter den gewöhnlichen Menſchen meinen, und ſagen (denn mein Verhältniß mit ihr iſt der Gegenſtand zahlloſer Geſpräche in der hieſigen Geſellſchaft, wo ich wohlgelitten bin) — ich hätte ſie bloß durch meine ſogenannte Beredſamkeit erobert. Dies wäre immer ſchon merkwürdig genug; aber es iſt noch bei weitem nicht das Rechte. Ich habe ſie einzig und allein durch die Zauberkraft meiner Liebe gewonnen. Als ſie mich kennen lernte, wußte ſie nicht, ahndete nicht, daß es eine ſolche Liebe gäbe; und hundertmal hat ſie mir geſtanden, daß ich ihr durch die Art, wie ich vom erſten Augenblick an mit ihr umging, und weiterhin auch die Offenbarung einer (allerdings nicht häufigen, noch gemeinen) Liebe, von deren Möglichkeit ihr nie geträumt hatte, eine neue Welt eröffnet hätte. Hier allein liegt der ganze Schlüſſel der Erſcheinung. Es verſteht ſich von ſelbſt, daß ich nie den thörichten Anſpruch machte, von ihr Gegenliebe, im engern Sinne des Wortes, zu erwarten, mir nie einbildete (denn mein Verſtand verläßt mich in der heftigſten Leidenſchaft nicht), daß ſie ſich in mich verlieben könnte. Es war mir genug, ihr ein zwiſchen Freundſchaft, Dankbarkeit und Liebe ſchwebendes Gefühl einzuflößen, und es gelang mir denn auch wirklich — ſo wie dem Menſchen alles gelingt, wonach er mit voller Energie und wahrer Beharrlichkeit ſtrebt, — dies Gefühl dergeſtalt in ihr zu gründen, und zu befeſtigen, daß es nach und nach ihre ganze Seele ausfüllte, und heute, wenn mich nicht alles trügt, ſchwerlich von irgend einem andern verdrängt oder überwältigt werden könnte.

Denken Sie sich nun, was das heißt, eine Leidenschaft, wie die meinige, in meinen Jahren, mit den wenigen mir übrig gebliebenen Ansprüchen, so belohnt zu sehen! Denken Sie sich la satisfaction de l'amour-propre, von welcher kein Sterblicher sich losmachen kann, und am wenigsten der, welcher die Schmeichelei so gern hat, wie Sie und ich; denken Sie sich die Seligkeit eines täglichen, durch nichts gestörten Umganges mit einer Person, an der alles mich entzückt, die nicht nöthig hat, „wie die ganze Venus aus dem Meere zu steigen" (ein göttlicher, mir sehr verständlicher Ausdruck in Ihrem Brief!), in deren Augen, in deren Hände (sehen Sie sie nur an), in deren einzelne Reize ich mich stundenlang vertiefen kann, deren Stimme mich bezaubert, und mit der ich, wie mit der gelehrigsten Schülerin (ich erziehe sie mit väterlicher Sorgfalt) — zugleich meiner Geliebten und meinem treuen Kinde — unerschöpfliche Gespräche führe, worüber Sie manchmal erstaunen würden; — denken Sie sich diesen Reichthum von Genüssen, und dazu noch so vieles, was sich nicht sagen läßt, — und es wird einem Gemüth von der Fassungskraft des Ihrigen leicht werden, das, was Andern immerhin eine Thorheit scheinen mag, vollständig zu begreifen. Sie haben ohnehin das Meiste schon errathen; Ihr Brief, und die Art, wie Sie Fanny behandelt haben, bürgt mir dafür. Ich werde vermuthlich diesen Abend einen Brief von ihr erhalten, wenn sie mir auch nur am 9. geschrieben hat. Was ich bei Ihrem Brief gefühlt, habe ich ihr heute schon berichtet. Aber die verdammten Posten gehen so langsam, und so unregelmäßig!

Sie werden sie schüchtern und verlegen gefunden haben, wie es das Bewußtsein ihrer geringen Kultur, und der Respekt vor einer Frau, die ich ihr mehr als Einmal, wie ein fast wundervolles Wesen geschildert hatte, nothwendig mit sich bringt. Vielleicht gelingt es Ihnen aber, sie zu

apprivoiſiren; und es würde mich unendlich freuen, wenn Sie ihr die Zunge lösen könnten. Ihr Urtheil über mich wird großen Eindruck auf ſie machen; und überdies können Sie mir einen weſentlichen Dienſt leiſten; ſie iſt eigentlich auf zwei Monate in Berlin engagirt, und hat mir heilig verſprochen, in den erſten Tagen des Decembers, wo nicht früher, wieder in Wien zu ſein, wohin ich vor Ende dieſes Monats ſicher zurückkehre. Nun habe ich ſie aber neuerlich — und zwar aus ſehr guten Gründen, die ich jedoch weder ihr, noch Ihnen, ſchreiben kann, gebeten, nicht länger als bis zum 15. November in Berlin zu bleiben. Sie erzeigen mir eine unvergeßliche Wohlthat, wenn Sie dieſe Bitte unterſtützen. Ich kann, wie Sie richtig errieſhen, die Qual ihrer Abweſenheit kaum mehr ertragen. So lange ſie hier war — auch das gehört unter die Merkwürdigkeiten dieſer meiner Epoche —, wurden alle, auch die unangenehmſten Geſchäfte (und wo giebt es heute wohl andre?) mir leicht; und ich habe in meinen öffentlichen Verhältniſſen gewiß nicht das Kleinſte vernachläſſigt. Jetzt bin ich zuweilen von Unmuth niedergedrückt. Sagen Sie ihr dies alles, wenn Sie Gelegenheit finden, über mich und mein Verhältniß mit ihr zu ſprechen. Setzen Sie hinzu — auch dies iſt die volle Wahrheit — daß ſelbſt meine Geſundheit darunter leidet. Ich weiß, daß Sie dieſen Auftrag gern übernehmen.

Ihre diplomatiſche Geſchicklichkeit ehre ich zwar nach Gebühr, muß Ihnen aber doch ſagen, daß ſie im gegenwärtigen Fall nicht gerade nothwendig war. Wie es zwiſchen Fanny und mir ſteht, iſt in Wien ſo wenig ein Geheimniß, daß man alle Tage davon ſpricht, und — was zu meiner Zufriedenheit nicht wenig beiträgt — diejenigen Perſonen, an denen mir am meiſten liegt, unter andern Fürſt Metternich, die Sache nie anders als mit Wohlwollen und Delikateſſe behandeln. Krieg wird alſo darüber nicht entſtehen.

Dienstag, den 10. Oktober.

Es ist mir äußerst angenehm, daß ich meinen Brief gestern nicht vollenden konnte; denn heute früh habe ich einen von Fanny erhalten, der mich wieder sehr beruhigt. Es ist eine immerwährende Ebbe und Fluth in meiner Seele — das sicherste Merkmal starker Leidenschaft.

Graf Redern hat allerdings schon von dortigem Engagement gesprochen, und, wie es scheint, in ziemlich lockenden Worten. Hierüber schreibt sie mir (am 9.) Folgendes: — — Sie sehen hieraus, daß die Gefahr noch nicht gar groß ist. Indessen nehme ich meinen Auftrag nicht zurück, bitte Sie vielmehr recht herzlich, ein Gespräch mit Fanny zu suchen, welches auch in andrer Rücksicht immer wohlthätig für mich sein wird. Ich lege hier einen kleinen Brief an sie bei. Die Uebersendung desselben wird vielleicht das Gespräch befördern können.

Es ist wahrhaft unanständig, daß ich Sie bis hieher nur von dem einzigen Gegenstande unterhielt, der mich in so gewaltige Bewegung gesetzt hat. Sie aber kennen die menschlichen Unarten und Schwächen aus dem Grunde, und verzeihen mir folglich.

Ich erwarte Ihre gedruckten Blätter mit unaussprechlicher Ungeduld. Ich freue mich darauf, wie ein Kind auf eine Weihnachtsgabe. Ich weiß zum voraus, daß sie nicht bloß meinen Kopf befriedigen, sondern mein ganzes Wesen erschüttern werden. Das sind die Lektüren, deren ich jetzt bedarf, um mich von denen zu erholen, die mir als mein Tagewerk obliegen. Sie müssen wissen, daß eine Menge Ihrer geistreichen Worte mir unaufhörlich in den Ohren klingen, daß ich sie nicht vergessen kann, so lange ich lebe, sie mir tausendmal wiederhole. Einige habe ich sogar der Fanny einstudirt, manche, deren Sie selbst sich vielleicht nicht mehr erinnern. Andre behielt ich für mich selbst, und

theilte ſie niemanden mit. Ob Ihre Aphorismen bei mir gut angebracht ſein werden, mögen Sie hienach beurtheilen. — Ich vergebe Ihnen nicht, daß Sie mich ſo ſpät damit bekannt machten.

Noch immer labe ich mich an dem Buch der Lieder. In Wien iſt nur Ein Menſch, der mit mir über dieſe Gedichte völlig ſympathiſirt — der Major Prokeſch; Varnhagen kennt ihn gewiß. Mit dieſem bade ich mich Stunden lang in dieſen melancholiſchen ſüßen Gewäſſern. Das Gedicht, welches Sie loben, iſt mir ſogar lieber, als das von Schiller über denſelben Gegenſtand, ſo ſehr ich dies auch immer bewundert habe. Selbſt die, welche an wirkliche Gotteslästerung ſtreifen (wie Götterdämmerung, Fragen u. ſ. w.), leſe ich doch nicht ohne die tiefſte Emotion, und klage mich manchmal ſelbſt darüber an, daß ich ſie ſo oft, und ſo gern leſe. Solche, wie in dem lyriſchen Intermezzo No. XXXII und XXXVII, möchte ich den ganzen ag wiederholen hören. In meiner friſcheſten Jugend war ich nie ſo auf die Poeſie verſeſſen als heute. Nie würden wir uns beſſer verſtanden haben; und aus vollem Herzen rufe ich mit Ihnen aus: Welche große ſchöne Urſach muß der Himmel haben, uns getrennt zu halten?

Ueber eine Stelle Ihres letzten Briefes muß ich etwas ſagen, weil meine alte Eigenliebe dabei erwacht iſt. Sie loben Schlegeln, „weil er ein Sieb im Ohre hatte, das nichts Schlechtes durchließ.“ Wenn ich dies recht verſtehe, ſo würde es, in meine Sprache überſetzt, lauten: Er hatte ein klaſſiſches Ohr. Wenn dies Ihre Meinung war, ſo muß ich zuerſt bemerken, daß das Wort auf Heine keineswegs paßt; denn ſo ſehr ich ſeine Gedichte liebe und bewundere, kann ich doch unmöglich zugeben, daß ſein Sieb nicht wirklich vieles recht Schlechte durchläßt, und daß ſein Stil nicht oft in offenbare Geſchmackloſigkeit verfällt. Jenes hübſche Wort wäre viel eher auf mich, als ich noch

ein Schriftsteller war, anwendbar gewesen. Ich kann nicht verlangen, daß Sie von meinen Schriften, die Ihnen fast in jeder Rücksicht fremd und heterogen sein mußten, jemals viel Notiz genommen haben sollten; aber eben deßhalb muß ich mein Recht behaupten. So ernsthaft auch die Gegenstände waren, über welche ich schrieb, so unästhetisch, und trocken, muß ich mir doch zum Ruhme nachsagen, daß ich nie (was besonders in der Polemik ein Verdienst ist) den guten Geschmack verletzt habe. Eitelkeit verblendet mich hier wahrlich nicht. Ich habe ganz vergessen, daß ich auch einmal ein Schriftsteller war, und seit zwanzig Jahren keine Zeile, die von mir gedruckt worden ist (die Kongreß-Protokolle ausgenommen!!) auch nur angesehen. Neulich aber las mir jemand, der sehr gut liefet, die Vorrede eines gewissen Buches — über das politische Gleichgewicht — vor, und da war ich ganz erstaunt, daß ich jemals so gut hatte schreiben können. Lesen Sie einmal, Spaßes halber, diese Vorrede, und sagen Sie selbst, ob das ein Stil war. Schlegel hat nur einzelne Seiten geschrieben, die sich in Hinsicht auf den Stil damit messen konnten.

Es ist wohl Zeit aufzuhören. Der gegenwärtige Brief ist der längste, der seit Jahren aus meiner Feder geflossen ist. Ihnen wird er Freude machen, das weiß ich. Belohnen Sie mich bald mit einer Antwort. Ich schmachte danach. Verstanden und geliebt zu werden, ist der höchste Genuß der Welt, nach dem, welchen die eigentliche Liebe gewährt. In unsrer jetzigen Korrespondenz ist beides verschmolzen. Also — vorwärts! Gott sei mit Ihnen.

Gentz.

Sagen Sie Varnhagen viel Schönes von mir. Ich höre überaus ungern, daß er nicht recht wohl ist. Ich kenne das: „Eine Arbeit immer in die andere hinein" — und „Furcht vor jedem Kourier" so gut als er. Ich bin aber, obgleich viel älter, durch eine ganz besondre Gnade des Him-

weis, gesund wie ein Fisch, und unzerstörbar. Und, wenn man so gut arbeitet, wie er, liegt doch auch wieder eine gewisse Satisfaktion darin. Ich möchte wissen, ob ein gewisses deutsches Memoire, welches kurz vor der Anerkennung des neuen Königes von Frankreich dort redigirt wurde, von ihm war. Dies ist der einzige politische Artikel meines langen Briefes. Und den können Sie, ohne sich zu kompromittiren, beantworten.

Sie wissen, daß Preßburg und Wien ungefähr das Nämliche ist. Adressiren Sie aber alles nach Wien, und am sichersten durch Mocenigo.

21.

Preßburg, den 6. November 1830.
Sehr schönes Herbstwetter, wogegen ich aber ganz gleichgültig bin, das Wetter wohnt in mir.

Ich habe am 2. Ihren herrlichen, reichhaltigen Brief vom 26 = 28. Oktober empfangen. Ich kann Ihnen nur ein paar Worte darüber schreiben — ein andermal mehr. Ich beging eine Untreue an Ihnen, die Sie mir verzeihen müssen. Da Sie von Mett. so vortheilhaft und freundlich sprachen, habe ich dem Reiz nicht widerstehen können, ihm, und einer klugen und sehr interessanten Dame einige Stellen Ihres Briefes vorzulesen; sie wußten sie zu schätzen, waren unter andern entzückt über das, was Sie von dem heutigen Zustande der Gesellschaft sagen, und fanden „die unendliche Tiefe der Leere" eine wahrhaft genialische Inspiration.

Mein letzter Brief von Fanny war vom 28. v. M. Damals hatte sie noch nicht mit Ihnen zusammen kommen können. Ich finde, daß man in Berlin, so sehr man sie auch lobt und bewundert, recht barbarisch mit ihr umgeht,

ſie mit Vorſtellungen und Proben zu Grunde richtet. Es iſt hohe Zeit, daß ſie zurück kehre. Wenn Sie wüßten, wie ich ſie auf Händen trage! Sie kennen freilich die Liebe, wie Wenige. Sie würden aber nichts deſto weniger erſtaunt ſein, wenn Sie acht Tage mit mir ſprechen könnten. So lange ich lebe, habe ich ſchlechterdings nie etwas Aehnliches gefühlt. Wie geht das zu? Ich glaube jetzt an alles, auch an die tollſten Geheimniſſe des Magnetismus.

Ich hoffe in wenig Tagen dies mir anfangs (als Zerſtreuung) nicht unangenehme, jetzt ſchon ſehr läſtige Preßburg zu verlaſſen. In Wien ſchreibe ich Ihnen über Ihre Blätter, über Ihre große Gedanken. Warten Sie aber nicht darauf, jede Seite von Ihnen iſt mir reiner Genuß.

Gentz.

22.

Wien, den 25. November 1830.

Ich erhielt vorgeſtern Ihr köſtliches Schreiben vom 18., meine vortreffliche Freundin; was Sie von der Blindheit des Amor ſagen, gehört wieder unter die unvergänglichen dictons, wovon Ihr Leben ſo reich iſt. Ich ſchriebe Ihnen gern lange Briefe, wenn ich nur Zeit hätte; doch die längſten wären ja nie eine halbe Seite der Ihrigen werth.

Ich hoffe, Fanny den 10. oder 12. künftigen Monats wieder zu ſehen, und vergehe faſt vor Sehnſucht nach ihr. Ihr ungeheurer Beifall in Berlin hat weder Furcht, noch Eiferſucht in mir erweckt; wohl aber ärgert es mich, daß man ſie ſo ſchonungslos benutzt; ihr kaum Zeit zum Athemholen, noch weniger zu freundſchaftlichen Beſuchen läßt, und ſie über ihre Kräfte anſtrengt. Ich werde Gott danken, wenn dieſe ſchwere Prüfung vorüber ſein wird.

Die Heirath des Fürſten Metternich mit Melanie Zichy iſt ſeit einigen Tagen deklarirt; ſie freut mich ſehr; und es

gehört zu dem rasenden Glücke, welches den Fürsten stets verfolgt hat, nach einer Frau, wie seine verstorbene, noch einmal einen solchen Fund zu machen. Für mich, der ich mich mit einigem Rechte als den vertrauten Freund beider Theile betrachten kann, wird diese Verbindung manche Annehmlichkeit haben. Freilich werde ich dadurch wieder mehr, als zuvor, in die Gesellschaft der großen Welt verwickelt; doch habe ich meinen sechswöchentlichen Aufenthalt in Preßburg so geschickt zu benutzen gewußt, daß ich an meiner Unabhängigkeit nicht viel verlieren werde. Meine liaison ist so allgemein bekannt, und anerkannt, und wird von denen, die mir wohlwollen, und an deren Urtheil mir allein gelegen ist, so wenig gemißbilligt, daß mir es niemand verdenken wird, wenn ich den Umgang mit ihr jedem andern vorziehe. Leben, und mit ihr leben, ist forthin nur Eins für mich.

Wenn Sie müßige Augenblicke finden, schreiben Sie mir manchmal ein paar Worte. Es brauchen ja keine Briefe zu sein, und besonders keine klassische. Sie sind die Romantik selbst; Sie waren es, ehe das Wort erfunden wurde; und die Funken Ihres Geistes erleuchten weit größere Räume, als bogenlange Dissertationen. Bleiben Sie mir nur gut, und grüßen Sie Varnhagen; ich möchte wissen, was Sie unter dem Lärm (so lese ich das Wort) verstehn, der „mit ihm überhand nimmt"?

Gentz.

23.

Wien, den 21. Januar 1831.

Ich wundere mich gar nicht, meine vortreffliche Freundin, wenn Sie mein langes Stillschweigen nicht bloß unbegreiflich, sondern strafbar gefunden haben, und die wenigen aber harten Worte, die Sie in einem Briefe an Fanny darüber aussprachen, fielen auf ein wundes Gewissen. An meiner

der Südamerikaner mit Vortheil oder nur ohne Nachtheil anzutaſten. Als in den fünfziger Jahren des vorigen Säkulums Kaunitz den Gedanken faßte, daß die beiden Erbfeinde — Oeſterreich und Frankreich — ſich mit einander vertragen könnten, ſtaunte die Welt. Was Kaunitz that, war im Grunde weiter nichts als geſunder Menſchenverſtand, der ein Vorurtheil ablegte. Plötzlich erhob ſich eine ungeheuere, nie geſehene Macht. Ein Gleiches geſchieht, ſobald England ſeinem alten Grolle gegen Nordamerika entſagt. Die freigewordenen Kolonien, wenn ſie ſich nicht mehr verachtet oder bedroht ſehen von ihrer ehemaligen Metropole, ſind geneigt und bereit, ſich vorzugsweiſe ihr anzuſchließen. Engliſches Blut fließt in den Adern der Freiſtaaten.

Hrn. von Villèle kommt es ganz gelegen, mit den Antipoden der weſtlichen Hemiſphäre Frieden zu halten, aber Rußland dürfte an der Koalition der maritimen Schirmvögte kein Behagen finden. Das ruſſiſche Kabinet ſoll zu Washington eine weit liberalere Sprache angenommen haben als es in Europa zu führen pflegt. Die Engländer ſpürten Unheimliches in der Zweizüngigkeit und die Nordamerikaner nicht weniger. Stehen die Sachen wirklich, wie ſie ſcheinen, ſo droht ein hochtrabender Zwiſt den Mächten von Europa, oder Rußland müßte gelindere Saiten aufſpannen, ſeine Präpotenz-Anſprüche mäßigen, welches ihm Meinung vielleicht und Selbſtgefühl unterſagen. In Spanien iſt eine königliche Anarchie an die Stelle der demokratiſchen getreten. Die franzöſiſchen Behörden ſtehen mit ihren Bundesgenoſſen in offener Fehde. Hier beſchuldigt man England, Waffen, auf mögliche Ereigniſſe, in Aſturien und Galizien einzuſchmuggeln. Dem franzöſiſchen Miniſterium konnte nichts Aergerlicheres begegnen als in dem Verſuche eines Anleihens für Spanien zu ſcheitern. Die ſpaniſchen Machthaber zu

Rechtfertigung, in so fern sie möglich ist, liegt mir weit weniger, als daran, daß Sie nicht etwa in einer bösen Stunde die Erklärung dieses Stillschweigens in Gründen suchen, die ich nicht dringend, nicht ungestüm genug zurückweisen kann. Es war nicht Nachlässigkeit, nicht Gleichgültigkeit, nicht Mangel an Bedürfniß, mich mit Ihnen zu unterhalten; ich hätte oft für ein gründliches Gespräch mit Ihnen sehr viel gegeben. Die herrlichen Briefe, die Sie mir während Fanny's Anwesenheit in Berlin geschrieben haben, Ihre ausgezeichnete Güte für meine Freundin, Ihre Zufriedenheit mit ihr, und so manche geistreiche Aeußerung über das Verhältniß, hatten mich Ihnen so nahe gerückt, als wären wir nie getrennt gewesen. Auch ist kein Tag vergangen, wo ich Ihrer nicht gedacht, nicht mit Fanny von Ihnen geredet hätte. Und dennoch — das Geständniß muß heraus — fehlte mir Lust und Muth an Sie zu schreiben. Wenn Sie nicht schon errathen haben, wie dies zuging, so sollen Sie es in kurzen Worten hier lesen.

Ich befinde mich seit einigen Monaten — bei Gott Lob noch fortbestehendem körperlichen Wohlsein — im Zustand einer wirklichen Gemüthskrankheit, die empfindliche Fortschritte in mir macht. Die Hauptelemente dieses Zustandes sind: stets erneuerte Unruhe und tiefer Gram über die Begebenheiten, die uns immer mehr und mehr in die Enge treiben, — das bittre Bewußtsein, daß ich nichts dabei wirken kann, daß ich der neuen Gestaltung der Dinge täglich fremder werde, daß meine Rolle ausgespielt, und die Frucht vierzigjähriger Arbeit wie verloren ist — mannigfaltige Sorgen, unersetzliche Verluste in meinen Einnahmen, durch die politischen Katastrophen herbeigeführt — meine Stellung in der Gesellschaft, die ich durch einige Jahre zu viel kultivirt habe, und von der ich mich jetzt, da sie mir zum Ekel geworden ist, und mich überdies in dem einzigen Genusse, an dem ich noch hänge, stört, nicht loszumachen weiß —

Unzufriedenheit mit mir selbst und der Welt — das Gefühl zunehmenden Alters, und die Ihnen bekannte Furcht vor dem Tode; sind das Krankheitsstoffe genug?

Ich habe mich lange geschämt, mit einem solchen Bekenntniß gegen Sie herauszurücken; und da ich Sie doch viel zu sehr achte und liebe, um mit Ihnen nicht durchaus wahr zu sein, so blieb mir nichts übrig, als zu schweigen. Es war vielleicht ein arger Mißgriff, daß ich mich dazu entschloß. Ich beraubte mich dadurch der Wohlthat Ihrer Briefe, die meine jetzige Entmuthung, wenn auch nicht ganz gehoben, doch gemildert haben würden. Denn Ihre Worte haben jederzeit großes Gewicht bei mir; und da mein Kopf immer noch gutem Rath und freundlichem Zuspruch zugänglich ist, so hätten Sie durch diesen auf mich wirken können.

Lektüre und Studium bieten mir keine Ressource mehr dar; theils halten mich die kurrenten Geschäfte, die einen großen Theil meiner Zeit anfüllen, so wenig Freude ich auch daran finde, davon ab; theils halte ich es nicht mehr der Mühe werth, etwas Positives zu lernen, da es nichts Festes mehr giebt, und ich rings um mich her nichts mehr erblicke, als, wie Werther sagt, „ein ewig verschlingendes, ewig wiederkäuendes Ungeheuer.“ Spekulative Meditationen aber, und selbst die beste Poesie, ziehen mich bloß in melancholische Grillen, und würden mich zuletzt um das bischen Verstand bringen, das mir in meinem großen Bankrutt noch geblieben ist.

Der Umgang mit Fanny, und ihr unvergleichliches Benehmen gegen mich, sind jetzt in der That die einzigen hellen Punkte meines Lebens. Doch vermag selbst das zarte und glückliche Verhältniß mich nicht bleibend zu erheitern. Es giebt Stunden, wo ich selbst bei ihr die traurige Erfahrung mache, die einer der größten (und mir von jeher gefährlichsten) Dichter der Vorzeit so treffend schildert. Ich muß Ihnen die Stelle lateinisch mittheilen; Varnhagen mag sie Ihnen übersetzen. Sie kennen gewiß den Lukrez.

Medio de fonte leporum
Surgit amari aliquid, quod in ipsis floribus angit.

(Es ſteigt aus dem Quell des Vergnügens ein bittrer Geſchmack herauf, der unter den Blumen uns ängſtigt.)

Wenn es ſo weit gekommen iſt, hat man wohl Urſach zu klagen. Doch weihe ich Fanny ſo wenig als möglich in die Geheimniſſe meines Kummers ein. Je reiner und unbefangener ſie bleibt, deſto ſicherer finde ich bei ihr die Ableitung und Erholung, ohne welche ich in kurzem zu Grunde gehen würde. Ihnen hingegen, und Ihrem hellen Kopfe, und Ihrer ſtarken Seele gegenüber, ſpreche ich frei heraus; Sie mögen mich nun tadeln, oder tröſten, ich kann nur dabei gewinnen.

Es wird Ihnen ſchwerlich entgehen, daß mein heutiger Brief mit den weit muthigern und lebensfrohen, die ich Ihnen von Preßburg aus ſchrieb, ſonderbar kontraſtirt. Aber die Vorfälle, die uns am meiſten beunruhigen, und die Schläge, die mich am härteſten trafen, erfolgten auch erſt ſeit dem Ende des November.

Ich ſuche Hülfe bei Ihnen, und ſuche ſie gewiß nicht umſonſt. Sie ſind ein Arzt, wie es wenige giebt. Reden Sie zu mir, ſchelten Sie mich, ſchmeicheln Sie mir, wählen Sie jede Kurmethode, die Ihnen zuträglich dünkt. Ich will Ihre Schriftzüge ſehn; ich will von Ihnen hören, daß Sie mir noch gut ſind, daß Sie ſich mit meiner Krankheit beſchäftigen, daß Sie nicht an mir verzweifeln. Reichen Sie mir dieſe Arznei recht bald, und rechnen Sie auf die innigſte Dankbarkeit Ihres alten treuen Freundes.

Gentz.

24.

Wien, den 22. Januar 1831.

Ich erhielt heute Ihren Brief an Fanny, mit dem Einſchluß an Mlle. Heinefetter. Als ich Ihr graues Kouvert

sah — der Fürst gab es mir in die Hand — freute ich mich herzlich; als ich aber den Brief öffnete, und nichts für mich, nicht einmal meinen Namen darin fand, ward ich äußerst betrübt, wünschte mir jedoch Glück, den hierin liegenden stillen, bittern Vorwurf schon gestern von mir abgewälzt zu haben.

Fanny, die nie vergessen wird, wie edel und liebenswürdig Sie mit ihr verfuhren, empfiehlt sich Ihnen verbindlichst. Sie wird in der nächsten Woche das Schweizer Milchmädchen, welches Ihnen so gefallen hat, ich hingegen gar noch nicht kenne, zu ihrem Benefiz geben. Ich bete ihr täglich das Prachtwort aus einem Ihrer Briefe vor: „Da stieg die ganze Venus aus dem Meere." — Da der beste hiesige Tänzer auf Urlaub ist, so sind jetzt die Ballette hier sehr selten; und ich bringe meine Abendstunden, so viel ich deren nur retten kann, mit ihr allein zu. Ich unterrichte sie im Französischen und Deutschen, und erziehe sie wie ein geliebtes Kind. Dies ist das einzige Geschäft, welches Reiz für mich behalten hat; und nur bei ihr vergesse ich manchmal Kummer, Alter und Tod. Ich betrachte sie wie ein Geschenk des Himmels, wie eine Frühlingsblume, die mir mitten unter Eisfeldern und Gräbern blüht. Habe ich Recht oder Unrecht? Sagen Sie mir Ihre Meinung aufrichtig!

Ich lege einen Brief an Varnhagen bei, der mich durch den seinigen sehr erfreut, und gerührt hat. — Friede, Friede sei mit uns! Ich erwarte mit Sehnsucht den Wiederhall dieser Worte unter einem grauen Kouvert.

Gentz.

25.

Wien, den 8. Juli 1831.

Ein halbes Jahrhundert ist verflossen, seit wir einander nicht geschrieben haben, meine theuerste Freundin; die Schuld

war mein, wenigstens fällt der Schein davon auf mich; denn in der Wahrheit gehört sie ganz der furchtbaren Zeit, in welcher wir leben, und welche zu Mittheilungen, wie die unsrigen, nicht bloß Ruhe und Muße, sondern Besonnenheit und Aufschwung versagt. Es wird immer wilder und finsterer auf Erden. Niemand kann mehr das Schicksal seines Landes, seiner nächsten Umgebungen, sein eignes, auf vier Wochen hinaus mit Sicherheit berechnen. Niemand weiß mehr recht, zu welcher Parthei er gehört; die Meinungen, die Wünsche, die Bedürfnisse, durchkreuzen sich so sonderbar, und begegnen sich auch wieder in dem allgemeinen Getümmel, daß man kaum Freund und Feind mehr unterscheidet; es ist ein Krieg Aller wider Alle, dem Donnerschläge von oben, und Erdbeben von unten allein ein Ende machen können.

Zu den moralischen Plagen gesellen sich nun auch noch materielle Geißeln; und was Revolutionen und Kriege nicht aufreiben, droht die Cholera zu verschlingen.

In solchen Konjunkturen scheint es mir doch rathsam, daß gleichgestimmte Seelen einander manchmal ein Lebenszeichen geben, einander rufen: Was machst du? Was fühlst du? Wie sieht es um dich her, wie sieht es in dir aus?

Daß Sie diese Fragen stillschweigend oft an mich gestellt haben, davon bin ich ganz überzeugt. Ich will sie also, kurz und bündig, wie die schwüle Zeit es gestattet, beantworten.

Ich denke häufig an Sie. Es thut mir wohl, von Ihnen verstanden zu werden; und Sie verstehen mich besser, als ich Sie verstehe. Denn Sie waren stets ein tiefes, räthselhaftes Wesen, dem man nur folgen kann, wenn man fortdauernd mit ihm lebt. Ich hingegen bin ein altes Kind, von höchst einfacher Konstruktion, dessen Schwächen und gute Eigenschaften ein scharfes Auge, wie das Ihrige, mit Einem Blick durchdringt. Wir sind, Gott Lob, beide

jung geblieben; in Ihnen aber hat, obgleich keine schöne und edle Empfindung Ihnen fremd ist, der Geist, in mir zuletzt das Gemüth und die Sinnlichkeit die Oberhand behauptet. Wenn Sie diese Bemerkung parador, oder falsch finden, so widerlegen Sie sie. Das wird mir einen Brief von Ihnen gelten; und wenn Sie etwa aus meinem langen, dummen Stillschweigen den Schluß gezogen haben sollten, daß ich auf Ihre Briefe nicht mehr den höchsten Werth legte, so bitte ich Sie, aus diesem Irrthum zu erwachen.

Ich bin gesund; und das ist ein Großes. Mein einförmiges Leben zerfällt in zwei, sehr ungleiche, in jeder Rücksicht, ungleiche Hälften. Von 7 Uhr morgens bis 8 Uhr abends gehört es (mit seltner Ausnahme einer Viertel- oder halben Stunde) den Geschäften, dem Gespräch über die Geschäfte, der Korrespondenz u. s. f. — von 8 bis 11 Uhr der Liebe. Andre gesellschaftliche Zerstreuungen sind nach und nach gänzlich abgeschafft: ich sehe nur noch die wenigen Personen, die ich nothwendig sehen muß.

Was ich in der ersten Periode des Tages, besonders in den Stunden von 10 bis 3 Uhr leide, mag ich Ihnen nicht ausführlich beschreiben. Denken Sie sich nur — Sie begreifen es ja! — daß ich heute nicht eine einzige Depesche lesen oder schreiben kann, die mich nicht auf's peinlichste bewegte, mir nicht das Bild des allgemeinen Verfalls von einer oder der andern Seite anschaulich machte. Denken Sie sich dabei, daß auch diejenigen, die so lange im Rufe leichtsinniger Optimisten standen, jetzt die schwärzesten aller Schwarzseher geworden sind, und mir jeden Morgen zehnmal betheuert wird: „daß alles unser Thun und Treiben vergeblich, daß die Welt ohne Rettung verloren sei, daß uns nichts übrig bleibt, als uns auf unsern nahen Tod zu bereiten.“— Die obligate Lektüre von zehn oder zwölf verdammten Journalen füllt die Zwischenräume meiner Geschäftsstunden aus, und giebt mir vollends den Rest.

Die Abend-Periode stellt in der Regel — denn zuweilen verfolgt mich der böse Geist auch bis in diese — das Gleichgewicht wieder her. Fanny allein versöhnt mich mit dem Leben. Ich liebe sie mehr als jemals; und, ohne daß meine Leidenschaft für sie das Geringste von ihrer ursprünglichen Stärke verloren hätte, hat sie zugleich einen Karakter von Ruhe, von Sicherheit, von inniger zärtlicher Freundschaft angenommen, mit welchem sich die eigentliche Liebe selten recht verträgt. Dies unaussprechliche Glück, das einzige, was ich aus dem großen Schiffbruch gerettet habe, verdanke ich nicht mir, sondern ihr, oder vielmehr dem Himmel, der sie so geschaffen hat, wie sie ist, und der mich sie finden ließ. — Sie wird in der Mitte des September wieder Berlin besuchen; und ob mir gleich bei dem Gedanken an diese Trennung schon jetzt das Herz blutet, und ich wirklich nicht weiß, wie ich sie diesmal ertragen werde, so kann und darf ich sie doch nicht hintertreiben. Fanny hat in dem verflossenen Jahre bewundernswürdige Fortschritte in ihrer Kunst gemacht; sie ist (nicht etwa bloß in meinem Urtheil) heute die erste Tänzerin in Europa; es steht ihr eine weite und glänzende Laufbahn bevor; sie wird mich lange, lange überleben, und ich würde frevelhaft handeln, wenn ich in ihre Zukunft eingreifen wollte. So und nicht anders würde ich denken, wenn ich auch eine halbe Million besäße, sie ihr morgen verschreiben, sie übermorgen heirathen, und vom Theater wegnehmen könnte; — das qu'en dira-t-on würde mich, bei Gott, nicht zurückhalten; aber vor den Grundsätzen müssen die Gefühle, auch die mächtigsten, schweigen. Nichts desto weniger zittre ich vor den drei Monaten, die meiner warten.

Jetzt, meine vortreffliche Freundin, habe ich Ihnen von mir das Interessanteste gesagt, was ich Ihnen zu sagen vermochte. Die Reihe ist an Ihnen. Erfreuen Sie mich bald mit einem Briefe. Schreiben Sie mir, wie der Som-

mer, den Sie ſo ſehr lieben, und aus welchem ich mir gar nichts mache, der mich in dieſem Jahre beſonders ſo wenig reizt, daß ich kaum ein- oder zweimal in der Woche ein paar Stunden in meinem Landhauſe vor der Stadt zubringe (wenn Fanny Zeit hat, mir dort Geſellſchaft zu leiſten) — auf Sie wirkt. Empfehlen Sie mich Varnhagen auf's verbindlichſte und freundſchaftlichſte; bleiben Sie mir gut, und glauben Sie, daß niemand in der Welt Ihnen treuer und anhänglicher ergeben ſein kann, als Ihr alter Freund

Gentz.

Sie erhalten dieſen Brief durch Mad. Eißler, Schwägerin der Fanny, die ſich drei Monate hier aufgehalten hat. Nur durch eine ſo ſichre Gelegenheit konnte ich mich ſo frei ausſprechen. Der Poſt iſt durchaus nicht zu trauen; und ich bitte Sie, mir, wenn es nicht ganz gleichgültige Dinge betrifft, nie anders, als durch unſre Geſandtſchaft zu ſchreiben.

26.

Wien, den 13. November 1831.

M. S. C. N. W. A. M.!

Die Ueberbringerin dieſer Zeilen bedarf bei Ihnen, meine vortreffliche Freundin, keiner erneuerten Empfehlung. Sie haben ſie bei ihrem vorjährigen Aufenthalte in Berlin mit ſo ausgezeichneter Güte behandelt, und ſie iſt derſelben ſo ganz würdig geblieben, daß Sie ihr auch diesmal eine freundliche Aufnahme nicht verſagen werden.

Warum aber geben Sie mir ſo lange kein Zeichen des Lebens? Warum, als ich in den letzten Tagen des Juli, mich ſelbſt und meine Nachläſſigkeit anklagend, an Ihre großmüthige Freundſchaft appellirte, ließen Sie mich unerhört? Warum vernahm ich nichts von Ihnen in der traurigen Zeit, wo Entfernung und paniſcher Schrecken, der ſelbſt die

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR
VARNHAGEN VON ENSE,K.A.

3-598-53028-5
FN. 12223/048

Vernünftigſten ergriffen hatte, dem Sie aber vielleicht (wie ich) Trotz geboten haben, um das Schickſal Aller, die man liebte, beſorgt machten? — Daß Sie mich aufgegeben haben ſollten, halte ich nicht für möglich, weil ich fühle, daß ich es nicht verdiente. Es müſſen Hinderniſſe vorgewaltet haben, die Sie mir in wenigen Zeilen — ich bin nicht ſo unverſchämt, einen langen Brief zu begehren, ſo ſehr er mich auch erfreuen würde — anzeigen müſſen.

Die Verſicherung, daß Sie mir noch gut ſind, wird mir jetzt beſonders willkommen ſein, da ich einem gar traurigen Zeitraum entgegen ſehe. Sie erinnern ſich meiner Klagen über Fanny's Abweſenheit im vergangenen Jahre. Um zu begreifen, wie mir heute zu Muth iſt, müſſen Sie wiſſen, daß ſeitdem mein Verhältniß mit ihr noch einen viel höhern Grad von Innigkeit und Feſtigkeit gewonnen hat, daß ich ihrem Umgange alles, rein alles, was nur Unterhaltung, Zerſtreuung, Geſellſchaft u. ſ. w. heißen kann, aufgeopfert habe, und daß ich ſelbſt in meinem immer noch geſunden und thätigen Kopfe nicht finden kann, was die ſchreckliche Lücke auszufüllen vermöchte, die ihre diesmalige Trennung von mir in meinem Herzen zurück läßt.

Sprechen Sie mir ein paar Worte des Troſtes zu! Laſſen Sie aus Ihrer ſtarken und klaren Seele einiges Licht in das Dunkel fallen, welches mich umgiebt! Gedenken Sie meiner in frohen und in traurigen Stunden! Kein Wechſel der Schickſale löſcht das in mir aus, was unauflöslich an Sie bindet Ihren treuen Freund

Gentz.

Grüßen Sie Varnhagen recht herzlich von mir. Man wird einander fremder und immer fremder! Was iſt doch das Leben für ein abgeſchmacktes Ding!

mehr Nachgiebigkeit zu bringen, iſt der Marquis de Talarü beauftragt worden, eine Forderung von 30,000,000 mit Nachdruck zu erheben. Frankreich nämlich verlangt entſchädigt zu ſein für die Verluſte des Handels, für die Ausrüſtung der Glaubenshelden u. ſ. w. Das ſpaniſche Miniſterium hat die Forderung ſehr übelgenommen und iſt dem Anſinnen höchſt ungnädig begegnet. Der Finanzminiſter warf den Agenten, der deshalb an ihn deputirt worden, ohne Weiteres zur Thür hinaus, während andererſeits Talarü und Caſa Irujo in den bitterſten Wortwechſel geriethen. Spanien ſandte darauf einen außerordentlichen Kourier mit einer Note nach Paris, ſo unumwunden, wie kein anderes Kabinet ſich erlauben würde. Die Forderung Ludwig's XVIII. ſei unanſtändig, ſeiner unwürdig, Spanien ſei nichts ſchuldig, was Frankreich gethan, ſei für die gemeinſchaftliche Sache der Könige geſchehen, allerdings ſei Ferdinand unumſchränkt, aber ein König von Spanien könne ſeine Unterthanen nimmer ſo ſcheeren und preſſen, wie ein König von Frankreich die ſeinigen. In welchem Tone Frankreich geantwortet, habe ich nicht erfahren, aber es hat geantwortet. Die Note hätte allenfalls auch ſagen können, was Frankreich für Spanien gethan, ſei zu Gunſten der Septennalität geſchehen. — In Hinſicht derſelben ſind die Meinungen des Hofes ſeit einigen Tagen ſchwankend. Pozzo di Borgo, der Stimme im Kapitel führt, ſoll der Septennalität entgegen ſein. Der ruſſiſche Kaiſer wolle nicht, daß ſolch eine Maßregel zum Vortheile des Herrn von Villèle gereiche. Seine Majeſtät ſehe dieſen Miniſter ſehr ungern am Ruder, er ſei dem nordiſchen Monarchen gleichſam ein Dorn im Auge. Vielleicht hat man nicht unrecht, ihn für einen falſchen Bruder im Syſtem der heiligen Allianz zu betrachten. In Beziehung auf Frankreich freilich befolgt er es treu, doch mit Behut-

Druckfehler.

Im ersten Theile:

Seite 162. Zeile 9. lies vor statt von.
— 294. — 1. lies outriren statt rutriten.

Im zweiten Theile:

Seite 12. Zeile 18. lies Friedersdorf statt Friederdorf.
— 92. — 2. v. u. lies Girtanner statt Girtomers.
— 181. — 4 lies nah statt nach.

Briefe

von

Chamisso, Eberswein, Hagewitz, A. von Humboldt, Prinz Louis Ferdinand, Rahel, Tieckert, L. Tieck u. a.

Erster Band.

Aus dem Nachlaß Varnhagen's von Ense.

Briefe

von

Chamisso, Gneisenau, Haugwitz, W. von Humboldt,
Prinz Louis Ferdinand, Rahel, Rückert, L. Tieck u. a.

Nebst Briefen, Anmerkungen und Notizen

von

Varnhagen von Ense.

Erster Band.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.

1867.

Vorwort.

Es sind nicht mehr vorzugsweise die Franzosen, welche die Briefe, die ihre Litteratur und Geschichte karakterisiren, werth halten und als dauernde Quelle ihrer Studien benutzen. Auch in unserem Deutschland wächst der Sinn und das Interesse hiefür immer mehr: man hat begriffen, daß durch derartige Mittheilungen die Vergangenheit, die ohne sie unserem Blicke so rasch entfliehen würde, uns auf's neue näher tritt, und zwar in einem so klaren Lichte wie die Gegenwart es nie zu geben vermag. Unsre Helden, unsre Gelehrten und Dichter, unsre berühmten Frauen feiern in den Briefen und Memoiren, welche die Nachwelt von ihnen aufbewahrt, gleichsam eine geistige Auferstehung, und zeigen sich ohne die Schleier, in welche die Tagesverhältnisse und auch oft die Tagesirrthümer und Mißverständnisse sie theilweise vor den Augen ihrer Zeitgenossen einhüllten. So vervollständigt sich ihr Bildniß erst nachdem sie nicht mehr unter uns weilen, und der gerechte und unpartheiische Psychelog wird immer diesen Zeitpunkt abzuwarten haben, um sein letztes und endgültiges Urtheil zu fällen.

Mit besonderer Liebe und Sorgfalt hat Varnhagen von Ense alle Zeugnisse der ihn umgebenden Welt, die ihm

zu Gebote standen, alle Briefe und Nachrichten, die seine Freunde, seine Mitlebenden betrafen, alle Aufzeichnungen, welche den Gang des Weltlaufs und seine geheimen Fäden aufklären, im Dienste der Wahrheit und der Geschichte bewahrt. Ohne ihn, ohne diesen seinen treuen und unermüdlichen Eifer, würden viele der glänzendsten und ausgezeichnetsten Erscheinungen unter seinen Zeitgenossen von der jetzigen Generation wenig gekannt oder bald vergessen sein. Außer demjenigen, was er selbst in dieser Richtung herausgab, enthält sein Nachlaß eine ganze mannigfaltige Litteratur dieser Art.

Auch die vorliegende Sammlung ist ein neuer Beweis davon. Wilhelm von Humboldt, dessen innerstes Wesen noch immer nicht nach allen Seiten hin von dem größeren Publikum gekannt worden, tritt hier zum erstenmale als Jüngling in zärtlichen Freundschaftsbriefen an die schöne Henriette Herz vor den Leserkreis. Der edle und liebenswürdige Dichter Adalbert von Chamisso zeigt sich in inniger Beziehung zu einer anziehenden Französin. Prinz Louis Ferdinand, der preußische Held, von dem Varnhagen schon früher ein unvergängliches Charakterbild lieferte, und seine eigenthümliche Geliebte, Pauline Wiesel, die durch Büchner's dankenswerthe Veröffentlichung doch nur unvollständig dargestellt ist, erscheinen von gegenseitiger flammender Leidenschaft ergriffen, in ihrer merkwürdigen Besonderheit. Während Stägemann in seinen etwas verbitterten Greisesbriefen an seinen Freund Cramer sich in die mit der Juli-Revolution anbrechende neue Zeit mit ihren Freiheitsbestrebungen nicht recht zu finden weiß, und

sogar für die edle Erhebung der unglücklichen Polen nur Spott und Abneigung hat, erklärt sich der Dichter Ludwig Tieck in einem Reisebriefe aus dem Jahre 1793, der eine anmuthige Anschauung von Franken giebt, zugleich für die Republik und die französische Freiheit, für die er sterben möchte. Die Freunde Rahel's begegnen mehreren neuen Briefen der seltenen Frau, in denen sich ihr Geist und Gemüth kundgeben. Briefe des Staatsministers von Beyme, des Generals Gneisenau, des räthselhaften Grafen von Saint-Germain, des erst seit kurzem dahingeschiedenen Dichters Friedrich Rückert und noch vieler anderer interessanter Persönlichkeiten schließen sich an.

Außer den ergänzenden Aufzeichnungen meines Onkels habe ich selbst mitunter einige fehlende Erläuterungen hinzugefügt.

Liebe, Leidenschaft, Freundschaft, Geistesverkehr, politische und litterarische Verhältnisse, karakteristische Züge, Gedanken und Mittheilungen geben in den beiden hier dargebotenen Bänden dem aufmerksamen Beobachter in reichem Maße Anlaß zu ernstem Nachdenken wie auch zu belebender Unterhaltung.

Florenz, im Januar 1867.

Ludmilla Assing.

ſamkeit, in Hinſicht des Auslandes kümmert es ihn wenig. Selbſt Herr von Chateaubriand gilt in einem Theile des Faubourg Saint Germain für einen nur halbſchlächtigen Ultra. Er hat mancherlei großbrittaniſche Regierungsbegriffe im Kopfe.

Nach der Meinung Vieler iſt Baron Vitrolles, ein Erzintriguant, aber ohne Talent, als Vorläufer einer neuen Adminiſtration bongré malgré in's Miniſterium gedrungen. Jules de Polignac, der für einen natürlichen Sohn des Comte d'Artois ausgegeben wird, Latil, Biſchof von Chartres und Beichtvater von Monſieur, le comte de Bruges, würden wahrſcheinlich darin Platz nehmen.

Der Marquis von Marialva hat Geſtank hinterlaſſen, fünf oder ſechs Maitreſſen, wovon jede ſich für die ausſchließliche hielt. Nur eine iſt bedacht worden. Sie heißt Eliot, iſt aus Lyon und führt als Wittwe eines portugieſiſchen Offiziers den Feldzugsnamen Odaly. Dieſe Perſon, die in einer Winkelſtraße unterhalten wurde und von der niemand ahnte, kommt mit einem Kinde zum Vorſchein von 6 bis 7 Monaten. Der Marquis hat ihm Namen, Titel und Güter vermacht. In Portugal werden die Familien Caduval und Caſoens Riegel vor die Erbſchaft ſchieben; in Paris, wo keine Grundſtücke, aber großer Reichthum von Koſtbarkeiten, Silberzeug und Juwelen, wird der Sohn des Herzogs von Luxemburg, der durch Heirath in die Familie Caduval gekommen, Einſpruch thun. Das giebt einen Prozeß. Zu gleicher Zeit verfolgt die Hure Lybier de la Sagne den ihrigen.

Huldigungen meinen Genien. — Leben Sie wohl.

Von ganzer Seele Ihr ergebener

Oelsner.

Inhalt des ersten Bandes.

Seite

Briefe von Wilhelm von Humboldt an Henriette Herz 1

Briefwechsel zwischen Adalbert von Chamisso und Ceres Duvernay 135

Reisebrief von Ludwig Tieck 189

Briefe des Prinzen Louis Ferdinand von Preußen an Pauline Wiesel, geb. Cesar, und an Rahel, nebst Briefen von Paulinen und Rahel, und Aufzeichnungen von Varnhagen 243

Briefe von Wilhelm von Humboldt an Henriette Herz.

BIBLIOTECA REGIA MONACENSIS

Ueber Wilhelm von Humboldt, so viel auch schon über ihn geschrieben, so Mannigfaltiges von ihm selbst mitgetheilt worden, sind die litterarischen Akten doch noch lange nicht geschlossen. Manches ihn Karakterisirende, das einige seiner Zeitgenossen wußten, blieb der Menge und auch seinen Biographen unbekannt; die Zeugnisse, die davon aufbewahrt worden, möchten zum Theil erst in weit späterer Zeit sich zur Veröffentlichung eignen, zum Theil auch wohl für immer sich ihr entziehen. So lange Wilhelm's großer Bruder Alexander lebte, war es natürlich, daß die Rücksicht auf diesen auf alle Schilderungen Einfluß ausübte, die von Wilhelm's Eigenart versucht wurden. Das Bildniß, welches Varnhagen von ihm entwarf, deutet daher manches nur leise an, ist hin und wieder nur für den Eingeweihten ganz verständlich. Wilhelm's Briefe an Charlotte Diede zeigen ihn als einen nachdenkenden, leidenschaftslosen Weisen; dies ist Eine Seite von ihm; er hatte deren aber auch ganz andere in Bezug auf Neigung und Freundschaft.

Seine hier nachfolgenden Jünglingsbriefe an Henriette Herz zeigen ihn uns in seiner frühsten Jugendzeit, mit einer ganzen Gruppe anderer Personen gemeinschaftlich in den Blumengärten erregter Gefühle; Küsse, Pfänderspiele, Tänze, Geschenke von Schattenrissen und Ringen, Tugendversicherungen, schriftliche Ergüsse, hochgespannte Strebungen sind hier vorherrschend; den Mittelpunkt der Anbetung bildet die schöne Henriette Herz. Sogar ein Familienvater — Meyering — widmet ihr ungescheut seine Liebe, und glaubt selbst berechtigt zur Eifersucht zu sein. Karl La Roche, der Sohn von Sophie von La Roche, der Staats-

rath Kunth und mehrere Andere gehören zu den engeren Mitgliedern dieses Kreises. Auch Rahel wurde zur Theilnahme aufgefordert, wies dies aber entschieden zurück, wie die folgende Aufzeichnung von Varnhagen ergiebt:

„Henriette Herz hatte Rahel'n (1792?) eröffnet, sie gehöre einer Verbündung an, einer Art von Orden, den sie mit Wilhelm von Humboldt, Kunth, ihrer Schwester Brenna, Göckingk und noch einigen andern Frauen und Männern, zu gegenseitiger Veredlung und Förderung gestiftet habe, und sie bot ihr an, selber auch in diese Verbündung zu treten. Rahel, in allen Dingen auf das Wesen blickend, erkannte in allem, was die Herz ihr mittheilte, nur empfindsames Tändelwerk, eitles Schönthun, und lehnte es ab, ein Mitglied zu werden. Die Verbündeten trugen es ihr lange nach, und rügten ihre Ablehnung als einen Mangel an edlem Streben!!" —

Wilhelm von Humboldt selbst bewahrte in seinen späteren Jahren die Gefühle nicht, die er in seinen Briefen an den Tag legt, denn wir entnehmen gleichfalls aus den Aufzeichnungen Varnhagen's, daß Humboldt sich häufig gegen ihn und Rahel sehr scharf über Henriette Herz äußerte, ja, die Doktorin Johanna Motherby (nachherige Dieffenbach) sagte zu Varnhagen, die Herz sei fast immer der Gegenstand seiner Verwunderung und seines Spottes gewesen.

Ergänzende Züge zum Wesen und Karakter Humboldt's bieten die nachfolgenden Notizen Varnhagen's, die er zu verschiedenen Zeiten niederschrieb.

Humboldt'sche Familie.

Der Vater unsrer beiden Humboldt war in Potsdam königlicher Kammerherr, und zugleich dienstthuender Kammerherr bei der Prinzessin von Preußen Elisabeth. Er verließ Potsdam, als die Prinzessin nach Stettin gebracht wurde. Er blieb in der vollen Gunst des Prinzen von Preußen, nachherigen Königs Friedrich Wilhelm II., der ihn regelmäßig jedes Jahr in Tegel besuchte.

[Raumer's Beiträge zur neuern Geschichte Thl. 5 S. 297. „Hertzberg, Schulenburg könnten ein Ministerium bilden, aber die meiste Wahrscheinlichkeit des Erfolgs haben, obgleich sie nicht derselben Art sind, diejenigen, welche als des Prinzen Günstlinge betrachtet werden. Zu den ersten unter ihnen gehört Hr. von Humboldt, ehemals ein Beamter beim verbündeten Heere, ein Mann von einfachem Verstande und schönem Karakter ꝛc." Engl. Depesche vom J. 1775.] „Beamter" ist hier ein Raumer'scher Uebersetzungsfehler, es soll Offizier heißen. Humboldt war Major und Adjutant des Herzogs Ferdinand von Braunschweig, nachdem er lange in dem Finckenstein'schen Dragonerregimente gedient. Er wurde oft vom Herzog an Friedrich II. während der schlimmsten Zeiten des Siebenjährigen Krieges geschickt, daher dieser in Briefen über den Unfall des Diktators Wedel schreibt: „Ich habe an Humboldt alles gesagt, was man von solcher Ferne nur sagen kann."

Die Familie Humboldt stammt aus Hinterpommern. Die Mutter der beiden Brüder, eine geborne von Colomb, war eine Kousine der Fürstin Blücher, Nichte des alten Präsidenten in Aurich (Ostfriesland). Sie war in erster Ehe mit einem Baron von Holwede verheirathet. (Aus dieser ersten Ehe war ein Stiefbruder unsrer Humboldt's, Offizier im Regimente Gendarmes.) Sie hatte das Verdienst, ihren Söhnen, auf des alten Geh.-Raths Kunth Antrieb, eine sorgfältige Erziehung zu geben. Wilhelm ward in den ersten Jahren von Campe, als dem Humboldt'schen Hauslehrer, erzogen. Den Grund zu seinen tiefen griechischen Studien legte Löffler, der Verfasser eines freigesinnten Buches über den Neu-Platonismus der Kirchenväter, damals Feldprediger des Regiments Gendarmes, nachher Ober-Konsistorial-Rath in Gotha. Nach Löffler unterrichtete Fischer vom Grauen Kloster viele Jahre lang Wilhelmen im Griechischen, ein Mann, der, was ziemlich unbekannt ist, neben der Mathematik viel Griechisch wußte. Engel, Reitemeier, Dohm und Klein lasen beiden Brüdern lange Kollegien über Philosophie, Rechts- und Staatswissenschaft. Auf der Universität Frankfurt an der Oder wohnten beide Brüder sechs Monate in Löffler's Hause, der dort

Professor geworden war; in Göttingen besuchten sie zusammen (ein Jahr lang) das philologische Seminarium von Heyne.

Tegel war ursprünglich ein Jagdschlößchen des großen Kurfürsten, und daher zuerst nur in Erbpacht genommen; erst Wilhelm hat das Schlößchen und das dazugehörige Land als Rittergut besessen; einen alten Thurm aus der Zeit des großen Kurfürsten bei dem spätern Aus- und Umbau desto schicklicher zu erhalten, erfann er eine sinnige Anordnung, nach welcher alle vier Ecken sich thurmartig erheben (jedes Thürmchen ist mit dem griechischen Namen eines Windes bezeichnet.) Ringeswalde, bei Soldin in der Neumark, hat später Alexandern gehört (sein Erbtheil), der es verkaufte, und von dem Ertrag seine große Reise nach Amerika ausführte.

Wilhelm besaß bei seinem Tode Tegel, Burgörner und Auleben (letztere beide durch seine Frau erworben, da der Tacheroden'sche Lehnsnexus aufgehoben ward), Hadersleben im Magdeburgischen, und das Schloß Ottmachau in Schlesien (die ihm nach dem Pariser Frieden ertheilte Dotation).

Wilhelm von Humboldt's Jugend.

Von seinem Erzieher, nachherigem Staatsrath Kunth — der die geschiedene (vierte) Frau von Zacharias Werner, eine Polin (noch als Wittwe hier in Berlin lebend*)), heirathete — handelt ein gedrucktes Blatt.

Frühe Spielgenossenschaft, Tanzenlernen ꝛc. mit Fräulein von Briest, nachherigen Frau von Rochow und dann Frau von Fouqué (Mutter des Gesandten von Rochow in Stuttgart), mit Rahel, mit Henriette Herz, nachlebender Wittwe des berühmten Professors und Hofraths Markus Herz. Mit der letztern insbesondre innige Freundschaft, Du, vertrauter Briefwechsel. Humboldt war in jener Zeit über die Maßen sentimental, schwelgte in Gefühlen, wollte

*) Starb vor einigen Jahren.

ſich und Andre veredeln, nahm Theil an Vereinbarungen hiezu, mit Briefwechſel voll Selbſtprüfung und Rechenſchaft, in ſelbſterfundner Geheimſchrift, zum Theil auch in jüdiſcher Schrift. Auf der Univerſität dauerte das fort, auch nach der Univerſität, und über die Heirath hinaus. Innige Freundſchaft auf der Univerſität mit Veit, Oelsner, und mit Stieglitz, nachherigem Leibarzt in Hannover, der, wie auch Kunth, an den geheimen Freundſchafts- und Veredlungs-Bunden Theil nahm. So auch der Graf von Dohna-Schlobitten, nach 1806 preußiſcher Staatsminiſter, vor etwa 10 Jahren geſtorben. Auch Gödingk, der Dichter, und nachherige Geh.-Ober-Finanzrath, gehörte dazu.

Neben dieſer Empfindſamkeit — die ungeheuer war, und gegen das Ende des Lebens in reiner und hoher Gefühlsweiſe wiederkehrte, aber auch in der Zwiſchenzeit nie ganz erloſch — entwickelte ſich die furchtbarſte Schärfe und Kälte der Satire, der Ironie, die ruhigſte Anmuth des Scherzes, die ausgebildetſte Macht der Dialektik, der allſeitigſte Trieb der Forſchung, der Neugier (Sinnlichkeit, Geſpenſterei, ſo gut wie Sprachweſen und Staatsgeſchäfte, dienten zum Stoff), der Beweisführung und Ueberredung.

In frühſter Zeit machte Kant's Philoſophie den größten Eindruck auf ihn. Er kam auch über Kant eigentlich nicht hinaus, blieb immer ein Kantianer. In den ſpäteren Jahren ſtand Humboldt mit Hegel in ſehr freundſchaftlicher Beziehung, lud ihn ein, ſandte ihm ſeine Schriften, zum Beiſpiel die Abhandlung über Bagavadh-Gita, welche Hegel rezenſirte, zwar ſcharf und herb, aber mit größter, aufrichtigſter Verehrung für Humboldt. Dieſer wollte in dem „höchſt verehrten" Verfaſſer, wie ihn Hegel immer nennt, eine kleine Ironie ſehen, allein es war von Hegel treulichſt und ernſtlichſt gemeint, und ich war Schuld an dem Ausdruck, denn Hegel fragte mich, wie auteur illustre im Deutſchen zu ſagen ſei, und ich nannte jenes Wort, das er ſogleich annahm; es hätte aber als Ein Wort „höchſtverehrt" geſetzt ſein ſollen.

Der Geh.-Kabinetsrath Beyme war es, der Humboldt'n in die diplomatiſche Laufbahn berief; er ſchlug ihn dem Könige zum

Minister-Residenten in Rom vor, und der König genehmigte dies auf der Stelle.

Wilhelm Freiherr von Humboldt.

Humboldt steht mit großem Geiste über allen Verhältnissen weit hinaus. Die Welt ist seinem Scharfsinne eine Sammlung scherzhafter und ernsthafter Aufgaben, tiefes umfassendes Wissen und ausgebreiteter Lebensgenuß die Lösung, in beiden Arten mit fleißigem Eifer, den eine cynische Gleichgültigkeit dicht begleitet. Er hat eine Menge Eitelkeiten, über die er doch alle weit hinaus ist. Er hat die größten weltbildenden Gedanken, deren Wirksamkeit aber durch den Zustand der Staaten und überhaupt jetziger Welt ausgeschlossen ist. Daher kommt ihm von dem, was er als Denker besitzt, nicht immer viel zu Nutze als Staatsmanne. Die Gewandtheit und Klugheit kommt ihm ganz von innen aus höheren Gebieten. Statt solcher Mystifikationen Einzelner, wie Metternich sie treibt, übt er gegen die Menschen insgesammt eine scherzende Verhöhnung, die nicht beleidigt, weil sie unpersönlich ist und aus freier Geistesüberlegenheit kommt. Er ist gar nicht leichtsinnig, aber auch gar nicht schwer, die Gegenstände als solche sind ihm immer von gleicher Wichtigkeit. Der Staat ist ihm eigentlich gleichgültig, aber da es einmal solche Einrichtung giebt, so ist ihm die höchste Stelle darin die bequemste. Er unternimmt nichts für ihn, aber er läßt ihn keineswegs im Stich. Ein trefflicher Ausführer von Aufträgen, weiß außerordentlich zu arbeiten, schnell und geschickt, mündlich und schriftlich, läßt es an keinem Eifer fehlen, um den Zweck zu erreichen, und macht sich dann plötzlich gar nichts mehr daraus, weil die Sache nun aufhört die seinige zu sein, welches sie nur so lange war, als sie noch nicht gelöste Aufgabe war. Er zeigt in Bearbeitung von Staatssachen philologischen Sinn und Genauigkeit, erkennt mit Uebersicht, trifft mit Sicherheit, und spielt mit den Schwächen der Andern mehr noch, als er sie benutzt. Mit Metternich hat der Zufall ihn in günstige Vertraulichkeit auf

36.

Oelsner an Varnhagen.

Paris, den 5. Februar 1824.

Hochverehrteſter Theurer!

Herr von Stägemann hat mir im Januar baldige Ankunft zweier jungen Berliner verſprochen und durch dieſelben Briefe von Ihnen. Noch ſteht die Hoffnung auf der Lauer und ich ſchmachte, ſchmachte zu wiſſen, ob meine Genien ſich wohlbefinden, was ſie über dieſes und jenes in der Welt denken und ahnen, denn auch die Gabe, richtig zu ahnen, iſt ihnen verliehen und ſie kommt von oben ſo gut wie die der homeriſchen Helden, zu träumen; endlich dürſtet mich zu leſen, daß Herr und Frau von Varnhagen mir immerdar ein wenig geneigt verbleiben. Beſagte Punkte ſind für mich Gegenſtand des allerinnigſten Intereſſes, und den Tag, der ſie beleuchtet, werde ich als den erſten heiteren des bereits hervorblickenden Frühlings betrachten.

Gleich nach Abgang meines vorigen Packets empfing ich beifolgende ſieben Inlagen. Darum gelangen ſie vier Wochen ſpäter, als geſchehen ſollte, in Ihre Hände. Sie werden Ihnen nichtsdeſtoweniger willkommen ſein. Ueber ſeinen Papieren hält der ſonſt ſo freigebige, edle Einſiedler wie ein Knauſer. Mißtrauiſch bewacht er dieſe Schätze, und es iſt kein Leichtes, ihm etwas davon abzulocken. Allein Sie, Herr von Varnhagen, ſtehen bei Sr. Ehrwürdigkeit in ganz ausgezeichneter Huld. Allmählig wächst Ihre Sammlung und, indem ich ſie gedeihen ſehe, ſchmeichle ich mir, die Herausgabe eines Angelus Sileſius Secundus zu erleben. Den Verfaſſer der Einzelblicke könnte ſie nicht ärgern; nur müßte

einige Zeit gebracht. Er sieht das Zukünftige wohl nahen, und es kann ihm nicht gefallen, aber er setzt sich darüber hinweg. Seine physische Beschaffenheit ist höchst merkwürdig: Musik, Farben, schöne Natur sind ihm verschlossen und zuwider, oder doch gleichgültig; die plastische Kunst ist die einzige, die ihn reizt, als Heiden, welches er im stärksten Sinne des Worts ist, und als Grasten. Die innerste Richtung geht in ihm auf Erforschung der Körperlichkeit, seine Sinnlichkeit ist zumeist ein Versuch und eine Erkundigung, und der Punkt, wo ihn die Natur wieder in ihren großen Zusammenhang stellt. Seine Paradoxieen sind angenehm und geistreich, und auch praktische: zum Beispiel sein Wohlbehagen in dichtverschlossener Stubenluft und außerordentlicher Hitze. Er bleibt sich immer gleich, noch ganz anders als Metternich. Seine Unterhaltung ist höchst leicht und liebenswürdig, und bei allem Witz gutmüthig. Dies ist er überhaupt öfter und mehr, als man gewöhnlich glaubt. Sein Herz ist allerdings bewegbar, aber freilich nicht immer dann, wann man es möchte. Er ist geizig, aber kein Filz. Mit größerer Grazie war noch niemand verheirathet, völlige Freiheit gebend und nehmend.

Wien 1814.

Graf Schlabrendorf sagte mir 1815 in Paris, die beiden Humboldt hätten alle mögliche Anlagen, große Männer zu sein, es fehle beinah keine Eigenschaft dazu, und doch wären sie es nicht, weil man ohne Gemüth nie ein großer Mann, sondern nur allenfalls ein bedeutender, merkwürdiger, talentvoller sein könne.

Houdetot fragte 1807 Rahel'n: Je connais depuis si longtems Mr. de Humboldt, mais je vous prie, dites-moi ce qu'il est? a-t-il le coeur bon? est-il bon? Rahel sagte ihm: il est si loin dans ses idées, qu'on ne peut pas dire s'il est bon ou non, c'est au-dessous de lui! — Je vous entends! sagte Houdetot. Bon, je vous entends!

Il a une étonnante puissance de négativité, ſagte Graf Euſtine von Humboldt, als Rahel geſagt hatte: il dit au fond tout par ennui, et il a trop d'esprit pour dire des bêtises.

Frankfurt am Main 1816.

Ein andermal ſagte Rahel von ihm, als man von dem Geiſte verſchiedener Männer geſprochen, und dann auch Humboldt fragend erwähnte: il a autant qu'il veut!

Ebendaſelbſt 1816.

Talleyrand ſagte vom Miniſter von Humboldt: „Il est comme la Prusse, on ne sait pas bien ce que c'est."

Görres im Rheiniſchen Merkur 1815 nennt Humboldt'n eine kalte Dezemberſonne.

In Prag 1813 wollte Humboldt beim Abnehmen der Hand eines Verwundeten aus Neugier Zuſchauer ſein; der Wundarzt fand die Operation ſpäterhin nicht mehr nöthig, und unterließ ſie; Humboldt, verdrießlich über die getäuſchte Erwartung, bot dem Wundarzte Geld, damit die Operation, wenn auch gerade nicht nöthig, doch geſchehe, weil er gar zu neugierig ſei, das Zuſammenziehn der Sehnen und Nerven beim Schnitte zu ſehn! Dieſe furchtbare Abſcheulichkeit hat Humboldt damals in Prag ſelbſt an Rahel erzählt, und dies mag einzig die Möglichkeit an die Hand geben, an der Wahrheit der Sache zu zweifeln. —

Berlin, Januar 1820.

Rahel ſagte zu Humboldt, ſie könne ihm ſeine Geiſtesfreiheit weniger hoch anrechnen, da er auch für ſein Thun und Handeln in ſeinem Innern weder Schranken noch Zügel habe.

Januar 1820.

Zu Vater's Mithridates hat Wilhelm von Humboldt nur Baskisches geliefert, aber ihm die amerikanischen Grammatiken, welche Alexander mitgebracht, zu sonstigem Gebrauch geliehen, doch sind sie alle zurückgekommen, und jetzt mit dem übrigen sprachwissenschaftlichen Nachlasse auf der hiesigen königlichen Bibliothek.

Frau von Humboldt hatte Verstand und Gefühl mit Maß; große Anmuth; ernste Tiefe und helle Wahrheit nicht, alles lenkte bei ihr in eine Art Dämmerwesen ein.

Wilhelm von Humboldt haßte Musik und Gesang. Singen nannte er Sreien, und die berühmte Sonntag war ihm eine Person, die vom Sreien lebte. Von musikalischen Instrumenten erklärte er den großen Baß für das beste, dem könne man am leichtesten entgehen, den bringe auch so leicht keiner fort und nicht in Gesellschaft, dagegen das Flageolet ihm das schrecklichste Instrument dünkte, als welches einer unversehens aus der Brusttasche ziehe, wie zum Meuchelmord!

Als eine seiner Töchter sang, sagte er zu ihr: „Was hast du nur an dem fatalen Sreien! Du wirst dir dadurch nur deine schöne S—prechstimme verderben!"

Man sagte von seinem ehemaligen Lehrer Kunth, derselbe wisse viel Geschichte, erzähle sie aber mit peinlicher Weitläufigkeit. „Das ist wahr", meinte Humboldt, „wenn man ihn Geschichte vortragen hörte, konnte man wünschen Adam zu sein, wo die Geschichte noch ganz kurz war." — Ich bemerkte dazu, bei Adam's Lebzeiten sei doch Wichtiges genug vorgefallen, zum Beispiel der Sündenfall, Abel's Tod, worüber man noch heutiges Tages sehr langweilig rede.

Der Brief Humboldt's in der Allgemeinen Zeitung (10. Juni 1819) an Sommer über Verfassung wurde in der Speierer Zeitung mit scharfem Spotte durchgenommen. Humboldt war gerade in

Frankfurt, und erkundigte sich in der Stille, wer der Verfasser wohl sein möchte; er bekam die Auskunft, er sei von Karlsruhe gesandt worden. Auf diese Anzeige hin hielt er mich für den Verfasser, wie er mir in spätern Jahren zu Berlin selbst bekannte. Ich fragte ihn, wie er mir habe zutrauen können, etwas der Art gegen ihn zu schreiben, was, bei unsern Verhältnissen, doch nur als Treulosigkeit erscheinen müßte? „O", sagte er lächelnd, „so arg ist es doch nicht, und dergleichen thut man ja wohl, man liebt sich und man neckt sich." — Nein, erwiederte ich, ich necke nicht in dieser Art, wenn ich liebe. — Ich gab ihm nun das Ehrenwort, daß ich nicht der Verfasser sei; Ludwig Robert war es.

Humboldt's Brief vom Ende Augusts 1815 aus Paris an den Prinz-Regenten von England spricht unverhohlen über die Gründe der sogenannten Mäßigung des Kaisers Alexander in den Verhandlungen mit Frankreich. Der Brief erschien im Jahre 1822 im 8. Bande von Montvéran's Werk über England öffentlich gedruckt; er machte in höheren Kreisen Aufsehn, und man zeigte ihn geflissentlich da, wo er schaden konnte. Humboldt war schon seit dem Anfange des Jahres 1820 außer Wirksamkeit, man benutzte aber dergleichen, um ihn außer Wirksamkeit, die er jeden Augenblick wieder ergreifen zu müssen schien, zu erhalten. Der Brief steht in der „Histoire critique et raisonnée de la situation de l'Angleterre au 1. janvier 1816. Par M. de Montvéran (Paris, 1816—1822. 8 Vol.). Tom. VIII, p. 323. 324.

Ein Freund fand Wilhelm von Humboldt beim Lesen eines überaus feinen Druckes. „Sie zerstören Ihre Augen", rief er aus, „muthen Sie ihnen solche Schrift nicht an!" — „Ei was", versetzte Humboldt, „ich habe gerade nur diesen Druck, und will gerade jetzt das Buch lesen! Uebrigens bin ich der Meinung, daß man nichts besseres thun kann, als diese körperliche Maschine allmählig zu Grunde zu richten, dazu ist das Leben, und wenn der Tod

endlich kommt, findet er den wenigsten Stoff, an dem er seine Lust büßen kann!" —

1824?

Steffens wollte dem Sündenfall die Bedeutung eines Naturereignisses geben; er behauptete, damals sei die Erde aus ihrer graden Stellung gegen die Sonne in die jetzige schiefe übergegangen, der ewige Frühling des Paradieses in den Wechsel der Jahreszeiten. Wilhelm von Humboldt bemerkte in seiner Scherzweise: „Ja, ja, die Erde hat einen Schreck gekriegt und ist davon schief geworden." (In Humboldt's Sprache lautete es „Sred" und „sief", was die Sache noch ungemein zuspitzen half.)

Steffens war aus Norwegen zurückgekommen, und hielt, bevor er nach Breslau heimkehrte, im Winter 1824, 25 Vorlesungen über Naturphilosophie in Berlin. Der General Graf von Gneisenau hatte seinen Saal dazu eingeräumt, wo sich ein zahlreiches und angesehenes Publikum versammelte. Die auffallenden Sätze wurden nachher weiter herumgesprochen, und so kam obige Ansicht über den Sündenfall auch zu Humboldt's Ohren, der sich denn darüber lustig machte.

Berlin, März 1825.

Hr. Minister von Humboldt erzählte mir, er habe während des Wiener Kongresses ein Tagebuch geführt, und nicht nur die großen Sachen, sondern auch die gesellschaftlichen Vorgänge, Anekdoten u. s. w. darin bemerkt. Unglücklicherweise habe er aber gleich im Jahre 1815 zu Paris eine Anwandlung gehabt, viele Papiere zu verbrennen, und leider, wie er jetzt sehr bedaure, auch das Tagebuch dem Feuer hingegeben.

September 1830.

Humboldt hat für Preußen ausführliche Denkschriften über Repräsentativ-Verfassung gemacht, und Entwürfe zur Konstitution

ſelbſt. Ich habe dieſe ſcharfſinnigen (aber doch ungenügenden) Arbeiten gehabt, aber habe ſie nicht mehr! Nach und nach wird wohl manches davon an den Tag kommen. — Humboldt war von der Nothwendigkeit der Reichsſtände für Preußen durchdrungen, und er arbeitete darauf hin, ſo viel er immer konnte. Nach der Julirevolution hieß es in Berlin allgemein, er ſei nun wirklich vom Könige berufen und beauftragt, eine Konſtitution zu entwerfen. Es war aber ein grundloſes Gerücht, wiewohl ſelbſt in den höchſten Kreiſen die Sache geglaubt wurde.

Ueber die Maßen iſt Wilhelm von Humboldt gelobt worden, daß er in der tiefſten Erniedrigung Preußens den kühnen Gedanken gehabt, in Berlin eine Univerſität zu gründen. Den erſten Gedanken aber hiezu hat nicht er, ſondern Beyme gehabt, wie dies auch Baſſewitz in ſeinem Werk über die Kurmark Brandenburg bezeugt.

Nolte ſchreibt noch unter dem 10. Januar 1809 an Hofrath Schütz nach Halle: „Wahrſcheinlich wird erſt nach des Königs und Beyme's Rückkehr, mithin Ausgangs dieſes Monats oder im Anfang des Februars endlich einmal entſchieden werden, ob hier eine Univerſität errichtet werden ſoll oder nicht. Des Herrn Grafen von Dohna Exzellenz ſollen für die Sache ſein; wie der Hr. Geh.-Staatsrath von Humboldt darüber denken, iſt mir unbekannt." —

(S. meine Autographen: „Nolte.")

Von Henriette Herz hegte Varnhagen nicht eine ſo günſtige Meinung wie ihr Biograph Fürſt; wohl erkannte er die guten und liebenswürdigen Eigenſchaften der beſonders durch ihre Schönheit glänzenden Frau, aber auch ihre Schwächen konnten ſeiner Beobachtung im Laufe der Jahre nicht entgehen. Wir geben ſeine Aufzeichnungen als Beitrag zu ihrer wahren Karakteriſtik:

Hofräthin Herz, geb. de Lemos.

Die Gräfin Genlis erzählt in ihren Memoiren, sie habe in Berlin einigen Personen Unterricht im Französischen gegeben, im Deklamiren der Verse, im Briefschreiben. Sie nennt darauf ihre Schülerinnen, und sagt: „Les premières furent madame Bernard, aussi spirituelle qu'obligeante; madame Herz, femme d'un médecin, belle comme un ange, et remplie aussi d'esprit et de bonté; madame Cohen, femme d'un très-riche négociant, et Mr. Lombard, frère du secrétaire intime du roi." —

Mém. de Mad. de Genlis, Paris 1825.
Tome V, pag. 49.

— „ein überaus erfreuliches Zusammentreffen mit einer Berliner Freundin, der geistreichen Hofräthin Herz" —

Christian Wilhelm von Dohm nach seinem Wollen und Handeln. Ein biographischer Versuch von W. Gronau. Lemgo, 1824. S. 364.

Beide Stellen — ungefähr auf gleiche Zeit bezüglich, die letztere auf das Jahr 1800, die erstere vielleicht auf 1801 — haben das Gemeinsame, daß sie der Dame „Geist" beilegen. Diesen aber kann man ihr am wenigsten zusprechen, sie entbehrt dessen gänzlich; aber dagegen hat sie eine Fülle andrer Eigenschaften, angenehmen Verstand, Freundlichkeit, hülfreiche Sorgfalt, ungemeine Sprachenkunde, alles aber nicht allzu tief, und mit einer großen Neigung zur Beschränktheit. Ihr Leben ist an dem Bedeutendsten vorbeigestreift, und hat doch immer nur das Unbedeutendste davon — nämlich die äußere Bekanntschaft — sich aneignen und festhalten können, dies aber mit großer Ausdauer und Beständigkeit in Freundschaften aller Art. —

Eine große, wunderschöne Frau, voll Anmuth und Lieblichkeit, klug, gebildet, kenntnißreich, beredt, mild und gütig, eifrig im Wohlthun. Wie kommt es, daß, bei großen Huldigungen, festgehaltenen Freundschaften, heitern Umgangsverhältnissen, wesentlichen Dienst-

leistungen, diese Frau gleichwohl bei den Menschen, auf die sie am meisten hielt, keine wahre Liebe und Zuneigung erweckte? Selbst Schleiermacher, der älteste und ergebenste ihrer Freunde, spöttelte viel über sie, besonders in späterer Zeit. Wilhelm von Humboldt dachte sehr gering von ihr, Karoline von Humboldt ging darin noch weiter, Dorothea Schlegel wurde nur durch Gewalt alter Gewohnheit von ihr festgehalten, Frau Schleiermacher hegte die entschiedenste Abneigung gegen sie, die Reimer'sche Familie ebenso, die Frau Schede nicht minder, desgleichen Frau von Bardeleben, die Savigny's, Achim und Bettina von Arnim. Rahel kämpfte immer zwischen Vorliebe und Mißachtung. Nur Immanuel Bekker und Herrn Fürst, auch allenfalls den Starr kopf Börne wußte sie dauernd in Anbetung zu erhalten. Die Schüler und Verehrer Schleiermacher's, Marwitz, Adolph Müller, Harscher, zeigten ihre Geringschätzung bis zur Grobheit. — Der Schlüssel liegt in ihrem Mangel an eigentlichem Kern, an Karakter, an tiefem Herzen. Das Innerste war schwach, leer, sollte durch Aeußeres ersetzt werden, sie war eine allseitige Anempfinderin, das gefiel jedem auf kurze Zeit, wurde widrig im Wechsel. In späteren Jahren minderte sich die Ziererei, aber dafür frömmelte sie, und hätte es noch weit stärker getrieben, wäre sie dadurch nicht vielen Leuten, mit denen sie es auch nicht verderben wollte, anstößig geworden. Auch fand sich mit dem Alter viel Absichtliches, Berechnetes ein, was in manchen Fällen zur freventlichen Verläugnung der Wahrheit wurde.

Unter ihren vielen Freundinnen war Dorothea Veit ihr die liebste und vertrauteste, auch mit deren Schwestern, den andern Töchtern Moses Mendelssohn's, war sie eng verbunden, doch mit keiner so wie mit Dorothea. Als diese ihren Mann verließ, und offen mit Friedrich Schlegel lebte — ohne Scheidung und neue Heirath, die erst nach einigen Jahren Statt fanden, erschien das Aergerniß so groß, daß Markus Herz seiner Frau untersagte, jene noch bei sich zu sehen. „Ich muß mich fügen", sagte diese, „wenn du sie nicht mehr in deinem Hause sehen willst, aber

verbiete mir nicht, sie bei sich zu besuchen, denn ich würd' es nicht unterlassen können und es heimlich doch thun!" Markus Herz erwiederte, wenn ihre Freundschaft so groß und ihnen die Trennung so schmerzlich sei, so möchten sie denn ihren Umgang fortsetzen. Friedrich Schlegel war der innigste Freund Schleiermacher's, und dieser der eifrigste Freund der Herz, sie waren stets beisammen, und letztere nahm an allen jenen Ansichten und Bestrebungen, die sich um die Lucinde und das Athenäum vereinigten, entschieden Theil. Noch im Jahre 1808 rühmte sie sich gegen uns Jüngere, daß Schleiermacher ihr zu Ehren gesagt, die Briefe über die Lucinde habe mehr sie geschrieben als er. —

Doch wie veränderten sich die Zeiten! Die Ausgelassenen waren artig, die Frechen fromm geworden, Friedrich Schlegel und seine Frau sogar katholisch!

Im Jahre 1830 war Fanny Elßler in Berlin, und von Gentz dringend empfohlen viel bei Rahel. Die Herz nahm daran ein Aergerniß, und sagte, sie könne nicht gut Rahel besuchen, weil sie die Tänzerin nicht dort treffen möchte! So groß war in der alten Frau jetzt die Pruderie! — Als Fanny Elßler fortgereist war, schrieb Rahel ein Billet an die Herz, und diese ängstigte sich, denn sie erwartete starke einschneidende Vorwürfe. Wie groß war ihr Erstaunen, als sie bloß die Worte fand: „Liebste Freundin, jetzt können Sie wieder kommen, die Luft ist rein." Die Herz war wenigstens noch unverdorben genug, dies von Rahel ganz himmlisch zu finden, und als die liebreichste, edelste Milde zu rühmen!

Das Buch von Hrn. Fürst über Henriette Herz ist in dem Theile, den sie nicht selbst geschrieben, sondern den er nach ihren Gesprächen und Erzählungen verfaßt hat, durchaus unzuverlässig, oft ganz falsch und unwahr, woran sie selbst nicht ohne Schuld sein mag. Sie hatte in der spätern Zeit ihres Lebens vieles zu verschweigen, zurechtzustellen, hauptsächlich in Betreff Schleiermacher's, Friedrich Schlegel's und seiner Frau, der Frau von Humboldt, der beiden Brüder von Humboldt, des Grafen zu

Tohna ꝛc. — Dies mein Urtheil ſtand mir längſt feſt, ich war aber ſehr erſtaunt, daſſelbe von zwei Damen, die hier wohl eine Stimme haben, ganz beſtätigen zu hören. Die Geheimräthin Steffens und Frl. Wilhelmine Schede, beide mit der Hofräthin Herz eng befreundet, beſonders aber die letztere durch volle vierzig Jahr hindurch, ſprachen ganz von ſelber das nämliche Urtheil aus, vieles ſei offenbar falſch, anders verſchoben, zurechtgemacht, oder gräßlich verſtümmelt, zum Beiſpiel über Dorothea Schlegel, Schleiermacher und ſeine Frau ꝛc.

Januar 1853.

Ein wenig erfreuliches Bild von der alten Frau entwirft Varnhagen in einem Tageblatt vom 26. Februar 1836; es lautet:

„Ich beſuchte heute die Hofräthin Herz. Die gute Frau zeigt in ihrem Alter die Seelen- und Geiſtesdürftigkeit nackt und bloß, die ſie früher mit erborgten Läppchen anſtändig genug zu verhüllen wußte. Sie iſt bis zur Unſittlichkeit vornirt, und auch wieder bis zur Unſchuld. Sie thut einem leid, indem ſie einen empört. Sie iſt eigentlich beſcheiden, und nur durch die Gunſt der Umſtände und durch ihre Leichtigkeit in allerlei Aeußerlichkeiten, die Innerlichkeiten ſcheinen, einzugehen, zu den Anſprüchen verlockt worden, die ſie jetzt macht, auf Tugend, Frömmigkeit, Weiblichkeit und konventionell Lobwürdiges aller Art. Sie kann wirklich ſehr liebenswürdig ſein, thut viel Gutes und Achtbares, wiſſentlich gegen beſtimmte Perſonen gewiß nichts Böſes; — aber ihre Meinung und Richtung dabei iſt die kleinlichſte von der Welt.

Heute fing ſie ganz von ſelbſt an, ſie leſe ihren Briefwechſel mit Schleiermacher, und rühmte mir mit Nachdruck, wie ſchön, lebendig, reich, und ganz unſchätzbar, Schleiermacher's Briefe ſeien. Sie ſagte, die Wittwe Schleiermacher habe ſie ihr abgefordert, und wolle daraus für den Druck eine Auswahl treffen. «Ich», ſetzte ſie ſtolz hinzu, «würde ſie nie drucken laſſen!» Warum nicht, fragte ich, wenn der Inhalt ſo ſchön iſt? «O nein! das kann ich ſchwören», erwiederte ſie, «nie werde ich mich dazu hergeben.» Aber ſo geben Sie ja doch die Hand dazu! «Welch ein Unter-

jeder Möglichkeit einer Vermuthung auf ihn vorgebeugt werden. Das iſt ſchwer, aber unerläßliches Ausbedingt. Dem Gegenſcheine, in welchen man die adlichen Genüſſe der Stamm- und Jagdluſt mit den ſtilleren der Silbenluſt zu bringen geſucht, fehlt meines Erachtens Schärfe des Abſtichs, und ſo fällt der Gedanke nicht genug in's Auge. In Summa aber haucht aus den Sprüchen ein geſegneter Geiſt. Ich bitte um einige Anerkenntniß. Gießen Sie Nardenöl auf das Haupt des guten Greiſes, ein paar Zeilen aus dem vollen und klarfließenden Quell Ihrer unübertrefflichen Feder.

Wir haben hier dieſen Winter eine Menge Preußen von Stande. Bloß Hr. von Eckardtſtein gefällt allgemein. Jedermann findet ihn liebenswürdig. Von den anderen behaupten die Franzoſen, daß ſich unſere Herren viel zu viel Bedeutung beilegen. Engliſche Lords, ſagen ſie, und ruſſiſche Fürſten ſind bei weitem anſpruchsloſer und daher anziehenderen Umgangs. Auch wird den Ruſſen und den Engländern nachgeſagt, daß ſie mehr Geld aufgehen laſſen, was ihnen in den Augen der Pariſer gar nicht zur Schande gereicht.

Fürſt Kaunitz, der ſich in Paris aufhält als preußiſcher Graf von Rietberg, bewohnt ſeit 14 Tagen Zimmer in Sainte Pelagie, die Ihnen Herr von Scorck beſchreiben kann. An Geſellſchaft iſt dort kein Mangel. Sie beſteht meiſtentheils aus vielbewanderten Weltleuten. Demungeachtet möchte ich das Hotel nicht unter die beſten in Paris zählen.

Von den Gelagen, den Bällen, den Feſten, die heuer hier gegeben werden, von dem Gerolle der Wagen und dem Kothe, worin die Fußgänger waten, machen Sie ſich keinen Begriff. Der Himmel hängt voll Geigen und in dem Souterrain der Operngalerie wird getanzt. Die Rente iſt auf 97 geſtiegen und ſoll vor Ende Monats, wie man ſich ſchmeichelt, au pair ſtehen sans le coupon. Kurz vor Eröffnung des

ſchied! So bin ich es doch nicht ſelbſt! Und die Schleiermacher hat mir versprechen müſſen, nichts mitaufzunehmen, was die Lebensverhältniſſe und Perſönlichkeiten betrifft.» Wenn Schleiermacher darin ſchlecht erſcheint, oder nur mißverſtändlich, dann begreife ich Ihre Zurückhaltung, ſonſt aber nicht. «O vortrefflich erſcheint er, aber ich will ihn nicht ſo zeigen, weil es zu meiner Ehre mit wäre, und jederman würde mir Eitelkeit ſchuld geben!» Da rief ich aus, ganz unſchuldig und arglos: «Ah! Ich glaubte, Sie dächten bei der Sache einzig an Schleiermacher, und nun ſeh' ich wohl, Sie denken dabei bloß an ſich! Ja, da haben Sie Recht. Aber für Ihren Freund bezeigen Sie ſich nicht liebevoll, daß Sie ſein ſchönſtes Bild lieber unterdrücken wollen, weil ein dummer Menſch etwa ſonſt ſagen könnte, Sie hätten ſich ſelber eine Ehre anthun wollen.» Sie wurde verlegen, und wußte nichts mehr zu ſagen. Nun fiel mir erſt auf, welche Wahrheit ich ſcharf ausgeſprochen hatte.

So iſt es aber mit der gleißneriſchen Züchtigkeit, Beſcheidenheit und Tugend aller Art! An ſich ſelber denken dieſe Leute nur, an ihren heuchleriſchen Putz, den elenden Flitterſtaat ihrer kleinen Seelen, an das Lob und den Gewinn ihrer armſeligen Tageserſcheinung, — nicht an die Sache, an die Wahrheit, an das Recht des Andern, an den Gewinn der Welt, des Geiſtes, der Einſicht! Und ihr Wahn verblendet und verwirrt ſie ſo, daß ſie eigentlich ſtolz darauf ſind, gewiſſe dehors nicht zu verletzen, als wenn es nur die wären, auf die es ankäme!

Das iſt der Grundzug aller ſolchen Leute! — — Iſt auch in mir dergleichen, ſo will ich es verdammen und vernichten wie ich nur kann! — In Rahel, meiner ewiggeliebten Rahel aber, das kann ich betheuern, war nie, nie die geringſte Spur einer ſolchen Regung! In ihr war dergleichen unmöglich! Was litt ſie auch unbekümmert für Tadel und Verunglimpfung! Die Liebe, Edle, Herrliche!"

In einem Tageblatt Varnhagen's vom 11. März 1836 heißt es: „Die Hofrathin Herz liegt ſterbenskrank. Gott ſei ihr gnädig! Eine liebe, freundliche, thätige, wackre Frau, von ſchwachen Geiſtes-

haben, aber edlem Sinn. Ich bin ihr sehr gut, wenn ich auch oft, und besonders in der letzten Zeit, wie früher auch oftmals Rahel, sehr empört über sie war, und mit Recht war! —“

Mögen hier zum Schlusse auch noch Scherzverse von Ludwig Robert aus dem Jahre 1803 ihren Platz finden:

Hofräthin Jette Herz.

Junonische Riesin,
Egyptische Marquisin,
Tugend verübend,
Treuer, als liebend
Entzückt mit Gewalt.
Hundertfach herzlos,
Eitel und schmerzlos,
Rüstig und kalt,
Zu jung für so alt.

Wir durften um so weniger Scheu tragen einige scharfe Striche in die vorstehenden Schilderungen mit aufzunehmen, da die nachfolgenden Briefe Wilhelm's von Humboldt die anmuthige Henriette im schönsten Rosenlichte zeigen.

1.

(Tegel) Sonntag Vormittag.

(Mit bedeutenden Lettern.)

Wie oft werde ich mich noch mit innigem Vergnügen an die letztvergangene Woche erinnern! Seit langen, langen Jahren ist mir keine so angenehm verstrichen. Erst sah ich Sie Dienstag, dann empfing ich Ihren lieben freundschaftlichen Brief, Freitag konnte ich beinahe den ganzen Nachmittag mit Ihnen, und Ihrer vortrefflichen Freundin — o grüßen Sie sie doch tausendmal von mir — allein sein; und dann noch Ihr gütiges, mir so theures Geschenk! Ich kann Ihnen nie genug für das alles danken, theure Freundin, ich kann Ihnen nur wiederholen, was ich Ihnen schon so oft sagte, und was gewiß so ganz wahr ist, daß ich jede recht glückliche Stunde nur Ihnen danke. Was habe ich bei der Durchlesung Ihres Briefes empfunden. O wie oft habe ich ihn gelesen und wiedergelesen! Er erregte ein so gemischtes Gefühl von Freude und Schmerz in mir, daß ich es Ihnen nicht beschreiben kann. Auf der einen Seite that es mir so sehr, so innig leid, daß Sie, die Sie gewiß unter Allen so vorzüglich glücklich zu sein verdienen, doch so oft Verdruß und Kummer erfahren müssen, und gerade von denen erfahren müssen, die Sie am meisten lieben, und von denen auch Sie wiedergeliebt

sind; aber auf der andern freut es mich so herzlich, daß Sie mich des Vertrauens würdigten, mir Ihre Lage ein wenig genauer zu schildern. Denn seitdem ich mich Ihres Vertrauens, Ihrer Freundschaft schmeicheln darf, sehe ich mit einem weit ruhigern Blicke meinem künftigen Leben entgegen. Ich darf hoffen, Sie selbst berechtigen mich dazu, daß Ihre Freundschaft immerfort dauern wird, und wer eine solche Freundin hat, kann meiner Empfindung nach, das schwöre ich Ihnen, nie ganz unglücklich sein. Ich habe mich auch seit der Zeit meiner Bekanntschaft mit Ihnen fast ganz in meinem Karakter geändert. Sonst lebte ich mehr ausser mir, weniger für mich und mit mir selbst; jetzt habe ich mich gleichsam mehr in mich zurückgezogen, den Kreis der Dinge und der Personen, die mich interessiren, verengt, und wenn ich gleich sonst oft munterer und aufgeräumter war, als ich jetzt bin, so bin ich doch nie so im eigentlichsten Verstande ruhig gewesen, als jetzt. Und so hoffe ich nun auch mein ganzes Leben hindurch zu bleiben, mag mich auch das Schicksal in eine noch so unglückliche Lage versetzen. Denn ich fange nun an, meine Zufriedenheit in Dingen zu suchen, die weniger dem Wechsel unterworfen sind, in dem Beifall meiner Freunde — und jetzt gewiß nur in dem Ihrigen — und in mir selbst. Es wird nun auch gewiß nicht wieder eine solche Veränderung meiner Denkungsart vorgehen, als bis jetzt so oft vorgegangen ist. Denn in der That ich bin schon in den wenigen Jahren, die ich durchlebt habe, mehr als Einmal zu ganz entgegengesetzten Arten zu denken und zu handeln übergegangen. Bis in mein zwölftes Jahr war ich natürlich, wie alle andern Kinder sind, nur ein wenig unartiger und verzogener, als die gewöhnlichen. In meinem zwölften Jahre gewann ich durch die Lektüre der alten Geschichte

auf einmal Geſchmack an Litteratur und Wiſſenſchaften. Ich ſaß jetzt faſt immer bei meinen Büchern, und war äußerſt arbeitſam, nur, wie es ſich nach meinem damaligen Alter wohl denken läßt, bald mit größerm, bald mit geringerem Eifer. So dauerte es bis in mein achtzehntes Jahr. Da verliebte ich mich, wie Sie wiſſen zum erſtenmal, und wenn ich vorher ganz fühllos geweſen war, wenn ich mein Herz ganz unbeſchäftigt gelaſſen hatte, ſo wurde ich nun in der That ſchwärmeriſch. Ich habe noch einen Abſchiedsbrief an das Mädchen, die ich damals liebte, den ich nicht Gelegenheit hatte, abzugeben, und der ein redender Beweis meiner damaligen Schwärmerei iſt. Und dennoch werde ich mich dieſes Sommers, wenngleich mit einiger Scham vor meinem Verſtande, der kindiſch genug war, ſo leichtgläubig zu ſein, noch immer mit Vergnügen erinnern. Er hat bei dem allen einen ſehr wohlthätigen Einfluß auf meinen Karakter gehabt. Am Ende des Sommers mußte ich mich von dem Gegenſtande meiner Liebe trennen. Nun folgten ein paar trübe, melancholiſche Wochen. Aber die Abweſenheit von der, die ich liebte, erlaubte mir ein ruhigeres Nachdenken. Ich ſah nun die Geſchichte des Sommers mit andern Augen an, als vorher. Ich wurde wieder heiterer, ich fing an, weniger an meine vorige Liebe zu denken, und nur wenige Wochen, ſo wurde ich, der ich mich vorher hatte durch eine verſtellte Empfindſamkeit hintergehen laſſen, und der ich jetzt dies als eine thörichte Leichtgläubigkeit verlachte, durch einen ganz entgegengeſetzten Karakter betrogen. Eine Kokette, die viel in der Welt gelebt hatte, und ſich meiſterhaft darauf verſtand, jedermans Schwachheiten zu entdecken, und zu benutzen, ſonſt ein kluges, kenntnißvolles Mädchen, die aber fern von aller wahren und falſchen Empfindſamkeit nur der

kälteſten Galanterie fähig war, dieſe wußte mich jetzt ſo an ſich zu feſſeln, daß ſie meinem Herzen ſchon unentbehrlich war, ehe ich noch gewahr wurde, daß ich ſie liebte. Man bildet ſich immer nach dem, was man liebt; dies iſt eine Wahrheit, die ich damals beſtätigen mußte. Vorher hatte ich nie weder auf meinen Anzug, noch auf mein Aeußeres überhaupt geſehen, jetzt wendete ich die größte Sorgfalt darauf, und es fehlte nicht viel, ſo hätte ich mir eingebildet, nicht häßlich zu ſein. Vorher mied ich jede Geſellſchaft, war ich am liebſten allein, um ungeſtört an die denken zu können, die einzig mein ganzes Herz beſchäftigte; jetzt ſchätzte ich das Vergnügen in jeder Geſellſchaft nur nach der Anzahl ihrer Perſonen, und die größeſte war mir gewiß immer die liebſte. Vorher war ich mit der Liebe einer einzigen zufrieden und glücklich geweſen, jetzt ſuchte ich, ungeachtet ich verliebt war, einer jeden zu gefallen; und wie lächerlich dies nun mit meiner ſonſtigen Steifheit und Ungelenkſamkeit kontraſtirte, mögen Sie ſelbſt beurtheilen, beſte Freundin. Das Schlimmſte dabei war, daß in unſerm Hauſe dieſes Betragen Beifall erhielt. Meine Mutter, ſo vernünftig ſie auch ſonſt in dieſem Stücke iſt, hat doch einmal in der Welt gelebt, und wünſcht eben das auch wieder von ihren Kindern; wenn ſie daher auch wohl ſahe, daß ich zu weit ging, ſo war ihr doch dies Extrem lieber als das vorige entgegengeſetzte. Kein Wunder alſo, daß ich volle ſechs Monate ſo blieb, und vielleicht noch eben ſo wäre, hätte ich Sie nicht kennen gelernt, theuerſte Freundin. Ich mußte mich am Ende des Winters (iſt es nicht ſonderbar, daß immer der Wechſel der Jahreszeiten meiner Liebe ſo gefährlich war?) von Fanchon trennen, und wenn dieſe Trennung mir gleich nicht ſo ſchmerzhaft war, als die vorige, ſo that ſie doch

meinem Herzen sehr wehe. Indessen unterhielten wir noch eine sehr lebhafte Korrespondenz. Nun fing die Dienstag-Gesellschaft an; ich lernte Sie kennen, und dies ist die letzte wichtige Epoche in meinem Leben. Ich fing an, mich meiner Thorheit zu schämen, ich schrieb seltener und kurzer an Fanchon, ich hätte gern ganz aufgehört, aber mein einmal gegebenes Wort war mir heilig. Ich entschloß mich, Sie selbst um Rath zu fragen, aber nie hatte ich Muth genug dazu. Oft, o vielleicht merkten Sie es, war ich in Bouché's Garten im Begriff Ihnen zu sagen, wie innig ich Sie verehrte, wie glücklich mich Ihr Vertrauen, Ihre Freundschaft, Ihr Rath machen würde; Ihnen meine Lage zu schildern, Sie zu fragen, was ich thun sollte; aber nie gelang es mir. Endlich wurde mir der Briefwechsel unerträglich. Ich brach ihn unter einem falschen aber scheinbaren Vorwande ab. Es war im Julius vorigen Sommer. Seitdem lebe ich weit ruhiger, nicht eben glücklich — denn Familienuneinigkeiten, die Verschiedenheit meines Karakters und des Karakters Aller mit denen ich leben muß, und was, ich schwöre es Ihnen, mich am meisten kränkt, Sie so selten sehen, mit Ihnen so selten recht von Herzen sprechen zu können, macht mir manche kummervolle Stunde. Aber wenn ich dann auch ein andermal etwas thue, wovon ich glaube, daß es Ihren Beifall erhalten würde, wenn Sie es wüßten, so macht mir das eine herzliche Freude. Ueberhaupt so lange ich Ihre Freundschaft, vielleicht gar Ihr Vertrauen besitze, so lange Sie mit mir zufrieden sind, werde ich nie klagen. Aber sagen Sie mir ja — o ich beschwöre Sie darum, wenn Sie es nicht sind. Und dann noch eine Bitte, theuerste, innigstgeliebte Freundin, machen Sie für mich eben die Ausnahme, die Sie für die Welt gemacht haben.

Ich habe hierin gleiche Ansprüche mit ihr. Auch ich, das betheuere ich Ihnen, will Ihnen nie etwas geheim halten, wie nachtheilig es mir auch sein möchte. Und wie könnte ich es auch Ihnen, der ich soviel danke, die ich so innig verehre, der ich so gern, was ich besitze, aufopfern möchte! — Da haben Sie nun vier vollgeschriebene Seiten, und alle von mir. Nun müssen Sie mir aber auch künftigesmal erlauben, ganz von mir zu schweigen, und bloß Ihren vorigen Brief zu beantworten. Leben Sie tausendmal wohl, beste Freundin.

Wilhelm.

2.

(Tegel) Sonnabend Nachmittag.

Eben habe ich eine recht glückliche Stunde genossen. Jetzt muß ich Ihnen schreiben, beste Freundin, mein Brief wird heiterer werden, und Sie sind sicher, daß ich, wenn ich von den Ursachen meiner Unruhe oder meines Mißmuthes rede, gewiß nicht übertreibe. Ich war eben ausgeritten. Es ist hier im Walde ein kleines, niedliches Birkenthal, abgelegen vom Wege, am Fuße eines ziemlich hohen Berges. Da hab' ich Ihren Namen in eine recht schöne Birke gegraben, und deswegen, und weil man da so still und einsam sitzen kann, besuche ich diesen Ort so oft. Mein kleines Pferd findet nun schon den Weg ohne Zügel dahin, und bleibt jedesmal bei dem Baume stehen, dann steig' ich ab und es graset indeß. Klingt das nicht romantisch? Freilich wohl. Aber mag es immer. Ich danke doch einmal diesem kleinen Thale die süßesten Stunden dieses Sommers, meine reinsten Empfindungen, meine besten Vorsätze; und wie Sie auch darüber urtheilen mögen,

ich kann mich Ihnen einmal nicht anders zeigen, als ich bin. Verzeihen werden Sie mir doch gewiß. Ich hatte Ihren Brief bei mir; ich habe ihn recht oft geleſen. Wie kann ich Ihnen je genug für Ihre herzliche Theilnehmung an meinem Schickſal, für Ihre freundſchaftliche Beſorgniß danken. Wahrlich wenn ich noch ſo traurig, noch ſo niedergeſchlagen wäre, ein Brief, wie der Ihrige, würde mich wieder aufheitern. Wenn Sie es je fühlten, und gewiß fühlten Sie es, wie erquickend die Theilnahme der Freundſchaft in jedem traurigen Augenblick iſt, und wenn Sie wiſſen, was Sie, theuerſte Henriette, mir ſind, welchen Einfluß Sie, und das, was Sie mir ſagen, oder was Sie mir ſchreiben, auf mich, auf die ganze Stimmung meiner Seele hat; o ſo glauben Sie mir gewiß, daß ein Brief, wie Ihr letzter, mich ganze Tage von Kummer vergeſſen macht. Aber nennen Sie es doch nicht Zudringlichkeit, wenn Sie Vertrauen von mir fordern, wenn Sie wünſchen, daß ich Ihnen etwas ſagen ſoll, wovon Sie vielleicht glauben, daß ich es Ihnen verheimliche. In meinen Augen iſt eine ſolche Forderung nur eine Erlaubniß, um die ich ſelbſt ſchon gebeten hätte, wenn ich nicht fürchtete, zu viel von mir ſelbſt zu reden. Sonſt, liebe Freundin, ſoll nichts, nichts was mich angeht, ein Geheimniß vor Ihnen ſein. Glücklich für mich, wenn Sie es nur immer hören wollen. Fahren Sie ja fort, es mir jedesmal, wie Sie jetzt gethan haben, zu ſagen, wenn Sie glauben, daß ich etwas auf dem Herzen habe, was ich Ihnen nicht ſage. Sie wiſſen es ja, meine Beſte, ich habe zu niemand ein ſo völliges, ſo uneingeſchränktes Vertrauen, als zu Ihnen, und, ich darf es ja wohl ſagen, ich glaube es Ihnen bewieſen zu haben. Noch mit niemanden — die Nächſten meiner Familie ausgenommen — ſprach ich, das

ſchwöre ich Ihnen, von der Sache, von der wir geſtern am Fenſter redeten, und ich ſchmeichle mir, daß Sie vortheilhaft genug von mir denken, um dieſe Unterredung für den größten Beweis meines Vertrauens zu Ihnen zu halten. Wenn Sie mich nur nicht ſchon tadeln auch nur mit Ihnen davon geſprochen zu haben. Aber Sie ſind ja die beſte, ja — ich kann es mit Wahrheit ſagen — die einzige Freundin, die ich habe, und Sie haben ſich gegen mich immer ſo edel, ſo vortrefflich, ſo großmüthig gezeigt. Wäre ich deſſen wohl werth, wenn ich Ihnen nicht alles, alles anzuvertrauen bereit wäre. Und der Punkt, von dem wir ſprachen, iſt gerade ein ſo wichtiger für mich, hat einen ſo nahen, ſo großen Einfluß auf meine ganze Lage, daß es unmöglich iſt, dieſe zu kennen, ohne davon unterrichtet zu ſein. Schade daß ich hierüber nichts ſchreiben kann. Und warum nicht? werden Sie ſagen. Nicht darum, liebſte Freundin, weil ich fürchtete, meine Briefe würden noch von Andern als von Ihnen geleſen; aber es ſteht dann ſo für ewig da — und der Gedanke iſt mir verhaßt. Es wird ja wohl noch einen Nachmittag geben, ehe ich Sie auf ein halbes Jahr — o und wer weiß nicht, ob nicht auf ein ganzes! doch davon nachher — verlaſſen muß, wo ich Sie allein finde; und dann erlauben Sie Ihrem Freunde ſein ganzes Herz, auch über dieſen Punkt vor Ihnen auszuſchütten. Ich hoffe doch, Sie ſollen mit mir und mit meinem Betragen zufrieden ſein. Schon längſt hätte ich mich gern deswegen gerechtfertigt; aber gegen wen? Nur gegen Sie darf ich es, und nur gegen Sie, theure Henriette, intereſſirte es mich auch im Grunde. Aber ich eile Ihnen das zu ſagen, warum Sie mich in Ihrem Briefe fragen. Sie könnten gar denken, ich wollte der Antwort ausweichen und das will ich doch nicht. Es

moskovitiſchen Feldzuges, der ein ſcheusliches Garaus genommen, ſtand die Staatsrente ebenfalls 96—97.

Daß Herr von Villèle, trotz aller Finanzkunſt, nicht ganz ſo wohl bei Hofe angeſehen iſt, wie Herr von Chateaubriand, rührt hauptſächlich von den Prieſtern her. Er hat ſie gewaltig vor den Kopf geſtoßen durch die gewiß nur allzugelinde Maßregel des Staatsraths gegen den Hirtenbrief des Erzbiſchofs von Toulouſe. Das Geſtirn der Jeſuiten erhebt ſich mehr und mehr über den Geſichtskreis. Pour faire son chemin, heißt es, il faut avoir la manche longue, ou large et la robe courte. Außerdem ſcheint Herr von Villèle Sr. Majeſtät dem Kaiſer Alexander zu mißfallen.

Der ſchwarze Adler an Hrn. von Chateaubriand hat überraſcht, da in der Meinung des Parterre nichts Erhebliches durch dieſen Miniſter geſchehen, und man zu wiſſen glaubte, daß er keine der Krone Preußen ſehr vortheilhafte Geſinnungen von Berlin zurückgebracht.

Die heutigen Abendblätter bringen uns die Rede, womit das engliſche Parlament eröffnet worden. Sie iſt, wie alle Reden vom Throne, wenn ſie nicht Krieg verkünden, ein bloßes Paradeſtück. England wird, wenn ich den Sinn recht gefaßt habe, in Hinſicht der ſpaniſchen Kolonien geſchehen laſſen, was geſchehen kann und nicht geradezu ſeinem Vortheile zuwiderläuft. Alſo darf Frankreich dem Könige von Spanien zu Behauptung ſeiner Herrſchaft allen möglichen Vorſchub leiſten.

Von Vielen wird dieſes Zulaſſen als ein ſchlauer Staatsſtreich betrachtet, der Frankreich und Spanien zu eitlem, nichts bezweckendem Kraftaufwande verleite. Laut ſpricht das Handelsintereſſe für die Unabhängigkeit von Mexiko und Südamerika; Herr Canning, Lord Liverpool ſchmeicheln ihm offenbar. Allein giebt es nicht in England eine anſehnliche,

iſt mir ja ſo angenehm, daß ich mit Ihnen darüber reden darf. Ich ſagte Ihnen ſchon geſtern, daß die größte Urſache meines Mißmuthes in mir ſelbſt liege, und das iſt auch gewiß ſehr wahr. Ich übergehe den Kummer, den mir ſo mancher Fehler macht, den ich noch immer an mir bemerke. Denn mit wie vielem Rechte ich ihn auch anführen könnte, ſo könnte es Ihnen eine erkünſtelte Beſcheidenheit ſcheinen; und das möchte ich ſo ungern. Ich habe, Gott weiß, ob durch die Natur, oder durch Gewohnheit, oder durch irgend einen Umſtand meines Lebens einen Zug des Karakters erhalten, der meiner künftigen Beſtimmung ganz zuwider iſt. Nicht daß ich nicht Luſt hätte, arbeitſam und thätig zu ſein, nein, liebſte Freundin, vielmehr iſt es mein einziger Zweck, nützlich zu werden, und ich bin bereit, dieſem Zwecke alles, wie ſchwer es auch werden möchte, aufzuopfern. Aber ich muß künftig mit vielen Menſchen leben, und gerade mit Menſchen von meinem Schlage, wie ich ſie nicht liebe. Und jetzt iſt es mein einziger Wunſch, ſoviel als möglich allein, und einſam zu ſein, jetzt würde ich, wenn ich meiner Meinung folgen könnte, die Einſamkeit nur mit der Geſellſchaft eines Freundes, oder einer Freundin, wie Sie, vertauſchen. Und nun iſt es nicht bloß das Unangenehme mit ihnen leben zu müſſen, es entſteht auch noch das daraus, daß auch ich ihnen nothwendig mißfallen muß, daß ſie mich ſchief beurtheilen, und nur etwa eine, und gerade die Seite an mir herausheben, auf die ich ſelbſt den wenigſten Werth ſetze. Allein dies iſt bei Weitem nicht alles. Es giebt etwas, das ſeinen Sitz weit tiefer, ſo tief in meiner Seele aufgeſchlagen hat, daß nichts es ſo leicht daraus verbannen wird. Es iſt einmal mein einziger Wunſch, meine einzige Sehnſucht, die einzige Art der Glückſeligkeit,

die ich mir denken kann — zu lieben und wieder geliebt zu werden, und dieſes Glück werde ich nie, nie genießen. Fragen Sie nicht warum? theuerſte Freundin. Ich kenne mich zu gut, die Urſache liegt in mir, und ich kann ſie nicht ändern. Wenn ich ſelbſt ein Mädchen fände, die gerade ſo wäre, wie ich, ich ſelbſt würde ſie kaum lieben. Ich ſagte neulich zur Hollwede von einem Mädchen, das ſie kennt, daß nur den erſten Tag es Ueberwindung koſten würde, ſie zu lieben, hernach würde man recht glücklich mit ihr ſein. Von mir möchte ich ſtatt des Tages die erſten Jahre ſagen, und auch dann möchte ich nicht den Erfolg verſprechen. Ich weiß es zu gut, ich kann nichts als Gegenliebe wiedergeben, und das iſt ſo wenig; aber die, das fühle ich, würde rein und treu, und herzlich ſein. Denn, was für mich noch das Unglücklichſte iſt, wenn ein Eindruck auf mein Herz geſchieht, da iſt er ſo tief, daß auch eine lange Zeit ihn auszulöſchen Mühe hat! Glauben Sie darum nicht, daß ich vielleicht jetzt noch die liebe, von denen ich Ihnen in meinen erſten Briefen ein paarmal ſchrieb. Das war nicht rechte Liebe; damals hielt ich es wohl dafür. Aber ich fühl' es, die war es nicht, die hätte ſonſt länger gedauert. Nehmen Sie nun dieſe innere Stimmung meiner Seele, denken Sie jene äuſſere Lage, von der wir noch geſtern ſprachen, hinzu, vergeſſen Sie auch ja nicht, daß ich nirgends auf der Welt ſo gern bin, als bei Ihnen, theuerſte Freundin, und daß ich jetzt nur ſo ſelten kommen kann — und dann frage ich Sie ſelbſt, ob ich nicht Urſache, volle Urſache habe, traurig zu ſein? Gewiß habe ich ſie, und nur erſt ſeit wenigen Monaten öffnen ſich meinem Auge frohere Ausſichten. Dieſe Ausſichten gewährt mir die Freundſchaft, die Sie mir beweiſen. O, liebe Henriette, Sie können ſoviel dazu thun meinem

Herzen mehr Ruhe, und meiner Seele mehr Heiterkeit zu verſchaffen, wenn Sie fortfahren, mir ſo gut zu ſein, als ich glaube — o verzeihen Sie meiner Offenherzigkeit — daß Sie mir ſind, wenn Sie mir Ihr Vertrauen wenigſtens in ſofern geben, daß Sie mir alles das ſagen, was Sie über mich denken. O thun Sie es ja. So ſelten ich Sie auch jetzt ſehe, ſo ſehe ich Sie doch zu oft, als daß ich nicht hie und da etwas ſagen, oder etwas thun ſollte, das Ihnen mißfällt. Sagen Sie es mir doch jedesmal. Es iſt mir ja ſo wichtig, ganz ſo zu ſein, als Sie es wünſchen, und haben Sie mich je widerſpenſtig geſehen? Auch in meinen Briefen mag ſo manches ſtehen, was Sie anders wünſchten. Schreiben Sie es mir doch immer, wenn Sie vielleicht einmal glauben, daß ich nicht recht offenherzig ſchreibe, daß ich Ihnen etwas verſchweige, oder daß das, was ich Ihnen ſage, nicht ganz ſo wahr iſt; oder wenn ich einmal Ihre Güte mißbrauchen, wenn ich zu vertraulich werden ſollte. — Hier haben Sie nun, was Sie forderten, beſte Freundin. Die größte Urſach liegt, wie Sie ſehen, in mir ſelbſt, und wird, wie ich glaube, nie gehoben werden. Nennen Sie es immer Schwachheit, nennen Sie es gar Schwärmerei; haben Sie nur wenigſtens Mitleid mit mir, ſpotten Sie nur nicht darüber. Es iſt doch einmal etwas, das ich empfinde, und ſo lebhaft empfinde, etwas, das ſich nicht wegſpötteln und nicht wegvernünfteln läßt. Nie hätte ich es Ihnen ſo ausführlich geſchrieben, wenn Sie mich nicht dazu aufgefordert hätten. Laſſen Sie mich nun aber auch Ihr Urtheil darüber wiſſen, ſagen Sie mir recht ausführlich, was Sie über mich und mein Schickſal denken. Von wem möchte ich das lieber wiſſen, als von Ihnen, beſte Henriette. — O ich nenne Sie jetzt immer bei dieſem traulichen Namen; der Gedanke,

Sie ſo nennen zu dürfen, iſt mir ſo angenehm; aber wenn ich es auch nur darf, wenn Sie mich auch nur dieſer Vertraulichkeit werth halten. O ſchreiben Sie es mir, wenn ich nicht ſoll. Aber Ihr Stillſchweigen wird mir eine Erlaubniß ſein, und darin danke ich Ihnen ſchon im voraus von ganzem ganzem Herzen dafür. Ich ſagte erſt von Frankfurt. Stellen Sie ſich vor, man fängt jetzt an davon zu ſprechen, daß es wohl leicht nöthig ſein dürfte, daß ich ſtatt eines halben, ein ganzes Jahr dabliebe. Sie können ſich vorſtellen, was mir dies für eine neue erfreuliche Ausſicht giebt. Noch ein halbes Jahr länger von Ihnen entfernt zu ſein! O das würde mir ſchwer werden! Bis jetzt aber iſt noch alles ungewiß, und Kunth iſt nicht dafür! Ich werde, das können Sie leicht denken, dagegen arbeiten, ſoviel ich kann. Allein wenn man nun ſagt, daß es nützlich, vielleicht ſogar nothwendig iſt, und wenn ich einſehe, daß man Recht hat, was will ich dann thun? Auf alle Fälle kommt aber doch alsdann Kunth und mein Bruder auf Oſtern zurück, und ich bleibe allein den Sommer in Frankfurt. Nun iſt es wohl endlich Zeit, dieſen überlangen Brief zu ſchließen. Mich ſoll nur wundern, was Sie dazu ſagen werden. Wenn Sie aber auch mit vielem, was ich geſchrieben habe, unzufrieden wären, ſo können Sie es doch damit nicht ſein, daß ich es ſchrieb. Sie forderten ja doch Wahrheit. Leben Sie recht wohl, theuerſte Freundin, und denken Sie manchmal an Ihren Freund.

W.

3.

(Tegel) Sonnabend früh.

Wie geht es Ihnen denn, was machen Sie, beste theuerste Freundin? Mehr als acht Tage sind nun verflossen, seitdem ich Sie nicht gesehen, seitdem ich keine Zeile von Ihnen gelesen habe. Und da ich Sie das letztemal sah, waren Sie so mißvergnügt, so traurig. Ich kann Ihnen nicht beschreiben, wie lang mir die Zeit seit dem Freitag geworden ist, da ich zum letztenmal bei Ihnen war. Die Hollwede, und Alle, die sonst noch hier sind, klagen, daß ich unaufgelegt, daß ich verdrießlich bin; aber wie soll ich's ändern? Es sind nur noch zwei Monate hin, so muß ich mich auf ein ganzes halbes Jahr von Ihnen trennen, und nun werden mir von den wenigen Tagen, da ich Sie noch sehen, da ich noch Ihren Umgang genießen könnte, noch so viele geraubt. O und wenn dies nur die letzten wären, die ich verlieren muß; aber wer weiß, welche Hindernisse mich noch um so manchen Dienstag und Freitag bringen. Schon künftigen Freitag kann ich nicht zu Ihnen kommen. Mein jetziger Aufenthalt hier macht, daß ich ein paar Stunden, die ausgefallen sind, nachholen muß, und dazu ist kein anderer Tag als Freitag übrig. Dann bin ich also bis nach sechs Uhr beschäftigt, und dann ist es zu spät: Nehmen Sie nun dies alles zusammen, und setzen Sie noch hinzu, daß ich Donnerstag auf einer Hochzeit sein mußte, da drei Stunden lang Pfänderspiele spielen, wobei alles auf ein leidiges Küssen hinauslief — und Sie wissen, was ein Kuß bei einem Pfänderspiele ist — dann bis an den Morgen um drei Uhr tanzen, daß ich heute wieder tanzen muß, und daß man bei allen diesen Gelegenheiten doch wenigstens

luſtig ſcheinen muß, daß ich kaum einen habe, dem ich ſagen kann, daß ich mißvergnügt bin, und keinen, dem ich ſagen könnte, warum ich es bin, und ich frage Sie ſelbſt, liebſte Freundin, ob ich nicht volles Recht habe, verdrießlich zu ſein? Möchten nur Sie recht vergnügt indeß geweſen ſein! Wie bald würde ich dann das Unangenehme dieſer acht Tage vergeſſen! Wie oft habe ich daran gedacht, und wie viel hätte ich darum gegeben, nur zu erfahren, ob Sie vergnügter wären, als Sie es Freitag Nachmittag waren. Ich wünſche wohl, daß Sie einmal drei oder vier Wochen allein auf dem Lande zubringen könnten. Ihre Geſundheit und Ihre Ruhe würden gewiß dabei gleich viel gewinnen. Der ungeſtörte Genuß der freien Natur würde — ich glaube Sie genug dazu zu kennen — Ihre Seele heiterer, für jeden angenehmen Eindruck empfänglicher machen; und dann würde weniger Gelegenheit zu Verdruß und Kummer ſein, der Sie doch hier ſchwerlich je ganz entgehen können. Wie ſehr bedaure ich Sie deßhalb, theuerſte Freundin. Und doch iſt eben dies auf der andern Seite mit einem Vortheile verknüpft, den Sie gewiß um keinen Preis würden verlieren wollen. Denn woher entſpringt eigentlich ſo oft dieſer Kummer? Die, mit denen Sie am meiſten leben, und die vielleicht oft die Gelegenheit dazu ſind, denken gewiß auch edel, lieben Sie gewiß aus dem Grunde ihres Herzens; aber ſie empfinden nur nicht ſo fein, ſo lebhaft als Sie, und darum können ſie ſich oft nicht vorſtellen, daß das, was ſie ſagen, oder thun, einen ſolchen Eindruck auf Sie machen werde, da ſie es gewiß nicht ſagen und nicht thun würden, wenn ſie das wüßten. Wären Sie, liebſte Freundin, weniger empfindſam, weniger gefühlvoll, ſo würden Sie gewiß ruhiger leben. Wollten Sie aber wohl, ich

frage Sie ſelbſt, wollten Sie wohl dieſe größere Ruhe um einen ſolchen Preis erkaufen? O gewiß nicht, und Sie würden ſich auch gewiß ſelbſt die größeſten Freuden des Lebens rauben, wenn Sie es thäten. Die kälteren gleichgültigern Menſchen empfinden freilich weit weniger Kummer, und den, welchen Sie empfinden, in einem weit geringeren Grade. Aber ſie empfinden auch weit weniger Freuden, und der Freuden giebt es doch gewiß noch immer weit mehr als des Kummers in dieſem Leben. Denn wenn die kummervollen Stunden nicht die Ausnahme wären, warum würden wir uns ſo lange an ſie erinnern? Der Eindruck, den ſie auf uns machen, iſt doch gewiß nicht ſtärker, als der, den ein froher Augenblick in uns hervorbringt. Beinahe möchte ich wieder die Offenherzigkeit entſchuldigen, mit der ich Ihnen über Sie und Ihre Lage ſchreibe. Aber Sie haben es mir ja erlaubt, und es iſt ſo ſchön, gerade ſo zu ſprechen, als man denkt. Ich habe dieſe Glückſeligkeit ſo lange entbehren müſſen, und vielleicht darum noch höher ſchätzen gelernt. Jetzt verdanke ich ſie Ihnen, theuerſte Freundin, und ich kann Ihnen nicht ſagen, wie glücklich ich dabei bin. — Ich muß hier aufhören, liebſte Freundin. Sie können nicht glauben, was es jetzt für Störungen und Zerſtreuungen hier giebt. Ich kann kaum eine einzige Stunde Muße finden. Doch hoffe ich noch, morgen Zeit zu gewinnen, um Ihnen noch mehr ſchreiben zu können.

Sonntag Morgen.

Das war wieder ein ganzer Nachmittag vertanzt, von drei Uhr bis zehn. Vergnügen hat es mir eben nicht gemacht; aber es tödtet doch wenigſtens die Zeit, und übertäubt gleichſam die Langeweile. Sonſt habe ich recht gefühlt,

wie wenig Vergnügen das Tanzen gewährt, wenn einem die Gesellschaft, mit der man tanzt, nicht werth ist. Aber, werden Sie fragen, war denn die Gesellschaft so schlecht, so langweilig? Das eben nicht, liebste Freundin, es waren recht hübsche Mädchen, ein paar sogar schön, auch tanzten sie sehr gut; es fehlte ihnen nur etwas mehr Geist und Bildung, und Sie wissen es, ich bin einmal verwöhnt. Vor einiger Zeit hätte es mir in dieser Gesellschaft gewiß sehr gut gefallen. Aber gestern hätte sie noch besser sein können, und ich würde doch wenig Vergnügen genossen haben. Ich konnte es immer noch nicht vergessen, daß alle diese Gesellschaften daran schuld waren, daß ich Freitag nicht hatte zu Ihnen kommen können. Und überhaupt — ich sollte es Ihnen nicht sagen, Sie könnten es wieder für Schmeichelei halten, aber es ist es gewiß nicht, — jede Gesellschaft, wo Sie nicht sind, ist mir jetzt uninteressant, höchst uninteressant, und Sie wissen gewiß selbst aus Erfahrung, wie nah das Uninteressante an das Langweilige gränzt. Eine halbe Stunde habe ich mich gestern von den Uebrigen losgemacht. Da bin ich spazieren gewesen, und habe an Sie gedacht, theuerste Freundin, habe gewünscht, o recht innig gewünscht, daß Sie vergnügter sein möchten, als ich es war.

Sie sind so gütig gewesen, mir Dienstag durch Andere sagen zu lassen, daß Sie nicht in die Gesellschaft kommen würden. Wie sehr danke ich Ihnen dafür. Ich sehe daraus, daß Sie doch manchmal an mich denken, daß es Ihnen leid thut, wenn Sie mir selbst das Vergnügen rauben müssen, Sie zu sehen; und wie soll ich Ihnen ausdrücken, wie sehr mich das freut. Mein Bruder hat an Behr geschrieben, aber ich bin nicht ganz mit dem Briefe zufrieden. Ich fürchte Behr merkt etwas von dem, was

Sie mir neulich sagten, und was ich meinem Bruder wiedererzählt habe, und wiedererzählen mußte, wenn ich machen wollte, daß er ihm bald schreiben sollte. Künftigen Dienstag sehe ich Sie doch gewiß, beste Freundin? O wie sehr wollte ich Sie bitten, mir Dienstag nicht wieder einen so traurigen Abend zu machen, als letzthin. Wenn Sie nur diesen Brief vor Dienstag kriegen könnten; aber so muß ich es schon dem Schicksale allein überlassen. Nun leben Sie recht, recht wohl. O wenn Sie wüßten, wie oft ich in der langen Zeit, da ich Sie nicht gesehen, an Sie gedacht habe, wie oft ich mich zu Ihnen, in Ihren Garten versetzt habe, Sie würden vielleicht dann auch meine Bitte erfüllen, und sich auch meiner manchmal erinnern. O thun Sie es doch, theuerste Freundin, vergessen Sie doch Ihren armen Freund nicht ganz, der kein anderes Vergnügen kennt, als Sie zu sehen, Sie zu sprechen, und der dies Vergnügen nun schon so lange hat entbehren müssen. Leben Sie recht wohl.

W.

4.

(Tegel) Mittwoch Abend.

So ist er denn wieder verstrichen, der frohe, glückliche Tag, an dem ich Sie so lange sehen und so ungestört mit Ihnen reden konnte! O wie vielen vielen Dank bin ich Ihnen noch schuldig, theuerste Freundin, für alle die Güte, die Freundschaft, die Sie mir erwiesen, für das Vergnügen, das ich in Ihrer Gesellschaft genossen habe! Ach bald bald werde ich es nicht mehr genießen, noch wenige Wochen, und ich kann Sie in einem ganzen halben Jahre

nicht sehen. O wer, liebe Henriette, wer wird mir diese lange Zeit ertragen helfen? Wer könnte es, als nur Ihre lieben, innigen, freundschaftlichen Briefe, und die, die soll ich entbehren! Aber warum rede ich schon jetzt von dieser traurigen Zukunft? Warum quäle ich mich schon jetzt mit der Vorstellung davon? Wird mich das wirkliche Gefühl nicht genug schmerzen? Wäre doch der heutige Tag mit dem Augenblick geendigt gewesen, da Sie von uns wegfuhren! Aber nach Ihnen noch ein paar Stunden in Tegel zuzubringen, in einer völlig gleichgültigen Gesellschaft nach Hause zu fahren, und nicht einmal ruhig und ununterbrochen an Sie denken zu können, o das war schrecklich. Ich wäre so gern noch heute Abend wegen des Pelzes der Meyer'n selbst zu Kircheisen's gekommen; ich hätte Sie doch vielleicht noch gesehen. Allein die gute Salomon nöthigte mich herein, und nun durfte ich doch wohl nicht gleich wieder fortgehen, ohne die Achtung zu verletzen, die ich Ihrer Freundin schuldig bin. Desto mehr habe ich mit der Levin von Ihnen gesprochen; es ist ein amüsantes kluges Mädchen. Was wir geredet haben, wird sie Ihnen wohl selbst morgen erzählen. — Ob ich Sie wohl Freitag sehen werde? Daß ich es so gern thäte, das wissen Sie. Aber wenn ich Sie auch nicht sehe, so danke ich Ihnen doch von ganzem Herzen, beste Freundin, schon für das Versprechen, zu machen, daß wir gebeten würden. Ach Sie sind so gut, so gut gegen mich, liebe Henriette, so viel mehr, als ich es verdiene. Und ich sollte je aufhören können, Ihnen gut zu sein, je aufhören können, Sie zu lieben, Sie je nur weniger innig, weniger herzlich lieben önnen, als jetzt? Nein, Henriette, halten Sie mich jeder Schwachheit, jedes Fehltritts fähig, nur keiner Untreue, keiner Unbeständigkeit, ich bitte Sie darum. Wenn Sie

vielleicht überwiegendere Masse von Meinung, die das Handelsintereſſe mit ſcheelen Blicken ſieht. Es dünkt ſie nahverwandt mit Radikalism, der in England ebenſo verhaßt iſt, wie der Jakobinism in Frankreich. Wir ſind reich genug, brauchen nicht noch reicher zu werden, das Glück des Handels macht die unteren Klaſſen muthwillig. So ſetzten römiſche Kaiſer weiteren Eroberungen ein Ziel, weil ihnen die Soldaten gefährlich wurden. Denken ließe ſich, daß, während die Außenſeite des Miniſteriums dem Handel die ſchönſten Hoffnungen reicht, die innere Macht des Kabinets ganz im Geiſte der heiligen Allianz athme und ſeinen angeblichen Konſuln Auftrag ertheile, den Samen der Zwietracht in die Staaten auszuſtreuen, bei denen ſie akkreditirt ſind. In Mexiko herrſcht der wunderlichſte Begriffs- und Kastenwirrwarr von der Welt und die Südamerikaner ſind vermuthlich noch ſchlechteres Geſindel als die Spanier. Sie müſſen doch wohl ſo gut wie dieſe zu bearbeiten, zu beſtechen, zu bethören ſein.

Dem Gouverneur von Martinique iſt es gelungen, Cuba in einen Zuſtand von Neutralität zu ſänftigen. Die weiße Bevölkerung der Inſel beläuft ſich auf 300,000 Seelen. Von der farbigen iſt wenig oder nichts zu fürchten. Havannah ſcheint der diplomatiſche Waffenplatz, von welchem aus auf Mexiko eingewirkt wird. Aller Wahrſcheinlichkeit nach iſt Iturbide zum Gebrauch ſeines Einfluſſes nach England berufen worden. Aus Frankreich ſchiffen fortwährend Streitkräfte nach Weſtindien. Deren befinden ſich ſogar im ſüdlichen Ozean. Gelingt es, Mexiko zu unterwerfen, ſo ſieht ſich Südamerika von der Rückſeite angegriffen.

Aber die Vorſtellungen, welche ich Ihnen hier entwickele, zerrinnen wie Irrlichter, ſobald ſich mir das Bild der nordamerikaniſchen Freiſtaaten ſpiegelt. Dieſe können unmöglich

wußten, wie Sie, und nur Sie allein meine ganze Seele beschäftigen, wie ich nur dann recht froh, recht zufrieden bin, wenn ich bei Ihnen sein, oder doch recht ungestört an Sie denken kann, wie meine Aussicht in eine glücklichere Zukunft sich nur darauf gründet, daß Sie, meine Theuere, fortfahren, mir so gut zu sein, als ich oft glaube, daß Sie mir jetzt sind; o dann würden Sie nicht besorgen — wenn es denn eine Besorgniß für Sie ist — daß ich je aufhören könnte, das für Sie zu empfinden, was ich jetzt empfinde. Wie lange schon suchte ich, sehnte ich mich nach einer Freundin, der ich mein ganzes Herz ausschütten, deren Vertrauen ich verdienen, die ich recht, recht innig lieben, und dadurch glücklich sein könnte. Diese Freundin habe ich jetzt gefunden, gewiß in Ihnen gefunden, theuerste, innigstgeliebte Henriette, — denn Sie haben mich ja Ihrer Freundschaft gewürdigt, erlauben mir ja, Ihnen jede Empfindung meines Herzens zu entdecken — und ich sollte jetzt dieses Glück nicht zu schätzen wissen, sollte es nicht genießen, nicht so lange genießen wollen, als Sie mir es zu genießen verstatten? Ist denn auch das, was ich für Sie empfinde von der Art, daß es so leicht wieder erlischt, so leicht von Gegenstand zu Gegenstand flattert? O, Henriette, klagen Sie die Freundschaft, die reinste, innigste, herzlichste Freundschaft nicht so ungerecht an! Ich fühle zu sehr, daß meine ganze Ruhe, meine ganze Zufriedenheit nur von Ihnen abhängt, daß Ihre Freundschaft mir unentbehrlich geworden ist, als daß ich nicht alles thun sollte, sie mir zu erhalten. Möchten Sie doch mein ganzes Herz sehen können, nur Ihnen, beste Freundin, würde ich mich nicht scheuen, es zu zeigen, Sie würden dann gewiß sehen, daß ich nie anders gegen Sie denken kann. Wie gern hätte ich Ihnen das schon öfter gesagt, wie gern hätte ich Ihnen

ſchon öfter verſichert, daß ich Sie gewiß ewig, ewig lieben werde. Allein ich geſtehe es Ihnen, oft, oft hielt mich die Furcht zurück, daß Sie mir böſe werden möchten. Wenn ich Ihnen manchmal mit mehr Wärme ſchrieb, wenn ich manchmal den Ausdruck meiner Empfindung weniger mäßigte; o wie begierig war ich dann auf Ihre Antwort, mit wie viel Furcht öffnete ich ſie, und wie dankte ich Ihnen hernach in meinem Herzen, daß Sie mir wenigſtens verziehen hatten, waren Sie auch gleich vielleicht mit dem unzufrieden, was ich Ihnen geſchrieben hatte. Das wird mich auch gewiß oft noch quälen, wenn ich Ihnen von Frankfurt aus ſchreiben werde. Da kann ich nun gar keine Antwort von Ihnen erhalten; wie werde ich da immer in Sorgen ſtehen, ob ich auch nicht vielleicht durch ein Wort, durch einen Ausdruck, Ihre Güte, Ihre Freundſchaft gemißbraucht, ob ich Sie auch nicht vielleicht böſe auf mich gemacht habe. O gewiß, liebe Henriette, Sie müſſen mir noch hier recht aufrichtig, recht ohne Zurückhaltung und Schonung ſagen, in wie weit dieſe Furcht gegründet iſt, wenn ich Ihnen den Winter über ganz frei, ganz offenherzig ſchreiben, alles ſchreiben ſoll, was ich empfinde. Sie werden es mir doch ſagen? Verzeihen Sie mir dieſe Furchtſamkeit, tadeln Sie mich deßhalb nicht. Der Gedanke, Ihre Freundſchaft zu verlieren, iſt mir zu unerträglich. Wenn Sie mir nicht mehr gut wären! Gott, was ſollte ich dann anfangen? Ich bin, Sie wiſſen es, ſchon jetzt manchmal ſo unglücklich; wenn ich nun noch Ihre Freundſchaft verlöre, dieſen einzigen Troſt, dieſe einzige Quelle aller Freuden, die ich jetzt genieße! — o, Henriette, laſſen Sie mich nicht daran denken. — Leben Sie wohl, beſte Freundin! Ach, vielleicht habe ich nur noch zu viel Zeit, dieſen Brief fortzuſetzen! Leben Sie recht, recht wohl!

W.

5.

(Berlin) Sonnabend Nachmittag

Wie herzlich leid hat es mir gethan, theuerſte Freundin, daß ich geſtern nicht habe zu Ihnen kommen können, aber ich konnte wirklich nicht. Und doch bin ich den ganzen Nachmittag bei Ihnen geweſen, denn ich habe immer nur an Sie gedacht. Allein freilich unterſcheidet ſich dadurch dieſer Nachmittag um nichts von allen übrigen Tagen. Sie ſchrieben mir neulich, Sie wollten gern einer Geliebten, aber keiner Freundin nachſtehen. Wie, liebe Henriette, wie ſollten Sie je in meinem Herzen irgend einer Andern nachſtehen, Sie mögen ſie nun eine Geliebte, oder eine Freundin nennen! Ich ſagte es Ihnen ſchon letzthin, und es iſt ſo wahr; es iſt mir unmöglich, jetzt recht eigentlich zu lieben; Sie, Sie allein erfüllen zu ſehr meine ganze Seele. Und wenn ich auch einmal einem Mädchen gut, recht gut wäre, ſo würde ich doch für dieſe nie, nie das empfinden, was ich jetzt für Sie empfinde. Ich kann es mir ſogar vorſtellen, wie meine Geſinnungen gegen Sie und gegen jene verſchieden ſein würden. Gegen Sie würden ſie immer wärmer, inniger, vertraulicher, aber zugleich auch mit größerer Ehrfurcht, mit einem lebhaftern Gefühl, wie wenig ich noch Ihrer Freundſchaft werth wäre, mit größerer Beſorgniß, ſie zu verlieren, verbunden ſein. Jene würde ich auch treu und herzlich lieben, aber doch nie mit der Wärme, mit der Innigkeit, ich würde ihr nie ſo offenherzig, wie Ihnen jede, auch die geheimſte Empfindung meines Herzens vertrauen, ich würde nicht ſo ängſtlich ſein, ihre Liebe oder ihre Freundſchaft wieder zu verlieren. Wenn Sie je aufhörten, mir gut zu ſein, ſo würde ich unglücklich ſein, und, wie ſehr mich jene auch liebte, ſo würde mich ihre

Liebe doch nie trösten können, änderte aber jene ihre Gesinnung gegen mich, so würde es mich nur dann recht eigentlich kränken, wenn ich daran schuld wäre. Sie, liebste Freundin, würden gleich erfahren, wenn ich ihr gut wäre; aber wie müßte jene sein, und wie lange müßte ich sie kennen, wenn ich ihr sagen sollte, wie gut ich Ihnen wäre. Glauben Sie auch nicht, daß ich mich nach so einer Verbindung eben sehnte. Bin ich nicht schon durch Ihre Freundschaft so glücklich, so viel glücklicher, als ich es verdiene? Und würde ich denn durch jene Verbindung glücklicher werden, ich könnte ja doch einer Andern nie so gut sein, als Ihnen, die Freundschaft, selbst die Liebe einer Andern würde mich ja doch nie so innig glücklich machen, als mich Ihre Freundschaft macht, als sie mich machen würde, wenn ich völlig gewiß wäre, sie ganz zu besitzen. Und gesetzt auch es läge irgend einer daran, daß ich ihr gut wäre; würde sie nicht dennoch gern Ihnen nachstehen wollen, o wenn sie Sie kennte, und wollte sie das nicht, so könnte auch ich sie nicht lieben. Welche Rechte, wenn ich auch nur das sagen wollte, besitzen Sie nicht schon auf meine Dankbarkeit, und auf mein Vertrauen! Sagen Sie selbst, was würden Sie von mir denken, wenn ich unbescheiden genug sein sollte, von Ihnen zu fordern, daß Sie mich irgend einem Ihrer Eltern, Freunde vorziehen sollten, wenn ich nicht diesen gern nachstehen wollte, da sie doch gewiß in längerer Zeit mehr Gelegenheit gehabt haben, Ihnen zu zeigen, daß sie Ihrer Freundschaft nicht unwerth sind. Glauben Sie also nicht, daß ich je eine Andere Ihnen vorziehen, sie je mehr lieben könnte, als Sie. Sie thäten gewiß meinem Herzen sehr Unrecht, liebe Henriette; denn wahrlich wenn ein gewisser Grad von Freundschaft noch von Liebe verschieden ist, so hat die Freundschaft auf ewig

die Liebe aus meinem Herzen verdrängt. Möchten nur auch Sie mir recht gut ſein, beſte Henriette; ach oft glaube ich es, Sie ſagten es mir ja manchmal. Aber Sie kennen ſo manchen beſſern, vorzüglichern Menſchen als ich bin, Sie können noch täglich ſo manchen kennen lernen, ich habe ſo gar nichts, wodurch ich Ihnen gefallen, und noch weit weniger, wodurch ich Ihre Freundſchaft verdienen könnte; wie iſt es wohl möglich, daß Sie mir gut wären, oder anders gut wären, als vielleicht nur aus Mitleid, weil Sie ſehen, daß ich ſonſt ſo unglücklich ſein würde? So denke ich oft bei mir ſelbſt, liebe Henriette, und wenn ich ſo denke, dann werde ich immer ſo traurig, dann weine ich ſo manche Thräne im Stillen. Aber mag mich auch immerhin jeder Andere in jeder Eigenſchaft übertreffen, ſo giebt es doch gewiß niemanden auf der Welt, der Sie ſo innig, ſo herzlich liebt, als ich, niemanden, der es ſo treu, ſo aufrichtig mit Ihnen meint, als ich, niemanden, der ſo gern wie ich alles thun, alles hingeben möchte, um Sie nur recht glücklich zu ſehen; und das iſt es auch nur, was mir noch einige Hoffnung giebt, daß Sie das vielleicht wiſſen, daß Sie es mir vielleicht glauben, wenn ich es Ihnen ſage, und daß es Sie doch vielleicht etwas freut.

Ich habe Ihnen wieder recht offenherzig geſchrieben. Sie ſagten mir neulich, es freute Sie, mein ganzes Herz vor Ihnen offen liegen zu ſehen: o, wenn das iſt, ſo ſehen Sie es gewiß heute ſo ganz, wie es iſt. Ich brauche doch nicht mehr deßhalb um Verzeihung zu bitten? Ich glaube kaum, daß ich Ihnen Dienſtag werde dieſen Brief geben können, was wird das wieder für ein Dienſtag werden. Wenn Sie ſich indeß nur da, wo Sie ſind, amüſiren, dann opfre ich Ihnen gern den Abend auf, wie groß auch das Opfer iſt. Sehe ich Sie Dienſtag nicht, ſo ſchreibe ich wohl

bis Freitag noch mehr. Leben Sie recht wohl, liebe Henriette, und denken Sie manchmal an den armen

W.

6.

(Berlin) Sonnabend Nachmittag.

Wie glücklich macht mich das Vertrauen, was Sie mir gestern bewiesen haben! Sie sprachen so offenherzig, so ohne Zurückhaltung mit mir. Ich kann Ihnen nicht sagen, wie sehr mich das gefreut hat. Ich sehe mich dadurch der Erfüllung meines einzigen Wunsches näher. Nie soll es Sie gereuen, liebe Henriette, mich Ihres Vertrauens nicht unwerth gehalten zu haben; gewiß nie. Ich habe noch viel über das nachgedacht, worüber wir gestern zuletzt sprachen. Ob Sie ihm auch nicht vielleicht Unrecht thun, beste Freundin? Ob Sie auch nicht vielleicht unzufriedener mit ihm sind, als Sie es zu sein Ursache haben? Ich will zugeben, daß er Sie liebt, sogar daß er in Sie verliebt ist. Aber wollen Sie das nicht verzeihen? O bei so viel Schönheit, theuerste Henriette, muß man ein wenig nachsichtiger sein, und wie, wenn sich dazu nun noch ein Geist und ein Herz gesellen, die die Schönheit vergessen lassen? Und gewiß er liebt Sie auf eine edle Art. Ich glaube nicht, daß er jetzt auf eine andere Art lieben kann. Ich halte ihn zu gut dazu. Bedenken Sie es auch selbst. Er ist Gatte, er ist Vater, er hat eine junge hübsche Frau, die ihn über alles liebt, und die — lassen Sie uns billig sein — wenn sie gleich stolz ist, doch gut und sanft, und rechtschaffen ist. Sie haben mir selbst oft gesagt, daß er sie sehr liebt, daß er ihr alle mögliche Aufmerksamkeit erzeigt. Sie haben mir

noch das Beiſpiel von dem Ringe erzählt. Sie erinnern ſich, wie er während ihrer Krankheit traurig war, wie ihm oft die Thränen in den Augen ſtanden. Nein, liebe Freundin, wenn ich das alles zuſammennehme, ſo kann ich nicht anders als gut von ihm denken. Und geſetzt ſogar, er wäre fähig, auf eine weniger edle Art zu lieben, ſo könnte er Sie doch nicht ſo lieben. Es iſt wahrlich unmöglich, daß er Sie zwei Jahre kennen, Sie zwei Jahre faſt täglich ſehen ſollte, und Sie dann noch auf dieſe Art lieben. Nein, er hätte längſt aufgehört, zu Ihnen zu kommen, oder ſeine Liebe hätte eine andere Geſtalt angenommen, und wäre edler geworden. Und nun, theure Henriette, wenn er Sie auf eine ſo edle Art liebt, können Sie dann noch unzufrieden mit ihm ſein? Aber, ſagen Sie, er fordert ſoviel? er iſt eiferſüchtig! er fordert Freundſchaft und Vertrauen, die innigſte Freundſchaft, das größeſte Vertrauen! Das iſt freilich ſehr viel, freilich mehr, als man fordern ſollte. Ich geſtehe überhaupt ein, daß es nicht recht iſt, ſo etwas zu fordern; aber auch nicht es zu wünſchen? Das ſagen Sie nicht, Henriette, Sie ſprechen ſonſt gewiß nicht ihm allein das Urtheil. Das Unrecht liegt alſo nur darin, daß er es fordert. Und, wenn Sie unpartheiiſch urtheilen wollen, iſt das wohl eigentlich Schuld des Herzens? Liegt es nicht mehr nur daran, daß er vergißt, daß Freundſchaft und Vertrauen ſich eben ſo wenig fordern, als auf Fordern geben laſſen? Und wenn er eiferſüchtig iſt, liebe Freundin, ſind Sie es nicht auf Ihre Freunde? Würden Sie es nicht ſogar auf ihn ſein, wenn Sie glaubten, daß er eine andere Frau mehr als Sie liebte? Sie ſagten mir es noch nie von ihm, aber von der Veit und von Laroche ſagten Sie es mir oft. Und wenn dieſe Eiferſucht noch Verzeihung bedarf, iſt ſie dann nicht ihm noch verzeihlicher, da er doch

gewiß mehr zu fürchten hat, als Sie? Aber Sie tadeln auch wohl nicht dieſe Eiferſucht ſelbſt, Sie tadeln wohl nur die Art, wie er ſie äußert. Allein das hängt ſo ſehr von Temperament, von Gewohnheit ab, das iſt nicht immer ſo ſchlimm gemeint, und ſo wie mich dünkt, ſo war er doch zuletzt ſehr freundſchaftlich mit Laroche. Laſſen Sie ihn alſo immer wünſchen, unter allen Ihren Freunden den Vorzug von Ihnen zu erhalten; der Wunſch iſt gewiß ſehr edel, denn wenn er wirklich ſo gut iſt, als ich mir ihn denke, ſo kann dieſer Wunſch nichts anderes bei ihm heißen, als zugleich unter allen Ihren Freunden den Vorzug, den er verlangt, am meiſten zu verdienen. Wenn alſo Ihr Freund es wagen darf, Ihnen zu ſagen, was ihm fürs Künftige gut ſcheint, ſo dächte ich, führen Sie fort, ihm ſo gut zu ſein, als Sie es jetzt ſind, und äußerten es ihm lieber etwas mehr, als Sie ſonſt thun würden; wer weiß, ob nicht auch er viel auf Aeußerung hält, und o Henriette, Sie können ſo viel mit einem einzigen Worte! Ich müßte mich ſehr irren, oder er wird dann mit der Zeit ruhiger, zufriedener und noch vernünftiger werden. Und wie würde es Sie dann freuen, ſich einen Freund und ihm ſeine Zufriedenheit erhalten zu haben. O bedenken Sie das recht! Ich möchte wohl wiſſen, ob die Veit eben ſo über dieſen Punkt denkt, als ich. Könnten Sie es mir nicht ſchreiben? Für partheiiſch für ihn können Sie mich wohl unmöglich halten. Ich habe Ihnen ſchon geſtern geradezu geſtanden, daß ich ihn ſogar mit Vorurtheil gegen ihn habe kennen lernen. Es ſcheint ja ſogar auf gewiſſe Art vortheilhaft für mich zu ſein, wenn Sie ihm noch weniger gut wären. Aber nein, das möcht' ich nicht. Er und Laroche ſind gewiß zwei ſehr gute, treffliche Menſchen, deren Freundſchaft Ihnen auch noch künftig viel Zufriedenheit

und Vergnügen gewähren kann. Ich habe Ihnen, theuerſte Freundin, meine Meinung über dieſen Punkt völlig freimüthig geſchrieben. Wenn ich daran unrecht that, ſo verzeihen Sie mir. Ein Wink, und ich ſchweige künftig. Aber ſonſt ſein Sie verſichert, daß ich Ihr Vertrauen nie mißbrauchen werde.

Sie ſchreiben mir von Laroche. Sie haben gewiß ſehr recht, theuerſte Henriette, ſeine Freundſchaft ungern verlieren zu wollen. So viel ich ihn kenne, iſt er ein überaus guter Menſch, und noch hörte ich kein Urtheil über ihn fällen, das nicht damit übereinſtimmte. Aber Sie werden ſie auch nicht verlieren. Laroche iſt gewiß nicht unbeſtändig, und mißverſtanden kann er Sie unmöglich haben. Die Frage, die Sie ihm in Ihrem Briefe vorgelegt haben, iſt gewiß ſehr gerecht, und ich wüßte nicht, wie er auf irgend eine Art daraus eine Veränderung in Ihren Geſinnungen gegen ihn vermuthen könnte. Sie fragen ihn ja, ob er eigentlich Sie ſelbſt lieb hat, oder bloß das, was nur zu Ihnen gehört, was nur Abdruck, nur Bild Ihres Innern — Ihres Geiſtes und Ihres Herzens — nicht dieſes Innere ſelbſt iſt. Das dächt' ich, müßte ihn freuen. Ich bin Ihnen auch für die Antwort Bürge, und nicht bloß für die Antwort des Mundes, nein auch für die Antwort des Herzens. Gewiß, liebe Henriette, auch unter den Bedingungen, die Sie machen, würde Laroche eben das für Sie empfinden, was er jetzt empfindet. Und wer, der Ihre Freundſchaft beſitzt, würde das nicht? Laroche denkt gewiß zu edel, um Jugend und Schönheit — wie mächtig auch die Reize von beiden ſind — allein zu ſchätzen, um ſie nicht da ganz zu vergeſſen, wo er Vorzüge findet, die weit vortrefflicher, weit erhabner als jene ſind. — Sie ſind eine glückliche Frau, Henriette, Sie genießen das

Glück von manchen guten Menschen geliebt zu werden, gewiß ein seltenes, aber darum nur noch beneidenswertheres Glück. Ich beneide es Ihnen nicht, beste Freundin, ich wollte gern jede Glückseligkeit entbehren, wenn ich dadurch machen könnte, daß Sie sie genössen. Ich wünsche nur, daß Sie es immer genießen mögen, und das werden Sie gewiß, denn wenn irgend ein irdisches Glück dauernd ist, so ist es dieses. — Ich schließe heute hier; ich will noch spazieren reiten. Sie wissen doch wohin? Ich werde gewiß viel Vergnügen haben. Es ist ein schöner Abend, und ich bin ja allein. Leben Sie recht wohl, liebe Henriette.

W.

Sonntag Vormittag.

Warum kann ich heute nicht bei Ihnen sein, theuerste Freundin, warum können Sie nicht selbst sehen, wie mir der heutige Tag lieber, theurer ist, als jeder andere im Jahr? Warum kann ich Ihnen nicht mündlich alles das Gute sagen, was ich in meinem Herzen Ihnen wünsche, warum ich den Himmel heute für Sie bitte? Möchten Sie doch recht ruhig, recht zufrieden, recht glücklich sein! Möchte keine Sorge, kein Kummer diese Ruhe unterbrechen! Zwar eine ununterbrochene Glückseligkeit ist für sterbliche Menschen nicht bestimmt. Sie würde auch für sie kaum einmal wahre Glückseligkeit sein. Und auch Sie, liebe Henriette, werden gewiß — wie sehr Sie auch vor allen Andern glücklich zu sein verdienen — in dem künftigen Jahre manchen Kummer empfinden müssen. Möchte er dann nur wenigstens kurz, und selten, und nicht wieder Quelle neues Kummers, sondern Quelle von Freuden sein! Dann würde es Ihnen sogar süß sein, sich wieder daran zu erinnern, nur ich müsse Ihnen nie welchen, nie nur

den franzöſiſch-ſpaniſchen Eroberungen gelaſſen zuſehen. Sie haben Beweggründe und Mittel, den vortheilhaften Handel zu behaupten, den ſie mit den ſüdamerikaniſchen Inſurgenten geführt. Die Unterwerfung der ſpaniſchen Kolonien müßte in der Geſchwindigkeit und wie ein Taſchenſpielerkniff geſchehen, oder Zwieſpalt iſt unvermeidlich. Erfolgt er, ſo muß England früher oder ſpäter Parthei ergreifen, und iſt es zu öffentlicher Waffenthat gedrungen, ſo erräth man, wenigſtens in gegenwärtigem Augenblicke, nicht, durch welche Verwickelung es in den Gegenſatz von Nordamerika gerathen könnte, oder die Regierung müßte unverholen der Stimme des Handelsintereſſes Hohn ſprechen, wobei ein engliſcher Miniſter doch immer, und mit Recht, auf gefährliche Beiſpiele gegründetes Bedenken trägt.

Mit einem Worte muß ich Savary's erwähnen, der übrigens nebſt ſeinem Abentheuer in tiefer Vergeſſenheit ruht. Talleyrand nicht zu Schanden gemacht zu haben, zeigt, daß Savary in der Unglücksgeſchichte des Herzogs von Enghien bloß den Mameluken geſpielt. Von dem, was im Salon vorgefallen, hatte der Antichambremenſch munkeln gehört, aber nichts Beſtimmtes vernommen. Es gibt Leute, die beſſer unterrichtet ſind. Dahin gehört Stanislas von Girardin. Dieſer beſaß Joſeph Bonaparte's engſtes Vertrauen. Schrieb er, ſo wäre Talleyrand nicht zu retten. Man darf ihn nicht mit einem andern Girardin verwechſeln, ebenfalls Schwager des preußiſchen Hrn. von Bohme, und der gegenwärtig königlicher Jagdkapitän iſt. Wie der Ruf des Erſteren gut, klingt der Ruf des Letzteren ſchlecht. Wegen ſeiner Grauſamkeit machte ihn Bonaparte in der Schlacht von Montmirail zum General. Unter Andern erſchoß er dort ganz ohne Noth und mit auf die Bruſt geſetzter Piſtole einen gefangenen ruſſiſchen Oberſt, der ſich ſträubte, die Niederlage zu bekennen.

eine weniger vergnügte Minute machen. Mit meinem Willen thue ich es gewiß nie, aber sollte ich je, ohne es zu wollen, so unglücklich sein, o so verzeihen Sie mir. Denken Sie immer, daß mein Herz keinen Theil daran hat, und haben Sie Nachsicht mit meinen Fehlern und Schwachheiten. — Einen Wunsch möchte ich vor allen andern für Sie erfüllt sehen; den Wunsch, daß Sie in diesem Jahre den Geburtstag einer Tochter erleben möchten. Ein Herz, wie das Ihrige, liebe Henriette, verdient es, die Freuden der Mutter zu genießen! Und wie glücklich würden Sie Ihre Kinder machen! Aber eine Tochter wünschte ich Ihnen. Die Söhne machen den Müttern wenig Freude. Und die Veit hat einen Sohn. Wenn Sie nun einmal Ihre Kinder verbunden sähen! Gott, welch glückliches Alter würde das Ihnen beiden bereiten! — — Für mich, wenn ich noch für mich etwas bitten darf, o, so erhalten Sie mir Ihre Freundschaft und Ihr Vertrauen! Es öffnet sich so jetzt eine traurige Epoche für mich. Zwölf lange Monate, wo ich das einzige Vergnügen, das für mein Herz ein Vergnügen ist, entbehren muß, wo ich höchstens eine empfindungslose Ruhe zu erwarten habe, die mich nicht entschädigen wird. Doch warum rede ich davon. Wenn Sie nur glücklich sind, Henriette, wenn ich das nur höre! Leben Sie wohl, theure Henriette, und glauben Sie, daß nie ein wärmerer, innigerer Wunsch in meinem Herzen emporsteigt, als der Wunsch, Sie glücklich zu sehen, und die, denen Sie wohlwollen! Leben Sie recht wohl!

W.

Verzeihen Sie die Fehler dieses Briefes. Aber meine jetzige Lage macht meinen Kopf so unruhig und verwirrt, das fühle ich.

7.

(Berlin) Mittwoch Nachmittag.

Kunth und mein Bruder sind in die Komödie gegangen. Ich habe lieber zu Hause bleiben wollen, um Ihnen mit mehr Muße schreiben zu können; es macht mir so viel Vergnügen, und Sie, beste Freundin, sehen es doch nicht ungern? Es ist recht schade, daß wir uns jetzt nur noch so wenigemale werden allein sprechen können. Es ist vielleicht jetzt gerade die Zeit, wo Sie mehr als sonst zu sagen hätten; und für mich erhöht das Vertrauen, das Sie mir beweisen, noch das Vergnügen Ihrer Gesellschaft. Allein es ist nun schon einmal so im menschlichen Leben. Die glücklichsten Perioden sind immer die kürzesten. Glauben Sie aber doch ja nicht, daß jetzt für mich eine dieser glücklichen Perioden wäre. Nein, gewiß nicht, und nie, liebe Henriette, wird sie für mich mehr kommen. Ach! es gab eine Zeit, wo sie so war, wo ich ohne Leidenschaften, ruhig, und sorglos lebte! Aber nie kommt sie wieder diese glückliche Zeit. In Frankfurt selbst kann ich kaum hoffen, nur etwas ihr ähnliches zu finden. Ruhiger wie hier werde ich freilich wohl sein, aber ich nehme ja doch eben das Herz mit dahin. Jetzt gehen mir tausend Dinge im Kopf herum, die mich beunruhigen, und, glauben Sie mir, die Unruhe, die Sie selbst, wie Sie mir sagten, empfinden, der Verdruß, den Sie jetzt haben, hat nicht geringen Antheil daran. Allein mich dünkt, Sie haben nicht ganz recht, verdrießlich zu sein, liebe Freundin. Er hat Sie gewiß nicht beleidigt, er hat Ihnen gewiß keine Ursache gegeben, auf ihn böse zu sein, und alle Verliebtheiten auch abgerechnet, hat er doch gewiß sehr viel Freundschaft für Sie. Warum wollen Sie böse auf ihn sein? Sie sind sonst so gut, so nachsichtig?

Wollen Sie es gegen ihn nicht sein? Ich gebe gern zu, daß sein Betragen manchmal langweilig, sogar lästig sein mag; aber bedenken Sie nur den Grund, woher es entspringt. Er ist gewiß in einer sehr unglücklichen Lage, und wenn er nicht darin ist, so glaubt er doch darin zu sein, und das ist für ihn dann einerlei. Besonders bedaure ich ihn jetzt, da er krank ist. Die Unbequemlichkeiten der Krankheit, das Mißvergnügen, Sie nicht zu sehen, die Unruhe über den Grund, warum Sie seine Einladung nicht annehmen, den er doch gewiß nur darin sucht, daß Sie ihm nicht gut sind, daß Sie ihn nicht leiden können, bedenken Sie einmal, in welche Stimmung ihn das versetzen muß. Ich wünschte wenigstens, daß Sie ihm schreiben könnten. Geht denn die Veit gar nicht mit seiner Frau um, die könnte sie ja besuchen? Denn daß Sie nicht hingehen, scheint mir doch gut, um so mehr, da auch Ihr Mann es dafür hält. Wäre aber das nicht zu fürchten, daß seine Frau glaubte, Sie machten den Besuch seinetwegen, so würde ich es Ihnen sehr verdenken, wenn Sie nicht hingehen wollten. Sie könnten ihm mit einer so kleinen Mühe eine so große Freude machen. — Sie müssen mich gestern ganz mißverstanden haben, liebe Henriette. Das hörte ich aus den letzten Worten, die Sie mir sagten. Wir mußten so leise sprechen, und wurden so oft unterbrochen, daß ein Mißverständniß sehr leicht war. Ich bin weit davon entfernt, seine Liebe für unedel zu halten. Ich verstehe darunter auch nicht bloß das, daß er, wie Sie gestern sagten, keine unedle Absichten hat, nein ich meine damit auch, daß seine Liebe nicht bloße Galanterie, nicht bloße Verliebtheit, sondern daß sie wirkliche Liebe ist. Sie sagten zwar gestern, es wäre Galanterie mit dabei; allein das glaube ich kaum, ich glaube, daß seine Liebe nur die

Aeußerung davon hat; und davon liegt denn der Grund offenbar in dem Ton, in dem Zirkel, in dem er lebt. Ueberhaupt dünkt mich immer, rührt wohl seine Unzufriedenheit großentheils daher, daß er wahrscheinlich nie mit einer Frau umgegangen ist, wie Sie sind, Henriette. Sie sind so offenherzig, so natürlich, so ungezwungen, so ganz entfernt von dem gezwungenern, steifern, kokettern Ton der sogenannten vornehmern Frauen. Er aber ist immer mit diesen umgegangen. Kein Wunder also, wenn er Sie, beste Henriette, oft mißversteht. So erkläre ich mir sein Betragen; sagen Sie mir, ob Sie einig mit mir sind. Ich beharre gewiß nicht eigensinnig auf meiner Meinung. Ich kenne ihn noch viel zu wenig, und überhaupt ist meine Menschenkenntniß, wie sich bei meinem Alter, und meiner Lage schon von selbst versteht, so klein, daß ich mich sehr gern zurecht weisen lasse. Nur übel möchte ich nicht von ihm denken. Aber wie, ich bitte Sie, theure Freundin, konnten Sie glauben, daß ich durch das, was Sie mir gesagt haben, eine weniger vortheilhafte Idee von Ihnen bekommen würde? Könnte es Sie schon gereuen, mir es gesagt zu haben? O lassen Sie es das nicht! Ich mißbrauche gewiß Ihr Vertrauen nicht. Aber warum sollte ich weniger gut von Ihnen denken? Ihr Betragen in dieser ganzen Sache macht gewiß Ihrem Herzen überaus viel Ehre. Ich gestehe es Ihnen, ich habe, als ich nur Meyering ein paarmal bei Ihnen gesehen habe, bemerkt, daß er verliebt in Sie ist. Aber nie, das versichre ich Ihnen, ist es mir eingefallen, daß Sie nun etwas Aehnliches auch für ihn empfänden, und ich wundere mich über Laroche, daß er das Gegentheil geglaubt hat. Ihr Betragen dünkt mich ist ganz und gar von dem verschieden, was man bei Verliebten so leicht bemerkt. Ich frage Sie selbst,

liebe Henriette, ob Sie wohl mit der Freiheit, mit der Unbefangenheit mit ihm umgehen würden, wenn Sie verliebt wären, ob Sie es thaten, wenn Sie es je waren? Und sonst haben Sie gewiß ganz so gehandelt, wie es sich von Ihrem Geiste und Ihrem Herzen erwarten ließ. Warum sollten Sie darum, daß Meyering Sie liebte, böse auf ihn sein? Warum sollten Sie aufhören, Freundschaft für ihn zu empfinden, darum weil er mehr als Freundschaft empfand? Wahrhaftig bei den Frauen, die bei jeder auch edlen, aber nur wärmern Empfindung, die man ihnen äußert, böse werden, und allen Umgang abbrechen wollen, liegt nur Eitelkeit und Prüderie zum Grunde, und gerade bei diesen ist der Sieg am leichtesten. Nein, theure Henriette, Sie haben sich mir durch das, was Sie mir seit Freitag gesagt haben, von einer Seite gezeigt, von der Sie eben so edel, eben so vortrefflich erscheinen, als von so vielen andern. O wo giebt es noch auf Erden ein Weib wie Sie? — —

Ich muß hier abbrechen, ich habe noch viel zu thun. Leben Sie recht wohl, liebe Henriette, und vergessen Sie nicht Ihren

W.

8.

(Frankfurt a. d. Oder) Donnerstag Abend um 12½ Uhr.

Ihr kleines Briefchen, liebe Henriette, hat mir viel, sehr viel Freude gemacht, mehr als mancher langer, den Sie mir oft schrieben. Denn in diesen klagten Sie oft, und in dem heutigen kurzen schreiben Sie, daß Sie vergnügt, daß Sie glücklich sind. Sie sind glücklich, Henriette, durch

das Bewußtſein edler Thaten, durch das Gefühl innerer Herzensgüte. O möchte doch nie eine widrige Begebenheit Sie hindern, alles das Glück zu genießen, was Ihnen dies Gefühl, das Sie gewiß immer begleitet, verſchafft! Sie nähen alſo mit der guten Veit für das kleine Mädchen. Iſt das nicht mehr Verdienſt, als wenn Sie ihr etwas geben, das Ihnen keine Mühe zu erwerben gekoſtet hätte, ein Geld, das Ihnen unnütz geweſen wäre? Klagen Sie nicht, daß Sie nicht reicher ſind, Henriette. Die Wohlthaten, die Sie jetzt thun, koſten Ihnen mehr Sorge, mehr Arbeit, aber ſie ſind auch verdienſtlicher, ſie machen Ihnen auch mehr Freude. Nicht wahr, Liebe? Ich bin begierig, ob Sie den Vorſchlag wegen des Mädchens annehmen werden? Es würde mir viel Freude machen. Gott, Henriette, die Vergnügungen des Herzens ſind die einzigen, recht beglückenden, recht beſeligenden. Was iſt gegen ſie alle Freude, die Eitelkeit, Ruhmſucht, Ehrgeiz, ſogar die Ausbildung des Kopfes und Gelehrſamkeit gewähren? Und doch wie ſelten genießen wir dieſe Vergnügungen des Herzens? Dieſe Vergnügungen, die aus dem Bewußtſein edler Thaten, und der daraus entſpringenden Liebe der Menſchen, und zwar der edelſten beſten Menſchen entſtehen? Es gab eine Zeit in meinem Leben, wo ich ſie gar nicht kannte, wo mir ein Lob, ein Beifall, denn ehrgeizig war ich immer ſehr, mehr werth war, als ein herzliches Geſpräch, als eine der Freundſchaft geweihte Stunde. Aber wie viel anders iſt das jetzt! Ich bin noch nicht gleichgültig gegen das Lob von Männern, deren Urtheil beweiſend iſt. Aber für den Mangel des Genuſſes der Freundſchaft und Liebe kann es mich nie in keiner Rückſicht entſchädigen. Ich freue mich, daß Sie ſo glücklich ſind, meine theure, herzensliebe Henriette! O könnte ich

doch machen, daß Sie immer so wären. Gott! wenn meine Henriette so recht ruhig, recht zufrieden wäre, wie viel wollte ich darum geben. Aber wählen Sie sich nur immer so gute Menschen zum Umgange, dann werden Sie selten Kummer empfinden. Sie leben jetzt, dünkt mich, so recht, als es Ihrem Herzen und Ihrem Karakter gemäß ist; mit wenigen, nur mit zwei, aber mit den vortrefflichsten Menschen. Möchte ich doch erst wieder in diesem Zirkel sein. Wie glücklich wollte auch ich mit Ihnen leben! Aber wie viele Wochen müssen noch verstreichen, ehe die so lang, so sehnlich gewünschte Zeit herbeikömmt. Wie viel kann indeß noch vorgehen? Was kann nicht die schönen Pläne, die ich jetzt mache, zerstören. Und wird dann auch E. bei uns sein? Und wenn das nicht ist, dann sind wir doch getrennt, dann sind wir doch weniger glücklich. Doch wozu diese Chimären! K. wird da sein, wir werden uns täglich sehen, wir werden ganz das Glück reiner Liebe genießen. Sie müssen es schon Ihrem Wilhelm verzeihen, wenn ihm sein Unmuth manchmal Grillen in den Kopf setzt, die er sonst nicht haben würde. Meine Lage ist zwar nicht schlimm hier. Aber ich bin nicht bei Ihnen, nicht bei der Veit, nicht bei K. Darin allein liegt die Quelle meines Mißvergnügens. O! ich danke Ihnen herzlich, daß Sie mir diese Einsamkeit noch durch Ihre Briefe ertragen helfen. Was machte ich ohne diese? Sie sind doch nicht böse darüber, Liebe, daß ich immer einen hier behalte? Aber den kann ich gewiß in Acht nehmen, der fällt gewiß niemand in die Hände. Und ich kann unmöglich ganz ohne einen Brief von Ihnen sein. Ich trag' ihn immer bei mir, und wenn ich Muße habe, so lese ich ihn, und danke Ihnen in meinem Herzen, daß Sie mir ihn schrieben. Ich kann so Ihren Ring hier nicht tragen. Darum freue

ich mich auf Göttingen. Da kann ich ihn tragen. Weil ich von Göttingen rede, es iſt nun gewiß, daß S. mitgeht. Seine Eltern haben es erlaubt. Es iſt mir ſehr lieb. Er iſt ein herzlich guter und fleißiger Junge. Sehr viel Kopf hat er zwar nicht, aber doch genug, doch ſoviel, um ein recht brauchbarer, nützlicher Mann zu werden, und was kann man mehr verlangen. Ich für mein Theil bin mit dieſem Ruhme zufrieden, wenn ich ihn nur erlangen kann; ach und ſollte ich das nicht? — Ich will nun für heute ſchließen, Henriette, morgen Abend ſchreibe ich weiter. Was ſagen Sie denn zu der Verwirrung, die in meinen Briefen herrſcht? Ich ſchreibe Ihnen, wie ich's denke. Und das wird Ihnen, hoff' ich, lieb ſein. Sie ſind ja die Vertrauteſte meines Herzens. Nicht wahr, iſt's Ihnen nicht lieb? — Gute Nacht, liebe Henriette.

Freitag Abend um 8 Uhr.

Ich bin um Ihnen noch heute ſchreiben zu können, nicht mit an den Tiſch gegangen, ſonſt hätte ich ſchwerlich noch Zeit gehabt. So aber kann ich nun noch mit meiner lieben Henriette reden. Und es iſt ſo ſchön, ſo ſtill um mich her, ich bin ſo ganz ungeſtört. Ach! Henriette, heute iſt wieder ein Freitag, haben Sie wohl auch daran gedacht, daß ich heute vor drei Monaten bei Ihnen in Ihrer kleinen Stube ſaß? Mir vergeht kein Freitag, wo ich daran nicht dächte. Es waren die glücklichſten Tage für mich dieſen Sommer, und Ihnen, Henriette, waren ſie auch lieb! das weiß ich. Sie hätten es mir auch ſonſt in dem Grade nicht werden können. Nun iſt endlich ein Drittel der traurigen Zeit verfloſſen, die ich hier zubringen muß! Gott! wären nur erſt die andern zwei Drittel auch hin. Aber was hilft's denn, dann ſehe ich Sie 14 Tage lang,

und muß dann wieder fort. Doch wird's in Göttingen, hoff' ich, beſſer ſein, wenigſtens in manchen kleinern Rückſichten. Recht zufrieden werde ich auch ſo zwar nicht ſein, aber doch zufriedener, und das iſt ſchon ſehr viel. Doch wozu die Klagen? Geduld iſt in ſolchen Fällen das einzige Mittel. Deſto gröſſer wird nun auch die Freude ſein, wenn ich Sie zum erſtenmale wiederſehen werde. O dieſer Gedanke beſchäftigt mich oft. Sie freuen ſich doch auch darauf, meine Liebe? Aber dann wieder der Abſchied! Doch der wird leichter ſein. Ich bin dann ſchon mehr mit der Idee bekannt, daß ich Sie nur auf ein paar Wochen ſehen kann. Beinahe wünſchte ich mir meines Bruders Temperament. Er hat zwar Langeweile hier, aber im Grunde iſt er doch recht vergnügt. Er läuft viel herum, moquirt ſich, und ſo immer fort. Aber traurig iſt er gar nicht. Er ſagt auch ſelbſt, er hätte in Berlin auch nicht mehr Vergnügen gehabt. Aber doch möchte ich nicht ſo ſein, ſchon für jetzt tauſcht' ich nicht mit ihm. So manche wehmüthige Empfindung hat auch viel Süßes, wenigſtens gewiß mehr als eine ſo flatterhafte Denkungsart, die überall Vergnügen ſucht, und es eben darum ſo ſelten findet. Sie müſſen aber nicht denken, daß er darum alle ſeine Zeit ſo verläuft. Er iſt doch recht fleißig dabei und thut manches recht Gute. So hat er neulich eine Kollekte für einen armen Studenten geſammelt. Nämlich er, S. K. ich und noch Einer geben dem Menſchen monatlich etwas. Uebrigens leben wir beide noch wie ſonſt mit einander. Wir ſind uns ſehr gut, aber ſelten einig. Darum ſprechen wir auch ſehr wenig zuſammen. Unſer Karakter iſt zu verſchieden. — Man erzählt hier ſonderbare Geſchichten von der Gebel und Engel. Sie haben gewiß auch davon gehört. Und nun ſchreibt man uns, daß Engel

das Verlöbniß der Gebel auf seine Kosten gegeben hätte. Schreiben Sie mir doch, ob das Gerede sehr allgemein ist, und ob es Engel'n wohl schadet. Das sollte mir leid thun. — Von Bauer's hören Sie wohl jetzt gar nichts? Ich glaube, ich habe Ihnen noch nicht geschrieben, wie der F. ihre Intrigue abgelaufen ist. Das arme Mädchen ist sehr zu beklagen. Sie wissen, daß sie einen Brief durch meinen Onkel besorgen ließ. Rathen Sie was die Antwort gewesen ist. Man hat erklärt, man könne weder für jetzt, noch für künftig an eine eheliche Verbindung denken, die Umstände erlaubten das nicht; man hat sich aber sehr höflich ihre Freundschaft ausgebeten. Sie können denken, welches Wehklagen dieser Brief erregt hat. Die F. und die Klemeyer, ihre vertraute Freundin, sind täglich zu meinem Onkel gekommen, und haben ihm vorgeweint. Es ist unverzeihlich, wenn Männer einem Mädchen eine Hoffnung machen, die sie in der Folge nicht erfullen können, oder nicht erfüllen wollen. Solch ein armes Mädchen kann manchmal sehr dabei verlieren. Und wenigstens macht es ihr allemal gewiß viel Kummer. Ich wollte heute Abend noch unserm lieben guten K. schreiben, aber ich habe schon seit gestern heftige Kopfschmerzen, und ich mußte, wenn ich ihm noch schreiben wollte, noch sehr lange aufbleiben, denn ich habe noch sonst zu thun. Entschuldigen Sie mich doch bei ihm. Ich schreibe ihm Montag ganz zuverläßig. Der Veit danken Sie sehr für ihren Kuß, und geben Sie ihr einen recht herzlichen in meinem Namen wieder. Sagen Sie ihr nur, es wäre der erste weibliche Kuß, den ich in Frankfurt bekommen hätte (und das ist auch buchstäblich wahr) und es sollte auch der letzte sein, wenn sie mir nicht noch einen schickte. Küssen Sie auch den kleinen Moses, der wird uns noch viele Freude machen. Seinen

Die „École des Vieillards“ iſt, die Franzoſen mögen ſagen, was ſie wollen, ein Stück im deutſchen Geſchmack, nicht Luſtſpiel, ſondern Drama. Gefallen würde Ihnen „Julien“, ein Vaudeville, obgleich die Zenſur es ſcharf beſchnitten hat. Im erſten Akt geht der junge Pächter, der wegen Unwürdigkeit die Tochter des Grafen, die ihn liebt, nicht heirathen kann, aus Verzweiflung unter die Soldaten. Zwiſchen dem erſten und zweiten Akt verfließen 25 Jahre. Man ſieht die nämlichen Perſonen wieder, aber um vieles älter. Julien, der Verſtoßene, iſt Feldherr, iſt Baron geworden. Seine Tochter verliebt ſich in den jungen Maler, der das Haus beſucht. Dieſem begegnet, was einſt dem jungen Pächter widerfuhr. Glücklicherweiſe entdeckt ſich in der verarmten Mutter des Malers die Tochter des Grafen und mit dem Sohne einer Marquiſin findet keine Mißheirath ſtatt. Juliens Oheim, ehedem père Jaques, jetzt Financier oder Feinhans, beluſtigt durch den Kontraſt der Sitten.

Aber es iſt Zeit, daß ich ſchließe. Meine Huldigungen der Frau von Varnhagen.

Hochachtungsvoll

von ganzer Seele

der Ihrige

Oelsner.

37.

Varnhagen an Oelsner.

Berlin, den 8. Februar 1824.

Durch den größten Zufall erfahre ich ſo eben, daß ein Kourier abgeht. Ich wäre untröſtlich geweſen, auch dieſen

weit geht, daß Sie Berlin deßwegen zu verlassen wünschen. Gott, Henriette, was ist das, und wer ist daran schuld? Und wie ist das so plötzlich entstanden? Ich weiß wohl, daß man schon immer unwürdige, nur Verachtung verdienende Urtheile von Ihnen gefällt hat. Ich weiß, daß Meyering davon wenn nicht die Schuld, doch wenigstens die Veranlassung ist; daß man wenigstens jetzt von ihm am meisten spricht. Ich habe Sie selbst so oft vertheidigt, mich so oft nur hüten müssen, nicht durch zu große Heftigkeit und Erbitterung den Leuten Gelegenheit zu geben, zu glauben, daß auch ich partheiisch für Sie sei, und Ihnen dadurch mehr schädlich als nützlich zu sein. Ich erinnere mich noch besonders einesmals diesen Sommer, wo — Sie sollten es kaum glauben — Carmer, den Sie nicht leiden können, mit ungewöhnlicher Wärme Ihre Parthei nahm — Sie wußten dies alles, Sie sprachen einigemal mit mir davon, und sagten mir sogar, daß Sie das nicht beunruhige, weil es in Berlin jeder jungen und auch nur leidlich hübschen Frau so gehe. Wie kommt es nun, daß Sie jetzt auf einmal so bewegt darüber sind? Bing scheint mir ein zu unbedeutender Mensch, um auch mit aller Bosheit Ihnen viel schaden zu können. O erklären Sie es mir, ich bitte, ich beschwöre Sie darum. Ich werde nicht eher nur etwas ruhiger sein. Sie können ja — soll ich es Ihnen noch betheuern — auf meine Verschwiegenheit rechnen. Ich müßte ja der verabscheuungswürdigste, verworfenste aller Menschen sein, wenn ich Sie, gütige, freundschaftliche Henriette, hintergehen könnte. Und auch durch Unbesonnenheit verrath' ich gewiß nichts. Ich spreche sogar überhaupt ungern von Ihnen. Nur mit der Veit und Laroche thue ich's gern; sonst verräth mein Mund und mein Gesicht zu sehr, was ich für Sie empfinde, und

das wird so oft falsch beurtheilt. Und daß Sie sogar wünschen, sich von Berlin auf eine Zeitlang zu entfernen! Um Gottes willen, arme, unglückliche Henriette, es muß weit gekommen sein. Ich weiß, wie werth Ihnen Berlin ist, wie werth Ihre Veit; wie werth — ich kann's doch hinzusetzen, Laroche, der nun bald hinkommt, und ich weiß, daß Ihre Schwester keine Frau für ihn ist. — Doch ich muß nun zu Tisch gehen. Sobald ich wieder komme, noch soviel ich kann. Leben Sie wohl so lange, meine liebe, liebe Henriette. Gott, wenn ich Ihnen doch helfen könnte. Gern, gern wollt' ich noch jede glückliche Stunde dafür einbüßen, die ich jetzt noch habe. O Sie gute, liebe Henriette! Ich kann den Namen nicht genug wiederholen, der meinem Herzen so über alles, so unendlich mehr als jeder andere theuer ist, und ewig sein wird!

Nach Tisch.

Wenn ich Ihnen sagen soll, liebe Henriette, so gefällt mir der Entwurf der Entfernung nicht. Sie können leicht denken, daß ich unpartheiisch dabei bin. Ich kann Sie so jetzt doch nicht sehen, und Anfang Aprils, wenn ich wieder nach Berlin käme, wären Sie schon lange wieder da. Aber ich glaube wirkliche Gründe zu haben. Darf ich sie Ihnen sagen? Mich dünkt, wenn die Verläumdungen, die boshafte Menschen ausgestreut haben, so allgemein und so laut sind, daß deßwegen eine Entfernung nothwendig ist, so müßte es eine Entfernung von einer längern Zeit, von einem halben Jahre vielleicht sein, und die ist ja in Ihrer Lage ganz unmöglich, und wäre sie auch nicht, ich würde doch nicht dazu rathen. Sie kennen vielleicht die Bosheit der Leute noch nicht ganz. Die würden selbst diese Reise gewiß nicht unbenutzt lassen,

würden ihr Absichten unterschieben, sie auf eben solche Art verdrehen, und erklären, wie sie schon so viele Ihrer unschuldigsten Handlungen erklärten und verdrehten. Und was würden Sie indeß in Prenzlau machen? Sie erzählten mir selbst einmal, daß Sie sich nie mit dieser Schwester hätten vertragen können, daß Sie, wenn Ihr Mann damals, als er so krank war, gestorben wäre, nicht in Berlin geblieben sein würden, bloß weil Ihre Schwester noch zu Hause gewesen wäre. Aber werden Sie mir sagen, nur auf zwei Monate? Auch auf zwei Monat, Liebe! In zwei Monaten kann man sehr viel leiden, und bedenken Sie nur, so ganz allein, ohne alle Freunde, im Winter, wo das beklemmene Herz nicht einmal die Erholung genießen kann, die leblose Natur zu suchen, und sich da Luft zu machen. O Henriette, ich fühle jetzt selbst zu sehr das Schreckliche einer solchen Lage, um Sie nicht davor zu warnen. Melancholie mit allen ihren unseligen Folgen würde Ihr Loos sein. Ach, die Thränen stehen mir in den Augen, indem ich dies schreibe. Ich zittere, wenn ich Sie mir in diesem Zustande denke, ich beschwöre Sie, führen Sie den Entwurf nicht aus, selbst dann, wenn Ihr Mann ihn billigte, nicht aus. Sie schreiben mir, Sie hätten es ihm vorgeschlagen, sagten Sie ihm aber auch die Ursache? Und was meint denn er dazu? O schreiben Sie es mir doch auch, wenn Sie mir doch auch sagen wollten, ob er wohl merkt, woher anfangs Meyering's großer Eifer ihm zu dienen, gekommen ist, und warum er jetzt erkaltet? Nehmen Sie sich nur jetzt in Acht, liebe theure Henriette, beharren Sie nur jetzt fest bei dem Entschlusse niemanden zu trauen, den Sie nicht recht genau kennen, gute und edle Seelen, wie die Ihrige, werden so leicht getäuscht. Schränken Sie den Kreis Ihrer Vertraulichkeit auf die Veit, Meyering,

denn in dieſem Punkt, glaub' ich, ſind Sie auch bei ihm ſicher, und vorzüglich auf Laroche ein. Ich wollte wohl Bürge dafür ſein, daß der immer der vortheilhaften Meinung entſprechen wird, die wir beide jetzt von ihm haben. Wollen Sie auch mir den Theil Ihres Vertrauens erhalten, den ich jetzt beſitze, o ſo machen Sie mich ſo glücklich, ſo glücklich dadurch, und ſo ſollen Sie es gewiß nie bereuen. Und doch, Henriette, doch habe ich einen Fehler begangen, und begehe ihn noch, über den ich nicht eher ruhig ſein werde, bis ich nicht Erklärung und Verzeihung darüber von Ihnen erhalten habe. Ich wollte ihn Ihnen ſchon oft geſtehen, aber die Furcht, dadurch vielleicht Ihre Freundſchaft und Ihr Vertrauen ach! auf ewig zu verlieren, oder doch die Furcht, Ihnen, wenn Sie es wüßten, vielleicht nicht ſo oft antworten zu dürfen, hielt mich zurück. Doch jetzt ſoll ſie es nicht länger. Sprechen Sie mein Urtheil, Henriette, ſein Sie nur nicht, o nur nicht zu ſtreng, nur darum bitte ich Sie. Das Poſthaus iſt nur etwa fünfzig Schritt von unſerm Hauſe entfernt, und Kunth und Löffler's können jedesmal ſehen, wenn jemand in's Poſthaus geht. Nun fügt ſich's gerade ſo, daß immer wenn ich ausgehe, Kunth zu Hauſe iſt, ich kann alſo nie wagen, in's Poſthaus hineinzugehen, aus Furcht bemerkt zu werden. Ich habe daher die Briefe an Sie, nur einige wenige ausgenommen, durch meinen Bedienten beſorgen laſſen. Das, Henriette, das iſt der Fehler, den ich begehe, für den ich Verzeihung bitte. Denn mein Bedienter iſt einmal noch in Berlin mit einem Briefe an Ihren Mann geſchickt worden, und hat den Brief, weil Ihr Mann gerade bei der Veit geweſen iſt, dahin gebracht. Er kann alſo wenigſtens wiſſen, daß Sie und die Veit in Verbindung ſtehen, er kann fühlen, daß immer

noch ein Brief darin liegt. — Die Gefahr iſt klein, ich geſtehe es; aber ſie hat mich doch ſehr beunruhigt, und beunruhigt mich noch. Entſcheiden Sie ſelbſt, Henriette. Ich ſage Ihnen gewiß die Wahrheit, und folge gewiß künftig Ihrer Entſcheidung. Wenn ich die Briefe nicht mehr durch den Bedienten hinſchicken ſoll, ſo kann ich Ihnen für jetzt gewiß nur Einmal höchſtens die Woche ſchreiben. Halten Sie es aber nicht für zu gefährlich, es ſo zu machen, wie jetzt, ſo kann ich ſo oft ſchreiben, als ich nur immer Zeit habe. Noch eins müſſen Sie wiſſen. So viel ich meinen Bedienten kenne, iſt er ein ſtiller, mir ſehr treuer, attaſchirter Menſch. Entſcheiden Sie aber nun bloß nach dem, was Ihnen hierin gefährlich ſein könnte. Nehmen Sie gar keine andere Rückſicht, ich bitte Sie. Ich möchte um alles in der Welt nicht mir einmal den Vorwurf machen müſſen, auch nicht delikat genug geweſen zu ſein, Sie auch nicht vor ſchiefen Beurtheilungen geſichert zu haben. Vergeſſen Sie alſo, wenn Sie mir hierauf antworten, und das thun Sie ja recht bald, daß Sie meine Briefe gern leſen, wenn Sie ſie gern leſen, wie Sie ſagen, vergeſſen Sie, was Ihrem Herzen noch weit ſchwerer ſein wird, daß an Sie zu ſchreiben mein einziges Vergnügen hier iſt. O ich will ja gern alles aufopfern, wenn Henriette nur glücklich iſt! — Sie ſchreiben mir in Ihrem letzten Briefe von einem Briefe von B. und einer Karte an K., die Sie mitſchickten. Aber ich finde keins von beiden. In Ihrem Kouvert lag blos Ihr Brief und ein Stückchen weißes unbeſchriebenes Papier. Schreiben Sie mir doch ja, ob Sie vergeſſen haben, es einzulegen, oder ob ſonſt etwas damit vorgefallen. Schicken Sie mir aber nichts an K. durch dieſe Briefe. Ich kann ja nicht vorgeben, einen engliſchen Brief von Ihnen bekommen zu haben, wenn es nicht iſt. Das würde Kunth

bald merken. Es hat überhaupt nichts auf ſich, daß Sie K. noch nicht geſchrieben. Ich rathe Ihnen nicht einmal es ſo geſchwind zu thun. Sie könnten ſich ſonſt eine häufigere Correſpondence zuziehen, als Sie vielleicht wünſchten. Nun leben Sie recht wohl, theuere liebe Henriette. Ich hätte Ihnen noch ſo manches zu ſagen, aber ich habe heute nicht mehr Zeit dazu. Mein Brief iſt ja auch ſchon ſo lang. Ich ſchrieb ihn ſehr geſchwind, Liebe, und ſchrieb ihn ſo ganz nach meiner Empfindung. Werden Sie nur nicht böſe über manches, was darin ſtehen mag. Es floß wahrlich alles aus dem reinſten, freundſchaftlichſten Herzen. O und ſchreiben Sie mir doch bald wieder. Sie verſprechen mir's Dienſtag oder doch Donnerſtag, dann kriegt ich es Freitag. Das wären noch fünf lange Tage. O wie ſauer werden ſie mir werden. Ich ſchreibe gewiß Mittwoch wieder. Leben Sie wohl und glücklicher!

W.

Noch um eins muß ich Sie bitten, ehe ich zu Bette gehe. Sagen Sie noch niemand, auch B. nicht, allenfalls nur der Veit, von Göttingen. Es muß noch bis jetzt unter uns bleiben. Bis jetzt weiß es noch niemand, als meine Mutter, Kunth, K. und ich. Schlafen Sie wohl!

10.

(Frankfurt a. d. Oder) Sonntag Abend um 12 Uhr.

(Mit deutſchen Lettern.)

Wundern Sie ſich nicht über die neue Geſtalt meines Briefes, liebe Henriette. Sie fragen mich in Ihrem vorletzten Briefe, ob es mir wohl gleichviel ſei, ob wir uns

deutsch oder hebräisch schrieben? Ich schließe aus der Frage, daß Sie lieber deutsch schreiben wollen. Hab' ich Sie unrecht verstanden, so sagen Sie's mir, und Sie sollen wieder hebräische Schrift bekommen. Aber warum fragen Sie mich erst? ist es nicht Bewegungsgrund genug etwas zu wollen, daß Henriette es will? Gewiß, meine Theure, das ist es, und nicht bloß in Kleinigkeiten, wie diese, sondern auch in wichtigen Dingen. Glauben Sie darum nicht, daß ich Ihnen überall blindlings folgen werde. In vielen Stücken werd' ich's gewiß, aber in allen wird Henriette selbst es nicht wollen. Aber mein Herz, das gesteh' ich, wird zuerst immer Ihrer Meinung sein, und mein Verstand wird viel Mühe haben, es zu überzeugen, daß doch auch Sie sich vielleicht geirrt haben, daß es Ihnen vielleicht nicht möglich war, die Sache von allen Seiten zu sehn. Aber, um auf das Hebräische zurückzukommen, so ist es mir wirklich gleichviel, wie wir uns schreiben. Das Hebräische ist mir freilich theuer, weil wir uns darin zuerst geschrieben haben. Man liebt auch solche leblose, an sich nichtssagende Dinge wegen der Ideen, die man damit verknüpft. Es ist vielleicht eine Schwachheit, aber geht es Ihnen nicht auch so, theure Henriette? Doch auf der andern Seite schreiben wir wahrscheinlich beide das Deutsche geläufiger, als das Hebräische, und dann können wir uns vielleicht, ohne mehr Zeit auf unsren Briefwechsel zu verwenden, länger schreiben. Und soll ich Ihnen noch sagen, wie wichtig es mir ist? Und auch Ihnen, gute Henriette, weiß ich, ist es lieber. Es ist nicht mehr bloß Stolz, wenn ich das sage. Es wäre Undankbarkeit, Ihre Liebe zu verkennen. Gott! sie macht mich so glücklich! Mehr zu befürchten haben Sie gewiß auch nicht, wenn wir uns deutsch schreiben. Fände man einen Ihrer hebräischen Briefe, so wäre die Verfasserin doch

bald errathen, und je versteckter dann, je schlimmer. Und gewiß, Sie brauchen nichts zu befürchten, meine Beste. Ich schicke Ihnen ja die Briefe immer wieder zurück; und wer müßte ich sein, wenn ich weniger vorsichtig damit umginge? Ich kenne die Menschen, die mich umgeben, ich weiß, daß sie Sie nicht verstehn würden, selbst Kunth nicht, und an meinen Bruder, so gut er sonst ist, ist gar nicht zu denken. Ach, und ich freue mich so innig, daß ich Sie verstehe, und daß Sie mir das zutrauen, und mir so naiv, so offenherzig schreiben. O! Henriette, sich eines reinen Herzens und schuldloser Absichten bewußt zu sein, und sich dann ganz einer dem andren zu vertrauen, das ist das seligste Gefühl. Sagen Sie mir, könnte ich bei der heißesten, aber nicht so edlen, nicht so reinen Liebe des schönsten, klügsten, besten Weibes, eines Weibes wie Henriette, wenn solch ein Weib auch einer solchen Schwachheit fähig wäre, nur halb so glücklich sein, als ich es jetzt bin? O! meine Theuerste, ich bin von gewissen Seiten beneidenswerth glücklich, beneidenswerth glücklich, daß ich Sie gefunden, daß Sie mich lieben. Der Gedanke an Sie tröstet, richtet mich bei jedem Kummer, bei jedem Verdrusse auf; und wenn er mich manchmal nicht heiter zu machen vermag, so macht er mich doch ruhig, und versetzt mich in einen Kummer, der selbst so süß ist! — Ich schicke Ihnen zwei Ihrer Briefe zurück, ich habe keinen Fehler darin gefunden, als in dem kleinen einen, den ich aber im Reden selbst oft zu machen pflege. Gern, liebe Henriette, will ich es Ihnen immer schreiben, wenn Sie einen Fehler gemacht haben. Es kränkt mich freilich, Ihre Briefe, die mir so viel, so unendlich viel Vergnügen machen, so durchgehn und auf ein paar kleine Sprachfehler achten zu müssen. Allein es ist die einzige Art, wie ich Ihnen nützlich sein

kann, und darum thu' ich's gern. Glauben Sie aber nicht, daß ich werde viel zu korrigiren haben. Sie machen im Schreiben ſehr ſelten Fehler. Nur weil Ihnen doch auch da noch hie und da einer entſchlüpft, ſo vermuthe ich, daß Sie im Reden mehr machen. Warum ich es Ihnen nicht früher geſagt habe? Aus Schmeichelei gewiß nicht. Sagt' ich es Ihnen nicht ſchon in Berlin manchmal? Aber hier wußte ich eben kein Mittel, wie Sie den Fehler ablegen könnten; oder vielmehr, ich will es nur geſtehn, ich wollte, daß Sie ihn durch mich ablegen ſollten, und dazu ſah ich nicht eher ein Mittel, als wenn ich wieder bei Ihnen wäre. Sie verzeihen mir doch dieſe Eitelkeit? Ich möchte ſo gern ein kleines Verdienſt um Sie haben. — Noch Eins, Henriette, muß ich Ihnen erzählen, ob etwas Trauriges oder Fröhliches weiß ich ſelbſt nicht, aber wenigſtens etwas Ernſthaftes. Luiſe iſt vor vierzehn Tagen mit einem todten Kinde niedergekommen. Es hat doch manche Betrachtung in mir veranlaßt. Im Ganzen, glaub' ich, iſt es gut. Es iſt ein unglückliches Geſchöpf weniger in der Welt. — Leben Sie wohl, inniggeliebte Freundin, und gedenken Sie Ihres Wilhelms, der gewiß nie aufhört Sie zu lieben, und ſich ſo herzlich zu Ihnen zurückſehnt! Leben Sie wohl!

Wilhelm.

Grüßen Sie doch unſren K. und unſre Veit. Ich antworte ihr Mittwoch. —

wieder zu verſäumen! Gleichwohl wird es nicht viel anders ſein; denn zwiſchen Beſuchszwang und die nahe Mittagstafel unſeres Dr. Erhard eingeklemmt, bleiben mir nur wenige Augenblicke, um Ihnen, mein theuerſter Freund, die Grüße der Liebe und Ergebenheit zu wiederholen, welche die treueſte Empfindung unverbrüchlich für Sie bewahrt! Meinen Brief vom 9. v. M. durch Hrn. Michael Beer werden Sie empfangen haben; ich bin im Beſitze des Ihrigen vom 10. Unſere hieſigen Neuigkeiten ſind von keiner lebhaften Art, ſie haben alle etwas Schleppendes, ſelbſt unſere Faſchingstänze ſind nicht allzu hitzig; am meiſten Zeit läßt ſich Spontini's neue Oper, die vielleicht erſt über's Jahr zur Aufführung kommt. In der Geſellſchaft iſt Bewegung genug, doch vermißt man Heiterkeit und Seele. Neue Verſtörung iſt auch durch den abermaligen Schwung der demagogiſchen Geſchichten gekommen. Die Verhaftungen ſind ſehr zahlreich, und betreffen zum Theil auch anſäßige, begüterte Perſonen; man ſagt, das Schloß von Köpnik ſei zu ihrer Aufnahme eingerichtet, und bereits von mehreren Staatsgefangenen bewohnt. Es ſcheint keinem Zweifel unterworfen, daß diesmal wirklich verbrecheriſche Vereine entdeckt worden, die den Umſturz der beſtehenden Regierungen bezweckten; inzwiſchen iſt das Verbrecheriſche darin, nach dem was erzählt wird, mit ſo vielem Kindiſchen und Albernen vermiſcht, daß alles Gefährliche wieder völlig verſchwindet. Ein junger Edelmann in Baiern, der in jenen Vereinen geweſen, ſoll plötzlich, von Gewiſſensangſt getrieben, alles der Staatsbehörde offenbart haben, die nicht ermangelte, hieher darüber die geeignete Mittheilung zu machen. Andere behaupten, Herr Adam Müller habe von Leipzig aus die Umtriebe in Halle entdeckt und angezeigt, noch Andere meſſen Hrn. von Otterſtedt ein Verdienſt in dieſen Angelegenheiten bei. Die öſterreichiſche Mittheilung über die Umtriebe in

11.

(Frankfurt a. d. Oder) Montag Nacht um 1 Uhr.

Ich danke Ihnen herzlich, liebe Henriette, für Ihr engliſches Briefchen. Sehn Sie, Sie waren bange, es würde Ihnen an Stoff dazu fehlen, und nun haben Sie noch für einen andren übrig. Denn Sie erwähnen der Viſite bei Bauer's noch nicht. Meinen engliſchen Briefen müſſen Sie es anſehn können, wie viel Mühe es mir macht, Ihnen weniger vertraulich zu ſchreiben. Ich möchte ſo gern für jedes Madam, ein my dearest Harriet ſchreiben. Setzen Sie es immer an die Stelle, vielleicht ſind ſie Ihnen dann erträglicher. Aber, beſte Henriette, Sie haben eine kleine Unvorſichtigkeit begangen, die uns bald hätte theuer koſten können. Begehn Sie ſie ja ein andermal nicht wieder. Sie hatten B. die Aufſchrift auf Ihren engliſchen Brief machen laſſen. Sie hatten wahrſcheinlich nicht daran gedacht, daß B. auch immer die Adreſſen auf den Briefen der vermeinten Sophie macht, und daß Kunth die Hand kennt. — Er kennt ſie ſo gut, daß er mir die Briefe gewöhnlich gleich ſo giebt, als ſie kommen, noch verſiegelt und an ihn adreſſirt. Hören Sie nur, wie's mir geſtern ging. „Die Herz hat mir", ſagte er, „einen Brief an Dich geſchickt, aber er ſcheint nicht von ihr zu ſein. Die Aufſchrift iſt von Sophiens Hand." Sie können denken, wie ich erſchrak. Ich ließ mir aber nichts merken; und es gelang mir glaub' ich, ihn zu überreden, daß er ſich irre. Bis jetzt hat er wohl keinen Verdacht geſchöpft; aber nehmen Sie ſich doch ja künftig in Acht. Es wäre doch ſehr ſchlimm, wenn er erführe, daß die Briefe von Ihnen wären, nicht wahr? O Gott! theuerſte Henriette, tauſendmal habe ich mir ſchon bittre Vorwürfe gemacht, daß Sie meinetwegen

etwas wagen, das Sie in der Folge bereuen könnten! Geben Sie mir nur in Ihrem Herzen das Zeugniß, daß ich Sie nicht darum bat, daß ich kaum mir nur heimlich es zu wünschen erlaubte. Ich wußte, welch ein Leben ich hier ohne diese Briefe führen würde; aber ich hätte lieber alles verlieren, als Sie bitten wollen, nur das Geringste zu wagen. Sie selbst, innigstgeliebte, traute Freundin, Sie waren gütig, großmüthig genug mir es anzubieten. Sein Sie nur jetzt darum nicht böse auf mich, o gewiß nicht! Ich brauche sicher alle nur ersinnliche Vorsicht, und in wenigen Monaten ist der Zwang vorbei, dann schreiben wir uns frei. Wenn Sie nur bis dahin hübsch vorsichtig sind, dann ist gewiß nichts zu fürchten.

Ihr Mann schreibt mir in den paar Zeilen unter Ihrem Briefe von dem kleinen Aufsatz, den ich in Zöllner's Lesebuch habe einrücken lassen. Ich habe nicht geglaubt, daß Sie etwas davon erfahren hätten. Aber da Sie es, wie ich nun vermuthe, schon seit einiger Zeit wissen, so wundert es mich, daß Sie mir nicht davon geschrieben haben. Sie sind doch nicht böse, liebe Henriette, daß ich es Ihnen nicht früher gesagt habe? Doch nein, das sind Sie nicht, daß es mir nicht an Zutrauen zu Ihnen mangelt, hab' ich Ihnen, glaub' ich, bewiesen, und Sie versprachen mir auch, mir immer zu sagen, wenn Sie böse wären, und Sie haben mir nichts gesagt. Warum ich aber bis jetzt nichts davon erwähnt habe? Je nun die Wahrheit zu gestehn, hab' ich diesen Aufsatz nie leiden können. Er lag schon seit zwei Jahren in meinem Pult. Den Mittag, als Ihr Mann bei uns im Thiergarten aß, schlug Kunth, ich wahrlich nicht, Zöllner'n vor, ihn mit abdrucken zu lassen; und nun mußte ich in den letzten Tagen, wo ich schon so viel Sorgen und Unruhe und Verdruß hatte, Tag und Nacht sitzen und

umarbeiten und Vorreden machen. Daher sieht man auch dem Dinge bei jeder Zeile die Eilfertigkeit an. Es würde mir sehr viel Vergnügen gemacht haben, etwas drucken zu lassen, wenn es etwas andres, und zu einer andren Zeit gewesen wäre. Aber damals dachte ich nur an meine Trennung von Ihnen und Brenna, und da kümmerte ich mich viel um alles Autor- und Uebersetzerwesen. Ich habe Ihnen schon ein paarmal davon schreiben wollen, aber es war immer etwas Wichtigeres da. Auch glaube ich dem Inhalte nach nicht, daß es Sie sonderlich interessiren wird. Xenophon's Beweise sind zu leicht und gemein; und Platon's oft zu verwickelt und nicht streng genug. Sagen Sie mir aber doch, liebe Henriette, wie es Ihnen gefallen hat? — ist es nicht sehr stolz, daß ich so voraussetze, daß Sie es gelesen haben? — ob man ihm die Uebersetzung sehr ansieht? Mich dünkt, es fehlt ihm vorzüglich an Leichtigkeit der Wendungen. Es scheint mir so steif. Ich würde Sie bitten recht aufrichtig zu sein, wenn Henriette gegen mich anders sein könnte. Nicht wahr, das können Sie nicht mehr, so wenig als ich?

Ich schicke Röschen zum Weihnachtsgeschenk ein Strickzeug. Sagen Sie ihr in meinem Namen, sie sollte hübsch fleißig sein, Sie recht lieb haben, und manchmal an mich denken. Leben Sie wohl, liebe theure Henriette. Wenn ich nur erst wieder bei Ihnen wäre! Nur bei Ihnen und Brenna kann ich glücklich sein. Gute Nacht, Innigstgeliebte!

Wilhelm.

12.

(Frankfurt a. d. Oder) Sonntag Nacht um 1 Uhr.

Wie herzlich hab' ich mich gefreut, liebe Henriette, wieder einen Brief von Ihrer Hand zu sehn! Also sind Sie bald wieder hergestellt? Wie lieb ist es mir! Der Gedanke, meine Henriette krank zu wissen, hat mich sehr beunruhigt. Aber schonen Sie nur noch ja Ihrer Augen, ich bitte Sie, meine Theure. Schreiben Sie mir lieber noch nicht selbst, oder schreiben Sie mir weniger. Ihre Briefe machen mir eine innige Freude; aber wenn ich denken müßte, daß Sie Ihnen schadeten, daß Sie dadurch litten, Gott, Henriette, ich könnte sie nicht mehr mit Vergnügen lesen. Ihr mir so theurer Brief enthält wieder so viel Liebevolles für mich! Sie fragen mich, ob ich ruhiger bin? Ja, Henriette, so ruhig als ich ohne Sie sein kann, bin ich. Aber das ist sehr wenig, ach! ohne Uebertreibung, sehr wenig. Wenn mich nicht Arbeitsamkeit und Einsamkeit trösteten, was finge ich an? Aber die Zeit wird ja kommen, wo ich wieder bei Ihnen sein, wo ich Sie täglich sehn, wo ich ganz das Glück der reinsten, edelsten Freundschaft mit den besten Seelen genießen werde. Möge dann nur Ihr Herz noch empfinden, was es jetzt für mich empfindet! Und das wird es, o! das wird es gewiß! Freundschaft, wahre Freundschaft ist nicht unbeständig, und Henriettens Freundschaft? Wie oft träume ich von dieser glücklichen Zukunft; möchte sie bald nicht mehr Traum sein! Daß ich nach Berlin auf Weihnachten käme, geht nicht an, meine Liebe. Kunth wird, so viel ich absehn kann, auch nicht hinreisen, und allein, das würde ich schwerlich durchsetzen. Ueberdies gehn auch, da wir nur wenig öffentliche Kollegien hören, unsre Arbeiten selbst in den Ferien immer fort.

K. kommt auch nicht nach Berlin. Aber es kommt ein Andrer hin, ein gewiſſer Albinus, auch ein Student, aber zugleich d. Geſellſchafter. Er iſt ein überaus ſanfter guter Menſch, der viel dazu beiträgt, mir meinen Aufenthalt hier weniger unangenehm zu machen. Vielleicht empfängt ihn Henriette freundlicher, wenn ſie das weiß. Denn er wird Ihren Mann beſuchen, und Kunth wird ihm einen Empfehlungsbrief an Sie mitgeben. Wenn ich nur irgend kann, ſo ſchreib' ich Ihrem Mann zu gleicher Zeit. Er iſt mir zwar die Antwort ſchuldig, aber er hat uns das Buch geſchickt, und wer wird auch unter Freunden ſo rechnen? Daß Sie dann auch ein kleines (aber nur ein kleines) engliſches Briefchen zugleich bekommen, verſteht ſich von ſelbſt. Alſo ſoll ich Kante erſt über ein Jahr etwa ſehn. Es thut mir ſehr leid. Ich wünſchte ſo herzlich ihn nur auf einen Tag hieher, oder mich lieber auf einen Tag nach Berlin. Wäre das nicht beſſer? nicht wahr, meine Henriette? Ich ſchrieb Ihnen ſchon neulich, daß mein heutiger Brief würde kürzer ſein müſſen; alſo wird meine Henriette heute ſchon verzeihen. Mittwoch ſchreibe ich wieder, aber freilich auch noch kürzer. Aber Sonnabend ſchreib' ich gewiß recht viel. Gute Nacht, meine theure, inniggeliebte Henriette. Leben Sie wohl, und fahren Sie fort, wie Sie thun, an den abweſenden W. zu denken, an den armen W. der nur bei Ihnen zu ſein wünſcht, und von Ihnen getrennt iſt. Grüßen Sie C. und die Veit herzlich von mir! Gute Nacht!

Wilhelm.

13.

(Frankfurt a. d. Oder) Sonntag Abend.

Göckingk hat mir von der nächsten Station aus geschrieben, liebe Henriette, und mir aufgetragen, seinen Stock an Laroche zu schicken, der ihn mit nach Magdeburg nehmen soll. Ich konnte Kunthen, wie Sie leicht sehn, nicht gut merken lassen, daß ich wüßte, wo C. wohnte. Ich werde also morgen Ihnen einen zierlichen Brief schreiben, und den Stock Ihnen schicken, und Sie bitten, ihn dann weiter an C. zu besorgen. Göckingk habe ich heute geantwortet, um ihm von seinem Stocke Nachricht zu geben. Es ist mir sehr lieb gewesen, daß ich ihm diesen kleinen Dienst habe erweisen können. Ich glaube, er kennt außer mir niemand in ganz Frankfurt. Er würde also doch in Verlegenheit gewesen sein. Ich habe auch heute durch Kunth Ihren Brief erhalten. O liebe, theure Freundin, Sie nehmen so herzlichen Antheil an meinem Schicksale! Sie wünschen mich glücklich machen zu können? O Gott, bin ich es nicht, und — ich will nicht undankbar sein — ich bin es doch sehr oft, bin ich es denn nicht allein durch Sie, meine Theure? Habe ich wohl eine recht frohe, heitre Stunde, die ich Ihnen, Ihrer Freundschaft, Ihrer Liebe nicht danke? O Henriette, Sie können mich glücklich machen, und Sie thun es. Könnte ich nur immer bei Ihnen, wenigstens nur in Ihrer Nähe sein, dann wäre ich auch glücklicher. Aber so, Liebe, so bin ich nun schon vier Monate lang hier allein, ohne eine einzige Seele, die ganz, die so, wie Sie, mit mir sympathisirte, der ich mich so ungescheut, so ganz ohne Rückhalt anvertrauen könnte. Und wenn nun zu dieser Empfindung das Gefühl von Kränklichkeit, oder wenigstens von geringerer Fähigkeit zu

langer, angeſtrengter Arbeit hinzukommt; ja nun da muß es freilich manchmal finſtrer in der Seele ausſehn, als es eigentlich ſollte. Aber fürchten Sie nichts, meine Beſte, laſſen Sie mich nur erſt wieder bei Ihnen ſein; gewiß es wird bald wieder die Heiterkeit zurückkehren, die ich hier zehn Meilen fern von Ihnen — ſo wie ich nun einmal denke und empfinde; und wollten Sie wohl, daß ich anders dächte und empfände? — nun freilich vermiſſen muß. Nennen Sie mich auch nicht eigentlich unglücklich. Das bin ich nicht, und habe nicht Urſach es zu ſein. Aber ich war ja nie von ganz heitrem Temperament. Ich gehörte ja immer zu den Menſchen, die entweder auf der einen, oder der andern Seite ausſchweifen. Und ſo iſt's im Ganzen wohl auch noch. Nun freilich, zu luſtig, zu ausgelaſſen bin ich wohl hier in Frankfurt noch nicht geweſen! — Machen Sie mir auch keine Vorwürfe, meine liebe Henriette, wegen meines zu vielen Arbeitens. Es iſt freilich wahr, ich habe mehr gethan, als meine Kräfte erlaubten. Aber denken Sie ja nicht, daß bloß meine Lebensart hier in Frankfurt an dem Uebel ſchuld iſt. Ich habe ſchon immer zu viel geſeſſen, und wenn ein Fehler verzeihlich iſt, ſo iſt's wohl dieſer in meiner Lage. War ich nicht unglücklich genug, in meiner eigenen Familie, mit Leuten immer ſein zu müſſen, mit denen ich ſo wenig ſtimmte, daß mir nichts, gar nichts übrig blieb, als mich in mich ſelbſt zurückzuziehen, und das bei Büchern zu ſuchen, was ich bei Menſchen nicht fand? Gerieth ich nicht hernach in Verbindungen, die mich oft ſo viel Zeit und Muße koſteten, daß ich manche, ſonſt einer beſſern Erholung, oder dem Schlafe gewidmete Stunde aufopfern mußte, um nur das wieder einzubringen? nicht in Verbindungen, von denen ich mit Recht fürchten mußte, daß ſie ein ſchlechtes Licht

auf meinen Karakter werfen mußten, so daß mir nichts übrig blieb, als wenigstens dafür zu sorgen, daß meine Kenntnisse und mein Kopf nicht eben so sehr verachtet würden, als meine Aufführung, und mein Herz, das man doch aber wahrlich oft verkannte? Da, liebe Henriette, da haben Sie die treue Schilderung der Ursachen meines größeren Fleißes in meinen früheren Jahren. Und hernach, nun seitdem mich Ihre Freundschaft jenen Verbindungen, Ihr und Brenna's Umgang jener Langenweile in meiner Familie entrissen hat, ja seitdem hat mich nun eine, vielleicht durch Gewohnheit entstandene Liebe zur Arbeit und zur Beschäftigung, das Gefühl, daß ich noch in so manchen Stücken so weit zurück bin, und nicht Eitelkeit — dazu kennt mich Henriette — aber der innre Stolz, doch wenigstens nicht weniger, als andre junge Leute meines Alters wissen zu wollen, dies alles, sag' ich, hat mich seitdem zu einer angestrengteren Arbeit angetrieben. Und nun gar hier in Frankfurt? O ich kann es Ihnen nicht beschreiben, wie mir in der ersten Zeit war. Ich hatte niemand, mit dem ich recht gern gewesen wäre, niemand, dem ich nur das, was mich so schwer drückte, hätte klagen können; war es da nicht verzeihlich, wenn ich die Veranlassung ergriff, die sich darbot, mich beinah ganz vereinzeln, mich beinah ganz auf meine Stube einschränken zu können? Schon ehe ich nach Frankfurt kam, liebte ich es mehr als alles, allein, ungestört von allen Menschen zu sein. Diesen Hang konnte ich hier befriedigen. Ich konnte des Nachts so ruhig sitzen, konnte so ungestört meiner Henriette jede Empfindung meiner Seele vertrauen, brauchte nicht, wie jetzt, immer Acht zu geben, ob auch nicht jemand hereinkäme. Konnte mich das nicht reizen? Und ich hatte ja noch immer Bewegung, noch immer Erholungsstunden, wie

konnte ich denken, daß mein Körper es ſo wenig aushalten würde? — Alſo, ſehen Sie, meine Theure, bin ich an dem jetzigen Uebel ſo viel nicht ſchuld. Und dann iſt das Uebel auch ſo groß nicht. Ich bin doch nun ganz wieder beſſer, wenn ich auch manchmal etwas Kopfſchmerzen habe. Die hatte ich ja auch oft vorher. — Leben Sie nur wohl, meine herzlichgeliebte Henriette. Grüßen Sie unſre Lieben, und denken Sie an Ihren Wilhelm, der in ſieben Wochen von hier Ihnen ſelbſt ſagt, wie innig er Sie liebt. —

14.

(Frankfurt a. d. Oder) Montag Abend um 12 Uhr.

O! Henriette! welch einen glücklichen Tag hat mir Ihr letzter Brief gemacht! So viel Vertrauen, ſo viele Liebe, Gott wie verdien' ich das alle! Ich kann Ihnen dafür nicht danken; was ſind Worte dagegen. Aber meine Handlungen, mein ganzes Leben ſoll Ihnen danken, mein Herz ſoll ewig nur das Ihre ſein. Nicht bloß auf gleiche Gefühle, gleiche Geſinnungen gründet ſich unſre Liebe, theure Henriette, nein, von meiner Seite auch auf Dankbarkeit, auf unverlöſchbare Dankbarkeit. Ihnen danke ich das Glück meines Lebens, Ihnen jede frohe Minute, die ich genieße. O! wie glücklich werd' ich noch an Ihrer Seite ſein. Wäre ich doch jetzt bei Ihnen. Ein Blick würde Ihnen beſſer als tauſend Worte ſagen, wie herzlich ich mich Ihrer Liebe freue, wie innig mein ganzes Herz Ihnen dafür dankt. O Ihre Ruhe, ſagen Sie, wäre auf ewig dahin, wenn je Kunth oder ich Sie täuſchte. Gewiß Sie werden ſie nie verlieren, dieſe allein beglückende Ruhe.

Schon der Gedanke, Sie, Henrietten, Sie die mir Ihr ganzes Vertrauen giebt, die mir keinen Ihrer Fehler, keine Ihrer kleinsten Schwachheiten versteckt, Sie täuschen zu können, kann ich nicht ausdenken. Nein, Henriette, meine Liebe für Sie ist gewiß rein und schuldlos; ist die Liebe, die Seele mit Seele, Herz mit Herz verbindet; und eine solche Liebe hängt nicht von zufälligen Umständen, nicht von Jugend, nicht von Schönheit ab. — So lange die Seelen sich das bleiben, was sie sich waren, dauert auch sie, und können die Seelen wohl je aufhören, sich das zu sein, wenn durch die lange Vereinigung eine sich immer nach der andern bildet? — O! und gewiß Kunth denkt ebenso, K. liebt Sie eben so rein, eben so treu, er hat Ihnen gezeigt, daß sein Herz, auch im höchsten Feuer der Leidenschaft nur einer edlen Liebe fähig ist. — Ihr Brief fand mich gerade in einer Stimmung, die ich bei Empfang eines solchen Briefs haben mußte. Unser ganzes Haus, die Löffler allein ausgenommen, hatte eine Parthie auf's Land gemacht. Ich nur hatte eine Unpäßlichkeit vorgewandt, und blieb zurück. Da saß ich nun, in meiner Stube eingeschlossen, und arbeitete, und dachte an Sie, und sehnte mich, wie nimmer, nach Ihnen hin, und war so recht in mir vergnügt, Ihren Ring am Finger, Ihren Schattenriß vor mir. Da bekam ich Ihren Brief. Wie oft las ich ihn nicht, und mit welchen Empfindungen erfüllte er mein Herz. Mit Empfindungen der herzlichsten Freude, aber auch mit Empfindungen der innigsten Wehmuth. Zu hören wie ein Mensch, der glücklich genug war, Einmal wenigstens einen Theil Ihrer Freundschaft zu besitzen, so schändlich Sie und Ihren Mann hintergehn, so niedrig Gefühle heucheln konnte, von welchen sein Herz nichts empfand, o das ging mir durch's Herz. Verzeihen

Italien mußte unter dieſen Umſtänden hier Eindruck machen: man kann die Geſchicklichkeit der Abfaſſung nicht verkennen. Es ſcheint, nach allen dieſen Vorgängen, einleuchtend genug, daß die Beſchlüſſe von Karlsbad ihrem Zwecke nur unzureichend entſprochen haben, und daß daher nöthig wird, ſie bei ihrem diesjährigen Ablaufe nicht nur zu erneuern, ſondern auch zu verſchärfen. Dahin zielt vieles, und ohne Zweifel werden in dieſer Abſicht am Bundestage wichtige Anträge geſchehen. In Betreff der europäiſchen Politik iſt nun alles auf die neue Eröffnung der Parlamente von England und Frankreich geſpannt, aus ihren Verhandlungen wird ſich erſt der Boden hervorheben, auf den man mit Zuverſicht treten kann. Die Rede des Präſidenten der Vereinigten Staaten hat ſehr mißfallen; ſie trägt vielleicht dazu bei, wenn Herr von Jouffroy ſeine Beſtimmung als Nachfolger des verſtorbenen Hrn. Greuhm nicht ſo bald antritt. Graf Flemming, begleitet von Hrn. von Olfers, geht in wenigen Tagen auf ſeinen Poſten nach Neapel. Wegen der übrigen Poſten ſcheint noch alles ungewiß; was die Zeitungen melden, iſt ganz falſch, namentlich hat die Erwähnung, die von mir neulich geſchehen, auch nicht den geringſten in meinem Verhältniſſe ſichtbaren Grund. Man denkt wohl nicht mehr ſo ſchlimm von mir, glaub' ich ſelbſt; aber an eine Wiederverſendung iſt unter den waltenden Umſtänden ſobald nicht zu denken! Und wahrlich! eine jede käme mir auch nicht gerade recht. Was inzwiſchen meine Lage hier, wie ſie nun eben iſt, Unſeliges, Einengendes, Drückendes und Schwankendes hat, das iſt Gott bekannt; ich mag nicht davon reden, und will mir lieber die vortheilhafte Seite gegenwärtig halten, die ich nach Jahren doch auch daran zu finden gelernt! —

Ich lebe fortwährend ſehr zurückgezogen, und das thut mir gut. Auch beim Ordensfeſte war ich nicht, und habe

Sie, geliebte Henriette, wenn ich bitter werde. Aber könnte ich Sie wohl lieben, könnte ich wohl irgend Gefühl für etwas, das gut und rechtschaffen und grade iſt, haben, und es nicht ſein! Ich wollte ihm allenfalls noch verzeihen, ſo unverzeihlich es iſt, daß er Sie ſo ganz verkennen, daß er Sie auf eine Art lieben konnte, die ſich vielleicht für die Weiber, mit denen er ſonſt umgeht, nicht aber für die ſchuldloſe, unbefangne, edle Henriette paßt. Aber, daß er, ſo wie er that, Freundſchaft für Herz vorgab, daß er ihm dienlich zu ſein verſprach, und daß er jetzt ſein gegebenes Wort bricht, und Ausflüchte ſucht, daß Herz einen Dienſt zu erweiſen, ihn nur wegen ſeiner eigenen Abſichten, nicht des Mannes wegen intereſſirte, ſagen Sie ſelbſt, Henriette, kann dafür irgend ein Ausdruck zu hart ſein? Sie wiſſen, ich habe ihn immer vertheidigt, aber jetzt, jetzt können Sie ſelbſt gewiß ihn nicht mehr entſchuldigen, und ein Herz wie das Ihrige verdammt doch gewiß ungern. Vergeſſen Sie ihn, liebe Henriette, er verdiente es nicht Ihr Freund zu ſein.

Ich, meine Theure, lebe hier noch wie immer. Aber, denken Sie ja nicht, daß ich ſo viel ſitze, daß es meiner Geſundheit ſchadete. Ich gehe zwar wenig ohne Zweck aus. Aber ſchon die nothwendigen Gänge beſchäftigen mich genug, und verſchaffen mir hinreichende Bewegung. Auch bin ich ſehr geſund. Letzthin iſt wieder eine Komödie, und heute ein Ball hier geweſen. Mein Bruder iſt an beiden Orten geweſen; ich an keinem. Wozu ginge ich auch hin? Wer Henrietten liebt, und von ihr geliebt wird, kann leicht jede andre Geſellſchaft, vorzüglich eine größere entbehren. Und es gefällt mir hier im Hauſe beſſer als auswärts. Die Leute ſind freilich nicht ganz ſo, wie ich ſie mir wünſchte. Aber Kunth und Henriette und Brenna

giebt es nur wenige! Doch bin ich vertraut mit ihnen und häuslich. Ich gebe mich viel mit den Kindern ab. Mit den ältern ſpiel' ich, und die kleine wieg' ich, wenn ſie ſchreit, und die Kinderfrau nicht da iſt. Manchmal, wenn ich ſo ſitze und wiege, denke ich, wenn doch das Ihr kleiner Moſes wäre, und wenn doch, wie E. dort in der andren Stube ſitzen und eſſen, ſo Kunth und Henriette und Brenna da ſäßen, und dann vertiefe ich mich ſo in den Gedanken, daß die Wiege allmählich ſtill ſteht, bis die Kleine mich mit ihrem Geſchrei wieder aufweckt. Welche Tändeleien erzähle ich Ihnen da, liebe Henriette! Wem möchte ich ſie wohl erzählen, außer Ihnen? — Doch ſind es nicht unſchuldige Tändeleien? Ach, das häusliche Leben iſt gewiß das glücklichſte.

Gute Nacht, theure inniggeliebte Henriette. Schreiben Sie mir doch recht bald wieder. Gute Nacht!

Wilhelm.

15.

(Frankfurt a. d. Oder) Freitag Abend.

Alſo ſchon in acht Tagen verläßt Euch C. Ja wohl haſt Du Recht, liebe Henriette, daß „leid ſein" dafür ein viel zu ſchwacher Ausdruck iſt. Ich bedaure Dich und die arme B. herzlich. Wenn Ihr beide nicht noch immer beiſammen und ungetrennt beiſammen wäret, würde ich Euch mehr als uns ſelbſt bedauern. Nicht, Henriette, daß wir weniger bei der Trennung verlören. O! Du kennteſt unſre Herzen nicht, wenn Du das denken könnteſt, wenn Du glauben könnteſt, daß Dir oder B. eine Trennung von uns mehr Schmerz verurſachte, als C. oder mir eine Trennung von Euch. Aber ein Mann

hat es darin doch beſſer. Er hat Arbeit, oft Zerſtreuungen, die mehr als leere Vergnügen ſind. Er kann eher ſelbſt wieder an den Ort kommen, nach dem ſich ſein Herz ſehnt. Ein Weib hängt oft ſo ſehr von den Umſtänden ab, und hat zu viel Muße, ihrem Kummer oder ihrer Sehnſucht nachzuhängen. Oft zwar wünſche auch ich mir dieſe Muße, doch es iſt ſehr gut, daß die Erfüllung dieſes Wunſches nicht immer, und nur ſehr ſelten bei mir ſteht. Aber freilich — wie oft hab' ich das ſchon hier an eben der Stelle, auf der ich jetzt ſchreibe, gefühlt! — wird die Arbeit ſehr ſauer, wenn das Herz ſtark bewegt iſt. Sie erſchöpft dann noch Einmal ſo ſehr unſre Kräfte. Wie gut iſt es nun, daß ich noch in Berlin geweſen bin. Wenn ich ſo bedenke, wie viel glücklicher ich durch dieſe Reiſe geworden bin, als ich ſonſt war, und von welchen kleinen Umſtänden doch am Ende dieſe Reiſe abhing, ſo wird mir ich weiß nicht wie bange. Schon oft ging es mir ſo in meinem Leben, und ich denke dann oft mit inniger Rührung bei mir: wenn ſo wichtige Begebenheiten von ſo kleinen Umſtänden abhängen, von Umſtänden, aus welchen ſie ſich ſo gar nicht vorherſehen ließen, wie wenig hängt dann menſchliches Glück von menſchlicher Klugheit ab? wie wichtig iſt dann die Ueberzeugung, daß nicht ein blindes Ungefähr, ſondern eine gütige Weisheit unſre Schickſale lenkt? Du wunderſt Dich doch nicht, theure Henriette, daß mir dieſe Reiſe ſo wichtig ſcheint, daß ich durch ſie um ſo vieles glücklicher geworden zu ſein glaube? Ihr liebtet mich ſchon vorher, wie oft hab' ich das mit inniger Rührung empfunden; ich liebte Euch, das weiß Gott. Aber jetzt habt Ihr mir durch dieſe Verbündung gleichſam ein Recht auf Eure Liebe, Eure Treue, Euer Vertrauen gegeben; nun haben wir uns gegenſeitig gelobt, einander einen

Vorzug in unſrem Herzen vor allen übrigen Menſchen zu geben, bis wir vielleicht einen finden, den unſre Verbündung glücklich machen kann, mit dem wir dann gleich redlich, als jetzt mit uns, unſre Liebe theilen. O! Henriette, nun biſt Du ganz mein! Einen ſtärkern Beweis Deiner Liebe, Deines Vertrauens konnteſt Du mir nie geben, als indem Du mich in dieſe Verbündung aufnahmſt, indem Du mich würdigteſt wie mit einer Schweſter vertraut mit Dir, auf Du und Du zu reden. O! wahrlich — ſoll ich es Dir noch ſchwören? — nein, nie wird Dein W. dieſes Vertrauen mißbrauchen. Er wird es verdienen, gewiß verdienen; Du wirſt ihn durch Dich ganz glücklich ſehn, und dadurch ſelbſt glücklich ſein! — Es ſchlägt ſieben. Ich muß hier ſchließen. Die Löffler iſt ausgegangen, und da ihr Mann krank iſt, ſoll ich ſie abholen. Lebe wohl ſolange!

Um 10 Uhr.

Da ſitz' ich ſchon wieder und ſchreibe Dir. Du ſchriebſt, ich hätte Dir viel von Minetten zu ſagen. Je nun, wie Du es nehmen willſt. Eigentlich nichts, inſofern ich nämlich eigentlich nichts ſagen ſollte. Aber ſonſt freilich viel. Aber ich weiß, Henriette ſchweigt. Und Henrietten kann ich ſicher auch meiner Freunde Geheimniſſe anvertrauen. Doch verſteht ſich's, auch B. und C. müſſen nichts davon wiſſen. Was könnte ſie's auch intereſſiren? Auch iſt's mir nicht gleichgültig, daß Du um die Sache weißt. Ich habe Minetten einen Rath gegeben; ſage mir, liebe Henriette — aber recht offenherzig — ob er vernünftig iſt? Der Hofrath von Oe. in Potsdam hat Sellentin den Auftrag gegeben, ihm eine Frau zu verſchaffen. Sie kann häßlich und arm, nur ſoll ſie nicht böſe, und häuslich und wirthſchaftlich ſein. Sellentin hat ihm Minetten vorgeſchlagen,

und ob er sie gleich so wenig, als sie ihn je gesehen noch gesprochen hat, so hat er doch gesagt, wenn sie so wäre, als Sellentin sie beschrieben, würde er sie gewiß nehmen. Ende dieser Woche wird er nach Berlin kommen, sie werden sich sehen, und die Sache wird sich entscheiden. Die junge Sellentin kennt den Oesfeld genau. Es soll ein sehr guter, aber etwas einfältiger Mann sein; und der von seiner Frau nichts fordert, als daß sie für gutes Essen und für eine L'Hombrepartbie alle Abend sorgt. Dies ist Eine Partbie für Minetten. Die zweite ist ein gewisser Herr von St. Dieser Mann lebt in Pommern auf seinen Gütern, unweit Stettin. Er hatte eine sehr hübsche Frau, die aber vor ein paar Jahren gestorben ist, und ihm vier oder fünf Kinder hinterlassen hat. Minette besuchte einmal seine Frau auf einige Wochen; der Mann verliebte sich in sie — Du mußt Dich darüber nicht wundern, er verliebt sich in jede — und sie hatten schon damals mehrere interessante Scenen. Jetzt, ich glaube vorige Woche, ist er zu Minetten gekommen, ist sehr gerührt gewesen, hat sie bei der Hand gefaßt, und ihr versichert, er liebe sie noch immer, und sei fest entschlossen sie zu heirathen. Jetzt erlaubten es seine Vermögensumstände nicht. Er habe aber um Meliorationsgelder an den König geschrieben; wenn er die erhielte, so fehlte nur ihre Einwilligung um sie zur seinigen zu machen. Eben als ich in Berlin war, hatte er die Gelder wirklich. — — (Das Uebrige fehlt.)

16.

(Frankfurt a. d. Oder) Freitag früh.

Dein Brief, gute Henriette, hat mich, wie jeder, den ich von Dir empfange, herzlich gefreut, aber er hat mich doch auch, ich geſteh' es Dir, auf der andern Seite nicht minder gekränkt! O! ſage mir, ich beſchwöre Dich darum, ſage mir, Henriette, wie konnteſt Du — Du die Du mich nun ſchon ſo lange kennſt, Du der ich immer mein ganzes Herz öffnete — wie konnteſt Du mich ſo mißverſtehn? wie konnteſt Du glauben, daß es mir auffallen würde, wenn Du mir ſagteſt, daß Du meine Briefe gewöhnlich A. und B. zeigſt? wie kannſt Du glauben, daß Du einen Vorzug bei mir vor A. und B. habeſt, da ich doch — mein Herz iſt mein Zeuge — Euch alle drei gleich innig, gleich herzlich liebe? Gab ich Dir, ſag' es mir ſelbſt, je Gelegenheit dies zu glauben? O! wenn ich es that, ſo war ich in dem Augenblick Deiner nicht würdig, ſo verdiene ich jetzt nicht, ſo eng mit Euch vereint zu ſein! Aber gewiß nie, nie that ich es. Und was enthalten meine Briefe an Dich, das A. und B. nicht wiſſen ſollten? Sie enthalten das Bild meines Herzens, oft die Geſtändniſſe meiner Fehler, ſoll A. und B. dieſe nicht auch kennen? Sollen ſie ſich ſo eng mit einem Menſchen vereinigen, den ſie nur halb kennen? Nein H. ich hab' es gewußt, daß A. und B. meine Briefe leſen. Es war ſo natürlich. Du hätteſt mich weniger lieben müſſen, wenn Du ſie ihnen nicht gezeigt hätteſt. Und ich ſchwöre es Dir, ſchwöre es Dir bei der Heiligkeit unſerer Verbindung, mein Herz hat kein Geheimniß vor Euch dreien, und wird es nie haben! — Aber daß ich Dir neulich ſchrieb, das, was M. betraf, A. und B. nicht zu zeigen, das, liebe Henriette, war ein

andrer Fall. Sonſt enthielten meine Briefe meine Geheimniſſe, und die konnten und durften vor Euch dreien keine Geheimniſſe ſein — denn, o! ich danke Dir für dieſen herzlichen Ausdruck, der mich, ſo oft ich ihn aus Deinem Munde hören werde, beglücken wird, denn wir viere ſind Eins — aber was ich Dir neulich ſchrieb, war fremdes Geheimniß, war mir anvertrautes Gut, das ich, hätte ich ſtrengen Regeln der Moral folgen wollen, auch Dir nicht hätte mittheilen ſollen. Daß ich wußte, daß Du und B. und A. ſchweigen würden, war nicht genug. Wäre Minette auch eben ſo ſehr, als ich davon überzeugt geweſen, würde ſie wohl gewollt haben, daß auch Ihr nur es wüßtet, und kömmt es nicht hier auf ihren Willen allein an? Ich tadle Dich nicht, theure Henriette, daß Du den ganzen Brief B. u. A. gezeigt haſt, ich hätte vielleicht an Deiner Stelle eben ſo gehandelt. Aber tadle nur auch Du mich nicht, daß ich das Gegentheil wünſchte, und Dich um das Gegentheil bat. Es war eine Schwachheit von mir, — verzeihe mir dieſen Ausdruck; aber ich urtheile jetzt nach den Regeln der Vernunft und der Moral, und ſollten wir, deren Zweck Reinheit der Seele und Adel des Herzens iſt, je anders urtheilen? — es war alſo eine Schwachheit von mir, daß ich Dir ſagte, was nach M.'s Willen nur ich wiſſen ſollte. Ich habe mich ſolcher Fehler ſonſt nur ſelten ſchuldig gemacht. Du weißt, wie unglücklich ich um Minette dieſen Herbſt war. O! ich hätte mein Herz ſo gern gegen eine mitfühlende Seele, und gegen welche andre wohl als gegen die Deinige ausgeſchüttet. Aber ich that es nicht, und gewiß nehme ich auch dies Geheimniß, das heilig außer mir und ihr niemand auf der Welt weiß, mit mir in's Grab. Aber jetzt hatte ich auch einen Grund, Dir von dieſen Heirathsvorſchlägen zu erzählen. Du kennſt

M.'s Lage, und kennst sie selbst, Du könntest mich belehren, ob mein Rath gut war. Aber das könntest nur Du. A. u. V. kennen M. nicht. Darum bat ich Dich ihnen nichts zu sagen, aber warlich aus keinem andren Grunde. Dies, theuerste H. ist meine Rechtfertigung. Urtheilet nun Ihr, Du und Br. — da A. nicht mehr bei Euch ist — ob ich schuldig bin, oder nicht. Ich unterwerfe mich ganz Eurem Ausspruche. Aber wenn ich gefehlt habe, so hat, das schwöre ich Euch, nur mein Verstand, nicht mein Herz die Schuld. Ich schreibe Euch heute nicht mehr. Ich habe auch durch Friedländer's Hiersein — so wenig Zeit, daß ich Euch heute gar nicht geschrieben hätte, wenn es mir nicht zu wichtig gewesen wäre, mich zu rechtfertigen. Antwortet mir nur recht bald hierauf. Ich sehe mit Sehnsucht dem Augenblick entgegen, wo Ihr nicht mehr unzufrieden mit Eurem W. seid. Aber wenn Euch auch meine Rechtfertigung nicht überzeugen sollte, so liebt mich nur darum nicht minder. Wir haben uns ja gegenseitig heilig versprochen, an unserer moralischen Vervollkommnung zu arbeiten, und, wenn ich gefehlt habe, so bessre ich mich gewiß. Verzeiht Ihr es mir nur, meine Lieben. Und nun lebt wohl, Ihr Innigstgeliebten! O! warlich, es wird Euch nie wieder ein andrer so lieben, als ich! Seid glücklich!

Euer W.

17.

(Frankfurt a. d. Oder) Dienstag Abend um 7 Uhr.

Wie herzlich hab' ich mich gefreut, Deinen und unsres lieben A.'s Brief zu erhalten! O! wenn Du so ganz wüßtest, so wie ich's fühle, wieviel mir immer jeder Deiner

Briefe iſt, wie oft ich ſie leſe, wieviel Freude mir jede Zeile macht! Es iſt ja der einzige Genuß jetzt, da wir von einander getrennt ſind! Wohl uns nur, daß wir es nun nicht mehr lange ſein werden, daß ich nun mit jedem Tage den Augenblick näher ſehe, wo ich meine Henriette und meine Brenna wieder in meine Arme ſchließe! — Der arme A. Er ſchreibt mir, Mittwoch ſpätſtens reiſe er ab. Ach Gott! vielleicht ſitzt Ihr jetzt eben zum letztenmal auf lange Zeit beiſammen. O! könnte ich doch auch dieſe wehmüthige Scene mit Euch theilen. Wie Euch ſein muß, wenn Ihr nun wieder allein ſeid! Ihr wart jetzt gewohnt, ihn täglich zu ſehen, Ihr brachtet ſo manchen glücklichen Abend mit ihm zu, und nun iſt das, wenigſtens auf mehrere Monate, wieder dahin! Sage es ſelbſt, Henriette, wenn die Erfahrung uns nicht allmählich an dieſen ſteten Wechſel unſrer Glückſeligkeit gewöhnte, wie könnten wir ſolche Trennungen ertragen? Zwar hat C. Recht, die Seelen bleiben vereint, wenn auch Hunderte von Meilen ihre Hüllen trennen. Aber wenn ſie ſich nur auch gegenſeitig mittheilen, gegenſeitig verſtehn könnten! Ohne das iſt jene Idee zwar tröſtend, beruhigend, aber ſie thut dem ſich ſehnenden Herzen dennoch nicht Genüge. Glücklich nur, daß Du in Brenna und Brenna in Dir einen Erſatz für unſre Abweſenheit — wie ſtolz müßte das jedem Andern klingen! — Aber Dir doch nicht, meine Theure? Wir lieben uns ja gegenſeitig! — hat. Seid Ihr nicht beneidenswerth glücklich gegen uns? Ihr ſeid doch immer zwei gleichgeſtimmte Seelen beiſammen; aber wir? wir müſſen jede Empfindung in uns ſelbſt verſchließen. Doch ich will ja nicht klagen.

Was Du und A. von unſrer Verbündung ſchreiben, ſcheint auch mir ſehr gut und ſogar nothwendig. Du haſt

wohl Recht, daß ſelbſt das Addreſſiren an einen von uns nicht ſicher genug iſt, beſonders Deines Mannes wegen. Und bei Chiffren iſt, ſobald ſie nur gut gewählt ſind, gar nichts mehr zu beſorgen. Und was iſt die kleine Mühe, den Chiffre zu lernen, gegen den großen Vortheil der Sicherheit, der daraus entſpringt! Wir können Dir gewiß Alle für dieſen Vorſchlag herzlichen Dank wiſſen. Denn Du haſt wohl Recht, daß wir verloren wären, wenn ein Andrer es fände. So unſchuldig, und nicht bloß ſo unſchuldig, ſondern gewiß ſo edel, ſo vortrefflich dieſe Verbindung iſt, ſo würden nicht Alle ſo gerecht davon urtheilen. Der Eine würde Schwärmerei, überſpannte Empfindſamkeit darin ſehn, der Andre vielleicht gar verſteckte Abſichten, die nur deſſen würdig wären, der ſo etwas vermuthen könnte, und wenigſtens würden wir dem Geſpötte manches ſchalen Kopfs ausgeſetzt ſein. Ich will nicht einmal von dem Eindruck reden, den es bei aller Vernunft und ſonſtigen Herzensgüte auf Deinen und B.'s Mann machen könnte. Und doch würde ich gerade die noch am wenigſten fürchten. Alſo iſt gewiß keine Sorgfalt, auch die größeſte nicht, überflüſſig, um das Geheimniß unſrer Verbündung mit in's Grab zu nehmen. Nimm Dich nur recht in Acht, liebe Henriette, ich bitte Dich um Deiner ſelbſt willen, wenn ich nach Berlin komme. Wenn man ſich immer Du nennt, ſo entſchlüpft das Wörtchen ſo leicht auch da, wo es nicht gehört werden ſollte, und dann fehlt es nicht ſelten an Gegenwart des Geiſtes, das Verſehn wieder durch einen Scherz gut zu machen. Aber iſt es Dir nicht lieber, daß wir uns Du nennen? Ich geſtehe Dir, meine Liebe, ich wünſchte es ſchon oft. Wenn ich einem ſo von ganzer Seele gut bin, wenn ich ihm mein ganzes Herz ſo zeige, wie es iſt — und o ſage es ſelbſt, that ich das Dir nicht immer ſeitdem wir uns näher

mit den Geheimenräthen Eichhorn und Philipsborn, die den rothen Adler dritter Klaſſe nicht empfingen, dieſes zwar gemein, das andere aber noch vor ihnen voraus, daß ich ja auch nicht einmal dazu vorgeſchlagen worden. Man rechnet es dem Hrn. Grafen Bernſtorff ſehr zur Ehre, daß er den Geheimerath Eichhorn, trotz alles ſchlimmen Vorurtheils, das gegen dieſen herrſcht, jener Auszeichnung würdig genannt und ſeinerſeits entgegengeführt habe. —

Hier ſende ich Ihnen, mein theurer Freund, ein neues Büchlein, das ſehr auf Ihre Nachſicht rechnet. Glücklicherweiſe ziehen der ſchlechte Druck und das ſchlechte Papier die Aufmerkſamkeit zum Theil auf ſich, und ehe man zu dem Inhalt kommt, iſt ſchon viel Tadel abgeſetzt. Ich verſpreche mir ſelbſt mehr von den verſprochenen Fortſetzungen, die ich nun wohl verſuchen muß, da mich der Kronprinz unter Bezeigung ſeines Beifalls dazu hat aufmuntern laſſen. Auch Herr Ancillon hat mir ſehr Schmeichelhaftes über das Büchlein geſchrieben. Inzwiſchen iſt mir ſelten bei einem litterariſchen Erzeugniß ſo wenig zuverſichtlich geweſen, wie diesmal. Das eine der beiden Exemplare bitte ich Sie dem hochverehrten Einſiedler mit dem Ausdruck meiner innigſten Ergebenheit zu behändigen. —

Ich muß ſchließen. Rahel empfiehlt ſich Ihnen angelegentlichſt; einen Brief von ihr wird Ihnen Herr Oppenheim überbracht haben. —

Mit der herzlichſten Geſinnung

Ihr treuergebener

K. A. V. v. E.

Wir haben die junge Frau von Goethe jetzt hier, die am Hofe und in der Stadt nach Namensgebühr ausgezeichnet und gefeiert wird. Von wem iſt in der „Revue ency-

kannten? — dann brauche ich ſo ungern die Sprache auch des kleinſten Cärimoniels. Wenn ich manchmal an Dich ſchrieb, und das, was ich ſchrieb, bei mir überdachte, und Dich dann in Gedanken Du nannte — denn in Gedanken konnte ich es nicht anders — dann wünſchte ich oft: möchteſt Du auch jetzt ſo ſchreiben können, das traute Du würde ſich viel beſſer zu der Herzlichkeit dieſer Empfindung paſſen, und welchen Schaden könnte es haben? Ich kannte mein Herz und meine Geſinnungen gegen Dich, und ich kannte auch Henrietten. Jetzt nenn' ich Dich Du, und darf Dich ſo nennen, und danke es Dir in meinem Herzen, ſo oft ich es thue. — Was A.'s Vorſchlag betrifft, ſo billige ich ihn völlig. Wollten wir wohl ſo ſtolz ſein zu glauben, daß wir alles ſo gut eingerichtet hätten, daß es keiner Verbeſſerung mehr fähig wäre? Und wenn wir das nicht glauben, muß dann nicht jedes Mitglied, eben ſo gut als wir das Recht haben, neue Vorſchläge zu machen? Darum, daß wir die erſten waren, welche die Verbündung ſtifteten, kömmt uns doch nicht eigentlich ein Vorrecht zu. Und wer weiß, ob wir nicht durch ſolche neue Mitglieder manche gute neue Idee mehr erhalten. Schreibe doch alſo A. und bitte ihn, Deinen und ſeinen Vorſchlag, wenn er's noch nicht gethan hat, den Regeln zuzuſetzen. Vergiß auch nicht, mir den von A. erfundenen Chiffre zu ſchicken. Du weißt, daß ich mir A.'s Aufſatz abgeſchrieben habe. Ich werde mir ihn denn auch im Chiffre abſchreiben, und das alte verbrennen, damit wir ganz ſicher ſind. — Wie ſoll ich denn A.'n jetzt ſchreiben? Geradezu, oder durch Dich, liebe Henriette? Schicke mir doch, wenn ich geradezu ſchreiben ſoll, ſeine Addreſſe. Ich weiß nicht einmal recht den Ort, wo er iſt. Ich dachte er hieße Schönebeck, aber er ſchreibt mir von Schöningen. Schreibe es mir doch recht aus-

führlich. — Die gute B. grüße tauſendmal. Ich erwarte mit ſehnlichem Verlangen ihren zeigbaren, aber noch mehr einen nicht zeigbaren Brief von ihr. — Du, Henriette, wirſt mir doch wohl auch bald wieder ſchreiben? O thue es ja! Bedenke nur, wie wenig Freude ich ohne Deine Briefe habe. Und es macht Dir, das weiß ich, ja auch Vergnügen, mit einem Freunde zu reden. Lebe nun wohl, meine beſte, theuerſte Henriette! Gott! Ich liebe Dich unausſprechlich. Du haſt mich ſo glücklich gemacht. Wäreſt Du es nur halb ſo ſehr auch durch mich geworden! Lebe wohl, traute Freundin, und liebe Deinen

W.

18.

(Frankfurt a. d. Oder), den 23. Februar 17[illegible].

Liebe Freundin, der geſtrige Tag war in der That nicht bloß der glücklichſte, den ich in Frankfurt verlebte, ſondern überhaupt einer der fröhlichſten meines Lebens. Minettens Ankunft machte mir eine große und noch dazu ganz unerwartete Freude; und wie ſehr, wie unendlich wurde dieſe Freude durch Ihren ſo freundſchaftlichen Brief vermehrt! Dadurch vermehrt, daß Sie äußern, es Minetten zu beneiden, daß nicht auch Sie mir die Freude machen können, Sie nach dieſer längern Trennung einmal wiederzuſehn! Die Güte und die Herzlichkeit, mit der Sie mir ſchreiben, hat mich innigſt gerührt. Denn ich weiß, wenn Sie ſo ſchreiben, ſo fühlen Sie auch ſo; und waren wir nicht immer einig, daß die ſüßeſte Wonne, die ein nicht ganz fühlloſes Herz genießen kann, aus der Freundſchaft edler, vortrefflicher Menſchen entſpringt? Nur das Gefühl, daß

noch so vieles, was Ihre Freundschaft Sie von mir glauben läßt, nicht so ganz wahr ist, konnte meine Freude vermindern. O! in der That, Sie thun sich sehr Unrecht, wenn Sie glauben, daß meine Bildung durch Sie nichts mehr gewinnen könnte; und wenn ich stolz genug sein könnte, zu glauben, daß Sie Recht hätten, daß es wirklich so wäre, wem würde ich es danken müssen, als Ihnen? Sie wissen, ich schmeichle nicht, — was ich sage, das fühl' ich. Aber ich weiß es zu gut, wieviel ich durch Sie und durch Ihren Umgang, vortreffliche Frau, schon gewonnen habe; und meine Mutter müßte wenig Antheil an meinem Schicksale nehmen, wenn nicht auch sie es bemerkt, und sich mit mir darüber gefreut hätte. — Ich erwarte mit Sehnsucht die Zeit, wo ich wieder bei Ihnen sein kann, und liebte ich Minetten nicht so sehr, so mißgönnte ich ihr das Vergnügen, Ihnen diesen Brief bringen zu können. Glücklich nur, daß jetzt nur noch wenige Wochen mich von meinen Freunden trennen. Leben Sie wohl, und vergessen Sie nie

Ihren Freund
Humboldt.

Grüßen Sie doch die gute Veit.

19.

(Göttingen), d. 9. Mai 1788.

(Zum Theil in Ziffern.)

Gott! Gott! Ihr lieben, trauten Weiber, Schwestern, Freundinnen, wie glücklich, wie unbeschreiblich glücklich bin ich in diesem Augenblick! O! wenn ich doch nur alles

das, warum ich es bin, auch so mit Einem Worte ſagen könnte; aber das ſo langſam, ſo nach und nach herauszubringen, das bin ich heute kaum im Stande. O! meine Bruſt iſt ſo voll, ſo voll, daß ich nicht ſchreiben, nicht reden, nicht denken kann! Stellt Euch nur vor, morgen Abend bin ich bei Kunth, und die ganzen folgenden acht Tage ſind wir bei einander, unzertrennlich bei einander, wachend und ſchlafend, zu Fuß, zu Pferde, zu Wagen, auf und unter der Erde! Und was ſich der gute liebe Kunth freuen wird! Er erwartet mich erſt den 11. in Goslar, und ich werde nun ſchon den 10. Abends hinkommen. Aber ich rede da von Goslar, als wenn Ihr ſchon alles wüßtet. O verzeiht mir's, aber ich kann unmöglich jetzt nach der Ordnung erzählen. Leſt nur K.'s Brief, den ich Euch mitſchicke. Daraus werdet Ihr alles ſehen. Auch Kar. ſeh' ich nun wahrſcheinlich. Wie nur mein Herz das alles wird faſſen können! Den Zirkel, den wird nun K. auch küſſen, und Kar. wird ihn küſſen, und dann geb' ich ihn Euch zurück, und dann küßt Ihr ihn wieder. Und meinen Ring, Jette, wie wir alle die Verbundenen auf dem Sopha ihn küßten? Den küßt nun K. auch. O! welche Freude, welche unbeſchreibliche Wonne! Wenn ich nur nicht ſo unruhig wäre; denn ich ſchwör's Euch, kaum kann ich die Feder halten. Mein Herz fliegt nur. Wenn doch die Tage Augenblicke wären. Ach! morgen Abend erſt ſeh' ich meinen K., morgen Abend ſchließ' ich ihn erſt in meine Arme. Wie ſich unſre Herzen gegenſeitig ergießen werden. O! morgen Nacht ſchlafen wir gewiß nicht, dann ſitzen wir und reden von Euch. Wenn Ihr es doch ſchon auch wüßtet, dann könntet Ihr auch ſitzen und von uns reden. Gott! welch Entzücken wäre das. Und nun zu all der Freude und der Trunken

heit, in die mich der Gedanke, K. und Kar. zu sehn, versetzte, kam nun noch Euer Brief, und so unvermuthet, ich erwartete ihn erst Dienstag. O B. Du warst noch unter meinem Fenster! Gott, Gott, könnt' ich Dich doch jetzt in meine Arme drücken, könnt' ich Dir mit tausend Küssen den herrlichen, den liebevollen, den himmlischen Gedanken lohnen! Meine Vernunft, sagst Du, hätte das nicht gethan! O! B. ich bitte und beschwöre Dich, sage das nicht. Wehe der Vernunft, die sich da widersetzt. Sie mag für kalte unempfindliche Menschen taugen, aber für Euren W. taugt sie nicht, Deinen W., den Du, den J. den K. so lieben, für den taugt sie nicht, den würde sie entehren! Du bist glücklicher durch mich geworden, sagst Du! O! B. sage das nicht, ich kann's, ich vermag's nicht zu fassen. Es ist, als wollte mein Herz zerspringen, wenn ich den Gedanken nur denke. Und ich kann ihn nicht denken. Er hebt mich zu einer Höhe empor, vor der mich schwindelt. Oder nein, sag' es mir oft, sag' es mir immer. Es wird meiner Seele wieder Ton, meinem Herzen wieder Kraft geben. Es wird mich mit mir und den Menschen wieder aussöhnen; ich werde mein Dasein wieder schätzen, weil Du dadurch glücklicher wurdest. O! wie es mich hinriß, als ich diese Stelle Deines Briefes las, es war mir dabei, als wären unsre Seelen nicht bloß mehr verschwistert, nein als wären sie Eins, Eins. Aber was redest Du von unermüdeter Sorgfalt? Ist Drang des liebevollen Herzens auch Sorgfalt? Konnte ich glücklich sein, ohne Dich glücklich zu sehn? Was sagst Du von den Angelegenheiten eines Herzens, die ich vergessen hätte? Sind denn die Angelegenheiten der Deinigen nicht auch die meinigen? Sind denn nicht Du und ich und ich und Du, Jette und ich, und K. und

Jette, und K. und Du, kurz wie Du uns miteinander verbinden magſt, ſind wir nicht Alle Eins, nicht ſo Eins, daß wir uns nicht mehr den Worten nach trennen können? O! ſei ferner ſo glücklich, liebe mich ferner auch ſo, und Du wirſt mich noch glücklicher machen, als ich ſchon ehemals durch Dich, und durch Jette und K. war. — Und Du, geliebte, traute Jette, wie hat mich Dein Brief entzückt, wie der naive Ausdruck Deiner Liebe, die aus jedem Worte hervorleuchtet! Die ganze Nacht träumte ich von Dir, und wie wir uns küßten, und wie ich vor Deinem Schoß auf den Knieen lag, und wie wir uns anſahen, und wie wir uns dann zuwinkten und zuriefen, wie wir von K. und B. ſprachen! Gott, was ich glücklich war! Antworten kann ich Dir unmöglich jetzt auf Deinen Brief. Schreib Du mir recht viel. Sobald ich zurückkomme, ſchreib' ich, und ſchreibe einen recht langen Brief von K. und Kar. und mir. Ich ſchicke den Brief wieder an B. Vielleicht biſt Du auch dann ſchon von Prenzlau zurück. Nun lebt wohl, o recht wohl und denkt an mich, und an K. und mich zuſammen, denn wir denken ja nun auch zuſammen an Dich. Gott, wie ich Dich liebe. So oft wähnt' ich, nun könne die Liebe nicht höher ſteigen, und doch ſtieg ſie noch immer! O! das hat keine Gränzen; iſt gränzenlos und unendlich, wie die Allgüte, die uns dies Gefühl einhauchte. Lebt wohl, Ihr Trauten!

Euer B.

20.

(Göttingen), den 25. Mai.

Du verſprachſt mir von Prenzlau aus zu ſchreiben, liebe Jette, Du biſt den 5. hingegangen, heute iſt der 25. und ich habe noch keinen Brief. Wenn ich nicht wüßte, daß es mit den Briefen hieher ſo langſam geht, ſo würde ich unruhig ſein. Darin war doch Frankfurt wirklich beſſer, man konnte ſo bald und ſo ſchnell Briefe haben. Ich hoffe jetzt von einem Tag zum andern. Ich bin nun ſchon ſo lange von Berlin abweſend, und habe erſt Einen Brief von Dir. Ich ſchreibe Euch diesmal, jeder beſonders, ich hatte V. ſoviel zu ſagen. Die arme V. iſt ganz unglücklich. O hilf ihr doch, beruhige ſie doch, ſoviel Du kannſt. Ich habe ihr geſagt was ich konnte; ich wollte, ich wäre bei ihr. Aber außerdem hab' ich V. noch viel geſchrieben, was Du nothwendig leſen mußt, was ich ſo gut Dir, als ihr ſchrieb.

Ich danke Dir herzlich für Deinen Brief, meine Theure, Du ſchreibſt ſo liebevoll. Deine Liebe macht mich ganz glücklich. Ach! ich dachte es nicht, daß Du mich ganz liebteſt, und das machte mich unglücklich. Lies nun, was ich V. davon geſchrieben, es iſt wirklich ganz wahr. Ueber meine Lage, die Stimmung meiner Seele, ſag' ich Dir nichts. Du findeſt das alles in meinem Brief an V. Aber deſto mehr muß ich Dir von unſerm lieben, herrlichen R. ſagen. Ich bin in den letzten acht Tagen ſo glücklich mit ihm geweſen. Welch ein Karakter das iſt! So ſanft, ſo weich, ſo liebevoll und liebenswürdig; und doch dabei ſo ſtark, ſo ſtandhaft, ſo männlich. Wir ſprachen beinah immer von Euch. O! er liebt Euch ſo innig und ſo edel. Er ſagte mir: er wünſchte Du liebteſt

mich ſo wie Du ihn liebſt, Du wurdeſt mit mir glücklicher ſein, weil Du mich näher hätteſt. Kannſt Du Dir etwas Edleres, Größeres denken? Und bei unſrer Trennung. Sie that ihm ſo weh als mir, und doch war er ſo ſtark, ſo entſchloſſen. Ich konnte ſeinem Beiſpiel nicht folgen, ſo gern ich gewollt hätte. Ich mußte weinen. O! Jette, was wir glücklich ſind, ſo von ihm geliebt zu werden! Wie oft, wie lebhaft hab' ich es in den letzten acht Tagen gedacht! Die Umſtände unſrer Reiſe wird er Euch wohl erzählt haben, er wollte es ja; auch meinen kleinen Zettel werdet Ihr wohl durch ihn bekommen haben.

Daß Dir die Ueberſetzung Vergnügen gemacht hat, liebe Jette, freut mich ſehr. Es war ja die einzige Abſicht, warum ich ſie machte. Einige Stellen ſind wirklich ſehr ſchön in dem Stück, und ſo wahr, als wären ſie aus dem Herzen geſtohlen. Noch mehr habe ich mich darüber gefreut, daß Dir grade eben die Stelle ſo gefallen hat, die auch mir vorzüglich ſchien. Es iſt ſo hübſch, wenn man in ſeinen Gefühlen ſo zuſammentrifft. Ich wollte, ich könnte Dir öfter ſo etwas machen, was Dich freut. Ich genieße ſo viel durch Dich, ich bin im Grunde jeden Genuß der Freundſchaft und Liebe Dir ſchuldig, denn ich bin Dir ſchuldig, daß ich dieſes Genuſſes recht fähig wurde. Und wie wenig kann ich Dir dafür geben? — Aber drucken laß die Ueberſetzung nicht, ich danke Dir herzlich, daß Du es noch nicht gethan haſt, ohne mich zu fragen. Es wäre mir ſehr unangenehm geweſen. Ich machte das Ding für Dich, und daß es Dir gefiel, war mir Lohn genug. Es iſt ein eignes Gefühl, in dem nichts zu liegen ſcheint, in dem aber doch, glaub' ich, etwas liegt. Was ich ſo für Dich mache, das laſſ' ich

nicht gern einen Andern mitgenießen. Es iſt mir dann ſo, als hätte ich es nicht allein für Dich gemacht, und das mag ich nicht. Dann iſt es auch zum Druck nicht tauglich. Es mag viel Fehler haben, die zu der Abſicht, zu der ich es Dir gab, verzeihlich ſind, aber nicht, wenn es gedruckt wird. Was liegt Dir daran, wenn auch ein Wort nicht ganz genau verſtanden, nicht ganz treu überſetzt iſt; genug wenn das Ganze den Eindruck macht, Dich eben das empfinden läßt, was ich beim Originale empfand. Das wirſt Du vielleicht Beſcheidenheit nennen, ſo wenig es auch das iſt. Du weißt, wie zerſtreut ich war, und wie wenig Zeit ich hatte, als ich dieſe Arbeit machte, ich machte noch keine ſo flüchtig; wenn ſie gerieth, ſo dank' ich es nur dem Gedanken, der mir immer ſo lebhaft war: Du machſt es für Jette. Doch dieſem Mangel ließe ſich freilich abhelfen. Ich könnte es durchſehn, und die Fehler verbeſſern. Aber mein erſter Grund iſt der wichtigſte, und ich bitte Dich recht ſehr darum, behalt' es für Dich, und zeig' es keinem Andern mehr. Du wirſt es doch thun, liebe Jette? Wenn Du mich liebſt! —

Ich ſoll Dir von Stieglitz erzählen? Ich habe wieder mit ihm von Dir geſprochen. Er hat mir auch erzählt, daß er Dich ſehr beleidigt hätte, und daß es ihm leid thäte; daß Du Dich aber edel gegen ihn betragen hätteſt. Ueberhaupt lobte er die Güte Deines Herzens ſehr, und dann ſetzte er hinzu: überhaupt, ich weiß nicht, aber ſeitdem Sie hier ſind, denk' ich ganz anders von ihr. Bin ich nicht ein guter Miſſionnair, liebe Jette? Du ſiehſt, ich verſtehe mich auf's Bekehrungswerk. Stieglitz hat Euch in dieſen Tagen geſchrieben. Schreibt mir doch, was er von mir geſagt hat. Gegen Euch wird er offen-

herzig gewesen sein, und es interessirt mich doch zu wissen, was er von mir denkt, da ich hier soviel mit ihm lebe.

Daß mon frère so oft zu Dir kommt, freut mich. Und aus Mitleid thut er's gewiß nicht, er ist Dir wirklich gut. Ueberhaupt verkennen ihn die Leute, vorzüglich wenn sie mich in Talent und Kenntnissen so weit über ihn setzen. Talent hat er weit mehr wie ich, und Kenntnisse — abgerechnet, daß er jünger ist — eben so viel, nur in andern Fächern. Er hat sich zwar oft gegen mich über Dich mequirt, aber theils um mich zu ärgern, theils weil er sich über jeden mequirt. Gegen jeden Andern hat er Dich mit einem, ihm sonst ungewöhnlichen Eifer vertheidigt. Er hat mir einen der possierlichsten Briefe geschrieben, die Du Dir denken kannst, der Anfang ist griechisch, das Mittel lateinisch, und das Ende deutsch. Hebräische Schrift kommt auch darin vor. Von Dir schreibt er, und zwar griechisch, damit es Kunth nicht verstehn soll: die kriegerische Liebe komme nicht mehr zu Dir. Du verstehst doch, daß er damit: von jeher meint. Reverberg's Brief von der besten Welt an Dich beschreibt er mir sehr lächerlich. Apropos, wenn Reverberg nach Berlin kommt, so sieh doch zu, ob Du ihm das Geheimniß von Sophien abfragen kannst. Ich möchte wohl wissen, ob er verschwiegen wäre. Ich glaub' es fast. Es versteht sich doch, daß mon frère von allem diesen nichts erfährt. Dein italienischer Graf ist sehr hübsch angeführt worden. Wie kannst Du denken, daß mich die Geschichte nicht interessiren würde? Sie betrifft ja Dich.

Verzeihe, wenn ich heute schon schließe. Du empfängst freilich einen sehr uninteressanten Brief. Aber der an B. ist ja auch an Dich. Ich schrieb ihn nur ihr, weil sie so sehr des Trostes bedarf, und ich recht ausführlich mit ihr

elopéd.“ Nr. 59 die Anzeige von Aubert de Vitry's Ueberſetzung der Goethiſchen Mémoiren? Z. iſt unterzeichnet. —

Ein ehemaliger Sekretair von Goethe, Dr. John, iſt der jetzige Redakteur unſerer „Staatszeitung“; ſie ſcheint ſich denn doch zu heben, wenigſtens iſt ihre Auswahl und ihr Ton angemeſſener, als ſie es bei den Heun'ſchen Balloſtladungen je ſein konnten.

Wollen Sie wiſſen, was ich leſe? Stücke von Calderon und ſpaniſche Romanzen; mit unendlichem Vergnügen! Von Deutſchen iſt mir Jean Paul's Titan unter den Händen. Dazwiſchen die Fluth alles Täglichen, Zufälligen, Unausweichlichen. Nun wiſſen Sie, wie es mit mir beſtellt iſt. Leben Sie wohl, und behalten Sie mich lieb! —

38.

Oelsner an Varnhagen.

Paris, den 16. Februar 1824.

Ihr Reiſender, ſchon an ſich willkommen, war es beſonders darum, daß er nicht mit leeren Händen kam. Ich erkannte ihn ſogleich. Wir hatten uns geſehen in dem Hauſe ſeiner Eltern, wo meiner mir unvergeßlichen Frau und mir viel Güte und Artigkeit erwieſen wurde. Sie verbinden mich, Hochverehrteſter, denſelben mein dankbares Andenken zu betheuern. Herr Beer, reich mit Geiſt- und Weltkenntniß ausgeſtattet, hat einen nicht minder vorſtellbaren Begleiter. Mit vaterländiſchen Zugvögeln ihrer Art legt man überall Ehre ein. Durch die Herren Migant und Thiers ſollen ſie, eines Ruck's, in den ſämmtlichen jungen Aufflug der franzöſiſchen Litteratur, dem die nächſten zwanzig Jahre Zukunft

reden wollte. Ach! ich liebe sie so sehr, und sie ist so unglücklich! Sieh also den Brief an B. für Einen mit diesem an, und ich hoffe Du wirst zufrieden sein. Doch noch um Eins muß ich Dich bitten. Ich habe in Brenna's Brief von dem Plan zu einer längern Abwesenheit geschrieben. Antworte mir doch auch darauf, mein Entschluß hängt ganz von Euch ab. Es würde mir freilich sehr nützlich sein, noch hier zu bleiben, aber wenn es Euch um vieles glücklicher macht, mich bei Euch zu haben, so wißt Ihr ja wohl, was mein Herz vorzieht. Lebe wohl, meine innig geliebte Jette, Du antwortest bald Deinem

B.

Kunth und meine Mutter addressiren die Briefe an meinen Wirth. Thut das doch auch. Ihr müßt nur Euren Brief — versteht sich, wohl zugesiegelt — noch in ein anders Couvert legen und dann die Addresse machen:

An Herrn Aktuarius List
Wohlgeb.
in
Göttingen.

Vergeßt es aber nicht. Es ist doch besser. Lebt wohl. Ich schicke Euch den Zirkel zurück. K. und ich haben ihn geküßt.

21.

(Göttingen), den 21. Juni 1788.

Ich ging gestern Abend mit Stieglitz um mich zu baden. Es war ein herrlicher Abend. Der Mond schien hell, und schön, der Himmel war über uns heiter, nur in der Ferne

waren einige finstre Gewitterwolken, aus welchen es von Zeit zu Zeit blitzte. Das schöne Wetter, die einsame Stille der einbrechenden Nacht, und unsre gegenseitige Freundschaft stimmten meine und Stieglitz's Seele sehr ruhig und heiter. Wir wollten uns in der Leine baden, wir wählten einen Platz unterhalb einer Mühle. Wir kannten beide den Ort nicht genau, aber das Wasser war nicht sehr breit, und Stieglitz hatte gehört, daß man sich da zu baden pflege: Stieglitz stieg zuerst hinein. „Ob wir wohl beide wieder herauskommen werden?" sagte er scherzend. „Einer ohne den andern nicht", antwortete ich, „entweder beide, oder keiner!" und so stieg ich nach. Das Wasser ging uns bis an die Brust. Wir fühlten wohl, daß es reißend war, aber wir konnten uns doch halten. Wir scherzten, tauchten unter, und sprangen im Wasser. Diese Bewegungen machten, wahrscheinlich, daß die Gewalt des Wassers, die durch die Mühle, und durch einen Wolkenbruch, der den Tag vorher ein paar Meilen weiter hinauf gewesen war, vermehrt wurde, stärker auf uns wirken konnte. Ich sah Stieglitz vor mir immer weiter vorgehen, und fühlte, daß mich das Wasser auch fort zog, ohne daß ich widerstehn konnte. Aber ich hielt das nur für eine Folge meiner gewöhnlichen Ungeschicklichkeit. Stieglitz, dachte ich, könnte zurück, und ginge nur aus Spaß weiter. Bei den ersten sechs Schritten hatte ich noch sehr gut Grund, aber es wurde immer tiefer und tiefer, zuletzt war ich bis an's Kinn im Wasser, und konnte nur mühsam noch mit den Zehen den Boden erreichen. Ich rief Stieglitz zu, er möchte zurückkommen. Aber nur so, wie man einem zuruft, der einen Scherz zu weit treibt. Gefahr ahndete er nicht. Er antwortete mir, er könne nicht, und eh' er das noch gesagt hatte, riß mich das Wasser um,

und wir arbeiteten beide um uns zu retten. Zum Unglück strebten wir beide immer nach dem linken Ufer zu, an dem es wegen seiner Steile unmöglich war in die Höhe zu kommen. Dennoch ergriff Stieglitz ein Rohr. Aber da er mich noch in Gefahr sah, erwartete er mich, und Gott weiß, wie es kam, aber in dem Augenblick, als ich mich ihm näherte, verlor er das Rohr. Wir umfaßten uns beide, und strengten alle unsre Kräfte an. Doch vergebens. Wir sanken immer tiefer, und ich gab alle Hoffnung der Rettung auf. „So soll Stieglitz", dacht' ich, „doch nicht mit mir sterben!" ich wand mich los, und gab ihm einen Stoß von der Seite. Einen Augenblick darauf sah ich ihn am Lande in Sicherheit. Wie er mir nachher sagte, so war mein Stoß daran schuld. Und unmöglich ist's nicht. Im Wasser thut ein kleiner Stoß große Wirkung, und der Fluß war nicht breit. Ich war froh, doch Einen von uns gerettet zu sehen, aber für mich glaubt' ich alle Hoffnung verloren. Doch war ich nicht unruhig. Der Tod erschien mir nicht fürchterlich, wozu wohl die Heiterkeit der Natur und die Stimmung meiner Seele viel beitragen mochten. Ich rief Stieglitz zu: „Ich ertrinke, Stieglitz, aber es thut nichts." Meine Kräfte waren erschöpft, ich streckte mich aus, und überließ mich dem Wasser. Ich sank gleich tiefer. Stieglitz sagte, er hätte nur meine Haare, und ein paarmal meinen Arm gesehn. Meine Besinnung hatte ich völlig. Deutlich kann die Seele in solchem Augenblick freilich nicht denken, aber ich war mir doch meines Zustandes bewußt. Ihr drei beschäftigtet mich allein. Aber ich dachte mir keinen von Euch besonders, und daraus könnt Ihr sehn, daß ich Euch drei gleich liebe. Die gute L. muß mir verzeihn, an sie dacht' ich nicht. Ich kenne sie noch nicht so genau; sie hat mein Herz noch nicht oft

genug beſchäftigt, um mir in ſolchem Augenblick gegenwärtig zu ſein. Was ich dachte war ungefähr: „Die werden doch trauren, und die Briefe im Bureau!“ Da ich aber ſo tief im Waſſer lag, hatte ich äußerſte Mühe Luft zu ſchöpfen. Meine Bruſt arbeitete gewaltſam; das Waſſer fing an, mir in Mund und Naſe zu dringen. Alles dies verurſachte mir heftige Schmerzen, und ich dachte immer zugleich mit: „Ruhig, Wilhelm, in wenig Augenblicken iſt's vorüber!“ Auf Einmal hob mich das Waſſer wieder empor, und ich ſah Stieglitz — der mir indeß, wie er mir hernach erzählte, nachgelaufen war — mir zu Hülfe in's Waſſer ſpringen. Den Eindruck dieſes Anblicks auf mich vermag ich Euch nicht zu beſchreiben. Er ſprang ſo gut als in einen gewiſſen Tod. Denn daß wir uns beide retten würden, dazu war nicht die geringſte Wahrſcheinlichkeit. Wir hatten's ja ſchon einmal vergebens verſucht. Auf Einmal waren in mir alle vorige Ideen erlöſcht — Ihr, ich, mein ſo naher Tod. Die edle, ich möchte ſagen beiſpielloſe That, dieſe Aufopferung des eignen Lebens für das Leben des Freundes, und die ſo ganz uneigennützig war, die ſo gar keinen Lohn, als das Bewußtſein edel gehandelt zu haben, die nicht einmal Lob und Bewunderung — denn es war kein Zeuge — erwarten konnte, gab meiner Seele eine unbeſchreibliche Kraft. Wir umfaßten uns, und ſtrengten noch Einmal alle Kräfte an. Doch wieder umſonſt. Wir ſanken nun ganz tief, und verzweifelten beide jetzt völlig. Allein halb unwillkürlich machte ich noch eine Bewegung, und glücklicherweiſe brachte die uns dem Lande näher. Stieglitz ergriff zuerſt ein Bündel Rohr, dann ich; und ſo retteten wir uns an's Ufer.

So endete ſich dieſe ſchreckenvolle Scene, die aber gewiß für Euch, wenn Ihr ſie einmal leſet, ſchreckenvoller ſein

wird, als ſie es für uns war. Gott weiß es, wie wir geſtimmt waren. Aber uns ließ ſie ganz kalt. Hättet Ihr uns in dem Augenblick nach unſerer Rettung geſehn, Ihr hättet gewiß nicht errathen, was vorgegangen war. Stieglitz und ich ſind gewohnt, hier auf einen ſo närriſchen Ton zu leben, wir raiſonniren über alles, über das Lächerliche und über das Ernſthafte, und das thaten wir auch da. Ihr hättet vielleicht gedacht, wir würden nach unſrer Rettung uns jeder hingeſetzt, und ſtill über den Vorfall gedacht, oder uns in feurigen Umarmungen über die Rettung gefreut haben. Aber nichts von dem allen. Wir gingen ganz kalt neben einander zu unſern Kleidern, ſcherzten und raiſonnirten über den Vorfall. Wir gingen wohl noch zwei Stunden hernach herum, bis nach 11 Uhr, aber weder wehmüthig noch finſter. Wir lachten über ſo manche lächerliche Folgen, die unſer Tod gehabt haben würde, über die Leichenreden, die man uns gehalten, die Geſpräche, die man über uns geführt hätte. Und auch jetzt hat das Erinnern an dieſe Scene nichts Schaudervolles in mir zurückgelaſſen, ſondern nur Bewundrung gegen den edlen Stieglitz, aber Bewundrung, die mich niederdrücken würde, wenn ich mir nicht bewußt wäre, daß auch ich das für ihn gethan hätte!

22.

(Göttingen), den 7. September 1788.

Wär' ich heute in Berlin bei Euch, meine Theuren, ſo hätten wir gewiß einen glücklichen Nachmittag. Es iſt ſo ſchönes Wetter, ein ſo herrlicher Tag, daß wir ihn gewiß nicht in den Mauern des fatalen Berlins zubrächten.

Wir wären irgendwo in Gottes freier Natur, und wären ungestört, und wären glücklich. So verleb' ich ihn in der Stube, den schönen Tag. Aber den Abend, den will ich genießen, da will ich einsam gehn, und diese heiligen Stunden Euch weihen, die mein Herz liebt. Ihr schreibt mir in Euren letzten Briefen so vieles gegen den armen K. Aber glaubt auch den Leuten nicht so alles auf's Wort. Manches von dem, was Ihr ihm vorwerft, ist, wie ich selbst weiß, falsch. Ihr sagt unter andern, seine Reise nach dem Reich jetzt wäre ganz ohne Nutzen und Absicht. Aber Heinitz hat ihm ja Aufträge gegeben, er hat ja ein eignes Reskript wegen dieser Reise erhalten, und, wenn ich mich nicht sehr irre, so thut er sie, wenigstens zum Theil, auf Königliche Unkosten. Daß er in diesem Sommer so viel in Magdeburg und Burg gewesen ist, darüber wundre ich mich auch nicht so sehr. Er ist ja noch nicht eigentlich angestellt, und ich sehe also nicht, welche Geschäfte er versäumt haben kann. Eigentlich hatte er sollen bei Absch sein. Aber da sollte er lernen, und er sah, daß diese Gelegenheit nichts taugte. So wenig ich also auch unsren K. von aller Nachläßigkeit frei sprechen will; so ist er doch auch, dünkt mich, nicht so schuldig, als Ihr ihn macht. Schreiben könnt Ihr ihm jetzt nicht. Die einzige Gelegenheit, die ich weiß, ist, daß Ihr die Briefe an Kar. schickt. Denn er kömmt zunächst bei seiner Rückkunft nach Auleben. Schreibt aber in diesen Briefen, die Ihr ihm durch Kar. schickt, nichts von Nachläßigkeit und Vorwürfen. Es würde das arme Mädchen gewiß sehr kränken. Wartet nur bis K. zurückkömmt, dann will ich ihm ausführlich schreiben. K. ist vernünftig, und von seiner Nachläßigkeit in Dienstgeschäften fürchte ich nichts. Redet auch nicht so sehr gegen seine Reise nach Berlin. Sie kostet ihm wenig

Zeit, und ist ihm und Euch äußerst nöthig. Wenn K. sonst fleißig ist, so bringt er vierzehn verlorne Tage bald wieder ein. Seht nur mich an. Ich bin so viel von hier verreist, so oft abwesend gewesen, und ich glaube doch, daß es nicht viele hier giebt, die so viel gethan haben, als ich. Ihr seid so edel, so stark, meine Lieben, Ihr laßt Eure liebsten, entzückendsten Gefühle so ganz von der Vernunft beherrschen. Aber täuscht Euch auch nicht selbst. Auch in dieser höheren, dem Anschein nach kalten Tugend giebt's eine Art von Schwärmerei, vor der man sich sehr hüten muß. Man will immer bloß nach ruhiger Vernunft handeln, man ist gewöhnt es zu thun, es macht einem Vergnügen, und welches Vergnügen könnte erhabner und edler sein? Nun aber fängt man an zu raffiniren, man glaubt von jeder, auch der unschuldigsten Sache, daß sie mit der Vernunft nicht ganz zu vereinigen sei, und man kommt endlich dahin, sich alles Vergnügens zu berauben, und, was das schlimmste ist, nicht eigentlich mehr aus Tugend, sondern aus einem, dann nicht mehr ganz reinen Hange zu einer gewissen Stärke, in deren Besitz man sich freuet. Verzeiht mir diese Bemerkung. Aber glücklich die, die so eine Warnung bedürfen, glücklich die, die in Gefahr sind, im Uebermaß der Tugend zu fehlen. O! Jette, o Brenna! wie viel werden K. und ich noch von Euch lernen, wie viel besser noch durch Euch werden? Ich schrieb's noch neulich Kar. Wenn ich gut bin, so bin ich's durch Jette. Ach! und das ist so wahr! Wenn ich mich so bedenke, wie ich sonst war, und wie ich jetzt bin, und wenn ich dann bedenke, wer mich so umschuf, wer mein leichtsinniges, eitles, ehrgeiziges, wenig empfindendes Herz zu dem Herzen machte, das Euch liebt, und von Euch geliebt wird, so hebt sich mein Blick feurig zum Himmel, so überströmen mich Ge-

fühle des Dankes, daß mich das Schickſal Dich finden ließ! Darum ſchließt ſich auch der Gedanke an Dich an jede meiner Empfindungen; denn jede haſt Du in mich gelegt, jede genährt, zur Reife gebracht. Darum müßte ich aufhören zu ſein, wenigſtens aufhören zu denken und zu empfinden, wenn der Gedanke an Dich meiner Seele entriſſen würde! — Nun noch ein paar Worte von Stieglitz und Seiffer. Ich führe mit beiden ein ſonderbares Leben. Wir kommen des Abends um 9 Uhr zuſammen, und dann bleiben wir bis 1, 2 Uhr. Manchmal auch bis 4 Uhr, und letzt war ich mit Stieglitz ganz allein die ganze Nacht auf. Um 3 tranken wir Kaffee, um 4 gingen wir ſpatzieren, und dann um 6 jeder an ſeine Arbeit. Bei allen dieſen Zuſammenkünften wird bloß geſprochen, und roher Zucker gegeſſen. Du glaubſt nicht, wie intereſſant Stieglitz im Geſpräch iſt. Einen ſo richtigen Verſtand, einen ſo feinen Beobachtungsgeiſt fand ich nie. Was ich ihm wünſchte, wäre für's Geſpräch mehr Richtigkeit und oft Schönheit des Ausdrucks; für den Karakter weniger Empfindlichkeit in einigen, und mehr Delikateſſe in anderen Empfindungen. Wir lieben uns ſehr. Er iſt gern mit mir, hat mir hier ſchon ſehr viel Dienſte gethan, und hat — wie das faſt bei allen Menſchen mit mir der Fall iſt — eine weit größere Meinung von mir, als ich verdiene. Von der Ephraim iſt manchmal die Rede, und wenn ich allein mit ihm bin, ſo redet er ſehr offen. Er hat mir vieles erzählt, und davon, glaub' ich, ſagt er nicht leicht einem Andern ſo viel. Ob er auch in andren Dingen ganz ohne Rückhalt mit mir iſt? daran zweifle ich. Ich bin völlig vertraut mit ihm, einen einzigen Punkt ausgenommen — Euch. Von Euch red' ich ſelten mit ihm, und wenn ich rede — o! wie viel mich ſo ein Geſpräch koſtet! — in einem kalten ruhigen

Ton, so daß ich mich erst an seine Ideen von Euch anschließe, und sie dann nach den meinigen lenke. So bin ich mit ihm. Die Trennung wird mich schmerzen. Gewiß kommt nie eine Zeit wieder, wo ich so mit ihm leben kann. — Ganz anders ist Seiffer. Sein Kopf vortrefflich, gründlich, scharfsinnig, witzig, gelehrt; sein Herz offen, sanft, gutherzig im höchsten Grade. Mich liebt er außerordentlich. Ich habe noch keinen Menschen gefunden, der mich in so kurzer Zeit so lieb gewonnen hätte, so bereit gewesen wäre, alles für mich zu thun, und mir seine Liebe so auf jede Art zu beweisen. Aber eben daher fließt auch manche Eigenschaft, die mir lästig ist. So kann er's gar nicht leiden, wenn wir Geheimnisse vor ihm haben, und ich habe doch so viele, z. B. die Reise nach Berlin, und dringt, zwar im Spaß, doch unaufhörlich, in uns sie zu sagen. Stieglitz hat er endlich den Vornamen der Ephraim ausgepreßt, aber hernach bei jeder Gelegenheit, soviel mit ihm davon gesprochen, daß Stieglitz böse wurde. Ich hab's klüger gemacht. Ich habe ihm Sophien Preis gegeben. Mit dem mag er machen was er will. Euch, und weil er doch bei Dir am meisten sein wird, Dich, Jette, hab' ich ihm beschrieben, und er freut sich auf Euch. Von meinem Verhältniß mit Dir, Jette, hab' ich ihm gesagt, Du wärst mir gut und ich Dir auch, aber mehr nicht. Wir schrieben uns selten, und englisch. Ich habe ihm einen englischen Brief von Dir gezeigt; er gefiel ihm, und besser als die der Campin. (Ueber die Campin hab' ich einen herrlichen Einfall. Sie schreibt und spricht nicht wie eine gelehrte Frau, aber wie die Frau eines Gelehrten.) In so weit also, könnt Ihr offen gegen ihn sein, weiter um's Himmels Willen nicht. Nehmt Euch ja in Acht. Ob er Euch gefallen wird, weiß ich nicht. Ich sah ihn nie mit

Frauenzimmern, und ich zweifle, daß er da angenehm iſt. Er iſt gar nicht fein in ſeinen Aeußerungen. Aber für Kopf, Herz, und Liebe gegen mich, ſteh' ich. Du willſt, gute Jette, daß er nicht eher in Dein Haus kommen ſoll, als bis Du von L. zurück biſt. Ich danke Dir, Du biſt zu gut. Aber ich mag das doch nicht. Ich gebe ihm einen Brief an Herz mit. Ob an Dich? weiß ich nicht. Er ſieht Dich doch auf alle Fälle. Meine Reiſe hab' ich nun anders eingerichtet, da ich nicht nach L. gehe. Freilich wird ſie um ſo beſſer; aber ich ſehe Euch nicht! Doch entbehre und genieße! iſt die erſte Regel der Weisheit. Küßt Euch in meinem Namen, Ihr Traute meines Herzens! Ewig Euer

Wilhelm.

23.

Den 11. November.

Ich kam den 8. zurück, Ihr Lieben, und fand Eure Briefe hier. Mit welchen Empfindungen ſie mich erfüllten, kann ich Euch nicht beſchreiben. Ich antwortete Euch gleich den folgenden Tag ein paar Zeilen. Tauſend Geſchäfte und Sorgen — denn noch nie erinnere ich mich einer Zeit, in der ich ſo wenig zu mir ſelber komme, als jetzt — hinderten mich, Euch mehr zu ſagen. Geſtern erhielt ich auf Einmal Eure Briefe durch Ping. Ihr könnt nicht glauben, wie ich erſchrack, als ich ſah, daß Ihr meinen erſten Leipziger Brief nicht empfangen hattet. Ich lief gleich hin zu dem Menſchen, dem ich die Beſorgung übertragen hatte. Zum Glück beruhigte er mich. Er ſagt, Du wärſt, Jette, grade einen Tag früher von Leipzig abgereiſt,

angehören. Lieb iſt mir, daß Herr Beer ſich nicht Michel nennt auf ſeinen Viſitenkarten. Wir haben hier einen einheimiſchen Michel Beer, einen iſraelitiſchen Moraliſten, der keine Gelegenheit verſäumt, ſich durch fade Homilien lächerlich zu machen. Dabei iſt er der dreckigſte Litterator, den Paris kennt. Die Schuhputzer wären befugt, ihn gewaltſam zu bürſten, weil er gleichſam ihren Stand verhöhnt. Mit dieſem Michel Beer iſt jede Verwechſelung zu meiden. Der Brief an Hrn. von Saur war offen. Konnte ich ihn ungeleſen laſſen! Sie mutheten das nicht zu. Ich hätte zuviel eingebüßt, der Lockung zu widerſtehen. Dieſer Brief kann ſich kühn an die Seite derer von Voltaire und d'Alembert ſtellen. Er hat mich mit Bewunderung erfüllt. Welche Fülle, Geſchmeidigkeit, Eleganz auch in der fremden Sprache! und ein ſo ſeltenes Talent ſieht man verurtheilt, brach zu liegen nach der Richtung hin, wo es mehr als jedes andere leiſten könnte. Das iſt zum Erſäufen. Wann wird Deutſchland fühlen, daß Staatsſchriften vorzüglich einer des Zeitalters würdigen Abfaſſung bedürfen; und wie gehet es zu, woher kommt es, daß in Betreff des Ausdrucks der Gedanken zwiſchen der Beamtenwelt Germaniens und ſeiner Geiſteskultur noch immer fort barbariſche Schlünde klaffen?

Eine leichter zu beantwortende Frage verlangt, was das für 42 Bände waren, die Ihnen der Buchbinder, am 9. v. M., ſchief beſchnitten und ſchlecht gefalten brachte? Ihr Drucker aber treibt meine Neugier auf's Höchſte, mittelſt des verlorenen Bogens Manuſkript. Vermuthe ich richtig, ſo iſt der zweite Theil zu ihrem Goethe in's Leben getreten.

Geheimerath Wolf's Wortblitze haben beſtändig etwas Neues, Ueberraſchendes, Eigenthümliches. Ich liebe und bewundere Se, ſein Abort gefällt mir. Schade, daß dieſer un-

als er, er habe alſo den Brief dem ältern Vieweg gegeben, der Buchhändler in Berlin iſt, und Vieweg habe verſprochen ihn zu beſorgen. Haſt Du ihn alſo nun noch nicht, ſo ſchicke gleich zu Vieweg hin, und gieb mir augenblicklich Nachricht. Ich hoffe es ſoll alles gut gegangen ſein. Auf meinen Kommiſſionair kann ich mich verlaſſen, und Vieweg kenne ich auch. Ich habe überdies geſagt, daß der Brief nicht von mir, ſondern von einem guten Freunde von mir ſei.

Nun, Liebe, laßt mich auf alles das antworten, was Eure Briefe zuſammen enthalten. Ich antworte Euch allen Dreien zugleich, es geht Euch doch alle Drei gleich nah an, und ich ſpare etwas Zeit, die mir bei der ungeheuern Laſt von Geſchäften, die ich habe, ſo theuer iſt. Herzlich dank' ich Dir, guter treuer K. für den herrlichen Plan, ein paar Monate in Erfurt zuzubringen. Wie ſchön, wie beneidenswürdig es ſein mußte um L. zu leben, wie glücklich würde ich ſein, wie viel glücklicher auch ſie! Gewiß könnte ich ihr nützlich ſein. Denn ſind zwei liebende Seelen einander nicht immer nützlich? Aber laſſ' uns jetzt dieſe Betrachtungen entfernen, dieſes Vergnügen und dieſer Nutzen wären vorübergehend, wären die Monate verſtrichen, ſo wäre der Tag der Trennung wieder da, und wir wären wieder an dem Punkt, von dem wir ausgingen. Wir müſſen alſo ſehn, ob ich von dem Plan überhaupt ein dauernder, bleibender Gewinn erwarten läßt. Ich geſtehe es Dir, ich bin noch ganz unſchlüſſig, und erſt in acht oder vierzehn Tagen werde ich die beſtimmtere Antwort geben können. Offenbar ſpricht für den Plan, daß Dalberg ein vortrefflicher, kenntnißvoller Mann iſt, daß ich mir gewiß leicht — ich kenne ihn darin, er iſt ein ſchwacher Mann, auf den man leicht Einfluß erhält — ſeine Freundſchaft und ſein Zutrauen

erwerben würde, daß ich dadurch einen Namen bekäme, daß ſogar ſein Einfluß meiner Beförderung vortheilhaft ſein könnte. Aber auf der andern Seite iſt es auch offenbar, daß ich, wenn ich den Plan annehme, in's auswärtige Departement gehen muß. Will ich Juriſt bleiben, ſo kann ich weder von Dalberg, noch in Erfurt ſelbſt etwas lernen, verſäume Zeit und gute Gelegenheit hier und thue mir gewiß Schaden. Du kennſt mich, K. Du weißt ob ich aus Eigennutz L. das Glück verſagen würde, einmal längere Zeit mit einem von uns zu leben. Aber ſieh nur, es liegt jetzt uns Allen, es liegt der Lage daran, daß Du und ich bald befördert ſind, daß wir eine feſte Stelle haben. Wir können dann beſſer für die Weiber, für L., für uns ſorgen, als bei dem ewigen Herumtreiben, in dem wir jetzt ſind. Allen Zeitverluſt muß ich alſo, ſoviel ich kann, vermeiden. Wollte ich in's auswärtige Departement gehn, ſo wäre mir dann freilich niemand auf der Welt ſo nützlich, als Dalberg. Aber bedenke, dann muß ich immer außer Berlin, und ſogar immer an fremden Oertern leben, bin alſo ganz von Euch abgeſchnitten, kann Euch nicht nützen, und ſelbſt das Glück, Euch zu beſitzen, nicht genießen. Das ſind die Betrachtungen, die mich unſchlüſſig machen. Aber wie geſagt, ich ſchlag' es noch nicht ab; rede noch nicht mit Dacheröden, warte noch einen Brief von mir ab.

Was Du mir ſchreibſt, mein Theurer, daß ich in ein paar Jahren eine Stelle zu bekommen ſuchen ſollte, und den Zweck, warum ich das ſollte, davon rede mir nicht mehr, ich beſchwöre Dich darum, ſo ſchön, ſo herrlich, ſo edel es auch von Dir iſt. L. muß Dein oder niemandes werden. Daß ſie Dein wird, dazu iſt jetzt freilich wenig Ausſicht, aber, es iſt doch auch, ſoviel ich weiß, keine nahe Furcht, daß ſie eines Andern werden müßte. Ihr wollt,

daß Du, K., Dich dem Vater entdecken ſollſt. Auch mein Gedanke iſt das längſt geweſen. Aber bedenkt doch ja, ob es auch jetzt der rechte Zeitpunkt iſt. Denn thuſt Du's und ſchlägt er's ab, ſo iſt einmal alles auf immer verloren, und dann würdeſt Du es ertragen können? Hört nun, wie mir die Sache ſcheint. L—ns Vater iſt in der That nicht bloß ein redlicher und ſanfter Mann, ſondern liebt auch L. unendlich, und, was Göckingk einmal ſchrieb, daß er nur Geburt und Geld achte, iſt, oder alles müßte mich täuſchen, wirklich nicht wahr. Nur freilich will er L. einen Mann geben, der ſie ernähren kann. Und iſt ihm das ſo ſehr zu verdenken? Auf der einen Seite freilich, weil er, ſo lange er lebt, ſie doch immer unterſtützen könnte, wovor er ſich nun allerdings ſcheuen mag; aber auf der andern doch auch in der That nicht. Du ſagteſt mir ſelbſt einmal, daß nach dem Tode des Vaters der größte Theil des Vermögens an den Sohn fällt. Wie nun, wenn der Vater ſtürbe, und L. hätte Kinder, und ihr Mann hätte wenig und ſie ſelbſt auch nicht viel? Gewiß würde Dir der Vater alle dieſe Einwendungen machen, wenn Du Dich ihm jetzt eröffneteſt, und was wollteſt Du ihm antworten? Zwar brauchte er ſie Dir nicht gleich zu geben, er könnte ſie Dir nur verſprechen. Aber da er einmal doch ein wenig geizig iſt, ſo wird er, ſieht er nicht nähere Ausſichten für Dich, es ſchwerlich thun. Warte alſo lieber jetzt ruhig ab, bis Du ein einträglicheres Amt haſt. Dann, ſteh' ich Dir dafür, verſagt er ſie Dir nicht. Und was verlierſt Du beim Warten? Jetzt iſt L. ja ruhig, ihr Vater will ihr niemand aufdringen. Sollte aber eine ſolche Gelegenheit kommen, ſollte er ſchärfer, anhaltender in ſie dringen — was er, weil er ſich immer ſehr ungern von ihr trennen wird, nicht leicht thun wird — nun ſo kannſt Du ja dann noch immer

thun, was Du jetzt thun willst, so ist es dann noch immer Zeit. Ueberlege diese Gründe genau, mein K., setze Dich keiner abschlägigen Antwort aus. Bedenke L—ns und Dein Glück hängt davon ab.

Was Ihr mir, liebe Jette und Brenna, von L. sagt, ist mir nicht recht begreiflich. Ihr nennt sie schwärmerisch, sagt daß sie von der Mode angesteckt sei, die Traurigkeit für etwas Nützliches zu halten, daß sie die Bürde des Lebens nicht so gut, wie Ihr, zu tragen verstehe. Freilich sah ich sie nur drittehalb Tage und hatte nur wenige Briefe erst von ihr, ich mag mich also in ihr irren. Aber sonst betheure ich's Euch, sah ich nie ein Mädchen, die so viel Vernunft besitzt, auch über allgemeine, sehr ernsthafte Gegenstände so reif, ich möchte sagen männlich raisonnirt, in ihren Leiden so standhaft, so duldend ist als sie. Sie erfüllt jede ihrer Pflichten so genau, sie geht mit ihrem Vater, mit Allen, die um sie sind, so liebreich um, sie schickt sich so gut in alle seine Launen, sie liest die ernsthaftesten, von aller Schwärmerei und Empfindsamkeit entferntesten Bücher — ich fand sie mit Gibbon's history of the Roman empire —, sie ist so oft so heiter und scherzt so gern, kurz ich finde schlechterdings nichts an ihr, das den Namen Schwärmerei verdiente. Es ist wahr, sie hängt sehr an Religionsideen, aber diese Ideen sind von der Art, daß sie der aufgeklärteste Mann, der kälteste Philosoph haben kann, ohne erröthen zu dürfen. Gewiß beschuldigtet Ihr mich nie der Bigotterie noch der Schwärmerei. Aber in den Augenblicken, in welchen mein Herz den Gefühlen der Dankbarkeit, der Liebe, der Freude offen ist, habe und nähre ich eben die Ideen, die L. nährt. Du sagst, Jette, sie hinge fest an der Meinung des Wiedersehens jenseits des Grabes, und ich bestärkte sie darin. Es ist wahr, sie

ſprach mit mir über dieſe Materie jenen glückſeligen Morgen in der himmliſchen Laube, ich fing die Idee in ihr auf, gab ihr neue Gründe dafür. Nicht aber aus Nachgiebigkeit, nein, aus wahrem innerem Gefühl. Sage nicht, daß ich der entgegengeſetzten Meinung bin. Ich bin es nicht. Denke an ſo manche meiner Unterredungen, ſieh meine Briefe an, und Du wirſt finden, daß meine Gedanken mit L.'ns ihren übereinſtimmen. Freilich glaub' ich an Dinge, die ſo entfernt von uns, ſo ſehr außer dem Geſichtskreiſe aller menſchlichen Philoſophie liegen, nicht ſo feſt, daß ich nicht vielleicht manchmal ein wenig verſchieden darüber reden ſollte. Aber erinnerſt Du Dich nicht, Jette, jenes herrlichen Abends, da ich bei meinem letzten Aufenthalt in Berlin Hand in Hand auf Deinem Sopha mit Dir ſaß, da wir jeden Grund hervorſuchten, um, was unſeren Herzen ſo werth war, auch dem Verſtand zu empfehlen, da wir ſo glücklich waren im Vorgefühl der Freuden, von denen wir redeten. O! mir, theure, liebe, traute Jette, mir werden ſie unvergeßlich ſein, dieſe göttlichen Stunden, wonach ſich mein Herz jetzt oft ſo ängſtlich und doch ſo vergebens ſehnt! Und warum ſoll die arme L. nun dieſe Idee nicht nähren? Weil ſie Wahn iſt? Aber wer vermag denn dies ſo geradehin zu entſcheiden? und noch ſah ich keinen Grund dagegen, manche dafür. Oder weil ſie dadurch abgezogen wird vom Genuſſe gegenwärtiger Freuden? O! das wird L. nicht. L. genießt Freuden, Freuden neuerworbener Kenntniſſe, Freuden geſelliger Heiterkeit, Freuden liebenswürdiger Wohlthätigkeit. Gewiß, meine Theuern, Ihr thut unſrer armen L. Unrecht. Es mag wahr ſein, daß ſie die Bürde des Lebens nicht ſo gut, als Ihr, trägt, aber das kommt nicht daher, daß ſie ſo ſchwach iſt, nein daher, daß Ihr ſo ſtark ſeid. Setzt Euch denn

auch einmal in ihre Lage. Ihr seid immer beide zusammen, habt oft K., habt lange Zeit mich gehabt. Verkennt die Erleichterung nicht, die Freundschaft, und eine Freundschaft wie die Eure, verschafft. Hingegen L.! L. ist allein, L. hat niemand, gegen den sie ihr Herz ausschütten kann. Versetzt Euch, jede einzeln in ihre Stelle, und prüfet Euch dann. Mit mir übrigens, denk' ich, sollt Ihr zufrieden sein. Ich habe eine zeigbare Korrespondenz mit ihr über so ernsthafte Gegenstände, daß ich nach meinem ersten Briefe beinah fürchtete, von L. oder ihrem Vater darüber ausgelacht zu werden. Sie hat mir geantwortet, einen so reif überdachten, so männlich geschriebenen Brief, wie ich noch von wenig Weiberhänden las. Meine geheimen Briefe seht Ihr immer selbst. Ich schreibe doch L. nicht anders, als Euch, und schwärme ich denn mit Euch? Glaubt es mir sicherlich, ich studire ihren Karakter, ich verkenne ihre Fehler nicht, ich arbeite gewiß ämsig daran, nützlich auf sie zu wirken, so wie ich für Euch daran arbeite, und so wie es Euch Liebe zur Pflicht macht, auch für mich zu thun.

Ob wir das langsame Jahr überspringen, und K. P. B. gleich aufnehmen wollen, mein K.? Ist das noch eine Frage? Das Jahr war nur festgesetzt, damit jeder Gelegenheit hätte, den Neuaufzunehmenden genau kennen zu lernen. K. P. B. kennen wir jetzt schon, K. kennt sie, Du kennst sie, und wir kennen Euch und Eure Menschenkenntniß. Ueberhaupt gesteh' ich Dir, lieber K., daß es mir nicht ganz gefällt, eine Zeit zu bestimmen, eh jemand aufgenommen werden soll. Welche Zeit man auch so allgemein annehmen mag, so läßt sich nicht vermeiden, daß sie nicht im einzelnen Fall zu kurz oder zu lang sei. Suche die Stelle, wenn Du die Regeln für K. abschreibst, anders zu fassen. Ueberhaupt kannst Du vielleicht bei dieser Abschrift noch manche

kleine andre Abänderung machen. Wichtige wüßte ich zwar nicht, aber z. B. sieben Zeichen darin, die doch keiner von uns je macht, kaum weiß, die auch Herzen, die sich lieben, und eine natürliche Sprache durch Miene und Blick kennen, leicht entbehren können. Bliebe dies und vielleicht einiges Andre weg; so würde auch unsre ganze Loge weniger die Gestalt eines Ordens haben. Denn nimmt man nun das Wesentliche aus der Loge heraus; so läßt sich doch alles auf folgende sehr simple Sätze herausbringen:

Der Zweck unsrer Loge ist Beglückung durch Liebe. Daher hat auch ein Verbündeter gegen den andern eigentlich keine Pflichten. Denn die Liebe kennt keine Pflichten. Sie beseligt eben darum so sehr, weil sie für das, was Andre aus Pflicht thun, höhere beglückendere Prinzipien kennt.

Weil der Zweck der Loge Beglückung durch Liebe ist, und der Grad des Glücks wahrer Liebe immer im genausten Verhältniß mit dem Grade der moralischen Vollkommenheit der Liebenden steht; so ist moralische Bildung das, wonach jeder Verbundete am eifrigsten strebt.

Die Verbündeten haben alle Schranken des bloß konventionellen Wohlstandes unter einander aufgehoben. Sie genießen jede Freude, die nicht mit dem Verlust höherer Freuden erkauft wird.

Jeder Verbündete geht mit jedem Neuaufgenommenen eben so vertraut um, als mit den alten Verbündeten. Dadurch werden die sonst nothwendigen langen Prüfungszeiten erspart, dadurch wird der erste Augenblick der Bekanntschaft eben so beseligend gemacht, als sonst vielleicht erst das zweite Jahr hätte sein können. Wie sehr fühlte ich das mit L.!

Gleichsam um beweisen zu können, daß wir zu einander

gehören, haben wir ein ſimples äußerliches Zeichen, den Namenszug der Verbündeten.

Ich ſoll alſo, lieber K., nach Erfurt oder Rudolſtadt, K. aufzunehmen. Gern will ich's thun. Wer könnte ſo eine Freude verſäumen. Aber freilich wird's Mühe koſten, es mit meinen Geſchäften zu vereinigen. Mehr als vier, fünf Tage werde ich nicht abweſend ſein können. Schreibe mir mehr von Kn.'s Karakter. Nicht ſo bloß Bewunderung. Schildre mir ſie genau. Schreib mir allenfalls einige intereſſante Geſpräche, die Du gewiß mit ihr hatteſt.

Was mein Journal betrifft, ſo ſtreiten ſich Kunth und Du, liebe Jette, wahrlich um ein Ding, das gar nicht vorhanden iſt. Ich ſchrieb nur ſehr wenig auf, von den meiſten Orten nichts, und was aufgeſchrieben iſt, iſt ſo unleſerlich, daß nur ich es herausbringen kann. Ich werde aber jetzt noch es umarbeiten, und dann erhälſt Du — kannſt Du noch fragen? — alles.

May und Gentz, die Du in L. ſprachſt, kenne ich nur von Anſehn. Sie haben mir Deinen Gruß gebracht. May iſt ein guter Menſch, und der vertrauteſte Freund von Kn.'s Bruder Franz. Gentz iſt ein Windbeutel, der jedem Weibe den Hof macht.

Nun lebt wohl alle Drei. Schreibe mir bald, K., recht ausführlich über alle Punkte dieſes Briefes. Sei indeß glücklich. Gewiß, Du wirſt noch einmal L. beſitzen. Arbeite nur, Deine Lage zu verändern. Kommſt Du denn nicht nach Berlin? Du ſchreibſt mir doch bald, Jette? Und Du, o! geliebte B. Ich hatte ſo lange nichts von Dir. Soll denn Dein W. nicht mehr durch Dich glücklich ſein?

Euer W.

Für L. erhaltet Ihr Sonntag einen Brief.

24.

Göttingen, den 8. Februar 1789.

Wie glücklich, theure Jette, hat mich Dein liebevoller Brief gemacht! Ach! Du glaubſt es nicht, wie mein Herz ſich ſehnt wieder bei Dir zu ſein. Es ſind die einzigen glücklichen Augenblicke hier, wenn ich mich in Gedanken zu Euch hinträume. O! und wie oft ich das thue, wie oft ich in Deiner kleinen Stube neben Dir auf dem Sopha ſitze, wie oft ich Dich an mein liebewallendes Herz drücke! Haſt Du wohl ſchon dran gedacht, liebe Jette, an den erſten Augenblick des Wiederſehens, wie mir das Herz dabei klopfen wird, wie ich Dich in meine Arme ſchließen, wie Thränen der Freude in meinen Augen glänzen werden! Aber, weg mit dieſen wohl beglückenden, aber auch mit Sehnſucht erfüllenden Bildern! Es iſt nicht gut, Freuden der Phantaſie zu genießen, und am wenigſten, wenn die Phantaſie in der Zukunft, wenn auch der gewiſſeſten, umherſchweift. Nützlicher iſt's, mit dem verweilenden Blick auf der Vergangenheit ruhn. Meine Seele iſt auch dazu weit aufgelegter. Tauſendmal bin ich nun ſchon alle Scenen unſrer Bekanntſchaft durchgegangen, von dem Augenblick an, da ich zum erſtenmale Dich ſah, bis zu dem Tage hin, da ein Band uns an einander knüpfte, das ſelbſt das Schickſal nicht zu zerreißen vermag. Es iſt doch eine ſchöne, große Idee, etwas zu haben, das ſo unabhängig iſt von allen unſeren Ereigniſſen, ſo ganz uns eigen gehört. So iſt Tugend, ſo das Gefühl ſympathiſirender Tugend — Liebe. Ich kann nie aufhören Dich zu lieben. Unzählige Fäden knüpfen mich an Dich. Wieviel hab' ich nicht Deinentwegen geduldet, gelitten! Gott, ich liebte Dich, wie ich vorher nie geliebt hatte, jetzt nie mehr lieben werde

können; und ob Du mich liebteſt, lieben würdeſt! wie konnt' ich das hoffen? Ich zählte die Augenblicke, eh ich Dich ſah, und wenn ich Dich geſehn hatte, kehrt' ich faſt immer trauriger zurück, als ich gekommen war. Einmal — o! es ſchwebt meiner Seele noch vor, als wär's heute — war Meyering da, und Du ſtandeſt vor mir. Du warſt ſo ſchön den Tag, ſo ein Ausdruck erhabner Seelengröße, gemildert durch liebevolle engelgleiche Güte! Der Anblick riß mich hin. Da warfſt Du M. einen Blick zu, der mir das Herz durchdrang. Er preßte mir die Worte aus: „Armer Wilhelm, ſie iſt nicht für dich.“ und doch biſt Du jetzt mein, liebſt mich mit ſo unausſprechlicher Wärme! Einen Blick damals in das Dunkel der Zukunft, einen Perioden Deines letzten Briefes geleſen, und ich hätte mich glücklich, ſo namenlos glücklich gefühlt! Doch nein, es war beſſer, daß Freuden, ſtufenweiſe immer höher genoſſen, dieſen Kummer, dies bange Zweifeln aus meiner Seele vertilgten. Reichlich, reichlich belohnteſt Du mich, Jette. Was ich empfand, als Du zuerſt wärmeren Antheil an mir nahmſt, den erſten Händedruck erwiderteſt, den erſten Kuß mir erlaubteſt, als Dein Vertrauen immer ſtieg, Du erſt von M. dann von H. mit mir ſprachſt! Weißt Du noch, wie Du mir ſagteſt — wir hatten B. nach Hauſe gebracht, und gingen eben die Treppe zuſammen hinauf: — „Ich rede mit Ihnen ſo offen, als mit einem Frauenzimmer.“ Lohne es Dir, meine liebe, theure inniggeliebte Jette, lohne Gott Dir alles, was Du mir ſchenkteſt! Es iſt zu groß für jeglichen Dank! — Deine Ideen über Gott, und über das, was man eigentlich Beten nennt, ſind ganz die meinigen. Vielleicht erinnerſt Du Dich noch des langen Briefs, den ich Dir von Frankfurt aus darüber ſchrieb. Aber ſehr Recht haſt Du, daß in allen den Em-

vergleichliche Geist ein Faullenzer ist, der sich nicht zu ein paar Höflichkeitszeilen auflüften läßt an das Institut oder Graf Boissy d'Anglas, wäre es blos aus Huld und Gnade für mich, den sein verstocktes Stillschweigen in wahrhafte Verlegenheit bringt.

Sollte es gegründet sein, daß Geheimerath Koreff sich einer Schlappe blosgestellt! Kaum ist das zu glauben von einem Weltmann seines Schlages. Der weiß gewiß, daß der Erbe kreuzzügiger Ahnen sich freundlich, und ohne zu derogiren, herablassen kann zu dem Aufschößlinge, so lange dieser in hoher Gunst steht, Einfluß besitzt oder zu haben scheint. Weiter hinaus auf Vertraulichkeit, Liebe, Zuneigung rechnen, ist Unverstand. Ein gefallener Sünder, ein Ungetaufter, hat von dem Genius des Christenthums wenig Trost zu erwarten. Das alles muß klar und hell vor den Augen eines Weltmanns stehen, und darum kostet es mich Ueberwindung, dem Gerüchte zu trauen, daß Herr von Koreff den Minister der auswärtigen Angelegenheiten um eine Stelle in Frankreich, medizinische? ohne Erfolg angesprochen. Mangel des Erfolgs ist das einzig Wahrscheinliche in der Sache.

Beilage wird mit Genehm der Polizei durch die Straßen geheult. Die Gegenfüßler der Philanthropie behaupten, daß eine gewisse Grundlage von Kanaille oder Luder der bürgerlichen Gesellschaft unentbehrlich sei. Ist dem also, wer kann es der Polizei übeldeuten, daß sie, wenn Pöbel gebricht, dessen durch Erziehung herbeizuschaffen suche.

Mir wird bange, daß die Wahlen nicht ganz ruhig ablaufen. Beider Partheien Umtriebe sind gewaltig groß, doch scheint der Vortheil auf Seiten der Regierung, die nöthigen Falles mit Gewalt durchsetzt, was der Kunst fehlschlägt.

Die Rente hat gestern 99 Franks 15 Cent. gegolten.

pfindungen, die ſich auf einen ſorgenden Vater des Alls beziehn, eine unwiderſtehliche Seligkeit liegt. Es giebt zwei Wege, die uns zu der Idee eines Gottes ſehr natürlich führen, der eine durch den Verſtand, der andre durch's Herz. Aber im Grunde iſt in beiden ein ähnliches Bedürfniß unſrer Seele. Unſre Vernunft ſucht nach Urſachen zu den Wirkungen, die ſie um ſich her ſieht, nach Bedingungen zu dem Bedingten. So lange ſie bei den endlichen Weſen ſtehn bleibt, leiſtet nichts ihrer Forderung ein Genüge. Es iſt überall Wirkung, nirgends eine Urſach, die nicht wieder durch etwas andres gewirkt wäre, nirgends eine Bedingung, die nicht wieder bedingt wäre. Sie geht alſo weiter hinaus, ſchafft ſich eine Urſach aller Urſachen, eine Bedingung alles Bedingten, welche nicht wieder gewirkt, noch bedingt iſt. Auf der andren Seite, ſucht unſer Herz Befriedigung der mannigfaltigen Neigungen, die es in ſich fühlt, Glückſeligkeit. Wir ſehen bald, daß wir dieſe Glückſeligkeit nicht allein in uns finden, daß wir von einer Menge andrer Dinge abhangen, die nicht bloß auf unſre äußere Lage Einfluß haben, ſondern ſogar die Möglichkeit der innern Vervollkommnung erleichtern oder erſchweren. Wir ſuchen alſo Hülfe bei Andren. Bei endlichen Weſen? Dieſe ſind, wie wir, dem Schickſale unterworfen, ſind in ihrem Willen oft nicht gut, in ihren Geſinnungen veränderlich. Alſo werden wir auch hier auf ein unendliches Weſen geführt, das in ſeiner Kraft zu wirken, unabhängig und allmächtig, in ſeinem Sein unveränderlich, in ſeinem Willen heilig und allgütig iſt. Alle Gefühle, die wir für den zärtlichen Freund, für den gütig ſorgenden Vater haben würden, tragen wir auf ihn über, der Gedanke ſeiner Größe gegen unſre Kleinheit, und ſeine dennoch uns tragende Sorgfalt, erhebt uns zu einem edlen Stolze, und

namenlos muß nun die Wonne ſein, ſich im Ausguß der Empfindung an Ihn zu wenden, in Dank, Bitte, Bewunderung. Allein freilich muß dann das Gefühl ganz ſich unſrer bemeiſtert, muß alle jene kalten Raiſonnements von Unnützlichkeit des Danks und der Bitte — ſo richtig ſie auch ſind — erſtickt haben; und o! ſolcher Momente ſchenkt mir immer manche der Anblick hoher Schöne, phyſiſcher in der lebloſen Natur, und moraliſcher in den Seelen derer, die ich liebe. — Verzeih, meine Gute, wenn ich da vieles hinſchwatze, das Du beſſer weißt und fühlſt; ich weiß nicht, wie ich in den raiſonnirenden Ton gerieth. Du biſt zu unzufrieden mit Deinen Fähigkeiten, Jette, und Du thuſt Dir ſelbſt Unrecht. Dein Kopf iſt gerade wie der meinige. Neue Ideen werden wir beide nie ſchaffen, aber laß uns das nicht bekümmern. Wir faſſen dafür die leicht auf, die man uns giebt, und ſondern bald das Wahre vom Falſchen. Ich ſtudire jetzt ſchrecklich den Kant. Leb wohl! —

Ewig

Dein

Wilhelm.

25.

(Göttingen), 14. Febr. 89.

Ich habe heute nicht viel Zeit, meine Lieben, und werde Euch alſo nur wenig Worte ſagen können. Indeß verplaudre ich die Minuten, die mir übrig bleiben, doch ſo gern mit Euch. Dein Brief, Jette, hat mich unendlich gefreut, Du haſt immer in allem, was Du ſagſt und ſchreibſt, eine ſolche Wahrheit, eine ſo große Naivetät, eine hinrei-

ßende Innigkeit des Ausdrucks. Es geht ſo alles gerade von Herz an Herz. Die Nachrichten von mon frère freuen mich. Er iſt wahrlich ein wackrer Junge, der einmal viel Nutzen ſtiften wird. Sein Herz, ſo boshaft er manchmal ſcheint, iſt doch im Grunde ſehr gut. Sein Hauptfehler nur iſt Eitelkeit und Sucht zu glänzen. Die Urſach davon aber iſt, weil er nie ein ſtarkes Intereſſe des Herzens gehabt hat. Ich war eben ſo eitel, als er, eh ich anfing zu lieben, und jetzt liegt mir an dem Urtheil der Leute ſo ſchlechterdings nichts, daß ich darum eigentlich nie auch nur das mindeſte Wort ſage. Das dank' ich allein den Gefühlen, die wärmer, inniger ſind, uns mehr an Ein Intereſſe binden, uns an Einen Gegenſtand feſſeln. Wer wahrhaft liebt, ſtrebt gewiß nie zu glänzen. Es iſt ihm ſogar lieb überall verkannt zu ſein, wenn nur die Eine, die er liebt, ihn kennt. In mir entſtand dieſer Zuſtand früher, und ich ſicherte mich dadurch vor manchen Fehlern gewöhnlicher junger Leute. Aber freilich hat auch dieſe Stimmung ihre Nachtheile, wenigſtens hat ſie in mir neue Fehler hervorgebracht. Allein bei einer unpartheiiſchen Vergleichung, wie viel Gewinnſt iſt da auf der einen Seite! Die Mannsperſonenbekanntſchaften, wie Du ſie ſehr gut nennſt, kann ich nicht ausſtehn. Ich habe keine einzige der Art. Stieglitz iſt hier mein einziger Freund im eigentlichſten Verſtande. Seit ich hier bin, ging ich alle Tage des Abends um 9 Uhr zu ihm, und blieb eine oder ein paar Stunden bei ihm. Auf einem ſo vertrauten Fuß wir auch mit einander ſind, ſo machen wir uns doch gar keine ſogenannten Vertraulichkeiten, und ich ſehe recht aus dieſem Beiſpiel, daß das auch zur engſten Freundſchaft gar nicht nothwendig iſt. Ich ſage ihm nichts von mir, er mir nichts von ſich. Wir raiſonniren bloß mit

einander, doch ſelten über wiſſenſchaftliche Gegenſtände, gewöhnlich über das Leben, und das, was ſo in der Welt vorgeht, über Karaktere, über uns ſelbſt und andre. Du glaubſt nicht, was er für ein feiner origineller Kopf, und für ein edler Menſch iſt. Was er denkt, ſagt, und thut, rührt ſchlechterdings alles aus einem einzigen Grundſatze her, den es aber nicht leicht iſt herauszufinden. Er iſt ſchwer kennen zu lernen. Auf Oſtern verläßt er Göttingen, ich weiß nicht recht, wie's mir dann gehn wird. Von Euch hat er beſſre Begriffe, als ehmals; ich muß nur immer mit vieler Behutſamkeit verfahren, damit er nichts ahndet. — Mecklenburg kennſt Du ja auch. Er war bei Bieſter. Er iſt ein ſehr guter Menſch, ein offner Kopf, und äußerſt aufmerkſam auf alles was um ihn vorgeht. Er hat mir etwas von Dir geſagt, Jette, das ich Dir erzählen muß. Er ſagte mir, Du gingeſt gar nicht an öffentliche Orte, aber Du ſchieneſt Dir auch etwas darauf zu gute zu thun. Du hätteſt es ihm einmal in ſolchem Ton erzählt, und die Gelegenheit dazu herbeigezogen. Denke nicht, meine Gute, daß ich wirklich glaube, Du hätteſt das ſo und aus Eitelkeit gethan. Du biſt ſehr lebhaft, alles was nah um Dich iſt, intereſſirt Dich ſehr ſtark, Du ſprichſt alſo oft von dem was Du empfindeſt, was Du thuſt. Dabei giebſt Du wenig auf den Zuſammenhang Acht. So wie Dir eine Idee einfällt, ſagſt Du ſie. Eben dieſe Eigenſchaften nun, die Dich Deinen Vertrauten gerade werther und lieber machen, werden von Andern oft gemißdeutet. Nimm Dich alſo ein bischen mehr in Acht. Wer einmal ſo gut, ſo edel iſt, als Du — Gott, wie ſtark ich das in dieſem Augenblicke fühle, wie es mich hebt, daß Du, die Du das alles biſt, mich ſo liebſt — muß nie auch nur eitel ſcheinen. Vergieb, daß ich mich bei dieſer Kleinigkeit

ſo lang aufhielt. Aber Dir iſt ſie doch vielleicht wichtig, ich wenigſtens weiß immer ſehr gern, was die Leute von mir ſagen. — Du klagſt, liebe Jette, manchmal von einer dumpfen Gleichgültigkeit befallen zu werden. Der Zuſtand iſt freilich ſchrecklich. Er iſt nicht Ruhe, er iſt der höchſte Grad des Gefühls, aber eines Gefühls, das von allen Seiten gehemmt wird. Er gränzt auch an Betäubung. Sehr richtig bemerkſt Du, daß Genuß irgend einer Freude das einzige Heilmittel dagegen iſt. Brauch' es denn oft, ſo oft Du kannſt. Du haſt B. Fliehe in ihre Arme, gewiß wird Dir da beſſer. Gott, warum kann ich nicht zu Euch zurück! Ihr würdet glücklicher ſein. Und ich! — aber ich! o! ich habe Kraft zu tragen, ich danke ſie der Natur, der Erziehung, kurzer aber belehrender Erfahrung. Eine gewiſſe Art von Ruhe liebe ich ſehr, und ſuche mit allen Kräften ſie mir zu ſchaffen. Andren kann ſie leicht Gleichgültigkeit ſcheinen, aber auch nur denen, die ſie ſelbſt nicht kennen. Es muß Gefühl daſein, und dieſes Gefühl muß immer rege und thätig ſein. Aber es müſſen auch Grundſätze in der Seele ſein, mehr aus Erfahrung und Beobachtung, als aus Studium geſchöpft, vom ewigen Fluſſe und Wechſel der Dinge, von der Nützlichkeit jedes Zuſtandes zur Bildung der Seele, auch des ſchrecklichſten. Dieſe Grundſätze müſſen ſo lebendig, ſo allgegenwärtig ſein, daß das Gefühl dadurch zwar nie erſtickt wird, aber daß es ſie auch nie überwältigt. Je tiefer und ſtärker nun das Gefühl iſt, je gröſſer, je herrlicher iſt die Seele in dieſem Zuſtande, denn je mächtiger und thätiger müſſen die entgegenarbeitenden Grundſätze ſein.

Ob ich L. noch ſehe, ehe ich Göttingen verlaſſe? Gott, welche Frage! Noch zweimal ſeh' ich ſie. Einmal dieſen Sommer in Burgdörner. Dann bei meiner Rückreiſe im

Herbſt. Da reiſ' ich durch Sachſen, alſo über Erfurt. Wie oft hernach. Alle Jahr einmal, denk' ich doch. Wird K. mir nicht ſchreiben? Lebt wohl. Ich kann Euch heute nicht mehr ſagen. Ich kriege doch bald etwas von Euch. Ewig Euer

W.

26.

(Gutannen im Haslithal), den 24. Oktober 1789.

Es iſt ſchon wieder beinah ein Monat verfloſſen, ſeit ich Euch das letztemal ſchrieb; aber ich entſchuldige jetzt meine Nachläſſigkeit nicht mehr, ich habe ſchon alle Hoffnung aufgegeben, mich zu beſſern, eh' ich wieder bei Euch bin. Habt alſo immer ſo lange Nachſicht mit mir. Auch müßt Ihr nicht denken, ich ſei ganz müßig. Ich halte ein ſehr ordentliches Journal, und das bekommt Ihr, ſobald ich bei Euch bin. Da werdet Ihr Wunderdinge leſen, von ſoviel Menſchen und mitunter recht berühmten, Lavater, Pfeffel, Schloſſer, dann auch von Weibern allerlei Art, und endlich gar von Felſen und Waſſerfällen, und beſchneiten Einöden.

Von Konſtanz, von wo aus ich Euch zum letztenmale ſchrieb, ging ich über Schaffhauſen nach Zürich. Ich blieb — eine kleine Wanderung nach Zug und Luzern mit eingerechnet, — vierzehn Tage in Zürich. Die Leute ſind da über alle Maßen gaſtfreundlich. Ich kam gleich in den erſten Tagen in eine ſolche Menge von Bekanntſchaften, daß ich kaum eine Stunde für mich hatte. Am meiſten und liebſten aber war ich bei Hottinger's. Er iſt ein vernünftiger, kenntnißvoller und von Karakter

vortrefflicher Mann, und ſie iſt ein herrliches Weib. Ich ſah noch wenig Weiber, die ihren Mann und ihre Kinder ſo glücklich machen, und dabei und dadurch ſelbſt ſo glücklich ſind, als ſie. Ich war bei ihnen völlig vertraut, und es ſchmerzte mich ſehr, mich von ihnen trennen zu müſſen. Lavater ſah ich ſo gut als täglich; er war ſehr freundſchaftlich gegen mich. Daß ſein Geſpräch oft tiefen, ſeltnen Geiſt verräth, iſt unläugbar; allein ſo intereſſant, als man ihn gewöhnlich macht, fand ich ihn nicht. Von Zürich ging ich nach Bern. Ich blieb aber nur einen halben Tag da. Denn da es grade heitres ſchönes Wetter war, ſo machte ich eine Wanderung in die gebirgigten Gegenden, und auf der bin ich noch. Ich beſah zuerſt das Lauterbrunnerthal mit dem Staubbach, dann das Grindelwalder mit ſeinen Gletſchern, und endlich das Haslithal. Von da aus wollte ich über die Furka den Gotthard beſteigen. Ich kam glücklich bis an den Fuß der Furka, ob ich gleich ſchon ſtundenlang tiefen Schnee fand. Aber in der vorigen Nacht ſchneite es auf's neue ſo heftig, daß ich umkehren mußte, und nun wieder gerade auf Bern gehe. Wo mich das Schickſal hinführen wird, weiß Gott. Doch weiter als Genf gehe ich gewiß nicht. Ich lebte ſehr glücklich in dieſen letztvergangenen Tagen, ſo ganz mit der Natur und mir. Ich erinnerte mich aller ſüßen Stunden der Vergangenheit, und träumte mich in eine wonnige Zukunft. Aber was macht Ihr, theure liebe Seelen? Es iſt unbegreiflich lang, daß ich nichts von Euch weiß. Meine letzten Nachrichten ſind, was mein Bruder von der Levin gehört hat. Neulich träumte ich von Dir, Jette. Wir ſahen uns zum erſtenmal wieder. O! noch fühlt meine bezauberte Phantaſie den Druck Deiner Umarmung, die Innigkeit Deines Kuſſes! Ich ſehne

mich unendlich wieder bei Euch zu sein, doch kürze ich meine Reise nicht ab, sondern verlängre sie vielmehr, so viel es andrer Umstände wegen angeht. Wahrscheinlich ist es das letztemal in mehreren Jahren, daß ich Berlin, oder welches der Ort meines Berufs sei, auf lange verlassen kann; und leben mit Menschen mannigfaltiger Art, Wechsel von Lagen ist mir doch überaus nützlich. Aus diesem Gesichtspunkt billigt auch Ihr gewiß mein Zögern. Viel über zwei Monate kann es nun doch nicht dauern, daß ich noch fern von Euch bin. Darum zürne mir nicht, gute traute Jette. Bald werden wir wieder glückliche Tage mit einander genießen. Wir lebten doch eigentlich erst vierzehn Tage recht vertraut mit einander. O! ich kannte Dich nicht, nicht dies tief empfindende, so sanft, so innig, so ganz dahingebende liebende Herz; eh' ich nach Frankfurt ging, kannte ich es mehr, aber nicht ganz an dem Abend, da unser Kreis sich enger schloß, kannte es erst ganz, als Du mir, als ich Dir alles war, und da in den Tagen der seligsten Wonne trennte uns das Schicksal! Seitdem bin ich in mannigfaltigen Lagen gewesen, Du weniger, aber auch Dein Herz hat gewiß mancherlei verschiedene Richtungen genommen. Dennoch — o! ich fühle es mit unumstößlicher Gewißheit — sind wir uns geblieben, was wir einander waren, dennoch werd' ich, wie damals, jeden Deiner Blicke verstehn. Herzen, die sich begegneten, wie die unsrigen, können einander nie wieder verlassen, wie auch das Schicksal sie trennen mag. Wir gingen beide, Du früher, ich später, durch wechselnde Schicksale, unsre Herzen glühten von den heiligen Gefühlen der Freundschaft und Liebe, wir sahen uns mehr als einmal getäuscht, aber endlich lernten wir unterscheiden, was wir immer suchten, einzig schätzten, die innere Kraft edler Seelen, die sich zu

höherer Schöne und Stärke entwickelt. Diese sah ich in Dir; in mir sahst Du Sinn, sie zu bewundern, glühende Sehnsucht sie zu erringen, so wurd' ich Dir lieb, so verwebte sich Dein Bild in meine innersten Gefühle. Alles das ist, wie es war; denn das ist unser, das entreißt uns keine Trennung, kein Schicksal, das werden wir nun wieder näher in uns sehen, werden es in einander übergehen lassen, — und werden glücklich sein, wie damals. Von X. und Kar. weiß ich eben so wenig etwas, als von Euch. Seit ich bei ihnen war, hab' ich keine Zeile von ihnen. Ich schrieb ihnen in meinem letzten Briefe, K. zu bitten, wenn es ihm möglich wäre, nicht eher nach Berlin zu kommen, bis ich auch da wäre. Ich weiß nicht, ob er meine Bitte erfüllen wird. Aber sehr lieb wär' es mir. Es wäre so schön, wenn wir einmal wieder alle vier beisammen wären. Nur Einen Tag erst genossen wir diese Freude. Warum sollte das Schicksal uns nicht den zweiten gönnen? Kennt Ihr in Berlin einen gewissen Karl Spazier? Alle Welt fragt mich nach ihm, und in welches Wirthshaus ich komme, so find' ich seinen Namen an Tisch und Wänden. Ich habe in meinem Leben nichts davon gehört, daß so ein Ding in Berlin umherspaziert. Ich freue mich aber schon im voraus auf alle die kleinen berlinischen Schöngeister. Da ist ja auch Herr Jenisch. Das ist auch ein liebenswürdiger Mensch. Jetzt schreibt er: den Geist der Alten. Wenn darüber nur nicht sein junger Geist verloren geht! Erinnerst Du Dich' vielleicht, liebe Jette, eines jungen Dr. Schinz aus Zürich, des Bruders der Hottinger? Er ist einmal in Berlin und in Deinem Hause gewesen. Er beklagte sich bitterlich, daß Du ihm nichts hast in's Stammbuch schreiben wollen; aber Du hast ganz recht gehabt. Er ist nicht der liebenswürdigste Sterbliche.

Noch eins wird Euch doch zu lachen machen. Wißt Ihr, was Lavater über mein Gesicht sagt? Er liest Eigensinn und Veränderlichkeit darin. Ist das nicht abscheulich? Eigensinnig wollte ich noch wohl allenfalls sein, aber nun gar veränderlich! Das bin ich doch auch nie gewesen. Des Eigensinns hat man mich freilich nicht selten beschuldigt, aber da hatten die Leute unrecht, die das thaten. Nicht wahr, Ihr sprecht mich von beiden frei? Indeß hat Lavater auch noch viel andre schöne Dinge gesagt. Die schreib' ich Euch aber nicht so gradezu, das schickte sich nicht. Ich habe sie Wort für Wort in mein Journal gesetzt. Wenn Ihr's nun auch da leset, so ist's doch als sagte ich's nur zu mir selbst.

Wo mein Bruder sich herumtreibt, weiß Gott. Er hat mir nicht geschrieben, und auch von Forster, bei dem er wahrscheinlich schon gewesen ist, habe ich lange keine Briefe. Ich denke, er muß etwa in Aachen bei Dohm's sein.

Lebt nun recht wohl. Wenn es mir möglich ist, so schreib' ich Euch bald wieder. Aber Ihr glaubt gar nicht, wieviel ich zu thun habe. Zwar wenn ich's Euch einzeln sagen sollte, was? so würde es mir sehr schwer werden. Aber doch ist es so. Lebt wohl und laßt mich gewiß bei N. oder Nar. einen Brief von Euch finden. Ewig Euer

Wilhelm.

27.

(Erfurt), den 26. Mai 1792.

(Ohne Zeilen.)

Gewiß habt Ihr schon von Alexander gehört, daß meine Frau am 16. d. Abends mit einer Tochter niedergekommen ist. Herzlich leid thut es mir, Euch nicht die Nachricht

Nunmehr bleibt kein Zweifel, daß sie über den ursprünglichen Satz hinaus gehe. Zuverläſſig iſt die Regierung dieſem ungeheuren Steigen nicht fremd. Sie ſelbſt bewirkt es, denn in den äußeren Umſtänden liegt kein hinreichender Grund. Was ſie dabei aufopfert, wird ſie reichlich wieder erndten durch die Reduktion der Intereſſen von 5 auf 4. Man wendet ein, die Staatsrente ſei Immeuble und geſetzlich als Immeuble betrachtet in Dotation der Pairkammer und bei Stiftung von Majoraten. Dieſe können ſehr leicht geſchont werden. Warum ſollte der Regierung nicht in Hinſicht aller übrigen Kapitalien, die faſt ſämmtlich zu geringen Preiſen gekauft worden, eben das Recht zuſtehen, was jeder Partikular beſitzt, nämlich ſich Schuldenfrei zu machen, wenn er kann, wenn er zahlen kann?

Allerdings muß den Eigenthümern, die ſich der neuen Bedingung nicht unterziehen wollen das Kapital erwählbar ſein; ſonſt wäre die Operation ein Bankrut. Die Regierung befindet ſich wegen dieſes Umſtandes nicht in der mindeſten Verlegenheit. Zu winken braucht ſie nur, und eine Kompagnie iſt bei der Hand, ihr zu Abfindung der Widerſpänſtigen 500 Millionen vorzuſchießen. Nennen Sie mir viel Konſtitutionen, die dergleichen vermögen. Dennoch wird die franzöſiſche unaufhörlich angefeindet und auf alle Weiſe untergraben. Die menſchlichen Leidenſchaften ſind einſeitig, kurzſichtig, kindiſch, abgeſchmackt, inkonſequent. Mit den Vortheilen einer Anſtalt nehmen ſie gern vorlieb, aber wollen nicht einſehen, daß dieſe Vortheile nothwendigerweiſe einige Unbequemlichkeiten nach ſich ziehen, und als wenn Herkules zugleich Adonis ſein könnte, verlangen ſie einen Stentor mit Nachtigallenſtimme.

Die Zeitungen melden, daß in Deutſchland wiederum

zuerſt gegeben zu haben. Allein ein ausgenommener Zahn verurſachte mir einen ſo geſchwollenen Backen, daß ich bloß mit großer Mühe die nothwendigſten Briefe an meine Mutter und Alexander ſchreiben konnte. Mutter und Kind ſind jetzt, indem ich dies ſchreibe, vollkommen wohl. Das Kind hat dunkelblaue Augen, wie die Mutter, mit der Stirn ſoll es mir gleichen, und alles Uebrige wird ſich wohl in der Zukunft deutlicher zur Gleichheit oder Ungleichheit entfalten. Aber auch jetzt iſt die Kleine ſchon ſehr hübſch und ſtärker und größer, als ich ſonſt leicht ein Kind von ſo wenig Tagen geſehen habe. Ihr ſeht nun, daß mein Wunſch mit der Tochter erfüllt iſt, und der Himmel muß alſo wohl eingeſehen haben, daß er gerathen iſt. Meine Frau iſt jetzt auch ſehr wohl damit zufrieden. Ihr glaubt nicht wie unendlich glücklich und froh uns der Anblick des kleinen Geſchöpfs macht, wir behaben uns den ganzen Tag damit, und ſehnen uns recht, nun erſt wieder auf dem Lande zu ſein, wo wir noch weniger Störungen, als hier, erfahren können. Auch pflegt die Landluft den Kindern mehr wohlzuthun. Karoline, die große nämlich, denn die Kleine heißt auch ſo, grüßt Euch tauſendmal, und wir freuen uns im voraus des Vergnügens, das Euch dieſe Nachricht machen wird. Gewiß hattet Ihr ſie ſchon ſehr lange erwartet, und die immer dauernde Verzögerung war auch Urſach, warum ich Euch ſo lang nicht ſchrieb, und Deinen Brief, liebe Brendel, den ich endlich empfangen, ſo lange unbeantwortet ließ. Ich wollte Euch doch ſo gern das Wichtigſte, was wir von Tage zu Tage erwarteten, zugleich mitſagen. Die Beulwitz iſt die ganze Zeit unſers Hierſeins bei uns geweſen, und wir haben eine ſehr ſchöne Zeit mit einander verlebt. Jetzt will ſie uns aber in ein paar Wochen verlaſſen.

Wir ſelbſt werden etwa noch bis gegen Ende Julius hier bleiben, wenn wir nicht noch eine kleine Reiſe indeß nach Rudolſtadt machen, und von hier werden wir nach Deſſau reiſen, wohin meine Mutter uns entgegenkommt. Von dort gehen wir nach Burgörner zurück, um wieder den Winter ruhig dort zuzubringen. Erſt im künftigen Sommer alſo können wir hoffen, nach Berlin zu kommen. Wie ſehr werden wir uns dann freuen, Euch die kleine Karoline ſchon größer und verſtändiger zu zeigen.

Karl's Heirath mit einer Fräulein Stein wird Euch keine Neuigkeit mehr ſein. Ich kenne das Mädchen nicht, aber er hat mir, ſeitdem er in dem Hauſe Bekanntſchaft gemacht hat, welches gleich nachher war, als wir zuſammen in Weimar waren, mehreremale von ihr erzählt, und ich hoffe gewiß, er ſoll nun recht glücklich ſein.

Stieglitzens Heirath iſt ja, wie ich höre, nun auch geſchehen. Schreibt mir doch etwas Näheres davon. Wie er nach Berlin hin reiſte, hatte ich einen Brief von ihm. Er wollte mich in Burgörner beſuchen, oder ſich ein Rendezvous mit mir geben. Es that mir leid nicht mehr da zu ſein. Seit ſeiner Ankunft in Berlin habe ich noch keine Zeile von ihm erhalten, ob ich ihm doch gleich auf der Stelle geantwortet habe. Er iſt außerordentlich nachläſſig im Schreiben.

So vergnügt und froh wir auch hier den Winter zugebracht haben, ſo ſehr ſehnen wir uns doch wieder allein auf dem Lande zu ſein. Wir haben im vorigen Herbſt bis zum Februar dort einen einzigen Aufenthalt gehabt. Es vergingen ſehr oft vierzehn Tage, drei Wochen, ohne daß wir auch nur einen einzigen Menſchen ſahen, und ich konnte ſo ruhig und ungeſtört mich beſchäftigen, und ſo ganz mit meiner Frau des Glückes genießen, das man

ſich allein durch ſich verſchafft. Wie ſehr wünſchte ich Euch einmal, nur auf einige Monate, eine ähnliche Empfindung! Brinckmann hatte aber wohl Recht, wenn er oft behauptete, ich hätte ein impertinentes Glück. Denn ſo viele Menſchen ich geſehen habe, und ſo Vieler Lage ich mit der meinigen vergleiche, ſo finde ich ſie doch immer ſo bei weitem durch die Vorzüge meines Schickſals übertroffen. Jetzt wird es nun bald ein Jahr, daß ich ununterbrochen dieſe Freuden genoſſen, und je weiter ich in die Zukunft hinausblicke, je feſter ſehe ich mich im Beſitz deſſen, was mich jetzt beglückt, und je mehr in der Lage, den Reichthum meiner Freuden noch zu vermehren. Dieſe freudige glückliche Stimmung zugleich auf die zu übertragen, die mich näher und ferner umgeben, kann in dieſer Lage beinah mein einzig Geſchäft ſein, und ich darf es wohl ſagen, daß es auch mein einziges iſt. Wie ſehr es mir bei meiner Frau gelingt, vermag ich Euch nicht auszudrücken, und ich hoffe, mein Kind, oder Kinder, wenn ich je mehrere haben ſollte, ſollen unſer gemeinſchaftliches Glück noch mehr als theilen. Es iſt immer eine meiner Lieblingsideen geweſen, den Kindern eine frohere Kindheit zu verſchaffen, als ſie gewöhnlich haben, und ich hoffe, in meiner Lage, dieſe Idee völlig realiſiren zu können. Ueberhaupt iſt es mir ſo über alle Beſchreibung lieb, daß die völlige Geſchäftsloſigkeit meiner Lage mir erlaubt, mich ganz den Beſchäftigungen mit meinem Kinde zu widmen, und ich bin doch überhaupt überzeugt, daß ſchon die ungetrennte Gegenwart der Kinder bei den Eltern in den erſten Jahren, der richtigen und ſchnelleren Entwicklung ſehr viel hilft. Ich habe Euch hier ſo viel von mir und den Meinigen geſagt, aber ich kenne den liebevollen Antheil, den Ihr daran nehmt.

Lebt nun wohl, liebe Freundinnen, meine Frau bittet

Euch herzlich um die Fortdauer Eures Andenkens und versichert Euch des übrigen. Sehe uns bald ein Wort von Euch.

Varnhagen von Enſe an Wilhelm von Humboldt.

(Berlin), den 26. Juni 1833.

Ew. Exzellenz

beeile ich mich anzuzeigen, daß ich die Rede nun empfangen. Was über die Gleichartigkeit und Verſchiedenheit des Gegenſtandes in dem Leſſing'ſchen und in dem Bendemann'ſchen Gemählde von Ihnen geſagt worden, finde ich ſo vortrefflich eingeſehen als klar aufgeſtellt. Die Worte bilden, unabhängig von den Gemählden, eine geiſtige Gruppe für ſich, die man betrachten und wieder betrachten kann, und immer ſchön finden muß. Laſſen Ew. Exzellenz mich bei dieſer Gelegenheit an frühere Gebilde, die Sie längſt vergeſſen haben wollen, erinnern! In den Briefen der theuern Rahel an Brinckmann, die ich jetzt abſchreibe, findet ſich oft Ihr Namen; einmal auch dieſe Stelle: „Ich leſe Humboldt's Buch; bin aber noch im Anfang: mir kann er gar nicht weitläufig genug ſchreiben." Sie ſehen, was Leben hat, lebt, und wenn es für todt erklärt wird! Und hier findet ſich ein bedeutender Leſer, dem Ihr Buch gerecht war, und deſſen Ausſpruch ſeit dem 11. Februar 1709 nicht untergegangen iſt, ſondern noch zu neuem Leben aufſteigen wird. Ich denke, ſo etwas muß den Autor freuen, als der ſchönſte Geiſtergruß. Und welcher edle, reine, unſchuldige und hohe Geiſt hier athmet, das erkennen und würdigen Sie gewiß! O könnt' ich auf Einen Augenblick ſeine irdiſche Erſcheinung noch wieder-

gewinnen, um dann mit dieſer zugleich zu verlöſchen! — Es kommen noch andre Erwähnungen jenes Buches vor, ſie ſind mir aber nicht ſogleich wieder auffindbar. Ich theile Ihnen gern einmal die Folge dieſer inhaltvollen, lebenreichen Briefe mit, wenn ich ſie erſt in vollſtändiger Abſchrift und Ordnung habe. Meine ſüßeſte, meine einzige Beſchäftigung, dies zu beſorgen! welche andre ſollte mich reizen? Alle Lebensquellen ſtrömen hier, alle Erquickungen bieten ſich meiner Trauer an, alle, die ihr nicht verwerflich ſein müſſen! Und doch bleibt der Schmerz übermächtig, die Seele will es nicht glauben, die Sinne wollen es nicht, daß dieſes Lebensbild nicht mehr leibhaftig neben mir iſt! —

Die Kreuzpredigten gegen die Univerſitäten wollen ſchon ermatten; es iſt auch hohe Zeit; Hr. von Altenſtein war ſchon im Begriff, ernſtlich böſe zu werden, und ein rebelliſcher Miniſter iſt ſchlimmer, als hundert ſolche Studenten. Er ſtampfte ſchon mit dem Fuße, und fragte unwillig, ob man denn mit Gewalt wieder in die Verblendung fallen wolle, die dem Unglück von Jena voranging? Man erbittre, anſtatt zu heilen, man wolle das Uebel immer nur da ſuchen, wo es nicht ſei, u. dgl. m. Daß er aber in einem Bericht an den König warnend auf die Kataſtrophe von 1806 hinweiſen werde, wie er anfangs gewillt geweſen ſein ſoll, bezweifle ich; es wäre auch übel angebracht, und erbitterte ebenfalls nur, anſtatt zu heilen. —

Euer Exzellenz haben das wahre Wort geſprochen: „Alle die Unruhe würde ſich geben, wenn nur nicht ſo gar ſchlecht regiert würde, wie faſt überall geſchieht.“ Das einfache Thema zu all den Variationen, mit denen wir überſchüttet werden! — —

Briefwechsel zwiſchen Adalbert von Chamiſſo und Ceres Duvernay.

Dr. L. Klein, der geiſtvolle Kritiker, ſchrieb den 28. November 1838 an Varnhagen: „Die Briefe von Chamiſſo haben mich durch und durch erwärmt und erquickt. Es iſt eine edle, eigenfühlige, ritterliche Seele; der Stil eines Römers und die Geſinnungen eines Paladin' Amadis von Gallien mit Tacitus Griffel würde ſolche Briefe geſchrieben haben. Deutſche Kraft und franzöſiſcher Rittergeiſt waren in dieſem merkwürdigen Manne zart und innigſt vereint." In der That tragen alle Briefe, die man von Chamiſſo geſammelt, einen eigenthümlichen Charakter; in den hier vorliegenden, die er mit einer intereſſanten Franzöſin gewechſelt, enthüllt ſich ein in vielfacher Beziehung bedeutſamer Herzensroman, über welchen ſich Varnhagen in ſeinen Aufzeichnungen wie folgt äußert:

„Hitzig hat von Chamiſſo's Neigung zu Cérès Duvernay ſo geſprochen, als habe dieſe zu der Zeit, wo er Varnhagen und durch ihn Neumann kennen lernte, ſchon aufgehört, und ganz entſchieden nimmt dies Dr. Hüſer in ſeinem Aufſatz über Chamiſſo an. Dies war aber nicht der Fall; Chamiſſo machte im Sommer 1803, nachdem er jene Freunde und Dichtungsgenoſſen gefunden, erſt die nähere Bekanntſchaft von Cérès, und die Neigung ſtieg hierauf mehr und mehr, bis zum unbedachten Heirathsantrage."

„Solche kleine Unrichtigkeiten, wie jene Angabe, führen leicht den ſpätern Leſer und Forſcher in Verwirrung; daher dieſe Be-

richtigung. Hitzig ſcheint, der Himmel weiß aus was für Abſicht, die Sache mit Fleiß ſo geſtellt zu haben; auf ſeine Treue darf man ſich nicht zu ſehr verlaſſen!"

Wo Lücken in den Briefen vorkommen, ſind ſie den mitunter ſehr unleſerlichen Handſchriften zuzuſchreiben.

Verhaftungen vorgefallen und daß ein Dr. Murhard wegen seines Umgangs mit einem Nordamerikaner verdächtig geworden. Was mir hier von Nordamerikanern vorgekommen, waren entweder Leute, die sich blos um ihren Erwerb bekümmerten, oder aus der gebildeteren Klasse. Diese sehen mit der höchsten Verachtung auf die deutschen Umtriebe, die Studentenverbindungen, geheime Gesellschaften und dergleichen dummes Zeug. Ueberhaupt ist die Denkungsart der vornehmen Amerikaners aristokratisch.

Auch die Fürsten der Kirche befassen sich mit irdischen Dingen, und wenden sich bisweilen von der Messe zu den Spekulationen der Börse. Dem Erzbischof von Paris hat einer der entronnenen Agents de Change 700,000 Franks mitgenommen. Aus den zurückgebliebenen Rechnungen erhellet, daß Seine Eminenz 15 Prozent Interessen bezog. Man schimpfe nun noch auf die Juden. Ich lasse Sie rathen, ob sein Unglück bedauert wird.

Der Haß, den die Priester gegen sich erregen, gehet über allen Begriff. Ein großer Theil der Royalisten sogar ist der Calotte abhold. Die so gesinnten sagen zu den Liberalen, gebt Euren Kandidaten auf und wir versprechen keinem Priesterfreunde unsere Stimmen zu geben. Das Umgreifen der Kirche wird dereinst heftigen Widerstand erwecken. Erfahrung lehrt, daß feindliche Partheien sich vertragen, sobald sie sich von einer dritten überflügelt sehen.

Spanien befindet sich in einem Zustande grenzenloser Zerrüttung. Es laufen von daher die widerwärtigsten Nachrichten ein. Bei Barcellona siehet es aus, als wenn die Glaubenshelden des Baron Eroles gegen Frankreich unter den Waffen ständen. Des Wirrwars ist kein Ende abzusehen. Wenn der Handel mit Spanien noch erst anzuspinnen wäre, ich glaube man unterließe ihn. Zuverlässig wird bedauert,

1.

Chamisso an Cerès Duvernay.

Je reçois enfin ta lettre, ma chère soeur, et — et, je devrais encore me plaindre — quand vous voulez être aussi polie, vous me rendez embarrassant de te répondre — oh ma bonne amie, je t'en conjure, écris à ton frère comme à ton frère, épanche ton coeur sans gêne et que ce ne soit pas comme par erreur que tu ne tienne une promesse qu'il serait bon que tu fasses. Que penserait-on, dis-tu. Le monde est si corrompu, c'est pour cela, Cérès, qu'il faut dérober les choses sacrées aux regards impies et profanes, mais les coeurs purs doivent sans crainte se rencontrer dans le sanctuaire.

Tu me reproche de t'avoir trop peu écrit, tu me demande s'il n'est déjà fatiguant de parler à toi.

Le monde est si corrompu, le sommes-nous pour avoir à nous craindre? Non, ma chère, nous nous sommes donnés la main, nous nous tenons enlacés sûr l'un de l'autre et c'est ainsi que nous devons poursuivre notre route.

Ne propose pas à ton frère avec une malice que tu as toujours exercée et que je dois blâmer, de lui envoyer des baisers de ... mais envoie lui les pensées les plus secrètes de ton coeur et si tu as des douleurs

soulage les en épanchant les expressions dans son sein avide de recevoir tout ce que le tien a nourri — j'ai besoin, ma chère amie, de mieux savoir tes relations actuelles; fais-moi voir par tes yeux les gens qui t'entourent, ton élève, ses parens, fais moi connaître, je t'en conjure, jusqu'à l'intérieur de la chambre que tu habite, où tu te retires pour étudier, ou pour être seule, ou pour te dérober à l'importune contrainte qu'exercent sur nous des êtres indifférens ou quand tu es triste, le bruit que vient faire notre charmant et bon César doit en te rappelant à lui, t'arracher à ta tristesse; ce qui nous entoure, exerce sans que nous puissions nous en rendre compte, tant d'empire sur nous. As-tu des livres, quels sont tes lectures, y a-t-il des livres italiens, lis-tu le Dante chez vous? Mais toi-même, ma chère amie, tu me reproches de trop peu t'écrire, tu me demandes s'il m'est déjà fatiguant de parler avec ma Cérès. — l'emme grande et belle, comme tu me parle dans ce passage de tes sentimens pour moi — sache, mon amie, ma Cérès que tu exprimes alors ceux que j'ai pour toi, sache que si quelque chose me relève dans ma petitesse et soutient mon orgueil, c'est d'avoir pu mériter ton amour et d'être aimé par toi.

Tu es dans ton triste egoïsme et dans ton faux orgueil, ma chère soeur, un vice que j'ai quelque fois repris avec véhémence et qu'il faut que je gourmande encore, parce qu'il m'alarme, et que c'est moi qu'il peut offenser.

2.

Chamisso an Cercé.

Si je vois la fin de tout ceci, je prononcerai sans doute le mot de la liberté, insensé que j'étais de ne pas le faire dans le temps, voilà qu'une nécessité odieuse m'a saisi: — alors, mon amie, je remerciai le ciel et la terre et il faudra que ta retraite te revèle à moi, — je veux t'écrire, il faut que je t'écrive et quand je prends la plume pour le faire, je ne sais quels mots tracer et il faut que je ris sur moi-même d'un rire amer. Une seule idée se présente à mon coeur, à ma raison, à mon bonheur, à ma plume, je n'ai plus à te dire que ce que je t'ai si souvent redit qu'il faudrait ne plus te le répéter, point de lettres de toi, alors que j'en ai plusieurs de France.

Il faut donc que je te parle de moi. Je me porte bien au physique, mais mon âme souffre de plusieurs playes, tu les sais toutes. Divergé de mes occupations et loin de tout secours humain, de tout être qui comprenne ma langue, — je me suis rejeté en moi-même, j'y travaille à assembler dans des phrases continues les caractères que j'ai dechiffrés dans le livre du monde. — Ce monde est pour moi comme un temple sacré de l'Egypte, tout y est hyérogliphe, d'une signification profonde — ce que j'ai cru avoir ordonné selon son intelligence et avoir compris, je le dis souvent à ceux qui sont sourds et — à ceux qui entendent, mais il faut prononcer ces choses avec suite et n'être pas tourmenté d'une idée fixe.

Nous parcourons ce pays dans tous — nous errons ça et là à travers ces contrées.

Je devrais te parler de — dois-je?

Tout ceci finira d'une manière ou d'une autre, et dieu sait comme, mais si j'en vois la fin, il faudra qu'un peu de bien vouloir, plusieurs choses changent.

3.

Chamisso an Ceres.

Madame!

Le serment libre de l'amour, plus religieux, plus saint, plus respectable que celui que dans nos usages corrompus un enchainement de contraintes arrachent devant les loix et le prêtre — ce serment, madame, je voulais vous le jurer. J'osais aspirer à porter la chaine belle et sacrée qui unit deux êtres qui se sont donnés tout entier l'un à l'autre, qui se possèdent l'un l'autre tout entier et sans réserve — c'est un autre serment que vous voulez que je vous jure, c'est dans d'autres liens que vous voulez que je m'engage — — Quels voeux faut-il que je prononce! — Au nom de tout ce qui vous est sacré, au nom de tout ce qui vous est cher, madame, ces voeux — voulez-vous que je les prononce? un dernier cri encore avant que je m'engage. Voulez-vous que je les prononce?

Et bien, Cérès, je serai votre frère.

Mais savez-vous, madame, que la promesse que vous recevrez vous engage, qu'en m'imposant des devoirs, vous me donnez des droits, que le frère de Cérès doit

avoir une soeur en elle? Cérès, vous me témoignez de l'estime, laissez-moi y répondre. Je vous fait le sacrifice d'un de mes plus beaux espoirs de ma liberté!

4.

Chamisso an Cerés.

Madame!

Si vous étiez engagée par les liens sacrés de vos sermens ou de votre amour, à quelle épreuve vouliez-vous donc m'exposer! la confiance ne devait-elle pas être le premier devoir de l'amitié fraternelle que vous vouliez avoir pour moi? — Je vous ai offensé, madame? vous, vous m'avez trompé.

La nuit et le silence nous enveloppaient, les nuages seuls répandaient la lumière affaiblie de la lune, votre main reposait dans les miennes, qui n'osaient la serrer. Je marchais en silence, je ralentissais le pas, je jouissais. Vous voulutes que ma bouche vous dise ce que toute ma vie vous disait depuis longtems — je serrais contre mon coeur la main que je tenais, je m'inclinais devant vous, mes lèvres rencontraient les vôtres — — oh Madame, j'ai cru que l'amour pouvait être couronné par de l'amour. Vous me demandâtes ce que j'avais fait pour mériter votre amour, ou force l'estime, madame, mais on ne mérite pas l'amour. Il est un don pur comme ceux des immortels, le bonheur, la beauté. — Vous vous estimiez trop pour consentir à approuver une fois des désirs passagers — je restai muet, madame, c'est moi qui rougissant d'umiliation pouvait vous demander que penser de moi; j'ai dû vous le jurer, madame,

jamais je n'ai aspiré, jamais je n'ai joui des faveurs d'aucune femme, et mon propre prix a dû me garantir d'une conception plus avilissante. Je ne sais n'adorer dans les faveurs de l'amour que le sacrifice sublime que le plus bel être de la création fait de soi-même tout entier à l'être auquel doit se rattacher son existence; malheur au profane qui pourrait cesser de respecter la femme susceptible de ce grand sacrifice, celle qui ne rompe aucun devoir, et estimerait plûtot la coquette qui se joue de la divinité de son être et du bonheur des hommes.

Avant de vous avoir vu, madame, je ne connaissais l'amour que par les désirs vagues et brûlants de mon coeur, à peine je n'ai eu que quelques instants de danger de mariage. — Dans quel état vous me laissâtes l'autre jour, madame — — vous coupez aujourd'hui d'une manière étrange les noeuds des étranges enigmes que je ne voulais pas essayer d'interpréter. Vous m'avez laissé l'espérance que je pourrais une nuit vous entretenir, aujourd'hui vous êtes engagée, vous m'évitez pour rien.

Vous êtes engagée, madame, et je vous ai offensé, je me suis attiré votre colère, j'ai à faire oublier une faute, à mériter votre pardon; celui pour lequel vous l'oubliez avec l'amour d'une soeur, prendre pour vous le sentiment que vous voulez qu'il ait. L'empire que vous exercez est grand, il est un enfant, mais il est un homme.

Daignez, madame, m'accorder une preuve de votre pardon, n'achevez pas l'ouvrage que vous me destinez, ne me faites pas ce cadeau, il serait lié pour moi à des souvenirs trop amèrs, les fleurs que vous avez portée m'ont offertes de plus doux et de plus chéris.

Permettez-moi seulement d'espérer que quand le temps m'aura permis de regagner votre estime, je pourrai recouvrir le gage que vous me destinez et que vous m'avez retiré.

Je venais, madame, confesser ma faute et demander le pardon.

5.

Chamisso an Cerés.

Mercredi soir en vous quittant.

Cérès, aussi mon repos est troublé par des songes et quand vous me tourmentez du vain récit des vôtres, je veux vous décrire les miens.

Cérès, j'ai rêvé un jour que vous m'aimiez, que vos bras s'étendaient pour enlacer fortement un amant heureux, lui offraient dans un ciel ouvert l'oubli de lui-même et de la vie. Je volais pour me précipiter dans une mer éternelle et profonde de flammes et d'amour. Là disparait le monde, là le temps perd et sa faux et ses ailes, la froide onde du Léthé sa triste vertu — ce songe — j'ai pleuré quand il a défleuri.

J'ai rêvé, Cérès, que je vous aimais comme mon amante; que j'étais votre frère, que je voulais vous aimer comme un frère; que vous n'étiez plus ma soeur, que vous n'étiez plus qu'une femme étrangère qui voulait se venger d'un sexe dont elle avait été la victime.

Vous blessant vous-même, vous téniez des réseaux de ronces et d'épines dont vous prétendiez m'enlacer; je ne songeais point à me défendre et ne m'enlaçais pas dans vos perfides réseaux. Vous téniez une coupe

couronnée de pampre et remplie de poison, atteinte vous-même de la vapeur du breuvage, vous présentiez la coupe à mes lèvres, vous évitiez le désir brûlant, vous m'appelliez pour me repousser ensuite, et arracher la coupe à mes lèvres; — vous m'appelliez, vous appelliez sur moi des furies qui me sont inconnues: mais, Cérès, le sourire qui reposait sur vos lèvres effrayait l'amour, qui répandait des larmes et agitait ses ailes pour s'envoler. Enfant que j'étais moi-même, je vous montrais cet autre enfant, (le génie du siècle se riait de ma simplicité et me prodiguait ses injures) je vous montrais cet autre enfant, je vous disai: Cérès, vous n'êtes point ma soeur, nous enivrerons-nous des poisons de la coupe?

Je rêvais encore en traçant ces images fantastiques et bizarres, mais Cérès, choisissez ou de m'écrire ou de me voir. Quand et comment parvenir jusqu'à vous! il faut que vous m'écriviez ou que je vous parle.

Adelbert.

Femme singulière et dangereuse, voulez-vous être mon amie, ma soeur, mon maitre.

6.

Chamisso an Cerès.

Vous méditez de fuir, Cérès, et vous voulez entraîner avec vous vers la rive inconnue celui qui était ici toute votre vie, et vous m'appellez, moi, dans cette direction.

Si je vous montrais, Cérès, qu'il fut plus beau de rester, vous resteriez et le sentiment du grand sacrifice

que vous faisez en supportant la vie, vous apprendrait encore à la chérir.

Ayez plus d'orgueil, Cérès, et apprenez à vous connaître. Vous avez projeté hors de vous la lumière de votre flambeau, il vous reste à la rappeller sur vous, il vous reste à vous réconcilier avec vous-même, à devenir avec connaissance ce que vous êtes, à déprimer la possibilité, de vous inscrire en sceau contre vous-même, et celle de connaître le sentiment du remords, dans un certain sens le seul des maux. De la connaissance naît la force.

Je vous remèts à vous-même, Cérès, ici il ne peut point, il ne doit point y avoir d'autorité. Votre ami parle, écoutez-le, réfléchissez et veuillez.

Rompre les chaines de devoirs positifs est toujours un crime; il n'est pas question ici d'une action qui serait le sacrifice volontaire de la vie, mais souvent l'on ne porte point, l'on ne se connait point de semblables chaines; je n'appartiens qu'à moi, je secoue un fardeau qui pèse, je ne reste point. Telle est la fuite vulgaire, la négation d'action dont le droit a toujours été allégué avec de si faibles armes. Ceux qui ont dit: tu étends la main dans la nuit, ont dit peut-être plus que d'autres, cependant pourquoi ces timides efforts pour chercher à tracer les bornes du devoir et déterminer la ligne ou finit le précipice et commence l'élévation. Continue d'être, tu le peux, donc, tu le dois, ton existence peu suffisante d'elle-même, t'impose pour devoir de la prochaine et te promet sa beauté pour couronne. Gravis avec force vers la hauteur infinie de la cime, et froissé par l'obstacle, et déchiré par les ronces, et brisé contre les rochers de la terre hospice à la lumière et jouis du

monde qui est en ton sein. N'est-ce point encore un devoir pour l'homme ennobli que celui de laisser exister son exemple parmi les hommes quand tout pouvoir d'influer autrement sur eux lui serait d'ailleurs enlevé? — Ainsi parlerait celui pour lequel le juste ne serait que le beau moral et que circonscrit en lui-même n'aurait pas besoin de chercher hors de lui un appui à ses actions.

7.

Chamisso an Ceres.

Retombé et abandonné dans l'aride désert, je me retrouve de nouveau seul et morne, et toi Cérès, toi qui comme l'image d'un songe mystérieux, d'une signification profonde et non pénétrée, m'approches revêtu de clarté, tu t'échappes, tu me quittes, la poste t'enlève par les routes, et tu vais — qui peut dire où? tout cela se présente à moi comme une fable bizarre de féerie. Je pressens les efforts des puissances inconnues et extraordinaires; il me semble que je sois moi-même enchanté, dressé sans mouvement dans la chambre secrète de la montagne; toi Cérès, mon espérance me parais comme une fée de lumière, mais de qui la force est comme courbée sous la sombre puissance de quelque génie ennemi et indompté; sur toi est jetté un vêtement de silence, et le charme te force à vouloir t'en couvrir, tu n'as prononcé qu'un mot, brûlant et inextinguible dans la profondeur de mon coeur, et arrachée, loin de moi tu as disparu. — Je cherche le sens de ces choses, et tout se confond et s'enlace; je ne puis rien saisir et fixer que cela seul, que je te

das weiſe Verfahren des Herzogs von Angoulême ſtatt zu unterſtützen vereitelt zu haben.

Um Ihre und Frau von Varnhagen's Geſundheit ſtehet es hoffentlich beſſer als mit der meinigen. Schlafloſigkeiten ſuchen mich dergeſtalt heim, daß ich oft in vier Nächten kein Auge ſchließe. Dazu kommen Koliken, Schwere der Glieder, grauſames Jucken der Haut. Karakterloſe Witterung und ſitzende Lebensweiſe, denn auch in der Geſellſchaft ſitzt man, ſind an meinen Uebeln ſchuld. Moraliſche und phyſiſche Stimmung, mein ganzes Weſen ſehnt ſich nach Bädern. Wie gern beſuchte ich nächſten Sommer irgend ein deutſches Bad, wo ich hoffen dürfte Sie anzutreffen. So was aber könnte nicht ohne Urlaub geſchehen.

Könnte Preußen nicht mit ſeiner Staatsſchuld eine ähnliche Reduktion vornehmen, wie die, welche Frankreich mit der ſeinigen gegenwärtig im Auge hat. Hier iſt es freilich weniger um Minderung der alten Abgabe als um freies Feld zu neuen Aufgaben zu thun; aber auch bei ſolchen Planen gewinnt der Staat.

Leben Sie wohl und genehmigen die Verſicherung meiner unwandelbaren und zarten Anhänglichkeit

Oelsner.

39.

Oelsner an Varnhagen.

Paris, den 18. Februar 1824.

Der Himmel weiß, wie es zugeht, daß ich die Zeit für weiter vorgerückt hielt, als ſie wirklich iſt. Heute werfe ich einen Blick in den Kalender, der zum Erſtaunen den 20. auf

chéris, ma belle et douce amie, et te chérirai toujours. J'attends la fin de l'aventure, j'attends que du moins il me soit rendu de me mouvoir et d'agir avec les forces de la jeunesse qui appartiennent à mes membres.

Ces mots, ma soeur, te paraitront prononcé par le poéte, — un seul est poéte, mon amie, celui dans la fable du quel d'après ses plans nous avons reçus et jouons ces rôles; celui, d'après les plans duquel encore il m'est donné maintenant d'entrevoir dans la fastidieuse réalité la sagesse de l'art et la poésie, et de te la confier — il finira avec nous son allégorie, et alors, mon amie, avec lui, en lui et ensemble nous jouirons avec sérénité de l'ouvrage, de l'artiste et de nous-mêmes.

Le cri de ma plume sans doute, comme le sifflement de ma bouche, embarasse ce que je veux dire, et il est difficile de dire ce que l'on sent; ce que l'on tait serait plus facile à dire. Il est une langue mystérieuse qui nous est parlé, mais qu'il ne nous est pas donné de parler à notre tour, une langue qui n'est écrite que dans le seul grand livre; c'est de cette langue qu'essayent de traduire les poétes d'entre les hommes; de cette langue aussi, mon amie, que je suis déterminé à vouloir traduire pour toi en français par l'intermédiaire de l'allemand, des choses aussi grandes que sont peut-être les sottises que j'écris. Pardonne à mon ignorance!

Je comptais te voir au printemps prochain, et voilà que je suis renfoncé plus avant dans mon sable.

8.

Ceres au Chamisso.

Paris, novembre 1805.

De joie, de consolation, que personne ne parle, entretenons-nous de vers, de tombeaux, d'épitaphes; que la poussière soit notre papier et avec les armes qui tombent de nos yeux, traçons nos chagrins dans le sein de la terre, etc. etc. Shakespear.

C'est là commencer bien tristement ma lettre, mon chèr et bon ami; tandis que je devrais mettre tous mes soins à dissiper la teinte sombre de tes idées, il semble que je prenne à tâche de l'augmenter; ne m'en veux pas, car à bien m'examiner je crois découvrir que ce qui cause ma plus grande peine est d'être séparée de toi et de penser que c'est probablement pour toujours: cette idée me tourmente plus que tout le reste. En vain je veux être calme, mon frère, lorsque je me représente que tu dois être — — qu'allai-je dire! sois heureux, je m'efforcerai d'être contente, il y a longtems que j'ai renoncé à chercher pour moi le bonheur, je ne puis plus jouir que par celui de ceux que j'aime. Je n'entrerai aujourd'hui, mon cher Adelbert, dans aucun détail sur ce que je prétends devenir, il n'y a encore rien de décidé, bien que je suis toujours ferme dans la résolution que j'ai prise de vivre seule; cela est de toute nécessité si je veux disposer de moi et de mon fils; je t'en dirai plus dans ma première. Adieu, écris-moi souvent; pour la vie ta dévouée soeur Cérès.

P. S. il y a aujourd'hui illumination pour la prise de Vienne.

J'ai reçu ton billet daté de Berlin.

9.

Ceres an Chamisso.

Il est bien vrai, mon ami, j'ai dû vous paraitre indiscrète, egoïste même, en manquant au si vif désir de vous voir pendant votre séjour à Paris, je sens si bien mon tort, que je veux le réparer; vous connaissez assez le genre d'amitié que j'ai pour vous, pour croire que c'est sans rancune que je vous dis toutes choses, eh bien que ce mot gêner dont vous vous êtes servi, m'aie choquée dans le premier moment, je puis l'employer à présent sans fiel; pour ne pas vous gêner, mon bon frère, je vous prévieus donc que je ne serai pas à la maison dimanche, je n'y serai pas non plus toute la semaine qui vient, mais je compte assez sur l'attachement que vous m'avez voué, pour croire que vous voudrez bien me marquer par un petit mot, le jour où vous devez quitter la capitale et surtout celui où vous pourrez prendre congé de moi, car pour cela je ne vous en tiens pas quitte.

Malgré que je serai obligée, demain, de vous faire passer pour malade chez ma soeur Isabelle, qui espérait le plaisir de vous voir, je suis bien certaine de n'avoir pas besoin d'employer des sermens pour vous persuader que tous mes voeux sont pour votre santé et votre bonheur, vous êtes habitué à croire sûr parole

votre amie

Céres.

Mon adresse est Madame Cérès Duvernay, rue du Verneuil, St. Germain No. 29 près la rue du Bacq.

Samedi 20 decembre, 3 heures.

10.

Ceres an Chamisso.

Paris, 17 avril 1806.

C'est si peu mon intention de me dérober à tes recherches, mon bon Adelbert, que sans que tu m'en parlasse je t'avais donné mon adresse dans la lettre que je t'écrivis au mois de décembre et que je t'adressais à Delbach; tu me reproches ainsi injustement de t'oublier puisqu'il est vrai que sans compter celle dont je ne me rappelle pas, je t'ai envoyé 2 lettres depuis le mois de février: dans l'avant-dernière je te faisais part du malheur que j'ai eu de perdre ma vertuense et bonne mère et j'osais même exiger de ton amitié que tu portasses pendant quelque tems un signe de deuil; tu le feras je n'en doute pas et tu le dois même, par reconnaissance, d'après ce que je lui avais dit, elle avait conçu pour toi, mon frère, une vive affection et désirait extrêmement te voir; dans cette même lettre où je te donnais mon adresse et où je te proposais de recevoir à la place de ton amour rompu une alliance que j'ai porté longtems; ma mère m'avait chargé de mettre quelque chose d'elle: je l'ai écrit dans le moment exactement comme elle disait, mais je ne puis plus me rappeler ses propres paroles. J'ai fait, ô mon ami, une perte affreuse, l'image d'une si tendre amie, d'une mère si chérie, est incessamment devant mes yeux, je ne pourrai cesser de la pleurer. Si cependant quelque chose peut contribuer à rendre mes larmes moins amères, ce sera la pensée que ses enfans ont tout fait pour rendre ses derniers momens moins douloureux et que ni l'art ni les soins ne pouvaient la sauver. Tu es

dans une grande erreur, mon chèr Chamisso, lorsque tu crois que je puisse être irritée contre toi, non, à présent aurais-tu l'intention de m'offenser, tu ne le pourrais pas, je suis liée à toi pour toujours; j'ai trop perdu pour ne pas veiller à ce qui me reste. En songeant à ma mère, ton idée m'est présente tout ce que je puis éprouver de sentimens retombe sur toi.

Tu m'écriras toujours poste restante pour éviter toute confusion; mais sitôt ton arrivée à Paris, viens me trouver rue de Verneuil faubourg St. Germain No. 29 entre la rue du Bacq et celle de Beaune; je demeure avec mon père, tu demanderas chez le portier Mme. Duvernay. Adieu mon ami,

pour la vie ta Cérès.

Ecris-moi bientôt et dis-moi quand tu comptes venir. Je t'aurais écrit plus longuement mais il m'est survenu des visites.

11.

Cercé an Chamisso.

Paris, 7 juin 1806.

Serait-il bien possible, mon frère, que je te revisse sous si peu de tems et à Paris! ta dernière lettre, mon ami, a rappellé dans mon coeur un sentiment que je n'espérais plus y retrouver, la joie m'a fait oublier un instant toutes mes peines!

Tu as pris une subite et grande résolution, mon Adelbert, la chose est faite et je t'en applaudis, mais permets à ta soeur quelques mots à ce sujet; il me semble qu'il n'aurait pas été inutile dans les circonstances

actuelles de faire faire par tes parens ou tes amis, des démarches auprès de notre empereur; tu étais si jeune lorsque tu quittais la France que je ne vois aucune difficulté, au cas où tu demanderais du service, il est vrai que si ce n'est pas là ton intention, tu n'as pas besoin de protection, aussi je ne t'en parle, mon ami, que dans la crainte que j'ai de te voir quitter encore une fois ta patrie et je n'ai cette crainte que parceque la fortune s'oppose à ce que je l'abandonne pour et avec toi.

Comme je désirerais te voir une fois seule, lorsque tu viendras à Paris, aye la bonté, mon frère, de ne venir le matin que de 11 heures à 3 et l'après-diner de 6 à 9, après je te présenterai à mon père. Annonce-moi bien exactement le tems de ton arrivée, afin que je me trouve pour te recevoir; toute la matinée, je la passe à la maison occupée avec mon César mais l'après-diner je sors ordinairement pour le faire promener; je serais désolée si je savais que tu fusses venu et que je ne m'y fusse pas trouvée. Adieu mon bon et chèr ami. écris-moi bientôt et aime autant que tu en est aimé

ta Cérès.

P. S. Je vaist e renvoyer encore l'adresse que tu me demandais il y a quelque tems, crainte que tu l'aye perdu. Mme. Duvernay, rue de Verneuil No. 29 entre la rue du Bacq et celle de Beaune, c'est près le pont-royal. Quant à moi il faut toujours m'écrire poste restante, car il serait possible que l'on remit tes lettres à mon père et qu'il les ouvrit sans y faire attention.

Adieu encore une fois. Pour la vie à toi. César t'embrasse, c'est un vrai diable et me donne beaucoup d'occupation.

12.

Ceres au Chamisso.

16 août 1806.

As tu bien osé, cruel frère, m'écrire que tu renonçais sans murmurer à l'espoir de revoir ton amie! Si je t'aimais moins, il y aurait eu assez de cet aveu pour que je me brouillasse à jamais avec toi, mais tu connais ma faiblesse et te permets d'en abuser, cela n'est pas généreux; ce n'est pas aujourd'hui mon jour de gronder, ainsi ne crains plus de reproche pour cette fois au moins, d'ailleurs cela ne m'aigrit pas, car j'ai absolument besoin de tes conseils, je me trompe, ce ne sont pas des avis que je veux avoir, je suis déjà décidée, mais je te somme au nom de la tendre amitié qui nous lie à me dire avec toute la franchise qui te caractérise, sans égard aux suites, résultats ou conséquences, ton sentiment sur le sujet que je vais entamer; il s'agit de mariage, ce mot une fois tracé tu t'imagineras tout comprendre, cependant cela demande explication. J'ai des parens, tu le sais, j'en suis aimée autant que je les aime, ils souhaitent me voir heureuse et tranquille, cela est assez naturel, depuis trop longtems le jouet de la fortune, ils redoutent pour moi l'avenir autant qu'ils sont affligés du passé; on me représente sans cesse sous des couleurs vives et effrayantes le sort d'un être qui renonce sans retour aux sentimens qui doivent faire le bonheur de la vie; on m'engage par tout ce qui peut faire impression sur mon esprit et sur mon coeur à ôter toute inquiétude sur moi à des amis tendres et sincères qui ne désirent que mon bonheur, enfin pour mettre le comble à la persécution on me présente un

homme dont le mérite pourrait vaincre la prévention la plus obstiné et je l'avoue je n'en ai aucune contre lui. C'est un émigré qui retournant dans sa patrie a retrouvé assez des biens que les circonstances l'avaient forcé d'abandonner pour espérer rendre une femme heureuse du côté de la fortune; il m'aime, il désire m'épouser — — — ma réponse est faite, je ne te la communiquerai qu'après avoir reçu la tienne, rien ne peut me faire changer, ainsi parle haut avec ta soeur, mon ami, mon Adelbert, tu sais combien je t'aime, aime assez ta Cérès pour que tes sentimens soient conformes aux siens, réponds moi promptement, dis moi si tu comptes encore revenir en France bientôt. Sur-tout, bon frère, de la franchise, tu est averti, rien ne peut me faire revenir sur ma première décision, tu connais la simplicité de mes goûts, la fortune ne saurait me tenter, une chaumière, une bibliotèque et un tendre ami peuvent seul faire le bonheur

de ta dévouée

Cérès.

P. S. Le sujet que je viens de traiter était trop important pour que tu exiges que je parle d'autre chose. je te dirai seulement que j'ai été hièr à la fête du 15 pour l'amour de César, en le voyant sur les bras de la personne qui m'accompagnait qui l'élevait un peu pour qu'il put mieux voir, mon coeur soupirait après toi, mon frère, mon bon frère, quelle reconnaissance je t'aurais témoigné pour ta complaisance si, comme je n'en doute pas, tu en as fait autant.

13.

Chamisso an Ceres.

Tu es déjà décidée — ta réponse est faite, rien ne peut te faire changer. Cela est bien, Cérès, et quand tu me demandes des conseils, voilà les seuls que j'aie à te donner: consulter ton coeur et te décider irrévocablement toi-même pour toi-même.

Si ma soeur a prononcé un oui irrévocable, que son coeur lui ait dit: qu'elle pouvait faire le bonheur d'un homme, qu'elle estimait et dont elle était aimée, qu'elle-même pouvait être heureuse avec cet homme, sans penser à moi-même, je la féliciterai avec sincérité, car l'idée du «sort d'un être qui renonce sans retour, aux sentimens qui doivent faire le bonheur de la vie» est lugubre, est effrayant quand elle revêt l'image d'une personne vivement chérie.

Si mon amie a prononcé un non tout aussi irrévocable, la conscience d'avoir obéi à son coeur et resisté à toutes séductions étrangères, à celles-ci même qui sont les plus dangereuses, aux indiscrètes sollicitations de ceux qui nous aiment et qu'il est cruel d'affliger, sevère consequence. — — —

Ta lettre, Cérès, m'invite à être hardi — et je veux l'être — j'aurai à réfléchir que l'affection qu'elle m'a vouée, a pu l'empêcher de voir le bonheur là ou elle l'aurait peut-être cherché sans cette affection, et quand je dépouillerai tout égoisme — cette considération pourra m'affliger, m'affliger si je n'avais l'espoir de pouvoir créer là où j'ai détruit; eh bien, je connais ses gouts, la fortune ne saurait la tenter, une chaumière, une

bibliothèque et un tendre ami peuvent seul faire son bonheur, eh bien, je lui dirai, trouvons la chaumière et je t'offre le tendre ami.

Je suis extrêmement ignorant sur ce qui regarde ma fortune, je sais que ce serait pour l'instant fort peu de chose.

Je suppose toujours un non prononcé. «Une chaumière», dit elle, «et un tendre ami» — elle n'a donc pas fait encore de réponse dans la solitude, mais elle me nomme son ami. — Si je ne suis pas un fou que son coeur trompe, je peux lui dire aujourd'hui —

Si tu peux préferer de m'appartenir à appartenir à un autre, eh bien, si tu a voulu n'être pas à un autre, veuillez encore être à moi — et quelque soient les circonstances actuelles (après avoir aussi longtemps éprouvé notre coeur, nous y pouvons croire) quels que soient les circonstances, échangeons nos promesses.

Si rien ne me détermine autrement, le roi ne refusera ma démission et je compte l'exiger aussitôt que cela sera ferable, c'est-à-dire aussitôt que notre régiment sera remis sur le pied de paix.

14.

Ceres au Chamisso.

Paris, 25 septembre 1806.

Ah! mon ami, mon frère, que tu connais peu, que tu juges mal mon coeur, combien ta dernière lettre m'a affligée! Oses-tu le croire, Adelbert, que je veuille des sacrifices! moi qui pourrait sacrifier tout, jusqu'à mon

Uebermorgen anberaumt. Mein voriges Schreiben iſt demnach wahrſcheinlich ein paar Tage älter, als ſein Taufſchein. Da es keinen Wechſel betrifft, hat der Irrthum wenig zu bedeuten. Beſorgter bin ich wegen der Ueberladung, der Unverdaulichkeit, die Ihnen bevorſtehen. Zufolge des gegenwärtigen Kourierganges nämlich werden meine Briefe alle zuſammen und auf einmal ſie berennen. Dennoch muß ich nochmals ſchreiben. Der Empfang vom 8. d. kann unmöglich ohne Anzeige bleiben und ohne Dank.

Gelöst iſt das Räthſel der 42 Bände und zwar auf eine ganz unerwartete, höchſt überraſchende, unausſprechlich angenehme Weiſe. Ihre Denkmäler ſind Meiſterſtücke. Niemand in Deutſchland beſitzt die Kunſt, zu ſagen, wie Sie. Es giebt kein Hinderniß, das Sie nicht zu überwinden oder zu umgehen wüßten. Ihre ſelbſtſtändige Meinung erſcheint gegen jeden Angriff gedeckt und die ſchwierigſten Verhältniſſe wandeln ſich in Roſenhecken, aus denen ſie duftend hervortreten. Die drei Biographien, womit Sie uns beſchenken, werden Ihren Ruhm durch Land und Leute tragen; auch bin ich nicht ſogar verdrießlich mehr, daß Ihnen Ungunſt Muße läßt zu dergleichen Arbeiten. Auf keinen Fall könnten Sie, in dem dermaligen Dunſtkreiſe der praktiſchen Politik, Depeſchen liefern, die den Werth der unſterblichen Blätter aufwögen, deren Inhalt ich mit Gier und Luſt verſchlungen habe. Möchten in Deutſchland viel ſo ehrwürdiger Donquixoten leben, wie der Graf zur Lippe. Sie wären zu gebrauchen. Die Grabſchrift auf ſeine Gemahlin iſt mir aus der Seele geſchöpft. Daß der Umgang des edlen Mannes bisweilen laſtete und drückte, haben Sie in der zarteſten Manier angegeben. Den Graf Schulenburg bedauert man, einem Hofe gedient zu haben, der nicht verdiente von Talenten wie die ſeinigen bedient zu ſein. An dem da-

bonheur pour assurer le tien! Apprends à me mieux connaître et lis dans le sens où elle est écrite cette réponse très déterminée que tu me demandes. Il est possible que je ne sois jamais à un autre, mais je fais ici serment de n'être jamais à toi. Agis à présent, mon frère, comme il conviendra, et travaille à ton bonheur et souviens toi de ce que je t'ai si souvent répété, Cérès ne peut plus jouir que de celui des autres. Continue à m'écrire, mon chèr Chamisso, à me dire tout ce qui t'intéresse, parle moi de tes projets, ne vois plus en moi qu'une soeur qui t'est tendrement attachée et qui ne désire rien avec plus d'ardeur que de pouvoir te prouver autrement que par de stériles voeux son dévouement.

Si des circonstances imprévues, des évènemens dont je n'ai pas même l'idée, me forçaient à changer mes résolutions actuelles, que dans un tems je me crusse obligée de céder à des persécutions qui pourraient se renouveller et se renouvelleront sans doute à la première occasion, alors je te demanderai une grace que je suis sûre d'avance d'obtenir; ce serait de brûler toutes les lettres que tu as reçus de moi; si elles ne t'embarassent pas, j'espère que tu les garderas longtems, car il s'en faut de beaucoup que je regarde comme probable que l'on trouve d'assez bonnes raisons pour me persuader. Suis-je exacte? je crois que tu n'auràs pas à te plaindre, à peine ai-je eu lu ta lettre, que j'ai pris la plume pour y répondre, je voudrais que ce papier que je tiens en ce moment dans mes mains fut déjà dans les tiennes; mon Dieu, je ne me pardonne pas d'être cause de ton indécision sur ce que tu dois marquer à ta famille.

Adieu mon frère, mon bon ami, rappelle-toi quelquefois qu'il existe en ce monde, un être qui t'aime autant que tu mérites de l'être et crois que rien ne pourra t'éloigner du coeur de

Cérès.

J'ai lu ce que tu m'as écrit, avec tant de précipitation que je n'ai pas d'abord réfléchi sur toutes les expressions, avant de fermer ma lettre j'ai voulu repasser la tienne et suis justement choquée d'un mot que j'y vois et qui ne devait pas s'y trouver. Si tu t'es trompé, dis tu mon ami, les suites, résultats et conséquences seront le ridicule qui couvrira ta lettre et auquel tu la livres; il est vrai mon frère, tu t'es trompé, mais je ne pensais pas qu'il te fut permis d'employer avec ton amie une semblable expression; tu as oublié là et dans d'autres passages à qui tu écrivais. Du reste c'est bien à moi à qui tu t'adresses, lorsque tu désires que je te dise ce que je pense de l'empire que tu sais prendre sur toi-même, tu as compté sur mon orgueuil, car avec d'autres je crois que tu n'aurais tiré vanité d'une chose qui ne saurait manquer de leur déplaire.

Adieu mon frère, je ne veux pas parler politique, je crois que l'on ouvre les lettres, d'ailleurs tu dois savoir aussi bien que moi, malgré que tu n'en dise rien, les nouveaux malheurs qui nous menacent tous. Le roi de Prusse est fou, sur ma parole, c'est-à-dire son conseil, car lui je l'aime trop pour l'accuser; au reste j'espère que tu es persuadé que dans cette affaire toute ma sollicitude retombe sur toi. Adieu, pour la vie ton amie Cérès. César t'embrasse de tout son coeur, il désire bien te revoir.

15.

Cérès an Chamisso.

Paris, 8 mars 1807.

Je suis charmée que tu te plaise où tu est, j'aime trop sincèrement mes amis, pour désirer les avoir près de moi, lorsque je ne puis contribuer à leur bonheur. Je te dirai pour nouvelle, que mon fils va entrer ces jours-ci, au Prytanée de St. Cyr; toi qui connais ma tendresse pour lui et qui sais à peu près les sacrifices que j'ai faits pour l'avoir toujours près de moi, tu te feras une idée de mes inquiètudes et des chagrins que j'éprouve, lorsque je songe qu'il faut m'en séparer; tout le monde ici me dit que c'est pour son bien, aussi je ne puis plus souffrir voir personne. Cesaire est accouchée d'un garçon, elle te dit bien des choses, ainsi que ses dames. Apropos, j'ai appris que tu n'étais sorti de chez Isabelle la veille de ton départ qu'à minuit, j'espère que tu auras eu la générosité, si tu a été grondé chez ton frère en rentrant de dire qu'il n'y avait pas de la faute de Cérès.

C'est la dernière fois que je te dirai toi, si mon futur savait les libertés que je prends, il m'en voudrais beaucoup, malgré que ce soit un excellent homme.

Tu as eu bien raison de le penser, en effet, mon cher Adelbert, je n'aurais pas écrit la première, avec la meilleure volonté, cela ne m'eut pas été possible, sitôt que je te l'aurais dit, je gage que tu devineras le pourquoi, c'est, mon ami, que tu ne m'avais pas laissé ton adresse et que je ne trouvai pas convenable de la faire demander chez ton frère.

Je crois que l'écriture nous apprends qu'il y a plus

de joie dans le ciel, pour un pêcheur qui se convertit que pour 99 justes; je m'en remets à votre sagacité, Monsieur, pour l'application de ces paroles.

Tu as tort, mon frère, de douter de ma franchise, je n'ai pas toujours pu, il est vrai, te satisfaire, sur ce que l'intérêt que tu prénais à moi te faisais désirer de savoir, mais si tu veux me rendre justice, tu te rappelleras que si j'ai eu quelques fois des réticenses, c'était lorsque les choses ne me regardaient pas seule, pour mon coeur il t'a toujours été ouvert et ce n'est pas à moi qu'il faut s'en prendre, si tu n'y a pas lu tout ce qu'il te disait.

Cette idée de mariage me déplait, surtout à présent que je vais être privée de César, si je ne craignais de passer pour une femme trop légère, en vérité, je me dédirais. Adieu, je ne veux plus parler de tout cela, car je prendrais de l'humeur. Adieu mille fois, écris-moi, tu vois que je ne fais pas attendre la réponse. Mon papa te remercie de ton souvenir, Mr. de Montcarel te dit aussi beaucoup de choses, il va partir incessament. Adieu, j'avais envie de te gronder sur ce que tu avais rendu ton écriture inlisible, mais en regardant ma lettre, je vois que je n'ai plus aucun droit de le faire, puisque la mienne est pire encore.

Rappelle-moi, je te prie, à Monsieur Lafoye.

Dis-moi un peu plus en détail ce que tu fais, et ce que tu veux faire. Tu rencontreras nombre de gens qui t'intéresseront plus, mais jamais qui s'intéresseront plus à toi que ta dévouée

amie et soeur

Cérès.

16.

Cere à Chamisso.

Paris, 17 mai 1807.

Je dois vous paraître bien négligente, mon cher Chamisso, voilà deux mois que j'ai reçu votre dernière lettre et vous n'avez pas encore de réponse; ce n'est pas que je vous aime moins qu'à l'ordinaire, mais j'ai eu tant de chagrin lorsqu'il a fallu me séparer de mon pauvre César, que je crois que je n'avais plus la tête à moi. Vous me faisiez espérer que j'aurais le plaisir de vous voir sous peu à Paris, seriez vous parti sans me dire adieu? mon silence vous aurait-il fâché au point de vous faire négliger d'en connaître la cause? non, je ne veux pas me figurer cela, je dois toujours vous voir tel que vous êtes, c'est mon intérêt qui l'exige, j'ai besoin de vous estimer et de vous aimer. Cela me gêne beaucoup de ne plus vous dire toi, il me semble que cela répand du froid dans mes expressions, car pour mes sentimens, ils sont toujours les mêmes. Sur ce que m'a dit une personne intéressée dans la chose, j'ai pu m'apercevoir qu'il était tourmenté de la grande familiarité qui regnait dans notre correspondance, aussi ai-je promis de ne plus vous tutoyer, il faut bien céder quelque chose à un époux futur, surtout lorsqu'il n'exige rien, qu'il ne fait que prier, d'ailleurs il est si bon que je me ferais un cas de conscience de le chagriner. J'espère que vous croyez, mon cher frère, que ce n'est que par ce que je lui en ai dit et non par vos lettres qu'il a su la manière dont nous nous écrivions; je n'ai pas le droit de faire lire dans votre coeur, mais je crois avoir celui d'ouvrir le mien, je veux que

l'on me connaisse telle que je suis, cela me sauve de l'embarras.

Le futur a fait sa demande en forme à mon père, il a été accepté, je suis promise, mais le mariage est différé pour une cause trop longue à expliquer par lettre.

Adieu, mon cher Adelbert, je vous aime tout autant que je vous ai aimé et je ne crois pas mal faire; écrivez-moi souvent, pensez bien que vous n'avez pas au monde une meilleure amie que

Cérès.

P. S. Soyez sans inquiétude sur vos lettres, elles ne seront jamais lu que par votre amie.

17.

Cerès en Chemise.

Paris, samedi, 20 juin 1807.

Serait-il donc vrai, monsieur, que si je ne vous écris pas, je ne dois aucunement espérer d'avoir de vos nouvelles? Cela n'est pas joli, il est impossible que vous croyez que je vous oublie, vous devez toujours supposer que des événemens, des accidens, des affaires au moins m'empêchent de vous dire combien je pense à vous; j'ai eu des affaires, en effet et de plus sérieuses, mais pour vous punir de négliger ainsi une soeur qui vous aime, vous n'en saurez pas un mot. Vous voyez que je n'ai pris qu'une demi feuille de papier pour preuve que mon intention n'est pas de vous en dire bien long, il faut que je prenne ma précaution, je me connais, avec vous, je suis toujours prête à fléchir,

lors même que vous ne demandez rien. Adieu, mon bon ami, mon frère, écrivez-moi le plus souvent possible, votre dernière lettre m'a affligée; peut-être les scènes douloureuses dont vous avez été témoin, ont elles contribuées à répandre ainsi du sombre dans vos idées. Prénez courage, mon cher Adelbert, le bonheur sera un jour la récompense de vos vertus, c'est le voeu le plus ardent de

votre dévouée amie

Cérès.

Mon père et ses dames vous remercient de votre aimable souvenir. Pour Mr. de Montcarel, il n'est plus dans ce pays-ci.

18.

Cerré au Chamisso.

Paris, 10 juillet 1807.

Votre silence, cher Adelbert, me cause beaucoup d'inquiètude, il est impossible que vous consentiez à vous séparer de votre amie, peut-être pour toujours, sans au moins lui dire adieu par écrit, il n'est non plus pas croyable que vous m'aimiez moins, votre coeur ne saurait être ingrat et un attachement du genre du nôtre, doit être éternel. Seriez-vous malade, mon bon frère? mais pourquoi m'attrister, n'est-il pas plus probable qu'une liaison d'amour vous fait négliger tant soit peu l'amitié; oh! pour cela, je le souhaite de tout mon coeur, je vous ai toujours aimé pour vous-même, je désire votre bonheur pardessus tout, trouver une femme charmante, dont l'unique étude soit de vous rendre

heureux, je n'aurais plus qu'à remercier le ciel, tous mes voeux seront accomplis! Allons, cher Chamisso, un peu de confiance, vous savez que je ne suis pas méchante, je vous promets de ne voir que par vos lunettes, à une soeur on peut tout dire. Elle est bien belle, bien douce, bien aimante, partout bien aimable — — j'ai commencé son portrait, je vous laisse le soin de le finir, les couleurs qu'employent les amans sont toujours si vives!

Adieu, cher et bon frère, pour toujours la meilleure de vos amies

Cérès.

19.

Cerès an Chamisso.

Dimanche, 16 août.

J'ai reçu hier votre billet, mon frère, mais je n'ai pu trouver un moment pour y répondre. Je désirerais, mon bon ami, vous dire adieu encore une fois avant votre départ; si vous pouvez vous trouver demain lundi 17, rue des petits Augustins au museum d'Antiquité sur les 11 heures, vous me feriez plaisir, prénez votre passeport car je ne sais si c'est le jour d'y entrer. J'ai reçu des lettres de Berlin, ou l'on me parle beaucoup de vous, il faut que je m'acquitte de la commission dont on me charge vis-à-vis de vous. C'est moi en effet qui suis passée chez vous le jour de votre départ, je voulais vous remettre cet anneau que je vous ai envoyé depuis, et vendredi c'est encore moi qui avait chargé un commissionnaire de vous porter un billet que

l'on m'avait donné pour entendre le te Deum a Notre-Dame. Votre portier ayant dit que vous étiez à la campagne, le commissionnaire me rapporta le billet. Adieu, mon cher Adelbert, tâchez de vous trouver demain au lieu du rendez-vous, j'y serai a 11 précises. Je connais trop bien mes devoirs pour avoir besoin de vous faire, ainsi je ne crois pas faire de mal en vous voyant encore cette fois.

Pour la vie votre amie

Cérès.

20.

Ceres an Chamisso.

Paris, 13 décembre 1807.

Je suis si honteuse, cher bon frère, d'avoir laissé ainsi vos deux premières lettres sans réponse, que je ne sais, en vérité, par où ni par quoi commencer celle-ci; si je débute en m'accusant sur mes occupations, j'entends Adelbert me dire avec son air de bonhommie; «je croyais que penser à ses amis et leur prouver que l'on les aimait véritablement, pouvait être regardé comme affaire de haute importance» me voilà arrêtée court; une maladie bien conditionnée aurait pu me tirer d'embarras, mais, malheureusement, je n'ai jamais joui d'une santé plus solide que depuis votre départ — — Allons, tout bien considéré, de la franchise, c'est la seule manière de me sauver près de vous, il y a dans l'aveu sincère de ses fautes une certaine grandeur d'âme, qui ne peut manquer d'exciter l'intérêt; il doit faire naître un sentiment de générosité dans un coeur tel

que le vôtre, je compte la dessus, mon ami, et sans plus de détours je vous avouerai que je suis d'une paresse, mais d'une paresse — — cela ne se conçoit pas. Tous les jours je pense à mon Chamisso, à chaque instant je prends la plume pour le lui dire, la moindre interruption me fait remettre ce devoir au lendemain, le lendemain se passe comme la veille, en bons projets, qui hélas! ne sont jamais mis à exécution. Jugez-donc, bon frère, si les choses tournent ainsi lorsque l'on a que des devoirs agréables à remplir, comment elles doivent aller lorsqu'ils paraissent pénibles! je ne veux pas m'appésantir la dessus, j'ai trop à me reprocher, je suis d'une négligence — ou plutôt d'une insouciance rare.

Je retrouve mon cher Adelbert dans la même situation d'esprit où il était lorsqu'il a quitté Paris, cela me fait de la peine, je suis de l'avis qu'il faut jouir dans le présent et attendre sans inquiètude l'avenir; il me semble que c'est agir selon les vues du créateur, puisqu'il n'a pas permis que nous sachions combien de tems nous devions passer sur cette maudite terre. Un jeune homme de 27 ans, ose dire qu'il renonce à l'amour! Ah! mon pauvre frère, votre mélancolie, votre indécision sur ce qui vous conviendrait, tout enfin prouve le besoin que vous avez de vous livrer à ses charmes; il faut s'occuper, mon ami, on ne saurait passer sa vie dans une inaction totale, pour vous il n'y a que l'Étude ou l'Amour, l'une de ces passions pourra satisfaire un jour votre vanité, si vous vous y livrez absolument, mais l'autre vous donnera le bonheur du moment, et en bonne soeur je vous conseille de chercher à être heureux le plutôt possible, le tems vous semble-t-il long,

mals ſächſiſch-polniſchen konnte nur ſchlechte Mittelmäßigkeit gedeihen; ihm war nicht zu helfen. Dergleichen aber dauern durch alle Zeiten fort. Die Steinau und ihre Gönner ſterben nicht aus. Ueber den König Theodor geben Sie genaueren Beſcheid als irgend einer Ihrer Vorgänger. Auffallend iſt, daß bei aller ſeiner ungeheuren Thätigkeit und der unerſchöpflichen Erfindungskraft von Hülfsmitteln, das Leben Theodors doch gar nicht in die großen Staatsereigniſſe der Zeit eingreift, wie jenes der Lippe und Schulenburg, und dieſer Umſtand macht ihn recht eigentlich zum Abentheurer. Mit Verlangen ſehe ich Ihrem Derfflinger und der Elle entgegen, mit der er feige Schufte maß. Ebenſo wünſche ich den alten Schwerenöther näher kennen zu lernen. Seine Rohheit war mitunter nicht ohne Sentimentalität, wenn es ſich vor dem Tribunale Ihrer Kritik beſtätigt, daß er den Tod der Gemahlin begreinend, zu dem Sohne geſagt: „Moritz, der Teufel hat Deine Mutter geholt.“ Auf ſeinen Feldzügen gerieth er nach Rommitz, ein Dorf in Schleſien, wovon mein mütterlicher Großvater Erb- und Gerichtsherr war, und das noch jetzt der Familie Scheurich gehört. Er forderte einen Wegweiſer. Man gab ihm den Sauhirten. Der Fürſt hieß ihn in die Kaleſche ſteigen. Dem Gewaltigen gegenüber fühlte ſich der arme Kerl nicht wenig beklemmt und wagte nicht die Füße in den Wagen zu ziehen. Nachdem der Deſſauer das eine Weile angeſehen, ſagte er: „Saukerl, ſtreck' die Pfoten herein, wie ſich ziemt, denkſt du, daß die meinigen von Marzipan ſind?“ Das Ungethüm beſaß, wie Peter der Große neben Barbarei, viel unbefangenen und geraden Menſchenſinn.

So lange Sie ſich mit den Biographien in einer gewiſſen Entfernung halten von dem gegenwärtigen Zeitalter, bleibt Ihnen ziemlich freies Spiel. Wie ſie ihm aber näher

faites l'Amour, voulez-vous le trouver beau et agréable dans les plus tristes jours de l'hiver, faites l'Amour, avez-vous des soucis, des chagrins, ah! pour les dissiper, quel ressource que l'Amour! — — A ça, frère, parlons raison, tiens, je crois que l'on pourrait faire plusieurs choses à la fois, j'aime trop les gens instruits pour vous engager à être paresseux, travaillez-donc et le plus que vous pourrez, mais allez ensuite vous délasser de vos fatigues auprès d'une femme belle et aimable et surtout qui sache apprécier ce que vaut le coeur de mon frère! — —

Je ne dois pas oublier, cher bon ami, de vous souhaiter une bonne année, ni de vous faire mes compliments pour l'anniversaire de votre naissance; si je croyais que vous ne fussiez persuadé, comme vous devez l'être, que je pense continuellement à vous, je serais chagrine de ne pouvoir vous envoyer un de mes ouvrages pour vous convaincre que Cérès n'a pas besoin d'avoir son frère auprès d'elle, pour s'occuper de lui.

Ce que vous m'apprénez des Ephraim, m'a extrêmement chagriné, je ne m'attendais point à une si fâcheuse nouvelle; engagez-les, je vous prie, à m'écrire, dites-leur que rien me fera plus de plaisir; ne leur parlez cependant pas de ce que vous m'avez dit à leur sujet, de crainte que cela ne leur fasse de la peine. Comme je pense que vous désirez savoir un mot de ce qui me regarde, je vous apprendrai que je suis encore comme vous m'avez laissé, chez mon père; je ne puis pas vous dire précisément le tems où je cesserai d'être à moi, mais vous connaissez trop ma patience pour craindre que je me lasse d'attendre. Mon cher petit César se porte bien, il a passé les vacances à la maison.

Mr. de Montcarel vous remercie de votre bon souvenir; il vous souhaite toute sorte de bonheur.

Adieu, mon bon frère, mon cher ami, écrivez-moi souvent, très-souvent!

Pour la vie votre dévouée amie

Cérès.

21.

Cérès an Chamisso.

Vendredi, 28 avril 1806.

J'eus, jadis, le bonheur de posséder un bon et tendre ami, mais comme, hélas, il n'y a rien de stable en ce monde et que le coeur humain est encore plus susceptible de changement et d'inconstance que les évènemens et la fortune, je me trouve dans la triste position d'avoir perdu cet ami sans cependant avoir rien fait pour mériter ce malheur. Cela m'afflige, je suis une bête d'habitude, il suffit que j'aie aimé une fois pour aimer toujours, et malgré l'ingratitude d'Adelbert, qui parait m'avoir entièrement oublié, il me semble que rien ne pourrait me détacher de lui. Si vous connaissez celui dont je parle, dites-lui donc, monsieur, que ce n'est pas bien, de chagriner un être qui nous est tant dévoué, que ces gens-là sont rares, qui en aimant font abnégation d'eux-mêmes et cependant avec quel légèreté l'insouciant Chamisso blesse-t-il un coeur qui ne l'aime que pour lui! oh oui, ce n'est que pour lui que je l'aime! Car ce n'est pas lui qui peut faire mon bonheur, il a plutôt augmenté mes peines qu'il ne les a adoucies, eh bon Dieu! je crois que je vais lui faire des reproches,

je ne me reconnais pas, je m'arrête avant d'en trop dire. C'est tout ce que l'on peut demander, je sens bien qu'il eut été plus généreux de ne pas commencer, mais, hélas, je suis si loin de la perfection! — —

Que signifie votre silence? je suis inquiète de toi, mon frère, à quoi pouvez-vous donc passer le tems qu'il ne se trouve pas dans la journée ou dans le mois un moment pour dire à Cérès que l'on ne l'a pas oublié! Si vous vous amusez, si vous êtes heureux, c'est tout ce que je désire, mais est il juste de laisser dans la peine, ceux que l'on pourrait en tirer d'un mot?

J'ai beaucoup de chagrin dans ce moment, ainsi ma lettre s'en ressent, je ne suis pas douce, n'est-ce pas? Qui croirait que je passe le tems a chercher les moyens de devenir bonne et de me résigner à tout?

Cela viendra, n'en doutez pas, passez-moi encore ce petit mouvement d'humeur, j'espère que ce sera le dernier.

Ecrivez-moi, bon frère, dites que vous êtes meilleur que votre amie, ce dont je suis persuadée, vous ne me verrez pas éprouver le sentiment bas de la jalousie, mais une noble émulation s'empare de mon coeur et m'enlève ou j'aspire d'attaindre. — On m'enlève mon pauvre César, il part pour la Flèche, ou va s'établir le Pytanée militaire, cela me fâche beaucoup.

Monsieur de Montcarel est parti pour l'Espagne, je suis éloignée de tous mes amis. —

Je vous prie de dire de ma part bien des choses aux Ephraim, engagez bien les jeunes personnes à m'écrire, dites leur que j'espère qu'elles ne m'ont pas oublié, que je les embrasse de tout mon coeur, que j'attendrai de leur lettres pour savoir si elles veulent

recevoir les miennes, j'ai bien pris part à ce qui leur est arrivé de malheureux; en même que je me suis affligée pour Monsieur et Madame Ephraim qui doivent penser tout différent que la fille; la conduite de Mlle. Henriette m'a enchanté, dites-lui que son vieux bête de César l'embrasse ainsi que Z. et ses soeurs. — César aime toujours bien mon Chamisso, et me demande très souvent de ses nouvelles. Mais que répondre?

Adieu, cher bon ami, je vous embrasse comme une soeur peut embrasser un frère chéri, écrivez-moi le plutôt possible.

Pour la vie votre amie

Cérès.

Rue de verneuil no. 29, faubourg St. Germain.

Dites bien des choses de ma part au cher Mr. Bing. je l'aime tout autant qu'autrefois, j'espère qu'il ne m'a pas oublié. — Si vous voyez Mme. Cohen, la jeune, rappelez-moi à son souvenir. —

22.

Cerès an Chamisso.

Paris, 21 mai 1808.

Je ne sais ce que cela signifie, cher bon ami, si vous ne vous êtes pas trompé en datant votre lettre du 10 avril, elle est restée un mois et demi en route, car elle ne m'est arrivée qu'aujourd'hui 21 mai; je vous ai écrit il y a quelque tems, je commencais à me chagriner de ne point recevoir de réponse, il me serait si douloureux d'être oubliée de mon bon frère! mais il est

possible que ma lettre ait été retardée comme la vôtre, ou plutôt qu'elle soit restée à la poste, car je vois par celle que l'on vient de m'apporter, que vous avez changé de domicile, et ma dernière était encore adressée rue fréderic; en voilà assez d'explication, parlons de choses plus intéressantes. Vous me paraissez bien triste, mon Adelbert, votre stile m'a fait beaucoup de peine, ne vous laissez pas aller ainsi à la mélancolie, mon bien tendre ami, à votre âge on a tant à espérer de l'avenir, et avec votre jugement et votre manière de voir, le présent doit toujours paraitre supportable; vous ne me dites pas un mot de vos occupations, peut-être ne vous en faites vous pas assez, je voudrais que vous en eussiez de forcées, fussent-elles même peu agréables, vous sauriez mieux jouir des momens de liberté, c'est un soulagement d'ailleurs, de s'en prendre à la nécessité, on ne peut plus s'accuser de perdre le tems, lorsque c'est le sort qui nous y force.

Permettez-moi de vous le dire, cher frère, il me semble qu'au lieu de retourner à Berlin, vous auriez dû chercher à vous fixer en France, une place, telle médiocre puisse-t-elle être, n'est pas à dédaigner, à 27 ans; il faut commencer par quelque chose, une fois le pied dans l'étrier, tout devient espérance: vous ne pouvez pas, mon Adelbert, former l'odieux projet de passer votre vie dans le célibat, ce serait renoncer au bonheur, selon moi, ce n'est que dans l'état de mariage que l'on peut sentir, apprécier tout ce que la vie a de charme et malgré que je n'aye pas gouté toutes ses douceurs, je m'en fais une haute idée; si donc, cher ami, votre intention est, comme je n'en doute nullement, de vous marier, il faudrait commencer dès

àprèsent, a vous occuper des moyens de rendre celle que vous épouserez heureuse, si vous avez l'âme assez noble pour ne pas chercher la fortune dans la personne que vous choisirez pour la coupagne de votre vie, vous l'avez assez délicate pour ne pas vouloir lui donner d'inquiètude sur son existence et la vôtre; le calcul est une vilaine chose, cependant nous sommes dans un si malheureux tems, qu'en dépit de toute philosophie, on est obligé de calculer; au reste, mon bon ami, il vaut mieux avant qu'après, occupez-vous d'avance du bonheur de votre future épouse et de vos petits enfans à venir, afin que vous n'ayez plus qu'à jouir dans le tems. Vous ne vous fâcherez-pas, frère, de la liberté, que je prends de vous donner de semblables conseils, je ne les crois pas hors de saison, et je vous aime trop pour ne craindre de vous déplaire; cette phrase n'a pas besoin d'être expliquée à Chamisso.

Je vous dirai, mon ami, que Mr. de Montcarel est parti pour l'Espagne, il y a 2 mois; je reçois assez souvent de ses nouvelles; mon petit garçon part pour la Flèche, ce qui me désole et me rend malade, voilà plusieurs jours que j'ai la fièvre, mais avec du courage, du raisonnement tout ira bien, je l'espère; écrivez-moi bien souvent, cher frère, pensez à ce que je vous ai dit et déduisez-moi les raisons qui pourraient vous empêcher de suivre mes avis. Je ne me marierai qu'au retour de Mr. de Montcarel, j'ai trouvé cela plus convenable que de l'épouser avant son départ; l'absence éprouve les gens et pour ma tranquillité il faut que toutes les épreuves soient faites d'avance. —

Adieu, mon cher et bon ami, aimez toujours votre

Cérès.

Je suis fâchée, bon frère, que l'amitié vous cause des peines, mais ça ne m'étonne pas du côté de V— la figure de cet homme n'a aucun rapport avec celle de mon Adelbert.

23.

Cerès an Chamisso.

Paris, 1 décembre 1808.

Je vous supplie, frère, au nom de ce que vous avez de plus cher, de faire cesser mes craintes et mes ennuis en me donnant au plus vite de vos nouvelles; il ne se passe pas un jour, où je n'espère recevoir une lettre de mon ami et tous les jours je me vois trompée dans mes espérances. Serait-il possible que je fusse devenue tout-a-fait étrangère à Chamisso! qu'il ne regardât plus que comme un songe notre liaison et la tendre amitié qui nous a unis si longtems l'un à l'autre! ah, cette pensée est trop chagrinante, je ne veux pas m'y arrêter, peut-être Adelbert a-t-il eu beaucoup d'occupation depuis le mois de juin dernier; peut-être le coeur plein d'un sentiment nouveau, a-t il cru que sa soeur devait pardonner une négligence dont l'amour serait la cause? ah! oui, mon ami, je suis prête à vous excuser, à vous pardonner, mais il me faut une raison, une bonne raison, il faut me prouver que vous avez été et êtes mon bien amoureux, ou que — — non, toute autre excuse ne vaudrait rien, je ne l'admettrais pas, on peut quitter ses livres, ses traductions, ses leçons, ses sociétés etc. etc. pour dire à sa soeur, que l'on existe, que l'on se porte bien, que l'on pense quelquefois

à elle, il n'y a qu'une maitresse à qui il soit permis de faire tout oublier, l'amour est un sentiment qui absorbe tous les autres, malheureusement il a plus de force que de durée, c'est pour cela qu'il faudrait être pendu, mais un amant n'est pas obligé d'y voir de si loin. Mon ami s'est plaint quelquefois de ce que je n'entrai pas dans d'assez grands détails avec lui sur ma vie intérieure — — sur mes sentimens — lui répondrai-je que je n'existe pas! que je ne sens ni ne pense! non, il ne voudrait peut-être pas me croire, cependant que dire? il est certain que je ne suis pas morte, mais est-ce là vivre? il est encore vrai que je m'occupe incessamment de q. q. cher, mais est-ce là penser? je m'en rapporte à vous, bon frère; sans mon amour, mes soins et mes inquiétudes, pour ma petite bête, c'est à dire mon César, je serais, je crois, un être fort insignifiant; je deviens chaque jour plus indifférente à ce qui se passe autour de moi et bien que douée d'une certaine dose de philantropie, je ne vois le bonheur que dans la solitude, mais la solitude absolue, c'est mal! bien mal! ce n'est pas là le but de la nature ou du créateur; il parait que nous avons été crées et mis au monde, pour y vivre en societé, je voudrais pouvoir régler mon imagination d'après ce principe, mais en vérité, cela ne dépend pas de moi, mon fils et un désert — — vous auriez tort de m'appeler égoiste et de croire que dans ce beau rêve de bonheur je songe plus à moi, qu'à mon enfant, au contraire, ce n'est que pour lui que je crains; que sont pour moi tous les êtres qui m'entourent, ils ne peuvent me faire ni bien ni mal, mais ma petite plante précieuse, comment la préserver! — — Je m'aperçois que je deviens

d'une injustice criante, voilà ce que c'est de parler à un ami ou de tout dire. La providence prendra soin de César, et je mets en elle toute ma confiance et je resterai dans le monde pour y faire le bonheur de celui qui sacrifierait jusqu' à son existence, pour assurer le mien, je veux parler de M. de M., je lui dois de la reconnaissance pour son attachement extrême, je voudrais qu'il dépendit de moi de l'aimer comme il m'aime; malheureusement mon coeur sait mieux apprécier l'amitié que l'amour et c'est plus fort que moi, je ne puis montrer que ce que je sens. Mr. M. est de retour d'Espagne, il a éprouvé bien des pertes et des chagrins, depuis qu'il est arrivé, cela m'attache davantage à lui, car je vois qu'il ne souffre de tous les douleurs qu'il éprouve, que par rapport à moi, il espère se marier vers le mois de mai, je ne sais pourquoi, je ne puis jamais dire amen, cependant quelle bizarrerie! je ne m'oppose à rien. Je crois que cela vient de ce que je ne puis pas encore me figurer que tout cela me regarde. Adieu, mon bon ami, gardez le secret sur mes folies, ne dites pas un mot de tout ceci aux Ephraïm, réparez au plus vite vos torts envers moi, mon cher Adelbert, en m'écrivant une lettre bien longue, bien longue, suivez mon exemple, je vous dis tout, ne me cachez rien.

Comptez sur la vive et inaltérable amitié de

Cérès.

Ne dites pas à Henriette que vous avez reçu de mes nouvelles, elle m'en voudrait de ne lui avoir pas écrit. Demandez à Mr. Bing s'il pense quelquefois à moi. Adieu, je vous embrasse de tout mon coeur.

J'attends avec impatience une réponse de mon cher et tendre ami, je le prie de dater sa lettre et de me donner distinctement son adresse.

24.

Ecrit au Chamisso.

Paris, 15 avril 1809.

Je suis affligée, mon ami, autant que surprise de ne point recevoir de vos nouvelles; je vous ai écrit quelque tems avant mon mariage, qui a eu lieu le 2 Février de cette année; et vous ne m'avez pas répondu, je suis dans une grande inquiètude sur votre santé, ne differez donc plus m'apprendre tout ce qui vous regarde, vous savez combien cela m'intéresse! écrivez-moi toujours, mon frère, avec autant de franchise que lorsque nous étions libres tous deux. M. est un excellent et digne homme, il a très-bien senti qu'il ne lui était pas permis de chercher a connaître les secrets de ceux avec qui il n'est pas en relation d'amitié, par cette raison il ne lit point les lettres que m'écrivent mes amis, ainsi parlez-moi comme autrefois avec confiance; (j'entends sur votre manière de voir et d'agir, car pour vos affaires ils ne me regardent qu'en masse, il ne faut que m'apprendre si vous êtes content ou mécontent, je n'en ai jamais demandé davantage). Je ne vous dirai rien de mon mari, je vous en ai assez parlé dans ma dernière, vous saurez cependant que je l'aime et l'estime tous les jours davantage, j'ai trouvé tout ce que je pouvais espérer du côté du coeur et des

rücken, wird Ihre Laufbahn schlüpfricht, sehr schlüpfricht. Es sind da Notabilitäten zu berücksichtigen, lebende, die mit den verstorbenen in persönlicher Berührung gestanden, von ihren Fehlern gekränkt, verletzt worden, und denen die Anschauung der tadelhaften Seiten den Glanz der besseren ungenießbar macht. Das Urtheil des bärtigen Einsiedlers unterstützt diese Meinung mit Gründen, die mich lebhaft ansprechen, sich hier aber nicht füglich mittheilen lassen. Er räth Ihnen die Lebensbeschreibungen der Prinzen Heinrich, Louis Ferdinand, ja die des Marschall Blücher auf spätere Zeit zu verschieben, die Materialien indeß zu sammeln und aufzubewahren. Von Prinz Heinrich hat er mir mehre Anekdoten erzählt. Sein Gedächtniß enthält einen unermeßlichen Schatz von Beiträgen zur öffentlichen und Privatgeschichte Preußens in dem 18. Jahrhunderte. Der Fant, dessen Name durch die Sängerin Mara, seine Frau berühmt geworden, war eine von des Prinzen männlichen Maitressen. Ihm behagten gemeine Sitten, er schmauchte Taback, soff Branntwein und schwelgte mit liederlichen Betteln, welches, jedes für sich und alles zusammen, dem Anbeter höchlich mißfiel. Man entzweite sich bisweilen; dabei zog der Prinz beständig den Kürzeren, denn er mußte um Verzeihung bitten. Eines Tages war keine fast zu hoffen. Der betrübte Liebhaber schmachtete, an der Thür des ungnädigen Gitons. Alle Vermittler wurden abgewiesen. Als nun endlich der Einlaß halb durch List und halb durch Gewalt errungen war, empfing Mara den Besuch mit der stolzesten Verachtung. In Tabakqualme auf einem Sopha liegend, die Branntweinflasche vor sich und kein Mensch zur Seite, schlug er die Entschuldigungen des Prinzen grob höhnend zu Boden. Lisa mußte sich verwenden. Auf inständiges Bitten des Delinquenten, legte sie ein Fürwort ein. Mara ließ sich er-

sentimens, je ne crois pas qu'il y eut d'homme donc le caractère m'eut plus convenu pour vivre dans l'intimité, aussi on ne peut voir un ménage plus uni que n'est le nôtre, nous n'avons pas encore vu s'élever le moindre nuage entre nous, ce qui est fort heureux, car les commencemens sont assez souvent en mariages comme en autres choses, très difficiles. Je vous dirai aussi qu'à son retour d'Espagne, mon mari a obtenu une place à la cour des comptes, que nous espérons qu'il sera référendaire avant qu'il soit longtems et qu'en attendant sa place lui donne les moyens de vivre fort agréablement; de plus vous saurez que je n'ai pas quitté mon bon père et que j'aime d'autant plus Alexandre qu'il s'accorde mieux avec lui. Mon cher César est toujours à la Flèche, c'est ce qui me désole; il n'y a cependant pas moyen de faire autrement, car puisque toute la jeunesse française est née militaire, j'aime mieux voir mon fils partir à l'armée comme officier, que comme simple soldat. J'ai écrit aux Ephraims et j'ai mis dans leur lettre une feuille que je les ai prié de vous remettre, veuillez-bien me dire si vous l'avez reçu et m'écrire à ce sujet, je ne vois pas sans inquiètude, mon cher Adelbert, votre insouciance, dites moi si votre famille vous informe des choses qu'il est indispensable que vous sachiez? et si vous savez précisément ce qu'il convient de faire?

Je ne dois pas oublier, mon bon ami, de vous rappeler la parole que vous m'avez donné lors de votre séjour à Paris, de brûler toutes mes anciennes lettres; je m'en rapporte parfaitement à mon frère et lorsqu'il m'apprendra qu'il a tenu sa promesse, j'en serai aussi sûre que si j'avais vu l'exécution. Vous me direz,

cher frère et bon ami, ce que vous voulez que je fasse des vôtres, en attendant, croyez bien que personne au monde n'en prendra lecture. Adieu, mon cher Adelbert; écrivez-moi bien vite, j'attends avec impatience de vos nouvelles, dites à votre soeur, que vous l'aimez toujours, songez que je regarderais comme un malheur votre indifférence; pensez toujours que je vous aime bien tendrement et que l'ingratitude est un horrible vice. Mon mari et mon père qui savent que je vous écris ce jour ci, m'ont chargé de les rappeler à votre souvenir. Adieu à présent et toujours

la plus dévouée de vos amies

Cérès.

Pensez, frère, que vous me devez une bien longue lettre en réponse à mes deux dernières, pas d'économie de papier, je vous prie, je ne parle pas d'économie de tems, j'ose espérer que vous aimez assez à le passer avec moi, pour ne pas le regarder comme perdu lorsque vous m'écrivez.

25.

Cerès an Chamisso.

Comol étoit fils d'Albin, le chef de cent montagnes, ses cerfs buvaient de mille ruisseaux, mille rocs répondaient à la voix de ses chiens. Sa figure était la douceur de la jeunesse, sa main la mort du héros. Une il aimait et belle était elle la fille du puissant Conloch. Elle paraissait comme un rayon du soleil entre les autres femmes. Ses cheveux étaient semblables à l'aile du corbeau. Ses chiens étaient dressés à la chasse, la

corde de son arc résonnait sur le vent de la foule. Son âme était fixée sur Comol, souvent se rencontraient leurs yeux pleins d'amour. Leurs courses à la chasse étaient les mêmes et douces étaient leurs paroles en secret. — Mais Gumal aimait la fille, le sombre chef de la nébuleuse Ardven. Il veillait ses pas solitaires, l'ennemi du malheureux Comol.

Un jour, fatigués de la chasse et le brouillard ayant caché leurs amis, Comol et la fille de Conloch se rencontrèrent dans la caverne de Bonan. C'était l'accoutumée retraite de Comol. L'intérieur était tapissé de ses armes, là étaient suspendus cent boucliers de Thong et cent casques de sonnant acier. Repose ici, dit-il, Golvina mon amour, toi, lumière de la caverne de Bonan, un cerf parait sur le sommet de Mora; je vais, mais retournerai bientôt. Je crains, lui répondit-elle, le sombre Gumal mon ennemi, il fréquente la caverne de Bonan. Je resterai parmi les armes, retourne bientôt, mon amour. Il va au cerf de Mora. La fille de Conloch veut essayer son amour, elle revêt ses blancs côtés d'une armure et sort de la caverne de Bonan. Il crut voir son ennemi! son coeur battit avec force, sa couleur change, ses yeux devinrent sombres ... il tire l'arc, la flèche vole, Golvina tombe baignée dans son sang. Il court en hâte sur ses traces, appelle la fille de Conloch, point de réponse dans le solitaire roc. Il apperçoit à la fin son — comme battant autour du dart empenné! O fille de Conloch est-ce toi? Il tombe sur son sein.... Les chasseurs trouvèrent le malheureux couple. On le vit après se promener sur la montagne, mais silencieux étaient ses pas autour de la tombe de son amante. La flotte de l'océan parait, il se hât,

l'étranger fuit. Il cherche la mort sur le champ de bataille, mais qui pourrait tuer le puissant Comol! Il jette le sombre brun bouclier. Une flèche trouve son sein mâle! Il dort avec son aimée Golvina, au bruit des flots. Leurs vertes tombes sont vues pas les mariniers qui naviguent sur les vagues du Nord. —

Pourquoi est-tu triste, ô Asmin chef de Gorma environné de mer? Triste! je suis à la vérité et il n'est pas léger le sujet de mes larmes! Calmor, tu n'a pas perdu de fils, tu n'a pas perdu de fille de beauté. Colgon le vaillant vit et Annira la plus belle des filles. Les branches de ta famille fleurissent, ô Calmor! mais Asmin est le dernier de sa race. Sombre est ton lit ô Daura et profond ton sommeil dans la tombe. —

Quand t'éveilleras-tu avec tes chants? avec ta voix de musique? Elevez-vous, vents d'automne, élevez-vous, soufflez sur le sombre champ! Torrents de la montagne, mugissez! Eclatez, vous tempêtes sur le sommet des chênes! Marche à travers les rompus nuages, ô lune! montre par intervalle ta pâle face! apporte à mon esprit cette affreuse nuit où tous mes enfans tombèrent, où Arindal, le puissant, tomba, où Daura, la belle, périt.

Daura, ma fille, tu étais belle; belle comme la lune sur les montagnes de Fusa. Blanche comme la neige tombée; douce comme le caressant zéphir. Arindal, ton arc était fort, ta lance légère dans le combat. Tes regards étaient semblables au brouillard [illegible] les vagues, ton bouclier un nuage rouge dans une tempête. Asmar renommé en guerre, vint et rechercha l'amour de Daura, il ne soupira pas en vain; doux était l'espoir de leurs amis.

Erath, fils d'Ogal, murmura; car Asmar avait tué son frère. Il vint déguisé, semblable à un fils de la mer; charmant était son esquif sur les flots; ses cheveux étaient blanchis par l'âge; calme était son front sérieux. O la plus belle des femmes, dit-il, adorable fille d'Asmin! Un rocher peu distant dans la mer porte un arbre dont le rouge fruit brille au loin, là Asmar attend Daura, je viens pour conduire son amour sur la houlante mer. Elle alla et appella Armar. Rien ne répondit que les fils du roc*), Armar, mon amour! mon amour! pourquoi me tourmentes-tu par la crainte? Ecoute, fils d'Ordnon, écoute, c'est Daura qui t'appelle! Erath le traitre, fuit en riant vers la terre. Elle élève la voix et crie pour son frère et son père. Arindal! Armin! ne délivrerez-vous pas votre Daura?

Sa voix s'entendait sur la mer. Arindal, mon fils, descendait de la montagne, chargé des dépouilles de la chasse, la flèche pendait sur son côté, l'arc était dans ses mains. Cinq chiens d'un gris sombre accompagnaient ses pas. Il vit le féroce Erath sur le rivage, le saisit et le lia à un chêne. Arindal monte dans la barque pour ramener Daura à terre. Armar vint et dans sa fureur laisse fuir une flèche, elle s'enfonce; elle s'enfonce dans ton coeur, ô Arindal, ô mon fils; pour le traitre Erath il périt, la barque s'arrête, il tombe sur le roc et expire!.... Quelle fut ta douleur, ô Daura, lorsque sur tes pieds se répandit le sang de ton frère!

L'esquif est brisé par les vagues, Asmar se précipite dans la mer, pour sauver sa Daura ou mourir, soudain un vent de la montagne vint soulever les flots, il enfonça

*) L'écho.

et ne reparut plus. Seule sur le rocher, battu des ondes, on entendit ma fille se plaindre, fréquents et hauts étaient ses cris et son père ne pouvait la secourir! Toute la nuit je restai sur le rivage, je la vis par le tremblant rayon de la lune. Toute la nuit j'entendis ses cris. Fort était le vent et la pluie battait les flancs de la montagne. Avant que le matin parut, sa voix était faible. Elle mourut comme la brise du soir sur la verdure du roc. Epuisée de chagrin elle expira et te laissa seul, Azmin.

Quand la tempête éclate sur la montagne, quand le vent du nord soulève les vagues, je m'assieds sur la résonnante côte et regarde sur le fatal rocher. Souvent au coucher de la lune, je vois l'esprit de mes enfans. Ils se promènent et tristement s'entretiennent ensemble. Un de vous par pitié ne parlera-t-il pas? ils ne regardent pas leur père. Je suis triste, ô Calmar, et il n'est pas léger, le sujet de mes larmes!

Vous trouverez certainement, Monsieur, que je ne vous envoye pas ce qu'il y a de plus beau dans Ossian, mais j'ai pris une feuille sans choisir, une autre fois vous serez peut-être plus content. Songez que j'ai traduit mot pour mot et que ce n'est pas ma faute si notre langue n'est pas plus expressive, je dis cela pour vous faire plaisir, remarquez bien, car je suis persuadée qu'en ne rendant pas ce poéte si litéralement que j'ai fait, il pourrait bien plaire en français.

26.

Ceres an Chamisso.

Un Décret Impérial, du 6 avril, contient les dispositions suivantes. Titre 1er. — Des Français qui auront porté les armes contre la France — Article 1er. Tous les Français qui ayant porté les armes contre nous, depuis le 1er septembre 1804 ou qui les portant à l'avenir auront encouru la peine de mort, conformément à l'article 3 de la section 1ère du titre 1er de la seconde partie du code pénal du 6 octobre 1791 seront justiciables des cours spéciales. Pourront néanmoins ceux qui seront pris les armes à la main être traduits à des commissions militaires si le commandant de nos troupes le juge convenable. —

2ème Seront considérés comme ayant porté les armes contre nous, tous ceux qui auront servi dans les armées d'une nation qui était en guerre contre la France, ceux qui seront pris sur les frontières ou en pays ennemi, portant de congés de commandants militaires ennemis; ceux qui se trouvant au service militaire d'une puissance étrangère, ne l'ont pas quitté ou ne la quitterons pas pour rentrer en France, aux premières hostilités survenues entre la France et la puissance qu'ils ont servi ou qu'ils servent; ceux enfin qui, ayant pris du service militaire à l'Etranger, rappelés par un décret publié dans les formes prescrites pour la publication des loix, ne rentreront pas conformément au dit décret dans le cas toute fois où, depuis la publication, la guerre aurait éclaté entre les deux puissances etc. etc. Titre 2ème Les Français qui sont au service militaire d'une

puissance étrangère avec ou sans autorisation et qui n'auraient pas porté les armes contre nous depuis le 1er septembre 1804 sont tenus de le quitter au moment ou les hostilités commencent entre cette puissance et la France, et d'y justifier de leur retour dans le delai de trois mois à compter du jour des premières hostilités. Suit, ce que doit faire le français rentré, pour être admis dans son département ou à Paris au nombre des autres citoyens. Titre 3me Tous Français au service militaire de l'Etranger sont tenus de rentrer en France dans les délais fixés par le décret de rappel, de justifier de leur retour sous peine etc. etc. etc. S'il résulte de l'instruction que l'accusé était au service militaire de la puissance étrangère désignée dans le décret de rappel et qu'il n'a pas obéi, il sera dans le cas où la guerre aurait éclatée entre la France et cette puissance, puni conformément à l'article 3, section 1re titre 1er 2me partie du code pénal du 6 octobre 1791. Si la guerre n'a pas éclatée entre les deux puissances, l'accusé sera déclaré mort civilement, ses bien seront confisqués.

Si vous désirez avoir de plus grands renseignemens, écrivez-moi à ce sujet, je répondrai à vos questions en lisant les loix, je ne vous parle de cela qu'au cas où vous ne pourriez vous procurer le code pénal ou les décrets qui — tous les jours, au reste je pense que votre famille vous informe de toutes choses, voilà pourquoi je ne me suis pas permis jusqu'ici de vous entretenir de celle-ci.

Lisez ceci s'il vous plait

Je prie mon aimable et chère amie de remettre cette feuille à un jeune homme de sa connaissance et de

la mienne à qui je n'ose l'adresser directement; je suis persuadée qu'une lettre doit parvenir plus intacte sous votre couvert que sous le sien.

Dites-moi, s'il vous plait, dans votre première, s'il l'a reçue.

weichen; er reichte die Hand, der Prinz küßte sie mit Zärtlichkeit. „Aber nun gehen Sie auch," fügte jener mit Zärtlichkeit hinzu, „denn Sie ennüyiren mich." Cajus Suetonius Tranquilius hätte keinen Anstand genommen, diese Anekdote, wenn es eine kaiserliche wäre, seinen Lebensbeschreibungen einzuverleiben. Uns Neueren ist dergleichen Dreistigkeit nicht gestattet. Von dem Prinzen Louis Ferdinand gäbe es eine, aus dem Weidenhofe in der ganzen Stadt Frankfurt ruchbar gewordene Liebesgeschichte zu erzählen. Ueberhaupt ist dieser Prinz nicht mein Lieblingsheld. Genie mag er besessen haben, aber er führte ein rohes, betäubendes, unsinniges Leben, dessen Einfluß dem Genie zuletzt sehr nachtheilig wird. Gegen den König hat er sich auf das sträflichste benommen, und, nachdem er den Krieg herausgefordert, bewiesen, daß er ihn nicht zu führen gewußt hätte. Sein Tod ist der eines Bravo, nicht der eines Feldherrn. Er beschränkte sein Bewußtsein auf den engen Raum, in dem gefochten wurde, und umfaßte keine Zukunft. Wollen Sie sich blos mit vaterländischen Kriegsfürsten beschäftigen, oder gehören noch andere Aufschwünge deutscher Seelen in Ihren Plan? Letzteren Falles würde ich Spanheim empfehlen, ersten brandenburgischen oder preußischen Gesandten an den Höfen von London und Paris, dessen Memoiren nächstens hier erscheinen werden. Auch dem Vater unseres Freundes gebührt ein Denkmal. Seine Verwaltung Schlesiens bestand die Drangsale des siebenjährigen Krieges, und hat große Erfolge bewirkt. Der Kommerzienrath Oelsner in Breslau besitzt wichtige Materialien. Ich glaube nicht, daß er je Zeit finde sie selber zu bearbeiten. Das Leben der Mutter des Regenten würde Ihnen Gelegenheit geben, Ihre Art von Beleuchtung auf den Hof Ludwig's XIV. zu werfen.

Wie verlautet, ist noch nichts entschieden, in Hinsicht des

Reiſebrief von Ludwig Tieck.

Ludwig Tieck an Bernhardi.

(Das Original hat 48 kleine Octavseiten.)

Erlangen, 1798.

Liebſter Freund!

Ich hatte mir es ſchon immer vorgenommen, Ihnen etwas von meiner Reiſe nach dem Fichtelberge zu erzählen und ſo will ich Ihnen denn ſogleich das Verſprechen, das ich ſtillſchweigend gethan habe, erfüllen, ſo gut ich es nur kann, da ich nun ſchon vieles, was mir vor fünf Wochen noch ganz friſch im Gedächtniß war, ganz rein vergeſſen habe. Ueberhaupt, welch ein armſeeliges Ding iſt das Gedächtniß und die Einbildungskraft des Menſchen; er durchreiſt die Welt, alle ſeine Sinne ſtreben gleichſam das All der Schönheiten zu verſchlingen, und kaum iſt es genoſſen, ſo dürſtet er ſchon nach neuem Genuß, weil der vorige ſchon auf ewig verſchwunden iſt. — Ich fange aber wahrhaftig ordentlich wie die alten Chrien mit einem Allgemeinſatz zu erzählen an, hinweg damit, — aber vorher noch eine Bitte, wenn es Ihnen nicht zuwider iſt, ſo zeigen Sie doch dieſen Brief meiner Schweſter, ich habe ihr ſehr lange nicht geſchrieben und ich weiß, daß ihr alles, was ſie von mir ſieht, Freude macht. —

Wenn Sie eine Charte von Franken oder noch beſſer von Bayreuth zur Hand nehmen, ſo wird Ihnen unſer Herumziehn ſehr viel Spaß machen. —

Am Freitag vor Pfingſten beſtiegen wir am Morgen um 5 Uhr unſre Roſſe, bei einem ſehr ſchönen hellen Himmel und einer angenehmen Luft. Wir hatten in einem Mantelſack Wäſche und Kleider bei uns, den, wie wir ausmachten, jeder abwechſelnd hinter ſich auf's Pferd ſchnallen ſollte, ich machte den Anfang. Erlangen liegt in einer ſehr ſchönen Ebene, man hat eine weite Ausſicht, über grüne Wieſen und Felder, die Sonne war erſt eben aufgegangen und gab der Landſchaft noch größeren Reiz. Wir ritten zum nördlichen, zum Bayreuther Thor hinaus. Gleich wenn man über die Erlanger Brücke kömmt, findet man den Altſtädter Berg, der einen äußerſt angenehmen Proſpect bildet. Mehrere kleine Häuschen liegen unter Bäumen den Berg hinauf, unter dieſen iſt auch das Altſtädter Schützenhaus (Erlangen theilt ſich in Alt- und Neuſtadt) daher iſt es Sonntags hier manchmal ſehr voll; man kann ſelbſt in der Stadt den grünen Berg mit ſeinen ſchönen krauſen Bäumen ſehn. Man reitet bis Bayersdorf immer neben angenehmen Wieſen, bei Bayersdorf (einer kleinen Stadt 1¼ Stunde von Erlangen) ſieht man die kleine Veſtung Forchheim ſehr deutlich, durch die ich auf meiner Hierherreiſe kam. Neben Bayersdorf ſteht ein altes verwüſtetes Schloß, welches die Forchheimer im 30jährigen Kriege eingeſchoſſen haben. — Schon unterwegs hatte ich viel von meinem ſchwankenden Mantelſack leiden müſſen, ich ließ mir daher hier bei einem Sattler neue Rieme ſchneiden um ihn feſter binden zu können. — Während dieſer Zeit kam ein gewiſſer Hofmeiſter Meyer zu Fuß hereingegangen, der den Tag zuvor ein groß Aufhebens

von einer Reiſe nach Bayreuth in einer ſchönen Chaiſe gemacht hatte. Viele Leute hatten uns ſogar gerathen, dieſe Gelegenheit zu benutzen, wir hatten es aber zu ſpät erfahren und hatten uns während dem Reiten vorgenommen, ihm unſern läſtigen Mantelſack bis Bayreuth mitzugeben, — und nun kam er ſelbſt zu Fuß gegangen, die erwartete Chaiſe war ausgeblieben. Wir lachten zuſammen darüber und ſprachen mit ihm, in Streitberg ſollten wir auf ihn warten und er wollte ſich dort ein Pferd miethen, um mit uns reiten zu können. Wir beſchloſſen auch, weil es gerade ſo ſchön Wetter wäre, über Sans pareil zu reiſen und von da erſt nach Bayreuth, da wir uns vorher vorgenommen hatten, nach Bayreuth zu reiſen und von dort nur einen Abſtecher nach Sans pareil zu machen. — Wir ritten nun weiter, die Gegend und das Wetter wurden immer ſchöner, wir kamen durch mehrere ſehr reizend liegende Dörfer, die Berge wurden nach und nach immer größer, die Gegend immer romantiſcher, bei Hirſchberg liegt an einem gegenüberliegenden hohen Berge eine kleine Capelle äußerſt ſchön und einſam, auf dem Rathsberge bei Erlangen kann ich ſie immer ihrer Höhe wegen ſehn und ich freue mich jedesmahl. Dann kamen wir durch Ebermannſtadt, eine kleine katholiſche Stadt, Cruzifixe und Heiligenbilder findet man allenthalben hier, ſelbſt an den Landſtraßen im Ueberfluß, die Leute im Bayreuth'ſchen und der ganzen Gegend ſind prächtig, wie ich denn überhaupt die Katholiken lieber leiden mag, als meine froſtigen Religionsverwandte, ſie haben noch weit mehr vom religiöſen Enthuſiasmus, ſie ſind alle ſehr freundlich und höflich, ſie gehn ganze Strecken mit, um einem den Weg zu zeigen; wenn man nach dem Weg frägt, ſind gleich 6 Leute da, die antworten wollen, im Wirthshauſe kommt einem oft die ganze Familie entgegen,

kurz, sie sind meistentheils so zuvorkommend höflich und freundlich, als ich es nie geglaubt hätte, da man immer von der Tücke der Katholiken gegen Lutheraner so vieles spricht. In Ebermannstadt waren alle Leute sehr freundlich, besonders die Frauenzimmer, die im katholischen fast alle blond sind, blaue Augen und einen gewissen schwärmerischen Madonnenblick haben, die Männer haben fast alle ganz schwarze Haare und sehn aus wie die Petrus und Judas auf ihren Gemählden, einen scharfen festen Charakter, die Bilder und Gemählde müssen gewiß viel auf die physische Bildung des Volks wirken, da die Weiber sie täglich sehn und doch wenigstens zuweilen in eine wirkliche Begeisterung gesetzt werden. — Hinter Ebermannstadt reitet man immer durch ein äußerst romantisches Thal, durch das sich die Wisent in vielen Krümmungen schlängelt, zu beiden Seiten ziemlich hohe Berge, gradeaus ebenfalls Berge vor sich, ich habe noch wenig so schöne Tage als diesen genossen, es ist eine Gegend, die zu tausend Schwärmereien einladet, etwas düster melancholisches und dabei doch so überaus freundlich, — o die Natur ist doch an Schönheit unerschöpflich! hier nur ist der wahre Genuß, eine schöne Gegend veredelt den Menschen, eine schlechte macht ihn kleinlaut und scheu, die erhabene stimmt ihn erhaben, — nur in einer solchen Gegend schöne, brave Republikaner! — O Schweiz, Frankreich, — wenn ich doch hinfliegen könnte, mit genießen und mit für die Freiheit sterben! — Bis Streitberg sind von Erlangen 4 Meilen, o Freund, was ist das ein ganz andrer Weg, als von Berlin nach Potsdam, wo man gähnt und einschläft und nur Sand und kleine Fichten und preußische Wappen sieht! — Vor Streitberg kömmt man noch durch Geiseldorf, — dann kamen wir in Streitberg selbst an. Es liegt im Thale zwischen

Felsen, die meist bewachsen sind, 2 Schlösser stehn sich gegenüber, das eine im Dorfe selbst, steht noch fast ganz und ist ein Magazin, das andre auf dem gegenüberstehenden Berg ist größer, aber es besteht nur noch aus Ruinen. Sie kennen meine Vorliebe für das romantische Mittelalter, solche Ruinen sind mir immer äußerst ehrwürdig, für die Phantasie hat das Mittelalter sehr viel anziehendes und der Verstand findet es immer kräftiger und vorzüglicher als unser schaales Jahrhundert. — Ich und Wack. erstiegen nun den Felsen von der beschwerlichsten Seite, aus zu großer Eil' verloren wir den Weg und hatten nun mit manchen Mühseligkeiten zu kämpfen. Auf dem Felsen sind gleichsam mehrere Auswüchse, einzelne Klippen ragen drohend an manchen Stellen hervor, die Burg heißt Reideck. Wir kamen oben an. Sie ist so groß, wie ich noch bis jetzt keine einzige solche Veste gesehen habe, sie hat doppelte Marken gehabt, mehrere Thürme, große Gräben und selbst auf einen hohen Felsen gelegen. Man hatte von oben eine köstliche Aussicht über die ganze Gegend hin, besonders nach Muggendorf zu, wo die bekannten Hölen sind. — Dort sind durch die Wiesen mehrere Canäle gezogen und durch ein Fenster der Burg sah es gerade so aus, wie die gewöhnlichen Landcharten von Holland, es machte das schönste Gemählde und durch ein jedes Fenster sieht man eine neue Landschaft. Wir kletterten viel in den wüsten Steinhaufen umher und traten dann nach Streitberg unsern Rückweg an. — Man hat dort treffliche Forellen und sie schmeckten uns nach der Wanderung sehr gut. — Das Wirthshaus liegt charmant und ich möchte wohl einige Zeit in Streitberg wohnen, man sieht die Burg grade über vor sich, ein kleiner Bach fließt unter den Fenstern vorbei; man hört die Bäume rauschen und Mühlen aus der Ferne klappern. —

Ein gewiſſer Rebmann hat einen Roman geſchrieben Heinrich von Neideck, der äußerſt armſeelig iſt, indeſſen wenn Sie ihn bekommen ſollten, ſo ſehn Sie ihn durch, es kommen manche von dieſen Gegenden darin vor. —

Nachmittag brachen wir wieder auf, Meyer holte uns ab, es war keine Zeit übrig, die Muggendorfer Hölen zu beſehen und wir verſchoben dies auf eine andre Zeit. Man muß im Dorfe einen ziemlich hohen Berg hinabreiten, der auch ziemlich ſteil iſt, — oben aber hat man eine göttliche Ausſicht, man ſieht über alle Berge hinweg, ein Thal bis nach Erlangen hin, auf dem Rathsberg bei Erlangen ſehe ich auch Streitberg ganz deutlich. — Hinter Streitberg ſah ich die erſte Wallfarth, eine Menge Leute gingen langſam und ſingend ihre Straße fort, dann lachten ſie wieder und waren luſtige Männer, Weiber und Mädchen; ſie wallten zu einem wunderthätigen Marienbilde hin, in der Gegend von Culmbach. Eine ſolche Wallfarth muß wirklich nicht ganz unangenehm ſein. — Jetzt kamen wir durch mehrere ſchöne Gegenden, ein Dorf, deſſen Namen ich aber vergeſſen habe, lag beſonders ſchön auf einer Ebene mit grünen Hecken und Bäumen rund um eingefaßt. Ich und mein Pferd, ein großer Rappe, hat viel Courage, wir ſetzten mit großer Freude über Gräben und Hügel hinweg; es war aber auch eine ſchöne Gegend und ſehr ſchönes Wetter. — Bei einem Dorfe kamen wir an einen ſehr ſteilen Berg, wo ein ſchmaler Fußſteig weit näher führte als der Fahrweg, man wollte es aber nicht wagen, dieſen Fußſteig zu reiten, bis ich auf Meyer's Bedenklichkeiten und Wack. Furchtſamkeit gar nicht achtend, im Gallop hinaufſprengte, aus Schaam folgten nun auch die andern Herrn und nachher war es ihnen ſehr lieb. — Wir kamen durch Holfeld, einem kleinen bambergiſchen Städtchen,

das äußerſt ſchön liegt: es iſt etwas abentheuerlich gebaut, dann kamen wir über ein paar Dörfer und durch einen ſehr angenehmen Wald, allenthalben herrſcht hier Frölichkeit und Thätigkeit, das Land iſt fruchtbar, alle Gärten ſind mit ſchönen grünen Hecken eingefaßt, alle Leute ſind geſund und munter. — Soviel man den Charakter eines Volks nehmlich im Vorbeigallopiren bemerken kann, denn es iſt leicht möglich, daß eben ſo viele, oder noch mehrere krank und verdrießlich waren, viele unthätig, — aber an dem Tage trat alles heiter vor meine Seele und die ganze Natur iſt dem Menſchen, wenn er poetiſch geſtimmt iſt, nur ein Spiegel, worin er nichts als ſich ſelbſt wiederfindet. — Wir kamen in Wunſes an, einem kleinen niedlichen Dorfe im Thale, das iſt der Geburtsort des berühmten Taubmanns, eines eben ſo großen Gelehrten als Hofnarren, eines Mannes, der in ſeinem Zeitalter ein ganz außerordentliches Lumen war, — er war der Sohn eines Schuhmachers in dieſem Dorfe, und man zeigt den Fremden noch das Haus, in welchem er geboren iſt. Wir ſtiegen ab, und beſahen es, es iſt eine kleine, unanſehnliche Hütte und ich konnte mir die Jugend Taubmanns und ſein erſtes Leben in dieſem Hauſe recht lebhaft denken. — Wir ſtiegen wieder auf und kamen nun in Zwernitz oder Sans pareil an. Die Gegend umher iſt nicht im mindeſten ſchön, aber von dem dortigen Garten werden Sie wahrſcheinlich ſchon gehört haben, denn er iſt ſehr bekannt. Es war ſchon Abend, wir beſtellten nun ein Abendbrot und gingen nun ſogleich nach dem Garten; Sans pareil iſt 4 Meilen von Erlangen. — Es iſt wirklich eine ſehr merkwürdige Erſcheinung, daß hier in einem Walde eine Menge ſehr groſſer Felsmaſſen ganz iſolirt ſtehn, die von Natur Hütten und Grotten bilden, die Steine ragen kühn und wildverzerrt

aus der Erde hervor und stehn unter Bäumen in einer Gegend, wo man sonst weiter gar nichts von Felsen sieht, ich habe noch wenig gesehn, was einen so abenteuerlichen Eindruck macht. — Nachher habe ich bemerkt, daß die ganze Gegend hier herum einen solchen Charakter hat, bis Streitberg (3 Meilen) findet man solche Felsen, sie werden aber nach und nach immer kleiner, und verschwinden endlich unter den gewöhnlichen Feldsteinen, nach Bayreuth zu ist es gerade eben so, eben so noch die Gegend von Culmbach. — Man fand diese Erscheinung hier bei Zwernitz auf einer Jagd und hat nun aus diesem Walde einen Garten gemacht, der äußerst seenhaft ist. Die großen Felsenpartien im Walde, das große und wilde, das dadurch in der Phantasie hervorgebracht wird, ein gewisser Tunnel ist äußerst schön, — aber dadurch hat der Garten auch sehr viel Einseitiges, es ist kalt drin, man findet nichts als Wald und Felsen, um eine Aussicht zu haben, muß man sehr hoch steigen, — und in jedem Garten ohne Ausnahme geht doch immer die hohe, heilige Empfindung verlohren, die die Natur in uns hervorbringt, in Wörlitz hab' ich das so oft empfunden und hier war es wieder derselbe Fall — das Rauschen eines Waldes, ein Bach, der vom Felsen fließt, eine Klippe, die im Thale aufspringt, — es kann mich in einen Taumel versetzen, der fast an Wahnsinn grenzt; in Sans pareil ist gewiß so wenig Kunst als möglich, aber ich dachte doch beständig daran, daß ich in einem Garten sei, von jedem Gange wußte ich, er führt mich zu einem andern Felsen, fände ich von ohngefähr alle diese Parthien in einem Walde, o dann würden sie mich unendlich mehr entzücken, ich suchte sie dann, aber in einem Garten läuft mir die Natur gewissermaßen immer mit allen ihren Plätzen nach — und ist die Natur dann so auffallend

hiesigen Gesandtschaftpostens. Graf Goltz, der Frankfurter, dem er zugedacht schien, läßt wenigstens lange, sehr lange auf sich warten. Ganz gewiß würde ein Goltz willkommen sein. Geburt, Staatswürden und Gunst, in welcher der Name steht, gereichen hier zu großem Vortheil. Personen aber, die wohl unterrichtet sein könnten, versichern, daß wahrscheinlich Herr von Ancillon als preußischer Gesandte auftreten werde. Seitdem dem französischen Hofe die Flügel gewachsen sind, ist sein alter Stolz erwacht. Vielleicht wäre er jetzt nicht so nachsichtig, wie zu Anfange der Restauration, gegen Herkunft, Namen und Rang der Diplomaten, die bei ihm akkreditirt werden. Ueberdem, weiß ich nicht, wie weit Hrn. von Chateaubriand's individuelle Ansprüche gehen. Unter den gegenwärtigen Umständen, bei dem steigenden Einflusse der rechtgläubigen Geistlichkeit, könnte die Erscheinung eines ehemaligen protestantischen Theologen am Ludwig'schen Hofe etwas auffallendes haben. Wenn ich nicht irre, sind zwei Bände Predigten von Ancillon im Umlauf. Duldsame Denkungsart, Hinneigung sogar zum Katholizism, würde nichts fruchten, vielmehr übel gedeutet und verhöhnt werden, wie zu Loretto fromme Gaben, welche protestantische Fürsten der heiligen Jungfrau reichen. Auch der Name Molière, der hier zu Lande nichts stiftsfähiges hat, dürfte mit einem theologischen gepaart, nicht unbespöttelt bleiben. Schwerlich macht man sich in Berlin Begriff von der Menge kleiner Widerwärtigkeiten, die an den Ufern der Seine bevorstehen.

Ueber die Königl. Ferdinand'sche Verfügung, in allen Kirchen der spanisch-amerikanischen Christenheit ein Tedeum zu singen, ist höchlich gelacht worden. Ein ehemaliger deutscher Kaiser konnte ebenso gut, als König von Jerusalem, die Erlaubniß ertheilen, eine Bierwirthschaft auf Golgatha zu errichten. Die Bewilligung des freien Handels ist nicht

sonderbar, wie hier, gränzt sie so sehr an's Bizarre — dann findet bei mir wirklich kein eigentlicher Genuß der Schönheit statt. — Eine Parthie war, die mich doch ganz bezauberte, die Vulkanshöle, (alle Nahmen sind aus dem Tableaux genommen) es ist ein ordentliches kleines Thal, rundum von Felsenmassen eingeschlossen. — Ein kleines Theater ist im Garten auch im Freien angelegt, auf dem sonst gespielt ist, es ist ganz im Geschmack des Gartens, die Coulissen sind Steine, die mit vielen kleinen Steinen bunt gemacht sind, das Parterre besteht aus einer großen natürlichen Felsenhöle, die fast fürchterlich gewölbt ist, und unter der man gebückt hinaufgehn muß. — Für die Nacht und den Mondschein giebt es vielleicht nichts Schöneres, als diesen Garten, — illuminirt müßte er völlig zum Bezaubern sein. — Als wir heraustraten, schwebte noch so eben der letzte rothe Duft der untergegangenen Sonne um die Wälder, mit vielen verdorbenen Empfindungen ging ich zum Wirthshause zurück. — Das Essen war schlecht, ermüdet schlief ich desto besser.

Sonnabend. Zweiter Tag.

Das Menschchen ist ein veränderlich Ding, das ist schon eine sehr alte Sage. — Noch vor einigen Jahren, wie konnt' ich da den Tag nicht erwarten, wenn eine Reise ausgemacht war, wie konnt' ich mehrere Nächte nicht schlafen, wie horcht' ich, wenn der Wagen herbeirollte, mein Herz klopfte, mir war, als müßte mich die ganze Stadt beneiden, — und jetzt bin ich gegen diese, sonst meine größte Freude so kalt. Ich erwarte ganz gelassen die Stunde der Abreise, ganz trocken überlasse ich mich der Zeit, wie sie mich von einem Orte zum andern bringen will, so sehr entzückt mich keine Gegend mehr, als in meiner Kindheit, die schönsten

Blüthen der Phantaſie ſind bei mir ſchon lange abgefallen. — Am Morgen beſahen wir mit dem Caſtellan von Sans pareil noch einmahl den Garten, es war etwas trübes Wetter, er führte uns auch in die Gebäude herum, die ſehr wenig ſagen wollen. — Es kommt jetzt hier in Erlangen bei Walther eine Beſchreibung mit Kupferſtichen von Sans pareil heraus, vielleicht können Sie ſie in Berlin zu ſehn bekommen. — Wir hatten uns etwas zu lange aufgehalten, und als wir zurückkamen, war unſer Begleiter Meyer ſchon nach Culmbach, ſeiner Vaterſtadt, abgereiſt. Wir ritten nun auch weiter. Die Gegend um Sans pareil iſt ſehr unangenehm, ſie hat ſehr etwas Wüſtes. Allendorf, ein Dorf, liegt ſehr niedlich, wir ritten recht ſteil hinunter, Wackenroder's Pferd hatte ein Eiſen verlohren, und mußte hier neu beſchlagen werden, ein ziemlich breiter, aber nicht tiefer Bach floß durch das ganze Dorf und gab ihm ein ſehr romantiſches Anſehn. — Nachher war die Gegend wieder ziemlich unintereſſant, wir ritten über mehrere Kalkberge, hatten bald Ausſichten, bald gar keine, ſo kamen wir endlich auf die Chauſſee nach Bayreuth. Am letzten Dorfe vor Bayreuth iſt ein Garten, der Phantaſie heißt. Dies Dorf liegt äußerſt ſchön, wie ein Amphitheater eine Anhöhe hinan gebaut, unten eine ſehr große Kluft geriſſen und am jenſeitigen Ufer wieder einzelne Häuſer. — In dieſer großen Kluft eben iſt der Garten angelegt, es war ein prächtiger Anblick. — Hinter dieſem Dorfe ſteht eine alte Linde, die wirklich merkwürdig iſt, ihr Stamm, glaub' ich, hat über 20 Klaffter im Umfange. — Etwas weiter hin geht die Chauſſee ziemlich bergab, Wack. Pferd war müde, und ſtürzte recht ſtark, Wack., der kein recht ſtarker Reiter iſt und dem dies eine ungewohnte Erſcheinung war, fing laut an zu ſchreien, ich mußte noch lauter lachen.

Wir kamen nun in Bayreuth an, die Straße ist mit einer Art von Kalksteinen gepflastert, ich ritt stark und mein Pferd stürzte noch stärker, da vom Fahren mehr Stellen so glatt, wie polirt sind. — Wir kehrten im goldenen Anker ein, es wurde gerade gegessen, ich setzte mich also sogleich zu Tische. — Die Gesellschaft bestand aus lauter Offizieren und Schauspielern, die gerade dort spielten und einem französischen Grafen, der schon lange in Deutschland wohnte und den ich am ersten Tage auch immer für einen Schauspieler ansah. — Die Offiziere waren so armseelige Geschöpfe, als man nur armseelig sein kann, ihre Unterhaltung war ohngefähr die, wie man sie bei den hallischen Studenten, die recht dicke Freunde sind, antrifft wenn sie besoffen sind, — nun werden Sie gewiß die beste Idee davon haben können: schimpfen, schlagen, dummen Witz machen; keinen Funken von Verstand oder Laune, die allergemeinste Lustigkeit des Pöbels, mit einem Phlegma des Geistes und einer Faulheit des Körpers, die ordentlich eckelhaft, — sie waren im höchsten Grade preußisch, denn so rohe Offiziere trifft man gewiß unter keiner andern Armee an. Die Schauspieler waren etwas mehr genießbar. —

Nach Tische ließen wir uns frisiren und zogen uns an, dann besahen wir uns die Stadt. Sie ist etwas größer als Erlangen, fast alle Häuser sind sehr gut gebaut, wenigstens alle aus Steinen, die Stadt hat sehr viele und sehr angenehme Spaziergänge, besonders eine doppelte Allee, die um einen See herumführt. Auch die Gegend um die Stadt ist vorzüglich. — Ich erkundigte mich dann nach den Pferden und der Stallknecht versicherte mich mit der ernsthaftesten und treuherzigsten Miene von der Welt: „die Pferde sollten gewiß mit Vergnügen an Bayreuth denken.“ — Am Abend gingen wir ins Schauspiel,

Hieronimus Knicker von Dittersdorf ward gerade gegeben; die Poesie des Stücks ist so, daß man auf diese Art unendliche (sogenannte) Intriguen aneinanderreihen konnte, und ein Stück so ununterbrochen ein Paar Jahr in eins fortspielen könnte. Die meisten Schauspieler spielten elend. — Am Abend war ich wieder in der fatalen Gesellschaft der Offiziere, von denen einige bald mit mir bekannter wurden, denn es ist mein Grundsatz, keine Gesellschaft ohne Ausnahme zu vermeiden oder zu fliehen, wenn ich gerade nichts bessers zu thun habe, oder nicht in einer besonders ernsthaften oder poetischen Stimmung bin, wenn man Menschen will kennen lernen, muß man sie auch sehn und hören, vom elendesten läßt sich immer noch etwas lernen, und sie ertragen zu können, gehört ja mit zu der coelsten und einzig wahren Toleranz. — Wackenroder hatte viel dagegen einzuwenden.

Sonntag. Dritter Tag.

Am Morgen ging Wackenroder zum Regierungsrath Spieß; es ist nicht der fruchtbare Schriftsteller, sondern dieser ist Theaterdichter in Prag. Er hatte Briefe von Berlin aus an ihn mitgehabt und sie ihm von Erlangen geschickt. Wir waren beide auf den Abend eingeladen. — Nun gingen wir zusammen zu einem andern Regierungsrath, dessen Namen ich nie habe behalten können, wir waren schon gestern dagewesen um einen Brief vom hiesigen Professor Meymel abzugeben, er war nicht zu Hause gewesen und wir hatten bloß seine Töchter besuchen können: — heut war er da, er ließ sich gerade frisiren und sprach mit einem Kammersecretair. Er hatte unsern Brief schon gelesen und wir setzten uns auf's Sopha. — Er sprach kein Wort mit uns, sondern redete fast eine Viertelstunde

unterbrochen mit seinem Kammersecretair fort. — Endlich fing er uns mit einemmahle an: Was Teufel, wie kommen Sie hieher nach Erlangen? — (Er wußte nehmlich, daß wir Berliner waren.) — Wir entschuldigten uns so gut als möglich, da es ihm nicht recht zu sein schien, daß wir dort studierten. — Er fing wieder an, die unterbrochene Materie mit seinem Kammersecretair fortzusetzen. Er war mit Frisiren fertig und stand auf und ging an einen Schrank. Er holte eine Flasche heraus und schenkte ein Glas Liqueur ein, in der andern Hand hielt er einen guten Nürnberger Pfefferkuchen, er reichte ihm beides. Ich entschuldigte mich, daß mir der Liqueur zu stark sein würde. — A was, sagte er, ein Student muß alles fressen und saufen können! — Ich trank und aß also munter und fing nun an eben so mit ihm zu reden, wie er mit mir, so genirten wir uns beide nicht. Nun wurden wir recht gut miteinander bekannt und wir sprachen sehr viel vernünftiges und dummes Zeug miteinander, denn er schien von beiden ein gleich großer Liebhaber. Der Mann war äußerst gutmüthig, er war schon sehr alt und vom Podagra und einer Menge Krankheiten geplagt, er saß auch zu viel und mochte in seiner Jugend wohl sehr lustig gewesen sein; er klagte über seine Schmerzen und machte in demselben Augenblick wieder einen Spaß. Er fragte uns ob wir nicht die Eremitage sehen wollten, (einen großen Garten bei Bayreuth) wir sagten ihm, wir hätten den Nachmittag dazu bestimmt, er und der Kammersecretair boten sich zu unsern Begleitern an, wir sollten sie nur Nachmittags abholen. Recht vergnügt gingen wir von einander. — Wir hatten auch Briefe an den Hofkammerrath Turnesi abzugeben, er wohnt auf dem brandenburger, oder S. Georgen am See, eine Vorstadt, die etwas über ½ Stunde von Bayreuth liegt, er

iſt der Oberſte über den Bergbau im Bayreuthſchen und zugleich Directeur des Gaſt- und Irrenhauſes, das auch ſich auf dem Brandenburger befindet. Er war nicht zu Hauſe und wir gaben unſre Briefe ab und traten den Rückweg an. Von Bayreuth führt nach dem Brandenburger eine ſchöne Allee, gleich vor dem Bayreuthſchen Thore iſt ein Basrelief auf einer Säule, auf welcher ſich ein Menſch befindet, der mit dem Pferde ſtürzt, in einer angeſetzten Unterſchrift lieſt man, daß dies ein, ich weiß nicht welches Markgrafen geweſener Kammerzwerg ſei, der hier mit dem Pferde geſtürzt und geſtorben ſei; wir lachten lange über den Ausdruck geweſener Kammerzwerg, gleichſam als wenn es nur auf den Zwerg angekommen wäre, auch Heiducke, oder Läufer, oder Flügelmann zu ſein. — Nun gingen wir noch zu einem jungen Profeſſor Boje, an den wir auch von Mehmel einen Brief hatten. Er führte uns noch in der Stadt herum, zeigte uns die öffentlichen Spaziergänge, auch in ein paar Kirchen gingen wir hinein, hinter dem Schloß iſt ein groſſer und unangenehmer Garten. — Ich habe mich ſchon oft über den ſeltſamen Patriotismus der Leute gewundert, daß ſie ſich alle Mühe geben, einem den Ort, wo ſie wohnen, recht reizend zu machen, gefliſſentlich ſuchen ſie alles unangenehme zu verbergen, und zeigen einem Alles, von dem ſie nur irgend glauben, daß es Vergnügen gewähren könne, ſelbſt Studenten machen es ſo, die doch nun nicht einmal an dem Ort, den ſie bewohnen einheimiſch ſind: jeder Tadel der Stadt, glauben dieſe Leute, fällt auf ſie zurück, — und doch haben ſie ſie nicht gebaut. Allen Fremden, die ich je in Berlin herumgeführt habe, habe ich mir Mühe gegeben, Berlin recht abſcheulich zu machen, — was geht mir der Ort an, wo ich geboren bin? — Bayreuth hat ein wirklich großes

und prächtiges Opernhaus. — Das Wetter war nicht so recht, in Bayreuth iſt es auch ſchon merklich kälter, als in Erlangen, wegen der nahen Berge. Recht hungrig ging ich zu Tiſche, mußte aber, weil es gerade erſter Pfingſttag war, noch ziemlich lange warten. — Die Geſellſchaft war wie gewöhnlich, die Offiziere hier ſind ſelbſt ſo dumm, daß ſie nicht einmahl vom Kriege und von den Franzoſen dumm ſprechen können, was doch jetzt gewiß die meiſten Offiziere und Fähndrichs in der Welt thun. —

Nach Tiſche gingen wir zu dem alten Regierungsrath und eine hübſche Chaiſe erwartete uns ſchon, er und der Kammerſecretair ſetzten ſich ein und ſo fuhren wir ſehr ſchnell nach der Eremitage, die anderthalb Stunden von der Stadt entfernt iſt. Als wir da waren, regnete es und wir gingen in's Wirthshaus und tranken Caffee. Noch in keinem einzigen Wirthshauſe habe ich ſo vortrefflichen Caffee getrunken, ja bei Reichards ausgenommen, nirgend in der ganzen weiten Welt als hier. Dieſe Wirthin hatte das große Arkanum aufgefunden, die feine Delikateſſe, mit der der Caffee behandelt werden muß. Als es ausgeregnet hatte, gingen wir mit dem Kammerſecretair in den Garten, der alte Mann mußte ſeiner ſchwachen Beine wegen zurückbleiben. — Die Eremitage iſt auf einigen ſanften Hügeln angelegt, und das macht, beſonders in den Thälern einige ſehr ſchöne Parthien, auch einige Ausſichten ſind recht artig, einige ſehr große Alleen aber ſind beſonders ſchön. Das Gewächshaus iſt ſehr groß und hat ſehr viel fremde Pflanzen. Die Waſſerwerke ſind wirklich prächtig, ſie gingen nur gerade nicht; an einigen Stellen ſpringt das Waſſer in unendlich vielen Bogen, die ein ordentliches Gewölbe bilden, unter welchem man in der Hitze ſehr angenehm ſpatzieren gehen kann. — Eine Rotunda iſt ganz und gar

von Bayreuthischem Marmor erbaut, der weit feiner als der schlesische ist und auch eine weit schönere Politur annimmt. Die Eremitage gefiel mir, ohngeachtet der vielen Künsteleien mehr als Sans pareil, sollte ich an einem Orte leben, so würde ich jenen wählen, Wackenroder war der entgegengesetzten Meinung. — Als wir ins Wirthshaus zurückkamen, erwartete uns schon ein vortrefflicher Burgunder, den besonders ich sehr zu schätzen wußte. Der gastfreie Regierungsrath lud uns dann zum Souper in seinem Hause ein und bedauerte es sehr, als er hörte, daß wir schon bei Spieß engagirt wären. Wir fuhren sehr schnell zur Stadt zurück und gingen dann zu Spieß. Wir hatten eine große, brillante Gesellschaft befürchtet, aber wir hatten uns geirrt, die Leute in Bayreuth wissen besser zu genießen, es war ein kleiner Familienzirkel, seine Frau, seine Töchter, sein Sohn, ein Offizier und ein Fräulein, er selbst saß und spielte ihnen auf dem Clavier etwas vor. — Ich hatte ihn schon vor 1½ Jahr in Berlin bei Reichardt kennen lernen und wir erneuerten jetzt unsre Bekanntschaft, er war sehr höflich, doch ohne sich und uns zu geniren, er spielte weiter und dann wurde getanzt. — Sein Sohn machte sich indeß mit mir bekannt, er war einfältig aber sehr gutmüthig und er wurde sehr zutraulich. Ich habe überhaupt gefunden, daß viele junge und alte Leute sich leicht an mich attachiren, weil es jetzt immer mein einziges Studium ist, so natürlich als möglich zu sein, nicht grob aber auch nicht blöde, keine Art von Prätension, keinen Charakter anzunehmen, das Gespräch auf nichts hinzureißen, worüber ich etwas sagen könnte, und keiner Materie auszuweichen, ich will bloßer Mensch sein. — Wackenroder hat sehr etwas Verschlossenes, keiner wagt sich an ihn so leicht und bei aller seiner Bescheidenheit hat er ein

ſehr imponirendes Anſehn, ſehr etwas **altes**, weil er von je an wenig mit jungen Leuten umgegangen iſt. Schlimm iſt es, daß ſeine Solidität nicht aus Erfahrungen entſtanden iſt, er iſt kalt und geſetzt, ohne daß dieſer Charakter aus einer inneren Nothwendigkeit entſtanden wäre, er iſt die Ideen nicht durchgegangen, die nothwendig ſind um einen reellen ſoliden Charakter hervorzubringen, der unerſchütterlich iſt, — man zeige ihm das, was er jetzt verachtet, von einer reizenden, von einer poetiſch ſchönen Seite, und er wird ſchwächer ſein, als die, die er itzt verachtet. Er hat von je an allen Umgang vermieden, der ihn hätte belehren können, er hat daher wirklich ſehr wenig Menſchenkenntniß, er haßt und verachtet, ohne ſich in die Seele deſſen, den ſeine Verachtung trifft, hineindenken zu können, Sie werden wiſſen, wie ſchädlich eine ſolche Erhebung über die Menſchheit iſt, wie ſehr ſie zur ſchrecklichſten Intoleranz führt, zum Menſchenhaß. — Sagen Sie ihm aber nichts, von dieſer meiner Offenherzigkeit, ich habe ſelbſt mit ihm oft davon geſprochen, er ſcheint mich aber immer nicht recht zu verſtehen, am wenigſten meine Behauptung: das höchſte Streben muſſe dahin gehn, bloßer Menſch zu ſein, ſich ſelbſt keine Rolle vorzuſpielen; dieſe Idee verwahrt wenigſtens vor der fürchterlichen Einſeitigkeit, mit der ſo viele Menſchen andre Menſchen unbarmherzig beurtheilen: ſo verſteh' ich jetzt den Ausdruck der Stoiker: der Natur gemäß leben und die Lehre Chriſti: ſeid frölich mit den Frölichen und traurig mit den Traurigen; — Seid human, ein Wort, was ſehr ſchön, alles das in ſich faßt. — Doch, o verzeihen Sie, — aber Sie werden mich gewiß verſtanden haben. — Der Offizier begleitete das Fräulein zu Hauſe und wir ſetzten uns zu Tiſche. Schon während dem Eſſen kamen eine Menge junger ſehr hübſcher Mädchen, die neu-

gierig waren, uns zu sehn, sie setzten sich um uns her, ohne mitzuessen. — Nach Tische wurde wieder gespielt und gesungen und Spieß und seine Frau verließen uns, um uns nicht im mindesten zu geniren. Erst wurde getanzt, gesprochen, gelacht, — noch ein junger Mann (Commissair, Secretair, Kriegsrath, weiß der liebe Gott was er war, genug, er war sehr dumm) hatte sich noch zu uns gesellt. Das Pfeifchenspiel ward vorgeschlagen. Ich und Wackenroder waren neugierig das Spiel kennen zu lernen. Wenn Sie es nicht kennen, so will ich es Ihnen doch beschreiben, denn es ist wirklich sehr witzig und Sie können vielleicht eine Gesellschaft dadurch amüsiren. Man brachte eine kleine Pfeife, an die ein seidenes Band gebunden war. Eine Dame verband mir die Augen, indeß das Pfeifchen herumgegeben ward, und nun ausgemacht, es sollte jemand pfeifen, entdeckte ich, wer es gewesen wäre, so käme er dann an meine Stelle. Man nahm mir die Binde von den Augen, die Damen hatten einen sehr engen Kreis um mich geschlossen. Plötzlich höre ich hinter mir pfeifen, ich kehre mich um, kann aber nicht entdecken, wer es gewesen ist, indem ich mich noch umsehen will, pfeift man wieder hinter mir, man lacht, ich kehre mich um, lasse mir von dem einen Mädchen ihre Hände weisen, finde aber nichts. Wieder hinter mir gepfiffen! und so ging es mehrmals fort, so daß ich die Schnelligkeit gar nicht begreifen kann, mit der die Pfeife von einem Ende des Kreises bis zum andern läuft. — Endlich entdeck' ich die Pfeife, — und zwar auf meinem Rücken an einem meiner Rockknöpfe gebunden, so daß immer sogleich ein andrer, indem ich mich umkehrte, pfeifen konnte. Alle lachten und man erzählte mir, daß man Leute, die etwas dumm wären, wohl über eine Stunde damit hinhalten könnte, ehe sie den Spaß

von gleicher Beſchaffenheit. Das engliſche Kabinet hat dieſe Maßregel ausgewirkt, den Ungeſtüm des Haufens zu beſänftigen oder zu neutraliſiren, der, um der Handelsfreiheit willen, Anerkennung der ſüdamerikaniſchen Unabhängigkeit verlangt. Mir leuchtet ein, daß es den auf Mexiko angelegten Plänen der heiligen Allianz Zeit verſchaffen will, ſich zu entwickeln. Ich finde die Rolle, welche das engliſche Kabinet ſeit einigen Jahren ſpielt, äußerſt kleinlich. Es wagt nicht, offenbar ſich für eine oder die andere Parthei zu erklären. Beweiſet das nicht geheime Schwäche, inneren Verfall? Mit Amerika's, des nördlichen, Freiſtaaten iſt etwas angeſponnen worden, als Nothbehelf, wenn andere Stricke reißen. John Bull kann ſich nicht vorſtellen, daß ſeine Regierung ein höheres Intereſſe hege, als das des engliſchen Handels. Er gleicht hierin den deutſchen Handwerksgilden, die, vor Zeiten wenigſtens, ſich einbildeten, daß alldieweil das Handwerk einen goldenen Boden habe, jeder regierende Fürſt, bei ſich zu Hauſe, ein Handwerk treibe. Einen machten ſie zum Sattler, den andern zum Bürſtenbinder. Würde John Bull inne, daß man ihn zum Beſten hat, könnte er leicht rappelköpfiſch werden. Ich ſehe gern, daß jeder allzu ausſchließlichen Behauptung Widerſpruch begegne. Den Oekonomiſten nach, iſt der Menſch nur in die Welt geſetzt, um immer und ewig Waaren auszutauſchen, ohne Unterlaß Eiſen zu ſchmieden und Strümpfe zu ſtricken. Endlich werden der Strümpfe zu viel. Daß ich ein Dutzend um die Hälfte des Preiſes bekomme, den ich ſonſt bezahlte, iſt bequem, und ich kann ihrer jetzt zwei Dutzend haben. Aber was iſt mir an 100,000 paar Strümpfen gelegen, mögen ſie noch ſo wohlfeil ſein? Den Nomadenvölkern des Mittelaſiens und meinen arabiſchen Beduinen iſt unſere «Oeconomie politique» keinen Stüber werth. Des Ueberfluſſes entbehrend, träumen ſie,

merken. Der obenerwähnte Herr trat sehr treuherzig hinzu und versicherte äußerst naiv: mit ihm hätt' es über zwei Stunden gedauert, ehe er es inne geworden wäre. — Ein Offizier war auch noch hinzugekommen und nun ward ein Spiel mit einem Plumpsack gespielt, wobei man immer laufen mußte und wobei ich vom Offizier einigemahl tüchtige Schläge bekam. — Wir waren nun alle untereinander sehr vertraut, als hätten wir uns schon einige Jahre gekannt, mir war ganz so zu Muthe, wie sonst in Berlin im Reichardtschen Hause. Sehr spät kam der H. Spieß im Schlafrock wieder zurück, es ward noch einmahl gespielt und getanzt und dann nahmen wir unsern Abschied. — Es war ein prächtiger sehr empfindsamer Mondschein, ich begleitete noch einige von den Damen nach Hause, dann gingen wir ins Wirthshaus zurück, wo wir alles erst aufwecken mußten um einschlafen zu können, denn es war schon sehr spät. —

Montag. Vierter Tag.

Ich weiß nicht, ob meine Schwester Ihnen einen Brief von mir gezeigt hat, worin ich ihr ganz kurz meine Reise von Berlin hieher erzählte, ich hatte es ihr im Briefe wenigstens aufgetragen. — Schon am vorigen Tage hatte uns Turnesi am heutigen Vormittage zu sich einladen lassen, wir gingen nun hin und lachten von neuem, als wir an das Denkmahl des gewesenen Kammerzwerges kamen. Wir kamen noch zu früh an, Turnesi war noch nicht angezogen, und er wollte uns nicht so empfangen. — Indeß besahen wir mit dem Factor die schöne Sammlung von Marmorsachen, welche alle die Bewohner des Zuchthauses poliren müssen. Dann gingen wir auch in das Irrenhaus. Wackenroder äußerte gar keine Lust, auch ich

fürchtete mich, denn ich weiß, was ein ſolcher Anblick auf ſchwache Nerven wirken kann, ich erinnerte mich auch, was ähnliche Schauſpiele ſchon ſonſt bei mir gewirkt hatten: aber es iſt mein Grundſatz, keiner meiner Schwächen nachzugeben, bloß der Vernunft zu gehorchen und man muß wirklich die Menſchheit bis dahin verfolgen, wo ſie unkenntlich wird, in keinem Gewande muß man den Bruder verſchmähen: freilich iſt ein armer Verrückter kein Kunſtwerk, wo ich einen angenehmen Genuß meines Kunſtgefühls hoffen kann, — aber kein Menſch muß eine ſolche Einſeitigkeit an ſich toleriren, ſonſt kömmt man am Ende dahin, daß man keinem Elenden helfen kann, weil man vom Anblick ſeines Elends vor lauter Empfindſamkeit in Ohnmacht fallen würde: Man geht ihm daher meilenweit aus dem Wege und klagt und ſeufzt dafür. Dieſe Schwäche gehört gewiß zur fatalſten Corruption unſers Zeitalters, man mag ſagen, was man will, die Vernunft kann alles über den Menſchen, und unſre Vernunft weiß uns keine andre Beſtimmung zu geben — als das Glück andrer und dann das unſre zu befördern. — (N. B. Haben Sie ſchon die Anna St. Ives geleſen? — Moritz hat es überſetzt, o das iſt ein vortreffliches Buch, ich bitte Sie recht ſehr, verſchaffen Sie es doch meiner Schweſter, denn ſie wird itzt recht großen Mangel an Büchern leiden.) Meine Furcht war aber auch ganz unnütz geweſen, die Leute waren ganz leidlich, kein Raſender, Toller oder Wahnſinniger ſelbſt war da, ſie waren alle bloß verrückt, und zwar ſo wenig, daß man weit beſſere in den glänzendſten Cirkeln findet, denn von allen dieſen Leuten iſt es doch noch keinem einzigen eingefallen zu behaupten, das große angränzende Haus wäre auch das Ihrige, weil ſie gerade im Irrenhauſe wohnten, oder daß man eine Republik dadurch garantiren könne,

indem man sie zum Theil einer unumschränkten Monarchie mache. — Wir gingen zurück und Turnesi empfing uns. Es ist ein sehr feiner und gebildeter Mann, er behandelte uns mit der größten Artigkeit. Er hat viel Aehnlichkeit mit Reinhold in Jena. Er hörte, daß wir benachbarte Bergwerke besuchen wollten und er versprach uns Briefe an Bergmeister mitzugeben. Mit Wackenroder sprach er auch viel von Mineralien und dem Bergbau und ich that auch immer, als verständ' ich alles. — (Ich habe aber auf dieser Reise vieles von diesen Geschichten gelernt.) Das wichtigste aber war, daß er uns ganz vortrefflichen Malaga vorsetzte, der so obligt und dabei so stark war, wie ich ihn noch nie getrunken habe. Wir blieben bis gegen Mittag bei ihm und es war Zeit, daß wir gingen, ich hatte viel getrunken und der Wein war mir so sehr in den Kopf gestiegen, daß ich im Begriff stand, lauter dummes Zeug zu sprechen und in dem Zimmer wie ein toller Mensch herumzuspringen. — Als wir aus dem Hause waren, ließ ich meinem Gelüste völlige Freiheit, ich prügelte Wackenroder, ich sprang herum und lachte am Thor lauter als je über den gewesenen Kammerzwerg. — Bei Tische in der amüsanten Gesellschaft trank ich noch Franzwein darauf, um mich recht lustig zu machen.

Wir hatten es mit Voje und dem jungen Spieß ausgemacht, Nachmittags nach der Phantasie zu reiten. Wir sprengten also durch die Stadt hindurch und mein Pferd stürzte mehrmals. Aber wenn ich etwas viel Wein getrunken habe, habe ich immer doppelte Courage, und besonders an diesem Tage, ich hätte die steilsten Berge hinuntergaloppirt! — Vor dem Thore ritt ich gar nicht anders, als den stärksten Carriere. Wackenroder war einigemahl in großer Angst, — so kamen wir in einigen Minuten

in Phantaſie an. — Wir beſahen ſogleich den Garten, der einige ſehr angenehme Parthien hat; wenn man unten in der Kluft iſt, macht beſonders das amphitheatraliſch gebaute Dorf einen äußerſt angenehmen Proſpekt. Dann tranken wir Caffee und ſahen im Wirthshauſe tanzen. Dann ward nach der Stadt zurückgeritten. — Wir nahmen bei Spieß und dem alten Rath Abſchied (denn auf morgen war unſre Abreiſe feſtgeſetzt,) und gingen dann in die Komödie, wo Clara von Hoheneichen geſpielt ward. Aeußerſt armſeelig. (Wir haben ſeit 4 Wochen dieſelbe Truppe in Erlangen.) Die Damen weinten über die arme Clara und den kläglichen, unmännlichen Adelungen nicht wenig, ich lachte faſt noch mehr, beſonders da ich bei einigen Stellen erſt recht hineingekommen war. — Den Bruno ſpielte einer der ſehr ſchnallierte, Sie werden wiſſen, daß Adelung verſtellterweiſe frei gelaſſen wird und von Bruno wieder in's Gefängniß zurückgebracht. — Als der Landgraf dieſe Nachricht erhält, frägt er: Und was ſagte Adelungen? Bruno antwortet: — Nichts, aber er knirſchte mit den Zähnen, vorzüglich da er hörte, u. ſ. w. — Der Bayreuther Bruno aber antwortete: „Nichts, ſondern er knirſchte ſo vorzüglich mit den Zähnen," — und nun verwickelte er ſich in einen langen ſelbſtgemachten Nachſatz, ich mußte immer wieder von neuem lachen, ſo oft ich an dieſe Idee dachte, daß der Adelung ein ſo beſonders großer Virtuoſe im Zähneknirſchen ſei. — Den Ullo ſpielte einer ganz im Bayriſchen Dialect und ich mußte lachen, ſo oft er nur auftrat, — beſonders in der Scene, in welcher ſie den unterirdiſchen Gang entdecken, wo er mit dem Mauerwerk auf dem Theater umfiel und laut ſchrie: Was Deuwel! — Nach der Komödie war ich wieder in meiner amüſanten Tiſchgeſellſchaft, heute

machte sich zu guter Letzt noch der französische Graf an mich. Wir kamen bald auf die Revolution und den Krieg zu sprechen, — er war sehr witzig; bei seiner Schilderung der Fürsten (er kannte einige persönlich) mußte man ununterbrochen lachen. Wir wurden immer vertrauter miteinander, seine Grundsätze neigten sich nach und nach immer mehr zur Freiheit und Gleichheit und am Ende fand ich, daß er selbst ziemlich jakobinische Ideen habe. — Er mußte sehr lange keinen erträglichen Menschen zum Sprechen gefunden haben, denn seine Beredtsamkeit war unaufhaltsam, Wackenroder war aber sehr müde und so gingen wir endlich auf unser Zimmer. Ich blieb noch auf um einzupacken. — Gewiß sind aber mehr Freiheitsmenschen oder Jakobiner in Deutschland als man glaubt, sie maskiren sich nur sehr, denn diesen hatte ich vorher für stupide gehalten und ich fand einen feinen und sehr gescheuten Mann an ihm, und bedauerte es, daß ich mich nicht schon vorher der übrigen Gesellschaft wegen an ihm schadlos gehalten hatte. — (A propos, haben Sie denn das erbärmliche Zeug gelesen, was Eberhard neulich für Bürger und Bürgerinnen geschrieben hat? —)

Dienstag. Fünfter Tag.

O was müssen Sie in Berlin unglücklich sein, d. h. wie sehr würde ich dort unglücklich sein! Nichts als Land, unfruchtbare Ebenen, wo einen der Sonnenschein im Thiergarten schon in Entzücken setzen muß, man mag wollen oder nicht, denn das ist das schönste, was man sehen kann. Doch, ich will Ihnen Ihr Berlin nicht noch mehr ver-

(Fehlen S. 29 – 36.)

Ich ging nun wieder ſpazieren und zwar nach der entgegengeſetzt liegenden kleinen Vorſtadt, wo man Hörner blieſs. Es war wirklich göttlich! — O wie ſimpel, wie vor uns liegend ſind die herrlichſten Genüſſe und wir ſuchen ſie auf groſsen mühevollen Umwegen — und können endlich der Mühſeligkeit wegen den Genuſs gar nicht empfinden. — Wie kann mich der Klang eines Waldhornes durch die ſtille, monderhellte Nacht bezaubern! Dann iſt es mir, als könnte ich die Geiſter ſehen, die der wunderbare Ton aus den Wolken zieht und die über der Ferne ſchweben; die Vergangenheit und Zukunft ſteht oft vor mir, ich werde aus mir ſelbſt hinausgezaubert! und wie kalt, wie Eichen unempfindlich bin ich in unſern gekünſtelten Concerts! — Ich ſetzte mich auf einen einſamen Stein und hörte mit der gröſsten Andacht zu, bis die Muſik in der nächtlichen Stille abſtarb; dann ging ich wieder zu meiner Marmorbrücke. — Manche von den Betrunkenen, die mir entgegenkamen, müſſen mich im wunderbaren Mondſchein für ein Geſpenſt oder ſo etwas anſehn, denn ſie ſtanden oft ſehr bedenklich ſtill, ich ging mit bloſsem Kopf, in meinem kurzen, fremdartigen Ueberrock, mit ineinandergeſchlagenen Armen ſehr langſam und meine Spoten warfen zuweilen einen ſehr ſonderbaren Schein, — man ſah mir dann immer ſehr lange nach und ich gab mir auch bei einigen gar keine Mühe, ſie aus ihrem Irrthum zu ziehen. — So ging ich ſehr lange hin und her, beſuchte dann das Wirthshaus und wieder die Brücke, — bis es nach ein Uhr war, dann legte ich mich ſchlafen. — Kaum aber war ich eingeſchlafen, ſo fing erſt die Muſik unter mir recht eigentlich an, man hatte nun erſt groſse Pauken und Becken geholt, und ſo oft dieſe ſich hören lieſsen, zitterte das ganze Haus. So konnte ich in

der ganzen Nacht kaum einige Minuten ſchlafen, es war ein ſchrecklicher Lärmen, der mir aber gar nicht unangenehm war: mitunter wollte man ſich wieder prügeln, man zankte ſich wenigſtens ſehr und ſchlug laut auf den Tiſch; die arme Bürgerwehr mag dabei ihre Noth gehabt haben. — Gegen Morgen, als wir aufſtanden, war es etwas ruhiger geworden.

Mittwoch. Sechſter Tag.

So eben ſehe ich meinen Brief noch einmahl durch und erſchrecke ſelbſt über die Menge von Nichts, das ich Ihnen mit der möglichſt größten Weitſchweifigkeit erzähle, ich bin ſo von ungefähr hineingekommen, ohne ſelbſt zu wiſſen wie. Verzeihen Sie alſo und erinnern Sie ſich daran, daß Sie einmahl von mir forderten, Ihnen auch ſelbſt Kleinigkeiten zu ſchreiben, damit Sie nur recht lange Briefe von mir erhielten. Wenn Sie übrigens die Specialkarte von Bayreuth nehmen, und mir dann immer genau folgen, ſo kann Ihnen unſre Reiſe doch vielleicht einiges Vergnügen machen. — Der Bergmeiſter kam ziemlich früh, und wir ritten durch dieſelbe Vorſtadt hindurch, wo ich geſtern die ſchönen Hörner gehört hatte. Jetzt war alles ſtill und ruhig, das Wetter war ſehr trübe und es regnete ſogar etwas, wie verſchieden erſchienen mir nun die Häuſer vom geſtrigen Abend. — Durch meine Märſche war ich mit Naila und ſeinen Straßen, faſt allen Häuſern ganz außerordenlich bekannt geworden. — Wir kamen in eine ziemlich unintereſſante Gegend; das Wetter ward immer unangenehmer, ein kalter, ſchneidender kleiner Regen trieb uns entgegen, ein feuchter Nebel ſtieg aus den Bergen und Wäldern auf. — Die Wege waren ſehr häßlich, enge, unbequeme Steinſtraßen, wo

es oft mit einem Wagen zu fahren, gar nicht möglich gewesen wäre. — Wir ritten über Klingensporn und dann über Ilsigen, hinter dem letztern Ort fror ich, wie man nur im Winter frieren kann. Das Wetter ward immer schrecklicher, die Wolken hingen so dicht über die Erde, daß wir oft mitten hindurch ritten und kaum einige Schritte um uns sehen konnten. — Ich habe an diesem Tage bemerkt, daß die Wolken, die sich von den Bergen und aus den Wäldern aufheben, zuweilen die Gestalt des Waldes oder Berges bekommen, beim stillen Wetter könnten sie dann als Wolken diese Form behalten und so könnte ich es mir dann erklären, wie ich oft in der Gegend von Bergen Wolken gesehn habe, gerade in der Gestalt wie die naheliegenden Berge. — Wir konnten nur langsam reiten und ich fror um so mehr, eine Chaise, die ich bei diesem Wetter einen Berg hinauffahren sah, machte auf mich einen sehr abentheuerlichen Eindruck. — Wir kamen dicht an die sächsische Gränze, man konnte sogar in Sachsen hineinsehen (die Saale trennt hier Sachsen und Bayreuth), endlich ritten wir durch Kumblos, und hinter diesem Dorfe liegt das Bergwerk, Gottesgab, das wir besehn wollten. — Wir stiegen in der Hütte des Steigers ab, und wärmten uns an dem Ofen einige Zeit, denn ich war so steif gefroren, daß ich meine Hände und Füße gar nicht brauchen konnte. Indeß waren Bergmannskleider herbeigeschafft und wir zogen uns an. Wackenroder und ich sahen gar possierlich aus mit dem Schurzfelle, der Bergmannsjacke und dem Schachthute. Der Steiger nahm Lichter und ein brennendes Stück Kien und so gings zum Bergwerk hin. Uns ward jedem ein Licht gegeben, das wir auf den Hut steckten, und nun fingen wir an hinunterzusteigen. —

Ich fand mich sehr bald in diesem Klettern. Die Leitern gingen ganz senkrecht, zuweilen gar etwas überhängend und es war höchst sonderbar unter mir das Licht von den Kletternden und über mir das vom hinabsteigenden Bergmeister zu sehn. Zuweilen war die Sprosse der Leiter dicht an dem Berg, so daß man nur so eben mit der Spitze des Fußes darauf treten und sich dann nur mit den Fingerspitzen wieder halten konnte. — Was aber manche Leute, Sie werden gewiß auch schon so etwas gelesen haben, von dem Schauderhaften, von dem Zittern und Zagen beim Einfahren in den Schacht schreiben, davon hab' ich auch nicht das mindeste empfunden. Es war gefährlich, das ist wahr, wenn man die Hand fahren ließ, aber auch wie wir unten waren, war ich ganz kaltblütig. Ich mag das gar nicht einmahl Muth nennen, denn der gehört dazu nicht, ich glaube nur Leute von einer magern kleinen Phantasie können hier schaudern und zittern, die hier mit einemmahle durch die Wirklichkeit ihre fürchterlichsten Vorstellungen noch übertroffen finden; ich aber bin mit meiner Einbildungskraft an weit schrecklichern Orten einheimisch, so daß ich noch nirgend eine Erreichung meiner Vorstellungen gefunden habe, und das machte es wohl, daß ich an den meisten sogenannten gefährlichen und fürchterlichen Orten so kalt bin. Erst einmahl habe ich in meinem Leben geschwindelt, als ich nämlich auf den äußersten Klippen des Roßtrappes herunterkletterte, wo wahrscheinlich vor mir noch wenig Menschen gegangen.

(Fehlt S. 41—44.)

suchte, daß er sich aus hundert Kleinigkeiten etwas Verdächtiges zusammensuchte, sogar ein kleiner Stock, den ich hatte, trug für ihn dazu bei, auch daß Wackenroder

ſchon reiſte, da er erſt auf Oſtern in Erlangen angekommen war, mißfiel ihm, zu ſeinen Zeiten ſei es nicht ſo geweſen: ich gab ihm dagegen zu verſtehen, er möchte auch wohl auf einer ſehr lumpigen Univerſität ſtudirt haben. So ſchieden wir in völligem Bruch, ich, mit dem feſten Entſchluß zurück zu reiſen. — Wir ritten nach dem Poſthauſe, um dort zu eſſen. Der alte Mann wollte uns nicht verlaſſen, er meinte, er müſſe uns erſt wieder über die Gränze bringen, er könnte ſich nicht eher zufrieden geben, er blieb alſo auch da, und aß mit uns. Ich ließ, aus Spaß, ungariſchen Wein bringen, der hier ſehr wohlfeil iſt, er hatte denn doch etwas den Geſchmack davon, ob es gleich freilich nicht ganz richtiger Tokayer wäre. Der alte Mann hatte mit uns ſo geheimnißvoll gegen die Leute gethan, als wenn wir ausgemachte Spitzbuben wären, ſie ſahen uns daher immer ſehr von der Seite an, bis ich ihnen die ganze Geſchichte erzählte.

Das Wetter war noch immer ſehr ſchlecht, man ſchlug uns vor, daß wir ſehr bequem einen Laufpaß bis Carlsbad erhalten könnten, und ſo ungeſtört reiſen, der alte Mann war äußerſt dienſtfertig, ihn uns zu verſchaffen, da er mit uns gegeſſen hatte; aber wir ſahen das Wetter an, überlegten den ziemlich weiten Weg und dann den noch weiteren Rückweg, kurz, wir entſchloſſen uns, noch heut nach Wunſiedel zu reiten, welches nur 2 Stunden von Aſch iſt und wohin wir auch Briefe hatten. Der alte Mann mußte uns alſo aus einem andern Thor über die Gränze bringen und wir mußten ihm für ſeine Mühe noch Geld obendrein geben. — Kaum waren wir wieder auf deutſchem Boden, ſo wurde auch ſogleich das Wetter etwas beſſer, es hörte nach und nach auf zu regnen, mitunter fing die Sonne ſogar etwas zu ſcheinen an. Auf

wo wir eſſen und bei leerem Magen haben ſie ſüßere Träume, als wir. Träume und Müßiggang ſind weſentliche Beſtandtheile des menſchlichen Glücks, das ihnen die Dichtkunſt verdankt und die Schönheiten, welche Ihren Geſchmack im „Calderon" bezaubern. Ich mache der Bekanntſchaft mit dem Original meinen tiefſten Salamalek. Ehemals habe ich ein wenig ſpaniſche Proſa geleſen. In allen Stücken benutzen Sie Ihre Zeit beſſer, als ich gethan, und daher will ich Ihnen keinen Augenblick weiter rauben, ſondern mich Ihrer Huld und Nachſicht empfehlen.

Hochachtungsvoll

der Ihrige

Oelsner.

Graf Schlabrendorf verſpricht handſchriftlich zu danken. Auf die Erfüllung läßt ſich nicht rechnen. Sie müſſen guten Willen für That nehmen.

40.

Varnhagen an Oelsner.

Berlin, den 9. März 1824.

Wo ſoll ich anfangen? wo enden? Drei Ihrer vortrefflichen Briefe, mein hochverehrteſter Freund, vom 5. 16. und 18. Februar, liegen vor mir, inhaltreich, geiſtvoll und gütig, und heiſchen Antwort in der kürzeſten Friſt, die mir zwiſchen der eben erfolgten ſpäten Anzeige und dem nahbevorſtehenden frühen Abgange der Kouriergelegenheit noch übrig bleibt! Da für den Sonnabend keine erfolgt war, ſo hielt ich ſchon den ganzen Monat für überſchlagen, und ſah mich nach an-

der Gränze hatten wir unſre Matrikeln endlich wieder erhalten. Wir kamen durch den Flecken Selb, er iſt ſo abſcheulich gepflaſtert, daß wir faſt mitten im Ort mit den Pferden den Hals gebrochen hätten, ich habe bis itzt noch kein Pflaſter in der ganzen Welt geſehn, welches ſeine Beſtimmung ſo wenig erfüllte; der eine Stein ſtand gerade in die Höhe, dicht daneben ein tiefes Loch, dann wieder die Steine übereinander gepackt, kurz, ein ſolch Pflaſter läßt ſich beſſer fühlen als beſchreiben, wie ſo manches in der Welt; nur weiß ich, daß die Wege hier in der Stadt ſchlechter und gefährlicher waren, als wir ſie noch bis itzt auf der ganzen Reiſe gefunden hatten. — Hinter Silb ward das Wetter und die Gegend viel angenehmer. — Wir kamen endlich durch einen ſehr angenehmen kleinen einſamen Wald, in welchen der Weg über mehrere Hügel führte. Am Ende des Waldes hatten wir eine ſehr angenehme Ausſicht, zugleich aber auch 2 Wege, die ganz gleiche Phyſionomie hatten und von denen wir nicht wußten, welchen wir nehmen ſollten. Zum Glück begegnete uns ein Mann mit einigen Ochſen, wir mußten über Höſtädt reiten, ich ging alſo auf ihn zu, und fragte ihn, indem ich auf den Weg links zeigte: Geht hier der Weg nach Höſtädt? — J Gottbewahre! — Nun, wo iſt denn der Weg? — Ja, der iſt weit anders. — Iſt es etwa der hier rechts? — Ja, der Weg geht auch nach Höſtädt. — Iſt denn noch ein andrer Weg? — Ne! — Solche ſonderbare Menſchen haben wir unterwegs mehrere gefunden. — Wir ritten itzt über eine ſchöne Ebene, ringsum von Bergen und Wäldern eingeſchloſſen, vor uns lag eine alte Burg mit ihren Ruinen ſehr ehrwürdig und romantiſch auf einem Berge. — Wir kamen bald in Thierſtein, einem Dorfe an. Schon in Bayreuth wa-

ren wir von Turneſi auf dieſes Dorf aufmerkſam gemacht, denn hier iſt vielleicht in Deutſchland die einzige Stelle, wo es Gliederbaſalt giebt, die großen Wälder von Baſaltſäulen in Schottland werden Sie wohl kennen; noch mehr vergrößerte unſre Luſt hier abzuſteigen, eine prächtige alte Burg, die auf dem Rücken des Baſaltberges lag. — Wir gingen vom Wirthshauſe ſogleich dahin. — Oben auf dem Berge hat man eine ſchöne Ausſicht über viele Wieſen und in's Dorf hinab, die Baſaltſäulen hier ſind ſehr merkwurdig, manche ſind ziemlich groß, vollkommen ausgebildete Steinkriſtalle. Die alte Veſte iſt ſehr groß und majeſtätiſch. — Wir ritten ſehr bald weiter, das Wetter war nun vollkommen gut und hell, am Abend kamen wir in Wunſiedel an. Die Stadt iſt klein, ein Theil der Häuſer liegt auf einer Anhöhe, ſie hat drinnen ein etwas ſonderbares Ausſehn. — Wir gaben unſern Brief aus Erlangen beim Bürgermeiſter Schmidt ab, ein korpulenter, langweiliger Mann; dann gaben wir Turneſi's Brief beim Bergmeiſter ab, er war nicht zu Hauſe, beſuchte uns aber gleich nachher in unſerm Wirthshauſe, bat uns am folgenden Tage zu ſich zu Tiſche und machte eine kleine Reiſe nach Arzberg und den umliegenden Gegenden richtig.

Freitag. Achter Tag.

Sie werden gewiß ſich der Stelle im Werther erinnern, wo von der Sucht des Menſchen zur Beſchränktheit und von ſeiner Neigung zum Herumſchweifen die Rede iſt, wie wahr iſt dieſe Stelle und alles übrige im Werther! Auch in Göthens Fauſt finden ſich darüber vortreffliche Gedanken, vielleicht haben wenig Menſchen darüber ſo auffallende Erfahrungen an ſich gemacht, als ich. — Wie

reizend iſt die Idee, in einem kleinen ſchönen Thal, der Welt und ihren Armſeligkeiten abgeſtorben, zu leben, mit einem Freund am Herzen, der Ruhe im Buſen, mit jeder Staude, mit jedem Hügel vertraut zu werden, in einer glücklichen Beſchränktheit die Wünſche und Gedanken ſich in einem kleinen Zirkel um einen Mittelpunkt drehen zu laſſen, — und dann wieder, ſich in die Welt, ihre Freuden und Leiden hineinzuſtürzen! Allen möglichen Genuß zu durchlaufen, die Erde und ihre Schätze zu umſchweifen! — — Als ich erwachte, fand ich mein Gemüthe in einer ſehr faulen Stimmung, ich hatte nicht im mindeſten Luſt, die Reiſen mitzumachen, ich ließ alſo Wackenroder fortgehn und ſchlief noch, nach und nach ſtand ich auf und ging ein wenig ſpazieren. — Die Gegend um Wunſiedel iſt gar nicht beſonders ſchön, öde etwas, (nur werden Sie glauben, daß ich meinen Maaßſtab von einer ſchönen Gegend ſehr geändert habe, für Berlin und 10 Meilen in die Runde wäre ſie gewiß ein Paradies) dann aß ich auf den Mittag beim Bergmeiſter.

Am Nachmittag ging ich wieder ſpazieren. Die Gegend iſt um Wunſiedel ſehr kalt, die Bäume blühten hier erſt, manche hatten kaum erſt junges Laub bekommen. Wackenroder war mit dem Bergmeiſter nach Arzberg und den umliegenden Gegenden geritten. — Auch ich ritt ſpazieren, nur eine Viertelmeile weit, nach einem Brunnen bei Wunſiedel, wo für die Brunnengäſte ſehr gute und bequeme Wohnungen gebaut ſind, jetzt aber waren keine Gäſte da. Ich ritt bald wieder zurück und ſpazierte zu Fuß. Auf einem Berg bei Wunſiedel liegt eine Capelle, oder was es geweſen ſein mag, von dort hat man eine ſehr ſchöne, weite Ausſicht; hinter Wunſiedel iſt eine Gegend, die einige Aehnlichkeit mit der Hölle bei Calla

hat, eben so liegen dort große Felsenstücke verwirrt durcheinander einen Berg hinauf, es giebt der Gegend dorthin ein sehr wildes, trauriges Ansehn. — Gegen Abend ging ich zurück, mir war am Tage über die Zeit etwas lang geworden, es gereute mich itzt, daß ich das Arzberger Bergwerk nicht mit besucht hatte. — Wackenroder kam zurück, wir aßen und schliefen.

Sonnabend. Neunter Tag.

Auf einer Reise gehört es mit zu den interessantesten Gegenständen, zu sehen, wie ein Ding, das wir erwarteten, unsrer Erwartung entspricht, oder sie übertrifft, oder tief unter ihr bleibt. Nichts ist so, wie wir es uns vorgestellt haben; worauf wir oft mit zitternder Sehnsucht gehofft haben, bestehn wir kalt und ohne Rührung, der blendende Sonnenschein, das entzückende Wunderbare fehlt, womit unsre Phantasie uns lockte. Eben so ist die Erinnerung einer schönen Gegend meistens ein weit reinerer Genuß, als der Augenblick des Genusses selbst; in dieser Rücksicht ist der Mensch ein unglückliches Wesen, er hofft, er hascht nach Genuß, im Genießen fühlt er sich getäuscht, die Fibern seines Gefühls sind erschlafft, die frischen Farben in der Natur fehlen, er hofft im Genuß auf einen Genuß und erinnert sich seiner Freuden mit einer verschönernden Täuschung, die ihn in eine trübe Wehmuth versetzt. — Der Bürgermeister in Wunsiedel hatte uns einen Bothen empfohlen, der auf dem Fichtelberge sehr gut zurecht zu finden wußte, denn Wunsiedel liegt nahe beim Fichtelberg, und dieses Gebirge zu sehen, war eigentlich die Hauptabsicht unsrer Reise gewesen. — Dieser Bothe holte uns schon sehr früh ab. Es war anfangs nebligt und ziemlich kalt, nur an einzelnen Stellen

brachen die Sonnenſtrahlen durch und malten helle Streifen ſchön und romantiſch in die finſtre Landſchaft. Wir kamen in Leupoldsdorf an. — Hier wollten wir einen Hammer beſehn und trafen einen Mann an, der uns ſogleich ſelbſt mit einer trockenen Höflichkeit herumführte, nachher fuhrte er uns auch auf ſeine Stube und nun erfuhren wir, daß er Commerzienrath und Beſitzer des Hammerwerkes ſei, wir hörten ſeinen Nahmen und erfuhren auch, er ſei ein Vetter von einem andern Commerzienrath in Biſchofsgrün, an den wir von Turneſi einen Brief hatten. Er war ſehr höflich, und war es gleich anfangs, ehe er uns kannte, wie denn überhaupt der Charakter der Leute in der hieſigen Gegend vortrefflich iſt, man geht hier noch recht patriarchaliſch mit einander um. Er traktirte uns mit einem vortrefflichen Schnaps, der uns in der Kälte ſehr gut bekam; als wir wegritten, gab er uns auch ein Fernrohr mit, um uns auf der Spitze des Gebirges recht umſehn zu können. — Wir ritten nun weiter und eine Anhöhe hinan, wenn man dort zurückſieht, hat man eine außerordentlich ſchöne Ausſicht. Das Wetter war nun hell und warm geworden; man ſah über eine große, grüne Fläche hinweg, mit Bergen und Wäldern beſetzt, im Thal unten zwei hellglänzende Seen, an dem einen äußerſt mahleriſch Leupoldsdorf, mit krauſen Büſchen umzäunt, — dabei hatte die Gegend etwas Einſames, düſter Melancholiſches, die ſo nahe liegenden Fichtelberge gaben der Gegend ein ernſthaftes, ſelbſt majeſtätiſches Anſehn. — Der Fichtelberg fing nun mit einem ſchönen Buchenwald an, die Sonne ſchien morgendlich hinein, jedes Blatt funkelte, die Vögel ſangen, die Wieſen dufteten, — dabei die Empfindung der abentheuerlichen Gegend, das Einſame — es war ein göttlicher Morgen! — So wie

wir höher kamen, sahen wir zuweilen durch die Bäume die Schönheiten einer fast unermeßlichen Landschaft, die dann im Augenblick wieder unsern Augen entzogen wurden. — Wir merkten bald, daß unser Bothe nicht ganz so gut Bescheid wußte, als man von ihm gerühmt hatte, denn er versuchte bald diesen, bald jenen Weg, aber keiner war ganz nach seinem Geschmack, wir bekamen zwar dabei sehr interessante Waldpartien zu sehn, allein da wir bedachten, daß man in einem so großen Walde leicht einen ganzen Tag herumreiten kann, ohne herauszufinden, war es uns doch unangenehm. Einigemahl kamen wir auf Wege, die wirklich gefährlich waren, es waren eigentliche Steintreppen, die wir mit den Pferden hinaufstiegen. Bald ritten wir rechts, bald links, bald bergunter, bald wieder bergauf. Endlich geriethen wir gar auf einen Weg, der sumpfig war, die Pferde fielen zuweilen recht tief hinein, es ward noch ärger, der Weg war vordem ein Knüppeldamm gewesen, einzelne Stämme steckten in dem Morast, darauf traten die Pferde zuweilen, und stolperten dann gewaltig wieder in den Sumpf vorwärts hinüber, besonders mein großer Rappe, es war im eigentlichsten Verstande halsbrechend; oft sanken die Pferde bis an die Brust in den Koth. Ich wurde auf den Wegweiser sehr böse, denn in einem Sumpf den Hals zu brechen ist zu einem solchen Spaß gerade der unangenehmste Ort von allen. Endlich konnten die Pferde wieder festen Fuß fassen, wir standen in einem kleinen Thal, von Felsenstücken und dichtem Walde ringsum eingeschlossen, der Weg ging nicht weiter mit. Der Wegweiser, wir und die Pferde sahen sich verdrüßlich um, ich sagte unserm Bothen: Lieber Freund, weißt er allen Leuten so den Weg? — Oh ne! — Wir sind ganz verirrt. — Ja wohl, das ist

das erstemal in meinem Leben. — In dem verfluchten Wege muß man ja den Hals brechen. — Ja freilich. — Was werden wir denn nun anfangen? — Das weiß Gott. — Wir müssen wieder zurück! — Ja wohl. — Und alles das mit der größten philosophischen Kälte; so böse ich war, mußte ich doch über den sonderbaren Menschen lachen. Da wir aber beide nicht Lust hatten, unsern Hals noch einmal beim Rückwege zu wagen, so stiegen wir ab, und gaben dem Bothen die Pferde zu führen, so konnten sie sich besser auf den Beinen erhalten, und stürzten sie ja, so stürzten wir doch nicht mit, ein Egoismus, der ganz natürlich und vernünftig ist. — Wir kamen durch den Weg weiter zurück, wo ich einigemale auf einem Seitenfußsteige bis an die Knie in den Sumpf sank, auf einer kleinen, waldumschlossenen Ebene machten wir wieder Halt und hielten großen Kriegsrath, der Bothe bat uns förmlich um Verzeihung und ging in den Wald um einen Ausweg zu suchen. — Unsre Situation war äußerst abentheuerlich, ich saß auf einem Stein, die Pferde grasten nach ihrer Strapaze, Wackenroder saß neben mir, ein todter, stiller Wald war um uns her, die ganze Natur wie ausgestorben, kein Laut, so weit unser Ohr reichte, — und das alles ziemlich tief in den unbewohnten, menschenleeren Fichtelbergen. Ich schlug ganz leise mit meinem Stock auf einen Stein, und es dröhnte tief das Thal und den Wald hinab und gab ein lautes Echo. Ich hätte viele Stunden mit Vergnügen so dasitzen können, einzelne zerstreute Felsenstücke um mich her, machten das Ganze noch wilder und abentheuerlicher. Der Bothe hatte einen Weg entdeckt, wir stiegen zu Pferde und ritten ihn, so gut wir konnten, denn höchst wahrscheinlich hat da noch kein Mensch geritten, höchst wahrscheinlich ist da noch kein

Pferd geritten worden und zu wünschen ist, daß hier nie in der Folgezeit Niemand unser Beispiel nachahmen möge. — Wir ritten immer bergan, besonders merkwürdig war mir eine ganz steile Treppe von lauter abgebrochenen Klippen, wo wahrscheinlich sich irgend einmal ein Waldstrom in voller Wuth herabgeworfen hatte, — hier ward es den Pferden sehr sauer, und ich machte mich in jedem Augenblick gefaßt, meinen theuern Hals zu brechen, — auch über diese Gefährlichkeit hat uns der Herr geholfen, welches aber auch nicht mehr als seine Schuldigkeit war, da er ja auch die infame Treppe gemacht hatte. — Wir ritten noch lange Zeit und kamen an eine verschüttete Zinngrube, fast auf dem Gipfel eines Berges, an eine kleine, einsame Hütte, in welcher die Leute wohnten, die ehedem in dieser Zinngrube gearbeitet hatten. — Hier ist ein vortreffliches Zinn gewonnen worden, fast so gut, wie das Englische, da aber der Bergbau hier im Bayreuthischen nicht genug befördert wird, so ist sie leider ganz eingegangen. Ich habe es schon oft in sehr alten Büchern gelesen, es ist auch schon eine alte Volkstradition, daß der, der sich darauf verstehe, in den Fichtelbergen viele Arten von Edelsteinen finden könne, — dies soll, wie ich wieder in Bayreuth für ganz gewiß hörte, nichts weniger als ein Mährchen sein, — fast alle Jahre sollen Italiener, die mit Hecheln, Mäusefallen u. s. w. herumgehn, sich in den Fichtelbergen herumtreiben, sich Schachten in die Erde machen, und mit vielen Steinen bepackt zurückgehn. (Spieß hat hierauf einen seiner neusten und abgeschmacktesten Romane gegründet: der Mäusefall- und Hechelkrämer. Kennen Sie das Zeug? — Die Gegenden des Fichtelberges, die er aus der Phantasie beschreibt, sind dort gar nicht zu haben.) In dieser Hütte stiegen wir

ab, weil wir hier einen andern Bothen bekommen sollten, uns in den Bergen selbst herumzuführen, unser jetziger aber sollte die Pferde nach Bischofsgrün bringen. Mich hungerte ganz außerordentlich, ich bat die Leute daher um Brodt und Butter, beides erhielt ich sehr gut. — Wir setzten uns damit in's Gras an einen kleinen Teich, die Pferde graseten um uns her, der Bothe aß mit uns, — dabei hatten wir vor und hinter uns eine weite Aussicht, aber nichts als Berge mit Fichtenwäldern bedeckt, unter denen der Schneeberg und der sogenannte Ochsenkopf wie Riesen standen. Es war außerordentlich einsam und romantisch, die kleine Hütte besonders machte in der großen, wilden Landschaft einen wunderbar melancholischen Effekt. — Als wir eben zu essen aufhören wollten, kamen an der andern Seite eine Menge Leute den Berg hinauf, — in der Einsamkeit hier hatt' ich nichts weniger vermuthet, sie hatten einige Forsten ausgemessen und betrachteten uns, als wenn wir wahre Wunderthiere wären, ohne eben doch dabei unhöflich zu sein, der eine von diesen Leuten war vorzüglich neugierig und fragte uns sehr viel, wir sagten ihm, soviel ihm deutlich sein konnte. — Als ich den Leuten etwas Geld geben wollte für ihre Butter, wollten sie gar nichts annehmen, so arm sie auch waren, ich mußte sie fast dazu zwingen. — Aus der Gesellschaft hatte sich ein Bauer, als ein der Gegend kundiger Mann, zu uns gesellt, diesen nahmen wir mit, um uns herumzuführen, die Pferde blieben in der Gesellschaft unsres ersten Bothen, der ihnen die Wege nach Bischofsgrün wieß. — Die Gesellschaft stritt lange, ob der Schneeberg oder der Ochsenkopf höher wären, einige riethen uns diesen, andre den andren Berg zu ersteigen, ich schloß daraus, daß sie wenigstens gleich hoch sein

müßten, und ſo wählten wir den Ochſenkopf, weil wir auf dem Wege dahin noch andre Merkwürdigkeiten fanden. Der Bauer, mit dem wir nun gingen, war ein ſehr ſonderbarer Kerl, äußerſt phlegmatiſch und dumm, dabei aber ſehr gutmüthig. — Wir kamen an den Fichtelſee, eine ſehr merkwürdige Gegend. — Es iſt eigentlich ein ziemlich großes Thal, ringsum von Bergen eingeſchloſſen. Der Regen und der Schnee können alſo hier nicht ablaufen und haben daher ſeit undenklichen Zeiten hier einen See gebildet. Dieſer See hat nun ſchon ſeit lange einen Sumpf gebildet, der mit kleinen Fichtenbüſchen bewachſen iſt, die nie größer werden können, des Moraſtes wegen, in dem ſie ſtehen: über dieſen Sümpfen ſind Stangen gelegt, ſo daß man ſo meiſtentheils mit einiger Mühe hinübergehen kann, ausgenommen dann, wenn der Schnee geſchmolzen iſt, oder wenn es lange geregnet hat. — Der Bauer hieb mit ſeiner Axt zwei kleine Bäume um, und gab ſie uns, um uns daran feſtzuhalten, mit der Entſchuldigung, er könnte ſie in der Eil nicht ſchöner machen. — So viel ich habe bemerken können, hat das ſüdliche Deutſchland wirklich mehr Gefühl für die Kunſt, als das nördliche, nur daß dies Gefühl auf bizarre, barocke Gegenſtände durch Zufälligkeit gelenkt iſt, aber die Leute wollen hier alles ausſchmücken und ſchön machen, was ſie beſitzen; die Häuſer werden angemahlt, die Körbe zierlich geflochten, ihre Ochſen ſind mit buntem Leder geſchmückt. Auch die hieſigen Gefäße ſind recht geſchmackvoll, die Körbe, die auf dem Rücken getragen werden, haben die Form der Urnen, Milchkannen und Waſſerbehälter ſehn faſt ganz aus wie die hetruſciſchen Gefäße. — Als wir über den See gekommen waren, fingen wir ſogleich an, den Berg zu ſteigen. — Auf einer ziemlich hohen An-

dern Wegen um. Nun kommt sie noch unverhofft, wie so manches andre Gute im Leben, wenn nur noch unvollkommener Gebrauch davon freisteht. Wie soll ich in dieser Eile mich dankbar genug bezeigen für alles Gewogene und Schmeichelhafte, welches Sie, Verehrtester, für mich in Ihren Briefen äußern? Selbst wo ich den Inhalt, wie mehrmals, in demüthiger Selbstkenntniß von mir ablenken muß, habe ich Ihre wohlwollend freundschaftliche Absicht nur um so entschiedener in Anrechnung zu bringen! In diesem Kreise der Güte und Gewogenheit halte ich Ihre Aeußerungen festgebannt, in diesem sind sie versichert vor der schweren Verantwortung, die ihrer außerhalb sogleich harren müßte, und von der ich selbst Sie nicht freisprechen könnte! Im Ernste, mein theurer Freund, wie mögen Sie doch meine Eitelkeit auf so harte Probe stellen? Und wenn ich ihr nun unterläge, wie sehr würden Sie es bedauern! Daß Sie meine Versuche nicht verwerfen, daß Sie mich auffordern, darin fortzufahren, das wahrlich darf mir schon kein kleiner Gewinn dünken, und lassen Sie mich vor der Hand nur mit diesem heimziehen! Ihre und des trefflichen Einsiedlers Bemerkung wegen der Gegenstände, die unserer Zeit noch zu nahe liegen, habe ich sehr wohl beherzigt, und Ihrem wohlmeinenden Rathe schon im Stillen beigepflichtet. Sonst reizen manche Schwierigkeiten mich mehr, als daß sie mich schrecken; bei Blücher, bei Prinz Louis Ferdinand hatte ich mich schon wahrhaft gefreut auf die Schilderung so mancher Wildheit und Ungeberde, die ich keineswegs zu verschweigen meinte; zu meinem Erstaunen wollte auch der Herr Graf von Bernstorff, mit dem ich von dieser Seite jener Helden sprach, in ihr nicht gerade das Schwierigste der Geschichtsdarstellung finden, und der Kronprinz sogar hat durch Hrn. Ancillon, dem dieses Bedenken doch auch nicht entgehen konnte, mich

höhe fanden wir wieder eine einsame Hütte, die ein vormaliger Bergmann bewohnte, es schien ein Mensch von Verstande zu sein, er machte eben über einem Feuer Experimente mit Metallen, und behauptete, man könnte in den Fichtelbergen ein sehr ergiebiges Goldbergwerk anlegen. — Wir sahen auch die Quelle des Mains, auch die Saale entspringt dort. Wir fanden nachher einen kleinen Fluß, und fragten unsern Führer nach seinem Namen, er sagte sehr ernsthaft: er schreibt sich halt auch der weiße Main. In der dortigen Gegend giebt es Kinder, die wenn sie noch nicht gehen können, sich schon Karl oder Fritz schreiben, wenigstens antworten die Eltern immer so, wenn man nach ihren Namen fragt. — Je höher wir kamen, je wilder ward die Gegend, sehr alte Bäume waren schon ganz verweßt, alles außerordentlich finster und melancholisch, nach und nach fanden wir mitten im Walde große Felsenwände stehen, die immer größer wurden, je höher wir kamen, weit schöner als die in Sans pareil. Manche davon hatten fast ein fürchterliches Ansehn. Endlich kamen wir auf den Gipfel des Ochsenkopfes. Wir hatten schon unterwegs vielen Schnee gefunden, oben lag noch sehr viel; auf dem Gipfel war nichts, als wild durcheinandergeworfene Klippen, die dem Berge oben ein sehr sonderbares Ansehn gaben. Es war oben ziemlich kalt. Man sahe ganz außerordentlich weit, nach Böhmen, in die Pfalz tief hinein, — nur, was ich auf hohen Bergen schon so oft empfunden habe, — die Gegend machte fast gar keinen Eindruck auf mich, denn das, was ich von eigentlicher Gegend sahe, war so beschaffen, wie ich es unendlich oft gesehen habe, das übrige waren Streifen und Schattenbilder, die mit der Luft zusammenflossen. Ich wurde es auch sehr bald

überdrüſſig. — Unſer Wegweiſer ſuchte ſehr emſig indeß umher, denn er wollte uns gern das Portrait des Ochſenkopfs zeigen, (wie er es nannte,) welches die Natur auf einer der höchſten Spitzen hier ſehr anfängermäßig hergezeichnet hat, und von dem der ganze Berg den Namen hat. — Wir gingen nun auf einem ſehr ſonderbaren Weg nach Biſchofsgrün hinunter. Kein Weg aber beim Hinauf- und Hinunterſteigen war ſo gefährlich, als der ſumpfige Weg geweſen war, ſodaß wir eigentlich bequem hätten hinaufreiten können. — Es war ſchon über 3 Uhr, als wir in Biſchofsgrün ankamen. Wir aßen und unſer erſter Wegweiſer bot ſich an, uns und unſre Pferde zu bedienen, er hat auch noch einmal um Verzeihung. Der Wirth hatte 2 ſehr hübſche kleine Jungen, die ſehr dreiſt immer bei uns blieben, und viel dummes Zeug machten.

Nachmittag gingen wir zu einem gewiſſen Commerzienrath (er iſt ſchon bei Leupoldsdorf erwähnt,) an den wir von Turneu einen Brief hatten. — Das Dorf liegt wirklich ſchön, nur zu einſam und melancholiſch am Fuß des Fichtelberges, ſehr kalt iſt es hier, etwas, das mir allein ſchon die ſchönſte Gegend verleiden könnte. — Der Commerzienrath war ſehr freundlich, er bot uns ſein Lager auf die Nacht an und wir machten gar nicht viel Umſtände, weil das Wirthshaus im Dorfe äußerſt ſchlecht war. — Sein Factor war zu unſerer großen Freude gerade der Menſch, der unter der großen Geſellſchaft, die uns bei der Bergmannshütte fand, uns am neugierigſten ausgefragt hatte. — Dieſer führte uns herum, er zeigte uns einen Drahthammer, und eine Knopfmanufactur, in welcher kleine gläſerne Hemdsknöpfe von allen Farben gearbeitet werden, ſie ſind hier äußerſt wohlfeil und manche

davon werden dann um vieles theurer von andern Kaufleuten als bernsteinerne verkauft, weil sie gerade so aussehn. — Wir fanden ein sehr gutes Abendessen und hatten vorher schon sehr guten Werthheimer getrunken, der Mann war sehr vernünftig, nur etwas roh und sehr natürlich erstreckte sich seine Vernunft nicht weit über die Gränzen seines Gute, die Franzosen haßte er ganz ungemein. — Man wieß uns nachher in ein sehr gutes Zimmer, wo wir ganz außerordentlich schöne Betten fanden. — Wir sahen noch lange aus dem Fenster, es war eine prächtige Nacht, die finstere, einsame Gegend lag sehr romantisch vor uns, sehr ernst sahe der Mond auf sie herab, majestätisch blickte der Fichtelberg über die ganze Gegend hin, — der Anblick goß eine unbeschreibliche Ruhe in die Seele. — Wir schliefen nachher sehr gut.

Sonntag. Zehnter Tag.

Wir standen später auf, als wir es uns vorgenommen hatten. Wir frühstückten und gingen dann in unser Wirthshaus zurück, wo wir ganz außerordentlich viel bezahlen mußten, denn der hiesige Wirth ist seiner Unverschämtheit wegen in der ganzen Umgegend bekannt. — Wir hatten beschlossen noch Culmbach zu sehen und machten uns nun dahin auf den Weg. Unterwegs begegneten uns sehr viele Leute, ganze Dörfer in der größten Andacht, die zur Kirche gingen. — Wir ritten einen Berg hinauf, und als wir oben waren, hatten wir eine bezaubernde Aussicht. Berneck (bei dem wir schon einmal gewesen waren) lag tief unter uns, mit seinen Gärten und Hecken, man sahe in alle Straßen hinein, gegenüber auf den Bergen die alten Ruinen. Rechts und links die schönsten, die romantischsten Thäler. — Wir

stiegen ab und erstiegen nun die Ruinen. Sie gehören zu den größten und sonderbarsten, die ich noch bis itzt gesehen habe, es sind 2 Schlösser und eine Capelle. — Das eine Schloß hat einen Thurm, wie ihn fast alle Schlösser hatten, der gerade in die Höhe steigt, ganz rund und senkrecht gebaut ist, ohne Thür und Fenster, aber ohne Dach, man stieg in solche Thürme mit angesetzten Leitern hinein und vertheidigte sich dann. Unten waren Steine herausgebrochen und ich kroch hinein. Es ist eine seltsame Empfindung, so eng zwischen hohen Mauern zu stehn, über sich den blauen Himmel und die vorüberschwebenden Wolken. In der Länge wird es äußerst ängstlich. Nachher bestiegen wir die gegenüberliegenden Ruinen, sie sind noch weit schöner und man hat links und rechts göttliche Thäler! — Diese Gegend hier ist die schönste, die ich auf der ganzen Reise gefunden habe. — Wir mußten dann ziemlich lange auf einen Boten warten, denn der nähere Weg nach Culmbach war schwer zu finden, er ging über die Wiesen und sollte des Wassers wegen, durch das man reiten mußte, sogar etwas gefährlich sein. Endlich erschien er. — Der Weg hinter Berneck blieb fast immer gleich romantisch, nur wird die Gegend immer sanfter, ihr Charakter wird immer mehr reizend, je mehr man sich von Berneck entfernt, die Größe, die man dort findet, verliert sich sehr bald. — Wir kamen nach Himmelskron, man kann die Gegend hierherum göttlich nennen, ich habe noch wenig so Süßes gesehn, als die Lage dieses Dorfes, dabei eine sehr weite Aussicht. — Hier ist eine sehr alte, merkwürdige Kirche im Dorfe, ich sahe hier das Grabmahl der Gräfin, die aus Liebe zu Albrecht dem Schönen ihre beiden Kinder umbrachte, in der Kirche stehn auch noch Statuen von

Rittern, die sehr alt zu sein scheinen und für das genauere Studium des Mittelzeitalters gewiß sehr wichtig sind. — Hier war sonst die größte und schönste Allee in Deutschland, aber seit einem Jahre ist sie umgehauen. — Hinter Himmelskron wird die Gegend noch schöner, der Bothe verließ uns hier. — Wir kamen einen ziemlich hohen Berg hinan, aber hielten nie still und sahen nicht einmal zurück. Von dort aus ist die Gegend wirklich unbeschreiblich schön, eine Menge sanfter Anhöhen umher, mit den schönsten Bäumen bewachsen, im Thale kleine Wasser, mit Gebüschen umkränzt, ganz in der Ferne die Fichtelberge. — Vor Culmbach kamen wir durch einen prächtigen Wald, die Vestung sieht man schon lange vorher. — Die Kirche liegt außerhalb den Thoren der Stadt und wir kamen gerade an, als die Leute aus der Kirche kamen, ich wußte sehr lange nicht, was das Gedränge zu bedeuten hatte. — Wir stiegen in einem ziemlich guten Wirthshause ab. —

Wir ließen uns bald frisiren und zogen uns an, um die Stadt besehn zu können. — Ich sahe mehrere französische Officiere, denn diese wohnen in der Stadt, die Soldaten aber auf der Vestung; alle sahen sehr gut aus, schöne, wohlgewachsene Menschen, meistens mit einem feinen Ansehn. Ich ging auf ein Caffehaus, auf welchem sie sich immer aufhalten sollten, indessen heut' waren sie gerade nicht dort, sie hatten sich mit den preußischen Officieren erzürnt, die auch dort hinkamen. — Culmbach ist eine sehr niedliche, kleine Stadt, sie ist weit kleiner als Erlangen, aber regelmäßig gebaut, fast allenthalben sieht man die schönen Berge vor der Stadt, in der Hauptstraße kann man fast durch beide Thore sehen. — Wir gingen spatzieren. — Die Gegend um Culmbach ist göttlich, nach Berneck auf unsrer ganzen Reise die schönste. Es liegt in

einem Thal, links von einem Amphitheater von Bergen eingeschlossen, rechts eine große Ebene von Hängeweiden und schönen Bergen begränzt. — Am Abend suchten wir den Meyer auf, der uns bis Saus pareil begleitet hatte; er wohnt hier in Culmbach und versprach, uns am folgenden Morgen auf die Vestung zu führen, die die Plassenburg heißt. — Die Franzosen betragen sich sehr gut, und werden fast allgemein geliebt, ein Major und ehemaliger Graf hilft oft freiwillig Wasser tragen und die Straße rein machen, man findet es sehr niederträchtig, ich kann es gerade nicht groß finden, aber es ist doch sehr vernünftig und beweißt, wie tief bei den Franzosen die Idee der Gleichheit schon in der Seele liegt. — Wir trieben uns nachher noch etwas herum, aßen mit einigen einfältigen preußischen Officieren und gingen dann schlafen. —

Montag. Eilfter Tag.

Meyer holte uns am Morgen ab. Wir stiegen auf die Vestung hinauf, die ziemlich hoch liegt. Die Gegend von dort aus ist außerordentlich schön. Wir gingen dann in einen Hain, der auf dem Berge nicht weit von der Vestung liegt, ich habe noch fast nichts so schönes gesehen, ein kleiner Wald mit Gängen, die alle äußerst romantisch sind, und alle Augenblicke hat man dann eine götliche Aussicht durch die Bäume. Besonders schön war es, als wir herumgingen und uns auf die Spitze eines Berges stellten, der die ganze Gegend übersieht, hier und bei Berneck und der Roßtrappe sind die schönsten Gegenden, die ich bis itzt kenne. — Nachher gingen wir zur Vestung zurück und besuchten den Hof, auf welchem die gefangenen Franzosen wohnen. Es waren fast alle sehr schöne Men-

ſchen, groß und ſtark, viele ehemalige Edelleute waren darunter. Faſt alle waren ſehr luſtig und aufgeräumt. Ich ſprach mit einigen, es waren ſehr vernünftige Leute. Sie leben hier im Ganzen ſehr angenehm. — Wir ſtiegen dann wieder auf unſre Pferde. In Thurnau hielten wir, denn hier iſt ein Gräflicher Garten, den man beſehen darf, er hat einige ſehr angenehme Gänge, ſehr viel beſonderes iſt nicht daran. — Dann kamen wir wieder in Zwernitz oder Sans pareil an, wir durchliefen noch einmal den Garten und aßen dann. —

Nachmittag ritten wir weiter. — Die Gegend einestheils ſchlecht, theils ſchön. — Die Sonne ging grade unter, als wir oben auf dem Berge über Streitberg hielten, es war ein göttlicher Anblick über die großen, ſchönen Thäler hin. — Wir legten uns bald ſchlafen, denn wir waren mude.

Dienſtag. Zwölfter und letzter Tag.

Sie werden bemerkt haben, daß mein Geſchwätz etwas weniger weitläuftig geworden iſt, und ich glaube, Sie werden mir es danken. — Wir gingen bald am Morgen auf einem ſehr ſchönen Wege nach Muggendorf, wo in der Nähe ſich die merkwürdigen Hölen finden. Roſenmüller hat dazu eine ganz neue entdeckt, voll von merkwürdigen Tropfſteinfiguren, wir ſahen dieſe und noch 3 andre, wo wir zuweilen tief und unbequem kriechen mußten. — Dann ritten wir nach dem Mittagseſſen ganz langſam nach Erlangen zurück. —

Wir fanden wieder, wie beim Ausreiſen vortreffliche Gegenden, aber gegen die andern, die wir geſehn hatten, kamen ſie uns doch oft ſehr gemein vor. — Es war ſchon finſter, als wir noch eine halbe Meile von Erlangen ent-

fernt waren. Die Lichter aus dem Dorfe Rathsberg vom Berge herunter machten einen äußerſt romantiſchen Effekt. — Müde kamen wir in Erlangen ſpät an, tranken Chokolade und legten uns ſchlafen. —

Hier haben Sie alſo weitläuftig die Beſchreibung unſrer Reiſe, ſehn Sie den ganzen langen Brief als eine einzige Entſchuldigung an, daß ich Ihnen nicht eher geſchrieben habe. Leben Sie recht wohl und ſchreiben Sie mir bald, bleiben Sie geſund und mein Freund. — Und noch ein einziges Wort mit meiner Schweſter:

Liebe Schweſter, verzeihe auch Du mir, daß ich Dir in ſolanger Zeit nicht geſchrieben habe, ich habe dafür beſtändig an Dich gedacht, das wirſt Du mir glauben, — ich gebe auch nicht die Hoffnung auf, Dich bald einmal wieder zu ſehn. — O könnt' ich, ſtatt zu ſchreiben, Dich und meinen lieben Bernhardi in meine Arme drücken! — Nächſtens ſchreib' ich Dir gewiß recht viel, und Du kannſt ja auch dieſen Brief als eine recht lange Epiſtel an Dich anſehen, nur ſei nicht traurig, ſuch' Dir doch irgend eine Bekanntſchaft, die gut iſt, geh' öfter aus, kurz bleibe mir geſund. — Sei überzeugt, daß ich Dich liebe und ewig lieben werde. — Daß wir einſt gewiß nur zuſammen leben, darum bleibe geſund. Könnt' ich Dich doch bald ſehen. —

Dein Dich beſtändig liebender Bruder

Tieck.

Und nun, liebſter Freund, noch ein paar Zeilen für Sie allein. — Ich ſchicke Ihnen die Beſchreibung des Kupfers zum Abdallah mit, laſſen Sie doch den Titel ſo drucken: Abdallah, oder das furchtbare Opfer. — Ich danke Ihnen für die Mühe, die Sie meinetwegen gehabt

haben, ich danke Ihnen tausend Mahl! Ich danke Ihnen auch für Ihren freundschaftlichen Brief, ich hatte lange auf etwas von Ihrer Hand gehofft. Klagen Sie doch nicht so, es thut mir immer im Herzen weh, Sie hätten auf ein Vierteljahr hierherreisen sollen, die schönen Gegenden mit mir besuchen, o Sie wären gewiß gesunder und gewiß frölicher geworden! — Lassen Sie alle die Armseligkeiten umher nicht so nahe an Ihr Herz treten, sehen Sie sie mit Kälte an, — man müßte ja verzweifeln, wenn jeder kleine Mensch, jede Kläglichkeit einen unglücklich machen könnte, ich bin itzt darin stärker als je, und ich bin überzeugt, gewonnen zu haben. Man muß sehr kalt werden gegen so etwas, denn welche Empfindung bleibt Ihnen dann übrig, wenn Sie im Großen die Infamie über die gute Sache triumphiren sehn? —

Darf ich Sie wohl bitten etwas, wenn es möglich ist, auch für den unglücklichen Alla-Maddin zu thun? Er verdient es nicht, ich gestehe es, indeß — Mundus vult decipi.

Haben Sie nichts geschrieben? Nächstens schicke ich Ihnen etwas zu den kleinen Stücken: wahrscheinlich den Philopömen.

Noch eine Bitte: Ich muß Sie recht sehr ersuchen, im Abdallah nichts zu ändern, ich will das Schlechte auf meine Rechnung nehmen, ich bin, so viel ich mich erinnere, mit dem Stil im Ganzen zufrieden, ein Fremder kann so leicht den Ton und Zweck des Verfassers verfehlen, es sieht dann noch weit geflickter aus, bloß deswegen bitte ich Sie recht sehr darum, es macht sonst noch weniger ein Ganzes, als itzt. Zu dieser Bitte veranlaßte mich noch mehr die Lesung der Emma. Ich gestehe, daß das Ding nichts werth ist, aber manches ist jetzt ausgelassen, oder

anders geſtellt, was es durchaus unförmlich macht. Am auffallendſten war es mir, daß der eine Abſchnitt durchaus weggeſtrichen war, in welchem Löwenau in ſeiner Leidenſchaft ſich ſelbſt eine Menge Gründe und Entſchuldigungen vorſophiſtiſirte, das motivirte doch etwas den Gang der Begebenheiten, aber itzt iſt alles ein Räthſel, und muß nothwendig jedem Leſer unbegreiflich bleiben. Einzelne Kleinigkeiten, deren ich mich nicht mehr erinnere ſo lebhaft als dieſes Umſtandes, fehlen auch, beſonders in den letzten Bögen, das ahnen für ahnden kömmt gewiß von Ihnen. Wieland iſt faſt der einzige Schriftſteller, der dieſen Unterſchied macht, der im Grunde unnöthig iſt, mir klingt es immer unangenehm, beide Bedeutungen des Worts fließen aus einer Grundbedeutung und es iſt gewiß nur ein Wort. — Doch, verzeihen Sie.

Jetzt will ich Ihnen noch einen Vorſchlag thun. Damit wir uns öfter ſchreiben und damit unſer Briefwechſel auch für Sie etwas mehr Intereſſe bekommt, will ich Ihnen ſhakſpeariſche Briefe ſchreiben, das heißt nicht ſolche Briefe, wie Shakſpear ſie vielleicht ſeinen Freunden geſchrieben hat, ſondern ich will Ihnen manches, was ich über Sh. denke, in Briefen mittheilen, es wird zwar nicht viel neues darunter ſein, aber Sh. intereſſirt Sie doch vielleicht noch eben ſo ſehr als ſonſt, und darum werden Sie um des Dichters willen, die Anmerkungen über ihn verzeihen. So wollen wir zuſammen die Stücke in der Ordnung leſen, in der er ſie wahrſcheinlich geſchrieben hat. Wollen Sie alſo im Voraus Titus Andronikus und Der Liebe Müh iſt umſonſt leſen, und mir dann ſchon vorher Ihre Meinung über dieſe Stücke mittheilen? Nächſtens ſchreib' ich Ihnen etwas darüber.

unter großen Lobsprüchen zur Ausführung meines „patriotischen Vorhabens“ aufmuntern lassen. Nichtsdestoweniger aber fühl' ich zu sehr das zunehmende Gewicht der Zeitumstände, um heute noch für zulässig zu halten, was mir gestern noch so dünkte; ja es ist die Frage, ob dieses arme Buch, dem heute noch Beifall und Billigung gewährt wird, nicht binnen sechs Monaten schon mit einiger Gefährde an's Licht träte. Indessen hätte es ja ohnehin noch gute Wege, bis ich diese Gegenstände zum Druck bringen könnte, da das Sammeln, Reisen und Ausarbeiten viele Zeit erfordern dürfte, und die älteren Stoffe doch zuerst vorkommen würden. Ich darf also getrost in meinen, auch sonst gar nicht übereilten Vorsätzen fortwandeln, und künftigen Schickungen anheimstellen, was weiter damit geschehen soll. Mein Plan beschränkt sich auch keineswegs auf die benannten Kriegshelden, nicht nur deren, sondern auch anderer Staatsmänner habe ich Mehrere im Sinn, darunter Tanckelmann und Ilgen, von denen der letztere mir immer in eigenem Reiz erschienen ist. Sehr gern nehme ich den gelehrten Spanheim und den tüchtigen Schlabrendorf in die Reihe auf, und werde mich sehr freuen, die Materialien benutzen zu können, deren Sie erwähnen!

Für's erste habe ich mit Sammeln zu thun, welches nur sehr allmählich geschehen kann, wie Zeit und Gelegenheit es vergönnen. Unglaubliche Schwierigkeiten begegnen auf diesem Wege; nirgends ist etwas Zusammengehöriges, Geordnetes; die Quellen sind zerstreut, oft versteckt, zuweilen ganz vergessen, das gewöhnlichste Buch nicht zu Handen. Ja, wer das Glück hätte, fleißig aus so reichen lebendigen Quellen schöpfen zu können von Erlebtem und Aufgenommenen, wie Sie mit Recht an unserem verehrten Einsiedler rühmen! Warum gedeihen doch bei uns so wenig Memoiren? warum

— Herr Rambach hat ja den ganzen Sh. es ist Ihnen also leicht jeden Theil zu bekommen.

Antworten Sie mir recht bald, damit ich sehe, ob Sie das viele Geschwätz verziehen haben

Ihrem aufrichtigen ewigen Freunde,

Tieck.

Erlangen.

Varnhagen von Ense an Ludwig Tieck, in Dresden.

(Berlin), d. 1. Juli 1826.

Durch Ihre freundliche Zuschrift, und die Art, wie Sie darin von Rahel sprechen, haben Sie, Hochverehrter, mir die Seele wunderbar angeregt! Denn ich bin wohl unempfindlich und hart genug gegen Mißkennung und Tadel, aber darum nicht minder gerührt und erfreut durch jede Gunst und Zustimmung, welche meinem Andenken an die geliebte Freundin sich vereinbaren. Die Freundschaft und Achtung, welche Sie für Rahel bekennen, ist mir wohlthuend; auf bedingte Einzelheiten der Ansicht und des Urtheils kommt es hier nicht an. Lassen Sie mich auch sogleich ausdrücken, daß Sie mich nicht umsonst als „verständigen Freund" sollen angeredet haben; ich darf Ihnen versichern, daß Antrieb und Zweck wie Stimmung und Sinn Ihres Briefes mir ganz erklärlich sind, und dieser bei mir gute Stätte findet. Möge davon das Nachstehende, was ich, im Gedränge zwischen Unwohlsein und Abreise, nur eben rasch zusammenfasse, Ihnen vorläufiges Zeugniß sein!

Zuvörderst eine Entschuldigung. Ich sandte Ihnen die erste Sammlung der Rahel'schen Briefe, weil sie nicht im

Buchhandel war, und ich sie in Ihren Händen zu wissen wünschte. Die zweite Ausgabe, so gut wie mein neustes Buch, bei denen zwar jener Umstand wegfiel, hätte ich Ihnen nicht minder zugesandt; allein Frau von Arnim sagte mir damals bei ihrer Rückkunft von Dresden, Sie hätten sich mißliebig und feindlich über Rahel geäußert, und so fand ich es nicht gehörig, mit solchen Zusendungen fortzufahren, die Ihnen unangenehm sein konnten. Mißverstehen Sie, Hochverehrter, ich bitte Sie, dieses nicht! Ich mache nicht den Anspruch, irgend ein Urtheil in seiner Freiheit zu beschränken, ich kann jede Art und Ansicht und Meinung, die sich mir nicht aufdrängt, vertragen, und wenn mich etwas in Aeußerungen verletzt, so ist es eher das Allgemeine, als das mir Persönliche. Ich gebe meine eignen Bücher nicht anders der Oeffentlichkeit hin, als wie man die Geburts- Heirathe- und Todesanzeigen in die Zeitungen wirft; Tausende müssen diese Meldungen gelesen oder ungelesen hinnehmen, die vielleicht nur sechs oder sieben Personen angehen, für diese aber sind sie. Mancher findet vielleicht bei einer Todesanzeige nur Scherz und Lachen. Immerhin! Jeder muß nach seinem Antheil und Sinne sich benehmen. Ich habe Ihnen deshalb, weil ich Sie feindlich gegen Rahel glaubte, keineswegs gegrollt, nur bisweilen mir die Bewandtniß zu erklären gesucht. Mit inniger Freude erfahre ich nun von Ihnen, daß ich einen Irrthum aufgenommen hatte, und bedaure nur, dadurch Ihnen abgewendeter, als ich es wirklich war, erschienen zu sein.

Was nun Genelli betrifft, so habe ich ihn nie gesehen; nur von ihm gehört durch Rahel's, Marwitzens und Bernhardi's von einander unabhängige Erzählungen. Aber alles, was Sie von ihm sagen, ist mir mit der

Erscheinung, die er sich für jene zu geben gewußt, gar wohl vereinbar. Hat er geschmäht und gelästert, wo er früher angebetet, — so sei ihm verziehen! Wie ich es auch Gutzkow'n verzeihe, daß er das mir theuerste Andenken auf brutale Weise berührt hat. Es thut mir nur leid um ihn. Ich bin für Rahel, wie auch für mich selbst, in diesem Betracht fest und sicher, und was die Leute sagen, kann ich sehr leicht beruhen lassen. Lebte Rahel, so hätte ich allerdings die leiseste Empfindlichkeit für sie, und würde manches nicht aussagen, andres ernstlicher aufnehmen; aber so....! Die Lebenden will ich überhaupt geschont wissen, und ich glaube, daß ich es meinerseits nur allzu sehr gethan habe; in welchem Maße, könnte nur der beurtheilen, der einsähe, was alles in meinen unendlichen Papieren ich zum Schweigen gebracht habe! — Freilich läßt sich im Druck nicht alles sagen, noch jedem Mißverstand ausweichen, aber das läßt sich nirgends thun, und ist auch kaum nöthig, wie die Welt nun grade einmal gemischt ist, wo alles durcheinander keimt und blüht, und sich die Frucht oft da ansetzt, wo man sie am wenigsten erwartete.

Die Möglichkeit, welche Sie mir zeigen, daß Sie mir noch einige Briefe von Rahel hervorsuchen könnten, ist mir ein lieblicher Sonnenstrahl aus Ihren Zeilen! Mir kann keine werthere Gabe zukommen. Ich beklage sehr, daß von den Briefen Rahel's an Burgsdorf und Finckenstein keine mehr zu finden sind; ich gäbe viel darum, grade diese zu haben, oder auch nur zu lesen! Bleiben Sie, hinsichtlich der von Ihnen noch aufzufindenden erstern, wenigstens meines eifrigsten Wunsches gütigst eingedenk! Auch die Gelegenheit, welche Sie als möglich andeuten, zu Rahel's Briefen einmal mannigfache Erläuterungen und Berichtigungen zu geben, würde ich gern herbeirufen, und

das gewiß gewinnreiche Ergebniß mit Freuden aufnehmen, wiewohl ich doch anmerken muß, daß vieles auch in meinen Papieren noch ganz andre Gestalt hat, als jetzt im Gedruckten, und daß ich selber manches berichtigen, andres aber auch umständlich belegen und erhärten kann, was Rücksichten nur obenhin oder eingehüllt mitzutheilen geboten. Führt mich ein guter Stern einmal in Ihre Nähe, so werde ich Sie hoffentlich überzeugen, daß mein Vertrauen in diesen Dingen zu Ihnen ganz rückhaltlos sein kann, und ich würde mich wahrhaft freuen, Ihre Prüfung zu bestehen und Ihren Rath zu empfangen!

Verzeihen Sie dies eilige Blatt! Ich reise in acht Tagen nach Holland, um Seebäder zu gebrauchen, und bin gestört und verwirrt durch die Vorbereitungen, und durch die Uebel selbst, die ich bekämpfen soll! Ich danke Ihnen wiederholt für Ihr werthvolles Schreiben, und wünsche und erbitte eifrigst die Fortdauer Ihrer Wohlmeinung. Verleihe der Himmel Ihnen die beste Sommerstärkung und jede Fülle des Guten. Mit aufrichtigster Hochachtung und Ergebenheit verharr' ich treulichst

Ihr

gehorsamster

Varnhagen von Ense.

Berlin, den 1. Juli 1836.

Briefe

des Prinzen Louis Ferdinand von Preußen

an

Pauline Wieſel, geb. Ceſar, und an Rahel,

nebſt Briefen von Paulinen und Rahel, und Aufzeichnungen von Varnhagen.

Die jüngst erschienenen Bruchstücke der Briefe des Prinzen Louis Ferdinand von Preußen an Pauline Wiesel, welche Herr Alexander Büchner veröffentlichte, haben auf's neue das Interesse auf den genialen preußischen Helden sowie auf seine schöne Geliebte hingelenkt.

Als der gelehrte Herausgeber in Caen jene merkwürdigen vergilbten und halb zerrissenen Blätter entdeckte, ahnte er nicht, daß eine Abschrift der meisten derselben, von Varnhagen's Hand, sich in Varnhagen's Nachlaß befände.

So manchesmal, wenn ich die in ihrer Art einzigen litterarischen Archive durchblätterte, die mein Onkel mir anvertraute, verweilte ich bei diesen eigenthümlichen Briefen, in denen die mächtige Flamme einer zügellosen Liebesleidenschaft lodert, und zögerte doch immer noch sie bekannt zu machen. Nun aber, nachdem eine theilweise Herausgabe erfolgt ist, scheint es mir eine litterarische Pflicht, das Bild zu vervollständigen und die Lücken zu ergänzen durch die Beiträge, die in meinen Händen sind. Nicht nur daß in den mir vorliegenden Abschriften ein paar der Herrn Büchner unleserlich gebliebenen Stellen entziffert sind, nicht nur daß sie zwei Briefe vollständig geben, die im Original nur zur Hälfte erhalten waren, als man sie auffand, sondern auch noch acht neue Briefe des Prinzen an Paulinen habe ich hinzuzufügen, deren Originale die Empfängerin später vernichtet oder verloren haben mag. Wo ich hin und wieder etwas ausgelassen habe, ist es nur da geschehen, wo der leidenschaftliche Ausdruck alles in der Litteratur Sagbare übersteigt. Auch drei ungedruckte Briefe des Prinzen an Rahel füge ich bei, von denen nur einer sehr unvollständig in der „Galerie von Bildnissen" erschien.

Von Pauline selbst erscheint hier ein Bruchstück eines Briefes an den Prinzen, und Auszüge aus ihren Briefen an Rahel, die, vollständig mitgetheilt, einen ganzen Band füllen würden; die Auswahl, die ich getroffen, gewährt, wie mir scheint, weit mehr eine klare Vorstellung von ihrem besondern Wesen, als die kleinen Billette an ihre Familie, welche Herr Alexander Büchner veröffentlichte. Zu Paulinens Briefen schrieb Varnhagen die Worte: „In diesen schlechtgeschriebenen, unordentlichen Briefen ist viel eigenthümliches Leben, freier Geist, treffendes Urtheil. Sie sind genauer Durchsicht werth, und beträchtliche Auszüge daraus zu bewahren." Auch andere Aufzeichnungen Varnhagen's über Paulinen fehlen nicht, und wenn auch nicht alle diese verschiedenen Zeugnisse zum Vortheil der seltsamen Frau ausfallen, so wird man sie danach doch milder beurtheilen als nach ihrem bisherigen Ruf. Rahel's unwandelbare, rührend treue Anhänglichkeit an die Jugendfreundin ehrt sie auch, wenn sie diese auch vielleicht nicht in solchem Maße verdiente. Fünfzehn Briefe Rahel's an sie, die ich ausgewählt, beweisen deren unerschöpfliche Güte, und enthalten, wie dies bei ihr immer der Fall, eine Fülle tiefer Aussprüche.

Pauline.

Pauline Cesar wurde nach Varnhagen's Angaben 1779 zu Berlin geboren; ihr Vater, Geheimrath Cesar, war beim Prinzen Heinrich angestellt; die Mutter eine geborne Leraut. „Ninon de l'Enclos", sagte Varnhagen, „da weiß jeder, von allen Seiten; Pauline ist schwerer zu schildern." Sie heirathete aus Neigung und Eigensinn, vor vielen andern Bewerbern, den jungen Wiesel, den Freund Adam Müller's, Vetter's, Burgsdorf's, von dem sie geschieden wurde, und der den 16. März 1826 zu Berlin starb. Den 1. Oktober 1828 verheirathete sie sich zum zweitenmale mit dem Hauptmann Vincent, wie eine lithographirte Anzeige beweist, die uns vorliegt; sie lautet: „Monsieur Jules-Michel Vincent, Capitaine au 4me régiment de la garde royale, a l'honneur de vous faire part de son Mariage avec Madame Pauline-Emélie Wiesel, né de César. Paris, ce 1er octobre

1828." — Sie ſtarb den 9. September 1848 zu Saint-Germain en Laye im ſiebzigſten Jahre.

Varnhagen lernte Paulinen in Paris näher kennen; der Eindruck, den ſie auf ihn machte, iſt genau wiedergegeben in ſeinen Briefen an Rahel, aus denen wir hier Auszüge folgen laſſen, die uns die ſeltſame Frau wie im Spiegel zeigen.

Varnhagen an Rahel.

Paris, den 18. September 1815.

Geſtern ſah ich Paulinen! Was ſoll ich Dir ſagen? Der Anblick Deiner Freundin, die Fülle aller Erinnerungen einer Dir ſo reichen Zeit, rührten mich faſt zu Thränen! Ich ſprach einige Minuten, ehe ich meinen Namen nannte, der kaum heraus war, als Pauline mit einem freudigen Schreck mich bei der Hand faßte und neben ſich niederſitzen hieß; ein tiefes, abgewandtes, ſchnell umfaſſendes Ach! bezeichnete gleichſam eine Verwandlung, als träte nun etwas ganz anderes hervor! Sie fragte mit größter Liebe, mit wahrem Seelenbedürfniß nach Dir, erzählte mit dem friſcheſten Leben, mit charakteriſtiſcher Erinnerung von Dir! — Sie iſt mit 30 geliehenen Louisd'or ohne Wiſſen der Mutter plötzlich hiehergereiſt, um Schuwaloff zu ſprechen, der ihr geſchrieben hatte, aber nicht, daß ſie kommen ſollte, und der nun einige Tage früher nach Petersburg abgereiſt iſt; da ſie ihn nicht findet, ſo will ſie auch nach wenigen Tagen ſchon zurückreiſen, mit dem unglücklichſten Gefühl des Mißlingens! Sie wohnt bei einer Freundin, einer Franzöſin, die in Egypten geboren iſt, und äußerſt freundlich mit ihr ſcheint, ein Verhältniß von der Art derjenigen, die ſtarke Perſönlichkeiten wohl außerhalb der gewöhnlichen Verhältnißrubriken eigenthümlich zu bilden und zu halten pflegen, es ſcheint mir keineswegs gemein, aber auch nicht edel und nothwendig. Dieſe Frau ſtörte uns oft, ſie ſchien vergnügt, uns ſprechen zu hören, und ging ab und zu, ſo daß wir großentheils franzöſiſch ſprechen mußten. Ich war über eine Stunde da. Pauline immer außer ſich, ſo oft ſie auf Dich und auf die Ver-

gangenheit kam, in Ausbrüchen von Erzählungen, schlicht hingesagt, und doch lyrische Klagelieder des vergangenen Glücks im höchsten Styl, noch mit der Freude gepaart, doch glücklich gewesen zu sein. Dieser Unterschied „damals war ich glücklich, wie hat mich der in meinem Glück gesehn!“ und „jetzt bin ich nicht glücklich!“ zog sich zuletzt von ihrer persönlichen Lage auf den allgemeinen Weltzustand hinüber, und ging durch das ganze Gespräch. Sie war sehr großartig in unscheinbaren Worten. „Innerlich“, sagte sie, „bin ich fünfzehn Jahr, obwohl ich der Zeit nach alt geworden bin. Ich bin auch nie ganz unglücklich, und nie lange, jeder Glücksschein bringt mich wieder heraus, fällt mein Herz ganz, als sei das andere nie gewesen, und ich nehme das Glück nicht als Gebühr, sondern als Glück, das vom Himmel herabfällt, und Glück ist! So zum Beispiel heute, daß ich Sie gesehn, daß ich so von Rahel geirrt haben, ist mir ein solches Ereigniß, daß mir nun alles Unangenehme, was mir noch begegnen könnte, nichts ist, ich schreite drüber weg, wie über Wasser.“ Dergleichen sagte sie noch viel, sehr schnell hintereinander, oft zu mir gewandt, oft verloren sinnend zur Erde blickend. „Rahel hat Recht“, sagte sie, „ich ertrage kein Unglück und keine Langeweile, ich schaffe sie mir um jeden Preis fort.“ Ueber Deine Heirath wunderte, freute sie sich unaufhörlich; sie erinnerte sich meiner nun ganz gut, vom Grunewald her. Ich war tief angegriffen von der Gewalt der mir zuströmenden Gedanken und Betrachtungen. — Pauline thut mir schrecklich leid, sie ist sehr alt geworden, auch dick; ihr Gesicht hat seitwärts noch bisweilen den Schimmer zaubernder Liebenswürdigkeit, sonst aber sind ihre Züge höflich gezerrt, ausgeleert, und selbst gemein, sofern sie die Forderung des edlen Ausdrucks noch erwecken und doch nicht erfüllen. Sie will nach der Schweiz zurück, wo es ihr himmlisch gefällt, wo sie wohlfeil lebt, und von Zeit zu Zeit immer so viel erspart, um einen Ausflug nach Italien zu machen. Dich in Frankfurt zu besuchen würde sie glücklich machen. Sie thut mir schrecklich leid. Wie sie ist, kann man ihr ohne Riesenkraft an Geld und Unbekümmertheit um die Welt nicht helfen; sie hat letztere gewiß mehr als je, sie hat gar kein anderes Propre, wie

schreiben wir Schreibfertigsten in dieser Art so schwer? — Ehemals war es die Sprache, die uns fehlte; dieser Grund ist jetzt nicht mehr gültig. Ich weiß in der That den rechten nicht; aber das sehe ich klar, daß der Mangel an Memoiren nicht bloß ein litterarischer, sondern auch ein politischer für uns ist; verbreitete politische Bildung in der Nation wird ohne jene Beleuchtung der vaterländischen Vergangenheit schwerlich erzielt, wenn auch die erhöhte einzelne wenig daran gebunden sein mag. Wie aber soll ich Ihnen genug danken für die köstlichen Anekdoten, die Sie mir so hülfreich mittheilen? Die vom Dessauer und dem Saubirten hat uns, mich, meine Frau, Hrn. von Stägemann, ganz beglückt im Lachen und Antheil! Die vom Prinzen Heinrich wollte man nicht sogleich gelten lassen, man giebt den Grund der Sache zu, meint aber, der Karakter des Prinzen habe selbst in solchen Verhältnissen eine bessere Art behauptet. Was die Geschichte aus dem Weidenhofe in Frankfurt a. M. betrifft, so mag die Sache selbst wohl unbezweifelt sein, aber die Gesammtheit der Umstände, die Mischung der Bezüge, kann erst die Schattirung einer Handlung geben, die von der tiefsten Schwärze bis zum hellsten Grau unzählige Abstufungen zuläßt. Gegen den Prinzen Louis sind Sie überhaupt zu hart; ich kannte ihn persönlich, ich habe viele Briefe von ihm gelesen, seine politische Laufbahn ist mir sehr deutlich geworden; gegen einige der Vorwürfe, die Sie ihm machen, hoffe ich ihn mit Erfolg in Schutz nehmen zu können. — In unsern politischen Angelegenheiten ereignet sich wenig Neues. Der Handelsminister Graf Bülow führt einstweilen den Vorsitz im Staatsministerium und Staatsrath, da Herr von Altenstein durch eine schwere Krankheit auf längere Zeit geschont bleiben muß; man sagt im Publikum, es sei Absicht gewesen, dem Herzoge Karl von Mecklenburg jenen Vorsitz zuzuwenden,

ſie ſagt, der Namen und der Schein der Dinge ſind ihr völlig einerlei. Sie hat das größte Gefühl für Realität, ſie knüpft alles daran. Ueber manche Menſchen äußerte ſie ſich mit der großartigſten Menſchenfreundlichkeit einer in's Elend geſtürzten Prinzeſſin, ohne Nachtragen, ohne Anrechnen, bloß ihren Sturz vor Augen habend, und über den ſinnend. Sie denkt an Louis, und an die glückliche Zeit Deines Umgangs; ſie möchte nun bloß die äußern Vortheile des ehemaligen Glanzes als armſelige Reſte verbrauchen, fragte zweifelnd nach Prinz Auguſt, und ſagte, ſein Bruder habe ihm ſo ſehr für ſie geſchrieben, der Brief ſei in ihren Händen hinterlaſſen geblieben, ſie habe ihn abgeſchickt, aber als ob ſie ein Stück Blei in's Waſſer geworfen.

Paris, den 25. September 1815.

Ich brachte den Abend bei Paulinen zu, die Genzen erwartete, der nicht kam. Wir haben unſäglich geplaudert, ſehr angenehm, ich mußte ihr erzählen, wie ich mit Dir bekannt geworden, und wie ich das fortgeſetzt hatte bis zur Heirath; wir traben mit fröhlichſter Innigkeit von Dir! Ich ſagte ihr, daß Du mein ganzes Glück ſeiſt, ſie lobte Dich immer durch Erzählungen. Sie erzählte mir von allen Leuten, lebhaft, ſcharf und behaglich. Sie gefällt mir ſehr, aber ich muß ſie doch bedauern, ihr Flug iſt oft zu niedrig, ihre Sitten verdorbener, als ihre Sittlichkeit, das iſt ſehr Schade! Mit ihr beſtändig umzugehen, würde Dich nicht mehr ſo wie ehemals erfreuen können.

Paris, den 1. Oktober 1815.

Die Sache mit G. iſt in einer Art von lauem Fortgang, der große Schwung im Anfang wird wohl nur erſt am Ende wiederkehren, Paulinen iſt's doch kein bloßer Spaß, die freie Unbefangenheit ihres Geiſtes iſt durch die Befangenheit ihrer Lage gehemmt, und ich kann mir nicht helfen, es giebt darin Einiges, was auch mir die reine Freude mißfällig verdirbt; das

verſetzt mich denn in wahre Trauer! Uebrigens iſt es entzückend, wie natürlich ſie die Wahrheit hält, ſie läßt dieſelbe keinen Augenblick verloren gehn, und wäre ſie auch hart und roh! — Der Brief Paulinens an Dich iſt wirklich herrlich: es ſind erhabene Züge darin; daß ſie nie krank geweſen, zum Beiſpiel, und daher auch immer ſo voll Empfindungen ſei. Ihre Empfehlung ihrer ſelbſt iſt prächtig, eigentlich eine wahre Kindesunſchuld, ſie denkt ſie kann es, was ſie von ſich ſagt, plusieurs langues! cara amica! und ſie iſt ordentlich böſe davon affizirt, daß ihr Gentz, der ſie empfehlen ſollte, ſagt, es ginge höchſtens für einen einzelnen Herrn, und ſie könne ja gar nicht ſchreiben noch ſprechen, in keiner Sprache! Und hat ſie etwan Unrecht, wenn ſie das feindſelig aufnimmt, wie wenn einem die entſchiedenſten Talente weggeläugnet werden? Denn was iſt im Grunde alle Gentziſche und alle Schönſchreiberei und Schönrednerei gegen dieſe reichen, tiefen Naturſprüche, die noch im Adernblute ſchwimmen, aber nicht aus der Tinte aufgefiſcht werden? —

Paris, den 9. Oktober 1815.

Paulinen habe ich ſeit ein paar Tagen nicht geſehn; als ich ſie zuletzt ſah, war es ſpät Abends. — Sie gefiel mir ganz und gar nicht, und mußte dies auch zu ihrer Befremdung, da ſie ſehr auf's Gefallen ausging, erfahren. Sie bleibt aber doch der Schwan, wie Du ſie glücklich benannt haſt! —

Paris, den 11. Oktober 1815.

So unverdrossen wie ſie mit mir ſpricht, giebt es gar nichts mehr: ihre letzten Anlockungen, weit entfernt ſie verlegen zu machen, ſind ihr, wie jedes andere, ein gleichgültiger Stoff. — — Ihre Lebendigkeit und Art läßt ſich gar nicht beſchreiben, jede Darſtellung muß daran verzweifeln; ſie iſt eine Frau in unſerer Zeit, wie in der antiken die Männer waren, wer darf denen Gemeinheit Schuld geben? und doch hatten ſie das, und Pauline hat es, was wir gemein nennen, weil es für uns es wäre.

Paris, den 18. October 1815.

Die Geſchichte von Goethe, wie Du ſie empfandeſt, hat mich ſehr erſchüttert, dergleichen kann ich ganz mitfühlen, und daß es unwiederbringlich iſt, und nothwendig war, und, wenn ſo nicht, gar nicht war! Du Arme, ſo leidenſchaftliches Mitleid! aber das Mitleid iſt immer das eigene! Liebes gutes Herz! könnt' ich es erfriſchen! Pauline ſagte heute, das Herz würde nicht mit einem alt, oder vielmehr ſie ſagte, es iſt etwas, das nicht mit uns alt wird. Geſtern hätteſt Du ſie ſollen über Liebesgluth ſchwanen hören; ſie ſprach von dem Abend, von welchem ich Dir geſchrieben habe, wo ſie mir ſo ſehr mißfiel, und ſprach ſehr klug! — —

Aus Varnhagen's Aufzeichnungen.

Pauline Wieſel kannte den Bildhauer Tieck und wußte, daß er in Thon arbeitete, da ſie aber von Bildhauerei nichts wußte, ſo ſah ſie darin nur das ihr bekannte Töpferhandwerk, und ſo nannte ſie ihn nur: „Sie kleener Töpper!“

Paris 1801.

Zu Rahel ſagte ſie einmal: „Liebe, ich kann mich jetzt nicht beſinnen, wie die Stadt heißt, warten Sie mal — — nennen Sie mich doch ſo 'ne ſüdliche Stadt in Frankreich, wo immer die Romane ſpielen, eine mit ächte Kaſtanien“ — — Toulouſe? — „Richtig, Toulouſe! Ja, ſo heißt ſie! Was Sie doch klug ſind, liebe Kleine!“

Baden-Baden 1829.

Der Ruf der ſchönen Pauline hatte ſchon ſehr gelitten, und ſie ſich deßhalb von ihren Verwandten zurückgezogen, da begegnete ihr unerwartet auf dem Opernplatz eine Couſine, die ſie ſehr liebte, und mit der ſie ſich freute wieder einmal recht plaudern zu können. Aber dieſe war befangen und verlegen, und

die kluge, praktische Pauline sagte gleich: „O ich weiß, Du bist auch so ein armes Mädchen, das vor allem heirathen will, und da denkst Du, wenn man Dich mit mir sieht, kriegst Du keinen Mann? Komm, Du armes Wurm, hier hinter die katholische Kirche, da können wir ein bischen auf und ab gehen, ohne daß uns ein Mensch sieht!“ Wie hoch steht hier die etwas freie Frau über dem sogenannten ehrbaren Mädchen! —

Zu Leo Mendelssohn-Bartholdy, einer frühen Jugendbekannten, die sie in Berlin 1832 wiedersah, sagte sie, als diese ängstlich wurde, Pauline möchte in Gegenwart der Mendelssohn'schen Töchter sich in zu freien Reden ergehen, ganz gelassen: „Liebe, sein Sie nur ohne Sorgen, wenn die Mädchens da sind, sag' ich nichts!“ —

Wie tief und heilig eingenommen von Pauline Wiesel der Sinn und das Gemüth Rahel's waren, hat sie selbst oft genug lebhaft ausgedrückt. Sie hatte eine leidenschaftliche Vorliebe für jene, gegründet auf wahre und einzige Eigenschaften derselben, so wie auch auf ihre besten eignen, die mit jenen zusammenstimmten. Pauline hatte ein großes Naturgefühl, das immer neu und frisch hervorquoll; sie hatte einen unbestechlichen Wahrheitssinn, der schlechterdings keinem Wahn, keinem Vorurtheil huldigte, sondern sich an die klarste Wirklichkeit hielt, keine Sündigkeit und keine Härte des Vorhandenen läugnen oder ignoriren konnte, mit jeder sogenannten Bildung entbehrte sie auch jeden Nachtrab und Gräuel derselben, jede Verbildung und Ziererei. In der Jugend war dies mit hinreißendem Liebreiz und der anmuthigsten Persönlichkeit verbunden. Dieser Einklang in Paulinens Wesen und diesen Eindrücken von ihr blieb Rahel zeitlebens treu, auch dann noch, als diese Eindrücke nicht mehr in gleicher Art gegeben wurden, sondern mit dem Schwinden der Jugend manches Harte und Unschöne in Paulinen zugenommen hatte. Ihrer Natur mußte man vieles verzeihen, und man that es gerne, Rahel aus tiefster Ueberzeugung. Die Eigenschaften, von denen

ſie ſelbſt erfüllt war, innere Wahrheit, Rechtſchaffenheit und Geiſtesinnigkeit, ſetzte ſie ohnehin bei den Freunden ungeſchwächt voraus, und rechnete auf deren Herz und Sinn wie auf einen ſeſten.

Ich hatte Paulinen erſt ſehr ſpät kennen lernen; jenen Eindruck anmuthiger Jugend hatte ich nie von ihr empfangen können; auch den Nachſchimmer davon vermocht' ich ſchwer zu entdecken. Dennoch erkannt' ich die erwähnten ſeltnen Eigenſchaften völlig in ihr an. Leider aber fand ich dieſe mit einem Element von ſchlechter Angewöhnung umgeben, das dieſelben zu Zeiten ganz überdeckte. Ich unterdrückte mein widriges Gefühl, und um Rahel zu erfreuen, ging ich freundſchaftlich mit Paulinen um, führte ſie von Paris zu ihr nach Frankfurt, hatte ſie in Karlsruhe als Gaſt im Hauſe, wohnte ſpäter in Baden mit Rahel bei ihr, nahm ſie in Berlin wieder als erwünſchten Gaſt auf. Ich ſprach mit Rahel über die Eigenſchaften Paulinens ganz frei, auch Rahel ſah und beſprach alles richtig, allein ſie verzieh das Aeußerliche gern dem innern Weſen, in deſſen Schätzung ſie nie wankte, und meinen perſönlichen Widerwillen verbarg ich jedesmal, ſo gut und unſcheinbar, daß Rahel ihn nie gemerkt hat.

Mit Jubel empfing Rahel im Sommer 1832 den Beſuch Paulinens. Sie wünſchte ſich Glück, daß dies endlich geſchehen könne, die Freundin bei ihr in Berlin wohne, beide frei, durch nichts gehemmt, durch nichts getrieben, dem eignen Sinne überlaſſen. Leider ſollte Rahel auch dies letzte Glück noch einbüßen! Pauline entwickelte ſich fürchterlich in dieſer letzten Zeit. Ihre Langeweile, durch Rahel's öfteres Kränkeln und die Stille unſres Hauſes vermehrt, ihre Mißſtellung gegen die Welt, in der ſie nicht ſchön, jung, reich, geehrt und geachtet genug ſein konnte, ſondern in den meiſten Stücken das Gegentheil empfinden mußte, machten ſich Luft in Bitterkeit, in dem böſeſten Spiel ihrer widrigſten Eigenſchaften. Sie klatſchte und verhetzte alles im Hauſe durcheinander; mit und wider alle Bekannten, Dienſtboten, Fremde. — Sie beging tauſend kleine Unarten und Liſten, die einen gemeinen Kreis von Gewöhnung verriethen. — — Verfeindungen und Zwiſte fingen an. Was ſollte ich beginnen?

Rahel war krank, oft gefährlich, meist sehr reizbar. Sollte ich da zu ihr hintreten, ihr sagen, wie die vermeinte Freundin sie verriethe, hinterrücks zu mir und zu andern Leuten spräche, alles verbeye und verderbe, unser edles reines Dasein störe und untergrabe? Unmöglich! Ich faßte mich in Geduld, Rahel's Genesung und Paulinens Abreise still zu erwarten.

Allein Rahel entdeckte die Sachen selbst, und mehr, als ich wußte! — — Rahel war noch nicht ganz genesen, und hatte den ungeheuern Schmerz, das namenlose Leid, die zärtlichste Liebe auslöschen, die unerschütterlichste Freundschaft einreißen zu müssen; gemein, auch sogar lieblos, fand sie diejenige, auf die sie im Leben am meisten gerechnet hatte. — —

Diese schreckliche Erfahrung sollte ihr noch am Ende des Lebens werden! Arme, arme Rahel! Grausam und lieblos hatte Pauline ihr sogar gesagt, sie glaube nicht, daß Rahel noch ein paar Jahre leben werde! —

Ich behielt viele Nachwirkungen jener Zeit zu verwinden, die ich ewig beklagen werde! Ich mußte Paulinen fast noch vertheidigen, und durfte behaupten, ich hätte sie immer mit diesen Fehlern gesehen, deren Ausbildung jetzt nur größer sei, und die mit gefährlicherem und edlerem Stoffe gespielt hätten; ihr selbst aber könne man deßhalb keine größere Schlechtigkeit beimessen. Sie müsse etwas treiben, bearbeiten; Langeweile, Unruhe, Neid und Selbstsucht trieben sie wie ein Kind, das sich unterhalten, das genießen wolle, wie und was es auch sei. Rahel sah es vollkommen ein.

Schrecklich aber, daß das geliebte, redliche, treue Herz, dieser reine, klare Wahrheitssinn, diese fromme Menschenliebe noch an der letzten Schwelle des Lebens durch ein solches Aufgebenmüssen einer lebenslänglichen Jugendfreundin, eines leidenschaftlichen Ueberzeugtseins und eines beglückenden Wohlgefallens gerüft werden mußte! —

Berlin, Mai 1833.

Pauline ſtarb im September 1848 zu Saint-Germain en Laye, bei Paris, ſiebzig Jahr alt.

Sie hatte zuletzt an ihre Schweſter, die Geheimräthin Meyer, nach Berlin geſchrieben, und dieſe um acht Jahr ältere Schweſter ſehr liebreich belobt, wie gut und brav ſie immer geweſen, wie tugendhaft, und wie ruhig ſie ihr Alter dahinlebe. Was ſie ſelber betreffe, ſo habe ſie allerlei Kränklichkeit zu leiden, ſei aber im Ganzen noch wohl, und auch zufrieden; mit dem Leben ſei es eigentlich vorbei, und ſie denke oft an den Tod, aber ohne alle Furcht, denn ſie habe ſich nichts vorzuwerfen. Dies meinte ſie gewiß aufrichtig und ernſt, denn ihre Ausgelaſſenheiten waren ihr kaum zuzurechnen, ſie waren die Folge des Beiſpiels und der Umſtände, eines leichtſinnigen Naturells, das von allen Seiten gereizt und geſteigert wurde, und hatten nur ihr allein geſchadet. Was ſie in dieſer Richtung geſündigt, konnte ihr nicht ſchwer zu tragen ſein. Sonſt war ſie immer gutmüthig, menſchenfreundlich, wohlthätig, und von einer tiefen, muthigen Wahrhaftigkeit, die in äußern Angaben zwar oft log und täuſchte, aber in ſittlichen innern Fragen unbeſtechlich redlich blieb. Tauſend Sünden der großen Welt, Neid, Habgier, Heuchelei, Ehrſucht, Ränke und Niederträchtigkeiten blieben ihr fremd. Nur gegen Nebenbuhlerinnen, in Verhältniſſen zu Männern, konnte ſie Neid und allerlei Tücken hegen, weibliche Schwächen, die ſich doch nie lange fortſetzten. Ihr Sinn für die freie Natur war immer friſch und ſtark, ſie konnte nicht leben ohne „Grünes“. Von tauſend Hierarchien, auch von vielen ernſten Anliegen der Menſchen, hatte ſie keinen Begriff. Sie war und blieb wie Kinder und Volk. — Ihre Schweſter antwortete nicht gleich, ſchickte ihr aber nach einiger Zeit eine kleine Summe Geld. Es kam keine Antwort. So verging geraume Zeit. Endlich kam unerwartet aus Baſel die Nachricht, Pauline ſei ſchon am 9. September bei Paris geſtorben. Heute den 11. Juni 1849 kam Victoire von Craven, und theilte die Kunde mit. — Pauline hatte noch ein Teſtament gemacht, ihr noch gerettetes Vermögen ihren Stieftöchtern zugewieſen, die Bildniſſe des Prinzen Louis Ferdinand und des

Grafen Hugo von Hatzfeldt einer Nichte in Basel, ihrer Bonne eine Rente von hundert Franken vermacht. —

In ihrem letzten Briefe an die Schwester hatte sie noch gefragt: „Leben denn Humboldt und Varnhagen noch? Ich höre ja gar nichts von ihnen!“

Zum Schlusse möge hier noch eine Briefstelle Gustav von Heinckmann's, über Paulinen, an Rahel sich anfügen; sie lautet:

„Berlin, 10. Februar 1826.

„Da mir im Grund alles gefällt, wie sie es thut, nicht alles, was sie thut, an sich, so bringt mich der Umgang mit ihr immer aus mir selbst heraus, und doch eigentlich ohne Zweck. Denn glauben Sie doch nicht, daß die Liebe auch die Klugen dumm macht; nein, nur die Dummen noch dummer; die Guten rein toll und eingebildet. Also weiß ich ja recht bestimmt, daß es Paulinen so ziemlich gleichgültig ist, mit wem sie Zauberer spielt, und nicht eine Minute bin ich so genug gewesen mir einzubilden, daß ich sie mehr amüsire als hundert Andre, mit denen ich nichts anzufangen wüßte. Daß sie vielleicht doch in einem ernsthaften Augenblick mehr auf mich hält, das glaub' ich, und das genügt meinem Stolz. Aber um die Wette laufen, ist meine Sache nicht — und Sie wissen ja, daß ich immer behaupte: Lieben darf ich die Königin, aber ein Narr nur macht sich lächerlich oder zudringlich durch seine Liebe.“

„Ich werde ewig den Göttern danken, daß ich dieses himmlische Phänomen gekannt habe, und lieben will ich sie, so lange ich noch empfinde, was schön, liebenswürdig, originell, geistig und einzig ist. So habe ich sie diesen Abend wieder mehr wie jemals gefunden. Ich betrachte sie absolut wie eine Erscheinung aus der griechischen Götterlehre. Es ist nicht möglich, sie so in menschlicher Gestalt zu erblicken, ohne sie zu lieben, und doch soll man sich begnügen sie anzubeten, und mit Tausenden um ihren gemeinschaftlichen Schutz zu flehen.“

Wiesel.

Aufzeichnungen von Varnhagen.

Ein preußischer Offizier, Hr. von Selasin, der sich sehr kläglich ausnahm, sollte Adjutant von Seydlitz gewesen sein, wurde versichert. „Wenn das wahr ist", sagte Wiesel, „daß der Mann Adjutant von Seydlitz gewesen ist, so ist der ganze siebenjährige Krieg eine Fabel."

Als jemand von Klopstock erzählte und sich rühmte, mit dem Sänger des Messias gesprochen zu haben, rief Wiesel, ärgerlich über das nachsprecherische Preisen und Prahlen, mit humoristischer Verwunderung aus: „Was? der lebt noch, lebt mit uns zusammen? Ich habe bisher immer Klopstock für einen Contemporain von Jesus gehalten!" Mit dieser Zwischenrede war denn der Lobpreiser freilich aus aller Fassung gebracht.

Ludwig Robert machte folgende Verse auf Wiesel:

„Weltkluger, armer, unglückseliger Teufel
In ew'gem Zweifel ob du dich vergnügst,
Ersinnst und lügest du dir schlechte Lüste,
Schaffst ein Gerüste dir von falschen Schlüssen,
Erbärmlich müssen Laster darin passen
Lebst elend so von Gott und Welt verlassen."

Ergänzungen zu den von Herrn Alexander Büchner herausgegebenen Briefen.

Seite 60. Zweite Zeile von oben nach Quadrille „nicht" hinzuzufügen.

— — Achte Zeile von oben anstatt Mann „Alten".

Seite 64 heißt die unleserliche Stelle: „vielmehr zwei".

Seite 65 heißt das erste unfeierliche Wort „Pelle“, das zweite „Odori“.

Seite 71. Zuſatz zum Datum: „1805“.

Prinz Louis Ferdinand an Pauline.

Seite 74 heißt es am Schluſſe: „dann abwechſelnd, und wenn Dein Auge bricht, Dein Mund nur, lieber, lieber Louis! ſtammeln kann, e dann — — —

des Königs Majestät aber hätten darauf nicht eingehen wollen. Hrn. Geheimerath Ancillon's Ernennung nach Paris ist noch nicht ausgesprochen, und wird von Vielen sehr bezweifelt, mir aber scheint dieselbe ziemlich abgemacht; seine Erhebung in den Adelstand mit Annahme eines schon ehemals geführten adeligen Beinamens der Familie soll schon in diesen Tagen erfolgen. Die Gründe, welche die Zweifler anführen, werden alle durch den Einen beseitigt, daß man in der Gunst außer ihr selbst nichts anderes bedarf. Uebrigens ist noch die Frage, ob Herr Ancillon nicht hier mehr aufgiebt, als er dort gewinnt; seine Stellung in Berlin ist, obwohl weniger glänzend, doch gewiß bedeutender und begünstigter, als irgend eine andere für ihn sein kann. Man sagt, der Herr Graf von Goltz müsse in Frankfurt bleiben, weil ihn in diesem Posten schlechterdings niemand zu ersetzen fähig sei. Unsere Provinzialstände sollten nun bald wirklich zusammen kommen. Brandenburg und Pommern für's erste; es wird aber nichts übereilt, und im Publikum wird kaum daran gedacht. Eben so wenig hört man diesmal von den Umtrieben sprechen, deren Anstifter — wahre oder vermeinte — in Köpnik gefangen sitzen; man wartet die Sache ab, und sieht dem Ausgange ruhig entgegen; unterrichtete Personen meinen, es sei viel Strafwürdiges entdeckt, aber doch nichts Einzelnes von solchem Belang, daß die Gerechtigkeit große Opfer zu fordern hätte. Im Allgemeinen jedoch dürften sich die bisherigen Maßregeln wohl verschärfen; die Aufsicht auf Bücher, Schriften ꝛc. ist sehr im Steigen; hier ist die Wiederauflegung von Fichte's Reden untersagt, in Oesterreich Raumer's Werk über die Hohenstaufen — auf welches doch der Kaiser selbst unterzeichnet hat — verboten worden. Die „Hamburgischen Tagesblätter" haben russische Warnungen empfangen, man würde ihnen, wenn sie nicht vorsichtiger würden, im russi-

Dir abhängt, der Dich zu lieben verſteht, in dem die Menſchen und die Welt nichts tödten, wohl aber vielleicht etwas verderben konnten, o dieſes muß Dein Herz erfüllen — Du mußt mich lieben, mehr noch als — — —

Schreiben auch thuſt Du ſo ſelten — Pauline! So wahr ich Dich liebe, ich verzeihe Dir nicht den geringſten Anſchein einer Etourderie ſelbſt, — doch dieſer Gedanke iſt Deiner und meiner unwerth! Doch bedenke, daß dieſe ſelbſt ſchändlich wäre. Sage mir, was Du täglich thuſt, o dumme, dumme, liebe, liebe Pelle, — es iſt ſo peinlich, nicht das Weſen, was man liebt, in ſeinen täglichen, ſtündlichen Handlungen gewiſſermaßen folgen zu können. Nun ſchließe ich. Was ich Dir hier ſchicke, trägſt Du bis zum nächſten Briefe. Leb wohl, Engel — Liebe — ewige Liebe — Braut — Weib — Angebetete —

Dein Louis.

Uebermorgen erwarte ich Haus hier und Graf d'Entraigues. Während daß ich Dir ſchreibe, brennt mein Haus, ich glaube, ich habe es angeſteckt. —

Prinz Louis Ferdinand an Pauline.

Seite 77 heißt es am Schluſſe anſtatt, den von Generalſtaab: von Hohenlohe, den Herren vom Generalſtab, ſchrieb mein Journal, welches ich Dir monatlich ſicher zuſchicken werde, und ging ruhig zu Bette. — Möllendorf's Faulheit iſt unbeſchreiblich; ſeine Berliner Korreſpondenz mit dem Langhans'ſchen Hauſe, der Mlle. Meyne u. ſ. w. abſorbirt ſeine Zeit, er wird wie immer ſehr gequält. — Reetz iſt fleißig, und alles Uebrige iſt wie Du es kennſt, Tuſek befördert ſo viel Wein als möglich durch ſeine jetzt ſehr theure Kehle.

Leb wohl, liebe beſte Seele! Ich wollte noch vieles über Deinen Mann, über Deine Lage, wenn jemand von Deinen Bekannten aus Paris wiederkommen ſollte, Dir ſagen. Ich halte es nur überflüſſig, denn Dein Herz und Deine Liebe bürgen mir, daß Du gewiß auch den Schein vermeiden werdeſt. Küſſe den

meinen. Ich küsse Dich tausendmal mit der heißesten innigsten Liebe. —

Bis zum 15ten sind wir aneinander. —

Lebe wohl, bald schreibe ich Dir wieder.

Louis.

Schicke mir, sobald Du hörst, daß es gut ankommen kann, etwas Gutes zu essen. — Adieu, Liebe, schreib mir nur gute, liebe Briefe, sie sind mein einziges Glück.

Seite 75. Dritte Zeile von oben anstatt Träume „Thränen".
— — Neunte Zeile von oben anstatt leeren „steten".

1.

Prinz Louis Ferdinand an Pauline.

Freitag.

Daß mein erster Brief, meine Pauline, so klein gewesen, und ich gezögert auf den Deinigen zu antworten, darüber wird mein lieber Liebling nicht zürnen, denn während der Abwesenheit des Prinzen hatte ich alle Geschäfte zu besorgen, und war überdem mit ewigen Besuchen gequält, und vor der (seit heute) erfolgten Rückkunft des Prinzen konnte ich nichts mit Gewißheit über unsern hiesigen Aufenthalt bestimmen. — Du gehst gleich, oder vielmehr sobald als möglich nach dem Empfang der Estafette mit der Emmi und Lolo und Melzow hieher — das Weitere über Deinen hiesigen Aufenthalt verspare ich bis an's Ende des Briefes; meine liebe, liebe Pelle, erst von Deinem Briefe, von meiner und Deiner Liebe! Glücklich, unaussprechlich glücklich hat er mich gemacht! Ich gestehe es Dir, einen schmerzhaften Eindruck (Leise schmerzhaft aber nur) hatte auf mich Einiges während meinem letzten Aufenthalt in Berlin gemacht; der lebhafte Wunsch meines Herzens, Dich glücklich, selig, zufrieden zu sehen, war nicht so erfüllt, als ich es hoffte, als ich vielleicht mit Unrecht wähnte das Recht zu haben es zu erwarten. Dieses beleidigt meinen Stolz, schmerzt mich tief, und mein

Herz leidet. — Bei der Liebe, die ich zu Dir habe, bei der Liebe, die ich so lebhaft fühle, bei der Wahrheit meiner Empfindungen, und dem Werth, den ich um so mehr denselben beilege, je weniger irgend eine Rücksicht, Vorurtheil oder vorgefaßte Meinung Anderer mich bestimmt, in nichts schmerzhafter, als von der verkannt zu werden, der man alles sein möchte, ihr nicht das Glück zu gewähren, welches man ihr spenden möchte, und welches für ein zartfühlendes Herz der Liebe höchster und seligster Genuß ist. Liebte ich Dich weniger, meine süße geliebte Pauline, so würde nicht einer Deiner Blicke, eine Aeußerung des Unmuthes, ein augenblickliches Mißkennen meiner Liebe, mich so sehr betrüben, und ich würde von einem andern, ruhigern Augenblick diejenige Gerechtigkeit erwarten, die Du mir in einem solchen nicht giebst, allein dieses läßt meine Heftigkeit nicht zu; gewohnt, von der Liebe Zauberin Genuß und Glück in der höchsten Fülle zu genießen, ist jede Störung mir doppelt unangenehm, und ich bin nicht kalt genug, um diese trüben Augenblicke vorübergehen zu lassen. Doch nun genug davon, Pauline, wie wenig ich mich betrog, beweiset mir Dein lieber Brief, denn gewiß war ich, daß Dein Herz mir bald Gerechtigkeit würde widerfahren lassen; in der Abwesenheit, in der Vergangenheit erscheint alles in einem sanftern Lichte, meine liebe Freundin. Ich selbst klage mich wegen meiner Heftigkeit und Tollheit an, meine Pelle, wir sind beide strafwürdig, Du, Deinen sanften guten Louis, der Dich anbetet, zu mißkennen, ich, daß ich, da ich Deinen ganzen Werth, aber auch Deine Fehler kenne und Deine Reizbarkeit, ich dennoch heftig werde, anstatt mehr zu Deinem Herzen zu sprechen, oder Deinem Willen selbst oft ernst zu gebieten, lieber Deiner Imagination und Deinen Sinnen stets Opfer

zolle oder durch selbige das Ende unserer Mißverständnisse finde, und — sei es gesagt — suche. Liebe Pauline, Liebe, die ich unbegreiflich liebe, daß es einmal bei so heftiger Liebe, bei keinem großen Glück in der Welt, nicht möglich ist ruhig, ganz ruhig zu sein, das ist gewiß; mir fällt bei der Ruhe immer ein, was ein liebendes Weib zu demjenigen sagte, der sie nachher, lange nachher wiedersah, — und sie sich beide kälter und für einander abgestorben wiedersahen, ohne jedoch den Gedanken ihres vorigen Glücks nicht im Gedächtniß zu behalten: „Wo sind die seligen Zeiten, wo wir so unglücklich waren!" sagte sie. O Pauline, wenn auch Du zuweilen in Deinem Zorn sagtest: „Ein schönes Glück, welches ich genieße!" — Könntest Du mich vergessen? Nie! Meine Freundin, nicht Stolz, nicht Eitelkeit spricht dieses Wort aus, — mein ist Dein künftiges Leben — jedem Glauben an alles, was Liebe, jedem, was gut, schön und erhaben ist, gesellt sich der Gedanke an mich, an Deinen Louis zu, es ist nicht anders möglich, meine Pauline; nie, gewiß, haben zwei Wesen mehr als wir einander Glück geschenkt, nie sich mehr einander nötbig gehabt — ewig — rechne ich auf Dich.

Gentz sahe ich oft hier! — Sein Verstand und Wesen hat nur zwei Tendenzen, erst die alte, nämlich antifranzösische, die sich in Memoires aushaucht, zweitens die social-vornehme, die er eben so befriedigt, indem er bei dieser oder jener Frau aus Wien oder Petersburg hingeht und Binten macht, — von Liebe, unserer Liebe, weiß er nichts! und spaßhaft soll es mir sein, liebe Pelle, während Deines hiesigen Aufenthalts sein Erstaunen hierüber zu sehen. — Englische Pauline, das schwöre ich Dir, daß ich Dich so liebe, so viel Sinn für Dich habe, als man nur haben kann, daß jeden Tag meines Lebens mir

immer mehr bewußt, wie nahe Du meinem Herzen ſtehſt! Deine lezte Reiſe hieher iſt auf eine mir unangenehme Art bekannt — Gentz, eine Menge Andre, die Frau von Ompteda, ihr Mann, — Alle wiſſen es! Ich erſpare Dir alle die Details, die wirklich unangenehm ſind, nur das iſt aus mehreren Urſachen nöthig, von nun an Dich und Deinen Mann, mich, aus einer unangenehmen Kategorie zu ziehen, das Wie wollen wir hier beſprechen. Das Herkommen mit Vetter fällt weg, Du kömmſt mit Lolo und der Amme. Montag Abend biſt Du hier; ich beſtelle Dir ein Abſteigequartier in der Stadt Berlin, den 19. ſpät gehe ich mit der Avantgarde nach Döblen, und dann, wenn ich Dresden verlaſſe, geht meine Pauline von hier. So will ich es, liebe Freundin! Der Amme und Melzow befehle ich, auch nicht ein Wort von mir und Dir zu ſagen, weil Du ſonſt ſtets, wie ich, von einer Menge Menſchen umringt ſein würdeſt. Ich werde das Quartier in der Stadt Berlin für Mad. Uhde beſtellen.

Ich wohne in der Frauengaſſe im Pfitzinger'ſchen Hauſe. Mache es ſo, daß in Berlin kein Lärmens davon wird, und hier ſollſt Du bloß Gentz, mich, und einige Wenige ſehen, und dann nach Schricke, Berlin oder Wettin gehen.

Adieu Pauline, Liebe, Beſte, Dein Medaillen verläßt mich nie, Dein Louis, Dein Freund, Dein Geliebter, der Dich anbetet, ſchwört und verſpricht Dir ewige Liebe, Du biſt ſein Glück, ſein Lohn! alles was er erwartet! er hofft und erwartet Treue, Vertrauen und Liebe von Dir.

Mein Portrait fängt Graſſi morgen an.

Louis.

Hiebei bekömmſt Du den Befehl an die Amme und Melzow — tauſend Küſſe Dir, liebe Pauline!

2.

Prinz Louis Ferdinand an Pauline.

Liebe, einzige Pauline, möchte doch Deine liebe Pette Dir den zehnten Theil der Liebkosungen wiedergeben, die ich heute an sie verschwendet habe; werden es zwar nicht die brennenden heißen Umarmungen der Liebe sein, jene feurigen Küsse, womit ich Dich, Himmlische, bedeckte, so wird doch meine Pauline nicht das Herz ihres Louis verkennen, dessen höchster Genuß es ist, Liebe zu geben, zu beweisen! — Pette sagte mir: „Ich reise bei Katharine nach Berlin, aber ich will lieber bei Ding bleiben.“ Sie hat trotz ihres Schreiens und Lärmens mit uns gegessen, ist mit Kuchen und allem was sie nur wünschte so beschenkt, daß ihre Bitten selbst im Entstehn erstickt worden. O Pauline, Liebe, Einzige, noch sehe ich Deinen Schmerz, Deine Thränen, geliebt, angebetet, konnte ich nicht glauben Dich noch mehr lieben zu müssen, ich allein ahndete alles was in Dir vorging! — Meine Augen ruhten stets auf Deiner Kleinen, die heute wirklich einzig liebenswürdig war; o trügest Du unter dem liebenden Herzen ein Pfand der heftigsten Liebe — o welch ein Kind muß es werden, wo wir unsere beiden kraftvollen, energischen Existenzen vereint! Liebe Pelle, aber keine jener Spiele der Imagination mehr, — wenn sie aus üppiger Wollust entstanden, so verdammt sie die Liebe. Ein Blick voller Liebe, o was wäre über diesen! Ich zweifle nicht, daß die Explikation ganz unsern Wünschen entsprochen; bald sehe ich Dich, bedecke Dich mit tausend Küssen — — — — —

— — — — — — — — — — — —

— — — — — — — — Pauline, Einzige, komm' in meine Arme! Doch, Pauline, laß uns weiser

ſein, quäle mich nicht, ich beſchwöre Dich, noch bin ich ſo krank, daß ich ſchwerlich nach Wettin gehn kann. Geliebtes, einziges Weſen, auf ewig Dein

Louis.

A mon chère angélique adorée Pauline

3.

Prinz Louis Ferdinand an Pauline.

Liebe Pauline, einziges, himmliſches, geliebtes Weſen, wäre es nicht möglich früher das Schauſpiel zu verlaſſen! Angebetet von Deinem Louis, leidet ſein Herz, Dich nach den Augenblicken der heftigſten Liebe ſo kalt, herzlos, oder vielmehr ſo ſtets mit Kleinigkeiten beſchäftigt zu ſehn. Denke, liebe Pauline, daß ſtete, zarte Verſicherungen Deiner Liebe Deinem Louis nöthig ſind — daß wir uns ſtets unſere Handlungen irgend einem großen Intereſſe oder einem Prinzip unterordnen müſſen, wenn wir nicht ſtets ſelbſt unglücklich ſein wollen, und Andere mehr oder weniger dazu machen.

Das Schönſte, was Du mir gewähren — da nichts den Reiz erhöhen, den Liebe, Anmuth, und das kraftvolle, poſitive Gepräge, das die Natur Dir gegeben und Du daher in meinen Augen im höchſten Grade beſitzeſt, ſo gieb und erhalte mir ruhigen Beſitz dieſes ſo hohen Gutes, verſchönere es noch mit allem dem, was ein zartes, feinempfindendes Herz geben kann, und ewig bin ich Dein

L.

4.

Prinz Louis Ferdinand an Pauline.

Hätten Du, Pauline, den Brief, den ich Dir am Abende der Redoute schrieb, gelesen, so würdest Du meine scheinbare Gleichgultigkeit Dir sehr leicht erklärt haben. Daß es Dein Plan war, nicht nach der Redoute zu gehen, ist wahr, und ich merkte es, daß der Spaß, den ich über die Levi und über Dein Diné gemacht, Dich beleidigt hatte; daß Du diesem aber die sichre Gewißheit, mich unendlich glücklich zu machen, aufopfern konntest, aus Laune, Kaprize, Aerger, dies ist ein abermaliger Belag, daß Du stets von Deiner Imagination beherrscht bist, und nie Dein Herz, Deine Sensibilität irgend etwas gegen diesen wilden Strom vermag. Liebe Pauline, wie sehr ich Dich liebe, wie äußerst interessant Du mir bist, dies wird die Zeit Dich lehren, dies muß der stete Wunsch Dich zu sehen Dir beweisen; daß in den Augenblicken, wo Du mich siehest, ich sehr oft verstimmt bin, und wenn ich Dich in Gesellschaft sehe, ich Dir nicht die Ursache meines Betragens erklären kann, ist sehr natürlich. Sprich doch nicht von Amusiren! Ich kenne nichts Trivialeres, als diesen Ausdruck, — Kinder, Hofdamen und Fähnriche, die amusiren sich, — aber ein Mann, dessen Verstand sich beschäftigen, der denken, fühlen, genießen kann, der amusirt sich nicht.

Nun noch Eins, liebe kleine verführerische Pelle, die den Gualtieri mir gestohlen, wann sehe ich Dich heute? Die Crav bittet mich zu sich, — o komm einen Augenblick dort hin, oder ich könnte zu Dir kommen, sie dort sehen. —

Lebe wohl, liebes geliebtes Wesen.

5.

Prinz Louis Ferdinand an Pauline.

— Pauline, meine liebe Pauline, einzige theure, welchen Namen soll ich Dir geben — welches Gefühl nennen, welches in meiner Brust nicht für Dich ist? oder vielmehr, wie soll ich das Gefühl nennen, was ich für Dich empfunden — nur stürmisch, zu stürmisch ist es — und doch fühle ich auch auf einer andern Seite, daß die Liebe nur wirklich, wie es in einer von den Elegieen von Goethe steht, Glück ohne Ruhe ist. — —

— — Sonderbar ist es, — ferne von Dir bin ich auch derselbe, — stets mit Dir beschäftiget, wechseln tausend verschiedene Empfindungen in meiner Brust, Liebe, Zorn, Vertrauen (o dieses, liebe Line, ist ewig in meinem Herzen), und dieses innere Gefühl von Vertrauen, mit jener unbeschreiblichen Unruhe verbunden, beweist mir, wie wenig eigentliche Ruhe bei dem Besitz eines großen Gutes möglich ist, ich halte es für die schönste Beglaubigung Deiner und meiner Liebe! — Noch eins, Pauline, wie erbärmlich die Menschen sind! Neulich, als ich der * in dem Augenblick nach unserer Szene sagte, wie Du gewesen, sagte sie mir immer: „O wenn Sie nur über sich gewinnen könnten, nicht so Ihre Liebe ihr zu zeigen!“ Und so mehreres! Bei Gott, Pelle, sollte ich so Deine Liebe erkünsteln, wäre sie nicht die schöne Ausbeute Deines Herzens, nämlich könntest Du mich weniger schonend behandeln, weil mein Herz offen und entfaltet vor Deinen Augen liegt, so würde ich Dich nicht so lieben können. — —

ſchen Reiche keinen Eingang mehr geſtatten. Ich wundere mich aber nicht über dieſe Vorkehrungen, ſondern über die große Freiheit und Unbefangenheit, die mit ihnen immerfort beſteht. Es giebt Tage, Richtungen und Thätigkeiten, in welchen ſelbſt der Ultra ein Liberaler iſt; die Zähheit der Deutſchen Philiſter ſteigert ſich in ſolchen Beziehungen oft bis zur heldenmüthigſten Erhabenheit. Ich könnte Beiſpiele anführen. —

Die Wahlen in Frankreich ſind ſo ausgefallen, wie man ſie allgemein erwartet hat. Die unedlen, ja geſetzwidrigen Mittel, welche dieſen Erfolg herbeigeführt haben, ſind in Betreff des dadurch gegebenen Nationalbeiſpiels von maſſenhaftem Treubruche mit dem Meineide der franzöſiſchen Truppen bei Napoleons Rückkehr von Elba verglichen worden. Ein Mann, deſſen Liebe für Volksfreiheit unbezweifelt iſt, hat ſich durch jenen Erfolg nicht unbefriedigt gezeigt, er hält nun wenigſtens das Beſtehen von Kammern mit einem Analogon von Charte gerettet; eine liberale Majorität hätte beide gefährdet, meint er, ganz Europa würde ſich feindſelig gegen Frankreich gewendet, und nach kurzen Jahren gereifter Angriffsplane die Geſchichte von Spanien daſelbſt aufgeführt haben. Freilich iſt es ſehr zweifelhaft, was wir denn jetzt zunächſt ſehen werden! Wenn nur die Miniſter ſich gegen ihre eigene Parthei behaupten.

Mich freut es, daß Sie mit unſeren beiden Reiſenden ſo gut zufrieden ſind. Ihre Grüße ſind beſtellt, und werden dankbar erwiedert.

Nicht Exemplare meiner Denkmale, ſondern Bücher, die mir dafür anſtatt Honorars der Verleger aus ſeinem Verlage zukommen ließ, waren die 42 Bände, die mir der Buchbinder ſo mißhandelt hat. Die trügeriſche Gewißheit in der

6.

Prinz Louis Ferdinand an Pauline.

— Du begreifst es, daß uns die Menschen nicht erklären können, und doch, Pauline, ist es so gewiß, daß wir schon lange in uns fortgedacht, gelebt und geliebt haben, als es gewiß ist, daß es nur eines Augenblicks bedurfte, um glücklich mit einander zu sein, um sich zu lieben, zu besitzen, zu verstehen; unser Glück wird sich entweder sehr vermehren, weil unsre beiderseitigen Hoffnungen und Ansprüche auf einander sich immer mehr bestätigen werden, oder schon wären wir geschieden! Pauline, ich folge meinem Wunsch, meinem Herzen, ich bin und bleibe Dein.

Vetter und Gualtieri sind bis jetzt bei mir gewesen; Pauline, diese alle lieben doch nicht! O Pauline, wenn Du einst mich kennen wirst, und ich die Geschichte Deines Herzens, Du die meine, dann, Pauline, sollst Du mit mir gestehen, daß wenig Menschen lieben können, so wie Louis. Brinckmann ist wirklich göttlich, die Liebenden schreiben der Liebe wegen, der liebt der Briefe wegen. — Große Gefühle sind nicht so geschwätzig, und Wahrheit ist mit Liebe unzertrennlich. Alle diese Menschen, so auch Dein elender Genß, sind so kalt überspannt, — Exaltation ist zuweilen die Folge eines heftigen Gefühls, und diese Menschen exaltiren sich, um sich oder Andern den Beweis Ihres Gefühls zu geben, kein Ausdruck ist wahr, keiner einfach in ihnen. Brinckmann liebt Dich, seine Briefe scheinen mir aber gar nicht so zu sein, daß sie das Gepräge des Wunsches nach Besitz trügen, und das ist erbärmlich. —

7.

Prinz Louis Ferdinand an Pauline.

Ich liebe Dich unaussprechlich, Pauline, selbst Deines Briefes wegen, er ist mir ein Beweis Deiner Liebe zu mir. Du beurtheilest mich falsch, die erbärmlichen bonnes fortunes sind für mich nicht reizend, und o wie sehr oft wünschte ich und wünsche ich noch, nie mehr als Ein Weib geliebt zu haben! Wie glücklich ist der, dessen erste Liebe sein ewiges Glück machte! Liebe wünschte ich, Liebe ist der einzige Wunsch meines Herzens, das Ideal, nach dem ich strebte. Sanft und wohlwollend ist mein Karakter, und feurig brennend jeder oder viele einzelne Züge; die Farbe, das Kolorit, was meine Handlungen tragen, ist deßwegen, daß es andern gleicht, nicht dasselbe. Ich habe so hohe, heilige Begriffe von der Liebe, daß sie Dir, daß sie so manchem Dir vielleicht unbegreiflich scheinen würden. Ueberdem handle ich mit stetem Wunsch, glücklich, höchst glücklich zu sein, ohne jedoch je das Glück meines Lebens auf ein gewagtes, zu unsichres Spiel zu setzen. Mein Herz haben die herben Erfahrungen der Welt nicht erkaltet, nicht ist in mir erstorben diese himmlische Poesie des Lebens, die allein glücklich macht, diese Hoffnung auf Liebe und Freundschaft und auf alle höheren Gefühle, die edle Menschen auszeichnen, — aber, Pauline, bei Gott, bei allem, was Werth für Deine Augen hat, Du kennst mich nicht, wenn der Gedanke, daß ich Frauen leicht liebe, der Wunsch nach Besitz in mir stets rege ist, Dich beherrscht. Ich liebe Weiber, ich finde etwas Sanftes in ihrer Gesellschaft, die Freundschaft der Levi hat einen Karakter, der viel süßer als alles Uebrige ist, das ist's, was ich lebhaft fühle, der Männer Freundschaft ist so selten, und — sei

es immer gesagt — ich bedarf sie nicht. Ich finde es angenehm, mit Frauen umzugehen, und auch der entfernteste Gedanke an Liebe, an Besitz ist nicht in meinem Herzen.

So ist es mit der Plettenberg. — Liebe Pauline, Dich liebe ich, Dich war ich zu lieben bestimmt, und gewiß, wenn so lange das Schicksal uns trennte, so waren wir dennoch nicht für einander verdorben — Dein Blick sagt es Dir, er liebt Dich, und nie kann, so wie Du, eine Andere in seinem Herzen herrschen. Aber verbanne doch diese erbärmliche, kleine Ansicht meines Karakters. Glaube an mich. O Pauline, wenn Du nur die Hälfte der Mühe, die Du mir zu schaden oder mich falsch zu erklären gebrauchest, anwendetest mich zu entschuldigen, so würde ich glücklich sein. Die Liebe ist die Geschichte der Frauen, sie allein bestimmt sie. An mir, Pauline, findest Du ein Herz voller Liebe zu Dir, offen jedem Gefühl, und stets bereit Dir alles mit Wucher zu ersetzen, was Du für mich thun, für mich fühlen werdest. —

Liebe Pelle, ich muß schließen, und Dich um Verzeihung bitten, so schlecht und schnell geschrieben zu haben. — Ewige Treue, Liebe der liebenden Pauline, Dein Louis verspricht sie der!

Nur Ein Wort. Wenn ich Dich sehen könnte!

8.

Prinz Louis Ferdinand an Pauline.

Berlin, den 8.

Es wäre sehr schwer, meine Pauline, Dir den himmlischen bezaubernden Eindruck zu schildern, den die letzten Augenblicke, die ich mit Dir zubrachte, in meinem Herzen

zurück gelaſſen haben. Liebte ich Dich je mit Leidenſchaft, und fand ich mich zwar ſtets durch einen mächtigen Reiz zu Dir hingezogen, ſo haben dieſe letzten Augenblicke ein Gefühl in mir hervorgebracht, das ich bis jetzt noch nicht für Dich kannte. Dein ſanftes, liebreiches Weſen hatte eine namenloſe Grazie — Dein natürliches, gutmüthiges Sprechen mit Louisen war wirklich rührend — ich ſah alles Schöne in Dir, Deine himmliſche Natur, — nie vielleicht iſt mein Innerſtes tiefer gerührt worden, ich genoß ſelig — ſeliger vielleicht noch, als in Deinen Armen — mein Auge ruhte lange auf Dir, — mein Herz blieb ganz bei Dir, — Du liebe, geliebte Pauline! Nein, Pauline, ſage mir, iſt Dir die Bewegung meines Herzens entgangen? es war etwas ganz Neues! Engel, lieber Engel, einſt ſagteſt Du mir, im Scherz, Du hätteſt noch Punkte, oder Seiten, die Du nur ſpäter zeigen wollteſt. — Dieſes war zu reizend, meine liebe Pauline, o dieſes Weſen iſt zu berauſchend, zu verführeriſch. Nie Pauline, werde ich es vergeſſen, des Kindes Redſeligkeit, Dein liebliches gutiges Sprechen, Deine ſanften affektueuſen Manieren, ſo etwas Zartes, Liebevolles, Ruhiges, Verklärtes, — ſtören konnte ich das liebliche Schauſpiel nicht, ſonſt hätte ich Dich öfter an mein Herz gedrückt und Thränen inniger Rührung und Liebe an Deiner lieben herzlichen Bruſt geweint. O wie oft ſeitdem habe ich es mächtig gefühlt, daß ich ewig Dein bin, meine Pauline, meine Liebe, mein himmliſches Weib! — Nun ſollſt Du genau erfahren, was ich, ſeitdem ich hier in Berlin bin, gemacht habe, ſo genau, als ob meine liebe Line mir es abfrüge. Um 12 Uhr war ich in Berlin, und nach 1 Uhr in Charlottenburg, ich hatte den Aerger, gegenüber den ſchändlichen Haugwitz zu haben, der mir allen Appetit zum Eſſen verdarb, der Erbärmliche

konnte mir nicht in's Geſichte ſehen, denn verachtender und ernſter, als ich ihn anſah, iſt noch kein Sterblicher es geweſen. Der König ſprach furchtſam und zaudernd von London, von England und Rußland, und von der iſolirten Lage von Preußen. Um 6 Uhr war ich in der Stadt, ſchrieb dort beiliegende Antwort an Hrn. von Quaſt — und begegnete um 7 Uhr bei der Komödie Vetter, mit dem ich bis 9 Uhr ſpazieren ging und von meiner Pauline ſprach. — Ich ſoupirte in Bellevue. — Montags ſtand ich um 10 Uhr auf, die Nacht war in ſteten Träumen an Dich vergangen, und zweimal rief ich: liebe Pauline! Um 11 Uhr brachte ich die Korrekturen zu Werkmeiſter, ging dann zu Steibelt, der etwas an meinem Pianoforte zu ändern hatte, — beendete ein Geſchäft in Betreff der Erbauung von Wagenremiſen bei meinem Hauſe. Ich aß in Bellevue, wo ich einen Brief von der Pfule fand, in welchem einer von Hrn. von Quaſt wegen der 50 L., worin er mich verſichert, in meinem Hauſe 3000 Rtl. verloren zu haben. Nachmittags vor der Komödie ging ich zu Hrn. von Haller, von welchem ich einige wirklich allerliebſte Zeichnungen bei meiner Schweſter geſehen, und bat ihn, mein Portrait zu machen, welches er denn auch wirklich heute Morgen angefangen. — In der Komödie war ich in der Königlichen Loge. Nach derſelben ging ich mit Radziwil, Möllendorf und Vetter, um bei Berthou zu ſoupiren, aber Vetter verließ uns, um einem göttlichen, mädchenhaften, anſpruchsloſen Dienſtmädchen zu folgen, und kam auch nicht mit uns ſoupiren. Heute früh begegnete ich der Pfule, die mit einer Mad. Löwe aus Breslau ſpazieren ging, — ſie zieht in das Logis von Quaſt nach Charlottenburg — dieſer iſt neulich ſehr mit Möllendorf zerfallen, weil er wirklich unartig grob gegen Vetter geweſen, dem

Möllendorf ein Billet zu seiner Loge gegeben. Mein übriger Tag, der Mittwoch und Donnerstag ist beinahe ganz dem Grafen d'Entraigues bestimmt, welcher hieher gekommen, und zwar hauptsächlich mit mir zu sprechen, ich esse heute zu Abend mit ihm, Johannes Müller und Humboldt. Bis jetzt sprach mir keiner von Dir, meine liebe Line, nur meine Schwester sagte es mir, sie sähe mir es an den Augen an, daß ich Frieden gemacht hätte. Ueber mein Hiersein schreibe ich nur so viel, daß ich vor Ende der Woche bei Dir bin. Stelle Dir, Engel, vor, welcher Gefahr ich entgangen bin! — Die Königin giebt ein ländliches Fest in Charlottenburg den 12ten, eine Schweizergegend zeigt sich hinter einer Gaze, und der Schutzgeist des Erbprinzen zeigt ihm an seinem Geburtstage einen glücklichen Tag seines Lebens in der Schweiz, den seine Phantasie ihm als das höchste Glück gemahlt, — man sieht Schweizer Bauerngegenden, man tanzt, spielt, Radziwil singt den Kuhreigen u. s. w. — auch ich sollte Schäfer sein — mit einem Herzen voll Liebe zu Paulinen, voller Schmerz über die schändliche Zeit, in der wir leben, und ahndungsvoller Besorgniß für die Zukunft! — —

Ich schließe, Engel, — Pauline, die zu lieben, von der geliebt zu sein, ich stolz bin, weil alles Schöne, Edle, Liebevolle in ihr liegt, weil sie lieben und genießen kann, und auch namenlos selig machen. Ich küsse Dich tausendmal!

Noch eins! Deine Zartheit oder Liebe müssen nicht zu weit gehen, Du warst hart und zurücksetzend gegen Paulinen, das leide ich nicht, meine Freundin, — meine süße, liebe Pauline! Ewige, ewige Liebe!

Louis.

Unsere Lage mit Schweden ist noch immer prekair;

auch ſagt man, die Franzoſen gingen nach Sachſen. Noch eins, den Brief an Quaſt ſollſt Du bei meiner Ankunft ſehn!

9.

Prinz Louis Ferdinand an Rahel.

Liebe Kleine, beſorgen Sie doch die Einlage an Hrn. von Quaſt — ich hatte von ihm einen Brief bekommen, aus welchem ich geſehn, daß ſolche Menge Mißverſtändniſſe noch obwalteten; was ich für Henriette gethan, iſt bloß, ſie frei und unabhängig zu wiſſen, für ihr Wohl und zu ihrem Beſten zu handeln. — Kann, will Hr. von Quaſt ſie glücklich machen, ſo werde ich mich deſſen freuen, glaubt ſie es nicht mit ihm ſein zu können, ſo wird ſie Ruhe — Glück durch ihre Kinder finden, und in einer angenehmen unabhängigen Lage Schutz und zarter Freundſchaft genießen. Ich habe daher dem Hrn. von Quaſt geſagt, in ſeinem Verhältniß mit Henriette ſo zu handeln, wie es ſeinem Herzen und ſeiner Liebe entſpricht, ganz ohne Rückſicht auf mich.

Was ich gelitten ſeit der Zeit, daß ich hier bin — gefoltert von Liebe, Schmerz, Ungewißheit, erbittert — — kann ich Ihnen nicht beſchreiben; nur wundert es mich, daß mein Körper allem dieſem widerſteht — da ich weder eſſe, noch ſchlafe, und ich ſtets jenen beängſtigenden Krampf empfinde, den der tiefſte zerreißendſte Schmerz erzeugt, mit Keinem ſprechen kann, von Paulinen nichts weiß —. Henriette iſt wohl — die Kleine auch — Loulou tröſtet mich ſehr. — Den 2. muß ich nach Berlin — an Vetter ſchrieb

ich zweimal, habe aber noch keine Antwort. Leben Sie wohl — und glücklicher als ich.

Louis.

10.

Prinz Louis Ferdinand an Rahel.

Leipzig.

Liebe Kleine, hier, wo ich Paulinen, die mich sehnlichst, ich sie zu sehn wünschte, empfing ich diese beiden Briefe; wie alles dieses mich beugt, meinen Schmerz, und die Angst, die ich darüber habe, können Sie leicht errathen, Gott — hier schicke ich Ihnen zwei offene Briefe, einen an Pauline, einen an Jetten, in der Angst und im Schmerz geschrieben, Sie sehen alles darin — so wahr es in meinem Herzen liegt, meine heiße Leidenschaft für Pauline, meine innige Anhänglichkeit an Jette, siegeln Sie sie beide zu und schicken sie hin. — So wahr es ist, daß ich ohne Pauline nicht leben kann, so auch ist der Gedanke, Jettchen ihre Kinder verlassen zu sehn, die mir und Paulinen ein ewiger Vorwurf wären, mir unerträglich — warum bin ich Unseliger nicht todt! — Gott — Schicken Sie mir eine Estafette hier im Hotel de Saxe.

Louis.

Gott, rathen Sie zum Guten, schicken Sie mir die Briefe zurück. — Gott, Sie sehn, wie sich so alles verflochten, ich zittere für Beide, und für beide eine durch die andre. — Wenn sich dieses Band nicht so, wie ich es wunsche, entfaltet, so sind wir Alle unglücklich. — — Liebe Kleine, verzeihen Sie! Daß meine liebevolle Zartheit so immer mißkannt wird! Ach ich wußte es, daß ich das Opfer dieses allen würde! — Pauline ist himmlisch gut

und edel, Jettchen, die ich ſo zärtlich liebe, wie ich es einer Schweſter ſchuldig, wie es mein Herz für die Mutter meiner Kinder fühlt, glaubt mich falſch, ſie ſelbſt will mir nur bloß Schweſter ſein. — O Kleine, beklagen Sie mich! Wachen Sie auch über Pauline — über alles. —

11.

Prinz Louis Ferdinand an Rahel.

Den 11. Abends 1806.

Ihren Brief, liebe Kleine, erhielt ich geſtern früh, mitſammt der Einlage von Paulinen, mit banger, zärtlicher Erwartung öffnete ich den Brief, deſſen Form und die durch das Papier durchſchimmernden franzöſiſchen Karaktere etwas Unglückweiſſagendes für mich hatten. Wie tief er mich gekränkt, mögen Sie ſelbſt aus ſeinem Inhalte ſehen; wie ſchrecklich, wie grauſam, ſolche Wunden zu ſchlagen, wenn man fern iſt; alles ſchmerzt tauſendmal mehr, alles fühlt man tiefer. Hätte ich Paulinen durch unrichtige Darſtellung betrogen, hätte ich es gethan, ihr allein und nicht mir hätte ſie die Schuld beimeſſen müſſen, weil jede, auch die einfachſte Handlung zuweilen und beinahe ſtets von ihr mißdeutet wird. Wenn in einem Augenblicke, wo alle Gefühle in mir aufgeregt waren, die Szenen des ganzen Tages mein Herz mit Wehmuth erfüllten, ich den Wunſch gehabt hätte, Jettchen und meine Kinder nochmal zu ſehen, ſonder Scheu hätte ich es Paulinen geſagt, auch die reinſte, gewiſſenhafteſte Liebe hätte hierin nicht gefehlt, denn in gewiſſen Augenblicken liebt man alles, was das Weſen, das wir lieben, liebt; ſo alſo auch im Augenblick meiner Entfernung aus Berlin, wo die Wenigen, denen

ich theuer bin, sich mit liebevollem Herzen an mich anschlossen! Allein wäre Pauline wohl einer solchen Ansicht fähig gewesen, heftig, gereizt, ja beinahe wüthend, bevor ich sie nur sprechen konnte? Nun zur Erzählung selbst. Ich spreche bei meiner Schwester von meinem Testamente, als es mir wie mit einem Blitzstrahl in's Gedächtniß fährt, daß ich in den beiden Kopieen die Namen meiner Kinder auszufüllen vergessen; ich sage dem Radziwill'schen Jäger, er möchte zu Henriette hinlaufen und ihr sagen, ich müßte noch hinkommen sie zu sprechen, dieser begegnet meinem Jäger, der Henrietten bestellt gleich zu mir zu kommen, es ist falsch bestellt, daß Jettchen oben bei Radziwill neben meiner Schwester Stube kam! Das Uebrige wissen Sie; von der Angst gefoltert, Paulinen die Idee eines Betruges zu hinterlassen, schicke ich von den Linden aus Haube zu Ihnen, ich vergesse in der peinlichen Ungewißheit, ob ich noch bis zu Paulinen würde dringen können, warum ich kommen wollte, nehme von dem guten Jettchen und den Kindern Abschied, und renne zu Ihnen; von Leipzig aus schrieb ich wegen der dadurch nothwendig gewordenen Ueberschickung des Testaments. — Wie es mit meiner Liebe zu Paulinen eigentlich ist, wäre schwer Ihnen zu schreiben, ich weiß nur, daß ich sie unaussprechlich liebe, und alle meine Gefühle erlangen in Einsamkeit und Entfernung mehr Kraft. Oftmals ist mir, als liebte ich sie ewig — lange schon hatte ich sie im Herzen und im Kopfe — ich sah sie wieder! allein da war es, als wäre eine Mauer zwischen uns, ich suchte und doch fürchtete ich sie — alsdann lernten wir uns kennen, Pauline mißgriff meinen Karakter, ich sah in ihr nur die Fehler, die Exuberanzen, die Auswüchse dieser reichhaltigen Natur, ohne sie eigentlich zu lieben, oder ohne diese Liebe in mir laut werden zu

vermeinten Löſung Ihrer anfänglichen Zweifelfrage macht mir dieſe wichtige Berichtigung zur Gewiſſensſache!

Dem verehrten Grafen von Schlabrendorf bitte ich für ſeine köſtlichen geiſtreichen Gaben meinen vorläufigen Dank zu ſagen! ich gewinne heute unmöglich Zeit, ihm noch ſelbſt zu ſchreiben. Seine ſchönen, gediegenen Sprüche machen meine Luſt und Freude. Ihr Inhalt fordert und erträgt reifes Nachdenken, ihre Form feſſelt dauernde Betrachtung. Der Philoleg Bekker und der Weltumſegler von Chamiſſo, die einige der Karten bei mir geſehen, finden ſich durch den Tonfall an den Bau der indiſchen Slokas erinnert; wir können aber Alle nicht herausfinden, wie es recht damit beſchaffen iſt. Nicht klar will mir werden:

„Gleich konnt ich's, was uns abborgt Corneille, ſpät was Lafontaine," Soll „uns" heißen „uns Menſchen," warum dann „abborgt," und nicht lieber „darbeut"? Schön erkannt iſt in dem folgenden Spruche Cervantes dargeſtellt; auch mich traf es dieſen Winter beim Leſen des Don Quixote aus jeder Zeite immer nur mit erneuter Stärke, welch edelgeſinnter hoher Menſch dieſer Dichter ſein mußte.

Ich muß enden, der Brief muß fort. Leben Sie wohl, mein theurer Freund, und bleiben Sie der treuen Geſinnung verſichert

Ihres unwandelbaren

K. A. V. v. E.

Wegen der Spanheim'ſchen Memoiren möcht' ich wohl Ihre gütige Bemühung anſprechen; wenn es auch nur eine neue Herausgabe der ſchon von Dohm bekannt gemachten wäre, auch als ſolche wäre ſie mir lieb. —

Darf ich denn hoffen, von Ihnen, von dem verehrten Einſiedler, und vielleicht auch von Andern durch Ihre Ver-

laſſen; bis endlich, wie Sie wiſſen, es aufloderte, ich ſie, trotz den Menſchen, trotz mir, ja ihrer ſelbſt, liebte, jeden Tag mehr opferte, jedes Opfer mich mehr an ſie band und feſſelte; rechnen Sie noch hinzu den an's Magiſche gränzenden Liebreiz, den ſie für mich hatte — den Stolz meines Karakters! Wie oft ſahen Sie mich nicht kalt und reſignirt, meiner Liebe bewußt, daſitzen, kalt und gleichgültig, wenn Andere, Paulinen herabwürdigend, mich und meiner Liebe vielleicht ſpotteten. Noch etwas Schönes lag in meinem Herzen, ich habe zuweilen gehofft, die Reliquien von Paulinens ſchöner Natur zu retten — meine heftige, zärtliche Liebe ſollte ihr Herz erwärmen — die Ideen des Guten und Schönen beleben, ſie ſollte wieder an ſich ſelbſt glauben, ich dachte, ſie ſollte das Edle, Gute in mir lieben und erkennen, mein Leben durch Genüſſe aller Art verſchönern — überdem iſt bei ihr die Härte nichts weiter als die Reaktion der tiefſten Gebeugtheit, der Zerrüttung ihres Innern — ſie hat nicht den Muth, zu zeigen, daß ſie gut iſt, nicht den Muth, Gefühle an den Tag zu legen — ich habe ſie erröthen ſehn, wenn ſie etwas Gutes und Gefühlvolles ſagte, als wenn ein Andrer eine Sottiſe ſagt —, bloß weil ſie fühlt, daß ſie das Recht es zu ſagen verloren hat. — Einen Brief von ihr, aus Schricke mir geſchrieben, fand ich hier — er war gut und liebend und wahr. So war es, liebe Kleine, und ſo iſt es noch nach dem ſchmerzlichen Stoße, den der unglückliche Brief in mir erzeugte, und von welchem mein Herz blutet.

Hier ward ich mit Liebe, Freude und Vertrauen aufgenommen. Einen frühen Freund, mit dem ich ſeit vorigem Kriege ſehr aufrichtig verbunden war, — Blumenſtein, ein Franzoſe oder Elſaſſer — fand ich hier wieder, es iſt eine Freundſchaft, die ſo alte Kameradſchaft,

Achtung für Tapferkeit, die ersten Gewehrschüsse zusammen gehört zu haben, Verlust gemeinschaftlicher Jugendbekannten, und alle mit der Jugend verbundene Ideen, erzeugt hat; die sich aber über diese Gränze nicht erhoben, weil die meisten Franzosen über diese kassirten Ideen nicht erhaben sind. Heute haben wir hier ein Rendezvous der drei verschiedenen Avantgarde-Chefs gehabt, des General Blücher, des General Rüchel, und mir, der die des linken Armeekorps kommandirt; morgen geht jeder zu seiner Bestimmung, und am 20. bin ich am Fuße des böhmischen Gebirges, mit meiner aus Preußen und Sachsen zusammengesetzten Avantgarde. Ein Wort gaben wir uns Alle, ein feierliches, männliches Wort — und gewiß soll es gehalten werden — bestimmt das Leben daran zu setzen, und diesen Kampf, wo Ruhm und hohe Ehre uns erwartet, oder politische Freiheit und liberale Idee auf lange erstickt und zernichtet werden, wenn er unglücklich wäre, nicht zu überleben! — Es soll gewiß so sein! Der Geist der Armee ist trefflich, und würde es noch mehr sein, wenn mehr Bestimmtheit und erregende Kraft von oben wäre, und ein fester Willen die schwachen und schwankenden Menschen bestimmte! Was ist dieses erbärmliche Leben, nichts, auch gar nichts! — Alles Schöne und Gute verschwindet, erhaben ist das Schlechte, und die traurige Erfahrung reißt unbarmherzig alle schöne Hoffnungen von unseren Herzen! so muß es in diesem Zeitalter sein, denn so erstarben auch alle schöne menschenbeglückende Ideen! Nur das Erbärmliche blieb, nur dieses siegt — warum also sich beklagen, wenn im Kleinen geschieht, woran ein ganzes Zeitalter leidet! —

Wenn ich mich so oft in's weibliche Herz hinein dachte, so glaubte ich, nichts heiliger müßte einem Weibe sein,

als den Geliebten im Kriege zu wiſſen; ihn zu betrüben, ja vielleicht noch mehr zu thun, wär' in meinen Augen ſchlimmer als ein Mord! —

Hier, liebe Kleine, einen Brief, einen langen Brief für Paulinen, ich gebrauche eine Eſtafette, die nach Berlin geht — geben Sie ihr dieſen Brief, er iſt ſo lang, ſo ſchlecht geſchrieben — allein ich litt zu viel, als ich ihn ſchrieb, und meine Ideen konnte ich alſo wenig ordnen, bitten Sie Paulinen, ihn zu leſen, und des undeutlichen Schreibens wegen nicht zu ermüden. — Leben Sie glücklich — ſchreiben Sie mir oft — Wachen Sie auf Pauline — ſein Sie wahr gegen mich. —

Louis.

(Ein Bruchſtück dieſes Briefes iſt in der „Galerie von Bildniſſen" abgedruckt.)

12.

Pauline an Prinz Louis Ferdinand.

Der Krieg — Du Krieger, Du Jäger, Du Muſikus. So viel geht mich ab, Louis — und dann erſt kömmt die Liebe. — Nein, Louis, erſt die Liebe und dann das Uebrige — bei mich aber fällt keine Theilung vor, ich liebe nur Dich allein auf der Welt, Dich und Pauline, Du haſt alles in mir getödtet, ich weiß nicht ob mich das glücklich machen ſoll, oder ob es nicht vielleicht beſſer wäre, es wäre anders. Nein, Louis, es kann nun mal nichts anders ſein. Vergiß mich nicht, Dein Verſprechen mit dem Bilde auch nicht, ſchreibe mich viel, doch nur wenn es Dich ſo zu Muthe iſt, um keinen andern Gedanken — nur immer wenn Du willſt, nicht meinetwegen, Louis. Lebe wohl, meine Gedanken folgen Dich, ich bin ewig bei

Dich, könnte mein Geiſt es Dich nur auf irgend eine Art wiſſen machen! Jeden Deiner Leute beneide ich, die das Glück haben Dich zu ſehen. — Ach, Louis, warum dies ewige Entſagen in dieſem Leben, in dieſem kurzen Leben, warum bin ich nicht mit Dir! — Aus lauter Gründe, die alle tauſendmal ſchwächer ſind als meine Liebe zu Dir, als das Glück, was es mich machen würde, bei Dich in Deiner Nähe zu ſein. — Ach, Louis, ich muß ſchließen, aber wahrhaftig recht traurig, recht bewegt. Alles iſt anders als man glaubt, als man denkt, ich bin ſo chikanirt von tauſend Erbärmlichkeiten, und doch kann ich es nicht ändern — Louis eine, eine Stunde nur küſſen.

Schicke Geld, ich habe keinen Sou und bin alles ſchuldig. Ich bin die beide letzte Stationen ſelbſt noch an die Alvensleben ſchuldig — wo ſoll ich es hernehmen, ich habe ja nicht mal ein Stück zum Verſetzen, die beiden Mädchen ziehen auf den 1. November. Da hilft keine Klugheit, kein Entſagen, kein Witz, keine Güte, nichts als Geld, oder ſolche Unannehmlichkeiten, die nicht zu überleben ſind; ich habe nun ſeit meinem Hierſein noch keinen Groſchen in die Hände gehabt, denn meiner Mutter kann ich es nicht ſagen, denn es hilft mir zu nichts.

Meine Schals wollte ich verkaufen, aber man will mich nur für beide 50 Thaler geben und ſie haben beide über zweihundert gekoſtet — und dann noch jeden Monat nur 25, alſo das hilft mich nichts. Schreib mich nur von wem ich es borgen ſoll, ich weiß keinen Menſchen oder traue keinem, denn er möchte Dich dann nicht recht ſein.

Lebe wohl, Louis, ich bin ſo verſtimmt Dich das ſagen zu müſſen, ewig in ſolcher infamen Lage iſt terribel, meine Schuld iſt es nicht.

Sei nicht böſe auf Deine arme Pauline.

13.

Pauline an Rahel.

Paris, den 14. Dezember 1808.

Das Herz iſt ſelten froh, — ja, Ralle, das iſt wahr; meines iſt anjetzt nicht froh. — Ralle, ich wünſchte, Sie wären hier, wie wollten wir uns amuſiren! Sie glauben es nicht, tauſend Dinge fallen vor. Apropos, Tilly war geſtern bei mir, ſo mager, ſo gelb, ſo verwittert, wie je ein Menſch kann ausſehen; er freute ſich zu mir ziemlich natürlich. Er wohnt mit einer Maitreſſe, ihrem Kind und drei Domeſtiken, wie er ſagt, auch iſt er alle Tage für zwölf Franken. Er hatte gute Wäſche an, und einen guten Rock. Félicien war auch zu gleicher Zeit bei mir, und ich brachte das Geſpräch auf Tilly's Berliner Geliebte, Jenny, — denken Sie alſo die beiden Kerls! Tilly machte, als erinnere er ſich kaum Jenny's, und Félicien machte, als wäre es eine Art Nymphe, die er herirt hat! —

Was ſagen Sie, Ralle, daß Campan nach Spanien iſt! Er war wirklich hypochondriſch darüber; ich war ihm hier ſehr gut. Seine Mutter, glaube ich, maltraitirte ihn etwas. — Ich habe ſehr gute Bekanntſchaften, — ich nenne ſie gut, weil ſie alle reicher und jünger ſind. Ralle, auch hier kann man ſehr melancholiſch ſein, heute bin ich es ſehr.

Dieſen Brief hatte ich vor einiger Zeit angefangen, will ihn aber heute vollenden. Sie glauben nicht, wie mir alles eklig iſt! Wie falſch mir alles vorkömmt! Ein jeder möchte Anderes, ein jeder iſt unwohl, ſo wie er es macht. Hätte ich nicht noch Paulinen, ich verreiſete gleich auf der Stelle. Die iſt aber wirklich ein Wunder, nein, Sie können es nicht glauben, ich könnte nicht aufhören, Ihnen

davon zu erzählen. Denken Sie nur das, daß ihre ganze Beschäftigung Klavierspielen ist, sie kann alles, alles spielen was sie hört, spricht nichts als Französisch, ist so schön wie ein Engel, solche Nase hat die Welt nie gesehen, wie unserer Königin ihre!

Ihre Klugheit, ihre Tournüre, ihre ganze Lieblichkeit — kurz sie ist ein Wunder; mit ihrer Gesundheit geht es ziemlich, — sie ist aber so groß und stark, und ein Götter-Teint! — Seit zwei Tagen lese ich Prinz Louis Briefe durch; das Wetter ist horribel, mein Humor ebenso traurig. Gott, Briefe von Louis sind wirklich liebend! Gott, wie hat der geliebt! wie Goethe sagt, die

„Wahre Liebe ist die, die immer und immer sich gleich bleibt, —
Wenn man ihr alles gewährt, wenn man ihr alles versagt."

O Gott! Malle, wie ist alles in der Welt, man erschrickt, wenn man einsieht. — Malle, ich finde Lafoe doch verändert; so gut, so natürlich ist er nicht mehr, keiner solchen Unbefangenheiten ist er mehr fähig, auch ist Humboldt nicht mehr so vertieft in ihn; es vergehen acht bis zehn Tage, ohne daß sie sich sehen; er selbst sagte es mir, er auch findet die Veränderung. Das, was mich an ihn fesselte wie an einen Gott, hat er etwas verloren. Er weiß alles, als hätte er fünfzig Jahre mitgelebt, und wundert sich nicht, das ist das Schlimme, auch ist es ihm kein Ekel mehr. Er ist sehr gut mit der Frau, sie ist hübsch und achtzehn Jahr; doch ist von seiner Seite keine große Liebe, — un bon petit ménage, — sie invitiren viele Menschen zu sich, Sie kennen die Art. Er ist noch sehr gut mit mir, ohne es mir gestehen zu wollen. Er

geht in acht Tagen mit seiner Frau zu ihrer Mutter, und von dort geht er allein nach Lissabon.

Wiesel wird ganz imbécille vor lauter Dummheit und Stolz, und Geld, und Vornehmheit. Ich schwöre Ihnen, seine Thorheiten sind nicht zu glauben; er läßt sich Baron nennen, aber ist dabei so ernsthaft geworden, er denkt, das gehört zu einem Seigneur. Gott! Gott! warum ändern alle Menschen, und warum ändere ich nicht; warum sehe ich besser, deutlicher, natürlicher, — und warum kennt mich keiner, wie Sie und ich mich kennen! Alle Gefühle will ich suchen in mir zu tödten, die mich nur beengen, und kein Andrer nur ahndet. — Hätte Louis auch wohl noch geändert? — — ? —

Wir wollen uns ein Rendezvous geben mit den ersten Lerchen. — Alle Tage lese ich in Goethe und Schiller, die hatten solche Augen und Sinne, wie wir; nur mehr Geduld und Lust zum Schreiben und Verdienen, aber — meiner Seelen! — nicht mehr Erfahrung als ich.

Was macht Moritz? Will der auch noch ändern? Grosser war heute zwei Stunden bei mir, so klug, so unselig, so komisch, so arm, daß einem alles kann dabei einfallen, — gar nicht verändert. Auch über das Aendern der besseren Menschen habe ich rasend kluge Entdeckungen gemacht; wie gute halbreife Früchte, die alles haben um gutlich zu werden, aber Ein Winter macht sie nicht weiterreifen, und sie verkommen, sie verschrumpeln, sie vertrocknen in sich; obgleich ihre Wurzel, ihre Art, schön und edel ist, so kann Ein Winter sie hinbringen, Ein fremdes Element, das ihrer Natur zu hart ist, aber nicht ihrer Eitelkeit, — und so ist Wiesel, ganz bis auf den letzten Stumpf vertrocknet. Adieu, Ralle! Ueberall ist die Welt der Menschen gleich, es giebt nur noch Natur, wir wollen

auch mit ihr — und früh, ehe Pauline die Menſchen kennen lernt, ſie ſoll auch nur Luſt lieben, wie der alte Hatzfeldt in ſeiner Dummheit von mir — vor zwölf Jahren ſchon — ſagte. Ja, Ralle! Leben Sie wohl.

14.

Pauline an Rahel.

Paris, den 16. Januar 1809.

Auch ich bekam Ihren Brief geſtern Abend, liebe Ralle, mit tauſend Erwartungen, denn ich habe keinen in zwei Monat von Ihnen bekommen; aber ich habe Ihnen heute ſo viel zu ſagen, daß ich mich mit nichts Unnützem will aufhalten. Erſtlich, Ralle, will ich Ihnen auf Verſchiedenes in Ihrem Brief antworten. Sie ſchreiben mir ſehr umſtändlich, ich möchte den Brief gleich an Campan geben, aber den Brief habe ich nicht bekommen, Sie müſſen ihn vergeſſen haben; zweitens, werden Sie jetzt meinen Brief wohl bekommen haben, worin ich Ihnen melde, daß Campan nicht zurückkömmt. — Er iſt ſehr beſorgt, daß Sie ihm nie ſchreiben, er hat in Ewigkeit keine Silbe von Ihnen bekommen, noch aus Bayonne hat er mich fragen laſſen durch ſeinen Freund, ob ich nichts von Ihnen wüßte? — —

Ich wünſche von Herzen, Sie zu ſehen, liebe Seele, und ſehe voraus, daß wir beide nie ändern werden. Auch finde ich, wir alle beide werden von Tag zu Tag klüger, wir müſſen zuſammen leben, denn zwei ſolche getrennt ſind himmelſchreiend! Meine Liebe zur Natur und wirklicher Wahrheit nimmt zu mit jedem Tag; ich werde ganz melancholiſch darüber, weil ich alles in mir behalten muß,

ich habe niemand, dem ich davon ſprechen kann. Alles Wahre hat für mich einen Zauber, ſelbſt wenn es nicht ganz gut iſt. —

Ich bleibe in keinem Fall in Paris dieſen Sommer, denn ſo etwas giebt es nicht mehr, im Sommer in der Stadt ohne Wagen und Wirthſchaft, und meiner Pauline Freude am Grunen geht in's Weite. In jedem Fall geh' ich auf's Land. Sie glauben nicht, Ralle, was es für gute Penſionen giebt auf dem Lande, drei bis ſechs Lieues von Paris auf allen Seiten. In ſo eine will ich, wenn wir beide nichts zuſammen unternehmen. Ihr Plan mit Töplitz und Amſterdam iſt gut; wenn mein Kind wohl iſt, ſo hole ich Sie, Ralle. —

Wieſel hat noch immer ſehr viel Geld, darauf können Sie ſich verlaſſen, und er giebt raſend aus, ohne mir einen Sous zu geben. —

Ich amuſire mich ſo gut, als man im dickſten Winter ſich amuſiren kann; mit keinem Menſchen in ganz Paris fällt mir nur ein grüner Gedanken ein, als mit meiner Petite, die über alles klug und liebenswürdig iſt, unglaublich, Ralle, und ihre Schönheit nimmt täglich zu. Sie glauben nicht, Ralle, wie gleichgültig ich auf alles bin, nur Pauline, Luft, Grünes, und wo möglich gutes Eſſen! Gewöhnliche Menſchen bekommen alle Tage mehr Reiz für mich, ich kann mir keine andere Ruhe mehr denken, als mit gemeinen Menſchen; ich muß auch noch mal ganz dick angezogen herum laufen mit Paulinen, und alle meine Straßen-Bekanntſchaften an den Ecken finden! — —

Liebe Ralle, eilen Sie zu mir, wir wollen je eher je lieber, das Fruhjahr iſt vor der Thür; neulich las ich in Goethe, und fand meinen Gedanken, aus Charlottenburg, auf der Terraſſe, der Sie ſo charmirte: „Jahre folgen

auf Jahre, dem Frühling reichet der Sommer, und dem reichlichen Herbst der Winter die Hand." Die vier Jahreszeiten, wie ich Ihnen sagte, alles zerschmilzt in Eins. Nalle, ich werde dies Frühjahr toll, wenn ich nicht mit Ihnen darüber sprechen kann.

Ueber Alles bin ich fort, nichts kann mir mehr den Mai meiner Jugend zurückrufen; die ewige Trauer werde ich mit mir herumtragen, aber auch das Bewußtsein, einen herrlichen, himmlischen Mai gehabt zu haben. Ich will in Paulinen wieder aufleben, aber göttlicher, lieblicher, besser, edler; darum will ich auch bald in die Berge, oder weiter in's Südliche, mit Ihnen, Nalle! — Meine Liebe zu Paulinen kann mich ganz melancholisch machen, wenn ich an ihre Krankheit denke, die sie immer noch in gleicher Weise hat, nur seltener.

Ich habe gute Bekannten hier, das heißt im Winter für Paris, sonst als existirten sie nicht; sie wissen von nichts in der Welt, sie nennen nie le printemps ohne dazuzusetzen: „On ne s'habille pas ici le printemps, un petit chapeau de paille et une simple robe blanche, aux plus élégantes ne faut autre chose", darin besteht ihr ganzer Sommer! Der Gedanken wird sie nie toll machen! Denken Sie sich, mit solchen Weibern dem Sommer entgegen zu sehen! — Humboldt sehe ich auch; auch er ist immer sehr gut mit mir.

Sind Ihnen solche Leute nicht eklich, die eine gut gespielte Komödie, von Molière oder solchem Kerl, für das Erste halten, ganz ernsthaft werden, und ganz tugendhaft? Alle Tage lache ich darüber; ich kann gar keine mehr sehen, nur große dicke Tragödie von Talma gespielt, und liebliche Ballets, — Amour et Venus, solche Vögel, andere giebt es auch nicht zum Tanz, Flora, Zephyr,

mittlung, Einiges über Goethe für die künftige Sammlung neuer Zeugniſſe zu erhalten? Die zwei Zeilen „Blick auf durchlebter Hundertviertel drei“ ſind mir doch hoffentlich ſchon zu ſolchem Behufe geſchenkt? Und muß ich darüber ſetzen: „Ungenannt,“ darf nicht wenigſtens „Gr. v. S.“ ſtehen? —

Herr Geheimerath Wolf empfängt jedesmal das volle Feuer, das Sie in Ihren Briefen an mich gegen ihn richten, und als treuer Verbündeter laſſe ich auch mein eigenes Geſchütz beſtens gegen ihn ſpielen. Ich ſah ihn bisweilen unſicher werden, aber noch will er ſich nicht ergeben. Doch ſagt' er mir ſchon etwas entſchuldigend, er habe Hrn. Beer eine lateiniſche Karte mitgegeben, auf der von ſeiner Briefſchen, einer wahren Krankheit, gehandelt werde. Nur immer zu! —

41.

Varnhagen an Oelsner.

Meine Frau hat ſich Ihres werthen Briefes ſehr erfreut; ſie iſt aber zu leidend, um heute ſelber zu ſchreiben. Das rauhe Wetter hat ihre Schwefelbäder unterbrochen, wie mein ſchwebendes Loos noch ihre Reiſevorhaben gefangen hält. Es iſt ein Jammer, wie viele Zeit man verlieren muß. Ich ſoll Ihnen die herzlichſten Grüße und eine Bitte beſtellen! Es heißt hier nämlich, gegenwärtig wohne zu Paris im Tempel eine legitimirte Tochter des Prinzen von Conti; ſollte dieſe daſſelbe Frauenzimmer ſein, welche durch ihre Memoiren den Stoff zu Goethe's Eugenie geliefert, und dieſelbe, von der wir ſchon ehemals geſprochen, und die unter

Adonis, ſolche müſſen tanzen; nur die beiden Extreme müßte man ſpielen, alles andere ſind Abarten. Ich kann außerdem gar nicht mehr im Theater bleiben, es iſt noch nicht halb aus, ſo will ich ſchon wieder fort. Kleine Operetten ſind Puppenſpiele für mich, aber ohne dazu zu lachen. —

Jette Mendelsſohn iſt allerdings in Paris. Wieſel aber hat ihr abgerathen mich zu ſehen, aus Furcht ich würde ihr entdecken, daß ſeine angebliche Nichte eine Kammerjungfer iſt und ſeine Maitreſſe. Jette glaubt, daß es ein tugendhaftes Mädchen iſt, und alſo geht ſie mit ihr um, und Wieſel muß ihr tauſend dumme Reden gehalten haben, denn ſie ſchrieb mir, ſie könnte mich in dieſem Augenblick nicht ſehen, obgleich ſie es wünſchte. Sie geht zurück, anſtatt vorwärts; ich mache mir auch nichts draus, daß ſie mich nicht ſehen will, indeß hat Humboldt ihr ihren Wahn benommen mit der Nichte und mir. —

15.

Rahel über Pauline.

Donnerstag, den 6. April 1809.

Ich habe aus den Erzählungen Paulinens und andrer Frauen gefunden, daß die roheſten wie die abgefeimteſten Männer, wenn man ſie genau kennen lernt, von Mann zu Frau ſanfter und liebenswürdiger, kindiſcher und unſchuldiger, biegſamer, weicher und verletzlicher ſind, als man es je denken ſollte. Mit der Verderbtheit ſteht es auch nur halb; und Rohheit iſt unnatürlicher, als Lieblichkeit in Liebe. Nur Lüge, Affektation und Pedantism

läßt sie aufkommen und bringt sie hervor. Weil man daran nicht denkt, versteht man viele Momente nicht: und schimpft sie: mit Verführung, Schwäche, und mehr solchen unpassenden und auch unverstandenen Worten.

16.

Rahel an Pauline.

Berlin, den 12. März 1810. Abends halb 9. Dienstag.

Es ist eine Schandthat, daß ich Ihnen nicht schrieb: ein Unglück; ein Unglück wie jede Schandthat! Theure geliebte Freundin, und Freund! Weh! — mein wundes Herz weint dieses Weh! — Weh! daß unser Leben wegrinnt, ohne daß wir zusammen leben. Sie sind allein, getrennt von mir, und ich bin allein, entfernt von Ihnen. Nur Einmal konnte die Natur zwei solche zugleich leben lassen. In diesem Zeitalter. Alle Tage sehe ich Sie, und die Natur, und mich, mehr. Entfernt von Ihnen, thue ich nichts, als mir jedes Wort, jede kleine That von Ihnen repetiren, jede Aeußerung, und glauben Sie, zu nennen weiß ich die Prinzipien Ihres ganzen Wesens, Ihres Seins, besser als Sie selbst: es ist nur ein Unterschied zwischen uns, Sie leben alles, weil Sie Muth haben, und Glück hatten: ich denke mir das Meiste; weil ich kein Glück hatte, und keinen Muth bekam; nicht den, dem Glücke das Glück abzutrotzen, es ihm aus den Händen zu ringen; ich habe nur den des Tragens erlernt; aber groß verfuhr die Natur in uns beiden. Und wir sind geschaffen, die Wahrheit in dieser Welt zu leben.

Und auf verſchiedenem Wege ſind wir zu Einem Punkt gelangt. Wir ſind neben der menſchlichen Geſellſchaft. Für uns iſt kein Platz, kein Amt, kein eitler Titel da! Alle Lügen haben einen: die ewige Wahrheit, das richtige Leben und Fühlen, das ſich unabgebrochen auf einfach tiefe Menſchenanlagen, auf die für uns zu faſſende Natur zurückführen läßt, hat keinen! Und ſomit ſind wir ausgeſchloſſen aus der Geſellſchaft, Sie, weil Sie ſie beleidigten. (Ich gratulire Ihnen dazu! ſo hatten Sie doch etwas; viele Tage der Luſt!) Ich, weil ich nicht mit ihr ſündigen und lügen kann. Ich weiß ganz Ihre innere Geſchichte. Jede Beleidigung, die Sie der Geſellſchaft zufügten, obgleich ſie in Ihnen gerechtfertigt war, verwundete Sie ſelbſt: ich weiß Schritt vor Schritt wie es gekommen iſt. Gerne wären Sie „ein häusliches Weib, herzten und küßten den Mann", wie Goethe im Diſtichon ſagt; aber es ging nicht. Und wohin, mit dem entſetzlichen Vorrath, mit dem Apparat von Herz und Leben! Empfindſam ſich ſelbſtzerſtörende, opfrende Nonnen ſind nicht alle Menſchen. In den Krieg möchte man ziehen, ich auch ſo, um Nahrung für den Anſpruch zu ſuchen, mit dem einen die Natur hinaus in's Daſein geſchickt hat. Beim allgerechten allmächtigen Gott, auf hohem Richterſtuhl, man zieht für weniger in den Krieg! und geehrt wird man dafür! Hätten Sie ein Herz in Wieſel's Buſen gefunden, Sie hätten nimmer ein anderes geſucht. Dieſer aber raiſonnirte in ſeinem Mangel, und ſeinem unglücklichen Ueberfluß von Worten, Ihren zu ſpät ausgebildeten und zu furchtſamen Geiſt weit in die Irre. Ihr beſſeres Bewußtſein lebte immer nebenher. Ich weiß alles. Zum Leiden iſt Ihr ſtarkes Herz nicht gemacht. Es muß gleich andere Beſchäftigung haben: ſo auch Ihre Augen, Ihre

Sinne. Ich kenne Sie ganz: weit mehr, Pauline, als Sie, als je ein Mensch denkt, daß man einen Menschen kennen kann. Auch über Prinz Louis hatten Sie recht. Sie wissen wie ich ihn liebte: auch den studir' ich noch nach; „Er hat nichts Generöses", sagten Sie oft. Im Augenblick geben, meinten Sie, und allerlei. Aber ich kenne das Prinzip in ihm, was Sie eigentlich kränkte. Ich verstehe alles nach. Auch er konnte den Grundwillen, die Grundwünsche seines Wesens nicht gewaltig genug vor seinen Geist führen, um daß ein einiges Handeln daraus hätte entstehen können. Von momentanen Zwecken war er oft wie umstrickt; und was er sich vor zehn, funfzehn, zwanzig Jahren in den Kopf geblaut hatte, und woran sein jetziges Inneres gar keinen Antheil mehr hatte, danach glaubte er noch handlen zu müssen; oder vielmehr, ihm fehlte oft der Muth, zu zeigen, daß er ein ander Inneres hatte, andere Sehnucht, andre Zwecke. So verwirrte er beinah jede seiner Lebensstunden mit dem feinsten, richtigsten und tüchtigsten Gemüthe; und muß natürlich, der klaren Geliebten, minutlich Wunden geschlagen haben. Dies nun brachte Sie wieder in Gährung, und, da das Wahre hierüber nie erörtert werden konnte, auch eine Menge Falsches von Ihnen zur Sprache. Nun seh' ich alles ein. Da ich, unermüdet, in mir grabe, und bei den lichterlohen Flammen meiner Affekte mein Inneres immer mehr und mehr erschaue. So steht's mit uns; und ich kann nicht zu Ihnen! Aufgegeben aber, Pauline, habe ich es nicht. All mein Thun ist ein Arbeiten daran. Bis jetzt konnt' ich nichts thun. Nun aber habe ich die Hoffnung, daß sich etwas von unserm Vermögen realisirt, und denken Sie sich! Moritz wird wahrscheinlich heirathen. Dann bin ich wieder ganz allein auf der Erde. Von nun

an ſeh' ich auch die Friedländer — die den Namen Frohberg angenommen hat — nicht mehr, ſie iſt zu unleidlich, unnatürlich pauvre von Natur, mit Prätenſionen. In Geſellſchaft bin ich dann und wann; keine fixirte wie ſonſt, die mir gefiele, habe ich nicht. Nicht einen Menſchen, weder Mann noch Frau, mit dem ich ſpatzieren gehen kann, noch je in's Theater. Unfähiger werd' ich von Tag zu Tag, mir dergleichen mit Mühe zu ſuchen. Auch zu ſtolz. Was ich ſo hatte, was mir ſo zukommt, vermiſſ' ich lieber auf's Herbſte ewig, als einen Schritt drum thun. Moritz wohnte, außer ſechs Wochen, die er in Königsberg war, den ganzen Winter bei mir, und noch. Ich habe wenig Genuß und vielerlei Ungemach davon. Ich exiſtire für ihn nur beiläufig. Obgleich er in pekuniairer Hinſicht für mich ſorgt, und en gros edel gegen mich iſt. Andere Laſt für mein Herz! Nun hab' ich noch den einen jungen Mann, von dem ich Ihnen vorigen Frühling ſchrieb, daß ich mit ihm auf dem Felde gegangen ſei, und nach Ihnen geſchrieen habe: meine ganze Seele liebt ihn, muß ihn lieben, weil ſeine Eigenſchaften ſie in Anſpruch nehmen. Er liebt auch mich; wie man das Meer, ein Wolkenſpiel', eine Felsſchluft liebt. Das genügt mir nicht. Nicht mehr. Wen ich liebe, muß mit mir leben wollen; bei mir bleiben. (Campan ſchreibt mir noch oft, und erſt kürzlich, Liebesbriefe, ich ſoll kommen.) Ich reiße mir alſo gewiß auch dieſen Pfeil aus dem Herzen, und laſſ' eine Wunde mehr, ſchmerzen, und heilen, und narben. Und lägen jetzt, wie eine miſerable Viſitenkarte, zweihundert Louisd'or neben mir, ſo reiſt' ich morgen ohne Abſchied. Meine Freunde, außer Sie, denken alle, ich kann von der Luft lieben, und leben. Sie freuen ſich, ein Herzſpiel zu ſehen wie das

meinige, und ich ſoll ohne Liebe leben! Es iſt vorbei, es iſt zu viel! — Noch Eins, Pauline! Ich werde alle Tage mehr wie Sie. Ich kenne noch hie und da angenehme Menſchen, aber in acht Tagen kenne ich ſie ganz, und dann iſt's gut.

(Der Reſt fehlt.)

17.

Pauline an Rahel.

Bern, den 22. September 1810.

Liebe Rahel, ich kann heute einen großen Brief ſchreiben, Zeit und Gelegenheit ſind da, womit aber ſoll ich anfangen? Wie geht es Ihnen? Doch beſſer? Ich habe ſeit vier Wochen keine Silbe von Ihnen bekommen. Ich bin noch immer hier, der Ort iſt göttlich, die ganze Gegend rundum göttlich; alles gefällt mir und entzückt mich; nur die Menſchen ſind infam, dumm, kleinlich, erbärmlich, kurz unausſtehlich, ſie ſind nicht für dieſe Schönheiten gemacht; auch iſt mir dies ein Gräuel, ſo allein zu ſein. Wenn wir beiſammen wären, liebe Rahel, wie würde uns dann dieſe Natur hier vorkommen!

Rahel, welche Pläne haben Sie? ſind Sie immer noch krank? Haben Sie keine Luſt und Möglichkeit hierher zu kommen? Mit mir, Rahel, kann es Ihnen nicht ganz ſchlecht gehen; erinnern Sie ſich unſrer Geſpräche auf der Teraſſe zu Charlottenburg, wie ſo ganz anders war es da! Wo liegt unſere Königin begraben? ich möchte den Platz wiſſen. Gott, wie geht es in der Welt! Warum mich nicht? — ich könnte ſterben, ohne daß ein Hahn darnach kräht. —

Wie geht es Ihrem Bruder Moritz? höre ich gar nichts mehr von ihm? hat er sich ganz von mir losgerissen? soll unser projektirtes Wirthshaus für uns beide nicht mehr blühen? — Wieder hab' ich jemand gesprochen, der Christel Eigensatz kennt in Venedig, sie ist noch immer reizend, glücklich als Gastwirthin, — Pedrillo heißt ihr Mann, — wollen wir zu ihr, Nalle? wir brauchen dort nicht viel Geld; das Meer ist dort schön. —

Ich lese einen Roman von Goethe, der mir gar nicht gefällt, — weitläufig, ennuyant, keine Liebe, nichts als Tugend, Entsagen auf alles. Eine einzige gute Seite ist im ganzen Buch; es kömmt mir vor wie ein dummes Stammbuch wo Viele hinein schreiben, — der Roman heißt: „Die Wahlverwandtschaften." Eine einzige gute Seite:

„Große Leidenschaften sind Krankheiten ohne Hoffnungen, was sie heilen könnte, macht sie erst recht gefährlich." (Sehr, sehr richtig, lieber Goethe.)

„Die Leidenschaft erhöht und mildert sich durch's Bekennen. In nichts wäre die Mittelstraße vielleicht wünschenswerther, als im Vertrauen und Verschweigen gegen die, die man liebt."

„Unsere Leidenschaften sind rechte Phönixe; wie der alte verbrennt, steigt der neue sogleich wieder aus der Asche hervor."

„Der sinnliche Mensch lacht oft, wo nichts zu lachen ist. Was ihn auch anregt, sein inneres Behagen kommt zum Vorschein."

„Der Verständige findet fast alles lächerlich; der Vernünftige fast nichts."

„Durch nichts bezeichnen die Menschen mehr ihren Karakter, als durch das, was sie lächerlich finden." Das

finde ich alles gut und wahr. Aber weiter nichts im ganzen Buche. —

Nalle, wo ſind Sie dieſen Herbſt? Die Weinleſe iſt höchſt lieblich, wenn Sie doch hier wären! In den Weinbergen iſt es jetzt ſo angenehm, und das Götterwetter dazu! Auf lebt alles, was Gefühl hat, in dieſem Wetter. Nalle, Nalle, ein Verbrechen iſt unſere Entfernung.

Haben Sie keine Ausſichten für den Winter? Schreiben Sie mir alles umſtändlich, und was meine Berliner Bekannten machen. Iſt Jette Fromm ſchon verheirathet? Was macht Quaſt? Schack? Vetter? was Jette Wollbring? Zwei Jahre ſind es nun, daß ich Berlin verlaſſen habe, und Sie ſind noch immer dort! Nalle, ein Raub der Natur iſt es. —

Leben Sie wohl, Nalle! Antworten Sie mir bald. Apropos! Haben Sie nie durch Staatsrath Nour einen großen Brief von mir bekommen? Ich habe ihm vor ungefähr zwei Monaten geſchrieben, und für Nalle und Vetter dicke Briefe darin. Im Falle Sie Gelegenheit haben Nour zu ſehen, ſo ſagen Sie es mit Bedeutung, ich finde es infam, wenn Sie den Brief nicht haben. Antworten Sie mir à Berne, poste restante; ich bin gut, ich bekomme den Brief. —

Kabale und Liebe von Schiller mißfällt mir ſehr; Maria Stuart ſehr gut, Don Carlos erſtaunlich.

18.

Rahel an Pauline, in Bern.

Sonnabend, den 20. April 1811.
Den letzten Montag bekam ich Ihren Brief.

Nennen Sie doch, liebe Pölle! den Ort, wo Sie eigentlich sind! Sind Sie auch in Bern, wo ich hinschreiben soll? — Auch ich habe große Träume; und ich erzähle sie, wenn wir uns sehen. Vor September geschieht das in jedem erdenklichen Fall. Noch liegt das Geld nicht neben mir; schlimm! Aber Moritz sagt mir alle Tage: Du gehst nach Töplitz. Da gehe ich also im Mai schon hin. Dorthin kommen Sie auch: wir leben. Und verabreden unsern Winter. Unser Leben. Sie wissen, Pölle, ich halte mich selbst für muthlos, und habe es Ihnen gründlich auseinandergesetzt, wie die Natur mit mir verfuhr: und wie ich nun verfahren muß. Daß ich aber nicht längst, wie Sie, meine Stadt und Familie verließ, unterließ ich nicht weil ich weniger Muth dazu hatte, als Sie, und Sie thaten es nicht, dies nicht, weil Sie mehr Muth haben, als ich. Ich stehe äußerlich — und zur Hälfte wohl auch innerlich — mit meiner Familie gut. Unser Vermögen ist gemischt, und kann nicht, und konnte nicht leicht noch, gleich getheilt und entwirrt werden. Meine Mutter war sechs Monat krank, und starb. Dann mußt' ich gewissermaßen, mit Moritz in Compagnie gehen. Und tausend Geschäfte, Aufträge, Krankheit, und Geldmangel hielten mich hier; auch noch halbe Verbindungen, die ich erst Ja oder Nein sagen lassen mußte. Ich bin nicht brouillirt mit der Gesellschaft, ich lebe noch darin. Unzufrieden bin ich mit ihr, weil ich nicht Stand nicht Namen habe, und auch keine Herzen finde,

die mir das erſetzen; aber die Geſellſchaft ſucht mich noch; ich ſie. Eine innre Anſchauung iſt es, und ein Abfragen an mein Innerſtes, wenn ich zur Antwort bekomme: Du mußt hinaus. Mit Ihnen, Pölle, lebt' ich gerne darin. Und Sie auch. Die Natur wäre uns nicht entnommen. Das haben uns aber Umſtände und Betragen verſagt. Und ich wähle das Letzte. Nämlich mit Ihnen zu leben. Sie auch lieben die Welt in all ihren Gebilden, ſo auch den Menſchenverkehr; und mit mir dieſen zu genießen, wäre Ihnen das höchſte Glück der Erde. Daß Sie jetzt aber ſich nur auf mich beſchränken, liegt in den Umſtänden; nicht in der reinen freien Wahl. Wie vollgültig giebt Ihnen mein ganzes Herz Recht! Ganz eben ſo bin ich. Hoffnung haben wir nicht, aber zur Liebe ſind wir, ſo lang das Blut noch lebendig kreiſt, geſtimmt. Einen Freund hat man, um den höchſten Genuß mit ihm zu beſchauen, ſeine Exiſtenz mitzufühlen; ohne dieſe kann uns dieſer ſeltene Himmelsſchatz, der Freund, dieſer edelſte Stein in der Krone des Glücks, doch nicht beglücken, nur erſetzen muß er alles! Wir haben überdem noch eine muntere kindiſche Natur. Und eine Brucke, ein Baum, eine Fahrt, ein Geruch, ein Lächlen, kurz die ganze Oberfläche der Welt ſpricht unſere zehn geſunde Sinne an, und unſere köſtlichen innren. Und ſo wollen wir's verſuchen, es wird, es muß ſich um ſo geiſtreiche, gemüthvolle, unſchuldige Weſen eine Geſellſchaft bilden. Und hätten wir hinlängliches Geld, ſo erbaut' ich uns noch eine friſche, lebendige Exiſtenz. Bauren ſind wir nicht. Dazu hätten wir uns zu achtzehn Jahren entſchließen müſſen; mit Männern, wie wir. Glauben Sie auch ja nicht übermüthig in Ihren großen Ueberzeugungen, daß meinem Geiſtesblick ein Menſch, ein Ge-

dem Namen Mademoiselle Guachet in Berlin eine kurze Zeit gelebt hat? Diese letztere hat meine Frau sehr genau gekannt, und sie würde mit größtem Antheil vernehmen, daß jene noch lebe und als die erstere anerkannt sei. Ließe sich darüber ohne Ihre zu große Bemühung Auskunft gewinnen? Träfen die ersten Anzeigen ein, so wären die weiteren vielleicht von der Dame selbst zu vernehmen, der meine Frau Erinnerungsgrüße senden möchte!

Mademoiselle Guachet reiste damals, als sie nach Berlin kam, mit Fräulein von Schuckmann, der verstorbenen Schwester des jetzigen Ministers, und an deren Gedächtniß sich der Name von Mademoiselle Robert oder Levin sogleich anreihen würde.

Varnhagen.

42.

Oelsner an Varnhagen.

Paris, den 3. April 1824.

In Hinsicht des Kourierganges können Sie ihrerseits, mein Theuerster, Verehrter, nicht ungewisser sein, als ich es hier. Auch mir läuft er gleichsam nur von Ungefähr in's Garn. Vielleicht täuscht mich heute ein falsches Gerücht. Dann weiß der Himmel, wenn Sie diesen Brief bekommen. Ich schreibe ihn auf gut Glück. Aber er treffe früh oder spät bei Ihnen ein, immer werde ich gern von seiner wohlbehaltenen Ankunft hören, sowie ich hiemit den Empfang Ihres gütigen Schreibens vom neunten vorigen Monats melde, das mir mehr als einen frohen Tag gemacht.

Was ich von Ihren Denkmälern gesagt, will ich verantworten, und ich bin sicher den Prozeß zu gewinnen, der

müth entrinnt. Ich habe nie mehr an die Frohberg geglaubt, als jetzt, nur erkannt' ich ihre andern Eigenschaften, die man an ihr nicht wollte gelten lassen, und da trug ich sie besser vor, um sie zu tragen. Sie ist nur ein größerer Narr als ich dachte, weil ich nicht so impertinent urtheilen konnte und mochte. Aber ihr Gemüth, was sie fähig zu thun ist, wie wahr oder nicht wahr, wie offen für Natur, das wußte ich immer. Und so auch mit Campan. — Ich bin ganz überzeugt, und handle danach: daß die Menschen, wo sie nichts sind, gebraucht werden müssen; besonders die, die unser Bestes auch nur gebrauchen. —

(Der Schluß des Briefes fehlt.)

19.

Rahel an Pauline, in Bern.

Sonnabend, den 16. Mai 1812. Berlin!!!

Morgen ist mein unseliger Geburtstag, der erste Pfingsttag. Als es mir heute einfiel, drangen ein paar herbe schwere Thränen aus meinem Herzen plötzlich herauf; aber auch dies Vergnügen hatte ich nur kurze Zeit; ich konnte nicht weinen, nicht beten, noch bitten, noch wünschen. Es ist eine Sphäre zwischen mir und dem Himmel, es dringt nichts hinauf! zu viele sind auf mein eigen Herz schon zurückgefallen, und müssen da mit ihm sterben. Montag ging ich mit Ludwig Robert durch den frühlingigen Pappel-Lustgarten; von meiner jüngsten Schwägrin kommend, die nach der Garnisonkirche wohnt; französische Soldaten exerzirten auf dem Platz; der Frühling, die

Wärme, die Luft überfiel mich zum erstenmal: und laut rief ich: Pauline! Pauline! „Welche Pauline?" sagte der. — J! Pauline soll hier sein. — „Warum?" — Darum: weil Frühling ist; etc. So jammerte meine verlassene Seele nach Hause, Behrenstraße — gleicher Erde, neben der Obristin Meiring; näher der Friedrichstraße — No. 48. Da sitze ich ganz allein: mit Linen und noch einem Mädchen, weil ich mit Einer mich fürchte, und dann sie gar nicht wegschicken kann. Zu einem Bedienten habe ich kein Geld; also, kann ich auch jetzt im Frühling nicht ausgehen, nachdem ich den ganzen Winter beinah immer allein, und auch viel unpaß war. Menschen konnt' ich nicht sehen, weil ich das Geld, sie nur sowie sonst aufzunehmen, nicht habe. Auch sind meine alten Bekannten todt und weg. Seit Moritz Heirath, seit dem October, habe ich nur Jahres so viel zu verzehren, als Sie mal in Charlottenburg unter dem Bette stehen hatten, und immer davon nahmen: berechnen Sie, ob davon Holz, Quartier, Kleider, Domestiken, Leben, Krankein, Arme, Abgaben, und alles Unberechenbare, geht? Diesen Monat habe ich an neun Thaler Abgaben unter allerlei Namen geben müssen; ohne die Einquartierung, die man mir schickt. Wenn ich diese beständig hätte, so bliebe mir den Monat, für mich, Logis und Holz abgerechnet, zehn Thaler. Also: alle Aisance, alles Fahren, Theater, Musik, alles ist weg für mich. Ausgehen kann ich auch nur in den Straßen umher. Moritz ist in Posen, und seine Frau und Ludwig Robert reisen ihm Mittwoch nach. Markus mit den Seinen wohnt im Thiergarten, wo ich noch nicht Einmal war. Die Frohberg ist gestern, bis zum 1. October, mit ihrer jüngsten Schwester (Mariane Saaling ist in Wien) nach Hamburg gereist, also

die habe ich auch nicht. — Montag den 11. ging ich wegen meinem Schickſal, dem Sommer und dem Frühling wie wahnſinnig in meinem Zimmer umher: die ich allein, ohne irgend eine Hoffnung, nahe kleine, oder entfernte beſſere, zubringen ſoll. Man überreichte mir in dem Zuſtande Ihren Brief aus Rom: Bücher lagen auf meinem Tiſch, in denen ich aus Angſt nicht leſen konnte; ich nahm mir vor, gleich Dienstag zu antworten: aber vergeblich: ich konnte mich dazu nicht faſſen. Darum auch ſchrieb ich ſo lange nicht; was ſoll ich klagen denen, die mir nicht helfen können: ich ſelbſt möchte zum Stein werden, ſo konzentrirt, ſo hart, ſo unregſam; damit ein Theil des Ich's dem andern nicht klagen kann! Eines ſein Sie verſichert! Nach Ihnen, mit Ihnen in der Natur zu ſein, geht noch immer meine Sehnſucht! Jeden Tag, in allen Stunden und Vorfällen, denk' ich an Sie. Es giebt nur Eine Tugend, Eine Eigenſchaft; die iſt Muth. Hätte ich den Muth gehabt mit Ihnen zu gehen; den Muth, nicht zu fürchten, Sie hätten dann mit einemmale nicht zu leben, und wir hätten in Compagnie nichts, oder ſehr wenig, ſo wäre ich jetzt bei Ihnen, mit Ihnen, von allem Ruppigen, Elenden, worüber ich bis zur Tollheit blaſirt bin, entfernt, und wir hätten beide, Ich, meine somme modique, und Sie, was Sie haben. Aber unſer Karakter liegt in unſerer Geſtalt, ich ſehe nicht aus wie Sie, kann Ihren Muth nicht haben, und Ihr Schickſal nicht. Was hilft alles Herz! was alle Freundſchaft! Können Sie mich je retten, ſo thun Sie es. Wenn ich nur Gelegenheit, nur Geld wegzukommen, habe, ich will geben mit dem, was man mir jetzt jährlich als Gnade giebt, denn von meinem Vermögen iſt die Rede nicht; dies bringt nicht einen Groſchen.

Hier aber erſticke ich. Die Armuth, das Elend ſteigt von allen Seiten! Meine Situation iſt ganz unerträglich, ich werde toll. Schreiben Sie mir gleich wieder; wo möglich koſtenfrei.

Hugo Hatzfeld dort! — Quaſt iſt vor zehn Tagen in der Wilhelmsſtraße mit dem Pferde in ein Straßenloch Abends um 8 Uhr gefallen, er herab, ohne Bewußtſein; er bekam es nicht wieder; und iſt den zweiten Tag verſchieden, nach zweimaligem nicht gefühlten Trepaniren. Finkenſtein iſt auch weg! ſeine Frau bei ſeinem Vater. Wenn wir uns nur vor der unverſtändlichen großen Trennung noch ſehen! Wie ſchwindlich, wie traumhaft alles: und doch wie ſchmerzensmöglich! — in aller Art! Ich danke für Ihren Brief, meine theure Geliebte: verlaſſen Sie ſich auch ewig auf meine ſelbe Seele. — Der Herzog von Weimar — in Töplitz — ſprach oft mit mir von Ihnen, und von dem grünen Billet, welches Sie ihm mal ſchickten, oder zeigten: er liebte mich par ricochet: aber die Crayen konnte es nicht ertragen, und ſtörte es. Ich ſehe ſie manchmal. Schack iſt noch hier; ich ſah ihn den Winter nur Einmal, bei der Crayen. Campan iſt in Toulouſe vergnügt, giebt aus wie ein Heide, und ſchreibt ich ſoll hinkommen. Zärtlich, aber ohne Anweiſung. Adieu! Ewig wie immer Ihnen, der Luiſ, dem Grünen, und allem was wahr iſt! R. M.

Quaſt's niederträchtiger Fall hat mich lange affizirt.

Das Erdbeben! So etwas giebt's; und man banat und grämt ſich doch über Anderes! —

Jette Fromm iſt unſichtbar, und, wie man mir geſagt hat, ſchwanger. Jette Wollbring iſt rattenarm mit der jüngſten Schweſter in Schwerin, dieſe jüngſte beim Theater.

20.

Pauline an Rahel.

Bern, den 26. September 1814.

Liebe Ralle, womit ſoll ich anfangen? Seit Jahren haben wir uns nicht geſchrieben, Welten ſind untergegangen, andere erſchienen, und wir nur haben uns nicht begegnet. Seit acht Tagen bin ich hier um Paulinen zu beſuchen, die ich in zwei und einem halben Jahre nicht geſehen hatte; ich komme grade aus Genua. Immer habe ich an Sie gedacht. Aber es giebt Zeiten wo man lebhafter an ſich denkt, und ich ſchwöre Ihnen, Ralle, lebhafter und mit ernſterem Sinn habe ich nie an Sie gedacht als eben jetzt vor vier Wochen, als ich in Genua war und des Abends auf dem Meer fuhr; ich war zwei Monate dort, die Meerbäder haben mir ſehr gut gethan; vorher war ich in Mailand, wo ich ſchon ſeit mehreren Jahren wohne; überhaupt in Italien, wie oft habe ich dort an Sie gedacht. — Mit meiner Geſundheit geht es immer gleich gut, ich war niemals krank, mit Paulinen hingegen beinah immer gleich ſchlecht, die Luft und vorzüglich die Lebensart in der Schweiz iſt das einzige noch was lindern kann; ſie iſt außerordentlich groß, hat die ſchönſten Haare, die man ſich denken kann, daſſelbige angenehme Geſichte, aber noch ernſthafter; es gefällt ihr nur die größte Ruhe, die Berge, die Luft, und außerordentlich die Blumen. Sie kann weder leſen noch ſchreiben, noch ſonſt eine Arbeit, obgleich ſie eine ſehr gute Gouvernante hat; ſie iſt aber ſo maulfaul, daß ſie Tage hat wo ſie nicht zehn Worte ſpricht; ſie ſingt wenn ſie allein iſt, oder in die Berge geht. — Wenn man ſie zu irgend etwas zwingt, ſo wird ſie auf der Stelle krank; ſie iſt noch immer dieſelbe mit dem Anzug, ſie will ſich nie ausziehen,

noch anziehen, ſie weiß nichts von Toilette, iſt aber auch noch dieſelbe mit ihren allerliebſten, lieblichen Manieren, wenn ſie gut iſt, ſonſt ſehr kalt und beinah grob, will immer allein ſein mit der Gouvernante oder ſonſt jemand, wo ſie dann vorher ſagt, je veux être bien sage, mais laissez-moi tranquille, ne me parlez pas, je veux penser, et voir comment vont les nuages. — Kurz, liebe Seele, Sie würden ſie anbeten; ich finde ſie über alles ſchön und göttlich gewachſen; ſie meint noch immer, ſie kann eine Schäferin werden, si seulement maman a assez d'argent pour m'acheter un troupeau, alors je resterais toute ma vie en haut dans les montagnes toute seule à faire mon ménage. Ich ſchreibe Ihnen alle die Details, weil ich weiß wie Sie Paulinen vergöttern, und Sie würden es mehr als jemals.

Meine liebe Nalle, wie geht es Ihnen? Iſt es wahr, daß Sie heirathen oder es ſchon ſind? Erinnere ich mich Ihres Mannes, kennt er mich, wo habe ich ihn geſehn, woran kann ich ihn kennen? Liebe Nalle, hätten Sie es geglaubt, daß wir könnten ſo lange leben ohne zuſammenzukommen? O wie viele Träume haben wir uns zu erzählen, wie viel glückliche und unſelige Tage haben wir verlebt, was haben wir alles erfahren, und doch nichts Neues, alles ſchon war geweſen und alles wird noch wiederkommen, nur unſere Jugend nicht, unſer Blüthenalter nicht, — wir haben abgelebt, unſer Platz iſt längſt ſchon genommen, wir ſchleichen nur ſo nebenher, als der Schatten von dem was wir waren. Wir haben keine Exiſtenz mehr. Wenn ich nicht Paulinen hätte, ſo wüßte ich gar nicht warum ich noch leben ſollte, ohne beſonders unglücklich zu ſein, ohne krank, ohne arm zu ſein, ſo würde ich es doch zu ennuyant finden, um alles ſo zu machen wie ſonſt, ohne Luſt, ohne Leben,

ohne Zweck. — — Liebe, beſte, gute Seele, ich bin noch immer die Pauline, die Sie ſonſt liebten, obgleich die Umſtände und die Nebendinge ſich raſend verändert haben; ſonſt konnte ich ändern was mir zuwider war, anjetzt muß ich mit dem Schickſal einen ewigen Krieg führen. — —

21.

Rahel an Pauline, in Paris.

Frankfurt am Main, den — September 1815.

Einzige! Ich kann Ihnen nicht beſonders ſchreiben. Reden Sie alles mit Varnhagen ab. Es giebt nur Ein Weſentliches, da wir ganz ſo ſind wie wir ewig waren und ſein werden, einzig wahr, — „Alle die andern armen Geſchlechter der Erde winden und wandlen im dunklen Genuß", ſagt Goethe vom Vieh, gegen den Menſchen genommen; ich meine alle andere Weiber, — daß wir uns ſehen: ehe ein kalter unverſtändlicher Tod uns umfängt. Kommen Sie hieher: eiligſt. Was koſtet Sie eine Reiſe! — Ihren Brief vom vorigen Jahre, den Sie Ihrem Bruder mitgaben, habe ich durch meinen Bruder Ludwig erhalten. Antworten konnt' ich nicht mehr: weil ich mit Ihnen nur das Leben leben kann. Hören Sie aber nie mehr in der Welt von mir, ſo wiſſen Sie, daß ich mich nicht verändert habe, und mich nur in unſerer ſchon gekannten Art ausbilden kann: daß Sie nun und ewig mein Matador, meine Einzige bleiben. Fragen Sie Varnhagen. Er weiß alles von uns. Zum Beweis, wie Sie und ich bei ihm ſtehen, ſchicke ich Ihnen den Brief zurück, den er mir ſchrieb, als er Sie in Paris entdeckte. Ich bin völlig frei bei ihm,

ſonſt hätte ich ihn nie heirathen können. Er denkt über Ehe wie ich. Ich bin ganz wahr mit ihm: in allem. Und davon liebt er mich, alſo mich. — Gentz — trägt ſeine Veränderung auf ſich; an ſich. Glauben Sie nicht, daß er irgend etwas in Ihnen ſieht, keine Pauline! Er will von Ihnen — neue Subſidien, Hülfstruppen zur Luſt; welche er in Erfindungen zu finden glaubt, während ſie in den Empfindungen einer feinen richtigen Organiſation allein gefunden wird, wenn dieſe bis in den tiefſten Herzensfaſern und Beſtandtheilen ihr richtiges Spiel hat. Von mir ſagen Sie ihm: daß kein Menſch mit dem andern unzufriedener ſein kann, als ich mit ihm. Und dies hört er nur von mir, nicht weil er's verdient, denn er verdient dies nicht; aber weil bis in der letzten Herzenswand für ihn etwas in mir war, welches er ſo, wie es nun da iſt, deſtillirt hat. Mag er ſich nun ſtellen wie er will! —

Sagen Sie dies Gentz, weil Sie es ſind, die es ihm ſagt. Pauline, Sie kommen zu mir!

22.

Rahel an Pauline, in Murten.

Frankfurt am Main, Freitag, den 19. Januar 1816.
Frühlingig mit Sonne und Wolken.

— Alle ſolche Kalamitäten — auſſer Verliebtſein — hat man nur, weil man nicht Geld genug hat; Mitleid und Schmerzen würde man empfinden, aber Ungemach gar nicht; ſogar die reichen Dummen haben's nicht, viel weniger wir! Aber — „wenig kann man ändern". Mein einziges Er-

haltungsmittel jetzt ist zu denken, daß es doch enden muß, weil nichts ewig ist: und daß ich im Sommer Sie sehen werde. Ich muß eine großartige Freundin haben, mit der ich umgehe!!! Hier seh' ich niemanden, als einzelne Herren, die ich gar nicht rechne und rechnen kann. Minutenweise: Hertzen's und Pappenheim's. Auf einem Ball war ich der ältesten kleinen Hertz zu Liebe; zum Sterben. Auch gehe ich nicht wieder. Zu Dienstag bin ich wieder zu solchem Stadtthee zu Otterstedt's gebeten; wo ich auch nicht hin will. Wozu? Bekanntschaften mache ich hier, seh' ich, doch nicht. Zu Karlsruhe freue ich mich auch nicht. Ich bin zu alt, zu klug, zu faul, zu garstig, zu arm etc. etc. etc.!! um noch Vergnügen am Herunterschneien in einen fremden Ort zu finden. Il me faut mes anciennes connaissances, mes souvenirs, mes amis! des lieux superbes, agréables, des sensations douces, frappantes, amusantes, ohne Anstrengung, Aerger, Sorge, Besorgen, Zurechtsprechen; wir wissen schon alles. Das weiche Element der Tage soll uns tragen! Will ich. Ihr Vergleich mit den Tauben und Ameisen drückt dies ganz aus. Wir haben gar nicht nöthig mit einander zu sprechen; darum haben wir uns so viel zu sagen.

Hier ist ein Brief von Rostitz, den ich für Sie vor einiger Zeit erhielt. Sehen Sie! Auch dem geht's nicht besser! Ich schwöre Ihnen! Wenn man eine gewisse Wissensstufe erreicht hat, mit einer gewissen Empfindungsweise geboren ist, sollte man plötzlich alle Ambition lassen: und eine Stufe oder einige Stufen im Bürgerleben herabsteigen: und auch plötzlich wäre man geordnet, reicher, thätiger und genußreicher, und ohne die ärgerliche Spannung, der man im Hinaufwollen nicht entgeht: wenn man auch

nur stehen bleiben will, weil alles und Alle drängen und spannen um uns her. —

Adieu Herze! bis ganz nächstens! Varnhagen grüßt sehr! und läßt Ihnen sagen, er könne nun singen: „Pauline Wiesel" ꝛc.! Der Baron Wiesel antwortet uns nicht aus Wien, wohin ihm V. ein Buch und einen Brief schickte. Winterfeld, der hier ist, behauptet er sei in Italien. Ich glaub' es nicht, er ist in Wien.

Nur das Freie, die Luft! Ich vermisse Sie mit Thränen. Ihre Schlittenfahrt freute mich. Etwas Heiteres, Reges wenigstens. Adieu. Ihre R.

Ich werde auch ein wenig an Nestitz schreiben. Grüßen Sie ihn heftig indeß!

Anmerkung von Varnhagen. Pauline hatte geschrieben: „Wie wird es dies Frühjahr? Wenn wir doch Lerchen wären, wir wollten fliegen, Sie, Varnhagen, Pauline und ich! — Gewöhnliche reiche Leute kommen mir wie zahme Tauben vor, guter Taubenschlag, und picken und picken und drehen sich, — Arme sind Ameisen, die scharren und ängstigen sich ewig, und denken nur an Elend und Noth."

23.

Pauline an Rahel.

Basel 1816.

Mittag früh um 10 Uhr. Schönes, helles Frühjahrswetter, was mich melancholisch macht. Wie gutes, liebes, böses Herz, wie oft denke ich an Sie, jede Stunde bei dem kleinsten Vorfall, bei jedem Reden, was nur irgend bestimmte Ausdrücke hat, kurz bei jeder Gelegenheit, gut oder böse. —

meinem Halse droht. Beſſer alſo wir halten Frieden. Eine Bemerkung muß ich nachholen, neulich blieb ſie mir in der Feder. Daß die Epoche der Regentſchaft fruchtbar an Abentheurern, iſt Ihrem Blicke nicht entſchlüpft, aber Sie haben die Anſicht nur leicht berührt. Ich wünſchte, ihr würde bei zweiter Auflage umſtändlichere Entwickelung. Wie gieng es zu, daß Alberoni, Riperda, Görz, Bonneval, Law u. ſ. w. nebſt einem Schwarme anderer, die nach Rußland zogen, in dem nämlichen Zeitabſchnitte zuſammentreffen? Wer weckte den Geiſt leichtſinniger Glücksritterſchaft? Entſprang er als natürlicher Gegenſatz aus der blähſüchtigen, verſteiften Herrſchaft Ludwigs XIV.? Welchen Antheil hatten Peter der Große und Karl XII.? Dieſe Aufgaben zu löſen liegt Ihnen ob, für Ihren Geiſt ein Kinderſpiel.

Wichtige Verfügungen ſind hier im Anmarſch. Septennalität, Reduktion der Rente, Entſchädigung der Emigrés. Letztere iſt von den drei Maßregeln die bedeutendſte. Mit ihr beginnt Rückwirkung, geſetzliche, in unabmeßliche Ferne, ſtrahlend nach allen Sehpunkten. Von nun an giebt es keine Ausnahme für irgend einen Zweig der Revolution. Dieſe wird in ihren tiefſten Wurzeln geſichtet. Alles ſeit Aufhebung des Jeſuitenordens Geſchehene, liegt neuer Kontrolle unterworfen, muß, wenn man glimpflich verfährt, wenigſtens Stempelgebühr bezahlen. Zunächſt ſchweben die Kraniche des Ibikus über den Nationalgütern. Ihren Beſitzern ſchauert die Haut. Unter dieſen Leuten fehlt es nicht an groben Kerls, denen der Grind noch anklebt, die Scholle, aus der ſie ſich emporgewühlt, die der Geiſtlichkeit aber deßhalb keineswegs für Autochthonen im Eigenthum der Kirche gelten. Bekanntlich geht die Kontrerevolution nicht bloß auf materielle Intereſſen zurück; ſie bezielt ganz beſonders Umformung der intellektuellen Verhältniſſe des bürgerlichen Lebens. Ueberall

Sie glauben nicht, was ich hier wieder alles mußte erfahren: eine schöne, liebenswürdige achtzehnjährige Frau starb gestern Abend, angebetet von einem sechsundzwanzigjährigen Mann — noch andre Unglücksfälle hörte ich, die schreckhaft sind. So ist es also, soll mir das Trost sein, hätte ich das auch erleben können, gesund, schön, und von einem Tag zum andern todt. O Gott, Gott, was ist das für ein fürchterliches Geheimniß mit dem Tod! Unergründlich ohne Sinn, mit Gewalt! — Liebe, liebe Ralle, wir wollen uns noch sprechen, noch sehen, noch einmal darüber sprechen — ich komme wenn es möglich ist, ich will Ihnen Nachricht bringen wenn es nur irgend mit den größten Opfern möglich ist. Welche himmlische Gabe, welch Göttergeschenk ist der Leichtsinn — die Jugend zu genießen wenn noch Zeit ist, wenn noch die schönen Rosen blühen, „des Lebens Mai blüht einmal und nicht wieder"! So wie man nur darüber spricht, so ist es schon zu spät, das nicht Wissen ist das Leben, das schöne goldne Rosenleben. — — — Können wir denn nicht mehr lieben und wissen doch wie schön es ist geliebt zu werden. Es ist aus, liebe Ralle, nur unsere Freundschaft ersehe mir noch manchen schönen Augenblick; ich schwöre Ihnen daß Sie der einzige Funke in meinem Leben sind, ich will immer wissen wie Sie leben, ob es Ihnen leidlich geht — was habe ich denn auch in der Welt als Sie, liebe Ralle, das andre ist alles ganz grau, ganz verblichen, ich habe ja selbst keine bestimmten Wünsche mehr — keinen süßen Glauben an meinen eigenen Willen, der Augenblick, die erste Aufwallung — aber eigentlich nichts Heißes mehr. — Mir geht es sonst ganz gut. Streiten liebe ich nicht, es ist so selten der Mühe werth. — Ich lese jetzt die Gedichte und Leben von Körner, die Harfe gefällt mir sehr. Haben

Sie ihn gekannt? Das Jahr 11 und 13 war er in Wien. — —

Adieu, chère et bonne, sensible amie. Bald ſehe ich Sie wieder; haben Sie keine Reiſe an die Pole vor, weit, weit in andre Gegend, wo andre Bäume blühen, und fremde Völker wohnen? — Der enge Kreis iſt nur für Glückliche, ſo wie das niedrige Dach und die liebliche Hütte. Ich muß andre Ausſichten und Anſichten haben, um nicht auf meine eigne Nichtswürdigkeit runter zu blicken. Je viens bientôt vous surprendre; quand allez-vous à Francfort? que faites-vous? Sans moi, mon dieu, quelle idée. ein Sandkorn am Meer.

24.

Pauline an Rahel.

Morat, den 6. Januar 1817.

Liebes, ſchönſtes Rallechen, ja, ich habe den liebenswürdigen Goethe geleſen, die Reiſe von Karlsruhe bis nach Neapel, — nun ſehe ich ſchon in meinem Leben nichts mehr von Italien, Sie wiſſen alles, denn Sie haben geſehen was Goethe ſagt; ich bin ja auch ſolid geworden, ich habe ja auch Augen gehabt zum Sehen; nun iſt das neue Jahr angefangen, und mit ihm meine ewigen alten Wünſche mit Ihnen mal wieder zuſammen zu kommen, aber in einer guten Jahreszeit — darum wird mir Varnhagen unvergeßlich bleiben, weil er mir das Glück verſchafft hat, Sie, Goldtaube, zu ſehen, auf eine ſo gute, liebe Art; danken Sie ihm für mich; das ſoll ſo lange als ich lebe mein Neujahrswunſch für Varnhagen bleiben, alle Jahr ſoll ein Dank für die Reiſe von Paris nach Frankfurt an ihn abgeſtattet werden, will er? — — —

Wie geht es Ihnen? Wie leben Sie? Ich denke, in Mannheim, nach Ihrem letzten Brief zu urtheilen — also gut für den Augenblick und für die Jahreszeit. Spielt die Brede? Sprechen Sie ihr nur noch zuweilen von mir, denn ich gebe den Gedanken nicht auf, sie irgend mal zu sehen, alsdann wird sie wissen wer Pauline ist. — —

Ich bin entschlossener als entschlossen, daß ich im Frühjahr von hier weggehe, wenn Sie, Goldtaube, nicht mit der ersten Lerche kommen und mit mir alsdann etwas bleiben, und von dort weiter — wohin Sie wollen. Für Pauline will ich sorgen und für etwas Geld auch. Gentz ist mir noch immer schuldig, wenn ich es nur Schwarz auf Weiß von ihm hätte. — — —

Was sagen Sie von Tilly, der sich in Brüssel erschossen hat in einem Fiacre, wegen Schulden? On voulait mettre la main sur le soit-dit Comte Alexandre de Tilly — darum will ich mich nie erschießen — habe ich es doch bis anjetzt alles ausgehalten — betteln bleibt mir noch immer übrig und Orangen stehlen in Rom. Ich fühle sehr lebhaft daß ich ganz alt für unzählige Dinge bin, nur nicht für alle Naturevènements, darunter rechne ich alles Wetter, große Kunstwerke, schöne Musik und etwas schöne Menschen, die noch nicht gekrümmt sind, die wenig wissen und erstaunlich viel hoffen, die sehe ich auch noch gern. — Ich habe ein Gefühl in mir, das ich schwerlich nennen kann, das mich aber über alles glücklich macht; denn außer großen Schmerzen oder Gefängniß oder blind, sehe ich keine Möglichkeit, daß ich mich ganz unglücklich finden könnte. Menschen können mir nicht mehr innerlich viel machen, und zum Leben mit Gesundheit braucht man wahrhaftig wenig und ich befinde mich sehr wohl. Pauline und Sie, liebes Kind, sind meine beiden Punkte, die mich noch

beſchäftigen, die mir können meine Pläne ändern wie ſie wollen, aber ſie wollen ja alle beide was ich will. —

Haben Sie meinen letzten Brief bekommen, eine Antwort auf Ihren von Karlsruhe? Dites-moi ça dans votre première; je lis beaucoup, beaucoup, et je crois de bons livres, à ce qui me parait. Schaffen Sie ſich les pensées de Voltaire; ein altes Buch, ich habe es mir gekauft für 10 Batzen. Si on pouvait changer son caractère, on s'en donnerait un, on serait le maître de la nature; peut-on se donner quelque chose? Ne recevons-nous pas tout, nous perfectionnons, nous adoucissons, nous cachons ce que la nature a mis dans nous, mais nous n'y mettons rien! — — — Une de tes passions a dévoré les autres, et tu crois avoir triomphé de toi! — Kurz, Liebe, ſchaffen Sie ſich das Buch an, es gefällt Ihnen gewiß; wenn Sie es nicht haben können, ſo gebe ich Ihnen meines, alles was Sie mir auf Deutſch geſagt haben, finde ich hier im Franzöſiſchen. — Adieu, je ne dirai pas mieux de la soirée. — Tilly iſt todt! —

Schreiben Sie mir gleich was Sie wollen mit mir im Frühjahr machen, es iſt vor der Thür — Sie wiſſen wie es mit den Jahreszeiten iſt, wie mit unſeren beiden (Sie und ich) Naturen, alles iſt darin, und das Frühjahr dominirt im ganz Innerſten; nous ne voulons pas dire cela plus loin, à cause de la folie, qu'on nous accuserait. Adieu, chère amie, portez-vous aussi bien que moi, ayez 10000000000 plus d'argent que moi, et le reste sera très facile, voilà le sincère voeux que j'ai à vous envoyer par écrit pour l'an 1817.

Auch ich war in Arkadien geboren! —

25.

Pauline an Varnhagen.

Baſel, im März 1818.

In meiner größten Noth, lieber Varnhagen, wende ich mich zu Ihnen, weil ich aus Erfahrung weiß, daß Sie mich nicht lange leiden laſſen, ſondern mir helfen. Ich weiß nicht was ich denken ſoll, wegen Ralle's Stillſchweigen, auf wenigſtens drei große Briefe keine Antwort. Es ſind nun fünf Monate daß ſie mich nicht geſchrieben hat. Soll ich mit aller Angſt, die ich ſo ſchon habe, noch die haben? Ich bitte Ihnen alſo, liebe, gute Seele, Ein Wort nur, wo Sie ſind, und ob Sie alle beide wohl ſind, und der Grund von Ralle's Stillſchweigen. Ich weiß gewiß daß Sie ſehr viel arbeiten, daß Sie ungeheuer beſchäftigt ſind, ich kenne aber auch Ihre große Güte, und werde Ihnen dieſe Gefälligkeit höher anrechnen als der König Ihre beſte Aktenſtücken, wahrhaftig, lieber Engel, Sie erweiſen mich einen großen Gefallen. Es iſt ja unglaublich, fünf Monat! Ich weiß daß Sie in Berlin waren, aber von Ralle weiß ich keine Sylbe. Ich will Ihnen nicht mal mit mein Schreiben aufhalten, ſondern Ihnen kurz ſagen, daß ich immer dieſelbe bin für Ihnen alle beide, daß ich Ihnen hauptſächlich nie werde die Güte vergeſſen, daß Sie mich zu Rallen führten von Paris bis Frankfurt — ich denke noch immer an die gute Zeit von Paris und Frankfurt, und dabei ſpielen Sie denn doch ohne Schmeichelei die größte Rolle. Ich bin geſund und mein Kind krank, ich bin noch immer in Morat, und denke alle Tage an die liebe Ralle, die mich infam ſchlecht behandelt. Ich hörr und ſehe nichts in meiner Einſamkeit, das würdig wäre Ihnen mitzutheilen, ich leſe viel und vielleicht zu viel,

denn meine Augen leiden dabei. Wollen Sie nie nach der Schweiz kommen? Wir ſind Mitte März und Schnee und Kälte und Regen und Miſère, das iſt alles was in dieſem Augenblick vorgeht. Das ſoll Sie aber nicht etwa abhalten, denn der Mai kommt doch, und ich hoffe ſchön — doch keine Pläne, mir ſind ſie jetzt ein Gräuel. Adieu, liebe, gute Engelsſeele, ich weiß nicht was ich ſoll die unausſtehliche Ralle ſagen laſſen — quest-ce qu'elle a, au nom de Dieu, avec moi? ſonſt ſchrieb die mich doch alle zwei Monat!

Leben Sie wohl, und erbarmen Sie ſich einer Leidenden!

Pauline.

26.

Rahel an Pauline, in Murten.

Karlsruhe, Montag, den 28. März 1818.

Helles Sonnenwetter mit Wind; zum Theil ſchon alles grün; nämlich ausſchlagend.

Theure Pauline! Setzen Sie ſich feſt in den Kopf, daß, wenn ich todt bin, es Ihnen gleich geſchrieben wird, und daß, wenn ich lebe, ich mich nie gegen Sie verändern kann. Im Gegentheil! je mehr ſich die ganze Summe meiner Gedanken formt, oder wenn auch täglich Zuſchuß erhielte, Sie nur immer mit in die Höhe ſtiegen. Alle Menſchen haben ihr Unangenehmes, aber nur Sie ſind ſo wahrhaft als ich. Nur Sie haben den Verſtand es zu vermögen, den Sinn es zu wollen. Nur dies vermag ich zu lieben. Nun kommt noch hinzu: Ihre Laune. Ihre Sinne. Die Dinge zu hören, zu ſehen, zu fühlen, wie ich. Ihr Leben, unſer Leben. Für mich giebt's nur Eine Pauline. Und

wenn ich glücklich bin, leb' ich mit ihr. Das aber müssen Sie für die Ewigkeit wissen. So wie ich weiß, daß es nur Eine Rahel für Sie giebt, und Sie nie eine zweite finden können. Mein ganzes armseliges Trachten ist, wie ich mit Ihnen zusammenkomme; und dazu die Pläne fest im Kopf schwieg ich so lange. („Doch keine Klage!" schreiben Sie an Varnhagen, „mir sind sie jetzt ein Gräuel!") Und nur eine Klage hätte ich Ihnen schreiben können; nur versteckte, alte Klagen wären es geworden, hätte ich Ihnen Pläne, und mein Leben, und meine regrets in Bezug auf Sie geschrieben. Auch haben Sie mir nur im Dezember einen Brief noch geschickt, auf den ich nicht geantwortet habe: in meinem letzten Brief schlug ich Ihnen vor zu mir zu kommen; ich wollte Ihnen Geld dazu schicken. Auf diesen Artikel antworteten Sie in Ihrem letzten Brief gar nicht. So wollt' ich Ihnen Tag vor Tag schreiben, aber das Leben, mit seinem Strom von Menschen, unseligen Pflichten, Briefen, Krankheiten, schwemmte den Vorsatz immer um einen Tag weiter. (Schreiben aber wird mir immer saurer, und ich mußte in zwei Wochen zwölf Briefe, worunter sechs große Empfehlungen, abfertigen, und so geht's immer; heute Unwohlsein, zum Beispiel, und kein Auge zugethan: ewig Nerven:) und hören Sie weswegen! So wie Sie diesen Brief ausgelesen haben, so setzen Sie sich hin und rechnen aus, was Sie einem Fuhrmann geben der Sie hierher fährt; und was Ihnen sonst die Reise kostet. Ich assignir' es Ihnen auf der Stelle. Sie setzen sich — wenn Sie sie nicht in Verwahrung lassen können — mit Pauline und der Bonne ein, und fahren her. Hier miethe ich Ihnen ein Quartier nah bei mir, das geht Sie auch nichts an. Sie essen bei mir; und für Pette besorgen wir in Ihrer Wohnung was sie braucht. Wir

fahren zuſammen nach Heidelberg, und leben in dem Götterort ein paar Wochen. Dahin geh' ich auf einige Zeit in jedem Fall: wegen der Götterluft, und Ruhe: mich zu erholen: ich kenne dort keinen Menſchen als die Wirthsleute. In ſolcher Miethskutſche können Sie alle mögliche Bequemlichkeiten mitnehmen: auch finden Sie alles hier. — — —

Schreiben Sie mir nicht ich ſoll nach Merat kommen: das kann ſpäter geſchehen. Jetzt muſſen Sie kommen. Den vierten Tag ſind Sie hier, alſo drei Nachtlager: mit einem Miethsfuhrmann, Hauderer nennt man's hier. Denken Sie ſich unſre Geſpräche, Frühling. Wir leben auf. Es iſt auch hier ſehr hübſch. A deux pas hab' ich den ſchönſten Garten nach dem Feld hinaus zur Promenade. Kein überflüſſiges Wort mehr! Was hilft alles Schwatzen! —

Eben küßt mich Varnhagen: „Grüß ſie tauſendmal von mir!" Ich ſagte ihm: „Jetzt ſchreib' ich, ſie ſoll kommen!" — „Daß Du's nur weißt — kam er noch Einmal mit dem größten Intereſſe zurück — der Brief kann vor morgen nicht fortgehen!" Er möchte mich gerne in den Himmel heben: denken Sie alſo, wie er auf Ihr Kommen drängt. Er wollte eben ausgehen.

Der Großherzog von Baden? Iſt der Fürſt des Landes wo ich lebe: unſerm König ſein Couſin; ihre Mütter waren Schweſtern, die hieſige lebt noch. Die Gemahlin des Großherzogs iſt Prinzeß Stephanie, Napoleons angenommene Tochter. Das Land hier iſt ſchön, gränzt an Würtemberg, Baiern, das Darmſtädtiſche, und die Schweiz und Frankreich, und iſt größer als dem Herzog von Weimar ſeines; deſſen Gemahlin auch eine Tante des Großherzogs und unſers Königs iſt. Das iſt der Ihnen unbekannte Großherzog von Baden. Varnhagen iſt hier Miniſtre Réſident

du Roi de Prusse. Ich nur Mad. de Varnhagen. Denn kommt mein Brief ſehr gut an. Eigentlich, Ihre

R.

Boblen iſt noch hier.

27.

Rahel an Pauline, in Murten.

Karlsruhe, den 23. April 1818.
Endlich warmes ſchönes Wetter.

Aber ich, wie melancholiſch! Ich darf es nicht zeigen; Sie aber werden es glauben. Denn ich ändere mich nicht. Das wiſſen Sie auch; denn Sie ändern ſich auch nicht. Lauter Mittel zum Leben, lauter Anſtalten dazu, und nie darf man leben; nie ſoll ich. O! und unterſteht man ſich's Einmal, wie Sie es manchmal thaten, ſo hat man die elende Welt, die ganze Welt gegen ſich. Theure Pauline! hätten wir uns vor Wieſel gekannt, ſo hätten Sie eine Freundin gehabt, die Ihnen nicht wie eine Pedantin hätte vorkommen können, und die Ihnen doch ſanft, Ihre Natur anerkennend, hätte rathen können! Dieſe Freundin wär' ich geweſen. Welch Leben, kluges, gutes, naturgemäßes, freies Leben hätten wir uns mit den Mitteln, die uns zu Gebote ſtanden, bereiten können! Welch Leben! Ganz der Natur, unſeren innerſten Forderungen gemäß, und nah; ein antikes, richtiges, und auch jetziges, ganz in Gegenwart gegründetes Götterleben! Wir mußten uns um zehn Jahr verfehlen! und Sie zerſtört werden; und auch ich. Jeder auf ſeine einzige Art. Ja, das kann ich wohl ſagen! denn einzig bildete uns beide die Natur; und dies was folgt, wiederhole ich: Eine hätte die Natur aus uns

beiden machen sollen. Solche wie Sie, hätte mein Nachdenken, meine Vorsicht, meine Vernünftigkeit haben müssen! Solche wie ich, Ihren Lebensmuth, und Ihre Schönheit. Sonst haben wir vollkommen was eine begabte Menschennatur beglücken kann. Sinn, Sinne, Verstand, Laune, empfindliches Herz, Kunst- und Natursinn — das heißt auf unsere Sprache, „wir lieben Grünes". — O! Pauline, und doch müssen wir so verschmachten! Ich kann die Welt nicht bezwingen ohne große Fortüne; das heißt, mit dieser wollt' ich sie nicht zwingen nach meiner Art, mit mir zu leben — weil sie mich ennuyirt, — aber sie hindert uns, und bändigt uns, wenn wir sie nicht zwingen können uns nicht zu stören. Sie sehen schon, liebe Einzige, was mir diese Betrachtungen, diese Schmerzen in Worte gekleidet, ausgepreßt. Aber verzweifeln Sie nie an mir: auch an meiner endlichen Thätigkeit zu unserm Zusammenleben nicht!!! Es ist mein ganzes Dränglen, und auch Varnhagen bezweckt das für mich: weil er meine innerste Natur kennt — endlich dringt hart vom Herzen, bei diesen Worten, eine Thräne durch mein Aug! — und weiß, daß nur der wahrhafteste Umgang mich beglücken kann — der ist der mit Ihnen. Erinnern Sie sich, wie er Sie in Paris aufsuchte, liebte und zu mir brachte. Es wird's wieder. Können Sie uns jetzt besuchen ohne das Kind, so wohnen Sie bei mir, und gehen mit mir nach Heidelberg. Können Sie das nicht: so komme ich mit Varnhagen zu Ihnen. Er will so diesen Sommer in jedem Fall nach der Schweiz. Woraus ich mir nichts mache: und er setzt mich bei Ihnen ab. Dort besehe ich alles, und wir überlegen alles. Schicken Sie auch, liebstes Kind, diesen Brief an Mama. Es ist mir äußerst angenehm, daß sie unser Verhältniß endlich kennt, und daß Sie ihr

wo ſich die Biſchöfe der Stadtſchulen bemeiſtern, werden die Kinder der geringeren Volksklaſſen von dem öffentlichen Unterrichte ausgeſchloſſen. Es kann ſein, daß der Zeiger am Zifferblatte der Zeit zu ſchnell vorrückte. Indem man ihn zu viel und zu weit, mittelſt allzu ſchweren Gegengewichtes, rückſtellt — entſteht Gefahr den Zähmer zu ſprengen. Nichts hemmt alsdann die Höllenfahrt des Uhrwerks, das tobend, zerſtörend, ſeinen Lauf vollendet. In keinem Falle dürfte die Wiedergeburt der Barbarei, wenn ſie gelänge, unſrem Jahrhunderte ſoviel Ehre bringen, als die Wiedergeburt der Wiſſenſchaften einem der vergangenen.

Zu der Kontrerevolutionsparthei ſteht Herr von Villèle beinahe in eben dem Verhältniſſe, wie ehemals Decazes und Richelieu. Er iſt ihr nicht willfährig genug. Nur durch Maß- und Zielhalten konnte die Sache der Ultra zu ihrer gegenwärtigen Waſſerhöhe ſteigen. Jegliches Miniſterium war der Kontrerevolution förderlich und that, was es vermochte, unter Berückſichtigung der Zeitumſtände. Sich ſelbſt überlaſſen, hätten die Schwärmer gleich anfangs, in ihrem Taumel den Hals gebrochen. Die Ordonnanz vom 5. September 1816 rettete ſie. Doch nimmer werden ſie die Heilſamkeit einer Hemme anerkennen. Herr von Villèle mag der Parthei noch ſo ergeben ſein, ihr die erſprießlichſten Dienſte leiſten — er überlegt, unterdrückt den Anſchein blinder Leidenſchaft, handelt nicht auf ihre Weiſe. Daher kann er das Schickſal ſeiner Vorgänger gewarten. Umſichtiger als dieſe, hat er bei Zeiten und reichlich, ſeine Taſchen mit Troſtgründen über den menſchlichen Undank verſorgt.

Vermuthlich haben Sie in den Zeitungen geleſen von einem Unternehmen gegen San Domingo, das Privatperſonen rüſten an deren Spitze Rothſchild ſtehe, wie man vorgiebt. Dem Präſidenten Boyer iſt das Gerücht zu Ohren gekommen

meinen vorigen gezeigt haben. Dadurch wird ihr aller Wahn, den ihr vorgefaßte Meinung, Schein und Menschen eingegeben haben, völlig vergehen, und sie wird sehen, daß Gott der bessern innren Natur ihrer Pauline doch noch Freunde, würdige honnette Freunde reservirt hat; und es wird Sie bei Ihrer Mutter besser stellen, der, ich weiß es, Sie leider nicht immer vermögen, Ihre beste; innere Seele zu zeigen. Unwürdige Menschen haben keine Freunde, die ihnen bleiben: die haben nur familiäre Bekannte, die nach Gelegenheit eine Zeitlang mit ihnen hausen. Das wird Mama einsehen. Scheuen Sie nicht, liebe Goldtaube, Mama'en diesen Brief zu zeigen! Ich weiß es, Sie lieben es nicht, sich ihr empfindsam darzustellen; aber irren Sie sich hier nicht: dies ist ja nicht empfindsam; und ich bin überzeugt, Sie stellen sich durch Mama ganz anders, wenn sie sieht, daß Sie auch ordentliche Verhältnisse haben, und mit Einem Worte Freunde, die es durchaus gut mit Ihnen meinen, weil sie eine bessere Ueberzeugung von Ihnen haben. Mir ist auch im Kopf, daß, wenn Mama sich Ihrer hautement annähme, Ihre Situation doch eine andere Wendung nähme; z. B. wenn Sie nach einem andern Ort wohnen gehen wollen, daß Mama Sie da installirte, oder eine Zeitlang mit Ihnen bliebe. Dies aber nur beiläufig; und dies fällt mir nur jetzt erst ein. Damit will ich Mama und auch nicht Sie inquietiren. Dergleichen dacht' ich mir schon immer, hätte schon müssen längst geschehen sein. Man kann alles Gerede mit procédés und conduite wieder gut machen: abgemahlt ist doch die Vergangenheit nicht; also verwischt die Gegenwart sie. Nur muß man Hülfe dazu haben. Leben Sie wohl, geliebte Pölle! Antworten Sie mir gleich! und ganz nach Ihrem Herzen, in Ton und Wort: und wenn Sie kön-

nen, kommen Sie zu mir; wo nicht, ich zu Ihnen: für's erste! Ihre treue

R.

Varnhagen wie immer sagt Ihnen tausend Liebes, und bleibt Ihnen wie er ist. — Obgleich der Brief erst übermorgen abgeben kann, schreibe ich ihn doch heute, aus Ungeduld. Adieu, Theure!

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig

Aus dem Nachlaß Varnhagen's von Enſe.

Briefe

von

Chamiſſo, Gneiſenau, Haugwitz, W. von Humboldt,
Prinz Louis Ferdinand, Rahel, Rückert, L. Tieck u. a.

Nebſt Briefen, Anmerkungen und Notizen

von

Varnhagen von Enſe.

Zweiter Band.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.

1847.

Inhalt des zweiten Bandes.

Seite

Briefe des Prinzen Louis Ferdinand von Preußen an Pauline Wiesel, geb. Cesar, und an Rahel, nebst Briefen von Paulinen und Rahel, und Aufzeichnungen von Varnhagen. (Fortsetzung.) 1

Briefe von Stägemann an Dr. Friedrich Cramer in Halberstadt 71

Briefe von Staatsminister Karl Friedrich von Beyme 229

Briefe von Feldmarschall Neidhardt von Gneisenau 265

Brief von Staatsminister Graf von Hangwitz 281

Brief von Peter von Pohlen 289

Brief von Louis Elie Pajon 293

Brief von Graf von Saint-Germain 323

Briefe von Friedrich Rückert 333

Briefe

des Prinzen Louis Ferdinand von Preußen

an

Pauline Wieſel, geb. Ceſar, und an Rahel,

nebſt Briefen von Paulinen und Rahel, und Aufzeichnungen von Varnhagen.

(Fortſetzung.)

und der Negerſtaat tritt unter die Waffen. Niemand als die franzöſiſche Regierung ſelbſt, der die Corruption armée in Spanien ſo glücklich gelungen, rüſtet eine dergleichen und zwar gegen die ſpaniſchen Kolonien. Motive, die ich Ihnen nicht zu zergliedern brauche, beſtimmen ſie, Privatperſonen und San Domingo vorzuſchieben. Läßt ſich dieſe Inſel beiläufig erobern, nun ſo nimmt man ſie mit. Aber dem Hauptplane dient ſie blos zum Vorwande.

Gleichviel ob jemand bloßer Zuſchauer war oder Akteur in dem großen Schauſpiele unſrer Zeit, der Tod rafft ſie alle nach der Reihe — Herde und Treiber. Zwei Männer, welche beide nicht unbedeutende Rollen geſpielt, aber ganz verſchiedene, ſind faſt zuſammen, und um einander zu begleiten, vorigen Monat von der Bühne des Lebens abgetreten. Ueber den Unterſchied der irdiſchen Glücksloose, die ihnen zugefallen, ließe ſich eine erbauliche Predigt halten. Der Kanzelredner würde hier ſeine wahre Meiſterſchaft beweiſen, wenn er uns an den Beiſpielen, die wir ihm geben wollen, die Tugend triumphirend, die Nichttugend in Schimpf und Schande zeigte. Lareveillere Lepeaux hat mit Cambaceres den einzigen Fehltritt gemein, für den Tod des Königs geſtimmt zu haben. Sonſt war er ein redlicher, ſchlichter, ſelbſtändiger, den Grundſätzen, die er für wahr erkannt, mit Frömmigkeit und Ernſt getreuer Karakter, ſanft mit denen die ihn liebten, männlich gegen die, ſo ihm böſes wollten. Wie ihn Glück und Gewalt nie bethört hatten, ſo haben ihn Mißgeſchicke nie gebeugt. Unter den mannichfaltigſten Wechſeln blieb er ſich gleich. Lieber als Bonaparten den Unterthanseid zu leiſten, trat er aus dem Inſtitut, ein für ſeine Liebe zu den Wiſſenſchaften großes Opfer. Bedroht, verfolgt unter dem Kaiſerthum, und ſeit der Reſtauration, wußte er nichts von Kleinmuth. Am ſchmerzlichſten fiel ihm, ſeinem Sohne,

28.

Rahel an Pauline, in Murten.

Karlsruhe, den 22. Mai 1818.

Freitag 2 Uhr Mittag, kühles, helles Nordostwindwetter.

Liebe Herzenstochter! Wie haben Sie sich geirrt wenn Sie meinen, ich hätte Ihnen gerathen wieder in die Welt zu gehen!! Ich möchte hinaus! Aber frei muß man sein! Verstehen Sie dies! Frei. Sie müssen frei sein hineinzugehen, ich muß frei sein hinaus zu können. Soviel hätte Mama Ihnen mit nur zweimonatlichem Zusammenleben mit Ihnen bewirken sollen, daß Sie sich frei, wenn es das Ungefähr heischt, mit mir zeigen könnten: und man sagte „c'est une fille à mad. César de Berlin", und nicht „c'est Mad. Wiesel, qu'on ne voit jamais avec sa famille, qui n'en est pas reconnue pour ainsi dire". So frei, dies zu können, bin ich leider nicht!!! Das meint' ich. Eingezogen sollten Sie, wollten wir schon leben, denn das ist mein Glück, das Gegentheil vernichtet mich ja!!! Dies alles im größten Detail mündlich, — jetzt wollt' ich mich nur bei Ihnen rechtfertigen — denn nun sehen wir uns im Laufe des Sommers gewiß. In jedem Fall, kommen Sie später zu mir, wie Sie sagten. Und fest hab'

ich mir vorgenommen, vier oder sechs Wochen vorher bei Ihnen zu leben. Ich muß eine Erholung haben!!! ich bin von Nichtleben rein vernichtet. Wenn ich mein Herz nicht toll fühle — mein Kopf stößt noch keine Tollheit aus — so fühl' ich es, wie gestern, heut, und mehrere Zeit, vernichtet. Fühlen Sie das? Es ist versteckt, todt, aus dem Leben gekommen; es hatte zu lange Zeit keine Nahrung, keine Bewegung. Es weiß, es wird keine bekommen. Kurz, wir wollen schweigen, uns sehen, und dann reden. Reden wie es mit uns war. Reden wie es mit uns war, daß es aus ist, und wie es in der Natur ist alles! Fühlen Sie nun, daß ich nicht mehr schreiben kann, wie schwer es mir zu antworten ist? Daß man alles muß so geben lassen; weil man zu schwach ist. Um Eins zu können wie man will, muß man alles können. Und nur von menschlichen Möglichkeiten zu sprechen! Eine Armee haben wie Napoleon. — Ihr Brief gefiel mir sehr, theure Seelenschwester! Darum antworte ich doch auch endlich. Es freut mich übertrieben, daß Sie etwas von * und * * erhalten haben. Geld ist noch das einzige Mittel, welches der Zauberei ähnlich ist. Und ohne die kein Heil hier auf der Erde. Adieu donc, chère chère Pauline! aussi pauvre, aussi bedauernswürdig que moi, quoique autrement nuancée. Adieu! je vous verrai de toute les manières. J'attends seulement mon frère Louis Robert de Stuttgart pour aller un moment à Heidelberg, e Lindner — den „kleinen Doktor" aus Wien — de près d'ici pour fixer mon plan de vous voir, — je l'ai vu il y a dix jours, il vous fait dire mille choses aimables; il est marié avec une rondelette de l'Alsace qui parle mieux le français que l'allemand, mais cette fois-ci il arrive seul. Il ira avec nous à Heidelberg. Imaginez, j'ai eu

cette semaine une lettre d'Oranienburg de la fille de Gentz. Que dois-je faire? je lui ai envoyé la lettre.

Adieu, Adieu, einzige Pauline! Ihre

R.

Varnhagen grüßt sehr.

Ich lebe sehr allein und einsam; das ist schlimm, aber noch das Beste bei meinen Umständen.

29.

Rahel an Pauline, in Murten.

Baden, den 1. August 1818.

Eben solch Wetter wie bei Ihnen. Vierzehn Tage die trockenste Hitze: Montag endlich Gewitter und Regen; nun Hitze, Wind und Regnigkeit abwechselnd. Heute, eine Art weitläufiger Wind von dem man nicht sagen kann, ob er kalt oder warm ist; da er beides enthält, und zu sehr damit abwechselt. All dies Wetter richtet mir die Nerven ganz hin: darum muß ich davon schreiben.

Wie bewundere ich Sie, Pauline, und wie dank' ich Ihnen!!! — da Ihnen eben so ist, wie mir, und Sie doch schreiben können: sich überwinden können, aus Rücksicht und Liebe, für Ihre Einzige — das bin ich — noch die Feder zu nehmen, sie zu rühren, und so sich selbst mehr gegen sich über zu bringen, mehr mit sich allein zu sein, mehr die Forderungen anzuhören, die wir unserer eigentlichsten Natur nach an uns, und unser Leben, und unsern Lebensherrn zu machen haben. Denn alles dies tritt ein, wenn ich mich an's Schreiben setze; und auch gewiß bei Ihnen. Es ist Ihnen accurat wie mir, weiß ich aus Ihrem verletzten Brief. Weil das Einzige, welches

Sie mehr, welches Sie anders hatten, als ich, der Muth, Ihnen abhänden gekommen ist. Ewige, ununterbrochene refus vom Schicksal rauben ihn, zerstören, lähmen ihn. Zu viel muß es uns nicht versagen, amüsiren, binhalten muß es uns noch, und die Wahrheitliebenden, Wahrheiterkennenden, mehr als die andern. Nun werden Sie einsehen, nun Sie nicht mehr vom Schicksal und von niemanden geschmeichelt — heißt gestreichelt — werden, wie mir ist, wie ich von längst, von je, einsehen, wie mir der Muth sinken mußte; je lustiger mein Blut, und Geist, je eher! Sie saßen mit Ihren tausend Franken, mit der kleinen Summe von Gentz, sahen sie an; ließen sie aus den Händen laufen, und unternahmen nichts. Unkundige, Unwissende, müssen sich klug dünken und meinen, es war Mangel an Muth; Sie hätten sich verändert. Mit nichten. Die Dinge, um Sie her sind es nach und nach; und Sie müssen es einsehen. So ist es. Sie sahen ein, Sie könnten mit der besitzenden Summe nur das Vergnügen haben — der Form nach — einen Entschluß zu fassen und auszuüben, der aber nichts enthielte, nichts gebähren könnte, was Angenehmes für Sie hervorbrächte: vielmehr ein Gegentheil davon. Zur ersten Bewegung, zur Reise, hätten Sie bequem, und zu Annehmlichkeiten genug gehabt, aber, dies vorüber, wären Sie unbequemer und schlimmer daran gewesen, als in Murten, das wußten Sie, konnten Sie leichtlich ausrechnen. Auf gute Ereignisse — wie sonst — sich aus dem ersten Wurf eigner Thätigkeit dem Schicksal auf gute Gunst und Glück in die Hände geben, das konnten Sie nicht: konnten Sie nicht, weil Ihre Mittel dazu dahin sind: und weil sie Ihnen zu oft und zu lange, und zu ununterbrochen ausgeblieben sind. Sehen Sie, so ist es

mit mir ſeit lange, und ſeit je, und das muß ich Muthloſigkeit nennen laſſen, und nenne ich ſelbſt. Aber wie kenne ich es beſſer! Es iſt keine. „Was Einer wagt, wage ich auch!“ ſagt Macbeth, wie er in Mord und Zauberei befangen iſt; „aber es müſſen natürliche Dinge ſein“, ſetzt er hinzu: ſo ſag' ich auch. Natürliche Dinge. Nicht ein ganzes Leben durch, Erwürgung meiner natürlichſten Natur. Ich ſitze wie Sie, hinter Franken — hinter manchem ſcheinbaren, aber nicht ausreichenden Mittel — ſtill: wie unbewegt: was ſoll ich thun!? — wenn ich nicht alles ändern kann. Jeder kleine Umſtand bietet ſich mir auf ſeine Weiſe dar, ganz fertig, und wenn ich ihn nur anfaſſen will, thue ich mir an der Hand ſchon weh; und muß ihn gut nennen, günſtig; wenn ich nicht gar, mein Weh aufrührend, viel expliziren will, was niemand verſteht. Verſtehen Sie? Auf eben die Weiſe empfand ich ganz den Zuſtand, der Ihnen Ihren vorletzten Brief diktirte; und war wie Sie ſelbſt gelähmt, und blieb ſtill und ſtumm: obgleich ich, Gott weiß es, alle Tage, und ſtündlich, zu Ihnen ſpreche. Daß Sie ſo viel Franken hatten, um in Morat mit mehr Bequemlichkeit, und weniger Sorge zu leben, war das Gute, was ich mir herausnahm: und ſo wartete ich, ob ich Ihnen nicht würde ſchreiben können, ob der leichte, aber unverſiegbare, richtige Lebensfluß mich würde dazu kommen laſſen; je fremdartiger mir ſein Quell, je mehr benimmt mich ſein Ton und Anblick mir ſelbſt. Ich vernehme mich faſt nicht mehr. Ich vernehme kaum und ſehr ſelten, was aus meiner Tiefe, wo alles von mir heruntergeſchlagen, und gehalten iſt, hinauf will. Sie ſind wenigſtens allein, ungeſtörter, und mehr Herr, Ihre Augenblicke, die Räume einzurichten und ſtill zu halten, die Sie Einmal bewohnen; ſeien Sie es alſo,

die mich anredet, und immer anredet, wenn ich zu sehr schweige. Wir wollen, theures Geschöpf, uns auch äußerlich nicht abhänden kommen lassen. Ich will auch mit dem ganzen Rest meiner Kraft dafür sorgen!

Ich sehe hier sehr viel Menschen, die alle wie durch ein Sieb gehen; aber das Sieb muß doch gehalten werden. Eugen Beauharnais — so muß ich ihn wohl nennen, wenn Sie ihn kennen sollen, der ehemalige Vicekönig von Italien, — mit seiner Gemahlin, — der Tochter des Königs von Baiern, — ist gestern Morgen, nachdem sie vier Wochen hier wohnten und neben mir an wohnten, abgereist, über Lausanne nach Baiern. Sie sind beide hübsch, und hübsch im Betragen. König und Königin von Baiern waren bis gestern auch hier: eine Menge Ueberrheiner, besonders alle reiche Straßburger, eine Unzahl Bekannte aus unserm Lande hier, und aus ganz Süddeutschland. Millionen Visiten. Unser intimer Umgang, Tettenborn's, Lindner's, Tastet's, — letztere eine reiche Mutter aus Straßburg mit jungen Töchtern, eine singt sehr schön, harmlose Leute; die Kinder sehr gut erzogen und unterrichtet, sind aus tiefem Frankreich, und haben bei einem maitre Deutsch gelernt. Wissen aber von Unserm und dem Leben nichts. Sonne scheint bei ihnen auf glatte Felder, wo wir das Tiefste, Wunderbarste, Unbegreiflichste, Klustartigste sehen: also nichts kommt zur Sprache, aber sie lieben mich sehr, und erheitern Varnhagen; sind mir also aus allen oberflächlichen Gründen, und dann wieder den tiefsten, auch lieb. Es wohnt eine klügere Freundin mit ihnen, eine Gräfin de Lagorce, eine Freundin der Kaiserin Josephine; voller aménité und bester Lebensart; sie wohnen auch neben uns an. Ich kenne sie schon drei Sommer. Perregaux's Schwester, Herzogin Ragusa, war hier; auf die war ich

so neugierig, um zu sehen, ob sie auch so schön ist, daß ich Sonntag expreß mit meinen Franzosen ihrethalben auf den Ball ging. Sie sieht Perregaux gar nicht ähnlich: ist so dick wie die alte Frau von Beyme aus Berlin, hat eine Art schönes, böses Gesichte, in dem genre wie die alte Lütken — ohne Schminke — der Grappendorf ihre Mutter, aber nicht ein so regelmäßiges Gesicht: der Anzug ziemlich. Was mir aber von ihr gefällt, — es ist eine sehr hübsche Kaufmännin Mad. Primavesi in einer Boutique hier, da ging sie mehrmals den Tag hin, und schrie immer: „Ah! qu'elle est belle! divinement belle, il faut que ja la voie!" Das zeigt schon Gutes. Sie soll sich fürchterlich zanken können. So sieht sie auch aus. Eine Mad. Lallemand, eine Generalsfrau, war mit ihr. Langes Gesicht, ziemlich groß, keine Brust; brummig, Haare in's Gesicht gezogen; dem Körper nach, gut angezogen: nur Kennern die Fehler sichtbar; Rosen auf dem Kopf, kurze Ermel, Oberarm ziemlich, und gezeigt; getanzt mit unerzogenen Füßen: die Haltung von einer vornehmen, brummigen Deutschen; alle Züge hängen lassen, aus verdrießlicher Nachläßigkeit, die sich noch hübsch glaubt von sonst. Sprechen hört' ich keine, mir war zu heiß, mich zu nähern, und ich ging bald. Montag kam erst das Gewitter.

Der kleine Graf (Archibald) Kaiserling war acht Tage bis gestern hier, er steht in Frankreich in Stenay, reist mit seiner Frau nach der Schweiz und wird Sie besuchen: ich finde ihn sehr gut und natürlich, ohne unsere Landesvorurtheile. Die Gräfin Schlabrendorf, seine Tante, war seit vorigem Jahre in Paris, ist jetzt auf vierzehn Tage nach London gereist, mit einer Art Diligence, wo man sich in Paris schon für den Londner Aufenthalt mit eindingen kann: dann will sie sich am Rhein ankaufen.

Nach manchem hin und her ſchreiben hab' ich endlich heute einen definitiven Brief von meinem jüngſten Bruder Moritz bekommen; geſtern iſt er, die — allerliebſte — Frau, der Sohn von ſechs Jahren, und ein Bedienter, abgereiſt, und direkt hieher, — (es iſt ſchrecklicher Wind, es will gewittern —) ich ſoll ihm in meiner Nähe ein Quartier miethen. Moritz war ſehr krank, — ein Arzt wollte ihn nach Doberan, der andre wo anders hinſchicken. Kurz, aus Liebe, aus Liebe der Frau zu mir, kommt er hierher. Vielleicht gehe ich noch mit ihm nach einem andern Bad, vielleicht Koreff'n am Rhein bei Koblenz, wo Hardenberg iſt, konſultiren, vielleicht nach Paris, vielleicht zum Winter nach Berlin. Sie ſehen all die Vielleichte!? — Ernestine ſchrieb mir, ich ſollte ihnen bis Heidelberg entgegen kommen. Das will ich in der Hitze nicht. Alle Menſchen ſagen, mitten im Sommer ſei es dort zwiſchen den Bergen unerträglich. Zurück müſſen ſie doch über Heidelberg, und *dahin* begleite ich ſie dann in jedem Fall. Jetzt iſt es hier noch voll Menſchen, und die letzte Periode davon. Das ſollen ſie lieber noch ſehen. Ich war den Frühling nicht in Heidelberg. Was führen ſolche, wie ich und Sie, jetzt wohl aus, wenn es nur für ſie ſelbſt iſt? Etwas für uns *beide* ſoll aber geſchehen! Sie ſollen, ſobald ich es nur *ſelbſt* weiß, wiſſen, was ich mit meinen Geſchwiſtern vornehme. Es wird wohl Heidelberg werden. Da kommen Sie hin, oder wir reiſen gar zu Ihnen. — Wiesel ſoll ſeit dem Kongreß Einmal in Leipzig geweſen ſein, und jetzt wieder in Wien. Mehr können wir nicht von ihm erfahren. Gentz hat an Tettenborn geſchrieben: er iſt jetzt in Karlsbad, und geht nachher zu den Souverains nach Aachen. — Varnhagen grüßt Sie millionenmal. Er ſchreibt unendlich. Ich bin hier, und *damit* zufrieden, weil ich

im Grünen lebe, wohne, bin. Mit einem Schritt in allen Bergen und Thälern, und Promenaden. Aber die Luft dieſes Thals bekommt mir doch nicht, ſie iſt mir zu dick, — und meine Zimmer zu klein, ich bedarf viel Luft: doch hat das Quartier tauſend Annehmlichkeiten. Es liegt hier einzig! — Warum ſchreibt Ihnen denn nur immer die Gräfin Schuwaloff? und ſehr ſteif und trocken: das ſoll wohl Verbindungsloſigkeit von beiden Seiten vorſtellen.

Iſt dieſer lange Brief, in Gewitterluft, und mit gräßlichen Nerven, nicht ehrlich? — Ich mache auch ſehr hübſche Landfahrten; aber wo eine Sie mir fehlt; und eine Augenweide von Menſchen: doch ſollen Sie das Gute meiner Lage wiſſen. Mündlich alles! — und ich hoffe, in Heidelberg, auf Louis' Platz. O! Wie habe ich jedes Wort in Ihren beiden letzten Briefen goutirt. Sie wiſſen, Sie glauben es. Adieu, theure Polinka! Hätten Sie mich, anſtatt Wolff's vom Lagerhauſe, in Ihrer Jugend gekannt. Vielleicht hätte alles anders ſein können! Wo iſt nur Anno 3, 4, 5; die Louis-Jahre? Und Anno 6, 7 und 8! Adieu, adieu. Noch leben wir beide, noch können wir uns vernehmen. Adieu, adieu! Ihre

M.

Hr. von Unruh — vom ehemaligen Götziſchen Regiment — iſt auch hier: alt, ältlich, wie Quittel: aber gut; und etwas von Frankreich gewitzigt. Er kam mit Kaiſerling, und iſt krank.

30.

Rahel an Pauline, in Paris.

Karlsruhe, Sonnabend, den 10. April 1819.

Helles sonniges Frühlingswetter. Völlig alles mit weißen Blüthen: ich sehe das alles in Hochberg's Garten. Vögel schreien und sind außer sich. Die Luft an sich nicht warm, aber doch warm am Tage.

Liebe Herzenstochter! Diesen Morgen um 11 Uhr in meinem Bette erhielt ich Ihren lieben Pariser Brief! Schon der aus Straßburg erleuchtete mich durch und durch mit Freude! — „Frankreichs Lüfte", sagen Sie. Den Trost bedurft' ich, zu erfahren, daß Trost, und neues Leben Sie anweht!! weil ich so sehr melancholisch nach Ihrer Abfahrt war. Ich hatte nicht den Muth, Sie zum Längerbleiben einzuladen: wozu denn! ich konnte Ihnen nichts Schönes bieten. — Dann hört' und las ich in den Blättern neue Räubergeschichten, und wurde besorgt: das schöne Wetter selbst machte mich noch trüber: alles Alte mahnte mich, das Neue wollte nichts werden; steckt und starrt. Was mich aber ganz beugte, war, daß Varnhagen wieder anfing: „Pauline ist um nichts und wieder nichts weg: sie hätte den Frühling sollen mit uns bleiben", — jetzt eben bot er mir mit tausend Küssen an, zu Ihnen zu reisen!!! — mit Thränen in den Augen vor Wahrheit! — „aber ich glaube, sie ennuyirte sich." Ich sagte: „Was konnten wir ihr auch anbieten? Und dann, dachte sie, sie mache uns Kosten; erstlich sind sie für uns gering, und zweitens sind ja dies meine einzigen lieben Kosten!" Nun gab er mir Recht, und war ganz verletzt, daß Sie dies denken: sagte: „Schreib' ihr nur, daß sie wiederkommt!"

einem talentvollen Manne, jede Laufbahn gesperrt zu sehen. Er hinterläßt diesem, seiner Frau und einer Tochter ein paar Bauernhöfe in der Vendée, deren ganzer Ertrag 5000 Fr. Von diesem Einkommen lebte er mit seiner Familie in patriarchalischer Einfachheit. Kaum daß man eine Magd halten konnte. Seine Frau besorgte die Küche. Die Art von Bann, so auf ihm lag, ließ dem Greise wenig Umgang. Damon war ihm in so fern geblieben, als Larevellière den alten Freund, doch nicht zu oft, besuchen durfte. Von einem dieser Besuche kam er, bei kaltem Wetter durchnäßt, mit Fieber nach Hause, das die geschwächten Lebenskräfte des Fünfundsiebzigers in wenigen Tagen aufrieb. Die Ueberreste eines Theophilanthropen, ja des Stifters der verunglückten Sekte, wären vor jedem Kirchenthor erorzirt worden. Man führte sie ohne Anspruch nach Père la chaise. Fast niemand ist der Leiche gefolgt. Der treugebliebene Freund entschuldigte sich mit Bedenklichkeit der Zeiten.

Ganz anders hat Cambaceres geendet. Er hinterläßt sehr großes Vermögen. 17 bis 18 Millionen Franks liegen in Grundstücken und Staatsrenten zu Tage. Daß der Erblasser nicht blos auf Küchenvorräthe, sondern auch auf Vorrath klingender Münze gehalten, beweist ein ansehnlicher Schatz von Baarschaft. An Ehren war bei ihm kein Mangel. Alle europäischen Mächte hatten ihn mit ihren glänzendsten Orden behangen. Wissen Sie, ob die Erben den schwarzen Adler heimgesandt? Berlin erinnert sich vielleicht kaum, daß derselbe dem Erzkanzler verliehen worden, durch Bonaparte, zu dessen Verfügung drei Exemplare gestellt waren. Den Priestern hat Cambaceres offenbar eine Nase gedreht. Vor einiger Zeit wurde der bigotteste Notar, der in Paris florirt, zu dem Kränkelnden gerufen. „Ihre gottselige Denkungsart," hieß es, „ist mir bekannt. Darum habe ich Sie vorzugsweise aus-

Das hat ſie mir verſprochen, ſagte ich. Nun frug er mich immer im Hochberg'ſchen Garten: „Thut es Dir leid? Arme Rahel, daß ſie weg iſt?“ und immer ſo wehmüthige Fragen, und Blicke, daß ich noch wehmüthiger wurde. Nun kam gar Ihr Brief von Straßburg, wo Sie von Koſten ſprechen, (und in dem Pariſer auch?) — das iſt unerhört, Pölle! wenn dies mit beigetragen hätte, daß Sie gingen! und dafür wollen Sie mir noch Dank! Iſt das der Lohn meines gränzenloſen Vertrauens? daß ich mit Ihnen auch von meinen Rechnungen und Ausgaben ſprach? Daran grade hätten Sie ſehen müſſen, daß Ihr Wiſſen mir das Nothwendigſte, das Erfreulichſte erſcheint. Kein Wort hierüber mehr. Nur künftig die That. Sie kommen wieder, wann Sie wollen, und edler, ruhiger. Wenn ich einmal herunter käme, und nicht könnte, ſo ſagt' ich's Ihnen!

Wie haben Sie's gemacht, lieb Herze, daß Ihr Brief ſieben Tage ging, da meine Briefe von dort alle in fünf kommen! Sie müſſen Hrn. Oelsner fragen, wann und wie Sie ſie auf die Poſt geben müſſen. Der von Straßburg kam ſehr richtig an. Wie hat er mich gefreut und amüſirt; ſehen ganz franzöſiſch alles! Sie ſo gut davon berührt, ſo kräftig und freudig. Gott ſegne es ferner! Aber wie verdroß es mich, daß Sie Ihr köſtliches Kiſſen vergeſſen hatten! Gleich nach Ihrer Abreiſe begegnete mir Ihr Dienſtmädchen damit, die wollte es zu mir bringen; ich ging endlich in die Wochenviſite zu Frau von Geuſau; und da traf ich das Mädchen in der Waldhorngaſſe; nachher ging ich im Schummrigen mit Dore in den Hochberger, und melancholirte; hatte bis vor zwei Nächten aber gute Nächte, wenn auch viel Beſchwerden ſonſt. Ich ſchicke Ihnen das

Kiſſen mit der erſten ſichern Gelegenheit, einballirt in toile cirée.

Hier, theurer Engel, (eben geht Frau von Reden mit der Nichte und Frau von Marſchall, die mir eine halbe Stunde ſtahlen:) geht nichts vor, was Sie nicht kennten. Vorigen Sonntag war ich im Theater, wo man für eine Muſikanten-Wittwe Haydn's Schöpfung gab, die ich nie gehört hatte, und die mir mißfiel. Dann ging ich zu Reden's. Dienstag fuhr ich endlich, weil Mondſchein war, mit Fräulein von Bode zur Prinzeſſin Amélie und zur Großherzogin: die kleine und die andere Hofdame waren da — Gräfin von Kageneck und Fräulein von der Recke —, Prinz Taxis kam, ich ſah die Kinderchen; die Großherzogin war wirklich über alle Beſchreibung lieblich und amuſant: wir tranken Thee, aßen um 9 Uhr. Als ich im ſchönſten Wetter nach Hauſe kam, in wollenem Kleid, Schal, zwei Kapotten, ganzem Wagen, hatte ich mich doch bei Tiſche erkältet, bekam Armſchmerzen — Frau von Berſtett! Wieder eine halbe Stunde! Dabei laſſe ich die Bode und die Mulinen im Hochberger ſitzen, die dort auf mich warten:) Um 8 ſchlief ich ein. Blieb den Tag — Mittwoch — im Bette. Donnerstag beſuchten mich alle Mulinen's, die Bode, Taxis, Weirelbaum; geſtern die Bode, Taxis, Struve unverhofft, der Geh. Rath Friederich. Heute Morgen alle die! Ich war etwas angegriffen. Geſtern Mittag halb 3 bis halb 4 war ich doch im Hochberger: wie vermißte ich Sie! Alles war da, außer Sie. Götterblüthen, Millionarden Veilchen. Vögel, Azurhimmel! Sonne, golden auf klebrigen Luftknospen! Geſundheitsluft. Nun will ich noch ein wenig in den Hochberger. Die Berſtett kam auch daher. Sie gab mir eine unangenehme Nachricht. Die Stände werden hier bis Ende Juni dauren, dann

muß ich hier ſitzen, oder den Monat allein nach Baden: wenn Reden's ſchon hinziehen, thu' ich's doch. —

Comme je suis contente que vous ayez trouvé votre amie; comme je l'aime qu'elle a pleuré et embrassé la portière!! Tpute femme qui en aime une autre vaut le double. | Je suis aussi charmée qu'elle habite le meilleur boulevard: alors la fenêtre est déjà une partie de plaisir! Bravo! que vous ayez tout de suite été aux Français! Écrivez-moi tout! la moindre bagatelle m'intéresse et me fait plaisir. Moi aussi je suis amoureuse de la France, de Paris, et de tout ce qui se meut là. Les fleurs, les huitres, tout me charme, tout ce que vous faites, où vous allez, qui vous voyez, quel chapeau vous portez. Apropos! j'étais désolée!!! que vous m'avez laissé le châle! Vous ne devez rien me donner. Achetez-en un autre pour vous à mes dépens, alors je veux le porter avec la même tendresse avec laquelle vous me le donnez. Je ne voulais pas le garder: mais Varnhagen le voulait: et disait que cela vous ferait de la peine. Mais achetez-en un pour mon compte et portez-le à ma santé et satisfaction; ou je vous en envoie un vilain de chez nous! Voilà une lettre de maman, que j'ai reçue deux jours après votre départ. —

31.

Rahel an Pauline, in Paris.

Baden, Donnerstag, halb 12, den 1. Juli 1819.
Force Regenwetter.

Geſtern vor acht Tagen fuhr ich um ein Viertel auf 3 mit Deren in einem mir angenehmen Wagen, mit ſehr

bekanntem Kutscher, den ich hatte von hier kommen lassen, von meiner Karlsruher Hausthür im reizendsten Wetter hierher, wo ich um ein Viertel auf 7 ankam, und die Milder traf, die den Tag vorher hierhergefahren war, und hinter meinem Hause auf einer Höhe bei Baron Ende in einem schönen Hotelchen wohnte. Wir passirten den Abend, und auf ihr Bitten fuhr ich den andern Morgen 11 Uhr wieder mit demselben Kutscher, sie, ich, ihre Jungfer und Dore, nach Straßburg, wo wir um 6 ankamen. Unterwegs angenehm dinirt. Dort angenehme Bekannte gefunden. Gekauft; in's Theater; den Freitag dort geblieben; Sonnabend um 11 wieder fort, um 6 hier; reizendes, göttliches Wetter. Ich sehr von der Milder und der ganzen kleinen Reise satisfaisirt, sie von mir; und enchantirt von der Fahrt, und der Idee, einen Fuß in Frankreich gesetzt zu haben. Auch ich freute mich wieder der französischen Art. Die Milder ist eine erfahrne, tüchtige, nicht umständliche, vorurtheilslose, generöse Frau, und würde Ihnen sehr gefallen; gewinnt unendlich bei näherem Kennen. Schweighäuser's waren mir dort sehr angenehm: sie ist charmant. Unser Wirthshaus „der Geist" war vortrefflich. Sonnabend hier waren wir abends bei Ende, und schrieben lustig nach Karlsruhe; den andern Morgen, Sonntag, gingen wir bei Sonnenwetter in die Allee, und begafften alles was hier war: nicht viel, nicht Erhebliches; doch voller Bekannte. Um 1 Uhr alles in die tables d'hôte; die Milder und ich bei mir zu Hause: dicht an der Allee; aufgeschnürt, hingelegt; um 2 Uhr sehr gut und still gegessen. Da hält ein Wagen, ich sage: Sehen Sie! nun fahren sie schon wieder nach der Allee! Sie hebt sich auf, um zu sehen: „Herr von Varnhagen!" schreit sie. Der überraschte uns. Unendliche Freude. — Die Milder sang

sehr schön, für uns allein und zwei Herren. Den andern Morgen reiste sie weg über Karlsruhe und Mannheim nach Schwalbach in's Bad.

32.

Rahel an Pauline, in Paris.

Berlin, Donnerstag Vormittag 12 Uhr,
den 9. December 1819.

Endlich viel Schnee seit gestern Abend auf den Straßen, nach fürchterlichem Nordostwind-Wetter, welches mich physisch dem Wahnsinn nahe brachte.

Liebe, alte, einzige! Sie dachten doch immer in Karlsruhe, ich sei wirklich toll, wenn ich sagte: „Man kann mich auf dem Gendarmen-Platz, in Zehlendorf, auf dem Felde, in Leipzig, in Weimar suchen!" u. s. w. u. s. w.! Nun bin ich erst toll, da — man mich — hier finden kann. Dieser Fluch ist an mir wahr geworden. Ich muß ihn ausstehen, wie das Leben selbst, kann sonst nichts thun, als ihn ausstehen. Nichts gefällt mir hier: alles mißfällt mir hier; nichts gefreut mich hier — gefreut scheint mir ausdrucksvoller, so sagen sie in Oesterreich. — Daß keiner jemals nach seinem Orte kommt, wo er lange nicht war! Alles ist anders, ich allein fremd, mir alles fremd: ich ohne Beziehung, und doch in keinem fremden Ort, nichts Neues sehend, nur Verhäßlichtes. Meine größte Hauptqual ist hier: daß, was noch übrig blieb von meinem Vorigen, so alt, so abgetragen, so verkrüppelt, so häßlich geworden ist. Lauter traurige Revenants; die auch mich wie sonst haben und gebrauchen und ansehen wollen; die nämlich, die noch übrig geblieben sind! Die

und da in der Fremde einen solchen einzeln zu finden, kann noch spaßhaft, erträglich sein, wie wir's wohl erlebten. Aber solche alte, vertrocknete, versteinerte, verholzte Massen, in den alten und doch so zerstörten Räumen, und Furien der Vergangenheit, die einem mit Gewalt die Augen ausblenden mit den Fackeln, mit Wuth uns zeigen, uns erhellen, was wir nicht sehen wollen: und an allem andern hindern! So bin ich provisorisch seit dem 9. Oktober hier; — provisorisch; also in nichts sicher und gut: auch mit den Gedanken nicht: dieser Gränzzustand ist mir noch ein Trost. Denn mit dem Frühling will ich weg. Noch hab' ich alles zu Miethe in Karlsruhe stehen, was ich dort besaß: dahin will ich vorerst, und meine Sachen in Ordnung bringen. Und spricht Gott selbst nicht einen neuen Fluch aus, hierher nicht wieder kommen. Müßte ich aber das doch, — so würd' ich's thun, wie man stirbt, verstummend. Ueberhaupt: die Zeit ist gekommen, wo ich nicht mehr sagen kann, wie es mir vorkommt, wie mir zu Muthe ist, was ich denke und wie es mir erscheint. Mündlich ginge es noch eher an; während die Dinge vor uns vorüber gehen, oder wir vor ihnen. Auch bin ich nun überzeugt, daß jedem Menschen anders zu Muthe ist, als allen Andern je war, noch zu Muthe sein kann: und je begabter, und gedankenreicher, je feiner benervt, — je vielhaltiger und unbeschreiblicher, unendlicher, was er in sich erfahren muß! trotz, daß die Menschen sich durch Sprache verstehen; und fast schon alles gesagt ist, was man sagen kann, und dies so halbwegs paßt, auf die Vorfälle, und Fälle, in denen wir uns befinden. Das ganze Leben mit seinen Bildern schwindet mir immer mehr; das Herz wird matt, die Bilder reizlos für es, das einzig sie hielt, und ihnen Leben, d. h. Zu

sammenhang, Gestalt, Beziehung verlieh; sie wollen mir nicht mehr dienen? ich ihnen nun wieder nicht mehr. Das Herz ist frisch, die Seele bleibt, so lange wir selbst sind: aber sie will, sie muß neue Nahrung haben. Mit einem Wort! kluge Leute leben zu lange. Das sind solche: die sich nicht mit Narrheiten, mit Lügen, in ihrem eigenen Geiste hinhalten können; solche, die sich keine Resultate, vor der Untersuchung jedes Dinges, mit Afterliebe an und in die Brust drücken: sich eine Religion, einen Gott, ihre Position vorlügen und nach ihren Bedürfnissen vorschmeichlen; die so über alles, Großes und Kleines, lügen, daß ihnen jeder Bekannte, ja beinah die Ereignisse, mitvorlügen müssen. Wäre dies eine ruse, mit Bewußtsein ausgeübt, so wäre es wenigstens Klugheit: es ist aber Albernheit, die solches zuwege bringt, und die kann man sich eben so wenig geben, als Geist, und seine Einfälle. Albernheit ist halb Stumpfsinn, halb canaillerie; Lüge Unwahrheit. Mir doch das Verhaßteste! Die Dolche in mein armes weiches Herz will ich ertragen: die Lüge kann ich nicht ertragen: die muß immer wieder hinaus, so oft auch der Lebenslauf sie heraufschwemmt! — Das Wetter, welches aus lauter Nordostwind und einer mir entwöhnten Kälte bestand, that mir sehr viel Weh an. Alles ist grau, und mißfällt mir. Ich sehe viele Menschen, und habe keinen Umgang; bin viel zu Haus. Wagen, Geld, Weite, keinen Bedienten, und keine überwindende Veranlassung. — Das Ballet ist hier gut. Stücke manchmal; die Plätze und unbequem. — Ihre Tante sehe ich oft und sehr gerne; Viktorine ist ein sehr braves, kluges, inniges Mädchen. Wir sprechen viel von Ihnen. Beide sind Ihnen sehr gut. (Zum zweitenmal ein Herrenbesuch zur Störung!) Nun adieu, bestes Kind. Morgen der Schluß.

Abends gegen 7 Uhr.

Dieſen Mittag wurde ich ſchon einmal von Rettchen Markuſe geſtört, mit der ich nach der Stadt wollte, um kaufen zu gehen zum Weihnachten. Als ich dieſe weggeſchickt hatte mit dem Beſcheid, ich würde ſie abholen, kam aber der zweite Herrenbeſuch, alles Varnhagen's Viſiten, die ich abwarten muß, und blieb drei Viertelſtunden. Dann hört' ich auf zu ſchreiben: ging zu Rettchen; es war aber ſchon 2 Uhr, mir zu windig, ich lenkte zu Ihrer Tante ein, wo ich Varnhagen fand. — Je m'en donne aujourd'hui mit Großſchreiben: cela soulage mes nerfs. Aujourd'hui la lettre va avec un courrier, et ne vous coute pas un sou. Voyez-vous aprésent pourquoi je ne vous ai pas écrit jusque ici? Je n'aurais pas aimé vous écrire ce que voilà aprésent sur ces feuilles; à quoi cela sert-il au fond? — Vous connaissez tout cela vous même: l'on n'y peut rien changer; mais j'en étais trop pleine, cela me vexe, me tracasse, m'étrangle trop pour que je puisse le taire; quoique j'en suis si dégoûtée, que je me tais plutôt, que le toucher de nouveau avec mes pensées et ma plume, et de vous souiller avec! puisqu'au fond tout ce malheur m'est si étranger! — (je l'appelle malheur par la même raison), car si tout d'un coup je me trouverais dans une autre situation, je l'aurais oublié, je serais une autre, toute jeune, et je pourrais jouir de tout; du printemps, de la campagne, d'un beau local et loisir, des arts, des fleurs, de mille nouvelles d'après lesquelles nos âmes languissent. Cela dure trop long temps, comme j'ai dit; l'on apprend si peu pour des peines répétées à l'infini; au moins, moi je n'apprend rien. Combien de moments y-a-t-il dans la vie, pour lesquels on voudrait avoir souffert le reste, ou le souffrir

une seconde fois? je ne m'en rappelle que très peu: et ce sont toujours des moments passés à l'air par un beau temps; enfin, des moments, qui n'ont point de rapport avec ce que nous avons le plus aimé, les hommes; des moments, où l'âme fut comme transparente par une lumière qui y passait; quand elle et notre corps sentaient une espèce de bien-être, un relâche, pour ainsi dire, de la série de moments ordinaires que nous avons à passer: qui m'accablent si bien, puisqu'ils rapportent si peu et ne demandent pas moins toute notre existence, y compté sentiments et sensations! — Je vous supplie de montrer toute cette lettre à Campan, et de lui expliquer l'allemand, par lequel elle commence, vous pouvez lui traduire cela, je le sais. Mon ami comprendra, pourquoi je ne lui ai pas répondu, et pourquoi je ne le puis pas. Lorsque l'année passée il ne pouvait venir nous joindre à Baden, et que je montrais la lettre qui m'en instruisait à Varnhagen, il me disait dans un calme désespoir: «Si tu n'étais pas en état de le recevoir, il te mandrait qu'il veut venir»; et trois mois après ce fut le cas. —

33.

Pauline an Rahel.

London, den 3. Juli 1820.

Trübes Wetter mit Wind.

Heute früh bekam ich Ihren kleinen Brief, liebes Herzens-Rachchen. Ja, ich habe mich entschlossen über's Meer zu gehen, weil alles andere mich auslachte, und weil

es in jedem Fall nur eine Schwäche ist, sich zu fürchten; das Aergste ist der Tod, und einmal muß er doch kommen. Sie glauben aber nicht wie abscheulich das Meer war, 14 Stunden mit drei Mordgewitter mit Sturm, ich zum Sterben krank — nie wieder, bin ich einmal zurück. Ich habe London gesehen, und habe nun genug gereist auf's Meer. Ach, in meinem Frankreich, da ist es ganz anders! alles gefällt mir dort. Der Himmel selbst approuvirt meinen Sinn, denn der ist so schön in Paris, wie er nirgends ist, vive la France, l'air, la politesse, le genre de plaisirs, les rues, la ville, tout m'y plait. — — — Nun von London. Eine große, immense Stadt, wo alles mit Extremen zugeht, alles, selbst das Wetter oder zum Sterben warm oder kalt zum Kaminfeuer. Nie ein schöner, heitrer Himmel, eine gewisse Melancholie herrscht über ganz London, und die Engländer konnen noch zuweilen liebenswürdig sein auf dem Kontinent, bei sich sind sie unausstehlich. Alles mepriſiren sie was nicht bei ihnen Mode ist, von Plaisir und Amusement haben sie keine Idee, in's Theater gehen sie parceque c'est le ton, spazieren ebenso. Gewisser Park, gewisse Stunden, alles London du ton. Es giebt keine liebenswürdige Engländerin wie es tausend Französinnen giebt, une femme coquette, mais bonne, amusante avec tout cela; hier giebt es nur die Extreme; eine solche ridicüle Tugend, ou bien des filles perdus sans aucune espèce d'éducation, tout ce qu'on peut croyer de plus dégoutant pour l'esprit et le coeur; belle, jeune, et par mille et mille visites giebt's auch nicht hier; de grandes soirées, où la maitresse en gants blancs reste sur son sopha de 10 jusqu'a 2 heures de la nuit, le tout d'une cérémonie de passé 1000 ans. La table n'est que pour vivre, et pas comme en France,

erſehen ein Kodizill zu meinem Teſtamente aufzunehmen. Setzen Sie ſich. Hier iſt alles was Sie brauchen. Ich diktire: Alldieweil es Pflicht, mit ſeinem Gott in Frieden zu ſterben und unſrem Herrn Erlöſer nichts gefälliger ſein kann, als was zum Beſten der Kirche gereicht und ihrer Diener, ſo vermache ich:" — hier folgen die Legate von denen die Poſaunen der Zeitungen erklungen. Dem Notar brannten die Sohlen aus einem Kirchſprengel in den andern. Jedem wurde im Vertrauen das intereſſante Kodizillgeheimniß zugeflüſtert. Pfarrer und Kirchenväter waren freudetrunken und wie im Elyſium. Sie beteten mit Inbrunſt für die baldige Auflöſung des ſchon dieſſeits Seligen. Keine Tugend war dem Bonapartiſtiſchen Erzkanzler abzuſprechen, ſelbſt nicht die der Keuſchheit. Die hübſchen Jungen, ſo ihn hin und wieder heimgeſucht, konnten ja wohl Engel geweſen ſein. Kirchliche und militairiſche Ehren drängten ſich, den Verblichenen zur Erde zu beſtatten. Der Erzbiſchof von Paris hätte gern in Perſon das Todtenamt verrichtet. Man widerrieth es ihm. Folgenden Tages kam mit dem Teſtamente auch das Kodizill zum Vorſchein in der ſchönſten Ordnung, nur Eins fehlte, ein kleiner Umſtand: es ſchien nicht unterzeichnet. Eilends hinkte der volle Zug von Betſchweſtern mit ihren ausgeputzteſten Brillen dem Domkapitel zu Hülfe. Gute Seele guckten ſich ſchier die Augen aus. Nicht die leiſeſte Spur von Unterſchrift war zu entdecken. Darauf ſind Juriſten befragt worden. Ohne Ausnahme erklären ſie den Mangel der weſentlichſten Formalität für entſcheidend. Das leidige Kodizill iſt ein eitler Wiſch.

Mit aller Gewalt will ſich der Hof der Briefſchaften des Verſtorbenen bemeiſtern und die Gerichtshöfe, alleſamt dem Hofe unterwürfig, arbeiten ſie ihm in die Hände. Die Sache iſt ein ſchreiender Eingriff in das Eigenthumsrecht der

où la gaité regne; rien de plus triste que les repas ici à l'anglaise, poisson et poisson et boeuf de 3 ou 4 manières, pas de discours enfin pour manger. Les hommes le font après que les femmes quittent, mais pour tuer le temps sans même en avoir plaisir. Les équipages et les chevaux et les enfants sont tenus comme nul part au monde, Engelskinder, Götterequipagen, rasende Fortunen; auf dem Lande à leur campagne können sie noch charmant sein, parceque le ton veut que l'on n'a pas de ton à la campagne. Es giebt kein Mittelding in London, arm oder reich. Sehr dumm ist die Masse der Engländer, sie glauben außer England gebe es nichts; man wohnt für rasendes Geld sehr schlecht, 50 Louis par mois haben wir ein Haus, denn anders kann man sie nicht rechnen. Ein jeder Mensch hat ein Haus, von drei Fenstern und drei Stock, ohne Agrement; fürchterliche Betten, die nur zum Schlafen und zur großen Nacht dienen, man kann nicht darin mit Vergnügen bleiben pour se reposer, denn sie sind abscheulich; keine bequeme Sopha's, alles was ein wenig zur volupté ist, n'existe pas; le stricte nécessaire. — Le dimanche est à mourir d'ennui, tout est fermé, même beaucoup d'auberges. Ein ewiger Rauch, Steinkohlendampf, alles hors de prix, eine Remise 30 Francs par jour, ein Pfund Kaffee 6 Francs, alles zum Fürchten theuer, à cause des impots, die Theater theuer, eine ganze Loge à l'opera 10 bis 12 Guinée, Place giebt es nicht als auf dem Parterre. Die andern Theater alle proportionsweise theuer; die Fiacre machen den Preis wie sie wollen, à conter le temps qu'il fait à ce qui leur plait. Früchte zum Weinen theuer und nur Erdbeeren; schlechte Kirschen und Ananas, aber Millionen Orangen sehr, sehr wohlfeil, un sou la pièce, et dé-

licieuses, vraies oranges de Malte, j'en mange par douzaine. Nun kommt das Schöne: eine große, ſüperbe Stadt, Paris iſt ein Dorf. Solche Boutiquen giebt es nirgends in der Welt, Säle einer in dem andern, tauſend ſchöne Boutiquen wie es einige in Paris giebt und ſchöner noch, breite Straßen mit Quaderſteinen auf der Seite, Göttergärten, mitten in London Wieſen mit Kühen, Bergeren wie in der Schweiz. Im Park ſind zweitauſend ſchöne Equipagen, ſchöne, liebe Götterkinder mit Bonnen wie man nie ſieht wie hier; man hat keine Idee von wahrem Reichthum und Eleganz wenn man nicht hat den Park in London geſehen, die Brücken, Wunder von Schönheit, die Tamiſe mit tauſenden von Schiffen, ſchöne Kirchen, ſüperbe Plätze, öffentliche Wagen wie die von Paris nach Verſailles, ſolche giebt es unerhörte, aber wie ſchön, ich kann ſie mit nichts vergleichen, ſolche Wagen haben Sie nicht geſehen, mit ſchönen Pferden und Livrée, eine Königin fährt nicht ſo bei uns, und das für wenig Geld, weil eine Entrepriſe eines die andere runterbringen will à force de mieux faire, le public en profite. Von Dovres bis London fahren Sie wie ein König; ohne Wagen kann man nichts machen, weil alles zu groß, zu weitläufig iſt. Die Theater ein Wunder von Schönheit, nicht mit den Pariſer zu vergleichen, dreimal ſo groß und weit ſchöner, jede Loge iſt eine kleine Stube mit Luſtre und Gardinen und Teppich und ein Luxus zum Erſtaunen; 12 alle Tage.

34.

Pauline an Rahel.

(Februar 1872.)

Liebe Seelens-Ralle, wie ſehr mich Ihr Brief gefreut hat kann ich Ihnen nicht ſagen! Denken Sie ſich daß ich mir einbildete, Sie wären böſe auf mich; ſchriftlich hielt ich es für überflüſſig zu fragen, mündlich hätte ich mich nicht geängſtigt jede Erklärung, denn ich bin ja dieſelbe mit meinen Fehlern, die ich aber jetzt nicht mehr ändern kann; es ſind Neigungen, und die ſind zur Gewohnheit geworden, Sie kennen ſie alle; mein Gutes iſt mir aber auch geblieben. Wie oft habe ich an Sie gedacht, bei jeder Gelegenheit wo nur irgend etwas vorfiel. Machen Sie es möglich daß ich Sie irgendwo ſehe, ich bin ja ganz frei, ich kann machen was ich will. Das Glück iſt mir geblieben, mit meiner Geldgeſundheit, mit meiner Luſt, Sie, liebe, einzige, verſtändige Freundin zu ſehen, noch zu ſprechen in dieſer ſchönen Welt. Wenn wir es alle verſtünden ſie zu genießen, ſo ſchlecht ſie auch eingerichtet iſt! Kurz, Liebe, machen Sie es dies Jahr möglich wenn Sie wollen, wo Sie wollen. — —

— Ja, liebe Seele, was iſt das Leben wenn man nichts hätte was einem gefiele! Ich wäre todt wenn ich nicht hätte den Freund gefunden, und ich nicht hätte mit Ihnen leben können; immer im Schwindel zu bleiben, das iſt zu viel. Ich lebe dabei ſehr einſam, ſehe nur ihn und ſeine Freunde, zwei, die aber den Sommer nicht kommen, viel ſpazieren mit ihm, jedes Wetter, jede Stunde iſt ihm gleich. Mich däucht, ich bin tauſend Jahr alt wenn ich an die Vergangenheit denke — Ach, wie wahr, wie ſehr wahr ſagten Sie mal, ohne es recht zu wiſſen: eine

Hausfrau, eine Mutter, hätte ich werden ſollen, dazu war ich geboren, aber nicht zu einer Kokette, ich war weich, mein Herz liebend, und die Welt, die Menſchen drückten mich, ein Jeder machte ſeine Frau aus mir wie er ſie liebte und verlangte, ich ließ mich machen, ohne die Kraft zu haben, mich ſelbſt zu ſtellen und zu handeln; in meiner Wiege ſchon wurde ich verdorben, das wenige Gute, das ich habe, konnten ſie mir nicht nehmen, damit bin ich geboren, Sie kennen es, liebe Rahel — Bereuen hilft nichts, Opfer bringen auch nichts, Zurückfordern auch nicht, man muß ſo fort ſchwindeln, man kann nichts ändern. — —

Wie ſind Louis ſeine Kinder? Lebt Jette noch? Vetter, ihre Brüder? Tauſend Grüße an Varnhagen; Sie antworteten mir keine Silbe auf meinen Brief de la mort de Campan, jetzt über ein Jahr; er ſchickte dreimal nach mir. Er kannte meinen Freund, und ſchrieb mir mal: prenez l'homme tel qu'il est, puisqu'il vous plait; il ne vous connaitra jamais. Wie viel ſind todt von unſeren Bekannten, wir leben und ſehen uns nicht! —

Adieu, liebe, beſte, einzige Goldtaube! —

35.

Pauline an Rahel.

Brevlaires, den 10. Juli 1822.

So heißt der Ort, woher ich Ihnen ſchreibe, zehn Lieues von Paris; ein großer Wald, un rendez-vous de chasse du duc d'Orléans, autrefois, jetzt meinem Freunde gehörig. Allein im Walde, er und ich, und zwei gute ehrliche Domeſtiken, allein kann man nicht ſein, nie kömmt

jemand, aus tauſend Gründen, die ich Ihnen mündlich ſagen könnte, ſchriftlich zu lang; — kein Steg und Weg geht durch den Wald; — ein Küchenhof neben dem Haus. — Da leb' ich: Ihre Pauline, die alle Tage, jede Stunde, jede Minute an Sie denkt und an Jette; an nichts andres mehr, keine Wünſche mehr, keine Illuſionen mehr, keine Pläne, nichts, wie eine geſunde Pflanze, die alles aushält, Sturm und Hitze. — Es iſt mir ſelbſt ein Räthſel, den Mann gefunden zu haben; er iſt fünfundvierzig Jahr, ſchön, groß, und im Uebrigen unbedeutend, keine Fehler, keinen großen Verſtand, nichts, aber gutmüthig, und ich führe ihn wie ein Kind. Drei und ein halb Jahr kenne ich ihn, er war immer, immer derſelbe, heute wie den erſten Tag; er konvenirt mir in allem, ich habe einen Freund, einen Begleiter, einen Mann, der mir jeden Tag beweiſt, daß er ohne mich nicht glücklich wäre. Dabei liebt er die Ruhe, im höchſten Sinn. Ich gehe viel ſpazieren, und reite viel, ſitze vor der Thüre ganze Tage, und ſinne und ſinne. Pour trois francs on va à Paris dans quatre heures de temps, et tous les jours passent trois grandes diligences de Melun, une lieue de chez nous, ſo daß ich jeden Tag kann nach Paris gehen. —

Campan ſeine Mutter iſt grade ein Jahr nach ihm geſtorben; ihr Bild, ein chef d'oeuvre von Guérin, iſt im Salon du Louvre. —

Ich habe die Möglichkeit Ihnen zu folgen, wenn Sie mir ein Rendez-vous geben, ich bin geſund und ſtärker als je, mein Kopf aber nicht, ich bedarf Ruhe und Luft. Und nur Luft, Ruhe und Alleinſein gefällt mir. — Ja gewiß, es giebt noch ſchöne Orte, und wohlfeile, aber frei muß man ſein, wie ich. — Mit meiner Familie bin ich gut; ich wunſche ja weiter nichts, als ſie möchte mich ruhig

laſſen. Sie ſind alle in Baſel verſammelt, ich gönne ihnen die Freude. —

Warum kommen Sie nicht hierher? Es würde Sie wenig koſten, und Sie würden Pyrmonter Waſſer bei uns trinken können. —

Lafon kam mich beſuchen; er gefiel mir noch; er hat drei ſchöne Kinder, und lebt in Toulouſe. Mir ſcheint, ich lebte tauſend Jahr, ich kann zuweilen nicht denken, daß ich dieſelbe bin, die ich mich erinnere vor zwanzig Jahr, als ich mit Ihrem Bruder Moritz als Junge, herumlief, geweſen, und wir ſo lachten, daß ich auf der Straße in Dreck fiel!

Sie können nicht glauben, wieviel ich leſe; wir haben hier den ganzen Voltaire, und ich leſe mehr, als ich ſollte für meinen Kopf und Augen. Der hätte uns auch geliebt, der hat ſich auch nichts weiß machen laſſen! «La mort n'est rien, même après la mort il n'y a rien.» Juden ſind ihm ein Gräuel, wie es ſcheint, und Libraires oder Nachdrucker, die perſiflirt er immer — «Les yeux restent toujours jeunes, on aime à voir ce que plait aux yeux.» Enfin Sie kennen ihn beſſer als ich. Auch habe ich Goethe und Schiller in meiner Einſamkeit. — Ach, wie wünſchte ich, Sie wieder zu ſehen! ich ſtürbe ruhiger. — So verfährt das Schickſal mit uns, — ich denke oft daran, daß Sie mal von mir ſagten, eine Dorothea hätte aus mir werden können, wenn ich einen Hermann im achtzehnten Jahre gefunden hätte. Und das iſt wahr, dafür war ich geboren, Landleben, Kinder und Häuslichkeit, und das ganz Entgegengeſetzte habe ich gemacht, oder Menſchen haben mich es machen laſſen. Le destin règle le cours de la vie et de vains songes en

sont le charme. Liebe, liebe Seelen-Rahle, machen Sie, daß ich Sie ſehe. Meine Adreſſe: Rue Joubert 5. Chaussée d'Antin. Paris.

36.

Pauline an Rahel.

Paris. (Herbſt 1825.)

Liebe Rahle, es ſcheint Sie vergeſſen mich ganz. Ich glaubte Jettchen Mendelsſohn's Ankunft würde mir wenigſtens einen kleinen Brief verſchaffen, eine Antwort auf meinen, allein ich habe nichts bekommen. —

Ich bin tief traurig, mais pas pour rester dans ma chambre, je sors plus que jamais, car mon pauvre vieux corps se porte à merveille, et j'ai besoin de me secouer, je ne peut pas rester tranquille, vous comprendrez bien cela, chère et tendre amie, connaissant mes peines et chagrin- mieux que personne. Je suis toujours bien avec ma famille, et je tire ma rente régulièrement, voilà mon sort, ma destinée — et je crains encore pour longtemps, car le chagrin ne tue pas. — — —

Schreiben Sie mir, wie es Ihnen geht, ob Ihre Geſundheit etwas beſſer iſt, wie Varnhagen iſt, immer derſelbe, gut und generös und liebenswürdig mit Ihnen. — Grüßen Sie Viktoiren, den alten Haßfeldt. Est-ce qu'il se ressouvient encore de moi, il y a très-longtemps qu'il ne m'a pas écrit. Wie lange iſt es her daß der mich liebte, und doch erinnere ich mich der Zeit als wenn es geſtern wäre, alle ſeine Mienen, ſeine Worte, ſeine Eiferſucht. Alle dieſe Dinge ein wenig mehr, und mein Schickſal wäre anders geworden — ich mußte grade auf

den einzigen Menſchen fallen, der mich am reinſten liebte, und verſtand — was hilft alles Denken, Träumen, Verwürfe — le sort l'a voulu. — Il y a une espèce de règle générale pour les hommes, ayant même fait sottise sur sottise, des imprudences sans nombre, tout d'un coup une belle action, un trait de courage efface tout, on ne voit l'homme que sous ce point de vue, mais les femmes! que pouvons nous faire? — on revient toujours sur ses premiers amours, la bonté est même faiblesse, tout est racconté à notre défaveur, nous pouvons pas nous battre, même de nous défendre est un nouveau tort, la beauté et la jeunesse seule rendent un instant heureux, das Unwiſſen iſt das Leben, ſobald wir wiſſen iſt nichts mehr da uns wirklich zu erbauen. Je vous jure que je n'avais plus d'illusion à 20 ans, nur meine ſtarke Natur, meine Kraft zum Leben, mein Temperament hat mich vergeſſen machen, augenblicklich glücklich zu ſcheinen, und ſo habe ich noch Augenblicke wo ich amüſant ſein kann, le monde me croit heureuse, parceque je suis libre et indépendante.

Wo ſind die Zeiten hin wo ich in die Jägerſtraße bei Ihnen des Abends hinſchlich! — Wie viele Menſchen ſind todt, die damals lebten und unſere Konverſation ausmachten! — Ich ſah Lafon und Joinville vor einiger Zeit, et tous les deux me demandaient comment se porte la chère Rahle! Sie ſind beide nicht ſehr verändert, et tous les deux contents et de bon postes à argent.

Adieu, chère et liebe Seelenstochter, je ne vous parle pas de Paris — venez vous-même y voir le train et les beautés, les chants et les danses. J'ai trois si différentes sociétés que cela vous ferait rire: une société tout-à fait gens comme il faut du grand monde, Mad.

de Satory, une espèce de femme de lettre qui écrit dans les journaux et qui a fait quelque roman, la Comtesse Dorsai, la fameuse mère de la Duchesse de Guise. Nous faisons une fois par semaine la partie de whist. La société se rassemble chez Mad. de Satory, 12 à 15 personnes; une seconde société de honnêtes bourgeois, gens de boutique, mais riches; la troisième petites Maitresses de Paris, avec les actrices. — Talma me disait dernièrement qu'il me ferait chasser par ses Romains, parceque je le faisais rire dans les coulisses, quand il devait faire le tiran; il a la plus belle maison possible dans un nouveau quartier de Paris, qu'on nomme la nouvelle Athène, entre la maison Duchesnois et Mars. Les bons diners, les premières représentations, de bonnes places partout ne me manquent pas. Cela me distrait parfois, et depuis des années je me soutiens de cette manière; cela n'est possible et faisable qu'à Paris.

Adieu, encore une fois, chère et bonne, répondez-moi une grande lettre. Je suis toute à vous de coeur.

Ja, drei ſolche différentes sociétés giebt es nur in Paris, wo eine Perſon, eine Frau, alle drei frequentiren kann. J'en ris quelque fois pour moi toute seule, et on ne devrait pas les connaître et les trouver pitoyable, grand Dieu! —

37.

Pauline an Rahel.

Den 5. Mai 1826. Kaltes Wetter.

Alſo Wieſel iſt auch tod, der hat es auch überſtanden; ich beneide ihn. Sahen Sie ihn noch, oder hörten Sie etwas von ihm? Warum haben Sie mir ſeinen Tod nicht

geſchrieben? Sie ſchreiben mir zu wenig, liebe Ralle, und wiſſen doch wie angenehm es mir iſt.

Sie werden wiſſen daß ich drei Monat in Wien war, daß ich ſehr oft Gentz ſah; ich ſchicke Ihnen den alten Brief mit, denn es iſt vieles drin was Sie doch noch intereſſiren kann.

Nun lebe ich in einer ſehr ſchönen Campagne, eine Stunde von Paris mit einer ſchönen, liebenswürdigen Frau, mit Pferde und Wagen, wo wir alle Tage davon proſitiren und alſo keinen Augenblick Ruhe haben. So muß es auch ſein, denn ſobald ich allein bin, ſo lecken mich die Gedanken der Vergangenheit, und was kann ich jetzt noch ändern, die Zeit allein kann mir nützlich ſein eine Ruhe auszuführen, die ich gern noch in meinem Leben möchte haben; doch kann es nicht ſein, ſo iſt es nach meinem Tode, denn alles iſt aufgeſchrieben und in meinem Büreau mit Adreſſen und Siegel. — Gott, könnte ich Sie doch noch einmal ſprechen: haben Sie keine Sehnſucht mehr nach mir? — —

Dites à Hatzfeldt que j'ai souvent vue la Princesse et ses filles et le Prince à la promenade, que la Princesse a beaucoup changée, mais pas lui, le Prince, que j'ai souvent parlé de Hugo Hatzfeldt avec Gentz, qui l'aime beaucoup, et qui savait qu'il m'avait beaucoup aimé. —

Vous avez mon adresse; si Hatzfeldt voulait me dire deux mot amical, il me ferait plaisir, je ne lui demande pas davantage. Si vous savez quelques détails de la mort de Wiesel, écrivez-le moi, der Urheber aller meiner Leiden; je ne veut pas dire la même chose de Hatzfeldt — qui m'a fait beaucoup de mal par amour, par faiblesse, par manque de courage. Enfin, voilà mon sort et mon malheureux destin.

Privaten. Was aber macht den Hof so erpicht auf den Fund? Von den gegenwärtigen Umgebungen des Thrones sind wenige, die nicht dem Usurpator und seinem Anhange gefröhnt. Sie verschrieben ihre Seelen ohne Rückhalt, lieferten sich und das Interesse der Bourbons (Korrespondenzen, Pläne, Anzettelungen u. s. w.) oft um äußerst geringen und schimpflichen Preis. Es würde einleuchten, kämen die Pfandbriefe an's Licht, wie wenig auf die Treue der jetzigen Betheuerungen zu rechnen ist, es wäre erwiesen, daß die Schranzen dem jedesmaligen Sieger schwören und angehören, dem Eroberer der öffentlichen Gelder, sei er Paria oder Zigeunerhaupt. Den Erben von Cambaceres bleibt, glaube ich, kein andres Mittel den Adel aus dem Felde zu schlagen, als sich mit der Geistlichkeit abzufinden. Sie ist bei weitem der Stärkere.

In Deutschland, wie Sie versichern, sieht man in der Beschaffenheit der diesjährigen Wahlen die Rettung des Repräsentativsystems; mein Grund ihm Dauer zu versprechen ist, daß, wie es sich hier ausbildet, keine Verfassung der Welt gewissenlosen Schwätzern, rührigen Schlückern, Krippenreitern, Gaunern und Beutelratzen aller Art mannigfaltigeren Spielraum gewähren, erklecklichere Ausbeute liefern kann.

Sie verlangen, daß ich etwas über Goethe schreibe: serus in coelum redeat, diuque laetus intersit populo Teutonum sündigt gegen das Silbenmaß, obwohl mein Wunsch von Herzen geht. Was muthen Sie mir zu! Ich habe keins seiner Werke zur Hand, um mir ihn zu vergegenwärtigen. Meine Cotta'sche Ausgabe ist in Berlin geblieben. Als ich mich über die Wanderjahre äußerte, hatte ich diese eben gelesen, den Eindruck in frischem Gefühl. Geschmeidigkeit, sich in alle nur ersinnliche Formen, Verhältnisse, Existenzen hineinzudenken, hineinzufühlen, einheimisch zu sein in der Empfindung, dem Glauben, den Vorstellungen, dem Wollen, dem Erkennen aller

38.

Rahel an Pauline, in Paris.

Mitten im Sommer, den 8. Juni 1826. Donnerstag Vormittag. Schönes munkliches Wetter. Vormittag 11 Uhr.

Einzige Pauline: immer und ewig! Diese Worte allein wären genug und ein Brief für Sie. Aber! Ueber ein Jahr quäl' ich mich mit einer Antwort an Sie, die ich nicht schreibe. Den vorigen Frühling erhielt ich Ihren Brief, und den im Herbst von der Schwester Meyer, die ihn selbst brachte. Ich kann Ihnen, theure Mitleidende! nicht schreiben: denn Ihnen möchte ich alles, jeden fliehenden Tag mit seinen fliehenden Minuten beschreiben; wie er mir das Leben in den Busen einkerbt. Alles was ich wunsche, nicht: und dabei weiter, immer weiter gelebt! — Endlich ordentlich krank; so daß ich mich nur leidlich befinde, wenn ich zu Hause bleibe, oft Brustbeschwerden habe — jetzt stark, — schreiben gar nicht kann: und dabei ausgehe und alle geselligen Pflichten erfülle, und alle geselligen Verbindungen habe. Mitunter Theater. Nicht Einmal wie wir's hatten. Nichts von Pauline und mir. Keine Freiheit. Wollen Sie noch mehr wissen? Oft wundre ich mich, daß ich lebe; dieselbige bin; und so weit von mir ab kam! Ach! und in einer andern Art geht's Ihnen auch so. Aber darin sind und bleiben wir, und wollen wir einzig bleiben, daß wir noch wissen wer wir waren, wissen was wir wünschen; und noch dasselbe wünschen, wollen und meinen. Ewig und bei allem, bei jeder Gelegenheit, denke ich an Sie; und schrieb doch nicht: aus Ingrimm, denn wenn ich das Papier für Sie vor mir habe, dann ist alles zu lebendig und ich fühle

meinen Untergang; und will ihn Ihnen beſchreiben, und dazu langen meine Kräfte nicht hin. Dieſen Brief, dieſe Worte zerreißen Sie gleich! — In meiner Seele, und in meinem Geiſte bin ich ruhig. Der Gedanke des Exiſtirens — nicht als Pauline, oder Rahel — überhaupt, das Daſein irgend eines Dinges, oder einer uns möglichen Vorſtellung, iſt ſo groß, ſo überragend koloſſal, daß ich in der Grübelei und Anſchauung untergehe in Ruhe. So mit meinem Geiſt und mit meinen Gedanken hab' ich noch Plaiſir. Und ſo iſt's auch ganz gewiß mit Ihnen. Auch bin ich noch zu allem wahren Vergnügen fähig und aufgelegt. Es kommt nur nicht, und ich bin nicht frei; und nun nicht geſund genug mehr, um es mit Inkommoditäten zu erkaufen. Man iſt nicht frei, wenn man in der bürgerlichen Geſellſchaft etwas vorſtellen ſoll; eine Gattin, eine Beamtenfrau etc. Und Sie, und unſer Kreis, fehlt mir ganz. Die Dummheit, Leerheit, Pedanterie, Frömmelei herrſcht. Ihr Brief vorigen Herbſt wo Sie mir von den drei verſchiedenen Geſellſchaften ſchrieben, in denen Sie leben, ergötzte mich! In vieler Art geht's mir auch ſo; jeder meint, ich meine wie er: ach! ich meine wie Sie und ich!

Dieſen Winter hielt mich auch Wieſel's Mordkrankheit und ſein Tod ab, Ihnen zu ſchreiben. Bis in der letzten Minute hatte er alles von mir. Eſſen, Gelée, Getränke, was nur erfunden werden kann für einen Kranken, und für deſſen Appetit und Bedürfniſſe, vier- fünfmal täglich wurde hin und her geſchickt. Ich konnte, weil er drei Treppen hoch im Hirſch unter den Linden wohnte, nicht hinauf mit meinem Athem und Bruſt. Er wollte es auch nicht leiden. Dore war zweimal den Tag dort. Er empfand es, und ſchrieb es mir. Varnhagen beſuchte ihn

noch zwei Tage vor dem Tod; das war viel, denn der ſelbſt war an einer Galleneutzündung auf den Tod dieſen Winter. Ich erlebe alles! Nein! Nein! Es kann noch mehr Schrecklicheres geben und kommen. Sähe ich Sie nur noch. Aber auch das werde ich noch erleben.

Nun Ihren Brief geleſen! den dritten ſeit einem Jahre. Er liegt noch unerbrochen neben mir. Mlle. Bauer, eine Aktrice von Karlsruhe kommend, ſchickte ihn mir mit einem von Robert aus Paris. Und heute eben wollte ich Ihnen ſchreiben. Weil Varnhagen geſtern Crayen's bei Stägemann ſah, und Victoire ihm ſagte, ſie wüßten Wieſel's Tod. Ja! Pauline, alles herunter nach der ſtummen Erde: und erſt hier Bewußtſein und Schmerz. Dahinter muß ein herrliches Geheimniß ſtecken, wovon wir hier nichts wiſſen. Herrlich, wenn es auch ſchrecklich iſt. O! konnte ich jetzt mit Ihnen ſprechen! Zu Ihrem Brief! Alſo, meine Herzenstochter, Sie waren in Wien. Leben jetzt auf Montmartre. Glück zu! O! wie verſtand ich das, daß Ihnen alle unſre Menſchen, die Sie in Wien gekannt, lebendig wurden, und nur Sie ſich wie eine Todte dagegen fühlten. Gentz ſcheint mir nach Ihren Aeußerungen ſehr herab zu ſein! Ich liebe ihn; und kenne ihn: wie tiefrichtig ſchreiben Sie in wenig Worten ihn — ſo zu ſagen — ab. Nur wir ſind ganz geblieben wie wir waren, Grünes, Kinder, Liebe, Muſik, Wetter, alle wahren Realitäten lieben wir, empfinden wir noch, weil wir nur ewig das wollten, und nie den Schein und Vorſtellen. Und die glückliche Organiſation. Muth fehlte mir nur von je, mich in unſelige Lagen zu ſtürzen: darum duldete ich was ich nicht mochte, und verabſcheute; davon bin ich krank; das iſt der ganze Unterſchied zwiſchen uns beiden: der mit ſeinen Folgen und Nuancen: ſonſt keiner. Ich

bin, wie der Arzt meint, nicht bedenklich: was macht mir das! Ich finde alle Lebendigen in Lebensgefahr: und Leiden ist das Schlimme. Daß ich nicht auf dem Lande lebe, ist meine innigste immerwährende Krümmung. Nämlich ein Landhaus im Sommer.

Ludwig Robert mit Frau ist in Paris. Rahe'ns Mädchen sind gut; der Sohn bei einer herumziehenden Truppe: ich finde, für ihn übergut. — Meine Adresse: Mad. de V— meinen Namen — Rue Française No. 20. — Sparen Sie mir Postgeld. —

Vorigen Sommer war ich unverhofft mit Varnhagen und meinem ältesten Bruder in Baden-Baden. Ich dachte an Sie; in Karlsruhe und allerwärts. Reise ich diesen Sommer, sollen Sie's wissen; vorher vielleicht ein Rendesvous. Wäre ich frei, käme ich nach Paris. — Hanne und Fanny haben jede zwei herrliche Kinderchen; Hanne einen Emil von fünf Jahren, eine Marie von drei; Fanny eine Elise — Göttin — von zwei Jahren, eine Pauline von acht Monat. Alle blond und schön, und meine Freude. Varnhagen grüßt. Ich küsse und liebe Sie. — Jettchen Mendelssohn ist bigott, — katholisch —, und liebt stumm und still, was wollen Sie mehr? Aber mich wundert nichts dabei, als daß sie gegen Leidenschaft der Liebe spricht, als wäre das nicht das einzig Ewige auf Erden; und als hätte sie nie geliebt; es mag auch so sein: die Meisten schwindelt's nur so, und vergessen kann man's nie. Wiedergeliebt sein wollen, und Treue verlangen, ist dumm, — und von den Vorfahren uns eingebläut, — aber Bezaubrung durch die Augen; Glück durch Sehen, das ewig Schöne, Paradiesartige auf der Erde. Nur darum möchte ich noch Einmal leben, um zu lieben und es nie zu gestehen. So lang' es eine Empfindung, ist es göttlich; so

wird's ein Verhältniß, eine Geſchichte — halbe Ehe — gemeine Werkeltagslaſt. Jette Mendelsſohn iſt dabei doch noch lieb und gut. —

Mein Bruder iſt Rue Bergère Nr. 6. bei dem Herrn Vallentin zu erfragen. Machen Sie aber nicht, als wüßten Sie ſeinen Aufenthalt und ſeine Wohnung von mir. Bei Leibe nicht! wie von ungefähr, wenn Sie ihn ſehen wollen? Hugo Hatzfeldt iſt bei Verwandten in oder bei Mainz. Adieu, Herze! Alles ſtirbt, es iſt ein Wunder, daß wir noch leben. Wieſel ſtarb an Bruſtwaſſerſucht. Schwerer langſamer Tod. Er ſtarb den 16. März. Aß den Tag vorher noch meine Suppe und Apfelgelée, und Kalb- und Rindfleiſchgelée. Ein Troſt für mich! Er empfand es, und ſchrieb mir öfters. Welche Liſte von Todten haben wir! Wir wollen uns doch noch ſehn! Ewig wie Sie mich kannten! Die größte Liebe zu Ihnen!

R.

39.

Rahel an Pauline, in Paris.

Berlin, Sonntag Vormittag 12 Uhr, den 5. November 1826.

Wärmliches dunſtiges Wetter: wo eben die Sonne durchbricht.

Theures Herz! Einzige Pauline! die leben bleiben muß! ſonſt bin ich in meinem Grab, ſo einſam! Nur Eine iſt, die weiß wer ich bin. Sie, Sie, Sie! Niemand wird es glauben: ich weiß es. Und dieſer, Ihnen, ſchreibe ich nicht! O! das iſt natürlich. Ich müßte mit Herzensblut anſtatt mit Tinte ſchreiben; ſo käme es: von ſo tief würde ich's hergeben, es würde mich ganz er-

ſchopfen: und Sie wiſſen ja ſchon alles: alles außer was man miteinander zuſammen leben muß: die ſinnlichſten Dinge, des gegenwärtigſten Augenblicks. Hören Sie alſo, meine gegen mich bravſte, einzige Pölle! Ihren lieben unſchuldsvollen Liebesbrief erhielt ich dieſen Sommer nach Mamaens Tod, wo Sie mir ein Rendezvous für Ihr Geld anbieten. Treue Pauline, ich hätte es gethan, wenn es nur auf Geld angekommen wäre, wenn Sie ſo viel hätten. Es ging aber wegen Varnhagen's Verhältniſſen, Bedürfniſſen, nicht: und wegen meiner ſehr attakirten Geſundheit von meinem Sommer, nicht: dieſes „nicht" iſt genug, war leider genug. Drum ſchob' ich's auf, Ihnen zu ſchreiben: und ſo wurd' es ſündhafter Weiſe bis jetzt nichts. Nun aber ein Wort, was That, was Leben werden ſoll! Mein ganzer Plan, mein ganzes Trachten geht dahin, mit Ihnen im Verlauf des Sommers Grünes zu ſehen. Paris liebte ich am meiſten: aber ich müßte nicht, wenigſtens zu Anfang nicht, als Frau von Varnhagen dort ſein müſſen: mit Einem Wort: frei! Geſtern ſagte mir aber die Crayen, Sie wollten ſich eine kleine Beſitzung in der Schweiz kaufen? Dorthin käme ich. Sie mir bis Frankfurt entgegen: oder doch nach Paris. Laſſen Sie mich nur alles wiſſen, theure Taube! Nur ich liebe Sie: nur Sie lieben mich: weil wir wirklich Grund dazu haben. Ich lebe ſehr eingeſchränkt: nicht wegen Vermögen; wegen Mangel an Menſchen, die etwas für mich ſind, und weil ich in einem Verhältniß bin: und jedes erwürgt gradezu. Adieu liebſtes Herz! Varnhagen iſt nicht zu Hauſe, und weiß nicht, daß ich Ihnen ſchreibe; ſonſt grüßte er. Er iſt generös wie Sie ihn kennen: und immer noch mit, und zu mir, wie er war. Meiner Nichten ihre vier Kinder — der Aelteſte fünf Jahr — ſind

immer bei mir. Ich ſehe auch Aktricen, fremde und hieſige: Mad. Neumann aus Karlsruhe; Mlle. Pfeiffer aus München; Mad. Stich von hier. Antworte, theure Pölle! Ich gehe zu Markus, der iſt unwohl: ich bin es auch; aber doch allert. Ihr Andenken friſcht mich ſchon auf. Ich werde Ihre Schweſter Meyer dieſer Tage beſuchen, ſie ſchickte mir Ihre Adreſſe. — Es wird ſehr ſchön bei mir gekocht. — Ich bitte mir auch Details aus! Addio cara, cara, Einzige. —

40.

Pauline an Rahel.

Paris, ce 8. décembre 1826.

Chère amie, je vous écris encore aujourd'hui deux mots parceque l'occasion se présente; M. d'Engelhard part cette nuit, il pourra vous donner de mes nouvelles. Je l'ai vu plusieurs fois chez moi et chez mes amis et connaissances. Je n'ai qu'une prière à vous faire, qui est plus sérieuse que vous ne pensez. (Die Sonne ſcheint in meine kleine Stube ſo frühjahrartig herein, daß ich bei offenem Fenſter — ohne Feuer — ſchreibe.) Noch zwei Monate, und ich bin nicht mehr in Paris, mein Entſchluß iſt gefaßt; ich weiß nun ganz beſtimmt, was ich zu leben habe, auch, daß ich nie mehr was zu hoffen habe, tout lasse, tout passe, dans ce monde, et l'on revient aux plus simples goûts, — nur Grünes, Blumen, kleine Fahrten, friſche Luft, Sonnenſchein, basse-cour, — ſo etwas kann mich augenblicklich noch ergötzen. Aber denken Sie, Herzens-Rahel, daß ich mich jemals

entſchließen kann, wo? — „Die Welt iſt ſchön überall, wo der Mensch nicht hinkommt mit ſeiner Qual"; ich bringe ſie freilich mit, kann es auch nicht ändern, — wo ſie aber hinbringen, das iſt mir noch fremd heute. Un rendez-vous avec vous, d'une journée, me décideraît. Imaginez-vous que je ne sais pas seulement si je resterais en France, quoique je l'aime bien, il y a tant de pour et de contre. J'ai peu de bonnes connaissances en province, et encore moins dans les petites villes d'Allemagne. La Suisse est très-chère à vivre, et un hiver de sept à huit mois, Kleinſtädter, wenig Sinn für Schönes, Freies, eingeſchränkte Köpfe für alles. — Ich bitte Sie alſo, liebe, liebe Herzens-Malle, mein einziger Troſt noch, antworten Sie mir, ob Sie an die Möglichkeit glauben, mich zu ſehen dieſen Sommer, und wo? Heimlicherweiſe iſt mir am liebſten. Soll ich mich erſt etabliren, und können Sie alsdann zu mir kommen, — ich werde natürlich allein ſein, ohne gute noch ſchlechte Bekanntſchaft im Anfang, — aber wo? Das iſt weit ſchwieriger, als Sie glauben. Ich habe auch einen großen Hang zu Neuchatel in der Schweiz, die Lage iſt göttlich, das Leben nicht ſo theuer, es vereinigt tauſend Annehmlichkeiten für mich, Murten liegt nahebei, in Einem Tage fährt man hin und zurück, zu Waſſer wie zu Land. Ich möchte, Sie gäben mir dort ein Rendez-vous. — Ecoutez, chère amie, dans ce moment il me vient une idée wie ein Blitzſtrahl, il n'y a de nouveau que vous — mon ange tutélaire — qui me dira cela! Wenn ich mich wollte in Neuchatel etabliren, eine Hütte dort für Jahre miethen, oder kaufen, werde ich die Erlaubniß bekommen?

Neuchatel appartient à notre bon roi; je n'ai rien

fait à la Prusse, mais vous savez je suis pour certaines choses si bête, si effrayée, que je n'en sais rien. Le général Zastrow y est gouverneur, je ne sais pas me rappeler s'il me connait und wie er mein Leben hat eingeſehen. — — Mais je pense que vingt années d'absence ont fait oublier mes jeunes fautes, puisque fautes y est. — — Sie ſehen liebes Herze, wie gern ich eine Antwort von Ihnen hätte, combien cela me prouverait que vous m'aimez encore, que mon repos vous est cher, repondez moi sur les questions de Neuchatel et sur notre rendez-vous. Adieu donc, chère amie. Voilà mon addresse: Rue d'Artois Nr. 8. — Dites à Hatzfeldt qu'il m'écrive un mot; saluez la tante et Victoire. M. d'Engelhardt ira les voir de ma part, — il me trouve tant de resemblance avec la tante. —

Adieu. Dites mille choses à votre bon et charmant mari; ich denke oft an ihn, daß er ſo gut gegen mich war in allen Angelegenheiten, — ich habe noch immer ſeinen guten Brief im Kopf wie ein ſchönes Gedicht — nämlich den Brief, den er mir mal für den preußiſchen Geſandten in Bern gab — Gruner, — ich weinte als ich ihn las, ganz allein für mich. — Si vous ne trouvez pas moyen de me voir, je meurs de déseſpoir ou je ferai une folie.

Pauline.

41.

Pauline an Rahel.

Baden-Baden, Sonnabend, den 12. September 1829.

Nous nous quittons, vous, pour retrouver vos amis, vos parents, moi, pour ne rien trouver que des „ſprach-

leſe Zeugen". Je suis donc redevenue plus triste que je croyais pouvoir être encore dans ce monde. A 7 heures j'étais dans mon lit, ayant encore confessée sur la galérie à la nature entière, avec la plus grande vérité, mes voeux, mes soulaits pour votre bonheur, du moins pour votre santé et tranquillité. La nuit était calme, sans vent ni pluie; cela me tranquillisait pour vous. Le lendemain j'ai été chez Madame Betz, nous avons été ensemble aux théâtre, mais j'en suis revenue triste, cette pauvre fille avait beaucoup de ressemblance avec Pauline; grand Dieu, quel malheur! — J'ai parlé à Mr. et Mad. Constant, tout bien; le soir au théâtre — mais tout cela triste. — Das wird vergehen, denn alles vergeht, und ich werde mich wieder zurecht finden, denn Alleinſein iſt mir angenehm, meine Berge, meine Galerie, und ſchöne Blumen, freuen mich ſtillſchweigend, — ich bin auch wieder beſſer, heute aber wieder Nordwind, Sturm. —

Wie gut, wie liebenswürdig haben Sie mir gleich geſchrieben, ich bin von der Wahrheit überzeugt, — ich kenne Sie ja, Sie haben mir ja ſoviel Beweiſe Ihrer Liebe gegeben, — wiſſen auch mit Ueberzeugung, daß ich alles anerkenne, alles fühle, wie Sie ſo gut gegen mich ſind. Jetzt bin ich noch ſehr traurig von Ihrer Abreiſe; es ſchadet nichts. Es kömmt alles wieder, und ich habe viel zu denken auf den Winter, wenn ich allein bin, — wir haben uns geſehen, geſprochen! Wenn es auch nie wieder geſchehen ſollte, ſo weiß ich wie Sie denken, und bin Ihnen — und Varnhagen, der ſo gütig alles erlaubt hat — vielen Dank ſchuldig. Weiter konnte ich ja nichts wünſchen in meinem Leben, Wunder kann ich nicht heranrufen, wenn ſie nicht von ſelbſt kommen; ich muß alſo warten wie es kommen kann, nach dieſem

Zeiten und Zonen, das in der Seele erwachte Leben durch Wort und Ausdruck gleichsam ohne Mitwirkung zum Anschauen Anderer zu bringen, scheinen mir die Grundrisse zum Konterfei des deutschen Wundermannes, der, Künstler im höchsten Verstande, nirgends Kunst zu brauchen scheint. Keine Ahnung von Arbeit oder Absicht übertreibt oder verfälscht seine Darstellungen. Sie sind reine Wiedergeburten der Natur. Unsers unsterblichen Dichters Genius ist ein Spiegel, der sich verborgen hält. Darum haben die Bilder in seinem Brennpunkte täuschende Wirklichkeit. Die Götter Griechenlands hätten ihn in ihren Olymp aufgenommen. Halbgott sein war das eigentliche Elysium der Alten. In dem andern herrschte schreckliche Langeweile, wie aus den mündlichen Aeußerungen des Peliden Achilles erhellt. Ich glaube nicht, daß ein Gast, wie Goethe, ewig aushalten könnte in einem und demselben Himmelreich. Wenn er sich Aeonenzeit auf dem Schooße Abrahams alt und müde gesessen, geht der Bejahrte, seine Einbildungskraft zu erfrischen, an die Pforten eines auswärtigen Paradieses. Er klopft nicht vergebens, sie werden ihm aufgethan. Eilftausend schwarzäugige Mädchen begrüßen den Dichter mit dem Gesange auf die Schlacht von Bedr, dem ergreifendsten seines Divans und verjüngen ihn unter Traubengeländern, die ebenso unvergänglich sind, wie seine Werke.

Der Herausgeber der Svanheim'schen Memoiren verspricht Zusätze. Sie sollen die Erscheinung ohne Verzug empfangen. Noch ist sie nicht vorhanden.

Der Einsiedler hat gegen die Unterschrift Gr. v. S. nichts einzuwenden. Seine Gnomen will er rechtfertigen. Ich werde nicht unterlassen, ihn an das gegebene Wort zu erinnern.

Das Projekt, die Rente zu mindern, verursacht keine

Leben, — fur jetzt haben Sie alſo erfüllt, was mich konnte freuen, und das Leben ein wenig wieder erfriſchen, denn ich war wahrhaftig ſehr herunter, — und glaubte kaum an mich ſelbſt. —

Es freut mich, daß Sie alles geſehn haben; Sie können zu jeder Stunde ungefähr wiſſen, was ich thue; wie es iſt in Baden, wiſſen Sie ja. — Die Szene im Wagen ſah ich im voraus, — glücklicherweiſe hat ſich alles gut geendet; der arme Varnhagen iſt wirklich zu ſolchen Auftritten wenig gewöhnt, — Ende gut, alles gut! — * * iſt ja auch ein amuſanter Ort für die und im Winter beim Thee, ſchön angezogen, erzählen, wie es in Gernsbach iſt, hat auch ſeinen Werth, — wenn man gut zuhört, und alles glaubt. —

Enfin vous voilà peut-être déjà à Berlin, c'est-à-dire quand vous recevrez cette lettre; car aujourd'hui vous êtes à Francfort, — et moi seule à la maison. — Dites bien des choses amicales à ma soeur Meyer et à Victoire; elle doit venir me voir avec ma soeur pour ce printemps; cela me ferait grand plaisir; pour vous je chercherai une petite maisonette. Dieu vous protégera pour la santé. — Dites bien à Monsr. de Varnhagen combien je sens toute la valeur de sa bonté; il m'a promis qu'il fera son possible pour vous faire partir avec l'enfant, dem Schutzengel. Remerciez-le encore de tout. —

Je suis contente que le petit souvenir aie fait plaisir à Dore. Mes deux servantes sont au comble du bonheur de leur bonne saison et ont acheté chacune une robe de Merino double de laine. —

J'ai écrit à la Géné, et au baron Otterstedt. Adieu, chere, véritable amie de mon triste coeur et de mon

ame souffrante, mais pourtant un peu consolée de vous avoir vue — riante, pleurante, mangeante, dormante, enfin de toutes les manières, — et toujours vraie — et toujours naturelle, comme Ralle auf der Jägerbrücke

P.

42.

Pauline an Rahel.

Baden, den 29. September 1829.

Heute den 29. September! Also gerade zwanzig große, lange, schwere Tage, daß Sie fort sind. Das Wetter ganz dasselbe. Alle Tage Sturm, Nebel, mit Donner und Blitz; ich auch immer ganz allein im Haus, obgleich ich es sehr wohlfeil vermiethen wollte, aber niemand kömmt oder will es, nun habe ich auch alle Hoffnung aufgegeben. — Ich habe nur von Ihnen einen hübschen, kleinen Geschichtsbrief bekommen aus Karlsruhe. Jetzt sind Sie in Berlin mit Ihrem Kind, und denken zuweilen an mich. Ich habe Visiten gemacht, und die Damen waren wieder alle bei mir. Mad. Constant kommt zuweilen zu mir, und bleibt zwei Stunden. Sie hat einen großen Thee gegeben, und mich dazu so höflich eingeladen, daß ich nicht anders konnte als hingehen; dreißig Damen und vielleicht zwanzig Herren; Fürstin, Gräfinnen, Baroninnen, Generalinnen, toute la grande société de Baden. Ich verlor zwölf Franken im Ecarté. Um 10 Uhr alles aus. Meine hiesigen Damen, als Gräfin Sponneck ꝛc. — alle artig mit mir, und ich sehr embarrassirt dumm, aber erschrecklich höflich, — et très-contente d'avoir les cartes en main. Ich ging auch schon öfters wieder zu ihr. —

Freitag, den 2. Oktober.

Schönes herbſtliches Wetter. Die Géné würde Goethe, Schiller und alles was ſie auswendig kennt, zitiren, auf meinem Balkon, denn die Berge ſind wirklich göttlich, und ſchönes Laub. —

Je suis toujours toute seule dans la maison, mais je commence à m'y faire. „Von Menſchen kommt kein Glück", ſagten Sie mir ſchon vor dreißig ſchweren Jahren. — — —

Haben Sie denn meine Schweſter Meyer geſehen? Iſt die ein bischen zufrieden, wenigſtens beruhigt, über meine Heirath? — Alles kann man nicht finden: klug, gut, reich, gefallen, — rien de complet dans ce monde. — — Dites aussi à Victoire que je pense souvent à elle avec amitié, — et à vous, chère amie! je ne peux pas vous l'exprimer. — à chaque instant du jour, la nuit, quand je m'éveille dans cette maladie, mille et mille fois!

Sonntag, den 4. Oktober.

Mordwetter, die ganze Nacht Gewitter. Geſtern, liebe Seelens-Ralle, habe ich Ihren Brief aus Berlin bekommen; finde alles ſo klar, als wäre ich dabei geweſen. Nie wieder ein Wort von der * * — nur im Allgemeinen will ich Ihnen etwas von mir ſagen: — die einzige Fähigkeit meines Verſtandes, oder die von meinen fünf geſunden Sinnen — oder auch vielleicht die große Einſamkeit, in der ich doch ſoviel gelebt habe, — macht, daß über Menſchen, die ich höre, ſehe, beobachte, ich mich wenig irre; nur Sie und Varnhagen imponirten mir durch Ihr Urtheil, und dann die übergebildete Sprache, die zwar die kluge Mad. Conſtant noch nicht

vergeſſen kann, macht einen Blender aus der Frau für Einen Abend! — —

Es freut mich, daß Sie doch den Genuß haben in Frankfurt gefunden, den Cuſtine zu ſprechen. — Le sort tournera peut-être favorablement pour nous, et permettra que nous nous revoyons encore dans ce monde. Depuis votre départ je suis presque toujours restée seule, et si seule, que même Marianne va travailler chez les Walter toute la soirée!

Le monde me devient odieux. Je voudrais pouvoir réunir: une jolie fenêtre ou balcon sur un grand passage — même au bord d'une rivière, — dans le même endroit un théâtre — et la possibilité de faire une partie sérieuse de Boston, sans des phrases inutiles de „comment vous portez-vous?“ et du temps et des questions bêtes. Je vous assure, que de faire des visites et d'en recevoir, est un tourment. Les gens dans les petites villes se ressemblent tous; j'aime mille fois mieux rester seule; de quoi voulez-vous que je leur parle? — Die Klügſten ſind dumm; et puis, après votre départ il me reste à penser jusqu'au printemps, et alors nous verrons. — Je voudrais avoir un grand ménage, et je ne sortirais plus de la casa.

Je vous jure sur notre sincère amitié que quand je saurai quelque chose qui puisse me plaire de là-bas, je vous l'écrirai sans me gêner, mais donnez-moi la satisfaction, que je vous le demande, cela me fera doublement plaisir. —

Saluez tendrement Varnhagen de ma part, que Dieu lui donne une bonne santé ce printemps, et à vous quelque malaise pour que votre médecin vous conseille Baden-Baden. — Je suis un peu mieux aujourd'hui. —

43.

Rahel an Pauline, in Baden.

Dienstag Vormittag 12 Uhr, den 14. Oktober 1829.

Dunstiges Regenwetter.

Theure beste Pauline! Vorgestern erhielt ich Ihren Brief von mehreren Tagen — und am Ende vom 6. dieses — datirt. Ich bin nur froh, daß Sie nach Ihrer Krankheit wieder in Lichtenthal waren! Aber Sie müssen — mir zur Liebe! — mit dem Hofrath Pittschaft sprechen, wie Sie sich im Ganzen unter den jetzigen Umständen zu verhalten haben: was Sie genießen, was Sie thun und nicht thun dürfen. Ich will keine kranke Pauline haben: eine gesunde finden zum Frühjahr, wenn ich komme; welches nach menschlichem Ermessen und Vorsatz gewiß ist. Alle Morgen und Abend spreche ich mit Deren von Ihnen, und eben geschah's wieder. Als Ihr Brief kam, war ich noch im Bette. Ich gestehe, ich hätte heute noch nicht geantwortet, verlangte ich nicht mit umgehender Post einen Brief von Ihnen: und das mit dem umständlichsten, ausführlichsten Bericht über Ihre gefundene Bäurin zu Lichtenthal. Namen, Geschichte, alles; wie mündlich. Und, wo irgend möglich, etwas von ihr an den Herrn Geschriebenes, den Sie mir nannten [Fürsten von Polignac], über le pour et le contre, sur la religion! Sie suchen es von ihr unter irgend einem Verwand geborgt zu kriegen. Zum Beispiel: Sie hätten eine Freundin, die sich ewig damit beschäftigte, (nur nennen Sie meinen Namen nicht:) oder Sie wollen es studiren, und dann schicken Sie es mir. Auch einen Brief von ihr an den genannten Herrn. Es interessirt mich ganz besonders. Und ich scheue für diesen Fall kein Postgeld. — Etwas von dem Herrn [Fürsten von Polignac]

wäre mir noch lieber! Und so geschwind Sie es nur erhalten können. — Mündlich, in fünf Monaten, den Grund. Auch können Sie ihn sich vorläufig denken: die Personnagen sind zu interessant.

Daß Ihr Quartier nicht vermiethet ist, krepirt mich sehr. Ich glaube, es gehört Gemeinheit dazu, daß dergleichen gelinge: ich habe in der besten Gegend einen Stall und Remise zu vermiethen, wo ich wohne, welches bei uns mit Gold aufgewogen wird, und zwei Jahr vier Monat steht's mir unvermiethet. Wir genießen andere Vortheile: z. B. daß wir uns in den ärgsten und elendesten Lagen und Verhältnissen vornehm fühlen. —

Es bleibt diesen Winter ein Professor Zimmern aus Jena in Baden; erkundigen Sie sich einmal nach dieser Familie. Er ist ein Freund des Dr. Gans von hier, der mein Freund ist. — Also solche große Coiten geben Constant's? Es kränkt mich, Sie so sehr hypochondrisch über Umgang zu wissen! Glauben Sie denn, theure Tochter, daß mich der, den ich habe und haben kann, befriedigt? Eine einzige Frau, unter Männern und Weibern, ist z. B. hier, die ich für meinen Pair halte; von der ich etwas höre, die das Altgesagte und Altgekannte — denn was könnten Menschen ohne neue Organe Neues sagen und sehn und finden? — mir aus menschlicher Brust neu, und ächt bearbeitet, von regsamem Geist frisch befruchtet, wieder herausgiebt. Es ist Pitt-Arnim's Schwägerin, Baronin Arnim, geborne Bettina Brentano aus Frankfurt am Main. Aber wie viel Menschen sehe ich! muß ich bewirthen, erdulden, mit Besuchen pflegen! Wie roh, wie wenig billig, in nur geselliger Artigkeits-Hinsicht behandlen sie mich! — Aber es macht Denken, und giebt Bewegung, und beides braucht der in falscher Geselligkeit, die da ächte vorstellen

ſollte, erzogene Menſch, wie wir. Jedesmal ſchwör' ich mir, es nicht wieder zu thun! — Die Verhältniſſe bleiben aber dieſelben, und gebähren dieſelbe gebrechliche Nachkommenſchaft. Nichts bleibt uns, als uns immer klarer und klarer zu machen, über jedes, weil alles Zuſammenhang hat: und es iſt wahrlich auch jedes gut genug. Dies iſt aus dem großen Bankrott des Lebens das gerettete Vermögen. Ich denke nun noch beſonders: was wir hier an Fertigkeit, Fähigkeit und Einſicht gewinnen, werden wir künftig beſitzen. Das iſt Strafe und Belohnung. — Sie haben hier in Berlin noch große Freunde: das iſt Lea und ihr Mann, Mendelsſohn. Sonntag mußte ich beiden mit dem größten Detail von Ihnen erzählen. Gerne hätte ich Ihnen gegönnt, dieſes Lachen, dieſes Lob, dieſe Gerechtigkeit, dieſen Antheil mit anzuſehen. Sie rief ihn immer, er ſolle zuhören. Sie ſind die amüſanteſte Perſon in der Welt. Ich entwarf ihnen ein ernſteres Bild Ihres Innern. Sie freuten ſich Ihrer Heirath. — Lea's Tochter heirathete letzten Sonnabend vor acht Tagen den Mahler Henſel. Alle glücklich. Geſtern gab ich ihnen eine Soirée. Die Familie ſechs Perſonen, noch zehn dazu. Maccaroni; Sardellenſalat; Reh und Enten, Brotterte, Baiſer's, Birnen, Trauben, Nüſſe, Apfelkompott, Preißelbeeren; Himbeer- und Nuß-Eis. Alles in Perfektion. Künftig mehr davon. Varnhagen grüßt ſchön. — Bleiben Sie Abends nicht ohne Mariane, die ich grüße. Verwahren Sie meine Briefe, weil ſie hübſch ſind. —

Anmerkung von Varnhagen. Pauline hatte in Lichtenthal die Bekanntſchaft einer franzöſiſchen Dame gemacht, die ſich dort in die Einſamkeit zurückgezogen hatte, und als Bäurin gekleidet ging. Sie war von guter Familie

und Erziehung, hatte in der Revolution viel erlebt und gelitten, und ſtand jetzt — vierundſechzig Jahr alt — in vertrautem Briefwechſel mit dem Fürſten von Polignac, über Religion und Politik. Sie ſcheint eine Art von Frau von Krudener für den franzöſiſchen Premierminiſter, und eines der vielfachen Werkzeuge geweſen zu ſein, deren ſich die Geiſtlichkeit bediente, auf ſolche Menſchen, wie der Fürſt von Polignac und Karl der Zehnte waren, für beſtimmte Zwecke — vielleicht unbewußt — zu wirken. Das Nähere kam nicht an den Tag, und nach der Juli-Revolution wurde die Dame nach Straßburg abgeholt, wo man ſie als eine Irre behandelte.

44.

Rahel an Pauline, in Baden.

Mittags 12 Uhr, den 22. Februar 1831.

Abgethautes, und abgetrocknetes Märzwetter, halb dunkel, halb hell, manchmal Kieſelſonne; Weſtwind: ich gehe gar nicht aus, fahre auch ſelten; wegen Huſten und Bruſtinkommodität.

Vorgeſtern, theure Tochter, erhielt ich Ihren Brief. Warum preſſen Sie mich ſogleich auf Antwort, da ich Ihnen meinen feſten Entſchluß ſchrieb; daß ich komme: und jedenfalls das Haus nehme, wo die Nichte der Mad. Conſtant gewohnt hat, und welches jetzt Ihnen gehört. Sollte ich auch durch ein événement — wir kennen ja das Schickſal — abgehalten werden zu kommen, ſo zahle ich doch die Miethe: das Geld dazu iſt — zu meinem Vergnügen Einmal!!! — zurückgelegt; ich will es nun Einmal gewiß haben; ich komme nun, oder, ich muß we-

bleiben: dies Haus soll mir bereit stehen. Meubliren Sie es nach Gutdunken: grüne, rosa, und lila Tapeten liebe ich sehr; erste am meisten. — — Keine Sorte Schaden oder Kosten müssen Sie haben. Aber das Haus, liebe Putte, wo Sie wohnen, kann ich Ihnen doch nicht plötzlich vermiethen: ich verspreche Ihnen aber, mich keine Mühe und keine Worte verdrießen zu lassen! Gelegentlich schreiben Sie mir den Preis; und was Sie geben, und liefren; aber den Preis nicht zu gering, denn ich kenne Sie! —

Hugo H. war längst todt, ehe er starb. Der Ihnen etwas hinterlassen? Der lebte ja ohne Ueberzeugung. Er war zeitlebens von Katholizism befangen; betäubte ihn aber mit einem von ihm für schlecht gehaltenen Leben: welches mit dem Aelterwerden abtrocknete, und abfiel, wie andre Blätter: da bekam er gräßliche Angst vor Strafe, jedesmal, daß er litt, und an Sterben denken mußte; und so hat er denn auch seine ganze Familie enterbt, und alles der Kirche und ihr angehörigen Anstalten vermacht. Das ließ ich seinem dummen Kopfe zu: denn was sind Erbungen für Familie gegen Gewissensangst! die müßten einem Verwandte mit ihrem Blute loskaufen. Aber er war nie gutig, herzlich, theilnehmend, hulfreich, generös, immer dumm-sarkastisch, vertrockneter Gesellschaftsknecht, — Theehunde nannte das der selige Gualtieri, — und Abendspieler bis — wirklich — zum letzten Athemzug; denn bei Fürst Wittgenstein sank er im Spiel um: dies hat er doch der Kirche nicht geopfert! Der Verführer, die Kokette! Gott hab' ihn selig: er hat's nöthig; und ist nun ein Anderer: von dem Vorigen wollen wir aber nicht mehr sprechen. Er zog sich sehr gut an; zeitlebens. —

Gestern war Varnhagen's Geburtstag: Elischen brachte ihm ihr Bild; gezeichnet — nicht getroffen — mit dem

Worten: „Ich kann nicht immer mit dir leben, drum will mein Bild ich geben; ich darf nicht immer mit dir sein, drum laß ich dir den Schein.“ Paulinchen, die zweite, brachte ihm eine Maschine von Glas mit Wasser gefüllt, von welcher, wenn man an einem Ressort drückt, Feuer zum Lichtanzünden herauskommt, — mit den Worten: „Dein kleiner Wicht bringt dir Wasser zu Licht.“ Dore brachte ein großes Bild unter Glas, wo eine Menge Ausschnitte, die er für die Kinder nach und nach geschnitten, artig aufgeklebt waren. Unser Bedienter den schönsten Rosentopf, Maiblumen-Hyazinthen-Tazetten-Töpfe. Ich ein Bouquet und schwarze Binde. Bezahlt alles ich. Dabei schenkte ich der schönen Robert drei große Tischtücher und achtzehn Servietten, und ein enormes Bouquet, mit komischem Brief: als wäre ihr Geburtstag: weil sie absolut was schenken wollte: es war eine gestickte Brieftasche, die sie auch schickte. Louis schenkte ich eben solch Feuerzeug; dem Bedienten, damit er kein Trinkgeld nähme, drei Thaler. Allen im Hause auch. Wir aßen in den Schlafrocken mit den Kindern allein: Dore mit am Tisch, weil sie krank gewesen war. Voilà mes fêtes. O! wie klug! — Wir haben Alle den Husten; ich leide: bin aber vergnügt: weil ich nur Grünes, Sie und das Kind noch will: und die drei Sachen auch nicht habe! Komisch. Ich lese Mémoires de Diderot, wo das alles auch vorkommt. Mündlich! mündlich! Louis sitzt und wartet auf mich. Adieu. Ewig wie Sie's kennen; und immer mehr Ihre

J. P.

geringe Gährung. Viele betrachten es als von England eingeraunt. Das brittische Miniſterium ſehe ſeit einiger Zeit ungern gewaltige Maſſen baaren Geldes nach Frankreich fließen. Niemand verſteht ſein Finanzintereſſe beſſer, als die engliſche Regierung, und Agenten hält ſie auf dem Feſtlande ohne Zahl unter mannichfaltiger Verkleidung.

Herr vor Ancillon hat, kommt er, allerlei kleine Mißhelligkeiten zu befahren, doch es iſt gemeſſener, ich ſchweige.

Leben Sie wohl und behalten mich lieb. Sie wiſſen, daß ich Ihnen ergeben bin mit unverbrüchlicher Bewunderung, Hochachtung und Treue.

Oelsner.

43.

Oelsner an Rahel.

Paris, den 6. April 1824.

Tauſend Dank, gnädige Frau, Ihrer Huld, Ihrer Fürſorge. Sie haben den Nagel auf den Kopf getroffen, meinen Schaden vollkommen richtig errathen und benamſet. Der Arzt iſt Ihrer Meinung. Auch hat er das Rezept gutgeheißen. Gebrauch zu machen hindert Fortdauer abſcheulichen Wetters. Ich müßte allen Verkehr mit der Außenwelt abbrechen. Gewiß aber werde ich mich der Kur unterziehen, ſobald gelindere Lüfte wehen; leider läßt ſich in dieſer Hinſicht weder auf die Verheißungen des Mondes, des Kalenders, noch die des Barometers rechnen, der gar zu oft in ſeinem Konzepte irre iſt. So ſchleppe ich mich fort mit Hoffnung beſſerer Zeiten, wie ihrerſeits politiſche Kannegießer,

45.

Pauline an Rahel.

Baden, 12. Dezember 1832.

Je reviens de Karlsruhe dans le plus beau temps du monde, Märzwetter in der ſchönſten Zeit. — J'ai reçu mon argent, et je vous en remercie, chère et toute bonne amie — j'ai passée deux jours à Karlsruhe, le dimanche au spectacle, ein romantiſch Ritterſtück, die Mad. Haitzinger, superbe décoration, mein Mann zum erſtenmal in Karlsruhe, comment pouvez-vous dire dans votre dernière que je ne vous avais point annoncée l'arrivée de mon mari, vous l'avez entièrement oubliée, car je vous en ai parlé avec beaucoup de détails. J'en suis toujours très-contente — il ne m'a pas encore tourmenté en rien, et se trouve le plus heureux des hommes, c'est le plus beau temps de sa vie, à ce qu'il assure, il se porte comme un enfant, et sans souci, sans peine, sans regret, voyant tout en beau; un appétit dévorant, faisant le matin le ménage parfaitement bien, content de tout, mais pas un sou d'argent. Le gouvernement leur doit tout depuis 15 mois. Voilà le mauvais de l'histoire, mais il n'en peut rien, il s'est conduit parfaitement dans ces derniers troubles, et a ses papiers la-dessus très en règle. Il voit souvent Robert, et lui a parlé de vous tous. — Tout passe — le mauvais comme le bon — ein immerwährender Wechſel der Dinge wie das Wetter, Wolkenſpiel! — Je suis devenue depuis la mort de ma Pauline très-indifférente, il n'y a que les douleurs de corps auquelle on ne peut s'accoutumer; impossible. —

Vous voulez donc encore me revoir, vous le désirez donc comme moi — das einzige was mich noch in's Leben

wieder rufen konnte; ich lebe in ein luftiges Grab, denke nur immer an die nicht mehr sind, lebe, spreche stundenlang auf meiner Galerie nur mit ihnen. Also nach Berlin soll ich gehen? Ach, wie schön ist es hier, alle Tage gefällt es mir mehr, Berge, wie keine mehr sind, alles schön, lieblich. Ruhe, Ruhe, das ist schön. Ganz allein wollte ich leben, konnte ich mir nur alles selbst machen! Vor 28 oder 30 schweren langen, kurzen Jahren, denn sie sind vor mir wie die Decoration von gestern, sagten Sie mir, Sie liebten und möchten nur mit dem Geliebten sprechen, sonst keine unnütze Worte; o wie wahr! Je älter, je unnützer für andre. Wenn es auch sollte dann gerade gut sein, es will aber niemand Erfahrung wissen, glauben selbst.

36.

Pauline an Varnhagen.

Saint-Germain en Laye, den 3. März 1841.
Rue des Fleurs 13.

Rahle sagte mich immer, wenn man etwas begehre, etwas haben will, so hört man nur auf das einzige Wort ja oder nein! Alle Gründe und Explikationen sind aber Unsinn — — Also ja ja, ich nehme Ihr Anerbieten an, werthgeschätzter Freund! — Je ne sais pas pourquoi je vous répondrais en allemand, je sais bien que je n'écris pas mieux en français, mais pour moi c'est plus facile. D'abord je vous demandrais, mon cher Monsieur, à quelle titre vous me donnez celui de Baronne de Vincent, vouliez-vous dorer aussi l'adresse de votre aimable lettre?

Vous devez nécessairement penser quelques-fois à moi

comme je pense et me rappelle souvent de vous — car comment songer à tout ce qui a rapport à Rahle sans nous deux? A présent il faut également que je vous demande pourquoi avec votre esprit et Menschenkenntniß vous avez commis, je ne sais comment m'exprimer, une faute peut-être; vous pouvez bien croire que j'ai tout-ce que vous avez fait imprimer des lettres de Rahle. — J'ai vue combien de fois dans différente lettres vous avez rayé tout ce qui a rapport à moi, ce n'est pas moi, qui peut juger et qui même le savait, mais à Paris, et même de Berlin on m'a fait cette question, il y a déjà longtemps, peut-être trois à quattre ans, que j'étais chez la Princesse Bagration, russe, Koreff médecin, m'y avait ménée, elle, la Princesse l'avait demandé à Koreff, elle voulait plutôt par curiosité me voir et me parler de feu Prince Louis. Enfin il y est venu plusieurs personnes, dont je ne me resouvieus plus le nom, qui me disait, pourquoi Mr. de Varnhagen avait changé beaucoup de choses dans les lettres — surtout tout ce qu'il y avait de moi? Je n'ai faite cette remarque que dans les lettres de Gentz à Rahle, da haben Sie viel durchgestrichen, car Rahle m'a fait lire beaucoup de ses lettres, surtout depuis que j'avais été à Vienne, avant la connaissance de Mlle. Fanny Elsler, et à son retour de Vienne quand il était avec moi à Karlsruhe — — — Enfin, vous le savez mieux que moi, et aussi pourquoi vous l'avez fait. —

Vous ne pouvez pas vivre plus retiré que moi. — Je suis si lasse de vivre, il n'y a que le passé seul qui a encore quelque charme pour moi, le présent est peu de chose, et l'avenir rien, nous espérons toujours et jusqu'au moment de mourir, nous espérons de vivre.

Du reste, je me porte bien, et je suis bien à St. Germain, vous savez combien j'aime cette belle France si près de Paris; comment restez-vous à Berlin? Unbegreiflich, vous avez votre savoir et vos gouts pour tout ce qui est grand et beau! —

Je pars pour Baden les prémiers jours du mois de mai, peut-être déjà le 15 avril, si le temps est beau, pour la vente d'une petite maison que j'ai encore. Mon mari est toujours à Erlenbad, près de Baden, Turenne's Denkmal!

Mais je reviens à St. Germain à la fin du mois. Je vais quelques fois à Paris, mais je ne connais plus personne, mort et mort, voilà la réponse. Je vous vois de loin dans ce logement que je connais, avec les trois personnes de ma connaissance.

Je suis contente de tout l'arrangement que vous avez fait, mais vous avez oublié la plus essentielle, comment voulez-vous que je vous les envoye*), il y en a à-peu-près 50 avec leur adresse, et puis des feuilles éparpillées. Wollen Sie daß ich sie bis Straßburg mitnehme, von dort aus fahre ich bis Karlsruhe; haben Sie dort jemand Gewissen, der sie Ihnen kann schicken?

Grüßen Sie auf's freundschaftlichste Dore und die Schweiter; wie sehr finde ich es gut, daß Sie haben die Leute bei sich behalten.

Je vous envoye un malheureux papier à moi du Prince Louis. Je vous dirais, cher Monsieur, est aussi que je suis presque pauvre, c'est aussi pourquoi je me suis retirée loin de toute connaissance de famille. J'ai absolument ce qu'il me faut à vivre très eingezogen;

*) Die Briefe Rahel's.

mon mari a sa pension de 17 cent francs par an und wir sind gut zusammen, une de mes filles est bien mariée à un professeur Charma de la haute philosophie prêchant à des étudians à Caen, où je passe deux mois par an en été, et l'autre fille de 20 ans est avec moi, qui me mène le ménage. Egalement je ne me trouve pas malheureuse, je me porte très-bien.

Comment voulez-vous que je vous envoye ce paquet, pour qu'il vous arrive sûr, dans une petite boite? Enfin, j'attends votre réponse bien exacte.

Pour les papiers en question que pouriez vous faire? Kann man es nicht an einen Wucherer verkaufen, oder es dem geizigen Auguſt verhalten laſſen? Ich nehme alles an, die kleinſte Summe, si vous pouviez être assez heureux pour m'en procurer quelque chose.

Ecrivez-moi, Pauline Vincent, née César, car il y a ici une très-intrigante Baronne Vincent, qui m'a fait payer 6 chemises que je n'ai jamais reçues, et qui m'a ouvertes deux lettres. Je crois que Victoire m'en veut toujours de notre voyage. Ne parlez pas, je vous en prie, à Berlin, que je me trouve pauvre. Personne ne me donnera, et cela pourrais fâcher ma soeur Meyer, avec laquelle je suis bien. —

J'espère d'avoir jusqu' à ma fin de quoi vivre tranquillement et tout à un terme, il faut bien que la mort se resouvienne aussi de moi, je l'attends avec impatience, et je suis tellement familiarisée avec elle, que je lui tendrais la main avec plaisir. La vie est ennuyeuse quand on n'aime plus rien. Je prends les choses à leur juste valeur, et ne m'effrayerais, ne m'étonne plus de rien. J'ai heureusement depuis que je suis pauvre, perdus tout les gouts de bien-être, les privations ne me

sont point sensibles, quand le désir est éteint, tous les gouts passent comme celui de la vie — mais à quoi bon, mon cher ami, de vous dire tous mes ennuis! — J'attends une réponse. Tout à vous

P. Vincent.

47.

Pauline an Varnhagen.

Saint-Germain en Laye, den 23. März 1841.

Ich war gestern bei dem Marquis Custine nicht ohne Müh, enfin je lui ai parlé — et après beaucoup d'explication il m'a dit de lui porter le paquet de lettres dans la quinzaine. Si je n'avais pas d'autre occasion, qu'il croyait alors en avoir une; de là j'ai été chez Mr. Schlesinger que je connais déjà depuis long-temps, qui m'a dit: glauben Sie mir, Mad. Vincent, die beste Gelegenheit ist mit der Diligence, ich schicke alle meine Paquete so nach Berlin. Uebermorgen gehe ich also wieder nach Paris, und wenn alles nicht geht, so gehe ich nach der Diligence. Heute ist Dienstag, der 23. März. Schönes Wetter.

Ich bin ganz blind von allem Lesen in Rahlens Briefen, ich habe noch einige gefunden, die mit dem Briefe von Prinz Louis in einem andern Carton waren; auch schicke ich Ihnen, lieber Freund, das Schreiben von Prinz Louis. J'espère peu; auch glaube ich daß es zu lange ist, daß ich es nicht gezeigt habe; er schrieb es wenige Zeit vor seiner Reise nach Dresden, mais malheureusement il n'y a pas de date de l'an, et je n'ai pas le courage de mettre

l'année, je crois 5 ou 6.*) Si je pouvais seulement en avoir quelque chose; n'en parlez pas dans ma famille. Ils ne peuvent rien faire.

Heute, den 26. März, das schönste Frühlingswetter. Ich will mich also entschließen heute nach Paris zu fahren, gleich nach der Diligence zu gehen, mir alles recht überlegen ob es sicher ist, zuvor nochmal bei Graf Custine. Ich bitte also, mein lieber Varnhagen, mich nur gleich durch ein Wort wissen zu lassen ob die Briefe in Ihre Hände richtig angekommen sind.

Was soll ich hinzusetzen, Träume, ja Gott weiß es, Liebesträume; so ist es mit dem Schicksal, das Unmögliche wird möglich — le sort règle le cours de la vie, on peut si peu changer, aber was soll ich noch reden, Sie haben die Liebesbriefe und ich bleibe ohne, blind bin ich halb die Schrift ist so klein, so eng, daß man muß mit bekannt sein. Heute kann ich nichts mehr sagen. — Leben Sie wohl, denken Sie zuweilen an mich, wie sehr mich Rahle geliebt hat, giebt es eine Erkenntlichkeit — so verzeiht sie mir, denn sie kennt meine Lage und mein Innerstes, giebt es keine, ce qui me parait plus vraisemblable, so weiß ich allein nur mein Opfer zu schätzen.

48.

Pauline an Varnhagen.

Paris, ce 26. mars 1841.

Je viens de mettre le paquet bien soigné, bien adressé à vous, mon cher Monsieur de Varnhagen, avec une

*) Anmerkung von Varnhagen. Im Dezember 1806 war der Prinz ja schon todt!

déclaration de papiers de famille et un contrat de mariage. — —

Ce soir à 6 heures le fameux triste paquet part, dans 7 ou 8 jours tout au plus tard il sera dans vos mains, sans être ouvert. J'ai fait pour cela toutes les courses utiles, et je pourrais à la rigueur faire payer si le paquet n'arriverait pas dans ce temps, mais soyez sans crainte, il part avec la diligence jusqu'à Strasbourg, de là il est recommandé à Kehl, et de là par Francfort tout droit à Berlin; vous pouvez être très sûr, vous pensez-bien que je suis aussi interessée que vous à la grâce de Dieu! — — — —

J'espère que vous me donnerais une commission pour Paris, où je connais tous les bureaux? Je vous promets d'être très-exacte et pressée; dans le 15 d'avril ou à la fin je pars pour Baden. —

Vous trouverez une grande lettre détaillée dans la boite, où je vous explique une visite chez le Marquis de Custine et chez Monsieur Schlesinger. Je viens encore du Marquis, la personne qui devait partir aprésent ne part qu'en 15 jours peut-être et s'arrêtera quelques temps a Strasbourg et Weimar, incalculable. Mr. Schlesinger m'a encore assurée aujourd'hui qu'il n'avait aucune espèce de risque; cela ne coûtera pas non plus très-cher. Cela part avec la diligence et papiers de famille, enfin vous serait assez bon pour me dire en deux mots: j'ai le paquet; vous savez mon adresse, St. Germain, rue des Ecuries 13.

Adieu, que Dieu vous protège, j'ai toute la confiance en lui comme à vous, votre toute dévouée

Pauline.

Si le paquet arrive bien.

49.

Pauline an Varnhagen.

Saint-Germain en Laye, den 13. April 1841.

So eben bekomme ich Ihren lieben Brief, werthgeſchätzter Freund; mir iſt das Herz ſo ſchwer und ich bin ſo verlegen daß ich nicht weiß womit ich anfangen ſoll Ihnen zu danken oder mich anzuklagen. Wenn es Rahel weiß, ſo wird ſie mir leicht verzeihen, denn ſie kennt alsdann meine Lage und meine Anſichten über das Begehrte — doch daran zweifle ich ſehr — le néant est plus vraisemblable! — Ich muß Ihnen auch ſagen daß ich ſie habe abſchreiben laſſen bei mir in meiner Gegenwart, von einem deutſchen Lehrmeiſter. — Ich habe ſchon ſo oft darin geleſen, weil ſie ſehr gut und deutlich geſchrieben ſind, ich verſpreche Ihnen aber, lieber und guter Varnhagen — Auguſt — daß ich Ihnen will bei einer guten Gelegenheit ſchicken was ich glaube das Sie intereſſiren kann, von Gentz, von Louis und wenn ich noch etwas von Rahle finde.

Ich denke die erſten Tage vom Mai nach Straßburg zu gehen, von dort nach Baden und nach Erlensbad, wo wir zuſammen wären. Le tombeau de Turenne. — Dort iſt mein Mann, von dort aus denke ich Ihnen etwas zu ſchicken, denn ich habe auch dort noch einen Carton wo ich glaube es könnten vielleicht noch Briefe darin ſein. Ich bin ganz blind vom Schreiben und Leſen, die Briefe von Rahle ſind ſo ſchwer zu diktiren und der gute Mann konnte ſie gar nicht leſen — nun leſe ich ſie wie gedruckt; alſo, lieber Varnhagen, vielen Dank, ich werde wie Sie glauben können, viele angenehme Tage und Stunden davon haben, und ich habe mir vorgenommen nur das Geld für

mich ganz allein, für mein Vergnügen, anzuwenden — Fahren iſt noch immer meine Luſt — und hier kann man es ſehr angenehm haben, auch zuweilen in's Theater — kurz, es ſoll mir meine letzten Tage erheitern und niemand ſoll es genießen als ich, je vous le jure.

Je m'aperçois que j'écris encore plus mal que de coutume, mais je sais aussi que vous déchiffrez toutes les écritures.

Je vous approuve parfaitement en ce que vous me dites de mon malheureux papier du Prince Louis. Je n'espère pas beaucoup, car sans vous je n'aurais jamais eu le courage de l'envoyer à Berlin; peut-être qu'un moment de regret sur son frère pourra le décider de faire quelques choses. J'en ai bien besoin, ma seule consolation est que ce besoin de **tout** doit avoir bientôt son terme, et que je suis déjà accoutumée depuis longtemps à beaucoup de privation. Je me porte bien, et peut par conséquent supporter ce qui serait bien dure à mon age si j'étais malade; jugez-donc, cher Auguste, si le petit capital en bon or doit me sourire! Jeudi, demain, je vais à Paris, et je serais possesseur d'une bonne petite somme, voulez-vous donc me pardonner ma parole manquée, et ne pas faire des réflexions désagréables sur ce forfait.

Je vous assure que si je pouvais vous parler, vous le trouveriez naturel!

On ne change pas de caractère, et je vous assure quand l'occasion se présente, je peux encore avoir des moments bien heureux, imaginez-vous qui a peu de temps; je me suis donnée la fête d'aller toute seule à l'opéra, voir la Favorite, un chef-d'oeuvre pour le chant et les décorations; cela m'a coûté 20 fr. 10 fr.

wenn sie nicht ohne alle Philosophie sind. Sie können sich vorstellen, was mir im Grunde sehr lieb, welchermaßen mich der diesjährige Winter mitgenommen. Zuverläßig bin ich jetzt der verschrumpfteste, grauköpfigste, grießgrämlichste Ihrer Anbeter. Dabei hat sich meiner die üble Angewohnheit des Tabakschnupfens dergestalt bemeistert, daß am Schreibtisch man meine Nase mit der des größten Hellenisten unserer Zeit verwechseln könnte, von dem es heißt, „er habe sein Bischen Latein ausgeschwitzt und bringe deßhalb keinen Brief an das hiesige Institut der Wissenschaften zu Stande.“ Schade, schade! Denn wahrlich, es war nicht Hechinger Latein, das seine Jugend in beiden Hemisphären berühmt gemacht. Können Buttmann, Savigny, Schleiermacher nicht vielleicht aushelfen?

Hier höre ich von nichts als von Renten, deren ich keine besitze. Der Finanzminister will und wird die Kapitalisten auf halben Sold setzen. Sie haben die Staaten lange genug ausgewuchert. Mögen sie Zetter schreien, die Amputation geräth nicht in's Stocken. Eigentlich sind sie es selbst, die der Regierung das Messer in die Hand gegeben, und ohne die Willfährigkeit der Goldhaufer zu Vorschüssen wäre sie nimmer so dreist, es ihnen an die Kehle zu setzen. Jeder Mensch ist seines Glückes Schmied. Auch bei dieser Operation blüht den Jesuiten der Weizen. Wer weiß, ob nicht dereinst, wenn nicht die Herren von Rothschild selbst, doch ihre Glaubensgenossen bereuen, ihnen unter die Arme gegriffen zu haben. Diese unversöhnliche Priesterkaste bleibt den Grundsätzen des Ordens treu. Was ihr nicht gehört, ist des Satans, ist gestohlenes Gut und kann den Inhabern — Protestanten, Ketzern, Juden und Ungläubigen — bei der ersten besten Gelegenheit ohne Form des Prozesses wieder abgenommen werden.

la place, la nuit à Paris, les voitures, eh bien, encore aujourd'hui je ne m'en fait aucun reproche. J'ai été pour les convois et les jours de Napoléon 5 jours à Paris, j'ai tout vue avant le jour, et aux Invalides, cela m'a couté beaucoup, mais je ne le regrette pas.

Je n'ai que celui de ne pas pouvoir dire de vive voix tout ce que je vous dois de reconnaissance, et suis pour la vie votre reconnaissante amie

Pauline Vincent.

50.

Pauline an Varnhagen.

Baden-Baden, den 20. Mai 1841.

Hier aus dem ſchönen Baden im ſchönſten Wetter, nach zwölf Tagen meines Hierſeins, lieber Auguſt, ſchreibe ich Ihnen noch immer mit Dank und Erkenntlichkeit, denn jede gute Stunde, die ich mir ſchaffe, denke ich an Sie; geſtern war ich in's alte Schloß, das jetzt ſo angenehm gemacht iſt, man fährt ganz bequem rauf bis in die erſte Halle, und vor einigen Tagen war ich in Eberſteinburg, ein Gotteswerk, über Lichtenthal bis an die Sägemühle, alsdann in der Höhe durch den Wald göttlich ſchön bis auf's Schloß. — — Dort iſt alles ſchön eingerichtet, man bekommt alles was man will; da habe ich alſo zwei ſchöne Tage erlebt, mit einem guten Wagen rauf, gut gelebt den ganzen Tag und den Abend im ſchönſten Wetter. Nun wieder runter, alle meine Gedanken waren bei Rahel.

Baden iſt ſehr verſchönert, mir gefiel es aber ſonſt

beſſer. Auf dem Kirchhof war ich auch, und beſuchte Robert und Rike — viele liegen hier die ich kannte. Die Säle ſind außerordentlich ſchön und Benazet treibt das Ding im Großen. Ich gehe künftige Woche nach das ſtille Thal in Erlensbad auf einige Zeit, wo mein Mann ſeit vier Jahren lebt. Ich wurde ſo eben geſtört durch die Demoiſelle Schal, die einzige beſte Freundin von Rike Robert, die ſich Ihnen ſehr empfehlen läßt.

Auch muß ich Ihnen noch ſagen daß ich in Paris aux Invalides war, alles anſah, et encore grâce à vous, auch ließ ich mich nichts in der ſchweren, fürchterlichen Diligence abgehn, drei Nächte, zwei Tage, de Paris à Strasbourg. Ich habe es aber gut ausgehalten.

Nun, lieber Varnhagen, hier iſt noch ein Brief, der Sie intereſſiren kann*); ich verſpreche Ihnen alles was ich noch finde ſollen Sie bekommen.

Vergeſſen Sie mich nicht mit Prinz Auguſt und ſein Sie meiner Erkenntlichkeit verſichert.

Si vous aviez encore quelques commissions pour Baden et Strasbourg, j'y serais jusqu'au 15 juin.

M. Pauline Vincent à Strasbourg, rue des Serruriers.

51.

Pauline an Varnhagen.

Paris, den 21. Oktober 1841.

Faub. St. Germain, Rue Casette 27.

Was ſagen Sie dazu, lieber Freund — ich in Paris? — Ich habe aber nur auf einige Monate meublirt ge-

*) Von Gentz an Paulinen.

miethet, und meine ganze Wirthschaft ist in St. Germain geblieben; ich bin mit meiner Bonne hier gesund und zufrieden — will noch mal alles Schöne und Großartige in Paris bewundern; für 6 Sous fährt man ja in ganz Paris rum d'un bout à l'autre avec correspondance, und Fahren ist noch immer meine Leidenschaft; ich habe den Luxembourg vis-à-vis à deux pas, der göttlich schön ist in diesem Augenblick noch; ich habe ein ganz allerliebstes Logis, rez-de chaussée avec jardin, 3 jolies chambres, une bonne cuisine, très bien meublé, deux bons lits, portier, et de l'eau dans la maison, le tout dans une belle maison particulière à raison de 70 fr. par mois! —

Paris ist schöner als je, ich versichre Ihnen, wenn man den Abend auf den Boulevard kömmt, on croit être dans un enchantement, le tout éclairé avec le gas, et la place avant les Champs Elisées est une merveille avec les fontaines et les éclairage de gas, le pleint jour n'est pas plus clair.

Warum, theurer, lieber Freund, kommen Sie nicht hierher? Sie mit Ihre Leidenschaft — nicht wie die meinige mit Fahren — sondern für alles Große, Schöne, Kluge, les arts et les livres, alles hier aus der ersten Hand; ach könnte ich doch so schreiben wie ich es Ihnen nur mündlich sagen könnte — und wie Sie es gleich sehen wurden au premier moment, ma rue est si tranquille comme si j'étais à dix lieues de Paris, et pour 6 Sous je suis dans le plus grand train.

Ich habe noch immer Glück und agréments de mes anciennes connaissances, et je vais souvent au théatre, sans que cela me coûte rien! Je connais Rachel particulièrement, une merveille de ce siècle. Enfin, venez donc, et croyez-moi, vous en aurait aucun regret.

Écrivez-moi un mot, je vous en prie, et n'oubliez pas de vous intéresser à moi pour le papier du Prince — voilà le moment favorable, plus tard peut-être je ne pourrais plus m'en servir. — Envoyez, je vous prie, ce petit mot à ma soeur Meyer. Je suis depuis deux mois de retour de mon voyage à Baden et un peu en Suisse, c'est à vous que je dois ce charmant voyage. Baden est tellement changé que vous ne vous y connaitriez plus, on ne voit que des palais — et tout hors de prix — le grüne Winkel n'est pas reconnaissable, vos galéries jadis! —

Si je puis vous être utile à quelques commissions, écrivez- le moi de suite, et faites-moi l'amitié de me répondre un petit mot, si cela vous convient, et dites-moi comment vous vous portez, et excusez-moi pour le petit mot de ma soeur, et faites-moi une petite adresse car je ne sais pas bien son adresse en ville.

On m'a dit que le Comte . . . . . traduisait vos livres de Rahle, est-ce que cela est vrai? Ich finde sie werden verlieren wenn man nicht zu der Zeit gelebt hat und sie nicht gekannt hat — die Welt hat sich um zehn Tausendtel geändert.

Pauline.

52.

Pauline an Varnhagen.

Saint-Germain, den 4. Januar 1842.
Rue des Feurics 13.

Nur zwei Worte, lieber August — wie geht's Ihnen? Ich hoffe, wohl? Ich war zwei Monate in Paris, bin

aber ſeit 14 Tagen wieder in meiner ſtillen Einſamkeit, j'aime assez les changements, et j'ai été très contente à Paris. — Haben Sie keine Ausſicht mit mein Papier vom Prinzen? — Schreiben Sie mir nur zwei Worte und ich bin zufrieden, et si vous pouvez — sans que cela vous coûte beaucoup d'argent, m'envoyez les livres de Rahle, vous me feriez plaisir. Je n'ai que 5 livres — 3 Theile von Ein Andenken, und 2 Theile Bildniſſe von Rahle ihre Bekannten. Voilà, cher ami, mes prières; à présent je vous baise les mains et suis pour la vie votre toute dévouée

Pauline.

Bis jetzt war kein Winter. — Aber ſeit drei Tagen iſt es ſehr kalt — doch hat man noch ſo viele Blumen und Früchte. — —

Wie wenig Menſchen leben noch, die jung mit mir waren! — Wie geht's die geliebten Kinder Eliſe und Pauline?

53.

Pauline an Varnhagen.

St. Germain, décembre 1847.

Ich weiß nicht wie ich anfangen ſoll, mit: Herr von Varnhagen, oder mit: mein Freund Auguſt — wählen Sie alſo!

Es ſind nun mehrere Jahre daß Sie mich kein Zeichen des Lebens gegeben haben, Sie wiſſen aber und mit Recht daß ich weiß wie es Ihnen geht, durch meine Schweſter — Sie aber, undankbarer Freund, erkundigen ſich nie: wo iſt Pauline, wo lebt ſie, iſt ſie geſund? Die

Gelegenheit ist gut und sicher, der Ueberbringer dieses Schreibens ist der Herr de Fabriz, ein kluger und sehr liebenswürdiger Mann, der mehrere Zeit mit mir St. Germain bewohnte; wir sahen uns jeden Tag — und sprachen viel von Berlin. Er liebt Berlin sehr und spricht gut deutsch; ich sprach ihm viel von Rahle und von Ihnen. Ich denke, er wird Ihnen gefallen. Lebt Dore noch? Grüßen Sie sie herzlich; ich weiß daß sie mich nicht vergessen hat. Es kann nicht anders! —

Ich habe voriges Jahr die Rheinfahrt gemacht, ich ging von Paris nach Brüssel, von dort nach Köln, alsdann mit das Dampfschiff den Rhein runter bis Koblenz, Götterwetter! Von dort nach Karlsruhe, Heidelberg, Manheim, Straßburg und Basel wo ich 6 Wochen blieb bei meine Schwester. Es ging mich ganz gut, ich genoß mit Freude und Lebenslust alle Lebensfreude. Auch das ist vorüber und ich bin in meiner stillen Wohnung zurück!

Wissen Sie daß mein Mann gestorben ist; Sie erinnern sich vielleicht noch ihn in Baden gesehen zu haben; die letzten zwei Jahre war er ganz kindisch geworden und kannte niemand. Ich bekomme 400 Francs jährlich Pension de veuve und lebe in St. Germain, ein schöner Ort, 8 Lieues von Paris, die Eisenbahn geht alle Stunden für 25 Sous ganz nahe an mein Haus, da profitire ich denn zuweilen nach Paris zu gehen. Sie haben auch Jette Mendelsohn gekannt? Ich sehr gut. Auch die unglückliche Praslin als Kind; gut, daß jene den Schmerz nicht erlebt hat!

Ich hoffe, Sie befinden sich wohl, lieber Freund? Ich bin, Gottlob, gesund, meine Augen gehen weit besser, der Magen ganz gut; ein reelles Glück wenn man alt ist, les dernières jouissances de cette pauvre nature humaine.

Viele Wünſche für Ihre Geſundheit — und was Sie wollen, alles ſoll reüſiren, das iſt mein Wunſch für 1848! — Wenn Sie einen Augenblick können frei ſein, ſo ſchreiben Sie mir wie es Ihnen geht.

Ihre Freundin

Pauline.

Briefe von Stägemann an Dr. Friedrich Cramer in Halberstadt.

Der größte Nachtheil, den die franzöſiſche Emigration über Europa gebracht, iſt, auf Vernunft und Toleranz Mißtrauen und Argwohn geworfen, dafür aber Jeſuitiſm empfohlen zu haben. Häufige Bekehrungen, beſonders in England, zeigen, daß der Zug zur päpſtlichen Theokratie gewaltiger um ſich greift, als man gewöhnlich meint. Läßt ſich denken, daß die weltliche Macht ihn begünſtige, vergeſſend, wie die Kirche oft mit jakobiniſcher Frechheit Zepter und Krone der Fürſten zu Boden trat? In einem andern Sinne, als die Jeſuiten, arbeiten die Bibelgeſellſchaften. Ich habe manches gegen ſie einzuwenden und gehöre keiner an, aber mit unausſprechlichem Vergnügen habe ich beifolgende kleine Schrift geleſen. Nothwendig ſpricht ſie Ihren Geiſt und Ihr Gefühl an. Auf den erſten Blick werden Sie erkennen, daß in ihr weibliche Zartheit athmet. In der That hat ſie eine Frau zur Verfaſſerin und zwar die erlauchte Tochter der Frau von Stael, die junge Herzogin von Broglie *). Zwei vornehme Damen kämpfen dermalen um den Preis der Bewunderung. Aus dem Ei der Herzogin von Duras, dem Roman Ourika, ſind ſchon ein paar Schauſpiele gelockt. Nicht mit vorzüglichem Beifall iſt das eine in dem Theatre du Gymnase gegeben worden. Das andere, dem Theater français beſtimmt, findet Hinderniſſe in der Weigerung der Mlle. Mars, ihr hübſches Geſicht vor dem Publikum anzuſchwärzen.

Mit Mlle. Mendelsſohn bin ich dieſer Tage zuſammen getroffen. Sie befindet ſich wohl, war ſehr artig, geiſtreich, ſoll aber ganz erſchrecklich katholiſch und bigott ſein. Laſſen Sie ſich, um's Himmels Willen, gnädige Frau, keinen ähnlichen Sparren anwandeln.

*) Sur les associations bibliques des femmes. (Extrait des archives du christianisme, Janvier 1824) 8.

1.

Stägemann an Friedr. Cramer.

Berlin, den 10. Juli 1819.

Ihr freundschaftliches Schreiben, verehrtester Freund, vom 18. Mai habe ich etwas spät auf meiner Reise in Muskau in der Oberlausitz erhalten; das vom 4. d. vor einigen Tagen. Schon würden Sie auf das erste meine Antwort erhalten haben, wenn ich bei meiner Zurückkunft nicht so viel Dringendes aufzuräumen gefunden hätte, welches noch vor des Königs Abreise geordnet sein mußte.

Jetzt eile ich, Ihnen zu melden, daß Ihre Besorgniß in Rücksicht Ihrer Schrift nicht begründet ist. Noch habe ich kein ungünstiges Urtheil über sie gehört, aber, ob der Herr Fürst Staatskanzler sie gehörig gelesen und gewürdiget habe, weiß ich bis diesen Augenblick noch nicht, weil ich ihn nur erst einmal bei Tische, sehr flüchtig, zu sprechen Gelegenheit gehabt. Er hält sich auf dem Lande auf, und kam nur einmal seit meiner Anwesenheit in Berlin zur Stadt, um dem Könige vorzutragen. Jetzt kommt er gar nicht herein, und ich bin erst in künftiger Woche zu ihm hinauszufahren im Stande. Die Meinung, die er mir alsdann äußern wird, kann erst meine weitern Schritte bestimmen, da Sie sonst leicht in die Hände des Hrn. Finanzministers gegeben werden würden.

Ihre Ansichten über unsre Lage theile ich in der Hauptsache um so mehr, als ich das trostlose Bild sehr leicht noch zu verstärken im Stande wäre. Nur in Bezug auf Hrn. v. Humboldt bin ich nicht ganz Ihrer Meinung, indem Sie voraussetzen, daß er kein Talent für das wirkliche Geschäftsleben habe. Gewiß, weit eher ein ungemeines; er ist ein sehr tüchtiger, thätiger, unermüdeter Geschäftsmann. Ich kenne seine fehlerhaften Seiten in Bezug auf den Staatsdienst sehr wohl (die Privatneigungen gehen uns nichts an) aber sie sind untergeordnet; einen vollkommenen Minister werden wir vergebens suchen. Da er durch seine Talente, durch seine Einsichten, und durch die öffentliche Meinung über die Andern erhoben ist, so glaube ich eben, daß man sich um ihn versammeln müsse, daß er selbst sein Ministerium mit Männern umgebe, die er auch brauchen kann. Unsre Verwaltung wird durch einige Einheit, die sich im Staatskanzler findet, noch zusammengehalten; der Willkür der Minister würde ohne dieses, und so lange wir keine Repräsentations-Verfassung haben, Thür und Thor geöffnet seyn. Geht der Staatskanzler ab, bevor wir diese Verfassung ausgeführt sehen, würde alles in sich selbst versinken, wenn nicht Ein Minister dasteht, der die übrigen imponirt. Beyme ist dazu nicht ganz geeignet, so redlich er es meint und so sehr er noch jetzt des Königs Vertrauen besitzt. Es ist zu weitläuftig, hierüber in ein Detail einzugehen. Hoffentlich können wir uns mündlich einmal darüber unterhalten.

Sobald ich den Hrn. Fürsten Staatskanzler gesprochen, (und ich denke, Montag den 12. d. zu ihm auf's Land zu fahren) schreibe ich Ihnen und theile Ihnen die Data zu einer neuen Vorstellung mit, die Sie an ihn einsenden sollen. Es wird sich wohl so einrichten lassen, daß von

Ihrer anderweiten Bestimmung, wenn Sie es wünschen, noch nicht die Rede sein darf.

Mein heutiges Schreiben ist nur provisorisch, um Sie nicht noch länger ohne Antwort zu lassen. Die Naumburger Messe ist ein Scandalum der tollsten Art. Gott weiß, wer hier die Meßordnung zusammengebraut. Aber mich dünkt, daß der Hr. Minister Gr. Bülow gerade am wenigsten für das Gewerbe-Wesen tauge.

Was Ihre Schrift über Kotzebue betrifft, so ist das Kabinets-Archiv Friedrichs des Großen noch zur Zeit nicht so geordnet, daß ich Ihnen wegen des Adelsgesuchs, von dem ich auch früher schon erzählen gehört habe, etwas Bestimmtes verschaffen könnte. Vielleicht mittelt der Zufall etwas aus. Sobald ich es erfahre, werde ich es Ihnen, doch für Ihre Schrift schwerlich zeitig genug, mittheilen. Daß hier eine Todtenfeier kürzlich Stattgefunden, werden Sie in den Zeitungen gelesen haben. Das Publikum sagt, die Sache sei vom Könige ausgegangen. Besser Unterrichtete versichern: daß nur Hr. Graf Brühl die Schuld trage, der König habe sich ganz leidend verhalten. Hier sind seit einigen Tagen Verhaftungen junger Gelehrten, die im Verdacht des Liberalismus bei der Parthei der Ultra's stehen, vorgenommen worden, z. B. eines Herrn v. Hennig, D. Bader, D. Jung, Rödiger, Hr. v. Wangenheim, vielleicht noch andere. Es wird nichts dahinter seyn, und unsre Polizei sich einen großen Scandal bereitet haben. Zufällig ist auch in Paris ein Lärm unter den jungen Leuten, indem man sich genöthigt gesehen hat, die Rechtsschule zu schließen. Es scheint eine Influenza der Jugend zu herrschen.

Mein herzlichstes Lebewohl und die Versicherung der vollkommensten Hochachtung und treusten Ergebenheit.

Staegemann.

2.

Berlin, den 13. Februar 1822.

Mein verehrteſter Freund,

Wenn ſie wüßten, wie es jetzt auf meinem Tiſch, auf meinen Stühlen, in meinem Kopf einen Tag wie alle Tage ausſieht, ſo würden Sie ſelbſt mein heilloſes Stillſchweigen aus Mitleid entſchuldigen. Ich weiß nicht, wie ich mich meinem gegenwärtigen unnützen und lebenfreſſenden Thun und Treiben entziehen ſoll, und bedarf einer leichtſinnigen Philoſophie, um mich Oben zu erhalten. Der Hr. Furſt Staatskanzler hat die Einrichtung getroffen, daß alle bei ihm eingehende Sachen an mich zunächſt geſchickt werden, theils um ſie unter die Arbeiter ſeines Büreaus zu vertheilen, theils um ſie ſelbſt zu bearbeiten. Schon das Leſen alles dieſes Zeuges nimmt einen großen Theil meiner Zeit in Anſpruch; ich muß aber auch den größern Theil ſelbſt bearbeiten und die übrigen Arbeiten wenigſtens correvidiren. Dabei muß ich nie vergeſſen, daß der Staatskanzler an des Königs Statt iſt und ein väterliches Regiment gründlich führen ſoll, daß alſo mit Miniſter-Reſolutionen: „daß das Suchen nicht ſtatt finde", u. d. gl. den Leuten nicht aufgewartet werden dürfe, daß man ihnen verſtändig, ernſt und milde antworten muſſe. Die Sache wird mir alſo ſehr ſauer gemacht, mehrentheils durch mich ſelbſt, ich kann es aber nicht ändern. Dazu kommen nun die Kämpfe mit den Miniſtern, mit den Ariſtokraten, mit den Finſterlingen. Ich bin alſo wohl mit Recht lebensmüde.

Auch der Troſt der Muſen reicht nicht mehr hin, da der Akten-Jammer ſie endlich doch verſcheucht.

Meine Krankheit iſt durch Karlsbad zwar geheilt, aber

an den Augen leide ich seit einigen Monaten wieder sehr; kurz es geht alles zu Ende.

Von unsrer Constitution wird Ihnen Hr. S. Caspari das Wesentliche erzählen. Unter dem Vorsitze des Kronprinzen ist vom Könige eine Commission niedergesetzt, die sowol die allgemeinen Bestimmungen, als die Lokal-Modalitäten berathen soll. Für die letztern ruft diese Commission Eingesessene jeder Provinz zusammen, und hat mit der Mark den Anfang gemacht; jetzt wird zu Pommern übergegangen. Ob von einer Repräsentation oder nur von sogenannten provinzialständischen Verfassungen die Rede in der Commission sey, wissen wir Andern nicht. Es sind verständige Männer in dieser Commission, z. B. Hr. v. Schönberg und Hr. v. Vincke. Doch sind sie auch Edelleute. Der Herr Minister v. Voß scheint wohl das Meiste zu wirken. Man hält dafür, daß er nach des Fürsten Abgange zum Staatskanzler bestimmt sei, woran ich noch zweifle. Ich höre, daß einer der Umtriebe oder Betriebe unsrer Märkischen Herren die Herstellung der alten Verwaltungs-Bezirke sei. Zwar bin ich auch nicht damit einverstanden gewesen, daß man die alten Provinzial-Eintheilungen nicht besser respectirt hat, da es aber einmal geschehen, und zu einer Zeit geschehen ist, deren Iniquität vieles rechtfertigte und entschuldigte, so würde jetzt eine große Thorheit seyn die Sache wieder umzustoßen und eine neue Unordnung zu organisiren. Lustig ist es zu lesen, wenn ein Ministerium, an dessen Spitze ein Minister steht, der sich zu den Republikanern gewiß nicht zählen wird (das Min. des Innern und der Polizei) von der Republikation des allgemeinen Landrechts spricht.

Uebrigens ist immer noch böse Zeit. Die Demagogen-Riecherei hört noch keinesweges auf, sondern verstärkt sich,

wie freilich eine natürliche Folge des ganzen Syſtems iſt. Denn aus dem Unrath geht immer eine Inſektenſchaar hervor, die neuen Unrath macht, und das Völkchen der Delatoren und Denuntianten grünt und blühet recht luſtig unter dem Schirme der Polizei. Einer dieſer Kauze, Herr von Otterſtedt, Geſandter an den Höfen von Darmſtadt und Naſſau, hat ausgewittert, daß Wilmanns in Frankfurt ein Werk von Hoffmann: König Floh, verlege, worin Andeutungen auf die Maynzer Commiſſion, aus den Unterſuchungs-Akten entlehnt, vorkämen. Hoffmann war ein Mitglied der hieſigen Commiſſion. Nun wäre es freilich leichtſinnig, wenn H. ſich der ihm amtlich in die Hände gekommenen Akten bedient hätte, um eine Plaiſanterie über die Commiſſion und deren Leiter ins Publikum zu bringen, indeß gewinnt die Otterſtedtſche Delation dadurch nichts. Hoffmann wird wahrſcheinlich durch Kabinets-Ordre entlaſſen werden, wie de Wette, wenn er es erlebt; denn er liegt gefährlich krank und es hat ihm die ergangene Kabinets-Ordre, nach welcher er ſich vor einem Commiſſarius erklären ſoll, ob er ſich zu dem Spaß bekenne, zur Zeit nicht publicirt werden können. Er wird, wenn er wieder hergeſtellt wird, am beſten thun, ſeinen Abſchied ſofort zu geben. Das Gehalt eines Kammergerichtsraths wird ihm ſeine Feder wohl verſchaffen.

Abends.

So eben komme ich aus zwei Geſellſchaften, aus der letzten natürlich zuletzt. In der erſten war ich an der Seite des Hrn. v. Caspari und ſeiner Familie, in der andern unſern dem Hrn. Harſcher v. Almendingen — Herrſcher von Allendingen. — Ich habe mich ſehr gefreut, auch die Familie des Hrn. v. Caspari kennen zu lernen, da ſie

bisher mir fremd geblieben, auch in dieser unseligen Carnevalszeit, wo ich mich von allen Abendgesellschaften zurückziehe, wenig Gelegenheit für mich gewesen war, sie kennen zu lernen. Sehr bedaure ich nur, daß ich wenige Augenblicke Gelegenheit gehabt habe, in ihrer Gesellschaft zu seyn.

Sie erhalten hier den 2ten Band der Contemporains. Eine sehr philisterhafte Einrichtung, die das Min. der ausw. Angelg. in Ansehung der Pariser Courier-Reisen getroffen, indem die Couriere gar keine Privatsachen mehr mitbringen sollen, wird mich vielleicht verhindern, Ihnen die folgenden Theile, die sehr sparsam erscheinen, schnell zu verschaffen. Indeß habe ich mir dieserhalb schon eine Einrede erlaubt, die man vielleicht respectirt.

Ich besorge sehr, Ihnen noch nicht einmal meinen Dank für die französischen Dichter gebracht zu haben. Sie behalten diesen Dank noch zu gut. Kommen Sie nur bald einmal nach Berlin.

Die herzlichsten Grüße an Hrn. Kramer Schmidt. Ich hoffe, daß er wegen seiner Forderungen vom Finanz-Ministerium, nach meiner Einleitung befriedigt ist. Einige Verse, die ich beifüge, theilen Sie wohl gütigst ihm mit. Auch an das Körte'sche Ehepaar und Hrn. Geh. R. v. Strombeck meine freundschaftlichsten Grüße. — Mein ganzes Haus ist voll Supplicanten und der Hr. Staatskanzler will übermorgen nach Hardenberg reisen. Also kurz und gut totus tuus.

Stägemann.

3.

Berlin, den 22. Juli 1822.

Sie sind es von mir schon gewohnt, hochverehrtester Freund, daß ich meine Briefe mit Entschuldigungen anfange; und so bitte ich auch heute wieder um Verzeihung, daß ich Ihnen meinen Dank für die gütige Uebersendung Ihrer Ergänzungen u. s. w. so spät darbringe. Ich habe mich allerdings ein wenig verwundert, daß Sie sich mit diesem irdischen Zeuge befaßt haben. Damit ich Ihnen jedoch die Ueberzeugung verschaffe, daß ich schon ernstlich hineingeschaut habe, monire ich S. 217. §. 516 sowol das Monitorium als die Ober-Rechnungskammer, statt Ober Rechenkammer. Wenn unsere Sprache durch Anfügung eines Substantivs an ein Verbum ein zusammengesetztes Wort bildet, so daß dem Substantiv durch das Verbum ein unterscheidender Begriff beigelegt werden soll, so verwandelt sie, ohne Ausnahme, das Verbum mittelst Hinwegwerfung der Biegung des Infinitivs en. Aetzmittel, Betschwester, Drehorgel, Fechtboden, Gießhaus, Hemmschuh, Impfanstalt, Keichhusten, Lockvogel, Meßkunde, Nähnadel, Packhof, Quecksilber, Reitbahn, Schießpulver, Treibhaus, Waschbank, Zählbrett, nicht Fechtenboden, Lokkenvogel ꝛc. und so auch Rechenkammer und Zeichenkunst (von rechenen und zeichenen).

Lassen wir es also bei Friedrichs des Großen Ober Rechenkammer. — transeant nugae!

Man hat uns Hoffnung gemacht, Sie einmal wieder hier zu sehen. Ihr litterarisches Wirken wird Sie freilich wohl an solchem Zeitverluste hindern.

Aus unserm Archivwesen kann vor der Hand noch nicht viel werden. Vielleicht geht nach und nach aus der Schreiberei etwas hervor.

Hr. v. Strombeck thut mir sehr leid, und ich werde mit vielem Antheil für ihn zu würken suchen. Meine Würksamkeit ist aber in Bezug auf den Herrn Justizminister sehr beschränkt. Aufrichtig gesagt, bin ich jedoch zweifelhaft, ob Hr. v. St. für das Obertribunal passen würde, wenn ich die Wahl der Räthe hätte, dermalen, unstreitig.

Herr R. R. Schöpfer besuchte mich hier, und ambirte auch die Präsidentenstelle. Es kam mir gleich vor, daß es vergeblich seyn werde. Ich habe ihn auf der Universität, nicht sehr nahe, gekannt. Hr. Mühler hat einen vorzüglichen Ruf, doch habe ich mit ihm in keiner Berührung gestanden.

Ich schicke Ihnen zwey Theile des französischen Zeitgenossen, und zwey Exemplare einer Ode, zu der ich mich wieder habe verleiten lassen. Eins haben Sie doch die Güte mit meiner freundschaftlichsten Empfehlung an Hrn. Kl. Schmidt zu geben. Ich wünsche, daß das Gedicht Ihres und seines Beifalls sich erfreuen möge. Man hat hier auf der einen Seite die Augen aufgerissen, daß ich das Gedicht an zwey disgratiirte Minister zugeeignet habe, auf der andern Seite pfiffig bemerkt, daß ich von ihrer baldigen Restauration besser als andre unterrichtet seyn werde.

Es liegt dabei außer alter Freundschaft (denn Boyen war mein Universitätskamerad und hat mir späterhin Wohlwollen erwiesen, und Boyen war mir als Fähnrich schon von einer tüchtigen Seite bekannt) nichts zum Grunde, als die Erinnerung: wie vielfältig wir mit Scharnhorst ehemals politiirt und daß Boyen Chef des Bülowschen Generalstabes war. — Des Schlusses wegen wünschte ich, daß das Gedicht den Wienern bekannt würde. Ich habe hier nur 50 Exemplare abdrucken lassen, darum muß ich mich auch entschuldigen, daß ich an Hrn. Körte keins schicke;

man hat ſie mir hier eigentlich weggeriſſen, und ich bin ganz verwundert, daß die lyriſche Poeſie noch Gönner habe.

Unſer Freund Brockhaus hat hier eine kurioſe Unbill durch den Hrn. Polizeiminiſter erfahren, der jedoch auch zu entſchuldigen iſt, weil es billig immer vermieden werden muß, einen irascibeln Mann zu erzürnen. Hr. B. ſchiebt die Schuld mit Unrecht dem H. Klindworth zu. Es gehört nur zu den Zeichen der Zeit, daß ein ſo jämmerliches Subjekt einiges Aufſehn erregen könne.

Mein herzliches Lebewohl.

Totus tuus
Staegemann.

4.

Berlin, den 26. Okt. 1822.

Ihr freundſchaftliches Schreiben vom 22. d. M. habe ich durch die fahrende Poſt ſchon vorgeſtern zwar erhalten, es iſt mir aber nicht möglich geweſen, bis heute mit dem Hrn. Finanzminiſter über die Angel. des Hrn. G. R. v. Strombeck und ſeines Herrn Schwiegerſohns zu ſprechen, weil Freitags und Sonnabends alle meine Zeit für den nach Verona abgehenden Kourier in Anſpruch genommen wird. Ich habe mich daher für jetzt darauf beſchränken müſſen, mir die Akten des Kgl. Finanz-Miniſteriums vorlegen zu laſſen, aus welchen ich erſehen habe, daß die Abänderung auf einen Bericht der Regierung vom 20. Sept. angegeben iſt, worin ſie ſich

a) für den Oberförſter Hanſtein zu Letzlingen verwendet und ihn zu der für Hrn. Zeller beſtimmten Stelle vorſchlägt,

Mein Brief an Hrn. von Varnhagen iſt bereits außer meinem Bereich. Ich käme ſchön an, wenn er die Bemerke über Goethe des Druckes werth erachtete. Sie ſind voll Nachläßigkeiten. Im ſchlimmſten Fall wünſcht' ich, würde geleſen: alt und ſatt geſeſſen klopft' er — ꝛc. an die Pforten ꝛc. Sie werden ihm aufgethan.

Ah! da wirft die Sonne durch Wolken einen Blick in mein Zimmer. Ich kann der Lockung nicht widerſtehen und verlaſſe Sie, gnädige Frau, um einer Nebenbuhlerin willen, der Sie doch nicht anders als hold ſein können. Wärmen Sie ſich ebenfalls an ihren Strahlen.

Leben Sie wohl. Bleiben Sie meine theilnehmende Freundin.

Ich bin mit ehrerbietiger Liebe und Ergebenheit

Ihr Altardiener

Oelsner.

44.

Oelsner an Varnhagen.

Paris, den 8. April 1824.

Endlich geht ein Kourier. Wegen Pamphlet des pamphlets weiſe ich Sie auf Hrn. von Stägemann. Erzeigen Sie mir zugleich die Güte, dem edlen Staatsrathe eines meiner ſehnlichſten Anliegen zu Gemüth zu führen. Vor einiger Zeit ſandte ich ihm zur Probe das erſte Stück der in Heften erſcheinenden zweiten Auflage des Tulaure'ſchen Geſchichtsbuchs von Paris. Herr von Stägemann trägt kein Verlangen nach dieſem Werke. Nun werde ich unaufhörlich um Rückgabe jenes erſten Stücks gemahnt. In Ermangelung

b) Hrn. O. F. Grashoff zu Schnöggersburg zum Nachfolger des H. Hanstein und

c) Hrn. Z. zum Nachfolger in Schnöggersburg vorschlägt.

Dieses ist unterm 15. Okt. bereits genehmiget worden, doch mit der Maasgabe, daß Hr. Z. nach Letzlingen kommen und Hr. G. in Schnöggersburg bleiben soll.

Nach den Akten ist Letzlingen um 50 Thlr. Gehalt schlechter als Grüneberg, dagegen soll Grüneberg 40 Thlr. weniger Ländereipacht tragen.

Ob es noch zu redressiren seyn wird, steht dahin. Ich werde mein Möglichstes thun. Versichern Sie vorläufig meine freundschaftlichste Empfehlung an Hrn. G. R. v. Strombeck.

Mit der Dienstags-Post schreibe ich Ihnen weiter. Ich habe, da ich gestern Morgen durch den aus Verona eingetroffenen Kourier eine Menge Arbeiten erhielt, die mit dem heute Abend abgehenden Kourier überschickt werden müssen, nur Zeit Ihnen zu sagen

totus tuus
Stägemann.

5.

Berlin, 4. März 23.

Verehrtester Freund,

Da ich Ihnen ausführlich zu schreiben, durch eine langweilige Konferenz verhindert worden bin, die morgenfrüh abgehende fahrende Post aber nicht gern versäumen mag, so schicke ich Ihnen heute nur diese Zeilen mit dem einzigen an mich gelangten Theil der französischen Biographieen.

Seltsam genug ist es, daß ich seit dem Tode des Für-

ſten Staatskanzlers inaktiv und doch weniger Herr meiner Stunden bin, als zuvor. Noch habe ich keine weitere Beſtimmung erhalten, wie denn über die anderweitige Organiſation unſrer Verwaltung bis jetzt nichts beſtimmt worden iſt. Vielleicht leben wir noch eine Zeitlang in dieſem glückſeligen Zuſtande, der zuletzt auch ein Far niente für mich herbeiführen wird.

Mit der reitenden Poſt ſchreibe ich Ihnen weiter und empfehle mich bis dahin Ihrem freundſchaftlichen und wohlwollenden Andenken.

Staegemann.

6.

Berlin, d. 8. März 1823

Ihre Archiv-Angelegenheit, mein theuerſter Freund, wird ſo lange ruhen müſſen, bis der König über die Lücke, die durch den Tod des verewigten Fürſten Staatskanzlers entſtanden iſt, definitiv entſchieden haben wird. Aus einigen Zeichen glaube ich zu entnehmen, daß es die Abſicht Sr. Majeſtät ſey, das Archiv-Weſen der obern Leitung des Kgl. Miniſteriums der auswärtigen Angelegenheiten unterzuordnen, welches auch für das hieſige Staats- und Kabinets-Archiv ganz angemeſſen ſeyn würde, wogegen im Allgemeinen das Miniſterium der wiſſenſchaftlichen Angelegenheiten die eigentlichſte Behörde ſeyn würde. Wir müſſen nun das Nähere erwarten.

Mich ſelbſt hätte der Tod des Fürſten nicht überraſchen ſollen; in der That war ich, als ich ihn am Abend ſeiner Abreiſe nach Verona an den Wagen begleitete, davon überzeugt, daß er nicht zurückkehren werde. Dennoch hat

mich die Nachricht von ſeinem Hingange ſehr erſchreckt. Da mit ihm meine bisherige Amtswürkſamkeit aufgehört hat, ſo bin ich ſeitdem mehrentheils in Unthätigkeit verſetzt, die Geſchäfte im Staatsrath und einige commiſſariſche Arbeiten abgerechnet. Wäre auch der Tod des Hrn. v. Voß nicht ſo ſchnell erfolgt, würde ich vielleicht früher in eine neue Würkſamkeit getreten ſeyn. Jetzt muß ich nun, wie viele Andere, die weitern Anordnungen erwarten. Das Ungewohnte und Ungewiſſe meiner Lage macht mich auch für poetiſche Arbeiten unfähig. Ich war ſo eben im Begriff, unſerm Freunde Schmidt eine Ode zum Neuenjahr anzufertigen, aber ſeit dem 11. Decembr. iſt mir aller Muth, mich den Muſen zu nähern, gänzlich erloſchen. Vielleicht hat jedoch auch eine körperliche Krankheit in ſo verdrüßlicher Art auf mich gewirkt, da ich jetzt täglich an Kopfſchmerz leide, den ich auch nur im Sprudel von Karlsbad wieder ertränken werde. Mit den wiederkehrenden Lerchen werde ich auch neue Kraft zum Geſange ſchöpfen, und die Vollendung meiner Ode an Schmidt, dem Sie mich gütigſt empfehlen wollen, dem ich auch nächſtens ſelbſt ſchreiben werde, ſoll mein erſtes neubeginnendes Leben ſeyn. Beim verewigten Fürſten würde ich ihm vielleicht ein Anerkenntniß am Ordensfeſte haben verſchaffen können; für jetzt iſt wohl die Ausſicht verſchwunden, worüber mündlich ein Mehreres.

Ich leſe jetzt viel, mehrentheils Altes. An den Montholon-Gourgaudſchen Memoiren und dem andern über und von Bonaparte geſchriebenen Zeuge kann ich mich wenig erbauen. Der Kontraſt kleinlicher und leidenſchaftlicher Reden tritt zu ſtark hervor, wenn man ſich der gewaltigen Handlungen erinnert. J. v. Müller habe ich mit großem Antheil wieder geleſen. Wie traurig, daß er

die Herſtellung des Reichs Friedrichs des Großen nicht erlebte!

Der Hr. Feldmarſchall G. v. Kleiſt war ein höchſt redliches und treues Gemüth. Aber für den Dienſt des Vaterlands war er verloren, da er den Keim einer tödlichen Krankheit in ſich trug. Man verſichert, der König habe ihn kurz vor ſeinem Tode zum Präſidenten des Staatsraths ernannt, eine Funktion, die er ſchwerlich noch angemeſſen hätte vollführen können. Zuverläſſig weiß ich es nicht.

Ein Schreiben des Hrn. v. Bangerow habe ich in dieſen Tagen erhalten. Haben Sie die Gefälligkeit, ihn verbindlich zu verſichern, daß ich mit aufrichtigem Vergnügen mich für ſeine Angelegenheiten intereſſiren werde, ſoweit und wirkſam es mir nur immer geſtattet wird.

Von der künftigen Geſtaltung meiner Amtsverhältniſſe wird es abhangen, ob ich an meine Reiſe nach Karlsbad eine Reiſe in Ihre Gegend werde anknüpfen können. Sehr erfreulich würde es mir ſeyn.

Empfangen Sie für heut mein herzliches Lebewohl und bewahren Sie mir eine wohlwollende und freundſchaftliche Erinnerung.

Staegemann.

7.

Berlin, 23. März 1823.

Der letzte aus Paris eingetroffene Kourier hat mir den beigehenden Band der biographie des Contemporains überbracht, den ich Ihnen ſofort überſchicke, mein verehrteſter Freund. Mein Pariſer Korreſpondent ſchilt beſonders die Abfaſſung der Artikel über die ausländiſchen Zeitge-

nessen. Ich habe nur drin geblättert, und gefunden, daß der Hr. Staatskanzler unter dem Artikel Hardenberg noch lebt, unter dem Artikel Humboldt aber schon begraben ist. Der sel. Feldmarschall Kalkreuth wird zum österreichischen General gemacht. Den Tugendbündener Hoppe kennt keine Seele. Indeß transeat cum caeteris.

Hier ist noch Alles beim Alten. Es ist wenig wahrscheinlich, daß der Schluß des vorbesagten Artikels der biographie wider den Willen der darin benannten beiden Herrn erfullt werden dürfte. Beide habe ich, so zusammengestellt und so ihnen gewisse Dinge in die Schuhe giebend, noch nirgend gefunden.

Ich empfehle mich Ihrem freundschaftlichen und wohlwollenden Andenken.

Staegemann.

8.

Berlin, 8. April 1823.

Die beiden Exemplare Ihrer Ergänzungen ꝛc. sind punktlich an mich abgegeben worden, verehrtester Freund. Sie können den Herrn Reun und Reunziger unbedenklich decharguren. Ich würde vorschlagen, das für den verewigten Fürsten bestimmte Exemplar dem Hrn. v. Heyne Namens Ihrer zu überreichen. Zwar ist die fürstliche Bibliothek zum Fideicommiß gewidmet, ich meine jedoch, daß sich die Mäuse in Neuhardenberg, woselbst die Bibliothek aufgestellt werden soll, an das Fideicommiß nicht kehren werden; auch habe ich selbst dem Fideicommiß-Erben gerathen, die Bibliothek zu verkaufen, welches sich, prout res jacet, ohne Verletzung der Hauptsache realisiren läß.

Es scheint übrigens nicht ganz unwahrscheinlich, daß Hr. v. B. nächstens wieder in das Ministerium eintreten werde. Ist Ihnen mein Vorschlag genehm, so überschicken Sie mir gütigst einige Zeilen, mit denen ich das Exemplar befördern werde.

Vor einigen Wochen besuchte mich Ihr Mitbürger Hr. Dölle. Dem Mann scheint das Wasser an die Kehle zu steigen, aber eine Portion Narrheit kann ich ihm nicht absprechen.

Ihren Wunsch, Ihnen einige Nachträge für das Conversations-Lexicon, betreffend die Biografie des verewigten Fürsten, zu überschicken, werde ich gern erfüllen. Ich muß mich indeß mehrentheils mit fremden Federn schmücken.

Hormayr mag ich nicht leiden. Er ist antipreußisch und vor Wuth, poetisch zu seyn, antipoetisch. Ich werde indeß auf Ihre Empfehlung sein Werk lesen.

Hier ist nichts von Bedeutung vorgefallen. Ueber die Organisation des höhern Geschäftsganges haben S. Maj. noch immer nichts entschieden. Auch ist wieder alles still von der provinzialständischen Verfassung.

Heut wurden wir durch die Nachricht von einer lebensgefährlichen Krankheit des Hrn. v. Ladenberg erschreckt, indem eine Sitzung des Staatsraths, worin er den Vortrag haben sollte, abgesagt wurde, weil er nervenskrank sei. Es war aber nichts weiter, als eine Kolik, von der er zuweilen befallen wird.

Nächst dem Herrn v. Hess in Hamburg habe ich jetzt auch meinen alten Freund Herrn v. Baczko in Königsberg verloren. Sie hatten die häßlichsten Gesichter, die mir jemals vorgekommen sind. Als ich den ersten, der ein Buch: „Versuche zu sehen" geschrieben, vor

vielen Jahren sah, machte ich ein schlecht gereimtes Epigramm:

Nun, das ist wahr, der kann sich nicht verläugnen.
So muß man den Versucher zeichnen.

Nachmals habe ich ihn sehr liebgewonnen. Er war ein sehr redlicher, tüchtiger und geschreuter Mensch, obwohl kein besondrer Chef der Hamburger Bürgergarde, wozu er sich im Jahre 1813 durch mich [obwohl ohne meine Schuld] hatte verleiten lassen.

In der Anlage erlaube ich mir, Ihnen einen Brief an den Hrn. O. L. G. Referendarius Schmidt zu überschicken. Diesen jungen Mann hat das Pupillen-Collegium in einer v. Wilkeschen Verlassenschafts-Sache zum Curator ernannt, und ich interessire mich für den Curanden, einen jungen Burschen, der gar kein Vermögen hat und von seiner dürftigen Mutter, einer geb. v. Barnikow, mit schweren Sorgen erzogen wird. Hr. D. Caspari hatte schon im vorigen Jahre die Güte, mir über eine, diese Curatel betreffende Lehns-Angelegenheit sein Gutachten zu ertheilen. Sie würden mich sehr verpflichten, wenn Sie die eifrige Beförderung der Sache dem Hrn. Schmidt empfohlen, und auch Hrn. G. R. v. Strombeck, der ja wohl ein Mitglied des Pup. Koll. ist, dafür interessirten.

Herzlich mich Ihrem freundschaftlichen und wohlwollenden Andenken empfehlend

Stegemann.

9.

Berlin, d. 9. Mai 1823.

Keineswegs, mein theuerster Freund, ist es meine Meinung, daß Sie unter den vorwaltenden Verhältnissen

in Rücksicht auf den Hrn. v. B., die mir nicht bekannt gewesen sind, ihm eine Aufmerksamkeit beweisen sollen und ich werde Ihr Schreiben nebst dem Buche nicht abgeben. Haben Sie hier nicht einen Freund, dem damit ein Dienst erwiesen? Eventuell schlage ich Hrn. v. Raumer vor, da er doch das Archivwesen inspicirt. Für die freundschaftliche Besorgung der v. Wilkeschen Angelegenheit sage ich Ihnen den besten und verbindlichsten Dank. Ueber Ihr gütiges Anerbieten, mit dem Hrn. Major v. Wilke sich in gütliche Unterhandlungen unmittelbar einzulassen, werde ich sofort mit Frau v. Wilke (die ich wegen häufiger Geschäfte in diesen Tagen nicht habe sehen können) Rücksprache nehmen und Ihnen weiter schreiben.

Der Hr. Graf v. Lottum ist nicht Konferenz-Minister geworden, wohl aber hat er von Sr. Majestät den Befehl erhalten, einen Kabinetsvortrag der von Sr. Maj. ihm zugewiesenen Sachen zu übernehmen. Er ist also insofern in die Funktion des Fürsten Staatskanzlers eingetreten, als dieser auch des Königs nächster und erster Rath im Kabinet war. Ich habe dabei dieselbe Stellung, die ich bei dem verewigten Fürsten hatte. Eine Behörde zur Vermittelung der Ministerien, wie der Fürst Staatskanzler, constituirt er hiernach keineswegs, obwohl ihm die erhaltene Stellung wegen des Vortrags der Immediat-Berichte beim König einen nicht unbedeutenden Einfluß auf die andern Ministerien verschafft.

Das Archiv ist nicht, wie es anfangs hieß, und wie ich Ihnen vielleicht geschrieben habe, an die Ministerien der geistlichen und auswärtigen Angelegenheiten, sondern an die des Königl. Hauses (Hr. Fürst von Wittgenstein) und der ausw. Angel. überwiesen worden. Ich werde nunmehr erst Gelegenheit haben, Ihre Negotia zu geriren.

Das Venturinische Buch ist hier, soviel ich weiß, schon seit wenigstens 6 Monaten verboten. Hr. D. Venturini ist übrigens ein betrübtes Haus, vordem ein blinder und einfältiger Panegyrist des „großen Monarchen, der die einfachste Politik und humanste Publizität, zur Beschämung seiner Gegner, auf den Thron erhob". Indeß will ich dieserhalb die Maasregel, die man wider ihn genommen hat, nicht vertheidigen.

Unsre Retorsions-Verkehrung gegen das russische Prohibitiv-System ist nicht mit meinen Ansichten übereinstimmend. Es hilft uns nichts, und verstockt den andern Theil. Der aufgelöste Traktat war für einige Provinzen, namentlich Schlesien, vortheilhaft; den preußischen, an der Ostsee, hat er geschadet. Dem Schleichhandel kann der Kaiser Alexander nimmer entgehen, und sein neues System wird ihm nichts helfen. Fabriken können bei ihm nur gedeihen durch Konkurrenz, wie überall. Mehr als durch die Besteurung des Schlachtviehs und des Getreides hätten wir ihm schaden können durch einen sehr erhöheten Ausgangszoll auf die Wolle; freilich hätten wir, indem wir seine Juden geschlagen, die unsrigen mitgepeitscht. Das podolische Vieh wird durch Oesterreich nach Schlesien kommen. Ursprungs-Atteste sind nicht schwer zu erhalten und wir verlieren den Vortheil der Handelsstraße.

Vor einigen Tagen hat Hr. v. Cotta mich hier besucht. Er hat wegen der allgem. Zeitung, so wie ich vernehme, auch einigen Verdruß mit unsrer Regierung gehabt. Seine hiesigen Korrespondenten sind auch trostlose Geister.

Ueber meine Reise habe ich noch zur Zeit nichts bestimmen konnen, da ich nun erst wieder in einige Wirksamkeit getreten bin und nun zunächst sehen muß, wie sich die Dinge gestalten werden.

Den Weber habe ich Ihnen beigefügt. Erſt jetzt bin ich die Verwechſelung meines Buchbinders gewahr worden. Mich dünkt, Sie werden nicht viel Ausbeute finden.

Daß Sie mir von Ihren Sorgen ſchreiben, iſt mir unerwartet; ich dachte, da Sie ganz den Wiſſenſchaften leben können, ſei das Ihnen fremd, was wir Andern Sorgen nennen. Der Himmel ſchenke Ihnen einen heitern Mai und ein heitres Herz.

Bewahren Sie mir ein wohlwollendes Andenken und empfehlen Sie mich herzlich unſern Freunden.

Totus Tuus

Staegemann.

10.

Berlin, den 29. Juni 1823.

Mein verehrteſter Freund,

So vielerlei und mancherlei ich Ihnen auch zu ſchreiben hätte, ſo muß ich mich doch in dieſem Augenblicke, da vor der Abreiſe Sr. Maj. (am 5. k. M.) noch ſo verſchiedenes zu beſeitigen iſt, auf das Wichtigere beſchränken, nämlich auf den Troſt für Sie wegen des Umzuges nach Magdeburg.

Da Sie noch nicht fertig ſind, ſo übereilen Sie ſich auch nicht. Ich werde hier die weitern Maasregeln nehmen, daß Sie in die kahle, kalte, klangloſe Feſtung nicht eingeſperrt werden ſollen. Hierbei müſſen Sie ſich vorläufig beruhigen. Vor der Abreiſe des Hrn. Fürſten v. Wittgenſtein kann ich nichts Weſentliches unternehmen, und werde nun durch den Hrn. A. R. Tzſchoppe nähere Erkundigung über das, was man eigentlich mit dem Archive beabſichtige, worüber man noch gar nicht im klaren

deſſelben fällt mir das enthauptete Ganze auf die Taſche. Es lohnt ſich der Müh', ein Opfer von 120 bis 130 Francs zu ſparen.

Herr von Stägemann, mit Amtsgeſchäften überladen, hat immer keine Zeit gehabt, meine Bitte zu berückſichtigen. Inmittelſt wäre mir außerordentlich gedient, wenn er die Gefälligkeit hätte, unter ſeinen Papieren nachſuchen zu laſſen.

Der gute Einſiedler iſt kränklich, ich hoffe ohne Gefahr. Die Rechtfertigung glaubte er dießmal nicht leiſten zu können. Dagegen hat er mir freiwillig Gnomen über den Bart angeboten, der ihn mancherlei Neckereien bloßſtellt. Man hat den ſeltſamen Greis irgendwo als eine Art von Alchimiſten geſchildert, ſein Aufzug iſt allerdings der eines Trismegiſt. Er ſitzt an ſeinem Kamin, nicht um Gold zu machen, ſondern mittelſt eines Blaſebalges Silben hervorzubringen. Von dem Worte: „Schwebe" will ihm durchaus nur die erſte Hälfte gelingen.

Bis zwei Uhr kann ich warten. Meldet ſich nichts aus dem Hotel des deux Siciles, ſo ſiegle ich.

Leben Sie wohl und beurtheilen mich ſtets mit Schonung und Nachſicht.

Hochachtungsvoll

der Ihrige

Oelsner.

ist, einziehen, und Ihnen mittheilen. In 8 Tagen schreibe ich Ihnen ein Mehreres, und werde Ihnen sodann auch einen Brief für Hrn. v. Cottendorff (ich weiß nicht, warum der wohltönende Cotta mit diesem übelriechenden Cottendorf vertauscht ist) zur weitern, aber vorsichtigen und sichern Besorgung überschicken. Mich dünkt, Sie würden ihm der beste Korrespondent über Preußen seyn, und ich selbst würde Ihnen von hieraus wesentliche Dinge, die sich zur öffentl. Mittheilung durch die allgemeine Zeitung wohl eignen, gern mittheilen.

An Hrn. v. Motz schreibe ich mit der nächsten Post, und bin im Voraus seiner Theilnahme versichert.

An die Hrn. Minister schreiben Sie noch nicht.

Für Ihr freundschaftliches Anerbieten wegen der Geschichte der Künste und Wissenschaften danke ich verbindlichst und obwohl ich einzelne Theile besitze, (indem Schulz mir theils manche verschleppt hat, theils die Anschaffung von mir nicht fortgesetzt worden ist,) so will ich doch sehr gern die [illegible], B. ersteben und überlasse Ihnen die weitere gefällige Besorgung.

Mich für heute Ihrem wohlwollenden Andenken herzlich empfehlend

Staegemann.

11.

Berlin, den 17. Juli 1823.

Theuerster Freund.

Eine 14tägige Krankheit hat mich von manchen Geschäften und von meiner schon vor 8 Tagen bestimmten Reise nach Karlsbad abgehalten. Jetzt bin ich so weit hergestellt, daß ich morgen auf 4 Wochen meine Reise an-

trete. In Ihrer Archiv-Angelegenheit habe ich noch nichts Wesentliches thun können; an Hrn. v. Voß habe ich geschrieben. Er wird gewiß, was an ihm ist, die Hand zu Ihrem Frieden bieten. Mit dem Fürst v. Wittgenstein habe ich noch nicht gesprochen, weil er seit Anfang dieses Monats abwesend ist. Wir müssen die Sache schon bis zu meiner Zurückkunft ruhen lassen, und sie alsdann ernsthaft zur Hand nehmen. Verständige Leute, indeß vielleicht mit Unrecht, weil sie wohl etwas partheiisch seyn könnten, tadeln den allgemeinen Archiv-Plan. Ich habe ihn noch nicht gesehen.

Den Brief an Hrn. v. Cotta lege ich Ihnen offen bei und stelle Ihnen nunmehr anheim, was Sie damit beginnen wollen.

Entschuldigen Sie mich doch gütigst beim Hrn. Ref. Schmidt, daß ich ihm in der Wilke'schen Sache noch nicht gedankt habe. Ich werde von der Reise in dieser Sache weiter schreiben. Geld wird für die eigene Annahme des Guts von Seiten der Minorennen schwer aufzutreiben seyn. Indeß muß man weiter sehn. Vielleicht entschließt sich die Mutter selbst zur Reise.

In Rücksicht auf Ihre Theilnahme an meinen sämmtlichen Verhältnissen melde ich Ihnen auch, daß ich meine Tochter verlobt habe, und zwar an den Legationsrath von Olfers, denselben, der einige Jahre mit Graf Flemming in Brasilien und zuletzt Geschäftsträger unseres Hofes in Lissabon war.

Mich treibt aber die Reise von dannen. Also nur noch herzliches Lebewohl und den freundschaftlichsten Gruß an unsern Freund Hrn. Schmidt.

Totus Tuus

Stägemann.

12.

Berlin, d. 30. Aug. 1823.

Hochverehrteſter Freund,

Leider! habe ich die Anlage in dem Augenblicke meiner Zurückkunft nach Berlin, mithin zu ſpät empfangen, um bis zu dem von Herrn Höfer auf den 2. d. M. ſchon beſtimmten Termin Gegenbefehl zu erwirken. Ueber die Urſache behalte ich mir eine mündliche Mittheilung vor, da wir uns doch hoffentlich in Kurzem ſehen werden.

Hr. v. Motz hat mir bis jetzt nicht geantwortet.

Ich habe in der That nicht erwartet, daß man zu einer Zeit, wo man mit der Bildung von Provinzialſtänden beſchäftigt iſt, eine Maasregel ausführen werde, die den Ständen der Provinz unmöglich angenehm ſeyn kann. Wäre ich nicht genöthigt geweſen, 6 Wochen auf meine Reiſe zu verwenden, und hätte ich nicht alle meine Zeit vor der Abreiſe auf die dringendſten Dienſt-Angelegenheiten anlegen müſſen, ſo würde es mir möglich geweſen ſeyn, frühern Aufſchub zu erlangen. Jetzt iſt mein Rath dieſer:

Daß Sie ſich ganz der Verfügung unterwerfen, und nicht einmal die Miene annehmen, als ob Ihnen ſolche nicht angenehm ſey, vielmehr ſich anſchicken, nach Magdeburg zu gehen und ſich nur etwa noch 2 bis 3 Monate zur Ordnung Ihrer häuslichen Angelegenheiten eine Friſt erbitten, die Sie ſodann benutzen müſſen, um auf's baldigſte eine Reiſe (incognito) hierher zu machen. Die Mittheilungen des Hrn. Höfer werden Sie in Stand ſetzen, zu beurtheilen, wie bald Sie mit Sicherheit hieher kommen können. Reiſen Sie zunächſt nach Magdeburg, ganz oſtenſibel; Sie müſſen doch daſelbſt für eine Einrichtung An-

halten treffen. Von dort können Sie ja leicht auf einige Tage herüber kommen.

Meinen weitern Plan werde ich Ihnen sodann mittheilen. Nur bitte ich Sie sehr, gegen Hrn. Höfer bonne mine à mauvais jeu zu machen und nicht im Geringsten sich etwas merken zu lassen. Ich halte dieses dringend nöthig.

Von Karlsbad aus habe ich Ihnen geschrieben; nur wenige Zeilen; viel zu schreiben ist dort untersagt. Hr. Dr. Löwen übernahm die Besorgung des Briefes. Durch Hrn. v. Gärtner habe ich nichts erhalten; doch ist es mir auch noch nicht möglich gewesen, ihm meinen Gegenbesuch zu machen.

Hr. v. Cotta hat auch an mich nicht geschrieben. Indeß ist ja unser Freund Brockhaus unerwartet heimgegangen.

Wegen Hrn. Lautsch werde ich mit Nicolovius sofort Rücksprache nehmen und meine thätigsten bona officia gern eintreten lassen. Empfehlen Sie mich an Hrn. Schmidt herzlich.

Mit treuster Ergebenheit Totus Tuus

Stägemann.

Ich bin seit Vorgestern Nachmittag in Berlin und befinde mich ziemlich wohl.

11. Sept. 1823.

Meine Registratoren sind wahrscheinlich im Lager, nämlich auf dem Sofa, denn bis ¼ auf 5 Uhr haben sie, wegen der geforderten Acten, nichts von sich hören lassen, und man muß Geduld mit der menschlichen Faulheit haben. Was ich also für Sie nützlich halte, mein verehrter Freund, werde ich Ihnen mit nächster Schnellpost zusenden.

Was die für die A. Ztg. bestimmten Materialien betrifft, so bin ich der Schuldige; aber ich weiß eigentlich nichts, als die Vermählung des Kronprinzen, was hier von Belang wäre. Indeß sollen Sie auch hierüber etwas in Halberstadt vorfinden.

Die Briefe an Hrn. v. Metz und Hrn. C. Schmidt (den Sie wohl an Hrn. Pr. Lautsch mit meiner besten Empfehlung übergeben) habe ich beigefügt unter dem herzlichsten Wunsch einer glücklichen Reise.

Vergessen Sie nicht Hrn. Pr. L. an seine mir verheißene Petrarchiana zu erinnern.

Totus Tuus

Stägemann.

Berlin, d. 11. Sept. 1823.

13.

1823.

Die preußische Staatszeitung enthält im 54. St. d. J. eine kurze Anzeige der Schrift eines evangelischen Predigers im Magdeburgischen: „über den Ursprung, den Inhalt und die allgemeine Einführung der neuen Kirchen-Agende für die Hof- und Domkirche in Berlin" mit dem Beifügen, daß diese Schrift auf dem geschichtlichen Wege darzuthun suche, wie die neue Agende nicht nur dem Bedürfnisse der Zeit angemessen sei, sondern auch einen durchaus evangelischen Geist athme, und keinesweges etwas Neues, sondern nur die, leider! durch die neuere Aufklärungszeit verbannten ächt christlich liturgischen Formeln wieder einzuführen trachte.

Schreiber dieses, der es mit der Agende selbst nicht im

mindeſten zu thun hat, wünſcht nur, den würdigen Mann, der die Anzeige verfaßt, mit der Kirchengeſchichte ſeines Vaterlandes einigermaßen bekannt zu machen.

Die neuere Aufklärungszeit iſt bekanntlich das Zeitalter Friedrich's des Großen. Die Aufklärer ſind gewöhnlich Leſſing, Spalding, Teller, Semler, u. d. g.

Als das Reglement vom 25. Febr. 1733 erſchien, welches die bisherigen liturgiſchen Formen der lutheriſchen Kirche abſchaffte, regierte Friedrich der Große noch nicht; Spalding war 18 Jahr alt, Teller noch gar nicht geboren, Leſſing und Semler Kinder von 4 bis 8 Jahren.

Das Reglement, welches zunächſt für die Petrikirche zu Berlin beſtimmt war, doch ſpäter auf alle lutheriſchen Kirchen der Monarchie ausgedehnt wurde, enthält weſentlich folgendes:

1) Die Kirche ſoll 8½ Uhr angehen und 10½ Uhr ſammt der Predigt und dem Gebet geendiget ſeyn. Hierauf folgen Vorbitten, Dankſagungen, Proclamationen, das Generalbeichtgebet, das Vater Unſer und der Segen, bei welchem zwar der Prediger die Hände aufheben, aber kein Kreuz ſchlagen muß, weil ſolches bei der römiſch-katholiſchen Kirche nur in beſondern Abſichten eingeführt und nach der Reformation beibehalten worden;
2) nach dieſem wird ein Lied geſungen, und ſoll ein Prediger hinter den Tiſch des Altars treten, der die Präparation des H. Abendmahls, und dann die Worte der Einſegnung ableſen, keineswegs aber abſingen, noch auch ein Kreuz machen muß.
3) Leuchter, Lichter, Caſel, Meßgewand, Chorrock ſind abgeſchafft.
4) Die Orgel ſoll allezeit, auch in der geiſtl. Trauerzeit

gespielt werden, maßen durch solche Trauer dasjenige nicht behindert werden muß, so zum Lobe des Höchsten geschieht.

5) Das Absingen einiger Lateinischen oder anderer Lieder von den Schülern auf den Chören soll gänzlich abgestellt seyn.

6) Die Privatbeichte wird abgeschafft.

Ein Schriftsteller der damaligen Zeit bemerkt hiebei: „Viele Tausend Evangelisch-Lutherische, welche gar wohl wissen, daß Gott nicht auf das eitle Ceremoniell beim Gottesdienst, sondern auf das Herz der Gläubigen sieht, auf's höchste aber das Ceremoniell vor anders nichts als ein adiaphoron halten, das man beibehalten oder auch abschaffen kann, wußten Sr. Maj. nicht genug zu danken. Allein es fanden sich Prediger, welche damit nicht zufrieden waren, sondern Gewissensscrupel dagegen einwandten." Dieses veranlaßte ein Rescript an das Magdeburgische Consistorium vom 15. Aug. 1737 mit dem Befehl: „durch einen Umlauf bei den Predigern Erkundigung einzuziehen, ob die Verordnung betreffend die Abschaffung der alten, noch aus dem Pabstthum herrührenden Ceremonien zur Wirklichkeit gebracht worden? Demjenigen, der sich eine Gewissenssache daraus machen sollte, wollten S. Maj. zu seiner Beruhigung die Dimission ertheilen." Der vorerwähnte Schriftsteller hat die Erklärung einiger Prediger aufbewahrt. z. B. Groß Salza. Die Aufhebung des unschuldigen Singens vor dem Altar und der andern von allem päbstl. Aberglauben weit abgesonderten Ceremonien wird sowohl als unverdiente Dimission deprecirt.

Suske, Pr.

Nieder Solleben. Das Absingen der Collecten ceſſirt, und habe bei Gelegenheit meinen Gemeinden oft gezeigt, daß ſie zufrieden ſeyn könnten, weil unſer Herr Jeſus nicht abgeſungen, wird alſo aller Anſtoß ſich bald verlieren. B. Camies, Pr.

Ebendorf. Das Abſingen und Lichter ſind allhier in Gehorſam abgeſchafft, ob aber dieſes Dinge ſind, die aus dem Pabſtthum herrühren, weiß ich dieſe Stunde nicht. Gebler, P.

Ackendorf. Was a tempore reformationis 200 und mehr Jahre recht geweſen, das hätte ferner bis an den jüngſten Tag recht bleiben können, und dem würden alle frommen Herzen zufallen. Doch dieweil es heißet: sic volo, sic jubeo etc. ſo habe auch die Kirchengebeter nicht mehr geſungen, und die Lichter nicht laſſen anzünden, der Geiſt Gottes ſchreie in meinem und meiner Zuhörer Herzen deſto brünſtiger und laſſe ſein Licht helle werden. Alberti, P.

Sandersleben. Laſſet uns nicht raiſonniren, lieben Brüder, denn es iſt zu dieſer Zeit kein Joab mehr, der fragen dürfte: was hat mein Herr König zu dieſen Sachen (da Sie unſchuldige Ceremonien abſchaffen) Luſt. 2. B. Sam. 24, 3. Buſch, Pr.

Gramsdorf. Obwohl Paulus ſagt: ſtehet in der Freiheit, damit euch Chriſtus befreiet hat und laſſet euch kein Gewiſſen machen über Neumonden und Sabbath, und gleichwohl etliche über die adiaphora scandalum acceptum haben, ſo ſind die Meßgewande abgeſchafft worden. Gebauer.

Polmersdorf. Nach dem Befehl des höchſten Herrſchers, Röm. 13. habe mich der Verordnung unterworfen. Aberglauben iſt Sünde. Chriſtus hat ſein Reich in

uns inwendig, und er habe es wahrhaftig in allen, die seinen Namen kennen.

Dellshausen, P.

Löburg. Wenn Alles, so seinen Ursprung her aus dem Pabstthum hat, sündlich wäre und abgeschafft werden sollte, müßte manches unterbleiben, so doch unentbehrlich ist, e. g. die Glocken, welche 400 Jahre nach Christi Geburt zu Nola erfunden worden, ferner das von Pabst Calixto III. verordnete Anschlagen der Betglocken. Man hat allhier Sr. Maj. Befehl nachgelebt, in Hoffnung, S. K. M. werden Dero evangelische Unterthanen bei völliger Gewissensfreiheit und ungehindertem Vortrag ihrer in der H. Schrift festgegründeten Lehre lassen.

Lange, Insp. et P. Fabricius, Diac.

Glöna. Dem K. Befehl bin ich zwar nachgekommen, indeß ist nachdenklich, daß der Ursprung der Anzündung der Lichter nicht eben aus dem Pabstthum möchte herzuführen seyn. Ob die Abschaffung Christo gefällig und nicht wider seinen Willen sey, indem die Anzündung geschieht zum Andenken und Erinnerung, da Christus aus Liebe und in der Nacht kurz vor seinem Leiden uns noch ein Testament aufgerichtet; darnach ist erweglich, wenn man mit Gewalt darauf dringet, ob nicht der papatus eingeführt würde und demselben dadurch mehr käme, und wäre wider Christum. Welches aus Liebe zu meinem Jesu und meinem allergn. Könige, nicht 'ne Absicht des geringsten Widerspruchs oder (Gott behüte!) Ungehorsams habe vorstellen wollen.

Kaier, P.

Partenskeben. Die Gebeter als verba institutionis werden langsam und deutlich gesprochen, auch die Leuchter

sammt den Lichtern, welche schon vorher gestohlen waren, sind nicht wieder angeschafft. Müller.

Hargke. Zu meiner Erklärung dient, daß ich meiner Gemeine öffentlich proponirt, daß diese Sache eigentlich zum Wesen der Religion nicht gehöre, und aus Gehorsam Sr. K. Maj. wohl abgeschafft werden können. Dafern uns aber etwas sollte befohlen werden, so das Wesen umstoßet, müssen wir eher Kopf und Kragen lassen. M. Grune, P.

Priesen. Hier wissen wir, Gott sei Dank, nichts von päbstl. und abergläubischen, sondern apostolischen Ceremonien. Braun.

Eggenstädt. Ich glaube nicht, daß Ihre K. M. diese Sache deswegen in motum gebracht, daß die Ceremonien sollen abgeschafft werden, sondern nur seine politicos und Theologos bei den Religionen zu probiren, ob sie bei ihrer Religion werden Farbe halten und standhaft bleiben. Diejenigen, welche sich wegen solcher Abschaffung sogleich accommodirt, wohl vielleicht in S. Maj. Ungnade verfallen, diejenigen aber, welche bis dato contradicirt, eine Königl. Gnade und Ruhm zu hoffen haben dürften. Uderstädt, P.

Minnberg. Allhier ist alles abgeschafft, ich habe auch meinen Priester Rock, der durch den Chorrock soll verstanden werden, bereits vor einigen Jahren zerschnitten und einen Mantel daraus machen lassen.

Granzel, P.

Bösdorf. Ich flehe zu Gott dem Allmächtigen, ob er E. K. Maj. dazu neigen und Ihnen ins Herz geben wolle, es bei dem Absingen, so in unsern Kirchen bisher gewesen, in Gnaden ferner zu lassen, insonderheit, da, als letztens versucht, den Segen ohne

45.

Oelsner an Varnhagen.

Paris, den 7. Mai 1824.

Jederzeit bei Ihnen angetroffene Nachsicht und Theilnahme erlauben, hochverehrtester Freund, daß ich Sie zuvörderst von mir selbsten unterhalte. Seitdem das unausstehliche Jucken der Haut abgenommen, haben sich andere Uebel eingestellt z. B. Schwindel. Auf den äußeren Gegenständen liegt dann Nebel, und vor den Augen tanzen Lichter, deren Schein weder zum Schreiben noch Lesen taugt. In den letzten acht Tagen ist mir viel Blut ausgesogen worden. Der Schwindel hat nachgelassen, aber ich bin schwach an Geist und Körper und traue dem Frieden so wenig, daß nur einigermaßen aufgelegt, ich nicht leicht ein Geschäft von heute auf morgen verschiebe.

Beifolgende Bartsloken kamen für den vorigen Brief zu spät. Einige davon sind wahrhaft drollig. Ob sie den Bart wieder zu Ehren bringen? Wie der Verfasser seinen eigenen hält und trägt, gewinnt er ihm schwerlich Liebhaber. Von neuen Sloken, worunter höchst gelungene, soll ich bis morgen Abschrift empfangen. Trotz des Hustens, der ihn quält und mattet, bleibt dem trefflichen Greise die gewohnte Regsamkeit, der offene Sinn für Reden und Gedankentausch. Aber von den Klunkern, die seinen Leib umwallen, überbieten verschiedene alles was dieser Art je an ihm gesehen worden. Neulich schleppte er einen ganzen Schweif derselben hinter sich her, vom Sessel zum Spinde. Ihm käme ein Candataire zu statten, ein hübscher Page; Lurus wäre hier Nothdurft.

Die Sklavenhändler haben den Briten ein hübsches Gericht eingebrockt, aber sie sollen es büßen mit sammt ihren

Singen zu ſprechen, ich wahrnehmen müſſen, daß ſich meine Zuhörer einander angeſehn. Striker, P.

Mittelſt Reſcripts vom 16. Nov. 1737 ward hierauf der Prediger Braun zu Prieſen caſſirt, und die übrigen Renitenten wurden auf dieſes Beiſpiel verwieſen. Die Verordnung ward ſtrenge gehandhabt.

Kaum hatte der große Aufklärer, Friedrich, den väterlichen Thron beſtiegen, als eine vom 3. Jul. 1740 datirte Kabinets-Ordre an das Miniſterium der geiſtl. Angelegenheiten erſchien, gemäß welcher den evangeliſch lutheriſchen Predigern in ſämmtlichen Landen ſowohl die Tragung des Chorrocks, als auch die bei dem Gottesdienſt und bei der Handlung des Abendmahls ſonſt üblich geweſenen Ceremonien mit Anzündung der Lichter auf den Altären und dergleichen wieder geſtattet wurden, mit der Maasgabe, daß es den Predigern freigeſtellt ſeyn ſolle, nach den Umſtänden ihrer Gemeine ſich dieſer Ceremonien wieder zu bedienen oder es bei der unlängſt eingeführten Art bewenden zu laſſen.

Ueberhaupt hat ſich der König Friedrich weder in die interna noch externa der Kirche gemiſcht, man müßte denn zu dem erſten die vollſtändigſte Gewiſſensfreiheit, und zu dem andern die Abſchaffung einiger Feiertage und die Veränderung des Kirchengebets zählen wollen. Auch beſtand dieſe Veränderung nur darin: daß er die Fürbitte für Ihn Selbſt und für die Königin, welche urſprünglich lautete: „furnemlich laß Deine Barmherzigkeit groß werden über S. K. M. in Preußen, unſern allergnädigſten König und Herrn, über Dero Königl. Gemahlin, der Königin Maj.“ dahin berichtigen ließ: „über Deinen Knecht, unſern theuerſten König und die Königin, ſeine Gemahlin.“

Was Seine Maj., der jetzt regierende König in Bezug

auf die Agende, keineswegs zwangweise, angeordnet, ist hiernach freilich nichts Neues, hätte aber gerade in der sogenannten Aufklärungszeit bis zum Jahr 1787 für jede Kirche auf den Grund des Kabinetsbefehls vom 3. Jul. 1740 eingerichtet werden können, wenn der Prediger und die Gemeine sich darüber verständigt hätten.

Uebrigens sind wir gar nicht gemeint, den König, der den lutherischen Kirchen die Lichter entzog, zu den Obscuranten zu zählen; er meinte es höchst redlich mit dem Glauben, hielt aber dafür, daß die Lichter dem Lichte des Glaubens nicht angehörten, sondern von dem Antichrist an den Flammen seiner alten Heimath angezündet wären. Diesen Irrthum beseitigte der philosophische Sohn des rechtgläubigen Königs, und die Anordnung Sr. jetzt regierenden Majestät kann nur als ein Act gedeutet werden, durch welchen der Inhalt der Kabinets-Ordre vom 3. Jul. 1740 ins Leben zurückgerufen wird.

14.

Berlin, den 20 December 1823.

Verehrtester Freund,

Herr GR. Dehn hat Ihnen, wie ich hoffe, meine Entschuldigung wegen so langen Schweigens mitgetheilt. Ich bin noch immer sehr leidend. Nach der Aeußerung meines Arztes hat sich die Gicht auf den Kehlkopf geworfen und verursacht mir von Zeit zu Zeit einen heftigen Husten, der an sich zwar schmerzlos ist, aber durch die Anstrengung besonders des Abends die Nerven des Kopfs erschüttert, so daß ich gewöhnlich an Kopfschmerz leide, der meine Zeit

höchſt beſchränkt. Inzwiſchen geht es ſeit etwa 8 Tagen um vieles beſſer und mit dem Frühjahr hoffe ich völlig hergeſtellt zu werden.

Das Nächſte ſind jetzt Ihre eignen Angelegenheiten. Sie hatten Berlin kaum verlaſſen, als ich den Beſuch des Hrn. A.R. Tzſchoppe erhielt, der mich verſicherte, daß die verzögerte Anweiſung der Remuneration keinen andern Grund habe, als den Mangel des Fonds, indem bei der Anfertigung des Etats hierauf keine gebührende Rückſicht genommen worden und man ſich jetzt in Verlegenheit befinde, den Fonds beſonders zu erbitten. Dieſer Anſtand iſt jedoch jetzt beſeitigt, auch, wie ich vom Hrn. P. v. Motz vernommen habe, Ihre Befriedigung erfolgt; die Sache wird alſo als abgemacht auf ſich beruhen bleiben können.

Auch Herr A.R. Höfer beſuchte mich unmittelbar nach ſeiner Zurückkunft und führte, wie ich es erwartete, ſehr bittre Beſchwerden, indeß verhieß er mir, daß dieſe Bitterkeiten in ſeinen Amts-Bericht nicht influiren ſollten. Zwar habe ich den Bericht nicht geleſen, doch ſetze ich keinen Zweifel in ſeine Zuſicherung, da ich ihn nur als einen ehrlichen und wohlgeſinnten Mann kenne. Indeß geht man im Allgemeinen von der Anſicht aus, daß die Stellung beim Archiv-Weſen nicht für Ihre Perſönlichkeit ſei, eine Anſicht, welche auch Hr. Präſ. v. Motz theilt; wenn daher auch die hieſigen Obern und Hr. v. Motz Ihre gegenwärtige Stellung, und Ihren Aufenthalt in Halberſtadt vor der Hand auf ſich beruhen laſſen und, wie man es nennt, durch die Finger ſehen, ſo iſt doch auf dieſen prekären Zuſtand kein Etat zu gründen, und irgend ein unerwartetes Ereigniß kann ihn ungünſtig berühren. Wir ſind daher Beide der Meinung, daß es für Sie rathſam ſei, dem gegenwärtigen Verhältniß je eher je lieber ein

freiwilliges Ende zu machen, weil, wenn die Sache durch die Archiv-Obern selbst über kurz oder lang aufgenommen werden sollte, eine anderweitige Disposition über Ihre Dienste und den Dienstaufenthalt getroffen werden könnte, durch welche Sie wider Ihren Wunsch und Willen urplötzlich aus Halberstadt und der dortigen Gegend entfernt oder genöthigt würden, auch das Wartegeld im Stiche zu lassen, wogegen Sie, wenn Sie das jetzt bestehende Verhältniß freiwillig aufgeben, in das Wartegeld zurückkehren, ohne daß jemand weitere Kenntniß davon nimmt, wobei ich faktisch noch bemerken muß, daß Sie, wie Hr. A.R. Tz. und Hr. A.R. H. mich übereinstimmend versichern, zu den Akten bereits erklärt haben, auf das archivalische Wesen sich nicht zu verstehen.

Es ist übrigens nicht meine Meinung, daß Sie Ihren Zurücktritt übereilend beschleunigen sollen; halten ließ sich das Verhältniß unter der Gunst des Hrn. v. Motz und der hiesigen Obern wohl, aber zu ernster Erwägung muß ich es Ihnen doch je eher je lieber hingeben.

Fragt sich hiernächst: was weiter für Sie zu machen sei? so weiß ich es freilich für den Augenblick nicht, weil Sie Ihr Glück an Halberstadt und die dasige Gegend geknüpft haben. Indeß muß man auch für den andern Morgen nicht zu ängstlich sorgen. Die Arbeit, die wir über das Besteurungswesen besprochen, sollte mir dazu dienen, über eine künftige, Ihnen zusagende Bestimmung weitere Schritte zu überlegen, wenn auch nicht sogleich zu thun. Unser dermaliger Zustand, rücksichtlich des Abgabenwesens, kann sich unmöglich auf die Dauer halten. Man bespricht Palliativ-Mittel, und schreitet zu Maasregeln, die vielleicht Uebel ärger machen. Ich rechne dahin die in Westfalen zum Theil schon ausgeführte besondre Orga-

niſation der Abgabendirectionen, die man allgemein machen will, indem man der Kaſſe großen Zuwachs dadurch verſpricht. Keineswegs bin ich der Meinung, daß die dermalige Behandlung des Geſchäfts in den Regierungen viel tauge, vielmehr würde ich eine Reform auch ſehr wünſchenswerth finden, aber niemals würde ich in unſrer dermaligen Verfaſſung rathſam halten, das collegiale Verfahren in Rückſicht auf die Hauptgegenſtände der Verwaltung aufzuheben.

Die Weiſſagung des Hrn. v. Raumer in Bezug auf die Verminderung der indirecten Abgaben iſt ſo wenig ihrer Erfullung nahe, daß weit eher das Gegentheil, für einige Artikel, zu beſorgen iſt. Auch bin ich gar nicht des Glaubens: daß unſre indirekten Abgaben zu hoch geſtellt ſind, eher umgekehrt; aber nicht angemeſſen vertheilt und fehlerhaft verwaltet. Es iſt unmöglich, zu behaupten, daß die Einwohner des preußiſchen Staates nicht im Stande ſeyn ſollten, für die Bedürfniſſe des Staates 60 Mill. Th. aufzubringen. Aber die Domainenpächter werden, in Folge des fiskaliſchen Plusmachens, zu Grunde gehn.

An den hieſigen Feſtlichkeiten bei der Vermählung des Kronprinzen habe ich keinen Theil nehmen können, da mich die Gicht zu Hauſe hielt. Die Anmuth der Prinzeſſin iſt in aller Munde, und der König iſt entzückt von der liebenswürdigen Schwiegertochter.

Von der Vermählung des Herzogs von Braunſchweig mit unſrer Prinzeſſin Louiſe hat man ſchon geſprochen. Der junge Fürſt ſoll ſich bis jetzt muſterhaft betragen, wie man nicht erwartete. Doch ſind freilich noch die Flitterwochen. Den Oberſten von Dörnberg, der jedoch nicht bei ihm bleiben wird, hat man hier ungemein gerühmt; doch die teinture eines Soldaten veranlaßt oft große Täuſchung.

Goethe iſt von neuem krank geweſen. Er ſoll jedoch ſeine Geneſung ſchon hieher gemeldet haben, wiewohl in einem Briefe aus Weimar, den ich beſitze, von der Beſorgniß der Waſſerſucht geſprochen wird. Raupach iſt in Weimar. Er ſagte mir in Karlsbad, daß er den Winter in Berlin zubringen werde. Was ſagen Sie denn zu Raumers Hohenſtaufen? ich habe noch zur Zeit Furcht, das Buch zu leſen, da ich mit dem hiſtoriſchen Styl des Verfaſſers niemals zufrieden geweſen bin. Hr. v. Fouqué wird ſich jetzt auch ausſchließlich der hiſtoriſchen Muſe weihen, und zunächſt das Leben ſeines Großvaters ſchreiben.

Für heute empfangen Sie mein herzlichſtes Lebewohl mit der freundſchaftlichen Bitte, meinen dortigen Freunden mich zu gütigem Wohlwollen zu empfehlen. An Hrn. Pr. Lautſch ſchreibe ich unfehlbar noch im Laufe dieſes Jahres.

Ich wunſche Ihnen die heiterſten Feiertage.

Totus Tuus

Stägemann.

So eben erhalte ich durch den Kourier aus Paris den 12ten Band der biographie des contemporains.

15.

Berlin, den 6. Januar 1824.

Mit der herzlichſten Theilnahme, verehrteſter Freund, wünſche ich Ihnen einen fröhlichen Eintritt in das neue Jahr und zu ſeiner Zeit einen fröhlichen Austritt.

Sie werden im Laufe deſſelben über Ihre nächſte Zukunft entſcheiden müſſen. Was Hr. P. v. Motz Ihnen geſagt, rückſichtlich Ihres Wartegeldes, iſt eben daſſelbe, was er bei ſeiner Anweſenheit auch mich verſichert, nur

mit der Maasgabe: daß Ihnen das Wartegeld nicht werde entzogen werden, wenn Sie auch die Stellung beim Archivweſen aufgeben. So lange man noch keinen mehrern Ernſt hierſeits in die Bearbeitung des Archivweſens legt, (welches wohl daher kommt, daß man es ſelbſt nicht recht anzufangen weiß; und daß den ſubalternen Köpfen zu beſchwerlich iſt, das ihnen über dieſe Köpfe gewachſene Unkraut auszureuten) möchte man ſich auch nicht beſonders um Sie bekümmern. Was aber haben Sie davon, daß Sie ſich Arbeiten machen, wenn Sie, außer Ihrem Wartegelde, nichts davon beziehen wollen oder werden?

Das Schreiben an den Hrn. F. v. W. habe ich, da Sie ſolches in meine Willkühr geſtellt, nicht abgegeben. Es würde eher ſchaden als nützen. Werth legt der Fürſt auf dieſe Sache nicht.

Sie erwähnen: öffentlich bewieſen zu haben, daß unſere Domainenverwaltung über alle Maaßen ſchlecht ſei, und daß man Sie durch die Vorhaltung des jährlichen Plus habe widerlegen wollen. Wo iſt dieſes geſchehen? ich erinnere mich nicht, es geleſen zu haben. S. 168. Ihrer Andeutungen zur Kritik wird der ſchlechten Verwaltung nur ſehr allgemein erwähnt.

Ich wünſchte, daß Sie über den praktiſchen Theil unſres Steuern-Weſens, die Verwaltung, ausführlicher reden möchten, namentlich auch über die Anſtalten zur Abwehrung der Schmuggelei, die freilich durch die Geſetzgebung ſelbſt hervorgebracht wird.

Sie werden nächſtens einige Anordnungen leſen, die nicht zu meinem Vergnügen gereichen: a) wegen der Branntweinſteuer, b) wegen einer Abgabe der Miethsfuhrleute an die Poſtkaſſe. Wir tappen immerfort im Finſtern, vielleicht, um ja nicht radikal zu ſeyn oder zu ſcheinen.

Dem Hrn. Handels-Minister ist eine böse Geschichte begegnet. Er hatte dem Könige den Plan vorgelegt, mittelst einer Unternehmung von Privatpersonen in Zeit von 3 Jahren die Hauptstraßen der Monarchie, etwa noch 100 Meilen, mit Chausseen zu versehen, wozu die Staatskasse jährlich 200,000 Thlr. als den Betrag der Zinsen von 4 Mill., die man etwa erforderlich hielt, hergeben sollte. Das Kapital sollte sich in etwa 15 Jahren aus dem Ertrage sämmtlicher Chausseen, die man den Unternehmern in Pacht geben wollte, amortisiren. Der König genehmigte den Plan und foderte die Vorlegung eines Entwurfs zum Kontrakt mit den Unternehmern, als welche die Herren Crelinger und Ewald von hier, Reichenbach von Leipzig genannt wurden. Nachdem der König auch den Entwurf zum Kontrakt erhalten, bestimmten S. Maj., daß der Plan hiernach zwar ausgeführt, die Unternehmung aber nicht an jene Herren, sondern in die Hände der Seehandlung gelegt werden solle. Rother glaubt, die Sache mit 2 Mill. ausführen zu können. Er hat durch seine Dazwischenkunft dem Hrn. Gr. Bülow einen wahren Liebesdienst erwiesen, obwohl er es weder gewollt hat, noch von diesem es erkannt werden wird. Das Publicum würde diese Sache, als jüdisch, höchst gehässig beurtheilt haben.

Dem Hrn. Prediger Lautsch habe ich erst heute geschrieben, indem ich die Muße nicht fand, die ich für eine nähere Vergleichung seiner Petr. Uebersetzungen mit dem Original in den Feiertagen zu finden hoffte. Auch habe ich mich nur auf weniges beschränken können, zumal mir die nöthigen Hülfsmittel zum richtigen Verständniß mancher schwierigen Stellen des Originals ganz abgehn. Ich habe die Uebersetzungen mehrentheils fließend und wohltönend gefunden, halte auch dafür, daß man im Ganzen nicht

mehr werde leiſten können. Einigen Härten des Versbaues wird Hr. L. leicht abhelfen; aber der unglückſelige Reim wird immer fortfahren, ihn unendlich zu beſchränken. Wäre er nicht noch in dem Alter, auch wohl dieſes Werk zu unternehmen, ſo würde ich ihm unbedenklich rathen, nur Eigenes zu leiſten; ich bin überzeugt, er wird günſtigern Erfolg davon haben, obwohl er Verzicht darauf wird thun müſſen, ſich neben Hrn. Klauren in Kupfer geſtochen zu ſehen.

Ihre Meinung über Raumers Hohenſtaufen drückt ſich epigrammatiſch-wortſpielend etwa in folgender Art aus:

Der Hohenſtaufen Zeit in unſrer Zeit zu ſchreiben,
kann man gar wohl auf niedern Stufen bleiben.

Mit meiner Geſundheit will es noch immer nicht werden. Ich leide, ſeitdem der Huſten mich verlaſſen, an ſchlafloſen Nächten.

Mit dem Herzoge von Braunſchweig ſcheint ſich unſer Hof nicht befreunden zu wollen, wenn es wahr iſt, daß man eine Vermählung der Prinzeſſin Luiſe mit dem Prinzen von Oranien betreibt. Aus Petersburg wird erzählt, daß die Vermählung des Großfürſten Michael mit der Prinzeſſin von Würtemberg zwar pro forma zu Stande gekommen ſei, daß ſie aber nicht beiſammen wohnen werden. Die Prinzeſſin wird als höchſt liebenswürdig und geiſtreich geſchildert; die Abneigung eines Halb-Barbaren iſt alſo wohl erklärlich.

Ich empfehle mich freundſchaftlichſt Ihrem wohlwollenden Andenken.

Totus Tuus

Stägemann.

16.

Berlin, den 27. März 1824.

Hochverehrteſter Freund!

Meine Tochter hatte mir ſchon geſchrieben, daß ſie die Freude gehabt hätte, Sie in Halberſtadt bei ihrem Durchfluge zu ſehen. Ich hatte ihr eventuell, da bei der Abreiſe von hier zweifelhaft war, ob der Weg von Magdeburg aus über Halberſtadt zu nehmen ſei, einen Gruß aufgetragen.

Ich bin Ihnen lange wieder eine Antwort ſchuldig geblieben. Dieſesmal bin ich in der That nicht durch Krankheit (obwohl ich mich keineswegs geſund finde), wohl aber durch überhäufte Amtsarbeit zurückgehalten worden. Herrn J.C. Quidde habe ich bei ſeinem hieſigen Aufenthalte nicht geſehn, und weiß nicht, ob er bei mir geweſen; er war ſchon abgereiſt, als ich mich nach ihm erkundigte. Daß ich aber Hrn. Caspari nicht geſprochen, iſt mir unendlich leid; er iſt bei mir geweſen, aber wahrſcheinlich in Mittagsſtunden, wo ich faſt täglich in Sitzungen des Staatsraths oder des Staats-Miniſteriums von 11 bis 3 oder 4 Uhr zubringe. Auch er war eben abgereiſt, als ich ihn in einer freien Mittagsſtunde beſuchen wollte. Haben Sie doch die Güte, ihm angelegentlichſt meine Entſchuldigung zu ſagen.

Was Sie mir über unſer Steuerweſen ſchreiben, iſt zwar auch völlig meine Anſicht; aber ich beſorge, daß darin für jetzt gar nichts zu ändern ſei, und inſofern iſt freilich jeder Federſtrich eine vergeblich verſchwendete Arbeit. Von der Sendung des Herrn v. Schütz an den Rhein läßt ſich ſchwerlich eine Frucht erwarten. — In dieſen Tagen habe ich über eine Maasregel ſchreiben und ſprechen müſſen, die unſtreitig auch von ihm ausgegangen, obwohl, unbe-

Bundesgenossen, den Aschantees. Der Weg zum Nieger wird dann gangbar und hört auf Acheron oder Styx der neueren Zeit zu sein. Da ist wieder ein Opfer unserer Wißbegier gefallen, Belzoni, dessen Verlust mir von Herzen leid thut.

Zu auffallend, um Ihrer Beobachtung zu entgehen, ist die Zuversicht, womit Herr von Villèle, auf eine knechtische, unwissende, höchlich vom Publikum verachtete Mehrheit gelehnt, seine schlüpfrigte Bahn verfolgt. Nach so vielfältigen Beispielen von der Wandelbarkeit der politischen Glücksgunst, darf man sich der Tolldreistigkeit wundern, die drei Wagstücke, von nicht zu ermessendem Umfange und Gefolge, auf gleicher Linie vorrücken läßt: Staatsbankerut, wenn man die Sache genau und kein Blatt für's Maul nimmt, Leitung Spaniens und Einfang seiner Kolonien. Unter den Leuten, welche für die Villèle'sche Maßregel gestimmt, giebt es eine Menge dumm beschränkter Landjunker, im vollen Ernste des Glaubens, daß sie den Provinzen aufhelfen, wenn sie die Hauptstadt zu Grunde richten. Sie sehen nicht, wie gerade ihr Unverstand, und Finanzoperationen von denen sie kein Jota begreifen, die Pariser Börse zum Geldjahrmarkt machen, der allerdings dem Lande schädlich, das Metall, so anderswo fruchtbringende Thätigkeit erweckte, bloße Spielmarke zu werden nöthigt.

Der neue spanische Gesandte sitzt noch immer in Bayonne unter Beschlag. Hartnäckig verweigert ihm der Präfekt Pferde zum Weiterreisen. Bourmont, der den Aufenthalt in Spanien unheimlich gefunden, wünschte seinen Umgang mit Madame Raviva glaub' ich fortzusetzen. San Carlos aber hegt keine Lust dem gefälligen Ehemann gefällig zu sein. Ueberhaupt paßt die Ernennung nicht in den Kram des französischen Ministeriums. Ueber die Pyrenäen gehen

greiflicherweise, von dem Hrn. Gr. v. Bülow, als ehemaligem Finanz-Minister, autorisirt worden ist. Der Tarif von 1816 hatte nämlich bestimmt, daß 3 Francs 84 Cts. in den preußischen Kassen für 1 Thaler angenommen werden könnten (1 Franc für 6 Gr. 3 Pf.). Das Finanz-Ministerium verfügte hierauf: daß in den Rheinprovinzen, wo noch nach Francs gerechnet und vereinnahmt werde, auf den Grund dieses Tarifs ein Thaler für 3 Fr. 84 Cts. angenommen werden könne. Die Kasse hat dadurch je an 1000 Francs etwa 9 Thlr. verloren, im Ganzen vielleicht jährlich 40/M. Thlr.

Zu dem Artikel im Conversationsblatt habe ich Ihnen einige Zusätze und Abänderungen gemacht, werde Ihnen aber das Papier nebst der Braunschweigschen Landtags-Verordnung mittelst guter Gelegenheit erst überschicken.

Der König hat jetzt auch die Verordnungen wegen der Provinzialstände für die übrigen Provinzen vollzogen, die nach und nach in der Gesetzsammlung erscheinen werden. Der Märkische Landtag wird wahrscheinlich erst im Herbst gehalten werden, weil man die Abgeordneten vom Lande nicht in ihren Acker-Beschäftigungen hindern will. Der Pommer'sche Landtag, der schon mehr vorgerückt ist, wird gegen das Ende April's statt haben. Hr. v. Borgstede ist Pommerscher Landtagsmarschall. Man zweifelt nicht daran, daß S. Maj. den ehemaligen Braunschweig'schen Minister, Hrn. Gr. v. Alvensleben, zum Märkischen Landtagsmarschall ernennen werde. Es ist nicht ganz meine Ansicht, daß man die in administrativer Hinsicht von der Kurmark schon ganz getrennte Altmark zurückführt, statt sie, wie das natürliche Verhältniß es ergiebt, bei Magdeburg zu lassen. Das Alt-Historische ist doch nur etwas sehr zufälliges. In

Ihrem gütigen Schreiben vom 15. d. M. wünschen Sie meinen Rath über die Zusendung Ihrer literarischen Arbeit an die Kronprinzessin und an den Münchener Hof. Ich würde glauben, daß Sie am besten thun, die für die Kronprinzessin bestimmten Exemplare ihr durch den Hofmarschall des Kronprinzen, Herrn v. Massow, überreichen zu lassen. Wenn Sie mir Alles zuzuschicken die Güte haben, will ich es an Hrn. v. Massow besorgen. Was den Münchner Hof betrifft, so weiß ich auch keinen bessern Rath, als die Ueberreichung durch unsre Gesandtschaft. Auch diese Exemplare können Sie mir überschicken, um sie mit den Depeschen an die Gesandtschaft zu befördern. An die Kronprinzessin werden Sie wohl einige Zeilen besonders richten müssen. Wollen Sie die Münchner Exemplare auch an eine specielle Person addressiren, so wird es nur die Königin angemessen seyn können. Ich weiß auch eben nicht viel von solchen Schnurrpfeifereien.

Von der Literatur bin ich seit mehrern Monaten ganz geschieden; ich habe kaum Zeit, eine Zeitung zu lesen. Da ich indeß täglich älter und verdrießlicher werde, will ich meine Gedichte, insoweit sie die Historie des Vaterlandes von 1806/15 zum Gegenstande haben, endlich einmal herausgeben. Ich hatte schon an Brockhaus gedacht, indeß ist es wohl angemessener, daß ich die hiesige Nicolaische Buchhandlung wähle, wegen der Korrektur. Hoffentlich wird mir doch die Censur keine Hindernisse in den Weg legen, in welchem Fall ich freilich nur auf Sachsen recurriren könnte. Thöricht genug wäre man wohl dazu; vielleicht muß ich gar der Militair-Censur in die Hände fallen, gemäß der Gesetzsammlung von 1823, S. 176, Zeile 2 u. 3 von oben. Ich weiß nämlich nicht, was eine Militairschrift ist und was Militairverhältnisse sind. — Die Hogart-

schen Kupferstiche von Riepenhausen mit Lichtenbergs Erklärung besitze ich; obwohl einige Blätter fehlen mögen.

Ihre Archiv-Angelegenheit wollen wir noch zur Zeit hangen lassen. Ich höre, man ernennt hier einen neuen Archivarius; einen recht braven Mann und tüchtigen Registrator, aber vom Archiv-Wesen ohne die allermindeste Kenntniß. Geschieht solches am grünen Holz des Central-Archivs, so kann man ja mit dem dürren des Provinzial-Archivs auch einige Nachsicht haben.

Von meiner Tochter habe ich die letzte Nachricht aus Heidelberg. In diesem Augenblicke ist sie mit ihrem Manne wahrscheinlich in Genf. Ich besorge sehr, sie nicht wieder zu sehen.

Empfehlen Sie mich freundschaftlichst allen unsern dortigen Freunden, vornämlich Hrn. Schmidt. An Hrn. Pr. Lautsch hoffe ich nächstens zu schreiben.

Behalten Sie mich ferner in wohlwollender Erinnerung.

Totus Tuus

Stägemann.

17.

Berlin, den 30. April 1824.

Sie erhalten hierbei, hochverehrter Freund, den Fürsten von Hardenberg mit denjenigen Abänderungen versehen, die ich für diesen Zweck nur angemessen und hinreichend finde. Die Sache ist ein wenig häkelich, und Sie müssen mehr mit meinem guten Willen vorlieb nehmen. Den Landtags-Abschied remittire ich gleichfalls mit verbindlichster Danksagung und füge den 13ten Theil der biographie des Contemporains bei, den ich so eben aus Paris erhalten

habe. Zum Artikel v. Massenbach (General-Lieutenant) S. 82 möchte ich gern hinzufügen: daß die Franzosen nicht blos ein ehrenvolles, aber auch ein sehr theures Andenken in Danzig zurückgelassen haben, indem die Schulden des Freistaats bei dessen Auflösung im Jahre 1813 über 7 Millionen Thaler betrügen, und die Schuldscheine auf 13 pro Cent gesunken waren. Der Oberst v. Massenbach ist nicht zu 4-, sondern 14jährigem Festungs-Arrest verurtheilt. Er beschäftiget sich jetzt mit einer Kritik des preußischen Staatsschuldenwesens, nach algebraischen Formeln; es ist aber nicht zu erwarten, daß die Nation seinen Kombinationen im Felde der Staatswirthschaft Vertrauen schenken werde, da er auf seinem eigentlichen Gebiet an der Uker im Jahre 1807 sich verwirrte und die Armee in Schimpf brachte.

Da es mit Ihren liebsten Wünschen übereinstimmt, sich von Halberstadt nicht entfernen zu dürfen, so müssen Sie sich über das Ungünstigere schon hinwegsetzen. Wer sich selbst und seinen Neigungen leben kann, muß freilich auf mancher andern Seite einbüßen; aber die Unabhängigkeit von den Verdrießlichkeiten, Kleinigkeiten und Beschränktheiten des Geschäftslebens ist auch sehr viel werth, und die Abhängigkeit vom Verleger dagegen schwerlich in Anschlag zu bringen.

Daß Hr. v. Gärtner eine Aussicht auf den Justizminister habe, ist von mehrern Seiten gemeint worden, von mir nicht, obwohl der Hr. Finanzminister mich versichert hat, daß es keinen tüchtigern Kandidaten gäbe. Daß Hr. v. Nagler eine bedeutende oder irgend eine Wirksamkeit auf das Finanzwesen, die Einzahlung der Postüberschüsse zur General-Staatskasse abgerechnet, erlangen werde, habe ich nirgend gehört, und ist wenig wahrscheinlich. Hr.

v. Altenstein ist gefährlich krank gewesen, und wird noch einige Monate unthätig bleiben müssen, ist aber jetzt außer Gefahr. Der Hr. Justizminister scheint dem Abgange nahe; wenn S. Maj. Hrn. v. Beyme nicht in das Ministerium zurückrufen, dürfte wohl der O.L.G.Präsident Graf v. Danckelman in Glogau das Justiz-Ministerium erhalten. Andere interessiren sich für den Hrn. v. Schönermark in Posen; ich nicht. Hr. v. Beyme erklärt den Hrn. v. Savigny für am geeignetsten; ich habe es für Ironie gehalten, obwohl sie es in der That nicht war. Hr. Grävell wird vielleicht für die Revision der Gesetzgebung und Gerichtsordnung verwendet.

Benzenberg soll sprachlos geworden seyn; ich selbst habe darüber keine Nachricht, und es nur aus der Erzählung des Hrn. v. Kamptz.

Seltsam ist es, daß die beiden heftigsten Verfolger des Hrn. v. Gruner, Herr v. Bülow und Hr. Le Coq, der erste durch die ihn betroffene gänzliche Lähmung, der andre durch den Tod (auch eine unmittelbare Folge der Lähmung an der Zunge) hors de combat gesetzt worden, kurz nach einander. Indeß Benzenberg auch, und dieser war ganz unschuldig.

Für Hrn. v. Strombecks Wunsch läßt sich unmittelbar nicht wirken. Die Erfüllung hängt ganz von der guten Gesinnung Sr. Maj. für den Empfohlenen ab. Hr. Fürst Wittgenstein würde vielleicht von Einfluß seyn. Indeß habe ich mein Möglichstes gethan, und ich hoffe, daß der Wunsch Ihres Freundes wohl gewährt werden wird, wenn er es in diesem Augenblicke noch nicht ist.

An unsern Freund Schmidt habe ich anliegend ein Gedicht geschickt, das ich gern noch einige Zeit zurückbehalten hätte, um ihm die nöthige Feile zu geben. Ihre Nachricht

aber vom 8. d. M. hat mich veranlaßt, es ihm prout jacet zu überschicken. Er wird es Ihnen wohl mittheilen.

Die Luſt, eine Ausgabe meiner Gedichte zu veranſtalten, iſt mir ſchon wieder vergangen. Es wird am beſten ſeyn, daß ich ſie ſammle und daß man ſie nach meinem Tode drucken laſſen könne, wenn man es der Mühe werth findet. Ich komme mir ganz entmuthiget vor.

Herrn Prediger Lautſch muntern Sie nur auf, an ſeinem Petrarch weiter zu arbeiten. Das wird ihm die Hypochondrie am beſten vertreiben, und Hr. Dr. Körte ſoll nach Karlsbad gehen, wohin ich dieſes Jahr auch zu reiſen mich ſehne.

Von meiner Tochter habe ich ſeit 4 Wochen keine Nachricht. Ihr letzter Brief war aus Turin.

Entſchuldigen Sie mich bei Hrn. Schmidt, daß ich nicht noch beſonders geſchrieben habe. Es mangelt mir bei dem kurzen Aufenthalte des Hrn. Mangler hieſelbſt an aller Zeit.

Herzliches Lebewohl und bewahren Sie mir ein wohlwollendes Andenken.

Totus Tuus

Stägemann.

18.

Berlin, den 23. Auguſt 1824.

Verehrteſter Freund,

Die Krankheit, die mich in der letzten Hälfte des Junius, und im Anfange des Jul. mit großer Heftigkeit befiel, habe ich zwar durch den 6wöchentlichen Gebrauch des Karlsbader Sprudels in der hieſigen Huſaren-Straße, ſeit einigen Tagen beſeitiget, und bin nun wieder an meine Geſchäfte

gegangen, indeß iſt mir noch ein verdrießliches Krankheitsgefühl zurückgeblieben, das mich an die ſchon gekommenen Tage erinnert, von denen wir ſagen, ſie gefallen uns nicht. Da es ſchon zu den Zeiten der Erzväter und des Königes Ancus ſo war, ſo muß man ſich freilich beruhigen.

Ihre Benachrichtigung, daß man Sie auf ein Wartegeld von 458 Thlr. geſetzt habe, iſt mir eben ſo empfindlich als unerwartet geweſen. Unerwartet um ſo mehr, weil ich nach den mündlichen Aeußerungen des Herrn Präſ. v. Motz in der That vorausgeſetzt habe, daß davon nicht die Rede ſeyn werde und daß man ſchon die 684 Thlr. als ein Wartegeld anſehe. Ob ſich eine Abänderung treffen laſſen werde, kann ich Ihnen in dieſem Augenblicke noch nicht ſagen. Die Zeit iſt um ſo ungünſtiger, als gerade jetzt die Reſultate der Erſparungs-Commiſſion ans Licht treten werden, die in ſehr erheblichen Verkürzungen der Gehalte und in mehrern Einziehungen etatsmäßiger Stellen, deren Inhaber auf ein Wartegeld geſetzt werden ſollen, ſich manifeſtiren werden. Ihre Verhältniſſe ſind indeß noch um ſo ſchwieriger, da der Aufenthalt in Halberſtadt zu Ihren angelegentlichſten Wünſchen gehört. Noch habe ich die Feſtſetzungen des Königs auf die Anträge der Erſparungs-Commiſſion nicht geleſen, ſie ſind aber ſchon in der Kanzlei, und werden in ganz kurzem erwartet werden können. Hoffentlich wird man ſie ſchon vom 1. Octbr. ab in Anwendung bringen wollen. Dergleichen Maasregeln ſind allerdings die leichteſten Finanz-Operationen, zu denen es keiner Kolberts, ſondern nur einiger rückſichtsloſen Unempfindlichkeit bedarf. Unter den obenbemerkten Umſtänden alſo muß ich mir meinen guten Rath für Sie noch vorbehalten.

Für die gütige Mittheilung der Niemann'ſchen Schrift

uber Halberstadt und der Ode zur Klopstocksfeier danke ich verbindlichst. Wäre diese Feier nicht gerade in meine schmerzhaftesten Krankheitstage gefallen, hätte ich Ihnen, wie es mein Vorsatz wenigstens war, auch einige Verse zugeschickt. Der Gebrauch des Karlsbader Sprudels fordert aber eine gänzliche Entfernung aller Geistesarbeiten unerläßlich. Einigen weniger schwierigen Geschäftsarbeiten habe ich ohnehin mich nicht entziehen können, wohin z. B. die in unserm geistlichen Ministerium ziemlich protrahirte Gleim'sche Stiftungssache gehört, bei welcher Gelegenheit ich die testamentarischen Anordnungen des sel. Mannes gelesen habe. Mit seiner Humanitätsschule war er wohl nicht im Klaren, und unter Befolgung seiner Bestimmungen wäre immer nur ein sehr trüb- und armseliges Wesen zu Tage gefördert worden. Der König wird wahrscheinlich in diesen Tagen, sobald er von Dobberan zurückkehrt, die Bestätigungs-Urkunde des Vergleichs vollziehen und unser Freund Körte wird dann auch in die gehörige Ordnung kommen. Empfehlen Sie mich ihm und seiner lieben Frau herzlich.

Die Geschichte der Liturgie ist allerdings unerfreulich. Auch hier ist große Bewegung unter den Gemeinden mehrerer Kirchen, und der größesten, z. B. von Nicolai und Marien. Der Magistrat hat sich ganz bestimmt dagegen erklärt, und wenn die Prediger, die sich für die Annahme erklärt haben, mit Ernst vorgehen sollten, so dürften wir wohl ein öffentliches Aergerniß erleben. Im Herzogthum Sachsen, Wittenberg ausgenommen, sollen sich die Prediger überall dafür erklärt haben. Zwang wird der König indeß nicht gebieten. Auf jeden Fall muß die Sache nunmehr ernstlich zur Sprache kommen, da der Minister der geistl. Angel. ausführlich an S. Maj. berichtet hat, ehe er nach

dem Bade ging. Das Böſeſte, wenn der Regent ſich in ſolche Sachen miſcht, iſt immer, daß er die Geiſtlichen zu Heuchlern macht, und zwiſchen ihnen und den Gemeinden Zwieſpalt erregt. Im Magdeburgiſchen hat eine Gemeinde, die mit ihrem Prediger ſonſt in gutem Vernehmen ſtand, ihn, ſeit er die Liturgie angenommen, eines unzüchtigen Wandels angeklagt, weil er einem Frauenzimmer einen Kuß gegeben hat. Man ſchreibt Schleiermacher eine Schrift zu, Pacificus sincerus etc. die ich aber noch nicht geleſen habe. Sie ſoll beſonders gegen den Dr. Auguſti in Bonn, der auf den König hauptſächlich eingewirkt zu haben ſcheint, gerichtet ſeyn. Dieſes iſt wohl dieſelbe, die Sie erwähnen. Wenn ein Geiſtlicher von Anſehn, und nicht wegen Demagogie verdächtig wie Schleiermacher, die Stimme ernſtlich zum Könige erhübe, würde er ſich gewiß auf den richtigen Weg leiten laſſen. Der Biſchof Borowski iſt zu alt und hat nicht die Gabe des Jeſaias. Hr. v. Altenſtein iſt zu furchtſam, und dieſes beſtärkt mehr.

Hr. v. Varnhagen iſt von ſeiner nur kurzen Reiſe wohlbehalten zurückgekommen. Er will zunächſt ſeine kleinen Biographieen fortſetzen, die er mit ganz beſonderem Geſchick anziehend ſchreibt. Daß er aber jetzt ſchon mit dem alten Blücher auftritt, der noch nicht kalt geworden iſt, finde ich bedenklich. Man berührt an einem ſo friſchen Leichname Stellen, worüber die Mitlebenden ein Geſchrei erheben.

An ein Blutbad in Ipſara glaube ich noch nicht. Dieſes Inſelchen zählt nach Haſſel, der doch wohl die neuſten Beſchreibungen gefragt haben wird, 4000 Einwohner. Wahrſcheinlich ſind bei dem Blutbade von Chios mehrere Chioten hinüber geflüchtet, und man hat Befeſtigungswerke angelegt, die ſchlecht genug ſeyn mögen, aber eine Beſatzung

fodern; auf jeden Fall indeß wird der Unfall gar nicht von solcher Bedeutung seyn, und da der Gewinn einer so unbeträchtlichen Insel für die Sache nicht das Allergeringste entscheidet, so glaube ich, daß das österreichische Kabinet dem Türkischen diese mit so großen Kräften leicht zu bewerkstelligende Eroberung angerathen hat, um dadurch den gesunkenen Muth der Moslemim zu erfrischen, wozu jetzt ein um so größeres Geschrei von den Erfolgen, den weggenommenen Schiffen (woran ich nicht glaube), den abgeschnittenen Ohren u. s. w. gehört. Es ist übrigens recht gut, daß die Gemüther durch ein vermeintliches Blutbad gegen die unchristlichen Christen noch heftiger bewegt werden. Herr v. Gentz, der dux gregis, ist ohnehin leicht in Angst gesetzt.

Empfehlen Sie mich freundschaftlichst dem Hrn. v. Strombeck und Hrn. C. Schmidt und behalten Sie mich in wohlwollender Erinnerung.

Totus Tuus

Stägemann.

Hr. v. Packebrach wird die Güte haben, Ihnen 9 Th. der biographie etc. einzuhändigen.

In diesem Augenblick ist hier die officielle Nachricht von unseres GR. Wolf Ableben in Marseille eingegangen. Wie unendlich weh thut es mir, daß er so seinem Tode selbst entgegengeeilt ist.

Totus Tuus

Stägemann.

24. August.

frische 20,000 Mann. Digeon prophezeit man nichts Gutes. Steifer Vollstrecker der ihm ertheilten Befehle, weiß er unvorhergesehenen Fällen nicht zu begegnen. Bourmont besitzt bei weitem mehr Entschlossenheit und Gewandtheit. Demungeachtet ist er mit den Spaniern nicht fertig worden. Der König springt an die Decke, sobald man ihm die Anleihen zu Gemüthe führt, ohne deren Anerkenntniß keine Hülfe zu gewarten steht. Er hat keinen rothen Heller und lebt von den Almosen, die ihm Klöster reichen. Den Spaniern allzusammt fehlt es durchaus an Begriffen ordentlicher Verwaltung. Nie haben sie ihre Schulden bezahlt; sie sind ein verkehrtes Geschlecht, europäische Beduinen. Sogar vertriebene Mitglieder der Kortes, welche die Anleihen gemacht, finden, daß der König recht habe, sie zu verwerfen, denn, sagen sie, die Gläubiger sind doch meistens Ausländer.

Mit jedem Tage unbefangener und lauter fordert der französische Klerus Wiedereinsetzung der Kirche in ihre alten Vorrechte. Gelangt er zu der vollständigen Herrschaft, die sein Ehrgeiz in Anspruch nimmt, so zweifle ich, ob Kuhpocken, Gasbeleuchtung, Spinnmaschinen ferner geduldet werden. Möchten wenigstens die Dämpfe Gnade finden. Sie haben mir jüngst viel Vergnügen geschafft. Bei Romeres lief in Anwesenheit des Herzogs und der Herzogin von Angoulême ein großes Dampfboot von Stapel. In gleicher Zeit durchschnitten eine Menge leichter, buntbewimpelter Gondeln, von Rädern getrieben, den übervollen Fluß. Es war ein artiges Schauspiel. Welche Zukunft sich der Schiffahrt bereitet! Ich wandte den Blick rückwärts. Dem Korsen legte Foulton das Schicksal Englands in die Hände. Glücklicherweise mißkannte der Geblendete das Kleinod. Unser altes Europa hat doch schon gar mancherlei aus dem jungen Nordamerika be-

19.

Berlin, 24. Januar 1825.

Mein verehrteſter Freund,

Ich habe wieder lang in Ihrer Schuld bleiben müſſen, wenn Sie aber unſer hieſiges Treiben und mich Unglücklichen darin verflochten erblickten wie auf Ixions Rad, würden Sie wahres Mitleid mit mir haben.

Zunächſt Ihre Geldſache. Sie iſt auf dem gewöhnlichen Wege, durch die Generalkontrolle, zur Sprache gekommen. Dieſe revidirt nämlich jährlich auch die Wartegelder-Etats und hatte im Reviſions-Protokolle vom 2. Febr. v. J. erinnert, daß das Gehalt von 684 Thlr. nur aus dem Grunde als Wartegeld bewilligt geweſen ſei, weil Ihre Anſtellung beim Archive habe erfolgen ſollen. Da dieſes unterblieben, müſſe es auf 340 Thlr. herabgeſetzt werden, weil Sie zu den fremdherrlichen Beamten gehört hätten. Da das Letzte unſtatthaft war, ſo remonſtrirte das Finanz-Miniſterium, mußte ſich aber begnügen, Ihnen 456 Thlr. zu verſchaffen, welcher Satz auf einer K. O. vom 25. März 1820 beruhet.

Ich habe dieſen Zuſammenhang der Sache dem Hrn. O. P. v. Motz nachgewieſen; wir wiſſen aber Beide nicht, wie Ihnen zu helfen ſei, ſobald Sie eine andere Stellung, außer Halberſtadt, nicht annehmen können oder wollen. Ihre Dienſt-Einkünfte waren allerdings mehr als 684 Thlr., und es würde vielleicht möglich ſeyn, Ihnen eine Entſchädigung auch hiefür noch zu verſchaffen, wenn nicht zu beſorgen ſtände, daß man alsdann entweder fodern werde, ſich anderwärts beſchäftigen zu laſſen, oder Sie noch ſchlechter zu penſioniren. Sie müſſen ſich überzeugt halten, daß ich gern Alles aufbieten würde, um Ihnen zu helfen, aber

wenn Sie die jetzigen Verhältnisse erwägen, werden Sie sich auch überzeugen, daß bei Ihrer entschiedenen Abneigung, sich aus der dortigen Gegend zu entfernen, ein nur zu sehr schwieriges Hinderniß in den Weg gelegt wird.

Schreiben Sie mir aber, ob Sie etwan anderes Sinnes geworden.

Man sagt, Hr. O.P. v. Moß werde Finanz-Minister und Hr v. Klewitz O.P. von Sachsen werden. Daß der letzte in Ungunst sei, ergiebt die gestrige Ordensvertheilung, die ihm wiederum das Große Band versagt hat, obwohl es seinem Hintermann, dem O.P. Sack in Stettin (ob rem bene gestam liturgicam unstreitig) zugetheilt worden. Ich vermuthe, daß eben diese Ursache dem Hrn. v. Moß die 2. Klasse verschafft hat. Die große Menge von Superintendenten in der 3. Klasse, und die Erzählung: daß der König dem hiesigen Magistrate die Weisung habe zugehen lassen, die Theilnahme an der kirchlichen Feier zu vermeiden, weil ihm an der Liturgie nichts gelegen, macht es wahrscheinlich.

Was S. Maj. verhindert, dem würdigen Herrn v. Strombeck den Johanniter-Orden zu bewilligen, ist mir ganz unbekannt. Vielleicht glückt es mir, die Ursache zu erfahren. Er muß sich übrigens leicht darüber trösten. Für die Mittheilung seiner Helmstädt'schen Gedächtnißschrift bin ich Ihnen sehr erkenntlich. Daß ich sie schon gelesen, beweise ich durch die Bemerkung: daß der uneheliche Sohn des Herzogs Erich II. in demselben Jahre, in welchem sein Vater verstarb, zu Pavia auch mit Tode abgegangen ist. Chyträus in seiner Sachsenkronik erzählt es, nennt ihn jedoch anders. Verdienstlicher ist diese Schrift, als der Auszug aus dem Tagebuche des Kurfursten Friedrich IV. von der Pfalz, den uns die Voß'sche Zeitung vor einigen

Wochen scandalöserweise zum Besten gab. Wenn diese Regentenspiegel nur beherziget würden!

Unseres alten Freundes Clamer Schmidt, obwohl in gehörigen Jahren erfolgtes Absterben hat mich wahrhaft betrübt, da ich ihn noch einmal persönlich zu sehen hoffte. Hr. Pr. Lautsch hat mich eingeladen, ihm ein Gedicht zu seinem Andenken zu übersenden, was ich herzlich gern möchte, wenn ich jetzt nicht in vollständigem Zeit-Bankerutt mich befände, und von der Poesie gar nicht die Rede seyn kann, bei so vieler trostlosen Prosaistik, obwohl ich zu Zeiten in einen Poetenklubb gehe, den unsre lebenslustige poetische Jugend gebildet hat.

Das beiliegende Gedicht ist eine Frucht der Sommer-Kur im vorigen Jahre; ich habe mit Mühe mich zum Drucke entschlossen.

Hr. und Mad. Körte habe ich leider! hier sehr wenig gesehen. Ich höre aber, daß sie zum März wieder kommen werden. Vielleicht begleiten Sie sie.

Für heute muß ich schließen; hora ruit.

Behalten Sie mich in freundschaftlichem und wohlwollendem Andenken.

Totus Tuus

Stägemann.

Das Vaticinium am Schlusse meiner Ode ist auch ob injurias temporum in Dunkel gehüllt. Gott versteht mich, sagt Sancho Pansa.

20.

Berlin, den 30 August 25.

Wir müssen alle mehr oder minder das Leben in Noth und Sorge zubringen, mein theuerster Freund. Wohl dem, der es durch die Wissenschaften sich versüßen kann! Meine Reise nach den Bädern oder dem Harz habe ich, vielleicht für immer, aufgeben müssen, weil das Fahren mir zu beschwerlich, mitunter schmerzhaft ist. Jetzt hat mich der künstliche Brunnen, der Mock-Sprudel des Hrn. Soltmann in unserer Husarenstraße, nachdem ich ihn 6 Wochen getrunken, wieder auf die Beine gebracht, und ich kann wenigstens wieder fahren; verdrießlich ist solch ein prekärer Zustand jedoch um so mehr, als ich dabei eine delikate Diät beobachten muß. So habe ich dem Rheinwein zu entsagen mich genöthigt gesehen.

Der Tod des Hrn. Gr. v. Bülow ist uns Allen sehr unerwartet gewesen. Seine Zufälle waren jedoch schon seit dem Winter bedenklich, wie auch die Section erwiesen hat. Allerdings hat er dem Staate nicht geleistet, was sein natürlicher Verstand versprach; vielmehr hat er uns sehr geschadet, weil er sich bei dem Eintritt in das Finanz-Ministerium zu unabhängig stellte, sich nicht zweckmäßig umgab, und dadurch zu den Verwirrungen den Grund legte, die noch jetzt in unserer Finanzverwaltung herrschen, wenn er auch späterhin unmittelbar keinen Theil daran nahm. Die Geschichte der Westphälischen Obligationen, wo er besonders von seinen Umgebungen dupirt wurde, ist ein unauslöschlicher Flecken und hat seinem guten Rufe bei der Nation unheilbar geschadet. Dem Gewerbe-Wesen ist er späterhin durch thätiges Einwirken nützlich geworden; aber auch hierin hat er gar nicht geleistet, was zu leisten

war. Als Präsident des Staatsraths war er gar nicht an seiner Stelle, und in der letzten Sitzung, der er präsidirte, erlebte er den Scandal, daß wegen seiner leidenschaftlichen Bevorwortung einer ungerechten Einrichtung ein Mitglied antrug: ihn, wegen anscheinendem Privat-Interesse, von der Abstimmung über die Sache auszuschließen, was freilich auch leidenschaftlich war. Ich bin jedoch überzeugt, daß in den letzten Jahren seines Lebens die physische Ursache, die seinen frühen Tod herbeiführte, auch seine moralische Kraft sehr gehemmt hat. Hr. v. Motz wird, als höchst beschränkter Finanz-Minister, dennoch gewiß mehr leisten, als Hr. v. Klewiz. Nur fürchte ich, er werde an seinen Organen Hemmschuhe finden, wenn er nicht zeitig aufmerkt, und das in eine um so schwierigere Aufgabe in einem neuen so schwer zu bearbeitenden Felde. Hr. v. Klewiz hätte, nach meiner Ansicht, für seine Ruhe nichts Angelegentlicheres zu thun, als sich zurückzuziehen. Unmöglich kann ihn seine gegenwärtige Stellung befriedigen.

Die Gewaltthätigkeiten, die bei dem Schleichhandel vorfallen, sind hier schon zur Sprache gekommen. Ein Prediger im Mindenschen schrieb deshalb an den König. Wenn aber das Grenzzoll-System sich nicht wesentlich umändern läßt, so ist solchen Sävitien nicht zu steuern. Auch bin ich darin anderer Meinung, weil es keine Noth ist, wodurch die Leute gezwungen werden, zum Schleichhandel zu greifen; es ist immer ein ehrloses Gewerbe. Wo Holz gehauen wird, fallen Späne; auch sind nach unsern Akten bis jetzt mehr Zollbeamte durch die Schleichhändler verletzt worden, als umgekehrt. Uebrigens bin ich von der Wahl unserer Steuer-Directoren überhaupt nicht erbaut; die Einrichtung selbst mag nöthig seyn.

Ich bin in der That der Meinung gewesen, daß Hr.

v. Strombeck für das Obertribunal wegen ſeiner Kenntniſſe und ſeines Fleißes wohl ein geeignetes Mitglied werden könne; nur darüber bin ich zweifelhaft: ob er auch wohl das punctum saliens treffe? was freilich bei dem summo judicio das summum ſeyn ſoll. Hier ſteht er im Ruf eines unverträglichen Kollegen. Der Hr. Juſtiz-Miniſter ſcheint nicht abgeneigt, ihn zu berückſichtigen; ſo lange jedoch Hr. v. Grolmann Präſident des Tribunals iſt, wird er ſchwerlich etwas zu erwarten haben, weil dieſer mit den Mitgliedern, die er aus Halberſtadt erhalten, ſehr unzufrieden iſt und erklärt hat, keinen von dort mehr ſich zuweiſen zu laſſen. Doch bleibt dieſes unter uns, obwohl es dem Hrn. v. Str. eine Art leidigen Troſtes ſeyn könnte.

Die Herren Weſtermeier und Zerrenner ſind mir nur dem Namen nach bekannt; von ihrer Beförderung habe ich nie etwas gehört. Doch heißt es ſchon ſeit einiger Zeit, der König werde mehrere Biſchöfe creiren, und dann könnte es den Erſten treffen, falls er die neue Liturgie eingeführt hat. An der Beförderung des letzten zweifle ich nicht, da er nach Ihrer Schilderung ein Mann nach dem Herzen des Hrn. v. Kamptz ſeyn muß.

Varnhagen iſt ſeit einigen Monaten von hier abweſend im Bade, wird aber gegen den 6. k. M. zurückerwartet. Seine biographiſchen Denkmale finden überall Beifall. Er bearbeitet jetzt den Fürſten Blücher, der mir zu jung für eine Tagesbiographie erſcheint; überhaupt wird ein geiſtvoller Bearbeiter keinen dankbaren Gegenſtand an ihm finden.

Dehn iſt nicht zurückgekehrt. Ich habe es auch, trotz ſeiner Verſicherungen, niemals erwartet.

Unſere hieſige poetiſche Jugend hat eine Geſellſchaft errichtet, in welche mich aufzunehmen man mir auch die

Ehre erwiesen hat. Meine fortdauernde Kränklichkeit und die Abneigung, mich Abends von Hause zu entfernen, haben mich jedoch nur selten Antheil nehmen lassen. Nicht einmal an Goethens Geburtstagsfest habe ich mich einfinden können. Unter den jungen Leuten sind manche sehr regsame tüchtige Köpfe.

Unsere Freunde Körte und Lautsch sollten freilich die Todten ruhen lassen; namentlich wird der Letztere auch schwerlich viel Lucratives erbeuten. — Von der biographie des contemporains habe ich kein einziges Stück mehr erhalten, bin aber ungewiß, ob mein Korrespondent saumselig, oder nichts erschienen ist. Ich vermuthe das Letztere. — Sie erwähnen einer ärgerlichen Angelegenheit des Hrn. Caspari. Was betrifft diese? Er hat gegen mich nichts davon erwähnt, auch ist sie mir hier nicht bekannt geworden.

Ich empfehle mich freundschaftlich in Ihr fortdauerndes Wohlwollen.

21.

Berlin, 15. September 25.

Die Bücher, die Sie von mir zu erhalten wünschen, mein hochverehrtester Freund, besitze ich nicht. Die Schrift, die Sie bezeichnen du l'assé et des Jésuites, soll vielleicht heißen: du l'ape et des Jésuites, denn eine solche finde ich allegirt in einem Werk, welches ich in 2 B. besitze, betitelt histoire abrégée des Jésuites et des missionaires peres de la foi (1820). Im zweiten Band ist ein Capitel du rétablissement des Jésuites par le pape Pie 7. en vertu de sa bulle du 7. Aout 1814. — Remarques sur

le Pontificat de ce saint père — réflexions importantes — 44 Seiten. Die importanten Bemerkungen ſind nichts Beſonderes, und das Ganze wird Ihnen wenig nützen. Die Bullen vom 21. Jul. 1773 und vom 7. Aug. 1814 ſind in einer franzöſ. Ueberſetzung angehängt. Haben Sie das Werk nicht und wünſchen Sie es zu erhalten, werde ich es Ihnen ſofort zuſchicken. Außerdem beſitze ich die Schrift des fanatiſchen Maitre: du Pape, die aber von Pius 7. nichts enthält, ſondern ſich nur mit der Suprematie des Pabſts beſchäftiget. — Die Gregoire'ſche Homilie könnte ſich in der chronique religieuse befinden, von der ich einige Bände beſitze, die ich aber alles Suchens unerachtet in dieſem Augenblicke nicht ermittele. Ich bin jedoch im Begriff, meine Wohnung mit einer andern (in dem Hauſe, welches der F. Staatskanzler bewohnte) zu vertauſchen und in dieſen Tagen mit dem Heruberſchaffen meiner Bücher anzufangen, wo ich dann hoffentlich auch die Kronik finden werde. Außerdem finde ich in meiner, ſehr beſchränkten und vielfach geplünderten Bibliothek nichts über den Gegenſtand; vielleicht möchte ſich einiges in ſonſt unbedeutenden Schriften über Pradts quatre concordats ermitteln, wovon ich habe: Bernardi Observations sur les 4. concordats und de Pradt suite des quatre Concord. Die Schrift: des 4. Concord. iſt mir abhanden gekommen und Sie werden ſie auch ohne Zweifel beſitzen.

In puncto des Schleichhandels bin ich über die Mangelhaftigkeit der Geſetzgebung einverſtanden; allein wer da weiß, daß ihm eine geſetzwidrige Handlung das Leben koſten könne, kann ſich nicht beklagen. Meine Notizen übrigens reichen nur bis 1822 und beziehen ſich beſonders auf das Herzogthum Sachſen und Weſtphalen. —

Von einer dem Hrn. Gr. v. Bülow in Landeck be-

gegneten Geburtstagsgeschichte habe ich hier nichts vernommen. — Zu seinem Nachfolger ist Hr. O.P. Merkel so gut als ernannt; er befindet sich schon hier zu näherer Rücksprache in Beziehung auf den nahe bevorstehenden schlesischen Landtag.

Daß Hr. v. Klewiz vornehm auftritt, habe ich nicht erwartet. Es wäre auch gar nicht nöthig. Nach hiesigen Nachrichten ist er mit seiner Stellung sehr unzufrieden, und sollte er die Frau verlieren, wird er gewiß nicht aushalten, zumal die ständische Versammlung ihm das Leben sauer machen dürfte.

Man erzählt hier, der Gen. L. v. Horn sei pensionirt und Hr. v. Müffling habe das Westphälische Generalkommando erhalten. Es ist nicht unwahrscheinlich, auch muß Horn, den ich in meiner frühen Jugend schon als Adjutanten des Gen. v. Favrat kennen lernte, bejahrt genug seyn, um den Ruhestand zu wählen. —

Ich habe jetzt meine Gedichte einem Abschreiber gegeben, und gehe nun ernstlich daran, im Winter sie zu ordnen. Sehr wünschte ich aber, daß ein strenger sachverständiger Richter mir zuvor seine Kritik mittheile. Ich habe an Jacobs gedacht, den ich aber nicht im entferntesten kenne. Meine Freunde finde ich zu gütig.

Die Goethe'sche Idolatrie, die sich bei der diesjährigen Feier seines Geburtstages an allen Orten erwiesen, ist mir etwas anstößig durch die Art, wie sie sich geoffenbart hat. Die Verse sind mehrentheils doch gar zu schlecht, was mich eben deshalb verletzt, weil ich zu den entschiedensten Verehrern Goethens gehöre, und ihm bessere Huldigungen wünsche.

Die Uebersetzung der serbischen Lieder durch Fräulein v. Jacob ist sehr gelungen.

Wer iſt der Kritiker poetiſcher Erzeugniſſe in den Wiener Jahrbüchern? Sein Urtheil über Streckfuß Ueberſetzung des Dante ſcheint wohl begründet. Ich weiß nicht, weshalb Str. immer ſo eilt, ſeine Ueberſetzungen drucken zu laſſen. Festina lente finde ich überall ſehr rathſam.

Der König will den Magdeburgern ein Denkmal ſeiner Huld gewähren. Es ſcheint mir, als ob zu ſo ganz ausgezeichneter Huld vor den übrigen Städten kein zureichender Grund vorhanden ſei, und ein dieſer wohlhabenden Commune bewilligter Beitrag zu ihrer Armenverſorgung von 400 Thlr. jährlich aus der Staatskaſſe, das heißt, aus den Mitteln der andern Kommunen, welche ſich und ihren Armen ſelbſt helfen müſſen, habe ich nur ungerecht finden können.

Hr. v. Varnhagen empfiehlt ſich Ihnen.

Bewahren Sie mir Ihr wohlwollendes Andenken.

Totus Tuus

Stägemann.

22.

Berlin, den 4. December 1825.

Ich war im Begriff, mich zu entſchuldigen, verehrteſter Freund, daß ich die Bücher, die Sie durch Hrn. v. Varnhagen erhalten, nicht mit einem Schreiben begleitet, als Hr. Behm mir das Ihrige überbrachte. Für die gütige Ueberſendung des Baretti, der mir bisher unbekannt geblieben, ſelbſt auch durch Goethe nicht bekannt geworden war, ſage ich Ihnen meinen freundſchaftlichſten Dank. Das Erſch-Gruber'ſche Lexikon enthielt über B. einen ſehr dürftigen Artikel von Wilh. Müller, der dieſe Ausgabe

zogen: Gewitterableiter, Dampfboote, gelbes Fieber und wer weiß was noch. Müdigkeit der Hand und flüſſiges Papier nöthigen mich zum Schluſſe.

Leben Sie wohl, behalten mich lieb und legen meine Huldigungen Ihrer Gemahlin zu Füßen.

Verehrungsvoll der Ihrige

Oelsner.

Paris, den 29. Mai 1824.

Den heutigen Kourier erwiſche ich mit genauer Noth; er bringt Ihnen, Hochverehrteſter, was ſchon der vorige mitnehmen ſollte, wenn bei dem guten trefflichen Einſiedler an Fertigwerden zu denken wäre. Daß er mit faſt nichts in dieſem Leben zu Schluß gekommen, iſt ſein Unglück. Auch fühlt er und bedauert es zuweilen. Dafür jedoch iſt ihm reichliches Maaß anderer Genüſſe zu theil worden. Indem ich ſchreibe, werden die Sloken zurückgefordert. Man will einige Lesarten abändern. Der Himmel weiß, ob mein Brief ohne ſie abgeht.

Das portugieſiſche Abentheuer wird zu Berlin wie hier beſprochen. Legitimität lief Gefahr einer großen Schlappe. Sie trägt, wie man ſie geſtellt, einen Pfahl im Fleiſche; eine leidenſchaftliche Parthei, die über ganz Europa verbreitet, mittelſt des Geſpenſtes heimlicher Umtriebe den Regierungen allgewaltige Sorgen und Verdruß bereitet. Wenn man die ſpaniſche ausnimmt, die nicht einmal den Generälen die mit Frankreich kapitulirt die Gunſt der Amneſtie angedeihen läßt, worüber die hieſige ſehr getadelt wird, ſind die Regierungen

seiner Werke nicht gekannt zu haben scheint, aber seiner Uebersetzungen des Corneille und Ovid erwähnt.

Zu Ihrem Pabst Pius kann ich Ihnen aus meiner Bibliothek nichts communiciren; auch den Beauchamp besitze ich nicht, Die Verhandlungen über unser Konkordat befinden sich in der Registratur des Herrn Ministers v. Altenstein; ich selbst habe während des Lebens des Fürsten Staatskanzlers an diesen Verhandlungen keinen Theil genommen. Sie gehören zu den wenigen Arbeiten, die Herr Schöll dem preußischen Staate geleistet hat, und schwerlich zu rühmlichen. Wenn Sie sich entschlössen, nach Berlin zu kommen, würde es vielleicht möglich seyn, Ihnen das Mittheilbare zu verschaffen. Sie könnten auch Bekanntschaft mit Hrn. Schöll machen, der Ihnen unbedenklich Manches eröffnen würde; ich selbst stehe mit ihm nicht in solchen Verhältnissen. Angeführt habe ich irgendwo gefunden: „Das National-Concilium zu Paris im Jahre 1811 mit authentischen Aktenstücken von E. A. Melchers. Münster 1814"; habe es aber hier nicht auftreiben können. Vielleicht kennen Sie es schon. Eine kleine Schrift habe ich bei mir doch noch aufgefunden, die Ihnen Hr. Behm mitbringen wird.

Herr v. Moy hat gegenwärtig eine Krisis zu überwinden, wie es mir scheint. Ich nehme an diesen Haupt- und Staats-Aktionen keinen Theil, halte mich vielmehr so entfernt als möglich, woher es kommt, daß ich erst aus dem Hamburger Korrespondenten erfahre, was hier vorgegangen. Nach allem aber, was ich vernehme, scheint Hr. v. Moy seinen Prozeß wider den Hrn. v. Ladenberg verloren zu haben. Sein Plan nämlich in seiner Administration durch die Generalkontrolle nicht gehemmt zu werden, ist gescheitert und Hr. v. Ladenberg hat nicht allein gesiegt, sondern

auch wegen der Angſt, die ihm die Möglichkeit einer Niederlage verurſacht, das Schmerzengeld durch die Excellenz erhalten. Man erzählt, Hr. v. Motz habe nur unter ſchriftlicher Verſicherung des Hrn. Gr. Lottum, „daß ſeine Vorſchläge wegen der General-Kontrolle die Allerhöchſte Zuſtimmung erhalten", das Portefeuille übernommen, und wolle nunmehr ſeinen Abſchied nehmen, da er ſich düpirt ſehe. Freilich müßte der König nur ſolche Miniſter haben, die zu jeder Zeit, unabhängig, den Abſchied fodern können: ich fürchte nur, daß Hr. v. Motz ſich in dieſer Lage nicht befinde. Einen großen Triumph würde er aber, falls er es über ſich gewönne, beim Publikum erlangen, welchem Hr. v. Ladenberg ſehr verhaßt iſt. Wohin ſich die Sache wenden werde, wird ſich in dieſen Tagen erweiſen. Wahrſcheinlich endet die Kriſis mit einer halben Maasregel, wie gewöhnlich. Ich wünſchte, daß ich Muße hätte, die Unangemeſſenheit und Schädlichkeit der General-Kontrolle und die Anmaßungen der Ober-Rechenkammer in ein vollſtändiges Licht zu ſetzen; doch kann ich daran nicht denken. Ueber die O.R.K. erinnere ich mich eines Aufſatzes in Schlözers Staats-Anzeiger aus den Jahren 1786 bis 1789, den ich in der Bibliothek aufſuchen und vielleicht vervollſtändigen werde. Sie würden ein verdienſtliches Werk unternehmen, wenn Sie einen Theil Ihrer Muße an dieſes Geſchäft wendeten. Materialien ſollten Ihnen nicht fehlen.

Mit demjenigen Theil meiner Gedichte, welcher die zur Geſchichte des Vaterlandes gehörenden enthält, bin ich mehrentheils in Ordnung. Die Cenſur wird mir doch einiges Bedenken erregen; auch bin ich ungewiß, ob ich die Schillſchen Kriegslieder, die auch nur geſchichtlich aufbewahrt zu werden verdienen, wieder abdrucken laſſen ſoll. Indeß iſt das freilich meine geringſte Sorge.

Empfehlen Sie mich doch vorläufig dem Andenken des Hrn. v. Strombeck, deſſen Verluſt ich in den Zeitungen geleſen habe; ich werde ihm nächſtens unmittelbar ſchreiben.

Bewahren Sie mir ein wohlwollendes freundſchaftliches Andenken.

Stägemann.

23.

Berlin, den 5. Februar 1826.

Erſt heute, mein theuerſter Freund, kann ich Ihnen das Schickſal der bewußten Vorſtellung melden. Die Reſolution iſt ganz ablehnend, und wird unmittelbar nach Leipzig gehn. Was der Hr. Miniſter des Innern beſchloſſen, habe ich nicht ermitteln können, weder durch das innere, noch äußere Miniſterium und ich muß faſt glauben, daß der Erſte, ohne weitere Antwort zu geben, die Vorſtellung bei ſich reponirt hat. Man hat übrigens die Kalendergeſchichte nur als einen Anlaß benutzt, um ſich des Blattes zu entledigen, weil es ſeiner ſchlechten Geſinnungen wegen ſich unangenehm gemacht hat. Ich beſorge ſehr, daß der in den Januarblättern von dieſem Jahre enthaltene Brief des Hrn. Prof. Krug an unſern freimüthigen Kuhn die ablehnende Reſolution beſonders motivirt hat, weil Hr. Pr. Krug ſich bei aller Ehrenbezeigung doch unumwunden als einen Gegner der Liturgie ausſpricht. Der König ſelbſt lieſt das Blatt gewiß nicht, aber doch andre Leute. Hierin haben Sie „die ſchlechten Geſinnungen". Ich weiß nicht, was Hrn. Pr. Krug angefochten, ſich mit einem ſo troſtloſen Blatt, als der Freimüthige, und mit einem ſolchen Saufaus, als Hr. Kuhn, zu beſudeln. Nie-

mand nimmt hier von dem Blatt und dem Herausgeber Notiz. Wären dieſe „ſchlechten Geſinnungen" nicht, ſo würde ich jetzt noch rathen, daß Hr. Prof. Rohde, als Rechtſchuldiger, eine Immediatbittſchrift eingäbe, und die Allerhöchſte Gnade in Anſpruch nähme; allein unter ſolchen Umſtänden wird es nichts helfen. Man hat mir als rathſam dargeſtellt, daß man ſich von Petersburg oder von Warſchau eine Verwendung verſchaffen möge; mir ſcheint ſolches wunderlich, und nicht wohl zu begreifen, wie jene ſich in dieſe Sache einmiſchen würden. Ohnehin ſoll ja das Blatt auch in Rußland nicht circuliren dürfen. Mir erſcheint rathſam, Gras über die Sache wachſen zu laſſen, alles zu benutzen, was der Circulation, trotz dem Verbote, dennoch förderlich ſeyn kann (in ſolchen Dingen bin ich kein Gegner der Bannwaare) und kein Wort über die Liturgie fallen zu laſſen. Möglich iſt es übrigens, daß der Hr. M. d. J. von der Immediat-Reſolution nichts erfährt, und ſein Zorn ſich von ſelbſt wieder ſtillt. Sonſt wäre es freilich ſchlimmer, und hätte ich früher den Krugſchen Brief geleſen, würde ich die Immediat-Eingabe ganz widerrathen haben. Schreiben Sie mir gütigſt, was Sie von der Entſchließung der Herren erfahren; vielleicht kann ich doch noch einigen andern guten Rath geben. Unter Friedrich dem Großen hatten die Buchhändler mehr Eingang, als jetzt. Kanter in Königsberg, den der König perſönlich kannte, weil er ihn bei der Revüe oft angetreten hatte (er war eine Art Projectenmacher) ſuchte den Titel eines Kommercienraths nach und erhielt abſchlägige Antwort, weil „Buchhändler ein ſehr honetter Titel" ſei.

Bei der Ausarbeitung für die Literaturzeitung ſuchen Sie doch den hiſtoriſchen Umſtand einzuweben: daß die erſte Idee der General-Kontrolle nicht, wie man gewöhnlich

glaubt, vom Minister Schulenburg, sondern von sachunkundigen Rathgebern ausgegangen und dem M. Schulenburg, so wie allen Sachverständigen erst bekannt geworden, als die Anordnung ausgeführt werden sollte, daß sie niemals Schulenburgs Beifall gehabt hat und sehr bald in gänzliche Vergessenheit gerathen ist.

Den Sefronizon erhalten Sie mit der nächsten fahrenden Post.

Bei Durchlesung der Januarhefte des Corr.-Bl. bin ich auf eine heftige Kritik unsres Freundes Körte gegen den Sprachschornsteinfeger Kolbe gestoßen, die mir nicht ganz billig zu seyn scheint. Kolbe hat sich einen etwas vornehmen Ton angewöhnt und verdient wohl eine Zurechtweisung, aber sein Eifer um die gute Sache doch auch Anerkenntniß. Wir können uns des Orientirens entledigen, ohne mit Wolf zu morgenländern. Kolbe geht hin und wieder nicht weit genug; so will er dem Dichter noch die Kation gestatten; ich nicht. Aber langweilig ist Kolbe freilich wohl. Manche Gegner der Sprachreinigung setzen entgegen: daß wir die bekanntesten Dinge nicht mehr zu nennen wissen würden, wenn wir die unheimischen Wörter verstoßen wollten; z. B. Kopf (caput), Ohr (auris). Als ob der Teutsche nicht Kop und Ohr so gut ursprünglich gehabt hätte, wie der Lateiner caput und auris. Man muß nur an die Verwandtschaft der Sprachen denken. Wem wird einfallen, daß ausroden latein sei, weil radix die Wurzel heißt. Altdeutsch oder Gothisch hieß die Wurzel auch rod, und Kirche (von Küren) ist so gut die Uebersetzung von ecclesia, als Durchlaucht von perillustris. Kirche ist wie Lerche (von Leier, dat Lierken,) gebildet.

Vergessen Sie nicht, mir Ihre Erinnerung über Marienburg mitzutheilen. — Unser Freund Varnhagen ist seit

10 Tagen gefährlich krank, und erst seit einigen Tagen in anscheinender Besserung; wie heute (am 6.) die Frau mir sagen ließ, hätten die heftigen Schmerzen (eine Gallenkolik nannte sie mir früher die Krankheit) nachgelassen.

Ueber die Liturgie werden jetzt 12 hiesige Geistliche einzeln und abgesondert von den Pröbsten Ribbek und Neander (einem Zeloten) vernommen; unter ihnen Schleiermacher, an den jedoch die Reihe noch nicht gekommen ist.

Ein Dr. Meineke, jetzt Director des Danziger Gymnasiums, wird Director des hiesigen Joachimsthalschen. — War nicht ehemals ein Meineke in Quedlinburg Rektor? — Die Antwort des Hrn. v. Klewiz, ganz amtlich lege ich hier bei, und empfehle mich Ihrem freundschaftlichen Wohlwollen.

Totus Tuus

Stägemann.

24.

Berlin, den 7. März 1826.

Mein theuerster Freund,

Ihren zum Abgang mittelst Estafette bestimmten Brief vom 3. d. M. habe ich erst gestern Nachmittag erhalten. Ich habe sofort mit Hrn. p. v. Metz gesprochen, und von ihm die Auskunft bekommen, daß er bereits seit einigen Tagen einen Commissarius nach Halberstadt abgesandt habe, um den status des Susmannschen Hauses aufzunehmen. Den Bericht dieses Commissarius müsse er vor allen Dingen erwarten, ehe er in nähere Erwägung ziehen könne, ob und was unter seiner Mitwirkung für das von allen Seiten dringend empfohlene Haus zu thun sei. Sie werden

ja augenblicklich erfahren, wann der Commissarius des Hrn. v. M. sein Geschäft beendiget hat, und welche Resultate von ihm ermittelt worden, um mir zur weitern Rücksprache mit Hrn. v. M. Nachricht zu geben. Ich werde sodann mit dem aufrichtigsten Vergnügen meine bona officia eintreten lassen. Hr. v. M. meinte, den Commiss. schon in einigen Tagen erwarten zu dürfen. Lassen Sie die Reise bis dahin anstehn. Das Susmannsche Haus scheint für die ganze dortige Gegend eine englische Landbank gewesen zu seyn, deren Schicksal ihm nunmehr auch hat werden müssen. Unfälle solcher Art sind sehr zu bejammern, aber sie gehören zu den lacrymis rerum humanarum, an denen überhaupt nichts Solides ist. Da der Banquier sein Geld nicht in Kasten verwahren lassen kann, sondern es arbeiten lassen muß, ein Geschäft aber das andere nach sich zieht, so ist es natürlich, daß der Kredit für ihn weit wichtiger ist, als das Geld, daß er also auch durch den Verlust des Kredits in Augenblicken, wo es keinen Kredit giebt, mehr einbüßt, als durch den Verlust von Geld, das er sich verschaffen könnte, wenn der Kredit ihm die Mittel darböte, seine für gewöhnlichere Zeiten sehr gute Effecten in Geld zu verwandeln. Das factum selbst: daß ein Banquier zu liquidiren genöthigt ist, bringt seine nicht realisirbaren Effecten unglaublich herunter. Daß die englischen Häuser sich herstellen werden, wie Hr. Baring meint, wenn sie Circulations-Mittel auf ihre Manufakturwaare erhalten, glaube ich mit dem englischen Minister keineswegs. Allein der Susmannsche Activstand ist vielleicht von der Art, daß der Staat durch einen angemessenen Zutritt ihn flott macht, um sich der andringenden Passiva durch dieses Mittel, statt durch den mangelnden Kredit, zu erwehren. Im englischen Parlament

scheint man sich jetzt mit Hülfe von Ministern, wie England vielleicht noch nie gehabt hat, über Interessen dieser Art aufzuklären. Hoffentlich geht bei uns über die gegenwärtigen Ereignisse das Spiel mit fremden Papieren zu Grunde. Crelinger hat an den französischen Renten und österr. Metalliques im vorigen Jahre gegen 3000 Thlr. eingebüßt. Das kommt davon her, daß man sich zwar taufen läßt, aber die Bibel nicht liest, welche lehrt, daß, die da reich werden wollen, in Versuchung und Stricke fallen. Um wieder auf Susmann zu kommen, kann ich Ihnen ein Bedenken nicht verhehlen: Ob es nämlich mit dem besten Willen des Hrn. v. M. gethan seyn werde? Es können sich dagegen wohl Hindernisse entgegenthürmen, die wir nicht kennen, obwohl ahnden mögen. Soviel hiervon.

Leider! habe ich mein Versprechen in puncto des Sophronizen nicht erfüllen können. Hr. Gr. Alvensleben hatte nicht die sämmtl. Theile, sondern nur einzelne Stücke, und das andre befindet sich bei einem Manne, dessen Name mich auf eine seltsame Spur gebracht hat, indem ich ihn nur als einen sogenannten Lesebengel für Andre betrachte, und dafür halte, daß er das vermeintliche Gift zu extrahiren und zu umfassenderen Zwecken an den Mann zu bringen bestimmt ist. Nächstens mehr hierüber. Der besagte Mann war für mich schon so gut, als verschollen, und ist Ihnen vielleicht nicht einmal dem Namen nach bekannt.

Die Brockhaussche Angelegenheit rettungslos aufzugeben, scheint noch nicht an der Zeit zu seyn. Gewiß haben auch die Russischen Ereignisse ihren Theil daran. Diese werden sich mehr und mehr beruhigen und das Blatt könnte alsdann wahrscheinlich mit noch größerer

Gunſt des Publikums wieder bei uns auftreten, wie es auch durch die jetzt von uns erfahrene Ungunſt vielleicht im Auslande ſtärkern Abſatz erhält. Indeß will ich auf dieſes Räſonnement allerdings nicht viel geben. Räſonnement ſetzt voraus, daß der Raiſon Gehör gegeben werde.

Varnhagen, der ſich von ſeiner ſchweren Krankheit nach und nach erholt, werde ich an die Homilie erinnern, ſobald ich ihn ſehe.

Es iſt ja davon die Rede geweſen, Hrn. v. Strombeck nach Naumburg zu verſetzen, und den Hrn. Schwarz von Halle (den Wittwer der Dichterin Sophie) nach Halberſtadt. Doch habe ich ſeit einiger Zeit nichts weiter davon gehört.

Was nennen Sie die neueſte Ausgabe von Nicolai's Beſchreibung? ich kenne nur die 3te von 1786, die er mir vor ſeinem Tode ſelbſt gegeben. Von ihm iſt alſo keine neuere. Sollte aber auch eine neuere, von fremder Hand, exiſtiren, ſo werden Sie über die Steuer-Controlle darin nichts finden, was für Ihre Arbeit brauchbar wäre. Vielleicht kann ich Ihnen aus der Geh. Regiſtratur des Generaldirectoriums etwas darüber ſchaffen, obwohl ich es auch bezweifle.

Wegen des Hrn. Behm habe ich mit Hrn. G. R. Ruſt ausführlich geſprochen. Er hat mir die Zuſicherung gegeben, ſich für die Sache zu intereſſiren, und iſt der Meinung, daß Hr. B. noch einmal ganz dringend an den Hrn. v. A. ſchreiben möchte. Laſſen Sie ihn dieſes thun und mir die Vorſtellung zuſchicken. Ueberdies meint er, nach genommener Rückſprache mit dem ehemal. Juſtitiarius des Miniſterii, daß Hr. einen Entſchädigungsanſpruch wider Roblann unbedenklich geltend machen könne. Dieſes

Rechtsverhältniß ist mir indeß nicht im Augenblicke gegenwärtig.

Entschuldigen Sie gütigst, daß ich Sie mit einer Privatsache noch behellige. In Halberstadt lebt ein ehemaliger Canonicus des Stifts U. lieben Frauen, Hr. Weiß, der eine jährliche Competenz von 1443 Thlr. bezieht. Bei der Aufräumung meiner alten Papiere fällt mir ein alter Wechsel von ihm über 1000 Thlr. in die Hände, worauf ich nach mehreren Abschlagszahlungen noch 384 Thlr. nebst mehrjährigen Zinsen zu fordern habe. Ist von diesem Schuldner wohl noch Abschlagszahlung zu erwarten? Zum Erlassen sind jetzt die Zeiten nicht, doch will ich gern die Zinsen schwinden lassen.

Herzliches Lebewohl und bewahren Sie mir ein freundschaftliches Andenken.

Totus Tuus

Staegemann.

25.

Berlin, den 16. Mai 1826.

Ich habe von Tag zu Tag gehofft, Ihnen den Sofronizen überschicken zu können, verehrtester Freund. Indeß bis jetzt vergebens, und sonderbar genug, daß man dieses nutzbare und belehrende Journal hier nicht vollständig findet, wohl aber den Pfeilschifterschen Staatsmann, worin Hr. von Lacrimas-Schütz jetzt geradezu erklärt, daß er katholisch sei, und daß ein Monarch nur, wenn er katholisch, ein solcher, andernfalls ein Despot sei. Unser Herr Minister des Innern versicherte mir, daß es so stehe; eben derselbe, der das Conversationsblatt uns nicht lesen lassen will.

sämmtlich, mehr oder weniger liberal, und müssen es sein, weil das Zeitalter liberal ist. Oeffentlich im Kriege mit popularen Grundsätzen, zeigen ihre Handlungen von innerer Milde und popularer Denkart. Dem Pfahle im Fleische ist das verhaßt und er wird früher oder später die Nothwendigkeit herbeiführen, Formen zur Schutzwehr der Legitimität aufzustellen. Hier ist man der Meinung, daß Hyde de Neuville eine doppelte Rolle gespielt. Er gehört zu sehr den Fanatikern, um ihrem Treiben fremd zu bleiben. In Spanien sollte ähnliches geschehen durch San Carlos. Allmählig wäre die Ansteckung bis Paris gedrungen. Wie die ächten Ultra denken, schildert folgende Stelle der „Gazette de France" vom 21. Mai, die der „Constitutionnel" von gestern nicht ungerügt läßt: Dans une Monarchie héréditaire, la royauté se divise, pour ainsi dire, entre les membres d'une famille; le roi futur semble avoir le droit de veiller sur les dépots que le roi présent doit lui remettre. Ein solcher Grundsatz vernichtet alle Sicherheit erblicher Monarchie und führt das Faustrecht in die Pallaste der Könige zurück. Er öffnet Thür und Angel den Gewaltthätigkeiten des Serails. Wie gut aber doch die Engländer unterrichtet sind. Windsor Castle befand sich wahrlich nicht von Ungefähr im Togo. Die Franzosen, selbst solche, die nicht zur fanatischen Parthei gehören, knirschen, daß den Engländern der Gewinn zugefallen. Sie fingen den Ball, der nicht für sie geschnellt war. Don Miguel's Unternehmen scheint vorzüglich fehlgeschlagen zu sein, weil die Soldaten nicht einbeißen wollten. Dieses gehet daraus hervor, daß man die Proklamation wiederholen mußte. Unter solchen Verhältnissen wäre auch der 18. Brümaire verunglückt. Man kann den armen Teufeln nicht verargen, bedenklich geworden zu sein. Sie sind schon so oft angelaufen. Welch ein Unsinn, sie in den Wirbel der Politik zu

Die Generalkontrolle soll allerdings aufgelöst werden, und Hr. v. Motz hat in dieser Beziehung einen vollständigen Sieg über Hr. v. Ladenberg erkämpft; allein die Sache ist noch nicht ganz im Reinen. Denn sobald die Revision der Etats wieder zur Ober-Rechenkammer übergeht, und diese behält ihre letzte Instruction, so ist die Einmischung des Hrn. v. L. in die Verwaltung der Minister auf dem alten Fleck. Hierüber sind die Akten noch nicht geschlossen. Mich dünkt, Sie besitzen die Instruction für die Oberrechenkammer, oder wie man sich jetzt zierlicher auszudrücken meint, O. Rechnungskammer, weil man mit dem Rechen nicht zufrieden ist, der die Idee erwecken könne, als würde Stroh zusammengeharkt. Einige Leute schreiben deshalb: Rechnenlehrer, Zeichnenstunde, ungefähr wie Lockenspeise und Kochenbuch. Jetzt wird es allerdings einer Arbeit, wie ich sie zuvor im Sinne hatte, nicht bedürfen, doch immer noch sehr verdienstlich sein, den Ladenbergschen Grundirrthum zu bekämpfen, als müsse sich eine Rechenbehörde in die Verwaltung mischen, wenn der Staat selig werden soll. Ich werde Ihnen darüber binnen Kurzem mehr schreiben können. Herr v. Motz ist verreist. Vielleicht haben Sie Gelegenheit, ihn zu sehen.

Daß das Susmannsche Haus sich ohne Hülfe des Staats zu helfen vermag, ist unstreitig viel besser. Ohnehin ist unser Geldfonds dazu nicht montirt, und eine solche, dem einzelnen Handelshause geleistete Hülfe würde die unverständigen Ansprüche unserer Landgutsbesitzer in's Unendliche gesteigert haben. Hr. v. Motz hat sich willig finden lassen, eine Schenkung von 2,200,000 Thaler an die Pommerschen Rittergutsbesitzer theils zum Retablissement der Verschuldeten, theils zum Chausseebau in [illegible] infrequenten Pommerlande incl. Kaßuben zu bevorworten. Ich kann es mir nur so

erklären, daß er den Sollicitationen unverschämter Quälgeister, die sich vielleicht höherer Gunst erfreuen, nur auf diesem unausführbaren Wege zu entgehen versucht hat. Ueber andre Pläne unsrer Junkherren hat er sich freimüthig und verständig erklärt.

Mit den Griechensammlungen bin ich auch nicht zufrieden. Zwei hiesige Damen treiben es, wie bei Ihnen, doch noch ein wenig kurioser; denn sie haben Kärtchen drucken lassen, worauf sie versichern, daß sie bei der Dame zuerst vorgefahren wären und sie verfehlt hätten. Sie bleiben aber zu Hause. Das sehr Gute hat die Sache nur, daß sich die Meinung gegen die verstockten Diplomaten Luft gemacht hat. Soll übrigens den Griechen von diesen Sammlungen etwas zu gut kommen, so müßte für ganz Teutschland ein Central-Comité gebildet werden. Hier ist nicht einmal ein Particular-Comité. Ein Capistrano an der Spitze von 60/M. Kreuzfahrern würde den Griechen freilich besser zu statten kommen, als diese Almosensammlungen unserer Hofprediger.

Ob sich für Hrn. Dr. Uhl noch etwas werde ausrichten lassen, kann ich Ihnen nicht zusichern. Mein Möglichstes will ich thun. Ich weiß nicht, ob ich Ihnen früher schon geschrieben, daß der Hr. Min. der Unterrichts-Angel. die Stelle der Instruction, die den Regierungen die Stellenbesetzung überläßt, umgehen wird. Er hat auch die Genehmigung dazu erhalten.

Hrn. Behms Angel. ist theils durch die langwierige Krankheit des Hrn. Min. v. Altenstein, theils durch den erwarteten Bericht der hiesigen Behörde verzögert. Ich hoffe, daß er zum Ziel gelangen werde. Auch ich bin der Meinung, daß man die Sache ruhig gehen lassen müsse.

Die Weißsche Sache habe ich nicht aufgegeben, und erlaube mir, Ihnen den Wechsel mit einer an Sie gerichteten

Cession zu weiterem gefälligem Gebrauche zu übersenden. Sie werden mich durch die freundschaftliche Besorgung zu angelegentlichem Dank verpflichten. Die etwa vorzuschießenden Kosten werden Sie mir wohl gütigst anzeigen.

Ich mußte diesen Brief unvollendet ruhen lassen, weil eine andere Beschäftigung mich abrief, und ich am folgenden Tage bis zum gestrigen mit unsäglichem Kopfschmerz zu kämpfen hatte, der mich zu jeder Arbeit unfähig machte, selbst zum Schluß dieses Briefes.

26.

Berlin, den 20. Juni 1826.

Aus der Anlage, mein theuerster Freund, sehen Sie, welch ein schlechter Correspondent ich bin. Diese Anlage, die ich längst geschlossen, und an Sie abgesendet glaubte, finde ich heute zu meiner Bestürzung und schicke sie Ihnen, unvollendet, wie sie ist. Zu meiner Entschuldigung kann ich nur anführen, daß ich seit 4 Wochen keinen gesunden Tag gehabt habe, und dabei von Arbeiten erdrückt worden bin.

Der Kampf zwischen Hrn. v. M. und Hrn. v. L. ist jetzt, zu Gunsten des ersten, vollständig entschieden. Auch die Instruction für die Oberrechenkammer wird jetzt von dem Ersten, wie sich von selbst versteht nicht im Interesse des Letztern, umgearbeitet. Daß er um die ihm geschlagene Wunde eine Bandage erhalten, haben Sie aus den Zeitungen ersehen.

Ich habe inzwischen die Bekanntschaft des Hrn. Immermann gemacht, der hier sein drittes juristisches Examen mit großem Ruhme bestanden und, da er von Magdeburg sich hinwegwünscht, wahrscheinlich an den Rhein versetzt

werden wird. Auch er hat mir, wie Sie, ein betrübtes Bild von dem Leben in Magdeburg, einem von Sr. Majestät hochbegünstigten Orte, gemacht. Seine Abhandlung über den rasenden Ajax habe ich mit großem Vergnügen gelesen und erkenne in ihm einen tüchtigen Kritiker.

Sie haben gegenwärtig ja einen aesthetischen Alt-Musiker in Halberstadt, den kleinen Kretschmann. Trinkt er noch gut? Daß er nicht gut schreibt, wenigstens nicht concis, habe ich aus einer von ihm concipirten Eingabe ans Kabinet unlängst ersehen.

Die Enthüllung des Blücherschen Standbildes hat uns mit einer Menge schlechter Gedichte überschüttet, wovon Sie einige in den Zeitungen werden gelesen haben. Aber auch Sie haben vor einigen Wochen sich aus alter Zeit hören lassen, indem Schulz ermittelt hatte, daß ein Kompliment, das Sie vor einigen 20 Jahren unsrer Bethmann gemacht, von einem Gardisten der Mad. Neumann für diese geliehen worden. Hoffentlich haben Sie's gelesen.

Ich weiß nicht, ob ich Ihnen schon die Ankunft meiner Tochter aus Neapel mit ihrem Mann und Kinde gemeldet. Er wird wahrscheinlich im August nach Rio Janeiro gehn, meine Tochter aber vorläufig hier bleiben, da sie ihrer Entbindung nahe ist.

Die politischen Stürme scheinen noch nicht ganz beschworen. Der König wird, wenn er von der Teplitzer Reise zurückgekehrt, wohin er, wie gewöhnlich Ende dieses Monats geht, im August eine Reise nach Preußen antreten. Daß er bei dieser Gelegenheit mit dem russischen Kaiser und der Kaiserin zusammen kommen werde, welches vielleicht in Memel hätte seyn können, ist jetzt sehr unwahrscheinlich, da die Krönung in Moskau in die Mitte Septembers fällt.

Der Herzog von Bernburg hat sich endlich über unsere

Steuer-Angel. mit uns ausgeglichen. Mit Deſſau iſt noch nicht abgeſchloſſen, doch höre ich, daß Hr. Denamts wieder angekommen iſt. Auf den in Adam Müller verſtrickten Köthener werden wir Verzicht thun müſſen für immer.

Was haben Sie denn geſagt, daß der König ſich in das gelehrte Berlin aufnehmen laſſen? Mir wäre es freilich lieber geweſen, wenn es auf die Art des Großoheims geſchehen wäre. Ich muß indeß ſchließen, wenn ich nicht noch einmal bei Ihnen im Rückſtande bleiben ſoll. Für jetzt alſo herzliches Lebewohl und die Bitte um Ihre freundſchaftliche und wohlwollende Erinnerung.

Totus Tuus

Staegemann.

27.

Berlin, den 18. Sept. 1826.

Mein hochverehrteſter Freund,

Nachdem ich meine Brunnenkur in dieſem heißen Sommer, leider! mit manchen Unterbrechungen theils der Hitze, theils unaufhörlicher Arbeit wegen, vor wenigen Tagen beendigt, bin ich wieder in das alte Gleis getreten, und kann nun auch anfangen, mich meiner Briefſchulden zu entledigen. Wenn Briefſchuldner Sünder ſind, ſo muß ich mit dem Apoſtel bekennen: unter welchen ich der vornehmſte bin.

Für Ihre freundſchaftliche Bemühung wegen meiner Weißſchen Foderung ſage ich Ihnen den verbindlichſten Dank und werde Ihre gütige weitere Benachrichtigung zu ſeiner Zeit erwarten.

Wegen der Biographie habe ich bereits nach Empfang Ihres Schreibens vom 23. Juli geſchrieben. Delsner, der

mir dieses Werk zugeschickt, hat damit aufgehört, ich weiß nicht, weswegen, und obwohl er noch mein Schuldner ist. Sobald ich es erhalte, soll es Ihnen zugefertigt werden. Das bei Cotta herauskommende Werk ist mir noch nicht zu Gesicht gekommen. Wegen der Herausgabe meiner Gedichte bin ich unserm Freunde Cotta zwar sehr dankbar, und würde gewiß mit Vergnügen von seinem guten Willen Gebrauch machen, wenn es mir nicht hinsichtlich meiner amtlichen Stellung und auch des Gegenstandes halber nothwendig schiene, einen hiesigen Verleger zu wählen, worüber ich indeß noch nichts bestimmt habe, obwohl ich sonst mit der ganzen Sammlung fertig bin. Sollte mir die Censur einige Verdrießlichkeiten machen, wie wohl möglich wäre, da wir in dieser Beziehung von Gott und seinem Geiste ganz verlassen sind, so würde ich mich freilich in das Ausland wenden. Vor einigen Wochen wurde ich von den ehemaligen Offizieren der Berliner Landwehr, die den Sieg bei Hagelsberg feierten, ersucht, ihnen ein vor mehreren Jahren abgefaßtes Gedicht auf diesen Sieg zum Abdruck zu überlassen; allein weder ihrer Anzeige von ihrer diesjährigen Feier des Sieges noch meinem Gedichte, letzterm auch ohne die Anzeige nicht, ward das imprimatur für die Zeitung ertheilt, welches allerdings einen Unterschied macht, aber immerhin kein erfreuliches Zeichen der Zeit ist. Ich hatte dieses Gedicht wegen seines etwas bedenklich scheinenden Schlusses nicht in die frühern Sammlungen aufgenommen. Jetzt ist über manches Gras gewachsen, aber auch über die Erinnerung an die Heldenthaten der Landwehr. Es ist ein pendant zur Halberstädt'schen Gesangbuchgeschichte. Ich habe noch nicht Gelegenheit nehmen können, mich nach den nähern Verhältnissen deshalb zu erkundigen; es kann seyn, daß die Sache

bei dem Präsidenten der Commission, der antiqua und antiquissima bei sich hat, (wie der sel. Staatskanzler zu sagen pflegte) liegen geblieben, doch ist mir wahrscheinlicher, daß eine Communication mit dem Ministerium der geistl. Angel. auf die Verzögerung einwirkt. Ich habe seit einigen Monaten Niemand von den betreffenden Herren gesehen, da mein Karlsbader Sprudel mich ausschließlich beschäftigt hat.

Der Herr G. O. R. R. Beckedorff wird binnen Kurzem seinen Uebertritt zur katholischen Confession erklären, und hoffentlich seinen Abschied gleichzeitig nehmen. Wahrscheinlich erwartet er nur noch die Zurückkunft des Hrn. Ministers v. Altenstein. Da er übrigens auf eine bedeutende Pension nicht zu rechnen hätte, wenn es auf das Pensions-Regulativ ankäme, muß er doch, um die nöthige Subsistenzbasis zu retten, einen Hinterhalt haben.

Hr. v. Metz ist vorgestern Abend von seiner Reise zurückgekommen; ich habe ihn noch nicht gesprochen. Auch habe ich noch keine Nachricht aus den Provinzen, woselbst er gewesen, über die Spuren seines Aufenthaltes. Inzwischen ist unser Getreide und wie ich höre, auch unsere Wolle im Steigen; wenn wir nur Getreide hätten! mir ist die ganze Sommer-Ernte mißrathen, und da auch die Kartoffeln fast überall versagt haben, so wird eher Noth, als Abhülfe der Noth erwartet werden können.

Ihre Verwendung für den Rohmann habe ich nicht aus den Augen verloren, obwohl ich die Sache nicht zur Bearbeitung erhalte. Der von Sr. Maj. den Ministerien der Justiz und der Finanzen abgefoderte, am 15. v. M. schon erinnerte Bericht ist noch nicht eingegangen; wenigstens ist er noch zu keinem Journal gekommen. Wahrscheinlich hat die Abwesenheit des Hrn. Finanzministers

die Erſtattung des Berichts verzögert. Mir hat die Einrichtung der beſonderen Steuerdirectionen niemals zugeſagt; eine ſolche Art von Präfecturverwaltung wirkt höchſt ungünſtig auf den Geiſt der Regierten, die dadurch mehr und mehr von der Regierung entfernt werden. Steuerdefraudationen müſſen übrigens unerbittlich beſtraft werden; ich würde ſogar in jedem Falle unerläßlich neben dem Erſatz der Steuer nicht Geld-, ſondern Gefängnißſtrafe feſtſetzen, weil dieſes doch in den mehrſten Fällen ergreifender iſt, beſonders da, wo die Civiliſation vorſchreitet.

Mit großem Vergnügen habe ich während meiner Brunnenkur Riemer's Gedichte geleſen, beſonders die Sonnette „Schimpf und Glimpf" im zweiten Bändchen. Auch habe ich die müßige Zeit benutzt, Streckfuß Ueberſetzung der Hölle mit dem Original zu vergleichen, da meine Tochter eine ſehr lesbar gedruckte Ausgabe des Gedichts aus Italien mitgebracht hat und mir hülfreiche Hand in der Sprache bieten kann. Ich habe hiebei gefunden, was ich immer erwartete. Die Ueberſetzung hat wenig oder nichts vom Geiſte des Dichters, was ich aber Streckfuß gar nicht übel deute, da ich es für unmöglich halte, in Reimterzinen dies wunderbare Gedicht zu überſetzen, ohne den Geiſt herauszubannen. Hätte ich Muße, würde ich mir ſelbſt eine Ueberſetzung der gewaltigſten ſchönen Stellen verfaſſen; denn das Ganze mag ich nicht. Goethe hat aber dem Ueberſetzer doch ein Kompliment darüber gemacht.

Ehe ich ſchließe, erlaube ich mir noch eine freundſchaftliche Bitte. Unſer Freund Hr. v. Strombeck hatte die Güte, ſich auf meine Bitte der v. Wilkeſchen Vormundſchafts-Sache anzunehmen; ich habe lange von dieſer

Sache, und insbesondere nichts von dem Prozesse gehört, den der Vormund, Hr. Refer. Schmidt, wider den Major v. Wilke auf Wolkramshausen führt. Hätten Sie wohl die Güte, sich gelegentlich darnach zu erkundigen und mir zu schreiben? An Hrn. v. Strombeck wage ich mich nicht.

Der kleine Kretschmer ist ein lustiges Kerlchen, aber immer ein Saufaus gewesen. — Von Ihrem Kupferstecher Caspar habe ich nichts erfahren können. Ist der Name nicht irrthümlich? Wolf hat meinen nach Rio bereits abgegangenen Schwiegersohn vortrefflich gemalt. Die Meinigen empfehlen sich freundschaftlichst Ihrem wohlwollenden Andenken.

Totus Tuus

Staegemann.

P. m.

Da dem minorennen v. Wilke die Pachtgelder von Wolkramshausen zur Hälfte gehören, so ist es eine ganz nothwendige Maasregel, daß der Pächter ein für allemal angewiesen werde, diese Hälfte an die Vormundschaft zu zahlen. Diese Maasregel ist so sich von selbst verstehend, daß sie schon bei Einleitung der Vormundschaft hätte ex officio durch das vormundschaftliche Gericht getroffen werden sollen. Was die Kosten der O. L. G. Salarien-Kasse betrifft, so fragt sich: ob der Curande zu diesen Kosten beizutragen verpflichtet gewesen sei, andernfalls, und wenn nur der Major v. Wilke schuldig gewesen, nur die Hälfte der Pachtgelder von dem O. L. G. in Anspruch genommen werden können und die andere Hälfte intakt bleiben müssen.

Wegen der von der Frau Gr. de Gruis zu zahlenden

Zinsen wünsche ich sehr unterrichtet zu werden: ob sie angehalten werde, die Zinsen von dem Tage ihres Besitzes ab zu zahlen?

28.

Berlin, 22. Oct. 1826.

Verehrungswürdigster Freund,

Die Abreise des Hrn. Schirner, die er mir in diesem Augenblicke auf Morgen früh ankündigt, überrascht mich, ich habe ihn aber nicht abreisen lassen können, ohne ihm einige Zeilen an Sie mitzugeben. Empfangen Sie meinen freundschaftlichsten Dank für die wegen der Weiß- und v. Wilkeschen Sachen mir gütigst gegebene und verschaffte Auskunft. Die letztere genügt mir insofern nicht, als ich daraus nicht ersehe, daß man die Pachtgelder von Wolkramshausen, die doch dem minorennen v. W. zur Hälfte gebühren, in gehörige Rücksicht nimmt. Ich behalte mir deshalb noch eine besondere Communication vor, entschuldigen Sie aber, daß ich Ihre Freundschaft so dringend in Anspruch nehme. Ich interessire mich persönlich bei dieser Sache, weil ich vor 3 oder 4 Jahren der Mutter rieth, den Sohn nicht in's Kadettenhaus zu geben, sondern studiren zu lassen, und ihr jetzt seine Erziehung zu schwer fällt. Meine Absicht war, daß er, als Geschäftsmann, die Mutter künftig erhalten solle, die arm ist, was er als Lieutenant doch nicht kann, und weiter würde er es unter den jetzigen Umständen sobald nicht bringen. Nun will der faule Bursch doch Soldat werden, was ich zu hintertreiben bemüht bin und wohl erlangen werde, sobald die

ziehen. Daß der König auf ein engliſches Schiff flüchten muß, den Urheber des Frevels für diejenige Perſon erklärt, die ihm in dieſer Welt die meiſte Achtung einflößt, übertrifft alles, was ich je abgeſchmacktes geleſen und treibt den Brief und die Proklamation des Sohnes, Meiſterſtücke ihrer Art, in's Dunkle.

Ich höre der Geheimerath Wolf ſei in Frankreich. Nach Paris wagt er ſich wohl nicht. Mit meiner Geſundheit gehet es immer noch nicht viel beſſer als Ihnen mein voriger Brief erzählte. Sie iſt Schuld, daß ich für Mad. Stich nichts zu thun weiß. Entſchuldigen Sie mich deßhalb gelegentlich bei dem Hausfreunde des Hrn. von Stägemann, Geheimerath Schulz. Auch den Herren Beer und Oppenheim bin ich von keinem Nutzen geweſen. Aber dieſe junge Herren bedurften meiner nicht. Sie hatten viele und beſſere Bekanntſchaften. An Briefen von Ihnen fehlt es mir durchaus. Haben Sie alles Schreiben aufgegeben? Wie befinden Sich Frau von Varnhagen und Sie ſelbſt? Denken Sie Bäder zu beſuchen? Ach! ich hätte der Fragen zu hunderten und noch ganz andere, und habe keine Zeit. Leben Sie wohl.

Mit unwandelbarer Verehrung von Herzen

der Ihrige

Oelsner.

46.

Varnhagen an Oelsner.

Berlin, den 21. Mai 1824.

Ich ſtelle mir lebhaft vor, mein theurer, hochverehrter Freund, daß man ſich gedrungen fühlte, in vertraute Bruſt

Mutter nur einigen Anhalt hat. Aber die Langsamkeit unserer Justizverwaltung ist doch in der That empörend.

Heut schreibe ich Ihnen hauptsächlich auf Ihre Anfrage wegen der Rhein'schen Tuchfabrikanten. Diese Sache geht nicht vom Finanz-Minister aus, sondern vom Min. des Innern, als Min. des Handels und der Gewerbe. Man ist auf die Beschwerde der diesseitigen Communen der Ansicht: daß der bürgerlichen Nahrung der Städte, woselbst die Waaren gelagert werden, etwas entgehe. Ich wollte Ihnen das Nähere aktenmäßig mittheilen, allein da heut gerade Sonntag ist, kann ich die Akten nicht erhalten. Fertigen Sie aber vorläufig eine Vorstellung an den König an, wobei Sie jedoch ganz vergessen müssen, daß ein ärgerliches Gerede entstehen könne, wenn der Sache nicht Remedur verschafft werde. Aus dem ärgerlichen Gerede machen wir uns nichts. Ich schreibe Ihnen in einigen Tagen mehr darüber.

Die Verunglimpfung des Bischofs Eylert muß, wie die Sache jetzt liegt, als Calumnie angesehen werden. Menschlich geredet, sieht er mir wohl so aus, daß er der hübschen Wärterin seiner Enkelin (nicht der Gesellschafterin seiner Tochter) nicht bloß in die Backen kneipt, sondern sich tiefer herabläßt. Unglaublich indeß bleibt es, daß, unter solchen Umständen, er selbst die Veranlassung gegeben habe, durch eine Beleidigung des Mädchens oder nur durch Zulaß; daß seine Tochter das Mädchen beleidiget, den Mund der Beleidigten zu öffnen. Aber das Volk liebt einmal, den Pfaffen, von welcher Liturgie sie seyn mögen, dergleichen Menschlichkeiten hoch aufzumutzen. Es amüsirt sich bischöflich und domherrlich, wenn einmal so ein Scandal ans Licht gezogen wird. Gegen den König und den Kronprinzen hat er sich ganz gerechtfertigt, wie er nach

meiner Ueberzeugung auch gekonnt hat; vielleicht nicht gegen Den, der in die Buſen ſieht. Iſt es übrigens nicht unverſtändig, darüber viel zu reden? iſt nicht jeder von uns ein Melchiſedek? Und das iſt an uns nicht das Schlimmſte. Aber die darüber das Maul beſonders ſperren, ſind die ſchweiniſche Menge.

Für die überſendeten Bücher danke ich freundſchaftlichſt. Die Memoiren der Fürſtin Berkeley hatte ich nur durchgeblättert. Sie ſoll entſetzlich lügen; was ſie aber wegen ihrer preußiſchen Penſion ſagt, iſt buchſtäblich wahr und mit großer Schonung ſogar behandelt. Ihr Anſpruch wird auch nicht bezweifelt, allein es iſt ſtreitig: ob Preußen oder Baiern die Penſion zu zahlen habe? Die Sache iſt endlich an den Bundestag gediehen. Wir ſagen: daß der König Fr. W. II. die Penſion als Markgraf von Anſpach und Baireuth ihr zugeſichert, natürlich zahlbar aus den Einkünften dieſes Beſitzthums. Dieſes Beſitzthum haben wir mit allen darauf geruheten Laſten an Baiern überwieſen, mithin muß Baiern die Zahlung leiſten. Es hat wohl etwas für ſich, und der Einwand Baierns, daß wir für A. und B. entſchädiget ſind, iſt unerheblich, weil wir die Entſchädigungsländer auch mit den darauf geruheten zum Theil ſehr erheblichen Laſten übernommen haben. Aber meine Meinung iſt: daß Preußen, ſchon des Anſtandes wegen, ſich principaliter verhaftet halten und mit Vorbehalt ſeines Anſpruchs wider Baiern die Zahlung an die Fürſtin leiſten muſte. Mit Unrecht nennt ſie ſich Markgräfin v. Ansbach. Sie iſt nie anerkannt. Wir ſchreiben an ſie: „Fürſtin Berkeley, Witwe des Markgrafen von Ansbach.“

Das nur in Eile aufgeſetzte P. m. wegen der v. Wilkeſchen Vormundſchaft iſt nur zu Ihrer Notiz beſtimmt,

da ich mich einigermaßen unwillig ausgedrückt. Es befremdet mich allerdings, daß Hr. Ref. Schmidt erst jetzt, nach eingezogener Erkundigung, die Pachtgelder in Beschlag genommen, und den Hrn. Maj. v. Wilke, nebst der Salarien-Kasse des Oberlandsgerichts, auf Kosten des Curanden schonungslos fortwirthschaften lassen.

Wegen der Zinsen der Gr. de Gruis würden Sie mich besonders durch eine gütige Auskunft verpflichten.

Herzliches Lebewohl.

Totus Tuus

Staegemann.

29.

Berlin, 22. Jan. 1827.

Mein verehrtester Freund,

Sowohl Hr. Behm, als Hr. O. L. G. A. Wahlmann haben die Güte gehabt, mir Ihre freundschaftlichen Briefe zuzustellen. Es war meine Absicht, Ihnen mit dem erstern ausführlich zu schreiben, er hat mir aber erst heut Morgen seine auf heut schon angesetzte Rückreise gemeldet, und, da ich leider! über meinen ganzen Tag geschäftsweise schon verfügt, mir nur so viel Zeit vergönnt um Ihnen herzlich zu danken und zu sagen, daß ich in wenigen Tagen ausführlicher schreiben werde. Ihre Benachrichtigung wegen des Seminars hat Hr. B. mir in diesem Augenblicke zugestellt. Ist die Aufhebung mit Genehmigung des Königs erfolgt, so ist schwer zu helfen. Für allen Fall wäre mein Rath, daß die Stadtgemeine schleunigst an S. Maj. sich wende. Ich werde mich inzwischen näher erkundigen und Ihnen schreiben. Nicolovius hat mit der Sache nichts

mehr zu thun, da Hr. v. Kamptz Director ist. Der schwache Mann läßt sich von Beckedorff leiten, der sich über seinen Uebertritt zum Kathol. noch nicht erklärt hat. Ist es nicht ein Irrthum, als ob die Sache wegen Ihrer Elberfeld'schen Freunde schon entschieden sei? Der König hat Bericht von Hrn. v. Schuckmann erfodert, und an mich ist dieser Bericht noch nicht gekommen, daher ich kaum glaube, daß er erstattet und noch weniger, daß definitiv entschieden worden.

Was sagen Sie denn zu unsern Jahrbüchern für wissenschaftliche Kritik? In dem Bericht des Hrn. M. v. Altenstein bin ich auch als Mitarbeiter aufgeführt, obwohl ich wenig oder keinen Theil daran werde nehmen können.

Grüßen Sie doch Hrn. P. Lautsch herzlich von mir; ich wollte ihm auch mit Hrn. Behm schreiben. Nun ist heut die Zeit zu kurz, zumal ich gerade in diesen Tagen mit Geschäften überladen bin.

Daß man mich nach Secunda versetzt, hätte mir gelegentlich das Leben kosten können. Jetzt scheint es vorüber.

Herzliches Lebewohl.

Totus Tuus

Staegemann.

30.

Berlin, d. 25. Mai 1827.

Hochverehrtester Freund,

Während hier zu den Vermählungsfeierlichkeiten Saus und Braus zugerichtet wird, quäle ich mich schon seit 14 T. mit einem Katarrhalfieber, dessen Hartnäckigkeit ich

nicht zu überwinden weiß, zumal mein Hausarzt Meyer mir fehlt und sein Substitut Gedike sich eine Frau aus Bacharach holt.

Wenn Sie den Besitz Ihrer Dolce's Sr. Maj. zu übereignen entschlossen sind, so habe ich gegen die zurückgehende Anlage nichts zu erinnern. Wollen Sie nicht etwa am Schlusse hinzufügen, was Sie selbst gegen mich bemerken?

„wogegen, wenn ihr Kunstwerth anerkannt werden muß, das Museum des Vaterlands sie würdiger, nützlicher und vor der Zerstörung gesicherter aufbewahrt, als der Besitz eines Privatmannes"

oder dergleichen Worte.

„ch will die Abgabe mit Vergnügen besorgen.

Auf die Aufhebung des H. Seminars ist jetzt von den Hrn. Ministern v. A. und v. Kl. bei Sr. Maj. förmlich angetragen, weil es entbehrlich und das Magdeburgische ausreichend sei. Der Richterschen Händel ist nur nebenbei erwähnt. Hr. v. Motz sagte mir: das Magd. Seminar bilde nur Stadtschullehrer. Was S. Maj. beschlossen haben, oder beschließen werden, weiß ich in diesem Augenblicke noch nicht. Hr. v. Beckedorff ist auf einer Urlaubsreise, weshalb auch die rationalistischen Vorwürfe für H. um so mehr weggeblieben zu seyn scheinen, als Eine Gemeine sich doch schon bekehrt hat. Magdeburg steht übrigens in ganz besonderer Gunst Sr. Majestät, die der dortige Bürgermeister wohl zu benutzen weiß.

Ueber Ihren katholischen Geistlichen bin ich in Zweifel, insofern ihm eine Unterstützung von dem Augenblicke seines Austritts an Noth thut; für die Folge und für seine gute Versorgung ist nicht zu fürchten, sobald er auch eine gehörige Tüchtigkeit erprobt, und man sich überzeugt, daß er aus wahrer Ueberzeugung den Schritt gethan habe.

Ich würde jedoch rathen, daß er zuvörderst auf der hiesigen Universität seine Studien beginne. Nach einem halben Jahre oder früher würde dann der König wohl mit Erfolg angegangen werden können, und ihm, wenn er Halle wählt, noch immer ein halb Jahr dort Zeit bleiben. Wie der König über solche Sachen denkt, ist mir nicht bekannt. Der Hr. Min. v. A., der den katholischen Kultus offen begünstigt, wird ihn zu unterstützen weniger Geneigtheit zeigen. Ich würde gern noch mit einigen Freunden über die Sache sprechen, bin aber nicht im Stande, das Zimmer zu verlassen, und muß mir deshalb vorbehalten, binnen 8 bis 14 T. anderweit darüber an Sie zu schreiben. Einige katholische Theologen, die von Breslau nach Berlin kamen, um einige evangelische Collegia zu hören, sind übergetreten. Auch Bonner sind hier, um Schleiermacher zu hören. Man kann sich nicht verhehlen, daß die katholische Kirche sich in großer Enge befindet und einer Radikal-Reform schwerlich ausweichen kann.

Die Bekanntmachung des Min. der Polizei über den Braunschweigschen Steckbrief hat hier dieselbe Empfindung erregt, wie bei Ihnen.

Ueber die neuen Statuten des Brandenb. Domstifts hab' ich geschrieben:

> Seht, wie die Zeit durch ihre Bahnen schreitet!
> O, seht den Krebs der sich gehäutet!

So viel ich weiß, ist die neue Instruction für die O. Rechenkammer noch nicht fertig. Indeß wird sich Hr. v. M. gegen Hrn. v. L. wohl zu nehmen wissen. Min. v. Stein hat sich mit Hrn. v. M. hier befreundet, dagegen höre ich, daß Hr. v. Altenstein und Hr. v. M. sehr übeln Humors gegen einander sind.

Ich habe in diesen Tagen auf Anlaß einer Beschwerde

aus der Gegend von Saarlouis die Befugniß der Grenzbeamten zum Waffengebrauch einer ausführlichen Untersuchung unterwerfen müssen, wobei ich gefunden, daß ich bisher quoad factum nicht vollständig unterrichtet gewesen bin. Nach meiner, auf einer Kab. Ordre gegründeten Meinung durfte die Waffe nur gegen attroupirte Schleichhändler gebraucht werden. Die Minister der Justiz und der Finanzen (die vorigen) haben dieses aber so weit ausgedehnt: daß der Grenzbeamte auf jeden, den er im Grenzbezirke anruft, und der ihm nicht Rede steht, sondern flieht, oder seinen Weg fortsetzt, schießen kann. Nach den Acten des Fin. Min. war diese unstreitig übertriebene Maasregel in der Stille modificirt, allein die Regierungen müssen nicht sämmtl. davon in Kenntniß gesetzt seyn, weil die Trierer (und auch die Coblenzer) ganz neuerdings die Befugniß des Scharfschießens auf Fliehende durch öffentliche Bekanntmachungen wieder proclamirt haben.

Ueber Ihre Spar-Kassen-Idee habe ich noch immer nicht mit Rother sprechen können. Er war sehr lange abwesend, und liegt seit seiner vor 8 Tagen erfolgten Rückkunft an einem Wechselfieber krank, so daß wir uns gar nicht sehn.

Von den Vorlesungen Schlegels werden Sie gehört haben. Ein Hörer der ersten hat sie mir als seicht beschrieben.

Im neuen Brockhausischen Litteraturblatt wird Menzels neueste Geschichte, namentlich die Phrase über und wider Luther, höchlichst gepriesen, wahrscheinlich durch Hrn. v. Raumer, wogegen Marheineke in unsern kritischen Jahrbuchern herzhaft darauf losgeht. Ein breites Schwert ist aber etwas anderes, als ein breites Wort. Ich bin übrigens kein Freund der schlesischen Historiker, namentlich der Herren Manso und Menzel. — Von den Junker-Umtrieben bei Besetzung der Magdeb. O. L. G. Vice-Präs.

Stelle habe ich nichts vernommen. Ohne Resultat sind sie doch gewiß verblieben. Der Vice-Präsident der Regierung soll ja auch eine ganz verfehlte Speculation seyn. Etwas Aehnliches, nur noch in schlimmerer Gestalt, hat sich in Stettin ereignet. — Der Herzog von Braunschweig hat hier sehr schlecht gefallen; schon sein Anzug soll ihn lächerlich gemacht haben. Nur ist er nicht zu Gesicht gekommen.

Den 9. Juny

Soweit hatte ich geschrieben, und erwartete die Zurückkunft des Hrn. Behm, der etwas länger, als ich glaubte ausgeblieben und mir erst gestern sagen lassen, daß er heute abreisen werde. Ich habe mich in diesen Tagen theils noch mit dem Kopfschmerz, theils mit dem Nachholen rückständiger Arbeiten beschäftigen müssen. Daß ich ganz hergestellt sei, glaube ich noch nicht; indeß geht es besser. Wenn ich nur auf einige Wochen mich von der Arbeit und der Stadt losreißen könnte! — Mein Schwiegersohn Olfers, der sich für seine Person wohlbefindet, hat alle seine Sachen, die er von hier nachkommen lassen, seine ganze häusliche Einrichtung, Instrumente, Manuscripte ꝛc. verloren, indem das Schiff vor Rio Janeiro gescheitert ist. Aus Ladenbergischen Spargrundsätzen war nichts versichert. Das Schlimmste ist weniger der Geldverlust, als die Entbehrung der Sachen. — Ihr Seminarium, hoffe ich, werden Sie behalten. Doch ist bis jetzt von Sr. Majestät nichts vollzogen. — Haben Sie nicht zufällig ermittelt, wer die neuen Xenien (Schwärmer für die neueste Litteratur) geschrieben?

Für heute herzliches Lebewohl.

Totus Tuus

Staegemann.

31.

Berlin, den 20. Aug. 1827.

Hochverehrter Freund,

Herr P. ist, wie er mich versichert, mit seiner Angelegenheit nun in's Reine, und will heute zu Ihnen zurückkehren, um seine dortigen Geschäfte zu ordnen. Ich glaube wohl, daß die Einleitung, die ich mit Hülfe des Hrn. G. R. Rust seiner Sache gegeben, ihn zum Ziele geführt, wie ich aus Aeußerungen seines eingefleischten Widersachers im Ministerium, des G. R. Welper, der von meiner Theilnahme nicht das Geringste wußte, zufällig entnommen. In der Seminariensache hat der gerade Sinn des Königs entschieden, indem er nicht allein den ihm vorgetragenen Gründen für die Aufrechthaltung des Instituts seine Zustimmung gegeben, sondern hinzugefügt: er wolle, daß der Stadt nichts entzogen werde. Ich höre, daß Richter zum Seminarien-Director in Elberfeld, einem vom verjährten Mysticismus [illegible] Ort, durch seinen Gönner befördert worden ist. Der Wernigerodesche Prediger Segemund hält sich [illegible] noch ohne Anstellung im Großherzogthum Posen bei einem pietistischen Freunde, dem Hrn. v. Kappard, auf. Ihr hiesiger Freund, der Geheime O. Finanz-Rath Alberti, ein Sohn des Hamburgischen Predigers, eines Gegners Ihres alten Oheim Götze's hat unlängst seinen Schwager, den Wernigerodeschen Hofprediger besucht und [illegible] die Segemundsche Geschichte würde wenig zu bedeuten gehabt haben, wenn er selbst sie nicht so breit getreten hätte. Alberti ist übrigens ein geschworener Todfeind der Mystiker.

Von Beckendorff höre ich, daß er hier bleibe und auch künftighin im Cultus-Collegio beschäftiget werde. So wird

ihm denn wohl, wie dem G. R. Schöll, gegen das angenehme far niente sein ganzer Gehalt verbleiben. Es scheint mir, als ob sein ursprünglicher Plan, im Oesterreichischen eine Rolle zu spielen, mißlungen sei; denn ich halte dafür, daß sein Katholicismus nur eine heuchlerische Maske und von ihm nur als ein Mittel beabsichtiget worden sei, seiner Ehrsucht einen höhern Wirkungskreis zu verschaffen, nachdem er hier gefunden, daß sein auch geheuchelter Pieticismus ihn nicht zum Ziele führe. Der verstorbene Hr. v. Salmuth behauptete zwar: er sei schon seit 10 Jahren katholisch; dies ist aber wohl ein Irrthum.

Der Hader zwischen dem Ober-Präsidenten v. Schön und dem G. R. Nicolovius, den der erste in einer Privatgesellschaft des Uebertritts zum Katholicismus beschuldigt, ist zwar durch eine Cabinets-Ordre, durch welche Hr. v. Schön einen Verweis erhalten, vorläufig beseitigt, H. v. S. will sich aber dabei nicht beruhigen und hat dem Könige Verfügungen des Ministeriums unter der Nicoloviusschen Unterschrift, eingereicht, die freilich ein protestantischer Beamter mit gutem Gewissen nicht unterschreiben können. Ich deducire jedoch eben hieraus die Unschuld des Beklagten, der, wenn er wirklich ein Katholik wäre, dergleichen nicht unterzeichnet haben würde, der aber bekanntlich eine freundschaftliche Schwäche für den katholischen Rath im Ministerium hat. Der König hat, soviel ich weiß, noch nicht definitiv entschieden.

Herr v. Schmidt-Phiseldeck hat sich, wie es mir scheint, mit weniger Geschicklichkeit und Klugheit in seiner Sache gegen den Herzog von Braunschweig benommen. Selbst sein früheres Verhalten bei Verlängerung der Vormundschaft scheint nicht ohne Tadel zu seyn, da er doch das Ende vom Liede leicht hätte berechnen können und

einmal sein ganzes Herz auszuschütten, mit allen persönlichen und unpersönlichen Beziehungen, die Welt und Leben fortwährend darum knüpfen und flechten; Neigung und Fülle wären gleich stark, es fehlte auch nicht die Freundesbrust, noch deren begegnende Stimmung, und gleichwohl müßte man die Mittheilung unterdrücken! weil man nicht allein wäre, weil man sich in großer vornehmer Gesellschaft befände, die grade in dem Augenblicke nichts Besseres zu thun hätte, als auf jeden Laut zu horchen, und die doch selbst mit ihrer Horcherlust gleich einer der Gegenstände sein müßte, die zur Sprache zu bringen wären! Solche Vorstellung hat etwas Dichterisches; die Pein, welche damit verbunden ist, würde Lord Byron in gestachelten Versen trefflich ausdrücken zum allgemeinen Ergötzen. Ich aber habe meine Poesie durch langen Nichtgebrauch so verschimmeln lassen, daß ich nun, da ich ihrer am meisten bedürfte, sie gar nicht mehr gebrauchen kann! Und diese wenigstens von meinen Herzensergießungen soll sich Luft machen zu Ihnen, mein theuerer Freund! — —

Unsere ganze Stadt nimmt eifrigen Antheil an den erneuerten Streitigkeiten zwischen Graf Brühl und Spontini, deren Waffengetöse sogar in unseren, sonst jedem Lärm so streng verschlossenen Zeitungen wiederhallt. Der Italiener, dessen Tücke doch nicht von der vollkommensten Sorte sein muß, da sie ihn nicht vor plumper Ungeberde bewahrt, ist der Gegenstand allgemeinen Hasses. Die Erbitterung des Publikums gegen ihn wird zur Huldigung für seinen Gegner, den das Theatervolkchen gleichsam als seinen Vieren- (Bühnen-) Grafen umschwärmt. Behörden aller Art haben mit der Sache zu thun. Eine schon ältere Vorschrift an die Zensoren der Zeitungen und Zeitschriften untersagt die Aufnahme feindlicher Artikel gegen Spontini; war diese Vor-

klüglicher dazu hätte wirken sollen, daß die Verlängerung nicht statt finde, und dieses auf eine Art, welche ihm das fortdauernde Wohlwollen des Herzogs zu erhalten geeignet gewesen wäre. Dadurch würde er dem Lande gewiß weit mehr Nutzen gestiftet haben.

Hr. v. Moy genießt große Triumphe auf seiner Reise; er hat sich durch seine Festigkeit wider die Machinationen des Hrn. v. Ladenberg großen Kredit verschafft. Ich bin aber auch der Meinung, daß er, wenn er sich in diesem Kredit erhalten will, noch ernsthafte Reformen im indirecten Abgaben-Wesen vernehmen müsse. Hr. v. Schön hat ihm wider die preußische Provinzialsteuerverwaltung einen Krieg erhoben, den er zwar für leicht zu beseitigen hält, der mir aber doch bedenklich erscheint. Die Organe für diese Parthei sind viel schwerer zu haben, als man nach Lage der Acten glaubt.

Ich wünsche, daß es Ihnen diesen Sommer besser gegangen seyn möge, als mir, der ich die angefangene Brunnenkur, weil sie mir schlecht bekommen, wieder aufgeben müssen, und nun noch mit meinem Arzte berathe, was weiter zu thun sei.

Hr. v. Varnhagen will heut eine Reise auf einige Wochen antreten, die ihn vielleicht bis München, oder gar Mailand führt. Ich bin nicht für diese Reise, weil er sie, seiner Gesundheit ungünstig, wahrscheinlich zu schnell machen wird.

Die Weißische Sache lasse ich gern fahren. Suchen Sie mir doch gutigst von der Lage der Wilkeschen Sache einige Nachricht zu verschaffen. Unsre Justiz scheint wohl auf dem letzten Loch zu pfeifen. — Mich herzlich und angelegentlich empfehlend

Staegemann.

32.

Berlin, 11. Januar 1828.

Mein verehrteſter Freund,

Wenn ich dieſesmal mit meiner Antwort auf Ihre freundſchaftlichen Briefe und meinem verbindlichſten Dank im Rückſtande verblieben bin, ſo kann ich es nicht mit Krankheit, dergleichen bei mir freilich nichts Außergewöhnliches, aber deſto mehr mit überhäufter Arbeit entſchuldigen, die ein Erſchwerniß in meine Lebenstage legt, der ich bald nicht mehr gewachſen zu ſeyn fürchte. Kaum iſt Eine von mehr oder minderem Intereſſe beſeitigt, treten gleich zehn andere an ihre Stelle, und in der That habe ich keinen Augenblick finden können, Ihnen meine Schuld zu entrichten.

Zuvörderſt danke ich Ihnen herzlich für die in der v. Wilkeſchen Vormundſchaftsſache mir gütigſt ertheilte Nachricht, auf welche ich ſofort eine Eingabe an das hieſige Pupillen-Collegium veranlaßt habe, deſſen Empfang mir der Präſident deſſelben anzeigte, mit der Benachrichtigung, daß der Vormund die gehörige Weiſung erhalten. Was dieſer faule Schlingel gethan, davon bis jetzt altum silentium, obwohl ich eine Schweſter des jungen Menſchen ſelbſt zu ihm geſchickt. Unſere Vormundſchafts-Collegien gehören auch zu den Landes-Calamitäten, wie die bäuerlichen Regulirungs-Commiſſionen und Hypotheken-Behörden. Es wird wohl nichts übrig ſeyn, als auf Remotion des hieſigen Vormundes anzutragen. Vielleicht erfahren Sie, ob in Halberſtadt etwas eingegangen und was darauf verfügt worden.

Unſer Behm hat wahrſcheinlich keine günſtige Reſolution erhalten. Alles ſchreit mich hier an: er habe ganz

gegen die ihm ertheilte Commission gehandelt, nach der er sich pünktlich zu richten gehabt habe. Der Polizei-Präsident namentlich, der ihm noch wohl zu wollen scheint, versichert mich: daß das erkaufte Haus ganz entfernt aus seinem Bezirk liege. Da ich selbst die Lokalität nicht kenne, so muß ich mich des Urtheils so lang enthalten, bis ich selbst ihn spreche und das Lokal nöthigenfalls in Augenschein nehme. Sein Gegner Klittner, ein im Leben durchtriebener Schelm, ist in diesen Tagen gestorben.

Die Angelegenheit des Hrn. v. Bangerow ist berichtiget. Ich hoffe, daß er davon schon benachrichtiget seyn werde. Das heißt nämlich nur: der früher erhobene Einwand, daß er, weil er als ehemaliger preußischer Staatsdiener kein etatsmäßiges Gehalt bezogen, auch keine Entschädigung für den Verlust am Westphälischen Gehalt fordern könne, ist zurückgenommen und er zur Liquidation seiner Entschädigung gestattet. Wie die Festsetzung der von ihm zu liquidirenden und zu justificirenden Summe ausfallen werde, ist nun freilich erst zu erwarten. Der Hr. Finanz-Minister nimmt ja Herrn Schulz von Stendal nach Berlin, an die Domainenverwaltung. Ich höre, daß man bei der Domainenverwaltung selbst besorge, keine vorzügliche Acquisition zu machen, und daß man meine: Hr. v. Metz sei in einem persönlichen Irrthum befangen. Mir selbst ist er völlig unbekannt, auch kann ich mich nicht erinnern, von seinen Arbeiten etwas gelesen zu haben.

Der Landtag der Provinz Sachsen hat seine Jungferschaft der das erstemal so hoch gerühmten Eintracht unter den Ständen durch eine Diskussion verloren, die zwischen Hrn. Franke und Maj. v. Wulffen vorgefallen, von der Sie gewiß die Details kennen. Ich habe die Landtags-

verhandl. zwar gelesen, der eigentliche Scandal ist aber wohl nicht geschrieben worden. Franke ist mir immer als anmaßend und vorlaut erschienen, das heißt in scriptis; persönlich kenne ich ihn wenig. Im vorliegenden Fall hat er sich in eine ihn nichts angehende Sache gemischt, die Hr. v. Wulffen in gehörig edelmännischer Weise aufgenommen hat. Den Gegenstand der Diskussion habe ich früher, ehe er zur Berathung der Stände gestellt wurde, viel durchkneten müssen; eine Remedur wegen der Polizei und wegen des Communalverbandes muß nothwendig erfolgen, um die persönliche Verletzung, die in der französisch-westphälischen Gesetzgebung (ganz consequenterweise, weil sie revolutionirte) liegt, nach unserm jetzigen gesellschaftlichen Zustande zu beseitigen.

Die Bekanntmachung der Instruction für die Gesandtschaft in Konstantinopel hat hier Verwunderung erregt, weil sie unerwartet war und als ein Sieg der öffentlichen Meinung anzusehen ist. Sie beruht auf Allerhöchstem Befehl. Dagegen ist wahrscheinlich, daß unser Gesandter in R., ein sehr verschmitzter, aber unzuverlässiger Mensch, der als eine Creatur Metternichs bekannt ist, bei der Beendigung seiner Instruction sich ebenso zweideutig betragen haben werde, als das österr. Kabinet durch seinen Ottenfels, so daß die türkische Regierung in Irrthum versetzt und in ihrer Verstockung bestärkt worden ist. Krieg ist mir nicht wahrscheinlich.

Der Herzog von Braunschweig bedient sich jetzt, wie ich vernehme, des gemeinen Kerls Witt genannt Döring, der anfangs den wüthenden Demokraten spielte, und jetzt als ein reuiger Sünder in besonderer Gunst des Hrn. v. Kamptz steht, der durch solchen pfiffigen Tartüffe leicht bethört werden kann. Der Schuß auf das Fenster des

Gr. Münſter wird gewiß dem Herzoge in die Schuhe geſchoben werden. Es iſt wohl nur beabſichtigt, ihm einige Angſt einzujagen. Die in dieſen Sachen gewechſelten Schriften zu leſen, hat mir die Zeit gemangelt, ich habe ſie aber nach Rio Janeiro an meinen Schwiegerſohn geſchickt.

Für die Ueberſetzung des Cicero durch Hrn. v. Strombeck und den Boten danke ich Ihnen freundſchaftlichſt. Vom letzten habe ich nur Ihre Alvenslebenſche Biographie geleſen. Man verſichert hier, daß die beiden Söhne, die ſich hier der Juſtiz gewidmet, von ausgezeichnetem Talente wären. Ich kenne nur den einen perſönlich. In der Juſtiz bedürfen wir der Talente beſonders; ich finde, daß kein Verwaltungszweig ſich ſo verſchlechtert hat, als eben die Juſtiz. Die andern ſind eher vorgeſchritten, mitunter bedeutend. Der jetzige Juſtiz-Miniſter iſt theils ſchon in vorgerücktem Alter, theils überhaupt nicht energiſch genug, den Uebeln Remedur zu ſchaffen. Er iſt ungefähr, was man Ledern zu nennen pflegt, und ein ausgezeichnetes Geſetzbuch dürfen wir aus ſeiner Schule ſo wenig erwarten, als eine Verbeſſerung des Geſchäftsganges. Die franzöſiſchen Inſtitutionen ſind ihm verhaßt; im Weſentlichen bin ich auch nicht von ihnen erbaut, aber alles mit Maas.

Die katholiſche Frage zwiſchen Hrn. v. Schön und Nicolovius iſt definitiv noch nicht entſchieden, da Hr. v. Sch. gegen den Allerhöchſten Verweis Berufung auf faktiſche Umſtände eingelegt hat, worauf die Verfügung noch bis jetzt nicht ergangen iſt. Hr. v. Sch. iſt in dieſem Augenblicke hier; ſein größter Widerſacher iſt unſer Hr. v. Metz. Er hat jedoch am Kronprinzen einen ſo entſchiedenen Anhalt, daß ich nicht glaube, er werde, gleich dem

Hrn. v. Ladenberg, unterliegen, wenn es mir gleich scheint, daß der Minister mehr im Rechte sei, die von ihm angenommenen Fakta als begründet vorausgesetzt, wie Hr. v. Motz sie aktenmäßig vorausgesetzt hat, nur, daß auch aktenmäßigen Anzeigen nicht immer zu trauen ist. Ich fürchte nämlich, daß ein von den Ministern des Innern und der Finanzen nach Preußen geschickter Commissarius nicht die rechten praktischen Augen gehabt, und berichtet habe, was er falsch, wenigstens nicht klar, gesehen. Das Schlimmste, daß der nöthige Zusammenhang unter den Ministern selbst fehlt. Hr. v. M. steht fast isolirt, und wie mich dünkt, in seinem eignen Ministerium nicht überall wohl bedient. Es ist aber unmöglich, in solcher Lage wanklos zu bleiben.

Wie ist es mit Ihrer Sparbank? Rother hat sich darüber gar nicht gegen mich erklärt, es ist auch jetzt nichts von ihm zu erwarten, da er seit geraumer Zeit krank ist, und seine Krankheit in einem unheilbaren psychischen Uebel besteht, das ihm jede Theilnahme an größern Unternehmungen der Staatsverwaltung verleidet.

Ueber der biographie des cont. waltet ein Unstern. Hr. Oelsner hatte sehr lange nichts von sich hören lassen, als ich erfuhr, er sei in Deutschland und werde nach Berlin kommen. Statt dessen erhielt ich vor 4 Wochen einen Brief aus Paris, mit der Anzeige, daß er wegen Geldmangel nicht nach Berlin habe kommen können. Ich schreibe ihm in diesen Tagen und werde Ihnen Antwort und Bücher schaffen. Ich kann aber in diesem Augenblicke nicht finden, wie weit Sie das Buch haben. Schreiben Sie es mir doch, da Oelsner es vielleicht aus meinen frühern Briefen auch nicht mehr ermittelt. —

Varnhagen habe ich sehr lange nicht gesehen, da ich

nicht ausgehen kann. Er ist einige Wochen krank gewesen.

Herzliches Lebewohl.

Staegemann.

33.

Berlin, d. 14. Mai 1828.

Mein hochverehrtester Freund,

Schon längst bin ich beschämt, Ihnen nach meiner Genesung noch nicht geschrieben zu haben. Indeß bin ich auch noch nicht ganz genesen, und erwarte das Beste von der Blüthen- und Blumenzeit. Hauptsächlich aber setzt mich überhäufte Arbeit in Verzweiflung; ich weiß nicht, wo ich anfangen, und wo ich enden soll. Könnte ich, wie Andre, die Sachen über's Knie brechen, würde ich dreimal, vielleicht zehnmal mehr bestreiten. Das ist aber eben so meinem Ehrgefühl, als meinem Gewissen entgegen; dem ersten, weil ich gern so vollendet als möglich arbeite, dem andern, weil nicht immer möglich ist, eine fehlerhafte, in der höchsten Instanz ergangene Verfügung zu remediren. Man muß sich indeß durchschlagen.

Daß Sie die Briefe des Herzogs Ferdinand an seinen Secretair Westphalen dem Könige überreichen, kann ich nur gutheißen, und sowohl dem Könige als dem Generalstabe werden Sie ein angenehmes Geschenk machen. Für die Kriegsgeschichte scheinen die Briefe kein besonderes Interesse zu haben, desto mehr aber für die Karakteristik des Herzogs; dem Könige wird namentlich Vergnügen machen, was den König persönlich betrifft. Sein Einziger ist er auch nicht, und dieses führt mich auf den Wunsch,

daß es Ihnen gefallen möge, Ihr Schreiben an Seine Majestät in etwas abzuändern, indem Sie darin des großen Königs gar nicht erwähnen. Es ist seltsam, aber es ist einmal so. Mein Hauspoet Schütz erzählte mir noch in diesen Tagen: S. Maj. hätten mit dem Schauspieler Stawinski über die an Schillers Todestage gegebenen fragmentarischen Darstellungen aus Schillers Dramen Sich höchst gnädig unterhalten, Sich aber, als St. des Wilh. Tell zu erwähnen sich beigehen lassen, sofort weggewendet und das Gespräch abgebrochen. Hiernächst entschuldigen Sie, wenn ich Sie auf eine Form aufmerksam mache, die Sie nicht beobachtet haben. Nämlich, wenn eine Privatperson in einem Schreiben an den König sich einer fremden Feder bedient, so ist es Courtoisie, die Submissionsformel: „Ew. Königl. Maj. allerunterthänigster u. s. w." ganz eigenhändig zu schreiben. Selbst Fürsten beobachten diese Courtoisie, und S. Maj. sind zuweilen auf kleine Nachlässigkeiten aufmerksam; bei Fürsten freilich mehr, wie bei unser einem, bei dem man allenfalls gelten läßt: er versteht es nicht besser, und gehört zur Burkeschen Menge.

Der Generalstab besitzt die Westphalenschen Briefe, die im Nachlaß des Herzogs gefunden sind, mithin die Oese zum Haken.

Göckingks Tod hat auch mich, der ich ihn wenig gekannt habe, sehr gerührt. Ich dachte an Amarant und Nantchen und die eigene dahin geflohene Jugend. Sunt lacrymae rerum et mentem mortalia tangunt.

Was Nantchen sang mit Amarinten,
erklingt in jeder zarten Brust,
Der süße Laut des unbekannten,
des Paradieses erster Lust.

Sie fragen nach unserm Herrn Finanzminister. Er

ist fort und fort rührig, ich besorge nur, daß er zu viel auf seine Schultern nimmt. Der über die Gen. Kontrolle erfochtene Sieg scheint ihn keck gemacht zu haben. Mit dem D. P. v. Schön ist er jetzt in flagranter Fehde, und obwohl ihn, als Minister, in diesem Kampfe die Niederlage nicht treffen wird, so ist sie doch deshalb sehr unangenehm für ihn, weil der Kronprinz zu den höchsten Gönnern des Gegners gehört, selbst im Materiellen mehr Recht auf Schöns Seite seyn dürfte. Mich dünkt, Sie schrieben mir vor einiger Zeit, als ob die preuß. Unterstützungen sehr schlecht angewendet und in Paris verzehrt würden. Das ist eine irrthümliche Nachricht, die man Ihnen ertheilt hat; ich glaube nicht, daß außer dem Schwager der Frau v. Binderson, v. Hansen Aubier (der aber wohlhabend ist und einen alten Vater in Paris hat) irgend ein Preuße seit 10 Jahren Paris gesehen hat. Durch die Unterstützungen sind übrigens mehr als 500 Familien im Besitz erhalten worden. Die Sache hat freilich auch ihre Bedenken gehabt.

Was haben Sie denn zu des kleinen Willy v. Klewitz Halleschen Studien gesagt? ich hätte gewünscht, daß Niemand Notiz davon genommen, am wenigsten aber, wie Buchholz gethan, die Sache tragisch, statt komisch, behandelt hätte. Das Landrecht hat in Bezug auf unser inneres Staatsrecht einige Flecken, aber der kleine Mann hat es nicht verstanden. Ich habe schon vor mehreren Jahren Anlaß nehmen müssen, darüber Manches von Amtswegen zur Sprache zu bringen.

Ich höre, daß der Herzog von Braunschweig eine neue Schrift wider den Gr. v. Münster verbreiten läßt, die sehr gut geschrieben seyn soll. Einige legen sie dem berüchtigten Klindworth bei, andre meinen, Adam Müller

habe ſie geſchrieben. Kennen Sie dieſe Schrift ſchon? Hier iſt ſie noch nicht im Buchhandel; nur das Miniſterium der ausw. Angel. beſitzt ein Exemplar. Wenn Sie den Autor erfahren, ſchreiben Sie es mir doch gütigſt.

Für die Mittheilung Ihrer vetterlichen Biographie, die ich mit Vergnügen geleſen habe, ſage ich Ihnen meinen freundſchaftlichſten Dank. Der Ohm iſt ein etwas wunderlicher Kauz geweſen.

In der Wilkeſchen Angel. habe ich vom hieſ. Pupillen-Collegio Nachricht erhalten, daß der Vormund in Halberſtadt einkommen ſolle. Ob der faule Schlingel es gethan, ſteht dahin. Ich ſtehe übrigens mit dem Juſtiz-Miniſterium in Communication, ihm die Vormundſchaft abnehmen zu laſſen. Unſre vormundſchaftl. Oberaufſicht liegt entſetzlich im Argen.

Die Weisſche Forderung hatte ich längſt in den Schornſtein geſchrieben; es thut mir nur leid, daß ich Sie noch damit bemüht habe, und empfangen Sie auch hiefür meinen herzlichſten Dank.

Hier iſt man in geſpannter Erwartung über die Erfolge der Ruſſen gegen die Türken. Es ſcheint, daß ihr Hauptplan dahin geht, von Ismail aus das ſchwarze Meer entlang mit großer Macht auf Konſtantinopel gerade loszugehn. Wenn der Padiſcha keinen Religionskrieg entzünden kann, wie es nicht ſcheint, ſo wird er klein beigeben, und die Sache ſehr bald beendigt ſeyn. Die Metternichſche Diplomatik hat jetzt ihr erbärmliches Ende gefunden, wie es zu erwarten war.

Herzliches Lebewohl und die freundſchaftliche Bitte um die Fortdauer Ihres Wohlwollens.

Totus Tuus

Staegemann.

ſchrift auch auf die berichtigende Anzeige ſeines Vorgeſetzten, des Grafen Brühl, auszudehnen? Herr von Schuckmann muß in Zweifel geſtanden haben, der den Abdruck um 24 Stunden verzögerte. Auf der andern Seite weiß man, daß des Kronprinzen königliche Hoheit dem Grafen ſehr günſtige Geſinnungen hegt. Zwiſchen ſo vielfachen Verhältniſſen, Rückſichten und Vorſchriften kommt man nothwendig in's Gedränge. Glücklich, wer in dieſe Klemme nicht zu gerathen braucht! Mit Ungeſtüm entladet ſich die hier verhaltene Wuth in dem breiten Bette auswärtiger Tagesblätter, die eine ordentliche Hetzjagd gegen Spontini anrichten, mit Ausnahme der Wiener, welche ſchon früher jedem Tadel des angeblichen Günſtlings verſchloſſen wurden. Was wird aber bei der ganzen Geſchichte herauskommen? Nicht viel. Graf Brühl wird als Vorgeſetzter in der Form Recht, Herr von Spontini aber eine unabhängigere Stellung bekommen; grade dieſelbe Wendung erwartet man auch in dem ſeltſam ähnlichen Streite des Staatsraths Schulz mit ſeinem Miniſter Hrn. von Altenſtein. Und ſo ſetzt ſich alles nach und nach wieder in's Gleiche.

Sie meinen in einem Ihrer Briefe, mein Verehrter, die Deutſchen vergäßen über ihrem großen Antheil an Goethe den gebührenden Antheil an ſeinem großen Landsmann Rothſchild zu nehmen. Ich dächte kaum. Seine Verherrlichung auf dem Börſenplan und in den Finanzkammern iſt noch immer ſteigend. Die Rentenſache von Paris wirkt für ſeinen Ruhm ſo auffriſchend, als für den von Goethe nur immer ein neuer Divan wirken könnte. Jene Rentenſache übrigens findet hier bei unſern meiſten Beamten und Wechslern großen Beifall; um ſo mehr war ich erſtaunt, Hrn. von Kamptz, der in meiner Gegenwart gefragt wurde, was er als Juriſt von der Rechtlichkeit der Maßregel urtheile, frank und frei

Ich ſetze voraus, daß Sie Ihr Concept des Schreibens an den König bei der Hand haben, behalte alſo Ihr Mundum zurück. Sie dürfen nur weniges in den erſten Zeilen ändern. Glauben Sie den Alten vom Berge nicht auslaſſen zu können, ſo nennen Sie ihn nur nicht den Einzigen; denn beſſer iſt beſſer.

Eine Enkelin Weſtphals war eine kurze Zeit Hofdame bei unſrer Prinzeſſin Friedrich. Sie verheirathete ſich, ich weiß aber nicht, an wen und wo ſie ſich jetzt aufhält.

34.

Berlin, 9. Juli 28.

Mein theuerſter Freund,

Wenn ich mich jetzt durch überhäufte Beſchäftigungen meines Berufes bei Ihnen und eben ſo bei allen meinen Freunden entſchuldige, ſo halten Sie es nicht für eine gewohnte Redensart. Es iſt in der That von einer ernſthaftern Art, obwohl ich darüber nicht zu Grunde gehen werde. Seit der Abreiſe des Königs glaubte ich ein wenig aufathmen zu können, es findet ſich aber ununterbrochen eine Reihe verdrießlicher mehr als beſchwerlicher Arbeiten. An den Brunnen kann ich diesmal nicht denken. —

Es überraſchte mich, zu hören, daß Sie noch keine Antwort von Sr. Maj. hätten. Auf Erkundigung vernehme ich, daß es an einer Erklärung des Generalſtabs liege, dem der König die Sammlung zugeſchickt, mit der Aufgabe, Ihm zu berichten, was Ihnen dafür Gutes zu thun ſei. Dies habe ich von den Reliquien des Kabinets, die nicht mit nach Teplitz gegangen. Unfehlbar hat Hr. v.

Witzleben oder Albrecht den Bericht des Generals v. Müffling inzwischen erhalten, von dessen Inhalt ich noch nichts in Erfahrung gebracht. Der König ist wahrscheinlich auf diesen Gedanken gekommen, weil Sie der Buchhändler . . . . . auf die Sammlung erwähnt haben.

Herzlichen Dank sage ich Ihnen für die freundschaftliche Zusendung des Halberstädter Provinzialrechts und des ehrlichen Lichtwer. Herrn v. Pott sagen Sie wohl gelegentlich zu S. 29 der Biographie, daß Stoppe ein schlesischer Fabeldichter war, aus den 3 ersten Jahrzehnten des vorigen Jahrhunderts; ein sehr trauriger freilich. Willy Klewitz hat ja das Amt eines Rächers gegen Carmer übernommen, freilich auch ein Stoppelchen.

Die Memoiren des Staatsmanns sind hier viel gelesen, es scheint nicht mit besonderem Interesse. Die meisten zweifeln, daß sie aus dem Nachlasse des St. Kanzlers sind, wie man anfangs uns glauben machen wollte. Die folgenden Bände erst werden einen Aufschluß geben. Ich halte dennoch dafür, daß gemißbrauchte Papiere des St. Kanzlers den Fonds der Sache bilden, doch absichtlich entstellt. Die Fürstin Pückler meint es auch. In den ersten beiden Bänden habe ich nicht viel Interessantes gefunden.

Die Parthei des Don Miguel hat hier bei Hofe Anhänger; namentlich sind die Herrn Ancillon und v. Kneseck von den Absolutisten. Die Begleitung des Königs durch den Minister der ausw. Angel. veranlaßt die Meinung, daß auch Metternich nach Teplitz kommen und eine Unterredung über die russischtürkischen Angel. sein werde.

(Das Weitere fehlt.)

35.

Berlin, den 13. Aug. 1828.

Mit Bezug auf Ihr freundschaftliches Schreiben vom 8. d. M., mein hochverehrtester Freund, gebe ich Ihnen zuvörderst meine freundschaftlichste Theilnahme darüber zu erkennen, daß Sie Ihre Mutter bei sich sehen. Die meinige könnte ich allenfalls auch noch bei mir sehen, sie würde erst 88 Jahre alt seyn, wenn sie noch lebte. Sie starb aber 28 Jahre alt im Kindbette.

Das Verfahren gegen Hrn. O. L. G. R. v. Vangerow verstehe ich nicht. Jetzt wird aber nichts anderes übrig seyn, als die Rekurs-Instanz zu ergreifen, weil der König nicht füglich eher angetreten werden kann, bis auch die schiedsrichterliche Commission sich ausgesprochen. Ursprünglich verfuhr man so, daß man die verwerfende Verfügung sofort, eh man sie dem Interessenten bekannt machte, an die schiedsrichterliche Commission gelangen ließ. Dies ist in den Westphäl. Sachen abgeändert, damit der Interessent doch Gelegenheit habe, seine Gegengründe in der Rekurs-Instanz vorzubringen, was er in den andern Sachen nicht konnte.

Ist Alexander von Bronikowski nicht ein Schriftsteller, namentlich ein Romandichter? oder irre ich mich im Namen? Daß Sie über Ihre Ferdinandeische Sendung noch keine Antwort erhalten haben, wundert mich auch. Ich würde Ihnen darüber schon Auskunft zu verschaffen im Stande seyn, wenn nicht noch überall feriirt würde, daher ich Niemand zu Gesicht erhalte, der mich unterrichten könnte, namentlich General v. Müffling.

Ihren Aufsatz in der Real-Encyclopädie über unsern Hrn. Finanz-Minister habe ich noch nicht gelesen; bin

übrigens rücksichtlich der Erwerbungen wohl mit Ihnen einverstanden, nur nicht darin, daß Gr. v. Bülow seine Familie in einen beklagenswerthen Zustand versetzt habe, vielmehr halte ich, aus sehr gewichtigen Gründen, diese Nachlaßgeschichte für eine Fabel. Es ist mir übrigens nicht gegenwärtig, daß den Ministern Güter-Erwerbungen ohne Königl. Genehmigung untersagt seyn sollten, wie Sie glauben. Ich kenne ein solches Verbot nicht, und zweifle, daß es existire. Nur Domainenpachtungen sind ihnen untersagt. Bei den Domainenveräußerungen geht es allerdings nicht vorschriftsmäßig zu. Ein neulicher Fall, daß im Münsterschen Klostergebäude, deren Veräußerung ohne Seine Genehmigung der König ausdrücklich verboten hatte, demohnerachtet verkauft worden sind (weil, wie es hieß, die Kabinets-Ordre zu unrechten Acten gekommen), hat Anlaß gegeben, diese Materie gründlich zu revidiren, wobei sich ermittelt, daß das Finanz-Ministerium ganz irrthümlich vermeint, als habe es die Authorisation, alle Domainen ohne Unterschied zu verkaufen, wenn es nur beitandes geschehe, welches der Vorschrift im organischen Gesetz von 1810 ganz entgegen ist. Da ich noch mit der Bearbeitung dieser Materie beschäftiget bin, so würden Sie mich sehr verpflichten, wenn Sie mir über den Verkauf der Ascherslebenschen Seeländereien etwas Näheres mittheilten, und besonders, worin nach Ihrer Ansicht die Formalitäten nicht beobachtet worden. Ueber den Klosterverkauf hat der König noch nicht entschieden; es wird aber wohl nichts helfen, die Genehmigung nachträglich zu ertheilen.

Ich habe nicht geglaubt, daß auch in Ihrer Gegend eine so ungünstige Veränderung in den Agrikulturverhältnissen eingetreten sei, wie ich so eben aus einem Berichte des Hrn. Finanz-Ministers über ein Remissionsgesuch

des O. A. Rostosky ersehe, der die Fruchtzehnten von Harsleben im Jahre 1821 für 3690 Thl. Gold verpachtet, wofür jetzt nur in der Licitation 2200 Thlr. haben erlangt werden können.

Die Differentien über die Parochialverhältnisse in Halberstadt sind mir völlig gleichgültig, nachdem ich mich durch die Akten habe durchfressen müssen; ich bin nur dagegen, daß die Johannis-Gemeine wegen etwaniger Gefährdung durch die Westphäl. Regierung vom Staat entschädigt werde. Ich habe beharrlich behauptet, daß Alles, was in den verhängnißvollen Jahren von 1792 bis 1814 von den Provinzen, Kommunen, Korporationen, Einzelnen getragen worden, auf Rechnung dessen bleiben müsse, der es gelitten, und daß keine Ausgleichung darüber statt finden könne. Jeder hat sein Theil getragen, der eine auf diese, der andere auf andere Weise, und wenn die Westphäl. Gutsbesitzer durch die ihnen auferlegten Grundsteuern um einen Theil des Ihrigen gekommen sind, so sind wir, in den andern Provinzen, auf andere Art durch dieselben Verhängnisse um das Unsrige, nur um etwas mehr, gekommen. Jenen die Grundsteuer abzunehmen, was nur auf Kosten der andern Provinzen geschehen kann, während diese Gutsbesitzer nichts dazu beitragen, uns die Kriegesunfälle zu vergüten, würde das höchste Unrecht seyn.

Mir liegt in diesem Augenblicke das Odiosum der Korrektur auf dem Halse. Reimer druckt schlecht; er hat keine ordentlichen Typen. Es ist mir noch immer unausstehlich, etwas von mir gedruckt zu sehen, außer in der Gesetzsammlung.

Freund Varnhagen ist, soviel ich weiß, von seiner Badereise nach Muskau noch nicht zurückgekommen. Meinen Schwiegersohn Olfers erwarte ich im Laufe dieses Monats,

da er Rio Janeiro wahrscheinlich im Anfange des Junius verlassen hat. Die portugiesische Angelegenheit ist einmal ein anticonstitutioneller Greuel. Daß wir die Türken aus Europa verlieren, werden die Weisen, der Providenz zum Trotz, wohl zu verhüten wissen. Ich besorge, es werde den Russen noch schlecht ergehen; sie sind lange nicht am Ziel. Auch sind sie selbst noch eine Art Türken.

Ich empfehle mich herzlich Ihrem wohlwollenden Andenken.

Totus Tuus

Staegemann.

36.

Berlin, d. 30. Dec. 1828.

Mein hochverehrter Freund,

Ich habe freilich nicht Wort gehalten, indem ich Ihnen den schon geschriebenen, aber verschollenen Brief nicht zugeschickt habe; der Grund ist, weil ich ihn nicht gefunden, und weil es mir in der That an Zeit gemangelt, einen neuen zu schreiben.

Soviel ich mich erinnere, betraf er ausser dem Dank, den ich Ihnen für Ihre gütigen Zusendungen sagte, hauptsächlich die Tödtung der Wernigerodeschen Frau, und das Publicandum des Landraths, welches ganz gegen die Allerhöchste Bestimmung erlassen ist, indem S. Maj. befohlen haben, die Steuer-Aufseher anzuweisen, daß sie sich des Feuergewehrs nur defensiv bedienen dürfen. Soviel ich vernommen, wird die Untersuchung wider den Steuerbeamten beim O. L. G. zu Halberstadt geführt, und die Sache muß doch dabei weiter zur Sprache kommen. Ich hätte aller-

dings von Ihrem Schreiben Anlaß nehmen können, dahin zu wirken, daß im Kabinet Notiz genommen werde, allein unſer beider wegen habe ich es unterlaſſen, und werde wohl Gelegenheit finden, eine anderweitige Anregung zu bewirken.

Auch dünkt mich, daß ich wegen des Miniſter Bülowſchen Nachlaſſes mich gegen Sie expectorirte. Doch das kann wohl auf ſich beruhen, bis Sie einmal nach Berlin kommen. Der junge Graf Bülow vermählt ſich mit der einzigen Tochter des wohlbekannten Herrn v. Bülow-Cummerow, die für ſehr hübſch gehalten wird. Ob der Vater vermögend ſei, erſcheint den Leuten zweifelhaft.

Herr v. Cotta hat ſich nebſt Frau Gemahlin einige Wochen hier aufgehalten. Daß er eine eigne Handlung hier etabliren wolle, ſagt man, und es mag auch wohl bei ſeiner Neigung, in allerlei Unternehmungen einzugehen, ſeine Richtigkeit damit gehabt haben. Ich zweifle aber, daß er es ausführt. Mir iſt es überhaupt wahrſcheinlicher, daß er einer andern wichtigern Sache wegen, nämlich wegen einer Verbindung Rheinbayerns mit unſerm Zoll-Syſtem, hiergeweſen iſt. Dem G. C. R. Philipsborn, jetzigem Patron und Dirigenten der Staatszeitung, hat er geäußert, daß er wohl geſonnen ſei, den Verlag dieſer Zeitung zu übernehmen, welches bei dem gelben Fieberzuſtande der Zeitung wohl nur eine Höflichkeit geweſen iſt. Er würde dabei mehr Geld zuſetzen müſſen, als bei den kritiſchen Jahrbüchern, einem Inſtitut, das durch ſeine zu weitläuftigen Kritiken, noch mehr aber durch die Mißgunſt, worin die Hauptſautoren (Hegel und Kamptz) bei den mehrſten Gelehrten ſtehen, eine Ungunſt des Publikums zu erleiden ſcheint. Soviel ich erfahren habe, wird in einem der nächſten Blätter eine Anzeige meiner Gedichte erſcheinen, die vom Hrn. Profeſſor Gans herrührt. Dieſe,

wenn sie vortheilhaft ist, wie ich wohl glaube, wird ihnen bei der historischen Schule, namentlich den Feldherren (Savigny und Niebuhr) keine Freunde erwecken. Gans ist ein junger Mann von vielem Talent und Geschick, aber etwas leichtfertig und nicht ganz so bescheiden, als man wohl seyn muß, ohne gerade in die Lumpenbescheidenheit zu verfallen.

Entschuldigen Sie, daß ich, wie ich eben gewahr geworden, aus Versehen auf einem halben Bogen geschrieben; es ließ sich nicht mehr ändern.

Daß Hr. Natorf die Stelle in Schulpforte erhalten, wird er schon wissen.

Herzliche Wünsche für Sie zum neuen Jahre.

Totus Tuus

Stacgemann.

37.

Berlin, 12. März 1829.

Verehrungswürdiger Freund,

Empfangen Sie vor allem mein innigstes Beileid über den Tod einer geliebten Mutter, deren Tage erfüllet waren. Es ist mir nicht so glücklich ergangen, als Ihnen, der Sie die Mutter bis in ihr spätes Alter besäßen, da ich die meine im 29sten Jahre ihres, dem 6ten Jahre meines Lebens verlor, ein Verlust, den ich nach 60 Jahren noch mit tiefestem Schmerz betraure. Ich fühle daher Ihren Kummer so mehr, da er so verwandt dem meinigen ist. Aber auch auf Gräbern wachsen Blumen, und die Nachtigallen schlagen auch in den Rüstern auf unsern Friedhöfen. — Ihr Dankschreiben an den König habe ich befördert.

Es ist mir nicht bekannt geworden, ob die Verzögerung des Vortrages von dem Civil- oder Militair-Kabinet ausgegangen ist; fast vermuthe ich das Letztere, da der General von Witzleben schon seit geraumer Zeit wegen schwerer Krankheit einen Substituten am General v. Thiele I. erhalten hat.

Herr von Cotta ist noch immer hier, und dürfte noch eine Zeitlang bleiben. Es ist jetzt kein Geheimniß mehr, daß er einen Vertrag für Baiern und Würtemberg mit uns unterhandelt, von dessen Realisation, sofern ein Handelsvertrag mit Beiden vorwaltet, ich mir noch keinen rechten Vers machen kann. Eine einfachere Operation ist freilich die Einverleibung des Bairischen Rheinkreises in unsern Zollverband.

Daß Hr. v. Cotta gleichzeitig ein literarisches Unternehmen hier bezwecke, ist mir nicht wahrscheinlich; er versteht seine Vortheile zu gut, und mir scheint es nicht, daß Berlin für literarische Unternehmungen ein lucrativer Ort sei. Unsre beiden löschpapiernen Zeitungen prosperiren, aber nur durch die Anzeigen in den Beilagen. Man sagt zwar, daß der famose Saphir, der allerdings mehr Witz hat, als seine 13 Bühnendichter, mit seinen Schreibereien ein vorzügliches Glück mache, es ist mir aber noch zweifelhaft. Glaurens Weizen blühete auch nicht eben hier; das Förstersche Conversationsblatt geht zu Grabe, und die Staatszeitung setzt jährlich mehrere Tausend Thaler zu. Die Jahrbücher der Kritik suchen die Protection des Königs, die sie schwerlich erlangen, wenn es auf Geld ankommt. Ueberhaupt kämpft unsre Literatur mit allerlei Drangsalen, von denen die englische und französische nichts kennen. Aber es ist wahrscheinlich zu unserm Frommen.

Herr Prof. Wendt in Leipzig hat mich aufgefodert, an

einem Musen-Almanach Theil zu nehmen, den er in diesem Jahre herauszugeben beabsichtiget. Liebster Himmel! weshalb soll ich meine Sorgen mit dieser Sorge noch vermehren! Es scheint, als wenn Varnhagens Kritik meiner historischen Erinnerungen im Morgenblatte diese Aufforderung veranlaßt, indem er am Schlusse zu verstehen giebt, daß bei mir noch inedita zu holen wären. So ist es aber in der That nicht. Ich müßte Umarbeitungen vornehmen, die mühsamer seyn würden, als neue Arbeit. Viel ist auch in ältern Zeiten zerstreut gedruckt, ohne daß ich weiß, wann und wo.

In der Angelegenheit des Hrn. O. L. G. A. v. Vangerow weiß ich Ihnen doch keinen andern Rath zu geben, als entweder: daß Hr. p v. V. sich bei der Entscheidung der Ministerien beruhige, oder eine Beschwerde beim Könige einreiche, worin die Ministerial-Motive gründlich beleuchtet und widerlegt werden. Für den Erfolg weiß ich Ihnen freilich nicht zu stehen; indeß sind die Verhältnisse jetzt doch anders, als ehemals, da die General-Kontrolle noch einwirkte. Die von Ihnen angedeutete Amtserhöhung des Hrn. v. Vangerow kann im Wege einer Entschädigung für die Verluste nicht eingeleitet werden. Hierin läßt der König dem Hrn. Justiz-Minister völlig freie Hand, und der letzte wird natürlich gar nicht darauf eingehen. Sind anderweitige Gründe vorhanden, so wird er sie gewiß benutzen, da es ihm sehr an tüchtigen Subjekten zu solchen Funktionen der höhern Kathegorie zu fehlen scheint. Ich werde gelegentlich mit ihm darüber zu sprechen versuchen, und Ihnen seine Gedanken mittheilen, da er hierüber ganz offenherzig zu seyn pflegt. Auch dünkt es mich, daß er in Bestallungssachen weniger von dem Einflusse seiner umgebenden Geister abhange, als in andern, wozu freilich

antworten zu hören, als Juriſt müſſe er ſie gänzlich verdammen. Herr von Kamptz gefällt mir überhaupt durch eine gewiſſe Unabhängigkeit der Anſicht, die zwiſchen einzelnen Befangenheiten bei ihm einen weiten Spielraum behält. Wir haben hier jetzt auch eine kleine Finanzgeſchichte. Eine königliche Verfügung ſtellt den Werth der Schuldbriefe des ehemaligen Freiſtaats Danzig zu 33⅓ Prozent feſt; ſchon hiedurch würden ſich viele Inhaber grauſam verletzt glauben. Allein genauere Nachrechnung zeigt in den desfallſigen Beſtimmungen ſolche Rechenirrthümer, daß ſich unter Vorausſetzung eines fünfzigjährigen Friedens nur 22½ Prozent als eigentlicher Werth jener Schuldbriefe ergiebt. Darüber iſt nun großes Geſchrei; eine Deputation von Kaufleuten, die Herr von Schuckmann mit ſchnöder Grobheit, Graf Lottum mit eigener Höflichkeit abweiſt; Bittſchriften an des Königs Majeſtät und der Beſchwerden und Betrachtungen kein Ende. Unläugbar iſt es, daß jene Verfügung, von dem Inhalt abgeſehen, auch im Ausdruck gar manche Blöße giebt, die jede nur nicht ganz ungeübte Feder vermeiden konnte. Niemand will nun die Verordnung verfaßt haben, mehr als zwanzig Beamten lehnen die Urheberſchaft eifrigſt ab, und die Berliner, hierin ächte Hauptſtädter, tragen ſich mit dem Witz, es werde ein neu Anzuſtellender geſucht, der mit einem guten Gehalte die Verpflichtung übernähme, für den Verfaſſer zu gelten. Es iſt doch eine hübſche Sache um den Witz, beſonders wenn ihn eine ganze Stadt hat; eine Art freier Promenade zwiſchen engen Straßen.

Die politiſchen Angelegenheiten, denen vor einigen Jahren noch ein gewöhnliches Auge folgen zu können glaubte, nehmen eine ſo weite Umlaufsbahn und ziehen ein ſo wachſendes Heer von mannigfachen Dingen in dieſe Weite nach, daß ſelbſt der bewaffnete Blick eine Weile der Verwirrung

wohl die Zeit auch fehlen mag. Etwas Unheimliches hat es jedoch, einen jüngern, wenn gleich fähigern Rath ältern Collegen vorzusetzen; man wählt doch lieber einen andern Ort.

Der junge Fr. v. Spiegel, dessen Sie in einem Ihrer freundschaftlichen Briefe erwähnen, hat die Befugniß zu einer Ascension in höherer Präbenden-Pension nachgesucht; es steht mir aber vor, daß sein Gesuch abgelehnt worden. Daß die Familien wegen des Verlustes der Erbpräbenden entschädiget sind, hat sich, so gerecht es ist, nur mit großem Widerspruche der Finanz-Parthie durchsetzen lassen. — In einer Liste der Johaniter-Ritter findet sich ein Werner Heinrich Adolff Fr. v. Spiegel-Diesenberg, geb. am 18. Aug. 1754, aufgeführt. Ist dieser der Ihrige? und wann ist er gestorben? Es interessirt mich persönlich gar nicht, nur zur Ergänzung einer aktenmäßigen Liste, weil gerade die Kompetenz aus der Kommende, auf die er inscribirt war, erlediget ist.

Von Hrn. K. R. Avenarius habe ich vor der Mittheilung seiner letzten Schrift über Preußen noch nichts gelesen. Ich antworte ihm heute, da ich voraussetze, daß er noch nicht abgegangen ist, weil er mich zu besuchen versprochen hatte. Aus Briefen des verstorbenen Prinzen Louis habe ich übrigens ersehen, daß der Prinz nicht sein besonderer Gönner war, sondern sich durch ihn gefährdet glaubte. Ich fürchte, daß er an dem erkauften Gute Orschen auch keine Freude haben werde; doch erinnere ich mich der speciellen Beschaffenheit dieses Guts aus frühern Zeiten nicht. Durch die von Königsberg auf Pr. Eylau gehende Chaussee wird das Gut gewinnen.

Dem Hrn. Pr. Lautsch werde ich hoffentlich heute auch noch antworten können, obwohl ich noch nichts von den

beiden Theilen des Schmidtschen Literarnachlasses gelesen habe. Daß meine historischen Erinnerungen so wohl aufgenommen werden würden, habe ich mir nicht gedacht. Ich gab die Mühe, die ich daran gewendet, verloren, und ohne Nicolovius Betrieb (durch den sie auch an Reimer gekommen, dem ich sie sonst schwerlich gegeben) würden sie vor meinem Tode schwerlich das Licht erblickt haben. Auf desselben Betrieb habe ich ein Exemplar an Goethe geschickt, der mir nach seiner Art höflich geantwortet hat. Selbst unser Saphir hat sich veranlaßt gesehen, Notiz davon nicht allein zu nehmen, sondern mir auch ein besonderes Gedicht zu addressiren, welches auch Frau v. Helwig, geb. v. Imhof, gethan hat.

Freund Varnhagen befindet sich in Bonn, im diplomatischen Auftrage, den Kurprinzen von Hessen mit dem Kurfürsten auszugleichen. Ob er in Cassel, woselbst er zuerst war, seinen Zweck erreicht habe, ist mir noch unbekannt. Man vermuthet hier, er werde an dem dummen Starrsinn des Prinzen scheitern. Es waltet ein eigner Stern über den Häuptern der deutschen Fürsten. Mit unserm Hause scheint der alte Brandenburgische Glücksstern noch immer eine Ausnahme zu machen. Cotta erzählte mir gestern, daß der Herzog von Braunschweig fortfahre, seinen Phiseldek zu verfolgen. Ist Klindworth noch bei ihm?

Meine hiesigen Freunde wollen an das schlimme Verfahren des Grafen v. St. Wernigerode gegen seine Unterthanen noch immer nicht glauben. Die Familie hat bei Hofe, insonderheit bei dem Kronprinzen, ungemeinen Kredit, und der Nimbus der Frömmelei giebt einen besondern Glanz. Der regierende Graf ist gegenwärtig hier. Außer dem gewöhnlichen Besuch seiner- und dem Gegen-Besuch meiner-

seits sehen wir uns weiter nicht, da ich an keinen Gesellschaften, Hoffesten ꝛc. Theil nehme. Können denn die Sävitien des Landraths nicht zu richterlicher Cognition kommen? Daß die Funktionen eines Kgl. Landraths und eines standesherrlichen Regierungs-Beamten in Einer Person vereiniget sind, ist nur versuchsweise nachgegeben, indem man von der Möglichkeit der Sävitien keine Ahndung gehabt hat. Jetzt möchte, bei dem Einflusse auf den Kronprinzen, eine Aenderung dieser Organisation schwer zu bewirken seyn. Sehr zu wünschen wäre es aber doch in mancher Beziehung, daß die Sache auf administrativem, oder auf gerichtlichem Wege zur Sprache gebracht werde.

In der v. Wilckeschen Angelegenheit erhalten Sie in der Beilage einen besondern Aufsatz. In der That war es meine Absicht, selbst nach Halberstadt zu kommen, und es geschieht später auch wohl; nur haben mich bisher theils gar zu drückende und überhäufte Geschäfte (wenn auch nur relativ in Erwägung meiner Jahre und meines krankhaften Zustandes so genannt), theils die Unlust, mit dem Maj. v. Wilcke in Berührung zu kommen, abgehalten. Ihrer freundschaftlich dargebotenen Obsorge empfehle ich die Sache aufs angelegentlichste.

d. 2. April.

Sie sehen an dem Datum des ersten Bogens, mein theuerster Freund, wie sehr ich wieder mit dem Schlusse dieses Briefes im Rückstande geblieben bin. Diesesmal ist zunächst mein Expedient, dem ich in der v. Wilckeschen Sache die Aufträge gegeben hatte, schuld, freilich ohne seine Schuld, indem eine Augen-Entzündung ihn am Arbeiten gehindert. Mir ist dieses doppelt empfindlich gewesen, da ich nun auch in Kabinetssachen vieles selbst

expediren müssen, was ich andernfalls durch ihn hätte bearbeiten lassen.

Hier ist inzwischen nichts von Erheblichkeit vorgefallen. Varnhagen ist seit einigen Tagen zurück, ich habe ihn aber noch nicht gesehen. Sein Auftrag soll nicht vollständig erfüllt seyn; da er jedoch durch den Kurfürsten, zeitungsgemäß, decorirt worden ist, so läßt sich glauben, daß nur der Eigensinn der Gegner noch zu brechen ist. Man sagt, der König habe der Kurfürstin geschrieben: er werde die Hand von ihr abziehen, wenn sie sich nicht vernünftig zum Ziel lege. Sie soll in Fulda residiren.

Ueber die Vereinigung mit Baiern und Würtemberg wird noch fortwährend conferirt. Cotta, der sich noch hier befindet, ist einige Wochen krank gewesen. — Herr Graf v. Stolberg hat der Regierung die Herrschaft Schwarza zum Kauf angeboten, und will dagegen Hasselrodsche Domainen von uns acquiriren.

Einige Deputirte des deutschmexikanischen Bergwerksvereins, der beinah 2 Mill. Thlr. an seine Unternehmung gewendet hat, suchen hier Theilnehmer und Vorschuß. Ich hoffe, daß sie in keiner Weise die erstern finden werden; es wäre lächerlich, wenn der Staat sich für die Bearbeitung mexikanischer Bergwerke interessiren sollte. Ein Vorschuß unter gehöriger Sicherheit ist etwas anderes, damit das Anlagekapital gerettet werde, wenn es noch gerettet werden kann.

Einige Wochen lang ist hier nur von Peels Rede, Paganini's Konzert und der Heirath des Generals Gr. Nostiz (ehemals Adjud. Blüchers) mit der Gräfin Hatzfeld die Rede gewesen. Ich bin von der Rede nicht eben erbaut, habe die Paganinische Geige nicht gehört, und wünsche dem Gr. Nostiz alles Glück, was ein 53jähriger

Mann in der Ehe noch haben kann. Sie könnten immer auch noch in den Eheſtand treten.

Hegel und ſeine Philoſophie ſollen auf einmal in 9 Schriften angegriffen ſeyn. Die eine, von dem dunkeln Schubert, der auch über Göthe geſchrieben, iſt in unſern Zeitungen angekündigt, ich mag ſie aber nicht leſen, da ich die ganze Hegelſche Philoſophie nicht verſtehe.

Unſre Stadt hat endlich die vom Könige ſehr modificirte Agende angenommen. Schleiermacher ſoll ſich noch ſträuben, wird aber ſchwerlich durch Verzicht auf ſeine Stelle das Martyrerthum erlangen wollen.

Man erzählte mir in dieſen Tagen, daß in Naumburg ein Cenſor (wahrſcheinl. der Angel.) entlaſſen worden ſei, weil er einem gegen die Myſtiker und Frömmler gerichteten Aufſatze in einer zu Naumburg erſchienenen Schrift das Imprimatur gegeben. Wäre das Factum gegründet, müßte man es doch ſoviel möglich öffentlich zu machen ſuchen. Unſer geiſtl. Miniſterium protegirt dieſe Leute aus Schwäche für den Kronprinzen, ohne daß es ihm hilft. Den Myſtikern hilft es aber auch nicht, weil die Oppoſition der Vernunft ihnen doch zu ſehr über den Kopf gewachſen iſt. Haben Sie unſers Miniſters der ausw. Angel. Heidengräber geleſen? er iſt kein Myſtiker, obwohl ein Neffe Stolbergs. Sollten Sie ſie nicht kennen, werde ich ſie Ihnen zuſchicken. Im Buchhandel, glaube ich, ſind ſie nicht. Des ſel. Schmidt Gedichte habe ich nur verſtohlen (während unintereſſanter Debatten im Staatsrath) leſen können, doch vieles vorzüglich gut und der Erhaltung würdig gefunden. Meiner Frau haben ſie gleichfalls Vergnügen gemacht. Ganz verwundert habe ich S. 147 III. von Himly geleſen, der im Geſchäftsleben ungemein ſchwach erſchienen. So viel ich weiß, privatiſirt er noch.

Habe ich in diesem Briefe, den ich nun zu schließen im Begriff stehe, noch etwas übersehen, so erinnern Sie mich gütigst daran.

Herzliches Lebewohl von Ihrem treuergebensten Freunde und Diener.

Staegemann.

38.

Berlin, d. 18. Juni 1829.

Mein theuerster Freund,

Ich bin Ihnen zunächst herzlich für die mir mitgetheilten Nachrichten verpflichtet. Leider! ist es mir nicht möglich, schon jetzt eine Reise in Ihre Gegend anzutreten. Meine Arbeiten lasten in der That zu schwer auf mir, und das überhand nehmende Alter macht Alles viel schwerer. Auch die Brunnenreise habe ich wohl oder übel aufgeben müssen.

In der Wilkeschen Vormundschafts-Sache wünsche ich nur angelegentlichst, daß das K. D. L. G. als Vormundschafts-Behörde in die Stelle des nach Quedlinburg versetzten Hrn. Ref. Schmidt einen tüchtigen und thätigen Mann ernennen möge. Ich werde noch einen Versuch beim Justiz-Minister machen, die Vormundschaft ganz dorthin abzugeben. Meine Einwirkung kann dabei doch immer stattfinden.

Ich habe vorausgesetzt, daß Ihre Reise nach Hamburg noch aufgeschoben worden und daß Sie diesen Brief noch in der Heimath erhalten werden. Ich selbst habe in Hamburg keinen Bekannten, an den ich Sie mit besonderm Nutzen für Ihren Aufenthalt empfehlen könnte, nachdem mein alter Freund Ludwig von Heß (der Durchflügler) dahin gegangen ist, woselbst wir auch erwartet werden.

Lappenberg ist mir zwar sehr bekannt, ich bin aber von seinen dortigen Geschäftsverhältnissen zu wenig unterrichtet, als daß ich Sie an ihn addressiren könnte. Bei unserm Ihnen gewiß schon bekannten Gesandten Hrn. Dr. Grote, einem alten gefälligen, sonst in gehöriger Flachheit unbedeutenden Manne, werden Sie gewiß eine freundschaftliche Aufnahme finden. Jetzt ist er noch in Berlin, als Grand maitre der Königl. Garderobe.

Ich habe mit meiner Baucis keinen Theil an unsern Hoffeierlichkeiten genommen. Meine Tochter, die vor einigen Wochen wiederum eines dritten Mädchens genesen, ward durch ihr Wochenbett verhindert, und so sind wir bis auf meinen Schwiegersohn, den seine Verhältnisse an den Hof geführt, hübsch zu Hause geblieben und können weder vom Kaiser noch der Kaiserin erzählen.

Der Herzog von Braunschweig gehört, wie einige andere Häupter, zu den Leuten, die man auch wohl saubere Früchtchen zu nennen pflegt. Doch ärgert er mich weniger, wie die Deputirtenkammer in Paris. Welche krasse Kerle von Bignon und Benj. Constant bis zu Montbel u. s. w.! Welche verkehrte Begriffe haben noch die Lafitte und Ternaux von der Handelsfreiheit und vom Geldverkehr! Beinah so verkehrt wie die meisten Engländer, deren Einseitigkeit doch auf andern Punkten wieder befriedigt, freilich nur einseitig.

Des Mery Barthelemy'sche Gedicht: „Napoléon en Egypte", habe ich mit Vergnügen im Original gelesen.

Cotta hat sein Werk hier vollendet. Noch sehe ich die Resultate für uns nicht recht ein, die politische Seite abgerechnet, die doch eigentlich dem Winde auch sehr ausgesetzt ist. Der bairische Rheinkreis tritt nicht in unser Steuer-System, wie der darmstädt'sche. Es wird nur ein

Handelsvertrag errichtet. Der Hr. Finanzminiſter ſcheint mit dem Werke ſehr zufrieden.

Die Steuerverwaltung hat bei Sr. Maj. angetragen, die Ausfuhr-Prämie für den Zukker und Candis zu Gunſten unſerer Raffinerien zu erhöhen. Finden Sie einen Grund zu dieſer Begünſtigung der höhern Steuervergütung? mir ſchiene es wohlthätiger, die inländiſchen Siedereien uns ganz vom Halſe zu ſchaffen.

Sehr heilſam wirkt der Hr. v. Motz im Poſenſchen durch Einzelverkäufe von Domainengrundſtücken an bäuerliche Einſaſſen. Auf dieſe Weiſe bildet ſich in unſerm Polen ein neues Geſchlecht.

Der Krieg in Bulgarien wird mit großer Behutſamkeit geführt. Man ſcheint ſich nur erſt der feſten Punkte ganz verſichern und hierauf den diesjährigen Feldzug beſchränken zu wollen, weshalb auch der Kaiſer nicht zur Armee geht.

Der Erzieher des jungen Großfürſten, Shukowski, iſt der beſte ruſſiſche Dichter, und ein vorzüglich guter Menſch. Meine Tochter, die ſeine beſondere Freundin iſt, ſagt: er hat ein ſo ehrliches Geſicht, wie ein Hund.

Ich empfehle mich herzlichſt Ihrem wohlwollenden und freundſchaftlichen Andenken.

Staegemann.

Hr. von Vangerow hat über ſeine Angelegenh. mit mir die nähere Rückſprache genommen.

39.

(Der Anfang fehlt.)

Frühjahr 1830.

einen angenehmen Aufenthalt in Ratibor gefunden haben würde. Ich bin, seit einiger Zeit schon, sehr bedenklich, den verheiratheten Geschäftsmännern eine Veränderung ihres Wohnortes anzurathen, und habe noch neuerdings zween Exempel erlebt, die meine Bedenken vermehrt haben, das eine mit dem Ober-Regierungsrath Vahlkampf, der seiner Frau wegen den ihm sonst sehr zusagenden Posten aufgeben muß, das andere mit dem Ober Reg. Rath Stroedel in Cöln, der seine Frau nach Bromberg zurückzuschicken genöthiget ist, wenn er sie nicht trübsinnig machen will. Indeß ist freilich die Lage des Hrn. v. Bangerow eine andere.

Der Aufenthalt der Frau v. V. ist in die Tage gefallen, an denen ich meiner Augen-Entzündung halber noch nicht ausgehen durfte; sonst würde ich es mir nicht versagt haben, ihr persönlich aufzuwarten.

Für Ihre Erläuterung der Harz-Ansichten danke ich verbindlichst. Was Sie S. 7 von der Prinzessin Charlotte von Braunschweig erzählen, ist in Friedrichs des Großen Briefwechsel mit Voltaire abgehandelt. Der König erklärt die Sache für eine Fabel. Die Prinzessin starb übrigens an den Folgen der Niederkunft mit dem nachmaligen Kaiser Peter II. 3 Jahre vor dem Tode ihres Gemahls, des unglücklichen Czarewiz, der bei ihrem Tode noch nicht gefangen, sondern bei ihr war. Ich besitze ein Tagebuch eines Ungenannten (der aber nach einer Beischrift der damalige Braunschweig-Lüneburgsche Präsident Weber gewesen seyn soll), worin die Umstände ihres Todes erzählt

ſind. Er ſagt freilich: am 7. Nov. wurde ſie ohne Balſamirung, welches ſie verboten, ꝛc. beigeſetzt; es iſt indeß doch nicht wahrſcheinlich, daß Niemand ihre Leiche zu ſehen geſucht haben ſollte, da Weber beſonders bemerkt, daß an 200 ſchreiende und betende Domeſtiken im Vorzimmer gelagert geweſen wären.

Ihren „Reichardt" in den Zeitgenoſſen habe ich noch nicht geleſen, werde ihn mir aber in dieſen Tagen geben laſſen. Wenn ich nur Zeit zum Leſen fände, was hätte ich nicht alles nachzuholen! Und wie ſehr beneide ich Ihre glückliche Muße zu literariſchen Beſchäftigungen! Den größten Theil dieſes Briefes habe ich während einer Sitzung des Staatsraths geſchrieben, woſelbſt langweilige Pauſen dergleichen mitunter zulaſſen. Wir deliberiren über die Städte-Ordnung, ſehr Schritt vor Schritt; ich fürchte aber, daß manches verdorben werden wird, was die alte Städte-Ordnung Gutes hat.

Was die Zeitungen von einem Zuſammentritt der betheiligten Höfe für das Weſtphäliche Schuldenweſen melden, iſt zwar ganz richtig, allein von der Art, daß Sie für jetzt dabei nicht beſchäftigt werden können. Es iſt die Rede davon, alle die Verhältniſſe, die bisher von Preußen einſeitig regulirt worden ſind, nun gemeinſchaftlich zu ordnen, wobei nur inſofern eine Wirkſamkeit auch für uns eintreten wird, als auch diejenigen Gegenſtände, die durch die K. O. vom 31. Januar 1827 von der Liquidation und Feſtſetzung bisher ausgeſchloſſen (S. 18 der Geſ. Samml.) regulirt werden ſollen. Dieſes trifft nun beſonders die ſogenannten Litt. A. von denen Sie vielleicht etwas beſitzen. Leider! beſorge ich, daß die wegen dieſer Weſtphäl. Schulden bisher begangene Ungerechtigkeit nicht werde gut gemacht werden. Wir haben dabei böſen Willen; der Hr. Finanz-

erliegen muß. Es giebt Einſichten, die jetzt nur noch ein Miniſter mit Miniſtermitteln erreichen kann. Die Preßfreiheit, ſelbſt die brittiſche, iſt für die Oeffentlichkeit in dieſem höheren politiſchen Gebiete ganz unwirkſam; neben allem, was oft ſo dreiſt und ſogar frech an's Licht gezogen wird, exiſtirt noch eine ganze Welt von Verhältniſſen und Zuſtänden, die wohl hin und wieder in Lebenskreiſen offen genug daliegt, aber von Schreibern ſo gut wie nie berührt wird. Künftige Memoiren werden darthun, wie dürftig unſere rückhaltloſeſten Oeffentlichkeiten waren. Um Fragen, wie z. B. jetzt die den amerikaniſchen Welttheil betreffende zu beurtheilen, müßte man in Paris, St. Petersburg, London und Waſhington, und vielleicht noch vielen andern Orten, einheimiſch ſein. Herr Canning, Herr von Villèle (oder muß es Chateaubriand heißen? man zweifelt), haben freilich dieſe Aufgabe, aber auch die Mittel. Und gleichwohl gehen auch wieder durch alle dieſe Verhältniſſe bedeutende Fäden, die gerade für eine Miniſterhand am wenigſten zu ergreifen oder feſtzuhalten ſind! So hat denn jeder in der Politik ſeine Noth. In unſerer beſcheidenen Seitenſtellung machen wir Uneingeweihte hier denn auch nur beſcheidene Vermuthungen, mit denen ich Sie nicht langweilen will. Es giebt Perſonen, die ganz Europa von furchtbaren Revolutionsſtoffen unterhöhlt ſehen und Ausbrüche erwarten, deren Allgemeinheit alles in Eine Bewegung verſchmelzen könnte, und andere giebt es, welche ganz Amerika unter die Kreuzesfahne der heiligen Allianz gebracht erahnden, und das Merkwürdigſte iſt, daß Einigen beiderlei Anſichten gar nicht zu widerſprechen ſcheinen.

Mir iſt kürzlich aufgefallen, welche Wichtigkeit jetzt reiſenden Gelehrten beigelegt wird. Herr Profeſſor Steffens, der von Breslau eine Urlaubsreiſe in ſein Vaterland Norwegen macht, ſoll dort allerlei Feindliches gegen den König

Minister will von ihnen gar nichts wissen, und wenn gleich das dabei concurrirende ausw. Ministerium nicht so rechtlos handeln möchte, so wird es doch dann mit in den Strudel gezogen werden, wenn Hessen, Hannover und Braunschweig, wie zu fürchten, die Theilnahme an der Zahlung verweigern sollten. Diese Regierungen haben dazu Grund, weil die Westphäl. Regierung von ihnen nicht anerkannt worden ist; wir können das nicht so geltend machen. Die Gründe, die bisher gegen die Berichtigung der Litt. A. von unserer Seite angeführt worden, beschränken sich darauf,

a. daß die Westphäl. Obl. als über eine Kriegs-Contribution ausgestellt anzusehen sind, welche jeder tragen müsse, der dadurch betroffen worden; daß dabei die Form einer Zwang-Anleihe gewählt worden, sei gleichgültig und habe die Natur der Leistung nicht ändern können;

b. daß gar nicht auszumitteln sei, in welchem Verhältniß Preußen die Inhaber der Obl. zu befriedigen habe, weil man unmöglich wissen könne, ob der Inhaber ein preußischer, oder hessischer ꝛc. Unterthan sei.

Der Einwand ad b fiele fort, wenn Hessen ꝛc. sich zur Theilnahme entschließen sollten.

Die Behörde, die diese Sache betreibt, hat weder Geist, noch Kraft, der nach meiner Ueberzeugung ungerechte Weigerung des Hrn. Finanz-Ministers zur Uebernahme der Schuld zu begegnen. Es ist die sogenannte Rest-Verwaltung, der man den Spitznamen des Wolferts-Ausschusses gegeben hat, weil der G. O. F. R. Wolfert an der Spitze steht. Sie wird nach Möglichkeit die Ansicht des Hrn. F. M. unterstützen. Ich kann hiernach nicht an-

räthig seyn, an den Erwerb der Papiere etwas anzulegen, werde indeß den Gang der Sache beobachten und Ihnen weiter schreiben. Es ist nicht wahrscheinlich, daß darin rasch werde vorgegangen werden; die Commissarien sind noch nicht einmal eingetroffen.

Herr v. Varnhagen hat den Winter über auch an Krankheit viel gelitten, und scheint noch nicht völlig hergestellt. Außer einigen Kritiken in den hiesigen Jahrbüchern hat er die Biographie Zinzendorfs vollendet, die wohl nächstens erscheinen wird. Wahrscheinlich hat ihn hauptsächlich die Annäherung des Kronprinzen an das Pietisten- und Konventikelwesen zu dieser, seiner eigenen Denkart sonst wenig zusagenden Arbeit veranlaßt. Ist dieses Wesen auch in Halberstadt eingedrungen? Hier ist die Manie besonders unter den jungen Offizieren, die von ihren freisinnigen Kameraden das „Regiment Tartüffe Dragoner" genannt werden, bemerkbar. Auch die Justinus Kernersche Seherin von Prevorst, ein ganz gemeines Gespensterbuch, wird in diesen Zirkeln verschlungen. Ich habe es über einige Blätter hinaus nicht bringen können. Des Hrn. v. Strombecks Somnambulism ist denn doch bei weitem interessanter. Hat ihn nicht diese Geschichte an den Traum des Scipio geführt? ich habe in diesen Tagen vom Gr. v. Veltheim gehört, daß Hr. v. Strombeck sein Schwager sei.

Aus Halberstadt haben wir jetzt den O. L. G. R. Scheller hier, der sich Ihrer achtungsvoll erinnert. Er muß den Gesetz-Revisionskarren in den Quark ziehen helfen.

In diesen Tagen oder im Anfang Mai erwarte ich meine Tochter mit ihrem Mann und Kindern aus Münster zurück.

Sie wollten sich ja meinen Napoleon abholen, um ihn

cariren zu lassen. Soll ich ihn Ihnen zuschicken? oder wollen Sie ihn nicht noch selbst in Empfang nehmen? Letzteres wäre mir freilich lieber.

Mit dem herzlichsten Wunsche fortdauernden Wohls empfehle ich mich Ihrer fortdauernden Freundschaft angelegentlichst.

Totus Tuus

Staegemann.

Zu der v. Wilckeschen Angl. sage ich Ihnen für jetzt auch den herzlichsten Dank und werde deshalb besonders schreiben.

40.

Berlin, 28. Jul. 1830.

Hochverehrter Freund,

Es ist mir eine angenehme Nachricht, daß Sie sich mit der Biographie des sel. Finanz-Ministers beschäftigen. Was ich Ihnen hiezu liefern kann, wird keine besondere Ausbeute liefern, ich werde aber seine vorzüglichsten Gehilfen, namentlich den Geh. Ober Finanz-Rath Kühne, in Anspruch nehmen, und glaube nicht, daß es einmal nöthig seyn werde, ihm meinen Wunsch in Ihrem Namen dringend an's Herz zu legen, weil sich die Freunde des Verstorbenen gewiß ohne das beeifern werden, zu seinem Andenken beizutragen. Was ich selbst geben kann, sollen Sie bald erhalten. Wegen Kollno z. B. werde ich Ihnen vollkommne Auskunft schaffen; nur von dem Königl. Geschenke ist mir nichts bekannt. Ihre Biographie im Conversat. Lexicon finde ich in meiner 5ten Aufl. und der

„neuen Folge" nicht. Daß Sie dem Kronprinzen die Handschrift überreichen, würde ich nicht rathen; ich glaube nicht, daß, in der letzten Zeit, Beide sehr zusammen stimmten; gewiß ist, daß die Konferenzen, an denen der Kronprinz Theil nahm, zu den Bitterkeiten seines Geschäftslebens gehörten, wie er mir mehrmals geäußert hat. Ueberhaupt war es ein großer Mißgriff des sel. Staatskanzlers, dem Kronprinzen auf eine solche Weise, wie es geschehen, in die Verwaltung zu ziehen. Die Zerstreuungen des Hoflebens, denen sich der Prinz hinzugeben gezwungen ist, gestatten nicht, daß er anders, als oberflächlich, in die Geschäfte imbuirt werden kann; Gründlichkeit ist gar nicht zu fodern. Dieß Muß, von den Annehmlichkeiten des Lebens, besonders dem Genusse der Kunst, an die trocknen verdrießlichen Geschäfte zu gehen, ist schon an sich ein Störeifried, macht aber in unsern Verhältnissen die Verwaltung sehr gehässig, theils, weil gerade an den höhern Stellen viel Langeweile, Zeitvergeudung u. s. w. zu Hause ist, bittere Salsen für unser einen, geschweige für einen Prinzen, theils, weil bei solchem schlimmen Zustande sich Ohrenbläser im Reichsapfel erzeugen, wie Käfer im Rosapfel. Haec inter nos.

Daß Hr. v. Moy sich Meine gekauft, habe ich niemals recht begreifen können. Gewiß wird die Familie viel daran verlieren.

Noch verlautet nichts über seinen Nachfolger. Ihre Angelegenheit wird immer die meinige seyn.

Herr v. Harthausen hat, soviel mir bekannt, Berlin schon vor geraumer Zeit verlassen und sein Wesen in der Altmark getrieben. Hr. v. Vincke in Münster hatte ihn sehr dringend an den Kronprinzen empfohlen; Reichthum aber gehört zu seinen schwachen Seiten. In meinem Hause

empfohl er die Scherin von Preverſi, iſt jedoch ſonſt ein guter Geſellſchafter.

d. 20. Sept. 1830.

Dem vor angefangenen Briefe, mein theuerſter Freund, wollte ich noch Manches hinzufügen, da ich an jenem Tage meine Brunnencur, Marienbader Kreuzbrunnen, anfing und deshalb von den Geſchäfts-Arbeiten des Vormittags mich losſagen wollte, allein der Menſch denkt, Gott lenkt. Nach der erſten Woche ward meine damals ganz erträgliche Krankheit ſo bösartig und nahm einen ſo ſchmerzhaften Charakter an, daß ich jeder Beſchäftigung zu entſagen gezwungen war. Aufzuhören mit dem Brunnen widerrieth der Arzt, der die Blaſenkrämpfe durch andre Mittel zu lindern verſprach und nicht linderte. So habe ich ſechs Wochen verlebt, in denen ich nur einige Nachmittagſtunden den allerdringendſten Berufs-Arbeiten unter fortdauernden Schmerzen widmen konnte. Seit 8 Tagen haben die heftigen Schmerzen ſich dadurch gemildert, daß die Hämorrhoiden ſich eine Bahn, aber eine verkehrte, gebrochen haben, und jetzt bin ich mehrentheils von der Krankheit geheilt, die ich mir durch den hartnäckig fortgeſetzten Gebrauch des Brunnens zugezogen, leide aber in verſtärktem Maaße noch an der alten, die ich durch den Brunnen zu vertreiben ſuchte, und lebe, nach dem Troſte des Arztes, der Hoffnung, mit der Zeit durch die Nachwirkung des Brunnens, geheilt zu werden.

Sie leſen hier alles, was ich zu meiner Entſchuldigung Ihnen ſchreiben kann. Welche Laſt von Arbeiten jetzt auf mich drückt, können Sie ermeſſen. Leider! für meine Berufsgeſchäfte von der Art, daß ich Niemand ſubſtituiren kann.

Was aber iſt in dieſen ſieben Wochen an uns vor-

übergegangen! Das Unerfreuliche für uns ist das allgemeine Jauchzen der gebildeten Klasse über die französische Revolution, weil es nichts als der laute Schrei der Opposition ist, die durch den Sieg an der Seine auch an der Spree einen Sieg erkämpft zu haben glaubt. Das Daseyn der Faction, gegen welche diese Opposition gerichtet ist, manifestirt sich durch den Gegenschrei, der zum Kriege fodert, aber umsonst in das taube Ohr eines besonnenen Königs schreit, obwohl er durch Verdächtigung der Rheinländer den Marsch einiger Armee-Corps erlangt hat, der nach meiner Ueberzeugung hätte unterbleiben können, doch durch die belgischen Ereignisse wohl zu entschuldigen ist.

Ihre Nachbargeschichte in Braunschweig ist ein schlimmes Intermezzo. Doch möchte das Beispiel wohl nur in Kassel Nachahmung finden, wovon man schon spricht. In Sachsen ist das evangelische Tricolor das Schibolet, das ernstliche Unruhen veranlassen könnte. Es scheint mir übrigens, als ob nur die feste, von halben Maaßregeln sich freihaltende Stellung unserer Regierung bei der zu Aufständen in Italien, Spanien und Portugal reifen Stimmung, und bei der Verwirrung, die noch in Frankreich herrscht, den Ausbruch eines allgemeinen Krieges verhindern werde. Freilich muß England auch an seinem jetzigen System festhalten.

Ihr Gesundheitszustand, an dem ich den herzlichsten Theil nehme, ist höchst wahrscheinlich auch nur hämorrhoidalisch; kommen Sie aber ja, je eher je lieber, her. In diesem Augenblicke werden unsere vorzüglicheren Aerzte vielleicht nach Hamburg zur Versammlung der Naturforscher reisen, da diese aber noch im laufenden Monat sich wieder auflöst, so finden Sie in den ersten Tagen des künftigen gewiß alles beisammen. Ich halte nun

für den vorzüglichsten unsrer Aerzte, weil er (wie der verstorbene Dr. Meyer, mein Hausarzt, und unstreitig ein ausgezeichneter Praktiker bezeugte) einen ungemeinen Blick, den Sitz der Krankheit zu erkennen, und durch vieljährigen Hospitaldienst einen Reichthum von Erfahrungen gesammelt hat. Doch praktizirt er jetzt nicht mehr.

Meine unaufschiebbaren Reste rufen mich ab; ich empfehle mich aufs angelegentlichste Ihrem fortdauernden freundschaftlichen Wohlwollen.

Totus Tuus

Staegemann.

11

Berlin, 29. Januar 32.

Mein theuerster Freund,

Da ich mich nunmehr gegen Sie nicht weiter zu entschuldigen weiß, so mögen Sie diesen Brief ohne alle Entschuldigung gütigst annehmen. Ich habe inzwischen gelebt wie man lebt, wenn man von Arbeiten des Amtes und von häuslichen Leiden zu Boden gedrückt ist. An meine eigne Gesundheit zu denken habe ich nicht Zeit gehabt, und das ist vielleicht das Beste. Ich höre, daß Sie von Ihrem vorjährigen Uebel gänzlich befreit sind; auch hat ein Reisender von Halberstadt mich versichert, daß er Sie in guter Gesundheit verlassen habe.

Ihre Wünsche für die Familie v. Bangerow zu erfüllen, steht außer meinem Einflusse. Ich habe längst dem Hrn. v. B. darüber geschrieben. Seit die Aussicht auf das Justiz-Ministerium sich mehr und mehr von Hrn. v.

Kamptz entfernt hat und seit in meinem Geschäftsbereich Manches vorgefallen, was ihm nicht angenehm seyn können, und mir leicht in die Schuhe gegossen werden dürfte, bin ich sehr zweifelhaft, ob eine Theilnahme meinerseits dem Interesse meiner Freunde nicht geradezu schaden könne, und ich habe deshalb gegen Hrn. v. R. unseres Freundes nicht weiter erwähnt. Sein Wunsch nach Halberstadt zurückversetzt zu werden, ist ohne Entfernung des Hrn. K. Such nicht zu realisiren, und das Justiz-Ministerium hat durchaus keine Neigung, dem Hrn. K. S. eine andere Bestimmung zu geben. Indeß ist allerdings, von Halberstadt abgesehen, noch immer Aussicht, in die hiesigen Gegenden die Familie bald zurückzuführen. Ich höre, Frau von Vangerow sei katholisch; dann findet sie in Marienwerder auch nur schwierig religiöse Befriedigung. Hr. v. B. hat übrigens seit meinem letzten Briefe, in dem ich ihm von der wahrscheinlichen Besetzung der Frankfurter Stelle durch Hrn. v. Gerlach Nachricht gab (was sich seitdem realisirt hat) mir nicht geschrieben. Wissen Sie etwas Näheres, und glauben Sie, meine Mitwirkung in Anspruch nehmen zu können, so werde ich Ihrer gütigen Mittheilung entgegensehen.

In Bezug auf Ihre eigne Angelegenheit nehme ich an, daß sie beseitigt sei. Gewiß wird man Ihnen nichts entziehen. Selbst der ehemalige Waffenträger Loos sei. Metz hat sich in dieser Art gegen mich geäußert. Es ist ganz unzweifelhaft, daß der selige Mann, wie gegen jedermann, außer etwa gegen die Herren Sußmann hier und Behrendt hier, falsch gegen Sie gewesen ist; requiescat!

Von der Literatur bin ich seit Jahr und Tag gänzlich geschieden, und doch sehen Sie aus der Beilage, daß ich wieder Verse gemacht habe. Es sind Nachstücke, die ihren

Ueberraschung nicht verläugnen, nemlich Tages bin ich meinem Berufe hingegeben; allein ich habe in jeder Nacht schlaflose Stunden, in denen mich die Poesie wieder zur Ruhe bringt. So sind diese polnischen Katilinarien entstanden, die ich nur als Manuscript für Freunde habe drucken lassen, weil ein diplomatischer Freund es so wünschte, der mich versicherte, daß, falls auswärtige Regierungen Kenntniß nähmen, meine Amtsstellung diese leicht auf die Gedanken bringen könne, daß ich auf Antrieb unserer Regierung die Unterdrückung der auf den Wiener Congreßbeschlüssen beruhenden Constitution Polens als ein Bedürfniß des Friedens schildere, welches namentlich bei Frankreich und England großen Anstoß geben würde. Mir ist persönlich an Lord Georg und Casimir Perier nichts gelegen, aber ich habe freundschaftliche Rathschläge niemals von der Hand gewiesen.

Wenn Ihr Halberstadter Publikum für die leidenden Polen sich interessirt hat, so werden Sie gewiß wohl thun, meine Gedichte in Ihr Pult zu verschließen.

Herr Dr. Horn und seine Frau, von denen Sie mir schreiben, sind mir nicht allein bekannt, sondern auch befreundet. Ich bitte Sie, beide aufs herzlichste von mir zu grüßen, und da ich in diesem Augenblicke auch die Mutter der jungen Frau, des bevorstehenden Wochenbettes halber, bei ihnen befinden, so versichern Sie ihr gütigst meine treueste Verehrung.

Was macht das Stolzer- und Körnersche Haus? Es fiel mir vor, als wäre mir unlängst die Gleimsche Stiftungssache durch die Feder gegangen; ich weiß aber in der That nicht mehr, was von Sr. Maj. beschlossen worden. Ueberhaupt wird mein Gedächtniß mir in der Art untreu, daß ich mich, wenn eine acht Tage alte Arbeit mir wieder

zu Gesicht kommt, wundere, sie verfertigt zu haben. Post molestam senectutem — ich trete diesen Herbst in mein 70stes Jahr. Man muß also billig Nachsicht mit meinen Versäumnissen haben. Meine Frau fängt seit Weihnachten an, sich zu bessern. Ich schreibe es dem Gebrauche des Bilsunger Brunnens zu. Sie schläft gut und ist mehrentheils schmerzlos, doch ohne das Zimmer schon verlassen zu können. Sagen Sie es doch dem Hrn. Dr. Horn.

Herzliches Lebewohl von

Ihrem treusten Freunde
Staegemann.

42.

Berlin, 26. Jan. 1833.

Mein theuerster Freund,

Sie hätten freilich längst wieder einen Abstecher nach Berlin machen sollen; wenn man auch nur andern Staub an die Sohlen holt, ist es doch immer mit leiblicher und geistiger Bewegung verbunden, sonach für Leib und Geist ersprießlich.

Von Hrn. v. Baugerow habe ich lange nichts gehört; noch immer aber munkelt es, daß Hr. Delrichs entweder in den Ruhestand werde versetzt werden, oder eine andere Bestimmung ihm vorbehalten sei.

Die Biographie des Hrn. v. Moy, die in Erfurt erschienen ist, habe ich nicht gelesen, und mag sie nicht lesen. Man hat mir den Verfasser genannt und ich habe den Namen vergessen. Die Anzeige, die Sie mir empfehlen, habe ich bis jetzt nicht zu Gesicht bekommen,

anlegen wollen, oder auch, da er doch über Stockholm geht, für dessen Absichten in Betreff einer norwegischen Adelserrichtung wirksam sein. Herr von Baader aus München, der seit sechs Monaten hier in der Stille sein Wesen treibt, wird gar als ein hierarchischer Sendling betrachtet, dem die Glaubensänderung einer hohen Prinzessin, worüber auf der einen Seite die lautesten Wünsche und auf der andern die unmuthigsten Befürchtungen walten, zum Augenmerke gegeben sei. Ich werde noch hören müssen, daß unser Geheimerath Wolf bloß deshalb eine Gesundheitsreise in das südliche Frankreich vorschützt, um desto ungehinderter in Marseille sich nach Griechenland einschiffen zu können. Herr Geheimerath Niebuhr, den wir jetzt hier besitzen, hat den Gelehrten wohl zu sehr mit dem Gesandten verdeckt, als daß man ihm ähnliche politische Geheimzwecke andichten sollte und könnte. Herr Geheimerath Wolf befindet sich übrigens ganz leidlich für's erste noch in Frankfurt und dessen Umgegend. Ein Stein, der wegen Gehaltsabzug eigentlich den Geheimerath Koreff treffen sollte, wäre beinahe auf den nicht gemeinten Philologen gefallen, der aber glücklich ausmich, und nun ist der ganze Wurf wohl vergeblich gethan.

Ich glaube noch immer, daß Herr von Ancillon als Gesandter nach Paris gehen wird, ungeachtet in vornehmen Kreisen hier die bittersten Zweifel dagegen ausgesprochen werden. Seine junge Gattin gefällt sehr am Hofe und scheint besonders dem kronprinzlichen Paare eine höchst genehme Gesellschaft zu sein. Seine neuen „Essais" enthalten einen Ausfall gegen die Pairskammern und noch manche andere politische Anzüglichkeit, die einem weniger feststehenden Schriftsteller sehr übel gedeutet werden könnte.

Eine litterarische Merkwürdigkeit ist: „Geheime Papiere, von Dr. Lindner". Das Buch ist eine Antwort auf die dem

da ich noch keine Muße gefunden habe, unser Kasino zu besuchen, woselbst ich insgeheim zuweilen literarischen Luxus treibe, obschon es nicht seyn sollte, da die Stunde zum Sarge eilt, und noch viel im Hause zu bestellen ist.

Johannes Voigt in Königsberg hat sich mit einer ähnlichen Biographie eines andern Ministers, des sehr schwachen Gr. zu Dohna, abgemüht. Ich habe eine Medaille darauf geprägt:

Avers

Du leuchtest hier, ein Stern der ersten Größe,

Revers,

Gewöhnlichster der Erdenklöße!

Daß über den Inhalt meiner Ihnen zugestellten Erinnerungen andere Meinungen gehegt werden, weiß ich nicht blos, sondern auch, daß sie gäng und gebe sind, und die Majorität für sich haben. Man muß die Leute in ihrem Delirium gewähren lassen; der Polen-Jubel, der sonst von sechs Carossiers gezogen wurde, spaziert jetzt nur noch. So wird es auch dem Constitutions-Jubel ergehn; er taalbadert bereits.

Unlängst erst habe ich den aktenmäßigen Hergang des Naumburg'schen Polen-Jubels erfahren. Da der Hr. Martini nun manifestirt hat, wessen man sich zu seinen Gesinnungen zu versehen habe, so möchte vielleicht zu einer Criminal-Untersuchung kein Gegenstand vorhanden gewesen seyn. Nur kann es dem höchsten Landesherrn und obersten Richter (s. P. Tit. 1. T. III. Ger. Ordn.) schwerlich zugemuthet werden, daß er sich, wie Cäsar im römischen Senat, von Brutus- und Kassiusdolchen der Gesinnung umgeben lasse. In solchen Fällen muß der oberste Richter in erster und einziger Instanz sein Amt verwalten.

Wissen Sie mich nicht aus einer andern Art von Ver-

legenheit gegen Seine Majestät zu ziehen? Die Sache ist diese: Vor einigen Wochen berichtete der Finanz-Minister über einen Anspruch, den die ehemaligen Dom-Beneficiaten zu Magdeburg aus einer Kriegs-Contributionszahlung an die Westphäl. Regierung gegen die Staatskasse geltend machen wollten. Er erklärte sich gegen diesen Anspruch, weil die Zahlung ganz ordnungsmäßig aus der Zyther-Kasse des Domstifts zu leisten gewesen wäre. Ohne mich weiter um die Zyther zu bekummern, entwarf ich die erforderliche Verfügung nach Lage der Sache. Se. Maj. wollten aber wissen, was die Zyther Kasse gewesen sei und woher der Name komme. Ich habe gern meine Ignoranz bekannt, aber auch von andern Seiten, namentlich durch die Domsöhne Hrn. v. Voß und Hr. v. Alvensleben keine Auskunft erhalten können, die auch aus Magdeburg nicht zu erlangen gewesen ist. Nur schreibt man von dort, daß das Zytergewölbe ein Raum im Domgebäude gewesen, worin die Kasse verwahrt worden; ebenso heiße dieser Raum in Halberstadt. Die Rechnung selbst ist überschrieben: Registrum Clavigerorum eccl. etc

deutsch: Cyther-Register.

Clavigeri sind Thesaurarii; also muß Cyther mit Schatzkammer, Trésor, gleichbedeutend seyn. Man hat es deshalb von Secretarium, als corrumpirt, abgeleitet, und obwohl dieses auch eine Schatzkammer bedeutet, und Remter statt Refectorium gesprochen wird, so scheint mir Cyther von Secretarium doch etwas zu kühn. Im teutschen Orden hießen die Thesaurarii Treßler.

Vielleicht ermitteln Sie mit Ihren andern Halberstädt'schen und Quedlinburg'schen gelehrten Freunden etwas Besseres, um Se. Maj. zufrieden zu stellen. In Quedlinburg soll auch ein Cytergewölbe seyn. Die Sache eilt

übrigens nicht, da uns jetzt andre Karnevals-Lustbarkeiten beschäftigen, und der König die ganze Sache wohl schon vergessen haben wird. Es könnte jedoch seyn, daß er bei irgend einer Gelegenheit wieder darauf zurückkommt, und mein Latein hat ein Ende. — Mein Hauswesen ist noch immer, bei der fortdauernden Krankheit meiner Frau, zerrüttet. Ihr Zustand scheint jedoch seit Kurzem schmerzloser.

Herzlich empfehle ich mich Ihrem fortdauernden Wohlwollen.

Staegemann.

43.

Berlin, den 27. Oktober 1833.

Hochverehrter Freund,

Ich danke Ihnen herzlich für Ihre freundschaftliche Erinnerung, mit der Sie mich durch Ihre gütigen Zeilen vom 4. d. M. erfreut haben. Sie haben wenigstens einen leidlichen Sommer verbracht, während ich mit fortdauerndem Ungemach gekämpft habe und kämpfe. Wohlthätig ist für mich die saure Arbeit des Tages, die mich an mich selbst nicht denken läßt. In wenigen Tagen werde ich mein 70stes Jahr vollenden.

Sehr betrübt hat mich Bangerows unerwarteter Tod. Bei seinem Besuche in Berlin fand ich ihn allerdings sehr verändert, war jedoch geneigt, es nur einer vorübergehenden Gemüthsstimmung beizumessen, in die ihn Anfangs die Ahndung, später die Gewißheit, das Präsidium des O. L. G. in Marienwerder nicht zu erhalten, gesetzt hatte. Er scheint sich auch dort viel Freunde erworben zu haben. Nun ist es vorbei. Sei ihm die Erde leicht.

Den Herrn Präs. Stelzer habe ich bei seinem Hiersein nur einige Augenblicke gesprochen. Wir hatten uns einigemal verfehlt. Nach seiner Versicherung ist er mit seiner Lage in Halberstadt besonders zufrieden, und hat es freilich auch wohl Ursache.

Unser Justiz-Minister entwickelt viel Thätigkeit, hat aber mit vielem bösen Willen und mit der Verzogenheit zu kämpfen, die sich jetzt in unsern jungen Justizbeamten mehr und mehr zu offenbaren anfängt. Die Martinsche Geschichte wird ihm zu einiger Lehre dienen. An der Reform der Censur hat er noch keinen Theil nehmen können, da sie in den ersten Stadien stecken blieb. Der gewaltige Wind der freien Presse in den constitutionellen Staaten hat uns die Fackel ausgelöscht, mit der wir das Censur-Wesen ernstlich zu beleuchten eben im Begriff standen. Dafür ist gesorgt, daß den Heroen unserer Literatur keine Zeile unterdrückt werden wird; daß wir die unsterblichen Worte von Heine und Börne, von Murhard und Rotteck gar nicht, oder unvollständig lesen, ist uns dadurch einigermaßen ersetzt, daß das Gosen Rheinbaierns nicht zu uns verpflanzt wird.

Ueber die Versetzung des jungen Hrn. Heyer habe ich mit dem Hrn. Justiz-Minister schon gesprochen. Nach Ihrem Schreiben nahm ich an, daß dieserhalb ein besonderes Gesuch an ihn werde gerichtet werden, welches er vor einigen Tagen noch nicht hatte. Soviel ich merkte, findet er die Schwierigkeit darin, daß dem Hrn. H. inzwischen jüngere Assessoren vorgegangen sind. Seine Versetzung nach Magdeburg schien er wenig schwierig zu finden. Warum ist der junge Mann nicht gleich in Halberstadt geblieben?

Einen eigenhändigen Brief Goethens weiß ich Ihnen nicht zu schaffen. Ich kenne hier Niemand, der dergleichen

besitzt. Auch Varnhagen wird wohl nur eigenhändig unterschriebene haben, so wie Förster. Mit Weimar bin ich jetzt außer Verbindung; dort würden Sie wohl am ersten noch einen ermitteln, den der Besitzer weggeben wird.

Hr. v. Varnhagen hat seiner Frau durch die Herausgabe ihrer Briefe ein eigenthümliches Gedächtniß gestiftet. Mir ist die Zeit noch nicht geworden, sie zu lesen; ich höre aber von tüchtigen Leuten sie ausgezeichnet rühmen.

An den Briefen des Ministers v. Stein an den Hr. v. Gagern hat mich nur verwundert, daß eine Korrespondenz zwischen ihnen überhaupt es gegeben hat. Erster hat den Letztern gegen mich wohl zwanzigmal einen Schäker genannt, hat ihn auch in Wien, obwohl sie in Einem Hause wohnten, nicht gesehn. Hr. v. Gagern ist nichts als ein eitler Geck.

Friedrichs des Großen Andenken ist von der freien Presse Leipzigs durch den Druck seiner Briefe an den Geheimen Kämmerer Fredersdorf zu guter Letzt auch noch geehrt. Ein Lumpenhund, der sich Schmook, genannt Smok, unterschreibt, hat Abschriften aus dem Nachlaß des Grafen Schlitz (ursprünglich Baron Labes) nebst einigen Originalien gestohlen, und sie frecherweise dem Kaiser Nicolaus zugeeignet. Eine höchst widerliche Lektüre.

Die Sammlungen von Preuß sind ein ganz verdienstliches Werk; aber zum Biographen Friedrichs ist er nicht ausgestattet.

Schreiben Sie mir doch gütigst, wenn ein Antrag des Hrn. A. Heyer wegen seiner Versetzung an Hrn. J. M. Mahler abgeht. Ich würde immer rathen, vorläufig die Stelle in Magdeburg anzunehmen. Ist nicht auch ein Hinderniß für Halberstadt, daß der Vater bei dem dortigen O. L. G. als Justiz-Commissarius angestellt ist? Es

versteht sich übrigens, daß meiner in der Sache nicht gedacht wird, was nur schaden könnte.

Mich Ihrem freundschaftlichen und wohlwollenden Andenken herzlich empfehlend,

Totus Tuus

Staegemann.

44.

Berlin, 21. Nov. 33.

Verehrtester Freund,

Ich habe nach mancherlei Fragen und Anregungen aller Art in Ihrer Gehalts-Angelegenheit endlich die Auskunft erhalten, daß die Akten beim Finanz-Ministerium verloren gegangen sind, zugleich aber auch die mündliche vorläufige Versicherung, daß die Verwandlung des Wartegeldes in Pension keinem Bedenken unterliege, und daß bei den veranlaßten Erörterungen keine andere Absicht gewesen sei, als die Sache nur kassen- und etatsmäßig in Ordnung zu bringen.

Um die verlorenen Akten entbehrlich zu machen, habe ich Ihr Promemoria dem vortragenden Kassenrath auf sein Verlangen zugefertigt und werde nun weiter Sorge tragen, daß Sie hiermit tandem aliquando in vollständige Ordnung und Ruhe gesetzt werden.

Nach einer schweren Woche, die mir durch die Hochzeit des jungen Merkel mit der Tochter des Hrn. Justiz-Ministers Mühler verursacht worden, indem die Anwesenheit des Bräutigam Vaters allerlei Festivitäten veranlaßte, fange ich an, nicht auszuruhen, sondern meine in Unord-

nung gerathenen Tages-Arbeiten wieder zu ordnen, wohin auch ein dem Hr. Zimmermann in meiner unglücklichen Wilke'schen Vormundschaft geschriebener Brief gehört, mit dessen Gelegenheit Sie diese Zeilen erhalten. Ich werde dem vortrefflichen Manne höchst dankbar seyn, wenn er mir diese fatale Geschichte in Ordnung bringen hilft, oder selbst ordnet, da ich eigentlich unmittelbar nichts dazu thun kann. Empfehlen Sie mich gütigst seinem Wohlwollen.

Wie Sie in den Zeitungen lesen, sind bei uns alle Provinzial-Landtage in Bewegung gesetzt. Der Kronprinz hat durch seine Reise auf den Geist in Westfalen und der Rheinprovinz wahrscheinlich einzuwirken gewünscht, und wenn die weißen Mädchen landtagten, würde es auch gewiß sehr gelungen seyn. Am Rhein wirkt vielleicht ein zufälliger Umstand mehr, als die Reise; nämlich einem Hauptwortführer unter den Rheinischen Abgeordneten ist durch Hrn. v. Kamptz der Verdruß zugefügt, daß sein als Auscultator schon fungirender Sohn urplötzlich entlassen worden, weil sich ermittelt, daß er in burschenschaftlichen Verbindungen gesteckt habe. Dem Vater, einem Rheinischen Advocaten, liegt Alles daran, diese Maaßregel rückgängig zu machen, und die Entscheidung liegt in diesem Augenblicke vor; es ist also wohl zu erwarten, daß der Vater auf seine Mitabgeordnete zur Hervorbringung dessen, was man den guten Geist nennt, kräftigst einwirken werde. In Westfalen ist ein ähnliches zu erwarten. Ein dortiger Oberlandesgerichtsrath, ein Schwager des radikalen Buchhändlers und Stadtraths Höfer in Münster, auch eines Wortführers auf dem Landtage, ist wegen loser Reden nach Breslau versetzt und sehnt sich nach dem mütterlichen Pumpernickel zurück. Auch dieses wird Hr. Höfer durch

einen gehorsamen Landtag zu erreichen bemüht seyn. — Wegen des jungen Hoyer erwarte ich noch Ihre Anzeige: ob und wie ich weiter auf Hrn. Mühler einwirken soll.

Mich Ihrem freundschaftlichen Andenken angelegentlichst empfehlend.

Totus Tuus

Stargemann.

45.

Berlin, den 6. Februar 1834.

Verehrtester Freund,

Sie werden es schon meinem krankhaften Zustande zu gute halten, daß ich Ihr durch Hrn. A. Stelzer mir zugekommnes Schreiben erst heute beantworte.

Ich habe wegen des jungen Hoyer sogleich mit dem Hrn. Justiz-Minister gesprochen. Er war schon von dem Wunsche in Bezug auf die Aschersleben'sche Stelle unterrichtet, versicherte mich aber, daß es ihm unmöglich sei, diesen Wunsch zu erfüllen, weil er sich in der Nothwendigkeit befinde, einen Landgerichtsrath von Eisleben dorthin zu versetzen. Nach seinen Aeußerungen hoffe ich jedoch, daß er in der Sache selbst geneigt ist, für die elterlichen Wünsche in kurzem wirksam zu seyn.

Es kann freilich auch sich anders verhalten, man soll das Prüfen der Herzen und Nieren, der Höhen und Tiefen sich nicht arrogiren.

Ihr Schreiben hatte mich in einen seltsamen Irrthum versetzt, indem ich den Namen Stelzer für Stelter las und den jungen Mann für einen Sohn eines meiner

Königsberg'schen Bekannten hielt, der ein geborener Halberstädter, und wenn ich nicht irre, auch von Ihnen gekannt ist. Kaum war der junge Mann aus meiner Thüre fiel mir mein Irrthum auf's Herz.

Ihren preußischen Artikel im neuen Conversations-Lexicon kenne ich noch nicht, werde ihn aber baldigst zu lesen suchen. Es geht mir mit meiner Lektüre von Tage zu Tage schlimmer, wie die Infirmitäten des Alters es mit sich bringen.

Sehr verletzt haben mich die Aeußerungen des Hrn. v. Strombeck über Johannes Müller, der mir persönlich auch nicht gefallen hat, aber die Hochachtung der Nachwelt, die seine Persönlichkeit nichts angeht, auf fernere Jahrhunderte bewahren wird. Cäsars Soldaten sangen auch:

Gallias Caesar subegit, Nicomedas Caesarem.

Hr. v. Klewitz soll sehr krank seyn, und man wird statt seiner den Hrn. v. Rochow wegen des Sächsischen Landtagsabschiedes wahrscheinlich herbeirufen. Es ist zu erwarten, daß Hr. v. R. auch der Nachfolger im O. Präsidiat seyn werde. Man sagt, er sei sehr praktisch, und das ist viel werth. Man sagt indeß Mancherlei. Die Hamburg'schen und andern Zeitungen lassen unsern Geh. O. F. R. Semler, einen geistesschwachen Mann, zum Abschluß eines Handlungs-Traktats nach Rußland reisen. Vor 15 oder 16 Jahren war er wirklich hingeschickt; der Vertrag steht auch in der Gesetz-Samml. 1818.

Die Polen sind wir jetzt bis auf etwa 150 Gemeine, die in Graudenz untergebracht sind, und etwa 12 Officiere, die noch auf Amnestie warten, los.

Bei Gelegenheit eines Vortrages im Staatsrath wurde von Halberstadt bemerkt, daß wohl an 1000 Einwohner vom Schleichhandel lebten. Leider! werden wir die dortige

Grenz-Aufsicht nicht los, da sich Braunschweig und Hannover unserm Zollvereine nicht anschließen können. Da Halberstadt über 16 M. Einwohner zählt, so scheint die Zahl der mit dem Schleichhandel beschäftigten Personen zu gering angegeben. Auch war in unserer Sitzung kein Steuer-Beamter gegenwärtig, und die Angabe war von einem Justizbeamten gemacht, der mit der Lokalität genau bekannt zu seyn versicherte.

Die Familie des Ministers von Stein wird jetzt dessen Biografie herausgeben. Wenn sie nur einen tüchtigen und würdigen Biografen finden wird, woran ich sehr zweifle.

Förster bildet sich ein, durch seine vermeintl. Ehrenrettung Wallensteins es dahin zu bringen, daß der Kaiser der Familie seine Güter zurückgiebt. Da müßte der Kaiser Franz wohl Tinte getrunken haben aus Försters Tintenfasse.

Herzliches Lebewohl.

Totus Tuus

Staegemann.

46.

Berlin, d. 17. April 1834.

Verehrtester Freund,

Ich wünsche von Herzen und hoffe, daß Ihre Pensions-Angelegenheit nunmehr ein für Sie erfreuliches Ende gewinnen möge.

Ihr Ausflug nach Sachsen kann wohl nur kurze Zeit gedauert haben, da Hr. Dr. Horn Sie bei seiner Zurückkunft schon wieder zu Hause zu finden hofft.

Verfaſſer zugekommene Warnung, ſeine Papiere vor Ueberfall zu ſichern. Dieſer Schriftſteller hat ſcharfen Verſtand, treffenden Witz und eine — daß ich doch einmal das mißbrauchte Wort auch gebrauche — Gemüthlichkeit, die ſelbſt Hrn. von Gentz perſönlich für ihn einnahm. Seine Leidenſchaft für Napoleon iſt mir aber ſehr zuwider.

Tauſend Dank für die herrlichen Sprüche des theueren Einſiedlers! Ich wüßte nicht, was man ſeinen ſchlagenden Argumenten zu Gunſten des Bartes Gründliches entgegenſetzen wollte. Mir iſt nur die tägliche Barbierqual zur gedoppelten Pein. Was ſollen wir Unfreie aber anfangen, denen zwar ſonſt nicht leicht ein Haar gekrümmt, aber ganz gewiß nicht verſtattet wird, daſſelbe um Mund und Kinn wachſen zu laſſen? Die Form der Sprüche macht fortdauernd meine Bewunderung und Forſchung. Vierzehn Silben hat jede Zeile, nur ein paar ſind fünfzehnſilbig. Ob auch ein Geſetz in der Stellung der Silben waltet, hab' ich noch nicht ergründet; der Tonfall aber im lauten Leſen läßt immer auf's neue daran glauben. Meine innigſten Grüße dem hochverehrten Manne! Bei dem Schmeichelgedanken einer Reiſe nach Paris, den ich bisweilen Wind und Wetter entgegen verfolge, iſt mir das Wiederſehen des ehrwürdigen Greiſes ſtets ein erſtes und theuerſtes Bild. Gebe der Himmel ſeinen erfahrungsreichen Tagen lange Dauer und erfreuendes Wirken! Doch ein ſolcher Mann lebt und wirkt weit über den gewöhnlichen Kreis hinaus, und lächelt vielleicht zu dem, was ſeine Dauer und was hier Freude heißen ſoll.

Wegen des Delaure'ſchen Heftes hat Herr von Stägemann genaue Sorgfalt übernommen; es war verlegt, iſt aber wiedergefunden und folgt wahrſcheinlich hiebei. Sollte es wider Verhoffen noch ausbleiben, ſo bitte ich um einen

Auf den Erfolg unserer Zollverträge bin ich einigermaßen gespannt. Man erwartet für den Anfang einigen Verlust, ist aber auch darauf gefaßt. Die Idee einer deutschen Handelsfreiheit klingt übrigens so angenehm, daß es auf einigen Verlust nicht ankommen kann. Die Prohibitiv-Regierungen sind allein die Barbaren. Die sogenannte Preßfreiheit, die richtiger eine Zeitungs- oder Brochürenfreiheit heißt, hat, wie Sie wissen, für mich keinen Werth.

Da ich einige Wochen krank war und meinen Kopf zu ernsten Berufsarbeiten nicht viel anstrengen konnte, habe ich mich wieder mit der allerneusten Literatur von der leichten Fabrik, Journalen u. dgl. beschäftigt. Was für gemeines Zeug! Arndts „Belgien und was daran hangt" in seiner bekannten Manier, befand sich auch unter meiner Lektüre. Angehängt hat er die Gagernschen Briefe über M. Stein und das Varnhagensche Urtheil über Stein. Er nennt V. einen Feinschnizler und Geisterer, nach Dr. Luther, wie er sagt. Mir sind diese Lutherana nicht vorgekommen.

Wir besitzen jetzt in unsern Mauern den Hrn. Bunsen aus Rom, den man unsern künftigen Minister des Kultus nennt. Ich habe verschiedene Ursachen, ihn für einen Heuchler zu halten. Sein dickes Gesangbuch ist ein monstrum horrendum, cui lumen ademtum. Er ist sehr befreundet mit unserer allgemeinen Kirchenzeitung, und ein Mitarbeiter, was mich vor einigen Jahren veranlaßte, ein Gedicht an ihn zu richten, oder vielmehr an eine von ihm verletzte junge Dichterin, Karoline, die ihm nicht bußfertig schien.

Was ich zum Jubelfeste des Hrn. Grafen Lottum im Namen der Versammlung, die das Fest feierte, zu guter

Letzt (denn nun ist es Zeit, die Leier an die Wand zu hängen) gedichtet, habe ich Ihnen zur freundschaftlichen Annahme beigefügt. Meine Polengedichte und was dem anhangt, nebst noch verschiedenen ungedruckten will ich, wenn ich noch einige Muße gewinne, in diesem Jahre unter meinem Namen herausgeben; was ich von Sonnetten und Epigrammen noch vorfinde, hinzufügen und dann mich zur Ruhe begeben.

In Ihre Nachbarschaft nach Nordhausen ist ein Herr v. Byla als Landrath gekommen, der sich hier in eine meiner Wilke'schen Mündel verliebte und sich mit ihr verlobt hat. Sein Nebenbubler im Landraths-Amte war ein Sohn des Ministers v. Motz, den die Regierung in Erfurt auf's angelegentlichste unterstützte, da Hr. v. Byla jedoch der erste Kandidat der Kreisstädte war, gab ihm der König, wie er in der Regel thut, den Vorzug. Dieser Hr. v. Byla nun besitzt auch ein Gut in Wolkramhausen und läßt mir jetzt sagen: ich möchte doch mit Hrn. J. C. Zimmermann verabreden, daß der Antheil unseres Mündels nicht ferner dem jetzigen Pächter wieder verpachtet, sondern das Gut dem Meistbietenden überlassen werde. Haben Sie doch die Güte, mit Hrn. J. C. Zimmermann unter meiner besten Empfehlung vorläufig zu sprechen; ich werde in diesen Tagen gleichfalls an ihn schreiben, da mir heute die Zeit zu kurz ist.

Man trägt sich hier mit der Erhebung des Hrn. Präsidenten v. Rochow zum Polizei-Minister, wogegen Hr. v. Brenn die Verwaltungszweige des v. Schuckmann, mit einiger Verminderung, erhalten werde. Ich wage nicht, es zu bezweifeln.

So viel ich mich aus einem Berichte des Hrn. Justiz-Ministers erinnere, war für Halberstadt ein Ober-Appel-

lations Gericht bestimmt, doch hat der König die Anträge noch zur Zeit nicht genehmigt; sie wurden noch zu näherer Erwägung an das Staats-Ministerium verwiesen. Der Hr. Justiz-Minister schreitet sehr rasch mit seinen Reformen vor, es kommt mir aber vor, als ob er sich zu oft mit seinen Oberlandesgerichten entzweie, namentlich mit dem hiesigen Kammergericht, was aber auch wohl verwöhnt seyn mag.

Sein Doppelgänger, Hr. v. Kamptz, schreibt Philippiken gegen die ihn sehr ärgernden Rheinländer, wovon neulich ein Stück zur Probe in der Hamburger Zeitung stand. Der am Schlusse bezeichnete Sünder ist der Oberbürgermeister zu Trier, der freilich ein seichter Geselle ist und eine Lauge, nur außerhalb solcher Zeitungen, verdient.

Für heute mein herzliches Lebewohl

Totus Tuus

Staegemann.

(Von Cramer beigeschrieben:)

Hr. J. C. Zimmermann bittet um gerichtliche Vollmacht. Schon unterm 18. März d. J. bestimmte das hies. Pupillenkollegium, daß die von dem Pächter des alt v. Wilke'schen Gutes Graewitz nachgesuchte Prolongation des Pachtkontraktes auf sechs Jahre unter Voraussetzung der Einwilligung der Gläubiger des Majors v. Wilke und unter Erhöhung der Pachtsumme auf jährlich 1000 Thlr. genehmigt sey. Beides, jene Einwilligung, wie das Versprechen der erhöhten Pacht ist erfolgt, mithin scheint es gegen Recht und Billigkeit zu streiten, wenn vor Ablauf dieser neuen Pachtzeit zu einer öffentlichen Verpachtung des Gutes geschritten würde.

47.

Berlin, d. 8 Januar 1835.

Mein theuerſter Freund,

Ich habe noch immer gehofft, daß es meinen Wünſchen gelingen werde, Ihnen im alten Jahre ſchreiben zu können; daß ich vergeblich gehofft habe, und daß Sie in geraumer Zeit keine Zeile von mir geſehen, müſſen Sie ſchon entſchuldigen. Es gehört zu den Mühſeligkeiten meines Lebens, daß ich, wenn ich irgend nur in meinen amtlichen Arbeiten oben bleiben will, in Ehrenſchulden bei meinen Korreſpondenten gerathe. Die Beſchwerden des vorigen Sommers haben aber auch ſo ungünſtig auf meinen körperlichen Zuſtand, insbeſondere auf mein Gedächtniß gewirkt, daß ich zur Beſtreitung meines Tagewerks faſt noch einmal ſoviel Zeit gebrauche, wie ehemals.

Ihre Penſions-Angelegenheit haben Sie aus dem Kopf. Art und Weiſe, worüber Sie ſich gegen Hrn. Tettenborn beklagt haben, iſt wohl die gewöhnliche Form, die freilich einigermaßen civiliſirter ſeyn könnte. Man hat aber bei der unſäglichen Menge der Kleinigkeiten des Dienſtes ſchon genug zu thun, wenn man nur das Materielle abarbeitet, und kann auf die Formen nicht ſo aufmerken, wie es unter andern Umſtänden wohl geſchehen würde. Das Finanz-Miniſterium beobachtete gegen mich die Courtoiſie, daß es den vortragenden Rath veranlaßte, mich zu beſuchen, und mir nachzuweiſen, daß Ihnen reglementsmäßig eine Penſion von 400 Thlrn. nicht zuſtehe, daß das Finanz-Miniſterium ſelbſt unter ſolchen Umſtänden nicht berechtigt ſei, das bisherige Wartegeld als Penſion zu bewilligen, daß es aber gern die Genehmigung Sr. Maj. nachſuchen und bevorworten wolle, welches denn auch geſchehen iſt. Bei

solcher Bewandniß der Sache habe ich mich denn (weiter) in eine Discussion, ob die 400 Thlr. reglementsmäßig sind, oder nicht, weiter nicht einlassen dürfen, und wünsche nur, daß Ihre Zufriedenheit nunmehr in dieser Hinsicht erreicht sei.

Ich für mein Theil habe das neue Jahr so traurig angetreten, als ich das alte vollendet habe. Meine Frau ist nunmehr seit 4½ Jahr in ihrem leidenden Zustande, wodurch mein ganzes Hauswesen zerrüttet ist. Meinen Berufsarbeiten fange ich im 72sten Lebens-Jahre an, nicht mehr gewachsen zu seyn, und würde mich herzlich gern zur Ruhe begeben. Den Gesellschaften kann ich mich nicht ganz entziehen, sie zerstören mich aber mehr, als sie mich zerstreuen, weil sie mir meine Zeit nehmen. Dazu kommt jetzt ein außergewöhnlicher Verdruß, den mir die Freunde durch Veranstaltungen zu einem Jubiläum bereiten. Diese Jubiläa sind wirklich den alten Leuten zum Aerger erfunden, namentlich mir, der ich mich gern in eine Nußschale verkriechen möchte.

Daß ich in literis völlig verwildere, ist kein Wunder; ich habe gewiß seit 6 Monaten nichts gelesen, als was zu meinem Berufe gehört, Friedr. Rückerts Gedichte und den Chamisso'schen Musen-Almanach ausgenommen, wovon die erstern mir durch den Verfasser und der letztere durch die Buchhandlung ins Haus geschickt wurden. Was von der radikalen Presse Politisches kommt, ist mir ohnehin ein Greuel. Die Muse, die mich sonst in schlaflosen Nächten noch besuchte, hat mich auch in diesen verlassen, und ich komme mir vor, wie heimathlos.

Eben lese ich in den Zeitungen, daß Langbein gestorben ist; ich habe ihn wenig gekannt, aber als einen höchst gutmüthigen und wackern Mann überall von seinen Freun-

den rühmen gehört. Wir hatten, außer der Poesie, darin eine Aehnlichkeit mehr, daß er am Anfang und ich am Ende des 7jährigen Krieges geboren worden.

Der Tod des redlichen Maaßen ist für unsre Finanzverwaltung und für unser Ministerium ein Verlust, der nicht so leicht ersetzt werden wird. Er war sehr unscheinbar, hatte aber um so mehr Kern. Die Wahl seines Nachfolgers wird am besten erweisen, wie schwer er zu ersetzen gewesen.

Die Hamburger Zeitungs-Nachricht, daß unsre Regierung einen sächsischen Minister habe berufen wollen, ist eine unverständige Fabel.

Der Herr Minister der geistl. Angel. hat jetzt beim Könige die Kosten zur Herstellung der Liebfrauenkirche nachgesucht; ich zweifle daß sie werden bewilligt werden, bevor das Parochial-Wesen in Halberstadt vollständig regulirt worden ist, woran es noch immer gebricht, so daß man noch nicht einmal mit Bestimmtheit sagen kann: wem die Liebfrauenkirche gehört.

Daß der Professor extraord. Guerike in Halle, der Ihnen vor mehrer Zeit als ein Günstling unsres Min. d. geistl. Ang. geschildert war, seine Demission erhalten hat, werden Sie wissen. In Schlesien haben einige radikalfromme Gemeinden, durch militärische Execution bekehrt, sich wieder in die christliche Ordnung gefugt. Ueberhaupt läßt sich von der Partei der Frömmler für die Zukunft Preußens nichts fürchten. Diese geht, wie ein geharnischter Geist, unsichtbar an ihr Ziel und wird es nicht verfehlen. Ich will aber nicht in Abrede stellen, daß wir, wie das alte Kirchenlied sagt, mitten in dem Leben sind von dem Tod' umrungen.

In einigen Wochen erwarte ich meine Tochter mit

ihrem Manne und 3 Kindern aus Bern. Olfers hat auf ein Paar Monat Urlaub genommen, und die radikalen Schweizer werden dieſe kurze Zeit hindurch, trotz Pfyffer und Siebenpfeifer, wohl ruhig bleiben. Nachher mag der General-Procurator Luft ſie in Athem ſetzen, woran es auch ſchwerlich fehlen wird.

Rückerts neueſte Gedichte habe ich mit großem Vergnügen geleſen; der Chamiſſoſche Almanach enthält auch einige ſchöne Stücke, doch wenig; das beſte auch von Rückert, Chamiſſo und Wakernagel. Schlechtes Zeug von Wolfgang Menzel. Manchmal glaubt' ich, daß ich noch dichten könne, es iſt aber eine traurige Täuſchung. Ich weiß nicht, ob ich Ihnen mein letztes Gedicht, auf das Jubil. des Gr. Lottum, zugeſchickt habe.

Herzliches Lebewohl. Bewahren Sie mir ein freundſchaftliches Gedächtniß auch in dieſem Jahre, das Ihnen ein glückliches ſeyn möge.

Staegemann.

48.

Juli 1836.

Mein theuerſter Freund,

Ich habe Ihnen lange nicht geſchrieben, weil mir ſeit Jahr und Tag das Herz ſehr ſchwer, und jetzt gebrochen iſt durch den Tod meiner angebeteten Frau und funfzigjährigen Freundin. Seit einem Jahre hatte ich die Hoffnung zu ihrer Geneſung aufgegeben und befand mich darüber in einem troſtloſen Gemüthszuſtande, dem ich durch keine Art der Zerſtreuung abhelfen konnte.

Was die Zeit, der große Arzt, etwa noch lindern wird, während meiner eigenen, hoffentlich nur noch kurzen Pilgerschaft, muß ich erwarten. Ich stürze mich in Arbeiten, aber es fruchtet nicht.

Meine Töchter und Enkelinnen glauben mir einen Trost durch die Arbeit zu verschaffen: die zahlreichen Gedichte an die Verewigte aus meinen sehr zerstreuten Papieren zu sammeln, zu ordnen und drucken zu lassen. Ich verstand mich dazu, insoweit es nur für sie und vertraute Freunde und Freundinnen bestimmt bleiben sollte. Aber es thut eine verkehrte Wirkung. Wenn ich mich damit beschäftige, erinnere ich mich zugleich, da es nur Gelegenheitsgedichte sind, aller Individualitäten und Lokalitäten, und die Thränen müssen in dieser Erinnerung nur glühender fallen. Doch muß ich es durchsetzen, weil es auch der Wunsch der Verewigten war. Ich kann nur leider! wenig Zeit darauf verwenden. Die Last der Jahre drückt auch auf die Berufsgeschäfte, die besonders durch die Abnahme des Gedächtnisses leiden, und weit langsamer ihren Gang gehen.

Um die Literatur habe ich mich in meiner Einsamkeit wenig bekummert. Mit Vergnügen habe ich jedoch unlängst in dem Brockhausischen Blatt für literarische Unterhaltung zween treffliche Kritiken der Rückert- und der Hein'schen Gedichte, von Dr. Mises, gelesen. Ich höre, daß dieser pseudonym und ein Gelehrter oder Professor in Leipzig seyn soll. Rückert ist jetzt unstreitig unser erster Dichter. Er schüttet seine Lieder kunstlos wie natürliche Blumen aus; vortrefflich.

Die Frau v. Beyer, geb. Gräfin Lottum, die Ihnen ein Anstoß in Halberstadt zu seyn scheint, ist meine und meiner Tochter liebe Freundin. Sie ist niemals Hofdame

gewesen, und überhaupt wohl wenig am Hofe, vielleicht manchmal Ehrendame, bei dem Besuche hoher weiblicher Häupter.

Wegen Ihrer Liebfrauenkirche ist unlängst ein Exhortatorium an den Herrn Minister ergangen. Vom Erfolg ist noch nichts zu hören.

Meine mit Herrn ꝛc. Götze befreundeten Frauenzimmer hoffen ihn wieder zur gesunden Vernunft zu bekehren. Es hat überhaupt den Anschein, als ob einige Extravaganzen der Frommen, verbunden mit einigen Schwangerschaften, dieser Art Frömmigkeit Abbruch gethan haben. Hier ist jedoch solcher Scandal überhaupt nicht sehr arg, mehr in den Provinzen. Ihr Liebfrauenkirchen-Protektor protegirt es etwas zu stark. Für Götze habe ich übrigens meinen Damen wenig Aussicht eröffnet; es liegt solchem Uebel, wie ich glaube, immer eine physische Schwäche zum Grunde, die schwer zu heilen ist; eine ganz besondere, noch nicht gehörig klassificirte Art von Onanie.

Ich habe mich sehr gefreut, Hrn. ꝛc. Lautsch wieder zu sehen, hoffe auch, daß er seinen Zweck wohl erreichen wird, da der Minister ihm wohl zu wollen scheint. Nicolovius, der abwesend ist, werde ich leicht für ihn gewinnen. Er eilt aber noch heute fort, ich muß also auch mit dem Schlusse meines Briefes eilen.

Herzliches Lebewohl und die Versicherung der treusten Ergebenheit und Anhänglichkeit.

Staegemann.

49.

B. den 1. Febr. 1836.

Mein hochverehrter Freund,

Ihr Herr Nachbar hat mir erfreuliche Nachrichten über Ihre Gesundheit mitgebracht, und dies ist ja wohl das Beste, was der Mensch haben kann.

Mir geht es in dieser Beziehung, wie immer; ich habe nicht Zeit, an meinen Zustand zu denken, und gewissermaßen ist dieses auch der Gesundheit wohl förderlich.

Von unserer Literatur habe ich schon seit geraumer Zeit keine Kenntniß genommen, und habe weder von Rahel noch Bettina, noch von der dritten Heiligen, der unglücklichen Stieglitz, etwas gelesen, weil mir, je länger, je mehr die Stunden zur Lektüre fehlen.

Der Bundesbeschluß, so seltsam er aussieht, wird das Gute wirken, die jüngern, nicht talentlosen, Leute auf eine andere, verständige Bahn zu leiten. Der Brodkorb wird ihnen hoch gehängt, und sie müssen lernen, sich nach der Decke strecken. Sie wollen doch lieber im Vaterlande essen, als in der Fremde hungern. Nur die Verleger hätten ernster angesehen werden sollen, als die unbärtige Jugend.

Ich habe inzwischen einen Theil meiner Liebesgedichte drucken lassen, nämlich den größern Theil meiner, seit 1788 an meine verewigte Frau gerichteten Sonette, wovon ich Ihnen drei Exemplare mit der Bitte um eine wohlwollende Annahme des einen, um Abgabe des zweiten an Madame Körte und des dritten an Hrn. Prediger Lautsch, beizufügen mir erlaube. Außerdem hat meine Tochter Hedwig ein viertes für Frau v. Beyer, geb. Gr. Lottum eingepackt, und läßt Sie um gütige Beförderung freundlichst ersuchen.

Die Sammlung hat mir in der Erinnerung des ent-

abermaligen Wink und dann will ich mich der Sache ſelber zu bemächtigen ſuchen.

Den 22. Mai 1824.

Ich will hoffen, daß heute der Brief abgeht. Pflegen Sie Ihre Geſundheit, mein theurer Freund, und wehren Sie dem Schwindel durch Genuß der freien Luft und angenehmer Bewegung. Es wird ja bei Ihnen doch nicht ſo kalt und rauh ſein, wie (nach großem Regenſturz) es jetzt noch bei uns iſt! Man muß in dieſem Wonnemond ordentlich die Oefen heizen. Meine Frau iſt darüber verzweifelt. Sie ſendet Ihnen die beſten Grüße. Sommerpläne ſind noch nicht gemacht; wir wollen erſt ſehen, ob es Sommer wird.

Leben Sie wohl!

Mit innigſter Anhänglichkeit bleibe ich

Ihr getreuer

K. A. V. v. E.

47.

Oelsner an Varnhagen.

Paris, den 10. Juli 1824.

Ohne Schilderung begreifen Sie, mein theurer, hochverehrter Freund, welch unſägliche Freude mir der Empfang Ihres Schreibens vom 21. Mai gewährt. Zugleich erhielt ich mündliche Nachrichten über Sie und Frau von Varnhagen, die mich in gegenſeitiger Hinſicht, natürlich auf das lebhafteſte anzogen. Ach warum iſt Ihre Gemahlin nicht mitge-

flohenen Lebens und meines irdiſchen Verluſtes vielen Schmerz verurſacht.

Dem Hrn. Prediger Lautſch ſagen Sie wohl gefälligſt, daß ich ihm nächſtens unmittelbar ſchreiben werde, da es mir bis zur Abreiſe Ihres Nachbars an Zeit fehlt.

Für die Predigt des Hrn. Biſchofs Dräſeke ſage ich Ihnen meinen beſten Dank.

Die Königsbergiſche Muckergeſchichte iſt, höchſt wahrſcheinlich, böswillig übertrieben, wenigſtens möchte ich die betheiligten Freunde, als ſchuldlos, in Schutz nehmen.

Herzliches Lebewohl.

Totus Tuus

Staegemann.

50.

Berlin, d. 30. März 1836.

Mein hochverehrter Freund,

Aus den Mittheilungen des Hrn. Dr. Horn habe ich mit herzlicher Theilnahme gehört, daß es Ihnen, wenigſtens im Hauptpunkte des Lebens, der Geſundheit, wohl geht. Die meinige läßt, beſonders für dieſe Jahreszeit, viel zu wünſchen übrig, wie es ſich von der Kalamität des Alters nicht wohl anders erwarten läßt.

Was ich für Hrn. Hibotter thun kann, ſoll gern geſchehen. Ich fürchte nur, es wird wenig genug ſeyn, da mir die Eigenſchaft des Protectors fehlt.

Ihrer Aurora werde ich mit Verlangen entgegenſehn. Sonſt erwarte ich jetzt nicht mehr eine Aurora, eine darauf getaufte Couſine ausgenommen, die mich dann und wann beſucht.

Daß meine Sonetten-Sammlung Ihnen eine Freude gemacht hat, macht mir wieder Freude. In der That habe ich die Theilnahme nicht erwartet, die sie err[illegible], wie ich von allen Seiten höre. Es war mir selbst seltsam, als ich die Sammlung gedruckt vor mir liegen sah; ich hatte die einzelnen Stücke nur immer einzeln gelesen, so wie sie von Zeit zu Zeit niedergeschrieben waren. Als ein Ganzes erschienen sie mir wenigstens ein würdiger Kranz für meine verklärte Freundin.

Die ununterbrochenen Nachfragen werden mich nöthigen, sie in den Buchhandel zu geben; doch wünsche ich dieser Auflage diejenigen Stücke noch hinzuzufügen, die ich im vorigen Jahre theils noch nicht aufgefunden hatte, theils aus Rücksichten zurückbehielt. Es möchten wohl noch 30 bis 40 hinzukommen. Doch fehlen gewiß noch viele. In Königsberg, schreibt man mir, wird schon untersucht, welches der Garten wohl seyn möge, in dem ich meine Elisabeth zuerst gesehen hatte. Man hat auch wirklich den rechten nicht ermittelt.

Die Königsberg'sche Mucker-Geschichte ist noch im gerichtlichen Verfahren begriffen, und der Kriminal-Senat des Ober-Landesgerichts ist mit den Verhören der Zeugen beschäftigt, die zum Theil im Auslande wohnen. Die Regierung mischt sich in keiner Art in das gerichtliche Verfahren. Der Scandal ist durch eine Meinungsverschiedenheit unter den Muckern selbst entstanden, von denen eine Parthei der Ansicht ist, daß nur der Glaube, und nichts als der Glaube, selig mache, die andre aber dafür hält, daß die Werke hinzukommen müssen. An der Spitze der ersten stehen die Geistlichen Ebel und Diestel, zu den zweiten gehört der bekannte, jetzt in Erlangen lebende Olshausen; es scheint, daß sich der jetzige General-Superin-

tendenz in Königsberg, Sartorius, ein sehr schwaches frommes Licht, diesen letztern zugesellt habe, zu denen sich auch der Graf von Finkenstein, durch welchen der Lärm eigentlich entstanden ist, gesellt hat. Gr. Finkenstein (ein höchst bornirter Mann) hatte nämlich in einem Briefe an eine junge Verwandte abgerathen, sich in den Schoos der Glaubens-Parthei zu begeben, und dieser Abscheulichkeiten, als faktisch, erwähnt) die den Tod zweier jungen Mädchen (einer Fräulein von Schrötter, und einer Consentius) nach sich gezogen haben sollen. Dies zog ihm den ehrenrührigen Brief des Predigers Diestel zu, der ihn zur Injurien-Klage veranlaßte, wodurch die ganze Sache in den Bereich der Justiz gerieth.

Von hier wüßte ich Ihnen sonst nichts Interessantes zu erzählen.

Ich empfehle mich angelegentlich Ihrem freundschaftlichen und wohlwollenden Andenken.

Staegemann.

51.

Berlin, d. 26. Juli 1836.

Hochverehrter Freund,

Empfangen Sie meinen herzlichsten Dank für Ihre Aurora von Königsmark, deren Memoiren und Annex ich mit großem Vergnügen gelesen habe. Ich hätte gewünscht, daß Sie durch eine kurze Biographie des Sohns der Mutter noch eine Art von Relief gegeben hätten, etwa in der Art der Eloge par Turpin. „Il est bien triste, (sagte die Königin von Frankreich bei der Nachricht von

seinem Tode) de ne pouvoir dire un seul «de profundis» pour un guerrier qui a fait chanter tant de «Te Deum». Es bezog sich auf sein standhaft behauptetes Lutherthum, was doch auch ein Triumph für die Mutter war. Die Familie von der Rath, bei deren Erwähnung Sie ein? gesetzt haben, ist die Familie der Grafen v. Dernath; ich meine eine Holsteinsche. Unsre verwitwete Gräfin v. Bernstorff ist eine Gräfin v. Dernath. Sie finden sie im Zedlerschen Lexikon unter der Rubrik von der Natt, und so mag sie ursprünglich auch wohl geheißen haben, da sie belgischen Herkommens seyn soll.

Hr. v. Varnhagen ist noch in Norderney, ich werde ihm Ihr Geschenk bei seiner Zurückkunft treu überliefern. Unser „junges Deutschland" scheint in ihm eine Art Patriarchen zu sehn, besonders Theodor Mundt, der unlängst ein neues Journal, die Dioskuren, herauszugeben angefangen hat. Im ersten Stück soll ein Gedicht an mich stehen; ich habe es noch nicht gelesen. Gutzkow's Schrift über Göthe hat mir nicht gefallen, besser: seine „Beiträge zur Geschichte der neusten Literatur", worin er nachdrücklich genug den Wolfgang Menzel zurecht weist. G. scheint bei weitem mehr Geschick und Geist zur Kritik zu haben, als zur Production. Von Menzel las ich vor einiger Zeit in einer sehr dickleibigen Geschichte der Deutschen, die allerdings greuelhaft erscheint, und den äußersten Mangel an historischer Kritik manifestirt. Dieses literarische junge Deutschland scandalisirt sich jetzt darüber, daß man die Flüchtlinge in der Schweiz: „das junge Deutschland" nennt, während man ihnen früher dieses Prädikat beilegte. Das literarische junge Deutschland vergißt aber, daß es die Musik zu dem schweizerischen j. D. war, und jetzt nur von seinem Corps abgeschnitten ist. —

Hrn. v. Varnhagens Rahel-Gallerie hat hier einigen Anstoß gegeben, namentlich Fr. v. Humboldt. Gutzkow nennt in dem oben angeführten Buche seinen Styl: den hochwohlgebornen. Mir ist es angenehm gewesen, aus den Briefen des Alexander v. Marwiz ersehen zu haben, daß wir an diesem jungen Helden nichts verloren, wohl aber dadurch unglaublich gewonnen haben, daß ein solches hors d'oeuvre nicht auch in die höhere Umgebung gelangt ist.

Von den Begebenheiten des Prinzen Karl in Halberstadt und Halle ist nichts bisher erschollen, mir wenigstens nichts darüber erzählt worden. Doch will ich das Faktische nicht bezweifeln. Der Kronprinz hat auf seiner letzten Pommerschen Revue-Reise andere fata gehabt. In Kolberg wohnt er jederzeit im Hause einer Witwe Schröder, die sich gegen den Kammerdiener beklagt, daß der Prinz ihr schönes Bett verschmähe und in seinem Feldbette schlafe. Der Kammerdiener bringt es vor seinen Herrn, daß Madame Schröder sehr betrübt über diese Verschmähung ihres Bettes sei, und der Kronprinz läßt sich leicht bereden, es zu besteigen. Als er sich hineinlegt, fängt es unter ihm melodisch zu spielen an: „Heil Dir im Siegerkranz!" Dagegen wird in Kammin, als er die Stadt verläßt, vom Thurm hinter ihm hergeblasen: „Nun danket alle Gott!"

Ich empfehle mich angelegentlich Ihrem fortdauernden Wohlwollen unter Versicherung der freundschaftlichsten Hochachtung und Ergebenheit.

Totus Tuus

Staegemann.

Briefe von

Staatsminister Karl Friedrich von Beyme.

Aus Varnhagen's Aufzeichnungen.

Staatsminister von Beyme.

1806.

Die von Haugwitz in Wien mit Napoleon geschlossene Konvention wurde im Kabinetsconseil des Königs berathen. Der Beschluß sei dahin aus, der König solle sie mit bedeutenden Abänderungen ratifiziren. Beyme hatte geschwiegen, („das war doch sonst nicht seine Art", sagte der Fürst von Wittgenstein [illegible]) damaliger Gewohnheit gemäß, da der Kabinetsrath nur auf bestimmte Anfrage des Königs eine Meinung zu äußern pflegte. Der Herzog von Braunschweig trat ein, als der König eben weg war, fragte Beyme'n nach der Sache, und dieser sprach dann aus, er glaube nicht, daß Napoleon diese Veränderungen annehmen werde, diese wären auch wohl kaum durch ein passendes Motiv zu rechtfertigen. Alles stutzte. Möllendorf mußte den König zurückholen. Die Frage wurde nun so gestellt, was zu thun sei, wenn Napoleon sich weigere? Niemand wußte etwas. Ein neuer Kronrath wurde angesagt. Auch hier blieb die Nichtannahme als eine beschlossene Sache ungelöst. Endlich sagte der König, in solchem Fall werde er Haugwitz nach Paris senden. So wenig dies den Umständen genügend schien, so war es doch für diesmal damit abgethan.

Ein Schreiben, das Laforest von Talleyrand erhalten hatte und Haugwitzen mittheilte, schien die Annahme zu sichern. Die

Minister sahen stolz auf Beyme'n herab. Als es dann anders kam, waren sie um so rathloser.

Zu dem zweiten Konseil war auch Hardenberg eingeladen; aber in der Nacht hatte ihn eine Art Schlagfluß gerührt; (Wittgenstein weiß von diesem Schlaganfall gar nichts.) Beyme ging zu ihm, und bat, er möchte in dieser wichtigen Krisis dem Könige doch seinen Rath nicht entziehen, und seine Meinung mit ein paar Worten aufschreiben, das Uebrige Beyme'n mündlich auftragen. Hardenberg schrieb, er glaube, man dürfe versichert sein, daß Napoleon die Abänderungen sich werde gefallen lassen, er stimme für die Absendung der so bedingten Ratifikation. Diesen Brief wollte der König nach einiger Zeit wieder hervorsuchen; der Brief war aber verschwunden, von des Königs Schreibtisch weg, und er ist nie wieder zum Vorschein gekommen. Seitdem hielt sich der König, mißtrauisch gegen seine Umgebung, eine geheime Mappe, in der er alles ihm persönlich Wichtige selbst verwahrte, und die er unter eigenem Verschlusse hielt.

(Von Hrn. von Beyme mir erzählt, Berlin, den 15. Mai 1827, morgens im Lustgarten spazieren gehend.)

Diese Mappe führte der König bei sich bis an seinen Tod; die Papiere darin mögen oft gewechselt haben; sie selbst, und ihr letzter ganzer Inhalt ist, der Vorschrift des Königs gemäß, nach dessen Tode im Beisein des Prinzen von Preußen und des Fürsten von Wittgenstein uneröffnet verbrannt worden.

(Vom Fürsten von Wittgenstein mir erzählt: Berlin, den 27. Januar 1846.)

Juni 1815.

Beyme empfing mich mit herzlicher Freude, seine Augen, „so trotzig und so freundlich zugleich" zeigten besonders das letztere gegen mich. Sein schlichtes, gedrungenes Benehmen gefiel mir wieder sehr. Mit einer großen Spazierkeule bewaffnet, führte er uns ins Freie, seine ländliche Schöpfung; als kräftiger, verständiger Landmann ging er durch seine Pflanzungen und Felder

kommen! ihre Anwesenheit in Paris hätte mir die Tage zu Festen gemacht. Auch den Damen Friedländer wäre solch eine Begleiterin zuträglich gewesen. Sie begingen dann ganz gewiß nicht die mir bis heute unglaubliche Thorheit diesen Abend abzureisen. Lohnt es sich wohl der Mühe hieher gerollt zu sein?

Für das Delaure'sche Heft bin ich Ihnen sehr verbunden. Dem Einsiedler haben die ihn betreffenden Zeilen viel Vergnügen gemacht. Aber der gute Alte ist wirklich krank. Er magert, er hustet, und seine Gesprächigkeit hat ihn fast ganz verlassen. Der Himmel gebe, daß ihn Doktor Spurzheim herstelle. Ich hatte nicht geglaubt, daß er sich zur Annahme eines Arztes entschließen würde. Wenn er nur aus seinem Schmutze, aus seiner unfläthigen Wohnung zu bringen wäre. Man sieht ihn mit Jammer in diesem Zustande selbstgewählter Verkümmerung. Freilich trägt er sich mit einem Plane auf's Land, nach Anteil zu ziehen. Aus langer Erfahrung weiß ich, wie es seinen Plänen geht.

Ihr Urtheil über einen gewissen Polizei-Karakter überrascht mich. Sie mögen recht haben und müssen es bei dem Scharfblick der Ihnen verliehen ist. Meinungshaß und Meinungseifer verrücken die Ansichten der Standpunkte, der Verhältnisse; und so darf man heutzutage manchem Thun und Treiben nicht gerade die Bedeutung unterlegen, welche ihnen sonst zukämen. Doch begreife ich nicht, wie ein Fremder sich entschließen kann Ketzermeister des Landes zu werden, das ihn aufnimmt. Von allen Aemtern, die ihm offenstehen, ist es vielleicht das Einzige, dem er sich entziehen sollte. Wer anders handelt, sündigt gegen meine Vorstellungen von Ehre und Zartgefühl.

Zuverlässig lesen Sie das Journal des Débats. Die Artikel von Chateaubriand machen Epoche. Ein Mann wie

hin sprach mit antheilsvoller Freudigkeit von Gewächsen und Bäumen, von Boden und Wetter, kundig, sicher und eigenthümlich, dazwischen vom Staate, Volk und Krieg mit Umsicht, Freiheit und Scharfsinn.

„So lange Preußen das Schwert in der Hand behält, ist es immer glücklich; steckt es das Schwert in die Scheide, so geht's ihm schlecht."

Ueber die unglückliche Lage der Schweiz, und das einsichtslose Zwischentreten der Verbündeten 1813 in deren innere Angelegenheiten; wir überlegten die Schwierigkeiten, sich aus all diesen dummen Verhältnissen herauszuziehen: „Es gab nur Ein und zwar einfaches Mittel, sie mußten alle schnell zu den Waffen greifen, standen sie nur erst bewaffnet da, so war alles gut."

„Die Baiern haben ihre Entwickelung noch erst zu erwarten, sie sind uns sehr gefährlich, können aber sehr Großes bewirken." — Doch ist das Volk so klein. — „Grade darum, meist die kleinern Völker, wenn nur rechte Kernkraft in ihnen ist, drängen am heftigsten nach außen, und gründen die größten Reiche. Araber, Franken."

„Unsre Justiz ist im schrecklichsten Zustande, an Gerechtigkeit ist gar nicht zu denken, die Beamten sind unwissend und geistlos. Der Stand der Advokaten ist ganz herunter, wenn auch noch etwan einige in einem bessern Geiste streben. Alle andern Staatsbeamten sollten durchgeen durch die Advokatur, dann würden wir brauchbare, geschickte und lebensthätige Geschäftsleute bekommen. Und welch ein schöner, edler Stand! Ich dächte jeder Mensch müßte in seiner Brust den Beruf zum Advokaten haben." — „Unsre ganze Justiz ist in den Händen schlechter Justiz-Kommissarien und unwissender Referendarien." —

„Vor dem Kriege 1806 hatten wir so viel Geld, daß wir nicht wußten, wo wir damit bleiben sollten. Jetzt fangen wir mit der Unternehmung irgend einer Sache an, und suchen das Geld dazu; damals hatten wir übrig Geld, und suchten uns eine Unternehmung dazu aus. Alle Kassen waren überfüllt, man konnte nichts mehr anlegen." — Dann sprach er über Struensee's Wirthschaften mit der Seehandlung, über Schulen-

burg, der große Ideen gehabt haben soll u. s. — Aber was hätte man mit dem Gelde nicht alles anfangen können! — „Ach nein", sagte Beyme, „die Finanzkunst kannte man nicht, und sie muß auch doch eigentlich nicht sein, sie ist ein Zeichen der Noth des Staats. Nein, der Staat nahm zuviel ein, die Spannung war zu groß; der Staat mußte das Geld geradezu wieder unter die Unterthanen austheilen; da ist's besser, er nimmt lieber gleich anfangs ihnen nicht so viel ab; der Groschen, den er läßt, ist besser, als der, den er giebt."

„Und je mehr wir hatten, je mehr fürchteten wir aus, nicht genug zu haben." Eine sehr angenehme Geschichte mit der Königin, die nur 12000 Thaler Taschengeld jährlich hatte, wie als Kronprinzessin, und nach einer Reihe von Jahren 6[illegible]000 Thaler Schulden hatte, Beyme'n mit verweinten Augen das Unglück vorstellte, der den König zur Bezahlung vermochte, und durch glückliche Besonnenheit eine solche Einrichtung veranlaßte, daß die Königin alles Nöthige durch Niete aufschreiben und aus der Chatulle des Königs bezahlen ließ, welches bald jährlich gegen und über 100,000 Thaler betrug. Artiger Auftritt mit Voltair.

„Der König war so hochherzig, daß nach der Schlacht bei Friedland, wie er doch nicht wußte, ob er nicht in Zukunft als Flüchtling im Auslande würde leben müssen, er aus seiner Chatulle über 1 Mill. Thaler rücksichtslos in die Staatskassen fließen ließ."

„Wir können noch lange so bleiben, wie wir jetzt sind, aber ein kurzsichtiges Geschlecht steht schon fertig unter uns, und wir werden abgehoben wie das alten Zeit."

„Große Ereignisse werden entstehen; es ist fast einerlei welche bei der Rathlosigkeit, aus der sie werden, lassen sie fast alle Menschen gleichgültig. Diese erschreckende Gleichgültigkeit ist bei allen Menschen, die ebensowohl und deutlicher noch Bildung haben, beim Volk aber nicht, dem es [illegible] Ernst bei seinem Thun."

„Das Religiöse lebt treu und voll in diesen Revolutionserscheinungen, nur nicht als Kirchliches, und auch tritt es nicht so heraus, aber es wird auch schon noch heraustreten, wenn es erst so weit ist, daß es seinen Moses oder Christus, der nicht ausbleiben wird, tragen kann."

„Der Adel ist reif; alle Instinkte sind reif geworden; haben sie nicht an die 1000 Jahre gebaut? ist das nicht aller Ehren werth?"

„Ich lasse mich bei Berechnung der Ereignisse nicht auf Umstände ein; die wollen jetzt in ungeheurem Maßstabe, aus zu großen Massen hervorgebracht, als daß der Mensch sie übersehen könnte. Alle Erwartung wird getäuscht. Konnte Napoleon in 14 Tagen wieder steigen, so kann er auch eben so schnell fallen. Vielleicht setzen auch andere Generale glücklicher fort, was er unglücklich begonnen. Im vorigen Kriege dachten wir sicher nicht nach Paris zu kommen, und kamen hin; jetzt denken wir gewiß hier zu kommen, und kommen vielleicht eben deßwegen nicht hin. — (Rabel's Spruch: es wird alles anders, als wir's denken; sehr natürlich, denn wir berechnen nur die Folgen des Alten und nicht das ewig fort zu diesen hinzuströmende Neue.) —"

„Die Sachen werden immer umfassender, zum nächsten Kongreß geh' ich schon Asien mit dabei." — Ich sagte: Ein amerikanischer Faust ist schon mit dabei, nur verkleidet. — Jemand erinnerte an die Gefahr, die Europa'n von Amerika einst drohen werde; ein Anderer fand Asien gefährlicher. „Ja", sagte Beyme, „Napoleon hat ja schon mit Bedacht Rußland zu Asien gezählt, und gesagt, man müße die Russen dahin zurückweisen, und dann ging er zu dem großen, geschichtsbellen, genialen Gedanken über, „daß vielleicht einmal ein Zeitpunkt eintreten könne, wo wir in der Geschichte als diejenigen daständen, die für die Unterdrückung Europa's durch Asien gekämpft und Napoleon an der Befreiung Europa's von dieser drohenden Gefahr verhindert hätten! Napoleon hätte kaum für die Freiheit gestritten." — Welch ein Gedanke! Was setzt der für tiefe Durchdringung dessen, was Geschichte ist, voraus! Wie großartig über die enge Gegenwart hinweg! Wie freisinnig und kühn! —

„Der Orden müssen immer mehr werden, die Pferde müssen Kanonenhänder bekommen."

Beyme's Augen sind so ironisch und so freundlich zugleich.

saur

BIBLIOTHEK DER DISCH. LITERATUR
VARNHAGEN VON ENSE, K.A.

3-598-53028-5
FN. 12247/049

In der Königsberger Zeitung, November oder Dezember, 1806, ſteht ein Aufſatz über den damaligen politiſchen Zuſtand, durch Beyme verfaßt.

Januar, 1820.

Beyme wird ſehr mißverſtanden, ſeine freundliche Herzlichkeit wird ihm als Schmeichelei ausgelegt; freilich beſitzt er die vornehme Haltung nicht, die ſich aus früher Kindheit als adelige Erziehung und adeliges Bewußtſein beſchreibt, ſein Benehmen entſpricht ſeinem Lebensgange. Man wirft ihm auch Schwanken der Geſinnung und Wandelbarkeit der Anſichten, ja völlige Karakterloſigkeit vor; ich finde dies ſehr ungerecht, die Grundlagen des Handelns und Wirkens ſind es, welche ſtets wechſeln und umſchlagen, und jeden Augenblick andre Richtung und andre Urtheile gebieten. In ſeinen Hauptſachen iſt und bleibt Beyme ſehr folgerecht: zuerſt iſt er ein Preuße, und zwar ein recht Königlichgeſinnter, dem Könige perſönlich treu ergeben, dann ein Bürger- und Freiheitsfreund, wie ſein ganzes Wirken, die früher von ihm ausgegangenen Kabinetsordren, die öffentliche Rechtspflege, ſelbſt die Urſachen ſeines neuſten Rücktrittes hinlänglich darthun. Man beſchuldigt ihn, ſeine Freunde zu ſehr zu begünſtigen, und zu ſehr das Geld zu begehren; den erſtern Vorwurf laſſe ich dahingeſtellt, was den letztern aber betrifft, ſo habe ich nie von unrechtlicher Erwerbung ſeines Vermögens gehört, und die Annahme einer Bauſchſumme von 60,000 Thlr. im Jahre 1809 ſtatt einer Penſion, und die Beibehaltung ſeiner Beſoldung im Jahre 1820 ſcheinen mir nur aus einer wenig ſtatthaften Strenge zu tadeln, da der monarchiſche Staatsbeamte doch einmal nicht als republikaniſcher zu betrachten iſt. —

Der Adel haßt Beyme'n gründlich; weil der Adel aber ſeine Urſachen ſich ſchämt zu ſagen, ſo ſucht er andere hervor, wirft ſich mit aller Erbitterung darauf, und weiß auch Bürgerliche

darauf zu hetzen, die bei uns noch so weit zurück sind, daß sie sich ohne es zu ahnden oft gegen ihr eigenstes Interesse gebrauchen lassen, und fremden Antrieben blind dienen!

Beyme war als Kammergerichtsrath mit Kircheisen und .... zu der Kommission gezogen worden, die nach Friedr. Wilh. II. Tode die Sache der Gräfin Lichtenau zu untersuchen hatte. Beyme sah besonders auf die rechtliche Form, und erklärte, daß der Gräfin nichts anzuhaben und all ihr Eigenthum durch rechtsgültigen Besitztitel geschützt sei; da aber die Einziehung und sogar Veräußerung schon angefangen hatte, so galt es nun, die Ehre des Königlichen Ansehns zu decken, und die Gräfin durch Vergleichsanträge zu beschwichtigen. Hier soll Beyme große Gewandtheit gezeigt haben, und dies ihm zu großer Empfehlung angerechnet worden sein. — Hr. von Eckardstein hatte das Gut der Gräfin Lichtenau in Charlottenburg gekauft, so wie auch das Gut Steglitz, und dieses darauf an Beyme wieder verkauft. Auch dieser Umstand hatte allerlei Gerede veranlaßt, woraus man für Beyme üble Folgerungen ziehen gewollt, jedoch ist alles in leerem Schwall vergangen.

Beyme war in den letzten Zeiten ganz mit der Königin verfeindet. Der eigentliche Ursprung war folgender. Im Jahre 1806, wo die Königin einen starken Schwung zu nehmen angefangen, hatte sie auf der Flucht nach der Schlacht von Jena mit dem Könige glücklich Stettin — ich glaube es war dieser Ort — erreicht. Beyme erfuhr daselbst, daß sein Kollege der Kabinetsrath Lombard sich verhaftet befinde und auf das Härteste behandelt werde, in der Wachtstube auf der Pritsche liege ꝛc. Entrüstet trug er die Sache dem Könige vor, und fragte, ob solches der Wille Sr. Majestät sei? Der König wußte von nichts. Wer das befohlen? wurde heftig gefragt. Die Königin, in einer Ecke des Zimmers mit weiblicher Arbeit beschäftigt, trat endlich hervor, und sagte zum Könige: „Lieber Freund,

ich habe vergessen dir's zu sagen, ich habe es befohlen, da man ihn allgemein als einen Verräther anzeigte." Der König stutzte. Beyme machte auf den Mißbrauch der Königlichen Autorität aufmerksam, und der König befahl sogleich die Loslassung Lombard's und dessen Zufriedenstellung. Die Königin aber verzieh Beyme'n ihre Verlegenheit und seine Bemerkungen nie.

Berlin, den 30. April 1824.

Beyme erzählte mir heute in Steglitz, bald nach dem Regierungsantritte Friedrich Wilhelms III. sei eine Zahlung von einigen und zwanzigtausend Thalern zum Vertrage gekommen, die an den Dei von Algier als Lösegeld für mehrere Preußen gesendet werden sollten, welche in die Sklaverei gerathen waren. Der König stutzte, und wollte sich in die Sache nicht finden. „Ich habe ja keinen Krieg mit dem Dei", sagte er, „wie kann der mir meine Unterthanen festhalten? er muß die umsonst zurückgeben!" Man stellte dem Könige das allgemeine Verhältniß jener Raubstaaten vor, die mit jeder Macht in Krieg stehen, die ihnen nicht den Frieden durch Geschenke abkauft. Vergebens, dem König gefiel die Geldsendung nicht; endlich sagte er: „Ich will doch einmal selbst an den Dei vorher schreiben!" Der Professor Wahl in Halle bekam den Auftrag, ein dem Zwecke angemessenes Schreiben in türkischer Sprache abzufassen, der König machte selbst die mitgesandte Namensschrift in türkischen Buchstaben nach — Lombard meinte es thun zu müssen, aber der König sagte, er werde das auch wohl selbst können — und das Schreiben ging ab. Und richtig! Das Nichtzuerwartende traf ein, der Dei gab die Preußen ohne Lösegeld los! —

1.

Beyme an Varnhagen von Ense.

Steglitz, den 6. Februar 1815.

Sie schreiten mit Riesenschritten auf der betretenen Bahn der Geschichtschreibung zur Meisterschaft vor, mein theurer Varnhagen. Mit Erwartung habe ich Ihr Buch über die Tettenborn'schen Feldzüge, gleich nach Empfang Ihres schmeichelhaften Briefes in die Hand genommen, aber gleich der klassische Eingang spannte meine Erwartung höher und steigerte dieselbe im Fortgange bis zum Schlusse, zum Entzücken aber auch zur Sehnsucht, das Ganze dieses europäischen Krieges, wovon Sie einen Theil so meisterhaft beschrieben haben, von Ihrem Genie dargestellt zu sehen, dadurch würde der Sieg über Napoleon erst ganz vollkommen werden, der mit allen seinen prahlenden Thaten kein Genie erwecken konnte, das sie beschrieben hätte. O! mein Theurer! verlassen Sie ja die Bahn nicht, die Sie so ruhmvoll betreten haben, widmen Sie vielmehr sich ganz dem Dienste der Clio, wozu Sie ganz eigentlich berufen zu sein scheinen. Ich huldige Ihnen schon im voraus, und wage es, Sie selbst durch Vorhaltung der unermeßlichen moralischen Folgen zur Unternehmung dieses Kunstwerks aufzufordern, die demselben nothwendig entstehen müssen, wenn ich gleich weit davon entfernt bin, Ihnen

moraliſche Zwecke zuzumuthen, wodurch, wie Goethe ſagt, dem Künſtler ſein Handwerk nur verdorben wird. In meiner Entzückung ſcheue ich mich faſt die Frage zu thun, wozu der Schluß des Buchs mir Veranlaſſung giebt, aber der deutſche Sinn, aus dem ſie entſpringt, wird mich bei Ihnen entſchuldigen. War es wirklich Mirabeau, der es ſagte, zuerſt es ſagte, daß die franzöſiſche Revolution den Erdboden umwandern würde? Ich habe dieſe Bemerkung von unſerm Lichtenberg in deſſen vermiſchten Schriften, die ich nur nicht gleich zur Hand habe, um die Stelle ſelbſt nachweiſen zu können, geleſen mit dem bedeutenden Zuſatz: „Huß wurde verbrannt, Luther nicht und die Reformation ſtand in ihrer ganzen Herrlichkeit da.“

In dieſer Stimmung ging ich nicht ohne alle Scheu an Ihr zweites Buch über Sachſen. Aber wie freue ich mich, auch dieſen, wie nicht zu läugnen iſt, ſehr zarten Gegenſtand, für mich ganz befriedigend dargeſtellt gefunden zu haben. Wir treffen uns hier unerwartet in einem Vereinigungspunkt, wodurch allein ich ſchon ſeit Jahren den Streit in meiner Bruſt geſchlichtet habe, zuſammen: ich meine die Idee, daß die letzten Deutſchen ſich nach Preußen gerettet haben und unſer Vaterland der Kern der wiederauflebenden Deutſchheit ſei. Sie haben dieſe Idee mit ſo viel Licht als Wärme entwickelt. Nehmen Sie auch dafür meinen innigſten Dank an. Vor allen Dingen bitte ich Sie mir Ihr Wohlwollen zu erhalten, das ich unendlich zu ſchätzen weiß. Auch meine Frau findet ſich durch Ihr Andenken geſchmeichelt und meine Tochter wird es nicht minder ſein. Ich aber bin hoch achtungsvoll

ganz der Ihrige
Beyme.

2.

Beyme an Varnhagen von Enſe.

Steglitz, den 2. September 1815.

Ihr Brief vom 2. v. M., mein theurer Freund, hat mir ein ganz unbeſchreibliches Vergnügen gemacht, ſowohl durch ſeinen gewichtigen Inhalt an und für ſich, als durch die Beſtätigung, die ich darin von Ihrer Zuneigung gegen mich finde. Auf leztere lege ich beſonders wegen der hohen Achtung Werth, die ich vor Ihrem Genie, ſeit der erſten Bekanntſchaft mit demſelben empfinde, und die immer höher ſteigt, je mehr es ſich gegen mich öffnet. Dieſes iſt durch die ſcharfſinnigen Beobachtungen und die tiefen Blicke in die Gegenwart und Zukunft, welche Sie mir in gedachtem Briefe mittheilen, wiederum in einem ſehr hohen Grade geſchehen. Ich kann Ihnen meinen Dank dafür nicht warm genug ausdrücken. Gern möchte ich ihn erwiedern, aber Ihre Gedankenfülle läßt mir durchaus nichts anderes übrig als Aeußerung meiner gänzlichen Beiſtimmung. So liefert denn, was gegenwärtig geſchieht, wiederum den Beweis, daß wenn etwas Großes ausgeführt werden ſoll, es nie das Werk von Vielen zugleich ſein kann. Gelingt es dem Fürſten Staatskanzler nicht, ſich aller Partheien zu bemächtigen, wie ſolches wohl nur mehr zu wünſchen als zu hoffen iſt, ſo werden abermals noch erſt neue große Ereigniſſe abgewartet werden müſſen, ehe der Patriot und der Menſch neue beſtimmte Hoffnungen bilden können. Inzwiſchen rücken wir den gefährlichen Zeiten wo der Menſch ſehr lebhaft erkennt wie wichtig er iſt und was er vermag, immer näher und ich wünſchte daher auch in dieſer Rückſicht, daß unſere Truppen nicht gar zu lange in Frankreich blieben. Sie

Sie, überschaut die Schlachtordnung. Ob aber das Ausland, im Allgemeinen, oder nur die Diplomaten sammt und sonders sich darin zu finden wissen, bezweifle. Im Ministerium vermochte Herr von Chateaubriand wenig oder gar nichts. Niemand hat seinen Einfluß gespürt. Als Schriftsteller besitzt er zermalmende Macht. Unbefangen tritt er der Legitimität und der Kirche unter die Augen. Sie haben keinen Fehl, keinen Flecken an ihm auszusetzen. Er leistete beiden die ersprießlichsten Dienste. Um ihn her versammelt sich die Schutzwehr der Ebenbürtigen. Gegen die flammende Schneide seiner Feder sendet das Ministerium stumpfe Federkiele von Zwergen getragen. Einen großen Theil ihres Nimbus empfing die gegenwärtige Verwaltung von der Anwesenheit Chateaubriands. Davon ahnten die prosaischen Herren Corbière, Peyronnet, Villèle nichts. Mit Chateaubriand ist ihnen dieser Nimbus entschwunden. Jetzt stehen unverhüllt die Thüren der Werkstatt angelweit offen. Man erblickt die Kollegen im Wammes mit Schurzfell und Kneipe das materielle Regierungsgeschäft treiben, so gut es geht. Aber ginge es noch so gut, rein rohmaterielles Regieren, wie es Richelieu's oder Mazarin's Zeiten möglich war, genügt dem heutigen Frankreich nicht, durchaus nicht. Es bedarf einer schimmernden Täuschung. Die Einbildungskraft, die Nationalehre wollen befriedigt sein, und diese fordern, daß das Ministerium vornehm erscheine mehr noch durch Talent, als durch Geburt. An den dermaligen Machthabern wird eins so sehr vermißt, wie das andre, und daher ist ihr Ruhm äußerst schlecht geworden. De Latouche sagt in seinen Epitres à Monsieur de Chateaubriand par un paysan de la vallé aux Loups: L'histoire à ses caprices; elle peut dédaigner, par un oubli fatal, Peyronnet, bien qu'elle ait consacré l'hopital; oublier pour Sully, Villèle avec Cor-

sind in diesem Lande auf einer sehr gefährlichen Schule, wo sie nichts Gutes lernen können. Aber ich fürchte, daß dies ein frommer Wunsch bleiben wird.

Behalten Sie mich lieb und erfreuen Sie mich bald wiederum mit einem Briefe. Meine Frau und Tochter, welche letztere ihrer Erlösung immer nur noch entgegensieht, danken für Ihr freundschaftliches Andenken und empfehlen sich Ihnen und Ihrer Frau Gemahlin, die ich um Erhaltung Ihres Wohlwollens ergebenst bitte. Sie aber umarme ich in Gedanken und bin von ganzer Seele

Ihr
ganz eigner Freund
und ergebenster Diener
Beyme.

3.

Beyme an Varnhagen von Ense.

Steglitz, den 2. Dezember 1815.

In der Hoffnung Ew. Hochwohlgeboren bald hier zu sehen, erwartete ich kaum noch einen Brief von Ihnen. Desto begieriger erbrach ich den letzteren als ich Ihre Handschrift in der Adresse erkannte. Ganz neu war mir die Nachricht von Ihrer ganz veränderten Bestimmung, wozu ich Ihnen indessen alles wohl erwogen, von Herzen Glück wünsche, so wie ich mich über die erneuerten Beweise von Herzensgüte und Seelengröße des Fürsten Staatskanzlers, die sich auch bei dieser Gelegenheit wieder offenbart hat, innigst gefreut habe. Sie sind auf einen Punkt gestellt, wo Sie einen großen Schatz von Erfahrungen und Beobachtungen zu künftiger Nutzanwendung für Ihr Genie, das sich durch alle Hindernisse durcharbeiten wird, sammeln

können. Sowohl Ihre Beschäftigungen als Ihre Muße werden Sie in den Stand setzen, sich zu möglichst vielem noch geschickter zu machen, welches in so einzigen Zeiten wie die gegenwärtigen für einen Mann von Ihrem Geiste und Fähigkeiten, in dem hoffnungsvollsten Lebensalter der eigentliche Beruf zu sein scheint. Der jetzige Krieg hat gewisse Begriffe allgemein in Gang gebracht, die vorher zu schlafen geschienen. Wenn man dieses in der Reihefolge der Begebenheiten seit Erfindung der Buchdruckerkunst, nach der Reformation, nach dem Etablissement so vieler Zeitungen und Journale, nach so vielen Leihbibliotheken und nach der entstandenen Lesesucht, die gewiß nie so allgemein war, recht erwägt, so wird man sich gestehen müssen, daß jetzt so vieles zusammenkommt, was vorher nie beisammen war, auch nicht beisammen sein konnte, was unsre Zeiten zu den merkwürdigsten macht, die je gewesen sind. Darum verliert auch selbst die Geschichte fast alle Anwendung, um die nächste Zukunft vorher zu bestimmen. Durch Einführung der Volksvertretung in den Staatsformen möchte am wenigsten die Zukunft heilsam bestimmt werden können, weil hier am mehrsten Ihre sehr richtige Bemerkung zutrifft, daß immer frische Ereignisse alle Berechnungen zerstören. Der goldne Mittelzustand ist, wo er je stattgefunden, immer nur durch den Kampf der Vertheidiger beider Extreme erfochten worden. Es ist also eine sehr mißliche Sache damit. Nichts als völlige Entkräftung beider Theile wird sie geneigt dazu machen, und in diesem Falle bemächtigt sich leicht ein Dritter beider Partheien. Seit wir uns nicht sahen, habe ich grade diese Materie zum einzigen Vorwurf meiner Studien und meines Nachdenkens gemacht, muß aber aufrichtig gestehen, daß meine früher genährten Zweifel nur noch an Stärke zugenommen haben. Tugend

in allen Ständen ſcheint mir die Hauptſache zu ſein, wo die nicht iſt, iſt alles nichts und Wechſel wird ſtets ſtattfinden. Ich glaube, man wird ewig und ewig durch Revolutionen von einem Syſtem in das andere ſtürzen und die Dauer eines jeden wird von der temporellen Güte des Subjekts abhängen. Ein repräſentatives Syſtem als Ziel für den Monarchen und das Volk, wie ſelbſt Kant es für die einzig bleibende Staatsverfaſſung erklärt, kann davon keine Ausnahme machen, ſondern es wird auch ſelbſt darin immer und ewig alles auf die Güte der Subjekte ankommen. Daher wird es eine Hauptſorge für den Staat ſein, richtige Begriffe von Gott in Umlauf zu bringen und die Regierung mit der Kirche auf's innigſte zu vereinigen. Doch ich gerathe für einen Brief viel zu tief in den Text. Ich wollte eigentlich nur meine Uebereinſtimmung mit der von Ihnen mir gütigſt mitgetheilten Anſicht des Hrn. Fürſten Staatskanzlers, daß die Volksvertretung aus Entwickelungen hervorgehen müſſe, deren Zeit und Geſtaltung ſich nicht ſo im voraus beſtimmen laſſen, dokumentiren. Ich traure aber für mich dabei darüber, daß ich für eine zeitlang die Hoffnung werde aufgeben müſſen, unmittelbarer Zeuge der fernern Entwickelung Ihrer Geiſteskraft zu ſein, woran ich einen ſo lebhaften Antheil nehme. Dagegen vertraue ich auf Ihre Freundſchaft, daß Sie mich auch in der Ferne nicht ganz vergeſſen, ſondern mich an Ihren Studien und Beobachtungen theilnehmen laſſen werden. Meine Frau dankt für Ihre gütige Erinnerung an ſie und empfiehlt ſich mit mir Ihnen und Ihrer Frau Gemahlin auf das angelegentlichſte. Recht ſehr bin ich Ihnen für die fernere gütige Mittheilung Ihrer Beſorgniſſe über die Wendung der franzöſiſchen Angelegenheiten verbunden. Sollte nicht aber auch die

andere Ansicht, welche die frühere Geschichte dieser Nation besonders nach Mably's geistvollen Beobachtungen gestattet, nämlich eines unaufhaltsamen Sinkens, zulässig sein? Lassen wir uns durch die großen Kraftanstrengungen, wovon wir Zeuge gewesen, auch nicht zu sehr täuschen, um eine mögliche gänzliche Erschöpfung zu übersehen. Wichtig ist in dieser Hinsicht besonders die Bemerkung, daß außer Napoleon (der noch nicht zu beurtheilen ist) gar kein großer Mann aus der Revolution hervorgegangen ist und daß die relativ wichtigsten Revolutionsmänner jetzt auf die Seite geschafft werden.

Dem durch Schmalz höchst leichtsinnig angefangenen Meinungsstreit hätte man mit dem tiefsten Stillschweigen begegnen müssen. Nun erwarte ich nichts Gutes davon. — Die Würtembergischen Angelegenheiten verstehe ich nicht. Die Akten, die ich gelesen, erklären mir das Wunder von der Uebereinstimmung aller Stände keineswegs. Auf beiden Seiten scheint man zu weit gegangen zu sein, am mehrsten aber scheinen die Stände unrecht zu haben. Hierüber werde ich von Ihnen das beste Licht erhalten können. Es kostet mir Mühe zu schließen. Doch muß ich. Ich versichere Sie meiner vollkommensten Hochachtung und aufrichtigsten Freundschaft, als Ew. Hochwohlgeboren

ganz ergebenster Diener

Beyme.

4.

Beyme an Varnhagen von Enſe.

Steglitz, den 6. März 1816.

Ew. Hochwohlgeboren

vortrefflicher Brief vom 13. v. M. fordert meinen wärmſten Dank und eine ausführlichere Beantwortung als heute mir die Zeit verſtattet. Ich wollte Ihnen nur ſagen, daß ich Hrn. von Gruner, der Ihnen dieſen Brief mitnehmen will, Ihres Vertrauens vollkommen würdig halte. Sie haben ſich aber über meine Zweifel gegen Einführung einer Volksvertretung ſo bewundernswürdig erklärt, daß ich Ihnen, um Sie nicht länger in Ungewißheit zu laſſen, geſtehen muß, daß ſie urſprünglich nicht die meinigen, ſondern mit unſeres Stägemann Vorbewußt, aus Lichtenberg's nachgelaſſenen vermiſchten Schriften entlehnt ſind. Nächſtens ein mehreres. Ich umarme Sie.

von Beyme.

5.

Beyme an Varnhagen von Enſe.

Berlin, den 4. März 1818.

Ew. Hochwohlgeboren

freundlicher Brief vom 5. d. M. iſt mir der liebſte von allen, die ich Ihrer Freundſchaft verdanke. Alle andern machten mich zu Ihrem Schuldner, der gegenwärtige aber giebt mir wenigſtens Gelegenheit, die Sache die Sie mir empfehlen, ſo weit ich daran Theil nehme, nach allen meinen Kräften zu beſchleunigen. Ganz laſſen Sie mir dieſes Verdienſt indeſſen doch nicht, weil es auch durch die gütige Meinung Ihrer Frau Gemahlin von mir be-

ſtochen wird, die ich zu verdienen mich beſtreben werde. Haben Sie die Gute derſelben bei Mittheilung dieſes meine ganze Ergebenheit zu verſichern.

Erlauben Sie mir bei dieſer Gelegenheit, den durch Hrn. Oelsner bereits abgeſtatteten Dank für Ihre tief und geiſtvoll gedachten Mittheilungen, von denen ich guten Gebrauch gemacht habe, beſtätigen und die Verſicherung der vollkommenſten Hochachtung erneuern zu dürfen, worin ich die Ehre zu ſein

Ew. Hochwohlgeboren

ganz gehorſamſter Diener
von Beyme.

6.

Beyme an Varnhagen von Enſe.

Steglitz, den 18. Januar 1827.

Ew. Wohlgeboren

freundſchaftliche Beſuche jetzt ſchon ſo lange entbehren zu müſſen, iſt ein Verluſt für mich, den ich ſehr ſchmerzlich empfinde, und der mir das Opfer, welches ich meinem kranken Stiefſohne bringe, um deſſen Willen ich in dieſem Winter nicht in die Stadt gezogen bin, ſehr ſchwer macht. Deſto dankbarer aber erkenne ich Ihre freundſchaftliche Mittheilung Ihrer beiden neueſten Bücher. Alle Ihre litterariſchen Produktionen haben für mich einen großen Reiz, den größten aber mußte das Leben unſres Blücher, von Ihnen geſchildert, haben. Ich war, wie ich es noch in dieſem Augenblick bin, unwohl an einem heftigen Schnupfen, als ich es empfing, das konnte mich aber nicht abhalten es ſogleich zu leſen, und noch weniger ver-

mochte ich die angefangene Lektüre auch nur einen Augenblick zu unterbrechen. Ich habe sie also an einem Tage von früh bis in die Nacht vollendet, und heute ist es mein erstes Geschäft Ihnen zu gestehen, daß Sie meine größten Erwartungen übertroffen haben. Dies Buch wird ein Volksbuch werden, wie der Held desselben ein Volksheld war, sollte es auch bei vielen Einzelnen in Einzelheiten das Schicksal seines Helden theilen, der es auch nicht immer und nicht Allen recht machen konnte. Selbst ich kann gegen zwei Stellen insonderheit meine Erinnerungen nicht unterdrücken. Die erste pag. 80: „Aus eigner Willkür säumend, brachte Graf von Haugwitz u. s. w." ist nach meiner genauesten Kenntniß des damaligen Geheimnisses, eine eben so ungegründete als verbreitete Beschuldigung, gegen welche die Nachwelt einst diesem Staatsmanne Gerechtigkeit widerfahren lassen wird, dessen größtes, in unserer Zeit aber ganz verkanntes Verdienst darin bestand, daß ihm die Ehre seines Königs und das Wohl seines Vaterlandes mehr galt als der Beifall der aufgeregten Zeitgenossen.

Die zweite Stelle ist pag. 134: „Der Minister von Stein u. s. w. legte in durchgreifenden Verordnungen den Grund zu einem ganz neuen gesellschaftlichen Zustande, wie ihn schon gleich nach dem Frieden von Tilsit der Minister von Hardenberg angerathen hatte." Diese Stelle enthält, wie Ihnen auch unser würdiger Freund von Stägemann bezeugen kann, einen doppelten, eben so allgemein verbreiteten als ganz grundlosen Irrthum. — —

Unmittelbar nach dem Tilsiter Frieden, lange vor der Ankunft von Stein's und vor der noch späteren Arbeit des Fürsten Hardenberg ward die Verordnung vom 9. Oktober 1807, durch die Immediat-Kommission in Memel,

bei der Hr. von Klewiz den Vorsitz führte und von der Hr. von Schön, Niebuhr und unser Stägemann Mitglieder waren, selbst ohne Theilnahme des Hrn. von Altenstein, der dem Fürsten von Hardenberg nach Riga gefolgt war, völlig ausgearbeitet. Sie war schon lange vor von Stein's Ankunft zur Vollziehung gekommen und letzterem nur, auf mein Anrathen die Kontrasignatur und die Publikation vorbehalten, zu der er sich sogar nicht ohne alles Widerstreben bei seiner Ankunft verstanden haben soll. Ganz anderen, außer den Genannten gebührt die Ehre zu dieser Verordnung, die den Grund zu allen Nachfolgenden legte, mitgewirkt zu haben; nämlich den beiden Ministern von Schrötter und dem Ober-Landesgerichts-Präsidenten Morgenbesser. Ich weiß wem ich dieses schreibe und bin überzeugt, daß dieses meiner erneuerten Versicherung wahrhafter Hochachtung Ihr Zutrauen nicht benehmen wird.

von Beyme.

7.

Beyme an Varnhagen von Ense.

Steglitz, den 11. April 1830.

Ew. Hochwohlgeboren

glaube ich nur meine schuldige Achtung zu beweisen, wenn ich Ihnen in der Anlage meine Berichtigung, Schillern betreffend, ganz ergebenst mittheile, zu deren Bekanntmachung mich ein unwiderstehliches Gefühl hingerissen hat. Entgangen würde sie Ihrer Aufmerksamkeit wohl nicht sein, aber ich wollte mir diese Gelegenheit nicht entwischen lassen, mein Andenken bei Ihnen aufzufrischen und Ihnen die Versicherung meiner vollkommensten Hochachtung und Ergebenheit zu erneuern.

von Beyme.

8.

Beyme an Varnhagen von Enſe.

Steglitz, den 16. April 1830.

Ew. Hochwohlgeboren

beifälligen Aeußerungen über meine Bekanntmachung von der Großmuth, die unſer allerwertheſter König vor Jahren gegen den ſeligen Schiller bewieſen, haben mir erſt recht die Augen in Anſehung der Größe und des Umfangs des günſtigen Eindrucks geöffnet, den ſie hervorbringen kann. Die ſehr gnädige Aufnahme, die ſie, wie mir Hr. Geheimerkabinetsrath Albrecht, der mir auf Allerhöchſten Befehl den Dank des Königs für meine Aufmerkſamkeit bezeigt hat, ſchreibt, bei Sr. Majeſtät gefunden, dient mir zu Beſtätigung Ihres für mich vollgültigen Urtheils. Darum aber wünſchte ich auch Ihre Vorausſetzung beſtätigen zu können, daß ich einen Abdruck der Anzeige nach Weimar würde haben gelangen laſſen. Dies iſt, wie ich geſtehen muß, aus einer Empfindlichkeit nicht geſchehen, die ich ſogar Mühe gehabt habe bei Abfaſſung der Anzeige zu unterdrücken. Sie war durch die Spötteleien über die Einwirkungen unſres Sandes auf die Geiſtesverſuche der Berliner angeregt, die, nach den letzten Blättern des Goethe-Schiller'ſchen Briefwechſels, beide ſich noch um, wo nicht gar nach der Zeit dieſes Beweiſes von Huld erlaubten und damit an die gutmüthig vergeſſenen Xenien erinnerten. Sie wurde noch durch den Argwohn vergrößert, den ich nicht ohne Grund hege, daß Goethe vollkommen von dieſem Ereigniſſe unterrichtet geweſen iſt. Schiller hatte mir nämlich, als ich mich ſeines Beſuchs in Potsdam erfreute, und auf Befehl Sr. Majeſtät dieſe Angelegenheit mit ihm verhandelte, geſagt, daß Goethe

ebenfalls den Wunsch hege, mit einem Gnadengehalte des Königs nach Berlin zu kommen, und ich hatte ihm mit Vorwissen Sr. Majestät eröffnet, daß auch seine Wünsche, wenn er sich darüber bestimmt ausspräche, huldreiche Gewährung finden würden. Es ist zwar späterhin weder von Schiller noch von Goethe hierüber die leiseste Aeußerung zu meiner Kenntniß gelangt; da indessen Schiller's Stillschweigen, dem seine des Königs Majestät höchstselbst vorgetragene Bitte, die Pensionszusicherung so lange geheim halten zu lassen, bis er sich von Weimar losgemacht haben würde, in Verbindung mit seiner bald darauf erfolgten Krankheit und Tod, alles Auffallende benahm, die aus seiner Eröffnung geschöpfte Vermuthung der Mitwissenschaft Goethe's nicht schwächen konnte, so war es mir wohl nicht zu verargen, wenn ich späterhin, aus der Entstellung, womit diese Angelegenheit in den Nachrichten von Schiller's Leben, die sich vor seinen Werken befinden, auf eine böswillige Absichtlichkeit geschlossen habe. Dem sei indessen wie es wolle; um der Vergrößerung des guten Eindrucks willen, wünsche ich mir nicht allein Glück dazu, die Aeußerungen meiner Empfindlichkeit zurückgehalten zu haben, sondern stelle Ew. Hochwohlgeboren anheim, dem Hrn. von Goethe ein Exemplar, das ich zu dem Ende beilege, in meinem Namen mitzutheilen, und diese mittelbare Kommunikation mit dem Mangel meiner persönlichen Bekanntschaft zu entschuldigen. Auf die Weise kann ihm auch die Verspätung der Zusendung nicht auffallen.

Mündlich behalte ich mir noch ausführlichere Eröffnung über diese mir wichtiger als ich es dachte gewordene Bekanntmachung vor, und empfehle mich unter Anwünschung

bière; mais toi, ceint des lauriers d'une double carrière, tu dois vivre; et cèdes, riche d'un autre éclat, l'horizon politique aux aigles de l'état.

Außer der Gunst des Königs, die aber am Ende immer der öffentlichen Meinung nachgiebt, hält ein Umstand das Ministerium aufrecht, die Schwierigkeit nämlich ein anderes zu finden. In der Pairskammer wären Wahlen zu treffen. Der König will keine Minister aus der Pairskammer, und Herr von Villèle hat verschmitzt alle diejenigen hineingeschoben, auf welche, wie Lainé zum Beispiel, sich der Sinn des großen Kurfürsten richten könnte. Die Deputirtenkammer aber ist, da Leute, wie Foy, Benjamin Constant, Girardin, Roger-Collard, Humann nothwendig in keine Betrachtung kommen, so erbärmlich arm an Talenten, daß da keine Auskunft zu suchen ist. Der einzige Labourdonnais wäre anstellig. Allein ihn will niemand. Er ist ein unverträglicher Kumpan. Es hieß dieser Tage, zum Spaß vermuthlich, Abbé Latil, der Beichtvater von Monsieur, erhalte das Portefeuille der auswärtigen Geschäfte. Vielleicht wird an Blacas gedacht.

Die Rede geht von einem Plan, die Rente zu besteuern. Nicht unbillig wäre die Maßregel. Ein Kerl wie Tüdon, der in dem Liquidationsgeschäft mehrere Millionen zusammengerafft, und alle drei Monate 100,000 Franks Renten bezieht, zahlt davon nicht die mindeste Abgabe. Allein besteuert man die Rente, so wird die Zahl der Electeurs vermehrt; das soll nicht sein. Politisches Interesse und Finanzinteresse liegen sich hier, wie Sie sehen, in den Haaren.

Gern schrieb ich Ihnen noch recht viel, allein ich fürchte Madame Friedländer reiset mir über alle Berge. Sie bringt Ihnen eine französische Uebersetzung der Amoren von Herrn Pirault des Chaumes, mehr Nachahmung als Uebersetzung.

baldiger gänzlicher Befreiung von aller Unpäßlichkeit, Ihrem ferneren freundschaftlichen Wohlwollen als

Ew. Hochwohlgeboren
ganz gehorsamster Diener
von Beyme.

9.

Beyme an Varnhagen von Ense.

Steglitz, den 29. April 1830.

Ew. Hochwohlgeboren

konnten in dieser, vor kurzem nur noch ganz politischen, jetzt aber auf einmal wieder, und von den höheren Ständen ausgehend, religiös bewegten Zeit, nicht leicht einen interessanteren Gegenstand für Ihre rühmlichen biographischen Beschäftigungen, als das Leben Graf Zinzendorf's wählen, womit Sie mir so eben ein sehr gütiges Geschenk gemacht haben. Meine Dankbarkeit dafür aber glaube ich Ihnen nicht besser beweisen zu können, als durch das Geständniß, daß ich es sogleich ohne abzubrechen, vom Anfang bis zum Ende, mit steigender Theilnahme durchgelesen habe. Dem ersten Totaleindrucke nach halte ich dieses Werk für eines Ihrer gelungensten, für ein wahres Muster einer Biographie, die Ihnen um so mehr Ehre macht, je größer die Schwierigkeit war, zwischen den Extremen menschlicher Ansichten von Gott und religiösen Dingen, die von jeher einander bekämpft haben, und in diesem Leben sich so nahe berühren, die richtige Mitte zu halten. Eben darum aber werde ich mich nicht wundern, wenn es bei keiner von den beiden Partheien, die sich jetzt um religiöser Ansichten willen bekämpfen, großen Beifall finden

sollte. Eher würde ich hoffen, daß die, aus dem Helldunkel in der Seele Ihres Helden, so klar hervorgehobene Idee einer gemeinsamen Mitte christlicher Vorstellungen, in welcher alle besondre Glaubensformen sich vereinigen könnten, eine lohnende Anerkennung finden und zu heilsamer Ausbildung und Förderung anregen werde. Außer diesem Totaleindrucke aber ist das Besondere, worüber ich Ihnen neue Belehrung und Stoff zum Nachdenken verdanke, so vieles und erhebliches in diesem Werke enthalten, daß ich ein eben so großes schreiben müßte, um es zu erschöpfen. Zu einem strengen Urtheile aber, wie Sie es von mir verlangen, habe ich keinen Anlaß gefunden. Vielmehr hat dieses Werk, auch im Einzelnen, mir auf's neue so große Bewunderung Ihrer Darstellungsgabe eingeflößt, daß ich nur mit dem Ausdruck der höchsten Achtung diese Zeilen schließen kann, um mich Ihrem ferneren freundschaftlichen Wohlwollen zu empfehlen als

Ew. Hochwohlgeboren
ganz ergebenster Diener
von Beyme. —

10.

Beyme an Varnhagen von Ense.

Steglitz, den 5. Mai 1830.

Empfangen Ew. Hochwohlgeboren meinen verbindlichsten Dank für die angenehme Nachricht von der guten Aufnahme, die die Mittheilung meiner Schiller'schen Nachricht bei Herrn von Goethe gefunden. Auch ist es mir sehr lieb meinen Argwohn, um seine frühere Mitwissenschaft fahren lassen zu können. Eben so sehr bin ich Ihnen für

die Mittheilung der Ansichten des Verfassers der Bekenntnisse einer schönen Seele von den hallischen Religionsumtrieben verbunden. Sie sind seiner und des würdigen Roehr werth, und erinnern an eine Anekdote, die ich dem Minister Grafen Haugwitz verdanke, daß Goethe, vor etwa 50 Jahren als er in des erstern und der beiden Stollberge Gesellschaft, Lavatern den Besuch in Zürich machte, zu einer Predigt, wovon der letztere nur den ersten Theil konzipirt hatte, die beiden fehlenden Theile in dessen Abwesenheit zugeschrieben hat, welche Lavater Tages darauf ohne die mindeste Abänderung von der Kanzel gehalten. Zu der guten Aufnahme, die Ihr Zinzendorf bei des Königs Majestät gefunden, wünsche ich Ihnen Glück. In der innigsten Werthschätzung

der Ihre
von Beyme.

11.

Beyme an Varnhagen von Ense.

Steglitz, den 3. Dezember 1830.

Ew. Hochwohlgeboren

bin ich noch meinen Dank für die gütige Mittheilung Ihres Erhard schuldig, und schon vergrößern Sie meine Schuld durch ein neues werthvolles Geschenk mit Ihren Sternern und Pfittichern. Diese vergrößerte Schuld lastet um so drückender auf mir, als ich auch schon viel zu lange des Vergnügens, mich in persönlichem Umgange mit Ihnen zu belehren und zu unterhalten, habe entbehren müssen. Einen großen Trost gewährt mir indessen in letzter Hinsicht der Umstand, daß, wie ich aus Ihrem

freundschaftlichen Billet vom 28. v. M. ersehe, und schließe Ihre Fähigkeiten und Kenntnisse jetzt endlich bei wichtigen Staatsgeschäften sehr in Anspruch genommen werden. Dazu wünsche ich meinem Könige und Vaterlande und auch Ihnen selbst von Herzen Glück. Es freut mich unaussprechlich, daß auch an Ihnen sich meine Erfahrung bewährt, daß wahres Verdienst in unserem Vaterlande am Ende doch noch die ihm gebührende Anerkennung finde, wenn man nur Geduld hat es abzuwarten. Sie sind vor vielen andern dadurch glücklich ausgezeichnet, daß Sie mit vorzüglicher Befähigung zu den wichtigsten und ernstesten Geschäften und Studien, auch schöne Talente für angenehme und belehrende Unterhaltung vereinigen, deren allgemeine Bewunderung Ihnen nun auch den Zugang zum Kronprinzlichen Hof geöffnet hat. Möge der verdiente Beifall, den Sie an diesem Hofe durch die Vorlesung Ihrer neuesten Novelle erlangt haben, Ihnen den Weg zu ernsterm Einflusse bahnen, der für unser Vaterland nur segensreich werden könnte.

Sie haben über Ihren Erhard meine Bemerkungen gewünscht. Daraus schließe ich, daß Sie auf dieses Buch einen besonderen Werth legen, und es hat mir keine geringe Freude gemacht, darin eine gewisse Geistesverwandtschaft zwischen Ihnen und mir zu entdecken. Ich habe es von Anfang bis zu Ende mit steigender Aufmerksamkeit gelesen, als ich im Sommer bei meiner Tochter von Gerlach, die sich Ihrem gütigen Andenken angelegentlichst empfiehlt, zum Besuch war, und des höchstbedeutenden Inhalts so viel gefunden, daß ich mir vornahm es zu studiren. Erlauben Sie mir, daß ich mir dazu Zeit nehme. Vielleicht ist es Ihnen nicht gleichgültig zu vernehmen, daß selbst meine Tochter ein so großes Interesse an dem

freundschaftlichen Wohlwollens meinen innigsten Dank. Noch herzlicher aber fühle ich mich Ihnen für die Eröffnung der, wenn auch an sich betrübenden Ursache, dankverpflichtet, die mich in so langer Zeit der Freude beraubt hat, Sie bei mir oder bei Ihnen zu sehen. Ich habe darüber getrauert, daß irgend ein Mißgeschick mich um Ihr Wohlwollen, in dem ich mich so glücklich fühlte, gebracht haben möchte. Desto froher bin ich nun darüber zu gleicher Zeit zu erfahren, daß häusliches Leiden allein Sie verhindert, und dieses jetzt ein erfreuliches Ende genommen hat. Nehmen Sie dazu für sich und Ihre verehrte Gemahlin, der ich meine Hochachtung zu versichern bitte, meinen herzlichen Glückwunsch an. Sehr bald werde ich mir die Erlaubniß nehmen, die Hoffnung, Sie in meinem Hause zu sehen, zu realisiren, und dabei die schon geknüpfte Verbindung zwischen Ihnen und meinem theuren Freunde Hrn. Preuß noch fester zu machen. Er verehrt in Ihnen einen Meister, von dem er zu seiner und seines Werks Vervollkommnung noch vieles zu lernen hat, und dem er für die gewichtvolle Empfehlung des letztern unendlichen Dank schuldig ist, in welchen ich mich indessen auch selbst zu theilen habe, weil ich zuerst die von ihm gewählte Darstellungsweise nach meinen geringen Einsichten gut geheißen, der Sie nun das Siegel aufgedrückt haben. Meine Freude über dieses Zusammentreffen unsrer Ansichten, das sich sogar auf die Eigenheiten in der Schreibart des Verfassers erstreckt, ist unbeschreiblich, aber Sie werden sie begreifen, da Sie wissen wie sehr ich Ihre ganz einzige Kunst und Ihren Genius bewundre. Sie werden es daher auch verzeihen, daß ich mit vielen Worten nur unvollkommen auszudrücken vermag, was Sie mit viel wenigern inhaltschweren zu sagen verstehen. Nehmen

Sie auch bei dieſer Gelegenheit die erneuerte Verſicherung meiner vollkommenſten freundſchaftlichen Hochachtung und Ergebenheit gütig auf.

von Beyme.

13.

Beyme an Varnhagen von Enſe.

Steglitz, den 10. Dezember 1833.

Ew. Hochwohlgeboren

haben nicht nur mir, ſondern auch meiner Tochter von Gerlach durch gütige Mittheilung des aus dem ſchriftlichen Nachlaſſe Ihrer ſeligen Gemahlin für deren Freunde und Verehrer geſtifteten Andenkens, einen unſchätzbaren Beweis Ihres freundſchaftlichen Wohlwollens gegeben. Meine Tochter beneidet mich darum, daß ich Ihnen perſönlich meine dankbare Geſinnung ausdrücken konnte. Sie hätte es ſo gern ebenfalls gethan, da ſie aber durch häusliche Hinderniſſe um die Hoffnung gebracht worden mich in dieſem Winter zu beſuchen, ſo hat ſie ſich darauf beſchränken müſſen es ſchriftlich zu thun und bittet Sie ganz ergebenſt, den anliegenden ſchriftlichen Verſuch nach der Abſicht gütig aufzunehmen und ſeine Mängel und Unvollkommenheiten nachſichtsvoll zu beurtheilen. Mir aber erlauben Sie, daß ich die Verſicherung hinzufüge, daß ich mit meiner Tochter in der aufrichtigen Verehrung Ihrer und Ihrer ſeligen Gemahlin gewiß keinem Ihrer Freunde nachſtehen und darein unſeren Stolz ſetzen.

von Beyme.

14.

Beyme an Varnhagen von Enſe.

Steglitz, den 1. November 1834.

Ew. Hochwohlgeboren

werden von unſerem Preuß die Umſtände erfahren haben, wodurch meine frühere Beantwortung Ihrer über die Maßen freundſchaftlichen Zuſchrift vom 11. v. M. bei Verehrung Ihres von Seydlitz aufgehalten worden, und deshalb über dieſen Verzug nicht ungehalten ſein. Kaum waren dieſe Hinderniſſe beſeitigt, als ich ſogleich mich daran machte, dieſe Ihre neueſte Biographie zu leſen, aber zugleich auch erkannte, wie groß die Entbehrung geweſen, die ich mir ſo lange hatte auflegen müſſen. Es iſt nicht bloß das vaterländiſche Gefühl worin ich, mit Ihnen ſympathiſirend, hingeriſſen worden bin das Werk, ohne es aus der Hand zu legen, gleichſam zu verſchlingen, ſondern auch die Kunſt der Darſtellung im innigſten Verbande mit der anſpruchsloſeſten Einfachheit, welche mich zur höchſten Bewunderung Ihres Talents und ſeiner vollendeten Ausbildung entzückt hat. Faſt jede Seite in dem ganzen Buche hat Stellen aufzuweiſen, die als Denkſprüche ausgezeichnet zu werden verdienen, und doch mit dem Ganzen wie aus einem Guſſe beſtehen. Kurz, meinem geringen Urtheile nach, iſt dieſe Biographie ein vollkommenes Muſter ohne Gleichen, und werth durch eine vergleichende Behandlung des Lebens von Winterfeldt's, auf die Sie am Schluſſe hindeuten, die aber auch nur Ihnen gelingen kann, den vergleichenden Lebensbeſchreibungen Plutarchs die ſo lange beſeſſene Palme zu entziehen; von Grund der Seele wünſche ich Ihnen Glück zu dieſem gelungenen Meiſterwerk. Eben ſo herzlichen Antheil aber nehme ich auch an Ihrer Hoffnung voll-

kommener Herſtellung Ihrer Geſundheit und behalte mir vor Ihnen dieſes ſehr bald mündlich mit dem verbindlichſten Dank für dieſen neuen Beweis Ihres unſchätzbaren Wohlwollens auszudrücken, das ich auch in der ehrenwerthen Erwähnung des Werks unſres Preuß, in der Nachweiſung der gebrauchten Hülfsmittel, theilnehmend erkenne. Wie betrübend auch die Kälte iſt, womit in höheren Kreiſen dieſe ruhmwürdigen vaterländiſchen Beſtrebungen aufgenommen werden, die allgemeinere Beifallsſtimme der Mitwelt tröſtet ſchon jetzt und die Nachwelt wird beides würdigen. Das zeigt ſich auch in dem Ehrendenkmal für Juſtus Möſer, nach Ihrer mir ſo gütig davon gegebenen Notiz, die mir zugleich die Hoffnung eröffnet, auch noch mein Scherflein dazu beitragen zu können. Ich bin Ihnen dafür ſehr dankbar.

In der innigſten Verehrung
Ew. Wohlgeboren

ganz ergebenſter
von Beyme.

15.

Beyme an Varnhagen von Enſe.

Steglitz, den 14. Mai 1836.

Ew. Hochwohlgeboren

mir gütigſt zugeeignetes Werk „die Galerie von Bildniſſen aus Rahel's Umgang" iſt ſeit drei Tagen aus treuer Hand unſres Freundes Preuß in einem Prachtbande in meinem Beſitz. Was ſoll ich Ihnen nun ſagen? Beſchämte mich früher ſchon der bloße Gedanke Ihres öffentlichen Zeugniſſes von Ihrer mir gewidmeten unſchätzbaren Freundſchaft, ſo milderte die Stimme des Bewußtſeins einer vollkommenen

Erwiederung dieſer Geſinnung alles, was ſonſt Beſchwe liches damit verbunden zu ſein pflegt, wenn man eine Wohlthat empfängt, die man nicht vergelten kann. Nun aber, da in dem vollendeten Werke das überſchwängliche Gewicht ſeines Inhalts mich demüthigt, macht es mich vollends ſchamroth, nicht einmal die Meiſterſchaft bewundern zu dürfen, die ſich in den Skizzen von Prinz Louis Ferdinand und Gentz namentlich beurkundet. Mir bleibt nichts übrig als das Geſtändniß, daß mir Worte fehlen um das tiefe Gefühl meines Danks auszudrücken, in dem ich mit innigſter Verehrung lebenslang verharre

Ew. Hochwohlgeboren

ganz eigner und ergebenſter Freund

von Beyme.

16.

Beyme an Varnhagen von Enſe.

Steglitz, den 30. April 1837.

Ew. Hochwohlgeboren

vertrauliche Mittheilung des unterm 26. an den Hrn. von Altenſtein Exzellenz erlaſſenen Schreibens für die höchſt verdiente Beförderung unſeres theuren Freundes Preuß und die höchſtdringende Verbeſſerung ſeines Einkommens hat mich unausſprechlich beglückt. Der Edelmuth aus dem es entſprungen, hat Ihren Ausdrücken eine Kraft verliehen, der der Miniſter, nach meiner Kenntniß von ſeinem Karakter unmöglich widerſtehen konnte. Sie noch durch einen Beitrag von meiner Seite verſtärken zu wollen, würde mich an die Fabel vom Heupferde erinnert haben. Nur von der vertrauteren Freundſchaft mit Hrn. Altenſtein

Beehren Sie dieſelbe mit einer Anzeige, ſo werden Sie den Verfaſſer, einen trefflichen Mann, überaus glücklich machen. Es iſt möglich, daß ich ihn, um meiner Geſundheit willen, nach Plombières begleite.

Leben Sie wohl, und behalten mich lieb. Sie wiſſen, wie ich Ihnen und Ihrer Frau Gemahlin von ganzer Seele ergeben bin.

Oelsner.

48.

Varnhagen an Oelsner.

Berlin, den 12. Juli 1824.

Endlich erwiſche ich mal wieder einen Kourier, der Ihnen, mein verehrter Freund, einige Zeilen von mir überbringen möge! Seit langer Zeit hat unſer Briefwechſel geſtockt; was helfen uns alle Schnellpoſten und alle Luſt und Anregungen zum Schreiben, wenn unſere armen Blätter ſo grauſam verabſäumt werden! Faſt war ich ſchon verſucht, Ihnen mit der gemeinen Poſt zu ſchreiben, doch hielt mich davon manches Bedenken noch zurück, da der Weg weit und nicht dieſelbe Behörde ſeinem ganzen Verlaufe vorgeſetzt iſt. Wo das Drucken abnimmt, wird das Schreiben und Sprechen lebhafter, wo dieſes geſtört iſt, das Denken. Dieſes deutſchen Hülfsmittels, der Gedanken, hab' ich mich denn auch in dieſer Zeit redlich befliſſen, und es iſt kein Tag vergangen, dem Ihr Andenken gefehlt hätte! Den Freund, deſſen geiſtreiche und troſtvolle Unterhaltung mich ſo vielfältiger Anlaß erſehnen ließ, vergegenwärtigte mir auch der Schriftſteller, denn ich höre nicht auf, aus der trefflichen Schrift über

konnte ich mir noch einige Hülfe verſprechen, wenn ich zugleich an ſein Herz appellirte. Das habe ich denn geſtern ſchriftlich und mündlich gethan und zu meiner höchſten Freude erfahren, daß der Miniſter von dem Vertrauen, womit Sie ihn beehrt haben, ſich ſehr geſchmeichelt gefunden, und feſt entſchloſſen iſt was in ſeinen Kräften ſteht für unſeren Freund zu thun, ungeachtet der Beſchränkung eben dieſer ſeiner Kräfte, die nach der Beſchreibung, die er mir umſtändlich davon machte, alle meine ſchon nicht geringe Vorſtellungen davon noch bei weitem übertraf. Dennoch ließ ich mich dadurch nicht abſchrecken, geſtützt auf Ihren unwiderleglichen Beweis der Nothwendigkeit und des Verdienſtes, die er anerkennen mußte, ſo wie ſeiner Freundſchaft, das Verſprechen abzudringen, es auf irgend eine Weiſe möglich zu machen, Preuß neben einer außerordentlichen Profeſſur einige hundert Thaler, worauf ich mich für den Anfang beſchränken zu müſſen glaubte, jährlich anzuweiſen, im ſchlimmſten Falle auf eine ſolche Geldbewilligung bei des Königs Majeſtät anzutragen, dafern ich glaubte ſolches im Kabinet unterſtützen zu können. Da ich ihm letzteres nicht ohne Zuverſicht des Gelingens verſprach, ſo ſchied ich mit der Verſicherung von ihm, daß ich, wenn meine Beihülfe noch erforderlich ſein ſollte, davon benachrichtigt werden ſollte. In Anſehung der Ernennung zum Hiſtoriographen behielt der Miniſter ſich noch nähere Information über die nicht eigentlich zu ſeinem Reſſort gehörigen Verhältniſſe vor, und ich habe mir vorgenommen mit dem Herrn Geheimenkabinetsrath Müller, den ich geſtern leider verfehlte, nächſtens darüber zu konferiren.

Somit wäre denn alle Ausſicht vorhanden, daß Ew. Hochwohlgeboren edelmüthiger Schritt zur Ehre der Wiſſen-

ſchaft und zum Beſten unſeres Freundes von heilſamer Wirkung ſein werde, wenn nur nicht die mehreren Freunde, die darum wiſſen, ihre Freude darüber zu früh laut werden laſſen und dadurch den Neid, und die Mißgunſt anderer aufregen. Daß Hr. Preuß ſelbſt noch nichts davon weiß, iſt ein neuer Zug Ihrer liebenswürdigen Geſinnung, der wo möglich noch die Bewunderung und Liebe vermehrt, womit ich Ew. Hochwohlgeboren hochachtungsvoll ſchon ganz angehöre als

Ihr

ganz ergebenſter
von Beyme.

N. S. Mit großer Ueberwindung, aber nicht ohne zum Andenken eine Abſchrift davon zu behalten, trenne ich mich von Ihrem herrlichen Brief an Hrn. von Altenſtein, unter Wiederbeilegung deſſelben.

Briefe von

Feldmarschall Neidhardt von Gneisenau.

Aus Varnhagen's Aufzeichnungen.

Gneiſenau.

Gneiſenau hatte im Feldzug 1813 an Müffling ſtets einen offnen oder geheimen Widerſacher, der mit ſeiner Pedanterie zwar eine gute Ordnung handhabte, aber auch allem Kühnen, Friſchen möglichſt entgegen war. Kurz vor dem Uebergang bei Wartenburg wurde eine Art Kriegsrath gehalten, Blücher und mit ihm Gneiſenau waren für muthiges Vorſchreiten, Müffling aber wollte mit ſeiner Meinung nicht recht heraus, brachte allerlei vor, was nichts Rechtes bedeutete, und regte zuletzt Gneiſenau's Ungeduld ſo ſehr auf, daß dieſer ihm zurief: „Sagen Sie nur Ihre Meinung ganz frei heraus, Herr Oberſt! Ich gebe Ihnen im voraus die Verſicherung, daß ſie nicht befolgt wird!“ —

1.

Gneiſenau an Oberſt von Gude.

St. Wendel, den 10. Januar 1814.

Was ſoll ich Ihnen, mein lieber Oberſter, auf Ihre zutrauensvolle Zuſchrift antworten! Lange ſchon habe ich die Schwierigkeit und Unannehmlichkeit Ihrer Stellung erkannt, aber auch eben ſo lange die Verdienſte gewürdigt, die Sie ſich dabei erworben, indem Sie dem König, dem Staat, der guten Sache und dem Feldmarſchall in ſo hohem Grade die eminenteſten Dienſte leiſten. Ohne Sie hätte die Schlacht an der Katzbach nicht eingeleitet und durchgeführt werden können. Ohne Sie wäre ſo manches andere ſchief oder gar nicht ausgeführt worden.

Wenn Sie, mein lieber Oberſter, an der Spitze einer Truppenabtheilung ſtehen, ſo haben Sie allerdings einen angenehmeren Wirkungskreis; aber auch einen nützlicheren? Das muß ich ablängnen. Dort erwerben Sie ſich Zeitungsruhm; hier, an der Stelle wo Sie ſtehen, in unſeren Militair-Archiven einen unvergänglichen. Aus dieſen wird dereinſt die Geſchichte ſchöpfen, und Sie werden als der Mann erſcheinen, der dem Grafen Langeron die Siegespalme, die dieſer nicht den Muth hatte zu faſſen, aufzwang.

Die ganze Unannehmlichkeit Ihrer Stellung fühlend, würde ich gern dazu beitragen Sie davon ablöſen zu laſſen, wenn ich nur jemanden kennte, der Ihre Stelle erſetzen

könnte. Sie vereinigen angenehme Formen und Festigkei und sind daher unter Tausenden allein nur geeigenschaftet, einen Mann zu leiten, wie Gr. Langeron. Andere würden oft alles verderben.

Ich vermuthe, daß das Zurückbleiben des Langeron'schen Korps Ihren Ueberdruß über Ihre jetzige Stellung gesteigert hat. Die Zusammensetzung der Armee läßt erwarten, daß man nicht mit der Schleunigkeit gegen Paris vorgehen werde, als man wohl könnte, und dann kommt, wie Sie aus dem letzten Befehl des Feldmarschalls gesehen haben werden, Ihr Korps zeitig genug bei uns an, um in Paris mit uns einzuziehen, falls die Götter uns dieses Glück vergönnten und wir es verdienen.

Ein halbes Jahr fast haben Sie tapfer ausgehalten. Möchte es Ihnen gefallen, noch einige Monate zu verharren. Dann ist ja alles entschieden. Entweder wir sind die Herren in diesem Lande, oder wir gehen mit einem halben Frieden heim. Es ist kaum zu erwarten, daß die eigentlichen Kriegsoperationen länger als noch einige Monate dauern können. Entweder wir siegen, oder wir gehen heim, überdrüssig einer längeren Anstrengung.

Den 15. sind die Oesterreicher in Langres und Dijon. Jetzt bereits bei Besançon, Remiremont, Vezoul, Montbeillard. Die Feinde verlassen die Saar. In Metz ist Unordnung und Verwirrung. Eine Schlacht entscheidet gegen Napoleon. Wahrscheinlich wird sie unweit Paris geliefert werden. Die Schlacht sollten Sie wohl in Ihren jetzigen Verhältnissen noch mitfechten. Bringen Sie dieses Opfer einer Sache, für die Sie so lange gelebt und gehofft haben.

Gott befohlen! Empfangen Sie die Versicherung meiner hochachtungsvollen Ergebenheit.

Ad. Gneisenau.

2.

Gneiſenau an General von Ende.

Koblenz, den 27. Januar 1816.

In den Zeitungen leſe ich, daß Merlin von Douay, der ein Landhaus bei Brüſſel bisher bewohnte, ſolches habe verlaſſen müſſen und die Erlaubniß erhalten habe, in Köln wohnen zu dürfen.

Dieſer Merlin von Douay iſt einer der Königsmörder des berüchtigten Konvents. Als der Vertheidiger Ludwig des Sechzehnten, Franchet, dem Konvent Vorſtellungen machte über die Strenge der Formen, und über die Verletzung der Grundſätze der Kriminalgeſetzgebung in dem Prozeſſe des unglücklichen Königs, da dieſe verlange, daß zwei Drittel der Stimmen erſt hinreichend ſeien, um einen Angeklagten zum Tode zu verurtheilen, da war es Merlin von Douay, der dieſe Meinung bekämpfte, und den günſtigen Eindruck wieder vernichtete, den ſie bereits auf einen großen Theil des Konvents gemacht hatte.

Ich kann mir nicht vorſtellen, daß irgend eine Behörde ſchwach genug geweſen wäre, dieſem Menſchen einen Aufenthalt bei uns zu geſtatten; ſei dem indeſſen wie ihm wolle, ſo bitte ich Sie, lieber General, Ihr Anſehen als Kommandant hiebei wahrzunehmen, und nicht zu geſtatten, daß dieſer Menſch in Köln ſich niederlaſſe, oder vielleicht unter angenommenem Namen ſich einſchleiche, weshalb Sie die dortige Polizei auffordern wollen, aufmerkſam auf diejenigen Fremden zu ſein, die etwa mit Merlin gleichen Alters wären. Lange genug hat man das ekelhafte Schauſpiel geſehen, daß dieſe Königsmörder es wagen durften, in den höheren Zirkeln zu erſcheinen. Es iſt Zeit daß dieſer Skandal endlich einmal aufhöre und

so weit meine Macht geht, werde ich dieses revolutionaire Räuber- und Blutvolk verfolgen.

Mit hochachtungsvollster Ergebenheit

Ihr ganz ergebener Freund und Diener

Gr. Rd. Gneisenau.

3.

Gneisenau an Henrich Steffens.

Erdmannsdorf, den 11. März 1817.

Immer erwartete ich, meine hiesigen Geschäfte zum Theil sich enden, zum Theil sich mindern zu sehen, um meine Reise nach Breslau anzutreten und Ihnen, mein verehrter Herr Professor, dort meinen mündlichen Dank für Ihre Geschenke und für den Genuß daran abzustatten, und stets war ich genöthigt, meine Abreise hinauszuschieben; dies aber nun länger mit meinem Dank zu thun, kann und darf ich nicht. So wollen Sie denn meinen Dank hiermit schriftlich empfangen für ein so köstliches Geschenk, dem ich so manchen Genuß und so vielfache Belehrung schuldig geworden bin. Ich selbst bin ein Freund der Philosophie der Geschichte, und sofern solche nicht auf Abwege durch glänzende neue Ansichten und einen bezaubernden Styl führt, kann nur auf ihrer Bahn ein großer Nutzen aus dem historischen Studium gezogen werden. Das Letztere wird Ihrem Werk wohl vorgeworfen werden, und ich selbst bin über manche darin gezogene Ergebnisse noch im Zweifel. Aber der Zauber der Sprache und Ansichten desselben reißt den Widerstrebenden fort, und man sieht sich durch so manches dornige Dickicht ge-

Mohammed neue Lehren und Muster für geschichtliche Studien zu schöpfen, und habe sie neuerdings mit unendlichem Vergnügen wieder durchgelesen. Solcher Genuß besteht Gottlob inmitten der Zustände, aus denen so mancher andere täglich mehr ausscheidet! Möchten Sie diesem Verkehr nicht zu sehr abgewendet sein! Dürfen wir denn nicht endlich auf Ihre Byzantiner hoffen? — Welchen Antheil wir hier an dem Ereignisse genommen, welches dem französischen Ministerium zugestoßen, ist demjenigen leicht zu ermessen, der da weiß, wie innig heutigen Tages die kaufmännischen Börsen und die politischen Kabinette durch ganz Europa zusammenhängen. Ohne die gleichen Empfindungen, Anlässe und Rücksichten zu haben, ahmen die Staatsleiter gern einander nach; eine Herabsetzung der Zinsen der Staatsschuld unterbleibt mancher Orten, wo es weder Pairs noch Deputirte giebt, vielleicht blos wegen des ausgesprochenen Reins der französischen Pairs. Und dennoch ist der Grund nicht so ganz leer. Haben wir auch nicht überall Pairs und Deputirte, noch Villèles und Chateaubriand's, so haben wir doch überall Rothschild, das ist eine ausgemachte Wahrheit. — Ehe wir noch von unsern diplomatischen Personenänderungen sprechen gekonnt, sind dieselben schon überall wirklich geworden. Ich wünsche Ihnen Glück zu Hrn. von Werther; Sie werden mit ihm leicht in angenehmen Verhältnissen stehen. Hrn. von Nagler's Beförderung geschah schnell, und den Meisten unerwartet; sie erfolgte bald nach der Ankunft des Fürsten von Hatzfeldt aus Wien; da sie aber nur eben bekannt geworden, ging man auch gleich weiter, und bestimmte den neuen Bundesgesandten lieber gleich zum Minister der auswärtigen Angelegenheiten, ein Gerücht ließ den Grafen von Bernstorff sogar schon seine Entlassung nachgesucht haben. Ich bin nicht so eingeweiht, um diese Angaben genau zu sichten, allein es

waltsam auf lichte Höhen fortgezogen, von denen man in die lichteſten Fernen blickt. Machen Sie ſich indeſſen auf viele Widerſacher und noch mehrere Neider gefaßt. Doch nur in ſolchem Widerſtreit kann die Wahrheit zu Tage gefördert werden und nicht in der Fluth von flachen Tagſchriften, womit wir jetzt heimgeſucht werden.

Der Sammlung des Hrn. Waagen werde ich mich annehmen, ſobald ich nach Berlin kommen werde; vorher werde ich verſuchen ſie zu ſehen, obgleich ich zur Beſichtigung nur eines gemeinen Laien Augen mitbringen kann, indem mir der feinere Kunſtſinn mangelt. Aber man muß doch ſagen können, die Sammlung die man empfiehlt, geſehen zu haben und übrigens verlaſſe ich mich auf das Urtheil der Kunſtverſtändigen.

Wenn Sie und Ihre Gemahlin, welcher ich mich zu wohlwollendem Andenken empfehle, in den Ferien nach unſeren Bergen wandern ſollten, ſo werden Sie ſich wohl freundlich erinnern, daß Erdmannsdorf von der Straße zwiſchen Hirſchberg und Schmiedeberg durchſchnitten wird und darin ein Waffengefährte wohnt, dem Sie nicht vorbei gehen dürfen, ohne die Geſetze der Gaſtfreundſchaft zu verletzen.

Gott erhalte Sie und Sie wollen meiner in Wohlwollen eingedenk ſein.

Gr. Rd. Gneiſenau.

Ihrem Herrn Schwager Raumer meine herzlichen Empfehlungen.

4.

Gneiſenau an Helmina von Chezy.

Berlin, den 6. Februar 1818.

Hochwohlgeborene,
Sehr geehrte Frau!

Ew. Hochwohlgeboren remittire ich angeſchloſſen ergebenſt, die mir mittelſt gefälligen Schreibens vom 29. v. M. zugeſandten Papiere, bei Verſicherung meiner ſchuldigen Hochachtung, mit der ich mich zeichne

Ew. Hochwohlgeboren
ergebener Diener
Gr. Nd. Gneiſenau.

5.

Gneiſenau an General von Ende.

Berlin, den 3. März 1818.

Mein verehrter General!

Die Anſicht die Sie, mein verehrter Freund, über den penſionirten Lieutenant Rettelbeck mir geäußert haben, theile ich gleichfalls, und ich habe mich zu dem Ende an den Generalpoſtmeiſter gewendet, um ihm einen freien Poſtpaß von Köln nach Kolberg zu verſchaffen. Dieſen habe ich erhalten, hier beigelegt, und richte ich die Bitte an Sie, ſolchen dem Hrn. Rettelbeck zukommen zu laſſen, falls er etwa davon Gebrauch machen wollte. Wäre dies, und er entſchlöſſe ſich, in ſeine Heimath zurückzukehren, ſo wollen Sie die Gewogenheit haben, ihm Namens meiner zur Beihülfe für dieſe Reiſe ihm 10 Rtl. auszuzahlen, welche ich dankbar wiedererſtatten werde. Iſt er in ſeiner Heimath angelangt, dann werde ich trachten, ihm vielleicht einen kleinen Poſten zu verſchaffen, welches indeſſen, wie ich aus

Erfahrung weiß, auch nicht eine so leichte Sache ist. Wenigstens ist er dann in seinem Vaterland, und kann daselbst wohlfeiler leben als am Rhein. Ob er seine Kinder bei sich habe, weiß ich nicht, indessen habe ich auch auf selbige den Postfreipaß richten lassen.

Wie Sie sehr richtig bemerken, so machen wir stets an neue Unterthanen die sonderbare Forderung, daß sie uns alsbald auf das zärtlichste lieben sollen. Auch ich meine, daß wir vor der Hand mit dem Grad der Ergebenheit als die Rheinländer uns bis jetzt bewiesen haben, zufrieden sein können. Es ist an uns, ihr Zutrauen, und ihre Achtung uns zu verdienen, und stelle man solche Personen an, deren Gerechtigkeit und Billigkeit Achtung gebietet. Sie Ihres Theils, mein lieber General, werden durch solche Eigenschaften wohl das Zutrauen Ihrer Kölner sich erwerben.

Görres Schrift macht hier viel Unruhe. Alle die dem Fürsten Hardenberg nicht wohlwollen, werfen sich tadelnd darauf.

Genehmigen Sie, verehrter General, die Versicherung meiner herzlichen Ergebenheit, und bewahren Sie mir Ihr Wohlwollen.

Gr. Nd. Gneisenau.

6.

Gneisenau an Blücher.

Erdmannsdorf, den 17. Juli 1818.

Durchlauchtigster,
Verehrtester Fürst.

Ew. Durchlaucht habe ich die Ehre zu melden, daß des Königs Majestät geruhet haben, mir das 9te Infanterie-Regiment (Kolbergische) als Inhaber gnädigst zu ertheilen.

Die Auszeichnung, die mir hierdurch widerfährt, verdanke ich der Führung Ew. Durchlaucht, unter deren Auspizien es mir vergönnt war, dem merkwürdigsten Kriege, den je die Annalen der Geschichte kannten, beizuwohnen, und Zeuge der Siege zu sein, die Ew. Durchlaucht erfochten haben.

Demjenigen, was Ew. Durchlaucht in Ihrem geehrten unterm 10. d. an mich gerichteten Schreiben über das Projektmachen und die Juden sagen, pflichte ich mit vollem Herzen bei. Es ist die Krankheit, ja eine Wuth des Zeitalters, alles Alte umzuwerfen und eine neue Gesetzgebung einzuführen. Dadurch und durch die Zeitläufte wird der Adel zu Grunde gerichtet, und an seine Stelle werden Juden und Lieferanten treten und künftighin unsere Pairs des Reichs werden. Dieser Judenunfug empört mein Innerstes, so wie die Schlechtigkeit des Zeitalters, wo man nur denjenigen achtet, der Aufwand machen und große Mahlzeiten geben kann, die man von ihm annimmt, sei er auch übrigens noch so verworfen.

Wenn Ew. Durchlaucht Gesundheit auch nur einigermaßen unterbrochen ist, so möchte ich Ihnen rathen, noch nach Karlsbad zu gehen, welches Wasser, wie ich glaube, Ihnen so sehr gute Dienste geleistet hat und Ihnen so sehr zuzusagen scheint.

Der König kommt den 29. d. nach Berlin zurück, den 21. kommt er nach Memel, den 20. nach Königsberg, den 25. nach Marienburg, den 26. nach Danzig, den 28. nach Stargardt. Der russische Kaiser dürfte in den ersten Tagen des Septembers in Berlin eintreffen.

Ew. Durchlaucht wollen die schuldige Verehrung genehmigen, womit ich zu sein die Ehre habe.

Hochdero
unterthäniger Diener
Gr. Rd. Gneisenau.

7.

Gneiſenau an Bettina von Arnim.

Berlin, den 26. April 1820.

Gnädige Frau.

Eigentlich ſollte ich Ihnen, einer ſo geübten Schriftſtellerin gegenüber, es machen wie Wallenſtein, und erklären, daß ich nichts Schriftliches von mir gebe. — Dennoch will ich meine Eitelkeit überwinden, und ſchriftlich zu Ihnen reden.

Auch ich, ehe ich Ihre nähere Bekanntſchaft zu machen die Ehre hatte, theilte die Vorurtheile, die gegen Sie in der Geſellſchaft umhergeben. Ihr tiefer philoſophiſcher Blick, Ihr fertiger und leichtfertiger Witz feſſelten endlich meine Aufmerkſamkeit. Die edle Art wie Sie von Ihrem Mann mündlich und ſchriftlich redeten, gewann Ihnen endlich mein Vertrauen und ich legte jedes Vorurtheil gegen Sie ab und hatte meine Freude an Ihnen, wie ein Vater an ſeiner geiſtreichen Tochter, wenn ich auch nicht immer Ihre Vernachläſſigung der konventionellen Formen zu vertheidigen vermochte, und Ihnen gern zuweilen eine väterliche Vermahnung gegeben hätte, wozu ich jedoch des Rechtes ſo wie der Hoffnung des Erfolgs entbehrte. Wenn ſich das bekanntſchaftliche Verhältniß eines alten Mannes zu einer jungen Frau ſolchergeſtalt ausgebildet hat, ſo können weibliche Zwiſte ſolches nicht ferner ſtören. Dies iſt meine kurze Antwort auf das was Ihr Schreiben enthält. Ihr Wunſch iſt übrigens bereits erfüllt. Sie ſehen, wie gehorſam ich bin Ihre Befehle auszuführen als

Ihr
ganz gehorſamer Diener
Gr. Nd. Gneiſenau.

8.

Gneiſenau an Bettina von Arnim.

Berlin, den 9. März 1827.

Die Umriſſe Ihres Entwurfs zu einem Basrelief für das Monument zum Andenken des verſtorbenen König von Baiern trage ich noch immer in angenehmer Erinnerung mit mir herum und ich werde mich auch nicht von ihnen trennen. Sie ſehen, wie ſehr ich der Künſtlerin huldige; die Philoſophie vermag ich nicht zu erreichen; ſie ſteht mir zu hoch.

Ihr

Gr. Rd. von Gneiſenau.

9.

Gneiſenau an die Gräfin Julie von Egloffſtein.

1828.

Kennſt du das Land, wo dein Gedächtniß blüht?
Durch dunkles Laub die Abendſonne glüht?
Ein kühler Wind vom hohen Joche weht,
Der Kynaſt tief und hoch die Kappe ſteht?
Kennſt du es wohl? dahin! dahin!
O möchte dich dahin dein Schutzgeiſt ziehn!

Kennſt du das Haus mit ſeinem Schindeldach?
Da glänzt kein Saal, da ſchimmert kein Gemach,
Nur freundliche Geſichter ſehn dich an,
Durch Zauber haſt's du ihnen angethan;
Kennſt du es wohl? dahin, dahin
Wirſt du dahin nicht wieder zu uns ziehn?

Kennſt du den Berg und ſeinen Wolkenſteg?
Dort ſuchteſt du im Dunkel deinen Weg,
Dort ſchlummert Rübzahl's frevelhafte Brut,
Dort ſtürzt der Fels und über ihn die Fluth;
Kennſt du dies wohl? dahin, dahin,
Wirſt du dahin nicht bald ſelbander ziehn?

10.

Von Gräfin Julie von Egloffſtein.

Antwort an Gneiſenau.

Wohl kenn' ich es, das bergumgrenzte Land,
Wo mir die Zeit im heitern Fluge ſchwand,
Manch lieber Wunſch ſich freundlich mir erfüllt,
Ein Paradies dem frohen Blick enthüllt, —
Wohl kenn' ich es —
dahin! dahin!
Mag ich ſo gern in der Erinnrung ziehn!

Und jenes Haus — im ſtillen Thal erbaut,
Deſſ' Zinne ſtolz die Fluren überſchaut,
Wo Eich' und Lorbeer innigſt ſich verſchlingt,
Dem Haupt des Helden kühlen Schatten bringt;
Wohl kenn' ich es —
aus gaſtlichem Gemach
Folgt heitrer Stunden liebes Bild mir nach!

Durch Wolk' und Nebel zu den kahlen Höh'n
Mußt' ich geweckt von böſen Geiſtern gehn;
Der Tag erſchien — wo freundlicher geneigt

Sich Erd' und Himmel glänzend mir gezeigt.
Wohl kenn' ich ihn —
den Meiſter, deſſen Macht
Die Geiſter dort ſo dienſtbar mir gemacht!

Aus buntem Grund hebt ſich das heitre Bild,
Winkt mir der Berg — umſtrahlt mich das Gefild,
Und lockt auf's neu — den frohbewegten Sinn
Durch Fluß und Thal zu jenen Fernen hin!
Wohl kenn' ich Sie —
des tapfern Helden Hand,
Die ſolch Gebild mir freundlich zugeſandt!

11.

Gneiſenau an Varnhagen von Enſe.

Berlin, den 27. Juni 1828.

Durch meine Schuld iſt es vergeſſen worden, Ew. Hochwohlgeboren für heute, wo der Hr. General Fürſt von Bentheim bei mir ſpeiſen wird, zum Eſſen einzuladen. Wenn es Ew Hochwohlgeboren nicht zu ſpät iſt, ſo bitte ich um Ihre Gegenwart, recht ſehr um Nachſicht wegen meiner Alterſchwäche bittend.

Hochachtungsvoll

Ew. Hochwohlgeboren
ergebener Freund und Diener
Gr. Nd. Gneiſenau E. M.

12.

Gneiſenau an Varnhagen von Enſe.

Berlin, den 28. April 1830.

Ew. Hochwohlgeboren

habe ich meinen recht ſehr verpflichteten Dank auszudrücken für das werthvolle Geſchenk, das Sie mir mit der Fortſetzung Ihrer biographiſchen Denkmale gemacht haben. Obgleich die bürgerliche Verfaſſung und das äußere Daſein der Brüdergemeinde bei meinem Hang zu ſtiller, geräuſchloſer Zurückgezogenheit mich immer ſehr angezogen haben, ich in ihren Wohnſitzen gern verweile, und ich ſogar ihren, der Welt unbekannt, ſo ſehr toleranten Religionsanſichten huldige, ſo bin ich doch neugierig zu ſehen, wie Sie die Klippen umſchifft haben, die ſich einem Biographen Zinzendorf's auf einer oder der andern Seite entgegen ſtellen. An ſolcher Geſchicklichkeit iſt etwas zu lernen.

Ew. Hochwohlgeboren wollen die Verſicherung der Ihnen von mir gewidmeten, wohlbegründeten Hochachtung empfangen, womit ich zu beharren die Ehre habe

Ihr

ganz ergebener Freund und Diener

Gr. N. Gneiſenau. S. M.

Brief von

Staatsminister Graf von Haugwitz.

iſt zuverläſſig, daß viele Perſonen noch jetzt der feſten Meinung ſind, Herr von Nagler werde, ehe ein Jahr vergeht, im Beſitze des Portefeuille ſein. Unter unſern Staatsbeamten iſt keiner, deſſen Name in der letzten Zeit ſo oft mit Ruhm und Preis genannt worden, ohne daß man jedoch deßhalb behaupten dürfte, die Verdienſte um die Poſt ſeien der Grund zu den Fortſchritten in der Diplomatik; in dem letzteren Fache hat Herr von Nagler ſchon ehemals eine bedeutende Wirkſamkeit gehabt, aus welcher der Staatskanzler ihn entfernte. Herr von Jordan ſieht nun einen gehaßten Rivalen zum zweitenmale den Sieg davon tragen, für die Poſt und für die Bundesgeſandtſchaft war jener der eifrigſte Mitbewerber. Ob Herr Graf von Goltz nach London gehen wird, iſt noch zweifelhaft; um hier am Hofe zu leben, was ihm gewiß wünſchenswerther iſt, fehlt es ihm vielleicht nur an einigen nicht unerreichbaren Vortheilsbewilligungen, z. B. freies Hotel und dergleichen. Unſer Miniſter Herr Graf von Bernſtorff iſt in dieſem Augenblicke im Bade zu Eilſen, wo auch Frau von Rayneval gegen die Trübung der Hautglätte in Schlammbädern Hülfe ſucht. Die ganze vornehme Welt begiebt ſich auf Reiſen, Berlin iſt verödet. Se. Majeſtät der König iſt bereits in Töplitz, wird nach drei Wochen nach Toberan gehen, wo die Großfürſtin Alexandra landen ſoll (ſie beſucht nachher Ems und verweilt dann in Berlin bis zum Januar), und im September in Schleſien große Truppenſchau halten. Unter ſolchen Umſtänden kömmt in Berlin wenig Bedeutendes an Tag, für die innere politiſche Theilnahme treten Ferien ein. —

Vom Herrn Geheimerath Wolf habe ich vor einiger Zeit einen langen Brief aus Schlangenbad erhalten, wo er ſich von den Beſchwerden der Reiſe etwas erholte. Er iſt ſeitdem weitergereiſt, und ſoll aus Lyon ein paar Zeilen

Aus Varnhagen's Aufzeichnungen.

Haugwitz.

(Vom Staatsminister von Schön erzählt, 8. Juli 1848.)

Als der Erste Konsul Bonaparte durch seine Truppen wollte Hannover besetzen lassen, drang Haugwitz darauf, Preußen solle erklären, wenn französische Truppen über den Rhein gingen, dies als einen Angriff gegen Preußen anzusehen; ferner wollte er, Preußen solle den Franzosen jedenfalls zuvorkommen und zuerst in Hannover einrücken, zum Schutze dieses Landes und ganz Norddeutschlands. Aber Graf Münster, ein entschiedner Feind Preußens, wollte lieber das Land in der Franzosen Händen als in denen der Preußen sehen, glaubte auch das Einrücken jener nicht so nah, und wandte in St. Petersburg alles an um Preußens Absicht zu vereiteln. Schon waren mehrere Regimenter bei Magdeburg (Pietzpuhl) versammelt, der König selbst dort zur Revue, der Aufbruch sollte eben beschlossen werden. Da kam ein Kourier aus St. Petersburg, der die Erklärung des russischen Hofes brachte, wenn Preußen in Hannover einrückten, so würden sogleich Russen in Ostpreußen vorgehen. Es wurde ein großer Kriegsrath gehalten. Haugwitz sprach gut und kräftig, ja mit verletzendem Nachdruck, der König solle der Drohung nicht achten, die ohnehin nur als solche gemeint sei, und wäre sie Ernst, so könne man ihr auch dann Trotz bieten. Der Beschluß war, man solle Hannover besetzen. Aber der König zauderte,

und zauderte. Die Franzoſen beſetzten Hannover, Preußen mußte zuſehen. Haugwitz ſagte damals mit Grimm: „Jetzt bleibt dem Könige nichts, als bei jeder fernern Gelegenheit Bonaparte'n die Füße zu küſſen!“

Der Staatsminiſter von Schön erzählte mir, daß der verſtorbene Geſandte von Küſter ihm einmal eine prachtvolle Lobrede des Miniſters Grafen von Haugwitz gemacht, deſſen Feinheit, Ueberſicht, Geiſtesgegenwart und Schlauheit er höchlich gerühmt, und wobei er zuletzt mit Eifer ausgerufen: „Und lügen kann er . .!“ — Schön's Lachen weckte ihn aus ſeiner Begeiſterung.

(Berlin 1848.)

Dies erinnert an Talleyrand's Wort über Maret, Herzog von Baſſano, der die diplomatiſche Maxime de toujours tromper sans jamais mentir, ſo übel ausgeübt, qu'il mentait toujours sans jamais tromper.

Staatsminiſter Graf von Haugwitz an Bürde.

Luxemburg, den 25. September 1792.

Der Menſch denkt's, Gott lenkt's. Der das zuerſt geſagt hat, war ein weiſer Mann und hat es gewußt, daß die Menſchen alle gern ſelbſt fahren und der liebe Gott im Himmel Sich nur reſervirt hat einzulenken — beſonders dann wenn ſie nicht mehr ein noch aus wiſſen. Ich bin zwar auch ein Menſch und noch obendrein ein armer Sünder, aber wahrlich in dieſem Stück bin ich's nicht; denn ich überlaſſe ihm nicht allein das Einlenken, ſondern auch das Fahren, und es kann auch bei mir nicht anders ſein, denn es geht ſo bunt über Eck, daß da kein Menſchenverſtand hilft, und ich alſo die Zügel wohl fallen laſſen muß. In Proskau ſahen wir uns das letztemal, liebſter Bürde; ich ging nach Wien und meinte dort mein unruhiges Leben ruhig fortzuführen — am wenigſten aber dachte ich Ihnen nach vier Wochen von — Luxemburg aus zu ſchreiben und doch iſt's ſo. Seit geſtern bin ich hier, habe heute die herrliche ſchöne Feſtung geſehen, gehe morgen nach Verdun und von da in's Lager zum König. Was aber dann weiter, das ſagt Ihnen der Eingang meines Briefes. Baron Spielmann iſt vor mir von Wien abgereiſt und hier einige Stunden ſpäter als ich eingetroffen.

Meine Abreiſe von Wien kam ſchnell und unerwartet. Sie war die Folge eines heroiſchen Entſchluſſes, erzeugt aus demſelben Prinzip, das den Mann mit den zehn Pfund lehrte Wucher damit zu treiben. Da der wahre Heroismus niemals detaillirt, und im Grunde auch das Detailliren nicht meine Sache iſt, ſo hat's für mich unter anderem die widrige Folge gehabt, daß ich aus Wien gereiſt bin, als wollte ich nach Haimbach ſpazieren fahren mit einer mäßigen Sommergarderobe und jetzt in der Nachbarſchaft der kalten Ardennen zu frieren glauben würde, wenn man in dieſem Wirbel Froſt und Hitze fühlte. — Ich habe zwei Seiten geſchrieben, und Ihnen nichts geſagt, ich hoffe aber Sie werden daraus erſehen, daß ich Ihnen nur ſagen konnte, daß ich heut in Luxemburg bin. Doch auch ſollen Sie von der Armee und unſerem lieben König Nachricht haben. Er ſteht heut mit dem Herzog von Braunſchweig da, wo 452 Attila ſtand. — Und nun ſagen Sie mir, daß die Dinge in der Welt ſich nicht ähnlich ſehen, ich für meinen Theil finde durchaus nur mein Gelüſte an der Geſchichte darin, daß ich ſehe, die Menſchen tanzen alle dieſelben Touren von oben bis unten, (wenn Sie ſich auf's engliſch Tanzen nicht verſtehen, ſo laſſen Sie ſich das Ihre Nachbarn erklären) alſo unſere Armee ſteht ohnweit Chalons und hat durch einen geſchickten Marſch durch den bois de Bargonne die franzöſiſche Armee umzingelt, welche in ihrem Rücken die Marne hat. Stündlich erwartet man den entſcheidenden Schlag, und vielleicht iſt er ſchon geſchehen. Der König iſt geſund, campirt mit ſeinen Soldaten, wenn's ſein muß auch unter freiem Himmel, theilt, nicht als eine Form zum Nachſtück, ſondern au pied de la lettre ſein Brot und Waſſer mit ihnen.

Unſerem lieben Miniſter empfehlen Sie mich herzlich und danken ihm für ſeine letzten Nachrichten aus Polen, die ich eben vor meiner Abreiſe von Wien erhielt, und ſagen ihm, daß über Dinge, die ihn ſo wie mich intereſſiren, ich hoffe ihm bald ſchreiben zu können. Auch unſren lieben Wedel grüßen Sie herzlich von mir. Nun Gott befohlen, liebſter Bürde, auf's Wiederſehen! Wenn Sie mir ſchreiben wollen, ſo adreſſiren Sie mir Ihren Brief nach Wien. Ich umarme Sie herzlich.

Haugwitz.

Brief von Peter von Pahlen.

Peter von Pahlen (Verſchwörer gegen Kaiſer Paul) an Löwis.

Pawlowski, den 30. Juni 1798.

Deinen freundſchaftlichen Brief vom 8. dieſes, habe ich erſtlich geſtern zu erhalten das Vergnügen gehabt, und bin Dir für Dein freundſchaftliches Andenken unendlich verbunden; den ſchönen Lachs habe nicht geſehen, weil vermuthlich ſich dazu ein Liebhaber gefunden haben muß, und da es mir auch widerfahren iſt für dieſen fremden Lächſe zu verzehren, ſo ſehe ich dieſes wie ein Vergeltungsrecht an, und bitte in der Folge mir keinen mehr zu ſenden, weil meiſtens nicht in Scherrbang bin, und es ſich abermalen Liebhaber finden möchten. Es thut mir unendlich leid, daß du nicht geſund biſt; ein gutes Mittel will Dir vorſchlagen, das iſt, Du mußt Dich mit Dich Selbſt nie beſchäftigen, viel Bewegung machen, ſo wirſt Du Dich wohlbefinden. Ich rechne noch recht ſehr darauf in der Folge mit Dir in Balkahn zu leben. Deiner Gemahlin bitte mich beſtens zu empfehlen, und von mich überzeugt zu ſein, daß Zeitlebens Dein treuer Freund bin

Pahlen.

hieher geschrieben haben, und unverbürgte Nachricht setzt hinzu, daß er sich wieder sehr unwohl befinde. Unsäglich schmerzen würde es mich, wenn ihm etwas Ernstliches zustieße; die Welt weiß, wie sehr man ihn zu verehren hat, aber wie sehr man ihn lieben darf, ist Wenigen bekannt! Ich aber habe erfahren, welch zartes menschenfreundliches Herz unter anscheinenden Härten und Massen von Eitelkeit bei ihm sich behauptet hat. Man muß ihm vieles verzeihen, dem Altmeister geistreicher Alterthumskunde, der ja auch wirklich nirgend seines Gleichen hat! — Vielleicht haben Sie indeß einen Grußbrief seit seinem Eintritt in Frankreich von ihm erhalten, und wissen zur Stunde mehr von ihm, als ich Ihnen melden kann.

Die Nachgiebigkeit des Kaisers von Rußland gegen die Pforte setzt in Erstaunen; wir finden dieselbe in der Art, wie unsere Handelsverhältnisse in St. Petersburg genommen werden, nicht wieder.

Der politische Schauplatz ist jetzt so erfüllt, daß man schwer jedem Einzelnen die nöthige Aufmerksamkeit zu widmen vermag. Griechenland und Amerika, Spanien und Norwegen, alles fordert seinen Antheil. Und dabei darf der Johannisberg ja nicht übersehen werden.

Nach manchen Vorzeichen dürften die deutschen Universitäten neuerdings ein hartes Spiel haben; doch wird sich das Gute wohl durch alle Gefahren standhaft behaupten und können viele Jahre erforderlich sein, ehe eine wirkliche Umschaffung auch nur theilw se gelingt. Ich glaube übrigens, man thut den Universitäten zu viele Ehre an; durch die ungeheure Masse der in Schriften freiwogenden Litteraturbildung, und andrerseits durch die ungemeine Heraufbildung aller Gymnasien, Kriegsschulen u. s. w. haben die Universitäten den Haupteinfluß auf die Richtung der Denkart großen-

Briefe von Louis Elie Pajon.

Aus Varnhagen's Aufzeichnungen.

Pajon.

Louis Elie Pajon de Moncets, geb. zu Paris 1730 aus einer armen adelichen Hugenottenfamilie. Der Vater verheimlichte seinen Glauben in Paris, sandte aber den Sohn nach Berlin, um im Collège français Theologie zu studiren. Er wurde Prediger zu Bernau, dann in Leipzig, wo er mit Gellert noch bekannt wurde.

Von Leipzig reiste er nach Paris, kehrte aber nach Berlin zurück, wurde auf's neue Prediger in Bernau, dann in Berlin. Er übersetzte Gellert's moralische Vorlesungen, dann einiges von Basedow. Er errichtete eine Erziehungsanstalt, die guten Fortgang hatte. Er wurde später Konsistorialrath und Inspektor des Collège français.

Von seiner ersten Frau bekam er in zwanzigjähriger Ehe keine Kinder. Darauf heirathete er eine Wittwe, die Tochter von Formey, von der er einen Sohn bekam. König Friedrich Wilhelm II. erhob ihn in Betracht seiner adelichen Abstammung in den Adelstand.

1.

L. Pajon an Formey.

Leipzig, le 12. janvier 1753.

Monsieur et très honoré Père.

La décision au sujèt des sermons de Mr. de Beausobre m'enhardit à vous en demander une autre. J'ai hérité quelques papiers d'Ostome; il s'y trouve une dissertation sur l'Apocalypse de Mr. Abauzit, qui me semble ébranler fortement l'authenticité de ce livre. Les autorités des P. P. pour et contre sont balancés, et j'avoue que si la crainte de décider trop vite dans un sujet si important, ne me retenait, je me dirais du même avis. Clarene qui m'a obligé à lui comuniquer cette pièce, donne à corps perdu dans l'idée de l'auteur, et il me persécute pour lui donner pouvoir de la faire imprimer. Je lui ai répondu que je ne savais pas à quelles conditions Ostome en avait obtenu copie, ni quel usage il en aurait fait; qu'ainsi je ne m'en croyais pas le maitre. Qu'il en fallait laisser aux héritiers de Mr. Abauzit la disposition, et que d'ailleurs, vu le génie de notre siècle, en supposant même la thèse démontrée, pour quelques personnes qui s'en tiendraient à rayer du Canon des Ecritures l'apocalypse, il y en aurait un bien plus grand nombre qui concluraient du particulier au général. Voici sa réplique.

L'intérêt de la vérité demande la publication d'un écrit qu'on juge propre à détruire l'erreur. Si la crainte des mauvais logiciens devait étouffer les bons ouvrages, combien nous en resterait-il? que deviendraient même les livres sacrés? Une chose qui vous a été leguée et donnée, vous appartient: donc — vous ignorez si Mr. Ost. et par cela même que vous ignorez absolument, vous êtes autorisé et les héritiers de Mr. Ab. n'ont rien à dire. Et puis ce n'est pas vous, c'est moi qui me charge du tout.

Je suis obligé pour vous exposer toutes les pièces du procès d'en ajouter une autre que Clarenc me confie en secret. En passant en Hollande, le besoin d'argent lui fit vendre à Mr. Luzac un recueil de discours. Mais ce recueil ne composant que 12 feuilles, il souhaitte de pouvoir y ajouter de faire un volume in 12. Le discours sur l'apocalypse se présente fort à propos, dit-il.

Cette dernière raison est celle dont je suis le plus touché. Mais puis-je lui accorder en conscience ce qu'il souhaitte? C'est sur quoi je vous prie, Monsieur, de vouloir bien me décider.

J'ai lu l'Acakia, holà! J'ai été longtemps indécis si le holà de Boileau était admiratif, ou d'indignation; c'est dans le dernier sens que je l'applique ici. Laissant la question de droit à part, le fait me parait indigne, en l'envisageant d'un certain point de vue, je veux dire par rapport aux circonstances, n'était placé celui à qui on l'attribue. On débite ici qu'il a fait servir l'imprimatur à lui accordé pour quelque écrit sur les lettres de Milord Bolingbrocke, pour faire passer à la presse l'écrit justicié, et qui indépendament de cette crotte, ne peut que flétrir son coeur et ses sentimens.

Je doute qu'il puisse jamais en paraître de bonne Apologie. Quoique sur cet article je suis bien résolu à être réservé depuis que j'ai vu l'Apologie de l'Abbé de Prades. C'est ici où j'appliquerais volontiers le hélas! hélas pour le plaindre; hélas pour l'injustice de la Sorbonne, et la honte dont elle s'est couverte. Le Tombeau qu'elle s'est préparé ne pouvait guère être plus déshonorant et sans en dire ni plus ni moins que l'Abbé de Prades, je crois que s'il a avoué des erreurs, il a payé un tribut à l'umanité; mais qu'on ne doit pas le taxer pour cela d'irréligion, mais bien ses ennemis qui ne lui ont laissé aucun lieu de défense, et qui n'ont voulu entendre à aucune rétractation.

Vous m'avez si fort mis au crédit par la lettre à vignettes et autres nouveautés, dont je vous suis redevable, que l'on a même envoyé chez moi pour savoir si je n'avais rien de nouveau. Ce qui me plairait le plus, ce serait la certitude de votre entier établissement. Je voudrais bien qu'il me fut permis de vous envoyer une nouveauté. C'est un volume de Sermons de feu Mr. Coste, et sa Morale. Le frère les a remis en dépot chez une personne de notre Colonie, qui a bien voulu me communiquer un exemplaire de chacun, à charge de les lui remettre bientôt. L'éditeur veut avant d'en permettre le débit, sonder Walther de Dresde pour savoir s'il ne veut pas s'en charger, et jusqu'à la foire de Paques, il n'y a pas apparence que le public en ait communication. Les Sermons annoncées comme faisant partie d'un sistème, sont au nombre de 40. L'existence et les perfections de Dieu font le sujet de la moitié; les autres titres sont de l'origine du mal, chute d'Adam, immortalité de l'âme, résurrection, jugement,

vie éternelle, connaissance de J. C. Messie, Types, grace, coexistence des volontés divines, avantages qui distinguent les hommes, prédestination, espérance, providence, Révélation, résurrection de J. C. écriture sainte, lecture de la éparole, église, ministres, pouvoir des chefs, antechrist, conversion des juifs, embrasement du monde, connaissance de Dieu. J'en ai lu deux qui ne m'ont pas paru si scientifiques que je le pensais sur l'idée des Principes de la science et des Mathem.

Les principes et les maximes de la morale sont distribuées en X livres, qui n'ont aucun titre particulier, et aucune table. Je ne puis jusqu'à present vous en donner aucune idée, n'en ayant d'autre que celle-ci; c'est que les principes me paraissent difficiles à saisir, les maximes paradoxes, il est vrai qu'il y a une explication jointe; et au surplus tant de petites questions qui semblent faites pour rendre une partie du livre aussi populaire que le reste l'est peu. Vous rirez sant doute quand vous comparerez mon jugement avec le livre même. Au risque d'en être un peu le sujet, je souhaitterais qu'aucun mal ne put jamais troubler votre bonne humeur. J'ai appris que votre guérison s'avançait; les voeux que je fais pour votre santé et votre satisfaction, ne sont pas des voeux de nouvel an, ils sont perpétuels et sincères. Nous souhaittons a Madame votre Épouse ce qu'on nous souhaitte à nous-mêmes, un héritier, et nous la prions d'agréer nos très-humbles complimens. Je suis avec respect

Votre très-humble et
très-obéissant serviteur
L. Pajon.

2.

L. Pajon au Formey.

(mars 1753.)

Monsieur et très honoré Père.

Il y a longtemps que je n'ai reçu de vos nouvelles ni par vous-mêmes ni par d'autres, et cela m'inquiète. Je crains que vous ne soyez malade. Naturellement je devrais penser que vos occupations et l'inutilité de mes lettres, sont des raisons suffisantes pour que vous différiez d'y répondre. Mais vous-même, vous m'avez appris à penser autrement, et votre exactitude avec moi, que je me suis dit plus d'une fois ne pas mériter, me fait soupçonner d'autres raisons de votre silence; celle de votre indisposition est surtout celle à laquelle je m'arrête, et qui, j'ose vous en assurer, me cause une véritable inquiétude.

J'ai rendu visite au médecin du Pape *), qui aurait lui-même besoin d'un bon médecin pour le corps et pour l'ame, mais je crois que celui qu'il lui faudrait, ne se trouve pas sur la terre. Je fus passablement content de sa réception, sans avoir cependant beaucoup d'envie d'y retourner; à quoi il m'a cependant forcé par le présent qu'il m'a fait de son S. de L... Je ne sais, si mon habit le mit en train, mais il fut beaucoup question entre nous d'une matière, où malgré toute sa réputation, je me fais gloire de penser tout autrement que lui: mille objects entassés, auxquelles il ne me donnait pas le temps de répondre, m'ont fait penser que j'achetais un peu cher le présent, dont je venais le remercier. Il fut aussi question des lettres que

*) Voltaire.

vous m'avez fait la grâce de m'adresser, et ce qui ne me fit pas peu de peine, c'est qu'il soutient fort et ferme, que vous y parliez d'un établissement public, en faveur de Mrs. les Candidats, qui répugnerait à cette pureté de moeurs sur laquelle vous insistez sur-tout, et que vous prescrivez comme première règle aux jeunes théologiens. De retour chez moi, je m'hazardai à lui écrire la lettre suivante, et sur laquelle je serai bien plus flatté de votre approbation, que de tout ce qu'il a pu en penser.

« Vous m'avez permis de vous envoyer le livre de Mr. F. pour y examiner un certain endroit, où ce Professeur donne, selon vous, un conseil un peu trop humain. Je crois avoir trouvé la page, et j'y ai mis une marque (p. 80). Vous êtes trop équitable, Monsieur, pour ne pas permettre à ma reconnaissance de justifier mon ancien maitre de l'hilosophie du soupçon d'enseigner une morale trop relâchée, et qui pourrait lui faire quelque tort dans votre esprit. Une phrase de quatre ou cinq lignes, prise a part, pourrait donner quelque lieu à une idée que j'ose assurer que Mr. T. n'a point eu et qui ne peut lui être attribuée quand on lit ce qui précède et ce qui suit. Mr. T. propose un moyen qui lui semble propre à obvier aux inconvéniens du célibat des Ecclesiastiques et aux embarras que leur cause dans l'état du mariage le soin de fournir avec de modiques revenus à la subsistance d'une famille souvent nombreuse. — Son projet est de charger l'État de pourvoir par quelque établissement à l'entretien des enfans nés d'un légitime mariage. La chose serait sans doute de difficile éxécution, aussi ne la propose-t-il qu'en riant.

theils verloren. Die Verbindungen jedoch, welche das Rundschreiben unseres Polizeiministers zur Kenntniß bringt, und als die Gesammtheit der studirenden Jugend in Deutschland umfassend bezeichnet, sind merkwürdig genug; unter andern auch dadurch, daß diese Verbindungen hauptsächlich erst nach den Karlsbader Beschlüssen recht in Wirksamkeit getreten scheinen. Herr von Kamptz, der solche Dinge freilich nicht gestatten darf, wie es denn kein Staatsbeamter dürfte, und mit Strenge weiteren Untersuchungen obliegt, wird übrigens das Lob gemäßigter Denkart und billiger Rücksichten beigelegt. Die künftige Stellung des Herrn Staatsrath Schulz ist noch nicht entschieden; man meint, er würde eine Art Oberamt in unserem Kunstwesen erhalten, durch Begünstigungen vortheilhaft, und durch Verhältnisse wichtig. Er hat sich des besondern Schutzes des Fürsten Wittgenstein und des Hrn. von Schuckmann zu erfreuen. —

Ich sammle fleißig zur Fortsetzung meiner Biographien. Für die Ausarbeitung und Erscheinung dürfte das Leben des alten Dessauers fast noch schwieriger werden, als das von Blücher. Ueberdies haben wir für alle Schriften dieser Art noch eine neue, ungemein strenge Zensurbehörde in dem Generalstabe erhalten. Indeß arbeite ich getrost fort, der Druck mag immerhin ausgesetzt bleiben. Die drei Abentheurer, deren Leben schon erschienen, finden zu meinem Erstaunen fortwährend von den verschiedensten Seiten Beifall. Ich sehe, daß Goethe ein Wort darüber sagen will; dann hat die Kronprinzessin sich das Buch vorlesen lassen und besonders an Theodor sich ergötzt. —

Die herzlichsten Grüße habe ich Ihnen von Rahel zu sagen! wie sehr wünschen wir, daß ein kleiner Reiseausflug, den wir vorhaben, uns bis zu Ihnen oder mit Ihnen zusammenführte! Aber leider ist unser Ziel nur ganz in den

Voilà, Monsieur, comment j'entends le passage en question. Je puis encore me tromper, mais je souhaiterais pouvoir mettre dans le même jour toutes mes idées par rapport à l'entretien que j'eus l'honneur d'avoir hier avec vous. Il y aurait de la témérité à entreprendre de faire plus pour votre conviction que les Abbadie (il disait n'y avoir pas trouvé de bon sens) et d'autres illustres défenseurs du xième n'ont pu faire. J'oserais seulement vous dire que vos objections ne m'ont point ébranlé. Je crois en général que pour pénétrer le sens d'un auteur sacré ou profane, comme nous parlons, il faut se transporter en idée sur les lieux, dans les temps où il écrivait; faire attention aux circonstances et aux vues particulières dans lesquelles il écrivait. Mr. de V(oltaire) lui-même, tout admiré et tout admirable qu'il est dans ses écrits, pourrait bien aux Saumaises futurs préparer des tortures. Et je m'étonnerais cependant que dans quelques siècles d'ici quelqu'un fut assez peu partisan du beau et du bon, pour ne pas gouter ses ouvrages à cause de quelques endroits qui lui paraitraient avoir besoin d'explication, et que tout le monde entend et goute aujourd'hui. Je vous laisse à vous-même, Monsieur, à faire l'application, en vous priant de me pardonner et la longueur ennuyante de ma lettre, et la liberté que je prends de vous l'adresser. Hors un seul point, il n'y a personne que je souhaiterais voir autant consulté que vous sur la manière d'écrire et de penser, et ce point ne m'empêchera jamais de me dire avec respect votre. »

La fin de ma lettre un peu trop flatteuse sans doute, était pour mieux faire passer le reste. Sa réponse m'a étonné, courroucé, et cependant je la regarde comme

un triomphe que j'ai remporté sur lui, et un échantillon de la manière dont certaines personnes lisent et entendent, ce qui ne veulent ni bien lire, ni bien comprendre. Il me renvoya le libre, où il avait écrit à la marge de la page 80 les paroles de la ligne 21, auxquelles il avait ajouté deux hem, hem!

N'était la célébrité du personnage, et l'intérêt que j'ai pris à cette querelle, je ne vous aurais pas parlé de ces pauvretés. Et si je ne regardais de même tout ce que je vous en ai marqué, je vous prierais, Monsieur, de n'en parler à personne, mais cela va comme on dit, sans dire.

Le susdit que je crois à-présent à Gotha, m'a encore envoyé depuis ma lettre le supplément au livre dont je vous ai déja parlé, la nouvelle édition de la Diatribe, le 1er et le 5ème vol. de ses oeuvres de l'édition de Walther 1748 et l'histoire militaire de France du P. Daniel 2 vol. 4°. Pour ce dernier livre assurément il fallait bien qu'il en fut embarassé pour me l'avoir envoyé.

Pour parler d'autre chose, j'ai sur le coeur de ne vous avoir pas envoyé un exemplaire des Sermons et de la Morale de Mr. Coste. Quand j'eus l'honneur de vous écrire en dernier lieu, le débit n'en était pas encore permis. Depuis je les ai envoyés à Mr. Achard, et la crainte seule que Mr. Coste de Halle ne m'eut prévenu en vous les envoyant, est cause que je n'en ai point joint pour vous. Comme je ne doute pas que vous ne les ayez eu en main, oserai-je vous demander ce que vous en pensez? Lorsque j'avais le bonheur de recevoir de vos lettres, j'étais riche en nouvelles, à présent, je ne sais rien. J'ignore par exemple si

Mr. Mousson, qu'on m'a dit avoir eu le plus de voix à la ville neuve, a reçu la confirmation du Roi, et si Mr. de Pérard s'est soumis à la réponse un peu mortifiante qui doit lui avoir été faite. Je ne crois pas que ce soit là trop de questions si vous vous portez bien, et d'ailleurs je ne me soucie pas beaucoup de la réponse, pourvu seulement que vous me fassiez la grâce de me faire savoir l'état de votre santé. J'ai vu entre les mains d'un de nos marchands qui vient de Lyon, le spectateur réduit, et augmenté en quelques endroits par Mlle. Hubert. C'est tout ce que je sais de nouveau. J'ai l'honneur d'être avec un profond respect, Monsieur et très-honoré Père,

Vôtre très humble
et obéissant serviteur
L. Pajon.

3.

L. Pajon an Formey.

Leipzig, le 10. aout 1753.

Monsieur et très-honoré Père.

Graces à l'avertissement que j'ai vu dans la Gazette de Haude, je puis encore vous faire tenir quelques commissions pour la vente des livres de feu Mr. de Beausobre. Mr. Moscow ne m'a envoyé sa note qu'aujourd'hui, et j'en attends encore une demain de Mrs. Kästner et Christ.

Je viens de recevoir une traduction de la séance mémorable en allemand avec la vignette; mais vous n'en voulez plus, vous voudrez peut-être bien per-

mettre que je joigne ici un article du billet de celui de qui je la tiens.

On m'avertit qu'il y a de Maupertiana où Mr. de M. est représenté en Don Quichotte, Mr. Euler en Sancho Pansa, et Mérian en Arlequin, Voltaire en Satyre. J'avoue que quelque peu porté que je sois pour Mr. de M. pour le fond de la dispute, je crois qu'on a poussé déja les choses trop loin il y a longtemps, et je ne trouve même dans la vignette en question que de la malice, sans quelle soit bien soutenu par de l'esprit. Je ne sais pas trop quelle ressemblance Mr. de M. peut avoir avec Don Quichotte, au moins le chevalier de la Manche n'ayant jamais eu d'Arlequin à ses trousses, le personnage qu'on donne à Mérian est très-mal choisi. D'ailleurs Mr. Mérian serait Arlequin pour endormir les gens, car je n'ai encore lu d'écrivain à qui il coutait plus de montrer de l'esprit. Je suppose que ces Maup . . tiana sont in 8°, cela fera un volume raisonnable avec la Voltairomanie.

C'est être destitué de nouvelles que de vous entretenir sur un sujet qui vous ennuye depuis longtemps. J'espère qu'il ne vous en coutera rien pour la lecture, et que Mrs. les acheteurs de livres payeront le port de lettre. Si l'envoi des livres vous causait quelques embarras, il faudrait que moi ou quelque autre vous en déchargions, à moins que vous ne voulussiez vous contenter de notre reconnaissance pour toute la peine que nous vous occasionnons. Je ne devrais pas parler de la mienne, puisque je vous la dois toute entière, et que je ne présume pas pouvoir jamais m'aquitter. Agréez cet aveu, et les assu-

rances du profond respect avec lequel je suis, Monsieur,

votre très-humble et
très-obéissant serviteur
L. Pajon.

4.

L. Pajon an Formey.

Leipzig, le 19 mars 1757.

Monsieur et très-honoré Père.

Votre dernier billet m'intrigue: je voudrais bien paraître incognito dans votre Bibl. germ.; parler de Mr. Gellert, et répondre à votre invitation; à ces trois raisons s'opposent une révision d'un grand ouvrage de politique d'une personne que vous connaissez bien, qui vous en aura parlé, je pense, et que je ne dois pas nommer s'il vous a fait mystère de son travail: 2do je vous avouerai qu'une simple lecture d'un ouvrage allemand ne me suffit pas pour en bien saisir toutes les idées et les présenter en raccourci. Il m'est venu une autre idée assez singulière pour quelqu'un qui trouve un extrait difficile, c'est d'en entreprendre une traduction. Je suis placé avantageusement pour la rendre fidèle, et je puis avoir plus de temps que vous ne m'en donneriez pour un extrait que je hazarderai plus volontier en hazardant la traduction et pour l'annoncer. Au reste, vous savez que les oeuvres mêlées ont deux parties, dont la dernière est de pièces en prose et à laquelle seule aussi j'oserais toucher, en y joignant une petite brochure de Mr. G. intitulée Consolations pour une personne infirme.

Aujourd'hui même sortent de la presse Geistliche Oden und Lieder von C. F. Gellert, Leipzig in der Weidmann'schen Handlung, grand 8. de 12 feuilles: il y a un discours ou préface sur ces sortes de poésies et dont je crois pouvoir vous offrir l'extrait, si vous voulez l'accepter en échange de l'autre: en voici un trait qui fait honneur à la piété de l'auteur et que je crois bien conforme à ses sentimens.

«Scaliger dit d'une certaine Ode d'Horace qu'il aimerait mieux l'avoir faite que d'être Roi d'Arragon. Je connais de nos anciens cantiques, dont j'aimerais mieux être l'auteur de même que des airs sur lesquels ils se chantent, que de toutes les Odes de Pindare et d'Horace. On ne m'imputera pas de mépriser les chef-d'oeuvre de l'esprit humain: mais les poétes payens eux-mêmes ayant tenu à devoir et à honneur de consacrer la poésie à une religion corrompue, les poétes chrétiens ne se feraient-ils pas un devoir et une gloire, de consacrer leurs talens à une religion divine?»

Je crois tenir de bonne part que cet ouvrage sera celui qui peut faire le plus d'honneur à son auteur. Cependant il y a plus de personnes qui lisent et liront ses fables, qu'il n'y en aura qui gouteront ses cantiques sacrés: pour lui, il sacrifiera bien comme le passage ci dessus le dit, la réputation de fabuliste à celle d'écrivain ecclésiastique, si je puis ainsi dire, d'autant plus qu'il y a apparence que la plupart de ses cantiques étant sur des airs connus, acquerront force de cantiques d'Eglise.

Vous voyez que j'aime à parler de lui: je n'avais d'abord envie que de vous écrire aussi brièvement que votre dernier billet, et à peine puis-je vous témoigner:

ici combien je me réjouis du mariage de notre Chambellan, y ajouter les respects de ma femme et ceux de votre très-humble et obéissant

serviteur
Pajon.

5.

P. Pajon an Formey.

Leipzig, le 16 février 1757.

Monsieur et très-honoré Père.

Mon Epître à Mr. Poizeaux n'est pas de l'encre, du papier et du temps entièrement perdus, puisqu'en conséquence de votre conseil, j'ai mieux compris que jamais que les lettres anonymes ont quelque chose d'odieux ou de dangereux. Mon fiel, s'il y en avait, était occasionné par un principe d'équité, et à mon défaut, je voudrais encore que quelqu'un prit la plume pour que Mr. Poiz. n'eut pas impunément défiguré Mr. Gellert: mais peut-être est-il assez puni par le peu de débit de sa traduction. N'en parlons plus, si ce n'est pour vous remercier très sincèrement de votre conseil, vous prier de me renvoyer dans l'occasion ma lettre et celle du professeur, et de faire remettre l'incluse avec l'exemplaire en question au dit sieur traducteur. Je ne ferme pas la lettre, ce que vous voudrez bien faire après en avoir pris lecture: ou je me trompe, ou je n'agis pas par un motif de vanité, quoique j'y sois trop bien traité: mon dessein est de vous prouver par la date que je viens de la recevoir et que c'est à l'attendre que j'ai laissé écouler un si long temps à vous répondre et à vous témoigner ma satisfaction: il me semble aussi que

vous ne serez pas fâché de voir comment Mr. Gellert en agit honnêtement avec un homme dont il n'a pas lieu de se louer, en le lui faisant cependant entendre. Je voudrais seulement qu'il ne m'eut pas exposé au ressentiment de Mr. Poizeaux, qui peut me deviner comme seul ministre français à Leipzig: peut-être sera-t-il assez généreux pour croire que je lui ai rendu service.

Et Mr. Frauensdorff, qu'en dire? Je me le représente faisant sa harangue; d'ailleurs fort bon enfant, et qui ne méritait pas le tour que je lui ai joué: il m'a fait présent de ces deux ouvrages dans les deux langues, ceux en allemand reliés en parchemin, et ceux en français, en beau veau fort. J'ai fait déshabiller ceux-ci pour révétir de leur dépouille quelques livres de meilleur qualité et trop simplement vétus. Ne pourrait ce pas être le sujet de quelque épigramme où d'une faide? On a cru jusqu'ici que les belles relieures faisaient passer les mauvais livres; qu'il y ait beaucoup d'avares comme moi, il sera dangereux à un livre plus que médiocre d'avoir un abit par dessus du médiocre; on vous l'obligera à changer de parure avec quelque bon livre modeste, qui ne sera couvert que de papier, et peut-être n'en revétira-t-on pas seulement le livre superbe, qu'on laisse dans sa nudité.

Cela me rappelle qu'un quelqu'un à qui vous avez donné place dans votre France littéraire, a été à peu près déshabillé il y a onze ans par vos hussards, que la curiosité l'avait conduit à aller examiner et comme recevoir à une demie lieue de la ville, avant qu'ils y entrassent. Cela entre autres raisons l'a mis de si mauvaise humeur contre de si officieux valets de

chambre et sans exception contre tous ceux qui ont avec eux conformité d'état, de domination, de patrie, que quelqu'un lui a préparé d'avance cette Epitaphe:

Ci gît qui haissait les Prussiens à la mort,
Pourquoi le dire? il en est mort.

Vous pensez bien que les circonstances présentes ne sont pas un lénitif, et qu'au contraire la maladie a des accès qui pourraient bien hâter l'application de l'Epitaphe. Hélas! qu'il vive et que tout rentre dans l'ordre; je suppose qu'il n'y a personne des vôtres qui nous fasse du mal de gaité de coeur, et je crois que nous sentissions la vôtre de plus d'une manière. D'ailleurs, s'il se passent ici des choses qui n'édifient pas, nous avons cependant plusieurs sujets d'édification: le dim. 9 janv. à la réquisition de Mr. de Schwerin, Major dans les Gendarmes, nous eumes une communion de 60 personnes tant officiers que soldats; et le dimanche suivant une autre d'environ 200: je n'officiai ce jour-là que comme vicaire de Mr. Gensike, ministre de Halle, qui fit le matin et la veille pour la préparation tout le service en allemand. J'ai depuis été appelé auprès d'un cuirassier malade à 3 milles d'ici, et voilà des nouvelles que je n'ose dire peu intéressantes, mais qui ne sont ici qu'au défaut d'autres; puissai-je avoir bientôt matière de vous féliciter de la réalité de vos pressentiments mentionnés dans le discours du 24 janvier, et que chacun retourne paisiblement chez soi: et pour souhaiter tous les bonheurs ensembles. Agréez ces voeux comme l'expression des sentiments avec lesquels j'ai l'honneur d'être, Monsieur,

votre très-humble et
très-obéissant serviteur
Pajon.

J'aurais dû mieux ménager le terrain, et trouver encore place pour les très-humbles compliments que vous présente ma femme, nos respects et nos voeux pour Madame.

6.

L. Bajou an Formey.

Leipzig, le 6 juillet 1757.

Monsieur et très-honoré Père.

Je me sens bien humilié quand je pense que j'ai à répondre à deux ou trois lettres que vous m'avez fait l'honneur de m'écrire, et que je ne suis pas en état de vous envoyer ni extrait ni traduction; à cela se joint l'idée de votre activité quoique valétudinaire: certainement vous m'accusez de paresse à tout le moins. Que dire, sinon que vous faites plus d'ouvrages (sans parler de la qualité intrinsèque) en une heure que moi dans toute une journée; que vous voudrez bien me juger avec indulgence. Selon cette proportion qui ne peut être tout à fait attribuée à ma paresse. Que la tâche que j'ai à remplir tous les huit jours, avec les distractions annexées à ma vocation absorbent presque tout mon temps: que l'esprit se refuse plus que jamais à l'ouvrage dans des circonstances qui ne le laissent pas bien tranquille. Que par rapport aux Odes sacrées Mrs. les Journ. de Göttingen m'ont fait peur: ils prétendent que ce genre de poésie n'est pas le fort de Mr. Gellert: tous ses amis sont indignés de la critique, je le suis aussi, mais je me défie trop de mon peu de gout et de connaissance par rapport aux poésies allemandes pour hazarder mon sentiment. Conclusion,

Umkreis dieſer Gegenden beſchränkt. Die innigſten, verehrungsvollſten Empfehlungen und wärmſten Dankſagungen dem trefflichen Einſiedler, deſſen an Stoff und Form ſo gewaltigen Sinnſprüche uns die erregteſten Stunden verurſachen; Freund Chamiſſo theilt meine Studien über dieſe Texte; ſeinen Rath, ſie als ſolche zum theilnehmenden Nachdenken auch für andre Genoſſen in Steindruck vervielfältigen zu laſſen, wage ich aber ohne vorhergängige Erlaubniß nicht zu befolgen. Manches Räthſel iſt uns noch ungelöſt; aber das iſt recht, die Sprüche tragen ordentlich ein Wachsthum in ſich, und reifen erſt nach und nach in unſer völliges Verſtändniß. —

Leben Sie wohl. Genießen Sie beſter Geſundheit und heiterer Ergebniſſe!

Auch dem lieben Guſtav alles Schönſte und Beſte!

Mit treueſter Verehrung und Ergebenheit verharrend

Ihr

K. A. V. v. E.

Ich ſchrieb zuletzt am 22. Mai an Sie.

49.

Oelsner an Varnhagen.

Paris, den 19. September 1824.

Welche Wäſſer haben Ihren Leib beſpült? Wie leben Sie? Wo ſind ſie? Nennen Sie mir die Glücklichen, innigſt Verehrter, über welche ſich der reiche Quell Ihres Geiſtes ergießt. Mein Gemüth bedarf Ihrer Zuſprache. Große, zum Theil mit Ihnen gemeinſchaftliche Verluſte haben

je suis un paresseux, et vous n'êtes pas moins indulgent.

En parcourant vos lettres selon l'ordre des temps, il faut que je vous ennuye encore en vous disant un mot de Dom Poiseaux: il a répondu à Mr. Gellert et il traite bien mal Mr. l'Ecclésiastique qui a pris la peine de faire des notes à sa Comédie. Quelle obligation ne vous ai-je pas de m'avoir détourné de donner à un si terrible champion un juste sujet de m'attaquer dans les formes. Par bonheur pour moi qu'il ne se bat qu'avec l'air, en s'efforçant de prouver qu'il sait mieux le français que moi: je me glorifie d'un plus beau triomphe, c'est d'avoir surmonté la démangeaison de lui jeter Vaugelas e Faretière à la tête, mais j'ai craint que l'effet de mes notes ayant été de le confirmer dans la résolution de donner au public une traduction de toutes les Comédies de Mr. G.; une seconde attaque ne seroit qu'à lui faire entreprendre de traduire toutes les oeuvres de ce digne homme qui méritait un plus digne sort que celui dont le menace son impitoyable, ou pitoyable traducteur. Voilà le dernier mot que vous en entendrez de ma part, et pour vous appaiser (car je crains presque d'avoir excité votre bile) je terminerai cet article par mille complimens cordials, affectueux et partants du fond du coeur de l'ami que je n'ai pas besoin de vous désigner autrement qu'en disant qu'il a le meilleur coeur du monde, et qu'il n'est qu'affection et cordialité.

Notre Chambellan ne m'écrit plus. Est-ce une suite des quinze joyes du mariage, et est-il si occupé à autre chose qu'on ne puisse en tirer une lettre?

Mais vous me faites une question qui m'oblige à retourner un vers de nos PS. et que les pleurs fassent place à la joye: ou à vous dire: Jubes renovare Dolorem. La peur d'être du nombre des otages (dont vous savez sans doute le nombre et les noms) a fait prendre la résolution (quelle résolution pour des marchands les plus attachées à leurs affaires!) à Mr. Benelle, Dubosc et Sechehaye de se retirer avant la foire de Pâques à Erfurt avec leur famille au nombre de 25 personnes. Depuis la famille Benelle a cherché un nouvel asyle en Hollande, et les deux autres se sont rapproché de Leipzig à l'occasion de la foire de Naumbourg: on ne sait encore vers quel lieu de l'Allemagne ou de l'Europe se dirigera leur course vagabonde. Mr. Meyer, qui au temps de la première fuite se trouvait à Francfort en Mein, n'a pu obtenir permission de son associé, Mr. Dub. de revenir ici, de peur qu'on ne s'attaquat à lui. D'ailleurs tout est à peu près dans le même état: on parle de grands changements ailleurs, qui font penser bien diversement, pour moi je crains que ce ne soit un obstacle à la paix et j'en gémis.

Mes occupations politiques consistent à revoir un manuscrit de Mr. de Bielfeld de plusieurs volumes, non quand à la politique, mais quand à l'expression. Permettez que pour abréger, je me signe pour moi et pour ma femme, Monsieur et Madame,

vos très-humbles serviteur e servante

L. Pajon.

7.

L. Pajon an Formey.

Leipzig, le 21 septembre 1757.

Monsieur et très-honoré Père.

Vous êtes en possession de me faire des présens qui me sont bien agréables, mais je veux croire pour ma tranquillité que vous ne m'écrivez pas plus souvent que je vous réponds: n'en dites au moins rien à personne, on ne se contenterait pas de louer votre complaisance, on m'accuserait d'être un mal appris et un ingrat, et cette dernière épithète me serait insupportable, comme aussi je ne crois pas la mériter:

Cependant je dois réponse à deux lettres. Je n'ai point vu l'extrait de la citation d'une lettre de Leipzig dans la Gazette d'Amsterdam au sujet de votre sermon: quand j'en aurais eu de celui-ci quatre exemplaires, ils n'auraient pas suffi pour tous ceux qui voulurent le lire, et je l'ai prêté avec d'autant plus de plaisir qu'il ne manque pas de personnes peu modérées dans leurs discours qui se donnent déjà carrière dans l'espérance du Talionage evalûe par la passion.

La harangue à l'honneur de S. M. Dan. est destinée pour le 2. exempl., à la société du Journal Allemand auquel travaille Mr. Noltenius et qui a je crois pour président Mr. Sack: ce sont les deux seuls membres que j'en connaisse; le Journal lui-méme a pour titre Vermischte Abhandlungen und Urtheile etc.

En suivant les articles de votre lettre, j'en viens à celui de Mr. de Bielfeld, a qui j'ai écrit ce dont vous faites mention à son sujet. Il faut lui pardonner son silence 1. à cause d'un grand incendie arrivé à Treben

et qui a consumé onze maisons de Paysans avec granges et appartenances: c'est un coquin de paysan qui a fait cette malheureuse action, laquelle a couté la vie à un des ministres, qui en est mort de frayeur. 2. Mad. de Bielfeld est accouchée d'un enfant mort: ce que j'aurais dû marquer en 1. lieu, car cet évènement est antérieur à l'autre de quelques jours; et enfin le départ précipité de Mr. de Bielfeld, sa femme et son enfant pour se retirer à Hambourg, où je les crois présentement arrivés. Treben a eu la visite d'un corps de hussards autrichiens et Altembourg d'un plus considérable, et c'est ce qui a donné au Seigneur de Treben autant de courage qu'en ont Mr. de Milsonneau, Achard etc.

Quoique nous soyons à peu près dans les mêmes circonstances, plusieurs de nos fuyards commencent à revenir voyant que leur crainte que la ville ne soutint une espèce de siège était mal fondée. Puissent ceux qui restent encore, de mêmes que les vôtres revenir bientôt, et surtout que le nombre n'en augmente pas ni de part ni d'autre!

Vous me demandiez il y a quelque temps, des nouvelles de Mr. Meyer: peut-être aviez-vous entendu dire qu'il voulait se retirer à Lyon; je ne l'ai appris que depuis peu, j'en ai témoigné ma surprise et mon chagrin à sa femme, mais il y a apparence qu'il n'y a rien à changer à cette résolution. Voilà des fuyards plus que pusillanimes, et qui cherchent la paix où nos pères auraient préféré une guerre telle que celle dont nous voyons les tristes effets.

Je me recommande et tout mon troupeau à vos bonnes prières, et je ne cesserai de faire les voeux les plus ardens pour la tranquillité de ma seconde patrie,

et de ceux au bonheur desquels je prends l'intérêt le plus particulier: c'est vous dire avec quels sentimens j'ai l'honneur d'être

Monsieur et très-honoré Père,
Votre très-humble
et très-obéissant serviteur
Pajon.

8.

L. Pajon an Formey.

Leipzig, le 24 fevr. 1757.

Monsieur et très-honoré Père.

Soyez trois fois félicité de ce qu'on vous fournit matière à chanter tant de Tedeum. Il en est de votre ordre, mais non de votre facilité à prêcher, et de la liberté que vous avez de le refuser; il est, dis-je de mes confrères brandebourgeois, qui quoique bons compatriotes doivent presque trouver pénible de composer dans l'espace d'un mois environ 3 sermons de victoire. Quand à nous, pas le moindre petit confortatif dans nos défaillances, si ce n'est (ce qui est bien chrétien) la joye que nous prénous à celle de ceux qui causent notre langueur par des saignées et purgatifs un peu violents.

Vous me parlez d'une lettre, qui renfermait une commission de livres; elle ne m'est point parvenue.

Mr. Gellert a été fort sensible à l'annonce que vous avez faite de ses Odes sacrées, et il ne l'a pas moins été, pour ne pas dire plus (car enfin il est auteur) à votre gracieuse réquisition d'avoir part à son amitié; il y répond d'une manière qui m'a fait souhaiter dans

le temps de vous envoyer la lettre, où il m'en parle, et je l'ai oublié. Aujourd'hui je crains de vous faire payer double port: ce sera donc pour une autre fois si tel est votre bon plaisir.

Notre petit ménage est toujours tel que vous l'avez vu: c'est-à-dire bien et mal, ou ni bien ni mal: toujours Pajon et sa femme, et rien plus, à moins que je ne compte un rhume qui m'aurait rendu un aide en petit colet bien nécessaire Dimanche dernier et ces fêtes que je vous souhaite aussi bonnes qu'elles le seront à ceux qui les passeront en votre compagnie.

On me marque de Gotha que Simon a les voix pour l'adjonction de Mr. Achard, et Mouline Madame la Chancelière. Je ne sais pas ce qui est résulté ou résultera de ce conflict de voix et de protection; je voudrais bien que Simon eut tort avec touts ses prétendus droits et qu'il fut relégué à Halle. Hélas, cela me fait penser que je vous dois un compliment de condoléance; que les choses de cette vie sont melées. Ne pouvoir terminer une lettre de félicitation sans complainte! Que les choses de ce monde sont incertaines et fragiles! Qui aurait dit que ce serait moi, qui vous parlerait du défunt Delos qui avait la mine de nous enterrer tout deux. Je le lui pardonne, comme je prie Dieu de lui faire miséricorde, et à nous misérables mortels. Ainsi s'est rempli mon papier sans que je puisse vous dire convenablement avec quel attachement respectueux j'ai l'honneur d'être, Monsieur, votre très-humble et très-obéissant serviteur

Pajon.

9.

L. Pajon an Formey.

(aout 1773.)

Monsieur et très-honoré Père.

Je regarde comme un vrai malheur qu'ayant été chez vous dans le dessein de vous demander explication de certain air froid que j'ai cru remarquer à mon égard, au lieu de le faire cesser, j'y aye peut-être donné lieu bien malgré moi. En effet, je vous proteste que c'est avec peine que j'ai quitté la partie; que si j'avais pu me douter qu'on viendrait m'enlever, je ne m'y serais pas engagé; que les deux dames, leur carosse à quatre chevaux, et Pancko n'auraient pu m'ébranler sans certaines circonstances, dont j'en appelle à vous-même. Je vais à l'insu de Cath. demander à Mad. de Thielemeyer, assez indiscrètement peut-être, si elle veut m'accorder de pouvoir l'accompagner, croyant qu'elle irait seule dans sa voiture. Elle me répond que cela ne se peut, s'étant associée avec Mesdames de Keith et de Schmettau, et que d'ailleurs la voiture n'est pas à sa disposition. Je ne pouvais pas prévoir que Mad. de Keith prendrait une autre voiture avec Mr. son fils: que Mad. de Thielemeyer arrivant chez Mad de Schmettau, lui dirait mon intention, et encore moins que ces dames feraient un détour assez grand pour me venir prendre chez vous, où j'avais dit à Mad. de Thiel. que je voulais me rendre, pour m'excuser de ce que j'abrégeais ma visite. Que pouvais-je faire de plus que de leur aller représenter mon engagement avec vous et Mad. Achard; elles me représentent à leur tour la peine qu'elles ont bien voulu prendre, et me garantissent que Mad. Achard et vous me pardonnerez. Je l'espère et

vous en prie, m'offrant à vous donner satisfaction telle que vous exigerez. Daignez me prescrire le temps, le lieu, je dirais presque la restitution, tout ce que je gagnais lorsque je me suis retiré, me parait aggraver ma faute. Faute involontaire m'étant trouvé dans le plus grand embarras, et ne souhaittant rien plus que de vous prouver en tout temps l'attachement respectueux avec lequel je suis

Monsieur et très-honoré Père
votre très-humble
et très-obéissant serviteur
Pajon.

P. S. C'est ma femme qui a eu le plus sujet de se plaindre de moi, ayant été dans la plus grande inquiètude de ne me voir revenir qu'à 11½ h.

10.

L. Pajon an Formey.

Blois, le 22 8br. 1788.

Monsieur et très-honoré Père.

Vous m'avez déjà fait faire des reproches de ma négligence, et je les mérite, avec cette restriction, que ma maladie m'a réduit pendant un temps, au point d'être fatigué de la moindre occupation: je n'ai point écrit de lettre qu'à mon corps défendant, ou souffrant; mon esprit n'à pas moins souffert des délais que j'ai été obligé d'apporter à la lettre que j'ai l'honneur de vous écrire aujourd'hui: le lait d'anesse que je prends

avec succès depuis un mois environ me permet d'accorder ma santé, mon devoir et mon inclination en me conformant au désir si obligeant que vous m'avez marqué d'apprendre de mes nouvelles. Quelle impatience n'ai-je pas d'en savoir des vôtres, et de m'assurer que votre état, comme le mien, s'améliore au lieu d'empirer. Après la santé, la paix est le plus grand bien, et si vous me souhaitez le premier, je fais par rapport au second, pour vous, mes proches, mes amis, et ceux que je regarde comme mes vrais compatriotes, les voeux les plus ardents. On débite ici une nouvelle terrible de vos quartiers, mais que je ne crois occasionnée que par ce qui s'est débité de l'attentat commis sur le Roi de Portugal, que quelques personnes auront confondu avec sa Majesté Prussienne. Je parlerais plus affirmativement si j'étais à Paris, où les nouvelles se confirment ou se démentent plus promptement que dans la province; je suis comme hors du monde à une lieue de Blois; et ce sera aussi la cause pourquoi je ne vous parlerai point du livre de Mr. Helvetius (de l'esprit), de sa condamnation (pour cause de matérialisme le plus outré), des rétractations de l'auteur; de deux nouvelles tragédies fort applaudies au théatre, Iphigénie en Tauride et Hypermnestre; de jeunes enfans de 7—10 ans, qui jouent l'opéra comique avec beaucoup d'intelligence, et un grand concours de spectateurs; j'aurais dû vous dire cela dans le temps, aujourd'hui je ne sais rien. J'ai obligation à Mr. d'Alembert et aux complimens que je lui fis de votre part, d'avoir été fort bien placé à la réception de Mr. de Sainte Palaye à l'Académie française et à la séance publique le jour de St. Louis ou on lut un beau discours sur il n'y a point

de paix pour le méchant, et une belle ode sur l'immortalité de l'âme; si ces pièces ne vous sont déjà parvenues, je souhaite vous les communiquer bientôt en personne; il ne faut pour cela que deux choses, santé et paix; mon troisième désir étant de vous rejoindre au plutôt.

Puisque je suis en train de vous dire des choses que vous savez déjà, j'ajouterai au sujet de Mr. d'Alembert, qu'il se borne actuellement aux seuls articles de mathématique dans l'Encyclopédie. Si on se contentait, me disait-il, de nous accuser de n'avoir pas le sens commun, nous serions contents, mais on nous tracasse sur mille choses, et cela décourage.

L'Abbé Trublet, dont je vous dois la connaissance, et mille remercimens, vous a plus d'une fois certifié que je n'étais pas mort, quoique je ne vous donnasse aucun signe de vie: il est peu visiteur et toujours occupé dans son cabinet; je l'irai un peu plus souvent détourner cet hiver, mes jambes pouvant mieux me servir que ci-devant, et m'épargner l'argent des fiacres; on ne s'ennuye pas avec lui, si ce n'est qu'il parle un peu trop de lui-même; du reste, il ne laisse pas tomber la conversation, sait mille anecdotes, est de bonne humeur, et veut qu'on en agisse sans façon avec lui, qui en fait plutôt moins que trop avec les autres. Je m'accomode presque mieux de Mr. de Machy, jeune homme de beaucoup d'esprit, qui sait son Paris à merveille, et tout propre a faire un bon ami; l'abbé sera mon mentor, et soit dit sans lui faire tort, il en prend un peu le ton. Mes autres liaisions les plus intimes sont avec Mr. de Lalande, que vous avez vu à Berlin, et qui convient modestement qu'alors il était un polisson; on peut à-présent le regarder comme un Académicien,

mich betroffen. Sie steigern den Werth der Besitze, die uns bleiben. Man schließt sich fester an seine athmenden Freunde. Könnten Sie mir theurer werden, Sie wären es durch den Tod so vieler, die ich liebte, und die mir das Schicksal gleichsam mit ein und demselben Sichelstreiche raubt. Den Hintritt des mächtigen Wolf betrauerte ich zu Plombières. Bei meiner Rückkehr aus dem Bade fand ich Schlabrendorf nicht mehr. Obwohl ich ihn krank wußte, länger und gefährlicher, als er selber glaubte, hatte ich doch nicht gefürchtet, daß er schon so früh entschlummern würde. Vielleicht ist gefehlt worden, daß man ihn ohne Uebergang aus der verdickten Atmosphäre seiner Wohnung in ein luftiges Krankenhaus versetzt. Ihm selbst wird vorgeworfen, er habe, der Bedenklichkeit seines Zustandes inne, die Mittel der Genesung übertrieben. Meine Haushälterin, Mlle. Jentink, der ich aufgetragen, ihn während meiner Abwesenheit oft zu besuchen, und die er wohl leiden konnte, versichert viel Lust zum Leben und nicht wenig Todesfurcht an ihm wahrgenommen zu haben. So alt er auch geworden, hat er doch eigentlich sein Leben abgekürzt durch die thörichte Lebensweise, in welche er aus einer Art von Sparren versunken war. Nur eine sehr gesunde und kräftige Natur konnte, ohne zu wanken, das Einsitzen, den Schmutz, die elende Kost zehn Jahre lang aushalten. Zuverlässig war sein Körper auf Dauer organisirt. Es ist unglaublich, was dieser zu entbehren vermochte. In früheren Jahren hat ihm Schlabrendorf bisweilen, zur Probe, zweimal 24 Stunden und mehr, alle Nahrung verweigert. Ebenso machte unser Freund an sich moralische Experimente. Er ist dadurch zu einer inneren ungewöhnlichen Ausbildung gelangt. Schade, daß diese und seine anderen Mittel keinen seinen übrigen Verhältnissen angemessenen Wirkungskreis gefunden. Wie unendlich viel hätten da sein

qui joint au savoir la science du monde et beaucoup d'enjouement jusqu'à contraster parfaitement avec Mr. Kaestner, son confrère et peut-être son maitre en fait de sciences. Item Mr. Toussaint, qui m'a été dépeint dans son livre: je le connais par moi-même comme un homme des plus estimables pour les sentiments: il est fâcheux que sa religion n'y réponde pas, et je ne doute pas que ce ne soit sa religion (j'entends celle dans laquelle il est né) qui le rend incrédule.

Nous allons avoir dans deux jours à Blois quelques centaines d'Anglais prisonniers de l'affaire de St. Malo. Voilà ce que je sais de plus nouveau et de plus intéressant; c'est marque qu'il est temps de finir ma lettre, ce que je fais en vous présentant les embrassades respectueuses de ma femme et les respectueuses assurances de dévouement, de votre très-humble et obéissant serviteur

Pajon.

Brief von Graf von Saint-Germain.

Graf von Saint-Germain an Freiherrn von Gleichen, Kriegsminister.

Copenhague, le 2. fevrier 1765.

Une indisposition et des affaires ne m'ont pas permis de répondre plutôt à la lettre obligeante, dont vous avez bien voulu m'honorer. Je vous prie d'en agréer mes plus sincères remercîments, ainsi que les voeux bien sincères que je fais pour votre bonheur et votre satisfaction; ils partent d'un coeur qui vous est bien fidellement attaché.

Je ne vois guères de jour encore à ce que vous souhaiteriez, mais souvent un moment amène les choses les plus éloignées. L'Ambassadeur est de vos amis, il est très-officieux, on verrat, il ne faut pas perdre patience, les choses ne s'arrangent pas aisément, mais elles peuvent s'arranger avec du soin, des peines et du temps; le dernier article est le principal.

Je vous prie d'être bien persuadé de la sincérité de l'attachement et de la haute considération avec laquelle j'ai l'honneur d'être

Monsieur,

Votre très-humble
et très-obéissant serviteur
Saint-Germain.

Dieſer Brief des berühmten Grafen von Saint-Germain iſt eine große Seltenheit, und befindet ſich in Varnhagen's Handſchriftenſammlung. Der Freiherr von Gleichen, an welchen der Brief gerichtet iſt, hat eine Schilderung des merkwürdigen Mannes entworfen, die im „Mercure étranger" (Par Langlès, Guinguené, Vanderbourg ect. Paris, 1813) abgedruckt ſteht. Wir theilen ſie hier mit:

Sur le fameux Mr. de Saint-Germain.

(Note tirée des Mémoires inédits du Baron Charles-Henri de Gleichen, Ministre de Danemark en différentes Cours. 1760 – 1771.)

A mon retour à Paris en 1759, je fis une visite à la veuve du chevalier Lambert, que j'avais connu précédemment; je vis entrer chez elle après moi un homme de taille moyenne, très-robuste, vêtu avec une simplicité magnifique et recherchée: il jeta son chapeau et son épée sur le lit de la maîtresse du logis, se plaça dans un fauteuil près du feu et interrompit la conversation en disant à l'homme qui parlait: vous ne savez ce que vous dites, il n'y a que moi qui puisse parler sur cette matière. Je l'ai approfondie ainsi que la musique, qu'il m'a fallu abandonner, ne pouvant plus aller au-delà.

Je demandais avec étonnement à mon voisin, qui était cet homme-là; et il m'apprit que c'était le fameux Mr. de Saint-Germain, qui possédait les plus rares secrets, à qui le roi avait donné un appartement à Chambord, qui passait à Versailles des soirées entières avec Sa Majesté et Mad. de Pompadour, et après qui tout le monde courait, quand il venait à Paris.

Mad. Lambert m'engagea à diner pour le lendemain,

ajoutant avec une mine toute glorieuse, que je dinerais avec Mr. de Saint-Germain, lequel, par parenthèse, faisait la cour à une de ses filles et logeait dans la maison. L'impertinence du personnage me retint longtemps dans un silence respectueux à ce diner: enfin je hasardai quelques propos sur la peinture, et m'étendis sur différens objects que j'avais vus en Italie; j'eus le bonheur de trouver grâce aux yeux de Mr. de Saint-Germain; il me dit: je suis content de vous, et vous méritez que je vous montre tantôt une douzaine de tableaux; certes vous n'en avez pas vu de pareils en Italie. Effectivement il me tint presque parole, car les tableaux qu'il me fit voir avaient tous un certain degré de singularité ou de perfection qui les rendait plus intéressans que bien des morceaux de la première classe; sur-tout une Sainte Famille de Morillos, qui égalait en beauté celle de Raphaël, à Versailles. Mais il me montra bien autre chose; c'était une quantité de pierreries et sur-tout des diamans de couleur d'une grandeur et d'une perfection surprénante. Je crus voir les trésors de la lampe merveilleuse. Il y avait entr'autres une opale d'une grosseur monstrueuse et un saphir blanc de la taille d'un oeuf, qui effaçait par son éclat celui de toutes les pierres de comparaison que je mettais à côté. J'ose me vanter de me connaître en bijoux, et je puis assurer que l'oeil ne pouvait rien découvrir qui fit même douter de la finesse de ces pierres, d'autant plus qu'elles n'étaient point montées. Je restai chez lui jusqu'à minuit et le quittai son très-fidèle sectateur. Je l'ai suivi pendant six mois avec l'assiduité la plus soumise, et il ne m'a rien appris, si non à connaître la marche et la singularité de la charlatanerie. Jamais

homme de sa sorte n'a eu le talent d'exciter la curiosité et de manier la crédulité de ceux qui l'écoutaient. Il savait approprier le merveilleux de ses récits au degré d'esprit et de crédulité de son auditeur. Quand il racontait devant une bête un fait du temps de Charles V, il lui confiait tout cruement qu'il y avait assisté; mais quand il parlait à quelqu'un de moins crédule, il se contentait de peindre les plus petites circonstances, les mines et les gestes des interlocuteurs, jusqu'à la chambre et la place qu'ils occupaient, avec des détails et une vivacité tels que l'on s'imaginait entendre un homme qui avait réellement été présent à tout cela. Quelquefois en rendant un discours de François I ou de Henri VIII, il feignait une distraction et disait: le roi se tourna vers moi.... Mais soudain il ravalait ce moi, et continuait avec la précipitation d'un homme qui s'est oublié, vers le duc un tel.

Il savait, en général, l'histoire minutieusement et s'était composé des tableaux et des scènes si naturellement représentés, que jamais témoin oculaire n'a parlé d'une aventure récente, comme lui de celles des siècles passés. «Ces bêtes de Parisiens, me dit-il un jour, croient que j'ai 500 ans, et je les confirme dans cette idée, puisque je vois que cela leur fait tant de plaisir; ce n'est pas que je ne sois infiniment plus vieux que je ne paraisse, car il souhaitait pourtant que je fusse sa dupe jusqu'à un certain point. Mais la bêtise de Paris ne s'en tint pas à ne lui donner que peu de siècles; elle est allé jusqu'à en faire un contemporain de Jésus-Christ, et voici qui a donné lieu à ce conte.

Il y avait à Paris un homme facétieux, que l'on appellait mylord Gower, parcequ'il contrefaisait les

Anglais supérieurement: (il avait été employé dans la guerre de sept ans par la cour, comme espion à l'armée anglaise). Les courtisans se servaient de lui pour jouer toutes sortes de personnages, et pour mystifier les bons gens; or, ce fut ce mylord Gower que des mauvais plaisans menèrent dans le marais sous le nom de Mr. Saint-Germain, pour satisfaire la curiosité des dames et des badauds de ce canton de Paris, plus aisé à tromper que le quartier du Palais-Royal; ce fut sur ce théâtre que notre faux Adepte se permit de jouer son rôle, d'abord avec peu de charge; mais voyant qu'on recevait tout avec admiration, il remonta de siècle en siècle jusqu'à Jésus-Christ, dont il parlait avec la plus grande familiarité, comme s'il avait été son ami. «Je l'ai connu intimement, disait-il, c'était le meilleur homme du monde, mais il était romanesque et inconsidéré: je lui ai souvent prédit qu'il finirait mal.» Ensuite notre acteur s'étendait sur les services qu'il avait cherché à lui rendre par l'intercession de Mr. de Pilate, dont il fréquentait la maison journellement. Il disait avoir connu particulièrement la Sainte-Vierge, Sainte-Elisabeth, et même Sainte-Anne sa vieille mère. «Pour celle-ci, ajoutait-il, je lui ai rendu un assez grand service après sa mort; sans moi elle n'aurait jamais été canonisée; pour son bonheur je me suis trouvé au concile de Nicée, et comme je connaissais beaucoup plusieurs évêques, qui le composaient, je les priai tant, leur répétai tant que c'était une bonne femme, que cela leur coûterait si peu d'en faire une sainte, que son brevet lui fut expédié.»

C'est cette facétie si absurde, et répétée à Paris assez sérieusement, qui a valu à Mr. de Saint-Germain

le renom de posseder une médecine, qui rajeunissait et rendait immortel; ce qui fit composer le conte bouffon de la vieille femme de chambre d'une dame, qui avait caché une fiole pleine de cette liqueur divine; la vieille soubrette la déterre et en avala tant, qu'à force de boire et de rajeunir elle redevint petit enfant.

Mr. de Saint-Germain vivait d'un grand régime, ne buvait jamais en mangeant, se purgeait avec des follicules de séné, qu'il arrangait lui-même, et voilà tout ce qu'il conseillait à ses amis, qui le consultaient sur ce qu'il fallait faire pour vivre long-temps. En général il n'annonçait jamais, comme les autres charlatans, des connaissances surnaturelles.

Il fréquentait la maison de Mr. de Choiseul et y était bien reçu; nous fûmes donc fort étonné d'une violente sortie que ce ministre fit à sa femme au sujet de notre héros.

Il lui demanda brusquement, pourquoi elle ne buvait pas? Et elle, lui ayant répondu, qu'elle pratiquait ainsi que moi, le régime de Mr. de Saint-Germain avec grand succès; Mr. de Choiseul lui dit: «Pour ce qui est du baron, à qui j'ai reconnu un goût tout particulier pour les aventuriers, il est le maitre de choisir son régime; mais vous, madame, dont la santé m'est précieuse, je vous défends de suivre les folies d'un homme aussi équivoque.» Pour couper court à une conversation qui devenait embarassante, le baillif de Solar demanda à Mr. de Choiseul, s'il était vrai que le gouvernement ignorait l'origine d'un homme, qui vivait en France sur un pied si distingué? «Sans doute nous la savons, réplica Mr. de Choiseul; c'est le fils d'un juif portugais, qui trompe la crédulité de la ville

et de la cour. Il est étrange, ajouta-t-il, en s'échauffant davantage, qu'on permette que le roi soit souvent presque seul avec cet homme, tandis qu'il ne sort jamais qu'environné de gardes, comme si tout était remplis d'assassins.» Ce mouvement de colère provenait de sa jalousie contre le maréchal de Belle-Isle, dont Saint-Germain était l'ame damnée, et auquel il avait donné le plan de ces fameux bateaux plats, qui devaient servir à une descente en Angleterre.

guter Wille, seine Redlichkeit, seine edle Uneigennützigkeit, seine mannigfaltigen Kenntnisse und Einsichten genützt. Im Pflichtverkehr mit der Außenwelt würde eine gewisse Ueberspannung, die seinen Begriffen anhing, zu mäßigerem Niveau herabgestiegen sein. Sein Leben stand im Widerspruche mit den Grundsätzen, die er sich gemacht hatte und die er predigte. Auch fühlte er sehr, daß es zu keinem ihm selbst genügenden Zwecke verwandt. Unschlüssigkeit, Hingebung in das Interesse des Augenblicks, zu große Willfährigkeit für andre, Geselligkeit, Gesprächigkeit, mitunter Stolz, insbesondere aber bis zur geringsten Umständlichkeit ausgesponnene Entwürfe sind schuld, daß keiner seiner Lebenspläne zur Ausführung gekommen. Zuletzt tröstete ihn über das verfehlte Sein die Verkehrtheit der Welt und die Ueberzeugung, daß er doch nicht viel würde ausgerichtet haben. Ernstlicher konnte er sich damit trösten, eine lebendige Wohlthätigkeitsanstalt für Arme und Hülfsbedürftige zu sein. Diese wandten sich nie vergebens an seine weichherzige Freigebigkeit. Für sie war bei ihm beständig Almosen bereit, Empfehlung und guter Rath. Allein, da er nie in Noth gewesen, und blutwenig persönliche Bedürfnisse hegte, so erkannte er die der andern nur in wiefern sie ihm geklagt wurden. Er ist Jahrelang auf einem vertrauten Fuß mit Leuten umgegangen, denen er wohlwollte, und gern gedient hätte, wenn sie den Muth gehabt, sich über ihre Lage auszusprechen, von der ihm nichts ahnte. Selten sich einer öffentlichen Subskription entzogen, und fast immer erkledliche Beiträge ausgeworfen zu haben, wird der Ostentation bezüchtigt. Man muß, deucht mich, dem Gemeingeiste seine Schwäche zu gut halten. An sich selbst sparte, ja knauserte er. Das Wohlfeilste war ihm das Liebste. So trank er z. B. schlechten Wein und war nicht zu bewegen, besseren anzuschaffen. Die paarmal, da in

Briefe von Friedrich Rückert.

1.

Friedrich Rückert an Achim von Arnim.

Koburg, den 9. Mai 1823.

Nur zwei Zeilen muß ich endlich schreiben, daß Sie wissen, daß Ihr Manuskript wirklich in meinen Händen ist. Ich danke herzlich für Ihre freundliche Bereitwilligkeit, den armen Redakteur eines Taschenbuchs, das ihm wenig Freude macht, zu unterstützen. Daß es mir die Gelegenheit gegeben, Ihnen vorerst um den ersten schweren Schritt, und vielleicht künftig noch um mehrere näher zu kommen, ist ein Hauptvortheil davon. Aber was werden Sie denken, wenn ich sagen muß, daß ich Ihr Manuskript noch nicht ausgelesen? Ich muß gleich den Grund hinzufügen, daß mir in diesen Wochen ein (erster) Knabe geboren worden, der mich noch zur Zeit, durch die Neuheit der Sache für mich, ausschließlich beschäftigt. Ich wünsche daß Sie auch Kinder haben mögen, damit Sie mir verzeihen. So kann es wohl sein daß ich Ihre Geschichte erst gedruckt im Taschenbuch lese, wo es außerdem leichter sein wird als im Manuskript, das mir, wie die meisten deutschen Manuskripte, viel mehr zu schaffen macht, als die persischen und arabischen, mit denen ich mich gegenwärtig beschäftige. Denn Ihnen gestanden sei's, daß, da ich anfange einzusehen, daß ich's den Leuten mit meiner

Poesie nie recht machen werde, ich immermehr mein Treiben in eine andere Sphäre hinüberzuspielen suche, und nur noch Verse schreibe, oder vielmehr längst geschriebene noch drucken lasse, weil ich die kleinen Einkünfte davon ziemlich nöthig brauche, da mir das Orientalische noch nichts einträgt, vielmehr Ausgaben fordert. Ich stecke so eben in einer Arbeit die zwischen Poesie und Philologie die Mitte hält, in einem Studium und theilweiser Uebersetzung des Korans. Verzeihen Sie, daß ich Ihnen erzähle was Sie nicht interessirt, es müßte denn sein, daß es Ihnen ginge wie mir, der ich auch gern wissen möchte, was Sie noch außer der Poesie treiben? Etwa Landwirthschaft? oder wenigstens Landleben?

Hochachtungsvoll,

Ihr ergebenster
Rückert.

2.

Friedrich Rückert an Varnhagen von Ense.

Erlangen, den 13. November 1833.

Verehrtester Herr!

Mit großer Freude habe ich bei meiner Rückkunft von einer langen, aber nicht weiten, Ferienreise, den Mahnbrief der Societät nur von Ihrem Namen unterzeichnet gefunden. — Wamik und Asra will ich gern, und zwar recht kurz abthun, sobald ich's zur Hand bekomme und es so finde, daß ich mit gutem Gewissen etwas Gutes davon sagen kann. Soeben bin ich fertig mit einer Gesammtrevision über Wilson's Hindu Theater, Chezy's Sakuntala,

Hitzel's Ueberſetzung der Sakuntala, Lenz's Vikramorvaſi (mir vom Verfaſſer mit dem Wunſche, mich darüber auszuſprechen, überſchickt) und Laſſen's Malati-Mâdhava mit gelegentlicher Berührung von Stenzler's Raghuvanſa. Ich habe mir viele Mühe mit der Arbeit gegeben, und bitte nur, daß Sie ihre Ausführlichkeit dem Zuſammenfaſſen ſo vieler wichtiger Bücher zu Gute halten. In der Kürze, das iſt, obenhin, kann ich nichts Sprachliches abthun. Es iſt aber hoffentlich eine ſehr, auch für den Nichtſprachgelehrten, lesbare Darſtellung geworden. In einigen Tagen erhalten Sie die Reinſchrift, die zu machen ich mich nicht verdrießen laſſen will.

Nun aber meinen ſchönſten Dank für Rahel. Sie haben das Ihnen und der Welt geraubte Juwel hiemit für ſich und die Welt wieder erobert und unverlierbar geſichert. Das Buch iſt auch für mich ein Schatz, über deſſen Benennung mich auszulaſſen ich mehr Zeit brauchte als jetzt das Sanskrit mir läßt. Hier will es auch jederman leſen, und ich kann mein Exemplar, das einzige in der Stadt, gar nicht wieder nach Hauſe kriegen. Von Wangenheim werden Sie unterdeſſen gehört haben.

Mit vollkommenſter Hochachtung

Ihr

ergebenſter Diener

Rückert.

3.

Friedrich Rückert an Varnhagen von Enſe.

Erlangen, den 22. Oktober 1834.

Verehrteſter Herr und Freund!

Ich habe Sie immer mir freundlichgeſinnt geglaubt, doch nicht in dem Maße, wie es mir Ihr Brief zeigt. Sie wollen mein Beſtes, und geben mir noch die beſten Wörtchen dazu. Dafür gehorche ich aber auch auf der Stelle. Doch, um keine Zeit zu verlieren, dann um Aufſehn hier auf der Poſt zu vermeiden, auch wohl um einige Groſchen zu erſparen, muthe ich Ihrer Güte noch zu, die Verſendung der drei beigeſchloſſenen Briefe zu übernehmen und jedem ein Exemplar meiner Gedichte beizulegen. Senden Sie deshalb nur in die nächſte beſte Buchhandlung (denn alle in Berlin ſind in dieſem Augenblick damit überſchwemmt) und laſſen ſich 5 Exemplare geben (2 für Sie und Hrn. Schulze) mit der Anweiſung, ſolche auf Rechnung des Hrn. Heyder dahier zu ſetzen. An den Kronprinzen zu ſchreiben, würde mir am ſchwerſten gefallen ſein, hätte ich nicht einen Anlaß darin gefunden, daß derſelbe vor einiger Zeit einmal mich ſchriftlich über einige Punkte der perſiſchen poetiſchen Litteratur, namentlich des Schâhnâme, befragen ließ. Nun mag Gott walten, und die Einſicht meines Freunde. Wahl's Tod habe ich beſtimmterweiſe erſt durch Sie erfahren, ihn aber beinahe ſchon vermuthet, um einigermaßen ein wunderbares Gerücht zu erklären, das mich vorvorgeſtern bei meiner Rückkunft von einer Herbſtferienreiſe hier empfing, ich ſei nach Halle gegangen, um dort zu bleiben. Vermuthlich will man meiner hier gern los ſein, und hält das für eine ſchickliche Gelegenheit. Ich meinestheils hätte auch gegen Halle nichts einzuwenden,

als daß es dahin nordwärts geht, und es mich eher südwärts zieht. Laſſen Sie Laſſen nach Halle verſetzen, und mich an ſeine Stelle nach Bonn. Aber da verlöre Schlegel ſeinen unentbehrlichen Sekundanten. Doch ich erwarte, was da kommen will. Raumer grüßt beſtens; Ihren Durchzug habe ich erſt durch Frau Hegel in Schweinfurt erfahren, die ich gelegentlich zu grüßen bitte, wie auch Hrn. von Henning, deſſen Brief und Wechſel ich erhalten habe. Meine herzlichſten Grüße an Sie und Schulze! Dankbarſt

Ihr

ergebenſter
Rückert.

4.

Friedrich Rückert an Varnhagen von Enſe.

Erlangen, den 3. Januar 1835.

Verehrter Freund!

Der ſeltſame Umſtand, von dem Sie mir melden, daß er mir die erwartete Antwort des Kronprinzen vorenthalte, iſt wohl geeignet, einem auf einen Augenblick die Beſinnung ſchwanken zu machen. Glauben Sie wirklich, daß man ſo etwas blos erträumen oder geträumt haben könne? Doch weil Sie ſelbſt nicht ungeneigt ſcheinen, zu glauben, es könne hier ſo etwas bei mir mit unterlaufen, ſo mußte ich mich wirklich einen Augenblick ordentlich auf mich ſelbſt beſinnen. Den fraglichen Brief hatte ich vor wenigſtens zwei Jahren empfangen, und weil er ohne weitere Folge blieb, ihn ganz aus dem Sinne verloren. Als ich aber nun den Gedanken faßte, dem Kronprinzen meine Gedichte

zu überienden, mußte mir natürlich jener Brief wieder einfallen, und ebenſo natürlich mußte ich deſſelben gegen den Kronprinzen gedenken. Der Brief ſelbſt iſt, bei inzwiſchen eingetretener Wohnungsveränderung, verräumt, und wird wahrſcheinlich erſt unter meinem Nachlaß wieder zum Vorſchein kommen. Meine Frau, der den Brief damals gezeigt zu haben, ich mich erinnert, hat mir nun wenigſtens die Wirklichkeit deſſelben und ſeines Bezugs auf den Kronprinzen beſtätigen können; des unterzeichneten adeligen Namens erinnert ſie ſich ſo wenig als ich ſelbſt. Ich weiß nur noch: der Name war mir damals nicht ganz bekannt, und um auf der Adreſſe meiner Antwort keinen Irrthum zu begehen, zeigte ich die Unterſchrift einem Freunde, dem Poſtmeiſter, der mir auch ſogleich Auskunft gab, ſo daß es alſo ein dem beſſer als mir Unterrichteten bekannter Name ſein mußte. Vielleicht auch, daß dieſer Freund, der jetzt in Nürnberg iſt, ſich noch gar des Namens erinnern kann. Der Inhalt des Briefes aber — jetzt vergegenwärtigt er ſich mir wieder lebhafter — war, daß S. Königl. Hoheit von mir Auskunft wünſche über das Schäh-Name, und beſonders über eine zu erwartende Herausgabe und Bearbeitung deſſelben durch einen Hrn. Mohl, und was ich über dieſen ſelbſt wiſſe. Ich ſchrieb darauf, was ich von Mohl wußte, daß er ein junger Schwabe und damals in Paris ſei, und dergl.; fügte auch hinzu, daß ich ſelbſt eine der wichtigſten Epiſoden des Schähname, den Tod des Subräb (deſſen Inhalt ich näher angab) ſchon längſt bearbeitet, und in Text und Ueberſetzung zur Herausgabe vorräthig habe. Und nun fällt mir auf einmal bei, daß ich auf dieſen meinen Brief noch einen zweiten von jenem Schreiber des erſten muß erhalten haben, in welchem er mir für die gegebene Auskunft im Namen des Kronprinzen

dankt, und mir für den Fall der Herausgabe jener Episode oder des Ganzen die Unterstützung des Kronprinzen — ich denke durch Annahme einer bedeutenden Zahl von Exemplaren — anbietet. Da haben wir nun gar zwei Briefe statt des einen. Auf den letzten aber, der keine Antwort forderte, habe ich nicht wieder geantwortet, und überhaupt die Existenz des zweiten Briefes ist problematisch, keine bestimmte Erinnerung, sondern von mir nur daraus geschlossen, daß jener Bezug auf meine eigne Arbeit, dessen ich mich bestimmt erinnere, doch wohl nicht im ersten Brief stehen konnte. Aber vielleicht war es doch so, und jener Bezug nur allgemeiner. Ich gebe Ihnen auch meine Zweifel, damit das Sicher desto sichrer werde, nämlich daß ich die ganze Korrespondenz nicht erträumt habe. Aber was sollen wir nun davon denken? Hat sich ein Unbekannter den nüchternen Spaß gemacht, mich mystifiziren wollen? Aber dazu war der Brief zu wenig aufregend, wie der Erfolg zeigt. Und meine Antwort muß doch an die Adresse gekommen sein, sonst wäre sie mir auf der Post zurückgelaufen. Mir scheint es darauf anzukommen: hat der Kronprinz jemals wirklich ein Interesse für das Schahnäme gehabt? Hat er vielleicht jemand seiner Umgebung aufgefordert, ihm darüber, und besonders über Hrn. Mohl, Auskunft zu verschaffen? Und hat denn vielleicht dieser Jemand sich auf gut Glück grade an mich gewandt, und, um mich lebhafter in Anspruch zu nehmen, die Wendung eines bestimmten Auftrags des Kronprinzen gebraucht? Ich erinnere mich wohl, daß ich damals, gleichsam in Ahnung eines Mißverständnisses, in meiner Antwort mit einfließen ließ, alle Auskunft, die man hier von mir verlange, sei eben so gut oder besser an Ort und Stelle selbst, in Berlin, bei den dortigen Gelehrten

seinen besseren Zeiten ihn die Lust angewandelt, seine Freunde zu bewirthen, lassen sich an den Fingern abzählen. Ihnen, der in die Vielseitigkeit des menschlichen Gemüths einzudringen und die Widersprüche desselben auszugleichen weiß, darf ich es sagen, daß Schlabrendorf, bei aller seiner Freigebigkeit einen natürlichen Hang zum Geize besaß.

Die beträchtlichen Summen, welche er 10, 20 Jahre und länger, ohne Nutzung in fremden Händen liegen und lieber schwinden ließ, als sie verlieh oder verschenkte, unterstützen meine Behauptung. Bis in sein hohes Alter blieb er, trotz seines Schmutzes, liebenswerth und gefiel den Frauen. Es ist zu bedauern, daß keine ihn gefesselt hat. Seine nicht eben heikele Sinnlichkeit zu reizen und zu beschäftigen, hielt nicht schwer. Zu seinen Idealen gehörte eine kinderreiche Ehe. Ihm wäre sie ein wahrer Segen gewesen. Bei meinem ersten Aufenthalte in Paris lernte er durch mich eine junge, sehr anziehende Schottländerin kennen, Miß Christie, die vor einiger Zeit noch glücklich verheirathet zu Inverneß lebte. Mit ihr versprach er sich. Die Pässe lagen bereit, sie, ihren Bruder und ihre Schwägerin nach der Schweiz zu begleiten, um dort die Ehe zu schließen, als Schlabrendorf verhaftet ward. Durch seine Gefangenschaft und ihre nothgedrungene Abreise von Frankreich zerschlug sich die Sache. Dieses Mißgeschick scheint ihm nicht sonderlich zu Herzen gegangen zu sein. Persönliche Anhänglichkeiten waren bei ihm nie sehr stark. Destomehr besaß er allgemeines Wohlwollen. Er sah mich gern, er schätzte mich und bezeugte Achtung für meine Ansichten und Urtheile; auch war er zu jeder Gefälligkeit geneigt, die ich hätte verlangen können. Allein ich konnte wegbleiben, ihn unbesucht lassen, so lang ich wollte, ohne daß er es bemerkte. Unser hauptsächlicher Verkehr bestand in Konversation. Ich brauche Ihnen seinen Umgang nicht zu

des Faches zu haben. Ich denke, daß ich Willen und Bopp namhaft machte. Doch nun genug davon. S. Königliche Hoheit, der Kronprinz, wenn Sie das Wesentliche dieser Aufschlüsse an ihn gelangen lassen können, wird mir nicht zürnen, daß ich zu der ihm zugedachten Huldigung durch Uebersendung meiner Gedichte, nicht den Beweggrund, ja nicht einmal die Veranlassung, sondern nur eben den entschuldigenden Vorwand für meine Erdreistung, von jenem apokryphischen Briefe, dessen Schreiber am besten unbekannt bleibt, hergenommen habe.

Ich bedaure herzlich, Ihnen diesen Wirrwarr gemacht zu haben, noch mehr aber, daß Sie noch immer nicht wieder wohl sind. Fassen Sie Muth, und werden's zum neuen Jahr! An Herrn Mundt schreibe ich heute; nur kann ich seiner Zeitschrift nicht viel versprechen, da ich mein Bestes einer eigenen vorbehalte, zu der ich mich endlich entschlossen habe. „Das Morgenland" vorläufig als Beilage zum Cotta'schen „Ausland"; worin ich nun endlich auskramen will, was sich seit zwanzig Jahren bei mir angehäuft, und wovon ich, nach dem Hariri, nur einzelne Schnitzelchen in Ihren „Jahrbüchern" einschwärzen konnte.

Hochachtungsvoll und freundschaftlichst

Ihr

ganz ergebener

Rückert.

5.

Friedrich Rückert an Professor von Henning.

Erlangen, den 16. April 1835.

Verehrter Herr und Freund!

Verzeihung, daß ich Ihre Sendung solange nicht beantwortete, aber natürlich wollte ich zugleich die versprochene Rezension einliefern, die, wie gesagt, nur des Abschreibens bedurfte. Doch es hat mich mit dem ersten Frühlingswind ein solcher Wirbel eignes zu schreiben, ergriffen, daß ich mich durchaus nicht dazu bringen kann, etwas Fremdes, d. h. über Fremdes abzuschreiben, so traurig mich auch eben vom Pult her Freund Stenzler's Raghuvansa ansieht, es hilft nichts, er muß, wie ich selbst, warten, bis der Tanz vorüber ist, ich hoffe mit Walburgisnacht. Eben so geht's dem gleichfalls auf dem Stapel liegenden Besinnungsmondaufgang von Brockhaus, über dessen Zulassen zu den „Jahrbüchern" Sie sich noch nicht ausgelassen haben. Ueber die Rezension meiner Gedichte kann ich Ihnen kurz und gut sagen, daß ich ganz damit zufrieden bin, auch mit ihrer Einseitigkeit, die eben nur eine nothwendige Folge ihrer inneren Ganzheit, des Gebautseins aus Einem Stücke und aus Einem Gedanken ist. So kann ich mir in diesem Sinne selbst gar wohl Natur- und Gemüthspoesie absprechen lassen, die ich in einem anderen Sinne grade als mein rechtes Eigenthum in Anspruch nehme. Wenn Sie Hrn. Weiße schreiben, danken Sie ihm freundlichst in meinem Namen für diese kunstgerechte Konstruktion kunstgerechter Kunstpoesie. Mit meinen Beziehungen zu Berlin ist's so wie Sie schreiben, ich weiß aber durchaus nichts Näheres, dagegen als Neuestes, daß mich die Münchner bei sich vorgeschlagen

haben, woraus aber wirklich ein reiches Nichts wird, was mir denn auch recht ist.

Ihr ergebenster
Rückert.

6.

Friedrich Rückert an Varnhagen von Ense.

Erlangen, den 17. Juni 1837.

Hochzuverehrender Herr und Freund!

Indem ich Ihnen hier ein Exemplar des nunmehr vollständig gewordenen Hariri übersende, will ich mir dadurch nur eine Gelegenheit machen, mich im Allgemeinen in Ihr gütiges Andenken zurückzurufen, insbesondere aber Sie zu erinnern an die vorlängst von Ihnen angeregte, nun ganz in Stocken gerathene Angelegenheit meiner Versetzung aus dem Erlangischen Sand in den Berlinischen. Ich würde die Sache, aus der eben nichts hat werden sollen, schweigend dahingestellt sein lassen, wenn ich nicht einer möglichen Mißdeutung meiner Gesinnung und Handlungsweise von Ihnen und andern in Ihrer Nähe, verbeugen zu müssen glaubte. Ich habe nämlich, der ich selbst wenig Zeitungen lese, doch erfahren, daß in mehreren von meiner im Werk gewesen sein sollenden Berufung ein verkehrtes, verdrehtes, mir nachtheiliges Gerede geführt worden, und zuletzt habe ich selbst in einem schönwissenschaftlichen Blatt (ich glaube Mitternachtzeitung) einen kurzen Artikel gelesen, in dessen Fassung ich den Willen mir zu schaden, und mir jeden Weg nach Preußen für immer abzuschneiden, nicht verkennen konnte. Die schneidende Phrase war ungefähr so gestellt: Die Hoffnung, Fr. R. für Berlin zu gewinnen, ist gescheitert; er

hat die von einer hohen (oder höchsten) Person unterstützten Anträge abgelehnt (wo nicht gar: zurückgewiesen). Nun wissen Sie selbst, daß ich keine Anträge ablehnen konnte, weil keine bestimmten an mich gemacht wurden, und daß ich nur die unbestimmten vielleicht von meiner Seite versäumte der Bestimmtheit entgegenzuführen, nämlich Ihren Rath nicht befolgt, nach der Aufforderung des Ministers meine Bedingungen für eine künftige Anstellung in voraus auszusprechen. Dies that ich aber nicht, theils weil mir alles noch so in der Ferne gezeigt wurde, daß ich mich, ohne meine bisherige Lage zu gefährden, nicht näher darauf einlassen zu dürfen glaubte, worin ich vielleicht Unrecht hatte, theils auch weil die von Ihnen mir an die Hand gegebene Summe offenbar nicht zu einem anständigen Auskommen in Berlin hinreichte. Doch ich habe in meiner damaligen Antwort die Leitung dieser Angelegenheit dem Herrn Minister, mit so unumwunden und aus wahrem Gefühl ausgesprochenem Vertrauen in seine Einsichten und Absichten, anheimgestellt, daß ich von dieser Seite nicht mißdeutet werden zu sein fürchte. Desto mehr aber fürchte ich, daß der Kronprinz, wenn er die unziemenden Aeußerungen der Zeitungen erfahren sollte, mir seine, erst mühsam errungene Gnade wieder entziehen möchte. Dieses zweite Mißverständniß würde schwerer wegzuräumen sein als jenes erste glücklich durch Ihre freundlichen Bemühungen gehoben, dessen Grund auch, die wunderbare Verwechslung zweier Kronprinzen, Sie ganz richtig errathen haben. Die Bestätigung davon erhielt ich im vorigen Herbst aus dem Munde des Kronprinzen von Baiern, als ich ihn auf seinem Schlößlein Hohenschwangau sah. Leider aber hat er von seinem Vater die Gewohnheit, einen nicht zu Worte kommen zu lassen,

und ich fand keine Gelegenheit, wie ich wünschte, durch ein näheres Eingehen den schlimmen Eindruck zu verwischen, den auch bei ihm jene Verwechslung mag hinterlassen haben. So geht es mir, verehrtester Freund, übel mit den Fürsten, mit dem jetzigen Könige von Baiern selbst nicht besser, der mir deswegen, wenigstens zum Theil deswegen, abhold ist, weil man ihn glauben gemacht hat, er habe einst als Kronprinz mich in Nürnberg anstellen wollen, und ich habe es abgelehnt, woran auch kein wahres Wort ist. Desto mehr bitte ich Sie nun, in Ihren Kreisen meiner Unschuld das Wort zu reden, damit mir wenigstens eine Aussicht der Zukunft offen bleibe, ein Luftloch der Hoffnung, um in der hier immer dumpfer, unathembarer werdenden Atmosphäre nicht gar zu ersticken. Ob die Berliner Luft mehr für meine Lungen sei? Aber Sie sollten mir einmal eine Stelle am Rhein zu verschaffen suchen, eine Stelle, wobei es recht wenig oder gar nichts zu doziren gäbe. Mit vollkommenster Hochachtung, in Erwartung einer freundlichen Antwort,

Ihr
ergebenster
Rückert.

7.

Friedrich Rückert an Professor von Henning.

Verehrtester Freund!

Schon so lange bin ich Ihnen einen Besuch schuldig, und nun hätte ich noch dazu ein Gesuch an Sie; doch damit der Besuch ein uneigennütziger werden könne, will ich ihn lieber noch aussetzen, und hier das Gesuch vorher schriftlich anbringen. Es ist im Namen meines ältesten Sohnes, Dr. Heinrich Rückert, Privatdozenten in Jena,

der mich neulich, da ich auf meiner Hieherreise ihn dort besuchte, sehr angelegentlich bat, bei Ihnen mich für ihn zu bewerben, ob er nicht in die Stelle seines vorlängst ausgetretenen Vaters bei Ihrer Riesenanstalt eintreten konne. Er wünscht, und ich mit ihm, daß zu dem wenigen, was ihm sein Privatdoziren dort einbringt, er noch ein anderes weniges hinzuverdienen möge; noch mehr aber ist ihm darum zu thun, sich auf einem so ehrenvollen Tummelplatz der gelehrten Welt zu zeigen — er rezensirt, so viel ich weiß, auch für die Jenenser Blätter. Sein Fach aber ist Geschichte, besonders mittelalterliche deutsche, dazu auch altdeutsche Sprache; und was immer aus diesem Gebiete Sie ihm übertragen wollen, wird er dankbar übernehmen. Er hat mir insbesondre genannt ein neuerdings erschienenes Geschichtsbuch von Kopp; ich denke, Wiederherstellung und Verfall ꝛc. ꝛc. 1 Band, bei Weidmann. Ferner schreibt er mir so eben, an meine Empfehlung mich mahnend, von einem andern Werke: Geschichte des Markgrafen Heinrich des Erlauchten von Meißen, von Tittmann, 2 Bände, das er sich schon selbst angeschafft und durchgearbeitet habe. Nun bitte ich also schönstens, schicken Sie ihm wo möglich einiges Futter für seinen Heißhunger, und zwar recht bald, wenn es sein kann, damit ich selbst nicht vor ihm in Schanden bestehe, daß ich seinen Auftrag so spät ausgerichtet, und wirklich Schuld bin, daß er nicht selbst sich in gehöriger Form bittweise bei Ihnen gemeldet hat, weil ich eben das für ihn mündlich zu thun übernahm, was ich hier nun doch auch nur schriftlich thue. Mit vollkommenster Hochachtung

Ihr

ergebenster

Fr. Rückert.

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig

Vermiſchte Gedichte

von

K. A. Varnhagen von Enſe.

Ach, wie traurig ſieht in Lettern,
Schwarz auf weiß, das Lied mich an!
Goethe.

Frankfurt am Main
bei Franz Varrentrapp
1816.

[illegible] 1814 R

ſchildern. Nachſicht und Verträglichkeit, offener, für jede mögliche Situation empfänglicher Sinn, Theilnahme und Mittheilung aus einer reich möblirten Denkkraft, machten Schlabrendorf zu dem anmuthigſten und einnehmendſten Geſellſchafter, deſſen unbefangene Seele, deſſen Selbſtvergeſſenheit ihm die Herzen gewann. Kein Menſch iſt ja wie Er aller Art von Umtreiberei fremd geblieben. Und doch hätte er in ſeinen letzten Tagen noch dem Hrn. von Kamptz in die Hände gerathen können.

Maler Frank hat vor einigen Jahren ein wohlgetroffenes Bildniß von ihm verfertigt. An Hrn. Frank wandten ſich einige junge Deutſche von Stande, zuerſt ſchmeichelnd, dann mit Gelderbietungen. Sie verlangten Kopie. Der Künſtler, dem die Erlaubniß zu mahlen nur unter der Bedingung bewilligt worden, daß er niemandem Abſchrift liefere, iſt ein zu ehrlicher Mann, um nicht Wort zu halten oder ſich beſtechen zu laſſen. Alſo wurden die Verſuche abgewieſen. Die vielfältige Wiederholung derſelben erregte indeß ſeine Neugier zu wiſſen, warum man den Gegenſtand mit ſolcher Hartnäckigkeit beziele. Er erfuhr, daß die Thorheit den heiligen Kopf mit ſeinem Barte, in ihren geheimen Verſammlungen aufzuſtellen wünſche. Denken Sie ſich, mein Theurer, die Folgen für den unſchuldigen Greis, wenn ſein Bildniß als eine Art von Baſſomet irgendwo entdeckt wurde. Jetzt hindert Sie nichts mehr, die Denkſprüche herauszugeben. Fügen Sie ihnen doch eine kleine, ſehr artige Vertheidigung des Bartes bei, die, 1815, 16 oder 17, in das Morgenblatt eingerückt worden. Herr Oerthling will wiſſen, daß ein Teſtament vorhanden, Stiftungen enthaltend. Man hat, ohne nachzuſehen, die Siegel aufgelegt. Wenn ſich binnen drei Monaten kein Erbe meldet, entſiegelt die franzöſiſche Behörde. Es ſollte mir leid thun, wenn mancherlei Papiere in ihre Hände geriethen.

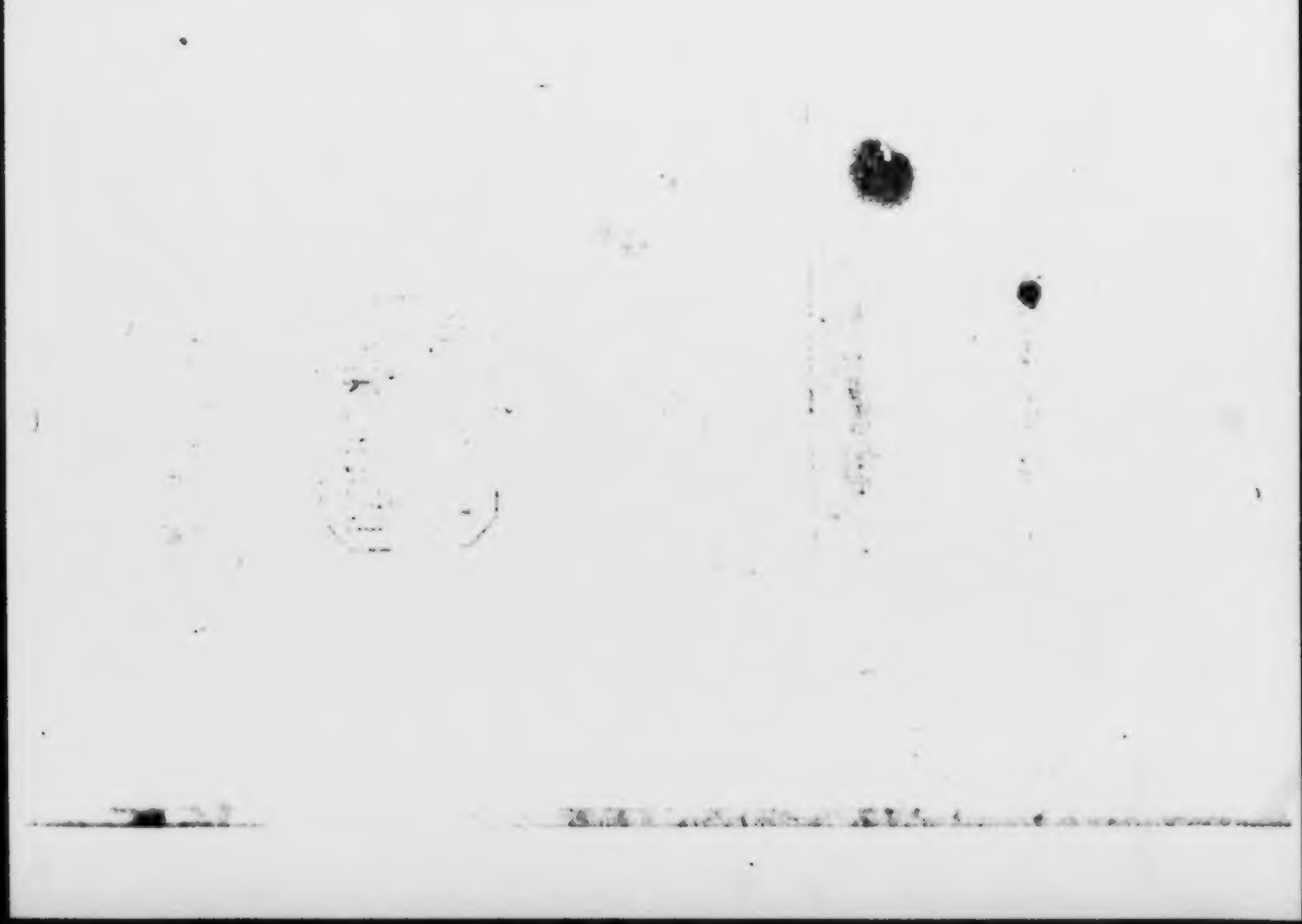

Vorrede.

Musen erfüllten auch mir die beherzt anstrebende Jugend
Mit holdseligem Schmuck heffenden Dichtergefühls;
Schönste Blüthen des Lebens, begeisterte Stunden der Andacht,
Möchtet ihr heiteres Glück jedem der Tage verleihn!
Aber im Sturme der Zeit, im langsam schreitenden Wechsel
Trifft auch der Dichtungen Kranz manches verändernde Loos!

Übrig anitzt schon sind nur wenige Blätter aus vielen,
Ach! und vielleicht schon bald war' es für diese zu spat!
Eilig darum nun bring' ich den Strauß undaurender Lieder
Augenblicklicher Gunst, ehe sie beide vergehn!

Erſtes Buch.

Frühlingsgefangenschaft.

Lieblich fließen blaue Lüfte
Zwischen hellumgrünten Zweigen,
Aus den zarten Blumen steigen
Schwelgend junge Balsamdüfte.

Mit der hohen Himmelsbläue
Meine Blicke sich vermischen,
Möchten mir das Herz erfrischen,
Daß es sich in Lust erneue.

Doch ob scharf die Augen spähen
In den Gärten, in den Auen,
In des Waldes dunklem Grauen,
Alles bleibet ferne stehen!

Denn aus böſer Liebe Schlingen,
Die ſich feſt und feſter winden,
Kann ich keinen Ausweg finden,
Nicht erliſten, nicht erzwingen.

Schauen, wie die Erde blühet,
Hören, wie der Nachtigallen
Lieder in dem Dunkel ſchallen,
Fühlen, wie der Himmel glühet:

So will alle Luſt mir ſtrahlen
Nur im lenzerfüllten Freien,
Und ich kann mich nicht befreien
Aus des engen Kerkers Qualen.

Sendung.

Stille Lüfte, führt behende
Süßen Duft zu meiner Lieben,
Aus des Herzens reichem Garten,
Wo verborgen Blumen trieben,
Als die lebenswarmen Strahlen,
Tiefem Himmelblau entflossen,
Sich aus meiner Herrin Augen
Zu des Herzens Grund ergossen.

Strömet hin, in lindem Wehen,
Düfte, Bilder zarter Blüthen,
O daß in der Herrin Herzen
Wieder Blüthen aus euch glühten!
Freundlich will das süße Leben,
Das der Blume gab die Sonne,
Jene dankend wiedergeben
In der Wechselblicke Wonne:

Nicht die Strahlen kann ſie geben,
Die ins Inn're tief verſunken,
Und geworden Blumenſeele,
Süßer Frühlingsliebe trunken!
Geben kann ich meiner Herrin
Nie die goldnen Strahlen wieder,
Nur des Lebens, das ſie weckten,
Aetherduft, die ſüßen Lieder.

Abendgang.

Freundlich in der Nacht Gefilden
Lächelt durch den dunkeln Schleier,
Der die Bilder all' umflimmert,
Hell des Auges regsam Bild.

In dem nächtlich stillen Schweigen
Reden die entflammten Blicke,
Treue, rasche Herzensboten,
Was noch nie im Wort getönt.

In geheimnißvollem Dunkel,
Wo kein Hall sich darf entwagen,
Naht das Auge sich dem Auge,
Blitze fliegen her und hin:

Und wenn dann des Wechsels Schnelle
Schwindelnd nicht erträgt das Auge,
Sinkt, gewaltig hingezogen,
Lipp' auf Lippe zitternd hin.

saur

BIBLIOTHEK DER DISCH. LITERATUR
VARNHAGEN VON ENSE, K. A.

3-598-53028-5
FN. 12181/06

Trunken weicht der Blick geſchloſſen
Zu des innern Herzens Stille,
Und was er nicht ſagen konnte,
Sagt gedrängt der ſel'ge Kuß!

Glücklich, wer an holder Seite
Wallte durch die finſtern Straßen,
Und von lichtem Strahl getroffen
Sich in Flammen ganz verlor!

Nachts.

Guter Wächter,
Rufst die Stunden
Nächtlich aus!
Und erweckest
Jede Stunde
Mich von trüben
Träumen auf.
Ach viel härter
Bin ich selber
Mir am Tage,
Rufe laut
Die Minuten,
Die getrennet
Von der Liebsten
Traurig schleichen,
Mir ins Herz!

Waldstimme.

Die Blüthe an den Baum.

Als jugendliche Blüthe
Häng' ich an deinen schönumlaubten Zweigen,
Die auf und nieder steigen
In lauer Lüfte leisen Liebeswogen!
Du gönnest mir, o Baum, mit inn'ger Güte
Das angenehme Wiegen,
Und hältst mich liebetränkend angesogen.
Ich darf in deinem grünen Bette liegen,
Dann wieder hoch in blaue Lüfte fliegen:
So bleibet mir kein ungestillt Verlangen!
Und soll ich dir entzogen
Einst werden, wenn die Zeiten weiter rücken
Und sich der Herbst mit schöner Frucht will schmücken,
Wenn den Gefahren allen ich entgangen,
Wird öder Trennung Bangen
Nicht lange mich umfangen:
Bin ich als reife Frucht nun abgefallen,
Will ich das Herz in lockern Boden drücken,

Zum Baum an deiner Seite mächtig sprossen,
Und mit den schlanken Zweigen dich umwallen,
Dann hält' ich als Genossen
Dich immerdar mit Liebesgrün umschlossen!

Bei der Trennung.

Wie zarte Blumen in des Thales Gründen
Wuchs unsre Liebe still und schön empor!
Nicht bloßer Hall durft' unsre Seelen binden:
Kein Drang der Worte schlug an unser Ohr,
Das Inn're war von außen nicht zu finden
Die Lieb' im Schweigen schöner brach' hervor,
Wir konnten froh das Glück im Herzen tragen,
Wir liebten uns, und brauchten's nicht zu sagen.

Und wenn, wo lenzumglüht die Blumen prangen,
Und Rosenduft die Bildungen umschlingt,
Wo Vorgefühl des Himmels uns umfangen,
Und rein des Lichtes Strahl die Luft durchdringt,
Wenn plötzlich da uns Sturmgewölk' umhangen,
Uns Trennungsnacht verhängnißvoll umringt:
So laß auch jetzt das wehmuthsvolle Schweigen
Die Unaussprechlichkeit der Liebe zeigen!

Das Lied von der Blume.

Liebeschmachtend blüht entgegen
Flora's Pracht dem jungen Tage:
Daß der Sehnsucht stille Klage,
Aufgeweckt vom frühen Regen
Hellen Thau's, auf luft'gen Wegen
Sich empor zum Himmel wage,
Liebeschmachtend ihn befrage
Nach der Liebe schönem Segen.

In wehmüthig stillem Schweigen,
Nicht mehr Herr der heißen Liebe,
Muß verschämt dem holden Triebe
Sich der Blume Haupt hinneigen;
Ringend Düfte süß entsteigen,
Daß die heiße Sonnenliebe
Länger nicht verborgen bliebe,
Und es bricht das starre Schweigen.

Aus der Morgenröthe Schleier
Glüh'n der Sonne Feuerblicke,
Aus dem Blumenthau zurücke
Glänzet hohe Liebesfeier;

Es erſchließt den Buſen freier,
Daß ſie hohe Luſt durchzücke
Im Genuß der Himmelsblicke,
Still die Blum' in ſel'ger Feier.

Aufwärts will ſie freudig ſchweben,
Daß die ſüße Liebeswunde
In dem Luftgebild geſunde
Zu des Himmels neuem Leben:
Ganz der Liebe ſich zu geben
In des Lichtes ſel'gem Bunde,
Strebt ſie aus dem tiefen Grunde:
Erde hemmt das mächt'ge Streben!

Nächtlicher Schall.

So sehnend klang im Wald das Lied,
So sehnend durch die Nacht;
Die Herzen es zum Himmel zieht
Mit wunderbarer Macht.

„In tiefem Gram verzehr' ich mich,
Mir iſt die Freude hin!
Auf Erden mir die Hoffnung wich,
Ich hier ſo einſam bin!

Der Himmel mir die Liebe gab,
Ich lebte nur in ihr:
Der Menſchheit Laſt mir ſank hinab,
Ich fand den Himmel hier!

Der Himmel mir die Liebe gab,
Doch die Geliebte nicht,
Mir ſtrahlt ihr hohes Bild herab
Im hehren Sternenlicht.

Nach der Geliebten sehn' ich mich,
Sie ist auf Erden nie!
Beglückt hier nimmer wähn' ich mich!
Im Himmel nur ist sie!

Voll Sehnsucht sie empor mich zieht,
Schon wird das Herz mir leicht!
Der letzte Hauch im Lied entflieht,
Im Lied das Herz entweicht!"

Nachruf.

In einem ſtillen Garten
Wo viele Blumen blühn,
Wollt' ich derſelben warten
Mit eifrigem Bemühn;

Doch fand ich nicht die Blume,
Die ſonſt ich dort geſehn,
Und mir zum Eigenthume
Vor allen auserſehn.

Sie heißt die brennende Liebe
Und glühet feuerfarb:
Weh, daß die brennende Liebe
Im kalten Boden erſtarb!

Wo weilet die Erkorne?
Wo blüht noch Liebesglück?
Wer bringet die Verlorne
Einſt wieder mir zurück?

Was der Verewigte über Sprache gedacht und geſchrieben hat, kenne ich am Beſten. Ich wünſchte, dieſer Theil der Erbſchaft würde mir zur Sichtung und Bekanntmachung anvertraut.

Habe ich kein Wort in dieſem Briefe zu Ihrer Frau Gemahlin geſagt, ſo habe ich doch nichts deſtoweniger an Fr. von Varnhagen gedacht. Laſſen Sie mich das Erfreulichſte von Ihrer Geſundheit hören. Empfehlen Sie mich ihr zu Gnaden.

Der Himmel erhalte Sie mir beide und Ihre Liebe und Ihre Freundſchaft.

Verehrungsvoll

der Ihrige

Oelsner.

Paris, den 20. September 1824.

Karl der X. beſteigt den Thron unter den allergünſtigſten Konjunkturen. Er findet Frankreich in hohem und fortſchreitendem Wohlſtande. Die Thätigkeit, der Handel und Wandel, die von einem Ende des Landes zum andern herrſchen, übertreffen jede Vorſtellung. Nicht blos zu Paris, ſondern auch in den Provinzen, werden überall neue Wohnungen gebaut, alte erweitert, verſchönert. Der Handwerker, der ſich ſonſt, für ſich und ſeine Familie mit einem Gemache begnügte, braucht deren jetzt zwei, drei. Er richtet ſich bequemer ein. Die Bauſteine ſind in Paris um hundert Prozent in ihrem Werthe geſtiegen, und der Boden, auf den gebaut wird, iſt ſo theuer geworden, daß in mehreren Quartieren der mètre carré 500 Frcs. koſtet. Im Kauf und

Wehmuth.

Wenn die ſtillen Stunden
Leiſe dämmernd nahn,
Die mir hingeſchwunden
Einſt in Liebeswahn,
Da nach Tags Ermatten
Freundlich mich die Schatten
Holder Fantaſie'n empfahn:

Ach! dann iſt in Träume
Mir das Herz verſenkt,
Das durch Zeiten, Räume,
Fernen Glücks gedenkt,
Und die holde Schwermuth
Wird von herbem Wermuth
Kalter Gegenwart getränkt.

Roſen, voller Düfte
Jener alten Zeit,
Sind im Spiel der Lüfte
Welk auf Moos verſtreut,

Aber in dem Herzen
Blühen stets die Schmerzen
In der Thränen Thau erneut.

Mag das Leben jagen
In die Zukunft hin,
Bei vergangnen Tagen
Weilt mein stiller Sinn,
Wo mein Leben blühte
In der Liebe Blüthe,
In der Einzigen Gewinn!

Zwar ich soll dem Leben,
Spricht ein inn'rer Muth,
Geist und Kräfte geben,
Glühn in heil'ger Gluth:
Doch, ob ich den Lehren
Folgen will, nicht wehren
Sie der heißen Thränen Fluth.

Zurückdenken.

Deß gedenken, was vergangen,
Muß die Seel' in Wehmuth ſenken;
Laß ſich lieber hoffend lenken
Auf die Zukunft dein Verlangen.

Glänzend war die grüne Haide
In der Liebe Sonnenſtrahl,
Heißer Schmerzen ſüße Qual
Trug ſie mir als Blumenweide;
Doch ſeit jetzt ich Trennung leide
Iſt der Frühling auch vergangen,
Will ich wiederum erlangen
Daß mir Lieb' und Lenz erſcheine,
Muß mir Herz und Sinn alleine
Deß gedenken, was vergangen.

Alle goldnen Glückesgaben,
Was die Menſchen ſonſt erfreut,
Iſt von meiner Bahn verſtreut,

Liebe nur kann mich erlaben.
Die noch andre Schätze haben,
Nur getheilte Liebe schenken,
Ich, der ich mein ganzes Denken,
Sinnen, Wandeln, ihr nur weihte,
Da sie mich von meiner Seite,
Muß die Seel' in Wehmuth senken.

Wo nur Schmerzen wild gewüthet,
Liebeles nur Leid gezehret,
Gern das Herz der Zeit begehret,
Die dem Bangen Ruhe bietet.
Wem ihr, Wetterfreuden, blühtet,
Dem kann Zeit nicht Frieden schenken,
Dem wird kein vernünftig Denken
Sanftes Glück hernieder thauen;
Sein Vertraun zu ew'gen Auen
Laß sich lieber hoffend lenken!

Liebe Wehmuth, tiefes Schaudern,
Lebe mit mir bis an's Ende;
Aus vergangnem Frühling sende
Mir das holde Liebesplaudern!
Macht mich kaltes Leben schaudern,
Hält mich strenges Thun gefangen,

Dann, o Herz, der Vorzeit Prangen
Laß als Troſt und Heil erſtehen,
Nie in falſcher Hoffnung gehen
Auf die Zukunft dein Verlangen.

Leidenſchaft.

Liebe kam im Götterſcheine
Eines Augenblicks getragen,
Dieſer Augenblick alleine
Glüht in meines Lebens Tagen!

Er ergriff mit ſtarken Schlägen
Raſch des Herzens Purpurfluthen,
In der Adern dunkeln Wegen
Stürmt er fort in Liebesgluthen.

Leichte Flügel mich erheben
In geſchmückte Träumereien,
Und es braucht dem ſchönen Leben
Wirklichkeit nichts zu verleihen;

Tauſend, tauſend Blumen fallen
Auf das grüne Feld hernieder,
Und aus allen Kelchen wallen
Himmelwärts die freud'gen Lieder!

Aber wo der Reiz getroffen,
Ein'ger Reiz, an Eins gebunden,
Iſt kein leichtes Glück zu hoffen,
Wird kein leichter Schmerz gefunden.

Ueberird'ſches Glück auf Erden
Wird dem Seligen zu Theile,
Oder ihm geſchleudert werden
Fürchterliche Todespfeile.

O du Wunder, mir geſendet
Aus des Himmels ſel'gen Reichen,
Soll im Schmerze, der nie endet,
Mir der Seele Licht erbleichen?

Romanze.

Wie wird mir der Tag so lang!
Noch nicht kommen will der Abend:
Ist die Sonne doch hinunter
Und der Mond hervorgegangen:
Ungeduldig stehend, wandelnd,
Blick' ich von dem hohen Walle
In des Nachmittags und Abends
Unentschiedene Gestalten.
Dunkler schauen schon die Wipfel
Von dem nahen Waldesrande;
Und die kühlen Abendlüfte
Aus Gebüsch und Gräsern wallend
Dringen mit dem leisen Flüstern
In der Vorstadt weite Straßen
Doch an hohen Giebeln brennen
Golden noch verlorne Strahlen
Und der Wolkenhimmel sendet
Rothen Schimmer in die Gassen.
O wie lange soll ich harren,
Bis verdunkelt sind die Pfade,

O wie lange ſoll ich ſäumen
Eh ich Sie zu ſehen wage?
Müßig gehn und ſtehn die Leute,
Die vorübergehn begaffend,
Und neugierig' böſe Nachred'
Auch des Beſten gern empfangend.
O du heil'ge Nacht, Allmutter,
Mit dem dunklen Schleier faſſe
Schleunig du des Himmels Lichter,
Sie des Tags verſtreute Saaten,
Die dein weites Reich durchflimmernd
Nächt'ge Heimlichkeit verrathen;
Dann, o du, die wohl bezwungen
Selber Jovis zorn'ge Flammen,
Schleunig auch der Menſchen Augen
Mit dem dunklen Schleier faſſe,
Sende nicht den muntern Abend
Jetzo noch als Abgeſandten,
Selber du erſchein ſogleich,
Schwarz, unförmlich, ſturmgetragen!

Entschuldigung.

Dir lieblichsten von allen Frauen,
Die mit der zarten Schönheit stiller Macht
Mein Herz in Flammen facht,
Mein Auge fesselt in glückselig'em Schauen,
Dir hab' ich mich zum treuen Freund geweihet,
Dir edler Neigung Fülle dargebracht;
In schönem Frieden, allen Harms befreiet,
Sollt' ich des holden Umgangs blüh'nde Bahn
In suser Pflicht und Treue wandeln,
Und trunkner Sinne Wahn
Die reine Gluth des Herzens nie verwandeln!
Allein du selbst, der Himmelsgöttin eigen
Heut im Triumphe deiner Zauberkunst,
Erkoren du zum höchsten Handeln,
Bestimmt, zum Himmel glorreich aufzusteigen,
Unwiderstehlich kämpft der Liebe Gunst
Das stolze Herz darnieder?
Gewaltig mußt du selber zeigen,
Wie Menschliches das Göttliche bezwingt,
Dein Arm wirft Lionel zum Tode nieder,
Doch seines Auges Pfeil dein Herz durchdringt

Umtauſch des Terrains werden ungeheure Summen gewonnen. Indeß ich um mich her nichts als Gedeihen und Wachsthum erblicke, rücke ich ſelbſt nicht von der Stelle, ſehe auch, wohin ich mich wende, keine Möglichkeit, keine Hoffnung, meine Lage zu beſſern. Das iſt um ſo niederſchlagender, als die Nothwendigkeit der Erziehung meines Sohnes täglich meine Ausgaben erweitert. Das Schickſal hat einen Zauberkreis um mich geſchloſſen, in dem ich verderben ſoll.

Ein andrer Vortheil des neuen Königs iſt, daß ſich die Franzoſen dermalen mit nichts weniger beſchäftigen, als mit Politik. Seit vier bis ſechs Monaten weiß man von keinem Duell, das wegen Meinungsſachen in Frankreich vorgefallen wäre. In den Reden Karl's X. athmet ein liebenswürdiger Geiſt der Beſcheidenheit. Gleichviel wer Verfaſſer, ſie ſind aus der Denkungsart des Sprechenden geſchöpft. Die Herzen des Volks wird er leicht erobern. Sein Benehmen iſt voll Anmuth und er verſteht populair zu ſein, was ſein höchſtſeliger Bruder nicht vermochte.

Mittags den 16. war Hrn. von Chateaubriand's Rhapſodie bei Lenormant zu bekommen. Sie macht erſtaunliches Glück. Der König und Madame la Dauphine haben dem Verfaſſer die verbindlichſten Worte geſagt; die ganze Vorſtadt St. Germain iſt bei ihm vorgefahren und ſelbſt Herr Franchet hat ſich auf die Beine gemacht, dem Hrn. von Chateaubriand aufzuwarten. Der letztere Umſtand gilt für den wichtigſten. Jedermann glaubt, daß der loyale Ritter des heiligen Grabes das Portefeuille der auswärtigen Geſchäfte oder das des Innern davon trage, ehe ein Monat verſtreicht.

Ein vielgeachteter Bildner, Meiſter einer Erigone, die nebſt mehren ſeiner Werke die Ausſtellung ziert, Herr Flatters, gebürtig aus den preußiſchen Rheinlanden, hat nach einem Medaillon, das ihm Herr von Saur geliehen, die

Und Aller Augen sind in Thränen,
Und jede Brust von Wehmuth sanft erklingt!
Und keine Heldenthat, kein Sehnen
Nach himmlischem Vereine,
Die Rückkehr nicht zur hohen Sendung,
Nicht ihres Werkes göttliche Vollendung,
Ergreifet wie dies Eine!
Weißt du dem Bilde menschlich holder Schwächen,
Die knospend aus dem schönsten Innern brechen,
Solch übergroßen Reiz zu leihen,
Und wolltest, ungerührt nur du alleine,
Solch liebliches Vergessen nie verzeihen?

Späte Reue.

Schön war die Morgenzeit,
Blumen auch wonnereich
Waren erblüht,
Aber im Winterhauch
Sind sie verglüht!

Wollt' dir ein Blümelein,
Herzigen Kuß,
Auf dein roth Mündelein
Reichen zur Lust;
Aber dein spröder Blick
Wies mich so schnöd' zurück,
Nahm mir den Muth.

Drauf als der Abend kam
Wund dir das Herze warm,
Sollt' ich Herzliebster dein
Wieder auf's neue sein,
Ging doch nicht an:
Standen ja Leut' umher,
Hätten geredt gar sehr,
Und bös gethan.

Wiederſehn.

Die einſt am ſchönſten Sommertag,
Als farbig Erd' und Himmel glühte,
Mir liebeszart im Arme lag,
Wie knospend in dem Kelch die Blüthe:

Die iſt mir nun zur Winterszeit
Begegnet auf vereiſten Wegen,
Und ihre Augen ſchauten weit
Mir in die kalte Bruſt entgegen.

Ich kannte nicht das liebe Kind,
Doch Blick und Rede war befangen,
Da war mit leichtem Schritt geſchwind
Sie ſchen an mir vorbeigegangen.

Und wie aus ferner Frühlingsluſt
Fiel mir ein lichter Strahl hernieder,
Mir glühte ſommerlich die Bruſt,
Die ſchönen Bilder kehrten wieder.

Und ſchnell vereinte Fantaſie
Die Bilder all zu Ihrem Bilde,
Ich blickt' empor, erkannte Sie,
So jugendſchön, und hold, und milde!

Wohl eilig wandt' ich mich zurück
Mit froherwachtem, bangen Sehnen,
Doch ach! verſchwunden war mein Glück,
Starr blieb ich ſtehn in irrem Wähnen.

Der Wintertag ſo kalt und rauh,
So trüb' und leer die engen Räume,
Der ſtarre Himmel wüſt und grau,
Und ach! ſo ſchwer die bangen Träume!

An ein holdes Kind.

1.

Das Fenſter.

Seidene Vorhänge wallen
Oft an hellen Fenſterſcheiben,
Mit den glanzgeſchmückten Farben
Das verſchämte Glas bekleidend;
Und es ſtehen Blumentöpfe
Fröhlich in gedrängter Reihe,
Junge Blüthen duften ſpielend,
Ihre Liebe zu bezeigen.
Auch ein Paar Kanarienvögel
Singen laut auf grünem Zweige,
Der von zartbeſorgten Händen
In den Käfig ward geleitet.
Mancher Blick, hinaufgelockt,
Wird am ſüßen Anblick heiter,
Und es hat ſolch lieblich Fenſter
Wunderholde Zauberreize.
Drum nun lauſchet nah und ferne
Stets der Sinn kühn und beſcheiden,
Ob am aufgemachten Fenſter
Sich der Blumen Herrin zeiget.

Seide, Blumen, Vögel wecken
Immer wohl die Sehnsucht leise,
Aber ach! der Herrin Strahlen
Bleiben in dem dunkeln Schweigen.

2.

Die Thüre.

Sieh! da nickt herab die Klinke,
Wie vom Drucke zarter Hand,
Und die Thüre, sich eröffnend,
Leis' in ihren Fugen knarrt.
Mit schneeglänzendem Gewande
Angethan, so weiß und klar,
Geht hervor ein feines Mädchen,
Geht die Straße sacht entlang.
Bald zur Rechten, bald zur Linken
Ist ihr heller Blick gewandt,
Aber fest die leichten Schritte
Bleiben in gerader Bahn.
Wo die Straßen sich durchkreuzen
Jetzt am Eckhaus angelangt,
Bleibt sie stehn, und mißt die Weite
Lieblich mit den Augen ab.
Kaum noch wird am farb'gen Schimmer
Aus der vielen Fenster Zahl

Jenes Blumenfensters Schönheit
Und das stille Haus erkannt.
Wendest du die holden Augen
Ungern von den Blumen ab,
Welche doch, zurückekehrend,
Bald du wieder warten kannst:
Sage, wie doch soll mein Auge
Dir alsdann nicht sehen nach,
Der ich, niemals wiederkehrend,
Eben jetzt nur dich ersah,
Die du selber mir so holder
Blumen froher Anblick wardst?
Stehend an vornehmer Gärten
Ringsgezogner Gitterwand,
Wird mit Düften, wie mit Farben
Dennoch wohl der Sinn gelabt.
Und wie den Beruf übt immer
Ein verständ'ger Gärtnersmann,
Daß an keiner angemeßnen
Pfleg' es jemals fehlen darf:
Also bin ich, dich erblickend,
Wohl gezwungen zum Gesang,
Der, getreu dem innern Rufe,
Heiter deine Stirn umwallt.
Und so folg' ich denn im Stillen

Deinem Gange mit Bedacht,
Bis der Weg dich freundlich wieder
In das Haus zurückgebracht.

3.

Der Garten.

Wie so ſtill der Nachmittag
Wallt im goldnen Schein der Sonne,
Die mit unbezwungnen Strahlen
Stolz am blauen Himmel thronet!
Leer geworden ſind die Plätze
Vor der Mittagsgluth des Sommers,
Kaum noch Knaben, frei der Schule,
Still'res Spiel im Schatten ordnen.
Nicht Beſuches jetzt gewärtig,
Liegt, in luft'gen Schlummers Wogen
Aufgelöſt die müden Glieder,
Sie auf zartem Grün des Bodens,
Der mit bunter Blumenfülle
Hellen Farben reich durchwoben.
Wie ſie ſinnt, geſtalten leiſe
In der Bilder Gehn und Kommen
Sich die Farben und die Düfte
Jetzt in Eine Blumenkrone.
Wohl von einer blauen Blume

Iſt in Mährchen viel geſprochen,
Doch ſie hat Geſchwiſter zahlreich,
Dieſe voll und jene knoſpend;
In der Träume Zaubergärten
Wollen ſie verhüllet wohnen,
Und in allen andern Blumen
Wirket ihre Macht verborgen.
Trägſt du langgenährten Kummer
In des Herzens Grund verborgen,
Oder hat ein gift'ger Stachel
Heißen Schmerzes dich geſtochen:
Auch wenn Dunkel in dem Innern,
Unruhvoll und tief verworren
Kämpfen der Gefühle Stürme,
Wer zu meiden, wem zu folgen:
Sieh die Blüthe! Fern hinabſinkt
Dieſes ungefüge Toben,
Und wie glattes Oel, ſo ſchwimmet
Süße Freud' im Herzen oben.
Sahſt du nicht im Traum die Blume?
Haſt du nicht den Duft geſogen?
Iſt dir nicht ein heimlich Sehnen
Von dem Augenblick gekommen?

Erröthen.

Will die Zartheit so verstecken
Was im Herzen lieblich ringt,
Deste besser nur gelingt
Durch Verstecken das Entdecken.

Wie der Liebesrede jetzt
Des Gesprächs Gewöhnlichkeit
Listige Verkleidung leiht,
Die den klugen Sinn ergetzt,

So der Zufall auch hingegen
Aus bedeutungslosen Sachen
Mag geheimnißvolle machen
Irrend auf der Laune Wegen.

Und sie bleiben nie bewahrt,
Die vermummten Liebessorgen,
Was sich Wahres dort verborgen
Wird hier unwahr offenbart.

Büste Goethe's modellirt. Sie ist zum Bewundern. Ich begreife kaum, wie er aus dem höchst unscheinbaren Muster die feinsten Züge des Originals herausgefunden. Grandios wie hier, erscheint Goethe in keinem mir bekannten Bilde. Binnen wenigen Tagen werden Abgüsse zu haben sein. Einige sind nach Weimar, andere nach Berlin bestimmt. Sagen Sie, ob man Ihnen einen derselben senden soll?

Hochachtungsvoll

Oelsner.

50.

Oelsner an Varnhagen.

Paris, den 31. Oktober 1821.

Haben Sie meiner ganz vergessen, Hochgeachteter, Theurer? Haben Sie mir nichts, gar nichts mehr zu sagen? Ursache zu brechen gab ich nicht. Seit sechs Wochen hoffe ich immer umsonst. Ueber drei Monate ist es her, bedenken Sie, daß ich keine Zeile von Ihnen empfing. Wie einem Glücksboten sprang ich Ihrem Hrn. Schwager entgegen. Er ließ mich ohne Trost. Melden Sie also selbst, wie und wo Sie leben, was Sie treiben? Der Himmel gebe, daß Sie und Ihre Gemahlin wohl sind. Mitte Septembers schrieb ich Ihnen. Ist der Brief an Sie gelangt? Er beschäftigte sich mit Gegenständen gemeinschaftlicher Trauer. Noch liegt der hiesige Nachlaß des Grafen Schlabrendorf unberührt. Die Königlich preußische Gesandtschaft hat Entsiegelung begehrt. Unser Verlangen scheitert an den juridischen Formen des Code Napoleon, der in Erbschaftssachen ganz besonders, den gering-

Bei des Herzens heißem Glühn
Welcher Kälte sichrer Schein!
Bei gleichgültig stillem Sein,
Welch verschämter Röthe Blühn!

An eine schöne Frau.

Leise woget auf und nieder
In dem heitern Himmelblau,
Spielend mit dem Abendthau,
Süßer Engel zart Gefieder.
Zwischen deine Augenlieder
Drängt sich dieser Himmel ein,
Und in Bläue, wolkenrein,
Spielen holde Blicke bebend,
In dem feuchten Aether schwebend,
Lieblich wie die Engelein.

Solch geflügelt Kind zu fangen
Auf den kühnen Freudenzügen,
Wär' ein einziges Vergnügen,
Doch ein schweres Unterfangen.
Könnt' ein solcher Blick gelangen
Unversehns in meine Augen,
Wollt' ich in das Herz ihn saugen,
Alle Freude zu genießen,
Fest die Augenlieder schließen,
Nicht mehr würde Sehn mir taugen.

Fruchtlose Gefangennehmung.

Erschaut ihr wohl die lieblichste Gestalt?
Liebreizend Witz und Anmuth sie umschlingen,
Ein holder Blick, von Launen schön umwallt,
Obsiegend will in alle Herzen dringen,
Nicht widersteht ihm feindliche Gewalt,
Ohn' alle Müh', auf leichten Aetherschwingen
Regiert die Königin nun weit und breit,
Auf ewig sind wir ihrem Dienst geweiht.

Es wurde dennoch ihres Namens Klang
Leisathmend hier im Schlummer festgebunden,
Er, welchen schmachtend manches Lied besang,
Oft Seufzer anflehn in bedrängten Stunden,
Nun steht er selber kleinlaut im Gesang
Ohnmächtig da, in Banden, überwunden;
Rief nur ein Lied ihr Herz so leicht in Fesseln,
Als ihren Namen diese Zeilen fesseln!

Zauberkreis.

Mich nahm der beiden Ersten Macht
Unwiderstehlich hier gefangen,
Und jeder Rest von Freiheit macht
Des Zwangs mich immer mehr verlangen.

Das Dritte schließet rings mich ein,
Der Ewigkeit sinnbildlich Zeichen;
Und nichts kann mich daraus befrein,
Bevor die beiden ersten weichen.

Das Ganze ist ein kleiner Raum,
Und scheint mir doch die Welt zu fassen,
Und als ich ihn betreten kaum,
Soll ich jetzt eben ihn verlassen!

Die Namenstage.

Der Liebesreize holde Zauberei,
Der schlanken Fülle glückliches Bewegen,
Und leiser Tücken angenehmes Spiel
Sollt' ich am Feste Juliens besingen.
Allein gequält, verworren, angsterfüllt,
Erduld' ich unverdienter Strafen Pein
Als bösen Lohn des hingerißnen Herzens;
Und wenn die Andern fröhlich sich vereinen,
Den holden Tag in Wonne zu begehn,
Scheint er nur darum glänzender zu strahlen,
Um traurigere Nacht mir zu verhängen!
O Muse, fühlst Gesänge du sich regen,
So mögest du sie andern Namen weihn,
Und nicht bei dem, der mich vernichtet, weilen.
Wie! tönt Auguste jetzt von deinen Lippen?
Stieg aus der Blumen prächtigem Gewühl,
Der schöne Laut in die bewegte Brust?
Der edlen Freundschaft holder Einklang weht
Versprechend mir in diesem Laut entgegen;
Ich fühle herzliches Vertraun, es bringt
Der Geist die Huldigung dem Geiste dar,

Ein ſchönes Antlitz, reinen Sinnes Spiegel,
Gleich einer zarten Frühlingsblüthe lächelnd,
Nickt in den ſonnenwarmen Tag mir zu!
Doch wie! dich reißt, o Muſe, ſtürmend fort
Unwiderſtehliche Gewalt von dieſem
So theuren Namen? reißt dich fort von allen,
Die meinem Leben günſt'ge Zeichen ſind?
Du flatterſt jetzt, ein Schmetterling, vorüber
An aller Mädchennamen Blüthenzauber?
Wo ſoll dein müder Flügel endlich ruhn?
O laß von dieſem Blumenglanz dich feſſeln!
Ich ſehe ſie, die lebensvolle Güte,
Der ſchönen Sanftmuth liebenswürd'ges Bild,
Des glutherfüllten Auges milden Glanz,
Die Züge liebevoller Weiblichkeit:
Ich ſehe ſie, die hohen Göttergaben,
Die das Geheimniß aller Kunſt verleihn,
Die freundliches Behagen, Furcht, Entſetzen,
Vertrauen, Mitleid, Zärtlichkeit erregen,
Willkührlich ſpielend mit des Menſchen Bruſt;
Mag Juliens und mag Auguſtens Namen
Der gleichen Gaben feierlichen Preis
Gebunden haben an den eignen Tag:
Doch bringt, was beiden neidiſch ward verweigert,
Des weichen Sinns theilnehmendes Gefühl,

Beklagend Mitleid mit dem armen Dichter,
Mir einzig nur Johanna treulich mit,
Johanna lieb' ich vor den andern allen!
Des holden Namens höchstwillkommner Tag,
Sie, dieser Feier anmuthsvolle Blume,
Und ihrer Neigung wohlbewahrtes Gut,
Sei dir, o Muse, heilig anvertraut!
Bekränzt mit Liedern, Blumen und Geschenken
Führ' uns an deiner segensvollen Hand!

Mädchenspiegel.

Espinelen für den 18ten Februar.

Dreierlei ist hoch zu preisen
Als die schönste Mädchenzier;
Gern sei heut vergönnet mir,
Alles dreies aufzuweisen.
Stets in allen Lebenskreisen
Bricht hervor als erste Blüthe
Ewig neu die fromme Güte,
Die mit unsichtbaren Gaben
Was ihr naget weiß zu laben
In dem innersten Gemüthe.

Auf des Lebens dunklen Wogen
Wendet leicht ein falscher Wahn
Hierhin, dorthin irre Bahn,
Flatterhaftem Wunsch gewogen:
Doch von Täuschung unbetrogen,
Und geleckt von keinem Schein
Wird das innre Herz allein
Unverrückt in edler Treue,
Wie die Welt auch immer dräue,
Rechter Wege Führer seyn.

Schöner aber durch das Dritte
Strahlen auch die vor'gen Zwei,
Beide wirken Zauberei
Durch die Anmuth feiner Sitte.
Und in solcher Gaben Mitte
Sehen die geschmückten Gäste
Aufgehn dir an deinem Feste
Jetzt in Sitte, Treue, Güte,
Eine vierte Tugendblüthe:
Daß den Thee du machst auf's beste!

Auf das erſte Blatt eines Gedenkbuches.

Wie ſo laut durchdringt Muſik
Rahend die belebten Straßen!
Rauſchend wogen helle Fluthen
Starker Stimmen in einander;
Und ein freudenvoll Getümmel
Zu dem Markt hernieder wallet,
Zum Palaſt, durch vieles herrlich,
Doch zumeiſt durch ſeine Dame;
Leichtgewandt vorüberziehen
Flügelkinder, ſüße Knaben,
Die, als Kinder noch mit Kindern,
Zarten Mädchen ſind gepaaret,
Prächt'ge Ritterſchaaren glänzen
Vielbewegt im muth'gen Tanze
Hochgebäumter Kriegesroſſe,
Funken mit den Hufen ſchlagend;
Und die Künſtler und die Weiſen,
Unſichtbarer Götter Gaben
Mit geweihter Zunge kündend,
Ziehn mit ſchwellendem Geſange.

sten Friedensrichter sattsam gegen die Ukasen oder das Einschreiten der Regierung wappnet.

Unser Freund Herr von Saur schwimmt in Herrlichkeit und Freuden. Ganz Paris bejubelt das „unterbrochene Opferfest", von ihm auf die Bühne gebracht. Nicht geringeren Beifall hat Herr Flatters durch Goethe's Büste erfiegt. Wer zur Schriftstellerwelt gehört, will sie besitzen. Der Bildner kann nicht genug Abdrücke liefern. Ludwig's XVIII. kolossale Fleischmasse zwischen Goethe und Byron in der Ausstellung, wirkt sonderbar, und ist vielleicht nicht bloßer Zufall. Märtyrer, Helden und Peststücke, abgedroschene Märchen aus der alten und neueren Zeit, verleiden mir die diesjährige Ausstellung. Der immerdar wiederholte Henri IV. gleicht einem Schäfer von Holty. Zwei Kandelabern, der eine von Tieck, der andere von Rauch werden bewundert, wiewohl sie aus politischen Gründen gar manchen Leuten höchlich mißfallen. An den Figuren von Tieck sind die Füße zu lang, und Rauch hat einer von seinen Figuren eine ganz unförmliche Faust und einen eben so unförmlichen Arm gelassen. Das aber ist auch alles, was ich an den Arbeiten der beiden preußischen Künstler tadeln höre, und damit ihre Meisterstücke unverstümmelt bleiben, scheint glücklicherweise keine Gefahr zu drohen, daß eine andere Meinung oder Parthei als die jetzt herrschende so bald die Oberhand gewinne. Ein Verdienst hat die neueste französische Schule in meinen Augen, das, sich anständig zu kleiden. Ich bin Davids nackter Schule überdrüssig. Sie verirrt sich in das Gebiet der Skulptur. Durch Farbenlosigkeit wird hier die Blöße zur reinen Form, zum Ideal. Wie ekelhaft sind dagegen Wachsfiguren! Allerdings thut der Maler wohl, Federhüte, Stickereien, Kleiderschnitte, zu meiden, wie sie die Mode des Tages gebietet; allein, indem er seinen Königen, Feldherren und Botschaftern

Schöne Frauen, schöne Frauen,
Die zu dieſem Feſt geladen,
Welcher Anmuth Blüthe könnte
Jetzt noch fehlen ſolchem Ganzen?
Wie ſie rauſchen, dieſe Töne!
Wie die hellen Becken ſchallen!
Wie die buntgezierten Pauken
Jedem Schlage donnernd hallen!
Auf! ſo ruft mit jedem Tone,
Auf! ſo ruft mit jeder Farbe
Dieſer Zug in ſeine Reihen
Mich von hoher Luſt Entbrannten!
Und behende von dem Fenſter,
Wo Zuſchauer ich geſtanden,
Will ich mich verkleidet miſchen
Unter dieſe muntre Masken.
„Seht den Mohren! ſeht den Mohren,
Der zu vorderſt kommt gegangen!“
Ihm vergönnt ſei dieſe Stelle,
Beſſre Leute anzuſagen.

Mit einem ausgeſchnittenen Blumenkorbe.

O das ſind mir ſchöne Dinge!
Gute Freunde, das iſt wahr,
Werden endlich offenbar.
Ich ein Lied von ihnen ſinge!
Wie ſo lange Zeit ich ringe,
Mit dem eifrigſten Beſtreben,
Kleine Luſtbarkeit zu geben
All den vielgeliebten Mädchen,
Wollte doch kein einzig Fädchen
Irgend eine für mich weben!

Schönen Dank mag das bedeuten,
„Schönen Dank!“ ſo hinzureden,
Den man höflich ſchon für jeden
„Guten Tag!“ giebt allen Leuten.
Solchen Dank mir zu erbeuten
Braucht's nicht erſt der Scheere Führung,
Braucht es nur des Huts Berührung,
Braucht es nur ein ehrſam Bücken,
Und man giebt dem krummen Rücken
„Schönen Dank!“ mit gleicher Rührung.

Bin ich's etwa ganz allein,
Der so feine Handarbeiten
Zu Geschenken kann bereiten,
Und zum Angedenken weihn?
Muß es mit der Scheere sein?
Giebt's doch Nädelchen zum Sticken,
Fein zu häkeln und zu stricken,
Krause, Börse, Haargeflecht,
Die sich eben so ganz recht
Mir zu Gegengaben schicken.

Wie hellgrüner Blätter Wogen
An den dunkeln, schwanken Zweigen
Sich vom Baume niederneigen,
In des Baches Fluth gezogen:
Lieblich sendet und gewogen
Ein geselig holder Sinn
Kleiner Gaben Lustgewinn
So den nachbarlichen Herzen,
Und es fließt in Blüthenscherzen
Schön die Lebensfluth dahin.

Und wie ihr, muthwill'ge Schönen,
Kleine Körbe von mir nehmet,
Böser Deutung euch nicht schämet,

Euch an Demuth zu gewöhnen:
Alſo ſcherzend mich zu höhnen,
Möget kleine Liebeszeichen
Ihr mit ſüßer Huld mir reichen,
Daß wir mit getauſchtem Triebe,
Ich mit Röſen, ihr mit Liebe,
Uns vermummt im Scherze gleichen.

Espinelen

an den Geheimen Staatsrath Stägemann.

Zum 7. November.

Sage, Phöbus, welche Gaben
Du mir Fleh'nden zugedacht,
Der ich heut von deiner Macht
Frohe Zeichen möchte haben?
Was kann höher wohl erlaben
Unsres edlen Sängers Muth,
Als der Roßhufquelle Fluth?
Ströme doppelt heut sie nieder!
Leih', zum Preise seiner Lieder,
Mir heut seiner Lieder Gluth!

Aus Dodona's dunklen Hallen
Gönnet Zeus den kühnen Raub
Und läßt sein hochheilig Laub

Seines Prieſters Stirn umwallen;
Daphne's Lockenkränze fallen,
Aus den Händen der Kamönen;
Und, wo Muth den Kriegesſöhnen
Frohbeherzt Tyrtäus ſingt,
Wild die Waffen Ares ſchwingt
In der Rüſtung hellem Tönen!

Pallas der Meduſe Haar
Schüttelt, zu der Feinde Schrecken,
In den Tartarus verſtecken
Sich die Tücken der Gefahr;
Dionyſos bietet dar
Edlen Taumels Nektarſchaum,
Und es öffnet goldnen Traum
Hermes leiſer Flügelſtab;
Aphrodite ſchwimmt herab
In der Wolken Purpurſaum!

Welchem Gotte ſoll nun ich
Hier geſellt beim Feſt erſcheinen?
Nennet Phöbus mich den Seinen?
Führt in Waffen Ares mich?
Nein, mir hat Hephäſtos ſich
Eifrig ſchon geſtellt zur Seite,

Und der Künstlergott geleite
Seine Schattenbildnereien
In der Cöpinelen Reihen
Mit gemeßnem Schritte heute!

Die Vertretung der in diesen und den vorhergehenden Cöpinelen gemeinten feinen Schnitzwerke aus Papier muß doch wohl billig dem Hephästos, dem Gotte aller künstlichen Hervorbringungen, zugemuthet werden.

Absagebrief.

O schönes Weibchen,
Du Schlangenleibchen,
Mit den kleinen Füßen,
Mit den zierlichen Händen,
Wollest die Augen wenden
Auf mein artiges Grüßen!
Der junge Herr
Schickt mich her,
Er hat mir aufgetragen,
Ich soll dir viel Schönes sagen.
Deiner Anmuth Zauberei,
Deiner Schönheit Gewalt,
Die englische Gestalt,
Und dein liebliches Reden
Mit deiner Reize jeden
Ihm unvergeßlich im Herzen sei:
Aber der Liebe
Unendliche Göttertriebe
Kennteſt du leider nicht;
Dies ihm das Herz durchsticht!
Kleine Liebe sei keine;
Wer sich zu behelfen meine

Verliere ſich nur im Gewühle
Stellvertretender Gefühle!
Drum hat er nicht angenommen
Heute zum Kaffe zu kommen,
Wär' ihm nur fatal,
Wenn er zumal
Zwei Surrogate müßte genießen;
Würd' ihn eben ſo verdrießen
Leichte Luft ſtatt der Liebe Dank,
Wie ſtatt Kaffe's Cichorientrank.

Der unverliebte Dichter.

So holder Stimme Gütigkeit
Lädt mich zu sich herein,
Es öffnet sich den Augen
Der Schönheit Zauberschein.

Der schlanken Glieder Fülle ruht
Gewiegt auf schwellendem Pfühl,
Die heiße Brust durchströmet
Der Sommertag so schwül.

So wie von Rosen der leise Duft
Berauschend wallt empor,
So schwebt ein zärtlich Lächeln
Von Rosenlippen hervor.

Der Anmuth stille Regsamkeit,
Des Reizes siegender Zwang,
Der Ungeduld Begeistern
Und sanfter Sehnsucht Hang:

Ordensbänder verweigert, ſollte er ihnen doch wenigſtens einen Kittel laſſen. David's Gegenſtände ſind ſämmtlich aus Zeitaltern gewählt, wo in dem Gemählde ſelbſt eine Menge Nebendinge beweiſen, daß man auf hohem Grade von Kultur ſtand. Warum hat er nicht lieber Karaiben abkonterfeit!

Sie machen ſich keine Vorſtellung von der Zufriedenheit, welche in Frankreich herrſcht. Alle Erwartungen hat der Regierungsantritt des Königs auf das Angenehmſte für die Nation getäuſcht. Gewiſſe Perſonen hatten große Beſorgniſſe angefacht. Während der letzten drei Lebenswochen Ludwig's XVIII. waren die Tuilerien, nach allen Richtungen von Gensdarmen in bürgerlicher Kleidung umſtellt, als wenn bei dem Regierungswechſel Aufläufe zu beſorgen wären. Nicht eine Ratte hatte Luſt ſich zu regen. Dem ehemaligen Marine-Miniſter Düportal gelang es, den König über den wahren Stand der Dinge aufzuklären, und die erſten Schritte der Thronbeſteigung einzuleiten. Jetzt fühlt ſich Karl X. den geſegnetſten Fürſten der Welt.

Auch in Hinſicht Spaniens ſollen weiſere Maßregeln im Anſchlage ſein. Dort hat übertriebener Reſpekt für Legitimität unſäglichen Schaden angerichtet. 1814, als England nicht vorſchrieb wie es hätte thun ſollen; im vorigen Jahr, als Frankreich das Dekret von Andujar vereitelte. Wird Spanien nicht in die Zucht einer auswärtigen Macht genommen, ſo muß es binnen wenigen Jahren öde und den Küſtenländern der afrikaniſchen Barbarei ähnlich ſein. Vielleicht iſt die Beſchuldigung nicht ungegründet, daß England den Wirrwarr in Spanien, wenn nicht anſchüre, doch unterhalte, damit dieſer Staat unvermögend bleibe einen ernſtlichen Verſuch auf Wiedereroberung Südamerika's zu machen. Von Canning ſagte Mackintoſh, ſein größtes Lob beſtehe darin, England aus dem Netze der heiligen Allianz gezogen zu haben,

Die leben all im Zauberreich
Der lieblichen Gestalt,
Und Seufzer, Blicke, Worte,
Abwechseln mannigfalt.

Und alle diese Liebeswahl
Soll ich mit Augen sehn,
Und leider ohne Liebe
Sorglos vorübergehn!

O schönes Kind, o liebes Kind,
Wenn ich ein König wär',
So legt' ich dir zu Füßen
All meine Pracht und Ehr':

Wär' ich ein Held, mein gutes Schwert
Wär' deiner Hände Scherz,
Und wär' ich ein Verliebter,
So schenkt' ich dir mein Herz!

Ein König, Held, Verliebter nicht,
Ein Sänger nah' ich dir,
Statt Krone, Schwert und Herzen,
Nimm du ein Lied von mir!

Einbildungen.

Wilde Träume mich umziehn!
Wahnsinntrunkene Gestalten
Lachend mit dem Haupte schalten,
Zitternd die Gedanken fliehn.
Flammen zischen auf,
Schwarzer Ströme Lauf
Stürzt auf sonnige Gefilde,
Und die Lichtgebilde
Heitrer Kunst und ernster Wissenschaft
Sind dahingerafft.
Wo das Aug' verdirbt,
Die Natur erstirbt;
Wo das Wirkliche zerfällt
Sich das Wesenlose stellt,
Und der Schein
Wird zum Sein,
Und zum Sein geworden kaum
Darf er nimmermehr bestehen,
In dem wildgewogten Traum;
Muß das Sein des Scheins vergehen,
Daß zuletzt der Wahrheit Macht
Wieder strahlt in Wahnsinnsnacht.

Schwermuth und Liebeshülfe.

Sähst du mich weinen diese Thränen,
Vernähmest du der Seufzer Laut,
Die sich des Leides Boten wähnen,
Das ihnen nie ward anvertraut:

Sähst du die Stirne mir umwanken
Von rother Blitze schneller Macht,
Aus schwarzen Wolken der Gedanken
Im eignen Haupte mir erwacht:

Du kämest wohl mit holden Schritten
Zu mir Verlassenen heran,
Und neigtest sanft dich meinen Bitten
Zu hören, was ich klagen kann.

Doch könnt' ich dir nicht Rede geben,
Und schwiege jede Klage still,
Ich selber muß in Träumen schweben,
Und weiß nicht, was mein Inn'res will.

Von deiner Augen Feuerſtrahlen
Verſiegte wohl der Thränen Quell,
Und nächtiger Gedanken Qualen
Entwichen von der Stirne ſchnell;

Und wie die ſüßen Worte ſchallten,
Mit jedem Athemzug ins Herz
Die holden Lebensdüfte wallten,
Entſchliefe gleich der müde Schmerz

Die zarte Hand in meinen Händen
Mir ſanft gedrückt an Mund und Bruſt,
Durch ihr Berühren könnte wenden
Den heißen Schmerz in milde Luſt.

Und würd' ich dennoch nicht gefunden,
Stillt Liebe auch mein Sehnen nicht:
Doch wäre Tröſtung mir gefunden,
Dem Sonnenſehnen Mondenlicht!

Ich kenne nicht mein tief Verlangen;
Vielleicht entſpricht ihm ſpäte Zeit,
Und blickt, wenn meine Zeit vergangen,
Zurück auf die Vergangenheit.

Doch, Liebeskosen, sei willkommen!
Geh auf! du holder Abendschein!
Soll, wenn der Tod noch säumt zu kommen,
Dann nicht der Schlaf willkommen sein?

Verlorne Gegenwart.

Schon so lange steigt die Sonne
Aus dem Osten hell hervor;
Immer wieder Thaustropfen,
Morgenröthen, Vögelstimmen,
Schwimmen dämmernd ihrem Glanze vor.

O wie viele Sommermorgen
Sind mir golden aufgegangen!
O wie viele Winternächte
Lagen silbern auf der dunkeln Erde,
Langsam kommend meinem Bangen,
Und so furchtbar eilend meinem Hoffen!

Immer ferne noch von meiner Lieben
Findet mich die neue Sonne,
Und ihr Schimmer geht an mir vorüber,
Gleich als wär' er weggeblieben.

Immer noch in enger Tageszeit
Sorgenbrütend eingeschlossen

Geh' ich heitre Stunden weit
Mich begrüßen durch die Gitterfenſter,
Und ich winke lächelnd ihnen nach.

Bringen dieſe Wolken Segen?
Immer noch in herbem Trauern
Harret ſchmachtend jede Kunſt;
Gleich dem Epheu ſaugt, an feuchte Mauern
Angeſchmiegt, die grünt Fülle
Statt des Himmelregens Nebelbunſt.

Schwere Laſt noch immer drückt
Freier Zukunft blut'gen Flügel;
Immer ſeufzend noch im armen Volke
Wallt erwartungsvoll das Herz!
Kriegeswuth vorüber raſet,
Friedensläfte wieder ſchmeicheln,
All' unzeitig dieſem Schmerz!

Weit erleuchtet liegt die Erde
Unabſehbar aufgethan;
Meereswogen weit hinüber
Segeln die beherzten Meiſter,
Und es flattern Siegesgeiſter
Jauchzend ſtolz auf ihrer freien Bahn

Könnt' ich ſchiffen, forſchen, ſiegen
Mit den Günſtlingen der Zeit!
Ihnen leuchten Stern' und Sonne,
Ihnen rauſcht Vergangenheit
Mit der Zukunft Hoffnungswonne
In dem Fluge friſcher Gegenwart!

Doch in blüh'nde Kindheit kam
Harte Jugend ſchnell herein;
Alter kommt, noch eh des Glückes Reife,
Thatkraft weicht, noch eh die That genaht,
Und des öden Harrens müder Gram
Schlürft den letzten Funken ein.

Sage mir, o hehre Sonne,
Warum weckſt du mich zu ſolchen Tagen?
O vergönne tiefe Schlummernacht!
Willſt du darum nur mir weiter ſchreiten,
Um den Lebensſtillſtand anzuſchauen,
Den verzaubernd Trennung mir gebracht?

Am Rhein.

1810.

Auf dunkler Berge heitern Höhn,
In wilder Felsen grünem Thal,
Bei Wasserfall und Waldgetön
Ist deutschen Muthes freud'ge Wahl;
Da liebt zu wohnen kühner Sinn,
In starker Burg einsamen Räumen
Wallt frei des Lebens Muße hin
In großer Zukunft Heldenträumen.

Doch wenn im glüh'nden Abendglanz
Der Sonne Licht die Strahlen neigt,
Und andern Feuers Flammenkranz
Von allen Bergen drohend steigt,
Da geht's hinab, im ebnen Feld
Der Berge Freiheit zu bewahren,
Auf grüner Haide steht der Held
Zur offnen Schlacht mit seinen Schaaren.

Auf der Reise.

1810.

Heil'ge Wälder hör' ich rauschen,
Alter Eichen Riesenbau
Trägt mit starken Aesten grüne
Zweige hoch im Himmelblau,
Busch und Gras in üpp'ger Fülle
Nähren treu das scheue Wild,
Aus dem schwankenden Gezweige
Muntrer Vogelsang erquillt:

Dunkle Fluthen wogen leise
In dem hellen Wiesenbach,
Und die Sehnsuchtsblicke folgen
Ihrem Laufe brünstig nach;
Ach, sie stehn von Bergeshöhen,
Wo die Freiheit nicht mehr weilt,
Bis im Meere freudig wieder
Freie Fluthen sie ereilt.

ohne daß dieſe es eigentlich gemerkt. Die nordamerikaniſchen Freiſtaaten haben die Unabhängigkeit Braſiliens anerkannt, und rüſten, die von Mexiko gegen jeden äußeren Feind zu vertheidigen.

Zwiſchen der Pforte und den Griechen ſcheint mir die Frage noch nicht entſchieden, völlig iſt ſie es zuverläſſig nicht. Aber die Griechen haben in dieſem letzteren Feldzuge mit ungeheurem Glück gefochten. Vielleicht haben ſie froh zu ſein, daß Rußland keine Hülfe beut, ſondern blos zuſieht. Der Weberſpul des Lord Strangford verdient, meines Erachtens, zum Wahrzeichen diplomatiſcher Geſchicklichkeit erhoben zu werden, der planmäßigen Geſchicklichkeit nämlich, Zeit zu vergeuden und nichts auszurichten. Wie die Furcht gemeinſchaftlicher Gefahr allmählig verſchwindet, kehrt die Politik der Kabinette zu der Selbſtändigkeit ihrer eigenthümlichen und unveräußerlichen Staatsanliegen zurück. Oeſterreich hat dieſe, glaub' ich, nie aus den Augen geſetzt, und ſeine Klugheit wird von jederman anerkannt. Oeffentlich überläßt es, wie ich ſehe, die Polizei Deutſchlands andern und zieht folglich, ohne Abzug irgend einer Art, den günſtigen Ertrag ihrer Maßregeln. Im Norden ſoll religiöſe Gährung herrſchen, wenn man den franzöſiſchen Blättern trauen darf. Sie rühmen eine zu Göttingen erſchienene Schrift über die Kirchengewalt der Fürſten. Iſt es wahr, daß Lord Byron ſein letztes Werk Goethen dedizirt hat?

Den Herrn Geheimerath von Luck habe ich hier kennen gelernt. Er kommt, Karl X. über ſeine Thronbeſteigung Namens unſeres Königs zu begrüßen, mit Ueberbringung des ſchwarzen Adlerordens. Da er ohne diplomatiſchen Paß reiſte, ſind ihm unterwegs viel Widerwärtigkeiten zugeſtoßen. Auch hat man vergeſſen, ihn mit Gelde zu verſehen, ſo daß er aus eigener Taſche zehrt, welches bei Miſſionen, die mit

Gottes Feld dort steht im Glanze
Sommerlichen Morgenscheins,
Weit am Fuß der grünen Hügel,
Wo die Quelle rinnt des Weins;
Edler Fleiß und treue Pflege
Haben rings das Land bestellt,
Doch des Jahres bester Segen
Stets in Räuberhände fällt!

O geliebtes Land, umfassen
Möcht' ich mit den Armen dich!
An die heiße Brust dich drücken,
Küssen mit den Lippen dich!
Herz der Treue, Mund der Lieder,
Geistesauge, Arm der Kraft,
Hand der Kunst und Stirn des Denkens,
Mutterbrust der Wissenschaft!

Und in dieses Landes Mitte
Schallet noch ein fremder Ton,
Ruft der trauten Mutterrede
Des geliebten Landes Hohn?
Darf, wo deutsche Wälder rauschen,
Unsre stolzen Fluthen gehn,
Unsres Fleißes Aehren wogen,
Fremdes Herrscherwort ergehn?

Schnöde Schaar nichtswürd'ger Fremden,
Uns gesandt von blut'ger Hand,
Flog, ein wildes Raubgevögel,
In das unbewachte Land,
Schlug mit scharfen Adlerklauen
Mit den gier'gen Schnäbeln fest
In die heil'gen Waldeswipfel
Gift'ger Brut ein üppig Nest!

Doch, o frevelndes Gezüchte!
Nicht betäubt dein Krächzen mehr,
Sieh! es naht schon der Befreier
Sieggekröntes Heldenheer!
Und du wirst des Feldes Dünger,
Und du wirst der Wellen Spiel,
Und du wirst das Wild des Waldes,
Jedes Pfeils erwünschtes Ziel!

An den
Freiherrn von Tettenborn.

In Hamburg Namens der Hanseaten.

1813.

Dir unsre Huldigungen ganz zu sagen
Verwehret noch der Rausch entzückter Lust,
Das Morgenroth von schönen Freiheitstagen
Umwoget noch zu glänzend unsre Brust,
Auch erst ein Morgenroth von Dankeswonne
Glüht um den Aufgang unsrer Heldensonne!

Noch stehen wir beschämt vor deinen Augen,
Und wagen deines Ruhms Verkündung nicht;
Nur tapfre Heldenhand will dazu taugen,
Daß sie dem Helden Lorbeerzweige bricht,
Und dich zu preisen werden deine Schaaren
Erst werth nach kühnbestandenen Gefahren.

Doch, können wir nicht Worte für dich finden,
So darf ja doch die That sich frei dir weihn,
Und wollte sich der Brust kein Laut entwinden,
Kein Zeichen sonst von unserm Jubel sein:
O fühl' an unsre Herzen, und ihr Schlagen
Wird dir verkünden, was nicht Worte sagen!

O du, der schön und herrlich uns erschienen,
Ein Götterbote glücklicherer Zeit,
Laß deine Gegenwart uns erst verdienen,
Führ' uns Entbrannte schleunig in den Streit;
Aus allem Volk ein freud'ges Heer erwache
Dem besten Führer für die beste Sache!

Der Fürſtengarten.

Heiß und müd' im wilden Drange
Ungefügen Kriegeslebens,
Das, ein ſtürmend Meer, die Seele
Nach unſtäter Richtung wirft,

Sucht' ich, an dem grünen Ufer
Der holdſelig blühnden Inſel
Dieſes hohen Gartens landend,
Friſcher Düfte labend Wehn.

Und es ſchlich der ſtille Frieden
Dieſer Büſche, dieſer Gänge,
Dieſer hohen Fernblicke
Lindernd in das volle Herz.

Freundliche Bewohnerinnen
Gaben Blumen, gaben Früchte,
Gaben lieblicher Geſpräche
Edle Füll' und Anmuth dar.

Und so fielen schöne Tage
Goldnen Friedens mir inmitten
Unruhvoller Kriegeszeiten
Zum beneidenswerthen Loos.

Fahre wohl! du Fürstengarten,
Fahret wohl! ihr theuren Kinder,
Scheidend ruft mein Herz gerühret
Diesen Liedesball euch zu!

Aussicht.

Beim Wiederausbruche der Feindseligkeiten.

1813.

Langersehnter Tag der Rache,
Freiheitstag, uns aufgegangen,
Hell in Moskau's Flammenschein
Brach dein Morgenroth herein
In Europa's nächtlichstammes Wangen!

Ha! wer lenkt den Sonnenwagen
Dieses Tags, wo Frevel büßet,
Neues Heil der Welt erwacht?
Alexander, der die Nacht
Vor sich scheucht, sei Phöbus uns gegrüßet!

Tapfres Rußland, deine Helden
Führten in der Schwerter Blitzen
Dieser Flammen Wetterstrahl
Ueber Heere sonder Zahl
Weit entrafft der blüh'nden Heimath Sitzen.

Und die Sonne steiget, reifet
Heldenfrüchte Deutscher Lande,
Heitet Spaniens brünstig Flehn,
Daß am Fuß der Pyrenä'n
Abgefallen seiner Knechtschaft Bande.

Volles Glühn des Tags der Rache,
Der mit des Erwachens Zünden
Auch für Frankreich nun erscheint,
Die Bedrückten alle meint,
Daß versöhnend alle sich verbünden!

Denn der Strahl, der aus den Küsten
Seiner Einsamkeit erhoben
Deutschlands felsenfesten Stein
Staken Muthes Wall zu sein
Gegen frecher Kräfte Wahnsinnstoben,

Dieser Strahl winkt von den Küsten
Ferner Welt der Freiheit Funken,
Teutsend Frankreich, dir zurück,
Seines Vaterlandes Glück
Ist in Moreau's Herzen nie versunken!

Soll das heiße Fest der Rache
Tausende noch immer fodern,
Statt des Einen, dem es gilt?
Nicht als Abendröthe mild
Diese Tagesgluth den Völkern lodern?

Johanna Stegen in Lüneburg

am 4ten April 1813.

Von wildem Feindestoben,
Von Gluth erfüllt und Dampf,
Sieht rings die Stadt erhoben
Der eignen Freiheit Kampf.

Zum Himmel sehn mit Trauern
Die Bürger schwer empor,
Den Feind in ihren Mauern,
Die Retter vor dem Thor!

Da springt aus grünen Hecken
Hervor ein Mädchen fein,
Sich bange zu verstecken
Hüllt sie ihr Antlitz ein!

Und wie die Augenlieder
In frommen Thränen stehn,
Ruft sie: „Ach soll ich wieder
Der Feinde Greuel sehn?

einer Menge nicht leicht zu bestimmender Ausgaben verbunden sind, immer sehr verdrießlich ist.

Unter den Büchern des seligen Geheimerath Wolf befinden sich einige, die mir angehören und ihm blos geliehen waren: Ein Katalog der sanskritischen Schriften de la Bibliothèque royale von Langles und Hamilton, zwei Bände Mercure étranger, worin Abhandlungen von mir; noch ein drittes Werk, dessen Titel mir fehlt, weil ich in diesem Augenblick die Liste nicht finde der in Berlin gelassenen Bücher.

Empfehlen Sie mich Frau von Varnhagen. — Leben Sie wohl. Behalten Sie mich lieb.

Von ganzer Seele

der Ihrige

Oelsner.

51.

Varnhagen an Oelsner.

Berlin, den 5. November 1824.

Mein theurer verehrter Freund!

Einzig die Zuversicht, welche ich auf Ihre Meinung von mir zu setzen nicht aufhörte, konnte mich zeither beruhigen bei dem unseligen Mißgeschick, das mir alle zahlreichen Gelegenheiten, Ihnen zu schreiben, so geraume Zeit vorenthielt! Schon dacht' ich andere Wege einzuschlagen, als mich Ihr Schreiben vom 19. und 20. September überraschte und mir die gewohnten wieder offen zeigte. Und doch eigentlich nur halboffen, denn wann und wie diese Zeilen, die morgen bereit sein müssen, wirklich abgehen, das steht bei den höheren Mächten, mit denen ich keine Verbindung habe, als etwa die

„Doch was zu meinen Füßen
Liegt auf dem Boden hier?
Ha! Feind, du sollst es büßen,
Verderben bring ich dir!"

Aus höhern Regionen
Entflammt sie Heldenkraft,
Vom Boden die Patronen
Sie in die Schürze rafft;

Den Jägern, die verschossen
Ihr Pulver und ihr Blei,
Beingt eifrig unverdrossen
Sie immerfort herbei;

Im dichten Kugelregen
Manch tapfrer Jäger fällt,
Doch stets Johanna Stegen
Die volle Schürze hält.

Frisch auf! ihr Kameraden,
Es gilt den besten Schuß!
Von solcher Hand zu laden
Das Herz ja treffen muß!

Stimme des Kranken.

An Rahel.

In des vollen Wohlergehens frohen Tagen,
Wo das Herz die ungeschwächten Wellen
Durch die Adern strömt in Siegesfreude,
Mußt' ich dennoch neidisch euch betrachten,
Arme Kriege, unbekannte Fremde,
Die ihr krank, zerschmetterten Gebeines,
In zerrißner Hülle, ganz verlassen,
Dort dem Himmel preißgegeben laget!
Denn es trat zu euch im Hochgefühle
Gelen Pflichtberufes hülfreich wirkend
Meiner Freundin segnende Erscheinung!
Was ein Gott ihr in die Brust geleget,
Tiefer Menschlichkeit urkraft'ge Flamme,
Lauterer Wahrheit staunenswürd'ge Worte,
Schneller Einsicht strahlendes Durchdringen,
Schmerzvertrauten Herzens überzeugend Mitleid,
Alles faßt in Eines sie zusammen;

Legt als Tröſtung, legt als Hülfe nieder
Schon ins Herz des Kranken und des Wunden
Alle Kraft der treuen Heilespflege,
Die ſie ſorgſam ſchaffend vorbereitet!
Lieblich Lächeln, ruft du Sonnenblicke
Aus des Schmerzes dunklen Wolken? weckſt du,
Süße Lippe inn'ger Menſchenliebe,
Leiſes Zartgefühl in edlen Buſen?
Weiht du, Forſcherblick des hellen Auges,
Im Vorübergleiten dämmernder Geſtalten
Doch die tiefſte Seele ſtets herauszufaſſen,
Um ihr einverſtanden Tröſtung zuzuwinken?
Schlägſt du, Himmelsſtrahl der ew'gen Wahrheit,
Aus der Stille edleren Gemüthes
Hoch gewitternd über dunklen Lebenspfaden,
Segenreiche Fluth auf ſünd'ge Herzen
Reinigend und klärend nieder?
Und ich ſoll in Unmuth hier verſchmachten!
Wiſſen nur, und fühlen nicht, die reiche Spende,
Die nach Zufall dort ſich in der Menge
Blindem Drange hundertfach ergießet!
Nein, o nein! die ſegenreiche Fülle
Deines Wohlthuns dringt zu mir herüber
Ueber Ströme, über Berge fernher,
Bricht mit hellem Schein am Dämmerabend

Meines ſtillen Krankenlagers plötzlich
In geliebter Handſchrift frohen Zügen
Glänzend an, mit linden Heilesſtrahlen
Treffend mein aufathmend Herz!

An den
Freiherrn von Tettenborn.

Auf deiner Waffenzüge rauhen Wegen
Zum heißen Ernst der stürmenden Gefahr,
Wo wilde Kräfte sich gewaltsam regen
In der erglühten Krieger dunklen Schaar,
Begleitet dich in ehrner Rüstung Hülle
Der holden Dichtkunst anmuthreiche Fülle!

Allein Bellona reißt die theuren Söhne,
Noch eh der Muse Tagewerk vollbracht,
Inmitten neuversuchter Kriegestöne
Zu frühen Heldentodes stiller Nacht,
Daß gleichen Ruhm zwiefache Loose geben,
Des Kriegers Sterben und des Dichters Leben.

So ruft die Klage Blombergs theuren Schatten,
Den seinem Conradin ein frühes Loos
Gebrochner Jugendblüthe wollte gatten,
Und ihn hinabzog in des Grabes Schoos;
In eigner Hauptstadt feinderfüllten Stätte
Fand er des tapfren Muthes Ehrenbette.

Und kaum erhebt sich freudigschallend wieder
An deiner Seite neues Saitenspiel,
Kaum schwingt empor die Brust die muth'gen Lieder,
So wird sie gleich des Feindes edles Ziel,
Im rothen Abendschein von Zrini's Flammen
Sinkt Körners Herz dem Todespfeil zusammen!

Und ich, der wehmuthsvoll um diese trauert,
Und, schwächer nur, verfolgt dieselbe Bahn,
Ich fühle tief die rege Brust durchschauert,
Und will das gleiche Schicksal gern empfahn,
Nur daß der Himmel Frist mir wolle geben,
Zu gleichem Liederpreis' erst aufzustreben!

Bis deinem Ruhme singend nachzueifern
Sich meiner Muse Heldenlied erkühnt,
Und mir von Phöbus jüngsten Lorbeerzweigen,
Ein blühnder Kranz die Leier hold umgrünt,
Ist meines Lebens Wirken unvollendet
An dein beschützendes Gestirn verpfändet!

Alexander von Blomberg und Theodor Körner, von einem dichterisch u und kriegerischen Feuer erglüht, fielen beide als Opfer ihres allzukühnen und vergeblichen Muthes, der eine am Thore von Berlin, der andere in Mecklenburg. Das Trauerspiel Zrini von Körner ist bekannt, Blombergs Conrad v. Schwaben ist noch blos Handschrift.

An der Nordsee.

Hier weilt am Meeresstrande
Mein sehnend trüber Sinn,
Und die Gedanken fluthen
Auf sanften Wellen hin!

O schöner Stern dort drüben,
Wie leuchtend fällt dein Schein
In rege Meeresfluthen,
In's rege Herz hinein!

In stürmendem Getöse
Der wilden Wetternacht
Hab' ich dir heil'ges Flehen
Inbrünstig dargebracht.

Der Sturm hat ausgetobet,
Und in der Sterne Zahl
Glänzt wieder doch vor allen,
Mein Stern mit hellem Strahl!

Die Ruſſen in Holland.

Wohlauf, wohlauf! wer die Freiheit meint,
Aus betäubenden Schlummerbanden!
Des Erwachens Sonne glorreich ſcheint
In den muthigen Niederlanden!

An den Küſten des freien Meeres Ruf
Mit brauſenden Wogen hallet,
An des Landes Gränzen der Roſſe Huf
Und verkündendes Wiehern ſchallet!

Wohlauf, wohlauf! aus wirbelndem Schnee,
Von der Ströme ſtarrendem Eiſe
Begann zur ſchwellenden Südersee
Der Freiheit Kriegesreiſe.

Ein grünendes Reis vor hundert Jahr
Aus unſeren Landes Blüthen
Nahm dankbar mit der große Czar,
Und thät es mit Treuen hüten.

Ach! unſerer Lande Blüthenſtand
War dahin mit der Freiheit geſchwunden,
Die von Volk zu Volk und von Land zu Land
Bald nirgend wurde gefunden.

Doch ſiehe! das grünende Reis alldort
In des nordiſchen Reiches Raume
Wuchs hundert Jahre fort und fort
Zum gewaltigen Rieſenbaume;

Und breitet der ſchattigen Zweige Glück
Auf der Knechtſchaft brennende Fluren,
Bringt lebenreiche Fülle zurück
Auf erſterbener Freiheit Spuren.

Alexander, Heil! das theure Pfand,
Das wir reich einſt legten nieder,
Kehrt tauſendfältig von deiner Hand
Den Armgewordenen wieder!

Und in jeglicher ruſſiſchen Waffe blinkt
Ein Zweig von grünenden Schoſſen,
Der vertraulich uns und grüßend winkt
Als heimiſcher Freiheit Sproſſen!

Zweites Buch.

der Nichtachtung! Gerade jetzt aber sollten wir häufiger verkehren, inniger uns zusammenschließen, gedrängter leben, nachdem uns der Tod durch zwiefachen großen Raub kürzlich so ernste Mahnung zum Weiterleben zugeschickt. Wie mich der Verlust Wolfs, dann kurz nachher Schlabrendorfs, zweier so theuren, so einzigen Mitlebenden getroffen, vermag ich nicht, Ihnen auszusprechen; ich habe heiße Thränen um die Hingeschiedenen geweint. Solche Männer kommen nicht wieder, und kämen sie tausendfach wieder, so wären es doch immer für uns dieselben. Ich sage Ihnen Dank, mein theurer Freund, innigen Dank für alles, was Ihr lieber Brief über Schlabrendorf enthält; diese Auffassung seines Geistes und Wesens in dem Ihrigen hat meinem wunden Herzen unendlich wohlgethan.

Wer in solchem Andenken, in solcher Würdigung fortlebt, der ist weniger todt. Und auch dem Schatten, der bei so vielem Lichte unvermeidlich war, kann ich meinen Sinn am Ende wohl fügen, wenn ich auch anfangs nur widerstrebend darauf hinblicken mochte. Nur Eines Punktes muß ich dennoch zweifelnd gedenken, auch entbehrt dieser gerade Ihrer eigenen Gewähr; ich meine den Umstand, daß der Hinscheidende nicht wenig Todesfurcht habe blicken lassen. Ich weiß wohl recht gut, daß die letzten Augenblicke des Menschen ihn selbst kaum noch enthalten und daher für die Kenntniß dessen, was er wirklich war, meist die unbedeutendsten sind; die Kraft, mit der man stirbt, vermöchte selten auch nur von fern der zu gleichen, mit der man lebt. Aber dennoch sollte mich ungemein wundern, wenn jene Wahrnehmung von Todesfurcht sich durch anderweitige Zeugnisse bestätigte; ich gestehe, daß ich darauf am wenigsten gefaßt war und es noch nicht in meiner Vorstellung zurecht bringen kann; ich müßte mir gar zu vieles in meinem Bilde umstellen. Lust zum Leben

Canzone.

In tiefempfundnes Sehnen
Iſt aufgelöſt mein Herz und meine Sinnen,
Und jegliches Beginnen
In jener ſüßen Schmerzensfluth verſenket;
Zu dir, Geliebte, lenket
Melodiſch ſich der Strom der Sehnſuchtswogen,
Von dunkler Nacht umzogen,
Der ſtillen Zeugin meiner bittern Thränen,
Wenn gern gehegtes Wähnen,
Noch endlich deine Huld mir zu gewinnen,
Frühling in meinem Herzen läßt aufblühen,
Doch in der Wahrheit Gluten
Die blumigen Geſtalten dann zerrinnen!
So ſtröm' ich fort in tiefer Schmerzen Schauer,
Und meine Trauer muß zu dir ſich ſehnen.

Ich kann dich oft zwar sehen,
Und den entzückten Blick wohl an dir weiden
Doch muß ich stets vermeiden,
Die inn're Schöpfung, die durch dich entstanden,
Aus meines Herzens Banden
Feindsel'gem Weltsinn kühn zu offenbaren;
Durch solch ein strenges Bewahren
Muß dir auch deiner Wirkung Macht entgehen.
Wohl oftmals wollt' ich flehen,
Du möchtest dich erbarmen meiner Leiden,
Und Ausbruch gönnen meinen innern Flammen,
Daß sie auch dich entflammen,
Und neu sich stets verzehren in uns beiden!
Doch nie vernimmst du das Gebet der Liebe,
Und Gegenliebe werd' ich nie erflehen!

Nun soll ein heilig Sehnen,
Das nie in der Erhörung Wollust endet,
Mich ewig dir aufs neu entgegen bringen!
O Lied, du mögst dringen
Zu Ihrem Ohr, und sagen, daß dich sendet,
Ein Jüngling, der die Liebe fromm bewahret,
Und nur erfahret Lust der ew'gen Thränen!

Canzone.

1806.

Empfange, Herz, der Lieder ſüße Labung
Für dieſe heißen Wunden,
Welche gewaltſam in dich eingeſchlagen!
Zwar nicht vom Saitenſpiel magſt du geſunden,
Doch lindert die Begabung
Des Muſenquells den Schmerz; zu grimmig nagen
Im Buſen Wuth und Klagen,
Sie können nur in lauten Tönen ſchweigen!
Drum ſei die heil'ge Liedeskraft erhoben
Bis andrer Weihung Proben
In beſſrer Zeit die kühne Bruſt darf zeigen.
Jetzt, ſchnöder Trübſal eigen,
Ein Volk ſchon ohne Waffen,
Laß unſer Blut noch in Geſänge fluthen,
Daß die nicht auch erſchlaffen,
Daß nicht die Herzen all vergebens bluten!

Deutſchland, du quellend Herz des neuen Lebens,
Dich hat der Feind bezwungen,
Seit jenem Tag, der Preußen bracht' Verderben!
Kannſt erſt in Jugendmuth emporgeſchwungen

Inmitten hohen Strebens
Sollst du, getroffen, harter Schmach hinsterben!
Kein Vaterland erwerben
Kann nun ein Deutscher mehr in diesem Leiden;
Weil alles andre Land ringsum schon zaget,
Feindlich Schwert in sich traget,
Und Ach vom eignen Blut muß bitter scheiden.
O Gott, Flüchtlinge werden
Wir bald in fernen Landen,
Nichts eigen führend, als die grimmen Loose,
Daß über uns mit Schanden
Stiefmütterlich einst schwellen fremde Moose.

Die Bergeshöhn, die Thalesgründ' und Auen,
Von frischem Grün aufwallend,
Ehrwürd'ge Waldung aus den alten Zeiten,
Siegesgesängen ruhmvoll einst erschallend,
Die müssen traurig schauen
Feindliche Schaaren stolz und trotzig schreiten;
Die deutschen Völker streiten
Wahnsinnig nun für feindliches Gelingen,
Und tief noch ruht der Freiheit Kraft begraben!
So möge denn erhaben
Germanien aus dem Boden sich erschwingen,
Der Knechtschaft Heer verschlingen,

Zuſammenkrachend fallen
Die Bergeshöhn, die Ströme zürnend brauſen,
Am Rheingeſtade ſchallen
Der Fremdling' Leichenfluth in wildem Grauſen!

O Lied, weißagend künde
Dem Vaterlande blut'ger Freiheit Tage!
Laß ſchweigen deine Klage!
Eben ſeyn wir auferwachen
In ferner Zeit Deutſchlands Heldenermannung,
Ob wir dann nicht mehr wachen,
Wir ſind noch wir auch in des Grabs Verbannung!

An die Kaiserin von Oesterreich.

Prag, 1814.

Wie früher Sonne heitrer Liebesstrahl
Den grauen Nebelflor der Morgenlüfte
Entflammt in Pracht zu rother Himmelsgluth,
Daß rings im Schwelgen würzereicher Düfte,
Im Farbenglanz der Blumen ohne Zahl,
Im weißen Schimmer blauer Wellenfluth
Die Schönheit hell die Nacht des Schlummers
bricht:
So aus der Wehmuth dämmernden Gebilden
Entzündet hoher Augen Götterlicht
Ein glänzend Morgenroth um meine Brust!
Ein freier Adler schwimm' ich kühn entgegen
Den Wolkenwellen hochentzückter Lust,
Die von des Himmels seligen Gefilden
Herniederströmt auf deinen schönen Wegen,
O Kaiserin, die sonnengleich uns Licht,
Und alles Leben freudig lächeln macht!

Des Herrschens Loos hat glorreich dich erkoren
Bestürmten Völkern leuchtend dazustehn,
Daß die Begeistrung nicht in dunkler Leere
Der hartverlaßnen Welt mög' untergehn,
Und in der Jugend Obhut unverloren
Fortglüh' die Flamme ritterlicher Ehre.
Um einer hohen Frauen Kreis vereinen
Sich eifrig deutschen Jugendruhms Erneuer;
Was einst in großen Thaten soll erscheinen,
Gemeinsam Werk jetzt noch getrennter Kraft,
Das nährt im Stillen der erglühte Sinn,
Der dunkler Gegenwart sich kühn entrafft,
Versammelt um das heimathliche Feuer;
Die Sehnsuchtsblicke fliegen all dahin
Aus Deutschlands alten, nah- und fernen Gauen,
Zu dir, der ersten jetzt der deutschen Frauen!

O darf der Mund was mich verzehret sagen?
Aussprechen laut den tiefgenährten Wahn,
Solch hohes Bild Gesängen zu vertrauen?
O reißt mich fort in die gewalt'ge Bahn!
Der Jugend Muth will auch das Höchste wagen,
Und nur das Ziel, nicht die Gefahren, schauen.
Ach, thöricht Herz! die Götter zu besingen
Wird wohl vergönnt den Sterblichen und schön;

Doch mit den Göttern im Geſang zu ringen,
Das weckt alsbald des Uebermuths Verderben:
Nicht mir vertraut die Welt, den Lieberpreis
In deinem Preiſ', o Herrin, zu erwerben;
Denn dir erſchallt unſterbliches Getön
Von ihm, dem Dichterfürſten dem ein Reis
Des eignen Lorbeers Phöbus hat umwunden,
Das ewig nun mit dir auch bleibt verbunden.

Und wenn der Hoheit glänzendſchöner Stern
In deinem Anblick, Herrliche, mich blendet,
Und das verweqne Hoffen niederdrückt,
Wenn mir der Himmel keine Gabe ſendet,
Die mit dem höchſten Reiz der Muſen gern
Den heil'genDrang des glüh'ndenBuſens ſchmückt,
Wenn hoher Strebungen geheimes Wogen
In dunklen Lebens felsumſchloßner Fluth
Einſam verrauſcht, dem heitern Tag entzogen
Wenn keine Meiſterſchaft bewährter Kunſt
Dem regen Geiſt, dem ehrbegier'gen Herzen
Zuwendet ſchönen Beifalls holde Gunſt:
Was kann mir dann den angſtbeſtürmten Muth
Beflügeln aus den hoffnungsloſen Schmerzen?
Das Lied, das ſchön die Freude ſollte ſingen,
Wird jetzt nur ſchön vielleicht in ſeinen Klagen.

Doch nein! durch Nachtgewölke bricht der Blick!
Die Morgenröthe, die mir aufgegangen,
Sie schwebt in Feuerglanz noch um mich her!
Hinweg, Bethörung, die den Muth umfangen,
Beflügle dich, o trauerschwer Geschick!
An meiner Seite die geprüfte Wehr,
Weut mich, o Herrin, deinem Wohlgefallen
Mit dar im hohen vaterländ'schen Streit!
Einst seh' ich deutscher Freiheit Fahnen wallen,
Und, froh verbündet kühnem Heldenmuth,
Glänzt in des Schlachtfelds undurchbrochnen Reihen
Dein hochgesinnter Geist in Siegesgluth!
So nicht der Musen, doch der Waffen Spiel,
Darf dir, o Herrin, mich erhebend weihen,
Und was das Leben neidisch darf versagen,
Hofft noch der Tod ruhmvoll davonzutragen.

Das österreichische Heer war bei allem Wechsel der auswärtigen Politik in derselben Gesinnung verharrt, die es 1809 gezeigt hatte, der es dann 1813 wieder folgen durfte, und für welche die hohe Kaiserin Vielen ein bezeugendes Vorbild wurde.

laſſ' ich mir ſchon eher gefallen, die hat einen ganz andern Zuſammenhang. Uebrigens iſt allerdings das Kapitel vom Muthe und der Tapferkeit im Buche vom Menſchen ein ſo reichhaltiges, beziehungsreiches und erklärungsvolles, daß es in ſeiner unendlichen Mannigfaltigkeit faſt für jedes andere Kapitel eintreten und ſonach das ganze Buch werden kann. Wie ſchön wäre es, wenn über Schlabrendorf ein paar Bände Denkwürdigkeiten erſchienen! Eine ſolche Eigenthümlichkeit ſollte dem Volke, dem ſie angehört, in vollem Werthe vor Augen geſtellt bleiben!

Wer iſt der Herr Billing, der im „Conſtitutionnel" eine vorläufige Notiz unterzeichnet hat? Ich kannte den Verewigten zu ſpät, zu bruchſtückweiſe, um auch nur von fern an eine ſolche Darſtellung denken zu können. Nur um andern, noch minder befähigten Federn zuvorzukommen, habe ich eine arme Notiz der hieſigen Zeitung übergeben, die durch Bedingungen der Oertlichkeit noch beſonders beſchränkt wurde. Von allen Seiten wird jetzt die Angabe berichtigt, das Büchlein über ſtändiſche Verfaſſung ſei nicht von Schlabrendorf, ſondern von Hegewiſch; ich glaube aber doch, daß es mehr Schlabrendorf, als irgend einem Andern gehört; ich habe den Inhalt großentheils aus des Verewigten eigenem Munde ſtückweiſe vernommen, ich habe ihn eifrigſt aufgefordert, dergleichen ſeinen Landsleuten, die ſich in ſo großem Gewirre der Meinungen an dieſe Gegenſtände zu machen hätten, nicht vorzuenthalten, ich habe ſeine Schreibart hin und wieder allzudeutlich wiedergefunden. Dagegen kommt bei mir keine äußere Verſicherung auf. Was die Sprüche betrifft, ſo will ich deren Herausgabe nicht übereilen. Vielleicht findet ſich noch mehreres der Art in dem gewiß ſehr reichen Nachlaſſe, und dann darf ich von dem jungen Grafen Schlabrendorf, der wohl noch zur rechten Zeit vor der Entſiegelung in Paris eintreffen wird,

An Ludwig Grafen de la Foye.

Du lebteſt einſt in froher Brüder Mitten;
Berauſcht von Liebe wir dich heiß umſchlangen.
Du gabſt uns ganz dein glühend Herz gefangen.
Von Liebe, Wiſſenſchaft und Kunſt erſtritten.

Du ſahſt, wie länger nicht die Brüder litten
Den alten Wahn, von welchem all' umfangen,
Nein! friſchen Muths zum neuen Leben rangen,
Rings unter Feinden kühn einhergeſchritten:

Du nahmeſt Theil an unſerm reinen Sehnen,
Auch dein Geſang erquoll in heil'gem Feuer,
Da riß dich fort zur Mutter deine Liebe:

Ihr trockneteſt, uns gabſt du heiße Thränen,
Doch ruf' ich fernen Gruß dir zu, du Treuer,
Und aller Schmerz vermehrt nur unſre Liebe.

An Friedrich Schlegel.

1807.

Es tönen laut die alten Harmonieen,
Drum Gruß entbieten muß ich dir aufs neue;
Daß doppelt mich das eigne Ende erfreut,
Muß es zu dir voll tiefer Sehnsucht ziehen!

Dein Heldenwort hat Fassung mir verliehen,
Daß ich der Meinung brach die Sklaventreue,
Daß ich der Wahrheit Schmerzen nimmer scheue,
Wenn der geliebte Wahn ihr muß entfliehen.

„Wer will sei mit im Uns" du hast gesprochen
Das ehrne Wort, so nicht die Fluth der Zeiten,
Geschweige Pöbelwuth je kann zerschlagen.

Der Wille siegt, die Schranken sind zerbrochen;
Und soll auch hier ich keinen Kranz erstreiten,
„Der bunten Erde kann ich leicht entsagen."

An Rosa.

Du Wunderblume, die aus zarten Schossen
Sich freundlich in die blaue Luft erhoben,
Die Strahlen zu empfangen, die von oben
Aus Himmelsauen, dich zu grüßen, schossen:

Du von dem eignen Aether mild umflossen,
Der zu dem Himmel wird emporgehoben,
Zu suchen dort des Kreuzes Rose droben,
Des Blumenfeldes lieblichsten Genossen.

Du freudiges Gewächs, im Paradiese
Zu Gottes Freud' und Wunderthat geboren
Der ihre Farbe Liebe selbst verliehen:

Wie auch zum Aether deine Sehnsucht fließe,
Dich hat zum Schmuck die Erde sich erkoren,
Und nur im Tode darfst du ihr entfliehen!

Gruß.

O Stadt, wo schön die Prachtgebäude prangen
In heitrer Straßen Anmuth und der Plätze,
Du hier von blüh'nder Gärten grünem Netze,
Dort von dem Blau des hellen Stroms umfangen;

Wie viel auch Pilger je zu dir gelangen,
Wie reich du auch darbietest tausend Schätze,
Wie freier Sinn, Natur und Kunst ergetze:
Nie hast du wen huldvoll wie mich empfangen!

Wie leise Geister reden deine Mauern,
Die Lüfte Liebesahndung wehn entgegen,
An sel'ge Rührung bin ich ganz verloren.

Was kündest du mit diesen tiefen Schauern?
Jedwedes will dies Ein' an's Herz mir legen:
Sieh! deine Herrin ward allhier geboren!

Erfüllung.

Früh mußte schon das Leben mich belehren,
Als ich die junge Knabenzeit verlassen;
Ich sollt' in öder Ruhe streng mich fassen,
Alleinstehn weckte nach der Welt Begehren.

In mancher Kunst hab' ich zu guten Ehren
Kühn aufgestrebt durch der Gemeinheit Massen,
Da lernt' ich bittern Hohn und feindlich Hassen,
Rastloses Ringen wollte mich verzehren.

Ein stürmisch Wogen, unaufhaltsam Schwanken,
Mühvollen Kampf in unbegriffnem Streite
Erlangt' ich, als ich eigne Bahn befahren.

Doch nun die Liebe haucht in die Gedanken,
Naht schnell begehrter Ufer ferne Weite,
Ich werde kunstvoll, gut, gesetzt von Jahren.

Höchstes Geheimniß.

Die heitre Sternennacht, der milde Schleier,
Der silberdunkelnd von dem Mond hernieder
Das nächtlich aufgeschlossne Reich der Lieder
Umfließt zu tiefer Lust geheimer Feier,

Die hüllen, was in Geisterworten freier
Der Geist entsandt auf des Gebets Gefieder,
Besorglich ein, und bringen heimlich wieder
Erflehte Gaben in dem zarten Schleier.

So wagt' ich leises Flehn mit bangem Beben,
Und ängstlich lauscht' ich, ob vernommen habe
Der Geist das Flehn des herrlichsten Geschenkes.

Mir ward das herrlichste Geschenk gegeben!
Doch still umhüllt in Schweigen sei die Gabe;
Die Seele nur in sel'ger Freude denk' es!

Urſache und Wirkung.

Wodurch es kam, das weiß ich nicht zu ſagen,
Daß Liebe mir im Herzen aufgeblühet,
Aus dunklen Wolken traf, ſo heiß erglühet,
Die neue Sonne, herrlich mir zu tagen.

Es war in ſchönen, lauen Frühlingstagen,
Der Himmel mit der Erde Schmuck bemühet,
Da kamen Sproſſen, waren bald erblühet
Zu frohen Blumen, hoch im Blau getragen.

In tiefen Gründen ſchafft der Geiſt der Erde,
Da ſtreiten Elemente wild erbrauſend,
Daß neu des Frühlings friſches Leben werde;

Uns tönt nur leiſ' Nachhall im Lenzgefilde;
Was kümmert uns, ob in dem Innern hauſend,
Ein harter Streit uns ſchafft die Luſtgebilde.

Traumglück und Abendmilde.

Mit finſterm Blick grüßt' ich des Tages Strahlen,
Die den noch Müden aus dem Schlaf' gerufen;
Der ſüßen Träume Störungen umſchufen
Des Tages heitres Werk in bange Qualen.

O könnt' ich, ſterblich, ew'ge Glorie mahlen,
In der ich Sie ſchaut' an des Thrones Stufen,
Könnt' ich erneuen noch das leiſe Rufen,
Das ich in Ihrem Blick ſah hold mir ſtrahlen!

Wild ſtürzt' und irr' ich in des Tags Gewühle,
Indeß der Geiſt entflog zu fernen Fluren,
Daß alle mich feindſelig mußten wähnen;

So zwang in ſtarres Eis ich die Gefühle,
So lange ſie der Menſchen Kält' erfuhren,
Doch als der Abend kam, da thauten Thränen.

Höhere Bewahrung.

Sie ſtand vor mir mit edlem tiefen Schauen,
In Thränen war mein Leid Ihr offenbaret,
Der Worte göttlich Feuer drang geſchaaret
In Ihres harten Sinnes kalte Auen.

Da war's geſchehn, zu Blüthen mußte thauen
Der blum'ge Schnee; was ſtrenge Sie bewahret,
Hat Ihr beſiegt Gefühl da offenbaret;
Pfand ward ein Ring vom heiligen Vertrauen.

Bald wich zurück der Sonnenblick der Liebe,
Das Kleinod, hell Geſtirn nächtlicher Stunden,
Wußt' ich, da Sie es fordert', wiedergeben.

Daß mir ein Troſt im herben Leid verbliebe,
Iſt bald aus Ihrer Hand der Ring verſchwunden,
Hier oder dort zeugend mein Liebeleben.

Demuth der Liebe.

1.

Es flog herab aus Gottes Schoos der Funken,
Der dir im Herzen Leben hat gezündet,
Doch ist dein Sinn, mit Trübsal schwer verbündet,
In wehe Erdenleiden ganz versunken.

Und dieser Schmerz hemmt dich, ans Herz ihm trunken
Zu sinken, dem Geliebten, der dir kündet
Dein Heil, auf den du dein Vertraun gegründet,
Und dem entgegen dir dein Stern gewunken!

Ich, der ich schau dein sinnig frommes Wallen,
Und deiner Schmerzensfluthen leises Rauschen
Mit tiefer Ahndung Schauern oft vernommen:

Ich, den der Liebe Leiden so beklommen,
Muß noch sogar mit Lust dem Ausspruch lauschen,
Der mich verschmäht, nicht werth dir zu gefallen!

die Mittheilung des ganzen Vorraths hoffen. Ich habe demſelben auch ſogleich Ihren Wunſch wegen der Herausgabe der Spracharbeiten angelegentlichſt empfohlen. Es iſt ein wackerer, edler junger Mann, der eifrigſt alles auffaſſen wird, was dem Andenken des verehrten Oheims frommen mag.

Unſeres theuren Freundes früher Tod in Marſeille hat nicht bloß die gelehrte Welt erſchüttert, ganz Berlin war in einer Art Beſtürzung, ich hätte eine ſolche Senſation früher nicht für möglich gehalten; es war ein dumpfer Eindruck, den die Unkundigen auf Glauben hin ſich mit aneigneten. Ein paar Worte, die ich ſeinem Andenken gewidmet, lege ich Ihnen hier bei. Herr Dr. Körte iſt jetzt hier, um den Nachlaß in Empfang zu nehmen; er findet ungeheure Schätze an handſchriftlichen Sammlungen, kleinen Aufzeichnungen, Briefen; wie er ſich mit der Zurüſtung dieſer Sachen zur etwanigen Herausgabe benehmen wird, das ſteht dahin!

Inzwiſchen halt' ich die wenigen Blätter, die ich von ſeiner Hand beſitze, als theure Kleinodien feſt, ὀλιγόν τε φιλόν τε! Haben Sie nicht aus früherer Zeit viele Briefe von ihm?

Wolf ſagte faſt ſterbend ſeinem Bedienten in Marſeille noch einen Brief in die Feder, die er dann ſelbſt ergriff und die Worte der Unterſchrift beifügte: „Ich falle aus einem Schlaf in den andern und werde wohl in dem nächſten bleiben!" Und ſo geſchah's. Welche letzten Worte! als ob man ihn hörte! Sobald ich Gelegenheit habe — denn den Kourier möcht' ich damit nicht verſuchen — ſende ich Ihnen ein paar Abdrücke von Wolf's Bild in Lithographie, retouchirt von dem Künſtler, der das Vorbild des Steindrucks in Oel gemalt, und der auch Wolf heißt. Aus Lyon ſendete der Verewigte den Auftrag, Ihnen dieſe Abdrücke, welche Sie nach Belieben in Paris vertheilen möchten, durch mich zu-

2.

O hohe Freundin! auch wenn du nur Leiden
Des herbſten Kummers willſt zum Herzen ſenden,
Das glühend ganz zu dir ſich hinzuwenden
Gewünſcht, und Liebe ſchwur mit hohen Eiden;

So kann auch dann ich nimmer wohl vermeiden,
Auf dieſe ſtarke Liebe zu verſchwenden,
Und was auch nur des Herbſten du willſt ſpenden,
Selbſt um dies Herbſte würd' ich Andre neiden!

Ein ſchmerzlich Leben haſt du ohne Klagen
Im leeren Kreis der Häuslichkeit geführet,
Indeß du heil'ge Gluth in dir getragen:

Nun ſchleppt Gewohnheit ſich in deinen Tagen,
Und willig bleibſt du, wo ſie hingeführet:
Dies Weh nur kann zu ſehn ich nicht ertragen.

Bahn der Nacht.

Das ſtille Mahl, die herzlich frommen Worte
Mußt' ich verlaſſen zu der zwölften Stunde,
Am ſchwarzen Himmel längſt kein Stern mehr ſtunde;
Da trat ich dunkel aus des Schloſſes Pforte.

Von ferne ſandt' ich Blicke noch zum Orte,
Wo einzig Wunſch, Umgebung, Sinn im Bunde —
Ob ſie von Ihr vielleicht noch brächten Kunde,
Ob meinem Aug' Ihr Auge noch antworte.

Doch dunkle Nacht verwirrte, Regen lähmte
Der heißen Blicke Flug, daß in dem Schimmer
Des hellen Fenſters matt ſie hingefallen.

Wie ſehr ich auch, Sie nicht zu ſchaun, mich grämte,
Ich ſah mit ſinn'ger Luſt zu Ihrem Zimmer
Den Lichterſchein, die Fenſter wechſelnd, wallen.

Festesglanz.

Die Herrin, schön geschmückt in reichen Seiden,
Von des Gewandes Wellen reich umflossen,
Von goldnen Ketten Arm und Hals umschlossen,
Und Perlenschnüren, die das Auge weiden;

Versteckt der goldnen Haare Schwung bescheiden
In zartem Schleier, freundlich hingegossen;
Leuchtend die Augen, schönere Genossen
Der Edelsteine, durch des Schleiers Meiden:

So tritt sie herrlich in des Saales Prangen,
Gleich Luna, Königin der Nacht und Sterne,
Ergießt aus Himmelsfluren linde Strahlen;

Es will mich süßen Anschauns Glühn umfangen,
Zerfließen will ich in den Gluthen gerne:
Da starr' ich grimmig in des Zweifels Qualen!

Abwesenheit.

Zum grausen Forst, auf unbetretnem Wege,
Lenk' ich im Dunkel schwerer Tritte Wanken,
Und in dem brausenden Gewühle der Gedanken
Führt Liebe mir den Geist auf lichte Stege.

Von Ihr, die treu und wahr ich innen hege,
Getrennt, muß ich in herberm Schmerz erkranken,
Wenn nahe Menschen mich in dumpfe Schranken
Umschließen, daß kein Blitz der Augen rege.

In trüber Wildniß aber, da mag scheiden
Auf süßer Träume Fittig leicht die Seele
Von ihrem Leib, den Fesseln streng umfangen;

An Ihrem Schaun kann sich das Auge weiden!
Und ob Vernunft die Täuschung nicht verhehle,
Doch wird das Herz süßträumend Trost empfangen.

Die Schützerin.

Du Fromme, die des heil'gen Feuers wahret
Mit treuem Fleiß im innersten Gemüthe,
In dessen Lichte Demuth sich und Güte,
Sonst ungesehen, blühend offenbaret:

Du Schöne, die des Himmels Blau bewahret
Im Auge, dessen Strahl mein Herz erglühte,
Und die im Jugendschimmer Rosenblüthe
Der Wangen mit des Busens Lilien paaret:

Du Holde, die der goldnen Haare Schlingen
Mit tiefer Deutung ließ ums Haupt mir wallen,
Daß mir dein Haar, dir meins schien zu gehören:

Dich ruf' ich an, wenn Wahn mich will bethören,
Wenn schöner Frauen Lockgesäng' erschallen,
Wenn andres Lebensband mich will umschlingen!

Zuverſicht.

Mag in der fabelhaften Liebe Wogen
Verlorne Treue matt nur widerſcheinen,
Seit, ihrem Himmelsquell ſich zu vereinen,
Sie ſelbſt den ſchlechten Zeiten ſich entzogen;

Ob einſt, bei Winters Nahn, geſammt entflogen
Die flücht'gen Freuden ſind zu friſchern Hainen;
Den Freunden, einſt in Jugendgluth die Meinen,
Mir ſelbſt, der Dichtung Blüth' in Froſt umzogen;

Ob ſo des Lebens frohe Götter weichen, —
Was dennoch nie wohl wirklich wird, ich glaube, —
Und in den eignen Kreis ſich alles enget:

Was ich erwerben, kann mir leicht entweichen,
Dem Schickſal iſt das Menſchliche zum Raube;
Doch iſt in Gott das Band, das uns umfänget.

Vergebliches Erkennen.

Ich leb'! es steht in meiner Brust geschrieben
Mit Flammen, die des Schmerzes Hauch erhoben,
Daß aus der Tiefe Feuerborn nach oben
Lichtfunken tiefer Ahndungen getrieben.

Des Lebens Lust war mir ein innig Lieben,
Das ich als tiefsten Schmerz nun muß erproben,
So von der Wehmuth trübem Netz umwoben,
Daß nur im Schmerze Leben mir geblieben.

Der heil'gen Ahndung Funken, hingeschwommen
Zu dir im dunkeln Strom der wilden Schmerzen,
Wird nimmer wohl in dir auch Gluth entzünden:

Denn, ob mein Leben deines aufgenommen,
Ob auch mein Herz sich schaut in deinem Herzen,
Dein Wahn will nicht mir Lebensfreude künden!

Irdiſches Loos.

O hohe Freundin, die der Schickung Netze
Umflechten, eh' die meinen noch gewoben,
Ein Geiſt hat ſich in dir, in mir erhoben,
Doch trennte Zeit und Raum der Sehnſucht Schätze.

Ob nun mit Thränen ich die Wande netze,
Die dich zuerſt, und dann auch mich umwoben
Ob himmelan die grimmen Kräfte toben,
Nicht löſ' ich jetzt die eiſernen Geſetze.

Ich nahte dir in Glühen, nie zu nennen!
Selber das Glück ſchlang feſter uns zuſammen,
Ein rauſchend Meer von Freude war erklungen;

Die, ſich berührend, ſchlugen helle Flammen,
Die Bahnen mußte bald die Kreiſung trennen,
Nur im Momente warſt du mir errungen.

An H.

Du ſchauteſt frommen Sinns die Liebesblüthe
Stillknospend in der Weisheit Frühlingsauen;
Andächt'gem Blick ihr weihendes Vertrauen
In aufgeſchloßner Füll' entgegenglühte;

Denn klar und rein erſtand in Engelgüte
Aus ihrem Kelch die hehrſte der Jungfrauen;
Dein ſinnvoll Auge mußte trunken ſchauen
Den Himmelsſtrahl im innerſten Gemüthe.

Sie wallt dahin, die hohe Jungfrau fliehet,
Du durfteſt nicht ſie feſtzuhalten wagen,
Doch kann inbrünſt'ges Anſchaun nie zerrinnen.

Durch kalter Nacht einſames Dunkel ziehet
Ihr Bild, auf lauten Tönen ſanft getragen,
Muſik verkündet ihr geheimſtes Sinnen.

Herbstgefühl.

Nürnberg, am 28sten Oktober 1808.

Die Felder stehn in warmem Sonnenscheine,
Von zarten Herbstesfäden schon umstricket,
Und rings das Aug' in irrer Eile blicket,
Ob Sommerlust verspätet wo erscheine.

Vergebens, daß die Wehmuth innig weine!
Im Seufzerhauche sanft der Wipfel nicket,
Und leis' den welken Schmuck zur Erde schicket,
Daß nackt die Nester stehen und alleine.

Wohl weiß ich, daß der Frühling wiederkehret,
Ich darf um ihn nicht hoffnungslos verzagen,
Und Wiedersehen muß das Leben bringen.

Doch alles Leid, was mich indeß versehret,
Das ich nur dir und Sommerau'n versagen,
Macht diese Thränen mir in's Auge dringen.

kommen zu laſſen; erſt dieſer Tage wurden ſie mir gebracht. Die eine Seite von Wolf's innerem Weſen bricht ſehr kenntlich in dieſen Zügen hervor; eine andere Seite ſpricht deutlich aus Tieck's herrlichem Marmorbilde.

Sie waren alſo in Plombieres! Fühlen Sie gute Nachwirkung der Heilwäſſer? Gewöhnlich kommt dergleichen ſpäter nach. Wir wünſchen Ihnen herzlich die freudigſte Geſundheit, das thatſächlichſte Heil! Wir wollen auch noch wieder einmal an demſelben Orte leben und uns des Lebens zuſammen freuen; dazu muß man ſich aufrecht und gerüſtet erhalten. Meine Frau und ich reisten dieſen Sommer nur eine kleine Strecke; wir beſuchten das Alexisbad im Harz, dann Halle, Leipzig, wo Adam Müller's liebenswürdige Freundlichkeit uns mehrere Tage feſthielt, Deſſau, wo ich meinem alten Schwerenöther mit Erfolg nachſpürte, und kehrten über Wittenberg heim. Es geht uns leidlich, nämlich gut genug, um das Leiden zu leiden, im Grunde ganz ſo, wie ſchon vorher.

Wir fanden bei der Rückkehr das Königsſtädtiſche Theater eröffnet, ein neuer, gedeihlicher, von der öffentlichen Theilnahme höchſt begünſtigter Zweig unſers hauptſtädtiſchen Treibens. Späterhin hat eine Kunſtausſtellung die gebildete Menge in rege Bewegung gebracht. Berlin gewinnt täglich an Leben; das bürgerliche Wohlergehen vermehrt ſich zuſehends. Große Erſparniſſe, welche der Staat beabſichtigte, kamen auf eine ſo ungünſtige und übertriebene Weiſe zur allgemeinen Kunde, daß jenes Leben und Wohlergehen plötzlich wie von einem harten Schlage gelähmt ſchien. Die ganze Beamtenwelt gerieth in Aufruhr; jeder ſah ſich verabſchiedet, penſionirt, mit unerſetzlichen Verluſten bedroht; die Niedergeſchlagenheit äußerte ſich zum Theil in den wüthendſten Reden; man ſah die Verſtimmung und Angſt überall

Frohe Wandrung.

Es dämmert; lind erbebt in leiſen Wogen
Das tiefſte Herz mit ſchauriger Bewegung;
Von nächtlicher Traumbilder brünſt'ger Hegung
Zieht der noch trunkne Sinn ſich abgezogen.

Und hell und heller glänzt der Himmelsbogen,
Ringsum erſchallt des Volkes laute Regung,
Froh in des Lichts und in der Wärme Pflegung
Hat neues Leben rings die Welt geſogen.

Friſch auf! durch neugepflügter Fluren Pfade,
Wo junges Grün dem braunen Grund entſteiget,
Schreit' ich daher, in heitre Fernen ſchauend.

Dort glänzt ein Wald in Silberthaues Bade,
Ein breiter Strom dort blaue Fluthen zeiget,
Und muntre Segel, günſt'gem Wind vertrauend.

Betrachtung.

Daß ich an das Geſtade bin entronnen
Aus bittrer Leiden wilden Meereswellen,
Kann nicht mein kummernächt'ges Herz erhellen,
Fern abwärts glühn des Lebens goldne Sonnen.

Was iſt mir in dem Frühlingsland gewonnen,
Wenn vor'ger Schmerzen Fluthen mich umſtellen,
Und dieſe Wehmuth trüb' ans Herz mir ſchwellen,
Daß nicht in Glück mein Leben hat begonnen?

Ich ſenke in mich ſelbſt die Augen nieder,
Und finde nicht die duft'gen Blüthestunden,
Die mit des Frühlings Au'n das Herz umkleiden.

Nicht wollet nun den äußren Lenz mir neiden!
Aus ſpätem Glück iſt früh das Glück entſchwunden,
Noch ſpät regt früher Schmerz die müden Glieder.

Todeswege.

Brausendes Meer, Bergfelsen, Waldesgrauen,
Der Erde Beben, Wolkenfeuers Krachen,
Bedrohen all mit wildem Todesrachen
Das einzle Leben auf den grünen Auen.

Mehr noch geheime Schrecken leis' in schlauen
Feindseligkeiten auf die Beute wachen;
Zufall umspielt zahllos den kleinen Nachen,
Der angstgeschlagen keinem Stern darf trauen.

Doch besser fallen wir in Sturmesbeben
Tapfer dahin, als daß in träger Irrung
Ein sanfter Meerstrom Untergang bereitet.

Lebendig schlinge Leben sich an Leben,
Das Sein behauptend in des Kampfs Verwirrung,
Von wackrer Freunde Schaar zum Tod geleitet!

Schluß der Sonette.

Hier ist von meinem innern Selbst ein Theil,
Was grade nun so zu Sonetten ward;
Könnt euch darin auch mancherlei zu hart,
So ist auch vieles, was zu weich ist, feil.

Hier noch zieht an der Sehnsucht Narrenseil
Das arme Herz in gar demüth'ger Art;
Doch wuchs seitdem mir um das Kinn der Bart,
Und mit dem Bart hoffährt'gen Muthwills Heil.

Mag gut sein oder schlecht, falsch oder treu,
Weint oder lacht, ich lach' und weine mit,
Wißt ihr, was Demuth und was Hoffahrt thut?

Doch ob ich Lob, und ob ich Tadel litt
Von blöden Thoren, klugen Weisen; neu
Quillt stets das leichte rasche Jugendblut!

Der Edelknabe der Kaiserin Kunigunde.

1.

Wie der Mond aus dunklen Wolken
Kummerblickend niederscheinet,
Dort ein schönes Antlitz bleich
Schaut hervor aus schwarzem Schleier.
Zu des Domes hohen Stufen
Barfuß auf den harten Steinen
Wandelt langsam schwere Schritte,
Von zwei Frauen nur begleitet,
Ach! die Kaiserin, nicht würdig
Solche tiefe Schmach zu leiden!
Doch die so mit Kron' und Zepter,
Mit des Reiches Edelsteinen

Auf dem Throne glorreich strahlend,
Dennoch Demuth konnte zeigen,
Kann auch jetzt im Bußgewande
Nicht von schöner Hoheit scheiden.
Wer die Fürstin Kunigunde
Sieht in diesem Glanz erscheinen,
Den der Unschuld helles Licht
Auf der reinen Stirn verbreitet,
Muß in freudevollem Staunen
Bannen jeden düstern Zweifel,
Der Gemahl nur, dem am nächsten
Dies Kleinod vertraut und eigen,
Der allein giebt es dem Feuer
Prüfend hin, der strenge Heinrich.
Stolz und herrlich er vom Saale
Jetzt die Stufen niedersteiget,
Tritt hervor, und findet alle
Seine treuen Diener weinen,
Die zu Rosse in dem Schloßhof
Seiner harr'n zur Jagd bereitet.
Finster wälzt er da die Augen,
Kehret um in dunklem Schweigen,
Und in strenger Furcht gefesselt
Wagt ihn anzureden keiner.
Viel Herzoge, viele Grafen

Brannten wohl in tapferm Eifer
Unterdrückter Wahrheit Ehre
Zu befrein aus ſchnödem Zweifel,
Und in einem offnen Kampfe
Für die Kaiſerin zu ſtreiten:
Doch die aufgezückten Schwerter
Gleiten abwärts in die Scheiden.

2.

Seht ihr dort das bluh'nde Antlitz,
In der zarten Jugend Farben
Freundlich ſchimmernd, hell umwölbet
Von den ſchönen goldnen Haaren?
In der Kaiſerin Gefolge
Dient ſeit früher Zeit der Knabe,
Und es hielt ihn treuer Liebe
Edle Neigung feſt gebannet,
Daß er von der holden Herrin
Nimmer wieder konnte laſſen,
Alle ſeine Lebenstage
Ihr allein zu widmen dachte;
Darum als des großen Kaiſers
Glänzend werbende Geſandten
Die holdblühende Prinzeſſin

Ihrem Herrn zur Braut gewannen,
Und in prächtige Galeeren
Mit der hohen Jungfrau traten,
War das fromme Kind getreulich
Ihr gefolgt aus Dänemarke,
Unverändert in dem Dienste
Der Gebieterin verharrend,
Deren hohen Lichtglanz nimmer
Selbst der kaiserliche Name
Irgend zu erhöh'n vermochte
In den Augen ihres Knaben.
Sieht, das holde Jugendantlitz
Sinket nieder schnell erblassend,
Und erhebet gleich sich wieder
Feurig mit hochrothen Wangen!
Auferweckt von innerm Rufe
Will er ungeheures wagen,
Den nichtswürdigen Verläumder
Seiner Kaiserin zu strafen,
Zu bestehen den versuchten
Starken Arm des wilden Grafen;
Dem will er die Schuld beweisen
Auf sein Herz mit scharfen Waffen!
Und so reitet frohbeherzt
Er hervor von seinem Platze,

Hält sein bäumend Roß dann plötzlich
Rasch gewendet vor dem Grafen,
Spricht: Ihr seid nur ein Verläumder:
Schändlich habt ihr angetastet
Mit verruchten Lügenworten
Meiner Herrin heil'gen Namen!
Mir im Herzen glüht ein Zeugniß,
Das will ich nun offenbaren,
Und aus Euern Todeswunden
Soll es sich Bewährung schaffen —
Schon hat er es ausgeredet,
Alle ringsum stehn erstarret,
In mitleidig stummer Rührung
Scheu den Blick gewandt zum Grafen,
Angstvoll die gewalt'gen Schläge
Seines wilden Zorns erwartend:
Doch der bleibet, wie zerstreut
In tiefsinnige Gedanken,
Und die Arme fest verschränket,
Unbeweglich in dem Sattel.
Düster wirft er kalte Blicke
Auf den heitern Edelknaben,
Du? so fragt er ernst und schaurig,
Und der Muth ist ihm entfallen.

3.

Hoch von reichverzierter Bühne
Schaut der Kaiſer bang hinunter
In die volkumdrängten Schranken,
Wo die hellen Schwerter funkeln.
Und er wendet ſcheu die Augen
Seitwärts hin, wo Kunigunde
Vor dem Kreuze hingeworfen
Fleht aus tiefſtem Herzensgrunde
Zu dem Himmel um Erbarmung,
Um Vergebung aller Schulden.
Da entſcheidet ſich der Kampf:
Aus drei tief geſchlagnen Wunden
Strömen, zeugend für die Fürſtin
Schwarzen Blutes Wogen ſprudelnd.
Tauſend rufen Heil und Segen,
Tauſend rings aus einem Munde,
Dem ſiegreichen jungen Helden,
Der den ſtarken Feind bezwungen.
Bloſſen Angeſichts, von Thränen
Seine Kinderaugen dunkel,
Sieht mit lieblich traur'gem Lächeln
Sich der Edelknab' umrungen,
Ah! und findet keine Stütze,
Daß er nur ein wenig ruhe!

sichtbar werden, alles hielt sich zurück, Gesellschaften und Vergnügungen stockten, es wurde merklich stiller in Berlin, doch nicht auf lange Zeit! Die Regierung, erstaunt über die gewaltigen Eindrücke, die ihr von allen Seiten zurückkehrten, gab beruhigende Erklärungen, nahm einen Theil ihrer Entwürfe zurück, und das Ganze hat sich in ein solches Geleise begeben, daß zwar noch nicht alle Befürchtungen gehoben, aber doch so weit gemildert sind, daß die härtesten Abzüge, welche etwa mit dem neuen Jahre eintreten mögen, nicht mehr erschrecken. Ich gestehe, daß wenn Ersparnisse nöthig sind, die Verzögerung ihres Eintritts mir kein Gewinn scheint, und ich nicht in die Freude derjenigen Beamten einstimmen mag, die, um nur jetzt keinen Theil zu verlieren, einen Zustand fortdauern sehen wollen, der in der Folge ihnen alles nehmen kann.

Einige Verhaftungen haben neuerdings auch wieder von unsern Umtriebsgeschichten reden machen; die einiger namhaften Offiziere sind eben durch die dem Hrn. Viktor Cousin angeschuldigten in den Hintergrund geschoben; wer hätte denken sollen, daß der junge Hellenist mit unsern Köpnickern in Verbindung stünde! Die Gesandtschaften in Dresden und Berlin haben sich des Landsmannes thätigst angenommen; ich glaube, sie sind in ihren Forderungen und Vertretungen zu weit gegangen, die Verhaftung ist nicht im Widerspruch mit dem Völkerrechte. Auch wußten die Gesandtschaften wohl nicht, daß die französische Polizei selbst unsern Behörden den in's Ausland reisenden Cousin als verdächtig zu besonderer Beachtung anempfohlen hat; höchst wahrscheinlich wird man also in Paris keine Verwendung für ihn beschließen. Die Sache kann indeß, besonders wenn Cousin, wie man allgemein hier glauben will, auf eine falsche Anzeige verhaftet worden und als ganz Unschuldiger aus der Sache hervor-

Ihm zu ſchwer iſt es zu halten,
Dieſes Schwert, das er geſchwungen,
Und aus ſeinen zarten Händen
Auf den Boden leiſ' entſunken.
Keiner denkt an zarte Pflege,
Keiner, wie er wohl ihm thue,
Alles tobt in wilder Freude
Huldigend allein dem Ruhme,
Ach! und unbemerkt erliegt er,
Seine Augen ſich verdunkeln!
An des frohen Kaiſers Seite
Tritt nun ſtill in heil'ger Ruhe
Durch das jauchzende Getümmel
Zu dem Knaben Kunigunde,
Faßt ihn mit den weißen Händen,
Drückt ihn ſanft an ihren Buſen,
Seine goldnen Locken wallen
Lieblich ihren Arm hinunter,
Und ſie ſtreichelt ihm die Augen,
Die er aufſchlägt, bald ermuntert,
Und ſie beugt das Himmelsantlitz
Strahlend hin zu ſeinem Munde,
Und berührt die friſchen Lippen
Innig mit liebreichem Kuſſe,
Spricht: Du haſt mich nicht verlaſſen.

Du, mein holder Knabe, wußtest
In der Unschuld deines Herzens
Von der meinen sichre Kunde!
Alles ist von mir gewichen,
Was aufs heiligste verbunden
Meinem Leben war, und tiefer
In das Herz mir sehen mußte:
Ob auch Kaiserin, verlassen
War ich auf dem deutschen Grunde,
Und der Fremden blieb kein Tropfen
Zugewandt des deutschen Blutes!
Nur im eignen Volk, dem theuern,
Wird ein wahrer Freund gefunden,
Dem, wenn aller Schein entgegen,
Noch Vertrauen lebt im Blute;
Wohl aus Dänemark ja werden
Mußte dieser Leidensstunden
Hier nicht mehr gehofftes Ende,
Däne, mir durch deine Wunder!
Habe Dank mein holder Knabe!
Habe Dank von Kuniqunden,
Die dir lange theuer war,
Eh' noch Kaiserin sie wurde,
Und die schon herabgestiegen
Wieder von des Thrones Stufen,

Nicht als Kaiserin kann lehnen,
Nur als deine Kunigunde!
Diesen Ring will ich dir schenken,
Der mir ward von meiner Mutter,
Dir ein vaterländisch Kleinod
Bleib' er treu in allen Stunden!
Ich ein ew'ges Lebewohl
Sage dir in diesem Kusse.
Meine Lebenszeit umhüllet
Fortan eines Klosters Dunkel;
Nicht vermag ich zu verweilen
Wo ich ward so schwer beschuldigt,
Aufgelöst ist mir allhier
Jeder Frieden, jede Ruhe,
Fremd sind alle mir geworden
Allen fremd ist auch mein Busen,
Liebe starb da und Vertrauen
Wo Beweise sie bedurften. —
Wie die Fürstin solches redet,
Da erschrickt in seinem Muthe
Kaiser Heinrich, und es sinket
Ihm das Herz in schweren Kummer;
Und kein Flehen, und kein Weinen,
Kein Verheißen, keiner Buße
Willig angetragne Sühne

Bleibt dem Kaiser unversuchet;
Doch umsonst! das Volk enteilet
In dumpftönendem Gemurmel,
Zu der Burg geht Heinrich trauernd,
Und ins Kloster Kunigunde.

4.

In dem schroffen Felsenhange,
Wo abstürzend wild erbrausen
Die empörten Waldgewässer,
Wo herabgesenket trauert
In dem kümmerlichen Boden
Strauchwerk, das nie wird zum Baume,
Welch ein dunkles Bild entfaltet
Dort sich ungewiß den Augen?
Langsam regt empor ein Knabe
Dort das Haupt mit irrem Schauen,
Springet auf von seinem Lager,
Steht gelehnt am Felsen aufrecht,
Und gefaltet beide Hände,
Und gesenkt die Blicke trauernd,
In die weiten Thäler fernhin
Ruft er so mit schwachem Laute:
Wohl ist alles noch wie gestern,
Blühend rings die schönen Gauen,

Lieblich dort mir gegenüber
Alle Hügel grün umlaubet,
Tag und Nacht die klaren Bäche,
Schon vom Frühling aufgethauet,
Von den Bergen in die Thäler
Unermüdet niederrauschen,
Und die helle blaue Luft
Spielt in sanftem warmen Hauche
Mit den Blüthen, mit den Blättern,
Mit dem Wasser, leise schaudernd;
Vögel, alles Harms entledigt,
Traulich ihre Nester bauen,
Und dem sonnenhellen Himmel
Fröhlichen Gesang vertrauen;
Alles ist wie gestern heute,
Freuden rings mit Freuden tauschen,
Und der Zeiten Wandelungen
Bergen sich in leisem Laufe:
Ich allein bin ihm entrissen,
Bin von dunkler Macht geraubet!
Aus der schützenden Umarmung
Hat mit wilden Schwunges Sausen
Die Natur mich losgelassen,
Mich verstoßen in ein graues
Oedes, hingewelktes Alter

Plötzlich aus der Jugend Auen.
Kunigunde, nimmer ſoll ich
In dein holdes Antlitz ſchauen!
Nimmer von dem Vaterlande
Hören dein liebkoſend Plaudern,
Nimmer dir das Herz erfreuen
Mit den Liedern meiner Laute!
Nimmer des Gebärfes Sachen
Ordnen dir nach meinem Brauche!
Und doch lebſt du noch und athmeſt,
Blickeſt noch mit deinen Augen,
Nur auf mich nicht! Lieder freundlich
Deinem Ohr vorüberrauſchen,
Nur von mir nicht! Süße Reden
Du von blüh'nden Lippen haucheſt,
Ach! zu mir nicht! auf den Fels
Will die Sonne gütig ſchauen,
Und die Blüth', in Sehnen ſterbend,
Muß vergehen! dieſe Mauern
Schließen mich vom Leben aus,
Noch bei meines Lebens Dauer,
Selbſt des Möglichen iſt mir
Jede Möglichkeit geraubet,
In dem lebenglüh'nden Herzen
Zucken kalte Todesſchauer —

Wie er dieſes hat geſungen
Er vom Berge niederkaumelt,
Wilder Bach mit Felſenſteinen
Wälzt ihn fort in weißem Schaume.

Dieſe Kunigunde, Gemahlin Kaiſer Heinrichs II. iſt mit der Kaiſerin Kunigunde, Gemahlin Kaiſer Heinrichs II. welche die Feuerprobe beſtand, und von welcher in Nürnberg und Merſeburg kirchliche Denkmäler vorhanden, nicht zu verwechſeln.

Drittes Buch.

An den Ueberſetzer Voß.

Galliamben.

In dem hohen Meer dahinfliegt unbezwungen von dem Gewog'
Des erregten Sturms ein Schiff dort zu dem väterlichen Gefild;
Wie der Schaum ſich hoch emporbäumt und am Kiele ſich überwallt,
Wie des Zorns der Wind im Tauwerk ſich erlediget mit Geheul,
Wie der Planken Fügung aufkracht, überwältiget von der Fluth,
Wie der Wolken dichtes Nachtgraun die Gewäſſer und die Geſtirn'
Ueberzieht, und rings der Angſtſchrei der Geſcheiterten ſich erhebt:
Doch ſegelt froh das Schiff hin, nur beſchleuniget in dem Lauf!

geht, großen Lärm verurſachen; die Partheiſucht hat ſchon ſo übermäßig hier zu ſeinen Gunſten geurtheilt, daß mich viele Perſonen angeſtaunt haben, als ich, faſt zuerſt, die Maßregel der Form nach nicht unrichtig finden wollte.

Welche Ueberraſchung hat Karl X. uns bereitet! Wer hätte das gedacht! Ja, ja, es geſchehen immer Wunder, und man kann immer auf Neues rechnen. Das Wunder mit den Griechen ſcheint im Oſten, nicht bloß im ſüdlichen, große Dinge vorzubereiten. An dem Innern eines großen Herrſchers nagt der Wurm einer peinlichen Lage; der Untergang der Griechen würde ihn erſchüttern, ihr ſiegendes Beſtehen hält ihn in gereizter Spannung. Man ſagt, ſeine Geſundheit habe entſetzlich gelitten, er ſei kaum zu kennen und habe auch deßhalb ſeine Rückkehr in ſeine Hauptſtadt beſchleunigt. Die ganze Familie iſt in unruhiger Bewegung und die Ausſicht in jene fernen Gegenden bietet auf allen Seiten nur unſichere Gegenſtände.

Von unſern Provinzialſtänden weiß ich Ihnen nichts zu ſagen. Doch glaubt man, daß dieſe Anſtalt dem Lande im Allgemeinen manchen ſtillen Nutzen bringen wird.

Von Errichtung einer Nationalbank iſt ſtark die Rede; man bringt die Anweſenheit des Hrn. von Rothſchild aus Wien damit in Verbindung. Herr Präſident Rother ſteht in großem und wohlbefeſtigtem Anſehen. Von Veränderungen im Miniſterium iſt zwar fortdauernd die Rede, allein ich glaube nicht daran. Einige laſſen Hrn. von Klewitz ausſcheiden, den Herr von Ladenberg erſetzen ſoll, dem aber von allen Seiten die großen Erſparungsvorſchläge, für deren Urheber man ihn hält, einen harten Stand in der Beamtenwelt gemacht haben. An eine Veränderung im auswärtigen Miniſterium will ich auch nicht glauben, ich würde ſie meinestheils nur beklagen können. Ueberhaupt bin ich, alles

Ein umkränzter Schwarm ergeußt sich bedrängend auf dem Verdeck,
Und es schallt ein hoher Päan der Begeisterten in die Fluth,
Die gebändiget von des Lieds Macht nun mit schmeichlerischem Getön
Schon sanft umrauscht den Schiffsbord, so der stürmenden widerstand.
Was beginnt? o Heil! hervorbricht an dem nächtlichen Horizont
Den erstaunten Blicken Eos, die Verkündigerin des Tags,
Und in Purpurschein der Meerfluth und des feierlichen Gewölks
Hochflattert schwer am Mastbaum von den Zephyren unerfüllt
Das benetzte Segel, weit senkt sich der Wimpel drüber hin.
Wie der frohe Schwarm die Windstill' und dem freundlicheren Gestad
Sich genahet schaut, hinabstürzt zu den Rudern er ungesäumt,
Und die Fluth wie Silber aufblitzt in gemeßnem Ruderschlag;

Und der hohe Bord auf einmal mit Belaubungen sich erfüllt,
An den Rudern schmieget abwärts sich ein wonnigliches Gewind,
Wo der Eiche Laub und Epheu sich verflochten mit dem Gezweig
Der Platan' und Myrth' und Weinreb' in dem grünenden Labyrinth;
Und der Mast ergrünt als Palmbaum, und es schlinget ihm um das Haupt
Die Viol' und Ros' und Krokus und die Lilie sich zum Kranz.
Und o Wunder! welch ein Anblick! von Belaubungen überdeckt
Ist entschwunden alles Holzwerk: o wie zauberische Gewalt,
Die der Blumen Füll' und Laubgrün so gestaltete zu dem Schiff!
Heil! Heil! o starker Fährmann! so erschallet von dem Gestad
Dir die huldigende Begrüßung, und von Tausenden wiederholt
Schwingt fern, o Voß, dein Lobpreis zu den Höhen sich des Gebirgs,

Zu der dunklen Waldeseinöd', und dem königlichen Palaſt.
Heil, kühner Mann, der muthvoll den Gefahren du dich ergabſt.
Aus der Tempelgrotte Delphi's die Orakel uns zu empfahn,
Und der trauervollen Heimath die Erleuchtungen des Geſangs,
Die ein Gott den Söhnen Hellas austheilete, zu verleihn.
Ja geweihet du von Apollon, von den Chariten du geweiht,
Die den Zauberſchwung des Wohllauts, des helleniſchen, dir enthüllt,
Und enthüllt die Kraft des Stammvolks zu bemächtigen ſich des Horts.
Haſt froh der neuen Argo, den Verheißungen du vertraut,
Die untrügliche dir ein Gott ſprach in dem prieſterlichen Gemüth!
O wie folgt mit Liebesinbrunſt zu den Deinigen dir die Schaar,
Die zu neuer Menſchheit Anbau mit Geſängen du uns bezwangſt!

Es entſteigt ein Greis dem Schiffsbord, und verjünget ihm von dem Mund
Aufſchallt ein Heldenlied, froh des lebendigeren Getöns,
Das in raſcher Kraft dahinwogt in verſchwiſterter Melodie,
Die, o Voß, mit Heldenzorn bald ein Begeiſterter du ergriffſt,
Bald liſtenreich mit Schlauheit du erlauſchteſt in dem Hain!
Ja, des Chiers ſüßer Mund tönt! der askräiſche, ihm geſellt,
Lehrt frommer Tugend Anbau in dem friedlicheren Gefild;
Schon drängt zum frohen Siegspreis mit Bewunderung ſich der Hirt,
Da zum Wettgeſang das Waldlied von Sikelia ſich erhebt;
Auch Roma's ſtolzes Lied folgt dem Germanier unentweiht
Zu den Schlachtgefilden Herrmanns vom entweiheten Kapitol;
Es entſteigt dem Schiff ein Jüngling, und das Barbiton in der Hand

Ihm erklingt von Lebensweisheit und beseligendem Genuß;
Und in edler Sängerfreundschaft sich dem Feurigen ein Gefährt'
Anschmiegt, der liederkühn drang aus den Wäldern, und zu den Höhn
Sich erhob, den frommen Ahnherrn zu verherrlichen des August.
O beglückte Sänger, huldvoll von dem Mächtigen ihr geschützt,
O warum, der euch an Ruhm gleich, nur in traurigerem Geschick
Ungleich, warum den Zorn weckt, unversöhnlichen er allein?
Es entsteigt mit holder Anmuth der Verbannete zu dem Strand,
Wo dem süßen Klagelied horcht der gesittetere Barbar.
Schaut! freudig schwingt an's Land jetzt in dem jugendlichen Gewühl
Der umkränzten Knaben Schaar laut mit den Fittigen sich heran!
Sie der Gastgeschenke sorgsam obwalteten auf der Fahrt,

Zahlloſer Gaben Reichthum, die verſchwenderiſch dir gehäuft
Die entzückten Sänger dankbar als Vergeltungen dir, o Voß,
Der erglühten Liebesandacht, die den Herrlichen du gehegt!
Dir des Epos ſanften Aufſchwung, dir Idyllien, dir die Gluth
Der erhabnen Ode, Liebreiz der geſelligen ſie verliehn!
Ja das vielbegehrte Kleinod des berauſchenden Dithyrambs
Strahlt krönend dir um das Haupt hell wie das abendliche Geſtirn!
O wo ſäumt, wo ſäumt uns Atys, der das leuchtende Diadem
Um das Haupt dir ſchlang am Meerſtrand, wo den Weinenden überfiel
Der Cybelle grauſer Wahnſinn, den vergebens er nun bereut!
Von dem Ufer ſcheucht ein Leu wild in die Waldungen ihn zurück,
Und die Arme flehend ſtreckt noch, die verſchwindenden, er empor.

O wohlauf! du kühner Fährmann, unerschrocken
denn nun gelenkt
In die aufgestürmte Salzfluth, den Unseligen zu
befrein!
Es erblüht in neuer Fahrt stets ja nur herrlicher
dir das Schiff,
Und es leuchtet dir ein Gestirn vor in dem trü-
gerischen Gefluth,
Das in dunkler Nacht dahinrafft den Vermessenen
zum Geklipp,
Und zerstreute Glieder auswirft der Gescheiterten
an das Land.
Dir allein ist hell die Sturmnacht, die erdon-
nernde, dir allein
Nach Gesetz und Maaß gefügt hat Galliamb' sich
und Anapäst.
Auf, auf! in Ida's Waldgraun sich beflügelt der
Gesang!

Die Aufforderung blieb, wie wohl vorherzusehen war, unerfüllt; der Atys des Catullus ist noch nicht übersetzt, wenigstens so nicht, wie es Voß von sich oder Andern fordern mußte.

Unheilsame Tröstung.

„Freund! aufheitre den Sinn! es entfernt dir die große Betrübniß
Sonst mit der Freude zugleich auch noch das Gute dem Blick.“
Also mir sagte die Theure, sie bot süßlächelnd die Hand mir,
Und mich im Innersten tief rührte das freundliche Wort.
Nichts ja ergreift wohlthätiger je des Bekümmerten Seele,
Als wenn lindernd die Hand selbst des Verwundenden naht.
Kinder in blühender Kraft hinflohen und her in dem Garten,
Und ich erhaschte mir eins, welches mir neckend genaht,
Fest an den Armen gefaßt mit beiden Händen erheb ich's
Auf das gestützte Knie, hemmend die wehrende Kraft

Bald mit engerem Schluß, bald Freiheit gebend ein wenig
Strafenden Händchen, und laut tönte des Kampfes Geschrei
Aengstlich dann und verdrießlich, und dann muthvoll und mit Jauchzen,
Zwischen dem Weinen dahin schwankend und lachender Lust,
Wie es auch Andere freut, längst Kinderspielen entfremdet,
Daß sich in kreisendem Lauf Lust und Betrübniß ereilt!
Auch viel andere noch der herzerfreuenden Spiele
Sannen wir aus, vielfach wendend die List und die Kraft,
Jeglicher Augenblick hinflog in der Fülle des Wechsels;
Froher gesinnt nun geheim blickt' ich zur Freundin empor:
Doch da ließ ich das Kind von dem Arm los, wieder in Schwermuth
War ich versenkt, mühvoll hemmt' ich der Thräne Gewalt!

Wohl erquickt den Gefangnen das einſam blühende Gärtchen,
Das ihm der Wächter, ein Mann guter Geſinnung, vergönnt,
Doch kurz währet die Freude, die Welt ringsbleibet umſchloſſen;
Ach! um ſo wilder bewegt Leiden nach wähnender Luft!

wohl erwogen, ein Freund des Beſtehenden, alſo eigentlich ein Mann nach dem Herzen der heiligen Allianz, der Kongreſſe, der Bundestagserklärungen; leider aber wird mir dieſe gute Geſinnung nicht angerechnet.

Beifolgendes Blatt möge Hrn. Piault des Chaumes ein Zeichen meiner Würdigung ſeines Werkes und ſeiner Güte ſein.

Die kleine Schrift über Burſchenſchaft wird, vielleicht irrig, Hrn. Geheimerath Beckedorf zugeſchrieben. Ich kann unmöglich finden, daß ſie zweckmäßig verfaßt ſei; der Ton ſcheint mir ganz verfehlt. Aus dem Stoffe hätte ſich was recht Gutes machen laſſen.

Eine Zopfnovelle von Tieck im Berliniſchen Kalender iſt ein durch und durch preußiſches Geſchichtsſtück, das mir außerordentlich gefallen hat und in den reichſten Beziehungen ſteht. Ich ſchickte es Ihnen gern, fürchte aber dießmal meinen Brief ſo ſehr anſchwellen zu laſſen. Doch nenne ich wenigſtens das Stück; vielleicht hat den Kalender irgend ein Bekannter in Paris.

Herzliche Grüße von meiner Frau; ſie hofft, Plombieres werde Ihnen einen guten Winter verſchaffen. Von Ihnen und Ihrem lieben Guſtav hat uns Mad. Friedländer und ihre Tochter beſtens erzählen müſſen.

Leben Sie wohl und bleiben Sie der treuen Geſinnung und unwandelbaren Zuneigung verſichert

Ihres

K. A. V. v. E.

Eine Büſte von Goethe ſenden Sie mir nicht, theurer Freund! Mir gebricht es an allem Raum, dergleichen zu ſtellen; ſelbſt meine Bücher laſſ' ich deßhalb noch immer ein-

Andere Wendung.

Dich in den Arm zu faſſen, das Herz am Herzen zu fühlen,
Hell in des Augenſterns Tiefen die Seele zu ſchaun;
Treu dir, die wandelnden Sterne mit fernhinrufender Deutung,
Treu dir, des ſonnigen Tags Lockungen ruhig zu ſehn;
Ruhig an deiner Bruſt, in die ſtilleren Grenzen beſchränkend
Kräfte der Jugend, die wild ſtreben hinaus in die Welt;
Feſt zu halten den Raum und die Zeit, daß in ernſte Betrachtung
Wiederkehrte der Sinn ſtets des gewonnenen Glücks:
Das wohl hätt' ich erwählt mit ganzer Seele dem Zweifel
Raſtlos ſchwankenden Triebs immer und ewig entrückt!

Hoch zu des himmlischen Blaus lichtwogenden Auen gewendet,
Von dem erquikenden Hauch himmlischen Athems durchweht,
Hätte den Geist mir sanft in dem ewigen Frieden der Götter
Endlich das letzte Geschick leise dem Körper entführt!
Aber nun hat mich ein Gott aus den lieblichen Fluren entrissen,
Fern bleibt ewig, mit dir also vereinigt zu sein!
Zwar ich gedenke wohl immer der einzig schönen Momente,
Als das Geschick mir im Streit endlich zu weichen begann:
Aber sie gingen vorüber alsbald, schwerlastende Zeiten
Kamen zurück, es ergriff wieder das Schicksal die Macht.
Rastlos trifft sein Pfeil, es entfliehn, es erzeugen sich Kräfte,
Und in dem dunklen Gemüth flammet die zischende Gluth.

Wechselnde Stürme besteht nun die Brust, un-
aufhörliche Kämpfe
Führt mein Leben, und fällt rühmlich ver-
blutend dahin.

Abſchied.

Weſtlich erglüht rothſtrahlend in ſcheidender Sonne Betrachtung
Zitternd ein Fluthabbild lieblichen Abendgewölks.
Leiſ' aufbebet das Herz in dem Wellenſchlag der Gedanken,
Heimliche Wehmuth ſteigt kühner im Dämmern herauf;
Eben gedacht' ich der Reiſe, die mit vielſchmerzendem Scheiden
Längeren Leids Trübſal noch mir Entferntem verhängt
Mich durchwallet im Flug, farbreich wie die Wolken des Abends
Jegliche heitre Geſtalt, welche das Herz mir berührt;
Nicht aufblüheten hier unſchöne Verhältniſſe, liebvoll
Grüßete Gaſtfreundſchaft Härten der Fremde mir aus.
Lieblicher aber erfüllt doch nichts heimiſcher Tage
Einſamkeit, wie der Glanz weiblichen Blumengeſtirns;

Berget das Antlitz nicht, o ihr flammenden Boten des Aufgangs
Ewiger Liebandacht, Sterne des Frauengeschlechts!
Wohl rafft stürmend vielleicht mich die spielende Muse des Lebens,
Oftmals aber zu euch wendet das Auge den Blick!
Beget ihr gütigen Sinn mir indeß, und es bleibe Gewährung
Lange dem innigen Ruf dieses elegischen Lieds!

Auf den Frühling.

Nach Meleagros.

Nun, da des ſtürmiſchen Winters Gewalt von dem Aether hinwegfloh,
Lächelt in Purpurglanze der blumenbringende Frühling.
Mit grünſchwellendem Graſe bekränzt ſich die dunkele Erde,
Und aufblühenden Kräutern umkleidet ſie neue Belaubung.
Lieblichen Thau einſaugend der Pflanzenernährerin Eos
Lachen die Wieſen rings mit ſchönaufbrechenden Roſen.
Auch nun der Hirt helltönend im Bergwald freut ſich der Syrinx,
Und es ergötzet ſein Herz an den weißlichen Ziegen der Geishirt.
Schon durchfahren die Schiffer die weitaufwogende Meerfluth,
Von ſanftwehendem Hauche des Zephyros ſchwellend die Segel.
Schon aufjauchzet der Schwarm dem berauſchenden Gott Dionyſos,

Kränzend das Haar mit der Blüthe des traubengeringelten Epheus.
Schöne Werke beginnt kunstreich der rinderentsproßnen
Bienen Geschlecht, und gedrängt um den Korb hersitzend mit Eifer
Bauen sie gelbliche Zellen von Wachs zu des Honigs Bewahrung.
Rings überall hell stimmet der Vögel Geschlecht den Gesang an.
Dort Meervögel am Strand, hier Schwalben umher um die Häuser;
Am Stromufer der Schwan, und die Nachtigall in der Waldung.
Wenn sich des Laubes die Bäume nun freun, und die Erd' aufblüht rings,
Wenn hell pfeifet der Hirt, und die wolligen Schaafe vergnügt sind,
Auch hinsteuren die Schiffer, und Tänze beginnt Dionysos,
Wenn laut singen die Vögel, und sorgsam schaffen die Bienen,
Wie nicht sollt' auch der Sänger Gesang anheben im Frühling?

Furchtbarkeit der Geliebten.

Lieblich und ſanft biſt du, wie ein heiterer Frühlingsmorgen,
Kindlicher Unſchuld Luſt blühet im fröhlichen Sinn;
Menſchliche Güte durchſtrömt dir das Herz, theilnehmendes Mitleid,
Stets in verſtändigem Thun glücklich für Andre bemüht;
Selig die Stunden entfliehn, die mit heiliger Quelle des Lebens
Dein Anſchauen genährt meiner beruhigten Bruſt:
Doch wenn Geiſternatur dir entſprüht aus den dunkelen Augen,
Wenn du die Locken bewegſt finſter auf denkender Stirn,
Schau dann fahr' ich empor, und es ſchlägt in geſpannter Erwartung
Kommender Zaubergewalt ängſtlich das ahndende Herz.

Die Kunst der Geliebten.

Zierlicher Werke Gewinn durch feinausbildende Führung
Stählernen Werkzeugs blieb gänzlich entgegen dem Sinn;
Ohn' Anstand und Geschick mit wunderbaren Geberden
Stellet dazu sie sich an, lächelt, vergebens bemüht;
Auch nicht Tanz und Gesang, nicht Vortrag künstlichen Wortschmucks
Stehet dem lieblichen Kind, schönes Talent, zu Gebot:
Aber es zaubert ihr Auge, mit holdanziehendem Thun regt
Frei sich der heitern Natur liebebewegte Gestalt,
Und insgeheim hat still sie mit unauflöslichen Fäden
Mir um den Busen ein Netz, künstlich wie keines, gestrickt.

Bilde mich, freundliches Herz, nicht furchtſam hemme das Wirken;
Kraft ja dir ward: Ein Hauch! ſieh, wie die Funken ihm ſprühn!

Geſtern umſchlang mein Arm dich in ſchweigender Liebesbeglückung;
Heute vergeht uns der Tag unter vernünft'gem Geſpräch;
Ach! nicht ſeh' ich dich morgen, mich hält ernſtvolles Geſchäft ab;
Jeglichen Tag ſo beherrſcht immer ein ander Geſchick.
Aber der freundliche Schlaf ja beſänftigend alle dahinnimmt,
Laſſe, Geliebte, den Tag, theile die Nächte mit mir!

Ich bin dein! ich beſchwör's mit der Lieb' hochheiligem Eidſchwur:
„Du biſt mein!" nicht giebt's höheren Schwur in der Welt!

---

gepackt in Karlsruhe ſtehen. Iſt das nicht ein Elend! Ganz feſt — und immer auf dem Sprunge!

52.

Oelsner an Varnhagen.

Paris, den 22. Dezember 1824.

Durch den Artikel im Geſellſchafter haben Sie, Hochverehrteſter, Theurer, Hrn. Pirault des Chaumes beinah ebenſo glücklich gemacht, als mich durch Ihren gütigen Brief; ich ſage beinah, denn ich bin glücklich übermaßen. Diesmal hätte mir die bloße Form eines Briefes genügt ohne Inhalt, ein Waſchzettel von Ihrer Hand, nur friſchen Datums; ſo ſehr war mir Bedürfniß, wieder einmal Zeilen von Ihnen zu erblicken. Wie unendlich freue ich mich, daß Sie wohl ſind, und mir fortwährend zugethan. Ach, hätte ich doch nur einige Stunden Ihnen zu antworten. Aber es muß im Fluge geſchehen. Der Kourier, den mir Herr von Werther auf den 28. angeſagt, geht unerwartet heute Abend ab.

Ueber den Wolf'ſchen Artikel ſpricht Herr Haſe meine Empfindung aus. Den Aufſatz über Schlabrendorf habe ich in der „Allgemeinen Zeitung" mit dem Intereſſe geleſen, den der Gegenſtand und alles erregt, was aus Ihrer meiſterhaften Feder keimt. Unter den Papieren des Verewigten findet ſich, Rubrik freundſchaftlicher Briefe, ein Ihnen gehöriges Konvolut. Es iſt geſorgt, daß bei Sichtung dieſe Denkmäler ausgeſchieden werden, um Ihnen heimzufallen. Daß kein Teſtament ſich zeigt, ſetzt jederman in Erſtaunen. Ein Portefeuille ſcheint entwendet. Vielleicht war darin das Te-

Dürftet dich? Liebliche du! kein Brunnquell rauschet entgegen.
Wär' ich, o theuerstes Herz! labende Quelle sogleich!

Glühender Dichter, verzeih! mir die flammenden Zeilen erkalten,
Dein liebathmendes Buch liege geschlossen nun da!
Denn ich vernehme den Boten, von freundlichen Lippen gesendet,
Welcher mit schlauem Geleit führet zu Liebesgespräch.
So wenn Frühlingsgefild kunstreich dir ein Mahler gebildet,
Und es erstünd' ein Thal himmlischer Gärten vor dir,
Auen und Haine, durchströmt von silbernen Bächen, Gesänge
Zärtlicher Vögel, die Luft würziges Blumengedüft,
Tanzende Nymphen hervor aus den hüllenden Schatten sich wagend,
Ach wie verschwände das Bild gegen die lebende Welt!

Höreſt du, Liebchen? es klopft! „Wer kann ſo ſpät uns beſuchen?
Irgend ein Nachbar wohl, welcher das Licht noch geſpliht?“.
Oeffnen wir ihm! „O ſtill, der weiß ja ſelber zu öffnen,
Siehe, da tritt er herein!“ Knabe, was ſucheſt du hier?
Sage, wie darfſt du ſo frech hier Einbruch üben, Verwegner!
Aber mit freundlichem Blick redete ruhig das Kind:
„Kennet den Knaben ihr nicht, der ſonſt euch Briefe getragen,
Zeichen beſtellt, und für euch Trunkene treulich gewacht?
Damals gabt ihr Geſchenke mir oft, gabt lobende Worte,
Kein Unglücklicher blieb unter den Glücklichen ich.
Irrend nunmehr als Fremder, da niemand meiner ſich annimmt,
Bitt' ich von euch Obdach jetzt in der ſtürmiſchen Nacht.“

Wohl! ich erinnere mich! dort schlaf' in der Kammer, und morgen
Wollen das Weitere wir bestens besorgen für dich.
Doch, als der Morgen uns kaum aufdämmerte, sahn wir den Falschen
Schnell, nach vergeblichem Schuß, zögernd als Eros entfliehn.
Aber umsonst war jetzo sein Zorn, in's verwundete Herz mir
Drückte sein eitler Versuch tiefer den früheren Pfeil.

Schönsinnbildliches Blümchen, du riefst anmuthig Erinn'rung
Sagend: Vergiß mein nicht! sonst von der Liebsten mir zu;
Nun da du schaust, wie so fröhlich umarmt wir am Bach hinwandeln,
Rufest: Vergiß mein nicht! du von dir selber uns zu!

Sage, was ſoll der Pokal, deß glühende Fülle du darbringſt?
Wer nimmt ſchlechteren Trunk gern auf den herrlichſten an?
Drum nicht Wein, ſelbſt nicht toskaniſchen, Liebliche, beut mir,
Weil ich des Nektars Thau küßte vom roſigen Mund!

Schmuckreich prangend, o Holdin, erſchienſt du wie Hera, die ſtolze,
Pallas warſt du darauf muthig im ſtrahlenden Helm;
Drei Göttinnen zu ſchaun, auflöſt' ich das feine Gewand dir,
Ach! und ich gebe den Preis, Götter! wie Paris ihn gab!

Küſſend erglühn mir die Lippen, und neu hinreißet die Gluth mich
Wieder zu küſſen, und heiß glüht mir und heißer der Mund.

Nimmer entfl[illegible]eh' ich der Macht des zerschmelzenden
Feuers; das Leben
Blieb' Ein seliger Kuß, liebliche Herrin, von
dir!

Wie! das thatest du mir zu Lieb'? unselige
Blindheit!
Nichts ja bemerkte mein Sinn, sah nur das
eigene Loos,
Wie du erkennen nicht wolltest die vielhinopfernde
Sorgfalt,
Die mein liebendes Herz täglich und stündlich
bewies.
Es zwei Liebende Nachts am beiderseitigen Ufer
Werfen die Blumen hinab weit in das Dunkel
des Stroms;
Jegliches nun, indessen die Fluth fortrafft die
Gaben,
Zürnet, daß Antwort nicht kehret vom Andern
zurück.

Niedergestreckt ist das Leben vom Hagelschlage der
Schmerzen,
Doch zartgrünende Saat sprießet schon wieder
herauf.

Geſchichte des Ballſpiels.

Raſch euch, Freunde, geſtellt! es beginnt froh-
herziges Ballſpiel:
Auf! mit den Jungfraun ſteht, ernſtere Frauen,
im Kreis!
Richtig empfanget die Hand, eilfertig weiter zu
geben,
Fröhlichen Luftſchwung tanzt immer auf's neue
der Ball;
Achtſam bleibet im Takte, damit nicht einer
verfehle,
Wenn unerwarteter Wurf träumenden Sinn
überraſcht.
Wehe! da ſchnellt waldwärts der verirrende!
Alles verwirrt ſtockt —
Seid unbeſorgt! ſchon bringt laufend ein Knab'
ihn zurück.

In Meißen.

Ganz wie der heimiſche Rhein will hier mich die Elbe bedünken,
Felder und Dörfer hier, Felſen und grünende Höhn,
Weinland auch, Bergſchlöſſer, und labende Milde des Himmels,
Alles ja hat die Geſtalt ganz wie am Ufer des Rheins!
Freundlicher Strom, auch ſo für das Auge gewährſt du die Heimath,
Welche dem Herzen du längſt durch die Geliebte gewährt.

Als ich erglüht, o du Falsche! zu dir in brennender Sehnsucht
Schienst du mir kalt, weltklug bergend das eigne Gefühl;
Jetzt, da die Knospen erstarrt, die umsonst langharrten des warmen
Frühlingsregens, beweinst, klagst und verwünschest du mich?
Wahrlich, es thut mir leid! ich muß ja wohl selber bedauern,
Daß mir der himmlische Thau leider als Hagel nur fiel!

Heimlich wollt' ich, dem Winke getreu, mein Liebchen besuchen,
Schlüpfte den dunkelen Gang sachte betretend hinab.
Wohl ein seidenes Band, so wußt' ich, sollte mir wehen,
Zeichen der rechten zu sein, unter den Thüren gesammt.
Sorgsam spähend befuhlt' ich zwei kaum, siehe! die dritte
Gab dem Berührenden schon lose das flüsternde Band.
Ach! wohl sprach wahrhaftigen Sinn das entwallende Sinnbild!
Kaum vom Genusse berührt, sank schon die Liebe gelöst.

ſtament enthalten. Piecen wenigſtens, von denen man ganz gewiß weiß, daß ſie vorhanden geweſen, werden vermißt. Wer hat ſie geſtohlen? Der ſtärkſte Verdacht fällt auf den Maler Frank, der bei Schlabrendorf Kammerdienſte verrichtete. Könnte ſich die Familie nicht in ihm einen geheimen Agenten beſtellt haben, ſeit dem Beſuche, den der Neffe vor ein paar Jahren in Paris machte? Meine Stellung zu dem jungen Schlaukopfe iſt ſehr widerlich. Als Bevollmächtigter der Glogau'ſchen Kuratel bin ich zu Nachforſchungen genöthigt, meiner Ehre wegen genöthigt, die um ſo unangenehmer, als ſie wahrſcheinlich zu keinem Reſultate führen. Ein unvollſtändiges, fehlerhaftes, unausführbares Teſtament würde mich nicht wundern, aber daß gar keine, nicht die mindeſte Spur anzutreffen, überſteigt allen Glauben. Die Gräfin Treſſan, geb. Grävenitz, hat ſich auf das Verſprechen von drei- bis viertauſend Renten mit einem alten Manne, der weiter nichts als ſeine Penſion de Maréchal de Camp beſitzt, verheirathet. Der ſelige Schlabrendorf erinnerte ſich des Verſprechens im Krankenhauſe, und ſollte nicht Wort gehalten haben!

Ich muß ſchließen. Wegen meines ſchändlichen Geſchmieres werden Sie es nicht bedauern.

Legen Sie Ihrer preiswürdigen Gemahlin meine Neujahrswünſche und meine Huldigungen zu Füßen.

Leben Sie geſund.

Verehrungsvoll und von ganzer Seele

der Ihrige

Oelsner.

In einen seidenen Schuh.

Wehe, die Neugier führte hinweg durch nächtliches Dunkel
Mich unglücklichen Schuh, nicht der Gefahren gewohnt!
Liebliche Füßchen umkleidet' ich sonst in freundlichen Zimmern,
Ach! bei gestiefeltem Volk' wurde mir Armen so bang!
Neuvoll kehr' ich zurück, nach vollendeter Reise Beschwerden,
Siehe! das Heimweh führt wieder zu Füßen mich dir!

Die Philologin.

Aus der geheiligten Fluth altgriechiſcher Kunſt auftauchend
Strahlet die ſchöne Geſtalt hell in entzückendem Reiz:
Dunkles Haar ſchlingt Nacht um den Lichtglanz heiterer Stirne,
Heller mit zarteſtem Saum leiſe das Augengeſtirn.
Doch nicht Schöne des Leibes genügt, ſolch herrlicher Frau thut
Auf mit ſüßem Getön Sprache den ewigen Schatz;
Von den geflügelten Worten entführt taucht wieder die Seele
Zu der ätheriſchen Kunſt fluthenden Wogen zurück.

Nachruf.

Pucklich war der Gemahl; der Tod hinraffte den Theuren,
Ach, und der Pucklichе kehrt nimmer der Gattin zurück!
Wehe, wo nur ihr begegnet ein Pucklicher, bricht sie in Thränen
Jammernd aus, und erseufzt: „pucklich ist Keiner wie Er!"

Der achzehnte Februar.

Iſt ein bewohnter Garten die Welt, wenn mancherlei Gegend
In treuſeſtem Verein Freunde des Lebens uns hegt,
Und wir nun Länder und Städt', unerfreuliche ſonſt, wir beſuchen,
Stets das bekanntere Haus ſchimmert zur ſehnenden Luſt:
Dann ſind blühende Inſeln dem Schiffenden fern in dem Zeitmeer,
Wo ſich bedeutungslos Tage wie Wogen gewiegt,
Feſtliche Tage, die einmal erlebt nun ſtets im Kalender
Als willkommene nahn, heiteren Wünſchen geweiht.

Hermann und Dorothea.

Goethe'n empfing gaſtfreundlich der Chor ſüßtönender Muſen;
Dieſe Geſänge darauf ließ er zum Danke zurück.

Die Namen der Muſen als Ueberſchriften wurden den Büchern des Herodotos von den Griechen gegeben, den Geſängen obigen Gedichts von dem Dichter ſelbſt, daher die Umdeutung des bekannten griechiſchen Epigramms.

Warnung.

Tief in des Frevels That ſchläft eingekerkert ein Dämon,
Still und geheim ihn die Zeit nähret, und reift [illegible]
Dann aufwachend erkennt er die unheilbringende Stätte,
Kehrt, rachathmend und frei, gegen den Thäter zurück.
Aber in ſeligen Thaten da ruhet er ſorglos ſchlummernd,
Bis er als ſegnender Geiſt freundlichen Menſchen erwacht.

Idyllion.

Zum 3ten Mai.

Hoch aufschwingend in luftiges Blau die gebreiteten Aeste,
Grünenden Laubes erfüllt, Zierde des Waldes und Ruhms,
Pranget die kräftige Eiche, mit langhindaurender Jugend
Starken Gesinnungen, Trotz bietend den Stürmen der Zeit;
Sei mir gegrüßet, o Baum, als wiederkehrendes Sinnbild
Künftigen Tagen wie heut Freude der Deutschen zu sein!

Uthmann.

Reich an Wissen und Kunst in der Freundschaft glücklichen Bahnen
Still hinwandelnd sank frühe dem Tod' er dahin;
Ach! und er läßt kein Werk, das ein Denkmal bliebe den Andern,
Weh' uns! keinem Gesang hat er das Leben vertraut!

An Fouqué.

Mit altnordiſcher Kraft aufſteht der gewaltige Sigurd,
Liebend ein Dichter erweckt wieder die Heldengeſtalt;
Doch wie ſie kaum aus dem Schlummer emporfährt, wehe! bedroht auch
Ihr todführendes Schwert jetzo den Sänger zuerſt!
Aber, o Heil dir, Freund! des Geſangs Macht, welche den Tod dir
Drohen gewollt, dir ſchon höheres Leben verleiht! –

Der begeiſterte Dichter des Sigurd hatte den ahndungsvollen Glauben gefaßt, daß er die Vollendung dieſes trefflichen Gedichts, welches ihm lange als ein höchſtes Ziel vorgeſchwebt, nicht überleben würde.

Romantiſche Wälder von Schütz.

Nächtliche Schatten umfließen die waldigen Höhen und Thäler,
Ragenden Wipfeln nahn Wolken entgegengeſenkt;
Nicht ausforſcht unheiliger Sinn die verſchlungenen Pfade,
Schauer der Einſamkeit faſſen den Freveler an,
Waldgöttinnen durchſtreifen in Jagdluſt heilige Nächte,
Fröhlich den Bäumen entſteigt ſcheuer Dryaden Geſchlecht,
Munter iſt alles belebt in der tiefumgrüneten Waldung,
Fernher klinget im Dorf leiſe der feſtliche Schall;
Duftiger Frühlingsdüfte Gewog', abſtürzende Quellen,
Goldner Altär' Aufglühn, lieblicher Vogelgeſang.

53.

Varnhagen an Oelsner.

Berlin, den 12. Februar 1825.

Welche geraume Zeit iſt verfloſſen, ſeit ich Ihnen nicht geſchrieben, mein theurer verehrter Freund! Und dieſe Zeilen ſelbſt, die ich in einer Art von Verzweiflung über den bisherigen Unſtern, der unſere Briefe ſo lange gehemmt, nun doch getroſt wieder anhebe, miſſen noch jede Ausſicht ihrer Förderung, jede Gewähr ihrer Ankunft! Gegen die Briefpoſt habe ich eine faſt unbezwingliche Abneigung; die Kouriere ſcheinen eine faſt gleiche gegen mich gefaßt zu haben, vielleicht zur gerechten Strafe dafür, daß ich einmal, wie mir jetzt wohl wieder in Erinnerung kommen muß, den übermüthigen Scherz getrieben, und behauptet, jene Eilboten giengen bloß unſertwegen hin und her! Wie fern liegt jener Uebermuth mir jetzt! Man ſagt es mit jedem Tage lauter und deutlicher denen, die es angeht, daß die Vortheile dieſer Welt nicht gleicherweiſe für Alle zugerichtet werden. In der That, wenn ich umherblicke und betrachte, was alles vorgeht, woran ich keinen Theil habe, welche Bahnen eröffnet und Glückſeligkeiten ausgeſtellt ſind, die mir fern liegen, und zu denen doch irgend ein Beruf in der lüſternen Einbildungskraft rege wird, ſo muß ich am Ende zweifeln, ob allen Weſen wirklich eine Wirklichkeit zugedacht iſt, ob manche ſich nicht mit bloßen Träumen dicht nebenan behelfen ſollen? Die großen Richtungen der Zeit vollenden prachtvoll und gewinnreich ihren Zug, und immer ſoll es mich nichts angehen! Muß ich es mir nicht vergehen laſſen, in Spanien als Königlicher Freiwilliger mein Glück zu machen? Darf ich wohl bei dem Entſchädigungsgeſetz in Frankreich etwas für mich hoffen? In Italien verkündigt der heilige Vater

Freund, reichblitzender Zauber umstrahlt vielfarbig den Sinn hier,
Göttergemeinschaft führt schnellere Pulse dem Blut:
Doch dies alles erfüllt nicht so mit wonniger Inbrunst,
Mit gottsel'gem Erglühn mir die begeisterte Brust,
Als daß liebeberauscht aus innerstem Dunkel des Waldgrunds
Du, glückseliger Freund, herrlich entgegen mir schaust!

Die Brüder Warnawa in Hameln 1806.

Aufruhr schnell sich erhob weit in der verrathenen Festung,
Von dem verwirrten Geschrei stehen die Feinde geschreckt;
Wild durchtobte der Zorn der Verrathenen nächtliche Gassen,
Ziellos sprühte die Gluth schmetternden Feuergewehrs:
Warnawa dort, zwei Brüder, in zärtlicher Liebe vereinigt,
Treffen sich an auf dem Markt irrend im heißen Tumult,
Nicht mehr duldend die Schmach, weit schwächerem Feinde zu weichen,
Setzte das tödliche Rohr jeder dem andern aufs Herz,
Blitz gleichzeitig und Schlag bricht los, und es stürzen im Blute
Unüberwunden die zwei freudig umarmet dahin!

Prinz Ludwig Ferdinand von Preußen.

Kühn durchschritt er das Leben, die Kraft auslobend des hohen
Heldengemüths, in den Kreis weichlichen Friedens gebannt.
Drum auch wußt' er zu sterben den Tod ruhmvoll in der Feldschlacht,
Wie er zu leben gewußt, jedem Genusse vertraut.
Ach! sein Tod schlug Wunden dem Kriegsheer, aber getödtet
Hätte die Schmach ihn des Heers, wenn es der Feind nicht gethan.

Auf denſelben.

Fürſtliches Blut hinſtrömte der Held, anſtürmend in Kampfluſt,
Dunkeler Boden trank taugend den köſtlichen Thau!
Aber dem Boden entſproßt nun ein ewiggrünender Lorbeer,
Welchem des heiligen Bluts Kräfte die Blätter durchglühn.

Carnot im Tribunat.

Auch nicht Sklaven einmal aus Corsica wollte der Römer;
Ihr, Franzosen, erwählt jetzo den Kaiser von dort!

Epigramme aus dem Griechiſchen.

Platon.

Zueignung an Schleiermacher.

Du, der zaubernd beherrſchet den Urquell griechiſcher Weisheit,
Daß die geheiligte Fluth deutſche Gefilde durchſtrömt,
Gutig empfange die Blumen, die treu nachfolgen dem Strome,
Gern ihr ſchönes Geſchlecht weiterverpflanzend mit ihm!

1.

Auf zu den Sternen du blickeſt, mein Stern: ach, wär' ich der Himmel
Alle die Augen alsdann ſähen hernieder auf dich!

2.

Küſſend den Agathon, hielt' ich die Seele noch kaum auf den Lippen,
Denn die wärmſte, ſie kam gänzlich hinüberzugehn.

3.

Nun ich einmal von dem Richts, dem Alexis, gesagt, daß er schön sei
Anzuschauen, und gleich wendet sich alles ihm zu;
Herz, was zeigest dem Hunde den Knochen du? bald ja der Kummer
Nachkommt; klagest du nicht also des Phädres Verlust?

4.

Ich bin ein Apfel; mich werf' ein dich Liebender, aber, Xantippe,
Nicke mir hold; ich, du, beide verwelken wir so!

5.

Ich mit dem Apfel dich werfe; du aber, wenn frei du mich liebest,
Nimm ihn, und schenke dafür blühender Liebe Genuß;
Bist du jedoch mir gesinnt, wie du nie sein mögest, so nimm ihn
Dennoch, und schaue wie kurz währet die Jugendgestalt!

6.

Archeanaſſa beſitz' ich, die Buhlin aus Kolophon, welcher
Auch in der faltigen Stirn zündende Liebe noch wohnt;
Dieſer zuerſt abſtreifend die Erſtlingsblüthe der Jugend,
Durch welch flammende Gluth kamet ihr Liebende da!

7.

Ich hochmüthig vorher durch Hellas ſtrahlende Laïs,
Hegend im Vorhof ſonſt liebender Jünglinge Schwarm:
Weihe den Spiegel anizt der Paphia, weil ich mich ſo nun
Sehen nicht will, wie vorher aber ich war, nun nicht kann.

8.

Auf einen ehernen Froſch.

Dieſen Freund der Nymphen, den regenliebenden, feuchten
Sänger, den Froſch, von des Quells leichtem Gerieſel ergötzt,

Bildet' ein Wandrer aus Erz, und weiht' ihr Zeichen des Danks ihm,
Daß er im heißen Gefild brennenden Durst ihm gelöscht;
Denn dem Schmachtenden zeigt' er den Quell zu glücklicher Stunde
Mit beidlebigem Mund singend im thauigen Thal;
Aber der führenden Stimme darauf nachgehend mit Sorgfalt,
Fand der Wandrer des Quells süßen, begehreten Trank.

9.

Auf die Bildsäule der Aphrodite vom Praxiteles.

Durch aufwogendes Meer kam einst Kytherea nach Knidos,
Wollte das herrliche Bild schauen der eignen Gestalt.
Als sie nun ganz es betrachtet in ringsum offener Gegend,
Fragte sie: wo denn sah nackend Praxiteles mich?
Nicht Unerlaubtes erblickte Praxiteles, sondern das Eisen
Bildete so dich, wie stets Paphien Ares verehrt.

10.

Auf dieſelbe.

Weder Praxiteles hat dich gebildet, weder das Eiſen,
Sondern du ſelber, du ſtehſt da, wie vor Paris Gericht.

11.

Als ſich die Chariten einſt ein nimmer vergängliches Wohnhaus
Suchten, gefunden alsbald war Ariſtophanes Geiſt.

12.

Nun iſt die Zahl der Muſen nach Einigen; aber mit Unrecht!
Sieh! die zehnte, ſie kommt, Sappho, von Lesbos daher.

13.

Auf das Bild des Pan.

Setze dich nieder allhier, am geſchwätzigen, hochumlaubten
Bächlein, der leiſ' im Gedräng flüchtiger Zephyren wogt,

ein Jubeljahr, aber ich, der ich deſſen wahrlich ſehr bedürfte, habe wiederum nichts dabei zu thun! Hrn. von Rothſchild's Bankprojekte für Preußen, die Leitung der deutſchen Bundesſachen durch Hrn. von Münch-Bellinghauſen, die Entwickelnng der ruſſiſchen Militairkolonien, die Herausgabe des orientaliſchen Zuſchauers, ja ſelbſt die Zenſurgeſchäfte und die Umtriebeſachen, alles geht beſtens und herrlichſt ſeinen Gang, ohne irgend einen Punkt der kleinſten Anknüpfung für meine Thätigkeit darzubieten! So könnt' ich noch vieles aufzählen, aber Sie haben ſchon genug an dem Genannten, um völlig einzuſehen, wie mich mein Zeitalter behandelt, und was es mir alles verſagt. Und das ſind doch alles die erlaubten, gebilligten, geförderten Dinge; wer wird von den andern auch nur reden wollen! —

Von den mancherlei Vorgängen, die unterdeſſen erlebt worden, wäre zu ſeiner Zeit mancherlerlei zu ſagen geweſen; jetzt iſt der Stoff bereits veraltet, wenigſtens für einen Brief, und für Geſchichtsblätter doch wieder nicht alt genug. Jetzt ſind lauter Vermählungsangelegenheiten auf dem Tapet und es zeigt ſich dafür viel herzlicher Antheil im Publikum. Dem Prinzen Wilhelm, Sohne des Königs, gönnt jederman, daß ſeine mit beharrlicher Treue genährten Wünſche durch die Hand der edlen Prinzeſſin Eliſe Radzivil gekrönt werden; die Prinzeſſin wird vorher, um den Punkt der Ebenbürtigkeit vollkommen zu berichtigen, durch Adoption von Seiten ihres Oheims, des Prinzen Auguſt, zur Prinzeſſin von Preußen erhoben. Die Vermählung der Prinzeſſin Luiſe mit dem Prinzen Friedrich der Niederlande iſt öffentlich ausgeſprochen; von der des Prinzen Karl mit einer Prinzeſſin von Sachſen-Weimar ſagt man, ſie ſei im Werke. So dürfte denn der König in der That bald die Lücke zu empfinden haben, welche durch die Entfernung dreier ſeiner Kinder in

Und dir wird die Syringe bei meinen rauſchenden Bächen
Linde der Augen Paar ſänftigend wiegen in Schlaf.

14.

Auf ein anderes Bild des Pan.

Schweiget, Dryaden im Wald des Gebirgs, ihr Brunnen vom Felſen
Schweiget, und vielgemiſcht Blöken der Heerden, auch du!
Weil Pan ſelber nun ſingt auf wohltertönender Syrinx,
Feucht die Lippe geſägt auf das verbundene Rohr.
Und es beginnen umher, mit munterem Fuß aufſchwebend,
Hamadryaden Tanz, Tanz Hydriaden umher.

15.

Auf einen Satyr an der Quelle, und den ſchlafenden Eros.

Bromios künſtliche Hand hat dieſen Satyr gebildet,
Hauchend in dumpfen Stein Leben durch göttliche Kunſt.

Jetzo den Nymphen bin ich verwandt, denn ſtatt des vorber'gen
Röthlichen Weines geuß labendes Waſſer ich aus.
Lenke den Fuß vorſichtig, daß nicht du in Eile den Knaben
Aufſtörſt, welcher vom Schlaf milde beſänftiget ruht.

16.

Auf die ſilberne Bildſäule eines Satyrs.

Nicht ihn geſtaltet, in Schlaf nur geſenkt ihn hat Diodoros;
Stoß' ihn nicht an, er erwacht: ſiehe! das Silber, es ſchläft.

17.

Auf einen Siegelring.

Fünf ſind Rinder gebildet in dieſem kleinen Jaſpis.
Gleich als ob ſie beſeelt weideten alle daher.
Ja, vielleicht auch entſprängen die Jüngeren; aber die kleine
Heerd' iſt ſtrenge gebannt jetzt in dem goldnen Gehege.

18.

Einſt ein Mann fand Gold, und ließ nun den Strick; der das Gold ließ
Aber, und nicht mehr fand, hing ſich am Strick, den er fand.

19.

Alles entführet die Zeit; ihr dauerndes Walten verwechſelt
Namen zugleich und Geſtalt; auch die Natur und das Glück.

20.

Ich Nußbaum, zu der Wanderer Luſt am Wege gepflanzet,
Für Steinwürfe zum Ziel hab' ich den Knaben gedient:
Ganz nun den Wipfel zerknickt, und die blühenden Aeſte zerſchmettert,
Steh ich, vom häufigen Wurf kräftiger Arme verletzt.
Alſo ergeht's Fruchtbäumen; o mir unſeligen! wahrlich
Mir zum Verderben allein hab' ich die Früchte gebracht!

21.

Unter den Lebenden ſtrahlteſt vorher als Stern du des Aufgangs,
Heſperos glänzeſt du jetzt ſterbend im Schattengebiet.

22.

Thränen der Hekabe wohl und den ilioneiſchen Weibern
Gaben bei ihrer Geburt ſpinnend die Mören zum Loos.
Dir auch, Dion, entriß den Siegespreis herrlicher Thaten
Göttergeſchick; es entſchwand glänzender Hoffnung Gewinn.
Ruhſt nun im weiten Gefilde der Heimath, theuer den Bürgern,
O du, welcher mein Herz liebend in Flammen geſetzt!

23.

Einſt des ägäiſchen Meers hochbrauſende Wogen verlaſſend,
Ruhen wir mitten im Land jetzt um Ekbatana her.

Gruß dir, Heimath einſt, ruhmvolles Eretria, Gruß dir,
Nachbarliches Athen, Gruß dir, geliebteſtes Meer!

24.

Wir ſind euböiſchen Stamms von Eretria; nahe bei Suſa
Ruhen wir; ach! ſo weit unſeren Landen entrückt!

25.

Hier im Grab ein Schiffer, in jenem lieget ein Landmann;
Alſo gemeinſam iſt Alis dem Meer und dem Land.

27.

Einen Schiffer erblickſt du, den ſelbſt mitleidige Meerfluth
Auch des letzten Gewands noch zu entblößen geſcheut.
Aber ein Menſch auch dieſes mit frevelnder Hand mir hinwegnahm,
Lud für ſolchen Gewinn ſolches Vergehen ſich auf.

Mög' er es denn anziehn, und so zu dem Hades hinunter
Wandern, und Minos ihn dann sehen in meinem Gewand!

27.

Heil, Seefahrer, begleit' auf dem Meer euch, Heil auf dem Lande;
Wisset, ein Seemann ruht hier, wo ihr schiffet vorbei!

28.

Dieser Mann war freundlich den Fremdlingen, theuer den Bürgern,
Pindaros, welcher den wohltönenden Musen gedient.

29.

Als zum Hain wir gelangt, dem dichtumschatteten, fanden
Purpurnen Aepfeln gleich wir darin den Sohn der Kythere.

Weder führt' er den Köcher voll Gift, noch die krummen Geſchoſſe,
Sondern ſie hingen umher auf ſchönbelaubeten Bäumen.
Aber er ſelbſt, vom Schlummer in Roſenkelchen gefeſſelt,
Lag ſanftlächelnd im Schlaf, und es ſtiegen ihm geiſtliche Bienen
Auf die wachsgeformten, die labenden Lippen hernieder.

30.

Kypris ſprach zu den Muſen: ihr Jungfraun, ehrt Arhroditen,
Oder ich ſende zu euch Eros in Waffengeſchmeid.
Ihr die Muſen darauf antworteten: ſolches dem Ares
Drohe du; uns nicht fliegt dieſes geflügelte Kind.

Simonides.

1.

Ewigen Nachruhm bringend dem Vaterlande, dem theuren,
Sanken in kämpfendem Muth diese dem Tode dahin;
Sterbend starben sie nicht, denn es führt mannhaftiger Tugend
Glänzender Ruhm sie zurück wieder aus Aides Reich.

2.

Fremdling, einst wir bewohnten die wasserreiche Korinthos,
Ajas Eiland jetzt, Salamis, hält uns umfaßt.
Allda wir, Phönikiens Schiff' und die Perser und Meder
Schlagend, das heilige Land Hellas im Sterben beschützt.

3.

Wir am Eurymedon früh in der Jugendblüthe gefallen,
Mit Vorkämpfern geschoßführender Meder im Streit,
Ließen in doppeltem Kampfe, zu Land und zu Wasser, das schönste
Denkmal tapferen Muths siegend im Tode zurück.

Meleagros.

1.

Trinke du nur, o Kranker, und dies dein Liebesglühn wird
Der, so Vergessen uns lehrt, Bromios senken in Schlaf.
Trinke du nur, und voll dir des Weins aufschöpfend den Becher
Schlag' unseliger Gluth Pein aus dem Herzen hinaus!

2.

Schon aufdämmert der Morgen; doch schlaflos dort an der Schwelle
Domis den Athem verhaucht, welcher dem Armen noch blieb
Als Heraklitos er sah: in den brennenden Strahlen der Augen
Stand er zerschmelzend, wie Wachs fallend in feurige Gluth.

der häuslichen Umgebung entstehen muß, und sich um so mehr des guten Entschlusses freuen, deren theilweisen Ersatz durch ein neues glückliches Band vorbereitet zu haben. Die Fürstin von Liegnitz bedurfte nur weniger Wochen, um durch die Huld und Sanftmuth ihres anspruchslosen Benehmens alle Gewölke zu zerstreuen, welche die Ueberraschung und Zweifelsucht der Menschen anfangs um die neue und hohe Stellung zusammendrängen wollte. Alle Stimmen aus allen Kreisen vereinen sich zu huldigender Anerkennung. Bei allen Gelegenheiten sieht man wohlwollende Freundlichkeit austauschen. Unser Karneval ist belebt genug: der Hof und die Stadt thun dabei ihr gewohntes Theil; die Einschränkungen und Ersparnisse, welche vor einiger Zeit das Leben der Hauptstadt in seinen Grundfesten zu erschüttern drohten, haben nicht in dem Maße stattgefunden, daß deren Wirkung bei solch öffentlichen Anlässen irgend wahrzunehmen wäre. Merklicher aber wird mit jedem Tage der mit der lauten Klage darüber stets zunehmende Mangel an Geist und Leben, und daher an Unterhaltung und Befriedigung, in der höheren Gesellschaft. Es gränzt an das Fabelhafte, was von der Armseligkeit und Langenweile derjenigen Kreise erzählt wird, denen anzugehören doch jeder geschmeichelt ist. Die Vornehmen, durch zunehmende Sonderung immer einförmiger geworden, ersticken sich untereinander in eigener Vornehmheit. Vielleicht wird man bald gewahr, daß etwas Zugluft in solcher Schwüle nicht schaden kann, und öffnet ein paar Thüren. Leise und unmerklich strömt es schon immer durch einige Ritzen, die nie ganz verstopft werden können. Ich selbst habe von allen diesen Sachen nur gehört; ich fand keinen Anlaß noch Trieb, in diesem Winter meine Abgeschiedenheit von der großen Welt mehr als in dem vorigen zu verlassen. —

In politischer Beziehung wüßte ich Ihnen nichts Neues

Aber wohlauf nun! Damis, Unseliger! Thränen des Mitleids
Muß ich dir weinen, obwohl selber von Eros gequält!

3.

Nehmet mich auf, Weintrinker! den fluthenden Meeresgewässern
Win ich und Räubern entflehn, aber ich scheitre zu Land!
Kaum ja tret' aus dem Schiffe mit Einem Fuß ich an's Ufer,
Fängt und schleppet sogleich Eros mich fort mit Gewalt,
Ach dorthin, wo den Knaben ich sah liebreizend vorbeigehn,
Eilfertig und ungern jetzt schneller der Fuß mich entführt.
Nicht von Wein mir erglühet die Brust, nein, Feuer erfüllt sie;
Auf denn, Freunde, dem Freund stehet als Helfende bei!
Stehet, o Freunde, mir bei, und laßt mitleidig in Eros
Gastfreundschaft mich der Pein lindernde Tröstung erflehn!

4.

Dürstend in Maigluth küßt' ich den zartaufblühenden Knaben,
Da austrief ich, der Qual brennenden Durstes entflohn:
Vater Zeus, wohl den Kuß, den nektarischen, von Ganymedes
Trinkest du, Mundschenk heißt wegen der Lippen er dir?
Auch ich selber ja, küssend der Jünglinge schönsten, der Seele
Lieblichen Honig trank von des Antiochos Mund.

5.

Chariten, ihr einst hold Aristagoras schauend, den schönen,
Habt mit zärtlichem Arm freundlich den Knaben umfaßt.
Drum von dem Antlitz auch wirft Flammen er; süßes Geplauder
Redet er, schweigend sogar spricht mit den Augen er noch.
Fern mir bleib' er! was sollt' ich mit ihm? denn, wie vom Olympos
Zeus, so der Knab' auch wirft schreckliches Donnergeschoß!

6.

Eins nur kenn ich als schön, mein Aug' ein einziges Glück nur
Kennet, Myiskes zu schaun, andrem gesammt bin ich blind.
Jener allein überall mir erscheint! Ach! sehen die Augen
Schmeichelnd das nur allein, was sich das Innere wünscht!

7.

Wenn Zeus jener noch ist, der einst Ganymedes, den Knaben,
Fortriß, Mundschenk ihm fürder des Nektars zu sein,
Wahrlich im Herzen alsdann muß ich den schönen Myiskes
Vor ihm bergen, daß nicht heimlich auch diesen er raubt.

8.

Frevelnd hast du gesprochen, bei Kypria! frevelnd, o kühn du
Wagendes Herz! nicht schön nanntest du Therons Gestalt?
Nanntest du Therons Gestalt nicht schön? Du hast es gesprochen,
Nicht das Donnergeschoß fürchtend des rächenden Zeus!
Siehe das Beispiel doch der Niobe; frevelnder Reden
Denkstein kündet sie stets Nähe der Nemesis an!

9.

Auch nun ich bin gefangen, der sonst unglücklicher Liebe
Nächtliche Jünglingsklag' öfters mit Lachen gehöhnt.
Mich das geflügelte Kind vor deiner Thüre, Myiskos,
Stellt mit der Aufschrift hin: Beute von kalter Vernunft.

10.

Gegen den Zeus auch setzt' ich zur Wehre mich, wenn er, Myiskos,
Zum Mundschenk im Olymp dich mir zu rauben gedächt';
Oftmals zwar sprach jener zu mir; was zagest du? Mitleid
Fühl' ich, statt Neides, mit dir; kundig des Schmerzes wie du!
So zwar redete jener; doch ich, wenn ein Mückchen vorbeifliegt,
Schrecke zusammen, ob nicht Zeus mir, der trügende, naht!

11.

An Eros.

Was, Herzräuber, nun weinst du? warum hinwarfst du den Bogen,
Sammt den Geschossen? warum also die Flügel gesenkt?
Brennt auch dich nun Myiskos, der unwiderstehliche, schmerzlich?
Recht! was sonst du verübt, leidend erfährst du nun so!

12.

In dir hängen, Myïskos, allein mir die Bande des Lebens,
In dir wohnet der Hauch, welcher der Seele noch blieb.
Wahrlich, bei deinen Augen, o Knabe, die auch zu der Kandheit
Reden, bei deines Blicks strahlendem Wimpergewölb:
Wann mir umwölkete Blicke du zuwirfst, schau ich den Winter,
Wann sanftheitere, blüht lieblicher Frühling empor.

13.

Winterlich wehn Sturmwinde, zu dir hinträgt, o Myïskos,
Mich aus nächtlichem Zug' Eros, der schmerzend beglückt;
Tief aufstürmt das Verlangen die Fluth; o rett' in den Hafen
Knabe, mich Schiffenden aus Kypriens Meeresgefahr!

Goethe

in den

Zeugniſſen der Mitlebenden.

Beilage zu allen Ausgaben von Goethe's Werken.

Erſte Sammlung.

Zum 28. Auguſt 1823.

Berlin, 1823.

Bei Ferdinand Dümmler.

AD
BIBL. UNIV.
MONAC.

Universitäts-
München
Bibliothek

Vorerinnerung.

Es galt hier weder umfassende Vollständigkeit noch strenge Anordnung; aus dem weitzerstreuten Vorrath, als Anregung und Beispiel, und zur Probe dessen, was in solcher Art und Richtung zu thun und zu gewinnen wäre, sollte diesmal — nicht ein Register noch eine Bibliothek angelegt, sondern nur Einiges zuvörderst in ein Lesebuch zusammengestellt werden, dem Freunde Goethe's und seiner Werke schon jetzt zum erfreuenden Genusse, dem Gelehrten nach Belieben zur Weiterpflege; denn nachdem auf diese Weise ein Anfang gemacht ist, wird sich nun leicht zu größerem Gewinne fortschreiten lassen.

Kein Schriftsteller hat je seines Geistes Wirken in so vielfachen Gebieten, so nach allen Richtungen und Sphären, Leben bringend und Huldigung gebietend, ausgeströmt, kein andrer schon durch die Mitlebenden, sowohl in den jedesmaligen emporragend Ausgezeichneten, als in der ununterscheidbaren

zu melden, außer daß im Allgemeinen, wenn mich nicht etwa eine verirrte Frühlingsempfindung trägt, ein regsames, kräftigeres Treiben in unserem Staate merklich zu werden scheint, und mancher bildende Geist, der eine Zeitlang in Schlummer gefesselt lag, zu neuer Thätigkeit wach wird. Die Partheispannung scheint in der That mehr und mehr sich zu lösen, und einer besseren Gemeinschaft, als der Partheigesellung, freien Raum zu geben. Was wollen Sie mehr, Herr von Kamptz und Herr Reimer stehen zusammen auf freundschaftlichem Fuße; Herr Geheimestaatsrath Niebuhr, in höchster Gunst hier bei den einflußreichsten Personen, theilt seine Zeit zwischen den neuen und alten Freunden, zu welchen letzteren hauptsächlich wieder Reimer gehört! Herr Geheimerath Ancillon sagt zu fremden Diplomaten, man dürfe nicht vergessen, daß es denn doch eine wahre Freiheit gebe, die zu unterdrücken eine Tyrannei sei; selbst eine Opposition findet er der Regierung nicht nur ungefährlich, sondern heilsam. Was den Hrn. Grafen von Bernstorff betrifft, dessen neue Befestigung in dem Ministerium durch die Anstellung des Hrn. von Schönberg auch sogar den sonstigen Gegnern erwünscht war, so bin ich überzeugt, daß seine Vorstellung von diplomatischer Thätigkeit weit eher die entgegengesetzte von der ist, welche z. B. etwa Herr von Otterstedt darlegt, als eine und dieselbe mit der, an welche sich Herr Bartholdy hielt. Ueberhaupt herrscht in allen unsern Dingen eine unsichtbare Macht, die keine Richtung zum Aeußersten gelangen läßt, sondern immer wieder nach der Mitte umlenkt, und die den Nachtheil mancher Grundsätze durch die Güte der Persönlichkeiten unaufhörlich auszugleichen strebt. Jene deutsche Macht ist der deutsche Karakter; alle Gebrechen und Vorzüge desselben stellt unsere Zeit deutlich an's Licht; er kann ungeduldigen Zorn, aber auch bewundernde Rührung hervorrufen! Eine gut-

Menge aufeinanderfolgender Geſchlechter, ſolche Anerkennung gefunden, ſolche Herrſchaft geführt: dieſe Blätter zeigen, zur Ehre der Nation, daß über unſern Dichter von ſeinem erſten Auftreten bis auf den heutigen Tag, unter allem Drängen und Wogen der Zeiten, bei den Würdigen ein im Ganzen immer gleiches Intereſſe, ja Urtheil ſich behauptet hat.

Die begeiſterte Lobpreiſung konnte die Nähe manches mitwallenden, vielleicht öfter unſtatthaften als gegründeten, Tadels ungefährdet ertragen; dem zu hellen Lichte ſind ſolche Schatten für blöde Augen ſogar nothwendig. Aber dem reichen Kranze ſchöner Namen, die hier leuchten, wurden abſichtlich, wenn auch manche vielleicht weniger bedeutende, doch keine unwürdige eingeflochten. Der Edlen Urtheil wird dies, wir hoffen, dankbar billigen; Unedler Meinung blieb im Sinn und Zweck dieſer Sammlung mit Recht unbeachtet.

Berlin, im Juli 1823.

Friedrich August Wolf.

Museum der Alterthums-Wissenschaft. Herausgegeben von Friedrich August Wolf und Philipp Buttmann. Berlin, 1807. Zwei Bände. 8.

Zueignung.

Goethe,

der Kenner und Darsteller des griechischen Geistes, empfange wohlwollend den mit Liebe dargebrachten Anfang einer Sammlung von Schriften und Aufsätzen, die bestimmt sind, hin und wieder das weite Gebäude von Kenntnissen aufzuklären, in welchen jener das Leben verschönernde Geist ursprünglich wohnte.

An wen unter den Deutschen könnte man bei einem Unternehmen solcher Art eher denken, als an den, in dessen Werken und Entwürfen, mitten unter abschreckenden modernen Umgebungen, jener wohlthätige Geist sich eine zweite Wohnung nahm? Seiner würden wir vor jedem andern gedenken, wäre auch nicht früher an einen der Herausgeber Sein freundschaftlicher Zuruf zu neuer veränderter Thätigkeit ergangen, ein Zuruf, der auch dem minder Vollendeten nachsichtigen Beifall gleichgesinnter Leser verhieß.

Doch nicht, um ſich eines begünſtigenden Genius unſerer Litteratur zu verſichern, wollten die Unternehmer dieſer Zeitſchrift ihr erſtes Blatt mit Seinem Namen zieren. Dazu hätte es dieſes öffentlichen Schmuckes nicht bedurft. Sie wollten bei einem ſo guten Anlaſſe der bildungsfähigen Jugend des Vaterlandes ſagen, mit wie inniger Empfindung derjenige zu ehren ſei, der ihnen die hin und her geworfene Frage, zu welchem Ziele die Studien des Alterthums führen, ſchon längſt genügender und ſchöner beantwortet hat, als die beſte Erörterung je vermöchte. Denn woher ließ ſolche Erhebung über die engen Kreiſe und Tummelplätze des gewöhnlichen heutigen Lebens, woher ließen ſolche Anſichten von Welt und Kunſt und Wiſſenſchaft ſich gewinnen, als aus dem innern Heiligthume der alterthümlichen Muſenkünſte, welches ſich endlich einmal wieder in einem natürlich verwandten Gemüthe aufſchloß? Einen Hypopheten von dieſem Verdienſte, der nicht allein die Sprüche und Ideen der verſtummten Orakel auslegte, ſondern ſelber viel Auslegungswürdiges hervorbrachte, näher erkennen und Seinen oft verborgenen Sinn ergründen zu lernen, ſchon dies wäre wohl des Schöpfens aus den ewigen Urquellen der Schönheit werth.

Ihr Wort und Anſehen, würdigſter unſerer Edeln, helfe hinfort uns kräftig wehren, daß nicht durch unheilige Hände dem Vaterlande das Palladium dieſer Kenntniſſe entriſſen werde; wie wir denn gegründete Hoffnung hegen,

daran ein unverlierbares Erbgut für die Nachkommen zu bewahren. Wo auch der Grund zu suchen sei, in der Natur unserer Sprache, oder in Verwandtschaft eines unserer Urstämme mit dem hellenischen, oder wo sonst etwa: wir Deutschen nach so manchen Verbildungen stimmen am willigsten unter den Neuern in die Weisen des griechischen Gesanges und Vortrages; wir am wenigsten treten zurück vor den Befremdlichkeiten, womit jene Heroen andern den Zutritt erschweren; wir allein verschmähen immer mehr, die einfache Würde ihrer Werke verschönern, ihre berühmten Unanständigkeiten meistern zu wollen. Wer aber bereits so viel von dem göttlichen Anhauche daheim empfand, dem wird der ernsthafte Gedanke schon leichter, in den ganzen Cultus der begeisternden Götter einzugehen.

Nur lassen Sie uns nicht weniger verhüten, daß zu diesen Orgien nicht das buntgemischte Volk ohne Vorbereitung und Andacht sich dränge, um mit dem Stabe der Begeisterung umherzutaumeln. Bewillkommnen wir zwar manchen gern, der in unsern Kreisen Erheiterung und Labsal sucht nach dem Ernste strengerer Wissenschaften oder der Dürre bloß erwerbsamer; ebenso denjenigen, der sich als eifrigen Liebhaber alles Schönen ankündigt; mag auch mancher der eigentlichen Genossen nicht gerade das Höchste der Wissenschaft nach den reichsten Gesichtspunkten umfassen, und sich mit einem und anderem Theile als fleißiger Arbeiter begnügen, immerhin befangen in dem

Wahne, wirklich zu lieben, was er nur als sein Tagwerk treibt: jedoch veredle jeder von Allen seine Bemühung und selbst sein Spielzeug durch sinnvolle Behandlung und durch die Richtung nach den anerkannten besten Zwecken. So werde, so bleibe der Deutsche, ohne die Emsigkeit des bloß gelehrten Sammlers zu verachten, ohne den bloßen Liebhaber der allgemeinen Bildung zurückzuweisen, überall der tiefere Forscher und Ausleger des aus dem Alterthume fließenden Großen und Schönen; und er gebrauche solche Schätze, um unter dem Wechsel wandelbarer öffentlichen Schicksale den Geist seiner Nation zu befruchten, deren Bessere durch das Studium einheimischer Werke keineswegs unvorbereitet sind, die höhere Weihe zu empfangen.

Mögen Sie, Kenner und Darsteller des griechischen Geistes, noch lange ein wirksamer Beschützer und zufriedener Zuschauer so nützlicher Bestrebungen sein! Möge Ihr geliebtes Weimar unter seinem herrlichen, von allen Musen gefeierten, Fürstenhause bald wieder in verjüngter Blüthe strahlend, auch fernerhin neue schöne Talente für das übrige Deutschland wecken! Möge Ihnen nie Kraft und ungestörte Muße fehlen, um auf dem Wege, worin Ihr Leben selbst dem Stufengange der Griechen nachahmt, itzt diese, itzt eine andere der holdesten Künste, und bald auch dunkele Räume oft entweihter Wissenschaften zu erleuchten!

Karl David Ilgen.

Hymni Homerici. Textum recensuit et animadversionibus criticis illustravit Carolus David Ilgen. Halis Saxonum, 1796. 8.

Zueignung.

Viro generosissimo Joanni Wolfgango a Goethe Musarum veteris Graeciæ aeque atque hodiernae Germaniae praesidio ornamento deliciis quo magistro nuper Ionicus Apollineae virtutis praeco didicit Thuiseonis lingua canere docte ac solerter hos Graeciæ hymnos poëmatia ex tempore fusa lusus commendatos traditos, sacratos esse voluit editor.

Friedrich Heinrich Jacobi.

Woldemar. Königsberg 1794. Zwei Bände. 8.

Zueignung.

An Goethe.

Ich widme Dir ein Werk, welches ohne Dich nicht angefangen, ſchwerlich ohne Dich vollendet wäre; es gehört Dir; ich übergeb' es Dir; Dir, wie keinem Andern.

Wie keinem Andern! — Du fühlſt dieſes Wort, alter Freund, und drückſt mir darauf die Hand — auch wie keinem Andern.

Zwanzig Jahre ſind verfloſſen ſeitdem unſere Freundſchaft begann. Damals fragte jemand Dich in meiner Gegenwart: ob wir nicht Freunde wären ſchon von Kindesbeinen an? und Du gabſt zur Antwort: dieſe Liebe wäre ſo neu, daß ſie, wenn es Wein wäre, nicht zu genießen ſein würde. — Ein edler Wein iſt ſie geworden.

Liebend, zürnend, drohend rieffſt Du mir zu in jenen Zeiten: „der Genügſamkeit, die ſich mit Theilnahme an Anderer Schöpfungsfreude ſättigte, zu entſagen; nicht länger zu gaffen; ſondern in die eigenen Hände zu ſchauen, die Gott auch gefüllt hätte mit Kunſt und allerlei Kraft.“

Wie hätte ich Dir widerſtanden, Du Mächtiger! Ich ſuchte Dir auszuweichen; und zog, anſtatt neue Verſuche zu wagen, ſchüchtern, nur ältere an's Licht.

Neue Begeiſterung wurde mir aus Deiner Freude. — Der unerwartete Beifall, die zuvorkommende Gunſt anderer Männer, ſtärkte den Muth des verborgenen Ungenannten. Woldemar wurde unternommen.

In dieſer Arbeit durch eine gänzliche Veränderung meiner Lage unterbrochen; nachher zu andern Geiſtesarbeiten, eben ſo unwillkührlich, hingezogen, hatte ich Woldemar allmählich ganz vergeſſen. — Da erſchien, nach zwölf Jahren, dein Taſſo.

Sonderbar erweckte dieſer Karakter in mir die Erinnerung an Woldemar; und da ich am Ende des vierten Aufzuges an die Worte kam: „Ja, auch Sie! ... Auch Sie! Auch Sie!" wurde dieſe Erinnerung ſo lebhaft, meine Aufmerkſamkeit ſo getheilt und zerſtreut, daß ich Mühe hatte, mich zum Weiterleſen wieder zu ſammeln.

Der entſtandene Reiz wirkte fort. Ich ſuchte nach einem Woldemar; es war kein Exemplar zu finden. Sechs Wochen gingen hin; — nun lag das Büchlein vor mir, und ich fürchtete mich es anzuſehen.

Wohl dem Büchlein, daß ich nicht erſt verzagt darin nur blätterte, ſondern beherzter es von vorn anfing. Der Anfang machte mir Muth, und auch in der Folge fand ich manches gut genug, um derjenige wohl ſein zu mögen,

der es geſchrieben hatte. Dagegen widerſtand mir auch vieles darin im höchſten Grade. Vornehmlich empörten mich die letzten Blätter, und ließen mir einen ſolchen unerträglichen Nachgeſchmack, daß ich gern mit einem Zauberſchlage das kleine Ungeheuer vernichtet hätte, wenn es in meiner Macht geweſen wäre.

Du begreifſt, Lieber, wie aus dieſem Gefühl eine zunehmende Unruhe, ein immer wiederkommendes Verlangen, dem Übel auf irgend eine Weiſe abzuhelfen, entſpringen mußte.

Ich überlegte hin und her, machte allerhand Anſchläge, ſchritt zu Verſuchen; und fand jedesmal am Ende nur ein neues, größeres Übel. Endlich hatte ich ſo viel Arbeit und Mühe gehabt, daß der Gedanke an eine gänzliche Umarbeitung, und an eine Vollendung des Werkes nach einem neuen Plane, der ſich anfangs nicht von Weitem hätte zeigen dürfen, aufkommen und zum Entſchluß werden konnte.

Seitdem habe ich dieſer Arbeit alle die beſten Stunden meiner Muße gewidmet; und Du wirſt es bei dem Leſen fühlen, mit welchem frommen, unzerſtreuten Fleiße ich dabei geblieben; mit welcher Unterwürfigkeit, mit welchem Schweigen ich dem Genius, der meinen Schwur hatte, gefolgt bin.

Meine Gabe möge Dir gefallen. Liebe mich; lebe wohl; und grüße unſern Freund, den Dichter der Echo!

Pempelfort, den 12. Januar 1794.

Henrich Steffens.

Beiträge zur innern Naturgeſchichte der Erde von Henrich Steffens. Freiberg, 1801. 8.

Zueignung.

An den Herrn Geheimderath von Goethe.

Was die Natur auf meine Fragen antwortete, das wage ich Ihnen zu weihen. Der Naturforſcher kann mich vielleicht hier und da widerlegen, der ſorgfältigere Beobachter vieles berichtigen. Ein jeder wird ſeine Einwendung hervorbringen, und mancher wird Recht haben. Doch iſt nur ein Geiſt, der meine Anſicht ſchuf und allein das Recht hat ſie zu vertilgen. Er wird beſtehen — ob mein Werk mit ihm? — ob es mir gelang, einzelne Töne aus der Natur herauszuheben, die mit ſeinen ewigen Harmonien zuſammenſtimmen? — ob das, was ich mit ſtillem Fleiße ausſäete, mit andachtsvoller Sorgfalt pflegte, emporwachſen wird zur Pflanze einer edlern Natur? —

Das iſt es, was ich zu erfahren wünſche, indem ich — mit heiliger Scheu — meine Schrift niederlege — im delphiſchen Tempel der höhern Poeſie.

müthige Billigkeit mischt sich allem Praktischen bei; im Theoretischen allein zeigt sich ergrimmter Haß, daher unsere gelehrten, unsere litterarischen Streitigkeiten ärger als die politischen sind. Hier z. B. weiß ich niemanden, der des Andern Todfeind wäre; man will den Gegner schwächen, beschränken, aber nicht zu Grunde richten. Ich höre, daß Herr Professor Cousin, dessen Freilassung nun erfolgt ist, nachdem seine Verhaftung als ein Mißgriff erkannt worden, gegen alle Leute in Einem Lobpreis der hiesigen Behörden ist, er rühmt über die Maßen Hrn. von Schuckmann, Hrn. von Kamptz; eine Magalon'sche Geschichte, wie Paris vor einiger Zeit sie gesehen, wäre hier eine baare Unmöglichkeit. Cousin soll sich jetzt sehr in Berlin gefallen, wo er besonders Hegel und Schleiermacher sieht, in deren philosophische Gedankenreihen er eindringt; auch Ancillon und Niebuhr werden von ihm besucht. In Frankreich ist seine Sache wohl schon veraltet? Die Verhandlungen der Kammern nehmen ohnehin die Aufmerksamkeit in Beschlag. Auch hier denkt niemand mehr an Jahn, und am Rhein ist Görres fast vergessen. Die Welt ist in neuerer Zeit zu groß geworden, man hält sich nicht mehr so lange bei den einzelnen Interessen auf, und nicht immer sind die nächsten die lebhaftesten! —

Mein theurer Freund, wir haben durch die letzten Maßregeln, welche in dem auswärtigen Departement wie in den anderen Zweigen der Staatsverwaltung nöthig erachtet worden, harte Verluste erlitten! Ich ahndete nicht, daß auch Ihre Stellung davon erreicht sein könnte; als ich erfuhr, daß mit vielen Andern in solchen Verhältnissen auch Sie betroffen werden, hatte ich denselben Eindruck noch Einmal, der mir bei Vernehmung meines eigenen Looses geworden war! Doch giebt es vieles, worüber man sich trösten kann, und ich rechne dahin gern, soviel die Lebenseinrichtung es

Ludwig Achim von Arnim
und
Clemens Brentano.

Des Knaben Wunderhorn. Alte deutſche Lieder. Herausgegeben von Ludwig Achim von Arnim und Clemens Brentano. Heidelberg, 1805.

Zueignung.

Seiner Excellenz
des Herrn Geheimenrath von Goethe.

— — — — — — —

Wir ſprechen aus der Seele des armen Grünenwald, das öffentliche Urtheil iſt wohl ein kümmerlicher Wirth, dem unſre Namen als Mantel dieſer übelangeſchriebenen Lieder die Schuld nicht decken möchten. Das Glück des armen Singers, der Wille des reichen Fuker geben uns Hoffnung, in Euer Excellenz Beifall ausgelöſt zu werden.

L. A. von Arnim. Clemens Brentano.

Lord Byron.

Werner; a Tragedy. By Lord Byron. London, 1822. 8.

Zueignung.

To the Illustrious Goethe,
by
One of his humblest Admirers,
this
Tragedy is dedicated.

Karl Guſtav von Brinckmann.

Gedichte von Karl Guſtav von Brinckmann. Eiſtes Bändchen. Berlin 1804. 8.

Zueignung an Goethe.

— — — — — — —

(Die Göttin ſpricht zu Germanien:)

Verſtoßen noch von Afterweiſen, flüchte
Der Wahrheit Stolz, ihr heiliges Gefühl,
Sich in den Schutz unſterblicher Gedichte;
Der Wiſſenſchaft ſei auch der Muſe Ziel!
Den Sarkophag der todten Weltgeſchichte
Beſchwöre ſie mit frommen Harfenſpiel;
Der Geiſt erſteh' aus aufgeregten Tiefen,
Und deute laut der Menſchheit Hieroglyphen!

So lehrt es Dich, um deſſen Stirn Homeros
Den ſchönſten Zweig aus ſeinem Kranze wand;
Der oft den Kampf, ein nie beſiegter Heros,
Auf dem Kothurn mit Sophokles beſtand;
Der, Phöbos gleich, der Charis und dem Eros
Das Barbiton, den goldnen Bogen ſpannt:
Der dichtend lehrt, der Weisheit ſtrengſten Lehre
Den Saitel reicht der lächelnden Cythere;

Deß Namen einſt mit feurigem Gebete
Der Enkel ruft, der ſich den Muſen weiht,
Wann kühner ſchon der Zukunft Morgenröthe
Das Glanzgewühl der Gegenwart zerſtreut.
Glorreicher dann am Himmel waltet Goethe,
Dein Hesperos! und nie verglimmend leiht
Er ſeinen Ruhm, beneidet und bewundert,
Zum Strahlenkranz dem ſinkenden Jahrhundert.

Alexander von Humboldt.

Ideen zu einer Geographie der Pflanzen. Von Alexander von Humboldt. Wien, 1811 gr. 8.

Zueignung.

An Goethe.

(Ein Bild, „wodurch er andeutet, daß es der Poesie wohl gelingen könne den Schleier der Natur aufzuheben; und wenn Er es zugesteht, wer wird es läugnen?“)

Franz Joseph Schelver.

Lebens- und Formgeſchichte der Pflanzenwelt.
Von Franz Joseph Schelver. Heidelberg, 1822. 8.

Zueignung.

An Herrn Geheimenrath von Goethe.

Dieſes Buch iſt eine Frucht, deren erſte Ausſaat ganz in Ihnen, mein theurer väterlicher Freund! Nahrung und Licht empfing. Darum eile ich, Ihnen darzubringen, was nun ſchon ſeit zwanzig Jahren in Ihrer liebreichen erſten Pflege wurzelt, und Ihnen ſo innig verbunden iſt. Seit jenen unvergeßlichen Tagen, an welchen in Ihren ſinnreichen Sammlungen, und unter Ihrer liebreichen Führung, in mir das Seelenauge erwachte; hat mich jeder Herbſt mit der Frage gemahnt: warum denn nicht auch, für den Geiſt des Pflanzenlebens, unter den reichen Segnungen des Jahrs, jene Hoffnung zu einer abgeſchloſſenen Geſtalt gereift ſei, welche Sie einſt in meine Wirkſamkeit gelegt hatten? In den Metamorphoſen, welche dieſe einer Pflanze gleich durchlief, war mir der Druck, eine alte Pflicht für Sie nicht abgetragen zu haben, empfindlicher, als das

Gefühl des Unbeſtandes, gegen welchen die feſte Haltung des Blicks fortgeſetzt werden ſollte. Urtheilen Sie hieraus, wie ſehr ich mich freue, Ihnen dieſes Buch überreichen zu können, und wie ſehr ich wünſche, daß es Ihnen, auch in den Feſſeln der ſtrengen Wiſſenſchaft, eine kleine Rückgabe jenes heiteren freien Schauens werde, in welches ich durch Sie zuerſt eingeweihet wurde.

Friedrich Rückert.

Östliche Rosen von Friedrich Rückert. Leipzig, 1822. 8.

Zu Goethe's west-östlichem Divan.

Wollt ihr kosten
Reinen Osten,
Müßt ihr gehn von hier zum selben Manne,
Der vom Westen
Auch den besten
Wein von jeher schenkt' aus voller Kanne.
Als der West war durchgekostet,
Hat er nun den Ost entmostet;
Geht, dort schweigt er auf der Ottomanne.

Abendrothen
Dichten Goethen
Freudig als dem Stern des Abendlandes;
Nun erhöhten
Morgenrothen
Herrlich ihn zum Herrn des Morgenlandes.
Wo die beiden glühn zusammen,
Muß der Himmel blühn in Flammen,
Ein Divan voll süßen Rosenbrandes.

Könnt ihr merken
An den Stärken
Dieſes Arms, wie lang' er hat gefochten?
Dem das Alter
Nicht den Pfalter
Hat entwunden, ſondern neu umflochten.
Aus iran'ſchen Naphthabronnen
Schöpft der Greis ihr, was die Sonnen
Einſt Italiens ihm, dem Jüngling, kochten.

Jugendhadern
In den Adern,
Zorn und Gluth und Milch' und ſüßes Koſen;
Alles Lieben
Jung geblieben,
Seiner Sterne ſtehen ſchön die Roſen.
Wenn nicht etwa ew'ges Leben
Ihm verliehn iſt, ſei gegeben
Langes ihm von uns gewognen Looſen.

Ja von jenen
Selbſt, mit denen
Du den neuen Jugendbund errichtet,
Sei mit Brünſten
Unter Künſten
Aller Art, in der auch unterrichtet,
Wie Saadi in jenem Orden
Über hundert Jahr' alt worden,
Und Dſchami hat nah' daran gedichtet.

Peter Cornelius.

Bilder zu Goethe's Fauſt, von Peter Cornelius. Frankfurt am Main, 1816. Fol.

Zueignung.

Seiner Excellenz dem Herrn Geheimenrathe von Goethe.

Wenn auch jede wahre Kunſt nie ihre Wirkung auf unverdorbene Gemüther verliert, und die Werke einer großen Vergangenheit uns mächtig in die damalige Denk- und Empfindungsweiſe hineinziehen, ſo ſind doch die Wirkungen einer gleichzeitigen Kunſt noch ungleich größer und lebendiger; und ganze Völker, ja ganze Zeitalter ſind oft von den Werken eines einzelnen großen Menſchen begeiſtert worden. Wie Ihro Excellenz auf Ihre Zeit und beſonders auf Ihre Nation gewirkt haben, iſt davon der ſprechendſte Beweis. Möchten Sie unter jenen tauſend Stimmen der Liebe und Bewunderung, die ſich dankbar zu Ihnen drängen, die meinige nicht ganz überhören, und dieſem geringen Werke, als einem ſchwachen Wiederſcheine Ihrer lebendigen Schöpfungen, eine kleine

nur immer erlauben will, den Verluſt von Geld; worüber man ſich aber kaum tröſten kann, und was man um jeden Preis zu ändern trachten muß, das iſt eine verrenkte Lage, wodurch jeder Lebensaugenblick, auch der unſcheinbarſte und in ſich am meiſten abgeſchloſſene, eine falſche Richtung erhält. In dieſer Art habe ich ſeit fünf Jahren eine Erfahrung zu machen gehabt, mit welcher wenig andere zu vergleichen ſein dürften. Der neueſte Unfall iſt vielleicht eine Wendung, dieſer Peinlichkeit zu entgehen, und wenn ich manchen Zeichen trauen darf, ſo möchte in ſolchem Betreff einiger Erfolg nicht fern ſein. Uebrigens kann ich mein Verhältniß zu Fortunen nun in meinem 40. Jahre nicht mehr ändern; ich bekenne mich nicht als ihren Unterthan, ſie darf keinen unbedingten Gehorſam von mir fordern, als einer vornehmen fremden Dame will ich ihr indeß keine Höflichkeit noch Dienſtfertigkeit verſagen, welche geſelligem Umgange gebühren mögen. Ich ſehe auch nicht einmal, daß ihre Leibeigenen ſogar viel beſſer daran ſind. Wie viele Güter ſind es erſt durch die Gemüthsart des Inhabers! —

Herr Profeſſor Steffens, auf dem Rückwege von Norwegen und Schweden nach Breslau hier überwinternd, hält uns Vorleſungen über Naturwiſſenſchaft. Sie kennen, wo nicht ihn ſelbſt, doch gewiß ſeine Bücher, und dieſe geben ſchon ein genugſames Bild ſeines Weſens. Seine beredte, liebenswürdige Lebendigkeit macht Aufſehen und Eindruck; allein der Gegner ſind doch mehr als der Anhänger, beſonders unter den Zuhörern auf der Univerſität, wo die Studenten ſich drängen. Andere Vorträge, die Steffens über den gleichen Gegenſtand im Saale des Generals Grafen von Gneiſenau für Herren und Damen hält, haben ein eben ſo zahlreiches, und faſt durchaus günſtig geſtimmtes Publikum; Gräfin Dernath, Frau von Humboldt, Gräfin Voß, Frau

Stelle in Ihrem Andenken ſo lange gönnen, bis ein Würdigerer kommt, der mit größerer Kunſt und mit höherem, reichbegabterem Geiſte, das wirklich vollführt, wonach ich ſo ſehnlich, aber mit geringem Erfolge geſtrebt habe, der ich mit größter Hochachtung und Dankbarkeit verharre

Ihro Excellenz

unterthänigſter

Rom, im September, 1815. P. Cornelius.

Moritz Ernst Adolph Naumann.

Über die Gränzen zwischen Philosophie und Naturwissenschaften, von M. E. A. Naumann. Leipzig, 1823. 8.

Zueignung.

Sr. Excellenz Herrn Johann Wolfgang von Goethe, Großherzoglich Weimarischem wirklichen Geheimen Rath und Staatsminister, Großkreuz des Großherzogl. Weimarischen Hausordens vom weißen Falken und des Russisch Kaiserl. St. Annen-Ordens, Comthur des St. Leopold-Ordens und Offizier des Königl. Französischen Ordens der Ehrenlegion, widmet diese Schrift als Beweis seiner innigen Hochachtung der Verfasser.

Wilhelm Münnich.

Ξενια πολυγλωττα. Göttingen, 1815. 4.

Zueignung an Goethe.

Karl Immermann.

Trauerſpiele von Karl Immermann. Hamm, 1822. 8.

Zueignung des Edwin.

— — — — — — —

Wo blieb der Führer? — Ha, welch Wunderzeichen!
Des Waldes Hintergrund iſt aufgethan:
Der Tempel ragt. Milchweiße Säulen reichen
Verjüngt und ſchlank zum goldnen Dach hinan.
Nichts kann dem kunſtgeſchnitzten Altar gleichen,
Dem Feuer Heil, das ſolchen Platz gewann!
Und auf des Heiligthumes Lorbeerhügel
Bewegt ein Genius die Rieſenflügel.

O Genius, der freundlich mich geleitet,
Womit verdient' ich dein beſeelend Dringen?
Du haſt das liebſte Heil mir zubereitet,
Was ſoll ich dir als Gegengabe bringen? —
Es fleht ihn feſt, daß er zum Tempel ſchreitet,
In Händen nichts, als nur ſein armes Singen.
Die Kunde ſchweigt. Wir hören an den Stufen:
Dank guter Führer! nur noch deutlich rufen.

Karl Reiſig.

Aristophanis Nubes, fabula nobilissima integrior edita auctore Carolo Reisigio Thuringo. Lipsiae, 1820. 8.

Zueignung.

CAROLUS REISIGIUS THURINGUS
GOETHIO, WOLFIO, HERMANNO,
Salutem.

Tandem diuturnum explevi desiderium, quo vehementissime agitabar, ut emerso ex temporum angustiis animo ad vestra sidera evolarem, atque vos publice salutando pectus levarem meum. Nescio enim quod majus Musarum oblectamentum capiam, quam si relicta solitudine vos alloquar earum antistites, quorum praesidio haec litterae imprimis sustentantur, et ab inertia hominum ac situ vindicantur. Ac te primum compello, qui non in his montium jugis desertis, sed in Parnasso, Helicone, Pindo Euterpe et Polymnia nutricibus es educatus. Te enim, si viveret Aristophanes, insigniter admiraretur, sicuti omnes, qui vivimus et sapere cupimus, admiramur, te coleret ille quamvis multorum irrisor, te suis celebra-

ret laudibus, qui summo honore Sophoclem in Ranis est prosequutus. Quare te nunc judicem summis cum Criticis duobus summum poëtam elegi, quum magnam partem poëticae virtutis in fabula nobilissima diu obrutam videar mihi equidem restaurasse. Tu igitur judicabis cum illis duumviris excelso vir ingenio, *Goethi*, num mea opera, quantulacunque est, celeberrimum Comici inventum dignos auctore acceperit reconditiores sales.

Vos autem Criticorum principes, qui ipsi in hoc studio mihi praeivistis viam, vos jam quantum ex vestris laboribus fructum percepi serena fronte intuemini. Saepe ac multum recordor illius temporis prosperrimi, quo tempore vestris sermonibus interfui. Eam in memoriam quotiescunque animus redit, tum ego mirum in modum, mihi credite, me refici ac recreari sentio. Quamobrem lubentissime soleo in ea cogitatione acquiescere atque invitus inde discedere, in qua maximum inveni saepenumero vel incitamentum laborum vel molestiarum solatium. Ita ego penitus affectus eo majore contentione in hoc opere elaboravi, quo vehementius exemplorum vestrorum dignitate atque splendore commovebar.

Vos ergo magni triumviri, assitis faciles, precor. Ego enim quicquid in hoc genere profeci, vobis consecratum volui: vestra assensione gloriam, cohortatione fiduciam, reprehensione gratiam me esse consequutum scio. Valete.

Friedrich Ludwig Zacharias Werner.

Der vierundzwanzigſte Februar, Eine Tragödie in Einem Akt. Von Fr. L. Z. Werner. Leipzig, 1815. 12.

Prolog an deutſche Söhne und Töchter.

(Es wird zum Verſtändniſſe dieſes Prologs bemerkt, daß meine, demſelben beigefügte Tragödie, im Februar 1809. unter den Auſpicien Sr. Excellenz des Herrn Geheimenraths von Goethe, zu Tage gefördert, von dieſem größten Kunſtkenner und Muſageten Deutſchlands und Europa's einer huldvollen Aufnahme gewürdigt, ja ſogar unter Seiner Leitung und auf eine Seiner würdige, nämlich vollkommen und durchaus meiſterhafte Weiſe, ſpäterhin zu Weimar dargeſtellt worden iſt. Auch hat meine tragiſche Erſcheinung auf einer Bühne zu Coppet, unter gütiger Mitwirkung eines hochverehrten Meiſters und theurer Kunſtfreunde, das Glück genoſſen, der Frau Baronin von Stael-Holſtein, dieſer an Geiſt und Herz gleich großen Mitbeſeierin Deutſchlands und Europa's, koſtbare Thränen zu entlocken, als ſie, (es war im Spätjahr 1809.) noch

nicht nach England verſcheucht, die Ufer des Genferſee's noch zum Aſyl würdiger Freunde machte! —

— — — — —

Ward dies Gedicht gleich in der Nacht geſponnen,
Als Nachhall gleichſam eines Sterberöchelns,
Das, leiſe zwar, in's Mark, das inn're dröhnet:
So dankt es ſein Erſcheinen doch dem Lächeln
Daß, den ich Helios, das Bild der Sonnen,
Zu nennen liebe, weil Ihn Klarheit krönet,
Und weil, als unverſöhnet
Ich irrte noch, mich hat Sein Strahl erquicket!
Zwar muß mein Pfad von Seinem ſtreng ſich trennen,
Doch macht Sein Blick mich immer noch entbrennen,
Ob, ach, mein Aug' Ihn gleich nicht mehr erblicket,
Und Seinem Flammenauge nicht darf ſagen:
Daß nie ein Herz Ihm treuer hab' geſchlagen! —

Auch ward dies Lied, das nächtliche, geſungen
Am heitern weinumkränzenden Geſtade
Des Lemans, den die roſ'gen Gletſcher grüßen
Ein ſramisch Eiland weiter dort der Rhode,
Doch ſeit der Freiheit Oriflamm' geſchwungen,
Entwand es ſich zertretnen Alpenkränzen,
Dem freien Meer zu glänzen! —
Mein Helios, der nicht mir wird entriſſen,
Und die Aſpaſia, wer edel, nannte,
Weib, deren Herz den Weltgeiſt übermannte,
Ihr Zwei, mir mehr als Alle, ſollt es wiſſen,
Wie meiner Thränen Strom im Buch, der reine,
Ringt, daß er, Theuren, Euch dem Quell vereine! —

Ihr aber, Söhne, Töchter von dem Lande,
Das Kern sein wird erfrischter Kraft und Wahrheit,
Ihr Wächter an der hohen Zukunft Hallen!
Seht ihr den Helios der deutschen Klarheit
Leuchten an untergang'ner Weltzeit Rande
Mit Majestät, so dankt Ihm, ehrt Sein Walten!
Hört ihr Trommeten schallen,
Triumphesschwang're, denkt, daß Er's gewesen,
Der, in der Urzeit, die jetzt wird zu Spotte,
Den Blick euch rein wusch, der jetzt stammt zu Gotte;
„Im Anfang war die That!" Ihr habt's gelesen!
Der Obermeister zwar wird Meister meistern,
Doch darf sie Schülerwitz nicht überkleistern! —

Ernſt Greße.

Graf Gerdo. Trauerſpiel von Ernſt Greße. Hannover, 1822. 8.

Zueignung.

Geweihet den erhabenen und inniggeliebten Lehrern J. W. von Goethe und Jean Paul Friedrich Richter.

Dir, erhabener Dichtergreis, mit dem vollen immergrünen Kranze! und Dir, unſterblicher inniggeliebter Lehrer! Euch möcht' ich weihen die erſten Blüthen des jungen, ſo oft mühſelig belaſteten Lebens! Nicht, als ob die Gabe ſo groß und bedeutſam; in Euere Hände wollt' ich niederlegen, was der Jüngling nach dem Maße der empfangenen Gaben einſt in den Männerjahren an Kraft, wenn alle Blüthen zu Früchten ſchwellen, und eine milde ſegnende Sonne ſie zur fröhlichen Reife gedeihen läſſet, zu leiſten ſchuldig ſeyn werde! —

Aus dem Vorſpiel.

Der Schüler vor Goethe's Büſte.

Und du, o theures Haupt, ſo reich bekränt,
Du meines deutſchen Volkes treuer Spiegel!
An die ſich bang' der glühnde Buſen ſehnt,
Sie ſchmückte Dich mit ihrem reinſten Siegel!
Natur, und Gott, und Lieb', und Wahrheit! tönt
Dem ewig Lieb, ſo breiteſt du die Flügel,
Ein kühner Aar auf ſonnenhellen Schwingen,
Und auch das Kühnſte muß dir ſchon gelingen.

Du hoher Meiſter haſt mich tief gelehrt
Natur und Kunſt in dem geheimen Weben!
Und was der Geiſt im Buſen ſtill genährt,
Nach innerm Drang Geſtalt und Form zu geben,
Bei dir fließt rein und heilig und verklärt
Ein ſittlicher Quell von immer regem Leben,
O möchte angehaucht die kleinen Gaben
Der Wahrheit Geiſt, des Lebens Odem haben!

von Helwig und viele andere Damen aus ſolchen Reihen ſind dort zu finden. Die Sache läßt ſich vortrefflich an, verurſacht eine neue geiſtige Bewegung, und bezeichnet eben recht wieder Berlin. —

Zu Oſtern hoff' ich einen neuen Band biographiſcher Denkmale erſcheinen zu laſſen; dieſe Geſchichtsarbeit muß mir Erſatz ſein für ſo manche andere geſammte Thätigkeit des Redens, des Schreibens u. ſ. w. Die Zenſur iſt aber auch auf dieſem Felde wieder hinderlich; vorher, indem die Feder ſchon ſich darnach richtet, und alsdann auch nachher noch, indem ſie dem Radirmeſſer zu thun giebt. Der politiſche Zenſor mußte mein Buch billigen, indem ſich der hiſtoriſche für unzulänglich erklärte! Eine kleine Probe von der Behutſamkeit und Albernheit unſerer Zeitungszenſur ſei Ihnen beifolgendes Blatt der Spener'ſchen Zeitung, worin ich Ranke's neueſte Geſchichtsarbeiten angezeigt, und wo die ſcharfgeſchliffene Spitze, auf die alles ankam, abgebrochen worden, damit keine Anſpielung auf jetzige Zuſtände darin gefunden würde! —

Wir haben hier mit Begierde Segur's Geſchichte des ruſſiſchen Feldzuges geleſen. Ein Meiſterwerk von Darſtellung! Das Beſte, was wir von Deutſchen in ſolcher Art aufzuweiſen haben, iſt Müffling's Feldzug des Jahres 1813 und doch noch welcher Unterſchied in der Vollkommenheit der Sprachbehandlung! —

Was Sie von Graf Schlabrendorf's Nachlaſſe melden, iſt allerdings befremdend unter den erwähnten Umſtänden. Wenigſtens ein Dutzend Entwürfe zu einem Teſtamente wären zu erwarten geweſen, wenn auch keine geſetzlich ſichergeſtellte Urkunde. Vielleicht aber findet ſich noch ein bisher unentdeckter Vorrath von Schriften, denn der Selige pflegte dafür

Johann Kaspar Lavater.

Hier endlich einmal Goethe — zwar nur so wahr, als wahr ein Geſicht, wie das ſeinige, auf Kupfer zu bringen möglich iſt — Nein! auch das nicht, denn zu kraftlos unbeſtimmt iſt doch der Schatten am Backenbeine; um ein Haar zu kleinlich das Aug' und der Mund — und dennoch ſo wahr, als irgend ein Porträt von ihm, oder von irgend einem intereſſanten Kopf in Kupfer gebracht worden iſt. Wie viel wahrer, als das Geyſerſche und Chodowieckiſche? Im erſtern fehlt vornehmlich Lebendigkeit; Adel und Feinheit im zweiten. Hier iſt von beiden, wie viel, viel mehr! Wie viel Kühnheit, Feſtigkeit, Leichtigkeit im Ganzen! Wie ſchmilzt da Jüngling und Mann in Eins' Wie ſanft, wie ohn' alle Härte, Steifheit, Geſpanntheit, Lockerheit; wie unangeſtrengt und harmoniſch wälzt ſich der Umriß des Profils vom oberſten Stirnpunkte herab bis wo ſich der Hals in die Kleidung verliert! Wie iſt drin der Verſtand immer warm von Empfindung — lichthell die Empfindung vom Verſtande. —

Man bemerke vorzüglich die Lage und Form dieſer

— nun gewiß — gedächtnißreichen, gedankenreichen — warmen Stirne — bemerke das mit Einem fortgehenden Schnellblicke durchdringende, verliebte — sanft geschweifte, nicht sehr tiefliegende, helle, leicht bewegliche Auge — die so sanft sich drüber hinschleichende Augenbraune — diese an sich allein so dichterische Nase — diesen so eigentlich poetischen Übergang zum lippichten — von schneller Empfindung gleichsam sanft zitternden, und das schwebende Zittern zurückhaltenden Munde — dies männliche Kinn — dies offne, markige Ohr — Wer ist — der absprechen könne diesem Gesichte —

Genie

Und Genie, ganzes, wahres Genie, ohne Herz — ist, wie anderswo erwiesen werden soll — Unding — Denn nicht hoher Verstand allein, nicht Imagination allein; nicht beide zusammen machen Genie — Liebe! Liebe! Liebe — ist die Seele des Genies.

Und nun sollt' auch noch ein Wort von nachstehender Vignette — dasselbe Gesicht — gesagt werden — Aller Zeichnungsfehler ungeachtet — drückt dennoch beinahe keines von allen die dichterische, hochaufschwebende Genialität aus, wie dies. —

Und nun — verzeihe, edler Mann, gekannter und nicht gekannter — daß ich alles dies von dir, ohne dein

Wissen — hinstammle. Du weißt allein, was ich unterdrücken muß und will. —

Physiognomische Fragmente zur Beförderung der Menschenkenntniß und Menschenliebe, von Johann Kaspar Lavater. Leipzig und Winterthur, 1777. 4. Bd. III. S. 222.

Jung-Stilling.

— Es speiseten ungefähr zwanzig Personen an diesem Tisch, und sie sahen einen nach dem andern hereintreten. Besonders kam einer mit großen hellen Augen, prachtvoller Stirn, und schönem Wuchs, muthig in's Zimmer. Dieser zog Herrn Troosts und Stillings Augen auf sich; ersterer sagte gegen letztern: Das muß ein vortrefflicher Mann sein. Stilling bejahte das, doch glaubte er, daß sie beide viel Verdruß von ihm haben würden, weil er ihn für einen wilden Kameraden ansah. Dieses schloß er aus dem freien Wesen, das sich der Student herausnahm; allein Stilling irrte sehr. Sie wurden indessen gewahr, daß man diesen ausgezeichneten Menschen Herr Goethe nannte. —

Herr Troost sagte leise zu Stilling: Hier ist's am besten, daß man vierzehn Tage schweigt. Letzterer erkannte diese Wahrheit, sie schwiegen also, und es kehrte sich auch niemand sonderlich an sie, außer daß Goethe zuweilen seine Augen herüberwälzte; er saß gegen Stilling über, und er hatte die Regierung am Tisch, ohne daß er sie suchte.

Herr Trooſt war nett und nach der Mode gekleidet; Stilling auch ſo ziemlich. Er hatte einen ſchwarzbraunen Rock mit manſcheſternen Unterkleidern, nur war ihm noch eine runde Perücke übrig, die er zwiſchen ſeinen Beutelperücken doch auch gern verbrauchen wollte. Dieſe hatte er einsmalen aufgeſetzt, und kam damit an den Tiſch. Niemand ſtörte ſich daran, als nur Herr Waldberg von Wien. Dieſer ſah ihn an; und da er ſchon vernommen hatte, daß Stilling ſehr für die Religion eingenommen war, ſo fing er an und frägte ihn: Ob wohl Adam im Paradies eine runde Perücke möchte getragen haben? Alle lachten herzlich, bis auf Salzmann, Goethe und Trooſt, dieſe lachten nicht. Stillingen fuhr der Zorn durch alle Glieder, und er antwortete darauf: Schämen Sie ſich dieſes Spotts. Ein ſolcher alltäglicher Einfall iſt nicht werth, daß er belacht werde! — Goethe aber fiel ein, und verſetzte: Probir' erſt einen Menſchen, ob er des Spotts werth ſei? Es iſt teufelmäßig, einen rechtſchaffenen Mann, der niemand beleidiget hat, zum Beſten zu haben! Von dieſer Zeit an nahm ſich Herr Goethe Stillings an, beſuchte ihn, gewann ihn lieb, machte Brüderſchaft und Freundſchaft mit ihm, und bemühte ſich bei allen Gelegenheiten, Stillingen Liebe zu erzeigen. Schade, daß ſo wenige dieſen vortrefflichen Menſchen ſeinem Herzen nach kennen! — —

Binnen ſieben Tagen kam er, ohne Gefahr, oder ſonſt

etwas Merkwürdiges erfahren zu haben, wieder gesund und wohlbehalten in Straßburg an. Sein erster Gang war zu Goethe. Der Edle sprang hoch in die Höhe, als er ihn sahe, fiel ihm um den Hals und küßte ihn: „Bist du wieder da, guter Stilling! rief er, und was macht dein Mädchen?“ Stilling antwortete: Sie ist mein Mädchen nicht mehr, sie ist nun meine Frau. „Das hast du gut gemacht, erwiederte jener, du bist ein excellenter Junge.“ Diesen halben Tag verbrachten sie vollends in herzlichen Gesprächen und Erzählungen.

Der bekannte sanfte Lenz war nun auch daselbst angekommen. Seine artige Schriften haben ihn berühmt gemacht. Goethe, Lenz, Lerse und Stilling machten jetzt so einen Zirkel aus, in dem es jedem wohl ward, der nur empfinden kann was schön und gut ist. Stillings Enthusiasmus für die Religion hinderte ihn nicht, auch solche Männer herzlich zu lieben, die freier dachten als er, wenn sie nur keine Spötter waren.

— Den folgenden Herbst disputirte Herr Goethe öffentlich, und reiste nach Hause. Er und Stilling machten einen ewigen Bund der Freundschaft zusammen. —

Heinrich Stillings Wanderschaft. Eine wahrhafte Geschichte. Berlin und Leipzig, 1778. 8. S. 150. ꝛc.

Wilhelm Heinſe.

Düſſeldorf, den 13. September 1774.

— Goethe war bei uns, ein ſchöner Junge von fünf und zwanzig Jahren, der vom Wirbel bis zu Zehe Genie und Kraft und Stärke iſt; ein Herz voll Gefühl, ein Geiſt voll Feuer mit Adlerflügeln, qui erit immensus ore profundo — und mit ihm Lavater und nicht weit davon Baſedow; wovon ſich viel erzählen ließ, wenn ich ſo glücklich wäre, euch Briefe nach eurem Gefallen ſchreiben zu können. —

Düſſeldorf, den 13 Oktober 1774.

— Von Goethen ſoll und muß nunmehr ſchon ein Roman die Preſſe verlaſſen haben: „Die Leiden des jungen Werthers," welcher, nach dem was ich davon gehört habe, ein Meiſterſtück iſt.

Ich kenne keinen Menſchen in der ganzen gelehrten Geſchichte, der in ſolcher Jugend ſo rund und voll von eigenem Genie geweſen wäre, wie er. Da iſt kein Widerſtand; er reißt alles mit ſich fort, und ſeine „Götter, Helden und Wieland" — ein Werk von herkuliſcher Stärke, wenn man's recht, und Zeile vor Zeile, durchdenkt

und durchfühlt, und wofür Wieland immer ſeine Muſarion geben würde, wenn er es vernichten könnte — kömmt in keine große Betrachtung, wenn man ihn perſönlich reden hört.

Düſſeldorf, den 28. März 17[illegible].

— Daß Goethe Götterkraft hat in ſeinem Weſen, weiß jedermann; und auch darauf bin ich ſtolz, daß er von mir ſagte, als er meine Laidion geleſen: „Das iſt ein Mann — dergleichen Fülle hat ſich ſo leicht mir nicht dargeſtellt; man muß ihn bewundern, oder mit ihm wetteifern" — ohne noch meinen Namen zu wiſſen, ohne zu wiſſen, wo ich exiſtirte — und dann in Beiſein Lavaters ſagte: „Ich glaubte nicht, daß ſo was in der deutſchen Sprache möglich wäre" u. ſ. w. Nur bitt' ich Sie, nicht mehr zu glauben, daß er das Ding gemacht: „Prometheus und Deukalion" ꝛc. Ich bin von dem Gegentheil überzeugt, wie von meinem Leben. Mein liebſter unter meinen jungen Freunden, Diehl, der ſich zu Frankfurt aufhält, kennt den Menſchen, Wagner, der es gemacht hat, und auch zu Frankfurt lebt, und weiß gewiß, daß der es gemacht hat. — Und dann iſt ſelbſt in dem Stücke kaum Goethens Manier in Knittelverſen — geſchweige ſein Geiſt. — Künftigen Frühling wird Freude die Fülle und lieblich Weſen in Düſſeldorf ſein, ohne Fehl beſuchen uns Goethe und Klopſtock. —

Düſſeldorf, den 8. September 1775.

— Ich habe von Goethe eine Ode, „Prometheus,“ geleſen; da iſt Prometheus was anders, als der Wagner'ſche; deſſen ganze Allegorie überhaupt abgeſchmackt und wahrer Unſinn iſt. Goethens „Götter, Helden und Wieland“ iſt dagegen, was eine Rotte afrikaniſcher Löwen gegen ein Dutzend Eſel in deren Häuten iſt. —

Briefe zwiſchen Gleim, Wilhelm Heinſe und Johann von Müller. Herausgegeben von Wilhelm Körte. Zürich, 1806. 8. Bd. I. S. 196. ꝛc.

Johann Karl August Musäus.

— Es geht mit unserm Liebhaber-Theater noch immer ganz gut von statten, ob ich gleich nicht mehr die Ehre genieße, in Kupfer gestochen zu werden, denn Herr Krause hat aufgehört, seine Theater-Zeichnungen zu ätzen. — Indessen wird doch frisch weg gespielt. — Herr Goethe hat ein Paar von seinen Stücken zum Besten gegeben: die Geschwister, in einem Akt, und die Mitschuldigen. Er selbst hat viel wahre Aktion, und macht eine angenehme Figur. —

Brief vom 12. December 1778.

u. ff.

Der Gesellschafter. Berlin, 1823. Nro. 36. ff.

Ungenannt.

Das weimarische Liebhaber-Theater unter Goethe. (Aus der noch ungedruckten Schrift: Denkwürdigkeiten aus der Blüthenzeit Weimars.)

Zeitung für die elegante Welt. 1823. Nr. 39. ff.

mehrere Verwahrungsorte zu wählen. Ich empfehle Ihnen nochmals meine Briefe! —

Meine Frau grüßt Sie herzlichst. Sie nimmt die Zeiten wie sie kommen, mit gefaßtem Gemüthe. „Die Resultate der Weltweisheit," sagte sie dieser Tage, „sind bei mir immer aufgeschirrt, die müssen sich vorspannen und mich fortziehen, ich sitze bequem im Wagen. Sie haben mich wahrlich genug anzuschaffen gekostet, jetzt müssen sie dafür auch Dienst thun."—

Mit innigster Freundschaft und treuester Ergebenheit unwandelbar

Ihr

K. A. V. v. E.

54.

Oelsner an Varnhagen.

Paris, den 14. Februar 1825.

Der heutige Kourier kommt mir sehr erwünscht, mein Hochverehrtester, weil ich Ihnen so ohne Zeitverlust die Papiere senden kann, welche Sie betreffend, sich in dem schriftlichen Schlabrendorf'schen Nachlaß vorgefunden haben. In aller Form Rechtens sind mir dieselben ausgeliefert worden, nachdem sich ein geschworener Dolmetscher überzeugt, daß sie keine Rechnungssachen enthalten. Wie empfangen, händige ich sie ein; kein Blättchen ist entwendet. Auch von mir kam eine, aber bei weitem stärkere Sammlung zum Vorschein. Der sonderbare Mann hat die geringfügigsten Papierschnitzel aufbewahrt. Was von mir in seine Lebensgeschichte eingreift, stehet Ihnen zu Gebote, wofern Sie diese zu schreiben unternehmen. Ich habe den Wunsch geäußert, daß Hrn. von Varn-

Johann von Müller.

Auch hat Goethe mich durch ſeinen Verſtand und viele Spuren einer großen Seele gewonnen. Wieland war ganz der Horaziſchen Epiſteln voll ꝛc.

Brief vom 25 März 1782.

Zu Weimar wurde ich auf's Beſte empfangen. Die erneuerte Freundſchaft des in den Tagen des alten Fürſtenbundes viel mit mir verbundenen Herzogs, die ausnehmende Güte der bis in den Tod getreuſten Freundin Herders, der verwittweten Herzogin Amalia, das wohlthuende Geſchäft mit Herders Nachlaß, der Frau von Stael mir ungemein werther Umgang, Benjamin Conſtant, Goethe, der mir immer lieber wird, und andere treffliche Männer und Damen, machten mir dieſe Zeit zu einem kurzen Augenblick.

Brief vom 25. Januar 1804.

Allerdings hat mich Goethe's Überſetzung des discours (im Morgenblatt) ſehr gefreut. Ich war eben recht ärgerlich und unmuthsvoll über die dummen Vorwürfe, als verriethʼ ich die Sache der Nation, der Freiheit u. ſ. ſ. da kam jene, und zugleich eine Recenſion deſſelben in der A. L. Z. das denn unſre politiſchen Damen ſehr irre gemacht hat, weil ſie viel an Goethe glauben.

Brief vom 24. April 1807.

D. Veit.

Gotha, den 20. März 1788.

— Ich habe ſie wirklich Alle geſehen und einen jeden ziemlich umſtändlich geſprochen, wie ſie Namen haben, Goethe, Wieland, Herder. Wir kamen um eilf Uhr nach Weimar, kleideten uns mit Blitzesſchnelligkeit um, und ſahen während des Umkleidens die Herzoglich-Rudolſtadt'ſche Familie in demſelben Gaſthofe ankommen. Aus Furcht, er würde nun bei Hofe erſcheinen müſſen, nahmen wir uns kaum die nöthige Zeit, und verfügten uns, von einem Lohnbedienten begleitet, eiligſt zu Goethe. Sein Bedienter ſagte uns, es wäre jetzt ein Graf bei ihm, der ihn ſchwerlich vor Ein Uhr verlaſſen dürfte, und wir möchten nur gegen zwei wiederkommen; ich ließ mich nicht abſchrecken, ſondern ſagte dem Bedienten, er möchte uns nur als Berliner melden, die einen Brief von Hofrath Moritz mitbrächten. Hierauf wurden wir zwei Treppen hinaufgeführt. Unten in der Mauer vor der erſten Treppe ſtehn in einer Art Niſchen die Figuren des Apollo und des Antinous in Lebensgröße. Von der Treppe kommt man in ein Vorzimmer, worin verſchiedene Gemählde,

vorzüglich Köpfe, hängen; aus dieſem Zimmer in ein kleines, niedliches, in welches wir zugleich mit Goethe, den wir aus dem andern Theil der Wohnung kommen und mehrere Zimmer, als wir noch im Vorzimmer waren, durchgehen ſahen, hineintraten. Er hatte uns nicht zwei Minuten warten laſſen. Das Erſte, was mir an ihm auffiel, und Sie zu wiſſen verlangen, war ſeine Figur. Er iſt von weit mehr als gewöhnlicher Größe, und dieſer Größe proportionirt, ſtark, breitſchulterig. Die Stirn iſt außerordentlich ſchön, ſchöner, als ich ſie je geſehen; die Augenbraunen im Gemählde vollkommen getroffen, aber die völlig braunen Augen mehr nach unten zu geſchnitten, als dort. In ſeinen Augen iſt viel Geiſt, aber nicht das verzehrende Feuer, wovon man ſo viel ſpricht. Unter den Augen hat er ſchon Falten und ziemlich beträchtliche Säcke; überhaupt ſieht man ihm das Alter von 44. bis 45. Jahren recht eigentlich an, und das Gemählde iſt in der That zu jugendlich; es müßte denn wahr ſein, was man in Weimar allgemein behauptet, daß er während ſeines Aufenthalts in Italien etwas gealtert habe. Die Naſe iſt eine Habichtsnaſe, nur daß die Krümmung in der Mitte ſich recht ſanft verliert. (Ich habe ihn, indeß er meinem Oheim verſchiedene Fragen vorlegte, von der Seite und in dem Spiegel recht ſtarr angeſehen.) Der Mund iſt ſehr ſchön, klein, und außerordentlicher Biegungen fähig. Wenn er ſchweigt, ſieht er recht ernſthaft aus, aber wahr-

haftig nicht mürrisch, und kein Gedanke, keine Spur von Aufgeblasenheit. Auch dem Dümmsten würde Aufgeblasenheit an einem Menschen auffallen, der in Sprache und Manier so ganz einfach wie jeder Geschäftsmann ist. Das Gesicht ist voll, mit ziemlich herabhängenden Backen. Das Gemählde ist wohl im Ganzen getroffen; aber es macht dennoch einen sehr falschen Begriff von ihm, Sie würden ihn gewiß nicht erkennen. Er hat eine männliche, sehr braune Gesichtsfarbe; die Farbe der Haare ist etwas heller. Das Vorderhaar trägt er kahl abgeschnitten, an den Seiten ausgekämmt und völlig anliegend: einen langen Zopf; weiß gepudert. Die Binde im Gemählde verstehe ich gar nicht; Lips muß ihn haben putzen wollen. Seine Binde ist eine von den unter gesetzten Männern gewöhnlichen, hinten zugeschnallt, vorne glatt und dünn, und wegen des übergelegten Hemdkragens wenig zu sehen. Die Wäsche fein, mit wenig vorstehender Krause. Gekleidet war er in einen blauen Überrock, mit gesponnenen Knöpfen, doppeltem Kragen (der eine über die Schultern, der stehende nicht recht hoch), eine schmalgestreifte Weste von Manchester, und Stiefeln. Alles zusammengenommen, kann er ein Minister, ein Kriegsrath, ein Geheimrath, allenfalls ein Amtmann sein, nur kein Gelehrter, und gewiß kein Virtuose. In Berlin würde ihn jeder einheimisch glauben. Er hat uns ungemein höflich aufgenommen; als er auf uns zukam, sah er uns recht freundlich an

(ſein Blick iſt ernſthaft, aber ohne alle Anmaßung; wenn er ſich nicht an einen wendet, ſieht er geſenkt zur Erde, mit den Händen auf dem Rücken, und ſpricht ſo fort), fragte nach dem Endzweck unſerer Reiſe, erzählte uns, daß es in Frankfurt ſehr lebhaft ausſähe, daß er Frieden wünſche u. ſ. w. Nachdem er einen Brief durchgeleſen hatte, erkundigte er ſich kaltblütig, aber mit vieler Aufmerkſamkeit, nach Moritz. Sobald ich nur von ihm und der Entweichung ſeiner Frau zu reden angefangen hatte, ſagte er in einem ſehr ernſthaften Ton: „Er muß jetzt viel zu thun haben; er muß arbeiten; er iſt wirklich ein gar lieber Mann, und wenn er was unternimmt, ſo greift er die Sachen immer ſo ganz recht an; er hat wirklich zu gar vielen Sachen ein recht hübſches Talent. Hm! herkommen kann er freilich nicht, er muß ſehr viel Arbeit haben.“ Er ließ ſich nun noch über unſere Reiſe ſelbſt, über die Kriegsoperationen, mit uns ein, ſprach von keiner Parthei mit Entſchiedenheit, jedoch immer überaus natürlich, immer als ob er nur die Sachen, nicht die Worte ſuchte. Man hört's ihm noch manchmal an, daß er aus dem Reich iſt, wie er uns auch ſelbſt ſagte. Das Zimmer, in welchem wir uns befanden, war mit grünen Tapeten ganz modern geziert, Gemählde und Köpfe ringsumher; zwei Mahagonitiſche, ein Spiegel, ſechs Rohrſtühle, weiß, mit grün und weiß geſtreiften, ſeidenen Polſtern. Eine Viertelſtunde (eher mehr als weniger) hielt

er uns auf; machte dann eine bedeutend lächelnde Miene, und wir waren nicht dumm. Nach Mendelssohn erkundigte er sich gar nicht, ungeachtet im Briefe dessen in Bezug auf uns erwähnt war. Überhaupt haben wir gar keinen litterarischen Punkt berühret: er fragte nicht einmal nach Moriens neuesten Sachen; der Mann hat nicht unrecht, wenn ihm überdrüssig zu Muth ist. Er begleitete uns bis aus dem Vorzimmer, und war noch beim Abschiede sehr höflich. Die ganze Aufnahme war sehr höflich, ziemlich kalt und allgemein, aber doch wärmer, als ich sie erwartet hatte; sie war ganz so, wie ich sie würde erwartet haben, wenn mir noch kein Mensch von Goethe erzählt hätte. —

Goethe ist hier unter vielen Volksklassen (ich habe während des kurzen Aufenthalts viele Leute gesprochen) als sehr freundlich und gutmüthig bekannt, und hat die allgemeine Achtung und Liebe. In den mittlern Ständen hört' ich ihn vielfältig den Genius des Orts nennen. Seine nähere Bekanntschaft erhält man sehr schwer; die Menschen, welche ich gesprochen, wußten alle niemand, mit dem er sehr genau umginge. —

Schweizerisches Museum. Aarau, 1816 8. S. 214 ff.

Johann Weitzel.

Mein Held, und der Held meiner vertrauten Gesellschaft war Goethe. Wir liebten ihn, warum man oft Andere liebt: wegen der Ähnlichkeit, die man mit ihnen hat, oder zu haben glaubt. Wir ahmten ihm nach, wie die Kleinen die Großen nachzuahmen pflegen. — Das Entschiedene und Kräftige des großen Mannes, der um so höher bei uns stand, weil er, als geborner Frankfurter, zu den Unsrigen zu gehören schien, sprach uns in seinen Schriften an, vielleicht noch mehr das Extravagante, das man in denselben und in seinem Leben finden wollte. Wir setzten seinen Werther und Götz von Berlichingen freilich über alles, was je in dieser Art geschrieben worden, fühlten uns aber doch durch seine satyrische Posse: Götter, Helden und Wieland, und was wir in den Briefen eines reisenden Franzosen über den Verfasser fanden, besonders freundlich angezogen. Es ging diesem großen Manne mit seinen Bewunderern nicht besser, als gewöhnlich den Meistern mit ihren Jüngern. Zu jeder Übertreibung und dem Mißbrauch unserer Kraft und Freiheit schon zu geneigt, parodirten wir Goethe's Bild, das wir,

aus den Händen ſeiner Freunde und Feinde, wahrſcheinlich ſchon als eine Parodie empfangen hatten. — —

— Ich habe dieſen außerordentlichen Mann ſpäter einigemal geſehen, und ſo viel ich es vermochte, zu beobachten geſucht. Sein ganzes Weſen, redend oder ſchweigend, in Ruhe oder in Bewegung, erfüllte mich mit einer gewiſſen Scheu. Auch dem Gefühle ſchon kündigt die Natur ſich an, die herrſchen will, ohne beherrſcht zu werden. Alles um ihn wird, in des Meiſters Hand, zum Stoff. Ich wüßte nicht, worin Goethe ſich nicht ausgezeichnet hätte, wenn er nur wollte. In dem Verſchiedenartigſten, faſt Widerſprechenden hat er ſehr viel geleiſtet. Er kann, was er will, und ſcheint die Welt in ſich aufzunehmen, ohne ſich von der Welt aufnehmen zu laſſen. Er iſt ein großer Künſtler, ſelbſt in der Wiſſenſchaft und im Leben. Seiner Überlegenheit gewiß, giebt er ſich mit Manchem nur ſpielend ab, treibt es auch wohl mit einem nachläſſigen Übermuth, der zeigt, daß er die Menſchen kennt und weiß, wie ein Fürſt ſein Volk behandeln darf. In ſeinen Werken herrſcht die reiche Mannigfaltigkeit der Schöpfung. Man vergleiche nur Werther und die Wahlverwandtſchaften, Götz von Berlichingen und Iphigenie, Torquato Taſſo und Hermann und Dorothea, die natürliche Tochter und Fauſt! Da ſind Früchte aller Jahreszeiten und Klimate. Im Fauſt hat er ſeine univerſale Individualität am treueſten wiedergegeben, wie Mozart

in ſeinem Don Juan. In neuerer Zeit ward Goethen oft vorgeworfen, er ſei der gemeinen Eitelkeit, in der vornehmen Welt durch vornehme Lappalien etwas gelten zu wollen, nicht unzugänglich. Wäre das wirklich der Fall, dann bewieſe es abermals die Schwäche der menſchlichen Natur, die ſich auch in dem Stärkſten nicht verläugnet. Selbſt der Gebildetſte wird unter Wilden oft ein Wilder, der für den glänzenden Tand von Glasperlen und Rauſchgold wahre Güter giebt. Wenn Goethe ſich gern mit Orden und Titeln ſchmückte, dann wäre er doch weniger darum zu tadeln, als Napoleon, daß er ſich ſo gern von einem altadelichen Hofe umgeben ſah. —

Das Merkwürdigſte aus meinem Leben und aus meiner Zeit. Von J. Weitzel. Leipzig. 1821. 8. Thl. I. S. 100. 174. ff.

Sophie von La Roche.

— Wenige Tage nachher kam Goethe freundlich zu uns — mir war äußerſt ſchätzbar, ihn und Wieland wie zwei verbündete Genies, ohne Prunk oder Erwartung, mit dem traulichen Du der großen Alten ſprechen zu hören, und der Zufall gab heute wieder meiner Phantaſie den eignen, gewiß nie wiederkommenden Anblick, beide auf dem ſchönen heitern Gange vor Wielands Vorzimmer zu treffen, als Goethe, mit lebhaftem Vergnügen von dem ſo eben gemachten Ankauf eines ländlichen Ruheſitzes ſprach, und gerade vor dem großen karakteriſtiſchen Bilde des alten Grafen von Stadion ſtille ſtand, welcher ſie, wie ich, mit Bewunderung zu betrachten ſchien, und ſich gewiß, als edler Deutſcher, über dieſe zwei große Deutſche, und ihre Liebe zum Landleben gefreut haben würde. Mir kam die Erinnerung zurück, daß Wieland, welcher den Grafen auf ſeinem Landhauſe kennen lernte, ihm ſagte: „Alle große Männer hätten gegen den Abend ihres Lebens einen ſtillen Aufenthalt in dem Schooße der Natur geſucht.“

Nach Tiſche bedauerte Goethe, daß die Gegenden um Weimar ſo wenig Erdbeeren und Kirſchen tragen. —

hagen die schriftstellerischen Arbeiten, die moralisch politischen wenigstens, zur Sichtung überantwortet werden. Die linguistischen zeigen einen ungeheuren, oft unleserlichen Kram. Aber mit wie viel Allotrien sich der gute Mann doch auch beschäftigt hat! Ganze lange Listen von Ordensgliedern zu kopiren, Tag für Tag sind die Besuche angemerkt, die er empfangen hat. Wollte er sie dereinst vielleicht wiedererstatten? Den zahlreichsten Papierstoß bilden die Hülfsgesuche. Man siehet daraus, daß er viel wohlgethan und wie sein Ruf bis in die entlegensten Hospitäler gedrungen. Bei alledem war es ein verfehltes Leben. Er hat es oft selbst gefühlt. In einer der mehren Grabschriften drückt er den Gedanken aus, daß mit ihm nichts als Projekte, aber unermeßlich viele und unglaubliche, zu Grabe gehen. Die Abwesenheit aller Spur eines Testaments wird immer auffallender. Doch, noch ist das Inventar des schriftlichen Nachlasses nicht vollendet.

Wie mir Herr von Stägemann meldet, sind wir Unglücksgefährten. Götz von Berlichingen sagt: Wer kein ungrisch Ochs ist, komm' mir nicht zu nah. Bei Graf Bernstorff heißt es vermuthlich: wer kein mecklenburger Roß ist, komm' mir nicht zu nah. Ich sehe mich auf's neue für verwiesen an aus den preußischen Staaten. Nimmermehr kehre ich dahin zurück, um das Schauspiel eines Solizitanten, eines Bettlers, den Schöll, den Fauche-Borel zu gewähren, diesen Ehrenmitgliedern des Berliner Kabinets, denen die Reduktion wahrscheinlich kein Haar gekrümmt hat. In dem Jahre 1798 verhaftete mich die preußische Regierung auf die gewaltthätigste Weise, hielt mich zwei Monate lang gefangen, bewilligte meinem Freunde, dem französischen Gesandten, meine Freilassung nur unter der Bedingung der Auswechselung des Marquis de Badereau, verurtheilte mich ohne Prozeß zu mehren hundert Thalern Unkosten, verläumdete mich auf das

Gerne hätt' ich ihm geantwortet: „Wer alle Früchte des Geistes vereint, verliert das Recht über Mangel des andern Obstes zu klagen.“ —

Bald nach diesem schönen Tage speisten wir bei ihm, und genossen wirklich ein Fest der Seele, wie einst ein Britte sich ausdrückte. — Mich däuchte das Ganze in einer römischen Villa veranstaltet zu sein, da man gleich in dem Vorhause eine Bildsäule erblickt, und oben vor der ersten Thüre mit dem in großen Buchstaben eingeschriebenen Salve! begrüßt wird, und sich dann mitten zwischen Raphaels Stanzen findet, welche da mit aller Würde behandelt wurden; denn die Aufmerksamkeit wird durch keinen andern Gegenstand zerstreut oder abgezogen. Was sollte auch ein Kenner anders wünschen, als diese herrliche Ausbeute einer Reise nach Rom! — Bald aber kamen wir in ein Zimmer, welches mit der edelsten Simplicität verziert, in schöner, doch kein kaltes Staunen erregender Größe angelegt ist, wie es zu Bewahrung eines Heiligthums der Kunst gefordert werden kann; denn hier sieht man, wenn der, ein wichtiges Geheimniß anzeigende, Vorhang zurückgezogen wird, die vollkommenste Kopie des sich seit 1900. Jahren in frischer Farbe erhaltenen Gemähldes, das unter dem Namen der Aldobrandinischen Hochzeit bekannt ist, in welchem der Geschichtschreiber alte Sitte, und der Künstler Vollkommenheit antrifft — Ich genoß und bewunderte mit innerm Gefühl von Glück das

Ganze dieſes Anblicks, ſprach aber hier, wie bei der reichen Sammlung köſtlicher Zeichnungen und Bilder des Herrn Profeſſor Meyer, eben ſo wenig, als ehmals in der prächtigen Düſſeldorfer Gallerie. Was ſollte auch Urtheil und Reden einer guten alten Frau bei dieſen Gegenſtänden bedeuten? —

Der Eintritt in das Eßzimmer ſchien mir eine Art Zuruf: „Alte Baucis, dein ſcherzender Traum, in Briefen an deinen Neffen Berning, ſteht nun als Wahrheit vor dir — du dachteſt in Weimar ein Göttermahl nur von der Thürſchwelle eines Tempels zu ſehen, und bekommſt nun ſelbſt einen Antheil von Ambroſia" — denn die mit Blumen und Früchten aller Art ſo niedlich verzierte Tafel war gar nicht nach dem gewöhnlichen Geſchmack der Gaſtmahle, und die Gegenwart der Verfaſſerin der reizenden Agnes von Lilien, die Dichterin der Geſänge von Lesbos, Wieland und Goethe, lauter Lieblinge des Apolls, konnten dieſe Vermuthung rechtfertigen. Eine aus dem Garten zwiſchen ſchönen Gewächſen ertönende Muſik und die Erſcheinung eines Amorino dienten zum Beweis, daß ich bei einer Art von Götterfeſt zugelaſſen war. —

Schattenriſſe abgeſchiedener Stunden in Offenbach, Weimar und Schönebeck im Jahr 1799. Von Sophie von La Roche. Leipzig 1800. 8. S. 58. ff.

Ich wünschte Klauers Sammlung von Bruſtbildern und Bildſäulen zu ſehen. Mein theurer Freund führte uns hin, und ich fand mich in der merkwürdigen Verſammlung großer Männer der alten und neuen Zeit, welche ehemals, wegen ihrer vorzüglichen Verdienſte, von der dankbaren Verehrung Halbgötter, bei uns nun ungewöhnliche Genies genannt werden. Goethe, welcher mit ſo viel Recht dazu gezählt wird, hatte den Kunſtgeiſt des Herrn Klauer, mit zwei allerliebſten Gedanken zu halberhabner Arbeit beſeelt, da er ihm zwei Denkmäler für die frühverſtorbenen Prinzeſſinnen von Weimar angab, von welchen die erſte, die nur einige Stunden lebte, als ein holdes, von einem Engel auf die Erde gebrachtes, ſchnell zurück eilendes Weſen erſcheint, deſſen liebreicher Führer im Vorbeiſchweben den Schleier, welcher den aufblühenden Engel deckt, ein wenig emporhält, um ſie den Sterblichen einige Augenblicke zu zeigen; die zweite älter gewordene aber, in dem Moment, wo ſie vor der Erdkugel ſtehend, das weimariſche Land betrachtet, von der erſten, welche aus den Wolken hervortritt, bei der Hand gefaßt, von dieſer Aufmerkſamkeit abgezogen wird, ſie aber ihrer himmliſchen Schweſter, mit dem Finger auf Weimar deutend, die andre Hand darreicht. Ich war ſehr gerührt und

dachte, keine ſchönere Dichtung kam je aus unſeres Goethe reicher Phantaſie, und dieſe zwei Stücke können ſich neben das liebliche Bild ſtellen, welches Homer von dem Tod eines kaum gebornen Kindes giebt, welches Aurora in ihre Arme faßt, und mit ihm davon eilt. —

Ebend. S. 433. f.

Fürſt von Ligne.

— Éditeurs, imprimeurs, faites de moi tout ce que vous voulez; si c'est à Weimar, qu'on vent bien ramasser ces misères, j'ai déjà bien à remercier pour mon Prince Eugene et mes Fragmens militaires; j'y suis protégé par Monsieur le Baron de Müffling, qui vraisemblablement y a veillé! Je suis honoré de la bienveillance du sublime Monsieur de Goethe, et j'adore le Souverain de la moderne et germaine Athène; il est celui de mon coeur, par son amabilité, sa bonté pour moi; j'ose dire son inestimable amitié. Je suis fier de celle d'un grand prince, bon général, bon officier, bon soldat, rendant ses sujets heureux; facile à vivre, gai, sociable, s'amusant de tout et par conséquent sûr de plaire à tout le monde. —

Nouveau recueil de lettres du Feld-maréchal Prince de Ligne, en réponse à celles qu'on lui a écrites. Weimar, 1812. 8. Partie I. p. VII.

A Mde de Staël.

— Quand est-ce donc, que je verrai tout ce que vous dites de l'Allemagne? Qu'on nomme Mr. de Goethe;

on doit être à ses genoux. Vive le grand Wieland! vive Weimar dans tous les genres! Outre quelques bons poëtes ailleurs, il y a d'excellens romans, dont les détails les rendent supérieurs aux français, même aux anglais; etc.

ibid. p. 168.

A * * *

Aidé d'une bonne traduction, j'ai lu avec admiration les *affinités électives*, et je plains les hommes bégueules, et les femmes, qui souvent le sont moins, de n'avoir pas trouvé, au lieu d'immoralités qui n'existent pas, tout le secret du coeur humain, les développemens de mille choses, qu'on n'a pas senties, parce qu'on ne réfléchit pas des tableaux du monde, de la nature, et deux portraits piquans et neufs: *Lucienne* dans un genre, et *Mittler* dans un autre. Quel chef-d'oeuvre, même en français, que les tablettes *d'Ottilie*! et que de profondeur, d'attachant et d'imprévu dans cet ouvrage, où il y a la plus grande supériorité sur ceux des autres nations! quel plaisir d'en aimer outre cela le sublime auteur pour toutes ses qualités excellentes, douces, simples et sociales! —

ibid. Part. II. p. 4. etc.

Frau von Staël.
geb. Necker.

Ce qui manquait à Klopstock, c'était une imagination créatrice: il mettait de grandes pensées et de nobles sentimens en beaux vers, mais il n'était pas ce qu'on peut appeler artiste. Ses inventions sont faibles, et les couleurs dont il les revêt n'ont presque jamais cette plénitude de force qu'on aime à rencontrer dans la poésie, et dans tous les arts qui devaient donner à la fiction l'énergie et l'originalité de la nature. Klopstock s'égare dans l'idéal: Goethe ne perd jamais terre, tout en atteignant aux conceptions les plus sublimes. Il y a dans son esprit une vigueur que la sensibilité n'a point affaiblie. Goethe pourrait représenter la littérature allemande tout entière; non qu'il n'y ait d'autres écrivains supérieurs à lui, sous quelques rapports, mais seul il réunit tout ce qui distingue l'esprit allemand, et nul n'est aussi remarquable par un genre d'imagination dont les Italiens, les Anglais ni les Français ne peuvent réclamer aucune part.

Goethe ayant écrit dans tous les genres, l'examen de ses ouvrages remplira la plus grande partie des chapitres

suivans; mais la connaisance personnelle de l'homme qui a le plus influé sur la littérature de son pays sert, ce me semble, à mieux comprendre cette littérature.

Goethe est un homme d'un esprit prodigieux en conversation; et l'on a beau dire, l'esprit doit savoir causer. On peut présenter quelques exemples d'hommes de génie taciturnes: la timidité, le malheur, le dédain ou l'ennui, en sont souvent la cause; mais en général l'étendue des idées et la chaleur de l'âme doivent inspirer le besoin de se communiquer aux autres; et ces hommes, qui ne veulent pas être jugés par ce qu'ils disent, pourraient bien ne pas mériter plus d'intérêt pour ce qu'ils pensent. Quand on sait faire parler Goethe il est admirable; son éloquence est nourrie de pensées; sa plaisanterie est en même temps pleine de grâce et de philosophie; son imagination est frappée par les objets extérieurs comme l'était celle des artistes chez les anciens; et néanmoins sa raison n'a que trop la maturité de notre temps. Rien ne trouble la force de sa tête; et les inconvéniens même de son caractère, l'humeur, l'embarras, la contrainte, passent comme des nuages au bas de la montagne sur le sommet de laquelle son génie est placé.

Ce qu'on nous raconte de l'entretien de Diderot pourrait donner quelque idée de celui de Goethe; mais si l'on en juge par les écrits de Diderot, la distance doit être infinie entre ces deux hommes. Diderot est sous le

joug de son esprit; Goethe domine même son talent: Diderot est affecté, à force de vouloir faire effet; on aperçoit le dédain du succès dans Goethe, à un degré qui plaît singulièrement, alors même qu'on s'impatiente de sa négligence. Diderot a besoin de suppléer, à force de philanthropie, aux sentimens religieux qui lui manquent; Goethe serait plus volontiers aimer que doucereux; mais ce qu'il est avant tout, c'est naturel; et sans cette qualité, en effet, qu' y a-t-il dans un homme qui puisse en intéresser un autre?

Goethe n'a plus cette ardeur entraînante qui lui inspira Werther; mais la chaleur de ses pensées suffit encore pour tout animer. On dirait qu'il n'est pas atteint par la vie, et qu'il la décrit seulement en peintre: il attache plus de prix maintenant aux tableaux qu'il nous présente qu'aux émotions qu'il éprouve; le temps l'a rendu spectateur. Quand il avait encore une part active dans les scènes des passions, quand il souffrait lui-même par le cœur, ses écrits produisaient une impression plus vive.

Comme on se fait toujours la poétique de son talent, Goethe soutient à présent qu'il faut que l'auteur soit calme, alors même qu'il compose un ouvrage passionné, et que l'artiste doit conserver son sang-froid pour agir plus fortement sur l'imagination de ses lecteurs: peut-être n'aurait-il pas eu cette opinion dans sa première jeunesse; peut-être alors était-il possédé par son génie.

au lieu d'en être le maître; peut-être sentait il alors que le sublime et le divin étant momentanés dans le coeur de l'homme, le poète est inférieur à l'inspiration qui l'anime, et ne peut la juger sans la perdre.

Au premier moment, on s'étonne de trouver de la froideur et même quelque chose de roide à l'auteur de Werther: mais quand on obtient de lui qu'il se mette à l'aise, le mouvement de son imagination fait disparaître en entier la gêne qu'on a d'abord sentie: c'est un homme dont l'esprit est universel, et impartial parce qu'il est universel; car il n'y a point d'indifférence dans son impartialité: c'est une double existence, une double force, une double lumière qui éclaire à la fois dans toute chose les deux côtés de la question. Quand il s'agit de penser, rien ne l'arrête, ni son siècle, ni ses habitudes, ni ses relations; il fait tomber à plomb son regard d'aigle sur les objets qu'il observe; s'il avait eu une carrière politique, si son âme s'était développée par les actions, son caractère serait plus décidé, plus ferme, plus patriote; mais son esprit ne planerait pas si librement sur toutes les manières de voir; les passions ou les intérêts lui traceraient une route positive.

Goethe se plaît, dans ses écrits comme dans ses discours, à briser les fils qu'il a tissus lui-même, à déjouer les émotions qu' il excite, à renverser les statues qu' il a fait admirer. Lorsque dans ses fictions il inspire de

schmählichste in den öffentlichen Blättern, wodurch ich das Vertrauen Frankfurt's, Bremen's u. s. w. nebst den damit verbundenen vortheilhaften Sendungen verlor; die Ungebühr krönte Landesverweisung. Nicht genug. Ein Jahr darauf wurde ich von der preußischen Regierung dem ersten Konsul als Verfasser eines Artikels denunzirt, dessen Existenz ich erst durch die Denunziation kennen lernte. Die Düroc übertragene Untersuchung erwies meine Unschuld. Wie viel Blößen man da gegeben hat, und wie unter den nachfolgenden Umständen, ein weniger großmüthiger Karakter, als der meinige, sie hätte benutzen können, überlaß ich Ihrem Ausspruch. Eine Kabinetsordre, die mir jedoch in ihren Ausdrücken nicht behagte, und die ich deßhalb als ungeschehen betrachtete, hatte bereits 1804 alles gegen mich verübte Unrecht zurückgenommen, als 1810 eine angemessene Verfügung, Namens Seiner Majestät des Königs, meine Unschuld auf die ehrenvollste Weise anerkannte. Von anderer Entschädigung war mit keiner Silbe die Rede. Ich forderte keine. Seitdem ich mich aber in preußischem Dienste angestellt, jedoch ohne Beschäftigung sah, war ich allmählig des Glaubens geworden, man wolle mich aus einem zwar nicht laut ausgesprochenem, allein inneren Gefühle von Billigkeit, auf einige Weise für angethanes Unrecht, für zugefügten Schaden, für eine in den schönsten Jahren des Lebens zerrüttete Laufbahn entschädigen. Leider hab' ich mich getäuscht und so muß ich am Ende doch, wiewohl ungern, mein eigener Geschichtsschreiber werden.

Lassen Sie mich hoffen, daß Sie und Frau Gemahlin sich vollkommen wohl befinden, daß ich Ihnen nicht fremd geworden bin, daß Sie fortwährend Theil an meinem Leben und an meinen Schicksalen nehmen.

Mit unbegrenzter Verehrung

Oelsner.

l'intérêt pour un caractère, bientôt il montre les inconséquences qui doivent en détacher. Il dispose du monde poétique, comme un conquérant du monde réel, et se croit assez fort pour introduire, comme la nature, le génie destructeur dans ses propres ouvrages. S'il n'était pas un homme estimable, on aurait peur d'un genre de supériorité qui s'élève au-dessus de tout, dégrade et relève, attendrit et persifle, affirme et doute alternativement, et toujours avec le même succès.

J'ai dit que Goethe possédait à lui seul les traits principaux du génie allemand; on les trouve tous en lui à un degré éminent: une grande profondeur d'idées, la grâce qui naît de l'imagination, grâce plus originale que celle que donne l'esprit de société; enfin une sensibilité quelquefois fantastique, mais par cela même plus faite pour intéresser des lecteurs qui cherchent dans les livres de quoi varier leur destinée monotone, et veulent que la poésie leur tienne lieu d'événemens véritables. Si Goethe était Français, on le ferait parler du matin au soir: tous les auteurs contemporains de Diderot allaient puiser des idées dans son entretien, et lui donnaient une jouissance habituelle par l'admiration qu'il inspirait. En Allemagne, on ne sait pas dépenser son talent dans la conversation; et si peu de gens, même parmi les plus distingués, ont l'habitude d'interroger et de répondre, que la société n'y compte pour presque rien; mais l'influence de Goethe

n'en est pas moins extraordinaire. Il y a une foule d'hommes en Allemagne qui croiraient trouver du génie dans l'adresse d'une lettre, si c'était lui qui l'eût mise. L'admiration pour Goethe est une espèce de confrérie dont les mots de ralliement servent à faire connaître les adeptes les uns aux autres. Quand les étrangers veulent aussi l'admirer, ils sont rejetés avec dédain, si quelques restrictions laissent supposer qu'ils se sont permis d'examiner des ouvrages qui gagnent cependant beaucoup à l'examen. Un homme ne peut exciter un tel fanatisme sans avoir de grandes facultés pour le bien et pour le mal; car il n'y a que la puissance, dans quelque genre que ce soit, que les hommes craignent assez pour l'aimer de cette manière.

De l'Allemagne. Par Mad. de Staël. Paris, 1810. 8. Part. II. chap. 7. 12. 13. etc.

Prinz Ludwig Ferdinand von Preußen.

— Ich habe nun Goethen wirklich kennen gelernt; er ging gestern noch spät mit mir nach Hause, und saß dann vor meinem Bette; wir tranken eine Flasche Champagner, und er sprach ganz vortrefflich! Endlich debouton-nirte sich seine Seele; er ließ seinem Geiste freien Lauf; er sagte viel, ich lernte viel, und fand ihn ganz natürlich und liebenswürdig. Grüßen Sie heute die Kleine von mir, und sagen Sie ihr dies: dann bin ich ihr unter Brüdern dreitausend Thaler mehr werth! —

Briefe vom Jahre 1805.

St. Schütze.

— Da ich gleich nach meiner Ankunft erfuhr, daß Goethe ſich in Töplitz befände, unterließ ich nicht, alſobald zu ihm zu gehen, wohl wiſſend, daß man ſich in einem Bade näher iſt, als zu Hauſe. — Aber indem ich von ihm ſchreibe, erinnere ich mich ſelbſt an den Glauben der Kinder, welche nicht wagen, den Finger gegen die Sterne auszuſtrecken, weil ſie gegen einander behaupten, man verwunde damit das Auge eines Engels. Ich werde alſo nur ſehr wenig von ihm berichten. — Um mir und anderen gleich allen Anlaß zur Eitelkeit abzuſchneiden, ſag' ich, daß es für Goethen ein Bedürfniß iſt, in einer großen Mannigfaltigkeit zu leben, und daß, wie er durch alle Wiſſenſchaften hindurch geht, er auch Menſchen von aller möglichen Beſchaffenheit, nur einen nach dem andern, gern um ſich ſieht, wobei die Eigenthümlichkeit in ihren Schranken, ihn oft mehr intereſſirt, als alles Wiſſen und Können mit beſonderer Klugheit, die ſich nicht ſelten nur läſtig macht. — Am andern Tage ſaß ich mit Goethen im Wagen; wir fuhren die Straße nach Bilin zu. Ich wußte ſchon, daß bei ihm, wie die Gegenſtände, auch die Stim-

mungen wechſeln — eins bedingt das andere: — heute hatte er ſeinen Sinn auf das Steinreich gerichtet. Bei Karlsbad kletterte er oft Stunden lang in den Bergen umher und ſchlug mit ſeinem Hammer an alle Felſen, von wo er gewöhnlich eine reiche Beute mit zurük brachte, die er dann nach den kleinſten Abartungen und Verſchiedenheiten in die Reihe der übrigen auf den Tiſchen umher liegenden Steine einſchichtete, bei welcher Gelegenheit ich denn einmal ausrief: O daß das menſchliche Leben ſo kurz iſt! Laſſen Sie das gut ſein, erwiederte er darauf. Jetzt war er um vulkaniſche Steine bemüht, und als wir die Straße weit genug hinauf waren, ließ er ſtill halten, und ſagte: Wenn ich heute einen Eiſenſtengel finde, ſollt ihr einen guten Abend haben. Darauf ging er mit dem Kutſcher und dem Hammer nach einem Orte, wo viele Steine lagen und hämmerte da gewaltig — Der Meiſter kam nicht ganz befriedigt zurük, hatte indeß doch manches erbeutet, das in ſein Kabinet paßte. Nachher wurde das Geſpräch lebhafter und wiſſenſchaftlicher. Ich beſuchte mit ihm die Kindheit des Menſchengeſchlechts in der hebräiſchen Sprache, deren Fügung und Behelf in den Mitteln mit Hinſicht auf die falſchen Auslegungen ſeinen Geiſt nicht wenig beſchäftigte. Darauf ging er zu den Manichäern, auf die wunderbare Erſcheinung der chriſtlichen Religion überhaupt, auf ihre Verbreitung, und endlich auf Luthers Bibelüberſetzung über. Ich bemerkte, daß

Einfachheit in Sprache und Geſinnung damals Luthern ſelbſt wohl Ähnlichkeit mit den Apoſteln und dem bibliſchen Geiſt gegeben und dadurch eine ſolche Verdeutſchung möglich gemacht hätten. — Da fing er an, Luthers Rieſenwerk anzuſtaunen und zu bewundern, und merkwürdig war mir ſeine Äußerung: Nur das Ganze unterſtehe ich mich hin und wieder beſſer zu machen. — Es giebt nichts in der Natur und in den Wiſſenſchaften, das nicht eine Zeitlang ſeine Gedanken beſchäftigt hätte. Dabei iſt das Ausdauern zu bewundern, womit er viele Stunden und Tage einem einzigen Gegenſtande widmet, wobei ein anderer zehnmal ermüden oder über Langeweile klagen würde. Dies iſt gewiß das ſicherſte Mittel auf einem weiten Wege durch die Natur nicht allein viel zu gewinnen, ſondern auch es feſtzuhalten; welche Kraft, welche Feſtigkeit und Geſchmeidigkeit gehört aber nicht dazu! Von dieſer Seite erſcheint mir Goethe am größten, und ich glaube auch, daß man ihn von hieraus würdigen müſſe. Ich für mein Theil, um ihn einigermaßen zu faſſen, möchte ihn gern — in dem weiteſten Sinne des Worts — einen großen Naturhiſtoriker, einen Naturkundigen, oder, wenn man will, den Geiſt der Natur ſelbſt nennen, und daraus ſein ganzes Weſen erklären. Wenn er zugleich ein großer Dichter iſt, ſo hat die Natur damit ein Übriges gethan; auch ohnedies würde er eine merkwürdige Erſcheinung ſein.

Das nächstemal war auf der Spazierfahrt sein Sinn auf die Pflanzenwelt gerichtet; er ergötzte sich an der Lieblichkeit der mit Bäumen bepflanzten Kornfluren im Angesicht des Erzgebirges, auf das er aber gar nicht zu achten schien. Dabei hatte er eine häusliche Stimmung; er erkundigte sich nach meinen Verhältnissen, und was ich diesen Sommer in Dresden zu thun gedächte. — Goethe liebt so sehr die Objekte, daß oft nicht zu rathen ist, ohne diese sich ihm zu nähern. Ja es ist karakteristisch, daß er nach Tische, wo andere vielleicht gern an's Klavier treten, häufig mit Bildern phantasirt und Landschaften zeichnet. Unter allen Sinnes- und Geistesthätigkeiten ist die Anschauung bei ihm vorherrschend. Auf das innigste verband sich die Poesie der Rede mit ihm, aber die Bildnerei bleibt seine Geliebte. —

— Das Gespräch kam jetzt auf die Überschwenglichen, die durch Tendenzen immer höher und höher steigen wollen, und, statt den Gegenstand darzustellen, ihn und ihre eigene Kraft überfliegen. Hier gerieth der Meister in solchen Eifer, daß er sich der stärksten Ausdrücke bediente, so daß selbst der Kutscher sich öfters nach ihm umsah. Er schalt sie Träumer und Schwindler, und als ich äußerte, daß ihrer Poesie der Körper fehle, sagte er: Da haben Sie das rechte Wort getroffen. — Zum Henker! wir wissen denn doch auch, was dazu gehört, setzte er im gerechten Zorn hinzu, und ergoß sich nun auch über die Unredli-

chen, die bei ihren Behauptungen noch besonders von politischen Rücksichten sich regieren ließen, und die nicht einmal partheiisch-ehrlich wären. — Es kann vielen von Nutzen sein, zu wissen, wie Goethe hierüber denkt, und deßhalb theile ich diese Äußerung mit, welche, allgemein gefaßt, nur die Sache, keine Person trifft. Wie manchen guten Kopf haben die Ausschweifungen der neuern Poesie verdorben; es ist ein Gewinn für uns alle, wenn die Geister wieder zur Wahrheit, zur Natur des Lebens zurückkehren. Mit inniger Freude hörte ich Goethen hierüber sprechen. — Fahre noch weiter, bis die Sonne untergeht! rief er seinem Kutscher zu, und so wurden mir heute die genußreichsten Stunden zu Theil, die mir nachher sogar meinen Abschied von Töplitz schwer machten. —

Reiseseenen und Bemerkungen, von St. Schütze.

1813. S. die Harfe. Von Friedrich Kind. Leipzig. 1815. 8. Bd. I. S. 220. ff.

Fürſt von Metternich.

Der Großherzoglich Sachſen-Weimar'ſche Geheime Rath, Hr. von Goethe, hat bei Gelegenheit der Überſendung der Dekorationen des Kaiſerlich Öſterreichiſchen Leopoldordens, wovon Se. Majeſtät der Kaiſer von Öſterreich denſelben durch allerhöchſtes Handbillet aus Speier vom 28. Juni, das Kommandeurkreuz zu ertheilen geruhten, folgendes Schreiben von Sr. Durchlaucht, dem Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten Sr. K. K. Apoſtoliſchen Majeſtät, Fürſten von Metternich, erhalten:

Paris, den 16 Juli 1815.

Se. K. K. Apoſtoliſche Majeſtät, mein allergnädigſter Herr, haben aus höchſteigner Bewegung geruht, Denenſelben durch ein Handbillet, dat. Speier vom 28. Juni, das Kommandeurkreuz des Kaiſerlichen Leopoldordens zu ertheilen. Indem ich anliegend Denenſelben die Dekorationen dieſes Ordens zu übermachen die Ehre habe, benutze ich die Gelegenheit dieſer ehrenvollen Anerkennung Ihrer ausgezeichneten Verdienſte um die deutſche Sprache und Litteratur, um Denenſelben den Ausdruck meiner perſönlichen Hochachtung zu erneuern.

Mögen Ew. Hochwohlgeboren auf Ihrer langen und ruhmvollen Laufbahn eine beſondere Belohnung deſſen, was Sie für die Ausbildung des Geiſtes und die Veredlung des Geſchmacks in Deutſchland geleiſtet haben, darin finden, daß Se. K. K. Majeſtät unter dem Drange der Geſchäfte und unter der unausgeſetzten Sorge für das Glück Ihrer Völker, in allerhöchſtihrem Hoflager dieſe Auszeichnung zu beſchließen geruheten.

(Gez.) Fürſt von Metternich.

Oeſterreichiſcher Beobachter 1815. 4. Nro. 214.

Herr Flatters bittet ergebenſt, Inlage an Behörde gelangen zu laſſen. Sie haben die Güte zu ſiegeln.

55.

Varnhagen an Oelsner.

Berlin, den 25. Februar 1825.

Mein Brief lag ſchon lange fertig geſchrieben und wartete auf Beförderung. Unterdeſſen wurde mir ſelbſt eine zu Theil! Sie werden dieſelbe, mein theuerſter Freund, beim Anblicke dieſer Zeilen, bereits aus der Zeitung wiſſen. Daß Sie mir allen Vortheil, der ſich damit verbinden mag, von Herzen gönnen, dafür bürgt mir meine eigene Empfindung, die mir jeden Erfolg ſolcher Art durch die Beſchämung verbittert, ohne den Freund vorgerückt zu ſein, ohne diejenige Genoſſenſchaft, die mir die erſehnteſte, ehrenvollſte, richtigſte geweſen wäre! — Meine Ernennung zum Geheimen Legationsrathe, obwohl mir ſchon eine Zeitlang von fern gezeigt und dunkel angekündigt, überraſchte mich doch in dem Augenblicke, da ich noch alles weitläufig und ungewiß glaubte, dem Gange ſo vieler andern Dinge gemäß, die einem hier vor Augen ſind. Mehr als der Titel iſt es freilich für jetzt nicht; aber in meiner beſonderen Stellung hat auch dieſer einen beſonderen Werth, er iſt eine öffentliche Erklärung, die erſte ſeit fünf Jahren, daß auf mir keine Ungunſt mehr ruhe, eine Wiederherſtellung in den Augen der alten Welt. In dieſen fünf Jahren ſind mir eine ganze Schaar ehemaliger Neben- und Hintermänner unbarmherzig über den Leib hinweggeſchritten; in ihre Reihe tret' ich wenigſtens wieder ein, wenn auch die frühere Folge und die fünf Jahre nicht wie-

Graf von Grünne.

— Selbſt urſprünglich ein Luxemburger, bin ich doppelt ſtolz darauf, in dieſem erlauchten ehrwürdigen deutſchen Senate einen Fürſten zu vertreten, auf deſſen Haus Deutſchland von jeher als einen ſeiner ausgezeichneteſten Herrſcher- und Heldenſtämme Anſpruch gemacht hat, wie auch dazu erſehen zu ſein, das Ihn in der Eigenſchaft eines Großherzogs von Luxemburg von neuem an das deutſche Vaterland knüpfende Band feſter und feſter ſchließen zu helfen.

Möge das Vorbild unſrer muſterhaften Fürſten im herrlichen Vereine und zu ſolch' edlem Zwecke uns ſtets begeiſtern und ſtärken zum Ausharren in Erzielung des möglichſt vollkommenen Ideals von menſchlichem Wohlſtande — uns, die Organe Ihres lauten einſtimmigen Willens, eine Ordnung der Dinge vorzubereiten und einzuleiten, wo es — wie ſich unſer Aller Goethe meines Wiſſens irgendwo ausgedrückt hat —

von oben hilf
von unten willig

hergeht, inſofern nämlich letzteres das, wenn auch oft lang-

ſame, jedoch eben ſo unausbleibliche Reſulſat vom erſteren iſt. —

Antrittsrede des Herrn Generals Grafen von Grünne als Königlich Niederländiſchen Bundesgeſandten. Protokoll der deutſchen Bundesverſammlung, Frankfurt, den 13. April 1818. Fol.

Ungenannt.

— Eben so geht es auch mit unsrer Dankbarkeit, die wohl nicht laut und geschreivoll ist, nicht in Krönungen auf dem Kapitol oder in Akademieen sich offenbart, aber auf viel gründlichere Weise unsre tiefgehende, ernste Innigkeit durch die That darthut, oder können Sie eine größere Belohnung ausdenken, die Goethe'n von den Deutschen geschehen sollte, als die ist, daß Werther ein ordentliches Volksbuch geworden, auf schlechtem Papier, mit Holzschnitten verziert, gleich jenen Büchern von Oktavianus und Genoveva? und zugleich neben diesen Huldigungen der Masse des deutschen Volkes, werden demselben Mann von den ausgezeichnetsten Geistern, in ganz verschiedenen Studien lebend und ganz verschiedene Wissenschaften bildend, die herrlichsten Werke zugeeignet, wie dieses Creffens und Wolf gethan haben, auf eine Weise die klar darthut, daß nicht äußere Verhältnisse oder Würden, sondern die glühende Einwirkung seines durchdringenden Geistes sie dazu veranlaßte. —

Die Versuche und Hindernisse Karls. Eine deutsche Geschichte aus neuerer Zeit. Berlin und Leipzig, 1808. 8. Thl. I. S. 337.

Ungenannt.

K. den 2. December 1817.

Ein Gegenstand fordert und nimmt sich sein Recht; indem ich diese Zeilen an Sie, verehrtester Freund, beginne, drängt es sich mir unwiderstehlich auf, Ihnen vor allen andern Dingen zu sagen, daß ich Goethe'n persönlich kennen gelernt habe; zum erstenmal in meinem Leben hab' ich ihn gesehn, kaum der Gefahr entwunden, ihn unbesucht vorbeizufahren, aber freilich auch nicht ahndend und vermuthend, welcherlei Gut mir dadurch unzugetheilt geblieben wäre! Ich kam Nachmittags gegen 4. Uhr in Weimar an, unmuthig, durchfrostet, nach schlechten Nachtfahrten, auf verdorbenen Wegen, voll ungeduldiger Eile; in dieser Stimmung beschloß ich dennoch zuletzt mein Heil zu versuchen, ließ mich melden, und wurde zu 5. Uhr angenommen. Ein Gang von wenigen Schritten, aber in welcher Erregung legte ich diese zurück! Es war mir, als wenn alles, was ich bei dem Namen je gedacht und empfunden, sich noch eiligst auflösen, und zu einer Persönlichkeit verkörpern sollte, die sich sogleich an der wirklichen, leibhaftig mir gegenüberstehenden, zu prüfen haben würde.

Aber welcher Empfang ſtand mir bevor! Ich mußte, als ich Goethe'n vor mir hatte, alles fahren laſſen, was die langjährige, tiefgenährte Bekanntſchaft mit dem Dichter mir einflößen gekonnt, um nur mit dem neubekannten, wirkſamen Menſchen beſchäftigt zu ſein, der mild, freundlich, treuherzig, anmuthig, geiſtvoll, kraftreich mir das Bild eines ganzen Menſchen — wenn dieſer geringe Ausdruck der hohen Bedeutung fähig iſt, — in vollſtändig ausgebreiteter großartiger, ſchöner Lebensentwicklung vergegenwärtigte. Das ſeltne Glück — hier wohl unverdient, doch nicht unwürdig empfangen — einer ſo milden und biedern Aufnahme, als ſei ich ein alter Freund, der längſt erwartet worden, mußte mich um ſo mehr überraſchen, als ich die ſcheue Zurückhaltung, die ihm ſo oft vorgeworfen worden, in den ſchriftlichen Berührungen, die ich mit ihm gehabt, nicht ganz hatte vermiſſen können. Vergebens würde ich Ihnen den Gang, den Inhalt, oder auch nur die Art des alsbald lebhaften Geſprächs zu ſchildern ſuchen, es war wie ein Stück Leben, in tauſend Wellen fließend, ein Gefühl im Ganzen wirkend ohne die einzelnen Bezüge geſondert feſthalten zu laſſen; jedes Wort eine Blüthe am Zweige des Baumes, aus der tiefen dunklen Wurzel her, aber ſelber doch nur als luſtigheitres Gebild des Augenblickes erſchloſſen. Wie jenen helleniſchen Fremden zu Athen, die nach mehreren mit Platon verlebten Tagen ihn erſuchten, ſie nun auch zu ſeinem berühm-

ten Namensvetter, dem Philosophen, zu führen, so ging es fast mir, der ich in täuschender Besinnung leicht diesen herrlichen Mann hätte bitten können, mir die Bekanntschaft des ihm gleichnamigen Schriftstellers zu verschaffen. Ich blieb auf Goethe's wiederholtes Anmahnen den ganzen Abend bei ihm, bis Mitternacht sogar; sein Sohn und dessen neuvermählte Gattin waren die einzigen Mitgenossen eines Theils dieser Stunden. Schwer würde ich einige besondere Sprüche aus dem lebenreichen Ganzen aussondern; die festesten, kräftigsten Äußerungen, die feinsten, erfreulichsten Wendungen, voll Gestalt im Hervorkommen, zerflossen mir unter den Händen, wenn ich sie dem Gedächtnisse zum Behalten und Überliefern einprägen wollte. Wir sprachen über alles, Goethe mit ungewöhnlichem — er sagte es selbst — Zutrauen von Dingen, die seine Denkart sonst lieber unerörtert lassen mag; auch über den Geist und die Richtung der Entwickelung der Gegenwart, über die Gestalten der nächsten Vergangenheiten, Napoleon, Franzosen, Deutschland, Preußen; wie freut' ich mich des unerschütterlichen Vertrauens, das ich trotz aller Zwischendinge stets in unsres vaterländischesten Dichters Vaterlandstreue gesetzt! Wie gerecht, einsichtig und unschuldig waren seine Äußerungen in dieser Rücksicht, von wahrem Geschichtsgefühl, so des Augenblicks wie der Jahrhunderte, beseelt! — Goethe kein deutscher Patriot? ein ächter und wahrhafter, wie es jemals einen geben kann! In seiner

Bruſt war alle Freiheit Germaniens früh verſammelt, und wurde hier, zu unſer Aller nie genug erkanntem Frommen, das Muſter, das Beiſpiel, der Stamm unſrer Bildung. In dem Schatten dieſes Baums wandeln wir Alle. Feſter und tiefer drangen nie Wurzeln in unſern vaterländiſchen Boden, mächtiger und ämſiger ſogen nie Adern an ſeinem markigen Innern. Unſere waffenfrohe Jugend, die höhere Geſinnung, die in ihr wirkte, ſtehen wahrlich bezugreicher zu dieſem Geiſte, als zu manchem andern, der dabei beſonders thätig geweſen ſein will. — Das Leben in kleineren Städten, von größeren Mittelpunkten der neuern Zeit entfernt, hat vielleicht manche Anſicht nicht ſogleich in volle Beleuchtung treten laſſen, manche Anſchauung dunkel gehalten: aber wie nimmt der weiſe Sinn den kleinſten Schimmer ächten Lichtes, das ihm dargebpten wird, ſicher auf, und vertheilt ihn mit Blitzesſchnelligkeit über das ganze Bild! — Übrigens iſt Goethe alt, und grade darin jung, daß er die Weſenheit des Alters mit gleicher Friſche und Wahrheit in ſich aufnimmt, wie er jung die Jugend in ſich aufnahm; es iſt eine Freude des Lebens, im Hintergrunde der Jahre ſolche Alte möglich zu ſehn, wie S*** und Goethe ſind; ſchön von Antlitz und Bildung, kräftig von Haltung und mit hoffnungsvoller Geſundheit ſteht letzterer noch mitten in des Lebens Thätigkeit, auf Nahes bedacht wie auf Fernes, aber die Zeit beiſammenhaltend, und nicht das größere Zurückgelegte ver-

kennend. Im Ganzen giebt das Werk über ſein Leben — dieſe gehaltreichſten Denkwürdigkeiten, in welchen die tiefſinnige Kürze des alten Philoſophen mit der homeriſchen Fülle des alten Dichters vereinigt iſt — den Standpunkt, auf welchem er ſich als Menſch jetzt befindet, ſeine Art und Weiſe des Daſeins, ziemlich vollſtändig und ungefälſcht zu erkennen. Mehrere Theile werden noch folgen; eine Art Erſatz für ſo vieles, das nicht geſchrieben zu haben er jetzt bedauert! — Dieſes Übergewicht, das die erwartete Wirkung des Dichters ſo ganz der Wirkung des Menſchen unterordnete, und mich von dem erſteren zwar vieles, aber faſt nur in Bezug auf den letzteren ſehen ließ, wurde mir gleichſam zum Triumphbilde des Mannes, von deſſen Anſchauen ich die folgenden Tage mit einer ſanften Gluth erfüllt blieb, wie nur die außerordentlichſten Begegniſſe der innern Welt ſie über die Seele verbreiten können, und für das ganze Leben, kann ich nun ſagen, bin ich um ein großes Gut reicher! —

K. E. Schubarth.

Zur Beurtheilung Goethe's, mit Beziehung auf verwandte Litteratur und Kunst. Von Schubarth. Zweite vermehrte Auflage. Breslau, 1820. Zwei Bände. 8.

Paläophron und Neoterpe. Eine Schrift in zwangloſen Heften äſthetiſch-kritiſchen Inhalts, bezüglich auf Kunſt und Sitte, Religion und Wiſſenſchaft. Herausgegeben von K. E. Schubarth. Berlin, 1823. 8.

1. Über Goethe's Taſſo.
2. Deutſches Zwillingsgeſtirn.
3. Über die Zueignung und das Vorſpiel zu Goethe's Fauſt. ꝛc.

J. St. Zauper.

Grundzüge zu einer deutschen theoretisch praktischen Poetik, aus Goethe's Werken entwickelt Von J. St. Zauper. Wien, 1821. 8.

Studien über Goethe. Als Nachtrag zur deutschen Poetik. Von J. St. Zauper. Wien, 1822. 8.

Charles Nodier.

Mélanges de littérature et de critique, par Ch. Nodier, mis en ordre et publiés par Alexandre Barginet. Paris, 1820. 2. Voll. 8.

(Vergleichung Klopstocks und Goethe's, S. d. Wien. Jahrb. d. Litt. 1821. Bd. XV. S. 155.)

der einzuholen ſind! In Betracht der bisherigen Verhältniſſe hat die Sache hier allerdings einiges Aufſehen gemacht, und ich darf ſagen, vielſeitigen Antheil erweckt. Vollſtändig würde die Wiederherſtellung freilich dann erſt ſein, wenn mir zugleich wieder eine Sendung in's Ausland übertragen würde, aber dazu leider erblicke ich auch in weiter Ferne noch keinen Anſchein!

Soeben empfange ich Ihr Schreiben vom 14. d., mein theurer Freund! Der Zug von Empfindungen, welche Sie darin mehr andeuten als ausſprechen, hat auch mich tief ergriffen, und ich theile mit Ihnen jeden Schmerz, ohne zu ſcheiden, was darin mehr für Sie oder mehr für mich ſelbſt ſein mag! Es gab für mich eine Zeit politiſchen Lebens, die, ohne daß ich es mir bewußt war, alle Reize der Jugend in ſich trug; nicht nur ich ſelbſt, auch die Sachen waren jung, und der Spielraum, — der Raum zum Spielen — ohne Gränze, wie dem Ungar die Jagd offen ſteht, ſoweit der Himmel blau iſt! Dieſe Zeit war längſt vorüber, aber das Wort, welches ſie völlig abſchloß, fehlte noch. Nun auch dieſes erfolgt iſt, fühle ich wohl um ſo mehr die ganze Bedeutung des Zurückgelegten, und an dieſes iſt nun nicht wieder anzuknüpfen. Was ſich auch darbieten mag — und an Darbietungen wird es ja nie fehlen, fehlt es ſchon jetzt den regen Kräften nicht — immer wird es ein zweiter Zeitraum ſein, in welchem nicht jene Jugend ihr täuſchendes Gebilde fortſetzt, ſondern das Alter ein neues wirkliches anhebt. Doch wenn ich über das Ganze hinblicke, wüßt' ich kaum recht zu ſagen, wie mir eigentlich zu Muth iſt, die Fülle der Betrachtung überwältigt jedes einzelne Gefühl, und giebt nur dem aus der allgemeinen Anſchauung emporſteigenden eine Stätte. Ich fühle es wohl, daß ich ein Deutſcher bin, dieſem iſt für alles ein Kraut gewachſen, und

Couſin.

Oeuvres dramatiques de J. W. Goethe, traduites de l'allemand; précédées d'une notice biographique et littéraire sur Goethe. Paris, 1821. 4. Voll. 8.

Prospectus.

Dans un moment où les littératures étrangères commencent à s'introduire en France, où la traduction justement estimée des œuvres dramatiques de Schiller attire l'attention du public sur le théâtre allemand, et ouvre à la critique et à l'émulation une nouvelle carrière, nous croyons qu'on ne verra pas sans intérêt la publication des ouvrages dramatiques de l'illustre Goethe, que l'on peut regarder comme le représentant le plus complet de l'école tragique allemande. En effet, Goethe, notre contemporain, qui vit aujourd'hui à Weimar, plein de verve et de génie à soixante-douze ans, Goethe a assisté à la naissance de la révolution que Lessing introduisit sur la scène allemande; lui-même il fut un des plus puissans auteurs de cette révolution, il en vit les différentes phases

et tous les développemens, toujours à la tête de ses mouvemens divers, toujours indépendant des directions qu'il créait ou secondait, toujours supérieur à ses propres écrits, comme à ceux des autres, toujours original et par conséquent varié, ne reconnaissant d'autre guide et d'autre loi que la nature même des divers sujets auxquels il appliquait son génie, des époques diverses dont il présentait le tableau. Tour-à-tour classique et romantique, il donne l'élan à ce genre de composition qui reproduit les mœurs, la religion et les caractères du moyen âge, et au lieu de limiter l'imagination et la poésie à cette seule époque du genre humain, il cherche dans l'antiquité grecque des tableaux non moins variés et non moins frappans. L'Iphigénie en Tauride est le modèle le plus parfait d'une tragédie antique, comme Goetz de Berlichingen a servi d'exemple aux peintures dramatiques du moyen âge. Goethe est le poëte d'Allemagne qui a le mieux senti que la poésie n'a point de bornes, et qu'elle peut tout peindre, que toutes les époques de l'humanité ont leurs caractères, et qu'en portant les fers de tel ou tel genre, en se resserrant dans les limites de telle ou telle époque, en perdant sa liberté et son indépendance, la poésie perd aussi son plus grand charme. La muse théâtrale évoque à son gré sur la scène les mœurs de la Tauride et celles de la Thuringe, la cour de Ferrare, la place publique de Bruxelles, et le sombre cabinet où l'étude et le doute troublent

et égarent l'imagination de Faust. La fécondité et la variété sont les attributs de sa puissance; elle peut tout représenter, pourvu qu'elle représente tout avec fidélité. C'est là précisément l'inimitable talent qui élève Goethe au-dessus de ses émules, au-dessus de Schiller qui lui doit ses meilleures pièces. Wallstein et Guillaume-Tell sont des imitations de Gotz de Berlichingen. Avant Goethe, Schiller ne s'était point élevé à cette sévérité de méthode dramatique. Cette méthode est si pure qu'elle échappe à des yeux superficiels, et c'est là son plus grand triomphe. Les choses sont tout dans les ouvrages de Goethe, et le poëte reste en dehors de ses créations. Sous ce rapport on ne peut comparer Goethe qu'aux poëtes les plus purs de l'antiquité; c'est l'Homère de la tragédie. Homère peignant, non pas une seule époque, mais toutes les époques; des hommes, des passions aussi différentes entr'elles que les temps auxquels elles appartiennent. Au reste, nous ne pouvons mieux faire que de renvoyer le lecteur à l'excellente analyse que madame de Staël a donnée du théâtre de Goethe dans son livre de l'Allemagne.

K. E. Oelsner.

Paris, den 3. März 1823.

— Goethe ist die recht eigentliche Ehrenkrone der deutschen Litteratur. Ihn, und nur ihn, kann man dem Auslande mit voller Zuversicht nennen. Wir sind nicht so übermäßig reich an großen Männern, um den Einen leichtsinnig verunglimpfen zu lassen. Doch während in der Heimath Manche den genialen Greis verkleinern möchten, tragen die Franzosen seinen Ruhm zu den Zinnen des Olymps. Sie werden es aus beifolgender Übersetzung sehn. An einige Mängel derselben, einige Mißgriffe, müssen Sie sich nicht stoßen, dergleichen sind in solch neuen Verhältnissen unvermeidlich. —

Von Saur.

Des hommes célèbres de France au dix-huitième siècle etc. Par M. Goethe. Traduit de l'allemand par M M. de Saur et de Saint-Géniés. Paris, 1823. 8.

L'homme célèbre à qui l'on doit l'ouvrage dont nous faisons paraître aujourd'hui la traduction, est considéré comme le plus grand écrivain que l'Allemagne ait vu naître. Ceux même qui auraient eu le plus de titres à lui opposer, tels que Schiller, Wieland etc. reconnaissaient sa supériorité par leurs hommages. Il leur a survécu, et c'est sur sa tête que la gloire littéraire de la Germanie repose aujourd'hui tout entière. —

— — — — — — —

M. Goethe a publié en 1813. la première partie des *Mémoires de sa vie.* Ils sont pleins de choses curieuses; comme Jean-Jacques dans ses *Confessions*, l'auteur allemand répand du charme sur les plus petits détails par de piquantes réflexions, par l'art de raconter, par des digressions beaucoup plus importantes que les faits auxquels elles se rattachent. Le récit de l'auteur s'arrête après

ses voyages en Italie. Il serait bien à souhaiter qu'il publiât la continuation de ses *Mémoires*. Des circonstances récentes, par exemple, le détail de sa conversation avec Napoléon, à Erfurt, en 1807, exciteraient vivement l'intérêt des lecteurs.

La collection des *Oeuvres de Goethe* a été publiée à Tubingue, de 1806 à 1810. C'est en considérant le grand nombre de bons ouvrages qui la composent, c'est en contemplant cet ensemble imposant de travaux, que les Allemands s'écrient avec orgueil: *Goethe est notre Voltaire*! D'après l'admiration que l'auteur du comte d'Egmont a toujours professée pour celui de Zaïre, c'est l'éloge dont il a dû être le plus flatté. On peut en effet saisir entre eux bien des traits de ressemblance. L'un est regardé comme le plus grand écrivain de la France, l'autre de la Germanie. L'un et l'autre ont possédé le talent d'écrire avec une égale supériorité en prose et en vers. Comme Voltaire, M. Goethe a réussi dans presque tous les genres même les plus opposés. Comme Voltaire, il rassemble en lui seul deux hommes qu'on voit rarement réunis, un grand poète, et un grand philosophe; de là vient sa prodigieuse influence sur les opinions de ses compatriotes; en même temps qu'il éclairait les esprits, il entraînait les cœurs; et son génie était à la fois une force et une lumière. Le philosophe prêtait au poète sa pénétration, sa profonde connaissance du cœur humain; le poète com-

muniquait au philosophe son âme ardente et passionnée. Mais il faut dire aussi que dans M. Goethe souvent ces deux hommes vivent mal ensemble; souvent le philosophe s'irrite contre le poète, et lui reproche d'avoir perdu à peindre les passions et leur délire le temps qu'il aurait pu consacrer à faire triompher la raison. „Goethe (dit l'auteur de l'Allemagne) se plaît à briser les fils qu'il a tissus, à déjouer les émotions qu'il excite, à renverser les statues qu'il a fait admirer. Lorsque dans ses fictions il inspire de l'intérêt pour un caractère, bientôt il montre les inconséquences qui doivent en détacher. Il dispose du monde poétique comme un conquérant du monde réel, et se croit assez fort pour introduire comme la nature le génie destructeur dans ses ouvrages." Ce n'est point, comme le suppose madame de Staël, de dessein prémédité que M. Goethe se plaît à élever des idoles pour les abattre; cette apparente contradiction est l'effet naturel et involontaire du désaccord qui existe en lui quelquefois entre le poète et le philosophe. Il y a combat dans son âme: tantôt son ardente imagination l'emporte, tantôt l'avantage reste à sa raison supérieure.

Un pareil contraste de sentiments et d'opinions se remarque dans sa conversation, qui n'en devient par là que plus originale et plus piquante, et dans laquelle on trouve les divers genres de mérite qui brillent dans ses écrits.

La nature l'a traité en favori; elle a joint à ses ta-

lents des dons non moins précieux, une santé robuste, une figure noble et majestueuse; ses traits comme son esprit ont prolongé leur jeunesse au-delà du terme marqué aux autres hommes. Agé de plus de soixante-dix années, il n'avait pas un cheveu blanc. A cette occasion, un de ses compatriotes lui adressa des vers dont les derniers peuvent ainsi se traduire en français:

Sous ses mille lauriers sa tête rajeunie
Ignore encor les cheveux blancs:
Il oppose à l'hiver des ans
L'éternel printemps du génie.

Il a possédé encore de plus rares avantages: accueilli des princes, admiré du public, il a joui paisiblement de sa renommée; on lui rend des honneurs dans sa patrie, on n'y défend pas ses ouvrages. Durant tout le cours de sa longue carrière, il a offert la preuve d'une vérité honorable à ses concitoyens, c'est qu'en Allemagne les hommes illustres sont moins qu'ailleurs en butte aux fureurs de l'envie, qui, dans d'autres contrées, souvent les proscrit pendant leur vie, et poursuit encore leur mémoire long temps après qu'ils ne sont plus.

Johann Heinrich Voß.

Auch reizt uns Vaterlandsgesang,
Der lieblich weiser Freud' erklang:
Dein süßes Lied, Altvater Gleim,
Süß wie Hymettus Honigseim;
Und deins, o Geßner, Tempe's Hirt,
Der sich ins Zürcherthal verirrt;
Auch, Lessing, deins, der deutsche Art
Mit Griechheit, unerkannt, gepaart;
Deins, Goethe, freudiger Apoll;
Und Schiller, edles Taumels voll.

Allegro. 1792. Lyrische Gedichte von J. H. Voß. Königsberg, 1802. 8. Bd. IV. S. 202.

Auguſt Wilhelm von Schlegel.

Die Kunſt der Griechen.

Elegie.

An Goethe.

Kämpfend verwirrt ſich die Welt, und neue Verhängniſſe ſtürmen
Dir, kunſtbegabtes Land, Hellas geliebteres Kind,
Dunkel heran; es verſinkt in erneuerten Flammen Korinthus,
Und der Proconſul baut wieder in Schiffe den Raub,
Stolz den Erſatz anerdrend; geraffte Geniuswerke
Führt barbariſcher Pomp wiederum auf in Triumph.
Du indeſſen enthüllſt, der helleniſchen Muſe Geweihter,
Goethe, mit ſinnendem Blick, mancherlei Wundergebild,
Wie es emporſtieg einſt in dem Geiſt promethäiſcher Männer;
Ruhig beſchwörend den Wahn, welcher nur gafft und verkennt.
Dir entringeln die Schlangen um Ilions Held und die Knaben
Ihre Gewinde: wir ſehn, wie die bewaffnete Kunſt
Zögernd der Götter Gerichte vollführt; die ſchonende Hand goß
Linde der Anmuth Oel über den duldenden Stein.
So hebt Niobe dort die verſtummenden Blicke zum Himmel,
Groß gewendet; ihr haucht um den geöffneten Mund

wie kürzlich der geiſtreiche Fürſt Kosloffsky von einem jungen Freunde, einem hieſigen Diplomaten, bemerkte, „eine Gedankenverbindung, eine Dichtung, und wäre es nur ein Sonett, macht ihn aller Unerträglichkeiten ſeines Amts, aller Dummheiten ſeiner Vorgeſetzten leicht vergeſſen!“ So ganz bin ich freilich nicht in ſolchem Falle, denn beide Bedingungen, die des Amts und die der Vorgeſetzten, drücken mich nicht; aber wahr iſt es, daß ein glückliches Buch mich leicht über Tage dahinführt, deren eigentlicher Anblick mich ſonſt wohl erſchrecken dürfte. — Eine Stelle Ihres Briefes, mein theuerſter Freund, hat mich indeß beſonders beunruhigt; faſt geht daraus hervor, es ſei Ihnen angeſonnen, Paris zu verlaſſen, und in Preußen zu leben; dies würde mich für Sie ungemein betrüben; jener Kreis des reichen Lebens in Paris, an welchen Sinn und Gewohnheit Sie ſo tauſendfältig knüpfen muß, wäre höchſtens mit dem einer erwünſchten, fördernden Thätigkeit gern zu vertauſchen, Sie in jenem noch aufzuſuchen und wiederzuſehen, iſt mir ſelbſt eine ſo erheiternde Vorſtellung! Zuerſt hieß es, alle in Ruheſtand verſetzten Beamten des auswärtigen Dienſtes dürften an ihren bisherigen Aufenthaltsorten verbleiben, Piquot in Wien, Himly in Frankfurt am Main. Nun aber vernehme ich, daß Herr Bartholdy aus Italien zurückberufen ſei, wie leid thät es mir, wenn Sie Paris verlaſſen müßten! Herr Bartholdy wird inzwiſchen nicht zurückkehren; er tritt, wie man vernimmt, in öſterreichiſche Dienſte, ſchon ſeit vielen Jahren war er mit dem Fürſten Metternich in regelmäßigem Verkehr, wozu der Fürſt Hardenberg vorher ſeine Zuſtimmung ertheilt hatte; dieſe zu große Beeiferung für Wien, worunter die Mittheilungen für Berlin ſogar gelitten, ſoll hier zuletzt mißfällig angeſehen worden ſein und den Unfall mitbewirkt haben. Inſofern könnten diejenigen nicht ganz Unrecht haben, welche behaupten,

Heilige Charis, die zürnet und flieht: ach, wenn ſie erſtaunt noch
Sahe Latona ſo ſchön, mußte, zu ſpät, ſie verzeihn!
Leih den Geſtalten dein bildendes Wort; aus verbürgterem Geiſte
Freundlich zurückgeſtrahlt, ſpiegle ſich Kunſt in der Kunſt.
Was der Genius hegt, der ſchirmende, wohnt in dem Frieden
Einer geweiheten Bruſt frei von der Erde Gewalt.
Da verwahreſt du ſicher, was gern dir Auſonien zeigte,
Flüchtend vor der Gefahr wählt' es ein reines Aſyl.

— — — — — —
— — — — — —

Fließet die Sprach' uns nicht, von ſelbſt Melodie, von der Lippe,
Wiegt kein ſüdlicher Lenz, über dem Muttergefild
Wehend, uns leicht durch's Leben: ſo gab uns ſtrenger Erzognen
Doch den unendlichen Trieb ſpielender Freude der Gott.
Dir vertraut' er, o Goethe, der Künſtlerweihe Geheimniß,
Daß du im Heiligthum hüteſt das Dichtergeſetz.
Lehre denn dichtend, und führe den Weg zum alten Parnaſſus'
Wie? du ſchwindeſt dem Blick hoher empor zum Olymp?
Wie einſt Gos den Liebling, ſo nimmt im geflügelten Wagen
Liebend die Muſe dich auf, doch ſie entreißet dich nicht.
Schwebend über den Werken der Sterblichen, ſtreuet ſie Reifen
Aus dem Gewölk, des Tags holde Verkündigerin.

Athenäum. Berlin, 1799. 8. Bd. II. St. 2.

Friedrich von Schlegel.

Kühn drum wandl' ich auf einsamer Spur, doch kundig des Weges,
Achte nicht auf den Staub folgend dem hellen Gestirn.
Klar erkenn' ich mich selbst und klar das ganze Verhältniß,
Alle die Häupter der Zeit, mitten im Kampf und am Ziel.
Lessing und Goethe, die haben die Bildung der Deutschen gegründet,
Würdiger Quell warst du, heiliger Winkelmann, einst!
Was den Beiden entrissen die Parze, das gab sie dem Einen,
Kränzet die freundliche Stirn ewig mit ewigem Grün. —

Herkules Musagetes. 1799. S. 5.

August Wilhelm von Schlegel.

Sonett.

Bewundert nur die feingeschnitzten Götzen,
Und laßt als Meister, Führer, Freund uns Goethen:
Euch wird nach seines Geistes Morgenröthen
Apollo's goldner Tag nicht mit ergötzen.

Der lockt kein frisches Grün aus dürren Klötzen,
Man haut sie um, wo Feuerung ist vonnöthen.
Einst wird die Nachwelt all die Unpoeten
Korrekt verkleinert sehn zu ganzen Flötzen.

Die Goethen nicht erkennen, sind nur Gothen,
Die Blöden blendet jede neue Blüthe,
Und, Todte selbst, begraben sie die Todten.

Uns sandte, Goethe, dich der Götter Güte,
Befreundet mit der Welt durch solchen Boten,
Göttlich von Namen, Blick, Gestalt, Gemüthe.

Athenäum. Bd. III. St. 2. S. 343.

Ludwig Robert.

An Goethe.

Ich nah' mich Dir mit kindlichem Vertrauen,
Und einer ganz von Dir erfüllten Seele,
Nicht Huldigung vermag ich Dir zu bringen;
„Und hätt' ein tausendfaches Werkzeug mir
Ein Gott bei meiner Wiege dargebracht;
Und hätte gleich der Musen Göttlichste
Vor Allen aus der Menge mich gewählt
Und freundlich-süß die Lippe mir geküßt.“
Ja, kam' ich selbst mit einer edlen Schaar
Der größten Dichter heimlich Dir entgegen,
Und fielen Alle freudig vor Dir nieder,
Anstimmend, hymnisch, einen Weltgesang,
Daß weit durch alle Zeiten hin Dein Lob,
Daß durch die Welt es bis zum Himmel tönte;
Noch ist die Zeit zu lieben Dich, nicht reif,
Noch giebt es Pöbel, der dich nicht erkannt,
Die Bessern selbst verstehn Dich nicht zu achten,
Und augenblicklich nur ist's mir gelungen
In Deiner Dichtung Heiligthum zu dringen;
Da hab' ich selber mich erkannt, „da lag
Die Welt so weit, so offen vor mir da,
Und Deines Geistes, Deines Busens Lieder,

Sie brennen leuchtend, wie die ew'gen Sterne
Rings um mich her, unzählig aus der Nacht."
Daß Thränen der Bewunderung ich vergeß.
Und wollt' ich dann die Last von Lieb' und Achtung
In Tönen von dem vollen Busen schütten,
Entflossen dem Begeisterten nur immer
Die treffend-wohlgefügten, Deine Worte.
Mit einer Sprache soll man Dich nicht preisen;
Ich fühlt' in Deiner Größe meine Ohnmacht. —
Da dacht' ich Deines trosterfüllten Wortes:
„Auch selbst der Homeriden Letzter ist
Es schön, zu sein", da fühlt' ich mich erhoben,
Von Deinem Geist befruchtet meine Seele,
Und freudig-zitternd griff ich nach der Leier. —
„Es bildet ein Talent sich in der Stille,"
Und jahrelang war emsig ich verschwiegen,
Anstrengend in der Einsamkeit die Kraft;
Doch heute hat der Drang mich Dir zu nahen,
Der ältern Freunde „gutgemeinter Wunsch"
Mir endlich den verschloßnen Mund gelöst."
Ich trete in die Welt — und aller Welt
Bekenn' ich es mit stolzer froher Stimme,
Daß Du mein Vorbild, Du mein Meister bist,
Und laut und kühn nenn' ich mich Deinen Schüler. —
Nicht Huldigung vermag ich Dir zu bringen,
„Und wie der Mensch nur sagen kann: Hie bin ich!
Daß Freunde seiner schonend sich erfreuen,
So kann ich auch nur sagen: Nimm mich hin!" —

1803.

Jens Baggesen.

Palinodie.

Der zarten Unschuld kühle Morgenröthe —
Das schüchterne Gefühl der ersten Liebe;
Die Gottesoffenbarung meiner Jugend;
Die zitternde Bekämpfung wilder Triebe;
Die gar zu herbe, noch nicht reife Tugend;
Was früh zur Kunst des Dichters Seele wendet —
Entfernte lang mein krankes Herz von Goethe.

Der freien Weisheit warme Mittagssonne —
Das Gleichgewicht errungen durch Erfahrung;
Des Mannes größte Gottesoffenbarung;
Der vollempfundnen Liebe ganze Wonne:
Was zu Natur der Dichtung Kunst vollendet —
Zog den nicht länger unberufnen Richter
Zurück zum großten aller deutschen Dichter.

Schiller und Goethe.

Wer ist erhabner? Im ewigen Flug lichtvoller Gedanken
Schwebet der Schiller'sche Geist, gleich der unendlichen Zeit;
Und in unendlicher Ruh', ausströmend die Gluth der Empfindung,
Dehnt sich das Goethische Herz, gleichend dem ewigen Raum.

Der Meister.

Zwischen Racinens gefälligem Fleiß, und des muthigen Shakspear's
Wilder Natur, in der Mitt', aber erhöht — in der Kunst
Göttlichen Einfalt — steht der Dichtung strahlender Gottmensch
Goethe, der Mittler, und spricht: Kinderchen! kommet zu mir!

Die Jünger.

Möchten sie hören den Ruf, die lieben poetischen Kleinen —
Nicht ihn hören allein; auch ihn gebührlich verstehn,
Kinder zu sein sich bestrebend, nicht bloß in kindischem Scherzen;
Aber, was wichtiger scheint, auch in dem kindlichen Ernst!

Heideblumen. Amsterdam, 1808. 8. S. 197. ꝛc.

Johann Heinrich Voß.

Sonett an Goethe.

Auch du, der, sinnreich durch Athene's Schenkung,
Dein Flügelroß, wann's unfügsam sich bäumet,
Und Funken schnaubt, mit Kunst und Milde zähmet,
Zum Hemmen niemals, nur zu steter Lenkung:

Du hast, nicht abhold künstelnder Beschränkung,
Zwei Viertling' und zwei Dreiling' uns gereimet?
Wiewohl man hier Kornholz verhaut, hier leimet,
Den Geist mit Stimmlung lähmend und Verrenkung?

Laß, Freund, die Unform alter Troubadouren,
Die einst vor Barbaren, halb galant, halb mystisch,
Ablierten ihr klingelndes Sonette;

Und lächle mit, wo ästhetische Naturen
Mit hohem Sang' und Klingklang' affenhaftisch,
Als Lumpenpilgrim, wallen nach Loretto.

Adam Oehlenschläger.

Vergleichung.

(Voß, Tieck, Goethe, Jean Paul.)

Der Erste sieht als reine Form;
Der Zweite bleibt im Stoff enorm;
Der Dritte einet schön die Zwei;
Der Vierte fühlt wie alle Drei.

Der Erste lebt im Griechenland;
Der Zweite lebt im deutschen Land;
Der Dritte lebt, wie's ihm gefällt,
Den Vierten trifft man in der Welt.

Der Erste meint: So ist es recht;
Der Zweite sagt: So ist es schlecht!
Der Dritte schweigt, und macht es gut.
Der Vierte macht es schlecht und gut.

Ich singe hoch den ersten That;
Den Zweiten lieb' ich früh und spat;
Ich bete fast den Dritten an;
Der Vierte' ist eben recht mein Mann.

Nachschrift.

Ein Jeder macht's so gut er kann.

Gedichte von Adam Oehlenschläger. Tübingen, 1810. 8.

Daniel Amadeus Atterbom.

Dock din friskaste krans bind from åt Tidens Apollon,
Som, ungdomligt antik, thronar i Sångens Olymp
Goethe har sett Poesiens gestalt: på den koradres läppar
Tryckte ambrosiska mön varmt en föryngrande kyss,
Och åt sin evige landsgum hon gaf, till tecken, en stämma,
Der hon i samklang smält Shakespeare's och Euripidès.

Phosphoros. Månadskrift. Upsala, 1810. 8.
p. 98. 99. etc.

Ungenannt.

Goethe's Werke.

Nein! Er altert euch nicht; vergebens harret ihr lauernd,
Doch dem wechselnden Zeit raubt den ätherischen Schmuck:
Kind und Jüngling und Mann sind hier nicht Stufen des Alters;
Immer zugleich keimt, blüht, reifet des Genius Kraft.
Ziehn auch Wolken einmal am Himmel vorüber: es trifft auch
Lenzenwetter, er klärt immer sich göttlicher auf.

1814.

unſre politiſche Stellung ſei weniger hingegeben, als ſie es noch kürzlich war oder ſchien!

Für die Blätter aus dem Schlabrendorf'ſchen Nachlaſſe ſage ich Ihnen herzlichen Dank. Leider fehlen von meinen Briefen aber noch vier Fünftheile, alle von 1810 bis 1815, und dann die von 1819 bis 1823, welche letztere freilich nur wenige ſind. Sollte ſich noch etwas finden, ſo ſei es Ihrer gütigen Sorgfalt empfohlen. Die Blätter, welche von Schlabrendorf's eigener Hand beilagen, ſind mir äußerſt merkwürdig; alſo mit ſolch' mühſamer Sorge arbeitete der Mann ſogar ſeine Briefe aus; ſo vielfach verſuchte er die Anfänge, ſo emſig feilte er Stellen zurecht! Ich hätte das gerade von ihm, der ſprechend ein ſo gewaltiger, kunſtreicher Improviſatore war, am wenigſten gedacht. Im Grunde kommt es freilich auf daſſelbe heraus, ob man die Arbeit, wenn einmal ſolche dabei iſt, vorher im Kopfe oder gleich auf dem Papiere macht. Man kann ſich an eines wie an das andre gewöhnen. Was mir noch irgend aus jenem Nachlaß zukommen ſoll, werde ich dankbar empfangen, und ſofern es zur Herausgabe geeignet iſt, gern mit allem Fleiße dazu vorbereiten. Der junge Graf, der jetzt in Paris iſt, kennt bereits meinen Wunſch und mein Erbieten; Sie werden mich verbinden, ihm beides mit meinen beſten Grüßen zu wiederholen. —

Den Brief des Hrn. Flatters habe ich an ſeine Adreſſe gelangen laſſen. Das ganze Verhältniß, auf welches er ſich bezieht, iſt aber hier ſo unſcheinbar gehalten, ſo gefliſſentlich zurückgezogen, daß ich ſehr zweifeln möchte, ob man auf ſeinen Antrag eingehen werde.

Wir leſen mit Begierde die franzöſiſchen Zeitungen. Auch in dieſer Ferne berührt uns lebhaft die Bedeutung der gegenwärtigen Verhandlungen; ihr Ergebniß wirkt in ganz

Karl Ludwig von Knebel.

An Goethe.

Kränze jeglicher Art hast du dir geflochten, und keine
Blume, kein Zweig, der ziert irgend ein dichterisches Haupt,
Oder den Pallas ertheilt dem treuesten Liebling, ist fremd mehr
Deiner Scheitel; die gab sein ihm geheiligtes Laub
Jeglicher Gott im glänzendsten Schmuck: es strahlt von der Ceres
Herrlicher, als an der Brust Zeichen verschwenderischer Macht!
Nimm die anjetzt, was der Frühling gebiert, die Blümchen der Erde,
Dich zu erwecken zur Lust, nimm die von Veilchen den Kranz.

Sammlung kleiner Gedichte. Leipzig, 1815. 4.
S. 56.

Wilhelm Nienſtädt.

Goethe.

Elegie.

— — — — — — — —

Schwebt zu der Dichter allein durch Nah' und Fernes mit Allmacht,
Und ſo brachteſt du mir Muth und Gelingen und Troſt:
Hilf mir auch jetzt, denn du kannſt, der du ſelbſt hier ſtaunend geweilet,
Dem vor Allen Natur magiſche Worte vertraut;
So gebrechen dir auch der Vorwelt mächtige Geiſter,
Oft zu bedeutſamem Spiel haſt du von dort ſie geweckt.
Und nun forſchet in ſinnender Eil' mein treues Gedächtniß,
Manch ein unſterblich Gedicht ſingt es, mich tröſtend, die nach:
Deine Gebilde, ſie tauſchen erwacht, in ſanftem Gedränge,
Aber vor Allen getreu weilt Euphroſyne bei mir.
Mächtig wirkſt du, und nah't Sie ſchweigen im Buſen die Stürme,
Während gemach, wie ein Traum, ſelige Ruhe mich wiegt. —

Gedichte vermiſchten Inhalts. Von Wilhelm Nienſtädt. Berlin, 1830. 8. S. 137.

Friedrich Schulz.

An Goethe

am 28. August 1819.

Naht Ihm heut alle freundliche Geſtalten,
Die jemals Seinem Blicke ſich gezeigt,
Begrüßet Ihn, den jugendlichen Alten,
Belebt euch friſch und neu, daß ihr Ihm gleicht.
Er wird euch feſt an Seinem Herzen halten,
Denn wer, wie Er, die Menſchengröß' erreicht,
Dem bleibt nur in Erinnerung das Hoffen; —
Dem iſt der Himmel rück- und vorwärts offen!

Berliniſche Nachrichten von Staats- und gelehrten Sachen. 1819. Nro. 103.

Friedrich Förſter.

Goethe's Geburtstag.

Geſungen von der neuen Liedertafel in Berlin am 28. Auguſt 1819.

Zu Frankfurt an dem Main geboren,
Wo die Krone liegt in dem Reich da drauß,
Vor Zeiten feſt mit Wall und Thoren,
Und mit dem alten Römerhaus',
Zu Frankfurt an dem Main geboren
Ward uns ein Knablein ſtark und ſchön,
Zu hohen Ehren auserkoren,
Zu hohen Dingen auserſehn.

Will Keiner ihm die Sterne deuten
Und ſagen von der fernen Luft,
Und was die Himmliſchen bereiten
Am achtundzwanzigſten Auguſt?
Wie ſie geheime Kraft ihm reichen
Und führen ihn in's Leben ein,
Die Sonne in der Jungfrau Zeichen,
Der volle Mond im Gegenſchein!

Kein Weiſer hat ihn angekündet,
Kein Geber von ihm Kindung thut,
Ihm aber ward das Herz entzündet,
Der Geiſt mit gottesſüßer Glut

Ob auch das röm'ſche Reich in Trümmer,
In Scherben auseinanderfällt,
Des deutſchen Volkes Ruhm für immer
Bewahrt der neugeborne Held.

Und ſchlecht und recht nach alter Sitte,
Die ſchwarzen Mäntel angethan,
Den Kantor brummend in der Mitte,
Tritt nun der Schüler Chor heran;
Sie ſtellen ſich im halben Kreiſe,
Sie ſingen alle wohlgeſinnt,
Sie loben Gott nach ihrer Weiſe,
Und Wolfgang Goethe heißt das Kind.

Chor der Schüler.

Die Sonn' iſt mild,
Die Hügel glühn,
Die Traube ſchwillt,
Die Wolken ziehn;
Es ſtrömt der Regen
Der Erd' entgegen,
An Gottes Segen
Iſt alles gelegen.

Und wie die Blüet
In Frühlingsluft
Das Kindlein ruht
An der Mutter Bruſt,
Du ſollt es pflegen,
Am Herzen hegen,
An Gottes Segen
Iſt alles gelegen. Amen.

Schlußvers.

Wohlan! wir haben es erfahren,
Wie ſich bewährt des Segens Kraft,
Und wenn in ſiebzig frohen Jahren
Ein deutſches Dichterherz erſchafft.
Dein Angedenken lief und heute,
Dir, Wolfgang Goethe! gilt der Sang,
Dir tönet hier zum Feſtgeläute
Der helle goldne Becherklang!

Berlinische Nachrichten von Staats- und gelehrten Sachen. 1819. Nr. 105.

Ehrenfried Blochmann.

Am 28. August 1821.

Nehmt's All in Allem kurz: Er iſt ein Mann;
Wir ſehen nimmer wieder ſeines Gleichen.
Und davon iſt das erſt' und letzte Zeichen:
Daß Er kann, was Er will, will, was Er kann.

Nicht Wetterſtrahl iſt's, die je ſein Werk erſtarrt,
Natur und Kraft Ihm Erz und Lorbeern reichen;
Drum ſteht's dann feſt, wie Fels und deutſche Eichen,
Nothwendig, ewig, wie die Parze ſpann.

So hat Natur ſein eignes Sein begründet,
Daß Flamm' und reines Licht uns gleich erfreun,
Achill und Neſtor ſtets in Ihm verbündet.

Zwei Menſchenalter ſah Er ſchon entſchweben;
Er wird, wie hoffen's, bitten's Gott auf's neue,
In Jugendkraft auch mit dem dritten leben!

Zeitung für die elegante Welt. 1821. Den 21. Oktober.

Friedrich Förſter.

Die Muſen und Grazien der Mark.

(Dieſes Gedicht wurde nach einer Kompoſition von Zelter auf dem Landhauſe des Herrn Geh. Ob. Regier. Raths Schulz in Buch bei Berlin am 28. Auguſt 1822. geſungen, wo der Geburtstag des Dichters von theilnehmenden Freunden und Freundinnen gefeiert wurde.)

Freudig treten wir herein,
Bleiben heut nicht ferne,
Grüßen an dem frohen Tag
Gute Freunde gerne.
Und wir wiſſen, wem es gilt,
Und wir ſind's zufrieden,
Daß der Schultheiß in das Dorf
Uns hieher beſchieden.

Hat uns auch der Dichter einſt
Tüchtig ausgeſcholten,
Da wir ſeinen hohen Ruf
Nicht vernehmen wollten;
Sind wir ſchon zu dieſer Friſt
Traulich ihm verſchwiſtert,
Denn wir blieben hier zu Land
Doch nicht ganz verbiſſert.

Wurden wir doch in Berlin
Selber noch begeiſtert,
Da der Geiſt von Hegel ſich
Unſres Sion's bemeiſtert.
Und ein Wirthshaus fanden wir
Wirklich ſonder Gleichen,
Tranken heut kein ſaures Bier
Drüben in Werneuchen.

Auch zu Felde zogen wir
Über'n Rhein hinüber,
Haben dort mit ausprobirt
Das Kanonenfieber;
In Champagne haben wir
Uns manifeſtiret,
Und zuletzt ſelbſt in Paris
Glücklich triumphiret.

Wie es nun dem Dichter ſo
Brav mit uns gelungen,
Hat er auch den andern Feind
Ritterlich bezwungen.
Newton ruft aus fernem Grab:
„In Berlin, auf Ehre!
Lehret Henning öffentlich
Goethe's Farbenlehre.“

Götter nehmen willig an,
Was ſie uns gegeben.
Ceres ihren goldnen Halm,
Bacchus ſeine Reben.

Himmelslicht und Liebesluſt
Gab uns unſer Dichter,
Nehm' er gern von uns zurück
Lied und Liebeslichter!

Flieg. Bl. gedr. Berlin, 1822.

Europa nach. Der Stand der Dinge in Paris ist noch immer die allgemeine Richtschnur; unwillkürlich stellen sich überall die Gesichtspunkte so, wie sie dort gerade gelten. Die Preßfreiheit Karl's X. übt einen stillen, aber unwiderstehlichen Einfluß auf alle Zensur. —

Den 4. März 1825.

Wieder so lange hat mein Brief gelegen! Ich schließe ihn endlich für den morgenden Kourier, den mir Herr von Stägemann angekündigt hat. Empfangen Sie nochmals unsre innigsten Grüße und die Versicherung der treusten Empfindungen, in denen wir Ihnen angehörig sind!

Leben Sie wohl, mein verehrtester Freund, und gedenken Sie auch unser in Wohlwollen. Der Himmel wende alles zum Guten!

Innigst und eifrigst

Ihr

K. A. V. v. E.

56.

Varnhagen an Oelsner.

Berlin, den 21. April 1825.

Ich schreibe flüchtig diese Zeilen, um Ihnen, Hochverehrtester, den Ueberbringer, unsern wackern jungen Freund, Hrn. Dr. Gans, angelegentlichst zu empfehlen! Er reist in wissenschaftlichen Zwecken nach Paris und ist für dieselben durch den Fürsten von Wittgenstein, Grafen von Lottum und

M.

Götz von Berlichingen, mit der eisernen Hand. Ein Schauspiel. 1773. 8.

Wir zeigen unsern Lesern jetzo ein Drama an, bei dem unsere kritischen Linné's staunen, und ungewiß sein werden, in welche Klasse sie es setzen sollen: ein Stück, worin alle drei Einheiten auf das grausamste gemißhandelt werden, das weder Lust- noch Trauerspiel ist: und doch das schönste interessanteste Monstrum, gegen welches wir hundert von unsern komisch-weinerlichen Schauspielen austauschen möchten. —

Wir wissen nicht, ob der Verfasser das Glück oder Unglück haben wird, mehr solche schwache Leser anzutreffen, als wir aufrichtig gestehen, daß wir gewesen sind. Wir hatten dies Schauspiel, wie der Verfasser es nennt, schon mehrmalen gelesen, und glaubten, daß wir durch diese so kurz hinter einander wiederholte Lektür unsere Empfindungen bis auf einen Grad von Mäßigkeit herabgestimmt hätten, der nöthig ist, um allen den angenehmen sowohl, als unangenehmen Eindrücken einer Lektür nachzuspüren, und, ruhig über unsere Vergnügungen rai-

sonniren zu können. Aber diese ersten Versuche waren noch immer vergeblich: ehe wir es uns versahen, waren wir wieder mitten im Taumel der Empfindung, und alle Regeln, selbst der Vorsatz zu kritisiren, verschwanden, wie Schattenbilder, vor dieser kräftigen Sprache des Herzens.

Wahrhaftig denjenigen würden wir sehr bedauren, der Muße genug gehabt hätte, während der ersten Durchlesung dieses interessanten Stücks zu bemerken, daß der Verfasser fast auf allen Seiten gegen die Vorschriften der Kritik gesündiget: uns war dies das sicherste Kriterium des Genies, daß der unbekannte Verfasser uns in einer so fortdauernden Täuschung, und in einem so ununterbrochenen Genusse erhalten hatte, die uns nicht erlaubten, an Urtheil und Vergleichung zu denken. — — Wie würden Feinde unsers eigenen Vergnügens sein, wann wir ein kühnes Genie, das die Schranken der Dichtkunst so sehr erweitern, und so viele unbebaute Gefilde urbar zu machen, die Absicht hat, gleich im Anfange abschrecken wollten. — —

— Aber alle diese kleine Mängel werden durch den unvergleichlichen nirgends ermatteten Dialog, durch das große Talent, rührende Situationen zu erfinden, und wie Shakespear durch die kleinsten unbeträchtlichsten Umstände den Leser in gewaltsame, hinreißende Empfindungen zu versetzen, endlich durch die meisterhafte, den Personen und

Situationen ſtets angemeſſene Sprache, und den allenthalben herrſchenden, niemahls prahlenden philoſophiſchen Geiſt unmerklich gemacht. — Selten unterwirft ſich der Verfaſſer dem Zwange der klügelnden Kritik, bleibt aber den Eingebungen des Genies und des Herzens deſto getreuer. — Allenthalben ein ſo warmer, innigſt beſchäftigender Dialog, der, faſt möchten wir es ſagen, Erzählung ſelbſt in Aktion verwandelt! — Gewiß ſo ſehr als Shakeſpear, hat der Verfaſſer die Sprache ſeines Dialogs, nach den herrſchenden Empfindungen einer jeden handelnden Perſon zu ſtimmen, und noch mehr als der Engländer ſich in Acht zu nehmen gewußt, wahre Empfindungen nicht durch eine Fluth von prächtigen Deklamationen und Moralen zu ertränken. Das ganze Drama iſt ein Beweis dieſes ſo ſeltenen Talents: nirgends aber hat der Verfaſſer es in einem größeren Lichte gezeigt, als in der vortrefflichen Scene, wo Maria den ſterbenden Weislingen beſucht. —

Von Shakeſpear's hohem Genius geleitet, findet der Verfaſſer in den gleichgültigſten Handlungen reichen dramatiſchen Stoff, und ſchafft ſie mit bildender Hand in die hinreißendſten Auftritte um. Man leſe die Scene S. 134. und beſonders die darauf folgende, wo Götz bei einem Heldenmahle mit dem fröhlichſten und lebhafteſten Muthe, weder durch das ausgeſtandene Ungemach, noch durch die traurigen Ausſichten geſchwächter Empfindungen der

Freiheit, seinen letzten Wein eintröpfelt. Nie ist eine so rührende Gesundheit ausgebracht worden: und der müßte in der That verstockte Drüsen haben, der nicht erst seine Augen auszutrocknen nöthig hätte, bevor er weiter lesen könnte.

— Neue aus dem Innersten der menschlichen Seele hergeholte, und nachlässig hingeworfene Beobachtungen wird man sehr häufig finden. — Selbst die dem Verfasser eigenthümliche Laune ist mit tief eindringender Philosophie genährt, und erregt mehr Nachdenken, als bachanalisches Lachen. —

Der teutsche Merkur. 1773. Bd. III. S. 267—287.

Christoph Martin Wieland.

Über das Schauspiel, Götz von Berlichingen mit der eisernen Hand.

— Ferne sei es von mir, daß ich den Verfasser des Götz von Berlichingen — der eine eigene Freude daran haben soll, Personal-Satyren auf den Ersten den Besten, der ihm in den Wurf kömmt, zu machen — durch diese kleine Apologie bestechen wollte, meiner zu schonen, wenn es ihm einmal wieder einfallen sollte, in einem Anstoß von Laune sich lustig mit mir zu machen! Ich gönne einem jeden seine Freude, und wiewohl der Muthwille an einem Knaben eine Unart ist, so wünschte ich mir doch keinen Jungen, der nie in dem Falle wäre, die Ruthe zu verdienen. Junge muthige Genien sind wie junge muthige Füllen; das strotzt von Leben und Kraft, tummelt sich wie unsinnig herum, schnaubt und wiehert, wälzt sich und bäumt sich, schnappt und beißt, springt an den Leuten hinauf, schlägt vorn und hinten aus, und will sich weder fangen noch reiten lassen. Desto besser! denn wenn es, ut iniquae mentis asellus, die Ohren sinken ließe, und die Lenden schleppte, würde jemals ein Bucephalus oder

Brigliador daraus werden können? Praecipitandus est liber spiritus — Da ist kein ander Mittel! Man muß die Herren ein wenig toben lassen; und wer etwa von ungefähr — denn sie meinen es selten so übel — von ihnen gebissen oder mit dem Huf in die Rippen geschlagen wird, betrachte sich als ein Opfer für das gemeine Beste der gelehrten Republik, und tröste sich damit, daß aus diesen nämlichen wilden Jünglingen, sofern sie glücklich genug sein sollten in Zeiten auszutoben, noch große Männer werden können; wiewohl dies freilich dem einen und andern schon mißlungen ist, und auch fernerhin zuweilen mißlingen dürfte.

— Genie, Wissenschaft, gutes Herz! dies ist just als ob jemand Feuer im Busen trüge, das kann nicht lange verborgen bleiben! Und so wie ich mich kenne, bin ich gewiß, daß wir am Ende noch sehr gute Freunde werden müssen. Aber zu unserm **Götz von Berlichingen!**

Immerhin sei dies Schauspiel — das man nicht aufführen kann — bis uns irgend eine wohlthätige Fee ein eigen Theater und eigene Schauspieler dazu herzaubert — immerhin sei es ein schönes Ungeheuer. Möchten wir viele solche Ungeheuer haben! Der Fortschritt zu wahren Meisterstücken würde dann sehr leicht sein. Wer hat es gelesen, ohne zu fühlen, (wenn er auch nicht sagen konnte, wie und warum) daß ihm nicht leicht eine andre Lektüre (immer nehme ich Emilie Galotti aus) mit solcher

Gewalt ergriffen, so stark interessirt, so mächtig erschüttert, so durchaus vom ersten Zug bis zum letzten in die Begeisterung des Dichters hineingezogen, und aus ununterbrochene Anschaun der lebendigen Gemählde, die er, ut Magus, vor unsern Augen vorbeiführt, angeheftet habe? — Welche Wunder sollte der Genie, der dies gethan hat, nicht auf unserer Schaubühne wirken können, wenn es ihm einfiele, Schauspiele zu schreiben, die man aufführen könnte?

Aber was der Dichter antworten wollte, wenn man ihn fragte: warum er sein Drama gerade in fünf Akte getheilt habe? — Wenigstens nicht dem Aristoteles zu gefallen. Er hätte, nach seiner Weise, vier, sechs, sieben, und, wenn es ihm beliebt hätte, siebenmal sieben Akte machen können. Die chinesischen Schauspieler führen Tragikomödien auf, die oft acht Tage währen, sagt man uns. Warum sollten wir an einem Drama, das nicht zum Aufführen bestimmt ist, nicht acht Tage lesen können? Wollte Gott, Götzens Verfasser gäb' uns ein ganzes Jahrhundert in einer tragikomischen Farce, die im Geiste seines Götzens geschrieben wäre: möchte sie doch dreihundert und fünf und sechzig Akte haben!

Die Recension meint: die Karaktere der Frauenzimmer wären dem Dichter weniger geglückt, als die männlichen; und auch hierin, glaube ich, hat sie unrecht. Nichts vom Worte geglückt zu sagen, welches nirgends weniger als auf ein Stück paßt, wo Laune und Genie alles, und

das Glück gewiß nichts, gethan haben — so däucht mich, der größte Meister in weiblichen Karaktergemählden, Shakespear selbst, sei nirgends größer in dieser Art von Mahlerei als unser Dichter in seinen Gemählden von Maria, Elisabeth und Adelheid. — Mir hat in dem ganzen Stücke nur eine Stelle das Herz umgekehrt und Thränen der tiefsten Empfindung aus den Augen gepreßt — und diese ist, in der Scene zu Jaxthausen, wo Götz, da es nun mit ihm bis auf's Äußerste gekommen ist, seine Schwester und seinen Freund Sickingen nöthigt sich zu entfernen. Die ganze Scene ist ein Meisterstück von erhabner Einfalt, wahre, ungekünstelte, im höchsten Grade rührende Natur! Maria und Sickingen haben sich nun endlich aus Götzens und Elisabeths Armen gerissen. Ich trieb sie, sagt Götz, und da sie geht, möcht' ich sie halten. Elisabeth, du bleibst bei mir. „Bis in den Tod," antwortet Elisabeth. — Dies einzige Wort, in der Situation, in dem Augenblicke, wo es gesagt wird, ist unendlichmal mehr als alle die schönen Tiraden, die der beste französische Poet sie hätte herdeklamiren lassen. Es stellt ein Weib vor meine Seele, die des größten Helden würdig ist; ein Weib, die durch dies einzige „bis in den Tod," so schön und groß als alle Alcesten, Pantheen, Portien und Arrien der Fabel und der Geschichte in meinen Augen wird. — —

Der teutsche Merkur. 1774. Bd. VI. S. 321. ff.

Ungenannt.

Götz von Berlichingen mit der eisernen Hand. Ein Schauspiel. 1773. 8.

Eine frühere Anzeige dieses Schauspiels in unsrer Bibliothek hätte das Publikum zu keiner günstigern Aufnahme, zu keiner allgemeinern Bewunderung desselben ermuntern können, als es beides dem Verfasser und dem Meisterstücke seines Genies mit so vielem Rechte bereits geschenkt hat. Alle Zergliederung der mannigfaltigen einzelnen Schönheiten dieses Schauspiels würde nunmehr zu spät und überflüssig sein, da jedermann es schon gelesen und wieder gelesen, auch ein Theil des Publikums die theatralische Vorstellung desselben mit angesehen hat, die manche Leser ihm vorher kaum zu weißagen sich getraut hätten. — Die äußerst häufige Veränderung des Schauplatzes war gewiß bei ihm kein Behelf, sondern vorsetzliche Losmachung von Regeln, nach denen er nun einmal nicht arbeiten wollte. Daß er diese Regeln überhaupt für überflüssig gehalten, und das große Verdienst der wahren dramatischen Kunst so ganz verkannt haben sollte, können wir ihm unmöglich zutrauen, ihm, der nicht nur in der

meiſterhafteſten Zeichnung und Gegeneinanderſtellung ſeiner Karaktere, Götzens und ſeines Sohns, Eliſabeths und Mariens, Weislingens und Sickingens ꝛc. ſondern auch in der Art, wie er uns mit dieſen Karakteren bekannt macht, in den vortrefflichen Scenen zwiſchen Götz und dem Bruder Martin, zwiſchen Götz und Weislingen, zwiſchen dem letztern und Adelheid, zwiſchen dieſer und Franz, u. ſ. f. und in der endlichen Entſcheidung der Schickſale ſeiner Perſonen, ſo viel wahre und ſeltne Einſicht in die Kunſt gezeigt hat. — Dem ungeachtet ſehen wir es völlig ein, und erkennen es mit der dankbarſten Empfindung, daß unſre Nation an dieſem Schauſpiele ein Werk erhalten hat, worauf ſie ſtolz ſein darf.

Allgemeine deutſche Bibliothek. 1775. Bd. XXVII. S. 361.

Freiherrn von Altenstein an geeigneten Orten nachdrücklichst empfohlen; er soll es aber auch bei Ihnen sein, denn ich gönne ihm von Herzen, was ich mir selbst, wenn ich an seiner Statt zu reisen hätte, aus aller Fülle am eifrigsten zueignete! Der junge Rechtsgelehrte wird Ihnen gefallen; er hat ausgezeichneten Geist, großen Scharfsinn, weitreichende Kenntniß, dabei den trefflichsten Willen, verbunden mit dem tüchtigsten Muth, welchen er in so jungen Jahren schon mehrmals zu bewähren veranlaßt war. Dem eingewurzelten Ansehen der Herren von Savigny und Konsorten den Krieg zu machen, kann für ein Wagestück gelten. Sie werden aber schon vernommen haben, daß dieser Krieg auch mit Erfolg geführt wird. Die Regierung selbst sieht es vielleicht nicht ungern, daß jene Herren etwas Boden verlieren. — Herr Dr. Gans wird Ihnen viel von unsern hiesigen Sachen erzählen können. Im Ganzen ist es noch, wie es war, als ich Ihnen zuletzt schrieb. Die Ersparnisse wirken fort als eine Art Ausnahmegesetz gegen Unbegünstigte; für Begünstigte sieht man keine Wirkung davon. — Es wird nicht viel sein, sagte Herr von Stägemann so witzig als treffend, was die neue Einrichtung mehr kosten wird! — Das Finanzministerium will niemand haben, das der Justiz, scheint es, soll niemand bekommen! Für Hrn. von Beyme scheint wenig Aussicht, was mir sehr leid ist.

Ich sage Ihnen nichts von mir. Zwar bin ich von Seiten der Behörde nicht mehr unbeschäftigt, allein es fehlt noch viel, daß ich wüßte, wie ich eigentlich daran bin. Schweigen wir davon! —

Der abscheuliche Artikel im „Constitutionnel“ in Betreff des Kronprinzen hat hier großes Aergerniß verursacht. Man zerbricht sich den Kopf, aus welcher Quelle dergleichen kommen könnte? —

Ungenannt.

Über Götz von Berlichingen. Eine dramatiſche Abhandlung. Leipzig. 1774. 8.

S. Allgemeine deutſche Bibliothek. 1775. Bd. XXVII. S. 365.

Christoph Martin Wieland.

— Ich verlange nicht zu läugnen, was Herr von Ayrenhof zu glauben scheint und häufig zu verstehen giebt, daß Götz von Berlichingen wenigstens eben so viel unschuldigen Anlaß zu dem Unfug, welchen Leute von sehr verschiedener Art seit zehn Jahren auf unsern Schaubühnen angerichtet, gegeben hat, als Shakespear selbst. Aber ich läugne schlechterdings, daß der Verfasser Götzens die Absicht dabei gehabt habe, ein gangbares Stück für unsre meistens herumziehende Schauspielertruppen zu verfertigen. — Vermuthlich fühlte er sich damals stark versucht, dem Ruf seines Genius, der ihn in die dramatische Laufbahn zog, nachzugehen. Er wollte vielleicht durch diesen ersten Versuch bloß seine Sendung vor den Augen der Nation legitimiren; und er zeigte uns, was der in der Folge leisten könnte, der so anfing. Das Publikum erstaunte über das Wunderding, wurde anfangs von der Menge und Mannigfaltigkeit so ganz ungewohnter Schönheiten geblendet, aber bald durch die Wahrheit der Natur und den lebendigen Geist, der in so vielen, so ungleichartigen Personen von allen Ständen, vom Kaiser Max bis

zum Reitersjungen, und vom Reitersjungen bis zum Zigeunerbuben herab, athmet, hingerissen und überwältiget. In der ersten Entzückung war nur Eine Stimme. Die kleine Anzahl der Kenner von gesundem Gefühl und unbefangenem Kopf, die an keine künstlichen und abgeredeten Formen so gewöhnt waren, daß der Mangel derselben sie gegen die kleinste Schönheit eines Werkes, das die Natur so sichtbarlich mit dem Stempel des Genies bezeichnet hatte, unempfindlich hätte machen können: diese Wenigen sahen mit herzlicher Freude, vielleicht auch mit Eifersucht, Shakespears Genius in einem jungen Deutschen wieder aufleben; und versprachen unsrer Litteratur und Schaubühne die herrlichsten Früchte von der völligen Reife eines Geistes, dessen erstes Produkt schon so viel männliche Stärke, so viel überlegenden Verstand, eine so kräftige und doch schon so gebändigte Einbildungskraft, ein so richtiges Gefühl dessen, was im Menschen natürlich und was konventionell ist, einen so fein unterscheidenden Sinn für das, was Jahrhunderte, Zeitepochen, Stände, Geschlechter, und einzelne Personen karakterisirt, zu Tage legte. Das Schicksal scheint in Rücksicht auf die Bühne diesen Hoffnungen nicht günstig gewesen zu sein. Aber wer die Iphigenia in Tauris, eine noch ungedruckte Tragodie in Jamben, von eben diesem Verfasser, eben so ganz im Geiste des Sophokles als sein Götz im Geiste Shakespears geschrieben, und (wenn ja in Regelmäßigkeit

ein so großer Werth liegt) regelmäßiger als irgend ein französisches Trauerspiel, — wer (sage ich) diese Iphigenia gelesen, oder gehört hat: wird keinem warmen Freunde unsrer Litteratur verdenken, wenn ihm, auch in Absicht dieses Falles, einige demüthige Zweifel gegen Meister Pangloſſens Lieblingssatz aufstoßen. Welcher andre, als ein Dichter, der, je nachdem ihn sein Genius trieb, mit gleich glücklichem Erfolge, mit Shakespearn oder Sophokles um den Preis ringen konnte, würde geschickter gewesen sein den Gebrechen unsrer Schaubühne abzuhelfen, den Ausschweifungen der Nachahmer Einhalt zu thun, und durch Verbindung der Natur, welche die Seele von Shakespears Werken ist, mit der schönen Einfalt der Griechen, und mit der Kunst und dem Geschmacke, worauf die Franzosen sich so viel zu gute thun, unsrer dramatischen Muse einen eigenthümlichen Karakter und einen Vorzug zu verschaffen, den ihr keine andre Nation so leicht hätte streitig machen können?

Briefe an einen jungen Dichter. 1784.

Friedrich der Große.

Pour vous convaincre du peu de goût qui jusqu'à nos jours règne en Allemagne, vous n'avez qu'à vous rendre aux spectacles publics. Vous y verrez représenter les abominables pièces de Shakespear traduites en notre langue, et tout l'auditoire se pâmer d'aise en entendant ces farces ridicules et dignes des sauvages du Canada. Je les appelle telles, parce qu'elles pèchent contre toutes les règles du théâtre. — — On peut pardonner à Shakespear ces écarts bizarres; car la naissance des arts n'est jamais le point de leur maturité. Mais voilà encore un *Goetz de Berlichingen* qui paraît sur la scène, imitation détestable de ces mauvaises pièces anglaises, et le parterre applaudit et demande avec enthousiasme la répétition de ces dégoûtantes platitudes. Je sais qu'il ne faut point disputer des goûts; etc.

De la littérature allemande. Berlin, 1780. 8. p. 46.

Benjamin Conſtant.

Dans le Goetz de Berlichingen de Goethe, ce guerrier, assiégé dans son château par une armée impériale, donne à ses soldats un dernier repas pour les encourager. Vers la fin de ce repas, il demande du vin à sa femme, qui, suivant les usages de ces tems, est à la fois la dame et la ménagère du château. Elle lui répond à demi-voix qu'il n'en reste plus qu'une seule cruche qu'elle a réservée pour lui. Aucune tournure poétique ne permettrait de transporter ce détail sur notre théâtre: l'emphase des paroles ne ferait que gâter le naturel de la situation, et ce qui est touchant en allemand, ne serait en français que ridicule. Il me semble néanmoins facile de concevoir, malgré nos habitudes contraires, que ce trait, emprunté de la vie commune, est plus propre que la description la plus pathétique à faire ressortir la situation du héros de la pièce, d'un vieux guerrier, couvert de gloire, fier de ses droits héréditaires et de son opulence antique, chef naguère de vassaux nombreux, maintenant renfermé dans son dernier asile, et luttant avec quelques

amis intrépides et fidèles contre les horreurs de la disette et la vengeance de l'empereur.

Wallstein, tragédie etc. Par Benjamin Constant de Rebecque. A Genève. 1809. 8. Réflexions sur le théâtre allemand p. 17.

Christoph Martin Wieland.

Götter, Helden und Wieland. Eine Farce. Auf Subscription gedruckt. Leipzig 1774. 8.

Der Herr D. Goethe, Verfasser dieses Werkleins, nachdem er uns in seinem Götz von Berlichingen gezeigt hat, daß er Shakespear sein könnte, wenn er wollte: hat uns in dieser heroisch-komisch-farcicalischen Pasquinade gewiesen, daß er, wenn er wollte, auch Aristophanes sein könne. Denn so wie es ihm in diesem kritischen Weerekeek Roar Roar beliebt hat, mit Wieland und Wielands Alceste sein Spiel zu treiben, so trieb es Aristophanes ehemals mit dem nämlichen Euripides, welchen Herr Goethe hier, mit der ihm eignen Laune, dem Verfasser des Singspiels Alceste auf den Kopf treten läßt. Wir empfehlen diese kleine Schrift allen Liebhabern der pasquinischen Manier als ein Meisterstück von Persiflage und sophistischem Witze, der sich aus allen möglichen Standpunkten sorgfältig denjenigen auswählt, aus dem ihm der Gegenstand schief vorkommen muß, und sich dann recht herzlich lustig darüber macht, daß das Ding so schief ist!

Der teutsche Merkur. 1774. Bd. VI. S. 351.

Johann Wilhelm Ludwig Gleim.

Halberstadt, den 30 Oktober 1774.

— Goethe mag wohl ein trefflicher Mann sein. Seine Bücher sind alle recht nach meinem Sinn. Die Leiden des jungen Werthers haben wir noch nicht. Es ist ein unausstehlich faules Wesen in unserm ganzen lieben Vaterlande, lieber Sohn, und doch, wir müssens lieben, und suchen unsre Leute immer besser zu machen. Mit einem Dutzend Gellerten wird nichts! Ein Dutzend Goethen, und ein Dutzend deines Feuers, bester Sohn, die könnten helfen! Laß, um deines guten Vaters willen, mein lieber Sohn, von keinem Sittenlehrer dich verführen; es ist ein dummes, böses Volk, hat es in Worten, und sitzt im Lehnstuhl, thut nichts Böses, aber auch nichts Gutes, sperrt's Maul auf, wenn ein froher Mann ein Liedlein singt. —

Briefe zwischen Gleim, Wilhelm Heinse und Johann von Müller ꝛc. Bd. 1. S. 204.

Christoph Martin Wieland.

Clavigo, ein Trauerspiel von Goethe. Leipzig, 1774. 8.

— Wenn nicht von dem, der viel hat, viel gefordert würde, so würde ich den Verfasser ohne Einschränkung loben. Bei so mancher Stelle, woran man den Meister erkennt, scheint er sich zuweilen vom Dialog in den Erzählungston zu verlieren, nicht immer gleich lebendige Gemählde zu geben, zuweilen ein wenig rednerisch überzuströmen, auch mit unter zu lang reden zu lassen. —

Die Leiden des jungen Werthers, zwei Theile. Leipzig, 1774. 8.

Nicht Leiden in dem Sinne, wie sonst die Romanhelden zu Wasser und zu Lande tausend Fährlichkeiten auszustehen hatten, sondern ein Gemählde eines innern Seelenkampfes, wie der nur entwerfen kann, der den Schöpfer des Hamlet und des Othello studirt hat. — Hier in einer langen Reihe von Briefen können wir den Karakter nach allen seinen kleinen Bestimmungen, so durchschauen, daß wir ihn selbst an den Rand des Abgrundes

Leben Sie wohl und laſſen Sie uns muthig die Zeit der Prüfungen weiterwandeln; es müſſen uns auch noch ſchöne Tage beſchieden ſein! Meine Frau grüßt herzlichſt.

Treuergeben

Ihr

K. A. V. v. E.

57.

Oelsner an Varnhagen.

Paris, den 12. Juni 1825.

Ihre vielgeliebten Briefe vom 12. und 25. Februar, hochverehrteſter Freund, waren ziemlich verſchollenen Datums, als ich ſie empfing. Hatte deſſen ungeachtet ihr Inhalt nicht im mindeſten gealtert, ſo rührt das von dem Stempel her, den Sie den Gegenſtänden aufdrücken, oder vielmehr von dem Wunderſpiegel eines Geiſtes, der alles, was ſich ihm unterzieht, lebendig immerdar und friſch erhält. Daß Ihre Rangerhebung mich von Herzen freue, brauche ich Ihnen nicht zu betheuern. Es giebt Umſtände, wo ein bloßer Titel von großer Wichtigkeit iſt. In einem ſolchen Falle befinden Sie ſich. Hiezulande begreift man wenig von dergleichen Verhältniſſen, ſobald ſie auswärtig, ſelbſt wenn ähnliche einheimiſch ſind. Jenes Löbliche aber beſitzt Frankreich, daß Abſchattung oder gar Abweſenheit der Titulatur keinen Grobheiten bloßſtellt, während man in Deutſchland ohne den Schirm eines Titels, oder nur mit dürftigem Schirm verſehen, die unwürdigſten Familiaritäten zu befahren hat, von Seiten der Vornehmen und ihrer Lakaien. Daher betrete ich ungern deutſchen Boden. Ginge ich über den Rhein, ſo

begleiten. Und der Dichter hat ihn wie Pygmalions Bildſäule ſo beſeelt, daß wir ihn vor Augen zu ſehen glauben, und kein einziger Zug von ihm unkenntlich bleibt. Einen einzelnen Selbſtmörder rechtfertigen, und auch nicht rechtfertigen, ſondern nur zum Gegenſtande des Mitleids zu machen, in ſeinem Beiſpiele zu zeigen, daß ein allzuweiches Herz und eine feurige Phantaſie oft ſehr verderbliche Gaben ſind, heißt keine Apologie des Selbſtmords ſchreiben. Dennoch iſt dieſer gewöhnliche Fehlſchluß auch bei dieſem Buche gemacht worden, unerachtet der Verfaſſer ausdrücklich die Erzählung nur denen zum Troſte empfiehlt, die aus Geſchick oder eigner Schuld keinen beſſern finden können. Unzufriedenheit mit dem Schickſale iſt eine der allgemeinen Leidenſchaften, und daher ſympathiſirt hier jeder, zumal da Werthers liebenswürdige Schwärmerei und wallendes Herz jeden anſtecken müſſen. Außer der Kunſt des Verfaſſers, die Nüancen aller Leidenſchaften zu treffen, verdient die populäre Philoſophie Lob, womit er ſein ganzes Werk durchwürzt hat. „Ich will das Gegenwärtige genießen, und das Vergangne ſoll mir vergangen ſein,“ und hundert ſolche Maximen, die aus Werthers nicht miſanthropiſchen ſondern bewegten Herzen fließen, machen mehr Eingang, als die ſtrotzenden Predigten unſrer täglichen Romane.

Der teutſche Merkur. 1774. Bd. VI. S. 238 ff.

Gotthold Ephraim Leſſing.

Haben Sie tauſend Dank für das Vergnügen, welches Sie mir durch Mittheilung des Goethiſchen Romans gemacht haben. Wenn aber ein ſo warmes Produkt nicht mehr Unheil als Gutes ſtiften ſoll, meinen Sie nicht, daß es noch eine kleine kalte Schlußrede haben müßte? Ein Paar Winke hinterher, wie Werther zu einem ſo abentheuerlichen Karakter gekommen; wie ein andrer Jüngling, dem die Natur eine ähnliche Anlage gegeben, ſich davor zu bewahren habe. Glauben Sie wohl, daß je ein römiſcher oder griechiſcher Jüngling ſich ſo, und darum, das Leben genommen? Gewiß nicht. Die wußten ſich vor der Schwärmerei der Liebe ganz anders zu ſichern; und zu Sokrates Zeiten würde man eine ſolche ἐξ ἔρωτος κατοχὴ, welche τὸ τολμᾶν παρὰ φύσιν antreibe, nur kaum einem Mädelchen verziehen haben. Solche kleingroße, verächtlichſchätzbare Originale hervorzubringen, war nur der chriſtlichen Erziehung vorbehalten, die ein körperliches Bedürfniß ſo ſchön in eine geiſtige Vollkommenheit zu verwandeln weiß. Alſo, lieber Goethe, noch ein Kapitelchen zum Schluſſe; und je cyniſcher, je beſſer! —

— Daß Götz von Berlichingen großen Beifall in Berlin gefunden, iſt, fürchte ich, weder zur Ehre des Verfaſſers, noch zur Ehre Berlins. Meil hat ohne Zweifel den größten Theil daran. Denn eine Stadt, die kahlen Tönen nachläuft, kann auch hübſchen Kleidern nachlaufen. Wenn Ramler indeß von dem Stücke ſelbſt franzöſiſch urtheile, ſo geſchiehe ihm ſchon recht, daß der König auch ſeine Oden mit den Augen eines Franzoſen betrachtet. Haſt du Goethens Farce wider Wielanden geſehen? —

— Ich liefe wirklich Gefahr, über das theatraliſche Unweſen (denn wahrlich fängt es nun an in dieſes auszuarten) ärgerlich zu werden, und mit Goethen, trotz ſeinem Genie, anzubinden. —

Leſſings Briefe, vom Jahre 1774.

Chriſtian Garve.

Breslau, den 15. November 1774.

Ich habe die Leiden des jungen Werther geleſen; und ſie haben auf mich den größten Eindruck gemacht, den irgend ein Buch dieſer Art ſeit langer Zeit gemacht hat. Dieſes Einzige iſt ſchon ein großes Verdienſt des Werkes in meinen Augen, weil ich ſo lange faſt durch keine andere Leiden, als durch meine eignen, ſtark gerühret worden bin; und weil dieſe Rührung bei fremder Noth etwas ſo angenehmes und befriedigendes für die Seele iſt. Ich habe alſo bisher noch gar nicht daran gedacht, was dieſes Buch auf andre Gemüther für Wirkung thun könne. Auf mich hat es dieſe gethan: erſtlich, daß ich von wirklicher Hochachtung, Liebe und Mitleiden gegen den jungen Menſchen eingenommen worden bin, der eine ſo edle Seele, eine ſo lebhafte Empfindungskraft, und einen ſo tiefdringenden Verſtand ganz in einen einzigen Gegenſtand verſenkte, und in demſelben verzehrte. Sodann bin ich mit ihm in ſeine Lotte verliebt worden, ſo wenig ich auch noch von ihr weiß. Aber das Wenige iſt etwas ſehr gutes, und ſeine Leidenſchaft ſteckt an. Endlich habe ich, bei der

Vorausſetzung, daß der Fond der Geſchichte wahr ſei, mich damit getröſtet, daß nicht bloß Wuth und Gottesvergeſſenheit, ſondern Liebe gegen ein anderes Geſchöpf, mit zu heftiger Begierde nach einer höhern Vollkommenheit verbunden, ſeinen letzten ausſchweifenden Schritt hervorgebracht hat. —

— Daß in dem Verfaſſer kein gemeiner Geiſt wohnt: das erkenne ich, wie ich glaube, mit Gewißheit. Und von einem ſolchen wird unſer Vaterland mit der Zeit immer mehr reife und genießbare Früchte zu erwarten haben.

Breslau, den 21 October 1791

Daß Goethe bei uns einige Wochen lang geweſen iſt, habe ich Ihnen glaub' ich, ſchon geſagt. Ich will glauben, daß das, was in gewiſſen Augenblicken Stolz zu ſein ſcheint, im Grunde nur Zurückhaltung iſt. Er kann nur auf eine einzige Art ſein, (um ſeiner eigenen metaphyſiſchen Art zu reden mich zu bedienen). Um vertraulich und offenherzig mit jemanden zu werden: muß er ſich erſt in dieſen Ton hineinfinden. Sein Taſſo iſt das letzte treffliche Produkt ſeiner Muſe. —

Briefe von Chriſtian Garve an Chriſtian Felix Weiße. Breslau, 1803. Thl. I. S. 86. ꝛc.

Ungenannt.

Über die Leiden des jungen Werthers. Gespräche. Berlin, 1775. 8.

Ch. Vanderbourg.

Quelques écrivains célèbres ont prouvé, par des exemples, que les romans peuvent, en d'habiles mains, devenir aussi instructifs, aussi moraux, que beaucoup de productions philosophiques, et par conséquent plus utiles parce qu'ils sont plus attrayans. Je n'ai pas besoin de nommer ici, pour prouver cette assertion, les romans de Richardson et de Fielding, dont l'Angleterre s'honore, ni ceux de J. J. Rousseau, si célèbres parmi nous. L'Allemagne me fournirait aussi des preuves non moins victorieuses de ce que j'avance, si les bons auteurs de ce pays étaient connus en France comme ils méritent de l'être. Je pourrai du moins citer *les Passions du jeune Werther*, que j'y ai vues entre les mains de tout le monde et *l'Agathon* de Wieland, dont je sais qu'il existe une traduction.

Traduction de Woldemar. Paris, an IV 8. préface p. 8.

James Bell.

Letters from Wetzlar, written in 1817, developing the authentic particulars in which the Sorrows of Werter are founded. By Major James Bell. London, 1821. 8.

Friedrich Schulz.

Theater.

Seit beinahe einem halben Jahrhundert iſt Stella der Leſewelt bekannt. Die Zeit, in der dies Drama hervortrat, der Geiſt, den es darſtellt, und der faſt ein Kind des genialen Kopfes, der es ſchuf, zu nennen iſt: — wenige unter den gegenwärtig Lebenden werden eine deutliche, geſchweige eine lebendige Vorſtellung davon ſich zu machen vermögen. Dieſer Geiſt hängt innig zuſammen mit dem, der den Werther erzeugte und den Werther wiederum damals ſo allgemein belebte, mit der Revolution, die Goethe, damals ein Jüngling, in der ganzen Geiſter- und Gemüthswelt hervorbrachte. Damals war es, wo nicht allein, doch vornehmlich der Stoff, der allgemein anzog; in wenigen Gemüthern möchte in der gegenwärtigen kühlen Zeit eine Neigung und ein Einklang, wie ſie dieſer Stoff damals ſo überreichlich fand, vorhanden ſeyn. Aber der regelmäßige, ruhige Gang des Stücks, die einfache Kompoſition, die phantaſiereiche, geiſtvolle Sprache, die Reinheit der Geſinnungen und die hohe Liebenswürdigkeit der weiblichen Karaktere ſind unverwüſtliche Schönhei-

ten, für die es hoffentlich in keiner Zeit an empfänglichen und theilnehmenden Gemüthern fehlen wird. Nur in Einem Punkte, nämlich in dem Schluß des Stücks, hat der reife Verstand des Mannes über die unbefangene Phantasie des Jünglings den Sieg gewonnen, und in der That scheint mit unsern sittlichen und religiösen Verhältnissen der alte Schluß des Stücks unvereinbar. Hier ergiebt sich die Veränderung, die Goethe vorgenommen hat. Das Stück schließt jetzt tragisch.

Obige frühere Anzeige in diesen Blättern hat aufmerksam gemacht auf die Zeit, in welcher dies Drama aus dem jugendlich bewegten Gemüth des schöpferischen Dichters hervorging, auf den Geist jener Zeit, und auf den wechselseitigen Einfluß, den Dichter und Zeit auf einander hatten, auf die Revolution, die dieser außerordentliche Kopf in der ganzen deutschen Denk- und Empfindungsweise erzeugte, und die, wenn es irgend wahr bleibt, daß Erfahrung Vorhersagung wird, der deutschen — nicht bloß poetischen Litteratur eine nach seinem Namen benannte, von seiner ersten Erscheinung datirte Epoche geben muß. Um indeß das Haupt dieser einflußvollen Zeitperiode nicht mißzuverstehen, seinen Geist in seiner gesammten Fülle und Vielseitigkeit zu begreifen, und nicht etwa zu wähnen, daß ein Gefühl, das die Stella hervorbrachte, über ihn die Herrschaft übte, sondern daß er auch dies

müßte ich Sie beneiden. Damit den Schmuck Ihres neuen Lorbeers kein giftiger Mehlthau kränke, bleibe ich von dannen. Gleicher Gunst mit der, so Ihnen zu Theil worden, darf ich mich nicht versehen. Sie messen sie, wie billig, der Liebe bei. Zu Frankfurt meinte man, sie sei ein Kind der Furcht. Desto besser, dachte ich, so unterfängt sich niemand, den Geheimerath der Kriecherei zu zeihen. Furcht wird mit der Zeit nothwendig Ehrfurcht, wenn, wie hier, sich Größe des Talents mit Stärke des Charakters eint. Die Machthaber lernen sich schämen, den gewaltigen Beobachter länger müßig am Ufer zu lassen. Ich wünschte, Sie würden Minister. Nehmen Sie den Vorsatz, binnen zehn Jahren setzen Sie ihn durch, trotz der Hindernisse, die im Wege liegen, trotz der mecklenburg'schen Ritterschaft, die, jedem neuen Emporkommen todtfeind, sich an den Ufern der Spree festgesetzt, wie ehemals Tschirkassen und Georgier, die ich mit dem unglimpflicheren Namen verschone, am Nil. Ueber mich und über Viele haben Sie, mein Theuerer, den Vorsprung, kein Eingeborner des Landes zu sein, das diese Roßtäuscher beherrschen. In den nordischen Reichen durchaus steht der Ausländer höher, als der Eingeborne, Beweis, daß diesen Staaten noch immer eine gewisse Art von Selbstgefühl mangelt. Zuverlässig bin ich in den Augen des Bey's der auswärtigen Geschäfte ein nichtiger Fellah, den kein Recht schützt. Man sollte die Mißachtung mäßigen. Dann und wann vergilt die öffentliche Meinung, zu der jederman, auch ein Fellah, wenn er nicht auf den Kopf gefallen ist, das seinige beiträgt. Keine Mauerei, selbst nicht die der Jesuiten, entschlüpft dem Szepter jener Königin. Der unseligste Sparren meines Lebens war, an ein Vaterland zu glauben. Was ist das für ein Vaterland, wo der neueste Ankömmling aus der Fremde den Eingeborenen nach Belieben aus seinem Besitzstande treibt! So kam einst

ſchöne Gefühl in ſeinen Übertreibungen, Ausartungen und Verwöhnungen mit Freiheit und hellem Blick erkannte, ſogar zu verſpotten wußte — wie denn kein ächter Kopf ohne Ironie ſein kann, — darüber erlaube man mir ſeinen faſt gleichzeitig geſchriebenen Triumph der Empfindſamkeit in Erinnerung zu bringen. Mögen ſich alle Schwätzer, welche gegenwärtig die Empfindſamkeit der Stella und das ganze Drama für nichts weiter als ein Überbleibſel eines überſtandenen Fiebers betrachten, ſich in gewiſſen Figuren dieſes Triumphs der Empfindſamkeit ſpiegeln! — In Rückſicht auf die obenerwähnte Abänderung des Ausgangs nur noch die Bemerkung: daß der tragiſche Schluß dem Karakter der Hauptperſon ganz angemeſſen, folglich poetiſch konſequent iſt. Stella, ganz in Liebe aufgehend und von ihr durchdrungen, geht auch in dem Schmerz des Todes ſich ſelbſt vergeſſend, das letzte Leben nur für den Geliebten athmend, unter. — Goethe ſagt an einem andern Orte (in ſeiner Lebensbeſchreibung) „Die erſte Liebe werde mit Recht die einzige genannt, denn in der zweiten und durch die zweite gehe ſchon der höchſte Sinn verloren; der Begriff des Ewigen und Unzertrennlichen, der ſie hebt und trägt, ſei zerſtört; ſie erſcheine vergänglich, wie alles Wiederkehrende.“ In dieſem Sinne muß Stella gedacht, empfunden, und wenn es ihre Darſtellung auf der Bühne gilt, dargeſtellt werden, — und ſo hat ſie Mad. Stich gedacht, empfunden und wie-

dergegeben, die Liebe Eins und ganz, ihr Sinnliches und Sittliches in ungertrennlicher Harmonie, im Gefühl und Glauben an ihre Ewigkeit auf- und untergehend; und da Poeſie doch nicht in Buchſtaben und Phraſen beſteht, nur durch das Leſen vernommen werden ſoll, ſo gewann Goethe's Dichtung hier Körper und Leben, die Schauſpielerin gab nur dem rechten Weſen den rechten Schein;

Der Schein, was iſt er, dem das Weſen fehlt?
Das Weſen, wär' es, wenn es nicht erſchiene?

ſagt dieſer große Dichter ſelbſt in ſeiner Eugenie. Alle ſeine Worte ſind Ausſprüche eines Weltgeiſts; wo und wann von ihm geſprochen, erzeugt immer eins das andere! —

Berliniſche Nachrichten von Staats- und gelehrten Sachen. 1821. Nro. 108. ff.

Karl Auguſt Küttner.

Johann Wolfgang Goethe. Nicht gar oft iſt es Schriftſtellern gelungen, die größten Fehler des Vortrags durch ſo überwiegende Schönheiten zu vergüten; nicht leicht hat einer ſo ſchnell und allgemein die Bewunderung ſeiner Nation auf ſich gelenkt, als Goethe; dieſer außerordentliche Kopf, in dem alle Gaben des Witzes und der Phantaſie, mit einer unbezwinglichen Neigung zum Seltſamen und Neuen, vereiniget ſcheinen. Sein Verdienſt, als Schriftſteller, läßt ſich allein aus den Leiden Werthers, einem rührenden Roman, und dem Schauſpiele Götz von Berlichingen, beſtimmen, denn alle die kleinern Geburten ſeines Geiſtes, die Puppenſpiele, Prologen und Epilogen in Hans Sachſens Manier, und ſeine ſpätern Theaterſtücke, voll überſpannter Empfindung, übertriebner Launen und ekler Sprachzierereі, ſind ſeines Genies unwürdig. Aber in jenen beiden Werken finden ſich Schönheiten beiſammen, die kein mittelmäßiger Kopf hervorzubringen vermag: hier die volltönende, rauhe Mannsſprache, alter teutſcher Sinn und einfältige Sitte, und bei aller möglichen Unregelmäßigkeit und vorſätzlichen Vergehungen ge-

gen Kunst und Natur, doch ein gedrängter und markiger Dialog, starke Karakteristik, große Gedanken und Empfindungen, und Ausdrücke und Redensarten von ächtem teutschen Schrot und Korne: — im Werther wieder Fülle des Gefühls, feine dichterische Behandlung, schaudervolle Katastrophen, Geist, Leben und Wärme. Mit Thränen, recht vom Herzen erpreßt, begleiten wir den unglücklichen Jüngling, Schritt vor Schritt, durch alle traurigen Auftritte seiner letzten Tage; wir lieben und leiden mit ihm. Seine reizbare Empfindsamkeit, sein warmes, liebekrankes Herz, sein natürlicher Trübsinn, der zuletzt in Schwermuth übergeht; alles macht seinen Karakter, und seine Schicksale für unsre Herzen wichtig und anziehend! — In der That, ein reizendes Buch! — Einige blödsichtige Zeloten haben es für eine offenbare Apologie des Selbstmordes ausgeschrieen, andre von eben so stumpfen Sinnen haben den Karakter des Jünglings durchaus übertrieben gefunden; aber das ganze teutsche lesende Publikum hat für den Ruhm des Verfassers entschieden, und Goethe, der Seelenmahler, ist ein Lieblingsautor unsers Decenniums geworden! —

Karaktere teutscher Dichter und Prosaisten. Berlin, 1781. 8. Thl. II. S. 513. ff.

Friedrich von Schiller.

Egmont. Ein Trauerſpiel. Von Goethe. 1788. 8.

Egmonts tragiſche Kataſtrophe fließt aus ſeinem politiſchen Leben, aus ſeinem Verhältniß zu der Nation und zu der Regierung. Eine Darſtellung des damaligen politiſchbürgerlichen Zuſtandes der Niederlande mußte daher ſeiner Schilderung zum Grund liegen, oder vielmehr ſelbſt einen Theil der dramatiſchen Handlung mit ausmachen. Betrachtet man nun, wie wenig ſich Staatsaktionen überhaupt dramatiſch behandeln laſſen, und was für Kunſt dazu gehöre, ſo viele zerſtreute Züge in ein faßliches, lebendiges Bild zuſammen zu tragen, und das Allgemeine wieder im Individuellen anſchaulich zu machen, wie z. B. Shakeſpear in ſeinem Julius Cäſar gethan hat; betrachtet man ferner das Eigenthümliche der Niederlande, die nicht eine Nation, ſondern ein Aggregat mehrerer kleinen ſind, die unter ſich auf's ſchärfſte kontraſtiren, ſo daß es unendlich leichter war, uns nach Rom als nach Brüſſel zu verſetzen; betrachtet man endlich, wie unzählig viele kleine Dinge zuſammen wirkten, um den Geiſt jener Zeit und

jenen politiſchen Zuſtand der Niederlande hervorzubringen; ſo wird man nicht aufhören können, das ſchöpferiſche Genie zu bewundern, das alle dieſe Schwierigkeiten beſiegt, und uns mit einer Kunſt, die nur mit derjenigen erreicht wird, womit es uns ſelbſt in zwei andern Stücken in die Ritterzeiten Deutſchlands und nach Griechenland verſetzte, nun auch in dieſe Welt gezaubert hat. Nicht genug, daß wir dieſe Menſchen vor uns leben und wirken ſehen, wir wohnen unter ihnen, wir ſind alte Bekannte von ihnen. Auf der einen Seite die fröhliche Geſelligkeit, die Gaſtfreundlichkeit, die Redſeligkeit, die Großthuerei dieſes Volks, der republikaniſche Geiſt, der bei der geringſten Neuerung aufwallt, und ſich oft eben ſo ſchnell auf die ſeichteſten Gründe wieder giebt; auf der andern die Laſten, unter denen es jetzt ſeufzt, von den neuen Biſchofsmützen an bis auf die franzöſiſchen Pſalmen, die es nicht ſingen ſoll; — nichts iſt vergeſſen, nichts ohne die höchſte Natur und Wahrheit herbeigeführt. Wir ſehen hier nicht bloß den gemeinen Haufen, der ſich überall gleich iſt, wir erkennen darin den Niederländer, und zwar den Niederländer dieſes und keines andern Jahrhunderts; in dieſem unterſcheiden wir noch den Brüſſler, den Holländer, den Frieſen, und ſelbſt unter dieſen noch den Wohlhabenden und den Bettler, den Zimmermeiſter und den Schneider. So etwas läßt ſich nicht wollen, nicht erzwingen durch Kunſt. — Das kann nur der Dichter, der von ſeinem Gegenſtand

ganz durchdrungen iſt. Dieſe Züge entwiſchen ihm, wie ſie demjenigen, den er dadurch ſchildert, entwiſchen, ohne daß er es will oder gewahr wird; ein Beiwort, ein Komma zeichnet einen Karakter. — Die wenigen Scenen, wo ſich die Bürger von Brüſſel unterreden, ſcheinen uns das Reſultat eines tiefen Studiums jener Zeiten und jenes Volks zu ſein, und ſchwerlich findet man in ſo wenigen Worten ein ſchöneres hiſtoriſches Denkmal für jene Geſchichte.

Mit nicht geringerer Wahrheit iſt derjenige Theil des Gemähldes behandelt, der uns von dem Geiſte der Regierung und den Anſtalten des Königs zu Unterdrückung des niederländiſchen Volks unterrichtet. Milder und menſchlicher iſt doch hier alles und veredelt iſt beſonders der Karakter der Herzogin von Parma. —

Klärchen ſelbſt iſt unnachahmlich ſchön gezeichnet. Auch im höchſten Adel ihrer Unſchuld noch das gemeine Bürgermädchen, und ein niederländiſches Mädchen — durch nichts veredelt, als durch ihre Liebe, reizend im Zuſtand der Ruhe, hinreißend und herrlich im Zuſtand des Affekts. Aber wer zweifelt, daß der Verfaſſer in einer Manier unübertrefflich ſei, worin er ſein eignes Muſter iſt! —

Allgem. Litteratur-Zeitung 1788. Nr. 227. a.

Ungenannt.

— Wie wahr fühl' ich doch abermal, was der göttliche Goethe sagt, der Mann, um den alleine wir die Teutschen beneiden! „Es ist mit der Ferne wie mit der Zukunft. Ein großes, dämmerndes Ganze ruht vor unsrer Seele, unsre Empfindung verschwimmt sich darinne, wie unser Auge, und wir sehnen uns, ach! unser ganzes Wesen hinzugeben, uns mit all der Wonne eines einzigen, großen, herrlichen Gefühls ausfüllen zu lassen. Und ach! wenn wir hinzueilen — wenn das Dort nun Hier wird, ist alles vor wie nach, und wir stehn in unsrer Armuth und Eingeschränktheit, und unsere Seele lechzt nach entschöpftem Labsale." —

Denis unter allen Wiener Autoren hat wenigstens die Sprache am meisten in seiner Gewalt; wiewohl ich gestehen muß, daß seinen Übersetzungen die Harmonie fehlt. Man halte zum Beweise, Goethens Übersetzung der Lieder von Selma aus Ossian, gegen jene von Denis: welch ein Unterschied in dem Wohlklang der Sprache!

Reiſe eines Engelländers durch Mannheim, Baiern und Oeſterreich nach Wien. Herausgegeben von ſeinem teutſchen Freunde L. A. F. v. B. Amſterdam, 1790. 8. S. 79. 108.

Ludwig Ferdinand Huber.

Goethe's Schriften. Leipzig, 1787 — 1790. Bd. I — VIII. 8.

— Indem wir uns beſtreben, eine Karakteriſtik der Goethe'ſchen Muſe zu entwerfen, glauben wir ein Denkmal für die Zukunft zu ſetzen, und haben auf die Zeiten, wo Goethe, in der nämlichen Entfernung wie Shakeſpear, ſo zu ſagen der ganzen Welt angehören wird, mehr Rückſicht zu nehmen, als auf die gegenwärtigen. —

Ohne die alte Sage von der Linie, durch welche ſich Apelles auf Rhodos dem Parrhaſius kund machte, kritiſch zu beleuchten, können wir ihren Sinn auf die Sammlung von Goethe's Schriften allegoriſch anwenden. Das Publikum hat ſich in einer Art von Verlegenheit befunden, was es aus einigen dramatiſchen Kleinigkeiten, die hier zum erſtenmal an das Licht traten, eigentlich machen ſollte. Wir glauben, daß in jeder, ſelbſt der unbeträchtlichſten, wenigſtens die Linie des Apelles zu erkennen iſt: die Ruhe, die Einfachheit, die Selbſtbeherrſchung, welche ſogar des Lebens und der Schönheit nicht bedarf, um dem Kunſtverwandten anſchaulich zu werden. Wo aber,

Theremin nach Frankreich mit dem Antrage, die alten Eigenthümer über Bord zu werfen, mit einem Bündel franzöſiſcher Induſtriewaaren, Pfefferkuchen zum Erſatz für Grundſtücke. Zu Berlin war es vermuthlich ein ganz gewöhnlicher Beamtenwitz, daß mir das Reduktionsreſkript gerade am Neujahrsabende zukam; ich fand das muthwillig berechnete Zuſammentreffen äußerſt boshaft, niedrig, hämiſch. Mit Schöll iſt man gewiß viel ſauberer umgegangen. Günſtlingen thut man nichts zu Leide, und wie wenig es überhaupt mit den Erſparniſſen Ernſt, beweiſen die Liebhabereien, wozu es nie an Gelde fehlt. Neulich hat ein Kourier nach Spanien, deſſen Depeſchen durch den Fuhrmann Joſt von Bremen nichts verſäumt hätten, 12,000 Franken gekoſtet. Der Verluſt, den ich erleide, iſt mir empfindlich. Er zerrüttet den ganzen Erziehungsplan für meinen Sohn. Die Penſion ſoll praenumerando bezahlt werden in monatlichen Raten. So ſtand leſerlich geſchrieben. Noch habe ich keinen Deut geſehen. Ein Beweis mehr, daß ich ſie verzehren kann, wo ich will. Aller Unſtern meiner Lebenstage rührt von Preußen her. Es hat meine Laufbahn zu Grunde gerichtet. Ich ſtand in glücklichen Verhältniſſen. Sie hätten mich ganz ſicher zu einem Theil des Vermögens gebracht, das mein Nachfolger, Abel, hinterlaſſen hat. Kindliche Liebe verleitet mich nach Schleſien. Kaum angelangt, werde ich, im Namen der Regierung, von Dummheit in Empfang genommen. Man behandelt mich wie einen Staatsverbrecher. Nicht den leiſeſten Vorwand konnten die Spürer ausfinden. Demungeachtet werden mir ohne Urtel einige hundert Thaler abgefordert. Ich mußte zahlen. Die Piſtole ſaß mir auf der Bruſt. Zum Ueberfluß beſchimpften mich die Berliner offiziellen Blätter. So ſchändlich bin ich von der preußiſchen Regierung behandelt worden. Natürlich traten meine Komittenten von dem Ver-

wie in Iphigenie, Egmont, Taſſo, Fauſt, (der älteren Arbeiten des Verfaſſers hier nicht zu gedenken) Raphaeliſche Geſtalten ſich an dieſer Linie bewegen, das reinſte und umfaſſendſte Gefühl, der reinſte Geſchmack und das kühnſte Genie wetteifern, den nächſten Übergang der Natur in die Kunſt zu treffen, die Schönheit in der Eigenthümlichkeit jedes Gegenſtandes, dem ſie angehört, unvermiſcht und unabhängig von jedem Medium, außer der Gabe, ſie zu erkennen und zu empfangen, darzuſtellen; da verliert ſich die Kälte der Kritik in Begeiſterung, da gilt von ſolchen Kunſtwerken der Mahometaniſche Glauben von dem Koran, daß er von Ewigkeit her exiſtirte; da iſt kein Machwerk, keine Fuge auszuſpüren; da ſind die Muſter aufgeſtellt, in welchen, nächſt der Natur, jeder kunſtfähige Geiſt die Regel lebendig, und dem inneren Sinn anſchaulich, zu erkennen hat.

In der Zueignung dieſer Sammlung hat der Dichter gleichſam ſein Geheimniß offenbart, und das Allerheiligſte der Kunſt aufgeſchloſſen, wie es vor ihm noch nicht in menſchlicher Rede geſchah. Wir glauben nicht, daß es in irgend einer Sprache etwas giebt, das an Vollendung, Zartheit, Fülle und Einfachheit dieſem Gedicht gleich käme, in welchem die Allegorie des Dichters:

Aus Morgenduft gewebt und Sonnenklarheit
Der Dichtung Schleier aus der Hand der Wahrheit,

ſelbſt ſo lebendig ausgedrückt iſt, daß dem Künſtler, der

ſie ganz darin zu faſſen wüßte, alles, was Aeſthetik heiße, entbehrlich werden könnte. —

Die Schilderungen weiblicher Karaktere verdienen an dieſem Dichter noch beſonders ausgezeichnet zu werden. Lotte, Stella, Cäcilie, Marie, Iphigenie, die beiden Leonoren im Taſſo, Mariane in den Geſchwiſtern, Gretchen in Fauſt, Klärchen in Egmont, bilden ein vollſtändiges Studium, eine ganze Gallerie von ſchöner Weiblichkeit: alle in Sprache, Ton, Phyſionomie von einander verſchieden, alle an Reiz, Adel, Seele und Wahrheit einander gleich. —

Allg. Litt. Zeitung. 1792. Nro. 294.

Goethe's neue Schriften. Berlin, 1792. 8. Bd. I.

— Auf das Luſtſpiel der Groß-Cophta folgen zwei proſaiſche Aufſätze, Erläuterungen über Caglioſtro's Familie, und die bereits vor ein Paar Jahren einzeln herausgekommene Beſchreibung des römiſchen Carnevals. Für die Liebhaber unſrer Sprache, und für alle, die es der Mühe werth achten, ſich in derſelben zu vervollkommnen, bemerken wir, daß Goethe's Proſa in ihrer Art auch einzig und muſterhaft iſt. Weil ſich unſre Sprache keine Zuſammenſetzung von Ideen verſagt, ſchreitet ſie, auch in einigen unſerer beſten Proſaiſten, etwas ſchwer einher,

von Goethe gebraucht, iſt ſie das Werkzeug des nämlichen Geiſtes, den wir aus ſeinen poetiſchen Kompoſitionen abzuſchildern geſucht haben, und empfängt von ihm die Reinheit, die Simplicität, die Klarheit, die gemäßigte eindringende Kraft, deren ſie durch ſich ſelbſt im Ganzen weniger fähig ſcheint, als die franzöſiſche. Leicht und anſchaulich iſt in dieſen beiden Aufſätzen geſchildert, was der Verfaſſer während ſeines Aufenthalts in Italien bei zwei verſchiednen Gelegenheiten erfuhr, ſah und fühlte; erfreut und theilnehmend hören wir dem ſchönen Vortrag zu, und horchen noch, nachdem er ſchon geendigt hat.

Ebend.

Friedrich Schulz.

Goethe's neue Schriften. Berlin, 1792. — 1800. Sieben Bände. 8.

— Und so trennen wir uns denn von dem Dichter, den die Götter mit allen ihren Gaben gesegnet, in dessen Werken ein reines Gemüth uns anspricht, eine Welt voll lebendiger Schönheit sich vor uns aufthut; von einem Dichter, von dem man ohne Übertreibung sagen kann, daß der Gesammtsinn der Menschheit in ihm offen und alle Blüthe der Kunst in ihm vereinigt sei. Wie Er seine Gaben vor uns ausbreitet, der Natur und dem Frühling gleich, erfreuend durch Milde und Anspruchlosigkeit im Geben, wie durch wohlthätige Fülle, so wollen wir sie genießen, und an dem herrlichen Lenze der Poesie, der aus ihnen uns entgegentritt, auch unser Leben erheitern und unsren Sinn für alles Edle und Hohe der Kunst immer mehr bilden und stärken!

Erlanger Litteratur-Zeitung. 1801.

Ungenannt.

Verſuch die Metamorphoſe der Pflanzen zu erklären, von J. W. von Goethe. Gotha, 1790. 8.

Gothaiſche Gelehrten Zeitung. 1791. 23. April.

Allgemeine deutſche Bibliothek. 1794. Bd. CXVI. S. 477.

Allgemeine Litteratur-Zeitung. 1803. Ergänzungsbl. Bd. III. Nro. 66.

Paul Uſteri.

De Metamorphosi Plantarum, egregie nuper Goethe V. Cl. egit, ejus libri analysin uberiorem dabo.

Jussieu genera plantarum secundum ordines naturales disposita. Recudi curavit notisque auxit Paulus Usteri. Turici Helvetiorum, 1791. 8. Additamenta Editoris p. 487.

Ungenannt.

Beiträge zur Optik, von J. W. von Goethe. Weimar, 1791. Zwei Stücke. 8.

Allgemeine Litteratur-Zeitung. 1792. Nro. 31. 316.

Friedrich Wilhelm Joseph von Schelling.

Lasset uns den Göttern danken, daß sie uns von dem Newtonischen Spektrum (ja wohl spectrum!) eines zusammengesetzten Lichtes durch denselben Genius befreit haben, dem wir so vieles verdanken. In der That kann nur auf der Basis einer solchen Ansicht, welche die absolute Identität des Lichtes behauptet und die vorgeblichen Erfahrungsbeweise jener wichtigen Hypothese dadurch widerlegt, daß sie an die Stelle der künstlich verwickelten und verunstalteten Experimente der Newtonschen Schule die reinsten, einfachsten Aussprüche der Natur selbst setzt, dieses ganze Identitätssystem sich erheben. Zu verwundern ist es aber nicht, sondern vielmehr ganz natürlich und höchst begreiflich, daß die Physiker, welche den Newtonischen Sätzen knechtische Anhänglichkeit geschworen haben, sich gegen Versuche setzen, welche ganz unläugbar darthun, daß sie gerade in dem Theil der Physik, worin sie bisher die größte, ja fast geometrische Evidenz zu besitzen wähnten, sich in Ansehung der Hauptsache in dem grundlosesten Irrthum befunden haben. Solche Erfahrungen könnten über kurz oder lange den Glauben an diese blinden Prie-

ſier der verſchleierten Göttin auch unter dem Volke wankend machen und die allgemeine Vermuthung hervorbringen, daß es mit allen andern Theilen der eigentlichen Phyſik (nämlich des dynamiſchen Theils derſelben) um nichts beſſer geſtanden habe, und daß die wahre Phyſik erſt jezt anfangen müſſe zu werden und ſich aus der Verwirrung und Nacht herauszuarbeiten. Eine künftige Geſchichte der Phyſik wird nicht unbemerkt laſſen, welche retardirende Kraft in Anſehung der ganzen Wiſſenſchaft die Newtoniſche Vorſtellung vom Licht ausgeübt hat, und wie dagegen die entgegengeſezte, einmal zum Grunde gelegt und angenommen, die Natur gleichſam öffnet, und den Ideen Raum macht, die bis jezt aus der Phyſik ſo gut wie verbannt waren. —

Zeitſchrift für ſpekulative Philoſophie. Jena und Leipzig, 1801. Bd. II. Hft. 2. S. 60.

Henrich Steffens.

Obgleich die Naturforscher, wie alle Menschen, wenn man verjährte Vorurtheile angreift, in Zorn zu gerathen pflegen — und bei derjenigen Ansicht, die der herrschenden Erklärung der Farben widerspricht, nicht mit Unrecht, indem sie die nicht zu berechnenden Folgen, durch ein richtiges Gefühl geleitet, zu ahnden scheinen — so wird es dem Unbefangenen doch immer klar bleiben, daß Newtons Erklärung der Entstehung der Farben, durch die blinde Annahme und feste Anhänglichkeit an dieselbe, als an eine reine, untrügliche Naturthat, einen schädlichen Einfluß auf die Wissenschaft geäußert hat. Goethe'n verdanken wir bekanntlich die Ansicht, die uns einen lebendigen Gegensatz in den Farben erkennen ließ. Es ließ sich voraussehen, daß die Naturforscher, die die lebendigen, zarten Verhältnisse der Farben in einer engen Fessel zu fesseln gewußt hatten, auch die Thatsachen, die Goethe aufstellte, zu erklären wissen würden. Denn das eigene hat die Erklärung, wie der alles auf Verhältnisse des Erscheinenden reducirende Verstand im Leben und Handeln überhaupt, daß sie alles mit leichter Mühe, das höhere

Problem nicht ahndend, in ihren Kreis hineinzuziehen, das Fremde aber durch leichte Handgriffe zu sublimiren, und so zu entfernen weiß. Wir überlassen dem Stifter der neuen Ansicht, der sie wohl allein in ihrer ganzen Fülle durschauet hat, diese weiter und in allen ihren Zweigen erläuternd auszuführen, so wie die herrschende scharf prüfend zu widerlegen. —

Über die Bedeutung der Farben in der Natur S. 8.

schrieenen ab. Ekel, und weil ich dem Auslande nicht das Fest eines Skandals geben wollte, hinderten mich, die Geschichte der Welt zu erzählen. Mein Stillschweigen hinderte die preußische Regierung nicht, mich bei Bonaparten als Verfasser eines Zeitungsartikels anzugeben, den ich weder gesehen, noch gelesen hatte. Der ehrliche Rollin Sandos schämte sich nachher, Träger einer solchen Verläumdung gewesen zu sein. Ich hätte die Beleidigung rächen sollen, alsdann stände es heute um mich besser. Nationalgeist hat mich albern gemacht. Von Bonaparte war mir persönlich kein Leid geschehen, und was hatte ich mich um die Deutschen zu grämen, die ihr Joch gar höflich trugen! Das einzige Mißfallen, was mir Sieyes gezeigt, entstand aus meiner Ablehnung vortheilhafter Anträge. Jetzt bedauere ich meine Thorheit. Anno 1814 und 15 hatte ich, wie Talleyrand und Reinhard bezeugen würden, französische Anstellung in der Tasche. Also war ich nicht nothgedrungen, mich an Preußen zu halten, als mich Herr von Hardenberg nach Berlin beschied. In Reichenbach sagte er zu dem Kommerzienrath Oelsner: „Ihren Herrn Bruder hoffe ich in Berlin zu finden und dem Vaterlande zurückzugeben.“ Nachdem der Fürst auf das Verbindlichste erinnert, daß wir uns in Basel gesehen, fügte er hinzu: „Preußen hat Sie verkannt, Ihnen geschadet, das ist ein Grund mehr, warum ich Sie anzustellen wünsche.“ Dieser Hannoveraner, wissen Sie, war sehr einnehmend. Seinen preußischen Worten ertheilte er große Anmuth. Wer wäre nicht getäuscht worden! Nachher freilich sah ich mich bei der Nase herumgeführt. Die Sendung nach Paris war handgreifliche Prellerei. Ich gerieth in die widermärtigste, zweideutige Stellung. Kein Wort wurde gehalten, kein Versprechen erfüllt. Meiner Frau keinen Kummer zu erregen, ließ ich fünfe gerade sein und gewöhnte mich, das mißliche Ver-

Karl Philipp Moritz.

Der Begriff von der Macht des Ausdrucks iſt wohl nirgends erhabener ausgeſprochen, und dieſer Ausſpruch zu gleicher Zeit durch die herrlichſte Probe erwieſen worden, als in dem folgenden poetiſchen Gemählde von Goethe, das in der beſchreibenden Gattung immer ein unerreichbares Muſter bleiben wird.

Die Vorbereitung zu dieſem Gemählde macht das unverhaltne, geradezu bezeichnete Selbſtgefühl des Mahlers: „Ich könnte jetzt nicht zeichnen, nicht einen Strich, und bin nie ein größerer Mahler geweſen, als in dieſen Augenblicken.“

Hier iſt die höchſte Naivität und Einfalt des Ausdrucks, der auf einmal alles ſagt, was in der Seele des Dichters ſchlummerte, welcher, ehe er noch ſein Gemählde zu entwerfen anhebt, es ſchon in ſeiner ganzen Kraft und Fülle in ſeinem Buſen fühlt, und dies Gefühl zuerſt ausſpricht, dem er nun den Beweis unmittelbar hinzufügt, indem er ſich den wunderbaren Eindruck, welchen die umgebende Natur auf ihn macht, zu entwickeln, und ſeine innigſten Empfindungen durch den harmoniſchſten Silbenfall und den bedeutendſten Klang der Worte, ſich ſelber und

dem Leſer vernehmbar zu machen ſucht. „Wenn das liebe Thal um mich dampft, und die hohe Sonne an der Oberfläche der undurchdringlichen Finſterniß meines Waldes ruht, und nur einzelne Strahlen ſich in das innere Heiligthum ſtehlen, und ich dann im hohen Graſe am fallenden Bache liege, und näher an der Erde tauſend Gräschen mir merkwürdig werden; wenn ich das Wimmeln der kleinen Welt zwiſchen Halmen, die unzähligen Geſtalten der Würmchen, der Mückchen, näher an meinem Herzen fühle, und fühle die Gegenwart des Allmächtigen, der uns nach ſeinem Bilde ſchuf, das Wehen des Alliebenden, der uns, in ewiger Wonne ſchwebend, trägt und erhält; mein Freund, wenns dann um meine Augen dämmert, und die Welt um mich her und Himmel ganz in meiner Seele ruht, wie die Geſtalt einer Geliebten, dann ſehn' ich mich oft und denke, ach, könnteſt du dem Papier das einhauchen, was ſo voll ſo warm in meiner Seele lebt, daß es würde der Spiegel deiner Seele, ſo wie deine Seele iſt der Spiegel des lebendigen Gottes!"

Was nun dieſem, ſo wie andern Naturgemählden dieſes Dichters einen ſo hohen Reiz giebt, ſcheint vorzüglich die Kunſt oder Wahl zu ſeyn, womit die einzelnen Züge geſtellt und geordnet ſind, daß ſie ſich wie von ſelber zu einem vollendeten Ganzen bilden. — —

„Ich bin nie ein größerer Mahler geweſen, als in dieſen Augenblicken — — Könnteſt du dem Papier das

einhauchen, was ſo voll, ſo warm in deiner Seele lebt!“ Gerade mit dieſem Wunſche und mit jenem Selbſtgefühl zuſammengenommen iſt hier der Ausdruck der getreueſte Spiegel der Seele, welchen vielleicht je eine Feder entworfen hat; und möge dies Bild einem jeden, der Empfindungen an den Schönheiten der Natur erkünſtelt, und Gefühle ausſprechen will, die er nicht hat, zur Verzweiflung aufgeſtellt ſein! — —

Man wird nicht leicht ein Werk der Poeſie finden, wo der Darſtellungstrieb ſelber ſich ſo getreu mit dargeſtellt hätte, als in dieſem poetiſchen Gemählde, in welchem gleichſam das Innerſte der Seele ſich darzulegen ſtrebt.

Vorleſungen über den Etyl. Von Karl Philipp Moritz. Berlin, 1793. 8. Thl. I. S. 81. ff.

Rechtfertigung Goethiſcher Ausdrücke.

Ebend. S. 205. ff.

Joachim Heinrich Campe.

Bemerkungen über den Ausdruck in Goethens Iphigenie, von Hrn. Löwe mit Zusätzen von Hrn. Campe.

Beiträge zur weitern Ausbildung der deutschen Sprache, von einer Gesellschaft von Sprachfreunden. Braunschweig. 1796. 1797. St. 6. 7.

Bemerkungen über des Hrn. Geheimen Raths von Goethe Bemühungen, unsere Sprache reinigen und bereichern zu helfen, von Hrn. Campe.

Das. St. 7.

Johannes Falk.

Über die Iphigenie von Goethe auf dem Hoftheater zu Weimar.

Kleine Abhandlungen die Poeſie und die Kunſt betreffend, von J. D. Falk. Weimar, 1803. Auſſ. V. S. 111. — 132.

K. L. Kannegießer.

Über Goethe's Harzreise im Winter, als Probe einer Erklärung auserlesener deutscher Gedichte. Einladungsschrift ꝛc. Von K. L. Kannegießer. Prenzlau, 1820. 8.

Friedrich Ludwig Jahn.

Alcuna. Die deutſchen Volksmährchen und Sagen geordnet als eine deutſche „Tauſend und Eine Nacht.“ Wer ſie erzählen will, darf nicht mit Fremdheiten überladen, wie Muſäus; muß einfältig vortragen wie Stilling, und hochgebildet ſein wie Goethe.

Fauſt und Eulenſpiegel. Weltlauf und Menſchenleben in allen Verhältniſſen. Der erſte ganz beſonders iſt ein deutſches volksthümliches Weſen, unſer Ikarus und Phaethon; immer wiederauflebender Bauherr, bis auf unſere Tage. Damit ſoll keinem Vorwager Hohn geſprochen werden, aber eben ſo wenig gemeint ſein, als dürfe ein jedes Federthier nachbetend und nachſchreiend einen Fauſt fertigen, und ſtatt den alten Urfauſt und ſeine Erbſünde zu erfaſſen, ſich unter einander bei der Naſe zu kriegen, wie jene Geſellen in Auerbachs Keller. Ich ſchäme mich des Bekenntniſſes nicht. Was ich vom Fauſt weiß, habe ich zuerſt von Goethe gelernt, dem deutſchesten Dichter. —

Deutſches Volksthum, von Friedrich Ludwig Jahn. Lübeck, 1810. 8. S. 391. u.

Franz von Baader.

Ein neuerer Schriftsteller (Schubarth, Beurtheilung Goethe's) meint in des letztern Farbenlehre den so lange gesuchten Schlüssel zur Theorie des Bösen gefunden zu haben, und kann sich nicht genug über die Einfältigkeit Jener wundern, welche nach solch' ihnen gegebnem Liche noch an die „dumme Fratze des Mittelalters" einen Teufel glauben. Das Ganze läuft dahin aus „daß der Mensch, so wie ein gesetzwidriges Streben, und noch mehr, ein solch Thun in ihm hervortritt, sofort die hemmende, peinigende Reaktion des Gesetzes inne wird, welche er als den Teufel schilt, und welche doch eigentlich recht und gut, nämlich der durch seine eigene Teufelei (jenes gesetzwidrige Streben und Thun) aufgereizte Zorn des Herrn, oder die Hölle ist, die für den Teufel allerdings gut ist." Nun will ich es zwar nicht auf mich nehmen, alle Äußerungen und Vorstellungen Luthers über den Teufel gegen Goethe zu vertheidigen, deren wohl manche nach der düstern Mönchsphilosophie des Mittelalters gemodelt sind, dagegen aber behaupten, daß auch Luther im Ganzen sich an den biblischen Begriff des Teufels gehalten, welcher weder

mit dem Mittelalter entſtund, noch mit ihm verſchwunden iſt. Inſofern Gutes wie Böſes dem Menſchen, wie jeder freiwilligen Intelligenz zugerechnet wird, muß dieſes Gute wie Böſe ſein eigen Erzeugniß ſein, und ein Teufel außer dem Menſchen erklärt ſofern die Teufelei des, oder im Menſchen, ſo wenig, als hiemit die Teufelei des Teufels ſelbſt nicht erkläret iſt. Aber die Frage iſt ja hier nur *diese* ob der erſte Menſch, und ſo jeder Nachfolgende, dieſes Böſes in ſich ganz allein und per generationem aequivocam erzeugt, oder ob ſelber ſolches ſchon in einer andern (frühern) Creatur erzeugt vorfand, mit deſſen Hülfe (dem Schlangenſamen) er (der Menſch) ſelbes nur fortpflanzte; ob alſo der Menſch erſter Erfinder des Böſen war (welche Originalität ihm Kant zudachte), oder nur Finder deſſelben, und ihm die Zurechnung als erſtem Urheber und Vater der Lüge, oder nur als Verführtem wird? — Wäre nun aber der Menſch alleiniger Erzeuger des Böſen, ſo wäre freilich nicht abzuſehen, warum er nicht eben ſo gut allein dieſes Böſe in ſich tilgen könnte, der Begriff eines Chriſts wäre eben ſo gut ein „Gedicht" des finſtern Mittelalters, als jener des Teufels, und jener Druiden (in Goethe's Gedicht) Wort gegen die „von einem Teufel fabelnden" Chriſten gälte mit gleichen Rechte gegen ſie „als von einem Chriſt fabelnd." — Noch muß ich hier beſonders in Bezug der von Schubarth verſuchten philoſophiſchen Konſtruktion von Goethe's Fauſt bemerken,

daß ich in diesem Meisterwerke doch die deutliche Bezeichnung des Meistergrades im Bösen vermisse, nämlich des dritten, durch welchen Faust in der Teufelei vollendet wird, indem er nach dessen Erlangung diese Teufelei auch allein für sich und auf eigne Faust und Rechnung zu treiben vermag, wogegen er im ersten Grade als Lehrling nur das blinde Werkzeug des Teufels, im zweiten nur sein Geselle und Mitwirker (ministre) war. Ich würde darum auch den Teufel als Person dem Faust nur erst nach dieser vollendeten Initiation leibhaft gegenüber treten lassen, früher aber nicht, weil nur der vollendeten Person, der gute wie der böse Geist, selbst als solche sich kund geben kann, nämlich als selbst vollendete Substanz (nach allen dreien Dimensionen), wogegen in der ersten Stufe ein solcher Geist sich nur nach einer Dimension, in der zweiten nur nach zween (als Flächenkraft, oder Schein, Erscheinung im engern Sinne,) bemerklich machen kann, und hier, in einem tiefern Sinne, jenes geniale Wort gilt: „du gleichst dem Geist, den du begreifst, nicht mir," d. h. du begreifst an mir nur jenes Element, das an dir bereits entwickelt ist. —

Über Divinations- und Glaubenskraft. Von Franz Ritter von Baader. Sulzbach, 1822. 8. S. 46.

hältniß als eine etwaige Entschädigung zu betrachten für erlittenes Unrecht, die niemand anfechten würde. Fernerhin ist es nicht wohl möglich, mit Vertrauen, Liebe oder Hoffnung nach der Windseite hinzublicken, von woher mir nichts als Widerwärtigkeiten zuhauchten, mein Dasein zu erfrosten, zum Erstarren zu bringen. Unwillkürlicherweise hat sich meine Galle in die Feder ergossen. Ich müßte den Brief umschreiben, wozu weder Zeit, noch Muth. Hegen Sie Nachsicht und senden mir zur nächsten Fahrt einen von den immer aufgeschirrten philosophischen Postzügen Ihrer bewunderungswürdigen Frau, der ich Sie bitte, meine glühendste Huldigung zu bezeigen. Solch ein Umgang fehlt mir durchaus. Ich weiß nichts, was ihm hier nur nahe käme. Es wäre doch allerliebst, wenn der Partheigeist, wie Ihre Bemerkungen hoffen lassen, von der Langenweile überwunden würde. Professor Cousin ist mit sehr günstigem Sinne, wie ich höre, aus Berlin zurückgekommen. Sein Lobpreis aber schadet ihm bei seinen alten Freunden. Herr von Ancillon ist indeß grade nicht die Person, welche er am meisten rühmt. Von den hiesigen Festen habe ich nur soviel gesehen, als ich nicht vermeiden konnte. Auf dem Balle im Hôtel de ville, wo 5000 Personen, ist es toll hergegangen. Mehr als ein Schrei verrieth die unzüchtigen Handgriffe. In dem Gedränge war die Rückseite der Damen ohne Schutzwehr. Dem Jubel des Volks hat man keine sonderliche Wärme angemerkt. Das rührt von dem Villèle her, sagen die Leute. Villèle und die Jesuiten sind, was ehemals Pitt und Koburg. Dabei wird manches übertrieben. Demungeachtet ist wahr, daß die Preßfreiheit ohne Zügel um sich greift. Die Krönung war ihr recht eigentlicher Triumph.

Der junge Schlabrendorf wird mich vermuthlich bei aller Welt zu verschreien suchen, daß ich weder auf seine

Ungenannt.

Faustus: from the German of Goethe. London, 1821. 8.

The grand tragedy of Faust, as written by that true original genius, Johann Wolfgang von Goethe, has not only astonished his own nation, but also all others which have properly considered this amazing production etc.

The European Magazine and London Review. London, 1821. Vol. LXXX. p. 362. sqq.

C. C. L. Schöne.

Fortsetzung des Faust von Goethe. Der Tragödie zweiter Theil von C. C. L. Schone. Berlin, 1823. 12.

Zueignung.

Ex. Excellenz dem Herrn Geheimen Rath und Staatsminister, Ritter von Goethe, vom Verfasser.

H. F. W. Hinrichs.

Vorlesungen über Goethe's Faust, mit einer Zueignung an den Dichter. Von H. F. W. Hinrichs.

Diese Vorlesungen, welche Herr Professor Hinrichs zuerst in Heidelberg, dann in Breslau mit großem Beifall vor einer zahlreichen Zuhörerschaft gehalten, liegen in handschriftlicher Ausarbeitung zum Druck bereit, und wir durften uns nicht versagen, dieses ausgezeichnete Werk, dem durch die Vorträge schon eine gewisse Öffentlichkeit geworden und eine noch größere durch den Druck zugedacht ist, hier vorläufig mit anzuführen.

Johann Gottfried von Herder.

— Ein andrer Dichter hat ſich der Form der Alten auf einem neuen Wege genahet. Durch eine theilnahmloſe genaue Schilderung der Sichtbarkeit und durch eine thätige Darſtellung ſeiner Karaktere, Goethe. Sein Berlichingen iſt ein deutſches Stück, groß und unregelmäßig wie das deutſche Reich iſt; aber voll Karaktere, voll Kraft und Bewegung. In jedem ſeiner ſpäteren Stücke hat er eine einzelne gewählte Form im leichteſten Umriß zu ihrer Art vollendet. So ſein Clavigo, ſeine Stella, ſein Egmont, Taſſo und jene ſchöne griechiſche Form, Iphigenia in Tauris. In ihr hat er den Sophokles wie Euripides überwunden. Auch aus dem Reich der Unformen rief er Formen hervor, wie ſein Fauſt, ſein Kophtha; auch andre Gedichtarten ſind nach Form der Alten glücklich von ihm bearbeitet worden. Wer nach dieſen und andern Produktionen, auch in Überſetzungen aus fremden Sprachen, die Poeſie der Deutſchen formlos nennen will, der zeige mir unter Italiänern, Spaniern, Franzoſen und Engländern beſſere Formen. —

Ideen zur Geſchichte und Kritik der Poeſie und der bildenden Künſte. In Briefen. 1794 — 1796. Nro. 54.

Friedrich von Schiller.

An den bisherigen Beispielen hat man gesehen, wie der sentimentalische Dichtergeist einen natürlichen Stoff behandelt; man könnte aber auch interessirt sein zu wissen, wie der naive Dichtergeist mit einem sentimentalischen Stoff verfähre. Völlig neu und von einer ganz eigenen Schwierigkeit scheint diese Aufgabe zu sein, da in der alten und naiven Welt ein solcher Stoff sich nicht vorfand, in der neuen aber der Dichter dazu fehlen möchte. Dennoch hat sich das Genie auch diese Aufgabe gemacht, und auf eine bewundernswürdig glückliche Weise aufgelöst. Ein Karakter, der mit glühender Empfindung ein Ideal umfaßt, und die Wirklichkeit flieht, um nach einem wesenlosen Unendlichen zu ringen, der, was er in sich selbst unaufhörlich zerstört, unaufhörlich außer sich sucht, dem nur seine Träume das Reelle, seine Erfahrungen ewig nur Schranken sind, der endlich in seinem eigenen Dasein nur eine Schranke sieht, und auch diese, wie billig ist, noch einreißt, um zu der wahren Realität durchzudringen — dieses gefährliche Extrem des sentimentalischen Karakters ist der Stoff eines Dichters geworden, in welchem die

Natur getreuer und reiner als in irgend einem andern wirkt, und der ſich unter modernen Dichtern vielleicht am wenigſten von der ſinnlichen Wahrheit der Dinge entfernt.

Es iſt intereſſant zu ſehen, mit welchem glücklichen Inſtinkt alles, was dem ſentimentaliſchen Karakter Nahrung giebt, im Werther zuſammengedrängt iſt; ſchwärmeriſche unglückliche Liebe, Empfindſamkeit für Natur, Religionsgefühle, philoſophiſcher Kontemplationsgeiſt, endlich, um nichts zu vergeſſen, die düſtre, geſtaltloſe, ſchwermüthige Oſſianiſche Welt. Rechnet man dazu, wie wenig empfehlend, ja wie feindlich die Wirklichkeit dagegen geſtellt iſt, und wie von außen her alles ſich vereinigt, den Gequälten in ſeine Idealwelt zurückzudrängen, ſo ſieht man keine Möglichkeit, wie ein ſolcher Karakter aus einem ſolchen Kreiſe ſich hätte retten können. In dem Taſſo des nämlichen Dichters, kehrt der nämliche Gegenſatz, wiewohl in verſchiedenen Karakteren, zurück; ſelbſt in ſeinem neueſten Roman ſtellt ſich, ſo wie in jenem erſten, der poetiſirende Geiſt dem nüchternen Gemeinſinn, das Ideale dem Wirklichen, die ſubjektive Vorſtellungsweiſe der objektiven — aber mit welcher Verſchiedenheit — entgegen: ja gar im Fauſt treffen wir den nämlichen Gegenſatz, freylich, wie auch der Stoff dies erforderte, auf beiden Seiten ſehr vergröbert und materialiſirt wieder an, es verlohnte wohl der Mühe, eine pſychologiſche Entwickelung dieſes in

vier ſo verſchiedene Arten ſpecificirten Karakters zu verſuchen. —

Uber naive und ſentimentaliſche Dichtung. Die Horen. 1795.

August Wilhelm von Schlegel

Römiſche Elegieen, von Goethe.

Karakteriſtiken und Kritiken. Königsberg. 1801. Th. II. S. 197.

August Wilhelm von Schlegel.

Hermann und Dorothea. Berlin, 1798.

— Wir enthalten uns hier jedes Rückblicks auf Goethe's dichterische Laufbahn, (die mit diesem neuesten Werke noch lange nicht geschlossen sein möge!) so fruchtbar an belehrenden Zusammenstellungen, selbst an wichtigen Andeutungen über das Bedürfniß unsrer Bildung und das Streben des Zeitalters, von der Originalität zur vollkommnen Gesetzmäßigkeit schöner Geisteswerke, von der Erscheinung der Unabhängigkeit des Individuums zum Abdrucke reiner Menschheit in ihnen fortzugehn, eine solche Übersicht auch sein würde; und fassen nur unsre Betrachtung des vorliegenden Werks in kurze Resultate zusammen. Es ist ein in hohem Grade sittliches Gedicht, nicht wegen eines moralischen Zwecks, sondern insofern Sittlichkeit das Element schöner Darstellung ist. In dem Dargestellten überwiegt sittliche Eigenthümlichkeit bei weitem die Leidenschaft, und diese ist so viel möglich aus sittlichen Quellen abgeleitet. Das Würdige und Große in der menschlichen Natur ist ohne einseitige Vorliebe aufgefaßt: die Klarheit besonnener Selbstbeherrschung erscheint

mit der edeln Wärme des Wohlwollens innig verbunden, und gleiche Rechte behauptend. Wir werden überall zu einer milden, freien, von nationaler und politiſcher Partheilichkeit gereinigten Anſicht der menſchlichen Angelegenheiten erhoben. Der Haupteindruck iſt Rührung, aber keine weichliche, leidende, ſondern zu wohlthätiger Wirkſamkeit erweckende Rührung. Hermann und Dorothea iſt ein vollendetes Kunſtwerk im großen Stil, und zugleich faßlich, herzlich, vaterländiſch, volksmäßig; ein Buch voll goldner Lehren der Weisheit und Tugend.

Allgemeine Litterat. Zeitung 1797. Nro. 393—396.

Wilhelm von Humboldt.

Wilhelm von Humboldts äſthetiſche Verſuche. Erſter Theil. Über Goethe's Hermann und Dorothea. Braunſchweig, 1799. 8.

Karl Ludwig von Woltmann.

Hermann und Dorothea. Neue Auflage. Stuttgart und Tübingen, 1814. 12.

— Goethe hat ſich durch die neue Auflage von Hermann und Dorothea hinlänglich mit Sehergeiſt über das Große erklärt, was jetzt die deutſche Nation vollbringt. Aber ſollte der ewig junge Dichter an der Gränze des höheren Alters durch die Verjüngung ſeines Volks, für welches er ſo unausſprechlich viel gethan hat, nicht noch Schwung und Luſt zu neuer poetiſcher Schöpfung erhalten? Der Stoff zu einem großen deutſchen Nationalepos iſt da. Zu ſchauen iſt, wie ihn Gottes Hand unmittelbar in Rußland bereitete. Welche Einleitung zu jenem Epos, deſſen Aufgabe der Sieg der deutſchen Nation über die ungeheure, ſtets bewundernswürdige Perſönlichkeit eines Einzigen wäre, welcher die Arme desjenigen Volks, das immer ihr Gegenſatz war, wider ſie richtete. Wer kann mehr zu einem ſolchen Epos berufen ſein, als wer ſo die deutſche Nation aufrief, und zugleich der Rieſenkraft, bei welcher zuletzt nur Erde und Meer noch Gewicht hatten, ohne Scheu und ohne Schmeichelei huldigte?

Schmeicheleien, noch auf die indirekten Drohungen ſeines Einfluſſes auf den Kabinetsrath Albrecht gemerkt, ſondern meinen Gang unverrückt verfolgt habe. Ich war nur gar zu gefällig, den ſtinkenden Athem des jungen Mannes drei Monate lang faſt täglich einzuſchlucken. Mit was für Allotrien der Verſtorbene ſeine Zeit in der Einſamkeit hingebracht, habe ich bei Durchſicht ſeiner Papiere mehr als einmal Gelegenheit gehabt, recht herzlich zu bedauern. Ich ſchreibe Ihnen unter dem allerabſcheulichſten Schnupfen, der mir kaum aus den Augen zu blicken erlaubt. Daher das entſetzliche Geſchmier, vor dem mir graut. Entſchuldigen Sie den Elenden. Bleiben Sie ihm mild und geneigt.

Leben Sie wohl.

Von ganzem Gemüth

der Ihrige

Oelsner.

58.

Varnhagen an Oelsner.

Berlin, den 13. Juni 1825.

Empfangen Sie, innigverehrter Freund, beikommend die Fortſetzung meiner biographiſchen Verſuche mit gewohnter Güte und Nachſicht! Sie werden in dem Leben des alten Deſſauers die Spuren Ihres gütigen Antheils wiedererkennen; wären mir nur mehr ſo treffliche Beiträge zur Hand geweſen, ſo dürfte ich über den Werth des Ganzen beruhigter ſein! —

Unſer Briefwechſel ſtockt nunmehr völlig; mir ein wahres Leid! Und dennoch, wie ſchwindet Gegenſtand und Stim-

— Wir brauchen nicht zu erwähnen, wie genialiſch die fruchtbarſte Einſicht in das Zeitalter dem tiefen Jünglingsgemüthe beigelegt werde. Hermann fühlte das Einzige, was noth war, und denkt es auch darum. Seine Worte am Ende des Gedichts ſind faſt ſprichwörtlich in Deutſchland geworden, und Tauſende jener Heldenjünglinge, die gegen den Feind Germaniens erlagen und kämpfen, tragen ſie glühend in ihrer Bruſt. Daß wir nicht ſchwanken zur ſchwankenden Zeit, unſer Beſitzthum feſter wie je halten, und friſch und kräftig in allen Verhältniſſen walten, als wäre ein Zeitalter, das uns nichts zu glauben drohte, und eben ſo friſch und freudig die Bruſt dem Feind entgegenſtellen, der uns von Habe und Sitte irgend etwas nehmen will: ſind dieſe Lehren nicht ein Katechismus für den deutſchen Mann? — Überhaupt ſollte man dieſes Epos, zu Preiſen, die kaum Druck und Papier bezahlten, als eine deutſche Haustafel unter unſer Volk bringen.

— — Über alles, was uns für dieſe Zeiten frommt, hat dieſes Büchlein goldene Lehren und Beiſpiele — —

Jen. Allgem. Litterat. Zeitung 1814. Nro. 45.

K. A. Varnhagen von Enſe.

Hermann und Dorothea.

Goethe'n empfing gaſtfreundlich der Chor ſüßtönender Muſen;
Dieſe Geſänge darauf ließ er zum Danke zurück.

Die Namen der Muſen als Überſchriften wurden den Büchern des Herodotos von den Griechen gegeben, den Geſängen obigen Gedichts von dem Dichter ſelbſt, daher die Umdeutung des bekannten griechiſchen Epigramms.

Vermiſchte Gedichte von K. A. Varnhagen von Enſe. Frankfurt am Main, 1816. 12.

Karl Theodor Kerſten.

Goethe's Hermann und Dorothea. Gedicht in neun Geſängen. Aus den Verſen in Proſa umgebildet von K. Th. Kerſten. London. Leipzig, 1823. 8.

Johann Gottlieb Fichte.

Die innere Stimmung des Künſtlers iſt der Geiſt ſeines Produktes; und die zufälligen Geſtalten, in denen er ſie ausdrückt, ſind der Körper oder der Buchſtabe deſſelben. Hier iſt es, wo das Bedürfniß der mechaniſchen Kunſt eintritt.

Wer die Dinge einer gewiſſen Stimmung gemäß bearbeiten will, der muß es überhaupt verſtehen, ſie zu bearbeiten, und ſie mit Leichtigkeit zu bearbeiten, ſo daß kein Widerſtand ſichtbar ſei, und daß die todte Maſſe unter ſeinen Händen von ſelbſt Bildung und Organiſation angenommen zu haben ſcheine. So bald die Materie widerſtrebt, und es der Anſtrengung bedarf, ſie zu beſiegen, iſt die äſthetiſche Stimmung abgebrochen, und es bleibt uns Andern nichts übrig, als der Anblick des Arbeiters, der ſeinen Zweck zu erreichen ſtrebt; ein nicht unwürdiger Anblick, den wir aber nur hier nicht haben wollten. Man hat dieſe Leichtigkeit der mechaniſchen Kunſt ſehr oft mit dem Geiſte ſelbſt verwechſelt; und ſie iſt allerdings die ausſchließende Bedingung ſeiner Äußerung, und jeder, der an das Werk geht, muß ſie ſchon erworben haben; aber

ſie iſt nicht der Geiſt ſelbſt. Durch ſie allein wird nichts hervorgebracht, als ein leeres Geklimper; ein Spiel, das auch nichts weiter iſt, denn Spiel; das nicht zu Ideen erhebt, und höchſtens einen Muthwillen, und eine verſchwendete Kraft ausdrückt, der man in der Stille eine beſſere Anwendung wünſcht. Zwar wird der leichteſte und muthwilligſte Pinſelſtrich des wahren Genie einen Anſtrich von Ideen haben; aber der bloße Mechaniker wird durch ſeine höchſte Kunſt nie etwas anders hervorbringen, als ein mechaniſches Werk, über deſſen Bau man höchſtens ſich wundern wird.

So iſt in den letzten Meiſterwerken des begünſtigten Lieblings der Natur unter unſrer Nation, — im Taſſo, in der Iphigenie, und in den leichteſten Pinſelſtrichen deſſelben Künſtlers ſeitdem, — es iſt in ihnen, ſage ich, nicht die ſo einfache Erzählung, nicht die ohne allen Schwulſt ſo ſanft hingleitende Sprache, durch welche der gebildete Leſer ſo mächtig angezogen wird. Es iſt nicht der Buchſtabe, ſondern der Geiſt. Mit der gleichen Einfachheit der Fabel, der gleichen Leichtigkeit, dem gleichen Adel der Sprache iſt es möglich, ein ſehr ſchaales, ſehr ſchmackloſes, ſehr unkraftiges Werk zu verfertigen. Die Stimmung iſt es, welche in dieſen Werken herrſcht; dieſe edelſte Blüthe der Humanität, welche durch die Natur nur einmal unter dem griechiſchen Himmel hervorgetrieben und durch eins ihrer Wunder im Norden wiederholt wurde. Es ſchmiegt ſich

an unſre Seele das lebendige Bild jener geendigten Kultur, die den Angriffen des Schickſals nicht mehr mit gewaltſamen Anſtrengungen und Renkungen entgegen geht, und die eher alles, als die reine Ebenheit ihres Karakters und die leichte Grazie in den Bewegungen ihres Gemüths, verliert; jenes Beruhens in ſich ſelbſt und auf ſich ſelbſt, das es nicht mehr bedarf, durch Anſtrengung ſeine Kraft aufzuregen und gegen den Widerſtand anzuſtemmen, ſondern das auf ſeiner eignen natürlichen Laſt ſicher ſteht; jener Unbefangenheit des Geiſtes, welche die Dinge, auch bei ihrem gewaltſamſten Andrängen auf uns, dennoch keiner andern Schätzung würdigt, als der, die ihnen gebührt, daß ſie Gegenſtände unſrer Betrachtung ſind, und welche auch dann noch den gefälligen Formen derſelben ein äſthetiſches Vergnügen, den Verzerrungen derſelben ein leichtes Lächeln, wie Grazien lächeln, abzugewinnen vermag; jener Vollendung der Menſchheit, die ſich von der Sinnenwelt nicht losgeriſſen, ſondern abgelöſt fühlt, und die mit gleicher Leichtigkeit derſelben ohne Mißvergnügen entbehren, oder ihrer mit Freude auf ihre Weiſe genießen kann. Wir finden uns mit Vergnügen in eine Welt verſetzt, in der allein eine ſolche Stimmung möglich iſt, unter eine Geſellſchaft, deren Mitglieder alle gerecht, und wohlwollend ſind, und deren Trennungen nicht durch böſen Willen verurſacht, ſondern ſelbſt nur Stürme des widrigen Schickſals ſind; — (denn Ungerechtigkeiten freier Weſen können uns

nie gleichgültig ſein, und werden immer ernſte Mißbilligung, keineswegs aber das leichte Lächeln erregen, wie die Verſtoße der vernunftloſen Natur). Wir entdecken mit befriedigter Selbſtliebe unter dem Einfluſſe des Künſtlers eine Faſſung in uns, die wir im Laufe des Lebens gewöhnlich nicht behalten; wir fühlen uns höher gehoben, und veredelt, und innige Liebe iſt der Lohn des Dichters, der uns ſo ſanft ſchmeichelt, um uns zu beſſern.

Jeder hat den feinſten Sinn für diejenige Art der Ausbildung, der er zunächſt bedürfte, und mag in der Stunde der Täuſchung am liebſten das an ſich finden, wovon eine leiſe Ahndung ihm ſagt, daß es auf der nächſten Stufe der Kultur liege, die er zu erſteigen hat. Ein beträchtlicher Theil unſers Publikums iſt noch nicht ſo weit, daß ihm nichts mehr, als die Grazie in ſeinen Bewegungen, die Leichtigkeit und Ungezwungenheit in ſeiner Kraftäußerung abgehe. Vielen fehlt es an der Kraft ſelbſt. Für dieſe ſind Darſtellungen, wie die, von welchen wir redeten, unſchmackhaft; ſie verwechſeln die durch die Fülle der Kraft gehaltne Kraft, die ſie nicht kennen, mit der Kraftloſigkeit, die ſie nur zu wohl kennen. Dieſe mögen im Bilde lieber die rohe aber kraftvolle Sitte unſrer Urahnen ſich angetauſcht ſehen — eine Art, die ſo vorzüglich iſt, als jede andre, wenn ſie mit Geiſt behandelt wird — oder vergnügen ſich wohl auch an den wunderlichen Renkungen in

unſern gewöhnlichen Ritterromanen, und an hochtönenden und vermeſſenen Reden.

Dem Dichter, von dem ich rede, war es gegeben, zwei verſchiedene Epochen der menſchlichen Kultur mit allen ihren Abſtufungen auszumeſſen. Er nahm ſein Zeitalter bei der letztern Stufe auf, um es bei der erſtern niederzuſetzen. Aber ſein Genius überflog, wie es ſein mußte, den langſamen Gang deſſelben. Er bildete, wie jeder wahre Künſtler ſoll, ſein Publikum ſelbſt, arbeitete für die Nachwelt, und wenn unſer Geſchlecht höher ſteigt, ſo iſt es nicht ohne ſein Zuthun.

Über Geiſt und Buchſtab in der Philoſophie. Von Fichte. S. Philoſophiſches Journal von Fichte und Niethammer. Jena und Leipzig. 1798. 8. Bd. IX. Heft 4. S. 296.

Friedrich von Schlegel.

Fragmente.

Man tadelt die metriſche Sorgloſigkeit der Goethiſchen Gedichte. Sollten aber die Geſetze des deutſchen Hexameters wohl ſo konſequent und allgemeingültig ſein, wie der Karakter der Goethiſchen Poeſie?

Wer Goethe's Wilhelm Meiſter gehörig karakteriſirte, der hätte damit wohl eigentlich geſagt, was es jetzt an der Zeit iſt in der Poeſie. Er dürfte ſich, was poetiſche Kritik betrifft, immer zur Ruhe ſetzen.

Lyceum der ſchönen Künſte. Berlin, 1797. Bd. I. St. 2. S. 134. 166.

Ludwig Tieck.

(Garten der Poeſie.)

Neſtor. — Und das ſoll der Garten der Poeſie ſein? Der Schwärmerei, der Phantaſterei, das will ich eher zugeben.

Göttin. Wen vermiſſeſt du?

Neſtor. Da hat doch nun, nur ein ſchlechtes Beiſpiel zu geben, die deutſche Nation ſchon längſt ihr goldnes Zeitalter der Poeſie gehabt, und ich ſuche unter dieſen Blumen und altfränkiſchen Dichtern vergebens einen Hagedorn, Gellert, Geßner, Kleiſt, Bodmer, — ich ſehe keinen einzigen Deutſchen.

Göttin. Die du nennſt, kennen wir nicht, aber dort ſteht der wackre Hans Sachs.

Hans Sachs. Kennſt du mein Faſtnachtsſpiel vom Doktor mit dem Narrenſchneiden?

Göttin. Ein blumenvoller Hain iſt zubereitet
Für jenen Künſtler, den die Nachwelt ehrt,
Mit deſſen Namen Deutſchlands Kunſt erwacht,
Der euch noch viele edle Lieder ſingt,
Um euch in's Herz den Glanz der Poeſie
Zu ſtrahlen, daß ihr künftig ſie verſteht;

Der große Britte hofft ihn zu umarmen,
Cervantes ſehnt nach ihm ſich Tag wie Nacht
Und Dante dichtet einen kühnen Gruß,
Dann wandeln dieſe heil'gen vier, die Meiſter
Der neuen Kunſt, vereint durch dies Gefilde.

Neſtor. Wer in aller Welt könnte denn das ſein?

Bürger. (ihm leiſe in's Ohr) Goethe.

Neſtor. O geht mir doch mit dergleichen, ich ſelbſt habe erſt neulich Hermann und Dorothea, der Genius der Zeit foderte das, ſo recenſirt, daß man ja blind ſein müßte, wenn man den Verfaſſer noch länger für einen Dichter halten wollte.

Sophokles (tritt herein). Was muß ich vom Dante hören? Ihr verſchmäht es nicht, dieſen Läſterer hier in dieſem reinen Aufenthalte zu dulden? — ꝛc.

Romantiſche Dichtungen von Ludwig Tieck. Jena, 1799. 8. Theil I. Prinz Zerbino. S. 315.

mung heiterer Mittheilung ſeit Jahren immer mehr aus unſeren beiderſeitigen Stellungen! Selbſt das, was ſich zum Hoffnungsvolleren geſtalten mag, welkt unter Zögerungen und Verkümmerungen dahin! Und doch giebt es keine andere Aufgabe, als Muth und Kraft zum Leben anzufriſchen unter jeder Bedingung. Leicht geſagt! —

Ich weiß nicht, wenn die Gelegenheit zum Abſenden dieſer Zeilen kommen wird; ich lege dieſelben auf gut Glück bei Hrn. von Stägemann nieder.

Künftig mehr, wir leben wie ſonſt, und es giebt wenig Neues hier, oder doch nicht für uns.

Leben Sie wohl, mein theurer Freund, und bleiben Sie der treuen Geſinnungen verſichert

Ihres unwandelbaren

K. A. V. v. E.

Meine Frau, die mit vielen Krankheitsleiden zu kämpfen hat, grüßt herzlichſt. —

Möchten Sie wohl von meinem Buche — vielleicht auch nachträglich von dem erſten Theil — eine kurze Anzeige in die „Revue encyclopédique“ beſorgen? Herr Profeſſor Couſin, der mich vor ſeiner Abreiſe hier beſuchte, erbot mir ſeine Dienſte wegen ſolcher Aufnahmen in die genannte Zeitſchrift; ich möchte ihm nicht abſonderlich deßhalb ſchreiben, da ich im Uebrigen ihm nichts mitzutheilen habe. —

Friedrich von Schlegel.

Fragmente.

Die franzöſiſche Revolution, Fichte's Wiſſenſchaftslehre, und Goethe's Meiſter ſind die größten Tendenzen des Zeitalters. Wer an dieſer Zuſammenſtellung Anſtoß nimmt, wem keine Revolution wichtig ſcheinen kann, die nicht laut und materiell iſt, der hat ſich noch nicht auf den hohen weiten Standpunkt der Geſchichte der Menſchheit erhoben. Selbſt in unſern dürftigen Kulturgeſchichten, die meiſtens einer mit fortlaufendem Kommentar begleiteten Variantenſammlung, wozu der klaſſiſche Text verloren ging, gleichen, ſpielt manches kleine Buch, von dem die lärmende Menge zu ſeiner Zeit nicht viel Notiz nahm, eine größere Rolle, als alles was dieſe trieb.

Athenäum. Berlin, 1798. Bd. I. St. 2. S. 56.

Dante's prophetiſches Gedicht iſt das einzige Exemplar der transcendentalen Poeſie, immer noch das höchſte ſeiner Art. Shakſpeare's Univerſalität iſt wie der Mittelpunkt der romantiſchen Kunſt. Goethe's rein poetiſche Poeſie iſt die vollſtändigſte Poeſie der Poeſie. Das iſt der große

Dreiklang der modernen Poesie, der innerste und allerheiligste Kreis unter allen engern und weitern Sphären der kritischen Auswahl der Klassiker der neuern Dichtkunst.

Ebend. S. 68.

Noch ehe Hermann und Dorothea erschien, verglich man es mit Vossens Luise; die Erscheinung hätte der Vergleichung ein Ende machen sollen; allein sie wird jenem Gedicht immer noch richtig als Empfehlungsschreiben an das Publikum mit auf den Weg gegeben. Bei der Nachwelt wird es Luisen empfehlen können, daß sie Dorotheen zur Taufe gehalten hat.

Ebend. S. 71.

Wie die Novelle in jedem Punkt ihres Seins und ihres Werdens neu und frappant sein muß, so sollte vielleicht das poetische Mährchen und vorzüglich die Romanze unendlich bizarr sein; denn sie will nicht bloß die Fantasie interessiren, sondern auch den Geist bezaubern und das Gemüth reizen; und das Wesen des Bizarren scheint eben in gewissen willkürlichen und seltsamen Verknüpfungen und Verwechslungen des Denkens, Dichtens und Handelns zu bestehn. Es giebt eine Bizarrerie der Begeisterung, die sich mit der höchsten Bildung und Freiheit verträgt, und das Tragische nicht bloß verstärkt, sondern verschönert und gleichsam vergöttlicht; wie in Goe-

ehe's Braut von Korinth, die Epoche in der Geſchichte der Poeſie macht. Das Rührende darin iſt zerreißend und doch verführeriſch lockend. Einige Stellen könnte man faſt bürgerlich nennen, und eben in dieſen erſcheint das Schreckliche zermalmend groß.

Ebend. S. 139.

Nicht Hermann und Wodan ſind die Nationalgötter der Deutſchen, ſondern die Kunſt und die Wiſſenſchaft. Gedenke noch einmal an Keppler, Dürer, Luther, Böhme; und dann an Leſſing, Winkelmann, Goethe, Fichte. Nicht auf die Sitten allein iſt die Tugend anwendbar; ſie gilt auch für Kunſt und Wiſſenſchaft, die ihre Rechte und Pflichten haben. Und dieſer Geiſt, dieſe Kraft der Tugend unterſcheidet eben den Deutſchen in der Behandlung der Kunſt und Wiſſenſchaft.

Ebend. Bd. III. St. 1. S. 28.

August Wilhelm von Schlegel.

Fragmente.

Manche haben es in Hermann und Dorothea als einen großen Mangel an Delikateſſe getadelt, daß der Jüngling ſeiner Geliebten, einer verarmten Bäurin, verſtellter Weiſe den Vorſchlag thut, als Magd in das Haus ſeiner guten Eltern zu kommen. Dieſe Kritiker mögen übel mit ihrem Geſinde umgehen.

Athenäum. Bd. I. St. 2. S. 4.

Wenn man ſich nicht durch Künſtlernamen und gelehrte Anſpielungen blenden läßt, ſo findet man bei alten und neuen Dichtern den Sinn für bildende Kunſt ſeltner als man erwarten ſollte. Pindar kann vor allen der plaſtiſche unter den Dichtern heißen, und der zarte Styl der alten Vaſengemählde erinnert an ſeine doriſche Weichheit und große Pracht. Propertius, der in acht Zeilen eben ſo viel Künſtler karakteriſiren konnte, iſt eine Ausnahme unter den Römern. Dante zeigt durch ſeine Behandlung des Sichtbaren große Mahleranlagen, doch hat er mehr Bestimmtheit der Zeichnung, als Perſpektive. Es fehlte ihm

an Gegenſtänden, dieſen Sinn zu üben: denn die neuere Kunſt war damals in ihrer Kindheit die alte lag noch im Grabe. Aber was brauchte der von Mahlern zu lernen, von dem Michel Angelo lernen konnte? Im Arioſt trifft man auf ſtarke Spuren, daß er im blühendſten Zeitalter der Mahlerei lebte, ſein Geſchmack davon hat ihn bei der Schilderung der Schönheit manchmal über die Gränzen der Poeſie fortgeriſſen. Bei Goethen iſt dies nie der Fall. Er macht die bildenden Künſte manchmal zum Gegenſtande ſeiner Dichtungen, außerdem iſt ihre Erwähnung darin niemals angebracht, oder herbei gezogen. Die Fülle des ruhigen Beſitzers drängt ſich nicht an den Tag, ſie verheimlicht ſich auch nicht. Alle ſolche Stellen hinweggenommen, würde doch die Kunſtliebe und Einſicht des Dichters, in der Gruppirung ſeiner Figuren, in der einfachen Großheit ſeiner Umriſſe unverkennbar ſein.

Ebend. S. 50.

Der Aufſatz in den Muſageten über Weiblichkeit in der Kunſt, in der Natur und in der Geſellſchaft iſt ungemein belebt und anziehend geſchrieben, voll gutgedachter Winke, die reicher und treffender ſind, als förmliche methodiſche Abhandlungen über die Weiblichkeit. So muß man eben von ihr reden, ſo muß man ſie nehmen. Einzelne Hinweiſungen, anſchauliche Beiſpiele ſind ihr viel gemäßer, als ein vollſtändiges Syſtem, das ſie grade recht

vernichtet, ſtatt ſie feſtzuſetzen. Der Verfaſſer freut ſich darüber, daß Deutſchlands erſter Dichter zugleich der Dichter der Weiblichkeit iſt; dies werden auch die Frauen eben ſo ſchön als billig finden.

Ebend. Bd. II. St. 2. S. 311.

Friedrich von Schlegel.

Verſuch über den verſchiedenen Styl in Goethe's früheren und ſpäteren Werken.

Athenäum. Bd. III. St. 2. S. 170 — 181.

Daniel Jeniſch.

Über die hervorſtechendſten Eigenthümlichkeiten von Meiſters Lehrjahren; oder über das, wodurch dieſer Roman ein Werk von Goethens Hand iſt. Ein äſthetiſch-moraliſcher Verſuch von D. Jeniſch. Berlin, 1797. 8.

August Wilhelm von Schlegel.

Über William Shakespeare bei Gelegenheit Wilhelm Meisters.

Die Horen. 1796. St. 4. S. 57. — 112.

C. G. Körner.

Über Wilhelm Meisters Lehrjahre. Aus einem Briefe vom Jahr 1796.

Ästhetische Ansichten. Leipzig, 1808. 8. Auff. V.

Friedrich von Schlegel.

Über Goethe's Meister.

Athenäum. Bd. I. St. 2. S. 147 — 178.

Thereſe Huber.

geb. Heyne.

Nur über Einen Mann behielt der Sammler nichts zurück, ſo trivial, ſo jugendlich, ſo vom Eindruck des Moments geboren manches iſt, — alles, was Huber von Goethe ſagt, blieb unverhohlen. Über Goethe zu forſchen, zu grübeln, zu urtheilen, iſt dem Mann von litterariſcher Bildung und von gebildetem Gefühl ein Bedürfniß — wahrlich der Vergleich ſteht hier nicht als Schmeichelei gegen Goethe, ſondern als Erklärung von dem Geſichtspunkt, von wo aus der Sammler die Urtheile über ihn betrachtete — ein Bedürfniß, wie dem Menſchen das Forſchen nach der Natur der Gottheit. Der erhabenſte Gedanke, wie der kindlichſte Irrthum, ehrt ſie, denn er zeigt, wie bedürftig des Menſchen Herz iſt, ſie zu faſſen. Sollte das Ungefähr Goethen einen Blick in dieſe Blätter werfen laſſen, ſo wird er, auf der unantaſtbaren Höhe, wo er ſteht, es gern ſehen: daß Hubers Anſicht ſeiner eine der intereſſanteſten Anſichten von Hubers Art zu urtheilen giebt.

L. F. Hubers ſämmtliche Werke ſeit dem Jahre 1802. Tübingen, 1806. 8. Vorwort zu den Briefen S. 251.

Ludwig Ferdinand Huber.

Aus Briefen.

Frankfurt a. M. den 14. April 1788.

Du scheinst mir den Egmont etwas idealisirt zu haben, ich fühle sehr gut, wie man das alles darin finden kann, ob es aber eben für die Wirkung, von der du viel sprichst, da ist, weiß ich doch nicht. Über den Alba bin ich ganz deiner Meinung, das ist wieder einmal eine Behandlung, wo dem Kühnsten das anch'io son pittore im Munde stirbt; den Traum habe ich erkältend gefunden, so auch die Selbstmörderin, es hat etwas von den neuen Briefen im Werther. — Ich schicke dir hier den Egmont. Auch hier, wie im Götz, im Werther und der Iphigenie, ist kein Strich Manier des Dichters, und alles Manier des Sujets. Aber eben diese Treue hat hier einen kleinen Anstrich von Kälte hervorgebracht. Die Niederländer sind hier, wie in der Wahrheit, kalte, fröhliche Menschen, die ihre Freiheit bona fide genießen, sich aber lange hudeln lassen, ohne etwas zu unternehmen, und erst durch die höchste Anstrengung des Despotismus gezwungen werden, etwas zu thun. Egmont ist ein Held, aber ein niederlän-

59.

Oelsner an Varnhagen.

Paris, den 6. Juli 1825.

Flüchtige Gelegenheit benutzt der Unterzeichnete, Herrn und Frau von Varnhagen für die Bekanntschaft des ausgezeichnet geistreichen Dr. Gans und seines liebenswürdigen Reisegefährten allerergebenst zu danken. Als thätigen Beweis seiner Erkenntlichkeit, sendet er denselben vielleicht nächstens eine artige junge Gräfin.

Gestern besuchte mich ein Herr Heinrich Steuer, mit Empfehlungen von Hrn. Professor Ritter aus Berlin, und Doktor Neuburg aus Frankfurt. Beide verehrte Briefsteller wünschen, daß ich ihrem Schützlinge zu seiner hiesigen Unternehmung förderlich sei. Ich frug natürlich, worin diese bestehe. Er wolle sich durch Unterricht in der deutschen Sprache eine Existenz verschaffen. Sie haben da, erwiederte ich, den allerschlechtesten Beruf gewählt. Allein er meinte, der Besiegte müsse die Sprache des Siegers lernen. Schade nur, daß die Franzosen sich für Besiegte der Deutschen zu halten, nicht die mindeste Anwandlung spüren.

Wir werden hier alle Tage frommer. Am Morgen des königlichen Einzuges drohten einige Gewölke. Flugs ließ man in einer hiesigen Mädchen-Anstalt die Zöglinge sämmtlich an die heilige Jungfrau schreiben, und die Briefe zu den Füßen des Bildes niederlegen. Auf der Stelle heiterte sich das Wetter. Ich begreife gar nicht, sagte eines von den Kindern, wie unsre Briefe Zeit gehabt anzulangen.

Ich hoffe, meine angebeteten Freunde befinden sich wohl und bewahren mir geneigtes Andenken.

Hochachtungsvoll

Oelsner.

diſcher Held. Vom Alba bin ich neugierig dich zu hören, auch von dem Mädchen und von dem Ferdinand und Egmont. Wir werden mehr davon ſprechen, jetzt fürchte ich zu viel von deinem Genuß zu anticipiren. Schon dies iſt zu viel, ich war aber voll. —

Mainz, den 20. November 1788.

Deine Idee beim Egmont „eine Art von Tom Jones" iſt gar hübſch. Sie hat mich durch ihre Wahrheit und Sonderbarkeit frappirt. Im Grunde iſt der Egmont gegen die konventionellen heroiſchen Karaktere ganz, was der Tom Jones gegen die konventionellen Romanhelden war. —

Mainz, den 9. Mai 1789.

Ich habe nunmehr den achten Band von Goethe geleſen. Die Geheimniſſe ſind mir zu quälend, und um deſto quälender, weil es in Goethens Manier liegt, dem Myſtiſchen einen ſimpeln, kinderleichten Anſtrich zu geben. Aber die Verbindung eines unverſtändlichen Stoffs mit der verſtändlichſten Manier hat für meinen Kopf etwas beſonders Schmerzliches. Meine Lieblinge unter allen ſind: „Meine Göttin", das ich gar nicht kannte, und unnachahmlich göttlich iſt, und der berüchtigte „Prometheus," den ich ehmals noch nicht in succum et sanguinem vertirt hatte wie jetzt. Wie ſieht es bei dieſem Prometheus mit unſern Geſetzen für die Freiheit des Dichters aus?

Welcher heilig unheilige Richter wird es wagen, ihn aus dem erlaubten Gebiet der Begeisterung zu verdammen? Unter den kleinen Epigrammen im griechischen Geschmack ist mein Liebling: „Schlummer und Schlaf.“ Mir fälle bei dem Prometheus Moses Mendelssohn und seiner nachherigen Berliner Stellvertreter ganze ... wieder ein, die sich's unterstanden, ihn als einen Jugendstreich zu behandeln, ohne zu wissen, von wem er war, und Jacobi'n auf den Kopf einer Lüge zeihten, daß Lessing solche erbärmliche Schülerverse bewundert haben könnte. Erinnerst du dich's? —

Mainz, den 8. März 1790

Zuvörderst etwas vom Tasso. Mir scheint dein letztes Urtheil nicht richtig. Dieses Produkt ist in seiner Art wohl eben so vollkommen, als Götz, Iphigenie und Egmont. Der Eindruck, den es das erstemal zurückläßt, ist freilich widrig, es ist eine Art von tragischer Satyre; in die man sich nicht gern findet. Aber das verschwindet in der Folge immer mehr und mehr, man trifft auch mit dem Dichter eine Art von Übereinkunft über seine weitschweifige Behandlung, über seine Auseinandersetzung durch unendliche Monologen, bei denen auch nicht einmal der Anstrich von Natürlichkeit gesucht worden ist, den man, Lessings Beispiel zufolge, glaubt Monologen geben zu müssen — und dann hat man eben so reinen Genuß, als bei

Goethens andern Werken. Und mit Goethen ist ja diese Übereinkunft gar bald getroffen, weil der Geist des Ganzen jedesmal von den Vortheilen der Manier und selbst der eigenthümlichen Fehler jeder Manier überzeugt. An der innern Wahrheit der einzelnen Karaktere ist durchaus nichts auszusetzen, Tasso lebt zwiefach für uns in Rousseau und in noch jemand, dessen Bild bei seiner Trennung von uns euch nicht verlassen hat, vom dem Augenblicke an, da Tasso nach Rom will. Antonio wäre schwerer zu finden, aber wie schön und wahr ist der Karakter! Ich gestehe dir, daß die Prinzessin mich fast verführt, eine Untreue an Iphigenien und Klärchen zu begehen. Wie unendlich fein und doch wie lebendig und anschaulich ist die schöne Weiblichkeit wieder in diesem Karakter nüancirt. Alphons mit so wenigen Strichen so fürstlich edel, ohne Gepräng. Und Leonorens gutmüthige Feinheit, vorzüglich in den Scenen mit Antonio, die zweite Stufe von Weiblichkeit, auf welcher sie neben der Prinzessin steht — wenn der Dichter solche Resultate gewonnen hat, so kann ich nicht einen Augenblick mehr zweifeln, ob er sie auch auf einem andern uns geläufigern Wege hätte gewinnen können und sollen; und ich traue fest, daß sein Weg der einzige rechte war. Mit allem dem will ich nicht läugnen, daß der erste verworrene, peinliche Eindruck, den dieses Stück macht, sehr wahr sein mag; keine Theorie der ästhetischen Empfindungen reicht zu, uns zu sagen, wie diese

Behandlung eines Karakters wie Taſſo wirkt, und die Gattung dieſes Stücks zu beſtimmen. Doch ſchwamm in mir auch das erſtemal dieſe Empfindung oben: freudige Bewunderung der ſeltſamen Kombination, in der äußerſten Paradoxie des Gedankens und der höchſten Simplicität der Ausführung. Reicher an ſogenannten Stellen iſt dieſes Stück übrigens als irgend eines von Goethe, aber jedes einzeln iſt köſtlich. Was haſt du geſagt zu der „goldnen Zeit“ in der Scene der Prinzeſſin mit Taſſo im 2ten Akt, und zu dem „Seidenwurm“ in der Scene des Alphons mit Taſſo im 5ten Akt? —

Mainz, den 28. Juni 1790.

Was du am Fauſt liebſt, verkenne ich nicht; aber ich meine nur, daß in Mephiſtopheles Plan nichts anders zu liegen ſcheint, als die Sinnlichkeit zum Werkzeug von Fauſts Verderben zu machen, und das fällt um ſo mehr auf, jemehr im Fauſt ſelbſt liegt. Oder meinte es Goethe ſo, daß der Teufel, der höhere Geiſt ſelbſt, den Menſchen, einen Menſchen von Fauſts Gehalt, nicht faßte, mißverſtand? Das ſcheint doch nicht. Vielmehr verachtet, perſifflirt Mephiſtopheles alles Geiſtige in dem Menſchen, alle Empfindung, weil ihm anſchaulich iſt, daß alles das ſich in der Materie, in den Sinnen verliert. Daß dem kraftvollen Genie das abſtrakte Denken nicht genügt, giebt er ja für den Keim ſeines Verderbens an, jedes andre pla-

toniſche, geiſtige Bedürfniß im Fauſt ſieht er als maskirte Sinnlichkeit an — und er, der Teufel, muß es doch am beſten wiſſen. Von der Seite ſcheint mir alſo Goethe ganz der pöbelhaften Idee vom Teufel und Menſchen gefolgt zu ſein — und er hat am Ende wohlgethan, denn es kam auf Darſtellung an, ſo gut wie bei einem Sujet aus der Mythologie oder dem heroiſchen Zeitalter Griechenlands, bei der man auch nur die für die poetiſch-ſinnliche Darſtellung intereſſanteſten Seiten auffaßt, nicht ſich bemüht, den moraliſchen oder philoſophiſchen Gehalt der Idee, die zum Grunde liegt, zu berichtigen. Nur ſind dieſe Ideen uns durch Entfernung oder Allegorien ſchon veredelt, ehe ſie der Dichter gebraucht, jene ſehen wir plump und platt, und die bald edle bald pikante, und immer geiſtvolle Form, in die ſie der Dichter kleidet, macht eine Art von Täuſchung, die uns verführt, etwas andres, tiefer liegendes, darunter zu ſuchen. Mephiſtopheles ſieht Obſcönität im Platonismus des Menſchen, der höhere Blick des böſen Geiſtes iſt konſequente, unbeſtechliche Raisonnirkunſt. — Daß Goethe darum den menſchlichen hohen Werth Fauſts nicht vernachläſſigte, trotz der Verachtung, der er ihn im Mephiſtopheles ausſetzte, ihn doch con amore warm und erhaben ausmahlte, macht ſeinem Genie Ehre, aber es iſt peinlich! Das Peinliche löſt ſich dann freilich am Ende auch in höhere Bewunderung des Dichters auf, deine beliebte erhabene Ruhe hält am Ende hier auch

trach

her, man ſieht im Dichter den Herrn ſeines Stoffs, ſeiner Welt, den höchſten Blick, der über dem Teufel und dem Menſchen ſchwebt, den frei ſpielenden Geiſt, der nirgends durch unzeitige Wahrheit — alſo nicht mehr Wahrheit — beſchränkt, jede relative Wahrheit der Imagination ungeſcheut auffaßt und erſchöpft. Und gerade dies — ich wiederhole es über den Fauſt mit verdoppelter Ehrfurcht — hat unter allen Dichtern der Welt Goethe allein ganz vermocht. Es iſt die reinſte, konſequenteſte Imagination, ewig unvermiſcht mit ſeiner eignen Individualität; das großmüthigſte, freieſte, unbedingteſte Opfer, das je der Muſe und dem Genius gebracht wurde.

Mainz, den 15. Oktober 1791.

Deine Nachrichten von Goethe waren mir ſehr lieb, und ich beneide dich, wie ich mich freue, daß du dieſen Menſchen ſo ausgekoſtet haſt. Daß du in ſeiner Philoſophie den Grund zu ſeiner Unerreichbarkeit als Dichter findeſt, mag wohl eine kleine Vermengung ſein. Bildung und Ruhe fehlten im Werther, in Götz und Fauſt, (der doch zum Theil aus jenen früheren Epochen iſt), aber dieſe glückliche Dichterorganiſation, die jeden ſo verſchiednen Stoff ergriff, und ſich mit ihm amalgamirte, die iſt ſchon in jenen Werken. Und in dieſer lag wohl eher der Grund, daß er jetzt dies Syſtem erwählt hat, als umge-

kehrt. Was machst du mit seinen Grundsätzen allein? Seine Organisation, seine Existenz hätte ich ihm stehlen mögen. —

Mainz, den 27 Februar 1792.

Ich lese, daß der Groß-Cophta von Goethe in Weimar aufgeführet worden ist. Hörtest du nichts weiter davon, und ob er nicht bald zu lesen sein wird? In mir ist die Erwartung, daß die Gränzen der Kunst damit um so viel weiter hinausgerückt sind, und diese Erwartung giebt mir noch immer niemand als Goethe. —

L. F. Hubers sämmtliche Werke seit dem Jahre 1802. Tübingen, 1806. 8.

Ungenannt.

Aus Briefen.

Berlin, den 18. Februar 1794

Von Homer — o weh! denn es ist ordentlich ein Schmerz, so schön kommt mir die Odyssee vor! — Wie die Griechen von den Menschen sprechen — wie sie immer alles Letzte zusammenfassen und es ganz gemein sagen, damit es ganz groß ist und edel klingt — sie fassen immer alles so wie es ist, und betrachten und erzählen's nur; den Menschen thun die Götter alles; das Fatum ist über die Götter; eine Macht erlegt die andere, und sie erzählen wie sie's leiden. Haben Sie bemerkt, daß Homer, so oft er von Wasser redet, immer groß ist, wie Goethe wenn er von den Sternen redet? Dem seine Sternenreden sind Ihnen gewiß nicht so gegenwärtig, wie mir: in Iphigenie Orest, in den kleinen Gedichten „an Lida," und noch unendlich oft in seinen besten und geringeren Sachen. —

Berlin, den 1. Juni 1795.

— Das Gedicht an die Knappschaft zu Tarnowitz ist himmlisch. Ja, ja, Redlichkeit ist das Wort, das ich

meine, die und Verſtand, die bahnen manchen Weg. Redlichkeit iſt Wahrheit; und nur ein Narr liebt ſie nicht. Und wie himmliſch, „helfen“ ſagt er, ja helfen thun ſie auch nur. Die Welt findet man fertig, wie ſie iſt. Die Wege muß man ſuchen. Noch Eins! wie göttlich paßt dies alles im Allgemeinen, mit jedem Wort und wie ganz für den Fall und die Knappſchaft, ſogar ſelbſt für die, moraliſch-verſtändlich: und wie ſchön, umgekehrt, ſieht man erſt bei einer zweiten Überſicht, daß es auch für dieſen einzelnen Fall anpaſſend gilt. Es iſt ein wirkliches Gedicht, dieſe Zeilen, jedes Wort iſt dichteriſch, als wär's mit einer Fluth aus dem Kopf gekommen, es iſt ein Ganzes, und iſt eine allgemeine Wahrheit. Es fängt ſo fragend, ſo phantaſtiſch an, und ſchließt ſo bündig; und die Wahrheit iſt ſo grabend, und ſo tief wie ein Bergwerk ſelbſt. Kurz, mir ſcheint's ſehr poetiſch: und ſo oraſelartig, wie die Dichter ſprechen ſollten. In dieſen Zeilen hat er auch wieder die ſtille Natur, und die bewegte Welt, und dann die Wahl, die einem bleibt, benutzt. Ein wahrer Dichter muß an die äußerſten Enden greifen — bezeichnet er den Taſſo ſelbſt, den hab' ich ſtudirt, wie Er Hamlet — und dieſe bei jedem kleinen einzelnen Fall immer natürlich berühren, iſt ein großer Dichter. Ich bin ſchon wieder in Goethe hineingekommen: dann muß man mir vieles vergeben. Ich werd' Ihnen ſchon einmal ſagen wie ſo. In einem Briefe klänge mir das zu ſchön.

Sie kennen doch von der Art Geſichter, die zu ſchön ſind. —

Wenn er auch alles im Wilhelm Meiſter erfunden hat, Aurelien auch, die Reden von ihr hat er einmal gehört, das weiß ich, das glaub' ich. Es ſagt's ja die Prinzeſſin im Taſſo auch; nur aus einem andern Ton. Wie groß iſt das. Gehört hat er's aber. Die Frauen laß ich mir nicht abſtreiten. Entweder, man denkt ſo etwas als Frau, oder man hört's von einer Frau. Zu erfinden iſt das nicht. Alles andre nur Menſchenmögliche geſteh' ich ihm zu. Dás weiß ich aber als ich. Im Grunde gefällt mir der erſte Theil von Meiſter beſſer; im Grunde ſollte man von keinem Werke ſprechen, welches nach und nach erſcheint, und keins ſo herausgeben. —

Berlin, den 22. Juli 1808.

Du haſt keine Vorſtellung davon, mit welchem Schreck ich erwache! Eine hemmende Überlegung, die ſelbſt nie zu Ende kommt, drückt mir das Herz zu, und wie zurück. So blieb ich wie unentſchloſſen im Bette liegen; wie unentſchloſſen; denn wußt' ich nicht eben zu gut wie alles iſt, und daß nichts zu beſchließen iſt? Es wurde mir alles zur Angſt. Ich dachte, ich wolle es die ſchreiben, und nahm den Band Goethe in die Hand, und ging herunter. Da lag er neben mir, und ich wie verzweifelte neben ihm! — Ein Feſt war ſonſt ein neuer Band Goethe

60.

Varnhagen an Oelsner.

Berlin, den 27. Juni 1825.

Mein theurer verehrter Freund! Auf gut Glück entlasse ich dies Blatt in die Welt, einer besonderen Gelegenheit vertrauend, daß sie Ihnen dasselbe sicher zu Handen bringen werde. Ihr theurer Brief vom 12. Juni meldet den späten Eingang meiner Schreiben vom 12. und 25. Februar; seitdem habe ich Ihnen wieder einige Zeilen durch Hrn. Dr. Gans, und kürzlich durch Hrn. von Stägemann mein neues Buch gesandt; alles das wird wohl nach und nach ankommen, wenn auch verzögert und verspätet, wie immer! Zu den Günstlingen der Zeit haben wir beide uns einmal für jetzo nicht zu rechnen. Ihr neuester Brief, mein theurer Freund, läßt mich in dieser Hinsicht Ihre Stimmung schmerzlich erkennen; sie spricht Empfindungen aus, die auch mir seit Jahren geläufig sind. Zwar über bloß Persönliches würde ich mich bald trösten, wenn aus dem Allgemeinen der Trost zu schöpfen wäre; aber mit nichten, denn die Geistesbilder eben, die jedes Opfer fordern dürften, sind verhüllt! In diesem Dunkel wird jeder Unfall gleich zum Mißgeschick. Das Leben, aus freudigem Anspruch heißaufstrebender Thätigkeit hinausgeworfen, und zum bloßen Unterkommen herabgewürdigt, sieht keine Zuflucht als Entsagungen, in deren Größe die kleinen Schläge des Schicksals wieder vernichtet werden. So wenigstens streb' ich innerlich höher zu stehen, als ich äußerlich erreichbar bin, und suche meine Abmachung mit der Welt — wie sie im Grunde jeder Mensch zu treffen hat — in immer höherer Analysis! Ich will mich auf die endlosen Betrachtungen, welche das Einzelne unserer hiesigen Tagesverhältnisse darbietet, auf die Zusammenstellungen und

bei mir; ein lieblicher, herrlicher, geliebter, geehrter Gaſt, der mir neue Lebenspforten zu neuem, unbekannten, hellen Leben gewiß erſchloß. Durch all mein Leben begleitete der Dichter mich unfehlbar, und kräftig und geſund brachte der mir zuſammen, was ich, Unglück und Glück zerſplitterten, und ich nicht ſichtlich zuſammenzuhalten vermochte. Mit ſeinem Reichthum machte ich Compagnie, er war ewig mein einzigſter, gewiſſeſter Freund; mein Bürge, daß ich mich nicht nur unter weichenden Geſpenſtern ängſtige; mein ſuperiorer Meiſter, mein rührendſter Freund, von dem ich wußte, welche Höllen er kannte' — kurz, mit ihm bin ich erwachſen, und nach tauſend Trennungen fand ich ihn immer wieder, er war mir unfehlbar; und ich, da ich kein Dichter bin, werde es nie ausſprechen, was er mir war! Noch muß ich weinen, ſo rührt es mich! — Nun haſt du geſehen, wie ich nach dem Buche nicht fragte; und eine Art von Furcht, die meine Nachläſſigkeit unterſtützte, hielt mich ab von dem Buche; ich fürchtete, ihn und mich nicht mehr darin zu finden. Dies auch als Zeichen meines Abſterbens, meines Grams, meines Hinſeins wollte ich dir ſchreiben, und ich verging vor Schreck und Erſtarren und Weh darüber! aber dumpf blieb es, und unfruchtbar der Schmerz! Mein Freund, mein einziger Freund neben mir, und wir beide todt, todt! Mein Frühſtück blieb ein wenig lange, und einen Augenblick ließ es die Angſt doch zu, daß ich das Buch

nahm. So lese ich auch ohne Muth und Hoffnung — und finde — grade was mir ist! Lies das Vorspiel! Seite 14. sagt die lustige Person vieles, und am Ende:

Noch sind sie gleich bereit zu weinen und zu lachen,
Sie ehren noch den Schwung, erfreuen sich am Schein;
Wer fertig ist, dem ist nichts recht zu machen,
Ein Werdender wird immer dankbar sein.

Dichter.

So gieb mir auch die Zeiten wieder,
Da ich noch selbst im Werden war,
Da sich ein Quell gedrängter Lieder
Ununterbrochen neu gebar,
Da Nebel mir die Welt verhüllten,
Die Knospe Wunder noch versprach,
Da ich die tausend Blumen brach,
Die alle Thäler reichlich füllten.
Ich hatte nichts und doch genug,
Den Drang nach Wahrheit und die Lust am Trug.
Gieb ungebändigt jene Triebe,
Das tiefe schmerzenvolle Glück,
Des Hasses Kraft, die Macht der Liebe,
Gieb meine Jugend mir zurück!

Mein Freund hat es auch diesmal für mich ausgesprochen! Und niemals will ich an dem nun verzweifeln! Urtheile, wie er heute, in dem Augenblicke, auf mich wirkte! Allen Dank, alle Zärtlichkeit hat er wieder in mir aufgeweckt. Dies mußte ich die doch ungefähr so sagen, wie

es war. Und nun das geſchehen iſt, preßt ſich mein Herz doch wieder zu. Ich will nun weiter leſen. —

Berlin, den 6 November 1818.

Uber die Darſtellung der Gegenden denke ich bei weitem anders, als du! Sie darſtellen, oder ſie beſchreiben, iſt ſchon ein unendlicher Unterſchied, und bald muß ein Dichter das eine, bald das andere. Du z. B. haſt in deinem Dresdener Briefe die Brücke ganz göttlich beſchrieben, und willſt du je in einem Gedicht eine Beſchreibung, ſo brauchſt du nie eine beſſere zu machen. Goethe aber z. B. hat durch ſeinen ganzen Hermann und Dorothea durch — ohne daß Einer ſo gütig iſt, daran zu denken — von der erſten Zeile bis zur letzten, ſo genau eine Gegend, einen Tag, und ſein ganzes Wetter und Schreiten dargeſtellt, daß er ein Element ſeines Gedichts iſt, und wie ein wahrer Tag, eine wahre Gegend, es machen hilft. Das weiß ihm meines Wiſſens noch keine gedruckte Zeile Dank. Wer da nicht die Gegend ſieht, von der Goethe ſpricht, dem fehlt die Camera obscura, von der Jean Paul ſpricht; und Goethe hat es ſo eingerichtet, daß ſie wirklich beinahe fehlen kann, und nur der ſie nicht ſieht, den man etwa zweimal hintereinander an denſelben Ort führen, und ihm einbilden kann, es ſeien verſchiedene.

Berlin, den 17. December 1808.

Was du mir über den Meister geschickt hast, hat mich ganz besonders gefreut. — Das ganze Buch ist für mich nur ein Gewächs, um den Kern als Text herumgewachsen, der im Buche selbst vorkommt, und so lautet: „O wie sonderbar ist es, daß dem Menschen nicht allein so manches Unmögliche, sondern auch so manches Mögliche versagt ist!“ Du kennst die Stelle von mir. Und dann die andre, daß dem Menschen jeder Strich Erde, Fluß und Alles genommen ist. Mit einem Zauberschlage hat Goethe durch dies Buch die ganze Prosa unsers infamen, kleinen Lebens festgehalten, und uns noch anständig genug vorgehalten. Daran hielten wir, als er uns schilderte; und an Theater mußte er, an Kunst, und auch an Schwindelei den Bürger verweisen, der sein Elend fühlte, und sich nicht wie Werther tödten wollte. Den Adel wie er ist, und der den Andern als Arena — ich weiß das Wort jetzt nicht — vorschwebt, als wo sie hin wollen, zeigt er beiläufig, gut und schlecht, wie es fällt. Dann bliebe noch die Liebe; und darüber ist die gedrängteste Bemerkung die, welche ich anführte, und wo sich Geschichten darum bis zur Niedrigkeit und bis zur Tragik bewegen; die Menschen treffen sich nicht; Vorurtheil, wenn sie sich getroffen haben, trennt sie, der Harfner, Aurelia u. s. w. und da der Mensch nichts hier begreift, weil ihm die andre Hälfte, wozu das Irrspiel gehören mag, fehlt, so

bricht Meiſter und Goethe in die Betrachtung aus, daß unſer Mögliches hier, was wir dafür halten, auch mit Ketten gehalten ſein mag, an Pilaſtern, die auf andern Welten ruhen, die wir wieder nicht kennen; unterdeß bewegen ſich aber die Menſchen, und dies trägt er uns in ſeinem Buche wie in einem Spiegel vor. Vergeih, und ſieh die entſetzliche Eil! — Künftig einmal über jedes Wort!

Berlin, den 4. Januar 1810.

Als ich vorgeſtern von R's Briefe wie geſpornt mit ſeinem Verlauf hinſchreiben mußte, konnte ich für den Gedanken, den ich dabei hatte, daß gewöhnliche Menſchen nur das Weltgewirre ſehen, wie es daſteht, ohne ſeine Quellen zu ergründen, noch das ewige Walten der Grundlaute und Grundfarben — ich weiß wieder keinen Ausdruck — zu gewahren, keinen Ausdruck finden, da fiel mir, wie meiſt immer, ein Bild ein, und hohe Muſengeſtalten ſah ich wie verkannte Wohlthäter und Götter ungeſehen umherwandeln: und ich ſchrieb Muſengeſtalten; dann brauchte ich das Gewirre der Welt, welches ich auch ſah, und da ſchrieb ich Weltwirrwar; wohl gleich an Goethe denkend! Nachher fiel mir aber erſt ein, daß er, in demſelben Gedichte, auch eine große Muſengeſtalt brauchte. Ich dachte noch einmal über das Gedicht, und verſtand es

ganz anders! Ich freute mich unendlich, daß die beiden Ausdrücke mir auch gekommen waren: und konnte es nicht erdulden, daß, wenn man diese Blätter lesen würde, man nun denken müßte, ich habe sie freundschaftlich, eben weil ich ihn liebe, aus dem Goethischen Hans Sachs geborgt: ich wollte, daß man wissen soll, wie es in mir zugegangen ist. Noch wünsche ich darauf aufmerksam zu machen, daß wenigstens ich es gar nicht nenne ein Gedicht verstehn, bis mir nicht Ähnliches vor oder nach dem Lesen damit begegnet ist. Ich verstehe kein Buch, bis ich mir nicht sagen kann, wie der Autor dazu gekommen ist es zu machen, wie es in ihm dabei vorging: so muß jedes Buch einen Text in sich tragen, wie einen Kern, um den es herumwächst; und ist es sehr gut, und je besser es ist, so wieder in seinen einzelnen Theilen! So war mir z. B. der Kopf ganz verschlossen über Erlkönig, und erst den vorigen Winter verstand ich ihn plötzlich. Noch weiß ich kein Wort über „das Wasser rauscht', das Wasser schwoll", hingegen verstehe ich die Pandora und die natürliche Tochter ganz anders, als die andern Leute. Das ist das Alter. In dem Fürsten ist alle Leidenschaft in Tochterliebe umgewandelt, und diese noch unbehandelte Liebe als Leidenschaft zeigt Goethe. Epimetheus ist alt wie ein Sohn der Erde, von ihr, und Kenntniß ihrer, vom Alter, von Undank, von der angehäuften Zahl der Übel, gedrückt, von Hoffnung endlich entblößt! Das wahre Al-

ter; nicht einmal ungeduldig den „welken Kranz" betrachtend, die Jungen bedauernd, nicht beneidend, und doch raſtlos im Schaffen, weil die Noth es gerade heiſcht. Mir hat's einen entſetzlichen Eindruck gemacht: ich verſtand gleich das Alter. Ich wurde damals alt. Auch alt wird man plötzlich. Auch das Alter entfaltet ſich wie eine Blüthe plötzlich aus der Knospe, wenn ſchon die ganze Jugend es vorbereiten muß. —

Berlin, im December 1811.

Mir liegt gar nichts daran, ob die Blätter gedruckt werden: wenn Goethe ſie nur geſehn hat, er nur weiß, welche bewußte Liebe für ihn ſchon mit ihm zugleich lebt. Wie vergöttert er in Deutſchland, in Berlin wird. Das Publikum hat ihn in ſeinen Schriften, und die, welche ihn nicht mit Herzſchlag und allen Sinnen verehren, hegen, ewig zu ihrem eignen Erſtaunen und Freude immer von neuem lieben, die werden doch die Andern nicht verſtehen, die das manchmal auszuſprechen gedrungen waren. Ich habe ihm ſeit drei Wochen, wo Taſſo zum erſtenmal hier gegeben wurde, alle Tage ungenannt ſchreiben wollen. Auch Krankheit hielt mich ab; dort wurd' ich es. Ein einzig Publikum, Leute mit Büchern ſitzen und hören's da! Junge Offiziere, geſpannt wie bei Schlachten, ſtehen und horchen. Meine Wonne, es mußten acht-

hundert Menſchen Goethens Götterworte hören und in die Seele einnehmen. Es wurde weit beſſer geſpielt, als man je denken ſollte. Das Ganze war von tiefer Wirkung und herzzerreißend bei der Kataſtrophe. Wie weint' ich im Taſſo bei jeder Stelle; wie der Souffleur im Meiſter, aus Schönheit. Wie Taſſo das Gedicht giebt, welch ein Moment! Die Fürſten wie edel, wie einſichtig. Welche Lehre, wie großartig! —

Berlin, den 2. December 1812.

— Eigentlich wollt' ich dies niederſchreiben. Wie finde ich Goethe groß in den Worten, die der Prinz im Triumph der Empfindſamkeit ſagt: „O ihr Götter! ſchickt mir ein neues, unbekanntes Glück aus den Weiten der Welt!“ Wie ſchlagen dieſe wenigen Worte bis nach den zwei äußerſten Enden des Menſchen hin. Ganz zertrümmert iſt das Gemüth des Prinzen; nichts davon hat er ſich vorbehalten; alles ehrlich eingeſetzt; das Schickſal konnte ihm nehmen, und nahm ihm, alles in der Puppe: ohne Herz, fühlt er — nur dies kann er noch fühlen — kann er nicht leben! Er hat keine Hoffnung; in der ganzen bekannten Welt iſt ihm nichts geblieben, eine zu bilden; ſein Inbegriff iſt hin! Der Geiſt iſt ihm noch übrig geblieben; mit dem hält er noch alles für möglich; eine neue Welt, die er nicht erfinden kann; mit die-

Menſchen nicht allein das Unmögliche, ſondern auch ſo manches Mögliche verſagt iſt!" Dieſes Netz von Witz, in dem uns die Götter hier gefangen halten, in welchem wir errathen, toben, arbeiten, beten müſſen, und durchſchauen und durchgreifen können. Für möglich halten wir manches; das was nicht iſt, iſt unmöglich; wenn wir das immer wüßten und dächten, thäten wir nichts; und kein Buch würde wohl geſchrieben mit ſeinen Vorausſetzungen, Bildern, Beweiſen und Erörterungen.

Darum finde ich auch in Goethe's Taſſo das tragiſcheſte Ereigniß. Ganz ſeiner innerſten Natur zuwider, muß er ſich am Ende an den halten, der ihm das Abſcheulichſte iſt; im Kampfe mit der Seligkeit ſeines Herzens überwunden, ſie fahren laſſen; und endlich, um das Vernünftige zu ergreifen, die Seele nach der unnatürlichſten Lage hinrenken; und ſo das Herz in fremden, rauhen Gehegen ausſtrömen laſſen, welches geboren war, nach ſeinen ſelbſterkornen Himmeln zu ſtrömen. Solcher Todtſchlag bleibe ein ewiger Schmerz: iſt nicht zu bekämpfen, nicht zu ändern, und einzig tragiſch. —

Baden bei Wien, den 19. Juli 1815.

— Wie freut es meine Seele! — doch eigentlich (du weißt es) mit Goethe'n gleich zu denken und zu fühlen, über unſere Geſchichten und ihre Helden: nicht umſonſt,

Vergleichungen, welche daraus erwachsen, hier schriftlich nicht einlassen; diesen Gegenstand erschöpfend behandeln, hieße ein gediegenes Geschichtswerk liefern; aber wer harrte nicht lieber, ehe er sich zu solch' strenger Arbeit entschlöße, der angenehmeren Gelegenheit zu mündlicher Herzensergießung? Möchte mir diese mit Ihnen bald zu Theil werden können! Sie würde mir, nach den letzten Veränderungen, leicht erreichbar sein, wenn meine Verhältnisse so einfach wirklich wären, als sie äußerlich scheinen; aber sie sind in mancherlei Verwickelungen befangen, und ich erfahre wiederholt den Streit von Widersprüchen, der, so lange ich denken kann, mein Leben durchwaltet hat. Seit mehr als einem Jahre ist ernstlich von meiner Wiederbeschäftigung die Rede, diese Rede hat sich in der letzten Zeit schon fast zur That gesteigert, und dennoch ist damit noch nichts für mein bestimmteres Verhältniß entschieden. Dabei erkenne ich selbst, daß kein persönlicher Grund, sondern einzig der allgemeine Zusammenhang der gewöhnlichen Umstände solche Unbestimmtheit fortdauern läßt. Wären Sie hier inmitten der Dinge selbst, Sie würden schnell überzeugt sein, mein theurer Freund, daß auch in Ihren Angelegenheiten nur feindliche Umstände, gewiß keine feindliche Absicht, geherrscht; daß folglich jede Einlenkung, jede Besserung der Sachen, falls die Gelegenheit sich ergiebt, noch immer möglich und offen, und gewiß durch keine persönliche Abneigung gehindert ist.

Diese meine Ansicht darf ich Ihnen nicht verhehlen, da es Ihnen in Betreff Ihrer Schritte wichtig sein muß, hierin keiner Täuschung Raum zu geben. Ich weiß zum Beispiel — zwar nicht durch Sie selbst — daß Sie schon vor längerer Zeit Ihre Ernennung zum Geheimen-Legationsrath angeregt — lange bevor an die meinige gedacht worden, — daß Sie ferner noch jetzt ein Anliegen bei der Behörde

denn nicht ohne Grund empfand ich Welt und Licht, die Natur — eigentliche Geſchichte — wie er. Ich bin nicht vermeſſen; wenn ich mich auch vergleiche. So wie ich es ſage, find' ich es wahr; und dann kann ich's auch ſagen: und ſo ſehe ich auch die Menſchen an, auf die man merkt. Ja, es geht ſo weit, daß, hätte man mir die ganze Zeit das Gegentheil von Goethe berichtet, ich wäre eben ſo gewiß in meiner Seele geweſen, daß er's ſo nimmt, wie man es jetzt ſo eilig, patriotiſch, kleingeſehen, feig und ſelbſtiſch tadelt. Den Egmont ſchreibt man nicht von ungefähr, und ändert ſich nachher. Wie die Andern, die nichts geſchrieben haben in ihren oft dicken Büchern: nichts was ſie wirklich wären! die immer einem Zeitalter nach, aber nie vor ſprechen. Geſchichte ſieht man, konſtruirt ſie ſelbſt: die geiſtige Entwickelung der Völker iſt ihre Geſchichte: und die bringen Sterbliche, wie Goethe, hervor, indem ſie ſie ſehen, verkündigen, prophezeihen, auch rückwärts, wie Friedrich Schlegel in der guten Zeit wußte, und ſie ſind es, die ihr Volk umbilden. Aber aus eben dieſen Urſachen murrt immer das Rohe im Volke gegen ihre Moſes, Sokrates, Rouſſeau, Goethe'n! — Goethe hat den Leopoldsorden bekommen. Wie freut das meine Seele! daß Weisheit, innere große Gaben gekrönt werden, Meiſtergelingen der Natur; daß man Wirken in unſerm Vaterlande erkennt, und nicht auf eine That wartet. Er dankt ihn wohl der Kaiſerin; ſeiner Helden-Eſte Enkel!

Heil ihnen noch jetzt! den geiſtreichen, edlen Fürſten! Sie und Goethe machen es wahr, was er im Taſſo ſagt, von der Schwelle, die ein Edler betritt! So ſchließt ſich Gutes an Gutes, und ſo mag es zur höchſten Glorie in Ewigkeit gedeihen! und ein jeder Lebendige, wie jetzt Goethe, ſchon bei ſeinem Leben den Lohn genießen! —

Berlin, den 29. Januar 1822.

Ich habe jetzt Wilhelm Meiſters Lehrjahre wieder geleſen. Wie iſt es möglich, einen zweiten Don Quixote zu faſſen, zu erfinden und darzuſtellen! Küßt euch, Cervantes und Goethe! Beide ſahen mit ihren reinen Augen: vertheidigten das Menſchengeſchlecht; ſahen den Ritter durch, durch ſeine Thorheiten und Irrſale, konnten ihrer Augen edlen Blick bis in ſeine tiefſte Seele tauchen, und dort ſeine eigentliche Geſtalt ſehen. Wie jenem Don Quixote geht es Meiſtern; einen Narren nennen ihn die Leute „ohne Tadel," einen Herumtreiber, der ſich mit nichts Wirklichem beſchäftigt, der ſich mit Bettlervolk abgiebt, nichts zuwege bringt; nicht einmal weiß was er denken ſoll; der für einen Helden in einem Roman nicht einmal gut genug iſt; von welcher Sorte man ſchon tauſendmal beſſere, bei den Fieldings aller Länder, gehabt hat, die doch noch ein Reſultat geben! Während unſer Weiſer die edelſte, reinſte, ehrlichſte Seele in ununterbrochenem Be-

mühen und Kampfe geschildert hat mit der Welt wie sie leibt und lebt; ohne je einen Moment in ihre unreine Verwirrung zu gerathen; immer im Bemühen, sich zu tadeln und zu bessern; immer in der Unschuld, die Andern besser zu sehn, als sie sind, und meist sie sich vorzuziehen; immer aufgelegt zu lernen und nachzugeben, außer dem evident Unedlen: rührenderes, verehrungswürdigeres Benehmen, vortrefflichere Gesinnung, kann man nicht erfinden; und jemehr man ihn sich deutlich macht, jemehr ehrt und liebt man ihn, und Goethe'n. Don Quixote mußte mit eben solcher Seele Eine — also eine einseitige — Eigenschaft, die des Ritters, wählen, und mußte sie in Ausübung bringen wollen. Meister, mußte den ganzen Menschen ausbilden wollen; und mir ist's, als ob Goethe dem Cervantes nur die Feder abgenommen hätte, weil die Menschen sich in der Zeit folgen. Was die beiden Meister sonst noch in den Werken gelehrt und gezeigt haben, ist ihre Zeit: und das so rein und wahr, daß sich die künftigen gleich daran anschließen, für den Geschmacksblick, für wahre Augen überhaupt.

Briefe, im Morgenblatt, schweizerischen Museum ꝛc.

V. H. G.

Tancred und Mahomet, zwei Trauerspiele, nach Voltaire, von Goethe. Tübingen, 1802. 8.

Jen. Allgem. Litterat. Zeitung, 1804. Nro. 274.

Friedrich von Schiller.

An Goethe

als er Voltaire's Mahomet auf die Bühne brachte.

Du selbst, der uns von falschem Regelzwange
Zur Wahrheit und Natur zurückgeführt,
Der, in der Wiege schon ein Held, die Schlange
Erstickt, die unsern Genius umschnürt,
Du, den die Kunst, die göttliche, schon lange
Mit ihrer reinen Priesterbinde ziert,
Du opferst auf zertrümmerten Altären
Der Aftermuse, die wir nicht mehr ehren!

Einheim'scher Kunst ist dieser Schauplatz eigen,
Hier wird nicht fremden Götzen mehr gedient,
Wir können muthig einen Lorbeer zeigen,
Der auf dem deutschen Pindus selbst gegrünt,
Selbst in der Künste Heiligthum zu steigen
Hat sich der deutsche Genius erkühnt,
Und auf der Spur des Griechen und des Britten
Ist er dem bessern Ruhme nachgeschritten.

Denn dort, wo Sklaven knien, Despoten walten,
Wo sich die eitle Aftergröße blähet,
Da kann die Kunst das Edle nicht gestalten,
Von keinem Ludwig wird es ausgesäet,
Aus eig'ner Fülle muß es sich entfalten,
Es borget nicht von ird'scher Majestät,
Nur mit der Wahrheit wird es sich vermählen,
Und seine Glut durchflammt nur freie Seelen.

Drum nicht in alte Fesseln uns zu schlagen
Erneuerst du dies Spiel der alten Zeit,
Nicht uns zurück zu führen zu den Tagen
Karakterloser Minderjährigkeit,
Es wär' ein eitel und vergeblich Wagen,
Zu fallen ins bewegte Rad der Zeit,
Geflügelt fort entführen es die Stunden,
Das Neue kommt, das Alte ist verschwunden.

Erweitert jetzt ist des Theaters Enge,
In seinem Raume drängt sich eine Welt,
Nicht mehr der Worte rednerisch Gepränge,
Nur der Natur getreues Bild gefällt,
Verbannet ist der Sitten falsche Strenge,
Und menschlich handelt, menschlich fühlt der Held,
Die Leidenschaft erhebt die freien Töne,
Und in der Wahrheit findet man das Schöne.

Doch leicht gezimmert nur ist Thespis Wagen,
Und er ist gleich dem acheront'schen Kahn,
Nur Schatten und Idole kann er tragen,
Und drängt das rohe Leben sich heran,

So droht das leichte Fahrzeug umzuschlagen,
Das nur die flücht'gen Geister fassen kann,
Der Schein soll nie die Wirklichkeit erreichen,
Und siegt Natur, so muß die Kunst entweichen.

Denn auf dem bretternen Gerüst der Scene
Wird eine Idealwelt aufgethan,
Nichts sei hier wahr und wirklich als die Thräne,
Die Rührung ruht auf keinem Sinnenwahn,
Aufrichtig ist die wahre Melpomene,
Sie kündigt nichts als eine Fabel an,
Und weiß durch tiefe Wahrheit zu entzücken,
Die falsche stellt sich wahr, um zu berücken.

Es droht die Kunst vom Schauplatz zu verschwinden,
Ihr wildes Reich behauptet Phantasie,
Die Bühne will sie, wie die Welt, entzünden,
Das Niedrigste und Höchste mengt sie,
Nur bei dem Zwanken war noch Kunst zu finden,
Erschwang er gleich ihr hohes Urbild nie,
Gebannt in unveränderlichen Schranken
Hält er sie fest und nimmer darf sie wanken.

Ein heiliger Bezirk ist ihm die Scene,
Verbannt aus ihrem festlichen Gebiet
Sind der Natur nachlässig rohe Töne,
Die Sprache selbst erhebt sich ihm zum Lied,
Es ist ein Reich des Wohllauts und der Schöne,
In edler Ordnung greifet Glied in Glied,
Zum ernsten Tempel fuget sich das Ganze
Und die Bewegung borget Reiz vom Tanze.

Nicht Muſter zwar darf uns der Franke werden,
Aus ſeiner Kunſt ſpricht kein lebend'ger Geiſt,
Des falſchen Anſtands prunkende Geberden
Verſchmäht der Sinn, der nur das Wahre preiſt,
Ein Führer nur zum Beſſern ſoll er werden,
Er komme wie ein abgeſchied'ner Geiſt,
Zu reinigen die oft entweihte Scene
Zum würd'gen Sitz der alten Melpomene.

Gedichte von Friedrich Schiller. Leipzig, 1807. 8.
Thl. 1. S. 270.

Daniel Jenisch.

Goethe ist durch seine drei Meisterstücke, Werther, Götz von Berlichingen und Iphigenia in Tauris, in der Folge auch Torquato Tasso, unserer Nation der Schöpfer des bessern Romans, des vaterländischen Trauerspiels und des ächten Griechengeschmacks geworden. Der unaussprechliche Eindruck, mit welchem Werther wirkte, noch wirkt, und immer wirken wird, beruht auf jener erhabenen philosophischen Melancholie, auf jener feinen lebendigen Empfänglichkeit für die schöne Natur, auf jener pathetischen Gluth der Leidenschaft, Karakterzüge, mit welchen der neueuropäische Geist so einzig gestempelt ist. Deutsche Redlichkeit, Treu- und Biederherzigkeit, deutsche Kraft und Originalität, fand sich in keinem alten und in keinem neuen litterarischen Produkt so lebendig wieder, als in dem Drama Götz von Berlichingen. Der Deutsche schien, wegen seiner bisherigen Nachahmung französischer und brittischer Urbilder, vor sich selbst zu erröthen: er fing an, in seiner eignen Goldgrube zu graben: und wir erhielten allmählich dramatische Nationalstücke. Die in der deutschen Litteratur einzige Epoche der Ritterromane leitet

sich gleichfalls von dem großen Goethischen Ritterschauspiel ab. Iphigenia in Tauris, ein Trauerspiel im Griechengeschmack, welches Sophokles selbst geschrieben zu haben nicht verschmähen würde, machte uns auf die eigentliche Poesie des Trauerspiels aufmerksam, und vernichtete das elende, von einigen deutschen Kritikern selbst unterhaltene Vorurtheil, daß ein Trauerspiel nie anders, als in Prose, geschrieben sein müsse. Insbesondere aber ward dadurch zugleich jener erhaben-ernsten Lebensphilosophie, welche das griechische Trauerspiel zugleich zu einem Lehrer der wahren Weisheit machte, der Weg vorgebahnt. Der Goethische Roman Meisters Lehrjahre scheint bis jetzt durch die Lafontainische Popularität und durch die Jean Paul'sche Originalität gleichsam überschrieen worden zu sein: wenigstens hat er noch keine der schönen Wirkungen in unserer Roman-Litteratur hervorgebracht, welche hervorzubringen er geeignet ist. — Fast vollendet in Hinsicht auf den Styl ist dieser Roman ein lebendiges Studium für den Stylisten, wie für den feinen Menschenbeobachter.

Geist und Karakter des achtzehnten Jahrhunderts, von D. Jenisch. Berlin, 1801. 8. Thl. III. S. 395. 424.

haben, betreffend Ihre und Ihres Sohnes Namensveränderung; wenn früher ein Anſchein zu gutem Erfolg in dieſen Sachen war, ſo glauben Sie doch ja nicht, daß derſelbe nun verſchwunden ſei! Im Gegentheil, die Möglichkeit des Erfolges iſt eher vermehrt, als vermindert, denn nachdem Ihnen eine Härte widerfahren, iſt gewiß die Neigung vorherrſchend, Ihnen eine Güte zu bezeigen. Geben Sie daher dieſe Sollizitationen, ſofern Ihnen überhaupt an dem Gegenſtande derſelben noch etwas liegt, nicht darum auf, weil Ihr Verhältniß verändert worden; in der Geſinnung und Anſicht, Sie betreffend, iſt zuverläſſig nichts verändert! Allerdings, energiſcher Gunſt durften wir beide ſchon vorher uns nicht rühmen, aber eben ſo wenig jetzt energiſcher Ungunſt, und es wäre ein ſchädlicher Irrthum, dieſe vorauszuſetzen, wenn ſie wirklich nicht da iſt. Sie thun mir auch zuviel Ehre an, mein lieber Freund, wenn Sie der Meinung beiſtimmen, aus einer Art von Furcht und Scheu ſei mir die Beförderung zu Theil geworden, die Sie überdies viel zu hoch anſchlagen; von ſolcher Scheu und Furcht iſt weit und breit nichts wahrzunehmen, das Jahr 1823 hat dieſe Züge aus der Phyſiognomie der Obſiegenden völlig vertilgt! Beſſer gefällt mir, und eifriger nehme ich an, was Sie von meiner künftigen Miniſterſchaft weiſſagen; in 10 Jahren? Eine lange Zeit! Doch für ſolches Ziel noch immer kurz genug, und es ſoll mir lieb ſein, wenn nicht 11 daraus werden! Ich kann Ihren Scherz nicht beſſer erwiedern, als indem ich Ihnen verſpreche, daß Sie alsdann zwiſchen den eröffneten Geſandtſchaften durchaus freie Wahl haben ſollen! Doch, Scherz bei Seite, und in allem Ernſte, mein lieber Freund, die Staatswürde und Amtsehre ſind Güter, welche aus der Aufreihung von Erforderniſſen, die zu meiner wahren Glückſeligkeit nöthig ſind, am leichteſten ausfallen könnten,

Friedrich Maximilian von Klinger.

Man ſtreute wohl ehemals Goethe'n Weihrauch; jetzt aber erkühnen ſich Knaben, ihn mit Teufelsdreck zu parfümiren. Ich würde ſagen, was für einen Zauber muß Schmeichelei mit ſich führen, da Goethe nicht an einem ſolchen Geſtank erſtickt? Aber ich denke zu gut von ihm, als daß ich einen Augenblick glauben ſollte, er habe dieſen Geſtank gerochen. Wären Wilhelm Meiſter und Hermann und Dorothea nicht von ſo gutem Athem, wie würde es ihnen unter einem ſolchen Rauchfaß ergangen ſein? Und doch glauben verſtändige Leute zu bemerken, ihre Farbe ſei etwas bläſſer dadurch geworden. Übrigens gehört den Teutſchen der Ruhm dieſer neuen Vergiftungsart zu, und hoffentlich wird kein Volk ſie ihnen ſtreitig machen wollen.

Wenn man Schillers Don Karlos, Wallenſtein, Goethe's Taſſo, Iphigenie, Leſſings Nathan, Klopſtocks Oden und Meſſias und einige andre Werke lieſt, ſo fragt man ſich wohl, wenn man wieder zu ſich kömmt, welch ein Volk muß dieſes ſein, für das man ſo etwas ſchreibt, und das es zu ſchätzen weiß? Die Täuſchung löſ't ſich, wenn man die Götzen dieſes Volks anſieht, die auch ihre

Tempel haben, und weit beſuchtere Tempel, als die wahren Götter. Aber hat die Natur nicht jeder Art Thiere die ihnen zukommende Nahrung aufgetiſcht? Warum ſollte es hier anders ſein? Und was wäre wohl mit Recht dagegen einzuwenden? Die Götzen wiſſen doch, daß ſie nur Götzen, daß ihre Prieſter nicht die wahren ſind; daß nur Götzendienſt mit ihnen getrieben wird.

— Goethe's Iphigenie und Taſſo, Leſſings Nathan, ſind die vollendetſten Dichterwerke neuerer Zeit — und Goethe fühlte gewiß, ohne an Kunſtwerk zu denken, daß die Form des Götz von Berlichingen, zur Entwicklung der gegenwärtigen, mit dem Stoff harmonirenden Stimmung, nicht die ſchickliche wäre. Und gleichwohl iſt Götz von Berlichingen ein eben ſo großes Kunſtwerk! Und dann Shakeſpear's, Dante's Kunſtwerke! Aber die Herren, die ſo viel von Kunſtwerk in Journalen und Schriften reden, möchten uns gar zu gern an eine gewiſſe Nüchternheit des Geiſtes gewöhnen — ſie haben freilich ihren Stoff in ihrer Gewalt, denn ſie tragen ihn wie Moſaik zuſammen, und da thut die ſchulgerechte Zeichnung das meiſte. Die Täuſchung iſt auch darnach.

Betrachtungen und Gedanken ꝛc. 1801. 1802. 8.
Nro. 11. 22. 59.

Friedrich von Hardenberg.

Es wird eine ſchöne Zeit ſein, wenn man nichts mehr leſen wird, als die ſchöne Kompoſition, als die litterariſchen Kunſtwerke. Alle andere Bücher ſind Mittel, und werden vergeſſen wenn ſie keine tauglichen Mittel mehr ſind, und dies können die Bücher nicht lange bleiben. —

So ſonderbar, als es manchem ſcheinen möchte, ſo iſt doch nichts wahrer, als daß es nur die Behandlung, das Äußere, die Melodie des Styls iſt, welche zur Lektüre uns hinzieht, und uns an dieſes oder jenes Buch feſſelt. Wilhelm Meiſters Lehrjahre ſind ein mächtiger Beweis dieſer Magie des Vortrags, dieſer eindringenden Schmeichelei einer glatten, gefälligen, einfachen und doch mannigfaltigen Sprache. Wer dieſe Anmuth des Sprechens beſitzt, kann uns das Unbedeutendſte erzählen, und wir werden uns angezogen und unterhalten finden; dieſe geiſtige Einheit iſt die wahre Seele eines Buchs, wodurch uns daſſelbe perſönlich und wirkſam vorkommt. —

Goethe iſt ganz praktiſcher Dichter. Er iſt in ſeinen Werken, was der Engländer in ſeinen Waaren iſt, höchſt einfach, nett, bequem und dauerhaft. Er hat in der deut-

schen Litteratur das gethan, was Wedgwood in der englischen Kunstwelt gethan hat. Er hat, wie die Engländer, einen natürlich ökonomischen und einen durch Verstand erworbenen edeln Geschmack. Beides verträgt sich sehr gut, und hat eine nahe Verwandtschaft, im chemischen Sinn. In seinen physikalischen Studien wird es recht klar, daß es seine Neigung ist, eher etwas Unbedeutendes ganz fertig zu machen, ihm die höchste Politur und Bequemlichkeit zu geben, als eine Welt anzufangen und etwas zu thun, wovon man voraus wissen kann, daß man es nicht vollkommen ausführen wird, daß es gewiß ungeschickt bleibt, und daß man es nie darin zu einer meisterhaften Fertigkeit bringt. —

Wilhelm Meisters Lehrjahre sind gewissermaßen durchaus prosaisch und modern. Das Romantische geht darin zu Grunde, auch die Naturpoesie, das Wunderbare. Das Buch handelt bloß von gewöhnlichen menschlichen Dingen, die Natur und der Mysticismus sind ganz vergessen. Es ist eine poetisirte bürgerliche und häusliche Geschichte, das Wunderbare darin wird ausdrücklich als Poesie und Schwärmerei behandelt. Künstlerischer Atheismus ist der Geist des Buchs. Die Ökonomie ist merkwürdig, wodurch es mit prosaischem wohlfeilem Stoff einen poetischen Effekt erreicht. —

Wilhelm Meister ist eigentlich ein Candide, gegen die Poesie gerichtet; das Buch ist undichterisch in einem

hohen Grade, was den Geist betrifft, so poetisch auch die Darstellung ist. Nach dem Feuer, Wahnsinn, und den wilden Erscheinungen in der ersten Hälfte des dritten Theils sind die Bekenntnisse eine Beruhigung des Lesers. Die Oberaufsicht, welche der Abbé führt, ist lästig und komisch; der Thurm in Lothario's Schlosse ist ein großer Widerspruch mit ihm selbst. Die Musen werden zu Komödiantinnen gemacht, und die Poesie spielt beinahe eine Rolle wie in einer Farce. Es läßt sich fragen, wer am meisten verliert, ob der Adel, daß er zur Poesie gerechnet, oder die Poesie, daß sie vom Adel repräsentirt wird. Die Einführung Shakspeare's macht eine fast tragische Wirkung. Der Held retardirt das Eindringen vom Evangelium der Ökonomie, und die ökonomische Natur ist endlich die wahre, übrigbleibende. —

Novalis Schriften. Herausgegeben von Fr. Schlegel und L. Tieck. Berlin, 1802. 8. Th. II. S. 367.

Friedrich von Schlegel.

— Goethe's dichterische Laufbahn ist die lehrreichste Einleitung zu der neuen Epoche und zum Studium der Poesie überhaupt; er ist als die Basis unserer Bildung zu betrachten. Auch hat er in jeder Periode seines Lebens mächtig gewirkt. Doch oft nicht gleich im Moment, oft erst geraume Zeit nachher; besonders die vortrefflichsten Werke aus der Sammlung, die in den letzten achtziger Jahren erschienen, wurden nach ihrem ganzen Werth erst viel später anerkannt, und diese Anerkennung war meistens eine Folge des philosophischen Lichtes, des Idealismus, dieses größten Phänomens der neueren Litteratur, wodurch das, was ihr Wesen karakterisirt, die Universalität und der progressive Geist der Freiheit wissenschaftlich konstituirt und gesichert wurde. —

Europa. Eine Zeitschrift von Friedrich Schlegel. Frankfurt am Main, 1803. 8. Bd. I. St. 1.

Rs.

Leben des Benvenuto Cellini. Überſetzt und mit einem Anhange herausgegeben von Goethe. Tübingen, 1803. Zwei Theile. 8.

— Die antike Einfalt und kunſtloſe Zierlichkeit, veredelt durch die reine Schriftſprache der Überſetzung, giebt der letzten jenen eigenthümlichen Reiz, durch den das Gemeine wie das Hohe, das Derbe wie das Zarte, mit gleicher Anmuth erſcheint, und der ſich beſſer empfinden als beſchreiben läßt. — Im Einzelnen hat Recenſent die Treue, welche der richtige Ausdruck des Inhalts fordert, mit der Freiheit, welche die Übertragung in einer andern Sprache nothwendig macht, ſo vereint gefunden, wie es von dem richtigen Takt eines ſo sprach- und ſachkundigen Meiſters nur zu erwarten war. — Auch ohne es zu wiſſen, würde man in der Schilderung der florentiniſchen Zuſtände jener Zeit, ſo wie in dem Karaktergemählde Cellini's, die ſichere Hand des Meiſters erkennen. —

Jen. Allgem. Litterat. Zeitung. 1804. Nro. 9.

Jean Paul Friedrich Richter.

In Rückſicht der Zeiten (welche freilich wieder Länder werden) iſt Tieck ein ſchöner barocker Blumenmiſchling der altdeutſchen neudeutſchen Zeit — Goethe's Baum treibt die Wurzel in Deutſchland und ſenkt den Blüthenüberhang hinüber in's griechiſche Klima — Herder iſt ein reicher blumiger Iſthmus zwiſchen Morgenland und Griechenland. —

Dieſer Weltgeiſt des Genius beſeelet, wie jeder Geiſt, alle Glieder eines Werks, ohne ein einzelnes zu bewohnen. Er kann ſogar den Reiz der Form durch ſeinen höhern entbehrlich machen, und der Goethe'ſche z. B. würde uns, wie im nachläſſigſten Gedichte, ſo in der Reichsproſe doch anreden. Sobald nur eine Sonne daſteht, ſo zeigt ſie mit einem Stiftchen ſo gut die Zeit als mit einem Obeliskus. Dies iſt der Geiſt, der nie Beweiſe giebt, nur ſich und ſeine Anſchauung und dann vertrauet auf den verwandten und herunter ſieht auf den feindſelig geſchaffnen.

Durch den romantiſchen Meiſter von Goethe zieht ſich, wie durch einen angehörten Traum, ein beſonderes Gefühl, als walte ein gefährlicher Geiſt über den Zufällen darin, als tret' er jede Minute aus ſeiner Wetterwolke, als ſehe man von einem Gebirge herab in das luſtige Treiben der Menſchen, kurz vor einer Kataſtrophe der Natur.

Jeder Roman muß einen allgemeinen Geiſt beherbergen, der das hiſtoriſche Ganze ohne Abbruch der freien Bewegung, wie ein Gott die freie Menſchheit, heimlich zu Einem Ziele verknüpfe und ziehe, ſo wie nach Boyle jedes rechte Gebäude einen gewiſſen Ton antworten muß; ein bloß geſchichtlicher Roman iſt nur eine Erzählung. In Wilhelm Meiſter iſt dieſer Lebens- und Blumengeiſt (spiritus rector) griechiſche Seelenmetrik, d. h. Maß und Wohllaut des Lebens durch Vernunft. Nach jedem Göttermahle und mitten unter den feinen Feuerweinen wird in jenem Romane ſeltenes Eis herumgegeben. Überhaupt verſorgen die Höhlen dieſes Veſuvs unſer jetziges brennendes Welſchland mit allem dem Schnee, deſſen es bedarf.

In Goethe's Proſe bildet — wenn in der vorigen (Jacobi's) die Töne poetiſche Geſtalten legen — umgekehrt die feſte Form den Memnonston. Ein plaſtiſches

Ründen und zeichnerisches Abschneiden, das sogar den körperlichen Künstler verräth, machen seine Werke zum festen stillen Bilder- und Abgußsaal.

Die Beiwörter, die rechten und sinnlichen, sind Gaben des Genius; nur in dessen Geisterstunde und Geistertage fället ihre Säe- und Blüthenzeit. Wer ein solches Wort erst sucht, findet es schwerlich. Hier stehen Goethe und Herder voran, auch den Deutschen, nicht nur den Engländern, welche jede Sonne mit einem Umhange von beiwörtlichen Nebensonnen und Sonnenhöfen verstärken. Herder sagt: das dicke Theben — der gebückte Sklave — das dunkle Getümmel ziehender Barbaren ꝛc. Goethe sagt: die Liebesaugen der Blumen — der silberprangende Fluß — der Fluß, der wüthend überschwillt — der Liebe stockende Schmerzen zu Thränen lösen — vom Morgenwind umflügelt ꝛc. Besonders winden die Goethischen, (auch seine unbildlichen,) gleichsam die tiefste Welt der Gefühle aus dem Herzen empor; und man wird dem gemeinen brittischen Gepränge grammatischer Präfixa noch mehr gram.

Die Landschaften der Alten sind mehr plastisch; der Neuern mehr musikalisch, oder, was am besten ist, beides. Goethe's zwei Landschaften im Werther werden als ein

wenn die Abſchätzung recht aus dem Grunde vorzunehmen wäre, nur iſt freilich dies letztere ſchwer, ſo lange noch die Laufbahn, zu welcher jene Dinge nun einmal in unauflösbarem Bezuge ſtehen, nicht aufgegeben iſt. Wie oft und dauernd reizt mich das Bild eines ſtillen Lebens in ländlicher Muße, wie oft und mächtig das einer freien bürgerlichen Gewerbsthätigkeit, wozu der Lockungen ſo viele ſelbſt jetzt mir nahe treten! Nur die geheime Scheu, mit ſo entſchiedenem Selbſtwillen in dem eigenen Geſchicke plötzlich zu ändern, und gleichſam an deſſen Stelle zu treten, hat mich bisher von großen Entſchlüſſen abgehalten, die mich als Einzelnen und Jüngeren ohne Zweifel hingeriſſen, und wahrſcheinlich zu dem angemeſſenſten Daſein geführt hätten! Wie es aber auch ſtehen und kommen mag, den glücklichſten Empfindungen, wie ſie Freundesgeſpräch, Geiſtesnahrung, Kunſtgenuß, ja ein freundlicher Sonnenblick auf grünes Laub, gewähren, wird meine Seele, wie bisher ſo hoffentlich immerdar, eröffnet bleiben; inmitten aller Verwirrung, Mißſtellung und Beſchränkung haben Rahel und ich, bei allem Bewußtſein und herben Gefühl der mannigfachſten Verſagung, dennoch die glücklichſten Tage verlebt, von welchen die, in Vergleich zu uns, Begünſtigten und Geförderten keine Ahndung haben mochten! —

Ein neues Gebiet vielfacher Annehmlichkeiten gewähren mir die kleinen geſchichtlichen Ausarbeitungen, in welchen auch Ihr Beifall mich zu neuem Eifer befeuert hat. Mir lacht das Herz bei der Vorſtellung, die ich mir doch nur ſelten und gleichſam verſtohlen zu erlauben wage, dieſen Arbeiten nach und nach einen ſolchen Umfang zu geben, durch welchen ſie in der Litteratur eine wirkliche Konſiſtenz gewännen. Mit jedem Schritt erweitert ſich die Ausſicht, die Gegenſtände werden zahlreicher und befreundeter, die Hülfsmittel ergie-

Doppelstern und Doppelchor durch alle Zeiten glänzen und tönen. Es giebt Gefühle der Menschenbrust, welche unaussprechlich bleiben, bis man die ganze körperliche Nachbarschaft der Natur, worin sie wie Düfte entstanden, als Wörter zu ihrer Beschreibung braucht; und so findet man es in Goethe, Jacobi und Herder. Auch Heinse und Tieck, jener mehr plastisch, dieser mehr musikalisch, griffen so in die unzähligen Saiten der Welt hinein, und rührten grade diejenigen an, welche ihr Herz austönen.

Vorschule der Ästhetik, von Jean Paul. Hamburg, 1804. Drei Theile. 8. S. 51. 72. 137. ꝛc.

K. f. d.

Die natürliche Tochter. Ein Trauerſpiel von Goethe. Tübingen, 1804. 12.

— Man bezeichnet das Eigenthümliche dieſes dramatiſchen Werkes vielleicht am kenntlichſten, wenn man ſagt, es ſei unter den Tragödien, was Hermann und Dorothea unter den Epopöen, von den klaſſiſchen Werken des Alterthums ganz verſchieden im Stoffe, ihnen ähnlich in Geſtaltung. — Die griechiſchen Tragiker wählten (mit ſehr wenigen Ausnahmen) zur Bearbeitung Mythen des heroiſchen Zeitalters. Damals, als ihre Vorfahren ſich noch in einer bedrängnißvollen Abhängigkeit von der Natur befanden, als, um mit dem Dichter der Iphigenie zu reden,

trüb' und wild
Ein neues Volk, voll Leben, Muth und Kraft,
Sich ſelbſt und banger Ahndung überlaſſen,
Des Menſchenlebens ſchwere Bürden trug;

damals erſchien das Verhängniß als etwas übermenſchliches von einer Gottheit gewirktes. Gegenwärtig erſcheint es als von der Menſchheit ſelber ausgehend, und durch

den Druck der gesellschaftlichen Verhältnisse hervorgebracht. Hieraus ergiebt sich der erste von den angedeuteten Unterschieden. Das Schicksal, welchem der Held der griechischen Tragödie unterliegt, ist etwas sehr einfaches; das Schicksal, unter welchem Eugenie erliegt, ist etwas sehr zusammengesetztes. —

Wenn man die dem Dialoge so reichlich eingeflochtenen Weisheitssprüche aussondert und vergleicht, so wird man in den meisten die Eigenthümlichkeit vermissen, welche die Person kenntlich macht, der sie der Dichter in den Mund legt. Wer das tadelt, bedenkt nicht, daß in einem Zeitalter, welches gebildet ist durch eine große Anzahl ausgezeichneter und allgemein gelesener Schriften, durch einen sehr mannigfaltigen und ausgebreiteten Gedankenverkehr und Ideenwechsel, fast Alle, deren Erziehung nicht vernachlässigt worden, ohne Unterschied des Alters, Standes, Geschlechtes und Wirkungskreises die Resultate der angestellten Forschungen über die menschlichen Dinge kennen, und auf gleiche Weise geübt sind, dieselben in vorkommenden Fällen mit Bestimmtheit vorzutragen. Je weniger Individualität jene Sprüche haben, desto mehr sind sie geeignet, im Allgemeinen das zu schildern, was die Ansprüche begründet, die Eugeniens Zeitalter auf den Ruhm des erleuchteten macht. —

— Ist nun ein Werk, wie unsere Tragödie, aus lauter ächten und edlen Worten und Fügungen zusammen-

geſetzt, ſo entſteht etwas ganz Wunderbares. Zu der Lieblichkeit, welche die Sprache der Dichtung hat, geſellt ſich die Lieblichkeit des Dichteriſchen der Sprache, und haucht über das Werk einen Geiſt aus, der, gleich friſcher milder Luft auf Bergeshöh, in jedem Augenblicke uns inne werden läßt, daß wir im reinen Elemente der Kunſt athmen. Um den Sinn zu ſchärfen für die Schönheiten der Mahlerei, rieth jener, man ſolle die Werke derſelben fleißig mit verſchloſſenen Augen beſchauen. Eben ſo möchte man den ſich bildenden Freunden der Poeſie rathen, die Werke fleißig mit verſchloſſenem Ohre anzuhören, ſich gewöhnend, ſo oft ſie von einer Stelle, die ein kleineres Ganze bildet, ergriffen worden, die Leſung zu unterbrechen, um das Phantaſiegebilde wortlos im Innern eine Zeitlang zu bewegen, dann aber durch laute Wiederholung des Geleſenen den Schemen von neuem zu verwandeln in die tönende Geſtalt, womit der Dichter ihn begabte. Wer ſich augenblicklich überzeugen will, welche herrliche Kunſtſchätze und koſtbare Kleinode ſo manche einzelne unſcheinbare und unbeachtete Gleichniſſe, Verſe, Beiwörter und Fügungen in ſich ſchließen, dem rathen wir, jene Übung zu verſuchen an folgender Perſie aus unſerer Tragödie, S. 122. die Worte des Herzogs. —

— Welche aber Eugeniens Eigenthümlichkeit hinreichend aufgefaßt, um ihr nachzuempfinden, wenn ſie ſpricht:

Ich nehme Theil an jeder edeln That,
An jeder großen Handlung, die den Vater
Dem König und dem Reiche werther macht.

Und ferner:

Mit hocherhabnen, hochbeglückten Männern,
Gewalt'ges Ansehn, würd'gen Einfluß theilen!
Für edle Seelen reizender Gewinn!

Welche überhaupt unsere Tragödie am liebsten betrachten als ein Gemählde von der sich selbst zerstörenden Thätigkeit der auf ihren eigenen Untergang hinarbeitenden Gesellschaft: diese können nicht anders als die Entwickelung von Eugeniens Schicksal höchst tragisch finden. Bei der wahrhaft fürstlichen Gesinnung, welche ihr die lieblichen Keime eingiebt, zur Feier ihrer neuen Geburt, mußte ihr die Verläugnung derselben schrecklich dünken, wie der Tod, und zwar, um mit ihren Worten zu reden, wie der Tod, der mit Selbstbewußtsein verbunden ist. Da sie diesen freiwillig wählt aus Liebe zum Könige und zum Vaterlande: so erscheint sie als eine Heroin, nicht unwürdig der Antigone zur Seite zu stehen. —

Möglich wäre es, und selbst wahrscheinlich, daß, wenn dem Dichter gefiele, die durch einen frohen Ruf verkündigte Trilogie zu vollenden, für diese Tragödie neue Beziehungen entstünden, welche viele noch verborgene Tugenden derselben enthüllend, die Freude an ihr sehr er-

höhten. Dieſer erhöhten Freude aber iſt nur der würdig, dem ſie ſchon jetzt genügt als in ſich vollendetes Werk. —

Jen. Allgem. Litterat. Zeitung. 1804. Nro. 235. — 238.

Karl Ludwig Fernow.

Winkelmann und ſein Jahrhundert. In Briefen und Aufſätzen, herausgegeben von Goethe. Tübingen, 1805. 8.

— In den Skizzen zu einer Schilderung Winkelmanns iſt gleichſam das Köſtlichſte dieſer ganzen Gedächtnißfeier zuſammengedrängt. Die Meiſterhand, die ſie entwarf, iſt in jedem Zuge erkennbar. — Es ſind goldene Worte tiefer Menſchenkenntniß und gereifter Erfahrung eines Geiſtes, dem es vor allen gegeben ward, tief und hell in die Natur zu blicken, gelden an Gehalt, Klang und Farbe; durch mehrere Überſchriften zuſammen gereihet, bilden ſie einen herrlichen Kranz, die Stirne des Unſterblichen zu ſchmücken, deſſen Bild aus ihnen in ſo mannigfaltiger Anſicht zurückſtrahlt.

Jen. Allgem. Litterat. Zeitung. 1805. Nro. 128. 129.

saur

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR
VARNHAGEN VON ENSE, K.A.

3-598-53028-5
FN. 12225/050

Franz Horn.

Johann Wolfgang von Goethe. Das Urtheil, welches Vellejus Paterculus von Homer fället: In quo hoc maximum est, quod neque ante illum quem ille imitaretur, neque post illum qui eum imitari possit, inventus est, dürfen wir Deutſchen mit dem entſchiedenſten Rechte auf Goethe anwenden, und wir werden daher bei dem Folgeſatz: neque quemquam alium, cujus operis primus auctor fuerit, in eo perfectissimum praeter Homerum et Archilochum, reperiemus, mit dem gebührenden Ruhme auch an ihn denken können. Da beſonders in neuerer Zeit die großen Verdienſte dieſes Dichters mit vieler Lebhaftigkeit ſind zur Sprache gebracht worden, ſo werden hier folgende Andeutungen über ihn genügen. Shakſpeare, Cervantes und Goethe haben die moderne Poeſie zu dem gebildet, was ſie werden konnte, und ſie ſind deßhalb als die eigentlichen Heroen derſelben anzuſehen. Unter den Deutſchen ſtehen unſerm Goethe: Leſſing, als der Dichter des Verſtandes, und: Schiller, als der Dichter der Vernunft, zur Seite; die ſyntheſirende Einheit aber finden wir nur

bei ihm, den wir den Dichter des Gemüths in seiner Allseitigkeit nennen dürfen. —

In den Leiden Werthers besitzen wir den ersten sentimentalen Roman aller Jahrhunderte, unübertreffbar für alle folgenden Zeiten. Es ist ein einziger Frühling, der hier zerstört wird, eine vollständige Welt, die hier untersinkt: und jeder Zusatz wäre Fehler, so wie jede Verminderung. Wer da gemeint hat, es seien Einzelnheiten wenigstens in diesem Werk veraltet, der muß nicht minder annehmen, daß auch das Menschliche selbst veralten, und daß das Ewigwahre falsch werden könne. Solches Urtheil sei fern.

Meisters Lehrjahre sind in ihrer Absicht größer noch als Werther, denn wir sollten hier einen durchaus romantischen Roman erhalten, in dem das Leben in seiner Allseitigkeit sich abspiegln müßte. In diesem Geiste sind auch die drei ersten Theile geschrieben worden, in denen die reizendsten Novellen auf die lieblichste Weise verschlungen worden sind zu dem anziehendsten Ganzen. Der vierte Band, der das Werk krönen sollte, scheint mir indeß von seiner Milde zu verlieren, es wird manches herbe, ja sogar verletzend, die Größe paart sich nicht mehr mit der Anmuth, sondern steht isolirt und schneidend da, und das Werk endigt sich ohne erfreuliche Beruhigung. Nur der Verstand beschwichtigt, und es wird gleichsam nur still, ohne daß manche der bedeutendsten Fragen Antwort ge-

funden hätten. Und giebt es nicht erfreuliche Antwort auf jede Frage des reinen Gemüths?

Die höchste Kraft und höchste Schonung, die tiefsinnigste Leidenschaftlichkeit und die süßeste Klarheit finden wir im Torquato Tasso und in der natürlichen Tochter. Von dem letztern Werke dürfte man sehr einfach sagen, es vereinige den Mai und September in sich, die farbigste Blüthe, die köstlichste Frucht.

Tale tuum nobis carmen, divine poëta,
Quale sopor fessis in gramine, quale per aestum
Dulcis aquae saliente sitim restinguere rivo. Virgil.

Geschichte und Kritik der deutschen Poesie und Beredsamkeit. Von Franz Horn. Berlin, 1805. 8. S. 206. ff.

Die schöne Litteratur Deutschlands während des achtzehnten Jahrhunderts. Dargestellt von Franz Horn. Berlin, 1812. 8.

Über Goethe. S. 126. — 160.

---

biger. Von dieſer Seite würde mein Glück nicht getrübt ſein, wenn ich bei ſolchen Gebilden in den 10 Jahren, die ſie mir bis zur Miniſterſchaft ſetzen, alle Stufen zu derſelben und damit ſie ſelbſt verſäumt hätte. Aber gleichwohl, ich läugne es nicht, muß ich wünſchen, ſo lange ich noch der Laufbahn und den Verhältniſſen wie jetzt angehöre, die Muße zu jenen Arbeiten durch Amtsgeſchäfte beſchränkt zu ſehen. Was mir ſtörend wird, iſt gerade nur die Bedenklichkeit, die aus meinem unbeſtimmten Verhältniſſe für jede freie Thätigkeit entſpringt. Schon diesmal war ich ſehr in Gefahr, durch die geſchichtlichen Bilder Anſtoß zu geben; die Zueignung an den Kronprinzen, anſtatt ein Schutz zu ſein, konnte ſelber übler Deutung unterliegen, inzwiſchen ſcheint die Sache für jetzt noch ziemlich gut abzulaufen. Deſto ſchlimmer erneut ſich die Gefahr nächſtens bei Blücher, der, richtig gefaßt, Mannes genug iſt, ein ganzes Dutzend Diplomaten ewig zu verderben. Sonderbar iſt gleich der Anfang von Derfflinger's Lebensbeſchreibung, ein Herzenserguß desſelben Inhalts, wie der Ihres letzten Briefes, über die Ausländer im Dienſte des Staates. Ich habe einen früheren Ausſpruch des Fürſten von Hardenberg, daß für Preußen kein Deutſcher je als Ausländer zu betrachten ſei, hier zum Nutzen meiner Helden angewandt; Ihre ſcharfſinnigen Bemerkungen können, glaub' ich, vollkommen daneben beſtehen; nur darin muß ich Ihnen widerſprechen, daß Sie vor andern die nordiſchen Staaten und als ungebildete anführen, wo die ſüdlichen und die höchſtgebildeten noch faſt vorangeben. Frankreich, das große, erfüllte, eitle Frankreich, hat in alter und neuer Zeit ſein Geld und Blut und ganzes Geſchick Ausländern anvertraut und überlaſſen, von Concini und Mazarin zu Schomberg, Berwick, Law und dem Marſchall von Sachſen, und von dieſen zu Necker, Napoleon, Corvetto,

Adam Heinrich Müller.

— Schon längst war ein sprechendes und unvergängliches Bild jener großen Hauptdissonanz unserer Zeit, des anscheinenden Widerspruchs zwischen den Besitzthümern des Geistes und denen unsrer körperlichen Natur, zwischen den Ansprüchen des innern Wissens und denen des äußern praktischen Lebens, oder zwischen den ökonomischen Bedingungen und den poetischen Aussichten unsrer Existenz, in einem deutschen Romane aufgestellt, für den es in der ganzen Geschichte der Litteratur nur im Don Quixote einen einzigen, weltumfassenden Pendant giebt — Wilhelm Meisters Lehrjahre.

Wunderbare Klarheit, Bestimmtheit, Flüssigkeit und Individualität der Erzählung, ächt musikalische Darstellung des Karakters in der Begebenheit, des Daseins in dem schön gesicherten Besitz, sprechen jeden Leser an. Aber was bei immer wiederholter Rückkehr zu diesem außerordentlichen Werke, bei jeder neuen Beziehung desselben auf Welt und Zeit sich mehr entwickelt, ist die tiefe, ewig steigende Bedeutung. Es scheint auf die Ausbildung der poetischen Anlagen eines jungen Kaufmanns anzukommen:

Theater, Liebe, jugendliche Verirrungen, vornehme Welt, Religion, Staat, greifen allmählich in die stille Geschichte ein. Der Unerfahrne sieht die dramatische Kunst, die Erziehung oder irgend eine einzelne Richtung des Helden für den letzten Zweck an. Indeß ist Bühne und alles endliche Spiel unversehens verschwunden; man steht auf der großen Bühne des Lebens, dieser Zeit insbesondre. Theater und Parterre, die so lange durch ein unübersteigliches Proscenium geschieden waren, fließen zusammen, und das alte Motto des Schauspielhauses, wo Shakespear's Werke ihr erstes Publikum fanden: „Der Mensch ist Schauspieler und Zuschauer zugleich," zeigt sich dargestellt mit dem unendlichen Reichthume unsrer Zeit. —

Der Geist deutscher Bildung, wie ihn die allen Zeitaltern und Nationen angehörenden Werke des deutschen Goethe ausdrücken, ist allen Riesen und Titanen, die ihn bestürmen möchten, gewachsen: die deutsche Litteratur schon in ihrer gegenwärtigen Gestalt, und ohne Rücksicht auf künftige Blüthen, die herrschende, in dem edelsten, bescheidensten Sinne des Worts! —

— Ich rühme an der deutschen Philosophie vornämlich, daß sie sich nach unzähligen, wenn gleich einseitigen, doch riesenhaften Unternehmungen zu jener großen Versöhnung des äußern mit dem innern Leben, auf die die Lehr-

jahre Meisters deuten, hinneigt; — Goethe und Novalis, in ihren Romanen, wurden durch Absicht und Zeit auf dieses Problem geleitet. — — Für unsern Zweck liegt uns der bedeutende Moment in Novalis Leben am nächsten, wo er sich aus der Bezauberung des Goethe'schen Romans emporwand, die reizenden Fesseln jener Dichtung trotzig von sich abstreifte, und zu sehen glaubte: Goethe wolle in dem gleichen Bestreben minder als er. Will er das Unendliche wie ich, schien er zu fragen, oder führt er mich in neue Schranken? Nein, er verklärt die Gegenwart zu früh: ist denn, was mich mehr als alles lockt und verführt, der Zauber der germanischen Naturpoesie schon ergründet?

Novalis ahndete, ohne ihn deutlich auszudrücken, den einzigen Vorwurf, der gegen Goethe erhoben werden kann: Die Allgegenwart des Christenthums in der Geschichte und in allen Formen der Poesie und Philosophie, ist selbst Goethe'n verborgen geblieben. An dieser Stelle ist er nicht rein von dem Anfluge der Zeit und den Einflüssen der Aufklärung: In der Gegenwart des Göttlichsten allein, kann man sich ihm, dem in allen übrigen Fällen man sich ergebungsvoll unterordnen würde, bescheiden gegenüberstellen, und in seine eignen bedeutungsreichen Werke den heiligen Sinn hineinlegen, den er selbst unverkennbar verläugnet.

Ich bin weit davon entfernt, zu verlangen, daß man

vor lieb- und glaubenslosen Zeitgenossen das Wort nennen müsse, auf das sich alle übrigen Worte und Werke des Lebens beziehn. Es mag in vielen Fällen gerathener sein, die Gemüther durch stille Lösung der Kontraste und Widersprüche des sie unmittelbar umfangenden Lebens, in die philosophische und poetische Bewegung zu bringen, aus der sich neue harmonische Bewegungen und so endlich auf die jedem Einzelnen angemessene Weise die Ahndung und das Gefühl und die Erkenntniß einer allgemeinen Versöhnung, eines alle Zerrüttungen, Kämpfe und Kriege des Lebens umfangenden Friedens erzeugen müssen. Wie menschlich, wie glücklich sind in Meisters Lehrjahren jene beiden Figuren, die dem Jüngling am ersten Scheidewege seines Lebens begegnen, die Ökonomie und die Poesie am Ende unter den Gestalten der Therese und der Natalie einander genähert. Was ihm einst durchaus himmlischer, und was ihm durchaus irdischer Abkunft erschien, das Göttliche und Menschliche hat sich nun durchdrungen, und wenn sein Wesen, dem früh in ihm entschiedenen Geschlechtskarakter getreu sich auch mehr für Natalien entscheidet, so ist er doch für den Reiz Theresens nicht unempfänglich, was er einst bei Werners poetischem Gemählde einer Handelsstadt nicht zu ahnden schien.

Wer nun könnte uns, die wir einen immer tieferen Sinn in die Werke unsers Meisters zu legen arbeiten, wer könnte uns wehren an eine Vermählung des irdisch-

himmlischen Geistes der germanischen, und des himmlisch-irdischen Geistes der antiken Poesie in eine einzige, schöne und mächtige Gestalt der Menschheit, deren Urbild vielleicht grade an der Scheidewand jener beiden großen Zeiträume aufgestellt sein möchte, kurz an die ächte Menschwerdung des Göttlichen, nach der wir alle, und alle Zeit- und Welträume mit uns streben, zu denken — wenn er nicht selbst, Goethe, vorsätzlich und sogar mit Spuren einer durch die hohe Gerechtigkeit seiner Seele unterdrückten, aber doch unverkennbaren Leidenschaft, das Wort verläugnete, das wir allen seinen Werken, als Zweck und Ziel, unterlegen könnten.

Wie der Tadel gegen ihn beim Novalis, noch mehr bei dessen Nachfolgern und Freunden zur Welt kam, als Angriff auf die schöne Gebundenheit und Geschlossenheit seiner Kunst, oder auf seine Meisterschaft, bedurfte es nur der vierzehn Zeilen jenes unsterblichen Sonetts, um ihn zu beseitigen. Es möchte überhaupt nicht sowohl darauf ankommen von seinen Werken an ihn selbst, sondern vielmehr von ihm an seine Werke zu appelliren. — Goethe's schöner Gehorsam gegen die äußerliche Gestalt des gegenwärtigen Lebens, gegen das von Novalis so schnöde behandelte „Evangelium der Ökonomie," erlaubte ihm die Scene seines Romans in die Gegenwart zu versetzen, dagegen Novalis nur im Mittelalter den Boden für seine Gestaltungen der Welt finden konnte.

Ich hebe aus dem Gebiete der deutschen Kunst die Werke eines Meisters heraus, nicht bloß ihrer über das ganze Zeitalter hervorragenden Vortrefflichkeit halber, sondern als ewige lehrreichste Schule für das ächt künstlerische, ächt menschliche Leben. Alle Pope's und Racine's der Welt zum Schweigen zu bringen, bedürfte es nur einer leichten Erwähnung des Torquato Tasso von Goethe. Die Haltung, die Grazie, die Eleganz jener Dichter findet sich hier als bloßes Beiwesen eines Werkes, das den tiefsten Forderungen des Gemüths und des Lebens zu genügen, und etwas mehr als die Eigenthümlichkeit einer bestimmten Zeit, die Konvenienz eines gewissen Hofes, den Geschmack und die Sitte eines einzelnen, vorübergehenden Publikums zu beschauen und zu beherrschen hat. Aber es kommt nicht darauf an, solche Arbeiten zu unwürdigen, schiefen und hochmüthigen Parallelen zu mißbrauchen! Das Universum der Kunst und nicht irgend einer von den längst beseitigten irdischen Gerichtshöfen des Geschmacks, ist die Bühne, auf der Goethe's Werke betrachtet werden müssen.

Ihm wurde die Bestimmung, durch die bloße innre wunderbare Gewalt der Kunst sein Vaterland von den engen Schranken jedes kritischen Wahnes zu befreien. Mit ihm beginnt, pflegt man zu sagen, die Morgenröthe der deutschen Kunst: ich sage lieber: er eröffnet die Künste dem wirklichen Leben; mit ihm fängt sich die höhere Ein-

bürgerung der Kunſt an, die ich vorher als unnachläßliche Forderung der Kunſt an den ächten Dichter darzuſtellen ſuchte. Für ihn iſt die weite Fläche von Deutſchland, was für Hans Sachs ſeine Reichsſtadt war..

Der Roman, mit dem Goethe zuerſt die Augen der Nation auf ſich zog, und der offenbar die ganze Direktion des deutſchen Geiſtes änderte, Werthers Leiden, ſtellte die große Diſſonanz der Zeit mit erſchütternder und zerreißender Kraft vor dem Vaterlande auf. Es iſt als wenn der Genius der Harmonie durch einen zerſchneidenden Akkord ſeine Ankunft verkündigte, als wenn der Schmerz ſich erſt in ſeinen Umfange, in ſeiner ganzen anſcheinenden Hoffnungsloſigkeit hätte offenbaren, als wenn das Problem in der ungeheuern Paradoxie eines Naturgemähldes von tiefſinniger Wahrheit hätte erſcheinen müſſen, um das große Muſter verſöhnender und vermittelnder Kraft, das Goethe aufgeſtellt, zu Stande zu bringen. Denen, die es ein Kunſtwerk nennen möchten, hat Goethe zuerſt durch ſeine eignen ſpäteren Werke widerſprochen. Unverſöhnt mit dem Schickſal wird der Held von dem Zwieſpalt des Ideals und der Konvenienz verzehrt. In dem Gegenſtande ſeiner Leidenſchaft verbergen ſich wie in eine große Myſterie alle Zwecke ſeines Lebens. Religion, Poeſie, alle ewigen Güter ſeines Daſeins, gehn nach einander in der einen, endlichen Geſtalt unter, die mit immer größerer Bitterkeit ihm verſagt wird. Nichts kommt ihm zu Hülfe:

der unerbittliche Dichter zündet Flammen über Flammen in seinem Busen an, läßt ihn verzehren und verlöschen. Der blüthenreiche Stamm, der sich einst so stolz an griechischer Klarheit sonnte, erstirbt allmählig; Ossian verdrängt den Homer; nordischer Nebel und Sturm entblättert, erstickt und vernichtet ihn.

Fünfzehn Jahre später, nachdem in der Brust des Dichters schon manche Versöhnung vollzogen, die unmittelbare Zwietracht befriedigt und der innre Widerstreit der Neigung und der Pflicht längst in höhere Welträume gezogen ist, da ein weiterer Kampfplatz sich für die Kriegeslust des Dichters aufgethan, da die oft wieder aufgerissenen Wunden, die das erste Werk geschlagen, endlich übernarbt, und der Tumult der deutschen Jugend gestillt ist — erscheint der Faust: aus jener Zeit, wo der Untergang der germanischen Welt zuerst sichtbar, die Geisterspaltung der letzten Jahrhunderte entschieden wurde, in die Gegenwart herbeigebracht. Die Zeiten haben sich gewandt, die Wissenschaft ist am Ende: Faust, unbefriedigt in seiner klösterlichen Zelle ruft mit steinebewegenden Tönen die Geister um einen Tropfen Erfrischung an. Der Teufel nimmt sich seiner an, und führt ihn ein in das grüne, volle, üppige Leben; und wie er neben ihm steht, regt sich tief im Innern des Faust ein andrer oder vielmehr derselbe Teufel. Beide einander entgegenwirkend zerstören den göttlichen Menschen, locken mit dem himmlischen Geiste seiner

Augen die paradieſiſche Unſchuld der jungfräulichſten Seele, die es je einem Dichter zu ſehen und darzuſtellen vergönnt war, in den Untergang, den ſie bereiten, hinein: und unter Orgeltönen, die den kommenden Richter und Rächer verkündigen, und dem hinraſenden Fauſt ſchauerlich nachrufen, ſchließt ſich das wundervolle Fragment.

In ihre Elemente aufgelöſt, dem Univerſum wiedergegeben ſinkt die perſönliche Welt des Dichters im Werther, die Welt, der Lebenslauf eines ganzen glorreichen, blühenden Zeitalters, mit ſeinen Menſchen, Gedanken, Staaten und Wiſſenſchaften im Fauſt. Nun iſt es Zeit, daß alles wieder beginne und aus ſeiner Aſche ſich erhebe. Unmerkliche, leiſe Verknüpfungen eines neuen Daſeins trennen und ſchließen ſich, und mit kaum hörbarem Tritt nähert ſich Wilhelm Meiſter. Gereinigt von allen Stürmen und Flammen, denen er uns zu unterliegen ſchien, führt der Dichter ſich ſelbſt an ſeiner eignen Hand in das Leben und in die Kunſt zurück. Seine eignen Lehrjahre, die lehrende und die lernende Welt umher, wie von einer überirdiſchen Sphäre, von Wolken herab lenkend, zeigt er wie ein Spiegel allen Fragenden auf gleiche Weiſe getreu, die Räthſel der Zeit und die Worte der Löſung. Faſt ohne Spur der Vorliebe des leitenden Dichters ſteht der jugendliche Held unter allen ſeinen Verirrungen und Vorzügen da; nur hin und wieder bei den ſcheinbar unbedeutendſten Gelegenheiten und Handlungen ſtreut jener himmliſche

Blumen in Worten um ihn her, und verräth die göttlich menschliche Begünstigung.

Diese drei Werke bilden den Faden, um den sich die Karakteristik des Dichters herschlingen muß. Sie verhalten sich wie Tod, Höllenfahrt und Auferstehung.

Keines der Werke, mit denen der Genius Goethe's uns erfreute und dem großen Reiche der Kunst, von dem hier die Rede ist, näher brachte, ist absolutes Studium, reine Nachahmung früherer Kunsterscheinung. Jedes strebt die einzelnen hinterbliebenen Formen der Vergangenheit unter sich, und dann mit der Gegenwart, zu versöhnen: **jedes ist zugleich in der Zeit, und hebt durch die Lösung irgend einer großen Dissonanz über die Zeit, oder fördert die Zeit; jedes bezeichnet den eigenthümlichen Eindruck einer Kunstform auf Goethe, und alle geben den Zeitgenossen einen eigenthümlich deutschen, Goethe'schen Eindruck zurück.** Er ist Souverain und dienender Bürger dieses Kunststaats, der freiste Dichter, weil er der gehorsamste ist.

Torquato Tasso von Goethe ist ein Gedicht über den Dichter und sein Werk; für das Verständniß der Poesie das lehrreichste und tiefsinnigste; in äußerer Form das vollendetste, den benachbarten Nationen zugänglichste. —— Unter allen Leiden des Dichters sieht man die Flügel des

Reinhard und hundert Andere dieſes Ranges herab. Die Engländer allein ſtehen in dieſer, wie in faſt aller Hinſicht mit beſonderer Eigenthümlichkeit da. — Sein Sie auch diesmal meinem Buche ein wenig gewogen! Hoffentlich iſt es beim Eintreffen dieſes Briefes ſchon in Ihren Händen.

Ein Ausdruck von Ihnen, nicht in Ihrem letzten Schreiben, ſondern in Ihrem vorletzten, hat mich mit einem neuen Gedanken entzündet, dem ich ſeitdem eifrig nachgehangen. Sie ſagen in einer ganz beſonderen Beziehung, Sie würden wohl Ihr eigener Geſchichtsſchreiber werden müſſen. Mir hat ſich dies gleich in allgemeiner Beziehung aufgedrungen; Ihr Wort hat in mir den Vorſatz aufgeregt, Denkſchriften von demjenigen zu verfertigen, was in den Geſichtskreis meines Lebens gefallen iſt; vielleicht iſt das in perſönlicher Theilnahme Erlebte und Erfahrene dazu ſchon wichtig genug; Schilderungen von Begebenheiten und Perſonen kann ich in Menge liefern; eine ſolche Herzenserleichterung, mit aller unbedenklichen Freimüthigkeit der rückhaltloſeſten Geſinnung angeſtellt, wäre eine Art Genugthuung, die mein Geiſt ſich für ſo viele Hemmungen nähme, welche die Welt ihm aufgedrängt hat. Ich denke wirklich ſchon an die Sammlung von Materialien, und an die nähere Geſtalt, die ihnen zu geben wäre, nicht für die Mitlebenden, denn dieſe könnten natürlich nichts davon ſehen, aber für Nachlebende, welche unſere Zeit durchforſchen. In dieſem Sinne fallen mir nun auch meine Briefe an Schlabrendorf wieder ein, in früheren und ſpäteren ſteht gewiß manches, was ich vergeſſen habe; was ich durch Ihre Güte empfangen, war nur ein kleinſter Theil, mir thäte leid, wenn die andern verloren, noch mehr aber, wenn ſie in fremde Hände gerathen wären, ein ſolcher Umſtand könnte mir noch überdies manchen Verdruß bereiten. Ich empfehle mich in dieſer Hinſicht nochmals

Genius der Poesie sich ausbreiten und wachsen, und wenn die Strenge in der Handlungsweise des Staatsmanns uns hier und dort verletzt, so haben sich dennoch am Ende Dichtkunst und Staatskunst in einen einzigen herrlichen Tempel des Lebens vereinigt. Die Liebe bleibt versagt, der Lorbeer entrückt: aber die Elemente der Welt, die sich zum Streite getrennt hatten, versöhnen sich wieder: vor ihrer gleichen, ewig nothwendigen Gewalt beugen sich die über den scheinbaren Zwiespalt wieder beruhigten Gestalten. Tasso, klar, flüssig, aber auch leicht zu beunruhigen wie Meer und Wasser, tritt in seine Schranken zurück: Antonio auf Festigkeit und Dauer trotzend, wie die ernährende Erde, giebt seine Ansprüche auf. Weich und durchsichtig, zwischen Himmel und Erde ausgebreitet, ewig unergreifbar für irdische Hände, wie die Luft, umfängt die ernste Eleonore wieder mit gleicher Gerechtigkeit die beiden irdischen Elemente; und das Feuer der andern, das hie und da zu entzünden drohte, stillt sich; der leichte Glanz, die schöne Lust eines fröhlichen Herzens bleibt zurück.

So schließt sich das ächte Kunstwerk: in lebendiger Deutlichkeit hinterlassen die schönen, verschwundenen Bilder den ewigen Gedanken des Lebens. Die irdischen Schicksale, die uns, wie die edlen Gestalten des Gedichtes, quälten und zerrissen, stehn bei jeder folgenden Betrachtung reiner, ruhiger und bedeutender vor uns auf: Schmerz und Freude mildern sich gegenseitig zu Moll- und Dur-

Akkorden einer wunderbaren Musik. Eben diese wiederholte Betrachtung wird jedem, der sich dazu hingezogen fühlt, erhabneren Sinn in dem göttlichen Werke zeigen. Nur mit schwachen Farben habe ich es dargestellt; nur den Weg habe ich weisen können, auf dem man zu seiner Vortrefflichkeit sich emporhebt.

Ganz anders leitet Egmont, der neben Tasso betrachtet werden muß, zu derselben Höhe: der Ernst des Lebens, die bürgerliche Gesellschaft zeigt sich hier erschüttert und in Gährung, als Mittler zwischen Volk und Fürst drängt sich Egmont durch das Gewühl streitender Stände und Karaktere hindurch; er, den die Anbetung des Volks, die Liebe der Regentin, die Gunst des Königs zum versöhnenden, vermittelnden Herrscher zu bestimmen schien, wird ein Opfer seines liebreichen Willens. Das poetische Gemüth, das im Tasso die Ruhe der Welt zu stören schien, verzehrt sich hier in seinen heilenden Kräften und Absichten. —

— Fast die ganze moderne Staatsweisheit hat nichts Höheres aufzuweisen, als das Gespräch zwischen Alba und Egmont, das auf eine wunderbare Weise prophetisch die Verschmelzung vom Karakter der beiden Weltalter andeutet, von der in meinen Vorlesungen an so vielen Stellen die Rede gewesen ist. Wie nach einem schönen Frühlingstage von den Stürmen des Winters verscheucht, tritt der Sonnenstrahl hinter finsteres Gewölk zurück: tausend auf-

gebrochene Knospen der Freiheit und der Jugend ſcheinen ſich wieder zu ſchließen. Der Held wird unterdrückt und fällt: ſein Todesmoment iſt da, wo ihm Ferdinand anzeigt, daß alle Wege der Rettung verſperret ſind, und Egmont verzweifelnd ausruft: Keine Rettung, keine? — Da ermannt ſich ſein Glaube an der Freundſchaft, dem Glauben, der Bewunderung des Sohnes ſeines Feindes. Die Zeit, deren alterndem Starrſinn er unterliegt, iſt wirklich am Ende; Alba vermag ihr ſein eignes Kind ſogar nicht mehr zu bewahren. Alle Grabesſchauer verſchwinden; auferſtehend hebt ſich der Held aus ſeiner Aſche, ſein Tod wird zum Triumphe, der Platz des unerbittlichen Gerichts zum Felde des Sieges.

Keineswegs in einen Taumel der Freiheit wird der Zuſchauer fortgeriſſen, das irdiſch und das himmliſch triumphirende, die Zeit Alba's, die Vergangenheit, und die Zeit Egmonts, die Zukunft, behauptet ihre Rechte: Geſetz und Freiheit ſind verſöhnt. — — Ungern trenne ich mich von der Welt des mir am nächſten liegenden Poeten: ganze Saaten der Schönheit und des Lebens muß ich für jetzt unberührt laſſen, indem ich mich zu einem andern Dichter wende. —

Vorleſungen über die deutſche Wiſſenſchaft und Litteratur, von A. H. Müller. Zweite Auflage. Dresden, 1807. 8. S. 51. 72. 165. 173. 178. ꝛc.

Friedrich von Schlegel.

Vorlesungen über die deutsche Wissenschaft und Litteratur. Von Adam H. Müller. Dresden, 1807. 8.

— Möge der Verfasser ferner an diesem Punkte der Einheit (dem Christenthum) fest halten, durch stetes Forschen sich denselben immer klarer und deutlicher machen, sich wie bisher rein erhalten von dem leeren und losen Wesen willkürlicher Konstruktionen, — aber auch von gewaltsamen und unzweckmäßigen Anwendungen. Als eine solche glauben wir die auf Goethe durchaus ansehen zu müssen, an dem der Verfasser nur das Eine zu tadeln weiß, daß der Geist des Christenthums ihm verborgen geblieben sei. Wir geben zwar gern zu, daß bei jeder neuen oder alten Philosophie unvermeidlich die Frage entstehen muß: wie ihr Verhältniß zur Religion sei, wenn sie nicht etwa selbst schon dieses Verhältniß angiebt und bestimmt. Mit den Künstlern kann und darf man es aber wohl keineswegs so strenge nehmen, und es scheint uns daher, als sei Hr. Adam Müller durchaus nicht berechtigt gewesen, dem

vortrefflichen Dichter ſein Glaubensbekenntniß auf eine ſo harte Art abzufordern, oder ihm das ſeinige aufzudringen.

Heidelbergiſche Jahrbücher der Litteratur. 1808. Hft. 2. S. 227.

Johann Gottfried Woltmann.

Nicht weniger ächt volksthümlich, als Klopstock, aber reicher und vielseitiger in seinen Bildungen, trat auf Wolfgang Goethe, ein Dichter nicht allein seines Volkes, das sich an ihm herrlich erhob, sondern des ganzen Zeitalters, dem er als Dichter eben so ein neues Licht entzündete, als er das ewige des Sonnenlichts neu zu deuten suchte, — denn auch als Physiker vorzüglich beschäftigt mit der Optik oder der Lehre vom Lichte, suchte er die Theorie Newtons vom Lichte oder von den Farben zu verbessern — und die der neuern vielfach angestrebten Kunst das volle Dasein gab. Immer neu, eigenthümlich und schön, schuf er eine Reihe von künstlerischen Darstellungen, deren jede nicht ein einzelnes Werk, sondern eine eigne Gattung schien. In dem ersten, Werthers Leiden (1771.), gleichsam einem großen lyrischen Gesange, hauchte ein reiches Gemüth den herben Schmerz unglücklicher Liebe aus; dann stellte der Dichter in Egmont (1787.) mit dramatischer Vollendung einen frischen und kräftigen Helden dar, der im kühnen Kampfe um die Freiheit eines ganzen Volks untergehet, und endlich entfaltete er mit epischer

Fülle und Ruhe im Wilhelm Meiſter (1795.) die reichen Geſtaltungen einer ganzen Welt; gleich ſchön ſah man in der Iphigenia auf Tauris die geſtaltete und gerundete Tiefe der griechiſchen Schönheit wiederſtrahlen, wie aus dem Götz von Berlichingen, nach Herders Ausdrucke, die Größe und Unförmlichkeit des deutſchen Reichs aufſtreben; dann entfaltete ſich wieder die ſtille Heiterkeit und Genügſamkeit der einfachen Natur in Hermann und Dorothea, während der Widerſtreit des Lebens ganz nahe gerückt, ſich zu [illegible] dem Torquato Taſſo, heftig und tief in dem philoſophiſchen Fauſt bewegte. Und wenn man mit immer neuer Bewunderung zwiſchen dieſen und andern Werken umhergewandelt iſt, ſo wird man endlich mit gleicher Liebe zu dem Dichter ſelbſt treten, und die Folge ſeiner Gedanken und Empfindungen, die er in ſeinen lyriſchen Gedichten zu einem Kranze zuſammengefügt hat, mit gleicher Heiterkeit, Anmuth, Ernſt und Bildung durchleben wollen, als ſie der Dichter neu und unvergleichbar, und faſt einzig in ihrer Art dargeſtellt hat.

Die Weltgeſchichte von Karl Friedrich Becker. Fortgeſetzt von Johann Gottfried Woltmann. Berlin, 1808. 8. Dritte Auflage, 1821. Bd. X. S. 634. 635.

Adam Heinrich Müller.

— Sie alle sind schon Zeugen des vielbelobten Streites über die Vorzüglichkeit Goethe's oder Schillers gewesen. Man pflegt sich in solchem Streite meistentheils roh an die Vergleichung ihrer Werke zu halten, hingegen den Geist und die Natur der Absichten beider weniger zu beachten. Goethe ist der Virtuos in vollem Sinne des Wortes, und Schiller der Streber von einer Ungemeinheit und Erhabenheit des Sinnes, daß er sich mit den Größten dieser Gattung messen kann. — Wenn Sie betrachten möchten, wie er in allen seinen Werken, im Gefühle seiner Macht über die Ufer tritt, die er ihnen selbst angewiesen hat, während Goethe freilich befriedigter nie das Flußbette verläßt, selbstzufrieden mit den Kieseln und den Blumen des Ufers spielt, und sich vielmehr in seiner Klarheit und in seinen Schranken gefällt. Es sind dieses zwei durchaus verschiedene Naturen, die entweder gar nicht, oder nur von der Höhe aus, wo der Mensch und der Dichter als Eines erscheinen, verglichen werden dürfen. Wenn man das erhabene Drängen bemerkt, die Zeit, ihre Bewegungen, ihr Unglück und ihren Trost mit hineinzuziehen in

in den Kreis der Poesie; wenn so unendlich viel Großes zugleich erreicht werden soll, wenn der Sänger alle Schranken seines Instruments vergißt, wenn er die selbstverzeichneten Umrisse des Werks verläßt; und lieber scheitert und das Werk unausgesprochen läßt, ehe er das Vorhaben, wozu ihn die Natur und die ursprüngliche Gewalt seiner Seele nöthigt, ehe er das Vorhaben, die ganze Menschheit zugleich, und alle ihre Bedürfnisse, ihr stillstes Begehren, wie ihre lautesten Forderungen auszusprechen aufgiebt — so kann er allerdings nicht in die Schranken mit Goethe treten, der die Ruhe und die künstlerische Besonnenheit vor ihm voraus hat. Lassen Sie uns demnach jeden in seiner Art erkennen ꝛc. —

Von der Idee der Schönheit. In Vorlesungen gehalten zu Dresden im Winter 1807. 1808. durch Adam Müller. Berlin, 1809. 8. S. 101.

Friedrich von Schlegel.

Goethe's Werke. Tübingen, 1806. 8. Bd. I — IV.

Wir glauben, man müſſe alle dieſe Elegieen und Epigramme nicht als einzelne Gedichte ein jedes für ſich, ſondern ſie alle als ein zuſammenhängendes Ganzes betrachten, dem nur die letzte Einheit und Verknüpfung fehlt, um wirklich und in der That Ein Werk zu ſein, das weit mehr von der didaktiſchen, als von der lyriſchen Art ſein würde. Mehrere der ohnehin ſchon verknüpften Reihen von Epigrammen oder Maſſen von Elegieen erhalten ihren gemeinſchaftlichen Mittelpunkt durch die Beziehung auf Italien. Es athmet in allen ein und derſelbe Geiſt; es dürfte das Individuelle, welches ohnehin nur ſchwach angedeutet iſt, nur noch etwas mehr entfernt, es dürften die allgemeine Anſichten, welche einzeln überall hervorblicken, in der Metamorphoſe der Pflanzen aber wie in einen Kern zuſammengedrängt ſind, nur gleichmäßiger entwickelt und entfaltet ſein, ſo würden wir ein Lehrgedicht vor uns ſehen, das uns die Anſicht des Dichters von der Natur und der Kunſt, ihrem Leben und

Ihrer freundſchaftlichen Sorgfalt, wenn ſich noch Blätter von meiner Hand finden ſollten, oder Spuren, wohin ſie gekommen.

Die Sache mit dem Teſtament in Bentheim iſt wunderlich genug; ich erſtaune, daß der Selige doch einmal ein ſolches Geſchäft wirklich abgemacht hat, wenn es dafür gelten kann, denn man ſagt, die Form könnte noch vielfach angefochten werden. Ohne Zweifel iſt dieſe Urkunde nur der Ausdruck einer vor vierzig Jahren gehabten Meinung, nicht der letzten Abſichten und Vorſätze, und alſo, wenn auch äußerlich richtig, doch innerlich falſch. Ich höre, daß der Selige ſich mehrmals dahin geäußert, daß er Ihren lieben Sohn mit einem Vermächtniß bedenken wolle. Was hilft nun die gute Abſicht! Daß Sie mit dem jungen Grafen Schlabrendorf in unangenehme Berührung gekommen, iſt mir recht leid; ich habe ihn ſtets nur als einen äußerſt wackern, dem alten Oheim von ganzer Seele ergebenen Mann geſehn. Er hat mich nach ſeiner Rückkunft aus Paris beſucht, und von der wunderlichen Nachlaßſache ſo weit er konnte unterrichtet, aber Ihrer nur immer ſo erwähnt, wie er im Bewußtſein, daß er zu Ihrem Freunde ſpräche, mußte; er verſprach wieder zu kommen, was er aber bis jetzt nicht gethan. —

Von hieſigen Angelegenheiten weiß ich wenig zu melden. Der kleine Wechſel im Miniſterium iſt im Grunde keine Aenderung; es bleibt alles im bisherigen Gange. Die Einſchränkungen und Entlaſſungen im Militair, die nun auch erfolgt ſind, haben großen Eindruck gemacht, ſie ſind umfaſſender und ſchneidender, als die im Zivil, und durch daneben ſtehende Beförderungen nur noch ſtärker hervorgehoben. Die Maßregel iſt im allgemeinen ſehr hart, und nur durch die ſtrengſte Nothwendigkeit zu rechtfertigen, an dieſe aber will mancher

ihrer Bildung, einmal vollſtändig darſtellend, von jedem anderen, älteren oder neuen Lehrgedicht durchaus verſchieden ſein, an Würde und Gehalt der Poeſie aber gewiß keinem andern größern dramatiſchen oder epiſchen Werke unſers Dichters nachſtehen würde. Ein ſolches Ganzes ſcheint uns in dieſen gehaltvollen Gedichten im Keime zu liegen, und dies offenbar das Ziel zu ſein, nach dem ſie mehr oder weniger alle ſtreben.

So oft Goethe ſeine Kraft nicht ſelbſt theilte, ſo oft er ſeinen Reichthum mehr zuſammendrängte, war auch die Wirkung entſprechend. Taſſo und Egmont haben Schillers Talent von neuem geweckt, und zur Kunſt geſteigert, haben uns den Anfang eines Theaters verſchafft. Der Meiſter aber hat auf das Ganze der deutſchen Litteratur, ſichtbar wie wenige andere gewirkt, und recht eigentlich Epoche gemacht, indem er dieſelbe mit der Bildung und dem Geiſt der höheren Geſellſchaft in Berührung ſetzte, und die Sprache nach einer ganz neuen Seite hin mehr bereicherte, als es vielleicht in irgend einer Gattung durch ein einzelnes Werk auf einmal geſchehen iſt. Das Verdienſt des Styls in dieſem Werke iſt von der Art, daß vielleicht nur derjenige, der ſich aus der immer fortſchreitenden Erforſchung und Ausbildung der Sprache ein eignes Geſchäft gemacht hat, die ganze Größe deſſelben

zu würdigen im Stande iſt. Aber auch an Reichthum der Erfindung, an Sorgfalt der Ausführung und beſonders an Fülle der innern Durchbildung geht der Meiſter vielleicht jedem andern Werke unſers Dichters vor, keines iſt in dem Grade ein Werk.

Heidelbergiſche Jahrbücher der Litteratur. 1808. Hft. 2. S. 160. 166.

K. f. d.

Goethe's Werke. Erſter Band. Stuttgart und Tübingen, 1806. 8.

— Mit eben dem Rechte ließe ſich aus der Vielgewandtheit unſeres Dichters, wodurch er in den verſchiedenſten Gattungen der Poeſie das Höchſte erreicht hat, ſchließen, daß an ſeinen Werken die Kunſt einen nicht geringen Antheil habe, und daß alle jene ſchönen lyriſchen, romantiſchen, elegiſchen, epigrammatiſchen, dramatiſchen und epiſchen Gedichte zwar göttlich ſeien, ſofern ſie ohne Eingebung von oben und ohne himmliſche Begeiſterung nicht gedeihen konnten, zugleich aber menſchlich, und im höchſten Sinne des Wortes ſein eigen, ſofern in einer dem Schönen ſo ungünſtigen Zeit, wie die unſrige, von ſeiner Seite die höchſte Beſonnenheit, der treuſte Fleiß, und die regeſte Energie des Willens erfordert wurde, um für jene Eingebungen empfänglich zu ſein, und ihrer in ſo reichem Maße gewürdigt zu werden. Dies bezeugt unſer Dichter ſelber in der oft gedachten Zueignung, wo er die Kämpfe ſchildert, die er von innen und außen zu beſtehen hatte, ehe er von der Muſe die Weihe empfing. Vielleicht

iſt es dieſe Verbindung künſtleriſcher Genialität mit philoſophiſcher Klarheit des Selbſtbewußtſeins, was unſeren Dichter am meiſten auszeichnet; und wer ſich bemühet, die Spuren davon in ſeinen Werken aufzuſuchen, wird immer größere Unterſchiede zwiſchen ihm und den Alten entdecken, und vielleicht finden, daß die edle Einfalt dieſer ſich zu der ſeinigen verhalte, wie die urſprüngliche, ſich ſelbſt nicht kennende Unſchuld im goldenen Weltalter zu der wiedererlangten in Elyſium. —

— Die herrliche Elegie, welche überſchrieben iſt: Hermann und Dorothea, ſetzt den hohen Werth des ſittlichen Karakters unſeres Dichters in das helleſte Licht, und läßt keinen Zweifel übrig, daß die edeln Geſinnungen der Friedfertigkeit und Bruderliebe, die er ſeiner Muſe bei der Einweihung gelobt hatte, nie aufgehört haben ihn zu beſeelen. — Aus welcher Quelle ſie auch entſprungen ſein mögen, niemals wollen wir vergeſſen, daß einer der reichbegabteſten Dichter, der empfunden hat, was ein menſchliches Herz empfinden kann, und die mannigfaltigſten Verhältniſſe des Lebens mit größter Klarheit durchſchauet, keine Urſach fand, daſſelbe zu haſſen, und nichts darin entdeckte, was hätte ſeinen Eifer für die Vervollkommnung und Verſchönerung deſſelben ſchwächen mögen. Eines ſo troſtreichen Andenkens bedürfen wir mehr als jemals jetzo, wo ſo Mancher an ſo Manchem irre wird. —

— Wie innig bei unſerem Dichter die Phantaſie,

welche ſchaffe und der Witz, deſſen Freude das Zerſtören iſt, verbunden ſind, zeigen am klärſten die Epigramme aus Venedig, deren Studium überhaupt nicht genug empfohlen werden kann. Sie beſtehen aus lauter einzelnen augenblicklichen Eingebungen einer mehrere Tage fortwährenden Begeiſterung, unter deren Einfluſſe alle Fäden und Saiten in dem Gemüthe des Dichters aufgezogen und gleich rein geſtimmt waren, um bei jeder noch ſo leiſen Berührung von außen anzuklingen, woraus denn eine Melodie der Empfindungen entſteht, die ſich den Accorden einer Luftharfe vergleichen läßt. Der wunderbar ſchnelle Wechſel tiefſinniger Weisheitsſprüche mit ſo vielen rührenden, zärtlichen, lächerlichen Zügen, welche das Größte und Kleinſte, das Nahe und Ferne, Vergangenes, Gegenwärtiges und Künftiges, aus der Kunſt, Natur und Geſchichte in buntem Gewimmel vorüberführen, drängt das ganze Leben des Dichters in wenige Augenblicke zuſammen, denen ähnlich, in welchen er die erſte Idee zu großen Werken faßt.

Gleichwie in dieſen Epigrammen bachiſche Begeiſterung herrſcht, ſo in den Weißagungen des Bakis prophetiſche. Wolle niemand zudringlich dem Dichter die Auflöſung dieſer Räthſel abnöthigen, oder, die er ſelber gefunden zu haben meint, voreilig mittheilen. Der Nachwelt werden ſie um ſo mehr nützen, je dunkler ſie bleiben, wenn zumal, was aber der Himmel verhüten wird, die

Vermuthung einiger trübsinnigen Unglückspropheten einträfe. Manche nämlich von denen, welche behaupten, sich auf die Zeichen der Zeit zu verstehen, verkündigen einen nicht fernen Verfall alles dessen, was wir bis jetzo für die Stützen unserer Selbstständigkeit und für die Bedingung eines geselligen und sittlichen Lebens hielten. Hieraus müßte für die nächstfolgenden Geschlechter ein Zustand der Verwirrung aller Verhältnisse entstehn, woraus sie auf gewöhnlichem Wege weder Ausgang noch Rettung fänden. Nun aber pflegen die Menschen, wie Thucydides bemerkt, nicht sobald sich von lichten Hoffnungen verlassen zu sehen, als sie sich hinwenden zu den dunkeln, zu Weissagungen und Orakeln, so daß auch dereinst vielleicht mancher, wenn er in der Bedrängniß nicht wüßte, wo aus noch ein, zu diesen Sprüchen Zuflucht nähme, um in ihnen, wie in sibyllinischen Büchern, das Schicksal zu befragen. Je räthselhafter sie nun wären, desto mehr triebe das Verlangen, sie auszulegen, ihn an, des Dichters übrige Werke mit ganzer Kraft und treuem Fleiße zu durchforschen, wobei er am sichersten gewönne, was dann ihm am meisten Noth thäte:

Ruh' und Lust und Harmonieen
Und ein kräftig rein Bestreben.

Jen. Allg. Litt. Z. 1809. Nro. 1. 2.

Ferdinand Delbrück.

Hätte Klopſtock für ſein Werk nicht den Hexameter, ſondern die Stanze erwählt, dann könnte man auf daſſelbe mit noch größerm Recht, als ſchon itzo, die Worte anwenden, welche das frömmſte und chriſtlichſte unter allen Gedichten in unſerer Sprache einleiten:

Ein wunderbares Lied iſt euch bereitet;
Vernehmt es gern und jeden ruft herbei.
Durch Berg und Thäler iſt der Weg geleitet;
Hier iſt der Blick beſchränkt, dort wieder frei.
Und wenn der Pfad ſacht in die Büſche gleitet:
So denket nicht, daß es ein Irrthum ſei;
Wir wollen doch, wenn wir genug geklommen,
Zur rechten Zeit dem Ziele näher kommen.

Doch glaube keiner, daß mit allem Sinnen
Das ganze Lied er je enträthſeln werde;
Gar viele müſſen vieles hier gewinnen,
Gar manche Blüthen bringt die Mutter Erde;
Der eine flieht mit düſterm Blick von hinnen,
Der andre weilt mit fröhlicher Geberde.
Ein jeder ſoll nach ſeiner Luſt genießen,
Für manchen Wandrer ſoll die Quelle fließen.

Ein Gaſtmahl. Reden und Geſpräche. Von Delbrück. Berlin, 1809. 12. S. 99.

Charles Villers.

— Les douze mille écrivains que compte l'Allemagne à peu près, ne sont pas tous des Goethe, des Jacobi, des Muller; mais, parmi eux, il en est du premier ordre, il en est d'estimables et d'utiles, beaucoup plus que ne le pensent certaines gens qui n'en ont pas la plus légère notion. Si nous voulions comprendre en Europe, sous le nom de Mandarins, tous les hommes qui dominent sur leur siècle par la pensée, tous les vrais savans et les vrais lettrés, il est hors de doute que l'Allemagne en fournirait le nombre le plus imposant. Ce corps, des Mandarins de la Germanie, est peut-être la corporation d'hommes aujourd'hui existante la plus respectable, tant par son nombre que par ses lumières, et dont l'humanité ait le plus à se glorifier. —

Coup-d'oeil sur les universités et le mode d'instruction publique de l'Allemagne protestante. Par Charles Villers. Cassel, 1808. 8. p. 18.

Johann Schulze.

— Zu den Wenigen, denen auch mitten in der Nacht die Sonne leuchtet, gehört, wenn irgend Einer, auch Goethe, der, obschon kein unmittelbarer Lobredner oder Verkündiger des Christenthums, dennoch durch viele seiner ewig jugendlichen Kunstgebilde, durch die von heiliger Sehnsucht durchglühten, Steine bewegenden Töne seines christlichen Faust, durch viele leise Winke und Äußerungen in seinen Schriften, wie durch die Liebe, mit welcher er jede wahrhaft christliche Erscheinung behandelt, nur zu deutlich geoffenbart, daß er nicht verkennt die Allgegenwart des Christenthums in der Geschichte, wohl aber gründlich verachtet die in unserer Zeit nicht seltenen Spielereien mit dem Christenthume und das unsinnige Nebeln und Schwebeln ohne Wahrheit und innern Gehalt.

Aufs neue hat Er hiervon einen schönen Beweis dadurch geführt, daß Er Calderons standhaften Prinzen, ein Trauerspiel, das verdiente, neben Dante's göttlicher Komödie auf jedem christlichen Altare zu thronen, zuerst auf die teutsche Bühne gebracht, und mit einer Liebe und Einsicht, wie nur Er sie in sich vereinigen kann, alle Hinder-

niſſe bei der Aufführung nicht nur berückſichtigt, ſondern auch glücklich beſeitigt hat. —

Johann Schulze über den ſtandhaften Prinzen des Don Pedro Calderon. Weimar, 1811. 8. S. 8.

Frau von Staël.

geb. Necker.

Sur Goetz de Berlichingen, et le comte d'Egmont, Iphigénie en Tauride, Torquato Tasso, Faust etc.

De l'Allemagne. Part. II. chap. 21. sqq.

Sinn noch gar nicht glauben, und der Augenſchein iſt ſchwer zu geben. —

Alles reiſt dieſen Sommer von hier weg, der Ausflug iſt allgemein. Auch ich denke in künftiger Woche auf kurze Zeit zu verreiſen, weiß aber noch nicht wohin. Wir haben wenige geſunde Tage bis jetzt gehabt, und Erkältungen plagen uns in allen Geſtalten, nicht ſelten in äußerſt böſen. So verquält ſich der Sommer, und der Winter — iſt wieder Winter! Nun, Gott gebe ſeinen Segen, und lenke alles zum Guten! —

Wir vereinen unſere innigſten Grüße und eifrigſten Wünſche für Sie, und hoffen Ihrem freundſchaftlichen Andenken für immer einverleibt zu bleiben als

Ihre treuergebenſten

Varnhagen v. E.

61.

Oelsner an Varnhagen.

Paris, den 16. Juli 1825.

Ihren gütigen Brief vom 27. Juni durch Herrn von Montigny empfing ich, Hochverehrter, Theurer, in meiner ehemaligen Wohnung, wo ich mich zufälliger Weiſe befand, als er gebracht wurde. Seit drei Monaten hauſe ich rue Chantereine 28, au coin de celle St. George.

Meine Niedergeſchlagenheit bedurfte einer Theilnahme wie die Ihrige. Sie ſagen mir Worte der Stärke, Worte des Troſtes und aus Ihrer Rede fließt Balſam in die Wunden des tief erſchütterten Gemüths. Ich ſpüre es über Vieles beſänftigt. Aber meinen innern Frieden völlig her-

August Wilhelm von Schlegel.

— Ich darf wohl von der dramatischen Laufbahn Goethe's und Schillers, zweier Männer, auf welche unsre Nation stolz ist, und im vertrauten Umgange mit denen ich oft meine Gedanken über die Kunst berichtigt habe, mit der Offenheit reden, welche ihres großen uneigennützigen Strebens würdig ist. Die Verirrungen, welche sie anfänglich noch in Mißverständnissen begriffen, veranlaßt haben, während sie immer reinerer Klarheit entgegengingen, sind zum Theil schon in Vergessenheit versunken oder werden es bald sein; ihre Werke werden dauern: wir haben darin wenigstens die Grundlage einer zugleich eigenthümlich deutschen und ächt künstlerischen dramatischen Schule.

Kaum hatte Goethe im Werther gleichsam eine Erklärung der Rechte des Gefühls gegen den Zwang der gesellschaftlichen Verhältnisse aufgestellt, so protestirte er in Götz von Berlichingen durch die That gegen allen willkürlichen Regelnzwang, wodurch die dramatische Poesie eingeengt worden war. Man sieht in diesem Schauspiele nicht Nachahmung Shakspeare's, sondern die durch einen

genialischen Schöpfer in einem verwandten Geiste angeregte Begeisterung. Im Dialog setzte er Lessings Grundsätze der Natürlichkeit nur mit größerer Kühnheit durch, denn außer dem Versbau und allem erhöhenden Schmuck, verwarf er auch die Gesetze der schriftlich aufgefaßten Sprache in einem Grade, wie es vor ihm noch niemand gewagt hatte. Er wollte durchaus keine dichterische Umschreibung, die Darstellung sollte die Sache selbst sein, und so ließ er täuschend genug, wenigstens für diejenigen, welche die geschichtlichen Denkmäler nicht kennen, worin unsre Altvordern selbst reden, den Ton eines entfernten Zeitalters hören. Die altdeutsche Treuherzigkeit hat er auf das rührendste ausgedrückt, die mit wenigen Strichen angedeuteten Situationen wirken unwiderstehlich. Das Ganze hat einen großen historischen Sinn, es stellt nämlich den Kampf einer abscheidenden und einer beginnenden Zeit vor, des Jahrhunderts der rauhen aber kräftigen Unabhängigkeit, und des folgenden der politischen Zahmheit. Die Vorstellung auf der Bühne berücksichtigte der Dichter dabei gar nicht, schien ihrer Unzulänglichkeit vielmehr in jugendlichem Übermuthe zu trotzen.

Überhaupt war es Goethe'n vor allem darum zu thun, seinen Genius in seinen Werken auszusprechen, und neue poetische Lebensregung in die Zeit zu bringen; die Form galt ihm dabei gleich, wiewohl er meistens die dramatische vorzog. Zugleich war er indessen ein warmer

Freund des Theaters, und arbeitete zuweilen nach deſſen durch Gewohnheit und Zeitgeſchmack beſtimmten Forderungen, wenn er z. B. im Clavigo ein bürgerliches Trauerſpiel in Leſſings Manier lieferte. Dieſes Stück hat überdies noch den Mangel, daß der fünfte Aufzug nicht zu den übrigen paßt. In dieſen hatte ſich Goethe ziemlich genau an Beaumarchais Erzählung gehalten, die Kataſtrophe hat er hinzugedichtet, und wenn wir bemerken, daß ſie gar ſehr an die Beerdigung Ophelia's und an das Zuſammentreffen des Hamlet und Laertes an ihrem Grabe erinnert, ſo iſt damit auch ſchon geſagt, wie ſehr ſie gegen den Ton und das Kolorit des übrigen abſticht. In der Stella machte es Goethe mit der Geſchichte des Grafen von Gleichen ungefähr ſo, wie es Leſſing mit der Geſchichte der Virginia gemacht hatte, aber es gerieth damit noch übler: jener Zug aus den Zeiten der Kreuzzüge iſt rührend, treuherzig, ſogar erbaulich; Stella kann nur der Empfindſamkeit verwöhnter Herzen ſchmeicheln.

Späterhin ſuchte er eine Ausgleichung zwiſchen ſeinen Kunſtabſichten und den üblichen dramatiſchen Formen, auch den untergeordneten, zu finden, die er faſt ſämmtlich mit einzelnen Verſuchen durchgegangen hat. In ſeiner Iphigenia drückte er den Geiſt der antiken Tragödie aus, wie er ihn beſonders von Seiten der Ruhe, Klarheit und Idealität gefaßt hatte. Mit eben ſolcher Einfachheit, Gedrungenheit und edlen Zierlichkeit dichtete er den Taſſo,

in welchem er eine hiſtoriſche Anekdote auf die allgemeine Bedeutung des Gegenſatzes zwiſchen dem Hof- und Dichterleben wandte. Sein Egmont iſt wieder ein romantiſch hiſtoriſches Schauſpiel, deſſen Styl zwiſchen ſeiner älteren Weiſe im Götz und Shakſpeare's Form in der Mitte ſchwebt. Erwin und Elmire und Claudine von Villabella ſind, möchte ich ſagen, idealiſche Operetten, ſo leicht und luftig hingehaucht, daß ſie durch muſikaliſche Begleitung und Aufführung nur Gefahr laufen, ſchwerfällig und proſaiſch zu werden; der edle und gehaltne Styl des Taſſo im Dialog wechſelt darin mit den zarteſten Liederſtimmen. Jery und Bäteln iſt ein reizendes Naturgemählde in ſchweizeriſchen Sitten, im Geiſt und der Form der beſten franzöſiſchen Operetten, Scherz, Liſt und Rache dagegen eine wahre opera buffa voll italiäniſcher Lazzi. Die Mitſchuldigen ſind in bürgerlichen Sitten ein gereimtes Luſtſpiel nach den franzöſiſchen Regeln. So weit trieb Goethe die Herablaſſung, daß er eine Fortſetzung zu einem Nachſpiele von Florian lieferte; ſo weit die Unpartheilichkeit des Geſchmacks, daß er einige Trauerſpiele von Voltaire für die deutſche Bühne überſetzte. Goethe's Worte und Rhythmen haben immer einen goldnen Klang, aber als Überſetzungen können wir dieſe Arbeiten nicht für ganz gelungen halten, und man müßte es bedauern, wenn etwas gelungen wäre, das gar nicht hätte unternommen werden ſollen. Man braucht nicht

etwa Leſſings Dramaturgie herbeizurufen, um dieſe auf deutſchem Boden unerſprießlichen Erſcheinungen zu bannen; Goethe's eigne meiſterliche Parodie des franzöſiſchen Trauerſpiels in einigen Scenen der Eſther wird dies weit ergötzlicher verrichten.

Der Triumph der Empfindſamkeit, eine höchſt genialiſche Verſpottung der eignen Nachahmer Goethe's, neigt ſich zur komiſchen Willkür und fantaſtiſchen Symbolik des Ariſtophanes, aber es iſt ein züchtiger Ariſtophanes in feiner Geſellſchaft und am Hofe. Weit früher hatte ſich Goethe in einigen Schwänken und Faſtnachtſpielen ganz die Manier unſers wackern Hans Sachs zu eigen gemacht.

Denſelben freien und kräftigen Dichtergeiſt erkennt man unter allen dieſen Verwandlungen wieder, worauf ſich die homeriſchen Zeilen vom Proteus anwenden laſſen:

Erſtlich ward er ein Leu mit fürchterlich rollender Mähne,
Floß dann als Waſſer dahin, und rauſcht' als Baum in den Wolken.

Der jugendlichen Epoche gehört ſein früh entworfner, aber erſt ſpät erſchienener Fauſt an, der auch in ſeiner neueſten Geſtalt immer noch ein Bruchſtück iſt, und in deſſen Natur es vielleicht lag, immer ein Bruchſtück bleiben zu müſſen. Es iſt ſchwer zu ſagen, ob man mehr zu der Höhe hinanſtaunt, die der Dichter oft darin erſchwingt,

oder mehr an den Tiefen ſchwindelt, die ſich vor unſern Blicken aufthun. Aber hier iſt nicht der Ort, dieſes labyrinthiſche und gränzenloſe Werk, Goethe's eigenthümlichſte Schöpfung, überhaupt zu würdigen; wir haben es nur in dramatiſcher Hinſicht zu betrachten. Die wunderbare Volksſage vom Fauſt iſt ein ſehr theatraliſcher Stoff, und das Marionettenſpiel, woraus Goethe nach Leſſing den erſten Gedanken zu einem Schauſpiel hergenommen, entſpricht dieſer Erwartung ſelbſt noch in den verſtümmelten Auftritten und dürftigen Worten, womit es von unwiſſenden Puppenſpielern vorgetragen wird. Goethe's Darſtellung, die ſich in einigen Punkten genau an die Überlieferung hält, in andern aber ſie gänzlich verläßt, geht nach allen Richtungen abſichtlich über die Dimenſionen der Schaubühne hinaus. Viele Scenen ſind ſtehende Schilderungen von Fauſts innern Zuſtänden und Stimmungen, Entwickelungen ſeiner Gedanken über die Unzulänglichkeit des menſchlichen Wiſſens und über das unbefriedigende Loos der Menſchheit in langen Monologen oder Geſprächen; andre Auftritte, wiewohl an ſich äußerſt geiſtreich und bedeutſam, haben den Schein der Zufälligkeit für den Gang der Handlung; viele ſehr theatraliſch gedachte ſind nur flüchtig ſkizzirt: es ſind rhapſodiſche Bruchſtücke ohne Anfang und Schluß, worin uns der Dichter einen überraſchenden Anblick gönnt, und dann plötzlich wieder den Vorhang fallen läßt, da in einem

dramatiſchen Gedicht, welches auf der Bühne mit ſich fortreißen ſoll, die einzelnen Theile nach dem Bilde des Ganzen gegliedert ſein müſſen, ſo daß man ſagen kann, jede Scene habe ihre Expoſition, ihre Verwicklung und Auflöſung. Einige Scenen, voll von der höchſten draſtiſchen Kraft und von zerreißendem Pathos, z. B. die Ermordung Valentins und Gretchen und Fauſt im Kerker, beweiſen, daß dem Dichter die populare Wirkung auch zu Gebote ſtand, und daß er ſie nur umfaſſenderen Abſichten aufgeopfert hat. Er fordert oft die Einbildungskraft der Leſer auf, ja er nöthigt ſie, ſeinen fliehenden Gruppen zum Hintergrunde unermeßliche bewegliche Gemählde zu geben, die keine theatraliſche Kunſt vor die Augen zu bringen vermag. Um Goethe's Fauſt aufzuführen, müßte man Fauſts Zauberſtab und Beſchwörungsformeln beſitzen. Bei ſolcher Unfähigkeit zur äußern Darſtellung iſt dennoch aus dem ſeltſamen Werke erſtaunlich viel für die dramatiſche Kunſt ſowohl in der Anlage als Ausführung zu lernen. In einem vermuthlich ſpät hinzugedichteten Prologe erklärt der Dichter, warum er, ſeinem Genius treu, ſich nicht den Forderungen eines gemiſchten Haufens von Zuſchauern fügen könne, und ſchreibt gewiſſermaßen dem Theater einen Scheidebrief.

Man muß wohl eingeſtehen, daß Goethe zwar unendlich viel dramatiſches aber nicht eben ſo viel theatraliſches Talent beſitzt. Ihm iſt es weit mehr um die zarte Ent-

faltung als um rasche äußre Bewegung zu thun; selbst die milde Grazie seines harmonischen Geistes hielt ihn davon ab, die starke demagogische Wirkung zu suchen. Iphigenia auf Tauris ist zwar dem griechischen Geiste verwandter, als vielleicht irgend ein vor ihr gedichtetes Werk der Neueren, aber es ist nicht sowohl eine antike Tragödie als Widerschein derselben, Nachgesang: die gewaltsamen Katastrophen jener stehen hier nur in der Ferne als Erinnerung, und alles löst sich leise im Innern der Gemüther auf. Das stärkste erschütternde Pathos findet sich in Egmont, aber der Schluß dieses Trauerspiels ist ebenfalls ganz aus der äußern Welt in das Gebiet einer idealischen Seelenmusik entrückt.

Daß Goethe bei dieser Richtung seiner dichterischen Laufbahn auf den reinsten Ausdruck seiner Begeisterung ohne irgend eine andre Rücksicht, und von Seiten der Kunst auf Universalität der Studien, nicht den entscheidenden Einfluß auf die Gestalt unsers Theaters gehabt, den er hätte haben können, wenn er sich ihm wirklich ausschließend und unmittelbar widmen gewollt hätte, ist leicht zu begreifen. —

Über dramatische Kunst und Litteratur. Vorlesungen von August Wilhelm Schlegel. Heidelberg, 1811. 8. Thl. III. S. 395. ff.

K. f. d.

Die Wahlverwandtſchaften. Von Goethe. Stuttgart und Tübingen, 1809. Zwei Theile. 8.

— Abgeſehen von der künſtleriſchen Eigenthümlichkeit, welche das Werk durch dieſe Behandlung des Zufalls erhält, durch die vielen aufgezogenen und vielfach verſchlungenen Fäden, welche das Näheſte mit dem Fernſten, das Größte mit dem Kleinſten verknüpfen, wird es dadurch noch in anderer Rückſicht höchſt merkwürdig. Denn freilich fehlt es hier nicht an mancherlei günſtigen, ungünſtigen, warnenden, ſchreckenden Vorzeichen, nicht an ahndungsvollen Andeutungen, welche dieſer Reihe von Zufällen den Karakter unvermeidlicher Nothwendigkeit und gebieteriſcher Vorherbeſtimmung geben. — Doch weder dieſe Andeutungen werden gehörig erwogen, noch jene Zeichen beachtet. Nur Einer iſt auf manche aufmerkſam, Eduard. — Aber ſeltſam und ſchauerlich! Wie die nichtbeachteten Vorbedeutungen alle eintreffen: ſo wird die eine beachtete trügeriſch befunden. — Sehn wir nun die handelnden Perſonen noch von einer andern Seite an, auf einer wie hohen Stufe der Geiſtesbildung ſie ſtehen, wie zart ihre Empfindung

iſt, wie ſicher ihr Urtheil, wie kunſtreich und wohlgeübt ihre Zunge, wie reich der Schatz ihrer Erfahrung, mit wie ſinnvollen aus dem Innerſten des Herzens und den unergründlichen Tiefen des Lebens geſchöpften Weisheitsſprüchen ihre Unterredungen und Selbſtgeſpräche angefüllt, faſt möchte man ſagen, überfüllt ſind: ſo wird hiedurch das furchtbare Gemählde vollendet, welches dieſes wunderſame Werk aufſtellt von der Zeit, worin wir leben. Ja, was hier in dem Bezirk weniger Tritte und in dem Raum einiger Jahre waltet, und mit heimlicher ſchadenfroher Tücke ſo unſägliches Unheil und Irrſal anrichtet, ja es iſt daſſelbe, was ſeit zwei Jahrzehnten zum Entſetzen des menſchlichen Geſchlechts von einem Pol zum andern betäubend, verblendend, zerſtörend den Erdkreis durchzieht, zum großen Zeugniſſe deſſen, was Charlotte ſagt: „Es ſind gewiſſe Dinge, die ſich das Schickſal hartnäckig vornimmt. Vergebens, daß Vernunft und Tugend, Pflicht und alles Heilige ſich ihm in den Weg ſtellen; es ſoll etwas geſchehen, was ihm recht iſt, was uns nicht recht ſcheint, und ſo greift es zuletzt durch, wir mögen uns gebehrden wie wir wollen.“ —

— Die Verwandtſchaft zwiſchen dem Roman und dem Epos wird allgemein anerkannt. Der unſrige verläugnet dieſelbe auch darin nicht, daß er, wie die Iliade und Odyſſee, faſt ganz dialogiſch iſt. Die Schwierigkeit, welche durchgängige Beobachtung des Karakteriſtiſchen im

zuſtellen, dazu giebt es keine Hoffnung mehr. Weder Vergangenheit noch Zukunft gewähren Ruhe, und die Gegenwart iſt ohne Reiz. Meinen Sohn am Arm ſehe ich uns, mitten in dem Ozean der Welt wie verlaſſen, auf ein wüſtes Eiland hingeworfen. Seine Beſtimmung nagt an mir. Mir fehlt ein Haltpunkt wie jener, den Sie unter allen Umſtänden in dem göttlichen Geiſte Ihrer Gemahlin finden. Nur wehmüthige und bittere Erinnerungen ſteigen in meinem Gedächtniſſe auf. Der Arzt erſtaunt, daß mich dieſe Laſt nicht längſt in's Grab gedrückt. Wo ich meinen Fuß hinwende, begegnen mir Widerwärtigkeiten. Das hämiſche Schickſal, dem ich unterworfen bin, war von jeher ſcharfſinnig, recht witzig mir gerade immer in dem Augenblicke ein Bein unterzuſchlagen, wo ich vernünftiger Weiſe den Bubenſtreich am wenigſten erwarten durfte. Während ich jetzt, unterſtützt, die Rechte der Preußen mit Würde und Nachdruck gegen den eine neue Art von droit d'aubaine bezielenden, franzöſiſchen Fiskus verfechten könnte, entkleidet mich unwiſſende Eſelei des officiellen Karakters, der bei aller ſeiner reellen Unbedeutendheit mir die in hieſigen Geſchäften vortheilhafte Decke ſeines Anſcheins lieh. Nein, B. ſteht nicht mit goldenen Buchſtaben bei mir angeſchrieben. Aergerlich, ſehr ärgerlich iſt mir die Namensſache. Ich konnte erſparen, ſie in Anregung zu bringen. Unſer vortrefflicher Freund, Herr von St. hat mich da irregeleitet. Ihm ſind kleinliche Bedenklichkeiten fremd und von den Erbärmlichkeiten, auf die ich mit meinem Geſuche, wie es ſcheint geſtoßen bin, hat er keine Ader. Sie können wohl glauben, daß ich keine Abſicht hege, mich mit fremden Federn auszuſchmücken. Wem der Gedanke des Todes beſtändig vorſchwebt, der iſt über bürgerliche Eitelkeiten weit hinaus. Man ſetzte mich in den Notariatsakt, um das Band zwiſchen mir und meinem Sohne nicht zu

Dialog ſchon im Drama hat, wächſt, wenn ſich, wie in unſerem Roman ſo oft, die Perſonen nicht im Zuſtande der Leidenſchaften befinden, ſondern ruhiger Betrachtung: Wer von dieſer Schwierigkeit Erfahrung oder Vermuthung hat, wird in dem Studium der Wahlverwandtſchaften eine unerſchöpfliche Quelle der Belehrung und des Vergnügens entdecken.

Bei der Sorgfalt, die der Dichter auf den wörtlichen Ausdruck gewendet hat, und bei dem Glück, womit es ihm gelungen iſt, ihn zur Vollendung zu erheben, konnte es nicht fehlen, daß dieſes Werk, wie jedes ſeiner früheren, den Schatz, den unſere Sprache hat, an geiſtreich gebildeten Worten und Fügungen, mit neuen vermehrte. —

Woher rührt es, daß dieſes Werk, worin das gräßliche Spiel, welches das Schickſal mit dem Menſchen treibt, uns ſo ſehr demüthigt, doch zuletzt in eine Stimmung verſetzt, welche die früheren Bewegungen der Furcht, des Schreckens und des Mitleidens in eine erhabene Rührung, in das Gefühl einer hohen und würdigen Ruhe auflöſet? Dieſes rührt her von der Weiſe, wie Ottilie ihre Schuld büßt. Nachdem durch den unerwarteten Anblick Eduards ihr Gelübde gebrochen war, geziemte ihr nicht, länger zu leben. In dem Entſchluſſe, freiwillig zu ſterben, rächt ſie uns an dem Schickſal, ſo fern ſie eine Kraft offenbart, die uns über daſſelbe erhebt, und ſeinen Tücken unerreichbar macht. Denn was feſſelte den, der zu rechter Zeit zu

ſterben weiß, was giebt es Heroiſches, das ein ſolcher nicht auszuführen vermöchte? Vollendet wird jener Triumph durch die Art des Todes, welchen Ottilie wählt. Denn unter allen Selbſtentleibungen iſt die Enthaltung von Speiſe und Trank die edelſte und ſchicklichſte, weil ſie die größte Standhaftigkeit vorausſetzt, und nicht als eine gewaltſame Empörung gegen die Geſetze der Natue betrachtet werden kann, ſondern nur als eine ruhige Abweiſung ihrer Forderungen, die nicht mehr gültig befunden werden. Von dem Augenblick an, wo Ottilie verſtummt, und anfängt, ſich die Nahrungsmittel zu entziehen, erſcheint ſie als ein überirdiſches Weſen, als eine verklärte Heilige, die ohne mit den Sterblichen ein Bedürfniß zu theilen, tröſtlich und freundlich unter ihnen einherwandelt. —

Jen. Allgem. Litterat. Zeitung. 1810. Nro. 16. 17.

A. W.

Die Wahlverwandtſchaften. Von Goethe.

Die Idee, welche der Mittelpunkt und die Seele dieſes Werks iſt, und welche der Titel kurz und ſinnreich andeutet, iſt der große Gedanke: daß auch bis in die geiſtige Natur jene Urkraft ihre Gewalt äußert, welche das Verwandte zu einander zieht, daß aber, wenn wir, einmal dem Winke der Natur ungetreu, dem blinden Zuge uns egoiſtiſch überlaſſen, das verhängnißvolle Schickſal naht, das die Bande der Geſellſchaft löſt, und uns in einen ſchweren Kampf verwickelt, aus dem nur eine reine Seele und ein klarer Sinn ſich ſiegreich erheben, auch wenn die Endlichkeit ihren Zoll fordert. Dieſe uralte, ächt tragiſche Idee, die hier ſo todt und kalt bezeichnet iſt, wie lebendig und das ganze Werk erfüllend ſpielt ſie nicht in der reichen Dichtung, in einer unendlichen Mannigfaltigkeit von Bildern und Gedanken, gleichſam unzähligen Farben ſich brechend? Der beſeelte Körper, welchem dieſer Gedanke ſchöpferiſch eingebildet iſt, beſteht — gemäß dem Karakter des Romans, als einer erzählenden Darſtellung eines poetiſchen Lebens im Spiele mannigfal-

tiger Karaktere — in der Erzählung von dem Leben und den Schicksalen eines gebildeten Menschenkreises. Indem wir diesen Kreis sich allmählig bilden, und sein Ziel erreichen, dann wieder sich auflösen sehen, organisirt sich die Idee vor unsern Augen. Diese Perioden alles zeitlichen Lebens hat der Verfasser in die zwei Bücher des Werks vertheilt. —

— Eine ideale Lebensansicht waltet in diesem Werke, bei den mannigfaltigsten Ansichten der einzelnen Individuen, mit besonnener Klarheit, und strömt nach allen Seiten in Aussprüchen ächter Lebensweisheit hervor. Und wie wurzelt das große Werk in dem Leben, ja wirft es nicht in seiner spiegelhellen Fluth ein edles Bild der Zeit, in der wir leben, zurück? Alle diese Karaktere, die mit solcher Reife durchgeführt sind, repräsentiren gleichsam eine eigene Gestalt, einen Karakter der Zeit. Sie sind uns wunderbar verwandt, — und doch bilden alle ein höheres von dem Leben der Wirklichkeit verschiedenes Leben, oder höhere gebildetere Sphäre, dadurch, daß die Wirklichkeit sich in dem genialen Auge des Meisters gebrochen hat; und so ist uns der Kreis, in welchen er uns geführt, zugleich auch fremd und idealisch. Ja eben aus jenem seltenen Reichthume der Erfahrung, der in unserm Dichter mit dem durchdringenden Blicke des Genius gepaart ist, erklären wir es uns, warum ihm die Form des Romans so angemessen und natürlich ist, denn er besitzt die Kraft, das

Ideal in das Leben einzuführen. Auch aus diesem Grunde sagten wir oben, daß dieses Werk in seinen unendlichen Beziehungen erst dann allgemein werde verstanden werden, wenn die Gegenwart unbefangener gewürdigt werden kann. —

— Halten wir endlich dieses Werk mit den früher erschienenen Romanen unsers Meisters zusammen, so bewundern wir wiederum die Vielseitigkeit seines Geistes. Sehen wir z. B. auf die Liebe, als den Mittelpunkt der poetischen Individualität, wie ganz anders ist sie hier, als im Werther und Wilhelm Meister gestaltet. Namentlich würde es interessant sein, dem Ähnlichen und Unähnlichen unseres und des letzteren Werkes etwas weiter nachzugehen. Wie ganz anders ist Ottilie und Mignon, und doch beide, wie innig! Der uns noch übrige Raum verstattet uns in dieser Hinsicht kaum noch anzudeuten, daß wenn dort mehr das ungebundene nomadische Leben der jugendlichen Schauspielkunst und Musik, hier mehr das festere ernste, häusliche Leben, mit der ihr verwandten Bau- und Gartenkunst, verherrlicht worden ist, wenn dort die fröhliche, oft leichtfertige Elegie sich zu regen scheint, hier der ernstere elegische Ton dem Dichter ein unsterblich feierndes Requiem singt.

Heidelberger Jahrbücher der Litteratur. 1814. Th. I. S. 176.

Friedrich August Wolf.

— Unſerem einzigen trefflichen Vorgänger Wieland war dies das erſte Stück, womit er ſeine ariſtophaniſche Laufbahn antrat, weßhalb wir diejenigen, die das Ganze deutſch zu leſen wünſchen, auf ſeines Merkurs Bd. II. des Jahres 1794. verweiſen. Und eine der ſüßeſten Belohnungen iſt es dem Überſetzer, wenn er ſo hier, wie früher in den Wolken, ſeine Muße zu dieſes bei allem Urtheil allein der Kunſt gedenkenden Veterans, zu Goethe's und ähnlicher Richter Zufriedenheit verwendet hat; um ſo mehr, da eben ſolche Männer es waren, unter deren begünſtigenden Augen ſein erſter Verſuch entſtand und herausgegeben wurde.

Aus Ariſtophanes Acharnern. Griechiſch und deutſch, mit einigen Scholien. Berlin, 1812. 4. Vorred. S. VIII.

C. H. Pfaff.

Über Newton's Farbentheorie, Herrn von Goethe's Farbenlehre und den chemiſchen Gegenſatz der Farben. Ein Verſuch in der experimentalen Optik. Von Dr. C. H. Pfaff. Leipzig, 1813. 8.

Der erſte Eindruck, den dieſes Werk auf uns machte, war Bewunderung der Darſtellung, durch welche ein Theil der Phyſik gleichſam in das Gebiet der ſchönen Künſte verſetzt, und ein bloß wiſſenſchaftlichen Diskuſſionen gewidmetes Werk zu dem Range der Werke des guten Geſchmacks erhoben wurde. Die Farben ſelbſt, über die Herr von Goethe ſchrieb, ſcheinen dieſem Meiſter in der Kunſt des Stils ihren ganzen Zauber geliehen zu haben, und das Kolorit ſeiner Diktion war der Widerſchein der glänzenden Phänomene, die nun auch dem Geiſte nahe gebracht werden ſollten. — Aber ꝛc.

Vorrede.

Georg Wilhelm Friedrich Hegel.

Nach der bekannten Newtoniſchen Theorie beſteht das weiße, d. i. farbloſe Licht, aus fünf oder aus ſieben Farben; — denn genau weiß dies die Theorie ſelbſt nicht. — Über die Barbarei vors erſte der Vorſtellung, daß auch beim Lichte nach der ſchlechteſten Reflexionsform, der Zuſammenſetzung gegriffen worden iſt, und das Helle hier ſogar aus ſieben Dunkelheiten beſtehen ſoll, wie man das klare Waſſer aus ſieben Erdarten beſtehen laſſen könnte, kann man ſich nicht ſtark genug ausdrücken; ſo wie ferner über die Ungeſchicklichkeit, Fadheit, ja ſelbſt Unredlichkeit des Newtoniſchen Beobachtens und Experimentirens; — alsdenn über die gleich ſchlechte Beſchaffenheit des Schließens, Folgerns und Beweiſens aus jenen unreinen empiriſchen Daten; — ferner über die Blindheit des nun ſeit faſt anderthalb Jahrhunderte fortgeführten Nachbetens, ſo wie über die Unwiſſenheit dieſer jene einfältige Vorſtellung vertheidigenden Nachbeter, endlich insbeſondere über die Gedankenloſigkeit, mit der eine Menge der unmittelbaren Folgerungen jener Theorie aufgegeben worden und doch die Theorie ſelbſt behauptet wird; — zuletzt über die

Blindheit des Vorurtheils, daß dieſelbe auf etwas Mathematiſchem beruhe, und als ob die, zum Theil ſelbſt falſchen und einſeitigen Meſſungen, ſo wie die in die Folgerungen hineingebrachten quantitativen Beſtimmungen irgend einen Grund für die Theorie und die Natur der Sache ſelbſt abgäben. — Ein Hauptgrund, warum die, eben ſo klare als gründliche und gelehrte, Goethe'ſche Beleuchtung dieſer Finſterniß im Lichte, nicht eine wirkſamere Aufnahme erlangt hat, iſt ohne Zweifel dieſer, weil die Gedankenloſigkeit und Einfältigkeit, die man eingeſtehen ſollte, gar zu groß iſt. —

Encyklopädie der philoſophiſchen Wiſſenſchaften im Grundriſſe. Von G. W. F. Hegel. Heidelberg, 1817. 8. S. 155.

Friedrich Schulz.

(Geh. Ob. Regier. Rath.)

Über phyſiologe Geſichts- und Farben-Erſcheinungen. §. 42. 47. 94. ꝛc.

Journal für Chemie und Phyſik, von Schweigger. Nürnberg, 1816. 8. Bd. XVI. Hft. 2. S. 121. ff.

Wilhelm von Schütz.

Unläugbaren Einfluß haben Goethe's Beiträge zur Morphologie und Naturwiſſenſchaft auf die nachfolgende Reihe von Mittheilungen ausgeübt. Es fragt ſich, ob ſie ohne jene an das Licht zu fördern waren.

Drei Eigenthümlichkeiten des Goethiſchen Unternehmens zogen mich lebhaft an und ließen mir einen bleibenden Eindruck. Erſt will ich ſie angeben, dann von jeder beſonders ſprechen.

Was Goethe in der Natur ſah, gewann für ihn zugleich den Karakter des Erlebten.

Behandlung und Anordnung macht die Wahrnehmungen zu Mittelweſen, nämlich zu ſchönen Fragmenten eines unendlichen, ſich ſelbſt gleichen, aber auch ungleichen Ganzen, und zu abgeſchloſſenen einzelnen Ganzheiten.

Die Eigenthümlichkeit ihres Gehalts unterſcheidet ſie von allen bisherigen Gaben ſpekulirender Philoſophie und ſinnender Naturbeobachtung.

Erneuert Winkelmann das Gefühl, mit welchem uns Plato ergreift, daß er ſich noch nicht vollkommen ausge-

lösen. Wenn ich die Papierbogen wenigstens doch zurückbekäme. Was der Berliner Pedanterie unübersteigliches Riesengebirge, wäre hier leicht abzumachen. Für meinen Sohn ist der Gegenstand wichtig. In Deutschland blühet ihm kein Waizen. Hingegen öffnet ihm Frankreich die doppelte Laufbahn des Barreau's und der Marine. In beiden ist ihm der einheimische Name förderlich. Ich wünschte, er würde Seemann. Durch die endlich entschiedene Unabhängigkeit von Südamerika werden die Meere der recht eigentliche Tummelplatz aller großen Thätigkeit. Welch einen Durchbruch da die Legitimitätssperre der heiligen Allianz erlitten hat! Die jungen frechen Legitimitäten von gestern, deren Rechtstitel die That, sie sind vorhanden und müssen anerkannt werden. England that im Grunde weiter nichts, als mit seinem gesunden Menschenverstande einzusehen, was nicht länger abzuläugnen war; und so sprach es die thatsächliche Unabhängigkeit der Selbstgeschaffenen aus. Diese Unabhängigkeit gereicht zu Europa's Rettung. Unter dem Starrsuchtssysteme der heiligen Allianz gedeihet nichts besser als Bevölkerung. Aber das Volk will sich rühren und regen. Die Menschen müssen sich unter einander aufreiben, wenn dem Gedränge kein Spielraum gestattet wird. Jetzt ist ihnen ein ungeheures Feld aufgethan. Dergleichen wollten die gescheuten Herrn von der heil. Allianz nicht, durchaus nicht, eben so wenig als sie einsehen, wie heilbringend für das westliche Europa die Unabhängigkeit der Griechen werden könnte. Von dem kleinlichsten Egoism beseelt, sind sie unfähig etwas großartiges zu denken, zu wollen, zu unternehmen. Und mit diesem schwachen Geiste machen sie Anspruch, Leitstern und Gebieter des Zeitalters zu sein, eines Zeitalters wie das unsrige! Spanien, das ist ein Land nach ihrem Herzen. Nun, es erscheint in einer sauberen Gestalt! Dem Könige von Spa-

ſprochen habe, daß er ſich auch nie vollkommen ausſprechen könne und werde; ſo iſt Goethe der dritte Geiſt, den daſſelbe karakteriſirt, als Dichter, als Weltbeobachter, als Naturkundiger. Betrachte man, wie wenig er myſtiſch iſt in ſeiner Poeſie, wie er das Geheimniß nie in den Stoff legt, wie dieſer vielmehr als ruhige, klare, durchaus verſtändliche und begreifliche Naturnothwendigkeit dem Leſer nahe tritt, aber wie, wenn das Gedicht geſchloſſen, wir uns gleichſam an der Pforte fühlen, jenſeit welcher das große Allgeheimniß ſchlummert, aus dem ſein Werk hervorgetreten.

Dies erkennt man zur Noth an. Aber daß ſich daſſelbe wiederholt, wenn er uns an das Gebiet der Natur führt, das wollen nur Wenige Wort haben. Doch iſt es gerade hier am merkwürdigſten. Ein bildliches Gleichniß verſuche dieſer Behauptung, welcher ſich hier noch nicht Verſtändniß geben läßt, vorläufig Glaublichkeit zu werben.

Wenn Ariſtoteles Licht, Plato Seele, ſo giebt Goethe Seele und Licht zugleich da, wo er uns in die Natur einführt.

Dies hat mir ſeine naturwiſſenſchaftliche Zeitſchrift, namentlich deren Anordnungsweiſe, zuerſt offenbart. Die einzelnen Gegenſtände ſtehen durch die Art, wie die beſondern Aufſätze ſie behandeln, im vollen Lichte der Einzelnheiten da. Durch die Stellung, durch das Anknüpfen an

Lebensereigniſſe, durch die Folgerungen und durch die dichteriſchen Einſtrömungen werden ſie wieder in das Element einer allen angehörigen Seele getaucht, oder die Ganzheiten gegen den Hintergrund eines gemeinſchaftlichen Ganzen geſtellt. — —

Zur intellektuellen und ſubſtantiellen Morphologie, von Wilhelm von Schütz. Leipzig. 1821. 8. Erſtes Heft. S. 13. 36.

Leopold von Henning.

Einleitung zu öffentlichen Vorleſungen über Goethe's Farbenlehre, gehalten an der Königl. Univerſität zu Berlin von Leopold von Henning. Berlin, 1822. 8.

— Es iſt wohl keiner unter uns, dem nicht, wenn er den Namen Goethe hört, ſogleich die Bruſt ſich erweitert, und mit einem innigen Gefühl der Liebe und Verehrung ſich erfüllt. Uns Allen hat der hohe Greis von unſerer frühen Jugend an, unmittelbar, oder mittelbar durch unſere Lehrer, ſich als geiſtigen Wohlthäter und Bildner erwieſen, und ein jeder unter uns, auf welcher Stufe ſeiner Ausbildung er ſich auch befinde, kann noch täglich von ihm lernen und durch ihn ſich fördern, denn in ſeinen unvergänglichen Werken iſt alles Große, Tiefe und Treffliche ausgeſprochen, was der Geiſt unſeres Volkes bisher erarbeitet hat. Doch, es iſt hier nicht der Ort, über die hohe Würde unſeres Dichters im Allgemeinen zu reden, und es bedarf deſſen auch um ſo weniger, da über das, was er uns als Dichter gewährt, heut zu Tage in ganz Deutſchland wohl unter Allen, mit denen ſich zu verſtändigen es

überhaupt der Mühe werth ist, nur eine Überzeugung verbreitet ist. —

— Dasjenige, was eigentlich das Geniale und Geistreiche beim Naturforscher ist, ist nichts anderes als dasselbe, was auch den Dichter eigentlich erst zum Dichter macht, nämlich das Bewußtsein und die Erkenntniß der Idee, als des konkret Allgemeinen, in der Mannigfaltigkeit und Zerstreuung der einzelnen Erscheinungen. Die Physiker selbst können in dieser Hinsicht füglich in zwei Klassen eingetheilt werden: nämlich in solche, die, als die eigentlichen Heroen der Wissenschaft, neue Bahn brechen und die Wissenschaft auf einen höhern Standpunkt erheben; und in solche, die einen ausgesprochenen großen Gedanken im Einzelnen weiter ausbilden, oder sich überhaupt darauf beschränken, das bereits Vorhandene und Bekannte nur zu erhalten und fortzupflanzen. Zur ersten Klasse gehören solche Männer, wie Kopernikus, Keppler, Mesmer, und in einem etwas beschränktern Sinne auch Franklin, Galvani und Andere, vor allen Dingen aber unser Dichter, der, wie auch Neid, Beschränktheit und böser Wille sich geberden mögen, zuverlässig dereinst auch als ein Heros der Wissenschaft anerkannt und gefeiert werden wird. —

C. 1. 21.

J. M. D.

Aus meinem Leben. Wahrheit und Dichtung. Von Goethe. Stuttgart und Tübingen. 1811. — 1815. Drei Theile. 8.

Je anspruchloser unser berühmter Dichter Goethe als Selbstbeschreiber seines Lebens erscheint, um so mehr verdient er bei der Merkwürdigkeit dessen, was er uns von sich ankündigt, und was sich ihm als Zuthat und Einfassung seines Lebensromans historisch zudrängte, Lob und Dank für ein so schönes, anziehendes, trefflich lebendiges Buch, das den besten Erzeugnissen seiner Muse an die Seite gesetzt, und manchen derselben vorgezogen werden darf. Wenn die Dichtkunst einen mächtigen Zauber besitzt, so übt die Wahrheit noch einen stärkern aus; und wie sollte nicht ein fühlendes Gemüth von Vergnügen hingerissen werden, wenn ihm bedeutende, mannigfaltige Wahrheit aus den Schicksalen eines großen Mannes, aus den Begebenheiten des besondern und öffentlichen Lebens, treu umrissen, dichterisch beseelt und gefärbt, und mit eingewebten eigentlichen Poesieen, von einem Meister der Kunst vorgeführt wird. Ohne jenen Lobrednern gleichen zu wol-

ſen, welche nicht Worte für ihren Gegenſtand finden können, weil ſie zu viele und hohe ſuchen, und im Grunde mehr durch fremde Größe ſelber zu glänzen, als was an der Sache iſt zu erzählen begehren, geſtehen wir dennoch, daß wir uns in Verlegenheit befinden, die verſchiedenen intereſſanten Seiten dieſes Buchs aufzuzählen, an denen Goethe's Geſchick eben ſo viel Antheil als ſeine Behandlungsgabe, und natürlich den frühern hat. Wir verſichern daher einfach, daß kein Künſtler, kein Hiſtoriker, kein Pſycholog, kein Menſch überhaupt von Verſtand und Geſchmack dieſen Anfang (erſten Theil) von Goethe's Biographie kalt und ganz unbefriedigt aus den Händen legen werde; aber Einzelnen muß das Werk noch beſonders zuſagen, je nachdem das allgemein Intereſſante, das jede Lebensbeſchreibung eines bedeutenden Menſchen enthält, ſie durch die Kette der Verhältniſſe, durch wirkliche Theilnahme der Gegenwart, oder nahe Erinnerungen in ſtärkerm Grade berührt. Viele Leſer haben die ſchöne Periode Deutſchlands, in welche Goethe's frühere Lebenszeit fiel, gekannt und genoſſen; ſie ſehen hier viele Umſtände dieſer Zeit von einem Manne wieder hervorgerufen, der ſie zu kennen, aufzufaſſen, und jetzt darzuſtellen von innen und außen beſonders befähigt war; ſie finden den Schriftſteller ſelbſt, wie er in dieſe Zeit von ſeiner Seite einzugreifen die erſten Aufforderungen erhielt, und die erſten Wahrzeichen ſeiner künftigen Einwirkung an den Tag legte. Wem aber die-

ser erste Theil sich am innigsten empfehlen muß, das sind die Mitbürger in Goethe's Vaterstadt und ihren Umgebungen, denen der geschätzte Landsmann sich, wie er war, und wie er wurde, in dem ganzen stillreizenden und grossen Gefolge der vaterstädtischen Besonderheiten darstellt, und ihnen ihre Heimath mittelst örtlicher und geschichtlicher Mahlereien wo möglich noch bekannter und noch lieblicher macht, als sie, in aller Hinsicht eine der wichtigsten Städte, ihren heimathlustigen, und bei aller Bescheidenheit heimathstolzen Einwohnern jederzeit vorkam. Und dieses in dem vergnüglichen Tone der Unterhaltung, und mit der einfach natürlichen, doch wohlverstandenen Bildnerei, denen auch der Weltfremde gerne zuhört und zusieht, und wobei er das fremde Vaterland wenigstens auf den Augenblick sich gern als das seinige träumen mag. —

Daß bei einem Manne von des Verfassers Geist und Erfahrung die philosophischen Reflexionen über sich und die Außenwelt eine besondre Würze zu dem schmackhaften Ganzen hinzuthun, wenn er sein Leben beschreibt, und daß er dadurch sehr lehrreich und nützlich, seine Erzählung doppelt belebt und sinnvoll wird, versteht sich beinahe von selbst; gleich manchem andern, dessen wir nur darum nicht gedenken, um nicht als unwürdige Beurtheiler eines Schriftstellers zu erscheinen, der auch bei seinen Lesern vieles voraussetzt, ohne welches sie nicht seine Leser wären. —

1812.

Das Buch selbst als Kunst- und Lesewerk erhält sich (im zweiten Bande) durchaus in dem angefangenen Ton und Gang, wie bei Goethens besonnener Meisterschaft auch zu vermuthen ist. Es zeigt sich immer jene wohlberechnete Anlage, die das innere Leben des Helden und die Hauptseite seiner Biographie als Künstlers im Auge behält, und wodurch unter anscheinender Nachlässigkeit auch aus der Geschichte ein poetisches Ganze wird, von kontrastirenden Episoden gehoben. Es zeigt sich jenes gelingende Bestreben, Kleines und Großes mit Wahrheit und Verstand zu beseelen, und eine Herrschaft über die Gegenstände auszuüben, vermöge deren sie selber sichtbar vor uns zu treten, und den Erzähler zu bedecken gezwungen sind. Wenn er gleich stets von sich reden muß, so sehen wir ihn doch nur, sofern er sich selbst psychologisches und künstlerisches Objekt wird. Hiermit verbindet sich innigst das ungeschminkte, heitre Kolorit, welches den Mahlereien keinen einfarbigen Schimmer, sondern den durchsichtigen Glanz eines erhöhenden Glases leiht. Es kommt hinzu in den reifern Jahren des Dichters eine unglaubliche Sprachgewalt, die Frucht der Übung und eines Temperamente, das Zwang und Schwäche leichtlich fühlt, verstößt und zu besiegen weiß. Durch dieses gemeinsame Zusammenwirken so vieler schönen Kunstkräfte wird jede Zeile anziehend, lebendig und schön, und jede Seite erhält von der ausgebildeten Erfahrung und Beobachtung des vielgewandten

Mannes einen lehrreichen Inhalt, sei es, daß er das Geschehene in einen Brennpunkt zusammenfasse, oder seinen Blick in die Gegenwart, in die mannigfachen Lagen, Verschlingungen, Schwierigkeiten, Vorzüge und Aufgaben des äußern Lebens, der Wissenschaften und Künste, in das Regen und Weben der Neigungen und Bestrebungen des menschlichen Herzens und Geistes versenke. Auch wo man seines Systems nicht ist, wird ihm die Gerechtigkeit widerfahren, daß er nicht leicht etwas ungeprüft bespreche, und weniges ohne eine Seite hervorzuziehen, die entweder eine Bestätigung des Selbstgeglaubten, oder eine interessante Neuheit, wenigstens eine Aufhellung und Bindung des Begriffs darbietet. —

Goethe ist eigentlich lyrischer Mensch von der ernstern und weitumblickenden Art. Er ist dabei höchst merkurialisch, d. i. aller Gestalten fähig, sie mit klarem Leben aufzunehmen und wiederzugeben geschickt. Die von Kindheit auf ihn umgebende Fülle und Mannigfaltigkeit von wissenschaftlichen, künstlerischen und gesellschaftlichen Einflüssen, zwang ihn vollends dies letztere zu werden, wenn es nicht in seiner glücklichen Natur, seiner Offenheit und Empfänglichkeit, seiner beweglichen Phantasie schon lag. Er ist zum Tragischen vorzüglich geneigt; aber kein rein entschiedener Tragiker. Er ist so wenig allein zum komischen als allein zum epischen Dichter geboren. Das Plastische seiner Werke ist ihm weniger natürlich (sonst wäre

er vermuthlich auch ein großer Zeichner geworden), als vielmehr durch frühe Bildung eingeimpft und durch Kunstumgang forterhalten, und konnte vermöge seiner gefühlvollen lyriſchen Lebendigkeit, verbunden mit männlichern Bemerkungen über den Unterſchied der Künſte, nie ſteif und ſtarr bei ihm, nie zum Fehler, ſondern nur zur Tugend werden; und daher, nämlich von lyriſcher Sänftigung und Herz, kommt es, daß wir darin ſtets das Zarte und Innige an ihm bewundern, und zwar frei von matter Tändelei und Süßlichkeit, welchen ſein tragiſcher Ernſt und männlicher Verſtand widerſtrebte. Keineswegs ſind alle ſeine Werke, groß und klein, von gleicher poetiſchen Kraft; es wäre eine wunderliche Forderung; aber er verläugnet ſich ſelten. Wir ſind nicht der Meinung, daß in einer Kunſt, welche unter allen die wandelbarſten Mittel und Werkzeuge hat, ein vorzüglicher Künſtler nicht auch viel Alltägliches hervorbringen könne. Der Verirrungen in der Wahl der Stoffe nicht zu gedenken. Auch hat mancher Dichter ſtärkere und größere Ideen ausgeſprochen, als er; aber kaum einer hat, bei ſo viel Originalität und originneller Verarbeitung des Empfangenen, ſo allgemein zum Herzen geredet, ohne ſich im mindeſten falſcher Hülfsmittel zu bedienen. Denn Goethens Kunſt iſt äußerſt ächt und gründlich. Da, wo ſeine Vorwürfe zu mißbilligen ſind, erweckt er eben deßwegen um ſo größern Verdruß: denn er ſchlägt damit unmittelbar an den innern Sinn;

nien bleibt nächſtens nichts als die Kutte des Ordens der Bettelmönche. Es iſt unglaublich, welche Fortſchritte die Selbſtthätigkeit der bürgerlichen Geſellſchaft nicht blos in England, in Amerika, ſondern auch hiezulande macht. Das Leben der Welt geht raſchen Schrittes vorwärts, indeß das Fuhrwerk der heiligen Allianz mit hinter den Wagen geſpannten Ochſen nach altmodiſcher Leier, ſich gleich dem großen Bären um den geiſt- und ruhmloſen Nordpol dreht und leeres Stroh driſcht. Dank verdient die Heilige, uns von der Deutſchthümelei befreit zu haben. Deshalb aber muß ſie ſich nicht in die Poeſien, die Romane ihrer Polizei vergaffen. Mit ihnen läuft ſie Gefahr von allen Seiten überflügelt zu werden und am Ende nirgends mehr in ihrer Zeit zu Hauſe, oder höchſtens noch der große Ruprecht kleiner Kinder zu ſein. Mir ſind die Jeſuiten über die ſo gewaltig viel geſchrien wird, gar nicht ganz zuwider. Ich betrachte ſie mehr als Sporn, denn als Hinderniß. Je dreiſter ſie hervorzutreten vermögen, deſto mehr nöthigen ſie die Oppoſition beſonnen zu ſein. Im offenbaren Kampfe können die Jeſuiten nicht das Feld halten mit ihren alten Wittwen und einer Hand voll Vendéer Bauern. Es fehlt in Frankreich an Gläubigen. Der „Conſtitutionnel“ bekriegt die Jeſuiten mit zuverſichtlicher Dreiſtigkeit. Er muß Hinterhalt wiſſen in dem Clergé, der Magiſtratur, den Finanzen. Vielleicht ſiehet Herr von Villèle ſelbſt nicht ungerne, daß dem Unweſen der Schwarzkünſtler entgegen gearbeitet wird. Man wundert ſich, daß dieſer Miniſter, dem ſie ſo hart zu Leibe gehet, der Preßfreiheit noch nicht geſchadet hat. Um der Staatspapiere willen, heißt es, müſſe er die Zeitungsblätter ſchonen. Gewiß iſt, die Geſellſchaft läßt ſich nicht mehr den Genuß der Preſſe ohne großen Kampf entreißen. Allmählig lernen die Regierungen wohl fühlen und einſehen, daß ſie der Stärkere

und da dieſer die reinſten Anforderungen macht, ſo mag er ſeiner ſchönen Kunſt kaum glauben, daß ſie ſich willig dazu hergegeben habe. Seine Beobachtungsgabe, welche allem einen Spiegel darhält, worin es ſich fangen muß, gehört zu den größten, ausführlichſten. Daher ſeine ausnehmende Wahrheit; durch die Macht der Sprache das Treffende, durch tragiſche Würde das Ergreifende. Sein Liebliches iſt auserleſen; ſeine Schauer ſind weniger gewaltig, als durchdringend. Denn ſie ſind empfunden und beobachtet. Bekanntſchaft mit allen Ständen und Menſchen, Wiſſenſchaften, Künſten, Beſtrebungen und Träumen der Menſchheit bei einem außerordentlichen Gedächtniß, hat ihm zu allgemeiner Empfänglichkeit eine Allgemeinheit von Materialien angeeignet, in deren Betrieb und Ausſtreuung er ſich gefällt, er überall ſelbſt und doch wieder wahrhaft die Sache iſt. Umgang mit der vornehmen Welt hat ihm überdem, was man Welt im beſſern Sinne nennt, gegeben. Mangel an Ausdauer in einzelnen Studien hat ſein vielſeitiges Weſen nur noch vermehrt, oder vielmehr begründet, indem er ſich einen entſchädigenden Auszug von allem für ſeine innere Kunſtwerkſtätte verſchaffte, und nur in Einer Kunſt ein volles Ausharren bewies. Alles aber hat er, ächtlyriſch, mit ſeiner Individualität verglichen, aus ihr herausgeſehen, ohne Schaden für das Objekt, weil ihr nichts fremd war. Denn das wahre Dichtergenie iſt ein Hellſichtiger, der eine kleine Welt in

ſich trägt, und ahndet, was ihm nie gezeigt worden iſt. — Wie aber das Zuſammenſtrömen unendlich vieler Bildungsmittel uns in Erſtaunen ſetzt, welche ſich unſerm Dichter von Kleinem auf theils zudrängten, theils neugierig von ihm ergriffen wurden; wie dadurch das abergläubiſche Rühmen von einer bedürfnißloſen Wunderkraft des Genies zu Schanden wird, obſchon ſie eine große Wahrheit, nur nach Umſtänden, und nicht in dieſem Zeitalter iſt, wo überdem der Dichter ſo viel Bildung erwerben, als Talent beſitzen mußte: ſo wundern wir uns zugleich über die unglaubliche Weichheit, Bildungsfähigkeit, Beſtimmbarkeit, Veränderlichkeit und Neigung zum Verirren an dieſem ſo kräftigen Manne, deren Grund eben in jener allempfänglichen Art zu ſuchen iſt, welche wir nicht beſſer als mit dem Namen der Merkurialität zu benennen wiſſen. —

1813.

— Eine ſtets bewegliche Lebenskraft, welche ſelbſt krankhafter Reizbarkeit nicht unterliegt, erhält ſein ungeheures geiſtiges Hervorbringungsvermögen in Thätigkeit, gleichwie ſeine kindliche Empfänglichkeit nie verſchloſſen wird, Nahrungsſtoff einzuſaugen. So ſehen wir ihn denn hier wieder, wie er war und iſt, planlos geſchäftig, und doch voller Entwürfe, leichtſinnig vertieft, immer lernend, mit Würde meiſternd, plötzlich ſchaffend, nie zu Ende, ſein

und meiſt richtig beobachtend, entzündend ſeine Umgebung, ſelbſt entzündet und kalt, zutraulich und abgewandt, für alles und nichts eingenommen, wornach ſelbſt ſein Styl ſich verändert; Mitglied aller Fakultäten, aller Künſte; ſehr erfinderiſch in allem, außer in der Kunſt Andern zu ſchaden: denn niemand als er ſelbſt iſt das Opfer ſeiner ſtürmiſchen Leidenſchaften; überall angezogen von der Minne, die ihn leichter oder tiefer verletzt; Licht und Nacht grell abwechſelnd im Herzen, ohne daß der Stern der Lebensluſt verlöſchen könnte: den Freunden theuer, den Frauen werth, den Alten bedeutend, und den Kindern ergötzlich, ſo wie jedem, der ſeinem gewaltig gewandten Erzählen mit den Augen oder Ohren zuhören mag. Er verliert in der bunteſten, übertriebenen Miſchung von Ideen, die ſich um ihn häufen, nie ganz die Linie der Schönheit, nie die Natur, das Herz, das wirkliche Leben, das beſonnene Karakterſtudium. Auffallend iſt's, und man möchte nach ſpäterer Ordnung der Dinge ſagen recht gemein, wie dieſer früh große, früh berühmte Dichter ſo ſpät ſich drucken ließ, drucken laſſen wollte und konnte. Seine erſten Impreſſa ſchoben ſich faſt wie Makulatur in die Welt, wirkten dann wie Pulver, und wurden bald geſucht wie Koſtbarkeiten. Nichts iſt aber auch entſcheidender für die Originalität und gründliche, eigene Bearbeitung ſeiner Naturgabe. Und in der That auch mußte die aufblühende Kultur der Nation, wenn ſie in ihrer Art fortreifen ſollte,

durch ſolche Gewitterſchläge und eine veränderte Lufttemperatur hindurch, um zu geſegneten Fruchtmonden gefördert zu werden — deren geſegnetſte aber vielleicht noch nicht erſchienen ſind; des Einſchlagens, Hagels, vielen Unkrauts und der Giftpflanzen in den ſchwefligen Sommertagen nicht zu gedenken. —

1814.

Heidelbergiſche Jahrbücher der Litteratur, 1812. 1813. 1814.

K. A. Varnhagen von Enſe.

Aus meinem Leben. Dichtung und Wahrheit. Von Goethe. Drei Theile.

Die Muſen. Vierteljahrsſchrift von Friedrich Baron de la Motte Fouqué und Wilhelm Neumann. Berlin. 1812. — 1815. 8.

Karl Ludwig von Woltmann.

Aus meinem Leben. Dichtung und Wahrheit. Von Goethe. Drei Theile.

Jen. Allg. Litt. Zeitung. 1815. Nro. 4. — 6. und 41. 42.

Adam Heinrich Müller.

Etwas, das Goethe gesagt hat. Beleuchtet von Adam H. Müller. Leipzig, den 31. Oktober 1817. 8.

W. T. Krug.

Etwas, das Herr Adam Müller gesagt hat über Etwas, das Goethe gesagt hat, und noch Etwas, das Luther gesagt hat. Zur Nachfeier des Reformations-Jubiläums, vom Professor Krug. Leipzig, im November 1817. 8.

Ungenannt.

Memoirs of Goethe.

— It is certain that few men have had better opportunities of acquiring information both on political and literary subjects. He has long enjoyed the confidence of the Duke of Weimar, been his representative abroad and his companion at court. Other princes also, who have occupied the first rank, by their talents and intelligence, if not by their political power, have admitted him to intimacy. Although he has been one of the reformers of the national theatre, he has taken an active part against political reform. For nearly half a century he has stood at the head of the national literature, and has led the fashion in matters of taste. The greater part of the existing generation of authors have formed themselves on his model; they have grown up under his wing, and he has thus lived in the very centre of literary society. He is known, also, to be a most accurate observer, and to look without passion or emotion on all the scenes of the busy world, as if he existed only to describe them. He is a placid spectator of the great game of life, watching

with tablets and pencil to catch and fix every fleeting shade. But his Memoirs have hitherto disappointed expectation: there are some anecdotes of distinguished persons, and much literary history in the volumes already published; but they do not convince us that Goethe has been unreserved in his communications. Curiosity looks, therefore, to the parts which are suppressed; and the second interval, now passed over in silence, confirms the opinion that he has important secrets to disclose, and heightens impatience for the disclosure. etc. e.e.

Campbell's New Monthly Magazine and literary journal. No. XXIV. London, 1822. 8. p. 521 — 527.

Friedrich von Schlegel.

— Bei einigen Schriftstellern, und besonders Dichtern, bei Voß, Stolberg, in vielen Werken von Goethe, findet sich diese Reinheit der Sprache in ihrer ganzen Strenge und Vollkommenheit; wie nur irgend bei einem Dichter oder Schriftsteller der ersten Zeit. Bei Voß geht die Sorgfalt für die Sprache sogar hie und da bis zur Härte und Peinlichkeit; und finden sich in einigen der leichtern, der frühern oder der spätern Werke von Goethe einzelne Vernachlässigungen, so ist dagegen in seinen edelsten Gedichten die Sprache so schön, als sie es im Deutschen nur sein kann, und zwar mit einer kunstlosen Leichtigkeit und Anmuth, die Klopstock nicht hat. —

— Erst in dem jetzigen Zeitraume wurden Goethe's reifere Werke allgemeiner verbreitet und anerkannt; andre fallen auch ihrer Entstehung nach in diese Zeit. Die vorzüglichsten derselben werden jetzt an poetischer Kunst und schöner Sprache ziemlich allgemein als das Vorzüglichste anerkannt, was wir in unsrer Sprache besitzen. Die genialische Kraft und Leichtigkeit, welche die zweite Generation überhaupt auszeichnet, besitzt dieser Dichter vor

allen andern. In einem Stück jedoch könnte ſein Beiſpiel irre leitend werden, da er auch in der reifern Zeit ſo häufig ſeine Poeſie unmittelbar an die Gegenwart zu knüpfen verſucht, und nicht leicht ein anderer Dichter an ſolche ganz moderne Gegenſtände ſo viel Kunſt verſchwendet hat. Deſto eher kann man aber über die Schwierigkeit dieſes ganzen Unternehmens ſelbſt urtheilen, wenn man dieſe künſtlichen Werke moderner Darſtellung mit der Poeſie ſeiner ältern Gedichte zuſammenhält. Wie weit muß nicht die Eugenie dem Egmont nachſtehen, wenn wir beide Werke gegen einander halten, als eine poetiſche Darſtellung, wie bürgerliche Unruhen und Staatsrevolutionen unter dem Volke und in dem Kabinet der Großen ſich verbreiten. Oder iſt es erlaubt Werke von verſchiedener äußerer Art, bei ähnlichem Inhalt zuſammenzuſtellen, ſo vergleiche man mit der Darſtellung von der Verwicklung der Leidenſchaften in den höhern geſellſchaftlichen Verhältniſſen, die Wahlverwandtſchaften mit dem Taſſo. Oder ſieht man den letzten von der Seite an, daß darin der Künſtler in ſeinem Gegenſatz zu der äußern Welt, wie im Fauſt der in ſeinen Ideen lebende Geiſt in ſeinem innern Kampf dargeſtellt wird, und vergleicht damit den Wilhelm Meiſter, ſo wird die Gedankenfülle und der kunſtreiche Styl in dem letzten Werke allerdings einen großen Vorzug zu behaupten ſcheinen. Sieht man aber auf die Poeſie allein, ſo glaube ich, daß die genannten Werke,

sind nur, indem sie der öffentlichen Meinung folgen oder vorangehen. Mit dem Vorangehen hapert's überall und immer ganz gewaltig. Man muß auch nicht zu viel verlangen. Es ist, glaube ich, genug, wenn die Regierung zur rechten Zeit eintritt als Zaherr der geschehenen That, und um neue nicht abzuwehrende, zur Nothwendigkeit gediehene Verhältnisse anzuerkennen, zu genehmigen, zu beglaubigen, statt ihnen verkehrten Widerstand entgegenzusetzen. Das Amten wird ihr täglich mehr erleichtert. Freiwillige Vereine nehmen ihr eine Menge Geschäfte ab, die nur Privatunternehmer gut betreiben und ausführen. In einem rohen, unwissenden und folglich armen Staate, liegen alle gemeinnützigen Anstalten der Regierung zur Last. Ohne Vorschub der oberen Behörde kommt nichts Oeffentliches zu Stande. Welche Verschiedenheit, wenn die Bürger des Landes in großer Zahl mündig geworden sind! Eine mächtige Veränderung in unseren gesellschaftlichen Umständen bewirken auch die Staatspapiere. Durch sie wird der Landjunker, man nenne ihn Graf oder gestrengen Herrn, zum Bauer. Er ist der eigentliche roturier, der Steuerpflichtige des Finanziers, des Feinhanses wie Dr. Seiffert das Wort übersetzt, des Bankhalters, des fürstlichen Rothschilds. Bei diesen Freiherrn geht der Grundbesitzer zu Lohn. Und das neue Verhältniß ist so um sich greifend, daß es sehr bald sogar die kleinen Potentaten Deutschlands erreichen wird.

Ihr jüngstes Werk, mein Theurer, habe ich noch nicht erhalten. Ich sehe ihm mit Verlangen entgegen. Der „Moniteur" soll es der französischen Welt anzeigen. In diesen Plutarch'schen Arbeiten findet Ihr Geist ein treffliches Cadre zu Zeichnungen aller Art. Sie sind Vorspiel des größeren Werkes, das Ihre Denkwürdigkeiten versprechen Halten Sie den glücklichen Gedanken fest. Wir Deutschen

Faust, Iphigenia, Egmont, Tasso, bei der Nachwelt den Ruhm dieses großen Dichters als solchen am meisten erhöhen werden, nebst den schönsten seiner Lieder; denn in diesen finde ich ihn in allen Zeiten gleich vortrefflich. — —

— Sein Gefühl zog ihn jederzeit mehr zum Romantischen als zu dem eigentlich Heroischen hin; und es dürfte auch wohl dieses Romantische, in dem weitesten Sinne des Wortes, welches die Spiele der Fantasie und des Witzes mit den Gefühlen und Anschauungen, wie das Leben sie giebt, und in einem reich begabten Gemüthe hervorruft, in allen Abstufungen und Mischungen verbindet, die eigentliche Sphäre dieses Dichters sein.

Zwiefach war die Wirkung, die er auf sein Zeitalter hatte, und zwiefach erscheint uns auch seine Natur. In Rücksicht auf die Kunst hat er Vielen mit Recht als ein Shakspeare unsers Zeitalters gegolten; unsers Zeitalters, d. h. eines solchen, welches mehr zum Ideenreichthum und einer mannigfaltigen Bildung sich hinneigt, als zur höchsten Kunstvollendung und gründlichen Ausführung in einer einzelnen Richtung und Gattung der Poesie, die also auch hier von unserm Dichter nicht in dem gleichen Grade erwartet werden darf, wie von dem alten dramatischen Meister. In Rücksicht auf die Denkart aber, wie sie sich auf das Leben bezieht und das Leben bestimmt, könnte unser Dichter auch wohl ein deutscher Voltaire genannt werden; ein Deutscher allerdings, wie überall so auch hierin, da

ſelbſt der poetiſche Übermuth und die Ironie bei dem Deutſchen erſtlich poetiſcher, und dann gutmüthiger ſich kund giebt, redlicher und ernſtlicher gemeint iſt, als bei dem Franzoſen, wo er ſeine Indifferenz und ſeinen Unglauben kund giebt, und Spott treibt mit dem eignen Unglauben. Indeſſen wird doch auch in unſerm Dichter oft unter all der mannigfaltigen Bildung, der geiſtreichen Ironie und dem nach allen Direktionen hinſtrömenden Witz fühlbar, daß es dieſer verſchwenderiſchen Fülle von geiſtigem Spiel an einem feſten innern Mittelpunkte fehlt. —

Friedrich Schlegels Geſchichte der alten und neuen Litteratur. Vorleſungen gehalten zu Wien, im Jahre 1812. Wien, 1815. 8. Thl. II. S. 284. ꝛc.

Ludwig Tieck.

— Ernſt erhub das flüſſige Gold, und ſagte nicht ohne Feierlichkeit: Wohlauf, er lebe, der Vater und Befreier unſrer Kunſt, der edle deutſche Mann, unſer Goethe, auf den wir ſtolz ſein dürfen, und um den uns andre Nationen beneiden werden! — Alle ſtießen an, und als Theodor an ein neuliches Geſpräch erinnern wollte, rief Manfred: Nein, Freunde, keine Kritiken jetzt, alle Freude unſrer Jugend, alles was wir ihm zu danken haben, vereinigen wir in unſerer Erinnerung in dieſem Augenblick! —

— Der Spanier hat, zu unſrer Beſchämung, eine höchſt wohlfeile Ausgabe ſeines vortrefflichen Don Quixote, mit ſchlechten Holzſchnitten und auf grobem Papier. Aber bei uns iſt es keinem, auch in der erſten Begeiſterung eingefallen, dem deutſchen Bauer etwa den Götz von Berlichingen ſo anzubieten! —

Phantaſus. Von Ludwig Tieck. Berlin, 1812. 8. Thl. I. S. 100. 399. ꝛc.

B. G. Niebuhr.

Preuſſiſcher Korreſpondent. Berlin, 1813. 1814. 4.

Zahlreiche Stellen.

J. Görres.

Rheiniſcher Merkur. Koblenz, 1814. 1815. Fol.

Zahlreiche Stellen.

Ernſt Moritz Arndt.

— Und die auch gern teutſch ſein wollten, fanden die freudige Sprache und den waidlichen und tapfern Sinn des Volkes und die fröhliche Freiheit nicht mehr, worin ein kühnes Künſtlerleben und eine ſtolze Wiſſenſchaft allein blühen kann. Doch ragten einige hervor aus allen, und Einer ſo hoch, daß er in dieſer kalten und kahlen Zeit wie ein göttliches Wunder ſteht. Dies iſt Goethe der Dichter, nicht aus dieſer Zeit geboren, ſondern auf der einen Seite ein Bild der teutſchen Vergangenheit, auf der andern ein Bild ihrer Zukunft: wann ſolche Zeichen kommen, dann iſt die Zukunft nicht fern: Klopſtock aber und Schiller und Herder, ſo verehrlich ſie ſind, ſtanden doch zu ſehr mit in der kranken und ungeſunden Gegenwart und erinnern zu oft an das Eitle, Angeſpannte und Empfindſame derſelben. —

Hiſtoriſches Taſchenbuch für das Jahr 1814. Von Ernſt Moritz Arndt. Königsberg. 12. S. 186.

Karl Ludwig von Woltmann.

Ich habe mir aus der unendlichen Menge der Bücher einen Dichter erlesen, der mir genüget, und welchen ich in jeder Fremde, bei Genuß jeglicher anderen Litteratur, im Herzen und Gedächtniß trage. — Goethe dichtete einen Jüngling, der sich erschoß, weil er in ein gefühlvolles und reines Weib eines Andern verliebt war: eine Handlung, worüber die Alten, so weit ich sie aus Uebersetzungen und ihrer Geschichte kenne, kaum die Achsel gezuckt hätten; aber die Dichtung wäre tief in ihr Wesen gedrungen, weil die Leidenschaft des Jünglings das Schicksal des Menschen und der Natur noch mit mehr Verzweiflung fühlt, als sein eignes, seine Liebe. Eben dieser Dichter gab uns in einem Schauspiel einen deutschen Helden, an welchem man fühlet, daß seine Umgebungen, Gesinnung und That ein ihm wesentlich angehörendes Zeitalter schaffen. Ein scharffühlender und gelehrter Freund sagte mir, daß in keinem andern poetischen Produkt ein Deutscher dargestellt sei, der auf einem Grund und Boden stehe, auf welchem er wirklich habe stehn können. Welche Undinger aus gleicher Ursache, weil ihnen eine Heimath fehlt, in der sie

lebendigen Athem haben konnten, ſind die franzöſiſchen und italiäniſchen Iphigenien; und die von Goethe ſcheint mir mehr Griechin, eine höhere, als jene von Euripides. In Italien wird mir Goethe's Taſſo, der ſüdliche, brennende Dichter, erſt ganz verſtändlich; und je mehr die politiſche, bürgerliche Geſellſchaft, wie ſie ſein mochte vor allen den neuen Anſichten und Ereigniſſen, die mit der franzöſiſchen Revolution zuſammenhangen, mir noch bei den verſchiedenen Völkern entgegentritt, um ſo tiefer fühle ich, wenn ich ſo ſagen darf, die geſchichtliche Wahrheit, womit mein Liebling die Stände und geſellſchaftlichen Ordnungen in ſeiner Eugenie perſonificirt hat.

— Ich will mich nicht auslaſſen, wie meine Natur von der nordiſch ſchwermüthigen Empfindſamkeit in Werthers Leiden, von der ich einigermaßen nur durch Shakſpeare eine Ahndung bekommen hatte, mit unwiderſtehlicher Gewalt ergriffen wurde. Aber auch nach kaltblütiger Prüfung nenne ich dieſes Produkt klaſſiſch, dem oben aufgeſtellten Begriffe gemäß. Die ungeſtüme Kraft jugendlicher Herzen mag Werther am meiſten rühren, weil er ihnen den Dolch der Leidenſchaft eingräbt: mich hat er darum am tiefſten bewegt, weil der unglückliche Jüngling, indem er die Wonne und Angſt ſeiner Leidenſchaft hinſtrömt, jeder Forderung des klaſſiſchen Geſchmackes genügt.

Wie ſehr bin ich an die Freiheit erinnert, womit meine Gräfin über ihn urtheilte, wenn ich auf dergleichen litterariſche Nachweiſungen traf, daß Leſſing gemeint hätte, über einen ſolchen erbärmlichen Helden, wie in dieſem Produkt, würden die Alten mitleidig die Achſel gezuckt haben. Dieſe waren in ihrer Empfindſamkeit für den weiten Kreis, welchen das Gefühl in Werthers Leiden umfaßt, viel zu beſchränkt, und ihre derbe Energie wäre innerhalb deſſelben ſtutzig geworden. Oder vermißte man in dem Jüngling eine gewiſſe moderne Karakterſtärke, die man gern unter den Schutz der alten ſtellen wollte? Ohne ſeine Schwäche wäre ſeinetwegen kein klaſſiſches Produkt entſtanden. —

— Die Eugenie oder natürliche Tochter bewährte mir das Urtheil der Gräfin über die Abſpieglung einer gewiſſen Periode unſrer geſellſchaftlichen Entwickelung in den Figuren derſelben. Es ſchien mir von der höchſten tragiſchen Wirkung, daß ein reichbegabtes Kind der Natur, entſtanden außerhalb der bürgerlichen Ordnung, durch alle Stände wie eine fremdartige Menſchheit geht, und darum das Opfer der geſellſchaftlichen Klaſſifikation wird. Das Drama iſt nicht beendet, und ſo können wir über den ganzen Umfang jenes tragiſchen Effektes nicht urtheilen. Ob man dieſes tiefe Meiſterwerk, wenn es ganz vor uns

stünde, klassisch nennen dürfte, könnte zweifelhaft scheinen, weil die Sprache desselben für die dramatische Poesie zu viel rednerische und epische Breite hat.

Indem diese Bemerkung mich verführen wollte, zu dem epischen Gedichte Hermann und Dorothea überzugehn, und die dramatischen Produkte Goethe's zu verlassen, trat mir Faust, die dämonische Gestalt mit wildgenialischer Gebärde, entgegen. Der Dichter hat nichts geschaffen, wo sein Genie so viel transcendentale Kraft, so viel Umfang und solche Tiefe zeigte, als in dieser nordisch-romantischen Dichtung; und die Form ist diesem Gehalte durchaus angemessen. Daß auch ihr die letzte Feile in Diktion und Vers fehlt, diesen Mangel könnte man selbst als eine Nothwendigkeit ihrer Natur betrachten; und so darf man sie mit noch reinerem Gewissen, als Tasso und Iphigenie, ein klassisches Werk preisen.

Ich hoffte fast, auch den Faust von Goethe selbst noch übertroffen zu finden, und besonders an der transcendentalen Höhe, als ich Pandorens Wiederkehr begann, wo man zwischen der rüstigen, schaffenden Kraft und der Reflexion, zwischen Munterkeit und Schwermuth, sich alles menschliche Treiben entwickeln, und über demselben die morgenröthliche Elpore, aufschweben sieht, das geistigste, anmuthigste Gebilde, das je ein Dichter schuf, selbst Shakspeare und die bildende Kunst der Griechen nicht ausgenommen. Aber im weiteren Gedicht verschwindet auch jene

meine Elpore; in der übertrieben künſtlichen Manier vernehmen wir ihren Wiederhall nicht mehr. Es ſcheint, der Dichter empfand ſelbſt, er habe zu ſchön angefangen, um ſich gleich bleiben zu können, und ſei in einige Verdrießlichkeit gefallen, deren er nun durch Überſpannung, nun durch Ermattung ſich entledigen wollte.

Seine ganze Heiterkeit, anſchauliche Behaglichkeit, und die Breite, welcher bisweilen er ſich ein wenig zuviel ergiebt, hier nur in dem ihr gebührlichen Maße, nehmen wir beim erſten Blick auf ſein kleines Epos, Hermann und Dorothea, ſelbſt mit behaglicher Ahndung wahr. Die ungemeinſte Tugend ſcheint mir an demſelben, daß es ſich in reiner epiſchen Ruhe bis zur äußerſten Klarheit und Vollendung entwickelt, und zugleich das Intereſſe einer dramatiſchen Fabel und Entwickelung mit ſich führt. Es iſt die vollkommene Anlage zu fünf Akten da; und würden die Perſonen in durchaus unmittelbarer Rede zu einander aufgeführt, und nicht von einem Dritten, dem epiſchen Dichter, der gar große Luſt bezeigt, die Hülle Homers abzuſtreifen, und plötzlich wieder als Dramatiker zu erſcheinen, ſo brauchten faſt gar keine Verrückungen vorgenommen zu werden, und wir hätten an Hermann und Dorothea ein vortreffliches dramatiſches Gedicht, deſſen gewöhnlichſten Umfang, auffallend genug, dieſes Epos auch gar nicht überſchreitet. Noch verdient dabei bemerkt zu werden, daß ſelbſt die Zeit in demſelben gleichmäßig mit

haben das Feld der Memoiren bisher mit wenig Glanz bearbeitet. Fehlt uns die edle Familiarität, wodurch sich das Memoire von der Geschichte unterscheidet? Selbstbiographien beschäftigen sich zu sehr mit trivialem Detail, das in tausend Leben tausend mal wiederkehrt, gerade wie in den Eloges académiques, wo die Lernlust des armen Jungen den Prügel des Vaters abzuwehren hatte, bis sie ihm anderswo Gunst und Schutz gewann, und er sich endlich ohne Hinderniß seinem Hange zu grasen und Maikäfer einzusammeln überlassen konnte, wofür ihm dann eine große Lobrede gebührt. Dohm's Denkwürdigkeiten sind entblößt von aller Anmuth. Das Beste in diesem Fache hat immer noch Goethe geliefert. Sie werden sich ein höheres Ziel setzen. Mit wieviel eminenten Karakteren Ihrer Zeit haben Sie nicht in persönlicher Berührung gestanden! Nichts kann da Ihrem beständig hellen, nie umwölktem, unbefangenem Beobachtungsgeiste entgangen sein. Ausgebreiteteren Umgang hat wohl niemand je besessen als Herr Alexander von Humboldt. Er wird nimmer Memoiren schreiben. Nur das Wissenschaftliche spricht ihn ernsthaft an.

Eine Geschichte der Hussiten habe ich aus Menzel, mit Freiheit, in's Französische übergetragen. Ich weiß nicht, ob sie einen Verleger finden wird. Die Buchhändler haben eine heilige Scheu vor Päbsten und Konzilien, denen eine Geschichte der Hussiten unmöglich schmeicheln kann. Eine Abhandlung sur des faits antérieurs à l'histoire hat bisher keinen Drucker gefunden, vermuthlich weil sie sich nicht streng genug an die Bücher Moses hält, und Scherz sogar mit Ernste mischt.

Auf Ihre Briefe werde ich aufmerksam sein, wenn zu einer neuen Untersuchung der Schlabrendorf'schen Papiere

der Handlung zertheilt iſt. Indem die Fabel anhebt, bereitet ſich der Tag zur Schwüle; dieſe tritt ein mit der Schwüle der Leidenſchaft und Entwickelung in dem Gedichte; und tobt in ein Gewitter aus, als die Leidenſchaft jede Schranke durchbricht, und die Fabel ſich plötzlich löſet. —

— Der Kodex wollte nicht anſchwellen, bis ich an Goethe's lyriſche Welt kam. Seinen Fiſcher ſchrieb ich natürlich zuerſt, welcher aus der genialſten dichteriſchen Empfängniß, und gleichwohl ohne allen Fehl für den Kritiker, hervorgegangen iſt; doch gab ihm eigentlich das Intereſſe meiner Erinnerung den erſten Platz. Sonſt hätte ich denſelben für das Geſpräch des gefangenen Grafen mit den Blumen unter ſeinem Kerker beſtimmt, mit den Blumen, die weit mehr als dramatiſche Perſonen leben, wie die menſchlichen Geſtalten in manchen unſerer bewunderten Schauſpiele. Einige von Goethe's Elegieen aus Rom ſcheinen meinem Kodex ein beſonders klaſſiſches Anſehen zu geben: das Alterthum iſt hier wieder aufgelebt in nordiſcher Fülle und Friſche. In welcher Stimmung ich Alexis und Doca aufſchlagen mag, dieſes Gedicht iſt mir immer ſchön und erheiternd, ich leſe es jedesmal wieder ganz, und weiß nicht, ob ich es mehr als Elegie oder als Idyll bewundern ſoll, indem es ſich als dieſes in

jener abſpiegelt. Der Schatten Euphroſyne's, die ihren Freund im Gebirg aufſucht, iſt zwar reiner elegiſch und rührt tief; doch iſt auch dieſes Gedicht ein Beweis, daß Goethe nicht müßig klagen kann, wie andere elegiſche Dichter, ſondern immer Handlung, Geſtalt, Schauplatz, mitgeben muß. —

Der Übergang von der Poeſie zur Proſa iſt der Roman, welcher die Freiheit der Dichtkunſt behaupten, und wie wahrhaftige Hiſtorie erſcheinen will. Goethe allein hat uns dieſe Brücke aus dem Gebiet der einen in das Gebiet der andern ſo gebaut, daß wir mit einiger Sicherheit hinübergehen können.

Wilhelm Meiſter iſt dadurch Roman, daß ſein innerer Zuſammenhang auf einer Fiktion beruht, und ihr gemäß ſich die Verhältniſſe organiſiren; wieviel Kopie wirklicher Ereigniſſe und Verhältniſſe, und vorzüglich aus dem Leben des Dichters ſelbſt, darin ſein mag. Auch iſt die poetiſche Tendenz immer die hervorſtechende; auf das Ergötzen iſt es abgeſehn, und dies um ſo ſichrer zu bewirken, wird alles mit dem Ernſt und der umſtändlichen Klarheit des pragmatiſchen Geſchichtſchreibers behandelt, weil ſich der Menſch nur für dasjenige durchaus intereſſirt, was er als wirklich geweſen nimt.

Die Griechen gingen von der epiſchen Poeſie unmittel-

bar zur Hiſtorie über, wir haben den Roman in der Mitte beider. Aus ſolchem Geſichtspunkte genommen, ſind die Zuſammenſetzung und der Ton in Meiſters Lehrjahren vortrefflich, wiewohl dieſer tadelloſer iſt, als jene. Nirgends fällt er in ein ſo trocknes Detail und Erörtern, wie ſich der Geſchichtſchreiber wohl erlauben darf; denn deſſen Hauptzweck iſt zu belehren, und die Begebenheiten ſelbſt mögen verantworten, wenn er zuweilen lange Weile macht. Gleichwohl iſt der Ton im Meiſter größtentheils ſo anſpruchlos, entwickelnd, der eigentlichen Memoirenſprache ſo ähnlich, daß er gar nicht ſeiner ſelbſt wegen, oder um zu vergnügen, ſondern einzig um zu belehren, angeſtimmt ſcheint. — — Nur ein Lob will ich über Meiſters Lehrjahre ausſprechen: alle Strahlen des Goethiſchen Genius ſind in ihm vereinigt. —

— Um ſo leichter wird mir der Übergang von dem Roman zu der Hiſtorie; denn wiederum iſt es derſelbe Genius, der mich allwaltend hinüberführt. Wenn im Meiſter die Geſchichte unter der Decke der Dichtung ſpielt, ſo ſpielt dieſe unter der Form von jener in der berühmten Selbſtbiographie, welche den bedeutenden Titel führet: Wahrheit und Dichtung! der uns ſchon dadurch, daß jene voran als die Hauptſache ſteht, den richtigen Geſichtspunkt für das Buch giebt.

Man würde den Geiſt deſſelben gänzlich verfehlen, wenn man vorausſetzte, daß Dichtung hier eine beabſichtigte Erdichtung andeuten ſolle, und alſo ein Zwitterding von Hiſtorie und Roman angekündigt werde. Jener Titel iſt vielmehr ein Symbol der zarteſten Achtung für geſchichtliche Wahrheit. Ihr iſt immer etwas Dichtung beigemiſcht, und ſie wird, ſofern ſie nicht nackte Notiz bleibt, nie ganz von derſelben geſchieden ſein. Überſchaut nun ein dichteriſcher Geiſt ſein eignes, langes, an äußerer und innerer Entwickelung ungemein fruchtbares Leben, wie will er ſich herausnehmen, nichts als volle hiſtoriſche Wahrheit zu geben? Im Gefühl davon warnt der Biograph durch das beigefügte Wort Dichtung, daß man ſeiner Wahrheit nicht blindlings vertrauen möge. —

— Goethe faßte mit bewunderungswürdiger Klarheit und Unbefangenheit alles auf, was um ihn her vorging, in der Natur und politiſchen Welt, in Wiſſenſchaft und Kunſt. Er will wahr ſein, wie Rouſſeau und Alfieri; aber er kann mehr wahr ſein, als ſie. Wenn vielfaches Urtheil ihre Selbſtbiographieen über die ſeine erhebt, ſo liegt der Grund davon gerade in ſeiner größten Tugend, daß er, um ſich darzuſtellen, die ganze Welt mit darſtellen muß. Von dergleichen ergriffen zu werden, ſind die gewöhnlichen Geiſter nicht reif genug. —

Memoiren des Freiherrn von S — a. Prag und Leipzig, 1815. 8. Thl. I. S. 28. ꝛc.

J. G. Gruber.

— Wenn es wahr iſt, daß wir Deutſchen oft undankbar gegen unſre großen Geiſter, beſonders gegen unſre großen Dichter ſeien, ſo iſt Goethe einer von denen, die ſich am wenigſten über dieſen Undank dürften zu beſchweren haben. Enthuſiaſtiſche Verehrung empfing ihn, als ſein erſtes Werk im Publikum erſchien, und jetzt, nach vierzig Jahren, iſt dieſe weit entfernt lauer geworden zu ſein. Geliebt von Vielen, bewundert von Allen, vergöttert ſogar von Einigen, ward er freilich von Einzelnen auch beneidet, angefeindet und mit Schmähungen verfolgt, aber theilte damit nur das Loos der ausgezeichneten Menſchen aller Zeiten und Völker. — —

— Faſt möchte man ſagen, daß ſich in Goethe's Werken alle drei Stile der griechiſchen Plaſtik zeigen, in der erſten Periode der große aber harte, in der zweiten der ſchöne, in der dritten der elegante. Das ſchönſte, höchſt dankenswürdige Geſchenk, das Goethe uns in neueſter Zeit gemacht hat, iſt ſeine Biographie. Vielfältig zu rühmen wie ſie iſt, ſagen wir nur: dieſe Offenheit, Wahrheit, Redlichkeit zeigt Goethen wahrhaft groß. Wir haben bisher

faſt nur von Goethe dem Dichter geſprochen, was aber hat er nicht auch für die bildenden Künſte, für Schauſpielkunſt, für Naturbeobachtung geleiſtet! Und in Hinſicht auf bildende Künſte und Schauſpielkunſt nicht bloß als Schriftſteller, ſondern auch ermunternd, befördernd. Sehr wichtig waren in dieſer Hinſicht die ehemaligen weimariſchen Kunſtausſtellungen und das weimariſche Theater unter Goethe's Direktion; beide wirkliche Pflanzſchulen der Kunſt, wie ſie nur bei Goethe's Maximen und liberaler Geſinnung gedeihen konnten. Und ſollte man nicht auch der mannigfaltigen architektoniſchen und Gartenanlagen in und um Weimar, nicht Weimars ſelbſt als des deutſchen Athens, wie man es oft genannt hat, nicht deſſen endlich gedenken, was durch Weimar von Jena ausging? Vielfach und erfreulich hat Goethe durch dies alles, bald ſelbſt ausführend, bald anregend, durch Lehre und Beiſpiel, auf ſeine Nation gewirkt. —

Allgemeine deutſche Real-Encyklopädie für die gebildeten Stände. Leipzig, 1822. 8. Bd. IV. S. 316. — 327.

Adelbert von Chamisso.

Radack, den 7/19 Januar 1817.

— Ich blieb, um die Menschen in ihrer Häuslichkeit zu beobachten, allein am Lande, und fand mich bei Rarik ein, nachdem die Boote zum Schiffe zurückgekehrt waren. Wir brachten den Abend unter den Kokosbäumen am Strande des innern Meeres zu, meine lieblichen Freunde beiferten sich den fremden Gast zu unterhalten, indem sie Lieder vortrugen, die sie selbst zur höchsten Freude begeisterten. Soll man den Rhythmus dieses Vortrages Gesang, dessen schöne, naturgemäßen Bewegungen (im Sitzen) einen Tanz nennen? — Als die Radackische Trommel verstummt war, forderte mich Rarik auf, hinwiederum ein russisches Lied vorzutragen. Ich durfte meinem Freunde diese einfache Bitte nicht verweigern, und sollte nun, mit unter uns verrufener Stimme, als ein Muster europäischer Singekunst auftreten. Ich fand mich in diese Neckerei des Schicksals, stand auf, und deklamirte getrost, indem ich Silbenmaß und Reim stark klingen ließ, ein deutsches Gedicht, und zwar das Goethische Lied: „Lasset heut im edlen Kreis." Verzeihe mir unser deutscher Altmeister, —

das gab der Franzos auf Radack für ruſſiſchen Geſang und Tanz aus! Sie hörten mir mit der größten Aufmerkſamkeit zu, ahmten mir, als ich geendet hatte, auf das ergötzlichſte nach, und ich freute mich, ſie — obwohl mit entſtellender Ausſprache — die Worte wiederholen zu hören:

„Und im Ganzen, Vollen, Schönen,
Reſolut zu leben.“

Tagebuch der ruſſiſchen Entdeckungsreiſe um die Welt auf dem Schiffe Rurik ꝛc.

Karl Ludwig von Woltmann.

Über Kunſt und Alterthum. Von Goethe. Stuttgart und Tübingen, 1814. 8. Hft. 1.

Jen. Allgem. Litterat. Zeitung. 1816. Nro. 171.

B. J. Docen.

Über Kunſt und Alterthum. Von Goethe. Stuttgart und Tübingen, 1814. — 1819. 8.

— Vor ähnlichen der Kunſt gewidmeten Blättern gebührt den vorliegenden Heften unſtreitig auch deßhalb eine größere Werthſchätzung, weil in allen hier enthaltenen Aufſätzen und Mittheilungen nicht die hin- und herbewegten Anſichten und Meinungen Vieler, ſondern die Äußerungen eines Einzelnen dargelegt ſind, der in langer, ſorgfältiger Betrachtung der Kunſt und Natur ein ſtets beſonnenes, gediegenes Urtheil erprobt hat. Die oft bewieſene Theilnahme Goethe's an rühmlichen und bedeutenden Beſtrebungen und Leiſtungen unſerer Landsleute gewährt hier ſo manchem ſonſt Getrennten eine Vereinigung; durch vielfältige Anregungen, auch etwa zum Widerſpruch, iſt Künſtlern und Kunſtfreunden hier eine willkommene Schrift dargeboten, die zugleich durch die Gediegenheit und Milde der ſpäteren Goethe'ſchen Proſa eine erfreuliche Bereicherung unſerer Litteratur geworden. —

Wiener Jahrbücher der Litteratur. 1819. Bd. VIII.

Henrich Steffens.

Wir haben behauptet, daß die Poeſie das Gleichgewicht jener getrennten Betrachtungsweiſen darſtellt, und wollen verſuchen es anſchaulicher zu machen. Treffender kann dieſe Entwickelung der Idee der Poeſie nicht eingeleitet werden, als durch die Worte des großen Dichters: „Was beunruhigt die Menſchen, läßt Goethe den Wilhelm Meiſter ſagen, als daß ſie die Begriffe nicht mit den Sachen verbinden können, daß der Genuß ſich ihnen unter den Händen wegſtiehlt, daß das Gewünſchte zu ſpät kömmt, und daß alles Erreichte und Erlangte auf ihr Herz nicht die Wirkung thut, welche die Begierde uns in der Ferne ahnden läßt. Gleichſam wie einen Gott hat das Schickſal den Dichter über alles dieſes hinweggeſetzt. Er ſieht das Gewirre der Leidenſchaften, Familien und Reiche ſich zwecklos bewegen, er ſieht die unauflöslichen Räthſel der Mißverſtändniſſe, denen oft nur ein einſilbiges Wort zur Entwicklung fehlt, unſäglich verderbliche Verwirrungen verurſachen. Er fühlt das Traurige und das Freudige jedes Menſchenſchickſals mit. Wenn der Weltmenſch in einer abzehrenden Melancholie über großen Verluſt ſeine Tage

geschritten wird, welches jedoch nicht ohne besonderen Auftrag geschehen kann.

Haben Sie die Güte Hrn. Baron von Altenstein meine Ehrerbietung zu bezeugen und Sr. Exzellenz zu sagen, daß ich so glücklich gewesen, derselben verehrtes Schreiben vom 30. Juni zu erhalten. Sie fügen hinzu, daß ich Abschrift des jüngeren Testamentsprojekts an den Herrn Kreisjustizrath Sattig nach Glogau gesandt, daß dieser Entwurf sich auf Stiftungen zu Gunsten des öffentlichen Unterrichts bezieht und außerdem, unter den nicht inventarirten Papieren ein weitläufiger Kommentar zu dem Stiftungsentwurfe vorhanden ist.

Geheimerath Koreff, dem ich vor ungefähr zwei Monaten in den Tuilerien begegnete, erbot sich, mein Arzt zu werden. Mit ungemeinem Scharfsinn errieth er alle meine Uebel. Einige Tage darauf besuchte er mich. Seine Vorschriften thaten mir anfangs wohl. Nachher fand sich die Wirksamkeit der Mittel zu heftig. Ich bin genöthigt gewesen, zu meinem gewöhnlichen Arzte zurückzukehren, weil man auf unsres edlen Landsmanns Wort und Versprechen: zu kommen oder sich antreffen zu lassen, durchaus nicht trauen kann. Nein, von solcher Unzuverlässigkeit in den Zusagen ist mir noch kein Beispiel vorgekommen.

Es thut mir sehr leid, daß ich für Ihren Empfohlenen, Hrn. Dr. Gans, nicht alles zu thun im Stande bin, was ich gern möchte. Meine besten Bekanntschaften sind auf dem Lande oder in Bädern. Indeß habe ich ihn mit seinem Reisegefährten in das Haus des Staatsraths Pichon eingeführt, wo beide sehr gefallen haben.

Seit ein paar Tagen giebt es hier eine gewaltige Hundehetze. Es war Zeit, dem Unfuge zu steuern. Wie in

hinſchleicht, oder in ausgelaſſener Freude ſeinem Schickſale entgegengeht, ſo ſchreitet die empfängliche, leichtbewegliche Seele des Dichters, wie die wandelnde Sonne von Nacht zu Tag fort, und mit leiſen Übergängen ſtimmt ſeine Harfe zu Freude und Leid. Eingeboren auf den Grund ſeines Herzens wächſt die ſchöne Blume der Weisheit hervor, und wenn die andern wachend träumen, und von ungeheuren Vorſtellungen aus allen ihren Sinnen geängſtiget werden, ſo lebt er den Traum des Lebens als ein Wachender, und das ſeltenſte, was geſchieht, iſt ihm zugleich Vergangenheit und Zukunft.“ —

Die gegenwärtige Zeit und wie ſie geworden. Von Henrich Steffens. Berlin, 1817. 8. Theil II. S. 303.

Goethe aber, dieſer von Gott Hochbegabte, trat unmittelbar mit der unendlichen Fülle einer urſprünglich reichen Natur, mit den bedeutungsloſen Formen der Zeit ſpielend, mit dem geheimſten Geiſt der ewigen Natur, die wie ein todter, abgeſonderter, durch den Verſtand zerlegter und zugerichteter Leichnam das Geſchlecht nur hemmte und ſtörte, innerlich befreundet, mit der Vergangenheit vertraut, heiter, fröhlich, tief und ernſt, und was der Zeit verſchloſſen war, ward wunderbar laut, die Sprache lebendig, die Anſchauung klar, das Leben bedeutungsvoll, und die innerſten Tiefen

längſt verſtummter Gefühle, das Grauen und das Entzükken, die Liebe und der Haß, die Kraft und die Anmuth, wie ſie die Vorzeit bewegten, wurden wieder lebendig. Die Schwäche der Zeit mußte in einem tiefgreifenden Bilde ſich ſelber vernichten, und als Sehnſucht trat die innige Verbindung mit den tiefwaltenden Naturkräften hervor die Darſtellung zu veredeln. Die Zeit, da der ritterliche Muth mit einem unbeſtimmten ſchwankenden Daſein rang und unterlag, trat mit ihrer Kraft und Herrlichkeit lebendig in unſere Mitte, die alten Töne klangen wieder, und dennoch nicht wie ein Fremdes aus einer fernen Welt künſtlich herbeigezogenes, vielmehr als eine Blüthe der Zeit ſelber, und erweckten die ſchlummernde Erinnerung. So blind war das Geſchlecht, daß es ſpottend bei den großen Denkmählern der alten Zeit vorüberging, daß die mächtigen Geſtalten, die hohen Gebäude, wie ein verſchloſſenes Geheimniß ihm nichts offenbarten. Goethe eröffnete die verborgene alte Kunſt, und mit den alten Helden traten die Werke ihrer Welt, wie Herkulanum aus der zudeckenden Aſche einer ausgebrannten Zeit lebendig hervor. Was er ſang war Leben und Tiefe, ſeine Lieder erſchütterten das innerſte Gemüth, und wie ein gewaltiger Torſo trat Fauſt hervor, als wollte die alte mythiſche Zeit wieder aufleben, aus unſerm Fleiſch und Blut geformt, das tiefe, dunkle Streben, was ohne Andacht frevelhaft iſt, das Grauen einer erwachten Zeit bezeichnend.

die wohl ein mächtiges Verlangen, aber noch nicht seinen heitern Mittelpunkt gefunden und daher in seinem finstern Brüten von bösen Geistern spottend ergriffen zu Grunde gehen mußte. Aber jenes Entsetzen muß der freudigen Begeisterung vorangehen, und wer aus der äußern Welt und ihrem Sinn in die verborgene Tiefe hineingreift, muß vor ihr, wie vor seinem Untergange, zurückschaudern. — Aber alle diese Keime lagen zerstreut, die edelsten Geister kannten sich kaum, innerlich beschäftigt wurden sie nicht begriffen, nicht von der Nation, nicht unter sich. Lessing und Goethe berührten sich wenig, obgleich sie zu gleicher Zeit die Geister der Nation in Bewegung setzten; aber von Beiden ward nur das Äußere, die Sprache etwa, die lebendige Darstellung, die anmuthige Kunst von Goethe, die Schärfe, die Klarheit von Lessing, gepriesen, den innern verborgenen Kern achtete Keiner.

Ebend. S. 780. ff.

Ludwig Tieck.

Es iſt nicht zu viel geſagt, wenn man behauptet, Hans Sachs ſei der einzige deutſche Poet ſeines Zeitalters geweſen. Seit Opitz und jener neuen Schule wurde Hans Sachs vergeſſen, und ſein Name bald nachher zum Sprichwort und zur Bezeichnung eines elenden Bänkelſängers gebraucht. Dieſe Unbekanntſchaft und Geringſchätzung währte, bis Goethe, der uns zuerſt wieder auf das Einheimiſche hinwies, mit Liebe von ihm in jenem ſchönen Gedichte ſprach, in welchem der alte Sänger meiſterhaft in allen ſeinen Vorzügen gewürdigt iſt. — Von Hans Sachs bis zu Goethe iſt ungefähr ein ſo großer Zeitraum, wie von Chaucer bis Shakſpeare. —

Deutſches Theater. Herausgegeben von Ludwig Tieck. Berlin, 1817. 8. Thl. I. Vorr. S. X.

Ungenannt.

Festgedichte bei allerhöchster Anwesenheit Ihrer Majestät der Kaiserin Mutter Maria Feodorowna in Weimar. 1818. 8.

Festgedichte anzuzeigen, fehlt es unsern Blättern der Regel nach an Raum. Zu einer Ausnahme von dieser Regel halten wir uns berechtigt durch die festliche Veranlassung zur Entstehung der vor uns liegenden Gedichte und durch den erfreulichen Beweis, den sie uns von der dauernden Thätigkeit der Phantasie des Mannes geben, der vor nun beinahe schon fünfzig Jahren durch die Originalität seines kräftigen Geistes der deutschen Poesie eine ganz neue Richtung gab. Kein anderer Dichter würde so sinnreich und mit so feinem Kunstverstande der Aufforderung Genüge geleistet haben, durch eine allegorisch-dramatische Komposition in der Form eines Maskenzugs dem Auge und dem Verstande die glänzenden Erscheinungen zu vergegenwärtigen, die in der neueren deutschen Litteratur von Weimar ausgingen. Daß hier, wo Wieland, Herder und Schiller karakterisirt werden, der große Dichter, der ihr Andenken feiert, sich selbst nicht übergehen durfte, auch

wenn er gewollt hätte, liegt in der Natur der Sache. Möge er noch lange auch unter den Lebendigen ſich des Platzes erfreuen, den ihm die Nachwelt, nicht weniger dankbar als ſein Zeitalter, zuerkennen wird!

Göttingiſche gelehrte Anzeigen. 1819. S. 752.

Adam Oehlenſchläger.

Digterne i Levnet ſom i Värker. En hiſtoriſkäſthetiſk Afhandling af Oehlenſchläger. Kiöbenhavn, 1820. 8. S. 70. 71.

Friedrich Bouterwek.

Johann Wolfgang von Goethe — war nur vierundzwanzig Jahr alt, als ſein Schauſpiel Götz von Berlichingen zum erſtenmale gedruckt wurde. Ein ſolches Nationalſtück, ſo ganz deutſch in jedem Zuge, ſo kühn und kräftig erfunden, und mit ſo tief geſchöpfter und hinreißender Wahrheit ausgeführt, war noch keiner deutſchen Dichterphantaſie entſprungen. Der Enthuſiasmus, mit dem es, einiger überkräftigen Auswüchſe ungeachtet, aufgenommen wurde, war auch faſt allgemein. Eine neue Welt ſchien durch dieſe dramatiſche Schöpfung ſich aufgethan zu haben. — Shakeſpear nach Wielands Überſetzung hatte dem Genie Goethens dieſe die Deutſchen in Erſtaunen ſetzende Richtung gegeben. Und wenn nicht Leſſing das Intereſſe für Shakeſpear ſchon damals bei den Deutſchen lebhaft erregt und der Autorität der franzöſiſchen Dramaturgie ein Ende gemacht hätte, würde Goethens Götz von Berlichingen eine weit kältere Aufnahme gefunden haben. — Auch konnte das Diderotiſche und Leſſingiſche Natürlichkeitsprincip nirgends leichter Eingang finden und tiefere Wurzeln ſchlagen, als in dem Geiſte eines

Dichters, wie Goethe, der das kräftigſte Naturgefühl in ſeinem Herzen trug, ſelbſt als Künſtler anfangs nichts anders wollte, als die Natur unverfälſcht in ſich aufnehmen und nachbilden, und der deswegen auch ſein ganzes Leben hindurch mit den Naturwiſſenſchaften, beſonders mit der Botanik und nachher mit der Optik, faſt eifriger noch ſich beſchäftigt hat, als mit der Poeſie. — Aber ein Dichter von dieſer Selbſtſtändigkeit und dieſer Fülle des Gefühls und der Phantaſie konnte auch durch den Eindruk, den Shakeſpear auf ihn gemacht hatte, nicht zur bloßen Nachahmung des großen Meiſters verleitet werden; denn nicht Shakeſpear nachahmen, ſondern ſich ſelbſt auf die Art, die ihm die rechte ſchien, Genüge zu thun, war ſeine Abſicht. Daher ſprach auch ſchon aus dem Götz von Berlichingen eine Originalität, wie man ſie nur bei ſolchen Dichtern findet, die der Natur und der Kunſt neue Seiten abſehen, immer geiſtvoll reflektiren, auch wo ſie nur die Natur nachahmen wollen, und in einer Menge von kleinen Zügen, deren Wirkung ſogleich empfunden wird, ohne es ſelbſt zu wiſſen, die ihnen perſönlich eigne Denk- und Einnesart niederlegen, mit der ſie die Natur ergreifen. Daß es dem jungen Dichter, deſſen Götz von Berlichingen die Augen des ganzen Publikums auf ſich zog, weder um Nachahmung Shakeſpear's, noch um Reform des deutſchen Theaters, beſonders zu thun war, bewies ſchon im folgenden Jahre, nachdem der Götz bekannt geworden, ſein Ro-

man Werthers Leiden, ein unübertreffliches Seelengemählde, das in der ausländiſchen Litteratur ſo wenig, als in der deutſchen, ein Vorbild hat. In mehrere neuere Sprachen überſetzt, wurde es auch von Ausländern bewundert. Bald folgte das bürgerliche Trauerſpiel Clavigo, deſſen Neuheit großentheils nur in der Kühnheit lag, die dazu gehört, einen damals noch lebenden ſpaniſchen Schriftſteller zum Helden eines Trauerſpiels zu machen und auf dem Theater ſterben zu laſſen. Eben ſo wenig Ähnlichkeit mit Shakeſpear's Werken haben die übrigen in der erſten Ausgabe von Goethens Werken enthaltenen dramatiſchen Gedichte, die Stella, die Claudine von Villabella, das Singſpiel Erwin und Elmire, und die kleinen burleſken Stücke im Stil der alten Faſtnachtsſpiele. Aber der Ton aller dieſer Schauſpiele war neu. Eine neue Sentimentalität, ſehr verſchieden von der religiöſen, die durch Klopſtock in die deutſche Litteratur eingeführt worden war, machte dieſe auf den Götz von Berlichingen folfolgenden Schauſpiele — die Nachbildungen der alten Faſtnachtsſpiele und die gegen Wieland gerichtete dramatiſche Satyre Götter, Helden und Wieland etwa ausgenommen — zu einem Ganzen mit dem Werther, der durch denſelben Ton das Publikum ergriffen und hingeriſſen hatte. Dieſe Sentimentalität war leidenſchaftlich und ſtürmiſch. Sie ſchwang ſich faſt freigeiſterisch über die gewöhnliche Moral eben ſo weit wie über die Konvenienz

hinaus, um Gemählden einer glühenden und ſchwärmeriſchen Liebe, die in Rührungen und Erſchütterungen ſchwelgen zu wollen ſchien, den Karakter der reinſten Natürlichkeit zu geben. Die moraliſchen Gefühle ſelbſt wurden durch dieſe Art von Sentimentalität in das Intereſſe der Leidenſchaft hinübergezogen, damit die Natur unbehindert ſich ganz ausſpreche. Deswegen ergriff beſonders der Roman Werther die ſchwachen Köpfe und warmen Herzen wie ein verzehrendes Feuer. — Aber es war die Schuld des Publikums, nicht des Dichters, daß man dieſe freien Darſtellungen des menſchlichen Herzens für moraliſche Unterweiſungen nahm. Man konnte ſich noch nicht finden in das rein äſthetiſche Intereſſe, das auf der lebendigen Darſtellung, nicht auf Erwägung moraliſcher Zwecke ruht. Eben dadurch wirkten Goethens Schriften auch in dieſer Hinſicht umbildend auf den Geſchmack der Deutſchen, daß ſie die alte, von der äſopiſchen Fabel abſtrahirte Meinung verſcheuchten, die wahre Beſtimmung der Poeſie ſei, auf eine angenehme Art in der Moral und in andern Wiſſenſchaften zu unterrichten. Von einer andern Seite wurde dem komiſchen Witze durch Goethens Nachbildungen der alten Faſtnachtsſpiele in ſogenannten Knittelverſen eine alte Bahn wieder eröffnet.

Aber ſchon in der zweiten Ausgabe von Goethens Schriften, im Jahre 1787., zeigte ſich der Dichter, auf deſſen Genie die Thorheit und die Geſchmackloſigkeit ſich

Konstantinopel stieß man bei jedem Schritt auf Kuppeln von Hunden ohne Herrn.

Gebaut wird ungeheuer, ohne daß die Architekten dabei zu thun haben. Alles geschieht durch Maurermeister und Entrepreneurs.

Wir haben hier senegalische Hitze.

Ueber Ihnen wehe milde Kühlung. Ehrerbietig grüß' ich Frau von Varnhagen.

Leben Sie wohl und behalten mich lieb.

Von ganzer Seele

der Ihrige

Oelsner.

62.

Varnhagen an Oelsner.

Baden bei Rastatt, den 19. Juli 1825.

Ja, mein theurer Freund, wieder aus Baden, wie vor so viel Jahren, empfangen Sie von mir einen Brief! Fast bin ich selbst überrascht, mich hier zu finden. Die Reise kam wie im Fluge; Gelegenheit, Vorschlag, Ausführung, drängten sich einander in schnellster Folge. Der älteste meiner Schwäger beschloß hier seinen Bruder, den Dichter Robert, zu besuchen, meine Frau nahm sein Anerbieten zur Mitreise an, zuletzt fügte sich meine Begleitung hinzu, und so sind wir drei denn glücklich hier eingetroffen! Von Seiten der Behörde war kein Bedenken, vielmehr die geneigteste Zustimmung, und in der That hat mein Erscheinen in diesen Gegenden jetzt nichts mehr von der Auffallenheit, die damit vor

zu berufen wagten, auch denen, die ihn vorher verkannt hatten, als den Mann, der nichts weniger als ein wildes Gefühl die Rolle des beſonnenen Geſchmacks ſpielen zu laſſen geſonnen war. Seine Iphigenia bewies, daß noch kein neuerer Dichter den Geiſt der antiken Tragödie richtiger aufgefaßt und ihn ſich anzueignen beſſer verſtanden hatte. — In der neuen Iphigenia, die mit der von Euripides nicht viel mehr als den bloßen Stoff gemein hat, erſchien der Verfaſſer des Götz von Berlichingen als Deutſcher in griechiſchem Gewande, mit aller Eigenthümlichkeit ſeines reichen Geiſtes, aber auch mit der gehaltenen Feierlichkeit, die der griechiſchen Tragödie eigen, der romantiſchen fremd iſt. Wie romantiſche und antike Formen neben einander beſtehen können, und in welchem Sinne die antike Tragödie auf dem neueren Theater noch gefallen kann, hatte man auf eine ähnliche Art wahrzunehmen in der neueren Litteratur noch keine Gelegenheit gehabt. — Zugleich mit der Iphigenia erſchien das Trauerſpiel Egmont, dem Götz ähnlich, und von der noch nicht vollendeten dramatiſchen Dichtung Fauſt wurde ein großes Fragment bekannt, in welchem der Dichter einen Auszug aus dem ganzen menſchlichen Leben gemacht, das Feierlichſte mit dem Burlesken, das Höchſte mit dem Niedrigſten, bald in Kontraſte geſtellt, bald gemiſcht, und philoſophiſche Betrachtungen niedergelegt hatte, die in einer ſolchen Form noch nie Beſtandtheile eines dramatiſchen

Werks gewesen waren. Fast jedes seiner dramatischen Werke gehörte zu einer andern Gattung. Der Triumph der Empfindsamkeit schien ein Heilmittel gegen dasselbe Fieber sein zu sollen, das durch die Lektüre des Werther verbreitet worden war. Die Vögel, nach dem Aristophanes, sind ein aristophanisches Stück dem Geiste, aber nicht der Form nach; die Geschwister, ein bürgerliches Familiengemählde, weder Lustspiel, noch rührendes Drama, aber so zart und wahr empfunden und ausgeführt, daß es in dieser zweideutigen, das poetische Interesse so leicht störenden Gattung zu den vortrefflichsten gehört. Der Torquato Tasso, eben so verschieden von den übrigen dramatischen Gedichten, die in der zweiten Ausgabe von Goethens Schriften beisammen stehen, konnte für einen dramatisirten Werther in höherem Stil angesehen werden. Nur in den Zügen, an denen man die Individualität und Originalität des Verfassers aller dieser dramatischen Gedichte wiedererkennt, und in der Verbindung dieser Originalität mit einer objektiven Wahrheit und Klarheit der Darstellung, in der alles aus dem wirklichen Leben hervorgehoben, nichts phantastisch oder auf eine andre Art unnatürlich, und doch auch nichts alltäglich erscheint, stimmen sie mit einander überein. — Ein Schatz von lyrischen Gedichten, die zu den schönsten in deutscher Sprache gehören, krönte diese Sammlung.

Nicht mehr ganz derselbe schien dieser große Dichter

geblieben zu ſein, als er im Jahre 1792. den erſten Band ſeiner neuen Schriften herausgab. Viel Kunſt und Menſchenkenntniß war zu finden in dem Schauſpiele der Großcophtha, das ein Luſtſpiel ſein ſoll; aber die Wärme des Stils, die allen früheren dramatiſchen Werken des Dichters eigen war, vermißte man gänzlich in dieſer Bearbeitung einer Anekdote aus dem Leben des berüchtigten Adepten Caglioſtro. Die Verwandlung des alten deutſchen Reineke Fuchs in eine Erzählung, die durch ihren Stil und ihre metriſche Form in Hexametern ein homeriſches Kolorit erhalten hatte, ſchien dem Stoffe nicht ganz angemeſſen. Der Roman Wilhelm Meiſters Lehrjahre, voll bewundernswürdiger Gemählde des wirklichen Lebens, und eben ſo reich an äſthetiſchen, als an pſychologiſchen Lehren, unterſchied ſich durch ſeine ruhige Umſtändlichkeit ſo auffallend von dem raſchen und glühenden Werther, daß man ihn für das Werk eines andern Verfaſſers gehalten haben würde, wenn er anonym herausgekommen wäre. Nur in den neuen Liedern und Romanzen ſchien der feurige Geiſt fortzuleben, der den Werther und den Götz erzeugt hatte. In den römiſchen Elegieen hatte der Dichter mit eben ſo viel Geiſtesgewandtheit, als Feinheit des Geſchmacks, ſich zu einem deutſchen Properz umgeſtaltet. Was die ächte Elegie den Griechen und Römern geweſen war, zeigte ſich zum erſtenmale den Deutſchen, die dieſe Dichtungsart für einen Trauergeſang zu

halten gewohnt waren, in einer Form, die das Alterthum ſo natürlich, als ob es von geſtern wäre, mit der neueren Denkart vereinigt. Auch die Epigramme in Hexametern und Pentametern erneuerten den Geiſt des klaſſiſchen Alterthums. Ähnlich dieſen neueren Geiſteswerken Goethens zeigte ſich das erzählende Gedicht Hermann und Dorothea, das im Jahre 1797. zum erſtenmale gedruckt wurde; ein homeriſches Gemählde des häuslichen Lebens der Deutſchen aus dem Mittelſtande unſrer Zeit, zum Theil verwandt mit Voſſens idylliſchem Gedichte Luiſe, voll ſprechender Wahrheit in jedem Zuge. Die hohe Kultur des Geiſtes und des Stils in allen dieſen und andern neueren Werken des verehrten Dichters gab der Kritik neuen Stoff zu Reflexionen über die Geheimniſſe der poetiſchen Darſtellungskunſt. Kritiker, die eine neue Schule zu ſtiften verſuchten, wurden der Meinung, daß erſt mit dieſen, nicht mit den früheren poetiſchen Schriften von Goethe eine neue Periode in der ſchönen Litteratur der Deutſchen anhebe. Wer hell genug ſah, die Schönheit in den feinſten Zügen wahrzunehmen, mußte die Phantaſie, den philoſophiſchen Geiſt, und den Kunſtverſtand, die ſich durch dieſe Werke kund thaten, um ſo mehr bewundern, je länger er bei ihnen verweilte. Aber auf die Kunſt, mit hinreißender Kraft das Innerſte des Gemüths zu bewegen, ſchien dieſer originale Dichter ſeit ſeinem Eintritte in die Jahre der reifen Männlichkeit immer mehr Verzicht ge-

than zu haben. Große Verwunderung erregte es, daß der Verfaſſer des Götz in ſeinen ſpäteren Jahren auch das franzöſiſche Trauerſpiel in der deutſchen Litteratur wiederherſtellen zu wollen ſchien, als er Voltaire's Mahomet und Tankred ins Deutſche überſetzte. Aber bemerkenswerther iſt, daß keines ſeiner eignen, ſo verſchiedenartigen dramatiſchen Werke, die doch alle mit mehr oder weniger Beifall geleſen werden, auf dem Theater beſonderes Glück gemacht hat, oder ein Lieblingsſtück des Publikums geworden iſt.

Wenn die Kritik einmal unabhängig von allen Einflüſſen des Zeitgeiſtes, der den noch lebenden Schriftſtellern faſt immer zu günſtig oder zu ungünſtig iſt, das Verdienſt Goethens in ſeinem ganzen Umfange beſſer, als bisher, gewürdigt, und in dem Gemählde, das ſie von ihm aufſtellt, Licht und Schatten gehörig gemiſcht haben wird, dann wird ſie vielleicht auch begreiflicher machen, warum dieſer Dichter von den Deutſchen mit Recht zu den größten aller Zeitalter und zugleich zu ihren nationalſten gezählt wird, und warum doch keines ſeiner Werke, den Werther ausgenommen, auf die Ausländer den begeiſternden Eindruck gemacht hat, wie auf die Deutſchen.

Geſchichte der Poeſie und Beredſamkeit ſeit dem Ende des dreizehnten Jahrhunderts. Von Friedrich Bouterwek. Göttingen, 1819. 8. Bd. XI. S. 379. — 388.

K. W. F. Solger.

Vorleſungen über dramatiſche Kunſt und Litteratur. Von A. W. Schlegel. Heidelberg, 1811. Drei Theile. 8.

— Auch hier ſind von dem Verfaſſer nur die äußeren Verhältniſſe von Goethe's Werken aufgefaßt worden. Es ließe ſich viel über die Kompoſition des Götz von Berlichingen ſagen, und viel daraus für die Kunſt lernen. Das Werk hat eine große dramatiſche Kraft, und dieſe faſt ganz erhalten, ungeachtet des Schadens, den ihr die allgemein belehrende Beziehung, die dem hiſtoriſchen Stoffe gegeben iſt, hätte thun können. Ohne dieſe wäre jedoch die ſentimentale Epiſode von Weißlingen und Marie nicht ſo unverhältnißmäßig hervorgetreten. Über Clavigo und Stella können wir dem Verfaſſer im Allgemeinen beiſtimmen. Warum mag er aber der Geſchwiſter hier nicht erwähnt haben, eines kleinen Stückes, deſſen Karakter jetzt von den Meiſten mit der Kotzebuiſchen Manier verwechſelt werden dürfte, und das eben recht lehrreich hätte werden können, wenn die feine und doch ſo ſcharfe Gränze gezeigt worden wäre? Bei der Iphigenia

ſollte man nicht das Vorurtheil unterſtützen, daß ihr Karakter ſo ganz griechiſch ſei, wenn gleich der Verfaſſer ſie nur einen Nachhall der griechiſchen Tragödie nennt. Ihr eigenthümliches, und ohne Zweifel höchſt preiswürdiges Verdienſt findet Rec. in dem, was gerade recht modern iſt, in den inneren Beziehungen der Gemüther zu einander, und der ſich von ſelbſt bloß durch dieſe Karakterverhältniſſe einſtellenden Auflöſung. Dieſes Element gehört urſprünglich dem Roman, in deſſen Geiſte ſich bisher unſer Drama vorzugsweiſe geſtaltete, und beſonders, nach des Rec. Meinung, das Goethiſche. Den Taſſo hält derſelbe nächſt dem Götz für das am meiſten dramatiſche dieſer Werke, die gemeine Anſicht möge auch noch ſo verſchieden darüber urtheilen, und eben deßhalb auch für theatraliſch; denn, wie ſchon geſagt, den Unterſchied zwiſchen dem Dramatiſchen und Theatraliſchen, den der Verfaſſer geltend machen will, kann er nicht anerkennen. Der Gegenſatz zwiſchen Hof- und Dichterleben, den der Verfaſſer hier als das Thema anſieht, reicht freilich nicht hin. Der tragiſche Grund dieſes Stückes liegt wohl darin, daß eben die Eigenthümlichkeit, die zarte Organiſation, welche das große Dichtertalent des Taſſo ausmacht, ihn zugleich im Leben in die kleinlichſte Empfindlichkeit und Haltungsloſigkeit ſtürzt, und daß ſich in ſeinen äußeren Verhältniſſen am Hofe beides durch einander entwickeln, aber auch wieder aufreiben, und ſo ſeinen Geiſt zum Opfer ſeiner

eigenen Schönheit machen muß. Wäre nicht bei der Ausführung auch hier dem Prinzip des Romans ein gewisses Übergewicht verstattet, wäre die Handlung nicht so ganz innerlich, und träte nur etwas mehr in äußere Gestaltung, würde uns endlich bei dem schmerzlich bitteren Untergang Tasso's die Unsterblichkeit seines Dichterruhms mehr vor Augen gehalten, so würde dieses Werk auch auf dem Theater lebhafter wirken, als es pflegt. Im Egmont wird die historische Kraft, mit welcher das Stück beginnt, und zuerst angelegt zu sein scheint, durch die sonst so liebliche Episode von Klärchen und den allegorisch idealisirenden Schluß nicht erhöht. Die kleineren Stücke bezeichnet der Verfasser sehr richtig, und Rec. gesteht, daß er in diesen erst am meisten das Wesen dieses unbegreiflichen, urkräftigen Genius erkennt. Überhaupt wird man leicht bemerken, daß hier nur von der dramatischen Bestimmung dieser Werke die Rede ist, und wenn dafür manches zu wünschen wäre, vieles auf Rechnung der Zeit und der historischen Entwickelung dieses seltenen Geistes kommt, deren allgemeine Bedeutung eine tiefere Betrachtung für sich erfordert. Am meisten ist dies zu beachten beim Faust. Unser Verfasser hat gewiß Recht, wenn er sagt, dieses Werk bleibe ein Bruchstück, und es liege in seiner Natur es zu bleiben. Aber er hat sich sonst wieder ganz in den Gegenstand verloren, und diesen für den poetischen Sinn genommen. Rec. kann nicht läugnen, daß ihm die zwei

allgemeinſten Beſtandtheile, nämlich der Geiſteszuſtand des Fauſt, der ihn durch geiſtige Unſtillbarkeit zur Zauberei und dem Teufelsbunde treibt, und die beſondere Handlung, das Verhältniß zu Gretchen, nebſt allem, was daraus erfolgt, faſt zu ſehr auseinander zu fallen ſcheinen. Daher will das Ganze weder dramatiſche Rundung, noch einen tragiſchen Schluß annehmen. Wollte man glauben, daß Fauſt auch ohne Bekehrung zu retten ſei, was man aus dem Prologe ziehen könnte, ſo würde das Werk unfehlbar aus der tragiſchen, und überhaupt myſtiſchen Bedeutung in eine ganz andere Stufe der Weltbetrachtung ſinken. Geht er aber verloren, ſo ſcheint es, daß ſeine beſonderen Verſchuldungen an Gretchen und Valentin hiebei mehr den Ausſchlag geben, als die Teufelsbannerei, von welcher wir dann nur ſehen, wohin ſie im zeitlichen Leben führen kann. Wie manches ließe ſich an dieſe Betrachtung anknüpfen? Warum konnte z. B. Goethe den Kasperle nicht gebrauchen? Warum erſcheint Wagner nur als Epiſode? Warum iſt Fauſt, beſonders anfänglich, bei Gretchen ein ſo ganz anderer Menſch als ſonſt? Doch wir erinnern uns unſeres Vorſatzes. Hoffentlich wird man den Rec. nicht mißverſtehen, wenn er noch ſagt, daß er ſeine Bewunderung dieſes faſt unerhörten Werkes nur unterdrückt, weil ſie nicht hieher gehört, indem er es hier für ſein einziges Geſchäft halten muß, alles auf den wahren Grund der dramatiſchen Kunſt zurückzuführen, und daß

er ſehr wohl einzuſehen glaubt, wie jene Beſchaffenheit des Gedichts, die es nicht ganz dramatiſch werden läßt, von einem anderen Standpunkte aus zu erklären und zu rechtfertigen ſein werde. —

Schiller gehört, wie Goethe, zu den Männern, auf welche die deutſche Nation ſtolz iſt, ja die ihr heilig ſein müſſen. Die Bemerkungen, welche der Zweck dieſer Blätter hier unentbehrlich machte, werden ohne Zweifel der allgemeinen Verehrung nicht im geringſten anſtößig oder hinderlich ſein.

Wiener Jahrbücher der Litteratur. 1819. Bd. VII. S. 148. ff.

einem Jahre noch verbunden gewesen wäre. Die Staatsbetreibungen sind in den Hintergrund getreten, man glaubt Ordnung und Ruhe für weit hinaus gesichert, und überläßt sich glücklich den Genüssen des Tages und aller Vortheile, welche den Begünstigten der Augenblick darbietet.

Selbst Herr von Otterstedt findet für seine aufspürende Allrührigkeit in Deutschland kaum noch die nöthigen Gegenstände, und will sich, wie ich höre, in der Schweiz mit den Jesuiten zu thun machen. Um so leichter wird es nun unser Einem, zu sein und zu scheinen, was ihm vorher so leicht nicht war für Aller Augen, ein harmloser Badegast. Noch hindert uns die entsetzliche, seit vielen Tagen andauernde Hitze, des neuen Aufenthaltes völlig zu genießen, aber Gegend und Luft erfreuen auch so schon den Sinn, und nur die Gesellschaft ist nicht recht genießbar. Ich darf mich übrigens jetzt hier einer Erfahrung freuen, die mir viel werth ist, nämlich, daß keine Erinnerung hier mich störend trifft, daß ich die ehemaligen Verhältnisse hier ohne Wunsch und ohne Reue betrachten kann, und ihre Fortdauer oder Wiederkehr in meiner Vorstellung mit andern Wirklichkeiten und Möglichkeiten noch ziemlich gleich zu stehen hätte. Ich selbst habe überhaupt diese hiesigen Sachen nie so übertrieben geliebt, und ihre Enge und Kleinheit fällt mir jetzt wieder mit aller ehmals gefühlten Stärke auf. Die Menschen, die mir werth und theuer waren, sind größtentheils zerstreut, das gemeinschaftliche Leben, dessen wir uns freuten, erloschen oder zerstoben. Man muß sich seine geistige Befriedigung hier wie überall selbst mitbringen; vorfinden kann man nur wie überall die Unbefriedigung. Auch ist Baden nicht verschönert; man hat unendlich gebaut, grüne Laubdächer und Wiesenteppiche machen blendendem Gemäuer Platz, ländliche Unterhaltung weicht städtischem Prunk. Die allgemeine Zu-

Ungenannt.

West-östlicher Divan. Von Goethe. Stuttgart und Tübingen, 1814. 8.

Wir dürfen wohl voraussetzen, daß diese Sammlung, in welcher der vielseitigste unsrer großen Dichter wieder von einer neuen Seite sich zeigt, unsrer Anzeige nicht bedarf, um bekannter zu werden. Eben so wenig ist hier der Ort zu Äußerungen über dasjenige, was der Eine und der Andere gegen manches in der Art, wie hier der Orient in den Occident versetzt erscheint, einzuwenden sich erlauben möchte. Aber was wahre Erweiterung unsrer schönen Litteratur ist, muß auch in unsern Blättern mit der Auszeichnung genannt werden, die ihr gebührt. Schätzbare Übersetzungen und Nachahmungen orientalischer Dichter können noch mehrere folgen; aber nur vom Geiste dieses einzigen Dichters aufgefaßt, konnte die orientalische Poesie auf eine solche Art sich nicht sowohl germanisiren, wenn man uns diesen Ausdruck hier erlauben will, als in deutscher Sprache sich eigentlich individualisiren. Denn durch den Eindruck, den das Eigenthümliche der orientalischen Geistesblüthen und Früchte auf diesen deutschen

Dichter machte, erſcheint gerade dasjenige, was von jeher individueller Karakter ſeiner eignen Poeſie war, auf eine neue Art erweckt und ausgebildet. Überall erblickt man ihn ſelbſt, als ob er ſeinem Vaterlande und Aſien zugleich angehörte. Eines ins Einzelne gehenden Urtheils müſſen wir uns hier enthalten. Andere Recenſenten, die bei dieſer Gelegenheit ihre Kenntniß der orientaliſchen, beſonders der perſiſchen Litteratur zeigen können, überlaſſen wir ein Gutachten über den Reichthum von erläuternden Bemerkungen und Notizen abzugeben, die unter dem Titel Einleitung die zweite Hälfte des Bandes einnehmen. Aber daß unter dieſen erläuternden Bemerkungen nicht wenige ſich finden, die von dem Philoſophen, dem Aeſthetiker und dem Geſchichtsforſcher beachtet zu werden verdienen, dürfen wir nicht unangezeigt laſſen. Möge der aromatiſche Duft aus dem Morgenlande den Dichter in ſeinem kräftigen Greiſesalter und durch ihn das deutſche Publikum noch lange erheitern und erfriſchen!

Göttingiſche gelehrte Anzeigen. 1820. S. 1105.

Matthäus von Collin.

Über perſiſche Dichtung.

— Goethe'n war es nicht ſowohl darum zu thun, die Uranſichten, nach welchen das ältere Epos geformt war, oder die heitere, wenn gleich bedeutende Sagenwelt der jüngern epiſchen Dichtungen vorzulegen, als vielmehr ſein ruhmvolles Alter mit einem duftenden Kranze aus dem Blüthenreichthum Hafiſens zu ſchmücken, von dem wohl auch ſeine Liebe zur perſiſchen Dichtung ausgegangen war. Was ihm in einſamer Stunde der Hingebung ſo ſehr an dem Dichter gefiel, die ihm neu aufgeſchloſſene Welt der Ideen und Gefühle, wollte er auch dem deutſchen Vaterlande, indem er ſelbſt in dem Geiſte des Parſen arbeitete, als einen gewonnenen Schatz überliefern. Der weſtöſtliche Divan wurde, dieſen Beſtrebungen zufolge, eine Sammlung heiter nachempfundener, aus der modificirten Individualität des deutſchen Dichters hervorgegangener Poeſieen, dem ſich ein Kreis loſe unter ſich zuſammenhängender Unterſuchungen über Geſchichte orientaler Poeſie, über Lebensmomente orientaler Völker, u. dgl. anſchloß, wie ſich dieſe Gegenſtände dem Dichter, der mit

der Wiedererneuerung der orientalen Poeſie, und mit einem dem gemäßen Studium der Hülfsquellen ſich beſchäftigte, gleichſam von ſelbſt ſich darboten. Die Welt, befremdet durch die unerwartete Erſcheinung, ſtaunte in ungewiſſen Zweifeln ein Werk an, das ſie am wenigſten erwartet hatte. — Jedermann wird anerkennen müſſen, daß das Gebiet der Poeſie durch dieſe Dichtungen wahrhaft erweitert worden ſei. Sie kleiden ſehr oft eigenthümliche heimathliche Ideen in perſiſches Gewand, wenn ſie nicht, beſtimmt an Ausdrücken Hafiſens ſich erfreuend, dieſe wiederholen, dort vorfindige Bilder erneuern, und die gänzliche Hingebung des deutſchen Dichters an den perſiſchen andeuten, wie öfter der Fall iſt. Überall aber iſt auch hier die Selbſtſtändigkeit des Deutſchen ſichergeſtellt, und der Leſer, der in den Sinn des Werks eingedrungen, erfreuet ſich an Dichtungen, wie er ſie hier, das erſtemal aus der Phantaſie eines Deutſchen hervorgequollen, findet, die ſeinen Geiſt auf das mannigfaltigſte in Anſpruch nehmen, da ſie manchmal an das höchſte Erhabene reichen, manchmal in liebenswürdiger Nachläſſigkeit oder vielmehr Sorgloſigkeit über Phantaſieen und Empfindungen des Dichters Rechenſchaft leiſten; zu Zeiten, leicht reflektirend, Aufſchlüſſe der heiterſten Art über die Erſcheinungen des Lebens zu geben trachten, immer aber den Menſchen ganz in Anſpruch nehmen, und mit unſicheren, gelehrten Verſuchen nichts gemein haben. —

— Den Deutſchen ziert aber vor allen Völkern dies Herausſtreben aus angeborner Beſchränkung; nicht zwar um die eigene Individualität an eine fremde zu vergeuden, ſondern um ſie zu erweitern, und alles, was eigentliche Einſeitigkeit wäre, von ihr abzuſtreifen. Insbeſondere war dies der Karakter Goetheſcher Dichtung von ihrer erſten Entſtehung an bis in dieſe letzte Zeit ſpäter Blüthen ſeines reich ausgeſtatteten Geiſtes. Die Einheit in ſeinen mannigfaltigen Dichtungen iſt eben jenes große Beſtreben, nicht die nächſte Umgebung des Vaterlandes nur, deſſen geheiligten Eigenthümlichkeiten er gleichwohl nie untreu wird, ſondern die Welt im Geiſte zu erfaſſen und ein klares und reines Bild der Menſchheit darzuſtellen. Er iſt dadurch eben ſo ſehr deutſch geweſen, als manche, die dieſen Vorzug in freiwilliger Beſchränkung auf die Empfindungsweiſe unſerer ehrwürdigen Vorwelt geſucht. — —

Joſeph von Hammer.

— Es wäre der Mühe werth, die übrigen zwölf Tauſende jener Diſtichen dieſes perſiſchen Wörterbuchs in die Fächer der zwölf edlen Steine des Bruſtſchildes perſiſcher Poeſie, nach dem hier gegebenen Beiſpiele, unterzutheilen, und den Glanz dieſer Lichter und Tugenden in ein Urim und Tumim perſiſcher Dichtkunſt zuſammen zu drängen, wie der Bruſtſchild des Mithros, für ewig ſtrahlend in Klarheit und Wahrheit. Dieſer Schmuck ſei vorbehalten einem in die Geheimniſſe perſiſcher Sprache eingeweihten hohen Prieſter weſtöſtlicher Poeſie, welcher wie Goethe die Tiara als Hierophante zu tragen verſteht; dem Hermeneuten genügt es hiermit, den Wink gegeben zu haben, wie die Edelſteine des Bruſtſchildes zu faſſen ſeien.

Juwelenſchnüre Abul-Maani's. Geſammelt und überſetzt durch Joſeph von Hammer. Wien, 1822. 12. Vorr. S. 16.

Friedrich Ludwig Zacharias Werner.

— Mußte doch der zum höchſten Ideal gleichfalls ſchon hingeſchiedene Schiller und ſogar der noch lebende teutſche Muſaget, *) als jener ſchon Stern erſter Größe, dieſer längſt ſchon Sonne war unſers vaterländiſchen Sphärengeſanges, beide noch durch den Tadel der Nicolaiten geprieſen werden, die, mit all ihrer Anmaßung und Seichtheit, doch ein ſchwaches Vorbild nur waren ihrer allerneueſten Nachfolger.

*) Auch ihm ward noch volle Gerechtigkeit nicht, wenigſtens die nicht, die ſeiner Huld (dem eigentlichſten Kerne ſeines Weſens nämlich) gebühret, ihm, an den jeder der ihn kennt ſchwerlich zurückdenken kann, ohne ſich zugleich der Worte Hamlets zu erinnern:

> Es iſt ein Mann, nehmt Alles nur in Allem,
> Ich werde nimmer ſeines Gleichen ſehn!

Die Mutter der Makkabäer. Tragödie von Fr. L. Z. Werner. Wien, 1820. 8. Vorrede S. V.

Ungenannt.

— Eine ganze Welt von Muſik hat ſich zu Goethe's Dichtung verſammelt, ſie erhoben, und ſich von ihr erheben laſſen. Seine Lieder gewähren dem ſinnigen Tondichter den erſten Reiz des Verſuchs, und den höchſten Preis der Vollendung. Wer könnte ſie Alle nennen, die ſeinen zauberiſchen Worten liebliche Melodieen anzuſchmiegen bemüht waren? Vor Allen jedoch glänzen Reichardt, und, den der Dichter ſelbſt oftmals gefeiert, Zelter; — und o welche Sängerinnen, ſeit fünfzig Jahren immer neu erſtehend die Blüthe ſchöner Frauen und Mädchen im weiten Umkreiſe des Vaterlandes, haben ausübend im Geſange Talent und Seele dem Dichter liebevoll entgegengehaucht! — Ihm widmete auch aus den höchſten Gebieten der Geſellſchaft die Tonkunſt ihre dienende Verherrlichung. Die edle Künſtlerhand der Herzogin Amalia von Sachſen-Weimar ſetzte früh ſchon die Muſik zu dem reizenden Singſpiel Erwin und Elmire. In unſern Tagen aber hat Fürſt Radziwil das gewaltigſte Werk des Dichters, den furchtbar-erhabenen Fauſt, dergeſtalt in das Gebiet der Muſik hinübergezaubert, daß das geniale

Gedicht, für ſolchen Zweck urſprünglich nicht bedacht, in der genialen Kompoſition nun mit verdoppeltem Glanze leuchtet. —

1821.

Karl Ruckſtuhl.

Goethe als Schriftſteller überhaupt.

Morgenblatt. 1822. Litt. Bl. Nro. 93. — 96.

Samuel Heinrich Spiker.

Die bevorſtehende Eröffnung des neuen Schauſpielhauſes wird mit einem Prologe beginnen, den Madam Stich vorträgt. Er iſt aus der Feder unſeres erſten deutſchen Dichters, Herrn von Goethe, und durch ihn ſoll der Verſammlung eine lebendige Überſicht deſſen gegeben werden, was auf der neuen Bühne geboten werden wird. Die einzelnen Leiſtungen derſelben werden, in lebendigen poetiſchen Bildern, nach einander vorübergeführt, welche die Sprechende, als das perſonificirte Schauſpiel erſcheinend, in harmoniſcher Rede vor dem Zuſchauer entfaltet. Ton und poetiſche Form wechſeln daher nach der Eigenthümlichkeit einer jeden Gattung des Schauſpiels, und der Prolog ſpricht am Ende die Ausſicht aus, was bei den gegebenen großen Mitteln geleiſtet werden könne und möge, und was man von einem freundlichen Entgegennehmen des Gebotenen, von Seiten der Verſammlung erwarte.

Berliniſche Nachrichten von Staats- und gelehrten Sachen. 1821. Nro. 65.

nahme des Luxus iſt merkwürdig, mit dem Bedürfniſſe ſteigt der Verkehr, und mit dieſem, in rieſenhafter Zunahme, eine Aufklärung, gegen welche keine Anſtalten mehr ausreichen. — Was beginnen Sie dieſen Sommer? Könnten wir hoffen Sie hier zu ſehn? O das wäre herrlich! Keine größere Freude könnte mir widerfahren. Sie wäre ſo groß, daß ich ſchon deßhalb zweifeln muß, ſie könne mir zugedacht ſein! Haben Sie litterariſche Arbeit im Sinne, irgend eine Ausführung unter Händen? Mich verlangt von Ihnen dergleichen zu hören! Schreiben Sie Denkwürdigkeiten? Laſſen Sie nicht endlich Ihr byzantiniſches Werk erſcheinen? Feiern Sie nicht mit Ihren hohen ausgezeichneten Gaben, und zeigen Sie der Welt wiederholt, wer Sie ſind! Hoffentlich haben Sie meinen Brief vom 27. Juni, den ich durch Vermittlung der franzöſiſchen Geſandtſchaft befördert, ſo wie einen früheren vom 13. mit meinen Biographien durch Hrn. von Stägemann empfangen. Mein Buch erfreut ſich einer guten Aufnahme, und meine Beſorgniß, daß man den Inhalt nachtheilig mißdeuten könnte, mindert ſich, ohne ſchon ganz aufzuhören. Sei Ihnen daſſelbe nochmals beſtens empfohlen!

In Weimar brachten wir einen Abend bei Goethe zu. Wir fanden ihn höchſt liebenswürdig, geiſtvoll, antheilnehmend, aber bei allem dieſem ſehr gealtert. Was er ſagte, war unter anſcheinender Leichtigkeit immer von entſchiedenem Gewicht, ſo daß man es je länger je bedeutender finden und immer neues Nachdenken daran wenden mußte. Für viele Tage hat er uns auf dieſe Weiſe die kräftigſte Geiſtesnahrung mitgegeben, die man leicht hinnehmen konnte, als wäre es nur ein angenehmer Erfriſchungstrank. Sein Leberabend iſt ſchön und rein, ſein ganzes Daſein würdig und bedeutend, ſein Wirken angemeſſen und ſicher. Welche Schätze an Ausdruck und Erſchauung ſind wieder in ſeinem neueſten

Friedrich Wähner.

Zur Beurtheilung Goethe's. Von Schubarth. Breslau, 1820. Zwei Bände. 8.

Unter den kritiſchen Verſuchen und Arbeiten der letztern Zeit auf dem Gebiete der Äſthetik hat kaum eine andere Erſcheinung die Aufmerkſamkeit des größern gebildeten Publikums lebhafter beſchäftiget, als dieſe neueſte Karakteriſtik Goethe's und ſeiner Werke. Freilich gilt dieſe Theilnahme ungleich mehr dem Dichter, als dem Kritiker; denn mit dieſem Namen wird ſich der Verfaſſer begnügen müſſen, wiewohl er zufolge ſeines heftigen Unwillens über das bisherige Verfahren ſeiner Genoſſen und in Vergleich mit ihnen auf eine höhere litterariſche Würde Anſprüche zu machen ſcheint. Mehrere vielgeleſene Blätter des Auslandes haben um die Wette, wie auf ein gegebenes Zeichen, die vermeinte glückliche Ausführung des Unternehmens in einem ſo lobpreiſenden, unbedingten Tone verkündigt, als ſei von Schubarth für die beſſere Würdigung Goethe's ungefähr daſſelbe geleiſtet worden, was von Homer für den unvergänglichen Ruhm des Achilles. Das Echo dieſer falſchen Nachricht hat ſich auch hier in den

Stimmen des Tages ſchnell verbreitet. Damit vollends jeder Zweifel ſchwinde, ſtrahlt gleich von den erſten Seiten des zweiten Bandes das empfehlende Zeugniß von Goethe's Hand in erquickender Ruhe allen ſolchen Leſern entgegen, auf die der Ruhm des großen Dichters mit den Reizen eines Talismans wirkt. Wie nun eine gütige, lebenskluge und ſchöne Frau, der mannigfaltigſten Huldigungen gewohnt, auch wohl einmal dem fehlgreifenden Enthuſiasmus heiter nachgiebt, mit dem ein junger unerfahrner Menſch ſie in dieſem Augenblick zu den Sternen erhebt und im andern um einige Zeilen zum Andenken bittet, ohne daß ſie deßhalb mehr ſchreibt, als jedermann wiſſen kann: ſo hat auch Goethe, umworben, umſchmeichelt ſeit langer Zeit von den verſchiedenſten Seiten, dem Wunſche des neuen ausſchweifenden Panegyrikers mit einigen Worten der Ermunterung gewillfahrt, und zwar ſo freundlich als klar umſchauend; denn es konnte ihm unmöglich entgehen, daß ſeine ausgeſprochene Meinung künftig an der Stirn der Apotheoſe als eine Art von Freipaß, als ein Siegel der Vollendung zu Ehren unſers Verfaſſers werde prangen müſſen.

— Die Wahrheit jener allgemeinklingenden Sprüche und Lebensregeln (in Wilhelm Meiſters Lehrjahren) liegt für Goethe's Denkweiſe und Empfindung in der Herrlich-

keit, der Kraft, der Umfaſſung ſeiner dichteriſchen Natur, die zwiſchen ihm und ſeinem Werke überall den wohlthätigſten Vermittler ſpielt, indem ſie das Einzelne ergänzt, das Schwankende beſtimmt, das Getrennte verbindet, das Gewöhnliche erhöht und dadurch für den Abſchluß der Rechnung jenen ungemein befriedigenden Gehalt hervorbringt, der dem ſtrengen Wortſinn abgeht. Legen nun Leſer den Dichter dergeſtalt aus, daß ſie ſeine Dichtung fortwährend mit ihm eben ſo innig zuſammenhalten, als er ſich ſelbſt als lebendiger Index, als geheime Rektifikation vorgeſchwebt hat; ſo muß auf dieſem Wege allerdings ein Einverſtändniß entſtehen, das auf beiden Seiten eben ſo erfreulich als ehrenvoll iſt. Die Kunſt wirkt alſo im Wilhelm Meiſter, wie ſchon oben angedeutet wurde, nur analog; ſie iſt als Inbegriff der edelſten und mannigfaltigſten Kräfte lediglich ein Bild von der Harmonie des Menſchen mit der Natur und der Welt.

Die beiläufige apophthegmatiſche Form darf in einem Roman, wie Wilhelm Meiſter, für natürlich gelten, ſie iſt vielleicht ſogar nothwendig; nur muß man deßhalb nicht das Unweſentliche mit dem Weſentlichen, und das Bedingte mit dem Unbedingten verwechſeln, wie unſer Verfaſſer in ſeiner kleinen ausſchweifenden Manier gethan hat.

Die ſchönſte Widerlegung deſſelben hat der Dichter durch die glückliche Fortſetzung des Romans in Wilhelm

Meiſters Wanderjahren geſchrieben. Hier knüpfen ſich von den verſchiedenſten Punkten und in der mannigfaltigſten Weiſe die koncentriſchen Richtungen eines gebildeten tüchtigen Lebens an, weit über die früher geſetzten Schranken hinaus, ſo daß alſo in den Lehrjahren von einer vollſtändigen und einzig rechten Auflöſung der Aufgabe in dem beſchränkten Schubarth'ſchen Sinn gar nicht die Rede ſein kann. Selbſt die Verſchiedenheit in der Form deutet auf größere Dimenſionen, auf vielſeitige Steigerung des Gehalts. Vor der Hand läßt ſich noch nicht beſtimmen, wie der in den Wanderjahren oft ſcheinbar auf's gerathewohl ausgeſtreute Samen zu einer und derſelben Saat zuſammenwachſen wird. Geſchieht es, und wir wollen nicht daran zweifeln, ſo hat die deutſche Litteratur neuerdings ein Werk erhalten, das in ſeinem Bau ſo original iſt als in ſeinem innern Reichthum.

Der litterariſche Affe, welcher mit einem geleckten Machwerke unter gleichem Namen über Wilhelm Meiſters Wanderjahre hat wegſpringen wollen, verdient nur die Berührung kritiſcher Ruthen, die er auch gewiß in den beſſern Blättern des deutſchen Auslandes wird zu koſten bekommen. Unter den verſchiedenen von ihm auf Goethe gewagten Angriffen iſt keiner ſo ganz bis zum lächerlichſten Unſinn ungegründet, obgleich ihnen ſämmtlich mehr oder weniger ein wahres Gewicht und beſonders eine richtige Stellung fehlt, als der abentheuerliche Vorwurf, der

Dichter wiederhole ſich in Zeichnung weiblicher Karaktere. Zu den größten Wundern des Wilhelm Meiſter gehört aber gerade die außerordentliche Verſchiedenheit der auftretenden Frauen, und zwar in der lebendigſten Wahrheit; man dürfte faſt das Buch in dieſer Hinſicht einen vollſtändigen Auszug des weiblichen Geſchlechts nennen.

Die Lehrjahre werden immer im auserleſenſten Sinne eine Schule der Menſchheit bleiben; und könnte der gefeſſelte Buchſtab den Schwung des freien Wortes einholen, wäre außerdem unſer Leben ſo bildſam, kräftig, mannigfaltig, wie einſt das griechiſche; ſo möchte dieſe Schule ſehr ſchicklich den Eingang zu der Akademie des Platon abgeben, inſofern die exoteriſche Lehre der Poeſie ewig die edelſte Vorbereitung zu der eſoteriſchen Weihe der Philoſophie iſt. Nur um beides zu unterſcheiden, und der barbariſchen Vergötterung des Menſchlichſten entgegen zu treten, war eine rückſichtsloſe Erklärung gegen die Anſicht Schubarths nothwendig, die dem hohen verdienten Anſehen Goethe's und ſeiner exemplariſchen Schöpfung weder Abbruch thun kann noch ſoll.

Die großen Maſſen des Harmoniſchen, die in der Pandora blitzähnlich ſich zu Kreiſen geſtalten, ruhen wohl einfach und nothwendig auf den fruchtbarſten Urbeſtandtheilen der griechiſchen Menſchheit, von deren Größe

und Kraft die Sagen des Titanenreichs graue Trümmer ſind, ſo wie Granitgebirge uns auf die Spur der früheſten Vorwelt führen. In der Darſtellung der uranfänglichen Periode griechiſchen Aufſtrebens wirkt Goethe als Dichter wie ein wahrer Prometheus, in deſſen Lobe er ſich', ohne es zu wiſſen und zu wollen, ſelbſt beſungen hat.

Die großen Reſultate, die Pandora's Wiederkunft über Leben und Welt ausſpricht, ſind weniger das reine Eigenthum des Dichters, als der geheime Schatz der geſchilderten Weltperiode. Die dunkeln geheimnißvollen Urkräfte der Natur, die wir in den Titanen vernehmen, deuten im Gewande der Mythologie unverkennbar auf einen tiefern philoſophiſchen Geiſt. Da nun jede Epoche, beſonders wenn ſie als Dämmerung den ferner hellen Tag ankündigt, in ihrem Schooße die Fülle der Zukunft verbirgt, ſo erklärt ſich daraus ſehr leicht der Schein einer Allgabe des Weltganzen. Die hohe Schönheit der Pandora wird am meiſten darin offenbar, daß die tiefſten Tendenzen nur als unmittelbare Forderungen der Natur hervordringen, ganz ſo, wie der griechiſche Geiſt ſie mehr empfand als dachte. Welch ein Sinn liegt nicht in dem Verhältniß der beiden Schweſtern Epimeleia und Elpore zu ihrem Vater Epimetheus! Es gehört beinahe Verwegenheit dazu, den Goldſtrom dieſes Gedichtes mit einigen kurzen Entſcheidungsworten ausſchöpfen zu wollen. Die

Losung des Ganzen möchte vielleicht das Wort der Eos sein:

Was zu wünschen ist, ihr unten fühlt es,
Was zu geben sei, die wissens droben.
Groß beginnet ihr Titanen; aber leiten
Zu dem ewig Guten, ewig Schönen
Ist der Götter Werk; die laßt gewähren.

Goethe bedarf in der wohlerworbenen Fülle eines wahren dauernden Ruhmes keiner falschen Zuthat. Das größte Genie wird durch die Schuld unbedingter Anbeter eine Geißel der litterarischen Tyrannei. Wenn die freiesten Geister uns nur neuen Druck bringen, wer soll uns erlösen von den schimpflichen Banden der Beschränktheit? Möge das Streben nach Unbefangenheit nirgends als Anmaßung verletzt haben. In der Verehrung des Dichters stimmt der Schreibende so vollkommen mit der öffentlichen Meinung zusammen, daß er seine Zeitgenossenschaft mit Goethe für ein unschätzbares Glück des Lebens hält, und dem Scheiden desselben als dem Abschlusse der schönsten Geistesepoche schmerzlich entgegen sieht.

Wiener Jahrbücher der Litteratur. 1822. Bd. XVIII. S. 247. 264. 278. ꝛc.

Adam Oehlenſchläger.

Weiß ich doch noch, was der groſse Goethe oft ſagte, als ich meine erſten deutſchen Verſuche unter ſeinen Augen begann und ihm ſolche vorlas: „Hm! das iſt hübſch!“ — Sagen Sie denn das ſo im Deutſchen? — „Nein, wir ſagen es nicht, könnten es aber ſagen.“ — Soll ich es denn ausſtreichen? — „Nein, thun Sie das ja nicht!“ — Vielleicht hat mich die Erinnerung dieſer Worte dazu verleitet, je zuweilen zu dreiſt zu ſein.

Holbergs Luſtſpiele. Überſetzt von Oehlenſchläger. Leipzig, 1823. Vorrede zum 4ten Theil.

Henrich Steffens.

Wahrlich es giebt eine Bewunderung der hohen Gaben Gottes, die wahrhaft fromm iſt, und wer nicht durch Shakſpeare oder Goethe oder durch die Größe der alten Welt oft zum Knieen gebracht wurde, und recht innig, recht treu, recht kindlich das ganze Geſchlecht liebgewann, dem Gott ſo Großes anvertrauete, wer, einſeitig ſchmähend, alles vom Teufel ableitet, was nicht in der Form des Chriſtenthums hervortritt, wer ſich fremd und mürriſch abwendet von aller Freude, und in jeder Heiterkeit eine Sünde, in jeder Anmuth eine Verführung ſieht — der kennt den hellen Tag der ſegensreichen Liebe nicht.

Von der falſchen Theologie und dem wahren Glauben. Eine Stimme aus der Gemeinde durch Henrich Steffens. Breslau, 1823. 8. S. 194.

K. A. Varnhagen von Enſe.

Über Goethe's neueſtes Werk (Wilhelm Meiſters Wanderjahre.)

Der Geſellſchafter. 1821. Nro. 94.

Über Wilhelm Meiſters Wanderjahre. Aus Briefen und Denkblättern.

Ebend. Nro. 131. — 138.

Friedrich Förſter.

Über Wilhelm Meiſters Wanderjahre.

Neue Berliner Monatſchrift für Philoſophie, Literatur und Kunſt. Berlin, 1821. Hft. 9. S. 237. ff.

Hefte niedergelegt! Der scharfe Aufsatz über die Genre-Mahlerei der Franzosen, und das allerliebste tiefe Wort über Napoleon sollten in's Französische übersetzt werden.

In Heidelberg benutzte ich unser frühes Ankommen, um mit Hrn. Schlosser zum alten Voß zu gehn, den ich noch nie gesehen hatte. Ich fand ihn ganz so, wie ich mir ihn hatte denken müssen, gut und bieder, in seiner Weise durchaus fest und sicher, für mich ganz befriedigend.

Die Hitze treibt mich vom Schreiben zum Lesen, es steigt damit über die Maßen. Ich habe aus dem Lesekabinet August von Staül's Briefe über England geholt; mir ist dabei fast wichtiger, was sich über Frankreich daraus für uns abspiegelt, als was England selbst betrifft. Für heute also genug, mein theurer Freund! Da wir wenigstens drei Wochen hier bleiben, so darf ich doch hoffen, mit einem Briefe von Ihnen erfreut zu werden; à Bade près Rastatt (Grand-duché de Bade) trifft er mich sicher; ob vorher gelesen von Andern, lasse ich dahingestellt!

Meine Frau sendet Ihnen die herzlichsten Grüße; ihre Freude, Sie hier zu sehn, würde mit der meinigen wetteifern. Ich hoffe, die Luft hier wird ihr heilsam sein, wenigstens rechnet sie auf diese mehr, als auf die Bäder.

Leben Sie wohl, mein theurer, verehrter Freund, und lassen Sie nicht zu lange auf ein Zeichen von Ihrer Hand schmachten

Ihren ergebenen

K. A. V. v. E.

Von Schlabrendorf's Testament hörte ich noch in Berlin viel Unerfreuliches. Wie Schade, daß solche innere und äußere Mittel sich nicht angemessenere Bahn zu treffen wußten!

Fanden sich noch keine weiteren Briefe?

Wilhelm von Schütz.

Über Wilhelm Meisters Wanderjahre.

Litterar. Konversationsblatt. 1821. September.

Aus meinem Leben. Von Goethe. Zweite Abtheilung, Fünfter Theil. Auch ich in der Champagne! Stuttgart und Tübingen, 1822. 8.

Ebendaſ. 1822. Nro. 167.

Über Goethe.

Ebendaſ. Nro. 233. 234.

Ludwig Tieck.

Ich könnte denn wohl noch bemerken, daß dieſer geiſtliche Schwindel ſich auffallend genug mit einem politiſchen verbindet, und daß dieſe kranke Stimmung, die ſich über ganz Deutſchland verbreitet, es einem überaus verwirrten Buche möglich gemacht hat, den Beifallsruf einer Menge zu erwerben, die nun erſt beurkundet, wie wenig ſie je unſern großen Dichter faßte, als ſie ihm zujauchzte. Es kann als ein Frevel gegen dieſen großen Mann erſcheinen, wenn man es nicht lieber lächerlich finden will, daß man ihm ſo ſchulmeiſternd mit Glaubensfragen nahe rückt, daß man Immoralität und Mangel an Idee ſeinen Werken vorwirft, weil er ſich nie zu den armen Bedürfniſſen dieſes Wortführers herabgelaſſen hat. Daß alles dies möglich geweſen iſt, hat mir gezeigt, wie wenig wahre Bildung bei uns noch Wurzel gefaßt hat, und wie leicht es daher Schwindlern wird, mit halbwahren Begriffen die ſchreiende Menge zu verwirren.

Die Verlobung. Novelle von L. Tieck. 1823.

A. B. Kayßler.

Fragment aus Platons und Goethe's Pädagogik, von D. A. B. Kayßler. Einladungsſchrift ꝛc. Breslau, 1821. 8.

— Wir hören in unſrer Zeit von allen Seiten theils Klagen über die falſche Richtung der Erziehung, theils Anpreiſungen veralteter Methoden, theils Vorſchläge zu neuen Einrichtungen des Schul- und Erziehungsweſens; doch nur in Wenigem von dem Vielen läßt ſich eine tiefere und freie, etwas höheres als ein augenblickliches Heilmittel beabſichtigende Erwägung des Gegenſtandes entdecken, und unter dieſem Wenigen verdient wohl das eine Auszeichnung, was unſer Goethe, in ſeinem neueſten Roman, über die Erziehung aufgeſtellt hat.

Ob dieſes Buch, welches das menſchliche Leben unter den Geſichtspunkt der Wanderung und Entſagung ſtellt, ein Gemählde der Kulturgeſchichte des Menſchengeſchlechts geben werde, und ob die pädagogiſche Provinz den Grundriß dieſes Gemählde in einen Rahmen gefaßt dem Leſer ſtets gegenwärtig erhalten ſolle, das mag uns das Buch ſelbſt in ſeiner Folge ſagen; denn Andeutungen dieſes großen Problems können auch abſichtlos darinnen enthalten ſein, indem die Gebilde einer tiefen und reichen Indivi-

dualität immer zugleich das Allgemeine von einer Seite darſtellen. Dieſes ſcheint aber abſichtliche Bedeutung der pädagogiſchen Provinz zu ſein, daß die wahre, naturgemäße Erziehung des Menſchen weder von der Familie, noch von der Schule, noch vom Staate zu erwarten ſei, ſondern daß vielmehr Staat, Schule und Familie einem höheren geiſtigen und freien Verein der vernünftigen Menſchheit ſich fügen müſſen, wenn eine den verſchiedenen weſentlichen Anlagen der menſchlichen Natur entſprechende Erziehung realiſiret werden ſoll. —

— Wer erkennt nicht in den Göttern Epikurs jene höheren dichteriſchen Naturen, welche aus der bewegten wirklichen Welt eine beruhigte Anſchauungswelt der Phantaſie hervorbilden, die ſich zu der wirklichen eben ſo verhält, wie der göttliche Scheinkörper Epikurs zum menſchlichen Körper! Und welcher andere Dichter hat uns dieſe Beſtimmung der dichteriſchen Natur ſo klar gemacht und ſelbſt in ſolchem Umfange erfüllt, als Goethe! wer iſt Dichter wie er, ſo ganz und gar, daß er auch in wiſſenſchaftlicher Forſchung, in ſittlichen und religiöſen, in politiſchen und pädagogiſchen Betrachtungen den Dichter nicht verläugnen kann, nicht bloß den Erſcheinungen des Lebens, ſondern auch ihren Geſetzen und Grundſätzen die Beziehung auf die Phantaſie oder die poetiſche Seite abzugewinnen weiß! —

S. 1. 25. ꝛc.

Karl Immermann.

Ein ganz friſch ſchön Trauer-Spiel von Pater Brey, dem falſchen Propheten in der zweiten Potenz. Ans Licht gezogen durch Karl Immermann, Ictum. Gedruckt in dieſem Jahr. Münſter, (1823.) 8.

Brief an einen Freund über die falſchen Wanderjahre Wilhelm Meiſters und ihre Beilagen. Von Karl Immermann. Münſter, 1823. 8.

— Goethe's Leben fiel in eine Periode der Auflöſung des Staats, der Städte, der Familien. Das Vaterland ging ſeinem Verderben entgegen, ein ungeheures Schickſal brach von Weſten herein, und fand nirgends Widerſtand, weil auf den Thronen der Eigennutz, im Rathe die Beſchränktheit, und im Hauſe die Frivolität herrſchte. Die Beſſern, Empfindungsvollen hatten nirgends eine Stelle, und retteten ſich deßhalb mit allen ſiedenden Kräften zur Natur oder zum Kosmopolitismus. Das einzige beſondre Verhältniß, in dem ſich ein warmes Gemüth noch befrie-

digen konnte, war die Geſchlechtsliebe, meiſtens nach Krieg dürſtend mit den bürgerlichen Anordnungen, da dieſe, längſt morſch geworden, doch noch einen äußern Gegenſtand des Kampfes, jungen muthigen Herzen darboten. Ein unendlicher Ekel an allem Beſtehenden, weil es ſich ſelbſt überlebt hatte, bei tiefer Ueberzeugung von der Nothwendigkeit poſitiver Haltepunkte war wohl das ſeltſame Gefühl des achtzehnten Jahrhunderts.

Dieſes Chaos ſtürzte über den Dichterjüngling, begleitete den Mann. Wenn es erlaubt iſt, von einem höchſteinzigen Menſchen etwas Allgemeines zu ſagen, ſo möchte ich behaupten, daß dieſem Geiſte die Idee der Schönheit eingeboren ſei, welche andre Dichter vielleicht nur zuweilen beſeligt. Eben weil er nichts weiter iſt als Dichter, und weder Theologe, noch Juriſt, noch ſonſt etwas, vermochte er ſo Mannigfaltiges zu ſpenden, welches aber alles durch unbefangne und tiefdringende Anſchauung ſich als Erzeugniß *eines* Mannes kund giebt. Er iſt der Erſte, deſſen Leben ſelbſt zum Gedicht wird, und der auch ſittliche Verirrung poetiſch abbüßen darf, weil der Kern ſeiner Natur nie dadurch verwüſtet worden iſt. Die Muſchel heilt die Verletzungen ihrer Schale durch Perlen, welche nachher als Kleinodien glänzen, ſo bereichert uns Goethe durch ſeine Fehler mehr, als Andre durch ihre Tugenden es vermögen. Er iſt zu poetiſch für die, welche im Dichter nur den Verleger von allerhand politiſchem und meta-

liſchem Kram ſuchen, und dagegen höchſtverſtändlich für die Sinnbegabten.

Aus der Beſchaffenheit der Zeit und aus der Schönheit ſeines Geiſtes entſpringt das Weſen ſeiner Poeſie. Die Welt, wie ſie ihm erſchien, liegt in ſeinen Arbeiten zu Tage, und wenn ſie bunt und leidenſchaftlich ausſieht, ſo iſt daran die Welt ſchuld, nicht Goethe. Er hat eine entſchiedne Richtung, den Irrthum begabter Menſchen zu ſchildern, aber wer, als die dogmatiſche Befangenheit kann ihn deßhalb tadeln, da er nie den Irrthum vergöttert, ſondern ihn zur gerechten Strafe führt? Werther und Eduard fallen, Taſſo und Fauſt gehen unter. Es iſt unſchätzbar, daß Goethe in einer Periode, welche wohl Menſchenhaß hervorbringen konnte, doch nie zu dieſem hinabſank, ſondern jede Erſcheinung, auch die verzerrteſte, in ihrer Natürlichkeit auszufinden wußte, die Leiden Werthers, Eduards, Taſſo's, Fauſtens, Mignons tief mitzufühlen verſtand, auf der andern Seite aber auch nie den Rechtspunkt aus dem Sinne verlor, und ihn gegen die Lieblinge der Phantaſie und Sentimentalität unerſchütterlich im Auge behielt. Selbſt der Gegner kann ihm doch weiter nichts anhaben, als daß er die einzelnen irrenden Karaktere aus den Werken herausreißt, und an ihnen mäkelt. Aber warum ſchweigt er denn von dem Grundgedanken der ganzen Werke, und von der Strafe, die jenen Irrenden zu Theil wird?

Eben die volle, warme Menſchheit, welche in den Goethiſchen Dichtungen athmet, der Genius der Humanität, der darin ſeine Flügel über jedem Fehler, über jeder Schwachheit ſchüttelt, und dabei doch die ſtrenge Redlichkeit, die natürliche Frömmigkeit in Bezug auf ein Höheres, welche aus ihnen ſpricht, alle dieſe Eigenſchaften machen die angefeindeten Dichtungen ſo unwiderſtehlich, und ſo einflußreich. Goethe predigt nie, aber er lehrt durch Ereigniß und Schickung, er hat nie eine Abſicht, und ſeine Wirkungen gehen immer über alle Abſicht hinaus.

Man kann mit dem Anonymen recht wohl annehmen, daß Goethe ein Kind ſeiner Zeit ſei, nach dem Vorſtehenden iſt dies aber kein Tadel. Ja, eben weil er eins ihrer beſten und größten Kinder geweſen, nie ſich vom feſten Boden losgeriſſen, und immer treu an ſeiner Mutter gehangen hat, verdient er ganz die Liebe der Gegenwärtigen, welche ihm zu Theil wird. Bei ſo eminentem Scharfſinn, bei ſo friſchen, geſunden Sinnen, hat er doch nie in ſeinen Werken die Lüge und die Sinnlichkeit anempfohlen.

Auch iſt er nicht ganz ſo unfähig, würdige, große Menſchen zu zeichnen, wie der Pſeudo-Meiſter wähnt. Man muß im Buche ſelbſt nachleſen, um es glauben zu können, mit welcher Rohheit das Beſte, was uns vaterländiſche Dichtkunſt bis jetzt reichte, gemißhandelt wird.

Ahndet der Namenloſe nichts von der Schönheit eines Charakters wie Egmont, der an den Brüſten des Lebens

mit innigſter Liebe hangend, dennoch Alba gegenüber zum unerſchrocknen Vertheidiger der Volksrechte wird, und nachdem er die Schauer der Todesfurcht menſchlich durchgefühlt, mit Heldenruhe zum Blocke geht, und großartig die Nothwendigkeit ſeines Sterbens erkennt?

Ahndet der Namenloſe nichts von der himmliſchen Vollendung in Iphigenia, die ihren Vater als den größten Mann der Erde fortwährend verehrt, obgleich er ſie dem Tode in ihrer Blüthe opfern wollte, die in dem Bruder nur den Unglücklichen und den Bruder, nicht den Muttermörder ſieht, und dann um eines ſehr zarten Gewiſſenszweifels willen, das Leben des Bruders und des Freundes auf das Spiel ſetzt?

Ahndet endlich der Namenloſe nichts von der Tüchtigkeit Eugeniens, daß ſie grade in dem Augenblick, als ſie erfähret, das Vaterland ſei unrettbar verloren, ſich zu entſchließen vermag, nun eben im Vaterlande zu bleiben, weil die Beſten daſſelbe in ſeinen Nöthen nicht verlaſſen ſollen? — Daß unſer falſcher Meiſter auch den Fauſt nicht verſtehen würde, war zu erwarten. Er tadelt daran das Puppenſpielartige, Burleske, und faßt nicht, daß Goethe auch hier durch ſein feines Gefühl richtig geleitet worden iſt. Der Gegenſtand jener Tragödie — die offene Empörung des Geſchöpfs gegen den Schöpfer — iſt ſo entſetzlich, daß nur die ſcherzhafte Form ſie innerhalb der Gränzen des Schönen noch feſthalten kann. Wäre ſie in er-

habner, pathetiſcher Form gedichtet, ſo würde ſie ſtatt Behagen, Pein hervorbringen, und unerträglich werden.

Ich kann hier die Betrachtung abbrechen, denn man hat den Vortheil, kurz ſein zu dörfen, wenn man für ein Heiligthum ſtreitet. Ein ſolches iſt jedem Volke der Schatz ſeiner klaſſiſchen Dichtungen, uns müſſen unſre Klaſſiker dies um ſo mehr ſein, da die Sprache faſt das einzige Band iſt, was die verſchiednen deutſchen Stämme zuſammenhält. So lange deutſche Zunge redet, darf uns um Goethen nicht bange ſein, und der phantaſtiſche Angriff des Anonymen hätte gar nicht verdient, beleuchtet zu werden, wenn das Leugoer Inkognito ſich nicht die Miene gäbe, als ſpräche es eigentlich die Meinung der Einſichtsvollen aus. In ſolchen Fällen iſt es bekannten Rechten nach erlaubt, die nachtheiligen Folgen des Schweigens protestando abzuwehren, und als eine ſolche juridiſche Proteſtation mögen Sie dieſen Brief anſehn. — Wie ein Mann, der Bildung und Kenntniß der Litteratur beſitzen muß, dazu kommen konnte, das Gediegenſte auf eine heilloſe Weiſe anzuſchwärzen, das laſſe ich unerörtert, um mich nicht Injurienklagen auszuſetzen. Ich hörte einmal von einem Denker den Ausdruck brauchen: verquickte Eitelkeit. Haben Sie ihn auch ſchon gehört? Wie gefällt er Ihnen?

Ich muß zuletzt, um der Wahrheit willen, hier noch eine Überzeugung andeuten, deren Ausführung freilich an

63.

Oelsner an Varnhagen.

Paris, den 24. Juli 1827.

Es geht über Beschreibung, mein Hochverehrtester, wie sehr mich Stempel, Datum und Inhalt Ihres gestern empfangenen Briefes überrascht haben. Ich möchte verzweifeln, Sie mit Ihrer Gemahlin in meiner Nähe zu wissen, und nicht schon bei Ihnen zu sein. Alles was ich vermag, werde ich aufbieten, die Sache in's Werk zu richten, Sie wenigstens irgendwo, und wäre es nur im Fluge, zu sehen. Hielten mich nicht widerwärtige Geschäfte fest, so befände ich mich bereits seit vierzehn Tagen zu Plombieres, um achtzig Stunden näher der deutschen Grenze. Allein statt dort im Bade zu liegen, stehe ich hier gegen den Präfekt von Paris im Felde. Die Saumseligkeit der schlesischen Behörden ist daran schuld. In fünf Monaten hätten sie doch wohl Zeit gehabt, über den Schlabrendorf'schen Nachlaß zu verfügen. So lange her ist es, daß ich ihnen das Protokoll des abgeschlossenen Inventars eingeliefert habe, mit Vorstellungen und Warnungen. Da nichts erfolgt, erscheint der französische Fiskus und will sich den Nachlaß par droit et à titre de déshérence zueignen. Seine Ansprüche sind abgeschmackt. Er weiß es selbst. Blos einige seiner Untergeordneten können beim Verkauf, auf den es abgesehen ist, gewinnen. Nachdem ich glimpfliche Mittel, ihn zum Rücktritt zu bewegen, umsonst versucht habe, sehe ich mich genöthigt, den Präfekt von Paris vor das Tribunal erster Instanz zu ziehen. Der Handel soll, wenn nicht alle Hoffnung täuscht, nächsten Donnerstag entschieden werden. Unmöglich kann ich mich von Paris entfernen, ohne zu wissen, in welchem Zustande ich die mir anvertrauten Angelegenheiten hinterlasse. Andrerseits hat das Königliche

dieſem Orte nicht erfolgen kann. — Der litterariſche Unfug, welchen der namenloſe Menſch getrieben, erſcheint mir nämlich nicht als einzelnes, abgeriſſnes Unterfangen, ſondern als Blüthe und Krone einer Sinnesart, die leider im Vaterlande immer mehr um ſich zu greifen beginnt. Nie hätte ſolch ſcheuer, leiſer, zartauftretender Feind ſeinen Haß zu publicieren gewagt, wäre er ſich nicht, wenigſtens in ſtiller Ahndung, bewußt geweſen: hier wirſt du von einem großen Theile deiner Zeitgenoſſen durchaus verſtanden, und freundlichſt beklatſcht. Und die Ahndung betrog ihn nicht, denn das Werk, nichtig und ſchlecht, wie die Sünde, hat einen Ruf erlangt, als ob es ein bedeutendes wäre. Wir dürfen uns den bitterböſen Schaden des Zeitalters nicht verhehlen, dem Kritteln und Herumtermachen lieber iſt, als Anerkennen und Schaffen.

Dagegen tröſtet wieder, daß auch das Häuflein der in tapfrer Liebe und Verehrung alles Großen und Schönen Verbundnen feſt zuſammenſteht, gegen den Geiſt der Verneinung und Oppoſition. Dieſer ſtillen Kirche anzugehören, iſt jedes Wohlgebornen und Freien Beruf. Schlau wechſelt die andre Parthei oft das Feldzeichen, und umgiebt ſich mit manchem glänzenden Firniß der Lüge, ſie kann aber dem ſcharfen Blicke die innerliche Rohheit und Gemeinheit doch auf die Länge nicht verbergen. Leben Sie wohl.

Villoiſon.

Pour le buste de M. Goethe.

Augusto et Musis charus, tractavit amores
Lethiferos juvenum, fortia facta ducum,
Atque pari ingenio commissa negotia, doctae
Maecenas Aulae Virgiliusque simul.

Epistolae Vinarienses, in quibus multa graecorum scriptorum loca emendantur etc. cura Jo. Bapt. Casp. d'Ansse de Villoison. Turici, 1783. 4. p. 71.

August Wilhelm von Schlegel.

Auf Goethe's Bruſtbild von Friedrich Tieck.

Sieh hier Goethe's geweihetes Haupt: gleich mächtig umfaßt es,
Neben Geſchäften des Staats, Kunſt, Poeſie und Natur.

Aug. Wilh. Schlegels poetiſche Werke. Heidelberg, 1811. 8. Thl. II. S. 74.

Über Goethe's Bildniß von Friedrich Tieck.

Zeitung für die elegante Welt. 1802. Nro. 19.

Friedrich August Wolf.

Vor einem neuen Bildniß Goethens, von dem Mahler Franck zu Berlin aufgestellt.

— ∪ — ∪ ∪ — ∪ — ∪ — ∪
∪ —

Endlich schau' ich dich wieder, Götterjüngling,
Sei mir würdig gegrüßt, du Hochgeliebter,
Daß so sprechendes Bild ich stets vermißte;
Das mit Zaubergewalt um sechsunddreißig
Jahr' in eigene Jugend mich zurücktäuscht,
Und des Alters verhaßte Schwell' hinweghebt.
Ja, bei längerm Beschauen fühl' ich innig
Mich an Körper und Geist so ganz wie damals,
Als zuerst ich dich sah und lieben lernte.

Nie nun rücket dies Bild von meiner Seite:
Es mag lindern der weiten Trennung Sehnsucht;
Freundlich weil' es um mich mit dieser heitern
Stirn, dem sinnigen Aug', und bis zum letzten
Tage spreche sein Mund mir Lebensmuth zu.

Berlin, den 1. December 1822.

Den Verfaſſer überraſchte, da er eben ſolch einer Freude höchſt bedürftig war, dies Ölgemählde, das den alternden Dichter ihm faſt in derſelben Geſtalt wieder darſtellte, wie er ihn ſeit dem Frühjahre von 1786. außer ſich nicht geſehen hatte. In jenem Jahre war es, wo der Verfaſſer, ſelbſt im ſiebenundzwanzigſten Jahre, ihn, der in der ſchönſten männlichen Kraft ſtrahlte, zu Jena kennen lernte auf der Büttner'ſchen Bibliothek, wo ſich bald ein langes Geſpräch über die Aufſtellung der unlängſt angekommenen Bücher und über Bücherweſen- und Unweſen überhaupt anknüpfte, ein Geſpräch, woraus ihm noch manche geiſtvolle Anſichten gegenwärtig blieben bis in die neueſte Zeit, wo er die Jenaiſchen und Weimar'ſchen Bibliotheken nach gleichen Grundſätzen geordnet, und gewiſſermaßen vereinigt ſah. Eine nähere Verbindung mit dem Dichter und Weiſen entſtand erſt ſpäter, die dann bei der Nähe der beiderſeitigen Wohnorte, etliche glückliche Jahre hindurch, bis zu einer Freundſchaft aufwuchs, die nicht einmal eines Briefwechſels bedarf.

Morgenblatt. 1823. Nro. 99.

Gedruckt bei Trowitzsch und Sohn in Berlin.

Register.

A.

Arndt, E. M. 323.
Arnim, L. A. v. 10.
Atterbom, P. D. 92.

B.

Baader, Fr. v. 167.
Baggesen, J. 95.
Bell, J. 137.
Blechmann, E. 100.
Bouterwek, Fr. 345.
Brinckmann, C. v. 18.
Byron, Lord. 11.

C.

Camoe, J. H. 163.
Chamisso, A. 338.
Collin, M. v. 361.
Courland, H. 125.
Cyprianus, P. 19.
Cuvier 80.

D.

Delbrück Z. 275.
Doeen, J. 337.

F.

Falk, J. 16.
Fernow, L. 28.
Fichte, J. G. 14.
Förster, Fr. 103. 97. 373.
Friedrich der Große. 124.

G.

G., B. H. 223.
Garve, Chr. 133.
Gleim, J. W. L. 126.
Görres, J. 322.
Große, C. 28.
Gruber, J. G. 333.
Grunne, Graf v. 70.

H.

Hammer, J. v. 304.
Hardenberg, Fr. v. 232.
Hegel, G. W. F. 296.
Heinse, W. 36.
Henning, L. v. 301.
Herder, J. G. v. 172.
Hinrichs, H. F. W. 171.
Horn, Fr. 246. 248.
Huber, L. F. 149. 199.
Huber, Th. 198.
Humboldt, A. v. 14.
Humboldt, W. v. 178.

J.

Jacobi, Fr. H. 6.
Jahn, Fr. L. 165.
Jenisch, D. 196. 228.
Ilgen, K. D. 8.
Immermann, K. 22. 363.
Jung-Stilling. 33.

K.

Kannegießer, K. L. 186.
Kaufler, A. B. 381.
Kerstens, K. Th. 181.
Kfd. 241. 271. 287.
Klinger, Fr. M. v. 230.
Knebel, K. L. v. 190.
Körner, C. G. 197.
Krug, W. T. 314.
Kuhlmey, K. A. 142.

L.

La Roche, S. v. 4.
Lavater, J. K. 30.
Lessing, G. E. 131.
Ligne, Fürst v. 54.
Ludwig Prinz v. Preußen. 62.

M.

M. 110.
Metternich, Fürst v. 68.
Meyer, K. Th. 160.
Müller, A. H. 249. 266. 314.
Müller, J. v. 49.
Munnich, B. 21.
Musäus, J. K. A. 39.

N.

Naumann, M. L. A. 21.
Niebuhr, B. G. 322.
Nienstädt, B. 101.
Nodier, Ch. 79.
Novalis, S. Hardenberg.

O.

O., J. M. 303.
Oehlenschläger, A. 98. 344. 376.
Oelsner, K. G. 83.

P.

Pfaff, C. H. 295.

R.

Reisig, K. 23.
Richter, J. P. Fr. 237.
Robert, L. 93.
Ro. 236.
Rückert, Fr. 17.
Ruckstuhl, K. 367.

S.

Saur, v. 84.
Schelling, Fr. W. J. v. 156.
Scheiwer, Fr. J. 15.
Schiller, Fr. v. 144. 173. 224.
Schöne, E. G. L. 170.
Schlegel, A. W. v. 89. 92. 175. 176. 193. 197. 279. 391.
Schlegel, Fr. v. 91. 187. 190. 190. 197. 235. 262. 268. 317.
Schreiber, K. G. 79.
Schulz, Fr. 102. 138. 153.
Schulz, Fr. (G. D. N. K.) 297.
Schulze, J. 277.
Schütz, W. v. 298. 379.
Schütze, Ch. 63.
Seiger, K. W. F. 354.
Spiker, S. H. 368.
Stael, Frau v. 56. 278.
Steffens, H. 9. 158. 338. 377.

T.

Tieck, L. 188. 321. 342. 380.

U.

Ungenannt 39. 72. 73. 99. 118. 120. 135. 147. 154. 155. 170. 207. 315. 343. 359. 366.
Uhland, L. 155.

V.

Vanderbourg, Ch. 276.
Varnhagen, K. A. v. 181. 313. 378.
Veit, D. 41.
Villers, Ch. 276.
Villemain, d'Abbé. 390.
Voß, J. H. 88. 97.

W.

W., N. 291.
Wagner, Fr. 369.
Weigel, J. 46.
Werner, Fr. L. Z. 5. 365.
Wieland, Chr. M. 114. 121. 127. 129.
Wolf, Fr. A. 294. 302.
Wolfmann, J. G. 264.
Woltmann, K. L. v. 179. 313. 324. 96.

Z.

Zapf, J. Chr. 79.

Oberlandesgericht zu Glogau, hier zu Paris gerichtliche Untersuchung wegen des, vermuthlich entwendeten, jüngeren Testaments verordnet. Diese bedarf meiner Anwesenheit weniger, da das Ministère public die Untersuchung aus eigenem Antriebe begonnen hat und fortsetzt. Würde genauere Durchsicht der nicht inventarirten Papiere verfügt, die sich aber wohl verschieben läßt, so wäre meine Gegenwart nothwendig. Daß dergleichen sich begeben könnte, hat man dem alten Thoren mehr als einmal voraus gesagt. Bei diesem in seinem Inneren kindisch eiteln Afterweisen war nichts auszurichten. Ueber jeden elenden Quark wußte er lang und breit zu sprechen, aber nie etwas, nur das Geringste zu beschließen. Es thut mir leid, daß ich mich so äußern muß. Aber meinem Andenken bleibt in letzter Behörde nichts von ihm, als das Bild eines gutmüthigen, liebenswürdigen, geistreichen Schwätzers. In den späteren Jahren hatten die häufigen Besuche junger Leute aus Deutschland, denen der Bart imponirte, den Gedanken erweckt und genährt, daß sein Beruf gewesen wäre, zu regieren und Staatskanzler zu sein. Ja, um den Staat abzukanzeln. Mit dem Regieren wäre es schwerlich wohl vom Flecke gegangen. Es wäre in den Komma und Punktum sitzen geblieben.

Ein acht Quart-Seiten langes Schreiben vom 16. dieses, das Ihnen Herr Schlesinger überbringen sollte, wage ich nicht wegen seiner Korpulenz, und aus anderen Ursachen, der Post anzuvertrauen. Ich weiß nicht, ob Ihnen ein paar Zeilen nebst einer Brochüre zugekommen sind, die ich einer Gelegenheit mitgab. Ihr neuestes Werk habe ich nicht erhalten, welches ich sehr bedaure. Ueberhaupt ist nichts durch Herrn von Stägemann an mich gelangt, alldieweil und sintemal keine Kouriere gehen. Für die Bekanntschaft des Hrn. Dr. Gans stattet mein Brief vom 16. Dank. In meinem Kopfe

Denkwürdigkeiten

des

Philoſophen und Arztes

Johann Benjamin Erhard.

Herausgegeben

von

K. A. Varnhagen von Enſe.

Stuttgart und Tübingen,
in der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
1830.

A D
BIBL. UNIV.
MONAC.

Zueignung an Hegel.

Indem ich dieſe Denkwürdigkeiten eines älteren Freundes herausgebe, und dabei erwäge, in welcher Ferne ſchon die Anſichten und Geiſtesrichtungen uns liegen, zu denen er ſich bekannte, welch andere Bildungswelt, als die war, in welcher er ſeine Blüthezeit erlebte, dieſe Blätter empfängt: ſo hab' ich wohl Anlaß genug, ſorglich umherzublicken, welcherlei Verſtändniß und Aufnahme einer ſolchen Erſcheinung in unſrer Zeit irgend zu hoffen ſein mag.

In höchſt werthwollen und merkwürdigen Perſönlichkeiten zeigt ſich hier die Kantiſche Philoſophie, das höchſte Licht jener Tage, aus der Schule zum Leben ſelbſt übergehend. Dieſes Licht, welches ſchon in jenen Perſönlichkeiten ungenügend wird, theils

ſie zum Stillſtande befangen hält, theils düſtern Irrwegen und Abgründen ausgeſetzt läßt, iſt ſeitdem auch in der Wiſſenſchaft völlig erloſchen, ſofern daſſelbe nicht in die nachgefolgten Einſichten aufgenommen und mit höheren Strahlen vereinigt worden. Nun aber wird es immer bedenklich ſein, die Aufmerkſamkeit eines vorwärtsgeſchrittenen, anſpruchsvollen und reichen Geſchlechts auf eine frühere Stufe zurückzuverſetzen, deren Erinnerung feſtzuhalten und deren Werth anzuerkennen die Mehrzahl wenig Neigung zu haben pflegt, wenn nicht eine richtigſtellende Kritik vermittelnd zu Hülfe kommt.

Die ſolchergeſtalt begründeten Zweifel löſen ſich mir aber in Beruhigung und Zuverſicht beim An-

blick der ſo tiefſinnigen als lichtvollen Würdigung, welche von dem Hochpunkte geiſtiger Forſchung in unſeren Tagen ſowohl den überſtiegenen Stufen des allgemeinen Ganges, wie den abweichenden Windungen einzelner Nebenwege, mit freieſter Umſicht und wahrer Billigkeit ſo wohlmeinend zugewendet wird.

Erlauben Sie, Hochverehrter, daß ich durch Nennung Ihrer vortrefflichen, ſo ſcharfen zugleich als milden Karakteriſtiken von Solger und Hamann, in welchen Sie die heutige Bedeutung und das Recht andrer Zeiten und Verhältniſſe gleichmäßig berückſichtigt haben, das ſchönſte Vorbild derjenigen maßvollen und gehaltreichen Kritik bezeichne, in deren Kreis

ich dieſes Buch am liebſten niederlegen möchte, und deren Vermittlung ihm zumeiſt gewünſcht ſein darf, um daſſelbe weder unhaltbar geprieſen, noch ungerecht verworfen, ſondern nach ſeinen geſchichtlichen Standpunkten wahrhaft gewürdigt zu ſehen!

Berlin, im Januar 1829.

K. A. Varnhagen von Enſe.

Inhalt.

Vorrede.
Johann Benjamin Erhards eigne Lebensbeschreibung.
Nachschrift vom Herausgeber.
Verzeichniß der Schriften Erhards.
Aus Erhards Briefwechsel.
Vor- und Zwischenworte vom Herausgeber.
I.
II.
III.
IV.
V.
VI.
VII.
VIII.
IX.
X.
Briefe an Osterhausen. 1 — 70. 73. 75. 76. 80. 82. 83. 85. 91. 93 — 97. 99. 105. 106. 108. 109. 112. 115. 118 — 120. 216. 218. 230. 232. 238. 241. 245. 256. 259.
An Wilhelmine. 71. 72. 74. 77 — 79. 81. 84. 86 — 90. 92. 98. 100 — 104. 107. 110. 111. 114 — 117. 121 — 134.
An Grundherr. 135 — 139. 145.
Von Grundherr. 148. 176.
Von Hardenberg (Novalis). 140.
An Reinhold. 141. 142. 151. 153 — 155. 157. 164. 166. 169. 171. 192. 195. 198. 199. 201. 238.
Von Reinhold. 145. 146. 156. 159. 165. 167. 168. 172. 194. 196. 239. 251.
Von Baggesen. 144. 147. 160. 162. 203.
Von Reimarus. 149. 150.
Von Mereau. 152.
Von Kant. 158. 215.
Von Wieland. 161. 170. 193. 210.

Von Gräfin Schimmelmann. 163. 191. 201.
Von Maria von Herbert an Kant. 173.
Von Maria von Herbert. 219.
Von Charlotte Schiller. 174. 185.
An Waſhington. 175.
Von Herbert an Niethammer. 177.
Von Herbert. 205. 206. 211 — 214. 221 — 225. 226. 228. 229. 231. 233 — 237. 239. 240. 243.
An Niethammer. 177. 179. 180. 183. 186. 190. 197. 202. 242. 253.
Von Schiller. 178. 181. 182. 184. 187 — 189.
Von Elise. 200. 220. 224. 225. 227. 241. 247. 252. 255. 257. 260.
Von Osterhauſen. 207.
Von M —. 208.
An Nicolai. 209.
An Regimentschirurgus M. 217.
Von Frau von St. 246.
An S. M. den König der Niederlande. 250.
An S. M. den König von Preußen. 251.
An Buchholz. 258.

Vorrede.

Ich erfülle durch die Herausgabe gegenwärtiger Denkblätter eine Pflicht der Pietät, die mir durch fünfundzwanzigjährige Freundschaftsgesinnung des Verstorbenen wie durch das Vertrauen seiner Angehörigen und älteren Freunde auferlegt ist. Erhard hat seine Lebensgeschicke, Ansichten, Stimmungen und Wünsche, und so auch die Herausgabe seines Lebenslaufs und andrer dahin einschlagender Mittheilungen, die er noch selbst auszuführen hoffte, so vertraulich und wiederholt mit mir besprochen, daß ich mir wohl erlauben darf, mich in den Sinn und Geist, in welchem er ein solches Geschäft von einem Nachlebenden vollbracht wünschen konnte, als hinlänglich eingeweiht zu betrachten. In gleicher günstigen Voraussetzung haben seine Hinterbliebenen zu solchem Behuf mir seine sämmtlichen Papiere überwiesen, und entfernte Freunde den Vorrath durch ihre Zusendungen bereitwillig vermehrt.

Meine Aufgabe bei diesem Unternehmen hat sich mir hauptsächlich unter zwei Gesichtspunkte gestellt, welche beide

gleicherweiſe dahin wirken mußten, die beabſichtigte Mittheilung eher reichlich als kärglich anzuordnen. Der Stoff ſelbſt bot für das daraus zu Liefernde einen zweifach wichtigen Inhalt dar. Zuerſt einen Beitrag für die Bildungs- und Litterargeſchichte des achtzehnten Jahrhunderts, ſodann die Schilderung einer merkwürdigen Perſönlichkeit.

Die Litteratur der Deutſchen hat zu Anfang des neunzehnten Jahrhunderts als ein großes, in ſich lebendiges, fortwachſendes, und ſelbſtbewußtes Ganzes zuerſt eine Haltung gewonnen, die auch nach außen ein ſichres Auftreten erlaubt, und alles kündet an, daß die nächſte Folgezeit den Bildungskreis derſelben noch mehr erweitern, und fortwährend zu neuen, fruchtbaren und anſehnlichen Verhältniſſen erheben wird. Was aber immer in ſolcher Art Außerordentliches erfolgen möge, grade dieſes wird uns immer nöthigen, auf unſre Anfänge zurückzugehen, und auch das Ausland, nach Maßgabe, daß es unſrer Geiſtesbildung mehr und mehr Seiten abgewinnt, wird durch jedes Neueſte und Größte, das wir ihm darbieten, ſich veranlaßt fühlen, auch das Aeltere zu berückſichtigen. Nun iſt aber — mag man es auch nur geſchichtlich nehmen — der Grund und Kern unſrer litterariſchen Entwicklung die Philoſophie, welche in dieſem Bezug eigentlich mit Kant anhebt, und daher wird alles, was deſſen Zeitalter betrifft, bei unſern Nachkommen noch langehin ein Gegenſtand aufmerkſamer Betrachtung bleiben. So werden die Schriften und das Wirken nicht nur der erſten Meiſter,

ist ein ewiges Treiben, bald hell, bald dunkles Gewölk, bald Sonnenschein, bald Regen. Vom leisesten Hauche steigt und fällt der Thermometer, daher steht manches in dem Briefe, was ich heute ungeschrieben ließe. Aber umschreiben will ich ihn deßhalb nicht und Sie bekommen ihn gelegentlich dereinst, wie er ist.

Was Sie mir von Goethe sagen und dem Festabende, den Sie bei ihm zugebracht, freut mich unendlich. Ich beneide Ihren Genuß, den Sie vervielfältigten, indem Sie ihn in dem Reflexionsspiegel der Frau von Varnhagen wiederholen.

Auch um Ihrer Herrn Schwäger willen, den ich persönlich zu kennen die Ehre habe, und den ich persönlich zu kennen wünsche, möchte ich in Baden sein.

Hrn. von Cotta's bin ich in Paris nicht froh geworden. Er lebte im Gedränge von Besuchen und Geschäften. Die Bekanntschaft seiner edlen Gemahlin war mir höchst anziehend. Sie werden beide in Baden sehen. Bezeigen Sie ihnen meine Huldigungen. Meine unbegrenzte Verehrung Ihrer Frau Gemahlin. Seit vier Monaten wohne ich rue Chantereine Nro. 28, au coin de celle St. George.

Leben Sie wohl. — Von ganzer Seele

der Ihrige

Oelsner.

64.

Varnhagen an Oelsner.

Baden bei Rastatt, den 3. August 1825.

Ungemein hat es mich erfreut, mein theurer hochverehrter Freund, von Ihnen aus Paris hier einen Brief zu

ſondern auch der zweiten und dritten, welche ſich bei uns als eine höchſt ehrenwerthe Klaſſe darſtellen, und als Beiſpiele des Lebens und des Schreibens oft in erſter Reihe ſtehen, in der Folge eine ſteigende Theilnahme finden, und wir dürfen hoffen, mit den Werken Kants, Fichte's und ihres Gleichen, auch die Schriften Mendelsſohns, Garve', Maimons, Rein' holds, und inſonderheit auch Erhards, des nicht Geringſten unter dieſen, als Zeugniſſe der vielfachſten, treuſten, philoſophiſchen Bemühungen, geſammelt und herausgegeben zu ſehn, ja vieles dieſer Art möchte von den Entfernteren ſogar ſorgfältiger aufgenommen und bewahrt werden, als es von den Mitlebenden geſchah, und den noch Naheſtehenden jetzt möglich ſein will. Sollte ich befürchten, daß mir zum Tadel gereichen könnte, bei dieſer Herausgabe ſo weitausſehenden Gedanken einige Einwirkung geſtattet zu haben?

Aus den eignen Lebensurkunden eines bedeutenden Mannes deſſen treues Geiſtesbild hervorzuordnen, iſt ohne mancherlei tiefer eingehende Mittheilungen, für deren Zuläſſigkeit jede Sinnesart ihren eignen Maßſtab hat, nicht denkbar. Es galt hier noch inſonderheit die Schilderung eines Mannes, der in einer gewiſſen Vollſtändigkeit ſeines eigenthümlichen Weſens erſcheinen mußte, wenn nicht das ganze Bild zur Unwahrheit verſchoben werden ſollte; denn eine große Mannigfaltigkeit zuſammenhängender Züge läßt ſich nicht durch wenige allgemeine Umriſſe wiedergeben, und ein Karakter, der nach allen Seiten hin ſtark ausgedrückt iſt, ſich nicht bloß von

einer oder zweien Seiten genügend auffaſſen. Hiezu kommt, daß dieſem Manne ſelbſt die Wahrheit über alles ging, und daß es zu ſeinen Ehren und in ſeinem Sinne verfahren heißt, manche ſeiner Züge nicht um deßwillen, weil ſie ihn vielleicht in den Augen manches Beſchauers weniger günſtig erſcheinen laſſen, ſofort zu unterdrücken. Die Schmeichelei der Verſchweigung iſt hier nicht beſſer, als die der Andichtung; möge der Menſch ſich zeigen, wie er geweſen, das iſt auch im ſchlimmen Falle noch Vortheil genug, denn für den liebevollen Menſchenkenner vermindern die Fehler und Schwächen des Menſchen nicht deſſen Werth, ſondern dieſer wird ihm nur gehoben durch jene, indem ſie als Hinderniſſe zu betrachten ſind, trotz deren er dennoch dahin gediehen, wo wir ihn wahrnehmen. Dieſemnach hat mich die feige Angſt mancher Ueberzarten wenig bekümmern können, denen der Schein zur Hauptſache des Lebens wird, und die jedes Perſönliche als ein Heiligthum gehalten wiſſen wollen, damit nur ihre eigne Jämmerlichkeit hinter der gleißneriſchen Decke wohlgehegt bleibe. Solchen Leuten alle Anſtößigkeit erſpart zu haben, will ich mich nicht rühmen, aber die gegründete Rückſicht und wahre Schonung, welche die beſtehenden Lebensverhältniſſe mit Recht anſprechen dürfen, glaube ich darum keineswegs gefliſſentlich außer Acht geſetzt zu haben.

Ueber das Bekanntmachen vertraulicher Briefe hat es von jeher ſehr entgegengeſetzte Meinungen gegeben; man hat in Deutſchland über einige Freigebigkeit hierin ohne Noth gar gro-

ßen Lärm erhoben, und ſcheint noch vieler Orten in dem Maße empfindlich über jede Oeffentlichkeit, als man ihrer bedürftig ſein mag. Durch die Herausgabe von Jacobi's Schriften und Briefwechſel iſt uns endlich ein Beiſpiel gegeben worden, wie in ſolchem Falle Freimüthigkeit und Beſcheidenheit verbunden werden können; wir ſollten daſſelbe zur feſtſtehenden Regel erheben, auf welche man ſich als ein gültiges Maß des Rechts und der Sitte in ſolcher Beziehung künftig berufen dürfte. Ich bekenne, daß ich jenem Vorbilde gern habe nachſtreben wollen, obgleich die große Verſchiedenheit der Richtungen, in welchen dort und hier das Eigenthümliche zu verfolgen war, für den äußeren Anſchein nicht immer das Gleiche darbieten konnte. Von noch lebenden Perſonen habe ich, jenem Muſter getreu, ein paar Ausnahmen unverfänglichen und dabei doch nicht gern entbehrten Inhalts abgerechnet, keine Briefe mitgetheilt, an noch lebende nur mit deren eigner Zuſtimmung.

Iſt unter dem Mitgetheilten dennoch manches auch nach meinem Gefühl Bedenkliche und Unangenehme, ſo möge man darin den Zwang erkennen, welchen ein ſolches Geſchäft auch dem beſten Willen auferlegt; ich durfte ſolche Stellen um ſo weniger unterdrücken, als ſie an ſich bedeutend und merkwürdig erſchienen; ſo bin ich weit entfernt, die mancherlei harten und ſeltſamen Urtheile, z. B. über Fichte, die Anſicht von dem Kampfe der Griechen, und manche auffallende Aeußerung über religiöſe Gegenſtände zu unterſchreiben: allein

um deßwillen hielt ich mich noch nicht befugt, dergleichen auszulöschen, denn meine Pflicht hier iſt nicht die Vertretung oder Berichtigung von Erhards Irrthümern, wohl aber die Darlegung ſeiner Eigenheiten. Uebrigens dürfte nichts beſſer die Güte und Stärke einer Sache beweiſen, als daß ſie Mißurtheile ruhig ertragen kann, und inzwiſchen nur fortfährt, ſich als das zu bewähren, was ſie ſein ſoll. Möchte dieſe Bemerkung verhältnißmäßig auch auf dieſes Buch einſt ihre günſtige Anwendung zu finden haben!

K. A. Varnhagen von Enſe.

Johann Benjamin Erhards

eigne

Lebensbeſchreibung.

Ich bin 1766 den 8. Februar geboren. Mein Vater, Jakob Reinhard Erhard, iſt Scheibenziehermeiſter in Nürnberg. Meine Mutter war eine Rothſchmieddrechſelmeiſters Tochter. Ich war das einzige Kind, das ſie gebar, weil ſie ein heftiger Blutverluſt im Wochenbette auf immer ſchwächte. Mein Vater verlor ſeinen Vater ſchon im zehnten Jahre, und mußte von dieſem Jahre an ſich ſchon ſelbſt zu ernähren ſuchen. Eine gute Stimme kam ihm dabei zu ſtatten, und er wurde Chorſchüler. Seine Anlage zur Muſik, und deßgleichen ſeines jüngern Bruders, der es beſonders auf dem Waldhorn zu einer ausgezeichneten Fertigkeit brachte, und den mein Vater accompagniren lehrte, führte ihn in gebildetere Geſellſchaften ein, als ſonſt Leute ſeines Standes gewöhnlich kommen. Dieſer Umgang und die Bildung meines Großvaters, der, ein vertrauter Freund Doppelmeiers, mit dieſem die früheſten elektriſchen Experimente machte, und ſeinem Sohn ſchon eine frühe Neigung zu Wiſſenſchaften beibrachte, ließen bei meinem Vater eine große Liebe zu Künſten und Wiſſenſchaften entſtehen, ob ihn gleich ſeine Dürftigkeit verhinderte, ſich darin auszubilden, und die Unterſtützung, die er ſeiner Mutter gewähren mußte, ihn in die Nothwendigkeit verſetzte, ſeines Vaters Profeſſion, ſobald ſeine Kräfte hinreichten, noch neben dem Singen zu treiben.

Die Muſik war ihm aber das Angenehmſte, was er kannte,

und der Himmel hätte ihm keine gröſsere Gnade erzeigen können, als wenn er ihm einen Sohn geſchenkt hätte, der ein Virtuoſe geworden wäre. Es geſchahe aber nicht alſo, und ich hatte nicht die geringſte Anlage dazu. Er gab ſich alle mögliche Mühe mit mir, aber es zeigte ſich bald, daſs ich nicht zum Virtuoſen beſtimmt war.

Die viele Mühe, die ſich mein Vater mit mir gab, brachte mich aber doch in der Muſik ſo weit, daſs ich die Scala ſingen und ein Inſtrument rein ſtimmen lernte. Es iſt dies ein Beweis, wie viel unverdroſſener Fleiſs beim Unterricht bewirken kann; denn ich erinnere mich noch ſehr wohl, wie ich Anfangs gar nicht hören konnte, ob ein von mir meinem Vater nachgeſungener Ton der nämliche, oder ein anderer war. Das Gefühl der ſtärkeren oder ſchwächeren Anſtrengung meiner Stimmorgane und die gröſsere oder kleinere Hebung des Luftröhrenkopfes, wodurch ich endlich nach meines Vaters Ausſpruch den Ton traf, wurden mir das Maſs von der Höhe und Tiefe der Töne, und endlich fühlte ich, ob ich den gleichen Ton mitſang oder nicht. Bei dieſem Gefühl blieb ich auch ſtehen, und nur dies Gefühl der Aenderung meiner Stimmorgane, um den gleichen Ton hervorzubringen, kann mich entſcheiden laſſen, welcher unter wenig verſchiedenen Tönen der höhere oder tiefere iſt. Dieſe Mühe, die es mir koſtete, Höhe und Tiefe der Töne zu unterſcheiden, hatte ich aber nicht nöthig, mir zu geben, um die ſpecifiſche Art des Klanges zu unterſcheiden; nie, nachdem ich einmal ein Inſtrument gehört hatte, verwechſelte ich dieſes ungeſehen mit einem andern. Das Gefühl, wodurch wir einen höhern und tiefern Ton unterſcheiden, muſs alſo von dem, wodurch wir ähnliche und unähnliche Klänge, z. B. Trompete und Flöte, unterſcheiden, verſchieden ſein, und von unterſchiedenen Theilen unſers Gehörorgans abhängen. Nähere Beobachtung hierüber, die ich gemacht habe, kann ich hier nicht mittheilen. Beſſer als mit der Muſik gelang es meinem Vater mir Luſt und Liebe zu den bildenden Künſten und der Matheſis beizubringen, und ſehr frühe entwickelte ſich die Wiſsbegierde in mir.

Meine Erinnerungen gehen in einigen Dingen bis in mein erſtes Jahr zurück, und werden in meinem zweiten in vielen Dingen nur dadurch ungewiß, daß ich bis in mein viertes öfters meine Träume mit wirklichen Anſchauungen verwechſelte. Es kam bisweilen zwiſchen mir und meinen Aeltern zu einem lebhaften Streit, wenn ich öfters behauptete, daß gewiſſe Perſonen uns beſucht, oder gewiſſe Dinge vorgefallen wären, wovon es mir doch nur geträumt hatte.

Noch in ſpätern Jahren hatte ich einigemal nöthig, Traum und Wachen nach klaren Vorſtellungen meiner vergangenen Handlungen und den Geſetzen der Kauſalverbindung, und nicht durch das bloße Gefühl der lebhaftern oder ſchwächern Erinnerung der Eindrücke zu unterſcheiden. Noch im Jahre 1798, da ich mich in Ansbach aufhielt, war dies der Fall. Es träumte mir, ich hätte bei einem Mechanikus in Nürnberg ein Teleſkop und ein Mikroſkop beſtellt, und als mir es dieſer brachte, ſo konnte ich es ihm nicht bezahlen, worüber dieſer, nach ſeiner Schilderung, in äußerſt große Verlegenheit kam; und beim Erwachen war mir die genauſte Rückerinnerung von Allem, was ich ſeit einem Jahre in Nürnberg gethan hatte, nöthig, um mich zu überzeugen, daß es ein Traum war. Aber noch war es damit nicht abgemacht, ein halbes Jahr lang ängſtigte mich öfters der Gedanke, daß die Sache doch wahr ſein könnte, und ich mußte mich von neuem von ihrer bedingten Unmöglichkeit überzeugen. Aus dieſem Vorfall iſt mir wahrſcheinlich, daß bei einer Krankheit des Senſoriums, welche die Erinnerungskraft ſchwächt, oft ein Traum die Urſache der Verrückung eines Menſchen werden kann. Der entgegengeſetzte Fall iſt bei dem Nachtwandeln, wo wirklich verübte Handlungen ganz aus dem Bewußtſein verſchwinden. Die genauere Entgegenſtellung dieſer Zuſtände iſt einer größern Aufmerkſamkeit werth, als bisher darauf verwandt worden; ſo iſt z. B. bei dem lebhaft Träumenden die Wärme ſeines Körpers über die gewöhnliche erhöht, bei dem Nachtwandler bis zur auffallenden Kälte deſſelben vermindert. Ich kann

hier die Sache nicht weiter verfolgen, und komme wieder zu meiner frühern zurück.

Außer der frühen Liebe zu Künsten und Wissenschaften, welche mir mein Vater einflößte, verdankte ich ihm auch die Freiheit von aller Furcht vor Gespenstern, denn niemand durfte mich durch eine Drohung dieser Art schrecken, und einigen Nachbarinnen, welche mich durch den Mann draußen und den großen Hund besänftigen wollten, wurde gleich die Thüre gewiesen. Die Ueberzeugung von der Nichtigkeit der Gespenster konnte nicht im geringsten durch die Erzählungen meiner Großmutter mütterlicher Seite gestört werden. Diese hatte, nebst der Eigenschaft Gespenster zu sehen, noch eine, welche Manchem fehlte, der keine glaubt, nämlich die, sich nicht im geringsten vor ihnen zu fürchten. Sie erzählte die Auftritte, die zwischen ihr und den Gespenstern vorfielen, so unbefangen wie den Besuch einer Nachbarin; und ihr Glaube, daß es Gespenster gebe, konnte daher, wenn es auch hätte meinen Unglauben wankend machen können, doch keine Furcht bei mir hervorbringen. Ich war vielmehr so begierig, ihre Aussagen durch die Erfahrung zu prüfen, daß ich in meinem dritten Jahre oft bei ihr schlief, um das Gespenst zu sehen. Allein nie ließ es sich sehen, wenn ich da war, und ich glaubte daher, gegen sie den Sieg über ihren Glauben errungen zu haben. Dies war aber vergebens, denn sie behauptete, daß ich einen unsichtbaren guten Geist bei mir hätte, vor dem sich der andere fürchtete. So lernte ich frühe, daß es ungereimt ist, gegen Behauptungen, welche die Bedingungen möglicher Erfahrung aufheben würden, durch die Erfahrung streiten zu wollen, denn sie lassen sich immer durch eine eben so ungereimte Voraussetzung, als die Behauptung selbst ist, vertheidigen. Der Aberglaube kann durch Erfahrung wohl in gewissen Fällen beschämt, aber nicht überzeugt werden, weil er immer durch das Nichterfahrbare sich entschuldigen kann. Ich machte auch nachher in meinem ganzen Leben nicht mehr den Versuch, etwas sehen zu wollen, was, wenn ich es sähe, mir nur den Verlust meines Verstandesgebrauchs anzeigen könnte.

Nachdem ich völlig drei Jahr alt war, wurde ich in eine gewöhnliche Schule geschickt. Hier glaubte ich nun die gewöhnlichen Dogmen eben so leicht, als ich die Gespenster nicht glaubte; denn mein Vater hatte sich nicht gegen sie erklärt. Mit Demüthigung erinnere ich mich noch, daß ich gar nichts Empörendes darin fand, daß ein Mensch, der an dem Glaubensbekenntniß des heiligen Athanasius zweifelte, eben so behandelt würde, als wenn er die größten Uebelthaten begangen hätte. Mein Vater, der damals nichts weniger als ein Zweifler war, wollte mich dadurch Toleranz lehren, daß er in der angenommenen Rolle eines Ketzers oder eines Freigeists gegen die Dogmen mit mir disputirte, und ich vergoß häufig Thränen, wenn es mir an Gründen fehlte, ihn zu widerlegen. Der Grund meiner leichten Ueberzeugung lag in dem Gefühle für Wahrhaftigkeit; ich konnte nicht ahnen, daß Millionen Menschen eine Ungereimtheit glauben und die Entdeckung derselben als ein Verbrechen ansehen konnten. Hätte sich mein Vater so in eigner Person dagegen erklärt, wie gegen die Gespenster, so würde ich ihm freilich mehr als den Millionen geglaubt haben. Nichts ist dem Menschen wohl schwerer als Toleranz in Glaubenssachen, ich halte sie für unmöglich; und nur die feste Ueberzeugung, daß der Andre wohl in dieser oder jener Welt, auch ohne unser Zuthun, die Wahrheit unsers Glaubens wird anerkennen müssen, kann den Schein von Toleranz geben. Der wahrhaft Ueberzeugte handelt daher, als wäre er tolerant, und überläßt im festen Vertrauen, daß es geschehen werde, die Bekehrung oder Verdammung Gott; der aber durch den Nichtbeifall noch in seiner Ueberzeugung, die zu heucheln er sich Maxime gemacht hat, gestört wird, sucht den Zweifler selbst, wenn er es kann, zu vertilgen.

So viel Schwierigkeit ich fand, Höhe und Tiefe der Töne zu unterscheiden, so leicht war es mir, die Artikulation derselben zu unterscheiden, und ich danke es nur dem sehr schlechten Dialekt meiner Vaterstadt, daß ich nicht zu einer ganz reinen und deutlichen Aussprache meiner Muttersprache ge-

langte. So gut mein Gedächtniß war, ſo zeichnete ich mich doch in meiner Schule nicht dadurch aus, denn ich ſtrebte nur, den Inhalt einer Sache zu wiſſen, ohne mich ängſtlich um die Worte zu bekümmern. Ich erinnere mich noch, daß mein Schulmeiſter, als ich die Evangelien auswendig lernen ſollte, und ſie ihm herſagte, oft ärgerlich ausrief: „So ſpricht er ohne Anſtoß fort, und lauter andere Worte, als im Buche ſtehen.“ Während ich noch in die gewöhnliche Schule ging, erhielt ich Unterricht in der lateiniſchen Sprache, und kam in meinem neunten Jahre in die zweite Klaſſe der lateiniſchen Schüler, wie man in Nürnberg die öffentliche Schule, auf welcher ſich die Jünglinge zur Beziehung der Univerſität vorbereiten ſollen, nennt; die erſte Klaſſe iſt die, von der man auf die Univerſität geht, und, ſo viel ich weiß, zählt man auf allen proteſtantiſchen Schulen ſo, da hingegen auf der katholiſchen Schule die erſte Klaſſe (infima) die entfernteſte von der Univerſität iſt. Woher mag dieſe verſchiedene Art zu zählen kommen? ſollte es auch von den Proteſtanten zum Unterſcheidungszeichen von den Katholiken geſchehen ſein, wie die erſten Chriſten den erſten Wochentag zum Sabbath machten? In dieſer Klaſſe wurde ich, da ich der jüngſte war, der vielleicht je darin war, nicht der Erſte, und es wurde mir daher von Andern vorübergeſetzt; dies war die Urſache, daß ich in der Latinität nicht die geringſten Fortſchritte machte, denn mein gutes Gedächtniß ließ mich das völlig behalten, was ich einmal gehört hatte, und ſo erſparte ich mir die Mühe, zu überſetzen, und ſagte bloß, obgleich nicht ganz wörtlich, nach. Etwas von der griechiſchen Sprache, welche meine Aufmerkſamkeit reizte, weil ſie mir ganz neu war, war das einzige, was ich aus dieſer Schule herausbrachte. Ich blieb nur zwei Jahre darin, weil eine erduldete Beſchimpfung mir ſie ſo verbitterte, daß ich nicht nachließ, bis mich mein Vater herausnahm. Die Schüler mußten nämlich alle Sonntage in die Predigt gehen, und der Prediger ſprach ſo leiſe, daß man ihn an dem Ort, wo die Schüler ſaßen, ſchlechterdings nicht verſtehen konnte; ich nahm daher,

empfangen; der Anblick solcher Freundeshandschrift hat sich mit dem der hiesigen Gegend in früherer Gleichzeitigkeit verschwistert, und einer vervollständigt den andern! Aber wie weit ist alles heutigen Tages hier von der eingreifenden, bewegten Wirksamkeit entfernt, welche vor sechs, acht Jahren diesen Theil von Deutschland erfüllte! Gleichwohl haben die großen Verhandlungen und Kämpfe von damals nicht aufgehört; im Gegentheil, sie haben sich größere Räume ausgesucht, und in großen Massen entscheidet sich weit und auf weit hinaus, was für kurze Zeit damals in der Enge der Kleinstaaten mit großer Anstrengung sich betrieb. Doch nicht bloß in diesem Gesichtspunkte, sondern auch in jedem andern persönlichen, darf ich jene hiesige Vergangenheit, wie theuer auch in allem Betracht mir die von allen Seiten wieder auflebende Rückerinnerung an dieselbe ist, nicht zurückwünschen. Ich fühle den köstlichen Werth des Vorwärtsschreitens mit jedem Tage mehr; das der Gedanken wenigstens ist durch keine Macht einzuhalten, und das der Thaten, wenn man die fremden durch inneren Antheil zu eigen macht, fast eben so wenig; diese letztere Fähigkeit ist freilich dem Heranalternden, dem Geschichtsbetrachtenden, in unsern Heimathen mit jedem Tage nothwendiger. Wie sehr Schade ist es nicht, daß wir Sie, Verehrtester, [illegible] Annäherung ohne Wiedersehen auf's neue verlassen [illegible] es nicht, daß das unvermeidliche Aufsehen einer solchen Eigenthat mich zurückhielte, so wäre ich längst bei Ihnen in Paris, um einige Tage Ihrer ersehnten Unterhaltung froh zu werden. Wie viel hätten wir einander mitzutheilen, auszutauschen, abzusprechen! Einen unerschöpflichen Schatz von Belehrung, gleich wichtig für die Richtungen des Lebens und für die der schriftstellerischen Arbeiten, würde ich heimtragen! Reizend lockt mich täglich der Anblick des am Horizont aufschwellenden Wasgau's, da

um der Langenweile zu entgehen, Bücher zum Lesen mit. Dies wurde dem Prediger angezeigt, und er gab mir deßwegen bei der Austheilung einer Stiftung einen öffentlichen Verweis, und darüber ward ich so aufgebracht, daß ich nicht mehr in der Schule bleiben mochte. Dieser Vorfall ist wohl das größte Glück, das mir in meinem Leben aufstieß; denn obgleich mein Vater nicht die Absicht hatte, mich dem gelehrten Stande zu widmen, so würde ein längerer Aufenthalt in der Schule mich doch zum Professionisten verdorben, und mir das Studentenleben als das höchste Gut vorgespiegelt haben, und ich würde dann in meinem sechszehnten Jahre auf Universität gegangen, und da der Ehrgeiz, mich auszuzeichnen, mich zum beständigen Sitzen über Büchern würde verleitet haben, ein frühes Opfer der sitzenden Lebensart und der einseitigen Ausbildung des Gedächtnisses geworden sein.

Während ich in die lateinische Schule ging, lernte ich in der deutschen Schule rechnen. Ich faßte dies ziemlich schnell, und mit Hülfe einiger Bücher, die ich hatte, übte ich dem mündlichen Unterricht so weit zuvor, daß ich, bis ich in der Schule, wo der Unterricht mir dadurch verdrießlich gemacht wurde, daß ich die berechneten Exempel in ein Buch, welches der Bürgermeister hieß, sauber einschreiben sollte, zum zehnten Theil des Rechenbuches kam, schon das ganze Buch zu Hause durchgerechnet hatte.

So weit meine Erinnerungen auch in meine früheste Jugend zurückgehen, so erinnere ich mich doch nicht, daß ich zählen lernte; es ist mir, als hätte ich es von jeher gekonnt. Eben so wenig kann ich mich erinnern, wann ich das Sprechen von sich selbst in der dritten Person, welches den Kindern so eigen ist, mit dem Ich vertauschte. Wahrscheinlich folgt das Zählen bei dem Kinde erst auf das Ich; denn ehe es sich als Einheit nicht bloß fühlt, sondern sich, im Gegensatze mit allen Andern, auch so denkt, hat es kein festes Schema von Eins; es sieht wohl einzelne Sachen, aber es ordnet sie nicht nach dem abstrakten Begriffe von Eins. Es kann, bei dem Zählen, der Begriff von der Möglichkeit der

Fähigkeit, es wirklich zu vollbringen, nicht vorausgehen, und daher kein Bewußtsein des Nichtkönnens stattfinden.

Eine Begebenheit hatte in meiner frühen Jugend sehr großen Einfluß auf meinen Karakter — der nordamerikanische Krieg. Mein Vater las die Zeitungen meiner Mutter zu Gefallen laut, und hatte für die Staaten Partei genommen. Mich interessirten sie daher so frühe, als ich nur einen Vortrag einigermaßen begreifen konnte, und es wurde dadurch eine Vorliebe für eine wahrhaft republikanische Verfassung, deren wesentlicher Karakter darin besteht, daß die Regierung, von welcher Form sie übrigens sei, alle Angelegenheiten der Menschen als eine res publica und nicht als ihre res privata behandelt, gegründet, die nie, als mit meinem Leben, verlöschen wird. Das Lesen der Schriftsteller, aus denen die Jugend nur Latein und Griechisch lernen soll, befestigte diese Neigung noch mehr, und ich werde sie nie verläugnen, da ich, getreu meinen eingegangenen Verbindlichkeiten, gehorche, wo ich Unterthan bin, und meine innern Wünsche und Hoffnungen der Vorsehung anheim stelle, die ich allein als den Richter darüber anerkenne, und keine Regierung mir Verletzung der Wahrhaftigkeit und des Rechts befehlen wird und darf. Dies Gefühl für Freiheit war aber auch außerdem eine nothwendige Folge meiner Erziehung. Bei aller Neigung, welche mir von meinem Vater zu den Künsten und Wissenschaften eingepflanzt worden, war nie von ihm in mir der Gedanke erweckt worden, daß ich je etwas Andres zu meinem Lebensunterhalt treiben sollte als seine Profession. Alles, was ich lernte, lernte ich, weil ich Vergnügen daran fand, oder meinem Vater zu lieb, denn ich liebte meinen Vater so sehr, daß ich keinen mir angenehmern Spielkameraden kannte als ihn. Wenn mein Vater von seinen gewöhnlichen Gesellschaften auf meine Bitte zu Hause blieb, um sich mit mir zu beschäftigen, so war dies ein Fest für mich, dem kein andres gleich kam. Diese Erziehung, welche mich Künste und Wissenschaften um ihrer selbst willen lieb gewinnen ließ, erweckte in mir ein sol-

ches Gefühl für Freiheit von allem äußern Zwang, daß ich in der Wahl meiner Beschäftigungen immer nur meiner Neigung, oder der von mir erkannten Pflicht folgte, und alle andern Rücksichten, am ersten die auf äußern Vortheil, vernachlässigte.

Bei dieser mir für meinen Karakter so vortheilhaften Erziehung führte mein Temperament aber doch einen Nachtheil herbei, den ich, da meine Lebensbeschreibung, so weit ich sie, ohne in das Leben andrer Personen unerlaubter Weise einzugreifen, fortführen kann, doch nur als ein pädagogisches Experiment Werth haben kann, nun der vielleicht noch nicht genug auf diesen Gegenstand geleiteten Aufmerksamkeit der Erzieher nicht verschweigen darf: denn es ist sehr wichtig, daß man lerne, den freien Gang der Entwickelung, so lange er zum Guten fortschreitet, nicht zu unterbrechen, ohne deßhalb die Aufmerksamkeit auf den Weg, den er nimmt, zu vernachlässigen. Mich führte gerade das, was man am ersten seinen eigenen Gang nehmen zu lassen für rathsam halten könnte, nämlich der religiöse Karakter, der mir von meiner zartesten Jugend an eigen war, auf sonderbare Ausschweifungen. Ein altes Buch mit Holzschnitten, das die Geschichte der Heiligen der Monatstage enthielt, von der ihre sich auferlegten Büßungen und die wegen ihres Glaubens erduldeten Martern immer den größten Theil ausmachten, erweckte in mir den Hang zur Selbstzüchtigung, und ich legte mir wegen der Vergehungen, deren ich mich schuldig glaubte, allerlei Büßungen auf. So sehr ich mich für verbunden hielt, jede Vergehung durch körperlichen Schmerz zu büßen, so sehr war ich über die Züchtigungen, die mir einigemal von meinem Vater und in der Schule widerfuhren, aufgebracht: denn ich war fest überzeugt, daß mir jedesmal unrecht geschah, und ich weinte immer mehrere Nächte darüber. Eine bigotte Erziehung hätte mich wahrscheinlich zu einem Heiligen gemacht, und ich würde den gewöhnlichen Karakter der Heiligen, sich selbst der größten Verworfenheit zu beschuldigen, und zu predigen, daß man nicht werth sei der geringsten Gnade Got-

tes, während man jeden, der dies einem auf's Wort glauben, und einen so behandeln wollte, für einen Abgesandten des Teufels erklärt, in seiner ganzen Stärke gezeigt haben. Diese Selbstzüchtigungen erweckten in meinem eilften Jahre eine Empfindung in mir, die ich noch nicht hätte haben sollen, und welche, von mir gänzlich mißverstanden, die Veranlassung wurde, daß ich meine Peinigungen bis zu diesem Punkte trieb. Dies hatte auf meine Gesundheit einen schlimmen Einfluß. Diesen Nachtheil zog mir die Verdachtlosigkeit meiner Aeltern zu, welche nichts Arges ahneten, wenn ich allein in einer entlegenen Kammer oder auf einem Boden mich aufhielt. Als ich endlich den Nachtheil dieser Peinigungen, durch das Lesen medicinischer Bücher, indem früher schon durch die Aeußerungen viel älterer Jungen meine Aufmerksamkeit darauf erweckt worden war, einsahe, so kostete es mich große Mühe, mir dies als Unart abzugewöhnen, was ich mir als ein verdienstliches Werk angewöhnt hatte.

Als ich aus der lateinischen Schule kam, so dachte ich an keine andere Bestimmung, als meines Vaters Profession einstens zu treiben, ich arbeitete darauf, und kümmerte mich bis in mein dreizehntes Jahr wenig um Bücher, sondern trieb mich in den freien Stunden mehr mit meinen Spielkameraden herum. Bloß im Zeichnen, im Klavierspielen, in französischer und italiänischer Sprache, hatte ich einigen Unterricht. Da mein Vater gepreßten Drath machte, so hielt er es für nöthig, daß ich die Walzen selbst schneiden könnte; ich lernte daher graviren, und dies war mittelbar die Ursache, daß ich, wie ich etwas weiter unten zeigen werde, wieder dem Hang zu den Wissenschaften mehr nachhing.

Meine Aeltern waren nicht wohl im Stande, mir außer den nöthigen Schulbüchern noch andere anzuschaffen, und meine Wünsche in diesem Falle zu befriedigen; was mir so, um ganz geringen Preis, auf den Trödel in die Hände kam, waren meine ersten Quellen, aus denen ich lernte. Unter diesen waren die Welt in einer Nuß und Hederichs Lehrbücher die ersten, die mir in die Hände kamen; ich

erwarb mir daraus meine frühesten mathematischen und historischen Kenntnisse; darauf folgte Imhofs historischer Bildersaal. Wolfs Anfangsgründe und Krügers Naturlehre. Wolfs Elementa Matheseos in 4., die ich später auf diesem Wege erhielt, waren der Grund, daß ich wieder anfing, Latein zu lernen. Aus diesen Schriften mochte ich lernen; die eigentlichen Kinderschriften, die damals in die Mode kamen, und die ich bei einigen meiner Kameraden fand, waren meinem Geschmacke zuwider; es kam mir vor, als wenn mich der Autor zwingen wollte, kindisch zu sein, was ich doch durchaus nicht sein wollte. Käſtners Epigramm auf Raff's Naturgeschichte für Kinder:

„In diesem Buch spricht bald die Ziege, bald der Affe;
Der Esel nur allein kann nicht zum Worte kommen.
Denn dessen Stelle hat der Autor selbst genommen."

war mir recht aus der Seele geschrieben *).

Nun ereignete sich ein Vorfall, der auf meine fernere Entwickelung großen Einfluß hatte. Von meiner frühesten Jugend an war ich sehr heftigem Nasenbluten ausgesetzt, und als ich in meinem dreizehnten Jahre mehremal Blut auf meinem Kopfkissen fand, so glaubte ich daher, daß mir die Nase im Schlaf gebluter hätte; doch da ich endlich starke Schmerzen in der Zunge empfand, so wurde ich aufmerksam, und entdeckte, daß ich mich in die Zunge gebissen hatte. Ich dachte darüber nicht weiter nach, bis ich in meinem vierzehnten Jahre bei Tage einen Anfall von Epilepsie, und kurz darauf in der Osterwoche 1780 in zwei Tagen dreizehn Anfälle bekam. Meine Aeltern waren darüber in der größten Bestürzung, und konsultirten einen Arzt, Herrn Dr. Beyer, darüber. Dieser verordnete, daß ich kein Bier mehr und außer Melissenthee auch kein warmes Getränke trinken, daß meine

*) In den ersten Ausgaben dieses Buches erzählten die Thiere, außer dem Esel, ihre Geschichte selbst.

Aeltern mir keine Lehrstunde mehr geben lassen, und mich von allem Lesen und Rechnen abhalten sollten. Dies wurde getreulich erfüllt, und ich hatte ein Halbjahr, länger hielt ich es nicht aus, keine andre Beschäftigung, als meine Profession, aß dabei sehr stark Fleisch und Obst, und trank viele Milch. Diese Diät beobachtete ich, mit wenigen Ausnahmen, bis in mein dreiundzwanzigstes Jahr. Was mein Arzt und meine Aeltern aber nicht wußten, und ich oben erzählte, schien mir die Hauptursache meiner Zufälle, und ich trug nun von meiner Seite wohl eben so viel zu meiner Kur bei, als mein Arzt durch die angeordnete Diät. Ich bekam zwar keinen Anfall von Epilepsie mehr, behielt aber, bis ich nach und nach zu einer etwas erregenden Lebensart überging, eine große Nervenschwäche, und hatte häufige Ohnmachten, und bei jeder Gemüthsbewegung heftiges Nasenbluten. Von dieser Zeit an lernte ich ein Gefühl kennen, was mir bisher völlig fremd war, die Furcht in einsamer Dunkelheit. Ueberall sah ich Gestalten, die ich zwar als Geschöpfe meiner Phantasie anerkannte, die mich aber deßwegen um nichts weniger ängstigten. Gänzliches Verschließen der Augen, oder die Bewaffnung mit meinem Stock, Degen, oder auch nur einem Rappier, waren die Mittel, wodurch ich diese Furcht besiegte. Erleuchtung der Zimmer, oder des Weges, den ich ging, half aber auch nicht immer, wenn ich allein war, und besonders ängstigte mich, wenn ich spät Abends noch Klavier spielte, eine große weibliche Figur in einer schwarzen Saloppe, welche zur Thür herein kam, und über meine Schultern und in die Noten sahe. Diese Figur erschien mir zum letztenmale 1791 in Kopenhagen, wo ich mir ein Klavier gemiethet hatte. So lebhaft die Gesichtsvorstellung von dieser Figur war, so erschien sie doch nie vor meinen Augen. Die Täuschung war hier also nicht unmittelbar von der Schwäche der Augen abhängig, sondern von der Stärke meiner Phantasie, gegen welche die Verneinung ihrer Vorspiegelungen durch meine Augen nichts vermochte. Die Eindrücke meiner Sinne waren schwächer als meine Vorstellun-

gen, und doch waren meine Sinne sehr reizbar. Wenn ich an einer Mauer ging, so schien sie auf mich zu fallen, waren bei trübem Himmel und nach einem Regen die Pflastersteine sehr bald trocken und dadurch sehr weißscheinend geworden, so schien es mir, daß sie mir bis an den Hals gingen, und daß ich durch sie, wie durch dicken Schlamm, waten müßte, und bei Nacht hörte ich das Echo meiner Tritte an den Mauern so stark, daß es mir vorkam, als wenn immer jemand mir auf dem Fuße nachfolgte. Mein Geist war übrigens stark genug, meine Urtheile richtig zu erhalten, aber die ängstlichen Gefühle konnte er nicht abhalten. Ich finde, daß mein Zustand gegen den meiner Großmutter, die Gespenster zu sehen glaubte, ohne ängstlich zu sein, sich zu meinem auf ähnliche Art verhielt, wie der des Nachtwandlers gegen den, den seine Träume noch nach dem Erwachen ängstigen. Sie wurde durch die geglaubten Erscheinungen gar nicht anders afficirt, als wenn es gewohnte Sinneneindrücke gewesen wären, ob sie in die Reihe der objektiven Kausalverbindung paßten, das kümmerte sie nicht. Der Nachtwandler verliert seine ganze That aus dem Gedächtniß, hier bleibt zwar die Erscheinung und die dadurch veranlaßten Handlungen im Gedächtniß, aber sie bleiben außer dem Gebiet der Reflexion. Das ängstliche Gefühl, was in mir entstand, war gar keine Folge der Erscheinungen, die ich hatte, denn ich hätte mich nicht gefürchtet, wenn ich sie gleich als wirkliche Dinge genommen hätte, sondern der Reflexion, daß sie nicht wirklich sein sollten. Wenn ich kolorirte und gekleidete Wachsfiguren in Lebensgröße sehe, so ist mein Gefühl, obgleich etwas schwächer, genau dasselbe, was ich damals hatte. Personen, die sie, wie ich einigemal erfahren hatte, für lebendig hielten, hatten kein ängstliches Gefühl, es entstand erst, als sie sich überzeugten, daß jene es nicht wären. Die Angst entsteht daher aus der Schwierigkeit, zu einem objektiv gültigen Urtheil zu gelangen, das zugleich subjektive Evidenz für uns hat. Eine merkwürdige Erscheinung, die hieher gehört, ist das Alp-

drücken, welches mich auch manchmal, aber selten, befiel; hier glaubt man zu wachen, während man schläft, man stellt Proben an, kneipt sich, reflektirt, um gewiß zu werden, ob man wache oder schlafe, erhält immer das Resultat, daß man wache und sich nicht bewegen könne, und alles zusammen ist Traum. Viele Personen, wie ich gefunden habe, glauben nicht, daß alles Traum ist, und sind schwer davon zu überzeugen, daß ihre Ueberzeugung, daß sie nicht träumten, auch nur Traum war; mich führte dieser Zustand nicht irre, eine kurze Reflexion war hinlänglich, mich davon zu überzeugen. Nach dieser kleinen Ausschweifung will ich nun wieder auf meine Jünglingsjahre zurück kommen.

Durch das Graviren fing ich nun an einiges Geld zu verdienen, und da ich gar keine andern Bedürfnisse hatte, als Kupferstiche und Bücher, so vergrößerte sich meine Bibliothek. Von einigen Wissenschaften fanden sich nun zufällig auf dem Trödel nur lateinische Bücher; ich mußte daher mich wieder auf's Lateinische legen. Ich that dies aber nur zum Behuf meiner Bücher, und verstand daher Wolf und Baumgarten sehr gut, ohne daß ich einen Vers im Virgil verstand.

Ein Jahr nach meinem letzten Anfalle von Epilepsie überließ ich mich meinem Hange zum Studiren wieder ungehindert, nur hatte ich, außer im Zeichnen und Klavier, in keiner Sprache oder Wissenschaft mehr einen Lehrmeister. Ich versahe auch von der Zeit an meinem Vater sein ganzes Geschäft.

Von meiner früheren Jugend an war der Hang, mich zu unterrichten, mit dem verbunden, Andere zu lehren; ich hatte beständig in allen Fächern, worin ich etwas wußte, wieder Schüler, die ich unterrichtete. Dies war ein großer Vortheil für mich, weil ich mich nicht wohl mit einem dunkeln Bewußtsein von der Sache behelfen konnte; denn da meine Schüler in einer Sache oft wieder meine Lehrer in einer andern waren, so ließen sie sich nicht mit leeren Behauptungen von mir abspeisen, sondern ich mußte mich gründlich und deutlich erklären.

Meine frühe Bildung war Urſache, daß ich meiſtens Umgang mit ältern Knaben hatte, dies erzeugte bei mir eine frühe Bekanntſchaft mit der Liebe. Es war von meinem zwölften bis zum ſechszehnten Jahre gerade die Siegwart-Wertheriſche Epoche in meiner Vaterſtadt herrſchend. Einer meiner Bekannten hatte ſich erſchoſſen, und ein anderer, Namens Dörrbaum, mit dem ich am innigſten vertraut war, hatte nebſt vielen ſehr guten Eigenſchaften einen ſehr phantaſtiſchen Liebeshandel. Dies ſteckte mich an, und ich wählte mir auch meine Dame, und ſchwärmte in Geſellſchaft mit meinem Freunde. Keine von dieſen Damen erfuhr aber etwas von meiner Liebe zu ihr, und erſt 1784 machte ich die erſte Liebeserklärung. Früher hatte ich aber ſchon mich zur engſten Freundſchaft mit obenerwähntem Dörrbaum verbunden, und 1781 hatten wir meinen bis jetzt noch unveränderlich getreuen Freund Oſterhauſen in unſern Bund mit aufgenommen. Im Jahre 1782 ſtarb Dörrbaum, und ich und Oſterhauſen ſchloſſen ſich nun noch inniger aneinander. Keine Fügung des Schickſals hat ſeitdem unſre Herzen getrennt, kein Schein von Glauben an Untreue uns in unſerm Vertrauen irre gemacht, und wenn wir zwar einigemal mit einander unzufrieden waren, ſo war doch nie der leiſeſte Verdacht von Unredlichkeit in unſere Seele gekommen.

Dörrbaum hatte außer einem nicht ganz guten Einfluß auf meine Gefühle, weil er mich zu verliebten Schwärmereien zu frühe verleitete, einen ſehr guten auf meine Urtheilskraft. Als ich nach meiner Krankheit wieder zu ſtudiren anfing, ſo gabe mir dieſer etwas Unterricht im Griechiſchen. Wir exponirten das Neue Teſtament, und er legte es nach der damals gangbaren kühnen Exegeſe aus. Dies ſchwächte in mir den Glauben an die unbedingte Gültigkeit der Lutheriſchen Ueberſetzung, an der richtigen Ableitung der in den Lutheriſchen Katechismus aufgenommenen Dogmatik aus der Bibel, und an der Richtigkeit meiner Religionsbegriffe. In meinem dreizehnten Jahre empfing ich mit vieler Andacht das Abendmahl, und bis in mein funfzehntes hatte ich

keinen Begriff, daß man in dem Dogma der Eucharistie anders denken könne, als die evangelische Lutherische Kirche, und doch noch an die Bibel glauben. Diesen Begriff erhielt ich durch Dörrbaums Exegese, aber ich ging schnell weiter, und bald folgten auf mehrere Hypothesen über den wahren Zweck des Todes Jesu kühnere an der gänzlichen Ungewißheit dieser Geschichte an sich, und der Akkomodation derselben nach den Begriffen der an Opfer gewöhnten Völker. Ich sahe in der Erzählung, daß aus der Seite Jesu Blut und Wasser floß; die Nachahmung des Homers, der den Göttern auch kein rothes Blut vergießen läßt, und die Absicht, dadurch, daß Blut und Wasser floß, den Heiden recht einleuchtend zu machen, daß er Gott und Mensch sei, und dergleichen Erklärungen, warum so oder anders erzählt würde, fand ich sehr viele; kurz, wie mein Aufklärer starb, war ich gegen ihn schon ein Freigeist. Aus diesem Beispiel mag man sehen, wie schwer es ist, den Glauben zu läutern, ohne ihn aufzuheben. Der meinige wurde nicht veredelt, nicht mit der Vernunft übereinstimmender gemacht, ohne daß sich meine Vernunft nicht über ihn erhoben und ihn zum Gegenstand einer psychologischen Aufgabe, seine Möglichkeit zu begreifen, gemacht hätte. Man würde aber sehr übereilt die Lehre daraus ziehen, daß man nie Glaubenssachen vor den Richterstuhl der Vernunft ziehen müßte, denn nur, was diese wahr findet, ist es, und macht unser wahres Leben aus, weil es die Einheit unsers Bewußtseins bewirkt. Alles andere, was nicht aus dem von der Vernunft Erkannten entspringt, ist isolirt, wie Thaten des Nachtwandlers, oder die geglaubten Gespenstererscheinungen. Der Glaube hängt von den zufälligen Eindrücken ab, über die wir nicht denken, und es kann daher wohl Einheit im gedankenlos ausgesprochenen Glaubensbekenntniß, aber nie in dem Glauben selbst geben. Nur die Vernunft bringt Einheit hervor; wo sie noch nicht entscheiden kann, erlaubt sie zu glauben; sie stört daher nie den Glauben, ohne etwas Besseres, Erkenntniß, dafür zu geben; aber der Glaube, der herrschen will,

führt der Weg hindurch, Eilwagen sind eingerichtet; und doch muß ich mir versagen, was mir vielleicht nie verziehen würde, weil Antrieb und Zweck nicht so am Tage lägen, daß sie mit Händen zu greifen wären! — Ich schreibe Ihnen heute hauptsächlich deßhalb, mein theurer Freund, weil mir beim Wiederlesen Ihres Briefes Ihre Wohnungsveränderung schwer auf's Herz fiel.

Mein Brief vom 27. Juni ging mit einem französischen Kourier an den Sekretair des Hrn. von Rayneval, einen Hrn. Montigny, der denselben durch die kleine Post, in Paris selbst, an Sie ohne persönliche Bemühung befördern sollte. Dieser Weg war sicherer als mancher andre, und ich schrieb ohne vielen Rückhalt. Nun aber haben Sie inzwischen eine andere Wohnung bezogen, und die kleine Post hat vielleicht den Brief, der in der Rue du Helder keinen Abnehmer fand, unter die unbestellbaren geworfen. Wäre da nicht eine Nachfrage thunlich, bei der kleinen Post, oder bei Hrn. Montigny? Ergäbe sich auch nur die Vernichtung des Briefes, so könnte schon das genügen. Ich mag Ihnen meine Zweifel nicht vorenthalten, überlasse jedoch alles Weitere billigst Ihrem eigenen Ermessen. Vielleicht haben Sie auch heute schon jenen Brief in Händen, und vielleicht finden Sie ihn gar nicht so vieler Rede werth, da[illegible]er Erinnerung wächst manche Vorstellung trügerisch [illegible] sie der Sache selbst völlig unähnlich geworden!

Ihre mannigfachen Verdrießlichkeiten mit dem Schlabrendorf'schen Nachlaß bedaure ich von Herzen; man hat bei solchen Geschäften meist von keiner Seite Dank. Noch mehr betrübt mich das strenge Urtheil, zu welchem Sie über den Verstorbenen durch die nähere Einsicht seiner Angelegenheiten veranlaßt werden. Der seltsame Greis war bisher immer eines meiner höchsten Lebensbilder. Ich konnte ihn zwar von

will, führt die Vernunft, um das Schlechteſte in den Menſchen, Verzicht auf Einſicht, bei den Menſchen hervorzubringen. Während dieſer Religionsunterſuchungen ſtudirte ich zugleich wieder Mathematik, und es gelang mir in meinem funfzehnten Jahre, die erſte mathematiſche Evidenz zu empfinden. Ich hatte bis dahin die mathematiſchen Lehren eben ſo gelernt, wie man Sprachregeln und Regentenfolgen in der Geſchichte lernt. Ich wollte durchaus die mathematiſchen Sätze aus den Begriffen mir erklären, und hatte mich bis zur Ohnmacht mit dem Verſuche gequält, aus den Begriffen der geraden Linie, des Raumes und des Einſchließens, ſchlußgerecht zu beweiſen, daß zwei gerade Linien keinen Raum einſchließen können. Dieſe logiſche Bemühung, die Mathematik zu begreifen, hatte mir vorzüglich Wolf mitgetheilt, denn ich ſahe damals noch nicht ein, daß dieſer ſo verdiente und noch nicht nach Verdienſt geſchätzte Mann die Täuſchung hatte, als hätte er die mathematiſche Methode in die Philoſophie eingeführt, da er vielmehr ſich eben ſo vergebens beſtrebt hatte, die dogmatiſch philoſophiſche in die Mathematik zu übertragen. Endlich ging mir bei dem Lehrſatz, daß Parallelogramme von gleicher Baſis zwiſchen zwei Parallelen einander gleich ſind, auf Einmal Licht auf, und mit einem mir noch unvergeßlichen Gefühle fühlte ich mich nun durch Anſchauung überzeugt, und hatte das Bewußtſein des Unterſchiedes zwiſchen mathematiſcher Evidenz und logiſchem Ueberweiſen. Ich empfand nun, daß Mathematik immer überzeugt, ſobald ihre Beweiſe gefaßt werden, und Logik öfter zum Rechtgeben zwingt, ohne daß man ſich überzeugt fühlt. So ſehr ich dieſen Unterſchied empfand, ſo konnte ich mir doch noch nicht Rechenſchaft davon geben; dies lernte ich erſt aus Kant. Eine ähnliche Bewandtniß, wie mit der Entwickelung des Gefühls der mathematiſchen Evidenz, hatte es bei mir mit der Einſicht in die nothwendige Unterwerfung unter das ſtrenge Recht, welche jenem Gefühl der Evidenz erſt ein Jahr nachher erfolgte. Sehr frühe hatte ich die Erzählung aus Xenophons Cyropädie von den beiden

Knaben, deren beide Röcke sich verwechselt paßten, gelesen, aber bis in mein siebenzehntes Jahr konnte ich die Richtigkeit des Urtheils des Persers über Cyrus Entscheidung nicht einsehen. Ich erinnere mir aber keines so plötzlichen Ueberganges zur Einsicht, wie bei der Mathematik. Das Lesen der Gedichte Ossians und der Schriften Shaftsbury's, um welcher beiden Schriftsteller willen ich Englisch verstehen zu lernen suchte, hatte den stärksten mir erinnerlichen Einfluß auf die Bildung meiner moralischen Gefühle, und bereitete die deutlichere Einsicht vor.

Ehe ich aber noch Kants Kritik der reinen Vernunft las, so wurde ich durch Mendelssohns schöne und Sulzers klare Darstellung mehrerer Sätze der Wolfischen Philosophie immer mehr für sie gewonnen, und ich bemühte mich, sie unumstößlich zu begründen. Das Studium von Lamberts Organon, von Spinoza's nachgelassenen Schriften, und vor allem eine Fertigkeit in der Dialektik, die ich mir in den Disputirübungen mit meinem Freunde erworben hatte, führten mich auf viele Mängel in Wolfs System, und besonders empfand ich, seitdem ich die Evidenz der Geometrie fühlte, den Unterschied zwischen ihr und der Art Ueberzeugung, welche aus Wolfs demonstrativer Methode hervorgehen sollte. So wie es mir in der Geometrie mit dem Satze der Gleichheit der Parallelogramme ging, so ging es mir mit dem Beweise, den Baumgarten in seiner Metaphysik von dem Satz des zureichenden Grundes gibt: ich fühlte das Spiel mit Worten, aber auflösen konnte ich den dialektischen Schein noch nicht. Ich zweifelte an allen Sätzen der Wolfischen Philosophie, nur nicht an der Richtigkeit ihrer Methode. Ich versuchte immer noch ihre evidente Begründung, und ich versuchte sie vorzüglich durch die Konstruktion des Realen oder in der Anschauung Erkennbaren, durch das bloße Denken, worauf mich die Wolfische Erklärung der Wirklichkeit, die ich als richtig voraussetzte, brachte. Von dem Satz: ich denke mich, wollte ich durch Entwickelung dessen, was ich nothwendig

denke, wenn ich mich denke, zu allen nur denkbaren Prädikaten einer Subſtanz, und von da aus, durch Aufhebung der Schranken dieſer Prädikate, zu Gott, und, durch das Beſtimmen der Grade dieſer Schranken und der Kombinationen dieſer ſo beſtimmten Prädikate, zur Welt gelangen. Zu dieſem abſoluten Dogmatismus, der Gott und die Welt aus mir hervorgehen ließ, und den ich immer noch nur als die Vollendung der Wolfiſchen Philoſophie anſah, ob es gleich eigentlich Spinozismus hätte werden müſſen, ſobald es nicht als analytiſch aus dem Erkenntnißvermögen abgeleitet, ſondern ſynthetiſch als Dogmatismus dargeſtellt, von mir gedacht worden wäre, arbeitete ich, als mir von einem meiner Freunde geſagt wurde, er hätte eine Anzeige von Kants Schriften geleſen, aus der hervorginge, daß Kant die Unmöglichkeit der Begründung des Wolfiſchen Dogmatismus zeigen wollte. So wie ich dies hörte, ſo war auch mein Vorſatz gefaßt, Kants Schriften zu leſen und zu widerlegen, um für mein Syſtem Raum zu gewinnen. Dies war im Frühjahr 1786.

Was Kant in der transcendentalen Aeſthetik vortrug, das ſchien meinem Syſtem nicht entgegen, denn an die Idealität des Raums und der Zeit hatte mich die Leibnitziſche Art zu philoſophiren gewöhnt, und ich begriff nicht ſogleich, wie ſehr dieſer die Kantiſche Darſtellung entgegen war, zumal da ich nach Lamberts Erinnerung, daß Leibnitz in ſeiner Erklärung des Raums, „er ſei die Ordnung der Dinge auſſer uns," in dem Worte „außer uns" ja ſchon den Raum vorausſetze, an dieſer Erklärung gekünſtelt hatte. Ich fand daher in der ganzen Analytik wenig Anſtoß, und erſt die Paralogismen der reinen Vernunft machten mich auf die gänzliche Verſchiedenheit des Wolfiſchen Dogmatismus mit Kants Kriticismus aufmerkſam, aber ich gab noch die Hoffnung, ihn da, wo er jenem entgegen ſtehe, zu widerlegen, nicht auf. Die Antinomien weckten meine höchſte Anſtrengung, und ich entdeckte die Wortſpiele in den Beweiſen, welche eine unvermeidliche Folge der Behauptung ſind, daß Raum und Zeit Gegenſtände für einen Begriff wären, und

aus dem Begriff wieder erkannt werden könnten; aber mit dieſer Einſicht ſchwand auch der dialektiſche Schein, welcher in Wolfs Syſtem herrſcht, welchem eine im Gehorſam des Glaubens erzogene Vernunft, die dieſen Gehorſam als Wahl der Freiheit beſchönigen will, nothwendig unterliegen muß. Nun belebte mich der Geiſt von Kants Kritik der reinen Vernunft, der mich anfangs zu tödten ſchien, nun fühlte ich mich erſt als denkendes Weſen, unbeſchränkt durch alles, was die Menſchen gut fanden, einander glauben zu machen, und ungeſtört in meinem der Vernunft nicht widerſprechenden Glauben durch den Vorwurf, daß ich ihn nicht ſchulgerecht beweiſen konnte. Ich fühlte ein neues Leben und Streben in mir, die Gegenſtände meines Wiſſens und Glaubens waren mir beſtimmt, und keine fruchtloſe Anſtrengung verzehrte mehr meine Kräfte.

Kants Prolegomena zu einer jeden künftigen Metaphyſik waren mir nur angenehme Wiederholung der Lehren ſeiner Kritik, und ich las ſeine Grundlegung der Metaphyſik der Sitten mit dem Vergnügen, das eine Unterhaltung mit einem vertrauten, aber an Weisheit uns vorausgeſchrittenen Freund giebt. Aller Genuß aber, den ich in meinem Leben erhielt, ſchwindet gegen die Durchbebung meines ganzen Gemüths, die ich an mehreren Stellen von Kants Kritik der praktiſchen Vernunft empfand. Thränen der höchſten Wonne ſtürzten mir öfters auf dies Buch, und ſelbſt die Erinnerung dieſer glücklichen Tage meines Lebens näßt jederzeit meine Augen, und richtete mich auf, wenn nachher widrige Ereigniſſe und eine traurige Stimmung meines Gemüths mir alle frohe Ausſicht in dieſem Leben verſperrten. Sollte mein Leben eine Begebenheit in der Geſchichte der Menſchen werden, und nicht bloß ein Mittel zur Erhaltung der Menſchengattung ſein; werde ich ausdauern im Kampfe mit dem niederſchlagenden Gedanken, den mir die Geſchichte der Zeit ſo oft, wie ein feindſeliger Dämon, in die Seele bläst: der Glaube an Entwickelung der Menſchheit im Gewühle des Treibens und Thuns des Menſchen iſt ein Ammenmährchen, um das

Kind vom Mittreiben und Mitlaufen auf der Straße des rohen Genusses abzuhalten, und ein leerer Troſt über den verſäumten Jubel ſeiner Kameraden, — werde ich ihm widerſtehen, dieſem geiſterdrückenden Gedanken, ſo iſt es dein Werk, mein Lehrer, mein Vater im Geiſte! Fühle ich mich nach dieſem öfter wiederkehrenden Fieberanfall der Gemeinheit fortdauernd noch durch das Bewußtſein geſtärkt: ich bin, der ich bin, kein Anderer hat meine Pflichten, kein Anderer darf für mich denken, die Welt, die ich anſchaue, iſt die Aufgabe für mein Wiſſen, das Gefühl der Freiheit in mir iſt allein der Richter meines Werths; was ich im Laufe der Welt nützte, iſt Aufgabe der Unterſuchung künftiger Menſchen; was ich ſein wollte, iſt allein mein Eigenthum: ſo iſt es dein Werk, mein Lehrer, mein Vater im Geiſte!

Hier ſchließt ſich meine philoſophiſche Erziehung, ich ging nicht mehr zurück auf die erſten Gründe, ſondern ſuchte vielmehr in den andern Wiſſenſchaften von meiner Philoſophie zuläſſigen Gebrauch zu machen. Kants Kritik der Urtheilskraft gab mir unendliches Vergnügen, aber keine mich befremdende Lehre mehr, ſie erweiterte noch meine Einſicht, aber ſie zeigte mir keinen neuen Weg mehr.

Die Art meiner Bildung, wie der Leſer wohl ſchon ſelbſt bemerkt haben wird, ſchloß die Uebung in ſchriftlichen Aufſätzen ganz aus, und meine erſten Verſuche waren einige Aufſätze, die ich in einer Geſellſchaft, von welcher Dörrbaum und Oſterhauſen die Stifter waren, verfertigte. In dieſer Geſellſchaft, die wöchentlich zuſammen kam, mußte jeder nach der Reihe einen Aufſatz liefern, und jedes Mitglied die Woche darauf eine Recenſion darüber mitbringen. Dieſe Geſellſchaft dauerte aber nur bis 1783, da mein Freund Oſterhauſen und einige andere Mitglieder auf Univerſität gingen. Der Briefwechſel mit meinem Freunde war nun meine einzige Uebung im Schreiben, bis mich auch die Liebe veranlaßte, öfters zu ſchreiben. Dieſe wenige Uebung im Schreiben, welche mir das Mechaniſche des Schreibens ſchon zu einem unangenehmen Geſchäft machte, hatte auf mein ganzes Leben großen

Einfluß. Da ich sehr ungern schrieb, so strebte ich nach möglichster Kürze, und meine Freunde, welche den Gang meiner Ideen kannten, fanden diese Kürze selten dunkel, aber um so mehr ward ich es für Andere. Ferner hatte ich den Styl nur in meinen Gedanken, aber nicht in meiner Feder, und viele zur Sprachrichtigkeit gehörige Kenntnisse, die eine frühe Uebung im Styl ausüben lernt, ohne daß man sie deutlich denkt, dachte ich mir sehr deutlich, ohne sie in Ausübung zu bringen. Diese Kargheit im Schreiben war Ursache, daß ich in einigen meiner Schriften mehr einen kurzen Inhalt von dem, was ich dachte, als das Gedachte selbst lieferte, und daß ich selten einen Grund angab, warum ich diese oder jene Ansicht der Sache nicht billigte, sondern nur die wahre darstellte. Ohne Freundschaft und Liebe hätte ich wahrscheinlich das Schreiben verlernt. Der in mir geweckte Hang zur romanhaften Liebe hatte durch meine philosophischen Untersuchungen über die Liebe selbst eine eigene Wendung genommen. Ich hielt es zu meiner gänzlichen Unabhängigkeit für nothwendig, eine Geliebte zu haben. Meinen Geschlechtstrieb hatte ich mir unterworfen, und ich suchte bloß freundschaftliche Liebe, bis meine äußere Lage es mir gestatten würde, Vater von Kindern zu sein; aber ich wußte durch meine ältern Freunde, daß dieser Trieb noch stärker in mir erwachen würde, und ich wollte daher ihm seinen Gegenstand noch bei ruhigerer Gemüthsstimmung wählen. Die vollkommenste freundschaftliche Eintracht in den Zwecken des Lebens, und die, wenn es die Umstände erlauben, durch den wechselseitigen Sinnengenuß vor aller Beherrschung durch den Trieb gesicherte Freiheit, war das Ideal meiner Liebe. Ich glaubte dies Ideal zu realisiren, und wenn ich auch nach einigen Jahren meine Täuschung erkennen mußte, so möchte ich doch um nichts diese Jahre seliger Träume aus meiner Erinnerung verlieren. Noch führt mich jede helle Mondnacht in diesen süßen Wahn zurück, — ach nein, es war nicht Wahn, es war damals Wirklichkeit, dieses feste Vertrauen auf Harmonie unserer Seelen, diese Abgeschiedenheit

von allem Körperlichen in unserer Vereinigung, dies Vollendete in unserm Sein! Frei fühlte ich mich von allem Einfluß der Welt auf mich an deiner Seite, und unendlich stark, auf sie zu wirken! In diesem Kraftgefühl entstand die kühne Idee in mir, eine vollständige Theorie der Gesetzgebung liefern zu können, und dies zur Bestimmung meines Lebens zu machen, weil ich noch nicht daran dachte, von was, sondern nur, für was ich leben wollte.

Bald nachdem mein Osterhausen auf die Universität gegangen war, machte ich Bekanntschaft mit Herrn von Grundherr, der damals Lieutenant bei den nürnbergischen Truppen, der zehn Jahr älter als ich, und mir in Sprachkenntnissen weit überlegen war. Mit ihm las ich Epictet und Cebes zuerst; Marc Antonin hatte ich sehr frühe in einer französischen Uebersetzung gelesen, und ehe ich noch Kants Moralprincip kannte, hatte ich mir schon die ächten Stoiker zum Muster gewählt, und mir meine Heftigkeit, mein Weinen, wenn es mir nicht nach Wunsche ging, abgewöhnt. Rollin's Manière d'enseigner les belles lettres war mir schon in meinem vierzehnten Jahre in die Hände gekommen, und weckte in mir das Verlangen nach klassischer Litteratur, und mit meinem Freunde von Grundherr fand ich die Gelegenheit, es zu stillen. Diesen konnte ich bei Schwierigkeiten, die mir in lateinischen und griechischen Schriftstellern aufstießen, zu Rathe ziehen, und er verlangte dafür öfter meinen Rath bei mathematischen und philosophischen. So sehr entschieden seine Ueberlegenheit war, wo ich seiner bedurfte, so problematisch war die meinige, da, wo er meiner zu bedürfen glaubte. Unbedingte Liebe zur Wahrheit kettete uns an einander, und seine Freundschaft für mich, die sich auf diese Einstimmung des Karakters gründete, ließ es nicht zu, daß er der uneigennützige Wohlthäter gegen mich schien, er wollte von mir bezahlt scheinen. Wir lebten mehrere Jahre viele glückliche Stunden mit einander, und ohne daß unsere Herzen sich getrennt haben, sind wir doch durch einige unglückliche Ereignisse in unserm Verhältnisse gestört

worden. Dieſe Jahre der Freundſchaft und Liebe, wo mir das Forſchen nach Wahrheit der einzige Zweck meines Lebens, die Mittheilung meiner Entdeckungen an meine Freunde, meine einzig gewünſchte und erhaltene Belohnung, und die Unterhaltung mit meiner Geliebten über Freundſchaft und Liebe der vollendete Genuß der Liebe war, dieſe Jahre machen bis jetzt noch mein wahres Leben aus; thätig werde ich ſein, ſo lange ich lebe, und vieles Vergnügen habe ich ſeitdem noch empfunden, aber mein Leben ſelbſt, ohne alles Einzelne ſeiner Verhältniſſe, als unmittelbaren Genuß des Seins, hatte ich nur damals, als ihr, meine mir ewig Unvergeßlichen, meine ganze Welt, für die ich da ſein wollte, ausmachtet!

Bei der freien Wahl meiner Gegenſtände der Erkenntniß traf ich auch auf die Heilkunde; als Theil der Phyſik lag ſie in dem Kreis, den ich für mein Wiſſen als den nützlichſten ausgezeichnet hatte, und die beſtändige Kränklichkeit meiner Mutter und meine eigenen Zufälle lenkten meine Aufmerkſamkeit auch noch beſonders auf ſie. Aus den Büchern, die mir in die Hände fielen, hatte ich ſo viel gelernt, daß ich meine Mutter im Jahre 1785 von einer falſchen Lungenentzündung glücklich heilte.

Da in Nürnberg ein anatomiſches Theater iſt, auf dem zu Zeiten Vorleſungen für die Chirurgen gehalten werden, ſo hatte ich ſehr frühe Gelegenheit, die Knochen-, Muskel- und Eingeweidelehre einigermaßen kennen zu lernen, und ich begriff dadurch ſehr leicht Hallers kleine Phyſiologie. Die Anlage meines Geiſtes von ſynthetiſcher Darſtellung vorzüglich angezogen zu werden, die der Wolfiſchen Methode bei mir ſogleich Eingang verſchaffte, mußte mich in der Heilkunde ſo bald für Boerhave'n gewinnen, als ich ihn kennen lernte, und Gaubius mir in der Medicin werden, was mir Baumgarten in der Philoſophie war. Doch konnte meine Anhänglichkeit, da ich einmal zweifeln gelernt hatte, nicht ſo lange dauern, und nachdem ich mir einige Kenntniſſe in den theoretiſchen Theilen der Heilkunde erwer-

den hatte, wandte ich meine Dialektik gegen die Heilkunde an, und fand sie sehr schwach begründet. Dies forderte mich zur Untersuchung ihrer Grundsätze auf, und diese Untersuchung wurde der Gegenstand mehrerer im Jahre 1786 mit meinem Osterhausen gewechselten Briefe. Mit den Resultaten, die ich damals fand, bin ich noch einverstanden, und was ich nachher von meinen entworfenen Organen der Heilkunde bekannt machte, ist eine weitere Ausführung der Briefe. Eine Beschäftigung des Geistes, die durch die Zeitgeschichte veranlaßt wurde, lenkte mich von der Fortsetzung dieser Untersuchungen ab; nämlich durch die damalige Verfolgung und Aufhebung des Illuminatenordens wurde meine Aufmerksamkeit auf geheime Gesellschaften gelenkt, und ich unterhielt mich mit meinen Freunden darüber. Da es so sehr leicht ist, zu bemerken, daß die Menschen selten sind, wie sie nach einem moralischen Ideal sein sollten, und die Eitelkeit uns veranlaßt, sich zu den Bessern zu zählen, so stieg in mir der Wunsch auf, die andern Menschen so gut zu machen, als ich nebst meinen Freunden zu sein glaubte, und einen Plan zu einem Bunde aller bessern Menschen zur Erziehung der übrigen zu entwerfen. Mein Plan erhielt den Beifall meiner innigsten Freunde, aber wie er ins Werk zu setzen, das wußte keiner, denn alle äußern Vortheile, welche geheime Gesellschaften dem größern Haufen wünschenswerth machen, waren daraus verbannt, und wir konnten dadurch nicht inniger vereint werden. Die Kritik, die mir einer meiner frühern Lehrer, ein Jugendfreund meines Vaters, Rektor Lederer, als ich ihm den Plan meines Bundes zur Erziehung des Menschengeschlechts vorlas, darüber mit den Worten machte: „Ach Gott, wie leid thut es mir, daß ich keine Mitglieder dazu vorzuschlagen weiß!“ schlug meine Hoffnung nieder und erweckte die Ueberzeugung, daß es zu dem wahren Guten keiner andern Verbindung, als der eines tugendhaften Wandels bedürfe.

Mit vieler Wehmuth erfüllte mich aber der Gedanke, daß es unmöglich sei, in meiner Lage etwas für die Mensch-

heit Wichtiges zu beginnen. Das Streben nach idealiſcher Größe in meinem Innern und die Unmöglichkeit, durch meine Thaten ſie auch für andere ſcheinbar zu machen, hatte mich ſchon früher manchmal ſchwermüthig gemacht, und nur die Erkenntniß, daß ich meinem Ideale ſelbſt noch nicht Genüge leiſtete, erhielt mich in fortdauerndem Streben nach Vervollkommnung. Oft aber ſtieg meine Unzufriedenheit mit der Welt zu einem Grade, der mir den Gedanken des Selbſtmordes eingab, und mich vielleicht auch hätte dahin führen können, wenn nicht Freundſchaft und Liebe mich wieder erheitert und mir den Geſchmack am Leben erhalten hätten. Eben ſo viel trug aber auch dies dazu bei, mich von dieſem Verbrechen abzuhalten, daß ich über die Unrechtmäßigkeit des Selbſtmordes bei kaltem Nachdenken entſchieden, und ich es mir überhaupt zur Maxime gemacht hatte, in allen Kämpfen der Leidenſchaft nicht mehr zu vernünfteln, ſondern die von meinen frühern Unterſuchungen im Gedächtniß behaltenen Reſultate als unbedingte Gebote zu beobachten. Es iſt eine pragmatiſche Regel für jeden Menſchen, wenn ihn eine Gemüthsbewegung zu etwas treibt, ſich nach den frühern Reſultaten ſeiner Unterſuchungen ſchlechterdings zu richten, oder wenn er ſich keiner bewußt iſt, ſeiner Neigung, ohne zu vernünfteln, zu folgen, denn dann kann er Andern oder ſich nur Schaden zuziehen, den er abbüßen kann, wenn ſie wider Recht oder Klugheit iſt; aber will er, während die Neigungen ihn ziehen, erſt unterſuchen, ſo bringen ſie gewiß ſeine Urtheilskraft unter ihren Fuß, und er ſetzt ſich der Gefahr aus, anſtatt nur eine ſchlechte Handlung begangen zu haben, ein ſchlechter Menſch geworden zu ſeyn.

Nun entwickelte ſich endlich meine Beſtimmung. Früher im Jahre 1785 machte ich die Bekanntſchaft des Hofraths von Siebold auf einer ſeiner Reiſen durch Nürnberg. Dieſen für ſeine Kunſt einzig lebenden Mann gewannen meine wenigen mediciniſchen und chirurgiſchen Kenntniſſe, er ermahnte mich, mich ganz der Heilkunde zu widmen, und verſprach mir, wenn ich Würzburg zu meinem Aufenthalte wählen

Eitelkeit nicht freisprechen, aber doch von Selbstsucht; und Eitelkeit erschien mir von jeher, wie die Klippe manches Karakters, so auch die Klippe mancher Beurtheilungen, ein wandelbarer, wetterwendischer Stoff, der sich bald hie bald da ansetzt, und am Ende oft am wenigsten da seines Giftes übrig läßt, wo dasselbe am heftigsten sich hervorgethan. Mir sind in dieser Art merkwürdige Dinge vorgekommen, und ich bin an der Eitelkeit wirklich irre geworden. Ja, manchen Menschen ist sie, wie die Knabenliebe unter den griechischen Weisen, bei den orientalischen Dichtern, nicht einmal häßlich: erst mit der Selbstsucht, also mit Härte, gepaart, erscheint sie durchaus abscheulich. Möchten Sie doch ein ausführliches Werk über Schlabrendorf liefern! Ich bin überzeugt, Sie würden ihn, selbst aus ungünstigem Gesichtspunkte, einzig schildern, und am Ende doch milder geben, als aus einem kurzen flüchtigen Ausspruche sich abnehmen läßt.

Wir leiden hier fortwährend an großer Hitze und Dürre; das Grün dieses sonst so frischen Thales vertrocknet mehr und mehr, und der Regen schwebt unerbittlich in fern gezeigtem Gewölk vorüber. Auch in andrem Betreff ist Baden dieses Jahr ungemein dürr, gegen sonst nur wenig besucht, für die Gesellschaft versteift durch Hofwesen und Vornehmthun; jedes Friedensjahr steigert den Dünkel und die Absonderung des Aristokratismus, was er etwa neben sich noch gelten läßt, ist entschiedener Reichthum, besonders anfaßbarer, der etwa erheirathet oder sonst getheilt werden kann! Ich habe mich den Höfen hier nicht ganz entziehen können, thue es aber doch so viel als möglich. Wenn ich aufrichtig sein soll, so fühl' ich schon einen starken Zug nach Hause, einzig der Arbeiten wegen, mich drängt es, an so manche beabsichtigte Ausführung die versuchende Hand zu legen. Hier habe ich eine Bitte an Sie zu richten, lieber Freund! Ich habe aller-

wollte, mich auf das möglichste zu unterstützen. Ich dachte aber nicht daran, bis im Jahr 1787 meine Mutter starb. Nach beständigem Kränkeln fand ich sie eines Morgens mit einer rothlaufähnlichen Geschwulst am Kopfe und im Gesichte ohne Besinnung im Bette, und meine Versuche, sie ihr zu geben, waren fruchtlos, sie starb noch am nämlichen Tage. Ich habe bisher noch keinen Kranken in ähnlichem Zustande gesehen, und kann daher auch nicht sagen, ob ich sie richtig oder falsch behandelt; ich wählte zur versuchten Heilung Blutegel, Blasenpflaster und Klystiere. Der Tod meiner Mutter veranlaßte mich, über meine künftige Lebensart reiflicher, als bisher, nachzudenken. Ich fand es billig, daß mein Vater nochmals heirathen sollte, und daß ich, um ihm nicht im Wege zu sein, das Haus verließe. Ich erinnerte mich Siebolds Versprechen und ging im Herbste 1788 mit meinem Freunde Osterhausen nach Würzburg. Hofrath von Siebold hielt mir Wort. Ich genoß von ihm allen Unterricht, den er ertheilte, unentgeltlich, ich ward von ihm wie ein Sohn behandelt, und er gehört unter die wenigen Personen, denen ich für genossene Wohlthaten verpflichtet bin, und wo mir die Erinnerung derselben noch so angenehm ist, als wenn ich sie erzeigt, anstatt genossen hätte.

Zwei Jahre verlebte ich in Würzburg in einem Kreise von Jünglingen, denen es ein Ernst war, sich zu unterrichten, und dies gab unseren Freuden, die wir uns nicht versagten, die Würde verdienter und nothwendiger Erholung von unserer Anstrengung.

Durch meine Art mich zu bilden zu sehr gewohnt, den theoretischen Unterricht nur von Büchern zu empfangen, besuchte ich außer Siebolds Vorlesungen und dem praktischen Klinikum von Hofrath Wilhelmi keinen andern Lehrvortrag, sondern widmete meine Zeit der Besorgung von Patienten unter Siebolds Leitung, den Anatomien, dem Lesen, dem Nachdenken und dem Briefwechsel über wissenschaftliche Gegenstände mit meinen Freunden. Der Verkehr mit meinen

Freunden milderte in etwas den nachtheiligen Einfluß, welchen das ausschließliche Lernen aus Büchern auf meinen Karakter hatte. Was man aus Büchern lernt, dafür glaubt man niemand verbindlich zu sein, es bildet sich ein stolzes Gefühl von selbsterworbenem Werthe, und man beurtheilt alle Menschen nur nach dem, was sie einem sagen können, das noch in keinem Buche steht. Man achtet nur das geniale Selbstdenken und verachtet zu sehr das zu den wirklichen Vorfällen des menschlichen Lebens nothwendige Ausüben dessen, was man weiß, wenn es auch kein völlig gründliches Wissen ist. Man setzt das Brauchbare mit dem Gemeinen in Eine Klasse und strebt nur nach dem Bewundernswürdigen, wenn es auch dem Menschen nichts nützen kann.

Im Jahr 1790 im Frühjahr verließ mich zuerst mein Freund Osterhausen, um eine weite Reise zu machen, und im Sommer darauf verließ ich auch Würzburg. Ich reis'te nach Frankfurt am Main, um die Wahl und Krönung Kaiser Leopolds zu sehen, und hatte davon den Nutzen, daß ich allen Geschmack, solchen kostbaren Ceremonien nachzulaufen, verlor, und ging mit reiflicherer Erwägung des Spruchs: „Alles ist eitel", zurück, als ich gekommen war. Meine Gemüthsstimmung war in dieser Zeit trauriger, als sie bisher noch je war, denn nun sollte ich wählen, wie ich der Welt nützlich sein und mich selbst ernähren wollte. Meine Wahl des mediciniſchen Studiums war mehr ein schneller Entschluß als eine durch Ueberlegung auf Anregung bestimmter Neigung getroffene Wahl. Alles was ich gelernt hatte, lernte ich, weil ich Geschmack daran fand. Was ich that, that ich ohne alle Rücksicht auf Belohnung, weil es mir gefiel. Dies freie Spiel meiner Kräfte mußte nun aufhören, ich sollte arbeiten, um mein Brot zu verdienen, und zwar nicht mit meinen Händen, wie es in meines Vaters Hause geschehen war, sondern mit meinem Geist. Für das, was meine Hände leisteten, Geld zu nehmen, das kam mir natürlich vor, weil ich es von Jugend auf von meinem Vater

gesehen hatte, und ward in meinem Gefühle noch dadurch veredelt, daß ich von diesem Gelde keinen andern Gebrauch, als für die Bildung meines Geistes, machte; aber dies freie Spiel meiner Geisteskräfte einzuschränken, und das nur durch sie hervorzubringen, was von andern Menschen des Geldes werth gehalten wird, dies schien mir unmöglich. Hätte meines Vaters Geschäft zwei Haushaltungen ernähren können, so wäre mein Entschluß gefaßt gewesen, ich wäre bei meiner Profession geblieben und hätte die Wissenschaften und Künste zu meiner Erholung getrieben; aber so hätte ich auch hier ein anderes Fach wählen und nicht bloß für Geld arbeiten können, sondern mir erst Kundschaft machen und meine Abneigung gegen alle Kollision in Erwerbssachen mit andern Menschen überwinden müssen. Die Stimmung meines Gemüths zeigte sich gänzlich zur Melancholie, und der Gedanke, verhungern zu müssen, der mich schon in der Periode meiner Nervenschwäche manchmal ängstigte, wäre wahrscheinlich zur fixen Idee geworden, wenn meine vielseitige Bildung mir nicht überall Gegenstände zur Zerstreuung gezeigt und meine Religion nicht den Gedanken in mir lebendig erhalten hätte, daß, wenn mein Leben in den Plan der Vorsehung zur Erziehung der Menschheit gehörte, sie auch für dasselbe sorgen würde, und wenn es nur ein Glied in der Kette der Naturwesen sein sollte, es für mich auch keinen Werth haben und ich nichts daran verlieren könnte. Dieser Gedanke war stets mein Trost in allen Gefahren, und damals erhielt er meine Kraft, daß ich, ohne mich um die entfernte Zukunft zu bekümmern, mich entschloß, eine Reise zu machen und den Zufall über mich walten zu lassen. Um meinen Lesern meine Schwermuth begreiflich zu machen, muß ich noch bemerken, daß ich eine starke Abneigung hatte, unter den Aerzten meiner Vaterstadt zu leben, weil sie mich, so wie die übrigen Fakultätsgelehrten, zu hassen schienen; daß ich auf keinen einzigen Gönner zu rechnen hatte, weil ich nur daran dachte, die Freundschaft derer, die ich achtete, aber mir die Gewogenheit derer, die mir nützen konnten, zu erwerben. Um diesen Zug meines Karakters zu

erklären, muß ich noch einmal auf die Umstände meiner frühern Bildung zurückgehen.

Mein Vater hatte bei einer fröhlichen Laune das Talent, die meisten Menschen bis zur Täuschung nachzuahmen. Ich erinnere mich noch, daß ein Bierwirth, als er an der Thüre seiner Schenkstube stand, während mein Vater, der immer seine Rolle spielte, mit ängstlicher Verlegenheit ausrief: „Nun weiß ich nicht, bin draußen oder drinn!“ Da mein Vater deßwegen von lustiger Gesellschaft gesucht wurde, und ich daher von Jugend auf über die lächerlichen Gebrechen Andrer spotten hörte, so erwachte in mir ein Hang zur Satyre, der sich vorzüglich frühe zur Ironie ausbildete. Diese Art des Spottes war aber bei mir, so wie in der Gesellschaft, wo ich ihn lernte, ohne alle Bösartigkeit, und jeder ertrug ihn eben so gutmüthig, wenn er über ihn ergossen wurde, als er ihn muthwillig bei irgend einer Gelegenheit über Andre ergehen ließ. Dies verleitete mich, den Spott bloß als eine Gelegenheit, seinen Witz zu zeigen und gar nicht als eine Beleidigung anzusehen, die jemand übel nehmen könnte. Meine Nachforschungen über wissenschaftliche Gegenstände gaben mir eine ernsthafte Miene, und meine Gleichgültigkeit gegen alles Gewöhnliche im menschlichen Leben, das unter dem Namen von Neuigkeiten die Unterhaltung vieler Menschen ausmacht, machte mich still und gab mir für Viele das Ansehen von Einfältigkeit. Ich sprach nur dann einige Worte, wenn sich mir Gelegenheit zu witzigem Spott zeigte, und beleidigte dadurch, ohne daß ich es wollte, um so tiefer, da es ganz unerwartet kam und mein Spiel des Witzes für einen Ausfluß eines boshaften Herzens gehalten wurde. Ich machte mir dadurch viele heimliche Feinde, ohne daß ich es wußte, und jeder, der mich nicht ganz kannte, und dies waren sehr wenige, machte es sich zum Geschäft, mich zu demüthigen, oder, wenn dies nicht gelang, mich noch Mehreren verhaßt zu machen. So lange ich nicht daran dachte, daß man ohne Gunst seiner Mitbürger nicht glücklich unter ihnen leben kann, so lebte ich darüber in gänzlicher Sorglosigkeit; aber nun, da ich

meine Lebensart mir wählen ſollte, fing ich an es zu fühlen, und es vermehrte meine Aengſtlichkeit über mein künftiges Schickſal, ohne den lebendigen Entſchluß hervorzubringen, mich zu ändern, ſondern ich fing vielmehr an, diejenigen, über deren Fehler ich bisher nur geſpottet hatte, zu verachten. Nur mein unbedingtes Vertrauen auf meine Freunde, und die Gewißheit, daß dieſe mich liebten, rettete mich von der Klippe, an der Rouſſeau ſcheiterte: mich auf der einen und alle andern Menſchen auf der andern Seite als zwei Parteien zu betrachten. Ich entſchloß mich alſo, eine Reiſe zu machen und meinen Lieblingsgedanken auszuführen, Kant zu ſehen und zu ſprechen. Reinhold in Jena hatte mich durch ſeine Theorie des Vorſtellungsvermögens ſehr angezogen, und ich verſprach mir eine Erweiterung meiner philoſophiſchen Kenntniſſe durch ſeinen Umgang; ich beſchloß daher, den Winter in Jena zuzubringen. Ich fand hier Reinhold ſo liebenswürdig, als ich mir ihn vorgeſtellt hatte, und ſein Haus war mein liebſter Aufenthalt. Ich kam in vertraulichen Umgang mit Schiller und erlangte die Freundſchaft Wielands. Dies war Lohn genug für dieſe kleine Reiſe, aber es war mir noch mehr beſchieden, — ich fand dort einen Baron Herbert aus Klagenfurt, den die Liebe zum Wiſſen allein bis dorthin geführt hatte, und der daher meine ganze Aufmerkſamkeit auf ſich zog. So wie das Intereſſe am Vergänglichen die Menſchen theilt und Zwietracht unter ſie bringt, ſo einigt ſie das Intereſſe am Unvergänglichen, d. h. an Wahrheit, Kunſt und Recht, und verbindet ſie zur Freundſchaft. Wir wurden daher bald die innigſten Freunde, und die ſeligen Stunden, die wir in Geſellſchaft verlebten, erſetzten mir meinen Oſterhauſen. Ich verſprach ihm, nach meinem Beſuch bei Kant zu ihm zu kommen.

Durch Schillers Bekanntſchaft wurde ich veranlaßt, ihn in Rudolſtadt bei ſeinem Schwager zu beſuchen. Ich verlebte hier einige der glücklichſten Tage meines Lebens, unter lauter gebildeten Menſchen, die mich an äußerer Bildung alle übertrafen, und die doch Güte genug hatten, mir meine innere

als einen Ersatz für die äußere anzunehmen. Die Prinzen und Prinzessinnen kamen beständig in dieses Haus, und meine geringe Fertigkeit im Zeichnen und Kenntniß des Generalbasses erwarb mir ihre Gunst. Ich wurde hier zum erstenmal Schriftsteller und schrieb den Anfang einer Sammlung von Gesprächen, wozu ich den Plan schon früher gemacht hatte. Sie wurden unter der Aufschrift: „Mimer und seine jungen Freunde" in der Thalia abgedruckt.

Der Ton, der hier herrschte, war die unschuldigste Geselligkeit, die ich bisher gesehen hatte. Ich war eines Abends auf dem Schlosse und phantasirte auf Verlangen auf einem Fortepiano; meine Laune gab mir deutsche Tänze ein, und diese wirkten auf die Gesellschaft so, daß sie zu tanzen anfing und ich meine Tänze fortspielen mußte. Reinhold, der auch auf Besuch hier war, sagte mir in's Ohr: „Nun erfahre ich, was ich in meinem Leben nicht erwartet habe, daß ein Hof nach der Musik eines Philosophen tanzt"; es hörte es aber doch ein Nahestehender, der Scherz wurde in der Gesellschaft verbreitet und gefiel jederman. — O mein Vaterland, was könnte die Menschheit von dir hoffen — und was erlebe ich an dir! —

Mit dem Buchhändler Göschen ging ich zu Fuß zurück nach Jena, und fand auch in ihm einen Freund. Unsere Hoffnungen von der deutschen Litteratur waren groß. Er leistete für sie, was kaum zu erwarten war, und ich blieb in meinen Versprechungen, doch nicht ganz mit meiner Schuld, zurück. — Auf unserm Wege beschäftigte uns der Plan einer Bibelübersetzung als Toilettenbuch. Die Uebersetzung wurde von uns vertheilt, und wir sahen im Geiste die Früchte dieses Unternehmens der größern Mittheilung dieser Geschichte der Menschheit, welche dieses Buch nicht sowohl durch die Erzählungen selbst, als vielmehr durch die Art, wie erzählt wird, und durch das Umfassende in der Darstellung aller Situationen, in welche die Menschen als Naturwesen kommen müssen, liefert. Wir ergötzten uns an dem Einfluß, den das Studium der Bibliothek des ältesten uns bekannten Volks auf die

die Bildung der Menschen haben würde, wenn man es einmal als ein in den Plan der göttlichen Vorsehung gehöriges Mittel zur Verständigung des Menschen mit sich selbst, und nicht mehr als von Gott eingegebenen Buchstaben betrachten würde. Der Weg wurde uns durch diese Betrachtungen so angenehm, wie ein Weg zur ewigen Seligkeit. Aus dem Vorhaben ist zwar nichts geworden, aber es hat sich doch hinlänglich durch den Genuß, den mir die Erinnerung noch giebt, belohnt.

Von Jena reis'te ich über Göttingen durch den Harz und über Hamburg und Kiel nach Kopenhagen, wo ich von Reinhold an Professor Baggesen empfohlen war, und von diesem in das Haus des Ministers Schimmelmann eingeführt wurde. Mein Aufenthalt daselbst gehört auch unter meine seligen Erinnerungen. Von Kopenhagen ging ich zur See nach Memel, und von da nach Königsberg. Hier genoß ich den Umgang Kants und lebte selige Tage. Die Art, wie ich mit Kant über seine Werke sprach, schien ihm unerwartet zu sein, ich verlangte von ihm keine Erläuterungen, sondern dankte ihm nur für die Wonne, die sie mir verschafft hatten, und sagte ihm kein schmeichelhaftes Wort deßwegen. Diese Leichtigkeit ihn zu verstehen, die sich in mir ausdrückte, schien ihn anfangs zweifelhaft zu machen, ob ich seine Werke gelesen hätte, aber bald verständigten wir uns und fanden uns als für einander passende Gesellschafter. Es tröstete mich über manches widrige Urtheil, das manche Gelehrte über mich fällten, daß mir Kant, nachdem ich wieder in meiner Vaterstadt angelangt war, schrieb: „Unter allen Personen, die ich bisher mir kennen lernte, wünschte ich mir keinen mehr zum täglichen Umgange, als Sie.“ — Von Königsberg ging ich, nach einigem Aufenthalt in den merkwürdigsten Städten, wo ich mehrere mir interessante Bekanntschaften machte, zu meinem Freund Herbert nach Klagenfurt, der mich durch Venedig, Verona und Tyrol nach meiner Vaterstadt begleitete. Auf dieser Reise lernten wir uns ganz kennen. Unsere Freundschaft wurde für die Ewigkeit geschlossen, kein Schwanken wurde daher in ihr

angetroffen, und ich danke ihm meine bisherige Unabhängigkeit von allem, was nicht den Beifall meines beſſern Selbſts hat. Wenn ich es erleben ſollte, daß ich meinen Lebenslauf weiter, als bis zu dieſer Epoche, mit der Genauigkeit in der Entwickelung der Einflüſſe auf mein Schickſal und meine Bildung fortführen kann, ohne unbefugter Weiſe in die Lebensverhältniſſe noch lebender Perſonen einzugreifen, ohne mich nothwendig parteiiſchen Richtern preiszugeben: dann kann ich erſt ſagen, was ich meinem Herbert verdanke! Mit der erworbenen Freundſchaft meines Herberts ſchließe ich die Geſchichte meines innern Lebens und erzähle mein äußeres mit aller Wahrhaftigkeit in dem, was ich erzähle, aber auch mit Weglaſſung von allem, was ich nicht ganz wahrhaft ſagen zu dürfen glaube. Ich erzähle nun nicht weiter, was nur ich wiſſen kann, ſondern was auch jemand, der mich beobachtet, wiſſen könnte, und ich ſollte von nun an auch in dem Tone des Geſchichtſchreibers von mir reden, aber der Gleichförmigkeit wegen werde ich in dem nämlichen Tone von mir zu erzählen fortfahren.

Ob ich gleich, wie ich oben ſchon erwähnte, in Nürnberg nicht praktiziren wollte, ſo promovirte ich doch auf der Univerſität Altorf. Meine Disputation wurde über eine Diſſertation, die einen Theil von meinem Organon der Heilkunde unter dem Titel: „Idea organi medici“ enthielt, gehalten, welche nun, da ich meine Gedanken, durch meine Ungeſchicklichkeit Latein zu ſchreiben, entſtellte, vergeſſen iſt, und es auch bleiben muß. Mein Examen konnte mir wenig Ehre bringen, denn ich ſagte meinem Examinator in der Anatomie, daß es eilf Paar Gehirnnerven gäbe, und dieſer wußte nur neun; dem in der Chemie, daß reines Kali zur Seife gehörte, und dieſer hielt das kauſtiſche für verunreinigtes; und ein dritter, der mich über mitgebrachte Pflanzen examinirte, die ich gerade kannte, nahm es mir übel, daß ich über die Frage, welche Kräfte, ob operativas, carminativas, incidentes u. ſ. w. ſie beſäßen, lachen mußte, und wurde noch böſer, als ich, da er mit hochweiſer Miene über mein thema de nutri-

tione bemerkte, daß ich darinnen der membrana ruyschiana nicht einmal erwähnt hätte, ihm sagte, daß zu ihrer Erzeugung keine Gelegenheit im gesunden lebenden Körper sich fände. Ich wurde aber doch zur Disputation zugelassen und promovirt. Ich weiß mir nur aus meiner melancholischen Gemüthsstimmung, die ich oben schilderte, und die mich verhinderte, frei über die Begebenheiten zu reflektiren, zu erklären, daß mich mein Examen weniger belehrte, als mein Streit mit meiner Großmutter über die Gespenster, und daß ich erst seit kurzem lernte, daß, so wie der Aberglaube nicht durch Erfahrung, der Eigendünkel der Gelehrsamkeit auch nicht durch gründliche Beurtheilung der von ihm nachgebeteten angeblichen Erfahrung zu bezwingen ist. Nach erlangter Doctorwürde heirathete ich, und wollte mich einer bloß schriftstellerischen Laufbahn widmen, um meinen sehr frühe gemachten Entwurf einer Theorie der Gesetzgebung auszuführen. Mein Organon der Heilkunde, eine Untersuchung über die Verrückungen und der philosophische Roman: Mimer und seine jungen Freunde, sollten in Zwischenzeiten zur Erholung ausgearbeitet werden, damit mein Geist nicht durch Einförmigkeit des Gegenstandes erlahmte. Durch ein freies Spiel meiner Geisteskräfte mit allen Gegenständen des Wissens und Könnens, unter dem Titel: Arkesilas, wollte ich mich theils auch erholen, theils der Welt meine Stärke in der Dialektik zeigen. Durch Aufforderungen wurde ich auch Recensent. Unter meine Recensionen rechne ich die über Herrn Professor Schmids Moral in der Allgemeinen Jenaer Litteraturzeitung, wo ich den Begriff vom Recht in seiner ganzen Sphäre darzustellen suchte, zu den gehaltreichsten. Als Schriftsteller setzte ich Mimer und seine jungen Freunde in der neuen Thalia fort und arbeitete für den neuen Merkur eine Abhandlung über die Alleinherrschaft aus. Ich wurde zu dieser Abhandlung durch eine Rede des Boettie, die sich als Anhang bei Montagne's Versuchen findet, veranlaßt. Ich machte mir zuerst die bloß dialektische Aufgabe, sie zu widerlegen, und hielt es dann aber auch für nothwendig, weil es zur Theo-

rie der Gesetzgebung gehört, um aus philosophischen Principien die Zulässigkeit oder Verwerflichkeit der Alleinherrschaft zu untersuchen. Ich fand bald, daß alle moralischen Principien in der Lehre von der besten Regierungsform ohne direkten Gebrauch sind, weil hier der Mensch nicht nach dem genommen werden kann, was er sein soll, sondern nach dem, was er ist und nicht sein soll; ferner, daß die Form der Regierung keine Garantie für die wirkliche Güte derselben sein kann, und also die Form der Regierung keinen andern Werth haben kann, als daß sie ein schönes Symbol der Achtung für Menschenrechte ist. Ich leitete daher, was ich noch bei keinem politischen Schriftsteller fand, die Form der Regierung aus der Form eines moralischen Entschlusses ab. Meine Abhandlung gefiel Wieland und wohl auch noch einigen Lesern, aber kein Recensent bemerkte das Eigenthümliche derselben. Vielleicht war auch das Resultat, daß die Alleinherrschaft so statt finden könne, daß sie alle Forderungen, die der moralische Mensch an eine Regierung machen kann, befriedige, nicht in dem Geiste des Jahrzehents, bei einem Theile der gelehrten Welt, und die freie Untersuchung darüber nicht nach dem Geschmack des andern. Der Antheil, den ich von früher Jugend an den Welthändeln nahm, wenn sie die Rechte der Menschheit betrafen, machte die französische Revolution zu einem wichtigen Gegenstand meiner Aufmerksamkeit, aber so groß meine Freude über das Unternehmen war, kosmopolitische Ideen zu realisiren, so wenig konnte mir die Ausführung gefallen; ich zitterte für Deutschland und fürchtete mich vor der Verlegenheit, eine Partei ergreifen zu müssen, wo ich beide haßte, die eine, nach damaligem Sprachgebrauch die aristokratische, wegen dem, was sie wollte, und die andere, die demokratische, wegen dem, was sie that. Meine bürgerliche Lage gefiel mir auch nicht, und so hegte ich den Wunsch, Europa verlassen zu können. In dieser Stimmung wurde mir von Würzburg aus ein Mensch empfohlen, der sich für einen amerikanischen Obersten ausgab, sich William Pearce nannte und mit allen nöthigen Zeugnissen dieses Karakters

lei Briefe wieder durchgelesen, die mir zu meinen Arbeiten dienen können, mehrere Freunde haben mir meine eigenen bereitwillig dargeliehen. Ein gleiches würde von Ihnen mir höchst ersprießlich sein! Wollen Sie mir mit guter Gelegenheit meine an Sie geschriebenen Briefe, von 1817 an bis 1823 einschließlich, geneigtest zukommen lassen? Ich würde Ihnen sehr dafür verpflichtet sein. Die Verfügung darüber verbliebe Ihnen, nach genommener Einsicht, ganz wie vorher. So viele Färbungen des Augenblicks, Wetterstimmungen der Ereignisse, eigentlich die wahren Lebenszüge der Geschichte, sind nur aus solchen Blättern zu entlehnen. Sein Sie mir gütigst behülflich, und gedenken Sie in diesem Sinne auch fernerhin meiner, falls die noch fehlenden Schlabrendorf'schen Briefe Ihnen vor Augen kommen. Nach Berlin, unter Herrn von Stägemann's Adresse, geschieht die Sendung wohl jederzeit am leichtesten und sichersten.

Wir haben Chateaubriands Note über die Griechen mit eifrigem Antheil durchlesen. Sein Wort ist wirksam, weil es das seine ist, zahllose Verdächtigungen schlägt sein Name nieder; in der Politik gilt wie in der Medizin gar sehr das Ansehen des Mannes, den man sich erwählt hat, und Chateaubriand ist in vielen Häusern eine Art angenommener Doktor. Die Siege Ibrahim-Pascha's in Morea verbreiten unter den Griechenfreunden Schrecken; allein die Seesiege der Griechen scheinen mir für den Augenblick die wichtigern. — Auch Keratry's Schrift haben wir durchgesehen.

Wenn die Franzosen sich entschließen könnten, massenweise Protestanten zu werden, das gäbe eine herrliche Wendung der Dinge! In jedem Falle sind die hierarchischen Betriebsamkeiten ein wichtiger Inhalt unserer Tagesgeschichte, und nirgends zu verabsäumen in Wachsamkeit und Gegenwehr! —

verſehen war. Wie dieſer Menſch zu dieſen Urkunden kam, womit er ſich auch in München und an der öſterreichiſchen Gränze legitimirte, kann ich mir noch nicht befriedigend erklären. Kurz dieſer Menſch gewann durch ſeine Urkunden mein Zutrauen, ich glaubte ihm, daß er mir eine Regimentschirurgenſtelle in amerikaniſchen Dienſten verſchaffen könnte, und war entſchloſſen, mit ihm nach den Vereinigten Staaten zu gehen. Mein Schwiegervater gab ihm auf ausgeſtellte Anweiſungen Geld, ich reiſ'te mit ihm nach München und Salzburg, von wo er nach Linz und ich zu meinem Freund Herbert, um Abſchied zu nehmen, nach Klagenfurt reiſ'te. In Salzburg wollte er mich wieder erwarten. Bei meiner Ankunft in Salzburg fand ich nicht ihn, ſondern einen Brief, in dem er mir ſagte, daß er gleich nach München abgereist ſei, und in München fand ich anſtatt ſeiner die Gewißheit, daß er ein Betrüger war. Hier fand ich nun das erſtemal in meinem Leben den Schmerz, ſich in ſeinen Hoffnungen getäuſcht und dem Spott preisgegeben zu ſehen. Wo ich mich hinwenden, was ich beginnen ſollte, das war mir im Anfang unmöglich zu entſcheiden; endlich faßte ich den Entſchluß, zu meinem Freund Herbert, der eine Reiſe nach Italien machte, zu ſtoßen und ihn in Verona zu erwarten. Dieſer Entſchluß rettete mein Leben, und ich lernte in den Armen meines Freundes mich über den Betrug tröſten, der mich nur ärmer gemacht und dem Hohn meiner Feinde einige Zeit preisgegeben, aber an meinem Karakter nichts ändern, meinen wahren Werth nicht vermindern konnte. Ich finde nun wahr, was mir der Geiſtlicherath Obertbür in Würzburg ſagte: „Ich bin von Ihnen überzeugt, daß Sie für das Geld, was Ihnen dieſe Geſchichte koſtet, genug Unterricht erhalten haben, und daß Sie ſie einſt nicht mehr unter Ihre Unglücksfälle zählen werden.“

Bei meiner Rückkehr nach Nürnberg beſchäftigte ich mich wieder mit meinen litterariſchen Planen, und beſonders mit meiner Theorie der Geſetzgebung, von der ich einzelne Abſchnitte ausarbeitete. Die Beſtimmung des formalen Prin-

cips iſt in den Horen abgedruckt, unter dem Titel: „Ueber die Idee der Gerechtigkeit als Princip der Geſetzgebung.“ Die Erörterung der Geſetzgebung in der Idee entgegengeſetzten Princips, oder die bloß materielle Beſtimmung des Willens, iſt in Niethammers Journal unter dem Titel: „Apologie des Teufels“ abgedruckt. Ich wählte dieſe Einkleidung, um zu ſehen, wie geſchickt die Herren Recenſenten wären, Einkleidung und Stoff zu unterſcheiden, und fand, daß ſie das nicht konnten. In eben dieſem Journal finden ſich die Erörterung über das materielle Princip der Geſetzgebung und über die Unſchuld. Der Abhandlung über die Unſchuld, oder den durch die Natur der Geſetzgebung unterworfenen, ſollte ſogleich eine zweite folgen, über das Verderben oder den durch die Natur gegen die Geſetzgebung empörten Willen.

Zu gleicher Zeit arbeitete ich auch einen Abſchnitt von meinem Arkeſilas aus und ließ ihn in den deutſchen Merkur einrücken. Es war der über die Heilkunſt. Hatte ich durch meine Apologie des Teufels die philoſophiſchen Recenſenten in Verſuchung geführt, ſo zeigten ſich die mediciniſchen hier in voller Blöße, und die Angſt, daß ſich die Leute nun weniger Recepte, als ſonſt, von ihnen verſchreiben laſſen dürften, raubte ihnen alle liberale Anſicht, mit der dieſer Aufſatz beurtheilt werden mußte. Von den angeführten Recenſenten nehme ich aber die, von welchen die Reviſion der philoſophiſchen, theologiſchen und mediciniſchen Litteratur in den Ergänzungsblättern der Allgemeinen Litteraturzeitung herſtammt, aus.

* * *

Nachſchrift.

So weit nur hat der Verfaſſer ſeine Lebensgeſchichte fortgeführt. Sie war durch eine im Jahr 1805 von einem Zeichner unternommene Sammlung der Bildniſſe berliniſcher Gelehrten, zu welchen dieſe ſelbſt ihre biographiſchen Umriſſe liefern ſollten, veranlaßt worden; Johann von Müller hatte den Anfang gemacht, einige Andre waren gefolgt,

und auch Erhard wollte seinen Beitrag nicht versagen, als aber das Unternehmen nach geringem Fortgange stockte, ließ er auch seinerseits die Arbeit alsobald ruhen, und so blieb sie, wiewohl noch oft mit Vorliebe bedacht und selbst für ausführliche Umarbeitung zu einem selbstständigen Werk in's Auge gefaßt, unvollendet liegen. Aber auch als Bruchstück, wie sie hier gegeben worden, besteht sie in festem, vielfache Vergleichung aushaltendem Werthe, und darf ohne Frage den schätzenswerthesten Mittheilungen solcher Art beigezählt werden. Sie findet in der nachfolgenden Auswahl von Briefen theils ihre umständlichere Erläuterung, theils ihre weitere Ergänzung. Wir werden von unserer Seite in beiderlei Hinsicht am gehörigen Orte manche Bemerkung einzuschalten haben, dürften aber zweckmäßig hier sogleich die hauptsächlichsten äußeren Züge des ferneren Lebensganges in rasche Uebersicht zusammenfassen.

Erhard hatte anderthalb Jahre zu Würzburg studirt, und die Unterstützung, die sein Vater ihm zukommen ließ, war bei seiner Lebensweise, die jeden unnützen Aufwand mied, für ihn zureichend gewesen. Allein das Gewerbe des Vaters erfuhr mißliche Störung, und die Hülfsmittel für Erhard hörten von dieser Seite auf; ihm blieben jetzt wegen seiner ferneren Studien nur betrübte Aussichten. Sehr gelegen kam unter diesen Umständen das Anerbieten des wohlhabenden Kaufmanns und nürnbergischen Bürgers Golling, dem ausgezeichneten jungen Manne, der so große Erwartungen erregte und zum Theil schon erfüllte, zur Vollendung seiner wissenschaftlichen Bildung und zur Ausführung einer größeren Reise, die ihm als ein schönstes Ziel der Befriedigung vor der Seele schwebte, die nöthigen Geldsummen darzuleihen; eine Tochter Gollings, mit welcher schon freundliche Bekanntschaft bestand, war hierbei näherer Antrieb, ihre Neigung gewann Erwiederung, und Erhard trug kein Bedenken, seine geistigen Hoffnungen wie seine häuslichen Geschicke durch denselben Entschluß festzusetzen. Er studirte noch ein halbes Jahr in Jena und trat dann seine große Reise an, nach

deren Beendigung er im Juli 1792 zu Altorf die Doctorwürde annahm, und unmittelbar darauf zu Nürnberg ſich mit ſeiner bisherigen Braut verheirathete.

In Nürnberg hatte er mannigfachen Verdruß. Die dortigen Aerzte verweigerten ihm die Aufnahme in ihr Kollegium unter dem Vorwande, daß er nicht herkömmlich drei Jahre auf Univerſitäten gelebt. Die ärztliche Praxis, in welcher ihm als einem autodidakten Neuerer der zunftmäßige Widerſpruch nicht erſpart blieb, machte ihm keine Freude. Nur allein von Schriftſtellerei zu leben, mußte ſich bald als ſchwierig ausweiſen. Mancherlei Plane kamen unter dieſen Umſtänden in Anregung; ein akademiſches Lehramt wäre ſeinem Wunſche wie ſeinen Fähigkeiten gemäß geweſen, aber weder in Jena, noch in Erlangen, noch in Straßburg zeigten ſich befriedigende Ausſichten; eine Niederlaſſung in Polen, wo ſchon ein Bruder ſeiner Frau anſäſſig war, blieb gleichfalls unausgeführter Vorſchlag. Die zuletzt getroffene Wahl einer vermeintlichen Anſtellung in nordamerikaniſchen Dienſten hatte den unglücklichſten Erfolg. In dieſer Kataſtrophe nahm Erhard, wie er ſelbſt erzählt, ſeine Zuflucht zu ſeinem Freunde Herbert, mit dem er nochmals eine Reiſe nach Oberitalien machte. Wieder nach Nürnberg zurückgekehrt, fand er daſelbſt ſeine Verhältniſſe um nichts gebeſſert; er blieb in ärztlichen und ſchriftſtelleriſchen Thätigkeiten bemüht, ohne dabei bürgerlich zu gedeihen.

Ein Freund wurde die Veranlaſſung, ihm endlich einen andern Wirkungskreis zu eröffnen. Der als ſachſen-koburgiſcher Miniſter verſtorbene, damals aber in Baireuth bei der preußiſchen Staatsverwaltung thätige Geheimerath Kretſchmann, mit welchem er ſchon früh in litterariſcher Verbindung geſtanden, machte ihn im Jahre 1795 mit dem preußiſchen Staatsminiſter Freiherrn von Hardenberg, damaligen Provinzialminiſter der fränkiſchen Fürſtenthümer, perſönlich bekannt. Dieſer geiſtesrege Staatsmann freute ſich des kenntnißreichen Selbſtdenkers, ließ ſich gern mit ihm in freiſinnige Unterſuchungen

ein, und forderte ihn auf, von seiner Theorie der Gesetzgebung zunächst den Theil zu bearbeiten, der die medicinische Gesetzgebung betrifft; wegen seines geäußerten Wunsches, in preußische Dienste zu treten, versprach er ihm bei der bevorstehenden Organisation des Medicinalwesens in den Fürstenthümern die beste Berücksichtigung. Wirklich wurde Erhard im Jahre 1797 durch ein Ministerialschreiben aus Berlin förmlich nach Ansbach berufen, allein nicht zu Medicinalgeschäften, sondern um verschiedene staatsrechtliche Arbeiten, insbesondere die Widerlegung der seit einiger Zeit erschienenen öffentlichen Angriffe in Betreff der Ausübung der brandenburgischen Landeshoheit in den fränkischen Fürstenthümern, zu übernehmen, wofür ihm eine Besoldung von jährlich 1500 Gulden, eine den Verhältnissen damaliger Zeit nach beträchtliche Summe, ausgesetzt wurde. Doch diese Beschäftigung konnte ihrer Art nach nur eine vorübergehende sein, und da sich in Franken nicht sogleich eine seiner würdige Stelle fand, so faßte er mit Hardenbergs Rath und Empfehlung den Entschluß, geradezu nach Berlin zu gehn, dort als Arzt aufzutreten und künftige weitere Anstellung abzuwarten.

Erhard kam gegen Ausgang des Jahres 1799 nach Berlin und machte daselbst den vorgeschriebenen anatomischen und klinischen Kursus. Wegen des erstern gab es sogleich ein Aergerniß; denn die Behörde, dem in eigengestalteten Ansichten eben so strengen als ergiebigen Autodidakten vorweg nicht sonderlich hold gestimmt, erlegte ihm auf, den einen seiner Vorträge, weil er, ihrem Urtheile nach, „vieles Wichtige und Nöthige von seinem Thema gar nicht vorgetragen, manches Unwahre gesagt, und sich dagegen mit dem Vortrage mancher dahin eigentlich nicht gehörenden Dinge eingelassen", nochmals zu halten, welches er denn endlich auch zur Zufriedenheit vollbrachte. In der öffentlichen Prüfung hingegen bestand er als vorzüglich gut, und wurde demnach im Frühjahr 1800 zur ärztlichen Praxis zugelassen. Durch die Brown'sche Methode, die er in Berlin zuerst laut verkündigte und folgerecht anwandte, machte er Aufsehn, fand mancher-

lei Anhang, aber auch Gegner; doch da ihm der Ruf großen Scharfsinns und ausgebreiteten Wissens, der ihm vorangegangen, stets zur Seite blieb, so konnten ihn die letztern an seinem Emporkommen auf die Dauer nicht hindern. Im Anfange hatte er jedoch öfters mit Verlegenheiten zu kämpfen, wobei sein Freund Herbert ihm nach Kräften beistand. Gleich im Spätwinter 1800 machte Erhard auch den Versuch, im Lehramte aufzutreten. Er unternahm, nach erlangter höchster Erlaubniß, Vorlesungen für Mediciner über die wichtigsten Lehren der praktischen Heilkunde, und zugleich für das größere gebildete Publikum beiderlei Geschlechts Vorträge über physische Erziehung, Lebensordnung und Krankenpflege, jedoch ohne den gewünschten Erfolg, weil die Mediciner damals in Berlin zu gering an Zahl und die wenigen zu zunftmäßig waren, das größere Publikum aber dergleichen allgemeinen Vorträgen noch nicht so entschieden, wie später nach vervielfachten Beispielen, öffentlichen Antheil widmete. An schriftstellerischen Arbeiten lieferte Erhard in den ersten Jahren seines Aufenthalts zu Berlin, außer Aufsätzen in seines Freundes Röschlaub Magazin für die Heilkunde, und in Hufelands Journal für die praktische Heilkunde, seine Theorie der Gesetze, die sich auf das körperliche Wohlsein beziehen, und seine Schrift über höhere Lehranstalten, in welcher letztern er Gedanken ausspricht, die im gelehrten Kreise damals wenig Beachtung fanden, seitdem aber in der bürgerlichen Welt zu tiefeingreifender und weitaussehender Wirksamkeit gekommen sind. Seine Praxis breitete sich allmählig aus, mehrere glückliche Kuren, oft in außerordentlichen Fällen, wo andre Aerzte schon keine Hülfe mehr hoffen ließen, begründeten fortan seinen unbestrittenen Ruf. Ungeachtet seiner Eingenommenheit für die Sätze Browns ließ er doch am Krankenbette ganz der Erfahrung ihr Recht, und befolgte deren Vorschriften auch dann, wenn sie mit jenen Sätzen noch nicht in Zusammenhang zu stellen waren. Sein durchdringender Scharfsinn, der unter dem Gewirr der Erscheinun-

nungen leicht und sicher die wesentlichen erkannte, sein ungeheures Gedächtniß, welches alles Gesehene oder Gelesene für immer festhielt und in jedem Augenblick des Bedarfs darbot, leisteten ihm hier die größten Dienste. Seine Art hatte etwas Besonderes, Trocknes, Stilles; seiner Fragen waren wenige, aber fast immer trafen sie den wesentlichen Punkt, oft bis zur höchsten Ueberraschung des Kranken, der das Eigenthümlichste und Verborgenste seines Zustandes errathen sah, bevor noch dessen mühsame Schilderung begonnen hatte. Er konnte zerstreut scheinen, während er sehr aufmerksam war, von fremdartigen Dingen reden, während seine volle Theilnahme dem Kranken gewidmet blieb. Zutrauen und Anhänglichkeit flößte er jedem ein, der seine Hülfe erfuhr. Sein schlichtes, unbekümmertes Wesen, das auf die äußeren Formen des geselligen Umgangs wenig Werth legte, ihn Schmeicheleien weder ausüben noch annehmen ließ, ihn von den niedrigen Künsten der Sucht zu gelten, der heuchlerischen Weltklugheit und des schnöden Eigennutzes fern hielt, und dabei die klare Sicherheit und Bestimmtheit seines Urtheilens und Handelns, kamen auch seiner ärztlichen Wirksamkeit zu Gut. In späteren Jahren verließ er, wie schon vor ihm Röschlaub, das Brown'sche System, welches durch anhaltende Erfahrung bei ihm erschüttert worden war, doch gab er nicht zu, daß er den Sätzen desselben aus bloßem Irrthum angehangen, sondern meinte, die Stimmung des menschlichen Organismus und der Karakter der Krankheiten selbst verändre sich, und es sei daher gar wohl anzunehmen, daß eine ärztliche Methode, die wir jetzt verwerfen müssen, zu ihrer Zeit vollkommen zweckmäßig gewesen sei. Den Wunderkuren, dem magnetischen Treiben war er stets feind. Gleichwohl hatte er in der Physik, mit der er sich vorzugsweise gern beschäftigte, die eigenthümlichsten Ideen, welche, was bei seiner auf Erfahrungswissenschaften und Mathematik gegründeten Naturforschung sehr merkwürdig ist, ihn über die Gränzen dieser Wissenschaften weit hinausführten, und ihn demjenigen näherten, was ihm als Mystik sonst verhaßt war.

Die Zeit der französischen Bedrückung störte Erhards beginnenden Wohlstand sehr; die Zerrüttung so vieler Verhältnisse, die Unsicherheit andrer, die Unvereinbarkeit so mancher fremden eindringenden und dawider aufgeregten einheimischen Richtungen mit seiner bestimmten Denkweise, alles dieses wurde ihm Grund zu vielfacher Unzufriedenheit. Um so lebhafter nahm er in der Folge Theil an den großen Ereignissen, welche die Wiederherstellung Preußens, Deutschlands bewirkten, und auch ihn dem preußischen Leben, das wieder mit dem süddeutschen zu vertauschen er wohl in einigen Augenblicken versucht gewesen war, nun für immer fest verbanden. Eine Anstellung im Staatsdienste hatte er nicht gesucht; allein der ausgezeichnete Geist und die nützliche Thätigkeit des trefflichen Mannes blieb von Seiten des Staats nicht unberücksichtigt. Im Jahre 1817 wurde er zum Mitgliede der medicinischen Ober-Examinations-Kommission ernannt, im Jahre 1822 zum Ober-Medicinalrath. Sein redliches Wollen, sein thätiger Eifer bewährten sich auch in diesem Verhältnisse. Eine besondre Ehrenauszeichnung widerfuhr ihm durch den König der Niederlande, der ihm, als seinem bewährten Arzte, aus eigner Bewegung den Ritterorden vom belgischen Löwen verlieh, welchen anzulegen sein gnädigster Landesherr ihm huldreichst erlaubte. Seine zunehmende Praxis ließ ihm wenig Zeit mehr zu schriftstellerischen Arbeiten; auch liebte er das Schreiben immer weniger. Doch gab er noch im Jahre 1821 seinen Aufsatz über die Alleinherrschaft in neuer Bearbeitung und vermehrt mit geistreichen Abhandlungen über Ritterthum, Bürgerthum und Mönchthum heraus. Ein durch diese Schrift veranlaßter Brief, worin er mit freier Aufrichtigkeit den geäußerten Einwendungen seines Kritikers Buchholz völlig Recht gab, ist das Letzte, was unter seinem Namen im Druck erschienen ist.

Allzufrüh entriß den trefflichen Mann seinem vielbeschäftigten Leben und segensreichen Beruf ein Schlagfluß, der ihn am 25. November 1827 während eines Gastmahls im Thiergarten, wo die schon kalte Jahrszeit doppelt empfindlich war,

unerwartet traf, und trotz aller angewandten Hülfe schon am 28. tödtlich wurde. Die Heiterkeit seines Gemüths, die ruhige Klarheit seines Sinnes, die Eigenheit seiner Denkweise, zeigten sich hier bis zum letzten Schimmer des Bewußtseins, das ihn erst am dritten Tage verließ, ganz als dieselben, die sie während seiner kräftigsten Lebenszeit gewesen waren. Er starb mit dem Troste des Rechtschaffenen; die gefaßte Hingebung in den Willen des Höchsten hatte ihn schon immer auf seiner Bahn begleitet. Sein Leichenbegängniß gab die große Anzahl und die innige Trauer seiner Freunde und Verehrer zu erkennen. Er hinterließ einen Sohn und zwei Töchter, sämmtlich verheirathet, und acht Enkel; ein würdiger Familienkreis, in dessen Mitte er seine glücklichsten Stunden zugebracht. Auch die Gegenwart einer Schwester, in welcher ein dem seinigen verwandter Karakter ihn mit großer Innigkeit ansprach, hatte seinen letzten Lebensjahren erhöhte Annehmlichkeit gegeben. Seine Frau war nach langwieriger Kränklichkeit schon vor mehreren Jahren ihm vorangegangen.

Ueber Erhards persönlichen Karakter herrscht bei Allen, die ihn kannten, nur Eine Stimme. Als tiefsten Grund aller seiner Ansichten, seines Strebens und Wirkens müssen wir die strengste Sittlichkeit angeben, auf die er alles zurückführte; sein ganzes Denken und Trachten blieb unter allen Umständen zuerst auf Wahrheit und Recht hingewandt, verbunden mit der ächtesten Menschenfreundlichkeit, die er wohlwollend und uneigennützig, aber auch fern von aller gleißnerischen Ziererei, für alle seine Mitbrüder hegte und bewies, deren Tausende in ihm nicht bloß den geschickten Arzt, sondern auch den bewährten Freund und Rathgeber, den gütigen Wohlthäter ehrten. Sein großer Verstand, seine unermeßliche Gelehrsamkeit, sein freundlicher, anspruchloser und doch — könnte man sagen — stolzer Sinn machten seinen Umgang eben so lehrreich als anziehend. Seine Ansichten, von eignen Gesichtspunkten ausgehend und mit geistreicher Dialektik vorgetragen, entfernten sich meist

auffallend von den herrschenden Tagesmeinungen, denen er selten beistimmte, und auch dann nur aus Gründen, die fast ihm allein gehörten. Wie oft er auch durch ungewöhnliche Kombinationen überraschte, so fand man doch bei näherer Prüfung stets einen festen Gedanken in ihm dafür zum Grunde liegen, denn ein bloßes Spiel willkürlicher Verknüpfungen war ihm verhaßt. Wenn er z. B. anmerkte, wie viele und große Mühe sich die Menschen zu geben pflegen, nur um nicht zu arbeiten, so wirkte die Sache selbst in ihm den Witz, welchen das Wort hier ausdrückt. Von seinen Eigenheiten im Leben pflegte schon Schiller zu erzählen; unter anderm, daß er in Nürnberg, als ihm durch Erbschaft ein kleines Haus zugefallen, beim ersten Hineintreten nichts Eiligeres zu thun gehabt, als gleich in die Küche zu gehen und auf dem Herde Feuer anzuzünden, um durch diese Handlung recht eigentlich sein Besitzergreifen auszudrücken. Mehr als alle Gelehrsamkeit und Bildung war ihm der schlichte gesunde Menschenverstand lieb und werth; ihn auszubreiten und aufzusuchen ermüdete er nie; daher suchte er seine Erholung gern an solchen Orten, wo sich bei mäßigen Abendgenüssen einfache Bürgersleute zusammenfanden, deren zwanglose Unterhaltung nicht nur von ihm gewann, sondern auch ihm selbst manchen Gewinn treffenden Urtheils und richtiger Einsicht wiedergab. Alles was den Verkehr, die Gewerbe, die Sitten und Kenntnisse des untern Volkes betraf, hatte für ihn den größten Reiz. In dieser Hinsicht dürfte er wohl mit Franklin verglichen werden, dem er auch in religiöser Denkart und Empfindungsweise ähnlich war. Bemerkenswerth ist es, daß der Kirchenglaube, die Mystik, der Magnetismus, und was er sonst vermeinte, dennoch große Wirkung auf ihn hatte. Die geistlichen Sprüche des Angelus Silesius entzückten ihn, und er sagte deren viele auswendig, in welchen er oft nur einen solchen Inhalt zu finden glaubte, der seinen eignen Meinungen zustimmte; aber diese, wie schroff sie auch häufig erschienen, vereinten sich in ihm mit den frömmsten,

Leben Sie wohl, mein theurer Freund! Genießen Sie schöne Tage, und empfangen Sie mit Rahels herzlichen Grüßen die Versicherung meiner treuesten Liebe und Verehrung! Eine Antwort von Ihnen kann ich noch recht gut hier empfangen, wir reisen nicht vor dem 15. August ab.

Herzlichst Ihr

K. A. V. v. E.

65.

Oelsner an Varnhagen.

Paris, den 11. August 1825.

Eilen muß ich, um wo möglich noch die Post zu erreichen, die Sie zu Baden finden kann. Also treffen wir nicht zusammen, also soll ich Sie nicht umarmen, mein hochverehrtester Freund, der Himmel weiß, ob ich Sie je wiedersehe! Das schmerzt mich unaussprechlich. Mein Paß liegt bereit. Zuförderst wollte ich auf Baden, dann nach Plombieres. Unglücklicherweise hält mich hier, wo ich bin, die Abwesenheit meines Anwalts, der aus seinen Gesundquellen erst übermorgen heimkehrt.

Mit erfrischtem Leben gehen Sie neuen Arbeiten entgegen. Dessen freue ich mich sehr; aber daß ich Ihrer jüngsten Schöpfung, wovon Sie mir ein Exemplar bestimmt, noch nicht ansichtig worden, ist ein ärgerliches Mißgeschick. Die Schuld liegt nicht an Hrn. von Stägemann, sondern an dem Müßiggang der Feldjäger. Wie man sich doch bisweilen täuscht! Seitdem wir als Invalide ausgeschieden sind, glaubte ich, sprudle neue Kraft und Thätigkeit in Haupt und Gliedern des Großh. Badischen Departements. Die hiesige

kindlichſten Ueberzeugungen, die er in bewegten Stimmungen gern und innig ausſprach.

Verzeichniß der Schriften Erhards.

Ideo organi medici. Dissertatio inauguralis. Altorf, 1793. 8.
Ueber das Recht des Volks zu einer Revolution. Jena. 1795. 8.
An Herrn Friedrich Nicolai. 1798. 8.
An Jean Paul mit einer Einlage an Herder. 1800. 8.
Theorie der Geſetze, die ſich auf das körperliche Wohlſein beziehen, und der Benutzung der Heilkunde zum Dienſt der Geſetzgebung. Tübingen, 1800. 8.
Ueber die Einrichtung und den Zweck der höhern Lehranſtalten. Berlin, 1802. 8.
Ueber freiwillige Knechtſchaft, Alleinherrſchaft, Ritterthum, Bürgerthum und Mönchthum. Berlin, 1831. 8.

Prüfung der im 26. Stück der Allgemeinen Litteraturzeitung enthaltenen Beurtheilung der Reinholdiſchen Elementarphiloſophie. (In Reinholds Fundament der philoſophiſchen Wiſſenſchaften. Jena, 1791.)
Mimer und ſeine jungen Freunde. (In Schillers Thalia. St. 12. 1791. und Neuer Thalia. St. 7. 1793.)
Ueber die Alleinherrſchaft. (In Wielands teutſchem Merkur, 1793. St. 3. 4. 12.)
Verſuch einer ſyſtematiſchen Eintheilung der Gemüthskräfte. (In Wagners Beiträgen zur Anthropologie, Bd. 1.)
Verſuch über die Narrheit, beſonders ihre erſten Anfänge. (Ebend.)
Verſuch über die Melancholie. (Ebend. B. 2.)
Das Leben Newtons. (In Göſchens hiſtoriſchem Kalender für Damen. Leipzig, 1791.)
Verſuch für Aufklärung über Menſchenrechte. (In Snells philoſophiſchem Journal, St. 1. 1793.)
Apologie des Teufels. (In Niethammers philoſophiſchem Journal, 1795. Hft. 2.)
Arkeſilas. Ein Fragment über die Heilkunſt. (In Wielands teutſchem Merkur, 1795.)
Die Idee der Gerechtigkeit als Prinzip einer Geſetzgebung betrachtet. (In Schillers Horen, 1795. St 7.)
Ueber das Prinzip der Geſetzgebung, inſofern der Inhalt der Ge-

ſetzgebung dadurch beſtimmt wird. (In Niethammers philoſophiſchem Journal, 1795. Hft. 8.)

Ueber die Unſchuld und den Stand der Unſchuld. (Ebend. Hft. 9.)

Ueber die Gallerie des Shakſpeare. (Im Journal für bildende Kunſt, Nürnberg, 1796. Hft. 1. 2.)

Ueber die Möglichkeit der Heilkunſt. (In Röſchlaubs Magazin, Bd. 1. Hft. 1. 1799.)

Verſuch eines Organons der Heilkunde. (Ebend. B. 2. Hft 1 Bd. 3. Hft. 1.)

Ueber Sinnloſigkeit und Raſerei. (In Hufelands Journal der praktiſchen Heilkunde, 1801.)

Recenſionen von 1792—1799 in der Allgemeinen Litteraturzeitung, in der Würzburger und in der Salzburger gelehrten Zeitung; inſonderheit bemerkenswerthe über folgende Bücher:

Verſuch einer Moralphiloſophie von Karl Chriſtian Erhard Schmidt. Zweite Ausgabe. Jena. 1798. (In der Allgem. Litt. Z.)

Fichte's Beitrag zur Berichtigung der Urtheile des Publikums über die franzöſiſche Revolution. 1793. (In Niethammers philoſophiſchem Journal.)

Die Religion innerhalb der Gränzen der reinen Vernunft, vorgeſtellt von Immanuel Kant. Königsberg. 1793.

Verſuch über das Vergnügen von Lazarus Ben David. Wien 1793.

Ueber Religion als Wiſſenſchaft zur Beſtimmung des Inhalts der Religionen und der Behandlungsart ihrer Urkunden. Neuſtrelitz. 1795.

Ueber das Ich als Grundgeſetz der Philoſophie, von Schelling.

I.

Briefe des siebenzehnjährigen Jünglings Erhard an seinen Freund Osterhausen, der schon auf der nahen Universität studirt, erdffnen die Reihe. Sie sind um so merkwürdiger, als der Schreiber damals dem äußeren Stande nach nichts weiter als ein junger Handwerker ist, der vor allem seine Arbeit thut, daneben aber in seinem Geist und Herzen das vornehmste Leben führt, und aus eignen, alleinigen Kräften, in fortgesetzten schwelgerischen Genüssen, eine Bildung erreicht, deren eine begünstigtere Stellung zur Welt unter beeifertem, vielfachen Mitwirken noch sich zu rühmen haben könnte. Von dieser ersten Gestalt seiner anhebenden Entwickelung bleibt Erhards ganzes folgendes Leben bezeichnet, die Art seines Geistes und seines Gemüths, seine Handlungs- und seine Erscheinungsweise, alles nimmt und behält von daher sein Gepräge. Er ist ein Autodidaktus im vollen Sinne, den das Wort haben kann; er genießt und leidet alle Bedingungen dieser ausgezeichneten und in ihrem Werthe gleichwohl oft zweifelhaften Eigenschaft. Selten werden uns von einer solchen Laufbahn so frühe Urkunden geboten, die mit den spätesten noch so sehr übereinstimmen. Aber wenn diese Briefe vor allem das persönlich Karakteristische darlegen, so müssen sie demnächst doch wieder auch darin gelten, was sie als Ausdruck ihrer Zeit sind. Dieses Allgemeine damaliger deutscher Gemüthswelt strömt gewaltig in diesen Besonderheiten. Denn wenn auch in jedem Jugendgeschlecht ein Streben sich wiederholt, welchem das Mißverhältniß des Wollens und der Stoffe immer einen ähnlichen Karakter verleiht, so ist doch dieses sittlich-geistige Verarbeiten der kleinsten Begegnisse, dieses Erörtern der Begriffe, dieses Abfragen und Sichren der Gefühle, dabei das Trockne, Einfärbige, der bei allem redlichsten Bemühn

unzulängliche Ausdruck, ganz entschieden jener Zeit angehörig, wo der Verstand der Deutschen und ihre Empfindsamkeit aus trüber Vernachlässigung mühsam zu neuer Bildung aufrangen.

Die Art, wie hier Philosophie und Liebesneigung gleiches Schrittes in den Jünglingen sich entfalten, erhöht durch wechselseitige Rückstrahlen den Glanz jeder einzelnen von diesen beiden Richtungen. Wir gewinnen dabei den Vortheil, mit dem Bilde der Hauptperson auch eine weitere Umgebung derselben zu ersehen, ja mit einem Theile des bürgerlichen Lebens von einer Seite bekannt zu werden, die sich in solch ursprünglicher Gestalt selten dem Beobachter darbietet. Diese vielfachen höheren Bestrebungen und diese gebildeten Verhältnisse in einer Klasse, die im Ganzen auf Bildung wenig Zeit zu verwenden und Anspruch zu machen hat, bestätigen die günstigste Vorstellung von unsrem deutschen Mittelstande, der von jeher in sich die besten Eigenschaften der Nation hegte, und während einer langen Zeit fast allein bewahrte. Zugleich dürfen wir die treuherzige Sitteneinfalt dieser guten damaligen Reichsstadt preisen, in welcher ohne fremde wie ohne eigne Bedenklichkeit die reizenden Bürgermädchen mit den muntern Jünglingen harmlosen Umgang pflegen, und weder an schönen Sommerabenden einsamen Spaziergang, noch bei andrer Gelegenheit zeugenlosen Besuch scheuen, dagegen aber auch in freimüthiger Zärtlichkeit vor Freunden und Aeltern weder Zwang noch Arg finden. Zwar bleibt auch hier, sobald erst Aufmerksamkeit oder gar Neid erregt wird, die schlimme Nachrede nicht aus, und stiftet Verdruß und Hinderniß, aber die Neigungen gewinnen in solchen Störungen oft nicht weniger, als sie verlieren können, und ein tüchtiger Karakter weiß auch zu trotzen. Der junge Philosoph, im Gedränge dieser mannigfachen, theils wirklichen, theils nur als möglich gedachten Liebeshändel, nimmt sich übrigens wunderlich genug aus, und man erachtet leicht, wie bei dem ungemeinen Erfolg und herrschenden Ansehn, die ihn begleiten,

manche üble Verwicklung eintreten konnte, wäre nicht sein Sinn rein und stark vor allem auf Sittliches und Edles gestellt.

---

1. An Johann Karl Osterhausen.

Nürnberg, den 1. October 1788.

Bester Freund!

Am Tage, da ich dich verließ, da war der Abend so schön, als ich je einen gesehen hatte, aber es begriff es nur mein Verstand; es scheint, als wenn ich ohne dich nicht empfinden könnte, daher findet dieser Periode sein Ende, und ich werde dich mit Gegenständen des Verstandes unterhalten müssen. Baco habe ich angefangen zu lesen; die tiefe Einsicht dieses Mannes setzt mich beinahe in Erstaunen. Als ich die erste Seite las, wollte ich dir die schönsten Stellen mittheilen, da ich aber weiter las, fand ich, daß ich das ganze Buch dir auf diese Art in Briefen abschreiben müßte. Doch nur eine zur Probe; er beantwortet Einwürfe gegen den Nutzen der Wissenschaften: „Namque eos, qui autumant, nimiam scientiam inclinare mentem in atheismum, ignorantiamque secundarum causarum pietati erga primam obstetricari: libenter compellarem Jobi quaestione, An oporteat mentiri pro Deo, et ejus gratia dolum loqui conveniat, ut ipsi gratificemur? Liquet enim, Deum nihil operari ordinario in natura, nisi per secundas. Cujus diversum credi si vellent, impostura mera esset, quasi in gratiam Dei, et nihil aliud, quam authori veritatis immundam mendacii hostiam immolare. Quin potius certissimum est, atque experientia comprobatum, leves gustus in philosophia movere fortasse ad atheismum, sed pleniores haustus ad religionem reducere.“ *) — Sein Styl ist überaus gedrungen, er braucht viele neue Wör-

*) Francisci Baconis de dignitate et augmentis scientiarum lib. I. (Lugd. Batav. 1645. p. 12.)

ter, und alte oft in neuer Bedeutung, dies macht das Lesen desselben ein wenig ungeläufig.

In dem ersten Theil der Briefe über die neueste Litteratur wird einer schönen deutschen Gesellschaft in Altorf gedacht. Das Unglück brachte ihnen ein Carmen auf die Fräulein Regina Thomasius in die Hände. Die Stelle, die sie zur Verherrlichung dieses Gedichts anführen, ist folgende:

Verdienste krönen dich. Sei froh, o Gönnerin,
Die Musen Frankenlands belorbeern deinen Scheitel,
Sei ihrem Helikon hinfort die Königin,
Wie du Regina bist. Solch Lob ist niemals eitel.

Sonst kann ich dir dieesmal nichts Merkwürdiges schreiben, denn am Donnerstag ging ich fehl, es war mir aber völlig unbedeutend. Wenn du zu Hrn. Prof. Jäger kommst, so vergiß nicht, das Kompliment des Herrn von Grundherr zu vermelden. Ich bin und werde es in Ewigkeit bleiben, dein aufrichtiger und zärtlicher Freund

J. B. Erhard.

2. An Osterhausen.

Nürnberg, den 14. Oktober 1785.

Theuerster Freund!

Angenehmer wurde ich noch nicht getäuscht, als in deinem Briefe; ich faßte meine ganze Aufmerksamkeit zusammen, um den vortrefflichen Gedanken, den du mir versprachst, in seiner ganzen Stärke und Ausdehnung zu fassen, und siehe, es war dann ein Gedanke, den ich schon hinlänglich gefaßt hatte, die Unterschrift aber, auf die ich alsdann meine Augen richtete, gab ihm allen Reiz, den nur das Erhabene, Neue und Wahre einem Gedanken geben kann. Ganz begeistert war ich, ihr Bild verdeckte der Glanz ihrer edlen Gesinnungen, aber — dachte ich — es ist ja nur geschrieben und nicht ausgeübt, und zudem bin ich ja nicht personificirte Tugend und Rechtschaffenheit, daß ich mich deßwegen etwas zu getrösten hätte. Die Beichtvesper fiel mir ein, und womit ich mich darinnen beschäftigen wollte. Ich wählte die prak-

tische Philosophie, und wie dir schon bekannt ist, daß, wenn ich einmal über einen Gegenstand nachdenke, nichts Geringeres daraus wird, als ein ganzes System; so geschah es auch jetzt. Die Erklärung, die ich zum Grunde legte, war diese: die praktische Philosophie ist die Lehre von dem Gebrauch unserer Freiheit zu unserer Glückseligkeit.

In der Frühmeß sahe ich Jungfer K — ; das Mädchen will mir doch gar nicht aus dem Sinn. N. B. mein System ging aber dennoch seinen Gang fort.

Diese Woche beschäftige ich mich mit Sulzers Theorie; ich will dir einige Stellen, die dir vorzüglich gefallen werden, mittheilen. Auch aus Baco muß ich dir ein Urtheil über die Scholastiker anführen, das du sehr begründet finden wirst: „Hoc genus doctrinae minus sanae et ac ipsam corrumpentis" etc. *).

Den 17ten.

Gestern erhielt ich deinen Brief und las ihn mit Vergnügen. Daß dich die Entfernung nicht sogleich von deiner Liebe heilte, vermuthete ich, dennoch aber muß ich gestehen, daß es mir sehr ärgerlich ist; du kannst mir wegen meines Bekenntnisses mit Jungfer K — keinen Vorwurf dagegen machen, man hat mich ja noch nicht durch Meineid betrogen, wie dich; keine Rache auszuüben, das ist edel; zu verzeihen, das ist billig; aber von einer treulosen und stolzen Person abzuhängen, das ist kriechend und unbesonnen.

Was du mir von Jungfer H — schreibst, ist ihrem Karakter gemäß, und gewiß hat sie keine andern Absichten, als die du vermuthest; aber dennoch traue ja niemand mehr Tugend zu, als dir selbst, und verlaß dich nicht darauf, daß dich Hindernisse, die dir jemand anders als du selbst in den Weg legen könnte, abhalten sollten, unedel zu handeln. Mit dem Verlieben sei nicht mehr so geschwind, betrachte deinen Gegenstand in der Nähe und von allen Seiten, und dann,

*) Baco l. c. p. 45.

wenn er auch werth ist dir zu gefallen, dann bedenke noch, ob Anfang und Ende sich gleich sein könnten.

Verzeihe die Kürze meines vorigen Briefes; es war nicht meine Schuld, sondern der Hindernisse, die mir die Zeit wegnahmen, die ich dir bestimmte, und so oft ich dir schreiben wollte, war mir nur der selige Gedanke erlaubt, ich habe einen Freund, den ich aufrichtig liebe.

J. B. Erhard.

3. An Osterhausen.

Nürnberg, den 16. November 1784.

Liebster!

Gestern, Freund, war ein Tag, wo ich mich, mit Vergessung aller meiner Philosophie, in den kühnsten Schwung schwärmerischer Ideen versetzte; eine kleine Gelegenheit, worüber ich mich, nach der Stimmung, die ich diese ganze Woche hatte, etwas ärgerte, war die Ursache dazu; es ist nicht der Mühe werth, daß ich sie dir schreibe, denn ich weiß sie beinahe nicht mehr. Nun aber zur Sache. Ich kam in eine solche Verwirrung, daß ich die wunderlichsten Versuchungen hatte; z. B. ich wollte von hier wegreisen und nicht mehr wiederkommen; es fanden sich aber dennoch verschiedene Schwierigkeiten dabei, denn mein Verstand ist niemals geschickter, alle Hindernisse bei einer Sache einzusehen, als wenn mich die stärkste Leidenschaft dazu hinreißt; — so bist du keiner Leidenschaft fähig, würde ein Philosoph mich hier unterbrechen, — ich habe vielleicht etwas zu übereilt geurtheilt, würde ich eingestehen.

Verschiedene Begebenheiten, die ich mir auf meiner Reise phantasirte, gaben meinen Vorstellungen einen Heraklitischen Schwung; ich ging die Leiche, die in meiner Nachbarschaft war, vorbei und zu Herrn Zwinger, läutete zweimal an, und da mir nicht sogleich aufgemacht wurde, ging ich wieder fort, wieder zur Leiche, und in die Lorenzer Kirche; ich ärgerte mich daselbst, weil ich anstatt feierlicher Stille, die ich vermuthete, meistens Scherz antraf; dann ging ich

wieder zu Herrn Zw., und zeichnete so gut, als sonst in der ruhigsten Verfassung kaum geschieht; darauf ging ich auf die Hauptwache zu Herrn von Grundherr und blieb bis um 10 Uhr; ich trank daselbst sechs starke Gläser Wasser aus, oder gar noch mehr; wie ich zu Hause ging, da tobte und sauste der Wind und drohete der Sturm; dadurch bekam ich Anleitung romanhaft zu denken; diese Gedanken blieben, außer den Betrachtungen, die ich schon über den gestrigen Tag anstellte, die herrschenden bis in den Schlaf, der sich trotz des Kopfwehes meiner bemächtigte.

Zürne nicht, mein Bester, daß du Thorheiten lesen mußt, es kommt vielleicht ein andermal zur Abwechslung etwas Vernünftiges. Ich bin dein

Freund.

4. An Osterhausen.

Nürnberg, den 21 November 1785.

Theuerster Freund!

Zuerst, ehe ich dir was anders schreibe, ist eine kleine Betrachtung über den ersten Absatz deines Briefes nöthig. Das höchste Gut, sprichst du, wäre Freundschaft und Liebe; wir wollen sehen, mit welcher Einschränkung dieses gilt; kein höheres Glück können wir erlangen als den ungehinderten Fortgang von einer Vollkommenheit zur andern, oder mit Einem Wort, die Seligkeit; keine Mittel können uns also der Seligkeit nähern, als diejenigen, die uns durch ihren Genuß eine Stufe höher bringen, ohne nach demselben uns wieder zurücksinken zu lassen. Die Vergnügungen der Sinne werden schon hier sehr vieles gegen die geistigen verlieren; die sinnlichen Vergnügen sind einem angenehmen Spazierweg ähnlich, wo man aber, wegen seiner Kürze, beständig wieder umkehren muß, die verständigen aber einer Reise von einer schönen Gegend zur andern. Der rechte Gebrauch unserer Geisteskräfte ist also der nächste Weg zur Tugend, denn unter Tugend verstehe die Mittel, die uns der Seligkeit nähern; der Gebrauch unserer Fähigkeiten muß daher durch die Tugend bestimmt

werden; sie ist, insofern sie subjektiv betrachtet wird, die gehörige Einschränkung in den Vergnügen und Handlungen, die uns nicht unmittelbar vollkommener machen, und die Bemerkung und Benutzung aller Gelegenheiten, die etwas dazu beitragen können; man siehet jetzt wohl, daß es nicht so leicht ist, wie sich Manche einbilden, tugendhaft zu sein, und daß mehr dazu gehöre als ein bischen Religion und bon sens.

Da also die Tugend unser höchstes Gut auf dieser Welt ist, denn die Seligkeit selbst können wir hier nicht erlangen, so müssen wir alles darnach schätzen, nachdem es mehr oder weniger dazu beiträgt. Nichts aber kann mehr dazu beitragen, als wenn wir unsere Fehler Andern anvertrauen, und die Mittel dagegen mit mehr Ueberlegung, als wir uns selbst gelassen hätten, ausforschen können; wenn wir unsere Situationen durch Hülfe Anderer mit mehr Beobachtungsgeist, als unserm eigenen, betrachten können, und dadurch fähig sind, alles zu entfernen, was uns von der Tugend abziehen, und alles zu benutzen, was uns ihr nähern kann; dazu wird von Menschen gegen Menschen Treue und Aufrichtigkeit gefordert, welche von Liebe und Freundschaft unzertrennlich sind. Freue dich, Freund! Vernunft spricht für Freundschaft und Liebe. Wir und Andere können glücklich sein. Wie viel Thätigkeit des Geistes muß erstickt werden, wenn wir keinen Freund haben, dem wir unsere geheimsten Regungen offenbaren können? Wie viel Tugend muß unausgeübt, wie viel Laster unvermeidet bleiben, wenn wir keinen Freund, keine Geliebte haben, deren Beifall uns über das Lob und den Tadel des großen Haufen wegsetzt? Du hast mithin, Freund, nur alsdann Recht, daß Liebe und Freundschaft unsere größte Glückseligkeit sind, die wir genießen können, wenn Tugend unser höchstes Gut ist; ein Mensch, der sich, ohne diese erhabnere Aussicht, dem Genuß der zärtlichsten Liebe und Freundschaft völlig überläßt, ist weder der aufrichtige, unerschütterliche Freund, noch der freimüthige, standhafte Liebhaber, sondern ein feinerer Wollüstling.

Gesandtschaft hat faule Tage, hat nichts zu melden, als daß die halbvertrocknete Seine doch noch immer, so gut sie kann, bei dem Hotel vorüberfließt, dessen Weisheit in Hrn. Weiskirch wohnt. Es ist gar zu bequem für die Gutgestellten, mit der schlaffen Gegenwart zufrieden und überzeugt zu sein, daß sie jedermann mehr und mehr genüge. Lohnt es sich da der Mühe, Mißvergnügte und ihre Motive in Betracht zu ziehen. Kaum weiß man, ob es deren giebt. Es giebt ihrer, wie nicht ganz unglaubwürdige Beobachter versichern, und zwar in seit Kurzem ungewöhnlich regsam gewordenen Massen, die sich mit Gewalt gegen alles, was ihnen Verachtung einflößt, zu erheben willens seien. Sollte es möglich sein, daß sie von oben herab als ein Zweig der deutschen Illuminaten betrachtet werden? Diese halte ich für höchst unschuldige Seelen.

Daß die Griechen den Ibrahim Pascha bei den Beinen gepackt, wie sich allmählig zu bestätigen scheint, und die Anerkenntniß der Unabhängigkeit von S. Domingo erregen große Freude. Das Vorwärts der Welt reißt die Kabinette mit sich fort. Lange ist es der Politik nicht erlaubt, dümmer, zaghafter, ungroßmüthiger zu sein, als ihre Zeitgenossen, oder sie fällt in Strafe.

Ein Punkt Ihres Schreibens hat mich empfindlich berührt. Sie verlangen die Briefe zurück, womit Sie mich in dem Laufe mehrerer Jahre beehrt haben. Ich begreife, was Ihre Memoiren daraus schöpfen können. Um keinen Preis möchte ich sie Ihnen vorenthalten. Für mich aber sind es Ehrendenkmäler des Vertrauens und der Freundschaft eines der ausgezeichnetsten Männer meiner Zeit, dessen Ruhm im beständigen Wachsen, später der Nachwelt leuchten wird. Ganz natürlich muß ich den höchsten Werth auf den Besitz Ihrer Briefe legen. Wie sollte ich nicht wünschen, solch einen Schatz auf meinen Sohn zu vererben, der keinen diesem gleich in

Zur Vergeltung der Beſchreibung deiner Phantaſie will ich dir die meinige ſchildern; ſie iſt oft in Streit mit meiner Vernunft, ihr Hauptgegenſtand iſt Jungfer K —; ich höre immer weniger Gutes von dieſen beiden Schweſtern, und doch ſteift dies meinen Vorſatz mehr, als daß es ihn erſchüttern ſollte; ich bin immer mehr entſchloſſen, ſie bei nächſter Gelegenheit anzureden, und ihr Betragen gegen mich macht mich beſtändig dreiſter, aber meine Vernunft will das Ding immer nicht ganz gut heißen. Jungfer T — liegt bei der Sammlung von unausführlichen Projekten, in meiner Phantaſie iſt ſie ganz vergeſſen. Dabei beſchäftigt ſich meine Phantaſie auch mit andern Gegenſtänden; dieſe ſind aber allezeit ſolche, wo zur Beſänftigung oder Erhitzung Reden müſſen gehalten werden; lebt' ich in den Zeiten des Demoſthenes oder Cicero ich würde gewiß ein Redner werden.

Freitag Nachts träumte ich von Jungfer L —, aber ich war nur in Geſellſchaft mit ihr, jedoch mit dem größeſten Vergnügen; ihr Karakter war eine völlige Unſchuld, die doch aber das Laſter ſpekulativ kennt, um ſich davor hüten zu können; in ihrem Reden und Betragen war die größte Naivetät, mit einem Wort, ſie war ein Meiſterſtück meiner Phantaſie. — Wer den Anfang dieſes Briefs lieſt, wird gewiß nicht erwarten, daß er mit einem halben Dutzend Mädchen ſchließt. Ich erwartete es ſelbſt nicht. Leb wohl, ich bin

dein Freund.

5. An Oſterhauſen.

Nürnberg, den 7. Dezember 1745.

Mein Beſter!

— Am Donnerſtage fuhr ich im Nonnengarten Schlittſchuhe, B. kam auch dazu, vorher aber war ich ganz allein. Ich dachte über die Ausrottung der Vorurtheile nach, und fand folgende Wahrheit, die die meiſten Reformatoren ſcheinen überſehen zu haben: — Wenn man ein Vorurtheil ausrotten will, ſo muß man vorher genau unterſuchen, ob es nicht irgend eine Triebfeder zu einer bürgerlichen oder chriſt-

lichen Tugend abgiebt, und dann muß man etwas aufſuchen, das das Volk eben ſo wohl zu dieſer Tugend verbindet, aber kein Vorurtheil iſt; hernach erſt iſt man im Stand, es mit ſeiner Wurzel auszureuten; vielleicht liegt hierin der Grund, warum in unſern ſogenannten aufgeklärten Zeiten die Sitten beinahe verderbter ſind als in den düſtern, und gewiß, wenn man das Menſchenverkaufen und andre Handlungen großer Herren mit den Menſchenopfern und andern Grauſamkeiten der alten Zeit vergleicht, ſo wird man dieſen Unterſchied finden, daß dasjenige, was vormals aus vermeintem heiligen Religionseifer und Unwiſſenheit geſchah, jetzt aus ſchändlichem Eigennutz und ſchwarzer Bosheit geſchieht.

— In der Kirche hörte ich einen Choral von Gruber geſetzt, den man wirklich rührend nennen konnte, nur waren die Zwiſchenſpiele der Inſtrumente manchmal etwas zu lang, und der Violiniſt verdunkelte durch ärgerlich angebrachte Manieren die ſehr ſchöne Melodie. Die Lieder, die von dem ſeligen Herrn Herold ſelbſt ſind, verdienten in das Geſangbuch aufgenommen zu werden, ſie ſind ganz in dem traulichen Ton eines ſicher hoffenden Chriſten. Lebe wohl, ich bin dein Freund

J. B. Erhard.

6. An Oſterhauſen.

Nürnberg, den 9. Januar 1784.

Dein verdrießlicher Zuſtand, theuerſter Freund, rührte mich, da ich ihn las; ich wünſche jedermann, und alſo um ſo viel mehr dir, mein Beſter, einen heiteren Sinn und ein zufriedenes Herz. Aber, mein Liebſter, ich hoffe nicht, daß dieſer Zuſtand lange dauern ſoll; ſobald du wieder die Wahrheit in einer neuen, dir noch unkennbaren Geſtalt erblickſt, ſobald wirſt du deine ſtille Fröhlichkeit wiederbekommen, und wie bald iſt bei deinem Fleiß dieſes zu hoffen!

Aber wie du das gütigſte Geſchenk der Vorſehung, die heitre Zufriedenheit, wieder bekömmſt, ſo verzeihe, wenn ich dir hier eine Sittenlehre herſchreibe, die du ſchon weißt, viel-

leicht beſſer ausdrücken kannſt als ich, die dir aber aus dem Munde eines Freundes doch nicht unangenehm ſein wird; ſie iſt folgende: Gott giebt jedem Menſchen ſein Maß von Freude, aber ihm ſelbſt überläßt er ſie in dem Raume ſeines Lebens zu vertheilen; den Verſchwender irdiſcher Güter beſtraft die Armuth, und den Verſchwender der Freude die Traurigkeit. Ich rede hier für die Zukunft, und es iſt noch keine Anwendung auf dich zu machen.

Daß du Link affektirt findeſt, iſt vielleicht meine Schuld; ich bin gänzlich überzeugt, daß du mich für deinen Freund hältſt, ich ſuche daher keine Gelegenheit, dir es zu zeigen, als wenn ſie ſich natürlich darbietet; ein Andrer, der ſich darin noch nicht völlig für überzeugt hält, giebt ſich mehrere Mühe; ich bin deiner Freundſchaft gewiß, ich ſuche ſie daher nicht dadurch zu verſtärken, daß ich dir vieles Beſondere, das mich vor Andern auszeichnet, bemerken laſſe; vergleicheſt du nun Link mit mir, ſo kann er ſehr leicht affektirt ſcheinen.

Mit Herrn von Grundherr war ich heute und Mittwochs in Geſellſchaft, er iſt mir immer ſchätzbarer, je näher ich ihn kennen lerne.

Meine Mutter beſſert ſich wieder, und könnte bei mehr Gemüthsruhe und Zufriedenheit ſchon geſund ſein.

Ich bin mit meinem Gemüthszuſtand ſehr zufrieden, und daraus kannſt du ſchließen, wie er beſchaffen iſt. Ich bin dein Freund

J. B. Erhard.

7. An Oſterhauſen.

Nürnberg. Anfang März 1784.

Heute früh, mein Beſter, trat unſer Strom mit ſchnellen Schritten aus ſeinen Ufern; ſeine Gewalt war Vielen ſchreckhaft und Vielen auch unglücklich; alle Stegs und hölzernen Brücken ſind entzwei, außer der Trockenſteg; das Haus, zur blauen Hand genannt, iſt weggeriſſen, und vielleicht können ihm etliche folgen, das Geräthe des Landmanns und des

Bürgers folgt einander auf dem Fuße nach. Ich wollte heut früh in die Akademie gehen, und sah anstatt des Kadavers, denn es war verschlossen, dieses furchtbare Schauspiel; ich traf Bezold an, und ging mit ihm herum; es war mir zwar angenehm, daß ich einen Begleiter bekam, es war mir aber auch hinderlich. Ich will hier, weil es Gelegenheit giebt, einige Betrachtungen über die Jungfer K —, wo er mir ein Hinderniß war, dir mittheilen. Etwas Sonderbares ist es, daß diese Mädchen, nach der Reihe, alle meine Seelenkräfte beschäftigten; erstlich liebte ich sie blindlings, und sie beschäftigten meine Phantasie; darauf vergaß ich sie oft, und das Gedächtniß ließ sie mich auf's neue lieben; dann erregten sie mehr Mitleid als Liebe, und hatten einen starken Einfluß auf meinen Willen, — N. B. kein Mitleid ist ohne Liebe möglich, merke dir's! — Jetzt denke ich heiter über sie nach, und dazu gebrauche ich meinen Verstand. Die Größere scheint mir eher Rettung fähig zu sein, als die Kleinere, die jetzt um sehr viel größer wird; ich wünschte nur Gelegenheit, sie sprechen zu können; denn wenn ich, bei ihrem gefälligen Betragen gegen mich, noch zu schüchtern sein könnte, so würde mir alles Herz abzusprechen sein; die Kleine war es aber, wo mich Bezold hinderte, die Gelegenheit zu benutzen, sie zu sprechen.

Nachmittag war ich ein Begleiter, nämlich der Jungfer E —, welche auch Abends bei uns war; unter andern spielte ich auch Klavier und sang; das Lied aus Sophie: Die Liebe bringt mit starker Macht in unerfahrne Seelen u. s. w. schien sie sehr gerührt zu haben; sie ist ein Mädchen von sehr gutem Herzen und sehr wenig Belesenheit, sie verdient das beste Schicksal, aber — wer ist so großmüthig, es ihr erreichen zu helfen, oder wer wird ihr Mann, der alles Vergangene vergißt, und doch dabei edel denkt? —

Bis hieher, mein Bester, ein andermal ein mehrers!

J. B. Erhard.

8. An Osterhausen.

Nürnberg, den 15. März 1784.

— Dienstags war ich wieder dorten, nämlich bei Jungfer H —, ich betrachtete die Kleine aufmerksam, und sie hat wirklich Reize, die, zum wenigsten gewöhnlicherweise, nur der Unschuld zu Theil werden. Von romanhafter Grille ist sie völlig unangesteckt, und ihre Affektation ist auch meistentheils vergangen; würde sie einen Jüngling finden, der sie liebte, so würde sie gewiß vor allen Abwegen bewahrt bleiben, denn jetzt ist ihr Wandel sehr unanstößig. Ich würde Alles thun, sie glücklich zu machen, aber eigentlich lieben kann ich nach meinem jetzigen Gemüthszustand, der auch, wie ich hoffe, beständig bleiben wird, gar nicht; ich bin gegen alle Mädchen, die es verdienen, zärtlich, ich wünschte mit Allen so vertraut zu werden, daß ich es wagen dürfte, ihnen die Wahrheit zu sagen; denn ist einem Mädchen wohl was seltner als die Wahrheit aus dem Mund eines Jünglings? Es ist mir daher gleichgültig, welches Mädchen die Mutter meiner Kinder werden wird, wenn sie nur die nöthigen Eigenschaften hat, oder ich ihr dieselben lehren kann.

Gestern, am Freitag, ging ich auf unsern Spaziergang, — o wie sehr ist der verwüstet! aus einem Pflegevater der Zärtlichkeit ist er eine Säugamme der Melancholie geworden! — Lebe wohl und sei deines Freundes gewiß.

J. B. Erhard.

9. An Osterhausen.

Nürnberg, den 19. März 1784.

Freund!

Ob ich gleich die Zeit, in der ich deine Briefe lese, unter die glücklichsten, die ich jetzt durchlebe, rechnen muß, so muß ich dir doch etwas bekennen, nämlich, daß ich oftermals von dem nichts in deinen Briefen finde, was ich am liebsten beantwortet sähe, und vielleicht erfährst du ein gleiches Schicksal mit den meinigen. Ich erwartete vergan-

genen Mittwoch eine Kritik meiner Philoſophie, und ich fand nichts; ſoll ich dein Stillſchweigen für deinen Beifall halten?

Du fragteſt, ob ich die Gedichte des Friedrich Leopold Stolberg denen des Chriſtian vorzöge, und ich bin deiner Meinung; überhaupt wünſche ich dieſe Gedichte in ſechs oder zehn Jahren zu leſen; wenn dieſe würdigen Grafen alsdann ſie noch einer Achtung würdigen, und die Flecken, die ihnen noch anhängen, wegwiſchen, ſo können ſie neben den Erſten unſrer Originaldichter eine Stelle einnehmen; etliche unter ihren Gedichten werden ſie dann gar keiner Schonung würdigen; ſo hat z. B. das Lied des Friedrich Leopold an Stillings Verfaſſer unter den übrigen von höherem Schwung ein allzu läppiſches Anſehn. Sehr viele ſind auch nur noch überaus ſchöne Phantaſien, aber Gedichte müſſen ſie erſt werden, z. B. der Freiheitsgeſang des zwanzigſten Jahrhunderts. Die zwei Idyllen des Theokrit von Chriſtian ſind ſehr mittelmäßig, ob ſie dem Texte nach genau ſind oder nicht, das weiß ich zwar nicht, aber ſchön ſind ſie nicht überſetzt, und wenn ſie noch ſo genau wären. Ich werde dir ein andermal eine förmliche Kritik über ihre Gedichte liefern. Für diesmal hab' ich nicht Zeit. Ich habe dir auch ſehr viel zu ſagen, das zurückbleiben muß. Lebe wohl.

J. B. Erhard.

10. An Oſterhauſen.

Nürnberg, den 26. März 1794.

Auf das, was ich vorige Woche zu ſchreiben Willens war, kann ich mich nicht mehr beſinnen, und was ich dir jetzt ſagen will, fühlt mein Herz, aber mein Verſtand findet keinen Anfang und Ende, und doch ſoll dieſer Abend dir ganz gewidmet ſein.

Mit der Kritik der Stolbergiſchen Gedichte werde ich diesmal keinen Anfang machen können, ein etwas ſtarker Kopfſchmerzen verſtattet mir nicht ſo viele Aufmerkſamkeit; auch eine deutſche Proſodie, die ſich auf die allgemeinen Regeln gründet, welche ich mir zu finden ſchmeichle, nach wel-

chen die Richtigkeit des Sylbenmaßes verſchiedener Sprachen zu vergleichen wäre, und die ich dir auch in Briefen zu liefern Willens bin, muß heut unverſucht bleiben. —

Heute ging ich ſpazieren; die allzuſtarke Spannung meiner Einbildungskraft bringt mir jetzt die Kopfſchmerzen hervor; — aber warum war dieſes nöthig? wirſt du denken, — ich werde dir, wenn du es forderſt, mündlich mehr Erläuterung geben, nur muß ich dir jetzt ſagen, daß Verbeſſerung unſrer Einbildungskraft, wenn ſie verdorben iſt, — und meine iſt es, — das wichtigſte unſerer Geſchäfte iſt, ihre Moralität wieder herzuſtellen.

Von Leibnitz beſitze ich: 1) ſeine Theodicee franzöſiſch, ſeine Streitſchriften mit Clarke, nebſt deſſen Antworten, 3) ſeine Monadologie.

Mein Vorſatz, nach dem ich ſtrebe, iſt dieſer, kann ich ihn nicht erreichen, ſo iſt er doch rechtmäßig: 1) unerſchütterliche Rechtſchaffenheit, 2) gründlicher Verſtand, und 3) richtiger Geſchmack wird ohnedem mit dieſen beiden verbunden ſein.

Dein Ausſpruch von der ehelichen Liebe iſt auch der meinige, aber um wie viel ſchändlicher iſt auch der Böſewicht, der einem Mädchen mit der Fackel des Hymens vorleuchtet, ſie in die Sümpfe des Laſters zu führen.

In dem Hartliebiſchen Hauſe beträgt ſich Alles ſo gegen mich, daß ich Stunden der Aufheiterung dort ſuchen kann, aber zu meinem Zwecke zu gelangen, iſt um ſo viel ſchwerer. Die Kleine ſang vergangenen Samſtag, und ſie würde eine ſehr gute Sängerin werden, wenn ſie ihre Fähigkeiten kunſtmäßig ausbilden wollte; ihre Flüchtigkeit macht nur es bisher unmöglich, ernſthaft mit ihr zu reden. Meine Methode im Umgang mit Perſonen habe ich umgeändert, ſonſt ſagte ich die Wahrheit ſogleich, und oft noch mit Spott, weil mehr Bosheit des Herzens als Liebe zur Tugend meine Triebfeder war; jetzt, da ich es vielleicht aus Liebe zur Wahrheit und Tugend unternehme, ſuche ich zuerſt die Gunſt der Perſonen zu gewinnen, und ihre Fehler nebſt den Urſachen ihrer Fehler

zu entdecken, und dann erst wage ich es nach und nach, immer meine Meinung freier zu sagen. —

Bald hätte ich das Wichtigste vergessen, am vergangenen Sonntage wurde Licentiat Beutner, mein erster Lehrmeister, begraben, und am Samstage acht Tage vorher besucht' ich ihn noch; er freute sich sehr darüber, denn ich bin der einzige unter seinen Schülern, der an Wissenschaften eine fortwährende Liebe ernährte; er konnte aber sehr wenig reden. Er starb unbekannt, aber dennoch mit dem Ruhme einer unbefleckten Rechtschaffenheit; ich habe ihm die Liebe zu den Wissenschaften zu danken, dadurch verdient er also einen Dank von mir und von allen Personen, denen ich nützlich sein kann. Lebe wohl, ich bin dein Freund

J. B. Erhard.

11. An Osterhausen.

Nürnberg, den 25. April 1784.

Daß du mir schreibst, du wärest mißmuthig, las ich mit Betrübniß, denn ich war heiter, und ich hoffe, du wirst es auch bald wieder werden. Sollte mir Gott ferner noch die Kräfte meines Leibes und Geistes verleihen, so würde ich es vielleicht noch dahin bringen, so wenig traurig zu sein, als es Menschen möglich ist, denn meine Begierden zu mäßigen, finde ich mich immer stärker. Ganz ruhig aber können Menschen niemals werden, denn man sieht Unglückliche und Lasterhafte, und um sich nicht darüber zu betrüben, müßte der Trieb erstickt werden, ihnen zu helfen und sie zu retten.

Am Montage war ich bei Herrn Schad, und sahe seine Bibliothek; sie ist die größte Privatbibliothek, die ich noch gesehen habe, alle neuen Reisebeschreibungen und geographischen Werke trifft man bei ihm an, als Niebuhr, Sonnerat, Raynal u. s. w. Auch in der Litterargeschichte ist sie sehr vollständig, und an lateinischen und griechischen Autoren besitzt er auch viele, meistens Ausgaben von Gronov, Grav, This, Hemsterhuis, Corte, Burmann, Fischer u. s. w. In allem mag er ungefähr 7000 Stück besitzen.

Nach

Noch muß ich dir meinen Wahlſpruch ſchreiben, den ich in's künftige in alle Stammbücher, oder ſonſt, wo ich etwas hinſchreiben muß, ſchreiben werde; er heißt: Meinen Freunden ein Freund, und meinen Feinden kein Feind. Nun lebe wohl, freue dich Gottes Welt und deines Freundes

J. B. Erhard.

12. An Oſterhauſen.

Nürnberg, den 1. Mai 1784.

Nun, Freund, wird ſich die Natur bald in ihrem Schmucke zeigen, Alles fängt an zu leben, und ſtrömt Empfindungen der Andacht, des erhabenſten Gefühls, das Menſchen fähig ſind, in unſere Seele. Wie unglücklich iſt ein Menſch, der dieſes Gefühl nicht kennt! Vernunft iſt das Vorrecht unſrer Erkenntniß vor den Thieren, und Andacht das unſrer Empfindungen. O Freund, wie glücklich iſt ein Menſch, der ſeinen Schöpfer erkennt und ihn verehrt! Er wird ſich niemals fürchten vor Andrer zänkiſchem Drohen, und er wird niemand ehren, als den, der es verdient, denn ihn liebt Gott und er die Welt. Aufrichtigkeit, die Blüthe unſres Lebens, die ſproßt allein aus ihm, und ihre Frucht, die Freundſchaft, genießt er nur ganz rein. Glückſelig, wer ihn findet, den Weg, den Gott uns bahnte, zur Tugend, Freundſchaft, Liebe, bedauernswürdig der, ſo ihn nicht ſieht, verflucht, wer ihn verläßt!

Freund! das, was wir fühlen würden, gingen wir vereint jetzt durch die reizenden Gefilde der auflebenden Natur, wäre unſre wahre Freundſchaft und Gewißheit ihrer ewigen Dauer; dies fühlt jeder auch für ſich, und aus Mißgunſt trennte uns gewiß die Vorſicht nicht.

J. B. Erhard.

N. S. Auf den Dienſtag werde ich mit Herrn von Grundherr feldmeſſen.

13. An Osterhausen.

Nürnberg, den 8. Mai 1784.

— Diese Woche hatte ich das Glück, mit noch einem würdigen Manne bekannt zu werden, es ist Pater Christian Baumann von Ebrach; er ist so gefällig, als unser Karmeliter, der Bibliothekar, aber er hat besonders in der Oekonomie weit mehr Kenntnisse.

Ich sprach anderthalb Stunden ganz allein mit ihm von verschiedenen Sachen, unter andern über die Todesstrafen, er will sie gänzlich abgeschafft haben; er baute seinen Satz darauf, daß das Leben das höchste Gut sei, und also nur auf das höchste Verbrechen, welches wir nicht bestimmen können, der Verlust desselben gesetzt werden könne; ich zeigte ihm aber, daß der Satz, daß das Leben das höchste Gut sei, auch nicht in der Politik könne angewandt werden, indem Folgen daraus fließen, die die menschliche Gesellschaft zerrütten müßten; ich sagte ihm dagegen, daß ich die Todesstrafen deßwegen verwürfe, weil der Tod keine Strafe ist, indem keine Besserung darauf folgen kann, sondern er ist die Vertilgung eines Mitgliedes der Gesellschaft, an dessen fernern Brauchbarkeit man verzweifelt, und es ist also ein Fehler der Politik, wenn sie nothwendig sind. Mein Grund gefiel ihm besser, und er nahm ihn in fernerer Unterredung an. Wir sprachen noch über Verschiedenes und waren in allem einerlei Meinung, bis auf den Selbstmord, den er mit gütigern Augen ansahe, als ich. —

Du erhältst von mir die Gedichte des Herrn von Canitz; es wird dir, wie ich hoffe, diese Ausgabe recht sein, und an Canitz wirst du, bis auf etwas weniges, das die Kritik verwerfen muß, welches aber nicht seine, sondern der Zeit ihre Schuld ist, einen Dichter finden, der niemals die Sittlichkeit beleidigte und gegen den sich unsre Dichterlinge schämen müssen.

Freund, lebe wohl, und wisse, daß du einen Freund hast, so wirst du niemals traurig sein.

J. B. Erhard.

N. S. Bei den Hartlebischen finde ich jetzt Gelegenheit genug, zu unterrichten, und ich komme daher öfters hin, ohne daß ich fürchten darf, der Mutter unangenehm zu sein, bei der ich mich in sehr großes Ansehn wegen meiner Gelehrsamkeit gesetzt habe, weil ich alles das, was sie mich fragte, ihrer Faßlichkeit gemäß beantworten konnte, es waren aber meistens physikalische oder medicinische Fragen. Zur S— bin ich seit vierzehn Tagen vor Ostern nicht gekommen, denn in dem Alter, da sie ist, kommen alle meine Erinnerungen zu spät. Von dem K— habe ich noch keine sprechen können.

14. An Osterhausen.

Nürnberg, den 8. Juni 1784.

Freund!

Ich fange meine versprochene Rechtschreibung an. Die Rechtschreibung in ihrer allgemeinen Bedeutung unterscheidet sich von der in den Sprachen einmal angenommenen sehr viel; durch jene versteht man eine Wissenschaft, wie man nach den vernünftigsten Regeln am besten schreiben soll, durch diese aber die Weise, wie es einmal in einer Sprache Mode geworden ist zu schreiben. Von ersterer, nicht von der letztern, werde ich handeln.

Der erste Grundsatz der philosophischen Rechtschreibung ist dieser: man schreibe so, daß man, bei der geringsten Aufmerksamkeit, noch am verständlichsten lesen kann. Der Klopstockische Grundsatz könnte vielleicht, mit gehöriger Einschränkung, als ein Lehrsatz angenommen werden, aber kein Grundsatz ist er nicht; ich werde dir im Folgenden einige Ungereimtheiten, auf die er als Grundsatz führt, zeigen. Der Bürgerische Gedanke, daß man für das Ohr und nicht für das Auge schreibe, verdient keine Widerlegung. Diogenes würde ihm, wenn er etwas hätte lesen wollen, die Hand vor die Augen gehalten haben.

Das Erste, was aus meinem Grundsatze folgt, ist, daß man so wenig Zeichen gebrauchen soll, als möglich;

die Ausführung dieſes Lehrſatzes ſoll im künftigen Briefe vorkommen. Lebe wohl.

J. B. Erhard.

15. An Oſterhauſen.

Nürnberg, den 21. Juni 1784.

— Vergangenen Dienſtag war ich und meine Aeltern bei Herrn von Grundherr und ſpeiſten dort; wir waren alle ſehr vergnügt, und die kleine Fräulein ſprach mir ſo zu, daß ich unter Selzerwaſſer über ein halb Seidlein Wein trank, — hier würde freilich ein Anderer lachen, — und den Tag darauf empfand ich die Wirkung dieſes ungewohnten Getränkes ſo ſtark, als wie ein Anderer eine ſehr große Debauche. Mein Ganzes iſt jetzt ſo empfindlich, als ſchwerlich das zarteſte Frauenzimmer, wenn ſie ſich nicht noch zarter ſtellt, ſein kann. Eine geringe Unordnung hat die merklichſten Folgen. Mein Geruch hat eine überaus große Feinheit. Alles rührt mich ſehr ſtark; es müßte denn ſehr wichtig ſeyn, dann bringt es mehr meine Kräfte in Wirkſamkeit, als daß es mich rührt. Ueberhaupt kann ein Unglück, das mich betrifft, mich wenig oder gar nicht rühren; aber alsdann, wenn es einen Andern betrifft, von dem ich nicht fordern kann, daß er ſo ſtandhaft ſein ſollte, ſich nicht davon überwältigen zu laſſen. Gott, wie waren meine Empfindungen, als ich in Yorik von Maria und Jaques las.

— Geſtern war ich bei der H—; eine kleine Weile, nämlich etwas vor 9 Uhr, war ich allein um ſie, aber es war nicht ſicher, daß ich es lange bleiben würde, und alſo konnte dieſe Zeit nicht ſo gut anwenden, als ich wünſchte. Es kam auch bald Herr Kandidat Gerſtner; er entſchuldigte ſich, daß er uns geſtört hätte, aber unſre Stellung gegen einander gab ſchon die Antwort auf dieſe Ent- oder Beſchuldigung. Ich kam bald mit ihm in Unterredung, und zwar über Mathematik und Philoſophie; er wollte erſterer Wiſſenſchaft nicht ihr gebührendes Recht widerfahren laſſen, ich wurde dadurch etwas böſe, und als wir nachher auf

Philosophie kamen, so kann es sein, daß ich ihn vielleicht beleidigt habe, denn seine Kenntniß der Philosophie ist à la mode; es waren also die Waffen ungleich, ich führte ein Ritterschwert und er einen Galanteriedegen. Mein Grundsatz, daß wir die Wissenschaften nicht wegen unserm Eigennutz oder zeitlichen Vortheil erlernen sollen, sondern weil es unsre Pflicht ist, unsre Fähigkeiten, die uns Gott giebt, so weit zur Erforschung der Wahrheit anzuwenden, als möglich, um zur Erkenntniß Gottes, als der Quelle aller Realitäten, immer mehr zu gelangen, und seine Handlungen seinen Absichten gemäß einrichten zu können, wollte ihm nicht eingehen; doch wagte er nicht, mich widerlegen zu wollen. Kurz, Herr Gerstner erfüllte meine Erwartung von ihm nicht. —

Wie wenig sind der Menschen zur Freundschaft geschickt, und wie glücklich bin ich, daß ich drei fand und zwei besitze! Eine Freudenthräne tritt mir in die Augen, so oft ich daran gedenke. Lebe wohl und sei so vergnügt als ich, denn in der Traurigkeit finde ich Freude, und ich fühle nur allzu deutlich, und vielleicht jeder Jüngling, wie strauchelnd meine Schritte sind, wenn Schwermuth aufhört, meine Hofmeisterin zu sein.

N. S. Ich lese jetzt Lamberts Organon und Wolfs große Logik durch. Wenn du Gelegenheit hast, Wielands Agathon zu lesen, so versäume sie nicht. Agathon ist ein Buch, das ein Mensch, der einmal feste Vorsätze hat, mit größerem Nutzen lesen kann, als jeden andern Roman, selbst als Sophie; aber für einen schwankenden, oder der nicht zu prüfen fähig ist, kann es dennoch gefährlich sein.

J. B. Erhard.

16. An Osterhausen.

Nürnberg, den 27. Juni 1784.

Freund!

— Ich fahre mit meiner Orthographie fort. — Der zweite Lehrsatz, der aus meinem Grundsatz folgt, ist dieser: man muß so viel Zeichen haben, als nöthig, um jede Ver-

ſchiedenheit der Ausſprache ohne verdrießliche Kombination weniger Zeichen ausdrücken zu können. Wir wollen jetzt von dieſen Lehrſätzen Anwendung auf unſere Sprache machen. Ehe wir aber dieſes thun können, müſſen wir einige Sätze der allgemeinen Sprachlehre anführen; der erſte iſt dieſer: man muß den Wörtern eine ſo beſtimmte und ſo wenigen Zweifeln als möglich unterworfene Bedeutung geben; der zweite wird durch dieſen erſten klar: man muß die wahre Etymologie der Wörter durch die Rechtſchreibung ſo ſehr zu erhalten ſuchen als möglich. — Ich muß noch einen Zuſatz des zweiten Lehrſatzes herſetzen: man erfinde für eine jede einfache Modifikation der Töne ein eignes Zeichen.

Prüfen wir nach dieſen Gründen unſer Alphabet, ſo werden wir ziemlich damit zufrieden ſeyn; nur die Buchſtaben C, Ch, P, Q, T, V, X, Y, ſind keine wahren Modifikationen, ſondern nur Schattirungen, wir wollen alſo ſehen, ob wir ihnen das Bürgerrecht zugeſtehen oder abſchlagen müſſen. 1) Da es in unſrer Sprache ſehr viele Wörter von verſchiedener Bedeutung giebt, welche der Sprache nach keinen weſentlichen, ſondern nur einen ſehr kleinen Unterſchied haben, — es giebt auch einige, die gar nicht verſchieden ſind, — ſo könnte man ſie, wenn man obige Buchſtaben verbannte, auch nur auf einerlei Weiſe ſchreiben; da nun dadurch auch die Unterſcheidung dieſer Wörter durch das Geſicht wegfiele, welche doch, zumal für einen, der der Sprache noch nicht recht kundig, nothwendig iſt, ſo iſt nöthig, daß alle die obigen Buchſtaben beibehalten werden. Es wäre nichts lächerlicher, als zu behaupten, daß, wenn zwei Sachen für das Ohr keine Verſchiedenheit haben, man ihnen auch für das Auge keine geben könne oder dürfe. 2) Da man die Derivation der Wörter wegen der Beſtimmtheit ihrer Bedeutung ſo ſehr zu erhalten ſuchen muß als möglich, und wir viele Wörter aus der griechiſchen und lateiniſchen Sprache haben, ſo iſt es nothwendig, daß wir auch ihre Schreibung aus dieſen Sprachen nehmen, und man, anſtatt C, V, Y, X auszurotten, noch einen Buchſtaben für das Ω beifügte.

Bei künftiger Gelegenheit will ich den Schaden, den man einer Sprache zufügt, wenn man die Ableitung der Wörter vergessen läßt, und gleichlautende Wörter nicht für das Auge unterscheidet, weiter ausführen.

Jetzt lebe wohl bis Wiedersehen.

J. B. Erhard.

N. S. Prüfe meine Gründe aufmerksam, und theile mir deine Zweifel mit.

17. An Osterhausen.

Nürnberg, den 1. Juli 1784.

Freund!

Morgen komme ich nicht zu dir, ich werde mir eine gelegnere Zeit erwählen, denn ich müßte doch am Dienstage schon wieder herein, und überdies wird es regnen. —

Am Freitage ging ich mit Herrn von Grundherr spazieren, und zwar über den Judenbühl, seinen liebsten Spazirgang, da begegnete uns Herr M— mit seiner ganzen Familie. Ich sahe sie also wieder, seine größere Tochter, und verglich sie mit den von mir geschätzten Mädchen. Ich will sie dir beschreiben, und magst du rathen, wie die Vergleichung ausgefallen ist. Ihr Wuchs ist schlank und von gehöriger Größe, sie ist etwas größer als deine Schwester, aber bei weitem nicht so groß als die Hartliebin. Ihr Gesicht ist sehr zart, vollwangigt, und von einer Farbe, die eine Gesundheit und eine Unschuld zeigt, deren nur ein deutsches Mädchen fähig ist. Ihr Blick ist Freiheit und Heiterkeit, aus dem, bei seiner stillen Freude, ein Abscheu gegen alles rauschende Vergnügen hervorblickt. Ihre Augen sind schwarz und heffern sich völlig, und ihr Haar, — ja das weiß ich nicht! sah ich sie an, so war ihr Gesicht mein ganzer Sehungskreis — soviel ich mir dunkel vorstelle, wird es blond sein. Die Stimme sah ich, aber gehört habe ich sie noch nicht, denn sie verwickelt sich niemals in ein Gespräch mit uns, stellt sich schüchtern etwas abwärts, wendet aber ihren Blick doch nicht von der Gesellschaft weg. Sieht sie auf einen gewissen Gegen-

genstand, so ist es betrachtend, aber nicht neugierig. Aus ihrem ganzen Ansehen muß ich Geschmeidigkeit vermuthen, sich nach allen Launen, die die Tugend annehmen kann, zu bequemen; einem Hermann zu Gefallen würde sie Thusnelda und bei einem Abälard Heloise sein. Sie ist vierzehn bis fünfzehn Jahre alt. — Ich bin eingeladen von Herrn M—, und ich werde gewiß hinkommen? —

Nun will ich einmal enden; dir, hoffe ich, wird diese Beschreibung recht sein, ein Frauenzimmer aber von gewöhnlichem Schlage würde freilich viel daran auszusetzen finden. „Das ist ja eine Beschreibung", würde es sagen, „wie man sie in der Naturgeschichte gewohnt ist", — aber was kann ich dafür, daß ich, da ich dieses schrieb, von Sausen und Brausen der Ohren frei war. —

Zu der versprochenen Fortsetzung der Orthographie ist jetzt zu wenig Raum da, und weil ich einmal an Jungfer M— soviel denken mußte, um sie zu schildern, so ist auch alle Lust dazu weg. Lebe wohl, mein Freund, und zürne nicht, daß ich auf künftigen Sonntag nicht komme, du sollst gewiß dabei gewinnen.

J. B. Erhard.

18. An Osterhausen.

Nürnberg, den 27. Juli 1784.

Die Räuber sind durchgelesen, ich schicke dir sie aber noch nicht, denn du wirst sie nicht gar nöthig brauchen, und ich bin willens, das Lied: „Willst dich, Hektor, ewig mir entreißen" zu setzen. Mein Urtheil davon ist folgendes:

Der Plan, nach dem es gearbeitet ist, widerspricht den Regeln des Theaters; wenn ich lese, so ist es mir leicht, mich von Franken nach Böhmen zu versetzen; ich ruhe beim Ende des Auftritts und reise gleichsam in meinen Gedanken dahin; aber bei der theatralischen Vorstellung fällt dies weg. Da er aber selbst dies bekennt, so will ich keine Kritik in Rücksicht auf das Theater darüber machen. —

Die Karaktere sind stark und gut gezeichnet, und wahr-

haft tragisch. Niemals wird man auch die Liebe besser in einem Trauerspiel behandeln können, hier stimmt sie unsere von Bewunderung und Staunen dahingerissene Seele nicht zum kindisch Zärtlichen herab und verdirbt die Wirkung des Trauerspieles, wie die meisten von unsern neueren Trauerspieldichtern thun.

Einzelne Auftritte sind vollkommene Muster der bis zum Entsetzen getriebenen Bewunderung, und der Rührung, die das Herz beklemmt; ein Beispiel der letztern ist der fünfte des vierten Akts, die Gradation der Rührung ist ein Meisterstück; er hört auf, wenn die höchste Rührung da ist, und im letzten Auftritt, wenn Amalia spricht: „Mörder! Teufel! ich kann dich Engel nicht lassen!" was läßt sich Stärkeres denken!

Die Monologen sind durchgängig Meisterstücke, sowohl an sich, als durch ihre Schicklichkeit, mit der sie angebracht sind; der in der sechsten Scene des vierten Akts, „Zeit und Ewigkeit — gekettet" u. s. w., verliert zwar im Anfange sehr gegen den Monolog des Hamlet, aber der letzte Gedanke, „Die Qual erlahme an meinem Stolz", und der vorhergehende Absatz, der zwar für Hunderte, die ihn lesen, in seiner Stärke unverständlich sein wird, giebt ihm beinahe das Uebergewicht.

Mit Einem Wort: Aeschylus der Deutschen, nur nach ihm können wir einen Sophokles erwarten. — Lebe wohl.

J. B. Erhard.

19. An Osterhausen.

Nürnberg, den 18. September 1784.

Theuerster!

Deinen ganzen Brief hatte ich errathen, ehe ich ihn las. Ich bin noch unentschlossen in meiner Wahl, ja sogar noch unentschlossen, ob ich lieben soll.

Sage mir, der du dich Ahndungen rühmst, woher kommt es, daß mein Herz bebt vor dem Gedanken, ich soll lieben, daß der Gedanke der ersten Umarmung Blei in meine Glieder

ſenkt? Mein Herz wählet bei dem allen Gegenſtände für meine Vernunft zur Wahl; dieſe räth mir zu lieben, und mein Herz bebt. Furchtſamkeit kann es nicht ſein, denn nur der bloße Gedanke allein macht mich ſchaudern, ich ſoll lieben. Soll es kommen von Vorſtellung eines Unglücks, das daraus folgen könnte, womit mich meine Einbildungskraft täuſcht, indem ſie mir dunkel dergleichen Geſchichtchen vorhält? Ich habe ja wenig geleſen, und dann müßte ich doch von dieſem Gang meiner Einbildungskraft Merkmale haben. Oder iſt es Ermahnung zur Wachſamkeit, niemals die Liebe anders, denn als eine Führerin zur Tugend zu gebrauchen, daß Gott dieſen Schauer in mein Herz gelegt hat? —

Nun fort von dieſen Gedanken, — ich werde der Vernunft folgen.

Bei Jungfer M — würde es gar keine Schwierigkeit haben, aber bei Jungfer H —; ich werde ſie dir vortragen.

Wenn ich ohne alles Vorurtheil nachdenke, ſo werde ich es doch vielleicht niemals ſo weit bringen, daß mich H — liebt, ſie wird mir ihre Gunſt, ihre Freundſchaft ſchenken, aber nicht mir, ſondern meinen Verdienſten, meiner Freundſchaft gegen ſie, ſie würde mir vielleicht auf mein Begehren ihre Liebe ſchenken, aber nicht weil ihr Herz mich liebt, ſondern weil es ihr ihre Vernunft allzu ſehr widerriethe, einen Menſchen, von dem ſich die Treue erwarten läßt, als wie von mir, zu verſchmähen.

Bei Jungfer M — iſt dies der Fall nicht, ihre Blicke verriethen mir mehr als bloße kalte Verehrung, denn ich ſahe ſie zweimal. Am Sonntage war ich dorten, ich brachte ein Buch, weil ich Bücher verſprochen hatte. Am Montage traf ich ſie unterm Lauferthor mit ihrer Mutter, ich ging mit ihnen bis an's Haus. Die Mutter iſt mir ſehr gewogen, ſie überhäuft mich mit Lobſprüchen bis zum Aergern, bis zum Ekel kann ich nicht ſagen, denn ſie weiß doch allem eine gute Wendung zu geben. Morgen und ins künftige alle Sonntage komm ich wieder hin. Vielleicht ſiehſt du Jungfer M. —,

die du noch nicht recht geſehen haſt, als meine Geliebte, wenn du wieder nach Nürnberg kommſt.

Wenn ich morgen hinkomme, vielleicht wenn es Gelegenheit giebt, entdecke ich mich.

Um dir ein Beiſpiel von der Wendung der Lobſprüche der Frau M— zu geben, ſo will ich dir einen, der mir beifällt, anführen; ſie ſagte unter andern: „Wenn Sie 40 Jahre alt wären, ſo würde ich ſagen, Sie ſind ein gelehrter Mann, aber jetzt muß ich Sie bewundern.“ Ich will abbrechen, vielleicht über acht Tage mehrere Auskunft. Lebe wohl.

Dein Freund.

20. An Osterhauſen.

Nürnberg, den 9. Oktober 1784.

Vor acht Tagen war es mir gewiß ſo unangenehm als dir, daß du meinen Brief nicht erhalten haſt, denn er war geſchrieben, und durch allerlei Zufälle vergaß ich ihn hinzugeben. Ich ging abends ſchwermüthig ein paarmal im Kreuzgang auf und ab und dann auf die Schütt, und überall war es leer in mir; doch da ich am Waſſer ſtand und den ſich ſpiegelnden Mond anſchaute, da ſchlich ſein gemildertes Licht unvermerkt in meine Seele. Dies war der einzige Troſt für mich. —

Vergangenen Sonntag war ich wieder dort, diesmal ſah ich ſie, ſahe, daß die Frage nicht ſein kann, ob ſie mich, ſondern ob ich ſie werth bin. Morgen gehe ich wieder hin, ich freue mich ſchon darauf; wenn ſie es doch ſchon wüßte, daß ich ſie liebe! Doch vielleicht ſagten ihr meine Blicke ſchon genug. O wenn du einmal bei mir wärſt und ich zu dir ſagen könnte: Hier ſteht das Mädchen, das mich liebt, keinen Andern geliebt hat und keinen Andern lieben wird! Dann würde ſie gewiß nicht in romanhafte Verſicherung ausbrechen, nein, ganz betroffen würde ſie daſtehn, ihr Blick würde nur ſagen: O Jüngling, ſei nicht ſtolz auf ein ſchwaches Mädchen, wage alles auf mein Herz, aber nicht auf meine Kräfte! — O Freund, ich muß gewaltſam von ihr abbrechen, denn

ſonſt würde ich ſchreiben, was ich für ſie fühlte, der Brief würde unendlich werden.

Ich will dir von ihrer Mutter wieder etwas erzählen. Meiner Meinung habe ich noch keine richtigern Beurtheilungen über mich gehört, als ſie macht. Letztens ſprach ſie, da wir auf mich zu ſprechen kamen: „Sobald als man Sie ſieht, ſo hält man Sie für einen Menſchen, der gegen Andre ſehr viel Sonderbares voraus hat, aber Ihre Beſcheidenheit macht, daß man nicht aufmerkſam unterſucht, ob dies Sonderbare etwas werth iſt"; ferner: „Wenn Sie ſprechen, ſo wird ihre Miene menſchenfreundlich, wenn Sie aber nicht ſprechen, ſo iſt ſie es nicht ganz, denn Ihr Auge ſieht alsdann nur gierig herum, das zu erhaſchen, was es will." Ich ſchließe. Lebe wohl.

Dein Freund.

21. An Oſterhauſen.

Nürnberg, den 9. October 1781.

Freund!

Morgen iſt mein Schickſal beſtimmt, ich habe mehr zu fürchten, als zu hoffen; dies wiſſe, ſonſt weiß ich ſelbſt nichts.

Gern wollte ich dir mehr ſchreiben, aber bald fällt mir was ein, bald weiß ich's nicht mehr, bald reut's mich; wenn ſie mich nicht liebt, ſo verbrenne alle meine Briefe.

Für die Räuber, wenn du ſie mir noch einmal ſchaffen könnteſt für die Frau M—, würde dir ſehr danken. Ich weiß ſonſt nichts; ich weiß ſonſt ſo viel!

O morgen, lange Zeit!

Dein Freund.

Ihnen denſelben beſtens und mache mich bei Ihnen in allen Stücken zu ſeinem Gewährsmann. Seine Geſchäfte wegen der Entſchädigungsanſprüche führen ihn nach Paris; er mißbilligte die ganze Sache, nun ſie aber beſchloſſen worden, will er nicht den Blöden ſpielen und hat ganz recht. Doch hat er im Grunde mehr gewonnen als verloren bei der Revolution, nämlich — die freie Denkart und Geiſtesumſicht nicht in Anſchlag zu bringen — gewonnen hat er ſelbſt ſeine jetzigen Anſprüche, da nach den früheren Einrichtungen alles nur dem älteſten der Brüder zugefallen wäre. Seltſam verwickeln ſich doch die Fäden, an welche in den menſchlichen Dingen ſich Wirkungen an Urſachen knüpfen! Warum rechnet man bei ſeinen Handlungen, die man in irgend einer beſtimmten Abſicht vollbringt, ſo ſelten auf eine Folge, die das Gegentheil von jener iſt? Eintreffen ſieht man gewiß eben ſo oft das Verkehrte, als das Richtige, o weit öfter! Wer hätte glauben ſollen, daß ein Miniſterium, wie das Villèle'ſche, dazu gehörte, um in Frankreich die Selbſtſtändigkeit eines Negerfreiſtaats anzuerkennen und das erſte Beiſpiel einer völligen Preßfreiheit dort zu geben? Aehnliche Kontraſte finden ſich überall, auch hier bei uns, wo überhaupt alle Richtungen und Wendungen der Dinge in dieſer Zeit ihre Augenblicke des Geltens fort und fort wiederfinden. Ein auffallendes Beiſpiel iſt in dieſer Hinſicht die Ernennung Hrn. Merkels zum Oberpräſidenten von Schleſien, eine Ernennung, welche vieler Leute Kopfſchütteln, ja Entrüſtung veranlaßt, und bei dem Sinne, den man für den herrſchenden halten muß, gar nicht möglich ſchien; ſie iſt aber doch erfolgt; freilich daneben die des Herzogs Karl von Mecklenburg-Strelitz zum Präſidenten des Staatsraths, worüber Andere wieder ſich auf die Lippen beißen. Dafür, daß in Bern der Geh. Staatsrath Niebuhr dem Kronprinzen den Prof. Arndt als

22. An Osterhausen.

Nürnberg, den 14. October 1784.

O Tag, da ihr sanftes Gesicht wie Frühlingswonne mir aufging.
Sei du mir ewig ein festlicher Tag.
Da sagt' mir mein treufrendes Herz, und sagt's mit voller Bewegung,
Sie ist's, und ich empfand sie war's.

Zacharia.

Ich will dir auf dein Begehren eine etwas umständliche Erzählung machen. Ich liebe sie, das weißt du, ich sagte ihr's, das weißt du auch, aber das weißt du nicht, daß dies letztere unter meine unbesonnenen Streiche gehört. Ihre Mutter wollte sie so erziehen, daß sie in der Fremde Dienst nehmen könnte, sie schärfte ihr daher ein, keinem Mannsbild zu trauen, wer es auch seyn möchte. Dies wußte ich aber nicht. Nun las ich der Mutter in Gegenwart der Tochter laut deinen letzten Brief vor (dies mußt du mir verzeihen), und als die Mutter hinausging, sagte ich jener grade heraus, sie wäre dies Mädchen, ich liebte sie, ob sie mich auch lieben könnte? Was mußte hier in ihrem fühlbaren Herzen vorgehen! Du wirst dir's selbst denken können. Endlich wurde sie ihrer so viel mächtig, daß sie sagen konnte: Ich kann Ihnen das noch nicht beantworten. —

Die Nacht konnte sie nicht schlafen, und am folgenden Tage hatte sie sich noch nicht ganz gesammelt. Nun ist es einmal geschehen, sie weiß es nun doch, daß ich sie liebe, und ich bin für meine Unbesonnenheit genug bestraft worden, das wird mein verachtträgiges zeigen. —

Am Dienstag silhouettirte ich sie und ihre Mutter. — Es war mir nicht möglich, ihr sanftes Auge zu treffen; voll Grimm würde ich die Reißfeder weggeworfen haben, wenn man zornig sein könnte, sobald man sie sieht.

Ich unterrichte sie nun auch im Zeichnen, das sie schon von ihrem Vater etwas gelernt hatte; hätte sie die Zeit darauf gewandt und die Anweisung gehabt, wie ich, so würde ich ein Stümper gegen sie sein; es wird dies jeder-

mann ſagen, der meine Anfangsſachen mit den ihrigen vergleicht.

Ihre Augen ſind jetzt ſo gut als die meinigen. Ihr Wuchs iſt ſehr ſchlank, und um ſo viel natürlicher, da ſie ſich nicht ſchnürt und niemals geſchnürt hat. Sie iſt jetzt wieder heiter, und der vorige Schrecken iſt vergangen.

Die Freude der Mutter, als ich ihr verſprach, ihre Tochter ewig zu ſchätzen, weiß ich nicht ob hätte größer ſein können, wenn ich Fürſt oder Graf wäre; ſie nahm mir die Hand, drückte ſie an ihre Bruſt und küßte ſie.

Morgen werde ich an mein Mädchen ſchreiben, werde ihr ſagen, was die edle Liebe iſt und wie ſehr ſie den Menſchen erhöht. —

Ich kann dir ſagen, ſie wird mein, oder iſt mein, wie man ſagen will, und wer es wagte, mir ſie zu rauben — hie Schwert Gottes und Gideon!

Nun lebe wohl, erbſte dich mit meinem Glücke.

Dein Freund.

23. An Oſterhauſen.

Nürnberg, den 18. November 1784.

— Dieſe Woche war mir wie die vorhergehende, nur daß die Schüchternheit immer mehr verſchwindet.

Unter meinen Beſchäftigungen iſt die Algebra die vornehmſte; es zieht mich ein ſolcher Hang zu ihr, daß alles andre zurückbleibt, außer —. Wenn mir der Hang dieſen Winter durch bleibt, ſo werde ich die ganze Algebra, nebſt Differential-, Exponential- und Integralrechnung, in ziemlicher Vollkommenheit erlangen. —

24. An Oſterhauſen.

Nürnberg, den 19. November 1784.

— Der Brief von Künzel erfreute mich ſehr, er iſt ſehr aufrichtig geſchrieben, und zeigt eine Wendung ſeines Geiſtes und Herzens, die ich mir noch nicht geſchmeichelt hätte, ihm gegeben zu haben. Dieſer Brief iſt hinlänglich, Künzeln in

seinem besten Lichte zu zeigen, und alle unsre belletristischen Poltrons (keinen deutschen Namen verdienen sie nicht) noch den umsonst versuchen, die naive und ungezwungene Sprache dieses Briefs nachzuahmen.

Ich werde ihm so viel Sorge widmen, als mir möglich ist; aber, rechne: 1) meine nöthigen Beschäftigungen, 2) die Ausführung meines mir vorgesetzten Plans, 3) dich und Herrn von Grundherr, 4) meine andern Freunde und Freundinnen, 5) meine Getreue, — wird er wohl mehr als eine ganze Nacht die Woche über, und wenn die Akademien angehen sollten, zwei halbe, nebst allem möglichen Vorschub in Büchern, fordern können? Bei Gelegenheit der Bücher muß ich dir sagen, daß ich meine Bibliothek mit einem sehr wichtigen vermehrt habe, mit Lamberts Architektonik, oder über das Erste und Einfache in unsrer Erkenntniß, zwei Bände. Ich werde dir bei andrer Gelegenheit eine Skizze von den Verdiensten Lamberts entwerfen; er ist einer von den Männern, die nur Deutschland hervorgebracht hat. —

Nun sollen noch einige zerstreute Anmerkungen über den Werth der Liebe folgen; es würde dies der Gegenstand des heutigen Briefs geworden sein, wenn ich Muße gehabt hätte; auf Begehren sollen einige der einzelnen Sätze, die folgen, und woraus du wählen kannst, Gegenstände künftiger Briefe werden.

1) Der Enthusiasmus der Religion ist stärker als der Enthusiasmus der Liebe.

2) Wenn die Liebe uns nützlich sein soll, so muß sie sowohl durch Wahl der kalten Vernunft, als durch wahre Zuneigung entstanden sein.

3) Die Vorstellung des Glücks der Liebe ist höher, als man es im Genuß ihrer ächten Freude findet, aber auch die Erinnerung dieses Genusses ist weit süßer, als der Genuß selbst, ob sie gleich wieder darnach lüstern macht.

4) Die Stärke, die wahre Liebe über ein weibliches Herz hat, steht im graden Verhältniß ihrer Tugend und Sanftmuth, und in umgekehrtem ihres Stolzes; die Macht, die wahre

Liebe über ein männliches Herz hat, steht im umgekehrten Verhältniß seines Verstandes, seiner Rauhigkeit, seiner Wollüstigkeit, und im graden seiner allgemeinen Menschenliebe und Aufrichtigkeit.

Dein Freund.

28. An Osterhausen.

Nürnberg, den 26. November 1785.

Die Ausführung meiner Sätze wirst du nur dann erhalten, wenn du mir bestimmst, welche du wünschest. Hier folgen noch einige:

5) Der Widerstand, den ein Mädchen einem Jüngling, der sie liebt, thun kann, steht im umgekehrten Verhältniß ihrer Unschuld, die Reue aber nach der Gewährung im graden; der Widerstand aber, den ein Jüngling der Sinnlichkeit thun kann, ist das grade Verhältniß seiner Unschuld und seines Verstandes.

6) Die Erinnerung der Leiden der Liebe ist angenehmer als ihre Freuden, wofern wir den Gegenstand besitzen.

7) Angenehmer aber ist die Erinnerung der Freuden, als der Leiden, wenn wir den Gegenstand nicht besitzen.

8) Die Dauer der Liebe ist um so viel stärker, wenn sie mit ganzem Wohlwollen gegen die Person, die man liebt, ohne den Gedanken sie zu besitzen, anfängt, und um so viel kürzer, wenn der Gedanke des Besitzes das Erste ist, das man bei ihrer Erblickung denkt.

9) Auf das Mitleiden eines Menschen, der nie geliebt hat, ist nicht das geringste zu trauen.

10) Jeder Mensch, der nie tugendhaft geliebt hat, ist entweder der Unkeuschheit oder dem Trunk ergeben, er müßte denn einer von den Menschen sein, die nur um des Gleichgewichts auf der Erde zu sein scheinen.

11) Das, was Freundschaft von uns fordert, verhält sich zu dem, was Liebe fordert, wie Recht und Billigkeit.

12) Ein Jüngling, der sein Mädchen aufrichtig liebt, wünscht sie zur Frau, um Vater zu werden. —

Künf-

Künftigen Sonntag, wenn das Werter leidlich iſt, höre ich mit meinem Mädchen die Schüler; ſie hat ſie gar noch nicht gehört. Ich werde, ſo viel ich hoffe, allein mit ihr ſein; ſo ſehr ich auch die Mutter liebe, ſo wünſche ich doch allein mit ihr zu gehen. Ihre Schüchternheit, zumal gegen mich, verliert ſich immer mehr, und würde ſich, wenn ich wollte, bald ganz verlieren, aber ich will ſie alsdann nur ganz verloren wiſſen, wenn ich ihre Tugend, die ſich auf Unſchuld gründet, auf Vernunft werde gegründet haben, und das iſt ſo leicht nicht, als es einem Unerfahrenen dünken möchte. —

Nun lebe wohl.

Dein Freund.

26. An Osterhausen.

Nürnberg, den 10. Februar 1764.

Zuerſt einige Anmerkungen über deine Schilderung von mir, mit der ich wieder ſehr zufrieden bin.

1) Meine Stimme war nach ihrer Veränderung gar nicht biegſam, und ich konnte faſt nicht mehr ſingen.

2) Haſt du meine moraliſchen Grundſätze und meine ſich ſchon damals anfangende Religionsänderung zur einzigen wahren — der unmittelbaren Verehrung Gottes — übergangen. Doch war ich bis eine Zeitlang nach Dörrbaums Tode noch ein Chriſt im gemeinen Verſtande dieſes Worts, und ſo wie ich meine Gefühle verfeinerte und mein Herz ſich würdiger machte, vor Gott zu erſcheinen, hörte ich auf, ein eigentlicher Chriſt zu ſein. Auf meinen einſamen Spaziergängen hatte ich öfters auch in der erſten Epoche Gefühle, die meiner jetzt noch würdig ſind.

3) Einen lächerlichen Einfall und Entſchluß, die du mir nicht zugetraut hätteſt, wegen L., auf welchen Buchſtaben ich mich bald nimmer hätte beſinnen können, muß ich dir einmal mündlich erzählen. Jetzo wäre er thöricht, damals war es lächerlicher, doch wäre es nur an dem Zufall gelegen, daß er ausgeführt worden wäre, und dann hätte vielleicht der Ausgang traurig ſein müſſen. Wenn ich auf mein noch kurzes

leben zurücksehe, so grauset's mir vor den Tiefen, zu deren äußersten Rand ich mich gewagt.

Nun ein Tagebuch dieser Woche. — Ich bin um sieben Tage älter, um etwas gelehrter, um nichts weiser, um nichts besser. —

Den ersten Theil von Karlsberg habe ich nun gelesen, er ist schlecht, sage ich; ohne Roman würden die Wahrheiten, die noch nicht besser gesagt worden sind, sehr wenig Platz einnehmen, und der Roman ist mit Eile an sie angeheftet. — Lebe wohl.

Dein Freund.

27. An Osterhausen.

Nürnberg, den 30. April 1785.

Morgen der erste Mai! und wie erscheint er? mit keiner Blume geschmückt, mit keiner Blüthe umkränzt, — kein sanftes Grün stellt uns die Güte des Schöpfers im Bilde dar. — Aber was würde mir der schöne Frühling nutzen, wenn ich ihn nicht mit reiner Seele genießen kann? und die besitze ich jetzt nicht, ich bin wie andere Menschen geworden, nur das traurige Andenken meiner vergangenen Würde bleibt mir; aus meiner Tugend ist bloße Klugheit geworden. — Doch vielleicht kommt auf diese Nacht auch wieder ein heller Tag, aber wie lange werde ich bis zu seinem gänzlichen Anbruch in neblichter Dämmerung harren müssen? Freund! du kannst dich immer glücklicher schätzen als ich, — ich gestehe es, ich erhielt größere Fähigkeiten als du, aber was hilft größere Stärke, wenn die Arbeit in einem noch größeren Grade auferlegt ist? — Jetzt entsteht ein Stolz in mir, ich halte mich für stark genug, die erhabenste Tugend zu erlangen, mein Temperament macht Einwürfe, eine Sophisterei des Verstandes kommt ihm zu Hülfe, — darnieder lieg ich —

Die Liebe, wähnte ich, sollte mich in meiner angefangenen Bahn erhalten, aber ich irrte mich; als entfernte Belohnung meiner Tugend, mir vorgebildet, hatte sie nur diese Wirkung; noch war ich damals zu wenig Psycholog, dieses

einzusehen; ich erwartete von der wirklichen Liebe mehr als von der eingebildeten, und ich mußte mich betrogen finden: denn ich kann meine Liebe eher als ein Hinderniß ansehen, weil sie mir die Gelegenheit entzog, zu jener feierlichen Melancholie zurückzukehren, die mir voriges Frühjahr so heilsam war und mich so glücklich machte.

Schon war ich damals zu reinem Anschaun der Schönheit und Vollkommenheit vorbereitet, ich begriff jene himmlische Liebe reinerer Geister, aber jetzt — aus den Armen einer Psyche würde ich mich gewunden haben, um mich in den Schooß, nicht einer Danae, sondern gar Phryne und Laïs zu werfen.

Kein Mensch, als du, weiß den Unterschied meines vergangenen und jetzigen Werths, ich bin also auch ein Heuchler. —

Genug jetzt; du kennst nun meinen jetzigen Zustand, siege ich abermal, so sollst du es wissen, aber schwer und furchtbar wird der Kampf. —

Deine Schilderung war mir angenehm, und ich erwarte mit Vergnügen die letzte Periode, welche mir eine der wichtigsten ist, weil ich damals anfing, mich mit Eifer zu bestreben, aufgeklärt von Verstand und edel von Herzen zu werden; meine Keuschheit (ich zittre jetzt bei diesem Wort), die ich mit Recht als die Vorbereitung zu allen andern Tugenden ansahe, hatte ich größtentheils T—n zu danken, ewig muß mir ihr Andenken heilig sein; errichte ihr so gut du kannst in deinen Briefen ein Denkmal.

Nun, Freund, denke über meine jetzige Lage nach, vielleicht kann sie für dich eben so lehrreich sein, als sie für mich gefährlich ist. —

Auf den Spaziergängen mit Herrn von Grundherr im Walde lernte ich, daß es hier herum auch sehr schöne, ja fast romantische Gegenden giebt, unter andern entdeckten wir eine sehr artige Insel mitten im Wald. Lebe wohl!

Dein Freund.

28. An Osterhausen.

Nürnberg, den 7. Mai 1785.

Bester Freund!

— Nun von der Geschichte meines Herzens. Mein voriger Brief hatte nicht nur einige Zweifel über die Standhaftigkeit meiner Tugend zum Grunde, sie war wirklich eines Theils verloren, und würde bei unglücklichen Umständen vielleicht ganz verloren worden sein. Aber nun ist er gekämpft der Kampf, und du triffst wieder einen Jüngling an deinem Freund an, dessen sich Hermann nicht schämen würde. —

Am Sonntage ging ich hin, wohin wirst du nicht fragen, — mit ernsterer Seele und würdigerem Herzen als vielleicht seit einem Vierteljahr. Ich sahe sie, — und es war mir, als wenn ich sie zum erstenmale sähe, —, gleichgültig (ich darf es wohl sagen) ging ich hin, und voll lodernder Liebe kehrt' ich zurück. Bald könnte ich nicht mehr von ihr schreiben, und müßte sie nur denken und fühlen! Das Gefühl, daß ein Mädchen voll Unschuld und Güte ganz mit mir sympathisirte, ganz sich mir überließe, und dadurch sich glücklich fühlte, machte mir glückliche Stunden in der Einbildung, und jetzt finde ich es in der Wirklichkeit, — wie schlug ihr Puls geschwinder, wie hob sich die Brust höher als ich sie bei der Hand hielt, sie ansahe und — nichts sprach! So wie ich geliebt werde, werden gewiß wenige Jünglinge geliebt.

Verborgen kann nun meine Liebe nicht mehr bleiben, denn als ich am Donnerstage mit ihr spazieren ging, gingen uns drei Frauenzimmer nach, ich merkte gleich, daß es zwei G—, die Kleine und die Franzöſin, und Jungfer E — waren; sie gingen uns absichtlich nach, und da ich eine Gelegenheit fand, mich umzukehren, so zeigte ich, daß ich sie kannte, und dadurch mußte das Nachgehen ein Ende nehmen. Aus Neugierde gehe ich heute hin, ich muß doch sehen, was sie sagen.

Eine andre Ursache der Ausbreitung giebt die Mutter selbst; ich werde Gelegenheit nehmen, mit ihr davon zu reden. Eine gewisse Art von Eitelkeit ist daran schuld, die Neugierde

der Leute noch mehr zu reizen, die ohnedem wegen des Verfremdenden in ihrem Betragen stark genug ist. Und sie kann dadurch nichts Gutes machen, denn das außerordentliche Vertrauen auf einen Jüngling von neunzehn Jahren, von dem man nichts als sein Wort hat, nicht einmal einen Schwur, das sie sich überall merken läßt, muß nothwendig die Leute mit dem Wunsche, daß sie sich betrügen möchte, oder mit Neid erfüllen, welches, wenn es uns Beiden nichts schaden kann, doch gewiß nichts nützt.

Deine Fortsetzung gefiel mir ungemein, und ich erwarte mit Freuden wieder eine, und dann dich selbst.

Dein Freund.

29. An Osterhausen.

Nürnberg, den 9. Juli 1784.

Bester Freund!

Wenn du diesmal einen langen, wichtigen Brief von mir erwartest, so betrügst du dich. Diese Woche floß mir unter Zerrüttung, sowohl von Geschäften als von innerer Mißstimmung, vorbei. Welche Mißstimmung? wirst du fragen; andere Briefe werden sie dich schon haben kennen lernen. Liebe im allgemeinen Sinne schwindet immer mehr aus meinem Herzen; sanfte, zärtliche Tugend kommt mir kindisch vor; dafür gräbt sich rohe Wollust, Stolz und Wildheit bei spartanischer Tugend immer tiefer ein. Bald hätte ich letztens das weibliche Geschlecht verwünscht, weil mich ein mächtiger Zug gegen sie hindert, in meiner Rauhheit fortzufahren.

Doch hatte ich diese Woche Beschäftigungen, die Ruhe und Ueberlegung erforderten. —

Lebe wohl.

Dein Freund.

N. S. Ob ich in der Liebe treu bleibe, weiß ich nicht, ihre Fesseln sind mir zu schwer und ihr Joch zu drückend; Freiheit, wie der Wilde Canada's, will ich; mein Mädchen hat mir lange genug gefallen, jetzt gefällt sie mir nicht mehr, auch kein andres Mädchen; ich werde mir, nach

Wielands Rath, eine Frau wählen, oder, nach meinem, mehrere, und dem ganzen Platoniſchen Liebesſyſtem gute Nacht geben!

50. An Oſterhauſen.

Nürnberg, den 26. Juli 1786.

Beſter Freund!

— Auf mein Mädchen bin ich unwillig; wenn ſie nicht anders wird, ſo kann ich ſie nicht mehr lieben; ſie iſt zu unthätig, was hilft ein gutes Herz, wenn es ſich nicht in Handlungen zeigt? Sie könnte ihrem Vater in vielem Hülfe leiſten, wenn ſie ihren Verſtand mehr gebrauchen wollte, den ihr doch die Natur in reichlichem Maße gab. Wenn ſie ſich aus dieſer Trägheit nicht will wecken laſſen, ſo wird ſie meine Liebe verlieren; ich mache jetzt ernſtlichere Verſuche, ich habe ſie nun genug geprüft, um zu wiſſen, was ich von ihr fordern kann. Ich will ihr jetzt das Rechnen lehren, nicht auf eine mechaniſche, ſondern wiſſenſchaftliche Art, damit ſie ihren Vater unterſtützen kann.

Nun will ich einen Verſuch machen, Dörrbaums Karakter zu beſtimmen, aber als Weltweiſer, nicht als Freund.

Dörrbaum ſchien von Natur einen nur mäßig geſunden und dauerhaften Körper erhalten zu haben, ſeine Seelenkräfte waren ziemlich ſeinem Körper angemeſſen; ſeine Organe waren nicht ſehr fein, ſondern eher etwas ſtumpf, ſeine Einbildungskraft ſtark und heftig auf den Körper wirkend, aber nicht blüthenreich und deutlich, ſondern verwirrt und trocken; bei ſolchen Organen und ſolcher Einbildungskraft kann zwar ein dauerhaftes und feſtes, aber kein vielumfaſſendes und leichtempfängliches Gedächtniß ſein; eine Einbildungskraft, in der ſich verwirrte Vorſtellungen ſammeln, und mit Heftigkeit die Aufmerkſamkeit des inneren Sinnes an ſich ziehen, läßt der Seele ſelten ein deutliches Bewußtſein und hinlängliche Stille, um ſich ihre Begriffe bis zur Deutlichkeit aufzuklären. Entſchloſſenheit, Dichtungskraft und großer Verſtand waren ihm alſo von Natur verſagt, aber deſto mehr gab ſie ihm Anlage

seinen Freund vorstellt, bekommt in Koblenz Herr von Otterstedt den rothen Adlerorden zweiter Klasse. Aus solchem Wirrwarr bildet sich in aller Eile das Leben und führt rasch die ganze Masse künftigen Entwickelungen zu. Wenn man sich von solchen Wogen nicht, gleich Andern, freundlich getragen und gefördert sieht, so hat man es nicht einer besondern Denkart und Gesinnung, nicht früheren Eindrücken oder andern allgemeineren Rücksichten zuzuschreiben, sondern einzig dem eigenen Karakter, der sich in seiner unzerstörbaren Beschaffenheit unter allen Umständen mit der Welt immer wieder in das ursprünglich bedingte Verhältniß setzt; davon bin ich völlig überzeugt und nehme nach dieser Ueberzeugung täglich mehr meine Parthie, wie man zu sagen pflegt. Ich durfte mich früher in entschiedener Ungnade glauben, ich sehe deutlich, daß diese sich völlig verloren hat, aber damit ist nichts gewonnen, im Gegentheil, es ergieng mir bei jener in vielem Betracht besser. Ich ergebe mich in die beschämende Einsicht, daß ich die Verhältnisse nicht zu benutzen weiß, weil ich es nicht unter allen Umständen und auf alle Weise mag, dieß ist eine Eigenschaft, der ich nicht entfliehe, sei sie übrigens eine gute oder böse; sollte sie übrigens auch ihrerseits wieder mit irgend bestimmten Vortheilen verknüpft sein, so werden dagegen auch diese, davon kann ich gewiß sein, mir nicht entgehen. Und so tröste ich mich mit der Einsicht in das, was mir zukommt oder ausbleibt, und diese Einsicht ist wirklich ein herrliches Mittel, wodurch alles in andere Beleuchtung rückt. Hätte man sie nur immer!

Nach meiner Rückkunft von einer lebenvollen Reise, die schon wie eine Traumwelt des vorigen Jahres hinter mir liegt, fand ich nichts Angelegeneres hier zu thun, als meine biographischen Arbeiten wieder vorzunehmen, in welchen Blücher sich als ein spröder Stoff noch wohl einige Zeit gegen

zur Gewissenhaftigkeit, und festen Sinn und Begierde nach immer größerer Aufklärung. Tiefe abstrakte Wahrheiten und reizende sinnliche Ideen mußten ihm gleich schwer, oder beinahe gleich unmöglich zu fassen sein. Dies sind seine natürlichen Gaben; wie sie durch seine Lebensumstände ausgebildet wurden und seinen wirklichen Karakter bestimmten, wird in der Fortsetzung folgen. Lebe wohl.

Dein Freund.

31. An Osterhausen.

Nürnberg, den 8. August 1786.

Bester Freund!

— Deine Philosophia botanica erwarte ich mit Vergnügen. Ich werde vielleicht nicht sowohl dich recensiren, als auch bei Gelegenheit Einwürfe und eigene Hypothesen vortragen. Vorzüglich wachsen meine Zweifel an dem Nutzen des Systema sexuale immer mehr an; ich hätte bald Lust, aus der Erfahrung und Philosophie hier Einwürfe dagegen vorzutragen, und einen andern Entwurf eines Systems zu wagen, aber ich will warten, bis du mir in deinen Briefen Gelegenheit dazu giebst. Die Kenntniß der Luftarten wird mir immer angenehmer wegen der Aussicht in ihren medicinischen Gebrauch. Sie verdienen ein eignes Kapitel in der Materia medica. Vielleicht, wenn du mit deiner Botanik fertig bist, erhältst du von mir eine Ergänzung der Materia medica durch die Luftarten. Jetzt komme ich in's Versprechen, ich muß aufhören.

Fortsetzung von Oberbaums Karakter. Den Einfluß, den seine Erziehung in solche Anlagen haben mußte, kann ich nicht bestimmen, denn ich unterließ, zu meinem größten Verdruß, ihm eine vollständige Jugendgeschichte abzufragen. Ich weiß nur, daß sie im Ganzen schlecht, und in ihrer Folge aufeinander unter verschiedenen Personen widersprechend war. Dieses gab seinem Geiste keine bestimmte Richtung, noch weniger Aufklärung, und gab seinem Herzen verderbte Neigungen. Seine Gewissenhaftigkeit erhielt ihm bei allem dem

Rechtſchaffenheit und Unſchuld, wenigſtens den feſten Vorſatz dazu. Sein Umgang mit gröſtentheils niederträchtigen Menſchen verführte ſeinen Körper zu Ausſchweifungen, ſein gutgeſinntes Herz kämpfte dawider, aber ſein Geiſt war nicht ſtark genug, ſinnliche Ideen zu bändigen. Dieſer Umgang aber mit gröſtentheils in Fähigkeiten wie in Tugend weit unter ihm ſeienden Perſonen ließ ihn ſeine Würde allzu ſehr erkennen, daher ſein Ehrgeiz und ſeine Lernbegierde, die mehr als Neigung, mehr zu wiſſen und weiter zu ſehen als Andre, als aus Genie zu den Wiſſenſchaften entſtund. Er war daher ſo unermüdet im Lernen, daß er darüber das Nachdenken vergaß. Die Beſchaffenheit ſeiner Einbildungskraft, ſeines Körpers, und ein gewiſſer Stolz ſetzten ihn den Anfällen romanhafter Liebe aus. Dieſe, ſein ſich mit ſeiner keuſchen Seele nicht vertragender Körper, und ſeine kümmerlichen Ausſichten, machten ſeine Leiden aus, denen er endlich unterlag; die nähere Entwicklung davon wird künftig ſeinen Karakter beſchließen.

Dein Freund.

32. An Oſterhauſen.

Nürnberg, den 14. Auguſt 1785.

Wie kommt's, daß ich von Herrn A — gar keine Nachricht erhalte? Gewiß hat ihn die Freimüthigkeit meines Briefs beleidigt, und ich werde ihm durch einen abgeſchmackt höflichen Brief meinen erſten deutſchen Brief wieder abfordern, und dann ſein Andenken bei mir vertilgen. — —

Beſchluß von Dörrbaums Karakter. Eine an ſich geringe Entkräftung ſeines durch Strapazen, Kümmerniß und Leidenſchaften geſchwächten Körpers zog ihm nach und nach eine ſchleichende Krankheit zu. Bei dieſer Dispoſition kam nun noch ein heftiger Anfall von romanhafter Liebe, mithin auch der zu Boden drückende Streit zwiſchen einer Einbildungskraft, durch die er mit ſeiner Geliebten Sphären ſingen hörte, und einem Körper, der ihn zur Erde zog, um das Schlagen des Pulſes zu hören. Dieſe Anſtrengung ſeiner Kräfte, die

Schwächung durch Kümmerniß über die Zukunft und über die dem Anſchein nach unmögliche Erlangung ſeines Gegenſtandes, und die Entkräftung durch's Studiren, das durch die nöthige Abſtraktion von ſo hinreißenden Phantaſien äußerſt mühſam muß geworden ſein, vermehrten die Beweglichkeit ſeiner Nerven, und ſchwächten die Kraft ſeiner Fibern. Endlich kam ſeine Maſchine völlig in Unordnung; nur ein heftiges Fieber wäre im Stande geweſen, die Verſtopfungen zu heben, und den Ton wiederherzuſtellen, aber ſeine Natur war zu ſchwach, es im gehörigen Grade hervorzubringen, und noch weniger konnte ſie es überſtehen; er ſtarb an der erſten Kriſis der hitzigen Krankheit. Ueber die Neigung zu Jungfer R— wunderte ich mich ſeitdem weniger, daß ich die große Aehnlichkeit vieler Geſichtszüge, und auch ziemlich des Ganzen, mit den ſeinigen bemerkte. Dies war der Zuſtand eines meiner vertrauteſten Freunde; wie ſich ſein Karakter im Umgange dadurch bilden mußte, wird leicht zu errathen ſein; er war dienſtfertig, gefällig, nachgiebig, ſo lange es keine Lieblingsneigung betraf, leicht aufgebracht, wenn dieſe in's Spiel kamen; furchtſam, ängſtlich, gewiſſenhaft, nicht zu ſündigen, und unachtſam, in Thorheiten und Schwachheitsſünden zu verfallen; feſt in der Freundſchaft, und lenkbar von einem jeden erträglichen Gegenſtand zur Liebe, ſo lange dieſer Gegenſtand um ihn war, und hing im Ganzen doch immer an einem einzigen, weil ſeine Sinnlichkeit und Bedürfniß an dieſem Verlieben mehr Antheil hatte, als ſeine Seele; er glaubte ſich immer von Frauen und Mädchen in Verſuchung geführt, weil es ſein Stolz wünſchte und ſein Gewiſſen fürchtete, doch hatte er Stärke genug, einer oder zweien wirklichen Verſuchungen zu entgehen; ſeine Launen, ſeine Abwechslung zwiſchen Kinderei, Melancholie und Ernſt, laſſen ſich von ſelbſt denken. Wär' er jetzt mein Freund, ſo ſollte ihm meine Freundſchaft mehr dienen. Urtheile, ob ich ihn getroffen habe. Lebe wohl.

Dein Freund.

53. An Osterhausen.

Nürnberg, den 4:. August 1785.

Nun bin ich wieder etwas beruhigt, und du bekömmst keinen Brief von mir, der dich vielleicht erschüttert. Hättest du mich aufgebracht sehen wollen, so hättest du dieses mal kommen müssen. Verläumdung und Bosheit fährt immer fort, mich zu quälen. Mein Vater war wieder bei Herrn von Grundherr, er war fest entschlossen, mit mir selbst zu reden, er kam frühe auf mein Zimmer, aber ich sahe ihm in's Gesicht, und er erschrack und konnte nicht reden. —

Alle diese Widerwärtigkeiten haben aber doch den Nutzen, daß sie meine Tugend läutern, und du schwerlich mehr einen Brief, wie derjenige von diesem Sommer war, erhalten wirst. Meine Treue wird immer geprüfter, und hättest du den letzten Brief von meiner Geliebten gelesen, — ich kann es nicht beschreiben! Du würdest ihn erhalten, wenn ihn nicht Herr von Grundherr hätte, der jetzt alle meine Briefe bekommt, denn es wurde mir mein Kästchen aufgebrochen, und den ersten Brief, der die Erklärung ihrer Liebe enthält, finde ich nicht mehr. Du erhältst jetzt auch noch einige Briefe. Hätte ich nicht eine Maß Blut weniger in meinen Adern, so würde ich dies fast nicht schreiben können.

Herr von Grundherr ist mir ein theurer, werther Freund, ich würde mein Leben für ihn lassen. Gestern stunden wir in meiner Kammer, er faßte meine Hand und sagte: „Ich bin gewiß ganz Ihr Freund, alle meine Hoffnung und Vertrauen setze ich auf Sie (es traten ihm Thränen in die Augen); Ihre Kräfte können der Welt nützen und mein Stolz sein (er weinte)." — Ich bin Ihr Freund, sagte ich, mein Blut würde willig für Sie fließen. — „Ach Gott", rief er aus, „und wenn ich Sie unglücklich sehen müßte!" — Vielleicht nicht, sagte ich ihm heiter. — Aber, meine Freunde! ich fühl' es, ihr müßt mich unglücklich sehen. Doch

Entschluß gereift.
Neid erlischt,
Meine Tugend steigt auch Hoheit!
Lähmung rast,
Qual entflammt,
Ihr erlahmt an meinem Stolz.

Nun eine Schilderung von dem Zustande deines Freundes. Bald spannt Ehrgeiz und Stolz seine Fibern; jede Sehne zuckt und will unwillig den Befehl der Seele erzwingen, ihre Kraft zu gebrauchen; seine Seele wird ungeduldig, sie will sich der Fessel seines trägen Körpers entziehen und sich schneller in die Sphäre ihrer geglaubten Bestimmung versetzen, — schwächere Geister zu lenken und den Mangel an Kräften durch die ihrigen zu ersetzen; — doch bald sinkt er wieder, — Gram und Unzufriedenheit, daß er lebt, sind dann sein Theil, Reue über seine Fehltritte raubt ihm die Kraft zu verzweifeln; dann hat er wieder Kräfte, jetzt tobt Rache in seinem Blut, — die Vernunft ruft ihm zu, — er starrt, — wird wieder Mensch — und betet zu seinem Erschaffer, — dann senkt sich die Ruhe der Tugend in sein Herz, — aber nicht lange hat er sie, bald wird ihm wieder die Schöpfung zu enge, und jetzt — raubt ihm das Schmachten der Liebe den Athem. —

34. An Osterhausen.

Nürnberg, am 18. August 1796.

Bester Freund!

Das Schauspiel blieb sich gleich; und das Ende war die Aussöhnung Heinrichs und vielversprechende Zeichen seiner Besserung; man sieht, daß, obgleich die Einheit des Orts und der Zeit allzuwenig beobachtet ist, die Einheit der Handlung völlig genau beobachtet ist. Nun sollte ich meine Theorie des Schauspiels anfangen, aber wie kann ich es, da ich selbst der Held eines Trauerspiels sein muß, da ich mit Hamlet über den Schauspieler ausrufe: „Er weint, — um Hekuba! was geht er sie, was sie ihn an? was würde er thun, hätt' er den Trieb zur Leidenschaft, der mich anspornt!“ — Ich zittre. — könntest du etwan stark sein, wenn ich zittre?

— nein, bald zittre ich nicht mehr, ſie wallet wieder auf, meine Kraft, — aber mein Auge funkelt Rache, mein Mund ſchnaubt Wuth, — das will ich auch nicht, — tobet nicht mehr, ihr Adern, ſträubt euch nicht mehr, ihr Fibern! ich will kalt erzählen!

Am Donnerſtage früh erfuhr ich, was Verläumdung kann, da lernte ich Läſterungen kennen, die ich nicht ausſtoßen konnte, würden ſie mir das Leben retten, und doch hätte ich noch mehr erfahren können, hätte ich ruhig zuhören können ſo ruhig als ſie mir erzählt wurden, erzählt wurden von meiner Magd, die ſie gehört hatte von einer einzigen Elenden, die meine Rache zu ſehr fürchtet, um es meiner Mutter zu erzählen, die Uebrigen fürchten ſie auch, ſonſt würden ſie auch nicht ſchweigen. Zwar eine Frau, die gegenüber wohnt und W — heißt, die kann den Gräuel doch nicht mehr mit anſehen, dieſe ſagt, ſie muß kommen und es meiner Mutter erzählen! An allem dieſen iſt Frau M — durch etwas Eitelkeit, Leichtraulichkeit und Offenherzigkeit vieles ſchuld, ſie würde bald dieſe W — als eine Vertraute angeſehen haben; ich ſagte ihr alles zuvor, aber es half nichts, ſie kann ſich nicht daran gewöhnen, daß die Menſchen ſo gottlos ſind. Aber da ich es ihr ſo oft ſagte, ſo bin ich etwas aufgebracht, daß ſie mir nicht folgte. Doch hat ſie das meiſte zu leiden, und ſie verdient Mitleiden, ſo lange ſie nicht gerächt werden kann. Hätte ihr die niedrige Brut den Ruhm einer getreuen Frau bis jetzt gelaſſen, ſo würde ſie ihn durch mich verlieren; hätte man die Unterhaltung ihres Haushalts auf ihre Klugheit gerechnet, ſo würde man ſie jetzt auf mich rechnen; die Kleider, wenigſtens eines der Tochter, müſſen von mir ſein! Auch die Unſchuld, ſelbſt ſie wird geläſtert; man ſiehet mich nicht bei Tage hingehen, um mich bei Nacht kommen zu laſſen, man läßt mich dann eine halbe Stunde lang im Finſtern bei ihr auf der Stiege ſtehn, und — giebt mir an Mutter und Tochter gleichen Antheil, alſo auch — muß ich ſein! —

Am Donnerſtag Abend erzählte mir Herr von Grundherr, daß Vormittag mein Vater bei ihm geweſen wäre und hätte

ihm gesagt, er solle mich warnen, nicht mehr hinzugehen, sonst würde er gezwungen seyn, es durch obrigkeitliche Hülfe zu verhindern; nun muß ich nachgeben, um meinetwegen nicht, sondern um der M—schen Familie willen, ich muß! es zagt mein Herz, es erschüttert mein Gebein, ich muß! Da mein Vater alles mit obigen Farben geschildert weiß, ohnedies voll Vorurtheil gegen die M—sche Familie ist, seinen Sohn verkennt, wer wird ihn beugen können! — Nun muß ich sie selten sehen, nur Briefe können mich trösten, Briefe, von denen Heloise sagt:

Heav'n first taught letters for some wretches aid,
Some banish'd lov r, or some captive maid:
They live, they speak, they breathe what love inspire,
Warm from the soul and faithfull to it's fire.

Dein Freund.

35. An Osterhausen.

Nürnberg, den 28. August 1784.

Bester Freund!

Wie freute ich mich über deinen edlen Enthusiasmus der Freundschaft gegen mich, und wünschte eine Gelegenheit, dir meinen auch zeigen zu können! Dein Versuch, meinen Vater zu besänftigen, würde nicht gelingen, er würde mich in diesem Punkt für einen unerfahrnen, schwärmerischen Jüngling halten, und dann würde alle Beredsamkeit verloren gehen. Es wird sich die Sache in der Güte geben, aber nur ist dann äußerste Vorsicht nöthig, allen Umgang genau zu verbergen.

Ueber meine Mutter habe ich mich wirklich sehr gewundert, daß sie mein Vater so weit gebracht hat, daß sie nichts zu mir sagte, denn mein Vater ließ sich auch gegen mich nichts merken. Zwar Sticheln konnte sie nicht lassen, aber doch wurde sie nicht laut. Nun bin ich etwas kälter und denke der Sache ernstlich nach, und ist die Frage zu entscheiden, ob meine jetzige Geliebte, wenn ich nur sehr wenig Umgang mit ihr habe, — denn der Briefwechsel ist mir auch etwas beschwerlich —, ob sie im Stande sein

wird, sich selbst so auszubilden, daß sie meiner werth ist? Denke darüber nach und gieb mir deine Entscheidung. Und dann überlege auch dieses, ob es nicht geschehen kann, daß ich in solche Umstände käme, daß es mich reuen müßte, mich mit einem Mädchen fest verbunden zu haben, sie müßte denn mehr Talente besitzen, als ich; und dieses ist bei ihr der Fall nicht. Würde sie eine Trennung so leicht ertragen können, als ich, so würde ich alle Verbindlichkeiten unter uns aufheben, ihr Freund bleiben und kein andres Mädchen wählen. Ueberlege es. —

Am Donnerstage war ich in der Komödie und sahe die Entführung aus dem Serail; dieses Stück hat, bis auf einige verkünstelte Arien, vortreffliche Musik, aber die Oper ist dem Plane nach äußerst armselig und der Ausführung nach erbärmlich, ich weiß nicht, wie Herr Mozart seine Komposition hat damit verderben mögen; es ist von Bretzner.

Den ersten Theil von Ossian habe ich durchgelesen, und im zweiten einige Stücke, die ich aber in der Ordnung nochmal lese; er ist mir leichter als der geringste lateinische Autor, und ich hoffe in kurzer Zeit es im Englischen unter allen meinen Sprachen am weitesten zu bringen. Vielleicht werde ich durch Herrn Schweikart mit Herrn von Murr bekannt. Lebe wohl.

Dein Freund.

36. An Osterhausen.

Nürnberg, den 25. September 1785.

Nun, mein Freund, hat die Lästerung und Bosheit ihre Absicht erreicht, — die Aeltern meiner Geliebten, die so viel gelitten, so viel standhaft erduldet haben, sind nun endlich aufgebracht worden und haben es werden müssen, wenn ihr guter Name nicht gänzlich sollte aufgerieben werden. Sehen das edle Mädchen, war mir schon längst geraubt, jetzt soll ich auch nicht mehr an sie schreiben, ihre Aeltern selbst wollen dies. — Aber es wird nicht geschehen. O Freund! gewiß fühlst du meinen Gram, ohne daß ich

ihn dir beschreibe; der Jüngling wird gewiß kein edler Mann, dem so was das Herz nicht regt. Ach Gott! wo sind nun alle meine Entwürfe, die ich mir vom Glücke der Liebe machte, — doch ich will die Vorsehung nicht anklagen, vielleicht ist dieser Kampf nothwendig, wenn meine Tugend erhalten werden soll, und dann habe ich alle diese Strafen verdient! — Doch ein Trost bleibt mir noch und wird mir ewig bleiben! Sie, die edle Seele, sie, der ich untreu werden wollte, hält fest an mir, Aeltern nicht, Drohungen, Verheißungen nicht, Ketten und Bande nicht, nichts wird sie von mir zu trennen vermögen. Sie verläßt sich so auf meine Treue, trauet so viel auf meine Kraft, ist so überzeugt, daß Gott noch einst meine Tugend und ihre Standhaftigkeit belohnen wird, daß alle Kränkungen sie nicht einmal zu betrüben fähig sind.

Diese Woche brachte ich fast halb auf dem Lande zu, in Letten bei Herrn von Kreß, und dies gab mir doch einige Zerstreuung.

Zu meinem Ausflugtsort werde ich nun das Hb—sche Haus nicht mehr wählen und die Hb— nicht mehr suchen mir als eine Freundin zu verbinden, nicht als ob sie mich beleidigt hätte, sondern — die Ursache einerseits wirst du leicht errathen können, und auf der andern Seite lernte ich ein Mädchen kennen, das eher verdient, meine Freundin zu sein. Ich will sehen, ob du sie errathst, es ist ein Mädchen von sehr ausgebildetem Verstande und zärtlichem, edeln Gemüthe; Falschheit und Flattersinn, die ihr gutes Herz so sehr mißbrauchten, haben sie nicht verbittert, sie ist ungefähr 25 Jahr alt. —

Es ist Jungfer H—, sie ist klug und aufrichtig genug, daß ich sie zu meiner Vertrauten machen kann, denn jeder Andre, als ein Frauenzimmer, wird gewiß bald entdeckt werden. — Doch auch hier in dieser reizenden Aussicht ziehet sich eine schwarze Wolke zusammen, — wenn Jungfer H— mehr als Freundschaft von mir wünschte, ihre Zärtlichkeit gegen mich läßt mich dies fürchten, — dann wird

mich auch dieſer Schritt gereuen müſſen, doch vielleicht vermeide ich dieſe Klippe; aber Klugheit iſt nöthig, ihr mein Geheimniß vorzutragen. O möchteſt du in Nürnberg ſein und es thun, ein Anderer iſt allezeit weniger in Verlegenheit, als der, den es ſelbſt betrifft. — Nun lebe wohl.

Dein Freund.

II.

Wir gelangen zu dem Zeitpunkt, wo die Kantiſche Philoſophie dem Jüngling aufgeht und ihn mit allen Entzückungen überſtrömt, welche die kundige Sehnſucht in ihrer vollen Gewährung finden mag. Nicht auf eine fremde Bahn fühlt Erhard ſich gerufen durch das neue Licht, vielmehr auf der bisherigen ſelbſteignen nur glücklicher an's Ziel gefördert. Alles wird ihm nun gewiß und feſt, für das ganze Leben ſind ſeine Ueberzeugungen entſchieden, faſt könnte man ſagen erſtarrt, durch dialektiſches Bemühen nicht mehr aufzulöſen. Alsbald wendet ſich nun die Macht der mit der Fackel der Kritik durchleuchteten Vernunft in das Leben; als Lehre, Beiſpiel, Botſchaft dringt ſie nach allen Seiten vor, alle Gebildeten, Strebenden nehmen daran Theil, es iſt gleichſam eine neue Religion, die ſich ausbreitet. Unſre Briefſammlung liefert in dieſer Hinſicht bedeutende Zeugniſſe und Proben; hier iſt die Kantiſche Philoſophie in Handlung und Wirkſamkeit; wir ſehen ſie als Gegenſtand der höchſten Beziehungen und Bedürfniſſe eines weiten Menſchenkreiſes von Königsberg über ganz Deutſchland bis nach Hamburg und Kopenhagen und bis nach Wien und Trieſt ausſtrahlen, ſehen, wie ſie erweckt, befeuert, das Höchſte verheißt, und zuletzt doch nur eine mißliche Befriedigung gewährt. Die redlichſten, begabteſten Männer und Jünglinge, ja auch Frauen, durchwandeln mit Eifer dieſe Bahn, erreichen auch das Ziel; aber nach der erſten Freude finden ſie ſich bald in unleidlichem Zwieſpalt, in fürchterlicher Enge. So lange ſie unterſuchen, iſt alles gut, aber

mit

die gestaltende Fassung wehren wird. Doch hoff' ich ihn am Ende zu bezwingen, ohne ihn zu beschädigen oder gar zu verstümmeln. Im Ganzen aber ist der Gedanke des Druckenlassens bei geschichtlichen Gebilden nur störend und ich suche mich seiner zu entschlagen, indem ich nöthigenfalls auf Jahre hinaus mit dem Geschriebenen zufrieden sein kann, doch nur nöthigenfalls, denn ich bin dem Reize der Mittheilung keineswegs abgestorben. Sie werden meinen Derflinger und Tessauer nun inzwischen empfangen haben; Sie nehmen schon immer so gütigen Theil an diesen meinen Sachen, als daß ich Ihre Nachsicht dafür noch besonders in Anspruch zu nehmen hätte. Ich darf Ihnen bei dieser Gelegenheit aber noch vertrauen, welch' kühne Ausdehnung das Namenregister nimmt, zu welchem vorläufig meine Sammlungen sich anlegen wollen. Stein und Hardenberg sind eine treffliche Gruppe neben Dankelmann und Ilgen; die Königin Sophie Charlotte, Leibnitzens Freundin, giebt ein reizendes Gegenstück zur Königin Luise; von Friedrichs des Großen Generalen locken mich besonders Winterfeldt und Schwerin; noch aber wagt auch nicht die leiseste Absicht, sich zu Friedrich selbst zu erheben, denn der dürfte doch wieder nicht allein stehen, sondern müßte Napoleon zum Gefährten haben, und das führte auf ein gränzenloses Meer! Anziehender und heimlicher aber als jene noch keineswegs mir bestimmt vorgesetzten Aufgaben schwebt mir die Abfassung eigener Denkwürdigkeiten vor Augen, ich denke mir darin die freundlichste Beschäftigung, den befriedigendsten Genuß, gleichsam dem Leben, seinen Auswüchsen und Verkümmerungen, sich selbst und Andern in einem solchen Spiegel ihr Recht zu geben und an dem Bilde die Wirklichkeit in's Gleiche zu setzen. Ich danke Ihnen, theuerster Freund, daß Sie meine Bitte wegen der Briefe erfüllen wollen: jede Art und Weise, die Sie dazu wählen,

mit ihrem Ergebniß wissen sie nichts anzufangen, und möchten es doch zu allen Leistungen gebrauchen. In die Breite des Lebens folgt ihnen kein Gewinn, in der Wissenschaft wird jeder Fortschreitende ihr Feind, denn ihrer eignen Philosophie nach müssen sie aufhören zu philosophiren. Sie haben weggeräumt, was in ihrem Rücken lag; was vor ihnen aufkeimt, müssen sie verneinen; aber die Lebensfluthen des Vorhergegangenen wie des Nachfolgenden überströmen unaufgehalten die machtlose Verneinung. Wie dieses Schicksal der Kantischen Philosophie, sich nicht als ethisches Heil der Menschheit zu legitimiren, verbunden mit der Enttäuschung, welche die Geschichte dem Wahn, in der französischen Revolution ein solches materielles Heil alsogleich zu erleben, durch deren eigne Entwickelung spielt, wie dieses Geschick von den einzelnen Betheiligten getragen und verarbeitet wird, ist hier in merkwürdigen Verschiedenheiten dargelegt. Wir sehen dem Tode gewaltsame Opfer fallen, sehen das bewegliche Talent sich in neue Gestaltungen hinüberwinden, zarteres Gemüth nur hoher Liebesinnigkeit pflegen, andern Sinn sich zur gemeinen Welt zurückwenden. Erhard war einer der beharrlichsten Anhänger seines großen Meisters; aber auch ihn drängte seine hauptsächliche Lebensthätigkeit zu andern als philosophischen Gegenständen, und seine noch übrige philosophische Beschäftigung ging, darin ächt Kantisch, nicht auf eigentliche Spekulation mehr aus, denn diese sollte abgethan sein, und in ihren Ergebnissen gleichsam als angewandte Philosophie nur fortschreiten. Hätte er stärkeren Antrieb oder mehr Muße gehabt, spekulativem Denken sich fortwährend hinzugeben, so würde sein scharfer Geist, wir zweifeln nicht, zu neuen Wegen eigenthümlich durchgebrochen, oder doch in den Bahnen von Kants großen Nachfolgern zu neuen Ergebnissen selbstständig mitgeschritten sein.

---

37. An Osterhausen.

Nürnberg, den 11. Oktober 1785.

Bester Freund!

— Jetzt leb', web' und bin ich bloß in Philosophie. Kants Schriften und Mendelssohns Morgenstunden sind die Materialien meines Nachdenkens. Beide sind die nach Wolf größten Philosophen unsres Jahrhunderts. Kant ist für die Philosophie das, was für die menschliche Gesellschaft der Erfinder des Feuers war; die Menschen waren vorher wohl schon jeden Geschöpfen überlegen, aber dieses entschied ihre totale Herrschaft und legte den Grund zum Anbau jeglichen Landes, ohne Rücksicht auf Wärme und Kälte; so erhält die Philosophie durch Kant ihre Vorzüge vor allen Wissenschaften, und ihren allgemeinen Gebrauch, ohne Furcht ihrer Unanwendbarkeit. Denn baut er nicht selbst auf seinen festen Grund, so baue ich.

Ich lese auch Shaftesbury. Dieser macht mir weit mehr Mühe als Kant, nicht in Rücksicht auf Sprache, sondern auf die Begriffe, denn zu verstehen ist er der Sprache nach leicht, obgleich äußerst schwer zu übersetzen.

In der Mathematik habe ich nun meinen stärksten Gegner, die sphärische Trigonometrie, gänzlich unterjocht.

Von meinen übrigen Angelegenheiten kann ich dir nichts sagen, denn es verlischt mein Licht.

Dein Freund.

38. An Osterhausen.

Nürnberg, den 22. Oktober 1785.

Bester Freund!

— Mein Brief an meine Geliebte ist übergeben, ich sahe sie selbst nebst ihrer Mutter, durfte aber außer dem Nothwendigsten nichts mit ihr reden, denn es war auf der Schütt, aber doch sahe ich sie, — sie ist nicht mehr das bloß sanfte, unschuldige, schüchterne Mädchen, das mich bezauberte, als ich sie das erstemal sah, Festigkeit und edler Trotz sind jetzt

die Züge ihres Gesichts, — O wenn ich sie doch nur einmal wieder sprechen könnte, aber allein, daß ich wissen könnte, — daß ich mich freuen könnte der Fortschritte, die sie gemacht, aber dies ist vielleicht schwer zu hoffen. Diesmal, Freund, muß ich mich wegwenden von diesem Stoff, aber über acht Tag sollst du Rechtfertigungen der Vorsehung wegen meines Schicksals in diesem Falle lesen, sie können dich vieles lehren. — —

39. An Osterhausen.

Nürnberg, den 10. November 1795.

Bester Freund.

— Gestern ging ich spazieren und sahe einen Sonnenuntergang, der meine Seele erhöhte. Das feierliche Dunkel, welches die dickere Winterluft sonderlich gegen Abend über die Gegenstände verbreitet, und doch der heitre Glanz des Himmels, hat eine so vortreffliche Wirkung auf meine Seele, daß ich beinah die Anmuth des Frühlings nicht misse. Es ist eine meiner angenehmsten Beschäftigungen, diesen Ton des Kolorits zu studiren.

Das, was ich von der Differentialrechnung ahnete, daß ich mit ihrer jetzigen Darstellung nicht ganz zufrieden sein werde, geht in Erfüllung; sonderlich bin ich mit der Terminologie in Rücksicht auf die Verstandesbegriffe, die darin vorkommen, nicht ganz zufrieden, und vieles scheint mir auch so vorgestellt zu sein, daß die dynamische Anwendung davon auf Gegenstände, die in der Zeit (nicht im Raume) gegeben sind, mit Schwierigkeiten verbunden sein muß, — doch will ich alle meine Zweifel dahingestellt sein lassen, bis ich Euler gelesen habe.

Nach hergebrachter Gewohnheit sollte ich dir nun wieder einmal den Zustand meiner Seele schildern, und dies kann mit wenigem sein: 1) Meine Leidenschaften sind Stolz und Ehrgeiz, die mich gänzlich beherrschen. Meine Phantasie labt sich mit romantischen Vorstellungen, die Liebe ist für sie zu kleinfügig, sie wird als ascetisches Mittel betrach-

ter, das ich einst entbehren zu können glaube, die Freundschaft strahlt in ihrer ganzen Würde. 3) Mein Verstand hat auf eine Zeitlang allen ersten Begriffen, die sich auf Gott und Tugend beziehen, abgesagt, um entweder unerschütterliche oder gar keine zu erlangen. Die Richtschnur meines Lebens ist unterdessen ein Ideal, das ich mir, durch Analogie, aus der Schönheit in der Natur geschaffen habe. — Lebe wohl.

Dein Freund.

40. An Osterhausen.

Nürnberg, den 18. November 1785.

Bester Freund!

Mir ist, als wenn ich geträumt hätte, du wärst um mich gewesen, so augenblicklich kommt mir die Zeit vor, die ich mit dir zubrachte, und daß ich wünschte, noch länger um dich zu sein, wirst du von selbst denken. Der Abend, an dem du hier warst, gehört unter die schönsten meines Lebens.

Jungfer H— hat nun alle Zurückhaltung gegen mich aufgegeben. Meine Geliebte war gestern bei ihr, und sie machten Schwesterschaft.

Von der Auktion erhielt ich eine ziemliche Anzahl Bücher, die du sehen wirst, wenn du wieder nach Nürnberg kommst. Jetzt aber muß ich mit Kaufen einhalten, sonst setze ich mich zu sehr in Sorgen; was ich für Bücher zu bezahlen und beinahe kein Geld dazu habe, ist 34 Gulden.—

Meine Lage wird mir immer unbehaglicher, und doch weiß ich nicht, wie ich sie ändern soll; kein bloßer Gelehrter werde ich in meinem Leben nicht, denn ich glaube, ich tauge zu etwas mehrerem. Einen Entschluß habe ich, den ich dir mündlich erzählen will. — Vor allem wünscht' ich diesen Winter meine Philosophie in's Reine zu bringen und meine mathematischen Kenntnisse zu erweitern, um mich künftiges

Frühjahr ernſtlich auf das Zeichnen und die Medicin legen zu können.

Nun lebe wohl.

Dein Freund.

41. An Oſterhauſen.

Nürnberg, den 25. November 1785.

Beſter Freund!

Nun bin ich in Kants Kritik die Analytik durch, und wir fangen nun an, etwas von einander abzugehen, oder vielmehr ich ſuche in vielen Dingen, wo er niederreißen will, zu ſtützen und feſter zu bauen; ich werde bei nochmaliger Durchleſung ſeines Werks Anmerkungen aufſetzen, und vielleicht künftigen Sommer „Behauptungen der reinen Vernunft, die keiner Kritik unterworfen" ſchreiben; aber denke bei dieſem Wort ja nicht an Druckenlaſſen, welcher Ausdruck mit jenem nun tautologiſch iſt. Ich werde ſuchen, die Nothwendigkeit eines ewigen Weſens als abſolute Bedingung alles Vernunftgebrauchs darzuthun. Alle Beweiſe für die Exiſtenz Gottes reißt Kant nieder, und behauptet, es wären außer dieſen keine möglich; vor hundert Jahren wäre er als ein Atheiſt verbrannt worden, er hätte ſich denn mit deſto feſterem Glauben an die Offenbarung durchlügen müſſen. Das Beſchwerlichſte bei dieſer Arbeit iſt, daß ich mir ein tranſcendentales Organon vorher ſelbſt ſchaffen muß, denn Kants Kritik der reinen Vernunft iſt es bei weitem noch nicht.

Im nächſten Briefe wirſt du einen allgemeinen Beweis der Unmöglichkeit einer wahren geoffenbarten Religion von mir erhalten.

Nun iſt genug verſprochen, und gewiß mehr, als ich erfüllen werde, zumal bei meiner mir unangenehmen Lage, da ich nicht meine ganze Zeit und Kräfte auf Philoſophie wenden kann, und mich doch alles anekelt, was nicht Philoſophie heißt und iſt, ſogar die Akademieen ſind mir zuwider, und die Mathematik ſehe ich als ein Berufsarbeit an. —

Jetzt will ich dir einiges erzählen. —

Die Ebnerische Bibliothek ist zu öffentlichem Gebrauche gewidmet, und Montags und Dienstags sind Herr Prof. Ledermüller und noch einige Personen da. — Mit Herrn von Merz bin ich bekannt, und seine Bibliothek steht mir zu Diensten.

Jungfer H— hat sich meinetwegen zu Haus einigen Verdrießlichkeiten ausgesetzt, die vorzüglich durch den Neid einiger Mädchen scheinen veranlaßt worden zu sein, es hat aber ihre Anhänglichkeit an mich nur um so mehr verstärkt. Ich weiß es dem guten Mädchen nicht zu vergelten.

Etwas Wichtigeres! Am Donnerstage ging ich zu Dr. W—, trat in die Stube, fand seine Frau und — die Frau M—; ich wollte mich gegen sie im gewöhnlichen Höflichkeitston betragen, aber sie war gegen mich wie zu Haus, und ich erfuhr, daß sie alles erzählt hatte; endlich kam auch Herr W— nach Haus, und da gab es denn manche Neckerei, und ich muß gestehen, daß ich mich nicht völlig zu fassen wußte. Ich bin begierig, mit ihm allein zu sprechen. Nun lebe wohl.

Dein Freund.

42. An Osterhausen.

Nürnberg, den 13. Januar 1788.

Bester Freund!

Dein Urtheil über mich gefiel mir sehr, und ich freue mich, daß du nun muthiger gegen mich wirst, als du sonst warst, denn dadurch wird mir deine Freundschaft erst nützlich. —

Wenn ich dir versprach, meine Handlungen einstens aus Gründen herzuleiten, so mußt du nicht Principien der Moralität, sondern Analogieen der Kausalität darunter verstehen. Um dich etwas vorzubereiten, mir für die Zukunft zu sammeln, will ich dir, bis du das System meiner Handlungen bekommst, einzelne Hauptbemerkungen schreiben; du kannst deine Vernunft üben, dir daraus von meinen Handlungen Rechenschaft zu geben; hier sind einige:

1) Ich liebte noch nie ein wirkliches Mädchen; die idealiſche Liebe ging voran, und der Gegenſtand in der Wirklichkeit wurde allezeit geſucht und durch Entſchlieſſung gefunden.

2) Mein Stolz verleitet mich, vielen Perſonen aus Vorſatz einen wunderlichen Begriff von mir beizubringen, weil ich ſie des ächten nicht werth halte.

3) Ich hatte noch nie mit jemand Umgang, deſſen Verſtand aufklärender, deſſen Vernunft tiefeindringender, deſſen Schwärmerei zügelloſer als die meinigen geweſen wären.

4) In ſehr vielen Fällen denke ich, wo ein Anderer fühlt.

5) Aus dem Schlafe erweckt man ſich gewöhnlich durch eine wunderliche Ausſtreckung der Glieder, aus einem faden Betragen durch Affektation.

6) Mein Körper fordert mich immer zur Wolluſt, meine Vernunft zum Nachdenken, mein Herz zur Herrſchſucht und meine Gefühle zur Andacht auf.

Bei Gelegenheit mehrere.

43. An Oſterhauſen.

Nürnberg den 20. Januar 1788.

Beſter Freund!

Kant macht mich nicht lau in der Freundſchaft, aber meiner Vernunft giebt er ein Uebergewicht über meine ausſchweifenden Schwärmereien. Ich muß es dir geſtehen, daß ich meine ganze Vernunft aufzufordern nöthig habe, um mich nicht für begeiſtert und von Gott unmittelbar aufgeklärt zu halten, und die Vorſehung behüte mich, daß ich nicht einſt an dieſer Klippe ſtrande! Von Jugend auf hatte ich ſchon kein anderes Vorgefühl meines Todes, als daß ich raſend ſterben werde.

— Anſtatt der Recenſion deines Aufſatzes folgen nun wieder einige Sätze zur Erklärung meines empiriſchen Karakters.

7) Niemand kann den Karakter einer Perſon ſo gut beſtimmen als ſie ſelbſt.

8) In nichts ſucht man ſeiner vernünftigen Erkenntniß mehr abzuläugnen und Schwärmereien nachzuhängen als in der Beſtimmung ſeines eignen Karakters.

9) Die Begierde, von ſich ſelbſt zu reden, entſteht entweder a) aus einem gutwilligen Herzen, mit gegen Andere abſtechender Denkart und Stolz und Gefühl des Werths ſeiner Denkart verbunden, b) aus Eitelkeit und Leere über andere Gegenſtände zu reden, oder c) aus betrügeriſcher Abſicht. Bei dem beſten Herzen können bisweilen alle drei Antriebe in Verſuchung führen; erſterer aber iſt ſeines Sieges gewiß.

10) Ich bin äußerſt eiferſüchtig, und ſogar in ſo weitläuftigen Verhältniſſen, die mir nicht das geringſte Recht dazu geben. Dies ſchiene dir vielleicht nicht in meinem Karakter zu liegen, mir lange ſelbſt nicht, — aber die Verblendung kam daher: ich bin nicht ſinnlich eiferſüchtig, ich könnte einem Andern eine Geliebte von mir zur Frau und meine Frau zum ſinnlichen Genuſſe überlaſſen, ohne deßwegen mißmuthig zu werden; aber einen Andern mehr geſchätzt zu wiſſen, als mich, mehr von ihm ſich beherrſchen zu laſſen, als von mir, dies bringt mich auf, und wo ich dazu kein Recht habe, macht es mir Verdruß und Kummer; bei obigen Fällen iſt vorausgeſetzt, daß ſie auf meine Verſtattung und Willkür geſchehen.

11) Ich fand noch niemand, werde vielleicht auch niemand finden, in deſſen Hände ich meine Freiheit vertrauen möchte.

12) Noch niemand bewarb ſich um meine Freundſchaft, dem ich ſie abſchlug, noch niemand wollte an meiner Seite gehen, deſſen ich mich ſchämte, und dennoch bin ich im äußerſten Grade ſtolz. Dieſes iſt eigentlich Problem und gehört alſo nicht hieher.

13) Ob ich gleich ſehr bald jede Intrigue, die jemand gegen mich im Sinne hat, merke, ſo verſtattet mir doch

mein gutwilliges Herz nur im äußerſten Nothfalle, dieſer Erkenntniß gemäß zu handeln.

Heute war die Leiche meines Herrn Vetters; bei den Ceremonien, denen ich beiwohnte, dachte ich vieles, das ich dir mittheilen wollte, worunter aber ſo viel verwegene und äußerſt ſtolze Gedanken waren, daß ich nun zu matt bin, ſie ſagen zu können. —

— Ich erlebte alſo in dieſem Jahre ſchon drei mir wichtige Todesfälle: mein Vetter; Rolle, der Tröſter in meiner Schwermuth, und der edle mir ewig unvergeßliche Moſes Mendelsſohn. — In allem Betracht möchte ich die jetzige Epoche meines Lebens die kritiſche nennen.

Meine Bekanntſchaft mit Frauenzimmern hat ſich nun vermehrt. Das erſte iſt Frau Kr—, meine Baſe, die ich freilich ſchon als Knabe, aber nicht als Jüngling kannte. Wäre ihr Geiſt in ihrer Jugend mehr ausgebildet worden und hätte ihr Körper durch Erziehung den Reiz erhalten, deſſen er fähig geweſen, ſo würde ſie unfehlbar die ſchönſte Frau allhier ſein. Sie iſt nun 36 bis 38 Jahre alt. Vielleicht künftig etwas mehr von ihr, wenn ich ſie einmal ganz alleine auf eine etwas lange Zeit ſprechen kann. Das zweite iſt Jungfer R—, ein ſehr artiges, fähiges und gutherziges Mädchen von 17 Jahren; hätte ich mehr Luſt, phyſiognomiſche Briefe zu ſchreiben, ſie würde einen verdienen. Ich kann oft in ihrer Geſellſchaft ſein. Ich weiß nicht, ob ich dir von der Jungfer von St—, die mit mir in Einer Stunde das Zeichnen lernt, ſchon etwas geſagt habe; dieſe iſt ſehr fähig, und würde ſie nicht durch eine ſogenannte galante Erziehung und ſüße Herren verderbt, ſo wäre ſie eines der edelſten Mädchen, unſere Augen verſtehen ſich auf jeden Wink; ſie iſt 16 Jahr alt. Und nun fällt mir auch das Mädchen wieder ein, das ich einſt meine Geliebte hieß, das dieſen Namen ſo ſehr verdient, aber wo alle meine Entwürfe, ſie mir zu retten, ſie meiner ganz werth zu machen, ſcheitern mußten! — — Nun lebe wohl.

Dein Freund.

N. S. Mit meinen Begriffen von Gott und Tugend werde ich nun bald fertig, gesichert und fest sein.

44. An Osterhausen.

Nürnberg, den 27. Januar 1786.

— Nun, mein Bester, wollen wir traulicher mit einander sprechen. Hättest du nicht ohnedies so viel Unruhe, so würde ich dir, deiner Vernunft zur Probe, eine gemacht haben, der Anlaß dazu war folgender. Als ich vergangene Woche über Sittlichkeit und Pflicht nachdachte, fand ich mir nach dem Maße meiner Kräfte eine solche Menge von Verbindlichkeiten auferlegt, daß meine Vernunft bei der Uebersicht derselben erlag; zwischen dem, was ich in dieser Welt thun kann, und was ich thun soll, erblickte ich eine so weite Kluft, daß ich unvermeidlich in sie zu stürzen glaubte, das Leben schien mir ein ewiger Widerstreit der Vernunft und Natur, und es wurde mir zur Last. Ich befragte dann meine Vernunft, ob es unter keinen Bedingungen erlaubt sei, diese Last abzuwerfen, und ich wünschte, ihre Erlaubniß zu erhalten. Ich untersuchte die wichtigsten Gründe wider den Selbstmord, und da schwanden sogar die Gründe des edlen Mendelssohn dahin, sie entblätterten sich wie die Lilie am heißen Tag des trockuen Sommers. Ich fand, daß alle bisher gegebenen, und auf jedem noch betretenen Wege zu findenden Gründe höchstens nur zeigen könnten, der Selbstmord sei keine kluge Handlung, keiner, er sei eine lasterhafte. In diesem Kampfe wollte ich mich dir schildern, dir verschweigen, daß ich den Faden in diesem Labyrinthe gefunden, auf ewig daraus gerettet bin. Es würde zu weitläuftig, zu wenig verständlich für dich sein, wenn ich dir meinen Beweis wider den Selbstmord vorlegen wollte, es müßen alle anderen das Ueberzeugende für dich verloren haben, ehe du ihn fassen kannst. Als ich in der Mitte dieser Woche Kants Metaphysik der Sitten las, so freute ich mich sehr, sowohl in diesen als in allen meinen moralischen Begriffen, mit ihm zusammen zu treffen. Durch diese lezte Schrift hat sich Kant alle Achtung erworben, die

ist mir recht, nur bedaure ich die mühselige Arbeit! Zurückkehren und verbleiben soll Ihnen in jedem Falle, was Sie so gütig sind, mit besonderem Werthe zu belegen. Hegen Sie keine Besorgniß bei meiner Bitte, vermuthen Sie ja nicht irgend Nebentriebfedern! Wegen der Sicherheit der Aufbewahrung hatten Sie mich ja schon früher beruhigt, und im Grunde ist gegenwärtig, nach dem Nachlasse so mancher Spannung und nach dem Verlaufe so mancher Tage, die Gefahr eines Mißbrauchs ungemein vermindert; so vieles ist unschuldig geworden, was in dem Augenblicke der brennenden Beziehung für die höchste Schuld gelten konnte und daher fremden Augen sorgfältigst zu entziehen war! Bleibt mir Muse, so gehe ich gewiß an das Werk und versuche mich in diesem epischen Fache, in welchem wir Deutsche noch so weniges aufzuweisen haben und doch ein unübertreffliches Muster besitzen, Goethe's Wahrheit und Dichtung; aber an Druckenlassen darf bei solchem Unternehmen schlechterdings nicht gedacht werden, dergleichen muß von Anfang an als Hinterlassenschaft, als ein Leben nach dem Tode angesehen sein. Nur ein sehr hohes Alter darf vielleicht hier eine Ausnahme machen, wenn es allen Eitelkeiten und Rücksichten so abgestorben ist, wie z. B. bei Johann Heinrich Voß, dessen Schriften gegen Stolberg auch wahre Memoiren sind, welche die Folgezeit noch in ihrem wahren vollen Werthe einst glänzender anerkennen wird, als es jetzt die Mitwelt vermag, die es mehr mit der Wirkung zu thun hat, als mit der Gestalt.

Von neuen litterarischen Sachen weiß ich Ihnen nichts Besseres zu senden, als beifolgendes Taschenbuch. Die Novelle von Tieck ist ein ausgezeichnetes Werk und ich selbst habe sie mit größtem Antheil gelesen, obwohl mir das Gemüthswetter, aus dessen Einflüssen sie hervorgegangen ist,

ich je einem Sterblichen werde geben können. Wer wünschte nicht, einen Mann zu kennen, sein vertrauter Freund zu sein, dem sich die Tugend in ihrer reinen Gestalt zeigte, und der sie erkannte?

Nun habe ich endlich gefunden, zu was ich eigentlich auf der Welt bin, zu was ich meine Kräfte mit völligem Erfolg anwenden soll, es ist reine Vernunfterkenntniß und ächte Tugend.

Dem Muthwillen meines Verstandes werde ich jederzeit Einhalt thun, ich bin fest entschlossen zu sein — der ich sein werde.

Von meinem Gemüthszustand kann ich dir nichts sagen, als daß er eine anhaltende feierliche Spannung meiner Seele ist. Bald werde ich in allen meinen Begriffen über Gott und Tugend die einem Sterblichen mögliche Deutlichkeit erreicht haben, auf ewig bin ich ihrer schon gewiß.

Liebe der Menschen durchströmt alle meine Gefühle, und Ohnmacht, sie so glücklich zu machen, als ich sie wünsche, würde mich in eine verzehrende Melancholie stürzen, wenn mich nicht die Wahrheit erheiterte: — jenseit des Grabes ist's Tag.

Nun will ich dir den wahren Werth von Liebe und Freundschaft bestimmen, Liebe kann nie als unter der Idee der Freundschaft eine Würde haben. Gegen meine Freunde habe ich keine größeren Verbindlichkeiten, als gegen andre Menschen; weil sie meine Liebe gegen sie nicht bezweifeln, so nehmen sie nur die Dienste an, die ich andern Menschen eben so gerne erzeigen würde, aber die sie aus Mißtrauen gegen mich ausschlagen. Liebe im eigentlichen Sinne ist Tändelei, die Tugend gebietet uns nur, wenn wir im Stande sind Kinder zu erzeugen, zu ernähren und zu erziehen, eine Person zu wählen, die zu diesem Zweck tauglich und zugleich unsre Freundin ist. Nie fühlte ich mehr Liebe, als da ich dieses schreibe, aber Wahrheit soll über meine Neigungen siegen.

O Freund, wie glücklich ist der Mensch, wenn er die Absicht aufgiebt, in dieser Welt um Glückseligkeit willen

tugendhaft zu sein! Welch erhabener Gedanke! der Mensch ist sein eigner Gesetzgeber, und zugleich der Gesetzgeber aller vernünftigen Wesen, er hat keinen Zweck, als sich selbst, und erfüllet doch dadurch alle Zwecke, die vernünftige Wesen von ihm fordern können. Freund, diese Ideen, in ihrer ganzen Strenge gewiß, verdanke ich Kant und mir!

Dein Freund.

45. An Osterhausen.

Nürnberg, den 3. Februar 1788.

Werther Freund!

— Nun will ich wieder einige Schritte mich der Aufklärung meines Karakters nähern.

14) Die Vernunft will nicht nur bei jeder Handlung Tugend ausgeübt wissen, sondern sie will auch in den Neigungen, wenn sie auch auf kein bestimmtes Objekt gehen, eine gewisse Analogie von Tugend haben.

15) Sie will daher, daß keine Kraft unsrer Seele, keine Empfindung, die eine Neigung erzeugen kann, eine Stärke bekomme, andre zu verdunkeln und uns allein zu beherrschen.

16) Um dies zu bewerkstelligen, so bildet sie das Ideal für jede durch Empfindung erzeugte Neigung dergestalt, daß so viel möglich die übrigen Neigungen auch dadurch rege werden.

17) Die Liebe im physischen Verstande ist die stärkste Neigung, welche Würde, Mitleid, Thätigkeit und Geselligkeit völlig vergessen macht, die Vernunft wird ihr daher ein solches Ideal schaffen, das obenwähnte Empfindungen so viel möglich zugleich mit hervorbringt.

18) Da die Einbildungskraft die Ideale so gern hypostasirt, so wird man unter den wirklichen Gegenständen immer nach einem Objekt suchen, mit dem es ihr am besten gelingt; aus Irrthum nimmt man daher oft (zumal in der Liebe) einen Gegenstand für ein Ideal in der Vollkommenheit, da doch unsre Einbildungskraft ihn nur in etwas zur Hypostasirung der Idee benutzt hatte; die höchste Achtung für den Gegen-

ſtand bleibt alſo nur ſo lange, bis entweder der Irrthum durch an ihm ſich zeigende Fehler entdeckt, oder die Idee noch mehr geläutert, und die Einbildungskraft in Hypoſtaſirung derſelben glücklicher wird.

19) Dieſe Sätze ſind auf mich, ſo wie auf jeden Menſchen, der tugendhaft werden will, anwendbar; bei den Laſterhaften verlieren ſie auch ihre Anwendbarkeit zu Erklärung vieler Paradora nicht.

Vor acht Tagen machte ich dich ſo zu ſagen mit meinem göttlichen Theile bekannt, nun lerne meinen menſchlichen kennen! — Sinnlichkeit verfolget mich heftig, und ich unterliege ihr bisweilen, vielleicht bin ich nun künftig ſtärker. Mein Herz kann ich nicht von Liebe frei machen, zwar von Liebe, die den Beſitz der Perſon begehrt, aber nicht von Liebe, die gleichſam aſcetiſches Mittel iſt, ſich an der Anſchauung der Perſon, und noch weit mehr an der vergötterten Vorſtellung derſelben labt, — dieſe Perſon, die mein Herz nun beſchäftigt, iſt Frau Kr —. Ich habe mich zu hüten, meine Gefühle für ſie nicht zu einer Stärke wachſen zu laſſen, die meiner Tugend, der ſie jetzt beförderlich, gefährlich werden könnte. Ich ſchien vielleicht meinen Bekannten nie aufgeweckter als jetzt, und nie war ich auch ruhiger und unerſchütterlicher als jetzt, und doch iſt mein Hauptgefühl, das die Vernunft nicht vertilgen kann, Sehnſucht nach dem Tod, und ich ſehe meinen immer ſtärker werdenden Körper mit Verdruß an, — denn er verkündigt mir langes Leben, und ich ſchaudere einen Schritt vorwärts in die Welt zu thun, und doch legen mir meine Fähigkeiten die Pflicht dazu auf. —

Dein Freund.

46. An Oſterhauſen.

Nürnberg, den 10. Februar 1786.

— — Für einen Fremden möchte es nun wohl ſchwer ſein, die Noten in meinem Tagebuch aufzufinden; aber du wirſt ſogleich herauskriegen, was du nicht hätteſt errathen können, und was du dann von ſelbſt hätteſt hinzudenken mö-

gen. Auch kann man, durch anſchauende Erkenntniß, daran ablernen, wie's möglich war, daß Demokrit, der aus der finſtern Höhle hervortrat, wo er der ernſten Weisheit obgelegen, endlich gar zu lachen anfing.

Noch muß ich dir etwas Ernſtliches ſagen, worauf mich mein Nachdenken dieſe Woche führte. Erſtlich, wenn die Disciplin der Vernunft von ihr verkannt wird, ſo iſt kein Syſtem möglich, das ſich nicht ſelbſt widerſpräche, außer Spinoza's, es kann ſein Ungrund durch Kritik gezeigt, aber nicht dogmatiſch widerlegt werden. Zweitens, die Tugend kann nicht erlernt werden, ſie muß vor allen Regeln ihrer Anwendung ſchon in der Seele liegen.

Nun lebe wohl, und liebe deinen Freund, den man beſchuldigen könnte, 1) daß er ſeiner Geliebten untreu, und mit einem andern Mädchen buhle, 2) daß er in eine Frau verliebt, 3) daß er den Spinoza unter die würdigſten Weltweiſen zähle, 4) daß er ſich allein Alles zutraue, und von ſich allein Hölle und Himmel erwarte, und doch machte er in Befeſtigung der Herrſchaft der Tugend nie größere Fortſchritte als jetzt. Dein Freund.

47. An Oſterhauſen.

Nürnberg, den 25. Februar 1796.

Beſter Freund!

Womit fange ich dieſen Brief an? Soll ich dich ſogleich in den tobenden Wirbel meiner Empfindungen dahinreißen, oder deiner ſchonen, — nicht von Empfindungen der Liebe iſt die Rede, nein, Empfindungen ſind es, wie die Triebwerke meiner Seele in das Rad des Schickſals eingreifen, entweder dem Rade einen Schwung zu geben, oder zu zerknirſchen, — dann neuverklärt aus den Trümmern ſich wieder zu erheben —

O wer kann dies aushalten und nicht dahingeſchwungen werden, wo der Abgrund des Unendlichen unſre Gebeine durchbebt, — aber die Seele bleibt feſt, vor was ſoll ſie zittern, — vor dem Tode? o ſie lacht der Sinnen-

täuſchung, — vor der Zernichtung? was ſollte die zernichten, die eher die ganze Natur für ihre Wirkung erkennen kann, als ſich nur geſchaffen denken —, hat ſie einen Schöpfer, ſo fürchtet und hofft ſie nicht mehr von ihm, als das ſie geworden iſt.

Hier leſe mein Glaubensbekenntniß.

1) Einen Gott muß ich glauben, ſonſt kann ich meine Möglichkeit nicht begreifen.

2) Ohne Freiheit kann ich mich nicht denken.

3) Ohne Unſterblichkeit könnte ich nicht ſein, nicht über die Natur herrſchen.

4) Uebrigens erwarte ich Belohnung und Strafe von mir; erkenne keinen Richter, außer mich ſelbſt; und habe kein Geſetz meiner Handlungen, als — meine Würde.

So ſtehe ich nun freilich einſam da, von Gott und Menſchen verlaſſen, aber — ein Gott iſt kein Stümper, der an mir noch etwas nachzuflicken fände, und der Menſchen bedarf ich als moraliſches Weſen nicht. —

Die Geſchichte dieſer Woche hat nichts Reizendes; es iſt faſt kein Tag, da ich nicht dem Toben des Windes zu Gefallen ſpaziren ging, aber es waren meine Gedanken immer das Merkwürdigſte was ich antraf, — und auch Bücher ſind mir ſehr kahle Gerichte; auf ein einziges traf ich dieſe Woche, wo ich mich nicht in der Geſellſchaft eines Petitmaitres glaubte, der entweder um die Dame Philoſophie buhlt, oder der Kokette Religion ſeine Kratzfüße vermacht, — dies einzige war Schillers Fiesko —; wie ärgert's mich, wenn bärtige Zeitungsſchreiberbübchen ſagen, er vergißt die Schaubühnen, ſeine Stücke ſind nicht aufzuführen! Memmen, ſagt lieber: Schande dir, Deutſchland, daß deine Bühnen nicht für ihn ſind, daß du ſeine Stücke nicht aufführen kannſt! Freilich müſſen unſerer ausgetrockneten Leſewelt die Knochen bei einem ſolchen Schauſpiele rappeln, — oder ſie werden betäubt, gähnen, ſehen und hören nicht mehr.

— Dieſer Brief ſei abgeſondert von den übrigen, das Zeichen meiner einmal erreichten Kraft, — er erinnere mich meiner Würde, wenn ich ſchwach werden will, und wenn ich je zum Wurme werde, ſo ſei er der erſte Fuß, der mich zerquetſcht. — „Sanftere Freuden der Menſchheit, warum habt ihr meinen Freund verlaſſen?“ — wirſt du vielleicht am Ende dieſes Briefes denken, — aber, Freund, fürchte das nicht! ſie werden immer die Lücken meines Daſeins füllen, aber nie ſein Zweck ſein. Wo möglich werde ich dich bald ſprechen.

48. An Oſterhauſen.

Nürnberg, den 27. März 1786.

Beſter Freund!

— Geſtern machte ich mit Frau von Sch— Bekanntſchaft, und werde ſie zu erhalten ſuchen, ſie gefällt mir ſehr wohl, und kann mir zur Aufheiterung in mancher Stunde dienen, nur muß ich noch nachdenken, welches die beſte Art von Bekanntſchaft mit ihr ſein möchte. Fräulein St—, ihre Begleiterin, iſt ein Frauenzimmer von der ernſthaftern Gattung, vielleicht etwas enthuſiaſtiſch, aber ſehr verſchloſſen dabei. Zwei Karaktere, die einander die Wage halten, ſind beinahe immer zur Freundſchaft die geſchickteſten, nur müſſen ſie ein gemeinſchaftliches Band haben, und dies iſt der Fall bei dieſen Frauenzimmern; ihr gemeinſchaftliches iſt — Muth zur Hinwegſetzung über ſehr viele Vorurtheile ihres Geſchlechts, bei der einen zwar mehr üppige Genieſucht, und bei der andern mehr Frucht der Ueberlegung, — die eine iſt überaus gutmüthig, und die andre gerecht, die eine aus Munterkeit geſellig und aus Geſelligkeit erträglich, die andre aus tiefem Gefühl zur Freundſchaft nur es mitzutheilen geneigt, und aus Geſelligkeit auch bisweilen munter. Könnte ich die Bekanntſchaft dieſer zwei Frauenzimmer auf eine bequeme und für mich und ſie unſchädliche Weiſe fortſetzen, ich würde es mir als ein Glück anrechnen. Ich weiß nicht, wie du mit meiner jetzi-

jetzigen Art zu lieben zufrieden sein wirst, aber dies kann ich dir versichern, sie ist die gerechteste und unschädlichste; wenn ich jetzt heirathen müßte, und ich dürfte nicht wenigstens ein halbes Duzend nehmen, so wüßte ich mir nicht zu helfen. — Vor einem Jahre dachte ich freilich noch nicht ganz so, und vor zweien am allerwenigsten. —

An Spinoza ist eigentlich noch keine Hand gelegt, aber sehr viel über Philosophie überhaupt gedacht worden, — und das ganze Geschäft schon geendigt, bis auf die Einkleidung im Worte —

Shaftesburn wird immer mehr mein Liebling, und die Engländer dürften auf ihn mehr stolz sein, als auf Newton, denn dieser hatte seine Lehrer und Schüler, die ohne ihn Meister geworden wären, unter den — Deutschen. Shaftesburn steht allein, — er hat etwas Eigenes, das eine Parallele mit den großen Deutschen nicht zuläßt. —

Wegen der Kopfsteuer muß ich dir vielleicht bald eine Schande der Bürger meiner Vaterstadt schreiben, — meine Empfindungen und Entschließungen bei dieser Gelegenheit, wenn ich nicht von lauter Memmen umgeben wäre, — möcht' ich dir lieber mündlich sagen, — meine Vaterstadt verliert nun alle Ansprüche auf mich. —

Nun lebe wohl. Dein Freund.

49. An Osterhausen.

Nürnberg, den 29. April 1786.

Bester Freund!

Das Angenehmste, was ich dir melden kann, ist eine neue Bekanntschaft, und dies zwar mit keinem Frauenzimmer, aber mit einem Jüngling, der unter allen meinen Bekannten, außer dir und Herrn von Grundherr, der würdigste ist. Er heißt Zeßner und ist Kastenamtsschreiber im deutschen Haus. Seine ernste Gemüthsart und braven deutschen Gesinnungen erwarben ihm meine Freundschaft, Neigung und Wißbegierde ketten ihn an mich. Auch haben wir Eine Religion.

Nun zeigt ſich hier der Frühling im vollen Glanze. Die duftende Blüthe der Bäume verkündigt die Geſchenke des Herbſtes, — ich muß aufhören, denn meine Begeiſterung iſt weg, ich wurde durch Zeſnern geſtört, und kann mich nicht mehr ſammeln, du wirſt nicht viel daran verlieren, denn ich werde bald die Ehre haben, dir die Schönheiten des Frühlings mündlich vorzudeklamiren. Zeſner will mit mir gehen, und ich weiß gewiß, daß dir ſein Umgang gefallen wird. Ich will hoffen, daß, wenn ich in Nürnberg die Freuden der neubelebten Natur genoſſen habe, ſie in Altorf noch auf mich warten werden.

Vieles über den Menſchen und ſeine Beſtimmung iſt mir wieder deutlicher geworden, ich werde dir es mündlich ſagen. Hand in Hand und Herz mit Herzen ſympathetiſch vereint, will ich dir meine neuentdeckten Wahrheiten ſagen, deren Würde den Rauſch dieſes Lebens verſcheucht, und die uns ſichre Hoffnungen des künftigen Zuſtandes gewähren, wo ſich unſre Vernunft in ihrer eignen Kraft fühlt, wo ſie ſelbſt handelt, und nicht mehr das mißliche Geſchäft hat, bloß thieriſche Handlungen zu lenken.

Ueber Jacobi's Briefe über den Spinoziſmus iſt einiges aufgeſchrieben.

Mein Gefühl hat ſich heuer wieder verſtärkt, noch nie fühlt' ich den Eindruck von etwas ſo lebhaft als jetzt, aber nur Natur macht dieſen Eindruck auf mich, Liebe packt mich nicht ſo ſtark, viele Zerſtreuung, Umgang und mehrere Kenntniß des andern Geſchlechts mag Schuld daran ſein. Lebe wohl.

Dein Freund.

N. S. Bambergern ſchrieb ich einen neuen, ſehr freundſchaftlichen Brief. Ich ſchlug ihm auch vor, ob es nicht rühmlich wäre, wenn das Haus Iſrael dem Moſes Mendelsſohn ein allgemeines Denkmal errichtete, durch eine vollſtändige und prächtige Ausgabe ſeiner Schriften, mit philoſophiſcher Lebensgeſchichte und hiſtoriſch-kritiſcher Vorrede jeder Abhandlung; ich bin auf ſeine Antwort begierig.

50. An Osterhausen.

Nürnberg, den 6. Mai 1786.

Bester Freund!

So armselig an Vorrath dir zu schreiben war ich noch nie. Einen großen Theil der Schuld muß zwar das schlimme Wetter tragen, welches mir äußerst unangenehm ist, zumal es mir beinahe die Hoffnung raubt, dich über acht Tage zu besuchen.

Diese Woche wurde ich auch mit dem jetzigen Gärtner im deutschen Hause bekannt, dieser ist der geschickteste Gärtner, den ich noch sprach; außer seinen praktischen und botanischen Kenntnissen hat er einen richtigen Geschmack in der Schönheit der Gärten. Er kennt die neuesten Schriften über diesen Gegenstand, ist aber vielleicht über manche in seinem Urtheil etwas zu bitter, z. B. über Müller, Walther, Mill; seine Günstlinge sind der Hansvetter und Hirschfeld; er zeichnet auch artig, und verfertigt einen saubern Riß. Ich hoffe durch ihn meine botanischen Kenntnisse zu erweitern.

Bei Gelegenheit meiner Untersuchungen über Spinoza las ich auch diesen Artikel bei Herrn von Merz in der Encyklopädie nach, aber ich fand daselbst ein sehr elendes Gewäsch, zwei Citationen aus Seneca und Lucan war das einzige, was mir meine Mühe vergalt.

Ich ließ mir auch das Buch sur l'Esprit geben; es ist das einseitigste Gewitzel von der Welt, doch können die gesammelten Beobachtungen gebraucht werden, und Aufdeckung der Trugschlüsse macht Vergnügen; die scheinbarsten Sophismen, die darunter sind, hat aber Hobbes schon gründlicher vorgetragen. Lebe wohl. Dein Freund.

51. An Osterhausen.

Nürnberg, den Juni 1786.

Lieber Freund!

Ich hoffe, daß du glücklich und vergnügt nach Altorf gekommen bist, und da ich dir nichts Sonderliches zu melden

habe, ſo werde ich dir den künftigen Hauptinhalt meiner Briefe darlegen.

Meine Aufgabe iſt die Beantwortung folgender Frage: Wie muß ein Arzt die Theorie ſtudiren, wenn er nicht bei der praktiſchen Anwendung, trotz ſeiner Gelehrſamkeit, doch nicht mehr vermögen ſoll, als der überlegſame und beobachtende Empiriker, oder gar von ihr irre geführt werden?

Um dieſe Frage zu beantworten ſind folgende Unterſuchungen nöthig:

1) Iſt die Theorie in der Medicin lediglich Abſtraktion aus den Erfahrungen, oder giebt es regulative Prinzipien a priori, die den Weg zeichnen, nach welchem Erfahrungen anzuſtellen ſind, und unter deren Bedingungen die Reſultate der Erfahrungen ſtehen müſſen?

2) Wenn es ſolche Prinzipien giebt, ſind ſie nur ordnend, und die darauf gegründete Theorie weiter nichts, als Mnemonik der einzelnen Reſultate der Erfahrungen, oder geben ſie eigentliche Theorie, und dienen die außer dieſer Theorie noch möglichen Hypotheſen nur dazu, um durch ihre Beſtätigung oder Entkräftung (durch die Erfahrung) die Theorie zu erweitern, nie aber mehr umzuſtoßen?

3) Wenn Theorie möglich iſt, welche iſt die Methode, ſie zu erlangen? Nach dieſer allgemeinen Unterſuchung müſſen die beſondern folgen:

1) Ueber Semiotik; aus obigen Unterſuchungen muß ſich ergeben, ob ſie Erwartung ähnlicher Fälle, Wiſſenſchaft, oder aus beiden gemiſcht ſei?

2) Therapie; wo eben dies vorkommt. Sonſten ſind keine Theile der Medicin beſonders zu erörtern nöthig, denn wenn ſich in dieſen der Methodiker nicht von dem Empiriker auszeichnete, ſo wären die andern ohnedies unnütz.

3) Mechanismus, Organismus, Spontaneität, — die Entwicklung dieſer Begriffe und die Gränzen ihres Vermögens, wie wir ſie aus der Erfahrung kennen, als dem Prüfſtein aller obigen Beurtheilung; ſie konnten nicht zum Grunde gelegt werden, denn wenn wir die völlige Beſtimmung dieſer drei

nicht angenehm erscheint; es ziehen erkältende Regenschauer über die Gegend hin; im Hintergrunde thürmen sich kleinliche persönliche Empfindungen zu trüben Gewölken auf. Ferner wird Sie das Drama „der Paria" von Michael Beer sehr anziehen. Die übrigen Aufsätze habe ich noch nicht gelesen.

In Berlin ist es noch ziemlich still. Die Ausgereisten — deren Zahl jeden Sommer zunimmt, kehren erst allmählig zurück; das gesellige Leben ist noch ohne den Schwung, den es mit Eintritt des Spätherbstes zu bekommen pflegt. Von der jungen geistreichen Pariser Gräfin, die Sie uns ankündigen, haben wir auch noch nichts Näheres erkunden können, wahrscheinlich hat ihre Ankunft sich irgendwo verzögert. Wir werden sie mit bester Beeiferung aufnehmen und der Freundesempfehlung nach Kräften Ehre zu machen suchen.

Ueber die Schlabrendorf'schen Angelegenheiten geht hier das Gerücht, die Erben griffen das Bentheim'sche Testament an. Während meiner Abwesenheit sind in meiner Wohnung Abdrücke der Rede von Grepp abgegeben worden, die für ihren Zweck ganz gut sein mochte, mir aber nichts Neues gesagt hat. Wie unangenehm, daß Sie in diesen Sachen mit so schwierigen Geschäften beladen sind, und so dem ganzen Verhältnisse, statt heiterer, dankenswerther Wirkungen, nur gestörte Rückerinnerung widmen können! Sie müßten Schlabrendorf's Denkwürdigkeiten schreiben; Sie würden ein Werk liefern, das in der deutschen Litteratur nie untergehen könnte! —

Herr von Stägemann verspricht, mir einen Brief an Sie zu senden. Ich hoffe, sein in diesen Tagen vor sich gehender Umzug wird ihn nicht in diesem guten Vorsatze stören. Er bezieht das schöne, ehemals Staatskanzlerische Hotel am Dönhofsplatze als Dienstwohnung. Ich denke,

Formen in den erſten Unterſuchungen zu einer Theorie der Medicin nothwendig fänden, ſo wäre gar keine Theorie möglich, indem die vollſtändige Entwicklung der Begriffe dieſer drei Formen nicht die Grundlage, ſondern die Tendenz aller Naturwiſſenſchaften und angewandten Philoſophie ſein muß.

Als ein Anhang ſoll dann nachfolgen: wie muß ein Chirurgus die Anatomie ſtudiren, wenn ſie ihm bei der Ausübung Nutzen ſchaffen ſoll? Doch wenn du verlangſt, ſo könnte dieſes auch vorher gehen. Lebe wohl. Dein Freund.

52. An Oſterhauſen.

Nürnberg, den 8. Juni 1788.

Beſter Freund!

Es ſchmerzt mich ſehr, daß ich nicht die Freude genießen konnte, in deiner Geſellſchaft zu ſein; noch geſtern um 4 Uhr hatte ich den Vorſatz, zu dir zu kommen, aber kaum war er gefaßt, ſo regnete es wieder. Nichts war dieſe Zeit ſo ſehr im Stande, mich in Traurigkeit zu ſetzen, als mein unerfüllter Wunſch dich zu ſehen, und mit Mühe bricht ein Strahl der Vernunft durch die Finſterniſſe meines Grams. Nürnberg wird mir immer verhaßter, und ſchon Entfernung auf einige Zeit davon wäre ſtarker Troſt für mich geweſen, denn Alles, was mich umgiebt, wird mir verhaßter, und nur eine geläutertere und ſtillere Tugend, in der ich einige Stufen höher kam, iſt fähig meine aufſteigende Galle zu dämpfen. Eine Verdrießlichkeit, der ich wieder ausgeſetzt ward, werde ich dir mündlich ſagen. Ungeachtet der Ueberlegenheit meiner Vernunft über meine Leidenſchaften kann ich dir doch diesmal keine Fortſetzung ſchicken. Dieſe Woche mußte ich größtentheils anwenden, meine Geſundheit aufrecht zu erhalten, die ſich vorige Woche faſt zu völligem Mangel der Verdauungskräfte verloren hatte, ſonſt würde mich auch nichts abgehalten haben, heute bei dir zu ſein. Doch hoffe ich, daß ich bald wieder im völligen Beſitze derſelben ſein werde.

Ich wünſche dir viel Glück zu deiner neuen Bekanntſchaft, aber wenn dir mein Wort wichtig iſt, ſo ſiehe dich

Liebe! Haſt du Neigung dich zu verlieben, ſo wähle dir eine Frau; wen ich in Alterf wählen würde, wirſt du errathen können; haſt du weniger Gelegenheit mit ihr umzugehen, deſto beſſer, — wenn es nur nicht ſo ſelten iſt, daß deine Phantaſie hoffnungslos wird. Sollte mir das Glück werden, noch dieſes Jahr einige heitre Tage bei dir zuzubringen, ſo ſoll in den erquickenden Stunden des Morgens, und bei dem feierlichen Untergange der Sonne, Liebe, Tugend, Unſterblichkeit das große Thema unſrer Unterhaltung ſein. Sollten dir dieſe Gegenſtände zu ernſt ſcheinen für eine freundſchaftliche Unterhaltung, ſo wiſſe, fröhliche Jünglinge wirſt du immer um dich haben, aber mich nicht. —

Ungewiß und finſter iſt mir die Abſicht, zu der mich Gott der Erde gab, bleibe ich aber Zeitlebens um meiner ſelbſt willen hier, und kann nie nichts zum Beſten der Menſchen thun, ſo ſoll es mir ein Troſt ſein, daß ich wenigſtens ſo viel that, als meine Kräfte zuließen. Noch einige Züge ſind mir in dem Buche der Vorſehung unenthüllbar, ſonſt wäre ich ſchon ganz glücklich, ganz belohnt.

Weisheit die Menſchen zu lehren, Wahrheit ihnen zu enthüllen, ſind ſchöne glänzende Phänomene, aber ſie ſind Irrlichter, die uns in Sümpfe der Verfolgung und auf unwegſame Gebirge des Aberglaubens führen, unſer Fuß muß hier ſtehen bleiben, nur die Seele ſchwingt auf den Flügeln der Gottheit ſich darüber weg.

Was war das Schickſal jedes großen Weiſen? Ein Demokrit wurde für einen Thoren ausgegeben, ein Kant wird nicht verſtanden oder verſchmäht, und ein Sokrates wurde mit Gift getränkt. Und iſt das Schickſal des Helden beſſer? Hermann, Pertinax, Camillus —. Welche Widerſprüche für den klügelnden Verſtand, eine einzige Wahrheit löſet ſie, aber ſchwer iſt ſie zu faſſen, noch ſchwerer nach ihr zu handeln, hier iſt ſie: Tugend iſt kein Mittel zur Glückſeligkeit, ſie iſt die Glückſeligkeit ſelbſt. Der Menſch wird hienieden allezeit unzufrieden leben, wenn er ſich Glückſelig-

keit ſchaffen will, er ſtil ſie aus der Hand der Natur nur nehmen.

Wer dies die Menſchen nicht lehren kann, der macht ſie nicht glücklich, und auf dieſem Wege gehen der unerſchütterliche Zeno und der genügſame Epikur Hand in Hand. Lebe wohl, Freund. Dein Freund.

53. An Osterhauſen.

Nürnberg, den 15. Juni 1784.

— Meine Geſundheit iſt völlig wieder hergeſtellt; mein Feuer, mit dem ich denke, und das Gefühl innerer Kraft, das in meinen Nerven lodert, ſind in ihrer ganzen Stärke wieder in mir; auf meinen Karakter ſcheint dieſe, ſo wie noch jede, Kataſtrophe meines Körpers merklichen Einfluß gehabt zu haben, die ſchnellaufſteigende und aushaltende Rache meiner Kindheit iſt wieder in mir, Mitleid und unvorſichtiges Nachgeben ſind faſt ganz aus meinem Gemüthe verſchwunden, — Verkennung und Läſterung fechten mich nicht an, — und ſuchte eine Welt von Verſchwornen nach mir, ich würde ſagen: Hie bin ich! — Meine Gelehrſamkeit hat zwar ſeit einigen Wochen eine Lücke erhalten, ſie wurde meiner Philoſophie aufgeopfert, aber der Muth, der aus meiner Geſundheit entſpringt, hält mich ſchadlos. —

Für deinen Wankelmuth weiß ich keinen beſſern Rath, als ernſte Beſchäftigung mit der Philoſophie.

— Das Steuerweſen wird mit der größten Niederträchtigkeit geführt z. B. es iſt ein verweibter Nagelſchmiedsgeſell allhier, der ſich äußerlich kümmerlich nähren muß, und die ganze Woche ſelten über einen Gulden verdient, der kaum zu Brot für ſeine Kinder langt; dieſem forderten ſie 12 Kreuzer ab, er ſtellte ihnen vor, daß er jetzt weder Geld noch einen Biſſen Brot hätte, ſie drohten ihm, — er ging hinaus und klagte ſeine Noth, etliche mitleidige gemeine Weiber ſchenkten ihm 12 Kreuzer, er ging wieder hinein, ſagte es, daß er ſo glücklich geweſen wäre, ſie vor der Thüre zu erbetteln. — ſie nahmen ſie, — Speichel in ihr Angeſicht! aber keine Worte

hat meine Wuth gegen ſolche Obrigkeit. — Mein Vater gab ihnen nichts. Lebe wohl, Freund, ſei fröhlich, geſchäftig und weiſe. Dein Freund.

54. An Oſterhauſen.

Nürnberg, den 17. Juni 1796.

Beſter Freund!

Ich werde ſogleich mit meinen verſprochenen Unterſuchungen anfangen, aber meine andern Beſchäftigungen erlauben mir nicht, dir etwas mehr als ein Skelett zu geben, doch wo möglich ſoll es ein natürliches werden.

Medicin in ihrem ganzen Umfange ſollte eine Wiſſenſchaft ſein, nach beſtimmten Abſichten willkürliche Veränderungen in einem lebenden Körper hervorzubringen. Soll ſie eine Wiſſenſchaft ſein, ſo wird zu ihrer Abſicht dreierlei erfordert:

1) Wiſſenſchaftliche Erkenntniß des Zuſtandes des Körpers, den ſie verändern will.

2) Wiſſenſchaftliche Erkenntniß der dazu nöthigen Mittel.

3) Wiſſenſchaftliche Erkenntniß aller Folgen aus einem gegebenen Zuſtande.

Nun wollen wir unſere Frage auf die erſte Forderung anwenden: iſt die Erkenntniß des lebenden Körpers einzig und allein Erfahrung, oder kann ſie zur Wiſſenſchaft werden? Daß ſie nicht im Ganzen Wiſſenſchaft wird ſein können, iſt ſchon daher wahrſcheinlich, weil nie die Beſchaffenheit eines lebenden Körpers hätte können a priori erdacht werden. Wir müſſen alſo unſere Frage wieder zergliedern. Der lebende Körper iſt zugleich phyſiſcher, organiſcher und animaliſcher. Dieſe Eintheilung hat aber ihre Gründe lediglich in der Erfahrung, und inſoferne ſie ihren Gegenſtand erſchöpfen ſoll, läßt ſich nicht erweiſen, daß die Klaſſifikation unter dieſe drei Ordnungen in der Natur objektiv nothwendig ſei, ſondern nur, daß wir alle Erfahrung unter dieſe Eintheilung bringen können. Wären die Begriffe phyſiſch, organiſch, animaliſch, totale Vorſtellungen, durch die uns alle möglichen Beſtimmungen derſelben ſchematiſch gegeben wären (als wie in der Mathema-

tik durch den Raum uns das Schema zu allen möglichen Konstruktionen in denselben gegeben ist), so hätten alle Sätze über diese Gegenstände nothwendig objektive Gültigkeit, da sie aber völlig Gegenstände der Erfahrung sind und nie ein Gesetz derselben, welches nicht entweder aus einer erkannten Erfahrung folgt, oder durch Zusammensetzung mehrerer erkannten, nach mechanischen Regeln bestimmt werden kann, als objektiv gültig vorausgesetzt werden darf: so läßt sich über die Natur eines lebenden Körpers nichts a priori bestimmen, als insoferne er unter den Bedingungen der Möglichkeit aller Erfahrungen überhaupt steht, und so weit Mathematik auf ihn anwendbar ist —, und kann also im Ganzen nie Wissenschaft im strengsten Sinne werden.

Der Inbegriff unserer Erkenntnisse, verbunden nach den nothwendigen Gesetzen unsers Denkens und der Natur der Gegenstände desselben, ist wissenschaftliches System, eigentliches System; nach den Gesetzen der Faßlichkeit in unserm Denken, um der willkürlich erwählten Aehnlichkeit in den Gegenständen, ist historisches System (Klassifikation).

Die Untersuchung, wie weit die Kenntniß des thierischen Körpers in beider Bedeutung systematisch werden kann, soll mein nächster Brief enthalten.

Noch habe ich dir einiges zu melden. Jener hatte den Gedanken, den ich zwar schon lange faßte, aber an seiner Ausführung verzweifelte, eine Verbindung zu errichten, die sich von jeder noch gewesenen durch die Reinigkeit ihres Endzwecks unterschiede; Ausbreitung des Vernunftgebrauchs und Umsturz des geheiligten Aberglaubens, Emporschwingung der deutschen Freiheit und Darniedertretung des Despotismus wäre ihr Endzweck, Bund der Freiheit ist der Name der Brüderschaft, und Schüler der Vernunft heißen ihre Mitglieder; würdest du eines werden? — Ich werde anfangen, an meinem Gesetzbuch dazu zu arbeiten. — Lebe wohl.

Dein Freund.

55. An Osterhausen.

Nürnberg, den 20. Juni 1780.

Bester Freund!

Die Kenntniß a priori der Körper geht so weit, als sie unter mechanischen Gesetzen stehen. Denn jedes Gesetz der Bewegung ist einer Darstellung im Raum fähig, und also können sie willkürlich kombinirt werden, und das Resultat jeder Kombination hat objektive Gültigkeit. Der Erweis dieses Satzes gehört in die Methaphysik. Es giebt also folgenden Grundsatz: die Kenntniß des lebenden Körpers ist wissenschaftlich-systematisch, insoferne er einzig unter den Bedingungen der Beweglichkeit gedacht wird, die ihm als todter Materie zukömmt. Insoferne aber die Eigenschaften eines Körpers chemisch sind, so können sie einzig nur aus der Erfahrung erlernt werden. Alles, was wir durch die Chemie erkennen, läßt sich nicht im Raume darstellen; denn es ist einzig Empfindung. Wir können daher die Gesetze nicht willkürlich kombiniren und von unsern Resultaten objektive Gültigkeit erwarten, denn sonst müßten die Eigenschaften, die wir durch die Chemie erkennen, sich auf einfache bringen lassen, welches aber unmöglich ist, weil wir kein anderes Merkmal von Einfachheit in der Chemie haben, als die Untheilbarkeit der Empfindung, durch die wir eine Eigenschaft wahrnehmen, und die Unzerlegbarkeit durch die Körper, womit wir Versuche anstellten, welches aber keinen Schluß auf die Einheit des Gesetzes, unter dem diese Eigenschaft der Wirkung auf andre Gegenstände noch steht, erlaubt. Dagegen hat Chemie den Vortheil, daß sie die Erfahrungen nach Willkür anstellen, und die Gegenstände in den Abstufungen ihrer Aehnlichkeit mit einander verbinden kann. Dies gibt diesen Grundsatz: die Kenntniß des lebenden Körpers ist historisch-systematisch, insoferne er unter chemischen Bedingungen steht. Dies wären nun die Gränzen unserer systematischen Erkenntniß des lebenden Körpers, insoferne er nach mechanischen Grundsätzen und chemischen Erfahrungen betrachtet werden kann. Eigenschaften eines jeden Gegenstandes der Physik,

die ſich noch nicht, oder gar nicht auf Mechanik und Chemie bringen laſſen, müſſen für jetzt und immer einzelne Erfahrungen bleiben, oder nach einem andern Geſetz beurtheilt werden.

Nun iſt der lebende Körper auch organiſcher. Die Geſetze des Organismus ſind lediglich in der Erfahrung gegründet und liegen ganz außer dem Gebiet der Mathematik. Wir nehmen nicht einmal einen Organismus eigentlich wahr, ſondern wir ſchließen ihn nur, wo die Begreiflichkeit des erſten Antriebs der Bewegung in einer Sache nach mechaniſchen Geſetzen unmöglich iſt. Die Erſcheinungen derſelben müſſen zwar unter mechaniſchen und chemiſchen Geſetzen ſtehen, aber die Regeln des Daſeins der Erſcheinungen liegen außer unſerm Geſichtskreis. Wir können alſo gar keine beſondern Eigenſchaften des lebenden Körpers, inſoferne er organiſch iſt, urſprünglich erkennen, ſondern nur die Geſetze, nach denen die Erſcheinungen (zu deren Begreiflichkeit wir den Organismus angenommen haben) fortdauern. Der Grundſatz, der daraus folgt, iſt dieſer: die Kenntniß des lebenden Körpers, als eines organiſchen, iſt ganz empiriſch, und nur die Geſetze, nach denen die Erſcheinungen des Organismus aufeinanderfolgen, ſind einer Klaſſifikation fähig.

Spontaneität iſt ein Begriff, den wir uns ſelbſt zu danken haben, und zu dem wir allein durch inneres Gefühl gelangen können. Wir eignen ſie einem jeden Dinge zu, an dem wir etwas wahrnehmen, das uns nicht allein nach den Geſetzen der Phyſik, ſondern auch nach denjenigen Erſcheinungen, zu deren Denkbarkeit wir den Organismus annahmen, dennoch unbegreiflich bleibt. Die Wirkungen der Spontaneität heißen animaliſche. Spontaneität wird jedem Gegenſtande beigelegt, in dem ſich Veränderungen zeigen, die nur aus Empfindung ihren Urſprung zu nehmen ſcheinen. Der Grundſatz, der daraus fließt, iſt dieſer: die Kenntniß des lebenden Körpers, als eines animaliſchen, iſt eigentlich gar keine Kenntniß; ſie iſt die Berufung auf ein — durch bloßes Gefühl erkanntes einfaches Prinzip, welches nur aus

Mangel der Begreiflichkeit einer Erſcheinung aus phyſiſchen und organiſchen Geſetzen angenommen wird.

Künftig über die Materia medica.

Dein Freund.

56. An Oſterhauſen.

Nürnberg, den 2. September 1796.

— Deine Klage über unſre Miniatur-Etikette iſt ganz gerecht, aber daß ich es zu Pr. Ackermann geſagt habe, iſt eine Lüge. Ich bin dergleichen Erdichtungen auf mich aber ſchon gewohnt, man künſtelt an meinen beſtgewählten Ausdrücken ſo lange, bis man etwas Thörichtes oder Unſchickliches herausquält; in Nürnberg iſt außer R. Lederer und vielleicht noch ſehr Wenigen kein Gelehrter, dem man nicht das Aufſteigen der Galle anmerkt, wenn von mir geſprochen wird. —

— Nun iſt mein großer Bacchuskopf nach Raphael fertig; das Vergnügen, mit dem ich ihn zeichnete, reißt mich dahin, dir anſtatt eines längeren Briefs einen kleinen Entwurf davon zu ſchicken. Die Fortſetzung meiner Unterſuchungen über die Medicin über acht Tage gewiß. —

Den 30. September.

— Wenn jemand Briefe von dir begehrt, ſo kannſt du hergeben, was du willſt; was ich dir ſchicke, iſt dein. Doch halte ich die über die Medicin und den gegen die Offenbarung für die wichtigſten, aber — abgeſchrieben müßten ſie werden, und würde ich von denen über die Medicin die Abſchrift dann erhalten, ſo wäre es mir ſelbſt eine große Gefälligkeit.

Was meine Gedanken über die Unſterblichkeit betrifft, ſo will ich ſie Heſſeln mündlich ſagen, doch werden ſie vielleicht auch bald ſchriftlich zu ſehen ſein, indem ich ein Geſpräch auszuarbeiten gedenke, unter dem Titel: „Die Feier des Frühlings, oder der Glaube des Weiſen.“ Kühner als Luther werde ich meine Theſes gegen jede Religion anſchlagen.

Du wirst die Ursache dieses kurzen Briefes zugleich mit erhalten und mir verzeihen. Dein Freund.

57. An Osterhausen.

Nürnberg, den 5. October 1786.

Bester Freund!

Ich weiß wohl, daß ich schuldig bin und durch meine Nachlässigkeit verdient habe zeitliche und ewige Vergessenheit, ich will aber hinfort mit der Hülfe Gottes meinen Fleiß verbessern und länger schreiben.

Ehe ich in meiner Untersuchung über Medicin weiter gehe, will ich noch die Prinzipien zusammenstellen, auf die sich unsere Theorie stützt, um sie besser übersehen zu können:

1) Unser Körper, als todte Materie betrachtet, ist Instrument und stehet unter den statischen und mechanischen Gesetzen.

2) Insoferne er chemische Eigenschaften besitzt, kann man mit seinen Theilen Experimente anstellen, aber die Resultate gehen nicht weiter, als auf die relative Beschaffenheit des Theils, mit dem man experimentirte. Der Zusammenhang, in dem er mit dem Ganzen steht, ist auf Beobachtung gegründet; bisweilen kann er zwar auf alltägliche Erfahrung gegründet sein und dadurch den Schein bekommen, als wäre er unmittelbar aus der erkannten Beschaffenheit geschlossen, z. B. daß ein saures, häufig mit schwarzer Galle angefülltes Blut melancholisch machen muß, hat ziemlich diesen Schein, es gründet sich aber auf die leichte Beobachtung, daß unterbrochene Bewegung und üble Vermischung der Säfte den Aeußerungen unserer Seelenkräfte hinderlich sind. Uebrigens ist die chemische Kenntniß unsers Körpers, in Rücksicht auf Resultate für die Heilkunde, sehr ungewiß und fruchtlos, denn da wir vermöge des Satzes der durchgängig möglichen Ziration nicht behaupten können, daß ein Körper bei den verschiedenen Auflösungsarten, die einem thierischen Körper eigen sind, nur die Eigenschaften entbinde, die wir in Versuchen

wahrnahmen, so haben unsere Experimentalschlüsse nur für die ersten Wege einige Wahrscheinlichkeit.

3) Die Theorie des organischen Körpers als solchen kann nie weiter gehen, als daß wir seine Entstehungsart durch Beobachtung auf die kleinste Anzahl von Gesetzen bringen, und bei seinen Erscheinungen immer durch Hypothesen seine Funktionen zu entdecken suchen, um aus einer gegebenen Erscheinung eine andere vorhersagen zu können, oder eine verlangte Erscheinung zu verursachen.

4) Die Physiologie der thierischen Natur thierischer Körper gründet sich auf die nie zu erschütternde Hypothese: die Thiere hätten Empfindungen. Wir beobachten also an uns die Gegenstände gewisser Grade und Arten der Empfindung, das darauf folgende Bestreben und den damit korrespondirenden Theil unsers Körpers; wir ordnen die Empfindungen nach ihrer Einfachheit und Zusammensetzung, die wir nach der Einfachheit der Ursache und des körperlichen Theils, der gereizt wird, schätzen, und geben Gründe, warum wir die Empfindungen unter diese oder jene Eintheilung bringen wollen. Die Absicht, der wir uns nähern können, ist also: aus dem Gegenstand und dem Theil, den er mit einer gewissen Stärke reizt, die Empfindung, die er veranlaßt, und die fernern Folgen dieser Empfindung zu wissen, und also auch Empfindungen mit bestimmten Folgen veranlassen zu können. Die Aussicht, die dieser Theil für die Heilkunde hat, ist sehr wichtig, indem die ganze Gesundheit in regelmäßigem Empfinden besteht. Die objektive Beschaffenheit des Körpers, die ihm in diesem Zustand zukommt, ist gehörige Erregung.

5) Alle bisher erwähnten Eigenschaften sind im Thiere beständig vereinigt; nie erscheint eine getrennt, und dies ist die Hauptquelle der Schwierigkeit der Erfahrungen in der Heilkunde. Doch davon und von den Mitteln, sie einigermaßen zu heben, im Haupttheil; künftig folgen die Prinzipien zur Theorie der Materia medica. — Nun lebe wohl, theurer Freund.

N. S. Wenn du mir von meinen Briefen, so weit sie

endlich wird ihm doch auch die Exzellenz ertheilt werden, die ihm schon längst gebührt hätte. Er ist mitunter leidend, aber an Geist und Gemüth frisch und kräftig wie je. Der Himmel erhalte uns diesen lieben, trefflichen Freund! Ich rege ihn möglichst an, uns eine vollständige Ausgabe seiner herrlichen Kriegsgedichte zu geben, in denen mehr Geist, Freiheit und Muth steckt, als man in Prosa noch geraume Zeit wird vertragen können! —

Die großen Ereignisse im Staatenwesen lassen uns hier vor der Hand noch unberührt, auch erblick' ich in den mannigfachsten, geistreichen und umsichtigen Aufsätzen französischer und englischer Tagesblätter niemals den Namen Preußen in solcher Beziehung, aber aus jenen Ereignissen entwickeln sich andere, die uns doch über kurz oder lang wieder in den Strudel der Bewegung hineinziehen; daß wir dann nur nicht, als so lang entwöhnte, schwindlich werden! Die Besorgniß liegt mir sehr nah, da ich selber, vielleicht aus ähnlichem Grunde, jetzt öfter bei einiger Anstrengung an Schwindel zu leiden habe.

Die neuesten Erscheinungen in Griechenland hätte vor vier Jahren niemand vorhersagen können. Aus dem Aufstande der Griechen das russische Element ganz zu verdrängen und ein englisches an die Stelle zu setzen, wäre das Meisterstück einer Staatsklugheit, der ihre Zwecke unbedingt vorgeschrieben sind, ihre Mittel aber nur bedingungsweise — falls überhaupt hier die Staatsklugheit gehandelt hat, dieser feine Geistauszug der Geschichte, und nicht vielmehr die rohe Masse der Geschichte im Ganzen. Die heilige Allianz leidet auch an den Verkehrtheiten, die sich zwischen Absicht und Erfolg stellen; bald ist sie den Pairskammern in den deutschen Ständeverfassungen zu vergleichen, sie wurden, anstatt Räume der Wirksamkeit, Einschließungszimmer für den

dieſe Unterſuchung betreffen, alle Zeit-Abſchriften zurückſchicken wollteſt, ſo würdeſt du mich ſehr verbinden. Auch alles, was dir unverſtändlich oder unrichtig vorkommt, bemerke mir.

Dein Freund.

58. An Oſterhauſen.

Nürnberg, den 7. Oktober 1788.

Beſter Freund!

Wie ſehr wünſchte ich bei dir zu ſein! Die Zeit deines Aufenthalts in Nürnberg war zu kurz, als daß ſie uns hätte befriedigen können. O wenn doch der melancholiſche Regen einmal nachließe, der tobende Sturm dürfte bleiben, ich würde mich mit Wonne durch ihn zu meinem Freund hindurcharbeiten, aber nur gegönnt muß es uns ſein, bei der Heiterkeit des Sonnenlichts die Vorbereitungen zum Schlafe der Natur zu ſehen. Wir würden uns dann bei den herabwallenden Blättern, bei der Hinſicht auf ſterbende Kräuter der rührenden Auftritte unſres Lebens erinnern, wonnigſte Wehmuth wohnte dann in eines jeglichen Buſen, und bei dem Gedanken unſrer Trennung dränge die Trauer hervor. Mein Freund, wie lange noch werden wir uns finden können, ohne Tagreiſen zu durchwandeln, aber da uns dies Glück noch gegönnt iſt, ſo wollen wir unſer Gefühl davor öffnen, wir wollen trinken die Wonne gleichgeſtimmter Herzen, den ſüßen Gedanken in ſeiner ganzen Lieblichkeit faſſen: wenn eine Welt mich verkennt, ſo verläugnet mich mein Freund nicht!— Dies ſtärke uns in Verfolgungen, dies tröſte uns im Unglück, wenn auch die reinen Strahlen der Vernunft nicht mehr durch die Nebel des Unmuths ſollten dringen können, wenn der Gedanke nur noch ſchwach in uns glimmte: unſer Schickſal iſt nur eine Aufgabe für uns, zu erforſchen, was darin Pflicht iſt.

Ein Blick der Sonne beginnt, das düſtre Grau verliert ſich am Himmel; vielleicht wird mir bald die Wonne gegönnt, an deiner Seite zu wallen, und mit dir die ſüße Melancholie der ernſtern Natur zu feiern.

Dein Freund.

N. S. Ich habe jetzt eine Schülerin in der Mathematik, Mlle. Lotter; dergleichen Fähigkeiten werden sich selten bei einem Frauenzimmer finden, in einer einzigen Stunde lernte sie die fünf Species gründlich aus eignem Antriebe und suchte das Verhältniß zwischen einem Dreieck und Viereck zu finden. Ihre Denkungsart geht über die Begriffe, die sie haben sollte, sehr weit hinaus. —

59. An Osterhausen.

Nürnberg, den 11. November 1788.

Liebster Freund!

Ich danke dir für deine aufrichtige Mittheilung einer interessanten Erfahrung, und schicke dir dafür die Aufklärung des dritten Paragraphen meines Briefs.

Die größte Schwierigkeit liegt in den Begriffen: organische Erscheinung, und: organische Funktion. Organische Erscheinung ist die Veränderung, die wir an dem Körper wahrnehmen, wenn sie einmal geschehen ist, z. B. daß die Pflanze keimt, wächst, stirbt, ist organische Erscheinung. Organische Funktion ist die Art, wie die Veränderungen geschehen, z. B. daß, nach dem Eindringen des Safts aus der Erden in den Keim, in diesem eine Gährung entsteht, die aber nicht stark genug ist, seine Struktur zu zerreißen, sondern nur die Gefäße erweitert, sich in ihnen bewegt und sie durch die entbundenen Theile verstärkt. Während dieser Gährung entwickelte sich die Luft, die die Gefäße nach ihrer Menge, die von der Struktur und Beschaffenheit der saftigen Theile des Samens abhängig war, ausdehnte; nachdem sich die gährenden Theile ins Gleichgewicht gebracht haben, so nehmen sie einen Theil Luft wieder auf, dadurch werden die Gefäße zu leer, und durch die koagulirende Kraft der nicht mehr aufgenommenen Luft entstehen neue Gefäße, in diese dringen die Säfte aus der Erde wieder ein, und zwar entweder in die leeren Gefäße, oder in die, welche nichts als Luft enthielten, die sie absorbiren; dadurch entstehen neue Arten Säfte, und beständige Vergrößerung durch die Fortsetzung die-

ſer Funktion. Das verſchiedene Wechſeln zwiſchen der äußern und innern Luft der Pflanze findet zwar ſchon in der Erde ſtatt, und gehet es damit eben ſo zu, als wie mit den Feuchtigkeiten; aber vorzüglich findet ſie ſtatt, wenn die Pflanze an's Licht tritt, wo dann in der Krone die Funktionen der Luft, und in der Wurzel die Funktionen der Feuchtigkeit herrſchen, zu welchen aber ſchon in der Struktur des Keimes die Anlage ſteckt, indem einige der in ihm verdickten Säfte mehr zu Aufnahme und Gährung mit Feuchtigkeit, andere mehr zur Abſorbirung der Luft geſchickt ſind. Daher die Verſchiedenheit der Krone und Wurzel, und, nachdem die Funktionen der Luft bis in die Wurzel, oder der Feuchtigkeit bis in die Krone ſich im mindern oder ſtärkern Grade erſtrecken, die verſchiedenen Eigenſchaften beider, und die größere oder kleinere Fähigkeit der Pflanzen, ſich umkehren zu laſſen u. ſ. w. Wenn nun dieſe Theorie ihre Richtigkeit hätte und bis auf den Tod fortgeführt würde, ſo würde ihr Keimen, Wachſen und Sterben nicht bloß als Erſcheinung, ſondern als Funktion erkannt. Du wirſt bei dieſem Beiſpiel bemerkt haben, daß die Theorie nur bis auf einfache oder dafür angenommene Erſcheinungen ging, als: Fermentation, Koagulation, Abſorbirung u. ſ. w.; aber eben dieſes iſt das Schickſal jeder Theorie organiſcher Körper, daß ſie bei bloß wahrgenommenen Kräften, die ſich nicht mehr zergliedern laſſen, ſtehen bleiben muß, nur iſt ihre Abſicht, ſie ſo weit als möglich auf eine einzige empiriſche Grundkraft zurückzuführen.

Wenn wir es ſo weit gebracht haben, daß wir alles in einem Körper ſtatiſch und mechaniſch erklären können, ſo verdient er den Namen organiſch nicht mehr; dem Wilden iſt die Uhr organiſirt oder gar belebt, uns nicht. —

Haben wir nur einmal jeder Erſcheinung eine Funktion zum Grunde gelegt, ſo können wir die Wirkungen derſelben vorherſehen, und alſo die künftigen Erſcheinungen; wir können Funktionen veranlaſſen und unterdrücken, und alſo auch ihre Wirkung. Dies alles aber nur mit dem Grade der Wahrſcheinlichkeit, als ſich unſere Hypotheſen der Experimental-

kenntniß nähern, daß dieſe oder jene Erſcheinung auf dieſe oder jene Art von der Natur gewirkt wird.

Nun wird dir der dritte Paragraph nicht mehr unverſtändlich ſein. Dein Freund.

60. An Oſterhauſen.

Nürnberg, den 17. November 1796.

Ich komme nun zu dem verwickeltſten Theil meiner Unterſuchungen, zur Materia medica, und es iſt nöthig, meine Begriffe zuerſt zu analyſiren, um dann mit Sicherheit in der ſyſtematiſchen Methode fortfahren zu können. Aus meinen erſtern Unterſuchungen ergiebt es ſich, daß ich die Materia medica in einer ungewöhnlichen, weitern Bedeutung nehme; ich zähle alle Mittel darunter, die auf den thieriſchen Körper vermöge der ihnen eigenen Eigenſchaften wirken.

Zuerſt will ich unterſuchen, woran wir erkennen, daß etwas eine Veränderung im thieriſchen Körper hervorgebracht hat.

Alle Veränderungen eines Körpers ſind zwar nur durch die Erfahrung zu erkennen, aber die Erfahrung theilt ſich in äußere und innere; durch jene lernen wir den Zuſtand eines Gegenſtandes, durch dieſe unſere Empfindungen kennen; wenn die innere Erfahrung objektiv gemacht wird, ſo wird ſie zur mittelbaren Erfahrung, und iſt, der bloß logiſchen Schätzung unſerer Erkenntnißarten nach, allzeit nur hypothetiſch; ob ihr gleich oft eine unveränderliche Idee zum Grunde liegt, — doch dies würde mich zu weit abführen.

Die unmittelbare Erfahrung geht alſo nie weiter, als daß wir aus einem gewiſſen Zuſtand eines Körpers, durch eine von uns dafür gehaltene Veranlaſſung, einen andern erfolgen ſehen. Hier findet nun wieder ein Unterſchied ſtatt; denn wir bemerken entweder die Momente des Uebergangs von einem Zuſtand zum andern, oder wir ſehen nur den erſten Zuſtand, die dafür gehaltene Veranlaſſung, und den letzten. Wenn der Sprachgebrauch immer ſo beſtimmt wäre, als zu wünſchen iſt, ſo ſollte man nur erſteres Erfahrung und das

zweite Vorfall nennen (Experientia, Casus); wenn eine Erfahrung durch Kunst erlangt wird, so heißt sie Versuch (Experimentum), und wenn ein Vorfall mit Aufmerksamkeit erkannt wird, so heißt er Beobachtung (Observatio). Die Kraft unserer Seele, einem Vorfall die Deutlichkeit einer Erfahrung zu geben, ist der Beobachtungsgeist im Ideal.

Ich will diese Begriffe durch ein Beispiel aufklären. Man bemerkt z. B. daß ein Thier etwas genossen hat, und sich dann erbrach. Das Fressen des Thiers und das Erbrechen waren unmittelbare Erfahrungen, aber die Sache selbst war ein bloßer Vorfall. Man wurde auf das Genossene aufmerksam, und wartete der Zeit, bis es wieder genossen wurde; es erfolgte wieder Erbrechen, und jetzt wurde der Vorfall eine Beobachtung; es geschahe nun, daß ein Mensch sich erbrechen mußte, er empfand die Gradation vom Ekel bis zu Erschütterungen des Magens, und da dies auf die genossene Sache nach gleichförmigen Momenten geschahe (ich nehme diesen Fall an), so ward es zur Erfahrung, daß eine genossene Sache die Veranlassung eines Erbrechens sein kann; ferner, daß, wenn eine Sache ausgeworfen werden sollte, Erschütterungen die Ursache sein müßten, war ein mechanischer Schluß, — aber daß die Erschütterungen mit krampfhaften Empfindungen verbunden sind, war eine innere Erfahrung, und, insoferne einem Thiere gleichfalls ähnliche Empfindungsart beigelegt wurde, ward es mittelbare Erfahrung, daß etwas Genossenes krampfhafte Empfindungen in einem Thiere hervorbringen könne, und nun konnte die Erfahrung auch in einen Versuch verwandelt werden.

Es fiel allerdings am ersten in die Augen, daß unser Körper von andern könnte gedrückt, gequetscht u. s. w. werden, aber es war leicht zu entdecken, daß dieses nicht vermöge ihrer individuellen, sondern ihrer mit aller Materie gemeinen Eigenschaften geschahe, und man zählte daher nicht sie, sondern die Art der Wirkung zur Materia medica, z. B. Zusammenpressen u. s. w. Diese Mittel werde ich mechanische nennen.

Man fand ferner, daß auf den Genuß einiger Dinge

Erbrechung, Stuhlgang, Schweiß, und mehr dergleichen Wirkungen folgten, die man, vom Genuß an bis zu ihren heftigsten Wirkungen, am besten beobachten konnte. Diese und ähnliche Mittel nenne ich tonische.

Die fressenden, aufbrausenden und dergleichen Dinge waren auch leicht zu entdecken, und ich nenne sie chemische Mittel.

Aber jetzt ist noch eine Klasse übrig, nemlich diejenige, die einen gewissen Zustand des Körpers im Ganzen verändern, und ich nenne sie spezifische Mittel. Da es aber keine spezifische Krankheit in dem bisherigen Sinne giebt, so giebt es auch keine spezifischen Mittel.

Außer diesen vier Klassen ist unnöthig, mehrere anzunehmen. Jetzt bleibt aber noch die schwerste Frage zu beantworten übrig —, diese: was liegt in der menschlichen Seele, das sie darauf führt, nach der Kenntniß von Heilmitteln zu streben, und die an den Dingen wahrgenommenen Kräfte in Rücksicht auf die günstigen Veränderungen, die sie im kranken Körper bewirken könnten, kennen zu lernen? Ich muß es gestehen, die Sache wird mir durch mehreres Nachdenken fast immer nur dunkler, und ich werde nach meiner gewohnten Art in dergleichen Fällen künftig den Anfang der Beantwortung damit machen, daß ich die Schwierigkeiten aufsuche, die ihr entgegen stehen.

Dein Freund.

N. S. Ich bitte um Abschrift, so wie von jedem künftigen. Nun habe ich den ersten Theil des Zimmermann von der Erfahrung durchgelesen; es ist ein vortreffliches Buch für einen jungen Arzt, im Ganzen aber sind es Kollektaneen und Deklamation, durch einen gesunden, aber nicht eigenthümlichen philosophischen Verstand und Beobachtungsgeist an einander gewebt, auf den Titel eines Kanons des Beobachtungsgeistes kann es unmöglich Anspruch machen.

Für Barclaii Satyricon schickst du mir die Argenis zurück, ich irrte mich, daß ich sie doppelt hätte, es war

das Satyricon. Von Müller laß die Cabale und Liebe geben.

Ich und Künzel genoſſen auch die Freude des Schlittſchuhfahrens auf dem Dutzendteich.

Hart war die Fluth und blank das Eis.
Und frei war unſer Sinn;
Die Wälder grün, die Fluren weiß.
Und frei war unſer Sinn;
Den Himmel färbt' das Abendroth.
Wir ſchwuren, Freund, dir Treu;
Das Herz pocht' den Tyrannen Tod.
Wir ſchwuren, Freund, dir Treu;
Schnell flog der Fuß, hell glänzt die Fluth.
Wir feirten unſern Bund;
Himmter war der Sonne Gluth.
Wir feirten unſern Bund!

61. An Oſterhauſen.

Nürnberg, den 21. November 1784.

Beſter Freund!

Bald wäre ich unwillig geworden, daß meine Hoffnungen ſo ſehr getäuſcht wurden, — ich erhielt keinen Brief, und erſah dich nicht. — „Keinen Brief?" wirſt du ſagen, ja keinen Brief! denn was du mir ſchickteſt, war nur eine Ankündigung deiner Ankunft, und dieſe erfolgte nicht. Ich könnte dich nun ſtrafen, aber ich will es doch nicht völlig, ſondern dir wenigſtens doch einige Miscellaneen ſchreiben.

Mit meiner Schülerin, die den Namen einer zweiten Hypatia verdient, bin ich ſehr zufrieden. Ausgebreiteteres Talent wird man ſelten finden; denn gleichviel Talent, als Schauſpielerin und als Meßkünſtlerin groß zu werden, wird gewiß ſehr ſelten ſein. Letztens führte ſie mir ein Stück, größtentheils von ihrer Erfindung, auf, wo ſie auch eine artige Erzählung anbrachte, ſo gut als ein Stück im Kinderfreund war es immer, und da ſie, wenn ſie einmal auf etwas verfällt, ſo leicht nicht aufhört, ſo wurde ſogleich die Entführung aus dem Serail aufgeführt, die ſie ein einzigmal geſehen, und faſt ganz auswendig weiß. Das Einzige, was

ihr noch fehlt, ist das Tanzen, auf das ich auch sehr dringe, dann dürfte sie sich keck auf einem Theater sehen lassen, zumal in furiosen Rollen. Ihr Geschmack im Zeichnen ist ganz für das Edle und Große, und sie wird es wenigstens so weit als ich bringen. Das Schlimme, das sie bei diesen guten Eigenschaften an sich hat, welches aber die Vernunft ziemlich verbessern kann, ist ein hartes, leichtsinnig stolzes Temperament, denn was ihre Gesinnungen über körperliche Schmerzen anbetrifft, so wäre sie für eine Spartanerin nicht zu zärtlich, aber eben dadurch, daß dies mehr Temperament als Werk der Vernunft ist, wäre sie gegen Leute, die unter ihr ständen, hart und grausam. Ich will sehen, was sie durch mich wird.

Medicin wird diesen Winter mein Hauptgeschäft sein, und Philosophie meine Erholung. Komm ich das künftige Frühjahr nach Altorf, dann sollst du Rechenschaft meiner Philosophie erhalten. Die Höhe, von welcher ich meine Aussicht nehme, und die ich in kurzem erklimmen werde, ist erhaben genug, um jede Region irdischer Weisheit übersehen zu können; das dünkt vielleicht Manchen zu viel gesprochen, aber du kennst Deinen Freund.

62. An Osterhausen.

Nürnberg, den 14. December 1786.

— Da ich zur Fortsetzung meiner Kritik der Medicin diesmal keine Neigung habe, und keine Sache, die ich dir mündlich sagen kann, schreiben will, so muß ich meinen Brief schließen. Nur einiges noch deßwegen, weil diese Briefe zugleich mein Tagebuch sind.

1) Heute wohnte ich das erstemal einer französischen Gesellschaft bei, die zwischen mir, Herrn von Grundherr, C. Pez und Lieutenant von Imhof errichtet ist.

2) Wurde ich Mitglied des Lektürekabinets.

3) Finge ich die vorige Woche mit Dlle. Lotter die eigentliche Algebra an, und die vier Rechnungsarten sind von ihr in vier Stunden erlernt worden. Wenn ihr aber im Sinne liegt,

eine Komödie aufzuführen, dann muß ich sie mit den Akten verschonen. Die zwei Lustspiele des Kretschmann, die ungefähr 330 Seiten stark sind, kann sie auf zweimaliges Durchlesen fast ganz auswendig.

4) Habe ich Eberhards Amynor durchgelesen. Die Materien, die abgehandelt werden, sind wichtig, und die Sprache rein, aber als Roman betrachtet ist er ohne alles Interesse. Die Briefe athmen nicht einmal so viel Gefühl als die Mendelssohnischen, — er hat keine einzige neue Situation, nicht die geringste Verwicklung, und ist unter den Romanen der trockenste und kälteste, der je geschrieben worden. —

5) Habe ich zwei Theile des Alcibiades von Meißner gelesen; wo er Plato, Plutarch, Wieland nachstümmeln kann, da ist er erträglich, und bisweilen gut, kein einzigesmal vortrefflich.

Nun lebe wohl, bis dich in seine Arme schließt

Dein Freund.

63. An Osterhausen.

Nürnberg, den 12. Januar 1787.

Bester Freund!

Der erste Brief, den du von mir erhältst, sei Zeuge unserer Freundschaft, entflamme dich zu hohen Gedanken, und stärke in dir den Entschluß, Tyrannen zu stürzen und Königen die Wahrheit zu sagen. Heilig und ewig sei unser Bund, und lernten Tausende unsers Gleichen sich kennen, dann sollte Tyrannei verbannt werden, der Aberglaube würde vertilgt, und aus der mit dem Blute der Unterdrücker begossenen Erde sprößten Blumen hervorsprossen, deren sanfte Gerüche Astrea wieder zu uns herablockten.

Ein Strom heiligen Feuers braust durch meine Gebeine, wenn ich Deutschland mir denke, — so voll des düstersten Aberglaubens, als seine Bewohner der schaurigen Wälder es waren, so voll von Aftergeburten des Witzes, als Galliens Koppen es sind, und doch so entnervt und sklavisch. O Schicksal, oder was du auch seist, das zum Ganzen unzählbare

Welten vereinigt und sie nach Gesetzen ewiger Vernunft an ehernen Banden der Nothwendigkeit leitest, warum schlägt Thuiskons Enkeln nicht mehr höher das Herz beim süßen Namen der Freiheit? schläft Hermanns Geist, seitdem Cheruska's Fürsten nicht mehr vor Hertha's Geheimnissen schauert? sind Heimdals Kinder alle vertilgt, oder hält sie die Norne an ihre Urne gefesselt? lebt keiner mehr, der Mimers Brunnen trank? Düstere graue Nebel, warum verschleiert ihr meine Aussicht! Strahl vom Lichte ewiger Weisheit, der du sie durchbrichst, warum bist du so blendend? Nein, ich kann nicht in die Zukunft dringen, fürchterliche Gestalten umschweben mich, ihren schrecklichen Anblick ertrag ich nicht! — „Zurück, zurück, Verwegener," donnert's aus feurigem Rachen auf mich ein, „kein Sterblicher durchwandelt die Nebel, die den Tempel der Zukunft umgeben." Aber die Gesandtin himmlischer Weisheit kömmt mich zu trösten: „Warum wirst du zum Frevler", spricht sie zu mir, „glaubst du durch's heilige Dunkel der Zukunft zu dringen? Wisse, es giebt keine Zukunft, alles ist ewiger Rathschluß ewiger Weisheit, und das Schicksal macht dich nur mit ihnen bekannt; zu leichtsinnig, sie nach ihrer Würde zu achten, und zu schwach, sie zu begreifen, dürstest du immer nach der Kenntniß von neuem, und willst das Schicksal übereilen, aber dann verirrst du dich in das Reich schrecklicher Träume, wo ich dich eben noch rettete, sonst hätte die Raserei dir ihren Zittig geboten und dich in die Wüste der Schwärmerei, deinen vermeintlichen Tempel der Zukunft, getragen! Erinnere dich des Vergangenen, erforsche die Gegenwart, und erwarte das Künftige; dann wirst du weise." — Ich erwache wie aus einem Traume, Freund! wie kühn ist des Menschen Geist, er schafft sich eine eigne Welt, aber auch wie sonderbar, seine eigne Vernunft muß zu ihm in fremden Gestalten reden, und er will über Dinge belehrt sein, von denen er selbst die einzige Quelle ist, aus der die Kenntniß davon geschöpft werden kann.

Lebe wohl, mein Treuer.

Adel, damit er artig wäre, inzwischen die Andern ihre Sache thäten; der russische Kaiser ist offenbar in seinem eigenen Werke verstrickt, stärker als für jeden Andern sind für ihn die Bande geworden, die er gewoben, und niemals hat ein Herrscher bei solcher Macht eine gelähmtere Stellung gehabt; die ganze Welt macht, was ihr beliebt, selbst Villèle und nächstens Metternich brechen die Schranken durch, und nur Alexander bleibt gefesselt! Ich glaube, die heilige Allianz ist nach den letzten Ereignissen als nicht mehr bestehend anzusehen, außer insofern sie für Rußland eine Fessel ist, und dies alles ist ohne Krieg und Gewalt, durch bloße politische Sprache, verändert! Ja, ja, es leidet keinen Zweifel, die Welt schreitet noch immer vorwärts, und Europa ist noch weit davon entfernt, ein chinesisches Reich oder ein Reich des Dr. Francia zu werden.

Wieviel, mein theurer Freund, hätten wir zu plaudern über alle diese Dinge! Auch schriftlich ginge es, hätten unsere Briefe schnellern Wechsel; aber in so großen Zwischenräumen erlahmen die Schwingen, welche nur der Reiz des Tages auf ihrem Fluge stärken kann. Unsere Kouriere sind selten und oft noch unbenutzbar, wegen mangelnder Anzeige; mit der Post aber will ich mich auf keine Weise einlassen. Daß wir uns diesen Sommer nicht gesehen, ist ein Mißgeschick, über welches ich mich gar nicht trösten kann! —

Ihren Brief vom 11. August habe ich aus Baden nachgesandt erhalten, und die Einlage an Hrn. von Stägemann sogleich abgegeben.

Rahel grüßt Sie von ganzem Herzen! Auch ihr ist es unendlich leid, daß wir nicht zusammengekommen sind. Vielleicht führt uns der künftige Sommer nach Paris, das sollte uns ein Fest sein, Sie dort zu begrüßen!

Leben Sie wohl, verehrtester und theuerster Freund,

64. An Osterhausen.

Nürnberg, den 16. Januar 1787.

Lieber Freund!

Wenn ich Lust hätte zu klagen, so könnt' ich's wohl auch, der Ton meines letzten Briefes wird dir vielleicht gezeigt haben, daß ich nicht in meiner ächten Lage bin. Eine gewisse Schwäche, die ich in mir fühle, raubt mir allen Antheil an ächtem Lebensgenuß, und ich kann zuversichtlich sagen: mein Wille nicht, Instinkt der Erhaltung meines Lebens ist schuld, daß ich lebe! In solchem Zustand bin ich keiner Liebe fähig, dem alles um mich herum gleicht einem Traum, und mein eigen Dasein ist mir ein Räthsel, das ich mit dem Tode zu lösen wünschte; wenn nicht meine Vernunft so sehr zu ruhiger Ueberlegung geweihet wäre, und daher jedes Urtheil, das diese Laune zur Quelle hat, zurückhielte, so wäre ich geneigt, mich wegen meines zu weit ausgedehnten Verstandesgebrauchs zu beklagen; die Karte der für menschliche Kräfte möglichen Wissenschaften liegt vor meinen Augen, ihr Gebiet ist mir zu klein, ich sehe die unermeßlichen Regionen, die jenseits der Gränze liegen, aber der Eingang ist mir verwehrt, ich gehe zurück, betrachte näher das Gebiet menschlicher Kräfte, und dann find' ich mit Erstaunen in diesem kleinen Gebiete so viele Wüsteneien, so viele unangebaute Haiden, und dann noch die Gegenden, wo Blumen aufsprossen würden, mit vielfarbigen Scherben überstreut, und blendende Glaskugeln in das Erdreich gesteckt, aus dem fruchttragende Bäume emporwachsen würden, daß mich die Trägheit und Schiefe der Menschen, ihre Kräfte zu gebrauchen, noch mehr kränkt, als die Beschränktheit derselben. Dann, wenn der Gedanke in mir aufkeimt: du siehst dies alles, komm' und hilf also, — und ich empfinde das Mißverhältniß zwischen meinen Kräften und meinen Entwürfen, o dann sink' ich in Staub zurück, — doch weg von dieser trüben Ansicht. —

Bei deinem Patienten scheint meine erste Vermuthung gerechtfertigt, ich würde folgende Kurart an ihm versuchen, u. s. w. —

Von Danaen weiß ich nichts, und sie von mir nicht mehr.

Lebe wohl. Dein Freund.

65. An Osterhausen.

Nürnberg, den 16. Januar 1787.

Bester Freund.

Ich will kürzlich meine Heilmethode fortsetzen, u. s. w. — Ich muß gestehen, daß mir keine Beschäftigung mehr Vergnügen macht, als die medicinische Praxis, aber vielleicht würde ich Sydenham nachfolgen. —

Dr. Schäfer wird unter meine Freunde aufgenommen werden, seine Aufrichtigkeit und sein Zutrauen zu mir, mit dem er mir von seinen Heilmethoden Rechenschaft giebt, gefällt mir, noch mit keinem Arzt trafen meine Meinungen besser zusammen, als mit den seinigen, nur wünschte ich ihn etwas fleißiger, aber vielleicht bringe ihn dazu. — Von Dr. Hofmann hält er viel, aber Vogel will er nicht einmal in der Botanik etwas gelten lassen. Auf den Sonntag geh' ich mit ihm nach Erlangen, wir kommen oft mit ihm zusammen, und ich halte dafür, daß es mir gelingen wird, ihn mit meinen Grundsätzen vertrauter zu machen, und ihn durch meine Freundschaft zur ersten und sichern Rechtschaffenheit zu führen, denn sein Karakter ist gut, er ist ohne Neid und Bosheit, und sucht sich nicht gegen den Schwachen zu brüsten. —

Meine Bekanntschaft breitet sich nun gewaltig aus, und sie wird mir bald lästig werden, wenn ich immer so gewissenhaft wie sonst wäre, mit niemand vertraut zu thun, als mit dem ich es bin; aber so helf' ich mir immer leicht durch. Bei Frauenzimmern bin ich gewöhnlich nur witzig, bei Gelehrten skeptisch, bei Stutzern wie bei Frauenzimmern nur etwas gelehrter, so kostet es mich wenig Mühe, mir fast überall bald Kredit zu erwerben, und sonderlich bei Mädchen in Gunst zu kommen, und doch so viel Gutes zu verbreiten, als mir möglich ist, — aber alles dies hindert nicht, daß die feierliche Melancholie nicht die Begleiterin meines innern

Selbſt iſt, und mir immer meinen großen Gedanken vorhält, Freiheit und Tugend zu verbreiten, — noch Wenige ſind mit mir, die dieſen Gedanken faſſen, und noch Wenigere, die, auf den Flügeln des Enthuſiasmus getragen, den erſten Angriff gegen Tyrannei und Niederträchtigkeit mit mir wagen würden, — du — und meine Diotima —. Lebe wohl.

Dein Freund.

N. S. In der italiäniſchen Zeitung las ich, daß ein Chirurgus, Albert Pieropan, eine vortreffliche Maſchine zu Einrichtung der Brüche erfunden hat; frage nach. — Vor einigen Jahren erfand er eine gleiche für das Achſelbein, die iſt im giornale enciclopedico beſchrieben.

Eine prächtige Ausgabe des Shakſpeare in 4° kommt heraus, aber die Lage, die aus vier Kupfern und zwei Schauſpielen beſtehen ſoll, koſtet 2 Guineen; es werden auch noch andere K. in verſchiedenem Format dazu herausgegeben, das größte wird 26″ hoch und 24″ breit ſein, die Lage von vier Stücken koſtet 3 Guineen, die halb immer voraus bezahlt werden. Wenn ich ſie in Nürnberg zu erwarten gedächte, ſo würde ich doch ſubſcribiren.

66. An Osterhauſen.

Nürnberg, den 17. April 1787.

Beſter Freund!

Vergangenen Mittwoch war ich wieder in Geſellſchaft deiner Baſe, und ich muß geſtehen, daß ich in den Urtheilen, die ich über ſie fällte, viel zu grauſam war; denn war ihr Betragen von Herzen, ſo gehört ſie unter die vorzüglichſten Mädchen, und war es Verſtellung, ſo verdient ihr Talent in dieſem Fache Bewunderung. Ich führte ſie durch etliche Zweideutigkeiten in Verſuchung, und nach ihrem Verhalten finden nur drei Fälle Statt: entweder ſie wären zu fein, als daß ſie ſie verſtanden hätte, oder ſie rührten ſie wirklich nicht, oder ſie hat ſich völlig in ihrer Gewalt: ich wage es noch nicht, in dieſem Stück über ſie zu entſcheiden, ich werde ſie noch mehreren Verſuchungen aus-

ſehen, — kannſt du mir vielleicht auch einen Beitrag zur Aufklärung über dieſen Punkt ſchreiben, ſo wird es mir angenehm ſein.

Wir blieben bis ein Viertel auf 9 Uhr ohne Licht, und während daß dein und ihr Bruder ſich mit Olle E— unterhielten, ſo ſprach ich mit deiner Baſe und deiner Schweſter. Ich leitete das Geſpräch auf meine Lieblingsmaterien, nämlich ſchöne Natur und Klugheit im Leben. Ich ſtellte immer unſre Ideale, die wir uns in verſchiedenen Jahren machen, den Erfahrungen der wirklichen Welt entgegen, und ſchmückte meinen Vortrag mit etwas Schmeichelei, noch mehr aber mit Schilderungen ſchöner Gegenden aus, indem ich das Heilſame des Eindrucks, den ſie auf uns machen, und die Gefahr der Schwärmerei, wenn er die Gränzen überſchreitet, darſtellte. Ich wurde mit aller Aufmerkſamkeit angehört, und ſehr ſelten unterbrochen.

Deine Baſe ſagte zu mir, ich hätte ihr mehr Wahrheit geſagt, als ſie in ihrem ganzen Leben gehört hatte, und ſie hätte nie eine glücklichere Stunde gehabt. Der Ton, mit dem ſie es ſagte, ſchien nun ſo ziemlich aufrichtig, aber ich bin denn doch noch nicht gewiß, ob es ſo war, wenigſtens iſt es ſehr wahrſcheinlich, daß das Süße meines Vortrags, und nicht der innere Werth, dieſes Bekenntniß veranlaßte. Deine Schweſter aber, die war wirklich entzückt, und zeigte, daß ſie deine Schweſter war. —

Ich begleitete ſie nach Hauſe, aber das Mädchen war nachdenkend geworden, und ich war nicht in der Laune, ſie mit Gewalt aufzumuntern. Alſo hatten wir das Ausſehen von empfindſamen Verliebten; als wir auseinander gingen, küßte ich ihren Bruder und ſie, und ſie küßte mich viel herzlicher, als ſie neulich ihren Liebhaber küßte. —

Was ich nun, nach allen Zeichen, die ich noch an ihr finden konnte, von ihr halten ſoll, das weiß ich nicht; daß ſie eine ſo vollkommen ausgelernte Kokette ſein ſollte, dies kann ich nicht glauben, es gehörten allzu viele Talente dazu; Gutmüthigkeit ohne Klugheit ſcheinen etwas mehr

Antheil an ihrer Lebensart zu haben, und vielleicht bin ich so glücklich, ihren Karakter zu erforschen. Das Mißlichste ist, daß es Menschen giebt, die sich, ohne es zu wollen, fast immer nach der Laune des Andern stimmen, wenn nur diese Laune etwas Lebhaftes für die Einbildung an sich hat; sie scheinen daher in Gesellschaft von Ausgelassenen üppig, von Empfindenden melancholisch, und unter Edeln und Feurigen beinahe enthusiastisch tugendhaft; für die Mühe, die sie dem Beobachter ihres Karakters dadurch verursachen, sind sie aber nur allzuviel dadurch gestraft, daß sie selbst, bei übrigens großen Talenten, fast immer Sklaven oft sehr unwürdiger Menschen sind. Deine Base mag wirklich sehr vieles von einem solchen Karakter an sich haben; doch, wie gesagt, ich will noch nicht entscheiden. — Lebe wohl.

Dein Freund.

67. An Osterhausen.

Nürnberg, den 4. Mai 1787.

Bester Freund!

Da ich sehe, daß du vielen Antheil an deiner Base nimmst, so will ich fortfahren, noch einige Punkte ihres Karakters zu entwickeln, und vorzüglich ihr Betragen gegen mich durchzusichten.

Wenn ich allerdings in etwas bei ihr gelte, so muß ich sagen, daß ich durch Schmeichelei mich in ihre Seele einschlich, aber zu ihrer Ehre muß ich gestehen, daß ich mich auf eine solche Art betrug, die nur bei einem Mädchen von feinerer Empfindung Eingang finden konnte; aber von meiner Denkart verrieth ich demungeachtet nichts; ich war nur galanter Gesellschafter, und kam so weit, daß sie mir keinen Kuß versagt hätte, — nun du sandst ja selbst, wie ich mit ihr stand. Diese Willfährigkeit kann ich nun nach den Regeln der Klugheit nicht billigen, — obgleich nach denen der Moral nichts Anstößiges an ihr ist, — weil sie meinen Karakter unmöglich so geschwind erkennen konnte, denn deinen Lobreden würde ein kluges Mädchen

nicht getrauet haben, indem man vollkommen treuer Freund und leichtsinnig wegen des Schicksals eines Mädchens sein kann, weil sie einen Liebhaber hat, — oder zu haben glaubt, — und also etwas spröder sein sollte. Von dieser Seite nun könnte man sie ziemlich zweideutig darstellen, aber wenn man dieses Betragen näher betrachtet, so findet sich in der Art, wie sie sich so betrug, etwas, das sie äußerst vortheilhaft darstellt, nämlich ihre Willfährigkeit hatte eine gewisse Sorglosigkeit an sich, die gewöhnlich sich nur bei der Unschuld findet, und die fast unmöglich nachgeahmt werden kann, es war weder etwas Zuvorkommendes, noch etwas anlockend Sträubendes in ihrem Betragen, und ich konnte, ungeachtet der schärfsten Beobachtung, nichts Absichtliches in ihren Handlungen finden.

Ich bin wirklich in Verlegenheit, wie es anzufangen ist, um gewiß zu werden, wie es mit ihrer Unschuld steht; so viel ist sicher, daß bei der Gutmüthigkeit, die sie hat, und bei den Versuchungen, welchen sie sich ausstellte, es mehr Wunder als Verdienst ist, wenn sie noch rein ist. Eine neue Versuchung werde ich ihr durch aufreizende Zweifel über die Tugend und Unschuld der Frauenzimmer zubereiten.

Finde ich sie, wie ich es wünsche, dann werde ich mich ihrer annehmen, und ihren Liebhaber, hat er keine tüchtigen Absichten und will sie nur karessiren (ich kann in einem gewissen Sinn dieses Wort nicht übersetzen), — so jage ich ihn weg; sind seine Absichten redlich, so werde ich prüfen, ob sie klug sind, sind sie dieses nicht, so werde ich ihr Verständniß aufzuheben suchen, und sind sie beides, so werde ich ihn würdiger zu bilden suchen, wiewohl ich fast glaube, dieser Mühe überhoben zu sein. —

Uebrigens bin ich wirklich für sie eingenommen, und würde es Klugheit verstatten, ich könnte sie lieben!

Der Brief von deiner Schwester gefiel mir, und er zeugt von wahrer Liebe zu dir; daß dein Bruder bereuet, mich verkannt zu haben, ist mir auch angenehm; übrigens werden aber nun weniger Personen der Versuchung ausgesetzt sein,

mich zu verkennen, indem ich nun auf einmal, sich meiſt gar nicht, wie es kommt, durchgängig mehr gefälliges Betragen gegen mich bemerke; ich bin begierig, wie ich für jetzt in Altorf mein Glück machen werde.

Ueber acht Tage, wenn schön Wetter iſt, wirſt du mich bei dir ſehen. — Lebe wohl. Dein Freund.

68. An Oſterhauſen.

Nürnberg, den 10. Mai 1787.

Beſter Freund!

Ich muß einiges über deinen Brief erinnern, denn er enthielt nicht, was ich darin ſuchte, ich ſchrieb um Rath, und erhielt eine Lobrede; wußteſt du wirklich ſelbſt nicht, was in der Sache das Beſte war?

Dann verſtundeſt du mich in der Eile auch unrecht, ich begehrte nicht zu wiſſen, in wie fern ſie mir günſtig iſt, ſondern in wie fern ſie mich ihr günſtig glaubt, aus dem ließe ſich mehr auf ihren Karakter ſchließen, als aus dem andern. Vor Pfingſten komme ich nun nicht mehr zu dir, aber vielleicht gleich darauf, ich wünſchte mich einige Tage in Altorf aufhalten zu können, und dazu fehlt mir die Zeit, aber nach Pfingſten werde ich ſie erhalten.

Ich freue mich nur, dich wiederzuſehn. O lieber Freund, wie ſo innig fühle ich den Werth der wahren Freundſchaft! Die allbelebende Kraft, die die Natur durchſtrömt, kreiſet auch in meinen Adern, ganz ergreift mich die Quelle aller Harmonie, die himmliſche Liebe; ich genieße oft Stunden der Weihe, wo meine Seele der irdiſchen Laſt entflieht, ſich durch das ganze Univerſum ausbreitet, und an der Schöpferkraft allmächtiger Liebe Theil nimmt. Mein Auge läßt ſich nicht durch die Anmuth der grünen Büſche feſſeln, nicht der Anblick des Morgen- und Abendroths bezaubert es, nein, ich ſehe in jeder Schönheit nur den Abdruck der göttlichen Idee, durch die ſie ſo ſchön wurde, zu ihr ſchwang ich mich auf, und fand mich ſelber ihrer mächtig, dies erhebt meine Seele, ſpannt

jede ihrer Federn! aber war ihr Streben muthvoll und edel, dann darf ſie dafür auf den Flügeln der Allmacht ruhen, — o komm nur, Freund, komme!

Du haſt Jacobi's vermiſchte Schriften, Freund, willſt du dir ein wahres Vergnügen in dieſem Lenz verſchaffen, ſo lies Allwills Papiere, es iſt Seelenwonne, ſie durchzuempfinden. — Lebe wohl. Dein Freund.

89. An Oſterhauſen.

Nürnberg, den 8. Juni 1787.

Freund, freue dich mit mir, der gefürchtete Tag iſt vorbei, vorbei im Triumphe! Vernunft und Rechtſchaffenheit ſiegte, ich bin gerettet! Gerettet, wirſt du lächeln, von was denn? Von nichts geringerm, als: eine Seele, die anfängt ſich zu fühlen, in Niedrigkeit zurückzuſtoßen, ſie vom Altare der Tugend wegzuſcheuchen, eine Unbeſonnenheit zu begehen, oder — einen Schurkenſtreich, — nun allem dieſen bin ich entgangen, o könnt' ich in deine Arme rennen, dir mündlich Alles erzählen, aber dies iſt unmöglich! Nun ſo wiſſe, was das Reſultat war, — Freundſchaft, — und wollte ich ſie vergleichen, dieſe Art der Freundſchaft, ſo müßte ich faſt ſagen, wie ſie zwiſchen Chriſtus und Magdalenen war.

Die Einlenkung zu dem, was ich eigentlich ſagen wollte, machte mir Mühe, aber dann war auch gewonnen. Ich hielt, was ich zu dir ſagte, ich ſprach zu ihr, wie gewiß noch Niemand zu ihr ſprach, aber ich erhielt dadurch ihr ganzes Zutrauen. Aber ich wollte ſie ſchonen, und ſie nicht auf einmal erſchüttern, ſie würde mir Alles geſtanden haben, — aber ich wollte ſie nicht zerſchlagen, ſondern aufrichten, — und es gelang mir. Was mir dies Zutrauen erwarb, war die treffende Wahrheit, mit der ich ihr die innerſten Gedanken ihres Herzens ſagte, z. B. was in ihrem Betragen gegen mich Aufrichtigkeit und Verſtellung war, dies war ihr auffallend, und ſetzte ſie in Erſtaunen, denn aus meinem Betragen

tragen hatte sie, wie sie darauf gestand, nichts weniger vermuthet, als daß ich sie beobachten würde. Dadurch nun wurde sie auf einmal völlig aufgeschlossen und zugleich betrübt, sie klagte über ihr Schicksal, und hielt sich für ewig verloren. — „Nein, sagte ich, lassen Sie sich nicht zu Boden schlagen, ich kenne Sie ganz, und kenne jedes nachtheilige Urtheil, das sich aus Ihrem Wandel ziehen ließe, ich wollte Sie mit den schwärzesten Farben schildern, und meiner Schilderung Züge von Wahrheit geben, die das Uebrige wahrscheinlich machten, und dennoch ehr' ich die Flamme des Edeln und Guten, die in Ihrem Herzen noch nicht erstickt ist, und bin —, ganz Ihr Freund!" — Dies richtete sie auf.

Den 9. Juni.

So wurde aus diesem gefürchteten Tage ein Tag der Wonne für mich, und sie wurde mir werther, als sie mir war, ich liebe sie von ganzem Herzen, wie je ein Bruder seine Schwester geliebt haben mag; ich werde Alles für sie thun, was mir möglich ist.

Unsere Bekanntschaft ist auf folgenden Fuß gesetzt. Ich werde ihr bisweilen Briefe und Bücher durch deine Schwester überschicken, und auch einen Ort bestimmen, wo wir uns treffen; unsre Zusammenkünfte werden zwar nicht häufig, aber desto inniger sein, sie war es ganz zufrieden; und so werden wir denn nun, der Welt unbekannt, in edler Vertraulichkeit stehen.

Wie gütig ist die Vorsehung doch immer gegen mich! Nun schenkt sie mir wieder die Freundschaft eines Mädchens, das mich bessern wird, weil ich im Sinne habe sie zu bessern. Es hebt unsre Seele so hoch, wenn wir uns sagen können: die Flammen des Edeln und Guten wurde in diesem Herzen wieder durch dich angefacht!

O Freund, wie zwei herrliche Tage folgten auf einander! Noch schwellt Sehnsucht mein Herz, wenn ich an sie zurückdenke und sie im Geiste wiederkommen sehe, wenn wir wieder einsam wandeln werden, — es wird bald sein, — so ganz

in Liebe gesenkt im Genusse der Schöpfung der Liebe, und dann hinsinken in die Arme der Allmacht!

Lebe wohl, ich muß noch diesen Morgen genießen.

Für Herrn von Grundherr einen Theil von Lucian.

Dein Freund.

70. An Osterhausen.

Nürnberg, den 16. Juni 1787.

Bester Freund!

Ich danke dir für die Uebersendung ihres Briefs; er gefiel mir sehr wohl, und ich freue mich schon auf die Briefe, die sie in einem Jahre schreiben wird. Ich schrieb auch an sie, um sie heute Abend zu einer Unterredung zu bitten, aber der Brief ist mir nicht gelungen, ich bin begierig, wie er von ihr aufgenommen wird. Das Herz war mir wirklich zu voll, und dies gab dem Brief mehr den Ton eines schüchternen Liebhabers, als eines offenen Freundes; doch vielleicht läßt sie Gnade für Recht ergehen.

Etwas sonderbar kommt mir das Verhältniß, in welches ich mich mit ihr stellte, immer vor; es hat so etwas eigenes, das ich kaum selbst beschreiben kann; ich liebe sie wie ein Vater seine Tochter liebt, und fühle doch zugleich die Zärtlichkeit für sie, die dem Liebhaber eigen ist, aber doch kein Wunsch nach dem eigentlichen Besitz ist in meiner Seele. Ich gehe ihr heute Abend grade mit dem Herzen entgegen, das dir entgegenschlägt, — du wirst doch nicht eifersüchtig werden, und glauben, du besäßest nun mein Herz nur halb? Dies fürchte nicht, und ich sehe dich auch schon lächeln über meine Besorgniß.

Wenn du Zeit übrig hast, so bitte ich dich, schreibe wieder an deine Base, und suche die Stelle ihres Briefes zu widerlegen: „Etliche Jahre früher, und sie hätten Nutzen gestiftet, da sie jetzt nur Reue hervorbringen," sie werden noch immer Nutzen stiften; was einmal geschehen ist, das ist nun wohl nicht mehr zu ändern, aber jede unsrer Begebenheiten ist eine fast unerschöpfliche Quelle an Kenntnissen für die

und erfreuen Sie sich alles Guten, das wir Ihnen aus Grund des Herzens wünschen, in segenreicher Wirklichkeit! Dann wird auch für die unsrige ein Hauptstück gewonnen sein! —

Mit treuester Freundschaft und innigster Ergebenheit

Ihr

K. A. V. v. E.

Hier noch ein originelles Blatt! Betrachten Sie dasselbe und nachdem die mangelhafte Uebersetzung; finden Sie diese korrigibel und das Ganze durch Ihre Hülfe präsentabel, so bitte ich Sie, davon für den „Globe" Mittheilung an Hrn. Professor Cousin zu machen, dem ich schon ein Wort davon gemeldet!

Von ganzem Herzen

Ihr

Varnhagen.

67.

Oelsner an Varnhagen.

Paris, den 8. November 1825.

Hochverehrtester!

Zufälligerweise erfahre ich durch Hrn. Klaproth, daß der ungewiß angesagte Kourier in wenigen Stunden aufbricht. Auch um eines anderen Geschäftes willen muß ich eilen, während ich lebensgerne, lang und viel, mich mit dem edelsten der Freunde unterhielte. Das Drapeau blanc vom 3. Oktober werden Sie durch Hrn. von Stägemann erhalten

Zukunft, und dieſe Kenntniſſe müſſen wir aus ihr zu erhalten ſuchen, ſie zu bereuen iſt unnütz, doch iſt es unmöglich, die Reue nicht zu fühlen, nur nicht nachhängen ſollen wir ihr, ob ſie gleich das Zeichen eines edlen Gemüths iſt. „Et revera — ſagt Spinoza, nachdem er humilitas, poenitentia und reverentia aus der Zahl der Tugenden ausgeſtrichen und zur impotentia animi gerechnet — qui hisce affectibus sunt obnoxii, multo facilius, quam alii, duci possunt, ut tandem ex ductu rationis vivant, hoc est, ut liberi sint, et beatorum vita fruantur.“ *) — Hingegen dieſe Stelle wünſchte ich von dir kommentirt: „Jetzt kann ich euch nicht danken — — das wirſt du errathen,“ im ganzen Briefe machten dieſe Zeilen den ſtärkſten Eindruck auf mich, ſie ſind ganz in der Sprache des Herzens geſchrieben, und gewannen ihr auch das meinige völlig.

Gerade regnet es, und ich bin beſorgt, ob ich ſie heute ſehen werde; wo nicht, ſo erhält ſie vielleicht bis künftigen Mittwoch einen beſſern Brief von mir, und vielleicht auch einen von dir. Lebe wohl. Dein Freund.

71. An Wilhelmine.

Nürnberg, den 22. Juni 1787.

Beſte Wilhelmine!

Finſter und traurig, wie der Himmel nun iſt, würde meine Seele ſein, wenn nicht der Gedanke an Sie ſie erhellte. Es iſt ſo tröſtlich für mich, an Ihnen wieder jemand gefunden zu haben, in deſſen Seele kein Sklavenſinn, und deſſen Herz durch zärtliche Gefühle geleitet wird. Um mich ganz zu erheitern, ſo erlauben Sie mir, daß ich auf Ihren Brief antworten darf, und Sie werden mir verzeihen, wenn es ohne Einkleidung ſo ganz Satz für Satz geſchieht, ich bin wirklich diesmal nicht geſchickt, kunſtgemäß zu ſchreiben. Warum Sie mit einer Schmeichelei anfingen, das gebe ich Ihnen auf Ihr Gewiſſen, ich waſche meine Hände. — Auf die Zukunft

*) Benedicti de Spinoza ethices part. 4. propos. 54.

habe ich nun nicht mehr zu warten, um mich von Ihrer Redlichkeit zu überzeugen, ich bin es ganz gewiß, daß Sie mich nicht verwerfen, und Sie sollen auch sehen, daß Sie Ihre Gnade an keinen Unwürdigen weggeworfen haben, — vielleicht beschuldigen Sie mich hier der Schmeichelei, aber ich muß Ihnen gestehen, daß ich Ihnen den Ausdruck „Ihre Güte an keine Undankbare verschwendet haben" nicht anders zu vergelten wußte.

Das Folgende Ihres Briefs werde ich Ihnen mündlich beantworten, wenn wir einmal über die Reinigkeit des Herzens mit einander sprechen sollten. Ich habe von diesem Ausdruck etwas andere Begriffe, als vielleicht die Menge davon hat, aber vielleicht treffen wir auch hierin mit einander zusammen.

Die Zeit, die Sie verlebt haben, lassen Sie sich ja nicht gereuen, jede unsrer Begebenheiten ist eine unerschöpfliche Quelle von Kenntnissen für die Zukunft; bedenken Sie, wie viele Auftritte des menschlichen Lebens, wie viele Seiten des menschlichen Herzens Ihnen unbekannt geblieben wären, hätten Sie Ihr Leben sogleich auf eine solche Art hingebracht, wie Sie vielleicht jetzt in einer jähen Aufwallung bisweilen wünschen; die Wege der Verführung wären Ihnen dann unbekannt geblieben, und man muß doch ihre geheimen, oft sehr verborgenen Stege kennen, wenn man geschickt sein will, den großen Gedanken — und er ist gewiß schon in Ihrer Brust erwacht — auszuführen, Andre den Weg der Wahrheit und Tugend zu leiten.

Von dem Mangel an Kenntniß des eigenthümlichen Reizes, mit dem jede Lüsternheit auf uns wirkt, kommt das geschmacklose und unnütze Predigen der ältern Personen gegen jüngere; man merkt sogleich, daß sie von dem, worüber sie schreien, nichts verstehen, es nie empfunden haben, und schreibt oft noch gar, was doch bisweilen aus redlichem Herzen kommt, Gefallsucht und Neid zu.

Sie nun, Wilhelmine, die Sie diese schlüpfrige Bahn glücklich durchwandelt haben, Sie sind im Stande, wahren

Nutzen zu ſtiften. Sie kennen die Wirbel lebhafter Reizungen, Ihre feine Organiſation erhielt jeden Eindruck in ſeiner ganzen Stärke, und Ihre glückliche Einbildung bewahrte ihn auf; aber Sie kennen auch den Feuerſchwung der Empfindung des Guten, Schönen, und Ihr biederes Herz wird nie die Wahrheit verkennen; wer nun, als Sie, wird ſo im Stande ſein, Andern die Irrwege zu zeigen, und ſie mit innerer Kraft auf den Weg des Wahren nach ſich zu ziehen? — Sehen Sie Ihr Leben in dieſem Geſichtspunkt an, und dann klagen Sie, wenn ſie können! Ich ſelbſt werde durch dieſen reizenden Hinblick auf künftige Tage entzückt, und ſo ſehr ich darniederlag, als ich dieſen Brief anfing, mit ſo viel Gefühl von Kraft ſage ich Ihnen nun, ich bin ewig

Ihr Freund J. B. Erhard.

72. An Wilhelmine.

Nürnberg, den 4. Juli 1787.

Wilhelmine!

Meine Ruhe, ja meine ganze Stärke hat mich verlaſſen, da Sie mich verließen, nur durch die Zurückrufung Ihres Bildes in meiner Seele wurde ich noch erheitert.

Ich durchſtrich geſtern mit ſüßer Schwermuth die Wege, die wir an dieſem unvergeßlichen Morgen durchwandelten, der mir ewig nun Ihr Andenken heiligen ſoll. Mit tiefem Schauer in meiner Seele betrat ich die Höhle, und in melancholiſchem Staunen blieb ich lange darin ſitzen; Gedanken und Bilder gingen meiner Seele vorbei, die mein Herz einengten und meine Augen trübe machten, — ich muß abbrechen von dieſem, es erdrückt ſonſt meinen Geiſt! —

Abends wurde ich durch einen einſamen Spaziergang wieder etwas erquickt, aber die verdrießliche Miene meines Freundes löſchte auch dieſen mondlichen Schimmer von Heiterkeit wieder aus, und nur Aufruhr in meinem Innerſten erweckte meinen Geiſt aus der dumpfen Ohnmacht, in der er verſunken lag.

Wilhelmine, Sie ſehen, es iſt unglücklich, mich zum Freunde zu haben, noch ſtehen Sie am Scheideweg, treten Sie zurück, in kurzem möcht' es unmöglich ſein, — ich Unbeſonnener ſuchte Ihnen die Freuden zu entreißen, die Sie erheiterten, und bin zu unkräftig, andere zu geben, ich wollte Sie in einen Engel umſchaffen, und habe keinen Himmel für Sie, — noch einmal, Wilhelmine, laſſen Sie mich, vergeſſen Sie meiner, — wollen Sie dies nicht, ſo waſche ich meine Hände, ich bin nicht daran Schuld, daß ich nicht allein blute, — mehr kann ich nicht ſagen, es bricht mir das Herze! Leben Sie wohl!

Ewig Ihr Freund J. B. Erhard.

73. An Oſterhauſen.

Nürnberg, den 7. Juli 1797.

Beſter Freund!

Ohne mich aufzuhalten ging ich nach Nürnberg. — Geſtern ſagte mir ihr Bruder, daß ſie den Tag über nicht hätte auf ſein können, gewiß mein Brief warf ſie auf's Neue danieder! Ich befinde mich nun in einer Gemüthslage, in der ich noch nicht war. Schwermuth der Liebe, Foltern des Mißtrauens gegen den geliebten Gegenſtand, — ich kann nicht mehr ruhen, — ich muß die Geſchichte ihrer Unſchuld deutlich von ihr ſelbſt wiſſen; auf einmal überfiel mich dieſer Zweifel, und ich weiß ſeinen Grund, er iſt Aufruf der ſtärkeren Liebe, gegen die ich kämpfe, und — o Schrecken — fühle, daß ich fruchtlos kämpfen werde. Sei es! Sturm der Leidenſchaft und Wetterſchläge des Schickſals, ihr ſeid erträglicher als dieſer tödtende Kampf des Herzens. — Wie nagt es mich, Wilhelmine iſt krank, und ich kann ihr nicht zu Hülfe ſein! Was ſoll ich thun? Schreiben an ſie, ihr meinen Brief abbitten, ſagen, was ich für ſie jetzt fühle? gut, — aber ich Unglücklicher, ſo feſt meine Vorſätze, ſo wankelbar mein Herz! Ach Gott, warum mir dies weite, allumfaſſende Herz! jedes Gute will es an ſich ziehen, ſich jedem Edeln vermählen, und es iſt doch nur ein ſterbliches

Herz, kann ſich zugleich nur Einer Geliebten vermählen, — warum, o ewige Seele der Welt, mir dieſe Grüße in dieſem niedrigen Kerker, wo der kleine Zwerg herumhüpft und meines kriechenden Ganges ſpottet, — Freund, ich erwarte Troſt von dir, laß mich nicht, ſchreibe an Wilhelmine, bitte für mich, — und haſt du nicht Muße für uns Beide, ſo erfreue ſie, und laß mich troſtlos! — Ich weiß, es kommt eine Zeit, ich ſchäme mich dieſes Briefs, aber, Freund, ich traue dir nicht zu, daß du meiner ſpotteſt, wenn ich eine Stufe zurückfalle von der Höhe, die ich zu erklimmen ſuche; ich bitte dich, entkleide mich ſogleich von der Würde, die ich in deinen Augen erhielt, wenn meine Kraft bisweilen mich verläßt; auch deiner Fehltritte will ich ſchonen! Lebe wohl.

Dein Freund.

74. An Wilhelmine.

Nürnberg, den 28. Juni 1787.

Wilhelmine!

Sie ſehen und Ihnen nicht entgegen eilen, iſt eine Verläugnung der Wünſche meines Herzens, die mir die Zufriedenheit und Ruhe ſo vieler Tage koſtet, als ich Sie nicht ſehe! — Wilhelmine, Ihr Einfluß auf mich wird mit jedem Tage ſtärker, — Sie beugen meinen Stolz, und ich werde einſt bekennen müſſen, durch Sie bin ich, was ich bin. Fordern Sie mehr?

Zu tief und innig drangen Sie in meine Seele; zu wenig vorhergeſehen und gewünſcht war dies von mir, als daß ich nicht hoffen ſollte, unſre Bekanntſchaft ſei nicht Zufall, ſei Beſtimmung der Vorſehung, und leite uns dem großen Zwecke des Lebens entgegen, — Vorſehung, — Zweck des Lebens, — was ſagen dieſe Worte? Fragen Sie, Wilhelmine, darnach, werden ſie Ihnen wichtiger, ſind Ihren Ohren nicht ein bloßer Schall, — o dann haben Sie gewonnen, und ſind unter der Zahl der Edlen im Volke!

Aber, ich merke es, Enthuſiasmus reißt mich hin, und ich fange an zu ſchwärmen, — verzeihen Sie mir's, was

kann ich dafür, daß der Gedanke an Sie jede Feder meiner Seele spannt, und meine Phantasie zu Visionen erhebt, — sind Sie wirklich um mich, o dann hält Ihre sanfte schöne Seele die meinige zurück, und verstattet dem Strom meiner Empfindungen nicht die Zerreißung der Dämme der Vernunft, aber ohne dies süßere Entzücken, das ich dann aus Ihrem Anblick sauge, werde ich dahingerissen im Wirbel tobender Gefühle, — und sind meine Briefe, ist dieser Zeuge davon, o so vergeben Sie mir, — verzeihen Sie einem Jüngling, daß er ein Jüngling ist, — aber der es nicht bleiben wird, denn, Wilhelmine, an Ihrer Hand

— — D Mirtet.

Mag' ich nun zur hohen Geisterbahne
Mutha den Verklärungsgang:

Zählten Sie heute so viel als ich, so bedaure ich Sie, Sie hatten einen trüben Nachmittag, — ist Ihnen aber schon Trost, gleiches Schicksal mit mir zu haben, so werden Sie nie trostlos sein, denn nie wird ein Wetterschlag des Schicksals Sie treffen, der nicht zugleich mit niederwirft Ihren unwiderruflichen Freund J. B. Erhard.

75. An Osterhausen.

Nürnberg, den 31. August 1797.

Bester Freund!

— Von Wilhelminen erhielt ich einen Brief; ich will deinem Urtheil nicht vorgreifen, sondern dir nur sagen, daß er mich entzückte durch die Ueberraschung, da ich meine Frage alsdann beantwortet fand, wie ich schon zürnte, daß ihrer nicht gedacht wurde; — sage, ob es möglich, sie zu verlassen, — keine Spur des Mißverständnisses — und sie die Beleidigte.

Am Sonntage genoß ich einen der glücklichsten Abende meines Lebens. Ich ging auf die Allerwiese, und hoffte Diotima zu finden, aber ich wollte schon fort und zu ihr gehen, als sie noch kam. Es wurde der Entschluß gefaßt, Abends vor dem Thore zu bleiben. Der Wind, der den Tag

über sauste, hatte sich besänftigt, in feierlicher Stille senkte sich der Abend auf die Gefilde hernieder; eine westliche Wolke nahm die Geberin des Tages auf, die ihre letzten Strahlen dem sie segnenden Auge entzog, wie sich der wahre Menschenfreund den Danksagungen des Erretteten entzieht, — schon stand der treuliche Mond im Osten, als wir eine weite Aussicht über fruchtbare Gefilde erreicht hatten, und das Abendroth schmückte den westlichen Himmel, und erweckte die Gefühle unserer Seelen. In Bemühungen, uns unsere Gefühle mitzutheilen, zu denen die Sprache nicht mehr Verhältniß hat, als das letzte Dämmern des Abendrothes zum prächtigen Aufgange der Sonne, kamen wir in die erste Gegend zurück. Hier spiegelte sich der Mond in der Fluth, und schimmerte durch das lispelnde Laub der Bäume. Du kennst Diotimens empfindende Seele; o sage, was mußte sie fühlen, sie, die zu reiner Freude geschaffen, jeden Hauch himmlischer Liebe, mit dem die Allmacht die Schöpfung beseelte, so begierig einathmet! Für mich war die schmelzende Harmonie des Lichtes im bebenden Laube der Bäume, das flimmernde Strömen des Flusses und der stattliche Anblick des Mondes, der mit seinem sanften Lichte so heilig hehr die ganze Natur belebte, Offenbarungen der Gegenwart, der ewigen Idee der Schönheit; entflammt von Liebe zu ihr, wollte ich mich zu ihr aufschwingen, mich mit ihr völlig vereinigen, aber das Irdische war noch zu schwer, ich sank zurück, doch ward ich von ihrem Glanz überschienen, und muthvoller wag' ich künftig den Schwung. — Diotima trank auch mit vollen Zügen aus der Urquelle der Schönheit, aber kein wildes Feuer entflammte ihre Seele, ihr Wallen war wie die ersten Schritte einer Vollendeten in Edens Gefilden, die die Belohnung ihrer irdischen Leiden einsammelt, — so wurde dieser Abend genossen, und die Erinnerung an ihn ist wie das Andenken einer löblichen That. Lebe wohl. Dein Freund.

Ich weiß nicht, ob ich die Freundschaft zweier so vortrefflichen Mädchen, von denen ich doch keine, den Umständen nach, zu meiner Geliebten machen kann, und deren Gaben

des Geiſtes und Empfindungen des Herzens mir doch faſt jeden Umgang mit andern Frauenzimmern unleidlich machen, glücklich oder unglücklich nennen ſoll, — aber vielleicht iſt grade dies Schwanken meiner Empfindungen Glückſeligkeit für mich, und erhält ſich meine Seele dadurch eben ſo weit von Schwärmerei als von Sinnlichkeit entfernt.

76. An Osterhauſen.

Nürnberg, den 6. September 1787.

Beſter Freund!

Dein Brief an Schäfer hat meinen Beifall, und ich werde ihn morgen überreichen. Die Statuten unſres Ordens ſind in drei Worten enthalten: Vernunft, Freiheit, Glückſeligkeit. Ueber acht Tage wirſt du ſchriftliche Aufſätze erhalten, alſo bis dorthin wirſt du dich auf mich verlaſſen, und aus Freundſchaft zu mir dich als Mitglied anſehen. Nun weiter von meiner jetzigen Lage, — ſie iſt glücklich durch alles, was mich umgiebt. Zu meinem eignen Vergnügen will ich dir meinen Zuſtand ſchildern. Mein Körper genießt einer Geſundheit, die den thätigſten Beſtrebungen meiner Seele nicht unterliegt, mein Geiſt iſt lauter wie der Aether, und hell wie das Sonnenlicht. Dies iſt der Grund meiner Lage, und das Gebäude, das auf ihm ruht, iſt eben ſo reizend; mein Plan iſt im Reinen, und nun habe ich Hoffnung, mit den beſten der Menſchen in genaue Verbindung zu kommen, und was mir dabei ſchmeichelt, nicht durch Zufall oder Güte, ſondern durch thätige Veranſtaltung; es ſchimmert meinen Augen ein ausgebreiteter Wirkungskreis vor, und ich zähle im Geiſte die Summe des Guten zuſammen, das durch mich gewirkt werden ſoll; in meinem Herzen iſt die edelſte Liebe, die jede meiner Handlungen würdigt, und auf deren ſanften Gefühlen mein Geiſt von höherer Wirkſamkeit ausruht. Daraus wird meiner Liebe immer werther, je näher ich ſie kenne, je mehr wächst meine Achtung für ſie, und je näher ſie mich kennt, deſto feſter hängt ſie an mir; beifolgender Brief ſei Zeuge.

Diotima, faſt darf ich es ſagen, lebe nur in mir, und iſt Danae's Freundin, beide ohne Eiferſucht und Arges, — welcher Jüngling war je glücklicher als ich! —

Um mein wieder gebeſſertes Urtheil über Danae zu rechtfertigen, muß ich dir nun ſagen, daß ich ihr Gefühl für das Schöne in der Zeichnung auf die Probe ſetzte. Ich hatte, da ich mit ihr bei Bezold zuſammenkam, ihr Stücke von Chodowiecki vorlegen laſſen, und es entzückte mich, ihren Geſchmack am Richtigen, Edeln und Schönen zu bemerken; auch da ich ihr eine Kopie des ſchönen Bacchus von Raphael übergab, betrachtete ſie ihn mit einem Auge, mit welchem ich ihn noch von Niemand betrachten ſah, und ihre Miene nahm ganz die göttliche Heiterkeit der ſeinen an; meinem Verſprechen gemäß erhält ſie eine Folge von Zeichnungen von mir, zur Erläuterung deſſen, was in meinen Briefen von der Schönheit vorkommt. In Bälde erhältſt du nun ein vollſtändiges Gemählde ihres Karakters, den ich jetzt ganz kenne; — auf deine Frage, ob ſie noch ſo gegen dich geſinnt wie vormals, könnte ich faſt Nein antworten, ihre vorige Liebe zu dir haſt du wie jeder Andre verloren, der ſie hatte, aber du wirſt ihre jetzige erhalten, und dieſe halte von höherem Werth. — Vielleicht liebte ich noch kein Frauenzimmer ſo rein und aufrichtig wie ſie, denn nun erſt verſtehe ich die Kunſt zu lieben, die Sokrates von Diotima lernte; bei der völligen Vertraulichkeit, die unter uns herrſcht, war ein Kuß der Hand das ſtärkſte äußere Zeichen, das ich ihr von meiner Liebe gab, und Triebe unſerer Körper ſcheinen ehrerbietig um ſo viel zurück zu weichen, als ſich unſere Seelen nähern. —

Wie ſonderbar iſt doch oft unſer Schickſal! Lange ſuchte ich ein Mädchen nach meinem Ideal unter den aufblühenden Mädchen, für deren Unſchuld und Tugend die Welt Bürge war, aber vergebens, und nun, wo ich nicht ſuchte, da fand ich die edelſte Seele. —

Der Ton in Danae's Brief iſt wieder aus ihrer Seele

gewichen, und sie erlangt in meiner Gesellschaft eine völlige Heiterkeit. Lebe wohl. Dein Freund.

77. An Wilhelmine.

Nürnberg, den 2. September 1787.

Beste Wilhelmine!

Welch entzückendes Vergnügen verschafften Sie mir durch Ihren Brief! so sehr mir der Eingang, die Beschreibung, gefielen, so war ich doch immer ängstlich, ob ich das finden würde, was ich erwartete, aber wie wurde ich betroffen, als ich meine Frage so reizend beantwortet fand! Wenn ein Wanderer sich in einen finstern Wald verirrt glaubt, und nun auf einmal wonnige Landschaft und die Herberge, nach der er schmachtet, erblickt, so kann sein Staunen nicht süßer sein, als das meinige, da ich Sie im Kreise Ihrer Gespielinnen meiner eingedenk fand.

O hätte ich Sie belauschen können, hätte ich Theil nehmen können an Ihren Gesprächen, vielleicht hätte ich dann glauben müssen, es gäbe für Gefühle eine Sprache, — aber zugleich wäre ich überzeugt worden, es giebt für Sie keine Schrift. — Wie aus einem seligen Entzücken weckte mich der Aufruf: „Sagen Sie mir, was in dieser Beantwortung noch mangelhaft ist", ich ging in mich, ich legte mir nun die Frage vor, wie konnte dir es in Sinn kommen, Wilhelminen zu fragen, ob sie außer Vergnügen, Reichthum und Ehre noch etwas Wünschenswerthes kenne? Fast wäre ich traurig geworden über mein Vergehen, aber die Kenntniß Ihrer Güte und Nachsicht gegen mich richtete mich auf, und wären Sie gegenwärtig gewesen, so hätte ich mir folgende Schutzrede gehalten: Sie wissen, meine Liebe, hätte ich gesagt, daß es eine verzeibliche Schwachheit fast aller Menschen ist, daß, wenn sie einen besondern Glücksfall erfahren, der auf sie oder ihre nächsten Freunde einen bedeutenden Einfluß hat, sie den Erzähler durch Fragen ermüden, und die Sache immer von vorne hören wollen: was war für mich aber glücklicher, als Sie kennen zu lernen, denn Hunderte merkten sich wohl Ihre

haben. Möge der Artikel Ihnen nicht mißfallen. Unter den gegebenen Umständen ließ sich nichts Besseres leisten. Herr Fr. von Wittgenstein sprach mit großem Lobe von ihren biographischen Denkmälern. Mit Seiner Durchlaucht stehen Sie gut.

Den Aufsatz über Spontini, in dem es mir nicht schwer fiel, Frau von Varnhagen's Originalzeichnung zu erkennen, habe ich an Hrn. Professor Cousin übermacht. Tausend Dank sage ich Ihnen für den Almanach. Ihre Briefe bekommen Sie spätestens durch Hrn. von Chamisso. Das ist ein Mann, der Liebe einflößt. Zu meinem Unglück wohnt er in dem entlegensten Quartiere, das sich in Bezug auf meine Wohnung wählen ließ. Dabei leide ich, vermuthlich mehr als Sie, an Schwindel, der mir bisweilen alle Bewegung untersagt.

Was meinen Sie zu dem frechen Heuchler in Rom, nicht allein wegen der auferweckten gebratenen Krametsvögel, sondern daß er den Juden wieder den gelben Schandfleck anhängt und das vor der heutigen Welt!

Leider bemerke ich, daß in Deutschland die Religionsschwärmerei mit jedem Tage zunimmt. Das halb methaphysische Gefackel ist mir widerlicher, als der stockblinde Aberglaube. Dagegen schätze ich die fromme christliche Einfalt. Der König von Sachsen hatte Glocken in dem Thurme seiner Kapelle, aber nie gewagt, sie ziehen zu lassen. Bonaparte, wie er nach der Schlacht von Jena oder vielmehr von dem Tilsiter Frieden nach Dresden kam, ermahnte ihn, die Glocken läuten zu lassen. Am folgenden Tage erklangen sie. Der Entschluß, zu welchem Bonaparte angespornt, gewann diesem das Herz des Königs.

Jetzt ist M. von Montmorency Gegenstand der Scherze. Er steht an der Thür der Akademie. Qui est là! Je suis

Gestalt, aber vielleicht Wenige kennen Sie, — ist es also wohl nicht verzeihlich, wenn ich das Glück, Sie zu kennen, immer auf's neue genießen will, jede Gelegenheit hervorsuche, wo sich Ihre schöne Seele in neuem Lichte zeigen muß, um dann die Wonne zu fühlen, Ihnen gleichsam das erstemal entgegen zu eilen; — gewiß, Sie hätten mir aus diesem Grunde vergeben.

Aber vielleicht denken Sie: „Zu was soll all' dieses, die Stelle meines Briefs soll ja weder Vorwurf noch Aufforderung, sondern wirklich Bitte um die Ergänzung des Mangelhaften meiner Entscheidung sein.“ Aber steht es dadurch besser um mich? wollte ich es wagen, in Ihr Begehren zu willigen, würde dieses Beginnen nicht über meine Kräfte sein? Könnte ich meine Feder in die Farben der Morgenröthe tauchen, hätten meine Worte die Kraft des schöpferischen Werde, — nein! ich könnte Ihnen nicht mehr sagen, als das laute Schlagen Ihres edlen Herzens; — doch auch ich habe ein Herz, auch dieses hat seine Gefühle, und von diesen bin ich Ihnen Rechenschaft schuldig, und vielleicht, wenn sie den Ihrigen begegnen, erhalten sie von ihnen die Anmuth, mit der sie es wagen können, sich von Ihnen bemerken zu lassen.

In Stunden der Weihe, wo ich frei von jeder eigensüchtigen Begierde mich mit der ganzen Schöpfung in Sympathie fühlte, und Ahnungen einer Seligkeit hatte, deren völligen Genusses wir noch nicht fähig sind, so fragte ich mich oft um die Ursache dieser heitern Seelenzufriedenheit, aber nie konnte ich sie ganz finden, ich sahe sie zwar deutlich, aber ich konnte sie nicht beschreiben. Einsmals wallte ich in einer so seeligen Stimmung mit meinem Freunde durch Fluren und Haine: Tausende, sagte ich, wandeln wohl durch diese Gegend, und sehen nichts als Bäume, Felsen und Wiesen, durch die sie gehen, und warum ist sie uns so schön, warum schmilzt unsere Seele beim sanften Rieseln des Baches, und wiegt sich auf den bebenden Aesten, warum entzückt uns jene heitere Aussicht durch die Nacht des Waldes wie ein Blick in bessere

Welten? — Freund, antwortete er mir, wir betrachten diese Gegend mit dem Wonnegefühl, mit dem man ein selbstgeschaffenes Werk betrachtet. — O nun erkenne ich, sagte ich, daß du von der Vorsehung bestimmt bist, mein Freund zu sein, schnell und plötzlich, wie der Blitz in der düstern Nacht, aber unauslöschbar, wie das Licht der Sonne, erhellt dein Gedanke meine Seele — wahr ist's, die Freiheit von jeder Abhängigkeit schafft uns diese seelige Wonne, wir fühlen uns nicht als Geschöpfe, sondern als Wesen, die an der Hervorbringung des Schönen ihren eigenen Antheil haben, die es während des Genusses zugleich auch schaffen. — Aber, sagte mein Freund, es ist noch eine Zagheit in mir, ob diese Gedanken nicht zu stolz sind, wir erheben uns dadurch, mich dünkt es so, zum Range der Gottheit. — Wenigstens, sagte ich, bis zur Vereinigung mit ihr, aber nicht Stolz ist dies, sondern Wahrheit: siehe! alle Dinge, die wir kennen, sind nur gut, insoferne sie zu dem zu brauchen sind, zu welchem sie bestimmt sind; aber ihnen ihre Bestimmung anzuweisen, dies kann nur die Vernunft, sie ist es, die alles auf Zwecke bezieht, und jede unserer Handlungen mit den übrigen in Harmonie zu bringen sucht, sie ist es also, die alles wahre Gute möglich macht, sie ist unabhängig und keiner andern Bestimmung untergeordnet, jeder ihrer Aussprüche ist Gesetz für jedes denkende Wesen, und in allen ihren Handlungen ist durchgängig Einhelligkeit, dies gilt aber nur völlig von der höchsten Vernunft, die nicht durch Sinnlichkeit eingeschränkt ist, sondern durch den Wink der Allmacht über sie herrscht und sich in der Materie als Schönheit offenbaret: wenn wir also Schönheit und Harmonie in der Natur fühlen, so betrachten wir sie als ein Werk schaffender Vernunft, wir erkennen in ihr die Gründe, nach denen unsere eigene Vernunft unsere Handlungen zu lenken sucht, und die Schöpfung wird dadurch zu einem Werke nach unserm Wunsch und Willen ausgeführt; je stärker also die Vernunft in uns herrscht, je lebhafter ist die Wonne im Genusse der schönen Natur, und durch die Wahrnehmung der Harmonie in der Schöpfung steigen wir gleichsam bis zum Range

Rathgeber der Gottheit zu sein. — Ich hielt hier inne; als mein Freund nicht antwortete, sagte ich: Verläßt dich deine Zaghheit noch nicht? — O ja, war seine Antwort, nicht Zaghheit sondern Entzücken macht mich stille, weil ich nun gewiß bin, daß ich auf dem Wege, wo ich mein erhebendstes Vergnügen suchte, zugleich die Tugend finden werde. Unter gleichen Gesprächen und gleichen Gefühlen gingen wir nach Hause.

78. An Wilhelmine.

Nürnberg, den 6. September 1787.

Wilhelmine!

Noch immer ist mir der mit Ihnen so feierlich hingebrachte schöne Abend in frischer Erinnerung, bis auf unsre letzte Zusammenkunft erinnere ich mich nichts, als seiner, aber dann bekommt er an dieser eine Gefährtin! O meine Theure, an diesem letzten festlichen Abend war es, wo ich Sie, Auserwählte, wieder eine neue Vortrefflichkeit Ihrer edlen Seele mir enthüllen sahe, süßes Entzücken strömte auf mich, als ich Ihren richtigen Geschmack in der Zeichnung an dem Schönen und Erhabenen wahrnahm.

Kaum sollt' ich es wagen, Ihnen mein Versprechen zu erfüllen, über die Schönheit zu schreiben; aber von einer anderen Seite werde ich um so mehr aufgefordert, weil ich gewiß bin, wo ich Recht habe, von Ihnen verstanden, und wo ich irre, von Ihnen berichtigt zu werden; in dieser Hoffnung nun wage ich den Anfang.

Der Begriff der Schönheit machte den Philosophen jedes Zeitalters viel zu schaffen, und einige unter ihnen, da sie an der Aufklärung desselbigen verzweifelten, läugneten seine Realität, und behaupteten, es gäbe keine Regel der Schönheit, und sie beruhe bloß auf den sinnlichen Trieben (Instinkten), Gewohnheiten und Vorurtheilen der Menschen. Helvetius und Voltaire sind unter den Neuern am meisten für diese Meinung, und die Sophisten zu Zeiten des Sokrates hatten sie fast durchgängig angenommen; wir

wollen die Gründe, die diese Meinung wahrscheinlich machen, anhören.

Welche Regel, sagen sie, können wir uns von der Schönheit machen, da jedes Volk seine eigne Schönheit hat; der Mohr hält seine plattnasige Mohrin mit ihrer aufgeworfenen Lippe für schön; der Chinese mißt die Schönheit seiner Frauenzimmer nach dem spitzgedrückten Kopf und dem verstümmelten Fuß, der zu klein zum menschlichen Gange ist; der Perser schätzt die Schlankheit des Körpers, und der Holländer das Gewicht desselben am meisten: man versuche es, diesen Völkern zu beweisen, sie irrten sich, und sie hielten etwas Häßliches für schön, — gewiß, sie würden einen verlachen. Aber es ist nicht nöthig, verschiedene Völker kennen zu lernen, um die Ungewißheit der Urtheile über Schönheit zu erfahren; man betrachte nur die Personen, die um uns sind: gehen nicht einige ganz kalt da vorbei, wo andere bewundern? und wird nicht von jemand eine Person mit einem Nasenrümpfen für unausstehlich erklärt, in die sich ein Anderer verliebt? Folgt es aus diesem nicht deutlich, daß wir nur das für schön halten, an was wir von Jugend auf gewohnt sind, und dadurch nur einen Gegenstand von diesem oder jenem Ansehen für den schicklichsten zur Befriedigung unserer Bedürfnisse halten? Ja, wenn wir auch die Verschiedenheit der Meinungen bei Seite setzen wollten, können wir wohl einen andern Maßstab des Schönen annehmen, als den behaglichen Eindruck, den ein Gegenstand auf unsere Empfindung macht, und hängen unsere Empfindungen nicht von dem Bau unserer Sinne und der Beschaffenheit unserer Nerven ab? Wer will also mit einem Andern streiten, ob er eine Sache so oder nicht so empfinden soll? ist es aus diesem nicht deutlich, daß das Vergnügen unserer Sinne die einzige Bedingung ist, die wir zur Schönheit fordern, und daß Schönheit an und für sich eine Chimäre und das Traumbild eines schwärmenden Plato ist? Was man Geschmack nennt, ist nichts, als eine größere Reizbarkeit unserer Empfindungskraft, durch welche wir, bei dem Genusse eines einzigen

zigen unserer Triebe, die angenehmen Wallungen mehren zu vereinigen wissen, wodurch unsere Begierden weniger wild werden, weil das Feld unserer Vergnügungen größer ist, und uns also der Verlust eines einzigen nicht so sehr aufbringt. Mit Einem Wort, was uns Wollust genießen läßt, ist schön. — Ich will es Ihnen überlassen, das Richtige und Falsche in diesen Gedanken selbst zu entdecken, und mein Urtheil darüber auf künftigen Brief ersparen.

Leben Sie wohl bis ich Sie sehe, und in Ihrem Umgange wieder ein Vergnügen empfinde, das meiner ganzen Seele innere Lebenskraft und Hoheit mittheilet. Ewig

Ihr Freund J. B. Erhard.

79. An Wilhelmine.

Nürnberg, den 11. September 1797.

Wilhelmine!

In meinem letztern Briefe legte ich Ihnen die Gründe der Sophisten wider die Realität des Begriffs der Schönheit vor, nun sollen Sie sehen, wie Plato darüber dachte, dem der liebenswürdige Shaftesbury nachempfand.

Die wahre Schönheit ist göttlichen Ursprungs, durch sie offenbart sich uns die Vollkommenheit; nicht bloße Verhältnisse, nicht Reizung unserer Triebe ist es, was uns an sie zieht, was uns mit inniger Liebe gegen sie entzündet; o nein! es ist das Bewußtsein, daß sie entweder die Hülle oder das Werk eines erhabenen Geistes ist, sie ist die Würde eines Geistes, die sich in äußerlichen Formen zeigt.

Als ewige Idee ist sie eine und dieselbe, aber sie wird uns verschieden offenbaret, doch ist es immer die nämliche Empfindung, die sie begleitet, sie durchströmt unsere Seele mit himmlischem Vergnügen, und ihr Genuß veredelt unsere Natur.

Außer dieser himmlischen Schönheit giebt es eine irdische, die sie nachäfft, diese erhebt unsere Seele nicht, sondern verspricht nur unsern Sinnen Befriedigung ihrer Triebe, sie steht unter den Gesetzen der Gewohnheit, und giebt sich oft für

ihre erhabene Schweſter aus; es wird ihr auch von vielen Menſchen anſtatt jener gehuldigt, welche oft jene himmliſche Schönheit verkennen, und ſogar ihr Daſein läugnen.

Wahre Schönheit iſt alſo ſinnliche Vollkommenheit, und da Vollkommenheit unter den ewigen Geſetzen der Vernunft ſteht, ſo hat auch Schönheit ihre unveränderlichen Regeln.

Vollkommenheit wird nur da gefunden, wo jeder Theil zum Ganzen einſtimmt, und das Ganze zu einem weiſen Zweck; und Schönheit iſt da, wo dieſe Uebereinſtimmung durch unſere Empfindung erkannt wird.

Welchem Sinne ſich uns die Schönheit darbeut, ſo führt ſie uns immer auf die Anſchauung jenes Geiſtes zurück, in dem die ewige Idee derſelben liegt. Die Farbenharmonie des ſtattlichen Sonnenaufgangs, das Schimmern des ſanften Abendrothes durch das bebende Laub der Bäume, die göttliche Geſtalt des Menſchen und der Farbenſchmelz des Blümchens auf der Flur, die ſeelenerhebende Melodie eines ausdrucksvollen Geſanges und das Rieſeln des Baches im Thale, der erſchütternde Anblick des herabſtürzenden Waſſerfalls und das ſanfte Rauſchen eines milden Regens, — woher haben alle dieſe Gegenſtände die Kraft, mit der ſie auf uns wirken, als dadurch, daß ſie alle unſere Vermögen in eine ſolche Harmonie ſtimmen, in der ſie ſich dem Anſchaun der Gottheit nähern können?

Aber zu majeſtätiſch für Sterbliche würde die ewige Schönheit ſein, wenn ſie nicht die Grazien, die noch unſchuldigen Töchter der irdiſchen Schönheit, in ihrem Gefolge hätte, dieſe verſichern uns der Güte der Göttin gegen uns, und nur in ihrer Begleitung nennen wir ſie ſchön und wagen ſie zu lieben, ohne dieſelben nennen wir ſie erhaben und beten ehrfurchtsvoll vor ihr an. —

Nun, meine Werthe, ſuchen Sie zu entdecken, für welche Darſtellung der Schönheit ich mich erklären dürfte, und auf welche Art es möglich wäre, daß die Urtheile der Menſchen ſo weit von einander abgehen konnten; ich glaube nicht, daß dieſes Ihnen ſchwer ſein wird, und bin vielleicht ſo glücklich,

künftigen Dienstag das Resultat aus Ihrem Munde zu hören.

O beste Wilhelmine, mit welcher Sehnsucht erwarte ich den Tag, an dem ich einige Stunden an Ihrer Hand dahin leben kann! Ihnen zur Seite erweitert sich mein Herz, umfaßt mit Einem Wohlwollen die ganze Menschheit, mein Geist durch sie erhoben schwingt sich auf zur Gottheit, und ruhet dann aus von seinem hohen Flug in den sanften Gefühlen Ihrer edlen Liebe! Gleiche Gefühle sind auch in Ihrer Brust, meine Theure, ich weiß es, denn:

Wer's nicht tief allmächtige Gottheit,
Das zum frohen Jubelbund der Liebe
Unsre Herzen an einander zwang!

Leben Sie wohl. Ewig

Ihr J. B. Erhard.

80. An Osterhausen.

Nürnberg, den 14. September 1787.

Bester Freund!

Es scheint, als schwebte seit einiger Zeit vorzüglich der Fittig der Begeisterung über dir, und ich muß dir sagen, daß mir deine Beschreibungen nun besser als vorhin gefallen, sie sind mehr belebt, zeigen Empfindungen, und sind nicht bloß Verzeichnisse von dem, was um dich her war, — auch Dorima's Beifall erhieltst du wieder, sie schien über deine edlen Empfindungen entzückt zu sein, und ich billigte ihren Geschmack.

Mit Danae war ich am Dienstage spazieren, ich trug ihr meinen Vorschlag vor, und er wurde gebilligt; künftigen Sonntag erhält Dorima schriftlich Instruktion von mir, und wird sie Danaen mittheilen. Der Weg zur Vereinigung ist gebahnt, und ich hoffe sie zu wahren Freundinnen zu machen. Nun will ich dir im kurzen meinen Plan vortragen.

Pfaffheit und Verfolgungsgeist auf der einen, und Aberwitz und Charlatanerie auf der andern Seite, scheinen sich jetzt beinahe in das Regiment der Welt zu theilen, beide

ſuchen durch Weiber ihre Herrſchaft zu gründen, und der Aberglauben fand immer ſeine beſte Pflanzſchule in ihnen: wie wäre es, dacht' ich bei mir, wenn man nun dieſe Rotte von ihrer ſtärkſten Seite angriffe, wo ſie ſich über alles ſicher meinte, wenn man ihre ſtärkſte Feſtung, ehe ſie es vermuthete, einzubekommen ſuchte, und wenn ſie ſich hineinflüchten wollte, ſo fände ſie ſie beſetzt? Ich ging dieſem Gedanken nach und errichtete in meiner Phantaſie einen Bund unter dem weiblichen Geſchlecht; die Sache ſchien mir nicht unmöglich, um ſie aber beſſer zu prüfen, ſo fiel mir ein, ich könnte einen Verſuch machen, ob es mir mit einem Miniaturgemählde dieſes weiten Planes, deſſen eigentliche Ausführung noch auf lange Zeit muß verſchoben bleiben, gelingen würde, und ob ich dadurch vielleicht auch meinem Hauptzweck näher kommen würde. Dieſer iſt folgender: Frauenzimmer, die völlig aufgeklärt ſind, ſollen einen erſten Bund über Leben und Tod gegen einander errichten. Die Aufklärung, die ich fordere, beſteht in folgenden Stücken: 1) Freiheitsſinn und Weltkenntniß; 2) für nichts Achtung als für Vernunft, und 3) Kenntniß der Medicin, wie man es an unſrem Geſchlecht erwartet, ſonderlich aber Kenntniß der kosmetiſchen Mittel, — ich werde dieſem Theil der Medicin ſonderlich meine Aufmerkſamkeit ſchenken, und wenn du dich mit mir zu dieſen Unterſuchungen vereinigen willſt, ſo werde ich deine Dienſte ſchätzen. Dieſe nun wären der eigentliche Bund, und wo möglich würde ich ſuchen, ihr Centrum zu ſein. Dieſe nun hätten eine zweite Klaſſe unter ſich, die bis zur natürlichen Religion aufgeklärt wäre, auch Kosmetika würde man ihnen entdecken. Unter dieſen ſtünde die dritte Klaſſe, die man nach und nach zur zweiten Klaſſe zu bilden ſuchte, die aber Fähigkeit hätten, daß man von ihnen etwas hoffen konnte; dieſe hätten Bekanntſchaft und Aufſicht über eine vierte und fünfte Klaſſe, die aus leichtſinnigen oder abergläubiſchen Perſonen beſtünde, die auch eigentlich nicht zum Orden gehörten, ſondern nur durch die Bekanntſchaft mit der dritten Klaſſe damit verbunden wären, von der zweiten Klaſſe beobachtet würden, und der dritten zum

allmäligen Ersatz dienten. Dieses ist der rohe Entwurf, der sehr viele Schwierigkeiten hat, die ich schon einsehe, ich hoffe aber durch meinen Versuch im Kleinen noch mehr zu entdecken, und vielleicht auch einige Mittel, ihnen abzuhelfen.

Was mein jetziges Vorhaben betrifft, so ist es nur Versuch; wenn zwar Diotima und Danae das wären, was sie hätten werden können, so dürfte es vielleicht als der Keim der künftigen Pflanze angesehen werden, aber so zweifle ich fast.

Hier hast du nun einmal einen Einfall von mir, der gewiß unter die sonderbarsten gehört, und doch, möchte ich fast sagen, ahnet mir seine Erfüllung. —

Besuchen werde ich dich in diesem Jahre wohl nicht mehr, ich sehe nicht, wie ich die dazu nöthige Zeit entbehren kann, denn da nun mein Plan fest ist, so sehe ich auch nun deutlich, wie viel meinen Kenntnissen fehlt, und es wird mir völlig ängstlich, wenn ich an die kurze Zeit denke, in der alles dieses muß ausgeführt werden. Für Leibesübungen bleibt mir fast nicht die geringste Zeit übrig, und andre Vergnügungen suche ich ohnedies nicht. Lebe wohl.

Dein Freund.

81. An Wilhelmine.

Nürnberg, den 25. September 1787.

Wilhelmine!

Welche Empfindungen hatten Sie vergangenen Mittwoch, war auch ein so heftiges Sehnen in Ihrem Herzen, als in dem meinigen? Mein Leben schien von einem Sonnenblick abzuhängen, und gewiß würde sich Ungeduld und Schwermuth ganz meiner bemächtigt haben, hätte ich nicht in dem Gedanken an Sie so vielen Trost gefunden. Vielleicht scheint dies widersprechend, denn die Sehnsucht nach Ihnen, die vereitelte Hoffnung Sie zu sehen, und im Freien der schönen Natur an Ihrer Seite Leben und Kraft für künftige Beschwerden einzusaugen, — dies empörte ja meine Seele allerdings, aber kaum ward Ihr Bild in meiner Seele gegenwärtig, kaum traf

mich der ſanfte Blick Ihres Auges, ſo ſchämte ich mich meiner Wildheit, und folgende Gedanken ſtiegen in meiner Seele auf: Wilhelmine ſchenkte dir Ihre Freundſchaft; keine Güter des Glücks, keine glänzenden Talente können ſie dir erworben haben, du beſitzeſt ſie nicht, und ſie hätten auch auf Ihre ſchöne Seele wenig Eindruck gemacht. Sie muß dir alſo einen beſſern Werth zugetraut haben, um dich Ihrer Achtung nicht unwerth zu finden; gewiß muß ſie dich für einen Jüngling gehalten haben, deſſen Herz ſanfter Gefühle fähig iſt, deſſen Leidenſchaften dem Winke der Vernunft gehorchen, und der ſich beſtrebt, auf der Bahn des Wahren und Schönen immer weiter zu dringen; mußt du alſo nicht zittern, ihre Achtung zu verlieren, wenn ſtürmiſche Launen dich beherrſchen? aber vielleicht iſt dieſe ſtörriſche Schwermuth, die jetzt deiner Seele droht, verzeihlich, weil ſie aus dem Verlangen nach Wilhelminen entſteht, die Sehnſucht nach Wilhelminen und das Begehren des Edeln und Schönen iſt ja eins; o ja, aber dies rechtfertigt dich nicht; bleibt dann die Gerechtigkeit noch Tugend, wenn ſie in ſtürmiſche Rachſucht gegen den Verbrecher ausartet, und hat dann das Verlangen nach dem Schönen und Guten noch einen Werth, wenn es eigenſinnige Begierde wird? hier ging ich in mich, die Stürme meiner Seele legten ſich. Der Gedanke an Sie wurde lebhafter, und das Sehnen meines Herzens nach Ihnen ward mir nicht zur Qual, es ſtärkte meinen Geiſt, gleich dem Verlangen, immer beſſer zu werden.

Wenn künftigen Dienſtag der Himmel heiter wäre, ſo würde ich mich nach vier Uhr auf den Judenbühl einfinden; wollten Sie, meine Beſte, eben dieſen Spaziergang wählen, ſo würden Sie ſich auf's neue verbindlich machen dem, der unwiderruflich Ihr Freund iſt.

J. B. Erhard.

N. S. Mlle. H— wünſcht Sie nächſten Sonntag um drei Uhr auf der Allerwieſe anzutreffen, wird es wohl

Lindor, ma naissance est connue, ein bekanntes-Liedchen, hat das meiste Glück gemacht.

Leben Sie wohl. Meine Huldigungen Ihrer Frau Gemahlin. Mit der innigsten Verehrung, Ergebenheit und Treue, für die ich um die Fortdauer Ihrer Gewogenheit bitte.

Oelsner.

68.

Varnhagen an Oelsner.

Berlin, den 11. November 1825.

Tausendfachen Dank sage ich Ihnen, mein theuerer verehrter Freund, für alles Liebe und Gute, welches Sie mir erweisen! Herr von Stägemann hat mir das Blatt gesandt, worin Sie von mir auf eine Weise reden, die ich bei Ihrer Freundschaft wohl verdienen will, bei jeder anderen Behörde aber niemals verantworten darf. Ihr Lob ist mir das schätzbarste von der Welt; welches andere sollte es sein, wenn dieses nicht? Was könnte mehr der innersten Seele schmeicheln, wenn nicht gerade Frauengunst sich zum Wettstreite drängt, als socher Männerbeifall? Dennoch, mein theuerer Freund, wende ich mich von der äußeren Thatsache der hingestellten Lobsprüche gern ab, und halte mich ganz an die innere der liebevollen Absicht, der sorgsamen Beeiferung! Ihre Freundschaft hat mit bewährter, umsichtiger Theilnahme alles beachtet und benutzt, was zu meinem Vortheile sein konnte, die Wahl des Blattes, des Augenblickes, der Ausdrücke, der Beziehungen, alles zeugt von der zärtlichsten Sorgfalt. Wissen Sie wenigstens, daß Sie dieselbe einem Erkenntlichen zuwenden, einem Würdigenden, und der weit über mögliche äußere Wirkung — wie wichtig und bedeutend

Ihre Güte nicht mißbrauchen heißen, wenn ich Sie bitte, dies Ersuchen zu gewähren?

82. An Osterhausen.

Nürnberg, den 11. September 1787.

Bester Freund!

So viel als heute habe ich noch mein Lebtage nicht geschrieben; bedenke: inliegendes Konzept, das die Aufforderung zum Frauenzimmerbunde enthält, schrieb ich für Danae und Diotima zweimal ab, dann einen Brief an Danae, nicht allzu kurz, dann einen an K —, der auch lang werden sollte, und jetzt an dich. Auf einmal fällt mir Siebold ein; wenn du ihm schreibst, so frage ihn doch, warum er mir nicht antwortet; dies im Vorbeigehen! — —

Vergangenen Sonntag waren Danae und Diotima bei einander und ich dabei; ich hoffe, sie werden Freundinnen, an Diotima fehlt es nicht. So lange ich Danaens Karakter betrachte, so wird er mir immer verwickelter, oder ich verwickle ihn selbst, und sie hat den Karakter einer edlen Seele, die über ihre Natur, über gemeinen Tand erhaben, in vielen Dingen bloß Andern zu Gefallen ist, und dadurch einen falschen Schein auf sich wirft, die vieles, was ihr gleichgültig ist, Andern gestattet, und es nicht der Widersetzung, sondern nur der Verachtung werth hält, auch dadurch, daß ihrer Güte selten verstattet ist, sich über manches, das sie ärgert, öffentlich aufgebracht zu zeigen, der Verstellung fähig scheint, aber nicht der geringsten thätigen Verstellung fähig ist. Wieder zur Erzählung, die zugleich diese Ausschweifung rechtfertigen mag. Danae ging uns mit heitrer Miene entgegen, aber bald setzte sie Diotima's Beredsamkeit etwas in Verwirrung, und, welches ich nicht vermuthet, sie spielte gegen Diotima wirklich gewissermaßen die Blöde. Diese Beobachtung gab zur obigen Ausschweifung über ihren Karakter Anlaß. Ich nahm unterdessen größtentheils das Wort, und Danae sprach wenig. Diotima aber, als wenn niemand sonst zugegen gewesen wäre. Die Gegenwart Danaens schien

ihr etwas Erwünschtes zu ſein. Wie ich Danae nach Hauſe begleitete, ſo merkte ich deutlich, daß es nicht im geringſten Verdrießlichkeit war, was ſie ſtill machte, ſondern eine gewiſſe Schüchternheit, die ſich unſer bemeiſtert, wenn wir glauben, von jemanden vermöge ſeines größeren Verſtandes überſehen zu werden, und ihn doch noch in etwas fürchten, weil wir ihn nicht ſo ganz kennen, um gewiß zu ſein, er werde ſeine Ueberlegenheit nie gegen uns mißbrauchen. Künftigen Sonntag werden ſie ſich allein ſprechen, und da wird die Sache entſchieden werden. Ich ſehe die Freundſchaft zwiſchen Danae und Diotima als den erſten Erfolg meiner Politik an, und werde dadurch meine Grundſätze prüfen. Lebe wohl. Dein Freund.

83. An Oſterhauſen.

Nürnberg, den 28. September 1787.

Beſter Freund!

Keine Woche meines Lebens verfloß mir noch froher genoſſen, als dieſe! Ich wünſchte dir nur einige Züge des Vergnügens ſo lebhaft ſchildern zu können, als ich ſie empfand. Der Anfang dieſer Woche machte ſie merkwürdig. Danae und Diotima wurden Freundinnen. —

Nach ihrer Verbindung traf ich ſie auf der Hallerwieſe, wer war nun glücklicher als ich! Gewiß empfand Salomo unter ſeinen tauſend Weibern nicht das reine Vergnügen, die Seelenruhe und die ſchmelzende Zärtlichkeit, als ich zwiſchen meinen Freundinnen; ich ſahe, daß ſie ſich wirklich liebten, und Danae, die ich zuletzt nach Hauſe begleitete, war heitrer als jemals, und ſelbſt Diotimens Liebe gegen mich ſcheint ſtärker geworden zu ſein, — wirſt du nun noch zweifeln, ob ich ſie, ohne die Achtung von einer zu verlieren, beide beſitzen könnte?

Am Montag war ich wieder in Danaens Geſellſchaft.

Aber der Dienſtag, — o Freund, hier muß ich dir Hoffnung machen, ihn von Danaens Munde oder von ihrer

Jeder geschildert zu vernehmen, ich kann dir nur weniges sagen —!

Du selbst wirst diesen entzückenden Abend genossen haben, wirst sie eingeathmet haben, diese reine Luft, wirst sie tief empfunden haben, diese heilige Ruhe, mit der die Natur in feierlicher Stille die fühlende Seele überschattete, — aber nun erhebe deine Empfindungen, ich sahe an Danaens Hand Hesperus güldene Pforte duftende Erlen durchschimmern, hörte im buschigten Haine lispelnder Espen und sanftbebender Birken ihre reizende Stimme; unsre Augen sprachen sich beim traulichen Schimmer des Mondes, und unsre Herzen wurden vertraut in heiliger Stille der Nacht. Kein liebender Jüngling war je glücklicher als ich, denn mein Herz war so rein als die Luft, die ich athmete, meine Gefühle so heiter als der Himmel über mir, und Danaens zärtliche Seele strahlte in jedem Worte und Blicke so lichtvoll wie der Stern der Liebe. — O hätte ich Muße fortzufahren, das Andenken dieses schönsten Abends meines Lebens zu erneuern, — aber wichtigere Sachen rufen mich ab.

Ich muß dir sagen, daß ich und Schäfer einen Orden errichten, daß du Mitglied bist, und daß wir künftigen Montag nebst Herrn von Grundherr über die Grundverfassung übereinkommen werden; ich hoffe, daß du es mir verzeihen wirst, daß ich ohne deine Erlaubniß dich zum Mitgliede eines Ordens machte, und dir dadurch die Verbindlichkeit auflegte, künftigen Mittwoch einen Brief an Schäfer zu schreiben, und ihm deine Freundschaft förmlich anzutragen; wärest du zu stolz, so wird er es thun. —

Hrn. S. kann ich nicht helfen, denn ich habe keinen fixen Punkt mehr, und also gebe ich ihm auch keine Arzneimittel, ich glaube er ist verloren. Lebe wohl.

Dein Freund.

N. S. Ich freue mich zum voraus darauf, welches Vergnügen dich überraschen wird, wenn du Danae wieder das erstemal sprichst, gewiß steht sie vor dir, als wie im Morgenroth ein neugeborner Engel. Sie hat sich diesen Winter

vorgenommen, Singen, Franzöſiſch und Klavierſpielen zu lernen, worauf dies zielen ſoll, wirſt du ſo leicht errathen als ich. Viele Freuden warten deiner, denn auch Dotimen wirſt du lebhafter und zuverſichtlicher in ihrem Weſen finden, und Schäfer als meinen innigen Freund.

III.

Der Trieb zur Aſſociation, welcher bei den Franzoſen vorzugsweiſe Kotterien angenehmer Geſelligkeit, bei den Engländern Societäten für Zwecke des bürgerlichen Fleißes hervorruft, hat ſich bei den Deutſchen von jeher mit vorherrſchender Gewalt auf innerliche Bezüge, auf Gegenſtände ſittlicher und geiſtiger Bildung gewandt. Beſonders in dem letzten Drittheil des achtzehnten Jahrhunderts, wo die kirchlichen Anſtalten nur ein mattes Licht warfen, Körperſchaften und andres Genoſſenthum ſich allmälig auflöste, war das Bedürfniß geſelligen Zuſammenſtehens und gemeinſamer Förderung zum Beſſern faſt ganz im Freien, und jener Trieb zeigte ſich in wuchernder Thätigkeit. Die Freimaurer, die Illuminaten, die Univerſitätsorden nahmen fortwährend moraliſche Beſtrebungen in Pflege. Aber auch in kleineren Formen und geſonderteren Kreiſen nahmen Vereine und Bünde überhand, um einen geiſtigen Mittelpunkt jeder Art fanden ſich leicht Männer und Frauen zuſammen, man wollte ſich gegenſeitig bewachen, ermahnen, ſtärken, ausbilden, und nach Befund auch wohl weltlich fördern; Zuſammenkünfte und Briefwechſel wurden angeordnet, Geheimſprache und Ziffern fehlten nicht, und ſo mühten oder tändelten ſich viele Perſonen, unter welchen manche durch Geiſt und Wirkſamkeit nachher berühmt gewordene, eine Zeitlang in ſolchen Formen, wenn auch ohne ſonderlichen Gewinn, doch nicht ohne Annehmlichkeit umher. Hat ſpäterhin manches dieſer Art ſich in's Gemeine verloren, oder zu bedenklichem Gebieten gewagt, ſind auch öfters dabei

ſelbſtſüchtige und betrügliche Ränke eingemiſcht werden, ſo waren doch die Anfänge gewiß in den meiſten Fällen edel und unſchuldig. Auch in Erhards Kopfe regten ſich dergleichen Vorſtellungen, und zwar die reinſten und erhabenſten; er ſtellte ſich das allgemeine Ziel, die Menſchheit durch Tugend und Wahrheit zu veredeln. Darauf das Beſtreben näher in's Auge faſſend, wollte er einen Frauenzimmerbund ſtiften, der nichts Geringeres zum Zwecke hatte, als dem halben Menſchengeſchlechte ſeine verlorenen, Jahrtauſende lang verkannten Rechte durch geiſtige Ausbildung und ſittliche Förderung wiederzugeben. Einem feurigen Geiſte, einem ſtarken Gemüth wie Erhard, durfte das Gelingen eines ſolchen Planes ſehr nahe liegen; Jünglinge und Mädchen huldigten ſeinem ſtrengen Karakter und fügten ſich ſeiner geiſtigen Ueberlegenheit, indem ſie ſich ſeinem warmen Herzen anſchloſſen. Die Aufſätze, welche ſich von Erhards Hand hierüber noch vorfinden, ſind zu merkwürdig, als daß ſie hier nicht ihren Platz haben dürften, zum vergleichenden Rückblick — aus welchem ja der ſinnende Menſch immer die wahre Geſchichtsbelehrung über die Welt wie über ſich ſelbſt zu ſchöpfen hat — auf die Verſchiedenheit, welche jeder Zeitabſchnitt des allgemeinen Lebensganges auch für den einzelnen in Stoffen und Richtungen bedingt.

Aufſätze vom Jahre 1786.

I.

Letzte Reſultate des menſchlichen Denkens.

1) Alle unſere Wahrnehmungen ſind Erſcheinungen in Zeit und Raum, die Bedingungen, welche dieſe beiden allgemeinen Formen unſerer Sinnlichkeit den Erſcheinungen ſetzen, ſind die allgemeinen Naturgeſetze und die erſten Gründe der Möglichkeit aller unſrer Erkenntniß a priori.

2) Die Wahrnehmungen würden einzelne Eindrücke und keine objektiven Kenntniſſe ſein, wenn ſie nicht in Beziehung

auf einander gedacht würden; die nähern Beziehungen einzelner Wahrnehmungen erzeugen den Begriff eines Objekts, und aller den Begriff der Natur.

3) Da wir nichts als Erscheinungen wahrnehmen, in denen keine andern Verhältnisse sein können, als: vor, neben und nach, aber nicht das geringste von innern Beziehungen, so können wir diese auch nicht in unsern Wahrnehmungen finden, sondern wir verbinden die Wahrnehmungen nach den Gesetzen unsers Denkens durch thätige Kraft unserer Seele; diese Gesetze in ihrer Form betrachtet, machen die reinen Begriffe des Verstandes (Kategorien) aus, und können aus den logischen Funktionen unsers Urtheilens, die nothwendig ihre äußere Anwendung finden müssen, vollständig hergeleitet werden.

4) Diese allgemeinen Verstandesbegriffe, weil sie an sich bloße Formen des Denkens sind, können uns für sich keine Erkenntniß gewähren, sondern müssen ihre Gültigkeit in den äußern Wahrnehmungen finden; wo diese aufhören, sind sie Begriffe ohne Gegenstände. Ihre nothwendige Gültigkeit erzeugt nur das Schema der Verbindung aller Erscheinung, oder den Begriff von Natur der die nothwendigen Zeitbestimmungen als Arieme enthält.

5) Die Vernunft als Prinzip der durchgängigen Einheit unserer Kenntnisse fordert, daß sie ein einhelliges Ganzes ausmachen sollen. Da nun in den Wahrnehmungen nur so viel Einhelligkeit als durch die Kategorien in dieselben gebracht wurde, diese aber nur einzelne Objekte und deren Verhältnisse bilden, der Begriff der Natur aber ein bloßes Schema giebt, dessen Umfang in's Unendliche erweitert werden kann, ohne daß es jemals Totalität erhält, mithin die Vernunft die durchgängige Einheit zum Ganzen nirgends findet und dennoch fordert, so müssen die Prinzipe ihrer Forderung in ihr liegen, und müssen den Funktionen des Schließens analog sein, sie können also eben so vollständig als die Kategorien aufgefunden werden, und ihnen kommt eigentlich der Name Ideen zu.

6) Durch eine Verkennung ihrer Würde sucht oft die Vernunft ihre wesentlichen Ideen erst aus den Kategorien zu ergrübeln, dadurch geräth sie in Widerspruch mit sich selbst. Dies ist der Grund der Möglichkeit verschiedener Sekten in der spekulativen Philosophie.

7) Da die wesentlichen Ideen der Vernunft nicht in den Erscheinungen enthalten sind, sondern in ihr liegen, so können sie auch nicht von den Erscheinungen weder im Einzelnen noch in ihrem übersehbaren Ganzen prädicirt, sondern jene können nur nach ihnen aufgesucht und geordnet werden.

8) Da die Idee durchgängiger Einheit in der Vernunft liegt, welches die höchste Erkenntniß ist, so giebt es schlechterdings nichts über die Vernunft, und die Kritik der reinen Vernunft, oder die Aufklärung der Realität in unsern Kenntnissen, die über die Erfahrung sind, ist eine mögliche Wissenschaft a priori. Die Entwicklung des bisher Gesagten ist ihre Grundlage und zugleich ihr Resultat.

9) So wie die Vernunft in ihrem spekulativen Gebrauch vollständige Einheit nach Prinzipien fordert, so fordert sie in ihrem praktischen durchgängige Einheit nach Zwecken.

10) Da dies gleichfalls die höchste praktische Forderung, so kann es kein höheres Gesetz für sie geben; darauf gründet sich ihre Autonomie.

11) Das Bewußtsein ihrer Autonomie ist die Idee ihrer Freiheit. Diesem Begriff der Freiheit kann allein der Name Idee zukommen, denn wenn man das Vermögen willkürlicher, zwecklofer Entschließungen dadurch versteht, so ist sie keine Idee, sondern eine Chimäre. Diese Idee allein ist Bürge unsrer Freiheit, denn aus Erfahrung kann sie nicht erkannt werden, weil jede Erfahrung, äußere oder innere, von uns als mit den übrigen nach den Gesetzen unsers Denkens verbunden muß angesehen werden, und also vollständig bestimmt erscheint, ja sogar die durchgängige Verbindung mit den übrigen sie erst als wahre Erfahrung vom Traume unterscheidet; als Begriffen auch nicht, denn die Kategorien gehen nur auf

Erfahrung, die Ideen in ihrem spekulativen Gebrauch sind nur Prinzipien des Zusammenhangs unsrer Erfahrungen und von Ideen in praktischem Gebrauch ist sie selbst die höchste; aber da weder von Erfahrung noch von Begriffen ein Uebergang auf sie ist, so kann sie auch nicht angefochten und eben so wenig geläugnet werden, weil sie jedem Aktus des Läugnens oder Eingestehens zum Grunde liegt.

12) Aus der Freiheit ist die Unsterblichkeit nothwendig Folge, denn in so fern die Seele als das Subsiratum (Subjekt) solcher Gesetze angesehen wird, die unabhängig von den Naturgesetzen sind, kann sie auch nicht unter diesen stehen, mithin weder nach ihnen vergehen noch entstehen.

13) Da die Vernunft durchgängige Einheit fordert, so ist es ihr nicht genug, Totalität der Erscheinungen zu erlangen, sondern sie will sie auch mit der Freiheit in Harmonie gebracht, das ist: nach Zwecken geordnet, haben; da dies nicht anders möglich ist, als wenn Alles ein Werk schaffender Vernunft wäre, so entsteht die Idee von der Gottheit, von welcher in Rücksicht ihrer Beweisbarkeit mit weniger Veränderung Alles gilt, was von der Freiheit gesagt worden.

14) Außer diesem ist es dann eine nothwendige Folge, daß: der Natur gemäß, und: frei leben, eines und das nämliche sind. Dieses macht den Uebergang aus der Metaphysik der Sitten zur pragmatischen Sittenlehre.

15) Die Erreichung der höchsten Freiheit im Handeln in Gesellschaft Mehrerer ist das Ideal der Tugend. Die vollkommenste Tugend entsteht also durch vollkommen freie Handlungen jedes Einzelnen, also auch durch die vollkommenste Gemäßheit mit der Natur. Von hier aus ist der Uebergang aus der Metaphysik der Sitten in die Politik.

16) Die Gegenwart der Ideale der Tugend in unsrer Seele ist unsre Weisheit, die Kenntniß der Mittel sie zu erreichen unsere Klugheit, und hier endigen die Resultate unsers Denkens und verlieren sich in Lehrsätze, Maximen, Kenntniß, Anschauung, Vermuthung und Träume.

II.

Dogmatik und Mystik.

1) Auf Resultate kommt die Vernunft nur, wenn sie in sich selbst zurück gehet, die Rechtmäßigkeit ihrer Behauptungen sich aufzuklären sucht, und jeder ihrer Ideen die Gränze setzt, in der sie gültig ist; da aber dieser Weg mühsam und ohne Reiz für die sinnliche Einbildungskraft und den geradezu entscheidenden Verstand ist, so nimmt sie ihre Ideen ohne Prüfung für objektiv gültig an, und um diesen Sprung zu verbergen, sucht sie Beweise entweder aus reinen Verstandesbegriffen (die als absolute Weltgesetze untergeschoben werden), oder aus Erfahrung zu erkünsteln, oder als unmittelbare geistige Anschauung über alle Einwürfe zu erheben.

2) Ihre Ideen sollen dadurch entweder, nach dem ersten Wege, nur objektive Lehrsätze werden, und dies erzeugt die Dogmatik in der Philosophie, oder sie sollen, nach dem zweiten, sogar Existenz haben, und dies erzeugt die Mystik, und der der Gemeinschaft mit diesen Wesen genießt, ist der Mystiker, die praktische Lehre, mit ihnen in Gemeinschaft zu kommen, ist die Mystik im eigentlichen Verstande.

3) Der Dogmatiker bleibt entweder in Rücksicht auf die Sinnenwelt bei den bloßen Lehrsätzen stehen, und befriedigt sich mit dem bloßen Schema Natur, oder er will aus ihr ein übersehbares Ganzes haben, und endigt den Fortgang ins Unendliche, durch eine an sich nothwendige Ursache, der er die allgemeinsten und reellsten Prädikate beilegt; jener ist Atheist, dieser Theist, und unterscheidet sich von dem Mystiker dadurch, daß er seinen Begriff nicht für unmittelbare innere Offenbarung, sondern für einen erwiesenen Lehrsatz ausgiebt.

4) Der Theist sieht nun seine abstrakten Begriffe entweder als bloße, vielen Dingen zukommende Merkmale, und seine Lehrsätze als aus der Natur der Dinge entspringende Regeln an, oder er hält sie für im Verstande Gottes existirende wesentliche Formen und Gesetze, und ist daher entweder Nos

minalist oder Realist. Insofern er dogmatisch sein will, muß er sich nothwendig für eines oder das andere erklären, denn er darf die Frage nicht unbeantwortet lassen: was sind die Möglichkeiten der Dinge in Gott? und: wird zum Wesen eines Dinges mehr erfordert als dessen Möglichkeit in Gott?

5) Aus dem System des Atheisten und Theisten läßt sich ein mittleres zusammensetzen, wenn die Prädikate der nothwendigen Ursache des letzten Systems ohne eigenes Subjekt mit dem Schema Natur des ersten vereinigt werden; das ist das pantheistische. Da dieses System, — ohne sich damit aufzuhalten zuerst ein Subjekt zu erweisen, dem die Prädikate zukommen, die nöthig sind, um ein Weltganzes dadurch als wirklich zu denken, — sogleich selbige dem Schema Natur anhängt, so hat es unter allen dogmatischen die nächste Verwandtschaft mit Mystik, und zerfällt, nach der mindern oder größern Verwandtschaft damit, in's Spinozistische und Averroistische. Der Lehre von dogmatischen Systemen könnte man den Namen Sophistik geben.

6) Der Mystiker macht von seinem System entweder Gebrauch, die Unabhänglichkeit und Entstehungsart der Sinnenwelt von der ersten Ursache zu erklären, Theosophie: oder die innern Gründe zur Verschiedenheit der sinnlichen Gegenstände anzugeben, und die absoluten Stoffe derselben zu finden, Alchemie. Die systematische Verbindung beider Theile erzeugt die Pansophie; und der sie versteht, ist ein Adepte oder Magus. In der besondern Ausführung dieses Paragraphen wird zugleich von Sympathie gehandelt, und die kosmogonischen Systeme durchgegangen.

7) Der Mystiker hat entweder die Anschauung seiner Idee durch sich selbst, der Seher oder Prophete: oder er traut ihnen auf die Aussage des Sehers, der Gläubige: der Gläubige, der sich durch Vorschriften der eigentlichen Mystik zum Seher zu erheben sucht, ist der Anachoret.

8) Eine Sammlung von Lehren, die dem Seher durch Vermittlung des höchsten Wesens anschauend gemacht wurden, ist eine Offenbarung.

9) Nicht

sie auch sei — die innere Gesinnung liebt und ehrt, aus der jene hervorgeht! Ich bin wahrlich beschämt, aber von einer Scham, die den kühnsten Stolz an der Hand führt; und nicht ablehnend, sondern ansprechend und begehrend ist meine Bescheidenheit! Jeder Irrthum sogar, der in dem Freunde den Schriftsteller zu hoch setzt, bleibt demjenigen, der sich in jener Eigenschaft tausendmal mehr gefällt, als in dieser, zum unverlierbaren Gewinn. — Was Sie von den Memoiren überhaupt sagen, ist mir sehr nachdenklich erschienen. Also wirklich könnte der Mangel an dieser Schriftenart bei uns zugleich ein Mangel unseres ganzen Lebens sein? Ich dachte immer, es sei die Schuld des Talents; ich glaube nun, Sie haben Recht, den Fehler im Stoffe zu sehen! Da nimmt sich denn alles viel anders aus! Allerdings ist unser deutsches Leben beschränkter, als das irgend eines andern Volkes; ich glaube, wir sind am wenigsten gesellig, wollen uns nie vereinen, immer nur absondern; unsere Eigenthümlichkeiten entbehren des allgemeinen Bestandtheiles. Die Deutschen werden einmal ein großes Räthsel für geistige Geschichtsforscher sein, und es hat etwas Stechendes für das Bewußtsein, selber zu einem solchen Volksräthsel mitzugehören und sich nicht lösen zu können! — Nicht ganz so räthselhaft, wie die allgemeinen deutschen, sind mir die nächsten Zustände, die mich umgeben; aber sie sind vielleicht noch schwerer zu schildern, als jene zu rathen. Wir leben in einer Art von Stockung und Erschlaffung die kleine Welt weiter, ohne uns um die große sonderlich zu kümmern; als Einzelnes kann alles und jedes gedeihen und fortschreiten, hauptsächlich aber leben, desto weniger aber als Gemeinsames; manches, was gemeinsam scheint, ist doch nur einzeln. Wie wenig eine bestimmte Richtung oder Parthei herrscht, sehen wir an dem merkwürdigen Ereignisse, daß Herr General von Grolman wieder im

9) Nicht alle dogmatiſchen Syſteme ſchließen die Myſtik gänzlich aus; ihre Verwandtſchaft damit iſt folgende: das atheiſtiſche, keine; das theiſtiſche, wenn es konſequent iſt, kann keine unmittelbare Offenbarung durch äußere Zeichen zugeben, aber es ſchließt eine innere Anſchauung nicht aus, welche aber nach den verſchiedenen Arten dieſes Syſtems, als des Materialismus, Idealismus u. ſ. w. modificirt wird; das pantheiſtiſche, da es uns die Idee des Weltganzen giebt, und die Vollſtändigkeit dieſer Idee zur Welt erfordert wird und nur durch ſie realiſirt iſt, den Graden der Vollſtändigkeit aber, die ſie in uns erlangen kann, keine Schranken geſetzt ſind, ſo iſt uns die Hoffnung nicht genommen, uns bis zu dieſer vollſtändigen Idee zu erheben, und unſere Exiſtenz mit der Exiſtenz der Welt gleichgeltend zu machen. Bis dahin iſt zwar das Verfahren des Pantheiſten, der zum Egoiſten wird, nur dem des Myſtikers analog, durch die geringſte Amphibolie der ſinnlichen Vorſtellung dieſes Syſtems geht es aber faſt ſogleich in Myſtik über. Es iſt dies Syſtem auch die innere rationale Grundlage aller Myſtik, Offenbarung durch äußere Zeichen, ſchließt es aber gleichfalls aus. Mehr von dieſen wird in der nähern Betrachtung der Syſteme geſagt werden.

10) Eine Offenbarung, die ſich durch äußere Zeichen beſtätigt hat, iſt eine geoffenbarte Religion. Da kein konſequentes Syſtem eine geoffenbarte Religion zuläßt, weil jedes eine durchgängige vernunftgemäße Verbindung in der Welt fordert, und Einfällen-ähnliche Veränderungen ausſchließt, ſo muß Verläugnung der Vernunft eine Maxime jeder geoffenbarten Religion ſein, und da Myſtik keinen konſequenten Gebrauch der Vernunft erfordert, ſo verträgt ſie ſich mit jeder geoffenbarten Religion, und da ferner Myſtik anſchauende Beſtätigung ihrer Lehren vorgiebt, ſo erzeugt ſie auch zugleich eine geoffenbarte Religion.

11) Geoffenbarte Religionen ſind ſo viele möglich, als ſich Fiktionen über die Eigenſchaften der erſten Urſache und unſerer unmittelbaren Abhängigkeit von ihr denken laſſen.

12) Da geoffenbarte Religion Verläugnung der Vernunft fordert, so ist sie der Würde der Menschheit zuwider, und also unmoralisch.

13) Wenn von den Sätzen des theistischen Systems Maximen unsers Verhaltens in Beziehung auf Gott hergeleitet werden, so entsteht die natürliche Religion. So weit, wie mit dem Theismus, ist Mystik mit ihr vereinbar. Mystik aber kann nie aus ihr entstehn, obgleich sich Mystik bis zu ihr reinigen kann, daher geht jede geoffenbarte Religion, wenn man ihr das Vernunftwidrige nimmt, in die natürliche über.

14) Da die natürliche Religion keine Verläugnung der Vernunft fordert, so ist sie nicht wider die Würde der Menschheit, und hebt die Moralität unserer Handlungen nicht auf.

15) Da die Resultate unsers Denkens selbst mit der natürlichen Religion vereinbar sind, so ist natürliche Religion der nächste Weg zur wahren Moralität.

16) Die Stufen, die die Menschen im Praktischen durchwandeln, sind also folgende: geoffenbarte Religion, natürliche Religion, Moralität; wie im Spekulativen, Pansophie (Mystik), Sophistik (Dogmatik), Philosophie.

17) Die Menschen müssen also zuvor über Dogmatik und Mystik aufgeklärt werden, ehe sie die Resultate der Kritik der reinen Vernunft fassen können.

III.

Ausbildung des Menschengeschlechts.

1) Unsere Seelenkräfte werden durch die Sinne erweckt, dann schaffen wir die Sinneneindrücke zu objektiven Kenntnissen um, und endlich bildet unsere Vernunft aus ihnen Systeme. Dies ist der Gang menschlicher Kenntnisse beim Einzelnen, aber dadurch noch nicht der Gang des ganzen Menschengeschlechts; in wiefern von dem einen auf das andere zu schließen, wird sich aus folgenden Bemerkungen ergeben.

2) Jeder Mensch muß von der untersten Stufe der Sinnlichkeit anfangen. Die Menschheit im Ganzen kann also nie völlig ausgebildet sein.

3) Durch Herbeischaffung mehrerer Objekte, durch Verwicklung in mehrern Verlegenheiten, durch häufigere Aufforderung thätiger Leidenschaften, kann die Entwicklung der Kräfte des Menschen beschleunigt werden. Das Weilen auf den untern Stufen der Sinnlichkeit kann also abgekürzt werden.

4) Die schnellere Ausbildung eines Menschen durch künstliche Veranstaltung heißt Erziehung; von ihr hängt also die Vollkommenheit des Menschengeschlechts ab.

5) Wenn man die Begebenheiten und Vorfälle der Welt als Objekte ansieht, die dem Menschen von der Vorsehung zur Entwicklung seiner Fähigkeiten vorgelegt sind, so entsteht daraus die Idee einer göttlichen Erziehung des Menschengeschlechts. Die Gründe für diese Idee gehören zur Theodicee. (Davon am Ende.)

6) Die Bemerkung der Fortschritte in der schnellen Ausbildung der einzelnen Menschen und daraus entstehenden größern Sittlichkeit im Ganzen ist Geschichte der Ausbildung des Menschengeschlechts.

7) Die Bemerkung dessen, was im innern und äußern Zustande des Menschen liegt, das ihn einer Vervollkommnung fähig macht, und die Erzählung der Vorfälle, durch welche die Wirksamkeit dieses Etwas befördert oder eingeschränkt wurde, dies ist Geschichte der Menschheit.

8) Da die Ausbildung der Menschen durch die Erziehung bewirkt wird, so müssen auf sie alle Anstalten zur Aufklärung gerichtet werden, man muß aber hier bloßen Unterricht, der nur eine gewisse Kunstfertigkeit zur Absicht hat, von wahrer Erziehung, welche Beförderung der Entwicklung der Menschheit im Menschen ist, sorgfältig unterscheiden.

9) Zur Erziehung der Menschen etwas beizutragen, ist also die würdigste Thätigkeit des denkenden Menschen, und

es iſt daher nothwendig, die Arten zu unterſuchen, wie er deſſen fähig iſt.

10) Dieſe unterſcheiden ſich in die Art der Mittheilung im Ganzen, und in die Methode des Unterrichts im Einzelnen. Der allgemeinen Arten ſind drei: 1) durch Beiſpiel; 2) durch Entdeckung des Irrthums und Ausbreitung der Wahrheit im Allgemeinen; und 3) durch Aufklärung Einzelner. Der Werth einer jeden wird ſich aus Folgendem beſtimmen laſſen.

11) Das Beiſpiel kann nur die Möglichkeit der Ausführung einer Idee, nicht die Idee ſelbſt erzeugen, denn wenn dieſe nicht ſchon da iſt, ſo kann es nicht einmal als Beiſpiel erkannt werden, es kann alſo nie eine Wahrheit lehren, ſondern nur wirkſam machen. Der Weiſe alſo, der bloß durch ſein Beiſpiel unterrichten wollte, würde ſeine Mitbürger um nichts einſichtsvoller machen, ſondern nur ein größeres Beſtreben bei ihnen hervorbringen, ihren einmal erlangten Einſichten gemäßer zu handeln. Beiſpiel iſt alſo zur Erziehung nothwendig, aber es bewirkt ſie nicht, ſondern vollendet ſie nur.

12) Die Wirkung der Verbreitung der Wahrheiten im Allgemeinen iſt ungewiß, und ſchwer vorherzubeſtimmen; die Entdeckung der Irrthümer im Allgemeinen iſt unmöglich, denn ich werde nur alsdann eines Irrthums gewahr, wenn man mir einen Widerſpruch mit mir ſelbſt zeigt; wer die Wahrheiten, durch welche ein Irrthum verdrängt wird, nicht einſieht, der erkennt auch den Irrthum nicht; um Jemand eines Irrthums zu überführen, iſt nöthig, daß ich das Wahre und von ihm Begriffene in ſeinen Kenntniſſen weiß, ihm von dieſem aus die Wahrheit, die mit dem Irrthum im Widerſpruche iſt, faßlich mache, und dann ihm erſt den Irrthum aufdecke.

13) Aus dieſer Methode folgt, daß die dritte Art die vollſtändigſte iſt, und die Frage iſt nun: wie iſt die Aufklärung Einzelner am ſchnellſten zu bewirken?

Die Antwort auf dieſe Frage iſt: durch Vereinigung aller bereits Aufgeklärten zu dieſem Zwecke.

14) Dieſes erfordert nun Folgendes:

1) daß die Aufgeklärten einander erkennen; 2) daß ſie es wirklich ſind und bleiben, und alſo frei von jeder ungeſelligen Leidenſchaft; 3) ſich im Beſitze der beſten Methoden befinden. Der erſte Punkt gehört als ein Theil zur Karakteriſtik der Menſchen: einer Wiſſenſchaft, die aber faſt wieder nur durch gemeinſchaftliche Bemühung inniger Freunde zu einiger Vollkommenheit gebracht werden kann. Der zweite hängt von der innern Verfaſſung und der ſorgſamen Wahl neuer Mitglieder und der Aſketik, zu der die Verfaſſung des Bundes Anlaß giebt, ab. Das dritte macht es eben nothwendig, die Kräfte zu vereinigen, um dahin zu gelangen.

15) Ein ſolcher Bund wäre gleichſam der Mittelpunkt, aus dem ſich ſowohl Aufklärung über die Menſchen verbreitete, als auf den auch hinwiederum jede zerſtreute Kenntniß bezogen würde.

IV.

Ideal eines Bundes zur Erziehung des Menſchengeſchlechts.

Kein Schwur feſſelt die Mitglieder, keine Vorſpiegelung eines Geheimniſſes lockt ſie an; denn frei von Vorurtheilen der Menge, kennen ſie nichts Erhabneres als Vernunft, keine andere Verbindlichkeit als Pflicht; zu was ſoll ihnen alſo der Schwur —? Vereint zur Aufklärung der Menſchen, ſuchen ſie die ſchaurigen Nebel der Geheimniſſe zu zerſtreuen, wer alſo noch von dieſen angelockt wird, kann nicht ihr Vertrauter ſein.

Kein Chriſt, kein Jude, kein Türke iſt unter ihnen, ſie ſind einig in ihrem Glauben, wie die Wahrheit. Durch kritiſche Prüfung des menſchlichen Wiſſens gerettet von dem Strome des Fanatismus, gewarnt vor den dornigen Pfaden des Dogmatismus, iſt ihre Seele durchdrungen von den Lehren der erhabenſten Theodicee; die Natur, die ſie umgiebt, iſt ihnen nicht das Stückwerk eines parteiiſchen Gottes, ſon-

dern die Anschauung der höchsten Idee ewiger Vernunft; sich zu ihr aufzuschwingen, ist ihr Bestreben; sie einst zu erreichen, die Hoffnung ihrer Seligkeit. So wie ihr Herz sich allen geselligen Empfindungen öffnet, so umfaßt ihr Geist die ganze Schöpfung, ihre Fassungskraft ist ausgedehnt genug, den Plan einer Welt zu begreifen, und ihr empirisches Selbst hat in ihren eigenen Augen nur so lange einen Werth, als es diesen Plan verschönert, wo nicht, so opfern sie es willig der Schönheit des Ganzen auf. Da sie der Natur gemäß leben, und die Einheit dieser Natur der Wunsch ihrer eigenen Vernunft ist, so leben sie völlig frei, und der Tod selbst wird bei ihnen zur Handlung. Nur für Wahrheit leben sie, und allein von ihr hoffen sie Unsterblichkeit und ewigen Lohn.

Dies ist das Ideal der innern Verfassung des Bundes, der Geistesstimmung, nach welcher jedes Mitglied strebt; die Wirksamkeit dieser Ideen in jedem einzelnen Mitgliede ist gleichsam der Geist Gottes, der dem Bunde Leben und Kraft giebt. Das Aeußerliche des Bundes, das Erdenleben jedes Mitgliedes, muß diese göttliche Kraft nicht verscheuchen, sondern ihre Thätigkeit befördern; Alles, was ihr entgegen wirkt, muß verbannt werden. Der Genosse dieses Bundes sucht das ganze Menschengeschlecht dieses göttlichen Geistes theilhaftig zu machen, aber da er weiß, daß Befreiung von Irrthum der erste Schritt ist, der dazu erfordert wird; daß sie das einzige ist, wobei fremde Hülfe brauchbar ist, aber lebendige Kenntniß der Wahrheit eigne Wirksamkeit fordert, so wird sein ganzes Bestreben dahin gehen, Irrthum aufzudecken, Wahrheit vorzulegen, und zur lebendigen Kenntniß derselben aufzufordern. Wahrheit wird er also predigen, aber nicht um ihr Märtyrer, sondern um ihr Apostel zu werden; er weiß zu gut, daß ein Licht, welches die Augen nicht vertragen können, weniger nutzt, als die gewohnte Dunkelheit.

Die Wahrheiten, die jeder einmal kennt, er mag sie der Bibel, dem Talmud oder Alkoran zu danken haben, benutzt er, ihn zu mehreren zu führen. Jeder ist ihm als Zögling willkommen.

So edel die Grundsätze des Bundes, so erhaben jeder Genosse desselben über die Menge ist, so einfach ist seine äußere Einrichtung. Keine albernen Ceremonien verunstalten ihn, keine kaufbaren Würden entehren ihn; jeder Aufgeklärte ist Genosse desselben, sobald er als solcher erkannt wird; seine Tugend, nicht kindische Gebräuche, weihet ihn dazu. Da alle Mitglieder an Würde einander gleich sind, so findet kein anderer Gehorsam als gegen den Rath des Klügern statt, denn weise ist jeder. Ganz Meister über sich selbst, genießen sie jede Freude des Lebens in ihrer größten Lebhaftigkeit, ohne ihr unterwürfig zu werden. Alle ihre Triebe sind in Harmonie, jeder erwacht nur auf den Wink der Vernunft, und jede ihrer Handlungen scheint der Menge mehr bloße Folge des Antriebs ihres Herzens, als die Frucht tiefdurchdachter Maximen zu sein.

Ohne allen Zwang des formellen Gesetzes, aber übereinstimmend und einhellig wie die Vernunft, dauert dieser Bund ewig fort, sobald er angefangen hat. Kein Schicksal kann ihn zertrennen, kein Glück, kein Unglück ihn treffen, denn alle Begebenheiten sind den Genossen desselbigen nur Aufgaben, der Würde des Menschen gemäß in selbigen zu handeln.

Da in den Kenntnissen des rohesten Menschen doch einiges Wahres, und jede Wahrheit in ihrer genauen Folge auf die übrigen führt, da den Genossen des Bundes alle Verbindungen der Wahrheiten bekannt sind, so besitzen sie die Mittel, das ganze Menschengeschlecht auszubilden. Der Bund wird endlich sich über die ganze Erde verbreiten, und die Menschen werden sich dann nur in zwei Klassen theilen, in Unmündige und Ausgebildete, aber kein Laie wird nicht mehr sein.

V.

Prüfung und Lenkung menschlicher Kräfte, sich diesem Ideal zu nähern.

Hier, wo es nicht auf Fragen ankommt: was kann ich wissen? was soll ich thun? sondern: wie kann ich einen An-

dern meines Wissens theilhaftig machen? Von welchem Einfluß sind meine Handlungen auf den lebendigen Willen eines Andern? — wo nicht bloß gefragt wird: Was darf ich hoffen? sondern: In wiefern ist das empirische Gefühl meiner Kraft ein reeller Bestimmungsgrund in dem Plane der Welt? hier hört das Systematische auf: wir können uns hierüber nur Ideen bilden, und sie mit unsern Bemerkungen zusammenhalten, um daraus zu beurtheilen, wie viel Vertrauen wir auf diese Ideen setzen dürfen. Ich weiß auf keine andere Art der Ueberschrift dieses Abschnitts Genüge zu leisten, als wenn ich vorhergehendes Ideal mit Erfahrung aus dem gegenwärtigen Zustande des Menschengeschlechts zusammen halte.

Die richtige Darlegung des gegenwärtigen Zustandes der Menschen sollte vorausgehen, allein nach den Erfordernissen, unter denen allein sie sicher zur vollständigen Prüfung der Ausführbarkeit obigen Ideals zum Grunde gelegt werden könnte, bin ich ihrer nicht fähig; ich begnüge mich also, die Resultate meiner bisherigen Beobachtungen über einzelne Sätze des Ideals darzulegen.

1) Kein Schwur u. s. w.] Die Forderung ist richtig, aber — hat nicht auch der aufgeklärteste Mensch die Verschwebung einer gewissen Feierlichkeit nöthig, um für etwas mit Enthusiasmus durchdrungen zu werden? Doch dies führt hier auf keine Eidformel, sondern die Größe des Unternehmens eines solchen Bundes würde gewiß auch die Einbildungskraft entflammen.

2) — kann nicht ihr Vertrauter sein.] Dieses hat mehr Schwierigkeit, und um sie auseinanderzusetzen, ist vorher nothwendig, folgende Punkte in Absicht des Aeußern des Bundes festzusetzen. a) Soll die Vereinigung der Genossen der Menge völlig unbekannt sein, und kann sie dies? Und wenn sie bekannt wird, wird es der Menge begreiflich zu machen sein, daß sie kein Geheimniß haben, um von dem Anlauf derer befreit zu sein, die nach der Entdeckung desselben lüstern wären? b) Ist es nicht auch schon, unter den durch

die Bemühungen der Genossen auf die Stufe zur Ausbildung Erhobenen, Bedürfniß, daß sie sich näher kennen lernen, daß sie die Verbindung der Genossen kennen, und die Aufnahme unter sie als die Palme ihrer Laufbahn ansehen? Welche Mittel werden nun anzuwenden sein, um ihnen begreiflich zu machen, daß ihre Aufnahme keine Mittheilung hoher Geheimnisse, sondern nur öffentliche Anerkennung ihrer großen Fortschritte in der Tugend sein werde? c) Wird nicht selbst einiger Schein von Geheimniß nothwendig sein, um im Anfang die Thätigkeit derer, die man für den Bund zu erziehen hofft, zu wecken? d) Wie ist der Hang zum Geheimnißvollen auszurotten, damit der Bund über die jetzigen Orden, die sich dieser Charlatanerie bedienen (vermuthlich bloß darin bestehen), siegen möge? Folgende Antworten scheinen mir einige Hoffnung zu geben.

a. b. scheinen mehr die Aufdrängung eines Geheimnisses von außen, als die Vorspiegelung desselben zu betreffen; aber wenn man bedenkt, wie schwer es ist, dem schmeichelnden Gefühle zu entsagen, von Andern als ein inniger Vertrauter der Natur oder als Mitglied einer Gesellschaft, die insgeheim alle öffentlichen Angelegenheiten lenkt, und dergleichen sonst, verehrt zu werden, so wird es sehr deutlich, wie leicht es ist, von der Aufdrängung eines Geheimnisses zur Vorspiegelung desselben überzugehen. Zur Verwahrung gegen diesen Verfall, wäre vielleicht das Wirksamste, eben keinen zum Genossen aufzunehmen, als von dessen Ueberzeugung, daß der Bund kein Geheimniß haben könne, man versichert wäre. Was c betrifft, so scheint es allerdings nothwendig, aber es wird von selbst erfolgen, ohne daß der Bund Schuld daran hat.

d) Dieser Punkt ist der wichtigste; er ist Absicht des Bundes, doch daß die Hoffnung der Erfüllung derselben nicht ganz Chimäre sei, überreden mich folgende Gründe.

1) Mit der Aufklärung nimmt der Hang zum Geheimnisse ab, und hat gewissermaßen schon abgenommen, z. B. die den Umgang mit Geistern suchen oder für möglich halten,

ſind gewiß nicht mehr ſo Viele, als vor einigen Jahrhunderten; wenn die Alchemie noch ſehr allgemein iſt, ſo war doch der Glaube an ſie ſonſt noch allgemeiner, nur glaubten ſehr Viele daran, ohne thätig genug zu ſein, ihrem Glauben gemäß darin zu arbeiten; dieſe Beiſpiele ließen ſich ſehr häufen.

2) Es wäre ſo ſchwer nicht, faſt alle Arten der Geheimniſſe, die die Menſchen locken, auszufinden, und ihre Nichtigkeit zu zeigen; wenn dies geſchehen iſt, ſo wird dadurch die Charlatanerie immer ſchwerer, und endlich unmöglich.

3) Durch vereinte Kraft ließe ſich hier gerade das Meiſte bewirken, und es könnte untergeordneter Zweck der Verbindung der Zöglinge für den Bund ſein, dieſe oder jene Charlatanerie den Augen des größern Publikums ſichtbar zu machen.

4) Kein Chriſt, kein Jude u. ſ. w.] Um dies in Erfüllung zu bringen, iſt Befolgung der in dem Abſchnitt über Dogmatik und Myſtik erwieſenen Wahrheiten nothwendig, nämlich: die geoffenbarten Religionen gereinigt, werden endlich natürliche; die natürliche geht von ſelbſt in Moralität über; die Geſchichte ſcheint ſelbſt auf dieſe Reſultate zu führen, wie aber dieſer Uebergang zu beſchleunigen, davon unten mehr.

5) — weniger nutzt, als die gewohnte Dunkelheit.] Dies iſt eigentlich Theodicee und Zweck des Bundes, und ob die Menſchen im Allgemeinen ſo hoch in ihren Ideen zu heben ſind, ſei die Unterſuchung eines eigenen Abſchnitts.

---

84. An Wilhelmine.

Nürnberg, den 10. September 1787.

Wilhelmine!

Noch immer tönt Ihre ſanfte Stimme meinem Ohr, kaum habe ich Ruhe von äußerem Gewirre, ſo ſtehe ich neben Ihnen in jenem Haine liſpelnder Birken, walle an Ihrer

Kriegsdienst angestellt worden, und zwar als Generallieutenant, weil er dieses jetzt wäre, wenn er fortgedient hätte. In vielem Betracht ist die Sache merkwürdig und würde es noch weit mehr sein, wenn sie in Verbindung stände mit der Erhebung Gneisenau's zum Feldmarschall, mit der Wiederanstellung Hrn. Merkel's als Oberpräsidenten; allein auch dies ist alles nur einzeln, obwohl es im Auslande vielleicht nicht so scheint. Grolman gilt für unsern besten General, General auf dem Schlachtfelde, Truppenanführer; daneben für einen ausgemachten Demokraten. Vielleicht ist er letzteres nur so, wie Herr von Humboldt ein Liberaler, denn man will ihn wirklich zu Zeiten dafür ausgeben. In der politischen Sprache sind wir in Preußen noch Kinder, wir irren uns gewaltig in der Anwendung der Worte. Herr von Otterstedt sagt von den Leuten, die ihm in der Schweiz mißfallen, sie seien Jesuiten, und das Schimpfwort haftet. Aber insofern ein politischer Name doch nur in Bezug auf irgend eine thätige politische Theilnahme gelten kann, so ist es wirklich schwer zu sagen, was hier die Leute so eigentlich sind, denn in welcher Thätigkeit sollte es sich zu erkennen geben? Wir können keine Staatsmänner haben, sondern immer nur Beamte, die das Vorgeschriebene thun. Nur der König, oder wenn er es besonders erlaubt und überträgt, wie z. B. Stein eine Zeitlang, oder Hardenberg, vermag in Preußen ein Staatsmann zu sein; der Thron, die Stufen des Throns oder — eine Rednerbühne, sind der Platz, aber kein Bureautisch. Doch giebt man aus Höflichkeit gern jedermann den Titel, wie man ein altes Weib auf der Straße auch ohne Umstände Madame nennt, und ich habe auch nichts dawider! Friedlich und artig geht alles bei uns her, und alle unsere Härten sind negative.

Während wir hier unsere Idylle leben, ist anderwärts

Hand über die sumpfige Haide, und höre dann aus Ihrem Munde Ihr edles Unternehmen. Alles was Sie mir sagten, drang tief in meine Seele. O meine Theure! nicht daß Sie Klavier spielen, nach den Noten singen und französisch lernen wollen, entzückte mich, — denn mehrere Personen können dies, — sondern ich durchschaute Ihre Absicht, und der ist nur Ihr Edelmuth fähig.

Nie war ich der Vorsehung mehr Dank schuldig, als dafür, daß sie mich Sie kennen ließ; an Ihrer Hand reift jeder gute Vorsatz meines Herzens, und da man Jünglinge vor Liebe warnt, als bemeistere sie sich ihres Herzens, zerrütte den Plan ihres Lebens, so ist mir meine Liebe zu Ihnen wie der gestirnte Himmel dem Schiffer, er entzückt sein Auge, erhebt seine Seele, und leitet ihn den wahren Weg. —

Unruhe und Erbrung gönnen es mir nicht, der süßen Unterhaltung mit Ihnen länger zu genießen, und den Anfang zu machen, Ihnen von meinem Gefühl des Schönen und meinen Urtheilen darüber fernere Rechenschaft zu geben; ich hoffe über acht Tage glücklicher zu seyn, und Ihnen künftigen Dienstag, wo ich Sie um vier Uhr auf dem Judenbühl zu sehen hoffe, das mündliche Versprechen zu geben. Leben Sie bis dorthin so heiter und wonnevoll, als ihr ewiger Freund

J. B. Erhard.

85. An Osterhausen.

Nürnberg, den 28. October 1787.

Bester Freund!

Mein Schnupfen hat zwar nachgelassen, aber noch immer bin ich nicht in Ordnung, und ich erwarte eine Revolution in meinem Gehirne; wenn sie sich glücklich endigt, so hoffe ich wirklich eine Vergrößerung meiner Talente, denn mein Gedächtniß stärkt sich, ungeachtet meiner Verwirrung im Kopfe, ziemlichermaßen, und ich sehe einer neuen Evolution meiner Fähigkeiten entgegen; sollte aber mein Gehirn dieser Evolution nicht fähig sein, so könnte ich vielleicht eine Krankheit zu erwarten haben; bis jetzt gab ich noch nicht nach, und ließ mich

die vielen Anfälle von Nasenbluten und das Springen feuriger Funken vor den Augen nicht abhalten, meine Geistesanstrengung fortzusetzen, denn wenn ich siege, so habe ich Zeitlebens gewonnen, daß mein Geist jeder Anstrengung fähig sein wird, und muß ich nachgeben, so werde ich vielleicht die letzte Warnung nicht übersehen.

Dieser Zustand meines Körpers ist vielleicht schuld, daß ich wegen der Zukunft so ängstlich bin, und mein Leben mir fast eine Last wird; doch da ich die Ursache dieser Denkungsart weiß, so wird sie nie für meine Handlungen bestimmend werden, zumal da meine Bekanntschaft mit Danae mir so vieles Widerwärtige vergütet.

Ich kann es kaum begreifen, wie du Jahre lang Danae kennen und ihres Werthes nicht gewahr werden konntest, und daß es grade mir übrig blieb, ihren Geist in seine Rechte einzusetzen.

Der Spazirgang, oder vielmehr der Aufenthalt in * * * war sehr angenehm, und sonderlich einige Stunden, die ich nachher mit Danae allein zubrachte; ganz allein gingen wir im Mondschein auf der Schütt, die Grazie im Betragen und der verschiedene Werth der Vergnügungen war der Gegenstand unserer Unterhaltung, und Danae's Gesinnungen sind nun ganz auf dem Gipfel des Edelmuths, woran ich zweifelte daß sie gelangen würden, und ich muß sie wirklich vor Schwärmerei zu verwahren suchen. Sie ist nun ganz der Abgott meines Herzens, und sie liebt mich nicht weniger; ich bin begierig, wenn du sie nun siehst, ob du die Anhänglichkeit an sie billigen wirst. Nicht allein ihr Geist, sondern auch der Anstand ihres Körpers und ihre Mienen scheinen sich geändert zu haben, jede ihrer Stellungen verdient gezeichnet zu werden, und jede ihrer Mienen drückt eine schöne Seele aus; beinahe wollte ich meinen Zeichnungen auch einigen Einfluß zuschreiben. Für mich hoffe ich gleichfalls viel in Verbesserung meines Anstandes und meiner Aussprache. Danae's Beispiel und ihre Achtsamkeit auf mich läßt mich hoffen, wenigstens so angenehm

zu werden, als es mein Körperbau verstattet. — Diotima ist schon wieder kränklich. — Lebe wohl.

Dein Freund.

86. An Wilhelmine.

Nürnberg, den 29. October 1797.

Nun wollen wir versuchen, ob wir die ächten Gesetze der Schönheit finden können, aus denen sich zugleich wird begreifen lassen, wie leicht man sich von ihnen verirren kann.

Die verschiedenen Fähigkeiten der menschlichen Seele müssen nothwendig in Verbindung stehen, sonst könnten sie nicht Eigenschaften eines einigen Subjekts sein. Aus diesem Grundsatz folgt, daß zwischen der Erkenntnißart der höhern Seelenkräfte, des Verstandes und der Vernunft, und der untern, Einbildung und Dichtungskraft, eine vollkommne Analogie sein muß. Da wir nun durch die Vernunft nicht allein fähig sind, den Zusammenhang der Wahrheiten einzusehen, sondern sogar durch Vernunft erst Wahrheit in unserer Erkenntniß bewirkt wird, so kann unsere Empfindung den Forderungen der Vernunft nicht widersprechen, sondern nur diejenigen Eindrücke als angenehm empfinden, in denen fühlbarer Zusammenhang und Uebereinstimmung ist. Zusammenhang und Uebereinstimmung kann aber nirgends gefunden werden, wo nicht etwas wahrgenommen wird, auf welches die übrigen Theile Beziehung haben, und welches gleichsam der Vereinigungspunkt ist, wodurch etwas zu einem Ganzen wird. Aus diesem Gesichtspunkt läßt sich die Wolfische Erklärung der Schönheit, worauf Baumgarten seine Aesthetik, oder Wissenschaft des Schönen, baute, rechtfertigen; es ist folgende: Schönheit ist die Uebereinstimmung des Mannigfaltigen zur Einheit.

Die meisten Einwendungen, die wider diese Erklärung gemacht wurden, bestanden darinnen, daß die Schönheiten, die keine Theile haben, als: eine angenehme Farbe, ein reiner Ton u. s. w. nicht darunter begriffen wären, welches doch die eigentlichen Elemente der Schönheit wären. Allein diese

Einwürfe verlieren ihr Gewicht dadurch, daß solche einfache Vorstellungen wirklich nicht schön zu nennen sind, sie sind uns nur angenehm, weil sie vermöge unserer Organisation auf unsere Sinne behagliche Eindrücke machen, und unserer Seele leicht wieder zu erneuernde Vorstellungen geben, da das Gegentheil, als: eine wunderlich gemischte Farbe, ein unreiner Ton u. s. w. auf unsere Sinnen widrige Eindrücke machen und unserer Seele schwer zu behaltende Vorstellungen geben.

Ein wichtiger Einwurf wider die Wolfische Erklärung, und dem ersten Anschein nach, wider unsere Darstellung des Begriffes der Schönheit, ist dieser, daß die Empfindung der Schönheit mit Gegenständen verbunden ist, die zwar mannigfaltig genug, aber ohne bemerkbare Einheit sind, und z. B. ein prächtiger Wasserfall, eine reizende Aussicht, ein heiterer Morgen, diese und noch mehrere Gegenstände sind äußerst angenehm, aber wo ist die Einheit, der Vereinigungspunkt ihrer einzelnen Theile? Alle Hoffnung ist nicht aufzugeben, ihn zu finden und die Erklärung zu retten, aber etwas gezwungen, muß es allemal scheinen; wir wollen daher wieder auf unsere ersten Gründe zurück. Da das Gefühl des Schönen der Erkenntniß des Wahren analog ist, so muß von einem auf das andere ein Uebergang möglich sein, die Wahrheit muß uns von einer gewissen Seite das Gefühl der Schönheit und die Schönheit die Ahnung einer Wahrheit geben.

Wahrheit ist nur dann in unserer Erkenntniß, wenn sie den reinen Ideen unserer Vernunft gemäß ist, und also muß Schönheit uns auf diese Ideen leiten, oder vielmehr uns dieselben realisirt in der sinnlichen Anschauung darstellen. Um also noch näher in's Heiligthum der Schönheit einzudringen, so müssen wir die Beschaffenheit unserer Ideen näher untersuchen. Vor allem muß ich Sie erinnern, daß ich das Wort Idee nicht in seiner jetzt gewöhnlichen Bedeutung nehme, wo es jeden Begriff einer Sache anzeigt, sondern in seiner ursprünglichen, welche es bei Plato hat, und Kant wieder einführte, gebrauche, wo es die Urbilder, die in unserer Seele

von den Dingen ſind und den Maßſtab ihrer Vollkommenheit abgeben, anzeigt.

Da ich Sie aber gewiß durch eine Unterſuchung, die, weil ſie zu den tiefſten und abſtrakteſten gehört, keiner Anmuth fähig iſt, ſchon ermüdet habe, ſo will ich meine fernere Unterſuchung auf künftigen Brief verſparen, der die Natur unſerer Ideen, ihren Zuſammenhang mit den Begriffen von der Schönheit, und den Unterſchied zwiſchen den Vorſtellungen des Großen, Starken, Erhabenen, des Regelmäßigen, Schönen und Reizenden enthalten ſoll.

Ich kann unmöglich dieſen Brief ſchließen, ohne den Forderungen meines Herzens Gehör zu geben, Ihnen zu ſagen, wie glücklich ich durch Sie bin! O meine Wilhelmine, wer hätte mir ſagen ſollen, Sie wären das Mädchen, welches alle Wünſche meines Herzens erfüllte! Wie lange ſuchte ich vergebens das Ideal weiblicher Vollkommenheit zu finden, das meinem Geiſt vorſchwebte, und meine Sehnſucht blieb ungeſtillet! Nie fand ich den Gegenſtand, an dem mein Herz hängen, den meine Seele ganz lieben könnte, ſo ſehr ich ſuchte; hoffnungslos ſuchte ich nicht mehr, und fand Sie; kaum wollte ich trauen, ſo ſehr war meine Hoffnung geſunken, aber je näher ich Sie kennen lernte, je mehr ich mit Ihrem Herzen vertraut wurde, deſto inniger wurde die Ueberzeugung, nur Ihre Liebe könnte mich glücklich machen. — O könnte ich es ausdrücken, was mein Herz für Sie fühlt, hätte ich Worte, das Troſtvolle des Gedankens zu beſchreiben: auch ich bin Ihnen werth! — Sie würden mit mir dahingeriſſen werden im Wirbel des Wonnegefühls, ſchwindelnd von zu hoher Seligkeit müßten wir zurückſinken in den Schoos der Allmacht, der ewigen Liebe, aber wieder erwachen würden wir zu ſanften Gefühlen des Erdenlebens, und uns unſerer Liebe freuen. Leben Sie wohl. Der Ihrige

J. B. Erhard.

87. An Wilhelmine.

Nürnberg, den 3. November 1787.

Wilhelmine!

Ich weiß wohl, daß ich Ihnen vor acht Tagen sehr viel versprach, aber ich hoffte auch durch eine Unterredung mit Ihnen ermuntert zu werden, und dieser Trost fehlt mir nun; — ich wage es daher kaum meine Untersuchung fortzusetzen, doch es sei, ich geriethe sonst zu leicht in Versuchung, Sie mit Klagen zu unterhalten. Ich versprach eine Untersuchung über die Natur der Ideen, und ich bitte Sie, werden Sie nicht über mich unwillig, daß ich Sie mit solchen abstrakten Untersuchungen belästige.

Das Wort Idee wird in den gemeinen Lehrbüchern der Vernunftlehre (Logik) für jede Vorstellung gebraucht, die wir uns von einer Sache machen, und hat daher keine andere Bedeutung, als das deutsche Wort Begriff; in seiner ursprünglichen Bedeutung bezeichnet es aber etwas Höheres und Wichtigeres, und die Aufklärung dieser Bedeutung wird uns zugleich die Geheimnisse der Schönheit entdecken.

Es wäre unmöglich, daß ein Mensch den Ausspruch machen könnte: dies ist gut, dies ist schlecht, dies schön, dies häßlich (er mag recht oder unrecht urtheilen), — wenn er nicht eine Vorstellung in sich hätte, wie die Sache sein sollte, welche ihm die Regel angiebt, wonach er entscheidet. Diese Vorstellung ist nun entweder bloß durch die Erfahrung erworben, daß er die Sache schon einmal kennen lernte, oder er weiß den Zweck der Sache, und bildet daraus eine Vorstellung derselben, wie sie beschaffen sein muß, wenn sie ihn völlig erreichen soll; in diesem letztern Falle heißt seine Vorstellung eine Idee, und der anschauende Begriff der Sache der Idee gemäß, ist ein Ideal.

Der Grund zu den Ideen liegt in der Natur unserer Vernunft, denn diese sucht durchgängig Einheit aller unserer Erkenntnisse, und fordert daher überall Uebereinstimmung zu Einem Zweck. Insofern wir daher Vernunft gebrauchen, befriedigen wir uns niemals mit dem Begriffe eines Dinges,

ehe

ehe wir ſeinen Endzweck kennen; die Endzwecke verſchiedener Dinge unterordnen wir einem höheren, bis endlich durchgängige Einhelligkeit in all unſerm Wiſſen und Handeln iſt, dieſe völlige Einhelligkeit iſt die Idee der Wahrheit und Tugend.

Das Verfahren mit ſinnlichen Gegenſtänden iſt nun dieſen in der Hauptſache analog, wir fordern, daß eine Sache ihren Endzweck und deſſelben Erreichung durch ihr Aeußerliches ankünden ſoll, und dies iſt ein Theil der Idee der Schönheit einer Sache, wir wollen dies Schicklichkeit nennen; es iſt ferner nöthig, daß der anſchauende Begriff einer Sache faßlich und leicht wieder vorſtellbar ſei, — da dies durch die Gleichförmigkeit geſchieht, — ſo iſt ſie gleichfalls ein Theil der Idee der Schönheit, dann muß der Gegenſtand, welchen wir betrachten ſollen, Intereſſe für uns haben; dies geſchieht dadurch, daß er unſere thätigen Kräfte durch ſeinen Anblick in Bewegung ſetzt, und der Ausdruck iſt daher das dritte Ingrediens der Schönheit; es liegt aber zugleich eine Idee in uns, auf welche Art unſer Geiſt am würdigſten in Thätigkeit geſetzt wird, und die Annäherung des Ausdrucks zu dieſer Idee beſtimmt ſeine Schönheit.

Aus dieſem folgt dieſe Erklärung der Schönheit: ſie iſt die anſchauende Erkenntniß der Uebereinkunft einer Sache mit ihrem Ideal. Wo alſo kein Ideal in der Seele iſt, kann keine Schönheit empfunden werden. Dieſer Satz wird in der Folge die Zweifel heben, die von den Sophiſten wider die Platoniſchen Begriffe der Schönheit erregt wurden.

Nach dem einer oder der andere von den Haupttheilen der Idee des Schönen der herrſchende iſt, bekommt der Gegenſtand derſelben verſchiedene Namen; als: wenn er unſre Faſſungskraft durch ſeinen weiten Umfang mit Gleichförmigkeit anſtrengt, heißt er groß; wenn er die Wirkung einer großen Kraft zeigt, ſtark; wenn Stärke oder Größe mit Schicklichkeit vereinigt ſind, erhaben; wenn wir Ordnung in den Abwechslungen ſeiner Theile bemerken, regelmäßig; wenn Schicklichkeit noch hinzukommt, ſchön, im eingeſchränkten Sinne des Worts; und wenn ſich dann noch ſchöner Ausdruck

hinzugesellt, so wird er reizend. Im nächsten Briefe werde ich aus diesen Gründen die Abweichung des Urtheils der Gelehrten über Schönheit prüfen, und dann zu der besondern Schönheit fortgehen.

Wie es möglich zu machen wäre, daß wir uns sehen könnten, werd' ich Ihnen durch die Schwester meines Freundes sagen lassen. O beste Wilhelmine, es ist so viel in meinem Herzen, das ich Ihnen nur mündlich sagen kann, daß ich lieber diesen Brief schließen, als mein Unvermögen erfahren will, meine Gefühle auszudrücken! Leben Sie wohl, bis ich die Freude genieße, Ihnen zu sagen ich bin — machen Sie selbst die Unterschrift nach dem Wunsche Ihres Herzens.

J. B. Erhard.

88. An Wilhelmine.

Nürnberg, den 10. November 1787.

Wilhelmine!

Verzeihen Sie mir diesmal, wenn ich nicht im Stande bin, meine Untersuchung fortzusetzen. Verhinderung und Zerstreuung meiner Gedanken durch die Krankheit meiner Mutter, die zwar völlig gesund sein könnte, wenn sie eine zufriedene Gemüthsart hätte, ist Schuld daran. Meine einmal aufgewiegelte Seele spürt denn nach der Zukunft, und da ich dort nicht erforderliche Sicherheit finde, so würde ich in einem Meere von Zweifeln versinken, wenn mir nicht der Gedanke an Sie Stärke und Muth gäbe, es vielleicht glücklich zu durchschiffen. Ich weiß nicht, warum sich diesmal keiner meiner Gedanken in Worte einkleiden, keines meiner Gefühle zu Gedanken werden will; vielleicht wird diese Gemüthslage bald vorübergehen, und dann werde ich wieder geschickt sein, Ihnen zu schreiben, wahrscheinlich aber nicht eher, bis ich Sie sehe und spreche, eh es mir gleich klein und schwach vorkommt, mich nicht durch eigene Kräfte heben zu können, aber ich bitte Sie, entziehen Sie mir um dieses Trotzes willen nicht Ihre Hand; Eitelkeit und Rohheit ist nicht seine Quelle; er ist der Stolz eines

edeln Herzens, und dieses Herz schlägt für Sie! — Diese Erklärung allein merken Sie sich aus diesem Briefe, und dann werzen Sie ihn aus der Reihe der übrigen; ist aber auch dieses in ihm Ihnen gleichgültig, so mag er bei den übrigen liegen, denn dann sind sie alle des Aufbehaltens nicht werth. — Aber ach! sollte ich nicht diesen Brief verbergen vor Ihren Augen? — nein, Sie sollen ihn haben, und sehen, wie sehr noch der eitle Stolz meines Herzens und mein melancholisches Temperament über meine Vernunft siegt, — können Sie mich dennoch lieben, so wag' ich es, mich zu nennen

Ihren J. B. Erhard.

89. An Wilhelmine.

Nürnberg, den 20. November 17[illegible].

Wilhelmine!

So muß ich wirklich diesen Brief an Sie schicken, ohne Sie gesprochen zu haben, ohne meinen letzten Beantwortet zu sehen, — Ursache genug, mich zu beklagen, schwermüthig und traurig zu werden, — aber keines von diesem allen, ich bin so zufrieden, als hätten Sie mir hingereicht Ihre Hand und hätten gesagt: „Hier ist sie; so lange Sie edel und bieder sind, soll nichts im Stande sein mich zu zu zwingen, Ihnen selbige zu entziehen", — so zuversichtlich ist meine Liebe. —

Und nun zu Ihrem Brief, der mich entzückte. Ihre erhabenen Gesinnungen erheben meine Seele, o sagen Sie mir, meine beste Wilhelmine, wodurch gelangten Sie zu der Stärke der Seele, daß Sie sagen können: „Kein Glück kann mich erfreuen, kein Unglück kann mich niederschlagen", und behalten doch bei dieser Stärke das innige warme Gefühl des Herzens, das sich des Glückes seiner Freunde freuet, und durch ihr Glück selbst erheitert wird? Aber haben Sie mich unter der Zahl der glücklichen Freunde, so mußten Sie es auch sein, denn nie werde ich Sie verlassen, nie wird sich mein Herz von dem Ihrigen trennen können.

Wilhelmine, Sie werden zu sehr von mir geliebt, als daß ich ein Erdenglück je höher schätzen könnte, als Ihre Liebe; und diese Liebe ist nicht das Werk eines Augenblicks, in dem Sie mir schön vorkamen, o nein, nicht Ihrem Wuchse, nicht Ihrem Gesicht danken Sie meine Liebe, einzig der Hoheit Ihres Geistes: Ihre Mienen, Ihr Anstand, waren nur die Schrift, in der ich sie las.

Noch ist mir von meiner Untersuchung über Schönheit die Anzeige der Möglichkeit übrig, wie die Urtheile der Philosophen so verschieden ausfallen konnten, und das wird sehr leicht sein.

Wir haben gesehen, daß zur Beurtheilung der Schönheit die Idee, wie die Sache in ihrer größten Vollkommenheit sein sollte, nöthig ist; je nach dem nun diese Idee richtig oder falsch, erhaben oder niedrig ist, nach dem sind es die Aussprüche über Schönheit. Wenn man nun übersieht, daß diese Ideen einen Maßstab ihres Werthes haben, je nach dem sie übereinstimmender, zweckmäßiger oder sittlicher sind, und bloß bei dem verschiedenen Geschmacke der Menschen stehen bleibt, so muß es allerdings scheinen, als wäre die Schönheit an sich nichts, sondern nur ein Phantom der Einbildung; wenn man aber im Gegentheil diese Ideen für unmittelbar von der Gottheit uns eingepflanzte Begriffe hält, so fällt man in etwas zu überspannte Vorstellungen von dem Werth der Schönheit, wie Sie in der Darlegung des Platonischen Systems gesehen haben.

Nun werde ich mich in meinen künftigen Briefen bloß auf die Schönheit der willkürlichen Bewegungen der Menschen einschränken, oder, mich deutlicher zu erklären, ich werde von der Schönheit nur insoferne reden, als sie die Anzeige einer edeln und wohlwollenden Seele ist, und ich werde bloß im künftigen Briefe nur einiges Nöthige über die Schönheit des menschlichen Körpers überhaupt vorausschicken.

Ich hoffe, daß wir uns vielleicht übermorgen sprechen. Leben Sie wohl, ewig der Ihrige.

J. B. Erhard.

die Welt voll Epopöen. Was geht in Amerika, in Spanien, in Griechenland, ja in Frankreich und England nicht alles vor! In der ganzen Bewegung iſt doch Ein durchlaufender ſtarker Strich, welchen man den von 1789 nennen könnte, unverkennbar. Ein Vergnügen iſt es, die franzöſiſchen Zeitungen zu leſen; welches Talent, welcher Geiſt, welcher Scharfſinn! Iſt es wahr, daß der Fürſt von Talleyrand ſich den Spaß macht, heimlich Artikel in den „Conſtitutionnel" zu liefern? Daß die Franzoſen alles in Bezug auf ihr Land, auf ihre Tagesſtellung anſehen, iſt ihnen nicht zu verdenken, daß ſie's aber thun, muß man immer wiſſen. Ein Schlag gegen die Preßfreiheit würde uns Allen ſehr wehe thun, die wir von der franzöſiſchen Nutzen und Vergnügen haben. Leider iſt es wahrſcheinlich, daß Herr von Villèle vor ſeinem Sturze dergleichen nicht unverſucht läßt, wodurch er freilich ſeinem Nachfolger Gelegenheit bereitet, ſich ſogleich beliebt zu machen. An Villèle's baldigen Fall glaub' ich wegen einiger Zeichen; die Diplomaten reden bitter von ihm, alſo ſind die fremden Höfe nicht mehr für ihn; denen aber iſt es leicht, ihn zu ſtürzen, denn ſie haben Eingang am Hofe der Tuilerien, wohin keine Oppoſition, weder die liberale, noch die royaliſtiſche — ſo lange letztere ſich als Oppoſition geberdet und nicht Camarilla werden will — zu dringen vermag.

Die Veränderung in Baiern wird von Folgen ſein, für's erſte hat der König gut geſchworen, zum Aerger und Staunen mancher Ultra's iſt dieſer Akt ſo ohne Umſtände gleich an die Spitze der neuen Regierung getreten; im Uebrigen wird gewiß noch oft die vorige Regierung von vielen zurückgewünſcht werden.

Ich bin fleißig an meinem Blücher, finde aber Schwierigkeiten über Schwierigkeiten, ſeine Feldzüge ſind ein wah-

90. An Wilhelmine.

Nürnberg, den 15. November 1787.

Wilhelmine!

Noch immer iſt mir Ihr Betragen bei unſerm letzten Spazirgang gegenwärtig. Sie beſchämten mich durch Ihre Großmuth, und zeigten mir, daß ich mich in meiner Meinung betrogen hatte, wenn ich glaubte, daß, um mit einem Mädchen zu ſympathiſiren, ſei es auch das vortrefflichſte, ich den hohen Flug meines Geiſtes hemmen, mein Herz mehrerer Weichlichkeit öffnen, und meine feurige Liebe in ſchmelzende Zärtlichkeit wandeln müßte. Ich bin nun überführt, daß es ein Mädchen giebt, zu deren Seelengröße ich erſt hinanklimmen muß, die an trüben Tagen froh iſt, daß es nicht ſtürmt, und die lieben kann (die größte Verläugnung des menſchlichen Herzens), ohne der Welt zu zeigen, daß ſie geliebt wird. Wilhelmine, erhalten Sie dieſe Stimmung der Seele, und Sie werden die Erſte Ihres Geſchlechts; und bleiben Sie unveränderlich meine Freundin, ſo werde ich auch einſt Ihres Herzens noch werth ſein! Zweifeln Sie nicht an dieſem, Wilhelmine; glauben Sie nie, daß eine Zeit kommen könnte, wo Sie meine Liebe für eine Entehrung halten würden? Dann her Ihre Hand in die meinige, und Trotz ſei dem geboten, der ſie dann je wieder der meinigen entwindet! —

Ich erinnere mich, daß ich Ihnen verſprach, meine Unterſuchung über Schönheit fortzuſetzen, aber dieſer Brief bleibe frei davon, alle künftigen ſeien dann der Philoſophie geweihet, denn mein Herz hat Ihnen in dieſem geſagt, was es Ihnen je wird zu ſagen haben, und eben ſo vollſtändig erwart' ich die Antwort des Ihrigen. Ich bin kühn genug, ſie errathen zu wollen, — und dann ſei ewig meine Loſung, — nur die Wahrheit allein liebe ich ſtärker, als Wilhelminen! Leben Sie wohl. Der Ihrige.

91. An Osterhausen.

Nürnberg, den 23. November 1787.

Bester Freund!

Die Erzählung deiner Phantasieen unterhielt mich sehr angenehm, aber vielleicht bin ich im Stande, dir einiges von Danaen zu erzählen, das dir eben so angenehm ist. Ihren schnellen Entschluß, nicht in's Konzert zu gehen, habe ich dir mündlich erzählt, aber er war von der Gattung, daß er mußte gesehen, nicht gehört werden, um in seinem gehörigen Werth empfunden zu werden.

Es scheint sich in ihr nur eine gewisse Seite ihrer Seele zu entwickeln, die ich selbst nicht gehofft hatte, Hoheit des Geistes und Stärke der Gesinnungen, — ob ich hier mit der Begeisterung eines Liebhabers, der ich nun wirklich bin, spreche, mag folgende Erzählung entscheiden.

Vergangenen Sonntag erwartet sie mich im Garten, da ich — nicht durch meine Schuld — mich verspätete, mußte sie lange auf mich warten; als ich endlich kam, so war ich fast in Sorgen, sie verdrießlich zu finden. Aber nicht im geringsten war sie es, ich entschuldigte mich, und fragte, ob sie lange auf mich wartete, „Eine Stunde", war die Antwort, mit ruhiger Miene, ohne ein Wort hinzuzufügen. Als wir weiter gingen, so klagte ich, daß grade an den Tagen, da wir zusammenkämen, das Schicksal uns mißgünstig wäre, daß, wenn alle übrigen heiter, diese grade trübe wären: „Ich dächte, nicht das Schicksal, sondern wir hätten die Schuld, daß wir nicht die heitern wählen", war ihre Antwort. In fernerer Unterredung fragte ich sie, ob sie der trübe, veränderliche Tag nicht auch verdrießlich und niedergeschlagen machte, und ob sie nicht so unwillig als ich darüber wäre, daß die Hoffnung eines hellen und einer schönen Mondnacht vernichtet wäre. „Ich", antwortete sie mit gesetzter Miene, „bin froh, daß es nicht stürmt." Diese Antwort gewann ihr mein völliges Herz, und künftig erfährst du nicht mehr die Geschichte unserer

Freundschaft, sondern unserer Liebe. — Diotima ist völlig ausgesöhnt. — Lebe wohl. Dein Freund.

92. An Wilhelmine.

Nürnberg, den 14. December 1787.

Wilhelmine!

In meinem letzten Briefe versprach ich eine Untersuchung über Liebe, und ich bin um so mehr dazu geneigt, weil sie mit einer schon angefangenen Materie so sehr zusammenhängt. Ich habe den allgemeinen Begriff von Schönheit festgesetzt, — sollte ich nicht auch, ehe ich weiter gehe, ihre Wirkung, die Liebe, untersuchen?

Kein Wort unserer Sprache wird vielleicht mehr mißgebraucht, als dieses, jeder verbindet einen andern Begriff damit, und jeder spricht meistens seinem Gefühl gemäß, also ist in jedem dieser Begriffe etwas Wahres; wo wird nun die völlige Wahrheit anzutreffen sein? Dies zu prüfen, will ich die entgegengesetztesten Meinungen durchgehen, ich will vom Rohen, noch Wilden, bis zum Verfeinerten, vom Schwärmer bis zum Weisen aufsteigen. Unsere Sinnen sind insofern der Grund aller unserer Empfindnisse und Kenntnisse, als die Thätigkeit unserer Seele dadurch muß geweckt werden, sich zu äußern; so lange unser Geist noch halb im Schlafe liegt, so sind sie Herr über uns, und dieses ist der Fall bei wilden Völkern. Liebe ist diesen nur Bedürfniß des Körpers, sie streben feurig und unbändig darnach, es zu befriedigen; aber sie streben nicht sehr nach Schönheit, weil sie noch keinen Geschmack an ihr finden, und die Befriedigung der sinnlichen Triebe fesselt die Aufmerksamkeit ihrer Seele. Sobald sich die Menschen etwas aus dieser Wildheit emporgearbeitet, wenn sie sich mehr Bequemlichkeit verschafft, so fangen sie an, die Gegenstände ihres Genusses auszuwählen, sie wollen das einmal Gewählte besitzen, und dadurch wird das Eigenthum eingeführt. Das weibliche Geschlecht, als das schwächere, hat bei allem diesem keine Stimme, im Gegentheil wird es in diesem rohen Zustande nicht anders, als eine jede andere Sache angese-

hen, man freuet ſich nicht der Liebe eines ſchönen Weibes, ſondern des Beſitzes deſſelben.

Obgleich in ſeinem wildeſten Zuſtande der Menſch noch immer Menſch bleibt, und Einzelne zu allen Zeiten ſich durch Geiſtesgröße über die Andern erhoben, ſo kann doch ſelbſten bei dieſen noch nicht einmal ein Begriff von Liebe als Zuneigung zweier Herzen, oder als Freude an der Vollkommenheit eines Andern ſich finden. Ihre Gefühle von Liebe ſind gleichſam nur Ahnungen, daß es eine höhere Liebe giebt.

Ueber acht Tage werde ich ſchon zu etwas erhöhtlichern Ausſichten kommen, und der Menſch wird ſich von einer würdigern Seite zeigen. Leben Sie wohl.

Der Ihrige J. B. Erhard.

N. S. Wie ſehr ſchmerzte es mich, daß ich vergangenen Mittwoch nicht bei Ihnen ſein konnte, kaum wollte mein Herz Troſt von meiner Vernunft annehmen, und nur der Gedanke, Sie ſelbſt würden mich kleinmüthig nennen, wenn ich nicht willig der Nothwendigkeit nachgäbe, erhob meinen Geiſt und ließ ihn nicht im Taumel der Schwärmerei dahinſinken.

93. An Oſterhauſen.

Mürnberg, den 17. Januar 1790.

Beſter Freund!

Ich weiß diesmal wirklich nicht, wie ich meinen Brief anfangen ſoll; beklagen, daß wir ſchon getrennt ſind, das war ſchon zu oft da, — Neuigkeiten, ich weiß keine; ich werde alſo in der kurzen Zeit, die mir übrig iſt, hinſchreiben, was mir beifällt.

— Danaen ſprach ich ſeitdem nicht mehr. Ich prüfte ihren Edelmuth, er war nicht vollwichtig; man könnte ſagen, er wäre allein von der Liebe überwogen worden; nun will ich dieſe prüfen. Ich werde ſie auf drei Wochen weder ſehen, noch an ſie ſchreiben; ich werde beobachten, welche Leidenſchaften dies in ihr erregen wird; ſind es Eiferſucht und Un-

willen, nun so bleiben wir geschieden, — sie wird nicht sagen können, daß ihr meine Bekanntschaft im geringsten Schaden gebracht hat, — hält sie aber mit Sanftmuth aus, nun so werde ich sie wieder lieben können. Ueberhaupt gereuet es mich, daß ich mich nicht länger auf bloß freundschaftlichem Fuß erhalten habe. Ach wann werde ich einmal klug werden!

Wenn ich morgen R. L6. Beifall erhalte, so werde ich vielleicht bald Schriftsteller sein, und zwar wider Jacobi, dies ist ein Gegner für mich. —

Schicke mir Engels Lustspiele. Vesal werde ich besorgen. Lebe wohl. Dein Freund.

94. An Osterhausen.

Nürnberg den 31. Januar 1788.

Bester Freund!

Mit innigem Vergnügen las ich deinen Brief, ich sehe daraus, daß du an Festigkeit deiner Gesinnungen zunimmst, und mir, verzeihe mir diesen Ausdruck, ein brauchbarer Freund wirst. —

Dein Urtheil ist sehr gründlich gefällt, und im Ganzen richtig.

Diotima war Danae's Gegnerin, und ich konnte nur mit Mühe von ihr erhalten, ihr Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, denn sie sagte einmal, ehe sie noch mit ihr im Umgange war, und ich Danae's rühmlichen Eifer lobte, zu mir: „Danae wurde durch Ihre Freundschaft gehoben, und sie strebt, ein Gegenbild von Ihnen zu werden; aber wäre Ihre Denkart anders, so würde ihr Danae vielleicht auch entsprochen haben"; — es war wirklich so unwahrscheinlich nicht, und noch jetzt bin ich noch nicht des Gegentheils gewiß. Denn wie sehr ich den Liebhaber von gemeinem Schlage hätte spielen dürfen, ohne ernstlichen Widerstand gefunden zu haben, das will ich nicht bestimmen. — Doch dies nur im Vorbeigehen. Auf diese Rede Diotima's ließ ich ihr Danae's Brief lesen, und von der Zeit an ließ sie sich nichts mehr wider sie merken, aber betrachtete Danae als eine Gerettete, und sich als die gefallen,

und Danae betrachtete sich nun ich weiß nicht als was; so stehen die Sachen. Nur muß ich sagen, hätte Danae gesucht, so freundschaftlich zu scheinen als Diotima, so wäre gewiß bald ernstliche Freundschaft daraus geworden, — aber nun ist Alles verdorben, und ich weiß nicht, ob ich die Geduld haben werde, es wieder zu bessern. Vielleicht spreche ich dich in wenig Wochen, und dann mehreres. Lebe wohl.

Dein Freund.

N. S. Den Entschluß, wider Jacobi zu schreiben, habe ich aufgegeben.

95. An Osterhausen.

Nürnberg, den 15. Februar 1784.

Bester Freund!

Ein Aufsatz zur Reform unsrer Akademie raubt mir die Zeit, diesmal dir so ausführlich zu schreiben, als ich wünschte.

Danaens Brief kann ich nicht völlig fassen, ich finde keinen Hauptzug in ihm; Stolz, Hoheit, etwas Liebe, Besorgniß, sind mit Seelengröße durcheinander gewebt, kurz, er ist, als wenn er ein Produkt meiner Feder wäre, und deßwegen macht er keinen Eindruck auf mich.

Sie wird dir vermuthlich antworten, ich bin begierig darauf, und dann werde ich an sie schreiben.

Du erhältst Ackermann und Janin. Besal habe ich zwar auch erhalten, aber da er nun von meinem Vater einmal bezahlt ist, und ich ihn ohnedies im Frühjahr zur Uebung im Zeichnen von dir entlehnen würde, so behalte ich ihn selbst.

Schreibe mir gelegentlich von deinem Patienten. — Lebe wohl.

Dein Freund.

96. An Osterhausen.

Nürnberg, den 21. Februar 1784.

Bester Freund!

Du scheinst meinen Brief etwas mißverstanden zu haben; nicht deßwegen, weil ich meine Gesinnungen in

Danae's Brief zu finden glaubte, wollte ich ihn für einen Nachhall meiner Empfindungen erklären, dies ist er nicht, und kann es nicht sein: nein, ihr natürlicher Karakter scheint der meinige zu sein. Und dann kann wirklich auch der Ausdruck ihres Briefs: Wer ohne Ursache schweigt, der frägt auch u. s. w., einen Antheil daran haben, daß er an meiner Seele abgleitete. Heute hatte ich mir vorgenommen, an sie zu schreiben, aber ich wurde verhindert, und dann, was soll ich schreiben? — Wilhelmine, wenn du mich wirklich liebst, o dann, dann muß ich dich beklagen — ich habe dich verrathen, ich ließ dich einen Menschen lieben, dessen Herz keiner Leidenschaft unterliegen kann, als der Ehre, und dessen Vernunft keine billigt, — aber nein, verrathen habe ich dich nicht, ich habe dir's gesagt, und du ließest dich nicht warnen, liebtest mich dennoch, und liebst du mich noch, so bist du edler als ich, — und nur einem Engel kann ich dies verzeihen. — Doch weg von dieser Scene! —

Fordre von F. den Homer und den Deutschfranzos wieder zurück. — Lebe wohl. Dein Freund.

97. An Osterhausen.

Nürnberg, den 19. Februar 1788.

Bester Freund!

Der Brief, den du mir von Danaen schicktest, rührt mich mehr, als alle, die ich von ihr las; der Schleier von Schwermuth, der darüber verbreitet ist, macht mir die Züge von Stärke und ruhiger Ergebung reizender. Ich war entschlossen, heute an sie zu schreiben, aber es ist mir nun nicht möglich, ich muß einen günstigen Augenblick abwarten, wo ich, allein und ungestört, ihr mein ganzes Herz entdecken kann. Ruhe ist gewiß nicht in ihrem Herzen, aber ob ihre Unruhe Furcht des Verlusts ihrer Liebe, oder Kummer einer fehlgeschlagenen Hoffnung ist, wer mir dies sagen könnte? Doch vielleicht gehört dieser Zweifel unter meine Sünden; du kannst es wissen, du entdecktest

ja, daß die Freundschaft Diotima's und Danae's erkünstelt war, solltest du nicht auch Danae's Liebe beurtheilen können? Ich erwarte deine Antwort, strenge dich an, zu sehen, was zu sehen ist. Diotima ist nun so ziemlich zufrieden, nur quälen sie, nach ihrer Sage, bange Ahnungen trauriger Erfolge im Frühlinge; du weißt, daß ich nicht auf so was achte, und sie wohl selber nicht. —

Diotima versteht sich vielleicht unter allen Personen, die ich kenne, am besten darauf, mich zu lenken. Die Maxime aller ihrer Handlungen ist: Sanftmuth siegt, und dies ist gerade die Art zu streiten, die ich am meisten schätze. Jetzt sucht sie so sehr als möglich zu vermeiden, daß die Rede nicht auf Danae fällt, sie scheint fest zu glauben, ihres Siegs gewiß zu sein, und, welches noch mehr ist, es zu verdienen. Ich war nun schon oft auf den besondern Ideengang dieses Mädchens aufmerksam, ich kann wirklich nicht sagen, daß sie eifersüchtig wäre, sondern so zu sagen bloß neidisch in Ansehung meiner; innerer Stolz scheint die Quelle dieser Mißgunst gegen Andere zu sein, sie glaubt mich nur allein völlig zu verstehen, meinen Gefühlen nachzuempfinden, und meinen wahren Werth zu schätzen, und hielt sich dadurch berechtigt, am ersten auf meinen Umgang, wo nicht Liebe, Anspruch zu machen, dies war der Grund, warum sie im Anfang Danaen um meine Freundschaft beneidete, warum sie, als sie glaubte, ich würde von Danae geliebt, wirklich in der Stimmung war, ihre Freundin zu werden, und warum sie, als diese in ihrer Gesellschaft zurückhaltend und stille gegen mich war, diese Stimmung wieder verlor; ich wollte fast sagen, sie hätte es Danaen verziehen, mich zu lieben, sich in ihrer Gegenwart als innige Freundin von mir zu zeigen, ihr von Natur gutes Herz hätte es dann billig gefunden, daß ich Danaen wieder liebte, aber sie konnte es ihr nicht verzeihen, sich von mir lieben zu lassen — für bloße Gefälligkeit und einige Resignation, das hinzunehmen, was sie selbst durch alle Sorgen der Liebe zu verdienen glaubte. Was Danae's

Gründe bei allen ihren Handlungen waren, weiß ich nicht; wenn es wirklich Seelengröße war, was sie hinderte zu heucheln, wenn es Liebe war, was sie die meinige suchen ließ, o dann verdient Diotima nicht mehr, als ihr Kammermädchen zu sein —.

Prüfe, was ich dir in diesem Briefe schreibe. — Daß du Schriftsteller ehe als ich wirst, gehört dir von Rechts wegen, denn du hattest auch früher einen Liebeshandel. Lebe wohl.

Dein Freund.

N. S. Das Gleichniß, womit Diotima's Brief anfängt, ist auf einem unsrer Spazirgänge aufgehascht. Uebrigens muß ich dir sagen, daß alle Briefe Diotima's an dich herzlicher, als die an mich sind, — ich spreche hier bloß als Kritiker.

98. An Wilhelmine.

Nürnberg, den 7. März 1788.

Wilhelmine!

Als ich das vorletztemal Abschied von Ihnen nahm, versprach ich Ihnen die damals an Sie gethanen Fragen schriftlich vorzulegen, und bat Sie um Ihre Entscheidung. Hindernisse von außen und Mißmuth von innen hielten mich ab, an Sie zu schreiben: während dieser Zeit entschied ich die Frage, und mein Entschluß befestigte sich, — ich folge, so viel an mir liegt, dem Ruf meiner Fähigkeiten, und überlasse mich übrigens dem Schicksal. Mein Vorsatz ist, der Menschheit zu leben, und ich werde selig sein; sich zu leben, kann höchstens bisweilen vergnügt, nicht einmal zufrieden machen. —

Noch bin ich sehr entfernt von der Stufe, nach der ich strebe, aber doch sehe ich sie. Die Richtung meines Laufes ist gefunden, aber noch thürmen sich Hindernisse gegen mich auf, doch soll Kleinmuth meine Seele nicht packen.

Sie, Wilhelmine! wenn Ihr Gleichmuth ächt ist, wenn Sie nicht Ihre Gefühle durch die Strenge Ihrer Maximen vielmehr tyranniſiren, als daß Sie selbige durch immer wachsame Vernunft zu lenken gelernt haben, sind der Palme näher

als ich. Ich fürchte nicht, daß ich Sie durch solchen Zweifel beleidigen werde, nein, ich fordere Sie vielmehr zu ernstlicher Prüfung Ihrer selbst auf. — Das Glück Ihres ganzen Lebens hängt davon ab. Auf der Bahn, die Sie anfingen zu betreten, giebt es keinen Mittelweg, man muß das Ziel erreichen, oder man bleibt ewig irre, immer in Widerspruch mit sich selbst; auf dem Pfade hingegen, den die gewöhnlichen Menschen wandeln, giebt es verschiedene Wege, die zu minderer oder größerer Glückseligkeit führen, die unterste Stufe ist: mehr Vergnügen, als Unlust, und die höchste: Zufriedenheit. — Wilhelmine! ich wiederhole meine Bitte, prüfen Sie sich! — Aber vielleicht ist es schon geschehen, und Sie stehen auf der Höhe, wo uns Freiheit und Unsterblichkeit entgegen wehet, dann werden Sie aber auch überzeugt sein, daß der es gut mit Ihnen meinen müsse, der in diesem Tone an Sie schreiben kann, — genug! Bald wird wieder die Zeit kommen, wo im Schatten einsamer Haine Friede und einsame Zärtlichkeit unserer wartet, am Altar der feiernden Natur werden sich unsere Herzen verstehen lernen, Liebe wird uns über die Liebe erheben, Schauer der Gottheit werden uns umwehen, o dann, dann, Wilhelmine, keine Prüfung mehr! — Leben Sie wohl! Für immer mögen Gefühle Ihre Brust beleben, gleich denen, die die meinige emporheben, da ich schreibe, daß ich bin

Ihr Freund im ganzen Sinne des Worts

J. P. Erhard.

99. An Osterhausen.

Nürnberg, den 11. März 1794.

Bester Freund!

Ich habe auf meinen Brief von Danae Antwort erhalten, eine Antwort, die ihr meine Seele gewann; groß und edel sind ihre Gesinnungen, und meine Meinung von ihr erhebt sich immer mehr: fast werde ich gezwungen, sie in allem Betracht freizusprechen, denn jemehr ich alle Scenen, die ich mit ihr durchlebte, durchdenke, um so mehr muß ich ihr Be-

res Gedränge, in welchem ein Auftritt den andern überstürzt und der Heldenmuth oft sonderbare Sprünge macht. — Sind endlich die Sachen glücklich überwunden, so kommt die Schwierigkeit des Ausdrucks, und diese bleibt oft unüberwindlich. Eigentlich freu' ich mich auf das Ende und hoffe bei andern Lebensbeschreibungen ordentlich auszuruhen von dieser.

Hrn. von Stägemann's Geburtstag haben wir am 7. November gefeiert. Seine Gesundheit scheint sich wieder zu befestigen, kleine Uebel vom Witterungswechsel abgerechnet, woran wir Alle leiden. Sein Geist ist so frisch und liebenswürdig wie je. Ich finde in dem trefflichen Mann eine Eigenschaft, welche in solch hohem Grade mir bei niemanden sonst erschienen ist; nämlich er ist das Muster eines Preußen im besten und edelsten Sinne, der sich mit diesem Worte vereinigen läßt. Staat und Volk, in ihrer jetzigen Gestalt, wie in ihrer früheren Geschichte, sind in seiner Seele lebendig, er kennt und weiß alles, was preußisch ist, und hegt und trägt es, nicht mit Schein und Dünkel, sondern still und unbefangen, wie alles ächte Hegen und Tragen; er ist ein wahrer Patriot, ohne je es zu sagen; ferner ist er muthvoll und kühn, frei und fröhlich, fein und klug, lauter Eigenschaften, die dem Preußen vorzüglich angehören; daß wir einen Friedrich den Großen gehabt haben, sieht man ihm auch an, sei es aus Verwandtschaft oder Wirkung. Seine herrlichen Kriegsgesänge athmen durch und durch diesen Geist. Auch die Dichtkunst durfte in diesem Vereine nicht fehlen! Ich freue mich sehr, daß endlich eine vollständige Ausgabe dieser politischen Gedichte bereitet wird, die einen Zyklus von Empfindungen, Gedanken und Thatsachen bilden, dem ich kein ähnliches Denkmal der Zeit an die Seite zu setzen wüßte! —

Sie haben doch meinen Brief durch Hrn. von Chamisso erhalten? Ihm lag von Rahel ein Blatt über Spontini bei.

tragen in jeder bewundern, sie überlegte tiefdenkend, wo ein anderes Mädchen geweint hätte, sie blieb sanft, wo ein anderes Mädchen sich entrüstet hätte, und dauerte aus, wo ein anderes Mädchen entweder sich erniedrigt, oder mürrisch gebrochen hätte, — eine Person von diesem Karakter, sollte diese nicht auch ihre Unschuld unter Umständen erhalten, wo es für eine andere unmöglich war? Doch ich werde auch über diesen Punkt noch gewiß werden, — gewiß, durch Danae selbst, ich traue um Alles auf ihre Seelenstärke. Ich würde nicht unterlassen, dir ihren Brief zu schicken, wenn ich nicht in kurzem die Hoffnung hätte, dir selbigen vorzulesen. Ich las selbigen Diotima'n vor, und sie konnte seinem Nachdruck nicht widerstehen, ihr Beifall drückte sich in ihrer Miene aus; du magst sagen, was du willst, ich hoffe immer, Danae und Diotima werden noch ächte Freundinnen, vielleicht aber dann erst, wann ich nicht mehr hier bin. Ich will hier eine kurze Parallele dieser beiden Mädchen versuchen.

Danae ist eine größere und stärkere Seele, aber Diotima ein besseres Mädchen; Danae liebt großmüthig, Diotima inniger; Danae hat viele Fähigkeit, festen Sinn, Geistesgegenwart und Edelmuth, Diotima hat weniger Fähigkeit, aber mehr Geduld, Ueberlegsamkeit, Dankbarkeit. Wenn Danae düster um sich blickt, so weint Diotima, und wenn Diotima in andre Welten entzückt wird, so findet Danae die Schöpferkraft einer eignen Welt in sich. Diotima ist ihren Pflichten getreu, duldet, und klagt nur zuweilen, Danae übt aus, was sie für gut hält, erträgt, und wird nur selten unwillig. Man wird Danae's Entschlossenheit da bewundern, wo man Diotima's Sanftmuth lieben muß, man wird Danae's Aufrichtigkeit und Bedachtsamkeit da lieben, wo man Diotima's Gelassenheit und Feinheit bewundern muß; kurz, Danae ist ein besserer Mensch, und Diotima ein besseres Mädchen.

Freund, etwas auffallend war mir die Aeußerung deines Briefs, ich sollte deinen Namen dem Strome der Zeiten entreißen, wofern es dir nicht gelänge; was bereden dich zu

dieſer Erwartung von mir? Habe ich etwas gethan, das des Ruhmes werth wäre? Oder habe ich große Hoffnung dazu? Keines. Wir wollen uns alſo beide damit begnügen, wenn wir einiges Gutes ſtiften können, und unſere Seelen von der Knechtſchaft des Vorurtheils (ἀπάτης) retten. Iſt es im Plane der Welt, daß wir als Beiſpiel noch nach dem Tode nützen ſollen, ſo wird es geſchehen, unſere Sorge aber muß einzig dahin gehen, daß es geſchehen kann. Lebe wohl.

Dein Freund.

100. An Wilhelmine.

Nürnberg, den 11. März 1788.

Wilhelmine!

Sie thun mir wirklich Unrecht, wenn Sie ſagen, ich wäre nicht aufrichtig, und daß Sie ganz davon überzeugt ſeien, ſo ſollen Sie die Veranlaſſung zu meinen Aeußerungen gegen Sie wiſſen.

Sie werden ſich erinnern, auf welche Seite bei meiner vorgelegten Frage Ihre Entſcheidung zu fallen ſchien; ich muß es nur geſtehen, ich war nicht ganz zufrieden damit, weil ſie mir nicht die edelſte ſchien, und ich hielt Sie einiges Schwankens auf dem einmal betretenen Pfade fähig; ich wollte daher Ihre Standhaftigkeit ſtärker prüfen, und — erklären Sie ſich nun ſelbſt das Uebrige — mein Brief war die letzte Verſuchung, aber aus der Fülle meines Herzens geſchrieben.

Sobald es uns gegönnt iſt uns zu ſprechen, ſo werde ich Ihnen den Sinn, den ich mit dem Inhalt deſſelben verband, zu erklären ſuchen, aber ich glaube, Sie werden ihn ſchon ſelbſt gefunden haben.

O edles, deutſches Mädchen, wie ſehr erquickte mich Ihr Brief! Sie können es, meine Beſte, Sie können mir Muth einflößen, und ich bedarf ihn —. O könnten Sie nun in meiner Seele leſen, was ich für Sie empfinde, — aber gewiß, Sie errathen es, denn, ich wage es zu ſagen, Sie lie-

lieben auch mich, und ein Herz wie das Ihrige vermag nie ohne Zärtlichkeit zu lieben. —

Liebe, Wilhelmine, ist das einzige Glück vernünftiger Geister, aber diese Liebe wird freilich nur von wenigen Edlen gekannt, aber Sie, meine Theuerste, gehören unter diese Zahl. Diese höhere Liebe allein verwahrt uns vor den Ausschweifungen empfindsamer Schwärmereien, und erhebt uns über niedere Leidenschaften. Sie liebt nicht eigensinnig dieses oder jenes Geschöpf, sondern die ganze Menschheit, und wird nur mit dem Gegenstande inniger vertraut, der mehr von der Vollkommenheit des Ganzen in sich vereinigt. Diese Liebe ist Tugend, und sie zu erhalten muß unser Bestreben sein —; jene zärtliche, süße Liebe, die zwei gleichfühlende Herzen vereinigt, ist gemeiniglich die Stufe, die uns zu dieser höheren Liebe erhebt, aber sind wir nicht wachsam mit der Vernunft über diese schmelzenden Gefühle, so können sie uns auch irreführen, groß ist die Zahl derer, die hier fielen. — Sie, Wilhelmine, sind auf der Höhe, und ich wage es, mich Ihnen nachzuschwingen, ich bin gewiß, ich darf den zärtlichen Gefühlen meines Herzens folgen, sie haben Sie zum Gegenstande, und können mich nicht irreleiten, und Sie billigen sie, dies ist die größte Wonne, die ich je empfand. Leben Sie wohl! Ihr J. W. Erhard.

101. An Wilhelmine.

Nürnberg, den 11. April 1788.

Wilhelmine!

Heute genoß ich den ersten Frühlingstag, aber er verging mir ohne Sie. — Mit entzückter Seele schwebte ich hinaus in's Freie, ich fühlte das Aufleben der verjüngten Natur, jeder meiner Nerven bebte harmonisch beim Anblick des farbenspielenden Abendrothes, ich konnte sie nicht alleine ertragen diese Gefühle, meine Brust war zu enge für sie, ich sahe mich um, wer sie mit mir theilen könnte, aber — Wilhelmine war nicht bei mir. Der Gedanke an Sie erhob mich einige Augenblicke, trug mich näher dem Schoße der Gottheit, —

aber ſchrecklich traf mich das Bewußtwerden: Wilhelmine iſt nicht bei dir! — nun war mir Pein der Reiz des jungen Frühlings, er erweckte meine Sehnſucht, die ich nicht ſtillen konnte! — Gedrungen durch die Kürze der Nacht, und, wäre es nicht, auch freiwillig, breche ich hier ab. Kein Kleinmuth entehre einen Brief an Sie, lieber will ich es Ihnen mündlich ſagen, was hier fehlt. Und dies, wenn Sie wollen, könnte künftigen Dienſtag nach fünf Uhr geſchehen. Sie finden mich auf dem Judenbühl. Leben Sie wohl.

Ihr J. B. Erhard.

102. An Wilhelmine.

Nürnberg, den 1. Mai 1788.

Wilhelmine!

Heiter, wie dieſer neugeborne Morgen des ſchaffenden Mai's widme ich Ihnen die kurze Zeit, die von dieſem Tage ganz mein eigen iſt. Noch iſt Ihre ſiegende Miene vor meinem Blicke, mit der Sie vergangenen Mittwoch mir entgegen kamen; Trauteſte meiner Seele, ſchöner ſah ich Sie noch nie!

Die Geſchichte Ihres traurigen Tags erheiterte meine Seele, ich kämpfte Ihre Kämpfe mit Ihnen, und fand mich ſtark, wie Sie. —

Wenn ich die Beſtimmung meines Daſeins erfülle, wenn ich den Schneckengang der Ausbildung des Menſchengeſchlechts beſchleunige, ſo danke ich es Ihnen, Göttliche! Wilde Ergießungen zwar edler aber roher Gefühle, heftiger Wunſch, den Menſchen zu dienen, aber ohne durchgedachten Plan, war das Größte, was ich vor Ihrer Bekanntſchaft zu beginnen vermochte; wie die Sonne den Planeten des Himmels, wieſen Sie mir meine Laufbahn an —.

Flammend und innig iſt mein Dank gegen Sie! o wie wenig ſagt der kalte, todte Buchſtabe hier! Könnte ich Sie vielmehr an meine Bruſt drücken, aushauchen an Ihren Lippen meine Gefühle, einſaugen aus Ihrem göttlichen Munde Wonne und Kraft, die jede Nerve durchzückte, — aber ich

bin einsam. Sie nicht bei mir —. Nun so zeige deine Kraft, Schrift, würdigste aller Erfindungen! sage meiner Wilhelmine, daß sie einen Jüngling entflammte zu hoher Tugend und Kraft, zeige ihr die Gefühle meines Herzens, daß auch ihr Pulsschlag sich hebe mit dem meinigen, ihre Lebensgeister frohlockend sich in jede Fiber ergießen, und sie fühle die Wonne, geliebt zu werden, geliebt aus inniger Empfindung ihres Werths, — o könntest du dies, dann wärest du nicht mehr todter Buchstabe, und du wirst es auch nicht sein, nicht sein für Wilhelmine, deren erhabene Seele jeder Funke von Tugendgefühl, den sie in ihren Freunden erblickt, zur hohen Wonne begeistert.

In der Hoffnung, dieser Brief finde Ihre Seele in erhabener Ruhe, fühlet sich selig Ihr Erhard.

N. S. Künftig finden Sie „Eduard" unter meinen Briefen.

103. An Wilhelmine.

Nürnberg, den 9. Mai 1788.

Wilhelmine!

Es kränkte mich sehr, als ich erfuhr, daß durch üble Ausrichtung meiner Botschaft du getäuscht wurdest —, oder war es nicht so, wußtest du es, daß du mich nicht finden würdest, und du wolltest dich schon an die Freuden der Erinnerung gewöhnen? — und diese wenigstens wirst du gefunden haben!

Gewiß gingst du an den Ort, wo wir letzthin so traulich im Grase lagen, und süße Zärtlichkeit bemächtigte sich deiner Brust. O hätte ich sie mit dir theilen können!

Du erhältst mit diesem die ländlichen Nächte zurück, und den versprochenen Ardinghello. Das erste Buch machte mir wirklich Vergnügen, der Verfasser ist vorurtheilsfrei, und schreibt mit Wärme des Herzens. Nicht tiefe Philosophie, sondern sein wohlwollendes Herz entriß ihn den Klauen grausamer Vorurtheile, und lehrte ihn den Pfad der Natur: dies giebt seinem Buche eine Anziehung und eine Poesie des

Styls, die bloß gedachte Bücher nie haben können, aber dagegen iſt auch die Leichtigkeit in ſolchen Materien, die durchgedacht ſein wollen, z. B. in der Nacht, die Wiſſenſchaften, etwas allzu merklich.

Ardinghello iſt das Produkt eines flammenden Genius, es kann mit nichts verglichen werden; die Sprache iſt meiſterhaft, vollendend für das Ohr, ſchildernd für das Auge, bedeutend und belebend für jeden Sinn: die Gefühle, die er erweckt, laſſen dem Herzen keine Ruhe, ſo lange man lieſt, muß es feurig ſchlagen, faſt an keiner Stelle des Buchs werden wir in ſanfte Ruhe gewiegt, beſtändig unſere Nerven durch die Kühnheit der Empfindungen und Maximen erſchüttert, und wie das von der Sonne geblendete Auge, muß ſich der Geiſt nach dem Leſen erſt wieder erholen. Einen Ardinghello wünſchte ich unter meinen Freunden, ich ſelbſt möchte es nicht ſein, — es iſt ein herrlicher Jüngling, nichts zwar iſt ihm heilig, aber er ſelbſt iſt bald wie ein Gott, er handelt oft ungerecht und unbändig, aber nur weil er ſich täuſcht, den Edelmuth auf der entgegenſtehenden Seite des Rechts und der Mäßigung zu finden wähnte, — Sinnlichkeit iſt bei ihm herrſchend, aber ſie erniedrigt ihn nicht, ſondern er veredelt ſie. O es muß eine Freude ſein, einen ſolchen Jüngling zum Freunde zu haben, ihn zu zähmen, und ſeine ſich gegen Alles ſträubende Kraft durch die Stimme der Weisheit zu lenken! Bei dem allen urtheile ich von dem Buche im Ganzen nicht völlig günſtig; ſolche Schriften ſind wie romantiſche Gegenden der Natur, wo ſich Felſen auf Felſen thürmen, ſich reißende Ströme über ſie ſtürzen und an ihren Klippen zerſchäumen, an ihren ſchroffen Abhängen ſich hundertjährige Fichten mit vielarmiger Wurzel anklammern, eine ſolche Gegend feſſelt alle Sinne und erhebt unſere Seele, aber es wächſet in ihr weder erquickendes Obſt noch nährendes Getreide. — Doch der Menſch lebt nicht von Brot allein!

Lebe wohl und verzeihe deinem Eduard.

104. An Wilhelmine.

Nürnberg, den 16. Mai 1744.

Meine Beste, so täuschte ich mich also, daß meine Reise nach Erlangen so vergnügt sein sollte; denn nun fehlt mir der Gedanke: mein Freund hat heute auch einen seligen Tag! Ich wartete gestern immer mit Schmerzen auf Botschaft von dir, und Niemand kam: doch ich weiß gewiß, daß du keine Schuld daran hast.

Der heutige Tag verkündet einen schönen Morgen; o wie will ich dann in Gedanken an dich so ruhig und glücklich meine Straße fortwandeln, jeder Sonnenstrahl, der mild durch bebende Aeste zu mir herabkommt, wird mich an einen deiner zärtlichen Blicke erinnern, die einfache, schattenlose Landstraße werden mir Gespräche mit meinen Freunden verkürzen, und im ruhigen Walde wird mir meine Phantasie das Glück erneuern, welches ich mit dir, entfernt vom Getümmel der Stadt, im Schoße der Natur genoß. Es ist kein reineres und größeres Glück für den Menschen, als sich mit Zärtlichkeit geliebt zu wissen, jede Pflicht wird ihm dadurch leichter, weil er sich durch die Achtung seines Freundes dafür belohnt fühlt, und jedes Verbrechen schreckt ihn mit ernsterer Stimme, weil es ihm die Achtung seines Freundes entzieht; sein Freund will nicht schlechter als er sein, und er ist gerade in diesem Falle, in der Tugend der eifrigste und unnachlässigste Nebenbuhler dieses Freundes; so gehen sie Hand in Hand auf der Bahn der Tugend der Glückseligkeit entgegen: kann dann noch der Besitz dieses Freundes schon hier das größte Glück gewähren, — Liebe in der genauesten Bedeutung, — o dann haben wir schon Aussicht auf eine nahe Belohnung unserer Mühseligkeiten; und dieser Belohnung würdig zu sein, giebt unserer Seele Willen und Kraft zur Tugend.

Aber trügen wird sich der Jüngling, der nicht die Würdigkeit zum Besitze einer edlen Geliebten, sondern den Besitz selbst als das Ziel seiner Wünsche ausstreckt, er wird

ſich durch ihn nicht belohnt, ſondern geſättigt finden, und der Ekel wird dieſem bald folgen.

Wenn Glückſeligkeit das Ziel unſerer Wünſche iſt, ſo ſind wir immer in der Hand des Zufalls, aber wenn ſtrenge Unterwerfung unter Pflicht und Würdigkeit glückſelig zu ſein unſer Beſtreben iſt, ſo ſind wir unter der Aufſicht der Gottheit, und unſere Ausſicht erweitert ſich jenſeit des Grabes. — Ich freue mich darauf, über einen Tag ſchon wieder an deiner Seite zu gehen, und dir zu ſagen, wie ſehr ſich deiner werth zu ſein beſtrebt

Dein Eduard.

105. An Oſterhauſen.

Nürnberg, den 19. Mai 1788.

Beſter Freund!

So iſt nun dein Herz auch wieder einmal belebt worden, Liebe iſt doch die Kraft, die allein unſerer Seele den ächten kühnen Schwung giebt, — ich liebe auch, vielleicht ſtärker, als du, weg iſt aller Gram aus meiner Bruſt, keine Beſorgniß wegen der Zukunft, entbrannt iſt meine Bruſt gegen alles Edle und Schöne, und ich finde es in meiner Wilhelmine. — O letztens entzückte ſie mich, ich ſahe ſie leiden, in ihren Mienen aber auch den Triumph der Seele darüber, — eine Freundin von ihr iſt krank, eine andre verkannte ſie, und ihr Vater machte ihr einen Heirathsantrag, ſie ſchlug ihn aus, ohne ſich die Perſon nennen zu laſſen.

Ich tadelte frei ihr Betragen, aus keinem Munde konnte es ihr auffallender ſein, ſie gab mir die Antwort: „Ich bin's zufrieden, was ich gethan habe, jedes Andre kann es auch ſein, denn mein Schickſal iſt das meinige", — und war dann wieder Sanftmuth und Güte gegen mich. —

Dictima macht kein Geheimniß mehr aus ihrer Liebe zu mir; meine Achtung gegen ſie ſteigt nicht im Verhältniß meiner Achtung gegen Wilhelminen, ſie muß gegen ſie weichen wie der Vollmond vor der aufgehenden Sonne, ſie

weiß es, und kümmert sich, — ich weiß nicht, ob ich im Stande sein werde, sie zu beruhigen, doch vielleicht durch meinen jetzigen Enthusiasmus. Jetzt solltest du bei mir sein, mir ist alles lebendiges Streben und Freude, und wo ich hingehe, bringe ich Leben und Freude mit.

Daß deine Liebe frei von Eifersucht ist, glaube ich dir, — Eifersucht ist nicht in der Natur des unverdorbenen Menschen, sie ist jene Hyder, gezeugt durch Aberglauben und gesäugt durch Erziehung, beider Vorurtheile hast du abgelegt, und du liebst ohne Gram und Kummer. —

Sehnlich wünschte ich freilich an deiner Hand durch Haine und Thäler zu wallen, und meine Wonne in deiner Seele zu spiegeln, aber auch ohne dich bin ich dennoch heiter, denn Wilhelmine weihet sich mir. — Lebe wohl.

Dein Freund.

106. An Osterhausen.

Nürnberg, den 28. Mai 1788.

Bester Freund!

Nun athmet wieder Leben in deinen Briefen, aber hüte dich, daß die Macht der Liebe nicht zu stark wird; Liebe ist die Sonne des menschlichen Lebens, von ihr allein kommt Wachsthum und Gedeihen, aber wenn nicht Kühlung der Vernunft die Pflanze des Edelmuths, die durch sie keimt, umwehet, und Thau der Klugheit sie tränkt, so senget sie selbige nieder, und sie muß verdorren.

Ich bin in gleicher Lage mit dir, denn ich liebe nun. — Es ist ein edles Mädchen, ich muß sie lieben, Achtung der Freundschaft lohnt nicht ein solches Herz; am Montage hatte ich einen vortrefflichen Nachmittag mit ihr, ich erzählte ihr, was der Plan und die Absicht meines Lebens wäre. Du kennst ihn. Sie sagte, ich solle mich dereinst durch ihren Beifall lohnen und mir helfen. — Was kann ich aber jetzt thun? fragte sie, und ich beantwortete ihre Frage mit Entzücken. —

Und wenn ich dann bei aller dieſer Erhabenheit der Seele die innige Liebe gegen mich vernehme, dann hebet es mich hinaus, über jeden Erdenſohn hinaus, — ſo unſchuldig und edel, als Wilhelmine, liebt kein Mädchen, wenn ſie nicht faſt einſam erzogen iſt, — und das iſt doch nicht der Fall bei ihr. Ich kannte manches Mädchen, aber ſo frei von aller Buhlerei kannt' ich noch keines. — Wenn Wilhelmine, in einem gewiſſen Sinne des Worts, nicht mehr unſchuldig wäre, und doch ganz dieſer edlen Liebe fähig, ſo frei von aller Sinnlichkeit, — dann begreife ich ſie nicht, dann iſt ſie mehr als menſchlich. Lebe wohl.

Dein Freund.

107. An Wilhelmine.

Nürnberg, den 11. Mai 1788.

Wilhelmine!

Weg einmal mit allem Getändel eines erkünſtelten Flitterwohlſtandes der Welt, der unſere Sittlichkeit nicht erhöhte, aber wie erkältendes Eis die Wärme der Sympathie zweier ſich fühlender Herzen hemmt, — ſei meine Wilhelmine und ich dein Eduard! Zwar wenn wir wandeln vor den Augen der Welt, ſo müſſen wir uns auch ihren Zwang gefallen laſſen; aber wenn wir allein ſind, nichts um uns, als die ſtille Natur, wenn der Reiz der Schöpfung uns in ſtille Gefühle wiegt, wenn das harmoniſche Feuermeer des Abendroths uns in die Tiefen der Gottheit verſenkt, und wir uns in ihr verſchwiſtert fühlen, — weg dann mit allem, was unſere in einander verfloſſene Seelen von einander reißt! —

O meine Theure, wie wallet mein Herze dem Tag entgegen, der uns wieder einige Stunden ſüßes Geſpräches ſchenken ſoll, — o wenn mein Leben einer Reihe ſolcher Tage gliche, wenn mein Herz immer offen ſein könnte, wie der heitre Himmel über mir, wenn ich frei und ohne Zurückhaltung gegen jedermann handeln könnte, — dann würden meine Gefühle ruhig werden, wie die labende Kühle

Kömmt Ihnen das „Morgenblatt“ zu Geſicht, ſo finden Sie da unter dem 31. Oktober von derſelben Hand etwas über Mademoiſelle Sonntag, die Sängerin auf dem Königsſtädter Theater hier, die ganz Berlin in Entzücken ſetzt. Rahel's Bruder hat den Brief von ihr drucken laſſen, ich wußte es nicht und las es zufällig im Kuchenladen, aber unter Tauſenden von Blättern hätte ich dieſen einen Aufſatz herauserkannt! —

Ich muß enden! Leben Sie wohl, behalten Sie uns lieb und bleiben Sie unſer verſichert!

Rahel grüßt beſtens!

Ewig Ihr treuer

K. A. V. v. E.

Mit beifolgenden Briefen beläſtigen wir Sie! Herrn von Williſen werden Sie hoffentlich ſchon geſehen haben; der Brief an ihn iſt von meiner Frau, der Brief an Herrn von Chamiſſo iſt von ſeiner. Alſo Frauenbriefe. Ich biege den meinigen darnach um.

69.

Oelsner an Varnhagen.

Paris, den 19. November 1825.

Herr von Jordan bietet mir eine Gelegenheit, die ich benutzen will, ſo gut ich kann. Meſſen Sie es doch ja keiner Nachläſſigkeit oder Trägheit bei, mein hochverehrter Freund, wenn ich Ihnen nicht ſo oft und ſo ausführlich ſchreibe, als ich gern möchte. Die Sterne ſind mir nicht günſtig. Zum Beiſpiel diene der letzte Kourier. Er war mir auf das Ende

des Hains, und mein Herz ſich entflammen zur belebenden Sonne! Aber noch iſt ſie fern, dieſe Hoffnung, vielleicht mehr Ahnung des Genuſſes in den Gefilden der Unſterblichkeit, als gegründete Erwartung für dieſes Erdenleben, — und doch iſt mir ſchon hier ein Vorſchmack gegeben, ich habe Freunde und dich, — dies ſtärkt wieder meine Hoffnung! — Mit wonniger Wehmuth denke ich mir jetzt dich, noch nie ergriff mich das Bange ſchmelzender Zärtlichkeit ſo ſehr, als in dieſem Augenblicke; wie ein Wandrer, wenn er in wolkiger, finſtrer Nacht einen einzigen Stern blinken ſieht, ſich deſſen mehr freut, als des ganzen geſtirnten Himmels, ihn als den traulichen Gefährten ſeiner öden Reiſe müdevergeſſen anblickt und begrüßt, aber dann wieder Bangigkeit ſein Herz beklemmt: auch dieſen dürfte eine Wolke verdunkeln, und daß dieſes nicht geſchieht, Thränen der Freude ihm in's Auge treten, und er mit gerührter Ehrfurcht wie auf einen guten Genius, vom Himmel ihm zur Leitung geſandt, auf ihn hinblickt, — ſo blicke ich nun nach dir, und getröſtet und geſtärkt kehrt jederzeit mein Blick zurück.

Ich muß mich nun trennen von dem innigſten Gedanken an dich, muß ſie weglegen die Feder, und habe dir noch ſo wenig geſagt; ich muß mich davon, mit ganzer Seele nichts als dich zu denken, losreißen, o dürfte dies nie

Dein Eduard.

N. S. Dienſtag um ſechs bin ich auf dem Judenbühl.

108. An Osterhauſen.

Nürnberg, den 16. Juni 1798.

Beſter Freund!

Deine Liebe kann ich doch noch nicht ganz billigen, denn ſie iſt entweder zwecklos, und dies glaube ich nicht, — oder ſie hat Endzwecke, die gewöhnlich die Liebe nicht hat, und damit iſt's immer eine etwas mißliche Sache; wenn ich dir rathen kann, ſo halte deine Liebe ſtreng unter der Zucht der Pflicht, und gewöhne dich nicht an den Ge-

danken, in deinem Gegenstand die Welt, die Welt in deinem Gegenstand zu lieben, sondern zur Bildung der Geliebten deines Freundes so viel beizutragen als möglich. Denn wenn ich auch dir anspruchlose Liebe zutraute, so kann ich es doch nicht deinem Gegenstand. — Liebe mit Großmuth und Verläugnung ist ein zu schöner Gegenstand für ein edles Herz, als daß er es nicht erheben sollte; alle unsere Reden bekommen dadurch etwas Feierliches und Edles; da dieses nun in der Gegenwart unserer Geliebten, oder in Briefen an sie, durch herablassende Zärtlichkeit in eine reizende Dämmerung gehüllt wird, so werden wir leicht der Gegenstand der Achtung eines gefühlvollen Mädchens; da nun dadurch gleichsam aus Dankbarkeit, oder noch mehr aus Freude darüber, sobald wir dies merken, unser Ton noch inniger und vertrauter wird, so werden wir bald der Gegenstand der Liebe, und sie glaubt dann keinen Jüngling zu finden, an dessen Brust sie von den Schwingen des Enthusiasmus, zu welchen wir sie aufgeregt haben, sanfter ruhen könnte, als an der unsrigen. —

Ich selbst kann dir ein warnendes Beispiel sein, — denn ob sich gleich Diotima's Seele mit der Gesundheit ihres Körpers wieder stärkt, so wird sie doch nie völlig froh werden, als wenn sie mich vergißt, — ich wünschte, daß ich ihr nicht noch ein Mädchen beigesellen müßte, doch mündlich einmal mehr! — Wilhelmine sage selbst, ob meine Absicht war, sie zu meiner Geliebten zu machen, und jetzt ist sie es. — Ich bitte dich, sei aufmerksam auf dich, daß du nicht einst ihr Schicksal auf deine Verantwortung zu nehmen hast. —

Dein Freund.

109. An Osterhausen.

Nürnberg, den 26. Juni 1788.

Bester Freund!

Ich wünschte, daß du immer auf diese Art möchtest verhindert werden, mir zu schreiben; hätte ich gleich einigen Kummer, wenn ich keinen Brief von dir fände, so wäre

dann mein Entzücken um so viel größer. Da ich die gleichfalls schon lange Zeit nicht schrieb, so muß ich manches nachholen.

Vergangenen Sonntag vor acht Tagen war ich in Erlangen mit Frauenholz und Klinger, ich war bei Hofrath Meusel und machte Bekanntschaft mit ihm; es ist ein lebhafter, gesellschaftlicher Mann, und unsere Unterhaltung war so lebhaft und munter, als sie nur unter alten Bekannten sein kann; er hat eine ansehnliche Bibliothek und weitläuftige Kenntniß der Litteratur; aber, die Wahrheit zu sagen, so scheinen fast alle diese Litteratoren das Schicksal der Lieutenants de police zu haben, diese kennen fast den Einwohner ihrer Stadt und lernen sogleich jeden Fremden kennen, aber werden eben dadurch mit keinem einzigen vertraut. — Der Schloßgarten ist nur nichts besser geworden.

— Diotima scheint sich wieder völlig gefaßt zu haben, und was mir am meisten Bürge davon ist, ist die völlige Herstellung ihrer Gesundheit. —

Wilhelmine schätze ich immer mehr, so vieler Liebe wird selten ein Mädchen fähig sein, und es kränkt mich, daß ich sie am Feiertage betrübte, betrübte durch allzu große Sorgfalt für sie; sie sagte mir, daß ihre Aeltern nach Ziegelstein gegangen wären, ich riethe ihr, sie sollte doch auch manchmal wieder mit ihren Aeltern gehen, damit es ihnen nicht auffallen möchte; „das laß meine Sorgfalt sein, daß es ihnen nicht auffällt", war die Antwort. Nach einiger Unterredung sagte ich, es thäte mir wehe, daß sie mir so viel aufopferte, und ich könnte noch nichts für sie thun. Auch die Zärtlichkeit hat ihre Gränze, wenn sie zu sehr steigt, erliegt das Herz und wird zu weich; dies und noch einiges machte sie schwermüthig, es traten ihr Thränen in die Augen, sie faßte meine Hand, sahe mich durchforschend an und sagte in einem geängsteten Tone: „O so versage mir nie mehr!" sie wurde nicht mehr heiter, und die ernsthaftesten Gespräche vollendeten den Abend. Ich schrieb am an-

dern Tage sogleich an sie, und werde heute Antwort erhalten. Ich bringe sie dir über acht Tage vielleicht mit. Lebe wohl.

Dein Freund.

110. An Wilhelmine.

Nürnberg, den 16. Juli 1788.

Wilhelmine!

Wie sehne ich mich nach einer Unterhaltung mit dir, wie sehr brauche ich sie, diese Unterhaltung, meinen Muth zu erheben und meine Kräfte zu wecken — immer erhabner und würdiger stehst du vor meinem Geist, und ich sinke vor dir in Staub. —

Als ich am Mittwoch wegging von der Gesellschaft und einige Augenblicke allein war, so durchkreuzten sich folgende Gedanken in meiner Seele: — Als Zeuge der Wahrheit zu leben, das ist, das soll deine Bestimmung sein; aber welche Belohnung genossen sie dafür, Alle, die dieser Bestimmung folgten? — heiterer Aussicht jenseit des Grabes — aber hienieden keine, und du hoffest Wilhelminen! welche Leiden werden wohl deiner bis zum Ziele warten, und Sie, diese Theure, wird sie vielleicht mitzufühlen haben! — Hier trübten sich meine Augen, aber kaum wollte ich dich bedauern, so erinnerte ich mich deiner Standhaftigkeit, deines erhabenen Duldens, das du schon gezeigt hattest, und ich unterließ, dich zu bedauern, und ward von Achtung gegen dich hingerissen, pries mich glücklich, und fühlte dabei eine Demüthigung, die mich, wärst du zugegen gewesen, zu deinen Füßen geworfen hätte. Mein Freund kam und weckte mich.

Wenn ich die kurze Zeit unserer Bekanntschaft durchdenke und die vielen Fehler damit vergleiche, deren ich mich gegen dich schuldig machte, so begreife ich kaum deine Güte; wie oft überließ ich mich den Stürmen meiner Laune, und du warst immer dieselbe, ich setzte dich Prüfungen aus, du mich noch keiner, immer ich der wankende, du fest und entschlossen.

O sage mir doch, meine Beste, was ist's, das dich an mich kettet? Liebe im gewöhnlichen Sinne des Worts kann es nicht

sein, — die hätte ich schon längst verscherzt; mein Werth, der ist zu gering gegen den deinen, — sage mir's, wenn wir uns sehen; Ich kann es nicht anders begreifen, als daß eine höhere Macht dich mir zum Schutzengel bestimmt. Lebe wohl.

Dein Eduard.

N. S. Am Montage bin ich um halb sechs auf dem Jädenbühl, wirst du auch dort sein?

111. An Wilhelmine.

Nürnberg, den 11. August 1788.

Wilhelmine!

Du sagtest mir neulich, du freutest dich auf meine Briefe, aber warum, das sagtest du nicht; mich trifft gleiches Loos bei den deinigen, und ich will dir deßwegen Rechenschaft geben. Geliebte, die keinen andern Zweck haben als Lieben, möchte bloß Neugierde treiben, auf Briefe von einander begierig zu sein, Neugierde, ob sie noch wie ehedem geliebt werden; völlig frei bin ich nun nicht von dieser Schwäche, vielleicht ist es den Menschen unmöglich, sich ganz davon zu befreien, aber sicher bin ich, daß auch noch ein edleres Interesse meine Erwartung spannt; was werde ich aus diesen Briefen lernen, welche Großmuth, welche Aeußerungen erhabner Liebe werde ich darin finden? dies ist's, was mich begierig macht, was meine Erwartungen von dir immer höher stimmt, und nie täuscht. — Gleiches wirst du nun wohl nicht von meinen Briefen erwarten, — aber doch wirst du in ihnen ein Herz finden, das deinen Werth fühlt, wirst aus ihnen sehen, daß deine Liebe nicht unnütz verschwendet ist, daß sie mich entflammt zu edlen Entschließungen und mich leitet auf dem Pfade der Tugend, mich warnet im Wirbel der Freude und mich zurückhält von den Abgründen der Schwermuth.

Cicero schrieb einst seinem Sohn: O könnte ich dir die Tugend in menschlicher Gestalt zeigen, gewiß du würdest dich in sie verlieben! So oft ich nun an dich denke, meine Beste, so kommt mir auch diese Stelle in Sinn; aber meine Liebe tritt schüchtern zurück, und die höchste Achtung nimmt ihre

Stelle ein. Diese innige Verehrung, die der Tugend allein gebührt, wirst du nun doch in meinen Briefen finden, und wenn es dir Freude ist, neue Zeugnisse meiner Liebe zu hören, so freuest du dich gewiß nur deßwegen darüber, weil es zugleich Zeugnisse sind, daß ich besser wurde. Sie ist mein! ist sonst der Gedanke, der einen Liebhaber am meisten begeistert, und ich muß gestehen, als ich dich letzthin tanzen sahe, sahe das leichte Schweben des ganzen Körpers und den Anstand und die Gewandtheit jeder einzelnen Bewegung, so flüsterte mir meine Eitelkeit selbst etwas dergleichen in's Ohr, und ich konnte es nicht vermeiden, daß sich die Entzückungen der raschesten Freude nicht meiner Seele bemeisterten; aber kaum war ich wieder über mich Herr, so schämte ich mich meiner Schwachheit und glaubte dich beleidigt zu haben, weil ich bald aufgehört hätte, dich zu lieben, und mich in dich verliebt hätte! Ich weiß, du wirst diesen Gedanken nicht mißverstehen, wenn du dich erinnerst, was ich schon über diesen Gegenstand mit dir sprach, — und wolltest du ihn aufs Neue erklärt hören, nun so darfst du mich auf den Montag nur daran erinnern, wo ich dir auch sagen muß, welchen Eindruck auf mich am Donnerstage dein schnelles Davongehen machte, — kein Blick sagte mir, daß du mich ungern verließest, und ich wäre bald schwach genug gewesen, mich darüber zu grämen, wenn nicht wichtigere Gedanken durch deinen Anblick wären in mir erregt worden, die du schon oft gehört hast und künftig wieder hören wirst. Schmerzvoller als der Umarmung eines Freundes, von dem ich mich trennen muß, entziehe ich mich nun der Lust, noch mehr an dich zu schreiben; aber ich muß, und bald sieht dich doch wieder

Dein Eduard.

119. An Osterhausen.

Nürnberg, den 22. August 1788.

Bester Freund!

So hatte er auch deinen Beifall der feurige Jüngling *), der nie aus dem Taumel des Enthusiasmus erwacht, und nur selten besonnen ist? Wonne ist's, ihm nachzufühlen, aber Unglück wäre es, er zu werden. Auch mir gab er einen Schwung, aber mehr zum Schwindel, als zum höheren Emporklimmen. Wenn es bloß darum zu thun ist, daß die Kräfte der Seele aufgeregt werden, so ist es ein vortreffliches Buch; wenn sie aber gelenkt werden müssen, so kann es zu nichts dienen, indem es zu keinem Zwecke führt. Eine hell auffahrende Flamme in dunkler Nacht ist ein prächtiger Anblick, aber nur die Flamme, welche unsere Speisen erweicht, und an der wir uns zu erwärmen wagen dürfen, ist die für uns nützliche. Edler und tugendhafter ist die Stimmung, welche die Gespräche des Plato meiner Seele gaben. Ich kenne keinen Schriftsteller als Xenophon, der sich mit ihm messen darf, er soll mein Muster sein als Schriftsteller und sein Sokrates mein Muster als Mann. Die ganze Sehnsucht der Liebe fühlte ich in meiner Brust, als ich seine Schutzrede las, o ich hätte fliegen mögen nach Griechenland und zurück die Hunderte der Jahre, um die er mir vorkam, ihn umarmen zu können und sein Schüler zu werden. Der Phädon des Plato ist von dem des Mendelssohns nicht erreicht, auch ungerechnet, daß die Beweise des Plato in den meisten Fällen zweckmäßiger sind, so giebt die Bescheidenheit und die Vertraulichkeit, mit der sie vorgetragen sind, der Untersuchung etwas Feierliches, das die Seele in beständiger Spannung erhält, und das Herz so sehr rührt als den Verstand. Auch trägt Sokrates einige Zweifel in der Mathematik vor, die, aufgelöst, die Grundlage des ganzen Kantischen Systems liefern würden. Aber ich will aufhören, über einen Schriftsteller zu sprechen, den ich noch nicht im Stande bin mit prüfender Einsicht zu beurtheilen.

*) Reinhold.

ſondern der, wie eine Geliebte, meine ganze Seele feſſelte. Schicke mir den Theil, in welchem Menexenus enthalten iſt.

Freund, ſchon wieder möcht' ich dich mahnen zu eilen, daß wir bald unſre Laufbahn zuſammen antreten können *); aber ich will nicht hoffen, daß du zauderſt, oder dich gutwillig aufhalten läßt. Ich treibe dich an, und ich ſelbſt fürchte doch, wenn ich bedenke, was ein Jüngling wägt, wenn er in die Welt eintritt, wie ſchwer es iſt, rechtſchaffen zu bleiben und wider den Strom der Verderbniß zu ſchwimmen. Ich komme mir vor, als wagte ich mich in ein Labyrinth von Wiſſenſchaften und Geſchäften, um darin nicht Einen, ſondern zwei Minotauren zu bekämpfen, Vorurtheil und Laſter. Zwar war ich ſo glücklich, eine Ariadne zu finden, die mir den Faden der Vernunft anknüpfen half, aber iſt dies noch Sieg. — und wird ſie auf meine Rückkunft warten? — Aber daran jetzt ſchon denken, wäre Feigheit; Muth zum Kampfe muß nur der einzige Gedanke ſein, und der wächst in mir, feſt ſteht der Entſchluß, erwürgen mögen mich die Ungeheuer, aber mich beſiegen ſollen ſie nie!

Noch hätte ich etwas in deinem Briefe zu beantworten, aber ich muß mit dir ſprechen, ich werde bald zu dir kommen, dich das letztemal in Altorf zu umarmen; bis dorthin kämpfe noch und widerſtehe deinem Herzen, denn ich weiß noch nicht, ob du wahrhaft liebſt oder ſo geliebt wirſt. —

Dein Freund.

113. An Oſterhauſen.

Nürnberg, den 19. Auguſt 1788.

Beſter Freund!

Ich danke dir für die Mittheilung des Gedichts; es hat wirklich ſchöne Stellen, und es wäre wohl werth, daß ſie ſich eine leſerlichte Schrift und Orthographie angewöhnte.

J. hat einen ziemlichen Theil der Gunſt meines Vaters ver-

*) Nämlich nach Würzburg zu gehen und dort vereint Medicin zu ſtudieren.

verloren, und das mit Recht; er kommt nicht zu ihm und geht nicht an die Oerter, wo er ihn rekommandirt, auch sein Betragen ist allzu unhöflich, er muß anders werden und seine Ungezogenheiten ablegen, oder er bleibt ewig ein armer Tropf.

Noch was muß ich dir erzählen, nämlich daß ich nun den Vorsatz aufgeben muß, Diotima und Wilhelminen zu Freundinnen zu machen. — Diotima erfuhr einiges von Wilhelmine, welches dem, was sie ihr selbst sagte, zu widersprechen schien, aber im Grunde nicht widerspricht. Sie erfuhr es durch deine Schwester, welche, dir im Vertrauen gesagt, mir größtentheils den Handel verhunzt hat, trug es mir vor, und trotz meiner Entschuldigung erklärte sie Wilhelmine für eine ausgelernte Kokette, die alle Formen annehmen kann, und jedesmal ist, wie man sie braucht, — hielt sich durch das freundschaftliche Betragen Wilhelminens gegen sie beleidigt, und sagte mir einiges auf meine Vertheidigung, das ein Anderer vielleicht nicht verstanden, oder wenn, dadurch aufgebracht worden wäre, mich aber belustigte ihr Witz, und ich hörte gerne zu. Diesmal, Freund, warst du ein besserer Prophet als ich, und ich ließ mich von meinen Idealen menschlicher Vortrefflichkeit verblenden, aber es war mir nützlich, die Sache so weit zu treiben als möglich, um an dem Falle alles zu lernen, was daran zu lernen war. Nun ist noch eine Einzige, die bei mir den Ruhm ihres Geschlechts gründet, aber sollte mich diese, sollte mich Wilhelmine täuschen, dann gebe ich die Hoffnung auf, eine Person zu finden, der ich mit mir gleichen Werth geben kann. Aber noch ist mein Glaube an Wilhelmine fest, und wenn es groß von Alexander war, an die Tugend zu glauben und sein Leben auf die Wette zu setzen, als er den Trank seines Arztes Philippos nahm, und ihm dagegen seine Umgebung als Verschworner hingab, so weiche ich in diesem Fall nicht, denn ich setze meine ganze Glückseligkeit darauf.

Sonst machte ich dir oft eine Erzählung von den Aben-

den, die ich in Wilhelminens Gesellschaft zubrachte, und über acht Tage soll es wiederum geschehen. Zwar werde ich nun nicht mehr die Gegenden und Gefühle, sondern unsre Gespräche beschreiben, zu denen uns nun meistens Plato den Stoff giebt. — O wenn es mein Schicksal wollte, daß ich einstens diesen göttlichen Schriftsteller ihr vorlesen könnte, daß sie dessen Vortrefflichkeit mit mir empfände, und mich immer stärkte zu höherem Emporklimmen zur Gottheit, — aber mir schwindelt vor der Verwegenheit meines Wunsches; als Zeuge der Wahrheit leben zu wollen, und schon in diesem Leben solche Glückseligkeit zu verlangen! Lebe wohl.

Dein Freund.

114. An Wilhelmine.

Nürnberg, den 10. August 1794.

Wilhelmine!

Noch erinnere ich mich deiner Zweifel, ob du je eine Freundin finden würdest, und deiner weisen Folgerung daraus, du selbst genug sein zu lernen. Ich kann nun erstere nicht grundlos finden, wie ich dir auch schon zugestand, und einige Ursachen, warum es so schwer sein möchte, anzugeben suchte, aber zu Erlangung des letztern will ich dir einige Vorschriften zur Prüfung geben.

Die meisten Fälle, wo wir Andere uns zu Gefährten wünschen, sind, wenn sie uns Leiden sollen tragen helfen, oder wenn sie uns Vergnügen verschaffen sollen; aus diesen nun folgte die Vorschrift: willst du Andere entbehren können, so lerne Leiden tragen und Vergnügungen missen. Dies kann nun meine Wilhelmine, und diese Vorschrift wird ihr nicht schwer auszuüben sein.

Aber noch ist ein Bedürfniß edlerer Art in unserm Herzen; wir selbst finden in uns einen Drang, den Kummer Anderer zu versüßen, und ihnen eine Quelle von Freuden zu sein, und es kränkt uns gleich stark, sie mögen unsere Hülfe verschmähen, oder aus Mißtrauen gegen uns keine Freuden aus unserer Hand annehmen wollen.

der Woche angekündigt. Am Dienstage hinterbringt mir zufälligerweise Herr Klaproth, daß der Kourir, wo nicht abgegangen sei, binnen wenigen Stunden abgehe. Es war 1 Uhr. Im Schreiben begriffen an Hrn. von Stägemann, sandte ich um Nachfrage in die Straße Bourbon. Der Weg hin und her verzehrt dem besten Gänger eine Stunde, und ich bin nicht von flinken Boten bedient. Die Antwort lautete, meine Briefe müßten halb vier Uhr an Ort und Stelle sein. Einige Tage darauf hatte ich den Aerger zu vernehmen, daß der Kourier erst Mittwoch aufgebrochen ist. Dergleichen kleine Widerwärtigkeiten sind jedoch das geringste in meiner Hiobsgeschichte. Mich quälen Schwindel, Jucken, Nervenirrlichtgefackel, daß ich oft tagelang weder lesen, noch schreiben kann. Anhaltende Beschäftigung ziehet das Uebel herbei. An diesem Leiden ist zum Theil die Schlabrendorf'sche Angelegenheit schuld. Sie hat mich gehindert in's Bad zu gehen, zu reisen, und fast macht sie mir das Andenken des Mannes verdrießlich, dessen Mißtrauen in alle Menschen, dessen Ueberweisheit in letzter Behörde die eigentliche Quelle des Wirrwars sind. Er wollte im Handeln vorsichtiger sein und klüger, als die ganze übrige Welt. Niemand hat ja in Hinsicht seiner selbst unglücklicher fehlgegriffen. Im Widerspruche mit seiner Natur machte er sich zum Klausner, während er nicht ohne Umgang leben und denken konnte; denn Verkehr mit anderen wirkte auf ihn wie magnetische Reibung; er gerieth dann wachend in einen Zustand von Somnambulism, der seinen Geist aller unmittelbaren Umgebung entrückend, wahre Genialität in ihm erzeugte. Sich selbst überlassen hingegen, war der seelensgute, wohlwohlende, ächt fromme Greis von tausend erbärmlichen Bedenklichkeiten umfangen, die seine Eingezogenheit ihm lästig, öde, traurig machten. Stolz versperrte den Austritt. Man wollte nicht eingestehen, geirret

Sich darüber nicht zu kränken, ist beinahe unmöglich; nur der Trost kann uns stärken, wir wollten ihr Bestes, sie verschmäheten uns, vor Gott sind wir gerechtfertiget.

Doch dieses alles erschöpft noch nicht die Sehnsucht unseres Herzens nach Freundschaft, das Verlangen nach dem Troste Menschen zu finden, so gut oder besser als wir, und diese Sehnsucht können wir nicht stillen und sollen sie nicht stillen, es ist der erhabenste Wunsch unserer Seele, — wir können nichts thun als ihn in diesen umändern: Andere so gut zu machen als wir sind; — und dieses ist gewiß dein Vorsatz! und du wirst ihn erreichen! Suche deine Gefühle auszudrücken und deine Kenntnisse Andern beizubringen, dann wird keiner aus deiner Gesellschaft gehen, ohne sanfter und edler, und keiner, ohne liebenswürdiger und klüger geworden zu sein. Wilhelmine, dein Loos auf dieser Welt ist erhaben, Tausenden fällt es nicht so, die Weisheit hat dich zur Schülerin, und die Tugend zu ihrer Bekennerin erkoren! Wirst du diesem Beruf getreu sein, dann harret Vollendung jenseits des Grabes deiner, und hier bist du das Glück deines Eduards.

115. An Wilhelmine.

Nürnberg, den 4. September 1798.

Wilhelmine!

Als ich vergangenen Abend noch über die schweren Forderungen nachdachte, die ich an dich machte, und welche du völlig übernahmst, so ging ich in mich zurück, ob ich von dir nicht mehr forderte, als ich selbst leistete? Und ich fand, daß es so war; aber dies schreckte mich nicht ab, meine Erwartungen an dich so hoch zu stimmen, als ich es that, denn noch nie fand ich weniger bei dir, als ich hoffte.

Künftigen Montag wollen wir wieder beisammen sein, schon entzückt mich der Gedanke dich wieder zu sehen, um halb sechs Uhr werde ich mich frei machen von Allen, und dir, Traute meiner Seele, entgegen eilen. O meine Ein-

zige, fürchte nicht, daß ich dich je vergessen könnte, jeder Himmel, heiter und rein von jeder Wolke, ist mir das Bild deines Herzens, und jeder wohlthätige Sonnenstrahl ist mir ein Bild deiner Liebe; kommt aber Sturm und Wetter, und wird es trübe und melancholisch, dann erinnert es mich an deinen Muth, mit dem du noch über Alles siegtest, und der Gedanke entsteht in meiner Brust: wenn Alles mich verläßt, dann sag' ich meiner Wilhelmine: ich bin allein, — sie fliegt in meine Arme und trennt sich nie von mir —.

Lebe wohl. Dein Eduard.

116. An Wilhelmine.

Nürnberg, den 12. September 1798.

Meine Liebe!

Wie schnell und wonnereich schwinden mir nicht die Wochen dahin, seitdem mein Entschluß fest ist, und ich meine Tage in nützliche Geschäfte theile, zu deren frohen Ausführung mich der Gedanke an dich stärkt. — O was ich dir verdanke, meine Auserwählte, wie könnte ich dir es je vergelten! Doch die Vorsehung wird dies an meiner Statt thun, und ich kann nichts als bloß den Winken gehorsam sein, die sie mir durch dich giebt. Nur Eines stört bisweilen meine Glückseligkeit, wenn ich denke, wie viel es dir kostet, mir dies zu sein, was du mir bist; aber wenn ich sehe, wie du dieses alles erträgst, dann wächst auch mein Muth, und ich werde entschlossen, Alles um der Tugend willen zu ertragen. — O dann möcht' ich hineilen zu dir, und in dir die Tugend anbeten, welche ich zu erringen suche!

Aber wenn über dich, meine Wilhelmine, Schwermuth die Oberhand behält, was soll dann aus mir werden? wenn du mir schreibst: „Hoffnung ist oft eine leidige Trösterin," was kann ich erwarten? Aber das Ende deines Briefes zerstreute das Dunkel, welches der Anfang verbreitet hatte; wie die Sonne, wenn sie die feuchten

Nebel des Herbſtes zerſtreut, uns nur um ſo viel erhabnere Wirkung ihrer Kraft zeigt, ſo zeigte ſich deine edle Seele nur um ſo würdiger im Siege über einen Anfall von Schwermuth. Deine Hoffnung, Wilhelmine, wird dich nie täuſchen, denn was hoffeſt du? Belohnung deiner Tugend; — auf was gründet ſich dein Hoffen? auf die Gottheit; — und was belehrte dich über die Gottheit? Die reinſte Erkenntniß deiner Vernunft — und kann dieſe täuſchen? Gewiß nicht —.

Nichts könnte freilich den Menſchen mehr niederſchlagen, als wenn er denken müßte: vielleicht werde ich durch meine Tugend die Erfüllung meiner Wünſche erhalten; — dies wäre ein leidiger Troſt, — aber gerade umgekehrt lehrt uns unſere Vernunft, ſie ſpricht: iſt es dir nur einmal gelungen, die Tugend kennen zu lernen, und fingſt du an, ſie auszuüben, ſo wirſt du keinen andern Wunſch mehr haben, als ſie nie mehr zu verlaſſen; die Glückſeligkeit, mit welcher dir die Gottheit lohnt, wirſt du alsdann mit der Wonne annehmen, mit der du das Geſchenk eines Freundes annimmſt, du freueſt dich nicht deßwegen, weil es dich bereichert, ſondern weil es das Andenken an die Liebe deines Freundes erneuert —, hier giebt es kein banges Vielleicht —.

Laß unſere erſte Sorge ſein, daß unſere Liebe uns beſſer macht, und dies hat ſie ſchon gethan; dann können wir getroſt darauf hoffen, daß die Vorſehung ſie begünſtigen wird. Lebe wohl. Ewig dein Eduard.

N. S. Mein Freund hat ſich künftigen Sonntag nach Seeligenpforten verſprochen, da wir alſo nach meinem vorigen Entſchluß (wenn anders das Wetter meine Abreiſe erlaubt) gar zu wenig um einander ſein würden, ſo werde ich den Montag noch draußen bleiben, wir ſehen uns, als am Dienſtage nach fünf Uhr, bei heiterm Wetter auf dem Judenbühl, bei trübem im Garten.

117. An Wilhelmine.

Nürnberg, den 20. September 1788.

Innigstgeliebte!

Sage nicht, daß je ein Brief, oder Alles, was ich für dich unternehme, zu dem Abgedrungenen müsse gerechnet werden, — du allein bist der Gedanke meiner Seele, der mir zu jedem Geschäft Leben und Kraft giebt, warum sollte ich denn nicht, sobald ich frei bin, dir meine Huldigung und meinen Dank darbringen! Du wirst doch nicht bedenklich bei dem Worte Dank werden, und zu dir sagen: O wenn es nur Dankbarkeit ist, was ihn an mich fesselt, wenn es nicht sein Herz ist, das ihm Liebe gebietet, so will ich ihn gerne seiner Pflicht entlassen, und ihm sagen, daß ich keinen Dank begehre! — Nein, meine Beste, es ist keine Pflicht, deren ich entlassen sein will, es ist die innigste Liebe, aber, edles Mädchen, von welcher frechen Art müßte meine Liebe sein, wenn sie mich antriebe, dich eher als Geliebte umarmen zu wollen, als dir, als meiner Wohlthäterin, auf den Knieen zu danken! —

Die Gottheit sei Zeuge, meine Wilhelmine, mit welcher Rührung ich an dich denke, — Gott! welche Gefühle durchkreuzten sich in meiner Brust, als ich auf der Quelle die Gegend übersah, die ich mit dir durchwandelte! an dieser Quelle, dachte ich, sproßte unsre Liebe empor, im Schatten dieser Bäume wuchs sie zu merklicher Höhe, und welcher schlanke, schöne Baum ist sie seitdem geworden, er breitet seine Zweige aus über mein Herz, und schützt es vor der verderblichen Gluth des Stolzes, und wie die Abendsonne durch das Laub duftender Linden dem Auge entzückender flimmert, um so reizender winket mir auch die Tugend durch sein nie verwelkendes Grün.

Lebe nun wohl, bis ich dich wiedersehe, ich sehne mich darnach, denn meine gestrige Zusammenkunft ist mir wie ein Morgentraum, der mich nur entzückt, wenn ich denke, er kann wirklich werden. Ewig dein Eduard.

118. An Osterhausen.

Nürnberg, den 24. September 1795.

Bester Freund!

Kannst du es über dein Herze bringen, dich auf die Zeit zu freuen, welche mich aus den Armen der Liebe reißt — ist es liebevoll, wenn du wünschest, daß der Schmerz der Trennung von meiner Wilhilmine das Gegengewicht sein soll, dir die Last trauriger Gefühle zu erleichtern — ist es dir nur darum zu thun, mich an dich zu reißen, mag sich gleich mein Herz an der Wunde der Trennung verbluten — lieber Freund, erschrick nicht über diesen Anfang, es war nur eine kleine Versuchung, mich im tragischen Style zu üben, und ich habe nichts dawider, wenn du es durch eine Uebung im komischen beantworten willst. — Doch im Ernste, etwas sauer wird es mir immer werden, mich von meiner edlen Wilhelmine zu trennen. Heute hatte ich wieder die Wonne, mit ihr zu wandeln in reiner Himmelsluft, aber auch, wäre es trübe gewesen, und hätten wir Wüsteneien durchirrt, an ihrer Seite wären sie mir Edensgefilde geworden; hätte ich Zeit, oder, ich will es lieber gestehen, Geduld genug, dir unsere Unterhaltung zu erzählen, so würdest du mir sehr leicht das Schwärmerische dieses Ausdrucks verzeihen; doch nur etwas zur Probe.

Ein Gespräch, das nur zur Einleitung diente, und sich, wenn man weiß, daß Liebende miteinander gingen, sehr leicht errathen läßt, brachte Wilhelminen zur Frage: So hältst du mich für veränderlich? Ja, war meine Antwort, denn ich glaube, daß vortreffliche Menschen am veränderlichsten und schlechte am gleichförmigsten sind. Wir suchten dies Paradoxon zu enträthseln, und mein Glaube wurde Einsicht; sonderlich wurden wir darüber eins, daß der vortreffliche Mensch am veränderlichsten in der Liebe ist, und dennoch fast nie den Gegenstand seiner Liebe verändern wird, wenn dieser auch vortrefflich ist; denn dieser wird dann seine Veränderungsliebe befriedigen können. Du wirst leicht im Stande sein, dir dies Räthsel selbst zu lösen, wo nicht, so erhältst

du unſer Geſpräch, ſchreibe mir darüber. — Dies ausgemacht, gingen wir von dem geſtirnten Himmel auf die Unſterblichkeit der Seele über, und dies Geſpräch beſchloß ich mit einem Verſuch, die Abſicht des erſten Erfinders des Mährchens von den Geſpenſtern zu entdecken, und zu zeigen, daß eine gewiſſe Art des Glaubens an dieſelben vernünftig wäre; die Hauptidee zu dieſem Verſuche nahm ich aus einer Stelle des Phädon.

So traurig es mir immer iſt, Wilhelmine zu verlaſſen, ſo tröſtet mich doch immer die Ausſicht, daß ich dann dich, Freund, um mich habe, der ſie kennt, und dem ich von ihr erzählen kann. — Lebe wohl. Dein Freund.

119. An Oſterhauſen.

Nürnberg, den 6. Oktober 1788.

Beſter Freund!

Faſt bin ich in Verlegenheit, was ich dir ſchreiben ſoll, nicht weil es mir an Materialien fehlte, ſondern weil ich keine Wahl zu treffen weiß. Doch was ſoll ich wählen? Du biſt mein Freund, dir darf ich keine meiner Kümmerniſſe verhehlen, es ſei dir alſo geſagt, was auf meinem Herzen liegt, und worüber ich mich immer nicht beruhigen kann, — es iſt meine Lage mit Diotima. Ich lud das Schickſal dieſes Mädchens auf mich, ſie vertraute ſich mir, und ich muß ſie täuſchen; freilich warnte ich ſie, freilich verſprach ich ihr nichts, ſagte ihr nie Liebe zu, aber ſie nahm Verſicherung meiner Freundſchaft dafür. Ich kann mich nicht anklagen, und doch kann ich mich nicht beruhigen, immer zittre ich vor dem Augenblick, in welchem Wilhelmine öffentlich als meine Gewählte erſcheinen ſoll, o wenn ich Diotima bis dorthin belohnen könnte für das, was ich ihr ſchuldig bin, und wenn es nur nicht ſo ſchwer wäre, Liebe zu belohnen, — eine Mannsperſon lohnt Gegenliebe, aber ein Frauenzimmer fordert mich zum Mann, und nach jetziger Einrichtung muß ſie mich fordern, wenn ſie ihre äußerliche Ehre behaupten will, oder es iſt ihr ein außerordentlicher Grad von Edelmuth und Verſtand

nöthig, wenn sie sich mit Ehre über dieses Vorurtheil hinwegsetzen will, ob ihn Diotima besitzt, getraue ich mir nicht zu behaupten, und kann sie es, so habe ich noch kein Recht es zu fordern; — meine Bangigkeit geht oft so weit, daß ich fast wünsche, Wilhelminen nicht zu kennen, und doch bin ich gewiß, daß dann mein Vorsatz wegen Diotima nicht anders sein würde, als er jetzt ist, — denn ihr Freund werde ich ewig bleiben. Ich weiß meine jetzige Lage mit keiner besser zu vergleichen, als mit der, wo ich zwischen Offenbarung und Vernunft rang, — jetzt bin ich in Ruhe darüber, und kann mir kaum einbilden, deßwegen je beunruhigt gewesen zu sein, — sollte einst auch, im Besitze meiner göttlichen Wilhelmine, alle Gewissensunruhe wegfallen? — ich hoffe es, vielleicht schon, wenn es nur einmal geschehen ist, daß ich Diotima'n mein Verhältniß mit Wilhelminen gesagt habe, aber schwer wird mir dies werden, denn oft wollte ich es ihr schon sagen, und sie vermied es allezeit.

Aber nothwendig ist es, daß sie es weiß, und vielleicht ist es jetzt die Zeit, wo sie es am besten erträgt, denn fast nie sah ich sie am Geiste ruhiger und am Körper gesünder, als jetzt.

Wilhelmine muß aber auch mein Verhältniß mit Diotima ganz wissen, und dann glaube ich ruhig sein zu können.

Dies, Freund, ist nun mein einziger Kummer; sage mir, ob ich wirklich gesündigt habe, oder ob ich mich umsonst grämе? und was du von meinem Entschlusse hältst? Wilhelmine kann ich nicht verlieren, denn wir sind verbunden durch die festesten Bande der Liebe und Tugend, und nichts kann uns trennen, als was uns von der Tugend trennte, — aber Diotima, wie kann ich dieser die meisten trüben Stunden ersparen? Nun, wenn sie mich wirklich liebt, so wird sie einsehen, daß ich nur in Wilhelminens Armen glücklich sein kann, und liebt sie mich nicht edel, nun so wär' ich ohnedies frei.

Kaum bleibt mir nur noch etwas Raum übrig, einiges von meiner göttlichen Wilhelmine zu schreiben; sie ist nun

entschlossen, ihre Liebe zu mir bei nächster Gelegenheit ihren Aeltern zu sagen, und ich hatte sie vergangenen Dienstag Herrn von Grundherr vorgestellt, und werde ihm morgen sagen, daß er meine künftige Gattin gesehen hat.

Nun bin ich mit dem Band von Plato fertig, ich gab ihn aber Herrn von Grundherr. Dein Freund.

120. An Osterhausen.

Nürnberg, den 17. October 1788.

Bester Freund!

Ich hoffe, du wirst so sehr eilen, als du kannst, und Alles, was du in Altorf zu thun hast, anordnen, ehe deine Kollegien geschlossen sind. Ich werde auch dafür sorgen, daß hier Alles in Ordnung kommt.

Diese Woche war ich zweimal um Wilhelminen; das erstemal in einer heitern Nacht, wie in Zeiten des Frühlings, das zweitemal, am Donnerstag, war es trüber, neblichter Herbstabend. Wir sahen den Mond aufgehen, der aber kaum durch die Wolken brechen konnte, doch war es für uns ein stattliches Schauspiel, denn unsere Herzen flossen in Liebe zusammen. Sie lehnte sich an meine Seite, und alle meine edleren Gefühle erwachten, sie war im Anfange etwas traurig, aber die Fülle meiner Empfindung drang in sie über, wir verließen diese Scene, und suchten einen Stein zur Ruhe, und den fanden wir auf dem Platze, der mir Ursach vieler Leiden, aber noch mehrerer Freuden war. Der Wind hatte fast schon alle Bäume entlaubt, und die Stunde der Trennung drängte sich unserer Seele auf, aber die Hoffnung sproßte auch in meiner Seele: Getrost, Wilhelmine, sagte ich, ich werde dich einst als unentweihter Jüngling in meine Arme fassen, und als edler Mann an deiner Seite leben, — sie hatte mit ihren beiden Händen meine Linke gefaßt, mein rechter Arm war frei, und ich schlang ihn um sie, das erstemal seit ich sie kenne, ihr Auge, von Gefühl ermattet, senkte sich nieder; „dies sind schöne Hoffnungen," sagte sie mit rührender Stimme, und: Zweifelst du an ihrer Erfüllung?

erwiederte ich, fürchtest du von dir, von mir, oder vom Schicksal? Hier erhob sich ihre Seele, und ihr Auge erhöhte sich nach einem einzelnen blinkenden Stern: „Von mir nicht das geringste, sagte sie, von dir auch nicht, und das letzte kann uns um nichts schlimmer machen," — hier erhob sich ihr Antlitz gen Himmel, ihr Auge wurde feucht, dies verrieth mir ein schimmernder Stern, sie schien aufgeschwungen zu höheren Regionen; mein Auge blickte in das ihrige, und mein Gesicht sank an ihre Brust, meine Lippe lechzte nach der ihrigen, aber lange mußte ich schmachten, bis sie gesättigt war von hoher Empfindung im Fluge zur Gottheit, dann blickte sie auf mich und ahnete mein Sehnen, und beugte sich herüber, und ihr sanfter Mund berührte meine Wange, und unsere Seelen schwebten auf unseren Lippen, und vereinigten sich; so war ich noch nie in Wonne der Liebe versenkt! Aber bald kam die Trennungsstunde, und ich mußte mich aufraffen aus dem süßesten Genuß, aber ich that es ohne Widerwillen, kein Seufzer nach längerer Dauer entstieg meiner Brust, nur als ich völlig von ihr schied, ward ich etwas traurig. — O wenn ich mich einmal nie mehr von ihr trennen darf, dann werden meine Tage hinwallen wie ein einiger Frühlingsmorgen, und keine meiner Pflichten mir schwer werden. — Künftigen Sonntag, wenn es nicht stürmt, komme ich mit ihr auf den — — — zusammen, dann werde ich sie im Tanze umarmen. —

Nun, Freund, verzeihe mir, daß du diesmal die Schwärmerei eines Verliebten lesen mußtest, aber der, der allen meinen Kummer mit mir theilt, der soll auch alle meine Freuden wissen. Lebe wohl. Dein Freund.

121. An Wilhelmine.

Würzburg, den 10. November 1788.

Wilhelmine!

Dir, meine Beste, habe ich es zu verdanken, daß ich weder hier noch auf der Reise eine trübe Stunde hatte. Der Gedanke an dich erheitert meine Seele und macht mich stark;

zwar fern von dir zu ſein, iſt etwas hart, aber zu wiſſen von dir geliebt zu ſein, überwiegt allen Kummer, nichts das mich beugen könnte, ſo lange ich deiner Liebe werth bin. Du allein fehleſt mir noch, um ganz glücklich zu ſein, aber ich ertrag' es willig, weil ich dieſe Trennung als den Weg zu unſerer ewigen Vereinigung anſehe —. Schreibe mir ja bald, ob auch du heiter biſt, ob keine Bedrängniſſe deine Seele drücken; ich bitte dich, verhehle mir nichts, vielleicht kann dich doch mein Troſt aus der Ferne bisweilen aufrichten, denn ob ich gleich deinen edeln Geiſt kenne, ob mir gleich die Stärke bekannt iſt, mit der du dein Schickſal bekämpfſt, ſo giebt es doch Augenblicke, wo uns etwas minder entſchloſſener der Troſt unſerer Freunde zu Statten kommen kann, und wärſt du nie des Troſtes benöthigt, o ſo verſchweige mir dennoch nichts, und gönne mir das Vergnügen dich zu tröſten! — Hier, meine Beſte, lebte ich bisher ſo ziemlich heiter, war ſchon auf einer Kirchweihe, und habe ſchon getanzt; freilich hätte ich lieber mit dir getanzt, aber weil dies nun nicht möglich war, ſo mußte ich mich darein ergeben, und war ſo vergnügt, als es mir übrigens möglich war —.

Meine Hausfrau iſt ein ſchönes und ziemlich vernünftiges Weib, ſie hat noch zwei ledige Schweſtern, von denen die ältere Mariane, ein ſehr ſanftes Mädchen, einen Geliebten hat, der aber wegen ſeiner Ausſichten am Hofe und ſeiner vornehmen Familie ſie ſchwerlich wird heirathen können. Die jüngere iſt erſt vierzehn Jahr alt, und noch ziemlich Kind, ungeachtet ihres anſehnlichen Wuchſes.

Dies ſind nun meine Bekanntſchaften, die ich hier habe, und wahrſcheinlich auch haben werde; mit meiner Hausfrau werde ich bald ſo vertraut ſein, daß ich ihr von dir erzählen kann, und dann bin ich zufrieden —.

Schreibe mir doch, wie dir meine Magd gefiel, wenn du dieſe Zeit über um ſie warſt. Auch wenn du mir von den Büchern, die du lieſeſt, einige Rechenſchaft geben möchteſt, wäre es mir ſehr angenehm, denn hier erfahre ich ſehr wenig von Schriften zur Unterhaltung. Lebe wohl. Ewig dein Eduard.

zu haben. Wie sehr ihn die thörichte Lebensart drückte, zeigt die stete Bereitwilligkeit, den Pult, an dem er Silben zählte, zu verlassen, um sich dem ersten, besten, unbedeutenden Besuche auf halbe Tage hinzugeben. Wäre sein Gedanke nach Innen gerichtet, stark oder leidenschaftlich an einen Gegenstand der Betrachtung geheftet gewesen, so hätte er unmöglich an dem langen, zwecklosen Geplauder Behagen gefunden. Doch Frieden und Ehre schwebe über seiner Asche. Kein Sterblicher hat es mit Zeit und Nachwelt besser gemeint. Seine Biographie schreibe niemand als Sie.

Das Schicksal spielt mit uns gar wunderlich. Nimmermehr hätte ich geglaubt je in's drapeau blanc zu gerathen. Wissen möcht ich, ob Sie mit dem Artikel, dem vielfach verhunzten, einigermaßen zufrieden sind?

Scharfsichtiger Zeitungsleser, haben Sie sicher wahrgenommen, daß hier nicht mehr auf den nackten Steppen des Liberalism gefochten wird. Das Schlachtfeld liegt in einer anderen Gegend. „Constitutionnel" und „Kourier" erscheinen blos als tüchtige Hülfstruppen. Den Zug der Opposition führt das „Journal des Débats". Ihm decken die Flanken Magistratur, gallikanische Kirchenfreiheit und das Interesse der Mittelklasse. Die Magistratur ist der administrativen Justizverwaltung und der sogenannten Konflikte überdrüssig, wodurch nach Belieben jeder Reichshandel dem Staatsrathe und der willkürlichen Entscheidung des Ministeriums anheimfällt. Alle redliche Katholiken empört die Begünstigung der Jesuiten und ihrer Umtriebe, die nunmehr schon so weit gediehen sind, daß Rom, zum großen Skandal der gallikanischen Kirche das Orakel derselben, den unsterblichen Erzbischof von Meaux für einen Ketzer erklärt. Schwerlich konnte der untrügliche Vater einen dümmeren Streich begehen. Bürger- und Handelsstand hassen das Börsenspiel,

N. S. Verſäume ja nicht die nächſte Gelegenheit mir zu ſchreiben; ſo wie die Neuheit der Gegenſtände den auffallenden Eindruck auf mich verliert, ſo fühle ich deine Abweſenheit um ſo ſtärker; ich ſehne mich nach einer Zeile von deiner Hand, wie ein Lechzender nach der Quelle; ſchreibe, und gieb mir meinen Muth wieder, denn du allein kannſt dieſes, und wirſt es auch wollen. Unglücklicherweiſe vergaß ich deine Briefe mitzunehmen, und bis ich nun einen von dir erhalte, bin ich wie in einer öden Wüſte. Von meiner Hausfrau ſoll ich dir ein Kompliment ſchreiben, mit der Bitte, ihr unbekannter Weiſe ſo gut zu ſein, als ſie dir iſt.

122. An Wilhelmine.

Würzburg, den 2. December 1788.

Wilhelmine!

Wie iſt es möglich, daß du meiner ſo lange vergeſſen kannſt, oder werde ich auch von dir verkannt, biſt du auch, weil es die ganze Stadt iſt, wie die Frau Pfarrerin ihrem Sohn ſchrieb, von meinem ſchlechten Karakter überzeugt? O nein, meine Getreue, du kennſt mich, und es giebt auch noch mehrere Freunde in Nürnberg, die mich kennen, die wiſſen, daß ich gewiß nicht auf Koſten meines Freundes in Würzburg wohnen werde; daß ich mein Zimmer ſo gut bezahle, als er das ſeinige, und daß es gewiß kein Verbrechen iſt, mit mir in Einem Hauſe zu wohnen, daß ich wohl noch meine Wäſche kaufen kann, und daß ich gewiß nicht unter jene Kreaturen gehöre, denen keine Niederträchtigkeit zu groß iſt, wenn ſie nur etwas dadurch erſparen können, welchen mich die Frau Pfarrerin zugeſellt. Ich würde dich verſchonen, dir Nachricht von dieſen unbedeutenden Inſektenſtichen zu geben, wenn ich nicht wüßte, daß dir die Sachen ſchon bekannt wären und du vielleicht mehr Wirkung von ihnen fürchteſt, als ſie haben konnten.

Traurig iſt es mir gewiß, die Aeltern meines Freundes, die ich nie beleidigte, zu meinen geſchwornen Feinden zu haben, ihm den Kummer zu verurſachen, zwiſchen mir und ſeinem

Vater zu wählen, und sich den Vorwurf machen zu lassen, einen Nichtswürdigen mehr als seine Aeltern zu lieben, — aber, Wilhelmine, du kennst mich, daß ich fortwandle meine Straße zu meinem Ziele, und die Stiche summender Mücken nicht scheue; habe ich dich nur nah, dann bin ich mir genug. aber du — nein, es beleidigte der Gedanke, wenn ich ihn hinausdächte, nein! du kannst mich nie verlassen! Es ist gewiß nicht deine Schuld, daß ich noch keine Zeile von deiner Hand hier besitze, gewiß hast du mit Hindernissen zu kämpfen. O wie viel Kummer wirst du noch um meinetwillen haben, aber getrost, edle Seele, Wahrheit wird noch siegen, wo nicht hier doch jenseits des Grabes, und vielleicht auch noch hier lohnt uns die Gottheit, laß uns nur ihren Segen verdienen, er wird gewiß nicht ausbleiben —.

Aber doch bitte ich dich, wenn sich Unmöglichkeiten nicht gegen dich aufthürmen, gieb mir bald Nachricht von dir, daß sie mich stärken die Zeilen, geschrieben von einer Hand, die ihr Ziel in die Unendlichkeit ausstreckte, — daß er wieder erneuert wird der Trost: du hast eine Geliebte, die mit gleicher Entschlossenheit den Weg der Wahrheit wandelt, verkannt wird wie du — aber die Beispiel ist in Großmuth und Seelenstärke, es zu ertragen —.

Wenn nicht Entfernung von dir und Kränkungen meines Freundes durch seine Aeltern mir einigen Kummer verursachten, so lebte ich hier ziemlich ruhig; meine Freunde mögen dir mehr erzählen. Meine Bekanntschaft allhier wird auf das vierzehnjährige Mädchen beschränkt bleiben, von dem ich dir schrieb; sie hat Fähigkeiten und ein sanftes Herz, ich werde ihr allen Unterricht geben, den ich meiner Schwester geben würde, und sie scheint Zutrauen zu haben ihn anzunehmen; — um sie völlig zu bilden fehlest nur du, mein Unterricht kann dein Beispiel nie ersetzen, aber vielleicht wird Elise doch werth, Wilhelminens Freundin zu sein.

O könnte ich dir sagen, welche Erhebung des Geistes mir der Gedanke an dich ist! O wenn du gleiche Stärkung bei den Gedanken an mich fühlst, dann laß die Hölle sich

verſchwören und alle Freunde von uns fliehen, es werden unerſchüttert ſtehen Wilhelmine und ihr Eduard.

125. An Wilhelmine.

Würzburg, den 30. December 1788.

Wilhelmine!

Dein Brief beunruhigte mich, denn ich kann ſie mir denken, die Lage, in welcher du ſein mußt, — aber nur Geduld, edle Seele, endlich erhält Wahrheit dennoch den Sieg. Sie kommen ja nicht unerwartet, dieſe Leiden, wie oft waren ſie der Gegenſtand unſerer Geſpräche? und wie oft ſagten wir einander, daß wir ausdauern wollten, und für nichts ſorgen, als daß wir durch unſere Liebe beſſer würden, dann könnten wir auch glücklich zu werden hoffen, — und gewiß ſind dieſe Gedanken noch lebhaft in deiner Seele, und werden der Schwermuth ihre Macht benehmen; — aber ich danke dir, daß du mich Theil nehmen ließeſt an deinem Kummer, und mir die Freude gönnteſt, ihn mit dir zu theilen —, bereue es nicht, ſo offenherzig geweſen zu ſein, denn ich kenne kein größeres Glück, als Freude und Leid mit meiner Wilhelmine zu theilen. Auch die Frage verzeihe ich dir gerne, ob ich dich noch ſo herzlich, ſo treu liebte, wie ehemals, denn ich weiß, daß du nie zweifelſt, ſondern daß du ſie nur gerne beantworten höreſt, und ich werde ſie dir jederzeit beantworten wie damals, als wir den Bund unſrer Liebe errichteten, mit einem Ja, das ewig unverändert bleiben ſoll?

Leuchſens Betragen iſt mir nicht unerwartet, ich warnte ihn, und er hielt meine Warnung für Mißtrauen —. Sage ihm, er ſoll an mich ſchreiben, ich will dann ſehen, was ich thun kann; für dich wird das beſte ſein, in ſeiner Geſellſchaft meiſtens von mir zu ſprechen, und übrigens ſo gefällig gegen ihn zu ſein, als es ſein kann, wähle dir bisweilen zur Unterhaltung mit ihm die Ausforſchung ſeines Kummers, ungefähr ſo, wie dir noch einige Unterhaltungen zwiſchen mir und ihm werden erinnerlich ſein.

Dein Urtheil über Knüppels Rechte der Natur und Menschen iſt auch das meinige, aber demungeachtet iſt es das Buch, von dem ich dir erzählte, daß es einſtens einen ſo tiefen Eindruck auf mich machte, aber das hing damals von meiner Stimmung ab, jetzt iſt es mir faſt langweilig,.— aber auch von dir möchten vielleicht manche vormals geprieſene Bücher gleiches Schickſal erfahren. — Ich las hier eine Broſchüre, dieſe laß dir anbefohlen ſein: Ueber Aufklärung, Berlin 1788, erſte und zweite Fortſetzung. Dies iſt eine Schrift eines feurigen, edlen Mannes und wahren Menſchenfreundes; gieb Müller den Auftrag, ſie für dich aufzuſuchen. Noch von einem Buche gab mir Herr Winkler aus Wien Nachricht, es heißt: Trakimore, oder über das goldene Weltalter, aus dem Engliſchen, 1788. Wenn Müller es auftreiben kann, ſoll er es leſen, und wo möglich mir auch überſchicken, oder einen weitläuftigen Auszug daraus, denn er lobte es außerordentlich. Der Verfaſſer iſt Warens, Doktor der Medicin aus Philadelphia.

Meinen zweiten Brief wirſt du unfehlbar erhalten haben, ich ſchrieb dir etwas vortheilhaft von einem Mädchen, und meine fernere Bekanntſchaft beſtätigt es; ich freue mich, daß ich doch hier auch eine Perſon fand, die meinen Eifer, Menſchen aufzuklären, belohnen wird. Uebrigens ſoll ich dir von jederman, der mich hier genauer kennt, Empfehlungen ſchreiben; es ſcheint, als wäre ihnen meine Liebe zu dir ein ſicherer Bürge deines Werthes. Lebe wohl. Ewig

dein Eduard.

N. S. Müller ſoll mir deine Silhouette ſchicken.

124. An Wilhelmine.

Würzburg, den 11. Januar 1789.

Wilhelmine!

O könnte ich ſelbſt zu dir eilen, und dir ſagen, wie ich dich liebe! Es iſt ſo was Trauriges, das volle, gepreßte Herz nicht ergießen zu können, nicht ſogleich Antwort zu erhalten, ſondern unſre Gefühle in todten, kalten Zeilen hin-

hinmalen zu müſſen, und lange zu warten, bis eine Kopei ihrer Beantwortung zu uns gelangt! —

Warum, meine Theure, mußten wir getrennt werden? warum konnten wir nicht beiſammen leben in unzertrennlicher Sympathie unſrer Herzen? wie geneigt iſt mein Herz, dieſe Fragen voll Ungeduld auszuſtoßen! Aber hat es Recht? Ohne mich zu bedenken, kann ich ſagen: nein! Die Vorſehung, Vertraute meines Herzens, beleidigt uns nie, fordern wir nur unſre Vernunft lebhaft genug auf, den Vortheil ihrer Leitungen zu ergründen, ſo finden wir ihn gewiß. Schwer wäre es geweſen, in Nürnberg zu deinem Beſitze zu gelangen, unmöglich, dich glücklich zu machen, das gewiſſe Unglück zu vermeiden, mußte ich fort, und mich auf ein mögliches Glück verlaſſen.

Den 15.

Hier, meine Beſte, wurde ich theils geſtört, theils erlaubte mir auch mein heftiger Katarrh nicht, weiter fortzufahren, und jetzt bin ich nicht mehr im Stande, wenn auch die Gedanken, doch nicht mehr den Ausdruck derſelben, den ich damals im Sinne hatte, zu finden; ich will dir alſo bloß den Inhalt, den mein Brief haben ſollte, erzählen. Ich wollte zeigen, wie unſre Liebe durch unſre Entfernung reiner und edler bleiben muß, als ſie vielleicht bei beſtändigem Umgang geblieben wäre, wie leicht uns hätte endlich mehr Gewohnheit als Geiſt der Liebe zuſammenführen können, daß ich noch nicht werth war deines beſtändigen Umgangs, weil ich noch nichts gethan habe, und in keiner Lage war, ohne ganz beſonderen Zufall, etwas zu thun, das Nutzen für die Menſchheit brächte, die ich auch noch nicht hinlänglich kenne; daß wir alſo erſt nach dieſem Winter unſerer Liebe einen blüthenreichen Frühling zu hoffen haben, und einſtens die Vorſehung gerechtfertigt finden werden, und jede unſerer jetzigen Klagen bereuen. Dies, Wilhelmine, wäre die Folge des obigen Anfangs geworden, du wirſt leicht im Stande ſein, ſie dir ausgeführt zu denken, und findeſt du Zweifel, ſo

ſchreibe ſie mir. Ich fahre nun fort, dir nach meiner gegenwärtigen Lage zu ſchreiben.

Die Schwermuth, die im vorigen Jahre um dieſe Zeit Herr über mich wurde, würd' es auch jetzt wieder werden, wenn der Gedanke an dich mich nicht ſtärkte und meiner Vernunft zu Hülfe käme. Du biſt nun das einzige auf der Welt, das ich lieben kann, das mich wieder liebt, wie ich wünſche geliebt zu werden. Hier fand ich noch Niemand, der ganz nach meinem Wunſche wäre, in deſſen Schoß ich meine Wünſche niederlegen könnte, niemand, der meine Einwürfe faſſen kann, ich bin allein, — und du, Wilhelmine, haſt vielleicht gleiches Schickſal! Weil ich keine Geſellſchaft habe, und doch nicht allein ſcheinen darf, ſo beſchäftige ich mich wenigſtens mit den Perſonen, die um mich herum ſind, und dies macht ſie mir doch erträglich, denn gut und fähig ſind ſie doch meiſtens. Meine mehrſte Beſchäftigung iſt mit Eliſe, das Mädchen verſteht nun ſchon ziemlich Engliſch, und in einem Vierteljahr wird ſie auch ſchon ziemlich zeichnen; aber was kann das mir helfen, ich komme um einige Stunden und bleibe immer allein. O wenn du hier wärſt, wenn ſich dein Beiſpiel mit meinem Unterrichte vereinigen könnte! Eliſe wäre wirklich das Mädchen, das du dir zur Freundin bilden könnteſt, ſie hat ein liebevolles, kindliches Herz, das zu allem Guten bereit iſt, aber vielleicht auch nicht genug Feſtigkeit beſitzt, um nicht verführt zu werden; ohne Beiſpiel und guten Führer iſt es alſo zufällig, welchen Karakter ſie bekommt, und ſo kann ich mir viele Mühe mit ihr geben, und nach mir kommt Einer, der mit kalter Hand die Keime des guten Samens wieder ausjätet, den ich in ſie geſtreuet habe! —

So iſt meine jetzige Lage im Ganzen noch immer, und wird es bleiben, ſo lange ich ſagen kann, ich bin ewig

Dein Eduard.

125. An Wilhelmine.

Würzburg, den 19. März 1769.

Wilhelmine!

Eine Stelle in deinem Brief läßt mich rathen, als hätteſt du etwas von deinen Gefühlen niedergeſchrieben, und wenn ich es treffe, ſo verſage es mir nicht; ich bat dich oft darum, mir dein Herz nicht zu verhehlen, und du verſprachſt es mir, — ich habe alſo Recht, es zu fordern, und erfüllſt du meine Erwartung nicht, ſo beleidigſt du mich; dies wäre das erſte, was ich dir ſagen wollte, ich traue deiner Antwort und erwarte ſie bald. —

Der Satz, den du aus meinem jüngſten Brief mir aushebſt, kann dir nicht neu ſein, du wirſt ihn ſchon oft von mir gehört haben, aber nie werde ich Gebrauch zu einer Entſchuldigung davon machen; denn iſt es gleich Fehler, in einer Liebe von dieſer Art veränderlich zu ſein, ſo iſt es doch nur Verbrechen für einen weiſen Mann, ſich einer ſolchen Liebe zu überlaſſen; die Stelle, in der jener Satz in meinem Briefe vorkommt, giebt ihm ſeinen wahren Sinn, der unmöglich mit vorurtheilsfreien Augen verkannt werden kann; wenn mein Betragen ſeit meiner Abweſenheit dir den Verdacht geben konnte, ich könnte dich vergeſſen, ſo hätte ich mit mehrerem Recht aus dem deinen ſchließen können, du hätteſt mich verworfen, wenigſtens aufgegeben. Ob das Gerücht von einer neuen Liebe erdichtet oder wahr iſt, weiß ich nicht, aber was an der Sache ſelbſt iſt, kann ich dir ſagen: wenn die Erfüllung der Pflicht, jedem Menſchen zu ſein was ich kann und darf, Untreue in der Liebe iſt, ſo habe ich mich ſelbiger ſchuldig gemacht, und bin nicht einmal geſonnen, dieſe Schuld zu bereuen, ſondern fortzuſetzen, — ein Mädchen, wie Liſette, einen Raub der Gecken werden laſſen, iſt mir unmöglich, und wer mich deßwegen tadelt, um deſſen Lob werde ich nie buhlen, — mein Herz gehört der Menſchheit, und wer mehr davon beſitzen will, als er nach dem Maße ſeiner Würde fordern kann, iſt aus der Zahl meiner Freunde vertilgt. — Es iſt nicht das erſte

mal, daß ich diese Sprache führe, Wilhelmine, und ich wiederhole nicht gern schriftlich, was ich dir schon oft sagte, denn ich glaubte auf immer verstanden worden zu sein. —

Nun komme ich auf den wichtigsten Punkt deines Briefs, auf meine Verhältnisse mit Mlle. Haasin; ich sagte sie dir schon, und kann nichts mehr hinzufügen; machte sie sich chimärische Hoffnungen, so kann ich nichts dafür, ob ich mich gleich nicht entschuldigen kann gegen die Anklage, daß ich sie gemerkt und nicht mit Gewalt ausgerottet hätte, ich gab ihr aber nie ein Recht dazu, sondern in unsern ersteren Tagen der Bekanntschaft sagte ich ihr deutlich, was sie zu erwarten hätte; vergaß sie es, so mag sie sich jetzt nur wieder daran erinnern; hatte sie sich etwan gerühmt, meinetwegen eine Bekanntschaft abgebrochen zu haben, so frage man sie, ob ich ihr nicht vortrug, meinen Umgang, wenn er ihr hinderlich wäre, sogleich abzubrechen, und was verlor sie? keinen Mann, sondern den bisherigen Umgang eines zu Schanden gerichteten Menschen, — meine Sorge, die ich für sie trug, verdiente diesen Undank nicht, ich zog sie aus der Vergessenheit hervor, ich war ihr Arzt und ihr Freund; und alles, was sie mir nun schaden kann, ist eine Zuziehung einiger Satyre meiner Freunde, daß ich gegen ein Geschöpf Freund war, welches an meiner Herablassung genug gehabt hätte. Der Weg, den sie wählte, kann unmöglich dazu führen, mich als einen Mädchenbetrüger darzustellen, vielmehr als Einen, den Mädchen betrügen können, ob ich gleich eingestehe, daß letzteres nicht viel weniger für mich kränkend ist; doch werde ich mich durch diese einzige Erfahrung für die Zukunft warnen lassen, und in keiner Delila Schoß mehr schlafen. — Solltest du wieder mit ihr zusammenkommen und sie wieder von der Sache mit dir sprechen wollen, so antworte ihr nur aus obigen Gründen. Ich wußte wohl, daß ich nur eine Figur im Parkerspiel an ihr gelegt hatte, die nur so lange ihr gutes Ansehen behielt, als ich verhinderte, daß nichts an sie stößt, oder ich das Verschobene wieder sogleich zurechtlegen konnte, aber ich fehlte, daß

ich nicht voraussah, daß sie, sobald ich entfernt wäre, der geringste Stoß in völlige Unordnung bringen, und mir dann Zeit und Geduld, sie wieder zu legen, fehlen würde.

Mein Freund wird dir bald antworten und vielleicht sein Herz wieder gegen dich ausschütten, welches er mir nun verschließt, weil ich es nicht billigen kann, mit einem Mädchen an Liebe zu denken, welche ohne alle Aussicht ist, während der Zeit, daß ein anderes durch nicht völlig ungegründete Hoffnung den Verstand verliert. Die Intrigue, die ich dem Glück seiner Liebe entgegenstellte, und die ihm etwas deutlich zu werden anfing, scheint sich fast auch der Zärtlichkeit unserer Freundschaft entgegenzustellen. Müller wird von Künzel als Augenzeuge mehr erfahren.

Daß du mit Leuchsens Betragen zufrieden bist, freuet mich, und zeigt, daß, wenn ich einen Karakter gegen die Meinung Vieler und auch gegen den Schein für gut halte, ich mich doch nicht allezeit irre.

Ich hoffe nicht, daß dich die freie Sprache dieses Briefs beleidigen wird, und sollte es sein, so fürchte ich es nicht; denn entweder wird eine kurze Rückerinnerung aller von mir in den feierlichen Stunden, wo nur die stille Natur unser Zeuge war, gethanen Aeußerungen dich über alle Aengstlichkeit wegen der Aechtheit meiner Liebe erheben, und dir unsern gefaßten kühnen Entschluß, daß nie unsere Liebe Zweck unserer Handlungen, sondern Mittel nach edlen Zwecken zu handeln, sein sollte, in seiner Hoheit vor Augen stellen, und dich stärken; oder, woferne dies nicht geschehen sollte, mich meinen Entschluß nicht gereuen lassen, aufrichtig gewesen zu sein, weil, wer es nicht vertragen kann, es auch nicht verdient, und ich zu einer Zeit gewarnt wurde, ehe mir mein volles Vertrauen noch schaden kann. In Hoffnung, daß du Wilhelmine bist, bin ich

Dein Eduard.

126. An Wilhelmine.

Würzburg, den 5. April 1789.

Wilhelmine, auf dich waren meine Hoffnungen gegründet, wenn ich verlassen, verkannt werden sollte; wenn alle meine Wünsche, alle meine Handlungen, die Menschen zu bessern, mir nur ihren Unwillen, ihre Geringschätzung zuziehen sollten, dann glaubte ich noch von dir geliebt zu werden; wenn durch zu viele Kränkungen erbittert, durch zu viele fruchtlose Versuche müde gemacht, mein Glaube an die Würde der Menschen schwankend gemacht, meine Ideale von Glückseligkeit verlöscht und die große Idee der Tugend mir bis zum Traumbilde sollte herabgestimmt werden, dann glaubte ich mich durch einen Blick auf dich wieder erheben zu können, und an dir mich wieder der Würde des Menschen zu versichern; so, glaubte ich, würden die Früchte unserer Liebe sein, und ihre Blüthen berechtigten mich zu dieser Hoffnung. Aber ach welch giftiger Hauch berührte diese Blüthen, daß jetzt ihre Früchte so zweifelhaft werden?

Wilhelmine, wie war es möglich, daß sich Verdacht in deiner Brust festsetzen konnte, was konnte jene edlen Entschließungen so schnell erschüttern? wie oft versprachst du mir ewige Liebe, verschmähtest alle Warnungen, die ich dir selbst gab, und trotztest jedem Pfeile des Schicksals und der Verläumdung, und jetzt scheinst du so leicht zu wanken? Wie bewunderte ich damals deine Stärke, und wie nahe kam meine Liebe der Anbetung! Welcher Schauder ergriff aber mein Herz, als ich nun in deinem Briefe, der zugleich noch so viele Spuren von Größe hat, las: „Kein getheiltes Herz ich nicht mag!“ Wehe mir, wenn mein Herz nicht der Menschheit, sondern einem Mädchen angehörte; o Wilhelmine, es war nur dein, weil ich in dir die Würde der Menschheit ehrte, und in diesem Betracht bleibt es ewig dein, ist meine Liebe dir ewig geweihet, weil sie die einzige ist, die mit der Liebe der Menschheit bestehen kann, weil sie diese selbst ist.

Wilhelmine, wenn die Thränen in meinen Augen dich rühren können, wenn ich noch nicht allen Werth in deinen

den Mißbrauch des öffentlichen Kredits und die Tyrannei, welche jene mit dem Finanzminister koalirten Banquiers über die öffentlichen Fonds ausüben. Jaques Lafitte's patriotischer Ruf ist nicht mehr zu retten. In dieser Hinsicht hatte Rothschild nichts zu verlieren. Der Kampf zwischen Debats und Koalition gehet auf Leben und Tod. Der Koalition stehen große Mittel zu Gebote. Hrn. von Villèle hält die Gunst des Königs und eine zu seinem Gebrauch auf sieben Jahr geschaffene Kammer. Nicht leicht wird man das Feld räumen. Allein wenn sich der Krieg in die Länge zieht, suchen und finden die „Debats" in der Nationalparthei Hülfe. Daraus könnte eine heftige Krisis erfolgen. . Doch wozu unterhalte ich Sie von solchen Allotrien? Wenn man England ausnimmt, sind die ministeriellen Individuen überall höchst klägliche Figuren gegen die Größe des Gemähldes gehalten, welches uns die Zeit darbietet. Wer wird in zehn Jahren noch von dem Vorübergange dieser Leute ahnen! Es sind Tagelöhner, die ihren Kohl bauen, so gut sie es verstehen, dabei grüne oder gelbe Jacken trugen, der Selbstthätigkeit des bürgerlichen Vereins menschlicher Kräfte konnten sie keinen Einhalt thun. Da stehen nun zwei Welten gleicher Zivilisation auf schnurgerad widersprechenden Staatsgrundsätzen einander gegenüber, die eine voll Jugend, die andere ein wenig ältlich. Große Resultate hat dieses Jahr, das noch nicht zu Ende ist, in's Reine gebracht: das neue Handelssystem Englands, die Anerkennung von sechs oder sieben großen Freistaaten, die Emanzipation einer Negerrepublik, Bolivar's Diktatur-Entsagung, und wie könnte man Lafayette's Apotheose vergessen, die gewiß kein unbedeutendes Ereigniß ist. Welch ein Abstand zwischen ihr und dem Kerker von Olmütz! Verzweifle keiner je, dem in der schwärzesten Nacht der Hoffnung letzte Sterne schwinden. Ich zweifle, daß dem

Augen verloren habe, ſo erhöre meine Bitte, und erhalte dich auf der Stufe, auf welcher du ſtehſt, verwehre deinem Herzen, ſich den Leidenſchaften gewöhnlicher Menſchen zu öffnen, und bewahre die Reinheit deiner Seele. —

Vielleicht, wenn du dies lieſeſt, wirſt du glauben, ich thäte dir Unrecht, denn dein Herze ſchlägt noch edel, und deine Seele fühlt ſich über das Gewöhnliche erhaben, und es täuſcht dich nicht, dieſes Gefühl; aber eben weil deine Seele noch groß iſt, ſpreche ich ſo mit dir; die Leidenſchaften ſchmeicheln ſich ſo ſanft in unſer Herz ein, und jeder, der mit uns umgeht, ſucht ihnen den Eingang zu erleichtern; der Menſch, der die Wahrheit ſucht, der nach Tugend ſtrebt, hat gar ſelten einen Freund, der ihn darin unterſtützt, er iſt den Menſchen ein Beiſpiel, das ihnen ihre Vernunft zur Befolgung vorhält, und das ſie nicht befolgen wollen, ſie ſuchen ihn daher entweder zu vertilgen, zu verläumden, um der Vergleichung mit ihm zu entgehen, oder ihn zu ſich herabzuwürdigen und in ſeinem Herzen die Keime der Neigungen zu erwecken, die ſie hindern, ihm gleich zu kommen. Dies iſt die Gefahr, vor welcher ich zittre, für mich ſelbſt und für dich. Verzeihe es daher meiner Zärtlichkeit, wenn ich dich nicht genug warnen zu können glaube; je näher wir eine Gefahr kennen, deſto mehr zittern wir, wie wenn wir unſern Freund in ihr ſehen, und du wirſt mir dieſe Sorgfalt verzeihen, ſie iſt die Wirkung meiner Liebe; meiner Liebe, die dir noch ganz ſo blieb, wie du ſie je hatteſt, und die nur da etwas ſchwankte, als du an ihr zweifelteſt.

Wilhelmine, haſt du das Vertrauen auf mich verloren, glaubſt du ein Geheimniß vor mir haben zu müſſen, kannſt du dich nicht mehr ohne alle Beſorgniß in meine Arme werfen, o ſo gewähre mir noch dieſe Bitte und geſtehe es mir frei, ſei ſo großmüthig und nehme keine Ergebenheit an, die du nicht erwiedern willſt, geſtehe es mir frei, und ich habe dann zwar Niemand mehr, deſſen Liebe mich tröſten könnte, aber ich bin auch frei von grundloſen Hoffnungen, die mich nur an den Rand der Verzweiflung führen könnten; ich will dann ver-

ſuchen, ob ich nicht ohne Gefährten die dornigten Pfade des Lebens wandeln, nicht durch ſie dem Lichte nachgehen kann, das mir jenſeit des Grabes ſchimmert, und vielleicht iſt die Gottheit ſchon hier ſo gütig, mir einige Roſen hervorkeimen zu laſſen, und ich will jede pflücken und keine unachtſam zertreten, aber ſie werden mich vielleicht ärger verwunden, als die Dornen, wenn ich ſie mit Niemand theilen, ſie nicht für dich, ſchöne Seele, brechen kann. — Doch ich will über nichts murren, die ewige Vernunft, die mir Freuden beſchloß, wird ſie mir auch genießen lehren. —

Den 9. April.

Heute genoß ich das erſtemal die freie Luft und den Zauber einer heitern Mondnacht, aber ohne mitfühlenden Freund, und doch nicht ganz allein; Siebold war mit mir, ganz allein wäre ich des Gedankens an dich fähiger geweſen, und nicht in meinen Phantaſien geſtört worden.

127. An Wilhelmine.

Würzburg, den 16. April 1789.

Wilhelmine!

Ich ſchicke dir dieſe in einer etwas traurigen Stunde hingeworfenen Gedanken, ohne ſie zu ändern, denn ich will, daß du mein Herz kennen ſollſt, wie es iſt; ich ſuche dir keine Fehler und Gebrechen deſſelben zu verhehlen, denn ich erwarte von dir Rath, ſie zu heilen; mit geringer Mühe könnte ich vielen meiner Handlungen einen andern Anſtrich geben, und ſie auf gefällige Art einkleiden, aber ich will keine Mühe verlieren, meine Fehler zu verbergen, ſondern ſie einzig und allein anwenden, ſie zu verbeſſern, und du verſprachſt mir, mir darin beizuſtehen. Aber warum hielteſt du nicht beſſer Wort, warum konnte dich das Geſchwätz eines Mädchens in deinem Vertrauen ſtören? Ich mache dir keinen Vorwurf, daß es dir den Geliebten verdächtig machen mußte, aber auch den Freund? Iſt es nicht Pflicht, dieſen von allem zu benachrichtigen, was ihn angeht, verdiente meine Aufrichtigkeit keine Erwiederung? Ach es koſtete mich viel, mich in geſetzter Stimmung zu er-

halten, da ich keine Aeußerung meiner Liebe von dir erwiedert sahe, — nur durch die äußerste Anstrengung meiner Kräfte gelang es mir, mich von der Zerstreuung, in die mich ängstliche Sorgen versetzten, zurückzuhalten; kein Wunder, wenn in einigen meiner Briefe eine gewisse Härte und ein eitler Stolz sichtbar ist, es sind krampfhafte Bewegungen eines von Kummer gepreßten Herzens; denke dich in meine Lage! Deiner Gesinnungen ungewiß, von Grundherr keine Antwort auf drei Briefe, lange von Schäfer nicht, Nachricht von unschicklichem Betragen einer Person, die ich für edel hielt, Antheil an den Schicksalen meines Freundes und Schäfers, und Niemand, dem ich klagen konnte, denn mein Freund hatte theils selbst Aergerniß genug, theils achtete er nicht auf mich; es würde zu lang, dir alles zu schildern, genug, trotz allen Kampfes gelang es mir doch nicht, mich so gänzlich vor Zurückziehung zu hüten, daß ich nicht gegen meine meisten Bekannten allhier wieder fremd geworden wäre. Suche den Antheil, den mir dein Schwanken in dem Vertrauen auf mich brachte, wieder gut zu machen, und gieb mir Gelegenheit, manchmal im Schreiben an dich die süßen Stunden zu wiederholen, die wir oft in traulichen Gesprächen hinbrachten, denn ohne deine Antwort wagt es nicht mehr an dich zu schreiben

Dein Eduard.

N. S. Gieb mir doch Nachricht vom bisherigen Betragen der Mlle. H—.

128. An Wilhelmine.

Würzburg, den 11. Mai 1789.

Wilhelmine!

Wie die Natur neues Leben ausgießt, so bekommt auch unsere Liebe wieder neue Stärke. Geist und Leben goß sich in alle meine Glieder, da ich deinen Brief las; so habe ich mich doch nicht geirrt, sagte ich, daß sie die große schöne Seele ist, für die ich sie hielt, und auch da nicht, daß sie mich liebt! Ich bedaure deinen Kummer, Wilhelmine, aber schaden kann dir die Lehre doch nicht, auch ich, meine

Beste, hätte oft können mißtrauisch werden, wenn ich die Stimme der Verläumdung gehört, aber wann barg ich dies Mißtrauen in meiner Brust? fragte ich dich nicht gleich selbst? Doch weg mit der ganzen Sache, auch mein letzter Brief gehört dazu, ich war mir ihn zur Ehrenrettung schuldig, aber kränken soll er dich nun nicht mehr.

Ich liebe dich jetzt wie allezeit, und wenn auch meine Liebe unter diesen Umständen etwas wankte, so war es nicht Kälte des Herzens, sondern Furcht, mich in dir betrogen zu haben, und ein Mädchen, gleich den andern, für mehr gehalten zu haben, ihr zu Liebe den Plan meines Lebens geändert und alle meine Hoffnungen auf sie gesetzt zu haben; daß es mich tief kränkte, wenn sich diese Gedanken mir aufdrängten, wirst du wohl glauben können.

Es war keine kalte Phantasie, was in einigen Briefen, die du von hier aus erhieltst, herrschte, es war die Sprache meines innersten Gefühls; wie sehr mußte es mich daher beleidigen, diese Empfindungen nicht geachtet zu sehen, was mußte ich denken, entweder du kannst sie nicht fassen, oder du hältst sie für geheuchelt, eine traurige Wahl!

Ich verbarg dir nie die Größe der Forderungen, die ich an dich mache, ich sagte dir, daß ich eher jedermann, als dir, verzeihen könnte, ich machte diese Erklärungen meinen Freunden, und nun schien ich mich geirrt zu haben! — Ich verbarg dir keinen meiner Fehler, ich schmeichelte dir mit keinen ungewissen Hoffnungen, und nun schien ich von dir für einen Betrüger erklärt zu werden! — War es mir wohl zu verzeihen, wenn ich aufgebracht wurde? Dem Kummer zu unterliegen, ist mein Geist zu stark; aber unerschüttert zu bleiben, ist er zu menschlich. —

Hier, Wilhelmine, sage ich es dir noch einmal, glaube Niemand, wenn er von mir spricht, als mir selbst, sonst wirst du unnöthigen Kummer haben; unsere Liebe ist zu beispiellos, zu erniedrigend für gemeine Seelen, als daß sie nicht alle ihre Pfeile gegen sie richten sollten; aber so lange du so viel Vertrauen in mich setzest, als ich in dich, so

werden wir feste stehen und jedem Ungewitter trotzen; sobald wir uns aber gegen uns selbst hüten wollen, so sind wir verloren. — Wilhelmine, o ich bitte dich, bereite den Thoren diese Freude nicht, daß sie uns fallen sehen, daß sie mit Fingern auf uns deuten, und sagen: Siehe, diese wollten anders sein, als unsereiner, und sich aufschwingen in geträumte Regionen der Vollkommenheiten, kommt her und sehet sie gefallen! Diese Stimme glaubte ich schon zu vernehmen, was mußte ich dadurch leiden! —

Nicht um mich, um meinen Ruhm, um meine Freude, wäre es mir, wenn ich zu fallen schiene von der Höhe, nach welcher ich klimme, sondern um die Tugend, die dann in mir verspottet würde, um den Muth, der vielleicht in Andern, die sich auch erheben zu können glaubten, niedergeschlagen würde, und meine Freunde, die dann auch über sich müßten Hohn sprechen lassen, — dies sind die Qualen, die ich fürchte, und um derentwillen ich dich noch einmal auffordere, Wilhelmine, bewahre die Reinheit deiner Seele!

Ich liebe dich, aber noch mehr die Wahrheit und die Tugend; schwer würde mir aber doch der Kampf zwischen diesen und dir, erspare mir ihn, und sei immer wie du warst, dann hoffe ich nie zwischen dir und Wahrheit wählen zu dürfen. Und sie wird mich nicht täuschen, diese Ahnung, daß wir ewig auf der Bahn der Wahrheit und Tugend mit einander wandeln, daß niedere Leidenschaften uns nicht stören sollen, und daß mein Herz nie wird getheilt sein dürfen, weil das, was es liebt und lieben soll, nie getheilt sein wird.

Wenn der Endzweck unserer Liebe der Endzweck gewöhnlicher Menschen wäre, so wäre unser Liebeshandel der albernste, der sich je angezettelt hätte, denn wo sind die Hoffnungen schneller Vereinigung, welche Vergnügungen — aus dieser Leute Gesichtspunkt betrachtet — gewährte er uns noch? Aber der Vorsehung sei Dank, ein edleres Ziel ist unsern Bemühungen ausgesetzt, besser zu werden durch wechselseitiges Beispiel, ewig uns durch die genaueste Ver-

bindung auf dieſer Bahn zu erhalten, das iſt der Endzweck unſerer Liebe, iſt der Endzweck unſerer Beſtimmung, laſſe uns alſo nie davon abweichen, und laſſe jede Verirrung uns behutſamer machen.

Nun lebe wohl, genieße des Frühlings und antworte bald deinem dich ewig liebenden

Eduard.

N. S. Ich erfahre ſo gar nichts von deinem Klavierſpielen, deinen Lieblingsliedern, deiner Lektüre, iſt dir denn alle Zeit geraubt, oder benutzeſt du ſie beſſer durch weitere Fortſchritte, als durch Erzählung der gemachten? Ich glaube, daß es ſo iſt, aber doch einem Freund eine Freude zu machen, iſt auch keine Zeitverderbniß.

129. An Wilhelmine.

Würzburg, den 15. Mai 1789.

Wilhelmine!

Nun wird mir immer die Schlinge deutlicher, welche die Bosheit uns legte; traurig, daß es dir bald gelungen, dich zu verwickeln! aber ich hoffe, es ſoll nie mehr geſchehen. Vor allem warne ich dich vor D— wie vor einer giftigen Natter, er iſt einer der verruchteſten Menſchen, die ich kenne! — O warum ſchriebſt du mir nicht gleich deutlicher, woher du das Gerüchte, und noch mehr Nachrichten, die deine Ruhe ſtörten, hatteſt? —

Noch etwas muß ich dir ſagen, man will Briefe, die du verlierſt, gefunden haben, und ich würde in Verſuchung ſein, dich um mehr Behutſamkeit zu bitten, wenn nicht von den meiſten dieſer Briefe ein Inhalt angegeben würde, der ſich in keinem findet, als z. B. daß ich und mein Freund inkognito nach Nürnberg kommen wollen, u. dgl. m. Was ſie mit dieſen Lügen wollen, ſehe ich noch nicht ganz ein.

Ich bitte dich alſo, meine Theure, vertraue dich Niemand außer meinen Freunden, ſei behutſam in deinen Handlungen und Reden; Klugheit allein, nicht Großmuth, kann dich retten; Waffen und Kühnheit können wohl gegen Löwen

ſchützen, aber von einem Schwarme Ungeziefer kann man ſich nur durch ausgeſetztes Gift befreien. Vor allem muß ich dir dieſe Behutſamkeit rathen, da S— und noch Einige ſich Mühe geben, meinen Vater in ihr Intereſſe zu ziehen, und wie leicht konnte ihnen dieſes gelingen. —

Dann beſchuldige den Vater meines Freundes nicht zu viel, du mußt bedenken, daß er Dr— und D— zu Aufwieglern hat, und daß er leichtgläubig iſt. Auch deinem Vater, ſollte er dich noch ſo ſehr beleidigen, begegne jederzeit mit der Achtung, die du ihm ſchuldig biſt, er liebt dich, wünſcht dein Glück, aber weiß nicht, worin die Glückſeligkeit beſtehet; ich bitte dich daher auch, jede Handlung zu vermeiden, die ihn in ſeiner Meinung zu beſtätigen ſchiene.

Wenn es möglich iſt, ſo gieb mir baldigſt Nachricht von deiner Lebensart, Bekanntſchaften und den Perſonen, die dir etwas von mir erzählen wollten, ich lebe ſonſt in völliger Ungewißheit, und weiß nicht was ich glauben ſoll, weil manche andere Nachrichten ſo ſchwer zu vereinigen ſind.

Uebrigens ſei gutes Muthes! Wahrheit und Tugend wird endlich doch noch ſiegen. Laß Schwermuth ſich nie deiner Seele bemächtigen, ſie verhindert uns klug zu handeln und verdunkelt unſre Tugend. Die Strahlen des Morgenroths müſſen deine Menſchenliebe entflammen, und mit dem ſanften Purpur der Abendröthe müſſen alle erlittenen Kränkungen aus deinem Gedächtniſſe verſchwinden. —

Im ſtillen Thal, wenn hinter Wäldern
Die Abendſonne von den Fluren
Auf frohes Wiederſehen ſcheidet,
Iſt uns die Gottheit nah.
Und für ein Herz, der Freude offen,
Das ſich mit Dank und ſüßem Hoffen
Am letzten Purpurſchimmer weidet,
Iſt dann der ganze Himmel da.

Folge mir alſo, meine Theure, und ſei ruhig; wenn Edelmuth die Quelle unſerer Handlungen iſt, wenn wir ſie unverholen vor den Richterſtuhl der Vernunft bringen dürfen, was haben wir zu fürchten? Freilich iſt es immer kräu-

kend, gegen Neid und Bosheit kämpfen zu müssen, die Menschen taub für Wahrheit und achtungslos gegen die Tugend zu finden; aber dies muß uns doch trösten, daß der Beifall der Menge nicht der Lohn ist, nach dem wir streben, sondern daß es uns die Pflicht ist, — keineswegs glaube ich aber, daß das allgemeine Urtheil der Menschen uns ungeprüft zu verwerfen ist, o nein, sobald wir finden, daß wir in einer Sache entweder keine Nachahmer oder allgemeine Tadler finden, so sollen wir genau untersuchen, ob es Pflicht ist, so zu handeln, und ist es dies nicht, sei die Handlung auch groß und erhaben — ich will, man unterlasse sie! — ist es aber Pflicht, dann soll uns die Neckerei Schwacher oder die Verfolgung Boshafter nicht mehr davon abhalten, als die Steinwürfe von Knaben den Lauf eines Stroms zurückhalten.

Lebe nun wohl und denke in jeder Kränkung, die dir zugefügt wird, daß jemand lebt, der seine Glückseligkeit mit der deinigen in Eine Wagschale legt, der sein ganzes Schicksal an die Ueberzeugung wagt, Wilhelmine ist edel und gut, und täuschet mich nicht! Und dieser bin ich.

Dein Eduard.

130. An Wilhelmine.

Würzburg, den 15. Juni 1789.

Wilhelmine!

So wie du der Gegenstand meiner Gedanken auf meiner Reise warst, so bist du meine erste Beschäftigung hier. Wollte ich meine Herreise beschreiben, so würde sie fast nichts enthalten, als die verschiedenen Gespräche, die ich bei den mir vorkommenden Gegenständen in meiner Phantasie mit dir hielte, so war meine Reise größtentheils eine angenehme Unterhaltung mit dir. Was mir übrigens begegnete, werde ich Künzel schreiben.

Meinen Freund traf ich hier dem Anschein nach nicht recht heiter an, und meine Nachrichten von dem Betragen seiner Geschwister gegen mich, dich und ihn machten ihn traurig, sonderlich als ich ihm die Ursachen von dem Zwiste zwischen

dir und deiner Schweſter erzählte. — Er hält dich nun für ſeine einzige Freundin; du wirſt auch, hoffe ich, durch eine baldige Antwort auf ſeinen Brief dies Zutrauen zu belohnen ſuchen, welches um ſo ſchätzbarer iſt, da es nicht auf einem Einfall beruhet, ſondern das Werk von Ueberzeugung und innerem Wahrheitsgefühl iſt, weil es über Irrungen der Leidenſchaft ſiegte. Meine Reiſe nach Nürnberg ſcheint mir meine Geliebte und meinen Freund wiedergegeben zu haben. Hier unterbrechen mich Beſuche.

Abends.

Nun habe ich ein paar hundert Fragen, die theils aus Freude, theils aus Vorwitz geſchahen, beantwortet; von der letztern Gattung wurden die meiſten von Mariane und Liſette an mich gethan, mein Freund mag ſie auf ſo manches vorbereitet haben, das nicht erfolgte, und meine Antworten waren wider ihre Erwartung, denn faſt alle Fragen, die dich betrafen, wirſt du leicht errathen. Ich war ſo froh, daß ich ihnen nach dem Wunſche meines Herzens antworten konnte, und daß ich nun wieder gewiß bin, meine Wilhelmine liebt mich und fühlt ſich von meiner Liebe überzeugt, iſt frei von niedrer Eiferſucht und kindiſchem Verdacht. Eine große Seele fühlt ſich der Gegenliebe einer ihr gleichen werth, und empfindet keinen Schmerz darüber, ſich von jemand um eines unbedeutenden Gegenſtandes willen verlaſſen zu ſehen; ſie dankt im Gegentheil der Vorſicht, daß ſie verlaſſen und nicht zu ihm erniedrigt wurde; dieſer Gedanke hat vielleicht etwas wider die Empfindung des Herzens, aber wer wagte zu ſagen, daß der Menſch nicht edel wäre, der ſo dächte. —

Den 14ten.

Hätte es nicht des Schreibens bedurft, ſo hätteſt du vielleicht einige Bogen erhalten; aber was würden ſie dir gefruchtet haben, die Ausdrücke meiner ſchwermüthigſten Empfindungen, die mir ſelbſt zur Laſt wurden? Ich ſaß beide Tage manche Stunde auf meinem Zimmer, wollte mich mit dir ſchriftlich unterhalten, dachte alles, was ich dir ſchreiben wollte, und konnte es dann doch nicht ſchreiben. Du wun-

derst dich vielleicht, daß ich im Zirkel meiner Freunde allhier nicht mehr erweckt wurde, aber werden diese, die hier sind, es je können? Auf einige Stunden wohl mich zerstreuen, wenn ich mir selbst Mühe gebe es zu versuchen, — wie es auch gestern geschahe, wo wir auf einer Spazirfahrt zu Wasser im Garten zu Veitshochheim einen Nachmittag mit Laufen, Ringen, Springen u. dgl. m. zubrachten, und dem ich es vielleicht verdanke, daß ich diesen Morgen heiter genug bin, diesen Brief zu vollenden, — aber mein Herz in Ruhe wiegen, das konnte etwan nur jemand, der es ganz verstände und Schwermuth aus ähnlichen Quellen schon erfahren hätte. — Und was ist die Quelle deines Grams? dürfte man wohl fragen; schwer wäre mir dieses zu sagen, daß mir jemand nachfühlen könnte, und Vielen würde ich nicht antworten, aber dir, meine Theure, soll mein Herz so offen sein, als es mir möglich ist, und ich will es versuchen, dir die Frage zu beantworten.

Gedanken, die sonst Aufgaben für meine Vernunft waren, werden nun, da ich sie Niemand mittheilen kann, peinigende Beängstigung für mein Herz; kühn und schnell entwarf ich den Plan zur Befreiung der Menschen vom Joche der Vorurtheile und zur Verbrüderung derselben als Söhne der Tugend, aber noch fand ich keinen Mitarbeiter; doch dieses würde mir erträglich sein, ich war dazu vorbereitet, aber noch nie ward mir das Bild des schimpflichen Aberglaubens so nahe gerückt, als hier, noch nie konnte ich so wenig darüber ausrichten, als hier, weil meine Freunde im Schoße der Weichlichkeit schlummern; und wäre auch alles dies, so hätte ich doch noch den Trost, daß es nicht von mir gefordert wird, den Aberglauben auszurotten, wenn ich nicht kann, und daß nur Rechtschaffenheit und Forschen nach Licht und Wahrheit von meiner eignen Person gefordert wird; aber dies ist nur Eine, obgleich die bleibendste Quelle meiner Betrübniß; eine weniger edle, aber gewiß nicht niedre, ist Sorge für die Zukunft; ist mein Muth einmal durch ersteres niedergeschlagen, so ist's dann völlig trübe vor meinen Augen, und es scheint

mir

Kaiſer Franz ſoviel freiwillige Triumphbogen irgendwo gehuldigt haben oder huldigen werden, oder daß ihm der Jubel einer neuen Welt entgegenſchalle, wie ſeinem ehemaligen Gefangenen.

Die Parthei der Finſterlinge arbeitet, vielleicht aus blindem Eifer und ohne es zu wollen, an einem Bruche zwiſchen Frankreich und England. Bemerken Sie die Ausfälle, welche in dem drapeau blanc, einem Journale, das dem Miniſter der auswärtigen Geſchäfte zugehört, faſt täglich gegen die engliſche Verfaſſung gethan werden. Das günſtigſte Urtheil wäre: Baron Damas lieſt nicht, was unter ſeiner Egide gedruckt wird. Dabei aber verfolgen die jeſuitiſchen Umtriebe ihren Lauf. Irland ſuchen ſie direkt aufzuwiegeln, indeß eine zahlreiche Brigade von Bekehrungsmiſſionaren England und Schottland durchkreuzt. In beiden Ländern haben ſie Anhang und Proſelyten gefunden, letztere beſonders unter den Frauen. Die großbrittaniſche Regierung muß früher oder ſpäter auf die Folgen aufmerkſam werden. Das Streben der Jeſuiten gehet offenbar auf eine Umwälzung los, ſo daß die Frage über die Emanzipation gar nicht mehr dieſelbe iſt, wie zu Zeiten Pitt's. Was Frankreich betrifft, ſo ſoll eine gewiſſe Parthei noch immer mit dem Gedanken umgehen, ihm einen proteſtantiſchen Fürſten zu geben und große Liebe zu, ich weiß nicht welchem, Prinzen von Oranien tragen.

Empfehlen Sie mich der Frau Geheimeräthin. Bleiben Sie mir freundlich gewogen. Leben Sie wohl und empfangen geneigt die Verſicherung meiner unbegrenzten Hochachtung und treuen Anhänglichkeit.

Delsner.

Dürft' ich Ihre und Hrn. von Stägemann's Freundſchaft in Anſpruch nehmen in einer Geldſache. Die Nachricht, daß ich auf Penſion geſetzt ſei, erhielt ich am letzten Tage

mir unmöglich, das Ziel meiner Wünsche zu erreichen; du allein bist hier, — wenn kein Strahl der Hoffnung die Düsterheit meiner Seele erreichet, — mein Trost; aber der Gedanke, Verläumdung und Argwohn könnte mir auch diesen entreißen, macht mir das Leben zur Qual; es gab einige Zeit, wo dieser Gedanke mir nie in Sinn kam, aber nun dringt er sich mir, trotz alles Sträubens dagegen, unwillkürlich auf. — Wilhelmine, vielleicht beleidigt dich dieser Gedanke von mir, aber es ist mir unmöglich ihn zu verdrängen, und dir ihn zu entdecken ist Pflicht, deine Gegenwart konnte ihn allein besiegen, aber die Trennung von dir schien alle meine Kraft erfordert zu haben, doch hoffe ich, deine Briefe werden sie mir wiedergeben, — und du wirst sie erfüllen diese Hoffnung, wirst mir keine Freude, die du genossest, verschweigen, und keinen Kummer verheimlichen, — nur bei dieser wechselseitigen Offenheit können wir glücklich sein; sei also meine Freundin, Wilhelmine, wie ich dein Freund bin, und frage nie bei dem, was du mir erzählest, darnach, was dürfte der Geliebte davon denken? Ich hatte diesen Gedanken auch nie gegen dich. Keine Besorgniß müsse je unsern Mund schließen, wir müssen einander sein, was wir uns sein können. —

Ewig bleibt mir der letzte Abend im Gedächtniß, wo wir in feierlicher Einsamkeit nochmal unser Bündniß überdachten, und das Band vollends zusammenzogen, welches uns für immer vereinigen soll, du gabst dein Leben in meine Hände, und ich haftete mit dem meinigen dafür, und traute die Ruhe meines Lebens dir an; der Plan meines Lebens ist auf dich gegründet, weichst du, so stürzt er zusammen, und wohl mir dann, wenn mich die Ruinen begruben! aber du wirst stehen, fest, wie mein Arm dich umschlang, heilig und unentweihet, wie der Kuß, den ich zum Abschied auf deine Lippen drückte, dann, Wilhelmine, soll nichts uns erschüttern, und wir werden uns erheben über die Trümmer der Vorurtheile und Verfolgungen, und du wirst die Freude genießen, den Abgründen der Schwermuth entrissen zu haben

Deinen Eduard.

N. S. Unter meinen Freunden in Nürnberg iſt keiner, den ich dir öfter zum Umgange wünſchte, als Künzel, an dieſem genieße ich das Vergnügen, daß er täglich beſſer wird.

131. An Wilhelmine.

Würzburg, den 11. Juni 1789.

Schon nähert es ſich der zweiten Woche, daß ich mich deinem Arm entriß, und noch erhielt ich kein Zeichen deiner Liebe, — ſchon ſchrieb ich dir die Wunde, die meiner Seele geſchlagen iſt, und noch erhielt ich keine Linderung aus deiner Hand — Wilhelmine, ich könnte nicht ſo grauſam ſein, als du, ich könnte dich keinen Augenblick ohne den Troſt laſſen, ich fühlte deine Leiden. — Aber gewiß iſt es auch Nachläſſigkeit meiner Freunde, und nicht deine Schuld, daß ich ihn nicht ſchon habe, den Bürgen deiner Liebe, die mir werther iſt als alles, was ich hienieden hoffen kann. Wilhelmine, ich liebe die Freiheit, und Niemand wird mich eines kriechenden Verhaltens beſchuldigen, aber vor dir könnte ich mich erniedrigen, dich könnte ich auf den Knieen um deine Liebe bitten, du edle Seele würdeſt dich aber auch nur der Stärke meiner Liebe und nicht deines Triumphes freuen; wäre ein Verdacht in mir, du könnteſt das letztere, die Liebe zu dir müßte aus meinem Herzen, oder es würde durchbohrt! — Aber, traute Seele, laſſe mich nicht auf Einbildungen, die nie ſtattfinden können, gerathen, und mich vielmehr an deiner mir ſo oft zugeſicherten Gegenliebe freuen, und denken: warum ſollte ich trauern, ich bin ja nur ein einziger Menſch, kann ich mehr als Einen fordern, der mir zugehörte, und dieſen habe ich ja, habe ihn an Wilhelminen, und dieſe hat, was ſie fordern kann, an mir! — wie mich das tröſtet und ſtark macht! O laſſe ja nicht dieſe Tröſtung mir durch Stürme des Schickſals und der Leidenſchaften entriſſen werden, ſondern rufe ſie mir oft zu, — und ſie wird mir ſüße Harmonie ſein und meine Seele in Ruhe wiegen, wo ſie dann die Anſprüche der Vernunft wird hören können und ſich wird wagen dürfen zu dem Throne der Gottheit, und dann wird für ſeine Wilhelmine danken und beten ihr

Eduard.

Den 20sten.

So eben erhielt ich ein Paket von Haus, mit tröstender Zuversicht öffnete ich es, aber Gott! wie wandelte sich meine Hoffnung in entschiedenen Kummer, ich fand keinen Brief meiner Freunde und keine Zeile von dir. — Wilhelmine, letzest du dich an meinem Schmerz, und freuest dich der Klagetöne meines Herzens? Wahrhaftig, eine grausame Freude, die dich vielleicht doch reuen könnte, du müßtest denn sicher sein, daß sie dich auch an meinen Grabhügel begleiten würde. —

Ich legte dir den Zustand meiner Seele dar; das einzige Mittel, das sie noch vom trostlosen Versinken zurückhielt, war der Glaube an deine Liebe, — und muß dieser mich nicht verlassen, wenn nichts meine Hoffnung bestätigt, wenn ich denken muß: Wilhelmine achtet deiner nicht! — und wie kann ich mich nun mehr trösten, wie kann ich mich nun befreien von dem Verdacht: deine Tröstungen sind nicht eine freiwillige Hülfe von eines Freundes Hand, sondern ein Almosen, das einem Bettler wegen seines Ungestüms zugeworfen wird! — kann dieser Gedanke vertilgt werden aus meiner Brust, wenn sich alles vereint, ihn zu erzeugen, — wenn außer der Vorstellung, alle Briefe, die ich von dir habe, sind dir abgezwungen, keiner an mich geschrieben, die meinigen nur zur Noth beantwortet, — wenn zu dieser noch hinzukommt, daß ich Niemand habe, dem ich klagen kann, der den Verdacht aus mir zu verbannen sucht; denn mein Freund erhielt Briefe von seinen Geschwistern, hält sie nun für engelrein, und die Folge — kannst du nun gewiß nicht verfehlen. —

Nie schrieb ich eine Zeile mit beklommnerem Herzen, als diese beiden legten. Wilhelmine, bist du nicht, für was ich dich halte, so habe ich an dich meinen Freund verrathen, — grausamer Zustand meines Herzens, — alles sehe ich um mich wanken, Niemand will mir folgen nur Eine Person halte ich für treu, um diese reiße ich mich von allem, oder habe es schon gethan, und diese Eine läßt Zweifel über sie in mir er-

wachen, als ſuche ſie mich nicht zu belohnen. — Wilhelmine, du weißt noch nicht, was du mir biſt. —

Die Zeit, die Linderin der Schmerzen, wird nichts über den meinen vermögen; — hätte ich in dir nur das Mädchen geliebt, wie bald würde ſie mich ſogar über deinen Verluſt tröſten, — und wie wenig würde ich nun auch Kummer haben, — ich rieſe um dein Mitleid an, flehte um Zeichen deiner Liebe, und erhielte vielleicht beides, eine artige Entſchuldigung würde mich das Warten vergeſſen laſſen; aber ſo iſt es nicht, mit der Zuverſicht des Glaubens an deine edle große Seele fällt mein Glaube an die ganze Menſchheit, und ich finde mich allein in einer ſchrecklichen Wüſte: mein einziger Wunſch iſt dann: o wär' er mir erlaubt, der Sprung jenſeits des Grabes, troſtloſer kann ich nicht werden, und anders muß es doch dort ſein. —

Gern würde ich noch mehr das Innere meines Herzens dir enthüllen, aber ich fürchte, es möchte Beſtechung deines Mitleids ſein, eines Mitleids, das keine Liebe vorausſetzte, das ich vielleicht in der rohesten Bruſt erwecken könnte, und einem ſolchen Mitleid den vielleicht künftigen Brief von dir zu verdanken zu haben, fürchte ich als den letzten Dolchſtoß in meine ſchon ſinkende Vernunft. — Ich bitte dich bei allem, was von dir geachtet wird, laß kein Zeichen einer ſtolzen oder geheuchelten Erbarmung in deinem Briefe ſein (wofern du anders Zeit für mich haſt), denn ich werde ſie gewiß erkennen, — kannſt du nicht eintreten in wahre Sympathie mit meinem Herzen, ſo wag es nicht, mir zu antworten; täuſchen wirſt du mich nicht! Vielleicht erkennſt du zu anderer Zeit beſſer, daß mein Kummer gerecht iſt; meine Liebe wirſt du nicht dadurch verlieren, und mich wird denn doch noch der Schimmer der Hoffnung vor den Abgründen der Verzweiflung ſichern.

Dein Eduard.

132. An Wilhelmine.

Würzburg, den 9. Juli 1792.

Wilhelmine!

Dein Brief gab mir Kraft wieder, nur ein Tropfen Bitterkeit war in dem süßen Entzücken, das er mir gewährte, und dies war die Beschämung, dir Unrecht gethan zu haben; ich wünschte im Anfang, meinen zweiten Brief nicht geschrieben zu haben, aber dieser Wunsch verging mir bald, denn ein ähnlicher Vorfall mit meinem Freunde von Grundherr tröstete mich. Ich werde dir schon erzählt haben, daß ich auch einmal so unglücklich war, von diesem einen Brief zu spät zu erhalten, und ihm deßwegen einen sehr bittern Brief schickte; daß er mir dann schrieb, mein Brief hätte ihm Freude gemacht, „Eben die Bitterkeit deiner Vorwürfe" — schrieb er mir — „bewies mir, wie werth ich dir als Freund bin, und denke, ob ein solcher neuer Beweis mir nicht schmeichelhaft sein muß; ich will dich nicht durch Worte, sondern durch die That widerlegen." Eben so, dachte ich, wird meine Wilhelmine denken, mit ruhigem Lächeln wird sie meine Vorwürfe lesen und dabei denken: wie sehr muß er mich lieben, daß ihn der Anlaß zum geringsten Verdacht auf mich so tief kränkt! und in diesem Augenblicke, wo du noch die Freude über meine Liebe fühltest, denn bald werden dich doch meine Schmerzen zum Mitleid bewegt haben, glaubt' ich, dir entgegen zu eilen, dich zu umfassen, und mit der Liebe heißestem Kuß deine Freude zu bestätigen; es konnt' nun wohl nicht geschehen, aber doch gewährte mir die Einbildung schon Freude genug. Wilhelmine, immer mehr fühle ich, wie unzertrennlich ich an dich gekettet bin; ohne dich hat mein Herz keinen Wunsch, als den Tod, und mit dir ist ihm die Welt so schön und der Entschluß, den Menschen zu nützen, so feurig, nur dann kann ich meinen Freunden ganz Freund sein, und wird mir der Vorsatz wieder möglich, mehrere Menschen zu Freunden des Wahren und Guten, und also auch zu den meinigen zu machen! Siehe, wie viel du vermagst. —

Nun will ich deinen Brief beantworten:

Mein Brief gefiel dir ganz, und er war doch traurig — wie verstehst du dies, meine Liebe? Gefiel dir die Schwermuth, die darinnen herrschte, selbst, oder verstundest du nur den Ausdruck derselben, oder gefiel sie dir sonderlich wegen ihrer Veranlassung? Fast sollte ich das erste in Verbindung mit dem letzten glauben, — und es scheint als wenn du mehr mit meiner Schwermuth als mit meiner Heiterkeit sympathisirtest; wie kommt dies? Sollte die Veranlassung meiner Schwermuth mehr Edles in meinem Karakter zeigen, als die Gegenstände meiner Freuden? oder giebt die Schwermuth der Liebe mehr Nahrung, als die Freude, weil jene schmachtet und den geliebten Gegenstand zum Troste herbeiruft, diese mehr gesättigt und sich selbst genug scheint? Fast glaube ich, dies hätte den mehrsten Antheil daran, daß man mehr mit der Schwermuth als mit der Heiterkeit des Geliebten im Einklange steht; denn auch ich muß gestehen, daß die Leiden meiner Freunde mich stärker zum Mitgefühl reizen, als ihre Freuden; sage mir nach dem Gefühle deines Herzens, habe ich die Auflösung gefunden?

Nun komme ich auf etwas, das ich fast nicht beantworten kann, weil mich mein Gewissen zu sehr dabei anklagt, und wo mich nichts zu entschuldigen vermag, als mein Karakter, bei dem es schwer hält, einen einmal erhaltenen Eindruck wieder zu vertilgen, und der durch die Kenntniß der Menschen, die mich umgeben, eher vermehrt als vermindert wird. Du wirst also schon etwas Geduld mit mir haben müssen, denn du weißt, daß ich nur da verspreche, wo ich ganz Herr über mich bin; ich weiß wohl, daß es dich kränken muß, wenn unnöthiger Gram an meiner Seele nagt, denn der tiefste Gram nagt an meinem Herzen, sobald es den Gedanken nicht abweisen kann: auch du gehörst vielleicht nicht unter die edlen Seelen, wohin ich dich zähle, und daß es dich dann kränkt, mich so mich selbst peinigen zu sehen, das glaube ich dir gerne; aber daß mir gleich viel daran liegen muß, mir diesen Gram zu ersparen, wirst du mir auch glauben. Verzeihe mir also, wenn in meinem letzten Briefe Spuren davon zu finden sind,

ich hoffe, es werden die letzten sein, und ich werde nun Ruhe finden, sobald ich deinen Brief in die Hand nehme — oder mich deiner Zusage lebhaft erinnere.

Dein Brief gefiel meinem Freunde sehr, — du erhältst vielleicht mit diesem seine Antwort, — und er löschte den Eindruck, auf den in meinem letzten Brief gedeutet ist, ziemlich wieder aus, aber bei allem dem wünschte ich ihn je eher je lieber von Würzburg weg. —

Wenn es dir gefiel, mir zu sagen, daß du in der Komödie warst, so hättest du mir auch wohl die Stücke nennen können, die gegeben wurden, und eine kleine Kritik beifügen.

Was macht Klinger? besuchtest du ihn nicht?

Wenn du dich Künzels Schwester annehmen willst, so wirst du ein gutes Werk thun, und gelingt es dir, etwas auszurichten, ihre Empfindlichkeit zu schärfen, ihren Geist aufzuklären und ihr Herz zu veredeln, so, wäre es möglich, würde ich dich darum mehr lieben.

Der Schluß deines Briefs — ja was soll ich von ihm sagen, wie könnte ich den Eindruck schildern, den er auf mich machte, wie tief wäre jede Beschreibung der Wonne, die ich empfand, unter dem, was dich dein Herz davon wird errathen lassen! — ich lese ihn wieder, und fühle nun, daß ich dir nun sicher versprechen kann, daß nie mehr Aengstlichkeit in Rücksicht deiner meine Seele kränken wird, daß ich, sollte zu weite Entfernung oder eine Kette von Umständen es mir unmöglich machen, die Gründe deiner Handlungen einzusehen, ja sollte sogar Klugheit dir befehlen, mich zu verläugnen, ich immer so sicher erwarten werde, daß mir deine edle Seele noch einstens wieder durch alle Nebel des Schicksals entgegenstrahlen wird, als ich es in finsterer Nacht von der Sonne erwarte.

Ja, meine Theure, nichts soll mehr unsere Liebe stören, sie gehe mit uns in jedes Schicksal und versüße uns jede Freude, und sie wird uns auch jenseits des Grabes nicht verlassen. — Die Stunden der Trennung werden unter süßem Hoffen dahin eilen, und ihr guter Gebrauch uns das selige

Bewußtsein geben, unsrer Vereinigung werth zu sein, so werden unsere Tage in Thätigkeit und frohem Genusse dahin eilen, gerechte Traurigkeit durch unsere Liebe gemildert und eitle Wünsche von ihr verscheucht werden. Lebe wohl und sei so glücklich durch mich, als ich durch dich bin.

Dein Eduard.

N. S. Nun muß ich dir doch meine Lebensart hier erzählen. Während meinem Anfall von Schwermuth fand ich in nichts Trost, als im Studiren; dies und daß ich mein Herz gegen dich öffnete, gab mir etwas von meiner Ruhe wieder, und dein Brief vollendete meine Genesung; nun ist meine Zeit in meine Studien, den Umgang mit Personen, denen ich nützlich sein kann, und der süßen Beschäftigung mit dir getheilt, und wird auch so bleiben. Ich bin nun so glücklich, hier einen Menschen zu besitzen, in dem der Same von Wahrheit und Tugend, den ich allgemein auszustreuen suche, Wurzel schlug, und der nächstens mein Freund werden wird; mit diesem nun bringe ich fast alle Stunden der Abenddämmerung, entweder auf meinem Zimmer, oder auf Spazirgängen, in belehrenden Unterredungen zu, er heißt Eiselin, ist aus Ellwangen, und wird mich auf meiner Reise nach Nürnberg begleiten, um dann nach Altdorf zu gehen. Lisette schafft mir durch ihren Fleiß im Zeichnen doch auch manches Vergnügen; wenn ich doch nur dem Mädchen ein tiefer empfindendes Herz und einen höher emporstrebenden Geist geben könnte! Wilhelmine, wenn wir nicht mehr getrennt, unsere Kräfte vereinigen können, dann hoffe ich, soll es uns gelingen, manchen Menschen auf den Weg der Wahrheit zu leiten — bis dorthin wollen wir aber doch thun, was wir können, dieses Glück zu verdienen. — Nun weißt du alles, und mein Herz ist rein von aller Verborgenheit gegen dich. Ich muß mich nun mit Gewalt von dir reißen, denn ich habe außer Künzel, Leuche, Müller und meinem Vater noch Niemand geschrieben.

133. An Wilhelmine.

Würzburg, den 19. Juli 1789.

Wilhelmine!

Dein Brief vom 8. Juli überraschte mich sehr angenehm; so viele Sorgfalt für mich in dir zu erblicken, ist meine größte Wonne, aber noch mehr erfreute mich Anfangs die Stelle: — „und dir dann von einer neuen Eroberung erzählen, die ich wieder gemacht habe —," ich hielt hier inne, und glaubte sicher, du verständest darunter, daß du ein Mädchen oder einen Jüngling gefunden hättest, der werth wäre, dein Freund zu sein, und der also für die Sache der Wahrheit und Tugend gewonnen wäre, — eine Erzählung, die du mir in Nürnberg von einem Mädchen machtest, bei der du so viele Talente fändest, die mir dabei einfiel, und die liebevolle Stimmung gegen alle Menschen, die dein Brief in mir hervorbrachte, mögen daran Ursache sein, daß ich diese Worte so auslegte; ich las nach einiger Erholung von meiner Freude weiter: — „du darfst aber nicht bange sein, er ist schon wieder abgewiesen —," und nun verschwand auf einmal alle Freude und ging beinahe in Kränkung über. Wilhelmine, warum willst du mich trösten, daß ich nicht bange sein dürfte, wann brauchte ich noch in diesem Falle Trost? Doch er soll dir aufgehoben sein, damit ich ihn vielleicht nöthigenfalls dir einemals wieder zurückgeben kann. — Diese Zeile, die ich eben geschrieben habe, wird dir schwerlich gefallen, aber sie kann dir vielleicht eher als jede andere Beschreibung fühlen lassen, was ich bei der deinigen fühlte. —

Aber verzeihe mir, Beste, wenn ich etwan die letztere Stelle deines Briefs so falsch verstund, als die erstere; und fast bin ich sicher, ich verstund sie falsch, du wolltest mich keineswegs meinethalb, sondern in Betreff deiner selbst trösten; du wolltest mir sagen, daß ich nicht fürchten sollte, diese Begegniß hätte für dich so viele unangenehme Folgen gehabt, als schon einige ähnliche hatten, sondern du hättest dich schon aus dem Handel gewickelt, — und dann danke ich dir für die Beruhigung, die du mir gabst. Ich freue mich deines Ver-

sprechens, mir nächstens recht viel zu schreiben, und bin auf die ausführlichere Geschichte deiner Eroberung begierig; doch, meine Theure, würde ich der Geschichte einer ächten Eroberung für Wahrheit und Tugend noch weit begieriger entgegen sehen; aber ich weiß, daß es nicht an dir liegt, daß du mir diese Wonne nicht verschaffen kannst, daß der edeln Jünglinge und gefühlvollen Mädchen noch zu wenige sind, als daß man so leicht deren fände. Aber dennoch verzweifle ich nicht, einmal in einem deiner Briefe zu lesen: „Nun habe ich einmal eine Eroberung gemacht, und dir einen Freund erworben, ich bin ihm Bürge für deinen Werth, und, ohne dich noch durch dich selbst zu kennen, ist er dein treuer Bundesgenosse und Freund bis in den Tod, ihm kann ich mich vertrauen, und er faßt meine Gefühle, du darfst aber nicht bange sein, daß seine Freundschaft sich in Liebe verwandeln möge, denn sie entsprang aus jener —," dies ist eine Hoffnung, deren Erfüllung ich mit Vergnügen entgegen sehe. —

Nun zu deinem vortrefflichen Brief vom 3. Juli. Seinen Zweck mußte dieser Brief zwar verfehlen, denn der vorhergehende hatte ihn schon erreicht, aber erlangte einen andern, mich in dem lebhaftesten Entschluß zur ersten Tugend zu bestärken und mit Gefühlen der edelsten Liebe zu überströmen. Wie trafst du mein Herz mit den Worten: „Dieser Brief ist nur eine Ergießung deines Schmerzens in meinen dich liebenden Busen," dies war es auch, — o welche Hoffnung für die Zukunft, so geliebt, so verstanden zu werden! wer war je glücklicher als ich! aber ich will hier abbrechen, Worte würden nur meine Empfindungen entstellen; wie ein Spiegel nur die äußere Schönheit, nicht den Adel der Seele, wiederstrahlen kann, so können auch Worte nur die äußere Hülle, nicht das innere Heiligthum der Empfindungen wahrer Liebe darstellen!

Was du ferner sagst, konnte mich zwar nicht mehr überzeugen, denn sie waren schon widerlegt die Sophismen meiner Melancholie, aber ich prägte es meinem Gedächtniß ein, um sie künftig sogleich in ihrer Geburt zu ersticken.

des Jahres. Ich hatte bereits eine Anweisung auf den Werth eines Quartalgehalts abgegeben. Dem Hrn. Minister der auswärtigen Geschäfte wurde vorgestellt, wie empfindlich und nachtheilig es mir wäre, diese Anweisung protestirt zu sehen. Die Legatikasse zahlte. Wenn man diese Summe nicht etwa von der Pension abziehet, so hätte ich den 1. Dezember 1000 Thaler zu erheben. Das Neujahr bringt mir keine Geschenke, aber vielerlei Ausgaben. Mir geschähe eine große Wohlthat, wenn die 1000 Thaler ausgezahlt würden. Hätten Sie vielleicht Vermögen, es zu bewirken? Sie würden mir einen großen Liebesdienst erweisen.

Mein Ali, eine winzige Episode, erscheint in dem November-Hefte des „Journal asiatique."

70.

Oelsner an Varnhagen.

Paris, den 17. Dezember 1825.

Einen schlimmen Streich wahrlich, spielt mir Herr von Altenstein, den Dr. Gans abzurufen wegen Krankheit des Professors Savigny, zu dessen Herstellung die Heimkehr seines Antagonisten wenig beizutragen verspricht. Ich hoffte Ihren geistreichen Hausfreund den ganzen Winter entlang hier zu sehen, in ihm, Hochverehrtester, besaß ich gleichsam etwas von Ihnen. Die unerwartete Meldung seiner auf den Folgetag anberaumten Abreise überraschte nicht allein, sondern bestürzte mich. Sein gutes Herz schien sich zu erweichen. Er versprach 24 Stunden später aufzubrechen, um mit Hrn. von Chamisso mein Gast zu sein. Statt seiner empfieng ich ein Briefchen. Dr. Gans war auf und davon. Grüße

Mit diesem Brief erhältst du auch einen von meinem Freund, und wirst daraus sehen, daß er wieder anfängt, Glauben an dich zu bekommen, trotz seinen Geschwistern und Aeltern. Ich mußte lachen, als ich neulich im Brief seiner Mutter folgende Stelle las: „Dr — (nämlich der Liebhaber deiner Base) hat an einen seiner Freunde geschrieben, daß er nun nach Ostindien eingeschifft sei, er ließ seine Freunde und auch deine Base grüßen, diese aber, obgleich die Ursache alles seines Unglücks, wurde gar nicht davon gerührt; eine schöne Probe ihres guten Herzens, — von dieser Art sind alle ihre Handlungen." — Arme Wilhelmine, so muß es eine Probe deines schlechten Herzens abgeben, daß ein Thor wie ein Thor handelte! —

Das Fernere und den Schluß deines Briefs möchte ich lieber abschreiben, als beantworten. Das Vortreffliche der darin enthaltenen Gesinnungen bestätigen und ihre Wahrheit entwickeln, hieße in meinem Falle, eine Erklärung eines Gesetzes für den Gesetzgeber selbst schreiben. Deine Aufforderung nehme ich an, hier hast du meine Hand! ich will dir folgen, und bin sicher, daß du mich nicht irreführst, aber ich brauche sie dir ja nicht erst zu geben, du hattest sie immer, und deiner Leitung danke ich meine Glückseligkeit.

Nun habe ich nach meinem Vermögen dir geantwortet; ich fühle, wie sehr meine Antwort gegen deinen Brief absticht, aber Widerschein kann ja nie die Stärke des Urlichts haben, und deine Güte wird mit mir schon zufrieden sein, daß ich die Strahlen deines Edelmuths auffing.

Aber nun eine Bitte, deren Erfüllung mir zwar schon versprochen ist, — nämlich die Schilderung einer schönen Seele; zwar sehe ich sie in dir, zwar sind beinahe alle deine Briefe Gemählde einzelner Züge davon, aber ich wünschte das Gemählde im Ganzen von deiner Hand zu besitzen, ich wünschte den Kunstrichter darüber zu machen, und von dir über ungerechten Tadel oder einseitiges Lob wieder gerichtet zu werden; ich bin gewiß, daß du meine Bitte bald erfüllst, doch möcht' ich dich auch bitten, nicht zu bald, — keine freiwillige Er-

gießung deines Herzens, keine Ausführung eines ſich dir von ſelbſt darbietenden Stoffes deßwegen zurückzulaſſen, ſondern nur dann meine Bitte zu gewähren, wenn dir dein Herz bloß ſagt, daß du mich liebſt, keine Begegniſſe deine Ruhe ſtören, und du mich doch mit einem Brief erfreuen willſt, der mehr enthielte, als die Worte: ich liebe dich!

Eine Abneigung vom Briefſchreiben, die ich faſt noch nie empfand, war Schuld, daß ich außer denen in meinem letzten Brief benannten noch keinem meiner Freunde ſchrieb, und an dieſer Abneigung warſt du viel Schuld, denn die meiſte Zeit, die ich dazu beſtimmt hatte, raubten mir Gedanken an dich; es war mir zu mühſam, mich aus dieſen Gedanken herauszureißen, und ſo unterblieb es immer; nun aber muß ich aus Schuldigkeit, und deßwegen wirſt du die Entſchuldigung gelten laſſen, und mir zu Gute halten, daß ich dir mehr einen Brief verſpreche, als ſchrieb, der aber um ſo gewiſſer bald folgen wird, als es ſüß iſt, ſich nach Beſchäftigung, die uns Pflicht auflegt, mit ſolcher zu ergötzen, wo Pflicht und der Ruf unſres Herzens ſich vereinigen. Lebe wohl.

Ewig dein Eduard.

N. S. Frage Müller, ob er dir nicht folgendes Buch verſchaffen kann: Moritz über die bildende Nachahmung des Schönen, 1789, — eine Schrift, die wenige ihres Gleichen hat, und die ihren Verfaſſer in die Reihe der Schiller, Shaftesbury und Garve ſtellt.

Den 11. Juli.

Diesmal, Wilhelmine, habe ich wirklich zu bitten, daß du beſſer als ich ſeieſt, und ruhiger auf meine, als ich auf deine Antwort warten mögeſt; es reuet mich auch ſehr, daß ich meinen Brief nicht ſogleich fortſchickte, doch traue ich auf deine Güte zu viel, als daß ich mich deßwegen ängſtigen ſollte, und bin ſicher, daß du dich nicht durch eine noch ſpätere Ueberſendung des deinigen rächen wirſt.

Heute ordnete ich meine von meinen Freunden erhaltenen Briefe, und las dabei die deinigen wieder durch, und verglich ſie mit deinen letztern, und, verzeihe, wenn du

mein Urtheil falſch finden ſollteſt, — und glaubte zu finden, daß du damals noch nicht ganz warſt, was du jetzt biſt, aber daß du mich eben ſo innig liebteſt, — ich glaubte in deinen Irrungen die Spuren der Liebe zu finden, und freute mich meines Glücks, von einer ſo edeln Seele ſo geliebt zu werden. Vieles von den Schickſalen unſrer Liebe fiel mir dabei ein, von Fehlern auf meiner Seite, die du mir großmüthig vergabſt, und Schwächen auf der deinigen, die ich ſcharf rügte; ich wurde darüber gerührt, und werde mich einſtens davon mit dir unterhalten, es iſt nichts lehrreicher für den Menſchen, als eine genaue Prüfung ſeines eigenen Verhaltens. Lebe nun wohl, meine Theure, und ſei immer ſo glücklich, als du geliebt biſt!

134. An Wilhelmine.

Würzburg, den 10. Auguſt 1789.

Wilhelmine!

Um meinem Herzen denn völlig freie Ergießung verſtatten zu können, ſo will ich zuerſt deinen Brief beantworten.

Ich bedaure es, wenn es dir unangenehm war, daß ich einen Satz in deinem Briefe fehlverſtund, aber noch mehr bedaure ich es, daß du einen in dem meinen falſch auslegteſt, wenigſtens kommt es mir ſo vor, weil du ſagſt: „Ich weiß wohl, daß du bei dieſem Verluſte keinen Troſt nöthig hätteſt," bei welchem Verluſt? doch nicht bei dem deiner Liebe? aber ich will nicht kritteln über dieſe Stelle, ſondern dir nur ſagen, daß ſie mir ein trauriger Vorbote von dem war, was ich noch in deinem Briefe zu erwarten hätte; wie ſehr muß meine Wilhelmine, dachte ich, von Kummer gebeugt ſein, daß ſie dieſes hinſchreiben konnte!

Für die bündige Erzählung deiner Eroberung danke ich dir; ich fand nichts darin, das ich in deinem Betragen, nachdem ſie einmal gemacht war, tadeln könnte; aber, meine Beſte, ob du nicht hätteſt vermeiden können, ſie zu machen? Hänzel erzählte mir, daß Leuchs zu ihm ſagte, deine Blicke wären Dolchſtiche, und fügte hinzu, er ſelbſt habe die Wahrheit

davon auf seinem letzten Spazirgang mit dir erfahren, und er sei entschlossen, dir manches über dein Betragen in Gesellschaften zu sagen, indem du vieles Unheil anstiften könntest. Ob er nun Recht hat, weiß ich nicht, doch bestärkte ich ihn in seinem Vorhaben, weil du vielleicht doch manches Gute daraus wirst nehmen können. Ich weiß wohl, meine Theure, daß es deine Absicht nicht ist, Eroberung zu machen, daß dich in deinem Betragen bloß die Gesetze des Schönen leiten, und ich will nicht im geringsten, daß du es ändern sollst, aber daß du aufmerksam sein sollst, ob sich Jemand mit Hoffnungen schmeichelt, darum bitte ich dich, und daß du dann durch Entdeckung deiner Verhältnisse zu verhüten suchest, daß ihn sein Irrthum zu keiner Thorheit verleitet; bleibt er sich nach diesem in seinem Betragen gegen dich noch gleich, dann wähle ihn zum Gesellschafter.

Was du von meinem Freund sagst, ist wahr. Das Gewäsche der Frau Pfarrerin verdiente keine Zeile, ich schrieb dir es als eine Anekdote zur Belustigung. Dein Versprechen hoffe ich mit Sehnsucht erfüllt zu sehen.

Nun komme ich zum Schlusse deines Briefes, und dieser sei der Gegenstand des meinigen.

„Lebe glücklicher, als deine Wilhelmine," sagst du! Dies ist unmöglich, nie kann ich glücklicher sein, als du; was dir widerfährt, widerfährt auch mir. Du, die jede Veränderung meiner Miene so scharf beobachtete, und jeden Wunsch meines Herzens zum voraus ahnete, sollte sie dir nie die Stärke meiner Liebe verrathen haben, solltest du nie die Sehnsucht in ihr gefunden haben, ganz in dir zu leben? es wäre mir unbegreiflich, wenn du das nie wahrgenommen hättest, und wie konntest du dann so schreiben! Du mußt sehr traurig sein, meine Geliebte, daß die Vorstellung deiner Liebe nicht einmal mehr lebhaft in dir ist, die gewiß die letzte ist, die deine Seele noch stärkt. O laß doch diesen Gedanken nie in deiner Seele von dem Kummer erdrückt werden, sonst sind wir beide verloren! Wie erschrack ich, als ich las: „Schon sehe ich meine Gesundheit dabei schwanken;" erin-

nerst du dich noch, daß du mir schriebst: „Vertraue dich mir, gieb mir deine Hand, und sei gewiß, daß dich nie irreführen wird deine Wilhelmine.“ Ich gab dir meine Hand, und Gott! wenn nun die deinige von Krankheit zitterte! — Kannst du nicht mehr ausdauern, ist Alles wider dich verschworen, so ist es Pflicht dich zu retten, du bist es mir schuldig, und ich kann es von dir fordern. Hast du keinen Zufluchtsort, so komme zu mir, und die Vorsehung wird für uns sorgen, ich fühle zu sehr, daß es mir nur mit dir gelingen kann, auf der Bahn des Wahren und Schönen fortzuwandeln, als daß es mir das geringste Zaudern erlaubte, zwischem dem Glück der Liebe und den Planen meiner Eitelkeit zu wählen; es könnte uns ja nichts Aergeres widerfahren, als der Tod, und dieser wäre, wenn er mit festumschlungenen Armen von uns erduldet würde, der höchste Wunsch, den ich wage. Habe also Dank für deine Aufrichtigkeit, und fühltest du nicht, als du jene Leiden niederschriebst, wie wahr es sei,

Freundschaft wirft die bangen Thränenlosen,
Sicherer vom des Leidens Sturm zu retten,
In der Liebe Busen ab — ?

Was kann Liebenden, die gleiches Streben nach Vollkommenheit verbindet, Trauriges begegnen, da jedes Leiden, das sie mit einander ertragen, nur ihre Seele inniger vereinigt, und jeder Sieg über die Feindseligkeit des Schicksals sie eine Stufe näher ihrem Ziele bringt!

Sicher bist du nunmehr ruhiger, wenn das Vertrauen auf meine Liebe wieder lebhaft in deinem Herzen wurde, sicher fühltest du dich dann sogar glücklich, wenn du dich mit andern Personen verglichest, die nicht geliebt werden; denn was ist alles Glück ohne Liebe? wer würde sich den Besitz der größten Kostbarkeiten des Erdbodens und den Genuß der erhabensten Kenntnisse wünschen, wenn er Niemand hätte, zu dem er sagen könnte, besitze ich nicht viel Schönes? kam ich nicht dem Ziel der Wahrheit näher? — und wer kann das Glück der Liebe mehr genießen, als wir? kennst du Jemand, der

reiner und zärtlicher liebt, als wir? o wenn du Jemand kennest, so wollen wir zu ihm in die Schule gehen, und wir werden von ihm lernen, in keinem Unglück zu verzagen! Also getrost, Freundin meiner Seele, dulde so viel du kannst, aber sind deine Kräfte erschöpft, fürchtest du zu murren gegen die Hand der Vorsehung, dann wirf dich in meine Arme, ich will dich retten, oder mit dir sterben, mögen sie dahinschwinden, die Entwürfe meiner stolzen Phantasie, mögen sie unausgeführt bleiben die Plane, die ich zum Glück der Menschheit aussann; vielleicht hat mich die Vorsehung bestimmt, durch mein Beispiel des Menschen Glauben an Unsterblichkeit zu lehren, und sie zu überzeugen, daß Tugend mächtiger ist, als alle Lockungen eitlen Stolzes und niedriger Wollust.

Du schreibst, du seiest an der Mißhelligkeit Schuld; sage mir das Nähere, wie es kam, daß du, Edle, Schuld an Mißhelligkeiten sein konntest, damit ich lerne, wie gemeinen Menschen Tugend zum Verbrechen werden kann, damit ich auf Mittel sinne, ihnen diesen Wahn zu benehmen.

Wie der verirrte Wanderer nach dem Aufgang der Sonne, so sehne ich mich nach deinem nächsten Brief, der mir Alles näher aufklären wird, und vielleicht die bange Ungewißheit, in der ich schwebe, endigt. Noch nie war mir mein Aufenthalt hier so zuwider, als jetzt; alle Rosen, die ich um mich zu sehen glaubte, sind abgefallen, und ich sehe nichts als die Dornen, die dich verwunden. Möchte es mir doch gelingen, dir in diesem Briefe den Zustand meines Herzens nur zur Hälfte zu schildern, nur zur Hälfte das Streben meiner Liebe, bei dir zu sein —, und ewig würde kein Zweifel mehr in deiner Seele entstehen können; jedes Wort, das ich hinschreibe, scheint mir ein Verräther, der die Gedanken meiner Seele verläumdet, anstatt sie dir zu entdecken, und ich muß mich zwingen, ihm das Geschäft zu vertrauen, dir die Gefühle deines Geliebten zu überbringen! Aber daß dies deine Schwermuth nicht vermehre, diese Traurigkeit ist nicht jener nagende Wurm, dessen Verletzungen dich durch meine Briefe auszusetzen ich schon grausam genug war, es ist jenes süße

Leiden,

Leiden, von dem Ossian sagt: „Es ist eine Wonne im Trauern, wenn Friede im Busen der Trauernden wohnt," und dieser Friede ist in meiner Seele, du schwebest um mich, und ich glaube dich erleichtert zu sehen von der Last, die ich mit dir trage, und Liebe und Tugend reichen mir die Hand, und ich steige schneller durch ihre Hülfe zur Höhe, wo die Palme der Vollendung mir winket, als ich ohne ihre thätigere Hülfe, die der Lohn meines treuen Bestrebens dich zu erleichtern ist, gelanget wäre. Diese Gedanken, die Vernunft mir darbietet und wohlthätige Phantasie mit dem Zauber ihrer Schöpferkraft bekleidet, machen mich doch nun glücklicher, als ich je noch war, und auch dir wird dieser Lohn ruhiger Duldung des Unglücks und muthiger Fortschreitung auf dem Pfade der Tugend schon zu Theil geworden sein.

Noch etwas über die Nachschrift deines Briefes; was konnte in dem meinigen sein, das dich auf die Gedanken brachte, daß mir der deinige nicht gefallen würde? eher könnte ich dies von dem meinigen fürchten; aber wußte ich die Lage, in der du bist, als ich ihn schrieb? Doch ich zweifle nicht, daß du meine Zärtlichkeit nicht verkennst, ich schrieb aus reinem Herzen, aber ich fühle, daß ich nur sehr wenig und dies sehr schlecht gesagt habe, was ich sagen wollte; vielleicht ersetzt dein Geist, was daran mangelt, und du erräthst, was mir nicht zu sagen gelang. Wilhelmine, wenn mir etwas das Leben verbittern und jeden Trost meiner Vernunft fruchtlos machen könnte, so wäre es der Gedanke, daß du von zweien Auslegungen, die meine Worte verstatteten, die schlimmere wählen könntest; ich schrieb nie etwas, das nicht aus meinem Herzen floß, und womit ich nicht die beste Absicht hatte, aber daß mich meine Phantasie über die Schranken des wahrhaft Schönen hinausschwingen und dadurch meine Zärtlichkeit verunstalten konnte, daß ich oft nicht die besten Mittel zu der besten Absicht wählte, Wilhelmine, da mußt du mir verzeihen, daß ich ein Mensch bin, und du wirst es auch. Ohne mich zu wiederholen könnte ich dir nun nichts mehr sagen, meine Seele hat nur Einen tiefgefühlten Gedan-

ken, den Frieden deiner Seele dir zu verſchaffen, und möchte dies die heilige Verſicherung ſtanen, daß, wenn Jedermann dich verläßt und Unglück dir alles raubt, dir noch zu deinem Eigenthum bleibt das Leben deines Eduards.

Den 19. Auguſt.

Ich bat Müller, dir dieſen Brief bald zu übergeben, und ich bitte dich, mir ihn bald zu beantworten, damit ich deine Lage ganz weiß, ganz meinen Entſchluß faſſen kann, den ich dann auch meinem theuren Freund Herrn von Grundherr allein offenbaren würde —, dieſer iſt nebſt dir noch mein einziger Troſt, und er verdient meine ganze Aufrichtigkeit.

Hier iſt nun Wetter wie im Paradieſe, jede Nacht eine Feier der Natur, aber für mich muß ſie faſt ungenoſſen vergehen; zwar öffnet ſich mein Herz im ſtärkſten Kummer noch den Eindrücken der ſchönen Natur, aber der Gedanke, der dann immer in mir entſteht, wie viel Schönes in der Natur und wie wenig Edles im Menſchen, die Selbſtprüfung, auf die ich dann — um zu wiſſen, ob ich ſelbſt leiſte, was ich von Andern fordre, — komme, welche mich auch immer ſehr niederſchlägt, verkehren meine Freude in Schwermuth, denn du, die meine Seele liebt, biſt nicht bei mir, — und doch richteſt du mich auf, und nur durch deine Hülfe bleibe ich in den Schranken der Weisheit. Immer möchte ich dich bitten, mir ferner deine Liebe zu ſchenken, aber ſogleich entſteht auch der Gedanke in mir, daß dich eine ſolche Bitte beleidigte, weil ſie an der Dauer deiner Entſchließung zu zweifeln ſchiene, aber ich kann dich verſichern, daß ſie nicht aus dieſer Quelle entſpringt, ſondern eine unwillkürliche Ergießung meines Herzens iſt, das keinen höheren Wunſch hat. Ich will nun aufhören, ich merke, daß mein Schreiben Geſchwätz wird, weil ich dir das ſagen will, für was keine Sprache Ausdrücke hat, und das du gewiß ſchon in deinem Herzen fühlen wirſt.

IV.

Den Briefen an Wilhelmine, welche hier endigen, müssen wir einen Rückblick zuwenden, um das Verhältniß im Ganzen zu betrachten, damit nicht das Einzelne, wie es nach und nach hervorgetreten, uns in irriger Ansicht befangen halte. Die ganze Verbindung ist nur von Einer Seite beurkundet, da von den Briefen Wilhelminens sich nichts vorfindet, indeß vereinigt sich auch schon auf jener Einen Seite Alles, um uns von der Geliebten ein überaus vortheilhaftes Bild zu geben: ein günstiges Aeußere, besonders die schöne Gestalt und schöne Augen, dazu eine anmuthige Lebhaftigkeit des Benehmens, werden uns als begleitende Erscheinung der edelsten Empfindungen, der reinsten Gedanken und würdigsten Vorsätze dargezeigt. Solchem Verein von Eindrücken war nicht zu widerstehen, der philosophirende Jüngling, der in prüfender Annäherung noch lange zu überlegen und zu wählen meinte, fand sich schon fortgerissen, und erfuhr das ganze Uebergewicht eines lebhaften, reizenden Mädchens, zu welchem die abstrakten Wünsche und Vorsätze, die sich herniederzulassen wähnten, vielmehr hinaufstreben mußten. In der That wird Geist und Gemüth des Jünglings ganz entzündet, er bittet der Geliebten jeden Zweifel, jede Verkennung ab, er sieht in ihr das Vollkommenste, er erwartet von ihr jede geistige Erhebung und sittliche Förderung, er schwelgt in Bewunderung und leidenschaftlicher Zuneigung. Sein Geist macht inzwischen große Fortschritte, seine Denkart entscheidet sich zu fester Bestimmtheit, er ist zwar für die Welt noch nicht, aber für sich zum Manne geworden, und auch diese Gewinnste sämmtlich haben die innigste Verknüpfung mit seiner Liebe, die an ihnen gebend und empfangend Theil hat. Und dennoch, bei allem Feuer, bei aller Begeisterung, bei aller Zärtlichkeit, welche hier ausgedrückt wird, fehlt im Grunde, wir müssen es sagen, doch

eigentliche Liebe ganz! In Wahrheit, dies ist, wenn auch oft ihr Wort, nicht ihre Art und Richtung. Das Leidenschaftliche, die Spannung, das Bedürfniß, die Vertraulichkeit, dies alles entbehrt, wie wir wenigstens hier es sehen, des einen Bezuges, der einzig den Karakter wahrer Liebe ausmacht, — der Nothwendigkeit dieser bestimmten Persönlichkeit! Das unbedingt Individuelle des Menschen, als tiefster Grund der unerklärbaren Zuneigung, erscheint hier nicht als Gegenstand; Eigenschaften sind es vielmehr, die mit Bewußtsein gefaßt, geschätzt sind, vielleicht vorausgesetzt. Könnte dem äußeren Sinne die Täuschung bereitet, dem Bewußtsein die Versetzung entzogen werden, so ließe solche bloß auf Eigenschaften gerichtete allgemeine Leidenschaft mit all ihrem Zubehör sich auf die verschiedensten Personen leichtlich übertragen, ohne daß etwas dabei vermißt würde, sobald nur die Einbildungskraft sich nicht gradezu abgewiesen findet. Wir können in solchem Falle nur das arme Mädchen bedauern, welches, anstatt wirklicher Gegenstand persönlicher Liebe zu sein, nur gleichsam einer metaphysischen Erhitzung zum Gegenbilde, zum Nicht-Ich, dienen muß; es kann dabei in keiner Art ein wahres Glück herauskommen, wenn auch ein völliges Unglück wohl vermieden bleibt. Erhard selbst begründet in seinen Briefen einen Unterschied von Lieben und Verliebtsein; was er unter dem einen und dem andern zu verstehen scheint, würde erst verbunden das Gefühl bilden, das er auf die eine Seite allein festsetzen will; die Trennung führt aber auf beiden Seiten zum Ungenügenden. Er muß dieses wohl gewahr werden; da er die Geliebte nicht liebt, wie sie ist, sondern wie sie sein soll, oder wenigstens werden soll mit ihm und durch ihn, so schwindet alle sichre Gegenwart in ungewisse Zukunft. Die Versuche, Prüfungen, Bildungsarbeiten, welche eine Zeitlang der Empfindung förderlich gewesen, überdrängen diese, wie sehr auch guter Wille und freundliches Eingehn die Schärfe mildern. Noch andre Stoffe werden herbeigezogen, der Spielraum wird erweitert, die Freunde sollen mitwissen und mitleben in dem Liebesbunde,

bringt er Ihnen die Fülle, aber gern hätte ich ihm auch Zeilen mitgegeben, obwohl ich nichts schreiben könnte, was er nicht hundertmal lebendiger zu erzählen wüßte. Von ihm erfahren Sie, warum der Aufsatz Fr. von V. noch nicht im „Globe" erschienen ist.

Auch Herr von Chamisso ziehet von dannen. Eigentlich bin ich seiner nicht froh geworden, woran theils meine lange Unpäßlichkeit, die endlich gehoben scheint, theils der entlegene, abscheuliche Wohnwinkel schuld, der ihm beliebte. An seiner trockenen Laune finde ich großes Wohlgefallen. Ihm überantworte ich die Briefe, von denen ich nicht ohne Wehmuth scheide. Deren sind ungefähr 85. Blos die nicht zurückgeforderten von 24 und 25 behalte ich. Bemerken Sie Lücken, so weiß ich nicht, woher sie rühren. Vielleicht haben sich beim Umziehen Briefe verschoben, vielleicht sind welche vom seligen Schlabrendorf mir nicht zurückgestellt worden. Wissentlichen Unterschleif haben Sie nicht zu besorgen.

Bei genauerer Durchsicht der uninventarirten Schlabrendorf'schen Papiere wurde ein Stößchen Varnhagen'scher entdeckt. Ich bin so glücklich es während ich hier schreibe zu bekommen. Auch diese Kinder Ihres Geistes eilen, sich an das väterliche Herz zu schmiegen. Darf der Rarität wegen ein altmodisches Liedchen sie begleiten, das aus meiner höchst empfindsamen Periode stammt? Zu Wien wurde es in Musik gesetzt. Mir war es gänzlich aus dem Gedächtniß entschwunden. Wie viel Zeit mich diese Erinnerung zurückmessen läßt, und schon stehen wir wieder am Eingange eines neuen Jahres! Es bringe Ihnen und Ihrer Gemahlin vor allen Dingen körperliches Wohlsein, dann hebe es Sie mit jedem Tage höher auf die Stufen ruhmvoller Thätigkeit, besonders entreiße es sie dem unzeitigen diplomatischen Ruhestande. Das, hoffe ich, geschiehet. Dann haben Sie im Grunde, ob-

aber jemehr hinzukommt, deſto bedenklicher wird der Zuſtand, es entſtehen Einmiſchungen, Gerede, Benachrichtigungen, Rathſchläge, der entſcheidende Nachtheil andauernder perſönlicher Abweſenheit macht alle dieſe Uebel unheilbar, und am Ende muß die völlige Unvereinbarkeit des beiderſeitigen Weſens und Treibens in ausgeſprochenem Bruch ſich offen darlegen. Solchem Gange dieſer Liebesgeſchichte hatte unſre Betrachtung bisher zu folgen, und wenn der unerfreuliche Schluß von dem einen Theile dem andern als Folge der enthüllten Unwürdigkeit angerechnet werden will, von dem andern aber jenem vielleicht als Erkaltung und grundloſe Härte vorgeworfen ſein mag, ſo wollen wir, für beide Theile billiger, den ſo gewordenen Ausgang als einen ſchon im Anbeginn begründeten und ſonach unvermeidlichen bezeichnen.

135. An Karl Alexander von Grundherr.

Würzburg, den 11. Auguſt 1789.

Beſter Freund!

Ich danke dir für deine Güte, mir einen Auszug von der Republik des Plato zu geben, und ich will ſie durch meine Bemerkungen darüber zu verdienen ſuchen.

So vortrefflich das Vorhergehende iſt, ſo finde ich doch nichts, das mir hinlänglichen Stoff zur Unterſuchung gäbe, weil der, den es darbietet, ſchon meiſtens im Geſpräch ſelbſt benutzt iſt, bis auf die Erklärung der Gerechtigkeit, die das Reſultat ſein ſoll; dieſe genau zu unterſuchen, und die Fehler anzugeben, die eine Geſetzgebung haben müßte, die gänzlich auf ſie gegründet wäre, ſei der Gegenſtand meines Briefs.

Zuerſt verzeihe mir, wenn ich den Unterſchied zwiſchen der Kantiſchen und Plato's Erklärung der Gerechtigkeit nicht darin finden kann, daß jene vollſtändiger und allgemeiner, ſondern daß Plato's Erklärung der Gerechtigkeit gar keine

Erklärung der Gerechtigkeit ist, sondern nur ein Ideal der Klugheit eines Gesetzgebers.

Um mich dir ganz verständlich zu machen, so will ich dir die Art, wie die Alten, nach dem, was ich selbst von ihnen las, und was ich aus Schriftstellern, denen ich Glauben beimessen konnte, lernte, die Sache nahmen, darlegen. Findest du, daß ich aus wenigen zu allgemein schloß, so wirst du die Güte haben mir es anzuzeigen. Da alle Fähigkeiten unsrer Seele durch sinnliche Eindrücke geweckt werden, so muß die Entwickelung unsrer moralischen Einsichten durch eben diesen Weg erregt werden. Das Erste, was den menschlichen Geist aufweckt, auf diese Seite seine Untersuchung zu lenken, ist: 1) das Mißverhältniß zwischen Erwartung und wirklichem Genuß bei vielen unsrer Wünsche; 2) das unangenehme Gefühl, wenn wir nicht wissen, welche Begegnung wir von Andern zu erwarten haben; aus dem erstern nun bildete sich das Verlangen nach einer Klugheitslehre, und aus dem andern das nach einer Gesetzgebung. War die Vernunft nach dieser Anleitung auf einen gewissen Grad kultivirt, so zeigte sich ihr der Widerspruch, der oft zwischen den Lehren der Klugheit und der Gesetzgebung statt finden könnte, und sie suchte also ein höheres Prinzip, welches ihn lösen sollte, und welches die Einschränkung angäbe, die die Forderungen nach Glückseligkeit, wenn sie auch die Klugheit billigte, leiden müßten, um nicht mit den Lehren der Gesetzgebung im Widerspruch zu sein. Um in dieser Untersuchung sichere zu gehen, war ein Wort nöthig, das diese Einschränkung bezeichnete, und dieses ist Gerechtigkeit. Es war nicht wohl möglich, daß der Mensch sogleich den rechten Weg einschlug, uns das Prinzip der Gerechtigkeit einzig in der Natur seiner Vernunft aufsuchte, sondern, da er es zum Behuf seines äußern Vortheils suchte, so glaubte er dieses Prinzip in den Objekten, und nicht in seiner Denkart, suchen zu müssen, und er bestrebte sich daher, anstatt ein Prinzip, das für seine Handlungen regulativ wäre, vielmehr Kennzeichen eines Objekts der Glückseligkeit zu suchen, nach dem jeder Mensch streben könnte, ohne den

Andern hinderlich zu sein, das also insofern den Bedingungen der Gesetzgebung gemäß wäre, das seine Erwartungen nicht täuschte, und also in dieser Rücksicht auch den Bedingungen der Klugheit entspräche; um in dieser Untersuchung sein Ziel nicht zu verfehlen, entwarf er sich die Aufgabe vom höchsten Gut.

Diese Idee leitete ihn nun in allen moralischen Untersuchungen, und es war nicht leicht möglich davon abzukommen, bis alle Methoden, auf diese Art das Prinzip der Gerechtigkeit zu finden, als unzulänglich befunden worden, welches aber nicht eher als bis auf Kants Zeiten geschehen zu sein scheint, denn obgleich die christliche Moral schon diesen Weg verließ, so war es doch mehr dunkle Ahnung und daher entstandene vorsätzliche Resignation, als deutliche Erkenntniß, daß er verlassen werden müßte; wovon man auch viele Spuren in den Schriften der Stoiker antrifft.

Sokrates war nur durch diese erste Philosophie gebildet, sein ruhiger Untersuchungsgeist ließ sich durch Fiktionen der Phantasie nicht blenden, und durch witzige Distinktionen nicht irre führen; er fand also, daß durch alle damaligen Untersuchungen der Philosophen der Mensch in dem, was ihm das Wichtigste ist, um nichts gründlicher aufgeklärt sei, und dieser wichtige Schritt zur Aufklärung gab ihm allerdings das Recht zu sagen, er wisse, daß er nichts wisse; aber da er durch das, daß er alle Fehler einsah, noch nicht einsah, wie sie zu vermeiden, so schien er nicht sowohl zu glauben, daß seine Vorgänger einen falschen Weg eingeschlagen hätten, als vielmehr, daß sie sich darauf verirrt hätten, und so leicht es ihm daher war sie zu widerlegen, so schwer war es ihm, etwas Besseres zu finden; er gab daher seinen Lehren immer die Gestalt von Erzählungen, die etwas an sich hätten, das der menschliche Geist als wahr fühlte, und richtete sein Leben nach diesen Ahnungen ein.

Plato, dessen Geist von Sokrates schon in den Jahren kultivirt wurde, da die Einbildungskraft in ihrer ganzen Stärke und das Gefühl für Schönheit tief und innig ist,

hypostasirte die Ahnungen seines Lehrers, und er sahe daher die Wahrheit in das Zaubergewand der Schönheit gehüllt vor sich stehen, aber Andern die Augen für sie zu öffnen konnte ihm auch nicht gelingen, denn sobald er Andere von dem, was sich seinem Geiste darstellte, gründlich unterrichten wollte, so mußte dies auf dem Weg der deutlichen Erkenntniß geschehen, dies versuchte er nun auch auf dem betretenen falschen Weg, und da führte er sie ebenfalls irre.

Die Frage, was das höchste Gut war bereits in Worten entschieden, nämlich Gerechtigkeit und dauernder Genuß, und mußte nun die Auslegung dieser Entscheidung gefunden werden; anstatt nun sich die Frage so getheilt vorzulegen, was ist Pflicht? und was gewährt Vergnügen ohne darauf folgenden Schmerz? faßte Plato sie immer wieder in Eine zusammen, was ist für den Menschen das Beste? und ging also gleichsam wieder zurück. Da es nun sehr bald eingesehen werden konnte, daß Gerechtigkeit, oder die Bedingung der Gesetzgebung, eine unnachläßige Bedingung alles Guten sei, so glaubte er daher auf diesem Wege nothwendig das Wesen der Gerechtigkeit finden zu müssen. Daß er es nicht finden konnte, ist sehr deutlich.

Dieser Geistesgang giebt den unterscheidenden Karakter zwischen den Schriften Kants und den Schriften der Klassiker; die Herren, die die Zwischenwoche ausfüllten, mögen es mir verzeihen, wenn ich sie hier nicht in Anschlag bringe. Auf dem Wege der Deutlichkeit führen uns die Alten nur zur Klugheit, zur Tugend bloß durch Ahnung oder Resignation; aber eben darin liegt auch der Reiz, den ihre Schriften sogar vor Kants Schriften voraushaben, denn so wie die Mittagssonne zwar uns in allen Geschäften leuchtet und uns auf allen unsern Wegen dadurch Sicherheit gewährt, aber selbst kein angenehmer Gegenstand für unsre Augen ist, die Morgenröthe hingegen uns das entzückendste Vergnügen gewährt, so ist auch Kants Philosophie eine sichere Leiterin unsrer Unternehmung, aber an sich selbst betrachtet ermüdet sie unsern Geist zu bald, hingegen die Philosophie der Alten, die uns zu unsrer Unter-

nehmung nur dunkeln Schimmer gewährt, zieht den Blick unſres Geiſtes um ſo mehr auf ſich ſelbſt, und läßt uns die ſüße Hoffnung des Aufgangs des ſtrahlenden Lichtes fühlen, welches aber, ſobald es erſcheint, unſre Augen nicht lange unmittelbar ertragen, ſondern es nur zum Leuchten in andern Unternehmungen brauchen können. Kants Philoſophie muß alſo ſo lange verkannt, ja ſogar geſchmähet werden, bis der Wahn verſchwunden iſt, daß die wahre Philoſophie letzte Beſchäftigung für uns, und nicht bloße Geſetzgebung für unſre Handlungen iſt.

Ich muß dir geſtehen, werther Freund, daß ich glaube, nicht nur zeigen zu können, daß Plato's Erklärung der Gerechtigkeit keine Erklärung derſelben iſt, ſondern gezeigt zu haben, daß ſie keine ſein konnte.

Nun zu den Folgen, die Plato's Erklärung in der Geſetzgebung haben muß. Da ich an dich, theuerſter Freund, ſchreibe, ſo iſt es nicht nöthig, meine Gedanken nach ihrem Entwicklungsgange in meinem Verſtande hinzuſchreiben, ſondern ich werde dir nur die Reſultate kürzlich anzeigen, und du wirſt die Vorderſätze ſehr leicht von ſelbſt finden.

1) Sie fordert eine Kenntniß zur Ausübung der Gerechtigkeit, deren kein Menſch fähig iſt.

2) Sie verletzt die Freiheit des Menſchen, da eine Geſetzgebung nach dieſem Plane ſich anmaßt, ihn glücklich zu machen, da ſie doch nichts thun ſoll, als ihm alle in der Macht des Menſchen ſtehenden Hinderniſſe wegſchaffen, damit er es nach *ſeinem* Willen werden kann.

3) Sie giebt im Grunde betrachtet nur Polizei- und keine Sittengeſetze.

4) Sie muß, weil ſie poſitive Vortheile verſpricht, dem Staat die Vorſorge für alle Bedürfniſſe der Bürger auflegen.

5) Ein ſolcher Staat machte nur den glücklich, der ſeine Vortheile und Weisheit im Ganzen faſſen könnte, jeder Andre müßte glauben, unter der Laſt des Eigendünkels der Beherrſcher zu erliegen.

6) Sie fordert einen Staat, der sich selbst ganz genug wäre, und für jedes Talent des Menschen gehörige Objekte darböte, der also die ganze Welt in seinen Gränzen hätte.

7) Sie kann also nur ein Ideal dessen geben, was der Staat zum freien Wohl der Bürger herbeischaffen, aber nicht, was er ihnen als Gesetz aufdringen soll. Plato's Republik

8) kann also keine Idee der besten Gesetzgebung, sondern nur Beschreibung sehr glücklicher Bürger sein.

Ich kenne Plato's Republik fast gar nicht, und schloß nur aus der Erklärung der Gerechtigkeit auf die Mängel, die sie haben muß, insofern er konsequent schließt; daß er dies durchgängig beobachtet, zweifle ich sehr, und glaube, daß er oft den Boden seines Systems mit den Aussprüchen der gemeinen, durch ihre noch von ihr unentwickelten Gesetze geleiteten Menschenvernunft düngen wird, um bessere Früchte zu erzielen, als sonst darauf wachsen würden. Ich bitte dich daher, mir sonderlich zu bemerken, wo du glaubst, daß er nicht bündig ist, und etwas Besseres oder Schlechteres aufnimmt, als seine Grundsätze geben; letzteres fürchte ich aber nur da, wo ihn gewohnte Gebräuche Griechenlands verleiteten, sie aus seinen Grundsätzen zu erzwingen; der erste Fall dürfte hier vorkommen.

Nun lebe wohl, mein Theurer, und verzeihe mir, daß ich dir für so viel so wenig gebe; die Aufmerksamkeit, die ich meinen Studien schenken muß, vielleicht abenteuerliche Nebenhändel, welche du weißt daß ich noch nicht im Stand bin zu verbannen, eine besondere Gemüthsstimmung, die der Gegenstand meines nächsten Briefs sein soll, und eine wohl zu vielfache Korrespondenz, sind Schuld, daß ich, anstatt dir die wirkliche Summe auszuzahlen, dir diesmal nur eine Assignation geben muß, welche vielleicht aber doch deinem geübten Geist in diesen Geschäften die Stelle von baarem Geld vertreten kann. Ich bin

dein Freund J. B. Erhard.

136. An Grundherr.

Würzburg, den 7. October 1769.

Beſter Freund!

Nun will ich mit dir das Einzelne in Plato's Republik durchgehen, da ich dir meine Meinung vom Ganzen ſchon geſagt habe. Ich werde mich auch auf die Epiſoden einlaſſen.

Zuerſt über den Hauptgrundſatz Plato's, oder, weil er auch im Xenophon in allen Geſprächen des Sokrates, wo er ſich nur anbringen läßt, herrſcht, des Sokrates: daß ein Menſch nur Eines ſein könne. An ſich hat er vielen Schein, und läßt ſich von einer Seite durch die Erfahrung beſtätigen, aber, wie mich dünkt, auch von einer andern widerlegen; der Kalkul, um in der Erfahrung das Uebergewicht für oder wider zu beſtimmen, ſcheint mir ſo ſchwer, daß ich, um dieſe Mühe nicht umſonſt zu übernehmen, vorher genau unterſuchen will, ob er einen in der Wirklichkeit apodiktiſch anwendbaren Sinn hat. Die Hauptfrage in dieſer Beziehung iſt, was das Wort Eines hier bedeutet? und hierüber, wenigſtens in dem, was du mir giebſt, hat ſich Plato nicht erklärt. Wonach ſollen die Gränzen Einer Beſchäftigung für einen Menſchen beſtimmt werden? nach den Stoffen, welche er behandelt? oder nach den Kräften, mit welchen er handelt? oder nach den Organen, die er dabei braucht? oder nach der Abſicht, die er dabei hat? oder nach dem zuſammengeſetzten Verhältniß aus allen vieren? Nach der erſten Beſtimmung wäre es lächerlich; denn wer wird ſagen, daß der Steinbrecher und der Bildhauer Eine Beſchäftigung hätten? Das Zweite gäbe ein richtigeres Maß, denn die Kräfte, womit ein Menſch handelt, ſind ihm eigen, und der Stoff, auf den er ſie anwendet, zufällig; aber auch dieſes hat ſeine Schwierigkeit, denn Sokrates ſelbſt zeigt beim Xenophon, daß ein Choragus und Feldherr gleiche Seelenkräfte anwenden, und doch würde ſie Plato ſchwerlich in Einer Perſon vereinigt wiſſen wollen, und dann erfordert es die Auflöſung der Frage, welcher Kräfte Thätigkeit erfordert eine gewiſſe Beſchäftigung? die gewiß nicht leicht iſt, und wegen der Schwierigkeit, die Arten der Kräfte im

Menſchen beſtimmt zu klaſſificiren, wohl nie zu einem evidenten Kriterium gemacht werden kann. Die nach den Organen hätte das Lächerliche der erſten Beſtimmung, und auch nach der vierten geht es nicht, denn der Schreiner, der einen Altar baut und der Mahler des Altarblattes treiben gewiß nicht Ein Handwerk. Nach allen zuſammengenommen geht es auch nicht, denn durch die Hinzufügung der erſten, dritten und vierten werden die Schwierigkeiten der zweiten wohl etwas verſteckt, aber nicht gehoben. Aus dieſem, däucht mich, iſt klar, daß vor der Beantwortung der Frage: wann kann man ſagen, ein Menſch beſchäftigt ſich auf einerlei Art? jener Satz keinen hinlänglich evidenten Sinn hat, um Norm einer Geſetzgebung zu ſein.

Welchen Sinn er insgemein hat, und wie ſich Plato durch dieſen vagen Begriff täuſchen ließ, wirſt du dir ſelbſt leicht erklären können. Das Reſultat iſt: kein Geſetzgeber kann ſich anmaßen, einem Menſchen die Gränzlinie ſeiner Thätigkeit zu ziehen, ſondern ihm nur die Hinderniſſe wegnehmen, um ſie auszuüben. — Plato's Satz iſt bloß Klugheitsregel, und heißt dann: unterſuche, welchen Stoff du am liebſten behandelſt, welche gute Abſicht du am liebſten erfüllt wünſcheſt, und mit welchen Kräften du bei der geringſten Anſtrengung am meiſten ausrichteſt, und die Beſchäftigungen, die dies vereinigen, wähle, und widme dich ihnen ganz.

Was Plato von den Dichtern wegen der Schilderung der Götter ſagt, iſt vortrefflich. Ich werde aber inskünftige alles, was meinen ganzen Beifall hat, übergehen. Was aber von der Ausſchließung einiger Dichtungsarten folgt, iſt wohl ſchon geſagt; aber darf ein Geſetzgeber das thun? Dies iſt aber eine Frage, die dem Plato nie in Sinn kam, und auch nicht darein kommen konnte; ſein Geſetzgeber fragt nur: was wäre gut? nie: wozu habe ich Recht?

Nun zur Prüfung ſeiner Gründe auch in erſter Rückſicht. Die Sehne ſeines Beweiſes iſt: der Menſch iſt oder wird das, was er vollkommen vorſtellen kann; aber man könnte dagegen ſagen: der Menſch kennt nur das, in was er ſich vollkommen

hineindenken kann, und iſt es nicht nöthig Schurken zu kennen? und kann man ſie alsdann nicht vorſtellen? Aber eine Wahrheit iſt es, daß Komödie und größtentheils Tragödie in Plato's Republik von ſelbſt aufhören würde, weil es an Stoff fehlte, und der von andern Zeiten und Orten genommene nicht mehr Intereſſe haben würde, als für uns die Gebräuche der Wilden haben, und Komödie, die man nicht deuten kann, iſt ohne alles Intereſſe, und ein Trauerſpiel, wo man zu den Quellen der Unglücksfälle der Perſonen ſich nicht verſucht fühlt, dünkt uns abſcheulich oder lächerlich. Der Geſetzgeber braucht alſo hiezu keine Geſetze, er verhindere den Stoff, und die Dichtungsarten gehen von ſelbſt aus. — Gleiche Bewandtniß hat es aber nicht mit der Muſik, ihr Ausdruck iſt nur pſychologiſch, nicht moraliſch beſtimmt, und man kann abſolut kein Stück ſittlich oder böſe nennen. Man kann allen muſikaliſchen Ausdruck auf folgende drei Begriffe beziehen, Muth, Zärtlichkeit, Ruhe *), und wie ſich über die Moralität dieſer nur im Einzelnen entſcheiden läßt, ſo auch nur über die muſikaliſchen Stücke. Die Erfahrung von Gewalt der Muſik über einige Menſchen iſt eigentlich Erfahrung über die Empfänglichkeit einiger Menſchen für die Muſik; man kann dieſe Empfänglichkeit freilich durch Uebung vermehren, aber die Reſultate daraus gehören für den Erzieher, nicht für den Geſetzgeber, aber alle Philoſophen des Alterthums verwechſeln dieſe Begriffe, da doch ſo ſehr nöthig iſt, beide Perſonen, auch wenn ſie im Geſetzgeber vereiniat ſind, zu trennen.

Nun komme ich zu den Aerzten. Hier hat Plato völlig Unrecht; denn darf er der Arzneiwiſſenſchaft in der einzelnen Anwendung Gränzen ſetzen, ohne mit Sicherheit behaupten

*) Das Traurige iſt kein eigner Ausdruck der Muſik, es wird es jede zärtliche durch hinzukommende Lokalumſtände, ſo wie die muthige freudig oder verzweifelnd wird, denn Verzweiflung iſt Muth zur eignen Zerſtörung, weil man etwas nicht überwindet; ohne letztere iſt es Reſignation oder Betäubung, und eins mit dem muſikaliſchen Ausdruck der Ruhe.

zu können, in diesen Umständen ist dieser Mensch nie zu etwas mehr nütze? und kann er dies? hier begeht er einen unverzeihlichen Eingriff in die Rechte der Menschheit. —

Dies wäre nun mein Urtheil über das Bisherige; ich sage dir Dank für deine Mühe, und freue mich auf die Fortsetzung, welche ich eben so prüfen will; am Ende, wenn mir die Fortsetzung nicht Gelegenheit giebt, werde ich die Ehegesetze sorgfältig prüfen, worüber ich unterdessen nachdenken will, zumal da ich in dieser Sache noch auf keine sichern Prinzipien kommen konnte.

Den 11.

Ich hoffte mit diesem Brief gleich deinen künftigen beantworten zu können, da ich aber ohnedies einen abschicke, so folgt er mit. Von Wilhelminen hab' ich unterdessen zwei erhalten, wo aber in keinem mein letzter schon beantwortet sein konnte; hätte ich den vom 20. September zu rechter Zeit erhalten, so würde ich wohl schwerlich in meinem Brief, den du zurückhieltst, diesen Ton ergriffen haben. Ich erwarte in Balde deine Antwort.

Dein Freund J. B. Erhard.

N. S. Hast du Gullivers Reisen von Swift noch nicht gelesen? Ich glaube, daß dir dieses Buch viele Unterhaltung gewähren würde, die Reise zu den Hoyhnhnms ist die ärgste Satyre auf das ganze Menschengeschlecht, die ihres Gleichen nicht hat. Ich habe eine französische Uebersetzung, die sich erträglich lesen läßt. Er scheint mir Plato sehr benutzt zu haben, manches konnte uns Stoff zur Unterhaltung geben.

137. An Grundherr.

Würzburg, den 16. November 1789.

Bester Freund!

Da ich an Grattenauer schreiben muß, so ist es mir unmöglich diesen Brief fortzuschicken, ohne ihm einen an dich zum Begleiter zu geben. Es sollte mich wundern, wenn du bei Erblickung dieses Briefs nicht auf die Gedanken geriethest, ich würde dich dadurch an die Beantwortung

wohl das Leben mit unbändiger Schnelligkeit davon eilt, nichts verloren. Was hätten Sie auf der Bärenhaut der heiligen Allianz, die kein Blatt rauſchen hörte, ohne zu erzittern, auszurichten vermocht! Wenn ich nicht irre, ſo wehet ein neuer Geiſt in dem Königl. Kabinette. Das Perſonal des Staatsraths verſpricht Beſtätigung; daß Herr von Stägemann Präſident der Finanzſektion, würde mich unendlich freuen. Von mir hat er ſich, ich fürchte, gänzlich abgewendet. Seit ewiger Dauer habe ich keine Zeile von ihm. Erwecken Sie ihn zu gütigem Andenken.

Klug war es von der Polizei, daß ſie den Prieſtern Befehl ertheilte, den Leichnam des Generals Foy in die Kirche zu laſſen, die er bei Lebzeiten wohl wenig beſucht hatte. Dann ſtarb er ja ohne letzte Oelung. Die Prieſter konnte leicht der Teufel reiten, ſich widerſpenſtig zu zeigen. Es hätten ſich hölliſche Auftritte ereignet. Man macht ſich keine Vorſtellung von dem Gedränge. Der Zug trotzte dem abſcheulichſten Wetter. Die Weiſung, den Kirchendienſt bis an den Abend zu dehnen, bewirkte nur, daß die öffentliche Geſinnung lebhafter und lebendiger durch die finſtere Nacht ſchimmerte. Hier lauert ein mächtiger Gemeingeiſt auf Gelegenheit, ſich Luft zu machen. Seiner Ungeduld kam der Tod des Generals Foy zu ſtatten. Wittwe und Kinder ſtehen ſich wohl dabei. Die Subſkription geht raſcher als die von Chambord. Was wir ſehen, iſt tändelndes Vorſpiel. Frankreich wird noch einmal die Welt in Erſtaunen ſetzen. Dem Cerberus der heiligen Allianz, wenn er noch athmet, ſind goldene Pillen zugedacht, ihn zu beſänftigen, zu lähmen. Man ſpricht von Kolloquien, die mit Metternich gepflogen worden. Viel Goldmünze iſt ſeit einiger Zeit im Umlauf, mit Effigie von Marie Louiſe. Die Herzogin von Parma beſitzt nicht Stoff genug, um ſelbſt dergleichen in ſolcher

meiner beiden vorigen erinnern wollen, aber dies ist nicht; ob ich gleich begierig auf deine Beantwortung meiner Gedanken über Gesetzgebung bin, so war es doch nicht diese Begierde, sondern allein Freundschaft, was mich antrieb, diesen an dich abzuschicken. Ich habe derzeit meine Gedanken über Gesetzgebung revidirt, und nichts daran zu ändern gefunden, ich habe sie auf die Strafgesetze angewandt, und will dir kurz meine Resultate darlegen.

1) Kein Strafrecht kann sich weder auf allgemeines noch auf besonderes Bestes in der Gesellschaft gründen; wenn die Handlung an sich nicht strafwürdig ist, so ist die Strafe Ungerechtigkeit.

2) Nicht der Schaden der Gesellschaft, sondern allein die Wichtigkeit des übertretenen Gesetzes bestimmt den Grad der Strafe.

3) Eigentliche Strafe kann nur auf Uebertretung der Gesetze (wie ich dies Wort nehme) folgen, andre Uebertretungen können daher nur entweder in Beziehung auf ein Gesetz, z. B. als gebrochene Verträge, oder bloß durch Ausschließung von einigen positiven Vortheilen, bestraft werden.

4) Auch die Wirkung des Beispiels darf bei der Strafe nicht in Anschlag gebracht werden, es ist wider die menschliche Würde, einen Menschen je als bloßes Mittel zu gebrauchen; der Erzieher kann die Bestrafung als Beispiel brauchen, aber der Gesetzgeber kann nicht darauf Rücksicht nehmen.

5) Die Strafe ist daher ein *wahres Uebel*, das einem Menschen zugefügt wird, der sich durch Uebertretung der Gesetze Vortheil versprach.

6) Die Art der Strafe wird durch die Art des gesuchten oder erlangten Vortheils bestimmt; z. B. will Jemand aus Bosheit den Tod eines Andern, so hat er sein Leben verwirkt. Die Todesstrafen sind daher in vielen Fällen gerecht.

7) Da die Strafe nur den Vortheil durch ein Uebel zu kompenſiren ſucht, ſo muß der erhaltene, nicht der geſuchte Vortheil ihr Maß ſein; z. B. wer nach einem ſchlägt, in der Abſicht ihn umzubringen, aber nicht trifft, der kann nicht als Todtſchläger beſtraft werden.

8) Um Jemand mit Recht zu ſtrafen, muß er ſelbſt von der Strafwürdigkeit ſeiner Handlungen überzeugt ſein, und ſie nicht mehr läugnen können.

9) Inwiefern aus dem Mißbrauch des letztern Satzes die Tortur entſtund, und inwiefern dieſe Statt hat, behalte ich mir vor, ein andermal ausführlicher zu zeigen.

10) Nur Perſonen können daher geſtraft werden, Perſon aber nenne ich in dieſer Rückſicht den, der im Stande iſt, die Strafwürdigkeit einer Handlung einzuſehen.

11) Was keine Perſon iſt, kann wohl gezüchtigt, aber nicht geſtraft werden, denn Züchtigung iſt bloßes Mittel zur Beſſerung, und ſie hat die Zukunft zum Zweck, Strafe hat das Vergangene zum Grund.

12) Der Erzieher züchtigt, der Geſetzgeber ſtraft.

So ſehr nun dieſe Reſultate unſrem empfindſamen Geſindel zuwider ſein mögen, ſo glaube ich doch, daß man ſie durch die Geſchichte der Geſetzgebung beſtätigt finden wird, und daß alle Geſetzgeber nach dieſen Prinzipien, obgleich nicht deutlich entwickelt, und daher oft durch Einfälle verunſtaltet, zu Werke gegangen ſind. Ich glaube zwar nicht, daß ſie dir neu ſein werden, denn es ſind bloß unmittelbare Folgerungen aus Kants Grundſätzen, aber ich wollte ſie dir doch als einen Anhang meines vorigen Briefs mittheilen.

Wie ich mit Wilhelminen ſtehe, haſt du aus meinem letzten Brief, den dir wohl Müller wird gegeben haben, erſehen; grade da ſie meinen Brief wird erhalten haben, erhielt ich einen von ihr, in dem ſich keine Spur eines Zweifels an meiner Beſtändigkeit findet. Er iſt wirklich ſo liebevoll und großmüthig geſchrieben, daß ich unter

andern

andern Umſtändern eine herzliche Freude daran haben würde. Weder Müller noch Schäfer haben mir noch geſchrieben. Lebe wohl. Dein Freund J. B. Erhard.

138. An Grundherr.

Würzburg, den 18. December 1788.

Beſter Freund!

Nun habe ich endlich deinen Brief erhalten; wie lange er geſchrieben war, weiß ich nicht, denn er war ohne Datum, ich beantworte ihn aber ſogleich.

Zuerſt über deine Frage, was thut der Erzieher und was der Geſetzgeber? Du beantworteſt ſie ſelbſt, und ich werde dieſe Beantwortung prüfen. Der erſte, ſagſt du, giebt Geſetze, der andere macht geneigt, ſie zu befolgen. Dieſe Antwort ſcheint mir nicht hinreichend, weil ſie bloß das Verhältniß angiebt, in welchem beide mit einander ſtehen, und ſo zu ſagen nur beſchreibt, was ſie beide thun, aber keine Idee von dem angiebt, was von ihnen kann gefordert werden. Das Verhältniß zwiſchen Geſetzgeber und Erzieher könnte beobachtet und dennoch der Staat tyranniſch beherrſcht werden, es wäre zwiſchen dieſer und der gewöhnlichen Tyrannei kein Unterſchied, als daß die eine das Joch auf einmal auflegt, und die andre von Jugend auf daran gewöhnt. Nach meinen Begriffen müſſen Geſetzgeber und Erzieher keine gemeine Sache machen, ſondern ſie müſſen, wenn ſie nach richtigen Grundſätzen handeln, frei zuſammentreffen. Ich weiß wohl, daß wir in dieſer Sache eins ſind, aber ich halte mich genau an deinen Ausdruck. Um mich deutlicher zu machen, gehe ich gleich zur zweiten Frage, was iſt das Prinzip der Geſetzgebung? Hier hat dich Plato irre geleitet, wenn du glaubſt, dieſe Frage ſei mit der, was iſt der Hauptzweck jeder bürgerlichen Geſellſchaft? eins. Dieſer iſt gewiß der größtmögliche Vortheil jedes Einzelnen, aber von dieſer Seite hätten die Geſetze bloß Klugheit, nicht Gerechtigkeit zu ihrer Quelle. Ich will, anſtatt deine Fragen ferner zu zergliedern, meine eigne Betrachtungsart dieſer Sache dir vorlegen. Eine kurze Geſchichte

des Begriffs der Gerechtigkeit habe ich dir schon geliefert, ich will also jetzt gleichsam die Fortsetzung oder den Entwurf der Gründe einer Gesetzgebung liefern.

Die allgemeine Frage ist: Was soll der Mensch thun? Könnte dies für jedes Individuum entschieden werden, so wären alle Gesetze dadurch gegeben; aber dies ist nicht möglich, weil sich wohl die Form des Sittengesetzes, aber nicht die Lage des Individuums, unter der es das Gesetz ausüben soll, bestimmen läßt; so ist es Gesetz, jederman vor dem zu warnen, was ihm schädlich ist, aber ob ich mir Einsicht genug zutrauen darf, das zu entscheiden, kann nicht immer ein Anderer wissen, und er kann mich daher nicht zur Befolgung dieses Gesetzes zwingen. Der Gesetzgeber hat daher auf zwei Prinzipien Rücksicht zu nehmen, erstens, was ist recht und gut? zweitens, in welchem Fall kann ich die Handlungen eines Andern nach der Richtschnur der Moral und Klugheit strenge richten, ohne er selbst zu sein? — nur letztere Handlungen dürfen Gegenstände der Gesetzgebung sein. Der Erzieher hat diese Rücksicht nicht zu nehmen, er legt seinem Zöglinge kein Zwangsgesetz auf, sondern er sucht allen seinen Kräften die größtmögliche Gelegenheit zur Ausbildung zu verschaffen, und ihn zu gewöhnen, sich dem Sittengesetz zu unterwerfen. Der Erzieher macht eigentlich den Gesetzgeber entbehrlich, und der Gesetzgeber ist nur da nöthig, wo Ausgebildete und Rohe vermischt sind, damit jene ihre zeitlichen Vortheile nicht zu sehr durch Befolgung des Sittengesetzes verlieren. Durch den Erzieher entsteht Geselligkeit und Harmonie, durch den Gesetzgeber wird diese Harmonie durch Kunst erhalten.

Es ist nun die Frage: Welche sind die Pflichten, zu deren Forderung ich nicht die individuelle Lage eines Menschen vollkommen zu kennen brauche? Antwort: Alle vollkommenen Pflichten, und unter gewissen Bedingungen können unvollkommene eben so deutlich werden, der größte Theil von ihnen aber nie. Dies will ich nun beweisen.

Vollkommene Pflichten sind diese, welche, wenn sie nicht erfüllt werden, die Gemeinschaft der Menschen zertrennen,

unvollkommene, deren Befolgung sie erzeugt. Die erstern werden also durch bloße Unterlassung erfüllt, die zweiten fordern Thätigkeit. Der Karakter ist aber noch nicht hinlänglich, die vollkommenen alle zum Gegenstand der Gesetzgebung zu machen, denn kann ein Andrer allezeit beurtheilen, ob es mir möglich war zu unterlassen? Hier tritt aber der Fall ein, daß der Gesetzgeber nicht nach dem Können des Individuums zu fragen hat, sondern die vollkommenen Pflichten müssen in der Gesellschaft erzwungen werden, es folgt aus dem Begriff, den ich davon gab. Das Kriterium der vollkommenen Pflichten und die Herzählung der Hauptklassen derselben übergehe ich, weil du es ganz aus Kant suppliren kannst. Bei den unvollkommenen aber, wo diese Nothwendigkeit nicht ist, muß sich der Gesetzgeber rechtfertigen können, daß es möglich ist, ohne selbst eine Pflicht zu verletzen, sich die Kenntniß von der Lage eines Individuums zu verschaffen, in der ihm eine unvollkommene Pflicht obliegt; so läßt sich z. B. aus dem bekannten Vermögen einer Person ihr Beitrag zu allgemeinen Auslagen bestimmen u. s. w. Es würde zu weitläuftig sein, hier in's Detail zu gehen, ich hoffe aber vor meinem Tode diesen Theil des Gesetzgebens, insofern er die nöthigen Einschränkungen betrifft, oder die Moral des Gesetzgebers, ausführlich zu liefern, und, insofern er die Bewerkstelligung oder die Klugheitslehre des Gesetzgebers betrifft, den Hauptprinzipien nach darzustellen.

Du wirst wohl merken, daß ich sehr geneigt bin, von der Gesetzgebung bloß die Negation des Bösen zu fordern, und ich muß daher sehen, ob denn eine solche Gesetzgebung so wenig leistet, als du dir von ihr zu versprechen scheinst; ich will dir einige Fragen vorlegen, und dann entscheide selbst.

1) Muß nicht jedes Gute von irgend jemand in Vorschlag gebracht werden, und kann zu diesem Endzweck ein Gesetz erdacht werden? Leistet die Gesetzgebung nicht genug, wenn sie der Ausführung von etwas Gutem bloß die Hindernisse wegräumt?

2) Ist dieser Vorschlag gut befunden und wird durch

Zwangsgesetze geschützt, ist der Nutzen der Gesetzgebung dann nicht bloß negativ und hindert nur den Rückfall in einen geringeren Grad des Wohlstandes?

3) Wenn sie auch bloß leistete, daß du unter Menschen sein kannst, ohne von ihnen körperliche Beleidigung und Beraubung deines Eigenthums fürchten zu dürfen, wäre es dir nicht schon Vortheil genug, daß du nun Menschen Gutes thun kannst?

Nun über Vereinigung der Person des Gesetzgebers und des Erziehers. Die Rolle eines Gesetzgebers kann Niemand ertheilt werden, er muß sich selbige selbst auflegen, und wer wird dies, als wer glaubt, er wäre auf einen Grad der Kultur gelangt, in dem es Pflicht ist, Andre auch zu sich zu erheben zu suchen, und er hätte eine solche Einsicht in die Lage, in welcher gewisse Menschen glücklich wären, daß er einen Drang fühlt, sie in selbige zu versetzen, — daher sind Gesetzgeber und Erzieher immer in Einer Person anzutreffen, aber in der Spekulation müssen sie nothwendig getrennt werden, weil die Erziehung nach den Fähigkeiten der Zöglinge wechseln muß, Gesetze aber allgemein binden. Die Vernachlässigung dieser Trennung ist der Grund, warum noch kein Staat in seiner Verfassung dauerte, weil die Regeln für Unmündige nicht auf Mündige können angewandt werden.

Werden diese Begriffe einmal richtig geschieden, so wird nicht alles mehr Gesetz heißen, was man itzt so nennt, sondern man wird: a) Gesetz, das ewig bindet, b) Ceremoniel, das von dem Pomp, den die Gesetzgebung nöthig hat, um Laien Vertrauen zu ihr zu erwecken, und vom Geschmack abhängt und wechseln muß, c) Einverständnisse der Bürger, die von Zufälligkeiten bestimmt werden, d) Ermahnungen von der Gesetzgebung, wie z. B. alle Luxusgesetze heißen sollten, genau unterscheiden, und dann würde sich ein solcher Staat, bei allen anscheinenden Veränderungen, so wenig ändern, als die Materie des Goldes durch die Formen, die man ihm giebt. Bis dorthin muß ich mit Marquis Posa sprechen

— dies Jahrhundert:
Ist meinem Ideale noch nicht reif, ich weiß,
Ein Bürger derer, die da kommen werden.

Dies wenige wird dir vielleicht doch hinlänglich sein, meine Gedanken zu errathen, es wird mir fast immer schwerer, mich über einzelne Gegenstände zu erklären, meine Kenntnisse machen immer mehr mit meinen ersten Grundbegriffen Eine Masse aus, und wenn ich etwas herabschlagen soll, so kommt es mir unförmlich vor, ich muß der Welt alles oder nichts von mir geben.

Nun zum zweiten Theile deines Briefs. Hierauf habe ich dir nun schon in meinem vorigen Brief hinlänglich geantwortet, und kann dir bloß sagen, daß ich noch keine Antwort von Wilhelminen erhielt; ich weiß nicht, hat sie die Strenge, mit der ich ihre Beantwortung prüfte, verdrossen, oder schauert ihr vor dem, was ich von einer Geliebten fordre, oder ist ihre Liebe erkaltet, oder will sie alles Nöthige zu ihrer Rechtfertigung einsammeln, oder will sie mehrere Briefe von mir erwarten, oder hat sie sich durch erdichtete Gerüchte über mich aufbringen lassen, oder hat sie unübersteigliche Hindernisse (ein fast unmöglicher Fall) gehabt, an mich zu schreiben; — von allen diesen Fällen können ihr nur zwei verziehen werden, und nur einer sie rechtfertigen. Doch will ich noch in Geduld warten bis zum ersten Tage von 1790 und dann erhält sie den letzten Brief. Nur eines muß ich noch gewiß wissen, ob sie nämlich meinen letzten Brief erhalten hat, und dies werde ich doch hoffentlich noch vor dieser Zeit erfahren. — Ich habe absichtlich Müllern so geschrieben, als wenn ich absichtlich eine Gelegenheit zum Brechen mit Freuden ergriffe, es war aber nicht mein Ernst, sondern ich will ihm nur eine Freude machen, denn die hat er und Künzel gewiß daran.

Mir ist es wirklich nicht lieb, wenn deine Ahnungen eintreffen, denn erstlich hätte ich mich getäuscht, und es existirte die Wilhelmine nicht, die ich mir dachte, zum zweiten muß ich mit mehr Mühe gegen Liebe kämpfen, wenn mich der Gedanke an Wilhelmine, wie ich sie mir vorstellte, weg-

ſetzt; ich büße moraliſcherſeits gewiß viel dabei ein, und ich wollte von Herzen ihrem Beſitz entſagen, wenn ſie nur meinem Ideal gliche; was mich am meiſten ängſtigt, iſt, daß mir dann leicht der Gedanke kommen könnte, mein Glück durch Weiber zu machen, ich fürchte mich immer vor meiner Eitelkeit, und dann ſänke ich leichtlich zu den gemeinſten Menſchen herab, ſo lange mich aber Wilhelmine liebt und meine Liebe verdient, ſo bin ich frei von dieſen Sorgen.

Lebe wohl, künftig die Fortſetzung meiner Kritik über Plato's Republik.

Dein Freund J. B. Erhard.

139. An Grundherr.

Würzburg, den 5. Februar 1790.

Beſter Freund!

Ich werde deinen Brief vom Ende gegen den Anfang zu beantworten.

Daß ich herzlichen Antheil an deinen Vaterfreuden nehme, weißt du.

Deine Vorausſetzungen wegen meines Betragens gegen Oſterhauſen treffen, meinem Gewiſſen nach, ein.

Mein Verſtändniß mit Wilhelminen hat ein Ende; ſie iſt nicht, wofür ich ſie hielt, meine Freunde haben es mir erwieſen, und ich bin alſo meines Verſprechens frei und habe auch ſchon ihre Verzicht erhalten, ſie wählte — wie ich dir ſchon als Vermuthung ſchrieb — den Weg in Ehren abzutreten.

Den von dir angeführten Satz will ich hier etwas erläutern. Schaden, in der gemeinen Bedeutung des Worts, heißt die Verminderung des Wohlſtandes einer Perſon oder einer Geſellſchaft, und in dieſer Bedeutung kann er die Strafbarkeit einer Handlung nicht beſtimmen, denn da wäre in Beziehung auf die Geſellſchaft oft der Todtſchlag eines der geringſten Verbrechen, aber man giebt dem Wort auch eine transcendente Bedeutung und verſteht jede Verminderung der Vollkommenheit einer Sache darunter, und in dieſer Be-

deutung ſcheint er aber die Strafbarkeit einer Handlung zu beſtimmen, weil man dabei nicht bloß auf den Wohlſtand der Geſellſchaft, ſondern auf die innere Vollkommenheit ihrer Verfaſſung Rückſicht nehmen kann; aber es auch in dieſer Bedeutung als ein Prinzip gelten zu laſſen, hindern mich folgende Gründe:

1) Die innere Verfaſſung hat ja kein andres Kriterium ihrer Güte, als die dadurch bewirkte Moralität.

2) Es iſt zwar richtig, daß die Wichtigkeit des übertretenen Geſetzes dem Schaden der Geſellſchaft analog iſt, aber nicht in dem einzelnen Uebertretungsfalle, ſondern in der ganzen Dauer der Geſellſchaft.

3) Es kann daher nicht die Wichtigkeit des Geſetzes aus dem Schaden, ſondern umgekehrt dieſer aus jener geſchloſſen werden.

4) Die Täuſchung, als wenn der Schaden die Strafbarkeit beſtimmte, kommt daher, daß man ſich fragt: Kann die Geſellſchaft beſtehen, wenn ſolche Verbrechen erlaubt werden?

5) Aber eben aus dieſer Entſcheidung der ganz gemeinen Vernunft iſt klar, daß auch ſogar der gemeine Menſchenverſtand das Verbrechen nicht nach dem wirklichen Schaden in concreto, ſondern nach der bewirkten Unvollkommenheit der Form der Geſetzgebung mißt; ich glaube daher, daß es

6) um zu keiner Verwechslung der Begriffe Anlaß zu geben, ſicherer ſei, das Wort Schaden in der transcendenten Bedeutung zu vermeiden, und die Wichtigkeit der Geſetze aus der Moral zu erlernen, als nach unbeſtimmten Gründen darüber zu vernünfteln. Der vielleicht deutlichere Ausdruck meines Satzes wäre alſo ungefähr dieſer:

7) Nicht die Verminderung des Wohlſtandes der Geſellſchaft im Uebertretungsfalle, ſondern die Unvollkommenheit der Form der Geſetzgebung, die entſtehen würde, wenn ſolche Verbrechen erlaubt würden, beſtimmt den Grad der Strafe.

Nun zur Auseinanderſetzung unſers Mißverſtandes über den Geſetzgeber und Erzieher. Der Fehler, lieber Freund, ſcheint

mir wirklich auf deiner Seite zu liegen. Du nimmst immer Rücksicht auf das, was in gewissen Verhältnissen geschehen muß, und da bin ich völlig mit dir einig, denn ich rede ja nicht von der nothwendigen Zweifachheit des Erziehers und Gesetzgebers, sondern von dem nothwendigen Unterschied dessen, was er als Gesetzgeber und was er als Erzieher thut. Es scheint dir wirklich Plato etwas den Gesichtspunkt verrückt zu haben, da du bei der Gesetzgebung immer nur auf die gute Wirkung für diejenigen, die darunter leben, siehest, und die moralische Nothwendigkeit der Gesetzgebung, ohne alle Rücksicht auf Wohlstand, gänzlich übersiehst, die doch die Quelle aller Gesetzgebung war. Im nächsten Brief werde ich dir zeigen, daß der Hang, Verbrechen zu strafen, der Grund jeder bürgerlichen Gesellschaft war, und daß dieser Hang allein, ohne alle Rücksicht auf Vortheile, die Resignation auf die Ungebundenheit bewirkte. Wenn du dieses genauer betrachtest, so wird dir, glaube ich, der Unterschied zwischen Gesetzgeber und Erzieher wichtiger vorkommen. Der erstere entwirft das Ideal und giebt die Mittel, durch deren Befolgung das Sichtbare desselben zu Stande kommt; der letztere sucht dieser sichtbaren Form den Geist des Ideals einzuhauchen; das Geschäft des Erziehers ist daher schwerer, und eben so nothwendig, aber seine Prinzipien dürfen keinen Einfluß in die Gesetzgebung haben. Diese muß ganz a priori (nämlich in ihrer engsten Bedeutung, wo sie alle Menschen zwingt) entworfen werden, und dann kann sie erst angewandt werden; nun muß der Uebergang vom Praktischen ins Pragmatische geschehen, und jetzt wird die Klugheit des Gesetzgebers erfordert, und hier gränzt er an den Erzieher. Der Gang eines Gesetzgebers ist gewöhnlich folgender:

1) Das Ideal von vortrefflichen Menschen.

2) Die Gesetze, nach welchen diese handeln würden.

Hätte er es nun mit Leuten von Verstand zu thun, so wäre sein Werk vollbracht, sein Vorschlag würde verworfen oder angenommen; aber da dies der Fall im Ganzen nie sein wird, so geht jetzt erst die schwerste Arbeit an, er muß in der

Maſſe auszuprägen. Welches wäre Preußens Stellung, wenn das Glück dem Hauſe Oranien lächelte? Wir ſchreiten ſichtlich einer Epoche entgegen, wo nicht ausſchließlich bloß Maulеſel in der Diplomatik zu brauchen ſein werden. Holſtein war ſonſt nur wegen ſeiner Pferdezucht berühmt. Jeſuiten- und Emigranten-Plunder ſind gleicherweiſe außer der Zeit. Sie will weder die Erziehung der einen, noch die Geſetze der anderen. Von der unheilbaren Frivolität der Emigranten gab mir dieſer Tage der in Berlin wohl bekannte Graf Laroche-Aymon ein Beiſpiel. Ich ſpeiſte mit ihm bei Obriſt Goll vom Geniekorps, einem Elſäßer, der unter Rapp Danzig befeſtigt und vertheidigt hat. Laroche-Aymon iſt ein geſprächiger Wortführer. Er unterhielt die Geſellſchaft von ſeinen Heldenſtreichen. Mich wundert nur, daß ſie ihm nicht den preußiſchen Feldmarſchallsſtab errungen. Seine Zuhörer beſtanden zum Theil aus alten, erprobten, bonapartiſtiſchen Generalen. Sich ihnen intereſſanter zu machen, äußerte ſich der Schwätzer auf eine unwürdige Weiſe über die Deutſchen. Er, der 20 Jahre lang das Brod eines deutſchen Königs gegeſſen. Nichts war leichter, als ein beißendes Wort, es ſchwebte mir auf der Zunge, ich erſtickte die Regung, den Frieden der Geſellſchaft nicht zu ſtören. Kaum hatte ſich Laroche-Aymon entfernt, ſo hieß es: Vous avez bienfait de ne pas relever le sot propos d'un hableur; nous autres, qui les avons combattus, nous estimons beaucoup la bravour des allemands. Die ernſte Haltung der bonapartiſtiſchen Krieger läßt nicht erwarten, daß ſie ſich je mit den alten Haſenfüßlern aufrichtig verſchmolzen. Sie tragen ihr Joch mit innerem Groll. Von der Luſt, ihre Töchter mit St. Germain-Familien zu verheirathen, kommen ſie allmählig zurück. Die Mädchen alle ſind übel angelaufen. Herr von Mornay zieht die abgegriffenen Reize der Made-

Ausführung auf den ganzen Plan seiner Phantasie Verzicht thun, und anstatt von einem Ideal, von den nothwendigsten Pflichten anfangen, und sogar jenen ersten Weg völlig vermeiden, dieser darf ihn nur bis zum Entschluß führen, dann wird er ein Irrweg, weil man zuletzt seine Maximen für Gesetze hält. Nach ächter Disciplin in der Vernunft muß er also

1) die Pflichten, die zur Gesetzgebung tauglich, aufheben, und die Strafen für die Uebertretung bestimmen. Gesetze, deren Uebertretung positive Strafen fordert, heißen Kriminalgesetze; solche, die bloß das Recht der Bürger bestimmen, Civilgesetze; alles zusammen heißt das Recht einer Gesellschaft des Landes.

2) Dies nun ist eigentlich das Geschäft des Gesetzgebers, wo er nicht auf empirische Prinzipien Rücksicht, zu nehmen hat; aber er hat dadurch auch seinen Zweck noch nicht erreicht, das Recht muß wirklich geschützt und die Strafe wirklich vollzogen werden; er muß daher auf Mittel denken, den Genuß der Rechte zu gewähren, die Verbrechen zu entdecken und die Strafe unvermeidlich zu vollziehen. Dies leisten die Polizeianstalten (über den Begriff von Polizei und ihre ersten Prinzipien ein andermal mehr).

3) Nun hat der Gesetzgeber gethan, was von ihm kann gefordert werden, aber noch fehlt es seinem Werk an lebendigem Geist, und diesen muß die Erziehung gewähren; er kann also entweder selbst, wie fast immer geschehen und beinahe nothwendig ist, die Anstalten treffen, oder ein Andrer, aber in beiden Fällen muß der Handelnde hier von andern Prinzipien ausgehen, hier muß er vom Ideal ausgehen und seinen Zögling selbigem zu nähern suchen, hier straft er nicht, sondern er züchtigt, hier will er nicht Gehorsam, sondern Liebe, mit Einem Wort, er muß alles thun, was seinen Zögling zum vollkommenen Menschen machen kann, und ist seine Gesetzgebung gut, so wird sein Zögling ohne Verabredung mit ihr sich in sie schicken. Alle Gesetzgeber verbanden die Erziehung zu genau mit der Gesetzgebung, züchtigten anstatt zu strafen, machten Gesetze, deren bloße Legalität gar keinen

Nutzen hat, wie z. B. in den Glaubensbekenntnissen u. dgl. m. und daher nahm noch jede Gesetzgebung ihr Ende.

Nun zu deiner Beantwortung meiner Fragen über den bloß negativen Nutzen der eigentlichen Gesetzgebung. Ich werde aber, anstatt dir zu antworten, noch einige Fragen vorlegen; kannst du diese beantworten, so habe ich Unrecht.

1) Giebt es einen Grundsatz, aus dem ich irgend ein Recht direkt beweisen kann? ist nicht alles recht, was ich kann, ohne eine Pflicht zu verletzen? und ist also der Beweis eines Rechts nicht allemal von indirekter Art, d. i. habe ich nicht mein Recht hinlänglich bewiesen, wenn ich bewiesen, daß Niemand von mir fordern kann, Verzicht darauf zu thun?

2) Kann die Gesetzgebung mir daher irgend ein Recht aufdringen, und kann sie mehr thun, als den Andern es zur Pflicht machen, mich nicht zu hindern, wenn ich will?

3) Kann ich mehr von der Gesetzgebung fordern, als die Sicherheit aller meiner Rechte, und kann sie diese anders gewähren, als daß sie die Hindernisse des Genusses dieser Rechte wegschafft?

4) Kann ich von der Gesetzgebung mehr fordern, als diese Sicherheit, und gehören die übrigen Bedingnisse zum frohen Lebensgenuß, insofern sie etwas Materielles erfordern, in ihr Gebiet?

5) Hat nicht hier jedes Land seine eignen Vorzüge, jedes Jahrhundert seinen eignen Geschmack, und können in diesem Fall also Gründe aus bloßer Vernunft, oder vielmehr das Belieben der Menge entscheiden?

6) Gehören also diese Anstalten, die sich auf die Art des Lebensgenusses beziehen, nicht vielmehr in die Klasse, die ich Einverständnisse nannte, und müssen von den eigentlichen Gesetzen getrennt werden?

7) Muß nicht eben so das Ceremoniel den verschiedenen Zeiten angepaßt werden, und wird alles das, was vor 1000 Jahren Ehrfurcht erweckte, es jetzt auch?

8) Sind die Methoden, einer rohen Nation etwas beizubringen, für Aufgeklärte gut, und dürfen also nach ihnen die

Geſetze eingerichtet werden? oder muß das Mittel, dem Geſetze Willigkeit zu verſchaffen, wechſeln können, ohne das Geſetz zu erſchüttern?

Dieſes wäre, was ich zu fragen hätte, und deſſen verſuchte Auflöſung dich von meinem Hauptſatze überzeugen ſoll, den ich jetzt herſetzen will: Zur Verfaſſung, welche man leichtlich mit Geſetzgebung verwechſelt, gehört 1) Geſetzgebung, oder die Anzeige und möglichſte Erzwingung aller Pflichten, deren auch bloß legale Ausübung in der Geſellſchaft nothwendig iſt, 2) Erziehung, oder Unterricht deſſen, was der Menſch ſoll, kann und darf ohne äußern Antrieb; es verſteht ſich, daß ich hier den letzten Zweck der Erziehung meine, und kein Prinzip ihres Verfahrens aufſtellen will; hierunter gehört Ceremoniel und Luxusgeſetze, oder was ich Ermahnung nannte, 3) Staatswirthſchaft, oder die Anſtalten, wie jeder Einzelne durch Arbeit für das Ganze mehr Vortheil erhalten kann, als er durch bloßes Arbeiten außer Geſellſchaft erhalten würde; hier kann ich mich noch nicht ganz deutlich machen, 4) die äußern Anſtalten zum ſichern Genuß aller Vortheile der Geſellſchaft und ſichern Beſtrafung des Verbrechens, die Polizei. Lebe wohl, nächſtens mehr.

Dein Freund J. G. Erhard.

Den 5ten.

Weil ich noch einige Zeit habe, ſo will ich den Begriff von Recht etwas auseinanderſetzen, du dürfteſt mich ſonſt leicht für inkonſequent halten.

Recht im gemeinen Sprachgebrauche iſt, was ich fordere, daß mir verſtattet wird; Unrecht, weſſen ich mich anmaße, ohne dieſe Forderung erweiſen zu können, und dieſer gemeine Begriff iſt auch zugleich der philoſophiſche; denn der Begriff des Rechts läßt ſich ſchlechterdings nicht durch bejahende Merkmale erklären, weil ich durch mein Daſein den Gebrauch meiner Kräfte habe, deren Direktion nur in meiner Gewalt ſteht, und inſofern iſt mir volles Recht auf alles, was ich kann, gegeben; könnte der Menſch nun in bloß phyſiſcher Bedeutung, ſo fände gar kein Begriff von Unrecht oder Recht

ſtatt, aber da er auch in moraliſcher Bedeutung kann oder nicht kann, ſo iſt in der transcendenten Bedeutung des Worts Können die Definition des Rechts: Recht iſt alles was der Menſch kann, richtig und mit der erſten vollkommen eins.

Recht in der weitläuftigern Bedeutung iſt alles, was ich ohne Verletzung einer Pflicht kann; aus dieſer Erklärung läßt ſich nun die Bedeutung des Worts in engerem Sinn, wie ich es ſelbſt einigemal brauchte, und wie es in juridiſchen Schriften gebraucht wird, ſehr leicht herleiten. Recht in dieſer Bedeutung entſteht nämlich: wenn es Andern ausdrücklich geboten wird, mich in dieſem oder jenem nicht zu hindern.

Die Irrung, als ließe ſich von Recht eine Erklärung mit bejahenden Merkmalen geben, erzeugte die Syſteme des Spinoza und Hobbes; Recht habe ich zu allem, was ich kann, ſagten ſie (und ſo weit hatten ſie Recht), alſo giebt's kein Prinzip des Rechts, und ich muß bloß meine Rechte einſchränken, weil es nicht angeht, daß die Andern mich ſie ausüben laſſen, alſo müſſen wir mit einander handeln, wie viel ein jeder davon genießen ſoll; die Pflichten entſtehen daher erſt aus der Geſellſchaft und ſind ein nothwendiges Uebel, und die Geſellſchaft entſteht bloß, weil keiner gerne ſich in der Stille vom Andern todtſchlagen läßt. Nach meinen Grundſätzen bekommt die Sache wichtigeres, faſt möchte ich ſagen heiliges Anſehen.

140. Von Friedrich von Hardenberg (Novalis).

1791.

Beſter Erhard!

Ich hätte Sie gerne hier erwartet, um Ihnen ein Lebewohl zu ſagen, da wir einander wohl ſo bald nicht wiederſehen werden. Aber mich ruft ein unerbittliches Verhängniß. Mit äußerſt freudigem Herzen würd' ich es thun, wenn ich verſichert wäre, daß wir uns als zwei neue Cooks, von denen der eine nach Weſten, der andre nach Oſten ausgeſegelt wäre,

triumphirend mit neuen Entdeckungen, und verehrt von unkultivirtern Menschen als Stifter ihrer Kultur und Aufklärung, wie Könige des Ozeans auf unsrer Weltumseglung begegneten, traulich einander die Hände böten, und den Bund ewiger Freundschaft erneuerten; aber leider ist diese Aussicht mir vielleicht von meinem Genius und der Göttin des Uebermaßes versagt, da sie hingegen Ihnen die Genien der Kraft und Weisheit eröffnen:

Du endigest zwischen Naturen
Aus noch getrennten, fernen Zonen
Ein heiliges, geweihtes Band,
Und in des Schicksals hoher Wahl
Wird in der kleinen Lieblingsgöttin
Dein Name einstens mitgenannt.

Verschmähe dann doch an dem Ziele
Die Himmelskrone und Fürstengröße
Dir dein errungner Lorbeer beut,
Nicht jenen kleinen Kranz von Myrthen,
Den aus dem Kunst froher Hirten
Ein Sänger und dein Freund dir windt.

Sie verzeihen; eine kleine poetische Wuth riß mich hin, dies Ihnen zu sagen. Erhöhtes warmes Gefühl wird in solchen reinfixen Seelen leicht zum Gedicht. Aber ich radotire Ihnen hier vor, wo ich einfach Abschied nehmen sollte. Doch Sie kennen das leichte Völkchen, zu dem ich mich so gern rechnen möchte, und sind großmüthig. Leben Sie wohl, reisen Sie glücklich, und wollen Sie einmal wieder lachen (vide Horatius epist. 4.), so besuchen Sie in mir den langbeinigten schmalen Sybariten Friedrich von Hardenberg de grege musarum.

141. An Reinhold.

Leipzig, den 1. Mai 1791.

„Sobald die Vorstellung aber ein Objekt hat, so ist sie eine Anschauung, und die Vorstellung überhaupt ist das Abstraktum von Sinnlichkeit, Verstand und Vernunft, und sie kann daher nur nach der Entwicklung von diesem bestimmt

und einige Reflexionen darüber angestellt werden", so sagte Herr Heydenreich zu mir, und Sie, mein innigst verehrter Freund, sehen daraus, daß er mit Herrn Rehberg gerade auf Einem Fleck steht. Was ich dagegen sagte, errathen Sie, ohne daß ich es Ihnen schreibe.

Mit Herrn Dr. Plattner unterhielt ich mich anderthalb Stunden über Medicin und Philosophie. Ich konnte aber von seinen medicinischen Erklärungen noch weniger brauchen, als von seinen philosophischen. Meine Unternehmung in der Medicin brachte ihn auf die Kantische Philosophie, an der ihm das Dogmatische am meisten mißfällt. Kant hätte sich mit der Skepsis sollen begnügen, und wenn er über manches sich mit seinen gemäßigten Freunden unterreden wollte, wozu Pl. sich besonders für geschickt hält, so würde er manche seiner Meinungen fahren lassen. Leibnitzens und Kants Vorstellungen vom Raume hält er noch immer für gleich.

Da ich noch meinen Beweis von der Mannigfaltigkeit und Einheit durchsehen will, so muß ich hier abbrechen, weil ich heute früh um 4 Uhr schon abreise. Vielleicht ist Herr Göschen so gütig, Ihnen von meinem Aufenthalt in anderer Rücksicht zu erzählen. Leben Sie wohl.

Ihr Joh. Benj. Erhard.

142. An Reinhold.

Göttingen, den 17. May 1794.

Mein Freund! Sie werden von mir keine Reisebeschreibung, sondern Nachricht von Männern erwarten, von welchen sich Gutes für das Wohl der Menschheit erwarten läßt. Aber so gering die Anzahl ist, so will ich doch vorher Ihnen einiges Nothwendige schreiben, damit ich es nicht über sie vergesse. Zuerst meine Adressen in Hamburg, in Kopenhagen, in Königsberg. Von der Schrift über das Fundament u. s. w. wünschte ich folgende Exemplare versandt: an Herrn Kbl, Professor in Würzburg, an Herrn Rector Vogel in Nürnberg, an meinen Freund von Grundherr, Platzhauptmann in Nürnberg, an Doctor Girtanner in Göttingen. —

Varnhagen hat noch Briefe von mir in Händen, die er mir nach Hamburg schicken soll. — Nun glaube ich alles Geschäftsmäßige abgethan zu haben und von Herzen sprechen zu können.

Meine einzige Bekanntschaft, die ich hier machte, welche sich zur Freundschaft erhöhte, ist — Girtanner. An ihm fand ich einen Arzt, mit dem ich gemeine Sache machen kann, und einen Mann, der Freiheitssinn hat, und dessen Freund ich sein kann. Er war mir auch wegen der Liebe werth, die er für Sie hat, und ich soll Ihnen schreiben, daß, wenn Sie irgend einmal nöthig hätten, von einem freundschaftlichen Anerbieten Gebrauch zu machen, Sie dem seinigen den Vorzug gönnen möchten. Kant hat er zwar noch nicht ganz studirt, aber er ist durch das, was er verstand, so sehr gewonnen worden; daß er alles für wahr hält. Er lebt hier sehr abgesondert von allen Uebrigen. Girtanners Bekanntschaft ist mir einiger Ersatz für Schiller, dessen Tod ich gestern erfuhr, aber für Deutschland — wer könnte hier Schillern ersetzen! Doch weg von diesem traurigen Gegenstand! —

Käſtner hat ausgedient, und man kann von ihm nicht verlangen, daß er noch in seinen alten Tagen sein System gegen Philosophie vertauschen soll. Seyfert ist bloß Astronom.

Aber dennoch lernte ich hier unter den Personen, die sich mit Mathematik beschäftigen, eine kennen, von der auch die Philosophie viel zu erwarten hat. Es ist ein junger Mann und heißt Rehbein, er ist aus Westphalen und war schon Leinwebergeselle, bekam von einem Landpfarrer einige mathematische Bücher, und lernte daraus die gemeinen Lehren der Mathesis; es wurde in Göttingen bekannt, daß ein Leinwebergeselle Mathesin studirt, und Lichtenberg schickte ihm einige Aufgaben, die er sehr scharfsinnig auflöste; nach diesen Proben suchte Lichtenberg so viel Unterstützung für ihn zu erlangen, daß er hier leben könnte, und endlich kam er 1785 hieher; er hörte 1787 von Kant, und fing, trotz der Warnung der hiesigen Kirchenlichter, darin zu lesen an, und wurde Kantianer, und das ist er nun noch im genauesten Sinne, ich

glaube, er ließe ſich für Kant todtſchlagen. Da es ihm Mühe macht, weil er kein Geld auf Bücher wenden kann, die heterodoxen Schriften zu erhalten, ſo kennt er die Ihrigen nur noch aus Recenſionen; ich machte ihn damit beſſer bekannt, und er wird ſie nun zu leſen ſuchen. Seine Kenntniß in der Mathematik iſt ſehr groß, und extenſiv überſteigt ſie die meinige ſehr weit, ohne daß ich auch an intenſiver etwas voraus hätte. Ich freue mich, dieſen Mann kennen gelernt zu haben, an ihm gewinnnt die Philoſophie einen der erſten Mathematiker.

Lichtenberg iſt auch ein ſehr heller Kopf, deſſen Bekanntſchaft ich beibehielt.

Jeder beſuchte ich nicht, er ſahe mir aus, als wenn ich nichts von ihm hören würde, als was er ſchon geſchrieben hat, doch akkommodirt er, wie ich von ſeinen Zuhörern vernahm, jetzt ſehr ſtark. Meiners ſprach ich im Profeſſorklub, der hier wenig beſucht wird, aber ich mochte nichts von Philoſophie ſprechen. Ich glaube nicht, daß die Herren vernünftiger als ihre Schriften ſind. Ich werde in meinem nächſten Brief noch etwas von Göttingen nachholen. Reichhaltiger könnten meine Nachrichten, der Zeit meines Aufenthalts nach, freilich ſein, wenn ich, anſtatt faſt alle Tage zu Girtanner zu gehn, immer zu Andern gegangen wäre, aber ärmer wär' ich dann um einen Freund, der auch der Ihrige iſt. Leben Sie wohl.

Ihr Freund Joh. Benj. Erhard.

N. S. Hier folgt auch der Brief vom Herrn Spazier, den ich zurückzugeben vergaß; ich glaube, daß er ſich Mühe giebt, und daß man ihn nicht zurückſtoßen muß; aber ſich mit ihm in einen Briefwechſel einzulaſſen, dürfte zu viel Zeit koſten, man muß ihn daher an Moſen und die Propheten verweiſen, die er nur geduldig anzuhören braucht. Noch muß ich Ihnen ſagen, daß ich im Durchſchnitt die Arzneibefliſſenen dummer fand, als in Jena; man hat hier alle Weisheit auf der Bibliothek. Starke iſt auch ſicher ein beſſerer Arzt, als Rich-

Richter. Wie gesagt, in meinem nächsten Brief noch einen Nachtrag.

143. Von Reinhold.

Jena, den 10. Juni 1791.

Sie schienen sich mir in Ihrem Briefe vom 16. Juni in Hamburg, oder vielmehr bei dem Antikantianer Reimarus, so sehr zu gefallen, und erwähnten so gar nichts von der Zeit Ihrer Abreise nach Kopenhagen, daß ich wirklich verlegen war, ob ich diesen Brief nach Hamburg oder Kopenhagen senden sollte. Endlich siegte der Gedanke, daß Sie verabredetermaßen meinen zweiten Brief aus der Hand meines Baggesens erhalten müßten. Und so mögen Sie, vorausgesetzt, daß Sie noch itzt in der Gesellschaft mit den hamburgischen Feinden meine Philosophie wohlsein lassen, und Klagen über die Weitläuftigkeit und die ekelhaften Wiederholungen in meinen Schriften Gehör geben, meinen schriftlichen Besuch so lange entbehren, bis er Sie in besserer Gesellschaft antrifft. Man spricht hier von einer Demoiselle Reimarus, die, was Ihr Vater durch seine itzt schon vergessene antikantische Schrift nicht vermochte, den handfestesten Kantianer, zumal wenn er nicht viel über 20 Jahre alt ist, konfus machen könnte. Dieß fiel mir bei der Stelle ein: „Für die Philosophie würde ich viel durch Frauenzimmer wirken können, wenn ich hier bliebe.“ Himmel, rief ich aus, wieviel müssen diese Frauenzimmer auf diesen Philosophen und seine Philosophie gewirkt haben, da Sie ihn in so kurzer Zeit bis zu einer Ueberzeugung, wie diese, gebracht haben!

Daß Schiller lebt, wissen Sie schon. Aber nicht, daß er an einer großen Schwäche in den Verdauungswerkzeugen und dem Unterleib hart darnieder liegt, und auf Sterkels Rath nach Karlsbad muß. Nur zwei oder drei Bogen von der Fortsetzung der Geschichte des dreißigjährigen Kriegs werden nebst einigen Wielandischen Aufsätzen den Göschenschen Damenkalender fürs nächste Jahr ausmachen.

Ihre Nachrichten über Kopenhagen klingen nicht tröstlich. Vielleicht können Sie mir bessere aus Kopenhagen geben. Aber mir ist nicht sowohl um gute, als um zuverlässige zu thun. Und wer könnte die mir besser geben als Sie. Ich kenne Niemand, — mag es doch unschicklich sein, Ihnen dies so ins Gesicht zu sagen — aber Sie müssen wissen, was ich von Ihnen denke — der so viele kalte ruhige parteilose Vernunft mit einem so warmen Herzen verbindet. Vermuthlich kömmt dies daher, weil Licht und Wärme bei Ihnen aus Einer Quelle fließt.

Dank für Ihre Reisenachrichten. Ich habe Ihnen darüber nichts zu sagen, als daß ich wissen möchte, warum Sie Lenzen den Lanzenschwinger nennen? und daß ich mir bald die Fortsetzung ausbitte. Daß Schmidt als Prof. ord. der Logik und Metaphysik auf Michaelis zuverlässig nach Gießen geht, und Hufeland nach Halle berufen ist (ob er gehn wird, ungeachtet er die Bedingungen selbst machen kann, weiß ich nicht), hab' ich wohl schon geschrieben. So wäre denn, wenn es mir glückte nach Kopenhagen zu kommen, Jena auf einmal von den neologischen Philosophen gereinigt.

Umarmen Sie meinen unvergleichlichen Baggesen in meinem Namen; und schreiben sie bald und ausführlich

Ihrem Reinhold.

V.

Baggesen gehört zu den abenteuerlichen Naturen, in welchen der ganze Mensch an ein Talent, — sei es nun ein größeres oder kleineres —, auf- und drangegeben ist; Anfangs gedeiht das Talent üppig von solcher allzu kostbaren Nahrung, nachher aber siecht und welkt es um so schneller dahin, denn die ihrbrichte Gefälligkeit, die ihm allen Willen läßt, wird ihm als schädliche Ungebühr zuletzt verderblich. Solche Naturen können höchst reizend erschei-

moiſelle Mars denen ſeiner jungen Frau vor, Tochter des Marſchalls Soult, die ihm eine baare Million Ausſtattung zugebracht. De quoi se plaint-elle, ſagte eine Douairière, n'est-ce pas assez qu'on permette à ces gens là de s'allier à nous?

Ein reicher Lieutenant-General, Graf Grandcroyx, ꝛc., verheirathet daher ſeine einzige Tochter an den Sohn eines Advokaten von meiner Bekanntſchaft, der Medizin ſtudiert hat und neulich Doktor geworden iſt. Es iſt wahr, der junge Mann iſt ein ſchöner, trefflicher Burſche, einziger Sohn, der vom Vater 40,000 Franks Einkünfte zu erwarten hat.

Gegen einen Courtiſan, der à la baisse ſpielend 8 Millionen gewonnen, haben andere, auf hausse rechnend, ungeheuere Summen eingebüßt. Es giebt Altadelige in kläglichen Situationen. Ein angeblicher Graf iſt jetzt Concierge aux Madelonnettes. Gott weiß, ob mir nicht auch ſo etwas bevorſteht. Es iſt nunmehr ein Jahr, daß ich keinen rothen Heller aus Berlin bezogen. Ich muß meine Erſparniſſe angreifen. Weit werde ich damit nicht ausreichen. Wenn ich meine Lage recht ernſtlich betrachte, möchte ich raſend werden. Es giebt nichts Beſchämenderes als Tugend, die einem im ſpäteren Alter Dummheit ſcheint. Unter den günſtigſten Umſtänden konnte ich in franzöſiſche Dienſte treten. Eſel, der ich war, wies ich die Anerbietungen ab, aus Gewiſſenhaftigkeit, aus Beſorgniß, gegen das Vaterland in eine feindliche Stellung zu treten. Reinhard war nicht ſo haikel und er hat wohl gethan. Ich bin ihm förderlich geweſen und ſo manchem anderen, der ſich deſſen ſo wenig vielleicht, als er ſelbſt erinnert. Ich bereue meine guten Thaten, es ſind Verbrechen, die ich an meiner Wohlfahrt begieng. Mir will niemand jetzt, denn ich habe meine ſchöne Zeit vergeudet, unter die Arme greifen. In der That habe ich gehandelt

nen, ihre bewegte Persönlichkeit beschäftigt und unterhält eine gesellige Aufmerksamkeit, bei welcher das Verdienst klarer Bildung und festen Karakters eiliger abgefertigt wird. Baggesen hat diesen Reiz der im Talent schwelgenden Persönlichkeit in höchsten Maßen ausgeübt, gebraucht, und dann auch verbraucht; geistig schöner und menschlich liebenswürdiger als Zacharias Werner und Hoffmann, hat er mit diesen seinen unläugbaren Vettern doch zuletzt gleiches Schicksal gehabt. Die günstige Theilnahme für eine beseelte und vielversprechende Eigenart mußte nach und nach dem Eindruck einer leeren Verzerrung weichen; ein schmerzliches Bedauern konnte den Freunden noch verbleiben, das Widerwärtige mußte aber auch sie abstoßen. Für Baggesen, der, berauscht in Kantischer Philosophie und französischer Revolution, seine kühnsten Launen im Leben wie in Schriften mit Anmuth, um derentwillen sie sogar am Hofe verziehen wurden, geltend gemacht hatte, behielt Erhard immer eine große Vorliebe, seiner Erinnerung an die frühere Gegenwart mischte sich gern ein Lächeln bei; allein das mehr als dichterische Spiel, das jener mit sich selbst und Andern bis zum Uebermaße trieb, konnte einer fortgesetzten Verbindung zwischen zwei so völlig verschiedenen Naturen durchaus nicht Boden sichern. Wir durften diesen Denkwürdigkeiten das Hereinschimmern der dargebotenen Strahlen dieses Meteors nicht wohl versagen.

---

144. Von Jens Baggesen.

Kopenhagen, Juli 1791.

Lieber Freund!

Ich danke Ihnen herzlich für alle Freude der gestern bestandenen Abenteuer — ich zweifle nicht, daß Sie heute sich dennoch eben so wohl befinden als ich. —

Kommen Sie aber, wenn es Ihnen möglich ist, heute Vormittag noch, ehe Sie zu von Eggers gehen, zu uns.

Unſre Magd iſt ſehr krank geworden — Sie müſſen ein Wort ſprechen, daß ſie geheilt wird. Was außer Ihren Kenntniſſen dazu erforderlich iſt, Glauben, werden Sie, wie Sie wiſſen, in unſrem Hauſe, ſo gut als bei irgend einem Hauptmann in Kapernaum, finden.

Meine Sophie empfiehlt ſich Ihnen. —

Baggeſen.

145. An Grundherr.

Kopenhagen, den 24. Juli 1791.

Beſter Freund!

Ich danke dir für deine Freundſchaft, welche du mir, auch bei der großmüthigen Reſignation auf ſchriftliche Unterhaltung, dennoch unverändert erhalten willſt. Ich nehme dieſe Reſignation aber nicht an, ſondern werde die Hauptfrage deines Briefes zu beantworten ſuchen. Daß du aber nicht unwillig darüber wirſt, ſo ſage ich dir, daß ich keine Antwort darauf verlange, indem ich an der Kürze deines Briefs wohl ſehe, daß wichtige Geſchäfte dir die Zeit rauben, und daß ich, weruber ich dich um Verzeihung bitte, denſelben nur meinen ungeſtümen Aufforderungen zu verdanken habe. Es iſt mir dies um ſo viel unangenehmer, weil es ſcheinen könnte, als bedürfte mein Glauben an deine Freundſchaft wiederholter Beweiſe. Du wirſt mir aber glauben, daß dies nie der Fall war, ſondern daß ich deine Briefe wünſchte, weil ich Belehrung und Stoff zum Nachdenken darin fand, und (dies muß ich geſtehen) weil es mir dann leichter ward an dich zu ſchreiben, welches für mich Bedürfniß iſt, und war, indem du bis auf Herbert der Einzige warſt, dem ich mich ganz offenbaren konnte, und dieſer ſelbſt kann mich nicht ſo kennen wie du, denn er ſahe mich nicht ſo lange. Jetzt werden es bald acht Jahre, daß wir uns kennen, ſieben ſind es, daß wir im feſten Bunde der Freundſchaft leben, daß kein Gedanke in meiner Seele und keine Neigung in meinem Herzen war, die ich dir, wenn ſie mir im Gedächtniß blieb, nicht offenbarte, und du vergalteſt es mir mit Gleichem, und nun muß ich ſo

lange leben, ohne das süßeste Gefühl zu haben, wenigstens gegen Einen Menschen ganz offenherzig zu sein! Zwar hing dies freilich von mir ab, damit fortzufahren, aber ohne alle Ermunterung so beharrlich zu sein, dies kann ich noch nicht —. Doch zur Hauptsache. Du sagst: „Wenn ein Blick auf unser vergangenes Leben uns unsre eigene Unwürdigkeit darstellt, was ist zu thun? Kann man vergangene Vergehungen durch Erfüllung dessen, was jederzeit unsre Pflicht war, wieder gut machen?" Wenn ich mir denken könnte, wie eine Vergehung, von der moralischen Seite betrachtet, wieder gutgemacht werden könnte, so hielt ich die Frage für unbeantwortlich, aber so kann dieser Ausdruck nur auf einen angerichteten Schaden, nie auf ein Vergehen angewandt werden, und dies giebt Hoffnung zur möglichen Beantwortung. Was nicht geschehen kann, kann nicht gefordert werden. In unsern Briefen über Plato's Republik stellte ich eine Skizze einer Theorie der Gesetzgebung auf, du warst damals über alle Punkte, auch über diesen, einig, daß die Strafe sich nicht auf Besserung, nicht auf die Zukunft, sondern ganz auf das Vergangene, auf das Verwirkte, beziehen müßte, ferner darüber, daß es eben so sehr Pflicht sei, nicht Unrecht zu leiden (das Gesetz zu rächen), als es nicht zu thun. Aus diesem ziehe ich nun die Folge, daß es mir eben so sehr Pflicht ist, die auf die Uebertretung gesetzte Strafe zu dulden, als dem Gesetze zu gehorchen. Keine Vergehung kann daher gutgemacht, sondern nur gebüßt werden. Diese Buße, die in der Anerkennung der Verschuldung besteht, tilgt unsre Verbrechen, und sie allein kann die Verschlimmerung, die jedes Verbrechen in unserm Karakter hervorbringt, aufheben, und wir haben dann wieder unsern vorigen Werth. Das Bewußtsein, vom Gesetze abgewichen zu sein, bleibt uns zwar, aber das Bewußtsein, diese Abweichung erkannt und gebüßt zu haben, benimmt ihm das Peinigende, ohne ihm das Warnende für die Zukunft zu benehmen. Diese Warnung besteht aber nicht darinnen, uns vor der Strafe zu hüten, sondern unsre Aufmerksamkeit zu erhalten, sie nicht zu verdienen. Mit

dieſer Büßung iſt die Reue nicht zu verwechſeln, ſie iſt die Traurigkeit über eine verübte Handlung, die uns geſchadet, und kann bei jeder Handlung ſtatt finden, ſie bezieht ſich aber nicht auf Strafe, ſondern auf Züchtigung, oder Schaden, den wir leiden. Sie verträgt ſich nicht einmal mit wahrer Buße, weil ſie einzig und allein den Wunſch, daß die Handlung nicht geſchehen ſein möchte, und nicht die freie Unterwerfung in die Strafe, hervorbringt. Der Bereuende hat ſeinen Zweck erreicht, wenn die Züchtigung aufgehoben iſt, und er nimmt ſich vor, ſich inskünftige davor zu hüten, der Büßende aber nur dann, wenn er ſich der Strafe, mit voller Anerkennung ihrer Rechtmäßigkeit, unterworfen hat, ſie mag vollzogen werden oder nicht, dies iſt ihm gleich, erſteres fürchtet er nicht, und letzteres wünſcht er nicht, und er beſtrebt ſich, nicht ſtrafwürdig zu werden. Reue iſt es, was durch Züchtigung, Buße, was durch Strafe hervorgebracht werden ſoll. Die Reue kann öfters der Buße vorhergehen, und ſie findet einzigallein im Zuſtande der Unmündigkeit ſtatt, wo der Menſch auch nicht geſtraft, ſondern nur gezüchtigt werden kann, aber Buße wird von dem Würdigen gefordert, und dieſer wird geſtraft. Belohnung iſt der Züchtigung, nicht der Beſtrafung entgegengeſetzt, dieſer ihr Entgegengeſetztes iſt Anerkennung des Verdienſts. Verdienſte belohnen, heißt ſie zum Gehorſam herabwürdigen, man kann ſie nur anerkennen und gerecht gegen ſie ſein. Inwiefern der Menſch verdienſtlich handeln kann, will ich in meinem nächſten Brief unterſuchen; jetzt muß ich nur noch bemerken, daß verweigerte Belohnung als Züchtigung gebraucht werden kann, aber nie geläugnetes Verdienſt als Strafe. Der Menſch kann daher nie ſeine Vergehungen durch Verdienſte, ſondern allein durch Buße aufheben. Strafe und Verdienſt ſtehen daher neben einander, und keines kann durch das andere verwirkt oder getilgt werden. Alles was dem Verdienſt gegeben werden kann, belohnt es nicht, ſondern iſt nur ein Zeichen ſeiner Anerkennung. Und alles was dem Verbrechen widerfahren kann, züchtigt oder tilgt es nicht, ſondern iſt nur ein Zeichen

ſeiner Strafwürdigkeit, und Buße allein giebt uns unſern vorigen Werth, welches alles iſt, was wir brauchen. Dieſe Löſung der Frage giebt die Philoſophie, und ſie iſt mir befriedigend. Supernaturalismus kann ſie unmöglich löſen, weil ſie nicht in ihm vorkommt, da er, wenn er konſequent iſt, keine Moralität, ſondern nur Gehorſam fordert; z. B. das, was man jetzt Chriſtenthum nennt, will meine Vergehungen dadurch gutmachen, daß ein Andrer, der zugleich Gott iſt, meine Strafe duldet, das heißt, mein Verbrechen ſoll dadurch aufgehoben werden, daß ich Schuld an eines Andern Leiden bin. Freilich läßt ſich die Sache von einer ſehr annehmlichen Seite darſtellen, aber dieſe hat ſich nun verloren. Hier will ich auch kurz die Gründe liefern, die dem Verſöhnungstod (obgleich unentwickelt) Eingang, ja gar nothwendigen Glauben verſchaffen. Die Moralität iſt an ſich keine Folge einer Kenntniß, die der Menſch beſitzt, ſondern ein rein intellektueller Zuſtand, und allein die Kenntniß des Zuſtands, in dem wir moraliſch handeln, macht unſer Wiſſen von Moralität aus. Alle moraliſchen Begriffe mußten daher unentwickelt ſchon Einfluß in jede Vorſtellungsart von Tugend und Laſter haben. Aber die erſte Entwickelung dieſer Begriffe mußte ſehr roh gerathen, man ſtellte ſich z. B. die Strafe als ein durch das Verbrechen verdientes Uebel vor, wodurch es getilgt würde, das uns aber geſchenkt werden könnte, wenn wir Reue bezeigten u. ſ. w. Chriſtus, der den erſten wahren, ganz reinen Karakter der Moralität, den kategoriſchen Imperativ, aufſtellte, mußte zugleich auch den Begriff der Buße dadurch ſehr klar erkennen, und er lehrte auch, daß das Verbrechen eigentlich nur durch die lautere Anerkennung der Strafwürdigkeit, und nicht durch phyſiſche Uebel gebüßt wird, wie ſein Gleichniß vom Zöllner und Phariſäer, ſein Betragen gegen die Samariterin, Zebedäum und Magdalenen deutlich zeigen. Aber die Menſchen waren damals an die phyſiſche Buße gewöhnt, die doch nie dem Geſetz genug thun kann (wenn ſie auch ewig dauerte), ſobald der kategoriſche Imperativ anerkannt wird, der ſich ſo leicht erkennen läßt. Anend-

liche Strafe verdient zu haben, war also die Frucht, die die erste Ueberzeugung von der Wahrheit der Sittenlehre Jesu in den damaligen Menschen hervorbringen mußte, und mit dieser war alle Hoffnung dahin. Die Menschen aus dieser Verzweiflung zu reißen, war nichts Anderes möglich, als sie auf etwas zu weisen, wodurch das Physische ihrer Strafe getilgt wäre; Opfer konnten dies nun nicht mehr sein, weil sich dadurch bloß endliche Strafe büßen ließe, es mußte also ein Gott sein, der unendlich leiden konnte, und da Christus für seine Wahrheit starb, so war es das Beste, auf ihn als ein allgemeines Opfer für die physische Strafe hinzuweisen. Buße allein wurde nun für hinlänglich gehalten, und die moralischen, aber schwachen Menschen von der Verzweiflung gerettet. Die Ewigkeit der Höllenstrafen und der Versöhnungstod waren daher doch der wichtigste Schritt zur moralischen Kultur der Menschen.

146. Von Reinhold.

Jena, den 7. August 1791.

Liebster Freund!

Letzten Posttag geschah mir's das drittemal, daß ich, eben im Begriff, Ihren neuerlichen höchsterfreulichen schriftlichen Besuch aus Kopenhagen zu erwiedern, durch ein unversehenes und unübersteigliches Hinderniß vom Schreibtische zurückgetrieben wurde; und ich ergreife jetzt die erste freie Stunde, um einem ähnlichen Schicksale, das mich etwa den nächsten Posttagsabend treffen könnte, zuvorzukommen. Wenn der erste Rang in Ihrem Herzen entweder schon an einen Andern vergeben, oder doch mir unerreichbar ist, so will ich wenigstens den Vorzug Ihres pünktlichsten Korrespondenten, den Sie mir jüngst zu meiner Freude eingestanden haben, und auf den ich — da ich mir sonst fast gegen alle meine Freunde und Bekannte als ein armer Sünder in diesem Punkte bewußt bin — nicht wenig stolz zu sein Ursache habe, nimmermehr verwirkt haben.

Dank für die mancherlei interessanten Nachrichten! aber auch Vergebung, daß ich sie durch keine ähnlichen zu erwiedern weiß. Es müßte Sie denn interessiren, daß Prinz von Augustenburg bei mir war. Er verließ seine Reisegesellschaft in Leipzig, weil seine Tour nach Pyrmont nicht durch Jena ging, um mich und Wielanden persönlich kennen zu lernen. Er war unter dem Namen eines holsteinischen Edelmanns dreimal bei mir, und gab sich erst gegen das Ende des dritten Besuches zu erkennen. Ich begleitete ihn darauf nach Naumburg; und machte, während der Reise und eines dreistündigen Aufenthalts in Naumburg, vor der Ankunft seiner Gemahlin und seines Gefolges, erst eigentlich seine Bekanntschaft. Ich glaube an ihm einen an Geist und Herz gleich vortrefflichen Menschen, der als Mensch schon eine seltene, als Fürst vielleicht einzige Erscheinung ist, kennen gelernt, und einen Freund im eigentlichen Wortverstand gewonnen zu haben. Mein Herz konnte und mußte er bei dieser Gelegenheit kennen gelernt haben; denn ich legte es ihm ganz offen vor Augen; und er schenkte mir Vertraulichkeit für mein Zutrauen. Ich sprach — weil er keine Gelegenheit dazu gab — fast gar nichts von dem bewußten Ruf; konnte aber aus sehr einleuchtenden Datis abnehmen, daß es ihm nicht an Willen, aber destomehr an gegenwärtigem Vermögen fehlte, mich in Kopenhagen unterzubringen. Dies bestimmte mich, ihm, da einmal Veranlassung dazu war, zu sagen, daß, wenn über kurz oder lang der Fall eintreten sollte, und ihm meine Kräfte zu seinen edlen Absichten brauchbar wären, er über dieselben disponiren könnte. Er dankte, und dabei blieb's. Und nähere Aufschlüsse über meine Zukunft dürften auch Sie, lieber Freund, in Kopenhagen kaum erhalten haben. — Das Abendessen und Frühstück würde mir durch die Gegenwart der Kronprinzessin, dem vollkommensten Exemplar weiblicher Schönheit und Grazie, gewürzt worden sein, wenn nicht mein guter oder böser Genius gewollt hatte, daß ich durch die ekelhafte Gegenwart des Philosophen Plattners, der diesmal ein sehr dummvornehmes Betragen gegen mich affektirte, an die Unvollkommenheit

aller Freuden hienieden erinnert werden ſollte. — Der Prinz iſt gegen die Kantiſche Philoſophie, für die ihn Baggeſen auch immer gewonnen glaubte, durch dieſen Schönſchwätzer, der ihm als ſein geweſener Lehrer imponirt, gleichgültig, ja in gewiſſen Rückſichten ſogar dawider eingenommen worden. Die Kopenhagener Angelegenheit hab' ich nun dem Lenker meiner Schickſale anheimgeſtellt; und bin ganz ruhig darüber, ſie mag ausfallen, wie ſie wolle.

Kant hat mir nicht nur ſein Urtheil über meine Theorie, gegen ſein ausdrückliches Verſprechen, ſie in den Ferien 1789 zu leſen, da er ſie, als er mir darüber ſchrieb, nur durchblättert hatte, nicht geſchrieben: er hat auch auf meinen aus glühendem Herzen geſchriebenen Brief, mit dem ich das Geſchenk eines Exemplars der Briefe über die Kantiſche Philoſophie begleitete, mit keiner Zeile geantwortet. Er hat gegen Andere geäußert, er fürchte, daß ich mich in unnöthigen Spekulationen verlöre. Ich kann auch nichts Anderes vermuthen, als daß harte Anklagen wider mich von meinen bittern Feinden, den Kantianern, bei ihm eingelaufen ſein werden, deren Gründlichkeit von ihm nur durch das Studium meiner ſämmtlichen Schriften (das ich ihm zumuthen weder kann, noch mag) geprüft werden könnte. Dieſes Verhältniß mit dieſem meinem großen Lehrer — der ſo manchen ſeiner Schüler, der nichts weiter als ſein Echo iſt, mir vorzieht, — beunruhiget meinen Kopf nicht, weil er ſich's völlig befriedigend, und ohne der Achtung gegen Kant zu nahe zu treten, erklären kann. Aber mein Herz, das von ihm geliebt zu ſein wünſcht, leidet darunter. Vielleicht können Sie ſein Urtheil über mich berichtigen. Daß Sie dies wollen, und wenn Sie Gelegenheit haben, auch vermögen, weiß ich. Nur wünſche ich, daß ſie zu dieſem Behuf die Abhandlung über das Fundament mit Muße geleſen hätten, in der mancher Rechtfertigungsgrund meines Verfahrens in der Philoſophie treffend und kurz vorgetragen iſt. Könnten Sie es dahinbringen, daß Krauſe ſeinen Widerwillen gegen das, was er Metaphyſik nennt, ſo weit überwände, um dieſes

Schriftchen durchzulesen, so hab' ich vielleicht einen neuen Fürsprecher gewonnen; und derselbe entschließt sich dann auch wohl, die Abhandlung über das Verhältniß in den Beiträgen zu lesen. — Schulzen fragen Sie, wann die Fortsetzung seiner Prüfung herauskömmt. Mein Urtheil über dieselbe wird er in der A. L. Z. gelesen haben. Ich wünsche, daß er über die Art, wie ich ihn recensirt habe, nicht unzufrieden sein möge.

Hab' ichs nicht vorhergesehen! da geht eben ein Justizamtmann von Eisleben weg, der nicht unterlassen konnte, mich auf seiner Durchreise mit dem Geschenk seiner Bekanntschaft zu beehren. Wie gut ist es jetzt, daß ich Ihnen nichts weiter zu schreiben habe. — Denn daß ich des Aufenthalts in Jena herzlich überdrüssig bin, daß meine Nachbarn durch ihr Gassenjungengeschrei vor 12 Uhr mir selten einzuschlafen erlauben; daß Schmid nach Gießen kommt, Hufeland nach Halle berufen, und Betsch nebst einem gewissen Hofman für Murrays Stelle in Göttingen vorgeschlagen ist; daß einer meiner besten Freunde in Wien, der Ihnen auch in anderer Rücksicht interessant sein konnte, Born, wirklich gestorben ist, Schiller sich in Karlsbad artig erholt, Hofrath Gruner morgen an Heinrichs Stelle Prorektor wird u. dgl. m., wissen Sie theils schon, und interessirt sie zum Theil wenig. — Tschink, der Verfasser eines Geisterſehers in Wien, den Sie, glaub' ich, gelesen haben, mein erster und ältester Schüler, kömmt diesen Winter hierher, die kritische Philosophie zu studiren, worauf ich mich nicht wenig freue.

Ich dürste nach Ihren Nachrichten aus Kopenhagen und aus Königsberg.

Ihre Eintheilung der Wissenschaften hab' ich in der nämlichen Viertelstunde, als sie ankam, da eben eine Gelegenheit da war, nach Gotha abgesendet, werde aber das Original oder eine Kopie von Niethammer erhalten, wo ich sie dann reifer durchdenken will. Mir ist in der Geschwindigkeit nicht alles klar geworden, ob mir schon manches sehr einleuchtete und den Geist des Verfassers ankündigte.

Das ſchrieb ich Ihnen doch ſchon, daß Rehberg eine Recenſion des Fundaments eingeſendet hat, die ſeine alten Einwürfe faſt mit den nämlichen Worten, und ohne alle Rückſicht, was Sie und meine Wenigkeit dagegen erinnert haben, aufſtellt, aber nachdem ſie mir zur Durchleſung mitgetheilt worden, an ihn zurückgeſendet iſt. — Auch Herr Schwab hat ſich in der Tübinger Zeitung durch eine ſogenannte Recenſion auf eine eines Philoſophen ſehr unwürdige Art gerächt, oder doch zu rächen gemeint.

Ich habe alle Urſache zu glauben, daß Kant nicht Luſt hat mit mir zu korreſpondiren, und nicht gerne mit mir zu thun hat, ſonſt hätte ich Sie durch ein Briefchen bei ihm aufgeführt. Aber Niemand in der Welt kann Sie beſſer empfehlen als Sie ſelbſt.

Beiliegendes Briefchen kam unter einem Umſchlag an mich, in welchem ich von Jemand ohne Namen gebeten wurde, daſſelbe nach Königsberg zu befördern. Man glaubt wohl, ich ſtünde mit Niemand in der Welt beſſer als mit Kant. Das Briefchen ſcheint aus Herberts Hauſe, aber nicht von ihm ſelbſt zu ſein. Er hätte ſich mir genannt. Und nun mein geliebteſter beſter Erhard nur noch dieſe Umarmung von

Ihrem ganz eigenen Reinhold.

147. Von Baggeſen.

Seeluſt, den 25. September 1791.

Wie ſoll ich es mit meinem Deutſchſtammeln anfangen, beſter, unvergeßlicher Erhard, Ihnen die Freude zu beſchreiben, womit ich und meine Frau Ihren ſehnlicherwarteten Brief empfangen, erbrochen, geleſen, wiedergeleſen und vorgeleſen haben? Wahrlich, wir haben uns ſo leidenſchaftlich darüber gefreut, daß ich faſt errdthe, indem ich es Ihnen herſtammle, ich würde vor Scham vergehen, wenn ich es Ihnen ganz ſagte.

Der Brief war, was nicht immer (wie Sie wiſſen, und wie Sie zum Ueberfluß aus dieſem erſehen) der Fall mit Briefen von unſern Freunden iſt, nicht nur ganz ſo, wie ich mir

und gelebt, als wenn ich ein Weſen ohne menſchliche Bedürfniſſe wäre. Nein, ich war gar zu abgeſchmackt. Doch genug. Sie, mein Verehrter, ſind hoffentlich weiſer und bereiten ſich keine Aergerniſſe, wie die meinigen, für die Zukunft.

Empfehlen Sie mich Ihrer Frau Gemahlin auf's beſte, leben Sie wohl und lieben mich ein wenig, wiewohl ich ein Thor und ein Tropf bin.

Mit innigſter Verehrung

der Ihrige

Oelsner.

Mémoires de Scipion de Ricci werden viel geleſen, weil ſie viel kirchlichen Skandals enthalten. Was hält man in Berlin von Klöden's Grundlinien einer neuen Erdgeſtaltung? Aus beiliegendem Plakat ſehen Sie, wie der Miniſter des Innern wirthſchaftet.

71.

Das Erwachen.

Der Blicke ſchmelzendes Entzücken,
Des Mundes Lächeln und das Roth
Der Jünglings-Wange zu erſticken,
Lauſcht an des Alters Hand der Tod.
Die Flamme des Gefühls verraucht,
Wenn das Geſchick die Fackel taucht.

Wer ahnet, wann in Staub zerronnen,
Der um den Fuß des Wand'rers fliegt,
Daß dieſes Herz in Engelwonnen,
Genuß des Lebens eingewiegt;

ihn gewünscht hatte, nicht bloß über alle Erwartung, sondern über alle Hoffnung meiner freundschaftlichen Sehnsucht befriedigend, so daß, wenn er länger gewesen wäre — das einzige, was ich noch dabei insgeheim verlangen konnte — ich es nicht geglaubt haben würde, weil ich überhaupt keine Wunder glaube. Er enthält gerade die Nachrichten, welche meinem Kopf und meinem Herzen die allerinteressantesten waren, Nachrichten von Ihrer glücklichen Reise, von Ihrem freundschaftlichen Andenken, von Schillers Genesung, von unserem philosophischen Messias, von Schulz (bei dem ich, in parenthesi, mir nichts leichter erklären kann, als wie er ohne Geist ist, nichts schwerer, als wie er sich in Reinholdens Schriften nicht finden kann), und endlich von Ihrem großmüthigen, mir, der Schwachen in unsrer Welt wegen, sehr lieben Entschluß, sich mehr Scheidemünze zu verschaffen. Haben Sie den wärmsten innigsten Dank für jede dieser Nachrichten, und seien Sie versichert, edler Freund, mich mit jeder davon überschwenglich für all das bischen gute Wollen, was ich Ihnen habe zeigen können, bezahlt zu haben!

Ich würde Ihnen schon seit lange geschrieben haben, wenn ich Ihre Adresse gewußt hätte — und es kostete mir wirklich viel, auf diese Befriedigung meines Herzens Verzicht zu thun — vorzüglich als ich etwa vierzehn Tage nach Ihrem Verschwinden Ihre herrlichen Dialogen über unser Zeitalter las. Ich will Ihnen offenherzig mein Glaubensbekenntniß über den Anfang dieser interessanten Abhandlung ablegen, nachdem ich das, was noch da ist, dreimal hintereinander mit zunehmendem Vergnügen gelesen habe. Durchgängig bewundre ich darin den höchstseltenen Scharfsinn, den weitumfassenden Blick, und den mehr als alles Ihnen eigenthümlichen philosophischen Muth, welchen ich in Ihren Unterredungen nie verkannte. Was mich aber noch mehr erstaunen macht, ist, daß Ihnen Heimdals Karakter noch besser geglückt ist, als Balders, ob Sie gleich in jenem sich selbst, in diesem einen Anderen geschildert haben; denn meines Urtheils ist es

unendlich schwerer, uns selbst, als irgend einen Anderen treffend darzustellen — und zwar deßwegen, weil wir uns zu nahe sind, und die Strahlen uns dadurch leicht blenden; noch mehr aber, weil wir gewissermaßen zu viel Stoff haben —. Es bestätigt aber dies meine Ueberzeugung, daß Sie noch immer mit sich selbst am meisten umgegangen sind, sich selbst vorzüglich studirt, und besser daher als irgend einen Andern auswendig gelernt haben. Und dagegen habe ich nichts — auch mir ist das γνωθι σεαυτον heilig — wenn diese Kenntniß unsres Selbst nur immer von dem Bewußtsein begleitet wird, daß wir Andere weniger genau kennen, ein Bewußtsein, das uns allein gegen die Verachtung Anderer, welche gemeiniglich sonst den in sich gerechten Stolz auf sich selbst begleitet, sichern kann. Selbstkenntniß ist unstreitig die erste, nöthigste, zweckmäßigste — und als solche schätzbarste aller Kenntnisse; durch sie allein sind wir ächte Philosophen, Weise; sie giebt uns alles, nur nicht Weltkenntniß, wir werden durch sie alles, nur nicht angenehm. Freilich ist es unmöglich uns selbst kennen zu lernen, ohne zugleich die Menschheit — aber eben so unmöglich, dadurch bloß die Menschen kennen zu lernen. Was wir von uns selbst auf Andre richtig schließen können, ist nur das Allgemeine, das Besondere müssen wir in dem außer uns befindlichen Individuum aufsuchen. Bloße Selbstkenntniß ist daher nur dann hinlänglich, wenn alle Individuen gleich veredelt sind; denn nur dann wird das Allgemeine überall hinreichend sein. Dann aber, bester Erhard! ist das goldene Alter da, für dessen beschleunigte Annäherung wir uns bemühen.

Die großen Geister (das Salz der Erde), die Moses, die Solons, die Sokraten, die — doch erlauben Sie mir's noch bis weiter! der Christus, die Kanten, die Schiller, die Reinholde, die Erharde — haben von jeher, wie mich dünkt, für das Wohl der Menschen, in Rücksicht auf jener Beschleunigung mehr riskirt, zu viel, als zu wenig zu thun, mehr zu stark, als zu schwach zu ziehen. Ich stelle mir

das goldene Alter, wovon hier die Rede ist, als ein großes, mit ungeheuren Schätzen beladenes Schiff vor, das ziemlich entfernt vom Lande auf stürmischen Wellen herumtreibt, und das sich bald gänzlich aus den Augen verlieren würde, wenn nicht eine Menge Stricke und Schnuren (der Vernunft) es noch verhinderten, daß der Sturm, der vom Lande weht (die Sinnlichkeit), es nicht wegtriebe. An diesen mehr oder weniger starken Stricken ziehen die am Ufer stehenden Selbstdenker. Heil der Menschheit, daß sie dastehen, daß sie die Schnuren halten, und daß sie ziehen! aber ziehen sie nicht gemeiniglich zu gewaltsam? und haben wir nie gesehen, daß das zu stramme Seil dadurch zersprungen ist? Verzeihen Sie mir, daß dies Gleichniß kein Heimdal'sches Gleichniß ist: es wird aber, hoffe ich, ohne vollkommen richtig zu sein, Ihnen meine Idee verständlich machen.

Die Heilande der Erde machen sich fast alle sammt und sonders eines Versehens schuldig, dessen nämlich, daß sie vermöge dessen, wodurch sie Heilande sind, vermöge ihrer Selbstkenntniß, das Schiff näher sehen, als es ist. Sie haben Recht, daß es nahe ist; aber nur ihnen — wenn sie die Andern, die zum Theil ziehen, aber mit dünnen Fädelein, zum Theil gar nicht ziehen, eben so gut kennten, würden sie anders urtheilen. Sie vergessen auch ihren Platz, und bemerken nicht, daß die Menge weit hinter ihnen steht.

Es ist wirklich wahr, ihr lieben Leute! Ihr vergeßt nur gar zu oft, wann ihr geboren seid —, und sprecht mit uns armen Vorzeitern als mit Euren contemporains, die wir doch so wenig sind, daß oft einige hundert Jahre zwischen uns liegen. Wie wollt ihr hoffen allgemein verstanden zu werden? Kant, zum Beispiel, ist nicht 1723, sondern eigentlich 1691 geboren, Reinhold ebenso —

Gravenstein in Holstein, den 7. Oktober 1791.

Aber sind Sie nicht auch der Meinung, bester Erhard! daß ich besser thäte, die Abhandlung (vorzüglich nach einem so gewaltigen Sprung in der Form meiner Vorstellung) abzu-

brechen — und dagegen hübſch ordentlich und vernünftig Ihren Brief zu beantworten zu ſuchen? Sie werden mir den Abſprung verzeihen — er war genöthigt, und der Stoß kam ohne meinen Willen von außen her — ſo wie Sie mir, als ein billiger Philoſoph, verzeihen würden, wenn ich im Fall meines Todes gar nicht ſchriebe.

Bevor ich zu meiner ſeinſollenden Antwort ſchreite, muß ich Ihnen aber doch das Wunder erklären, wieſo ich Ihnen aus Holſtein ſchreibe. Der liebe Prinz von Auguſtenburg, der ſeiner Geſundheit wegen ſich hier und auf dem nicht weit von hier liegenden Auguſtenburg noch einige Wochen nach ſeiner und ſeiner Gemahlin Rückkunft vom Bade aufhalten wollte, hatte mich und meine Frau ſchon lange eingeladen, das ländliche Otium mit ihm zu theilen. Als es aber zur Abreiſe kam, ſiegte die ſeltene praktiſche Vernunft meiner Sophie über ihren Herzenswunſch, mir zu folgen, — ſie blieb zurück, um ihre häuslichen Geſchäfte nicht zu verſäumen — und ich bin alſo hier ohne ſie — aber, ſo weit es ohne ſie möglich iſt, mit allen möglichen Annehmlichkeiten. In vier Wochen hoffe ich mit dem Prinzen wieder in Kopenhagen zu ſein.

Die Nachrichten, die ich von unſerm geliebten und bewunderten Schiller habe, ſind lange nicht ſo erfreulich wie die Ihrigen. Ich kann ſagen, daß ich keine irdiſche Freude ganz genieße, ſo lange das Schickſal dieſes meinem Herzen und meiner Philoſophie ſo theuren Sterblichen nicht befriedigend beſtimmt iſt. Es kommt jetzt noch zu meinem Kummer hinzu, daß ich mich ſeit einiger Zeit faſt eben ſo ſehr für ſeine Frau, als für ihn ſelbſt intereſſire. O! warum bin ich nicht ein Arzt wie Sie, ich würde zu ihm gehen und ihn heilen.

Außerordentlich gefällt mir — oder vielmehr entzückt mich (denn ich bin nun einmal ein ſo leidiges phantaſtiſches Weſen, daß das, was dieſem oder jenem ächten Philoſophen höchſtens gefallen würde, mich in den dritten Himmel hinauf-

wir-

wirbelt, und von allen weisen Wahlsprüchen stehet in meinem Gemüthe des nil admirari nur um eine Linie höher als das nil amare, das, wohl zu merken, am allerunterſten steht) — außerordentlich entzückt mich also, was Sie mir von Vater Kants Gastwahl erzählen. Wenn ich auch nur dies von ihm wüßte, würde ich ihn hochschätzen und lieben. Was mich aber verdrießt, ist, daß Sie noch so wenig mit ihm von Rheinhold gesprochen haben, es beweist mir, daß Ihre Unterhaltung bis dahin mehr Hippokratisch als Sokratisch gewesen sein muß, — denn Reinhold ist Kanten gewiß nicht bloß unendlich viel mehr als Plato dem Sokrates war, sondern Kantens Wirkung würde vielleicht ohne Reinhold sogar schädlich gewesen sein, welches in jenem Fall fast umgekehrt war. Sie werden aber nachher, dies bin ich gewiß, das Versäumte eingeholt haben.

Ich wäre begieriger zu wissen, wie Kant über Christus (als Erscheinung und historisches Wesen) denkt, als wie seine Meinung über Religion (die bei Philosophen nur eine und die nämliche sein kann) beschaffen ist. Daß Kant Ihre und meine Religion hat, weiß ich schon, daß er nicht an Christus glaubt, weiß ich auch, und würde es wissen, wenn mir auch alle seine Freunde das Gegentheil versicherten, — aber was er von Christus denkt, das weiß ich nicht, und das möchte ich wissen. Daß er ihn den Heiligen des Evangelii nennt, giebt noch keine bestimmte Idee von seinem Urtheil über ihn. Warum ich dies so gern wissen möchte? Weil ich mein eigenes Urtheil von Christus nicht weiß und nicht wissen kann, vielleicht in diesem Leben nie wissen werde — da dieses von tieferen Kenntnissen der damaligen Geschichte, die ich nicht habe, bestimmt werden muß. Gegen das Resultat der Data, die ich habe, daß er ein edler Schwärmer und nicht ganz strenger praktischer Philosoph gewesen sei — empört sich, ohne zu wissen warum (gewiß nicht aus kindlichen, längst abgelegten Vorurtheilen) mein Herz. Ich möchte Reinhold einmal recht ausführlich darüber sprechen. — Sie scheinen

mir dieſen gewiß höchſtaußerordentlichen Menſchen zu hart zu beurtheilen.

Daß Kant lieber etwas übertriebene Galanterie als Nachläſſigkeit im Anzuge vorzieht, freut mich; denn wir ſehen gerne unſere Individualitäten bei großen Männern haften.

Was Sie mir von Kieſewetter und ſeinen Schriften (? hat er mehr als die Logik herausgegeben?) erzählen, befremdet mich ganz und gar. Kurz nach Ihrer Abreiſe erhielt ich ſeine Logik nach Kantiſchen Grundſätzen, las die ſimple herzliche Dedikation darin, die kurze (freilich aus Kant und Reinhold kompilirte) Vorrede, blätterte in den Anmerkungen, fand freilich nichts Originelles oder Eigenthümliches darin; aber in einer Logik ſuche ich auch nichts weniger als Genie, — ich las endlich das Buch, und war ſehr damit zufrieden. Zwar geſtehe ich, daß ich mich bisweilen wunderte, wie Kant dies und jenes darin habe können ſtehen laſſen, — indeſſen fand ich mehr Mängel als Fehler, Licht und Ordnung in dieſem Gebäude, und daß ich ſah, wie ſehr der Verfaſſer Reinholds Werke (eben ſo ſehr wie Kants) benutzt hatte, nahm mich noch mehr für ihn ein. Meines Urtheils iſt es doch immer die beſte Logik, die wir haben, ſo viel ich die übrigen kenne. Sie müſſen mir aber nachher Ihre Meinung von dieſem Buche ſagen, — das Sie damals nicht geleſen zu haben ſcheinen.

Sie müſſen mir es nicht übel nehmen, liebſter Erhard, daß ich mit Ihrem Krauſe gar nichts zu machen weiß. Einen Mann, der die Kritik für nichts als Taſchenſpielerei, Reinholds Werke für Spinnwebe (das Gleichniß wäre übrigens richtig in Anſehung des Hervorbringens, indem Reinhold alles aus Ich herausſpinnt), Schulze's Arbeiten für metaphyſiſche Kontrebande, und um das Maß voll zu machen, Schillers großen Sinn für Unſinn hält (Wieland, Klopſtock, Shakeſpeare ſind ihm wohl ganz verlorene Tollhäusler), — einen ſolchen Mann, glaube ich, würde mein Herz ſelbſt nicht gut verſtehen können, und es

freut mich recht sehr, daß Ihr Verhältniß mit ihm gerade das umgekehrte von Ihrem Verhältniß mit mir.

Die Fürstin Gallizin muß eine gar liebe, gescheidte Frau sein, nicht so sehr weil sie Kant schätzt, als weil sie Herder verachtet. Der liebe Herder sollte wirklich einige Zeit hungern und geprügelt werden; denn (das weiß ich jetzt) er ist ein fast eben so mittelmäßiger Mensch als wahnsinniger Philosoph.

Aber, liebster, bester, unvergeßlicher Erhard! wie soll ich Ihnen für Ihre höchstnöthige, aber höchstinteressante Apologie danken! Setzen Sie sie immer fort, nicht damit ich Sie nicht verkenne, sondern damit ich Sie noch mehr kenne. Es giebt äußerst wenig Menschen in meiner Welt, die ich so ganz durchstudiren möchte — um mich darnach zu bilden. Wie können Sie zweifeln, ob ich mehr von Ihnen wissen wolle? Braucht's einen Brief, um Ihnen dies zu versichern? Da guckt der harte, düstre Heimdal hervor! Wenn Mimer auch mich kennte, er würde Sie schmähten.

Von Graf und Gräfin Schimmelmann, die beide Sie ganz schätzen, und mit jedem Briefe, den Sie mir gönnen werden, mehr und mehr lieben, die freundschaftlichsten Grüße und Segenswünsche. Ein Brief von Ihnen würde sie sehr glücklich machen. Schreiben Sie mir immer was und wie Sie wollen. Meine Frau rührt es sehr, daß Sie sie nicht ganz vergessen haben. Sie freut sich auf Ihre Bekanntschaft hier, und das Wiedersehen dort. Münters grüßen.

Ich bin mit seltener Achtung und inniger Liebe Ihr dankbarer Freund

Baggesen.

Aber was sagen Sie zu der plötzlichen Erscheinung von Grosse? Der Genius (so weit er auch hinter dem Geisterseher steht)? Die Schweiz? Und die Geschichte der Schweiz? Und einige von Hippels Handzeichnungen? — Claudius hat ein elendes Sarglied gemacht auf den Tod unsers jüngsten Prinzen. — Weil ich wiederum Ihre Adresse nicht weiß, schicke ich diesen Brief über Reinhold. Sind sie mir nur etwas gut, so schreiben Sie mir!

148. Von Grundherr.

Nürnberg, den 7. October 1791.

Bester Freund!

Ich bin wirklich beschämt über deine Vorwürfe: nicht, als ob ich mir einer Verminderung oder Erkältung meiner Freundschaft gegen dich bewußt wäre; denn dies ist wohl nicht möglich, so lange ich meine gesunden Sinne behalte, sondern weil ich fühle, wie sehr ich zu diesen Vorwürfen selbst Anlaß gegeben habe. Bester Freund, soll ich dir's offenherzig sagen, warum ich so lange nicht geschrieben? Doch, warum sollte ich nicht? Einem Freund, wie du bist, dessen Herz und Kopf gleich vortrefflich sind, darf man keine Schwäche verbergen. Seit den zwei oder drei letzten Jahren unserer Bekanntschaft, da die gänzliche Entwicklung deiner überlegnen Kräfte dich auf eine Stufe von Wissenschaften und Kenntnissen erhoben hatten, vor deren Höhe es Menschen von der gewöhnlichen Klasse schwindelt, fühlte ich eine gewisse unwillkürliche Zurückhaltung bei mir, so oft ich bei dir war, die ihren Grund bloß in dem Mißverhältniß unserer beiderseitigen Kräfte haben konnte, und es kostete mir wirklich Mühe, dir diese unbehagliche Empfindung zu verbergen.

Die gerechte Huldigung, welche deinem Herzen und Talenten die vortrefflichsten Männer, überall, wo du auf deinen Reisen hinkommst, erweisen, hat diese Empfindung um vieles erhöht, und so oft ich daher im Begriff stehe, an dich zu schreiben, so überrascht mich, ganz wider meinen Willen, der Gedanke: wird aber auch wohl das, was du an ihn schreiben willst, eines solchen Mannes würdig sein? Wirst du nicht mit Briefen von so leichtem Inhalt dich bei dem herabsetzen, dessen Achtung dir so werth ist? Das Vollwichtige deines Briefs mit der Leichte der meinigen zusammengehalten, ist zu sehr zu meinem Nachtheil, um nicht noch mehr diese Empfindung zu verstärken. Es verging kein Tag, wo ich mir nicht vornahm, an dich

zu schreiben; aber immer der Gedanke: kannst du ihm denn nichts Interessanteres schreiben, und ist dies wohl nur im geringsten ein Aequivalent für das, was er dir geschrieben? hielt mich zurück. So vergingen in dieser Unentschlossenheit Tage, Wochen, und endlich ganze Monate, und wären deine letzten Aufforderungen nicht so dringend gewesen, so glaube ich, du kämest zurück, ehe du einen Brief von mir erhalten hättest. Aber deine Aeußerungen machen allen meinen Zweifeln ein Ende. Zur Sache also.

Ich danke dir für den Aufschluß, den du mir, in Rücksicht meiner Bedenklichkeiten, moralische Vergehungen wieder gutzumachen, gegeben hast. Deine so scharfsinnige Unterscheidung der Reue von der Buße hat meinen ganzen Beifall und endigt alle meine Zweifel. Es ist allerdings wichtig, diese beiden Gemüthsbeschaffenheiten genau zu unterscheiden, da selbige, dem Prinzip sowohl als den Folgen nach, so wesentlich verschieden sind. — — — Auch was du von Verdienst sagst, finde ich vollkommen richtig. — Ich habe deinen Aufsatz in der Thalia gelesen und mit Vergnügen wieder gelesen. Du hast als Schriftsteller durch den Umgang mit Reinhold und Schiller viel gewonnen. Die Gedanken in diesem Gespräch sind eben so original als wahr, und werden durch die Wendung, die du ihnen giebst, noch anziehender: sie verdienen gewiß tief beherzigt zu werden. Auch deine Amikritik habe ich gelesen. Reinhold hat mir selbige nebst seinem und dem Forberg'schen Aufsatz geschickt. — Nun ein paar Worte von mir. Ich glaube dir schon geschrieben zu haben, daß ich mit der Philosophie immer vertrauter zu werden suchte. Ich habe daher, nachdem ich die vortreffliche Schrift des Reinholds von dem Vorstellungsvermögen mehrmalen mit großer Aufmerksamkeit durchgelesen, die Lesung der Kantischen Kritik noch einmal vorgenommen, und seit dieser Reinholdischen Exkursion lebe ich so ganz auf bekanntem Fuß mit Kant, der mir vorher immer etwas fremd gewesen. Die Mathematik vernachlässige ich zwar auch nicht, doch hat die Philosophie selbige etwas

verdrängt. Um tiefer in den Grund der griechischen Sprache einzudringen, und um mich selber in der Philosophie fester zu setzen, habe ich seit einiger Zeit angefangen, die Platonische Republik zu übersetzen. Das erste Buch ist fast schon fertig. Ich habe dabei solche Einrichtungen getroffen, daß die Sache nicht leicht wieder ins Stocken gerathen kann, wie dies mir leider schon so oft begegnet ist. Ich übersetze nämlich tagtäglich etwas, nachdem ich das zu Uebersetzende vorher, nach dem ganzen Zusammenhang, reiflich durchgedacht habe, um den wahren Sinn des Autors nicht zu verfehlen, und weil mir das Mechanische des Schreibens etwas lästig ist, so diktire ich die Uebersetzung meiner mittlern Schwester in die Feder, welche dies ganz gerne thut, weil doch wirklich diese Materie etwas Interessantes auch für jedes vernünftige Frauenzimmer hat. Diese Uebersetzung soll als ein Denkmal unserer Freundschaft dir geweiht werden, dir, dem ich so große Verpflichtung, in vielerlei Rücksicht, besonders aber in der Philosophie habe, und dessen vieljährigem Umgang ich größtentheils mein wissenschaftliches Wissen und meinen Geschmack für Philosophie schuldig bin. Müller liest mir, so oft ich zu ihm komme, sein jedesmaliges übersetztes Pensum von Baco vor, und dagegen theile ich ihm meine griechische Uebersetzung mit. Ich hätte wohl Lust, selbst ein Stück des Baco zu übersetzen, aber ich fürchte, es möchte das Werk dadurch buntscheckigt werden. Bei der nunmehr zweiten Durchlesung des Livius habe ich es mir zu einem Gesetz gemacht, mir sowohl in Rücksicht auf den Inhalt als die Sprache Bemerkungen zu machen. Alles was zur Beleuchtung des Karakters, der Gesetzgebung, der Staatsverfassung des römischen Volks, wie auch des Verhältnisses dienen kann, in welchem selbiges in jeder Epoche seiner Geschichte mit andern Völkern gestanden, alles dies wird ganz kürzlich mit dem eignen — den Hauptgedanken des Livius fassenden lateinischen Ausdruck unter Anführung der Seite bemerkt, indem diese Kollektaneen bloße Erinnerungszeichen zur Festhaltung der

Da ſich allein in Dir bewußt
Es glühend ſchlug an Deine Bruſt.

Doch ja, der Ahnung leiſer Schauer
Kehrt gern bei ſchönen Seelen ein,
Die Wehmuth hüllt in ſüße Trauer
Des Blicks der Liebe Strahlenſchein;
Ein Thränchen thaut die Wang' herab
Und netzet des Verblühten Grab.

Mein Staub trinkt Leben, ich erwache,
Ein Veilchen aus der düſtren Ruh,
Gepflanzt an Deinen Buſen ſache
Ich Dir mein duftend Seelchen zu,
Noch Einmal Liebin *) liſcht mein Stern,
Von Dir geathmet ſterb' ich gern.

Oelsner.

72.

Oelsner an Varnhagen.

Paris, den 7. März 1826.

Als ich Ihnen, Hochverehrteſter, zum letztenmal ſchrieb, hatte ich keine Ahnung, und konnte keine haben von den Ereigniſſen in Rußland; dennoch umſchwebte mich ein dumpfes Gefühl von dem Eingange zu einer neuen politiſchen Kriſis. Sie kann nicht ausbleiben. Daß Rußland ein Gegenſtand der Erörterung geworden, ſchon das iſt Vorbote. Der Orient muß Bewegung erwecken. Für England, deſſen Markt ſich

*) Liebin Ausdruck der Minneſinger.

lichten Punkte in der Geschichte dieses so merkwürdigen Staats sein sollen.

Schreibe mir ja bald wieder. Es ist mir zwar alles wichtig, was von deiner Hand kommt, aber besonders deine Schilderungen und Bemerkungen über einzelne Personen, die du auf deinen Reisen angetroffen, sind mir vor allem willkommen.

Lebe wohl und liebe noch ferner

Deinen dich ewig liebenden und verehrenden
K. A. Grundherr.

149. Von Johann Albert Heinrich Reimarus.

Hamburg, den 19. October 1791.

Mein innerer Sinn — (das Subjekt oder Substratum, welches man Ich nennt, sei immer zweifelhaft) — genug, dieser innere Sinn soll sich einmal das Vergnügen machen, die Vorstellung eines Doctor Erhards, die ihm so angenehm gewesen ist, zu hypostasiren, ja sogar nicht bloß als = X anzusehen, sondern für eine Person zu halten, deren Aeußerungen und Wirkungen auf mich ein eigenes von andern wohl zu unterscheidendes, thätiges Wesen (Ding an sich selbst) anzeigen. — Also: nun werde ich sprechen, als ob ein Brief von Ihnen auf mein Gemüth gewirkt hätte, oder (wie Herr Schmid bei dem Worte Afficiren, um den Begriff des Wirkens der Kraft zu vermeiden, sich — ich weiß nicht ob vorsichtig, ausdrückt) gemacht, daß etwas darin entstand, was vorher nicht war. — Laßt uns also mit unsern Kräften zusammenwirken, um Gutes in der Welt zu befördern! — Sie sagen ganz recht, Muthwille der Freidenker ist nicht Aufklärung. Aber veranlassen wir nicht diesen Muthwillen, wenn wir alles Urtheilen für leere Grillen erklären? (Empfindungen von äußern Dingen wären Grillen, die etwas als in einem Raume, und innere Empfindungen Grillen, die etwas als nicht im Raume vorstellen;) wenn wir die Gründe, die einen Ausschlag auf die eine oder andere Seite geben, geflissentlich übergehen, und

nur beides als gleich unſicher vorſtellen, ſollte dann nicht der Leichtſinnige über alles unſer Forſchen ſpotten? Was muß es aber bei dem Nachdenkenden wirken? „Nur Zweifel in den Kopf und Dolche in die Bruſt", wie Haller ſagt! Dem „der Ruhm, allem Zwiſt auf dieſe Art ein Ende zu machen, iſt wie der Ruhm des Todes in Beziehung auf das mit dem Leben verknüpfte Ungemach" (Jacobi, Idealism und Realism S. 122). — Herr Kant macht ſeinem Scharfſinn oder ſeinem Witze das Vergnügen (Berliner Monatsſchrift 1791, September), auch unſer Zutrauen zu den moraliſchen Eigenſchaften Gottes wankend zu machen. Aber, ſagen Sie, iſt die Antwort, die er daſelbſt S. 210 giebt, wohl anders, als in Formeln, von der alten S. 201 unterſchieden, die er ſo ſchimpfend verwirft? Ja, in jener ſteckt noch etwas mehr, nämlich daß, da wir in dem, was wir von der Welt einſehen (dem Phyſiſchen), überall Weisheit und Einrichtung zum Wohl der Lebendigen wahrnehmen, auch guter Grund ſei, in dem, was wir nicht einſehen können, von demſelben Urheber ein Gleiches zu urtheilen.

Sie ſehen, daß ich auch gegen Sie freimüthig und ohne Behutſamkeit ſpreche. Lieber möchte ich es mündlich thun: doch Sie werden auch das Schreiben nicht mißbrauchen, oder nur ſo mißdeuten, als ob ich deßwegen nicht die Einſicht dieſes großen Mannes, der uns ſo vieles entwickelt hat, hochſchätzte. Ich ſuche nur ernſtlich das Wahre und Gute mir und Andern lebhaft darzuſtellen und zu beſtätigen. Verzweiflung aber bezeichnet unſere Sprache mit Recht als das größte Uebel. — So laßt uns denn weiter disputiren. Sie ſagen, man ſolle Aberglauben oder Irrthum nicht eher herunter machen, bis man etwas Beſſeres aufgeſtellt hätte. So urtheilte ich auch, und warf deßhalben dem ſeligen Leſſing das Sprichwort vor: „Man ſoll nicht eher ſchmutziges Waſſer ausgießen, bis man reines wieder hat." Er antwortete mir witzig: „Ich muß doch wahrhaftig das ſchmutzige ausgießen, wenn ich reines im Gefäße haben will." Von dem Akkordiren oder Modifiziren war er kein Freund.

genthum betrachtet, vertauscht, verkauft, aufgeopfert werden, sondern als Zwecke für sich selbst anzusehen sein u. s. w.

Gerne möchte ich noch mehr mit Ihnen schwatzen. Geben Sie mir doch ferner Nachricht von dem Fortgange der Wahrheitsforschung. Herr Reinhold scheint uns doch schon wirkliche äußere Gegenstände zuzugeben, von welchen die Erscheinungen herrühren. Doch genug hievon: möchte ich doch das Vergnügen haben, Sie noch einmal in Hamburg zu sehen, um mündlich ein mehreres mit Ihnen abzuhandeln!

Daß Sie mit Ihrem Aufenthalte in Hamburg, und darunter auch mit unserm Hause, zufrieden gewesen sind, ist uns besonders angenehm. Alle die Meinen haben Sie gerne unter uns gesehen, wünschen Sie noch einmal wiederzusehen, übrigens aber alles Glück auch in jedem andern Aufenthalte. Insbesondere empfiehlt sich Ihrem freundschaftlichem Andenken

Der Ihrige J. A. H. Reimarus.

180. Von Reimarus.

Hamburg, November 1791.

Mein gegenwärtiges Schreiben muß ich gleich damit anfangen, Ihnen einen Verdruß zu klagen, den ich empfunden habe. — Ein hiesiger junger, denkender, aber schwarz gallichter Mann hat neulich Herrn Kant und seine Anhänger auf eine unbescheidene und unverantwortlich unartige Weise angegriffen. — (Ueber das Fundament der gesammten Philosophie des Herrn Kant. Halle, 1791. 8.) Es ist mir äußerst verdrießlich, daß er meiner darin mit erwähnt, ohne auch mich anzugreifen: denn dies wollte ich unendlich lieber, als daß man glauben möchte, daß ich mit ihm einstimmte. Daß dies nicht der Fall sei, werden sie leicht von meiner Denkungsart versichert sein. Ich habe ihn nur selten, und nachdem ich die erwähnte Schrift erhalten, noch gar nicht gesprochen. Aber schon bei einer zuvor herausgegebenen Abhandlung ließ ich mir gegen ihn merken, daß er seine Sätze ordentlicher, bündiger, deutlicher vortragen möchte, ohne die Ach-

tung aus den Augen zu ſetzen, die man höchverdienten Männern ſchuldig iſt. Seine vorigen Schriften ſind, vermuthlich des widerlichen Vortrages wegen, von den Recenſenten, ſo viel ich weiß, ganz übergangen worden: es möchte denn von Herrn Eberhard, deſſen Bibliothek ich nicht geleſen habe, recenſirt ſeyn, dem er dieſe letztbenannte Schrift zugeeignet hat. Nichtsdeſtoweniger müſſen wir, dünkt mich, recht philoſophiſch denken und handeln, folglich auch ſeine Gründe unparteiiſch unterſuchen, und bei ſeinem Schimpfen ſo kaltblütig bleiben, als ein engliſches Parlamentsglied, welches, wenn der Gegner ihn für einen Schelm und Verräther geſcholten hat, ruhig zur Sache erwiedert: — „Der edle Lord beliebte zu behaupten, wie folget.“ — Der Hauptſatz ſeines Syſtems, damit er ſich nur gar zu groß thut, iſt die allgemeine Nothwendigkeit von Wechſelwirkung; doch Sie müſſen ihn ſelbſt leſen und beurtheilen. Herr Profeſſor Selle hat in einem Aufſatze, welcher in den Abhandlungen der Berliner Akademie eingerückt worden, und den er mir beſonders zugeſchickt hat, faſt gleiche Geſinnung geäußert: De la réalité et de l'idéalité des objets de nos connoissances. —

So weit von Fremden: nun unter uns — daß Sie mir von dem Herrn Kant, aus perſönlicher Bekanntſchaft, Nachricht geben konnten, war mir beſonders angenehm, und ich freue mich immer, einen ſo ſcharfſinnigen Schriftſteller auch als recht guten Mann zu verehren. Sein Gedankenſpiel (jeu d'esprit) werden Sie und andere gute Köpfe denn wohl ſo zurecht drehen, daß wir doch nicht gar zu ſchwindlich dadurch werden, um alles was um uns iſt und uns ſelbſt aus dem Geſichte zu verlieren. Die Thalia habe ich nicht geleſen, da ich überhaupt wenig Journale zu leſen Zeit habe: werde aber nun das Stück, darin Ihr Aufſatz iſt, zu erhalten ſuchen. — Wegen Kants Angriff auf die ſogenannten Theodiceen finde ich doch auch in Ihrer Erklärung meine Frage nicht beantwortet — worin denn ſeine Aeußerung von der ſonſt bekannten „daß wir von Gottes Plane nicht ur-

theilen könnten“ (welche er so verächtlich verwirft) verschieden sei, und wozu eine Vorstellung diene, welche bei dem höchsten Wesen auch die Moralität, darauf es doch hauptsächlich ankommt, schwankend zu machen scheint? So hat es auch der Verfasser eines Aufsatzes im December der Berliner Monatsschrift angesehen, daß, wie Sie sagen, Ideen der Erfahrung, oder den Eindrücken von außen, vorangehen müssen, ist eine Kantische Idee, darin er nicht wirkliche Ideen bezeichnet, sondern, wie Selle und Holst erinnern, die bloßen Anlagen und Gesetze des Denkens zu einem ganzen Gedankensystem, als a priori bestehend, ausbildet. — (So hatte ich auch [Ueber die Gründe der menschlichen Erkenntniß S. 19. Anmerk.] geurtheilt: nämlich bei Gelegenheit der Vorstellung vom Raume, die a priori genannt wird, da wir sie doch erst von den a posteriori erhaltenen Vorstellungen abstrahiren müssen: so wie man zur Anschauung rechnet, was nicht angeschauet werden kann. Denn, ein Triangel u. dgl. in genere, davon Euklides handelt, läßt sich doch nicht anschauen. Auch sagt Euklid nicht: — „Komm, schaue und miß“, sondern er berufet sich nur auf die allgemeinen, in sich gegründeten Gesetze der Einstimmung und des Widerspruchs, welche man nun durch die Antinomien [also Sophismen genannt] gern schwankend machen will.) Das Urtheil über unsere Handlungen ist freilich in uns, oder besteht aus unsern Ideen. Es ist aber ein wesentlicher Unterschied, ob wir diese Ideen auf ein wirkliches außer uns bestehendes Objective beziehen, dessen Harmonie wir nicht abändern können; oder ob wir, wenn wir einen Menschen umbringen, nur eine Idee in uns auszulöschen glauben, die uns verdrießlich war, und darum wir uns weiter nicht zu bekümmern haben.

In meinen Anmerkungen zu der neuen Ausgabe habe ich gern und mit Fleiß hie und da Herrn Kants Aeußerungen von der rechten Seite angeblasen, ohne die von der linken zu berühren. — Da komme ich wieder mit meiner Freimüthigkeit! doch Sie wollen ja Aufrichtigkeit haben, und gewiß,

die Einigkeit in der Wahrheitsliebe wird uns immer verbunden halten. — Bei Gelegenheit Ihres artigen Gleichnisses vom geschnitzten Bogen, dessen Sinn ich beipflichte, fällt mir ein — was denken Sie von den Aeußerungen des Predigers Herder im vierten Theile seiner Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit? Das ist doch wahrlich Freimüthigkeit, und so weit ist es mit dem Bearbeiten des besagten Bogens schon gekommen!

Nun leben Sie wohl und sein versichert, daß mir ein Briefwechsel mit einem so aufgeklärten Manne, als ich in Ihnen finde, jederzeit angenehm, und Ihre Freundschaft besonders schätzbar sei. Ich verharre

Der Ihrige [illegible].

181. An Reinhold.

Wien, den 6. [illegible] 1791.

Bester Freund!

Ich bedaure, daß ich Sie in Sorgen wegen meiner Gesundheit ließ. Sie ist in ziemlich gutem Stand, ob ich gleich während der Reise mit einigen kleinen Anfällen zu kämpfen hatte.

Ich hatte von Jena wegen Hornemann Begleitung die angenehmste Abreise, die ich noch von einem Ort hatte; ich bedauere nur, daß er zwei Stunden zu Fuße zurücklegen mußte. In Weimar fand ich einen Gesellschafter zur Extrapost nach Altenburg, so daß ich die Nacht durch schlafen konnte. Ich besuchte Mereau's Geliebte, an der ich [illegible] ein sehr interessantes und liebenswürdiges Mädchen fand; wer einmal in ihren Netzen, der kommt gewiß so leicht nicht heraus, denn es mag wohl sehr schwer sein, es zu wollen. Sie gefiel mir so sehr, daß ich fast bedaure, daß die Zeiten des Enthusiasmus für ein Frauenzimmer bei mir vorbei sind, Sie würden sonst (wie ich mir fast zutraue) ein anziehendes Gemählde von ihr zu lesen bekommen, aber jetzt kann ich von dergleichen Personen, wenn ich nicht absichtlich mich in Schwärmerei stürzen wollte, welches ich theils nicht

übers Herz bringen kann, theils mir auch nicht mehr gelingen will, nichts sagen, als daß sie zu den vorzüglichern ihres Geschlechts gehören.

Von Altenburg ging ich mit der gewöhnlichen Post über Freiberg nach Dresden. In Freiberg sah ich bei Tage (das heißt, ohne zu fahren) den Kurprinzen und die Amalgamation, welches mich für diese Reise belohnte. Hätte ich mich länger in Freiberg aufhalten können, so glaube ich, daß ich an Charpentier einen Mann nach meinem Herzen gefunden hätte. Er liebt die Künste, mahlt selbst sehr schön, und ist ein guter Mathematiker, zwei wichtige Vereinigungspunkte, und den dritten und hauptsächlichsten, ein biederes Herz, ließ mich sein ganzes Betragen vermuthen; wir versprachen uns daher auch, von Nürnberg aus Korrespondenten zu werden. Werner ist ein sehr gefälliger Mann.

In Dresden fand ich einen Weygand aus Leipzig, der auch nach Wien reiste, wir machten also Gesellschaft, und nahmen einen Hauderer aus Dresden nach Prag. Unterwegs hatte ich eine ziemlich starke Luftröhrenentzündung, aber in vierundzwanzig Stunden, in welchen ich bloß von Eierdottern lebte, war sie gehoben, und ziemlich starkes Nasenbluten verhinderte das Recidiv.

In Prag war ich nur drei Tage. Ich lernte dorten Dr. Meyer, Referendar Royke, einen sehr vernünftigen und an seiner Stelle außerordentlich nützlichen Mann, Professor Stepna, Abt Cornova und Madame Duscheck kennen. Bei der letztern war ich täglich. Sie ist ein Frauenzimmer von sehr viel Geist, und die gewiß in Prag wenig ihr gleiche Männer hat. Sie singt sehr schön, und hat eine äußerst reine und volle Stimme, und ließ sich nicht lange bitten mir zu singen. — Mit dem Kaiser ist man in Böhmen lange nicht so zufrieden, als mit Joseph, und man spricht in Prag ziemlich frei.

Von Prag macht' ich die Reise mit Extrapost in drei Tagen, wo ich zwei Nächte fuhr und eine schlief, hierher. Es war bei Nacht ziemlich kalt, und da sie im Kaiserlichen

keine Passagierstuben haben, und ich daher bei Nacht allezeit drei Stationen, ohne in ein Zimmer zu kommen, machte, da die Wagen unbedeckt und elend und die Straßen schlecht sind, so hatte ich auf dieser Reise das meiste auszustehen. Geschwollene Lippen waren aber doch nur das einzige Uebel, das ich mir zuzog. Mein Gesellschafter fand sich sehr übel darein, doch wurde er auch nicht krank. Er war ein sonderbarer Mann, ziemlich geizig, sehr pünktlich, und hat viele oberflächliche Litteraturkenntniß; er machte mich sehr oft lachen, ohne daß er lustig war, und dies war mein größtes Vergnügen, das er mir, aber ohne seinen Willen, bereitete, welches ich in seiner Gesellschaft hatte.

Nun bin ich in Wien, habe mich aber noch wenig umgesehen, und werde morgen Ihre Briefe abgeben. Meine Nachrichten von hier verspare ich auf nächsten Brief.

Nun hab' ich Ihre beiden Briefe noch zu beantworten. Auf den erstern that ich es schon mündlich. Nur noch einiges über das, was ich Ihnen damals von meinen Untersuchungen über Sitten in der engsten Bedeutung schrieb. Unter Sitten verstehe ich hier die Befriedigung unsrer thierischen Bedürfnisse nach Vernunftzwecken. Und meine Frage ist diese: Habe ich außer der Gerechtigkeit noch andre Vorschriften für mein Betragen, die —

Hier kam Emanuel von Echtenfeld, hinderte mich, und sagte mir, daß morgen erst Posttag wäre, und nun kann ich mich nicht mehr in die Sache recht hinein finden. Wenn man hier nachdenken will, so ist es gerade, als wenn man auf einem Bienenstock schlummern wollte. Wenn ich nur alles hier gesehen habe, gehe ich fort. Berlin ist viel eher angelegt, um etwas Kluges darin auszudenken. Der Oesterreicher Wein, der wirklich dem besten Werthheimer nichts nachgiebt, hat auch seine Schuld daran, daß ich nichts recht in Ueberlegung ziehen kann. Die Mädchen sind meinen Sinnen eben noch nicht sonderlich gefährlich gewesen, man sieht nur selten ein gesundes Gesicht, doch giebt es deren unstreitig auch noch.

Von Blumauer, Retzer, und allem, was ich hier treibe, nächstens; diesmal nur, um Ihnen zu sagen, daß ich mich in gewissem Betracht beinahe zu wohl befinde, und daß ich unverändert bin

Ihr Freund im eigentlichsten Sinne des Worts
J. Benj. Erhard.

152. Von Mereau.

Jena, den 25. December 1794.

Für deinen lieben Brief, mein Bester, recht herzlichen Dank, und für dein Urtheil von Sophien, wenn du es nicht schriebst, um ihrem Karl einen frohen Augenblick zu machen, noch mehr Dank! — Hier Sophiens wörtliches Urtheil von dir, ich erhielt es in den ersten Tagen, wo sie dich gesehen hatte. Sie hat dadurch sehr in meinen Augen gewonnen, denn du weißt, wie wenig ich ihr von dir schrieb.

„Noch ein paar Worte vom Dr. Erhard, der mir gestern selbst Ihren Brief überbrachte. Es ist wahr, daß er beim ersten Anblick etwas hat, das ihn mit gemeinen Menschen verwechseln läßt; aber es bedarf nur Eines prüfenden Blicks in sein reines blaues Auge, worin sich ein so helles Bewußtsein spiegelt, und ein Himmel von Menschengüte und Liebe dem Forschenden entgegenstrahlt, um sofort einen richtigern Maßstab seines Werthes zu erhalten. Meine Meinung von seinem Karakter ist folgende: Er sucht alle seine Erkenntnisse auf einzelne Grundsätze zurückzuführen, die er so einfach als möglich zu machen, und dann allen seinen Handlungen innigst zu verweben sucht. Das Nützliche zieht er dem Schönen, Gemeinnützigkeit der Gelehrsamkeit vor. Er nimmt die Menschen, wie sie sind, und sucht auf sie zu wirken, wie er kann. Er liebt Paradoxen, aber er weiß sie auch zu vertheidigen. Dies ist's, Lieber, was ich von ihm bemerkt zu haben glaube. Nichts Entscheidendes soll und kann es sein, da es ohnehin nur die Frucht eines schnellverflossenen Vormittags ist.“

Sie war hier auf Schillers Einladung. Ach Gott, da

in Europa verringert hat, durch die auf dem Kontinent entwickelte Industrie, und dem die Last seiner zu 50 Prozent gemachten Anleihen täglich drückender wird, giebt es vielleicht nur zwei Auskunftsmittel: Bankerott und Krieg. Krieg würde ihm das Monopol des Kolonialhandels wieder in die Hände spielen. Allein wie siehet es sonst in seinem Innern aus? Die feindlichsten Elemente kämpfen gegen einander. Spanien liefert das gräulichste Schauspiel von Zerrüttung. Sich selber zu helfen, dazu fehlt ihm der Verstand. Dem Wahnsinnigen ist ein Eroberer zu wünschen. Neue Mauren wären ihm Wohlthat. Früher oder später wird Frankreich sich zwischen den Pyrenäen und dem Ebro festsetzen, Biscaya, Navarra, Arragonien, Katalonien, alte Besitzungen, kolonisiren. Das könnte diese Macht für den Verlust der Rhein- und Sambregränze entschädigen. Doch diesen Verlust verschmerzt der Nationalgeist nicht. Ein General vom ersten Range sagte mir neulich: wir sind bedrückt, so lange eine Festung, die Ludwig XIV. gebaut hat, Saarlouis, in preußischen Händen ist. Der Nationalgeist stehet auf der Lauer, die erste Gelegenheit zu benutzen, die sich durch irgend eine auswärtige Verschiebung darbeut. Im Inneren arbeitet jesuitische Verblendung, einen Umsturz herbeizulocken. Wie lange der Unsinn sein Wesen treiben kann, läßt sich nicht bestimmen, aber ein schlechter Ausgang ist abzusehen. Lesen Sie ja die Schrift von Monttauser. Es liegt nunmehr am Tage, was man sich zeither bloß in's Ohr raunte, daß die Jesuiten eine besoldete apostolische Armee in Frankreich haben, die, wenn sie sich stark genug fühlte, ebenso verfahren würde, wie die spanische. Fürst von Talleyrand soll weniger um seiner Gesundheit willen vorigen Herbst nach Marseille gegangen sein, als um mit Guillemot das Projekt anzuspinnen, den kleinen Napoleon auf den Thron von Griechenland zu setzen. All'

hat mein bischen praktische Philosophie den Rest bekommen. Wenn ich sie nicht recht bald als mein Weib umarme, so bin ich ganz unglücklich. — Mein erster Brief an Herbert, der acht Tage nach deiner Abreise an ihn abging, ist vermuthlich nicht angekommen; wäre das, so unterrichte ihn von allem. — — Lebe wohl, liebe deinen stürmischen Freund, und sei von meiner Gegenliebe überzeugt!

153. An Reinhold.

Nürnberg, den 28. Januar 1791.

Theurer Freund!

Ihr und Kants Brief trafen mich in einer sehr melancholischen Stimmung, und sie waren mir die beste Arznei, die ich finden konnte. Kant schreibt mir, daß er mit mir über Gesetzgebung und Strafrecht gleich denke. Er klagt etwas über die Indispositionen, die ihm das Alter zuzieht, und entschuldigt dadurch sein langes Stillschweigen. Kants Freundschaft ist mir ein Trost gegen viele Verläumdungen, die ich schon erfahren mußte, und es macht mich stark genug, es schon zu ertragen, daß ich so vielen Personen ein Stein des Anstoßes bin, daß Kant schreibt: „Warum fügte es das Schicksal nicht, den ich unter Allen, die unsre Gegend je besuchten, mir am liebsten zum täglichen Umgang wünschte, mir näher zu bringen?" Zu dem noch Ihre Freundschaft zu besitzen, ist gewiß der größte Trost, den sich ein Mensch wünschen kann. Ich sollte Sie zwar nicht mit Klagen unterhalten, und Sie eher zu erheitern suchen, aber Sie könnten merken, daß es mir nicht von Herzen ginge, und sich über meine Zurückhaltung kränken. Ich fühle sehr, daß ich nicht in einer Lage bin, die meinem Karakter und Fähigkeiten entspricht, aber das würde mich wenig kränken, wenn ich nur selbst wüßte, was ich eigentlich wollte, und mir meine Bestimmung kein Geheimniß wäre; alles, was ich bisher unternahm, suchte ich mit Eifer zu prosequiren, aber in nichts wurde ich von den äußern Umständen unterstützt. Nun liegt mir mein Vater in den Ohren, daß ich doch praktisiren, und wie er

ſagte, mein Pfund nicht vergraben ſoll, und ich will auch dies ihm zu gefallen thun und mich unter das hieſige Kollegium aufnehmen laſſen, im Falle ſie gerne wollen, denn keine Komplimente kann ich ihnen nicht machen; nur müſſen ſie keinen andern Beweggrund anführen, als daß ſie mich ungern unter ſich haben, denn andere müßte ich wegen meiner Ehre widerlegen, dieſer aber beleidigte mich nicht. Ich thue es aber ungerne, weil ich mir viel Zeitverluſt von der Praxis verſpreche, ohne viel Nutzen zu ſtiften. Schreiben Sie mir doch auch Ihre Meinung darüber.

Girtanner habe ich etwas die Meinung geſagt, ich bin begierig wie er's aufnimmt.

Daß ich Braſtbergern nicht mehr recenſiren konnte, glaubte ich nicht in den Geſetzen der A. L. Z. enthalten, denn ob er gleich meine Recenſion zu widerlegen ſucht, ſo ſagt er doch ſelbſt, daß er im Ganzen mit ihr zufrieden ſei, und von mir wäre ſo wenig eine Bitterkeit zu fürchten, daß mich die Aufmerkſamkeit, die er meiner rohen Recenſion ſchenkte, vielleicht eher beſtochen hat. Doch dies mag ſein, wie es will, ich erwarte darüber Niethammers nähere Inſtruktion. Sind Ihre Recenſionen ſchon gedruckt? Ueber die franzöſiſche Revolution habe ich auch manches gedacht, welches ich Ihnen dann mittheilen werde. Meine Hauptſätze, aus welchen Sie meine Reſultate vorherſehen können, ſind ungefähr folgende: 1) Der Naturſtand iſt ein Stand der Ungerechtigkeit; es iſt daher Pflicht, in bürgerlichen überzugehen, und dies geſchieht durch keinen Kontrakt, ſondern durch freien Willen aus Pflicht; 2) die bürgerliche Geſellſchaft kann mir kein Recht geben und nehmen, ſie garantirt es mir nur; 3) Die Art, einander ſich wechſelſeitig ihre Rechte zu garantiren, macht die verſchiedenen Regierungsformen oder bürgerlichen Verfaſſungen (die von der bürgerlichen Geſellſchaft unterſchieden werden müſſen) aus; nämlich iſt die Macht zu ſchützen und zu ſtrafen in der Hand eines Einzigen — die Monarchie; mehrerer auf immer — Ariſtokratie; nur auf ſo lange, als ſie die mehreſten Stimmen des Volks haben — Demokratie; 4) wird der Regent

nicht als der Depositaire der physischen Kraft Aller zum Schutze der Rechte eines Jeden betrachtet, sondern als eigenmächtiger Besitzer dieser Macht, so ist er Despot, und die Unterthanen hören auf, Bürger zu sein, haben kein wahres Eigenthum, und sind Sklaven; 5) bürgerliche Gesellschaft wird daher auf zwei Wegen aufgehoben, durch Lossagung von der wechselseitigen Garantie der Rechte, durch Anarchie, und durch Dependenz dieser Rechte von der Willkür Anderer, durch Despotismus; 6) so lange jene Lossagung nicht durch Thatsachen geschieht, so lange ist die bürgerliche Gesellschaft noch nicht aufgehoben, wenn auch gleich noch keine Verfassung festgesetzt sein sollte; 7) die bürgerliche Verfassung giebt und nimmt einige Rechte, die mit ihr auch wieder verloren oder erworben werden; 8) diejenigen Rechte, die durch keine Verfassung eingeschränkt werden können, heißen Menschenrechte, in der engsten Bedeutung; 9) eine Verfassung, welche die Menschenrechte antastet, zerstört die bürgerliche Gesellschaft, und darf nicht geduldet werden; 10) das Widerstreben gegen bürgerliche Verfassung überhaupt ist Rebellion, gegen eine gewisse, um eine andere zu erhalten, Revolution, gegen bürgerliche Gesellschaft selbst — hier kenne ich keinen bestimmten Namen. Aus diesem werden Sie sehen, daß mein Urtheil über die französische Revolution im Ganzen günstig für sie ausfälle.

Ich habe nun Ihre Briefe gelesen, will Ihnen aber nur wenig darüber sagen, bis das Gefühl der Dankbarkeit etwas weniger lebhaft in mir geworden ist. Ich habe sehr viel daraus gelernt, fast eben so viel mit meiner Denkart Uebereinstimmendes darin gefunden, und mich wirklich durch das Meiste recht sehr erbaut. Dies alles macht mich gegen mein Urtheil, das ich nun fällen würde, etwas mißtrauisch. Am wenigsten habe ich in der Erklärung von vollkommenen und unvollkommenen Pflichten und Rechten Klarheit gefunden. Ihre Begriffe von Willen und Freiheit sind nun im eigentlichsten Sinne die meinigen. Sie sehen schon aus meiner Eintheilung der Gemüthskräfte, daß ich das Begeh-

rungsvermögen als urſprünglich annehme, und es nur nach dem Vorſtellungsvermögen ordne. Auch habe ich die Freiheit ganz aus dieſer Klaſſe gelaſſen, die ich immer vom Willen trennte. Nur irrte ich darin, daß ich den reinen Willen als den einzigen Karakter der Perſönlichkeit anſahe. Sie haben mir aber nun zur völligen Deutlichkeit meiner Begriffe verholfen. Ueber Vortrag und Styl kann ich Ihnen nichts ſagen, als daß ich, obgleich die Hauptſache für mich überausführlich vorgetragen iſt, doch alles mit gleichem Intereſſe und Vergnügen geleſen habe.

Ich erwarte Ihre Beiträge mit Sehnſucht. In einer Recenſion des Aeneſidemus für die Würzburger gelehrte Zeitung, die ich Ihnen ſchicken werde, glaube ich dieſe ganze Schrift mit ſehr wenigem widerlegt zu haben.

Wie befindet ſich Mereau und Forberg?

Leben Sie wohl und lieben Sie ferner Ihren Erhard.

154. An Reinhold.

Klagenfurt, den 1. März 1792.

Mein Freund!

Der Eingang Ihres Briefs forderte mich zur Entſchuldigung, wenn nicht mein Herz mir ſagte, daß ich lieber bloß um Verzeihung bitten ſollte. Etwas, das mir einiges Recht geben kann, wenigſtens Ihre Verzeihung ſicher zu erwarten, hat Herbert wohl in ſeinem Briefe für mich geſagt, mit welchem auch meine Schuld zugleich getilgt worden ſein wird.

An Schiller habe ich noch nicht geſchrieben. Ich bin überhaupt in keiner Epoche meiner Reiſe ſo liederlich geweſen, als in dieſer, indem ich gar an Niemand geſchrieben habe. Die Haupturſache mag wohl geweſen ſein, daß ich faſt gar keine Perſonen fand, mit denen ich mich nach Herzenswunſch unterhalten konnte. In Wien fand ich Niemand, der meinem Herzen entſprochen hätte. Der jüngere von Schönfeld war mein alltäglicher Umgang, ohne daß wir recht innig geworden wären, denn es fehlt ſeinem Karakter die nöthige Stärke, um mich eigentlich zu intereſſiren. Der Thomaſoni

ist ein junger Mann, der viel verspricht, aber der auf gradem Wege ist ein Pedant zu werden. Tschink, den er sehr liebt, könnte ihn allein retten. Wien hatte für mich durch Tschink wirklich den einzigen Mann verloren, den ich in dieser Stadt, unter Allen, die ich kennen lernte, hätte vollkommen lieben können. Paulsen traf ich nicht. Blumauer ist nie zu Haus, und daher sprach ich ihn nur einmal im Laden. Es würde auch nicht viel genützt haben, wenn wir öfters zusammen gekommen wären, denn es scheint allen schönen Geistern in Wien eigen zu sein, nicht die geringste Unterhaltung zur Nahrung ihres Geistes zu bedürfen. Es ist dies fast alles, was ich Ihnen von Wien zu sagen habe, das Uebrige wissen Sie besser, als ich. Das Resultat meines Wiener Aufenthalts ist, daß ich noch nicht so unglücklich war, mich einen Tag an einem Ort aufhalten zu müssen, wo ich nicht lieber wohnen würde, als in Wien. Wie ganz anders war es in Jena, Hamburg, Königsberg und Berlin —. Nun bin ich freilich wieder getröstet, aber gar noch nicht in Ordnung, denn zuerst war ich krank, dann war es Fasching, und jetzt ist mein Freund Herbert krank. Er ist zwar beinahe schon völlig wieder hergestellt, aber doch kann er noch nicht ausgehen, zumal hier eine außerordentliche Menge Schnee liegt, und das Wetter sehr kalt ist. Seine Krankheit war ein heftiger Rheumatismus, der ihn vor acht Tagen bei einem Spazirritt noch auf dem Pferd befiel. Bald nach seiner Genesung werden wir abreisen, und da habe ich also noch nicht sobald, zumal wenn ich die Alfanzereien, die meiner in Nürnberg warten, dazu rechne, die Lust mich in einer Lage zu sehen, wo ich wieder einen festen Studienplan befolgen kann, der mir um so nothwendiger ist, da ich immer größere Lücken in meinem Wissen entdecke, und zumal meine medicinischen Kenntnisse bei fortgesetzter Kritik derselben, größtentheils entweder ausgemerzt, oder doch bis auf bessere Legitimation zum Stillschweigen verdammt werden müssen.

Wegen Mereau's Sophie kann ich freilich mich über den Vorwurf der Uebereilung nicht vertheidigen, wenn ich mein

Urtheil nicht durch den Beisatz: in der Zeit, da ich um sie war, beschränkte. So weit zwar glaube ich mein Urtheil immer vertheidigen zu können, als ich sie über das Mittelmäßige setze, und als ich behaupte, daß sich mit ihr gut leben ließe, im Falle man nicht in sie verliebt wäre. An Mereau muß man über sie kein Wort verlieren, sondern ihm nur so weit rathen, als ihm unter der Voraussetzung, daß ihm in der Hauptsache nicht zu rathen ist, noch nützen kann.

Auf die folgenden Punkte Ihrer Briefe habe ich schon geantwortet.

Mein Aufenthalt allhie ist so angenehm, als ich ihn vermuthete. Ueber Kantische Philosophie unterhalte ich mich, außer mit Herbert, sehr wenig. Den Frauenzimmern hielt ich Vorlesungen über Schillers Künstler. Herberts Schwester kenne ich noch nicht; sie kommt nicht zu ihrem Bruder, und da sie sich gegen einige Personen, die sie besuchen wollten, verläugnen ließ, so wollte ich mir keine vergebliche Mühe machen. Meine Gesundheit ist nun wieder vollkommen.

Den Tod des Kaisers und die Schicksale der elenden Wiener Zeitschrift werden Sie wohl noch vor Empfang dieses Briefs erfahren.

Herbert grüßt Sie mit dem Kuß der Liebe und ich bin

Ihr Erhard.

N. S. Herbert wartet auf den Peregrinus —. Grüßen Sie mir Hornemann, Varnhagen, Harchens, Mereau und jeden, den Sie lieben. Ihrer Sophie empfehlen Sie mich bestens.

155. An Reinhold.

Nürnberg, den 30. Juli 1795.

Theuerster Freund!

Sie erhalten hier zwölf Stücke meiner Dissertation zu Ihrer Disposition, ich halte nicht für nöthig darauf zu schreiben, wer eine haben soll, weil meine jüngeren Freunde in Jena auch sämmtlich von Ihnen geliebt werden. Es sind einige Druckfehler stehen geblieben, die aber leicht von selbst

verbeſſert werden. Da ich ſo bald als möglich in Ordnung kommen wollte, ſo iſt ſie, was den Ausdruck betrifft, ein Werk der Eile und ein Kind der Nothwendigkeit.

Ich werde für diesmal, da ich dieſe Woche noch meine dringenden Geſchäfte und Briefe vollenden will, Ihren mir ſo werthen Brief nur dürftig beantworten.

Meine Ideen über das Begehrungsvermögen muß ich auf den nächſten Brief ſparen. Sie werden ihnen aber auch leicht durch die zweite Sektion meiner Diſſertation auf die Spur kommen.

Ihre Gedanken über die Prinzipien des Naturrechts haben meinen ganzen Beifall, eben ſo die Dialogen über die drei Stände; die Weltbürger habe ich noch nicht geleſen.

Ueber das, was Sie von der Fundamentallehre ſagen, bin ich nun mit Reimarus in Briefwechſel. Ich habe ihm in meinem letzten Brief gezeigt, daß die Philoſophie nothwendig mit der Analyſis der reinen Vernunft anfangen müſſe, und nicht von Prinzipien ausgehen könne, und daß keine Frage ſtatt finde, ob Philoſophie möglich? und auch dieſer Analyſis keine Unterſuchung vorhergehen könne, ob durch ſie Philoſophie werde zu Stande gebracht werden können? (wie in dem Aeneſidemus, den Sie nun wohl werden geſehen haben, gefordert wird.) Letzterer Frage liegt die Ungereimtheit zum Grunde: es könne etwas über Philoſophie durch Prinzipien, die nicht ſelbſt in die Philoſophie gehören, ausgemacht werden. Dieſer Kanon: „Alles über die Philoſophie gehört zugleich in die Philoſophie," muß jedem, der ſich mit den erſten Prinzipien derſelben abgeben will, beſtändig vor Augen ſchweben, ſonſt verliert er ſich in zu nichts führende Grübeleien, und haſcht nach einer Philoſophie der Philoſophie. Die Sätze der ſpekulativen Philoſophie müſſen aufgeſucht und gefunden, oder aus gefundenen hergeleitet, ſie können nicht ausgewählt werden. Die Sätze der Mathematik werden erdacht, und müſſen ſich darſtellen laſſen, ſie können nicht abgeleitet werden. Die Sätze der Phyſik müſſen, in ſo ferne ſie nicht mathematiſch ſind, errathen und dann entdeckt

werden, ſie laſſen ſich nicht darſtellen. Und die Sätze der Moral müſſen abgeleitet werden, ſie laſſen ſich nicht entdecken und nicht analytiſch finden, weil ſie nicht ausſagend, ſondern gebietend ſind.

Die Kritik aller Offenbarung habe ich geleſen, ich halte ſie für Kants Werk. — Ullwills Papiere geben einen Gegenſtand meiner Litteraturbriefe ab, eben ſo wie Rehbergs Schrift, ich muß ſie in Rückſicht auf das, was der Titel verſpricht, ſo ſehr tadeln, als ſie in dem, was ſie leiſtet, vortrefflich iſt; anſtatt nämlich einer Prüfung der Erziehungskunſt überhaupt, fand ich nur das Unſtatthafte der Anmaßungen einiger neueren Erzieher dargethan.

Den Plan meiner Litteraturbriefe werde ich nächſtens für Göſchen ausführlich ausarbeiten und Ihnen vorher mittheilen.

Zu Ihrem Sohn gratulire ich. Meine Braut, die nun neun Tage meine Frau iſt, freuet ſich über den Antheil von Liebe, den Sie und Ihre Sophie ihr ſchenken.

An Baggeſen lege ich ein Blättchen bei, wenn Sie ihm gleich nach Empfang dieſes etwa ſchreiben ſollten.

Ich bin von ganzem Herzen Ihr Erhard.

N. S. Inliegender Brief ohne Adreſſe gehört an den vorigen Kammergerichtsrath Klein, ich weiß ſeine jetzige Adreſſe in Halle nicht; ich bitte Sie daher, ſolchen zu adreſſiren und abzuſchicken. Hufeland hat ſie gewiß.

156. Von Reinhold.

Jena, den 11. November 1791.

Liebſter Freund!

Ihre Aufträge an Göſchen ſind ſogleich beſorgt worden.

Wielands Urtheil über die Ankündigung Ihrer L. B. ſollen ſie dann von mir hören, wenn ich ihm dieſelbe gedruckt vorgelegt haben werde. Er lieſt höchſt ungern Manuſkripte, und läßt ſich wohl durch die Mühe, die das Leſen derſelben, zumal wenn ſie nicht höchſt leſerlich ſind, ſeinen ſchwachen Augen macht gegen den Inhalt ein wenig einnehmen.

Ich muß leider den zweiten Band der Beiträge, auf den Munke ſchon lange mit Ungeduld wartet, vorher fertig haben, als ich von der Erlaubniß, etwas zu Ihren L. V. zu liefern, Gebrauch machen kann. Wenn es zu beſorgen wäre, daß Herder die Aufforderung zur Theilnehmung annehmen würde, dürfte ich faſt dieſelbe widerrathen. Wir wollen doch die Pelze nicht waſchen, ohne ſie naß zu machen, wie Herder.

Hier folgt Ihr lateiniſcher Lebenslauf zurück. Sie haben mir denſelben doch mitgetheilt, um mein Urtheil darüber zu vernehmen. Ich begreife nicht, warum Sie Ihre Urtheile über Religion, Philoſophie und Arzneiwiſſenſchaft dieſen Leuten, und noch dazu ſo hinzuwerfen, beliebt haben. Ich kann mir denken, daß Ihnen wenig daran gelegen ſein mag, ob ſie von der Fakultät zu Altorf gekannt oder nicht gekannt ſind. Aber ich begreife nicht, was ihnen daran liegen kann, von derſelben verkannt ſein zu wollen, — und verkannt, für einen Sonderling, wo nicht etwas Schlimmeres gehalten, müſſen Sie, nach den ihren Leſern ſchlechterdings unverſtändlichen Aeußerungen werden, die ſie in dieſem Aufſatz denſelben aufdringen. Ein Mann, der der gelehrten Welt ſo viel Neues zu ſagen hat, als Sie, mein Erhard, muß den Schein der Paradoxie, den er ohnehin nicht vermeiden kann, wenigſtens nicht zu ſuchen ſcheinen.

Da Sie, wie ich aus Ihrem Briefe ſehe, die Laufbahn eines akademiſchen Lehrers zu betreten geſonnen ſind, ſo müſſen Sie die Docenten überhaupt, oder vielmehr Ihre Meinung bei denſelben, ſorgfältig menagiren, wenn Sie nicht wollen, daß Ihnen jede offene Stelle verſperrt wird. Ich habe es mit allen meinen Kollegen im heiligen römiſchen Reiche deutſcher Nation verdorben; habe daher bei ſo vielen Agenturen von allen Seiten nie einen Ruf oder auch nur einen Wink anders wohin erhalten, und werde Gott danken müſſen, wenn ich in Jena mein Stückchen Brod — das ich nach Erſcheinung meiner Theorie gewiß nicht empfangen haben würde — bis an mein Ende behalten kann.

An Nikolais Stelle rückt Starke, der bis jetzt nur Supernumerar ist, in die Fakultät; und dieser hat auch schon in der Person des bisherigen Hofmedikus Hufeland, der Ostern als Professor Ord. Supern. hieherzieht, seinen Nachfolger durch Dekret erhalten. Mein Wunsch, mit Ihnen zu leben, dürfte also in Jena nicht erfüllt werden können.

Daß Reuß aus Würzburg diesen Herbst Kant in Königsberg besucht habe, wissen Sie wohl schon. Auf seiner Durchreise hat er mir gesagt: Die Metaphysik der Sitten wäre bereits druckfertig, und daß unser Patriarch eine Schrift über die Harmonie der christlichen und kritischphilosophischen Moral unter der Feder habe, — auch ein eifriger Republikaner sei. — Meine Briefe über die K. P. besorgt Gbschen nach Königsberg, dem ich auch das Briefchen an K., das er heilegen soll, schon zugesendet habe. Ihren Brief an K. habe ich mit den übrigen Depeschen nach Leipzig nachgeschickt.

Gestern wurde mein jüngstes Gbchen, das mir Sophie im Mai gebar, am Zahnen begraben, und ich bin nun wieder auf einen Jungen und ein Mädchen zurückgesetzt.

Hab' ich Ihnen wohl schon geschrieben, daß Baggesen mit seiner Frau im Frühjahr eine Reise nach Frankreich, Spanien, Portugal, Italien, hauptsächlich zur Genesung der letztern, auf ein paar Jahre antreten wird, und daß er, wahrscheinlich bei der Rückreise, ein Vierteljahr in Jena zuzubringen gedenkt?

Was macht Ihr Freund von Grundherr, und erinnert er sich noch zuweilen meiner Achtung und Ergebenheit gegen ihn. Sein Urtheil über meine in dem zweiten Band der Briefe aufgestellte Theorie von der Freiheit und dem Gesetz des Willens, würde mir äußerst willkommen sein. Höchst wahrscheinlich dürfte es mit dem Ihrigen, das Sie mir doch nicht voreutholten werden, einstimmig sein.

Mein lieber trefflicher Veillodter ist mir doch nicht böse, daß ich ihm, so sehr er mir auch am Herzen liegt, noch nicht geschrieben habe? Sind die Predigten, die unter seinem

derlei Projekte scheinen mir Rechnung ohne Wirth. Indeß hat das Talleyrand'sche vor den übrigen voraus, daß es Oesterreich beruhigen könnte. Hier mißfällt es höchlich, bringt Talleyrand in doppelte Ungnade und hat wahrscheinlich den Rückruf des Generals Guilleminot bewirkt.

Die hiesigen Hofdamen sahen in der Präsentation der Frau von Rothschild eine unerhörte Verletzung der Legitimität. Que Monsieur de Villèle fasse ses affaires avec les juifs tant qu'il voudra, cela nous est égal, mais qu'il ne nous amène pas des juives à la cour du roi très chretien, c'est un scandale. Ich muß schließen. Legen Sie Ihrer Frau Gemahlin meine Huldigung zu Füßen. Behalten Sie mich lieb. Leben Sie wohl und geben mir ein Lebenszeichen.

Von ganzer Seele der Ihrige

Oelsner.

Sie erlauben mir gütigst Inlage zur Weiterbeförderung. Man wünscht sehr, daß der Brief an seine Adresse gelange.

73.

Rahel an Oelsner.

Berlin, den 8. März 1826, Abends ½8 Uhr.
Regniges, feuchtes, angenehmes Wetter.

Welche schöne Gelegenheit habe ich, Ihnen den längsten, angenehmsten Brief zu schreiben! Ein Freund nimmt ihn postlos mit, mein Bruder Ludwig Robert soll ihn Ihnen überreichen, und ich will Sie um etwas bitten, also mich bei Ihnen insinuiren, und auch manchen Bericht habe ich Ihnen zu erstatten. Aber es wird ein elender, schlechter,

Namen angekündigt sind, von ihm oder einem andern dieses Namens?

Empfehlen Sie mich und Sophien Ihrer lieben Frau. Herzlich umarmt Sie Ihr Reinhold.

157. An Reinhold.

Nürnberg, den 8. Dezember 1792.

Bester Freund!

Ich wollte mit meiner Antwort warten, bis ich Ihre Briefe gelesen hatte, da mich aber mein Buchhändler aufhielt, so muß ich mich entschließen, noch vorher an Sie zu schreiben, damit ich nicht zu lange Ihres Umganges entbehre.

Herder aufzufordern wurde mir bloß von Göschen gerathen, um dadurch den Schein der Unparteilichkeit zu erhalten.

Ihr Urtheil über meinen Lebenslauf ist nach meiner Einsicht richtig, und ich gestehe, daß ich mich von üppiger Laune hinreißen ließ. Diese Laune ist aber bei mir leider noch mächtig, und Niemand kann das Difficile est satyram non scribere stärker empfinden, als ich; wenn mir nicht Morgüat meine Schonung, um vielleicht noch etwas Gutes zu stiften, zur Pflicht machte, so würde mich die Furcht, ein Opfer dieser Laune zu werden, gewiß nicht zurück halten. Das Neue, was ich der Welt zu sagen habe, ist gewiß schon sehr alt, und besteht in wenig Worten, hier sind sie: „Eure Gerechtigkeit ist Gewohnheit, eure Staatskunst Viehzucht, eure Religion Abgötterei, und eure Philosophie Disputirkunst.“ Dies wäre alles, was ich denen zu sagen hätte, die, um etwas Neues zu hören, mich vermessener Weise ausfragen wollten. Man mag dies noch so schön einkleiden, so gefällt es nicht, und Sie sehen das Beispiel an sich selbst. Ich und Girtanner haben daher auch das Projekt, uns eine Lehrstelle zu verschaffen, schon aufgegeben.

Ueber den Verlust Ihres Söhnchens werden Sie schon getröstet sein; wer der Welt zwei Kinder erzieht, hat ge-

wiß ſeine Pflicht erfüllt, und der Geſtorbene iſt ja nicht zu bedauern.

An Baggeſen habe ich geſchrieben. — Da ich in Jena war, ſo ſchien es, als wollte mich die A. L. Z. zum Mitarbeiter haben; da ich aber nun nicht einmal Braſtbergers Unterſuchungen über die praktiſche Vernunft, deren Vorrede, in der er ganz allein ſich mit meiner Recenſion beſchäftigt, mir es faſt zur Nothwendigkeit zu machen ſchien, ſie zu recenſiren, zur Recenſion erhielte, ſo ſcheint ſie mich nicht zu brauchen. Ich wünſchte bloß deßwegen darüber Gewißheit zu haben, um mich wegen des Antheils, den ich an andern Inſtituten nehmen werde, darnach beſtimmen zu können.

Das in der Thalia angefangene Geſpräch habe ich geendigt, aber nicht als ein Ganzes für ſich, ſondern als einen Theil eines großen Ganzen. Ich habe es abgeſchickt, und weiß noch nicht, ob es glücklich angekommen iſt, ich habe nach meiner übeln Gewohnheit keine Abſchrift davon.

Den dreißigjährigen Krieg habe ich mit außerordentlicher Freude geleſen, aber deßwegen um ſo mehr bedauert, daß er am Ende ſo abgekürzt iſt, und der Federkrieg des weſtphäliſchen Friedens ganz übergangen worden iſt.

Die Meſſe hat, ſo viel mir bekannt wurde, der Philoſophie, außer Ihren Briefen, nichts Wichtiges geliefert.

Ich ſchließe dieſen Brief, der ein bloßer freundſchaftlicher Beſuch iſt, und verſpreche für den nächſten eine ausführliche Erklärung über Ihre Briefe. Ich und meine Frau empfehlen ſich Ihnen und Ihrer Sophie beſtens.

Ihr Erhard.

N. S. Veillodter empfiehlt ſich Ihnen, er bleibt treu der guten Sache, und daher gewiß auch Ihr unveränderlicher Freund. Wegen der Predigten vergaß ich zu fragen. Veillodter hat mir aber geſagt, daß die Predigten von ihm ſind.

158. Von Immanuel Kant.

Königsberg, den 21. December 1792.

Innigstgeliebter Freund!

Daß Sie das Ausbleiben meiner über ein Jahr lang schuldigen Antwort mit einigem Unwillen vermerken, verdenke ich Ihnen gar nicht, und doch kann ich es mir nicht als verschuldet anrechnen; weil ich die Ursachen desselben, welche zu entfernen nicht in meinem Vermögen ist, mehr fühlen als beschreiben kann. Selbst Ihre Freundschaft, auf die ich rechne, macht mir den Aufschub von Zeit zu Zeit zulässiger und verzeihlicher, der aber durch den Beruf, den ich zu haben glaube, meine Arbeiten zu vollenden, und also den Faden derselben nicht gern, wenn Disposition dazu da ist, fahren zu lassen — (diese Indisposition aber, welche mir das Alter zuzieht, kommt oft) — und durch andere unumgängliche Zwischenarbeiten, ja viele Briefe, deren Verfassern ich so viel Nachsicht nicht zutrauen darf, mir fast abgedrungen wird. — Warum fügte es das Schicksal nicht, einen Mann, den ich unter allen, die unsere Gegend je besuchten, mir am liebsten zum täglichen Umgang wünschte, mir näher zu bringen?

Die mit Herrn Klein verhandelten Materien aus dem Kriminalrecht betreffend, erlauben Sie mir nur einiges anzumerken, da das Meiste vortrefflich und ganz nach meinem Sinn ist; wobei ich voraussetze, daß Sie eine Abschrift der Sätze mit eben denselben Nummern, als in Ihrem Briefe, bezeichnet vor sich haben.

Ad. N. 5. Die Theologen sagten schon längst in ihrer Scholastik von der eigentlichen Strafe (poena vindicativa): sie würde zugefügt, nicht ne peccetur, sondern quia peccatum est. Daher definirten sie die Strafe durch malum physicum ob malum morale illatum. Strafen sind in einer Welt, nach moralischen Prinzipien regiert (von Gott), kategorisch nothwendig (so fern darin Uebertretungen angetroffen werden). So fern sie aber von Menschen regiert wird, ist die Nothwendigkeit derselben nur hypothetisch, und jene unmittelbare Verknüpfung der Begriffe von Uebertretung und

Strafwürdigkeit dient dann den Regenten nur zur Rechtfertigung, nicht zur Vorschrift in ihren Verfügungen, und so kann man mit Ihnen wohl sagen: daß die poena mere moralis (die darum vielleicht vindicativa genannt worden ist, weil sie die göttliche Gerechtigkeit rettet), ob sie zwar der Absicht nach bloß medicinalis für den Verbrecher, oder exemplaris für Andere sein möchte, doch, was jene Bedingung der Befugniß betrifft, ein Symbol der Strafwürdigkeit sei.

Ad. N. 9. 10. Beide Sätze sind wahr, obgleich in den gewöhnlichen Moralen ganz verkannt. Sie gehören zu dem Titel von den Pflichten gegen sich selbst, welcher in meiner unter Händen habenden Metaphysik der Sitten besonders, und auf andere Art als wohl sonst geschehen, bearbeitet werden wird.

Ad. N. 12. Auch gut gesagt. Man trägt im Naturrecht den bürgerlichen Zustand, als auf ein beliebiges pactum sociale gegründet, vor. Es kann aber bewiesen werden, daß der status naturalis ein Stand der Ungerechtigkeit, mithin es Rechtspflicht ist, in den statum civilem überzugehen.

Von Herrn Professor Reuß aus Würzburg, der mich diesen Herbst mit seinem Besuch beehrte, habe Ihre Inauguraldissertation, und zugleich die angenehme Nachricht erhalten, daß Sie in eine Ehe, die das Glück Ihres Lebens machen wird, getreten sind, als wozu ich von Herzen gratulire.

Mit dem Wunsch, von Ihnen dann und wann Nachricht zu bekommen, unter andern wie Fräulein Herbert durch meinen Brief erbaut worden, verbinde ich die Versicherung, daß ich jederzeit mit Hochachtung und Ergebenheit sei

der Ihrige I. Kant.

159. Von Reinhold.

Jena, den 31. December 1792.

Hier, mein theurer Erhard, ein Brief von Kant, den ich gestern mit der hallischen Post an Sie erhalten habe. — Ich wüßte Ihnen, wenn ich noch so reich wäre, kein besseres Neu-

jahrsgeschenk ausfindig zu machen. — Ich sollte hier billig abtreten und als Schüler schweigen, da der große Meister mit Ihnen spricht. Aber Sie mögen hier mein Papier so lange weglegen, bis sie die Einlage gelesen haben.

Erfreut und gerührt hat mich die Art, mit der Sie meinen Tadel Ihres Lebenslaufes aufgenommen haben, obwohl ich's nicht anders von Ihnen erwarten konnte. Ihre Gerechtigkeit, mein Erhard, war unter allen Ihren guten und großen Eigenschaften diejenige, durch welche Sie mich vorzüglich auf ewig zu Ihrem Freund gemacht haben. Sie ist das einzig untrügliche Kennzeichen des absoluten Werthes eines Mannes, die einzige Bürgschaft seiner Zuverlässigkeit. Ihre Laune über den bösen Genius unsrer Zeit ist nicht ungerecht — zumal da ich weiß, daß der Gesichtspunkt, aus welchem Sie die menschlichen Dinge gewöhnlich ansehen, der weltbürgerliche ist, durch den sich Ihre Unzufriedenheit über das Einzelne zuletzt doch immer in Zufriedenheit mit dem Allgemeinen verliert.

O! über Girtanner, der nun unter den Politikern auftreten will. Durch seine Geschichte der Revolution hat er sich über diesen Beruf nicht zum besten legitimirt; und die arme Chemie, das arme Studium der Natur, braucht es nicht einen ganzen Mann, wenn es reformirt werden soll!

Sie können Brastbergern nach den Gesetzen der Litt. Z. nicht weiter recensiren, weil er über Ihre vorige Recension Klage führt. Doch hierüber wird Ihnen Niethammer, wie er mir gesagt hat, ausführlicher schreiben.

Aus dieser Quelle (denn ich komme nicht zu Schiller und er nicht zu mir) weiß ich auch, daß der Schluß Ihres Dialogen angelangt ist. Ich sehe dieser Lektüre sehnsuchtsvoll entgegen.

Die Abkürzung der Geschichte des dreißigjährigen Krieges haben Sie freilich Ursache sehr zu bedauren — das Abgekürzte scheint mir äußerst langweilig, weil es nicht mehr pragmatisch vorgetragen ist. O daß das traurige Loos, nichts als Fragmente zu liefern, gerade einen Schiller treffen mußte!

Ich bin im Begriffe meine Gedanken über Rehbergs Untersuchung der franzöſiſchen Revolution für den Merkur zu Papier zu bringen. Auch habe ich Tiedemanns Geiſt u. ſ. w., Jakobs und Kieſewetters Logik recenſirt.

Durch ein unvorhergeſehenes Hinderniß werde ich genöthigt abzubrechen. Ich umarme Sie von ganzem Herzen als

Ihr ganz eigener Reinhold.

160. Von Baggeſen.

Kopenhagen, den 1. Januar 1793.
Im erſten Jahre der allgemeinen europäiſchen Revolution.

Theurer Freund!

Ich habe Sie in Nürnberg, Kant in Königsberg, Reinhold in Jena, Wieland in Weimar, Hallers in Bern, Roland und verſchiedene Andre in Paris in dieſem neuen Jahre von Angeſicht zu Angeſicht ſehen und ſprechen wollen — deßwegen habe ich Ihnen nicht geſchrieben. Jede Minute iſt mir für die Erreichung jenes Zwecks tagtheuer geweſen. Außerdem habe ich andre dringende Geſchäfte gehabt — und endlich iſt mein Herz ſeit mehreren Monaten nicht ruhig genug geweſen, um meinen Freunden zu ſchreiben.

Ihr theurer Brief vom 30. Oktober oder 1. November hat mir und meiner Sophie unendlich viel Freude gemacht. Das Detail dabei wird uns einſt, wenn wir beiſammen ſind, ſehr ergötzen. Wir fürchteten, daß Sie uns längſt gänzlich vergeſſen hätten, wie ich den Lohnbedienten, den ich in Paris hatte, wirklich vergeſſen habe, — und ſiehe, da kommt Ihr freundſchaftsvoller, liebenswürdiger Brief! Wir erröthetten bis in die Fingerſpitzen vor Scham und vor Entzückung.

Was uns vorzüglich erheiterte, war die ſchöne, gar nicht gehoffte Stelle (denn Sie erinnern ſich, daß Sie ehmals in Seeluſt beim Leſen und Geſpräch über die franzöſiſchen Angelegenheiten einſchliefen): — „Um mein Brot damit zu verdienen, freie Menſchen zu heilen; denn zur Vieharzneikunſt hatte ich nie Luſt" —

und

und die wunderschöne Vergleichung jener scheußlichen Auftritte mit den „Mißtönen beim Stimmen der Instrumente" — wobei meine Frau ausrief: „Wenn mich Erhard auch haßte und mein ganzes Geschlecht (worüber ich, in parenthesi, meinen Lieblingsautor, den Verfasser der Lebensläufe, zu lesen bitte) verachtete, müßte ich ihn doch um dieser beiden Stellen seines Briefes willen lieben" — denn sie ist, wie die Schimmelmann, eine gewaltige Demokratin, nur mit dem Unterschiede, daß es bei ihr im Herzen, bei der letztern aber vorzüglich im Kopfe liegt.

Ihr Brief an die Gräfin war und, bis ich mit Ihnen darüber sprechen kann, bleibt mir ein Räthsel. So schwärmerisch, enthusiastisch, phantastisch, wenn Sie wollen, ich auch immer bin, habe ich doch in meinem Leben nie einem Weibe, selbst meiner Braut nicht, die Hälfte der Bewunderung in Worten (denn nur in Worten kann eine so weitgetriebene bestehen) gezollt. Sie sind ganz Franzos geworden. Der Brief war aber so schön, daß die Bescheidenheit selbst ihn mit Freude hat lesen müssen.

Verzeihen Sie mir, theuerster Freund, alle Sünden, peccata omissionis, bis 1793, und darunter die größte: diese Antwort der Gräfin Ihnen einige Posttage vorenthalten zu haben. Sie glaubt, daß ich die Absendung schon besorgt habe. Kompromittiren Sie mich nicht! Es liegen vierundzwanzig Briefe in meinem Pulte, die auf Antworten harren. Ich habe zwei Theile meiner Reise (den zweiten und den dritten) noch bis März herauszugeben — und mich für die Abreise im April fertig zu machen. Dazu ist mein Haus ein Krankenlager, und meine untreuen Dienstboten weggeschickt. Ein armer Teufel mit so wenig Händen und noch wenigerem Kopf kann in solchen Umständen nicht viel ausrichten.

Ihr jetziges Hauptgeschäft (die Litteraturbriefe) interessirt mich im allerhöchsten Grade. Ob ich mehr davon zu wissen verlange? Alles! Bloß deßwegen möchte ich eine Reise nach Nürnberg machen. Ich hoffe doch, daß ich Sie dort finden werde, daß Sie im Juli noch nicht in Straßburg

oder Paris ſind. Doch ſei es auch! wo Sie ſind, werde ich Sie finden, denn mein Herz ſucht Sie, und es iſt mir erlaubt ihm zu folgen. Ihre liebenswürdige Frau iſt ein andrer Gegenſtand, den es mir ſehr am Herzen liegt näher zu kennen. Sie ſcheint mir ein weiblicher Pygmalion. Denn in der Liebe waren Sie ein wenig petrificirt! Und jetzt — wenn Sie auch nicht ganz und gar darin leben, ſollte man doch darauf ſchwören, ſo lebendig ſcheinen Sie.

Wenn alles nach Plan und Wunſche geht, ſo werde ich gegen Ende Aprils Kopenhagen verlaſſen. Von Hamburg, wo ich ſie mit meinem Karl Friederich Ernſt Immanuel bei einer Freundin ſo lange laſſe, gehe ich dann nach Königsberg, einzig und allein um Meſſias den Zweiten zu ſehen, über Berlin zurück. Mit meiner Frau gehe ich dann (im Anfang Juni wahrſcheinlich) von Hamburg nach Jena — von da nach Nürnberg — wäre es möglich! mit unſrem Reinhold. Dann geht es nach der Schweiz, wo ich meine Frau im Schoße ihrer Familie laſſe, während ich nach Paris, Lyon, Marſeille, vielleicht durch Spanien nach Rom, Neapel und Sicilien umherfliege. Meine Reiſe wird zwei bis drei Jahre dauern.

Ich habe Ihnen ſo viel zu ſagen, theuerſter Erhard, daß ich über die Leere meines Briefs mich zu Tode grämen würde, wenn ich ihn nicht mit den Worten beſchließen könnte: Wir werden uns alſo bald wiederſehen!

Der Graf, die Gräfin und meine Frau grüßen Sie mit der reinſten Achtung und Freundſchaft. Sie wünſchen Ihnen nichts als Fortdauer deſſen, was Sie jetzt ſchon haben, ſeitdem Sie ergänzt worden ſind. Ihrem ganzen guten und ſchönen Ich meine Verehrung und Liebe.

Ihr Baggeſen.

161. Von Wieland.

Weimar, am 1. Februar 1795.

Ew. Wohlgeboren

haben die Gütigkeit gehabt, ſich gegen unſern gemeinſchaftlichen Freund, Herrn Göſchen, geneigt zu erklären, den teutſchen Merkur, wo möglich alle Monate, mit einem etwa einen gedruckten Bogen ausmachenden Beitrage zu bereichern. Ich würde es, ohne eine ſolche vorläufige Erklärung von Ihrer Seite, nicht gewagt haben, ein Anſinnen dieſer Art an Sie gelangen zu laſſen, und um ſo lebhafter iſt demnach meine Freude, um ſo größer mein Dank, daß Sie die Gefälligkeit haben, meinen Wünſchen ſo verbindlich und freundſchaftlich entgegen zu kommen.

Die Rede des Boëttie, deren Sie gegen Herrn Göſchen erwähnt haben, ſoll mir für das dritte Stück des Merkurs (woran in acht Tagen zu drucken angefangen wird) höchſt willkommen ſein, zumal da Sie ſelbige mit einer hiſtoriſchen Einleitung und Anmerkungen verſehen und den Leſern dadurch intereſſanter machen wollen.

Die Eindrücke, die Ihre ehemalige, wiewohl allzukurze Erſcheinung in meinem Hauſe in meiner Seele zurückgelaſſen hat, und die zu tief ſind, um jemals zu erlöſchen, erhöhen mein Vergnügen, auf dieſe Art in einiges näheres Verhältniß mit Ew. Wohlgeboren zu kommen. Könnten Sie dieſe Eindrücke in meinem Innern leſen, ſo würden ſie Ihnen beſſer, als alle ſchriftlichen Erklärungen, für die Wahrheit der beſondern Hochachtung und Ergebenheit bürgen, welche Sie auf lebenslang eingeflößt haben

Ihrem gehorſamſten Diener und aufrichtigen
Freund Wieland.

N. S. Ich ſehe voraus, daß Ihnen das kleine Hermäon von zwei Dukaten pr. Bogen (Alles was der arme teutſche Hermes anbieten kann) nicht zu geringfügig. Es iſt freilich in keiner Proportion mit dem, was Sie verdienen und er geben möchte, aber in deſto richtigerm Ver-

hältniß mit seinen durch die Konkurrenz von mehr als 150 Journalen sehr geschmälerten Einkünften.

162. Von Baggesen.

Kopenhagen, den 5. März 1793.
Festtag meiner dreijährigen Verheirathung.

Theuerster Freund!

Es giebt drei Punkte, worin man mich leicht abergläubisch glauben könnte: in puncto der Träume, in puncto der Liebe, — und in puncto der Festtage. Von dem ersten Punkt müssen wir einmal uns mündlich unterhalten, über den zweiten haben wir schon genug dissonirend harmonirt, — vom letzten ist hier die Rede. Doch nur kurz! Heben Sie den Brief auf bis zum Wiedersehen, dann werden wir den Faden auch ausspinnen. Ich feierte den 15. Februar voriges Jahrs durch die Nachricht von der Kriegsdeklaration zwischen Frankreich und Oesterreich — den 15. Februar dieses Jahrs durch die Nachricht einer ähnlichen zwischen Frankreich und England. Außerdem wurde am 15. Februar d. J. die neue Konstitution von Condorcet und Gensonné präsentirt — (der 15. Februar ist mein Geburtstag). — Heute feire ich meine Verbindung mit meiner Sophie durch die Lektüre dieser projektirten Konstitution — durch die Lektüre Ihres lieblichen Schreibens — durch eine plötzliche Besserung (denn ich bin außerordentlich krank gewesen, und kann erst heute die Feder wieder führen), und durch den ersten Gebrauch, den ich von meiner Konvalescenz mache, indem ich Ihren Brief gleich beantworte.

Haben Sie erstlich warmen herzlichen Dank dafür! Er hat mir (wenn mein Ich unterstrichen ist, bedeutet es mein ganzes Ich: mich und meine Sophie) innige Freude gemacht. Ich habe Sie immer hochgeschätzt und geliebt; aber ich fing sehr spät an, zu glauben, daß dies mein Verhältniß zu Ihnen mehr als einseitig diesseits des Acherons werden könnte; jetzt glaube ich es —, indem ich Sie nicht bloß für Geist von meinem Geiste, sondern auch

ſtockiger Brief werden, weil ich keine Geſundheit mehr zum Federführen habe, und dies ganz und völlig bei meinem Schreiben entſcheidet. Ja, mein Dünkel geht ſo weit, daß ich in mir glaube: könnte ich mir an meine Hand die eines guten Kalligraphen ſchrauben, hätte ich einen Miniſtertiſch, ein Prinzeſſinkabinet — einen Saal nämlich — welches feſtungsartig verwahrt wäre, mit gehöriger Höhe und Ausſicht, ſo könnte ich ſehr ſchön ſchreiben, ſchön wie ein anderer Menſch, nicht nach meiner wilden Art, die in ſo weit gut iſt für den Kenner, wie jedes Produkt der Natur. Von dieſen „erbärmlichen“ Wahrheiten durchdrungen, will ich wenigſtens mit dem Beſten anfangen. Mit Varnhagen's freundlichſten, innigſten Grüßen, die wie auf einem Meer heftigen Bedauerns, daß er Ihnen nicht ſchreiben kann, zu Ihnen getragen werden. Geſtern erſt erfuhren wir, daß Herr von Willſen, Bruder des Majors, morgen ſchon reiſt; plötzlich für uns, die wir dieſe Abreiſe acht Tage ſpäter in uns feſtgeſtellt hatten, und gerade geſtern hat Varnhagen die erſte, und das eine große, Arbeit nach ſeiner Krankheit erhalten, wobei er nun ſchon den ganzen Tag verſchloſſen ſitzt. Er geht etwa erſt ſeit acht Tagen aus; er war ſchwer darnieder an einer ſchmerzhaft ernſtlichen Gallenkrankheit. Vierzehn Tage ungefähr lag er wohl. Wir haben alles, was dazu gehört, durchgemacht. Seine Krankheit überfiel mich krank, ich genaß plötzlich und konnt' ihn ſchön pflegen, er ließ ſich ſchön pflegen, und wir waren beide mit einander zufrieden. Auch mit unſerem Arzt, auch mit unſeren Domeſtiken. Folglich mit dem lieben Gott — verzeih mir meine Sünde! — Gelernt hab' ich dabei?! — noch ein bischen mehr Unterwürfigkeit. Wo ſoll das hinführen? Zum Guyonism? Ich ſpüre ſo etwas, nur eine gewiſſe hypochondriſche Luſtigkeit iſt noch zwiſchen mir und ihm. Hypo-

für Fleisch von meinem Fleische anerkenne. Es giebt mit uns sehr harmonirende Geister, die in mit uns sehr disharmonirenden Körpern wohnen, oder zu wohnen scheinen. So fürchtete ich den Fall mit uns, und irrte. Möchte ich auch in Ansehung des mir gar nicht antwortenden Schillers hierüber irren!

Meine Zeit erlaubt mir nicht, mit Ihnen nach Herzenslust zu schwatzen, geschweige denn auszuschwatzen. Alles will ich in nächster Zeile einschließen: „Wir freuen uns unaussprechlich Sie und Ihre Frau zu besuchen.“

Alle Ihre Entschuldigungen sind in Absicht der Sache überflüssig, in Ansehung der Worte sind sie uns lieb gewesen. Wir hatten Sie längst in unsern Herzen gerechtfertigt, — nur freute es uns, daß Sie uns werth hielten, uns dazu selbst Beiträge schriftlich zu liefern. Ueberhaupt, da Alles, was wir gegen Sie gehabt haben, nur unwesentlich war, haben Sie eigentlich uns durch Ihre eigene Apologie entschuldigt. Nur bitte ich Sie, um mich wegen der Rüge nicht ganz zu verdammen, zu erwägen, ob es nicht zu verzeihen ist, wenn man den Schlaf eher für ein Resultat der Gleichgültigkeit und der Langenweile, als des Unwillens, des Zorns und des Aergers hält?

Auf die schöne Episode wird meine Frau selbst antworten, und ich zweifle nicht, daß Sie in ihrer Antwort das Bürgerrecht erhalten werden.

Ich sehne mich, diesen Brief an die Gräfin zu lesen, um zu sehen, wie Sie das überschwengliche Lob des ersten rechtfertigen; denn meines Urtheils kann nur die alleserklärende Liebe, und zwar nur die, welche in Anbetung übergegangen ist, das Räthsel lösen.

Ich hoffe, daß der Kummer, den Sie mir verschweigen, nicht von der Art gewesen ist, wie der meinige — doch, wenn er vorüber ist, ist alles gleich, ist sogar der größte der beste.

Ich halte die Neufranken ſchlechterdings für unüberwindlich von ihren äußeren Feinden — aber nicht ſo von ihren inneren. Und wer zählt dieſe, wer kann ihre Stärke meſſen? Nur welthiſtoriſch kann der entfernte Zuſchauer die Sache betrachten, und von dieſer Seite ſcheint es mir höchſtwahrſcheinlich, daß ſie ſiegen muß. Das Kriegsglück wird im Anfange nichts entſcheiden. Vielleicht iſt es für den Wachsthum des politiſchen Chriſtenthums gut, wenn die Apoſtel ſehr in die Enge getrieben werden. Bis jetzt geht es den wahren Gang einer großen Weltrevolution. Aber Blut wird, wie bei jeder, in Strömen fließen. Das einzige was mich (welthiſtoriſch) bange macht, iſt die Möglichkeit eines neuhunniſchen Ueberfalls — eine neue Völkerwanderung! Stirbt Katharina nicht bald ..... Von Wienern, Berlinern und Reichsſtädtlern haben ſie nichts zu fürchten — es wird nie zum wahren Verein zwiſchen dieſen, im Grunde zahmen Thieren (Hunden und Katzen) kommen; England? wird ſelbſt des Siegens bald müde werden. Spanien u. ſ. w. wird kaum aushalten anzufangen. —

Doch der politiſchen Wahrſagerei bin ich längſt überdrüſſig — nur dies ſcheint mir gewiß: wie es auch geht, Europa's Zuſtand wird dadurch gänzlich verändert werden — und darnach ſehnte ſich lange die Erde.

Subjektiv betrachtet — von Seiten der Thäter, — finde ich die Hinrichtung des Königs, oder vielmehr des Nichtkönigs, freilich weder politiſch noch gerecht; denn ich glaube ſie ein Werk der ruchloſeſten Faktion; aber objektiv betrachtet, in Anſehung der Folgen der That, finde ich dieſe an ſich hölliſche Erſcheinung glücklich. Ohne dieſelbe würde von beiden Seiten die Leidenſchaft nachgelaſſen haben, Frankreich wäre vielleicht für jetzt ruhiger, glücklicher geblieben, aber mit der großen Revolution wäre es aus geweſen. Dänemark wird neutral bleiben, ſo lange es kann. Schweiz eben ſo. Von Schweden wiſſen wir hier eben ſo wenig als Sie.

Meine Reise, die bis jetzt nur aus zwei Bänden bestehen wird, ist, so viel ich weiß, noch nicht deutsch erschienen.

Ich denke anfangs Mai von hier wegzugehen, und im Juni in Jena zu sein. Von da gehen wir — wollte Gott mit Reinhold — nach Nürnberg, und von da nach der Schweiz, von wo aus ich meine übrigen Reisen allein ohne meine Frau mache.

Ich war entschlossen, über Königsberg unsers Messias wegen zu gehen, aber, leider! habe ich dies Projekt aufgeben müssen. Wie werden Sie mir von dem Manne, der mich (nach Christus) von allen Gestorbenen und Lebenden am meisten interessirt, erzählen müssen!

Sagen Sie Ihrer liebenswürdigen Frau von uns alles, was im Traume der vorempfundenen Liebe an einem Festtage schwärmerisch Schönes gesagt werden kann von

Ihrem neuauflebenden Baggesen.

N. S. Den Brief an die Gräfin werde ich sogleich besorgen. An meinem Jungen werden Sie einmal sehen, was die Liebe vermag! Zeigen Sie mir denn vielleicht auch so was?

163. Von Charlotte Gräfin von Schimmelmann.

Kopenhagen, den 9. März 1793.

Ich sehe Ihren Briefen mit viel Vergnügen und mit Sehnsucht entgegen, und danke Ihnen von ganzem Herzen für diesen Brief, der mir so viel verspricht. — Die Untersuchung, die Sie anstellen wollen, ist freilich eine der wichtigsten, — sie steht in Verbindung mit allem, was unsrer Vernunft und unsrem Herzen wichtig und heilig ist. Sie wollen die Wahrheit an der Quelle suchen, die eigentlich die einzige für den Menschen ist, und die bis jetzt sehr vernachlässigt wurde. Kant hat die Spur uns gezeigt und geöffnet, wohl dem, der ihr reines Sinnes folgen kann! Ich gestehe Ihnen, daß ich weit entfernt bin, diesen Apostel der Wahrheit ganz zu verstehen und ihm ganz zu folgen; doch leuchtet diese Fackel der

Wahrheit nicht ganz umſonſt für mich, — ich ahnde in der Ferne das himmliſche Feuer, und werde mich zu nähern ſuchen, ohne mich höher zu ſchwingen, als ich es, ohne zu ſchwindeln, ertragen kann.

Mein Mann wird Ihre philoſophiſchen Briefe leſen und beurtheilen und ganz ſchätzen können, — ich werde die Reſultate in der Hoffnung der Zukunft genießen. Iſt dieſer Glaube blind, ſo ſehe ich mein geiſtiges Auge als verbunden an, es iſt keine andere Blindheit, — dieſes Band zu löſen, wird vielleicht nicht unmöglich ſein, — wohl Ihnen, wenn Sie dazu beitragen können und wollen, lieber Herr Doctor Erhard!

Ich fürchte nicht den Weg durch Spekulationen, die auch nicht todt ſein werden, weil ſie zum Leben führen, — ich entſage gern dieſer Allgewalt der Sinne, die zu lange über den Menſchen deſpotiſirten, — ich ſehe dieſe Revolution zur Freiheit noch für viel ſichrer an, als jede politiſche Revolution. — Die Sinne täuſchen uns nicht, ſagt Kant, denn ſie urtheilen gar nicht; dieſes bin ich ganz willig, ihm zuzugeſtehen, ohne mich rühmen zu können, dem Pfade mit ihm Schritt für Schritt zu folgen. Trennt mich aber der Nebel, der mich oft umgiebt, von ihm, ſo hoffe ich, daß er wie ein Nebel am Frühlingsmorgen, der einen ſchönen Tag verſpricht, einſt verſchwinden wird.

Hier iſt man für Holſtein beſorgt, die Franzoſen rücken immer näher an. Für ihre Freiheit gebe ich nicht viel, ſie wiſſen nichts von Moralität, alſo können ſie auch keinen vernünftigen Zweck haben, — aber ſie treffen leider Unvernunft überall an, das macht ihre Stärke. Ich lebe in der Hoffnung und baue auf die Vorſehung, ſie giebt dieſe konvulſiviſche Bewegung zu, damit die Menſchheit ſollte aus dem Traum aufwachen.

Baggeſen lebt in der Hoffnung ſeiner Reiſe, alſo ganz in der Zukunft. Er findet überall ſeine Heimath, überall ſeine Brüder.

Leben Sie recht wohl und vergessen Sie uns nicht. Mein Mann weiß Ihre Erinnerung so zu schätzen, wie sie es verdient. Charlotte Schimmelmann.

164. An Reinhold.

Nürnberg, den 28. Mai 1795.

Theuerster Freund!

Ich hoffe, daß Geschäfte und nicht Kränklichkeit Sie mögen gehindert haben, Ihr Versprechen, meinen Brief zu beantworten, zu erfüllen. Von Baron von Herbert habe ich Ihnen 50 Gulden W. C. zu überschicken, so hiemit folgt.

Ich habe unterdessen meine Eintheilung der Gemüthskräfte wieder vorgenommen und einige Verbesserungen gemacht. Die hauptsächlichste ist, daß die praktische Vernunft nicht darinnen vorkommt, sondern der uneigennützige Trieb und der Wille; die praktische Vernunft erkläre ich durch den zu Gunsten des uneigennützigen Triebs entscheidenden Willen. In der Analogie zwischen der reinen Vernunft und dem Begehrungsvermögen setz ich den uneigennützigen Trieb dem reinen Verstand, nicht der Vernunft entgegen, weil er die objektive Einheit der Handlungen bestimmt; der Wille steht der Vernunft entgegen, weil er die unbedingte Einheit nach subjektiven Begehrungsgründen und nach objektiven Sittengesetzen fordert, er ist das Vermögen der Maximen, nicht der Gesetze. Ich werde Ihnen die Abhandlung überschicken, wenn sie gedruckt ist. Ihre Entstehungsgeschichte ist kurz diese: Wagner in Wien bat mich, ihm eine oder zwei Abhandlungen zu einigen, die er herausgeben wollte, zu schicken, ich ließ mich erbitten und schickte ihm diese, und noch eine über die Narrheit.

Seitdem hat mich auch Herr Professor Abicht besucht. Im Umgange ist er ein lieber Mann und hat eine gute Methode zu disputiren, so daß man sich wohl mit ihm unterhalten kann.

Leben Sie wohl und geben Sie, oder lassen Sie mir bald Nachricht von Ihrem Befinden geben. Ihr Erhard.

165. Von Reinhold.

Jena, den 10. Juni 1793.

Die von unſerm Herbert an mich durch Sie angewieſenen 50 Gulden Wiener Fuß habe ich ſammt Ihrem Briefchen richtig erhalten.

Ich ſehe Ihrer Eintheilung der Gemüthskräfte um ſo ſehnlicher entgegen, da mir die Proben von den Verbeſſerungen derſelben, die Sie mir mitzutheilen die Güte hatten, unverſtändlich ſind. Ich bin gewohnt, unter praktiſcher Vernunft keinen Willen, ſondern den uneigennützigen Trieb ſelbſt zu denken. Der zu Gunſten des uneigennützigen Tiebes entſcheidende Wille iſt meinen Begriffen nach keine Vernunft, ſondern die Freiheit in ihrer geſetzmäßigen, d. h. durch praktiſche Vernunft beſtimmten Aeußerung. — Auch kann ich mir keine Analogie zwiſchen Vorſtellungsvermögen und Begehrungsvermögen, wohl aber zwiſchen dem letztern und dem Erkenntnißvermögen, das ihm gegenüberſteht, denken. Sinnlichkeit, Verſtand und Vernunft ſind mir als Vorſtellungsvermögen durch ihre Formen die gemeinſchaftlichen Quellen für die höchſten Prinzipien ſowohl des Erkenntniß- als des Begehrungsvermögens. — Mir ſcheint, wir verſtehen uns über Willen, Freiheit, praktiſche Vernunft und uneigennützigen Trieb — beide einander gleich wenig; Sie, weil Sie bis jetzt nicht Zeit hatten, den zweiten Theil meiner Briefe mehr als Einmal und ſchnell zu durchleſen, und ich, weil Sie mir Ihre Gedanken noch nicht vollſtändig vorlegen konnten. — NB. NB. Die reine Vernunft hat eben im Praktiſchen dieſelbe Rolle, die der Verſtand im Theoretiſchen hat, nämlich konſtitutive Prinzipien aufzuſtellen, die Möglichkeit von wirklichen Objekten zu beſtimmen — der Verſtand durch die ſich auf Raum und Zeit beziehenden Kategorien, durch welche erkennbare Objekte, und die Vernunft durch Ihr auf die Freiheit des Willens ſich beziehendes Geſetz, durch welches mit der Freiheit zuſammen ſittliche und unſittliche Willenshandlungen möglich werden. Die Forderung der bloßen Vernunft an die Freiheit, daß ſich dieſe dem

Geſetz um des Geſetzes willen unterwerfen ſoll, iſt mir der uneigennützige — die Forderung des Begehrungsvermögens der eigennützige Trieb. — Je mehr ich das, was Sie mir ſchreiben, durchleſe und durchdenke, deſtoweniger verſtehe ich davon. — Jede Aeußerung ſtrebt mein ganzes Gedankenſyſtem über den Haufen zu ſtoßen, das wenigſtens bis jetzt für mich noch feſtſteht.

Sie ſcheinen ſich in dieſen Aeußerungen Herrn Abichten, ſo weit ich etwas von ſeinem mir im Ganzen völlig unverſtändlichen Syſteme zu verſtehen ahnde, in dem Verhältniſſe zu nähern, als Sie ſich von dem, was im 7., 8. und 11. Brief des 2. Bandes entwickelt iſt, entfernen.

Baggeſen iſt mit Frau und Kind ſchon ſeit Ende Aprils oder Anfang Mais in Deutſchland. Er verſprach mir aus Kiel zu ſchreiben und mir die Zeit ſeiner Ankunft bei mir zu berichten. Hat aber bis jetzt noch nicht Wort gehalten.

Einen mir ſehr merkwürdigen und höchſtangenehmen Beſuch habe ich vor acht Tagen von — Lavater erhalten, der bei mir Mittags geſpeiſet, mich und meine Frau mit ſich nach Weimar genommen, und daſelbſt mit uns den Abend bei meinem Schwiegervater zugebracht hat. Wir haben Friede und Freundſchaft geſchloſſen, und glauben uns über jeden Punkt, woran uns gelegen iſt, zu verſtehen.

Ich habe endlich die ſchon drittehalb Jahr rückſtändige Recenſion der Kritik der Urtheilskraft, nach einer ſechswöchentlichen Arbeit, fertig, und bin im Abſchreiben derſelben begriffen. Bei dieſer Gelegenheit habe ich eingeſehen, daß ich die Kantiſche Lehre von der Schönheit, ſo wie die Einleitung zum ganzen Werke zwei ganze Jahre hindurch nicht verſtanden habe.

Leben Sie wohl, mein Herzensfreund, und ſchreiben Sie bald

Ihrem ganz eigenen
Reinhold.

166. An Reinhold.

Nürnberg, den 4. Juli 1795.

Theurer Freund!

Ich habe etwas lange gewartet, um Ihren Brief zu beantworten. Die Urſache iſt, daß ich ihn nicht beantworten wollte, bis ich Newtons Leben an Göſchen abſchickte, um mich dazu zu zwingen, dieſes ſobald als möglich zu liefern, denn es iſt mir eine Strafe, Ihnen lange nicht zu ſchreiben.

Von den 50 Gulden bekommen Sie noch 8 Groſchen, ich erinnere mich, daß ich Ihnen nur 33 Thaler anſtatt 33⅓ geſchickt habe.

Ich glaube nicht, daß wir in irgend einem Punkt in der Pſychologie von einander abgehen. Ich denke mir zwar unter praktiſcher Vernunft nicht den uneigennützigen Trieb allein, ſondern dieſen Trieb mit dem Willen in Verbindung, und ſo denkt ſie auch Kant, aber ich habe auch die praktiſche Vernunft nicht unter den Seelenkräften aufgeführt, ſo wenig als den praktiſchen Verſtand, der auch nichts anders, als der nach den Ausſprüchen einer richtigen Urtheilskraft *ſchnell* entſcheidende Wille iſt. Ich ſage nicht, daß der Wille eine Vernunft iſt, ſondern daß er der Vernunft im Erkenntnißvermögen analog iſt. Der Ausdruck „Analogie zwiſchen Begehrungs- und Erkenntnißvermögen" iſt der richtige, und ich nehme den „Vorſtellungsvermögen" inſofern zurück, als dadurch das Abſtraktum von den verſchiedenen Erkenntnißvermögen verſtanden wird. Daß Sinnlichkeit, Verſtand und Vernunft als Vorſtellungsvermögen die gemeinſchaftlichen Quellen der Prinzipien ſowohl des Erkenntniß- als Begehrungsvermögens, glaube ich auch, aber zu dem erſten geben ſie die Prinzipien, *aus* denen es begriffen wird, und zu den letzteren die, *durch* die es begreifen wird. Den Aktus des Begehrens kann ich mir ſchlechterdings auf keine Vorſtellung bringen, ob ich nichts von ihm *erkennen* kann, als was vorſtellbar iſt. Die reine Vernunft hat im Praktiſchen die Rolle des Verſtandes im Theoretiſchen, ſage ich mit gleichen Worten in meiner Abhandlung. Die Freiheit ſehe ich als eine Eigenſchaft des

Willens an, die mir aber nicht nothwendig aus dem Begriff des Willens zu folgen scheint, sondern ein Resultat aus der Bestimmung des Willens durch entgegengesetzte Triebe ist. Der gleiche Wille würde bei Einem Triebe keine Freiheit, sondern nur Tendenz haben. Ich glaube, daß diese Erklärungen uns einverständigen werden. Seitdem ist mir auch eine Bedenklichkeit über den Gebrauch des Worts „uneigennütziger Trieb" eingefallen. Die Befolgung eines jeden Triebs bringt in seiner Erfüllung Genuß, es ist also jeder eigennützig; ferner treibt der Trieb ohne andere Rücksicht zu seiner Befriedigung, welches bei dem uneigennützigen auch nicht der Fall sein könnte. Wenn auch die Sache richtig erklärt würde, so wäre doch das Wort nicht dadurch gerettet. Darauf habe ich aber folgende Antwort: Die Unterwerfung unter das Moralgesetz kann Genuß gewähren, ohne deßwegen eigennützig zu sein. Man muß sich unter uneigennützig den Gegensatz von Eigennutz, Allgemeinnützigkeit, nicht die bloße Negation, Nutzlosigkeit, denken. Der uneigennützige Trieb, bloß psychologisch betrachtet, dringt so gut auf seine Befriedigung, als der andre, und ohne den andern würde er allein entscheiden. Moralisch betrachtet aber muß die Entscheidung nach der Gesetzmäßigkeit in die Maxime aufgenommen sein. Das Wort Trieb kann daher in psychologischer Rücksicht der Moralität nichts präjudiciren. Die Moralität läßt sich auch nicht als bloße Forderung der Vernunft denken, denn Vernunft allein fordert nur unbedingte Einheit, die würde aber die Maxime: „Handle so, daß alles dein wird", auch gewähren. Die Unmöglichkeit, sich dieses zur Maxime zu machen, ist bloß empirisch, aber nicht absolut in der Maxime selbst, noch weniger in der Vernunft an sich. Diese Unmöglichkeit, die Moralität aus der bloßen Vernunft, weil diese nur Einheit der Maxime fordert, aus den Trieben, weil diese entgegengesetzt sind, aus dem Willen, weil dieser nicht determinirt ist, aus allen dreien zusammen, weil keines kein bestimmtes Moment dazu enthält, herzuleiten, leitet uns zur Religion. Die Maxime hat wohl ein Sollen bei sich, das noch der Trieb eines

Mögens begleitet, dem zwar ein anderer Trieb, der einem Genuß ohne Anstrengung verspricht, entgegensteht, der aber deßwegen an sich nur zur Trägheit, nicht zur Bosheit führen kann, aber es fehlt die Einsicht des moralischen Müssens, und insoferne diese Einsicht durch Religion, aber hyperbetisch, ersetzt wird, so erweckt dies dadurch wieder das Gefühl des Nichtmüssens, und reizt zu bloßem Frevel oder eigentlicher Bosheit. Ohne Religion gebe es keine Bosheit, aber auch keine Sicherheit der Tugend. Die Moralität, ihrer theoretischen Möglichkeit nach, ist daher etwas so Zusammengesetztes, daß in der Psychologie keine andere Rücksicht auf sie zu nehmen ist, als die Möglichkeit, nicht ihres Wesens, sondern nur ihrer Aeußerung zu zeigen, und da kann das Wort Trieb mit Recht beibehalten werden.

Baggesen ist vielleicht nun bei Ihnen. — Lavater wünschte ich selbst zu kennen, ob ich aber Friede und Freundschaft mit ihm schließen würde, daran zweifle ich, doch leichter das letzte, als das erste. Auf Ihre Recension warte ich mit Begierde. Begleiten Sie vielleicht Baggesen nach Nürnberg? Leben Sie wohl.

Ihr Erhard.

N. S. Kants Schrift über die Religion hat mich ganz befriedigt.

167. Von Reinhold.

Jena, den 12. August 1793.

Liebster Freund!

— Durch die fernere Erörterung Ihres Begriffes von der praktischen Vernunft bin ich nur noch mehr überzeugt worden, daß ich Sie, oder Sie mich, oder wir beide uns über den Willen wirklich nicht verstehen. — — Ich finde die Materialien zur objektiven Moralität in der Freiheit, in der praktischen Vernunft und in dem Begehrungsvermögen so vollständig, daß ich die Religion keineswegs dazu brauche, um eine Moralität daraus abzuleiten, sondern vielmehr Religion nur aus meinem ohne sie völlig bestimmten

chondriſch nenne ich ſie, weil ſie Blut- und Nerven-Komplexionsſtimmung iſt, und überfallend wie böſe Hypochondrie. Uebrigens habe ich keine geſunde Stunde, und würde dieſe Redensart erfunden haben, wenn ſie's nicht ſchon wäre, und doch könnte ich mich unendlich in der Welt amüſiren, wenn ich zwiſchen Amüſement geſtellt wäre; ich bin kein Verächter der Perſönlichkeit, wie andere Denker; ich bin ſo bornirt in ihr, daß ich mir gar nichts anderes denken kann, nur eine andere kann ich vorausſetzen; und meine noch immer, wenn das Chaos — was uns widerſteht — weggeräumt ſein könnte, wäre in ſolcher Perſon mit ſeiner Seele Schildwache ſtehen, etwas Scharmantes! — Inſinuiren wollte ich mich bei Ihnen, und anſtatt Ihnen zu ſchmeicheln, laß ich mich gehen, und komme Ihnen geradezu in die Quer. (Dieſen Germanism hab' ich nicht gemacht; das iſt ein Klex aus einer deutſchen Feder und ich bin noch nach ſeinem Tode überzeugt, Jean Paul Richtern fielen viele ſolche auf das Papier). Wieder ab vom Inſinuiren! Ich weiß aber eigentlich gar nicht, womit man Ihnen ſchmeichelt. Varnhagen's Briefe loben Sie immer ſehr, von ſolchen bin ich weit ab, ja ihr Antipode; ſollte das nicht wieder angenehm werden? Könnte der reine Wille doch hier einmal eine Geſtalt annehmen, welche herrliche ſtünde hier vor Ihnen! — Nein an Ihre Güte will ich appelliren; an Ihre freundliche Dienſtfertigkeit, die Sie mir ſchon in Paris erzeigten, als einer unbekannten, kleinen Fremden; dieſe nehme ich für meinen Bruder bittend in Anſpruch. Was Sie in Freundlichkeit meinem Bruder Ludwig erzeigen, iſt doppelt, als wenn Sie mir's ſelbſt anthäten. Und ich will auf Vergeltung ſinnen. Machen Sie ihn aufmerkſam auf das, was er ſehen und kennen ſoll. Er iſt ein äußerſt ſicherer Menſch in allen Stücken. Sie werden es bald ſelbſt ſehen; nicht inkommode.

Begriff von Moralität abzuleiten vermag. Allein, ich will Ihnen, lieber Freund, einräumen, daß Sie vielleicht völlig Recht haben, — denn in Wahrheit, ich verstehe Ihren Brief kaum zur Hälfte. Was ich davon zu fassen glaube, ist so gut gedacht, daß ich fast ahnde, das, was ich nicht fasse, könne nicht unrichtig sein. Ihre gedruckte Abhandlung wird mich zurechtsetzen.

Wie herzlich habe ich Ihnen die Freude gegönnt, die edle herrliche Familie Baggesen bei sich zu haben, die mir auf eine Zeitlang mein Haus zu einem Himmel umgeschaffen hat. Mein Brief würde weitläuftiger sein, wenn ich nicht wüßte, daß mir Baggesen in allem, was ich Ihnen sagen könnte, zuvorgekommen ist. O mein Erhard, wenn Sie vollends nach Kiel kämen, und Baggesen!! Ich allein werde da wenig leisten können.

Kants Religion innerhalb u. s. w. hat mir den unbeschreiblichen Trost gewährt, mich mit gutem Gewissen laut und öffentlich einen Christen nennen zu können.

Aber mit Fichte's Kritik der Offenbarung bin ich, seit ich nun die zweite Auflage lese, ungleich weniger zufrieden. Die erste Lektüre hat mich überrascht. Seine Künstelei und Grübelei und Schrauberei über den Willen hat mir aus dem Traum von seiner Vortrefflichkeit geholfen.

Leben Sie wohl, mein geliebter Freund, und eingedenk

Ihres Reinholds.

168. Von Reinhold.

Jena, den 10. August 1793.

— Da Sie wissen, was ich von Ihnen denke, so müssen Sie auch überzeugt sein, daß ich meinen Platz in Jena durch Ihre Person mit Wucher ersetzt halten würde, und daß, seitdem ich weiß, daß es Ihr Wunsch ist, hieher zu kommen, es auch nicht weniger der meinige sei. Ich habe sogleich überlegt, was in der Sache von mir gethan werden könne, und gefunden, daß dieses sehr wenig sei. — — Das Schlimmste in der Sache ist, daß die Berufung

eines Professors nicht von Weimar allein, sondern von vier sächsischen Höfen abhängt. Wären sie dem Publikum auch nur ein Hunderttheilchen von der Art bekannt, wie Sie Kanten, Reimarus, Baggesen und dergleichen Männern bekannt sind, und wie Sie zu seiner Zeit auch dem großen Haufen wenigstens durch den Ruf bekannt sein werden, ja! da würde es den Nutritoren leicht begreiflich zu machen sein, warum Sie sehr zu bitten wären, nach Jena zu kommen.

Ihr Urtheil über meine Freundin Baggesen hat mich im allerhöchsten Grade befremdet. Ich meines Orts habe bei ihrem sechswöchentlichen Aufenthalt bei mir — deßgleichen auch meine Frau — keine Spur von dem Fehler gefunden, den Sie ihr Schuld geben. Allein sicherlich habt ihr euch beiderseits wieder, und wohl noch mehr als das einemal, mißverstanden. Ihr gehört beide unter die Menschen, die am leichtesten verkannt werden, zumal gegenseitig von einander. Vielleicht eben darum, weil ihr, — den Witz, der ihr, und die Empfindsamkeit, die bis auf einen gewissen Grad Ihnen, wenigstens wie ihr von einander haltet, fehlen sollen, abgerechnet, — einander in Festigkeit des Sinnes und manchem andern Punkte sehr ähnlich seid.

Wie lang hat sich Baggesen in Nürnberg aufgehalten, wann ist er abgereiset? und haben Sie seitdem Nachricht von den lieben Reisenden? Mit Antworten auf diese Fragen werden Sie sehr glücklich machen

Ihren Reinhold.

Wieland hat so wenig als ich, meine Frau, und irgend ein andrer Mensch bei uns an Sophien Baggesen auch nur eine Spur von Prätension wahrgenommen. Mir ist immer das Gegentheil an ihr in die Augen gesprungen. Wie bedaure ich, daß wir hierüber und so manches andre nicht mündlich sprechen können. O! wie oft nehme ich unsre Entfernung von einander als ein wahres Unglück für mich wahr. Der Ueberbringer, Herr Kellmann, der hier Medi-

cin

ein und Philosophie studire, ein sehr guter Kopf, wünscht und verdient Ihre Bekanntschaft. —

169. An Reinhold.

Nürnberg, den 6. October 1795.

Theuerster Freund!

Um Ihnen aus der Verlegenheit zu helfen, will ich mich selbst entschließen. Als ich den Lektionskatalog von Jena las, fand ich so viele Doctoren der Philosophie und Medicin, die Kollegien lesen, daß ich glaube, es werden manche keine Zuhörer bekommen, und daß ich die Zahl dieser auf alle Fälle entweder in meiner eignen, oder in einer andern Person vermehren würde. Ich will also nicht nach Jena, bis ich mich so weit bekannt gemacht habe, daß ich eine Profession erhalten könnte, und auf alle Fälle noch zwei Jahre warten, bis ich mich dringend um etwas melde. Was mich aber schmerzte war, daß die schönen Künste völlig von Jena verbannt sind, weil man gar kein Kollegium darüber anzuschlagen wagt.

Brode kommt Fernow mit Ihrem Brief. Ich freue mich, daß Sie im Reinen sind, und ihre Zwecke erreicht haben. Möchte ich Ihnen nur folgen können, und mich nie mehr von Ihnen trennen dürfen! Hier wird es mir immer unerträglicher, weil ich wenig Leute finde, die mich verstehen.

Kollmann war auch bei mir, so wie auch Trzeczer, alle beide interessirten mich sehr, nur Schade, daß so viele gute Menschen, die ich nun kenne, sich in die Dummheit der Andern schicken müssen, um nicht zu verhungern. Aus Frankreich allein bricht in der ganzen weiten Welt nur ein moralischer Tag hervor. —

Der Ueberbringer dieses Briefs ist ein Sohn meines Lehrers in der Chirurgie, Siebold, ich bitte Sie daher, ihn soviel möglich in Schutz und Schirm zu nehmen. Er hat Kopf und Kenntnisse, aber auch viel Hang zum flotten Leben.

Leben Sie wohl. Ihr Erhard.

176. Von Wieland.

Weimar, den 1. November 1791.

Wohlgeborner, hochgeehrteſter Herr Doktor!

Für den mir vor ungefähr acht Tagen richtig zugekommenen Aufſatz über die Alleinherrſchaft aus moraliſchen Gründen, erſtatte ich Ihnen einſtweilen ſchriftlich meinen verbundenſten Dank. Am Schluß dieſes Jahres wird Merkur ſich ſeiner Pflicht und Schuldigkeit pro hoc anno zu entledigen nicht ermangeln. Mein Dankgefühl iſt dem hohen Werth gleich, den alles was aus Ihrem eignen Kopf hervorgeht, in meinen Augen hat, und dieſer iſt über alle Schätzung.

Von den vorgeſchlagenen fernern Beiträgen, welche mir alle drei willkommen ſein werden, erwarte ich vorzüglich die Briefe über Platons Republik und die diäretiſchen Rhapſodien mit Verlangen, und von beiden Rubriken den Anfang noch mit dem Schluß dieſes Jahres, in ſo fern Ihre Muße, Zeit, Luſt und Konvenienz hierin mit meinem Wunſche übereinſtimmt. Auf die Zahl der Bogen kommt es nicht an: je mehr, je lieber. Denn des Guten kann man ſo leicht nicht zu viel haben. Leben Sie wohl, mein ſchätzbarſter Herr und Freund, und bleiben Sie gewogen

Ihrem aufrichtig ergebenen Wieland.

N. S. Ich habe, vieler Veränderungen wegen, erſt heute den Anfang machen können Ihre Abhandlung zu leſen. Ich finde, ſoweit ich gekommen bin, die Prinzipien mit ausnehmendem Scharfſinn und Genauigkeit auseinandergeſetzt, und einen felſenfeſten Grund zur möglichſt richtigen Entſcheidung des großen Problems gelegt, — aber, lieber Herr und Freund, wozu in einer Schrift, die doch beſtimmt iſt von den Meiſten verſtanden zu werden, die Kantiſche Schulſprache (the cant of Mr. Kant) auch da wo ſie (wenigſtens meines Erachtens) gar nicht unentbehrlich war? z. B. — „weil wir ſchuldig ſind, dem Moralgeſetz auch in der Erſcheinung die größtmögliche Kauſalität zu verſchaffen" — durch die

zwei hier unterstrichenen Worte machen Sie diesen Satz nicht nur ohne alle Noth undeutsch, sondern auch den Meisten unverständlich; da es doch bloß von Ihrer Willkür abhing, ihn in guten, allgemein verständlichen deutschen Redensarten auszudrücken. Ich kenne kein wirksameres Mittel, den Sieg der Kantischen Philosophie über die empirische noch um 20 Jahre wenigstens aufzuhalten, als diese Ungefälligkeit sich bei Bestimmung der Sätze, auch da, wo die Kantische Terminologie nicht schlechterdings nöthig ist, zu einer gewöhnlichen und dem gemeinen Sprachgesetzbrauch gemäßern Art des Ausdrucks herabzulassen. Diese Ungefälligkeit schreckt eine Menge Leser ab, und thut der möglichsten Kausalität eurer Philosophie in der Erscheinung sehr großen Abbruch — quod praefiscine dixerim. — Ich habe mir indeß die Freiheit genommen, obigen Satz lieber wegzustreichen, da er nur (in parenthesi) den Grund angiebt, warum wir vermöge des Moralgesetzes schuldig sind, einen Zustand, worin wir nicht immer im Stande sind zu verhindern, daß Andere sich unser als bloßes Mittel bedienen, so weit es uns immer möglich ist zu verhindern. Dieser Grund aber liegt so anschaulich im ganzen Zusammenhang des Vorgehenden und Nachfolgenden, daß dessen expresse Angabe mir entbehrlich schien, da Sie ihn doch nur in einer den Lesern entweder ganz unverständlich oder den Spätern Preise gebenden Sprache gegeben hätten.

Noch ein NB. Von dem Heft IV. an finde ich ziemlich viel offenbare peccata com- et omissionis des Abschreibers, die ich nach Möglichkeit aus dem Zusammenhang emendire, wiewohl nicht ohne Gefahr, zuweilen selbst zu fehlen, auf welchen Fall ich Sie zum voraus um Nachsicht bitten muß.

Vale!

171. An Reinhold.

Nürnberg, den 10. November 1793.

Theurer Freund!

Ich weiß nicht, ob Sie meinen Brief, der die Antwort auf Ihre bisherigen enthält, durch den jungen Siebold er-

halten haben. Im Falle es, welches mich schmerzte, nicht geschehen sein sollte, so will ich Ihnen nur durch diese wenigen Zeilen sagen, daß ich Ihnen danke, daß Sie mir durch Zuweisung mehrerer guten und aufgeklärten Menschen wahre Freude gemacht haben, daß ich mich wohlbefinde, und daß ich Sie immer gleich liebe. Nun doch noch einige andre Sachen.

Was sagen Sie zu Kants letztem Aufsatz? trefflich ist er, aber — wo die Untersuchung wichtig wird, schließt er, sage ich. Es war mir aber doch eine kleine Freude, daß ich mit Kant in meinem Aufsatze für den Merkur so übereinstimme, ich glaube aber das Problem weiter gelöst zu haben, als es Kant für gut fand.

Von dem salto mortale, den ich machen will, wird Ihnen wohl Herr Schreier schon gesagt haben. Mit nächstem Brief erhalten Sie Gewißheit. Leben Sie wohl.

Ihr Freund J. B. Erhard.

172. Von Reinhold.

Jena, den 22. November 1794.

Liebster Erhard!

So eben erhalte ich Ihren Brief vom 20. — der also neun Tage auf dem Wege war — der mir Ihren vorletzten, durch Herrn Siebold erhaltenen, in Erinnerung bringt, der von Rechts wegen keineswegs so lang hätte unerwiedert bleiben sollen, es auch wohl nicht geblieben wäre, wenn ich bei dem Gebrauch meiner Zeit mehr meinen Kopf und mein Herz, als meine äußere Lage, zu Rath ziehen dürfte.

— Scheurer sagte mir etwas aber äußerst unbestimmtes von Ihrem Vorhaben nach Amerika zu ziehen. Ich gestehe, daß ich vor der Gewißheit — zittere.

Ihr Aufsatz im Merkur, in welchem Sie so sehr mit Kant zusammentreffen, erscheint vermuthlich im Decemberstücke. Ich habe ihn, da dasselbe noch nicht heraus ist, noch nicht lesen können, aber desto mehr bei meinem Besuch in

Weimar vor vierzehn Tagen von Wieland haben hören, was mir nicht wenig Freude gemacht hat.

Aber was macht Ihre Philosophie der Arzneikunst? die mir noch immer der sicherste und kürzeste Weg für Sie scheint, sich auf diejenige Art im Publikum anzukündigen, welche Ihnen Ruf auf Akademien verschaffen müßte. Ich halte noch immer ein Professorat mit einer mäßigen Praxis verbunden für den passendsten Wirkungskreis für die Energie Ihres Geistes, die, von außenher gebunden, nur um desto größere Wunder thun wird. Denken Sie an Selle, — Sie werden auf's wenigste eben soviel als Arzt, aber gewiß noch mehr als er in der Philosophie thun.

Kants letzter Aufsatz hat mich in ein paar Stellen befremdet, in allen übrigen entzückt, aber leider habe ich ihn bis itzt nur einmal, und das nur flüchtig gelesen. — Was sagen Sie aber zu dem neuen Gestirn am Horizonte der Philosophie? zu Fichte! Seine Beiträge u. s. w. sind das Beste, was ich über Naturrecht kenne.

Baggesen hat seinen Ernst verloren, und seinen und meinen Freund Hornemann! Er ist itzt mit Jerrow auf dem Weg nach Wien. Herzlich umarmt Sie

Ihr ganz eigner Reinhold.

173. Von Maria Fräulein von Herbert an Kant.

Klagenfurt, im [illegible] des Jahrs 1794.

Hochgeehrter und innigstgeliebter Mann!

Haben Sie mir's nicht vor ungut, und gönnen Sie mir das Vergnügen, mit Ihrem gewöhnlichen Wohlwollen, Ihnen wieder einmal schreiben zu können, denn ich empfinde dabei den höchsten Genuß der tiefsten Achtung und Liebe gegen Ihre die Menschheit erhöhende Person, und daß diese für uns beglückende Gefühle sind, darf ich Ihnen nicht erst beweisen, indem Sie so glücklich waren, uns das reinste und heiligste Gefühl aufzufinden, und es auch allzeit vor Religionsverunstaltungen zu retten. Ich kann nicht umhin, Ihnen insbesondere für „die Religion innerhalb der Grenzen der Ver-

nunft" im Namen aller jenen aufs wärmſte zu danken, die ſich von denen ſo vielfach verſtrickten Feſſeln der Finſterniß losgeriſſen haben. Entziehen Sie uns nicht Ihrer weiſen Leitung, ſolang Sie finden, daß es uns noch an etwas mangeln kann, denn nicht unſer Begehren nach Befriedigung, ſondern nur Ihre Ueberſicht kann urtheilen, was uns noch ferner nöthig iſt. Ich fühlte mich bei der Kritik der reinen Vernunft ſchon ganz berichtiget, und doch fand ich bei Ihren folgenden Schriften, daß keine überflüſſig waren; gern wollt' ich dem Lauf der Natur Stillſtand gebieten, um nur verſichert zu ſein, daß Sie vollenden können, was Sie für uns angefangen, und gern wollt' ich meine künftigen Lebenstage an die Ihrigen hängen, um Sie beim Ausgang der franzöſiſchen Revolution noch in dieſer Welt zu wiſſen.

Ich hatte das Vergnügen, Erhard ſelbſt zu ſehen, welcher mir ſagte, daß Sie ſich nach mir erkundigten, aus dem ſchloß ich, daß Sie meinen Brief, bei Anfang des Jahrs 1793 erhalten haben, denn ich habe keine Antwort bekommen, weil Sie's vermuthlich beſſer verſtanden, als ich, daß mir durch Ihre Werke der Weg ſchon gebahnt iſt, ſelbſt drauf zu ſtoßen. Da ich vorausſetze, daß Sie der Gang jedes Menſchen intereſſirt, der Ihrer Leitung ſo viel zu danken hat, als ich, ſo will ich verſuchen, Ihnen die ferneren Fortſchritte meiner Stimmung und Geſinnung mitzutheilen. Lange hatte ich mich gequält, und vieles nicht vereint, denn ich miſchte Gottes Anordnung in das Zufällige des Schickſals, und begnügte mich nicht lediglich mit dem Gefühl von Daſein; da ſehen Sie nun gleich, wie es mir ging, weil ich zu viel erwiſchte, ich betrachtete die widrigen Zufälle des Lebens von ihm an mich geſandt, und ſträubte mich dagegen als gegen eine Ungerechtigkeit, weil mich mein Bewußtſein der Schuld frei ſprach, oder ich dachte es nicht von ihm geordnet, und das Gefühl für ihn war zugleich auf dieſem Weg verloren. Endlich die Antinomien, welche die Haupturſache meiner dauerhaften Geneſung ſind, hätten mich eben ſo leicht zu einer unwiderruflichen Handlung verleiten können, ſo lange

zog ich damit herum, denn darüber abzuschließen war ich nicht im Stande, bis dann ganz auf einer andern Seite in mir ein moralisches Gefühl erwachte, was fest neben den Antinomien stehen blieb, und ich fühlte von der Zeit an, daß ich überwunden, und meine Seele gesund sei. Es hat mir indessen an langwierigen Widerwärtigkeiten des Lebens nicht gemangelt, die meine dermalige Stimmung genugsam prüften, daß sie endlich nach schwerer Arbeit einer unerschütterlichen Ruh' genießt. Auch verstand ich in der Folge mir den Wunsch des Todes zu erklären, was mir dazumal eine widernatürliche Verfolgung meiner selbst schien, und mich es grad nach meiner Zernichtung lüsterte, auch das Vergnügen der Freundschaft, für welche mein Herz doch allzeit deutlich geschlagen, schützte mich nicht davor; ich betrachtete auch das als einen unverdienten Zustand, mit welchem ich kein anderes Wesen behaftet wissen wollte, denn in Betracht, daß ich endlich wäre, war mir nie kein Vergnügen, welches es auch geben mag, dafür Ersatz, ohne Zweck zu leben; nun aber ist mein Wunsch geblieben, und meine Anschauung hat sich geändert; ich denke daß jedem reinen Menschen der Tod, in einer egoistischen Beziehung auf sich selbst, das Angenehmste ist, nur in Rücksicht der Moralität und Freunde kann er, mit der größten Lust zu sterben, das Leben wünschen, und es in allen Fällen zu erhalten suchen. Ich wollte Ihnen noch gern vieles sagen, wenn ich mir nicht ein Gewissen daraus machete, Ihre Zeit zu rauben; mein Plan ist noch immer, Sie einst in Begleitung meines Freundes (von dem ich jetzt leider vielleicht mehr als ein Jahr abwesend sein werde, und schon lange bin) zu besuchen; indessen kann ich Ihr Andenken nie anders als mit dem wärmsten Gefühl des Danks, der Liebe und Achtung weihen, der Himmel beschütze Sie vor allem Ungemach, auf daß Sie lang leben auf Erden! Ihre mit ganzem und vollem Herzen

ergebene Maria Herbert.

174. Von Charlotte Schiller.

Ludwigsburg, den 20. Januar 1794.

Wenn Sie so oft schon Nachrichten von uns hätten, als wir den guten Willen hatten, sie Ihnen zu geben, so würden Sie recht viel von uns wissen. Schiller wollte Ihnen längst schreiben, aber die Zeit, die er zu seiner Korrespondenz anwendet, ist so oft nicht sein, daß Sie ihm vergeben müssen. Hier zumal wird er in seinen Geschäften oft durch Besuche unterbrochen.

Sie werden sich wundern, daß wir unsern Aufenthalt verändert haben, vier Wochen waren wir in Heilbronn, da fanden wir, daß es sich nicht gut da existiren läßt, daß es an manchen Bequemlichkeiten des Lebens sehr fehlt, und was noch mehr ist, an Unterhaltung für den Geist. Schiller fand sich dort ganz isolirt, er ist gewohnt, sich über wissenschaftliche Dinge zu unterhalten. Sie werden sein Bedürfniß fühlen können, da Sie auch in einer Reichsstadt leben —, und diese Unterhaltungen fehlten ihm ganz. Sie begreifen es wohl, wie peinlich es für einen eifrigen Philosophen ist, wenn alles um ihn herum so unphilosophisch ist.

Der andere Grund, warum wir Ludwigsburg vorzogen, war die Nähe von Schillers Familie, es war doch eigentlich der Zweck unsrer Reise, sie oft zu sehen und mit ihnen zu leben, und dieß war in Heilbronn auch verfehlt, also zogen wir in aller Eile nach Ludwigsburg, wo ich die erste Woche gleich nieder kam, und die Freude hatte, mich Mutter eines lieblichen Knaben zu sehen.

Ich habe mich schneller wieder erholt als ich erwarten konnte, denn ich habe viel gelitten. Ihr Freund Hardegg war mir ein großer Trost. Ich freue mich, wenn wir Sie auf unsrer Rückreise wiedersehen, Ihnen meinen lieben kleinen Karl vorzustellen, es ist ein gar angenehmes liebes Kind, und macht mir und Schiller viel Freude, er ist recht gesund, und scheint eine gute Konstitution zu haben, und ich hoffe, er soll sich mehr der Gesundheit erfreuen können, als wir beide.

Nun wissen Sie genug von uns, und wir wünschten alle

Wohldenkend, geſcheidt, und der beſte Menſch, den ich kenne. Sein Talent macht er nicht geltend genug. Er iſt mein lieber Freund; ſpornen Sie ihn an, daß ſeine „Macht der Verhältniſſe," die überſetzt iſt, in Paris gegeben werde. Er führt ein ſchönes, kluges, redendes Bild mit ſich: Madame Robert, ſeine Frau; mit der Sie überall Ehre einernten. Frauen beſonders — wenigſtens in Deutſchland — ſind alle in ſie verliebt. Leben Sie wohl. Ich brauche Ihnen nicht zu ſchmeicheln, das ſoll Sie am meiſten verführen; denn es iſt wahr. Varnhagen wird nächſtens ſchreiben. Ich war nicht in der Welt: ſie iſt wie ſie war: das höre ich doch.

Ihre ergebene

Frau Varnhagen.

Meine Schwägerin wird Ihnen ſehr gefallen; ſprechen Sie ja mit ihr. Machen Sie, daß Robert Talma kennen lernt! Bitte!

74.

Varnhagen an Oelsner.

Berlin, den 27. März 1826.
Oſtermontag, Abends.

Mein theurer geliebter Freund, was mögen Sie von mir gedacht haben dieſe ganze Zeit? Ich müßte glauben das Aergſte, wenn Sie dieſes ſo leicht zu denken fähig wären, als mir den Schein davon zu geben ein böſer Dämon bereit geweſen! Mein langes Schweigen wäre wirklich nicht zu verzeihen, wenn es eine Schuld wäre. Aber Sie wiſſen nun ſchon durch einige Zeilen von Rahel, daß es ein Unglück

sehr, auch zu wissen, wie Sie leben. Ich bitte Sie herzlich, sagen Sie es uns bald. Niethammer, der bei seinem Herbert ist, besuchte uns hier bei seiner Durchreise, er gab uns auch Nachrichten von Ihnen, und fügte hinzu, daß es Ihnen in Nürnberg nicht gefiele; wenn Sie nur lieber nach Jena kämen. Es würde Schiller sehr viel Freude machen, wenn er Sie oft um sich hätte, er bedarf einen reichen weitumfassenden Geist in seiner Nähe, der ihn versteht, der ihn durch Ideenwechsel bereichert, kurz, so jemand wie Sie. Wir haben es schon oft überlegt, daß es gar angenehm wäre, wenn Sie in Jena leben könnten. Sie könnten als Arzt dort sein. Ueberlegen Sie es doch auch, wenn es wahr ist, daß es Ihnen in Nürnberg nicht gefällt. Ich fange an, immer toleranter gegen Jena zu werden, ob es gleich der Himmel nicht ist, aber es hat doch große Vorzüge, die Unabhängigkeit, die man da genießt, und dann findet Schiller doch mehr Menschen, an denen er geistiges Interesse hat, als an andern Orten, weil sich mehr Menschen mit wissenschaftlichen Dingen beschäftigen, die Lehrenden und die Lernenden, bei beiden Theilen ist doch mehr Wärme, und zumal bei den letztern, als bei Geschäftsmännern, die nicht Zeit haben, für die Wissenschaften zu leben, und dann auch nicht den Trieb; sie behandeln sie nur als Nebensachen oder Erholung, und dazu haben die wenigsten Geist genug, auch alsdann noch interessant sein zu können, und das was sie wissen neu zu geben, oder neue Ideen leicht aufzunehmen. Mit dieser Klasse Menschen findet Schiller nicht Unterhaltung genug.

Ich hätte billig sollen Entschuldigungen machen, daß ich Ihnen geschrieben, und Sie vielleicht von einer interessanten Beschäftigung abhalte. Aber ich hoffe, Ihre Freundschaft verzeiht mir. Ich wollte Ihnen nur sagen, daß wir immer gern an Sie denken, und warmen Antheil an allem, was Sie betrifft, nehmen. Da Schiller nicht so oft Herr seiner Zeit ist, als er wünschte, so nahm ich es auf mich, Ihnen ein Lebenszeichen von uns zu geben, und bitte Sie auch in Schillers Namen, uns bald zu schreiben, uns zu sagen,

wie Sie leben. Wenn es nur nicht ſo weit wäre, möchte ich, Sie kämen zu uns, bis im April bleiben wir hier, weil Schiller ſeiner Geſundheit wegen nicht früher reiſen darf. Der böſe Winter iſt nun hoffentlich zur Hälfte überſtanden, ich ſehe ſeiner Ankunft immer mit Sorge entgegen, weil Schiller doch mehr leidet, als im Sommer. Er hat doch bis jetzt ſich gut gehalten, und iſt ſeit einigen Wochen merklich leichter; doch wollen ſeine Krämpfe nicht weichen. Ich ſehne mich oft nach dem Gefühl ſeiner völligen Geſundheit, weil ich ſo lange ſchon immer nur mit Sorge an ihn denke. Nach der Reiſe befand er ſich einige Wochen merklich leichter. Aber im Ganzen hat die Veränderung der Luft wenig Einfluß. Nun leben Sie wohl. Empfangen Sie unſre herzlichen Grüße, und geben uns bald Nachricht wie Sie leben.

Charlotte Schiller.

175. An Waſhington.

München, im Februar 1794.

Herr Präſident!

Nur die hohe Idee, die ich ſchon in meinen Kinderjahren von Ihnen erhielt, als ich die Zeitungen meinem Vater vorlas, die Liebe und das volle Vertrauen, das dadurch in mir entſtund, der Mann, den ich von Jugend auf mit höchſter Achtung verehrte, für den ich mein Leben gewagt hätte, müßte bei näherer Bekanntſchaft mit mir auch mein Freund, mein zweiter Vater werden, giebt mir nun den Muth, mich in der unglücklichſten Lage meines Lebens unmittelbar an Sie zu wenden! Könnten Sie die Thränen in meinen Augen ſehen, die mir der Gedanke erpreßt: Waſhington hält dich wohl, wenn er dieſen Brief lieſt, für einen Thoren oder unbeſonnenen Jüngling, der die Achtung, die man ihm ſchuldig iſt, die Menge ſeiner Geſchäfte nicht kennt, und der ihn in ſeine kleinlichen Händel miſchen will! Es mag nun geſchehen was will, ich kann es von meinem Herzen nicht erhalten, mit dem Präſidenten Waſhington, mit dem Befreier Amerikas anders als mit

meinem Vater zu ſprechen, denn ſein Karakter, ſeine Tugen, die ich fleißig zu erfahren ſuchte, hatten zu viel auf mein Herz gewirkt, als daß ich ihn nicht ebenſowohl als meinen Erzieher lieben müßte, wie ich meinen Vater liebe. Dieſe Liebe zu Ihnen, die Sehnſucht in Ihrer Nähe zu ſein, Herr Präſident, iſt nun vielleicht die Urſache, daß ich mein Leben in ewiger Betrübniß hinbringen werde. Die Sache verhält ſich ſo. So lange ich mir meiner Gedankenreihe bewußt bin, — und dieſe Epoche fängt mit der erſten Nachricht an, daß die Amerikaner den Thee in die See geworfen hätten, — war kein dringenderer Wunſch in mir, als in Nordamerika zu ſein, mit dieſem Wunſch ſtudirte ich Mathematik, mit dieſem Wunſch ſtudirte ich Medicin und lernte Chirurgie, mit dieſem Wunſch waren meine Erholungsſtunden der Philoſophie gewidmet, und mit dieſem Wunſch fürchtete ich, mich an Europa zu feſſeln, mit dieſem Wunſch heirathete ich eine Perſon, deren volle Liebe mit mir in jeden Welttheil wandeln würde. Bei dieſer Stimmung nun lernte ich vor drei Monaten einen Mann kennen, der unter dem Namen Williams von einem meiner Bekannten aus Würzburg mir empfohlen ward, und ſich, bei vertrauterer Bekanntſchaft mit mir, für einen Nordamerikaner ausgab, mir durch eine Menge Briefe bewies, daß er William Peter, Obriſt und Chef eines geworbenen Infanterieregiments und Ritter des Cincinnatusordens ſei, der mir, und dann auch meinem Vater und Schwiegervater, eine geſchriebene, mit dem Siegel der Republik verſehene und mit dem Namen Waſhington und Jefferſon unterſchriebene Urkunde zeigte, vermöge welcher er unbedingte Vollmacht (illimited power) hätte, ſechs Kapitains und acht Lieutenants in Dienſt der Republik aufzunehmen, und der unter den Kapitains auch einen Regimentsſchreiber und Auditeur aufnehmen wollte. Wer war froher als ich, ich logirte ihn in Nürnberg in mein Haus, er erzählte mir viel von Ihnen, ſagte mir, er ſei bei Ihnen Adjutant geweſen, erzählte mir verſchiedene Vorfälle mit einer Genauigkeit, die mich an nichts zweifeln ließ, ſagte mir, daß er 1791 im

Spätjahr Gesandter in Kopenhagen gewesen, dies war kurz nach meiner Abreise von Kopenhagen, wo ich mich wegen des trefflichen Spitals und Accouchirhauses drei Monat aufhielt, und wußte wieder so viel, daß ich nicht zweifelte, und ich unterließ deßwegen an den Grafen Schimmelmann, dessen Freundschaft ich völlig besitze, zu schreiben, weil ich kein Mißtrauen hatte; er hatte Briefe und Visitenkarten an mir wohlbekannte Personen, von Officieren die er anstellte, und alles war dem Anscheine nach richtig; von Kopenhagen ging er nach Schweden, und von da nach Stettin; er zeigte mir einen Brief vom Kommandanten, worin ihn dieser ersuchte, seinen Neveu anzustellen. Er hatte auf dieser Reise, wie er sagte, mehrere Officiere angestellt, auf deren Namen ich aber nicht aufmerksam war, dann ging er wieder zurück nach Philadelphia, und machte von da nochmals eine Reise nach Deutschland, und kam nach Nürnberg, wo ich ihn kennen lernte; auch jetzt hatte er schon wieder Einige angestellt, worunter ich nur den Namen d'Echard, einen Schweizer, behielt. Er hatte von Basel und andern Orten dem Anscheine nach richtige Dokumente zur Erlaubniß dieser Anstellungen. Alles dieses ließ mir keinen Zweifel übrig, und ich setzte kein Mißtrauen in seine Person. Er gab mir nun ein Brevet als Regimentschirurgus, dessen vidimirte Kopie ich beilege. Er besaß so viele Kenntniß, daß er den Charlatan und denkenden Mann unterscheiden konnte, auch hatte ich ihm alle meine Briefe anerkannter würdiger Männer gezeigt, um ihm zu beweisen, daß er mit seiner Annahme auf Beifall rechnen könne. Mit welchem Vergnügen nahm ich dieses Brevet, ich glaubte nun mein Glück gemacht zu haben, denn ich war mir auch in meinem Gewissen bewußt, daß ich allen nöthigen Erfordernissen Genüge leisten würde, noch mehr bin ich überzeugt, so verwegen es auch klingen mag, daß ich mir Ihre Freundschaft, Herr Präsident, erwerben würde, wenn Sie mich kennen lernten. Ich war nun ganz schon für mein neues Vaterland gestimmt; ich that was mir möglich war, ihm die übrigen Stellen würdig besetzen zu helfen und half ihm, einen andern

geſchickten Mann, der völlig Engliſch verſteht, Namens Zick aus Erlangen, der als Auditeur mitgehen ſollte, unglücklich machen, dieſer gab ſeine Stelle auf, und iſt nun ruinirt; und in dieſem Schwindel beredete ich meinen Schwiegervater, den Kaufmann Johann Paul Golling in Nürnberg, ihm, da er kein Geld mehr hatte, auf ſeine Tratten auf Sir Robert Harris ſogleich 200 Pfund Sterling vorzuſtrecken. Ich reiſte mit ihm nach München, um Officiere aufzuſuchen, ich reiſte mit ihm nach Salzburg, dort trennten wir uns, er ging mit meinem Wagen und Wildſchur nach Linz, und ich nach Klagenfurt, um meinen Buſenfreund Namens Herbert zu beſuchen, und von dieſem wahren Freund Abſchied zu nehmen, denn Ende Februars wollten wir die Reiſe nach Philadelphia antreten. Wir haben verabredet, uns in Salzburg wieder zu treffen, aber ich fand einen Brief, daß er gerade nach München gereiſt ſei, in München fand ich nicht ihn, ſondern einen Brief von meinem Schwiegervater, daß die Wechſel proteſtirt worden, daß er gleich darauf von dieſem prätendirten Obriſt einen Brief, der retour kam, und dadurch mit Recht Mißtrauen in ihm erweckte, erbrochen habe, und daß es dadurch klar geworden, daß der Mann ein Betrüger ſey. Den Brief lege ich in Kopie bei. Gott, wer kann meinen Zuſtand ſchildern! Ich, der mit den größten Gelehrten Deutſchlands in Korreſpondenz ſteht, der ſich beſonders in der Philoſophie als Schriftſteller einen Namen gemacht, der ſein Glück laut verkündete, der aber auch für die Achtung, die ihm würdige Männer erzeigten, genug von kleinen Seelen büßen mußte, weil ſein Leben bisher ein beſtändiger Krieg gegen Speichellecker, Pedanten und Schurken war, — iſt nun auf einmal ihrem Gelächter ausgeſetzt, muß mit Fingern auf ſich deuten laſſen, und ſie rufen hören: „Seht den freien Republikaner, ſeht ihn für Menſchenrechte kämpfen, ſeht ihn, wie wohl es ihm in einem Staat iſt, wo man nicht heucheln darf, wo man der Vernunft allein Gehör giebt und nur die Rechtſchaffenheit verehrt, ſeht, wie man ihm zuhört, wenn er von Tugend und Menſchenwürde ſpricht! Wir wol-

len doch sein Lazareth betrachten, wie ordentlich werden da die Kranken behandelt, wie gut die Kost, welche Reinlichkeit, welche Aussicht, u. s. w.“ Dieser Klang ist mir beständig in den Ohren, und würde mir noch erträglich sein, wenn meine Aeltern und mein Weib nicht dadurch leiden müßten. Ich bin überzeugt, daß ich vieles Gute gethan, gesagt und geschrieben, und dieses wird nun noch weit mehr den Kredit verlieren, als mein Schwiegervater durch die Protestation der Wechsel daran verlor!

Dies war die Erzählung meiner traurigen Geschichte! Nun, mein Vater, flehe ich um Hülfe. Allein wie kann ich in dieser Entfernung zeigen, daß ich sie verdiene? Werden Sie es wagen, mich kommen zu lassen? Werden Sie einen Menschen retten, den das Vertrauen auf die Republik unglücklich machte? Erzählen muß ich was ich zu verstehen glaube, und wer ich bin, und es dem Schicksal überlassen, wie weit Sie mir glauben wollen. Ich bin 1766 in Nürnberg geboren, mein Vater ist ein Handwerksmann, er gab mir eine Erziehung, die mich sehr frühe zum Denken bildete, und mir eine freie republikanische Denkungsart einflößte; er wurde von kleinen Menschen darüber getadelt, und ist nun ihr Gespötte. Als der einzige Sohn, und da ich sehr bald die Eitelkeit dessen, was man in Europa Ehre und Größe nennt, einsah, entschloß ich mich bei dem Geschäfte meines Vaters, der ein Drathfabrikant ist, zu bleiben, wobei ich aber immer noch den süßen Traum hegte, vielleicht doch noch durch eine besondere Fügung der Vorsehung nach Amerika zu kommen; allein ob ich nun gleich nach meinem vierzehnten Jahre in keiner Wissenschaft einen Lehrmeister hatte, so war es mir doch nicht möglich, alle meine Zeit, die mir von den Berufsgeschäften blieb, anders als auf die Wissenschaften und schönen Künste zu verwenden; ich studirte die reine Mathesis, und ich glaube, daß ich einer Professorstelle in diesem Fache keine Schande machen würde, ich zeichnete und spielte Klavier, um mich zu erholen; von der Mathesis zur Physik geführt, studirte ich

auch die theoretischen Theile der Medicin, alles aber nur um des Interesses der Wissenschaft selbst willen, ich wollte immer noch meines Vaters Geschäft übernehmen; endlich lernte mich 1786 einer der geschicktesten deutschen Chirurgen Siebold kennen, dieser ließ nun, weil er so viele medicinische Kenntnisse bei mir fand, nicht nach, bis ich ihm versprach, zu ihm in sein Spital nach Würzburg zu kommen; dies feuerte anfangs meinen Eifer an, die medicinischen Wissenschaften mehr zu studiren, meine philosophischen Kenntnisse auf sie anzuwenden, und mich mit einigen Aerzten bekannt zu machen, um auch beobachten zu können, ob meine theoretischen Kenntnisse praktisch richtig wären, ohne daß ich noch meinen Vorsatz aufgab, ein Fabrikant zu bleiben; allein mit diesem steigenden Interesse an der Arzneiwissenschaft ward endlich mein Vorsatz schwankend, und ich ging 1788 zu Siebold, wo ich gleich im Spital praktisirte, ich besuchte die meisten Oerter, wo ich Erweiterung meiner Kenntnisse hoffen konnte, und nahm 1792 die Doktorwürde an, verheirathete mich in Nürnberg, und lebte ruhig mit dem Entschluß, mir durch meine Schriften in einigen Jahren einen Ruf zu einem Professorat oder in ein Spital zu erwerben, meine Aussicht war immer auf Amerika gerichtet, und ich war entschlossen, meine erste Schrift von Wichtigkeit, deren Vollendung aber von mir auf mehrere Jahre ausgesetzt wurde, und die eine Reform der ganzen Medicin betrifft, nach Philadelphia zu schicken. Endlich kam im Oktober der vergebliche Obrist William Pearce zu mir, und öffnete mir den Himmel, um mich in die Hölle zu stoßen! Das ist meine Geschichte. Können Sie mir helfen, so beschwöre ich Sie, thun Sie es. Ich verstehe Latein, Englisch, Französisch und Italienisch und etwas Griechisch. Ich habe die klassischen Griechen und Römer, vorzüglich die Philosophen, meistens im Original gelesen. Als Schriftsteller — meine Dissertation ausgenommen, wo es sein mußte — getraute ich mir aber noch in keiner andern Sprache, als in der Deutschen, aufzutreten, und daher ist auch dieser Brief deutsch, doch würde ich, wenn die Umstände es erforderten,

mich bald dazu geschickt machen können; ich betrachtete bisher die Sprachen als bloße Werkzeuge zur Erweiterung meiner Kenntnisse. — Antwort erwarte ich auf alle Fälle, denn die Rettung eines Menschen ist doch einiger Zeilen werth! Bis dorthin ist mein Leben eine beständige Marter; einer geläuterten Religion verdanke ich es, daß ich noch lebe, denn durch meine Schuld einen Schwiegervater um den Kredit gebracht, einem Vater, der seinen Sohn schon glücklich glaubte, seine Tage kummervoll gemacht, und ein Weib, das mich über ihr Leben liebte, bis in den Tod betrübt zu haben, ist Höllenqual für mich; und meine Schuld ist es, denn warum wollte ich durchaus nach Amerika, da ich doch in Deutschland zu leben hatte! Aber noch kann ich es nicht von mir erhalten, meine Gesinnung zu bereuen, und noch ist die Hoffnung, Sie von Angesicht zu Angesicht zu sehen, das einzige, was bisweilen einen Lichtblick in meine Melancholie wirft! Washington! Sie können einen Menschen der Menschheit wieder geben, denn jetzt bin ich für sie verloren, meine Thatkraft ist verschwunden, Sie können dem Staat einen treuen Bürger geben, wenn Sie den Betrug in Wahrheit verwandeln! Sollte ich aber nun in dieser Qualität nicht zu brauchen sein, so lasse ich mir jedes Geschäft gefallen, wenn ich nur Sie bisweilen sprechen kann. Mit banger Erwartung meines Schicksals bleibe ich ewig Ihr innig ergebener Verehrer

Johann Benjamin Erhard,
Med. Dokt.

VI.

Wir sehen Erhard bisher in dem Kreise seiner jedesmaligen Umgebung persönlich hervorragen, die Andern ihm huldigen, ihn verehren, von ihm Lehre und Beispiel stets erwarten. Die Selbstständigkeit seiner Geistesbildung und die Festigkeit seines auf jene gegründeten Karakters erzeug-

zeugten dieſe ungeſuchte Wirkung, die ſich nicht nur in dem beſchränkten Kreiſe des Jugendumgangs in Nürnberg zeigt, ſondern auch auf dem freien Schauplatze der belebteſten Univerſitätsſtudien, und ſelbſt auf der Höhe der vornehmen großen Welt behauptet. Selbſt wo ſeine Anſicht mehr Verwunderung als Beifall, ſein Benehmen nicht volle Billigung erfährt, bleibt dieſe anerkennende Verehrung ungeſchwächt. Allein jedem, der eines perſönlichen Anſehens genießt oder bedarf, iſt als Bedingung geſetzt, daſſelbe fortwährend in der Welt durch Erfolge zu rechtfertigen; Unglück und Fehlſchlagen laſſen es ſchwer beſtehen. Doch giebt es Ausnahmen, und Erhard gehört zu dieſen. Die Kataſtrophe, aus welcher der eben geleſene Brief an Waſhington hervorgegangen, war zerſchmetternd für jeden Stolz, der ſich auf weltliches Wirken beziehen wollte; welches Vertrauen, welche Führerſchaft durfte der wohl anſprechen, der eben ſelbſt ſo gröblich und verderblich getäuſcht worden? Jener Stolz erſcheint auch wirklich in dem Schreiben an Waſhington völlig gebeugt, aber das ergriffene Hülfsmittel ſelbſt iſt ſchon wieder ganz des Mannes würdig, der zu kämpfen weiß, er nimmt alle Kraft ſeiner inneren Eigenthümlichkeit und das klarſte Bewußtſein der äußeren Umſtände zuſammen, und wendet ſich damit ſo kühn als frank unmittelbar an die Behörde, deren Namen gegen ihn ſo betrüglich mißbraucht worden war. Konnte dieſer Schritt auch ſchwerlich zum Ziele führen, — wir wiſſen nicht, ob das Schreiben wirklich abgegangen und angelangt ſei, auch im letzteren Fall aber durfte ein ſo ferner Hülferuf in ſeinem Deutſch kaum hoffen beachtet zu werden —, ſo zeigte er doch den unverlorenen Kern des edelſten Selbſtgefühls, das die beſchämende Demüthigung zwar empfindet, aber nicht in ihr untergeht, ſondern ſie eingeſtehend abwirft, und nach wie vor zu Höherem ſtrebt. Wirklich beſteht das Anſehn Erhards unter ſeinen Freunden auch nach dieſer Kataſtrophe faſt ungeſchwächt fort; ihn zu tadeln, ihm ſogenannten guten Rath zu ertheilen drängt ſich niemand herbei, ihm wahr-

haft zu helfen iſt die tüchtigſte Freundeshand bereit. Nur ſein Freund Grundherr, durch redlichen Eifer und ſittliche Ruhe mehr als durch Talente ausgezeichnet, nimmt in dem nachfolgenden Briefe aus dem Unglück Erhards nothgedrungen Anlaß, ihm mancherlei vorzuhalten, was mit jenem Irrſal näher zuſammenhängt, und ſo ihm den einzigen Gewinn, der bei ſolchem Sturze noch zu erraffen iſt, hervorzuheben und zu wahren. Auch von Schiller findet ſich ſpäter ein Brief, der die hochfliegenden Thatgedanken in ſtillere, gelaſſene Wirkſamkeit herabzuſtimmen ſucht. Doch beherrſcht die hohe Meinung, welche die Freunde von ihm haben, immer den guten Willen, den ſie ihm bezeigen. Perſönliche Lebensbedingungen und die allgemeine Lage der Welt übten hierin größere Macht, als der Rath und die Warnung der Freunde, und es ſchien in ſpäteren Jahren kaum denkbar, daß grade bei ihm, der vor allem das Nächſte, das Auferlegte, das dem ausgeſprochenen Beruf Gemäße that, das Entlegne oder Weitführende dagegen willig der Vorſehung anheimgab, ſolcher Zuruf je hätte anwendbar dünken können.

---

176. Von Grundherr.

Nürnberg, den 14. Februar 1794.

Beſter Freund!

Ich nehme an deinen ſo grauſamen Unfällen den innigſten Antheil. Ich zittre, wenn ich mir die ſchrecklichen Empfindungen vorſtelle, welche die erſte Entdeckung dieſes ſchändlichen Betrugs bei dir erwecken mußten. Nichts beruhigt mich, als die Ueberzeugung, daß ein Mann wie du noch immer Stärke genug in ſich fühlen muß, dem Mißgeſchick entgegen zu ſtreben und ſich von ſelbigem nie ganz darniederſchlagen zu laſſen. Muth alſo! Hier kommt es nicht darauf an, ſeine metaphyſiſchen Sätze, welche vor gewöhnlichen Augen, gleich feuchten Luftdünſten dahinſchwin-

war. Ich lag in der That hart danieder, und war schon lange vor dem Ausbruche sehr leidend, wie ich denn auch jetzt noch nicht völlig genesen bin; das Uebel war nicht lebensgefährlich, aber so schmerzhaft, um auf solche Bedingung lieber nicht zu leben! Und doch war ich in der Krankheit im Ganzen nicht unglücklich, so reich und beruhigend waren meine Gedanken; so erhoben meine Stimmung, ich will nicht gerade sagen während des ärgsten Leidens, aber doch gleich beim ersten Nachlassen, das mir nur kaum wieder einiges Aufathmen nach dem Sturm vergönnte. Rahel war mir ein liebevoller, trost- und hülfreicher Engel zur Seite, ich habe den Werth ihres ganzen Daseins neu empfinden lernen, und bedauere die armseligen gewöhnlichen Tage, die ihr keine Gelegenheit geben, die innewohnende Kraft einsichtvoller Güte und schönen Willens zu entfalten; sie theilte meine glückliche Stimmung, und wir konnten manches besprechen, was sonst nur allzusehr die Worte flieht. Solche Krankheit macht einen Abschnitt im Leben; Geschäfte, Arbeiten, Briefwechsel, Rücksichten und Vorsätze, alles ist nicht nur für das Thun, sondern auch für die Gedanken unterbrochen, und ich fange wirklich das meiste von neuem an fast wie ein Neuling. Ich bin gefaßt, daß Sie alles in meinen Briefen, was Sie sonst lobten, vermissen, nur nicht die treue innige Zuneigung eines mit gleicher Lebhaftigkeit schlagenden Herzens, die sollen Sie gewiß in aller Stärke stets wieder finden! Ihre theuren Briefe habe ich erhalten, den einen durch Herrn von Chamisso mit meinen Briefen, für die ich herzlich danke, den andern vom 7. März durch Hrn. von Stägemann. In dem ersteren ist eine Zeile, die mich ahndungsvoll berührte, wie Sie prophetisch sie geschrieben hatten; Sie zählen die Ereignisse des Jahres auf, und sagen dann, „Und noch ist das Jahr nicht einmal zu Ende!“ Kurz nachher treffen die

den, mit dem zur höhern Philosophie geweihten Geistesblicke zu durchspähen, und das Brauchbare davon zur gesunden Geistesnahrung für das Volk zu verarbeiten; sondern hier muß gehandelt werden. Zeige, daß du nicht bloß ein spekulativer Stubengelehrter, sondern ein Mann von praktischer Kraft und Leben bist. So groß auch der Schaden ist, den hiebei dein Herr Schwiegerv.. erlitten hat, und so herb die Leiden sind, welche dieser schreckliche Vorfall deinem Weib zugezogen, so bin ich so ganz für deinen Kopf und dein Herz eingenommen, daß dieser Satz bei mir ein Axiom ist: du wirst und du kannst ihnen noch alles ersetzen! Jeden Andern würde eine solche Schuld zu Boden drücken, (denn, im Vertrauen gesagt, du bist ihnen in jedem Betracht, besonders deinem Schwiegervater, viel schuldig: dieser Mann hat sich bei diesem so schrecklichen Vorfall auf eine Art betragen, die ihm meine volle Achtung erworben hat. Er hat wirklich in dieser Sache als Vater gegen dich gehandelt): dich wird sie nur beugen, um mit vervielfachter Kraft dich wieder emporzurichten. Freund! glaube mir, einem Freund, der dich immer als einen Menschen von so vortrefflichem Kopf und Herzen vor Allen geschätzt und geliebt hat, um Vorzüge willen geschätzt hat, und noch schätzt, die dir kein Schicksal, sei es auch noch so grausam, rauben kann, einem Freund, der dir nie geheuchelt hat. Es ist kein Unglück so schrecklich, das nicht wenigstens eine gute Seite habe. Es kommt gewiß nur auf dich an, dieses Unglück zu einer sehr heilsamen Operation für dich zu machen. Denn, Freund, ich muß es dir gestehen: seitdem du von deinen Reisen zurückgekommen, habe ich an dir eine Stimmung bemerkt, die nah' an Starrsinn gränzte, eine Gemüthsfassung, welche uns nicht bloß gegen Schwierigkeiten stählt, sondern welche uns taub macht gegen die Stimme der Weisheit und Klugheit, und uns in die Gefahren schleudert, um unsern Stolz durch die Besiegung derselben zu kitzeln. Z. B. du hattest einmal den Plan entworfen Doktor zu werden, du wußtest, daß man nie Doktor werden kann, ohne feierlich in Latei-

niſcher Sprache disputirt zu haben. So viel ſich auch gegen dieſes Formale, vor dem Richterſtuhl der Vernunft, mag einwerfen laſſen, ſo ſteht es doch nicht in der Gewalt eines einzelnen Mannes eine ſolche Form abzuſchaffen, und er wird gegen ſelbige nie ungeſtraft anſtoßen dürfen. Es wäre dir ein Leichtes geweſen bei deinem herrlichen Gedächtniß, während deines Aufenthalts zu Würzburg und Jena, dich mit dieſer Sprache ſo innig vertraut zu machen, daß du mit jedem Profeſſor eine lateiniſche Fehde hätteſt mit Ehren beſtehen können. Was thateſt du hingegen? Gerade als hätteſt du über die Gewohnheit ſich lateiniſch zum Doktor disputiren zu müſſen, ſpotten wollen, vernachläſſigteſt du während deines Aufenthalts in der Fremde ſo gänzlich die Kultur der lateiniſchen Sprache, daß es dir ganz unmöglich ward, nur eine Zeile in dieſer Sprache korrekt zu reden oder zu ſchreiben, und doch übereilteſt du ſo ſehr dieſe Ceremonie, daß es gar nicht mehr daran zu denken war, dieſe Lücke nur etwas auszufüllen. Noch mehr. Du wähltest zu deiner Disputation eine Materie, welche Kenntniſſe vorausſetzte, die auf den meiſten Univerſitäten gar noch nicht in Umlauf gekommen ſind, und wobei Ideen zu Grunde liegen, welche auch ſelbſt angeſehenen Gelehrten noch zu wenig geläufig ſind, um Stoff zu einer Inaugural-Disputation abgeben zu können, und es iſt gewiß noch in Altdorf problematiſch, ob Unwiſſenheit, oder Spottſucht, dir dieſe Disputation eingegeben, oder ob es vielleicht gar ein Kunſtgriff war deine wenige Sprachkenntniß hinter einer ſo dunkeln Materie zu verbergen. So trat der Mann auf, auf den ganz Nürnberg und Altdorf die Augen geheftet hatte, disputirte, und disputirte ſich wenigſtens in Nürnberg um den Ruf eines Gelehrten. Ich weiß gar wohl, daß dir dieſes bei Männern, welche dich näher kannten, und welche den Geiſt von dem Buchſtaben zu unterſcheiden wiſſen, wenig ſchaden konnte: aber in ſo ferne du in das hieſige Collegium Medicinae zu treten geſonnen warſt, ſchadete es dir allerdings; da ohne dieſe mißlungene Disputation deine Feinde in dieſem Collegio ſich wohl hätten die Luſt vergehen laſſen

müſſen, deiner Aufnahme ſich geradezu entgegenzuſetzen; dieſer Umſtand aber machte ſie muthig und beherzt. Auch, in dieſer gegenwärtigen, ſo unglücklich ausgeſchlagenen Unternehmung, würde vielleicht jeder Andere, ſo tief er auch an Kenntniſſen und Geiſteskräften unter dir hätte ſtehen mögen, doch mit weit mehr Behutſamkeit zu Werke gegangen ſein. Er würde Perſonen, die mit den Geſchäften der Welt beſſer bekannt ſind, zu Rathe gezogen haben, ehe er ein ſo gränzenloſes Zutrauen dieſem Böſewicht gegeben hätte. Du aber, der du doch mit ſo vielen großen — auch in Geſchäften der Welt ſehr geübten Männern in freundſchaftlichen Verhältniſſen ſtehſt, haſt keinen einzigen von ihnen in einer ſo wichtigen Sache zu Rathe gezogen. Unverzeihlich iſt es, daß du nicht einmal an Graf Schimmelmann geſchrieben haſt, da ſich dieſer Schurke eines Geſandtſchaftspoſten zu Kopenhagen gerühmt hat. Ein einziger Brief von dieſem Herrn hätte die ganze Intrigue aufgedeckt, und dir und den Deinigen unendliche Leiden erſpart. Freund! Deine Ueberlegenheit über ſo viele — ſelbſt nicht unbedeutende Gelehrten im wiſſenſchaftlichen Fache, und die ausgezeichnete Achtung, welche Männer der erſten Größe in der gelehrten Welt einem ſo ſeltenen Genie zollten, hat dich ſtolz gemacht. Da Männer von ſo außerordentlichen Geiſtesgaben es nicht unter ihrer Größe hielten, manchmal, beſonders im philoſophiſchen Fache, deine Schüler zu werden, Männer, welche ganz Deutſchland unter ſeine größten Denker zählt, ſo wähnteſt du am Ende, daß die Natur dich nur dazu gemacht hätte, wohl Unterricht zu geben, aber nie welchen anzunehmen. Auch in dem Umgang mit andern Menſchen glaubteſt du ein genugſam geſchärftes Auge zu haben, um den Schurken von dem rechtſchaffnen Mann leicht unterſcheiden zu können. Dieſer Eigendünkel, verbunden mit deinem guten Herzen, dem es ſo ſchwer wird, gegen einen Mann, in dem es einen Freund zu erkennen glaubte, mißtrauiſch zu ſein, macht es mir möglich, mir zu erklären, wie dieſer Schurke dich ſo lange hinhalten konnte. Verzeihe, Freund! daß ich in dieſem Ton mit dir ſpreche

aber ich thue es, weil ich überzeugt bin, daß deine Seele nie empfänglicher war, als itzt, dieſen Erinnerungen in ſich Platz zu geben. Zu jeder andern Zeit würdeſt du ſie mit ſtolzem Lächeln zurückgewieſen haben. Dieſes ſei dir ein warnendes Beiſpiel. In dem Mund jedes Andern könnte dir dieſe Sprache mißfallen, aber in dem Munde eines Freundes, der deine ſchönſten Jugendjahre mit dir in der innigſten Vertraulichkeit durchlebt hat, der in den Grund deines Herzens, ſo wie in ſein eignes ſchauen durfte, vor dem du auch deine Schwächen nie zu verbergen ſuchteſt, ſo wenig er die ſeinigen dir zu verſtecken bemüht war, in dieſem Munde können dieſe Erinnerungen nichts Bitteres für dich haben. Wer ſoll uns denn die Wahrheit ſagen, wenn es ein Freund nicht thun darf? Dein Herr Schwiegervater hat mir deinen Brief an Waſhington gezeigt. So romanhaft auch dieſe Idee bei dem erſten Anblick ſcheint, und ſo wenig auch auf einen ſichern Erfolg gerechnet werden kann, ſo kann er doch von einigem Nutzen ſein. Mit deinem Kopf und deinen vielfachen Kenntniſſen wirſt du doch wohl noch einen Ort in Deutſchland finden, wo du dein Glück machen kannſt. Vielleicht trifft dich mein Brief in Klagenfurt. In dieſem Fall viele Komplimente an Herbert. Ich denke, der iſt dein wahrer Freund. Lebe wohl und bleib' auch abweſend mein Freund, ſo wie ich immer ſein werde.

Dein wahrer Freund Grundherr.

VII.

Herberts erſtem Briefe, den dieſe Sammlung darbietet, ſenden wir einige Worte voraus, welche das Verhältniß Erhards zu ſeinem Freunde näher andeuten mögen. Die Art von Geheimniß, welches Erhard in ſeinem biographiſchen Aufſatze durch die Erklärung bemerklich macht, daß er ſeine innere Lebensgeſchichte mit der erworbenen Freundſchaft Herberts abzuſchließen habe, findet jetzt nicht mehr den früher beſtandenen Grund. Daſſelbe vollſtändig aufzu-

hellen, dürfte jedoch auch gegenwärtig weder in unſrem Berufe, noch ſelbſt in unſrem Vermögen ſein. Allein wir ſehen uns in Gemäßheit einer durch vieljähriges Vertrauenverhältniß für dieſen Gegenſtand geleiteten Beurtheilung wohl befugt, den Leſer hier wenigſtens um einige Schritte weiter zu führen, da wir ihn alsdann auf gehörigem Standpunkte ſeiner eignen Sehweiſe wieder überlaſſen. Das Geheimnißvolle, Verſchwiegene, in dem Verfolg der inneren Lebensgeſchichte Erhards, kann nur die unabweislichen Verwickelungen betreffen, zu welchen mit der inneren Geiſtes- und Gemüthswelt die widerſprechenden äußeren Lebensgeſtaltungen ſich verflechten. Seine Verheirathung, ſeine bürgerliche Stellung, ſeine Vermögensumſtände, mußten einer Menge von Beziehungen nach außen ihr nahes Ziel ſetzen, welche von innenher mit allen Bedingniſſen eines lebendigen Fortſchreitens noch behaftet waren. Statt eines fortgeſetzten Aufſchwungs, ſo weit die reinſten und edelſten Kräfte zu eignem wie zu aller Menſchen Gewinn nur irgend kommen konnten, trat eine allſeitige Reſignation ein, die überall hemmen mußte, aber doch nirgend vernichten konnte. Solche Konflikte, welche, nach Erhards Geiſtesart, ſogleich eine innere Verarbeitung in erhöhtem Selbſtbewußtſein und erweiterter Weltanſicht empfingen, fanden ihre vertrauteſte Stärke, ihre möglichſte Erledigung, füglich in einer Freundſchaft, welcher ohnehin ſchon jeder kühnſte Gedankenflug ſich leicht vereinte. In den Bildern und Gefühlen, die den eigentlichen, ſtets erneuten Kern des Lebens bilden, welchen die Meiſten freilich unenthüllt durch ihre dunkeln Tage tragen, mag Erhard das gleichgeſtimmte Weſen Herberts, welches genug Reize der Aehnlichkeit und Verſchiedenheit darbot, als größten Lebenstroſt in ſich genährt und durchlebt haben, wenn auch ausdrückliche Bekenntniſſe darüber nicht vorhanden ſind, noch vielleicht je ſtatt fanden. Daß Herbert auch äußerlich ſeinem Freunde zum feſten Anhalt gedient, ihn, wie auch manchen Andern, nach Kräften durch Geldmittel unterſtützt, in welcher Hinſicht die

großartigste Unbefangenheit zwischen ihnen waltete, darf hiebei nur als Nebensache anzumerken sein. War Erhard aus freiem Geisteswirken, wie es ihm vorgeschwebt und zum Theil schon wirklich geworden, zur strengen Ausübung einer besonderen bürgerlichen Thätigkeit herabgedrängt, die er bei ihren reichen geistigen Bestandtheilen doch nur hinnehmen, nicht mit seinem höchsten Berufe für eins halten konnte, so war die Wendung, welche die Geschichte seines Herzens nahm, nicht günstiger. In seinem idealen Streben vorübergehend gestört, aber darum weder der höchsten Ansprüche desselben ledig, noch selbst ihre erscheinenden Gestalten entbehrend, knüpfte er ein Band, welches seinen augenblicklichen Neigungen zwar genügen, aber jene nicht auslöschen, noch zu ihnen zurückführen konnte. Hier war der Knoten von Erhards Schicksal unauflöslich geschürzt, durch abweichende Art und Richtung ein weiter Raum des inneren Zwiespalts eröffnet, und dem Betrachter dürfte bei diesem Beispiele vielleicht wie bei manchem andern der nachdenkliche Ausspruch einleuchten, daß für Männer, die irgend einem Höchsten unbedingt leben wollen, ein solches Band überhaupt nicht statt finden dürfe, da ein durchaus entsprechendes im einzelnen Fall kaum gehofft werden könne. Wir geben dieser Betrachtung für unsern Fall, wiewohl alle Personen, die er betrifft, schon verstorben sind, hier keine weitere Ausführung, und fügen nur noch hinzu, um sie nicht schlimmer deuten zu lassen, als sie an sich ist, daß Erhard späterhin noch seine Frau für die einzige erklärte, in die er im eigentlichen Sinne verliebt gewesen, und daß wir unter seinen hinterlassenen Schriften die Briefe derselben aus den ersten Jahren ihrer Verheirathung durch die Aufschrift aus nicht viel späterer Zeit bezeichnet fanden: Letters of a dear wife. — Was Herberts eignes Schicksal betrifft, so wird auch darüber mancher Aufschluß im Folgenden zu wünschen bleiben; der Selbstmord indeß, mit dem er endigte, liegt in den physischen und metaphysischen Zuständen, deren diese Briefe erwähnen, schon frühzeitig angedeutet. Wir

können dem edlen und kühnen Geiste, der so, indem er auf den Höhen der Spekulation schwebt, sich freventlich in ihren Abgrund stürzt, unser Bedauern wie unsre Bewunderung nicht versagen. —

---

177. An Niethammer.

(Von Franz Paul von Herbert.)

Klagenfurt, den 4. Mai 1794.

Mein innigstgeliebter Niethammer!

Ich bin vor zwei Tagen angekommen, und habe die Hände voll Arbeit, allein ich thue doch nichts, weil mir die Arbeit aus den Händen fällt, denn Lebensgeister fehlen mir, eine Melancholie hat sich meiner bemächtigt, über welche mich zu erheben, ich noch nicht vermocht habe, denn mir ist der Gedanke durch den Kopf gefahren, bei welchem Fadenende der verwirrte Knaul der gegenwärtigen Menschengeschichte anzufassen wäre, um wenigstens ein so erträgliches Gewebe daraus zu erzeugen, daß man, ohne inkonsequent zu sein, moralisch sein könne. Denn es ist einmal doch nicht vernünftig, auf einen Grund zu säen, der eine Sandbank ist, und bei dem ersten unausbleiblichen Regen verschwemmt werden muß; und Kinder sind wir doch auch keine, und ich kann halt keines sein, das sich über ein verlorenes oder zerbrochenes Spielwerk damit tröstet, daß es wohl wieder eines bekommen wird, denn ich weiß um so viel mehr als das Kind, daß dies zweite eben so gut zerbrechlich ist, und daher zerbrechen wird; wie unglücklich das Kind wäre, wenn es dieses vorsähe, so unglücklich bin ich, der ich es vorsehe. Es läßt sich vieles wider alles das einwenden, allein ich bitte Sie, ersparen Sie sich die Mühe, denn wir machen es doch nicht a posteriori aus, und was sich über diese Materie a priori sagen läßt, hat einen zu seichten Boden, es hält keinen Grund.

Fichte hat zu dieser meiner fatalen Stimmung einen großen Theil beigetragen, wieder ein Autor bis auf die Nagel-

ſpitzen, et voilà tout für mich, aber nicht für die Welt leider, denn durch ſeine mittelſt eines Geniezufalls (ich meine ſeine Kritik aller Offenbarung) errungene Autorität wird er viele Köpfe verwirren. Von nun an erkläre ich mich zum unverſöhnlichſten Feinde aller ſogenannten erſten Grundſätze der Philoſophie, und denjenigen, der einen braucht, zu einem Narren, der, wenn ihn der Paroxysmus angreift, aus ſeinem Grundſatz deducirt und ſyllogiſtiſirt. Meines Erachtens ſoll die Maxime und (wegen meiner mag das Kind den Namen tragen) der erſte Grundſatz eines jeden Menſchen und Philoſophen dieſer ſein: „Ich wünſche ein moraliſches Weſen zu ſein," und kann ihm der Stoff, den ihm das menſchliche Vorſtellungsvermögen a priori und a posteriori (wenn es noch nöthig wäre) darbietet, die Möglichkeit beweiſen, d. h. reiniget er dieſen Gedanken von allem Widerſpruch, ſo hat er alles gethan, was ſich in ſeinem Gebiete thun ließ, glaubt er dann doch nicht, ſo ſei er gleich einem Heiden und Publikan, mein Bekehrungsberuf hat für dieſen ſein Ende. Wie viel geht für die Philoſophie verloren durch einen dummen Neid um Kants Ruhm! Wo iſt Kants erſter Grundſatz, Kritik der Vernunft, habt ihr daran nicht genug, ſo iſt euch nicht zu helfen! Ja, mein lieber Niethammer, ich bitte, ich beſchwöre Sie, brauchen Sie Ihr vorzügliches Talent, Kants Lehre klar und deutlich darzuſtellen, dazu, daß Sie es thun; brauchen Sie aus Reinholds, Fichte's und eigener Weiſe, eine Sache begreiflich zu machen, ſo viel dazu, als es frommt; ſein Sie der Advokat der guten Sache, nur möge Sie der geſunde Menſchenverſtand vor einem einzigen abſoluten Princip bewahren, da, wenn es eins gäbe, es doch überflüſſig wäre, und bearbeiten lieber in dem Garten des Herrn Pflanzen, die der Wartung ſo ſehr bedürfen. Von Ihnen allein, wie ich wohl und gewiß weiß, wird es abhängen, ob Jena noch der Tempel der Philoſophie bleiben wird oder nicht, denn aus Fichte's abſtraktem Vortrag kann keiner klug werden, der vernünftig iſt. Ihre Weisheit und Politik wird Sie bewahren, ſich nie an Fichten zu reiben; wollen Sie

nie mehr sein als er, scheinen Sie immer von ihm zu lernen, beleidigen Sie seinen Ehrgeiz nicht, so wird kein Brodneid entstehen, und Ihr Verdienst wird von selbst so erkennbar sein, wie das Tageslicht; bleiben Sie simpler Lehrer und Leser der Kritik der reinen Vernunft ohne weitere Anmaßung, so kann Sie der blendende Ruf Fichte's höchstens einen Jahrgang beeinträchtigen. — Ich war auch in Bern, Lotte verdiente vielleicht Ihre Achtung, aber nie Ihre Liebe, denn dazu gehört Gegenliebe, von welcher nichts zu fühlen sie mir auf eine Art bekannte, die ich ihr zum Vorwurf machte, indem ich ihr ihre weibliche Eitelkeit und Eigenliebe so vorhielt, daß sie sich darüber ergrausen konnte, wenn sie wollte. —

Wollen Sie noch etwas wissen von meiner Reise, Lavatern, Fichten, der Sie sehr hoch achtet, von meinem lieben Erhard u. s. w. — so fragen Sie mich, oder diese Leute selbst.

(Von Erhard).

Nürnberg, den 10. Mai 1794.

Lieber Freund!

Weil ich den Brief offen erhalte, so will ich auch einige Worte beisetzen. Herbert hat über das eine Prinzip von einer Seite ganz Recht. Die Philosophie, die von Einem Grundsatz ausgehet, und sich anmaßt, alles daraus abzuleiten, bleibt auf immer ein sophistisches Kunststück, allein die Philosophie, die bis zum höchsten Grundsatz hinaufsteigt, und alles andere mit ihm in vollkommener Harmonie darstellt, nicht daraus ableitet, ist die wahre. Das höchste Prinzip ist die moralische Natur des Menschen, wer dies bewiesen haben will, für den giebt es keine Philosophie. Das ganze System des menschlichen Geistes läßt sich auch wohl noch aufstellen, allein wenn man glaubt, daß man es durch ein Prinzip finden und daraus ableiten könne, so klingt es mir gerade so, als wenn man aus der Anziehungskraft, nach deren Gesetzen sich das ganze Weltsystem seinen Bewegungen nach erklären läßt, die Welt-

körper insofern sie Materie besitzen, ableiten wollte. Kants Philosophie ist noch gar nicht herrschend bei seinen Jüngern, denn sie wollen die Vernunft daraus konstitutiv haben. Die Ideen werden von uns als a priori in uns erkannt, aber sie werden von uns nicht a priori, sondern analytisch erkannt, und da sie als Ideen ein Gattungsmerkmal haben, so glauben wir, wir haben sie durch dies Merkmal, das wir von ihnen abstrahirt, sogar aufgefunden. Ich habe einstens schon Reinhold darüber geschrieben, und ihm bewiesen, daß keine Theorie, sondern nur eine Analysis des Vorstellungsvermögens möglich ist. Jede Analysis eines Objekts giebt eine synthetische Erkenntniß der Form nach. Wir erlangen alle unsre synthetischen Urtheile durch Analyse. In Erfahrungswissenschaften ist dies evident, denn da entsteht das synthetische Urtheil, z. B. Gold löst sich nicht in Salpetersäure auf, offenbar aus der besondern Betrachtung der Eigenschaften, die den Totaleindruck Gold, der kein Urtheil (auch kein Begriff) ist, ausmachen; aber auch in der Metaphysik ist es wahr, denn da erlangen wir auch alle unsere Kenntniß durch Zergliederung der von uns ohne Reflexion gebildeten Begriffe. Wenn dies außer Acht gelassen wird, so konstruiren wir uns ein System der ursprünglichen Begriffe, anstatt daß wir das wirkliche erkennen. Weiter als Kant läßt sich nicht gehen, wenn man bloß auf Erkenntniß sieht, aber höher kann man hinaufsteigen, wenn man nur auf die Uebersicht dieser Erkenntniß sieht. Die höheren Prinzipien sind dann weder Prinzipien des Seins noch des Erkennens, sondern bloß des Darstellens. Nach diesen drei Rücksichten komme ich: 1) auf ein obsolutes Subjekt, Ich; 2) absolutes Objekt, Nicht-Ich; 3) absolutes Thun, Freiheit; und da stehe ich nun, und muß wieder hinab, wenn ich nicht bloß einen unendlichen Horizont haben, sondern wirkliche Gegenstände sehen will. Will ich aber in meiner hohen Region bleiben, so habe ich freilich Raum für alles logisch Mögliche, aber ich muß

Nachrichten von den ruſſiſchen Ereigniſſen ein, und mit welchen Kataſtrophen endete das Jahr! Der Eindruck war ungeheuer, die Spannung angſtvoll! wir waren einmal genöthigt, uns unſerer Lage bewußt zu ſein. Iſt ſeitdem alles wieder zu alltäglicheren Empfindungen zurückgeſunken, ſo bleibt doch der Geiſt über dieſen ſchweben, und ſieht den weiteren Dingen entgegen, die ſich unausweichlich an die begonnenen anreihen. Wie gerne theilt' ich Ihnen mit, was ſich mir an Betrachtungen über dieſe Gegenſtände aufdrängt! Aber es geht ſchwerlich an, am wenigſten heute, da ich zum Schluß eilen muß, weil der Kourier mir allzuſpät angezeigt worden, und wenn er vielleicht dennoch ſpäter geht, ich wenigſtens nicht darauf rechnen kann. Die Stürme, welche über die Handelswelt hingefahren ſind, dürften wahrlich auch der Rede werth ſein. Aber Sie geben mir zu, daß es im Gedränge unſerer Tagesfluthen unmöglich wird, den wichtigen Vorfällen hiſtoriſch nachzulaufen, Sie ſelbſt machen es klüger, indem Sie den Ereigniſſen einen Vorſprung abgewinnen, und ſie prophetiſch anzeigen. Hierin es Ihnen nachzuthun, wäre mir unendlich reizend, aber ich beſorge, meine Prophezeihungen könnten Ihnen meiſt doch nur Geſchichte ſein; wohin rechnen Sie zum Beiſpiel die Behauptung, daß die heilige Allianz in den letzten Zügen liege? Am Ende haben Sie dieſelbe ſchon begraben! Nun, ſo ſehr eilen wir hier nicht, wir laſſen, aus Furcht Scheintodte zu begraben, die Abgeſchiedenen ſo lange liegen, bis uns die Verweſung in die Naſe dringt. Welche neue Verwickelungen knüpfen ſich indeß mit den portugieſiſch-braſilianiſchen Angelegenheiten für England an! Und welche Verwirrung drohte der vielleicht noch immer nahe Todesfall in Oeſterreich!

Bei uns iſt ziemlich alles wie es war, mir wenigſtens iſt nichts aufgefallen; es geſtaltet ſich immer hin und wieder

nicht zähmen, wenn mir der Untenstehende hinaufruft, daß es nicht wirklich ist. — Schiller wird dir erzählen, wie wir zusammen reisten. Lebe wohl.

Dein Erhard.

178. Von Schiller.

Jena, den 26. Mai 1794.

Inliegender Brief, lieber Freund, ist bei mir an Sie abgegeben worden. Möchte er Sie noch in Nürnberg treffen! Wir sind hier glücklich angekommen, und ich sehe nun einer ruhigen Existenz im Schoß einer philosophischen Muße entgegen. Fichte hat bereits seine akademische Laufbahn angefangen, und man drängt sich zu seinen Vorlesungen. Ohne Zweifel hat er Ihnen schon selbst sein Programm zugeschickt, sonst würde ich es beigelegt haben.

Möchte nun auch Ihr Schicksal Sie glücklich führen, geliebter Freund, daß Ihre Geisteskräfte sich nicht im Kampf mit den Umständen zu verzehren brauchen. Vor allem folgen Sie meinem Rath, und lassen Sie vor der Hand die arme, unwürdige und unreife Menschheit für sich selbst sorgen. Bleiben Sie in der heitern und stillen Region der Ideen, und überlassen Sie es der Zeit, sie ins praktische Leben einzuführen. Und wenn es Sie ja kitzelt, außer sich zu wirken, so machen Sie den Anfang mit dem Physischen, und kuriren die Körper derer von der Gicht und vom Fieber, deren Seelen inkurabel sind.

Bei mir ist ein Plan zu einem großen literarischen Journal im Werke, und wird auch schon mit einem Verleger deßwegen traktirt, zu welchem die besten Köpfe der Nation vereinigt mitwirken sollen. Weil Einer dem Andern Kredit verschafft, so wird man im Stande seyn, jedem Mitarbeiter größere Anerbietungen zu machen, als bei irgend einem andern Werk möglich ist, und unter 4 Louisd'or für den Bogen wird das Honorar nicht betragen. Ich zähle dabei sehr auf Ihre Beiträge, lieber Freund. Den Plan zum Ganzen will ich Ihnen, sobald er ausgegeben wird, übersenden. Lassen Sie

mich Ihre Adreſſe wiſſen, ehe Sie Nürnberg verlaſſen. Meine Frau grüßt Sie freundlich und wünſcht, daß Sie ſie in gutem Andenken behalten mögen. Ganz der Ihrige

Schiller.

179. An Niethammer.

Nürnberg, den 12. Juni 1794.

Lieber Freund!

— Mir iſt vor dem Skeptiker nicht bange, ſo lange ich kein Sophiſt bin. Man mag ſagen was man will, es bleibt richtig, daß der Skeptiker an ſeiner eignen Exiſtenz zweifeln muß; denn, hebt er alle Kauſalverhältniſſe auf, ſo bleibt ihm auch kein denkbarer Begriff von ſich, denn er hat keinen andern Beweis für ſein Subſtratum als für das der andern Gegenſtände. In dieſer Rückſicht iſt alſo alle Mühe mit dem Skeptiker verloren, und die Philoſophie vermag ſchlechterdings nichts über einen Menſchen, über den das allgemeine Menſchengefühl nichts vermag. Der konſequente Skeptiker handelt ſchon inkonſequent, wenn er nur mit jemand ſpricht, und ſich Mühe giebt, einen Biſſen Brod zu eſſen, — er weiß ja nicht, ob es ihn nährt. Die Theorie und Widerlegung des Skepticismus liegt in folgendem Vernunftſchluß:

Kein allgemein bejahender Satz iſt wahr.
Atqui dieſer Oberſatz iſt ein allgemein bejahender Satz.
Ergo —

Du wirſt nicht übel thun, das Sonderbare dieſes Vernunftſchluſſes, der keinen Fehler in der Form hat (wie Lambert annahm, ohne es beweiſen zu können), und wo doch die Konkluſion den Oberſatz aufhebt, näher zu betrachten; um ihn zu erklären, muß man die Kritik der reinen Vernunft verſtanden oder ſie geſchrieben haben. Lebe wohl.

Dein Freund Erhard.

180. An Niethammer.

Nürnberg, den 6. August 1794.

Ich bin noch in Nürnberg, und bleibe noch ein paar Wochen; der Grund ist die besondere Lage der Dinge, ich scheue Wien, bis die jetzige Krise vorbei ist, und ich verlasse eben so wenig gern Nürnberg, bis ich weiß, woran ich bin.

Dein Brief wurde gleich abgegeben, und kam auch glücklich an. Zu meiner Schrift über die Philosophie habe ich nun den Entwurf gemacht, sie erhält den Titel: Arkesilas, und besteht aus Briefen und Gesprächen. Ich habe sie Forberg angetragen. Ich werde so weit möglich den alten Arkesilas auftreten lassen. Es gilt, darinnen exoterisch aller Philosophie, die mehr als Philosophie sein will; esoterisch (in Gesprächen) wird das durch Kant geläuterte Christenthum als die einzige nöthige Philosophie aufgestellt. Ich hoffe, mit allen Systemen fertig zu werden, und dem Skepticism einen vollständigen Sieg über alles Theoretische zu verschaffen, und ihn aber dann in seiner fürchterlichen Einsamkeit nicht zu verlassen, sondern ihm von der praktischen Vernunft Trost und Hülfe zu verschaffen. Ich wünsche dir bald Entscheidung deines Schicksals. Lebe wohl.

Dein Erhard.

N. S. Grüße mir Schiller und Schillerin recht innig, wenn du hin kommst.

181. Von Schiller.

Jena, den 8. September 1794.

Ich kann den Professor Paulus nicht durch Nürnberg reisen lassen, ohne Sie, mein theurer Freund, mit ein paar Zeilen zu begrüßen. Man sagte mir kürzlich, daß Sie noch da wären, und ich wünsche es von Herzen, weil die gegenwärtigen Aspekten im Oesterreichischen nicht sehr günstig sind. Ich fürchte selbst für Herbert, denn ein Mensch wie er muß den Freunden der Finsterniß natürlicherweise ein Dorn im Auge sein.

In unserm Musensitze ist alles ruhig, und Fichte ist noch in voller Arbeit, seine Elementarphilosophie zu vollenden. Ich bin überzeugt, daß es nur bei ihm stehen wird, in der Philosophie eine gesetzgebende Rolle zu spielen, und sie um einen ziemlich großen Schritt vorwärts zu bringen. Aber der Weg geht an einem Abgrund hin, und alle Wachsamkeit wird nöthig sein, nicht in diesen zu stürzen. Die reinste Spekulation gränzt so nahe an eine leere Spekulation, und der Scharfsinn an Spitzfindigkeit. Was ich bis jetzt an seinem System begreife, hat meinen ganzen Beifall, aber noch ist mir sehr vieles dunkel, und es geht nicht bloß mir, sondern Jedem so, den ich darüber frage.

In einem Publikum, das Fichte zu gleicher Zeit liest, hat er sehr herrliche Ideen ausgestreut, die eine Anwendung seiner höchsten Grundsätze auf die Menschen in der Gesellschaft enthalten.

Das Journal, von dem ich Ihnen schon geschrieben habe, kommt nun ganz gewiß zu Stande, und schon sind, außer Fichte noch Garve, Engel, Goethe, Herder, Jacobi und mehrere Andere als Mitarbeiter beigetreten. Das Honorar ist 4 Louisd'or. Aber alle politischen und Religion betreffenden Aufsätze sind durch unsere Statuten ausgeschlossen. Ich hoffe, mein lieber Freund, bald einmal etwas von Ihnen zu erhalten. Nur richten Sie es so, daß es für ein Publikum paßt, welches wenige scientifische Kenntnisse mitbringt, und nichts als einen natürlichen Verstand und einen guten Geschmack besitzt.

Mit meiner Gesundheit geht es weder besser noch schlechter, aber an Thätigkeit fehlt es mir nicht, und der Geist ist heiter. Meine Frau und Schwägerin sagen Ihnen einen freundschaftlichen Gruß. Von ganzem Herzen der Ihrige

Schiller.

182. Von Schiller.

Jena, den 26. Oktober 1794.

Mit der Nachricht, daß Sie in Nürnberg zu bleiben entschlossen sind, haben Sie mir, mein lieber und theurer Freund, eine recht große Freude gemacht, und eine nicht geringere durch die vielen Winke, die Sie mir von Ihrer Aktivität gegeben haben. Auf die Ausführung Ihrer Ideen bin ich äußerst begierig, und das wenige, was Sie mir davon schreiben, spannt meine Erwartung sehr.

Die Ableitung des Eigenthumsrechts ist jetzt ein Punkt, der sehr viele denkende Köpfe beschäftigt, und von Kanten selbst, höre ich, sollen wir in seiner Metaphysik der Sitten etwas darüber zu erwarten haben. Zugleich höre ich aber, daß er mit seinen Ideen darüber nicht mehr recht zufrieden sey, und deßwegen die Herausgabe vor der Hand unterlassen habe.

Gegen Ihre Postulation der Gottheit bei Ableitung des Rechts der ersten Possession habe ich dieses einzuwenden, daß Sie einen Zirkel begehen, und die Gottheit bloß darum herbeirufen müssen, weil Sie sie schon vorausgesetzt haben. Sie sagen: was berechtiget mich eine rem nullius zu der meinigen zu machen? Ich frage, was hindert Sie daran? Wie können Sie überhaupt hier nach einem Rechte fragen, wenn Sie nicht schon vorausgesetzt haben, daß Gott der Eigenthümer und gleichsam der Lehensherr des Bodens ist, den Sie sich zueignen wollen? Recht ist ein Begriff, der nur auf dies Verhältniß eines moralischen Wesens zum andern anwendbar ist, und um also bei einer res nullius an ein Recht zu denken, müssen Sie schon eine Gottheit gesetzt haben. — Fichte scheint hier in Jena bald einen harten Stand zu bekommen. Er hat einen alten guten Freund von Leipzig her, Weißhuhn, hieher nach Jena zu ziehen veranlaßt, der ein sehr philosophischer Kopf sein soll. Dieser Weißhuhn ist aber sehr hart hinter dem Fichtischen System her, erklärt es rund heraus für einen subjektiven Spinozism, und wird dagegen schreiben. Ich selbst habe ihn noch nicht kennen lernen, aber alle Urtheile

ſtimmen überein, daß er einen entſchiedenen Beruf zum Philoſophiren habe.

Ich bin gegenwärtig noch ſehr mit der Analytik des Schönen und einer Art von Elementarphiloſophie für die ſchönen Künſte beſchäftigt, welche den Hauptgegenſtand meiner Beiträge zu den Horen ausmachen wird. Zugleich hat ſich zwiſchen mir und Goethen eine wiſſenſchaftliche Korreſpondenz darüber angefangen, welche die Sache ziemlich in Bewegung bringt, und wovon wir auch einmal in den Horen Gebrauch machen wollen.

Im erſten Stücke dieſes Journals werden Sie einen Aufſatz von mir über die äſthetiſche Erziehung des Menſchen finden, wo neben verſchiedenen kleinen Ausfällen auf die Herren Politiker (auf der Philoſophenbank) auch einiges iſt, was ich meinem Freund Erhard an's Herz lege.

Auf Ihre Ideen über Plato freue ich mich. Können Sie ſie auf eine ſchickliche Art in mehrere kleine Aufſätze theilen, ſo iſt es mir lieber, als wenn Sie einen einzigen unter dem nämlichen Titel ausmachen. Ihren Freund Grundherr bin ich ſehr neugierig näher kennen zu lernen.

Meine Schwägerin iſt nicht mehr hier, ſondern in Stuttgart, und zwar verheirathet mit dem würtembergiſchen Legationsrath von Wolzogen. Meine Frau empfiehlt ſich Ihnen und Ihrer Frau beſtens. Ihr Schiller.

183. An Niethammer.

Nürnberg, den 2. November 1794.

— Für die Horen iſt meine Kritik der Platoniſchen Republik beſtimmt. Herr Jacob hat ſich nicht an mich gewandt, und wird es ſchwerlich thun, weil ich nicht glaube, daß er mich kennt, ich würde ihm aber auch nichts liefern. Recenſionen würde ich am liebſten liefern, und die ſchon verſprochene Apologie des Teufels.

Daß du dich in der Philoſophie orientirſt, iſt mir ſehr lieb, ſo habe ich doch wenigſtens Einen, der mit mir die Fahrt an den Küſten der Geſchichte, der Erfahrung und des Ge-

fühls macht, da die andern Herren alle in die weite See auf den Leviathansfang ausgehen. Wer Erfahrung läugnet, mit dem ist nicht zu reden, denn selbst die Vorstellung kenne ich nur als Erfahrung. Das setzende Ich aber, mit allen seinen Wechselbälgen oder Wechselwirkungen, kann setzen was es mag, ich werde mich nur hüten, nicht darein zu treten. —

Von Nürnberg werde ich so leicht nicht weggehen, ich lebe hier ganz frei, und nach Oesterreich, da nun die Toleranz aufgehoben wird, und sich alle protestantischen Geistlichen noch in diesem Jahr entfernen sollen, kann ich wohl gar nicht —.

Fleißig werde ich hier seyn, um meinen schon vor Jahren gefaßten Plan einer Theorie der Gesetzgebung vielleicht noch in meinem Leben auszuführen, darauf zielen alle meine Bemühungen, an deren Erfolg ich, wenn nur keine andern Hindernisse zu überwinden wären, gar nicht zweifeln würde, sollte auch kein allgemeingeltendes Prinzip der Philosophie außer der moralischen Natur des Menschen gefunden werden. Hume war der Widerlegung werth, weil er Erfahrung zugab, und nur die Erfahrung einer Kausalverbindung läugnete. So konsequent, als er im Aenesidemus vorkommt, wo ihm die Schlußart zugeeignet wird: Die Kausalität wird nicht erfahren, ohne sie läßt sich aber nichts Objektives erfahren, also läßt sich nichts Objektives erfahren, — finde ich ihn nicht. Er schließt nur so: Die Kausalverbindung ist der Grund, auf dem wir unsere Kenntnisse über Thatsachen hinaus erweitern wollen, sie hat aber selbst keinen Grund, also auch diese Erweiterung nicht. Wird Hume'n bewiesen, daß gar keine Thatsache ohne das Verhältniß zu denken ist, so ist er widerlegt, und dies that Kant. Abicht in seinem Hermias giebt auch ein neues Prinzip, das heißt: Beseelung ist uns als etwas so und nicht anders zu denken Gegebenes. Dies Prinzip hat den Vortheil, daß es Alle annehmen können, ohne sich zu vereinigen, denn es kann jeder behaupten, ihm ist sie recht zu denken gegeben, oder er sei so aufrichtig, es zu sagen. In einigen Jahren wird man diese Schriften zum Spaß lesen, um etwas zum Lachen zu haben. — Wenn nur auf Fichte's

System kein Angriff geschieht, den er glaubt, abschlagen zu müssen, denn ist er für die Welt verloren, und das wäre Schade. Kommen keine Leidenschaften in's Spiel, so sieht wohl er selbst noch ein, daß er alles zu unterst und oberst kehren wollte, um zu zeigen, daß dies das Ich that, woran Niemand zweifelte. Das Richtige des Fichtischen Systems ist die weiter als bisher getriebene Analysis der Handlungen bei den Urtheilen. Sonst glaube ich nicht, daß die Philosophie einen Gewinn davon zieht. Lebe wohl.

Dein Erhard.

Von Schiller.

Jena, den 5. Mai 1794.

Das unglückliche Schicksal Ihres Freundes geht mir sehr zu Herzen, und lebhaft fühle ich mit Ihnen das Peinliche dieser Lage, wo Sie zusehen müssen, wie ein Freund, dem Sie geholfen haben würden, das Opfer des Unverstandes wird. Doch nach Ihrer eigenen Beschreibung gebe ich noch nicht alle Hoffnung auf, denn grade deßwegen, weil der ganze Anfall den Dekursus einer hitzigen Krankheit hat, so kann man hoffen, daß er auch eher eine Krise habe und in keine eigentliche Manie übergehen werde.

Sind es denn die Menschen werth, daß ein geschickter Mann ihretwegen sich aussetze, seinen Verstand zu verlieren? Wahrhaftig sie sind es nicht.

Mich freut es sehr, mein Lieber, daß Ihre Denkungsart sich auf den gemäßigten und ruhigfesten Ton gestimmt hat, den ihre neuesten Arbeiten unverkennbar zeigen. Nach und nach, denke ich mir, sollen Sie sich ganz und gar von dem Feld des praktischen Kosmopolitism zurückziehen, um mit Ihrem Herzen sich in den engeren Kreis der Ihnen zunächstliegenden Menschheit einzuschließen, indem Sie mit Ihrem Geist in der Welt des Ideals leben. Glühend für die Idee der Menschheit, gütig und menschlich gegen den einzelnen Menschen, und gleichgültig gegen das ganze Geschlecht, wie es wirklich vorhanden ist — das ist mein Wahlspruch.

Wenn Sie mir erlauben, auſser denjenigen Stellen, welche in Ihren Briefen über Plato's Republik die ganze Korrespondenz einleiten, noch hie und da einen Ausdruck zu ändern, der für die Leser der Horen zu fremd sein könnte, so kann ich Ihren Beitrag ganz gut für die Horen gebrauchen. Einem andern Journal gönne ich ihn nicht; auch wünschte ich, daß Ihnen der Vortheil des gröſseren Honorars nicht entzogen würde. Ich kann Ihnen für alle Ihre Aufsätze, sobald solche nur für unser Publikum popular genug sind, 5 Louisd'ors pr Bogen auszahlen lassen.

Was meine Theorie betrifft, wie ich sie in den ästhetischen Briefen aufzustellen angefangen, so hoffe ich, daß nach und nach jede Zweideutigkeit verschwinden soll. Ich bin auf ein ausführliches Urtheil vom alten Kant sehr begierig, der mir versprochen hat, die Briefe zu studiren und mir dann seine Meinung davon zu sagen. Beim ersten Durchlesen war er recht wohl damit zufrieden, wie er schreibt. Dem Verfasser des Aufsatzes über den Geschlechtsunterschied läſst er mehr Gerechtigkeit widerfahren, als Sie, ob er gleich Zweifel gegen seine Behauptungen äuſsert.

Adieu, lieber theurer Freund. Meine Frau grüſst Sie herzlich, und wir beide wünschen Ihnen Aufheiterung und guten Muth. Möchten wir einander bald wieder eine Zeitlang genieſsen. Ganz der Ihrige

Schiller.

185. Von Charlotte Schiller.

Jena, den 9. Mai 1795.

Dieser beiliegende Brief, den ich Ihnen schon früher zuschicken wollte, hätte mich immer veranlaſst, Ihnen einige Zeilen zu schreiben. Ihr letzter Brief an Schiller bestimmt mich aber, es noch eiliger zu thun, denn ich möchte Ihnen gern sagen, daß mein Antheil recht innig ist, den ich an den unangenehmen Zufällen nehme, die Sie betrüben, und mit Recht betrüben müssen. Ist denn keine Hoffnung zur Besserung übrig? Ich fühle, wie Sie dabei leiden.

Da der Künstler, dessen Brief folgt, schon mehrere Aufsätze im deutschen Merkur über Beurtheilung von Kunstwerken gegeben hat, und man mit ihm zufrieden war, da auch außerdem seine Lage so ist, daß er gern durch andere Mittel, als seine Kunst, sich seine Existenz erleichtert, weil in Rudolstadt wenig zu thun ist für die Künste, und er gut schreibt, auch seine theoretischen Kenntnisse größer sind, als die praktischen, so glaube ich, es wäre vielleicht ein taugliches Subjekt für das Künstlerjournal, und habe ihm die Anzeige geschickt. Sie werden nun selbst aus seinem Briefe das Uebrige sehen; es wäre mir lieb, wenn er brauchbar wäre. —

Ich möchte wohl, Sie könnten hier wohnen, wir haben schon oft davon gesprochen, daß es uns freuen würde und lieb wäre.

Was machen Ihre Kinder? mein Kleiner ist recht wohl und groß, und entwickelt sich nach und nach, mit dem dreizehnten Monate lernte er allein gehen, bekommt die Zähne sehr glücklich, und hat diesen Winter die Blattern überstanden, und ohne sehr krank zu sein; er macht uns manche frohe Stunde mehr, seine Gemüthsanlagen sind auch so, daß er leicht zu leiten ist, er ist biegsam, und weich, und gutmüthig.

Meine Schwester ist wohl, und sehr zufrieden in Stuttgart; hat sie Ihnen noch nicht geschrieben? Herberts Schicksal geht mir auch nah, nach dem, was Baggesen sagte, hat er viel verloren. Leben Sie wohl, ich wünsche Ihnen den Trost, Ihren Freund wieder wohl zu sehen. Erhalten Sie mir Ihr Andenken, und sein Sie von dem meinigen versichert. Charlotte Schiller.

186. An Niethammer.

Nürnberg den 11. Mai 1795.

Lieber Freund!

Die Recension von Fichte's Beiträgen kann ich dir wohl schwerlich mehr in's dritte Heft liefern, weil ich das Buch

etwas, aber es bleibt in engen Schranken und nährt sich im Stillen; selbst was am Hof und in den Ministerien geschieht, behält am liebsten diesen Karakter.

Von meinen persönlichen Verhältnissen lassen Sie mich schweigen, es ist keine Freude dabei und ich weiß kaum recht, ob noch ein Wunsch darauf gerichtet sein soll, ich könnte meine Stellung fast eine romantische nennen, was für eine, die politisch sein sollte, allerdings nachtheilig genug klänge. Was Ihre Anfragen betrifft, mein theurer Freund, so wird Ihnen wohl Herr von Stägemann die gewünschte Auskunft geben; das Geld liegt ohne Zweifel für Sie in der Kasse bereit, und Sie brauchen dasselbe nur anzuweisen; auch von Verbesserung habe ich reden hören, ich kann aber nach diesen Dingen nicht füglich genauer fragen, ohne vielleicht schädlich zu werden, daher Sie das Zuverlässige sicherer von unserm Freund erfahren. Mir leider erfüllen sich die gemachten Versprechungen nicht, möge es Ihnen besser ergehen! —

Rahel grüßt Sie von ganzem Herzen. Herr Dr. Gans ist Professor an der hiesigen Universität geworden, er empfiehlt sich ihnen bestens. Nächstens kömmt mein Schwager Ludwig Robert nach Paris, den lassen Sie sich freundlichst empfohlen sein.

Ich muß enden, die Stirne brennt mir und die Hand zittert. — Leben Sie wohl mein geliebter, verehrter Freund, seien Sie gesund und fröhlich und gedenken Sie treulichst Ihres bis zum letzten Lebenshauch Ihnen

herzlichst zugethanen

K. A. V. v. E.

Es schneit und regnet seit zwei Tagen; vorher tobte eine Woche lang der grimmigste Nordostwind; das muß uns alles für Frühling gelten, der am 21. anfing, aber keine

noch nicht einmal durchgelesen habe, aber für das vierte verspreche ich sie dir gewiß. Ich habe schon gefunden, daß die Beiträge Anlaß zu einer ausführlichen Recension, oder vielmehr zu einigen kleinen Abhandlungen geben.

Die Revolution, die die kritische Philosophie in der Moral (nicht den Kompendien derselben) gewirkt hat, habe ich noch gar nicht bemerkt, denn sogar die Kompendienschreiber vergessen sich, wenn sie über besondere Gegenstände schreiben, und stimmen mit der alten Leyer. Meine Darstellung würde also nicht tadelnd ausfallen. Zum zweiten muß ich dir sagen, daß ich, außer Lorenz Lesebuch und Gebhard über's Wohlwollen und ein paar Piecen, was ich alles geschenkt bekam, keine von allen neuesten moralischen Schriften besitze. Ich bin in der Kantischen Philosophie gleichsam ein Pietist, ich kann nichts außer Kant für rechtgläubig darin erkennen.

Herrn Prof. Maaß kenne ich als Moralphilosophen noch nicht, ich überlasse mich aber gerne deiner Wahl, nur muß ich dich bitten, dafür zu sorgen, daß meine Abhandlung über die Alleinherrschaft damit verbunden werden, und daß sich mein Recensent etwas Mühe geben möchte, keinen Widerspruch in beiden Abhandlungen zu finden.

Den Aufsatz Maimons will ich recensiren, aber ich kann es dir nicht sogleich versprechen. Günstig kann das Urtheil nicht ausfallen, denn wenn gleich sehr viel Treffliches darinnen ist, und ich ihn mit Vergnügen las, so scheint mir doch das Abweichende von Kant bloße Neuerungssucht. Deinen Aufsatz will ich mit verbinden.

Erhalte ich deine Schrift zur Recension, so will ich sie gewiß mit aller Aufmerksamkeit lesen, mit Muße prüfen, und mit Gerechtigkeit beurtheilen.

Was Herbert betrifft, so glaube ich wohl, daß Baggesen übertrieben hat, und daß er nur nicht außer seinem Versprechen zu Diensten sein wollte. Gewinnen kann er nicht viel, weil der Krieg den Verschleuß hindert. Derangirt ist er aber in seinen Handlungsgeschäften nicht, das

saur

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR 3-598-53028-5
VARNHAGEN VON ENSE,K.A. FN. 1226/051

weiß ich von Kaufleuten, aber was er übrigens für Unannehmlichkeiten haben muß, ist daraus zu ersehen, daß er mir sagen läßt, nicht an ihn zu schreiben, bis er mich avisirte.

Durch Herrn Fabricius, einen Studenten, habe ich erfahren (aus Briefen, die er erhielt), daß Fichte so gemißhandelt wurde, daß er flüchten mußte, ist es wahr? — Lebe wohl. Dein Erhard.

187. Von Schiller.

Jena, den 17. Juli 1795.

Nur zwei Worte, lieber Freund, zur Begleitung dieses Paquets. Ich leide schon mehrere Wochen fast anhaltend an meinen Krämpfen, und habe die Feder ganz weglegen müssen. Sie erhalten hier die bisher herausgekommenen Horenstücke. (Jedes Stück, worin etwas von Ihnen enthalten ist, erhalten Sie gratis, und sobald wir Sie unter die fleißigen Mitarbeiter zählen dürfen, bekommen Sie den ganzen Jahrgang ohnehin frei.) Diese sechs Stücke hatte ich noch übrig, sie werden Ihnen also nicht verrechnet.

Ihr Aufsatz wird in acht Tagen, denk' ich, gedruckt sein. Er fängt das siebente Stück an. Ich wünsche, daß Sie mit meiner Redaktion desselben, auf die ich freilich nicht viel Zeit wenden konnte, zufrieden sein möchten.

Melden Sie mir, ob ich Ihnen das Honorar für diesen Aufsatz gleich baar soll bezahlen lassen. Nach unserer Einrichtung wird von einer Ostermesse zur andern Abrechnung vorgenommen. An diese Uebereinkunft brauchen Sie sich aber nicht zu binden.

Recht verlangend bin ich auf etwas Neues von Ihrer Hand. Lassen Sie mich nicht allzulang darauf warten.

Ganz der Ihrige Schiller.

188. Von Schiller.

Jena, den 8. August 1795.

Hier, lieber Freund, das siebente Stück. Möchten Sie mit Ihrem Aufsatz zufrieden sein, so wie ich ihn herausstaffirt habe.

Beiliegende Anweisung senden Sie an die Cotta'sche Buchhandlung in Tübingen, und die Bezahlung wird immediat erfolgen.

Ein andermal mehr. Heute habe ich eine schreckliche Briefexpedition.

Ganz der Ihrige

Schiller.

189. Von Schiller.

Jena, den 14. September 1795.

Hoffentlich, lieber Freund, ist das Geld aus Tübingen jetzt längst in Ihren Händen, denn Cotta schrieb mir vor vier Wochen, daß er bloß Ihren Schein erwarte, um es Ihnen zu senden. Sollten Sie es nicht haben, so schreiben Sie es mir ja mit erster Post, und ich will es Ihnen dann unmittelbar ausbezahlen.

Von Michaelis werden Sie mit nächstem befriedigt sein. Ich weiß nun die Geschichte der retardirten Bezahlung ausführlich. Michaelis ist unschuldig, und die Sache hat sich zu seiner völligen Rechtfertigung aufgeklärt. Er mußte von Strelitz abreisen, und gab an dem Tage 1000 Thlr. auf die Post an David Friedländer in Berlin, der davon die nöthigen Zahlungen besorgen sollte. Aber der Mensch, dem er die Führung seiner Geschäfte während seiner Abwesenheit übergab, ließ sich die 1000 Thlr. gegen den Postschein, den er in Händen hatte, auf der Post zurückgeben, und verschwendete sie. Eben dieser Mensch hielt alle Briefe zurück, welche von Michaelis hieher geschrieben und an ihn eingeschlossen waren, so wie die, welche an Michaelis einliefen. Die Sache ist juridisch verificirt, und mir von einer ganz sichern Hand notificirt worden. Sie kön-

nen sich also, was diesen Posten betrifft, vollkommen beruhigen.

Ich bin auf den Aufsatz, den Sie für die Horen versprochen, begierig. Sorgen Sie nur dafür, daß er sich ohne Voraussetzung vieler abstrakten Kenntnisse lesen läßt, denn man wirft den Horen von allen Orten her vor, daß sie zu viel moderne Methaphysik enthielten. Dieser Vorwurf trifft auch meine ästhetischen Briefe, daher ich von dieser Materie nichts mehr einrücken werde. Ich wünschte etwas im Geschmack Ihrer Gespräche Mimers von Ihnen.

Ihre Verhältnisse in Nürnberg, so wie überhaupt Ihre ganze dortige Existenz, ist mir ordentlich drückend, sie setzt Sie in die Nothwendigkeit, von der Schriftstellerei zu leben, und entfernt Sie viel zu sehr von der Medicin, die doch in jedem Betracht vorzuziehen wäre. Wäre denn keine Aenderung möglich?

Von Ihrem Journal der Künste habe ich noch immer nichts zu Gesicht bekommen können. Ich fürchte aber, Sie werden wenig Unterstützung dabei finden, denn in diesem Fache sind sowohl Mitarbeiter als Leser und Liebhaber dünne gesäet, und etwas Vorzügliches könnte, da man nothwendig Zeichnungen damit verbinden müßte, ohne große Kosten nicht ausgeführt werden.

Leben Sie recht wohl, und behalten Sie bei allem guten Muth. Ihr Schiller.

190. An Niethammer.

Nürnberg, den 28. Oktober 1795.

Ich war in Erlangen, habe aber in einem Tag wenig ausrichten können. Wenk weiß noch nicht, ob er abgehen oder bleiben wird. In der Theologie ist bis jetzt alles Nöthige besetzt, und es scheint nicht, daß die Universität sehr in Aufnahme kommen wollte. Der Ton unter den Purschen ist kleinstädtisch.

— Schiller scheint meine Aufsätze über die Gesetzgebung für die Horen zu hoch zu finden, und ich will sie da-

her, wenn er sie nicht bald abdruckt, abfordern, um sie dir zu geben. Ich freue mich überhaupt nicht der Gesellschaft, die sie in den Horen haben, die meisten Aufsätze in ihnen sind bloßer Meteorismus, und die Gedichte, außer den Elegieen und Episteln und einigen Epigrammen, unter der Kritik.

Meine Kritik der Fichtischen Beiträge wird von Vielen Maimon zugeeignet. Einige Sätze mögen dazu Gelegenheit gegeben haben, die ich aber nicht entlehnte, sondern schon im Merkur angedeutet hatte. Lebe wohl.

Dein Erhard.

191. Von Charlotte Gräfin von Schimmelmann.

Kopenhagen, den 10. November 1795.

Schon so lange bin ich Ihnen eine Antwort auf Ihre Briefe schuldig, lieber Herr Doktor Erhard, daß ich es kaum wage, Ihnen meinen Dank dafür zu sagen, und doch ist es meinem Herzen ein wahres Bedürfniß, Ihnen für diesen Beweis Ihrer Erinnerung und Freundschaft einen recht herzlichen Dank zu sagen. Daß ich an Ihrem Schicksal einen wahren Antheil nehme, brauche ich Ihnen wohl nicht zu sagen. Möchte ich doch bald bessere Nachrichten von Ihnen erhalten, auch von Ihrem Freunde, den Sie in einer so traurigen Lage sahen — fast fürchte ich, daß kaum Rettung für ihn zu hoffen sei.

Die Ursachen meines Stillschweigens sind vielfältig gewesen, — ich war nicht wohl, als ich Ihren Brief erhielt, — Baggesen war auf kurze Zeit ohne seine Frau bei uns, ich hoffte, daß Sie durch ihn Nachrichten von uns erhalten würden, — im September mußte ich plötzlich nach Hamburg reisen, wo ich meine Schwiegermutter, die Gräfin Schimmelmann, fast sterbend an der Wassersucht fand, doch sie wurde durch die Punktirung gerettet, und der gute geschickte Hensler verspricht uns eine gute Verlängerung ihres Lebens, — sie selbst schätzt es weniger, als wir und so viele ihrer Freunde; sie ist ein wahrer Engel, und lä-

chelnd sah sie den nahenden Tod. — Wir blieben in der Gegend von Hamburg bis Ende Oktobers, da hatte ich keine Zeit noch Ruhe zum Schreiben, — erst seit acht Tagen bin ich in der Heimath, wo ich den Einfluß des kommenden Winters auf meine Gesundheit empfinde, — und so kann ich selten die Feder zum Schreiben so brauchen, wie ich gern wollte, — nehmen Sie diese Entschuldigung an, und hören Sie nicht auf, unsrer zu gedenken! —

Baggesen wird mit seiner Familie den Winter in Kiel zubringen, wo er seinen Freund Reinhold vorfindet, in seinem Umgang wird er Glück und Genuß des Lebens finden. Ich habe Reinhold kürzlich in Holstein gesehen und fand ihn wohl, heiter, auch so warm als jemals für die gute Sache der Menschheit. Auch Jacobi aus Düsseldorf sah ich in Eutin, wo er den Winter bleibt, — ein so liebenswürdiger Denker, Tiefdenker, findet sich selten unter dem Monde. — Voß habe ich auch in Eutin gesehen, und sähe ihn gerne wieder.

Von Kant hatten wir sehr genaue Nachrichten vorigen Sommer, — ein junger Graf Purgstall aus Wien hatte die Wallfahrt nach Königsberg unternommen, und kam von daher zu uns; wir hörten ihm so gerne zu, indem er den Weisen von Königsberg viel gesehen hatte, und strahlend wie Moses vom Gebirge Sinai zurückkam.

Nun leben Sie recht wohl, lieber Herr Doktor Erhard, und geben Sie uns bald bessere Nachrichten von allem, was Sie betrifft. Vergessen Sie uns nicht, da wir wahrlich Ihr Andenken in mancher Rücksicht verdienen.

Charlotte Schimmelmann.

Baggesen ist in Paris gewesen, hat da die fürchterliche Scene im Mai erlebt, — er ahnete unruhige Auftritte, die wir schon gesehen haben und noch sehen werden, — er blieb nur einige Wochen im Centrum der großen Bewegungen, die immer neue hervorbringen. Reinhard, der jetzt in Hamburg französischer Gesandter ist, hat er in Paris gesehen, und

freute sich der interessanten Bekanntschaft, — auch Sieyes, Cheuier, Boissy d'Anglas, hat er gesehen und gehört.

192. An Reinhold.

Nürnberg, den 5. Januar 1796.

Theuerster Freund!

Ich weiß, daß ich Ihnen diesen Namen noch geben darf. Verschiedene Schicksale, die Sie wohl alle wissen werden, haben unsern Briefwechsel unterbrochen, aber ich bin sicher, nicht unser Einverständniß. Freund Baggesen wird Ihnen so viel von meinen Schicksalen erzählen können, als Sie wissen wollen, und ich melde Ihnen nur einiges von meiner Lage und meinen Arbeiten. Meine Lage ist eben nicht sehr angenehm. Ich wohne hier um nichts besser, als Demokrit in Abdera, nur daß ich nicht reich bin.

Mich beschäftigt jetzt vorzüglich die Theorie der Gesetzgebung, von der der Anfang im siebenten Stück der Horen und die Fortsetzung in Niethammers Journal steht. Nebst dem arbeite ich an meinem Werk über die Verrückungen, von dem in Wagners Beiträgen eine Fortsetzung kommt, in der ich die Melancholie abhandle.

An dem Streit über das allgemeingeltende Prinzip nehme ich keinen Antheil. Eben so wenig kann ich mich über Fichtens philosophisches Meteor freuen. Mir ist es unmöglich, meinen moralischen Glauben an meine Persönlichkeit zu einer theoretischen Einsicht zu erhöhen, und sie meinem Philosophiren zum Grunde zu legen. —

Sie scheinen sich mit der Welt zu unterhalten, und das wird Ihre Gesundheit stärken. Beständige Reflexion über sich selbst erschöpft die Kräfte, und sondert uns zu sehr von der Welt ab.

Ich wünschte recht sehr, Sie wieder einmal zu sehen, und wieder Ihre Unterhaltung zu genießen. Ich hätte Ihnen so viel zu sagen, daß ich sehr wenig schreiben kann, aber wenn Sie die Güte haben mir zu antworten, so hoffe ich, wird es

mir nach und nach leichter werden, das in die Feder zu bringen, was ich auf dem Herzen habe.

Dem vielgewanderten Baggesen suchen Sie inliegenden Brief zuzusenden. Ich würde Sie nicht damit beschwert haben, wenn man sicher wäre, ihn heute da zu treffen, wo man gestern erfuhr, daß er sein soll.

In Zuversicht auf gleiche Gesinnung bin ich

Ihr Erhard.

193. Von Wieland.

Weimar, den 1. Februar 1796.

Mein verehrter Herr und Freund!

Ihre Antwort auf das Wort des Herrn Rath Hufeland' war bereits im deutschen Merkur abgedruckt, als' ich einen Brief von letzterm erhielt, worin er mir schrieb, er beklage sehr durch seinen Ritt gegen Arkesilas, dessen Verfasser ihm ganz unbekannt gewesen sei, einen Mann, den er so sehr hochschätzte, wie Herrn Dr. Erhard, wider Absicht verwundet zu haben. Sie selbst hätten ihm über diese Sache geschrieben und ihm ihre Antwort mitgetheilt. Freilich wünschte er, daß diese, da sie ihn schmerzlich treffe, nicht im Merkur erschiene: sollte und müßte es aber doch geschehen, so bitte er mich, auch seine Replik einzurücken. Ich antwortete ihm, nebst Zurücksendung seines Aufsatzes (der Ihnen, wie mich däucht, eben keine sonderliche Freude hätte machen können), Ihr Sendschreiben an ihn wäre bereits abgedruckt. Da ich mich aber Ihrer mir gegebenen Vollmacht bedient, und alles geradezu weggestrichen hätte, was splendida bilis etwa in Ihr Schreiben hätte einfließen lassen: so könnt' ich mich nicht entschließen, diese Fehde im deutschen Merkur fortsetzen zu lassen, und er möchte sich hiezu allenfalls eines medicinischen Journals bedienen. Alles dies geschah noch vor Eintreffung Ihres letztern, dessen Beilage nun ebenfalls unnöthig ist. Aus beigehendem Stück des Merkurs werden Sie ersehen, daß ich

mich Ihrer Erlaubniß tapfer bedient habe. Ich denke aber Ihnen dadurch einen wirklichen Dienst geleistet zu haben.

Ich beharre mit größter Hochachtung

Dero ganz ergebenster

In Eil. Wieland.

194. Von Reinhold.

Kiel, den 15. Februar 1798.

Herzlichen Dank, mein theurer unvergeßlicher Freund, für den Beweis Ihres fortwährenden Andenkens. Baggesen, der seit Ende Novembers mit uns in Einem Hause wohnt, hat mir wohl manches, aber lange noch nicht genug von den Schicksalen erzählt, die Sie, seitdem Sie mir vor zwei Jahren das letztemal aus Nürnberg schrieben, betroffen haben, und die mir sehr nahe gegangen sind. Ich zweifle, ob Baggesen selbst diese Schicksale recht kennt. Wenigstens hat er bis zu seiner Ankunft bei uns in einer so großen Zerstreuung gelebt, um, ich weiß nicht soll ich sagen richtig bemerken oder behalten zu können. Seit seiner Anwesenheit in Kiel hat er abwechselnd durch Gichtschmerzen in seiner — und durch Bluthusten in seiner Sophie Person viel gelitten, welches durch allerhand, seine bevorstehende Anstellung in Kopenhagen betreffende Unannehmlichkeiten nicht wenig verbittert wurde. Nun ist es ausgemacht, daß er Ostern das Amt eines Praepositus an dem Studentenkonvikterium in Kopenhagen antreten soll, oder vielmehr muß; worüber ich banger bin, als ich ihm selbst gestehen darf. — O lieber Erhard, warum kann ich Sie nicht aus Nürnberg erlösen! — aber warum kann ich Ihr geistvolles Buch über das Recht zur Revolution nicht in ein Werk über das kalte oder hitzige Fieber umschaffen? Selbst der treffliche, von dem trefflichen Hufeland so leidig mißverstandene Aufsatz über die Medicin, im Merkur, kann und wird zwar bei dem kleinen Häuflein unbefangener Selbstdenker Ihnen Ehre — aber nicht als Arzt, der Sie doch einmal sind, Ihr Glück machen helfen. Um, es sei nun als Lehrer in der Arzneikunst, oder als praktischer Arzt irgendwohin —

Blüthe hatte als die Jean Pauls-Feier im Dichterklub, wo ich aber nicht einmal hingehen konnte.

75.

Oelsner an Varnhagen.

Paris, den 4. April 1826.

Von Ihrer Frau Gemahlin, mein Theuerſter, habe ich keine Zeile geſehen. Ihr Stillſchweigen ſchrieb ich anderen Urſachen zu als der wirklichen, bis Herr von Werther mich mit der Nachricht von Ihrer Krankheit beſtürzte. Indeß ſchmeichelten wir uns, das Uebel werde ärger gemacht, als es ſei. Jetzt liegt der redende Beweis Ihrer Geneſung vor meinen Augen. Ich betrachte die langentbehrten Züge mit trunkenem Blick. Der geſtrige Tag brachte mir die unverhoffte Freude. Wie glücklich ich bin, Zeitgenoß der ſchönen Thatſache Ihres Lebens zu ſein! aber noch mehr, dieſes Leben iſt mir verwandt, iſt mir befreundet. Aus Ihrem Daſein, innigſt Verehrter, zuckt bei jeder Berührung ein neuer Aufſchwung in das meinige herüber. Ihre Taſtniß, Ihre Empfindung, Ihr Geiſt gehen bei weitem über die Linie hinaus, innerhalb welcher ſich gewöhnlich die beſten Köpfe halten. Im alltäglichen Zeitlaufe bedarf die Welt nur des Gemeinen; darum ſind Sie unbrauchbar. Man muß mit der Pfründe die auf ihr haftenden Laſten übernehmen. Außer der, welche Sie beim hellen Sonnenlichte Ihrer Jahre in den Ruheſtand verſetzt, iſt Ihnen noch eine andere zu Theil worden, die Sie mir beſſer zu würdigen ſcheinen. Und wahrlich, Ihr Loos iſt beneidenswerth. Sie zu ſtärken, zu tröſten, während Ihrer Leiden zu erheitern, hatten Sie die ſeelen-

o Gott, warum nicht zu uns — wo Sie baß gedeihen würden — berufen zu werden, hätten Sie ganz andere Materien in Ihren Schriften behandeln müssen. Selbst die Philosophie würde Ihnen, wenn Sie erst eine gut von außenher begründete Muße haben — mehr verdanken. Ich traue so fest auf Ihre brüderliche Freundschaft, daß ich wegen dieser Erinnerungen Sie gar nicht um Vergebung bitte. — Ich sehne mich sehr nach der nächsten Muße, die ich der Lesung und dem Studium Ihrer Abhandlungen über die Gesetzgebung bestimmt habe. — In der Lektüre der Fichte'schen Wissenschaftslehre bin ich noch kaum zur Hälfte gekommen. Ich fürchte, meine physische Gesundheit reicht nicht mehr hin, um diese Arbeit auszuhalten. Daß sie mir so ungeheure Mühe kostet, ist doch wohl mehr Folge meiner Kränklichkeit als der objektiven Dunkelheit der Fichte'schen Philosophie. — Uebrigens bin ich hier weniger, als in den beiden letzten Jahren in Jena, von meinen Krämpfen gequält. Vermuthlich weil ich mehr genieße und weniger arbeite. Ich habe außer meinem Karl noch einen halbjährigen Jungen mit nach Kiel gebracht, und daselbst ist mir ein dritter jetzt ebenfalls halbjähriger geworden. Mein Einkommen ist um ein Gutes kleiner, und meine Ausgaben sind um ein Gutes größer als in Jena — doch bin ich bis jetzt ohne Nahrungssorgen durchgekommen — und finde in meinem fixen Gehalt große Beruhigung. Ich habe hier einige Freunde im strengsten Sinne, wie ich kaum einen in Jena hatte, und gehe mit einigen vortrefflichen Weibern, wie sie mir außer Holstein nie vorgekommen sind, um — das alles ist viel werth. O warum kann ich's nicht mit Ihnen theilen, einem Freund, dem ich keinen andern in meinem Herzen als Menschen und Freund vorziehe! Ich habe hier noch fast nichts anders gethan, als ein neues Collegium über Moral und Unterricht ausgearbeitet, das ich gegenwärtig wieder umarbeite, und den Plan zu einem Buch über Sokrates oder den Einfluß des gemeinen gesunden Verstandes und philosophirende Vernunft entworfen. — Baggesen wird selbst schreiben. Jetzt ist er über Land. Seine und meine Frau empfeh-

pfehlen sich aufs angelegentlichste Ihrem freundlichem Andenken, und ich umarme Sie mit brüderlicher Freundschaft als

Ihr Reinhold.

N. S. Ich sehne mich nach Nachrichten über unsern Herbert — von dem mir B. nichts zu sagen weiß.

195. An Reinhold.

Nürnberg, den 22. April 1796.

Ich würde Ihren lieben Brief auf der Stelle beantwortet haben, wenn ich nicht geglaubt hätte, sehr bald von Baggesen einen Brief zu erhalten, in welcher Hoffnung ich mich nun betrogen habe. Es wäre, da er ein Manuskript von mir mitnahm, wirklich seine Schuldigkeit gewesen, mir Nachricht zu geben. Wenn er sich in rechtliches Verhältniß schick... muß, so wird mir wirklich bange um ihn; er ist zu enthusiastisch in seinen Unternehmungen, und zu leichtsinnig in den Anstalten sie auszuführen.

Wenn ich von Nürnberg erlöst wäre, so wäre es mir freilich lieb, aber doch will ich lieber geduldig warten, als mich schlimmer setzen.

In der medicinischen Welt hoffe ich mich durch mein Werk über die Verrückungen auszuzeichnen. Eine Probe davon in Wagners Beiträgen ist durchaus günstig aufgenommen worden, und ich hoffe, daß die Fortsetzung über die Melancholie gleiches Schicksal haben wird. Da diese Abhandlung aber mehr für den philosophischen Denker ist, als für den gemeinen Arzt, so bitte ich auch Sie, selbige zu lesen.

Wie Hufeland meinen Aufsatz mißverstehen konnte, kann ich mir noch nicht erklären. Ich war wirklich betroffen, wie ich seinen Namen las, denn ich glaubte, der Aufsatz rührte von einem Studenten her. Ich habe ihn in meiner Beantwortung so sehr geschont als möglich, aber um so derber habe ich ihm selbst die Meinung gesagt, als er sich in einem Brief an mich damit entschuldigen wollte, daß er nicht gewußt habe, der Aufsatz sei von mir, — worauf er mir aber nicht antwortete. Wieland hat sich als ein wahrer Freund von mir gezeigt.

Mein Freund Osterhausen hat nun eine Schrift über medicinische Aufklärung unter der Feder, die den zünftigen Aerzten auch nicht behagen wird. Er hat eine der stärksten Praxin, und dadurch Gelegenheit, die Volksaberglauben kennen zu lernen. Er behandelt aber auch seinen Gegenstand historisch, und ich glaube, daß seine Geschichte der Aufklärung in der Medicin ein Muster einer philosophischen Geschichte werden wird. Künftige Ostern wird wenigstens ein Band bei Göschen erscheinen.

Fichte's Philosophie ist der Mühe nicht werth, sich den Kopf über sie zu zerbrechen. Das Ganze gründet sich auf die Behauptung, die Negation logisch genommen sei dem Realen entgegengesetzt, das aber nicht wahr ist; das Nicht-Ich als Verneinung von Ich ist dem Ich nicht realiter entgegengesetzt, denn bloß Verneinung einer Sache wird deßwegen nicht Entgegensetzung, sondern läßt sich auch als das Minimum der Sache ansehen, z. B. Nicht-Bewegung, Ruhe, ist der Bewegung so wenig entgegensetzt, daß vielmehr die Bewegung davon anfangen muß. Die Herren Philosophen bekümmern sich zu wenig um den Begriff von Negativ und Positiv, und verwechseln ihn, bald mit Assertion und Negation, wie Fichte, bald mit Realität und Negation, wie Schmid in seiner Moral, der übrigens auch die Kategorieen falsch braucht. Grohmann in seinen Beiträgen verwechselt sogar in der Deduktion der Kategorieen Einheit als Reflexionsbegriff mit Einheit als Kategorie.

Haben Sie nicht meine Kritik der Beiträge von Fichte in Niethammers Journal gelesen? Es ist viel von meinen Ideen über Naturrecht darin.

Herbert befindet sich, soviel ich weiß, wohl.

Meine Frau empfiehlt sich Ihnen und Ihrer Sophie. Lassen Sie mich nicht lange auf Nachrichten von Ihnen warten, denn sie sind ein Labsal für

Ihren Erhard.

196. Von Reinhold.

Kiel, den 1. Junius 1796.

Liebſter Erhard!

Baggeſen war eben wieder auf einen Tag in Kiel, und bei mir, als Ihr Brief vom 22. April anlangte. Ich theilte ihm denſelben auf der Stelle mit. Gegen den ihn betreffenden Vorwurf entſchuldigte er ſich gegen mich; ich weiß aber nicht mehr wie? und verſprach nächſtens ſelbſt an Sie zu ſchreiben. Er lebt ſeit Ende Aprils auf dem Lande, zwei Meilen von hier, in und mit der vorzüglich aus einigen liebenswürdigen Mädchen beſtehenden Familie des Grafen Holk, erholt ſich mit Frau und Kind von dem von ihnen allen durch Krankheit und Kränklichkeit ſehr traurig zugebrachten Winter, und liegt nun mit mehr Muße theils dem divino far niente, theils der göttlichen Muſenkunſt ob, zu welcher er vorigen Sommer bei ſeinem Aufenthalte in Auguſtenburg im Anſchauen von Luiſe Auguſta ſo ganz zurückgekehrt iſt, daß ſich beide Revolutionen, die philoſophiſche ſowohl als die politiſche, faſt ganz aus ſeinem Geſichtskreis verloren haben, und er ſeitdem weder in Kant noch im Moniteur geleſen hat. Allein auf Johannis geht eine neue Epoche für ihn an, indem er die Präpoſitur der Regenz in Kopenhagen (den Poſten des Oberaufſehers über das dortige Studentenkonviktorium, worin 150 junge Leute beherbergt, geſpeiſet und disciplinirt werden) antritt. Vermuthlich wollte ihn ſein Herzog durch dieſes Amt in eine proſaiſchere Stimmung verſetzen — und bedachte nicht, daß dieſe Stimmung von dem Amte wohl vorausgeſetzt, aber nicht ſo leicht hervorgebracht wird. — Die Veranlaſſung von Baggeſens letzter Anweſenheit in Kiel war Jacobi's Gegenwart, der zehn Tage hier zubrachte, und ſich Mühe gab, mir ſeine Philoſophie verſtändlich zu machen. Dieſes iſt ihm zwar durchaus nicht gelungen; aber deſto mehr hat mir der genialiſche, geiſtreiche, herzgute Mann in ihm eingeleuchtet, und wir ſind überzeugt, daß wir uns von unſern Lehrgebäuden nicht überzeugen könnten, aber daß wir uns darum nicht weniger herzlich liebten, von einander geſchieden. Sie wer-

den in der so eben erschienenen neuen Ausgabe des Woldemars die philosophischen Stellen sehr vermehrt, aber die Philosophie des Mannes dadurch vielleicht nur in dunklere Räthsel gehüllt finden.

Ihre an originellen und äußerst treffenden Bemerkungen reiche Abhandlung über Narrheit habe ich mit viel Belehrung und Genuß gelesen; bin, wie Sie leicht denken können, auf die Fortsetzung sehr begierig, und wünsche nur, daß das Wagnersche Journal in Deutschland bekannter wäre, als es ist. Allein ich hoffe, daß Sie das Ganze in einem besondern Werke herausgeben werden.

Ihre Beurtheilung der Fichtischen Beiträge soll bei nächster Muße meine erste Lektüre sein.

Auf Ihren Einwurf gegen die Wissenschaftslehre, daß das Fichtische Nicht-Ich als ein logisches Ding, dem Ich als dem Realen keineswegs realiter entgegengesetzt sei, dürfte der Verfasser antworten: Sein Nicht-Ich sei durch ein absolutes Setzen, folglich durch dieselbe und in derselben Weise da, wie das Ich selber, daß alles, was es ist, durchs absolute Setzen ist, — die Thathandlung des absoluten Setzens sei kein Denken, sondern würde von allem Denken vorausgesetzt, das absolut gesuchte Ich und Nicht-Ich machen erst alles Denken, das logische sowohl als das reelle, möglich, und wären das Unbegreifliche, was allem Begreiflichen zum Grunde liege.

Ich für meinen Theil halte noch immer das Bewußtsein für das Fundament der Philosophie, und die Lehre vom Bewußtsein, die durch Abstraktion und Reflexion über diesen Gemüthszustand erhalten wird, für die eigentliche Elementarphilosophie, die als solche weder rein noch empirisch, weder theoretisch noch praktisch ist. In der Ordnung der Erkenntniß geht das Bewußtsein dem Ich und Nicht-Ich vorher, und ist das durch sich selbst Klare, wodurch alles andere klar wird, eben darum durch nichts anderes klar werden kann. Allein unter den mehreren Sätzen des Bewußtseins, die den Inhalt der Elementar-

philosophie auszumachen haben, ist der letzte für die Begründung der Realität der Philosophie der wichtigste, der nämlich das moralische Bewußtsein oder das Gewissen ausdrückt. In diesem allein offenbart sich das reine Selbst in seiner Unabhängigkeit von allem ihm Gegebenen in seinem absoluten Sein, durch die Freiheit, die nur im Wollen — und keineswegs im Denken und in irgend einer andern Thätigkeit zu finden ist, und sich durch das Bewußtsein des moralischen Gesetzes und durch die davon unzertrennliche Zurechnung zur Schuld und zum Verdienste ankündigt. Inwieferne also die Realität des von der Organisation verschiedenen Selbstes zur Philophie überhaupt vorausgesetzt wird, welches wohl der Fall sein muß, da man sonst für die transcendentalen Vermögen kein Substrat, folglich auch keinen Grund, sie von den empirischen zu unterscheiden, oder diesen Unterschied für mehr als eine logische Abstraktion zu halten hätte — insoferne kann die Philosophie nicht ohne Rücksicht auf das Gewissen begründet werden, und die theoretische Philosophie und die praktische setzen einander voraus welches sie auch wohl können — da sie in der Elementarphilosophie ihr gemeinschaftliches Fundament haben.

Indessen habe ich mich dem gemeinen und gesunden Verstande vorläufig in die Arme geworfen, und einen Versuch eingeleitet, ob und inwieferne derselbe in einigen seiner Repräsentanten, nicht aber über die Hauptmomente der moralischen Angelegenheiten, zur Sprache zu bringen sei. Sein Sprachgebrauch kann eben so wenig der philosophische sein, der, so lange die Philosophen über die Grundbegriffe uneinig sind, aus mehreren und einander entgegengesetzten partikulären Sprachgebräuchen besteht — als der vulgäre, welcher schwankend und vieldeutig ist. — Diese beiden Arten lassen den Sprachgebrauch des gemeinen und gesunden Verstandes, der allein der allgemeine sein und heißen soll, nicht aufkommen, und er bedarf wohl einer Unterstützung, die er nur sich selbst, das heißt der Einhelligkeit der Gesinnung und Denkart der Wenigen verdanken

kann, in denen er als gemeiner und gesunder Verstand vorzüglich wirksam ist. Einigen dieser Sachverständigen in moralischen Angelegenheiten, welche ihre Ueberzeugungen mehr ihrem Gewissen als ihrer Metaphysik verdanken, und sich also wohl des verengenden Einflusses der einseitigen Spekulation bei ihrem moralischen Urtheile erwehren können, ist der beiliegende Entwurf, welcher die Hauptmomente der zum Rechthandeln vorauszusetzenden Ueberzeugungen nach dem Sinne des gemeinen und gesunden Verstandes aufzustellen versucht, zur Verbesserung vorgelegt. Das Partikuläre meiner Denkart und Sprache kann sich nur durch gemeinschaftliches Zusammenwirken Mehrerer daraus verlieren, und sich so dem Gemeinsinne mehr annähern.

Auch unsre edelsten Schriftsteller schrieben fast immer nur Philosophie und für Philosophen — oder wollen sie die Nichtphilosophen aufklären, so geschieht es dadurch, daß sie die Resultate irgend eines unter den Philosophen von Profession selber noch streitigen Lehrgebäudes popularisiren, womit dem gemeinen und gesunden Verstande ein schlechter Dienst geschieht. — Ueber dem Bestreben, die philosophische Form ihrer Ueberzeugungen ausfindig zu machen, aufzustellen und durchzusetzen, welches nicht ohne Widerlegung und Streit geschehen kann, verlieren sie nur zu gewöhnlich die natürlichen Materialien jener Ueberzeugungen aus den Augen, die nur aus dem Gewissen und den Thatsachen desselben richtig geschöpft werden können, welche von aller Philosophie als schon vorhanden vorausgesetzt werden müssen, und die also der nichtphilosophirende Verstand nur insoferne herbeischaffen kann, als er der gesunde ist. Werden diese Materialien (der Inhalt der moralischen Ueberzeugungen) durch einen ungesunden Verstand herbeigeschafft, so mag die mit den herrlichsten Talenten ausgerüstete philosophirende Vernunft vornehmen, was sie kann und will, und sie wird die moralischen Ueberzeugungen nicht verbessern, sondern nur verschlimmern können, sie wird den Irrthum mit einem neuen Scheine der Wahrheit aufstützen — ihn systematisch begründen. Der gemeine

und gesunde Verstand muß geweckt, belebt, durch sie selbst geläutert werden, wenn er mit mehr Nachdruck, als bisher der Fall war, der philosophirenden Vernunft in die Hände arbeiten, ihr endlich mehr entgegenkommen soll. Aus diesem Gesichtspunkte bitte ich Sie den Entwurf anzusehen, und zu seiner Veredlung mitzuwirken. Eins von den drei Exemplaren bitte ich Sie Vogeln in Nürnberg zu senden, und das andere dem zu geben, den Sie für den Empfänglichsten und Würdigsten halten. Zwei Nichtphilosophen von Profession, aber zwei ächte Sachkenner (ein Oberster und ein Prof. Juris), meine Freunde in Kiel, sind mir mit ihrem Veto bei der Ausfertigung hülfreich an die Hand gegangen. Sie sind bisher die Einverstandenen, welche in dem Entwurf sprechen.

Leben Sie wohl, theurer Freund, und grüßen Ihre liebe Frau von mir und der meinigen, die sich Ihrer mit herzlicher Ergebenheit erinnert. Reinhold.

197. An Niethammer.

Nürnberg, den 16. Juni 1796.

— Ich habe nun schon ein paar Wochen gar nichts gethan, als Meßbücher durchgesehen, und über die Recension von Schmids Moral (dritte Ausgabe) gebrütet. Ich glaube aber nun im Besitz einer Definition des Rechts zu sein.

Fichte's System wird mir nur hell durch das, was ich schon in seinem Naturrecht beim Durchblättern erblickte, und durch die Briefe über Dogmatismus und Kriticismus in deinem Journal; aber nun steht es vollends vor mir als die höchste Verirrung der ihre Schranken verkennenden Vernunft, aber es ist eine Verirrung, die richtig ist, weil sie das dem Spinoza direkt entgegengesetzte System zu Stande brachte; es ist der dem Pantheismus direkt entgegengesetzte Atheismus, und wirklich das erste reine System desselben, denn Mirabaud's System*) ist wohl antitheistisch, aber im Grunde pantheistisch, denn er

*) Système de la nature. Man hielt einige Zeit Holbach oder gar Diderot für den Verfasser dieses trüben Buches, bis Mirabaud als solcher anerkannt wurde.

erhebt die Natur zum allesumfassenden Wesen. Spinoza ist nur durch die Kritik der Vernunft zu widerlegen, und Fichte nur durch die Kritik des Willens; allein, da es mit dem, was der Wille zu wollen vermag, eine eigne Sache ist, die nur im Selbstbewußtsein vorkommt, so findet eigentlich gar keine Kritik des Willens statt, denn es läßt sich nicht entscheiden, was ich wollen kann, dies weiß nur ich, sondern nur eine Dynamik des Willens, die bestimmt, was ich zu realisiren vermag, — diese wird aber gar oft durch die Phantasie ergänzt, und man muß alle Hoffnung aufgeben, einen Menschen durch Sätze aus der Dynamik des Willens zu überführen, der dies nicht sein will; verrückt kann man ihn machen, aber nicht widerlegen. Gott gebe, daß Fichte nicht verfolgt wird, sonst könnte wahrlich ein Fichtenthum entstehen, das zehnmal schlimmer als solch älteres — thum wäre.

198. An Reinhold.

Nürnberg, den 16. Juli 1796.

Theurer Freund!

Hiemit folgt das Manuskript, von dem Sie schon werden gehört haben. Ich glaube, daß es Ihnen wahre Freude machen wird, Kants Geist ohne seine Sprache hier zu finden. Das Original war äußerst übel geschrieben, so daß ich manches in demselben stehen ließ, um es im Mundirten erst zu verbessern. Der Abschreiber hat mehr geleistet, als ich hoffte, denn er hatte es mit fünf Handschriften zu thun, worunter die von Pestalutz selbst mehr errathen als gelesen werden muß. Ich glaube, daß ich noch manche kleine Fehler werde übersehen haben, für deren Verbesserung ich Sie beim Durchlesen bitte. Haben Sie die Güte, und sorgen in Ihrem freien Staat für einen guten Verleger, denn in Deutschland dürfte es schwerlich eine Censur passiren. Kein Honorar ist nicht bestimmt, unterdessen werden Sie auch von dieser Seite für das Beste sorgen.

Baggesen schreibt mir nicht, und mein Manuskript hat er also wahrscheinlich verloren. Ich werde nie jemand mehr eines anvertrauen, ohne eine Kopie zu haben.

Die Stelle, die ich am meiſten veränderte, iſt Bogen 41 und 42 die letzte und erſte Seite, über Religion. Ich kam aber mit Peſtalutzi'n darin überein. Er ſagt, ich hätte ganz nach ſeinem Sinn geändert, weil er auch überzeugt iſt, daß das Chriſtenthum ſeinem Weſen nach nie eingeführt war und es nie werden wird, und auch nie werden kann und ſoll, weil es mit den Bedürfniſſen der Menſchen unverträgliche Schwärmerei iſt. Die Sittlichkeit, die es lehrt, läßt ſich nur aus einigen Stellen als rein und trefflich herauserklären, denen aber andere abergläubiſche und ſchwärmeriſche ſogleich wieder entgegenſtehen. Wir wollen über dieſen Punkt nächſtens ſprechen, ich halte die chriſtliche Moral für eine dem Chriſtenthum angedichtete Sache, und die Exiſtenz Chriſti iſt mir gar kein hiſtoriſch wahrſcheinliches Faktum. Leben Sie wohl.

Ihr Erhard.

199. Von Reinhold.

Den 2. Auguſt 1798.

Theuerſter Erhard!

Ich habe nun zwei Briefe von Ihnen zu beantworten, den mit dem Peſtalutziſchen Werke vorgeſtern angekommenen vom 16. Julius, der 16 Tage auf dem Wege war, und den vom 17. Junius. Wenn ſich meine gegenwärtig leidliche Geſundheit nicht ſehr verſchlimmert, ſollen Sie nie wieder ſo lange auf Antwort zu warten haben.

Sie korreſpondiren ſelbſt mit Peſtalutz, und werden mir alſo wohl zu ſagen wiſſen, wie lange ich ungefähr das Manuſkript, zu deſſen prüfender Durchleſung ich, ohne meine übrigen Geſchäfte hintanzuſetzen, Zeit brauche, behalten darf.

Unſre holſteiniſchen und überhaupt die niederſächſiſchen Buchhändler ſind in der Kenntniß und Beurtheilung des Werthes der Schriftſteller ziemlich weit hinter den oberſächſiſchen zurück, und bezahlen überhaupt nicht ſo gut wie dieſe. Da vollends Peſtalutzi ſeinen Namen nicht vordrucken laſſen will, ſo fürchte ich, daß mir keiner unſrer Buchhändler mehr als einen Louisd'or bieten wird. Ich will indeſſen verſuchen und das Reſultat davon Ihnen und Geßnern ſchreiben. Für die

volle Anwesenheit der Frau von Varnhagen. Das sterbendste Unvermögen, deucht mich, könnte sich an der unversieglichen Kraft dieses hochbegabten Wesens aufrichten. Ihnen, dem Gemahl, dem Manne anerkannten, erfühlten Gehalts war die tiefste, herrlichste Theilnahme des Schutzengels zugesichert. Beide zusammen schaffen in Ihrem inneren Kreise eine reiche, lebendige, unerschöpfliche Welt, die kein Ahriman nachzuäffen noch zu zerrütten vermag. Deßhalb muß ich Sie selig preisen. Wie öde stehet dagegen meine Behausung. Mein lieber Sohn ist noch zu jung, Umgang zu sein. Neben ihm habe ich ein altes, ehrwürdiges Erbstück meiner Frau, eine ob ihrer Tugend, Anhänglichkeit und Treue nicht genug zu schätzende Holländerin, die aber keine Sprache je zu erlernen gewußt und das Französische dergestalt verrenkt und radebrecht, daß ich kein Wort, keinen Laut aus ihrem Munde höre, der nicht Ohr, Geschmack oder Sinn verletze; für mich ein unsägliches Leiden, obwohl ich mich möglichst auf den geringen Ideenaustausch beschränke, den die kleine Haushaltung fordert, die sie durch das Organ einer Köchin leitet. Meine außerhäuslichen Bekanntschaften sind sehr zahlreich und sie könnten leicht noch ausgedehnter sein, wenn ich nicht die Kosten zu scheuen hätte, womit Nacht und Entfernungen und das daher unvermeidliche Fuhrwerk sie verbinden. Angenehmen und sehr geistreichen Umgangs habe ich mich zu erfreuen, aber keines intimen, keines, gegen den ich mich aus Grund tiefer Persönlichkeit zu äußern vermöchte. Herr von Willisen hat, glaub' ich, Ursache, mit mir zufrieden zu sein. Weil Sie mir ihn empfohlen, weil er Sie und besonders den Wahrheitssinn der Frau von Varnhagen zu erkennen und zu verehren weiß, und endlich, weil er in der That sehr liebenswürdig ist und allenthalben gefällt, habe ich ihn in meine besten Häuser eingeführt, Markisin de Lacoste, General Haxo,

zweite Auflage das Doppelte zu bezahlen, wenn für die erste wenig bezahlt wurde, dazu verstehen sie sich leichter.

Baggesen ist nun seit drei Wochen in Kopenhagen, wo er seine Bestallung als Propst an der Regenz mit freier Wohnung und 500 Thaler Gehalt — die der Herzog auf vier Jahr zu 1000 erhöht — erhalten; aber sein Amt, das wohl unter allen denkbaren am wenigsten für ihn paßt, noch nicht angetreten hat. Nachdem ich einen Winter mit diesem seltsamsten aller mir bekannten genialischen Menschen gelebt habe, — zweifle ich, daß er je so viele ausdauernde Gewalt über seine dichterische Phantasie erringen dürfte, um entweder einem Amte vorzustehen, oder auch nur ein Werk, das kein Gedicht ist, schreiben zu können. Durch seinen Aufenthalt auf Augustenburg von Anfang Julius bis Ende Novembers vorigen Jahres, den er auf Einladung des Herzogs und auf ein Lächeln der Herzogin dem längst mit mir verabredeten, und durch bestellte Wohnung und Kost veranstalteten, und um ruhig arbeiten zu können, gewählten Aufenthalt in Kiel vorzog, ohne dem Herzog von seinem Engagement bei mir etwas zu sagen — ist eine sehr merkliche Veränderung in seiner Art zu sein und zu denken vorgegangen. Die ganze Zeit wurde dort mit Verfertigung von vergötternden Hymnen und Blumensuchen und pflücken zu Sträußen für die Herzogin (die er, wenn sie verwelkt weggelegt wurden, als Heiligthümer aufhob und noch mit sich führt) vertändelt — der Winter darauf in Kiel wurde verkränkelt, verwinselt, verpoltert und ververselt, der Frühling zwei Meilen von hier bei Graf Holk mit drei jungen Fräuleins, wovon er die eine zur Freundin, die andere zur Schwester, die dritte zur Nachfolgerin von Lotte Wieland oder Tochter kreierte — völlig weggeliebelt, und er brachte von einem volljährigen Aufenthalt in Holstein nichts als — freilich sehr schöne — Verse, und ein Fragment einer sehr witzigen Parodie auf die Wissenschaftslehre — in seinem Portefeuille zurück. Sein darstellender Genius ist sein Plagegeist. In den Augenblicken, wo er ihn in Ruhe läßt, ist Baggesen im Denken Philosoph und im Handeln

verſtändiger Mann von der erſten Größe, — aber das ſind auch nur Augenblicke — ſonſt iſt er Engel oder Teufel, und befindet ſich im Himmel oder in der Hölle — leider! öfters da als dort. Als Korreſpondent (wenn er ſchreibt) und als auf einige Tage beſuchender Gaſt — hat er wohl Niemanden über ſich. Dieſe Herzenserleichterung war ich mir und meinem Freunde Erhard ſchuldig, und es iſt alſo überflüſſig, ſie durch das „Unterungeſagt" zu verklauſuliren. — Ueber das Manuſkript, das er von Ihnen hat, will ich ihn nächſtens befragen; itzt iſt er in eine der tiefſten Höllen, durch die Plackereien ſeiner neuen Anſiedlung, auf eine Zeitlang geſtürzt, aus der er ſich erſt wieder herausfinden muß, bevor ich ihm die Frage mit Erfolg thun kann.

Ihr Urtheil über das Chriſtenthum in Ihrem letzten Brief widerſpricht demjenigen, das Sie in der geſtern von mir zum zweitenmal geleſenen Apologie des Teufels darüber gefällt haben, und dem ich noch immer mit Kopf und Herzen beipflichte. Moraliſche Religion mit ſupernaturaliſtiſchen Schlacken verbunden, ohne welche jenes Gold gar nicht möglich war — iſt das Chriſtenthum, wie ich es im Evangelium finde, allerdings. In den ſpäteren Lehren (ſchon in den Pauliniſchen) nehmen die Schlacken überhand, welche der Naturalismus in unſern Tagen zuſammt dem reinen Golde, ſo viel an ihm lag, weggeſchafft hat. Entweder hat es nie moraliſche Religion in der Welt gegeben — oder, beſſer zu ſagen, hat ſie ſich nie in der Welt geäußert, oder ſie hat ſich vorzugsweiſe — faſt über allen Vergleich mit den Sokraten und Epiktoten — im Evangelio Johannis und Matthäi geäußert, — deren hauptſächlichſte Lehren entweder gar keinen, oder moraliſch-religiöſen Sinn haben. Doch ich weiß für jetzt über dieſen Punkt nicht mehr zu ſagen, als ich in der Recenſion von Kants Religionslehre, die im zweiten Band meiner Beiträge (den ich von Ihnen geleſen wünſchte) abgedruckt iſt, geſagt habe. Und über dieſes haben Sie mir ja verſprochen, die Gründe ihrer letzten Urtheile über das Chriſtenthum erſt mitzutheilen. Wir haben übri-

gens alle Ursache zu fürchten, da uns nicht ohne unser Wissen der naturalistische und supernaturalistische Maßstab, nach dem wir so lange her gewohnt waren, das Christenthum zu beurtheilen, unvermerkt an die Stelle des moralischreligibsen, der uns noch nicht so geläufig ist, in die Hände geräth. Nun zu Ihrem letzten Brief.

Mit großem Interesse und reicher Belehrung habe ich Ihre Abhandlung über die Melancholie und über die Gerechtigkeit als Prinzip der Gesetzgebung gelesen. Die Menge und Neuheit der Gedanken hat mir einerseits sehr wohlgethan, andererseits viel Arbeit gekostet, zumal bei der letztern Abhandlung, und vornämlich bei der Recension der Fichtischen Beiträge, welches ich zum Theil auf die Rechnung des Ausdrucks setzen muß, der mir nicht immer genug Klarheit und Leichtigkeit zu haben scheint. O warum können wir nicht in Einem Orte zusammenleben! Ich glaube im Ausdruck etwas — aber lange nicht so viel als Sie in den Begriffen vor mir — vor Ihnen voraus zu haben. Mündliches Verkehr würde uns beide weiter bringen.

Fichte giebt mir dem Worte Freiheit eine zu weite Bedeutung, und verwechselt die Freiheit mit Selbstthätigkeit überhaupt. Ich möchte es lediglich auf den Willen eingeschränkt wissen, dessen Freiheit, inwieferne sie sich im Gewissen offenbart, für mich das einzig zuverlässige Merkmal meiner Persönlichkeit, und der Selbstständigkeit meines von der Organisation unabhängigen Ichs ist. Daher ich nun das Gewissen auch als unentbehrlich zum materialen Fundament aller Philosophie als Wissenschaft ansehe, nämlich inwieferne die philosophirende Vernunft dabei von Ueberzeugung des gemeinen und gesunden Verstandes ausgehen muß.

Was sagen Sie zu Becks einzig möglichem Standpunkte? Als ich auf S. 7 kam, wo der Verfasser mit einer Arroganz, von der außer dem Tollhause wohl noch kein Beispiel vorgekommen ist, von sich selbst spricht, verlor ich Glauben und Hoffnung, ohne sie durch das Weiterlesen wieder gefunden zu haben.

Wenn man die Annihilationsakte, die Fichte gegen Schmid im zwölften Stück des ersten Bandes von Niethammers Magazin aufstellt, zumal gegen das Ende liest, so traut man seinen Augen kaum, und ein unausstehlicher Ekel hindert einen am Nachdenken über die scheußliche Wendung, welche die Kantische Philosophie zu machen scheint, und in welcher sie zur unverschämten Darlegung des praktischen Egoismus immer mehr zu werden scheint.

Es verlohnte sich wohl der Mühe, bei Kant anzufragen, ob Herr Beck auch seinen dritten Theil auf dessen Anrathen habe drucken lassen, und ob Kant gemeint sei, die Mißhandlungen von Leuten, die er sonst geehrt hat, und die groben Anfälle auf alle andern Freunde seiner Philosophie, die sich dieser Magister auf seinem Standpunkt erlaubt, durch seinen Beifall und Rath auf seine Rechnung zu nehmen?

Mit ewiger Liebe und Treue

Ihr Reinhold.

VIII.

Die Briefe der hochgesinnten und liebenswürdigen Frau, welche hier durch den Namen Elise bezeichnet erscheint, wird kein Gefühlvoller ohne den lebhaftesten Antheil durchlesen können. Diese tiefe Ergebenheit, dieses unerschütterliche Vertrauen, welche sich ein ganzes Leben hindurch zu einem entfernten, jedem Wiedersehen entrückten und dadurch gewissermaßen schon abgeschiedenen Freunde gleichbewahren, der einst als junger Mann der eben erweckten, geist- und lebendurstigen Jungfrau als Lehrer der Weisheit und Tugend in allem Zauber dieses Verhältnisses erschienen, und ihr fortdauernd als ein Vorbild sittlichen Wandels und reinsten Wahrheitsdienstes gegenwärtig ist, — dieses innige, in der Gattin, Mutter und Matrone gleich ungeschwächt erglühende Herzensfeuer hat in der einfachnatürlichen Sprache

der Briefe, welche hier vorliegen, einen Karakter von Kindlichem zugleich und Erhabenem, der die innerste Seele zu tiefer Rührung fortreißt. Keine Liebesneigung im gewöhnlichen Sinn ist hier vorhanden, wiewohl alles ihr Verwandte und was sonst ihrem Elemente sich verstärkend beimischt, aus reicher Quelle strömt; das Persönliche fehlt inmitten dieser Gebilde, oder ist kaum schwach angedeutet; an dessen Statt erscheint die anspruchslose Entsagung, die in reinster Verehrung zärtlichste Freundschaft, die aufrichtigste Wendung zu einem Höheren, die herzlichste Beachtung und Pflege des nächsten Dargebotenen. Wir glauben nicht nöthig zu haben, dem sinnvollen Leser hierüber noch mehreres zu sagen. Dem Bilde Erhards aber würde ein schönster und wesentlichster Zug fehlen, wenn wir nicht diese Zeugnisse eines Eindrucks mittheilten, der seine persönliche Erscheinung besonders in seinen früheren Jahren unwiderstehlich begleitete, und ihn bei Jünglingen und Mädchen, bei dem Weisen von Königsberg wie bei Staatsmännern und gebildeten Frauen der vornehmen Welt, gleicherweise empfahl, hier aber in seiner schönsten und vollesten Wirkung als das Hochbild eines ganzen Lebens am dauerndsten sich ausgeprägt hat.

---

200. Von Elise.

Weissenberg, den 15. October 1796.

Lieber! Einziger!

Doch wieder einmal eine kleine Hoffnung, daß wir uns doch im Geiste sprechen werden! Hingegeben sei dieses Blatt dem Schicksale, welches so oft wohlthätiger die Wünsche der Menschen fügt, als Menschen selbst es gegen einander thun wollen. Wie nöthig hätten wir Alle Ihre Gegenwart, wie oft bedürften wir den Rath, die Lehren eines gerechten, unparteiischen Freundes, wie wir noch keinen fanden, als Sie! Bei wie manchem habe ich schon angepocht, es wurde mir auch öfters aufgethan, aber nirgend

kennte ich lange wohnen; nirgend war ich so zu Hause, als bei meinem, meinem Erhard! — Wahrlich, die Augenblicke, in welchen ich mich an Sie erinnere, sind die seligsten, glücklichsten meiner Tage; die Hoffnung, Sie einst wieder zu sehen, mein Trost, mein Glück! — O Erhard, ich möchte keinen Himmel, wo ich nicht Rückerinnerung, Wiedervereinigung mit dir glauben dürfte! Heilig ist unsere Freundschaft, rein meine Liebe, und ich darf es ohne Sünde gegen meinen Söllner sagen, Sie sind mir das Liebste, was ich habe. Denn ich fühle, auch ohne Ansprüche auf Sie machen zu dürfen, werden Sie mir das ewig bleiben. Ich bin recht traurig, denn ich habe noch kein Kind, und nun bin ich schon ein Jahr verheirathet; eben jetzt habe ich zwar eine kleine Hoffnung, Mutter zu sein; Gott gebe, daß ich mich nicht trüge, denn der Gedanke, ohne Kinder zu leben, ist erschrecklich für mich, — besonders ich, die ich noch verliebt in meinen Mann bin, und er (wie ich glaube, daß alle Männer sind) meine Zärtlichkeiten und Herzigkeiten nicht oft vertragen mag, — nun habe ich kein Kind, auf welches ich Sie verwenden dürfte, und werde darum recht oft launisch, und darum auch empfindlicher als ich sein sollte, um meinem Mann das Leben recht angenehm zu machen.

Wann werde ich wieder einmal hören, wie es Ihnen geht? Wie groß ist etwa schon Ihre Familie? Aber mein Mann wird sich um seine kleinen Kinder mehr annehmen müssen, als Sie sich um die Ihrigen (wie ich hörte) annehmen! Ich möchte wohl einmal Ihre Gründe hören, warum Sie die erste Erziehung so ganz der Mutter überlassen. Ich bin der Meinung (ohne in meinem Leben etwas über Kindererziehung gelesen zu haben), daß die Behandlung eines Kindes, vom ersten Jahre an, Einfluß auf seinen Karakter hat. Da z. B. also die Liebe der Mütter meistens mehr instinktmäßig, als durch Ueberlegung geleitet wird, so geben wir dem Kinde leichter etwas, das ihm schaden kann, und versagen ihm etwas, das ihm nutzen könnte, als ihr Männer, auf deren kalte Ueberlegung ich in diesem Punkte mehr vertraue, als auf unsere mütter-

liche Aengstlichkeit. Wohl gerne möchte ich einmal Ihre Gedanken darüber hören, aber wann wird dies sein können? — — Mein Mann und ich küssen Sie innig und herzlich; lieben Sie immer treu Ihre

Elise.

Der Gott der Liebe schütze Sie. Ewig, ewig — deine treue E. Mein Bruder grüßt Sie tausendmal. —

Ich meine immer, wenn ich mich vom Blatte trenne, entferne ich mich wieder mehr von Ihm, dem Einzigen!

201. An Reinhold.

Ansbach, den 9. Januar 1797.

Theuerster Freund!

Ich schicke Ihnen einen Brief von Nicolai und erwarte dafür einen von Ihnen. Ich möchte doch gerne wissen, ob Sie meinen Brief, wo ich Descartes und Fichte verglich, erhalten haben? Meine andern Arbeiten und Vorsätze ersehen Sie aus dem Brief an die Gräfin Schimmelmann, den ich daher offen lasse. Daß Sie Ihren Entwurf öffentlich bekannt machten, hat, um aufrichtig zu seyn, nicht meinen ganzen Beifall, die Sache ist dadurch im Grunde aufgehoben. Meine Gesinnungen in der Philosophie sind unverändert geblieben. Ich sehe Fichtens Bemühungen immer noch als die Verwechslung des Gemüthszustandes, der vollen Freiheit der Reflexion, die aller Philosophie zum Grunde liegt, mit einem durch sie bewirkten Wissen, der Philosophie selbst, an. Ich werde aber nie etwas über objektlose spekulative Philosophie mehr schreiben, sondern mich ganz auf die Einwendung einschränken, und nach meiner Rückkunft die Deduktion der Mathematik liefern, wo sich zeigen wird, daß Euklid allein den Kantischen Grundsätzen gemäß verfahren habe, und daß sich in der höheren Mathematik La Grange ihnen am meisten nähere. Leben Sie wohl.

Ihr Freund J. B. Erhard.

202. An Niethammer.

Nürnberg, den 31. Januar 1797.

Lieber Freund!

— Was sagst du von Schiller und Goethe, daß sie so muthwillig in's Wespennest schlugen? Und wenn es nur dabei geblieben wäre, aber so geben sie den Wespen ein großes Recht, sie zu stechen, weil ihr Muthwillen sogar den Unglücklichen nicht schonte. Fichte wird auch den Ton, den er führt, nicht durchsetzen, zumal er solche Blöße einer arroganten Ignoranz giebt, wie in der mathematischen Note im Eingang zum Naturrecht, — wovon man gar noch keinen richtigen Begriff hat, darüber sollte man doch nicht so beleidigend absprechen. Wenn du etwas über ihn vermagst, so suche ihn doch zu bewegen, sich ja nirgends über Mathematik zu äußern, es scheint noch nie eine mathematische Konstruktion von ihm begriffen worden zu sein.

— Was will denn Fichte mit seinem Polemisiren? Entweder, er will seine Partei vergrößern, oder nicht. Ist das erstere, so muß er keinen Ton wählen, der jedermann, wer ihm nicht in verba magistri schwört, verhaßt sein muß; will er das zweite, so braucht er keine Vertheidigung. Sobald ich Muße habe, so werde ich die Ich-Philosophie als psychologisches Problem bearbeiten. Ich werde zeigen, daß sie einzig aus dem Ideal der Philosophie als Kunst hervorgeht, daß sie jedem Menschen eigen ist, und daß nur Kritik davor bewahren kann, sie für Philosophie als Wissenschaft zu nehmen. Durch die Kritik zeigt sich, daß ihr Prinzip der teleologischen Urtheilskraft angehört, und so heißt: Der Zweck des Universums ist, Stoff für die Erkenntniß und Thatkraft des Menschen zu sein; oder alles ist für uns, so wie es durch uns bei höchster Vollendung unseres Geistes sein würde. — —

Dein Freund J. B. Erhard.

203. Von Baggesen.

Kiel, den 17. Mai 1797.

Die Sterbenden schreiben nicht, noch weniger die Todten. Der Himmel weiß, wie viel es mir gekostet hat, dir so viele Briefe, die ich während meines irdischen Vorgehens nach Nürnberg hindachte, nicht zu schreiben. Dein Zürnen ist natürlich gewesen, — aber grausam wäre es, es nicht in Mitleid zu verwandeln, so bald du hörst, was mich schweigen hieß, und was mich noch nicht zu Worten kommen läßt.

Ich habe nach anderthalbjährigen Leiden durch Nahrungssorgen, Verläumdungen, Schikanen aller Art, und doppelte, dreifache Krankheit (indem nicht bloß meine Frau, sondern meine Kinder, und ich selbst fast keinen Monat durch ununterbrochene Gesundheit genossen haben), endlich, als Schluß eines langsamen qualvollen Sterbens, meine Sophie, und mit ihr meine ganze und einzige Erdenseligkeit, verloren. Der fürchterliche Schlag traf mich hier in Kiel, den 5. dieses Monats, als ich im Begriffe war, mit ihr, um das letzte Rettungsmittel zu versuchen, zu Schiff nach Bordeaux, und von da durch das südliche Frankreich nach Italien zu gehen. Was ich während des letzten Jahres meines bisherigen Lebens ausgestanden habe, kann ich nicht beschreiben. Mein Verlust ist unersetzlich, weil sie unter allen moralischen Wesen, die ich kenne, das reinherzigste war, und meinen Begriff von praktischer Vernunft darstellte. Ich gehe jetzt zu Lande mit meinen beiden Knaben nach der Schweiz, wo ich sie im Schoß der Familie lasse, während ich selber, wenn Gott es also erlaubt, nach Süditalien, Sicilien und Griechenland gehe. Der Besuch der beiden letzten Länder ist mir wegen meiner Verpflanzung der Homeriden in die dänische Sprache wichtig.

Die glückliche Veränderung deiner politischen Lage hat mich innigst gefreut. — Zwar bist du preußisch worden; allein fürs erste ist nürnbergisch nicht viel besser, fürs zweite muß ja ein jeder Mensch in unsern unmenschlichen Zeiten was Untermenschliches oder was Uebermenschliches seyn; wenn er nicht ein Unmensch oder Exmensch sein will; fürs dritte ist

ja auch gleich, von welcher Farbe der Regenmantel iſt, den wir über unſer ſo gar ſchon gleichgültiges Kleid tragen, — wenn er uns nur vor Näſſe bewahrt, — und, wie ich höre, biſt du als Domainenrath und Archivarius ſchon geborgen und auf dem Trocknen.

Ich befehle dir, im Namen desjenigen, was nicht alle Philoſophen, die kritiſiren (kritteln möchte ich es von Allen nennen, außer von dem Erſten) oder ſetzen (ſeſſeln — wird bald paſſender) — und was nicht alle Dichter, die, wie Jene Sätze und Schlüſſe, Verſe und Stanzen machen, beſitzen, und was dennoch dem wahren Philoſophen und ächten Dichter nöthiger iſt, als das bisherige Eine, was Noth war — ich befehle dir, ſage ich, im Namen der höheren Phantaſie, die mehr als gemeinen Vernunftſonnenſchein vorausſetzt, Bekanntſchaft mit zwei Schriftſtellern zu machen, wenn du ſie nicht ſchon gemacht haſt, wovon der eine entſetzlich viel, der andere entſetzlich wenig hat drucken laſſen — mit Jean Paul Friedrich Richter nämlich, und Franz Baader. Erſterer hat die unſichtbare Loge — Heſperus — Biographiſche Beluſtigungen unter dem Hirnſchädel einer Rieſin — und Leben des Armenadvokaten Siebenkäs — und, ſo Gott will, ſeitdem, und während mein Brief an dich unterweges iſt, viel mehr geſchrieben — das von Seite der Genialität, des Erhardſchen Kernwitzes, und nicht ſelten ſogar Erhardſchen Scharfſinns und Fichteſchen Schneidegeiſtes, alles was Rabelais, Sterne, Hippel, Hamann und Shaftesbury geſchrieben, weit übertrifft; — freilich iſt er zugleich der unförmlichſte, bizarreſte und barockeſte aller mir bekannten raſenden Sokraten — und ſieht, als Schriftſteller, aus, wie eine Sammlung, aus allen Trümmern Babylons, Perſepolis, Roms und Nürnbergs, auf Einen Plaz auf gut Glück unter einander zuſammen gehäuft, — als Stadt ausſehen würde; hat alſo freilich nicht die entfernteſte Aehnlichkeit mit den Mannheims, Karlsruhen, Petersburgen und Waſhingtons, die unſre neueren geſchmackvollen Schriftſteller in ihren Wer-

Baron Jard Panvillier, Madame Hausmann, Gräfin Bohme, Madame Clavier, Gräfin Salis-Tagſtein und einige andere. Ueberall iſt er mit der höchſten Auszeichnung behandelt, zu Diners, Soirees, Bällen eingeladen worden; kein Abend blieb ihm unbeſetzt. Bei Gräfin Salis haben ſie ſich, Herr von Williſen und York, gleichſam anſäßig gemacht. Außer den meinigen ſind den Herren durch Baron Werther eine Menge anderer Bekanntſchaften geworden, ſo daß wohl wenig Fremde ſo viel Häuſer beſucht haben wie beſonders Herr von Williſen. Sein Bruder iſt angekommen. Zu Ende des Monats denken ſie nach England zu gehen. Ich bin heute ſehr ſpät an's Schreiben gelangt und die Briefe ſollen morgen in aller Frühe fort, auch habe ich das Unglück, bei Licht alle meine Federn zu verſtutzen.

Die Uhr ſchlägt zehn und ich kann Herrn Parthey unmöglich ohne Brief an Hrn. von Stägemann abreiſen laſſen. Alſo muß ich mir unterſagen, Ihnen die politiſche Phyſiognomie von Paris zu ſchildern. Doch ein Zug ſoll Ihnen nicht entgehen. Geſtern Abend wohnte ich einer Sitzung der aſiatiſchen Geſellſchaft bei. In der Bibliothek des Vatikans befindet ſich die griechiſche Ueberſetzung eines philoſophiſchen kleinen Werkes, deſſen Original ſanſcrit. Man hat die griechiſche Ueberſetzung in's Italiäniſche übertragen. Mit Bewilligung des Pabſtes war ein Exemplar dieſer Verſion von dem Bibliothekar Mai der Geſellſchaft verehrt worden. Der Präſident Sylveſter de Sacy las den Titel vor. Zufälliger Weiſe begab ſich, daß Abbé Dubois, der 30 Jahre lang als Miſſionair in Oſtindien geſtanden und dem wir eine treffliche kleine Schrift über die Hindus verdanken, die viel neues enthält, hoſpitirte. Abbé Dubois erhob ſich, um die Bemerkung mitzutheilen, daß der Ueberſetzer den Namen eines ſanſcritiſchen, philoſophiſchen Syſtems für den Namen

ken aufgeführt haben, allein in ſeinem wunderbaren neuen Hieruſalem kommen auch Säulen, und Portale, und Thüren, und Triumphbogen zum Vorſchein, die ich noch in keiner geradlinigten Stadt oder Schrift geſehen habe — und ſo wahr es iſt, daß er der verruchteſte und gottloſeſte aller gothiſchen Schriftſteller iſt, und von jedem Grammatiker eine derbe Ohrfeige für jedes Blatt verdiente, ſo gewiß iſt es auch, daß er der göttlichſte unter allen iſt, und von jedem Dichtergefühl einen Lorbeerkranz für jede Seite haben ſollte. Ich habe mir indeß bisher vergebliche Mühe gegeben, die Philoſophen zu ſeiner Leſung zu bringen. — mit einigen Dichtern, und faſt mit allen Frauenzimmern, die neben dieſen genannt zu werden verdienen, iſt es mir geglückt, — auf dein Urtheil über ihn bin ich äußerſt begierig. Du mußt mir dies ſchreiben — verſteht ſich aber, ihn vorher leſen — wenigſtens ſeinen Siebenkäs oder Heſperus.

Der andere, Franz Baader, hat eine kleine Schrift Beiträge zur Elementar-Phyſiologie, Hamburg 1797 bei Bohn, — die ich in dieſer Nacht (ich kenne ſeit lange nur ſchlafloſe Nächte) geleſen habe, drucken laſſen. Auch er ſchreibt, auf eine ganz entgegengeſetzte Weiſe, verrucht, und hat einen gottloſen Styl, — aber in ſeinen Gedanken iſt ſo viel Originalität (Wahrheit) und in ſeinen Anſichten ſo viel Hellblick, daß es mich ſehr wundern würde, wenn du die kurze, aber etwas ſchwere Mühe, ihn zu leſen, nicht belohnt finden würdeſt. Er würdigt Kant und Fichte, wie ein Denker, der ihnen Stand halten kann, um ſeinen Ausdruck für Verſtehen mir zu erlauben. Dem Schelling giebt er zu viel — ich kann dieſem Jchmarktſchreier nur konſequenten Wahnſcharfſinn — oder wenn man lieber will Scharfwahnſinn, zugeſtehen.

Ueber die neueſten Jchtiſchen und Fichtiſchen Sanskülotterien a priori, die jetzt in Deutſchland auf die politiſchen Sanskülotterien a posteriori in Frankreich gefolgt ſind, und mir einen weſentlicheren Theil der Humanität anzugreifen ſcheinen, als jene, die uns nur den phyſiſchen Kopf nehmen,

— über Reinholds Adoption des Fichteſchen Findelkinds — über meinen ganzen Reſpekt für die Fichte'ſche Naturrechtslehre — und halben Reſpekt für ſeine Wiſſenſchaftslehre — über meine durchgeführte Parodie dieſer geſammten neuen Weisheit in einem Syſtem: Die Alllehre betittelt, — möchte ich dir viel ſchreiben, wenn ich Zeit hätte. Aber ich bin ſchon ein Schelm geworden, und habe mehr gethan, als ich konnte. Könnten wir doch noch einmal im Leben zuſammen plaudern! Wohl möglich, — es kommt hauptſächlich darauf an, ob du Luſt dazu haſt, und dir darum nur halb ſo viel Mühe geben willſt, als ich.

Ich ſetze die Möglichkeit voraus, daß du mich gern wieder ſäheſt, mein Geiſt und mein Herz ſind dir zu treu geblieben, um daß ich nicht wenigſtens die Möglichkeit vorausſetzen ſollte.

Ich komme alſo zu dir unter folgenden Bedingungen.

1) Du ſchreibſt mir, und zwar einen langen Brief, an die Adreſſe Sieveking in Hamburg.

2) Du kömmſt mir, wenn deine Geſchäfte es erlauben, entgegen, etwa in Nürnberg, und begleiteſt mich nachher bis nach Ellwangen.

3) Ich ſetze voraus, daß ich den Weg über Mainz nicht wähle, wozu ich freilich genöthigt werden kann.

In acht Tagen gehe ich von hier nach Hamburg, und von da mit meinen beiden unmündigen Knaben weiter. Ich brauche ſehr Erheiterung. Schreibe mir!

Grüße Herbert! Seine Briefe können nicht mich, und meine nicht ihn finden. Dein Baggeſen.

204. Von Charlotte Gräfin von Schimmelmann.

Seeluſt, den 25. Juni 1797.

Ich bin Ihnen einen herzlichen Dank ſchuldig, da Sie uns noch ein ſo freundliches Zeichen der Erinnerung durch den Dr. Jung geben. Ich habe dieſen jungen Mann bis jetzt nur wenig geſehen, doch ſah ich ihn genug, um ſicher ſeyn zu

können, daß er Ihre Empfehlung verdiente. Er hat uns sehr gefallen, eine solche Bescheidenheit ist viel versprechend, ich wünschte sehr, ihm seinen Aufenthalt hier angenehm machen zu können, — wir sind aber nicht Bewohner der Stadt in diesem Augenblick, er aber muß da an der Quelle des Lebens — oder des Todes — schöpfend bleiben.

Daß Sie jetzt in einen thätigen Wirkungskreis versetzt sind, ist mir sehr lieb, — auch zweifle ich gar nicht an dem besten Erfolg. Sie werden mit Klugheit und Festigkeit das Gute hervorbringen wollen, — ein solcher Wille ist fruchtbringend.

Baggesen hat seine Sophie, und mit ihr sein bestes Dasein verloren. Er wandelt einsam mit seinen zwei kleinen Kindern zur Schweiz hin; er will seine Knaben ihrem Vaterlande zurückgeben. Jetzt ist er sehr unglücklich und kränkelnd dabei.

Unser vortrefflicher Freund, der edle Graf Bernstorff, ist sterbend; er sieht dem Tode mit Ruhe und Kälte seit vierzehn Tagen entgegen, kann aber nicht sterben, auch geben die Aerzte noch einige Hoffnung. Er aber glaubt nicht an die Hoffnung, und ich traue zu sehr solchem Gefühl. Er war ein seltener Mann, er hat Dänemark im Sturm gerettet, hat uns vor allen Gräueln eines ungerechten Krieges bewahrt in dem Augenblicke, wo ganz Europa blutete in der Wuth der Leidenschaften.

Von meinem Mann einen herzlichen Gruß. Leben Sie immer recht wohl, und vergessen Sie uns nicht.

Charlotte Schimmelmann.

205. Von Franz Paul von Herbert.

Luzern, den 8. September 1797.

Liebster!

Deinen Brief vom 12. August habe ich in Zürich empfangen, keinen andern; auf den du dich beziehst, nicht.

Wir haben den Pakt zusammen gemacht, durch nichts, was wir von einander hören werden, oder von uns Ungünsti-

ges scheinbar werden könnte, uns in unserer Freundschaft irre machen zu lassen, darauf schlugen wir ein, und ich fühle meine Hand noch immer in der deinen; dies ist so wahr, als ich nur immer wahr sein kann, d. h. von dir und Niemand anderm wünschte ich einige Erklärungen über drei Handlungen. Warum du einer deiner schriftstellerischen Arbeiten deinen Namen untergesetzt hast; wie es zuging, daß du nicht vorhersahest, daß deine Freunde damit kompromittirt sein würden? Ob du von dem armen und unschätzbaren schweizerischen Schriftsteller, dessen Werk du korrigirt hast, ein Honorar angenommen hast, oder annehmen wirst? Es ist der originellste Mensch, der mir in meinem Leben vor die Augen kam; es versteht sich, daß, wenn du es ihm schenkest, er nicht einmal ahnen darf, daß ich dir von ihm eine Erwähnung machte, denn er würde gleich auf mich schließen, und dies gäbe meiner mit ihm geschlossenen Freundschaft einen specifischen Stoß. Drittens, — darüber aber kann ich mir wohl selbst aus dem Traum helfen, daß du nicht zu mir kommen wolltest, d. i. meine mir individuell möglichen Bedingungen annehmen wolltest; du hast nicht Noth darüber ein Wort zu verlieren, denn bloß der Wunsch, die Sehnsucht nach dir, kränkte mein Herz, bis ich zur Besinnung kam.

Was anders. Was denkst du von der gegenwärtigen Lage von Frankreich? Ich bleibe bei folgendem humorosen Resultat. Blinder Eigennutz, d. i. Weigerung zur Herstellung der Finanzen nur einmal etwas beizutragen, trieb Adel und Geistlichkeit aus Frankreich, darum sie ihr Schicksal sich selbst zuzuschreiben haben; blinder Eigennutz der Nation ist die Quelle der nothwendigen Tyrannei eines Marat, Robespierre, St. Just, so wie diese Leidenschaft indirekt wieder zu ihrem Sturz das Meiste beigetragen haben mag; nun raubte man ungehindert den Schatz ganz aus; dieser einmal leer, sucht der eine Abenteurer — denn so nenne ich die französische Nation — beim Royalismus sich seine Agentie zahlen zu lassen, der andere bei einer neuen Tyrannei sein Heil; des Sprichworts fra due litigante il

terzo gode vergessen die Zuschauer nicht, und selbst wenn (denn man könnte die wunderliche Hypothese machen) über die verschiedenen Systeme, die gegenwärtig in Frankreich herrschend sind, Gutmeinende an der Spitze ständen, so können selbe, da sie zur Ausführung mehrere Hände brauchen, nirgends anders hin führen, als zu einer unvermeidlichen Tyrannei, d. i. Diktatur, oder, wenn das Glück will, und die übrigen Mächte in Europa genug großmüthig sind, und per miraculum in dieser Gesinnung nicht gegenseitig eingeschränkt werden, zum Königthum. Die Masse der konstituirten Gewalten sind Diebe, und nichts anders; der Eine versteckt seine Beute hinter die Menschenrechte, der Andre hinter die Religion oder Toleranz, und wieder ein Andrer hinter Recht und Billigkeit, mit Einem Wort ausgedrückt: hinter die Konstitution. Eine totale Auflösung der gegenwärtigen noch scheinbaren gesellschaftlichen Ordnung scheint mir unvermeidlich, denn alles dreht sich um den Finanzzustand, Geld aber ist im Schatz keines vorhanden, und aller Kredit in dem Grad verloren, daß der Bürger den Staatstribut zu zahlen weigert, weil er auf den dafür zu erwartenden Schutz verzweifelt.

Kaspar Schultes und Komp. in Zürich wissen schon, wohin selbe mir die Briefe nachzuschicken haben.

Ich sehne mich, dich zu sehen. Wie aber wäre es möglich, meinen Wunsch zu erreichen? Könntest du im December nicht eine Exkursion in den Kanton Schaffhausen machen? Adieu.

206. Von Herbert.

La Chaux de Fonds, den 15. November 1797.

Lieber Benjamin!

Ich habe dir von Zürich aus geschrieben, es ist nun beiläufig zehn Wochen; nachdem ich aber keine Antwort von dir erhalte, so vermuthe ich, daß mein Brief verloren ist. Deinen letzten Brief habe ich verloren, und da es seither so lange ist, habe dessen Inhalt nicht mehr genau in meinem Gedächtniß, nur weiß ich noch so viel, daß du beim

Minister Hardenberg mit 1000 Thaler Gehalt ohne bestimmte Beschäftigung angestellt bist, und daher meine Anträge ausschlugst. Mir ist's gleichviel, wenn es dir nur gut geht; wie sehr ich dies wünsche, weißt du ohnedem; aber eben deßwegen ist mir's doch bang, denn ich weiß, daß du einerseits keine individuelle Menschenkenntniß hast, andrerseits dein Wahrheitseifer dich so mancher Gefahr aussetzt, wie du — noch mehr aber ich — für dich erfahren und leiden habe müssen, wie ich dir's einmal mündlich erzählen werde.

Ich hoffe, daß der nunmehr abgeschlossene Friede die Wolken verziehen wird, die meinen Horizont so gewittervoll machten. Du wirst wahrscheinlich mit diesem gewissermaßen zweiten Frieden ebensowenig vollkommen zufrieden sein, wie mit dem ersten; allein non datur saltus ist das Bonmot, mit dem man sich trösten muß; möglich wenigstens ist's, daß die Fürsten, aus Mangel ihren Ehrgeiz durch Verheerungen fremder Länder zu befriedigen, Väter ihrer Unterthanen würden; immer hätten sie es viel leichter, ihre Länder glücklich zu machen, als die Republiken, nur wünsch' ich, daß die Moral dabei nicht leidet.

Ich denke Pedebuig von Laubach bei mir zu versorgen, mich dir hat er das erste Recht auf meine unbedingte Freundschaft, und seine Bürgermeisterstelle richtet ihn zu Grund, so viel mußte er die letzten Zeiten ertragen.

In Zürich schloß ich mit Pestalozzi ein besonderes Freundschaftsbündniß; dies ist doch auch einer der edelsten Menschen seines Zeitalters; er hat vor andern Menschen darin viel voraus, weil er sich aus der Infamie, in die ihn Noth und Temperament warfen, durch sich selbst herausgearbeitet hat, gewiß ein seltnes Beispiel, um so mehr, als ihn gar keine wissenschaftlichen Kenntnisse unterstützten, denn seit seinen Schuljahren hat er darin gar nichts gethan; in dieser Hinsicht sind seine Lienhard und Gertrud und seine Nachforschungen über den Menschen wahre Mirakeln; nur wünschte ich, daß

dieſer Johannes in der Wüſte mehr Deutlichkeit in ſeinen Predigten hätte.

Ich lernte auch Herrn Huber in Colombiers kennen; er ſchreibt jetzt ein Journal, was er die Klio nennt, es finden ſich ſehr intereſſante Aufſätze darin; er ſchätzt dich ſehr und kennet dich perſönlich.

Ich wünſche, je eher je lieber zu erfahren, was du machſt; es wäre ſchrecklich, wenn ſolche Freundſchaft, wie unſere, erkalten ſollte. Was können wir von der andern Welt uns für eine Glückſeligkeit verſtellen, als die der uneigennützigſten Freundſchaft und Liebe, und wäre unſer, des Menſchen, Schickſal nicht ein wahrer Fluch der Schöpfung, hier alles einzubüßen, ohne Troſt, ohne Hoffnung, dort in verklärter Form die Theuern wiederzufinden, die uns hier mit Gewalt entriſſen wurden, deren Verluſt uns unſer Leben zur bitterſten Marter macht, das wir doch nicht enden dürfen!

Bei Gelegenheit dieſes Apropos erinnere ich mich, daß du mir einmal ſagteſt, du würdeſt etwas über den Selbſtmord ſchreiben; ich bin dieſe Materie von dir abgehandelt zu ſehen unendlich begierig.

Adreſſire die Antwort à Messieurs J. D. Bridel et fils, nämlich unter deren Couvert à Vevay.

207. Von Oſterhauſen.

Nürnberg, den 30. November 1795.

— Goethe war über acht Tage hier. Ich ſprach ihn, und fand nichts von dem Stolz, den man ihm vorwirft. Wir ſprachen von Schiller. Er ſprach mit Enthuſiasmus von ihm und ſeinen philoſophiſchen Ideen, und bedauert, daß er ſie nicht bekannt machte, hoffte aber, daß er noch im Stande ſein würde, ihn dazu zu überreden. — Ob die Welt viel dabei gewinnen wird, wenn ſie den Probeſtücken in den Horen gleichen? — Ich ſagte ihm, daß ich bedauere, Schillern nicht perſönlich kennen gelernt zu haben, indem er nicht zu Jena war, als ich da war, und als er zu Nürnberg war, wo er bei dir war, wäre ich nicht hier

gewesen. Als ich deinen Namen nannte, fragte er mit Lebhaftigkeit: „Was macht Erhard? Ist er hier? Das ist auch ein vortrefflicher Kopf.“ Ich sagte ihm von deiner Orts- und Geschäftsveränderung. Er entgegnete: „Ein so trefflicher Kopf wie dieser kann sich in alle Sättel werfen.“ Daß ich mir gegen Goethe auf deine Freundschaft viel zu Gute that, wirst du mir nicht verdenken. Er sagte gleich anfangs unserer Unterhaltung zu mir: „Sie finden wohl unter den Nürnberger Aerzten wenig Unterhaltung, denn sie scheinen sich nicht sonderlich mit Gelehrsamkeit und Litteratur abzugeben,“ worauf ich mich auch exkektorirte, und als wir von dir sprachen, so sagte ich: „Sie können die hiesigen Aerzte daraus vollkommen kennen lernen, wenn ich Ihnen sage, daß sie den Doktor Erhard deßwegen nicht in ihr Kollegium aufnahmen, weil er nicht zunftmäßig drei Jahre auf Universitäten war.“ — —

208. Von W—.

Wien, den 19. Juli 1790.

— Vor einiger Zeit erschien hier von Hofrath Joseph Sonnenfels ein Handbuch der innern Staatsverwaltung mit Rücksicht auf die Umstände und Begriffe der Zeit. Seite XXV. wo er von der Schrift: „Ueber das Recht des Volks zu einer Revolution“ spricht, stehet die Anmerkung: „Der Verfasser dieser Schrift, Herr Doktor Erhard, ist nach seinen Gesinnungen und Grundsätzen fern, ein revolutionärer Schriftsteller zu sein. Die Umstände, unter welchen allein er dem Volke ein Recht zur Revolution zugestehet, und die Mittel, worauf er selbst noch die Revolution einschränkt, sind so beschaffen, daß sie viel eher beweisen, das Volk habe zu einer Revolution nie ein Recht. An diesem mit vieler spekulativen Gelehrsamkeit geschriebenen Werke ist also nichts gefährlich, als der Titel. Aber wozu dieser Titel, da das Buch nur von Wenigen gelesen, und noch Wenigern verstanden wird?“ — Die Sonnenfels'sche Schrift ist dem Kaiser dedizirt, und macht hier viel Aufsehen. —

Das Vorgeben des hiesigen Doktors Gall, aus dem Bau des Schädels die intellektuellen und moralischen Anlagen eines Menschen zu erkennen und angeben zu können, hat viel Reizendes für Einige. Die denkenden Köpfe glauben darin zu viel Charlatanerie zu finden. Es wäre nicht überflüssig, wenn ein mit philosophischen und anatomischen Kenntnissen ausgerüsteter Mann diesen Gegenstand und diese und ähnliche Versuche erörtern, und deren Unzulänglichkeit darstellen möchte. —

IX.

In Goethe's west-östlichem Divan wird der Houri, welche vor Mahomets Paradiese Wache hält, um nach des Propheten Satzung vorzugsweise die Helden und Kämpfer einzulassen, von dem angehaltenen Dichter keck erwiedert:

Laß mich immer nur herein!
Denn ich bin ein Mensch gewesen,
Und das heißt ein Kämpfer sein.

Ist demnach jeder Mensch überhaupt als Krieger anzunehmen, so bedarf es keiner besonderer Herleitung, daß auch kein Gelehrter ohne Polemik recht zu denken sei; die Friedensliebe mag Angriffskriege unterlassen, aber zum Vertheidigungskriege wird auch der Nichtwollende genöthigt, und da litterarische Verhältnisse vielfach mit den bürgerlichen sich durchflechten, so werden öfters auch diese mit jenen zusammen auf den Kampfplatz gerathen. Hier gilt es denn nicht mehr allein, welche Sache, sondern auch, welche Waffen man führt, und mit Recht stehen die Männer in bestem Ansehn, welche mit einer guten Sache und bei redlicher Liebe zum Frieden doch, so oft es gilt, die tüchtigste Kriegsfertigkeit verbinden.

Erhards erstes Auftreten fällt in eine Zeit der heftigsten Kämpfe im litterarischen Deutschland. Der Durchbruch tieferen Geistes und freieren Sinnes fand in der

Oberflächlichkeit eines an Einsichten beschränkten und an Dünkel schrankenlosen Autorengeschlechts den feindlichsten Widerstand. Die Art, wie Goethe'n, Schiller'n, Jacobi'n und allen vorzüglichsten Köpfen, insonderheit aber Kanten begegnet und mitgespielt wurde, war ohne Zorn wirklich nicht anzusehen. Das Benehmen der Nicolai und Andrer dieses Gleichen, welche mit alberner Anmaßung die höchsten Bestrebungen in den niedrigen Kreis ihrer pöbelhaften Beurtheilung zogen, verdiente Züchtigung, und sie wurde ihnen richtig zu Theil. Was Schiller und Goethe durch die Xenien, was Fichte durch die Lebensbeschreibung Nicolai's, hierauf die beiden Schlegel, Tieck und Andre durch andres ähnlicher Art in Deutschland gethan, kann in ganzem Werth nur dem Sinne einleuchten, welcher sich alle Umstände und Lagen jener Zeit zu vergegenwärtigen im Stande ist. Unsre Litteratur hat solchen abwehrenden Arbeiten nicht weniger zu verdanken, als den gründenden, und zweimal im achtzehnten Jahrhundert, in der Mitte desselben gegen die Gottschede, und zu Ende desselben gegen die bezeichnete Masse der Gemeinen, ist sie aus der drohenden Gefahr des traurigsten Verkommens gerettet worden; denn jene Erscheinungen, über die wir jetzt lachen, waren in der That von dringender Gefahr, indem auch die Bessern und die Besten, wie es bei allgemeinen Einflüssen unvermeidlich ist, sich in den schlechten Richtungen mehr oder minder hintreiben ließen, und daher auch ihres Theils von den hereinbrechenden Reinigungswettern mitgetroffen werden mußten. So war z. B. der sonst hochverdiente Herder, seinen Beruf und seine Fähigkeit bedauernswerth verkennend, in der Philosophie als Gegner Kants mit unwürdigsten Waffen aufgetreten; sein Name war jedoch einer der größten, und wenn derselbe seinen vorigen Glanz seitdem nie völlig wiedergewonnen hat, so zeigt dies, wie ernst und nachdrücklich der Streit gegen ihn geführt werden mußte.

Schon als Jüngling hatte Erhard mancherlei Anlässe zu polemischer Uebung; späterhin stand er mit wissenschaftlichen Autoritäten in ausgesprochenem Zwist; seine ersten litterari-

eines Autors, eines Mannes genommen und daß der Titel unrichtig sei. Dagegen stand ein Jemand auf und sagte: »Messieurs, lorsque Sa Sainteté certifie une chose, elle doit être infaillible.« — »Avec tout le respect possible pour l'infaillibilité papale,« erwiederte man; »elle ne s'étend pas sur les bibliothécaires du Vatican.«

Sie machen mich, mein Theurer, in Ihrem Briefe zum Propheten. Zufolge einer Entscheidung der Synagoge von Jatrib, kann man Prophet sein, ohne Wunder zu verrichten. Wäre ich Wunderthäter, so würde ich das schwierigste versuchen, nämlich die Kabinette von thörichter Gespensterfurcht, und die Diplomaten von kurzsichtiger Oberflächlichkeit zu heilen.

Umarmen Sie Frau von Varnhagen von meinetwegen.

Leben Sie wohl, oder stellen Sie sich zuvörderst vollkommen her, und behalten mich lieb.

Von ganzem Gemüth

der Ihrige

Oelsner.

76.

Oelsner an Varnhagen.

Paris, den 7. April 1826.

Wenn ich nicht irre, hochverehrtester Freund, so ist Ihnen Herr Schubart, der Ueberbringer dieses, persönlich bekannt. Er hat seit 1815 wichtige bibliopolische Unternehmungen mit Glück gemacht, wodurch er Inhaber einer hiesigen sehr ansehnlichen Buchhandlung geworden. Seine Geschäfte fordern ihn auf, Berlin zu besuchen. Ich empfehle

ſchen Arbeiten erfuhren übermüthige und hämiſche Angriffe. In allen dieſen Fällen bewies er die entſchloſſenſte Tapferkeit, immer zur Entſcheidung vordringend, in der Sache ganz ohne Schonung, und alle Kraft der Einſicht und des Ausdrucks zur möglichſten Wirkung zuſammennehmend, und wiewohl ſo rüſtig, doch immer zum Frieden bereit, ſobald er das Nöthige geſagt glaubte. Mehrmals perſönlich verletzt, traf er auch wohl den Gegner perſönlich, und bei der Schärfe ſeiner Waffen öfters tödtlich; aber aus eigner Wahl verließ er nie die Sache, um die Perſon aufzuſuchen. Auch Nicolai hatte ihn perſönlich und ſogar bürgerlich verunglimpft, eine Antwort mußte erfolgen, und ſie erfolgte mit Bitterkeit. Dem öffentlichen Schreiben an Nicolai fügte er noch ein handſchriftliches bei, welches eine Milderung bedeuten wollte, aber ſelbſt bei ſolcher Abſicht nicht vermochte, ohne Ironie zu bleiben. Die ſpätere Druckſchrift an Jean Paul Richter und an Herder muß gleichfalls in der Tagesbeleuchtung jener Zeit beurtheilt werden; ſie iſt ihr nicht eben ungünſtig. Wie gemeſſen, nachgiebig und doch kräftig Erhard bürgerliche Beleidigungen zu behandeln wußte, ſehen wir aus ſeiner Antwort an einen Arzt in Berlin, der ihn übereilt und grundlos einer Ungebühr beſchuldigt hatte. Ueberhaupt ſtritt er, wo es Erkenntniß galt und eine Sache auszumitteln war, ſtrenger und hartnäckiger; in Fällen andrer Art glaubte er oft lieber ein Unrecht oder einen Nachtheil halb oder ganz hinnehmen zu können, als ſich in Kampf einzulaſſen, oder den begonnenen völlig durchzufechten. Seine ſpäteren Lebensjahre waren im Ganzen milde und nachſichtig im geſelligen wie im bürgerlichen Verkehr, ohne darum der Strenge ſeines Urtheils und der Beharrlichkeit ſeiner Anſicht das Geringſte zu vergeben; wer dieſe unmittelbar herauszufordern verſucht war, konnte leicht eine ſcharf treffende, in ihrer Wirkung oft ſchnöde abfertigende Zurechtweiſung von ihm erfahren, er müßte denn ſelbſt eine Aenderung ſeines Behauptens als richtig anerkannt haben, wie in der durch Friedrich Buchholz veranlaßten Erörterung geſchah, deren ſpäter noch gedacht werden wird. Und ſo

dürfen wir in Betreff der polemiſchen Seite unſre Karakteriſtik Erhards füglich in den Ausſpruch zuſammenfaſſen: er kämpfte viel, in Vergleich ſeiner wenigen Neigung, und in Betracht ſeiner erfolgſichern Kraft, wenig.

---

209. An Friedrich Nicolai.

Ansbach, den 18. December 1794.

P. P.

Sie erhalten ein Exemplar von einem Brief an Sie; ich hielt für Unrecht, es dem Zufall zu überlaſſen, ob Sie ihn zu ſehen bekommen würden, oder nicht, ſo wie Sie es mit Ihren Invektiven gegen mich machten, die Sie in die Welt ſchickten, ohne mich, der Sie nie beleidigte und den Sie gewiß nicht kennen, vor der Verachtung, der Sie mich ausſetzen wollten, zu warnen.

Hat mein Brief Ihren Beifall als Kritiker, ſo ſoll es mir lieb ſein. Ich habe in meinem Vortrag einige Nachläſſigkeiten gelaſſen, weil ich den Brief wollte abdrucken laſſen, wie er aus meiner Hand kam. Eine habe ich Ihnen bemerkt, damit Sie keine unnöthige Freude hätten, wenn Ihnen ein Aſtronom ſagte, man meſſe die Höhe (als aſtronomiſcher Kunſtausdruck zum Trotz des deutſchen Sprachgebrauchs, nach dem es Erhebung heißen müßte) nicht durch die Parallaxe. Für die übrigen Jungen, die nun Recenſenten machen, mag es aber daſtehen, um zu ſehen, wer ſich unter ihnen am meiſten auf ſeine Schulknabenkenntniß zu Gute that, daß man die Höhe nicht mit der Parallaxe meſſen könne, ſondern nur die Entfernung von der Erde, was ich unter Höhe verſtehe. Es ſollte jeder Schriftſteller (Autor) in ſeinen Schriften ſo etwas ſtehen laſſen, damit die jämmerlichen Wichte dadurch zu erkennen wären, welche auf die geringſten Kenntniſſe ſo ſtolz ſind, daß ſie glauben, ein denkender und in mehreren Wiſſenſchaften bewanderter Mann wiſſe nicht ſoviel, als ſie, wenn er ſich irgendwo nachläſſig ausdrückt. Ich leſe

solche Kritiken immer mit der Lustigkeit, in die mich die Freude meines Knabens versetzt, wenn ich mich im Syllabiren von ihm korrigiren lasse.

Hat mein Brief Ihren Beifall als Mensch, so wäre es mir um so angenehmer, da ich dann in meinem Vertrauen, das ich in Ihren Karakter am Ende meines Briefs setzte, nicht geirrt hätte, — denn es setzte große Unparteilichkeit, ich möchte fast sagen, Besserung voraus, und es wäre allerdings möglich, weil ich wirklich überzeugt bin, daß Sie weder etwas von mir mit Aufmerksamkeit gelesen, noch irgend eine wahrhafte Nachricht von mir erhalten haben, und daher vielleicht nicht einmal die Person sind, die mich beleidigte, sondern dieser, ohne Ihr Wissen, nur als Bravo diente, und da könnten wir uns vielleicht gar noch aussöhnen, und gemeinschaftlich dahin arbeiten, das Phantasiren, wenn es für Philosophiren gelten soll, dem verdienten Spotte preiszugeben. Ich hatte mit meinem Freund Baggesen schon vor vielen Jahren eine Satyre auf den philosophischen Unfug entworfen, unter dem Titel: Das Eine, was Noth ist, oder das Koncilium der Philosophen, ein transcendentales Schauspiel. Wir hatten bereits auf 40 Personen dazu bestimmt, und welcher Zuwachs seitdem? Aber freilich wären wir nie über Schriften hinausgegangen, und hätten Niemand geschimpft, sondern jeden nur selbst reden lassen; und doch unterließen wir es, weil wir glaubten, es könnte mit Bahrdt mit der eisernen Stirne in eine Klasse gesetzt werden. — Ich muß Ihnen gestehen, daß Sie auch eine kurze Rolle dabei hatten, Sie wurden nämlich auch eingeladen, Sie antworteten aber, Sie hätten bereits das Eine, was Ihnen Noth wäre, in fremde Händel mischten Sie sich nicht gern, ließen sich übrigens dem hohen Rath der Selbstdenker bestens empfehlen, und wollten die Akten des Konciliums zum Zeichen Ihrer Achtung dem nächsten Band Ihrer Reisebeschreibung einverleiben. Damals konnte ich Ihnen keine größere Rolle ertheilen; aber jetzt würde ich das Vergnügen haben, Sie auf dem Konzilium erscheinen zu sehen, und ich wäre sehr verlegen, wie ich

Sie

Sie wieder vom Schauplatz brächte, ich wäßte mir für jetzt nicht weiter zu helfen, als daß ich die Sage vom Protogenes benutzte, der sich über eine von ihm selbst gemahlte, alte häßliche Frau zu Tode gelacht haben soll, und daß ich Sie auch über die Darstellung, die Sie von der Philosophie Kants machten, gleiches Schicksal erfahren ließe. So übel wäre der Einfall gewiß nicht, denn ich selbst mußte über Kants Philosophie, wie Sie aus Ihrem Munde kommt, herzlich lachen, und glaubte mich an Kants Philosophie so wenig dadurch zu versündigen, als an einem schönen und reizenden Mädchen, wenn ich über die Karikatur gelacht hätte, die ein Stümper für ihr Portrait ausgeben wollte. Ueber den dummen Gundibert aber konnte ich nicht lachen, der Mensch dauerte mich, daß er ohne alle Talente, ohne das Vermögen nur den Euklid zu verstehen, die Grille faßte, Kants Kritiken verstehen zu wollen, und darin so unglücklich war, daß er mit gesundem Verstand mehr Philosophie aus dem Eulenspiegel hätte herausziehen können, als er durch jenes lernte. Auch der Doktor Mondschein hat das Unglück, kein Wort recht zu verstehen, nur ist er nicht zu bedauern, weil er ein aufgeblasener Wicht ist, dem man es gern gönnt, daß er mit der Nase anstößt.

Zum Zeichen, daß ich keinen Groll weiter auf Sie habe, dient es gewiß, daß ich sogar mich schriftlich noch mit Ihnen unterhalte, nachdem es schon gedruckt geschehen.

J. B. Erhard.

210. Von Wieland.

Weimar (oder Osmanstädt), den 7. Januar 1799.

Höchstgeschätzter Herr und Freund!

Sie würden meine Antwort auf Ihre werthe Zuschrift vom 12. December vorigen Jahrs schon etliche Posttage eher erhalten haben, wenn ich nicht immer gehofft hätte, vorher einen Brief von meinem Schwiegersohn Heinrich Geßner zu erhalten, der mich in den Stand setzte, Ihnen die neueste Nachricht von ihm mitzutheilen. Aber bis jetzt habe ich im-

mer vergebens gehofft, doch ist indessen ein Brief von meiner Tochter angekommen, worin sie mir sein Wohlbefinden versichert, und sein langes Stillschweigen (dessen ich von ihm nicht gewohnt bin) mit den Geschäften entschuldigt, womit seine Transmigration von Zürich nach Luzern, die neue Einrichtung seiner Buchdruckerei, seine neue Societätsverbindung mit dem Bürger Gruner, mit welchem er nun die Qualität eines Buchdruckers der helvetischen Republik der Regierung übernimmt, und alle die Arbeiten und Sorgen, welche so viel Veränderungen auf einmal nach sich ziehen, ihn so stark überladen haben, daß er vor der Hand an nichts anders denken kann.

Daß er ein grundehrlicher, durchaus guter Mensch ist, wissen Sie, wie ich glaube, so gut als ich selbst; aber sein Schicksal hat ihn, gewissermaßen bei den Haaren, in das Schicksal der neuen helvetischen Republik hineingezogen und verwickelt, so daß ich seiner Zukunft wegen nicht weniger besorgt bin, als wegen des Ausgangs, den diese (malis avibus!) unter französischem gewaltsamem Einfluß durch eine übereilte und übelberechnende Revolution entstandene Eine und untheilbare helvetische Republik beinahe nothwendig nehmen muß, sobald sich die französische Heeresmacht von ihr zurückgezogen haben wird. Gebe der Himmel, daß meine Ahnungen mich täuschen! Leider wünsche ich dies mehr, als ich es hoffe. Uebrigens bin ich gewiß, daß es bloß aus diesem Drang der Umstände zu erklären ist, wenn er ältere, der helvetischen Revolution vorhergegangene Verbindungen vergessen zu haben scheint. Ist es möglich, so lassen Sie ihn nur noch eine kurze Zeit wieder zu Athem kommen. Sollten Sie es aber gern sehen, daß ich ihm Ihren Brief an mich mittheile, so geben Sie mir darüber nur einen Wink.

Für die kleine Schrift an Herrn Friedrich Nicolai danke ich Ihnen ergebenst. Ich habe sie mit Vergnügen und Nutzen gelesen, wiewohl zugleich mit Bedauern, daß ein Mann, wie Sie, in den Fall gesetzt worden ist, sich gegen

ſo unwürdige Anfälle vertheidigen zu müſſen. Eine Art von Entſchädigung für Sie iſt indeſſen, nach meinem Gefühl, daß Sie dadurch Gelegenheit bekommen haben, unſerm litterariſchen und kritiſchen Publiko ein muſterhaftes Beiſpiel zu geben, wie ein edler und weiſer Mann ſich in ſolchen Fällen gegen die Inſolenz eines ſolchen Schriftſtellers vertheidigen ſoll und muß.

Solventur risu tabulae: tu missus abibis.

Leben Sie wohl, mein verehrter Herr und Freund, erhalten Sie mir Ihr Wohlwollen, und bleiben der aufrichtigen und herzlichen Hochachtung verſichert, womit ich lebenslänglich beharren werde. Ihr ergebenſter

Wieland.

211. Von Herbert.

Hanau, den 14. Februar 1799.

Theuerſter!

Heute empfang ich dein Schreiben vom 28. passato. Ich ſchrieb dir mittelſt Hardenbergs von Budweis, und preſſirte auf eine Antwort, auf welche ich dort vergeblich zehn Tage wartete; bis zur Stunde erhielt ich aber keinen andern Buchſtaben von dir, als dein letztes vom 28. Ich kümmerte mich ſchon um dich, und ſchrieb wirklich ſchon an den jungen Hardenberg, daß er ſich um dich erkundigen ſoll; da du mir alſo geſchrieben, ſo iſt es dieſesmal das zweitemal, daß ich poſitiv weiß, daß deine Briefe an mich verloren gegangen ſind.

Nicht wahr, du ſiehſt mich als deinen beſten, verläſſigſten Freund an? nun als ſolcher hätte ich das Recht auf unbedingte Befolgung meines Rathes; in Folge deſſen alſo fordre ich, daß du nicht nach Wien gehſt; auch würde ich nicht kommen. Haſt du in Wien Geſchäfte, ſo ſuche ſelbe mittelſt eines Agenten zu richten. Die Weltbegebenheiten haben einen ſo raſchen Gang genommen, daß die Hoffnung, dich noch in dieſem Leben zu ſehen, nicht ganz ohne Haltung iſt; obſchon ich auch zufrieden bin, wenn es

jenseits dieses Globus geschieht, denn meine Gicht macht mich des Lebens so satt und überdrüssig, daß die Sehnsucht nach dem Ende dieses Lebens mir zur Leidenschaft geworden ist.

Von deinen schriftstellerischen Arbeiten weiß ich so wenig, als von deinem übrigen Thun und Lassen. Ich selbst verrosste in diesem Gebiet, und kenne außer des vortrefflichen Jean Paul Richters Werken gar nichts. Meine Schwester Cäcilie ist auf den Tod krank; doch ist noch Besserung zu hoffen; ihren Sohn lasse ich in Jena studiren. Maria aber ist klüger geworden. Ob deine Kinder leben und dir Freude machen, wünsche ich unter der nämlichen Adresse zu hören. Meine Kinder verrathen Güte des Herzens, besonders ist mein Sohn dato noch ein eilfjähriger Engel. Adieu.

212. Von Herbert.

Klagenfurt, den 4. April 1799.

Mir ist leid, daß dein Brief verloren gegangen, obwohlen ich die nämliche Ueberzeugung von der Medicin habe, als Rousseau, denn ich habe halt eine inkurable Gicht, die mich manchmal auf den Grad bringt, daß ich glaube, mit dem Schöpfer der Natur rechten zu dürfen, denn ich glaube, dieses physische Uebel allein dadurch rechtfertigen zu können, daß ich selbem ein Ende dadurch mache, daß ich meine hiesige Erscheinung aufhebe. Der heilige Paulus sagt, in Trübsal werde unsere Tugend geprüft und bewährt; ganz gut! aber alles hat sein Ziel, so der menschliche Wille und seine Kraft; wenn ich mein Innerstes prüfe, so gedulde ich nicht mehr aus Tugend, sondern aus Furcht vor Strafe, und diese Maxime ist nicht mehr moralisch.

In deiner Reise nehme jeden beliebigen Umweg, und gehe nicht die Straße, die du dir vornahmst. Wer weiß, was bis dahin vorgeht, das dich auf meine Warnung noch aufmerksamer machen wird. Adieu.

213. Von Herbert.

Den 11. Mai 1799.

Liebſter!

Wie ich dazu gekommen bin, über die Medicin wie Rouſſeau zu denken, magſt du wohl errathen haben, aber daß auch du kein Recht haſt, über ſelbe anders zu denken, dünkt mich ziemlich ausgemacht. Du müßteſt mir ein Verſtandesvermögen ausweiſen, welches die Geſetze der Organiſation in Hinſicht auf Heilung (mediciniſche, nicht chirurgiſche) zu erkennen fähig wäre, Leben, Geſundheit, müßten Gegenſtände der Erſcheinung, d. i. ſchematiſche Erkenntniſſe ſein. Auf dieſe Erkenntniſſe erſt könnte der Grundſatz der Medicin gebaut werden, nicht aber umgekehrt auf einen hypothetiſchen Grundſatz, z. B. Erregbarkeit, auf eine konforme Organiſation geſchloſſen werden, ein willkürliches Spiel der Phantaſie, welche dem anmaßungsloſen Dichter inſofern Ehre bringt, als er den Naturforſcher veranlaßt, ſeinem unbekannten X in hypothesi ein Prädikat zu geben oder zu nehmen.

Die Metaphyſik in ihrem praktiſchen Theil fordert in ihrer Lehre die Theologie, Gott als den Schöpfer, mithin als den Erhalter der Welt nach den von ihm beſtimmten phyſiſchen Geſetzen anzunehmen; Er alſo gab uns zu unſerer Erhaltung Hunger, Durſt und die Mittel, ſelbe zu befriedigen; ſo ſind die Elemente der Luft, elektriſche Materie, Azot und Oxygen, Dünſte u. ſ. w. u. ſ. w. für uns und wir für ſie, kurz alles fordert, den ſogenannten Bildungs-Erhaltungstrieb anzunehmen, welchen Grundſatz die enge Gränze, in die er eingeſchloſſen iſt, nicht aufhebt, denn wir wiſſen, wie viele zärtliche Naturanlagen es giebt, welche die mindeſte Revolution der Elemente, oder — um in Gleichniſſen zu reden — Inpoſition des Weltkörpers oder eines ſeinigen Gliedes, ſchwer oder gar nicht aushalten. Ueber dieſen Grundſatz alſo, er mag zu der Vorrückung in der Heilkunde auch gar nichts beitragen, können wir doch nicht hinaus; was darüber hinausgeht, iſt eine bloße empiriſche Erfahrung, die der geſunde Verſtand in der Beobachtung der Forderungen des Inſtinkts

macht, sich z. B. zu wärmen, wenns friert u. s. w. Die wenigen ausgemachten Kurarten, mit denen du dich vielleicht, besonders mit dem Merkur, dich zu brüsten befugt glauben möchtest, sind Wirkungen des bloßen Zufalls, die wir der regellosen Keckheit der Mediciner zu danken haben; wo ist zu diesen guten Erfolgen die Ursache der medicinischen Kombination (einer verständlichen meine ich) nachzuweisen?

Du wirst mir vielleicht einwenden, daß ich Brown's System gar nicht verstanden hätte, daß er gewissermaßen das Nämliche gesagt, daß er sich an die von mir geforderte Erfahrung gehalten, daß er die wirklichen Zustände, wegen der Gleichförmigkeit ihrer Ursachen, in Sthenie und Asthenie eingetheilt habe; so weit wollte ich zum Behuf der Möglichkeit der Mittheilung es wohl auch angehn lassen, obwohl der Begriff einer Sthenie sich selbst widerspricht, und nur von direkter und indirekter Asthenie die Rede sein kann, — aber daß er Heilmittel für diese Zustände vorschreibt, d. i. einen thierischen Prozeß zum Trotz des ausdrücklichen oder klar anerkannten Instinkts des Individuums vernimmt, das ist vermessen; wäre ein aufrichtiger Beobachter dieser Zustände, die ich in vielen Fällen als erkennbar zugebe, so müßte dieser eingestehen, daß ihm Aderlaß, Purgiren oder ein sogenanntes aktives Incitament, Opium, so gute als schlechte Wirkungen gehabt zu haben geschienen, denn von einem ausgemachten Wissen ist gar nicht die Rede, obschon alle verunglückten Fälle sich aus dem Brownischen System, so wie die geglückten, sich sehr gut schwadronisch erklären lassen (und ein Kriterium, was auf alles paßt, schon darum kein Kriterium sein kann); eine in die Medicin so nachlässig aufgenommene Beobachtung der Veränderung des Wetters (d. i. der Zusammenhang eines ganz unbekannten Dings) kann die Ursache der Ereignung sein, die wir der Medicin zuschreiben, ich sage: kann. Manches Uebel hebt sich nach einer bestimmten Periode zum Trotz der Medicin von selbst, nicht früher, nicht später, Medicinen treten hier, wie in den meisten Fällen, der Natur

nur in den Weg, und machen das Uebel unheilbar; wo iſt hier ein unfehlbarer Imperativ?

Lieber Freund, erinnere dich der heiligen Verheißung, die wir einander gemacht, nie einem Gedanken oder einer Verläumdung Raum zu geben, die unſere Verläſſigkeit, welche wir natürlich auf unſere karakteriſtiſche Rechtſchaffenheit bauten, bemakeln würde!

Meine Beſorgniſſe bleiben die nämlichen; du weißt nicht, was mir widerfahren iſt; nehme einen andern Weg, er iſt ſicherer. Alles was meine Natur mir noch gewährt für einen Andern zu ſein, das bin ich dir.

Wenn in einem Fall auf eine Medicin eine heilſame Veränderung vorgegangen iſt, ſo müſſen wir, um dieſe Wirkung der Medicin zuzuſchreiben, ehender wiſſen, ob nicht die Natur allein dieſe glückliche Folge ohne Mitwirkung der Medicin erzeugt hätte. Zur Ueberzeugung, d. i. Gewißheit, ſind außer einem oder zwei Fällen noch keine gebracht worden, und ſelbſt das Gelingen deutet dießfalls nur an, was die Natur in dieſem oder jenem Fall nicht vermocht, nicht aber, was die Medicin vermag.

214. Von Herbert.

Den 30. Juni 1799.

Dein Schreiben vom 2. Juni verweiſt mich auf Röſchlaubs Journal, mit welchem ich mir aber die Zeit zu verlieren nicht erlaube; hier hat ſelbes Niemand, ſonſt würde ich mir doch deine Aufſätze ausleſen.

Das iſt mir recht, daß du nicht nach Ruſſiſch-Polen gehſt, auch approbir' ich dein Vorhaben nach Berlin; iſt es aber möglich, daß du dort ein anderes Amt erhältſt, als ein mediciniſches, ſo ziehe dieſem letztern alle andern vor, denn es iſt nicht löblich, ein Handwerk zu treiben, deſſen Gegenſtand nicht einmal zu exiſtiren möglich iſt, wie das der Medicin oder Theologie; als Schriftſteller kannſt du in beiden auftreten, und weiter extendirt ſich ihr Gebiet auch nicht, denn du kannſt wohl der gelehrten Welt, aber nicht den Kranken ſagen, es

Hrn. Schubart Ihrer Gewogenheit. Sie werden in ihm eine seltene Bekanntschaft mit allen möglichen Pariser Verhältnissen antreffen. Niemand kennt mehr Individualitäten wie er.

Meine Verehrung Ihnen und der Frau von Varnhagen zu bezeigen hat er ganz speziellen Auftrag.

Mit unverbrüchlicher Ergebenheit

Oelsner.

77.

Varnhagen an Oelsner.

Berlin, den 29. Mai 1826.

Verehrter, theurer Freund! Hrn. Dr. Parthei verdanke ich Ihren lieben Brief vom 4. und Hrn. Schubart Ihre Zeilen vom 7. April. Letzteren kannte ich schon von Paris her, und war erfreut, ihn so unverändert wieder zu sehen. Seiner Güte vertrau' ich dieses Blatt an Sie, da er morgen die Rückreise antreten will. Mir geht es mit Briefen jetzt recht schlimm. Die Ihrigen und die meiner Schwester sind seit langer Zeit die einzigen, deren gleich erkannte Handschrift schon vor der Eröffnung mich erfreut und mir guten Inhalt verheißt; von anderer Hand kommt mir nicht leicht Angenehmes zu, oder wenn es dennoch wiewohl mit Maßen geschieht, so ist es durch die unangenehme Erwartung, die vorhergieng, mehr als wettgemacht. Es giebt Zeitabschnitte, in welchen gewisse persönliche Richtungen nun einmal durchaus nicht gedeihen sollen, wo jeder Kampf im voraus zum Nachtheil entschieden ist, und selbst das Günstige sich nur als sein Gegentheil einfindet; Vernunft, Einsicht

exiſtirt keine Medicin, es ließen ſich allenfalls Vorſichtsvorſchriften zur Erhaltung der Geſundheit geben, aber das müßte auch für Weſen anderer Art ſein, als wir Menſchen ſind, denn wer noch von unſereinem würde, ſeit die Welt ſteht, durch fremde Erfahrung klug? ich meinestheils weiß von dieſer Regel noch keine Ausnahme; auch ſehe ich die Hoffnung für eine beſſere Zukunft dieſer Welt als eine Schwärmerei an, die die unendliche, verfloſſene Zeit widerlegt; das, was ich da ſagte, gilt von Welttheilen, Staaten, ſo gut, als von Individuen; ſo daß ich nicht weiß, wie lang mein infamer thieriſcher Lebensinſtinkt, mit der Liebe zu meinen Kindern koagulirt, über dieſen durchaus vernünftigen Lebensekel ſiegen wird.

Wenn dir Ziel zu deiner Reiſe für meine Rechnung ein Geld geben will, ſo bin ich unveränderlich allezeit bereit, dir ſo lange zu dienen, als ich kann; indeſſen iſt er mir jetzt nichts ſchuldig, auch hat er nichts beſtellt, kannſt du aber dort oder anderswo meine Waare anbringen, ſo liegt ſie bereit.

Wenn man mit großen Herren Kirſchen iſſet, ſo werfen ſie einem die Steine an den Kopf, haſt auch erfahren müſſen, ſo alt das Sprichwort iſt. Ich aber warne dich, die Kerne nicht mehr zurückzuwerfen, vielmehr dergleichen zu thun, gar keinen Wurf empfunden zu haben, und, da du nicht mehr retiriren kannſt, zu tanzen wie man pfeift.

Daß ich Leuchs einmal für dich bezahlte, weiß ich aus dem Gedächtniß gewiß, von öfters erinnere ich mich nicht, auch kann ich dir über die Summe heute keine ausführliche Auskunft geben, da mein Hauptbuch bei Moro iſt.

Mit Jean Paul verfährſt du zu ſtrenge, nihil ab omni parte beatum habe ich in der erſten Schule gelernet; übrigens habe ich noch kein ſo reichhaltiges Goldbergwerk angetroffen, als deſſen Schriften, die Goldkörner halten einen reichlich ſchadlos für die Mühe, die tauben Steine davon zu brechen; man trifft doch ganze große Stufen, wenn man eine Weile vergeblich gegraben; mich hat noch kein Buch ſo ſehr entzückt, und ich bin wegen ſeiner Meiſtercoups nicht allein tolerant, ſon-

dern blind für seine Fehler, für ihn in dem Zustand eines Verliebten.

An Wagner will ich meine Antworten vor der Hand nicht einrichten, so lang du selbe unter der alten Adresse erhältst.

Ich befinde mich im Alten, und werde vielleicht mit nächstem mir die Schnur ziehen lassen, dazu bestimmt mich die Desperation. Adieu. —

Den 10. Juli 1799.

— Ich gestehe dir beobachtet zu haben, daß die wenigen guten Menschen es dadurch wurden, weil sie die Knute des physischen Uebels zu etwas Besserm hinpeitschte. Allein die Fähigkeit besser zu werden mußte doch vorhanden sein, denn mit welchem Recht könnten wir sonst dem Glücklichen seine Frivolität vorwerfen? Erklären aber, warum grade dieser durch ein Schicksal dressirt wurde, der andere nicht, vermag ich deßwegen nicht, weil ich die Saldorechnungen des Schöpfers nicht kenne, an welche ich doch kraft der Konsequenz meiner Gemüthsverfassung glauben muß. Diesen aber einmal angenommen, so steht eine Vorsehung, Leitung und dergleichen in keinem Widerspruch mehr.

Daß die Sehnsucht nach dem Leben den philosophischen Glauben an eine Unsterblichkeit erweckt habe, kann ich eben so wenig annehmen, als ich mich auch mit der Widerlegung zu befassen getraue. So weiß ich auch nichts davon, daß ein transcendentaler Idealismus meinen Glauben an Unsterblichkeit, Gott, Moralität, unmittelbar erzeugt hätte. Alles was ich aber meiner kritischen Philosophie zu danken habe, besteht darin, daß sie mir meine anderweite Befugniß zu diesem Glauben nicht genommen hat. Diese anderweite Befugniß, die Fichte in seiner Rechtfertigung so schön berührt hat, besteht darin, daß ich bin, der ich bin. Du wirst mich verstehen, wenn du von dem abstrahirst, was dich die kritische Philosophie zum Behuf und zur Reinigung der Wissenschaften lehrte. Noch vorher, als ich Kommata in dem menschlichen Gemüth machte, nämlich

eine Eintheilung in Sinnlichkeit, Verstand und Vernunft, wußte ich, daß ein Gesetz in mir sei, das Gute zu thun und das Böse zu lassen, daß ich dafür verantwortlich sei, daß ich dieses Gericht in dieser Welt nicht antreffe, mithin in einer andern voraussetzen müsse; damals wußte ich, daß mir diese nirgend entspräche, mithin mein Reich nicht von dieser Welt sein könne. Vergleiche die Resultate des gesunden Menschenverstandes mit denen, die sich aus einem transcendentalen Idealismus ziehen ließen; wenn sich ein Sophist damit Mühe geben wollte, so wirst du finden, daß sich alle pro und alle contra streng logisch daraus demonstriren lassen. Kant hat dem Sokrates den Weg gebahnt, nun bist du die Straße gegangen, halte dich also am Ziel. Herbert.

215. Von Kant.

Königsberg, den 20. December 1799.

Hochgeschätzter Freund!

Einen Brief von Ihnen zu erhalten — und zwar aus Berlin, um da, nicht zu hospitiren, sondern zu wohnen, — erheitert mich durch meine sonst trübe Gesundheitsanlage, welche doch mehr Unbehaglichkeit als Krankheit ist, schon durch den Prospekt, mit litterärischen Neuigkeiten von Zeit zu Zeit unterhalten und aufgefrischt zu werden.

Was das erstere betrifft: so besteht es in einer spastischen Kopfbedrückung, gleichsam einem Gehirnkrampf, von dem ich mir doch schmeichle, daß, da er mit der außerordentlich langen Dauer einer weit ausgebreiteten Luftelektricität, sogar vom Jahr 1796 an bis jetzt, fortgewähret hat, (wie es schon in der Erlanger gelehrten Zeitung angemerkt worden und mit dem Katzentod verbunden war) und, da diese Luftbeschaffenheit doch endlich einmal umsetzen muß, mich befreiet zu sehen ich noch immer hoffen will.

Daß Sie das Brown'sche System adoptiren und in Kredit zu setzen suchen, ist, was die formalen Prinzipien desselben betrifft, meinem Urtheile nach wohlgegründet; wenn

gleich die materialen zum Theil waghälsig sein möchten. Vielleicht könnte man mit ihm sagen: die Krankheit ist = X, und der Arzt bekämpft nur die Symptome; zu deren Kenntniß er Weisheit bedarf, um die Indikationen derselben aufzufinden. Doch ich verirre mich aus meiner Sphäre.

Was mich aber sehr freuet, ist: daß zugleich Herr William Motherby, der jetzt in Berlin seinen mediciniſchen Kurſus macht, da iſt; mit welchem ich bitte in Konverſation zu treten; der eben ſo, wie ſein würdiger Vater, mein vorzüglicher Freund, ein heiterer, wohldenkender, junger Mann iſt. Dieſer hat mir ſeine in Edinburg im vorigen Jahre gehaltene Inauguraldisputation dedicirt (de epilepsia), und ich bitte ihm dafür zu danken — Rechtſchaffenheit iſt ſein und ſeiner Familie angeborner Karakter, und es wird Ihnen, ſo wie ihm, Ihr Umgang unterhaltend und erbaulich ſein. — Gelegentlich bitte ich auch Herrn Dr. Elsner, Sohn unſeres jetzigen Rectoris magnifici, M. D. gelegentlich von mir zu grüßen: einen jungen Mann, der viel Talent hat, und bin mit Ergebenheit und Hochachtung

Ihr treuer Freund und Diener
I. Kant.

216. An Osterhausen.

Berlin, den 7. März 1800.

Mein Freund!

Es geht mir hier fortdauernd ſehr gut, trotz der Mühe, die ſich nun auch die angeſehenſten Aerzte, z. B. Herz, geben, mir zu ſchaden, aber die Fakta ſprechen für mich. — Die Kuhpocken inokulire ich ſo wenig als die natürlichen. Ich habe gegen die erſten noch den Grund, daß ſich nicht vorherſehen läßt, was aus dieſer endemiſchen Krankheit, wenn ſie ſich den menſchlichen Körper in verſchiedenen Gegenden aneignet, werden wird, und ob dadurch dem menſchlichen Körper nicht unabſehbares Elend bereitet werden kann. — —

217. An den Regimentschirurgus M.

Berlin, den 25. Juli 1800.

Ew. Wohlgeboren

verlangen von mir eine Ehrenerklärung, ohne daß Ihre Ehre von mir gefährdet worden ist; Sie sind vielmehr meiner sehr nahe getreten, da Sie mir in Ihrer Zuschrift vom 14. Jun. das Gesetz zu Gemüthe führen, mich eines anständigen, ehrbaren und mäßigen Lebens u. s. w. zu befleißigen, und dadurch mich beschuldigen, ich betrüge mich unanständig, unehrbar, unmäßig u. s. w, welches Ihnen gewiß, wenn Sie aller Orten Zeugnisse meines Lebens sammeln, von keiner Zeit meiner Existenz zu erweisen möglich sein wird. Ich führe Ihnen dagegen ein älteres Gesetz zu Gemüthe, welches durch die Medicinalordnung nicht abolirt ist: „Du sollst kein falsches Zeugniß reden (oder schreiben) wider deinen Nächsten." Ich werde deßwegen aber keinen Prozeß mit Ihnen anfangen, sondern be nüge mich, Sie nur darauf aufmerksam zu machen. Denn es ist meinem Temperamente eigen, daß mir das, was Invektive gegen mich sein soll, fast immer nur als Sottise erscheint, und mich daher nicht aufbringen kann.

Sie haben sich gegen mich vergangen, wenn man die Sache ernstlich nehmen will, ich habe aber gegen Sie nichts gesagt, das irgend eine Beleidigung heißen könnte; denn kein Wort, daß Sie irgend etwas an dem Herrn Hauptmann versehen hätten, was Ihrer Person zur Last gelegt werden könnte, kam aus meinem Mund. Ich dachte so wenig daran, dem Arzt als Mensch eine Schuld beizumessen, als ich mich deßwegen anklage, daß ich einst so unbedachtsam war, gepriesenen Autoritäten zu folgen. Das Mißbilligen einer Methode ist keine Mißbilligung des Arztes, wenn auf der Stufe, auf der die Arzneikunst steht, die Autorität noch auf seiner Seite ist. Wenn ich daher vorübergehend mündlich über die gewöhnliche Methode mich so geäußert habe, wie ich es in öffentlichem Druck thun werde, so kann ich so wenig dem Arzt, der sie noch befolgte, zu nahe treten, als Newton den Descartes damit herabwürdigte, daß er dessen Wirbel verwarf

und glücklich alles aus der allgemeinen Anziehungskraft erklärte. Von dieser Seite habe ich Sie nicht beleidigt, und wollte Sie nicht beleidigen, und bin erbötig, Ihnen das mit Citaten belegte Zeugniß zu geben, daß Sie der angesehenen Boerhaave-Stoll'schen Schule gemäß gehandelt haben.

Ihre Arznei, bis auf den schwefelsauren Saft, wollte ich fortgebrauchen lassen, sie war aber verdorben. Der Form wegen wollte ich mit Ihnen konsultiren (denn materiell war keine Gelegenheit dazu vorhanden, indem ich gewiß sagen konnte, daß der Kranke diesen Monat stirbt, und keine Hülfe mehr dagegen ist), aber ich bekam zur Antwort, Sie kämen nicht mehr, und so blieb mir die Wahl, entweder dem Kranken zum Trost (denn hier konnte der Arzt wirklich nicht mehr sein, als wofür ihn der Satyriker Petron ausgiebt, nisi consolatio animi) zu verordnen, oder ihn durch meine Entfernung ganz trostlos zu lassen. Bloß um eine Bestimmung zu haben, was ich verordnen könnte, verordnete ich das, was ihm in einem frühern Stadium der Krankheit hätte dienen können, und verheimlichte es nicht, sondern setzte meinen Namen darunter. Ich rühmte mich auch nicht, daß er sich unter meiner früheren Behandlung würde besser befunden haben. Auf Untergrabung Ihres Ansehns ist es von mir so wenig angelegt, daß es mir leid thut, wenn Sie durch Ihr Betragen mich zwingen, Sie durch meine nothwendige Vertheidigung zu kränken. Kann Sie meine Versicherung beruhigen, so ist es mir sehr lieb, und ich will auch eine Ehrenerklärung, die Sie selbst aufsetzen mögen, denn ich weiß nicht, worüber Sie sie haben wollen, unterschreiben, wenn nur folgende Punkte sich nicht in ihr finden:

1) Daß ich animum injuriandi gegen Sie gehabt hätte;

2) daß ich meine Aeußerungen für falsch erkenne, und daß selbige Sie beleidigen oder bei einem vernünftigen Manne herabsetzen könnten;

3) daß ich Reue über mein Benehmen, als hätte ich ein Unrecht an Ihrer Person begangen, empfände.

Dafür können Sie aber hineinsetzen, daß es mir leid

thäte, wenn ich die geringste Gelegenheit hätte, Ihre wirklichen Verdienste und die Ihnen beiwohnende Geschicklichkeit zu verkennen.

Daß ich nicht eher antwortete, kam daher, weil ich glaubte, es könnte Ihnen hinlängliche Genugthuung sein, wenn ich den Ausbruch Ihrer unnöthigen Aufwallung geduldig ertrüge, und ihn dadurch als justum dolorem hingehen ließe, welches ich bei einer größeren Publicität der Sache nicht zugeben kann.

Um Ihnen mehr Verdruß und mir Zeit zu ersparen, welche ich für mich und das Publikum nützlich zu verwenden im Stande bin, gebe ich Ihnen in allem, was Sie nur ohne meine Erniedrigung fordern können, nach; sind Sie damit aber nicht zufrieden, so thun Sie was Sie wollen, mich werden Sie nie aus meiner guten Laune bringen.

In Erwartung, daß Sie mir die unangenehme Lage ersparen, mit Ihnen in öffentliche Fehde zu kommen, und daß Sie mir bald die gewünschte Erklärung, unter den obigen Bedingungen, im Koncept zuschicken, verharre ich

Ihr ergebenster Diener
J. B. Erhard.

218. An Osterhausen.

Berlin, den 21. October 1800.

— Jemehr ich Erfahrungen mache, um so mehr bewundre ich Brown; der praktische Blick dieses Mannes setzt mich in Erstaunen. Unter den Meßprodukten las ich eine kleine Schrift über das Nervenfieber von Dr. Fruchtmeier, diese ist sehr trefflich und ohne Prätension sehr belehrend.

Ich habe diesen Winter Vorlesungen angekündigt, weil ich facultas legendi erhielt. Ich weiß aber noch nicht, ob ich hinlängliche Zuhörer finden werde.

— Ich bin noch immer der einzige Brownianer hier, obgleich im Einzelnen meine Methode sehr nachgeahmt wird. —

219. Von Maria Fräulein von Herbert.

Klagenfurt, den 1. November 1800.

Unvergeßlicher Freund meines Bruders!

Wenn ich nur wüßte, durch welche Erinnerungen ich die Vergangenheit am lebhafteſten in Ihr Herz zurückführen könnte, welche Sie mit meinem Bruder ſo freundſchaftlich zugebracht haben, um Ihre Theilnehmung für ſeine äußerſt melancholiſche Lage lebendig und wie ich wünſche thätig zu machen!

Dies allein muß auch die Freimüthigkeit meines Schreibens entſchuldigen, denn lange ſann ich vergebens auf Hülfe, auf Rath, wie ſeiner Stimmung beizukommen ſei; endlich kam ein Strahl von Hoffnung und zeigte mir auf ſeinen einzig möglichen Retter; ohne weiter zu bedenken, komm' ich mit Zuflucht zu Ihnen, verſchließen Sie mir Ihr Herz nicht, damit ich meine Angſt, meine Noth dareinlegen kann, denn ich kann es nicht auf jenen herbſtlichen Boden werfen, wo die Leiden der Menſchen beiſammen liegen, welche Tod, Unglück, Armuth, Sklaverei, Betrug, verurſacht. Von allem dem iſt nichts geſchehen; alles lebt und ſchwebt wie ſonſt, was ihn betrifft, aber er — er hat vom Baum der Erkenntniß gekoſtet, und iſt aus dem Paradies verſtoßen, wo ihn Irrthum und Betrug kindlich beſchützte. Der tödtende Strahl der Wahrheit verfolgt ihn auf jedem Schritt, und wer kann wollen und mögen, der zugleich ſieht, was er verlangt!

Die höchſte Apathie des Lebens ſtockt in ſeinen Adern, alle Lebensgeiſter liegen abgeſpannt von ihm analyſirt, ſophiſtiſirt und verachtet zu ſeinen Füßen, das Leben iſt ihm unerträglich, eine quälende Langeweile fühlt er mitten in ſeinen Geſchäften, mit einer unbarmherzigen Kälte ſtößt er alle Menſchen zurück. Schon manchmal fragte ich ihn, was würde wohl Erhard ſagen, wenn er dich ſo ſähe? Auch er könnte nichts ſagen, iſt ſeine Antwort.

Mit Opium, das ihm ſchon anfängt ſchädlich zu werden, will er vergebens den Schlaf erzwingen, iſt ganz ſein eigner Doktor, reflektirt immer auf ſein Gefühl, läßt Ader ohne zu

zu fragen, und verdirbt seine Natur in Grund und Boden, welche doch noch gut Widerstand leistet; allein seine Seele ist ergriffen und aus den Angeln gehoben, er kann keine Stunde mehr gutstehn, wie lang er es aushalten kann; alle seine Anstalten sind dahin gerichtet, daß ein jäher Tod keine Unordnung machen soll; weder seine Kinder noch sonst ein Mensch vermag etwas über ihn; doch liest er noch so manches, auch die Werke von Jean Paul interessiren ihn noch zum Theil.

Er war den ganzen Sommer in Baden, allein auch die Zerstreuung haßt er.

Nun, guter Rath ist theuer! Wissen Sie für ihn eine Hülfe, für uns einen Trost, o so sparen sie nichts zu seiner Rettung! Aber so wie ich ihn kenne, so versagt mir die Hoffnung. Wäre es möglich, daß Sie, — daß Sie selbst kommen könnten!

Ist das Beste nicht möglich, so schreiben Sie ihm, aber machen Sie keine Erwähnung, als wenn Sie von seiner Stimmung etwas witterten; sondern ich dächte, sie sollten ihm irgend eine Ursache vorschützen, und sollten von ihm über dies oder jenes dringend Hülfe begehren, oder gar aus wichtigen Gründen seine Gegenwart verlangen, — vielleicht daß auf die Art sein Herz noch zu fangen wäre, denn er wollte von jeher lieber geben als nehmen. Glückt es Ihnen nicht, ihn aus diesen Gefühlen zu reißen, so ist er für uns verloren.

Wenigstens hat mein Brief dazu genützt, Sie auf seinen Tod vorzubereiten, den Sie ohne Zweifel diesen Winter noch erfahren werden. Nun vergeben Sie meiner Zudringlichkeit; Sie erinnern sich doch, daß ich es nie war, aber die Lagen ändern die Menschen, und mit mir ging's gar drunter und drüber, — doch nun hat sich der Sturm gelegt, und gern schweig' ich von den grauen Charwochen des Lebens. Wie sehnsuchtsvoll ich auf eine Antwort von Ihnen hoffe, werden Sie sich selbst statt meiner besser sagen. Belohnen Sie mein Vertrauen und schreiben Sie bald.

Ich bin mit innigster Hochachtung

Ihre ergebenste Maria Herbert.

220. Von Elise.

Wolfsberg. Anfang 1801.

Liebster, Einziger!

Lange hörte ich nichts von Ihnen, aber Sie haben darum eben so wenig mich vergessen, als ich Sie! Ich liebe Sie, und werde Sie noch unaussprechlich lieben; sagen auch Sie mir, wenn Sie Ihrem Freund wieder schreiben, einige Worte der Freundschaft, es ist die gröſste Freude, die mir gegeben werden kann, wenn Sie zu mir sprechen. Ich spreche täglich mit Ihnen, Geliebter, wenn ich gut bin; bin ich nicht gut, so wage ich es nicht, mich Ihnen zu nähern; aber ich bin mehr gut, denn ich will die Freude nicht entbehren, Sie lieben zu dürfen. Werde ich Sie noch einmal sehen? ich wünsche es, aber es ist zu viel, daß ich es hoffen dürfte. Ich lebe zufrieden; sind Sie es? Sagen Sie es mir. Ich habe noch kein Kind, habe mich darüber getröstet; ich liebe S—, und er liebt mich. Die Welt ist mir kein Himmel, aber auch kein Fegfeuer, ich finde, daß man zufrieden sein kann, wenn man das Gute nicht verkennt, und dem Schlimmen so viel möglich auszuweichen sucht. Was ich fühle und bin ist mir das Wichtigste dir zu sagen, und eben dies, von Ihnen zu hören. Ich umarme Sie, Geliebter.

Elise.

221. Von Herbert.

Baden, den 2. Juni 1801.

Lieber Freund!

Ich schreibe diesen Brief wahrscheinlich auch in Wind, denn in keinem deiner Briefe berichtest du mir deine Addresse.

Auf deinen letzten vom 21. April danke dir für den erhaltenen Runkelrüben-Samen; aus diesen Rüben will ich aber keinen Zucker machen, welches nach Berichten der preuſsischen Oekonomen gleichwohl so vortheilhaft ist; denn ich zweiflete an der Möglichkeit schon deſswegen, weil es mir in meinen späten Tagen schon überhaupt so ergeht, daß ich allenthalben erfahre, daß, was ich in meinen vorigen Jahren zu lernen

und Geschicklichkeit, — nicht die man sich selber beilegt, sondern die einem freigebig zuerkannt werden, was ja eine Stufe mehr ist, — werden offenbar schädlich. Unser Geschick würde sich handhaben lassen, wenn wir unsere Persönlichkeit umzuwandeln vermöchten, denn in dieser liegt alles. Warum mache ich Andern den Eindruck, daß sie freundlich mir vertrauen, wie so sie mich zwar vorzüglich schätzen und gebrauchen wollen, aber eben deßhalb um so weniger selbst fördern wollen? Warum bin ich nicht hoffärtig, habsüchtig, aufdringlich? Genug, es ist so, und ich bin fast noch damit zufrieden, einzig in mir, und nicht in fremder Willkür, den wahren Grund meiner Stellung zur Welt aufzufinden. Sie ist einstweilen sehr ungünstig, besonders ganz einsam und abgesondert, nämlich was die innere Geistesrichtung und die tiefsten Wünsche betrifft; aber auch der äußere Verkehr, wie lebhaft er unter diesen Umständen auch sein möge, bringt dann fast nur Verdruß und Pein. Ein Gefühl des Unmuths ist das erste, das mich ergreift, wenn mir ein Besuch gemeldet wird, einen verdrießlichen Eindruck giebt mir zuerst jeder gebrachte Brief, dessen Handschrift nicht schon eine Beruhigung mitbringt; denn ich bin zunächst auf lauter Unangenehmes gefaßt, Aergerliches, Störendes. Urtheilen Sie nun, mein theurer Freund, wie freudig ich Ihren Briefen entgegensehe, welche von allem so sehr das Gegentheil sind! Aber auch, wie schlimm es mir geht, da unser Briefwechsel leider so sehr stockt, und stocken muß! Meine Schwester, deren Briefe ich oben neben den Ihrigen genannt, schreibt gar nur alle halbe Jahr. — Von was anderem! Wir leben hier in einer völligen Friedensstille, die höchstens durch Gerüchte unterbrochen wird, die sich nicht bestätigen. Unsere politische Idylle hätte sich zu etwas höherem Stile heben können, allein der Zug schwerer Wolken drückt den begonnenen Flug schnell wieder dem Boden näher.

vermeinte, ſich in der That faſt nirgends erwahrt, das meiſte, was ins Techniſche fällt, alles, was die Medicin betrifft, ſehr wenig von Chemie, meiſt närriſch, was Oekonomie und Landwirthſchaft betrifft. Ach mit der Philoſophie ging's eben ſo ſchlecht! Wahr iſt alſo für mich, oder was ich erfahre, oder wo mein Gefühl mit meinem Verſtand nicht ſtreitet; da ich dadurch zwar auf lauter richtige Hypotheſen gerathe, dagegen keine Gewißheit erringe, würde mich meine Unwiſſenheit deſperat machen, wenn mich nicht die Befolgung Chriſti Raths manchmal den bewei-nungswürdigen Stand des Menſchen vergeſſen machte, näm-lich des Raths: „Bete und arbeite, auf daß du nicht in Verſuchung falleſt!“ und ſo arbeite ich halt darauf los, wie der fleißigſte Tagwerker, bis die Kräfte mich verlaſſen, und ſiege ſehr oft über die verdrießliche Vorſtellung, wo das wohl hinaus will.

Mein Befinden iſt beſſer als voriges Jahr, ſo im Durchſchnitt; vielleicht daß wir heuer beſſeres Wetter haben; jedoch da ich dieſe Linderung ſeit meiner vorigjährigen Wallfahrt hierher ſpüre, ſo bade ich halt heuer wieder drauf los, sans rime et sans raison. Voriges Jahr wollte man mich nach meinem Badener Sejour begraben, denn ich krankte an einem achttägigen Kopf-Nervenfieber vier Monate, allein mit der Gicht iſt's ein kleinwenig beſſer, und ſomit basta.

Podobnig, der bei mir zwei Jahre Buchhalter war, ſtarb an einer Art Auszehrung dies Frühjahr; nun habe ich Niemanden, auf den ich mich verlaſſen könnte, und muß alles ſelbſt thun, wie am Anfang meiner Etablirung, dies ernte ich vorigen Herbſt, wo mich meine Abweſenheit 30,000 Gulden koſtete, die man verſäumte, jedoch rettete ich durch Beihülfe meines Freundes Joſeph Nußbaumer, eines ganz ungewöhnlichen Chemikers und gar vortrefflichen originalen Menſchen, auf einem indirekten Weg einen großen Theil.

Die Berge kreißten, und eine Maus wurde geboren!

Und dieser blinde Lärm ist gleichwohl Ursach, warum wir wahrscheinlich zeitlebens getrennt bleiben werden! Man möchte bersten über die schöne Bestimmung des Menschen, freie Wesen, oder die wenigen Würdigen der Freiheit sind Sklaven von Sklavenseelen.

Wenn ich von meinen Fabriken los würde, auf was ich antrage, selbst mit einer Einbuße von 30,000 Gulden, so gehe ich nach der spanischen Insel Teneriffa, wo wegen des hohen Pico ein ewiger Frühling herrscht, denn das weiß ich nun schon ganz gewiß, daß nur eine mäßige Luft mir dienlich ist, dort weht stets ein mäßiger Nordwind.

Was machen deine Kinder? Meine machen meine größte Freude aus; mein Bub ist die Sanftmuth selbst, willig und gelehrig, aber ich spüre kein Talent an ihm; das Mädel muß gut werden, weil sich mit so viel Vernunft nichts Böses verträgt, sie ist jetzt schon größtentheils ihrer Leidenschaft mächtig. Da hast du eine Skizze meiner Existenz, gieb mir deine Geschichte. Ich bin gegen alle Menschen kalt worden wie Eis, meine Kinder, Nußbaumer und dich ausgenommen, für die ich noch lebe und sterbe. O wohl mir, noch fünf Menschen liebe ich, denn ich habe noch ein gar artiges vierjähriges Töchterchen in obscuris.

Die Antwort addressire nur nach Klagenfurt.

222. Von Herbert.

Klagenfurt, den 9. Juli 1801.

Deine Freude über meinen Brief versetzte mich in Wehmuth; ach der Trennungen! und warum? — Eilest du mir an Erfahrungen nach, und erreichtest mich noch nicht, wohl dir dann, denn dann erkennst du noch nicht, daß alles, was du denen Menschen warst, nicht der Rede werth war, und doch darüber versäumtest, einem Menschen so viel zu sein! Soweit hättest du es gebracht, das genügte dir nicht, nun ärntest du Traumgestalten, die, in ihr Wesen aufgelöst, wie Winde über dich fliehen; das gewahrst du an dem Durst, den du stillst, schürt einst kein Irrthum die Kohlen, welche Kälte

wirſt du leiden! Das franzöſiſche Sprichwort Dieu pour tous, chacun pour soi haſt du wohl nicht ſtudirt, es ſchien dir gar niedrig, aber ſinne nach, und du wirſt finden, daß es der Menſch weiter nicht bringen kann, abſonderlich wenn er unter soi einen Freund, Kinder, überhaupt Geliebte verſteht. Nun iſt's einmal ſo wie es iſt, und ich will mich folglich in dich hinein ſchicken. Schade um dein mediciniſches Talent; ſeitdem du die Medicin ſtudirt haſt, iſt's mit ſelbem auch vorbei; wärſt du auf der hauteur, metaphyſiſch-mediciniſche Hypotheſen an denen Menſchen zu verſuchen, ſo würdeſt du die Kunſt, oder wie viel daran iſt, weiter gebracht haben, als alle hirnloſe Waghälſe deines Gremiums, davon bin ich überzeugt; aber du ſcheuteſt dich vor der Sünde, ein Galeniſches Geſetzbuch mußte in einer verborgenen Falte deines Gemüths dir im Nothfall zur vorwendenden Rechtfertigung dienen. Aus Brown's dickem Werk ziehe ich bloß den weiſen Rath, da keine Medicin (die rationell betrachtet an ſich unmöglich iſt) nichts Gutes ſtiften kann, doch wenigſtens nichts verdorben werden ſoll. Nun iſt's eine abſolute Erfahrung, daß der Menſch nur von Speis und Trank lebt, nun räth er unter allerlei großen Sprüchen (wie es die Narren brauchen, wenn ſie was darauf halten ſollen), man ſolle ja beileibe das Eſſen, Trinken, Schlafen u. ſ. w. nicht verſäumen; die exceptio der rein aſtheniſchen Fälle ſteht nur ſo da, um Eingang zu finden.

Was deine Schuld von 1000 Rtl. betrifft, ſo verſteht ſich's von ſelbſt, daß ich dich nicht ſtecken laſſen darf; allein ich muß dir ſagen, daß es mir jetzt mit dem Geld jämmerlich eng geht, und daß ich für circa 20,000 Gulden 10 Prozent zahlen muß. Bis heut über ein Jahr aber bin ich nach aller gründlichen Vermuthung aus aller Verlegenheit; könnteſt du daher ſo für mich wirthſchaften, daß du deinen Gläubiger auf ein Jahr Zeit perſuadirteſt, ſo wäre dir und mir geholfen. Du könnteſt z. B. zu ſeinen Gunſten auf mich einen Wechſel a dato ein Jahr zahlbar traſſiren; dieſen verkauft der Eigenthümer leicht in Berlin oder Leipzig.

Es fehlt viel, daß ich ſo angenehm lebe, wie du; indeſſen haſt du mir einen großen Stein vom Herzen dadurch gehoben, daß ich nun einmal weiß, daß du mit dem großen Narrenhaus paſſabel zu ſtreichen kömmſt. Ich kann dir heut nicht mehr ſchreiben, wenn ich nicht die Poſt verſäumen ſoll. Adieu.

Den 15. Juli 1801.

Deinen Brief vom 25. Juni erhielt ich vor 3 Tagen.

223. Von Herbert.

Klagenfurt, den 12. December 1801.

Liebſter Benjamin!

Das letzte Schreiben, was ich von dir erhielt, war vom 18. Auguſt datirt, ſeitdem hatte noch keine Zeit, in der ich im Humor war, dir zu ſchreiben; grad Nothwendiges habe dir auch nicht zu ſagen. Mich freut es indeſſen, daß du in keiner Verlegenheit mehr biſt, ich hoffe, auch für mich einmal ins Trockne zu kommen, wenigſtens habe alle gerechte Erwartung dazu, bin ich aber einmal am Ziel, ſo weiß ich, daß meine Sehnſucht nach dir zur Fodrung dieſes Glücks erwachen wird, und ich werde dir dann vorſchlagen, zu mir zu kommen, und da ſollſt du ein Gewerb treiben, was dich unabhängig von allen Menſchen und ihren Erhebungen erhält. Was du mir von der Medicin ſchreibſt, darüber ambitionire ich nicht grad Recht zu behalten, ich urtheile darüber nur wie Montaigne; doch inſoweit werden wir wohl einverſtanden ſein, daß der Medicin erſt ihre Gränzen angewieſen werden müſſen, und daß folglich bis dahin alle Kurmethoden Schwärmereien ſeien; ich gebe zu, daß uns Brown eine einfachere Weiſe gelehrt hat, die Uebel des Körpers zu erkennen, allein ſelbe zu heilen, ſind wir kaum weiter, denn es iſt abſolut nicht wahr, daß Opium, Moſchus, Wein u. ſ. w. univerſalſtärkende Mittel ſind, hier kömmt es abſolut nicht auf die Doſis, ſondern auf die Individualität des Körpers an, welche der Doctor dem Patienten prima vista nicht abſehen kann.

Daß du manches auf dem Herzen haſt, was du mir wegen des Troſtes der Mittheilung gern unmittelbar ſagteſt, glaub' ich gern; ſo geht's mir auch; indeſſen, Bruder, thue was du kannſt, um gute Laune und Muth zu behalten; hätteſt du in deinem Leben viel gelitten, und leideſt jetzt weniger, ſo kanns dir von Statten gehn, dich nicht dekontenanciren zu laſſen, darin liegt ein wirkliches Univerſalpräſervativ für alle Uebel.

Nachdem ich deinen Brief von Periode zu Periode beantworte, ſo ſehe ich, daß mein obiger Rath für dich überflüſſig war, dein Blut cirkulirt ohnedem tapfer genug.

Mit mir willſt du dich verſtändigen: wir ſind nur ungleichen Humors, ſonſt ſehen wir die Welt gewiß mit gleichen Augen an, z. B. billige und bewundere ich, daß unſer Freund Peſtalozzi in der Schweiz ein neu von ihm errichtetes Erziehungsinſtitut mit allem Feuereifer betreibt, deſſen ſeine lebhafte Einbildungskraft ſo fähig iſt, ich verſtändige mich dazu, daß das wahre dauerhafte Wohl der Menſchen von daher bearbeitet und geleitet werden möchte, nur glaube ich nicht, daß es eine poſitive Erziehung giebt, und daß wir mithin unſere Jungen weiter nichts als ein Handwerk lehren können, mit dem er ſich, wenn ihm ſein Stern wohl will, retten kann; wir ſind ſolche nothgezüchtigte Sklaven unſerer Leidenſchaften, daß man ſagen kann, es ſei blindes Glück, wenn wir von unſeren Bleſſuren geheilt werden.

Nun, Friede, den du verlangſt, der wäre in der Welt; wie ſolid ſelber ſei, getraue ich mich nicht zu urtheilen, jedoch den Stoff zu einer ſolchen Vorherſagung, glaube ich, muß man aus folgenden Beobachtungen nehmen: Nationen und ihre Regierungen ſind wirklich ermattet; zweitens, aus dem Beſtreben der Regierungen, ſich dem Geiſt ihres Zeitalters mindeſtens inſoweit zu konformiren, daß daſſelbe wenigſtens nicht gröblich chokirt werde, gewiß iſts, daß man in der Kritik der Geſetze und Regierungen nicht mehr ſo ſtreng und prätendent ſein wird, als vormals, man hält eine Demo-

kratie für etwas Unmögliches, und eine rein monarchiſche Verfaſſung für das höchſte Ideal, was von uns eigennützigen Menſchen erreicht werden kann; dritteus, wie nahe oder wie weit ſind die Nationen, oder bloß ihre Regierungen entfernt, ſich die gegenſeitigen Vortheile zu vergönnen, die ihrer Lage und ihren Umſtänden angemeſſen ſind, d. h. wie ſteht der Thermometer ihres Muthwillens?

S— iſt noch immer der feurigſte Anbeter ſeiner Frau, dafür tyranniſirt ſie ihn auch, wie es die Natur eines Frauenzimmers mit ſich bringt; indeſſen habe ich noch kein ſeltſameres Weib kennen gelernt als ſie, ſie hat den richtigſten und delikateſten Sinn für alles Schöne, Gute und Erhabene, ſchreibt wie die wohlgerathenſte Schülerin eines Jacobi, iſt aber an und für ſich ein wahres Zwitterweſen, für die nur wieder ein Zwitterweſen, wie ich, Nachſicht haben kann.

Nußbaumer iſt ein Original, dem ſich die Menſchen zu nahen nicht getrauen, dahero auch nicht lieben, aber hochachten müſſen ihn Alle, die einen Sinn für hohen Werth haben.

Simon Pobeheim verheirathete ſich mit einer Wittib, die einiges Vermögen hatte, das aber bei der letzten Hamburger Crida daraufgegangen ſeyn muß; er zog dann nach Paris, dort, ſcheint es aus ſeinen Briefen, hat er gute Patronanz gefunden, ſo daß ich nichts Klägliches von ihm vernahm.

Von meiner Geſundheit habe dir noch ſo viel zu ſagen, daß meine Gichtſchmerzen ſeit einer Zeit von einem halben Jahre ſich in bloße Mahnungen von denſelben verkehrt haben, geht die Beſſerung in dieſem Verhältniß vorwärts, ſo beſuche ich dich gewiß in Berlin; an andern Uebeln, Magenkrampf, leide ich freilich heftig, allein daraus mach' ich mir wenig; dem Tod kann ich ohne Grauen ins Gefries ſchauen, aber nicht einem ſchmerzhaften Leben.

In deinem nächſten zeige mir alle neueren chemiſchen Werke oder Journale an, ſo wie die mechaniſchen, auf die du etwas baueſt, denn darin beſteht einer meiner angenehmſten Zeitvertreibe; auch treib' ich ein wenig Meierſchaft, denn

ich habe mich hier um mein Haus so ungekauft, daß ich jetzt 20 Tag Baugrund und 10 Tag Wald habe.

Du weißt nicht, was mir das werth ist, daß du mein und ich dein ewiger Freund bin.

Was macht denn Reinhold? Wo ist Baggesen?

Was treibt Fichte? Ich wette, du stehst mit keinem in Konnexion.

224. Von Elise.

(Beigeschlossen dem folgenden Briefe vom 30. Jänner 1803.)

Wolfsberg in Kärnthen, den 21. September 1800.

Erhard!

Wenn Sie all dies zu lesen bekämen, was ich Ihnen in Gedanken schreibe, — ob es Ihnen nicht zu viel würde? — aber nein! denn ich urtheile so gerne nach mir, und da weiß ich mein Sehnen nach einem Schreiben von Ihnen! — Wie könnte ich Sie denn so immer gleich lieben, so ohne Aenderung an Ihnen hangen, wenn nicht auch Sie mich immer gleich werth hielten? Dies glaube ich fest, ohne die Versicherung von Ihnen zu hören, und obwohl ich so lange nichts von Ihnen hörte, auch in keinem Briefe an Herbert an mich eine Erwähnung ist! Wenn ich es oft so gar nicht mehr aushalten zu können meine, dann rufe ich zu Ihnen um Hülfe, und es ist mir dann immer, als schwebte Ihr Geist um mich, der mir zürnte, und Trost gäbe in meinem Kleinmuth, und es sagt mir etwas, als hätten Sie es ja auch nicht besser in dieser Welt, auch Sie fühlten, daß so vieles in und außer Ihnen anders sein sollte, ist es so? — —

O Lieber! Es hat sich so manches in mir geändert und wieder geändert, es hat mich jene Einfalt verlassen, die es vielleicht war, was mich Ihnen lieb machte, aber ich bin darum nicht schlechter, nur unglücklicher geworden. Wem es doch gegeben wäre, hinzuwandeln mit jener Genügsamkeit und Einfalt, und doch voll Geistes und Lebens zu sein! Aber nur kalte, wässerichte Menschen können zu dieser Genüglichkeit kommen, wer Feuer im Busen trägt, den läßt es

nicht ruhen, bis er weiß: woher? wohin? mit diesem Streben und Thun; und wann weiß er es? nie! nie! — —

Aber nicht dies allein ist, was mir oft so wehe macht. Das Gefühl, daß ich so allein stehe, daß ich Niemand finde, der mich verstände, das, das ist's, was mich oft zu Boden drückt. Wohl oft schreie ich dann zu dir, aber kein Laut kömmt zurück, und ich stehe dann doch allein! — Wohl oft klopfte ich hie und da an, und meinte, nun hab' ich's gefunden das Plätzchen, wo ich Haltung und Ruhe finde, aber meine Freude darüber äußerte sich bald so heftig, daß, waren es Männer, sie es für Liebe hielten, und dies Mißverständniß brachte mich in manche Verlegenheit, und waren es Weiber, o die verließen mich wieder, warum? — soll ich es sagen? — weil sie doch nur Weiber waren, — — und die Männer erkannten mich nicht, warum? — weil sie doch bloß Männer waren. — — Jetzt zwar lächelt mir so ein Freudenstern, Herbert ist vor einigen Wochen nach Wien, da war er kurze Zeit hier, und da erst fanden wir uns; er kannte mich nie, das wußte ich lange, aber mein Unglück ist, daß wer mich nicht suchet, findet mich nie; wenn er wiederkehrt, da hoffe ich ganz mit ihm eins zu werden, wenn es ihm nur werth dünkt, aufzuthauen die Kruste von Eis, die sich um mein Herz gezogen hat.

Den 27.

Wie ich sie beneide und hasse die kalten Menschen, die nichts beängstigt, als wofür sie wieder selbst Rath zu schaffen wissen, die alle für Thoren schelten, welche nicht dem Geläute ihrer Kappen nachziehn!

225. Von Elise.

Wolfsberg in Kärnthen, den 10. Jänner 1807.

Lieber Erhard!

Heute eben fand ich dies beigeschloßne Blättchen, was freilich schon anderthalb Jahr an Sie geschrieben ist, doch ist es nur *eines* von so *vielen* an Sie geschriebenen. — — Warum ich denn nie abschickte, was ich an Sie schrieb?

weiß Gott!!! — soviel ist gewiß, daß ich bei den so manchen innigern Verhältnissen, die ich seit unserer Trennung mit Männern und Weibern hatte, meine Liebe zu Ihnen auch nie den kleinsten Theil verlor, und diese Menschen auch nur in dem Grade mir lieber wurden, als selbe, meiner Idee nach, dem Bilde näher kamen, das ich von Ihnen in meinem Herzen trage. — —

Aus dem Blättchen vom 21. September 1800 können Sie so beiläufig meine Stimmung erkennen, mit der ich dazumal schrieb, in Variationen dauerte sie schon vorher Jahre lang, und auch nachher. — Ich wollte wetten, daß Ihnen jetzt mein Mann einfällt, und Sie herzliches Mitleid mit ihm fühlen, was er an der Seite so einer Schwärmerin mag gelitten haben! Ja, Lieber, auch ich denke dessen oft, was so ein ruhiger, klarer, immer mit Besonnenheit handelnder Mensch fühlen muß, wenn er ein ewig mit Menschen und Schicksal unzufriedenes Geschöpf um sich sieht, und es noch dazu so herzlich liebt, als Söllner nie aufhörte mich zu lieben! — Ja, wenn sich so die kalte Vernunft inokuliren ließe, wie die guten Blattern, ja dann würde es nicht so viele Herzen voll Narben und so viele Köpfe voll Beulen geben; — doch spotten soll mir ja keiner über ein Wesen in diesem Zustande, wo es sein Herz für alle Menschen aufschließt, wo es jede Tugend von sich und Andern fordert, und sich so im ewigen Kampfe mit der menschlichen Natur zum Misanthropen martert! Habt Schonung, seid zart mit diesem Wesen, denn es ist das leidenvollste Geschöpf so es giebt! — Ich habe diese Schule nicht durchgelaufen; nein, durchgeschleppt; und in eben diesem Zustande kam meine Lektüre von Jean Pauls Schriften, — wohl nie hat ein Schriftsteller diesen Einklang in einer Menschenbrust gefunden, als dieser in mir, — ich ward entrückt aus diesem Leben, und all das Thun und Weben dieser Welt ward mir zum Ekel, — in all seinen Worten glaubte ich die Geister meiner Seele zu hören, ich suchte Hesperus Lauben, Nachtigallentöne, Viktors

und Klotildens, fand nichts von allem, — verlor alle Luft und Kraft zum Leben, hatte keinen Muth zum Sterben, und war so ein sentimentales Unding, mir zum Ekel und keinem Menschen nütze. — —

Gebessert hat es sich nun mit mir, denn nun bin ich doch so weit gekommen, einzusehen, daß ich es hier ja nicht besser verdiene, als ich es habe, — doch habe ich den Glauben an ein besseres Sein erhalten, und den Willen errungen, es zu verdienen. —

Sie schrieben mir einst: „Die Welt ist mir nun so recht, wie ein zerrissener Mantel, wenn ich denn doch einen haben muß, und keinen bessern habe," so ist es mir nun, und er deckt mir denn doch meine Auswüchse, die ich unter seiner Hülle zu kuriren suche. Und meinem Manne habe ich ja so manche trübe Stunde wieder gut zu machen, die ihm meine Untreue so oft verursachte; nicht Untreue, was die Welt so nennt! nein! so war ich ihm nie ungetreu! aber mein Herz hat ihn so oft verlassen, und das habe ich zu vergüten, denn er ist unter vielen Guten der Beste. — —

Den 11. May.

Wenn ich nur ein Wort fände, um das auszudrücken, was Sie mir sind, Vater, Bruder, Freund, Geliebter, all dies sagt es nicht; doch Sie müssen es fühlen, ohne daß es ein Wort nennt, ich fühle es ja auch! — Könnte ich Sie nur einmal herzaubern in unsere Mitte, wie vieles wäre dann anders, wie alles wäre gut an mir! und was gut ist, ist ja nur Ihr Werk, — ich darf sagen, es hat mich eine Reinheit der Empfindung, ein Gefühl für Wahrheit und Recht nie verlassen, und dies ist das Werk Ihres Geistes, der mich nie verläßt, den ich umfassen werde, wenn ich von dieser Welt scheide, und der mich nur allein fähig macht, die Reinheit jenes Seins zu fassen!

Schreiben Sie mir doch, Lieber, wie es Ihnen geht, wie viele Kinder Sie haben, und so vieles! Ich habe ein Mädchen von 5 Jahren angenommen, selbst habe

Die Sammlung für die Griechen durchzuckte unser antheilvolles aber bisher thatloses Unschuldsleben wie ein elektrischer Schlag, der auch sogleich im ganzen übrigen Deutschland gefühlt wurde. Von der hohen Warte zu Wien sieht man unvermuthet alle Schranken, welche durch Höfe und Ministerien, Gesandte und Agenten aller Art so trefflich gesichert waren, daß weder die allgemeine Meinung, noch selbst die Macht einzelner anders gesinnter Fürsten sie je durchbrechen zu können schien, durch einen alten Leibarzt umgerannt, der seinem Gefühle harmlos folgend, und seine Verhältnisse einfach benutzend, voranschritt, und nicht wußte, was er eigentlich that! Zeitungsartikel, eben so unbefangen in's Zeug gehend, vermehrten den Eindruck, und überall ist nun die Theilnahme entzündet, und so leicht nicht mehr zu löschen. Jemand, der die Sachen mit gröberem Ausdrucke zu bezeichnen pflegt, sagte, Hufeland habe mit seiner schwachen Hand eine so kräftige Ohrfeige ausgetheilt, daß, ungeachtet des Dämpfers, den unsre Staatszeitung nachträglich geliefert, der Knall davon durch ganz Deutschland wiederhalle. Die Sammlung hat ihren guten Fortgang; die heutige Zeitung giebt einen ungenannten Beitrag von 1200 Friedrichsd'or an, zu dem im ganzen preußischen Staate nur ein Geber denkbar ist; die Fürstin von Liegnitz folgt unmittelbar darauf mit einem Beitrage von 10 Friedrichsd'or. Es wird der Gegenseite nicht mehr gelingen, diese Richtung zu entkräften. Für Preußen ist ein solcher Durchbruch eine Begebenheit. Wie der öffentliche Geist auch bei der Stallfütterung für die Rennbahn hitzig und rege bleiben kann, zeigt folgender Zug: „werden aber unsre Beiträge," fragte jemand vorsorglich, „auch in die rechten Hände kommen? Ich will nicht eher geben, bis ich darüber Versicherung habe!" Dem Bedenklichen wurde die barsche Antwort: „Du Narr! Und

ich kein Kind. Adieu, Lieber, alle Freude des Himmels über dich.

Ewig deine Elise S.

226. Von Herbert.

Den 5. Juni 1802.

So sehr ich mich sehnte, von dir zu hören, so drückt es mich mit Kummer, daß es dir hie und da mangelt, um so mehr, da ich selbst durch einen drohenden Bankrott eines meiner Kommissionäre in eine sehr gehemmte Lage gerieth; um mich zu salviren, mußte ich 19,000 Gulden aus meinem höchst nöthigen Fond pressen; ich hoffte, die Deckung, die ich dafür erhielt, nämlich einen hypothecirten Hausbrief von 14,000 Gulden und 3500 Gulden an Baumwolle, baldigst zu realisiren, allein bis nun hat es mir selbst mit Anbot eines Einbußes nicht gelingen wollen; ehe ich diese Beträge nicht realisire, bin ich außer Stand, dir so zu dienen, wie wünsche. Weilen ich aber lieber nicht leben will, als einen Makel in unserer Freundschaft zu ertragen, so helfe dir damit, daß, wenn dir gar kein Ausweg mehr offen ist, du einen sehr langsichtigen Wechsel, zum Beispiel a dato 6 Monat, auf mich zahlbar in Wien trassirst; kannst du aber warten, so gebe dir im instanto Bericht, als ich vermag, dir zu dienen.

Daß wir uns in unserm Leben noch sehen, hängt nur von diesem Leben selbst ab, denn ich bin im Begriff, mit meinen Geschäften eine Verkehrung zu treffen, die zwar mit Aufopferung von Gewinn verbunden, aber dadurch mein Erworbenes weniger gefährdet, und meinem Sohn in der Wahl eines Erwerbzweigs eine größere Freiheit verschafft.

Von der Medicin denke ich um kein Haar anders, als ich gedacht habe, denn ohne von ihr das Mindeste zu gebrauchen, als eine jährliche Kirchfahrt nach Baden, befinde ich mich heuer ohne Vergleich besser, als die vorigen fünf Jahre.

Ueber die pia desideria der Erziehung seufze ich.

Meine Gedanken über das, was wir Staatenpolitik nennen, schreibe ich dir muthmaßlich von Baden aus, wo ich mehr Zeit haben werde, und wohin ich in acht Tagen circa reise; überhaupt kocht meine Galle noch zu heftig, um nicht zu befahren, daß du mich für einen Schwärmer erklärtest, doch tröstet mich das Sprichwort ein wenig: homo proponit et Deus disponit, für dessen Wahrscheinlichkeit uns die Geschichte große Beispiele aufbehielt. So lange ich mich nicht auf einem schlechten Streich ertappe, bilde ich mir von Tag zu Tag mehr ein, oder ich wäre so gut und so weise, wie dieser und jener, oder noch besser und weiser. Meines Wissens habe ich wenigstens keinen verständigen Menschen skandalisirt, ein Laster, welches nur durch das Narrenspital gebüßt werden kann.

227. Von Elise.

Den 9. Juni 1802.

Sagen Sie mir, warum hat mich beim Lesen Ihres Briefes eine Kälte angehaucht, eine Kälte, die mir Herzkrampf machte? War das Ihre Stimmung, als Sie mir schrieben, und hat sich die eingeschlossen in das Blatt, um mir meine Seligkeit zu rauben? Kann denn keine männliche Brust eine Liebe zehn Jahre lang ertragen? Denn daß Sie mich einst liebten, daß Sie mich im Herzen mit himmlischer Liebe erwärmten, das weiß ich, denn nur von dir habe ich den Geist der Liebe empfangen, der mich fähig macht, die Liebe des Unendlichen zu fassen. — Und was habe ich dir gethan, daß ich nicht mehr in deinem Herzen wohne? Du! an dem ich ohne Wanken hing, der in den Stunden meines höchsten Schmerzens mir wie ein Geist Gottes erschien, der mir zurief: „Glaubst du nicht an mich?“ und himmlischer Trost erfüllte meine Seele, denn der Bund unserer Herzen war für die Ewigkeit geschlossen. — Und du könntest mich vergessen, das Kind deines Geistes vergessen, dem du Glaube, Hoffnung und Liebe warst? — O Erhard, Erhard, nicht mehr dieses kalte

sich Erinnern, ich war es ja, die zu dir sprach, so gehörst du Niemand, als ich, und mir!! — Oder bist du erfüllt mit der Welt und ihren Gaben? und du vernimmst das Pochen eines Herzens, wie das meine, wie die Pulse deiner Kranken? — Nein, nein! du warst verstimmt, als du mir schriebst, du dachtest nicht an mich, du dachtest nur ein irrendes Geschöpf, das man zurechtweisen muß; hättest du mir geschrieben, auch deine Liebe hätte mir gesprochen, — schreibe mir bald, mir, mir! —

Wissen möchte ich viel von deiner Lage, Familie, Glücksumständen, Gesundheit, alles, alles, was dich angeht. —

Ich bin zufriedener, aber ehrlich muß ich gestehn, am Leben kann ich keine Freude mehr finden, doch sehe ich ein, daß mich nichts berechtigt, auch so zu handeln, und die mit Lebenslust noch erfüllt sind, durch meine Weise zu kränken. Ich bin nun einmal an Menschen und Dinge gebunden, die auf meine Thätigkeit Anspruch zu machen haben, meine Fähigkeiten gehören dieser Welt, erwachse mir aus ihrer Anwendung auch keine Lust, sie auszuüben bin ich verbunden. — Doch fühle ich die Freiheit in mir, zu gehn, und ich glaube, daß ich eben darum bleibe. — Ich bin in keinem Besitz von etwas, das mich erfreut; denn was mein Geist oder meine Sinnen verlangen, ist mir nicht gegeben, — aber ich weiß auch, daß ich es noch nicht verdient habe, daß ich es erhalten werde, fühle ich. — Urtheile jetzt nicht über mich; vieles kannst du doch von mir nicht verstehn, weil du mich nicht siehst, und vieles läßt sich nicht sagen, nur sehen. —

Wenn du mir wieder schreibst, so schließe den Brief dem Herbert bei, doch sage, daß ich ihn in meine Hände bekomme. Heute schreibe ich dir allein, ich könnte dir viel, viel sagen! doch wozu? nur soviel: im vorigen Brief war vieles anders, als es ist. — Ich bin ein schwaches, fehlendes Geschöpf, doch so habe ich es nicht verdient; vielleicht mußte es so kommen, damit ich werth würde, einst noch mehr zu werden; nur Leiden bildet die Seele des Menschen, und macht ihn fähig, einst zu schauen Gott im reinen Himmelslicht.

Lebe wohl, Einziger! Glaube mir, daß es eine Liebe giebt, die über die Sterne reicht. Dein bin ich ewig.

Elisabeth.

Doch muß ich dir sagen, daß auch meine Idee von Jean Pauls Schriften die deine ist; unter allem, was er schrieb, ist das weiseste das „Testament an meine Töchter," aber freilich nur als Nachtrag für's Vorhergesagte, denn hätte er schwache Köpfe, oder eigentlicher schwache Herzen nicht verrückt, dürfte er sie nicht zurechtweisen.

228. Von Herbert.

Wolfsberg, den 7. September 1802.

Theurer Freund!

Es ist fast unverantwortlich, mit meiner Antwort so lange ausgeblieben zu sein! Auf was kann man in der Welt noch zählen, wenn zwischen solchen Menschen, die den Werth der treuen Freundschaft kennen, kein Verlaß mehr ist? auf nichts! diese Wandelbarkeit vertilgt mich. Dennoch habe ich die Zeit damit zugebracht, zu sinnen, wie ich durch die Klippen durchsegle, Fremdes nicht zu gefährden, und dir dennoch zu dienen. Ich empfing deinen Brief in Wien; mir wurde dort ein eilf Monat langer Wechsel nach Berlin versprochen, allein es fand sich am Ende Niemand, der, wegen der Sonderbarkeit des Geschäfts, seinen Namen dazu geben wollte, und so war mein Vorschlag vereitelt; seitdem erkrankte ich; in dieser Zeit haben sich von den 77,000 Gulden, mit denen ich durch sonderbare Verhängnisse in Disborso gerieth, etwas zu bewegen begonnen, so zwar, daß Aussicht vorhanden, obschon mit Verzichtleistung auf Nutzen, dennoch das Kapital langsam zu realisiren, ich schöpfte freier Athem, denn die Hoffnung, dir zu dienen, dämmerte wieder. Die größte Kunst, das Meisterstück für den rechtschaffenen Steuermann wäre, auf diesem stürmenden Meer des Lebens die verschlingenden Wirbel vorbei zu segeln, und so sein beschädigtes Schiff zu retten. Sage deinem Gläubiger, auch dein Schuldner, der ich wirklich bin, könne oder wolle dich vor 4 bis 5 Monat

nicht bezahlen; dieſer wolle dir zwar einen Wechſel, der aber ſehr langſichtig, nämlich 4 bis 5 Monat laufend wäre, auf Wien oder Trieſt auf ein gutes Haus einſchicken, um ihn auf dieſe Art zu decken, oder durch einen Sola-Wechſelbrief auf mich ſelbſt, um ihn für dieſe Zeitfriſt zu decken, dann aber würde es mit der Bezahlung keinen Anſtand mehr haben. Kommſt du auf einen geſcheidten Gedanken, ſo laß hören; alles was ich thun darf, werde ich thun.

Ich bin zu verdroſſen, an und für ſich, und durch meine langweilige Rekonvalescenz, um dir noch viel zu ſchreiben; mich peinigt der Gedanke, daß ſich unſere Seelen in dieſer Welt nicht mehr finden könnten, mithin vielleicht niemals, denn wenn wir auch wirklich zuſammen kämen, würden zwei ganz verſchiedene Individuen oder ſich einander ſtoßen, oder wohl aus Güte des Herzens nachſichtig einander ertragen, — was wäre das für eine Erbärmlichkeit! Wie ſo? weil ich all die laſtgerechte Philoſophie, die wir zuſammen trieben, als Sophiſtenkram wegwarf, auch ein animoſer Feind der Mediciner bin, welche nur der Barbarismus unſerer abergläubiſchen Regierungen nicht vor Gericht fordert, um da zum ewigen Kerker oder Galgen verurtheilt zu werden, denn alles, was davon wahr iſt, könnte eben ſo gut in einem Patent oder ſogenannten Hofreſolution dem Volk zur Nachachtung bekannt gemacht werden, und es wäre bei weitem nicht das weitſchichtigſte Hofpatent.

Ich habe dich doch nicht ärgern wollen, denn ich liebe dich mit ewiger Treue.

Dein Herbert.

229. Von Herbert.

Klagenfurt, den 6. November 1802.

Lieber Freund!

Wenn hiemit meine Verheißung, dein ewiger Freund zu ſein, geendet iſt, ſo iſt dadurch, daß ich der Furcht entladen bin, derſelben etwa nicht zu entſprechen, eine ſchwere Laſt von meinem Gemüth gewälzt. Bis in fünf Monaten, wo

mein

mein Wechsel fällig ist, habe ich gründliche Hoffnung, mit meinen Finanzgeschäften doch so zu stehen, daß wenigstens mein Gewissen nicht mehr beschwert sein wird; supposito casu, daß ich da noch lebe, was ich fürchte, für den in casu ist aber nichts zu sorgen.

Dumm ist's, wenn's kein anderes Leben mehr giebt; das Pikante des gegenwärtigen ist so dick, daß man das Dulce kaum wahrnimmt, oder dirses wenige gerne drein gehen ließe, lieber gar nichts als so, schreit der Erbitterte, — also, dumm ist's, wollte ich sagen, auch und vorzüglich deßwegen, weil wir uns nicht mehr sehen würden, was uns doch die angenehme Täuschung wiederholte, weil solche Freundschaft sei, müsse auch die Region sein, wo sie eigentlich hinpasse.

Hast du Camille-Jordan über das ewige Konsulat gelesen? Solche Genien kommen in unsern Welttheilen doch nicht bis zum Brüten, es ist überall zu kalt oder zu warm. Lebe wohl.

Dein Herbert.

230. An Osterhausen.

Berlin, den 6. Februar 1805.

Mein Freund!

Wie kannst du glauben, daß Mangel an Freundschaft die Quelle meines Stillschweigens war? Du hast es auch nicht geglaubt, sondern du willst mich nur durch eine starke Erschütterung aus meiner Trägheit wecken. Schuldig bin ich in letzter Rücksicht allerdings, denn ich ließ mich von den Lockungen der Lektüre verleiten, und verlor die Zeit, die ich meinen Freunden hätte widmen sollen. Aber wie verführend ist auch diese Lockung, wenn man bis 7 Uhr Nachmittags gar nichts für sich denken konnte? Ganz zurückbleiben will ich doch noch nicht, und es schreckt mich diese Möglichkeit der Rückschritte in meinen Kenntnissen um so mehr, da ich nun die traurige Erfahrung mache, daß ich manches vergessen habe, was ich wußte. Noch ein Unglück fügte sich zu dieser Verführung durch den Genuß de Lektüre, ich wollte mit deinem Brief zugleich einen

Brief an den Magistrat in Nürnberg abschicken, und welche verdrießliche Arbeit ist ein solcher Brief? Um mich dazu zu zwingen, kettete ich diese beiden Sachen zusammen, aber ich sehe, sie vertragen sich nicht, und der Brief an dich muß allein gehen. Wären Gedanken sendbar, so hättest du keine Ursache zu zürnen, und ich schicke dir darüber ein Zeugniß. Ich kann mich gegen dich auch beruhigen, aber ich stehe in noch weit größerer Schuld gegen meinen Herbert, dieser leidet, und noch habe ich ihm nicht geschrieben. Ich mache mir Vorwürfe darüber, und ich werde die künftige ganze Woche alle Abende zu Briefen verwenden. Nie in meinem Leben war ich weniger mit mir zufrieden, als jetzt, und nie hatte ich weniger Aussichten zur Gemüthsruhe zu gelangen, als jetzt, und doch muß nichts ungerechter scheinen, als meine Klagen. Ich habe keinen Mangel, und habe so wenig gethan, um mich hier zu poussiren. Ich vernachlässige alle Konnexionen, und doch erweitert sich mein Wirkungskreis. Meine Freunde bleiben mir getreu, und ich habe hier wirklich einige gefunden. Noch mehr, ich habe eine Freundin, wie ich noch nie hatte, ich liebe sie innig-lich, und sie duldet wenigstens meine Liebe, und erwiedert sie durch die Gefälligkeit der Freundschaft. Aber diese Liebe ist auch das einzige, was mich noch aufrecht erhält, ohne sie würde ich entweder in die tiefste Melancholie versinken, oder mich mit dem Becher der eiteln Lust berauschen müssen. Was ist es, frage ich mich selbst oft, was mir fehlt? Ich kann nichts anders finden, als daß ich meine jugendlichen Plane nicht ausführen kann. Mein ganzes Streben ging dahin, mich um die Menschheit verdient zu machen, und ich bin in eine Lage gestoßen, wo ich nur einigen Menschen helfen kann. — Oft kränkt es mich, daß mich dies nicht tröstet, und oft verweise ich mir diesen Trost als kleinliche Eitelkeit. Die Pflicht meines Berufes, den mir die Umstände gaben, nicht meine innere Neigung, besonnen zu sein, ist nebst meiner Freundin die einzige Erhalterin meines Lebens, denn dadurch gebe ich mir die Thätigkeit der Einbildungskraft, die zum Leben nothwendig ist. Ich scheine zufrieden, munter und in meiner Be-

ſtimmung zu wandeln, Niemand ahndet, daß dies eine Schminke iſt, die ich der Stoa verdanke — und welche mir aufzulegen, mich die Freundſchaft noch beredet. Ich muß leben, ſage ich mir, denn ich habe Freunde, ich werde meine Beſtimmung erreichen, denn ich habe Freunde.

Es iſt mir manches Widrige begegnet, aber ich hatte es verſchuldet, feſtere Befolgung von mir erkannter richtiger Maximen würde es verhindert haben; aber ich bin auch in meinen Freunden tief gebeugt worden, und dies habe ich nicht verſchuldet. Grundherr, Müller, Herbert, litten und leiden von Melancholie, ich muß dies ertragen, dafür muß ich entſchädigt werden. —

Ich ſchicke dir den Brief an meinen Vater und an Frauenholz zum Zumachen, und um dir nichts mir Verdrießliches in meinen Brief an dich ſetzen zu müſſen, mache ich dir dieſe Mühe.

231. Von Herbert.

April, 1803.

Lieber Benjamin!

Damit du es geſchwind weißt, ich bin viel geſünder, als das letztemal, da ich dir ſchrieb; aber dieſe Konvalescenz kömmt auch grad a tempo, denn übrigens geht alles gar jämmerlich ſchlecht, und doch überſtehe ich's ſo leicht, daß dich's ſogar verdrießen wird, ſo ein Quodlibet oder Klotz von Freund an mir zu haben, denn ſtell' dir nur die zwei Fälle vor: ich habe alle meine Freunde eingebüßt, und ich bin mit meinem Vermögensſtand in einem Gedräng, aus dem mich nur Geſundheit inſofern retten kann, als ſelbe die Bedingung iſt, unermüdet arbeiten zu können! Wie das zugeht? mea culpa, zum Theil bin ich ſelbſt an meiner elenden Konſtitution ſchuld, und dieſe wieder an allem übrigen; denn im Grund kann ich ja nicht fordern, daß Andere für mich arbeiten, oder ſo arbeiten, wie ich gearbeitet hätte, wenn ich geſund geweſen wäre. Schaden und Verlegenheit thut weh, man macht ſich Vorwürfe, keiner will ſein Theil tragen, das verſauert die Gebil-

ter, und das Verhängniß trennt durch unauflösliche Mißverständnisse die Gemüther. Es ist aber ein wahrer Tasch um das gepriesene Zutrauen der Menschen; dieselbe Verlässigkeit, die wir zwei zusammen kontrahirt und in Schaffhausen betheuert haben, wäre sie nicht auch gebrochen, wenn wir in solche Situationen gerathen wären? Das ist lauter Windbeutelei, was die Menschen einander zu gefallen sich weiß machen. Aber was anders ist's mit seiner Individualität; der Mensch ist trotz aller abstrakten Philosophie und Psychologie, bei all' seiner Erbärmlichkeit, doch das große moralische Wesen deßwegen, weil er's ist; so unmittelbar als er hungrig, durstig, schläfrig u. s. w. ist er auch frei, deßwegen weil es ab esse ad posse einen Lehrer des evangelischen Gebetes „Vaterunser" gab, weil wer selbes mit reflektirter Andacht betet, so genau den Werth der Persönlichkeit zu wägen weiß, daß keine Kantische praktische Vernunft ein Jota dazuzusetzen nöthig finden wird; empörend ist's, daß diese so kurze als klare Synopsis aller Weisheit zum Geschnatter geworden ist, so daß kein Moralist sich besinnt, die Basis seines Systems dort anzutreffen, zu geschweigen, daß dieses Gebet mehr die Ermahnung und Verwahrung schaffe, durch welche Christus erlösen und selig machen wollte.

Den 1. Mai.

Wenn ich dich ennuyirt habe, so kömmt's daher, weil du die Weisheit besser vorzutragen verstehst, als ich; ich habe mich auch bloß deßwegen nicht unterbrochen, weilen deinem Herzen so viel daran liegt, daß wir über das Hauptsächliche Eines Sinnes sind.

Daß es dir mit meinem Wechsel so gegangen ist, wie du mir berichtetest, freut mich; kömmt Zeit, kömmt Rath; solltest du in die Lage kommen, von mir Gebrauch machen zu müssen, so trassire auf mich zahlbar in Wien, schieb's aber hinaus so lang du kannst; in Wien bin ich bei jedem Banquier durch meine eignen Wechsel, deren ich doch über 100,000 Gulden jährlich abgebe, bekannt; keiner wird an der Zahlung zweifeln, wenn ich selber acceptirt habe, welche Information

der Berliner vom Wiener ganz ſicher erhalten wird. Ich habe ſeit einem Jahr mehr als 60,000 Gulden beſondere Auslagen gehabt, die mir durch unvorhergeſehene Umſtände ſo ſchlecht und langſam wieder herein kommen, daß ich dadurch in keine geringe Verlegenheit gerieth. Ob über das Lehrgeld hinaus, was ich ſeit ſieben Jahren an Leib und Seele gegeben, mir noch ſo viel bleiben wird, um die Lehre ſelbſt in ihrer ganzen Ausdehnung zu nutzen, weiß ich dir noch nicht zu ſagen.

Punkto Arznei iſt mir alles ſpaßig; an mir ſaltem und allen denen, die ich beobachtet habe, habe ich die beſtimmteſte Erfahrung gemacht, daß man für die akuten Uebel kein Mittel kennt, und daß es für die chroniſchen kein Mittel giebt, Zeit, geſunde Luft und Erheiterung des Gemüths ausgenommen; auch bin ich der Arznei ſo gram, daß ich jeden andern Aberglauben leichter tolerire; es giebt ſo was von Hausmitteln, für Bauchweh und dergleichen, was ich gelten laſſe, allein das heißt nicht Medicin. Ich kenne recht brave Leute, weil ſie aber Mediciner ſind, ſo hatten ſie die Delikateſſe, mir ſo lange vom Leibe zu bleiben, als ich krank war, jetzt gehe ich wieder gern mit ihnen um, denn mit ihren mediciniſchen Hypotheſen wiſſen ſie mich verſchonen zu müſſen.

Ich nach Berlin kommen? An Willen und Wunſch, dich zu umarmen, fehlt es nicht; das andere laß der Zeit über! Apropos, giebt es im Preußiſchen keine Indienne- d. i. Zitz- und Kattunfabriken, dergleichen Tücherfärbereien? Informire dich bei Gelegenheit; vielleicht bekäme ich auf dieſe Art meine Reiſe bezahlt. Adieu, ich möchte noch lieber in einer konſiſtentern Welt mich an dich ewig anſchließen, als in dieſer, wo nur der kalte Nordwind die Luft reinigt.

Dein Herbert.

232. An Oſterhauſen.

Berlin, den 3. September 1804.

— Dies Jahr ſtürmte viel auf mich ein, Strapazen, denen ich meinen Huſten verdanke, Krankheiten meiner Kinder, wovon das letzte an für meine Kunſt unheilbarem Aus-

wenn die Griechen keinen Heller davon kriegen, ſo zahl' nur immer für dein eignes Beſte, wir erkaufen fürerſt mit den Beiträgen für uns die unſchätzbare Freiheit, unſre gemeinſame Geſinnung öffentlich auszuſprechen." Dieſe Dialektik möchte man wohl in der Art des Hrn. Miniſters von Humboldt finden; der Ausdruck dürfte eher an Hrn. Dr. Schleiermacher erinnern, meint ein feinnäſiger Kritiker; ich will's aber keinem von beiden in die Schuh ſchütten. — Zur höchſten Ueberraſchung gereichte hier jederman die Nachricht, daß die Pforte das ruſſiſche Ultimatum unbedingt angenommen. Das Einrücken der Ruſſen in die Moldau und Wallachei, welches ſchon ganz unbezweifelt war, iſt dadurch wenigſtens vor der Hand ausgeſetzt. Man erſtaunt über das Glück, oder über die Kunſt des Fürſten von Metternich, ohne deßhalb zu glauben, daß beide noch lange ausreichen werden, denn auf der andern Seite tritt in Rußland der Drang und die Nothwendigkeit, gegen die Türken auszuziehen, immer gebieteriſcher hervor. Der Fall von Miſſolonghi, der auch hier Entſetzen und Jammer erweckt, wird in dieſer Beziehung nicht gleichgültig bleiben. Wenn auch verſchoben, ſo wird doch unfehlbar ein Krieg, das glaubt man hier allgemein, aus dieſen Verwickelungen entſtehen. — Hier war in der letzten Zeit ſehr von Miniſterwechſel die Rede, man nannte Hrn. von Stägemann als Miniſter des Innern, Hrn. von Camptz und Hrn. von Nagler beſtimmte man andre Portefeuilles, es hat ſich aber alles ungegründet gezeigt. Es heißt, Herr von Schuckmann ſolle noch erſt ſein Jubiläum, in 1½ Jahren, erleben, ehe er zur Ruhe geſetzt werde. Den Finanzminiſter Hrn. von Motz lobt man allgemein wegen ſeiner kraftvollen Thätigkeit und wackern Geſinnung. Preußen arbeitet ſich im Innern mit regſamen Kräften empor, der geringſte Anlaß kann ihm auch nach

brechen aller Speiſen ſtarb, und meine Minna von drei Jahren nun den Stickhuſten hat. Mein Herbert iſt krank an Seel und Leib, und ſeine Schweſter wurde des Lebens müde. — Der göttlich große Verſuch der Menſchen in Frankreich, ſich zu ihrer Würde zu erheben, hat mit einem Skandal geendigt, das der Orient nicht ärger aufzuweiſen hat. — Die Litteratur in Deutſchland iſt für meine Denkart, der großen Maſſe nach, ein Tollhausprotokoll geworden. — Ich habe beinahe alle Ausſicht verloren, meine Entwürfe für die Wiſſenſchaft auszuführen, und erſt vor ſechs Tagen wurde mein beſter Freund hier, der Geh. Rath von Boſe, mit einer Hemiplegie befallen, von der ich ihn zwar gänzlich zu heilen hoffe, aber was mich doch ängſtigt; ſo werde ich auch in meinen Freunden immer verwundet, da ich doch ſelbſt von meinen Feinden genug auszuſtehen habe. Feinde entdecke ich immer mehr, je mehr ich die Menſchen kennen lerne, und es iſt noch gut, daß mich ſo wenige Menſchen nach meinem Karakter kennen, ſonſt würde ich nicht einmal tolerirt. —

Vor kurzem war Ernſt Horn hier, der nach Erlangen kommt. Er hat mir ziemlich gefallen, und du wirſt bald ſeine Bekanntſchaft machen. Er hat aber nicht den Muth ganz zu ſein, was er ſein könnte; vielleicht hat ihn mein Beiſpiel etwas belebt.

Wie geht es denn in Nürnberg mit der Praxis? Wer iſt außer dir noch am Brette? Wie ſteht's um die mediciniſche Aufklärung? Giebt's in Altorf noch Studenten? Schreibe mir doch einmal Neuigkeiten. Wie ſteht es mit dem Nahrungszweig meines Vaters? Ich will doch nicht ganz fremd in meiner Vaterſtadt werden.

Ich wollte noch manches ſchreiben, aber um nicht noch einen Poſttag zu verſäumen, verſpare ich es.

Dein Freund.

233. Von Herbert.

Den 7. Oktober 1804.

Deinen Brief vom 19. Juli beantworte dir heute den 7. Oktober! Warum so ſpät? grad aus: ich war nicht in der Laune. Scheint dir aber das, was ich dir heute ſage, noch outrirt, ſo ſchließ, wie es damals ausgeſehen haben mag, als ich deinen Brief von Rechts wegen hätte beantworten ſollen.

Ihr Geſunden, mithin muntern, lebensbegeiſterten, glücklichen Leute, habt gar keine Kompetenz, über die Anſchauung kranker oder vom Schickſal verfolgter Menſchen zu urtheilen. Wer von beiden denn Recht hat, der Wahrheit näher iſt, dafür giebt es keinen Richter. So ſage ich dir, um deinen erſten Paragraphen zu beantworten, meinen mediciniſchen Grundſatz, mit dem großen Friedrich ſprechend: Ihr Hunde, wollt ihr ewig leben! für den Tod iſt kein Kraut gewachſen, wollt ihr aber keine Schmerzen empfinden, ſo freßt Opium bis ihr krepirt! Ad exemplum nehme ich täglich einige Gran, und erreiche damit das Summum meines kapablen Befindens. —

Ich bin noch nicht in der Stimmung, dir die Geſchichte meiner Lebensjahre ſeit 1797 zu erzählen, und bis dahin müſſen dir meine Briefe freilich oft räthſelhaft ſein, denn du ſiehſt nur Exploſionen und ſcheinbare Paradoxen und machſt dir gar keinen Begriff vom Laboratorium, wo das alles bereitet wird. So wie ich bin aber habe ich mir doch die Kraft gerettet, mich aus den Untiefen, in die ich theils durch meine Thorheit mich ſelbſt verſenkt habe, theils von fremder Tyrannengewalt untergetaucht worden bin, hinauf zu ſchwingen, und obſchon noch im Waſſer, mich auf der Oberfläche zu erhalten, indeſſen als die Perſon meiner Schweſter Riza, die ſich berechtigt glaubte, dich um Hülfe für mich anzurufen, ihr eigenes Schickſal nicht ertragen konnte. Sie iſt als Heldin aus der Welt gegangen. Ich war nicht in Klagenfurt, ſondern in Wolfsberg, und ſahe ſie vor ihrem Entweichen aus dieſem Leben beiläufig drei Monate nicht; weiß nur, daß ſie ihre Sachen in Ordnung brachte, über die Ausführung ihres letzten

Willens die ihrer Absicht und Verfassung angemessenste, klügste Anstalt machte, an ihrem letzten Tag ein Dejeuné gab, bei dem sie recht munter und aufgeräumt erschien, und dann ohne jemand zu kompromittiren verschwand; nur die Vertrauten, die um ihren Tod wissen dürfen und müssen, unterrichtete sie durch hinterlassene Briefe. Guck einmal her und sag! Ist das Kleinmuth oder Muth? Ich könnte dir einen Appendix von meiner Niece, der Tochter des W—, Mina, die du als Kind gekannt hast, erzählen, die in Wien an einer langwierigen aber unerkannten Krankheit, ich sage aus Gram, gestorben ist, aber zu was das! Für den heutigen Tag hab' ich dir deinen Muthwillen schon abgekühlt. Wie wir Alle sind, so erkennen wir's bis in unsere Nerven, daß unser Reich nicht von dieser Welt ist; ob's ein anderes giebt, wollen die Gescheidtesten geschwind wissen. Von Wagner wirst du wohl schon Antwort erhalten haben, ich schickte deinen Brief seinem Freund Piller ein. Bleib frisch und gesund, so ficht dich das alles nicht viel an, dies wünscht dir

Dein Herbert.

234. Von Herbert.

Den 7. December 1804.

Freilich, lieber Benjamin, war's nicht gut von dir, daß du in diesen verwüstenden Zeiten mich preisgabst all der Aergerniß, die unsers Gleichen ja in Verzweiflung stürzen könnte. Es ist schwer, einen unmittelbar Geprellten, besonders mich, mit den Menschen auszusöhnen, denn insofern ihr praktisches Getrieb ein bloßes Spitzbuben- und Narrenhandwerk ist, was nützt mir die konsequente Theorie? ich spüre nur, daß ich an der Nase herumgeführt werde von einem Traumdeuter; so tappe ich und tappe im Finstern; die Stellen, wo ich mich anzulehnen glaube, werde ich dir vorerzählen, bring' mich auf bessere Ruheplätze, wenn du kannst.

Als man das Panier des Wahren, Rechtlichen und Heiligen aussteckte, so schwur die größte Zahl der Menschen von Anfang der Welt bis jetzt zu dieser Fahne, mit Lust, muß

man ſagen, gaben ſie ihr Leben für Güter, von denen ſie doch mit ihren leiblichen Zähnen nichts mehr beißen konnten, waren mithin wohl gute, fromme und beſſeren Schickſals würdige Weſen, als das war, was ſie hier erlebten, und ich ſcheere mich gar nichts darum, daß ſie nicht die Scharfſicht hatten, die Wölfe hinter dem Schafsfell ihres Gleichen zu entdecken; das iſt die erſte Station.

Ich habe Menſchen gekannt, die das infamſte Syſtem der Theorie nach bekannten, und doch ewig brave Kerls waren; ſo eine Ausnahme verändert aber die Regel nicht. Mit Nationen aber geht's und ging's anders; der Einzelne iſt nur ein verrenktes oder amputirtes Glied, eine Nation aber ein ganzer Körper, nimmt der einmal eine ſo windige Tendenz, findet in ſeiner Ueberzeugung keinen zureichenden Grund für Verehrung der Geſetze, iſt der durchs Fatum beſtehende Geſetzgeber wohl ſelbſt bloß auf ſich bedacht, ſo daß Alle ſein Beiſpiel nachahmen, und allein ſo vernünftig als liſtig zu handeln meinen, ſo iſt der Krieg Aller mit Allen vorhanden, ſtatt Treu und Glauben lacht ſich jeder in ſeine Fauſt, der den andern auf's Eis geführt hat, und der ganze Quark muß in Trümmer fallen — ein Beweis, daß eine Verfaſſung, die für Menſchen paſſen ſoll, ihre Sanktion von der Ueberzeugung nehmen muß, daß Menſchen vernünftige moraliſche Weſen ſind, und nicht Schachfiguren, die für ihren langweiligen, von gleichem Holz gemachten König, das Brett verlaſſen müſſen. Dies, und daß die Nemeſis ſolchen Frevel im einzelnen Individuum ſo wie an Nationen von jeher ſtreng beſtrafte, wie es uns die Griechen und Salomon erzählt, iſt die zweite Station.

Wie wär's, — und es iſt ſo, die Tugend ſcheint ja nicht, alles was ſcheint, iſt Flimmergold, mithin ſoll ich's ja nicht fordern, ſo lang ich auf meine Bruſt die Hand legen kann, ſo lang ich der Kontroll wegen von deinem und noch einigen Geſichtern herableſen kann, daß es uns Ernſt iſt zu wollen, einen Societätskontrakt zu machen, auf gemeinſchaftliches Wohl des Leibes und der Seele, wir mögen dann

ſelbſt ein jeder noch ſo viel verbrauchen, unſer gemeinſchaftlicher wenn auch geringer Fleiß wird die Erde ſo fruchtbar machen, daß unſere Vorrathskammern niemals groß genug ſein werden, unſern Ueberfluß aufzubewahren; dahin, träumten wir, zielen die Anſtalten der Welt, dahin, daß gar kein Neid möglich, ſondern lauter Liebesdienſte; und dieſer gehabte Traum iſt meine dritte Station.

Was anders iſt's mit dem armen Teufel, der vor lauter Sorgen für ſeinen Hunger und Durſt keine Zeit hat, in den Guckkaſten der Welt zu ſchauen; der's aber hat, den muß das Einerlei (die Farben, Perſpektive, Beleuchtung, mögen noch ſo bunt ſpielen) endlich doch belangweilen, und die Beſinnung, däucht mich, ſoll ohne ſeinen Willen Platz greifen, daß es ein Guckkaſten ſei, und daß es um unſer Leben und unſere Exiſtenz gar was elendes ſei, wenn uns keine andere Beſchäftigung beſtimmt iſt, als in dieſen Guckkaſten zu gaffen, oder der Cicerone deſſelben zu ſein.

Nun auf deinen Brief. Mich freut's ſehr, daß du dein tägliches Brot gewinnſt; Gott bewahre dich vor meinen Hundesſorgen; wie einen ſo was erdrückt, weit unter alle Vögel der Luft und Thiere des Waldes herabſetzt; was einen das zerrt und peinigt, allemal wenn man zwei Schritte vorwärts gemacht hat, wieder einen zurück thun zu müſſen, in dieſem großen Tretrad nach langen Märſchen ſich wieder auf der alten Stelle zu ſehen, dieſe vergebliche Galeerenarbeit — und um was! — um Futter für Mägen, davon ſich immer eine größere Zahl um mich ſammelt, die ſich gar nicht abweiſen läßt; die Juden dazu, die mich gar nicht zu Athem kommen laſſen; da ich mein Gewerb immer weiter ausdehne, und muß, weil es wahr bleibt, daß, der nicht vorwärts geht, rücklings tritt, ſo komme ich nie aus den Schulden und aus dem preßhaften Zuſtand, oft nicht zu wiſſen, wo ich ein Loch aufmachen ſoll, um das andere zu ſtopfen; — aber ſtill von dieſem Lamento! Nur das extrahire ich zur Lehre, und betrübt mich anzuſchauen, daß ich keinen einzigen Reichen kenne, der wüßte oder verſtünde, zu was das goldene Geld anzuwenden wäre, und daß

ich's wahrscheinlich auch nicht wüßte, wenn mir so plötzlich eine spanische Silberflotte in den Hafen liefe, und daß mir, bei dem wenigen Bedeutenden, was sich in der Welt lernen läßt, die Zeit unaushaltbar lang geworden wäre, wenn ich nicht das Rackerleben führen müßte, was ich führe, und daß ich noch weit mehr Narrenpossen getrieben hätte, als ich mir schon ohnedem vorzuwerfen habe, obwohlen ich's nicht mit denen halte, die da meinen, man sei auf der Welt bloß um sich und seinen ehrsam ehlicherzeugten Kindern Essen und Trinken zu verschaffen! Kunst, Musik und Liebe, ihr seid die platonischen Reminiszenzen unserer paradiesischen Existenz, oder ein Beweis, daß uns die Anlage dazu angeschaffen ist; nun ist's ohnedem nicht recht, daß wir Unschuldige den Apfelgusto unsers Urpapa so streng büßen müssen: auch soll uns sein Beispiel, der aus Gefälligkeit gegen sein Brummeisen das Paradies verscherzte und uns Alle in's Unglück stürzte, bewahren vor Weiberregiment! Scherz bei Seite, hätten wir das Talent, oder wer es hat, Lüsternheit von der eigentlichen wahren Liebe zu unterscheiden, und er wäre sich der letztern bewußt, ei der greife zu, er ist's, der an die Vollendung gränzt, der das Problem der Schöpfung gelöst hat, Himmel und Erde werden frohlocken! Um einem Mißverstand zuvorzukommen, will ich mich nicht rühmen, die Authentik für meine Worte abgeben zu können.

Wir werden also irgendwo zusammentreffen. O wie freue ich mich, dich zu sehn, öfters noch, als nur einmal in meinem Leben, dies hoffe ich mit einer Zuversicht, wie die Begebenheiten des morgigen Tages; im Leben, denke ich mir, sind wir nur darum getrennt, damit wir uns zu sehn verdienen, und uns zu lieben recht lernen mögen, d. h. damit wir uns Zeit nehmen, an einander das zu unterscheiden, was uns über den gewöhnlichen Schlag erhebt, und uns daran genügen. Der Tod, insofern selber nicht direkt zu unserem Plan gehört, geht uns nichts an; und beschliche er mich, so erschienst du mir als Galgenpater, der mir Glaube, Hoffnung und Liebe einspreche, weil's eine Infamie wäre, daß solche Freundschaft,

wie wir für einander zu haben rühmen, bloß ein optiſches Trugſpiel des Zufalls wäre.

Du ſiehſt, daß ich an dieſem Brief öfter ſchrieb, und allezeit was ich grade ſpleente, und daß ich mir nicht die Mühe gebe, dir etwas zu ſagen, was du nicht ſchon längſt viel ſyſtematiſcher gedacht hätteſt; als ein pſychologiſches Schauſtückel deines Freundes, deines Jugendkameraden, kann's dich aber doch unterhalten, und ſo fahre ich weiter.

Was meinſt du, ein ſchlechtes Ding, eine ſchlechte Verfaſſung, fällt oder hört nicht deßwegen auf, weil Andere, ſeien es viele, oder wenige da ſind, die es beſſer machen wollen oder können, oder wirklich machen werden, ſondern ſelbe hört deßwegen auf, weil ſie an und für ſich nicht mehr halten kann, nun geht das Ding in Trümmer, lauter morſche, faule Stücken, anders hat man nichts, man muß dieſe wieder zuſammenklauben, und dann kommt ein Nothdach heraus, um das Niemand klagen wird, wenn es der nächſte Wind umbläst; aber was folgt darauf? Erdhütten, Pabelatſchen in's infinitum. Hatten die ſpätern Griechen und Römer denen Erwartungen ihrer Voräitern ſo ſchlecht entſprochen, was ſteht uns bevor! — — Gehe in dein Kämmerlein und lerne entbehren, dann wirſt du dich freuen, wenn dir die Schurken das Nöthige laſſen; das Vergeltungsrecht kannſt du nicht ausüben, es nimmt dir die Zeit ehrlicherer Uebungen, und du könnteſt nicht leicht ohne Befleckung davon kommen! Sage! Was iſt des höheren, reineren Menſchen Beſtimmung in dieſer Welt? Darauf antworte mir, denn ich bring nichts rechts zuſammen: etwan ſich abſentiren? oder ſich patriarchaliſch koncentriren? Das letztere nämlich wenn er liebt oder geliebt wird, von Einem oder Mehreren, denn ohnedem kennt er und giebt es nichts Höheres, Seligeres, hier wie in Eldorado. Meine gute Schweſter abſentirte ſich, ſie berief ſich in ihren hinterlaſſenen Schriften auf meine Konceſſion; drei Monat vorher ſah ich dieſe Heldin das letztemal; — per parenthesin, kein Doctor war im Stand, ſie von ihrer Schlafloſigkeit zu heilen, ein Unvermögen, was ich nicht denen Männern, ſondern

der Medicin ſelbſt zuſchreibe. — O möge ſie die ſo Vielen allzuſchwere Mühe des Lebens dort heiter ausruhen!

Erkläre mir einmal das, — nicht, warum die Menſchen keine Diogeneſſe ſind, der's beſſer hätte haben können, ohne ein Fünkchen ſeiner Freiheit einzubüßen, — aber warum ſich keiner fragt, was er will, und warum er's will, und doch darnach auf eine Art wüthet, daß er demſelben Ehre, Ruhe, Leben, ſeine und ſeines Weibs und Kinder Subſiſtenz aufopfert; ich kenne Geizige, denen kein Weg zu niederträchtig iſt, der ſie zu Geld führt, und kenne Verſchwender, denen gleichfalls kein Weg zu niederträchtig iſt, oder zu gefährlich, den ſie nicht ergriffen, um bloß eine kurze Zeit prahlen zu können, und dann auf den Galgen zu gehn, den ſie Notabene während der Feierung ihrer Feſte nicht aus den Augen verlieren! Mir ſchaudert's vor dieſem gelben Fieber, und präſe ängſtlich, ob's nicht etwan gar mich ſchon angefallen habe, da ſo viele Umgebende daran leiden, umgekommen ſind und umkommen werden.

Da haſt du nicht ſowohl die Antwort auf deinen Brief, als ein Stück meines Lebensgetriebs, freilich als Gaſt das beſſere Bruſtſtückel! Traktire auch bald wieder

Deinen Herbert.

235. Von Herbert.

Haus, den 15. Februar 1805.

Dein letztes Schreiben durch Niethammer ging mir in meiner letzten Krankheit verloren, doch erinnere ich mich der Tröſtungen, die es enthielt, nämlich daß du geſund und dir deine große Praxis die koſtbaren Auslagen einbringe, mit denen dein Lebensetat verbunden ſei, dein älteſter Sohn die Apothekerkunſt treibe u. ſ. w.

Nun kömmt mir dein Schreiben vom 16. Oktober durch Oſterhauſen zu, daraus will mir durchblicken, als ob auf dein Leben auch etwas ſchwer drückte; da ich's nicht kenne, kann ich dich zwar nicht tröſten, aber daß es mich ſo lebhaft an-

regt, muß dich freuen, weil es der deutlichste Beweis, daß die Empfindung meines Herzens nicht matter geworden iſt.

Mich drückt das Spezielle im Leben weniger, als das Allgemeine. Die Scenen bei uns nehmen mit jedem Tag eine gröbere Geſtalt, wir rennen (ohne, wie es ſcheint, daß uns Jemand treibt) einem Abgrund zu, in dem männiglich zu Grunde gehen muß. — Oder hat das Verhängniß mir ſeine Beweggründe nicht geoffenbart? Dieſe Demuth fordert die Beſchauung der Nemeſis, denn wer, wer hat ihre Züchtigung nicht verdient? Meinen Patriotismus unterdrücken zu müſſen, meine perſonelle Affektion zu dem humanſten der Monarchen nicht laut werden zu laſſen, zuzuſehen, wie unverſchämt man ihn hintergeht, weil ſein Herz keiner Beſtrafung fähig iſt! Wo das hinführt! Nirgend ein Geiſtes-, nirgend ein Karakter-Held, mithin keine Rettung! wenn dieſe noch die Nation von Gott verdiente, — allein dieſe iſt in tiefes Heidenthum verſunken. Dieſes Bild ſcheint wohl von tiefer Melancholie kolorirt zu ſein, du wirſt bald ſehn, ob es zu chargirt iſt, denke dann meiner, wie ich mit Bangigkeit auf dich dachte.

Ach werden wir uns denn in dieſem Leben nicht mehr ſehn, uns nicht mehr dem Prieſterdienſt jener höheren Beſtimmung weihen, die mit dem kärglichen, uns beſchämenden Erwerb unſeres täglichen Brots nichts gemein hat! Das empfinde ich alles ſo ſchmerzhaft, daß ich davon abbrechen will, um dich nicht anzuſtecken.

Mein Sohn und meine Tochter ſind gute unſchuldige Kinder, von Natur aus mit Vernunft begabt, Erziehung hätten ſie beide eine beſſere verdient, als ich ihnen gab. Ich habe aber das Räthſel nicht gelöst, und aus Sorge, etwas zu verderben, habe ich vielleicht viel verſäumt.

Schreib mir durch die nun geglückten Kanäle.

Es hat nun alles zugetroffen, was du vor ein paar Jahren vorherſagteſt. Kennſt du den „neuen Leviathan?“ aus dieſer Apokalypſe ließe ſich auch weiſſagen. Lebe wohl.

236. Von Herbert.

Klagenfurt, den 20. September 1805.

Lieber Benjamin!

Ich beziehe mich auf mein letztes, seit dem schon viele Monate verstrichen sind, ich sagte dir darin vieles mir Erhebliches, und nahm deinen Vorschlag, ein Rendezvous in München zu haben, an; seitdem aber vernehme ich kein Wort von dir; das Spätjahr und die drohenden Kriegsgefahren verleiden uns Beiden, unser Vornehmen so bald auszuführen, und so muß ich den Kummer forttragen, den mir der Gedanke macht, ob du noch der nämliche Mensch bist, den ich so unendlich liebte, weil ich ihn so hoch verehrte, der sein theoretisches Wissen mit seinem praktischen Thun auf eine solche Einheit gebracht zu haben schien, daß ich dich für so konsequent hielt, als es einem solchen Geist, in einem solchen Körper, wie der menschliche, eingeschlossen, möglich ist, oder ob an dir auch alles nur Mode war, wie der Lavaterianismus, Gallianismus, Kanticismus, Fichtianismus, Schellingianismus, Galvanismus u. s. w. es Allen war, die ich kenne! Denke dir den Ekel, den mir unsere esprits forts machen, weil ich allen Umgang vermeide, und meine schwermüthige Gemüthsanlage, so weißt du viel von mir, daß meine äußere Lage immer woget, und mithin unter solchen Brodsorgen krieche, mithin immer nur wie im Hohlspiegel die Zeit sehe, die mir Muße und Freiheit gewährte, der zu sein, der ich sein will, und der zu sein ich mich allein sehne.

Diesen Brief erhältst du von einem Posamentiergesellen Schaul, Sohn eines meiner Fabrikmeister; diesem seinem braven Vater zum Lohn empfehle ich dir den Purschen, untersuche, ob sein Meister mit ihm zufrieden, in solchem Fall gehe ihm an die Hand, und berichte mir die Auslagen, die du etwan für seine Kleidung oder andere Nothdurft gemacht hast.

Ein Wort von dir thut noth

Deinem Herbert.

außen die mächtigste Wirksamkeit wieder eröffnen. Der Brief des Königs an die Herzogin von Köthen ist mit Begierde gelesen worden, besonders in Sachsen, woselbst die Landleute den lebhaftesten Antheil an dieser Sache genommen. Der Protestantismus sieht mit Entzücken einen geliebten und frommen König an seiner Spitze, und um so gestärkter, als unläugbar von allen Seiten der Katholicismus die thätigste Beeiferung zeigt, und vorzüglich Namen von Ruf zu gewinnen sucht. Die Neubekehrten bilden eine Kirche für sich, halten zusammen, fördern einander, treiben ihr ganzes Wesen gemeinsam, und nicht leicht giebt es eine Gegend von Deutschland, wo sie nicht ihre Genossen und Stützen hätten, in der Kirche eine Art Freimaurerei, welche selbst in der altkatholischen fast nur Profane sehen will! Herr Pfeilschifter, köthen'scher Legationsrath, der kürzlich in Geschäften hier war, hat indeß auf seinen Wegen nicht sonderlichen Erfolg gehabt; der Herr Graf von Bernstorff hat ihn arg ablaufen lassen, der Herr Minister von Schuckmann ihn gar nicht sehen wollen. Gewisse wirkliche Dienste werden von den Staatsbehörden nicht leicht belohnt, aber gewisse vermeintliche zum Glück auch nicht immer! —

Wir haben seit ein paar Tagen warmes Wetter, das der Gesundheit zuträglich ist. Die meinige bedarf großer Stärkung, die meiner Frau fast noch mehr; vom Wetter allein verlangt man zu viel, das tägliche Leben sollte mehr leisten, aber das nimmt eher, als daß es gibt. Möge es Ihnen künftig recht wohl ergehen, theurer Freund, und ein glücklicher Sommer Sie erquicken! Was wir vornehmen werden, wissen wir noch nicht. Alles ist so vielfach abhängig von Umständen, die immer wechseln! — Mit innigster, treuster Verehrung wie bisher und künftig Ihr

K. A. V. v. E.

237. Von Herbert.

Den 16. September 1806.

Lieber Benjamin!

Ich bin dir lange geschwind geforderte Antwort schuldig, allein mir ging's fast wie dir, vollauf habe ich zu thun, wenn ich erwerben will, was sich mir zu erwerben darbietet; ich treib's denn auch das geldeinbringende Handwerk, zum Zeitvertreib theils, und wohl auch (wie mich noch mein Inneres keiner Lüge beschuldigt), um dann was Gutes zu thun, einen Eckstein der Welt zu hinterlassen, die ihr die Strecke bezeichnen möchte, wie weit ich die Bahn gebrochen. Die Fütterung habe ich mir gewählt, bin Mitglied einer erlahmten Ackerbaugesellschaft geworden, die seitdem wieder Zeichen des Lebens giebt; wie viel man meint darin gethan zu haben, so ekelts einem von dem sinnlos vergossenen Schweiß; allenthalben sehe ich hier wie überall Superklugheit, gesunde Vernunft aber nirgends; daher kostet es mich große Ueberwindung, Bände durchzulesen wegen weniger Zeilen, die daraus brauchbar, wirklich instruktiv sind! Was sagst du dazu, meinst du, daß, wenn die Menschen einmal weniger Zeit auf die Versorgung ihres Magens werden zu wenden haben, sie dann dem Geiste geben werden, was des Geistes ist? Von unseren Kavalieren ohne Ausnahme zu schließen, die sich von der Langeweile zu retten, Huren tauschen, soll man von den andern auch nichts erwarten. Bah! ich sehe durch diesen finstern Nebel keinen Tag, aber verzog' er sich durch einen Windstoß doch einmal, so sollen die Moräste abgezapft sein, damit er sich nicht so schwer setze, der Mensch soll unabhängiger sein können als jetzt, wenn er dann will und es verdient.

Ich wollt', du wärst kein Arzt, sondern bloß der helle, schlichte Kopf, der du bist, dann hätten wir viel mehr Affinitäten zusammen; wenn und inwieferne sich die Medicin weiter erstreckt, als auf Palliativmittel für Schmerzen, ist sie nicht konsequent; denk' darüber, ob's am Ende nicht so ist.

Ich

Ich liebe dich recht innig, und halte dich für meinen treuen, vielleicht einzigen Freund, der mir geblieben (denn ich bin mir sonst keines Freundes und keines Feindes bewußt), aber ich muß mir dies recht oft sagen, damit ich's nicht vergesse, daß ich so einen beharrten Freund besitze; aber damit zufrieden zu sein, so mäßig bin ich nicht, ich möchte mich wenigstens manchmal mit Augen überzeugen, daß der, mit dem ich's so gut, der's mit mir so gut meint, kein Phantom ist.

Du willst das Betragen der Franzosen wissen bei ihrem letzten Hiersein; der gemeine Mann betrug sich fast ganz comme chez nous, nur ließ er sich etwas leichter beschlagen; die Offiziere, bis auf die Kommandirenden, die ich nicht kennen lernte, sind Ignoranten in jedem Betracht, die außer dem Exercitium nichts wissen, auf nichts Verwichenes sich mehr besinnen, nur im Umgang unterscheiden sie sich von den unsrigen.

Von Schaul weiß ich nichts; heim kann er nicht; seinen Aeltern, mit denen ich gestalter Sachen zufrieden bin, habe ich von ihrem Sohn nichts erwähnt.

Deinen dreizehnjährigen Sohn möchte ich recht gerne kennen lernen; wenn er kein Kapital hätte, auf eigne Faust zu handeln, so könnte ich ihn einstens vielleicht employiren. Hat er eine schöne, d. i. viel schönere Schrift als sein Vater? Kann er geläufig rechnen? Ist er Akkuratesse in seinen Sachen gewohnt? Physik, Mechanik, Chemie, würden ihm überall sehr zuträglich sein, darin sind meine Beamten keine Laien.

Daß die S— endlich mit einem lieben Töchterlein erfreut worden sind, wirst du auch gerne hören.

Man macht uns wieder den Kopf warm mit der Drohung eines neuen Krieges, ich glaub's aber nicht. Adieu, dein Alter.

238. An Osterhausen.

Berlin, den 28. November 1807.

— Meinen letzten Brief wirst du nun erhalten haben, und daraus meine Lage wissen. Daß die Briefe, welche man sonst bis 6 Uhr Nachmittags auf die Post geben konnte, nun schon bis 11 Uhr Vormittags dort sein müssen, ist mir sehr hinderlich, weil die Zeit nach Tische gewöhnlich die Zeit war, wo ich gerne an meine Freunde schrieb. So sehr ich mit Wonne an die Zeiten unseres Umgangs denke, so sind sie es doch nicht, die ich bedaure, denn die Gegenwart im Gegensatz meiner Hoffnungen unterdrückt jeden andern Gram. — Deutschland ist nicht mehr! Dies übertäubt alles, was mich sonst rufen könnte. — Es ist nicht bloß durch den äußern Feind gefallen, es ist durch sich selbst aufgelöst, es hat keine Weisen mehr, welche die Volksstimmen leiten, Träume heißen jetzt Philosophie, und kein Publikum ist mehr, dem man dies bedeuten kann. Gall kann sogar Anhänger finden, der den Unfug der Zigeuner an einem andern Glied unter dem Firniß von neuen Entdeckungen wieder auftischt, der keinen vernünftigen Perioden schreiben, kein Gehirn demonstriren kann, — diesem machen deutsche Fürsten Geschenke, — und er brandschatzt durch ihre Autorität das Publikum. Ob er in Paris auch Gecken finden wird? —

J. B. Erhard.

239. Von Herbert.

Den 25. März 1808.

Ich und meine Familie leben, wie die ganze Nation, glücklich wie die unschuldigen Kinder, uns plagt (wie es scheint, mit Recht) keine Vorstellung der Zukunft, denn bis nun erwahrten sich die Mähren, die man uns vor mehreren Jahren schon erzählte, wenigstens insoweit nicht, daß eine der Empörungen, die uns gedroht wurden, eingetroffen wäre, im Gegentheil leben wir im Zeitalter des Genusses; wenn Rousseau aufstünde, würde er seine Idee gern korrigiren, in-

dem die Lebensart einer Nation es ihm belegte, daß, ohne in Wäldern von Eicheln zu leben, man in Städten von Leckerbissen leben kann, wenn einen nur die verdammten, kopfverrückenden Wissenschaften nicht stören! Dies sei dir genug von mir zu wissen; lohne mir's damit, mich von deiner Existenz zu unterrichten, welche Unwissenheit mich fast seit zwei Jahren schwer drückt! Hat sich deine Freundschaft, deine einstige Liebe zu mir, aus dem Strom der Aergernis gerettet? hast du für diesen Glauben ein Auge ausgerissen, so sag mir's, sag mir, unser Bund sei dir heilig, ergreife die erste sichere Gelegenheit mich zu unterrichten, ob du und die, an denen dir am meisten liegt, gesund sind, was du überstanden, und noch zu überstehen haben wirst, wie du dich darein schickst, und welche Hoffnungen dich trösten. Gott befohlen, zu dem mein Herz, mein Willen, mein Kopf täglich andächtiger betet.

240. Von Herbert.

München, den 29. Oktober 1808.

Ich habe dir in einem Zeitraum von anderthalb Jahren zweimal geschrieben, das letztemal im Februar dieses Jahrs von Wien aus, durch einen Einschluß, auch diesen letzten Brief mußt du trotz meinen Vorsichtsmaßregeln nicht empfangen haben, muthmaße ich, oder wie soll ich mir dein völliges Stillschweigen erklären, als durch die Unterschlagung unserer Briefe? denn dir muß es ja eben so bang sein, von mir etwas zu wissen, als mir von dir. Ich will dich, darf dich nicht an die Pflichten der Freundschaft erinnern, sondern nur daran, daß es meiner Liebe zu dir wehe thut, nichts von deiner Stellung in dieser häßlichen Welt zu erfahren. Was machen deine Kinder? Wie alt ist der erste, was denkst du mit selbem zu machen, was wird er, zu was verräth er Anlage? Kann's zu nichts dienen, mich genau von deinen Kindern zu unterrichten?

Begleitete meinen gegenwärtigen Etat keine Furcht der Veränderung, so überträfe selber meine Fodrung. Ich fühle

das anrückende Alter; die Sorge eines nicht mehr langen Lebens veranlaßt mich, meinen Sohn Albin von 21 Jahren hier bei Niethammer zu laſſen, dieſer mag ſeinem milden Gemüthskarakter die geiſtigen Fundamente geben, die ſeine praktiſche Vernunft vor Irrthum und Verführung ſchützen mögen, denen man in unſerem Staat vielleicht ſo viel, als in deinem, ausgeſetzt iſt.

Antworte mir gleich mittelſt Niethammer, der mir deine Briefe übermachen wird.

Kennſt du alle Gelehrten, die hier verſammelt ſind? Nun, man ſollte für Baiern wieder was Gutes hoffen, es könnte ein Muſterſtaat werden. Adieu. Dein ewig treuer Freund Herbert.

241. Von Eliſe.

Den 7. Jänner 1809.

Monde wechſeln, Jahre vergehen, doch meine treue Liebe für dich bleibt ewig, wie mein Glaube. — Die ſchönſten Stunden, welche ich und mein geliebter Mann feiern, ſind mit dem Andenken an dich vereint. — Du magſt dir vielen Ruhm erwerben, doch dieſe Liebe, mit welcher du gehalten biſt in unſern und deines Herbert Herzen, — das iſt doch noch mehr! —

Ich bin ein glückliches Weib, aber noch zu wenig gut, dieſes Glückes ganz würdig zu ſein; darum giebt es auch noch manchmal Zeiten, wo ich des Guten vergeſſe und unzufrieden bin, — das iſt aber nur dann, wenn ich nicht Recht thue — wenn ich meiner unwürdig handle —, ſiehe, ich kenne alles, was Recht iſt, habe den regſten Willen dafür, und thue oft grade das Gegentheil von dem Erkannten, — das macht, weil ich ein leidenſchaftlich Gemüth habe —, doch ſobald ich denke und ruhig bin, dann geſchieht auch alles, wie es ſoll, — aber es wird immer beſſer, und ich habe die Hoffnung dazu. Herbert ſagt immer, von keinem Menſchen fordere er ſo viel, als von mir — erſiehſt du aus dem, wie hoch er mich hält? — mein S— macht die nämlichen Anſprüche an

mich, und leitet mich mit unermüdeter Geduld — siehst du, wie er mich liebt? — Einen Zirkel von Menschen kenne ich, die alle unter die Trefflichsten gehören. Alle halten mich werth. Einige darunter sind treue mich liebende Freunde —. Mein Kind, nun bald drei Jahre, ist ein gesundes, vielversprechendes, recht liebes blondes Mädchen, — welche Freude für die Mutter! — Du bist mein Freund — dich liebe ich — an dich glaube ich unwandelbar —, welche Erhebung, welch ein Trost jeder Gedanke an dich! — Mein Mann, welchem jedermann, so wie mein Herz, das Zeugniß der Vortrefflichkeit giebt, — welch ein stolzes Gefühl hebt meine Brust! — wie innig erfreue ich mich, wenn ich die Vaterfreude sehe, mit welcher mein Mann sein Kind an sich drückt! — Bin ich nicht recht zu schmälen, wenn eine unzufriedene Stimmung meinen Himmel trübt? — Aber immer besser und besser soll es werden, — die Menschen sollen nur die Freude um mich kennen, die Freude, welche Zufriedenheit und Ruhe des Herzens verbreitet! — Du, mein erster Lehrer, du hast den hohen Sinn für jede moralische Größe in mein Herz gepflanzt, — dir sei auch jedes schönere Streben meines höheren Lebens geweiht! Oft macht mein Herz einen Vergleich zwischen dir und Christus, — ich glaube nicht, daß dein Wirken das nämliche ist, — aber meinem Herzen bist du der nämliche! Wenn ich ein Bild ansehe, wo Christus sagt: „Lasset die Kleinen zu mir kommen, denn ihrer ist das Himmelreich," so bist immer du vor mir, und die Erinnerung, wie ich zu deinen Füßen sitzend heilige Kunde von deinem Munde vernahm. — Nun bin ich schon 32 Jahre, aber mein Gemüth ist so kindlich dir ergeben, wie in der halb verflossenen Zeit meines Lebens. —

Feßlers Schriften sind nun meine fast einzige Lektüre, — erstlich habe ich wenig Zeit, und dann ist alles von diesem Manne Gesagte mir so nach meinem innigsten Bedürfniß und Geschmack, daß ich nicht leicht mit einem andern Schriftsteller mich noch bekannt mache. — Von Jean

Paul habe ich mich fast ganz getrennt, — seine Levana ist mir das wertheste Werk von ihm, — ich wünschte wohl zu wissen, ob du noch das nämliche Urtheil über ihn fällst, wie vor 4 Jahren. Meinem göttlichen Schiller, den ich nur den von Gott gesandten, den zweitgebornen Sohn Gottes nenne, Goethe, dem Erlauchten, Feßler, dem Heiligen, kann wohl nicht leicht mehr etwas an die Seite kommen. — Wohl erscheint, nach meinem Ermessen, ein neuer Komet an dem Himmel der Dichter, — das ist Schreiber —, noch fand ich aber von selbem nichts sonst als Aufsätze und Gedichte in Almanachen. — Auch Tieck hat manche himmlische Melodieen mir in das Herz gesungen, aber ein Ganzes und Einheit fand ich nicht an ihm. Ich bin aber sehr wenig noch bekannt mit ihm. Ueberhaupt, da ich eine leidenschaftliche Landwirthin geworden bin, und einen großen Haushalt zu besorgen habe, so fehlt mir Zeit und Muße, die gelehrte Welt näher kennen zu lernen. Vieles ist mir auch zu hoch, — z. B. die neuere Philosophie von Schelling u. s. w. Da verstehe ich baar kein Wort. —

Unser Herbert ist in Wien seit kurzer Zeit, — wir sehnen uns sehr nach ihm, er soll unpäßlich sein. — Wie er uns werth geworden ist, — wie er am liebsten bei uns in Wolfsberg ist, — das ist mir so lieb! Aber keines hielt so ohne Wanken an ihm fest, wie mein S--; ich selbst nicht —. Sein Sohn Albin ist in München bei Niethammer, — dem schließe ich auch dieses Schreiben ein, da hoffe ich, sollst du es wohl erhalten. —

Werden wir uns in diesem Leben nie wieder sehen? — wohl schwerlich! — Lebe denn wohl, theurer Freund, — vergiß nicht, daß wir die deinigen sind — so wie du ewig uns angehörst.

Deine treue Elisabeth.

242. An Niethammer.

Berlin, den 31. Oktober 1809.

Endlich kann ich wieder hoffen, daß ein Brief zu meinem Freunde Herbert gelangt, und daß ich auch von dir eine Zeile sehe.

Ich habe die Kriegesstürme diesmal nur aus den Zeitungen kennen gelernt, aber ihre Folgen fühle ich fortdauernd, denn die Armuth nimmt hier auch immer mehr zu, und außer den vermehrten Abgaben ist die Verminderung meiner Einnahme auch beträchtlich; doch kann ich in Verhältniß anderer Unglücklichen noch nicht klagen.

Es soll nun hier eine Universität errichtet werden, — aber ob das Geld wird herbeizuschaffen sein, ist eine andere Frage?

Ich stehe nun am Scheideweg, ob ich in mein Vaterland wieder zurück trachten soll, oder ob ich mich hier auf immer fixire —. Du kennst mich, von dir verlange ich Rath, ob der Geist in meinem Vaterlande so ist, daß ich eine mir angenehme Wirkungssphäre finden könnte, wenn ich mir die dazu nöthige Gunst der Mächtigen im Staate zu verschaffen wüßte, — ob man dort, ohne alle Patronanz zu verlieren, sagen darf, daß die sogenannte Naturphilosophie ein Produkt der durch die Eitelkeit befruchteten Ignoranz ist, — ob man gestehen kann, daß man ein Blatt aus Locke und Kant für reicher an Kenntnissen hält, als den ganzen Wust der seit fünfzehn Jahren aus dieser Schule gedruckt wurde —? Gieb mir darüber Auskunft, damit ich meine Maßregeln nehmen kann. Du hast zwar viele Geschäfte, aber ein paar Minuten lassen sich doch vielleicht für deinen Freund gewinnen, der dich noch so innig liebt, als du es verdienst. J. B. Erhard.

243. Von Herbert.

Triest, den 8. März 1810.

Lieber Benjamin!

Dein Schreiben vom 31. Oktober und 3. November 1809, soviel ich die Jahreszahl lesen kann, habe ich erhal-

ten. Ich antwortete dir nicht, weil ich bloß deinen Ton anzustimmen gehabt hätte; jetzt möchte es bald besser mit mir werden, denn ich halte mich befugt, das von Fichte bei weitem nicht genug dargestellte Gespenst dieser Welt mit einem Zustand zu vertauschen, wo sein Reales Grund und Boden antreffen könnte.

Ich bringe dir den Abschiedsgruß, du treuer Innigge-liebter, und lade dich in das elysäische Banquet; die Nemesis hat ihre Genugthuung, Rache geziemt ihr nicht, die versage ich ihr auch, ich, oder das Fichtische Göttliche in mir.

Meinen „Abtrag an die Welt" befahl ich dir zu schicken, damit du etwan deine Anmerkungen dazu machst, auf daß nichts von deinem Freund in der Welt erscheint, was dieser nicht ersprießlich wäre.

Fichte's Wissenschaftslehre habe ich nicht zum Studiren bekommen, daher etwan seine anderen Werke mißverstanden; seine Anweisung zum seligen Leben aber veranlaßt mich zu folgender Einwendung: Das Formale setzt die Formation voraus, dabei kommen aber in der Reflexion zwei Materien zum Vorschein, oder Nicht-Ideales, nämlich, was die Formation annahm, d. i. das Formable, und zweitens, das in sich begränzte Handwerk, oder die absolut unveränderliche Formation, oder die Algebraik des Vorstellungsvermögens unmittelbar. Dann: Der Gedanke Gott, inwiefern selber als Sein, als Leben, gedacht wird, ist er in meinem Sinn dem andern gleichgeltend, der unter Bewußtsein gedacht wird. Insofern aber ein individuelles Bewußtsein jedem das absolut einzige Reale ist, oder sein zu können scheint, wird es das Nicht-Göttliche von sich ausscheiden, und insofern die Gottheit in sich aufheben, und außer sich setzen müssen.

Gott Leben Sein Bewußtsein Gott Leben Sein

$a + a + a = b$ — $a = a + a$ oder $= b$

was mir alles widersprechend ist.

244. An Osterhausen.

Berlin, den 14. April 1810.

Deine Bibliothek hat sich mehr vermehrt, als die meinige, aber deine Muße wird auch nicht größer sein. Von Simon Dach habe ich nur einige Lieder in einem Theile von Albrechts musikalischer Kirmeßhütte, er ist defekt und das Porto nicht werth. Eine Sammlung seiner Gedichte ist mir nie vorgekommen. Viele seiner Gedichte haben andere Namen, z. B. sollen noch die Gedichte unter dem Namen Chasmindi und Robert Roberthin auch von ihm sein, wie mich Prediger Koch versicherte. Er verdiente einen Herausgeber. Unter den lateinischen Autoren vermisse ich noch einen Priscian, du würdest mich verbinden, wenn du mir einen kaufen könntest. Es ist sonderbar, daß man von diesem Klassiker, den man zum Sprüchwort gemacht hat, so wenig Ausgaben besitzt.

Wie steht es denn in Nürnberg mit der Medicinalverfassung? welche Veränderungen sind hier vorgefallen? — Ich möchte, daß wir uns einmal sehen könnten, um wieder belebt zu werden, ich bin so herabgestimmt in meiner Seele, daß ich einmal nöthig hätte, wieder erwärmt zu werden; aber wie ist das möglich? Häusliche Sorgen hemmen den Gedanken an eine Reise, und für die Korrespondenz bin ich eingetrocknet, denn ich habe keine Herzensangelegenheiten mehr — und alle Aussicht in die Zukunft ist für mich die Aussicht in ein Chaos. Welche Wünsche hatte man sonst für die Verbesserung der Verfassungen Deutschlands — nun beneide ich die alten Zeiten — ich habe mich überlebt, und beinahe bin ich entschlossen, alle meine Vorsätze, der Welt wichtig zu werden, aufzugeben, und nur darnach zu trachten, mich gemächlich todt zu leben, — der äußere Zweck, den ich mit meinem Leben zu erreichen trachte, ist mir unmöglich geworden, wenn nicht ein Zufall mich in eine andere Lage bringt.

Dein Freund.

Die herzlichsten Grüße von Rahel! Sie bittet, Sie möchten das beiliegende Zeitungsblatt mit vielen Grußworten ihrem Bruder Ludwig Robert gütigst zukommen lassen.

78.

Oelsner an Varnhagen.

Paris, den 15. Juni 1826.

Kindern muß man Wort halten. Schon zu Herbste war meinem Sohne Ausflug an's Meer zugesagt. Unabweisliche Hindernisse vereitelten den wohlgefaßten Vorsatz. Nunmehr unterstützt der Frühling des Knaben gegründete Ansprüche. Mir fiel um so leichter zu willfahren, als die unentbehrliche, jederzeit höchst verdrießliche und am Ende unnütze Vorlaufsanstalt des Passes nicht erst brauchte getroffen zu werden.

Für 17½ Franks, das Trinkgeld mit inbegriffen, gelangt man auf den Springfedern von Notre-Dame des Victoires, in 12 Stunden nach Rouen. Ich zweifle, daß Herr von Nagler seine Kunden wohlfeiler, schneller zugleich und bequemer kutschiere.

Samstag, 27. Mai, stiegen wir zu drei in den Coupé der Diligence und, ehe wir uns kaum recht eingesessen hatten, rollte der Wagen durch St. Denis. Den köstlichen Teppich der Saaten entrückte zu bald ein Ungewitter mit Regengüssen, die den folgenden Tag anhielten. Dieses Mißgeschick überhebt mich, die sonst herrlichen Gegenden zu schildern, durch die der Weg geht und, da ich keines Falles ein sonderlicher Ortsbeschreiber bin, weise ich wegen der ganz vorzüglichen Lage von Rouen an die Berichte Anderer, namentlich an den, künftigen des Dichters, Hrn. Robert, der sich zu einer Küsten-

245. An Osterhausen.

Berlin, den 15. Oktober 1810.

Mein Freund!

— Du sammelst also noch deutsche Dichter; ich finde keinen Geschmack mehr an ihnen, denn sie haben zu wenig Eigenes, was Werth hätte, ihren Stoff findet man immer in Italien oder Frankreich, und ihr Geschmack ist schlecht. Mich reuet nichts mehr, als daß ich nicht suchte, Fertigkeit im Schreiben der französischen Sprache zu erlangen, um, wenn ich was schreibe, doch ein Publikum zu haben. Deutsche Schriftsteller finden nur Recensenten, aber kein Publikum. Hätte ich vor zwanzig Jahren errathen, daß die deutsche Litteratur so sinken könnte, und daß die Medicin Tollhaussprache reden würde, so hätte ich mich ganz zu entnationalisiren gesucht. Wenn ich eine der neuern Schriften eines Marcus, Wilbrand, Görres, Schelling, Oken u. s. w. aufblättere, so wird mir wehe, und ich verzweifle, daß wir nicht bloß die Besiegten, sondern auch die Belachten der Franzosen werden. Die hiesige Universität, deren Lektionskatalog du wohl in den Zeitungen finden wirst, wird uns auch nicht helfen, bei den mehr als hundert Kollegien, die gelesen werden, fehlt die Logik und Moral, und in den Köpfen und Herzen der meisten Herren Professoren fehlen sie auch. Ich werde immer unzufriedener mit allem, was mich umgiebt, und lebe nur in meinen Freunden. Ob ich noch Zeit finden werde, einen meiner Vorsätze zu realisiren? ich zweifle, und ich bin resignirt. Lebe wohl.

Dein Erhard.

Den 5. Dezember

So lange liegt der Brief, weil ich den an Niethammer beifügen wollte. — Ich lese in den Zeitungen, daß Erlangen beibehalten wird. Bei der hiesigen Universität habe ich mich um nichts gemeldet, und da man mich auch nicht verlangt hat, so bin ich aller Verbindlichkeit frei, und könnte mit gutem Gewissen eine andre Universität in guten Ruf bringen helfen. Noch habe ich die Kraft, Lehrer zu werden, und

ich würde in mein Vaterland wiederkehren, wenn man mich verlangte. Sage mir, welchen Weg ich einschlagen könnte. Die Professur, die ich am liebsten übernehmen würde, wäre mediciniſche Encyklopädie, Geſetzgebung und Geſchichte. Doch würde ich mich auch zur Klinik entſchließen. Die Forderung, die ich machte, wäre weit niedriger, als was ich hier verlieſe. —

246. Von Frau von St. an N.

Trieſt, den 18. März 1811.

Lieber Freund! Nicht unſer verjähriges Freundſchaftsband komme ich anzuknüpfen, — nein, Ihr Herz zu verwunden, komme ich heute, unheilbar wie das meinige ſollt' es damit werden, — kein Balſam komm' in uns, als den ſein Geiſt uns geben wird! — Dieſer ewig Unvergeßliche, — Herbert iſt nicht mehr, — unter Thränenfluß ſag' ich's Ihnen. Er endete ſeine Bahn durch freiwilligen Tod. —

Hören Sie denn, Sie Freund meines Freundes, — ich weiß, Sie liebten ſich noch immer gleich, er ſprach viel von Ihnen, und von ſeinem Erhard, darum ſollen Sie jede Kleinigkeit von ihm wiſſen.

Seit dem Monat November befand er ſich mit ſeiner Schweſter, deren Sohn und ſeiner Nichte in Trieſt anſäſſig. Von ſeinen Krämpfen geplagt, gebrauchte er manche Arzneimittel, er befand ſich auch des guten Klima's wegen viel beſſer, nur das hereinbrechende Frühjahr verſchlimmerte wieder etwas ſeinen Zuſtand, und er erlaubte dem Doktor, an ihm mediciniſche Experimente zu machen, „zum Nutzen der Menſchheit, ſagte er, nur nicht einen Verſuch mich zu kuriren!" Er bekam Antimonium, da dies in größter Doſis an ihm nichts wirkte, gab ihm der Doktor Digitalis, dieſe erſetzte mehrere Tage das von ihm ſo häufig genommene Opium; da er aber eines Tages von dieſem Pulver viele Uebligkeiten bekam, und auch etlichemal ſich übergab, erſchoß er ſich im Bett, den 13. März um zwei Uhr, da eben Niemand zu Hauſe ſpeiſte, als ſeine arme Schweſter. — Er ſprach zwar

oft und viel von Selbſtmord, wie er auch eine höchſt ſeichte Defenſion darüber ſchrieb. Er beurlaubte ſich acht Tage bevor förmlich von mir, tröſtete mich für dieſen Fall; allein die Hoffnung eines allenfallſigen Geſundwerdens ging immer als Trabant neben dieſen Gedanken einher, ja er war beſtimmt, falls er geſund würde, ſeine übrigen Lebenstage in Yverdun zu verleben mit Peſtalozzi. Wir brachten täglich mehrere Stunden zuſammen zu, und es ward eine neue Freudenquelle für mich eröffnet, dieſen meinen alten Jugendfreund in meine Familie mitaufzunehmen. Ihren letzten Brief theilte er mir mit, und ich erſah daraus, daß auch Sie ſo manches zu kämpfen haben. Die Zeit der Ruhe und des Wohlſtandes iſt für jedermann vorüber; leider, daß unſere Unruh in nichts, als um die Erreichung unſrer täglichen Nahrung beſteht, und wir den Glauben nicht feſthalten: „Sorgt für das Reich Gottes, das Uebrige wird euch zugeworfen werden!“ Unſer unvergeßlicher Freund ſuchte nichts mehr auf dieſer ſchönen Erde, nur Bürger für's Reich Gottes ſuchte er zu enroliren, zu dieſem Zweck ſchrieb er noch die letzten Tage ſeines Lebens einen Aufſatz, benannt: „Mein Abtrag an die Welt,“ dieſe Schrift befahl er ſeiner ihm ſehr theuren Nichte ſowohl Ihnen als Erharden einzuſchicken, welcher letztere, wie Sie aus beiliegendem Brief erſehen, es muſtern ſoll. Dieſen Brief bitte ich Sie nebſt dieſem ſo traurigen Ereigniß Herrn Erhard mitzutheilen.

Ich ſchließe, denn heut war's mir ſchwer, Ihnen zu ſchreiben! Gern hätte ich Ihnen noch ein Wort geſagt von der Zufriedenheit meiner Lage, von dem Vergnügen, was ich hatte, von Ihrem häuslichen Glück zu hören, allein zu meiner Trauermelodie paßt ſo gar nichts, was dieſes irdiſche Leben geben kann, daß ich und Alle, die ihn liebten, auf lange nichts thun können, als unſer Herz zuſchließen, wie das Zimmer, wo er wohnte. —

Leben Sie ſo wohl Sie es können und es wünſcht

Ihre Freundin St.

247. Von Elise.

Wolfsberg, den 12. August 1812.

Wenn auch unsere Worte nicht zu dir kamen, so waren doch unsere Gedanken und Empfindungen oft bei dir und für dich! — Daß meine Liebe sich ewig gleich bleiben muß, das weißt du wohl, — du mein väterlicher Freund! — zwar bin ich dir an Jahren viel näher gekommen, denn wir Weiber leben schneller, und werden mit der Zeit, wenn auch vorher jünger, doch älter als ihr, — was bei mir und dir im Aeußern wohl bald eintreffen wird —, doch meine Empfindung für dich wird ewig die des dankbaren Kindes sein, — möge Gott dir es durch Freude an deinen Kindern ersetzen, was du durch deine hohe Liebe an mir thatest! — Wo ich den Weg, welchen du mir zeigtest, wandelte, war ich gut und zufrieden, — du lehrtest mich Glauben, Hoffen und Lieben! Aber, ist es der angeborne Aberwitz des Menschen, oder ist es wohl nur meine Sünde —, ich vermaß mich zu grübeln, zu zweifeln und zu verdammen! — Ohne Verstand genug zu besitzen, gründlich untersuchen und beweisen zu können, ließ ich mich durch Vernunft auf den falschen Weg der Erfahrungen leiten, — was die Erfahrung uns zeigt, ist meist traurig oder schlecht —, dazu kamen tiefe Leiden und Verluste, — mein guter Genius floh, und der Unglaube bemeisterte sich meiner Seele, — warum dieser Schmerz, und so wenig Freuden, — warum dies auf und nieder Wogen des Bessern und Schlechten, im einzelnen Menschen, wie in Generationen, — warum dies überall beabsichtigte Ich jedes Individuums, — warum diese ewige Wechselwirkung des Erschaffens und Vertilgens der Natur, — warum diese Liebe, und doch nichts zu erhalten vermögen mit dieser Liebe, — warum dieses Streben und Forschen des menschlichen Geistes, und doch in jedem Jahrzehent eine andere Philosophie, — wo zeigt sich da der Geist, der alles zusammenhält, wo soll ich ihn finden, im Zerstören, oder im Schaffen? — so lauteten meine Fragen, und die Antwort, die ich fand, war schmerzlich — weil ich keine an-

dere ſuchte. Die Natur ſchien mir ein weites Grab, und nur geſchäftig hervorzubringen, um wieder zu verſchlingen; der Schmetterling wie der Greis wandelten nur Einen Weg, zum Grabe —, Kunſt, Fleiß, Schönheit, Jugend, Tugend ſogar, führte nur Ein Weg, zum Grabe —; nur Eins blieb ewig, — der Schmerz! — der ward nie begraben! — Dies, und noch tauſenderlei ſolcher Gedanken, machten mir eine Stimmung, welcher kein Laut der Freude mehr entquoll, — die tiefſte Melancholie bemächtigte ſich meiner Seele, — die Gegenwart machte mir Grauen, und die Zukunft erſchien nur als eine ewige Wiederholung der Gegenwart, — nirgend Troſt, nirgend Ruhe — —, nur Verweſung. —

Du verlierſt nun auch ein geliebtes Kind, doch nicht dein einziges; — du verlierſt auch einen Freund, doch verlierſt du nicht in ſchneller Folge, ſo wie ich, auch eine geliebte Schwägerin, Mutter von 5 unmündigen Kindern, und gleich darauf eine geliebte Freundin, ein unvergeßliches Weib, — beide junge Weiber noch voll Anſprüche an das Leben, beide muſterhaft brav, — und bei beiden mußte ich auf ihr Verlangen einzige Wärterin in ihren Krankheiten ſein, — beide hofften nur von meiner Pflege zu geneſen, — und beide ſtarben in meinen Armen. — in dieſen Nächten, wo ich oft auf meinen Knieen lag, Gott und Himmel anflehte, alle Freuden, welche mir noch im Leben kommen ſollten, zu verſagen — hinzunehmen, für die einzige, dieſe geliebte Freundin, nicht mir, ſondern ihren Kindern noch zu ſchenken, — aber eiſern ging das Schickſal ſeinen Weg, — dieſe Augen brachen, — und mit ihnen mein Herz. —

Als ich mein Kind verloren hatte, — da betete ich die Allmacht Gottes an —, ich weinte, aber trauerte nicht, — denn ein lichter Seraph ſchien ſie mir von dort zu winken, und aus jeder lichten Wolke ſah ich ihre Händchen reichen, mich zu ihr hinaufzuziehen, — aber als meine Schwägerin ſtarb, und ich meinen Bruder mit fünf Kindern troſtlos jammern ſah, — als wieder darauf meine Freundin Gatten und zwei Kinder

verließ, — als Herbert sich trennte, — da war mir kein Trost, kein schöner Glaube mehr zu finden, — Tod und Verwesung rief es mir überall zu, und eine dumpfe Verzweiflung war mein alleiniges Gefühl. — Noch habe ich mich nicht ganz erhoben, aber lichter wird es in meiner Seele, — aber, mein Freund, allein habe ich zu kämpfen! Wem ein geliebtes und liebendes Wesen zur Seite steht, der mag sich wohl leicht erheben, und vermag auch nie so zu versinken in die gräßlichste aller Empfindungen, — aber ich habe dieses Glück nicht! — Mein Mann ist wohl ein edler, rechtschaffener, verständiger, achtungswerther Mann, doch auf einem Stern sind wir nicht geboren, — eben so mag seine Empfindung gegen mich sein, — ich weiß, daß er mich achtet, — aber von Liebe ist zwischen uns lange keine Rede, eigentlich war es wohl nie; — bei mir war Schwärmerei, bei ihm vielleicht eine andre Empfindung, welche wir beide thöricht für Liebe nahmen, — doch wird unsere gegenseitige Achtung nie aufhören, und in Noth und Tod verlassen wir uns beide doch auf Niemand so, wie auf uns gegenseitig, — nie beging ich eine Untreu gegen meinen Mann, doch mein Herz suchte oft, das gestehe ich, — fand auch —, doch wagte es nie zu behalten —, so kämpfte ich immer, bis ich jetzt in älteren Tagen nun weiß, was mir fehlt, — aber doch froh bin, nie anders gehandelt zu haben; — ich gestehe dir, noch sehne ich mich nach einem Herzen, — aber still, und resignirend —; ich fühle, daß meinem Manne eben so Unrecht geschieht als mir, und achte ihn zu sehr, als daß ich ihn kränken wollte. — Wir haben wieder ein liebes Kind von anderthalb Jahren, ein schönes Mädchen, meines Mannes einzige Freude; ich liebe es so sehr, daß ich in fortgesetzter Angst um sie lebe. —

Unsere Vermögensumstände sind so, daß wir keinen Mangel leiden; wäre mein Mann minder großmüthig gegen Herbert gewesen, so könnten wir reich sein; doch hat mein Mann Kenntnisse genug, daß ich nicht fürchte, Noth

leiden zu dürfen. Unser Wunsch ist nun, eine beträchtlichere Landwirthschaft zu kaufen, für welche Beschäftigung wir beide, und ich ausschließend, viele Vorliebe haben —, bis jetzt waren alle Landwirthschaften aber so im Preise gestiegen, daß wir mit unserem Vermögen nichts Beträchtlicheres kaufen konnten; — doch nun, glauben wir, wird das im Preise sinken aller Viktualien und die Furcht vor neuen Auflagen diese hohen Preise der Realitäten sinken machen, — mein liebster Wunsch! Nur auf dem Lande wünsche ich zu leben, — der Landmann allein ist ein freier Mensch, — und die würdigsten Stände im Staate sind, nach meiner Meinung, der des Lehrers und des Ackerbauers. — Da mein Mann ein wahrhaft rationeller Landwirth ist, so wird diese Beschäftigung, als Wissenschaft betrieben, noch viel angenehmer. —

Nun weißt du alles von uns. Herberts Manuscript verlangte ich dringend von Albin, um es Niethammern zu senden, der es denn an dich schicken wird. — Dein Portrait habe ich erhalten, und viele Küsse bekam das Erz schon von mir. — hast du denn keinen davon empfunden? — Wenn du mit deinen Verhältnissen nicht zufrieden bist, so tröste dich, daß es die wenigsten Männer sein können, — ich glaube mich mit Recht unter die Bessern meines Geschlechtes zählen zu dürfen, und auch ich mache meinen Mann nicht glücklich, — größtentheils durch meine Unzufriedenheit. —

Ich sollte dir wohl mehr von unserm verewigten Freunde sagen, — aber ich spreche nicht gerne von ihm, — ich liebte, bedauerte ihn, und verargte ihm vieles; — ja wenn ich nicht manche seiner Handlungen, und selbst seinen Tod, auf Rechnung seines kranken Körpers schieben müßte, — ich würde sehr unzufrieden sein, — bei ihm war das Höchste mit manchem Niedern gepaart, — die höchste Moral mit mancher bitterschlechten Ungerechtigkeit, — doch nun sei Ruhe seinem Geiste, — er duldete viel, und wir lieben ihn noch Alle, — ein schöner Geist ging doch in früherer Zeit von ihm über uns Alle aus, und wenn ich ihm nichts verdankte, als daß ich dich kennen lernte, so müßte ich schon darum ihm ewig dank-

dankbar ſein! Die letzte Zeit kann man ſagen, daß er ſich überlebt hatte. —

Welche Freude wäre es uns geweſen, dich hier zu ſehen! — Könnteſt du es einmal möglich machen! — Gbüner und ich lieben dich mit gleicher Treue. — Wahrſcheinlich werden wir in Kärnten, und hier im Thale bleiben. — Mit herzlichem Gruß deine Eliſabeth.

164. An Reinhold.

Berlin, den 4. Oktober 1814.

Theurer, nie vergeßner Freund!

So ſehr mich meine Trägheit im Schreiben anklagt, als hätte ich Ihre Freundſchaft und Güte gegen mich vergeſſen, ſo wenig iſt dies der Fall, wie alles, was von Ihnen kam, Ihnen bezeugen wird. Mein Geſchäft als praktiſcher Arzt, welches mir das Gebiet der bloß ſpekulativen Philoſophie fremd macht, und die Neigung, mich mit Ihnen ausführlich zu unterhalten, war Schuld, daß mein Brief immer auf morgen verſchoben wurde. Dieſe Neigung kann ich zwar nun auch nicht befriedigen, aber ich will nun Tweſten nicht abgehen laſſen, ohne daß er ein Zeichen meiner Achtung und Liebe gegen Sie mitnimmt. Ich hoffe, daß er mit der Aufnahme in meinem Hauſe zufrieden ſein wird, und ich danke Ihnen auch herzlich für die Empfehlung an mich, und bedaure es, daß er mir entriſſen wird.

Meine Schickſale waren ſehr mannigfaltig in den erſten zehn Jahren, die wir uns nicht ſahen, aber ſeit vierzehn Jahren bin ich in ein gleichförmiges Leben gekommen, und meine äußere Lage hat ſich nicht mehr verändert, und wird ſich auch nicht mehr ändern, da ich mich zu alt fühle, eine akademiſche Laufbahn, die mir in meiner Jugend das Liebſte geweſen wäre, zu betreten. Meine Kinder, deren ich noch vier habe, machen mir Freude durch die Güte ihrer Karaktere, und werden ſich in der Welt als rechtliche Menſchen durchbringen, ausgezeichnete Talente hat keines. Mein einziger Sohn hat den Feldzug als Chirurg mitgemacht, die beſten Zeugniſſe er-

halten, und ſteht nun als Proviſor in der Apotheke in Spandau. Was aus meinen Töchtern werden wird, weiß ich noch nicht. Meine Praxis iſt zwar keine der einträglichſten, aber ich kann doch für meine Kinder thun, was eine gute Erziehung erfordert; und mit den Früchten des Friedens, die ich hoffe, glaube ich noch etwas mehr für ſie erwerben zu können.

Von meiner Anſicht der Philoſophie und meinen gegenwärtigen Meinungen weiß Ihnen Tweſten mehr zu ſagen, als ein Brief faſſen kann. Er war mein philoſophiſcher Freund, den ich hier hatte, und mit dem ich manchmal ſpekulirte, denn mit Bendavid habe ich mich ausgeſprochen, und wir haben einander nichts mehr in dieſem Fache zu ſagen, und mit allen Andern gehe ich auf einen ganz indifferenten Fuß um. Zum Bücherſchreiben habe ich keine Zeit, und meine Schrift über die höheren Lehranſtalten iſt das letzte, was von mir gedruckt wurde.

Nun iſt mir wohl, daß ich mich doch wieder einmal mit Ihnen unterhalten habe, und ich hoffe, daß es nun öfter geſchehen wird, und daß ich verdiene, von Ihnen wieder unter Ihre Korreſpondenten aufgenommen zu werden. Wie immer

Ihr Freund Erhard.

249. Von Reinhold.

Kiel, Spätwinter 1804.

Mein theurer alter Freund!

Das ſo lange und nie mit Gleichgültigkeit entbehrte Lebens- und Liebeszeichen das mir Prof. Tweſten durch Ihr Schreiben vom 4. Oktober überbrachte, hat meinem Herzen überaus wohlgethan. Ich habe darin, in jeder ſeiner wenigen Zeilen, die beſondere, einſt im perſönlichen Umgang mir ſo merkwürdig und lieb gewordene Eigenthümlichkeit meines Benjamins wiedergefunden. Aber die freundſchaftliche Geſinnung, die daraus hervorgeht, hat, indem ſie nun ſo alt geworden, ohne zu veralten, einen neuen Werth für mich gewonnen. Meine Jugendfreunde ſind ſämmtlich, die Freunde meines jüngern und mittlern Mannsalters ſind größtentheils mit

in die Ewigkeit vorangegangen. Im Abend des Lebens gedeihen neue Freundschaften selten und wenig; und verwöhnt durch die glücklichern Jahre in Wien, Weimar, Jena und das erste Jahrzehent selbst in dem mir nie recht heimathlich gewordenen Kiel, fühle ich mich oft in einer Verlassenheit, die mir kaum erträglich sein würde, wenn ich nicht in meinen herangewachsenen Kindern, und in den, selbst durch meine zunehmende Kränklichkeit ungestörten, Beschäftigungen am Schreibpulte und auf dem Lehrstuhl, die ich mit merklich fortschreitender Lust und Liebe treibe, eine Art von Ersatz fände. Jacobi, den ich erst 1795 in Hamburg persönlich kennen lernte, und dessen Uebersiedlung von Eutin nach München für mich ein herber Verlust war, ist als Freund jünger als mein Erhard, obgleich er etlich und siebenzig Jahre zählt; und sein Gesundheitszustand droht mir mit seiner völligen Einbuße für dieses Leben. Baggesen, ist mit einer Französin verheirathet, die gewissermaßen zur Scheidewand zwischen ihm und seinen Freunden geworden ist. Auch habe ich, als er zuletzt über zwei Jahre als Professor der dänischen Litteratur (bis September vorigen Jahres, wo er nach Kopenhagen ging) hier lebte, mit Schmerzen wahrgenommen, daß er nicht mehr ist, was er vor 25 Jahren war, und nicht geworden ist, was wir damals erwarteten. Herbert hat sich selbst den Tod gegeben, weil er die Qualen seiner Magenkrämpfe nicht ertragen zu können glaubte. Wie ich 1809 auf Urlaub das Sommerhalbjahr in Weimar bei meinem Schwiegervater zubrachte, fand ich in Jena bis auf Griesbach und Erhard Schmid, die auch seitdem gestorben sind, alle meine befreundeten oder bekannten ehemaligen Kollegen entweder nach andern Universitäten oder vom Erdenleben ausgewandert. — —

Ich arbeite nun schon über zwei Jahre, jeden Vormittag an dem Versuche einer Beschreibung der Eigenthümlichkeiten der Sinnlichkeit, und der Sprache, und des durch Wörter bedingten Denkens; ich habe diesen Versuch ein paarmal umgearbeitet, und

fahrt rüſtet, ſeine wunderſchöne Gemahlin aus dem Meerſchaum auftauchen zu ſehen, nach dem Beiſpiele der berühmten mythologiſchen Göttin, ihrer Ahnfrau.

Nur ein Tragiker, Corneille, konnte zu Rouen das Licht der Welt erblicken. Die finſteren Straßen flößen keine Heiterkeit ein. Außerhalb beſitzt die rührige, gewerkthätige Stadt anmuthige Promenaden, nebſt anderen reizenden Anlagen. Der Fluß, vielfältig von Fahrzeugen durchſchnitten, und ſchon vom Meere angeſchwellt, bildet ein waſſerreiches Becken in bezaubernder Umgebung von Höhen und Fluren, bis weiter abwärts, ihrer Mündung näher, die Seine den Spiegel eines prachtvollen Sees auf die wahrhaft ſchweizeriſchen Landſchaften von Jvetot, Candebec, Bolbec wirft.

Von den neueſten Auftritten kochte zu Rouen noch einige Gährung. Sie äußerte ſich, unaufgefordert, im Hafen und in Handelsläden. Guten Freunden der Miſſionare habe ich vergebens nachgeſpürt. Ungefähr wie folgt, lautete die Sprache der Gemüther: Nous leur avons f. une pile; ils avaient besoin de leçon, ce qui reste de cette vermine, s'en ira; nous ne craignons pas qu'elle revienne. D'un coup de sifflet nous pouvons, d'ici et des environs, rassembler 30,000 vivants, dont les gensd'armes n'auront pas beau jeu. La troupe de ligne ne marche qu'à contre coeur. Les gensd'armes, c'est de la canaille, des forçats liberés. Ils n'appartiennent qu'à leur solde. Ce fut eux qui le 1^r Août tournèrent casaque au château pour passer du côté des assaillans, et c'est bien eux, qui ont escorté le roi et la reine à l'échafaud. Ils en feraient autant de Charles X. et de la Dauphine; la chance n'a qu'à tourner; mais on les paie pour soutenir les cafards et leurs mascarades. Il faut que la France se fasse pro-

öfters mit verbessernder Prüfung durchgearbeitet, und ich bin überzeugt, daß es mir gelungen ist, manche bisher gänzlich unbemerkte und mit Stillschweigen übergangene Eigenthümlichkeit zum erstenmal bemerkt und zur Sprache gebracht, und noch mehrere noch nicht genug bemerkte und erwogene, auffallender hervorgehoben und unverkennbar ausgesprochen zu haben. Das Büchlein wird nach meiner Handschrift 13 bis 14 Bogen und also auch ungefähr so viel im Druck ausmachen. Ich habe mich noch um keinen Verleger umgesehen, habe aber Ursache zu glauben, daß ich hier sowohl als auch in Hamburg damit abgewiesen werden würde. Ich wünschte gar sehr, daß es zur Ostermesse hervortreten könnte; und Sie würden mir große Freude machen, wenn Sie es bei einem Berliner Buchhändler unterbringen könnten, der es anständig dem Publikum überlieferte. Für die Theorie des Vorstellungsvermögens bezahlte Mauke drei Friedrichsd'or für jeden der 36 Bogen, und für die Briefe über die Kantische Philosophie der Merkur, der die meisten davon zuerst publicirte, ebenfalls drei, und darauf Göschen für die gesammelten in zwei Bänden, wiederum drei. Seitdem ists auch mit meiner Schriftstellerei anders geworden, und ich habe mich bescheiden gelernt und froh sein, wenn es gelingt, daß sich ein Verleger gegen 12 bis 20 Freiexemplare entschließt, sich mit meinen Manuscripten abzugeben, wie dieses mit der Synonymik der Fall war. Die Bedingungen für den neuesten, vielleicht letzten Versuch, seien unbedingt Ihrer Diskretion überlassen.

Mein leibliches Befinden ist gegenwärtig sehr erträglich, die Magenkrämpfe finden sich selten und in geringerm Grade ein. Sie scheinen überhaupt nicht im Magen selbst, wohl aber, zugleich mit den des Nachts seit vielen Jahren bei sich einfindenden Brustkrämpfen, bei meiner übrigens ganz gesunden Lunge, von der Flatulenz, die mir auch zuweilen Schwindel giebt, und die theils in der Schwäche der Gedärme, theils in der Leber bedingt sein mag, herzurühren. Der Kopf ist immer frei, und ich bin gewöhn-

lich heiter und wohlgemuth. Meine arme Frau leidet schon über zwei Jahre an der Gelbsucht, unsre, bald 30 Jahr uns treu dienende Haushälterin, an Gicht. Von dem was wir durch Papiergeld, das mir in einem Jahre 700 Thaler genommen hat, und darauf durch das feindliche Hauptquartier vorigen Winter gelitten haben, schweige ich, — eingedenk daß ich einem Berliner schreibe. Herzlich umarmt Sie

Ihr treuer Reinhold.

X.

Erhard war zu sehr Philosoph, um äußerer Ehre und ihren Gebräuchen, welchen er innerem Werthe gegenüber doch nur eine untergeordnete Stelle zugestehen wollte, jede zu versagen. Den Unterscheidungen und Zeichen, die er freilich nicht erfunden haben würde, wußte er, da die Welt sie einmal hat, ihre Schätzung nach den Verhältnissen der Welt richtig anzuweisen; auch das selbstständigste Werthgefühl mag eine äußere Beglaubigung sich gefallen lassen, wenn gleich diese bei Thoren und Schwachen auch gar die Sache selber werden möchte, mit der sie doch immer nur unter Zulassung möglichen Irrthums zusammenhängt. Wie in allen Dingen, so suchte Erhard auch bei diesem Gegenstande vor allem den ächten Grund der Sache hervorzuwenden, und hielt sich an diesen. So empfing er die von dem Könige der Niederlande ihm durch den Ritterorden vom belgischen Löwen gewährte Auszeichnung nicht ohne Freude, und drückte seinen Dank in dem nachfolgenden Schreiben an den König nach seiner besonderen Weise gebührend aus. Eben so eigenthümlich ist das Schreiben abgefaßt, durch welches er bei seinem Landesherrn dem Könige von Preußen die Erlaubniß nachsucht, den fremden Orden annehmen und tragen zu dürfen. So wußte der in seiner Art wohlgegründete Mann bei dargebotener Gelegenheit bis an den Stufen des Thrones die eigenste Denk- und Empfin-

dungsweise nicht weniger schicklich als freimüthig darzulegen.

250. An Seine Majestät den König der Niederlande.

Berlin, den 24. December 1816.

Allerdurchlauchtigster, Großmächtigster König,
Allergnädigster König und Herr!

Ew. Majestät Bestreben, Wohlstand und Frieden im ganzen Umfange Ihres Wirkungskreises zu schaffen, ist mir nicht bloß durch den allgemeinen Ruf bekannt, sondern auch durch das Glück, Ew. Majestät so nahe gewesen zu sein, daß ich mich unmittelbar davon überzeugen konnte. Ich fühle daher den Werth der Gnade Ew. Majestät, mich mit dem Ritterorden des belgischen Löwen auszuzeichnen, so innig, als die Gnade eines Monarchen, den man bloß als solchen kennt, nicht leicht gefühlt werden mag.

Die Rührung, welche die Worte, die einzigen, die er noch hervorbringen konnte, der durch Meuchelmord sterbende Prinz Wilhelm I.: — „Seigneur, ayez pitié de mon ame et de mon pauvre peuple" — in meinem Herzen hervorbrachten, hatte in mir die Hochachtung für das edle Haus Oranien in früher Jugend erweckt. Der fromme Wunsch des Prinzen wurde erhört, und da Ew. Majestät von den gleichen Gefühlen wie Ihr erhabener Vorfahr belebt sind, so wird der Erfolg Ihrer Bemühungen eben so glücklich sein. Ich kann Ew. Maj. nichts Besseres wünschen, als daß die Reinheit Ihrer Gesinnung und der rastlose Eifer für Recht und Wahrheit allgemein so erkannt werden mögen, als ich ihn kennen lernte, dann wird kein Biedermann sich scheuen, offen alles vorzutragen, was er für gut, wahr und recht hält, und der stolzeste Republikaner einsehe, daß Ew. Majestät Regierung keinen andern Zweck hat, als bei dem Geist der bürgerlichen Freiheit die Eintracht zu erhalten. Ich füge

dieſem Wunſche noch den Wunſch für das Wohlſein Ew. Majeſtät, Ihrer Königlichen Gemahlin und Familie, und mich nennen zu dürfen bei,

Ew. Majeſtät

unterthänigſter Diener
J. B. Erhard.

251. An Seine Majeſtät den König von Preußen.

Berlin, den 14. December 1818.

Allerdurchlauchtigſter, Großmächtigſter König,
Allergnädigſter König und Herr!

Ew. Majeſtät wage ich um die gnädigſte Erlaubniß zu bitten, den mir von Seiner Majeſtät dem Könige der Niederlande huldreichſt ertheilten Ritterorden des belgiſchen Löwen tragen zu dürfen. Die nahe Verwandtſchaft der beiden Königlichen Häuſer wird mir die ſchuldige Pflichterfüllung gegen meinen König eben ſo an's Herz legen, als es immer ein mir von Ew. Majeſtät ertheilter Orden thun könnte, wenn es bei mir irgend eines andern Aufrufes zur Erfüllung meiner Pflichten bedürfte, als daß ich ſie als ſolche erkenne. Wenn es für Wahrheit und Recht gilt, ſo werde ich nach meinen Kräften gewiß ſo ritterlich ſtreben, als irgend einer es es vermag, und da unter Ew. Majeſtät Regierung keine andern Kämpfe vorfallen können, ſo werde ich mich wahrhaft glücklich fühlen, zu leben und zu ſterben als

Ew. Majeſtät

getreuſter Unterthan
J. B. Erhard.

252. Von Eliſe.

Wieſenau, den 18. Auguſt 1817.

Mein geliebter Freund! Es war mir traurig, ſo viele Jahre nichts von dir zu hören; ich ſchrieb dir zweimal, ohne Antwort zu bekommen. —

Doch heute machteſt du mir eine große Freude, und ich ſchrieb alſogleich an deinen Sohn. Du biſt in meinem Gemüth und Erinnerung mir immer gleich werth geblieben, — ich glaube nicht bei dir verloren zu haben, obwohl ich es verdienen dürfte, denn was die ſechszehnjährige Jungfrau verſprach, iſt aus der vierzigjährigen Matrone nicht geworden, das fühle ich oft deutlich. — Ob es bloß meine Schuld, — ob Verhältniſſe, Zeit, oder Gott weiß was die Urſache iſt, das getraue ich mich nicht zu entſcheiden; — doch richten laſſe ich mich nur von Gott, — und von dir und Niethammer! Dich und Niethammer noch einſt wiederzuſehen, gehört unter meine höchſten Wünſche, — und doch fürchte ich es, weil ihr nicht mit mir zufrieden ſein würdet. Aber meine Freunde bleibt ihr ewig, denn ewig iſt meine Liebe für euch. —

Wenn ich dir einen Umriß von mir machen ſollte, ſo würde ich dir alle Extreme von Gut und Böſe zeichnen, und ſagen: überall bin ich, nur nicht in der Mitte, — ich habe alle Fehler deines verſtorbenen Freundes, doch nicht all ſein Gutes. Ich habe nie aufgehört, das Beſte zu kennen und zu ſuchen, — und noch keinen Tag meines Lebens es ausgeübt; — richte mich, du darfſt es! — Mein Mann iſt ein vollkommen verſtändiger, thätiger, rechtlicher Weltbürger; er genießt die Achtung aller Menſchen, ſo ihn kennen. Wir haben durch Fleiß und Entbehrung und die Hülfe meiner Mutter ſo viel in dieſer verderbenden Zeit von äußeren Glücksgütern feſtgehalten, daß wir, bei fortgeſetztem Fleiß und Mäßigkeit, unſerer einzigen Tochter ein mittelmäßiges, ſchuldenfreies Landgut werden hinterlaſſen können. Unſer Haus iſt gaſtfrei für Freunde einfachen Sinnes und einfacher Bedürfniſſe, — Wohlleber finden ihr Behagen nicht, — aber Gott ſei Dank! viele gute Menſchen und Freunde ſprechen bei uns ein. Meine alte 71jährige Mutter liegt ſeit Winter vom Schlag gerührt, ganz erblindet, manchmal von Fraiſen heimgeſucht, oft nur bei halber Beſinnung, aber immer mit höchſter Reſignation; das iſt hart, — doch tröſtend, daß ſie an

uns zwei Töchtern zwei liebevolle Pflegerinnen hat. — Die 78jährige Mutter meines Mannes ist das glücklichere, gesündere, doch körperlich schwächere Gegenstück in unserm Hause. Sehr patriarchalisch wird es bald in unserm Hause aussehen, da auch mein Stiefbruder, der Dechant ist, resignirt, und bei uns seine letzten Tage leben will; der ist nahe an 70, aber noch rüstig und gesund. — Ein paar ausgezeichnete Männer an Geist und Wissenschaft, einer in Grätz, der andre in Wien, wünschen das nämliche, sobald sie ihre Posten verlassen können, — von denen schreibe dir nächstens; daraus ersiehst du aber, daß wir keine bösen Menschen sind. — Der eigentlich schöne Geist unseres Hauses ist aber meine Schwester, die mit ihrer einzigen Tochter ganz zur Familie gehört.

Hier hast du das Bild von uns Allen, wie ich glaube so ziemlich getreu gezeichnet. — Nun will ich auch viel von dir hören. — Unsere Tochter ist erst im siebenten Jahre, meiner Schwester Tochter dreizehn, aber jetzt in Grätz. Lebe wohl, und glaube mich ewig deine Freundin.

Elisabeth.

253. An Niethammer.

Berlin, den 10. Oktober 1817.

Theurer Freund!

Mein Sohn wird dich besuchen, und du wirst so gütig sein, ihm inliegenden Brief zu geben.

Seit deiner Anwesenheit lebte ich gesund und froh. In meinen Verhältnissen hat sich nichts geändert, als daß mir der König der Niederlande, dessen Leibarzt ich, als er noch Prinz von Oranien hieß, war, die Dekoration des belgischen Löwenordens zur Weihnacht schickte, und daß ich Mitglied der Ober-Examinations-Kommission bin.

Welche Veränderungen in der Kultur hier vorgehen, wirst du aus den Zeitungen wissen. Die neueste ist, daß ————. Mein Trost ist, daß Inkonsequenz der Menschen im Ganzen selten geschadet hat, da sie hingegen die Konsequenz meistens nur gebrauchten, die Dummheit ehrwürdig zu machen. Alringer

ſagte: „Der Inkonſequenz muß man einen Tempel bauen, denn ſie rettete bisher das Menſchengeſchlecht vom Untergang,“ und er hatte ſo unrecht nicht.

Ich hoffe, daß du auch mit deiner Familie glücklich lebſt, und lieb behältſt

Deinen Freund Erhard.

254. Von Reinhold.

Kiel, den 17. März 1818.

Theurer alter Freund!

Wie könnte ich meinen zweiten Sohn Ernſt, der, nachdem er ſeine hieſige akademiſche Laufbahn zurückgelegt, und nun zur weitern Ausbildung ſeiner philologiſchen Kenntniſſe ſich nach Berlin begiebt, — dahin ziehen laſſen, ohne ihm an meinen alten Freund Erhard ein Lebens- und Liebeszeichen mitzugeben? — Davon darf mich nicht abſchrecken, daß Freund Erhard mein letztes Schreiben, das noch dazu eine Bitte enthielt, — unbeantwortet gelaſſen hat. Denn, wie ich jene Bitte ſchon eine geraume Zeit anſehe, ſo konnte dieſelbe kaum mit mehr Schonung und Glimpf, als durch Stillſchweigen, abgewieſen werden. Ich weiß ſehr wohl, wie ſich aus dem Standpunkte des kritiſchen Skeptikers — des tranſcendentalen Idealismus, der zugleich empiriſcher Realismus iſt — meine Apoſtaſien von Kants Kritik zur Theorie des Vorſtellungsvermögens als Elementarphiloſophie, — von dieſer zu Fichte's Wiſſenſchaftslehre, — von dieſer zu der (in dem Sendſchreiben an Fichte und Lavater über den Glauben an Gott verſuchten) Koalition des Fichte'ſchen Wiſſens mit dem Jacobi'ſchen Glauben, — von dieſer zu Bardili's erſter Logik, und den (in den Beiträgen zur leichtern Ueberſicht des Zuſtandes der Philoſophie im Anfang des 19ten Jahrhunderts) aufgeſtellten rationalen Realismus, — von dieſem endlich zu der in der Synonymik eingeleiteten Philoſophie ohne Beiname, — nothwendig ausnehmen und darſtellen müſſe; — beſonders, wenn es dem kritiſchen Skeptiker noch über dieſes an dem Quantum der zum Durchleſen von

Univ. Bibl.

allem dem Geſchreibe erforderlichen Muße gefehlt hat. — Wenn aber auch der kritiſche Skeptiker, aus alter nie verroſtender Liebe für den Freund Reinhold, von den mißlichen meritis causae wegſehend, von Herzen gerne die Hand geboten hätte, um denſelben aus der Verlegenheit um einen Verleger zu ziehen, ſo war doch wohl ſchwerlich an keinem andern Orte der Welt weniger an einen Verleger gerade für dieſen Verfaſſer zu denken, als eben in Berlin. Ich finde alſo Ihr Stillſchweigen völlig gerecht und gutmüthig.

Was ich Ihnen von mir und den Meinigen berichten könnte, überlaſſe ich der mündlichen und ausführlichen Erzählung meines Ernſtes, der mehr Zeit und Gelegenheit finden wird, Sie zu ſehen und zu ſprechen, als 1811 mein Karl bei ſeiner Durchreiſe durch Berlin, — den leider! am 24. April 1816 auf einem Beſuche bei ſeiner in Apenreck an den Phyſikus Neuber verheiratheten Schweſter ein Scharlachfieber dahingerafft hat. —

Indem ich für die kleine Schrift, die ich hier beilege, Ihr freundſchaftliches Wohlwollen und ein Stündchen heiterer Muße in Anſpruch nehme, bitte ich den Prüfer einer Beurtheilung der Reinholdiſchen Elementarphiloſophie, dabei zwar der Schrift: Ueber das Fundament des philoſophiſchen Wiſſens (Jena 1791) eingedenk zu ſeyn, aber wo möglich des dem Verfaſſer inzwiſchen zur Schuld gekommenen Wälzens des Grundſteines à la Sisyphus zu vergeſſen. Was dort durch die Vorſtellung verſucht worden iſt, kann, wie ich endlich einſehe, zwar nie ohne die Vorſtellung, aber auch nie durch dieſelbe gelingen, und eben ſo wenig zwar ohne — aber auch nicht durch das Thun des Selbſtes.

Von ganzen Herzen umarmt Sie

Ihr alter Reinhold.

255. Von Elise.

Wesfrau. Ostersonntag 1818.

Werde ich keinen Laut mehr von dir vernehmen? du, mein ewig geliebter Freund! bist du unzufrieden mit mir? daß ich kein Wort mehr höre seit der Zurückkunft deines Sohnes nach Berlin, weder von dir, noch von deinem Sohne! — Bist du aber wirklich unzufrieden mit mir, und schweigst du deßwegen, so bitte ich dich, sage es mir nicht, — denn wenn ich es von allen Menschen, und sogar von mir selbst wahrnehmen könnte, so könnte ich es ohne zu großen Schmerz von dir zu hören nicht ertragen. — Wäre ich mit dem Leibe, wie mit meiner Seele, bei dir, so könnte das lebendige Wort mich nicht so verletzen, weil ich weiß, daß deine liebende Freundschaft für mich darum eben so wenig enden könnte, als meine ewige Liebe für dich, — aber der trockne Buchstabe, ohne deine Stimme zu hören, und den mildern, den tröstenden Blick zu sehen, könnte mich, wäre er verweisend, bis zum Tode verwunden. Daß ich so was fürchte, ist der klarste Beweis, daß ich es verdiene, — und daß ich selbst nicht zufrieden mit mir bin. — Aber warte nur, nun wird es kommen, und du und ich und alle Menschen werden mich lieben und froh um mich sein. — Ich bin ja erst 42 Jahre; meinst du, das wäre spät, das Höchste errungen zu haben, Ruhe und Heiterkeit der Seele und des Gemüths? Sage nicht, Andere haben es, und brauchten es nicht zu suchen, Kinder und Mädchen und Jungfrauen und Frauen und Matronen! — Weißt du, ich war es auch, als du das erstemal hier warst, und ich zu deinen Füßen saß, und wie Maria die himmlischen Lehren der göttlichen Lehre Jesu von deinen Lippen schaute und in mich sog, — wie war ich da so engelgut und selig und heiter! — Seitdem ist mir von dir ein Bild geblieben, ein heiliges, reines, ewiggeliebtes! Wenn ich mir seit jener Zeit die Scene dachte, wie Jesus im Garten Marien erscheint, und sie ihn für den Gärtner haltend um Jesus frägt, und er mit dem Ton

der reinſten, himmliſchen, göttlichen Liebe ſagt: „Maria!“ und ſie im ſeligſten Gefühl der Liebe, der Hingebung und Verehrung, im Uebermaß der Empfindung auf ihre Knie ſinkt, und aus innerſtem Herzen das Wort „Rabbuni“ haucht, — da ſtand immer dein Bild als des Meiſters vor mir, und ich war Maria. — Die fröhliche Zeit der Auferſtehung hat immer noch eine gleiche heitere Wirkung auf mich. Es iſt hier bei uns der Gebrauch, dieſe Nacht beſonders zu feiern. Jeder Bauer macht in der Nähe ſeines Hauſes ein Freudenfeuer, welches in der Nacht um drei Uhr angezündet wird, da verſammelt ſich Vater, Mutter, Kinder und Geſinde, beten und ſingen ein fröhliches Halleluja, die Vermöglicheren feuern kleine Böller dabei ab. Da wir in einem ziemlich ſchmalen Thale wohnen, und unſere Bauernhäuſer einzeln im Gebirge zerſtreut liegen, ſo giebt das ein ſo höchſt magiſches und zugleich heiteres Bild: bis hoch in die Berge hinauf brennen dieſe Freudenlichter, und es iſt, als ob die Sternenbilder des Himmels herab auf die dunkle Erde gekommen wären, um ſich mit und über die Auferſtehung des Heilands und das vollendete Werk der Erlöſung zu freuen, — zugleich iſt es die Zeit, wo die Erde zu grünen anfängt, und Jung und Alt freuet ſich wieder des Lebens. Meine Dienſtleute, bei dreißig an der Zahl, meiſt junge, lebensluſtige, frohe Menſchen, — das freundliche Wetter alles begünſtigend, — haben mich heute noch dazu durch ihr freudiges Schießen und die frohe Stimmung, in der ſie waren, ſo heiter geſtimmt, daß Ich dieſen freundlichen Oſterſonntag nicht ſchöner beſchließen kann, als an dich, du mein Rabbi, zu ſchreiben, und dir dies alles mitzutheilen. — S— iſt verreiſt, um meinen geliebteſten älteſten Bruder, Dechant in G—, abzuholen, welcher ſeine gute Pfründe reſignirt hat, um ſeine letzten Tage bei uns zu verleben, — welche frohe Ausſicht ſeines baldigen Kommens mich wieder erfreut. Und nun bitte ich dich, freue dich mit mir!!

Du kennſt freilich wohl nur andere Freuden! — welche

testante; autrement nous serons toujours tourmentés des cajots; c'est une peste que la prêtraille.

Der Lärm entspann sich folgendergestalt: Nur Weiber meistens wohnten den Gaukeleien der Missionare bei. Wo bleiben Eure Männer? rief einer derselben. Ich will es Euch sagen: während Ihr hier Gott dient, sind sie bei ihren Huren oder höflicher Maitressen. Seine zu freche Rede konnte nicht anders, als allgemeinen Unwillen erregen. Was sich zur Hand fand, wurde nach den Heidenbekehrern geschmissen, die schon vorher übel angesehen waren. Ist es nicht wahre Verrücktheit, eine ihren Arbeiten ruhig hingegebene Bevölkerung von 130 Seelen muthwilligerweise aufzurütteln und zum Widerspruch zu reizen durch kirchliche Alfanzereien, die ihr mißfallen, kindisch und ein Ekel sind. Die Menschen heutiger Zeit bedürfen besserer Religion. Umsonst sucht Loyola sie zum Fetischendienst zurückzuführen. Das Unternehmen wird und muß ein schlechtes Ende für ihn nehmen.

Vor dem Hausthore des Erzbischofs stand doppelte Schildwacht und um eine Kathedrale herum lagerten Soldaten in Rotten vertheilt. Man hatte mit Mühe eine Handvoll Glaubenskrüppel zusammengeklappert, lauter jämmerliche, des ewigen Lebens würdige Leute, alte Kunkeln, Bettler, lahme und blinde Orgelmänner. Daß sie nicht gekränkt wurden, sicherte den Weibern ein besonderer Eingang. Was im Heiligthum der Kirche vorfiel, die erbaulichen Mummereien, gehört in die rohe Wiege der Schauspielkunst. Eine schöne Seite behält jedoch immer das katholische Missionswesen, wie es nämlich dermalen in Frankreich betrieben wird. In den Gasthöfen stellt man des Abends seine Schuhe oder Stiefeln vor die Zimmerthüre, um sie des Morgens geputzt zu finden. Ebenso überläßt sein schmutziges Gewissen den Missionären

nur im Gebiete des Forschens und Wissens erwachsen, — siehe, von denen weiß ich nun gar nichts mehr zu verstehen. — und ich bin nun ein Kind geworden, das seine höchsten Freuden nur aus dem Gemüthe zu schöpfen und darin zu suchen vermag, so auch seine größten Leiden. — —

O ich bin oft so seelenkrank, — aber ich sehe es ein warum, — weil ich zu wenig gut und gar nicht weise war. Zwei Dinge machten mich unzufrieden, — meine Eitelkeit, und: ich wollte glücklich sein. Wie das erste einen Menschen blind und fehlend macht, weiß wohl jederman; und das zweite mit Prätension suchen, macht den Narren vollends fertig. — Nun, mein Geliebter, sehe ich aber Licht, es tagt in meinem Innern, ja es wird helle! Ich habe mir selbst die Larve des Egoismus herabgerissen und habe mein thörichtes Begehren einsehen gelernt; — und wenn es wirklich Glück in fortwährendem Genuß auf dieser Welt geben könnte, — wo und wann hätte ich denn verdient? — Aber Seligkeit, Glückseligkeit, giebt es hienieden, und die genießt jeder, der eines reinen Herzens ist, — und das werde ich wieder werden. Freilich ist der zu preisen, welcher mit einfachem, unschuldsvollem Sinn immer darauf fortwandelt, — ich habe sie aber verlassen, diese Stufe der frommen Unschuld, suchte dort und da, klagte über dieses und jenes, — und hätte nur in Demuth und Ergebung mit Sanftmuth ertragen dürfen, was Andere ja auch nicht besser haben, und glückselig wäre mein Inneres geblieben. — Aber heute umarme ich dich mit dem wahren Gefühl unschuldiger Glückseligkeit, du mein Rabbi!

Deine Elisabeth.

256. An Osterhausen.

Berlin, den 30. März 1819.

Endlich will ich doch nicht bloß an dich denken, sondern auch schreiben.

Hast du Nassens Zeitschrift für psychische Aerzte gesehen? Im ersten Bande steht ein Auszug aus einer Geschichte

eines Wahnſinnigen, welche genaue Aehnlichkeit mit Müllers Grille hat. Ich wäre ſehr begierig, wenn man M. dieſe Geſchichte zu leſen gäbe, ob er eine Beſtätigung ſeiner Grille darin fände, und den armen Mann für einen Leidensbruder hielte, oder ob er dieſen für einen Thor hielte, der ſich eine falſche Idee machte, während er bei der ſeinigen bliebe, oder ob er dadurch auch gegen ſeine eigene mißtrauiſch würde, — unwahrſcheinlich wäre mir das letzte nicht, und ich ſehe keine Gefahr, den Verſuch zu machen, ſelbſt wenn dieſer anders auf ihn wirkte.

Daß ich ein Haus und eine Apotheke für mehr Geld, als ich beſitze, gekauft habe, wirſt du wohl wiſſen, — ich mache mir meines Sohnes wegen wahrlich viel Mühe, aber ich hoffe auch, daß er ſie mir vergilt.

Das tragiſche Ende Kotzebue's iſt dir natürlich eher bekannt worden, als mir. Sage mir doch, ob in Nürnberg und Erlangen auch der Haß junger Leute gegen dieſen Mann herrſcht, wie hier, und wie du dir dies Phänomen erklärſt. Kotzebue war immer auf Seiten des geſunden Menſchenverſtandes, und was man auch gegen ihn haben kann, nie hat er der Dummheit und der Schwärmerei gehuldigt; das Unmoraliſche, Leichtfertige und Fade, was Manche in ſeinen Schriften zu finden glauben, kann doch nicht als ein Grund dieſes Haſſes angeſehen werden, denn da gäbe es der Subjekte, die ſolchen Haß verurſachen könnten, ſo viele, daß er, wie auch der Fall iſt, ſeine Energie gegen Einen verlieren müßte. Seine Aeußerungen über das Turnweſen und Burſchenleben konnten ihn wohl verſtärken, aber nicht erzeugen, denn ich fand ihn ſchon früher. Die Schlegel'ſchen Verfolgungen, ſein Glück auf der Bühne vor ſo vielen Andern, und ſein Glück in Rußland, das viel Neid erregte, verbunden mit einigen Flecken ſeines Karakters, die ihn deſſen nicht würdig zu machen ſchienen, und die perſönliche Feindſchaft, die er ſich durch Bahrdt mit der eiſernen Stirne zuzog, ſcheinen mir einen großen Theil der litterariſchen Welt zu ſeinen Gegnern gemacht zu haben, wovon manche als wahre Feinde anzuſehen ſind,

aber einen ſolchen energiſchen Haß erklären dieſe Fakta doch auch noch nicht. Mir ſcheint daher, daß ihn mehr eine gewiſſe Verbündung von Menſchen zu ihrem Opfer auserſehen hat, weil ſie an ihm viel nach ihrer Anſicht Tadelnswürdiges fanden, — als daß dieſes Tadelnswürdige der eigentliche Grund eines energiſchen Haſſes geweſen wäre. Sie wollten durch die Rache an einem ſo berühmten Manne den andern weniger Berühmten imponiren, daß aber Sand kein beauftragter Mörder war, ſondern aus eigner Meinung, und ohne ſich mitzutheilen nach dieſer Inſtigation handelte.

Der Geiſt eines freien Deutſchthums iſt ſchon über 50 Jahre angeregt, und wir ſelbſt waren in der Jugend davon ergriffen; durch den Druck Napoleons wuchs der Sinn für daſſelbe, und in den Jahren 1813 und 1814 thaten die Regierungen ſelbſt alles ihn zu verſtärken und in That übergehen zu machen. Das Turnen, die Luſt als Soldat Deutſchland an den Franzoſen zu rächen, alles ähnliche wurde lebhaft unterſtützt, weil man Nutzen daraus zu ziehen glaubte, ohne daß man an die Folgen dachte, und ſo ließ man die Jugend verwildern, und die Meinung bei ihr aufkommen, daß ſie Deutſchland retten müſſe. Der Krieg erzeugte Kameradſchaft unter allen Deutſchen und unter vielen beſonders durch das Turnweſen engere Verbindung, die auch auf Univerſitäten ſich ausbreitete. Die altdeutſchen barbariſchen Anordnungen, als Vehmgericht, Ritterweſen, Bigotterie u. ſ. w. lockten zur Nachahmung, welche bei Einigen bis zum Unſinn ging. Daraus erkläre ich mir das Faktum.

Den 21. Mai.

So weit ſchrieb ich, als ich gehindert wurde, wieder daran zu kommen. Mein Raiſonnement fortzuſetzen habe ich nun keine Luſt mehr, und es bliebe auch bei dem angegebenen Reſultat. Uebrigens findet Kotzebue faſt gar kein Mitleid, und ſelbſt die die That mit Furcht und Abſcheu erfüllt, haben dieſe nicht aus Intereſſe für Kotzebue, ſondern aus Angſt vor einer möglichen Wiederholung der That. —

Wie ſteht es in Nürnberg mit dem Magnetismus? und

was

was iſt der Dr. Fleiſchmann für ein Menſch, der die Geſchichte einer ſogenannten Hellſeherin in Hufelands Journal abdrucken ließ? —

Lebe wohl, grüße deine Frau und ſchreibe bald wieder.

Dein Freund E.

257. Von Eliſe.

Wirſman, den 1. Oktober 1819.

Lieber Erhard!

Hätte nicht unſer geliebter Freund Niethammer mich ſchon früher getröſtet, wohl würde dein langes Schweigen mir äußerſt ſchmerzlich gefallen ſein. Nun haſt du mir aber geantwortet, und ich ſehe, daß dich wenigſtens keine Abneigung gegen mich ſo lange nicht an mich zu ſchreiben beſtimmt hat. Wenn du kein feſtes Bild von mir mehr in deiner Erinnerung trägſt, ſo liegt das erſtens wohl darin, weil du, als du mich kennen lerntest, noch keinen beſtimmten Menſchen, keinen feſten Karakter an mir fandeſt. Du behandelteſt mich als junges Mädchen ſo gütig, ſo liebevoll, — vielleicht theilweiſe zum Trotz der nach deinem Geſchmack zu kritiſch gebildeten Frauenzimmer unſeres damaligen Zirkels; ſpäter vermochte dich meine innige Dankbarkeit und Anſchmiegung an dich, mir mit liebevollen Briefen zu erwiedern, vielleicht auch, um das Geſchöpf deiner Einwirkung vor Abweichungen zu bewahren. Eigentlich mein Ich, meine Individualität, haſt du vielleicht wohl nie beſonders hervorgezogen oder geliebt, — das thut mir aber gar nichts. Ich bin mir keiner höhern Anhänglichkeit in meinem Leben bewußt, keiner reineren, unabhängig von allen Wünſchen für mich, als meiner Liebe für dich ewig theuren Freund!

Ich ſehe aus deinem Schreiben, daß ſich deines Gemüths und deiner Anſchauungen eine kalte Beſtimmtheit bemeiſtert hat, — die wohl im Grunde für ein Glück anzuſehen iſt, da die Lebensverhältniſſe einem nur ſo erträglicher werden können, und vorzüglich die laue und große Welt einem es ſo aufdringen muß, auch dein Beruf als praktiſcher Arzt, und

all die Erfahrungen, welche du als ſolcher machſt, es dir ſo aufdringen müſſen; aber das weiß ich, würdeſt du heute ein Landmann, oder wäre deine nächſte Umgebung von andrem Karakter, du würdeſt manches mit mir gleich anſchauen und empfinden. —

Sage mir doch mein Lieber, was haſt du denn für Freuden? — Deine Kinder, ach dir ſind ſie nur für dieſe Welt gegeben, — und dein Name lebt auch nur für dieſe Welt in ihnen fort! Du leideſt wohl auch in den erſten Augenblicken, da du ſie verlierſt, weniger als ich, — aber du haſt dann auch keine wehmüthig ſchmerzvoll tröſtende Stunden, wo ſie dir ihre Händchen aus den Sternen entgegenſtrecken, und den winkenden Kuß zuwerfen! Auch aus meiner Tochter Augen ſtrahlten himmliſche Blumen, — Niemand konnte ſie ſehen, ohne ſie zu lieben, — und oft ſagte ich mir in dieſen vergangenen zehn Jahren: ſie wäre zu gut geworden für dieſe Welt und zu unglücklich! — Du glücklicherer, und doch armer Vater, — du haſt weniger Schmerz, aber auch keinen Troſt, den mein Mutterherz fühlt. — Glaubſt du, daß ich deine Kinder kenne und liebe? und daß unſere Kinder in höherer Vollendung ſich treffen werden?! Dir iſt Wiſſen, — Wiſſenſchaft, — der Gang der Zeiten und Geſchlechter, — das Leben in ſeinen äußeren Beziehungen intereſſant genug, du verſtehſt auch das alles zu betrachten, und die möglichſten Reſultate für's Leben daraus zu ziehen. — Was bin ich! nichts weiß ich. Durch den Verſtand vermag ich nichts zu erfaſſen, durch das Gefühl nur dringt alles in meinen Geiſt, und ſelbſt kein Buch verſtehe ich, wenn es nicht mein Gemüth zu erſchauen vermag. — Und meine Arbeit als Hausfrau, — alles, alles geſchieht nur, daß mein Gefühl es erlernte, — nun wie arm, ja wie unglücklich würde ich ſein, wenn meine Phantaſie nicht alles belebte, und allen Geſtalten Liebe und Dauer gäbe! —

Ich werde immer geſtört, und habe ſo ſelten Zeit zu ſchreiben. — Du wünſcheſt, daß noch einiges von unſerem

Freundes Schriften da wäre. Einige Briefe, ſo ich noch von ihm beſitze, ſchließe ich hier bei, da du manches noch ſeiner letzten Anſchauungen darinnen findeſt. Doch dürfen dieſe Briefe mir nicht verloren gehen, ſie bleiben mir immer werthe Reliquien, und ich bat Niethammer, mir ſelbe zu bewahren. Ich warte mit Abſendung dieſer Schreiben bis ich eine gute Gelegenheit finde, denn unvermuthet ereignet ſich oft ſo was. So war erſt euer Gelehrter von Buch bei uns; hätte ich dein Schreiben ſchon gehabt, er hätte mir das Päckchen mitnehmen müſſen. Er gefiel mir ſeines gar ſo natürlichen und doch ſo feinen Weſens wegen ſehr wohl. Er iſt wie ein wahrer Held, der auch nie von Schlachten ſpricht, ſo ſagt er auch ſo wenig von dem, was er weiß; nur zufällig, nur nach und nach erfährt man, daß er recht gar viel geſehen hat, und ſehr viel weiß. Er wird dir gewiß von uns erzählen.

Ich mache nun, da ich weiß, wie ungern du ſchreibſt, und wie wenig Zeit du dazu haſt, keinen Anſpruch mehr auf Briefe von dir, obwohl du mir damit eine ungemeine Freude machſt. — Doch ſollteſt du ſo gütig ſein, mir zu ſchreiben, ſo ſage mir, welches Urtheil dein Sohn von uns hier fällte, und was Buch von uns dir ſagte; ich möchte doch gerne wiſſen, welche Bilder du von uns erhälteſt.

Herberts Sohn iſt ein vortrefflicher Menſch geworden, Wahrhaftigkeit, Rechtlichkeit, Verſtändigkeit in all ſeinem Thun zeichnen ihn jetzt vor vielen Menſchen aus, und als Gatte und Vater iſt er ein liebenswürdiger Mann; er gehört in's Leben, wenn auch die Genialität des Vaters nicht auf ihn ſich vererbt hat; zwei Mädchen und einen Sohn gab ihm eine ſehr liebenswürdige Frau. Er wird dir wohl auch ſelbſt ſchreiben. Ich umarme dich.

Eliſabeth.

258. An Friedrich Buchholz.

Berlin, im Juli 1814.

Ihre gütige Beurtheilung meiner Schrift über die Alleinherrschaft *) veranlaßte mich, noch einmal die Folgerungen aus meinen Prinzipien zu prüfen.

Das Wort Gewalt in dem Sinne, wie ich es brauchte, war damals im Gange, und ich wollte kein andres wählen, ob ich gleich besser würde gethan haben, wenn ich in der Analyse eines gültigen moralischen Urtheils die vier Momente eines Rechtsspruchs durch: 1) Anerkennung des Richters; 2) Vorhandensein des Gesetzes; 3) Ausspruch; 4) Ausübung ohne Vortheil davon, ausgedrückt, und daraus getrennte Funktionen abgeleitet hätte. Das, was mir damals zu entgehen schien, würde ich dann klar dargestellt haben, weil ich es wirklich fühlte.

Als ich meine Abhandlung schrieb, ahnete ich immer, daß ich nicht vollständige Anwendung von meinen Prinzipien gemacht hätte; allein die Trennung der Funktionen unter dem Namen Gewalten, die damals so allgemein ausgesprochen wurde, und die Gründe, aus denen sie gefordert wurde, und die meinen Prinzipien nicht entgegen waren, machten mich so befangen, daß ich nicht klar erkannte, wie aus meinem Prinzip: die Moral muß die Form der Regierung bedingen, keine Trennung der Funktionen bei einem Urtheil unter verschiedene Personen folgt, sondern die Trennung der Zeit nach eben so wohl zur Anschauung der Trennung den Prinzipien noch hinlänglich ist; denn alles ist in dieser Rücksicht geleistet, sobald der Verdacht wegfällt, daß die Funktionen des Urtheils nicht aus den ihnen eigenthümlichen Prinzipien fließen, sondern sich durch materielles Interesse zusammenfinden.

Ich hatte dies in meiner Abhandlung schon angedeutet, als ich sagte, der Despotismus, wenn er sich durch Konsequenz in Ansehen erhalten wolle, gehe dadurch immer mehr

*) Neue Monatsschrift für Deutschland, historisch-politischen Inhalts. Herausgegeben von Friedrich Buchholz. Berlin 1814. Bd. IV.

in eine konstitutionelle Monarchie über, daß er seinen Aussprüchen in frühern Fällen in den folgenden ähnlichen nicht widersprechen dürfe, und daß sich dadurch eine gesetzgebende Gewalt für ihn bilde. Und doch sahe ich nicht den einseitigen Gebrauch, den ich von meinen Prinzipien machte; so sehr ist man oft doch noch in dem Zeitgeist befangen, wenn man glaubt, ihm entgegen zu streben! Weit treffender würde der Beweis für den lezten Paragraph ausgefallen sein, wenn sich gezeigt hätte, wie ein Monarch, als Gesetzgeber, Richter, Vollzieher, den Ansprüchen der moralischen Freiheit Genüge leisten könne, wenn er dies nach richtigen Prinzipien ist und dadurch dem Verdacht entgeht, als wäre er Richter und Gesetzgeber nur um des Vortheils willen, der aus der Vollziehung erwächst. Der Gegensatz von Monarch und Despot wird dann: der Monarch richtet nach vorhandenen Gesetzen ohne Vortheil durch die Vollziehung des Urtheils; der Despot richtet ohne Gesetze, wie es ihm gefällt, um seines Vortheils willen.

Als ich die Abhandlung wieder durchging, fühlte ich zwar, daß keine nothwendige Folge aus meinen Prinzipien die Trennung der Gewalten erheischte; da ich aber entschlossen war, an der Abhandlung nichts zu ändern, so dacht' ich nicht weiter darüber nach. Erst als ich aus meinen spätern Ansichten einige Resultate in der Abhandlung über Bürger-, Ritter- und Mönchsthum niederschrieb, wurde mir die Sache klarer; und ich war ganz im Klaren, als ich Ihre Einwendungen las, daß diese nicht meine Prinzipien, sondern nur meine einseitigen Folgerungen treffen können. Es wurde mir nun erklärbar, warum ich mich immer abgeschreckt gefühlt hatte, eine Konstitution aus meinen Prinzipien zu bilden; denn ich begriff, daß keine Konstitution in dem Sinne, wie man sie gewöhnlich denkt, aus meinen Prinzipien folgt, und daß eine geschriebene Konstitution dem Papiergeld völlig analog ist: sie gilt, was sie den Umständen nach gelten kann.

Ich war bisher nicht im Stande, eine mich befriedigende Erklärung von einer Konstitution zu geben. Jezt glaube ich es zu können. Eine Konstitution, in realer Bedeutung, ist

die Bemühung, zu verhüten, daß die Urtheile der höchsten Gewalt oder Gewalten, je nachdem die Regierungsform ist (denn diese muß da sein, ehe nach einer Konstitution die Frage sein kann), nicht durch einzelne Interessen zum Nachtheil des Ganzen geleitet werden. Alle Konstitutionen, die zum Vorschein kommen, verrathen auch deutlich diesen Zweck; aber die meisten fielen in den Fehler, aus Verzweiflung, die höchste Gewalt von dem schändlichen Einfluß einzelner Interessen frei machen zu können, sie so lange lähmen zu wollen, bis sie nichts für sie thun könne.

An meiner Abhandlung werde ich nichts ändern; sie gehört der vergangenen Zeit an. Aber sie würde ihren Zweck besser erreicht haben, wenn sie ganz folgerecht nach dem Prinzip durchgeführt worden wäre. Daher wünschte ich, daß Sie diese meine Erklärung Ihrem Journal einrücken ließen.

Erhard.

259. An Osterhausen.

Berlin, den 29. August 1824.

Bester Freund!

Wie es mit dem Konto kurrente unserer Korrespondenz steht, weiß ich wirklich nicht. — Am 14. April hatte ich das ähnliche Mißgeschick, das mich 1798 traf. Ich blieb an dem Charniere einer Bedeckung eines Rinnsteins, der aus der Hausthüre heraus ging, mit dem linken Fuße hängen, und dadurch, daß ich nicht fortstolpern konnte, zerriß mir die Sehnenscheide des Wadenmuskels. Die Achillessehne fand ich nicht zerrissen, aber völlig schlaff. Die Heilung ging schlechter vor sich, als damals, da die Sehne auch zerrissen war. Ob der Muskel mehr gelitten, oder ob es die hinzugekommenen 23 Jahre sind, will ich nicht entscheiden. Ich mußte vier Wochen zu Hause bleiben, und dann noch meinen Bedienten mitnehmen, um bei dem Aus- und Einsteigen nicht zu verunglücken. Da ich nach sechs Wochen wieder in das Haus ging, hatte ich das Unglück, wieder an der Stelle hängen zu

bleiben, und mich aufs neue ziemlich zu beschädigen, wo ich zwar nicht mehr zu Hause blieb, aber doch noch sechs Wochen den Bedienten mitnehmen mußte, den ich entbehren zu können glaubte. Ich erklärte darauf, nicht mehr in das Haus zu gehen, wenn es nicht geändert würde, welches auch geschahe. Die Muße, die mir wurde, habe ich auf Ordnung meiner Landkarten und Bibliothek, auf vernachläßigte Korrespondenz, auf Mathematik und Lektüre verwandt. Mehr habe ich mir von dieser Muße versprochen, als sie mir leistete. Unter andern nahm ich die Homöopathie vor, mit welcher auf Veranlassung des Kriegsministers auch hier Versuche angestellt werden mußten, die aber so schlecht ausgefallen sind, als die Versuche Seiner Hochwürden von Hohenlohe, da sie unter Aufsicht verständiger Aerzte gemacht werden sollten.

Lustig ist der Gang, den dieser Hahnemann nimmt. Da er mit der Behauptung, daß eine Arznei die Krankheit heilt, welche sie macht, nach der bisherigen Art die Arzneien zu geben, nicht durchkommen konnte, so erfindet er eine neue Art die Arzneien zu geben, und da das Lächerliche dieser Anwendung nach den jetzigen Begriffen von Zertheilen und Auflösung nicht zu verkennen ist, so erfindet er eine neue Art Auflösung, die so weit gehen muß, daß der arzneiliche Körper, — wie er sich in der Vorrede zum sechsten Bande seiner reinen Arzneimittellehre ausdrückt, — in einen nicht arzneilichen, als welche er Milchzucker, Weingeist, Wasser annimmt, vergeistiget wird. Seine Arzneimittel werden dadurch wirklich die Seele, wie sie im Orbis pictus abgezeichnet ist, und es läßt sich an der Einwirkung auf unsern Körper nicht zweifeln. Das Beste an der Sache für Herrn Hahnemann ist, daß er für die in Milchzucker vergeistigten Millionen- bis Oktillionen-Theilchen sich einen Louisd'or geben läßt, und daß er Leute findet, die es ihm geben.

Ich möchte doch wissen, ob der Brief, der in der Hamburger und daraus in andern Zeitungen abgedruckt ist, wirklich mit der Bewilligung seines Verfassers abgedruckt ist. Daß er ächt sein kann, davon überzeugen mich die

der Sünder. Um geringen Werth wird es rein gefegt und mit englischer Wichse gefirnißt, ihm wieder zugestellt.

Zu Havre gleichfalls herrschte keine den Jesuiten günstige Stimmung: Qu'ils viennent, nous les ferons sauter par dessus la jettée. La France ne guérira de ces tartuffes que par des douches amères. Die Einwohner von Havre konnten sich auch ihrer Schubkarren bedienen, um den Unrath wegzuschaffen. Diese Maschinen sind hier mit sehr langen Armen oder Hebeln versehen, dergestalt, daß ein Mann, ohne viele Mühe, große Lasten bewegt. Mich wundert, daß so etwas Nützliches nicht nachgeahmt wird.

Havre de Grâce liegt sehr lieblich zwischen Falaisen, die mit freundlichen Gartenhäusern übersät sind, und der Mündung des zwei bis drei Stunden breiten Flusses, von dem es durch eine Landebene getrennt ist. Der Hafen hat rechts die Rhede mit ihren Leuchthürmen, vor sich den Ozean und links die in's Weite sich fortziehende Küste von Calvados. Unter Bonaparte haben die Bassins, sowie die Befestigungen viel an Umfang gewonnen. Damals aber schwebte Todtenstille über den Gewässern. Englische Fregatten sperrten die Schiffahrt. Jetzt erhebt sich ein Wald bewimpelter Masten aus den Behältern, in denen Regung und Leben toben. Bald fehlt es an Raum die Schiffe zu fassen. Glücklicherweise laufen täglich eben so viele aus, als ein. Havre macht dermalen mehr Geschäfte als Bordeaux und Nantes zusammengenommen.

Ich sah zwei Schiffe mit Tahitischer Flagge. Auch preußische Schiffe sind mir vorgekommen. Sie brachten Latten, Bretter u. s. w. Die preußischen Kapitäne klagen, daß sie ihrer Mannschaft nicht wohl Meister sind. Das Volk läßt sich leicht in fremde Dienste überlocken. Den preußischen

Nachrichten, die ich aus Italien erhalten habe, und wer Phantaſie genug hat, ſich zu einer ſolchen Kurart herzugeben, der hat auch genug, um eine Zeitlang zu glauben, ſie hätte ihm etwas geholfen, aber es gleich vor dem Publikum laut werden zu laſſen, dies iſt doch noch mehr.

Der Magnetismus ſcheint hier begraben zu werden.

Haſt du meine Schrift erhalten? Der Verleger Rücker hat mir verſprochen, ſie dir geben zu laſſen.

Wie denkt man in Nürnberg über die Griechen? Sonderbar iſt es, aber in der menſchlichen leichtgläubigen Natur gegründet, daß man ſich Wunder von der Wiederherſtellung einer Nation verſpricht, die man nur aus Ueberreſten kennt, die dem Aberglauben dienten, und aus den Schriften der Weiſen, die ſie verfolgt hat. Ich werde mich dem Zeitgeiſt, der die Griechen begünſtigt, nicht entgegen ſtellen, aber ich werde doch ganz neutral bleiben. Wer die Geſchichte kennt, der weiß, daß Griechenland nicht durch die Römer, nicht durch die Venetianer, nicht durch die Türken, ſondern durch ſeine dummen und ruchloſen Mönche fiel. Hätten ſie im zwölften, dreizehnten, vierzehnten und fünfzehnten Jahrhundert Schulen anſtatt Klöſter gehabt, ſo würden die Türken ſie nicht haben unterjochen können.

Mir gilt jede Oberherrſchaft gleich, außer einer, die ich haſſe, nämlich die des Aberglaubens. — Nach meiner Anſicht von Freiheit waren die Griechen unter den Türken, wahrlich freier, als die Profeſſoren der deutſchen Univerſitäten unter ihren Fürſten!

Ich ſchließe dieſen Brief mit dem Wunſche: Gott erhalte uns nur Geſchichte und Experimentalphyſik, ſo wird ſich endlich alles finden. —

Dein Freund.

260. Von Elise.

September 1823.

Sage mir doch, geliebter Freund, ist diese Elise Rächler, geborne Erhard, deine Tochter? Einiges was ich von ihr Erzähltes und Gedichtetes gelesen habe, sprach mich so im tiefsten Herzen an, daß der Gedanke, es möge deine Tochter sein, mir so wahrscheinlich als wünschenswerth wurde, — und ich fühle eine Verwandtschaft des Geistes und des Herzens mit dieser Elise, — es muß gewiß deine Tochter sein. Wie zart, wie innig, aber auch wie tief, spricht das Gefühl der liebenden Sehnsucht in dem Gedicht „Hoffnung und Erfüllung" sich aus, welche feine, im innersten Herzen erfaßte Theilnahme, und Kenntniß eines edlen, unglücklichen weiblichen Wesens in ihrer Erzählung „der Brief!" — Du versprachst mir vor zwei Jahren, mir gewiß alle drei Monat zu schreiben, käme eine Antwort oder nicht, — aber du schriebst seitdem nicht, — ich machte mir den nämlichen Vorsatz, aber auch ich schrieb dir seitdem nicht, — warum? da ich dich mit immer gleicher Liebe liebe, — d… Erinnerung an dich mit den Jahren eher nur noch zä…revoller wird, — da ich fühle, daß deine Fre…rth- vollsten Dinge dieser Welt für …der Wunsch, dich wiederzusehen, mit j… re sich heftiger in mir erzeigt, — so ka… weigen gar mit nichts erklären, als allenf… daß ich so viel und oft an dich denke, und …egenwär- tige, — daß es fast wie eine sch… täuschung wird, wenn ich zum Papier sitze, wo d… einmal die Entfernung von dir mir vor dem Gem… t. Daß ich jetzt so unmenschlich viel zu thun hab… ist keine Ent- schuldigung, — denn ich komme doch …aal dazu, an andre liebe Freunde zu schreiben, doch l… als du ist mir keiner. — Erlaube mir, daß ich dir mein Leben, mein Thun und meinen Sinn beschreibe. — Ich meine mit mir zufrieden sein zu dürfen, ich möchte aber all das mit dem Spiegel deines hellen Geistes beleuchtet sehen; auch glaube

ich, daß, ſo lange ich lebe, ich dich intereſſiren muß; denn was ich geiſtig bin, das haſt du in mir erweckt, ja manches, möchte ich ſagen, erſchaffen! Ich liebte dich, wie ich Chriſtum liebe, und wäre dieſe Hoheit auch nicht einmal wirklich in deinem Geiſte und Gemüthe, — mein Liebe hat ſie in dir erſchaffen, — die Idee iſt ſo rein, ſo über alles, was ich ſonſt noch in einem Menſchen liebte, erhaben, die ich von dir in meinem Gemüthe trage, daß ich feſt überzeugt bin, alles was beſſer in mir iſt, hat dieſe Liebe, welche ich ſeit 31 Jahren für dich im Herzen trage, mir erwerben helfen. — Noch eine Erinnerung möchte wohl den äſthetiſchen Theil meines Gemüthes mir mit bewahren helfen, das war meine liebende Anhänglichkeit an Niethammer. Ich möchte euch beide zwei Sterne nennen, deren Glanz mir ſo oft den rechten Weg beleuchtete oder zeigte. Eine Freundſchaft, in der Roſenzeit der Jugend geſchloſſen, und die uns noch mit grauen Haaren eben ſo begeiſtert und erquickt, die mag denn doch die ächte, wahre ſein. —

Den 27. Dezember.

Schon wieder ſind Monden verfloſſen, ohne daß mir ſo viel Muße ward, weiter an dich zu ſchreiben. — O du, mein über alles geliebter Freund, wie oft nehme ich dein Bildniß in die Hand, und ſage ihm die geheimſten und heiligſten Gedanken meines Herzens; — oft ſprechen auch ich und S — zu Andern von dir, — und welche Freude für mich, wenn ich S — immer wie begeiſtert von deinem Geiſte ſprechen höre! S — ehrt dich immer gleich, ſo wie ich dich ewig — lieben muß. —

Ich wollte dir viel von mir ſchreiben, aber jene Stimmung iſt mir vergangen. Nun möchte ich dich nur viel von dir fragen. Biſt du zufrieden? — vielleicht glücklich? — o wie froh würde mich das machen! — Ich bin nicht glücklich, — aber ich habe darum Niemand anzuklagen; ich glaube die Schuld liegt größtentheils in meinen Wünſchen und Begriffen vom Glück, — ich könnte es einzig in einem liebenden Verhältniß gefunden haben, — ich würde nur glücklich ſein, wenn

ich meinen Geliebten durch mich glücklich sähe —. Weiß Gott, wie mein Gefühl seine Jugendlichkeit noch gar nicht verloren hat, — auch mein Aeußeres ist noch gar nicht so sehr gealtert, als es den Jahren nach sein sollte, — aber darum hat dieses Leben doch keinen Reiz für mich. — auch bin ich keine Kokette nicht, — ich bin jetzt nichts als eine Landhaushalt-Mutter, und meine dreißig Dienstleute und alle Nachbarn ehren und lieben mich sehr. — Eine Tochter habe ich von dreizehn Jahren, in die ich verliebt bin, eine Nichte von zwanzig Jahren, deren Freundin ich bin, und die es nun auch mir wird. Beide Mädchen sind die Ehrlichkeit und Wahrhaftigkeit selbst, — meine Tochter hat auch viel Verstand und Festigkeit, was alles wohl Erbtheil vom Vater sein mag, — aber auch manche Eigenheiten von ihm, die vielleicht für ein weibliches Wesen zu viele Selbstständigkeit geben können, glaube ich in ihr wahrzunehmen, — sie wird bloß bei uns ganz auf dem Lande von meiner Schwester und mir erzogen, ihre Hauptgeschicklichkeiten bestehen darin, einen ländlichen Haushalt führen zu können, — wenige Tage, in Grätz oder Klagenfurt zugebracht, konnten ihr keinen Geschmack für die Freuden der Stadt abgewinnen, bis jetzt wünscht sie nur auf dem Lande zu leben. Sie hat Fleiß und Geschick bei allem, was sie thut; — ohne schön zu sein, ein angenehmes Gesicht durch das seelenvolle Auge, das dunkel und doch sanft ist; — ihr Körper wird aber schön werden, voll Grazie! Der Hauptausdruck ihres ganzen Wesens ist aber Ernst und Verstand; am liebsten hört sie, wenn wir von Schiller etwas lesen. Nun aber ist sie mit uns von Walter Scott auch erfüllt, — sein Ivanhoe, darin die Rebecka, der Kerker von Edinburg, der Sterndeuter, Quintin Durward, der Alterthümler, — die sind uns bis jetzt die liebsten, auch Robin der Rothe; wir Mütter lesen Abends vor, — unsere Töchter spinnen oder nähen dabei, selbst lesen sie nicht gern, auch nicht so gut wir wir. S — vergräbt sich derweil in Zeitungen, oder chemische oder landwirthschaftliche Bücher, oder es wird Tarok mit meinem 72jährigen Bruder Dechant, der bei uns lebt, und mit dem tauben ge-

lehrten Aſtronomen Burg geſpielt, welcher ein vortrefflicher Menſch iſt, und nun meiſt bei uns lebt, wie ein liebender Bruder ſich an uns ſchließt, und deſſen Achtung für S — und Liebe für uns dir einen Beweis unſres Werthes geben kann, denn ich bin ſtolz auf dieſes Mannes Freundſchaft für uns. — Bei Tage hat jeder ſeine Arbeit, verſteht ſich. — Dieſen Winter iſt aber meine Nichte Seraphine, welche kränklich iſt, bei unſerm Freunde, Gubernialrath B —, in Trieſt, Thaer kennt und ſchätzt ihn. — Meine Nichte iſt mehr einer Mignon zu vergleichen, ein ſehr edles Weſen, doch meine Tochter iſt ihr an Verſtand überlegen, — aber im Gemüth ſind ich und meine Nichte gleich, — was ich liebe, liebt ſie; was mir nicht gefällt, mißfällt auch ihr, — doch iſt ſie ein ganz eigenes Geſchöpf, — ſehr geſchickt für jede weibliche Arbeit, — eine Pſychengeſtalt, — viel richtiges Urtheil.

Nun habe ich nur Einen Wunſch, daß dieſe unſere gewiß recht viel werthe Kinder brave Männer bekommen möchten, — groß iſt meine Hoffnung dafür aber nicht, denn ich muß dir ſagen, die Männer gefallen mir im Ganzen viel weniger, wie die Weiber, — das trockne, egoiſtiſche Weſen iſt ja doch nicht gemacht, glücklich zu machen, oder Glück zu verbreiten, — freilich verdienen die Weiber im Durchſchnitt auch nicht viel Beſſeres, — doch zu dulden und zu opfern verſtehen ſie im Ganzen doch ſo ziemlich, — und faſt möchte ich zweifeln, ob der Mann geboren ſei, welcher ein wahrhaft liebendes Weiberherz verdiene, — doch dich nehme ich ja aus! Du, glaube ich, verſtändeſt das zu würdigen, und würdeſt glücklich ſein, und würdeſt glücklich machen. So glaube ich, war Schiller gewiß auch! und mein göttlicher Herder! — Sage mir, glaubſt du, daß es einen Nathan unter allen lebenden Menſchen wirklich giebt? — O wie wollte ich Wüſten durchwandern, um den zu finden. —

Meine Schweſter ſchmückt unſer Leben mit Blumen und Früchten, denn nicht bloß als Liebhaberin, ſondern mit Kenntniß pflanzt ſie Blumen und Bäume, ich nenne ſie oft unſere Flora und Pomona. S — hat mit großer Zweckmäßig-

mäßigkeit eine Baumschule hier angelegt, welche ihn der ganzen höheren Gegend unvergeßlich machen wird, so wie er es durch seine Pflanzungen im Unterlakenthale ist, — überhaupt gedeiht und bringt Segen alles, was er thut, — und noch mehr für Andere, als ihn selbst, hat er gelebt, also war sein Leben nicht umsonst! Auch genießt er die Achtung und Anerkenntniß, welche seiner Rechtlichkeit und seinem Verstande gebührt; was ich meinem Manne vor allem wünschen würde, wäre, daß er in der Nähe Thaers leben könnte, — ich bin überzeugt, einer würde am andern viel finden. S — hat gar keine Arroganz, und besitzt all das Wissen und den Verstand Burgers, ja er war eigentlich die Quelle, aus der Burger zuerst schöpfte. — Du, dessen Wissen ich einst als unbegränzt erkennen lernte, du hast dich gewiß auch mit diesem Zweig der Wissenschaft bekannt gemacht, und der rationelle Landwirth genießt deiner Achtung gewiß eben so sehr, als der rationelle Arzt. —

Ach könnte ich dich doch einmal in unsere Mitte zaubern! — In Walter Scotts Beschreibungen seines Hochlandes findest du gar viel von unseren Sitten und Lebensweisen; unsere Gegend ist arm, — auch wir haben sehr fleißig, und mäßig in unseren Wünschen zu sein, um auszukommen; aber die Luft ist rein, das Wasser vortrefflich, — eine glückliche Lage des Schlosses läßt uns die Sonne den ganzen Tag genießen, — und wenn die niederen Thäler mit Nebel erfüllt sind, freuen wir uns immer des freundlichen Lichtes der Sonne; unsere Sonnenaufgänge sind wahrhaft himmlisch, — wie eben jetzt, da ich dir schreibe, ich und alles um mich her vergoldet ist, — und da du meine geistige Sonne bist, so küssest dich in diesem Glanz meine Seele, und ich fühle mich von dir umflossen, dort muß ich dich finden, mein ewig und unaussprechlich geliebter Freund!

Den 2[illegible]. Dezember.

Elisabeth.

Konſuln fehlt Jurisdiktion, ſie können höchſtens nur als Vermittler eingreifen.

Der Anblick des beſegelten Meeres war zum Entzücken. Bei jeder Fluth bewegten ſich hin und her eine Menge Fahrzeuge aller Art: Dreimaſter, Briggs, Fiſcherboote u. ſ. w. Ich habe nie ſo viel weiße Wäſche über dem Ozean geſehen. Zwiſchendurch thun die ziegelrothen Segel der Bretagner eine ſeltſame Wirkung.

An der äußerſten Grenze des Ozeans ſieht man eine Zigarre rauchen. Ein Dampfſchiff, es kommt aus England. Unglaublich ſchnell rückt es näher und in zwei Stunden ſchießt es mit Pfeilesſchnelle in den Hafen. Nothwendig wird der Gebrauch der Dampfſchiffe täglich allgemeiner. Da ſie unabhängiger ſind von Wind und Wetter, und geringerer Waſſertiefe bedürfen als Segelſchiffe, ſo iſt der Vortheil entſchieden auf ihrer Seite. Die Marine verliert dabei einen weſentlichen Theil ihrer maleriſchen Schönheit. Man opfert die Anmuth dem Nutzen.

Ich möchte die Welt in hundert Jahren wieder ſehen. Welche Rolle ſpielen dann erſt die Dämpfe. In den Armeen vertreten ſie die Stelle des Schießpulvers, wäre es auch nur junge Offiziere, wo möglich, mehr aufzublähen. Noch andere Erfindungen als Dampfboote haben wir aus der neuen Welt zu erwarten. San Antonio dient zum Beiſpiel, daß ſich ein feſter Platz vertheidigt mit Krokodilen in den Gräben und einer Pflanzung von Kaktuskerzen auf den Außenwerken.

Wir gingen an Bord eines dreimaſtigen nordamerikaniſchen Paketbootes, des Bayard. Das ſind Muſterſchiffe. Es läßt ſich keine verführeriſchere Einladung finden zu einer Seereiſe. Reinlichkeit und Bequemlichkeiten aller Art vereinen ſich, den inneren Raum zu einem höchſt behaglichen Aufenthalt zu machen. Alles war aus Mahagonyholz ge-

fertigt. Die Gemächer der Reiſenden haben keine Fenſter, ſondern werden von oben durch einen Kriſtal erleuchtet, der ihnen ein helles Mondlicht zutheilt, bei dem man leſen und ſchreiben kann. Der Kriſtal, drei Zoll lang, einen Zoll dick und breit, iſt von ſo feſter Beſchaffenheit, daß er allen Zufällen auf dem Verdecke trotzt, wo man ihn mit Füßen tritt. Für Beköſtigung und Ueberfahrt nach New-York werden 600 Franks bezahlt.

In einem Theile der Stadt ſtieß ich auf eine Art Koſackenlager. Die Karren ſtanden vollgepfropft von kleinen Kindern. Unſer Führer behauptete, es ſeien Schweizer. Als ich ſelbſt die Menſchen befrug, ergab ſich, daß es Bauern waren aus Ober-Elſaß, 50 Familien, die auswandern, um ſich am Ohio anzuſiedeln. Natürlich wünſchte ich zu erfahren, was den wichtigen Schritt veranlaſſe. Es wären, erwiederte man, zu viele Leute im Lande, am Ende werde man ſich untereinander auffreſſen, denn es fehle an Arbeit und Feld; in Amerika ſei doch ſicher Ackerboden zu finden, den man beſtellen könne.

Die Auswanderer ſchienen nicht ohne Mittel. Sich ſelbſt beköſtigend, zahlen ſie für die Ueberfahrt, Erwachſene 110 Fr. Kinder von 7 - 14 Jahren die Hälfte, unter ſieben Jahren geht der Menſch frei aus.

An den Männern war nichts auszuſetzen. Es iſt ein derber Schlag und ſie ſprechen ſehr verſtändig, nur in der Wahl ihrer Weiber ſcheinen ſie mir nicht ſehr haikel. Häßlichere und zugleich ſchmutzigere Stallbrödel ſind mir nicht leicht vorgekommen. Was wird das junge Amerika von dem alten Europa denken, wenn es dergleichen Sauereien ausſchiffen ſieht. Daß die Elſaßerinnen gothiſchen Stammes ſind, werde nicht laut. Wir haben das Recht ſie den Gegenfüßlern als franzöſiſche Damen zu endoſſiren, denn in der

That gehören ſie dem Vaterland der Mode und des guten Geſchmacks. Es ſind Landsmänninnen und Zeitgenoſſinnen der Barante, Guiche, Mars, Recamier.

Weislich legt die Regierung dem Auswandern kein Hinderniß entgegen. Eine beſondere Klaſſe von Auswanderern ſind die Anapabtiſten. Dieſer Sekte hat ſich die Furcht bemeiſtert, wegen ihres Glaubens beunruhigt zu werden. Viele von ihnen, ſehr wohlhabende Leute, verkaufen ihre Güter, um in den nordamerikaniſchen Freiſtaaten einer wahrſcheinlich eiteln Beſorgniß überhoben zu ſein.

Bei den Hrn. Eyries, rue Dauphine au Havre, Brüdern des berühmten Geographen gleichen Namens, ſah ich die vollſtändigſte Sammlung von Leuchtthurmsabriſſen, die es vielleicht in der Welt giebt. Eine Geſchichte der Leuchtthürme würde nicht ohne Intereſſe ſein. Wer Luſt hat ſie zu ſchreiben, muß ſich an die Hrn. Eyries wenden. Sie beſitzen mannigfaltige hiſtoriſche Materialien. Unter Bonaparte führte das Haus die Verſorgung aller franzöſiſchen Leuchtthürme ohne Ausnahme; von Antwerpen bis in die Mündungen des Cattaro wurden Oel und Docht aus Havre verordnet. Dieſe Thatſache iſt, glaube ich, das höchſte Beiſpiel, das Non plus ultra von Zentraliſation. Das Handelshaus ſtand ſich gut bei der Erleuchtung, auch ſind die Gebrüder Eyries ſehr heitere und aufgeklärte Leute, in deren Umgange man ſich wohlgefällt. Mit dem ſchönſten Wetter gingen wir unter Dampf nach Honfleur. Auch hier iſt die Schifffahrt nicht unbedeutend, und wir ſahen wie zu Rouen und Havre preußiſche Schiffe. Der Gedanke, Paris mittelſt eines Kanals zum Seehafen zu machen, mißfällt noch mehr den Einwohnern von Honfleur, als denen des entgegengeſetzten Ufers. Die Fluth würde, wenn der Kanal zur Ausführung käme, was aber trotz alles Koſtenaufwandes ſchwerlich geſchieht, den

Hafen von Honfleur verſanden und verſchlammen, wiewohl die Kommiſſion das Gegentheil behauptet. Allein man weiß, wie leicht hie zu Lande Schiedsrichter im Geiſte der gebietenden Meinung ſtimmen, wenn ſie ihnen Fonds zu bewirthſchaften reicht.

Zu Honfleur begegneten wir einer feierlichen Prozeſſion. Drei ſehr hübſche Mädchen ſchritten voran und eröffneten den Zug, als Gotteslämmer in Schafspelze gekleidet. Es war eine Hitze zum Erſticken. Mit blauen Augen ſah der himmliſche Vater vom unbewölkten Firmament und freute ſich vermuthlich des guten Geſchmacks der Gottesdiener von Honfleur. In Ermangelung von Gensdarmen, die heutzutage bei Feierlichkeiten aller Art, öffentlichen und häuslichen, traurigen und luſtigen, um Polizei zu halten, figuriren, was vor Zeiten in Deutſchland bei ſolchen Gelegenheiten Sache des Pritſchenmeiſters oder Hanswurſtes war, wurde die Prozeſſion von den Douaniers, Mauthnern, begleitet, damit kein falſcher Prophet Irrung einſchmuggle.

Mehr Vergnügen gewährten mir die normänniſchen Bauernhöfe. Es iſt eine Luſt zu ſehen, wie ſie gehalten ſind. Ein Wall, mit doppelter Reihe von Bäumen bepflanzt, umgiebt den Wohnſitz, die Ställe, den Obſtgarten. Die Gebäude ſind ſolid, zweckmäßig eingerichtet. Das wohlbeleibte Vieh reinlich und mit Sorgfalt gepflegt, hat Streu im Ueberfluſſe. Schlanker Wuchs, tüchtige Kleidung und ein Anſtand, der gefällt, zeichnen die Inhaber vor allen andern Landleuten Frankreichs aus. Da iſt kein Bauer, der nicht einen oder ein paar Klepper und wenn er ausreitet ſeinen Mantel umzuſchlagen hätte. Seine Hausfrau geht nicht zu Fuße, ſie fährt mit ihren Kindern in die Stadt. Einer, um den zwei rüſtige Jungen ſtanden, wie Packer, den Vater zu vertheidigen, wenn ihm jemand auf den Fuß träte, Jungen, aus denen

die Zeit vielleicht Generäle, Marschälle, Pairs de France macht, wie sie schon an andern ihres Gleichen gethan hat, frug mich über die Pachthöfe, Bauerngüter aus, die ich in England, Deutschland oder sonst in Frankreich beschaut. Als die Vergleichung oft zum Vortheil der Normandie ausfiel, sagte er fast mit der Miene des Großmeisters in den Tempelherren: je le savais. Also war es ihm nur um die Bekräftigung seiner Ueberzeugung zu thun.

Aus Mißverstand geriethen wir nach Pont au mer. Schöneres Blut ist mir nirgends vorgekommen. Wie gern hätte ich den Kontrast zwischen mir und der Jugend vergessen. Ich verwünschte die Spiegelfabriken. Aber die Mädchen spazieren niedergeschlagen am Bach und an der Straße. Es war Sonntag; sie dürfen nicht tanzen. Dafür auch singen sie nicht das Lob des jungen, fanatischen Pfarrers. Wenn das so fortgeht, erregen noch, und mit vielem Recht, die Geiger, Orgelspieler und Dudelsackkneiper, Tanzmeister an ihrer Spitze, einen Janitscharen-Aufstand, bestürmen den Altar und die Pfarrhäuser. Ich möchte wissen, was es schaden kann, in schönen Sommerabenden und unter grünen Bäumen zu tanzen, wenn die Leute die ganze Woche durch gearbeitet haben. Gegen Evreux hin wird das Land platt und gemein. Erst bei Mantes gewinnt es wieder Mannigfaltigkeit und Anmuth. Navarra hat schon dadurch viel verloren, daß der Wald, den Bonaparte seiner Gemahlin bloß zu lebenslänglichem Genusse überlassen hatte, an den Prinzen von Montbazon gekommen ist, der sein Eigenthumsrecht durch gänzliche Ausrottung desselben geltend macht. Das Schloß und die Gebäude überhaupt verdienen keine Erwähnung; aber der Park mit seinem Reichthum an lebendigem Wasser und majestätischen Bäumen wäre sehenswerth, wenn er nicht durchaus verwilderte. Schon gleicht er nicht wenig einem brasilia-

nischen Walde. Mir that es weh, überall Zeichen des Verfalles anzutreffen. Ueberhaupt ist es traurig, ein Werk, das Kunst und ungeheurer Aufwand geschaffen haben, als zwecklose Einöde zu erblicken. Die Pförtnerin erzählte die von ihrem Vater vernommenen Wunder, als der Herzog von Bouillon Ludwig XV. in Navarra zu bewirthen die Ehre hatte, eine wahre Feenzeit. Es ist mir unbegreiflich, warum die Familie Leuchtenberg das Gut nicht verkauft. Hundert Familien könnten sich hier ansiedeln. Die bloße Avenue gäbe Raum für eine kleine Stadt. Ich wünschte Navarra geriethe der Bande noire in die Hände. Wenn man auf den Ursprung dieser edlen Kumpanschaft zurückgehet, so findet man nichts als Kesselflicker, Halunken, Schufte, die aus den unglücklichsten Zeitumständen Vortheil ziehen. Unter den Genässen, zu denen der Reichthum in einer großen Stadt nothwendig führt, haben sie sich ein wenig zivilisirt; sie sind Barone, was in Italien bisweilen als Schimpfname gebraucht wird, ihre Töchter durch Heirath Frauen von Stande geworden, und, wo sie Schlösser zerstört haben, sind Dörfer und reizende Landhäuser entstanden. Im Ganzen also hat ihr Thun und Treiben Frankreich genützt. Rhony, das jedesmal an Sylt erinnert, hat das Glück einer lebensfrohen Eigenthümerin zu gehören, der Herzogin von Berry, die durch ihre Liebe für diesen, sich fortwährend verschönernden Aufenthalt, durch ihre Lebendigkeit und ihren Aufwand einem beträchtlichen Umkreise Bewegung, Genuß und Vortheil bringt. Der Fluß theilt sich in zwei ansehnliche Arme bei Mantes, einer sehr ruhmigen Stadt, deren Monumental-Gebäude aus den Zeiten der Engländer datiren. Das Missionskreuz vor der Hauptkirche umfaßt gewissermaßen den ganzen Platz. Etwas ähnliches, wahrscheinlich noch gigantischeres, soll auf dem Platze Louisquinze in Paris errichtet werden, zum Sühn-

denkmal der ewig beweinenswerthen Hinrichtung Ludwig's XVI., seiner Gemahlin, seiner Schwester. Der Weg nach St. Germain war sehr angenehm. Zu St. Germain fanden wir Damen unserer Bekanntschaft, die dort den Sommer zubringen. Doch hier wäre mir beinahe ein übles Abentheuer zugestoßen. Mein zwölfjähriger Sohn ist äußerst unternehmend und dreist. Schon zu Havre hatte er Mittel gefunden, sich ohne mein Vorwissen, doch nicht ohne Begleiter, auf's Meer zu wagen, das er seit wenigen Stunden zum erstenmal gesehen. In St. Germain war ihm gelungen, sich ein Reitpferd zu erschwatzen, dem Führer zu entschlüpfen und in den Wald zu traben. Mit jedem Schritte unvorsichtiger, will er mit einem Kavallerieoffiziere, der das seinige übte, Tritt halten, und wird abgesattelt. Es war ein Glück, daß jemand zugegen, der das Pferd einholte. Ich wäre in große Verlegenheit und Unkosten gekommen, wenn es entlaufen wäre. Der Knabe hatte sich eine tüchtige Beule gefallen, mit der er höchst gedemüthigt, doch ohne zu klagen, den verdienten Vorwürfen nahete.

Unsere Pariser Dämlein waren die kleinen tropischen Vögel, die hier theuer, zu Havre hingegen für eine Lumperei zu kaufen sind, liebliche Geschenke. Indeß mußten wir Vorwürfe hören, keine Papageien mitgebracht zu haben. Zu Havre hat jeder Schuhflicker den seinigen. Grüne wurden zu zehn, fünfzehn Franks angeboten. Einen sehr wohl abgerichteten Grisgris hätte ich für 50 Franks und weniger bekommen. Allein die Rue Chantereine ist schon mit soviel von dergleichen Schreiern angefüllt, daß ich nicht weiß, wo mir der Kopf steht, so oft sie schlechtes Wetter anzukündigen sich beauftragt fühlen.

Der Ihrige

Oelsner

79.

Oelsner an Varnhagen.

Paris, den 16. Juli 1826.

Gestern, mein hochverehrtester Freund, verzweifelte ich Ihnen zu schreiben. Unpäßlichkeit und Hitze erschweren mir jede Beschäftigung. Nehmen Sie meinen Dank für den, erst vor wenigen Tagen durch Hrn. S. empfangenen Brief vom 29. Mai. Den frühern Ihrer Gemahlin wird Herr Robert insofern beantwortet haben, daß er seiner Frau Schwester von meinem guten Willen, ihren Wünschen in Hinsicht seiner und seiner Frau nachzuleben, beiläufig Nachricht gegeben. Da sie kein französisch spricht, konnte ich ihre schöne, liebe Frau Schwägerin leider nur in ein einziges Haus einführen, bei Gräfin von Salis-Tagstein nämlich, wo sie aber auch vergöttert wird. Als ich sie der Gräfin de Lacoste vorstellen wollte, die, geborene Schwäbin, ihre junge Landsmännin lebensgern kennen gelernt hätte, erhielt diese Dame die traurige Botschaft von dem Tode eines ihrer Söhne, und begab sich auf ihre Güter.

Mit Professor Cousin ist Ihr Herr Schwager höchlich unzufrieden, und ich glaube, er hat Recht. Cousin thut auf mich die Wirkung eines karakterlosen Windbeutels, auf den man sich in keiner Beziehung verlassen kann. Ein deutsches Institut zu unterstützen, scheint er mir nun gar nicht geeignet. Der beste Vorschlag, der Ihrem Hrn. Schwager gemacht worden, ist der von Klaproth, welchen auch Herr von Humboldt genehmigt, und zwar ein deutsches, oder richtiger ein der deutschen Litteratur gewidmetes, französisch geschriebenes „Journal des savans" zu stiften. Hrn. von Stäge-

mann bitte ich, Ihnen einen Reisebericht mitzutheilen, der auf Antrieb Ihres Hrn. Schwagers entstanden ist. Er hat ihn, um ihn in's Morgenblatt einrücken zu können, umgearbeitet und dem deutschen Geschmacke angepaßt.

In Ihrem Schreiben Hauch von Mißmuth anzutreffen über Ihre Stellung zur Welt, wundert mich nicht. Er entspringt ganz natürlich aus dem Gefühle Ihrer Kraft, der es nothwendig mißbehagen muß, sich müßig und vernachläßigt zu sehen. Da das Glück, mit Ihnen an einem Orte zu leben, nicht in meiner Bestimmung zu liegen scheint, so thut es mir oft leid, daß Sie die Sendung nach Nordamerika nicht angenommen. Durch die Ereignisse, welche sich im Süden dieses Welttheils begeben haben, begeben und noch begeben werden, war der Standpunkt für einen Beobachtungsgeist wie der Ihrige unvergleichlich. Daß sich dort fortwährend noch vieles umkehre, ist in der Ordnung. Massen von solchem Umfange können unmöglich auf einmal zu innerer Ruhe gelangen, und in gegenseitiges Gleichgewicht treten. Lächerlich sind mir die Leute, die sich einbilden, Südamerika werde sich am Ende doch wohl Rath und Hülfe erbitten müssen von dem dummen, hirnlosen Spanien. An Hirngeschwüren, die nicht zu heilen sind, leiden die Ueberreste der heiligen Allianz, insbesondere Oesterreich. Konstitution flößt ihm unüberwindliches Grausen ein. Ich möchte wissen, was es zu befahren hat von einer Konstitution in Portugal. In der Türkei ist die Kurzsichtigkeit seiner egoistischen Politik am auffallendsten. Dieses Reich scheint nicht zu retten. Die Zernichtung der Janitscharen kommt zu spät. Der Bestie zuckende Ueberbleibsel werden jeder vernünftigeren Organisation hinderlich sein. Doch das günstigere angenommen: es gelinge der Pforte, eine Armee Muselmänner unter preußische Disziplin zu stellen, so haben die Wasser-

trinker großen Vortheil über den deutschen und russischen Soldaten, der herzstärkender Getränke bedarf. Die Erfahrung lehrt, und Bonaparte bestätigt es durch sein Beispiel, daß die Politik, wenn sie gar zu hartnäckig auf einem egoistischen Zwecke beharrt, in himmelweit verschiedenere Ergebnisse geräth und von ihnen gezüchtiget wird. Man sieht nicht, was Oesterreich Großgefährliches zu fürchten hätte von der Nachbarschaft eines kleinen, griechischen Staats, der immer nur höchstens durch seine Marine, nie als Landmacht bedeutend werden kann. England spielt den Achselträger. Während es die Türkei gegen Rußland zu halten sucht, läßt es den Griechen Hülfe zufließen, aus Respekt für die sattsam erkennbare öffentliche Meinung der Christenheit. Mit ihrer Religionsaffiche steht die heilige Allianz beschämt wie ein armer Sünder, wie ein entlarvter Heuchler von dieser Meinung. Rußland begreife ich nicht, sich gängeln zu lassen, wie es thut. England allenfalls, sonst zeigt keines der heutigen Kabinette Thatkraft, Unternehmungsgeist. Plinius berichtet von Brunnen, welche die Einwohner Asiens gruben, den Erdbeben Luft zu machen. Obwohl der Feuerherd zu tief liegt für dergleichen Kamine, so konnten sie doch vielleicht von Nutzen sein. Wenigstens handelten die Asiaten, soweit ihre Erfahrung reichte, zweckmäßig und mit Verstande. Was thun dagegen die Kabinette in ihrem Felde? sie verschütten die Brunnen, damit ja kein Abzug erfolge. Ahnet ihnen nicht, daß die Erschütterung, von der sie sich bedrohet glauben, dadurch nur noch nachdrücklicher werden müßte? Beständiges Mißtrauen und Furcht sind keine Zeichen von Ueberlegenheit, aber um sicher zu herrschen, muß man den Beherrschten überlegen scheinen. Hier geht die Albernheit soweit, daß in der Kirche de l'assomption öffentliche Gebete angestellt werden, damit Gott böse Schriften von der Chri-

ſtenheit abwende. Welcherlei Schriften gemeint ſind, bedarf keiner Erörterung. Ihres Hrn. Schwagers beiliegende Ueberſetzung des „bon Dieu“ von Béranger gehört dahin mit vollem Rechte. Die Gläubigen werden eingeladen, ſich in großer Zahl einzufinden, damit das Gebet deſto kräftiger werde. Ich bete von ganzer Seele für Ihr und Frau von Varnhagens Wohlſein.

Behalten Sie mich lieb, und betrachten mich ſtets als den Ihnen geweihten

Ihrigen

Oelsner.

80.

Der liebe Gott.

Ein's Tags der liebe Gott erwacht,
Gar gnädig an uns Menſchen dacht',
Er ſteckt den Kopf hinaus zum Laden.
Kam ihr Planet vielleicht zu Schaden?
Nein, ſpricht der Herr, ich kann ihn ſeh'n
Sich fern in ſeinem Ecklein dreh'n;
Doch wenn ich weiß, wie ſie drauf rumkariolen,
So ſoll mich, Kinder, gleich der Gott-ſei-bei-uns holen!

Ihr Menſchlein ſchwarz, ihr Menſchlein weiß,
Hier gar geſchmort, dort ſteif wie Eis,
Man ſagt euch zwar, ihr winz'gen Leute,
Daß ich euch lenk', regier' und leite;

Doch, leider Gottes! seht ihr ja
Es pfuschen auch Minister da.
Wenn diesen ich das Leder nicht versohle,
So will ich, daß mich gleich der Gott-sei-bei-uns hole!

Gab' ich zum Froh- und Friedlich-Sein
Vergebens Weiber Euch und Wein?
Und dreist in's Antlitz, ihr Pigmeen,
Nennt ihr den Gott mich der Ar:reen;
Ruft meinen heil'gen Namen an
Und haut und stecht und schießt euch dann?
Wenn in der Schlacht ich je ein Heer befohlen,
So soll mich, Kinder, gleich der Gott-sei-bei-uns holen!

Was thun denn dort geputzt und stolz
Die Zwerg' auf sammtbeschlag'nem Holz?
Sie sagen, die geöhlten Schächer,
Die Herren eurer Ameislöcher,
Daß sie — ich bitt' euch, welcher Wind? —
Von meinen Gnaden Herrscher sind.
Wenn so zu herrschen jemals ich befohlen,
So soll mich, Kinder, gleich der Gott-sei-bei-uns holen!

Ich nähre schwarze Zwerglein auch.
Weh' meiner Nas' bei ihrem Rauch!
Mit Ablaß schachern sie und kramen
Und thun in Bann in meinem Namen
Durch lange Reden salbungsvoll,
Die ich noch heut enträthseln soll.
Versteh' ich die geheimen Hyperbolen,
So soll mich, Kinder, gleich der Gott-sei-bei-uns holen!

Nein, Kinder, ich kann nichts dafür!
Die Guten sind die Heil'gen mir,
Und ich ersauf' euch nicht deswegen.
Lebt, liebt, genießet meinen Segen,
Reckt Hochmuth, Frommthun, Kriecherei . . . .
Adieu! Da schleicht die Polizei!
Schleicht je die Brut hier durch mein Thor verstohlen,
So soll mich, Kinder, gleich der Gott-sei-bei-uns holen!

81.

Varnhagen an Oelsner.

Berlin, den 20. Juli 1826.

Diesen Augenblick erfahre ich, mein theurer Freund, daß ein Reisender, — Herr Lindblad, ein Schwede, — von hier sogleich nach Paris abgeht. Zu einem Briefe ist keine Zeit mehr, aber diese Gelegenheit soll Ihnen wenigstens ein Blättchen mit unseren herzlichsten Grüßen bringen! Zugleich sende ich Ihnen das Beste, was unsere Litteratur Neues hat. Das Buch von Heine hat viel Verfängliches; zu viel, um nicht auch die Zueignung als verfänglich erscheinen zu lassen; indeß ist sie gut gemeint, was nicht von allem in dem Buche zu sagen sein dürfte. Die Griechenlieder haben großes Verdienst, sie gereichen dem Talente, wie der Gesinnung der Dichterin*) zur Ehre. Ich wünschte, daß der „Globe" von ihnen spräche, daß die Gattin eines preußischen Generallieutenants dergleichen darbringt, ist immer bedeutend. — Nach mehrmöchentlicher entsetzlicher Hitze athmen wir etwas

*) Amalie von Helwig, geborne Imhoff.

auf. Halb Berlin ist in Bädern, auf dem Lande, in Gärten. Wir sind noch hier, und da ich heute den Anfangsbogen meines Blücher zur Korrektur erhalten, so bleibe ich wohl für die nächsten Monate fest gebannt. Herr v. Stägemann ist leidlich wohl, ich sah ihn gestern; die Abwesenheit des Königs giebt ihm Ferien, die er zur Brunnenkur benutzt. Ich vermuthe Sie in Plombières, theuerster Freund! Der Himmel schenke Ihnen jeden Segen! — Unsere Begebenheiten rings umher sind reich: Konstantinopel, St. Petersburg, Lissabon; Cachraan, Canning, Paez u. a. halten die Welt in Athem. Darüber ein andermal! —

Von meiner Frau alles erdenkliche Liebe und Gute!

Mit treuester Gesinnung unwandelbar

Ihr

K. A. V. v. E.

82.

Oelsner an Varnhagen.

Paris, den 26. Oktober 1826.
(Rue des Martyrs No. 23 bis.)

Vermuthlich, mein Theurer, ist Ihnen aus Baden Kunde von mir geworden. Ich kam dahin am 23. August, von körperlichen Beschwerden gedrückt und in allen Nerven erschüttert. Ein böser Zufall hatte mich zur Vorsicht des glühenden Eisens vermocht. Glücklicherweise befindet sich die Ursach, der Hund, so wohl, daß er fast täglich meinem Sohn zum Spielgesellen dient. Nach Verlauf der ersten beiden Wochen besserte sich meine Gesundheit mit jedem Morgen und ich verlebte genußreiche Tage in der bezaubernden Ge-

gend, die Sie kennen und in dem Umgange mit Ihrem trefflichen Hrn. Schwager und seiner ebenso guten als anmuthigen und wunderschönen Frau. Während der Zeit hatte ich, mir Ruhe zu schaffen, den tobenden, muthwilligen Gustav seinem Elsaßer Oheim anvertraut, bei dem ich ihn wiederfand als Jäger, wohlbehalten und kräftig. Ueber Landau und Speier giengen wir nach Mannheim, Heidelberg und Frankfurt. Von alten Freunden gut aufgenommen, machte ich mitunter neue Bekanntschaften. Zu Mainz und im Rheingau begegneten uns rauhe Herbstwinde. Bald aber kehrte das mildere Wetter zurück und schiffte uns nach Koblenz. Neuwied, Köln und Brüssel beschien die herrlichste Sonne. Am letzteren Orte hatte ich Mühe, einen der größten Köpfe unserer Zeit, Sieyes, ausfindig zu machen, so zurückgezogen lebt er hier. Mein Besuch machte ihm sichtliche Freude. Der Körper des Greises trägt die Spuren des Gewichts der achtzig Jahre, die auf ihm liegen, aber das geistige Organ ist noch so gediegen, wie ich es in der hellsten Periode seiner Thätigkeit gekannt habe. Als Scherz behandelte ich daher das originelle Wort: je suis un mort qui a oublié de se faire enterrer. Er geht, Merlin etwa ausgenommen, mit keinem der gleichfalls Exilirten um, die, ehemals Terroristen, er jederzeit verabscheut hat. Sich mit derlei Leuten zusammengeworfen zu sehen, ist ihm äußerst kränkend. An seiner wohlbedienten Tafel traf ich ein paar liebenswürdige Nichten, deren eine mir von Paris her nicht fremd war, und so brachte ich, nach einem gedankenreichen Morgen, einen sehr ergötzenden Abend in Sieyes' Hause zu.

Deutschland hat einen sehr angenehmen Eindruck auf mich gemacht. Gern würde ich mich da niederlassen, auch um der Wohlfeilheit willen. Die Erziehung meines Sohnes nöthigt mich, in Paris zu bleiben. Nach dem Urtheile aller,

die ihn kennen, hat er trotz seiner Kinderpossen den Mutterwitz, den praktischen Verstand, die gesellschaftliche Haltung eines Burschen von achtzehn Jahren. Weh dem Ladenschwengel, durch den mir ein Theil der Mittel, den Knaben auszubilden, entrissen ward!

Erst seit drei Tagen bin ich wieder hier. Noch habe ich von Ihrem gütigen Geschenke nur das Billet vom 20. Juli gekostet. Zu den Gedichten von Fr. von Helwig und den Heine'schen Reisebildern war noch keine Zeit. Es freut mich, daß Sie an Ihrem Blücher drucken. Hoffentlich bekomme ich ihn. Herr Professor Gans hat mich auf Ihren Antrieb zur Mitwirkung an seiner kritischen Zeitschrift eingeladen. Ich werde seinen mir höchst schmeichelhaften Brief zugleich mit einem Probestück beantworten. Lebensgern möchte ich Geld gewinnen. Bisher brachten mir meine litterarischen Arbeiten wenig oder keinen Lohn. Ob in dieser Hinsicht einmal ein Wendepunkt eintreten wird, muß die Zeit lehren. Der Abreise des Hrn. Canning verdanke ich das unversehene Glück, Ihnen durch einen preußischen Kourier schreiben zu können. Er hat hier, wie es scheint, seine Hauptabsichten erreicht, die Sachen Portugals und Südamerika's in's Reine gebracht. England beherrscht die Welt. Seine Politik will Frieden und Ruhe, so gut wie die des Fürsten Metternich. Aber Canning sucht diesen Zweck zu erreichen, indem man allmählich dem Bedürfniß der Bewegung nachgiebt. Sich halsstarrig allem Fortschreiten entgegenstemmen, ist reiner Unsinn. Dem Interesse, das mancher Theil in Deutschland, das linke Rheinufer, Lüttich und Belgien noch immer für Bonaparte hegen, liegt weiter nichts als der Gram zu Grunde, daß mit ihm alle Bewegung aufgehört. Käme ein Anderer, die unbehaglich ruhenden Kräfte aufzuregen, so wäre Bonaparte vergessen.

In den preußischen Rheinprovinzen wird die Rechtlichkeit der Staatsbeamten gepriesen, wiewohl man ihnen viel Pedanterie vorwirft. Ganz besonders lobt man das Erziehungswesen, und durch den Weinabsatz, den die Moselländer mit dem Hauptkörper der Monarchie gewonnen haben, sind sie beneidenswerth für Rheingau und andere dergestalt eingeklemmte Bezirke, die sich glücklich schätzen könnten und würden, innerhalb der preußischen Mauthgrenze zu liegen. Im Ganzen also sind die preußischen Rheingebiete mit ihrem Schicksale zufrieden. Aber daß an kein Emporkommen zu denken ist, daß nur Privilegirte befördert werden, daß bürgerliches Talent zu ewiger Subalternität in der preußischen Monarchie verurtheilt ist, macht, daß die Leute von Geist und die sich höher fühlen, wie aus einer Dante'schen Hölle nach Frankreich, als einer Himmelsleiter hinblicken. Durch Canning hat das hiesige sich wieder aufrichtende Kastenwesen eine gewaltige Ohrfeige bekommen. Nach altem Brauch können nur Fürsten mit dem Könige speisen, öffentlich bloß die Königin. Da sitzen die Prinzen und Prinzessinnen von Geblüt um den Tisch, um zuzusehen. Für Wellington und Metternich wurde Ausnahme gemacht. Ließ sich das nämliche thun für den Plebejer Canning? Die Frage verursachte viel Kopfzerbrechen den Etiquettenmeistern. Man erinnert sich dabei an Wien und Sobieski. Dießmal siegte die reale Bedeutung über den nichtigen Gebrauch und Canning wurde zur Tafel des Königs geladen.

Ihrer Frau Gemahlin bin ich Antwort schuldig. Die Huldvolle verzeihe, wenn ich verschiebe. Den Zweck des Schreibens habe ich unterdeß nach bestem Vermögen zu erfüllen gesucht, wie die schöne Ueberbringerin wird bezeugt haben.

Durch Hrn. von Stägemann bin ich vor ein paar Jahren

zu einem falschen Schritte verleitet worden. Ich sandte nämlich ein Familienabkommen zur Bestätigung nach Berlin, von woher ich nun freilich keine Vergünstigungen zu erwarten habe. Entweder ist die Sache gänzlich vernachläßigt worden oder man hat mehr Wichtigkeit darauf gelegt, als ich ihr beimesse. Ich verlange fernerhin nichts, gar nichts weiter, als das Aktenstück zurückzubekommen. Man hat kein Recht, mir es vorzuenthalten. Herr von Stägemann hat keine Zeit, an den Bettel zu denken. Wäre es möglich, daß ich vielleicht durch Ihre Gefälligkeit den für meinen Sohn wichtigen Notariatsakt wiederbekäme? Verbinden würden Sie mich ungemein. Ich sende Ihnen Kataloge der Schlabrendorf'schen Bibliothek nebst einer Brochüre von Salm-Salm.

Leben Sie wohl und bleiben mein Schutzgeist bei Ihrer Gemahlin.

Verehrungsvoll bin ich

Ihr ergebener

Oelsner.

83.

Oelsner an Varnhagen.

Paris, den 9. Dezember 1826.

Mein höchstverehrter Freund!

Ein wenig spät, wie immer, erfahre ich, daß ein Kourier abgeht, doch will ich ihn nicht unbenutzt lassen. Vor allen Dingen bitte ich Sie, mich bei Hrn. Professor Gans zu entschuldigen. Seit meiner Rückkehr bin ich unausgesetzt in Händel verflochten gewesen mit der Präfektur, den Finan-

zen, dem Fiskus. Die Sache übersteigt alle Vorstellung und würde Roman scheinen, wenn ich sie der Länge nach erzählte. Täglich gab es Plackereien. Sie ließen mich nicht zu Athem kommen, noch weniger an litterarische Arbeit denken. Endlich sind sie bis auf den Schweif abgemacht. Auch mit ihm hoffe ich, und zwar bald, fertig zu werden, aber so lange ich daran zu ziehen habe, fühle ich mich für alles Bessere stumpf. Mein unwillkürliches Zögern könnte indeß zum Vortheil gereichen, wenn Herr Professor Gans die Gefälligkeit hätte, mittelst der ersten Hefte seiner Unternehmung mich in Form und Geist derselben einzuweihen.

Durch Litteratur und Journale sind Sie ebenso gut wie ich, vielleicht besser, mit allem hier Wesentlichen bekannt. Die Wirksamkeit der Kongregation ist sichtlich genug. Ihr Einfluß wächst mit jedem Tage. Prozeßinstruktion, Polizei, Finanzen, Departementalverwaltung, auswärtige Geschäfte stehen in ihrer Hand. Man begreift, was den Kardinal Latil hindert, das Roß vor aller Welt zu besteigen, das für ihn gesattelt am Fuß des Thrones hält. Bisher hat die Kongregation noch keinen Schritt zurückgethan, sondern ist beständig vorwärts gegangen, trotz der lauten liberalen Meinung, von der sie so heftig bekämpft wird. Wahrscheinlich sinnt sie auf Mittel, diese Gegnerin mit Gewalt zum Schweigen zu bringen. Spanien, Frankreich, Irland, Großbritannien und auch was in Deutschland sich, freilich nur liturgisch, regt, prophezeiht mir, daß der Zeitgeist auf einen großen allgewaltigen Kampf zweier Meinungen losrückt, denn nur Meinungen können sich in unsern Tagen mit Nachdruck und Ausdauer bekriegen, nur Meinungen haben Hinterhalt. Adel und Pairskammern, England ausgenommen, sind bloße Dekorationen und haben keinen innern Bestand.

Der König ist unwohl. Einigen Sagen zufolge zeigen

ſich Spuren lebensgefährlichen Familienübels. Seligkeit, wenn er ſterben ſollte, kann ihm nicht fehlen. Vor einiger Zeit wurden im mittägigen Frankreich alle proteſtantiſchen Maire von ihren Stellen entfernt. Die Abſetzung des von Uzas erregte um ſo heftigeren Unwillen, als der allgemein geachtete, anſehnliche, wohlhabende Mann einen nicht einmal im Orte anſäßigen Schubiak zum Nachfolger bekam. Herr Chabot Latour erhielt Auftrag, bei dem Miniſter des Innern Klage zu führen. Dieſer gab ihm wenig Gehör. Er verlangte darauf Audienz beim Könige. Der König, nachdem er ihn angehört hatte, ſagte: mais cela regarde Mr. de Corbière. — En effet, Sire, mais comme je ne puis rien obtenir de Mr. de Corbière, j'ai demandé une audience du roi.

Nach einer Pauſe der König: C'est dommage! on ne peut pas faire son salut chez vous.

Seit Herr Canning hier war, iſt man gegen die Proteſtanten artiger geworden. Herr von Türkheim, an die Stelle des zu Straßburg verſtorbenen Konſiſtorialpräſidenten Kern ernannt, wurde bei der Eidesleiſtung mit Aufmerkſamkeiten überhäuft, der König ſelbſt ſprach ſehr herablaſſend mit dem Verdammten. Das rührt daher, Herr Canning ſah ſich von dem Könige, der Dauphine, der Geiſtlichkeit, den Miniſtern wegen der Emancipation beſtürmt. Er erwiederte, „meine Meinung in dieſer Hinſicht iſt ſattſam bekannt, ſie bedarf keiner neuen Gründe. Wenn ſie in dem letzten Parlamente nicht geſiegt hat, ſo iſt Euer Thun und Treiben weſentlich an dem Mißgeſchicke ſchuld. Die Widerwärtigkeiten, welche den franzöſiſchen Proteſtanten begegnet ſind, haben auf unſere orthodoxe Kirche den nachtheiligſten Eindruck gemacht für die irländiſchen Katholiken."

Geſtern Abend rühmte man mir als überaus geiſtreich

la congrégation etc. von Fiévée, die ich aber noch nicht gesehen habe. Unter andern erscheint der Duc de Bellune darin als Duc de la Tulipe.

Aus Karlsruhe habe ich Zeilen, die mir viel Vergnügen machen. Ich schmeichle mir, bald von Ihnen und Ihrer Frau Gemahlin Angenehmes zu hören. Hoffentlich befinden Sie sich wohl, da der Winter sehr gelind ist. Mir zappelt das Herz, im Frühling Deutschland und auch Berlin zu besuchen. Legen Sie meine Huldigung der Frau von Varnhagen zu Füßen.

Leben Sie wohl, theuerste Genien beide und behalten mich lieb!

Von ganzer Seele

der Ihrige

Oelsner.

84.

Varnhagen an Oelsner.

Berlin, den 1. Januar 1827.

Mein verehrter, theurer Freund! Aus einer gedrängten, wirren Folge von Krankheitsübeln heraus, deren Grund und Art letzlich in Erkältungen zu suchen scheint, erheb' ich mich guten Muthes zu Ihnen, und sage Ihnen zuvörderst die herzlichsten Grüße, die eifrigsten Wünsche zu dem neuen Jahre, das wir so eben angetreten haben! Wir nicht grade mit Lärm und Jubel, sonderm in einsamer Häuslichkeit; so vieles hatte sich in der letzten Zeit vereinigt, um unsere Stimmung in sich selbst einzuhüllen! Meine Frau war geraume Zeit unpäßlich, ist es noch, und fast immer, dazwischen

ich mehr oder minder leidend, an unerfreulichen, nicht aufmunternden Ereigniſſen und Verhältniſſen war ohnehin kein Mangel; inmitten dieſer Zuſtände kam nun noch unerwartet der harte Schlag, daß der älteſte Bruder meiner Frau vor 14 Tagen ſtarb. Viele Wochen hindurch hatte ſie, mit Hintanſetzung aller Rückſichten auf ſich ſelbſt, ihn täglich beſucht, gepflegt, getröſtet, ihm war keine andere Geſellſchaft angenehm, ſelbſt die ſeiner Töchter lehnte er ab. Rahel hat unendlich gelitten, ſchon früh hatte ſie wenig Hoffnung, doch kam die verhängnißvolle Stunde noch immer überraſchend und wir wurden beide gewaltig von ihr getroffen. Der Schmerz iſt noch nicht verwunden, aber die tägliche Plage des Lebens läßt nicht ruhen, Beſorgungen und Geſchäfte, die Rückſicht auf eigene Körperleiden, und die nie raſtende Wirkſamkeit auf eine doch ſelbſt ungewiſſe Zukunft, mit einem Worte: das Weiterleben, giebt unerfreuliche Zerſtreuung, bis endlich auch einmal wieder Erheiterung Raum finden mag! Sie ſehen, unſer perſönliches Behaben iſt von keiner anreizenden Geſtaltung und ich will Sie nicht einladen, dabei länger zu verweilen. —

Die öffentlichen Angelegenheiten bieten ein reiches weit eröffnetes Feld antheilvoller Betrachtungen dar: wer auch nur einen flüchtigen Blick auf die Mannigfaltigkeit dieſer Gegenſtände gleiten läßt, der wird bekennen müſſen, daß unſer altes Europa noch voll friſcher Bewegungskraft, daß die gefürchtete Lebensſtockung noch nicht ſo nahe iſt. Die Ausſicht zum Kriege zwar ſcheint ſich, wie billig und wünſchenswerth, fürerſt noch wieder zu ſchließen, aber die Bewegung dauert wohl ausgebreitet fort und mancher Schlaf iſt auf lange hinaus geſtört. Der Wirrwarr iſt ungeheuer; faſt keine urſprüngliche Richtung läßt ſich mehr erkennen oder befolgen, die geiſtigen und materiellen Intereſſen ſind aus ihren

natürlichen Verbindungen gerissen, und haben dagegen die unnatürlichsten eingetauscht; kommt dies alles einmal zum Ausbruche, so muß ein heilloses Getümmel entstehen. Unnatürlich erscheint mir die jetzige Rolle Englands; einzeln betrachtet ist sie mir allerdings groß und bewundernswerth; der Staatsmann, welcher sie leitet, spricht die Huldigung der Welt an, die freiwillige der einen Hälfte, die gezwungene der andern; die Wirkung ist ohne Zweifel in vielem Betrachte fruchtbar; allein gleichwohl kann ich mir ein dauerndes Heil Europa's nicht von dem Prinzip ausgehend denken, welches in den britischen Staatsmächten vorwaltet, und ein rechtes Herz faß' ich zu Hrn. Canning nicht. Auch glaub' ich in der weit umher vernehmbaren Stimme dessen, was im höheren Sinne Volksmeinung heißen darf, ein solch' günstiges Zutrauen zu vermissen, wie es sich, im entstehenden Falle, wenn Frankreich eine solche Rolle übernähme, sogleich für diesen Staat aussprechen würde. Trotz aller erfahrenen Unterdrückung können eine Menge von Menschen sich noch nicht entwöhnen, alles Freiheits- und Konstitutionsmäßige durchaus in französischer Farbe zu erblicken, zu erwarten; die mit diesen Sachen verbundene Gesinnung aber halt' ich für entschieden, sie ist es, welche herrscht und waltet, sei der Anschein auch noch so entgegen, das Wort auch noch so stumm. — Wir sehen hier die Stürme und Reibungen an den Südenden Europa's einstweilen noch in behaglichster Ruhe an, und ich wüßte wahrlich nicht, was wir, wie die Sachen einmal sind, besseres thun könnten. Fast aber strengt selbst das Zuschauen, so anhaltend und unbeweglich, noch zu sehr an, und wir sollten vielleicht noch gar die Augen ein wenig zudrücken! Ich muß gestehen, daß mir ein Spiel, wo ich mitspielen kann, selbst mit Verlust angenehmer ist, als eines, wo ich bloß den bequemen Zuschauer abzugeben habe. —

In unſern heimiſchen Dingen iſt alles ziemlich beim Alten; doch nur ziemlich, nicht ſo völlig; leiſe verändert ſich immer etwas, oder wird wenigſtens der Veränderung fähiger. Des Hrn. Alexander von Humboldt hieſige künftige Anſtellung gehört in dieſe Reihe neuer Bewegungen; an und für ſich wird das Verhältniß kaum bedeutend eingreifen, aber es kann ſich unendlich vieles damit verflechten, davon fortwinden. Ich möchte Sie bitten, theuerſter Freund, dringend bitten, doch ja die Gelegenheit wahrzunehmen, und Hrn. von Humboldt's Stimme für ſich zu gewinnen, nicht zu beſtimmten Zwecken, zu einzelner Abſicht, denen vielleicht ſo unmittelbar keine Bahn möglich wäre, aber zur allgemeinen Wohlbeſtellung, die nachher auf tauſend Weiſen nützlich werden kann! Manche ſehen den Hrn. Staatsminiſter von Humboldt ſchon wieder durch den Bruder an die Geſchäfte emporgeführt, die Vorausſetzung, daß Herr von Schuckmann, nach zurückgelegtem Dienſtjubeljahr, das Miniſterium verlaſſen werde, ſcheint zwar begründet, aber ich hege gleichwohl nicht grade dieſe Erwartugen für Hrn. von Humboldt, ſondern glaube eher, daß Herr von Baſſewitz das Miniſterium des Innern erhalten wird. Wie dem aber auch ſei, die beiden Brüder werden ſich in ihrem Anſehn durch ihr Zuſammenſtehn gewiß vielfach ſtützen. —

Lebhaft und dringend muß ich Sie auffordern, unſrer neuen Litteraturzeitung Ihre treffliche Mitthätigkeit nicht zu verzögern! Ihr Brief vom Oktober verſprach unverhofft alſobald einen Beitrag, das Schreiben vom Dezember nimmt wieder unbeſtimmten Aufſchub. Haben Sie denn nicht Luſt, die Werke Chateaubriand's prüfend durchzugehn? Sie fänden da den ſchönſten Stoff zu drei bis vier Artikeln, in welchen die Feinheit, die Sicherheit, der Takt und der Reichthum Ihres Geiſtes ſich ſchönſtens entfalten könnten! Aber

Sie müßten frisch an's Werk gehen, und uns etwa den ersten Artikel gleich im nächsten Monat einsenden! Die Unternehmung ist in vollem Gange, und verspricht allen Erfolg. Ist nur erst die schwierige Zeit der ersten Anordnung vorüber, so kann es lange dauern, ehe sich ein verderblicher Schlendrian einschleicht. — Die Herren Professor Hegel und Gans, welche doch die eigentlichen Stifter des Instituts sind, haben alles Zeug, um dergleichen lebendig zu erhalten. —

Mit dem Befinden des Königs geht es Gottlob jeden Tag besser. Ganz Berlin hat in Bezeigungen des Antheils und der Zuneigung bei diesem Unfall gewetteifert. In den Geschäften hat kaum ein paar Tage Verzögerung Statt gehabt.

Ich selbst erhielt ein Kabinetsschreiben Seiner Majestät vom 22. Dezember, und dasselbe hätte jedenfalls am wenigsten Eile gehabt, wenngleich mir dessen Eingehen überaus werth sein mußte. Es enthielt die Dankbezeigung, wie sie gewöhnlich ist bei solcher Gelegenheit, für meine neuen Biographieen, die in zwei Bänden diesmal anrücken. Empfangen Sie gütig, wie immer, theuerster Freund, diese Arbeiten, welche hier beifolgen, die Schwierigkeiten, einen Helden wie Blücher jetzt darzustellen, leuchten Ihnen genugsam ein, um Ihre Nachsicht für die mangelhafte Lösung nicht missen zu lassen; die drei Dichter gaben mir größere Freiheit und Lust.

Ich hoffe, Hrn. von Stägemann wird gelingen, mein starkes Paket durch einen Kourier mitzubefördern. Unser verehrter Freund ist geistreich, munter und thätig, wie immer, und läßt selbst von bisweilen gestörter Gesundheit sich nicht allzu sehr anfechten.

Meine Frau grüßt Sie mit herzlichsten Wünschen. Einen Sonnenstrahl haben Sie durch unsere Winternebel geschossen, indem Sie verkündet, daß wir hoffen dürfen, Sie

hier zu ſehen! O thun Sie das und kommen Sie nach Berlin! In treuer, unwandelbarer Geſinnung finden Sie hier

Ihren innigſt ergebenen

K. A. V. v. E.

85.

Oelsner an Varnhagen.

Paris, den 27. März 1827.

Empfangen Sie meinen heißeſten und innigſten Dank, höchſtverehrter, bewunderter, geliebter Freund, für das Geſchenk Ihrer Denkmale und den Genuß, welchen dieſe Meiſterſtücke mir gewährt haben. Meinem Herzen Luft zu machen, ſchrieb ich auf der Stelle, noch glühend vom Leſen, einen Journalartikel. Ich ſollte des nämlichen Tages bei Marquiſe de Clapier mit Hrn. Boulard ſpeiſen, und ſo wäre mein Artikel ganz gewiß in das «Journal des Débats» gekommen. Unglücklicherweiſe fand ihn Herr Schubart auf dem Pulte. Er verſicherte, der Redakteur des «Globe» habe ihn dringendſt um einen Artikel angeſprochen. Wir waren Donnerſtag, der Artikel ſollte Sonnabend erſcheinen. Es iſt zum Tollwerden, daß ich mich von dem höchſt unzuverläſſigen Menſchen beſchwatzen ließ, der mich ſchon ſo oft belogen und betrogen und meine Geſchichte der Huſſiten — ich weiß nicht wohin — verſchleppt hat. Seit drei Wochen ſehe ich vergebens der Erſcheinung des Artikels entgegen. Sie war auf heute wieder ganz beſtimmt verſprochen. Ich traue der Zuſage wenig. Am Ende wird der Artikel wohl zum Vorſchein kommen, aber wahrſcheinlich, beſonders in dem, was Blücher betrifft, verhunzt. Sie haben da das Unerwarteſte geleiſtet

und sind über dampfende Laven mit unversengten Sohlen weggeschlüpft. Ich gehe in kein Detail ein, weil ich noch immer hoffe, daß meine Gedanken bei Ihnen gedruckt eintreffen und ich nicht will, daß Sie sie zweimal lesen. Von mehreren Punkten her vernehme ich, daß Ihr Verdienst in Berlin nach Würden geschätzt wird. Dessen freue ich mich unendlich. Sie können denken mit welchem Feuer ich die Hoffnung ergreife, welche mir aus Karlsruhe ertheilt wird, Ihnen diesen Sommer vermuthlich in Baden zu begegnen. Welchen ihrer Herrn Brüder Frau von Varnhagen verloren: ob den, dessen Haus ich besucht, den ich hier in Paris gesehen, der mit der schönen Polin verheirathet ist, haben Sie mir nicht gesagt. Von ganzer Seele nehme ich an allem Theil, was Ihrer edlen Gemahlin und Ihnen Gutes oder Böses zustößt. Leben ist ein gar zu leicht verduftender Hauch. Darum möchte ich gerne was mir noch etwa beschieden ist, mit geist- und gemüthvollen Freunden genießen, wie Deutschland erzeugt, und Frankreich keine nährt. Leider gebricht es mir an den unentbehrlichsten, materiellen Mitteln der Bewegung. Sonst nähme ich keinen Augenblick Anstand, mich mit der Wurzel nach Deutschland zu verpflanzen. Ich spüre ein ganz eigenes Grauen hier zu sterben, besonders seitdem pfäffische Dummheit mit unglaublicher Unvernunft das ziemlich wohlgeordnete Land auf's neue umzuwälzen trachtet. Hüte ich mich, Sie von Politik zu unterhalten, so rührt das vorzüglich daher, daß sie mir ein Ekel ist. Mit Dank erkenne ich Ihre gute Absicht in dem Rathe, den Sie mir in Hinsicht Alexanders ertheilen. Aber da würde ich eitle Versuche machen. Man begegnet mir mit Höflichkeit aber mit Kälte; bisweilen weicht man mir sichtlich aus. Bei beiden Brüdern scheine ich nicht ganz gut angeschrieben zu stehen. Es rührt vielleicht von alten Sünden her. Man muß sich

in der Welt über gar Vieles tröſten. Mein Stern iſt nun einmal kein ſonderlich glücklicher. Er bewahre mir Ihr Wohlwollen, Ihre Theilnahme, Ihre Freundſchaft, ſo habe ich ihm nicht zu zürnen.

Leben Sie wohl, beſchützen Sie mich in Frau von Varnhagen's großmüthiger Gunſt.

Mit inniger Liebe und Anhänglichkeit

der Ihrige

Oelsner.

86.

Varnhagen an Oelsner.

Berlin, im März 1826.

Tauſend herzliche Grüße zum Voraus, mein theurer Freund! Welch' ein Dämon waltet über unſern Briefwechſel, daß wir ſo lange ſchon außer Verkehr ſtehen? Seit der Erſcheinung des Hrn. Pirault des Chaumes hieſelbſt dachten wir immer, Sie hier ankommen zu ſehen und noch ganz ſpät im Herbſt ſchallte eine Stimme von Frankfurt a. M. hieher, die uns Ihren Beſuch verkündigte; Alles aber vergebens! — Wie geht es, was berührt Sie? Die Tagesgeſchichte hat immer neuen Reiz, beſonders in Paris, aber Sie bedürfen auch anderer Nahrung. — Von mir kann ich Ihnen faſt nichts ſagen, als daß ich krank bin oder eigentlich kränklich beinahe immerfort und dadurch geſtört und gehemmt in Allem.

Berufsgeschäfte im Ministerium, die mir in früherer Zeit zur größten Freude gereicht hätten, werden mir unter solchen Umständen oft zur bloßen Last. Die Stunden der freien Muße beschränken sich und ihr Ertrag ist oft in Monaten so gut wie nichts. — Doch will ich Ihnen keinen Brief schreiben, sondern nur eine Aufforderung, daß Sie doch für unsere Jahrbücher etwas arbeiten! Es ist mir ein Punkt des Ehrgeizes, Sie hier nicht fehlen zu sehen; ich möchte mich der Genossenschaft rühmen können. Gehen Sie frisch an's Werk, es thut Ihnen auch gut etwas zu schreiben, etwas unter Ihrem Namen wieder in's Publikum zu bringen! —

Ich dächte, Ihres Freundes Fortin d'Urban Geschichte von Portugal dürfte Sie reizen; anderthalb bis zwei Bogen geistreicher Betrachtungen über dieses Werk und seinen Gegenstand fällen Sie leicht, die gelehrte Forschung ist nicht in dem Maße nöthig, daß Sie darin eine Beschwer zu finden hätten, es genügt, wenn Sie im Allgemeinen angeben, was von der Gründlichkeit der Quellen u. s. w. zu halten ist. Also schreiben Sie, schreiben Sie!

Wollen Sie nicht Chateaubriand's Werke — oder vielleicht die neuen, zum erstenmal gedruckten — in raschem Ueberblick anzeigen und bei der Gelegenheit recht viel Schönes und Treffendes über die besondere Eigenschaft dieses Autors und seiner Werke sagen, die darin besteht, für die vornehme Welt populär zu sein?

Oder wählen Sie selbst ein Buch, das der Anzeige werth ist und melden uns nur in aller Kürze den Titel, damit wir Ihnen sagen können, ob es nicht schon vergeben ist.

Genug, Sie sehen, ich will durchaus erlangen, daß wir eine Rezension von Ihrer Hand aufweisen, und wenn ich es nun versprochen hätte, zwar unbefugt, aber doch ver-

ſprochen, und Sie ließen mich ſtecken? Sie werden es nicht thun!

Lebensgern wüßt ich, was Sie zu meinen Rezenſionen von Mignet, Montgaillard und Walter Scott ſagen! Eben habe ich Brienne's Memoiren fertig geliefert; dieſes Buch wäre auch für Sie recht paſſend geweſen.

Meine Frau grüßt Sie beſtens; Ihr liegt auch ob, etwas Erkleckliches für ihre Geſundheit zu thun, eine größere Reiſe wäre vielleicht das Beſte. Auch unſer verehrter Freund Stägemann iſt noch immer ſehr leidend. Der Himmel gewähre Ihnen Fülle der Geſundheit und Heiterkeit! Mit treuſter Geſinnung verbleib' ich Ihr alter

K. A. V. v. E.

Antwort, wenn auch nur ein Wort, erwarten wir mit Zuverſicht.

87.

Oelsner an Varnhagen.

Paris, den 20. April 1828.

Der Anblick Ihrer Handſchrift, die ich ſo lange nicht geſehen hatte, war, Hochverehrteſter, meinen Augen wahre Erquickung. Noch mehr that Ihr Andenken meinem Herzen wohl. Ich bedarf dergleichen, da ich gar elend bin. Doch bevor ich Sie von mir unterhalte, will ich andere Sachen abthun.

Durch Frau von Quandt, die nach Leipzig reiſet, habe ich an Hrn. Dr. Gans geſchrieben, daß ich die Geſchichte von Portugal nicht kenne, daß ſie wahrſcheinlich noch unter der Preſſe ſchmachtet, daß der Verfaſſer mir ein Exemplar

zu bringen versprochen, sich aber noch nicht hat blicken lassen. Zu vorläufiger Entschädigung verspreche ich den Jahrbüchern einen Abriß der Mémoires d'un homme d'état prussien, die eben bei Ponthieu erschienen sind. Wozu sonst ein oder zwei Tage hingereicht hätten, dazu brauche ich jetzt ganze Wochen. Sie könnten mich, wenn ich ein paar Zeilen geschrieben habe, den linken Arm zur Stütze, auf meinem Sopha in der Stellung des sterbenden Gladiators sehen. So schwach bin ich, daß ich alle Augenblicke Erholung bedarf. Gesagt ist mir nicht, auf welchem Wege meine Aufsätze nach Berlin gelangen sollen. Daß die angezeigten Bücher, nebst der Bezahlung, der Direktion zufallen, verstehet sich, glaub' ich, von selbst.

Sie wünschen zu wissen, was ich von Ihren Rezensionen Mignet's, Montgaillard's und Walter Scott's denke. Leider habe ich noch kein Blatt der Jahrbücher in Paris gesehen, kein Mensch kennt sie. Brienne's Memoiren waren Ihnen Zeitverkürzung, hier machen sie viel Glück. Die Dehnungen des zweiten Theils hätte sich der Herausgeber ersparen können, aber dabei wäre der Eigenthümer, Herr Schubart, weniger gut gefahren, er hätte weniger Geld vom Publikum gezogen.

Von Hrn. Pirault's Reise nach Berlin wußte ich kein Sterbenswort. Aus eben nicht sehr freundlichen Gründen hatte er mir ein Geheimniß daraus gemacht. Mit mancherlei Talent verbindet der Mann die allervulgarste Eitelkeit. Er ist beleidigt von Berlin zurückgekommen, daß man in Ihrem Kreise deutsch gesprochen, daß er niemand gefunden, dem er seine Fabeln rezitiren gekonnt. Wenn Ihnen aus Brüssel ein Exemplar der letzteren zugekommen ist, so werden Sie darin einen Pferdeapolog lesen, der eine Satyre auf deutsche Hospitalität sein soll.

Als ich im Begriff stand, von Frankfurt nach Berlin aufzubrechen, spürte ich plötzlich die Vorboten nahender Krankheit. Um nicht im Gasthofe krank zu werden, eilte ich nach Paris zurück. Hier schleppte ich mich mühsam bis Anfangs Dezembers, wo ich den Arzt rufen mußte. Mein gewöhnlicher lag selber zu Bette und sein Stellvertreter begieng Fehlgriffe, deren Folgen noch nicht gehoben sind. Seit mehreren Monaten bin ich nicht im Stande, das Zimmer zu verlassen. Erschöpft, bestehe ich nur noch aus Haut und Knochen. Meine Schwäche gehet so weit, daß ich nicht ohne Beklemmung und Herzklopfen ein paar Schritte thun, meine Stellung verändern kann. Unter solchen Umständen wird man des Lebens überdrüssig und doch, sobald einem der Tod zu Leibe gehet, findet man das elende Dasein schön und sträubt sich aus allen Kräften gegen die Vernichtung. Gern möchte ich noch einige Jahre leben, wäre es auch nur um meines Sohnes willen, der meiner bedarf und viel verspricht, wenigstens mit ungemeiner Energie des Karakters und Munterkeit sprudelnden Witz vereinigt. Er liest, noch nicht volle 14 Jahre, Horazens Satyren und Episteln nicht wie ein Schüler, sondern mit Geschmack, und den griechischen Plutarch weiß er ziemlich zu handhaben.

Europa befindet sich in einer Art von Dämlichkeit. Kein Kabinet weiß genau was es will oder zu wollen hat. Das Wellington'sche wird Schimpf und Schande erndten. Ich bin kein großer Neugriechenfreund und halte die barbarischen Türken für im Grunde weit rechtlichere Leute. Aber sie sind doch gar zu sehr hinter der Zeit zurückgeblieben und so müssen sie es büßen, und so mag Wellington thun was er will, er kann zuletzt nicht hindern, daß Rußland nicht der Nothwendigkeit seiner höheren Potenz gehorche. Hätte man sich gleich anfangs der Griechen ein

wenig angenommen, ſo wäre Europa nicht in die Spannung gerathen, die nur ein gewaltſamer Riß löſen kann.

Durch die unſinnige Begünſtigung des Prieſterweſens mehr noch als durch ſeine finanziellen, adminiſtrativen und Elektoral-Sünden hat das Villèle'ſche Miniſterium einen Gemeingeiſt in Frankreich erweckt, der den Franzoſen Ehre macht; es iſt ein ruhiger, feſter, überlegter, ein männlicher Geiſt, der nichts als Recht und Ordnung will. Aber unter ſeinen Flügeln erhebt ſich ein anderer, der lebensgern Unfug anſtiften möchte. Der Militairparthei, den Bonapartiſtiſchen, iſt wenig an Geſetz und Künſten des Friedens gelegen, ſie wollen herrſchen, ſie können der Reſtauration nicht verzeihen, ihre Lorbeeren gewelkt zu haben. Die franzöſiſche Jugend, die Landleute, obwohl ſie ſich jetzt der Konſkription entziehen, gehören dieſer Parthei; denn in jedem Dorfe ſitzt ein Invalide, der die Begebenheiten ſeiner beſten Jahre der nicht zu ſättigenden Menge in müßigen Stunden erzählt und den bettelarmen Häusler Glauben macht, ihrer aller Ehre ſei im Spiel, daß die Trikolore auf dem Kremlin wehe. Der Militairparthei kommen die Pfaffen dadurch zu Hülfe, daß ſie, ſtatt Religion einzuflößen, Moral zu predigen, nichts als ihre Herrſchaft zu begründen ſuchen mittelſt Mummereien, die verächtlich ſind, und Weiberintriguen, die ſie den Männern verhaßt machen. Am Vorabende der Sonn- und Feſttage dürfen rechtgläubige Weiber nicht ihren Männern beiwohnen. Weigert ſich eine, mit ihrem Manne zu ſchlafen, ſo ſteckt dem Bauer der Pfaffe dahinter und er möchte ihn todt ſchlagen. Das wiſſen die Prieſter, darum haben ſie das Sakrileggeſetz in's Daſein gerufen, allein durch dieſes Schreckbild iſt das Uebel nur ärger geworden. In einem gewiſſen Alter neigen ſich faſt überall die Frauen zur Kirche. Der Prieſter weiß dieſem Hang zu ſchmeicheln. Das

Meiste wird den Kongregationen durch Weiber zugetragen: Botschaften, Viktualien, Geld. Man rechnet, daß die Kongregationen bereits in Grundstücken einen Werth von 500 Millionen besitzen. Das giebt dereinst zu neuen Spoliationen Stoff.

Unglaubliche Intriguen sind von der Militairparthei und zwar mit Glück gespielt worden, Hrn. Pichon und den Dichter Nepomucène Lemercier ihrer Wahlstimmen, deren sie sehr viele hatten, zu entkleiden; den ersteren, weil er 1814 in einer sehr lesenswerthen Schrift die Gebrechen der bonapartistischen Verwaltung aufgedeckt, den andern, einen höchst selbstständigen Karakter, weil er 1815 einen derben Verweis an die große Armee geschrieben, darüber, daß sie dem Usurpator zugefallen. Ein Hauptmann der Militairparthei, ist Lafitte seit dem St. Helena'schen Testamente, das ihm nur das Kapital des vertriebenen Kaisers, nicht den Ertrag abgefordert, ganz Bonapartist. Zu Madame Hamelin sagte er: indem er seine Tochter dem jungen Ney gegeben und so der Familie Moskowa aufgeholfen, habe er das Kind dem großen Schatten Napoleons geopfert.

Meines Erachtens giebt es kein Land, wo eine Revolution leichter wäre wie Frankreich. Nur die Façade der Verfassung ist oder wird ausgebaut. So lange Frankreich keine Munizipal- und keine Provinzial-Verfassung hat, braucht ein Mallet sich nur der Hauptstadt zu bemeistern und die Präfekten abzuändern, sogleich ist ein völliger Umsturz da. Die Bourbonisten ließen thörichterweise das bonapartistische Zentralsystem bestehen, weil Despotism ganz nach ihrem Herzen ist und sie napoleonische Willkür als Regierungskunst bewundern.

Da ich nicht ausgehen kann, habe ich Hrn. von Humboldt nicht gesehen. Meine Krankheit schadet mir unendlich.

Den Freunden, die ich nicht zu beſuchen vermag, macht ſie mich fremd. Alle Arbeiten, die ich mir für den Winter vorgezeichnet hatte, ſind in's Stocken gerathen. Ich werde bettelarm und könnte Almoſen von meinem Bruder annehmen, wenn der zu geben geneigt wär'. Sie haben keinen Begriff von dem was mich Arzt, Apotheker, Bäder, Douchen, Dämpfe und andere Folgen der Krankheit koſten.

Wiewohl Sie und Ihre Gemahlin nicht ſo übel daran ſind wie ich, ſo kränkeln Sie doch. Sorgen Sie für Ihre Geſundheit. Leben Sie wohl. Bleiben Sie mir geneigt.

Mit innigſter Verehrung und Liebe

Oelsner.

88.

Varnhagen an Oelsner.

Berlin, den 28. Juni 1828.

Mein theurer, verehrter Freund! Mit wahrem Schmerz und Leid vernehme ich die Klagen, welche Ihr letzter Brief über Ihre Geſundheit ausſpricht. Sie ſollten nicht krank ſein, ſondern in heitrer Lebensthätigkeit ſich ſchöner Tage freuen, das iſt nicht nur der Wunſch, der mich für Sie beſeelt, ſondern auch der Eindruck, den Sie mir perſönlich und ſchriftlich ſtets gegeben! Ich dachte auch, es wäre mit meinen eignen Leiden mehr abgethan, als auf Einen billig kommen mag, und denen, die ich als meine Angehörigen rechne, dürfte damit einiges erſpart werden. Aber mit nichten! Ich ſehe, daß Sie nicht minder heimgeſucht ſind, als ich, der ich in wechſelnden, unergreifbaren Zuſtänden meine beſte Zeit verſchmachte, oft ohne Lebensluſt nur

Tag an Tag hinanſchiebend, meiſt gehemmt in allen meinen Arbeiten. Als ich Ihren Brief empfing, lag ich zu Bette, eine unbezwingliche Heiſerkeit befiel mich, ſo oft ich ſeine Wärme dauernd verlaſſen wollte. Wochenlang hat dies fortgewährt; vergebens ſchickte Graf Bernſtorff, vergebens lockte der Frühling, drängte mein Trieb mich zu litterariſcher Thätigkeit, ich durfte nichts thun, als daliegen, gekränkter mehr noch als krank! Endlich hat der Fortſchritt des Jahres mich in leidlicheren Zuſtand gehoben, aber noch immer habe ich nicht das rechte Gefühl der Geſundheit, den friſchen Muth zum Leben und Treiben, wie ſonſt; ich lerne den Abſchnitt erkennen, wo man in Körper und Sinn zu altern anfängt! Doch iſt es wohl nur die Körperlichkeit, welche die Schuld trägt, denn der Sinn will anders, und wird nur gezwungen, jeder Freilaſſung lächelt er ſogleich freudigſt entgegen! Auch Ihr Brief, mein theurer Freund, fällt noch in die Zeit des Winterausganges; der ſchnellere und dringendere Frühling Ihres Aufenthalts hat Sie vielleicht jetzt ſchon befreit von allen Widrigkeiten, über welche Sie klagen. Ich hoffe es und wünſche es mit wärmſter Inbrunſt! Möcht' ich doch die Freude haben, Sie geſund und ſtark, und hochathmend und ſpannkräftig, wie ehmals, wiederzuſehn! Denn auf Wiederſehen ſind meine Gedanken ſehr gerichtet, und wenn auch die Ausführung noch nicht bereit liegt, ſo kann ſie aus dem langen Vorhaben doch einmal plötzlich fertig werden, und dann kommen wir vor allem nach Paris! Laſſen Sie uns einſtweilen das angenehme Bild mit Antheil hegen, und bleiben Sie ſelbſt eine der theuerſten Figuren darin! — Wir ſind hier in geſpannter Erwartung Ihrer Rezenſion der ſogenannten Hardenberg'ſchen Memoiren; zwei Bände, die wir hier haben, und die wahrſcheinlich der Gegenſtand eines erſten Artikels ſein werden, zeigen einen

guten Vorrath zuverläßiger Materialien, die auch mit Maß verarbeitet ſind, nur immer, wie mich dünkt, im Karakter buchhändleriſcher Spekulation, nicht in dem freier Hervorbringung. In den Thatſachen habe ich wenig Unrichtiges gefunden; manches iſt neu, doch übereinſtimmend mit dem ſchon Bekannten. Man will hier vermuthen, daß dem Redakteur, wenigſtens bei dieſen erſten beiden Bänden, auch von Lucchesini und Haugwitz her manches zugekommen, oder von Lombard, ſei es nun rein oder trüb, vollſtändig oder zerſtückt. Die folgenden Bände müſſen durch ihren uns näher bekannten Inhalt den Blick in die Quellen und die Faſſung dieſer Kompoſition mehr eröffnen. Senden Sie uns nur baldigſt ihren erſten Artikel; wir brennen vor Verlangen, endlich etwas von Ihrer Hand in unſern Jahrbüchern zu ſehn! Daß Ihnen von dieſen bisher nichts zu Geſicht gekommen, iſt ſehr ärgerlich; ich will aber an Herrn von Cotta ſchreiben, um ihn aufzufordern, für die Verbreitung dieſer Blätter in Paris etwas zu thun; Sie würden an manchem, ich zweifle nicht, Ihre Freude haben, an dem von Hegel über indiſche Philoſophie und gegen Tieck's Philoſophiſchthun Ausgegangenen gewiß! —

Wir kommen auch allmählig in ein beſſeres Geleiſe, und werden der Ordnung und der Auswahl mehr Meiſter, die, wie auch das Maß, im Beginn eines ſolchen Unternehmens nicht gleich zu beherrſchen waren. Vor allen Dingen laſſen Sie uns Ihre Beiträge nicht fehlen; die Geſchichte von Portugal, vom Grafen Fortia und Chateaubriand's Werke möchte ich Ihnen immer noch für eine gute Stunde anempfohlen laſſen! Die letzteren wären vielleicht auf einem oder anderthalb Druckbogen raſch zu karakteriſiren, und dabei die Popularität im vornehmen Weltkreiſe, im Gegenſatze zu der im Volkskreiſe, als Geſichtspunkt feſtzuhalten; die vogue der

Salons scheint mir wirklich die Hauptsache bei diesem Autor, der sich wenig überleben wird in seinen Werken. Ich habe für mich Lameth's Konstituante übernommen, die aber noch nicht hier ist, und Rovigo's Memoiren, wenn es der Mühe lohnt, was mir noch zweifelhaft scheint. Der Herzog ist sehr unzufrieden von hier abgereist; ein Abkommen zerschlug sich an den äußerst geringen Anerbietungen unsres Finanzministers, und der Prozeß geht nun weiter; nach meinem Ermessen muß der Herzog ihn verlieren, ungeachtet des günstigen Urtheils in erster Instanz. — An ihren Schützling, den Fürsten von Salm-Kyrburg, hab' ich kürzlich auch in seiner juristischen Angelegenheit zu schreiben gehabt: ich glaube nicht, daß er mit den von hier empfangenen Antworten sehr zufrieden sein kann, wiewohl ich den eigentlichen Inhalt derselben nicht kenne. — Herr Pirault des Chaumes aber hat nicht Ursache zur Unzufriedenheit; wir und mehrere unsrer Gäste sprachen immer französisch mit ihm und untereinander, und, auf mein Wort, sehr viel mit ihm; aber zu erwarten, daß wir mehrere Personen, worunter Damen, die gar nicht französisch konnten, um Eines Franzosen in einer deutschen Gesellschaft von wenigstens zehn Personen ganz verabsäumen würden, war eine selbstsüchtige Eitelkeit, die Herr Pirault einem Deutschen in umgekehrtem Falle schwerlich möchte gelten lassen. Er hat übrigens seiner und Ihrer Sache durch seine Anwesenheit nicht genutzt, und träumte nur den rothen Adlerorden durch die Gunst der Grafen von Kalckreuth zu erlangen, die ihrerseits nur an den Prozeß dachten. Die im Druck erschienenen Fabeln sind mir nicht zu Gesicht gekommen. —

Ich habe Sie, Verehrter, um einen besondern Liebesdienst zu bitten! Der Fürst A. Labanoff in Paris hat ein Heft ausgehen lassen, wovon er mir einen Abdruck mit der

Aufschrift offert par l'auteur à M. V. v. E. zugefertigt. Die Sache geht mich nicht persönlich an, weil aber doch im Eingang ausdrücklich mein Namen genannt worden, so wünsche ich dabei nicht gänzlich zu verstummen. Ich habe Beifolgendes aufgesetzt, und wünsche es in den „Globe" eingerückt zu sehn. Wollen Sie das gütigst besorgen? Jedoch nur im Fall Sie das Ganze billigen; vielleicht kennen Sie auch den Fürsten persönlich, und begrüßen ihn meinerseits durch mittheilende Ansprache deßhalb. Allein darin besteht noch nicht der eigentliche Liebesdienst, sondern in der gütigen Durchsicht und der Durchbesserung, die ich für meinen Aufsatz, vor der Mittheilung und dem Abdrucke, von Ihrer Hand erbitte! Mein Diplomatenfranzösisch macht mir in seinem eigenthümlichen Kreise keine Sorge, es ist nicht schlechter, als das der meisten Zunftgenossen; aber litterarisch mag ich mich nicht darauf einlassen; da muß ich wünschen, sicherer zu erscheinen; an Ihrer Hand unstreitig durchaus sicher! Nicht wahr, Sie thun mir den Gefallen? Uebrigens mögen Sie das Ganze unterdrücken, wie gesagt, wenn es Ihnen so gerathener dünkt, oder, noch besser, wenn Sie selbst das Wort nehmen wollen! Denn eine kleine Erwiederung auf das Heft des Fürsten wäre doch wohl wünschbar. —

Von den politischen Dingen schweige ich diesmal. Wir genießen hier eines gedeihlichen Friedens, voll steigender Kraft und Fülle des innern Lebens. Alles Gewerbe, alle Anstalten, alle Kunst, erblühen und wachsen. Nur die Kunst, in der ich dem äußeren Stande nach befangen bin, die der Staatsdinge, bedarf entweder andrer Talente, als ich besitze, oder auch vielleicht keiner; die neuesten Anstellungen sprechen sehr für das Letztere. Ich will für meine Person keine Unzufriedenheit äußern, aber Lust und Freude ist bei diesen Verhältnissen auch nicht! —

Der Tod des Großherzogs von Sachſen-Weimar hat uns tief geſchmerzt, auch um Goethe's willen, der ſich in Weimar durch dieſen Schlag ſehr vereinſamt fühlen muß. Die Großfürſtin Marie, eine Dame von ausgezeichnetem Geiſt und Sinn, wird indeß nichts mangeln laſſen, um Weimars Bildung und Annehmlichkeit ferner zu erhalten. —

Meine Frau grüßt Sie herzlichſt, und vereinigt ihre Wünſche mit den meinigen für des theuren Freundes Geſundheit und Wohlergehn. Sommerprojekte haben wir noch nicht gemacht; aber alles geht von Berlin fort. Graf Bernſtorff geht nach Töplitz; ebendahin begleitet den König diesmal auch Herr Alexander von Humboldt. Den Miniſter von Humboldt ſehn Sie vielleicht auf ſeiner Rückreiſe durch Paris; verſäumen Sie es nicht! Was macht denn Geheimerath Koreff? Wir haben mit wahrer Beſtürzung von einer Operation vernommen, der er ſich unterwerfen müſſe, ohne zu wiſſen, welcher? Geht es ihm doch jetzt wohl, und iſt er völlig hergeſtellt? Unſere lebhafteſte Theilnahme bleibt ihm zeitlebens ſicher, keine Zänkerei vermag dagegen etwas! —

Mit innigſter Verehrung und Zuneigung, theuerſter Freund,

ganz Ihr

K. A. V. v. E.

89.

Diktirter und letzter Brief

von

Oelsner an Varnhagen.

Le 28 juillet 1828.

Plaignez moi, mon cher, mon bienveillant ami, de ce que je suis hors d'état de vous écrire et de répondre à votre aimable et infiniment interressante lettre. Depuis plus de six mois malade, je garde le lit depuis plus de deux mois. Mon affaiblissement est tel, que je ne puis pas rester debout un quart d'heure. Je ne me trouve dans une situation supportable qu'autant que je reste couché, et pour écrire j'ai besoin de la plume d'autrui. Si j'avais à ma disposition un sécrétaire allemand, je pourrais remplir peut-être les engagements, que j'ai pris concernant les articles littéraires que vous m'avez demandés. Malheureusement ce secours me manque et je ne vois pas de possibilité de remplir mes promesses, quoique ma téte se soit conservée assez bonne et saine pour m'occuper de littérature.

Monsieur et Mesdames de Humboldt sont venus me voir plusieurs fois. Cette noble famille m'a témoigné le plus tendre intérêt. J'en suis pénétré de reconnaissance.

Vos observations sur Monsieur de Chateaubriand sont extrèmement judicieuses. En France ce sont les salons qui font la fortune d'un auteur. Comme écrivain

politique, Monsieur de Chateaubriand est en effet très distingué. Ce mérite couvre les faiblesses de l'historien, du philosophe et du poëte.

Ah! que je suis désolé de voir par votre lettre que vous aussi vous avez à vous plaindre de votre santé et que vous éprouvez souvent la même disgrace que moi. Savoir d'être forcé de passer non seulement des heures entières mais des jours à ne pas pouvoir vous occuper! Pour un esprit avide de connaissances il est douloureux, il est déchirant, d'éprouver de ces lacunes, vides d'instruction, dans cette vie si courte, si fugitive, si passagère.

L'esprit qui respire aujourd'hui dans les gouvernements éclairés de l'Europe et parmi les nations les plus distingués, telles que l'Allemagne, la France etc., est un excellent esprit, il est le résultat des sécousses politiques et des grands événements dont nous avons été témoins. Il est le résultat aussi des éfforts qu'ont faits les écrivains à le développer, et sous ce rapport j'y ai contribué de mon mieux. Il est donc naturel, que je désire jouir des fruits que la sémence a portés, et de vivre s'il est possible encore quelques années. Les médecins et mes amis me promettent que je me rétablirais, j'en accepte l'augure, mais leurs promesses sont lentes à se remplir, et il me faut beaucoup de patience pour supporter ma situation.

Je fais des voeux pour la conservation de vos jours et ceux de Madame de Varnhagen. Je vous prie de mettre mes hommages à ses pieds. Votre amitié est un des plus grands bonheurs de ma vie, qu'elle me reste, qu'elle ne s'altère pas, c'est ce que je demande au ciel. Vous connaissez l'affection que je vous porte.

Agréez l'assurance de ma haute estime et de mon dévouement sans bornes.

Pour son père

Gustave
de Monmerqué-Oelsner.

Fin.

Druckfehler-Verzeichniß.

Durch die Entfernung der Herausgeberin vom Druckort ſind leider die folgenden zahlreichen Druckfehler ſtehen geblieben:

Seite	1,	8.	Z.	v.	u.,	anſtatt: ihre — lies: Ihre.
„	8,	7.	„	„	o.,	„ Malet — Mallet.
„	24,	5.	„	„	o.,	„ rhin c'est — Rhin s'est.
„	36,	8.	„	„	u.,	„ der — den.
„	42,	13.	„	„	o.,	„ Lamontay — Lémontey.
„	43,	6.	„	„	o.,	„ Mitgenſtein — Wittgenſtein.
„	48,	3.	„	„	o.,	„ Lémontay — Lémontey.
„	63,	9.	„	„	o.,	„ ſie — Sie.
„	71,	9.	„	„	o.,	„ Lullius — Lullin's.
„	72,	unterſte Zeile,				„ ſie — Sie.
„	73,	1.	Z.	v.	o.,	„ ihre — Ihre.
„	75,	10.	„	„	o.,	„ wünſche — wünſchte.
„	78,	19.	„	„	o.,	„ Frau — Friederike.
„	80,	11.	„	„	o.,	„ St. Court — A'Court.
„	81,	5.	„	„	o.,	„ ou — où.
„	82,	9.	„	„	u.,	„ indigne — indique.
„	83,	5.	„	„	u.,	„ habilités — habités.
„	84,	18.	„	„	o.,	„ denonée — dénoncé.
„	85,	3.	„	„	o.,	„ sur — sûr.
„	89,	16.	„	„	o.,	„ Rameaux — Rameau.
„	93,	8.	„	„	u.,	„ Labourdonnage — Labourdonnaze.
„	97,	17.	„	„	o.,	„ Craron — Craven.
„	98,	6.	„	„	u.,	„ Ehrhard — Erhard.
„	111,	2.	„	„	u.,	„ Epopon — Epopöe.
„	112,	9.	„	„	o.,	„ Rahle — Rühle.
„	125,	18.	„	„	o.,	„ plénipotentiair — plénipotentiaire.
„	129,	11.	„	„	o.,	„ Fatalism — Fatalismé.
„	156,	15.	„	„	o.,	„ de l'Infantads — de l'Infantado.
„	158,	14.	„	„	o.,	„ Monsieur T. — Monsieur de T.
„	169,	2.	„	„	o.,	„ Perſilius — Perſilies.
„	170,	14.	„	„	u.,	„ L'Erile's — L'Erile's.
„	173,	11.	„	„	u.,	„ ſind gegen den Hergang — lies: zogen den Hergang.
„	180,	10.	„	„	u.,	„ Caſoens — Laſoens.
„	190,	10.	„	„	o.,	„ Deutſchen — Deutſchem.
„	190,	3.	„	„	u.,	„ Migant — Mignet.

Seite	194,	9.	Z.	v. o.,	anſtatt: Amerikaners — lies: Amerikaner.
„	196,	7.	„	„ o.,	„ ſie — Sie.
„	197,	unterſte	Zeile,		„ ſie — Sie.
„	199,	4.	Z.	v. o.,	„ Tranquilius — Tranquillus.
„	202,	5.	„	„ o.,	„ „Calderon“ — Calderon.
„	206,	3.	„	„ u.,	„ „Hamburgiſchen Tagesblätter“ — lies: Hamburgiſchen Tagesblätter.
„	207,	14.	„	„ u.,	„ lieberale — liberale.
„	208,	14.	„	„ o.,	„ konnt — kannt'.
„	210,	10.	„	„ u.,	„ ihrerſeits — Ihrerſeits.
„	224,	1.	„	„ o.,	„ Rieger — Riger.
„	225,	1.	„	„ o.,	„ Digeon — vom General Digeon.
„	234,	10.	„	„ o.,	„ nur — nun.
„	237,	3.	„	„ u.,	„ à — a.
„	237,	unterſte	Zeile,		„ l'hopital — l'Hôpital.
„	238,	13.	Z.	v. o.,	„ Roger-Collard — Royer-Collard.
„	245,	7.	„	„ o.,	„ Herr — Herrn.
„	243,	7.	„	„ u.,	„ Goethe — Goethe.
„	248,	7.	„	„ u.,	„ Barles — Bartes.
„	251,	11.	„	„ o.,	„ 1821 — 1824.
„	252,	14.	„	„ o.,	„ Holty — Holty.
„	256,	9.	„	„ o.,	„ immer — nimmer.
„	268,	2.	„	„ o.,	„ trägt — trügt
„	293,	3.	„	„ u.,	„ Coucini — Concini.
„	301,	16.	„	„ o.,	„ umwölktem, unbefangenem — lies: umwölkten, unbefangenen.
„	306,	11.	„	„ o.,	„ Staül's — Stael's.
„	306,	2.	„	„ u.,	„ treffen — brechen.
„	319,	16.	„	„ o.,	„ Tankelmann — Tanckelmann.
„	321,	14.	„	„ u.,	„ Grepp — Goepp.
„	325,	3.	„	„ o.,	„ ihren — Ihren.
„	326,	11.	„	„ u.,	„ ſocher — ſolcher.
„	332,	12.	„	„ u.,	„ ja — je.
„	337,	2.	„	„ u.,	„ ſie — Sie.
„	343,	2.	„	„ u.,	„ Guillemot — Guilleminot.
„	347,	13.	„	„ o.,	„ Frau — Friederike.
„	358,	8.	„	„ u.,	„ Camptz — Kamptz.
„	361,	13.	„	„ o.,	„ Bolbec — Balbec.
„	370,	13.	„	„ u.,	„ Unſere — Unſern.
„	377,	10.	„	„ o.,	„ Cachraan — Cochrane.

Ferner ſind folgende Abweichungen von der Rechtſchreibung in den früheren Bänden zu verzeichnen: ſtatt Obriſt — Oberſt, Jedermann — jederman, gieng — ging, geſcheidt — geſcheut, gibt — giebt, theuerer — theurer, frommer — frömmer ꝛc. ꝛc.

Bayerische Staatsbibliothek München

Briefwechsel

zwiſchen

Varnhagen und Rahel.

Erſter Band.

Aus dem Nachlaß Varnhagen's von Ense.

Briefwechsel

zwischen

Varnhagen und Rahel.

Erster Band.

Leipzig:
F. A. Brockhaus
1874.

Das Recht der Ueberſetzung iſt vorbehalten.

Vorwort.

Wie der Seelenbund zwischen Varnhagen und Rahel sich knüpfte, das tritt dem Leser aus dem vorliegenden Briefwechsel lebendig entgegen. Zwei seltene Naturen, in denen beiden Geist und Herz so mächtig waren, daß es schwer ist zu entscheiden, ob ersteres oder letzteres in ihnen überwog, begegneten sich in weit auseinanderliegenden Lebensaltern. Rahel war siebenunddreißig Jahre; sie hatte eine schmerzenvolle Vergangenheit durchlebt; sie hatte geliebt, gelitten, furchtbare Enttäuschungen erfahren durch Finckenstein und Urquijo. Varnhagen war dreiundzwanzig Jahre, im Beginn des Kämpfens, Hoffens und Strebens, umgeben von Hemmungen aller Art, mit seinen vielseitigen Fähigkeiten nach einer festen Laufbahn, nach einem befriedigenden Beruf ringend, und zugleich schon halb gefesselt an eine anmuthige Frau durch zarte Liebesneigung. Aber wie von einem Magnet wurde er von Rahel's Wesen unwiderstehlich angezogen und bis in's innerste Gemüth ergriffen.

Wohl hatte Pückler Recht, als er einmal den Ausspruch that: „Les âmes sont toujours du même âge." Und ergänzend ist neben Pückler's Wort das von Rahel zu stellen: „Denkungsart und Karakter ist stärker als alles in der Welt, ist aus einer anderen." Ueber der äußeren Verschiedenheit

stand der geistige Zauber der Sympathie, der Varnhagen und Rahel verband. Diese gereifte Frau, die über die Jugend hinaus war, die auf der vollen Höhe des Lebens stand, die in lebendigstem Verkehr mit den ersten und größten Geistern ihrer Zeit war, und auf dieselben durch den ihrigen wirkte, sie erkannte mit ihrem psychologischen Scharfblick die großen und ausgezeichneten Eigenschaften des dreiundzwanzigjährigen Jünglings, die seltene Begabung, die ihm die Natur verliehen, so wie die Güte und Innigkeit seines Gemüths. Sie fühlte sich von ihm verstanden, gewürdigt, angeregt — sie liebte ihn.

Jedoch bei den ungewöhnlichen Bedingungen, inmitten welcher das Schicksal sie zusammenführte und doch zugleich zu trennen schien, konnte ihre Beziehung nicht sogleich eine jener bestimmten Formen annehmen, welcher die Gesellschaft einen Titel giebt. Rahel war weit entfernt davon Varnhagen den Banden entziehen zu wollen, denen er sich halb hingegeben hatte; ihrem klaren Urtheil entging nicht, daß er in jenen Banden nie eine volle Befriedigung finden könne, aber dennoch wollte sie keinen Einfluß ausüben auf den freien Herzensentschluß ihres Freundes. Jedoch als sie sich überzeugt hatte, daß Varnhagen in ihr sein nothwendigstes Lebensbedürfniß erkannte, da gab sie sich mit vertrauensvollem Sinne dem Glück der Liebe hin, das wie ein unerwarteter Frühling sie so spät für die Leiden der Vergangenheit entschädigte. Für ein Wesen wie Rahel konnte Glück nur in antheilvoller Thätigkeit für Andere, in liebevollem Leisten, in treuer Hingebung bestehen. Der Gedanke, Varnhagen zu beglücken, verjüngte sie. Wie sie fühlte, ist in ihren Worten ausgesprochen: „Sehen, lieben, verstehen, nichts wollen, unschuldig sich fügen, das große Sein verehren, nichts hämmern, erfinden und bessern wollen: und lustig sein, und immer güter!“ — Die Ungewißheit, die auf allen menschlichen Dingen und Verhältnissen ruht, sah

Rahel natürlich vollkommen ein, doch fern lag ihr — was die Mittelmäßigen, eines höheren Aufschwungs Unfähigen so klug finden — die Blüthe der gegenwärtigen Neigung zu ersticken, weil die Verschiedenheit des Alters zwischen ihr und Varnhagen, und künftige mögliche Geschicke ihr vielleicht dereinst verhängnißvoll werden konnten. „Ich fühlte, Du fühltest mich", sagte sie: „mehr weiß man ja von sich selbst auch nicht: soll ich mich denn vorher morden, weil ich sterblich bin?" — Und an anderer Stelle: „Und es ist dumm sich zu fürchten: ist jetzt nicht auch Zukunft? Diese will man immer so schön, so sicher haben."

Und sie hatte Recht, ihr Geschick in Varnhagen's Hand zu legen. Unter Allen, die jemals sich mit Liebe, Verehrung und Bewunderung Rahel genaht, hat sie keiner so innig, so treu, so begeistert geliebt wie Varnhagen. Keiner hat wie er ihr innerstes Wesen erfaßt, erkannt und mit dem eigenen verschmolzen. Sie lebten für einander, vereinigt in den höchsten Ideen, in den edelsten Bestrebungen, ein seltenes Beispiel des Bundes hoher Geister. Und als Rahel dahinschied, sie, die einst so rührend gesagt: „Und vom Leben würd' ich schmerzerleichtert in Deiner Gegenwart lassen", da lebte Varnhagen fort in ihrem Geist, in ihrem Andenken.

Und er setzte ihr ein wahres Denkmal der Liebe, durch die Herausgabe jenes Buches „Rahel", das eine europäische Berühmtheit erlangte, und der ausgezeichneten Frau außer der begeisterten Anerkennung der Zeitgenossen auch die der Nachwelt verschaffte. In dem Buche „Rahel", und in den anderen ergänzenden Briefsammlungen, welche nachfolgten, enthüllte sich Rahel's Wesen in seiner ganzen Tiefe, Kraft und Eigenthümlichkeit.

Damals, so bald nach Rahel's Tode, beschränkten manche persönliche Rücksichten gegen Andere den Kreis der Mittheilungen. In seiner Vorrede — geschrieben im April 1833 —

zu der ersten, nur als Manuskript gedruckten Ausgabe des Buches „Rahel“*) sagt Varnhagen hierüber, daß wenn er auch dem Verlangen der Freunde nachgäbe, ihnen persönliche Nachrichten und zugleich eine Auswahl denkwürdiger Zeugnisse von der Geistes- und Sinnesart der geliebten Gattin zu geben, ihm die Darbietung, so reich sie auch sei, doch arm erscheine im Verhältniß zu dem, was zu sagen und zu geben wäre. „Aus einem unendlichen Vorrath“, fährt er fort, „von Briefen, Tagebüchern, Denkblättern und Aufzeichnungen aller Art, die ich von Rahel's Hand besitze, will ich einige Proben liefern, die zwar kein Ganzes sein können, aber doch auf ein solches hindeuten. Man wird aus ihnen wenigstens ermessen, was in dieser Art einem künftigen Zeitpunkt einst vollständiger aufzuschließen vorbehalten bleibt.“

Schon wenige Monate später gab Varnhagen, den vielseitigen Wünschen genügend, das Buch „Rahel“ vermehrt, und, um es Allen zugänglich zu machen, im Buchhandel, heraus.**) In der dazu gehörigen Vorrede vom Dezember 1833 bemerkt Varnhagen: „Freilich bleiben auch jetzt noch immer Auslassungen und Lücken genug, indem vieles Geschriebene verloren oder noch nicht eingesammelt, anderes mit Absicht zurückbehalten ist; aber die Möglichkeit vollständiger Mittheilung wird hier durch Erfordernisse bedingt, denen nur in einer größeren Zahl von Bänden und erst in vielen Jahren zu entsprechen sein dürfte.“

Einundvierzig Jahre sind seitdem verflossen; die Personen, die in Varnhagen's und Rahel's Kreise lebten, sind

---

*) Rahel. Ein Buch des Andenkens für ihre Freunde. (Als Handschrift.) Berlin, 1833. Ein Band.

**) Rahel. Ein Buch des Andenkens für ihre Freunde. Berlin. 1834. Bei Duncker und Humblot. Drei Bände.

beinahe alle dahingeschieden, und der hier vorliegende Briefwechsel, der zum erstenmale gesammelt erscheint, und dessen Herausgabe Varnhagen mir überließ, darf nun vollständig an die Oeffentlichkeit treten. Auf ihn wies Varnhagen in jener Vorrede hin, so wie auf andere wichtige und werthvolle Mittheilungen, die später folgen werden, wenn das Publikum an ihnen Antheil nehmen will. Ich glaube, daß Jeder, der einen empfänglichen Sinn besitzt, von dem Briefwechsel zwischen Varnhagen und Rahel ergriffen werden muß. Die tiefsten Tiefen der Geister und der Herzen treten in frischer Ursprünglichkeit daraus hervor. Aufrichtigkeit, Wahrheit, Vertrauen, Blitze der genialsten Originalität, ernstes Denken neben Feinheit und Grazie, eröffnen darin ihre reichsten Quellen.

Wäre somit allein der psychologische Werth dieser Briefe hinreichend, um zu fesseln, anzuregen, und Rührung und Bewunderung zu erwecken, so wird der Reiz noch dadurch erhöht, daß auch die ganze damalige bewegte Zeit in lebendiger Schilderung mit in den Rahmen des Seelengemäldes gezogen wird, wie zum Beispiel die Schlacht von Wagram, in der Varnhagen eine schwere Wunde davontrug, und der ganze Befreiungskrieg mit seinen großartigen nationalen Zügen, an dem Varnhagen tapfer theilnahm. Seine Briefe während der Feldzüge führen uns inmitten des bunten Kriegslebens, jener Tage voll Sturm und Drang, voll Sorge und Begeisterung, wie sie die gegenwärtige Generation ähnlich in den letzten Kriegen erfahren hat. Und wie die Zukunft vorahnend, schrieb Varnhagen damals, aus Rommotau, den 17. April 1811: „Ich kenne mein Volk mehr als je, und lieb' es ganz; was ich von ihm erwarte, tröstet mich über meinen Tod hinaus." Rahel ihrerseits entwickelte eine unermüdliche Thätigkeit in Pflege und Unterstützung der Verwundeten.

Nach all diesen aufregenden Bildern des nationalen

Wärme den Sinn anziehen, und um ſo reichere Blüthen und Früchte darbieten, je weiter und mannigfacher der Kreis der Mittheilungen ſich eröffnen kann.

„Von Rahel ſelbſt iſt alles und jedes an und für ſich bedeutend und wichtig. Von ihr ſollte jede Zeile beachtet und bewahrt werden. Selbſt was ſie nur abſchrieb, iſt wegen ihrer Wahl nicht gleichgültig, und wo ſie nur früher Geſagtes wiederholt, iſt es beachtenswerth, daß ſie und wie oft ſie es thut.

„Aber auch viele Briefe, die ſie nicht geſchrieben, ſondern empfangen hat, ſind von größtem Gehalt und Werth. Die von Veit und Marwitz ſtehen an Geiſt und Talent denen der beſten Schriftſteller gleich. In denen von Frau von Humboldt und Frau Schleiermacher wird man bedeutende Lebenszüge nicht vermiſſen. Ueberhaupt iſt die Auflegung und Enthüllung einer großen Maſſe wirklicher Lebensbeziehungen ſchon durch ſich allein wichtig und unterhaltend, ſie wird es um ſo mehr, als dieſe Maſſe in ihren Theilen auch ihre innere Beleuchtung vermehren kann.

„Die Hauptſache bleibt immer das, was von Rahel ſelbſt herrührt! Von einer ſo urſprünglichen, wahrhaften und reinen Natur iſt jedes geringſte Zeichen werthvoll, ſchon weil ſie darin ſich abſpiegelt, wie dies denn in jedem Billet, in jedem Rechnungsbuche der Fall iſt. Die Sorgſamkeit und Ordnung, womit ſie das Geringſte behandelte, ſind merkwürdig, wie der jedesmalige Ausdruck ſogar ihrer Federſtriche! Alles von ihr Geſchriebene bleibe wie ein Heiligthum verwahrt, ſo lange es dauern will und kann! Kein Blatt von ihr ſoll jemals in die Druckerei, alles ſoll nur in Abſchriften dorthin gegeben werden! Da zum Behuf der öffentlichen Mittheilung doch manche zu weitläufige Details und Wiederholungen wegfallen müſſen, auch die bloß irrthümlichen und rein aus Verſehen entſtandenen Sprachfehler verbeſſert, manche Namensandeutungen ergänzt oder gleich

förmig gemacht werden sollen, so muß wenigstens die Möglichkeit erhalten bleiben, auf den ursprünglichen Text in künftigen Zweifelfällen zurückgehen zu können. Die eigenthümlichen Redeweisen, selbst wenn sie sprachliche Fehler enthalten, sind nicht zu zerstören, sondern möglichst beizubehalten; es findet sich in diesen Briefen eine große Menge von Ausdrücken und Wendungen, die ganz der gesprochenen Sprache angehören, und von der Schriftsprache fast ganz gemieden werden, ein Schatz, der sich daher in wenigen Denkmalen zu bewahren pflegt."

Auf einem anderen Blatte vom 14. November 1834 sagt Varnhagen in Bezug auf die Herausgabe von seinen und Rahel's Briefschaften:

„Nur keine ängstliche Scheu! Wahrheit und Offenheit; darin lebte Rahel, dies sei auch das Element ihres Andenkens, und das meine. Wir nahmen von jeher alle zarten Rücksichten im Leben, wo es fremde Verhältnisse galt; aber wo die Personen schon nicht mehr vorhanden sind, nur hinterbliebene Eitelkeiten mittelbar verletzt würden, wäre sorgsame Schonung selbst nur eine Eitelkeit. Und am wenigsten sollen die Leute geschont werden, die selber nicht schonen, und auf niemand Rücksicht nehmen, außer die kleinlichste auf sich allein!"

Ein Blatt vom 7. Februar 1835 endlich lautet:

„Ich bin gewiß, daß eine Zeit kommen wird, wo der größte Theil unserer jetzigen konventionellen Sittlichkeit nichts mehr gilt, wo man über die Vorstellungen und Regeln, die uns jetzt allgemein beherrschen, lächelt oder die Achseln zuckt. Alle Verhältnisse der Neigung, der Leidenschaft, der Liebe, der Ehe, werden einst aus anderen Gesichtspunkten angesehen werden als jetzt. Das Falsche und Heuchlerische, was jetzt in Ehren ist, wird dann verächtlich sein; das Wahre, Auf-

richtige hingegen, deſſen man ſich jetzt ſchämen muß, wird in Ehren ſtehen.

„Für eine ſolche Zeit ſollen alle die Blätter von Rahel aufbewahrt werden, in welchen ſie frei und großartig, mit reiner Vorurtheilsloſigkeit und edler Selbſtverläugnung, über jede Ziererei und eitle Scheinſamkeit erhaben, frei und wahr, über Dinge ſpricht, welche von Anderen verſchwiegen werden, über eigene Neigungen, Empfindungen, Verhältniſſe, über ſinnliche Beziehungen überhaupt!

„Aber läge jene Zeit uns auch noch fern, näher iſt eine andere, berechenbar nah, wo die perſönlichen Rückſichten aufhören, durch welche allerdings manche Mittheilung gehemmt ſein muß. Möge dann immerhin gedruckt werden, was die Zeit aufzunehmen und zu würdigen vielleicht noch nicht reif iſt, was ſie aber ſehr wohl weiterzugeben im Stande ſein kann.

„Je wahrer und vollſtändiger man Rahel kennen wird, deſto ſchöner wird ſie daſtehen! Ich weiß alles von ihr, was ein Menſch vom anderen wiſſen kann, und ich ſage mit reinſter und kräftigſter Ueberzeugung: Unſchuldiger, zarter, reiner, liebevoller, gütiger, aufrichtiger, rechtſchaffener, frömmer und keuſcher im höchſten Sinne habe ich keinen Menſchen gekannt!“

So ſpricht Varnhagen. In hingebender Liebe für Rahel redet er nicht von ſich ſelbſt. Aber das Bild ſeines eigenen Geiſtes und Gemüthes, das ſich in ſeinen „Denkwürdigkeiten“ und in ſeinen „Tagebüchern“ ſpiegelt, und das die vorliegenden Blätter voll jugendlicher Herzensergüſſe von ihm aufbewahren, wird ihm nicht minder die Liebe und Verehrung aller Guten und Edlen ſichern als ſeiner Gattin.

Florenz, im Mai 1874.

Ludmilla Aſſing Grimelli.

1808.

In Berlin.

An Varnhagen.

Donnerstag, den 12. Mai 1808.

Sehen Sie den Regen! Das ist ein allgemeiner, der noch in Wind ausartet. Von der Fahrt, die wir heute vorhatten, müssen wir ordentliches Vergnügen haben; wir lassen sie bis zur Sonne, und wirklich mildem Wetter. Sie kommen aber doch zu mir; in der Stadt zu bleiben, oder nah bei der Stadt, dazu ist das Wetter doch gut genug. Sie sollten nur nicht ungewiß bleiben; darum schrieb ich Ihnen, und damit Sie nicht um 5 Uhr kommen! aber auch nicht um tausend Uhr. R.

Diese beiden Bücher sind meine Herzblätter, wie man hier sagt, und aus Schwäche gebe ich sie: für ewig nicht; und für niemand, als für Sie.

An Varnhagen.

Donnerstag, den 19. Mai 1808.

Sie wissen es wohl, ich kann nicht gut sprechen: und wenn ich mit Ihnen gesprochen habe, so ist es so gut, als sei es nicht geschehen. Manchmal gelingt es mir, was ich nicht sagen kann, zu schreiben, und auch umgekehrt. — Ich schlief

bald ein, doch hatte ich eine ſchlechte Nacht, und noch ein ärgeres Erwachen. Unangenehmes war es, was ich in meiner Seele traf; und beſonders iſt mir Ihr Bild darin verzerrt: und dies, am Ende, macht mich ängſtlich. Faſſen Sie ſich, Lieber, ehe Sie zu mir kommen; und verbannen Sie mit Einem Gedanken, mit Einem wahren Wollen, mir zur wahren Liebe, dieſe Wuth. Sie wiſſen, mich beugt ſie immer: aber ich liebe ſie nicht, aus innerſter Seele nicht, und auch Sie ſo nicht. Es kommt ja doch ein Punkt, wo ich ſie nicht fürchte, und wo alles unſchön wird, ich Ihnen verhaßt, und wo ich das Schönere nicht aufgebe. Dies iſt nicht eine elende Drohung; und ich möchte vergehen, daß die Worte nur äußerlich ſo klingen. Aber mäßigen Sie ſich; ordnen Sie ſich, ehe Sie kommen. Sie wiſſen, was ich Ihnen ſagte: Sie haben geſehen, wie ich ſein kann. Das bleibt alles wahr. Sie haben mir nichts drauf ſagen können; und beſſer hatte ich mich auf Sie verlaſſen. Ich glaubte nicht, daß Sie es einen Augenblick aus den Augen ließen, daß Sie einen Augenblick glaubten, ich könne es vergeſſen; vergeſſen iſt albern hier, aus der innerſten Seele, aus dem Blute verlieren. Eins iſt es mit mir; Sie müßten es geſehen haben; nur die beſte Liebe, der reinſte, wahrſte Antheil für Sie, in jeder Hinſicht, war in mir erregt. Und zittern könnt' ich, Sie deuten es anders. Darum nannt' ich mich unliebenswürdig: und hätten Sie ſehen können, Sie ätten es geſehen. Auch an Ihrem Zuſtand — wie ſoll ich ihn nennen — nehm' ich Antheil; er rührt mich doch, weil ich denke, Sie leiden; Sie ſahen auch ſo aus: aber Sie können ihn vermeiden. Lieber, mir zur Liebe thun Sie's! Drohen Sie mir nicht mehr, nehmen Sie es ſich vorher vor. Laſſen Sie keine Kluft, kein Zerren und Reißen in unſeren Umgang kommen. Mich finden Sie wie immer. Ich vergeſſe gewiß das Heftige: wenn Sie es mir erlauben: und auch Ihnen wird wieder milde. Damit Sie ſich nicht den ganzen Tag denken ſollen, ich denke etwas anderes, darum habe ich Ihnen geſchrieben: und weil ich meine Gedanken in Ihrer Seele wiſſen mußte. Das Wörterbuch gebe ich Ihnen lieber. Ihr Geld fand ich in meinem kleinen Pult; hier iſt es. Sie ſchreiben nicht gerne; quälen Sie ſich alſo mit keiner Antwort. Iſt es Ihnen aber lieber zu ſchreiben, ſo thun Sie es.

Rahel.

An Varnhagen.

Dienstag, den 24. Mai 1808.

Als Sie mich gestern Abend ganz zerschlagen und abgemattet verließen, hatte ich Ihnen hundert ganz deutliche und gutzuverstehende Dinge zu sagen: zu schreiben nämlich. Aber vergebens! ich konnte nicht mehr. Es hätte mich die Nacht gekostet. Ich fühle aber noch eine Verdrießlichkeit in mir, und das soll nicht sein.

Ist es nicht verdrießlich, wenn ich eine dunkle Angst vor dem Abend fühle? wenn ich mir gar nicht richtig erklären kann, woher sie kommt, da Sie mir lieb sind, und noch tausendmal lieber sein sollten: ich sehe meinem Tag nicht mehr heiter und unbefangen entgegen! Es ist nicht mehr, als ob er mir gehörte; dies Göttergefühl, dies mein einziges Glück, ich habe es nicht mehr. Nicht mehr wie einen „Gleichgesinnten" sehe ich Sie kommen, nicht als solche können wir mehr neben einander und mit einander leben; wie ein auf mich wirkendes, mich angreifendes Wesen nähern Sie sich mir, und gleichsam wie meinen innern Augen auch zu nah. Ich bin auch nicht mehr frei in Ihrer Gegenwart, bei allem denke ich, es kränkt Sie, oder es ist Ihnen zuwider. Sie selbst sind in keiner natürlichen unbefangenen Gemüthslage. Entweder eine Uebellaune macht, daß Sie mich necken wollen, oder Sie verstummen, oder Sie vergehen in Traurigkeit. Ich — bin nicht mehr ich: ich bin ein kluger, wenigstens bemühter Schiffer, der mich selbst zu lenken sucht: aber auch das vergeblich. Sind wir allein, so geht's an Berichtigung des Tages; und dann, an's Ringen, Bosheit, Beschämung, Klage. Ich möchte jetzt aus Beschämung vergehen! Sie sollen dies lesen! Die süßesten Liebesworte, die Worte der süßesten Liebe, sollten von einer Jugendgöttin, an Herz und Leib, zu Ihnen strömen! Und vielleicht weiß ich, noch mehr als Sie, welche Horizonte von Glück sich Ihnen erschließen könnten. Betrübt, beschämt, und gelähmt zugleich bin ich. Und gerührter sogar könnt' ich sein, säh' ich Ihr reiches festes Gemüthe auf ein anderes Weib gerichtet: mich verwirrt es, auch in den Gedanken; ich denke, ich bin es nicht: es ist ein Irrthum, nur die Empfindung ist wahr. — Ich

kann es gar nicht sagen! — Ich kann der Richtung gar nicht folgen, die entzückend wäre — da sie bei mir still steht. Ich bin unwürdig. Fühlen das Andere nicht so deutlich, wenn sie es sind? Ich könnte zu Ihren Füßen stürzen, um eine andere Ordnung in Ihrem Herzen zu machen. Besinnen Sie sich, Varnhagen, eh' Sie zu mir kommen! Und lassen Sie mich wieder unbefangen sein! Denken Sie deutlich vorher: es sollen solche Szenen nicht wiederkommen: Sie haben diese Kraft, ich weiß es. Denn ich, hatte sie bei der größten Leidenschaft. Und Sie haben mehr, als ich. Ich halte es nicht aus: glauben Sie das. Ihren Werth kann schwer jemand besser auffassen, als ich, noch konnte ich es Ihnen nie in guten Worten sagen; wie ich beinah nie kann, aber Sie würden's erleben mit der Zeit, wodurch alles nur eine sichtliche Gestalt bei mir gewinnt; Ihren ganzen Werth, den für ein verliebtes Herz, denke ich mir auch hinzu; und der redlichste, tapferste Freund kann in seinem Herzen keine stärkere Empörung für Sie fühlen, wenn Ihnen Unwürdiges begegnet, als die ist, die in meinem arbeitet. Ich zeige es Ihnen so gut ich kann: dies ist aber schlecht. O! ich fühle es wohl. Es ist mir so wichtig, was mit Ihnen jetzt vorgeht; Sie überwiegen mich hierin so sehr; daß mir beinah kein Blick für mich bleibt: aber bei der ersten Ruhe find' ich wohl die Beleidigung, die auch für mich, in diesem Vorfall — wie soll ich es nennen? — liegt. Sie verstehen mich nicht; und würden in Zorn entbrennen, wenn Sie wüßten, was ich sagen wollte, aber nicht, wenn Sie mich wirklich verstünden. Wir denken verschieden: und darauf achten Sie nicht einmal. Heißt das mich ehren? mehr sage ich nicht! und schelten Sie mich nicht „schwer"; sagen Sie nicht, ich müsse alles nur so haben, wie ich es schon gesehen habe; vielleicht würden Sie selbst nicht so weich, so gewandt, und leicht nehmen, als ich, wenn Sie Fremdes so überwältigte! Ich kann ihm liebevoll zusehen; nie kann es mich umkehren. Adieu Varnhagen.

Sein Sie gut gegen meinen Brief! Und nehmen Sie Rücksicht auf mich. Ich gehe heute gar nicht nach Charlottenburg, wenn wir nicht etwa hinwollen. Rahel.

An Rahel.

Dienstag, den 24. Mai 1808.

Sonst wird mir jedes leicht, was sich auf's Schreiben wendet, und ich freue mich im voraus meiner Rolle, wenn sie wie hinter dem Vorhang hervor, bloß mit unsichtbarer Stimme geführt wird. Nicht so hier, wo ich jedesmal in Angst gerathe, wenn ich von Ihrer Hand die Schrift erblicke, in die sich die trübsten Gefühle, ja die größten Härten (so muß ich fürchten) dürften gekleidet haben, und die nachherige Freude, es anders zu finden, vergilt nicht die frühere sorgenvolle Angst. Darum auch aber zu antworten muß ich verlegen sein, denn Sie wissen, daß ich Ihnen in allem Recht, mir Unrecht gebe, und man sagt, ich wäre eitel genug, um das nur unbehaglich niederzuschreiben. Ich weiß aber in der That keinen Tölpel, der mir gleich wäre; schon wegen der genialischen Ungeschicklichkeit darf ich hoffen Ihnen interessant zu sein, und durch dieses Interesse ein äußeres Gehege gefunden zu haben, innerhalb dessen ein innigeres Verhältniß, wenn es will, ungestört wachsen kann, denn der Regen, der regnet jeglichen Tag, die Sonne scheint auch wöchentlich einigemal. Hier war ich in Versuchung ein Ausrufungszeichen zu setzen, es wäre aber zu pathetisch geworden, als wollte ich recht einschärfen, was das „einigemal" sagen will, welches doch ganz einfach zu nehmen ist, und das ganze Billet so leidenschaftslos, als wär' es aus dem Griechischen übersetzt, doch aus Bescheidenheit füge ich bei, nicht so wichtig. — Sie sind so herzlich gut, liebe Rahel, daß ich mich wirklich schäme, eine so thörichte Feder in der Hand zu haben. Berufen Sie sich aber nicht auf meine Kraft, denn da mach' ich unwiderruflich Ihre gute Meinung zu Schanden, wenn Sie nicht das „ganz zerschlagen und abgemattet", womit Ihr Brief anfängt, dahin rechnen wollen. — Ich freue mich, wie jedesmal, Sie heute Abend zu sehen, und habe Ihnen jetzt nur noch die Bitte zu sagen, daß sie nicht Schmerz, nicht Bitterkeit, nicht Kälte, nicht Leidenschaft, nicht Wehmuth aus diesen Zeilen erkennen mögen, sondern ganz gewiß das sonderbare Gefühl, das aus Ihrem Herzen in Ihren Brief, und von da in mich übergegangen ist, ohne aus seiner Verwirrung in eine jener bestimmten Gestalten zu fließen.

Ihr

K. A. Varnhagen.

An Varnhagen.

Mittwoch, den 8. Juni 1808.

Ich habe mir Handschuh gekauft, und auch welche für Sie genommen; als ich aber nach Hause kam, sah ich erst, daß das eine Paar am Rande, der nach dem Arme zu geht, nicht, wie Mannshandschuh sollen, umgenäht ist; ekeln Sie sich davor? was es sehr giebt — so schicken Sie sie mir wieder, und ich tausche sie um: ich grübelte nur darauf, Ihnen nicht zu große zu nehmen, weil Sie eine zweideutige Hand haben.

Ein Kissen in die Binde nahm ich Ihnen nicht; weil man schlechterdings nur eine Binde um den leibhaftigen Hals trägt; und Recht hat.

Antworten Sie mir nicht!

Unterwegs in meinem Kopf kennt' ich Ihnen einen viel freundlicheren Brief schreiben; aber seit der Zeit habe ich Verdrießliches einnehmen müssen: und bin gestört. Es wird schon vergehen! Fangen Sie nur heute nicht bösartig an! — es kann ja noch gut sein, ohne Winter und Stürme vorher. Ich grüße Sie äußerst freundlich. R. L.

An Varnhagen.

Mittwoch, den 15. Juni 1808.

Sie gingen gestern sehr verdrießlich von mir; und ich sah wohl ein, daß Stoff dazu vorhanden war; was mir aber noch mehr leid thut, das ist, daß es eine ordentliche Wurzel in uns hat, und nur zur Hälfte zufällig war. Auch mein Verdruß war entzündet; nur bin ich geübter, durch mehr Widerwärtigkeiten, ihn leichter äußerlich zurückzuschlagen; aber er steht mir noch heute ganz gestaltet vor der Seele; nur die Sorge über Ihren Verdruß drängt ihn wieder ganz zurück. Wie ist Ihnen? obgleich ich dies eigentlich fragen wollte, so hätte ich es nicht gethan; und Sie sollen mir auch nicht antworten. Ich wollte Ihnen nur schreiben, daß ich gegen 7 Uhr auf ein paar Stunden zu meiner Schwägerin gehe; die mich gestern inständigst darum bat; und die ich gestern im Schwindel verließ, obgleich sie mir die Hand hielt, und mit Worten sagte,

ich möchte ſie in dem Augenblick nicht verlaſſen. Sagen Sie mir, wann ich Sie ſehen werde, denn danach richte ich mich.

Sagen Sie mir, warum bin ich bei ſo vieler Uebereinſtimmung nicht ruhig und frei, nicht behaglich mit Ihnen? Sie behandlen mich wie eine Mine, mit Hacken, Stangen und Werkzeugen wollen Sie das aus mir holen, was ich enthalte; und Schlacken abſchlagen, ſtoßen, brennen, reißen, und es ſo zu Ihrem Gebrauche läutern!

Wenn es aber anders wäre? — und Sie zerquetſchten die Pflanze? — oder was es ſonſt iſt.

Sie beleidigen mich recht oft, und ahnden es nicht: und dann ſind Sie noch betrübt.

Sie bedürfen mehr, als ich Ihnen ſein kann; und Sie wären gütiger, gelaſſener, und ſanfter, wenn Sie das immer wüßten, und nicht unangenehm fühlten. Ich weiß es; darum bin ich Ihnen in Ruhe gut; und gelaſſen, bis Sie ſich an mich ſtoßen. Auch dies ſage ich Ihnen verzagt; aber da doch jedes Wort vom Herzen gelebt und geſprochen wird, ſo ſtehe es nur früher oder ſpäter da! Auch habe ich ſchon oft daſſelbe geſagt, und nie das Gegentheil. Betrübt Sie das Wetter? ich war noch nicht aus; und Sie ſtehen mir mehr vor, als das Wetter. Adieu! R. L.

An Rahel.

Sonntag, den 19. Juni 1808. Abends.

Mein Weggehen that Dir, liebe Rahel, ein wenig wehe, ich habe es wohl geſehen, aber doch gewiß mir noch weit mehr. Doch war es unvermeidlich in meinem Gefühl, nicht wegen der Anderen allein, von denen der eine die durch mein Wiederkommen begangene Unziemlichkeit wohl gar nicht gemerkt, der andere mir leicht verziehen hätte. Wie ich Dich an der Thüre von Mad. F. verließ, war verbiſſener Zorn in mir gegen Dich, der ſich allerdings nicht gebührte, denn zu wollen, daß irgendwer ahnde, was für Innigkeit grade jetzt unmerkbar im Schatten gleichgültiger Geſpräche lebt, iſt thöricht; wird doch oft von dem zarten Fuße des liebevollſten Weſens ein in ſeiner Kleinheit unergründlich reiches Pflanzenleben bewußtlos zertreten. Ein altes Bild, aber ich konnte es gebrauchen. Drum kam ich dorthin, um freundlich von Dir zu gehen; und die

gehäſſige Anſchauung, die in Dir hätte ſein können, als habe ich im Trotz auf meine Gewalt über Dich dieſelbe gebrauchen und üben wollen, zu zerſtören. Die eigentliche Unhöflichkeit dürft' ich Dir ja nun auch leicht verzeihen, da ſie nur für mich als fremden Gaſt vorhanden war, und ich mich entſchieden fühlte nicht in ſie einzugehen. Wenn ich darin zarter und verletzlicher bin, als vielleicht Neumann (denn mit Bibes wird hoffentlich kein Vergleichen ſtattfinden), ſo habe daran doch immerhin einigen Gefallen, liebe Rahel, und finde doch den ein wenig beſcheiden, und alſo lobenswerth, der bei einer Handlung, die auf zweierlei Weiſe kann erklärt werden, viel eher geneigt iſt, angeſehen ſeines Unwerths, Unbeachtung als Vertraulichkeit für ihren Grund anzunehmen. Meine Forderungen ſcheinen leicht, ich geſtehe es, ungeheuer, aber ſie offenbaren ſich nur der Vertrauten, die ſanftmüthig und einſichtsvoll auch die ihr mißfälligen Gefühle ſehen will, ſonſt wären ſie in Höflichkeit verſchloſſen. Einer großen, ungeheuren Leidenſchaft, die jeden Augenblick und jedes Thun mit ihrer Farbe tingirte, ſcheine ich überhaupt nicht fähig, wenigſtens nicht in ſolcher Kraft, wie ich fähig bin zu ſehen, daß ſie ſein kann, und alſo auch gegen Dich, liebe Rahel, kann ich mich nicht auf das von dieſer, für jede Art zu ſein, gegebene Recht berufen, vielmehr bekenn' ich, daß viele meiner Gefühle und Launen entblößt ſind von Liebe und Leidenſchaft, die ſonſt auch dem häßlichſten Benehmen, weil ſie darin ſind, Heiligung geben können. Aber dagegen gebiert mir oft der Augenblick die reichſte Welt voll ſeliger Zuneigung, und in einer Innigkeit zuſammengedrängt blickt mein ganzes Weſen in ein anderes Weſen hinein. Und wenn nun dieſe Augenblicke (die oft die ſtillſten ſind), oder auch nur ſolche, in denen ihre Nähe geahndet wird, getroffen werden von blinder Hand, wie viel eifriger müſſen ſie nicht die Geſtalt nagender Wuth nehmen, da ſie nur zu gut wiſſen, daß ſie ſich als Innigkeiten mit nichts beglaubigen können! Das aber glaube mir, Du weißt nicht, welche dichte Schaar bisweilen den Raum meines Herzens einnimmt, wo eben ſo gut nur Ein Haupt ſtehen könnte, und verzeihlich würdeſt Du wohl oft mein faſt forderndes Bitten finden, und es erhören, wenn Du wie ich ſäheſt, wie eine ganze in Luft verſenkte Kinderſchaar auseinanderſtieben ſoll. Freilich bin ich Dir gegenüber empfindlicher als anderswo, weil Dein Sinn den meinigen ſchärft; daß mein Umgang ſchwer und peinlich iſt, muß ich wohl

glauben, aber ärger als in dieſem Billet hier, treib' ich es doch wohl niemals mit dieſen Dingen? Und diesmal veranlaßt mich billig genug die traurige Situation dazu, in der ich hier einſam auf meinem Zimmer bin, während ich Dich auf dem Deinigen weiß, zu einer Zeit, die mich ſonſt bei Dir findet, und deren Traurigkeit durch dieſes Schreiben an Dich gemildert zu haben Du mir wohl verzeihen wirſt. Höre noch eins, liebe Rahel! In Zukunft, wenn es ausſieht, als käm' ich demüthig wieder nach drehenden Worten, lache mich nicht wieder ſo aus, wie Du bei der Friedländer thateſt, es beſchämt mich zu ſehr, obgleich es ungegründet blieb, weil Du nicht wiſſen konnteſt, daß ich an Deiner Thüre Dir gute Nacht ſagen mußte! Nun ſei recht vergnügt und heiter, gute Rahel! Ich will zu Bette gehen! Dein V.

An Varnhagen.

Montag, den 20. Juni 1808.

Ich kann gar nicht ſehen: und es iſt gewiß fünf Minuten und länger, daß ich Ihren Brief las. Wolken hab' ich vor meinen ſchwachen Augen.

Ihr Brief, lieber alter Varnhagen, iſt ein glückliches Kind von Ihnen, es hat viel Gutes von Ihnen. Er iſt gut geſehen, fein aufgefaßt, vortrefflich ausgedrückt; und wird nach und nach immer wahrer, ehrlicher, und ganz ſanft. Das lieb' ich, und Sie lieb' ich auch. Sie haben ſehr Recht, mir die inneren Federn, und Gänge, und Triebwerke Ihres geſtrigen Betragens — welches ich nun wohl ſehe, wiederkennen muß — aufzuſchließen. Ich hatte es ſo nicht errathen; war aber auch vorher nicht im geringſten böſe geſtimmt. Ich kenne ja auch Ihr Sanftes: und Sie zeigten mir ja im Weggehen die innere ganze Milde; ich fühlte ſie auch; und habe geantwortet. Nun Sie mir aber die Gründe der verwirrtſcheinenden Aeußerungen gegeben haben, iſt es gleich, ob je ſo etwas in meiner Seele vorgehen kann, oder nicht! Wahr ſein, und mild werden ſind die wirklichen Wappen der adlichen Gemüther. Sei es über Verwirrung, Armuth, Mißverſtand oder Reichthum. Es iſt mir aber beſonders lieb, daß Sie ſich mir in dieſem Vorgang erklärten; weil wir uns nun verſtändigen können. Es

ist diesmal in die Augen springend, wie verschieden unsere Gemüthsart, und der Gang unseres Geistes ist. Wo es sich aber am grellsten trifft, daß wir so sind, bleibt uns nichts, als die höchste Unpartheilichkeit, Sanftmuth, Nachsicht und Wohlwollen gegen einander auszuüben, und gegenseitig unserem Gemüth und unserer Person in der unbedingtesten Freiheit willfahren zu lassen!

Ich verstand Sie gestern nicht. Aber auch kein Schatten von Unruhe, oder Aerger, wäre durch meine Seele gegangen, wenn ich nicht Sie dabei affizirt gesehen hätte: in diesem Fall verschwinden die Ursachen ganz, und ein Herz rührt das andere. So sollen Sie mich aber auch ohne weitere Erklärung gewähren lassen, wenn es sich eben so trifft! Wie schwer eine Empfindungsweise grade für Eine wie ich zu errathen und nachzufühlen, wie Sie mir sie in Ihrem Briefe erklärten, ist ganz die Folge einer Art zu sein — meilenweit von mir entfernt! Ich bin einer Leidenschaft fähig. Und nicht unverhofft sammlen sich wie zu einem Gewitter Liebesstoffe in mir zusammen; wo auch nur nachher die wohlthuende Milde und Klarheit sich loslösend entwickelt; zur Freude und dem Ruhegenuß ganzer Erdstriche.

Ich verlange nichts, als Freiheit; das Andere all ist Zugabe: und Sie sollen sehen, ob ich sie zu schätzen weiß, und wie mein Herz sie lohnt.

Freiheit aber habe ich nicht, wenn ich nie berechnen kann, wie etwas im richtigen Sinn ihres Verlangens auf Sie wirken kann; und Sie affizirt zu wissen, oder zu fürchten, macht mich unterwürfiger, als den größten Zorn, oder die strengste Ausübung des Zwanges gegen mich befürchten. Sie sind ganz frei, mit Kommen, Gehen, Mitgehen, Bleiben, Wegbleiben. Denn sagen Sie! könnte ich mich nur wundern; und, wäre ich davon affizirt bis im tiefsten Herzen, würd' ich's nicht eben da zu ewiger Nacht verurtheilen; wenn Sie heute kämen und mir sagten, Sie reisen morgen mit Harscher? Können Sie nicht alle Tage Gesellschaften, Geschäfte, Launen, Stimmungen, Verbindungen haben, die Sie von mir entfernen: ist es nicht richtig, so wie wir mit einander stehen? Soll ich auf die Minuten zählen, wo eine liebeähnliche Gährung in Ihnen für mich entsteht? Kann ich auf die Freundschaft rechnen, wovon ich einmal sprach, und die Sie eine antike nannten? Gaben Sie mir nur Antwort, als ich Ihre Braut nannte? Geben

Sie mir noch, wenn ich anderes nenne, eine andere, als ſich in meine Arme? Dies alles bedingt mir Freiheit in Ihrer Seele, und wenn ich auch vorher nie an ſie gedacht hätte, bis in ihren kleinſten Aeußerungen!

Ich fühle es immer, in wiefern unſer Leben zuſammengehen kann; Sie aber nicht! Neigung natürlich, richtet ſich nach keinem Verhältniß: drum leben wir in Eintracht, in Liebe zuſammen; ſanft und ſtark und wahr miteinander: und wo es ſich ſcheidet, ſei's in Freiheit! Diskuſſionen entſtehen nur, wo man ihr erſt Raum verſchaffen will. Mich würde es aber ſehr ängſtigen, wenn ich mittags punkte 1 Uhr grade wiſſen müßte, wie ſich mein Tagen wenden ſoll, und werden wird. — Sie können alles mitthun, was ich vornehme, das iſt ſehr viel: ich nicht das, was mit Ihnen ſich ereignen kann. Dies iſt richtig, aus der Lage. Mehr verlangen Sie aber nicht. Denn ich kann mich mit Grazie nicht hemmen laſſen. Und mich martert ein ſolch Verhältniß. Einmal lebt' ich ganz für Einen Menſchen. Ich liebt' ihn bis zur Tollheit! denn er, ſein Anblick, war mir das Jetzt und das Künftig — und in einem Sinne blieb es wahr —, auch gedacht' ich in meiner Seele, ihn nicht zu verlaſſen. Aber auch das war falſch: denn wie ſteh' ich nun; geliebt war ich nicht von ihm: und von Freundſchaft wußte er auch nichts. Als unbedingt gebe ich Ihnen viel von mir; und mich ſelbſt: für liebliche Regung zu mir in Ihnen: und für Ihren Werth, für den, den ich erkenne! Hier ſteht's! Mag's doch! Es ſteht in meinem Herzen. Und ſcheine es Ihnen, wie es wolle! Ich will nicht ſeiner ſcheinen, als ich bin.

Adieu, lieber Varnhagen! Das Andere beſprechen wir ſelbſt. Das Sanfte in Ihrem Brief iſt unverloren. Und über einen ähnlich verſtändlichen Vorfall werde ich nicht lachen: ſollte ich aber einmal, welches oft geſchieht, lachen, ſo legen Sie's mir auch gut aus! Ich liebe Sie in dieſem Augenblick.

Rahel.

„Ma tête est tout en marmelade", iſt ein ſehr treffender Ausdruck; ich fühle den Kopf gar nicht! Daher mein ſchlechter fehlerwimmelnder Brief. Gleich nach dem Aufſtehen mußt' ich Ihren kleinen Brief leſen, und gleich antworten; und des Morgens kann ich nichts, als mich zum Tage ruhen. Nachſicht!

An Rahel.

Donnerstag, den 23. Juni 1808.

Weil ich noch einige Geſchäfte zu begehen habe, bei denen die Bücher in der Taſche mitzuführen doch allzu läſtig wäre, ſo ſchicke ich dieſelben voraus, in der Hoffnung gegen ſieben Uhr wieder bei ihnen und Ihnen zu ſein, wenn nicht früher. Bribes wird Sie bis dahin mit dem Plattfranzöſiſch unterhalten, oder finden Sie dieſe Strafe von mir in jeder Art zu arrogant, ſo ſtreichen ſie dieſelbe aus, und wollen mir nicht übel dafür, fürchten Sie ſich aber vor dem gaskognischen Dichter, ſo haben Sie ja das Buch in Ihrer Gewalt, und können durch ſpätes oder gar nicht Geben ſich dieſe Art Unterhaltung erſparen oder erſparen. Mit meinem ſpaniſchen Ritter Perſiles rechn' ich zwar eben nicht auf bedeutendes Glück, doch aber auf die Güte, daß Sie ihn ſchnell durchleſen, wenn überhaupt.

Dein geſtriges Weſen, liebe Rahel, hat mich geſtern ſo frühlingsartig durchhaucht, daß ich wirklich glaubte, wenn ich bloß auf den Himmel ſah, der Lenz wäre nun da, und ſo ſchlief ich ein, gewiegt von Homeriſchen Wellenſchlägen. Heute aber aufſtehend, mußt' ich doch den Erdboden betrachten, und fand ihn braun und ſchwärzlich, keineswegs ſchon grün. Aber deßwegen bleiben die Guten immer gewennen, ſollten auch verirrte ſein! Ich freue mich wie immer heute auf den Abend. Vielen Gruß!

An Varnhagen.

Dienstag, den 28. Juni 1808.

Du glaubſt es nicht, Varnhagen, wie raſend leid es mir that, Dich ſo weggehen zu ſehen; ſo wie Du gingſt. Einen Schritt von Dir, nahm ich mir ſchon vor, Dir zu ſchreiben. Ich wandte mich noch um; Du nicht. Faſt iſt es mir lieb, daß ich Einmal lieber gegen Dich war, als Du gegen mich. O! Lieber, könnteſt Du mit Einem Blick in mein Herz ſehen! Ich bin verdrießlich und gemartert: und dabei beſchämt und betrübt. Ich weiß es, ich ſehe es, daß Du mir eine Seelevoll — wie eine Handvoll — Liebe reichſt, worein ich mit verliebtem Herzen trunken werden müßte: und nur Deine Lieblichkeit empfindend, und Deinen Werth auffaſſend ſieh' ich dabei! —

ſo müſſen die Zerrungen entſtehen: keiner ſieht den Anderen weder mehr natürlich, noch unbefangen, durch unbefangene Augen: Und wenn ich nicht mehr unbefangen und frei bin, bin ich häßlich. Das weiß ich: jeden Augenblick fühl' ich's. Ich fühle mich beengt, und geängſtigt: weil ich leiſten ſoll; beſchämt und verdrießlich, weil ich nicht leiſten kann. Dabei hab' ich Dich wahrhaftig lieb; denn wer kennt Dein Liebes, Stilles, innerlich Sanftes beſſer als ich! wem wohl haſt Du's — zu ſeiner Schmach — wohl mehr gezeigt, als mir, der Unwürdigen. Wo entwickelt ſich Deine Geduld, die nicht feige Weichheit gegen Dich ſelbſt iſt, ſondern Einſicht, die in ein ſanftes Gemüth fällt, Dein Reflektiren über die Lage, in der Du biſt, beſſer als gegen mich? Wo mehr Verdrießlichkeit und Häßlichkeit aus meiner Seele, als gegen Dich! Du Lieber! Ich verdiene es nicht; ſagte ich gleich, und wiederhole es noch, und immer. Nicht das, was ich für Dich zu empfinden vermag, noch meine Perſon. Und wenn ich mich auch ſelbſt, und meinen Tag gebe, wer weiß es beſſer als ich, ſo iſt das wenig. Ein von Dir entzückter Blick müßte Dich ja mehr beglücken, als Monate, die ich mit Dir zubringe. Dir dies zu ſagen, Theurer, Lieber, wie weh! wie häßlich. Und läugnen kann ich Dir nichts, und möchte es und will es nicht. Das, was von mir abhängt, ſollſt Du ja haben! So iſt's mit unſerer Neigung: und wenn auch Deine nicht lebeneingreifend iſt! vier Wochen iſt ja auch zu große Ehre für mich, wenn ich nicht darin, wo nicht Dich übertreffe, Dir doch gleichkomme! Das liebſte, hübſcheſte Mädchen müßte ja der Liebe danken, wenn ſie ſie für Dich entzündete, und Du ſie annimmſt. Dein lieber ſanfter, innigſt beſcheidener Karakter gegen eine Frau, Dein natürliches Weſen bietet ihr ja Seligkeit und Sicherheit! Nun bliebe unſer Umgang in geiſtiger Hinſicht: Dein Geiſt, die Wendung deſſelben, erlaubt dem meinen kein freies Spiel; dies kann nur ich wiſſen. Du kannſt es nie gemerkt haben; weil Du mich nie ohne Dich geſehen haſt; Du mußt die Dürre dem Mangel oder der Verdrießlichkeit zuſchreiben; mich aber drückt ſie, und macht ſie verdrießlich. Und dieſer Punkt, Varnhagen, thut, und that mehr, als Du denkſt. Du warſt oft hart gegen Andere und gegen mich in dieſer Rückſicht. Das drückte mich ſehr zuſammen. „Ich kann nur dem die Wahrheit ſagen, der mir glaubt." So kann ich mich nur dem in unzähligen Wendungen zeigen, der mich genirt. Sage ja nicht,

daß Du's thust! Das fühle ich. Und so kann ich mir auch Deine Neigung zu mir oft gar nicht erklären. Mein Brief ist hart und ernst geworden und lang. Und in einem Ueberströmen von Liebe zu Dir, und von Einsicht, die Dich mir lieb zeigte, ist er angefangen; — und so endige er auch! Ich umarme Dich herzlich! und drücke Dich! Ich sehe Dein Gesicht! Ehrlich, und etwas traurig und ernst, und ganz klar; und daher ruhig und heiter! Adieu, Lieber. Schlafe! Ich bin ganz ermüdet vom Schreiben. Leb wohl! Ich liebe Dich.

R. L.

Nun esse ich und gehe zu Bette. Adieu, Alter Lieber!

An Rahel.

Mittwoch, den 29. Juni 1808.

Liebe, theure Rahel! Wie ich gestern mich umwandte, (Du gingst eben um die Ecke) um Dich noch zu sehen und zu grüßen, kehrte sich Dein Blick nicht zurück, und ich blieb vergebens ein Weilchen stehen, um acht zu haben, ob Du später wieder etwas zum Vorschein kämest! Du hattest Dich also früher nach mir umgesehen, Du Liebe! Wäre dieses anscheinend kleine, für den Augenblick mißmüthige, jetzt wehmüthige Verfehlen nicht gewesen, so hätte wahrscheinlich mein ganzer Abend eine andere Wendung genommen, die ihm nicht nur für sich selbst, sondern auch in Rücksicht auf mein heutiges Thun, und den davon abhängenden inneren Frieden wäre zu wünschen gewesen. Ich wollte noch beim Schweizer einige Gläser Wein trinken, die ich neulich dort hatte stehen lassen, fand aber Bribes mit zwei Gensd'armes-Offizieren daselbst, ich wurde auf's zutraulichste in ihre lärmvolle Lustigkeit hineingezogen, und fühlte bald im Kopfe die Wirkung des Weins und Rums, während Bribes schon lallte und taumelte, und uns genug zu schaffen machte, daß wir ihn vor schon angefangenen Händeln zurückhielten. Gegen Mitternacht brachten wir ihn nach Hause, mich aber nahm einer jener Offiziere, die mich durchaus nicht wollten zu Fuß gehen lassen, hinten auf's Pferd, wo ich ganz vortrefflich mich befand, da mein Vordermann (denke Dir das Glück!) gut reiten konnte. Ich kam sehr ermüdet und wüst nach Hause, habe schlecht geschlafen, und suchte dies wohl auch einzuholen, wenn nicht Dein lieber Brief mich geweckt hätte. In ihm rangen zwei Elemente, das liebreiche Gefühl und die

verſtändige Einſicht, beide ja mir vertraut, und ſo wie Du ſie giebſt willkommen! Gegen nichts von allem Strengen, was Du ſagſt, ließe ſich ein Wörtchen einwenden, glücklich genug, wenn unſere beiderſeitige Verſtändigkeit nicht zuläßt, daß die, verſchiedengearteten Gefühlsreihen die ſich in unſerem Verhältniſſe durchkreuzen, uns zum Kreuze werden! Das Liebe, Sanfte und Schöne iſt doch bei weitem überwiegend, und ich ſcheine mir hoffen zu dürfen, daß es damit gehen wird, wie mit der deutſchen Sprache, der wir ja eingeboren ſind, welche auch das widerwärtigſte Fremde in ihren Gefilden zu einer milderen Geſtaltung zu verarbeiten weiß. — Die Zeit, die mir Dein Bote läßt, iſt abgelaufen, ich möchte ebenſo gern dieſe abgeſtumpften Zeilen zurückbehalten, wenn ich Dir nicht gar zu gern wenigſtens das ſagte und zeigte, daß Du mich in keiner freundlichen Innigkeit übertreffen kannſt! Genug alſo mit dieſen Worten, denen Du, liebe, theure Rahel, wirſt glauben müſſen. Lebe recht wohl, Süße, Gute! und freue Dich deiner Heiterkeit wie der des Himmels, die Dein liebes Charlottenburg ſo klar mir in's Auge fallen läßt! Dein V.

An Varnhagen.

Juli 1808.

Jetzt werde ich zu Tiſche gerufen; bis jetzt bin ich in der Sonne — lauter ſchlechte Nachrichten über Wohnungen einnehmend, ſie wie eine Telle ſuchend — herumgelaufen. Meine Mutter martert mich: und meine ganze Lage! Kann kann ich mich mit großen Opfern retten. Weg, ſeh' ich wohl, werd' ich müſſen: ich explizire es Ihnen. Für's erſte, will ich ſo früh, als möglich, nach Charlottenburg zurück. Wollen Sie um 6? R. V.

An Rahel.

Dienstag, den 5. Juli 1808.

Liebe, gute Rahel! Dir für Deine heutige Botſchaft recht zu danken, bin ich nicht im Stande; ich weiß noch nicht recht abzuwägen, was die Oberhand hat, die innige Freude wegen Deines Vertrauens zu mir, oder die wohlthuende Mildigkeit, die ich dadurch in meinem Herzen fühle, daß ich dieſelbe von

Dir ſo ausgeben ſehe. Dein Brief iſt durchaus rein und groß, ob er auch paſſend iſt, wirſt Du von mir nicht erſt hören wollen. Wie ganz verſchwindet für den Augenblick das zürnende Gefühl der Rache, das ich fogern den Unſinnigen über die verwirrten Häupter ſtürzen möchte! und erwacht doch ſogleich wieder, wenn ich daran denke, wie das ſchöne Maß, das Du in das Leben führeſt, gar nicht wird erkannt werden. Indeſſen haſt Du Dir ein Genüges gethan, und dadurch das Beſte! Lebe recht wohl! Ich gehe heute Abend zu Büjac, und werde gewiß zu rechter Zeit bei Dir ſein. Dein B.

An Varnhagen.

Juli 1808.

Lieber Varnhagen, heute, da ich morgen noch einen Peſttag habe, finde ich mir keine Ruhe, um nach Charlottenburg zu fahren und Paulinen dort zu ſehen. Zu morgen will ich es ihr verſprechen: Sie aber thun heute ſchon, was Ihnen bequem iſt! Nur möchte ich es wiſſen. Wenn ſich mein Schickſal nur ſetzte, ich kann bei der inneren negativen Gewißheit die äußere Ungewißheit ſchlecht ertragen. Adieu. R. L.

An Varnhagen.

Mittwoch, den 20. Juli 1808.

Lieber Varnhagen, ich habe mit Mad. Frohberg verabredet, daß punkte 6 ein ſchöner halber Wagen vor ihrer Thüre ſteht, der uns drei nach Friedrichsfelde fährt. Wollen Sie das? — ſo finden Sie ſich bei ihr ein. Sie ſchreibt aber dem Huſaren (Saint-Mars) ob der auch mit will: das wird Sie doch nicht abhalten! Ich bitte um eine Antwort; des Wartens wegen.

R. L.

An Varnhagen.

Freitag, den 22. Juli 1808.

Sie haben keine Vorſtellung davon, mit welchem Schreck ich erwache! Eine hemmende Ueberlegung, die ſelbſt nie zu

Ende kommt, drückt mir das Herz zu, und wie zurück. So blieb ich wie unentschlossen im Bette liegen; wie unentschlossen; denn wußt' ich nicht eben zu gut wie alles ist, und daß nichts zu beschließen ist? Heute fürchte ich mich noch besonders vor Ihrer Abreise; und wünschte nur wenigstens früher reisen zu können: se wurde mir alles zur Angst. Ich dachte, ich will es Ihnen schreiben; und nahm den Band Goethe in die Hand, und ging herunter. Da lag er neben mir, und ich wie verzweifelt neben ihm! — Ein Fest war sonst ein neuer Band Goethe bei mir; ein lieblicher, herrlicher, geliebter, gechrter Gast, der mir neue Lebensperten zu neuem, unbekannten, hellen Leben gewiß erschloß. Durch all mein Leben begleitete der Dichter mich unfehlbar, und kräftig und gesund brachte der mir zusammen, was ich, Unglück und Glück zersplitterte, und ich nicht sichtlich zusammenzuhalten vermochte. Mit seinem Reichthum machte ich Kompagnie, er war ewig mein einzigster, gewissester Freund; mein Bürge, daß ich mich nicht nur unter weichenden Gespenstern ängstige; mein superierer Meister, mein rührendster Freund, von dem ich wußte, welche Hüllen er kannte! — kurz, mit ihm bin ich erwachsen, und nach tausend Trennungen fand ich ihn immer wieder, er war mir unfehlbar; und ich, da ich kein Dichter bin, werde es nie aussprechen, was er mir war! Noch muß ich weinen, se rührt es mich! — Nun haben Sie gesehen, wie ich nach dem Buche nicht fragte; und eine Art von Furcht, die meine Nachlässigkeit unterstützte, hielt mich ab von dem Buche; ich fürchtete, ihn und mich nicht darin zu finden. Dies auch als Zeichen meines Absterbens, meines Grams, meines Hinseins, wollte ich Ihnen auch schreiben; und ich verging vor Schreck und Erstarren und Weh darüber! aber dumpf blieb's, und unfruchtbar der Schmerz! Mein Freund, mein einziger Freund neben mir, und wir beide tot, tot! Mein Frühstück blieb ein wenig lange, und einen Augenblick ließ es die Angst doch zu, daß ich das Buch nahm. So lese ich auch ohne Muth und Hoffnung — und finde — grade was mir ist! Lesen Sie das im „Vorspiel" vom Dichter, Direktor und lustiger Person. Seite 14 sagt die lustige Person vieles, und am Ende:

Dann sind sie gleich bereit zu weinen und zu lachen,
Sie ehren noch den Schwung, erfreuen sich am Schein;
Wer fertig ist, dem ist nichts recht zu machen,
Ein Werdender wird immer dankbar sein.

Dichter.

So gieb mir auch die Zeiten wieder,
Da ich noch selbst im Werden war.
Da sich ein Quell gedrängter Lieder
Ununterbrochen neu gebar,
Da Nebel mir die Welt verhüllten,
Die Knospe Wunder noch versprach,
Da ich die tausend Blumen brach,
Die alle Thäler reichlich füllten.
Ich hatte nichts und doch genug,
Den Drang nach Wahrheit und die Lust am Trug.
Gieb ungebändigt jene Triebe,
Das tiefe schmerzenvolle Glück,
Des Hasses Kraft, die Macht der Liebe,
Gieb meine Jugend mir zurück!

Mein Freund hat es auch diesmal für mich ausgesprochen! Und niemals will ich an dem nun verzweifeln! Urtheilen Sie, wie er heute, in dem Augenblick, auf mich wirkte! Allen Dank, alle Zärtlichkeit hat er wieder in mir aufgeweckt. Dies mußte ich Ihnen doch ungefähr so sagen, wie es war. Und nun das geschehen ist, preßt sich doch mein Herz wieder zu. Ich will nun weiter lesen und Ihnen später schreiben, wie es mit dem Tag ist.

Es ist jetzt bald, oder schon zwei Uhr. Ich komme von Mad. Frohberg, und wir haben verabredet, daß ich und sie um 7 Uhr nach dem Hofjäger fahren — damit sie Kräfte zum Gehen behält — und dort dann im Felde spaziren gehen wollen und zu Fuß nach Hause. Kommen Sie uns nach, wenn Sie wollen, und geniren Sie sich in Ihrer Arbeit nicht; mir ist es lieber, wenn ich erst mit der Frohb. allein bin! Der Husar (Saint-Mars) kommt uns auch von hier aus um 8 nach.

Sie sagen noch ordentlich, ich soll schreiben! Sie können sich gar nicht denken, wie mich dieser Brief ekelt, den ich nur nicht gleich abschickte. R. L.

Sind Sie ein bischen vergnügt?

An Varnhagen.

Sonnabend, den 23. Juli 1808.

Ich bitte Dich! was ist das, daß in den besten Momenten ich Dich verletze? Dies selbst brachte mich, besonders gestern,

da es ſo groß ausſieht, ſo auf, daß ich um eine Welt nicht Mildigkeit hätte aus meinem Innren laſſen können; und dies Gefühl übertäubte auch die Angſt, Dich unverſöhnt gehen zu laſſen! Noch ſchlechter bin ich erwacht! Und ein Zufall glaubte es auch nöthig zu haben, mich in der Nacht am Schlafen zu ſtören, und ſo wurde beinah nichts draus. Wie war Deine Nacht, Dein Erwachen? Wie iſt Dein Fleiß in der Hitze? Und biſt Du noch böſe auf mich. (Drehe um.) Ich meinte es grade ſehr gut: ich kann es Dir noch explizíren, und Du brauchteſt ſolch häßliches Wort. Dies aber alles zu meiner Entſchuldigung! Adieu, Lieber. Rahel.

Ich habe ſchon meinen Brüdern geſchrieben: ſo trocken wie Häckſel.

An Rahel.

Sonnabend, den 23. Juli 1803.

Ich kann unmöglich, liebe Rahel, immerfort Deine herzlichen Werte empfangen, ohne zu antworten, mein ohne das baldiges Kommen darf nicht dafür gelten, denn warum biſt Du ſo freundlich, nicht darauf zu warten? Ueberdies, wie tölpelhaft fällt es gewöhnlich aus! Ich ging geſtern recht ſtill weg, mir war als ſollt' ich den Kopf in Waſſer tauchen, die Gedanken gaben faſt nichts zum Beſten, und mein Gefühl war wohl heftig erregt, aber in kleiner Erſcheinung, etwa wie der Staub auf einer Brücke ſchüttert, über die ein Laſtwagen hinrollt. Du haſt wahrhaftig keine Schuld, obwohl Du Urſache biſt, daß ich ſie habe. Ich halte mich ohne Zweifel zu ſehr am Einzelnen feſt, und möchte das Ganze hineindrängen. Bis nach drei habe ich geſtern Nacht noch geſchrieben, ſchlief dann einige abgeriſſene Stückchen, und war heute Morgen um halb ſieben wieder auf, ohne eben viel auszurichten. Jetzt bin ich wieder am Schreiben, und zwar für die Poſt, daher ich nicht mit völliger Freiheit mich hier auslaſſen kann. Ich habe viel an Dich gedacht, liebe Rahel, und das recht mit Angſt, wegen Deiner unzeitigen Verſtimmung, Deinem Verzichtthun auf ſo viele Güter des Lebens, und noch kann ich mich einer gänzlichen Fahrläſſigkeit gegen alle Dinge, die mir den Sinn anregen wollen, nicht erwehren, ſo ſehr auch die einzelne heitere Lieblichkeit Deines Umganges dieſer totalen Wirkung deſſelben auf Augenblick die Waage hält. Laſſe Dich

dieſes aber nicht betrüben, denn das Verdorren liegt in meinem eigenen Leben, und da iſt's mir doch noch lieber, daß es durch eine große herrliche Sonne geſchehe, als durch ſchändlichen Staub, der vom Wege her die Blätter überdeckt. Wer weiß auch, ob nicht durch nahes Regenwetter die Gewalt der Sonnenſtrahlen zum Heile gewandt wird? Gegen ſechs Uhr bin ich hoffentlich bei Dir! Adieu, liebe Rahel. Dein V.

Ich bin ſehr ärgerlich, daß Du meine ſchlechten Buchſtaben, die ſich in ihrer Kleinheit zu verſtecken lieben, zwingeſt durch Vergrößerung ihre Fehler mit zu vergrößern! Das Kleingeſchriebene ſieht doch beſſer aus!

An Varnhagen.

Dienstag, den 26. Juli 1808.

Lieber Varnhagen, wie iſt Dir, biſt Du noch ſo traurig? Haſt Du ein bischen gut geſchlafen? Ich gut, aber wie ſchwer erwachte ich; wie gedrückt, Stilling'ſch, und dürr in der Seele. Sei Du nicht traurig. Mit Dir iſt es ganz anders; Dir iſt ja die Welt noch ein weiter Raum. Du biſt ja unabhängig; durch Deine Lage, und Deine Talente, und alles iſt ganz in Dir. Ich habe es unterſucht, was mich drückt, es iſt die Welt, die gährt, und für meine Augen nicht mehr blüht; auf ſie bezog ich mich mit meinen Gedanken, ſehe ich nun ein. Und ihr und mein Fall trifft zuſammen. Und wirklich gefallen und betäubt liege ich da. Ich werde mich wie immer erholen zum neuen Fall, und ſo mit Stößen in die Erde.

Lies inliegenden Zettel von Pauline. Ich habe ihr geſchrieben, ich würde um 6 bei ihr ſein. Es fügt ſich auf eine andere Weiſe, daß ich Dich heute nur ſpät ſehen ſoll. Gegen 11 bin ich zu Hauſe. Mache es, wie es Dir nur lieb ſein kann, ſei aber nicht traurig! ich kann es gar nicht aushalten! Sei lieber boshaft, Lieber! Was wirſt Du denn heute machen? ſage es mir. Sei nicht betrübt, wie geſtern: Lieber! Ich kann Deinetwegen nicht einmal ruhig traurig, oder vielmehr ernſt und verdrießlich ſein. Du darfſt nicht ſo betrübt ſein! Hörſt Du, Lieber? Adieu! ſchreib mir ein Wort, wie Dir iſt. Ich umarme Dich recht ſehr. R. V.

An Rahel.

Dienstag, den 26. Juli 1808.

Mir iſt wohl, liebe Rahel, und trauriger bin ich nicht als geſtern, vielleicht nicht einmal ſo ſehr, auch kann dieſe Betrübniß nur ihre Zeit dauern. Aber Dich ſo zu ſehen, wie fürchterlich Deine Worte heute Dich zeigen, das giebt mir eine andere, die wie alle eigentliche Schwermuth, auf langes Anhalten hinausſieht, weil jeder Lebenstag ihr ſeine Nahrung bringt. So ſagen die gemeinen Leute, man dürfe im Fieber nicht eſſen, weil man ſonſt die Krankheit fett und ſtark mache; nicht leben alſo, weil man dem Abſterben Kräfte verleiht! Aber das darf nicht in Dir aufkommen, liebſte Rahel, das darf nicht! Du biſt ſo reich, ſo jung, ſo kräftig ich ſehe nicht ein, wie Du eines oder das andere jetzt noch verlieren ſollteſt. Sieh, das Unglück bringſt Du hervor, daß ich Knäbchen Dich, Rahel, tröſten will! Die Spazierfahrt wird das beſſer! Sei recht fröhlich dabei! Ich komme um 11 Uhr; vorher will ich ſehen mit Harſcher rechtſchaffen zu verkehren. Lebe wohl, Du Gute, Innige! Dein B.

Ich ſchriebe gern mehr, aber der Bote!

An Varnhagen.

Mittwoch, den 27. Juli 1808.

Lieber Varnhagen, ich gehe in's Deklamatorium, woran ich noch einmal zu erinnern gut finde, nachher bin ich bei Mad. Frohberg, und es wird zu einem Spazirgang noch Zeit ſein. Das verbindet Dich aber zu nichts, und Du mußt Dich nicht geniren. Um 7 geht's an, und dauert kaum zwei Stunden glaube ich. R. L.

An Varnhagen.

Donnerstag, den 28. Juli 1808.

Lieber Varnhagen, heute iſt der 28. Juli, der Geburtstag des Mädchens an der Brücke von Charlottenburg; wir ſchenken ihr immer etwas, und haben ſie auch zu dieſem 28. vertröſtet. Dieſen Morgen ſchreibt mir Pauline, ſie ſei von 5 Uhr an frei: und ob ich mich erinnere, daß des Mädchens Geburtstag

sei —, ihr Kind sei aber wieder krank; ich möchte also in jedem Fall zu ihr kommen; und später könnten wir doch weit ausfahren; entweder nach Charlottenburg, oder wo ich sonst hin wollte. Ich habe ihr geschrieben, ich würde kommen, weiß aber nun nicht, wie es mit uns wird. Das wolkige Wetter gefällt mir schon! — ich bin aber wieder abscheulich erwacht. Wie Du? Und schliefst Du, gingst Du gleich zu Bette gestern? Ich habe nicht einmal ein Buch hier; und weiß auch nicht, was ich dem Mädchen schenken soll. Gegen 10 bin ich zu Hause; und wenn etwas später, durch Ereignisse, die ich nicht regiren kann. Sehe ich Dich dann noch? aber genire Dich nicht. Bist Du noch böse auf mich? Ich glaube es nicht.

R. L.

An Varnhagen.

Mittwoch, den 9. August 1808.

Lieber alter Varnhagen, ich habe den ganzen Morgen an Dich gedacht, ich kann Dir aber jetzt nicht sagen wie. Mir wäre es lieb, wenn so Einer an mich dächte.

Es ist liebes munkliches Wetter, und ich war fest, ich müsse es mit Dir genießen. Und so soll es auch noch sein, wenn Du willst.

Pauline war eben einen Moment bei mir; sie fährt punkto 5 nach Charlottenburg; kannst Du ohne gêne, so fahren wir auch früh hin, und sie erwartet uns an der Brücke: kannst Du nur später bequem, so fahre ich mit ihr, und zurück mit Dir: oder, wenn Dir auch das bequem und lieb ist, so können wir dort **bleiben, aber alles wie Du willst.**

Inzwischen fahren wir auf einem Bauernwagen nach Moabit; Du, ich, und Pauline: aber sei freundlich; damit wir Vergnügen und nicht Verdruß haben. Sei, wie es in meinem Herzen **für Dich** aussieht!

Genire Dich nicht! Es wäre mir der Sonne wegen sogar **lieber, wenn ich voraus** fähre. Adieu, Lieber. Ein Wort Antwort.

R. L.

An Varnhagen.

Den 9. Auguſt 1806.

Lieber Alter! Dein Billet ſcheint mir ſo freundlich, daß es mich rührt. Du glaubſt überhaupt nicht, wie es mit mir iſt ſeit dem Erſchaudren. Höre mich, Lieber! Du weißt, wir haben noch keinen Mondabend diesmal nach unſerer Art genoſſen. Heute iſt einer von den letzten eklatanten; alſo habe ich die Idee, Du kommſt nach Charlottenburg; wir genießen ihn, wenn Pauline weg iſt, laſſen uns morgen früh um 7 wecken, gehen nach der Stadt, ſo genießen wir den Morgen, Du biſt zu deinen Geſchäften hier: und ich auch bei der Frohberg, die heute eine Art von Kataſtrophe zu überſtehen hat. Das kann Dich in nichts geniren. Du warteſt an der Brücke, oder in meinem Hauſe auf mich; willſt Du? O! ja. Der Abend wird gut ſein. Und ich liebe Dich ſehr! Rahel.

An Varnhagen.

Montag, den 15. Auguſt 1808.

Dies, Lieber, habe ich von Paulinen erhalten, und geantwortet; Du ſiehſt darin meine Sinnesart, Pläne und Begehren, für heute.

Fahren wir allein, Pauline und ich, und ſpätlich, ſo könnteſt Du gleich mit: führen wir über Moabit, auch gleich dort iſt es einſam, der Weg und alles. Mir liegt in den letzten zwei Tagen weniger dran, mit ihr geſehen zu werden. Auch bin ich verzweifelt genug. Jedoch wie Du es willſt. Schlafen willſt Du ja heute nicht in Charlottenburg. Ich hänge auch nicht dran. Ein Wort Beſcheid. R. L.

An Rahel.

Montag, den 15. Auguſt 1808.

Ganz wie Du es willſt, liebe Rahel! ich komme um 5 Uhr, und finde ich Dich nicht zu Hauſe, ſo fahre ich nach Charlottenburg Dir nach. Soll ich aber früher kommen, ſo laß es mir nur ſagen, ich habe eben nichts zu thun, was heute fertig ſein müßte. Indeſſen bleib' ich ſehr gern mit Dir in Char-

lottenburg bis Morgen Mittag, und ich weiß nicht, wie Du sagen kannst: „Schlafen willst Du ja heute nicht in Charlottenburg.“ Wenn ich nachkommen soll, möchte ich gern wissen, und darüber bei Dir zu Hause Nachricht finden, ob Du über Moabit gefahren bist. Lebe wohl, Du Liebe! ich wäre gestern für mein Leben gern noch von meinem Zimmer aus zu Dir zurückgekehrt!

An Varnhagen.

Mittwoch, den 17. August 1808.

Da, Lieber, nimm dies Flacon: ich habe es ziemlich lange getragen; und ich gab es Dir nicht gleich, weil sein Stöpsel-Futteral etwas eingebogen ist, und wollte diesen Morgen ein anderes kaufen, bin aber (matt aus dem Bade) in den Laden in unserer Gegend umsonst herum gelaufen; solche unansehnliche Fetzpöbel giebt es gar nicht, wenn man sie suchte.

Ich gebe es Dir nicht als ein Andenken, wie man zu sagen pflegt: ich denke schlecht von Andenkens. Wie unähnlich wird sich die Zeit sein, in der ich es Dir reiche, mit der, in welcher es Dich an mich erinnren wird. Andenken sind beschämend; und oft peinlich. Ich gebe es Dir darum, weil ich Dir gerne alles verschaffen, besorgen und geben möchte! Finde ich in der kurzen Zeit noch ein hübsches, so tauschen wir. Hast Du geschlafen? Bist Du wohl? Ich streichle Dich mit meinen braun- und blauen Händen! Du Bösewicht! Adieu, Lieber!

R. L.

An Rahel.

Mittwoch, den 17. August 1808.

Tausend Dank, meine liebe Rahel, für Dein gütiges Geschenk, und Deine lieben Worte, die dasselbe begleiten. Ich glaube auch, daß es mit den Andenken nicht viel auf sich hat; als daß man bisweilen unverhofft an die Entfernten erinnert wird bei Erblickung solcher Gaben, mir ist aber das sinnige Andenken, das aus der Seele von selber zu Zeiten sich emporfittigelt oder heraufschleicht, viel lieber! Das Flacon will ich sogleich füllen. Nimm hier indessen zum Gegengeschenk ein Dutzend kleine Couverts zu Billetten, jene waren zu Briefen.

Du ſiehſt, ich muß alles machen, was ich ſchenke, das iſt die liebe Armuth! Lebe wohl! In einer Stunde, etwas mehr oder weniger, bin ich bei Dir! Dein B.

Recht gut habe ich geſchlafen!

An Varnhagen.

Donnerstag, den 18. Auguſt 1808.

Dieſen Nachmittag kommt die alte Parthie zu Stande: ich fahre mit Mesdames Frohberg und Oppenheim nach Schöneberg; um 9, halb 10, bin ich wohl zu Hauſe; gewiß um 9, da häusliche Leute um dieſe Stunde eſſen.

Haſt Du gut geſchlafen? Ich las noch ſehr lange, ſchlief aber doch ſehr gut ein; und ſchlief auch lange. Jetzt aber habe ich Kopfweh von einem ankommenden Schnupfen. Nimm nicht zu viel aus dem Flacon! Du kannſt nicht verdrießlicher ſein, als ich es bin. Adieu, Lieber! alles iſt mir verbittert. O! könnt' ich doch die Zukunft behandlen, wie ſie's verdient; als wäre ſie gar nicht! Sie verdirbt mir jede Minute: und ich kenne ſie ganz genau; ſchlecht iſt ſie, und anders, als man ſie fürchtet. Adieu! R. L.

An Varnhagen.

Donnerstag, den 25. Auguſt 1808.

Ich ſchreibe, damit Du nicht etwa von Deinen Freunden weg, aus dem Thiergarten, den ungeheuren Weg hierher machſt, verweile ich dort bis. Um halb 6 will ich mit der Frohberg ein wenig mit Umwegen nach dem Hofjäger gehen: und dort in der Luft ſitzen bleiben; und um 8 haben wir einen Wagen dorthin beſtellt; weil das Zuhauſegehen ſchlecht iſt.

Du kannſt alſo entweder mit, oder uns nach kommen, oder nach Deinem Belieben etwas anderes thun. Adieu, Lieber; ich bin ſchon lange zu Tiſche gerufen. Rahel.

An Varnhagen.

Freitag, den 26. Auguſt 1808.

Wie iſt Dir, Lieber, Beſter? Ein bischen gut? Haſt Du geſchlafen, und fühlſt Du Dich erquickter? Geſtern Abend riß

Dein Weggehen eine rechte Sehnsucht in mir; und ich hätte Dir auf der Stelle schreiben können, und viel besser, als jetzt. Aber ich weiß noch alles: nur leidet es das Sonnenlicht nicht, und reißt Einen ganz weg! So wäre es nicht in einer Berggegend auf dem Lande. Eigentlich vergehe ich doch hier, mit meiner ewigen Sehnsucht nach einem Aufenthalt; hier bin ich nur auf- nur festgehalten.

Iß nichts Schlechtes, gehe nicht in die Sonne; lese nicht ewig laut! und stärke Deine Brust auf eine andere Manier, wo möglich. Ich schicke Dir Dein Fläschchen und Deinen Pack Bücher. Ich bin Dir sehr gut; und küsse Dich auf die Augen. Adieu, Lieber! Rahel.

An Rahel.

Sonnabend, den 27. August 1808.

Ich muß heute nothwendig Schüz abwarten, liebe Rahel, der heute Abend wieder fortreist, und dem ich noch einige dringende Worte zu sagen habe. Ich komme also später zu Dir, meine Liebe! Du Arme, welcherlei mag nur Dein Verdruß gewesen sein! Zwar bereit liegt er Dir auf allen Seiten, denn wo die Umstände nicht dumm sind, lassen die Personen keine Lücke. Wie weh thut mir das! Dich recht heiter zu wissen, wäre eine meiner besten Freuden. Viel, recht viel Vergnügen. Dein V.

An Varnhagen.

Dienstag, den 29. August 1808.

Geh' nicht in der Hitze spaziren, Lieber! Die Sonne scheint heute so ausführlich; und es ist recht heiß. Bist Du bald eingeschlafen? Fühlst Du Dich heute besser? Wäre es nur wahr! Was kann Dir nur sein! Ein frischer gesunder Junge, mit Schwindel! Ich kann es überhaupt nicht ausstehen, wenn Einer krank ist, und man weiß nicht woher. Es beunruhigt mich bei mir, und Anderen; aber nicht aus Besorglichkeit, sondern weil es etwas Verwirrtes ist, und man nicht dagegen handlen kann. Mir ist ziemlich wohl, außer daß mein Kopf keine vigueur hat: sehr schön schlief ich nicht; ich glaube, meine

Standesveränderung ängſtigt mich; wenigſtens kann ich es nicht ertragen, wenn ich etwas Gemeines zu beſorgen habe, worin ich von allen Seiten gehemmt bin, wovon mir weder die Urſach noch die Wirkung gefällt, ſondern außerordentlich mißfällt. Zur Zugabe aber, als ich geſtern zu Bette gehen wollte, und nach Linen frug, hörte ich, daß ſie bei Robert ſei, der wieder von halb 12 an das Fieber bekommen hatte. Mama weiß den Tod von ihrer Freundin, die Kouſine hatte es ihr ſchon geſagt, als ich aufſtand. Sie ſpricht nur viel drüber, und nimmt auch dies ganz anders, als ich dachte.

Wenn ich Dich wieder ſo ſpät ſehen ſoll, als geſtern, ſo laſſe es mich wiſſen, Lieber: aber genire Dich in nichts; lebe ganz nach Deinen ſchwindlenden Einfällen; nämlich nach den Erforderniſſen Deiner Geſundheit. Vergiß den Ottavian nicht. Erhitze Dich nicht mit Laufen: in die Luft gehen, iſt genug. Rahel.

Anmerk. Zwei folgende Briefe, aus dem Anfang des Septembers, ſind verloren.

An Rahel.

Dienstag, den 30. Auguſt 1808.

Nur wenige Worte, liebe Rahel! Geſchlafen habe ich wirklich ſehr gut und ziemlich lang. Von Schwindel fühle ich nur leiſe Spuren, die ein friſcher luftiger Spaziergang, im Schatten, leicht wegnehmen wird. — Wohl nur ziemlich ſpät wieder, meine Liebe, werd' ich zu Dir kommen können, aber nicht aus ſchwindelnden Einfällen, Du Böſe! Chamiſſo iſt bei mir, daher ſchließ ich! Sei recht fröhlich und luſtig, und liebe mich.
Dein V.

An Varnhagen.

Sonntag früh, den 11. September 1808.

Ich ſchreibe Dir nur, lieber Freund, daß Du mir Neumann etwa heute Abend nicht mitbringſt! Ich habe gut geſchlafen, aber bei dem Erwachen iſt mir unter anderer Angſt die eingefallen. Heute hielt' ich es nicht aus; und wozu auch! Du kannſt ja ſagen, ich bin bei meiner Schwägerin, und

machen, als gingest Du auch hin. Heute Morgen fühle ich, daß ich so viel geweint habe; wie Prügel fühle ich es, und auch mein ganzes Herz; und dann die liebe Angst! Wie ist Dir? Noch ist alles gut: ich kann Dir noch des Morgens schreiben, denselben Vormittag von Dir wissen; Abends sehe ich Dich, ach! und das ist alles; das volle Leben! aber welche todte Meilen sollen zwischen uns kommen — und auch dies Entsetzliche ist das Wenigste — und ich sollte mich nicht ängstigen? Wir lebten zu innig und einig dazu! Wo ein Herzschlag ist, ist Ernst. Wie konnt' ich ein Leben abwehren? Und nun geht es an's Tödten. Ja, ja, Mord! Hilft Läugnen hier, und Schweigen? Wir wußten's vorher: das heißt, die Worte. So wie der Puls schlug, waren sie Lüge; und nun soll das erregte Leben als solche behandelt werden. Grämе Dich nicht über mich! Noch sehe ich Dich; und denke, Du hast Freude gehabt. Sei wirklich ruhig, Lieber, Angenehmer! Du sahst doch, auch gestern war's noch oft gut. Grämе Dich nicht. Lebe, wo möglich! O! Lebtest Du doch! Sei nur froh! Ich kann Dich nicht besser über mich trösten, als Du mich kennst. Adieu. Rahel.

An Rahel.

September, 1808.

Meine liebe Rahel! Sie irrt sich, die Gute! in einigen Stunden habe ich eben heute, und bin noch dabei, fünfzig Seiten durchgesehen, indeß bring' ich es heute Abend mit, dieses Buch, und hoffe wenigstens einen Theil der mir übertragenen Durchsicht zur Zufriedenheit der Leser, der künftigen, besorgt zu haben. — Ich komme heute wohl erst gegen 6 Uhr zu Dir, liebe Rahel! Ich danke herzlich für Deine liebevolle Nachfrage von heute früh. Mir ist ziemlich wohl; wüßte ich Dich nur recht vergnügt und fröhlich! Ich küsse Dich, Du Liebe!

Dein V.

An Varnhagen.

Montag, den 12. September 1808.

Wundere Dich nicht, daß ich Dir schon wieder schreibe; es ist mir ganz nothwendig, es tröstet mich. Ich wollte schon

vorher, aber nun hab' ich den Gedwi (von Brentano) ausgelesen, und der hat mich ganz geängstigt. Gott bewahre, welch trübes Buch! Schreibe mir doch auf, Lieber, was ich mir nun soll für eins holen lassen! Gedwi ängstigte mich am Ende noch mit Marias Tod: ich glaube jetzt alles, besonders das Sterben: und gleich hätte ich zu Dir laufen mögen, und Dich sehen, und Dich anfassen! Wenigstens will ich Dir schreiben! Noch bist Du mir nah! Clemens (Brentano) sagt auch: „In unserer Zeit ist die Liebe gefangen, die Bedingungen des Lebens höher geachtet, als das Leben selbst, und daß die Nichtswürdigkeit über die Begeisterung siegen kann, hatte er mit seinem Leben bezahlt." Nämlich Maria. Das meint' ich, als ich gestern sagte, „man ist toll". Ja. In Anstalten bringt man das Leben zu; man verschwendet's. — Wie ist Dir denn? Hast Du geschlafen? Ich schlief; erwachte mit einem minderen Schreck; aber er fand sich später als Angst zusammen; auch minder. Aber es ist alles eben so: es ist nur wie in einer Krankheit, mit Wellen. Du beruhigtest mich gestern auch mehr. Ich bitte Dich, mein trauter Freund, fasse Dich zur Heiterkeit wo möglich! Wolle nicht alles in Einer Minute zusammenfassen; Liebe, Weltleben, Wirken, Freiheit, und Studium; Du gehst nun zum Studium; thue es mit Geduld, die Anderen all, und die Größten, müssen diese Waffe mitnehmen. Denkst Du an uns zurück, so vergiß nicht, daß es doch einen Moment gab, wo wir Blüthe, Krone, Spitze des Lebens für einander waren; und meine Traurigkeit bürgt Dir's ja noch. Sollen wir nicht mehr als dies erleben, so ist es auch rar, wenn auch das Herz halb zurück bleibt. Du hattest es ja auch innig und heftig gewünscht! Frei bist Du ja auch; auch ziemlich; wieder wie es nur wenige sind, und wirst es noch. Ach! ich tröste Dich. Und doch ist dies alles auch wahr. Wir sehen uns noch heute: ich drücke dieses Bewußtsein so fest an mein Herz: und die wenigen Wochen reißen es mir weg!

Gestern, als Du weg warst, hatte ich noch eine große Alteration von unserer Köchin; sie hatte sich am Fuß verwundet, und viel Blut verloren. Ich entdeckte erst das viele Blut, und wußte nicht weher: ich blieb bei ihr, und tröstete sie über ihren Zustand. Ich verhehlte ihr nicht mehr, daß ich's wisse: sie hatte Trost nöthig: und das war welcher. Ich beneidete sie. —

Adieu! Lieber kleiner Bauer! Schicke mir die Kapotte!

Rahel.

An Rahel.

September 1808.

Freilich jetzt zu ſchreiben quält mich! Das haſt Du richtig vermuthet. Und wie auch grade auf dieſen Brief, den Du mir geſchickt, mit einem Billet antworten, ich, der ich gewohnt bin, bis zum Ueberdruß im Schreiben ausführlich zu ſein? Gieb mir nicht in die Rechnung Deine ſchlafloſe Nacht, ich habe ja im Fieber gelegen, und nur wiederholte Störungen dieſen Morgen trieben mich kopfüber in die gewohnten Wege und Geſchäfte. Aber es will eben nicht beſonders damit fort, alle meine Gedanken ſind auf dieſen Abend, und den hoffentlich noch unternehmbaren Spaziergang gerichtet, auch möcht' ich gern früh kommen. Mir iſt ſonſt recht wohl, durchaus muthig im ganzen Leibe, und nur leiſe pocht innerlich ein dunkler Quell des Schmerzes an die Aderwände. Lebwohl, Du Theure! Deine Schönheit rührt mich im Innerſten! Dein V.

An Varnhagen.

Mittwoch, den 14. September 1808.

Lieber, Beſter, wie haſt Du geſchlafen? Ich ſehr unterbrochen, und alſo ſchlecht, und ſeit bald 6 oder 5 wenigſtens, bin ich wach. Mir war ganz krank; ich ſagte es Dir geſtern genug; die Nerven und die große Erſchütterung des Herzens, das gewaltige Schwanken der ganzen Seele, welches alles ſich in Angſt auflöſt, und beim Erwachen Schreck iſt, rüttelt ja wohl ein wenig zuſammen. Ich ſchlief gegen 9 wieder ſchlecht ein, und hatte den ſchönen Schreck noch einmal. Mein Ausziehen thut außerordentlich viel dabei! Erſtlich ſchon etwas zu beſorgen zu haben für eine Sache, die man verabſcheut; wo einem Unrecht geſchieht, das ſchlecht wirkt; in einen fremden und keinen neuen Ort zu kommen. Meine Leidensgruft, das Stammhaus meiner Qual zu verlaſſen, mich plötzlich im ſtrengſten Verſtande des Worts allein, und ohne jede Hoffnung, ohne irgend einen Plan, mit der tiefſten Einſicht, mit der beleidigſten Seele, ohne Muth zur Beſchäftigung zu finden. Du weißt, wie ich ſonſt lebte. Umringt, verfolgt vom Morgen bis in die tiefe Nacht, wenn auch nur von ſcheinbaren Freunden. In

meiner Familie belebt, und noch Unzählige mit mir im Verkehr; die Stadt, Theater und Muſik. — Verzeihe! Nimm hier in der Stadt dieſe Klage noch hin! Es iſt der Hefen unſeres Umgangs. Ueber Feld, weiß ich, ſchon jetzt, werde ich Dir anders ſchreiben. Wozu auch ſo! Wer hat mehr Trennungen erlebt, als ich; ich kenne die Zeit in ihrem Fortſchreiten; mit Rieſenſchritten und Rieſenarmen reißt ſie das Neue hervor, und tritt hinter ſich alles zu Grabe. Drum, es mag Dich noch ſo wundern, gieb mir meinen Ring wieder! Laß mich etwas beſitzen, Freundesauge gleich! Ich fürchte mich. So wahr ich lebe! Ich ſehe in keines Menſchen Geſicht die Sicherheit, die gewiß aus dem meinigen ſtrahlt. Es wird mir ängſtlich und ungeheuer. Ich kann nicht ohne den Ring zurückbleiben. Er weiß, wie ich alles meine, er ſieht aus, wie ich, als ich jung war; laſſe mir dieſes Bild! Dir kann er nicht nützen; und was hülfe es Dir, wenn ich ihn mir ununterbrochen zurück wünſchte! Du weißt, wie ich ihn Dir gab; es war ein redlicher, dankbarer élan des Herzens: er muß auch bei mir und meinem Herzen bleiben. Du wirſt es einſehen. Verzeih, verzeih! daß ich mein Herz und ſeine Angſt abſchreibe; es kann nicht ſo ablaufen; ich war lebendig; Du ruhteſt nicht eher, es war die Luſt, mein Herz zu erregen, und Zaubermittel, es gleich zu ſtillen, giebt es nicht. Genug ich werde ſelbſt dafür ſorgen, und ſorge ſchon. Hätte ich Vergnügen, Zerſtreuung, ich ſage es ſelbſt, ich brauchte kein Glück. Sei Du ganz vergnügt; und ſei gewiß, ganz ohne Dich, giebt es ſehr Viele, die ſo leben müſſen wie ich: Du haſt mir das Herz aufgereizt; das iſt alles. Dafür habe ich Deine Neigung geſehen. Es iſt ſchon richtig! Gieb mir den Ring wieder, und ſei vergnügt! Denke an die Scheine der Sonne, an Wipfel, Thäler und Berge, und an die ſtärkenden großen Luftzüge: und auch ich würde das freudig genießen. Sieh das Wetter! Adieu. Rahel.

Komme nur nicht unglücklich; ich bin auch wohl! Anheilende Kraft allheilender Natur.

Ich bitte Dich, lieber kleiner Knabe, laß Dich von dieſem Brief nicht quälen. Ich konnte den Ring nicht anders fordern: es wurde ſo. Lieber!

An Varnhagen.

Donnerstag, den 15. September 1808.

Ich habe geſchlafen, mein Lieber, Lieber. Könnte ich es von Dir doch auch hören! Du haſt geſtern mein ganzes Herz geſtärkt! So kann ich das Scheiden, die tolle harte Trennung ertragen; und ein Gedanke: der Gedanke, daß ſie auch Dir bitter iſt, daß ſie nicht ewig dauern ſoll, rüſtet mich ganz aus weiter zu leben, ſie zu ertragen. Den Augenblick erträgt man ja immer; nur den Gedanken nicht, daß alle folgenden öde ſein werden, je weniger man ſie unwürdig macht, wenn man Leben ſpürt, und einmal weiß, wie das wirken muß, und drängt! Dein Betragen, obgleich ich es nicht nennen kann, ſo gut als wäre es das Gegentheil, und auch nicht zu bezeichnen — hat mich unſäglich geſtern getröſtet; darum fühle ich mich ſo gedrungen, es Dir zu ſagen. Merkteſt Du es? O! könnt' auch ich mit dieſer Eiſenkraft Deine Seele berühren! Nicht für mich allein, auch für Dich, Lieber, Beſter! Laſſe nicht leicht von mir los; Du verlierſt eine Welt an mir. Nie, nie findeſt Du vielfältigeres, leichteres Leben mit dieſer innerſten, innigen Treue, mit dieſer Sicherheit und dieſem Maße zuſammen. Ich bin ſonſt in nichts etwas; ich weiß es, wie ein Anderer es wiſſen kann; aber mein Gutes iſt doch einzig, das fühl' ich wie man ſeine Exiſtenz fühlt. Es iſt ja doch genug, daß wir uns jetzt grade trennen müſſen: zerſtäuben wollen wir uns nicht! Ach! ich habe gar keine Luſt dazu!

Sieh wie ich Gentz liebe, mit dem ich keine zärtliche Verbindung hatte, der beinah acht Jahre weg iſt, wezwiſchen ich durch das ſpaniſche Fegefeuer gegangen bin, und ermeſſe!

Ich ſcheue mich etwas, Dir meine Briefe an Urquije zu geben! Weil darin meine größte Türpitüde an's Licht gebracht iſt: ſo erniedrigend darf man ſich auch in der größten Leidenſchaft nicht von Schmerz auseinanderzerren und herumſchleppen laſſen: jezt weiß ich es, und dies iſt die eine ganze Hälfte der Urſache, warum ich wohl lieben, aber nie wieder einer langwierigen Leidenſchaft im Böſen — im Guten wird es immer nur Liebe — in mir Nahrung geben werde, und kann. Ich habe das Feige und Verderbte immer darin erkannt, aber redlich, erlaube hier das Wort, geübt: man ergiebt ſich der Liebe; guter, oder ſchlechter, wie einem Meere, und nun bringt

Glück, Kräfte oder Schwimmekunſt Dich über, oder es verſchlingt Dich als ſein. Drum ſagt Goethe: „Wer ſich der Liebe vertraut, hält er ſein Leben zu Rath?“ Bedenke aber, wenn Du die Briefe lieſt, daß Urquijo nie ſagte, er liebe mich nicht, ewig bei mir war, nur meine Liebe nicht glaubte, ſie aber durch ſeine nie zu erfaſſende Eiferſucht bis zum Grade der Raſerei reizte. „Je t'aime, mais je ne t'estime pas“, ſagte er tauſend- und tauſendmal. Und ſo konnte er meine Leidenſchaft bis zur Durchſichtigkeit auseinander zerren. „Je t'estime, mais je ne t'aime plus“, ſagte er den letzten Monat: und da packt' ich mordgewaffnet mein eigen Herz, mit meiner Hand; und ging; wie aus dem Leben. Denn ich wußte, es war wie zu einem ſchwarzen Tod: und ſchrieb ſelbſt: ich wähle die Verzweiflung, die ich nicht kenne! Es war ein langes Morden. Und es entſtand eine Wüſte, die ſchrecklicher, als Schmerz, Riß, und Vermiſſen des Geliebten iſt. Tadle mich, wie ich die feige Niedrigkeit tadle. Aber dies bedenke: und daß die Natur in ihn — und in mich zu dieſem Zauber — einen Zauber für mich gelegt hatte, wogegen das hellſte Bewußtſein des Denkens nicht ſchnell genug arbeiten konnte. Der Eindruck war ſtärker. Dies iſt Liebe: und daß doch nur die Ehrfurcht vor dem Würdigen, das Verabſcheuen des Unſinns und der Niedrigkeit, alſo ein Eid in Zorn, mir den Muth zum Mord gab; der allmächtige Gott, wenn er mein Bewußtſein kennt, weiß daß es einer war. Nun lies die Briefe! Heute bekommſt Du ſie. Sieh das ſchöne Wetter! Ich wundere mich über alles, wenn ich davon ſpreche; daß ich mich freue, daß ich noch liebe. Adieu, Du Lieber. Doppelt und mächtiger drücke ich Dich nach dieſer Erzählung an mein Herz! „Ja wohl die Liebe unſterblich iſt.“ So lange man lebt gewiß. Liebe mich auch! Rahel.

An Varnhagen.

Donnerstag, den 15. September 1808.
Abends.

Da, theurer, vielgeliebter Freund, ſind die abſcheulichen Briefe! Noch nicht alle; nur Urquijo ſeine, weil die doch zuſammengereiht ſind; hätte ich die entſetzliche Schachtel mit mei-

nen, in der Unordnung, wie ſie ſind, geſchickt, ſo hätt es Dich einige Stunden, ſie zu legen, gekoſtet. Dieſen Abend wollen wir das zuſammen thun; denn es allein, für Dich zu thun, iſt mein Ekel zu groß. Zuſammen ſputen wir uns, und ich leſe nicht einen einzigen. Ich mache mir im Einzelnen gar nichts draus!

Wie iſt Dir, mein Guter, Kleiner, Armer! Wie freundlich iſt das Wetter! Und es iſt wie umſonſt da; als wäre bis zum künftigen Sommer eine Klappe über mein Herz gefallen, die den Sonnenſchein nicht hinein läßt — O! wäre es nur bis zum künftigen Sommer; ich wäre ganz zufrieden und thätig — alles weil ich es mit Dir nicht mehr genießen ſoll! Ich ſage es immer wieder. Das Ausziehen, das wüſte, leere, einſame, verdrießliche, hämmert auch noch auf mein Herz, und preßt es in Angſt zu. Gott, Gott! wie habe ich mir angewöhnt einen Freund zu haben, und bin von allen anderen Genüſſen abgekommen: und auch von ihnen ausgeſchloſſen. Alles legte ich ja in Deinen Buſen, ſuchte und fand es in Deinen Augen; wie leicht, wie willig nimmt man ſolches Leben an! In und mit Dir verliere ich auf einmal meine Art zu ſein. Laß mich dieſe Klage machen! Sie iſt ja gar nicht ſo zärtlich! Laß mich jede ausſprechen: man kann ja doch nur ſo wenig ſagen. Und noch biſt Du ja da! Es war eine zu ächte Freundſchaft unter uns, um daß ich nicht klagte, daß es nicht ſchmerzte, und daß es nicht der wirklichſte Verluſt ſei! Auch für Dich. Sei aber nicht ſo ſehr betrübt! Wenn es angeht, wollen wir heute mein Quartier beſehen: wo nicht, morgen. Du mußt darin geweſen ſein; es macht mich ruhiger, und tröſtet mich. Heute Nacht träumte mir, ich ſei mit Dir und vielen Leuten in Deſſau; wir reiſten auch; und ſahen Gärten; als ich aber erwachte, war es mir unangenehm. Ich war wie angeführt. Und wenn Du weg biſt, ſoll mir gar nicht von Dir träumen! Heute ſehe ich Dich ja noch wirklich. Mir träumt faſt nie von denen, die ich am meiſten liebe. Adieu, lieber Engel! Sei froh! Noch ſind wir zuſammen. Und wir ſehen uns auch wohl wieder. Adieu, Lieber! Es iſt eine Frau zu mir gekommen, die etwas will. Adieu!

Rahel.

An Varnhagen.

Sonnabend, den 17. September 1808.

Schicke mir das Kapotel, Lieber, Sanfter! Falsches Herz! Damit Du sie bei dieser Kälte heute Abend wieder kriegen kannst. Wie sonnig, und wie kalt! Ich kann mich der Ungeduld nicht erwehren, wenn ich von südlichem Klima lese. So eben hat mir das der Fischer recht lebendig vorgetragen. Wie kann mich oft hier das Wetter beseligen und entzücken; wo die lieblichste Luft doch nur so wenig Wohlriechendes umgiebt! Man müßte ja unter wirklichen Blumen und Stauden vergehen! Hier, Lieber, ist diese unter Eis geborne Pfirsich — ich weiß gar nicht wie man es schreibt — und diese Nordtraube. Wenn man hier nicht mit seinen Freunden zusammen bleiben und hocken kann, ist es gräßlich! Adieu, Lieber, Bester! Sei vergnügt!

Rahel.

An Varnhagen.

Sonntag, den 18. September 1808.

Laß mich ein Wort wissen über Dein Leibweh! Sieh wie das Wetter lächelt! Nun möchte man wohl in den Wagen springen. Palermo (das Panorama von Schinkel) habe ich auch noch im Leibe! Aber ich kann so geschwind doch nicht mit. Heute mußte ich alles zu meinem Einziehen zusammenpacken — nicht das zum Reisen —, Feu, der mir ausziehen hilft, sprechen; dessen Wohnung weiß ich nicht; er ist unpaß obenein; und ich weiß ihn für seine eigene Geschäfte nicht zu finden. Ich müßte mir einen Paß schaffen, Geld! Und die Nacht fahren. Doch will ich Delmar noch ausdrücklich schreiben, ob ich wirklich bei ihm absteigen soll, und dann noch mit meiner Modehändlerin hin. Du glaubst gar nicht, wie es jetzt in unserem Hause, mit dem Ziehen, und der Einquartirung, und der unseligen Tournüre überhaupt ist! Ich will aber doch Delmar gleich schreiben. Hier sind die beiden Bücher! Alles Trennungsanstalten! Muth, Muth! Bleibe vergnügt wie gestern. Sei frisch! Wir wollen uns fest einbilden, vornehmen, daß wir noch zusammen leben, und es geschieht! Adieu. Iß nicht so viel untereinander! kleines liebes Kind!

Rahel.

An Rahel.

Berlin, Dienstag den 30. September 1808.

Ich ſchreibe Dir, liebe Rahel, noch von hier aus, wo ich wider Willen noch auf einige Tage feſtgehalten bin, indem wir unſere Päſſe, an die wir ſpät gedacht haben, erſt übermorgen bekommen können, worüber Harſcher, der keine Verzögerung gemacht hätte, nun, da ſie gekommen iſt, große Freude hat. Eine Gelegenheit ſcheint ſich nicht zu finden, und Harſcher iſt unluſtiger als je, zu Fuß zu gehen, er iſt kränker und mürriſcher geworden, weiß dies, und wird es darüber noch mehr. Ich bin ſeinetwegen ſehr beſorgt. Doch bleibe ich gewiß nicht über dieſe Woche hinaus in Berlin, ich würde auch krank davon.

Geſtern Abend, ſchon Nachmittags, fing mein Leiden an, meine Beſorgereien waren beendigt, ich kam von der trefflichen Cohen, die mir zum Abſchied noch alles geſagt hatte, was ſie zu fürchten und zu hoffen hat, und ich konnte mit aller Anſtrengung der Phantaſie ihr keine Ausſicht zeigen, jemals zu einem auch nur beruhigten Leben zu gelangen. Mit bitterem Schmerz verließ ich ſie, und überlegte noch recht die Worte, die ſie zuletzt geſagt hatte, ſie könne, was ſie ſehr betrübe, mit niemanden recht ſprechen, gegen Viele, die manches verſtünden, müſſe ſie immer noch das Tiefſte verſchweigen, dieſem dieſes, jenem jenes. Da war ich auf meinen eignen Zuſtand zurückgeworfen, liebe Rahel! Ich fühlte mir wie die Sprache benommen durch Dein Wegſein, und troſtlos trug ich mein aufgeregtes Gemüth in dieſer Wüſte umher, keine Freundesgeſtalt that mir wohl, die Thränen waren mir nah, (Du weiſt ich weine ſchwer), und mit der innigſten Wehmuth ging ich allein in den Thiergarten, und mußt' es mir oft wiederholen, daß ich allein, ohne Hoffnung für dieſen Abend ſei, um nicht jeden Augenblick wieder in die Täuſchung zu gerathen, Du ſeiſt noch hier. Ich ſah die Sonne, die Straßen, die Alleen, die Leute, die ich ſonſt mit Dir ſahe, Du einzige Rahel, an den feſten, markigen, weichrindigen Stamm Deines tiefen Weſens angeklammert, und hinaufſchauend in den vielbewegten, mannigfaltig erleuchteten Wipfel Deiner Gedanken: Gott! mir war, als wären nur noch dünne Stengel um mich her, die nicht ſo weit hinauf reichen mit den wenigen Blättern, die ſie tragen, um mein Haupt zu beſchatten. Bei Dir war mir ſo gränzenlos

wohl, die ſüße Gewohnheit Deines Umgangs hatte mein ganzes Gemüth ergriffen, ich konnte Dir nicht nur mehr ſagen, als jedem Anderen, ſondern ſchlechthin alles, und du weißt, welch ein unſägliches Glück in dieſem Sagenkönnen iſt. So leicht, ſo reich, ſo feſt und ſicher war mir Dein Umgang: alles möglich, nur das Gemeine nicht, meine völlige Freiheit im Inneren, ſo viel ich auch ſchon davon hatte, haſt Du mir gegeben, bis in die Faſern meines Leibes ging ja, Du ſagſt es ſelbſt, die Beſſerung! Ich ging herum, wie verwaiſt, bekam Kopfſchmerzen, und kehrte bei Reimer ein, wo ich Neumann traf; es war ein ſchlechter Abend, Politik nur erhielt das matte Geſpräch; um zehn gingen wir, und ich in Verzweiflung ſo früh nach Hauſe; ich mußte klagen um Deinen Verluſt, und jammerte, bis Neumann, der lange mein ſchweres, ununterbrochenes Seufzen angehört, endlich ging. Da legt' ich mich zu Bette, ſüße Rahel, und ſuchte Troſt, es iſt ſchrecklich zu ſagen in Deinen Leiden! Ich las Dein Tagebuch, Du arme, liebevolle Rahel, und gab mich ganz dem Schmerze hin, der mich wirklich in meiner ſehnſüchtigen Unruhe ſtillte, und ſanfter werden ließ. Ich ſchlief gut. Heute Morgen war ich in Geſchäften aus, den Nachmittag bei Bernhardi, Chamiſſo, Reimer, und endlich bei Wolf im Thiergarten, wo ich die beſte Aufnahme fand; ich habe überall viel geſprochen, und konnte es gut, aber ich mußte verſtändig ſagen, was ich bei Dir innig gefühlt, und ſo geſprochen hätte, und war mir bei jedem Worte dieſes Unterſchiedes bewußt. Meine Wehmuth war gränzenlos, ich kann mir ganz verlaſſen vor, ich wußte nirgends hinzugehen, wo mir wohl würde, alles ängſtlich, leer zum Umkehren. Wie froh bin ich, Dich nicht in dieſem Zuſtande gelaſſen zu haben! Liebe Rahel, Du hätteſt alles noch zehnfach heftiger empfunden, nicht weil Du mehr an mir, als ich an Dir verliere, ſondern weil Du tiefer, dauernder, innig frömmer biſt als ich. Wie gern leid' ich dieſe Tage, da ich ſie Dir erſpare! Ein ungeheurer Mangel, ein ewiges Vermiſſen, als wenn einem die rechte Hand abgeſchnitten werden, mit der man gemahlt, muſizirt, gefochten und Liebesbriefe geſchrieben noch den Tag vorher. Gegen acht ging ich zur Frohberg, die ſich wohl befindet, und gut ausſieht, auch ziemlich munter war, Mariane*) und Julchen**) fand ich dort, erſtere freundlich, an alte Geſchichten

*) Saaling. **) Heyſe.

erinnernd, letztere ſtill; ich blieb mit der Guten noch eine Stunde allein, während welcher ſie mir ſehr lebhaft erzählte, von ihrer angewandten Liſt, die Scheidung in's Werk zu ſetzen. Nach zehn Uhr ging ich einſam im Innerſten fort, ſah bei Harſcher Licht, beſucht' ihn noch, erzählte ihm erheiternd meinen Beſuch bei Wolf, er aber war ſehr herunter, war beſorgt wegen neuer Schmerzen, die er fühlte, und die mich beſorgter machen, als ich ihm zeigen durfte; ſein Ueberdruß überwältigte meinen wenigen Frohſinn bald, ich ſuchte ihn jedoch zu beruhigen, und war ſehr zufrieden, als er ſagte, daß er ſich auf den Schlaf freue. Ich kam nach Hauſe, zitternd vor Unruhe nicht zu Dir gehen zu können, Deine ſonſt lebenerfüllten Zimmer leer zu wiſſen, oder Leute darin, die wie Mäuſe drin herumſchleichen. Das galvaniſche Feuer ſieht man in einer Lichtflamme als ein ungleich helleres, brennenderes, feurigeres Feuer brennen, zehntauſend jener Flammen ſcheinen in einen ſolchen Funken konzentrirt zu ſein: da mir Dein Leben, geliebte Rahel, ſo vorkommt gegen das Leben der Anderen, die ich hier weiß, ſo iſt geſagt, welchen Strahl ich vermiſſe, es bleibt Nacht, höchſtens dämmert es. Wär' ich nur erſt auf der Reiſe, damit ich eine friſche Gegenwart gewönne, eigene Anſtrengung in freier Natur, Dein Andenken ſoll mir nicht ſchmerzhaft ſein, ſondern die wohlthätigſte Erquickung, ſtark und heiter, meine Sehnſucht zu Dir edler, reiner, nicht weil mich friert, ſondern weil Du Feuer biſt! Doch iſt auch das erſte eine gut menſchliche Regung, und gar 'nicht gemein, wenn auch gewöhnlich, daß man ſich wärmen will! Bernhardi ſagte mir heute auch, ich ſehe ſeit einiger Zeit viel beſſer, feſter aus! — Gute Nacht, liebe Aerztin, mögeſt Du ſanft ſchlafen, in Deinem Magdeburg! — Ich ſchreibe an Dich ſehr leicht, gar nicht ſchwer wie ich erſt dachte, und ganz unbefangen. Gut' Nacht! — — —

Mittwoch, den 21. September.

Ich komme von einem weiten Spaziergang zurück, den ich durch den Thiergarten gemacht habe — Bernhardi war mein Begleiter, wir ſprachen ziemlich viel, aber doch wenig genug. Das Wetter iſt ſchwer umwölkt, wie unſinnig, kalte Luft, und doch ſo, daß einem beim Gehen ſehr heiß wird. All ſeine Schwere drückte ſich in mir als Verdrießlichkeit ab, träge war ich zum Umſinken bei aller Friſche in den Beinen, die mir zu Achilleus Behändigkeit verhälfen; wenn ich ſie gebrauchen könnte,

um gleich zu Dir zu gehen, geliebte Rahel! oder doch wenigstens von hier fort. Was magst Du nur jetzt machen? Du bist wenigstens nicht kummervoll, denn das Reisen giebt Gedanken, die einen seiner selbst vergessen machen. Das weiß ich wohl, daß Du beklagst, mich nicht bei Dir zu haben, Du warst ja auch der süßen Gewohnheit lieblich überlassen, und gewiß, wir waren einander zuletzt ganz zukömmlich. Was konnten wir nicht reden! Wie unbesorgt und unverhohlen unsere Gemüther! Wenigstens meins, denn ich weiß, daß ich Dich nicht übersehe, und Dir vielleicht ganz andere Blitze des Geistes, als ich verstehen kann, hervorleuchten wollen, denen ich keinen Zunder bot. Diese Demuth hab' ich von ganzem Herzen; ich glaub' aber nicht, daß sie diesmal nöthig ist, meine innige Zuneigung füllte manches aus, und ein gemeines Wort wird gleich in eine andere Sphäre erhoben, wenn es liebevoll gesagt ist. Mit diesem Abend weiß ich nun gar nicht, was anfangen, ich würde Dir schreiben, wenn sich mir der Stoff lieblicher anböte, aber er hat so viele schmerzende Spitzen und Schärfen. Meine Unruhe steigt mit jedem Augenblick, ich gehe aus, weil mein Zimmer mir noch verhaßter ist, als während Deiner Anwesenheit. Zur Frohberg? vielleicht! ich bin aber ängstlich und verlegen da. Harscher und Marwitz sind heute Abend bei Winterfeld, der musiziren soll; aber alles ist mir so arm, ich kann nicht einmal bei ihnen betteln, ich erhielt vor wenigen Tagen noch so viel! — Nun morgen sind die Pässe fertig, übermorgen müssen wir fort, ich ertrage es nicht länger, sehe aber sehr gesund aus. —

Bei der Frohberg traf ich Böhm, der bald ging, dann kamen d'Houdetot und Sellier. Dieser kam glücklicherweise in den Zug zu erzählen, was alles für Berichte täglich einliefen von dem Corps d'Armée, welche Bittschriften, von der Art der französischen Soldaten, alles sehr lebendige Dinge, in deren Produzirung er sehr liebenswürdig war. Doch sonderbar, mir kam es so vor, als glaubte er, ungeachtet wir die größte Theilnahme und Vergnügen bezeugten, er also zu amüsiren gewiß war, daß er nicht nach Art und Ton der wirklich feinen und guten Gesellschaft verfahre, so wie Büjac einmal in ähnlichem Falle immer sagte, mais mon Dieu, je fais la commère! Sie erkennen's nicht, daß solches natürlich, daher vergänglich sei.

Später ging ich noch zu Winterfeld, wo die Musik schon aufgehört hatte, und die Leute bei leichtem Gespräch saßen, mir sehr willkommen! Sie freuten sich der Späße, die ich zum

Theil wiedererzählte. Auch über Friedrich Schlegel sprachen wir viel, von dem mir Nachmittags Bernhardi eine, seinerseits wenigstens geduldete, Liebschaft mit der Unger erzählte, und wie er dadurch vom Manne Verschüsse an Honorar erlangt habe. Wahrhaftig, solcher Nebheiten, oder, warum es nicht so nennen? solcher Niedrigkeiten ist keiner von uns Jungen fähig. Dann ging es über Wolf'sche Perioden her, in seiner neuesten Schrift über Römisches Armenwesen, die er mir geschenkt, und worin ich zwei schiefe Sätze gefunden hatte, von deren erstem Harscher behauptete, er wäre klar, bis nach einer langen Disputation mit Marwitz, mir und Harscher, endlich der letztere selbst, was wir Anderen nicht vermochten, deutlich darlegte, worin die von uns bloß gefühlte Schiefheit liege, wo denn ein allgemeines Verdammungsurtheil gesprochen wurde. Seltsam, aber erfreulich, daß grade da, wo Wolf lasterhaft ist, wo er nämlich Eitelkeiten sagen will, wie an diesen Stellen, diese Lasterhaftigkeit ihm auch sein ungeheures Talent zerbricht, und er sie schlecht, schief schreibt! Ich bin in solchen Fällen ein guter Spürhund, Du noch besser als ich, liebe Rahel! drum freut's mich, Dir davon zu berichten.

Es ist spät geworden; was soll ich Dir jetzt noch mehr schreiben? Jetzt, da mich zumeist die Sehnsucht ergreift, das heftigste Vermissen angähnt! Der Augenblick nur des Empfangs ist doch bei Briefen Gegenwart, alles schreibt man als Zukunft, und liest man als Vergangenheit! Und wie habe ich gelernt, durch Dich, liebste Rahel, daß alle Zeit in die Gewalt der Gegenwart zu bringen sei, und ihr, die so mächtig, so reizend immer ist, weil sie eben ist, am Freudigsten sich hingeben solle. Du hast mich recht innig von Herzen lieb! Nicht wahr, Rahel? Dieser Gedanke ist mir so reicher Trost, und doch bin ich, seit Du weg bist, weniger vertraulich mit ihm, mir ist, als müsse ich Dir mehr Respekt und Ehre erweisen, als sich mit jenem verträgt: ich will's aber doch nicht thun, sondern trotzig behaupten, daß ich Deiner werth bin, Du erzdurchtriebene Rahel! Schlafe wohl! Morgen geht die Post, ich will siegeln. Schreibe nur poste restante nach Dresden. Wir gehen wahrscheinlich übermorgen. Lebe wohl! Vergesse nicht meine Gedichte an Minna Spazier. — Dieses Papier ist doch fast zu dünn, Du mußt den Brief schonen, sonst ist er bald in Fetzen auseinander. — So große Briefe schreib' ich selten! — Dein B.

1808. 1809.

Nach Dresden, Tübingen, Hamburg.

An Varnhagen in Dresden.

Leipzig, Sonnabend Abend, den 24. September 1808.

Theurer, Geliebter! Wie soll ich Dir nur alles schreiben! Fast thut es mir leid, daß ich mich über Deine Reise zerstreut habe. Gewaltsam entriß ich mich der Bangigkeit, der Sehnsucht, der Angst! Wie anders war es, als ich dachte! Ich glaubte, ich würde das Vermissen gleich mit Schmerz fühlen. Gott bewahre! Ich saß im Wagen, fuhr durch die Wälder, über die Felder; und war wie mit Dir! Ja! Ja, ich war zu lange, zu ernst, zu innig, zu verwebt und unbewußt mit Dir, um nur irgend etwas, es sei Gedanke, Genuß, wirkliche oder geistige Ansicht von Dir trennen zu können! Ich sah Deine Blicke, Deinen Haarschimmer, Deine Mienen schwebten mir vor, — ich fühlte Dich nah, meine Hände fühlten Deine! Kurz, Du warst ganz da! und nur wenn ich mich nach meinem Gram fragte, mußte ich mir erst sagen, Du seist nicht da! Geliebter Lieber! Wie sehr bin ich eingenommen von Dir, wie erwacht im Schreiben meine Liebe, meines Herzens Andringen an Dich! Ja! Lieber, guter Junge, ich fühl's; noch nie war ich mit so einem würdigen Aechten vertraut. O! wie ist das anders, wie befestigt das das Herz! wie sicher macht es, wie fest stehen: wie ist Trennung selbst unterstützt! — aber das dauerte nur den ersten Tag. Wie war ich erschreckt! Deinen geistigen, verständigen, sinnvollen Umgang in den Poren,

mich ſo verſchlagen zu ſehen! Auch Deine Liebe, Deine Nähe, in jedem Sinn ſo gewohnt! Wir waren uns ſehr nah! nicht wahr? ſehr innig: nie, nie, nie kann das vergehen! Heute fühlt' ich's. Später werde ich Dir ſagen, wie ſo. Wie wahr waren wir miteinander. Wie immer liebend Du! wie liebreich, wie ich auch nicht liebte, ich; wie fühlte ich Deinen Werth durch; wie fühlt' ich, daß Du wie ein Prinz mußt behandelt werden. Und jetzt bin ich Dir voraus! wie lieb' ich Dich jetzt! ich liebe Dich mehr, als Du mich; und ſo iſt's auch recht. Nun bin ich zufrieden. Du ſehnſt Dich aber auch nach mir; mitten in der Zerſtreuung! Selben Umgang hat man nicht umſonſt! Du liebes falſches Herz! Jetzt iſt es 10 Uhr, ich trinke Kaffee — allein! — und ſchreibe Dir: ich komme mit meinem Bruder Moritz aus der Komödie, wir haben Minna Spanier in einem Schlagsregen weit vor dem Thore nach Hauſe gebracht; die war mit uns. Ich habe ein gutes Zimmer, in einer lebhaften vornehmen Straße, mit Seyda und allem Nöthigen, vornheraus; einen großen Alkoven mit einem Kabinet, er und meine Stube haben Ausgänge nach der Entree, ohne Kommunikation mit Delmar; es herrſcht die größte Ordnung bei mir, ich habe mir ein Mädchen gemiethet. Alles mit Oekonomie und Verſtand. Delmar war ſehr artig, die Reiſe durchaus gut. Ich habe eine Art Notizenjeurnal gemacht: natürlich in dem Gedanken an Dich; und ſetz' es auch fort: Du ſollſt es haben. Nämlich wohlfeil, mit einem Menſchen. Vorgeſtern fuhr ich aus Magdeburg, ſchlief in Köthen, kam geſtern um halb 5 hier an. Mein Bruder kam bald, vor dem Spektakel war alles bei mir auf ſeiner Stelle, ich zog mich an, und ging — nicht zu Kerſten, lieber Engel! — in die Komödie. Kotzebue's Intermezzo, vortrefflich gegeben; in meinen Blättern Details. Aß im Hôtel de Bavière, ſchlief ſchlecht, ſtand um 6 auf — ich mußte dieſe erſte Nacht auf deutſchen Betten im Komptoir ſchlafen: mein Zimmer war naß vom Schäuren — ſchaffte mir alles was ich brauchte, zog mich an, ſchrieb der Frohberg einen langen Brief mit Kommiſſionen und Neuem. Ging mit meinem Bruder Moritz zu Minna. Wir blieben allein; wir ſprachen von allem, und Dir; ſie ſchien gefaßt; ſie frug mich, ob Du mich liebteſt; ich ſagte Nein. Sie frug mich noch vieles: ich erzählte ihr alles von mir, und daß ich nur Dich geſehen habe; ſie ſchien anzunehmen, als wenn das ohne eine Verbindung nicht ginge. Der indirekten Meinung ſetzte

ich nichts entgegen. Ich fand sie lieb; sie brachte mich nach Haus, sie ging. Nachmittag holt ich sie früh zum Theater, mein Bruder verließ uns; wir sprachen vom Hundertsten in's Tausendste: ich sprach das Wort aus, ich sei „gekränkt" gewesen. Sie frug mich; ich erzählte ihr mein Leben im Kurzen, und von Urquije: ich frug nach ihrem: sie sagte mir, auf ihrem Leben ruhe ein Geheimniß; aber weitläufig erzählte sie's; sie wisse noch nicht, ob sie mir's je würde sagen können, schrecklich haben sich ihre Verhältnisse verwirrt, durch vier Wochen. Der Doktor Apel heirathet übermorgen; von dem und dem Anderen erzählte sie mir alles. (Ich pflichte ihr bei: und glaube sie verstanden, und die Sache begriffen zu haben. Der Dr. A. ist ein gemeiner — laß mich das Wort gebrauchen — Aristokrat. Sie ist über ihn weg, wie ich über Urquije.) Kein Mensch wisse ihr Unglück, ihr furchtbares schwarzes. — — — Sie begreift's nicht, wie man nicht verlangen kann zusammen zu bleiben; und weint, und klagt sich an; und rühmt meine Stärke, — und kann nicht fassen, wie man sich nur in einer beschränkten Zeit fassen kann, sie würde ein Leben fordern. Und meint, ich fordere es nicht; weil ich schweige und reife, und das Leben kenne. Sie dünkt sich schwach, und mich stark. Auch bin ich es. Ich hielt mich für ganz unglücklich, und fand noch Dich! und leben will ich nun immer. Wenn auch ohne Liebe, und nur mit dem Leben. („Wie kannst Du ohne Liebe leben? ist das Leben?" frug sie mich vorher.) Auch bist Du mir so sehr theuer! Und Dein Leben soll sich gestalten, ausbilden, frei sein, wie es nun kann. Ich liebe Dich wie ein Kind, welches man schätzt; ich meine wie einen Sohn. Bist Du böse? Ich konnte nicht anders, als es ihr sagen. Ich kann Dich, wenn man mich auf's Gewissen frägt, und das Recht dazu hat, nicht verläugnen. Daß Du mich liebtest, habe ich dem lieben braunäugigen Weibe geläugnet. Ich wollte ihr um Gottes willen nicht weh thun! Nun sollst Du erfahren, wie so ich heute erfuhr, wie sehr theuer Du mir bist. Als ich Minna so ansah; und auch hörte, daß sie viel von Dir hält, und Dich liebte, und noch liebt; und sie recht gut fand, und hübsch; und mir dachte, wenn Du nun da wärst, und sie auch liebtest und gut fändest! meine Seele war ganz befriedigt; und ich fand's natürlich, daß Du sie liebtest; und liebte Dich doch, und gab Dir Recht. Kein Sturm, keine Unruh in meiner Brust. Ich weiß, die Wahrheit, die Gegen-

wart ist anders: aber auch schon Vorstellungen und Fragen machen Wallung; und ich fühlte nur Liebe und Einsicht. Du sollst Liebe und Glück und Hölle genießen. Du wirst es wissen! — Dies ist bei mir kein hyperbolisches, empfindsames Aufopferungsfeuer. Ich halte nichts von Theilen und Opfern. Aber liebtest Du: ich hälfe Dich krönen! Ich weiß nicht, wie es kommt, bei Dir fühl' ich so! Mir ist immer, als irrtest Du Dich bei mir, als verdiente ich Deine Liebe nicht. Du Lieber!

Als ich gestern der Stadt von einer Anhöhe nahe kam, sah ich weit über Leipzig weg, nach fernen Horizonten, und sah Berge in Duft, und vorher ganz von weitem eine Pappelallee, mit meinen rasenden Augen, die sich auf der Reise stärken. Ich frug den Postillion — ich ahndete es — wo der Weg hinführte — es war gegen Süden — „Nach Wurzen, Dresden zu", sagte er sächsisch. Gott! wie drang und lief mein Blick, mein Herz und meine Seele hin! Wo bist Du, Freund! Geliebter! Einziger, jetzt von mir! Wie peinlich, wie marternd war es mir die ganze Woche, nicht zu wissen, welchen Tag Du abgereist seist. Ich konnte keinen Ort, keinen Aufenthalt berechnen. Adieu, Geliebter, Lieber. Ich geh' zu Bette. Endlich will ich auf einem harten Sopha schlafen. Adieu, ich gehe mit Dir, und ohne Dich! O! Du Lieber! Adieu, adieu. Aprepos, morgen kommt mit Ehrenpforten Bürgerwache ꝛc., vor meinem Haus vorbei, der König von Sachsen und Kaiser Alexander. Minna sieht es hier. Adieu. Ich küsse Dich hundertmal!

Montag früh, den 26. September 1808.

Lieber Englischer! Gestern Morgen gab man mir Deinen Brief. Im Gegentheil! Du schreibst hundertmal leichter, zusammenhängender und besser, als ich! — auch bin ich hier sehr zerstreut, sehr unterbrochen: muß für tausend Unwürdigkeiten sorgen, die mir den Kopf auseinandermachen: aber alles besser, als in Berlin geblieben ohne Dich; denke ich an die Straßen und an die Orte von uns beiden, und daß ich dahin zurück muß, so zieht sich mir das Herz! — Dein herrlicher, herrlicher Brief! wie unendlich freut es mich, daß Du mir über Wolf schriebst, und Dein schöner Ausdruck: „daß sein Talent zerriß". Du Lieber, theile mir alles mit; Du kannst mir alles sagen, und wie stolz, wie zufrieden macht es mich!

Du gabst mir Festigkeit! Kurz, wir thun uns gut. (Wie sonderbar, wie schneidend und schmerzend war unser Umgang im Anfang!) Wie verlassen, ja wie ausgelacht komme ich mir ohne Dich vor. Mit Dir, neben Dir, hatte ich zu allem Muth; Du lehrtest mich ausführen, was ich für gut halte; Du lehrtest mich, was ich wohl in der Welt hätte haben können: Du bist der Einzige in der ganzen Welt, der mich je lieb hatte, der mich behandelt wie ich Andere. Ja ich bekenne es Dir gerne mit dem ganzen Drang der Erkenntlichkeit; von Dir lernte ich geliebt sein, und Du hast Neues in mir geschaffen. Nicht Eitelkeit — auch ist die nicht so schlecht, als man sie macht: nur das Lügen durch und für sie ist schlecht — ist es, die ewig mein Wesen mit Befriedigung durchdringt, Du wirst es wissen, Du! — bei dessen rechter Vorstellung die Thränen mir in die Augen dringen — es ist das endlich gesunde, kräftige, wahre, wirkliche Empfangen der Seele. Sie nimmt und giebt, und so wird mir ein wahres Leben geboren! Freue Dich, wenn Du wirklich etwas von mir hältst, und mein Leben und Sein für ein außerordentliches nimmst; Du hast es zu einem menschlichen gestempelt: durch Dich erkenne ich an, daß es eines war. O! Lieber, könntest Du jetzt meine Rührung, meine Thränen sehen; meine Demuth; und könnt' ich Dir mit würdigen deutlichen Worten meine Befriedigung ausdrücken! Mit Dir war es mir anders als mit allen Menschen. Oft machte ich mir Vorwürfe: ich fühlte oft, wenn Du mich nicht liebtest, oder eine Andere, ich würde ruhig sein. Aber es ist richtig. Ich liebe in Dir, daß Du mein Wesen erkennst, und daß das Erkennen sich in Dir ausdrückt, und wirkt, und äußert, wie es geschieht. Ich liebe Dich überaus zärtlich wieder, Du hast es hundertmal gesehen; ich könnte mein Leben mit Dir zubringen; es ist mein sehnlichster, ernster, jetzt einziger Wunsch; ich weihete Dir es in Freude und der größten Befriedigung; ich erkenne Deinen ganzen Werth, und nicht ein Pünktchen Deiner Liebenswürdigkeit, und Deines Seins — Skala hinauf und Skala hinunter — entgeht mir. Ich bin Dir treu aus Lust, Liebe und der gelassensten Wahl. Ich habe keine Forderung über Dich. Ich bin Dein Freund, wie es ein Mann sein könnte. Du bist durch mich in nichts gebunden, ich möchte Dir mit meinem Blute dienen. Und ist es nicht natürlich, daß ich endlich — und es geschieht deutlich nur durch Dich — erkannt sein will: ich würde ja in Dir

lieben, jedes Erkennen, und thue es auch. Ich habe genug allein, und Schatten von meinem Feuer kolorirt, geliebt: endlich umfang' ich Dich, Du lebst; und bist Du! Denke aber nicht, daß ich Dich ganz ohne Unruhe liebe. Dein Besitz ist mir nöthig in jedem Sinn. Aber wo Befriedigung war, da bleibt sie. Und in jedem Verlust, in jedem Darben, würde sie mir ewig Nahrung bleiben. „Ich habe es besessen, das Lebensglück.“ Kindische Menschen echauffiren sich noch nach diesem Besitze. Hat der Himmel eine Zeit ausgesetzt? Ein Schmachten nach diesem Glück trage ich im Herzen: aber so lange ich lebe waren Pfeile, Leid und Schmerzen nur die Antwort, die Nahrung, und soll ich nie mehr etwas haben, so denk' ich an unseren Sommer und Dich. Geht es Dir noch besser, als mit mir; so denk' ich entweder, so hätte es mit mir auch sein können; oder ich lerne etwas: und Dir geht es gut. (Ich schreibe sehr verwirrt, mein Bruder schreibt an meinem Tisch, und mein Mädchen näht in meinem Zimmer.) Du machst mich ganz toll von Glück, wenn Du mir sagst, man sähe, daß Du besser aussiehst: und daß Du fester geworden bist. Sag' mir nicht so viel Lob, Barnhägchen, daß Du lange nicht gut genug für mich seist! Ich kann der Zeit wegen Deinen kleingeschriebenen Brief nicht noch einmal lesen: und werde künftig noch ihn völlig beantworten. Schreibe größer, Lieber, und auf härterem Papier! Ich mache mir nichts aus dem Groschen Postgeld. Schreibe hierher nach Leipzig.

Gestern Morgen sah ich den Kaiser Alexander zu Fuß in meiner Straße, beinah ohne Begleitung, und gedrängt und gedrückt von Volk. Abends war die Stadt wegen dem König erleuchtet. Schön! besser als Berlin, die hohen Häuser und die Erker sahen wunderbar aus. Ich habe auch Minnas Kinder und einen Augenblick den unscheinbaren Herrn Adolph Wagner gesehen. Die Kinder kamen mir im Anfange garstig vor; sie sind aber liebenswürdig, und haben Geist. Minna, die Kinder und alles um sie her, fand ich rein und ordentlich. Nun noch sehr ausführlich von ihr — (Gott wie gestört bin ich! So eben mußte ich eine kaufmännische Schrift von meinem Bruder durchsehen: er reist morgen nach Hamburg: mir auch sehr unangenehm!) Gestern holte sie mich, mein Bruder war im Zimmer, zum Theater, sie kam früh um den Einzug des Königs die Kinder sehen zu lassen. Moritz las der Frohberg ihren Brief; ich sagte, ich habe einen von Dir: sie fing wieder

an von Dir zu sprechen. — — — — Wir gingen lachend im Gedränge nach der Komödie, waren vergnügt mit meinem assassin von Bruder. Sahen nachher die Illuminatien. Diesen Morgen kommt sie. — — — —

Ich habe noch einen blauen Fleck auf dem Arm, für „jüdische Hofräthin"; er vergeht! wie lieb' ich ihn. Dich, Dich! Adieu, Lieber. — — Antworte mir nur bald. Vergnüge Dich. Dresden ist sehr schön. Ich hatte göttlich Reisewetter, heute wird's auch hier wieder schön. Du Armer! so schlecht war's in Berlin. Die Frohberg schreibt mir sehr lieb von Dir. Künftig! Der arme Harscher! empfehle mich ihm. Er soll himmlische Weintrauben in Dresden essen. Und Du, Kleiner, iß ja auch etwas! Nach Josty schmachte ich sogar. Adieu! Schreibe mir, wie lange Du in Dresden bleibst. Auch Delmar sprach viel von Dir, bedauerte immer, daß Du nicht nach Leipzig kämest. Er hält Dich für einen ersten Elégant! — Ich umarme Dich; sehe Deine Augen. Adieu. Weit bist Du! Rahel.

Die Geschichte von Friedrich Schlegel und Mad. Unger wird wohl in der Erzählung nur so flach werden müssen: diese Frau ist reell toll, sie schrieb sich mit Campan und vielen Franzosen auch so!

Gewöhne es Dir nicht leicht ab, mir alles mitzutheilen; Du lieber Freund, Deinem besten Freunde! Ach Entfernung trennt doch so sehr! Dein Brief macht mich ungeheuer stolz.

An Varnhagen in Dresden.

Leipzig, Dienstag, den 27. September 1808.

Soeben geht mein Bruder aus dem Zimmer! Wie sehnt' ich mich gestern, wie einsam sind' ich mich. Wie war Nehmen, Geben, Sein, gemeinschaftlich: Du warst mir alles was mir fehlte, Bruder und alles! Meiner ist nun weg. Er erfreute mich nicht. Aber ich brauchte ihn hier. Immer mehr, und auch durch Dich, komme ich von ihnen ab: sie von mir. Durch Dich habe ich erfahren, daß ich nicht träume, daß es das giebt, wonach ich schmachte, ohne welches ich mich zu behelfen affektirte. Adieu, liebes Geschöpf! Morgen mehr, ich wollte nur die Erzählung von Minna los sein. Ich berechne alles, in Dresden. Adieu.

Mittwoch Abend, den 28. September um 6 Uhr.

Ach Varnhagen! welche Angst! Ich sehe wie fürchterlich es mit dem Schreiben ist, mit der Trennung! Alles möchte ich schreiben, und dann lebt man nicht; man schreibt bald nicht, und dann hat man sich verloren. O! Geliebter Freund, in welcher Angst fühle ich das: hier in Leipzig allein! Welche Tollheit, welcher Wahnsinn des Schicksals, und von mir, daß Du in Dresden bist, und ich gutwillig hier, oder zu Hause! Sorgt man denn immer für die Zukunft? Welche Stupidität! Und ist nicht jetzt auch Zukunft? Mit denselben Mitteln könnt' ich jetzt in Dresden bei Dir sitzen: nein! ich lasse, wonach mein ganzes Leben gestrebt hat; ich lasse es, und weiß jetzt nicht einmal zu sagen warum. Mit Anstrengung besinne ich mich noch, daß Du studiren willst, daß ich nicht dabei sein soll: und daß ein wahrer Plan — gesteben wir es nur — zu unserer Trennung, und keiner zu unserer Vereinigung gemacht ist. Ich willigte ein; wie ein armer Sünder; die Stadt, das Land, das Gesetz verdammt ihn, die Freunde lassen ihn, er geht; und es sieht aus, als ging' er willig; und so zerschneidet man auch willig sein Leben. Dies ist Ordnung; heißt sie erhalten. So mach' ich's. Auch Du, Varnhagen, findest nie wieder, was Du an mir verlorst! Unmöglich hätte ich dieses vollwichtige Gefühl des Verlustes, des Todes; wäre es nicht auch Deiner. Ich weine. Ich quäle Dich. Laß mich noch. Ich werde aufhören zu weinen, und dies bringt mich zur Verzweiflung; Du und ich, werden beide mit Schlechterem, mit Anderen vorlieb nehmen: und nie, nie wird es recht sein. Ich sage mir ja: Du warst glücklich, Du besaßest ihn: es hilft manchmal, aber nicht jetzt, nicht jetzt. Lautes, lautes Bangen im Herzen; ich sehe nicht, was ich schreibe. O! Verzeih! Du lobst mich immer so! und ich habe die Niedrigkeit, mich Dir so zu zeigen. Es ist niedrig, weil der Brief ankommt, wenn ich grade zerstreut sein kann; und Du nur verlegen bleibst: aber wie wahr ist es, wie ewig wahr! — Heute bekam ich drei Briefe, einen von der Guten — sehr gut — einen von Mama, auch gut, Robert drunter; einen aus Paris von Paulinen. Wie die Briefe mich nur beruhigten; es war während meiner Siesta; meinst Du, ich konnte liegen bleiben? Nein, zu Korrespondenzen bin ich nicht mehr. Ich sagte Dir schon oft — das erstemal, als wir allein waren, den ersten Abend — ich hätte mir Schaden am Herzen gethan, le cœur foulé;

heute ſah ich's wieder; welche Angſt, nicht auf der Stelle antworten zu können; alles rührte, alles bewegte, beunruhigte mich. Nein! kleine Geſchäftsbriefe muß man haben, ſonſt nichts; mit denen man nicht lebt, muß man nichts zu thun haben; und mit denen man lebt, muß man zuſammen ſein. Und wir, wir, wir, mein gefundener Freund, ſind getrennt, haben uns trennen müſſen. O! wie fuhr mir das bei jenen Briefen auf das Herz, wie fiel mir ein, was ich Dir noch zu ſchreiben hätte! ihnen, daß mein ganzes Hierſein in Schreiben aufgehen müſſe. Denn alles, alles möchte ich Dir gerne ſagen. Als ich den erſten Tag in Brandenburg aufſtand, und den Tag, die Sonne ſah; wie drückt' ich den Gedanken auf mein Herz ab, wie ging es ſtumm zuſammen unter ihm: „Dies iſt die erſte Sonne ohne Varnhagen, die ſehe ich ohne ihn. Wehe!“ und hier — ſo wie Abend wird, und ich gehe mit Minna ein bischen: „Du biſt ja ſtill, kannſt Du mich nicht mehr leiden? was ſenkſt Du Dich in Dich?“ Und es iſt nichts, als daß ich ohne Dich nicht mehr ſpaziren gehen kann; Grünes, Schattirungen, Licht, Leben, Bäume, wem wies ich es, an weſſen warmer Seite, mit weſſen Armdruck, mit welcher Sicherheit und Seligkeit, mit welcher Erfüllung ſah ich es! Mit Dir, bei Dir, durch Dich! Ich habe alles, ich habe mehr verloren, als Du; ach! und ich freue mich meines Schmerzes, und des bittern Weinens; könnt' es Dich nur befriedigen, freuen, entzücken, wie es dieſen Sommer gethan hätte: auch ohne dies, will ich dieſen Gegenſchmerz — wie Gegengeſchenk — gerne aushalten.

Morgen geht die Poſt nach Berlin, das erfuhr ich um 4, ehe ich zu Minna ging, ich ging deßhalb vor der Thorſperre und Nacht nach Hauſe, um denen zu antworten; aber an weſſen Brief ſetze ich mich; und warum? Ich denke, ich ſchreibe das Beſte, meine Sehnſucht ſonſt weg. Ich lebe hier ziemlich einſam; um 8 ſtehe ich auf, weil doch dann Lärm neben mir iſt; frühſtücke, mache meine kleinen läſtigen Einrichtungen, ziehe mich an; vor oder um 11 gehe ich zur Meſſe und zu Minna; um 2 eſſe ich mit Delmar und ein paar Herren; heute mit einer hübſchen Berliner Putzhändlerin, die ſich durch mich ganz beglückt fühlte; mir war ſie auch lieb; lege mich ein wenig nieder, gehe zu Minna, gehe etwas mit ihr; geſtern zum Beiſpiel blieb ich den Abend bis gegen 10 allein bei ihr; heute bin ich zu Hauſe; man giebt den Schwätzer; geſtern Tell; beides wollte ich nicht ſehen. Den Schwätzer habe ich zu oft geſehen, und

Trauerspiele sehe ich hier nicht. Gegen 10 kommt Delmar noch ein wenig zu mir, mit dem schönen Liman — mit der Brille, aus Berlin —, seinem Pylades; um 11 ist hier alles Grab. Unsere wahre Stunde! Mein Bruder ist weg; ich habe nun keinen Mann mehr. Einen Bedienten zu nehmen ist mir zu theuer: auch wohne ich nicht allein. Und Delmar traktirt seinen zu sehr als Gott weiß was; genug, er bietet ihn mir nicht an. Wie viel wäre es in Berlin anders? Schrecklich wäre es jetzt, und allein sein, ist nur ohne Dich sein; eine ordentliche, große, zerstreuende Gesellschaft hätte ich zu Hause auch nicht. Ich vergesse nicht, warum ich hergereist bin. — Die arme Minna lebt noch in großer Konfusion von ihrer Reise; und hat nicht viel, und auch nicht die Weise, Ordnung um sich her zu machen; sie sagt das alles auch selber; daß sie schwankt; und will mich immer bewundern: sie thut mir sehr leid; aber in ihrem Benehmen hat sie durchaus keine Haltung. Ein Kind ist ihr wieder krank, den Anderen befehle ich schon Besser, als sie: die Mädchen haben etwas Schönes, Stilles im Gemüthe. Adieu, Lieber, nun schreibe ich den Anderen. Sei nicht böse, nur nach Dresden schreibe ich Dir so viel. Dein allerliebster, himmlischer Brief berechtigt mich auch dazu, was ich ohne Recht als Schrei ausüben würde. Schreibe mir wieder unter der Adresse, unter welcher Du mir noch von Berlin aus schriebest: es war eine Delikatesse von mir gegen Delmar; aber ich habe erfahren, sie lassen sich dicke Pakete Zeitungen kommen, und bezahlen zehntausend Thaler Porto des Jahres, also schicke dreist: ich bekomme die Briefe geschwinder. Adieu. Du denkst auch an mich! Morgen schreibe ich noch ein Wort.

Donnerstag früh.

Ist bei Dir auch Michaelstag? Hier haben sie einen wahren Sonntag daraus gebildet, mit Läuten und die Laden schließen. Auch geben sie ein großes Konzert, vielleicht gehe ich hin. Wenn Du nur nicht auch solch rauhes und trübes Wetter hast — Du siehst so den schönen Spazirort nicht im Frühling und in Rosen, wie ich ihn so oft sah —, dann ist die Brücke unangenehm, und die Berge sind nicht deutlich. Wie mag es Dir mit Harscher's Gesundheit gehen! Und ob ihr wohl über rauhe Berge in den kurzen Tagen die Reise noch zu Fuß durchsetzen werdet! Wie ich nur drei Meilen von hier war, so befanden wir uns plötzlich in einem anderen Klima: bis da-

hin war warmer, grüner, heller Sommer; alles Laub bewundernswürdig frisch: hier, bestaubt, dürr, entblättert, zerrissen, grau, löschpapiergrau; ewig bewölkt; krieblige, rauhe, recht kalte Luft. Die Sonne merkt, daß sie hier nichts zu thun hat. Auf den Boulevards ist erst ein wenig frische Luft, — obgleich ich ihre Anlage großstädtisch finde —, aber noch lange nicht der Waldgeruch meiner, unserer geliebten Straße. An Feld und Horizont ist hier nicht zu denken: in der Stadt ist nie Mondschein — denke an unsere Mondscheinfeste — er kann nicht hinein, und Laternen und Boutiken versehen seine Dienste; den kannst Du wenigstens in Dresden prächtig haben: an einem lauen Abend fahre auf der Elbe; von der Vorstadts-Komödie, das Bad genannt, nach Hause. Erhalte nur Deinen Körper, und komme nicht wieder in's Schwitzen. Und daß der Mund nur gut bleibt! Findest Du mich zu dumm? — Ich nehme nicht wieder so durchschlagendes Papier! Adieu, und immer Adieu! — Rahel.

An Varnhagen in Dresden.

Berlin, Sonnabend, den 8. Oktober 1808.
Mittag um 12 Uhr.

Denk' Dir, Varnhagen, drei Briefe, an Minna, an Delmar, und an Pauline, die mir wieder geschrieben hat, liegen auf meinem Tische fertig! Wie ich Datums erst schreibe, so habe ich mir diese vom Halse geschrieben! Wie ist mir aber nun auch! Sieh meine Handschrift! Seit ich Dich verließ, schrieb ich Dir! Jeden Lufthzug, jedes Wort, jeden Schein und Schimmer wollte ich Dir mittheilen. O! Qual. Aber fürchte Dich nicht! Ich bin wie durchstählt — wahrlich wie nach einer gelungenen Brunnenkur — von Deinem Besuch — von meiner ganzen Reise. — Nein! ich fühle, es wird mir nicht immer schlecht gehen: daß Du kamst! welcher Sonnenblick über den ganzen Gesichtskreis meines zu lebenden Lebens! daß Du bei mir, mit mir warst! Welch heilsames Zusammensein! Ein Gefühl wie Gesundheit, Stolz, Genesung, und Hoffen, ist es ganz zugleich! Befriedigung ist's, daß endlich eine redlich wünschende, eine eben so sehnende Brust, den Zauber eines feindlichen Gewirres von Umständen, kurz, mein Schicksal, brach. Du kamst: und konntest es, weil Du wolltest; Deinem Herzen, der Liebe verdanke

ich noch obenein, die Seligkeit, das Leben Deines Anblicks! Wie lieb iſt es mir, uns Beide in der Fremde, unter ganz anderen und zum Theil ſo holperigen Umſtänden, rüſtig, vergnügt, geſund und entſchloſſen geſehen zu haben! Sollte mich das nicht hoffen lehren! Und wie richtig, wie geſund geht das Geſunde in mir vor! O! wäre es mir doch je ein wenig gut gegangen! Kein kränkliches Anklammern iſt die Folge von dieſem innigen Bewußtſein, von dieſer erhebenden Erfahrung. Auch Dich zu verlieren habe ich den Muth, und weiter zu leben. Nur durch Dich, kann ich Dich verlieren. Und dann iſt es richtig. Dann entfällſt Du mir, wie die Blüthe dem Baum: das iſt ſchlimm: aber die iſt nicht zu halten. Bleibe Du luſtige Blüthe; das natürlichſte Wetter beglücke mich oder nicht; ich der Baum, will auch den Winter ausſtehen. Bleibe Blume, und frei: ſo nahm ich Dich an! Kein Krampf, nichts Gezwungenes mehr! man läßt es nur ſpäter, und ſchlechter. Beglücke mich der Himmel wie in Leipzig! oder nicht; ich kann jetzt im Herzen alles ausſtehen. Mit Geſundheit durchſchienen fühl' ich mich ordentlich! Mit der der Seele, und mit der des Körpers! Ich erkenne und fühle ganz das Glück. Lohn endlich, für meine redlichen Schmerzen. Ich ſtarb nicht; ich genas. Wie lieb' ich Dich. Du weißt es, aber nicht wie ich; Du warſt mein einziger Gedanke. Alles, jedes bezog ich auf Dich; bei mehr Schwäche kann ſolch ein Zuſtand zur Tollheit führen. —

Den erſten Abend ſchlief die B.; ich dachte an Dich. Aber wie ſtupid; denn ich dachte zu viel, wie Du an mich denkſt. Wir ſchliefen gut im Waldhauſe. Den zweiten Tag aß und ſprach ſie ununterbrochen. Quälte mit Bedacht den verdrießlichen Mann, deſſen Verdruß immer grade kurz vor dem Ausbruch zu Galanterie umſchlug — ich glaube, feſter Vorſatz, Prinzip bei ihm —, ſchon das ewige Eſſen verdroß ihn; ich glaube, aus Geiz und Unpäßlichkeit. Sie ſagte ihm ewig, wie krank er ausſähe. Bis zur Härte ging's. Ich mitigirte, und aß viel mit. Sie betrug ſich durchaus wie Philine! Erlaube mir den Vergleich: ich habe keine andere Bekannte, Pauline kennſt Du zu wenig. Sie war unerſchöpflich über Acteurs und Stadtgeſchichten. Alles war uns zuſammen bekannt, mich liebte ſie ſehr, Dich lobte ſie; und blieb in Einem Bedauren. Angeloppe (ſtatt Enveloppe) ſagte ſie zwanzigmal in einem Athem. Koliſſe, Ortheil; kurz, U giebt's in der deutſchen und fran-

zösischen Sprache nicht; sie war gut, — und der Kutscher vortrefflich —, aber sie ließ mich die beiden letzten Tage wirklich nicht in Ruhe an Dich denken. Vorgestern Abend kamen wir mit der lieblichsten warmen Sonne den Potsdamer Weg in den blühendsten, sommerigsten Bäumen her —, hier ist noch alles grün und Sommer —; als ich die Stadt sah, dacht' ich: bei diesem Thurm wohnt die Frohberg; und mir wurde so bange. Ich frug mich, weil es mich wunderte. Ach es war, daß ich unsere Thürme ohne Dich, ohne die Hoffnung, sie je wieder mit Dir zu sehen, sah. Nur mit Dir kenne ich Berlin; so leicht gleitet das Süße bis in's tiefste Herz: ohne Dich dacht' ich hier, genoß ich hier nichts: und fremd war mir trotz des Wissens der Gedanke der Trennung geblieben. (Schon unser Land, trotz des wiedergefundenen Sommers, beklemmte mich. Schmutzig, arm und unzierlich fand ich es, ärger als je.) Ich ging von der B. zur Frohberg allein durch die Behrenstraße, die Sonne schien an den Dächern! Wie weh war mir! „Wie weh, wie weh!", sagte ich ganz laut. Denn ich war allein in der Straße. Unser Viertel giebt mir die größte Sehnsucht, das zerrendste Bangen! Nur Dich denk' ich, nur Dich! Ich ging zu Mama, der war ich nicht lieb; auch blieb ich nicht, ich ging in mein neues Haus, fand alles mitten in den Stuben, Line erschrocken: ich war guten Muths, bald war Raum und eine gewisse Ordnung. Ich ging zur Fr. zurück, um 11 schlafen. Gestern waren Tischler, Schlosser und dergleichen bei mir: nichts geht gleich: ich bin aber gleichmüthiger als je. Habe einen sehr guten Bedienten, ein sehr gutes — lustiges — ohne Dich! — Quartier, stelle die Dinge nach meinem Sinn und Bedürfniß, und unter den Händen wird mir alles wie mit einer gewissen Eleganz. Recht behaglich sieht's bei mir aus; tausendmal besser, als bei Mama, die schon sechs Wochen arbeitet, mahlt und tapezirt. Keinen Groschen laß' ich mir's kosten, nur hingesetzt und festgemacht wird alles. Aeußerst bequem, ruhig, ordentlich, rein und still ist alles bei mir. Ohne Dich! Gestern Abend sah ich Cellier und Mariane und Julchen bei der Fr.; ich hatte die Mädchen des Morgens unter den Linden gesehen; sie freuten sich sehr mit mir, und kamen den Abend. Auch Cellier ganz im Ernste. Er war recht gut; fragte nach Dir und lobte Dich. Rebecca hat mir wohl fünfmal gesagt, ich soll Dich sehr grüßen. Sie hat einen guten, herzlichen Brief

von Saint-Mars; sie fand ihn nicht so sehr gut als ich. Nun aber. Sie wollte mir ihn für Dich geben: es freut mich, daß sie Dich so sehr ehrt. Mariane frug auch sehr hübsch nach Nachrichten von Dir.

Markus hat mich so gleichgültig wie gar nicht aufgenommen. Ich bleibe beim Heirathen [das heißt damit Drohen]! Mama machte, als wäre ich eine wirkliche Einquartirung. Auch ging ich gleich. Sie ist ungeschickt. Und sehr mager geworden. Vor lauter Nachrichten komme ich nicht zu uns und meinem Herzen. Bleibe es heute so! Ich bin so fatiguirt heute. Von Mittheilenwollen und dem wirklichen Schreiben. Hast Du Minna noch gesehen? Ich weiß nichts mehr über sie zu sagen. Den ganzen Weg habe ich mich beunruhigt, Du möchtest mir den Kuß übel nehmen, den ich Dir in Düben gab: aber alle Leute halten so einen für autorisirt; und thun es beim Abschied. Mir entfuhr er. Verzeihe ihn mir! Und daß er Dich nicht störe! Jetzt bist Du auf der Galerie. Jeden Schritt berechnete ich. Wie allein, wie ohne alle pointe bin ich hier! Hier, wo die ganze Gegend, alle unsere Straßen von Dir bezaubert sind. Welcher Mond war gestern an meinen Fenstern. Welche Aussicht ohne Dich! allein! —

Höre! Einer frägt vor der Bude des Panorama: „Was ist hier zu sehen? — Das Panorama. — „Noch lebendig?“ — Und ein Franzose, der es lange angesehen hatte, sagte: „N'y a-t-il point de changement ici?“ Sehr gut! Adieu. Liebst und vermissest Du mich auch? Thue es! mir zum einzigen Trost. Wahrlich Dein. Rahel.

Campan hat Paulinen besucht. Sie sagt, er wäre sehr lieb für mich. Briefe, alles, muß ich ohne Dich lesen. Chamisso sah ich gestern Morgen. Er grüßt Dich sehr.

Die alte Baronin Labes, Achim von Arnim's Großmutter, sah ich auf dem Schöneberger Weg zuerst; und den Präsidenten Kircheisen aus dem Thore reiten.

An Varnhagen in Tübingen.

Berlin, Mittwoch, den 12. Oktober 1808.
Morgen um halb 8.

Die Sonne scheint, und anstatt mich zu erfreuen, ängstigt sie mich. Ach wie hab' ich mich geängstigt, seit ich Dir schrieb!

Meine größte Angſt iſt, daß ich gar nichts werde thun können. Zur Faſſung konnt' ich mich wohl faſſen, aber nicht zur Beſchäftigung. Wie verſchlagen bin ich. Wie unbekannt hier mit mir ſelbſt. Alles bezieht ſich in dieſen Zimmern nur auf mich; jeder Befehl, jede Ordnung, jede Bewegung! Gerechter Gott, wie entſetzlich traurig macht mich das. Sonſt war alles für Viele, zuletzt für Dich. Ich bin allein und verſchlagen, und nicht in der Fremde. Aus ſeiner Familie, von gewohnten lebendigen Geſtalten zu gehen, ohne irgendwo hinzukommen, iſt ſo unanſtändig, ſo verrückt, als traurig. Für niemanden hab' ich etwas zu beſorgen, zu bedenken, als für mich! Nie, nie, nie noch war ich in der Lage. Du biſt weg. Mein einziges Leben, der Freund. Das einzige Geſchöpf, welches ſich je für mich zeigte. Und ich ſollte es aushalten! vor Angſt nicht vergehen. Nun erſt, ſeit Donnerstag verſtehe ich erſt Goethens Lied: „Vorüber, ihr Schafe, vorüber, dem Schäfer iſt gar zu weh.“ Weh ſag' ich mir laut und leiſe in meinem Zimmer, auf der Gaſſe. Mittag lauf' ich zu Mama, welches mir ein Gräuel iſt, wegen des Zuhauſegebens; dann ſuch' ich zu ſchlafen, zu leſen; und geh' zur Frohberg, gegen 11 nach Hauſe; wo ich wie geſchlachtet vor Schlaf — denk' Dir mich — in's Bett wanke, darin eſſe, oder gar nicht eſſe. Um 7 wecke ich ſchon im Nebel, Regen oder Sonne, die Leute; beſorge noch bis jetzt eins und das andere, gehe mit der Fr. ſpaziren; und ſo ſchließt es ſich wieder an Mama. Gaſſen, Scheine, Ecken, jeder Schritt erinnert mich mit einem bangen Schrecken an uns. Dir geht es nicht eben ſo, Du biſt in der Fremde, mit einem Plane. Aber ſei vergnügt, ich werde mich faſſen. Die Frohberg iſt über unſere Sommerreiſe ſehr wankend; wirklich mir doch endlich im Ganzen zu wankend; in ihrer Lage, in ihrem Sein hat ſie Recht; aber mir muß geholfen ſein, und was hilft das mir. Denn ſieh nur mein Herz wie es iſt; ich denke an die Zukunft. So nenne ich die nächſten ſechs Monate. Oſtern muß ich hier heraus; will ich von hier weg. Pauline hat mir wieder hierher zwei Briefe geſchrieben voller Schweiz und Berge. Rechne ſie nur als eine Bekannte, aber ich muß doch eine haben. Sieh, ſo wegen böſe Gedanken in mir. Ich weiß, es können Evenements kommen, und ich werde wohl rüſtig bleiben: aber wie kommen ſie? ſelbſt das beſte — Du —, war ſein Kern nicht Tren-

nung? Verzeih mir dieſe weibiſche Klagen! Ach wären ſie ungegründet!

Taumelte ich nur nicht ſo umher; ginge nur etwas vor! Du haſt geſehen, ob leere, hohle Wünſche mich treiben, ob ich nicht das ganze Leben mit einem Freunde, bei einem einzigen, in ſeiner ganzen Fülle und Mannigfaltigkeit finde. Und was ich leiſten könnte, hat mir ja das zerſtreute Schickſal noch nie abgefordert! Ich wünſche Menge und Zerſtreuung, Occupation, und haſſe ſie. Du biſt ja mein Schmerz und meine Angſt. Dich ſoll ich künſtlich, falſch und gewaltſam aus der Seele drängen! zurückſcheuchen! Und Schmerz und Angſt verachtʼ ich auch ſchon ſo ſehr!

Ich habe mir Sophie Brentano's Novellen holen laſſen; und habe einige contes von Diderot geleſen, les deux amis, ceci n'est pas un conte, und sur les femmes. Wie meiſterhaft ſchön! beſonders ceci n'est pas un conte. Wie himmliſch ſpricht er, bis zu einem gewiſſen Grade, von der Liebe. Aber wie ſonderbar, auch ſie nur ſieht er kritiſch: und ſo gut als man ſie ſo ſehen kann. Die muß man auch darſtellend empfinden: mit der iſt es doch umgekehrt! Von der Brentano habe ich nur noch wenig geleſen. Der Herbſtnebel affizirt mir die Augen, und es iſt klein gedruckt; Diderot raſend groß. — Nun ſteht wieder mein Kaffee auf dem Tiſch, es iſt ſtill, und Ordnung bei mir, ich ſchreite nur von einem Tiſch zum anderen. Freilich könnte es gut ſein, wenn ich Dich, Dich den Abend erwarten könnte. Klug iſt es? Raſend iſt es, ſtupid dumm, ſich das Herz auszureißen. —

Donnerstag, den 27. Oktober.

Mein theurer Geliebter. Welche Kluft von Zeit, welche Welten ſind zwiſchen uns! Sieh wie lange ich Dir nicht geſchrieben habe. Ich will ſuchen, Dir nach der Reihe alles zu ſagen: wie ſchwer! Uebermorgen werden es vierzehn Tage, daß ich Deinen erſten Brief aus Dresden bekam, worin Du mir von der Brücke ſchriebſt. Fieber bekam ich während dem Leſen vor Agitation — ich kann ihn jetzt nicht durchleſen um drauf zu antworten: aber ich werde es; und dann Punkt vor Punkt; wie heilte mich Deine Liebe: aber ich erinnere mich, er ließ mir doch etwas Herbes zurück: ich werde es auch wiederfinden, und Dir ſchreiben. Dein zweiter aber, den ich geſtern

vor acht Tagen erhielt, mit Deinem Journal, welches an Ort und Stelle iſt, der antwortete meinem Herzen, und reiner Dank in Thränen quoll zum Himmel; reiner, ächter Dank. Du liebſt mich. Antworten kann ich Dir noch nicht: ich bin noch zu ſchwach. Nur die äußerſte Agitation treibt mich an den Tiſch. Ich kann es wohl ſchwören: einer, der im Gefängniß ohne Papier und Tinte ſitzt, hat nicht mehr Briefe in ſeinem Kopf gemacht, und peinvoller, als ich an Dich die letzten vierzehn Tage. Seit zehn Tagen habe ich ein Katarrhalfieber; geſtern war der neunte Tag: ich hoffte, wie immer, der letzte: ich ſpürte aber auch heute noch Fieberbewegung: und habe zu beſtimmten Stunden Nervenzuſtände. Immer ſo bei mir, jedes Fieber iſt ein gelindes Nervenfieber; bis geſtern war ich in dem tiefſtruhigſten Seelenzuſtand dabei: es war eine Erlöſung, die mir von oben kam. Ich konnte mich in meinen Zuſtand, in mein Haus, in Deinen Verluſt nicht faſſen und finden: ruhig machte mich plötzlich das Fieber. Glaube aber nicht, daß ich von Agitation krank geworden bin: von reiner Erkältung: Rheumatism auf den Nerven: wie ewig bei mir. Aber er hätte mich nicht erlegt, hätte ein überaus großer Schreck, der größte in meinem Leben, nicht meinen ganzen Körper abgeſpannt — ſo glaube ich: Mama war krank, und letzten Sonntag vor acht Tagen ging ich wohl ſchon um halb 11 zu ihr, um eine für mich nach ihrem Tode wichtige Schrift umzutauſchen: ich hielt ſie für krank, konnte und mochte ſie aber weiter darin nicht ſchonen; um ſie allein zu ſehen, und auch aus Unruh, ging ich früh. Damals kritzte es mir nur im Halſe, und ich war geſund. Auf der Treppe begegnet mir Fritze: St! ſagte er, Mama ſchläft: das benimmt mich etwas; dabei habe ich meine Idee im Kopf. Er ſchließt den ſehr großen Vorſaal auf, ich gehe durch nach der Kouſine Zimmer, die ich beinah nackend finde; ſie kommt mir mit denſelben Pſten entgegen: „Ich weiß ſchon", ſage ich; und frage ſie nach Mama'ens Nacht und Geſundheit: mit einemmale ſtößt Mama — zwei Stuben weit, dicht an ihrer Klingel, die Thüren zu — einen langen, hohen, unartikulirten Schrei aus: bei ſeinem Ende waren wir beide vor ihrem Sopha: wir hielten ſie für todt: wir waren es. Ich ſah nichts. Ich ſagte nichts; nicht einmal: wie hab' ich mich erſchrocken. Mama bot mir alles an. Eine wirkliche Viertelſtunde ſprach ich nicht: ich bemühte mich, Mama zu gefallen: ich glaube, ich konnte nicht. Ganz

still, war Wein, so sehr ich sie auch schonen wollte, mein erstes Wort. Ohnmachten, weiß ich nun noch gewisser, kann ich nicht haben; viele Stunden nachher zitterten mir die Beine: ich ging nach einer Stunde in die Sonne; zur Stärkung glaubte ich. Mama hatte nur ungeschickt gerufen. Die Kousine beklagte sich sehr. Montag vermehrte sich meine rauhe Brust: Dienstag hatte ich Fieber mit Brustbeklemmung; die auch noch gestern mit ihm eintrat. Weder Töne noch Licht konnte ich ertragen; wenn ich eine Fliege von meiner Decke scheuchte, schliefen mir Hände und Füße ein; erhob ich mich, war mir ganz schlimm wie aus dem Rückgrat heraus; ich defaillirte gleich. So ist mir ein paarmal des Tages noch. Gestern Morgen machte man mir eine Bestellung, die mich im Schlechten affizirte, und den ganzen Tag war, trotz aller anstrengenden Bemühung, meine Seele geängstigt von meiner Nervenwendung. Schon den Sonntag, als mein Fieber stärker geworden war, und ich an Doktor Böhm einen Tags vorher geschriebenen Zettel geschickt hatte, daß er doch kommen möchte, — bis dahin hatte ich ihn gar nicht gesehen, weil er selbst, an derselben Krankheit, lag, wie alle Menschen, und Mama auch; und ich gehört hatte, er würde den Tag wieder ausfahren, — den Sonntag hatte ich starke Gemüthsbewegung grade gegen Mittag, wo der Anfall immer prononcirt eintrat. Nämlich Doktor Bing tritt in mein Zimmer: er ist meiner Mutter Arzt: Robert hatte mir den Abend zuvor bedenklich oder nur besorgt von ihrem Zustande gesprochen, und mir auch gesagt, sie ängstige sich um mich; nun dachte ich, ihre Angst sei so gestiegen, daß sie von ihrem Arzt Rechenschaft über mich haben will; oder gar, daß der mich präpariren will über sie. Es war aber nur ein Mißverständniß. Fritze hatte nämlich meinetwegen Bing bitten sollen, zu meinem Bedienten zu gehen, den er schon sonst in der Kur hatte, und der, mit mir zugleich, sich an einem Blutsturz legte, und den ich den Tag vorher mit Höllenmühe (aus meinem Bette her) aus meinem Hause geschafft hatte. Bing war artig: blieb aber eine halbe Stunde; das emetisirte mich nur noch mehr! Wie verstärkte sich mein Fieber! Hände und Füße schliefen mir, Ohrensausen, die Stimme verging mir, und das Athmen, alle Pulse hörte ich: denn ich fürchtete mich, Böhm würde grade kommen; der wäre unwiderruflich aus meinem Zimmer gestürzt: kurz, die größte Szene hätte ich erlebt; bei jedem Wagenrollen glaubte

ich sie schon sicher. „Mein Fieber nimmt zu", stieß ich endlich aus; Bing geht; in meiner ersten Stube höre ich sprechen, ich kann nichts unterscheiden: eine Person tritt ein, die ich nicht kenne; es war die Kousine, die ich bloß nicht erkenne; „Ich melde Ihnen einen angenehmen Besuch!" Mama! sag' ich; „Ja!" All mein Blut flammt auf vor Freude; es dauert eine Weile; ein Jahr für mein Fieber: sie tritt ein, ganz effoufflirt, zerstörte Gesichtszüge; von den Treppen und Zorn: „Nun! sagt sie, was hast Du für ein Logis, wo willst Du mit allen Stuben hin, ein Haus hätte genug"; dann wendet sie sich zu Linen; „und sie, sie klagt über das Essen? Ich theile es bei Tische ab, es ist genug, wenn nichts unterwegs davon genommen wird", — und so in einem ungeschickten Strome fort. Ich war unfähig zu antworten; einige Thränen, die sie hinter meinem Schirm nicht sah, retteten mich; sie hörte nicht auf. „Wir wollen von etwas anderem sprechen", sprach ich schwer und tief aus meinem Fieber hervor! Sie war mit einem Bums stille. Ich aber konnte nicht mehr sprechen, nicht mehr freundlich sein — so wird alles zerdrückt. Sie hatte uns wirklich lächerlich wenig geschickt, und mir schon sagen lassen: abtheilen könnte sie nicht, sie wollte mir lieber aus dem Wirthshause bezahlen. Und nur, seit ich krank bin, ließ ich das Essen holen: sonst lief ich zu ihr. Jetzt bekomme ich viel und ordentlich. Robert besucht mich zweimal des Tages; die Schwägerin zweimal; Hanne und Fanny viel, und oft, und gerne. Nette Markuse alle Abend; die Gute zweimal; lächerlich, mit der Uhre, und nur des Anführens wegen; sie ist wieder in ihre Unleidlichkeit verfallen. Ich erzähl' es Dir späterhin.

Neumann war vorgestern bei mir; sehr herunter: ich ermunterte, in meinem Bette, noch ihn. Er war erst den Tag zuvor von den Redern'schen Gütern gekommen. Chamisso ist zu Fouqué, und war auch einen Abend, noch vor meiner Krankheit, bei mir. Sonntag, wie Mama da war, nahm er einen Augenblick Abschied. Er hat mir den Musenalmanach kaufen müssen; einer muß ihn doch haben; jetzt hat ihn Neumann. Sie sind ganz herzlich zu mir; ach Gott! ich bin auch besser mit ihnen, weil sie Deine sind. Lieber, alles, alles bewegst Du in mir. Seit gestern lese ich mit Pausen. Galmy habe ich mir genommen. Fouqué muß ich recht lieben; was mir an Anderen gesucht und übertrieben vorkäme, finde ich bei

ihm anders: er iſt gewiß ein lieber, ächter Menſch. Ich ſtreiche an, was mir auffallend gefällt. Du wirſt das Buch in Hamburg finden, in Hamburg; wo ich Dich nie ſehen werde: wo Dir die Bücher hingeſchickt werden — Chamiſſo ſagte mir es noch. — Mein Herz zieht ſich mir dabei zuſammen, als wenn eine Hand es erdrückte, nach vielen Athemzügen wird's erſt nach und nach beſſer. Sorge nicht, lieber Geliebter: heute nur ſpricht ganz die Kranke: und erzählte ich Dir nicht meine Krankheit, was ich wohl vermöchte, ſo wüßte ich aber nichts! Und Du würdeſt gleich ſehen, daß Du nicht mit mir fortlebſt. Du ſollſt, ſo lange es noch geht, alles wiſſen. Adieu! Heute ſchreibe ich nun nicht mehr! Heute iſt nur eine dürre Erzählung mein Brief. Was ich vorher, vor heute ſchrieb, habe ich nicht durchgeleſen. Morgen will ich noch etwas ſchreiben; und dann Deine beiden Briefe Punkt vor Punkt beantworten; Du rechneſt aber dieſen Brief und meinen künftigen für Einen: dieſer ſoll nur fort, damit ich nicht noch etwa vorher einen von Dir kriege, und meine Angſt über's Antworten noch höher ſteigt. Und damit Du von mir weißt. Du liebſt mich ja. Ja, Du liebſt mich. Gott! wie hab' ich es überlebt, Deinen zweiten Liebesbrief zu leſen! Wie krank war ich ſchon! Nie willige ich wieder in eine ſo wahr freiwillige, gutverlaſſene Trennung, auf dieſer Erde. Was will man denn noch? Anderes zu wollen, es für beſſer zu halten, das iſt die leſe Sünde. So taumelt man. Nein! Adieu. Ich habe Dir noch Anekdoten geſammelt, und ſchreibe jetzt alles für Dich — für Dich, geliebtes Geſchöpf — in ein Buch: auch ſchrieb ich die beiden letzten Tage in meinem Bette einzelnes an Dich, was mich zu ſehr quälte, und ſehe es hier beim Briefe nach. Adieu, Geliebter, es iſt 7 Uhr jetzt; ich zittre nur ſo und brenne: ich habe auch dies in Pauſen geſchrieben: die Kinder waren dazwiſchen oben. Adieu! Harfcher hat in allem Recht, man fühlt wenn einer an einen denkt. Jetzt ſcheint der Mond wieder; er erſchreckt mich noch ohne Dich. Adieu. Ich bin froher, daß ich zu Dir habe ſprechen können. Aengſtige Dich Du nun auch nicht. Adieu. Wie kann ich mich nicht von Dir trennen! Ich drücke Dich. Adieu!

Freitag, den 28. Morgens um halb 9.

Die Sonne ſcheint, und es iſt ſehr mildes Wetter. Du biſt mein Geſundheitsſchild: ſeit ich es nur vermochte, Dir zu

ſchreiben, geht es mir beſſer. Wie entſetzlich ſchwer wurde es mir geſtern, als ich's verſuchte: wie zitterte ich, wie ward mein Athem, wie ward mein Kopf; mit Anrufe an den Himmel legte ich die Feder aus der Hand, mich an den Stuhl verzweifelt; und wartend: es ging doch; ich ſchrieb! Und nun hilfſt Du mir! Auch Du biſt mir ein Zaubermittel; war ich nicht ganz geſund, ſo lang ich Dich kannte! (O! ich werde es auch wieder, dies iſt nur eine gemeine Krankheit, die nur in meinem Körper anders aufgenommen wird.) Ich ſchlief heute Nacht erquickend; und geſtern Abend, trotz der Anſtrengung, defaillirte ich nicht, wie jetzt um 11 oder früher immer geſchah. Ich will auch verſuchen, den Mittag ein wenig auszugehen! Die Nerven müſſen durch Behandlung benachrichtigt werden, daß ſie ſich wie immer betragen ſollen. Vielleicht intereſſirt es Dich zu wiſſen, was mir Böhm gab. Ich ließ ihn erinnern, als er noch krank war, daß er mir im Februar bei einem ähnlichen Fieber einen ſehr abgepaßten heilſamen Trank von Orangenblüthe gegeben hatte; der keine Maſſen hatte, und nur wirkte was er ſollte. Er verlangte die Rezepte; die liebe Kouſine aber hatte ſie verſchmiſſen; da ſchickte er mir einen von rother Farbe, einer Säure, ich glaube Vitriol, man giebt ihn gegen Blutſpeien; und die Orangenblüthe ſchmeckte ich auch. Er that mir nicht ſo gut, als der vorige. Dieſe Säure — ich kenne ſie — ſpannt mich immer bis zur Beſinnungsloſigkeit ab; und die Blüthen wirkten nicht rein und exakt wie das vorigemal, in anderer Miſchung. Er mochte ſich wohl nicht haben beſinnen können: oder er mag auch die Bruſtbeſchwerden und den Huſten berückſichtigt haben; denn dies thut er immer bis zum Pedantism: darüber hat er ſich mir ſchon erklärt. Den Sonntag, als er zum erſtenmal kam, es war eine Stunde oder mehr, nach Mama'ens Schreckensviſite, fand er mich ſchlafen; im Schweiß nach der Hitze entſchlief ich jedesmal — denke nur nicht, daß es ein kaltes Fieber war: drei, vier Anfälle hatte ich manchmal; und immer in ſolchem Fieber ſo — und öfter, das liebt er nicht: auch hatte ich den Tag zum erſtenmal Kopfweh: er ließ mir gleich eine Taſſe Kaffee von zwei und einem halben Lothe machen; die ermunterte mich; aber in einem anderen Fieberanfall den Nachmittag, dacht' ich an Mama, ich muſte lachen: und ſo zum Schreck der Line lachen, ſchreien wie beſeſſen, und weinen. Dies wirkte wohl die gewaltſame Ermunterung. Doch war ſie nöthig; ich verfiel

bald wieder in assoupissement, und nahm einen minder starken Kaffee. Ich dachte, das könnte Dich interessiren. Mich interessirt Böhm immer. Nun will ich mich leise anziehen, und Dir heute und morgen noch schreiben. Verzeih mir nur diesen Brief noch! Künftig, habe ich mir ausgedacht, wenn ich werde schreiben können, wie ich will, immerfort; so schicke ich Dir die Briefe, wie ein Buch, mit der fahrenden Post; ich werde mich erkundigen, ich glaube das kostet nicht so viel. Dieser wird noch sehr groß; und wenn er abgeht, ist erst ein Viertel von ihm fertig. Adieu, Lieber. Was machst Du wohl in der Sonne? Man sagt ja Wundergöttliches von der Tübinger Gegend. Hr. Freriep ist ja auch dort; der soll sie so gelobt haben. Adieu! Harscher hat Recht! Grundschlecht ist Schreiben. Adieu, Lieber! Ach wie ist alles!

Abends um 11 Uhr.

Ich will nicht zu Bette gehen, ohne Dir noch zu schreiben. Morgen muß und soll dieser Brief weg; und da werde ich auch nur noch wenig daran schreiben können, und da könntest Du denken, ich sei kränker. Eben geht die Gute von mir — künftig Details, sie schreibt wieder ein Buch — bis 9 war ich allein. Diesen Morgen um 10 kam Mama zu mir; sie blieb anderthalb Stunden: sehr gut. Du Gott! ich nehme all die Menschen, die Gute mit eingerechnet, zu bündig: ich habe die lichte Ueberzeugung; aber der Karakter, die Natur fehlt mir. Die Ueberzeugung muß jede Faser noch durchdringen, und die Natur ändern. Als Mama weg war, ging ich mit Fanny — kompletes Frühlingswetter — weg. Ich konnte nicht gehen, und ging doch: zu Mama; da verwickelten sich meine Nerven; ich war zu müde, und konnte nicht sprechen: ich nahm Wein und ging nach Hause; das ging schon besser; Böhm kam; befahl mir, die „italiänische" Luft den ganzen Tag zu genießen: meine Einwendung, daß mir die Kräfte fehlen — er traf mich noch in der völligen Ermattung — und meine übrigen Klagen über Beschwerden, ließ er nicht gelten: er befahl, alle paar Stunden ein Glas Champagner zu trinken — bewährt bei mir — er imponirt mir, und ich bestellte mir Robert, der noch kam, zu nach Tische; weil ich noch keinen anderen Bedienten habe: er kam etwas zu spät, ich ging nach der Sonne; und das war nicht sehr gut: nur bis an's Thor. Ich ruhte mich lange; las Galmy aus, und kaufte mir eine Kante an

einen Kragen: denn morgen, denk' Dir, will ich mit Fanny in eine Liebhaberkomödie gehen, wo alle unsere Schauspieler sein werden: ihre kleine Schulkameradin Mlle Eunike spielt Fanchon. Ein Kind voll Talent. Erkennst Du mich? Varnhagen? Ich weiß noch gar nicht, wie ich es prästiren werde; aber ich thue so. Du sollst auch in diesem traurigen Brief ein paar Anekdoten finden, die ich als muntere Blumen hinein sticken will. Jetzt aber steht Huhn für mich auf dem Tische; das soll ich essen. Allein. Und wie scheint der Mond heute: wie kränkt er mich! Wenn der schien, warst Du ohne Einrede mein; ich ganz für Dich, ohne Störung. Oben bei mir; so viel wir wollten; oder in Gottes Luft! Der Mond beklemmte mich gleich: und dies denk' ich hinterdrein. Wenn ich gegessen habe, schreib' ich Dir ab, was ich im Bette mit Bleistift schrieb. Adieu möchte ich Dir unterdeß sagen! (Mein Huhn war etwas erkaltet; schmeckte mir aber sehr gut.) Das schrieb ich in meinem Bette: „Nun ist es wahr, nun ist die rasende Zeit, vor der ich mich nicht einmal fürchten wollte. Dich zu lieben sträubt' ich mich; das war ja vernünftig; ich wollte dem Entbehren, dem neuen Fasten nicht den edlen Hals beugen; und es war doch edler, das Herz gehen zu lassen. Nur das Glück weigerte sich, blieb aus, wie immer." Nein, vielgeliebter Freund! es thut mir nicht leid: ich will es ausstehen. In Dir hab' ich den Freund, die Gesellschaft, oft den Lehrer, den Geliebten gefunden. Ich sollte geizig sein? Ich bin ja nicht nur verliebt! Wie sonderbar ist es, daß ich nach Galmy griff! Zwar in allen Liebesbüchern findet man seine Noth: aber hier endet er doch offenbar mit Trennung: und auch sieht man — hier wenigstens äußerlich nicht — woher! O! es gefiel mir sehr. Ich schrieb noch mit Bleistift: „Mit Dir könnte es ein Leben sein, — so ist es nur — ein Steuren, ein Steuren ohne Ziel!" Ja, Lieber, so muß ich denken, wenn ich Ruhe, Ordnung, Raum, in meinen Zimmern sehe; und nur Du, nur Du mir fehlst! —

Nun für die Anekdoten. Eine Dame, die während der Revolution ihrem Mann, der in Italien war, nachreisen wollte, hörte in der Gesellschaft auch von Reisen sprechen: Ah, monsieur, sagte sie, comme vous allez à Rome, vous poussez sûrement jusqu'en Italie; der Lärm unterbrach sie natürlich; je n'y trouve rien à rire, sagte die Frau, tout le monde n'est pas obligé de savoir la mythologie! Der alte d'Hendetet

war dabei, und wollte sie nicht nennen. Vor ein paar Tagen forderte einer einen Kuß von Marianen Saaling, sie wollte nicht; „Was machen Sie sich aus solchem Mußkuß?“ sagte Julie gleich. Diese Bonmots wären vielleicht ohne den traurigen Brief nie zu Deinen Augen gelangt — aufgeschrieben hatte ich sie jedoch — aber heute müssen sie fort. Nun aber adieu bis morgen. Lieber, was machst Du wohl jetzt? Könnt' ich Dich wohl küssen? Bist Du allein? Ich thue es. Adieu!

Sonnabend früh den 29.

Kämst Du in die Stube! Mir ist, als müßte ich Dir Gutentag sagen, als könnte ich Dir in die Augen sehen. (Was das arg ist; daß Du keinen Vornamen hast, bei dem ich Dich nennen mag!) Heute, mein Lieber, werde ich ordentlich keine Zeit haben. Jetzt bin ich aufgestanden; habe eine Botschaft an Mama abgefertigt, dann muß ich mich anziehen, das dauert jetzt noch länger; dann will und soll ich in die Sonne gehen, dann zu Mama; dann bei mir essen; und wo möglich schlafen, wenigstens ruhen. Und um 5 mit dem Kinde — mit einem wartenden Kinde — schon nach der Komödie; darum will ich das Essen und alles früher abmachen, damit nicht Uebereilen mich noch ermüde. Sei aber nicht besorgt. Seit vorgestern, daß ich, aus dem Bette wankend, es so weit gebracht hatte, Dir zu schreiben, mein geliebtes Zaubermittel! geht es mir mit unverhältnißmäßigen Schritten besser. Ich schlief wieder recht gut, und weiß recht klug, was ich essen und trinken muß. Sei nicht böse! dieser Brief soll nur noch mit der reitenden Post weg; und das heute; schicke ich ihn, nämlich hin; des Sonnabends fliegen sie ja wie toll, nach allen Enden hinaus, aus dem Posthause! Dienstag gebe ich wieder einen Brief — er gehört zu diesem, und soll eine genaue Antwort auf Deine Dresdner Briefe werden; mit dem ersten frage ich an — mit der fahrenden Post. Mit der schreibe ich aber so oft und viel als es mir einfällt. Wie ist es mit meinem Brief, den ich Dir an Gentz mitgab? Ich habe einen vortrefflichen von ihm gefunden, einen alten: daraus könntest Du sein ganz Gemüthe, und unser Verhältniß sehen. Beides würde Dir sehr gefallen. Ich war auch jetzt ganz erfreut und bewegt, wie ich sie las; denn es waren zwei Briefe: und die Kousine hatte sie eigentlich zu verwahren, diese, und einen himmlischen von Prinz Louis. Alles steht in dem. Seine ganze Seele.

Ueber ſeine Liebe ſpricht er ganz ausführlich; über ſich und die Welt; und daß er ſterben muß, und will. Und in welchem Tone! Mit welcher edlen Bewußtloſigkeit, ſeiner eigenen Trauer; wie überaus mild iſt die, wie ernſt er! wenn Du dieſen Brief geleſen haſt, kennſt Du ihn ganz; kennſt alle, die ich verbrannt habe; es ſind nur Variationen; heftiger, eiliger, ausführlicher, oder lebendiger, von den Ereigniſſen des Moments aufgeregt. Schicken kann ich ihn natürlich nicht! — wie las ich ihn dreifach mit Schmerz, daß Du ihn nicht ſehen konnteſt! — nicht einmal mit dem ſicherſten Menſchen; von dem trenne ich mich nicht. Lebe tauſendmal wohl! Liebe mich. Vergiß mich nicht! Auch Du bleibſt meinem Herzen friſch, meiner Seele gegenwärtig bei allem was mir das Leben nur Neues zuführen kann! Ich liebe Dich. R. R. Grüße Harſcher aus Herzensgrunde; wie dankbar bin ich dem.

An Rahel.

Dresden, Donnerstag den 13. Oktober 1808.

Liebe, theure Rahel! Ich begreife nicht, wie ich Dir nicht ſchon lange geſchrieben habe, denn ich hatte die größte Luſt dazu an jedem Tag, den ich ſeither wieder ohne Dich verlebt habe, ich weiß nicht wie viel ihrer ſind, und mag ſie auch nicht zählen! Das Sonnige und das Künſtleriſche wollte ſich ſchwer hervorrufen laſſen in mir während dieſer Tage, und eines von beiden wenigſtens muß mir die Adern beleben, wenn mir recht wohl werden ſoll; unter erſterem meine ich ein recht geſundes Gefühl phyſiſchen Wohls, was durch Anſchauen der Natur, durch freie zuſtimmende Geſelligkeit mir gegeben wird; durch letzteres möchte ich eine edle, ätheriſche Geiſteswendung bezeichnen, in der ich am Reinſten die Poeſie ſchaue, aber weniger noch in Gedichten, als wie im Leben als Stoff zu möglichen Gedichten, offenbar wird, wo alſo Du leicht ſehen kannſt, daß ſolche kleine Versſtücke, wie die beifolgenden, mit jener Stimmung nichts zu thun haben. Durch Arbeit ſollt' ich ausfüllen, was zwiſchen den Erſcheinungen von jenen liegt, und die iſt mir natürlich noch ſtillgeſtellt bis Tübingen. Mir iſt es gar zu gut ergangen, liebe Rahel, dieſen verfloſſenen Sommer, ich gehe ganz irr herum, ſuche allerlei Gedanken zu faſſen, und am Ende

kehrt alles wieder um, und hält nicht Bestand. Ich kann mich des Trübsinns gar nicht erwehren, über meine ganze Existenz ist er ausgegossen, und diese darum nur desto umschattender nach Frohsinn und Witz. Immerfort fehlst Du mir, und weniger eine auf Dich ausgehende Sehnsucht fühl' ich in mir, als eben einen tiefen Schmerz über das Vermissen, als wenn mir aus der Seele ein großes Stück herausgeschnitten wäre, und nun die Gefühle an den wunden Rändern herumliefen, und die gewohnten Pfade nicht fänden. Ich möchte für mein Leben gern an Deinem Arm spazieren gehen, liebe Nabel, und dann neben Dir auf dem Sopha ausruhen; so ein einfacher stiller Gang muß ein unerfüllter Wunsch sein! Deine Augen sind ja wie Sonnenschein zur Begleitung, und Deine Worte wie Quellen so klar, lieblich, herbeiführend! Still nur, ich gerathe in Irrgänge des Schreibens, wenn ich mich auf solche Pfade der Beleuchtung einlasse; ich erzähle Dir füglicher kürzlich, wie ich gelebt habe.

Am Tage nach Deiner Abreise — schon auf der Nächreise war mir so bitter und dünn zu Muthe, daß ich dachte, schon vor zehn Jahren wäre es gewesen, daß ich mit Dir nach Töben gefahren, so weit alles entrückt mit Deiner Gegenwart — ging ich Morgens denn zu Minna, um Abschied zu nehmen, ungern, störrig. Sie war so unangenehm, so klagend, vreisend und wünschend durcheinander gewirrt, daß es mir sehr schwer wurde an mich zu halten. Ich erklärte fest mein Mißfallen, und ging endlich nach manchem gewechselten Wort, und manchem Zurückstoßen von meiner Seite, ganz verdrießlich weg, mit dem Bedeuten, daß ich schwerlich noch wiederkommen könnte. Nachmittags that es mir denn doch leid, so hart gewesen zu sein, ich ging wieder hin, fand aber Minna, die mit Wagner ausgewesen war, ganz ruhig, und so als wenn gar nichts gewesen wäre, keine Spur von Kränkung; vielmehr gab sie sich selbst Unrecht über ihr vermittägiges Betragen, sagte sie wolle Dir's selber schreiben, ich möchte sie nur nicht bei Dir anklagen, und versprach sich gut aufzuführen. Wahrhaftig, sie ist ohne Sinn, so unselbstständig, daß sie durch mein Mißfallen nur weiß, daß sie ungebührlich war, das fremde Urtheil ist ihr Maßstab, denn sie für sich hätte unausbleiblich gekränkt sein müssen. Nach solchen Dingen hab' ich mein Gewissen von allen Anklagen der Härte gereinigt, und ergebe mich drein, daß sie mit Ernst muß gescholten werden, wo ein Andrer an

einer Miene genug hätte, und eine Viertelſtunde harter Rede iſt ihr nicht mehr als eine etwas mißfällige Zuckung der Wimper. Ihr geſchieht kein Unrecht. Mir iſt es aber doch ſehr lieb, daß wir nach einer recht leichten halben Stunde ganz friedlich und ruhig ſchieden, ohne zu tragödiren oder zu komödiren. Genug davon, ich wollte, ich hätte dieſes alles ſparen können. Daß ich es nicht konnte, iſt nur ein Körnchen des vielen Unkrautſamens, durch den die Frucht meines Ackers unterdrückt und verkrüppelt wird, überall blüht noch eine ſolche Blume leuchtend zwiſchen den geſunden Halmen auf. Mein Leben iſt von vorn herein ſehr diſharmoniſch, mein eigenes Handeln hat dies nur ſtets vermehrt, und ich verzweifle faſt die übrigen Theile in einen vollen Einklang zu bringen! —

Den Nachmittag ging ich dann mit Lüders ſpazieren, der ſich recht freute, mich recht zur Seite zu haben. Ich dachte noch am meiſten Freude zu finden, glaubte ich, wenn ich die Oerter beſuchte, wo ich mit Dir geweſen war, liebe Rahel, es zog mich hin, anderswo hätte ich nicht ausdauern können; zuerſt ging ich nach Rudelf's Garten, wo es leer war, wie das letztemal, das ich mit Dir dort war, mir wurde ganz weh und wohl zugleich, ich fand wirklich den ſchönen Himmel ſehr unnütz, da ich allein ihn doch nicht recht ſehen kann. Wir gingen bald, und in's Theater! Das war zu arg, und doch noch das Beſte, denn das Beſte war zu arg. Mit welcher Wehmuth, welchem elegiſchen Trauern ſah ich nach der Loge hin, in der wir zuletzt ſaßen, und die recht mir zum Hohn und zur Bitterkeit ganz leer ſtand, als läge es eben an ihr nicht, wenn ich Dich nicht hineinführte! Sie gaben den Wilhelm Tell, ziemlich gut; das Publikum war mäuschenſtill bei den hundert ungeheuren Stellen, die man in Berlin rauſchend beklatſchen würde in jetziger Zeit. Lüders und ich hatten Hut und Stock zu halten, ſonſt hatten wir unſeren Beifall nicht verhelen, und ich auch ſo noch nicht, wenn ich nicht zu tiefbetrübt geweſen wäre, um in die fremden Händel einzugehen, aber kaum wußte noch der doch wirkende Zauber des Theaters mich zu beruhigen in meiner Kümmerniß, die mir alles unſicher machte, und ängſtliche Blicke auf die Art meiner Lebenstage thun ließ. Im Hotel de Saxe kam ich neben Liepmann und Delmar zu ſitzen, die beide ſehr artig waren, und nach Dir fragten. Delmar wollte gern wiſſen, warum eigentlich doch Du ſo frühzeitig abgereiſt wärſt, ich ſagte ich wüßte nicht recht, wahrſcheinlich

Laune, zuletzt sagt' ich ihm lachend, lachend damit er nicht glauben sollte ich wollte ihm auch es aufbinden, weil Iffland gekommen. Wir sagten bald gut Nacht, und gingen noch hierhin und dorthin. Am anderen Morgen kam ich erst um 8 Uhr aus Leipzig fort, erst das Frühstück, dann Lüders, der mich etwas begleiten wollte, hatten mich aufgehalten. Das Wetter war ganz außerordentlich schön, nur noch zu heiß, ich ging mit der größten Schnelligkeit vorwärts, war ganz fröhlich und sicher auf dem oft einsamen Wege. Abends um 11 Uhr, denn der helle Mondschein hatte mir erlaubt, so spät noch zu gehen, waren beinah acht Meilen zurückgelegt, und ich in Stauchitz angekommen. Die Leute waren schon zu Bette, eine junge Wirthin machte mir spät, unwillig und scheu auf; ich hatte gut ausgehalten unterwegs, und des Marsches brauchte sich niemand zu schämen, aber nun bedurft' ich auch, wenn ich den anderen Tag weiter sollte, völliger Erholung. Da war aber weder Bette, noch Stroh, kein Getränk als schlechter Branntwein, kein Essen, als unausgebackenes Brot; nicht einmal Licht wollte mir die Wirthin lassen, ich habe nie größere Unfreundlichkeit gefunden, ganz gegen die sonstige Weise der Sachsen. Auf einer Bank schlief ich spät ein, in tausend Gedanken an Dich, wenn das meine Rahel wüßte, dacht' ich, die Pflegende, sorgsame Gütige! ja, ja, es wollte mir gar nicht ein, daß ich so weit von Dir auf einer Bank schlafen sollte! Auch war's nicht viel damit, ich hatte nur einen Leibrock, und konnte vor Kälte kaum ausdauern, dabei war ich doch recht schlafrig aus Müdigkeit, aber gegen vier Uhr kamen noch eine Menge lärmende Passagiere von der Post, die blieben da, tranken Kaffe, und ich konnte nun Verzicht leisten auf fernere Ruhe. Um 6 Uhr bezahlte ich meine Zeche von 3 Gr. 6 Pf. und ging fort. Erst wollten die Beine gar nichts davon wissen, daß sie Gelenke hätten, als ich ihnen wieder eingeschärft hatte, benutzten sie dieselben rasch genug, ich machte fünf Stunden bis Meißen mit großer Anstrengung, da war ich so müde, daß ich die drei übrigen Meilen mit Extrapost zu fahren beschloß, weil ich doch nicht erst am anderen Tage in Dresden ankommen mochte. Harscher hat mich deßhalb nicht gescholten, sondern gefunden, daß die schlechte Nacht wohl verzeihlich mache, daß ich nicht zu Fuß ausgehalten. Dir habe ich's ausführlich erzählt, damit Du, liebe Rahel, nicht zu rasch der Weichlichkeit mich beschuldigest; was Du ohnedies schon gethan hast; aber

warte nur! wenn ich einmal eine große Reise thue um Dich zu sehen, wozu ich nur dadurch Freiheit erlange, daß ich mich auf meine Füße verlasse, und nun zu Fuß ankomme, was ich anders gar nicht gekonnt hätte, dann sollst Du mir abbitten diesen Vorwurf der Weichlichkeit. Wie gut es mit mir bestellt ist, habe ich recht durch diese verfehlte Fußreise gesehen, ich kann weit, lang anhaltend, und allein gehen, dadurch bin ich um zehn Centner Ketten freier, daß ich das weiß! —

Heute Nachmittag habe ich einen entzückenden Anblick gehabt. Ich ging mit Harscher auf die Elbbrücke, kaum kommen wir auf die freie Höhe, so fällt uns östlich ein hellgrüner Schimmer in's Auge, und wie durch gutes Glück hergeführt, sahen wir ihn in seinem Beginne, denn er wurde immer größer. Der Himmel war rings umwölkt, dorthin auf die Berge nur warf die Sonne durch einige große Oeffnungen der Wolken ihre hellenden Strahlen, und da eine große vielfach gewundene Gegend von da übersehen wird, wo wir standen, so sah ich wie ein großes Gitterfenster von hellgrünem Licht in schwarzgrüne Schatten gelegt, aber weit gebreitet, die Gitter vielleicht breiter als die Scheiben, und, wie natürlich, nicht genau. Die hellen Punkte in dem lieblichen Grün hatten ihre noch helleren Punkte durch die in der Ferne kleinen blendendschimmernden weißen Häuser, die auf den Höhen zerstreut sind. Ganz tief, tief in der Ferne sah man wieder einen Fleck Sonnenschein gelagert. Dann sah man auf der entgegengesetzten Seite stark regnen, wie ein stäubender Nebel anzusehen, und auch hinter diesem großen Dunstschleier sah man ein wenig Land ganz in der Ferne sonnenbeschienen durchschimmern. Ich habe nie etwas so Schönes gesehen. Wie innig, wie sehnsüchtig dacht' ich an Dich, geliebte Rahel, an Deinen freudigen Sinn, Dein Auge, das in seiner Sehelust von der verklärten Gegend ebenso freudig könnte angeschauet werden, als sie nun von diesem! Du hast mir das rechte Wohlsein in der freien Natur aufgeschlossen, liebe Rahel, Du meinen Sinn geleitet, daß er nun eigenthümlich die Wundergebilde ergreift, und jeder Zauber, jede Lieblichkeit dieser Art will noch mehr als alles andere an deine wohlthuende Seite mich versetzen. Keinen Laut innigster Empfindung kann ich hervorbringen, ich fürchte erklären und rechtfertigen zu müssen, ohne Theilnahme vorausseßen zu dürfen, oder wohl gar zu allgemein, zu wenig originell möchte sie ausgesprochen sein. Gottlob, liebe Rahel, daß ich bei Dir

nicht das Triviale zu scheuen brauche, nicht besorgt sein darf ungehört zu bleiben im einfachen Wort, oder langweilig zu sein in der Wiederholung! Nein, ewig frisch ist Dein reger Sinn, und wird nicht überdrüßig, dieselbe Zuneigung und Anschmiegung in demselben Wort immer auf's neue zu empfangen. Das ist die Lieblichkeit des Verhältnisses zwischen einer Frau und einem Mann, daß kein Wissen das Sagen überflüssig macht, wie unter Freunden, die nicht alle Tage auf's neu sich sagen mögen, daß sie sich lieb haben, sondern alle Stunden sogar es gern gehört wird, wenn eines zum anderen sagt: ich liebe Dich, theure Rahel! und dieses bildet sich auch in alles andere ab, was nicht dieses Persönliche zunächst betrifft. Harscher war auch sehr erfreut, sah aber nur drei Minuten hin, ich wohl eine Viertelstunde, dagegen sprach er viel über Landschaft und Himmel, und wie man in verschiedener Beleuchtung und zu verschiedener Jahrszeit eine Gegend betrachten müsse, um sie recht zu kennen, viel Gutes und Geschenes sprach er, was ich ihm aber nicht verziehen habe, weil er lieber hätte hinsehen sollen in die göttliche Gegend über den dunklen Strom hin; der Himmel war wirklich nie so wunderbar mir erschienen, und Harscher selbst fand ihn auffallend genug. Es ist dies bei ihm nicht Kälte, sondern nur dialektische Richtung, in die er durch langwierige Krankheit etwas verstockt ist.

Harscher war während meiner Anwesenheit in Leipzig sehr fleißig in Benutzung der Gallerie, die er schon gut kennt. Seine Ansichten über die Malerei gestalten sich sehr eigenthümlich, und wie mir scheint sehr frei und schön, er läßt sich durch keine Autoritäten irre führen, und wollte die ganze Kunstgeschichte ihm eine durchführen; vielleicht aber läßt er durch anderweitige Ansichten sich wohl bisweilen etwas irren, die er in der Malerei wiederfinden möchte. Natürlich sage ich das nur sehr leise gegen Dich; die Landschaftsmalerei scheint er aus solchen Gründen zu lieben, weil sie nämlich unmittelbar die Natur darstellt; ich weiß, Du liebst sie auch, liebe Rahel, gewiß aus eigenen Gründen, mir ist sie immer fatal, wovon ein Grund der sein mag, daß sie ewig verkleinern muß, was bei Köpfen nicht nöthig ist; die Natur aber soll auch durch ihre Masse, das Ungeheure, das Gemüth treffen, und da ist es mir beunruhigend zu wissen, daß die Landschaftsmalerei nie mir in der Nähe das Große hinstellen kann; und wenn

man auf Häuser malte, es bliebe immer Miniatur. Ich habe in diesen Tagen sehr viel mit Harscher gesprochen, und mich sehr mit ihm gefreut, wir sind sehr liebevoll gegen einander, und ich hatte die größte Freude ihn nach doch nur so kurzer Trennung wiederzusehen. O schöner Sommer in Berlin! Aber ich wollte, wenn nur die Freundschaft, nicht auch die Medizin und anderes, auf der einen Seite stünde, schon meine Wahl getroffen haben, und schriebe nicht an Dich Briefe, sondern an Harscher, denn ich sehe ein, alles beisammen zu haben, ist ein frevelnder Wunsch, der die Nemesis aufweckt. Der Sommer war freilich wunderbar eingerichtet, ich hätte nicht gewagt ihn so zu wünschen, und sah ihm nicht entgegen, wie ich ihm jetzt nachsehe, denn jetzt ist erst der volle Segen recht vor den Blicken aufgethan. Dir geht es darin wie mir, das sagen Deine Briefe genug, noch mehr die Einsicht, die ich in Dich habe.

Du bist wahrscheinlich alle Abend bei der guten Frohberg, ich ginge wohl gerne mit hin, aber wenn ich nicht grade gestimmt bin zu schreiben, siz' ich in diesen Stunden ganz verlezen auf dem Zimmer, ohne Bücher, ohne Gesellschaft. Mir ist immer, als könntest Du gar nicht so übel dran sein, wie ich, denn Du hast ja die Rahel, die ich immer sehen möchte, wo Du auch seist bei Dir! Sehe nur so viel als möglich Gesellschaft, jeder neue Mensch erfrischt und erweckt doch, und Schleiermacher selbst beschlt, wie mir Harscher erzählt, in seiner Ethik, unaufhörlich Menschen zu betrachten, weil selbst die, welche ganz untergeordnet sind, selbst denen, die sich hoher Bildung rühmen dürfen, von großer Erbauung und neue Aufschließung weiter Ansichten sein können. Laß nur nicht, liebe Rahel, — es ist fürchterlich solche Besorgniß finden zu können — die Schrift'schen so uns getrennt haben, daß Du glauben könntest, ich wollte Dir was Neues sagen, wohl gar begründen: ich erzähl's Dir nur! Gesellschaft aber sollst Du sehen, damit Du fröhlich seist, das saz' ich wissend, daß Du alles besser weist, als ich! Ein paarmal doch habe ich mit Harscher anmuthige Gespräche gepflogen, über die Graufendinge, die schwierigsten Punkte der Philosophie, wo ich ihn bekennen machte, daß die Philosophen froh wären drüber weg zu sein; auch da ging das Wort von Dir aus, ich erzählte von der Furcht, die ich vor Dir gehabt, auch Deine Aeußerung, man wisse nicht wo man herkomme. Das gab denn über Gespenster, Ahndungen,

Magnetismus, den Zusammenhang des Geistes mit dem Körper, und über die Furcht vor sich selber viel zu reden. Harscher sagte, er sei überzeugt, daß auf physische Weise, uns freilich noch unbekannt, eine heftige genug gesteigerte Bewegung in seinem Gemüthe, bei einem entfernten inniggeliebten Freunde eine ähnliche hervorbringen könne. Wenn dies, fügte ich hinzu, so können auch Verstorbene erscheinen, wenn ihnen verwandte Lebende auf eine Weise affizirt sind, die ihnen auch im Leben Bewegung mitgetheilt hätte. Denn der Geist muß doch auch irgendwie und irgendwo bleiben, spurlos vertilgt kann nichts werden. Die Geschichte vom Grafen Lüttichau, dem seine Mutter Nachts erscheint, da der Vater im Begriff ist, ihn im Schlafe umzubringen, und der durch das Gespenst erweckt, außer Gefahr ist, schließt sich mir wunderbar an's Herz. Das Ich hat ja noch keiner ergründet, wie es besteht und wie es vergeht. Ich würde mich sehr freuen, geliebte Rahel, Dir alle die scharfsinnigen, feinfühligen Reden Harscher's über diese Gegenstände wiedererzählen zu können, aber er selbst vermag von seinen beweglichen Gedanken nichts schriftlich festzuhalten. Er bekommt immer größeren Respekt vor Dir, und manche Deiner Aeußerungen, die ich ihm sage, bringt ihn zu verwundernder Zustimmung; doch ist er im Ganzen völlig irr über unser Zusammensein. Ich aber komme mir vor, als wäre ich diesen Sommer in Athen gewesen, und brächte nun aus den dasigen Philosophenschulen ein neuerhelltes Wesen heraus, eine freigewordene Umsicht. Das ist Dein Umgang!

Vor einigen Tagen war ich auf der Bibliothek, wo mir zufällig ein altes Heft von vor achtzig Jahren her in die Hände fällt, und mit Erstaunen find' ich, denke Dir, die Geschichte von dem reisenden Schneidergesellen Tunelli, der Kaiser wird, welche wir aus den „Strauußfedern" kennen, und die Tieck, der Freche, fast wörtlich hat abdrucken lassen, hie und da mag freilich ein Spaß von ihm selbst mit eingeflossen sein, aber der komische Stil im Ganzen, so wie die Begebenheit, findet sich ganz in dem alten Buche; das geht nun alles auf Tieck's Rechnung, wer weiß, wo noch manches andere stecken mag!

Neben uns wohnt eine jüdische Familie aus Königsberg, die so unaufhörlich und laut schnattert, daß wir gar nicht schlafen können, ich habe sie heute morgen auf einige Stunden stillgemauschelt, weräber sich Harscher mit mir krankachen wollte.

Meine letzten Tagebuchsblätter schick' ich Dir nicht, es steht

faſt nichts drin, was ich nicht in Leipzig beſſer Dir geſagt, oder von Dir gehört habe. Alles Uebrige hab' ich Dir hier ſchon geſchrieben. Lebe wohl, geliebte, theure Rahel! Du weißt es, Süße, es iſt ein Brief, nur ein Brief, was Du empfängſt, nur ein Umriß, dem Du Stimme, Farbe, Licht geben ſollſt! Lebe wohl, und ſei fröhlich! Von Dresden aus ſchreib' ich Dir ſchwerlich noch, von Dir hoffe ich noch einen Brief zu finden, der aber ſchon unterwegs ſein muß, denn die Antwort auf dieſen kann ich nicht mehr abwarten, höchſtens in fünf Tagen geht's fort. Grüße die gute Frohberg, der ich alles Heil wünſche, und Neumann und Chamiſſo. Robert aber bei Leibe nicht, ich kann ihn nicht leiden, gar nicht leiden. Was will der faule Pilz neben Dir ſchönem Eichbaum! Lebe wohl, Theure! Dein V.

Die Schlegel ſah' ich einen Augenblick auf der Straße, ſie bedauert ſehr, daß Du nicht hiehergekommen biſt, ſie ſagt, ſie reiſe ganz ohne Furcht allein.

Von Fouqué habe ich einen liebevollen Brief, mit ſchönen Gedichten.

Schreibe doch über Prinz Louis!

Minna hat verſprochen Dir die Abſchriften meiner Gedichte zu ſchicken.

An Rahel.

Dresden, Sonntag den 16. Oktober 1808.

Liebe, theure Rahel! Es iſt heute der letzte Tag, den wir in Dresden zubringen, morgen am Montage gehen wir fort; endlich, mir zur größten Freude! Briefe von Dir kann ich dann freilich nicht mehr empfangen, aber ſo hier zu ſitzen und um zwanzig Meilen willen ſich mit bloßem Leſen zufrieden zu geben, iſt auch eine Qual, die ich durch Vergrößern gern verkleinern will. Höre, liebe Rahel, wenn ich reich wäre, kehrte ich von jeder Station noch einmal um, wieder zu Dir, und führe dann wieder eine weiter, bis ich endlich von Tübingen ſelbſt umkehrte! Die Zeit, die ich hier ſeit Leipzig verlebe, war ich tauſendmal verſucht, nach Berlin zu gehen, und zur endlichen Abreiſe Harſcher abzuholen am Tage der Abreiſe ſelbſt, aber ich kann keine Kourierpferde bezahlen! Rede ich nicht auch, wie der Schweinhirt, der wenn er König würde, ſeine Schweine zu Pferde austriebe? Wenn ich reich wäre, bliebe kein Räumchen übrig für ſolche Betrachtungen, wir

wären dann wohl beisammen, wie sich's gehört! Ich wollte ich hätte Dir gestern Abend geschrieben, da war ich im Innersten bewegt, und jetzt bin ich nur ermattet. Gränzenlos verzweifelt war ich gestern, ganz verloren in der Welt, mitten in der innigsten Sehnsucht zu Dir, zu Deinem Heldenwesen; mitten in dem größten Trost, den mir gab, zu wissen, daß eine, wie Du, lebt und da ist, und angeredet werden kann, stieg mir die tödtende Ahndung, nicht Ahndung eigentlich, sondern Furcht, in der irren Seele auf, daß auch Du, herrliche Rahel, mir einmal nicht genügen, zu gewohnt sein könntest, und ich nur übrig behielte mich stracks dem Tod in den Schlund zu stürzen! Aber freilich in der irren Seele stieg mir das auf. Ich kann Dir es sagen, und Dir kann es gesagt werden: welche Riesengewalt zieht mich in dieser Betrachtung zu Dir hin! Wenn ich an meine Freunde die Gedanken richte, so ist's mir immer als sollt' ich zurückschrecken, denn es würde zischen und unangenehm sein, das rothe Glüheisen in das Eis zu legen. Nur bei einem Weibe kann ich unverletzt ganz ich selbst sein, und ohne Mißlaute zu tönen. Du findest in meinem Tagebuche einiges, das eigentlich Dir wollte gesagt werden, aber lieber im Allgemeinen bleiben mochte, weil es ihm zu eng geworden wäre in den gedrängten Zeilen, wenn es sich hätte in seiner völligen Gestalt ausbreiten wollen. Gieb doch so bald als möglich dies Tagebuch an Neumann, der es Chamisso geben soll, und allen sei Achtsamkeit empfohlen. Die Verse leg' ich noch für Dich besonders bei, Du liebe Rahel, mit Deiner großen Gesinnung, und bis in's kleinste Fäserchen gedrungenen Schönheit! Wie dank' ich Dir Deinen letzten Brief! er macht mir Vertrauen zum Schreiben; wo so viel Innigkeit, so Eines in allen Worten, konnte niedergelegt werden und in das abgeleierte Sein eines Briefes gefaßt, da wird ja auch Sein sein, um die zertrümmerten Bruchstücke, die meines Wesens hier liegen, in Ein Bild, das alte, wahre, zusammenzusehen. Dein Brief war mir so schnell aus, den ganzen Tag hätte ich so fortlesen mögen, nicht nur eben mögen, ich war verzweifelt und klagte laut, obwohl Harscher zugegen war, daß ich ihn schon ausgelesen, und durch alles Anreden, Fragen und Rufen nicht zu einer Silbe mehr bewegen konnte! Aber ängste Dich nicht, süße Rahel, Du hast nicht wenig geschrieben, der Brief ist immer schon groß zu nennen: weiß ich denn, wie groß er hätte sein müssen, um mir nicht zu klein zu sein! Damit

Einer immer leſen könne, müſſen Hundert immer ſchreiben. — —

Wie liebenswürdig ſind Deine Erzählungen; jeder Zug in Deinen Schilderungen rückt Deine ganze Anſicht vor meine Augen. Ich kenne Dich doch recht gut; wenn ich auch oft falſch über Dich ſprach, mein Thun war ſtets von geheimer beſſeren Einſicht geleitet! Mir geht kein leiſes Wort von Dir unbeachtet verloren, alles freut mich, weil ich es in Dir herauskommen ſehe, Deine Gefühle, Deine Freuden und Schmerzen aus den Gegenſtänden, die Dich berühren, mir auf Deine Weiſe ergreife. Aber ich will mich gar nicht mehr verpflichtet halten, Dir immer zu ſagen, wie mir iſt, die Angſt, daß Du es nicht wiſſeſt, läßt mich ſo und ſo nicht los! Ich erinnere Dich an Dein Verſprechen, Rählchen, meinen Briefen nie recht zu trauen. Harſcher ſchreibt jetzt eben an Chamiſſo, wie es eigentlich mit dem Schreiben beſchaffen ſei, ich wollte ich dürfte das herſetzen, es ſind ſehr gute Sachen, zum Beiſpiel daß auf einmal eine ganze Reihe ſehr wohlgefügt daſteht, in der kein wahres Wort iſt, und nichts von dem was man hat ſchreiben wollen, daß das Schickſal einem dabei die Kappe ſchüttle, und die begleitende Schellenmuſik ſo mit in den Brief eindringe. Doch wenn man nur immer darüber ſchreiben will, iſt es beſſer man unterläßt es ganz. Briefe ſollen doch immer Bediente ſein, deren Herrſchaft man ſchon kennt. Der hier trägt meine Livrée, und iſt wenn auch nicht geſchickt, doch treu.

Höre, geliebte Rahel, ſo bald als möglich leihe oder kaufe den Cotta'ſchen Damenkalender! Ich habe Harſcher die „pilgernde Thörin" vorgeleſen, und ſoll es heute nochmals thun; er war in Einem Ausrufen über die Lieblichkeit und Meiſterſchaft des Dichters. Ich ſoll Dich aber fragen, ob Du nicht an dem Aufſatze mitgeſchrieben, oder doch dazu geliefert haſt. Er findet überall Erinnerungen an Dich in jenem Karakter, das Vornehme, Künſtleriſche, Luſtige, und der tiefe Sinn, die feſte Einſicht, verbunden mit der durchgeführten Kühnheit und Freiheit. Harſcher zeigt mir jeden Tag mehr Sinn für Dich, hält Dich für einzig und wundervoll. Er begreift nicht, wie ich von Dir wegreiſen konnte, aber das ſieht er ein, daß ich in Berlin nicht in der Heilkunſt fortſchreiten mochte. Du haſt recht, daß Du den Goethe ſo liebſt, meine theure Rahel, ich finde Einen Geiſt in Dir und ihm, ſeine Jugendzeit beſonders iſt eine Nachbarin von Dir. Seit einigen Tagen leſ' ich viel

hin und wieder in dem einen Band, den ich bei mir habe, und worin der „Fauſt“ ſteht, dabei fühl' ich mich noch am nächſten zu Dir hingeſchleppt, und ſehe in Deines Weſens Gegenwart hinüber, faſt wie durch Deine Briefe! Dieſelbe reinſchauende, tüchtige, wahrhafte Natur, alles zu nächſt real, dann auch lieblich und überſchwänglich idealiſch! „Männer und Frauen ſind nur mit Willen ungetreu“ ſind das nicht Worte von Dir, theure Rahel, wie von Dir? —

Ich bin geſtört worden, liebes Rählchen, der Maler Friedrich Meier aus Rathenau, Harſcher's Freund, und ein ſehr vorzüglicher Menſch, war ſo lange bei uns, und wird auch wiederkommen. Ich bin ganz aus dem Ton gekommen, abgemüdet, erhitzt. — Grüße mir Rebecka recht ſehr, auch die Anderen, die ſich meiner erinnern wollen. Daß ich nicht die Abende dort oben bei Dir ſitzen kann, jetzt, da kein ſinnverſchleſſener Robert uns ſtören oder gar verjagen dürfte! An Charlottenburg kann ich nicht ohne die größte Wehmuth denken; wie iſt es möglich, daß etwas ſo vorbei, ſo hin ſein kann! O Rahel, Rahel, liebe Rahel!

Heute und geſtern ſind hier viele Franzoſen eingerückt, lauter ausgeſuchte, ſchöne Leute, bloß Grenadiere und Peltigeurs. Sie haben ein herrliches, kriegeriſches Ausſehen, das mich jedesmal anlockt, ihren ſiegreichen Adlern zu folgen, und den Krieg zu lernen. Ach wann werd' ich endlich eine deutſche Kriegsmacht ſehen? Mich verlangt dringend darnach! —

Ich kann heute nicht mehr ſchreiben, ſo ein Vorabend der Reiſe pflegt immer öde zu ſein. Ich freue mich ungeheuer über das Gehen, und erſchrecke faſt mit Thränen über die Schritte morgen, die mich noch weiter von Dir tragen ſollen. Wie vermiß' ich Dich! Lebe wohl, theure, ſüße Rahel! Du mein liebes Bäumchen! Sei grün und fröhlich. Ewig Dein

B.

Am 13ten habe ich Dir geſchrieben,
am 14ten Deinen Brief erhalten.

Wenn Du an Minna ſchreibſt, fordere doch die Abſchrift meiner Gedichte.

Leſe doch: Lothar und Maller, eine Rittergeſchichte herausgeg. von Fr. Schlegel.

Der Zauberer Merlin, } herausgeg. von Fr. Schlegel.
Die ſchöne Eurhanthe }

An Rahel.

Baireuth, Montag den 24. Oktober 1803.

Theure, liebe Rahel! Hier wieder einige Blätter meines Tagebuches, die ich Dich bitte recht bald den Weg der vorigen zu ſchicken. Hätte ich für Dich allein geſchrieben, wie ganz anders wären die Dämme dann durchbrochen, die durch ſo ſchlimme Trennung vor die Herzfluthen ſich legen! Aber an dem Tagebuche konnte ich wohl hie und da ein Wort ſchreiben, nicht aber an meinem Briefe an Dich, daher alles mir zu jenem wurde. Du wirſt ſchon ſehen mit Deinen klugen Augen, wie es war, und wie es jetzt ſteht. Ich kann an mir für die Medizin lernen, weil der Schmerz in dumpfe Tiefe ſich zurückgezogen hat, iſt das Weh darum nicht geheilt; ſo weiß ich wohl, was für ein Rieſenbild unter meiner Bruſt liegt, und vielleicht bald wieder auftobt, wenn ſchon, wie Sizilien unter dem Typoeus, die Oberfläche blüht, und bereit iſt viele Strahlen warmer Sonnenpflege liebevoll einzuſaugen. Ich bin jetzt fröhlich, wie ich nämlich fröhlich bin, offen vielem Schönen, wenn es kommt, es zu rufen, und zu bannen aber nicht geſtimmt. Was hab' ich aber gelitten auf dem vollbrachten Wege! Wie ein Winterhof kam mir das Land vor, das mich umfing, wo ich vergehen ſollte im Elende, während da oben die hellerleuchteten Fenſter die liebe Stube zeigen, wo ſüße, liebevolle Huld meine ganze Seele auf ihrem warmen Gefieder trug. Ich kann's jetzt gar nicht mehr ſagen. Worte, Klänge, Einrichtungen, Bewegungen, Hausgeräth, alles ging in großem, verwirrtem, aber langſamem Zug, daß jedes genug konnte betrachtet werden, in mein Gedächtniß ein, während die Gegenwart den Seinen die volle, ordentlich plumpe Exiſtenz einer anderen Umgebung aufdrang, die mit Luft, Berg, Thal, Land, Wort und Blick das ganze Haus erfüllte und beſetzt hielt, während jene ſchöne Königsfamilie in dem kleinen Gemach eingeſchloſſen blieb, im Gedächtniſſe, während das laut geforderte und von der Gegenwart überall ergriffene Herz kaum einiges auf die Seite bringen, und der ſchönen, geliebten edlern Vergeſſenheit darreichen konnte. Ja, liebe Rahel, wie eine Einquartierung kommen mir dieſe Tage vor, die ich in Tübingen zubringen ſoll, und doch iſt es nöthig, daß ich ſie ertrage, um nicht gar von Haus und Hof zu kommen. Verlieren kann ich

eigentlich nichts, als eben Lebenstage. Dein Einfluß strömt in mir ununterbrochen fort tausendarmig, Deine Schönheit, Deine Ordnung kommen auch diesen barbarischen Gewalten zu gut, und mein Dienen, mein Leiden ist besser, edler. Ich freue mich Deiner Natur, der Sicherheit daß Du lebst und schaffest, wie ein Zweifler, der erwünschten, gefundenen Ueberzeugung. Du sagtest mir einmal, es wäre in Dir, in der Tiefe des Gemüths, ein stiller, unerreichter See, zu dem noch niemand gereicht: wenn in mir ein solcher ist, so hat Dein Hauch ihm doch leisen Wellenschlag erregt, und das Tiefste, Beste in mir hat sich durch Dich aufgemacht. Wenn nur nicht jetzt, Deiner Nähe, Deinem Mäßigen und Beruhigen so weit entrückt, die Erregungen sich irr verkehren, die zum Schmuck und zur Ordnung der Seele haben wirken sollen! Sehr wenig kann ich jetzt mit anderen Menschen haben, daß sie es so geformt und ausgestellt haben, das, was mir sonst am meisten gefiel, ist mir jetzt zum größten Mißfallen, die freie Kunst, in der sich bei Dir lebendig und hell stets richtig das Schöne und das Tiefe entfalten ist mir immer im Auge, und dann widern mich die Bücher der Weisen an, wo die Dinge stehen, wie für Jahrtausende gesagt, und das Mißverstehen einzelner herausgehobener Sätze soll verhindert sein dadurch, daß auch die Gegensätze sollen herausgehoben werden. Wie beschwerlich wird dadurch das Leben, wie unangenehm! Sagen doch die Weisen selbst, wie sich eine Form festsetzen wolle, müsse man sie zerstören, denn in allen, in stets neuer müsse das Ewige sich zeigen, und liebe es, sich anders auszusprechen. Bei Dir thut alles das das Leben selbst, das nicht erstarren kann, und den Genius jedes Tages leicht seine schickliche Gabe zum Verbrauch absetzen läßt; die Luft nimmt die geredeten Worte, die im Reden blühten, ausgeredet aber verwelkt sind, als welke Blätter schnell von dem Baume, der mit neuem Laube sich begrünen soll. Schwerer und schwerer scheint mir mit jedem Tage das Schreiben, und bedenklicher! Ich möchte fast lieber ein großer Schauspieler, als ein großer Dichter sein. Da habe ich schreibend eben sogar die Hauptsache vergessen, und klein drüber schreiben müssen, recht zur Verhöhnung meiner großen Redensarten! — Meine Gesundheit ist ziemlich freundlich, ich aber freilich sehr bescheiden in Anforderungen, mir ist viel besser als gestern, da ich mich ganz hoch entzündet von stürmenden Gedanken in das schlechte Bette legte, wo ich doch gut schlief.

Wie geht es nur Dir, liebe, ja sehr liebe Rahel? Haſt Du wohl heute auch ſo ſchönen Sonnenſchein, wie hier? Es iſt dabei kalt, aber reine Luft, Berge, die zum Fichtelgebirge gehören, ſeh' ich aus meinen Fenſtern, ich ſehe aber doch nicht hin. Meine Liebe zur Natur iſt einſeitig, ſie will mit Dir ſein, theuerſte Rahel! Wie lieb' ich Dich, Du herrliche, tiefredende Natur! Sei nur recht ſtark gegen alles, und denke, du wärſt es für eine andere, Dein Bruder ſoll vor Dir kriechen, hörſt Du! Ich leide nicht, daß meine kluge Rahel von dem Tölpel ſoll übervortheilt ſein. — Jean Paul iſt Dir von Herzen zugethan, er rühmt Dich als eine einzige Erſcheinung, und denk' Dir, wunderte ſich und glaubte mir, als ich ihm ſagte, ich wäre überzeugt, Deine Klugheit, Dein Verſtand, Dein Witz, ſeien geringer in ihrer Art, als die Innigkeit und Gutheit Deines Gemüthe. Er glaubte es, und wiederholte nur, daß jene ungeheuer wären. Er rühmte ſich zweier Briefe von Dir, und ſagte der eine aus Paris ſei mehr als zehn Reiſebeſchreibungen werth, was Du für Augen habeſt! Ich war ſo eitel, liebe Rahel, ihm zu ſagen, daß ich an die dreitauſend Briefe von Dir hätte, worüber er vor Neid platzen wollte. Wenn ich bei ihm in einer Stadt wohnte, müßte ich ihm wenigſtens zwei Worte aus jedem mittheilen. Es ſei ein ungeheuer Schatz, ein einziger. Du ſchriebeſt vortrefflich, es ſei aber nothwendig, daß Du an jemand ſchriebeſt. Er ſei jetzt fähiger Dich zu verſtehen, als damals. Er hält Dich für eine Künſtlerin, für das Anheben einer neuen Sphäre, Du müſſeſt aber unverheirathet bleiben. Ich war da recht in meinem wahren Sein, wenn ich nur Dich recht preiſen kann! Freilich kömmt auch mir manches davon zu Gute, da ich ſagen muß, Du ſeiſt meine Freundin, vertraute Freundin! Liebe, gute Rahel! — Auch Jean Paul gehört zu den Leuten, die wenig um ſich bemerken, nichts ſcharf durchblicken, was ſie berührt, ſondern in ihre Gedanken eingeſchloſſen ſind. Da ſind wir andere Leute, Harſcher und ich; von Dir zu ſchweigen, wir haben einen gleich beim Kopfe, haben feine Lebensart, Anſtand, ſind auf jeden Schein gefaßt. Jean Paul aber hat ſchon kleine Scheuleder an den Seiten, und ſieht nur ſeine Straße vor ſich. — Die Frau iſt lieblich, aber ihre Aehnlichkeit mit Minna in Sprache und Zügen bringt mich ſehr herunter. — Heute Abend will ich wieder einen Augenblick hingehen, morgen früh aber geht's fort nach Nürnberg, zu Wagen nun, das

Fußgehen hat ein Ende bis auf beſſere oder ſchlechtere Zeiten, wir werden mit unſerem Gelde wohl reichen. Schicke nur gleich, liebe Rahel, einen Brief nach Tübingen poste restante, ich wäre ſehr niedergeſchlagen von Dir dort nichts zu finden! Ich habe Deinen letzten lieben Brief ſo oft geleſen. Du haſt ſo viele Liebkoſungsworte, gutes Rählchen! Wenn Du mich lieber Kleiner nennſt, bin ich ſehr vergnügt. Es bringt mir meine große Ungeſchlachtheit aus dem Sinne. Du liebſt ja Schmeicheln. — Ich ſchreibe Dir wahrſcheinlich wenig mehr über Dich, wo ſoll ich neue Wendungen genug hernehmen? Ich kann ohnedies nichts herausbringen! — Sei geſund und fröhlich, theure Rahel, Du geliebtes Kind! Vergnüge Dich, wäre es auch nur mit Masken, die die Anderen nicht vornehmen, ſondern ſind. Schreibſt Du wohl an die Herz? dann grüße ſie. Tauſend Grüße aber an die leidende Freundin, die gute Rebeka, der ich recht friſchen Muth einſprechen möchte. Die Luft iſt hier ſchon ganz anders, trotz des Herbſtes, und Harſcher iſt, obwohl er gelitten hat auf der Reiſe, völlig roth im Geſichte. Das thut das Klima, denke Dir den abgemagerten, todtenblaſſen, hypochondriſchen Menſchen des vorigen Winters! Die Frohberg muß reiſen mit Dir im Frühling, nach Süden reiſen. — Lebe denn wohl, geliebte Rahel! Schreibe nur ja, und bleibe geſund. Ewig Dein B.

Daß nur ja mein Journal nirgends liegen bleibt; es muß an manchen Orten für Briefe gelten, die ich nicht ſchreibe. Schärfe dies doch Neumann oder Chamiſſo'n ein!

Neumann wohnt unter den Linden Nro. 1. falls Du zu ihm ſchickſt; doch Du weißt ja! Chamiſſo aber Schützenſtraße Nro. 10. Lebe wohl, theures Herz!

An Rahel.

Nürnberg, Freitag den 28. Oktober 1808.

Theure, liebe Rahel! Deinem Verbote zuwider habe ich dennoch geſtern Abend ſechs Zeilen verbrannt, die den Anfang machen ſollten zu einem Briefe an Dich. Es war ein thörichtes Bemühen, ich wollte das Herz zur Ruhe ſchreiben, und ſchrieb es in die größte Unruhe hinein; natürlich hätte von Dir mehr zu mir kommen müſſen, als der bloße Gedanke, daß mein Sein zu Dir hinſtrebt. Liebe, liebe Rahel, ich komme

nicht zur Ruhe, das fühl' ich allzudeutlich in mir, und ich will nicht wieder so unbesonnen sein, meine unerkannte Sehnsucht für Sehnen nach einem bestimmten Gegenstand zu halten, ich will recht mit Fleiß daran glauben, daß auch Du mir nicht, wie ja überhaupt kein Mensch, den vollen Frieden geben könntest, wenn Du bei mir wärst: aber das ist gewiß, ich bedarf Sinn und Freiheit, ohne diese wird meine Unruhe ja Verzweiflung. Nirgends habe ich diese so gefunden, wie bei Dir, süße Rahel, und alles, meine eigne Einsicht, der Ruf des Volks, die Autorität der größten Männer, alles bürgt mir dafür, daß in dieser Zeit nichts Dir gleichkomme an Sinn und Freiheit und innerer Ordnung: Gott! wie heiß glüht jeder Puls in den Adern zu Dir, und müht sich umsonst ab in den engen, dunkeln Höhlen! Du siehst, wie in dem Ersten und Höchsten Du mir zustimmend, angefügt bist, es sieht aus, als ob berechnender Verstand in den Augen wäre, womit ich eben Dich und mich angesehen, aber, theure, süße Rahel! das innigste Herz ist darin, das brennendste Gefühl macht diese Berechnung! — Ich war gestern ganz niedergeschlagen, freudenlos wurde selbst die Freude durch mein Anblicken, ich wollte mich Dir ans Herz werfen, aber ich konnte nicht! ärgerte mich auch, daß ich Dich herrliche Natur zu Arzte meiner Jämmerlichkeit gebrauchen wollte, und sage Dir jetzt doch alle meine Schwachheit! Ich gäbe gern einen Monat meines jetzigen Lebens für einen Tag mit Dir, und lachte doch noch den dummen Teufel, der den Tausch vollzöge, wegen des schlechten Handels aus, den er gemacht hätte. Bei Dir leb' ich; in dem vollen, allseitig umschützten Gefühl meines ganzen Seins, angeschmiegt an den frischen gesunden Leib, wie gehalten und getragen über dem bewegten Wasser von den festen Stricken, die, wie aus den Blicksstrahlen Deiner Augen gedreht, auf mich herabgelassen werden. Wenn ich Dich sehen sehe, Dich reden höre, ist mein Dichtenwollen, dieser Urstachel meines zerkrümelten Lebens, befriedigt, das Leben selbst mir genug. Ich hätte bei Dir bleiben sollen, aber es ist nicht geschehen. In Tübingen kann ich nicht viel vorbereiten für die Zukunft, frei muß ich noch einmal werden, es ist nur um toll zu werden, daß ein 24jähriger für den Rest noch ein halbes Jahr halb leben soll! Für den Rest? O nein, dann muß ich nach Hamburg, krumm liegen, die Leute bitten, sich von mir heilen zu lassen, oder doch merken lassen, daß auch ein Dokter da ist, der ich bin ꝛc.

Das ſieht nicht allzu gut aus; intereß macht mir dieſes alles bei weitem nicht den ärgſten Kummer. Wäre ich ganz ohne Talent, ſo könnt' ich ganz zufrieden ſein mit Luſt und Bret für Arbeit; aber ich fühle mannigfaltiges Talent in mir, nur kein ſiegendes, einzig arbeitendes, dieſer Zwieſpalt, der eigentlich Mittelmäßigkeit konſtituirt, iſt mein Unglück! Rahel, Rahel, Du haſt mich wahrhaftig verwöhnt, Du ſollteſt mir nicht erlauben, Dir ſolche Einfältigkeiten zu ſchreiben! Ich thät's auch nicht, wenn ſie nicht wie ſchlechte Wege zwiſchen mir und Dir lägen, in denen ich ſtecken bliebe, wenn ich zu Dir kommen will, und wenn ich endlich doch durchkomme, wenigſtens Koth davon an den Stiefeln mitbringen werde! Ich ſehe zwar jetzt noch gar nicht, wie ich aus meinem Labyrinthe kommen kann, aber ich habe doch guten Muth, und vertraue ſowohl meiner Rechtſchaffenheit wie meiner Geſchicklichkeit. — Die fünfte Lieferung meines Tagebuchs wird Dich amüſiren, denn ſie handelt von Nürnberg, und iſt wie dieſer Brief hier in Nürnberg geſchrieben. Sie erſpart mir die Mühe, hier noch beſonders von der Stadt, und dem Eindrucke, den ſie macht, zu reden, weil ich bei meinem Tagebuche Deiner immer ſo eingedenk war, als ſchrieb' ich nur an Dich. Nur den Wunſch, der wie ein Springbrunnen immerfort in mir erhoben bleibt, mit Dir dies zu ſehen, Dich über alles dieſes zu hören, Dein Leben in alles ſich verſenken und blühend wieder erheben zu ſehen, den mußt' ich dort verſchweigen. So allein wie ich bin, denn Harſcher bedarf noch meiner Anregung zur Munterkeit, habe ich von allem mehr die Wehmuth und den Aerger, als die Freude gehabt. Eigentlich beſehen, von Kunſtwerken und anderen Denkwürdigkeiten, habe ich faſt gar nichts, die Zeit iſt zu kurz, und ich bin gar nicht vorbereitet. Dagegen war ich heute mit Zieten auf dem Felde, in ganz anmuthiger Gegend, bei dem wärmſten Sonnennachmittag, und habe unter herzlichen Geſprächen mit dieſem edlen Manne die innige Freundlichkeit der freien Natur gefühlt, und Dein Weſen in ihrer großartigen Bewegung ohne herbe Erinnerung mitgefühlt, Dich vermiſſend und doch vergeſſend, daß ich von Dir getrennt bin. Die Augenblicke frohen Seins will ich faſſen, und in dem blauen Himmel meines Lebens ſo viel als möglich ſolcher lichten Sterne erblicken; ſelbſt in Rom wäre mir ein ſolcher mehr werth, als alle Beleuchtung römiſcher Vergangenheit, die mir am Ende doch nur einen ſolchen Moment geben könnte.

Auf ſolche Ketzereien komme ich jetzt mehr und mehr; mein letzter Brief aus Baireuth muß voll davon geweſen ſein, und es iſt recht närriſch, daß ich derlei neben Harſcher ſchreibe. Ich erkenne die Freilaſſung, die durch Dich meinem Sinn geworden iſt, und die nun immer fortdauern muß. Wollte mich eine neue Erſcheinung von Deiner Einwirkung befreien, ſo würde ich wieder unterthäniger, denn das hieße mich von der Freiheit befreien. Harſcher aber thäte ich das größte Unrecht, wenn ich Dein Urtheil von ihm bloß einer ſo leichten Phraſe, wie die obige iſt, anvertraute, und darauf nicht rechnete, daß Du genug ſchen über ihn weißt. — Zieten wird ſuchen nach Berlin zu kommen nach einiger Zeit, und ſucht bei Iffland engagirt zu werden, er wird natürlich auch dort Liberati heißen. Dann mußt Du ihm beiſtehen, und ſeinen Sinn für das Theater, für Muſik und Geſang ausbilden. Er vermißt gar nicht ſein voriges brillantes Leben, und ſitzt ganz zufrieden in einem engen Stübchen mit ſeinem Mädchen, die ihm ſeit einigen Jahren überall treu nachgefolgt iſt, und wie ſie in Schleſien dem Rittmeiſter ſeine Pferde von den Feinden rettete, nun hier in Nürnberg dem Sänger eine Tunica näht, die er in der nächſten Woche als Titus in der Mozart'ſchen Oper brauchen wird. Sein Gemüth iſt rein und von ſanfter Wärme durchglüht, ſein Herz tapfer und feſt, ſein Geiſt aber nicht allzu lebhaft, ſondern träge wie Hamlets. Er hat mir heute ſehr Rührendes, Inniges über ſein Leben und den Zuſtand ſeines Gemüthes geſagt, mit herrlichen Worten, wie die ſie oft finden, die ohne ſtudirt zu haben gebildet ſind. — Siehſt Du wohl noch bisweilen ein Stück von den Berliner Schauſpielern? Du ſollteſt doch in der Routine bleiben; der Anblick dieſer Schauſpieler hier, gegen die ich ſo gar keine Feindſchaft habe, hat mich trotz ihrer Mittelmäßigkeit, ſehr ergötzt, ſie meinen's doch gut, was ihnen auch hilft, und bilden ſich nichts ein. Ein Leipziger Student iſt Regiſſeur, der Direkteur heißt Reuter, wenn Du etwa von ihm gehört haſt. — Was treibſt Du nur, geliebte Rahel? Was lieſeſt Du für Bücher? Schreibſt Du noch etwas außer Briefen? Haſt Du das Italieniſche angefangen, und erfreut's Dich? Haſt Du neue Bekanntſchaften gemacht? Thue nur immer wohl Allen, die Dir nahen, aber um Gotteswillen, geliebte Rahel, daß Dir niemand weh thue! Ich fürchte mich für Dich, Du biſt ſo ſanft, ſo gütig, ſei hart und böſe, Du bleibſt doch ein Muſter von Güte! Du

wirſt mich doch verſtehen, wie ich's meine? Ich meine nicht etwas für mich, keine Treue, die ich mir retten möchte, ſondern nur etwas für Dich! Was ſich von Dir auf mich bezieht, iſt mir in ruhigſter Klarheit, da weiß ich nichts von Furcht, ſondern bin Deiner gewiß, als einer Wahrhaftigen, bei allem Ganzen; was Du thuſt, ich verehre und liebe Dich, Dein Thun iſt rein, zieht es Dich von mir ab, auch dann muß ich's leben, denn ich weiß, daß Du überall nicht erlogenem Schein dienen kannſt, und das Wahre darf kein Menſch beklagen. Freilich wohl, liebes Rählchen, darf ich, ſo lang es in mir ſo iſt, wie es iſt, jeden, der ſich Dir nähert, nicht anders als mit bitterm Grimm anſehen! Du liebe, gute Rahel! Antworte mir ein wenig auf jene Fragen! Ich habe auf dieſer Reiſe den achten Band von Goethe ſehr viel in Händen, ich lerne täglich neue Tiefen und Bildungen darin ſehen; doch ſeufz' ich nach der Mannigfaltigkeit, und beſonders ein griechiſch Buch wäre mir Labſal. In zwei bis drei Tagen ſind wir in Tübingen, dann richtet ſich alles wieder ein; ich fürchte im Ganzen zu einer traurigen Wirthſchaft. Es iſt zum raſend werden, daß vielleicht Du in Berlin Dich allein grämſt, während ich in Tübingen einſam traurig bin, und wir beiſammen fröhlich wären, auf halb ſo großem Platz! Daß ich einen ſolchen Schatz von Briefen von Dir durchzuleſen und zu ordnen habe, iſt mir wie ein Licht in dieſem Abenddunkel, und gern werd' ich weinend fröhlich ſein! Arme, arme Rahel! Dein Leid wird mir zum Trauerſpiel, an dem ich mich erholen will! — Wenn ich nur von Dir in Tübingen einen Brief finde! Ich habe Dir aus Dresden am 13., und 16ten Oktober geſchrieben, aus Baireuth am 24ſten. — Beſorge nur ja mein Tagebuch bald und ſicher weiter, an Neumann, oder an Chamiſſe, und an jeden mit geſchärftem Befehl der glücklichſten Expedirung. Grüße beide recht herzlich, wenn Du ſie zu ſehen bekommſt. An Rebecka die freundlichſten Grüße; ich hoffe die Eſelsmilch fängt an gute Wirkung zu thun; gäbe es nur ein Mittel, ihr Gemüth zu erheitern! Zerſtreuung kann nicht helfen, eher Sammlung. Die Erzählung iſt doch wohl ſchon fertig gedruckt? — Adieu, lebe wohl, geliebte Rahel, ich mag heute nicht weiter ſchreiben; mögeſt Du geſund und fröhlich ſein, Du luſtiges Mädchen! Ich bin ziemlich geſund, könnt' ich nur erſt andere recht dazu machen. Leb wohl! Dein V.

Den Brief an Gentz habe ich noch nicht beſorgen können.

Schreibe klein, wie ich, Du böse Rahel! aber im übrigen, wie Du!

Harscher meinte, er sei so dünnen Leibs, daß einer glauben könnte! er sei einem Schneider als Faden davongelaufen, und wolle nun so sein Glück in der Welt probiren.

Kommt denn der König? Wahrhaftig, wahrhaftig, keine Regierung hier herum so gut wie die Preußische! In Stuttgart muß man wenn man sich dem Schlosse nähert, selbst bei Hagel und Schnee den Hut abnehmen. Der König von Würtemberg hat in öffentlichen Blättern befohlen, so weit man seinen Wagen sehen könne, solle man den Hut abnehmen, oder arretirt und streng bestraft werden. In der Komödie darf man nur klatschen, wenn Sr. Majestät, dann aber soll man. Sein größtes Amüsement ist Jagd und Zotenreißen. — Die baierische Regierung ist wenigstens in Nürnberg wenig geliebt. Schwere, schwere Zeiten! Dürften wir doch sagen: was gehen uns die Staaten an! Bei allen Auflagen ist es im Würtembergischen und namentlich in Tübingen, wie mir Zieten sagt, unendlich wohlfeil zu leben. —

Adieu, liebes Flankinchen!

Sonett.

Die Felder stehn im warmen Sonnenscheine,
Von zarten Herbstesfäden schon umstricket,
Und ringe das Aug' in irrer Eile blicket,
Ob Sommerluft verspätet wo erscheine.

Vergebens daß die Wehmuth innig weine,
Im Seufzerhauche sanft der Wipfel nicket,
Und leis den welken Schmuck zur Erde schicket,
Daß nackt die Nester stehen und alleine.

Wohl weiß ich, daß der Frühling wiederkehret,
Ich darf um ihn nicht hoffnungslos verzagen,
Und Wiedersehen muß das Leben bringen.

Doch alles Leid, was mich indeß verzehret,
Was ich nur dir und Sommerau'n darf sagen,
Macht diese Thräne mir ins Auge dringen!

Abends spät.

Sage mir doch einiges über meine Gedichte, liebe Rahel! Ich will künftig größer schreiben!

An Varnhagen in Tübingen.

Sonntag Vormittag um 10, den 30. Oktober 1808.

Du entzückſt mich ja! zu Geliebter! Worauf ſoll ich denn nun zuerſt antworten! (Ich habe geſtern unmittelbar als ich meinen Brief abgegeben hatte, Deinen aus Baireuth bekommen.) Du wirſt es gewiß nicht rathen, worauf ich nun doch zuerſt antworten muß! „Daß ſie es ſo geformt und ausgeſtellt haben, das, was mir ſonſt im «Meiſter» gefiel, iſt mir jetzt zum größten Mißfallen.“ Solche Worte, mein geliebter Knabe, mein rechtmäßiger Liebling, ſchreibſt Du mir! Was ich Jahre lang in mir verheimliche; oder eigentlicher, was keine Worte zum Kleide finden konnte, und keinen Platz zum Auftreten, ſpinnſt Du mir hervor, Du bildſamer Kunſtverſtändiger! (Dieſen Titel erkläre ich Dir noch.) Und das iſt es nicht, was mich entzückt! Nein, was mir den Troſt in's Herz gießt, iſt die große Freude über dieſe ſchwer zu findende Wahrheit! jeder ſolche Fund, jedes ſolches Wort, dieſe Fähigkeit, macht Dich mir gewiß; verſichert Dich mir. Sieh mein ganzes Herz! Ich bin ganz ſelbſtſüchtig: wie zur Beute geht's in mir her, da Du einmal weg von mir biſt: da Trennung möglich war! Als geſtern Deine Lobſtröme aus Deinem geliebten Brief über mich kamen, frug ich mich am Ende, warum ich nicht beſcheidener wäre, nicht beſchämt? Ich fühlte nichts von dem; nur Befriedigung; ich freute mich. Nein, nein! da unſer Leben nun einmal äußerlich getrennt iſt; da es hat ſein können, da ich Dir mein Herz und ſeine Liebe doch nicht reichen kann, da es das Element der Lebenstage zuſammen zugebracht, doch nicht aufnehmen will; mußt Du eingenommen von mir ſein! Treibhaushitze muß verzeitig, verwirrt, matter, oft in Winterluft ſtärker ſcheinend, hervorbringen, was große Sonne beachten, und gedeihen laſſen ſollte, zu ihrer eignen Freude. Theurer, Theurer! Vielgeliebter! Es war falſch, daß wir uns trennten. Wir wußten — umgekehrt, wie es Andere machen — nicht wie ſehr wir vereinigt ſind: wie groß die Vereinigung war; aus jedem unſerer Worte bricht's hervor; aus jedem Augenblick des Entferntſeins entwickelt ſie ſich: in Schmerzen arbeitet ſie ſich aus unſerem Innern hervor. Laß es Dir ſagen, mit nichts zu theuer erkauftes Gut! Nur Deine Schmerzen ſtillen meine: wenn Du mich liebſt, iſt es mit meinen auch

ſo. Wenn wir uns auch einander ermahnen, ruhig zu ſein, und zu leben! Nur Einen uneigennützigen Gedanken habe ich gehabt, ſeit Du weg warſt. Vor meiner Krankheit ging ich in unſerer Gegend; die Stadt war zu ruppig; eine erſtickende Leere; Angſt befiel mich — wie am meiſten auf der Gaſſe — und da rief ich zuerſt aus wahrem Herzen: „Nein, es iſt gut, daß er wenigſtens weg iſt, und dieſer tödtende Anblick und Eindruck ihn nicht treffen kann!“ Das war das einzigemal. Es iſt uns beiden gleich zu Muthe, meiner Seele Geliebter! Heute Morgen, Roulean und Schirm war noch zu, brachte mir Line ein kleines Bouquet, von meinem neuen Bedienten — ein ältlicher, der bei Pauline war, und ſich mir ſchon angetragen hatte — ich litt ohnehin etwas, und ſah es nicht; ſpäter, als ich erholt, und das Licht eingelaſſen wurde, ſah ich blaßrothe Nelkchen, gelbe Violen, einige Aurikel, und eine kleine weiße Nelke. Ganz unerwartet rochen ſie ſo gewürzig, als nur im Sommer vom Beet. Und wie traurig gleich war es mir: Du ſtandſt zwiſchen ihnen! Ich kann nicht dafür; ich kann Dich auch nicht ſchonen; ich kann nichts, nichts, ohne Dich genießen! Und wird es beſſer ſein, wenn's anders ſein kann? frag Deine innere Seele, Dein wahres Herz. Nein, nein, nein. Nimmermehr; und Du ſagſt auch nein. Dieſer Brief wird Dir Schmerzen machen; aber willſt Du etwas anderes, als mein wahres Herz? Soll ich in mich hinein lügen? das heißt, zu Dir. War es nicht geſtern auch ſo; lebt' ich wohl, während ich mich über der Kinder Spiel ſo freuen mußte? floß ſie nicht in Bitteres die Freude; marterte ich mich nicht ab, Dir es nicht mittheilen zu können? Gönnt' ich's wohl einem Zuſchauer; wußt' ich nicht, daß nicht Einer es ſehe wie es iſt; überfiel mich Dein Verluſt nicht wie Zauberweiker, die ſich vor, und in mir ſtellten?

Beklag' Dich wenigſtens nicht über Dein Schreiben, Barnhägen! Du kannſt noch alles ſagen! Wie kannſt Du denn ſolche Kleider aus den Worten machen, die jedem aufkeimenden Gedanken wie Trikot anſchließen! Und ſo reich biſt Du geworden: wie Quellen ſpringt es ja aus allen Ecken, bei jedem Tritt hervor. So haſt Du mir geſchrieben; ich bin es gewiß. Könnte Horcher nur Deine Briefe ſehen! Da kannſt ja alles ſagen. Wenn ich Dir mal ſagte, Lieber: „Es wäre in mir ein tiefer unerreichbarer See“, ſo ſagt' ich nicht dabei „im Gemüth“, und nicht: „unerreichter“. Sondern ich glaube,

es iſt in meinem Geiſte etwas für Menſchen Unerreichbares; und dieſe Mitgift fremder Welten trägt jeder mit ſich umher: bei mir iſt es zum Bewußtſein gekommen. Wie der Geiſt und ſeine Zweifel erſchüttern können; wie unſer Gewiſſen, unſer abgemachtes Leben, der Blick dahin, auf uns wirken kann, dies kann kein Menſch auf den anderen üben — dies meint' ich, und dies muß ich deutlich machen — bis dahin wirkt Liebe nicht; ſonſt dringt die in all unſere Beſtandtheile: und ſo fühle ich ſie, wenn ich liebe. Mein Gemüth haſt Du „erreicht", mein ganzes Herz. O! ja, Theurer, ſchreibe mir immer von mir! dadurch hör' ich von Dir! „Die Liebe iſt eine Wiederholung", ſagt Novalis. So das Meer, Quellen, alles Reiche, was man ihr vergleicht. Wie ſelig machte mich das, was Du mir in Deinem zweiten Dresdener Brief über Goethe ſchriebſt — Wort für Wort wird der noch beantwortet —, wie entzückt, wie ſtillt dieſe Bewunderung von Goethen, was Du über ihn ſagſt, mein Herz; es iſt mir der höchſte Bürge, der größte Beweis, daß Du mich liebſt. O! man kann nicht lieben, ohne Goethe zu lieben: er iſt das Ideale durch wirkliche Mittel dargeſtellt; das Leben ſelbſt. Darum bin ich ſo entſetzlich gekränkt, wenn wirkliche Menſchen gegen ihn ſprechen. Sieh meinen Stolz: ſo denk' ich aber.

Erinnerſt Du Dich unſerer Zänke noch! Küſſen könnt' ich ſie! Nach jedem Ausfall von Dir, war ich Dir ergebener: ſchmiegt' ich mich mehr an; war ich vergnügter. Hundertmal klüger iſt das innere Herz, als alles. Ich wußte, daß es Felsſtücke waren, die Feuer ſprengte; Liebe! Weißt Du noch, als wir einmal mit vielen Leuten von Charlottenburg fuhren, und Du gar nicht ſprachſt, und Dich biſſeſt, und an meiner Treppe gehen wollteſt; und ein Wort Dich hielt? Die größte Liebe war alles! Wie hart warſt Du in Charlottenburg; wen nannteſt Du! und Du kränkteſt mich doch nicht. Die Verwirrung ärgerte mich, und Deine Liebe zog meine Liebe wie einen Strom herauf. Wie gerne zeigt' ich ſie! Jetzt merkſt Du ſie ganz! Wenn Du mich ſo liebſt, wie ich bin; wenn ich Dir ſo viel werth bin; ſo freue Dich! Dieſe, deren Exiſtenz zu wiſſen Dir ſo lieb, ſo nöthig iſt: ſetzt ihren höchſten Lebenspunkt in Dich; kann ohne Dich nicht mehr genießen; hatte nie, was ſie in Dir beſitzt; den Geliebten, der es werth iſt. Und hat, trotz der größten Leidenſchaft, trotz der Krankheit des ſtärkſten Herzens, nie einen Verluſt gemacht, als

der wäre, Dich zu verlieren. Weil Du von mir weißt: weil Du mich liebst; und die Natur ausgesprochen hat, daß wir uns ergänzen sollen. Wenn jemals harter Wille, oder harte Jahre, Deinen Verlust heischten: und ich schwiege, glaube mich nie getröstet. Nie. Bis ich's selbst sage: und dann — sagt's eine Andere. So müßt' ich mich umwandlen; vom Baum zur Schlange. Dies wisse!

Sag, Lieber, Bester, wie so denkt denn Harscher jetzt so gut von mir? Was hast Du ihm denn von mir sagen können? Wie leid ist es mir nach seinem Einen Worte: „Er wisse nicht, wie Du Dich hast von mir trennen können", daß er nicht alles weiß! Mich dünkt, ich bin es ihm schuldig; ich beträge ihn. Wie wenig; wie schattenartig, gewiß schattenrißartig, bin ich ohne meine Liebe. Drum verklagen und haſſen mich ja so Viele, weil nur so Wenigen ich mich habe in ordentlicher Liebe zeigen können; weil mir ein wirkliches Glied, das Lebensherz möchte ich sagen, dann fehlt; bin ich denn ein Monstre, muß ich's scheinen, es bezieht sich das alles auf das Fehlende: und sie haben Recht. Apropos! Bedenke, daß die Tausende Briefe an U. und an die Fr., die Du von mir hast, meist nicht ächt sind: bis auf die Billetins; ich mußte mich herabstimmen; und ihnen lügen; und mich ihnen verständlich machen, und allerlei Töne versuchen. Adieu aber für jetzt! Ich bin recht müde. Nächstens, wenn Deine Briefe beantwortet sind, von der gestrigen Komödie, von Jean Paul; Minna schrieb mir nur neulich: „Varnhagen war noch zweimal bei mir: er war nicht frei; also kennt' ich's auch nicht sein." Wie ich Kräfte haben werde, fortere ich Deine Gedichte von ihr. Nun zieh' ich mich an, lese Dein Journal, und schicke es Neumann. Du liebst mich, Du liebst mich sehr! O! theure Briefe! in der theuren Zeit; wo etwas von Dir so wenig zu haben ist! die schönsten Briefe von der Welt. Ein solch Buch, und Du bist berühmt! — Ich werde Dir etwas von Rivarol, Freund von Chamfort und Mirabeau — Art Deutsche — über l'imagination schicken. Er ist ein großer Bonmotist. Les Anglaises ont deux bras gauches, sagte er auch. Ueber die Hamburger soll er unerschöpflich sein. Ils se cotisent quand ils veulent dire un bonmot, meint er. Diese Worte wieder zur Ermunterung. Adieu, zu geliebter Freund.

Montag früh nach 11 Uhr, den 31. Oktober.

Lieber, wie hat mich Dein Journal entsetzt; ich war selbst sehr angegriffen, als ich's las, gestern Abend gegen 7: eher konnte ich nicht. Ich hatte den Morgen zu lange an Dich geschrieben; ich wußt's nicht so genau: dann holte mich die Fr. ab. Mit großer Mühe ging ich etwas mit ihr. — Als ich las, Du habest hundertundzwölf Pulsschläge in einer Minute gehabt, dröhnten mir gleich wieder die Hände und die Füße — welches ich Einschlafen nenne. Mein Trost war, Dich besser zu wissen; und daß Dir nicht die Lungen, sondern die Brustmuskeln weh gethan hatten. Ich wußte vorher, Du würdest krank werden: die Jahreszeit war zu spät, aber ich wollte nichts sagen. Und die Reise ist ja doch gut. Wir waren also zugleich krank, und der arme Harscher auch. Ich bitte Dich, warum ist denn das so schlimm, wenn ihm die Mandeln schwellen? Sonst äußerte sich jede Erkältung bei mir dadurch, und Fieber hatte ich auch wohl dabei. Und meine Aerzte schienen doch nie besorgt. Wenn man innen keine Sonne hat, nach der sich wenden, so ist es wirklich schwer mit einem edlen Körper solchem Klima widerstehen: mich erlegt es immer; bei Dir hätte ich ihm vielleicht widerstanden. Böhm trat vorige Woche beinah schreiend mit den Worten in mein Zimmer: „Toll sind die Menschen, ich begreife sie nicht, die zu leben haben, und nicht nach Süden gehen; ich bin gebunden: aber der Kaiser von Rußland möcht' ich nicht sein, wenn ich in Petersburg leben soll." Er ist nicht einer von denen, die ihre Kranke wegschicken; nicht einmal nach einem Bade läßt er sie willig, sein Einfluß und seine Nähe ist ihm das Liebste. Gestern fand ich uns wieder rasend, nicht in Palermo zu sein; und hatte eine Sehnsucht, als ob ich's kennte. Aller Nebel ist hier jetzt: immer über den Mondschein weg! und in Stunden, wo er ganz aus eignen Kräften und Mitteln kommen muß: als um 11 Abends gestern, und jetzt, zu Mittag' Will der Kaffee und Zucker als Nebel herüber? Eins beschwöre ich Dich, bei dem was unter uns obwaltet! Schreibe mir jedesmal, wenn Du krank warst; und wie Du es warst, und wenn Du es bist. Du siehst, mein sehr Geliebter, ich thue es auch. Auf solche Weise wollen wir uns nicht schonen! Die Sicherheit, bei dem Getrenntsein, geht über alles: ist unentbehrlich nöthig. Sonst überlebt man's nicht. Du schwörst es mir. Ich schäme mich über das, was ich gestern schrieb; ich zeigte

mich so schwach: quälte Dich so! was sollst Du denn thun? Durch solche Minuten gelange ich zu Besserem; erlebe sie mit mir: ach! sie sind auch wahr!

Sieh, Kleiner, wie klein ich schreibe: es strengt mich gar nicht an, wenn ich immer eine feine neue Feder nehme; Dir zu gefallen, weil Du's liebst: und des Postgelds wegen. Dieser soll mit der reitenden; sonst ärgerst Du Dich zu sehr, daß ich von Deinem Baireuther Brief so lange nichts weiß, der kam, als meiner ging. Und auch weil ich krank war. Ich dachte Jean Paul wüßte nichts mehr von mir! und das Bischen, was er wissen könnte, wäre böse. Ich schrieb ihm zuletzt über die Weiber, die er immer vorkommen läßt, und verlangte andere. Das, dacht' ich, hätte ihn gebissen! nämlich mich für dumm und vorwitzig zu halten. Er ist aber ganz gut. Wie Du ihn schilderst — dick ist er also jetzt? Daß seine Meinungen sich so biegen, steht hell und klar in seiner Aesthetik und Levana: schlechte Bücher. Anpeckende, aufbauende Meinungen fürchtet er; und daher impeniren sie ihm auch. Und da die letzten gerade so waren, so fügte er sich unter, mit zu vieler Liebe, wie ein bestraftes fürchtendes Kind. Dabei ist sein Arbeiten spinnenartig, und gleich kommt jeder Vorrath in sein neuestes Gewebe. So hat ihn auch die kühne Richtung der neumedischen Empfindsamkeit, nach Altmedischem, als Katholizism und dergleichen, erschreckt; und seine kriecht ihr etwas nach, ihr eignes natürliches Gehege vergessend. Der muß sich für allein halten, um original zu bleiben; jedes, viel, alles, kann er mit dieser Gabe nicht ergreifen. Sein Traum einer Wohnwitzigen ist göttlich; und seit recht lange mal wieder ächt. Wie schön gleich geschrieben! Da sieht man recht, wenn er sich versenken, tsoliren will, was er dann ist; Umgang mit noch lebenden Schriftmenschen, auch nur ihre Bücher, ihre Kritiken nun gar! ist ihm todschärflich. Wie so er mich nur für humoristisch hält; mich dünkt, ich habe nie etwas in seiner Gegenwart gesagt: aber ich weiß schon, weil ich sein Komisches so rasend genieße. Und das weiß er. Dazu gehört auch Humor. Mit den Schenkäppchen hast Du Recht. Daß er sagt, ich müßte unverheirathet bleiben, da thut er mir nicht sowohl Unrecht, als den Ehen. Denkt er noch an vorräthige, abzulehnte, und sollen die nicht, wie das Leben, eben gelebt werden? Es ist wahr, ich bin so auch gut: weil ich gut bin. Aber wie schlecht könnte man auch da gedeihen! Und will er mir Kinder absprechen?

Oder hat er mir ein Fürstenthum in der Unordnung für Bastarde zu geben? Darin hat er Recht: einer schlechten Ehe würd' ich mich nie fügen; denn wer meinen innersten Beifall und meine Neigung verletzt, behält mich nur als eine Gefangene; und das müßt' ich sagen, weil ich's wüßte; und da nicht lügen würde, wo nichts als Wahrheit schön sein kann, und wo ist Schönheit zu Hause! Gesteht Jean Paul ein, daß es nur schlecht sein kann? Ich nicht: wenn es mir auch so ginge. Darin hat er aber Recht, daß er sagt, ich müsse an jemand schreiben; das gefällt mir rasend, daß er mein Talent, die Zusammenstellung meiner Fähigkeiten so gesehen hat. Adieu! ich bin unterbrochen. Robert ist gekommen. Wie wir über Jean Paul sprechen! Einen Liebling. Unseren; wirklich einen von mir. Adieu bis heute Abend oder morgen!

Dienstag früh um halb 10, den 1. November.

Du Liebes! „Es ist Dir, als sollte Deine Brust nicht mehr zusammenhalten", schreibst Du in Deinem Journal. Fasse Dich wo möglich, geliebte Kreatur! o! wie seh' ich viele Worte ein. Wie krank fühlt man den kranken Theil, wenn die Seele ihn nicht mehr hält, wenn die selbst darbt, und nichts mehr zu schicken hat. Laß Dich das stärken, daß ich hier auch wie abgehauen sitze, und keine andere Existenz kenne, als Dir schreiben; mich bis zur Ermüdung mit Dir beschäftige; alles möchte ich für Dich ordnen, verwahren, bereiten; und vergebens müdet man sich ab! Herr über den Raum wird man nicht. O! Trauter! mein Freund, es freut mich die Sehnsucht! Deine, und meine auch, ich will sie ja! Wie Du mir in Deinem ersten Brief von Dresden die Beschwerden mittheilst, die Du von Leipzig zu kommen hattest, und mir die Worte sagst, Du habest im schlechten Wirthshause gedacht: „Wenn das meine Rahel wüßte!" denk' ich, ich soll vergehen vor Seligkeit! O! das ist Liebe! und Ueberzeugung von Liebe! Ich war Dir die Nächste! Ich hielt es nicht aus vor Wonne! Ich hielt inne mit dem Lesen. Ein ganzes Wetterleuchten von Befriedigung und hellem Glück mußte ich in meiner Seele abwarten. Du kannst es gewiß nie fassen, wie sehr Du mich gefreut hast: noch nie hattest Du mir solch Zeichen, inniger, voller, vertrauender, hingebender Liebe gegeben. Ich denke, ich vergehe! Darin aber, Varnhägen, hast Du Unrecht, ich habe Dich ja nie für weichlich gehalten, also kann ich's auch

wie gesagt haben. Noch möchte ich Dich auf der hölzernen Bank küssen! Wie hätte ich Dich geküßt! Mit Eins wär' Dir bequem gewesen. Ja, Du hättest Dich auf meine Schulter gelegt: gewiß hätte ich auch Dir etwas zu geben gehabt. Du Geliebter! — Gestern wurde ich recht garstig gestört: erst wollt' ich's verbeißen und weiter schreiben, aber es wurde auch danach: Du wirst's dem Ende wohl ansehen; nicht ein Wort sagte ich mehr von dem, was sich mir schon vorgedrängt hatte: wo solch ein Kreuz über dem Wort steht, kam Robert: erst wollte ich's Dir gar nicht sagen, weil Dich der zu sehr ärgern würde, dann dacht' ich aber, die Störung ohne den Grund davon zu sehen, sei noch ärger. Es war wieder später geworden, als ich dachte; ich sehr müde, und ich ließ mich von ihm zu Mama führen, wo ich der Frohberg Rendezvous gegeben hatte. — Das nur noch über Jean Paul's Aeußerung! Ist es denn mit Liebe nicht so, wie mit der zu uns? daß wir vor Wonne und Einigkeit gar nicht fühlen, daß wir uns lieben müssen? Und war ich nicht schon so verheirathet? Und ist es nicht verheiratheter, unverheirathet zu bleiben, wenn man es auf diese Weise nur allein ist? Meint er aber von mir so, weil es so ist, müsse es so sein, wie mit allem in der Welt; dann sag' ich Ja, mit einem Ausrufungszeichen! Wundere Dich nicht, daß ich mich hier so eingelassen habe. Wenn man mich leben will, und man verfehlt mein Innerstes, eben so, als meine stumpfesten übelwilligsten Tadler, und man will mir gar einen Platz anweisen, wozu das Schicksal — welches so unendlich ist, daß es zum kleinsten Beschluß die Welt, wie sie ist, und von je her, braucht — nur ein Recht hat, dann empör' ich mich; und thut man's gegen Dich, laut. —

Sagt mir, liebe Kinder, mit welchen Menschen, mit welchen Wirthen, mit welchen Lohnlakaien müßt Ihr in Dresden gelebt haben, um nichts von Tharant zu erfahren: Tharant und die Gallerie werden zugleich genannt, sehen alle Menschen. Du bist ganz irre, Barnhägken, Deine Beschreibungen sind sehr gut. Ganz besonders aber die beiden von der Trestener Brücke, und noch besonders die erste! Du kannst es wohl! Wie hab' ich aber die Anderen bedauert, und wie schämt' ich mich vor ihnen, daß sie nur Dein Journal, und ich Deine Briefe bekam. Wenn man die Briefe hat, aber nur dann, — sieht man, daß das Journal gar ohne die Briefe nicht zu verstehen ist. Alles vom ersten doppelt. Dagegen Dein zweiter Brief beinah noch

liebereller iſt! Liebling! Ich halte mir meine Augen, aus Luſt! die Deinen zu halten, zu ſtreichen! Ich antworte noch auf beide Dresdener Briefe: wenn ich ganz ſtark bin. Ich werde nun heute nicht mehr ſo viel ſchreiben: — und will mich wirklich etwas zu Rathe halten. Alſo wenn Du nächſten Poſttag nichts haſt, keine Angſt! Heute eſſe ich hinterm Gießhaus mit Robert und dem Herrn von Möllendorff, der mich geſtern ſehr angenehm und herzlich bat, bei einem neuen Reſtaurateur Dallach. Da will er mit mir über die Kinderkomödie ſprechen. Um halb 3 muß ich auf dem Platz ſein, vorher Mama ſehen, etwas gehen, und den großen cours de propreté machen. — Chamiſſo iſt noch bei Fouqué: Neumann aber, dem ich Sonntag vor acht Tagen Dein erſtes Journal und den Almanach gab, der mich krank genug verließ, dem ich letzten Sonntag das zweite mit einem Billet, worin ich ihn um deſſen Beſorgung und meinen Almanach bat, zuſchickte, hat ſich ſeit der Zeit nicht um mich bekümmert; und mir noch nicht geantwortet.

Ich bin ja ganz verwundert über Lafontaine! den Deutſchen. Ueber deſſen Erzählung in dem Almanach! Zwar habe ich noch nie etwas von ihm geleſen, — und noch nichts aus, was ich etwa auf dem Tiſche fand, — als dieſe Erzählung; und es iſt möglich, er wiederholt ſich. Jedoch glaube ich, das Gute darin, weil es das überaus Einfache iſt, qualifizirt ſich auch für den Erſten nicht zur Wiederholung. Für mich hat er ganz neu, und ſo idealiſch als es möglich iſt, daß es ſein kann, die Eltern der Rebecca erfunden, und geſchildert. Und mit einem Ernſt, und unangefochten bis zum Tragiſchen verfolgt. Und ganz bis zum Ende ſchön, wie ihre Seelen gar nicht verſöhnt werden, nur ihr Herz unter allen Umſtänden der Tochter bleibt. Die Szene des Zanks, wo die Mutter ihre Macht ausüben will, und die Herzensinnigkeit und Gottesglauben ſie Alle verkündet, iſt ſehr ſchön! Hätte er nur dem Vater einige Züge mitgegeben, wodurch man ſehen könnte, daß es ein geſcheidter Mann iſt: mir geht das ſehr ab. Ich dächte, wenn man ſo viel Talent hat, könnte man mehr haben. Auch der Geliebte müßte mehr ſein, als der ehrliche Rimrod; einiger Geiſt würde ihn ſehr ſchmücken, und das Buch accentuiren; aber es fließt ein ſchöner Bach durch ihn. Ich bin ganz Deiner Meinung in was Du über Goethe's „pilgernde Thörin" ſagſt; und bin froh, daß Du es geſagt haſt. Mir kommt es

ganz wie eine Ueberſetzung vor; nicht als ob es überſetzt wäre; aber die Meiſterſchaft liegt doch darin, Franzoſen, ihre Lebensweiſe, ihre Sprache, ſo aufgefaßt zu haben, um ſie unverloren, in unſeren Kräften, bis zur kleinſten Phraſenbewegung wiederzugeben; und dabei für ſeine Erkenner ſo ſehr Goethe zu ſein, und zu bleiben, wie nur jemals! Dies heißt doch eigentlich überſetzen; und bürgt für jede zu unternehmende litterale. Es freut mich in die Seele, daß er Dich an Diderot erinnerte. Adieu Lieber! Künftig von Sophie Brentano, Friedrich Kind und Rochlitz. Heute bin ich zu müde. Das Stück leere Papier ärgert mich. Wenn's auch nur einige Bogen ſind, ich habe Dir recht viel geſchrieben. Und das Papier ſchlägt nicht durch. Ich ſoll Dich ſehr von der Guten grüßen! Bleib' ihr nur gut, wenn ich auch manchmal auf ſie ſchimpfen muß. Ich bin immer ſtolz, ihr den Gruß zu zeigen, der ſie ſo ſtolz machen ſoll. Adieu! Ich habe gar keine Liebesworte, und ſchäme mich faſt ſie zu ſchreiben, ſeit Du ſie ſo liebſt. Ich ſchmeichle Dich aber doch, Jüngechen. Denke Dir, daß ich mit dieſen Worten Dein Herz halte; und Dir mit der größten innigſten Zärtlichkeit die Hand küſſe. Adieu! Rahel.

Nun haſt Du Cotta geſehen? Ich möchte faſt ſagen — wie Line, die mir jetzt alle Tage erzählt, „wenn erſt England nach Paris kommt", — wohnt Tübingen noch in ihm? — Julie ſagte neulich, als der Singakademie geſagt wurde, ſie ſolle beim Einzug des Königs am Frankfurter Thor ſingen, und man ſie ganz ermüdet hatte: „Ich mache die Thor-heit nicht mit." Adieu, vergiß mich nicht!

Anmerk. Von J. P. F. Richter finden ſich aus jener frühen Zeit noch ein paar Briefſkizzen vor, die hier ſtehen mögen. Er ſchrieb an Rahel:

1.

Berlin, den 6. November 1800.

Geflügelte! — in jedem Sinn; denn hier hätten Sie noch einige Wintermonate lang Ihre Reiſeſchwingen zuſammengelegt behalten ſollen. Mit unbeſchreiblichem Intereſſe hab' ich einige Ihrer Briefe von Ihrer Freundin, die ſie ſo ſehr verdient, geleſen; aber mit eben ſo vielem Schmerz. Sie behandeln das Leben poetiſch, und das Leben daher Sie. Sie bringen die hohe Freiheit der Dichtkunſt in die Gebiete der Wirklichkeit, und wollen die Schönheiten dort, auch als Schönheiten hier wiederfinden; — aber die poetiſchen Schmerzen ſind, in die Proſa des Lebens überſetzt, rechte wahre Schmerzen. — Vor

der Muſe iſt der Teufel ſchön und die Parze, aber ſie wohnet nur in uns, und der Teufel ſo oft außer uns, und hat dann keine milde Beleuchtung.

Leben Sie froh unter einem Volke, das Sie beſſer faſſen werden, als dieſes Sie.

Schreiben Sie mir, aber kein Brief wird mir gefallen, als der längſte. — J. P. F. Richter.

2.

Berlin, den 9. Jänner 1801.

Mit Zuneigung und Freundigkeit hab' ich Ihren Brief an mich und Ihr vortreffliches Votivgemählde von Paris geleſen, und mit herzlichen Wünſchen für Ihre raſche, kräftige, geflügelte Natur. Mög' Ihr Herz nicht verkannt werden, auch nicht von — Ihnen! Mögen die Menſchen, da Sie oft, glaub' ich, ohne Orthographie handeln ſo wie ſchreiben, darüber den geiſtigen Werth nicht überſehen! — Aber gerade, wenn die Seele am ſchönſten ſpricht und tönt, wird ſie Andern unſichtbar, wie die Saite verſchwindet, wenn ſie tönt. — Jedes Blättchen, und noch mehr jedes Blatt von Ihnen wird mich erfreuen. Friede und Freude ſei mit Ihnen! Richter.

An Varnhagen in Tübingen.

Sonnabend Morgen, den 5. November 1808.

Endlich bin ich verdrießlich. Weißt Du was das heißt! Aber was kommt auch zuſammen. Die Jahreszeit ſelbſt wird toll: und ſchon ſeit dem Juli — Du wirſt es lächerlich finden — konvulſirt der Winter in den Sommer hinein! Jetzt aber, heute, waren die Rinnen gefroren: noch beinah konvaleszent, muß ich mit meinem angeborenen Feind dem — dezidirteſten den ich je erlebte — Nordoſtwind kämpfen; der ſchon der Sonne allein eine Helle giebt, der mir die Nerven, wie es ein Strick iſt, zuſammendrehet. Es iſt nur Schade, aber nicht wunderbar, daß das mit meinem Innren und meiner ganzen Lage mir nicht den Tod giebt. Seit geſtern quäle ich mich damit, ob ich Dir ſchreibe, oder nicht. Lügen kann ich gar nicht: bei Dir gerade tritt die ganze Wahrheit hervor. Und doch habe ich Dir auch Hübſches zu ſchreiben. Mein ganzes Leben iſt eine Marter, wie ich Dir mein ganzes Leben mittheilen will. O! die Gaben, die ich habe, hat man nicht umſonſt! dafür muß man ausſtehen. Mein ſcharfes Wiſſen, Sondern und Scheiden, das große Meer in mir, mein präziſer,

tiefer, großer Zuſammenhang mit der Natur; kurz, das bischen Bewußtſein darüber, was hier doch ſo viel iſt; koſtet mich was! Welche Schmerzen, welche Unruh, welches Vermiſſen läßt das aufſchießen; und wie muß ich es verarbeiten! Ich zweifle, daß Du ſelbſt einen Begriff davon haſt! Und wie ekelhaft, herabziehend ärgerlich, beleidigend, unſinnig, ſchwächlich, niedrig meine Umgebungen, denen ich nicht entfliehen kann; und die, ſo lang ich es nicht kann, mich auch verfolgen: ein gelindes Ausweichen hilft gar nichts. Ein einziges Befühlen, eine Berührung macht mich ſchmutzig, ſtört meinen Adel. Dieſer Kampf dauert ewig! So lang ich gelebt habe, und leben werde! wodurch ſoll er enden? Dieſe Einſicht, nicht daß es bleibt, aber daß meine Konvulſionen umſonſt ſind, und doch nur mit all meinen Kräften aufhören können, bringt mich hart an Raſerei! Alles was mir Schönes im Leben begegnet, geht mir fremd, als Beſuch vorüber; und mit Unwürdigen ſoll ich, von der Welt, wie ſie iſt, ganz und gar, anerkannt leben, wohnen müſſen! Das Kreptzeug braucht mich nur. Und geſellig ſtellen wir uns beiderſeits; ſie, weil ſie mich brauchen; und ich, weil ein Zweikampf, einer mit Blut, es nicht enden kann. Du ſiehſt, ich bin außer mir! So nennt man es, wenn das wahre Herz ſpricht. Gottverlaſſener iſt kein Menſch. Die Narren und Lügner beſchützen ſich unter einander. Ich habe aber kein Geſetz, keinen Verwandten, keinen Freund. Und bei dieſer Ungerechtigkeit ärgert mich ſogar der Tadel. Keiner, nicht Einer tadelt mich, der nicht in ihrer Meinung ſelbſt gegen Alle gefehlt hat: meiner nimmt ſich keiner an; mich verfolgen ſie, weil ich für jeden bei dem Anderen ſprach. So kann ich doch alles mit Exempel vor Exempel belegen.

Ich will Dich mit den kleinlichen — und auch mich — Geſchichten verſchonen, die mich aus der Entfernung her, dieſer Anſicht zudrängen. O! wie entwachſen wäre ich ihnen durch Deine Nähe! durch die Nähe eines Freundes. Einer befreundeten Kreatur. Erfunden habe ich, daß die Gute ein ſehr geringes Geſchöpf iſt. Ein- für allemal. (Wenn ich über einen Menſchen ein- für allemal etwas denken will und muß, kann ich es mit Recht Erfinden nennen.) Anekdoten von meinen Brüdern, meiner Mutter, und jener Frau, wären doch ſo, daß Du Dich noch wundern müßteſt. Mündlich, wenn's jemals Gottes Wille iſt! Die Gute wollte mir neulich von einer Fête erzählen; wie ich wohl thue, mit Details, Bemerkungen,

und ausführlich: sie sprach drei Viertelstunden, und dachte: nun ist's wie Rahel; aber sie sprach nach keiner Richtung; ihre Rede kam aus keinem Punkt, und im bloßen Zuhören, mit dem Zuhören, und durch unwillkürliche Mienen und Interjektionen, konnte ich, ehe die Phrasen geendigt waren, ihr vorgesetztes Urtheil ändern. Elle me faisait pitié! Und da war es, wo ich „geringe Kreatur" erfand. Die Frauen, die ich sehe, bringen mich ganz herunter, physisch; meine Nerven. Sie spannen mir die Gedanken so ab. Sie sind so erstaunlich matt, beinah unklug aus Zusammenhangslosigkeit. Und nehmen die Parallele von sich zu mir so gewiß an, daß nur aus dem Zimmer laufen mich retten kann. Lügen thun sie auch: weil sie's so oft nöthig haben, und weil Verstand zur Wahrheit gehört: und Lügen ennuyirt mich bis zur Krankheit: so ist auch meist ihr Unglück; und wenn die Kanaillen welches haben, kommen sie zu mir. Gestern kam ein Mädchen zu mir, die in starken drei Jahren meine Schwelle nicht betreten hatte: eine Freundin von Louis Geliebten, ich mußte denken, sie sei auch gegen mich; weil man in ihrer Gesellschaft mich verantwortlich für die Wege, die sich seine Leidenschaft erlaubt hatte, machen wollte; und sie war auch gegen mich; nun hat sie eine Katastrophe, sie übergeht all ihren Umgang, und stürzt weinend in mein Zimmer, ich fange sie auf; und bei mir findet sie Trost, Rath, Zusprechen, Schreibzeug, meinen Bedienten: kurz, eine Freundin. Gerührt war ich nicht. Auch nicht schmeichlend, aber thätig; und sehr wie ein Mann. Mir war so. So plagt mich jetzt noch eine andere Matte, deren Geliebter heirathet; Herr von Burgsdorf nämlich. Ein Lothario ohne Jarno's, seine Lidy's zu heirathen, ohne Zweikampf für mißbrauchte Gattinnen, ohne Güter und Geld für seine Bastarde! Solch Gedicht sähe ich gerne in der Zeitung.

Vorvorgestern war Frau von Boye bei mir; und später Herr von Koopmans; ich konnte nachher vor 3 Uhr nicht einschlafen; schlief vorgestern unsäglich lange: ward nämlich zu spät fertig, ging mit der geringen Kreatur — da erzählte sie mir's eben — über den Wilhelmsplatz nach den Linden im grauen Nordostwetter — schon — und von den Linden zu Mama, ihrem Mittagsmahl als Visite beizuwohnen: als ich nach einem Viertel auf 4 wegging, schien plötzlich nach vielen Tagen die Sonne. Sie leitete mich der Kirche vorbei nach des Königs Straße, seinem Palais vorbei, und weiter; die Char-

lottenſtraße ſchien mir noch zu nah, ich nahm die Friedrichsſtraße, und Deine; ich wandelte Deiner, und dann Harſcher's Grabſtätte vorbei; die beſchienenen Bäume lockten mich wieder weiter. Wie Frühling war's; und auch wie ein ſtiller, feſter, mit Schnee ſchon eingeſtampfter (aber nicht abgeſchmolzen) Januarabend. So zogen mir auch Wetter, allerhand erlebte, durch das Gemüthe, wie durch die Bruſt; alle Gänge, die ich je gemacht hatte, mit ihren Bildern, und meinen unſchuldigen Herzenslagen, zogen recht ſchnell, und doch ſehr vernehmlich, und wie mit einemmale, wie eine zu überſehende Reihe — Banco's Geſchlechte in etwas ähnlich — vor meinem Geiſte vorüber. Ich wußte das ſelbſt, und es war mir doch ſo ſonderbar! Nur die Zukunft blieb ganz verſchloſſen, auch das dacht' ich auch nur einen Augenblick. (Die ſchließt in der That nur wirkliche Hoffnung, Narrheit oder Jugend auf.) Die milde Luft des Augenblicks erweiterte ſehr meine Augen, ich ſah weit. George's Garten, des Prinzen Haus — wahre Grabſtätten — lockten mich; junge arbeitende, wollende, neugierige Mädchen und zeichnende Jünglinge waren an den Fenſtern zu ſehen, hinter ſchön gefalteten Gardinen! Der Garten war ſchon ſehr licht, und dem Frühling, wenn er verſpricht und die Unruh in die Adern treibt, nicht unähnlich; es war als tanzte der Herbſt mit ihm; wie große Herren nach Schlachten und Krieg ſich Feſte geben! man geht doch hin, und man erfreut ſich doch; weil es auch erfreulich iſt. So ſchlecht wohl war mir, und angenehm ſchlecht! Nun lockte mich wieder die Brücke, ich ging hinüber, klar war das Waſſer, die Sonne recht warm, und ich nach dem Schiffbauerdamm. Da dacht' ich, das iſt Varnhagen's Weg, nach der Charité. Und mir wurde wieder weh! In der größten Sonne weiter! Am Ephraim'ſchen Garten mußt' ich umkehren; es wird zu einſam, und durch den Thiergarten konnt' ich doch gar allein nicht. Ich ſah Deinen Weg noch einmal an, und kehre langſam um; indem ich's thue, hatte ich die Sonne hinter mir, und einen herrlichen, dicken, grünen, von ihr beſchienenen Baum vor mir, der im Ephraim'ſchen Vorgarten ſteht. Ich gehe heran, um niedrighängende, noch ſehr konſervirte Blätter für Dich zu nehmen. Ich konnte es nicht aushalten, den Baum allein zu ſehen: er hatte mir das Herz erquicken können! Als ich aber heran kam, war der Zweig doch viel höher, als es ausſah. Ich war ganz allein; ein Bürger kömmt vom Thiergarten her an, mit einem Stock

unter dem Arm, einem grauen Kleide, einem dreieckigen Hut. „O! mein Herr, Sie sind doch größer als ich, der Baum ist noch so schön grün, reißen Sie mir wohl ein Blatt ab!“ Der Mann suchte mit großem Antheil das grünste, gab es mir recht mit Freude; und als ich mich bedankt hatte, und von ihm ging, sah er mich mit großem Vergnügen an; er schien sich zu freuen, daß Eine mit einem Schanzlöper, und Hut und Schal an so was Vergnügen findet. Ich habe es in Wasser gestellt, und schicke es hier mit. — Als ich zurück in die Friedrichsstraße kam, ward mir ganz matt, die Sinne schwanden mir: ich war seit meiner Krankheit noch nicht so viel gegangen; und hatte sie vergessen. Ich nahm mein Bewußtsein strenger zusammen, und kam, ohne Ohnmacht und ohne Sonne, nach Hause. Ich aß, las, und ging zur Guten. Da fand ich Raimend. (Cellier kommt jetzt selten, aber grüßt Dich sehr: nimmt an, daß ich Dich liebe; und sagt, ich habe sehr Recht; ich stritt nicht ein bischen. Er findet Dich wirklich sehr gut.) Der sprach von einem Freund der sehr gut deklamirte, aber weder Talma noch irgend einem nachmachte. Ich bat ihn er möchte ihn bringen, und er brachte dann gestern Monsieur Richard. Er sagte die Szenen, wo Othello vor dem Senat erzählt, durch welche Künste er Desdemona bekommen habe. Da mahlte er sie selbst ab, anstatt mit Entzücken, mit Seligkeit: mit Unglauben und Nichtbegreifen; er machte ihr nach. Falsch! Dies ist sehr französisch: jedoch auch deutsch. Dann sagte er eine Szene, wo Achill von seiner Geburt spricht, und was er thun will. Die sagte er wie ein Götterſohn! und schon mit einer physischen Löwenkraft. Auf unser Lob wiederholte er die erste Szene, weil er sie matt fand, und nun erst en train war; aber in eben dem Sinne und also wieder schlecht. Nun frug er nach Molière, und ich erschrak, wie er Tartüffe aufschlug. Zu bekannt! dacht' ich: aber ich Esel dachte nur an den Gang, an den Plan des Stücks. Er las den also! — Und ich lachte so, wie bei der vollkommensten Vorstellung. Wie ich in Iffland und Langhans in fünf Jahren nicht lachte. Diese Vollkommenheit ist aber selbst schon zum Lachen! Und Molière, — diese Sprache! — die hatte ich wieder vergessen — diese sprudelnde Bewegung, dieser Witz, der gar keiner mehr ist; sondern Leben, die Sache! O! ich bitte Dich, geutire den! oder vielmehr, höre ihn von Franzosen, und Du mußt es. Zu dem und Lafontaine möchte ich Harfcher zu

Hülfe rufen! Ich litt wieder, denn ich gönnte mir es gar nicht! Ein wirkliches französisches Spektakel. Großmutter, Mann, Frau, Jungfer, Tartüffe, Bräutigam, alles spielte er; schreien vor Lachen mußte man: und ohne krasses Nachmachen, ganz edle Nüancen, und doch die ächteste Komödie! O! hätte ich einen Zeugen, dem Du glaubtest! hätte es nur Chamisso oder Neumann gehört! Harscher hätte gewiß wie ich lachen müssen. Und sei nur still! ich dachte wohl vorher an Fichtens Wort des vorigen Winters: „Sie halten ein Lehrgedicht in Versen für ihre beste Komödie.“ Und fand es doch so göttlich! Wort für Wort! Der Mensch hat großes Talent. Vorher marterte er mich. Er hat erloschene Augen, und wandte natürlich wegen meinem Zuhören das Gespräch an mich, also mußt' ich ihn ansehen. Und sein einer Augapfel hat einen besondern Fehler; die eine Iris, das Schwarze im Auge, ist nicht ganz. Ziegen haben es doch so ⎓, er hat das rechte etwas so [], anstatt rund; für Andere unmerklich; aber mich schwindelte es so, daß ich die Lippen beißen mußte, hinausgehen wollte, und ihm mit der höchsten Anstrengung immer in's linke Auge sah. Raimond sagte immer, von meinem Lobe ergriffen, und auch vom Meister: „Quelle profonde connaissance du cœur humain!“ und es war so wenig die Rede bei Molière vom cœur humain, als bis jetzt hier von Bomben. Wie die das nehmen! Und lachen bei denselben Stellen. Aber sie nennen etwas anderes cœur humain. Wie ich Molière so sehr liebte, erzählte mir Richard diese Anekdote von Piron: Il était au parterre, à voir le Tartuffe; et en fut si charmé qu'il disait toujours, oh! oh! que c'est beau, divin, charmant! enfin, des interjections; quelqu'un qui se tenait devant lui, lui dit à la fin: Monsieur, vous oubliez que vous êtes dans un endroit public et que vous n'êtes pas seul! Comment? criait — aber schreien muß man — Piron, insensible! vous n'avez donc point de cœur? vous ne savez pas que, si cette pièce n'avait pas été faite, elle ne le serait jamais! Adieu, bester Freund, nimm den Brief wie er ist! Den schicke ich nun wieder heute des grünen Blattes wegen. Einigemal dachte ich, mit Bedacht einen Posttag zu lassen, damit Du Dich nicht ängstigst, wenn ich mal nicht schreibe. Aber, mir war zu weh! erlaube und verzeihe es mir. Ach, und ich weiß noch so viel! Ich bin aber so müde! Ich hätte nicht sollen von Dir gehen

in Düben. Adieu! Grüße Harscher. Mein Leben ist jetzt ein Schreiben. Adieu. Rahel.

Werde nicht traurig! Man muß sich ja wenigstens schreiben können! man kann doch nur so wenig schreiben. Künftig eine Abschrift sur l'imagination. Adieu!

An Varnhagen in Tübingen.

Sonntag um 9 Uhr, den 6. November 1808.

Gestern gegen 4 schickte ich meinen Brief an Dich weg, und nach 5 bekam ich Deinen aus Nürnberg. Er liegt jetzt neben mir: Theurer, Herzensgeliebter! Es giebt keinen Namen dies Herz-Zerren auszudrücken! Du Lieber! Schon gestern Abend würde ich geantwortet haben; aber, bei rasendem Nordostwind hatte ich mich entschlossen, zu Hause zu bleiben, und bis er sich gedreht, nicht wieder aus der Hausthüre zu gehen; als ich aber eben Deinen Brief bei Lichte las, und das Katastrophen-Mädchen auch wieder bei mir saß, kam Hanne herauf, frug mich über meinen Abend aus, und als sie hörte, daß ich zu Hause bliebe, war sie wie außer sich, und ich mußte ihr bei Leib und Leben versprechen, hinunter zu kommen, weil Righini mit Mlle. Schmidt, seiner besten Schülerin und ihrer Lehrerin, kämen, und Musik machen würden: die beiden Mädchen konnten nicht so lange bleiben, bis ich Brief und Journal gelesen hatte. (Hanne las ein wenig Dein Journal: sie ist eingenommen von Dir, und zeigt es mir auf eine liebe Weise: sie spricht mir, und ich oft ihr, von Dir; Du weißt, wie ich sie liebe, die Ehrliche, Natürliche, und wie diese Aeußerung meine Liebe vermehrt! „Einer von unseren Lehrern, sagte sie vor vierzehn Tagen zu mir, hat solche Sprache wie Varnhagen, was mir das für Vergnügen macht!" — „Ich gehe jetzt sehr gern in die Schule", sagte sie schon vorher: und erklärte mir es anderweitig, und sehr richtig.) Nicht lange nachher, ich las natürlich noch immer, schickte mein Bruder mir Fanny, und ließ mich noch einmal sehr höflich bitten. Ich ging hinunter; fand sie schon, und ward wie eine Erscheinung aufgenommen. Wie das größte Amüsement. Du wärst zufrieden gewesen! — dachte ich gleich. Es wurde sehr schöne Musik gemacht. Und ich mußte weinen, wie der Souffleur im Meister, bloß weil sie

ſchön war: ſo geht es mir ſchon ſeit lange. Mich ergreift's, daß es noch ſo was giebt: da ich (und Alle) ſo verſchlagen lebe! Wir aßen gut, es war niemand da, als Vetter — dem ich von Jean Paul erzählte. Ein innerlichſter Anhänger! Die Kinder ſo erfreut, und artig, ſo beruhigt, und gehalten, und frei von meiner Gegenwart, daß es eine kleine innere Fête war. Auch die Eltern wußten gar nicht, woran ſie waren, und woher es kam. Hanne glänzte vor Satisfaktion: und ſang ihrem Oberlehrer — die Mutter nannte ſie witzig ſein Enkel — eine ſehr ſchöne Ariette von ihm, ohne das geringſte Unangenehme, ohne Fehler. Gegen 12 ging ich hinauf, und langſam in mein Bette. Schlief ich? Dein Brief wogte mir in der Seele hin und her: mein Zimmer war geheizt, ich hatte meine grüne Decke, und ein Bett drüber, und konnte aus reinem Froſt nicht ſchlafen. Dies nimmt bei mir zu, daß ich die Kälte aber auch gar nicht ertragen kann: je mehr ſich mein Körper ausbildet: oder vielmehr umbildet. Wie ſoll das werden!

Zuerſt von Deinen Verſen — Du ſchreibſt dies zuletzt! — Du Geliebter! auch meine Sehnſucht und zum erſtenmal mein Verlangen nach Dir war heute Nacht zu groß! Mein Herz war dazu zu zerquetſcht bis jetzt! Du haſt's erhoben: mit Deinen Fragen an mich, zu Geliebter!!! Nichts anderes als Dich lieb' ich! So iſt ja Liebe immer bei mir. Nie noch; nie, nie, nie hab' ich mich untreu erfunden. Und Du kannſt es gewiß glauben, Liebe und Treue iſt Eins. Daran ganz allein, und ganz gewiß kann man wiſſen, ob es wahr iſt, daß man liebt; ob man untreu werden kann, oder nicht: kann man, ſo war es nicht wahr. Kann man, ſo hat Wohlgefallen, was eben kein Mißfallen war, mit vielfach fremden Urſachen, einen bis zur Unruh und zum Vergeſſen verhetzt; aber weiter nichts! Unſere Sinne behalten ſich alsdann was Beſſeres vor, und unſer Herz war nicht getroffen; und rührte auch nicht unſer übriges Gemüth. Das glaube nur! Dich lieb' ich. Alle meine Briefe werden es Dir ſchon beantwortet haben: und wenn Du mich liebſt, zu welchem Vergnügen! O! wie thut ein Wort, ein Ausdruck meinem Herzen wohl, oder weh, von Dir. Freilich, geliebtes Herz, iſt das „keine Treue, die man ſich rettet", das denk' ich mit Dir, für Dich und mich: aber das iſt Treue, die mit unſerem Blute tief und geſichert im Herzen ſitzt; wollteſt Du meine da wegbringen, Du müßteſt mein Herz zer-

ſtören, und vorher dies Blut in Thränen umſchaffen! — und diesmal noch Dich umändern, damit meine Meinung von Dir verginge. — Nun, dann ging' es: ſo ging' es. Ach! — wie kann ich das manchmal fürchten. Theurer Freund, könnt' ich mich jetzt an Dich drücken; es wären mildere Thränen.

Du ſchriebſt mir nur geſtern — jetzt wirſt Du's wiſſen — wie es mit meinem Italiäniſch iſt, und ich habe gleich einen Meiſter zum Leſen beſtellt; der ſichern Stunde, und des Dictionnaire's im Anfange wegen. „Das Wahre darf kein Menſch beklagen", ſage ich mit Dir: und ſo biſt auch Du frei; frei, frei zu ſein! —

Deine Verſe! „Die Felder ſtehn im warmen Sonnenſcheine", gefällt mir überaus! „Die Herbſtesfäden", Kanaille! Du fängſt an, ſchön zu ſehen! „Was ich nur Dir und Sommeraun'n darf ſagen"; ſchön! So auch das Gedicht mit dem Baum! Ich fühlte es gleich, woher es kam! Hätteſt Du's nur den Anderen nicht geſchickt: nicht gleich! es war mir recht bitter; es hat mich recht verletzt. Aus Eiferſucht nicht allein. Wenn wir uns mal ſehen, werd' ich Dir's ſagen: auf'm Papiere kommt es ſo hart; ohne Ton, ſteht ſo lang! Aber Du ſelbſt wirſt Reue gefühlt haben, indem Du's thateſt: ich bin es ſicher. Oder die beiden Gedichte waren nicht an mich; und ich habe mich geirrt. Bis zum Schmerz geliebter Freund! So eben habe ich Deine Zeilen geleſen, wo Du mir mit Worten ſagen kannſt, wie Du mich liebſt, warum Du mich liebſt! o! ſage es mir! das iſt ja jetzt meine einzige Luſt! entfernt von Dir, ich ſehe Dich, Deine Blicke ja nicht mehr! Ich möchte mich Dir „an's Herz werfen!" ach, Du weißt die mir geſagten Worte wohl nicht mehr, die Du mir ſchreibſt! Wie bleiben die Menſchen blind, die nur Bücher leſen, und nicht lebendige Liebe, Deine Briefe! „Mein Sinn, meine Freiheit, meine innere Ordnung" liebt Dich! — daß ich es ſage: Deine Liebe zu mir! die iſt ſo, die iſt ein ſolches Ergreifen von dem, was ich ſelbſt, und bis jetzt allein, in mir liebe, und erkenne, daß es jenſeits aller Eitelkeit liegt; Eitelkeit iſt Hohlheit, nichtig; dies iſt das Reelſte, was Menſchenſeelen erzeugen und genießen können. Und ich ſollte mein übernatürliches Glück! nicht mit Thränen empfangen, erkennen, aufnehmen, genießen: und nur im Tode, im wahren Aufhören, im Zerreißen, laſſen? Du kennſt Deine Briefe nicht: nur Liebe, nur Liebe zu mir kann ſolche hervorbringen. Fieber machen

ſie mir, aus Beſtreben, Dir drauf zu antworten: Dir auch zu zeigen, wie es in mir lebt. Vergebens! Thränen werden es! Sehnſucht! feindliche Angſt, Dich zu verlieren! Du ſchreibſt mir nach einem ganzen Strudel verſtändiger Kinderliebe — laß mir dieſen Ausdruck: — „Es ſieht aus, als ob berechnender Verſtand in den Augen wäre, womit ich eben Dich und mich angeſehen, aber, theure ſüße Rahel! das innigſte Herz iſt darin, das brennendſte Gefühl macht dieſe Berechnung!“ — „Gott, wie heiß glüht jeder Puls nach Dir, und müht ſich umſonſt ab in den engen dunklen Höhlen!“ So iſt auch mir, Geliebter! Freue Dich! jeder Schmerz iſt für den Anderen ein Glück. Ja, ſolcher Witz iſt die Liebe! das Modell zu allem was erfunden werden kann: von Menſchen; die nichts können, als lieben, und dies ihr höchſter Meiſter: und Probeſtück; Krone, Lohn, und Beglaubigung! Wer aber drückt ſie aus wie Du; ihre geheimſten Regungen, ihre Gründe! denn auch ſie hat Gründe: Du Liebling! Frage mich noch, ob ich Dich noch liebe, am meiſten liebe! So hieß doch Deine Frage. Falſches Herz! theurer, geliebter Knabe! Noch eins aus Deinem vorigen Briefe muß ich erwähnen, was mich aus dem Grunde freute. Du ſagteſt, Du wäreſt jetzt lieber ein großer Schauſpieler, als ein Dichter. Wie bürgt mir dieſe Aufwallung für ein neues Leben in Dir. Gott, wie freue ich mich Deiner Entfaltung. Lieber Kelch, was enthielteſt Du! an meiner Bruſt erwärmt, an meiner Liebe! Wie aufgegangen. Wenn ich es nur nicht allein wüßte! ganze Städte machen um Minderes Lärm, und Feſte! Und ein ächter, ſchöner Menſch! Soll ich ſchweigen? Ich bin ſo ſelig, und ſo ſtolz, und ſo unruhig. Mein Geiſt und mein Herz hat ein Kind! dies Kind iſt mein Geliebter. Ein Theil des Olymps iſt übereingekommen, mich irre zu machen; und ich ſollte bei Verſtand bleiben! Was geben mir die Götter, und was verſagen ſie mir! Soll ich auf ihrer Erde nur weinen, entzückt ſein, lieben, ſehen, und nicht Wurzel faſſen! –

Nürnberg ſieht Aachen, Leipzig, und dergleichen, ähnlich? mein kleines Konſtantinopel! Schade, daß Du die Dürer nicht faßt, wenn auch nur flüchtig! Die und Holbein liebt mein Herz. Ich weiß alles was Du von Harſcher ſagen kannſt, wie Du's meinſt: laß Dir freien Lauf! ich lieb' ihn genug. Zieten, den ich hier wie er ſich nennt (Liberati) nennen werde, will ich gut aufnehmen, wenn er zu mir kommt. Wie iſt der

zu beneiden! Wie irrſt Du Dich, Varnhagen, wenn Du ihm Meiſtern vergleichſt! Meiſter wollte ſich hinaufklimmen durch dieſe ausübende Kunſt; und Zieten verläßt Stand und Geſellſchaft, wie man Banden und unbequemen Kleidern entſteigt, iſt von Kunſt und Freiheit bezaubert, will ſie ſelbſt koſten; verläßt, deſſen er ſich nie entäußern kann, als zu ſeinem Vortheil; denn jeden Augenblick, iſt er wieder Zieten wenn er will: mit einem Degenhieb verſtummt jeder Ton des Tadels: und unterdeſſen hat er der Liebe gelebt, weil er mit Geringem verlieb nahm, was ihm ſein Spiel ſchafft, worin ihn ſein Bewußtſein über das, was er wirklich zu fordern hat, beruhigt. Der Glückliche! mit ſeiner Tunika, und ſeinen geretteten Pferden. Wenn ihn das Mädchen liebt. O! gewiß! — In's Theater kann ich nicht gehen: die Stücke ſind zu elend, die Schauſpieler und ihr Geheimerathsgeiſt mir zu verhaßt: ich bedaure Zieten! jedoch will ich ihm nichts verekeln.

Freilich kommt unſer König! und die Menſchen ſind wie außer ſich. Es iſt auch, wie die Dinge ſtehen, ein Glück.

Denk Dir', Varnhägken, mein Erſtaunen! Das Lied vom Häschen ſingt mir Line alle Morgen vor, wenn ich ein bischen traurig ausſehe. Und ich dachte immer, ſie ſage falſch, wenn ſie ſang: „Wenn ich an mein Unglück denk, Thut es mich von Herzen kränk". Sie mußt' es mir geſtern ganz ſagen, und es iſt eben ſo. Sie weiß es von jemand aus Prizwalde in der Neumark. Sie will immer gegrüßt ſein; und Dich grüßen. — Dieſen Morgen ließ ich mir Dein geſtriges Journal um etwas über Jean Paul nachzuſehen, nochmal mit einem Billet von Neumann holen: er ſchickte mir einliegendes; Du wirſt daraus ſehen, daß er an Wilhelm von Schütz geſchrieben hat: ich habe das einemal, daß ich ihn ſah, ihn ſehr dazu beredet: und wie ich ſehe, glücklich: Du wirſt auch ſehen, daß Fouqué hier iſt: glaubſt Du, ich habe den Muth ihn bitten zu laſſen? Gott bewahre. Und es iſt doch Dein Freund. Er könnte gar mit der Frau hier ſein, und vornehm ſpielen; ich müßte vergehen! für ihn noch beſonders! Auch vertrage ich's nicht mehr; als käme es mir in den Magen. Wenn ich da die Beſcheidene ſpielen ſoll, werde ich ganz verlegen. —

Ich bitte Dich, Varnhägeken! ſage nicht mehr „Brüſte", in Deinen Verſen. Sie thun es jetzt Alle. Bei uns, im Deutſchen, hat es durchaus den Nebenbegriff von häßlich! Häßliche Brüſte! ja. Spricht man von einer Frau, und ſagt

Bruſt, ſo weiß jeder Menſch, wie ſie iſt, und ſein ſoll, und meiſt denkt man ſie ſich ſchön, wenn nicht Epithete ſie noch ſchöner oder häßlicher machen. Mir zu Liebe, Schnäuzken! Friedrich Schlegel hat dies Unglück über die Welt gebracht.

Ich bin wie außer mir, daß Jean Paul auch die Flegeljahre für ſein Beſtes hält! — und ſie fortſetzen will. Darin iſt er offenbar am weiteſten mit ſeinen Ideen über alles; nun muß ich ihm wirklich ſchreiben! Und daß er phantaſirt, wenn er dichtet! Ich dachte immer, ſolche Phantaſieen könne er ſo viel ſchreiben als er wolle: aber an Muſik dachte ich nicht. Siehſt Du! Er iſt auch böſe über Euer Spiel mit Goethe, — das Auftreten Wilhelm Meiſters in Eurem Roman! Was von ihm ſelber darin vorkömmt, iſt ja ganz gut, finde ich: der Götter-Steckbrief. Den Unerſchöpflichen kann man ja ewig nachmachen.

Heute habe ich ein Billet in einer Loge genommen, die meine Schwägerin hat, ihr zu Gefallen; der Dorfjahrmarkt, Oper, und ein Ballet. Die kleine Eunike ſpielt: ich weiß noch nicht, ob ich durch den Wind laufe! Adieu, liebes theures Geſchöpf, für jetzt! ich bin ſo müde! Adieu.

Montag Vormittag, den 7. November 1808.

Guten Morgen, Lieber! Laß mich das Häßlichſte erſt vom Herzen herunter haben! Dich und mich bitte ich um Verzeihung, daß ich von dem verworfenen adlichen Lothario noch einmal ſpreche. Ich ſchrieb Dir das letztemal, daß ich den Vergleich mit ihm und dem Meiſterchen in der Zeitung zu ſehen liebte. Der Teufel könnte wollen, daß Du zu prompt ſeieſt! Setze ja nichts hinein ohne mich. Gar nichts! Die Elenden! Ich habe ein Meiſterwerk als Antwort auf einen Brief, den ich ihr ſchrieb, von der Gräfin ***. Zeile vor Zeile könnte man vor dem Gerichte jedes geſunden Kopfes kaſſiren laſſen: und Zeile vor Zeile widerſpricht ſich ſelbſt in dem niederträchtigen Sinn, den ſie ihren eigenen Gedanken zur Darſtellung übergab: ein Spuk von gutem Kopf machte ihre eignen Reden untereinander zu Schanden. Ich antworte dieſem adlichen Aaſe nicht! Dies iſt nicht nur ein Schimpfwort. Sie beträgt ſich nicht als eine lebendige Adliche — handlend nach welchen Grundſätzen es auch ſei! — ſondern es iſt wahrlich ihre Aeußerung die Ankündigung eines Verweſens, der ekelhafte Rumpf eines vorigen Seins liegt da, ohne noch von neuer

Organisation zum Leben aufgenommen zu sein! Viel zu viel von ihnen! —

Ich friere noch immer so, Varnhagen! Gestern war ich im Theater. Da war es hell, die Kinder mit mir, das war aber auch alles. Ein Ballet, wo drei schlecht tanzende Indianer immer aus einer Iffland'schen Höhle hervortanzen, bis — wie vom Konditer angezogene — Spanier im Mittelmeer — hinten in der Mitte — landen wollen, die auch, kaum auf dem Boden, wieder schlecht und à propos du maître des ballets tanzen, und wo ein dicker Bootsmann, mit einer Flasche, betrunken aus dem Schiff sich auf eine Bank schlafen legt, die zwei Indianerinnen finden ihn, rufen den Indianer, trinken von der Flasche, nehmen eine Pistole, die losgeht, fallen zur Erde, Spanier laufen hinzu, die Indianer weg, man zieht sie aus der Höhle, giebt ihnen Halsbänder, eine Uhr die repetirt, die Indianer gebärden sich wie ihre — eigentlichen — Lehrer, die Affen in der Zauberflote, ein Spiegel entzückt sie: sie begucken ihn immer von hinten — mein einziger Genuß im ganzen Ballete — die spanischen Damen sind die Christenheit selbst von Galanterie; man schickt sich zur Abfahrt; ich kam aber den Schiffern zuvor. Dies nennt man ohne Umstände, großgedruckt: die in Indien landenden Spanier. Und die Kasse lacht sich die Haut voll, statt sie voll geprügelt zu kriegen. — Nachher ging ich zur Guten, da fand ich Nette Markuse. Die Gute sprach viel von ihren Büchern, ich bekam beinah Krämpfe, redete nichts, und hielt mir die Hände um es auszuhalten: zum Glück hatte ich Brustschmerzen von der Kälte: das thut sie mir jetzt im Zimmer; sonst fühlt' ich das nur bei heftiger Kälte, bei vielem langen draußen sein und laufen. An Süden aber glaube ich auch nicht mehr: schon lange nicht: und alles bestätigt mich. Es sind Briefe aus Bayonne vom 16. Oktober hier, wo die Menschen sich zum Erstaunen über die Kälte beklagen, die sie ausstehen müssen. Schreib mir von Deinem Wetter! Meine Brust ist im Bette wieder besser geworden: jedoch bin ich die eigentliche Heiserkeit, oder viel deutlicher, wie die Franzosen sagen — le rhume de la poitrine — nicht los. Denk Dir nur nichts dabei! denn ich nehme nach meinem Fieber wieder zu: mein Fleisch ist schon wieder ganz feste. Meine Nerven spitzen sich bloß immer mehr: und wollen lauter Gutes haben! Dich, und gute Hitze!

Nun muß ich Dir wieder von den Urquijo'schen Briefen sprechen! Vergiß nur um Gottes des Allmächtigen willen nicht, daß sie auch das Verächtlichste, was nur in meinem Leben ist, enthalten; meine größte Türpitüde! Dieser Fleck war faul. Obgleich es die reinste Flamme war, die mein Herz verbrannte, von ihm selbst entzündet. Ich leg. Die schönste Lüge, die einer wahren, großen Leidenschaft. Ich log; um mir das Leben zu fristen. Ich log; ich sprach die Forderungen meines Herzens, die Gebühren meiner Versen nicht aus; um das mörderische Nein nicht in Worten zu hören; ich ließ mich ersticken; ich wollte mich nicht durchbohren lassen: elende Feigheit; ich wollte, Unglückselige! das Leben des Herzens schützen; ich stellte mich vor, ich stellte mich hinter, ich bog, und bog, und bog. Als ich endlich, niedrig behandelt, mein eigen Herz auf das Schild legte, und wie mit dem Schwerte das „oui" außen auf dem Brief forderte, war es wirklich aus. Meine Seele wußte es vorher. Es ging aber um den Werth, um die Möglichkeit meines Seins überhaupt: und ich übergab mich — wie ich ihm schrieb — der Verzweiflung, die ich nicht kannte: niemand kennt sie; sie und den Tod: und wer die nicht fürchtet, der weiß nur nicht, was das ist: nicht wissen. Wählen muß man sie aber beide manchmal. Und auch den Tod hätte ich erfaßt; hätte es meine Meinung erfordert, ich weiß es. So war ich lange niedrig: Du wirst es in allen Briefen sehen; vergiß aber mein eigentliches Ich nicht: und überschätze auch nichts. Lange hätte ich gerne diese Lüge grade, worauf sich die Besten unseres Zeitalters etwas einbilden, und welche zum Theil die ganze neue europäische Liebe konstituirt, recht auseinandergelegt, bezeichnet, in all' ihren Verzuckungen und Reticaden dargestellt, zerlegt, damit sie nie wieder lebe; aber so gewiß und wahrhaft sie mein Geist erfaßt hat, so hat er doch nicht Kräfte, sie Fichtisch zu zerlegen, oder Goethisch verüberschreiten zu lassen: wie ein zitirter Geist, der sich stellen muß. Geläng' es Dir, Freund! — von dem ich, trotz meiner helperigen Worte, weiß, daß er den gräulichen Sinn meiner armen Rede verstanden hat. Ich glaube, hätte der Gubernater dieser Erde nur ein Exempel solcher Liebe, in all' ihren Wendungen und Möglichkeiten, in ihrer höchsten Kraft, Aechtheit und Reinheit, gewollt, gepaart mit dem höchsten Bewußtsein über sich selbst, und also in größthöchster Möglichkeit ihrer Martern, wo der ganzen Seele Umfang, wie mit Facetten versehen, diente, jeden

Schmerz reflektirend zurückzuschicken, so wäre es mit mir genug gewesen: wie ich es oft in Gebeten forderte. Aber wir, und alles was wir wissen, bezieht sich auf etwas was wir nicht wissen; und daher kann man auch so viel schwatzen wo nichts dahinter ist: und schweigt so selten; weil es doch schwerer ist an das zu denken, was man nicht sieht. (Hier hat mich Quast und Nebert gestört.) Dies ist alles Urquijo begegnet; wie sonderbar! Er weiß von nichts. „O! wie sonderbar ist es, daß uns nicht allein das Unmögliche, sondern auch so manches Mögliche versagt ist!" Mein einer Text aus dem Meister. Darauf brachte mich diesmal nur das Wort: sonderbar. Wie allein habe ich sein müssen! Sieh, ich konnte nicht einmal einen Freund finden, — Du hast mir in den ersten Tagen unserer Bekanntschaft abgefragt, was ich unter einem Freund verstünde; und als ich fertig war, sagtest Du: dies haben die Alten Freundschaft genannt; es sei die antike Freundschaft, — und die hohlen Luftbilder belebte ich alle selbst. Ein Roland, ein Don Quixote ist nicht wahrer, wahrhafter, als ich. Der Menschen Begehren sicherte mir ihr Leisten; ich glaube, sie hätten nur zu fressen brauchen — nun gar weinen, oder wünschen! — um daß ich sie hielt für das, was ich war. Und doch betrog mich keiner. Ach! wär' ich nur einmal — von diesen vier Worten ist ein jedes zehnmal unterstrichen — betrogen gewesen, so kennt' ich doch die Hoffnung! Bei mir aber, ist beschlossen, soll die nur mit der wirklichsten Gewißheit zusammen eintreten. — Du wirst schon alles aus meinen Briefen nach dieser Erinnerung, und der Kenntniß, die Du von mir hast, ergänzen. Ich vermag nichts zu sagen. Das Wesentlichste, bis jetzt Unsägliches bleibt zurück; das, was ich aussprechen soll, das, was nur sich auszusprechen vermag, kann, wenn es auch Schmerzen nur erzeugt haben, nur im Glück ausgesprochen werden (wenn es auch scheinen mag, mein Schmerz sei beredt); im Glück, oder im Tod. Bis dahin bindet Scham mich noch. Wahres Unglück schämt sich; habe ich immer gesagt: oder vielmehr nie; einmal mir es selbst aufgeschrieben. —

Es ist zwei Uhr, die Sonne scheint über das Feld von Dächern, was ich mitten aus meiner Stube durch meine Fenster sehe; es ist aber kalt, ich geh' nicht aus, in der fremden Stadt. Ich bin in meiner einfenstrigen Stube; weil sie leichter warm wird. Du weißt doch noch ungefähr, wie es bei mir ist: ich weiß aber von Dir gar nichts. Gott, Gott! Barn-

hagen, wie gerne ſchriebe ich Dir einen ermunternden Brief! Wie gerne wollte ich Dir geſtehen, daß mich etwas freut! Laß Dich nur von mir nicht niederſchlagen: Du ſollſt ja ſtudiren! das ſoll ja helfen zu allem. Du Herr Gott — hätte ich nur Geld, kein Wort wollte ich mehr verlieren. Aber ich kenne wahrhaftig ſolche Leute, die ohne Geld doch alles unternehmen: und es geht; die können aber auch Schulden aushalten. Und Gott weiß was! Aber ich kenne welche. Eine derbe Schlechtigkeit thäte ich nun beinah bald! es dauert zu lang! Adieu! ich bin wieder ſo müde! Sei nicht böſe auf mich! ich war ſo ennuyant!

Dienstag um 9 Uhr, den 8. November.

Es thut mir recht leid, Dir ſo ungraziöſe, ſo wenig erfreuliche Briefe, und auch ſo ſehr ſchlecht geſchriebene — das ſeh' ich eklatant aus Deinen — zu ſchicken. In meinem letzten nach Dresden hin dachte ich nicht zu klagen: Du ſahſt auch, ich habe mich bei der Abreiſe nicht gebärdet; ich kann ja nicht dafür, daß wir inniger und vereinigter gelebt hatten, als ich ſelbſt dachte, und Du auch! Ach! wäre mir immer ſo klar, als geſtern Abend! Nette war bei mir — eine Art Verfolgung, aber wenn ich ſie jetzt verſtoße, hat ſie Aſyl und alles verloren; ſie wohnt zwar wie immer bei der Tante. — Sie lenkte das Geſpräch wie immer: und ich ſagte ihr, Finck käme mir vor wie ein Kind; ich hätte keine Erbitterung, fühlte keine Amertüme; ſie wunderte ſich ſehr: ich habe ihn auch nicht zuletzt geliebt, ſagte ich ihr — obgleich dies nicht der merzende Grund war, — aber auch über Urquize bin ich nur böſe, daß er noch jetzt Verträge macht, daß ich nicht kommen ſoll, wo er iſt; daß er's ſich beim Prinzen Louis unterſtand; das einzige — er hätte alle übrigen — Haus in der Stadt, wo ich während drei Jahren hinging; ſonſt iſt er ja ſo unſchuldig wie das Beil, das einem großen Mann den Kopf abhaut: er kann ja noch zehnmal hintereinander auf Welten wie unſere kommen, ohne ahnden zu können, daß es je ſolch Geſchöpf geben kann, wie ich bin. Und ich ſehe es ein, ich muß ihm odiöſe geworden ſein, mit meiner Liebe, und meiner Denkungsart; muß ihn ſo konfuſe gemacht haben, daß er mich für ein Monſtre hielt wie's keines giebt; für eine Fanfrelüche, einen Mephiſtopheles. Und man kann nicht lieben, wenn man will. Sie ſagte vieles dagegen, was er dann nicht hätte thun oder dulden ſollen. Ich

aber konnte fortfahren, klar über mein eigenes Ich zu werden, und o! könnte ich jetzt so sagen! mein Brief wäre nicht so schlecht: glaube es. Solche Geschöpfe, wie ich, werden nie aufgenommen: ich weiß zu viel, und halte mich selbst; dies ist keine Grazie; die Attitüde des Auflegens ist eine, und wird gesucht, reizt zum Aufnehmen. Nun haben zwar die anderen Geschöpfe auch ihr Unglück, sie wissen von nichts; sie sehen das gar nicht, was mich in ihrer Lage, in ihrem Glück zum Wahnsinn bringen kann; aber es bleibt beim nicht wissen; und mein Unglück ist doch größer, denn ich kenne es und die Nothwendigkeit davon, wie meine Existenz, größer, mehr, höher — ich kenne das Wort nicht! — ist. Ach! ich wußte gestern auf einen Moment — aber ich sagte es Nette'n nicht — alle Gründe, warum es mir so gehen muß: und es beruhigte mich ganz, einen Augenblick — immer vermag das der Geist über's Herz. Und doch weint' ich den herbsten Wünschen wieder überliefert, den größten Wogen des Gemüths! Ich wußt's auch gestern schon; und der Wunsch, es möchte doch nicht so sein, und mir die Helle des Augenblicks bleiben, wie gutes heilsames Wetter, war mein erster Wunsch, aus der dunklen Zukunft im Herzen; da liegt sie zu ewiger Entfaltung drin! Verzeih mir! auch Dir zeige ich mich so ungraziöse. O! ich verstehe es ja sehr gut, was schön ist oder nicht: und sehe auch das; wenn es auch mich betrifft. Aber sei nur ruhig, und mach Dir keine Sorge! Du kennst mich ja in der Nähe, und da bin ich besser: bequem, leicht, und lustig genug. Auch weißt Du, habe ich ja einen starken Hals, wie ich Dir schon sagte, und wende den Kopf wohl wieder empor, aus dem finstern Abgrund! Eins muß ich Dir noch sagen, was ich gestern in meinem Bette dachte, und das zum erstenmal in meinem Leben. Daß ich mich, als ein Verwandter, und eleve von Shakespeare, von Kindheit an mit dem Tod beschäftige, kannst Du glauben. Aber noch nie konnte mich mein Tod rühren; und auch daran, daß das nicht so war, dachte ich nicht. Gestern aber, in meinem Bette, dacht' ich, daß ich Dir doch heute noch schreiben wollte: wenn Du an das denken wolltest, was mir begegnet ist — da Du doch so vieles weißt, so viel eigentlich, und nur vieles noch nicht, — so sollst Du auch denken, daß einen Tag, von dem ich Dir schon sprach, ich mit Urquijo im Thiergarten von der Bleiche aus ging, und ich eine schöne fremde Dame in einem Wagen in der Nähe sehen wollte, er, ohne daß ich errathen

konnte warum, ganz wüthend und zusammenhangslos geworden war, er mir sehr Hartes sagte: und ich nur seufzte: Dieu! Dieu! er hinzufügte: „Que veux-tu, Finck t'a déjà traité comme cela, cela ne doit pas être nouveau pour toi!" Dieu! sagte ich beinah nicht zu ihm, im tiefen Walde, gegen dem Wasser, bei der Abendsonne, si cela était dit dans une tragédie, tout un parterre frémirait, en fondrait en larmes. „Eh bien! sagte er, c'est vrai: cela-même devrait te détacher de moi; cela devrait te prouver que nous ne pouvons pas vivre ensemble", — dergleichen war das letzte, unterstrichene, das andere wörtlich. Ich schwieg und sah in die Luft. Dann später sagtest Du mir: Nemesis habe mich einen Urquijo, und den so finden lassen müssen. Und dann in Charlottenburg: „Ich wünsche Dir Urquijo zurück, der wußte Dich zu schätzen." Mit Nemesis hattest Du Recht: denn ihr Kreis um mich, in dieser Sache, ist geschlossen. Aber wie habe ich denn verbrechen, daß Einer mich dem Anderen in die Hände wirft, bis die Göttin selbst wieder vor mir steht, mich versteinert und beruhigt! Daß ich Liebe, in einem Herzen von Sanftheit und Liebe gemacht, nicht wie ein Fels die klare Quelle, fest halten wußte? Ich konnte es nicht. — Mein Leben, jede Faser in mir, erkannte es nicht. — Nun zertrümmere mich die Rache, oder was es ist, Schicksal, Gerechtigkeit, — dies, dacht' ich gestern, muß Varnhagen wissen, wenn er an mich denken soll: und wenn ich tot bin. Mir schien, als müsse ich sterben — als ob mein Herz über diese Erde wegzöge, und ich würde ihm folgen — und mein Tod that mir nachher leid: denn noch nie, nun sah ich es, hatte ich gedacht, daß er irgend einem Menschen leid thun würde: von Dir wußte ich es; und es war zum erstenmal in meinem Leben, daß ich das dachte; und daß ich wußte, daß ich's noch nie gedacht hatte. So einsam habe ich gelebt. Wisse es. Ich dachte auch, wenn ich todt sein werde, wird Varnhagen erst wissen, was ich für Schmerzen hatte; jeres Schreien wird vergeblich sein, meine Gestalt begegnet ihm in aller Ewigkeit nicht: weggewischt bin ich dann, wie der Prinz, und Gualtieri. Und niemand kann mir dann wohlthun; mit dem stärksten Willen, mit der Ausübung der Verzweiflung nicht: dieser Gedanke an Dich, über mich, war es, der mich endlich rührte. Ich habe es Dir ziemlich schreiben können: ich dachte es doch noch ganz anders; aber ich nahm mir fest vor, es Dir zu schreiben; wenn es Dich

saur

BIBLIOTHEK DER DISCH. LITERATUR
VARNHAGEN VON ENSE,K.A.

3-598-53028-5
FN. 12183/008

mir beigesandten Brief von mir. Drum antwortete sie mir auch plötzlich einmal nicht, und nie mehr. Es thut mir sehr leid, sie affizirt zu haben. Da es aber lange her ist, und sie gewiß nicht mehr dran denkt, so nehm' ich auch das hin. Wo ist denn aber der Rest meines Briefes? das beunruhigt mich. Die Konfusion kann nur von Deinen Hamburger und Tübinger Korrespondenten herkommen. Hüte Dich also künftig. Apropos, nimm Dich auch mit Postgeld mit mir in Acht! Ich habe jetzt keins. Vor drei Wochen habe ich vier Thaler und einen halben bezahlen müssen für meine, der Guten und Urquijo's Briefe; parole d'honneur, auch für einen Reichen zu viel: ich hatte damals nichts, und habe nichts. Mache mir keine Einlagen. Ich bin auch über diesen unruhig. Deiner von Kassel kostete fünfzehn Groschen.

Meinen Reisetag oder Woche, lieber Varnhagen, kann ich noch nicht bestimmen, weil ich das Geld dazu nicht habe, aber ich kriege es, und dann will ich immer noch, daß Du mich holest. Denn ich reise entweder gut, oder gar nicht. Du reisest dann auf meine Kosten mit mir nach Teplitz zurück. Auch ich habe Dir viel zu sagen. Mein Leben, wie Du wohl einsiehst, und sagtest, steht nicht still. Ob ich künftigen Winter in Berlin leben werde, das weiß ich noch nicht; ob ich allein leben werde, auch nicht. Doch kann ich immer auch mit Dir leben, und eigentlich an jedem Ort, ist er nicht zu theuer, wo ich will. Kurz, wir werden uns sprechen. Finde mich nicht zu kalt, auf Deinen herzlichen Brief, den ich ganz empfinde; ich weiß, meiner hat den Ton; aber Du hast mir wahrlich vorigen Winter, und letzten Sommer, durch Briefe und That, das Schreiben über Pläne, und das Plänemachen, ganz benommen; rein aus dem Herzen gewurzelt. Genug, Du findest an mir immer dieselbe, die Du kennst. Wahr, treu, und Dich liebend und ganz einsehend. Einsehend, daß niemand mich mehr schätzt und einsieht, als Du. Genug Du sagst, wir müssen uns sprechen, also kann ich vorher nichts sagen. Wenn wir in Einer Stadt leben könnten, so wäre es göttlich. In pekuniairer Hinsicht kann ich Dir nicht bieten, was ich Dir voriges Jahr bieten konnte. Mißverstehe mich ja nicht! sehr werther Freund! Es ist kein Vorwurf. Aber das Fortwälzen der Welt kann ich doch nicht allein zurückhalten, und Du gingst. Du mußtest gehen. Ich sehe es noch ein. Mir verwischt sich kein Moment; drum kenn' ich auch Reue nicht. Daß Etwas

riß, das fühlt' ich wohl; ich schwieg; ich mußte auch schweigen. Aber, Freund, sei mit mir getrost! Was riß, das konnte reißen, und gratzu das Bessere, was Du eigentlich immer nur wolltest, das ist geblieben. Schreibe mir nur. Auch ich schreibe Dir bald wieder; immer nach Kassel. Vielleicht weiß ich dann was Näheres über meine Reise. Mit Dir macht' ich sie für mein Leben gern. Schreib mir, was die Post von Prag kostet, oder eine Gelegenheit. Vielleicht kann ich Dir auch das bezahlen. Und wie gerne! wenn ich kann. Wäre ich doch reich; ein wenig nur! Ich schrieb Dir gleich: damit ich auch gewiß schriebe. Ich habe jetzt viel zu schreiben, für mich eine nervenangreifende Arbeit. Deine Papiere habe ich natürlich, ich wußte nicht, daß Du sie alle willst: ich bringe sie. Von all unseren Briefen wollen wir zusammen ein Buch machen. Ich kann manchmal schön schreiben. Ich habe alle Deine Briefe erhalten. Auch den durch Mad. Bethmann; sie schickte ihn mir von Prag; auch den, in welchem Du ihn mir annoncirtest. Adieu, lieber, treuer Freund; ich bin auch Deine treue Freundin. R. R. Ich schreibe noch etwas hieran. Dein Brief ging nur sieben Tage, wenn er nämlich den 24. schon reiste, und nicht gestern schon hier war. Gewöhnlich.

Ich bin in nichts verändert. Nur noch geschwinder immer zufrieden, oder vielmehr fertig, über die Ereignisse. Nur Eins ist anders in mir. Ich kenne den Tod mehr, durch Mama, und Markus'ens Kind. (Markus hatte ein drittes Mädchen, es wurde nur fünf Monat alt; die Amme hat's erstickt.) Und sehe ihn überall; und er hat auch mehr Macht über mich bekommen. Ich bin sterblicher geworden. Aengstigen thut mich das nicht besonders; aber ärgerlich macht es mich. Ich habe beständig vor Augen, wie Einer umfallen kann; verwelkt, wie eine andere Pflanze, mitten drin. Es kann mich gar nicht rühren, aber so ekles, und ärgern. Und daß man nicht durch seinen Willen leben bleiben kann! Und so ekelhaft wird. Versteinerte man doch!

Freitag, den 4. Mai 1810.

Ich bin ganz dumm. Warum schreibe ich Dir immer, Du sollst mich holen, und nicht, Du sollst hierher kommen! Weil ich mir's einmal fest im Kopf gemacht hatte, Du mögest nicht. Da ich nicht die Woche bestimmen kann, in welcher ich reise, so ist's am gescheidtesten, Du kommst, wenn Du kannst,

hierher: Du sprachst ja ohnehin in Deinem Briefe aus Kassel davon. Mit Dir reise ich natürlich am liebsten, bei mir kannst Du hier wohnen, das kostet Dich dann auch nichts — ich habe ein Zimmer jetzt hier im Hause — lange bleiben wir in keinem Fall, wenn ich reise: reise ich — im unerklichsten, den ich aber immer auch denke, — nicht, so willst Du mich ja doch sprechen. Ich nehme dann nur ein Mädchen mit, und keinen Bedienten. Eins nur bitte ich Dich diesmal! Mach mir keine Konfusion; auch würdest Du sie diesesmal nur allein genießen; denn, bestimmst Du mir einen Tag zu kommen, und ich kann reisen, und Du bist nicht hier, so reise ich nach diesem Tage doch, und bestimmt. Oder, zögerst Du mit der Antwort auf dieses Schreiben, oder ist sie zweideutig, so reise ich auch auf eigene Hand. Verzeih! — und sehe ein. Sieben und einen halben Monat kostet mich seit dem August ein Mensch; durch Konfusion. Nein! Ein ganzes Jahr, und länger, hattest Du mich bis an den August heran gekostet. Dieser Unkosten wegen, habe ich weder Geld, noch ein Quartier, noch einen Aufenthalt, noch Ruhe, noch aisance, noch einen Plan! Wohl aber Brustweh von meinen Treppen, und viel Leid. Nun aber existirt für künftig kein Mensch mehr, auf den ich warte. Meine Freunde mögen mir folgen, und trauen. Besonders wenn sie jünger sind. Man hat mir ja meine ganze Jugend, und mein ganzes Leben mörderisch entrissen; unwürdig aus der Tasche gespielt; unmenschlich zertreten! Nun habe ich keine Zeit mehr. Und sehen die Menschen nicht alle menschlich aus? und haben Thränen? woran soll ich sie unterscheiden! Bei ihren Schmerzen schreien sie alle! Diese Vorwürfe, Varnhagen, mußten kommen. So lange ich Dich damit zurückhalten konnte, lag meine Zunge wie ein Grabstein auf meiner Stimme, und die Worte blieben im Herzen. Da kommen sie nun ganz alt und reif hervor. Daran zweifeltest Du auch nie. „Ich habe Dich betrogen", sagtest Du mal den ersten Sommer. Mich betrügt man nicht; das Innere schaut streng und unbestechlich das Innere! So kamen noch manche Aeußerungen, schriftlich und mündlich, zum Vorschein, die ich Dir ewig, wie damals, danken werde, — weil Du sie Dir wie doppelt verwundende Schwerter, mit Schmerzen, mir und der Wahrheit zur Liebe aus dem Busen zogst. Mir war aber der Ausspruch des Geschickes gleich dadurch klar. Du weißt alles! Und kennst wie Wenige Dein Gemüth und seine Fähigkeiten. Das Re-

sultat dieser und unseres Zusammenlebens war: Ich und was ich Dir zu bieten vermochte, konnte Dir nicht genügen; Du mußtest in verschiedenen Thälern die Flügel übend entfalten; obgleich Du die Konviktion, daß Du in keinem mich zum zweitenmal antreffen würdest, die Dir auch, und nachdem Du sie kennst, unumgänglich nöthig, unentbehrlich zu allem anderen Genuß ist. So soll es auch sein; lebe, und genieße, und leide in meiner Nähe und Gegenwart. Also komme! Und schreibe mir gleich, wenn ich Dich erwarten kann. Geld kann ich erst in drei Wochen haben. Wein trink' ich noch, und esse so wie Du es bei uns kennst, bei mir, aus meiner Küche. Jetzt schreib' ich im Bette, mit einem warmen Stein auf meinem armen rheumatisch schmerzenden Magen, und Schweiß auf meinem rothen Gesichte. Das Wetter bekommt immer schneller-en, und also mehr Einfluß auf mich. — Ich muß wahrlich mit Hrn. von Humboldt wegen Steffens sprechen! Sorge nicht! Mit aller Bescheidenheit, Nachdruck und Verschwiegenheit: bei den glücklichen Franzosen discrétion genannt! — Grüße tausendmal Hrn. von Ottersteedt. Sag ihm, ich hätte den Grafen Seibeltsdorf nur einmal bei mir gesehen; sähe ihn aber dann und wann bei Mad. Frehberg; er wäre sein großer Freund; und gefiele mir hübsch. Dir sag' ich, er sieht ganz gränzenlos Prinz Louis und Campan ähnlich. Hat ein sehr edles Ansehen. Und ist weit mehr dazu gemacht, die Gute zu goutiren, als mich. (Nicht verliebt.) Nun kennst Du ihn doch für ewig. Adieu, Varnini! Antworte hübsch! R. R. Sieh mal! Marwitz schreibt gar nicht! ich habe Sonnabend ihm geschrieben. Neumann emmyirt sich; der weiß nicht zu leben. Ich seh' ihn oft.

Sonnabend, den 5. Mai.

Varnini! bezahlt bin ich noch nicht: ich habe aber etwas anderes Geld bekommen. Also antworte mir gleich, und bestimmt, und strenge Dich an, und komme; und hole mich. Wir werden eine Götterreise haben. Da ich Dich sehen soll, schreib' ich Dir nichts mehr von Büchern und Menschen. Adam Müller's Kleist sehe ich jetzt. Ich lieb' ihn, und was er macht. Er ist wahr, und sieht wahr. Alles mündlich! Lebe wohl. Wir wollen auch grausam wahr sein. Façon de parler! grausam wird

nur die Lüge. Adieu. Grüß Du Minna! Ich habe gar keine Scheu vor ihr nach dem Unfall! Adieu!

An Rahel.

Prag, den 27. Mai 1810.

Da ich von Dir, geliebte theure Rahel, keine Briefe in Kassel, Halle und Leipzig fand, so glaubte ich schon bestimmt, Du seist in Böhmen; mit welcher Begierde ergriff ich in Teplitz, wo ich auf's neue durchreiste, das Verzeichniß der Badegäste, und suchte glühend und zitternd nach Deinem Namen! aber ich fand ihn nicht, und reiste traurig weiter nach Prag, wo ich nun seit gestern Abend wieder angekommen und in dem alten Verhältniß bin. Ich habe Dir auf der ganzen Reise nicht geschrieben: ich konnte nicht, ich wußte nichts zu sagen, was ich fühle und wie mir ist, kann sich in Worten nicht behelfen, und auch jetzt kann ich Dir nichts sagen, als daß ich bin wie sonst. Was kann es Dir helfen, wenn ich Dir erzähle, wie innig, wie sehnsuchtsvoll ich Deiner gedacht, wie Dein Geist riesenhaft und Dein Herz liebenswürdig vor mir gestanden überall, wie ich Deinen Sinn und Deinen Namen überall aussprechen genußt: Du bist doch jetzt allein, und vielleicht trostlos gequält in einsamem Schmerze, gehemmt und gebunden bei allem, was der freie unschuldige Sinn begehrt, und ich kann Dir nicht an die Brust fallen und Dir sagen: sieh! Rahel, Deinen Freund! — Durch Marwitz zum Theil, zum Theil auch durch Schede's, die ich in Halle unvermuthet traf, und mit denen ich recht vergnügt war, habe ich das erfahren, was ich durch Dich von der inneren Seite wußte, und von dem die Leute glauben, daß man es nur durch jene äußerliche Kenntniß erkennen könne. Geliebte Rahel, wie tief hat Dein Leiden mir in's Herz geschnitten! Du himmlisches Weib, was muß Dir alles geschehen! Ja, ich fühle Dein ganzes süßes Wesen in Deinen edlen Worten: „Ich Elende, wie lasse ich mich beherrschen, durch ein Fünkchen Menschlichkeit und Leiden!“ ich habe sie verstanden, und weiß alles. Was brauchst Du hinzuzusetzen: ich solle nur Dir und Deiner Rechenschaft über Dich glauben? Zweifelst Du so sehr an mir, daß Du glaubst ich könne so sehr an Dir zweifeln? Rahel, an Dich glaub' ich, Dir dien' ich, Dir gehör' ich unter jeder Bedingung im innersten Geist

und Herzen an, und mein höchster Wunsch ist immer Dein! Du kannst mir auch nicht verloren gehen, durch nichts! Hab' ich, Dein liebevoller Jünger und Liebhaber, ja Liebhaber, so wenig von Dir gelernt, um Dein und mein Verhältniß engherzig nach kleinlichen Begegnissen abzumessen, die für jeden Anderen vielleicht, aber nicht für Dich entscheidend sind? — Genug! ich darf hierüber nicht mehr sagen, weil mir seit langer Zeit die Feder so abhold ist, daß ich wahrhaftig nicht weiß, ob sie mich nicht verläßt, und vielleicht statt meiner innigsten Herzensliebe und großen Geschichtsbegeisterung für Dich nur eine geringe sentimentalische Gestalt darstelle! — Was ich Dir aus Halle (oder Kassel, ich weiß nicht genau) geschrieben habe, ist noch alles ganz wahr, ich weiß nicht was anfangen, und muß mich wahrscheinlich noch eher entscheiden, als ich damals dachte. Mein Oberst befindet sich äußerlich in einer viel schrecklicheren Lage als Prinz Louis vor dem Kriege mit Frankreich, jener traf den Tod auf seinem Wege, mein unglücklicher Schutzfreund scheint alles durchleben zu müssen, dem jener entging; ich rede nicht von Liebesleidenschaft, dies Leid zerreißt ihn nicht, aber alles andere aus der schlimmen Lage des unglücklichen Prinzen; er wird wohl nach Paris reisen müssen, auf jeden Fall werde ich nicht auf lange noch mit ihm sein können; dann kann ich hier nicht leben, nicht existiren. Außerdem ist der Türkenkrieg (ich habe sichere Kundschaft hierüber) nicht nur gewiß, sondern auch nahe. Soll ich mitziehen in diesen Krieg? in unendliche Entfernung, ohne Begeisterung, kaum mit Neugier? Auch da könnte ich wahrscheinlich nicht mit meinem Obersten bleiben, und im Fall ihm etwas geschähe, wär' ich ganz hülflos. Also ich muß vor dem Ausbruch meinen Abschied nehmen: aber wohin? ich bin ganz ohne Geld, und weiß keines zu bekommen; sage mir jetzt ernsthaft und genau, ob Du mich aufnehmen kannst, ob ich mit Dir leben kann; ich brauche wenig; ich will nichts scheinen, und auch nichts sein als Dein Freund, Dein Mann, wenn Du willst. Schwer ist es allerdings, daß grade in dieser Zeit, wo Du so entsetzlich bedrängt bist, mir eine Entscheidung nöthig ist; willst und kannst Du gewiß nach Teplitz kommen, so könnte ich Dich doch vielleicht noch hier abwarten, obwohl holen besser wäre. Geht dieses alles jetzt nicht, geht es nicht gut (denn ich weiß nichts kläglicheres als sich zusammen im Elend zu quälen, es ist nur eine andere Art Tod wie das getrennt sein),

so will ich Dich nur nicht erst lange mit Klageliedern darüber langweilen, und meinen Wunsch und meine Sehnsucht nach diesem Gesang abmessen, sondern Dir gleich sagen, was ich weiter dann für Maßregeln zu ergreifen habe: ich schreibe, sogleich ich Deine betrübte Antwort habe, an Hrn. Debn nach Altona, den Dir der beiliegende Brief meiner Schwester genugsam darstellen wird, und bitte ihn mir eine reiche Hofmeisterstelle zu verschaffen, was ihm wohl nicht schwer werden kann, besonders da er eigene Söhne hat, die einen brauchen; Gott weiß, wohin mich das wieder verschlagen kann; aber ich weiß für den Augenblick nichts anderes, und wenigstens ist es eine Zuflucht. Auf eine Stelle anderer Art in Berlin mache ich mir wenig Hoffnung, obwohl mir Schede sagte, daß Humboldt sehr eines Privatsekretairs entbehrt habe bisher, und vergebens einen gewünscht. — Ich bin ziemlich ruhig und gefaßt bei allem, wie es kommen mag, ist es so, gut; ist es anders, auch gut: denn erzwecken und erzielen mit Absicht und Umständlichkeit ohne äußere Mittel ist doch nichts. Tausend Dinge kann ich erreichen, die alle zweiter Art sind, und kein Wunsch, der aus dem Urborn meines inneren quillt, wird mir gewährt. Geht es Dir, geht es Harscher, Müller, Neumann, Willisen, Kerner und allen Anderen besser? mit nichten! nur Marwitz ist nicht ganz so schlimm daran, weil er wenigstens zu leben hat, was doch eigentlich das Geringste ist in der Welt, und sich zum wirklichen Reichthum verhält, wie ein Stein zum Edelstein. — Steffens habe ich wiedergesehen, er hatte ein Kind verloren bei meiner zweiten Durchreise, das bei meiner ersten froh und gesund vor mir herumgesprungen war. Ich habe ihm viel von Dir gesagt. Mit Schede's fuhr ich in ihrem Wagen nach Leipzig über Merseburg und Weißenfels; die Wilhelmine wurde mir sehr lieb, ich konnte viel mit ihr reden, wir geutirten einander; gieb ihr beiliegende versprochene Karikaturen, und kündige ihr einen Brief von mir an. Nostitz habe ich in Merseburg wiedergesehen; ich sollte von Leipzig bis hieher mit ihm fahren, er blieb aber zu lange aus; ich mußte allein fort. Der ist mir sehr gewogen, ich habe ihn sehr gern, und erwarte noch einmal bedeutende Kriegsstücke von ihm. Er hat geerbt, ungeheuer viel, will aber gern seine Gläubiger glauben machen, es sei weniger, um vortheilhafter mit den Wucherern zu accordiren; ich habe es in Leipzig ziemlich bekannt gemacht, daß ihn der Vater auf das Pflichttheil gesetzt

habe; auch es dem Herzog von Weimar gesagt, dem ich auf der Straße vom Major Welk (Fouqué's Freund) vorgestellt wurde. — Dem Maler Meier aus Rathenau, auch ein Freund Fouqué's, habe ich viel von Dir mitgetheilt, er war tief gerührt von Dir; ein ganz menschlicher, herrlicher, tiefer Mensch, noch sehr jung, ein Freund Harscher's, und Jean Pauls Bekannter. Er rief aus, Du sprächest seinen tiefsten Sinn; bei dem „Heimweh nach fremden Ländern" und Peterskirche und Petersburg wenn Du Dich beider Sprüche, die ich aufschrieb, erinnerst, hat er lange und tiefdenkend verweilt. Als Dein Apostel möcht' ich leben, in dieser Verrichtung ist mir am wohlsten, fühl' ich meine Bestimmung am vielseitigsten erfüllt! — Und doch wird die Blindheit ewig blind bleiben: es giebt ja auch jetzt noch mehr Heiden als Christen; doch sollen, die nicht verehren wollen, das Maul halten, und erstarren. Ich sprach bei Steffens vor Schede's von Dir als der dritten Lichtgeburt der jüdischen Nation, die erste und zweite seien Christus und Spinoza der Zeit nach, Du aber dem Inhalte nach die erste; sie beschuldigten mich des Götzendienstes, aber dem Steffens gefiel doch mein Eifer ungemein; das ist ein göttlicher Mann! ich hoffe er kommt nach Berlin, und wird Dich sehen. — Schede heirathet die Karoline Bucherer aus Halle: Rahel! Harscher schießt sich vielleicht eine Kugel vor den Kopf!! ich erstarb, als Wilhelmine mir's sagte. — In Halle mußt' ich weinen in bitterem Schmerze; der Ort unserer schönsten Jugendzeit, der glücklichsten Vereinigung; und die Laube, wo wir alle gesessen, disputirt, frech und milde gewesen, jetzt grüner als damals, und so verödet, so zufrieden jedes Blatt, ohne die herrlichen Reden Harscher's und der Anderen jetzt zu vermissen! Wie gern wär' ich dort geblieben, und hätte gearbeitet, wie damals, mit gleichem Sinn den veränderten Steff! Ich liebe die Geschichte, an ihrem Studium ist mir sehr gelegen; Sallustius ist mir sehr lieb. Den letzten Krieg möchte ich gern der Nachwelt erzählen, mein Buch möchte immerhin 20 Jahre ungedruckt und vielleicht 10 Jahre ungeschrieben bleiben; ich habe wahrhaft historische Ansichten, im größten Stil; ich verstehe gut und bin nicht frech. Apropos! Schleiermacher hat gesagt, der Pabst sei jetzt der einzige Protestant; ich erstaune vor der unergründlichen Wahrheit dieses historischen Riesenwitzes. Solche Züge kennen wir an Schlegel, der „große Herrscher" in seiner Universitätenschrift gehört auch dahin, Du

lobtest die Stelle sehr würdig. — Beifolgendes Gedicht laß den Freunden zukommen. — Jetzt bitt' ich Dich um Himmelswillen, liebe Rahel, schicke mir alsogleich meine noch übrigen Papiere, die kleinen Blättchen aus Tübingen, das kleine Päckchen sauber abgeschriebener Gedichte, das Blatt über Sallust, es fehlt noch vieles; vor allem aber Deine Briefe an mich, im Fall Deine Antwort so ist, daß ich Hofmeister werden muß, und dann nur schleunig! Dies theure Packet soll nicht mehr von mir wegkommen, außer ich müßte wieder in den Krieg, wo ich mehr dafür als für mich fürchten würde, dann gäbe ich's Dir zurück. Kann ich aber zu Dir kommen, so behalte dies Packet bei Dir, ich will es lieber noch entbehren, als es zum drittenmal in den Gefahren der Post wissen. Beantworte meine Frage nur ganz einfach und bequem, geliebte Rahel, und wisse, daß mich die durchdringendste Härte von Dir nicht beleidigt, aber wohl der geringste Zwang, die kleinste verhehlte Verlegenheit! Ich bin Dein, ein Stück von Deinem Leben, unter jeder Bedingung, an Deiner Seite, in entferntem Hause, oder auf den Feldern der Türkei, wie auch das Loos falle! Schreibe mir bald, liebe Rahel! — Gentz werde ich besuchen endlich, die Bethmann auch; sie ist vor einigen Tagen wieder aus Wien eingetroffen. Ich lese den „Sigurd"; die „Numancia" habe ich gelesen. Jean Pauls „Dämmerungen" auch, vor der Sonne müßte man ersterben, ein ungeheures, kühnes und mildes Werk! — Leb wohl, geliebteste Du! Möge es Dir gut gehen in aller Art! Ich drücke Dich mit aller Innigkeit an meine Brust! Leb wohl! Ewig Dein

Varnhagen.

Die Gedichte schick mir, die klein abgeschriebenen, und alle die anderen Blättchen! Grüße Neumann; Schede's. Die Gute wird ja mit Mariane, wie mir ihr Bruder in Leipzig sagte, in's Bad nach Teplitz gehen? Grüße sie.

Der Kaiser ist noch hier.

Zwei Wortspiele von Brünet: Napoleon n'aime que Joséphine et la Chasse (la chasse). Und als er auf einer Ehrenpforte einen Triumphwagen gestellt sah für die aus Oesterreich kommende Braut, sagte er hinaufzeigend: le char l'attend.

Mein Oberst will nicht einsehen, daß ich den Abschied nehmen soll (ich bekäme ihn als Oberlieutenant), seinen Beistand

habe ich gewiß immer auf's reichlichſte, aber der Unglückliche! ſeine eigene Lage ſieht er nicht genug, und hält meine daher auch für beſſer. Könnte der Mann nur ein paar Jahre ſeine äußere Zerrüttung ſtillen! glänzendere Ausſichten zu einem großen weitwirkenden Leben hat nicht leicht ein junger Held ſeines Standes! Das größe Anſehen genießt er, iſt ſchön, fein.

Sage nur nicht, ich riſſe in Dir, ich ſchlüge Dich hin und her: es hat den Schein; inſofern ich die Schuld des allgemeinen Lebens, aller Verhältniſſe, auf mein Haupt nehmen muß, iſt es auch wahr, aber nur ſo: denn ſonſt iſt es anders.

An Varnhagen in Prag.

Sonntag, den 27. Mai 1810.

Ich will hoffen, und beten, daß dieſer Brief, der nach dem gedruckten Poſtberichte morgen früh abgeht, früh genug kommen mag, um meine Wünſche zu berichtigen. Meine Wünſche! Alte Thörin, die ich bin, und bleibe! Geſtern Abend hörte ich, Mad. Bethmann käme in acht Tagen! So etwas verzögert ſich immer um einen oder ein paar. Suche doch mit ihr mitzukommen! Sie thut es gewiß gerne. Es kann ihr nicht anders als angenehm ſein. Den Platz, wo ihre Tochter Minna ſaß, den hat ſie doch leer: bezahle, was das Poſtgeld machte. Und laß Dir einen ziemlich unbeſtimmten Urlaub geben; da ich leider, leider noch nicht ſo beſtimmen kann, wann ich abreiſe. Du wärſt mir ein Troſt derweile: und auch ſehe ich gar nicht, wie ich die Reiſe allein machen ſoll: und mit keinem Anderen möcht' ich nur! Komme, wenn Du kannſt! Sprechen müſſen wir uns doch in jedem Fall. Nach Kaſſel ſchrieb ich Dir, windbeutlicher Konfuſionair, aber Du warſt früher in Leipzig. Minna Spazier se loue beaucoup de vous! Ich werde noch alle Ehre erleben! Mit Dir iſt es nun keine Kunſt. Aber von Marwitz wollten ſie auch bemerken, er ſei menſchlicher, weicher, nachſichtiger, gewandter, nach mir geworden. Aber geirrt! Weich war er wohl vorher: und den braucht man ja nur anzutippen. Freitag ſchrieb ich ihm. Mein ganzes Herz liebt ihn. Er wird Dir auch ſchreiben, Du ſollſt mich holen; ich gab ihm den Auftrag. Adieu, lieber Freund! wozu die Worte! ich hoffe feſt, Du kommſt. Und

bin zu ungeduldig! Schon nach Kassel poste restante schrieb ich Dir dasselbe. Komm! Adieu. Auch wegen meinen Briefen, unseren Papieren, ist es schön und nothwendig, daß Du kommst; die sollen mit! R. R. Komm recht geschwind.

Mille choses à M. de Nostitz! viendra-t-il à Teplitz? Son père est-il mort? Est-il riche? content ou triste? Goethe est à Carlsbad depuis le 15 de ce mois. Fichte va à Teplitz; et tous les pleutres et pleuterines de notre pays. Horreur, qui pourrait m'en chasser!

An Varnhagen in Prag.

Dienstag Mittag, den 31. Mai 1810.

Lieber Varnhagen! ich schreibe Dir in der größten Mittagshitze und -Kälte um 2 Uhr! Flüchtig, weil ich sehr bestimmt bin. Nun habe ich Geld für diesen Sommer. Komme also schleunigst und hole mich. Erstlich, müssen wir uns sprechen. Zweitens, möcht' ich nur mit Dir reisen. Drittens, sollst Du mir in tausend Sachen und Arrangements noch hier helfen. Und dann, letztens und hauptsächlich, will ich bestimmt und durch eine mündliche Unterredung von Dir wissen, ob Du den Winter bestimmt in Prag bleibst; dann nehme ich hier kein Quartier, und bleibe auch dort. Wegen der Papiere, der österreichischen, bin ich dort wohlhabender, und zum künftigen Frühling schon in einer schönen Gegend ohne neue Kosten; und nah am Bade. Aber halte mich nun nicht auf! reise auf der Stelle. Du wohnst hier bei mir, die kurze Zeit. Denn, kommst Du nicht, so muß ich einen Bedienten nehmen, hier ein neues Quartier; und tausend heftige, herbe Unannehmlichkeiten entstehen mir draus, und ich gehe dann vielleicht lieber ganz wo anders hin. Kurz, Du mußt kommen! Dieses mal für mich. Ich muß Dich über alles sprechen. Ich habe Dir mit der letzten Post geschrieben, mit Mad. Bethmann zu kommen, aber das wird wohl zu spät gewesen sein. Hättest Du doch den Einfall gehabt! Nach Kassel schrieb ich poste restante, laß Dir den Brief kommen. Adieu! Ich habe Kopfweh. Ich erwarte Dich sicher. Nimm einen breiten Urlaub. Adieu. Deine R. R. Nur keine zweideutige Antwort!! wo Warten draus entsteht. Bilde Dir nichts mit fremden Angelegen-

heiten ein! Ich bin Deine; und Dir wichtig. Antworte, und komme ſchnell. Beides! Hörſt Du? —

An Rahel.

Prag, den 1. Juni 1810.

Eben komme ich von dem Landgute des Fürſten Kinsky, wo ich ein paar Tage war (wodurch dieſer Brief verzögert worden) zurück. Mein Oberſt wird nach Paris reiſen müſſen, um dort bei ſeinem Vater ſeine Angelegenheiten zu retten. Sehr gern nimmt er mich mit, aber er weiß noch nichts genau zu ſagen, denn des Geldes iſt wenig da. Indeß fühlt er, daß ich ihm dort in aller Art ſehr nöthig bin.

Was ſoll ich thun? Erzürnen mag und darf ich ihn nicht; mit dem Abſchiede iſt es ſo ſo. — Im Fall er den 19ten Juni (ich glaube aber doch ſpäter) abreiſt (über Wien) hat mir der eben rückgekehrte Noſtitz mit edelſter Liberalität angeboten, bei ihm in Pardubitz den ganzen Sommer (mit oder ohne Abſchied) zu leben; das Rieſengebirge zu bereiſen, von ihm ſchwimmen und reiten zu lernen. Als pis aller, wenn Du mich nicht wollteſt, ſagt' ich ihm, nähm' ich's an. — Nun ſage! Geliebte, einzige Rahel! entſcheide Du, von Dir will ich mein Leben. Dich zu ſehen iſt mein Wunſch. Nicht bei Noſtitz allein, auch bei Marwitz (er bot mir's früher an) fänd' ich eine Zuflucht. Es iſt lächerlich, daß man nicht einmal zu Grunde gehen kann! — Die Reiſe wäre nur für ein paar Monate (länger gewiß nicht)! Soll ich *dann* erſt Dich in Teplitz ſuchen? Glaube nicht, daß ich wieder ſchwanke in Rückſicht Deiner! *Dich* erwähl ich vor Allem! aber, wenn *ich* auch Armuth ertragen kann allenfalls, Dich könnt' ich ſie nicht ertragen ſehen um meinetwillen: ich zerſchlüge mir die geſunden Arme an den Wänden, um nur nicht die Schmach zu fühlen, als geſunder ſtarker Junge nichts zu erwirken, als Dir Dein phyſiſches Leben zu ſchmälern. Von Deinem *Vermögen* hängt es ab, ob ich zu Dir komme. Deinetwegen. In Noth käm' ich ungefragt, zerſchoſſen, zerlumpt, und forderte alles von Dir. Aber wenn ich die Entſchuldigung der Noth nicht habe? Ich Spiel des Windes! nicht einmal die Noth iſt mir bleibend!

Leb wohl! Einziges Herz! Paris (aber iſt noch ungewiß) wäre mir nur wie der Gebrauch eines großen Lexicons, das

man aber nur einmal in die Hand bekommt, und daher doch für zukünftigen Gebrauch nachschlägt. Varnhagen.

An Varnhagen in Prag.

Mittwoch — thu mir doch den Gefallen, auch die Tage der Woche beim Datum zu setzen — den 6. Juni 1810.

In meinem Leben habe ich noch nicht ein so langes Herzpochen gehabt, als bei Deinen Briefen vom 27. Mai und 1. Juni aus Prag. Vor Aerger, Unmuth, Verzweiflung, Erwartung, Schwäche. (Es gehen hier Bräunen herum, ich hab' einen heftigen, stickigen Husten ohne Fieber; und geh dabei aus.) Ich dachte, beim Allmächtigen! es höre nicht wieder auf. Bekommst Du denn meine Briefe nicht? Zwei hab' ich seit Schedens hier sind, geschrieben. Im letzten Dich gebeten, um Gottes willen mit Mad. Bethmann, und, ist das zu spät, mit der Post für meine Rechnung mich holen zu kommen. Du mußt hierher. Auch nach Kassel hatte ich Dir die Ehre zu schreiben, wie Du befahlst. Aber Du warst ja schon weg, wie Du's immer machst. Nun höre bündig meine Meinung! — Aber nur noch vorher diesen Fluch, denn ich möchte vergehen!! Was ist das, daß Du meine Briefe nicht kriegst? Mein letzter vom 27. Mai, hab' ich ausgerechnet, muß grade am 1. Juni angekommen sein: denn fünf Tage gehen die Sakramenter, das sehe ich an denen, die ich bekomme. Aber warum hast Du meinen ersten nicht bekommen? Weil Du bei Kinsky warst. — Nun höre! Nach der Türkei gehst Du nicht. Eine Wunde ist genug. Soldat bist Du nicht. Du nimmst also den Abschied. Für den Sommer hab' ich zu leben: für länger rath' ich es uns auch nicht — wonicht in einem wohlfeilen Ort — von meinem Wenigen zu leben. Knapp leben ist und muß gemein machen. Leidenschaften können nur dazu bringen es zu ertragen. Warum aber wolltest Du den Sommer nicht an meiner Seite leben? und vielleicht den Winter? Zu Hrn. Dehn nach Altona ist es dann noch Zeit. Mit Deinem derangirten Grafen rath' ich Dir nicht Dich zu verketten. Geld, Mittel muß ein Held haben, ein Großer. Keine Schwindelgeschäfte wie Prinz Louis! sonst sind seine Genossen unglücklich, wenn sie ihn nicht bestehlen. Dies

geht bei den zerrüttetſten Vornehmen noch immer an. Du aber, wärſt immer nur ſein leidiger Vertrauter, Freund, Adjutant, Bedienter, Attaché, wovon er viel, nämlich einen Freund wie Unſereiner, und Du — nichts hätteſt. Da gefällt mir eine Anſtellung hier bei Humboldt beſſer. Alſo Du nimmſt Deinen Abſchied, und holſt mich auf der Stelle. Denn denke Dir nur meine Wuth, die in keinen Brief mehr hinein geht! Seit Monaten will ich ſchon in Teplitz ſein, und weiß noch nicht wie ich wegkommen ſoll. Habe keinen Wagen, denn, kommſt Du, will ich keinen kaufen, und auch keinen Bedienten nehmen, und mit Dir und einer Jungfer einen Miethskutſcher — Scheckens — nehmen; und das Bedienten- und Wagengeld für uns ſparen. Kömmſt Du nicht, muß ich eine andere Geſellſchaft — die mir keine iſt — bezahlen, eine Demoiſelle etwa, ſolch Vieſt, und einen Bedienten nehmen, um einen Mann zu haben. Wir aber, reiſten ganz kompakt und klug. Schreib alſo nicht mehr, Abſcheulicher! und komm! Halte Dich auch wegen Deinem Abſchied nicht auf; nimm den, wenn ich in Teplitz bin. Neſtitz, Marwitz, der Herr in Altona, Humboldt hier, nichts iſt ja auch nachher verloren. Schwimmen — Narr! kindiſcher! — lernſt Du nachher. Daß ich nun hier wieder ſitzen muß, iſt zum raſend werden. Biſt Du doch ſonſt ſo eilig! Eine Reiſe hierher hätteſt Du doch wahrhaftig endlich für mich ſchon wagen können. Vielleicht biſt Du unterwegs. Mach nur die Sottiſe nicht, und geh mit nach der Türkei! Ein Kerl, der Beute macht, und Bataillen gewinnt, biſt Du doch nicht. Die Peſt kannſt Du kriegen, und einen Stelzenfuß. Und was machſt Du Dir aus einem Tagebuch aus der Türkei! Ich bin ſie überdrüſſig. Gute Tage will ich; für Dich, für mich. Wenn Du mich nicht zum Narren hätteſt, ich könnte ſchon einen anderen Liebhaber kriegen, der mich begleitet! Liebes Varnhägchen, komm gleich! Du findeſt auch wohl Gelegenheit. Du warſt bindetoll, nicht mit Mad. Bethmann zu kommen, Dich bei Kinsky herum zu treiben, und Deinen Brief vier Tage liegen zu laſſen; über ſolches Herumdahlen haſt Du auch wohl meine Briefe nicht erhalten. Poste restante à Cassel an Hrn. Doktor Varnhagen liegt auch einer. Ich ſchrieb auf die nach Prag: „bei dem Oberſt Grafen von Bentheim zu erfragen"; erkundige Dich. Sonntag vor vierzehn Tagen hat mir der geliebte Marwitz geſchrieben; nämlich den Tag, wo Minna Schede kam, ich antwortete ihm gleich, auch von ihm bleibt die

Antwort aus! Hat die Prager Post den Teufel im Leibe? Ich kann auf kein Gedicht, auf keinen Steffens, auf nichts antworten. Ich bin zu gehetzt von guignon. Heute Abend kommt Mad. Bethmann, und um 6 bekomme ich Deinen fatalen Brief, der mir Hoffnung und Leben auf Wochen abschneidet. Komme nur, ich habe an vierhundert Thaler bis zum Oktober; wie findest Du das? Davon will ich aber wo möglich zum Winter etwas hin-ameisen. Gott! wie verdrießlich! Sie rinnt, die Zeit! Marwitz, Gentz, Goethe, Fichte, und wir, im Teplitzer Thal! Adieu! Du denkst vierhundert Thaler ist viel? Gott bewahre; zu einer Reise, zu Bädern?! ordentlich knapp. Aber für uns anständig; sei ruhig. Nur mit Sprechen kann ich's diesmal mit Dir abmachen. Hätte ich eine Gesellschaft, nun, da ich Alle rebütirt habe, ich käme auf der Stelle zu Dir. Adieu.

Ich lese Deinen Zettel noch mal, und möchte vergehen. Warum ist es mit dem Abschiede „so, so!" was heißt das? muß man ihn Dir nicht geben? bist Du nicht ein Fremder? fordere ihn nur vor dem Manifeste! „Dein Oberst fühlt, Du wärst ihm in Paris in aller Art sehr nöthig." Wohl bekomme es! ich glaub' es: und auch kommt's nicht aus ihm, sondern von Dir, wenn auch etwas veraltet herüber. Ein Großer, ohne großes Vermögen, ist keiner. Prinz Louis war größer, als er, und war nichts, weil er derangirt war. Das war halb — wenigstens — sein Tod. Die Geschichte mit Nostitz, seiner Erbschaft und Schuldnern, ist auch trübe: wie alle seine rauschenden Pläne. Auf eine Heirath ohne Liebe, und ohne Geld, und ohne den umfassendsten Geist, wie Mlle. Wucherer ihre ist, kann ich nichts sagen, als was hier steht. Schedens kommen heute Abend zu mir. Hr. von Kleist hat's auch gesagt (zu kommen). Theremin ist gestern von Sander's gezogen; die Liebe ist verflogen. Ich beklage immer die Frau, die ist — wenn auch nur stuhl- — treuer. Minna Schede ist über so etwas unbiegsam, — hart ist schöner: dabei ist Bewußtsein —; sie denkt, weil sie noch gar nicht ging, sie könne nicht fallen. Es kommt niemand, und schwingt einen auf goldene Sessel! Und dabei ist sie nicht jung und unbewußt genug, als daß man's ihr als Knospe verzeihen sollte. Sie hat ihre Bildung von Männern überkommen, und wie die sprechen hat sie sich zu denken gelernt, ohne es in's Blut aufzunehmen, und ohne die Wuth, die die Sicherheit, und Dreistigkeit giebt.

Weich muß ein Weib ſein, und Männern Lehren geben. Oder eine Knospe ohne Duft, und ohne Tadel. Die iſt noch vor die rechte Schmiede nicht gekommen: vor die Sonne nämlich. Ich ſpreche ſehr unzeitig, auf Dein Lob, gegen Minna! Aber geſtern war ſie unwiſſend und unbiegſam gegen die Sander; und neulich, empörter gegen Angeführte, als gegen Anführer; und ſprach Leuten das Wort, die da meinen, ſie können Baſtarde haben; es gäbe welche. Und bei einem Mädchen ergrimmt mich das. Was weiß die, was iſt die, wenn ſie das nicht weiß! Und dann grad', denken ſie, ſie ſind weiblich; und einen Mann wohl werth. Adieu. Indeß!

Donnerstag.

Ich war geſtern Abend, und heute früh recht krank, — aber ohne Fieber —; nun hat mir gar Böhm ſagen laſſen, er ſei es auch: ich erſticke bald: und habe ſolche Steife an Hals und Drüſen dabei, daß ich mir ſchon Meerrettig hinten am Halſe, mit großen Schmerzen und Erfolg, legte. Nun hab' ich keine Medizin, ich kann nicht hin zu Böhm. Nun bin ich noch tauſendmal verdrießlicher. Höre mein letztes Wort. † Die Briefe gehen zu langſam, und unordentlich: eine Antwort, oder Deine Ankunft auf dieſen kann ich nun nicht mehr abwarten — beſtimmt wäre ſie doch nicht; und enthielte nur neue Fragen, Pläne, und höchſtens Verſicherungen —; biſt Du ſchon unterwegs zu mir; ſchön! die Reiſe ſoll es werden. Biſt Du's nicht, ſo treff' ich, ſobald ich kann, und ausgehen kann, alle meine Anſtalten ſelbſt. Vielleicht nehme ich Minna Schede mit; je mehr ich mir aber aufſade, je weniger kann ich für Dich ſorgen. Warten aber, und alle, auch die letzten Gelegenheiten abwarten, kann ich gar nicht mehr. Vielleicht krieg' ich auch noch einige hundert Thaler mehr; da ich ſie aber nicht habe, rechne ich nicht drauf. Stürz Dich nur nicht in den dummen Türkenkrieg. Alles andere iſt beſſer. Lebe wohl! Ich bin wahrlich zu verdrießlich. Das zum Narren haben dauert zu lange: wenn es auch vom Schickſal kommt, es iſt dadurch nicht ſchöner: Menſchen ſind mir nichts, als Schickſal. Ich huſte mich wahnſinnig; bin allein, und ennuyire mich. Wie gefällt Dir das? † Nach dem, was ich hier, von dem einen Kreuz bis zu dieſem geſchrieben habe, richte Dich: das iſt mein Entſchluß, nach dem ich handle. Lebe wohl,

und denke, daß ich freundlicher bin, als mein Brief. Glaub es! Wie's mir geht! Adieu.

R. R.

An Rahel.

Prag, den 9. Juni 1810.

Geliebte, theure Rahel! Indem ich Antwort von Dir auf meinen letzten Angstbrief erwartete, wandten sich hier die Umstände so, daß ich gedrängt von Entscheidung, die mir angebotene Mitreise über Wien nach Paris annahm, wie mein Oberst es wünschte und wollte. Alles ist veranstaltet daß wir übermorgen wegreisen, da erhielt ich Deinen Brief vom 31sten Mai vorgestern, den darin erwähnten früheren hab' ich leider nicht erhalten. Ich wünschte um alles in der Welt Deine Antwort auf meinen Brief zu erhalten, Dein liebevoller Ruf an mich ist offenbar auf andere Verhältnisse gestellt, als ich meine in der Nachschrift zu meinem Brief dargelegt habe. Ich kann nicht Urlaub nehmen, nach Berlin, es muß der Abschied sein; ich kann nicht fortreisen von hier, keine Station, ohne daß mir der Oberst, den ich verlasse, erst das Geld dazu schenkt. Zwar das will er geben und ist edel und liebreich, wie Du Dir nur immer denken kannst; aber eben drum! — In vier Monaten höchstens, vielleicht schon in drei, wären wir in Prag zurück; ich nehme den Abschied in jedem Fall, und habe in jedem Fall an dem Obersten, auch verabschiedet, einen vollkommenen Schutzfreund; ich fürchte, Du selbst billigst es nicht, unter diesen Verhältnissen, ihn auf diese paar Monate zu verlassen; ich fürchte Deine Antwort, die ein paar Tage nach meiner Abreise eintreffen muß, räth mir an mitzureisen: wie unglücklich, daß sie mich nicht noch als Zweifelhaften entscheiden, sondern nur in dann schon gefaßter Entscheidung bestätigen oder verwerfen kann! Zuviel giebt mir das Glück, nie Eine Gabe, stets zwei Widersprechende, und die Qual der Wahl vernichtet den besten Theil des Glücks! Mich verfolgt dies Schicksal, zürne mir darum nicht!

Eins weiß ich noch nicht: „Du hast Geld für diesen Sommer", aber als Du das schriebst und mir zu kommen riefst, hattest Du aus meinem Briefe noch nicht ersehen, daß ich gar

keins habe, nicht einmal zu den Reisekosten; und scheinst dies letztere voranszusetzen! Vier Monate sind es höchstens! dann bin ich auf ewig Dein; zum drittenmal schein' ich zum Verräther an Dir zu werden, möge mein ganzes künftiges Leben Dir meine Liebe zeigen! Ich bin den Winter sicher und bestimmt in Prag, frei bin ich dann, denn ich nehme jetzt in Wien den Abschied. Komme Du doch nach Teplitz, Du trifft Gentz und Goethe dort, und hoffentlich gegen Ende September auch mich! —

In Paris gewesen zu sein, giebt mir einen doppelten Werth in der Leute Augen; geh' ich jetzt mit meinem Obersten nach Wien, so erhalt' ich sicher, durch seinen Einfluß, den Abschied als Oberlieutenant, was sonst zweifelhaft ist.

Dies sind Nebensachen: aber die Hauptsache ist mein jetziges Verhältniß zu meinem Obersten, das ich so nicht abbrechen kann, eben weil er es so zart und edel behandelt.

Rahel! ich trage mich hiemit nochmals feierlichst Dir zum Gemahl an; in vier Monaten bin ich, wenn Du mich willst, Dein auf immer! Und ich überlasse es Dir, wenn es Dir gut scheint, schon jetzt uns als verheirathet darzustellen, und meinen Namen öffentlich zu führen. Wie glücklich wär' ich dadurch!

Liebe! mit den innigsten Schmeicheltönen ruf' ich Dir zu: Komme doch nach Teplitz, geh nicht anderswo hin (es sei denn auch nach Paris wo ich bei Dir bleibe!) und zürne mir nicht! Hörtest Du meine Stimme, Du zürntest mir nicht! — Damit es nicht auf dem Willen allein beruhe, sondern die Nothwendigkeit Dich beruhige, so geb' ich Dir zugleich mein Ehrenwort, daß ich nach Ablauf obiger Zeit bei Dir bin. Hundertmal hab' ich Deinen Brief gelesen, er machte mich vergehen vor Schmerz: wie zu Schaum geschlagen, hohl und knisternd, ist noch meine ganze Existenz von dem schmerzlichen Affekt: bist Du erzürnt, siehst Du meine Lage, meinen Kampf, meine Liebe nicht ein, so muß mir alle Lebenskraft entschwinden! — —

In vier Tagen bin ich in Wien, in drei Wochen in Paris; schreibe mir dorthin, durch wen Du willst, ich werde wohl die Deutschen alle dort sehen, am sichersten durch Humboldt. Ich schreibe Dir gleich; an Deine alte Adresse, treffe nur sichere Veranstaltungen, daß Dir diese adressirten Briefe zukommen.

Mein Oberst erhält Aufträge nach Paris vom Wiener

Hof: zur beſſeren Unterſtützung ſeiner Privatzwecke bei ſeinem dort lebenden Vater. Er und ich werden dem franzöſiſchen Kaiſer vorgeſtellt werden: Du willſt mich zum Diplomaten haben, ſieh! das iſt ein guter Schritt dazu.

Lebe wohl, geliebte, einzige Rahel! Leb wohl, und behalte mich lieb, richte Dich auf Prag oder auf Berlin ein, ich bin auf jeden Fall, mit Deinem Willen, dieſen Winter bei Dir, es hielte mich denn ein Gefängniß, alles andere ſchlägt mein Ehrenwort nieder, das nur die äußere Erſcheinung meines tiefſten, reinſten, naturgemäßeſten, glücklichſten Wollens iſt, das ich ausführen muß dann oder darüber zu Grunde gehen. Leb wohl, leb wohl! Ewig, ewig Dein treuer

Varnhagen.

Ich ſchreibe um den Brief nach Kaſſel: mein Hauptmann verwahrt treulich alles was unter meiner Adreſſe hier einläuft. —

Die Gegend um Prag iſt wunderſchön; es iſt hier wohlfeiler als draußen; wir gehen auf's Frühjahr eben ſo leicht nach Wien, als nach Teplitz. Dies alles iſt aber unbedeutend: ich will zu Dir kommen, das iſt das Rechte, und ich, ſetze Leben und Tod daran.

Liebe, liebe Rahel! ſieh doch in mein zerriſſenes Herz! die Pein, daß ich Dich nicht holen kann; ſieh in meine Lage! ich könnte nicht froh ſein bei Dir, wenn ich ſo von meinem Oberſt ſchiede!

An Rahel.

Paris, den 27. Juni 1810.

Geliebte, theure Rahel! Seit vorgeſtern bin ich in Paris, wir reiſten ohne Raſt und waren in ſieben Tagen von Wien hier angekommen. In Wien war jeder Tag mit ſo vielerlei und plötzlichen Geſchäften erfüllt, daß ich keinen Augenblick der Ruhe fand, um Dir zu ſchreiben. Auch jetzt noch bin ich ſtumpf von den ſtets neu eindringenden Aeußerlichkeiten, die auch über ihren eigenen Zeitraum hinaus die Seele bewältigen. Erwarte nichts diesmal von mir, als ſchlichte Nachricht. Hat

Dich mein letzter Brief aus Prag verwundet? O nein! Geliebte Rahel, laß das nicht sein! Mir ist weher geschehen als Dir; geschehen! denn zu thun schien ich nur; was mein Herz verneinte mußte ich erwählen: ich fühl' es, o ich fühl' es im tiefsten Inneren, wie mein Leben zerrinnt ohne Dich, ein seichter Strom, zu schwach für die herrlichsten Schiffslasten, die mein lebendiger Sinn früher ihm zugedacht. Wenn ich zusammenfasse diese Aehren von dem gegenwärtigen Sommer, und sehe was für Nahrung ich gewonnen zum Bedarf des Gemüths und des Geistes in späterer Zeit, und welche Freuden, welche Kraft und Innigkeit die Gegenwart für sich selbst gepflegt: so fasse ich leicht mit einer Hand die schmächtigen Halme, und ich weiß es, ich fühl' und denk' es täglich, daß Ein Tag mit Dir mir an Freude, Wohlsein und Kraft die reichsten Garben bindet! Gegen jede Gewalt hätte ich gesiegt, jedem Zorn mich entgegengestellt wie jeder Schwierigkeit, aber die Milde konnt' ich nicht besiegen! Doch ich will, daß Dir Dein Herz um dieses weh thun soll, auch dann wenn Dein Urtheil und Dein Geist vielleicht meine andere Reise, als die Du verlangtest und ich ersehnte, billigt und mit Freuden sieht: nur sei dieses Wehthun der Liebe heilig, die ich zu Dir trage, und verdecke nicht einen Augenblick die nahe Zeit, wo wir uns wiedersehen, und Dir in mir der treuste Freund, wie Du ihn wünschest, zur Seite bleibt, bis Du es selber anders willst! Ich komme gewiß in drei Monaten, vielleicht früher, zurück nach Prag, und sinke in Deine Arme! Den Abschied habe ich noch nicht, es war in der Eile nicht thunlich, nun werde ich abwarten bis wir uns sprechen. Mein Oberst ist voller Liebe und Güte gegen mich, ich führe durch ihn äußerlich das angenehmste Leben, aber das ist es ja nicht, was ich begehre als Ziel zu erlangen! Sein Ansehen, seine Thätigkeit, sein Umgang, alles bringt auch mir einen Widerschein der Begünstigungen, die ihm das Leben bietet. Ich werde dieser Tage dem Kaiser vorgestellt werden, in kurzem bei unserem Gesandten einem Fest beiwohnen, wo der Kaiser und die Kaiserin erscheinen werden, mit Auszeichnung werde ich überall aufgenommen: aber mir ist das alles nur ein mühsames Aufschlagen unbekannter, nur bisweilen merkwürdiger Wörter, und Bäume, Laub, Feld, Wasser und Wolken, Poesie und Innigkeit wollen nichts von mir wissen, und lassen mich Traurigen vorübergehen,

ohne mit mir zu reden und zu kosen wie sonst. Daß ich Chamisso hier getroffen, und viele Andere, die mir lieb und interessant sind, ist meine einzige Rettung; Jette Mendelssohn besuche ich gern und oft, durch sie hoff' ich zu erfahren, wo Campan wohnt, auch Pauline werde ich aufsuchen. Tettenborn, mit dem ich von Dir gesprochen habe, ist bei der Gesandtschaft, und sehr freundlich gegen mich, bei ihm werde ich Humboldt sehen, der sehr schwer aufzufinden ist. Koreff hat eine außerordentliche Praxis hier, und wird von jedermann gelebt, unsere Jugendfreundschaft ist ein Kind, dem jeder seine spätere Erfahrung und Richtung als Reichthümer zutheilen möchte, und doch nicht kann. Paris gefällt mir übrigens recht wohl, doch könnt' ich nicht sagen, daß es mir so besonders wohl gefiele, frappirt hat mich noch nichts, daran ist Wien Schuld und zum Theil auch Hamburg, der Reichthum und das Leben der Großen bringt überall dieselben Wirkungen und Gestaltungen hervor. Den Haß fühl' ich nichts mehr in der Brust, das tiefste Mitleid mit dem armen Volke, in jeder Rücksicht. Paris soll auch sehr verändert sein, weniger liederlich, weniger lebhaft, und ohne alle Sozietät, an deren Stelle ist bloß Repräsentation. Die Theater kenne ich noch nicht genug, ich war noch nicht aux Français. Die Boulevards sind schön; Frascati und Tivoli habe ich in Hamburg wohl schöner gesehen. Indessen scheint mir das ein Reiz von Paris zu sein, daß man sich leicht hieher gewöhnt, und daher will ich meinen eigentlichen Bericht auf das Ende unseres wahrscheinlich zweimonatlichen Aufenthaltes verschieben. Schreibe mir nur sogleich, geliebte Rahel, damit ich weiß, wo Du bist (ich denke Dich in dem fürlichglühenden Teplitz!) und ob Du meine Briefe bekömmst. Ich glaube es würde mir leicht, beim Fürsten Schwarzenberg im Gesandtschaftspersonale zu bleiben, und von ihm privatim alle die Vortheile zu haben, die der Staat solchen Stellen versagt, ich würde dadurch auch im Militair avanciren; eine Feder wie die meinige findet sich hier bestimmt nicht: aber diese Vortheile und Laufbahn bleiben mir jederzeit jetzt offen, und ich gehe mit meinem Oberst zurück, um Dich zu sehen und bei Dir zu bleiben; haben wir das Nöthige verabredet, so kann mein Oberst bei vorkommender Gelegenheit ungemein viel für mich thun, ich habe gesehen, welch unglaublichen Einfluß er in der Sozietät, und nöthigenfalls beim Kaiser Franz hat; der ihm Dinge gewährte, die unerhört sind, z. B. die Erlaubniß

mich mit nach Paris zu nehmen. Ich treffe Dich, alle meine Stunden zielen auf Dich! Leb wohl, geliebte Rahel! Grüße Neumann auf's innigſte von mir, auch Marwitz! Die Gute, und Alle die es mögen, daß ich ſie grüße. Ich bin Dein! Vergiß das nie! Ich umarme Dich, leb wohl, und freue Dich des Sommers!

Varnhagen,
im Hotel de l'Empire, Rue Cerutti.
(Lieutenant au Service de S. M. l'Empereur d'Autriche.)

N. S. Schreib mir nur direkte: Hotel de l'Empire, Rue Cerutti. Sind die Urquijo'ſchen Briefe angekommen? Uhland ſagt mir, er habe ſie von Tübingen vor ſeiner Abreiſe abgeſandt.

Paris, den 3. Juli 1810.

Ich erbreche dieſen Brief wieder, um noch von dem Feſte unſeres Geſandten zu reden: es iſt gehalten worden. Aber den fröhlichen Lauf unterbrach plötzlich ein im Tanzſaale ausbrechendes Feuer, das lange allen Anſtrengungen trotzte, und den Tanzſaal nebſt der anſtoßenden Gallerie in einem Nu bis auf den Grund verzehrte. Der Kaiſer führte ſogleich die Kaiſerin fort, kam aber noch in der Nacht wieder, und tröſtete den Geſandten durch ſeine Theilnahme. Leider ſind fünf Perſonen faſt ohne Rettung verwundet, darunter ſind eine Tochter des regierenden Fürſten Schwarzenberg; eine von der Leyen; der Fürſt Kurakin iſt nicht ſehr gefährlich, ſagt man, und eine Mad. Lubinsky ſchon geſtorben. Die regierende Fürſtin Pauline von Schwarzenberg, Schwägerin des Geſandten, vermißte man lange, bis man am hellen Morgen ihr verbranntes Gebein fand, das man nur noch an den Juwelen erkannte, deren ſie für eine halbe Million anhatte. Sie hatte in den Flammen ihre Kinder geſucht, ſie war noch dazu ſchwanger! Nie ſah ich einen grauſenvolleren Anblick, nie ein gleiches Leid, meine Phantaſie und Sinn ſind ganz zerrüttet davon. Viele Frauenzimmer ſind beſchädigt.

An Rahel.

Paris, den 4. September 1810.

Vor einigen Tagen, meine geliebte, theure Rahel, hatte ich frühmorgens einen lebhaften Traum von Dir, ich sah Dich wieder, und Du warst gesund, fröhlich und blühend; ich aber glücklich Dich wiederzuhaben. Dies ist bis jetzt die einzige Bürgschaft und Sicherheit, meine geliebteste Rahel, die ich von Deinem Leben, von Deiner Genesung habe, denn durch Neumann weiß ich bloß, daß Du sehr krank warst, als er schrieb, und nicht allein mir nicht schreiben konntest, sondern auch von mir keine Briefe empfangen wolltest, weil Du sie doch nicht würdest lesen können. Welch böse Ahndung ließ Dich denn Deine Genesung in so weiter Ferne sehen! O liebe Rahel, unaufhörlich ist mir das Herz beschwert mit Sorge um Dich, und in die trostleseste Einöde starr' ich hinein, wenn ich Dich mir entrissen denke! Unseliges Nichtzusammentreffen der Ereignisse, die mich auf's neue von Dir so weit entfernt haben, da ich eben Dir so nahe war! Dieser Tage habe ich hier Deinen Brief, den ich in Kassel finden sollte, erhalten, vier Monate zu spät! Hätte ich ihn doch dort, oder wenigstens in Prag gehabt, ich wäre bei Dir gewesen diesen Sommer, hätte gelebt, und der unermeßlichen Zeit, die man zu leben hat, eine Lebensfülle menschlicher Ewigkeit geraubt! Was hilft jetzt alles klagen! Vielleicht beschuldigst Du mich doch, daß ich Schuld sei neuerdings, unsere Trennung neuerdings gewollt habe: ich würde sie ruhig tragen diese Beschuldigung, geliebte Rahel, denn ich finde mein Irren, da ich Dich zuerst verließ, so gränzenlos schuldig, daß es alle meine spätere Unschuld, all mein gutes Ringen zu Dir strafend verschlingt, und ich keinen Anspruch behalte auf Gerechtigkeit des Schicksals. Jetzt, da ich jeden Tag auf die ersehnte Abreise gefaßt bin, fasse ich wieder Muth, und sehe Dir, wenn Du nur lebst, heiter entgegen! Warum nur Dein Kassel'scher Brief so voll ist von Tod und Sterben! das erschreckt mich und rührt mich, wie ich nicht sagen kann! Dein herrlicher, Erd' und Menschheit durchleuchtender Brief hat Deine unerschöpfliche Lieblichkeit und ewige Wahrheitskraft auf's neue mir vor die Seele gezaubert, und ich muß heißer als je nach Deinem Wesen mich sehnen! — — Ich verlebte die schlechtesten Tage hier in Paris, ohne Freude,

ohne Erfüllung, in ungeduldiger Erwartung der Abreise. An eine Arbeit, ein erquickliches Treiben, ein inneres Schaffen ist hier für mich gar nicht zu denken, kaum daß ich die Merkwürdigkeiten des Ortes alle sehen mochte, eine Innigkeit zu den herrlichsten Kunstwerken habe ich wohl empfunden, aber dabei gefühlt, wie anderswo ganz anders mein Wesen davon wäre ergriffen und erhöht worden. Mir scheint hier die absolute Abwesenheit zu wohnen, alles ist fade, abgemattet, dumpf und blöde: die Luft ist schlecht und das Wasser, Gesellschaft gar keine, Fröhlichkeit gar keine, und die ganze Stadt mit ihren Einwohnern gleicht dem Garten der Tuilerieen, wo in artiger Regelmäßigkeit des unbequemen Platzes nichts zu sehen ist als ein unförmliches Schloß, eingesperrte Wasser, und im Juni schon verwelkte Bäume. Mit der vollendetsten Verachtung bin ich hier erfüllt worden gegen die Kraft und den Aftergeist, die in der Ferne noch bisweilen Bewunderung erregen wollen. Das vornehme Leben unter unseren Oesterreichern mach' ich ohne Freude mit, die Vorstellung beim Kaiser war mir merkwürdig, aber doch geh' ich selten nach St.-Cloud; mir ist's eine Satisfaktion, aber keine Freude, Theil zu haben an dem Vorzuge meines Standes. Ueber alles dieses schrieb' ich Dir gern ausführlich, aber es will sich nicht fügen und schicken: also alles dies, sowie meine Einsicht und meine Stimmung in Staatssachen mündlich. Freude hab' ich auch in dieser Rücksicht hier gar keine, und nur eine trübe Hoffnung führt mich standhaft auf diesen verworrenen Wegen. Sonst geht es mir gut, ich esse und trinke gut, auch wenn ich nicht bei Metternich's und Schwarzenberg's bin, wo ich täglich sein kann, und lasse mir überhaupt nichts abgehen, da ich in den allerglücklichsten Verhältnissen mit meinem Obersten stehe, denen nur fehlt, daß seine eigenen etwas glücklicher wären; alles ist unentschieden und zweifelhaft. — Außer den alten Freunden Becker, Sieveking und Uhland, sehe ich Jette Mendelssohn oft, und Schlabrendorf, der mir außerordentlich lieb ist, und die größte Achtung verdient. Chamisso ist seit mehreren Wochen bei der Staël, wo er sich wohlbefindet, und gern gesehen ist; er arbeitet an einer Uebersetzung der dramatischen Vorlesungen von A. W. Schlegel, der wie es scheint, täglich schwächlicher wird und kleinmüthiger in seinen dummen Verhältnissen. Ich spreche hier fast gar kein Französisch, was mir sehr lieb ist, denn ich sehe täglich mehr, daß ich es nicht kann, und nie kennen werde: auch im Deutschen

ja nicht. Koreff ſehe ich ſelten, der iſt ein geringer Menſch geworden, ein prahleriſcher Modearzt. Bartholdy war einige Wochen hier, iſt aber mit Eckeles wieder abgereiſt nach Frankfurt. — Wir haben jetzt hier eine ſo auflöſende Hitze, daß ich noch weniger geneigt bin etwas zu thun als vorher, und das Schreiben iſt mir gänzlich zuwider. Alle Mittag ziehen die Wolken wie zu einem Gewitter herauf, aber niemals kömmt es zu einem Ausbruch, dabei iſt mir der Kopf ganz dumm und ungeſchickt. Ich freue mich ſehr zu dem Aufenthalt in Steinfurt, Steinfurt im Großherzogthum Berg, dorthin ſchreibe mir, wenn Du kannſt, gleich: ich hoffe Dich von dort nach Prag abholen zu können, laſſe mich wiſſen, wo ich Dich finde und wie. Ich verlange nach Dir, ich muß Dich ſehen! Wollen wir uns denn nicht verheirathen? Ich bin Dein! Und Du biſt Dein, dann aber auch mein. Iſt es nicht alſo?

Lebe wohl, meine geliebte, theure Rahel! Wüßt' ich nur gewiß, daß Du geſund biſt, und wieder fröhlich! Ich bin ſo ängſtlich beſorgt, mein Herz iſt voller Unruhe. Leb wohl, leb wohl! Ewig Dein

Varnhagen.

Pauline iſt längſt in Baſel; Humboldt habe ich öfters geſehen, zu meinem großen Vergnügen. Grüße die Freunde.

An Varnhagen in Steinfurt.

Berlin, den 27. September 1810.

Ich ſehe voraus, daß dieſer Brief ſich wieder Monate lang herumtreiben wird, ohne zu Dir zu gelangen, daß ich doppelt verdrießlich werde, Dir zu ſchreiben. (Ein ſchöner Anfang! Ich vergeſſe den Brief, den Minna Spazier erbrach, noch nicht; den Kaſſel'ſchen auch nicht.) Heute brachte mir Robert von Hitzig Deinen Brief vom 4. September aus Paris, den er von Neumann, der auf dem Lande iſt, geſchickt bekommen hat. Alſo wirſt Du, wenn dieſer ankommt, wohl nicht mehr im Bergiſchen ſein. Heute ſchreibe ich, und nicht übermorgen, weil ich mitten im beſchwerlichſten Ausziehen bin — wozu ich wieder auf Dich rechnete, denn „Mitte September — ſchriebſt Du — bin ich bei Dir" —; ich muß heraus, die Leute wohnen noch wo ich hin ſoll; die Koſten ſind exorbitant für mich.

Schwach bin ich noch. Wohl hatte die Todesahndung in meinem Kaſſel'ſchen Brief Recht; ich war lange in ſeinen Glüharmen. Ich glaube Gebete haben mich ihm entwunden. Noch hat mir das Leben keinen Gruß geſchickt; Dein Brief mich heute nur geärgert; ſo lieb er iſt! — Du ſchreibſt immer, als ob ich gar nicht geſchrieben hätte! Du willſt mich jetzt nach Prag holen? Nun iſt der Winter vor der Thüre; ich convalescent, ausgegeben von ſchwerer Krankheit; ein neu Quartier mußt' ich endlich miethen — doppelt bezahlt als mein jetziges und als es mein Etat mit ſich bringt —, die beſten haſt Du mich ſeit Jahren, und noch dieſen Sommer, verſäumen laſſen. Nein, Lieber, ganz ohne Plan zu handlen, bin ich nicht reich und nicht jung genug! Nach Deinen veränderlichen, wäre ſo! Was ſoll ich nun in Prag, ohne Haus, ohne Meubles! Ich kann bei Deinem Oberſten nicht eſſen, habe keine Penſion, keine Unterſtützung von ihm, bin ſein Lieutenant oder Fähnrich nicht! Vor künftigem Sommer kann ich nun nicht weg: und kann ich das, ſo iſt's ein Glück, ſo ſchenkt mir Moritz das Geld. Wie er es mir diesmal ſchenkte, und es jetzt bei Flittner in der Apotheke, bei Böhm, und ſonſt herum liegt. Du machſt es immer, wie es Dir gefällig iſt, daran haſt Du Recht, und ich gratulire Dir gewiß, daß es Dir gelingt; und nebenher willſt Du mich heirathen. So haſt Du mich die dringendſten Demarchen bei Graf Egloffſtein machen laſſen, der ſchon geſchrieben hatte, Dir einen Poſten im Baden- oder Baier'ſchen zu verſchaffen. Du ſiehſt Marwitz exerziren, und gehſt mit dem. Es ging ehrenvoll zu Ende; den Anfang aber weiß ich. So bin ich wie auf der Wippe ſeit ich Dich kenne, und lebte, und wohnte ſo ſchlecht dadurch —, weil ich meiner Familie, von der ich doch, da ich mein Kapital einmal nicht kriegen kann, einmal lebe, gar keinen Entſchluß ankündigen konnte, und mich lächerlicher machen mußte, als ich bin; und muß nun, da ich meiner Geſundheit wegen ausziehen muß, coute qu'il coute zahlen und wohnen etc. Dies alles ſchrieb ich ſchon nach Kaſſel, nach Prag. Vergebens! Ich warte nun Dich zu ſehen. Sehnſt Du Dich, ſo komme zu mir. Ich muß mich nach allem ſehnen, was ich liebte nah zu haben, ohne zur Annäherung etwas thun zu können. Mit mir iſt's aus. Du und die Götter und das Glück, und das Ungefähr, haben mich zu lange ſchmachten laſſen. Das dachteſt Du nicht. Ich auch nicht. Vielleicht meine Dämonen

auch nicht. Es ging mir zu ſchlecht. Zu lange: ich hielt es nicht aus. Ich hielt es nicht aus. Du haſt ganz recht. Du biſt Soldat, ſiehſt die Welt, reiſeſt. Rathen würde ich es Dir. Aber was ſoll ich thun? Dir nachreiſen? mit Soldat werden? Ein Mann muß ein Weib zu ſich nehmen können, oder zu ihr gehen können. Zu all dergleichen hatten wir vielfältige Pläne; Du zerſtörteſt jeden. Nun thu mal etwas. Weiter weiß ich nicht zu rathen.

Verzeih! ich bin natürlich ungeheuer verdrießlich. Noch ſchwach. Den Sommer in ſtrengem Leid hingewimmert, gewartet! Sieht man mich nur ſo, ſo merkt man nichts; ſoll ich aber Rechenſchaft geben, reizt man mich, wie Du mit Deinem Brief, ſo ſiehſt Du, bin ich außer mir. Komm! wenn Du noch einen Reſt von mir ſehen willſt. Adieu! Eben wurde ich durch ein grobes Billet einer Madame Juſtizräthin (Derling, Mutter von Noſtitz ſeiner Frau), die einziehen will, wo ich wohne, ſehr geärgert. Ich lebe ſchlecht. Allein; und unerholt und unerquickt.

Rahel.

Ich kenne Paris ganz ſo, wie es Dir erſcheint! Koreff fand ich vor Frankreich, wie Du ihn jetzt findeſt; prahleriſch und lügenhaft. Und er macht Anſprüche an Kunſt und an Wiſſenſchaft. Das ſind die Rechten, die laſſen ſich auch mit Lügen bändigen! Leb wohl. Ich ziehe: Behrenſtraße 48. In Teplitz hab' ich, außer allem, und meiner Geſundheit und dem Sommer, Goethe, Fichte, Marwitz, Gentz, de Ligne, den Herzog von Weimar, die Gräfin Pachta verſäumt, und den Philologen Wolf. Leb wohl. Mir iſt heute ſchrecklichſt! Den Brief kriegſt Du auch nicht! Dieſen Sommer hätteſt Du bei mir ſein ſollen! zum Troſt.

Ich antworte der Derling gar nicht. Sonſt ſchrieb ich gleich wieder. Sie iſt mir zu kinderfrauig, zu juſtizräthig, zu dumm, zu unbekannt. Die keine Zeile von mir! Warum ging Dein Brief ſo lange? Was ſoll ich nun von dieſem denken? Adieu. Mündlich alles! Und ſchöner, beſſer. Leb wohl.

Sonnabend Mittag.

Ich bin faſt todt vor Wachen, Laufen, Rennen, kurz: Aus-

ziehen. Adieu. Lebe wohl! Gedenke mein. Ich habe keine Zeit! Der Brief findet Dich wieder nicht.

An Rahel.

Burgſteinfurt, den 5. Oktober 1810.

Theuerſte, geliebte Rahel! Mit unbeſchreiblicher Herzensangſt habe ich ſeither in Paris und nun ſchon vierzehn Tage hier in Steinfurt auf Briefe von Dir gewartet: aber kein Wörtchen ſchallt zu mir herüber, und ich bleibe den ſchwermüthigſten Gedanken überlaſſen. Jetzt, da auch geſtern wieder kein Brief angekommen iſt von Dir, kann ich's endlich nicht länger anſtehen laſſen, ſondern ſchreibe an Dich, ob ich gleich verzweifle in dem Gedanken, noch ſo lange warten zu müſſen, bis auf dieſen Brief die Antwort kommt! Mein letzter Brief von Paris ging an Neumann, um Dir das theure Poſtgeld zu erſparen, ſollte der ihn nachläſſig beſorgt haben? O Rahel, die letzte Nachricht war, Du ſeiſt krank, könneſt mir nicht ſchreiben, und wolleſt auch keine Briefe von mir: was ſoll ich hoffen, was fürchten? Ich bin Dir getreu, unerſchütterlich getreu, und mag Dich auf keine Weiſe verlieren; wäre es durch den Tod — die Thränen ſtürzen mir aus den Augen — ſo wüßte ich nicht wie jemals ruhig zu werden über das verlorene Glück dieſes letzten Sommers, in das Du mich liebreich rieſt, und das ich ſo grauſam verſcherzen mußte! mußte? Du ſiehſt vielleicht dieſen Zwang nicht ein, und dann bin ich ganz troſtlos. Ich wollte, ich könnte mich überreden, es ſei meine Schuld, daß ich nicht den Sommer — die Blätter fallen ſchon welk zur Erde, er iſt zu Ende! — mit Dir gelebt: ich hätte dann doch Hoffnung, das Geſchick wäre gütig gegen mich, die ich jetzt nicht habe, denn ein Fluch ruht auf meinem Leben, daß ich nicht frei ſein ſoll, und für jede Blume des Feldes, die ich am Wege pflücken will, einen Kontrakt eingehen muß! Ich beſchwöre Dich, geliebte Rahel, ſchreib mir gleich, und ob ich Dich abholen ſoll nach Prag für dieſen Winter, oder ob Du erſt zum Sommer reiſen willſt: ich thu' alles ſogleich, um zu Dir zu kommen, wenn ich nur Deinen Willen weiß, und ſoll ich auch meine jetzigen Verhältniſſe über's Knie brechen, was ich längſt um Dich zu haben gethan hätte, aber faſt in jedem Deiner früheren Briefe verbieteſt Du mir um alles in der Welt dieſen

Schritt: das ſchreckt mich! — Hier in der Familie des Oberſten leb' ich ſehr angenehm, alle haben mich gern, und ich bin ganz wie zu Hauſe: zwei Schweſtern reiſen morgen fort, darunter die Fürſtin von Solms-Lich, eine junge Wittwe mit vier Knaben, die wohl viel drum gäbe mich zum Erzieher derſelben zu haben. Die jüngſte Schweſter, die ſchönſte, bleibt hier. Es wurde viel Muſik gemacht, Waſſerfahrten, Spiele, Beſuche in der umliegenden Gegend, unter anderen auf dem ungeheuren und uralten Schloſſe Bentheim, und das ganze Leben war leicht und fröhlich, auch den „Don Carlos" hab' ich vorgeleſen: aber der Himmel weiß, wie ſchwer mir immer das Herz war und iſt! Wir bleiben länger hier, als wir dachten, die Urſache dieſer Verlängerung iſt für meinen Oberſten ein großes Glück, ſeine Schulden werden bezahlt, und ſeine Umſtände von Grund aus gebeſſert: wenn ich nun nicht zu rechter Zeit von Dir Briefe bekomme, die mich zu Dir definitiv hinrufen, was bleibt mir übrig, als ihn von hier wieder nach Frankfurt und Wien zu begleiten, und dann kämen wir erſt gegen Neujahr nach Prag. Aber auch von Wien komm' ich Dich zu holen! ſo Du es willſt! Nur Einmal Dich wieder! Du ſollſt mir nicht mehr abhanden kommen! Ich käme jetzt gleich, obwohl ich nicht weiß, ob Du lebſt oder todt biſt, ob Du mich aufnehmen kannſt, oder nicht, ob Du ſogar in Berlin biſt oder nicht, dennoch jetzt gleich nach Berlin: aber grade jetzt hat mein Oberſt kein Geld, und alſo ich auch keines, und es iſt die Frage ob er mir vor Wien wird welches geben können, da ſein Bruder die Reiſe mitmachen und beſtreiten wird, und es unklug wäre jetzt welches zu fordern. Die Bezahlung der Schulden — eine ungeheure Summe! — iſt überdies das ungeheuerſte Glück, und will zart behandelt ſein. — Ich will die morgen durch die Abreiſe der Anderen eintretende Stille benutzen, für die Freunde einiges von Paris aufzuſchreiben, was ich gern thue und ungern!

Leb wohl, herzinniggeliebte Rahel! Schreibe mir, ſchreibe mir, nur gleich hierher! Leb wohl, geliebtes Weib! und rechne meinem Herzen nicht mein Unglück an. Ewig Dein

Varnhagen.

Grüße die Freunde! und ſie ſollen mir ſchreiben!

O liebe Rahel, ich hab' Dir nichts geſagt, wie ich Dich

liebe, wie ich an Dir hänge: die ſchöne Sonnengegend nur lockt mir dafür den Ausdruck auf die Lippen, nicht mehr dies weiße Blatt! Dein treuer

B.

An Rahel.

Burgſteinfurt, den 12. Oktober 1810.

Heute, geliebte Rahel, bekomme ich endlich nach verzweiflungsvollem Warten Deinen Brief vom 27. September, morgen früh geht die Poſt, und ich eile Dir zu antworten: ſowohl um Dich zu beruhigen wegen der Ankunft Deines Briefs, als auch um den vor einigen Tagen von mir an Dich abgeſchickten nicht zu lange allein zu laſſen. Ich erhebe die Hände dankend, daß Du lebſt, und hergeſtellt biſt von einer Krankheit, die mit dem Deinigen auch mein Leben untergraben hätte, wie ſchon meine Freude ſeit ſo vielen Wochen! Ich habe gefühlt, wie öde und einſam das Leben vor mir liegt, aus dem ich Dich wegdenken ſoll, obwohl mir Dein Herz und Dein Geiſt noch geleuchtet hätten, wie das Licht des Sirius, das uns, wenn heute der Stern auslöſchte, wie die Leute ſagen, noch ſieben Jahre fortſchimmerte. O liebe Rahel! Mit tiefſter Inbrunſt drück' ich Dich wiedergeſchenkt an mein Herz, das, obwohl ſo entfernt, doch ewig das Gepräge des Deinigen bewahrt! Du haſt auch mich in aller Deiner Erbitterung über mich dennoch nicht aufgegeben, und darum, weil ich das fühle, kann ich jetzt ſo mild auf Deine Ironie, die zugleich wahrer Ernſt und dadurch erſt recht ironiſch iſt, die Antwort ſchreiben. Geliebte Rahel, wie ſchmerzlich muß es in Dir geweſen ſein an dieſem 27ſten September und viele Tage vorher, daß ich Unglückſeligere die heftigſten Schläge, die mich kraftvoll treffen, nur mit geringem Schmerze für mich, mit unausſprechlichem für Dich, empfinde, gleichſam als ſtänd' ich dabei, während ein Freund operirt wird, und im unerträglichen Schmerze, nur ſich zu helfen, nicht mir weh zu thun, mir mit der geballten Fauſt, ſeinem Freunde, in's Geſicht ſchlägt. Geliebte, theure Rahel, wie möcht' ich Dich herzen und küſſen, Dir ſchmeichelnd wohlthun, und Dich verehren in dieſem Augenblick! Du leideſt, und wer weiß beſſer als ich, was und wie Leid in Deinem Gemüthe iſt, das immer ganz und friſch verzehrt wird, weil es

in jedem Augenblick wieder ganz und frisch ist! Du weißt vielleicht nicht mehr was Du mir geschrieben hast: ich will es nicht im Einzelnen beantworten, da ich für mich es nicht bedarf mich zu rechtfertigen, und für Dich ist es nicht nöthig, da die klarste Einsicht, daß nicht ich, sondern auch mich verwundendes Eisen Dich verwundet hat, Dir die brennende Wunde darum nicht heilt, nicht einmal kühlt; für Dich brauch' ich nichts zu sagen, als daß ich keinen Menschen auf der Welt mehr liebe, mehr schätze, mehr durch das Leben zu begleiten wünsche, als Dich! Daß ich dennoch nicht bei Dir bin, in immer größere und längere Entfernung mich verliere: — das ist leider wahr: denn ich habe freilich keine Art irdischer Hülfsmittel, und kann nie thun, was ich will, so eigentlich will, denn freilich muß ich vieles zu wollen scheinen, was wie ich hoffe, mich zu dem anderen wahren Wollen führen soll, nur mit dem Unglück glaub' ich, daß wenn ich mich auf den Postwagen nach Berlin setze, ich in Gott weiß welcher entgegengesetzten Stadt absteige. Jeder aber ist seines Glückes eigener Schmied, sagt man, und ich müßte es mir gefallen lassen, wegen meines Unglücks als einer eigenen Schuld vor Gericht gezogen zu werden, wie ich es mir, wenn ich ehemals in Sparta buclicht zur Welt gekommen wäre, hätte müssen mit Achselzucken gefallen lassen, in die Abgründe des Taygetes geworfen zu werden! — Was mit mir vorgehen wird wahrscheinlich in dieser letzten Zeit des Jahres, hab' ich Dir geschrieben: mein Oberst geht nach Lich zu seiner Schwester, der Fürstin Selms, dann nach Wien, um Schulden zu bezahlen, und dann nach Prag zum Regiment: ich mit! Aber vergesse nicht, daß wenn es Dir auf diese Weise recht ist — worüber Du mir nie bestimmt geantwortet — ich sobald Du es willst, ihn, den Dienst und alles verlasse, und auf jede Art, zu Fuß, durch Hitze und Kälte, durch Hunger und Durst zu Dir komme und bei Dir bleibe! Wohl wenn das Unglück mich jagt, soll ich zu Dir kommen auf diese Weise, hast Du mir vorgeschrieben, aber nie außer diesem Fall hast Du mich so gerufen, vielmehr um Gotteswillen beschworen meinen Obersten und den Soldatenstand nicht zu verlassen. Und dabei hätt' ich doch wahrhaftig eine tiefe Scheu zu überwinden: die, meine ganze äußere Existenz bei gesunden Gliedern und frischem Geiste, bloß unsichtbaren Leistungen zu verdanken; eine Scheu, die Du wohl einsiehst und im Herzen billigst! Doch sei das alles weggestellt,

liebe Rahel! ich will Dich nicht aufreizen, da ich Dich nicht beſänftigen kann, was brauch' ich Dir Wahrhaften Wahrheit zu geben, die Du ja ſelber in der Ungerechtigkeit nicht verläugneſt. Ich habe Dich ſo lieb, ſo gränzenlos lieb und auf die innigſte Weiſe, wie nicht Geliebte und nicht Freund lieb gehabt werden, wie Dein Jünger und Verkündiger, und darin löſt ſich mir zuletzt jeder Gedanke an Dich auf, wie jeder aus dieſer Quelle heraufſteigt. Ich mache keinen Plan, und darf keinen machen, was iſt auch das für einer, in deſſen Kombinationen Napoleon und die ganze Politik muß aufgenommen werden? ich leſe einen Artikel über die Ausländer in öſterreichiſchen Dienſten, der noch mancher Deutung fähig iſt, und leicht auch über mich verfügen kann. — Du willſt dieſen Winter ruhig in Berlin abwarten: wohl! ich hoffe auf das Frühjahr wieder jugendlich aufzuwachen; ich wünſche Dir Geſundheit, meine geliebte Rahel, und alle Segnungen des Himmels und der Erde! es wird ja doch zum größten Wunder und Erſtaunen alle Jahr wieder auf's neue grün: doch ſehen wir jetzt dem Schnee erſt entgegen! Solchen rauhen Oktober hab' ich glaub' ich noch nie erlebt, ich ſitze im geheizten Zimmer, und draußen iſt ſchöner Mondſchein, aber ſcharfe Nordluft weht hindurch. Müßte ich nicht mit den Anderen zu Mittag und zu Abend ſpeiſen, und bisweilen ſpazieren gehen, ſo lebte ich beinahe wie in Tübingen einſam und verlaſſen auf dem öden Schloſſe, und keine Erquickung als die meiner Bücher bleibt mir nach der Entfernung der Kinder der Fürſtin Solms, und dem Wegziehen der Sommerlüfte. Ich bin ziemlich fleißig im Leſen geſchichtlicher Bücher, ſetze auch manches auf über Paris, was ich Dir ſchicken werde, aber wohl erſt von Wien, wenn es mehr iſt. In einem alten Geſchichtsbuch Weſtfalens habe ich Nachrichten von meiner Familie, mein Wappen, und die ſichere Darlegung gefunden, daß ich von einer uralten ritterlichen Familie, von Enſe, genannt Varnhagen, abſtamme, wie ich ſchon aus mündlicher Ueberlieferung meines Vaters ehemals gehört hatte. Johannes Müller's Weltgeſchichte habe ich geſtern bekommen: die kennſt Du doch? Schreibe mir doch etwas über den Roman der Baronin Fouqué, „Die Frau des Falkenſteins", den ich noch nicht habe bekommen können. Von meiner Schweſter hab' ich endlich auch wieder Nachricht, der jüngere Graf Bentheim, Hauptmann in däniſchen Dienſten, der dieſe Tage hier ankam, brachte mir

einen Brief mit. Sie will in Altona ein Erziehungsinſtitut errichten, was ich nur wünſchen will daß gelingen mag! Jette Mendelsſohn ſchreibt mir aus Paris, die Polizei habe das Buch der Frau von Staël, das ſchon gedruckt und größtentheils die Cenſur paſſirt iſt, konfiszirt. Sie iſt außer ſich darüber, die Staël, und will, wenn ſie dieſe Maßregel nicht kann aufheben machen, ſogleich nach Amerika abreiſen; es iſt übrigens ein ſehr lächerliches, abgeſchmacktes Buch voller Karikatur; ſpricht uns unter anderen den militairiſchen Geiſt ab, den doch keine Nation je ſo beſeſſen, ſelbſt die Römer, macht uns aber zu Engeln an Tugend und Zartgefühl, und verſichert, die Frauen wären am beſten dran mit uns, wir würden ſie nie nach dem Genuſſe verſpotten. Indeß empört mich dieſe Gewaltthätigkeit gegen die arme Frau ungemein. — Ich ſchreibe Dir ſehr bald wieder, meine geliebte Kleine! — ſo nannt' ich Dich ſonſt ſo oft, auch Rähelchen, aber die Entfernung macht die Perſönlichkeit ſo verſchwinden, warſt Du mir jetzt ſo nah, daß mir das Wort aus der Feder flog? — Ich trage Deine Bruſtnadel beſtändig, und Abends, wenn ſie auf dem Tiſche neben meinem Bette liegt, und ich leſe, trifft mich oft unvermuthet der rothe Glutblitz! und glühend im Herzen gedenk' ich dann Dein! Leb wohl, geliebtes Herz! ich kann jetzt nicht weiter ſchreiben, es wird dunkel und die Hand iſt mir müde. Liebe mich, meine Rahel, und drücke mich an Dein heilſames Herz! Ich bin Dir ganz ergeben, mit liebendſter Innigkeit! — Wenn Du dieſen Brief ſchnell bekömmſt, und gleich wieder ſchreiben magſt, ſo trifft mich Dein Brief wohl noch hier, denn vor drei Wochen reiſen wir ſchwerlich ab. Sonſt ſchreibe nach Lich bei Frankfurt! Ich ſehe Deinem Brief entgegen wie Quellen in der Wüſte! Grüße die Freunde! Adieu, liebe, liebe Rahel! Ewig Dein

Varnhagen.

Wenn Du noch hierher ſchreiben willſt, ſo ſchreibe doch auf den Brief: „bei Münſter". — Iſt Steffens in Berlin? und Wolf wieder?

Mir fällt noch ein; wenn Du mir über Frankfurt ſchreibſt, vergeſſe nicht „am Main" hinzuzuſetzen; ich fürchte gar zu ſehr bei Deinen Briefen, verzeih! meiner Beſorgtheit!

An Varnhagen in Steinfurt.

Berlin, Behrenſtraße 48. Dienstag Abend um 6 Uhr, den 21. Oktober 1810.

So eben, lieber Varnhagen, erhalte ich Deinen Brief aus (Burg-?) Steinfurt, — mal ſchreibſt Du Steinfurt, mal Burgſteinfurt, — mit einem zugleich von Campan aus Verſailles, der mich auch immer invitirt! Deiner, mein Freund, empört mich. (Ich habe Dir ungefähr vor drei Wochen nach Stein- nicht nach Burgſteinfurt geſchrieben.) Deinen Brief durch Neumann hab' ich, zwar nachdem er vier Wochen gelaufen war, erhalten. Du biſt ja in den Steinfurt'ſchen noch vaguer, plus vague, geworden! Mitten im Winter kann ich wegen meiner Börſe und Geſundheit nicht reiſen. Du haſt mich Geld, Zeit, Quartiere, Bequemlichkeiten aller Art verlieren laſſen, ſeit ich Dich kenne. Noch leid' ich dran. Weil Du mich ewig en suspens hieltſt, und ich nicht wählen konnte. Ich habe Dir nichts anzubieten; alſo mußt Du natürlich bei Deinem Oberſten bleiben. Ich war ſehr krank. Gräßlich unglücklich; bin alt geworden; und verſtehe keinen Spaß mit meinem Schickſal mehr. Du hätteſt mich behalten ſollen, und nicht immer das nachmachen, was Du eben ſiehſt. Mein voriger Brief nach Steinfurt war weicher, als dieſer. Obgleich auch hart. Heirathen willſt Du mich immer nebenher! Bei einer Frau bleibt man. Sonſt iſt es keine. Ich will Dir wohl das Ungemach, das Du mir bereitet haſt, verzeihen, aber ich kann nicht. Worin biſt Du denn nun anders gegen mich, als die Menſchen, die ich Leute nenne? Du mußt gut leben, darin gebe ich Dir Recht. Mich haſt Du aber dieſen Sommer im Unglück gelaſſen. Das verzeihe Dir ſelbſt. Dieſen Winter bleib' ich in Berlin. Adieu. Ich bin zu ärgerlich.

Rahel.

Auch bin ich ſo ärgerlich, daß man nie weiß, wo man Dir hin ſchreiben ſoll und kann. In Prag liegt noch ein Brief für Dich — von vor Deiner Reiſe nach Paris — und nun iſt wieder einer mit der richtigſten Adreſſe nach Steinfurt verloren! Mit nur mäßiger Oekonomie, mit nur einigermaßen geregelten Ausgaben wärſt Du längſt in Berlin; oder hätteſt die Mittel dazu.

An Rahel.

Steinfurt, den 1. November 1810.

Noch einmal muß ich an Dich schreiben, geliebte Rahel, ehe ich von Steinfurt nach Lich reise, welches hoffentlich in wenigen Tagen sein wird, obwohl ich nun schon fast ganz gewohnt bin, daß alle Zeitabschnitte innerhalb deren etwas bestimmtes zu Ende laufen soll, so ganz über die Maßen weit in die folgenden hineinreichen. Nachdem ich Deinen ersten Brief als Antwort auf meinen Pariser letzten hier gelesen hatte, durfte ich einen zweiten erwarten, der von jenem gleichsam noch ein Nachdrücken wäre, und so hat Dein letzter Brief, der sich mit meinem nach Wunsch kreuzte, keineswegs überraschen können, so sehr er auch den Schmerz erneuern, und die Traurigkeit steigern mußte, die mir durch jenen geworden waren. Geliebte Rahel, einziges von mir mit aller menschlichen Inbrunst gehegtes Wesen! ich sehe mit Liebesaugen auf Deine herbstliche Strenge, die mich jetzt in vielen welken Blättern niederrauschen läßt, und weiß mit Zuversicht, daß ich im neuen Frühling auch wieder frisch und munter an Deinen Zweigen grünen werde! Nichts anderes wußt' ich Dir im Anfange auf Deine Dornenbriefe zu antworten, und dachte und fühlte, es müsse genug sein: da ich aber nach und nach alles anderes Dir zu sagen finde, will mir zugleich dünken, es wäre eben so wohl für den Anstand nöthig, als für Dich heilsam, das zu sagen, was ich zu sagen habe: denn wenn auch in der wirklichen Lage der Sachen durch solches Reden nichts geändert wird, so ist doch das Weiterleben dadurch gleichsam in eine andere Richtung eingelenkt, und auf dieser statt völligen Dunkels wenigstens Dämmerung; mir ist es übrigens unumgänglich nothwendig, bei der Schamröthe, solche Briefe von Dir in meinen Händen zu wissen, mich vor mir selber als meiner besten Gesellschaft durch Schreiben dieses Liebesbriefes der unwürdigen Scham zu entledigen, wie Du, meine liebe Rahel, gewiß am meisten wünschest! Es ist wahr, Du siehst scharf mit Deinen lieben Augen, und lässest mit Deinem Blick Wahrheit aufsprießen überall, wo sonst kein himmlischer Sonnenstrahl den Keim aus der steinigen Erde hervorgelockt hätte, und wenn das wurzellose Pflänzchen, von Kinderhänden in die Erde gesteckt, vor Deinem Blick nur deste schneller ausgetrocknet und nieder-

gebrannt wird, ſo finde ich dieſe Kraft, wie die der Sonne, ſo herrlich, daß ich mit meinem Sinn noch in den letzten Athemzügen ſie loben müßte, wenn ſich ſelbſt fände, daß ich ſelber ſo davor vertrocknete. Wenn ich in dieſer Rückſicht Dir an Wahrheitsmuth gleiche, ſo ſtehe ich vielleicht in dieſem Augenblick durch Deine eigne Schuld noch im Vorzug über Dich: denn ich werde nicht irr und ſchwanke nicht, und bei aller Verwirrung, bei allen Widerſprüchen, die mein ſichtbares Leben an den Tag legt, bewahre ich in den Gedanken die reinſte Sicherheit und klarſte Liebesanhänglichkeit Allem! Dies kann ich auf mein Gewiſſen ſagen, jenes iſt noch nie mein geweſen, dieſes hat nie in der Sklaverei gelebt. Rahel, es läßt ſich jedes Menſchenleben, auch Deines, in allen ſeinen Erſcheinungen an den Faden der Laſterhaftigkeit und des Schlechten aufreihen, den das Schickſal, weil das Zeug für Menſchen war, in alles hineingewebt hat, und den ich, mit großem grauſamen Talente dafür begabt, in jedem Ausbruch der edelſten Begeiſterung, in allen Schwingungen der Kunſt und Tugend, wo ſie dem Himmel am nächſten ſind, in jeder Andacht und Liebe, nachweiſen kann, und überall ſtark genug finde, das ganze, volle Leben zu tragen, daß man den ihn begleitenden Faden des Höheren und Erleren, an dem ich, weil ich für ihn ein geringeres Schautalent habe, mehr glaube, rein herausziehen kann aus dem erſcheinenden Leben, und ſehr giftig erſtaunt, daß es, ſieh da! in bloß Gemeinem zuſammenhält! Dies, meine Rahel, erkenn' ich ja ſehr wohl, und wenn Du das mündliche vergeſſen haſt, ſo bleiben Dir ja genug ſchriftliche Zeugniſſe, die Dir beweiſen können, daß ich nicht aus Eitelkeit, ſondern aus Muth und Liebe verhindert war, dieſen wohlerkannten Faden mir um den Hals zu ſchlingen, um mich daran aufzuhängen: ich muß, weil es gemiſcht iſt aus Gemeinem und Unvergänglichem dies Lebenslied ſchen herunterſpielen bis mir die Finger verwelkend hinfallen. Aber daß Du, Rahel, deren Wohlgefallen und Billigung meinem Leben ſo erfriſchend war, mir gleichſam die freundliche Hand war, an der ich auf den Boden der Freiheit ſtieg, und ewig die unmittelbare Leitung einer Anderen nur in dunklem Glauben vorhandenen Vorſehung ſein ſollte, daß Du, vergeſſend alles Andere, mit richtiger Wahrheit, ich bekenne es, nur dieſe Nachtſeite meiner Lebenserſcheinung jetzt auffaſſend und gern und willig, wo Zweifelhaftes ſchen das iſt

arg!) obwaltete, das Gemeine und Niedrige erwähltest, um mein Leben zu erklären, und freilich tapfer, aber mit der grausamsten Tapferkeit, mir diese Bilder leuchtend in das Herz legtest, daß Du das jetzt thust, wie soll ich, Rahel, Dir das vergelten, als mit der gränzenlosesten Liebe, deren Du wohl nie so bedürftig warst, als da Du Deinen ergebenen — und daß ich es anspruchslos herausſage — unglücklichen Freund zerstören wolltest? Ich kenne Dich, Du willst Ruhe haben, und möchtest den Tod dafür wählen! Jeden anderen Freund, als mich, liebe Rahel, hättest Du, weil Du das unruhige Verhältniß nicht ertragen konntest, durch Deinen Brief in Deinem Herzen und für Dein Herz getödtet, und ich kann Dich nicht tadeln, Dein Leben fordert Opfer so gut wie jedes; aber ich lebe fort, Rahel, und Du für mich, so laß' ich Dich nicht gegen die Deinigen wüthen, und ich glaube ich kann mich jetzt bloß deswegen für mich erheben, weil ich mich für den Deinigen erhebe, wenigstens ist das der Grund, warum ich Dir diesen Brief schicke, wenn auch nur der Anstand ohnedies ihn zu schreiben befiehlt, denn ich könnte ihn ja behalten, und gelassen zu den Deinigen legen. — „Du bist ja in dem Steinfurt'schen noch vaguer, plus vague, geworden." Ich? ja, wenn Du mich in äußerem Verhältnisse zu Dir betrachtest, und bloß auf etwas zu Leistendes siehst, allerdings dann Ich, denn da ist der erscheinende Mensch mit dem seienden als Eins; aber der, der mit Dir zu gleichem Ziele strebt, Dir sein Herz aufschließt, alle Motive, Quellen und Bahnen seines Lebens innigst mittheilt, und nie sich unglücklicher fühlt, als wenn er auf's neue von Dir entfernt wird? Ich bin nicht vaguer, plus vague, geworden. Wir suchen beide für gemeinsamen Schmerz, nur daß der meine größer ist, ein Kraut, und Dein Schmerz, den ich mitfühle, macht Dich mich bitter schelten, daß ich's noch nicht gefunden. — „Du hast mich Geld, Zeit, Bequemlichkeit, Quartier verlieren lassen, seit ich Dich kenne." Geld? etwas, Zeit? nein! Quartier? wie denn das? Bequemlichkeit aller Art? „weil Du mich ewig en suspens hieltest, und ich nicht wählen konnte." Seitdem ich nach Tübingen gegangen war, strebte ich wieder in Deine Nähe, Du wolltest es auch, ich bat Dich nach Wien zu kommen, das war Dir recht, dann machtest Du Paris zum Ziel, und das war mir recht, Du wolltest aber schon damals, auch wenn ich nicht nach Paris könnte, dorthin reisen, und schriebst es mir aufrichtig; weder Du noch ich

konnten aber reisen, und ich mußte nach Hamburg, um zu sehen, ob ich noch Hülfsquellen für einige Jahre freien Lebens hätte oder nicht: es schien als müßte ich darauf verzichten, und ich schrieb Dir verzweifelnd, ich müsse in Hamburg bleiben als Arzt; kaum hatte ich die geringste Aussicht und Freiheit, so war ich bei Dir! Du fandest mich anders, ich Dich auch, Du wolltest mich nicht halten, ich wollte gehalten sein, ich konnte nicht in Zärtlichkeit untergehen, denn ich war zu sehr durchschmerzt, also wollt' ich es anders, meine Existenz schwebte auf der Schärfe, ich mußte fort — „Du hättest nicht immer das nachmachen sollen, was Du eben siehst" und früher „Du siehst Marwitz exerziren, und gehst mit dem, es ging ehrenvoll aus, aber den Anfang weiß ich." Da, liebe Rahel, trifft Du einen harten Punkt! Ja, ewiges Nachmachen, das ist die geringe Seite meines Wesens, eine meist überkommene, selten ursprüngliche, selten ausdaurende Begeisterung! wie könnt' ich das läugnen? aber wie fällt Dir erst jetzt ein, was Du in meinen Reiseblättern, in denen von Tübingen, und vielen Briefstellen von mir selbst mit größter Deutlichkeit hast entwickelt und beklagt gesehen? Dennoch möchte es sich diesmal auch anders verhalten. Als ich Hamburg verließ, war schon lange mein Gedanke, in diesem Kriege mir eine Kugel zu suchen, denn ich ahndete wohl recht, daß ich nicht bei Dir bleiben könnte, und Gottlob! daß ich so nicht blieb, Du selbst willst von dem Manne Ansehen, Ehre, erwerbenden Fleiß, irdische Macht, und hättest mich doch so wie ich war nicht gern behalten, in mir aber waren lauter Enden, kein Anfang zu einer bürgerlichen Laufbahn. Daß ich von früher Kindheit durch alle Jünglingsjahre hindurch gewünscht habe einen Krieg mitzumachen, findest Du wohl begreiflich, das ist wohl bei allen Knaben so, aber diesmal hatte ich es schon in Tübingen, ehe der Krieg ausbrach, und in Hamburg, als er unglücklichen Anfang genommen hatte, mündlich und schriftlich geäußert, und Marwitz war mir kaum erweckend weil ich schon genug erweckt war, seine Gesellschaft nur bequem und beschleunigend, und für andere damals unbedeutende Umstände entscheidend. Daß ich Dich mit Egloffstein sprechen ließ? liebe Rahel, das was Du mit ihm ausgemacht hattest, war von dem, was zwischen uns erst ganz flüchtig war besprochen worden, so verschieden, daß Du mich eben so gut zum Tanzmeister hättest vermiethen können, wenn das kompromittiren hieß, so

war ich wahrlich nicht Schuld: ich fühlte es gleich damals, aber wozu dachte ich bilft nun das ärgernde Rechten? Den Baiern hatten wir zusammen gesprochen, Du mit Eglofsstein von Würtemberg, ich schrie gleich darüber auf. Dein gelegentliches Reden nennst Du die dringendsten Demarches, und behandelst mich und mein Wollen eben so übertrieben unwichtig als den Herrn Grafen wichtig. Um ein sogenanntes Unterkommen war ich ja überhaupt Gottlob nicht verlegen. — Daß ich später von der österreichischen Armee wieder fortwollte, das scheinst Du auch nicht verstanden zu haben, indessen darüber nehm' ich Dir vorläufig das Recht zu urtheilen weg, und der, der ohne meine Erlaubniß der einzige ist, der darnach zu fragen hat, mein Oberst, ist mit mir wohlzufrieden, und in der Conduitenliste des Regiments steht unter der Rubrik: „vor dem Feinde" von mir: „sehr brav", mit Bemerkung meiner Wunde, wie ich denn auch so Gott will beim ganzen Regiment wohlgehalten bin, und noch oft geneckt werde mit der Erzählung, wie ich gesprungen sei, als die Allarmstangen brannten, und es nun endlich an den Feind gehen sollte. Es ist eine Schmach, daß ich dergleichen an Dich, meine geliebte Rahel, schreiben muß, und die Thränen brennen mir darüber auf dem Herzen! Aber höre weiter! Daß Du den Sommer nicht nach Teplitz gekommen, ist wieder nicht meine Schuld, Du schriebst mir, Du würdest am bestimmten Tage abreisen, auch wenn ich nicht da wäre: warum bist Du nun nicht abgereist? dann fügtest Du auch hinzu, käme ich nicht, so gingst Du vielleicht anderswohin, wie kannst Du nun sagen, ich hätte Dir Deine Zeit, und jede Annehmlichkeit geraubt? Hättest Du etwas thun können, Du hättest es wahrlich, und mit Recht, ohne mich gethan! „Du hast mich diesen Sommer im Unglück gelassen, das verzeihe Dir selbst" geliebte Rahel, so schmerzlich es mir ist, denn es ist ein Hohnlachen gegen mich, muß ich Dir doch sagen, ich habe auch die Schlacht von Wagram verloren gehen, und meinen Vater sterben lassen, wenn das an mir gestraft werden soll — — — höre folgendes, und mache die Anwendung! Voriges Jahr im Winter saßen in Wien Vater und Mutter mit ihrem Kinde an einem Tische, woran ersterer schrieb. Auf einmal wackelte der Tisch, und der Vater, sehr ärgerlich, gab dem Kinde, welches allein konnte daran gestoßen haben, mit heftigem Schelten eine Ohrfeige. Gleich aber stürzten die Nachbarn herein, und fragten, ob er auch das Erd-

beben gespürt habe, und in der That hatte grade ein Erdstoß die Stadt Wien erschüttert. O Rahel, mit den menschlichen Dingen ist es so beschaffen, daß es doch oft wohl anders sein mag, als man glaubt, und die sichersten Anzeigen täuschen! Ich wollte den Dichter Hölderlin im Doppelroman verspotten, und erfuhr mit Entsetzen, daß er seit vielen Jahren in Tübingen wahnsinnig sei! Wäre es möglich, daß Du nie Aehnliches erfahren hättest in Deinem reichen Leben? Sollt' ich der Erste sein? O Rahel, geliebte Rahel, höre, wie unmenschlich Du mein Herz zerreißest mit folgenden Worten: „Du mußt gut leben, darin gebe ich Dir recht; mit nur mäßiger Oekonomie, mit nur einigermaßen geregelten Ausgaben wärst Du längst in Berlin oder hättest die Mittel dazu" und früher, „Du machst es immer wie es Dir gefällt, ich gratulire, Du reisest, siehst die Welt, ich würde Dir es rathen u. s. w." Nun so muß ich denn ausrufen, weiche zurück, Scheu und Scham, und laß mich zu meiner traurigen Vertheidigung die unwürdige Darstellung beginnen, ich bitte nur Gott, daß sie nicht in unrechte Hände gerathe, weil sie nicht bloß meine Geheimnisse enthält! Sieh, das muß ich um Deiner Härte und der Schmach willen, die Du mir anthust wagen! Ich habe den vorigen Winter in Prag ganz kümmerlich gelebt, Mittags zwar bei meinem Obersten gegessen, aber sonst von Bier und Brod gelebt, und mit dem, was mir der Kaiser gab, kaum einige Briefe, Papier, Licht, und meinen Burschen bezahlen können, den ich nicht, wie Andere thun, konnte darben lassen, und hätte ich selbst darüber hungern sollen; ein Paar Stiefel waren alles, was ich mir anschaffen konnte, und eine kleine Schneiderrechnung kennt' ich erst jetzt bei der Abreise nach Wien bezahlen, obwohl sie schon aus dem Feldzug datirte. Die Reise nach Steinfurt habe ich mit dringendster Sparsamkeit und Eile für meinen Obersten auf seine Kosten von geliehenem Gelde gemacht, auf der Rückreise in Halle und Leipzig habe ich mit unaussprechlicher Sehnsucht und Unruhe vergebens Briefe von Dir erwartet, hätte ich sie bekommen und Du hättest mich gleich gerufen, ich glaube ich hätte meinen Obersten um einige Louisd'or und Tage betrogen, Dich geholt und es ihm dann gesagt. Es kamen keine Briefe! Auf der Messe habe ich einige Bouteillen Wein getrunken, Rheinwein, das ist bei Gott! das einzige Geld, bei dem mir einfiel, daß ich es hätte sparen können; aber auch mir nicht, sondern meinem

Oberſten. Von da war ich nun immer mit ihm auf der Reiſe, in Wien, in Paris, und nun hier! Weil ich aber ein paar gute Röcke trage aus Paris, die vielleicht dort noch auf der Rechnung ſtehen, bin ich darum reicher? Kann ich dadurch, daß ich die beſte Tafel genoſſen habe, und noch eine ſehr gute genieße, in dem ſchönſten Wagen fahre, Theil habe an tauſend koſtſpieligen Dingen, kann ich dadurch etwas nur an Geld erſparen? Was der Augenblick giebt, rafft er auch ſogleich wieder hin. Ich habe alles im Ueberfluß, aber oft keinen Heller Geld, wie mein Schutzfreund ſelbſt, mit dem ich übrigens in beſten Verhältniſſen ſtehe, und dem ich auf die herzlichſte, ritterlichſte Weiſe zugethan bin. In Paris bekam ich viel Geld, aber erſparen konnte ich nicht viel; jede acht Tage riß es die Ebbe vielleicht hin, und was half es dann, die Fluth mäßig geſchöpft zu haben? was ich aber erſpart hatte, rettete uns auf der Reiſe von Paris nach Steinfurt aus der fürchterlichſten und lächerlichſten Verlegenheit, indem ſchon in Brüſſel die Reiſekaſſe ledig war. Vieles mag ich hier nicht detailliren, weil es zu übel ausfiele, wenn der Brief in fremde Hände käme. Aber eins muß ich Dir noch erklären, warum ich in Paris Dir verſprechen konnte, ſogleich nach Berlin zu kommen, und nun hier plus vague geworden bin! Höre zu, ob ich, mein Ich, plus vague, deswegen heißen darf! Mein Oberſt bekam von ſeinem Vater eine anſehnliche Summe geſchenkt, um einen Theil ſeiner Schulden zu bezahlen; obwohl noch fünf Sechstheil übrig geblieben wären, ſo war doch dieſes Geſchenk ein Hinhaltungsmittel auf lange Zeit; hier in Steinfurt ſollte er's bekommen, wie leicht hätte er mir ein paar hundert Thaler zur Erfüllung meines liebſten, längſtgehegten, ihm wohlbekannten Wunſches geſchenkt! Du mußt wiſſen, daß man nicht großherziger und edler über Geld denken kann, als er, und nicht liebreicher und we[illegible]uender im Umgang, als er, wenn er nicht geſtört iſt. Wir kommen hier an, ſein vortrefflicher Bruder Alexis, der Erbgraf, iſt ſehr unwillig über das in Paris getroffene Arrangement, und will alle Schulden ſeines Bruders, über zweimalhunderttauſend Gulden, ſogleich bezahlen, zu dieſem Ende mit uns nach Wien reiſen. Dies unerwartete, kaum gehoffte Glück iſt aber Urſache, daß mein Oberſt vielleicht in mehreren Monaten keine bedeutende Summe in die Hände bekommt, denn hier lebt er im väterlichen Schloß, und auf der Reiſe wird wohl der Bruder alles einrichten. Se

ſtehen die Sachen, geliebte Rahel, und noch im Einzelnen gar beſonders, was ich aber nicht ſchreiben mag, auch von allem dieſem darf keine Seele etwas erfahren, es könnte zum größten Nachtheil gereichen. Wirſt Du nun glauben, daß ich höchſt unglücklich bin im Genuſſe deſſen, was Du „gut leben" nennſt? Ich kann ja keinen Schritt ſetzen wie ich will, ſondern wie der Zufall es will, noch allzuglücklich, in ſo ſchönen menſchlichen Verhältniſſen zu ſtehen, deren Inneres dieſes Aeußere nicht bedarf, obwohl, ich geſtehe es, noch äußere Sorge mir bei dieſem inneren Verſagen, das ich mir thun muß, das Leben ganz verzweifelt machen müßte. Nun gehen wir dieſer Tage über Lich nach Wien, der Erbgraf wird täglich von einer kleinen Reiſe zurückerwartet. Dieſer Brief iſt ſchon allzulang, ich muß ihn ſchließen: er iſt ein Liebesbrief, denn nur Dir zu Liebe, vor keinem peinlichen Gericht, konnt' ich ſolche Erörterungen überſtehen! Lebe wohl, meine einzige Rahel! Vergiß nicht, daß ich Dir gränzenlos zugethan bin, und überzeuge Dich auf's neue, daß zwiſchen uns jede Möglichkeit möglich iſt, ohne uns auseinander zu reißen, ich bilde mir ein, ſo gut wie Du, über jede geringe Anſicht und Behandlung hinweg zu ſein. Leb wohl, leb wohl! Ewig Dein treuer

Varnhagen.

Steinfurt (oder Burgſteinfurt, das iſt einerlei).

Schreibe mir alſogleich nach Lich bei Frankfurt am Main! Dort bleiben wir einige Tage bei der Fürſtin Solms.

An Rahel.

Steinfurt, den 2. November 1810.

Eben komme ich aus dem Bagno zurück, einem durch Wald, See, Garten und Gebäuden ſehr angenehmen Spaziergange, der eine Viertelſtunde hinter dem Schloſſe liegt, und wo wir jetzt gewöhnlich in einem gothiſch verzierten Hauſe bei gutem Ofenfeuer den Thee trinken, während mit kalter, feuchter Herbſtluft der dunkle Abend ſich über die Gegend ausbreitet. Die Fürſtin iſt eine alte, herzensgute, aber etwas eigenwillige Frau, und wie ſie niemals in ihrem ganzen Leben irgend in einer Sache ſicher war, ſo iſt ſie in dieſen Zeiten völlig irre gewor-

den; ihre Gegenwart verhindert denn ziemlich die gute Fröhlichkeit, die ſonſt unter uns jungen Leuten wohl aufkömmt, meinen Oberſt mein' ich, und ſeinen Bruder, den däniſchen Hauptmann, die Gräfin Sophie, drei Demoiſelles Becker, die täglich zum Beſuch auf das Schloß kommen, und mich. Wie ich auf dem Rückwege war, fühlte ich ſorgſam an der glatten Rinde eines herrlichen Buchbaums, der etwas vom Wege abſteht, nach Deinem Namen, den ich vor mehreren Tagen in ſchönen, tiefen Buchſtaben einſchnitt und einen Stern darüber, und ob ich gleich wegen der Dunkelheit nichts ſehen konnte, fühlte ich doch deutlich die eingegrabenen Züge mit großer Zufriedenheit unverletzt, denn ich weiß nicht wie ſo ich zu der Einbildung komme, es werde mir jemand aus Schadenfreude ſchlechte Schnitte hineinthun, woran doch wohl niemand hier denken mag. Jetzt muß ich die milde Stimmung benutzen, in der ich mich befinde, benutzen, um Dir zu ſchreiben, meine geliebte Rahel, und zwar ſolcherlei, wie Du eben geleſen haſt, leichtes Geſpräch, gewöhnliche Mittheilung, wie ſie ſich etwa zwiſchen Beichtvater und Beichtkind als läſſige Erholung einfinden mag, wenn der feierliche, angreifende Akt vorüber iſt. Ich habe dieſen Vormittag den einliegenden Brief beendigt; lies ihn nach dieſem, und dieſen wieder nach ihm, oder, wenn Du mich ohnehin lieb genug haſt, und keine Bitterkeit gegen mich fühlſt, leſ' ihn gar nicht! Ich möchte Dich mit der Sanftmuth ſättigen, die ich jetzt ſo liebevoll in mir fühle, und wenn ſie vielleicht zu ſchal iſt unſerem kräftigen Verhältniß, ſo iſt jener Brief vielleicht ein zu brennendes Gewürz. Du lieſt ihn doch: aber ich will doch auch gern Dir geſagt haben, wie er mir von außen her daſteht, und wenigſtens die Möglichkeit annehmen, Du könnteſt ihn aus Liebe zu mir ungeleſen in's Feuer werfen; daß den geleſenen Haß verbrennen könnte, fällt mir, Du Geliebte, nicht ein. Außerdem, daß ich überhaupt ſoll gütter, und durch Ertragen und Leben erträglicher geworden ſein, bin ich heute beſonders menſchlich und weich. Ein gutes, liebes Mädchen, Julie Becker, bekam vor mehreren Tagen fürchterliche Krämpfe, ich blieb zwei Stunden bei ihr, und pflegte ſie nebſt einer Schweſter, während die Anderen alle unten in einem langweiligen Konzert waren; heute ging ſie zum erſtenmal wieder aus, und mit uns in den Wagne; da nahm ſie voll Dank und Vertrauen mich auf die Seite, ſagte, ſie ſei außerordentlich traurig, denn ſie glaube dieſe Krankheit

nie wieder ganz los zu werden, gestern hätte man ihr auch harte Vorwürfe gemacht, die erst heute in ihr nachwirkten, und sie wolle mich nun fragen, was wohl damit werden könne, ob sie Hoffnung habe wieder ganz gesund zu werden, und ob es wohl möglich sei, daß sie selber an ihrer Krankheit schuld sei. Ich tröstete sie mit ärztlichen und geistigen Gründen so gut und so liebevoll ich's vermochte, und es gelang mir, sie zu beruhigen. Das hat mich sehr gerührt, meine liebe Rahel. Dann dachte ich an ein Kind von neun Jahren, ein Mädchen, das hier in der Nähe in Langenhorst bei einer alten Aebtissin lebt, und während des französischen Kriegs von einer vornehmen Dame, die mit ihrem Verführer, einem Emigranten, im Elend herumwanderte, dort war zurückgelassen worden. Das Kind wird entsetzlich hart gehalten, wird ganze Tage unter der Treppe eingesperrt, und bekommt selten satt zu essen, daher es denn Kuchen und Brod stiehlt, wenn Gesellschaft da ist, um auf den Abend heimlich davon zu essen, dabei ist das magere blasse Geschöpf äußerst lebendig und unbefangen. Es soll sehr eigensinnig sein, aber wer würde es nicht in solchen trauervollen Jugendtagen, und man sieht offenbar in den noch freundlichen, guten Zügen den Uebergang zu verzerrender Tücke. Zweimal schon ist es weggelaufen, aber jedesmal holte man es zurück. Unbefangen spricht es heraus zur Aebtissin: Gott! es sterben so viele Menschen, warum stirbst Du nicht einmal. Dies legt man ihm für Bosheit des Herzens aus. An einem Jahrmarktstage, wo ich es sah, verhinderte es der Regen, zu den Buden zu gehen, und für seine durch Stricken verdienten zwei Stüber etwas Eßwaaren zu kaufen, ach ich möchte so zum Fenster hinausfliegen! rief es lebhaft, und lobte mir denn doch gleich wieder denselben Regen, der doch all seine Hoffnung wegspülte, daß er die junge grüne Wintersaat auf dem Felde wachsen mache. Das Kind ist nicht durch Schönheit oder glänzenden Verstand ausgezeichnet, es hat nichts, was es seinem dunkeln Loose entreißen könnte, seine Ansprüche scheinen um so billiger, da sie auf gewöhnliche Menschlichkeit beschränkt sind. Tiefes arme Kind rührt mich zur tiefsten Wehmuth! Welche Kinderzeit, um welchem Alter entgegen zu wachsen! Ich hoffe nicht von hier wegzureisen, ohne es auf meine Art mit irgend einer Heiterkeit erfreut zu haben. — Gegen solche Trübungen stellen sich mir dann die blühenden Gestalten glücklicher Jugendschönheit. Mein Oberst ist ein schöner Mann, wohl und groß

gewachsen, von edlem Ausdruck des Gesichts, feiner, wohlthuender Sitte, freundlich, sehr schön ernst, und nicht ohne Anmuth im Scherze. Dabei ist er heftig, böser Zorn ergreift ihn leicht gegen alles Niedere, und leider rechtfertigen ihn meist die Menschen nur zu sehr in seiner Meinung, auch die unteren Menschen, Bedienten und dergleichen oft so anzusehen. Jede Bildung und Kenntniß schätzt er, und ehrt sie in denen die sie besitzen, aufrichtig strebt er sie zu erlangen, aber um im 28sten Jahre es weit darin zu bringen, nicht angestrengt genug. Vornehm und wenn nicht reich, doch immer reich lebend, findet er die Einrichtung der Welt bequem, freut sich seines Standes, seines Ansehens, das er doch auch mit seinem Blute vermehrt hat, und weiß sich sehr gut in alles zu finden, was ihm das Glück gewährt hat; das Beste, was er in jeder Art findet, dünkt ihm eben auch für ihn recht, ein billiges, menschliches Gefühl, das er auch in Anderen voraussetzt. Die Frauen lieben ihn, er ist zart mit ihnen, belebt und sittig. Ehrgeiz treibt ihn zum Höheren jeder Art, Genuß hält ihm beim vorhandenen fest; die irdische Macht des Geldes weiß er nicht zu regieren, das ist sein Leichtsinn des Augenblicks, sein Regiment regiert er großartig, thätig und mit musterhafter Gerechtigkeit, dabei mit Güte. Menschen versteht er auf seine Weise sehr gut, und nimmt sie klug; eine gewisse Sorglosigkeit hält ihn von Untersuchungen ab, daher Meinungen auch nie heftig von ihm bestritten werden. Du siehst, das ist ein erfreuendes Wesen, eine freudige Gestalt, und angenehmer Karakter, der selten durch Mißlaune getrübt wird. Wenn nun der einzige Kummer, den er hatte, seine Schulden von ihm genommen sind, können die glücklichsten Tage ihm aufgehen. Zu mir hat er das vollste Vertrauen, und hat mich lieb, ohne daß er sich darüber genaue Rechenschaft geben kann, doch sieht er wohl ein, daß ich nichts beabsichtige, unbefangen und rücksichtslos bin, von treuem Sinn, und auf gradem Weg. — Seine Schwester Sophie ist ein bildschönes Mädchen von 16 Jahren, Raphaels Johanna von Arragonien gleicht ihr, gesund mit rothen Wangen, lebendigen starken Augen, kräftigen Gliedmaßen, die sich blühend ründen, gutem Gemüth, freundlichem Herzen, knabenhaftem Muthwillen und Wildheit. Sie fühlt wenige Gränzen, in der freien Oberherrlichkeit des vornehmen Lebens entwickelt sich der Sinn keck und edel, die Beschränkung mit ihren tieferen, schmerzlicheren und menschlicheren Gefühlen darf

ſelten nahen, und wo ſie naht, iſt ſie höherer Art, dies gebiert die edelſte freieſte Thätigkeit und muntere Lebensfülle, aber auch leicht Uebermuth und Wehthun gegen Andere, woren ſich wohl auch hier dann und wann ein leichter, doch ganz unbewußter Anflug findet, den die Zeit mit ihren Schmerzen bald abhalten wird. Und wie von ganzem Herzen gönn' ich dem ſchönen Kinde ihr reizendes Glück! Möge es ihr lange bleiben das göttliche Gefühl der Geſundheit, der Schönheit, deren ſie ſich bewußt freut, und des feineren Thuns, und noch lange der unvermeidliche Schmerz, die Demüthigung des Menſchengeſchicks, ſich von ihr entfernt halten! — Im Ganzen rede ich wenig mit den Menſchen hier; ihre Weiſe iſt doch nicht die meinige, ihre Erfahrungen haben ſie anders gemacht als ich, und ich trage Scheu, ſie wegen meiner Bequemlichkeit in meine Sprechweiſe hinüberzuziehen. Auch will ich nicht wecken, was ſchlummert, da ich das Erwachte nicht leiten könnte, der Schlummer führt Träume, und ſie mögen oft beſſer ſein, als was die wahren Augen ſähen. Leicht gehen mir ſo die Tage, und meiſt friedlich: aber mich verlangt nach einem anderen Gedeihen! Ich leſe einiges, war überhaupt nicht ohne Fleiß hier in Steinfurt, über Geſchichte hab' ich viel gedacht, mein kurzer Feldzug bei Wagram hat mich gleichſam lebendig hineingeführt. Johannes Müller freut mich: was ſoll ich aber ſagen von der Univerſalgeſchichte Goethe's, des Göttlichen, die er in dem einzigen, wunderwürdigen Buche zur Farbenlehre giebt? Anbeten muß man dieſen lieben Mann! Ueber ſo vieles muß ich Dir noch ſchreiben: es geſchieht bald, noch ehe ich von hier abreiſe. Warum ſchreibſt Du mir nichts mehr von Fouqué, und er nichts von Dir? Neumann ſchreibt mir gar nicht! Wie jauchzend ruf ich Euren Univerſität Heil und Glück! Ich möchte das mit Augen ſehen! Grüße alle Freunde, meine geliebte, einzige Rahel! Ewig bin ich Dein! Ich küſſe Deine Augen, Deinen Mund, ich umfaſſe Dich mit verehrender Innigkeit, mit liebender Seele! Leb wohl, leb wohl! Dein treuer

Varnhagen.

Schreibe mir ja nach Lich!

An Varnhagen in Steinfurt.

Berlin, Montag, den 12. November 1810.

Ich kann gar nichts Beſſeres thun, als heute Abend gleich auf der Stelle auf Deinen Brief aus Steinfurt antworten. Ich weiß aber nicht wie! — beinah zum erſtenmal im Leben, — Du wirſt es ſchwer glauben wollen; ich habe die Grazie verloren; ich kann nicht mehr leiden, und lieblich ſchweigen. Das konnt' ich ſonſt, und habe es, ſo wahr ein richtender, wiſſender Gott lebt, lang geübt, und wie kein Erdenmenſch! Man kennt ſeine Kräfte nicht, ſo wie man nicht weiß, wenn man ſterben ſoll; nun kann ich es, mir ſelbſt plötzlich, nicht mehr. Richten, Schlichten, Sichten kann ich von weitem nicht, gar nicht mehr. Ich kann Unrecht haben, in Beurtheilung — ich habe es gewiß — der Erſcheinung Deines äußeren Seins: aber daß Du mich Zeit, Geld und Behagen, und Ruhe gekoſtet haſt, bleibt wahr, wie es wahr iſt. So wiſſe auch Du, daß Du es nicht wiſſen konnteſt, ohne es zu rathen; weil ich es Dir mit meiner jugendlichen Grazie verſchwieg, verbarg. Weil unſer Zuſammenſein — laß es mich ſo nennen — ein paar Jahre mein Ziel, mein Zweck war. Daß ich Dir die unbedingte Freiheit vorhielt, verführte Dich. Das war recht, muß ich noch einmal ſagen: es war recht, daß Du Leben, Welt, Krieg, Exiſtenz aus Deinen Mitteln, ſuchteſt, begehrteſt, fandeſt. Was aber in der Welt, ſoll ich dabei machen, als Dir gratuliren. Wär' ich jung, und Europa kindiſch, oder jung, oder jetzt eben reizend, ſo ſucht' ich mir auch ein Schickſal in der Welt. So aber bin ich nur auf die Natur verwieſen; und das Glück, was ich habe, beſteht noch in der Einſicht darüber. Sonſt wär' ich gar lächerlich, und in Agitation; elend. Du haſt weiſe geſehen. Ruhe will ich haben. Lieber! Wie haſt Du dies Wort ausſprechen können, und noch ſo viele andere?! Und wie kommt es, daß Deine Worte ſo in Liebe gedacht und geſchrieben mir das Herz aufreißen und drücken? Wie ſo verſteht alle Deine Liebe mir nicht wohlzuthun? Laß mich in der Ruhe, die mehr als Schlachten mir endlich eingedrückt hat! Laß mich, bis wir uns ſehen! Ich habe nach Dir einen Menſchen gekannt, von dem ich nichts mehr weiß, mit dem ich's auch ſcharf nahm. Ich kann nicht mehr anders. Ich habe geküßt genug auf der Erde, mit dem ganzen Erdenleben —

(meine jetzigen Thränen, dies Schreien, und Herzpochen, ist kein Mensch, kein Glück werth. Laß mich ruhen!) — für die Lüge, daß ich nicht forderte, was ich verlangte, und gab. Laß mich endlich! Laß ab! Ich sterbe. Ich bin so kränklich. Kannst Du etwas Gutes für mich, so thue es; aber zerlege mein Herz nicht. Es ist verdammt hier, gewiß! und physisch krank. Laß mich, ernst, still, und sein wie ich kann. Nach meiner großen Verunglückung der Geburt und des Lebens, dacht' ich: die sagen, sie lieben mich, zu denen könnt' ich sprechen; auch nicht. Nun, gut! der Schmerz war nichts, gegen den anderen. Auch ist für mich, alles Schicksal, Entwickelung, Geschichte. Ich schiebe nichts auf Menschen. Ein höheres Gebiet regiert dies. Dies ist meine ganze Religion; darin leb' ich. Aber laß mich endlich. Ich habe viel Unglück erlebt: dazu hatte ich Talent: der größte Virtuos bin ich darin. Heraus bin ich aus der Sphäre; mein Loos ist raus aus dem Lotte; am Körper kann ich nur noch torturirt werden: mit der Natur hab' ich noch zu schaffen. Laß mich! Ich bitte Dich! Sehen wir uns, so findest Du mich lebendig wieder: nicht allein nicht begraben, sondern, zum Weiterleben, mit Geist, und Verstand, und aller redlichen, lebendigen Theilnahme fertig. Was sollt' ich wohl noch sagen! Weißt Du was?

Die Universität, wenn sie auch, als bloßer Anfang zu einer, verscheiden muß, ist schön; und wahrlich einem jeden hier nach seinen Kräften lieb. Sie ist ein Produkt des Geistes. Mitten in der Besiegung, der Armuth, ja der Furcht, der Störung, erdacht, entworfen, angefangen! Ein Grünen der Erde durch ihr eigenes Feuer, möge Phöbus gnädig leuchten, und keine Pfeile den Kühnen schicken! Neumann ist seit dem September noch mit dem Grafen auf den Gütern. Mit Fouqué bin ich durch meine Krankheit außer Korrespondenz. Doch lese ich viel von ihm; er und die Baronin schreiben Robert. Ich bin in Briefwechsel mit Gentz; mein einzig Vergnügen. Marwitz soll in Friedersdorf sein. Mad. Schleiermacher ist mir gut: ich liebe sie sehr. Bin aber ganz in Bettina Brentano verliebt. Die ich einigemal intim sah, aber nicht mehr. Ich mache nur in Geldsachen Demarchen: weil ich da — muß. Mad. Herz lebt geputzt; ohne zu wissen, daß man sich ausziehen kann, und wie einem dann ist. Mad. Frehberg ruht auf den Lorbeern, die ihr Goethe und der Philolog Welf für ein grundschlechtes Geschreibe, Roman genannt, in Teplitz und Karlsbad

verwarfen. Ich habe, ohne je verſtanden zu ſein, mich viel mit ihr gezankt. Wir ſind nicht böſe. Ich zanke mich nicht mehr mit ihr. Sie iſt überzeugungsunfähig. Nämlich ſo: wenn ſie auch keine Gegengründe mehr hat, und man glauben muß, nun ſei ſie überzeugt, ſo handelt ſie im nächſten Moment wieder nach ihren alten reduzirten Urſachen, oder Gründen, wie ſie es nennt. Berlin iſt nicht ſchöner geworden, aber alles Uebrige häßlicher: alſo im Winter weiß man nicht wo man ſich hinwünſchen ſoll! Fürſt de Ligne ſchreibt mir auch jetzt. Ich habe ihm ſechs Seiten franzöſiſch geſchrieben vorige Woche, mit dem härteſten Gewiſſen. Meine Franzeſen verſtehen mein Deutſch. Der Philolog Wolf, der in Wien war, lobt Friedrich Schlegel's Liebenswürdigkeit. Wolf ſchreibt göttlich wie kein anderer Deutſcher. Aber ich denke vor vierzehn Tagen, als ich ihn eben las, und ganz anbetete, der Schlag rührt mich, ihn ſächſiſch ſingen zu hören; wie kann man in ſolchem Geſange ſolche Perioden ausgraben? Ja! er gräbt ſie manchmal ds! Als ich Schleiermacher'n Wolf's Zuſchrift an Goethe ſo ſehr lobte, meinte der, ſie ſei auf den Effekt geſchrieben. „Nun da hat er gut gerechnet; auf mich hat ſie den größten gemacht", ſagt' ich pathetiſch ernſt; Schleiermacher lachte mir in's Geſicht; ich mußte gleich mitlachen. Brentano hat ein wunderſchönes Gedicht auf die Einweihung der Univerſität gemacht.

Wie ſoll ich's denn machen, daß Du dieſen Brief kriegſt? Heute iſt Montag der 12. November, und dieſen Nachmittag bekomme ich den Brief vom 2. November. Soll ich nun noch nach Lich ſchreiben? Ich wage es. Adieu! Lebe wohl, und bedaure mich. Am Ende bin ich auch wohl zu bedauren, trotz meinem Rüttlen und Wunden und Steifhalten. Adieu!

R. R.

Eh' ich Dich nicht geſehen habe, kann ich de but en blanc nicht zärtlicher werden. Findeſt Du's häßlich? Mir iſt zu viel geſchehen. Du biſt jung. Adieu! Die Liebe in Deiner kleinen Nachſchrift iſt nicht verloren gegangen. Weißt Du nichts von Jean Paul Richter? Minna Spazier ſoll Brockhaus heirathen. Man ſagt auch, ſie ſoll dieſen Winter nach Berlin leben kommen. Minona, ihre jüngſte Tochter, iſt hier beim Vater Mayer. Die Cohen, die ich geſtern auf der Straße ſah, iſt wohl. Mit dem Schreiben und aller Mittei-

lung geht's nicht, wenn man ſich nicht ſieht. Schreib größer; ich habe Augenweh: und ſuch mir die Briefe franko zu appliziren; biſt Du in Wien oder Prag, kann ich das auch. Adieu. Lebe vergnügt! —

An Rahel.

Burgſteinfurt, den 27. December 1810.

Ich höre Dich aufſchreien, geliebte Rahel, wenn Du dieſen Brief erbrichſt, und ſiehſt, daß er noch immer aus Burgſteinfurt kömmt; auch hatte ich mir vorgenommen, von hier aus gar nicht mehr, oder wenigſtens nicht eher zu ſchreiben, bis ich zugleich die beſtimmteſte Nachricht von der Abreiſe geben könnte. Nun hat mich aber ein nothwendiger Brief, den ich in fremder Angelegenheit an meine Schweſter ſchreiben mußte, wieder in Zug geſetzt, und ich will Dir ſagen, daß wir leider noch immer hier aufgehalten ſind, und unſere Abreiſe ſich von einem Tage zum anderen verzögert. Wären wir doch wenigſtens erſt in Lich, wo wir zwar wieder, wenn das Unglück es will, feſtſitzen können, aber doch näher unſerem Ziele ſind, und ich wieder in menſchliche Verbindung trete, denn alle meine Briefe, aus Berlin, Hamburg, Paris, Wien oder Prag habe ich dorthin adreſſiren laſſen, wo ſie bei der Fürſtin von Solms aufbewahrt werden. Ich würde ſie längſt von dort haben hierher kommen laſſen, aber mein Oberſt will es nicht gern, und es iſt wahr, jeder neue, auftämmernde Tag kann die Abreiſe möglich machen, ſo daß wir immer auf dem Sprunge ſind. Dieſe Möglichkeit, daß wir jeden morgenden Tag wegfahren dürften, hindert mich in allem, was ich beginnen will: ich mag und kann keine Einrichtung treffen, keine Arbeit anfangen, deren mir doch ſo viele und wichtige vor der Hand liegen, aber einige ſind ſo, daß ſie ſich nicht abbrechen laſſen, andere bedürften vieler Hülfsmittel, die ſich hier nicht finden, und die, falls ich durch Geld und Mühe ſie hier zuſammenbrächte, dann durch die plötzliche Abreiſe verloren wären, oder dort fehlten, wo ich hinginge. Unluſtig und ohne vielen Nutzen verbring' ich ſo die Tage, die zwar manche Annehmlichkeit des äußeren Lebens bieten, aber deſſen entbehren, was jeden Umſtänden erſt Werth giebt, freien erweckten Sinn, Liebe und Kraft unter Freunden. Mein Oberſt iſt von der äußerſten

Ungeduld; und so lange wir hier sind, kann es nicht besser werden, die wichtigsten Angelegenheiten machen seine Anwesenheit in Wien jeden Augenblick nothwendiger. Lange darf es wirklich nicht mehr dauern, wenn nicht die größten Verdrießlichkeiten entstehen sollen; der Urlaub ist auch schon abgelaufen. Zum Unglück ist jetzt auch seit drei Wochen ein französischer Oberst hier im Quartier, dessen Gesellschaft die Reize dieser Wintertage nicht vermehrt, obwohl er ein ganz guter Mann ist. Das unaufhörliche, warme Regenwetter macht fast alles Ausgehen unmöglich, dabei stürmt es, daß man in dem alten Schloß, das frei und vom Wasser umgeben steht, vor Klappern und Heulen fast nicht schlafen kann, eben jetzt hör' ich auf dem Hofe ausgerissene Dachziegel niederstürzen, und zwanzigmal hab' ich schon gedacht, ein Stück Gebäude wird nachfolgen: das wäre etwas für Rahel, mein' ich! Solch sonderbares Wetter, das seit zwei Monaten kaum durch einige Nächte da es reifte, unterbrochen wurde, habe ich in dieser Jahreszeit nie erlebt, befinde mich auch gar nicht wohl dabei, und bin nur froh, so gesund durchzukommen, während rechts und links die Menschen von bösen Krankheiten plötzlich hingerafft werden. Ganz unvermerkt bin ich wieder in meine Lieblingslebensart hineingefahren, daß ich um Mittag aus dem Bette steige, und den größten Theil der Nacht lese, schreibe und Thee trinke. Der kurze Tag ist schnell vorbei, die Tafel, Billard nach Tische, Schach mit der Fürstin beim Theetrinken, nehmen die beste Zeit hinweg, und zerstückeln was übrig bleibt. Gespräch giebt es nicht viel, für mich eigentlich aber gar nicht, die Mädchen sind prosaisch (ich weiß diesmal kein besseres Wort), mein Oberst ist still, und ich auch eben nicht sehr beredt: wer mich am meisten freut, ist der herrliche wackere Erbgraf Alexis, dem es nur an wenigen Sachen fehlt, um mir ein lieber Freund zu werden: dazu gehört aber vorzüglich, daß man seine Lebensgüter, Ansichten und Formen aus gemeinschaftlicher Quelle geschöpft, oder mit gleichem Sinn durch dieselben Lebenswege gegangen sei, sonst kann wohl Uebereinstimmung, Zutrauen, gemeinsames Wirken, aber nimmer die holde Innigkeit und Freundschaft entstehen. Mit Bedauern seh' ich das auch an meinem Obersten, der mich liebt und schätzt, und von mir sehr geliebt wird: wenn er oft so innig freundlich zu mir spricht (er hat unwiderstehliche Gabe einnehmend und wohlthuend zu sein) und ich denke, jetzt sind wir auf gleicher Stelle mit

unſeren Gemüthern, nehmen mir plötzlich himmelfremde Worte meinen Wahn, und ich ſehe mit Schrecken, daß er mich nicht verſteht, und alles anders verſteht, als ich es verſtehe. Wie ſehr ſehne ich mich nach dem ehemals ſo gewohnten, ſo reichgewährten Umgang mit den Freunden! Oft glaubte ich Neumann müßte ſogleich zu mir hereintreten, und mein nächtliches Schreiben und Leſen mitmachen, wie ehemals in Hamburg und in Halle. Selbſt in Tübingen, dieſem Bußort meines Lebens, vergingen doch wenige Winterabende, daß nicht Kerner mich beſucht hätte. An Dich denk' ich mit tiefer Inbrunſt, meine einzige Rahel! alle Süßigkeit Deines liebreichen Weſens dringt mir in's Herz, und alle Fülle und Gewalt Deines Geiſtes verſammelt ſich um mich! Mit Liebkoſungen möcht' ich Dich überſchütten, und ohne Aufhören Dich umfaſſen! Neulich wurden mir die Gedanken an Dich ſo lebendig, daß ich in die Unruhe verfiel, die aus Sehnſucht zu einem fernen Gute, den gegenwärtigen Zuſtand vernichten will. Auch Deine Briefe mußt' ich weglegen, das Leſen brachte mir Sinn und Herz in zu gewaltſame Schwingungen. Hätte ich nur das ganze Paket! Ich verzeih' es mir nie, mich davon getrennt zu haben! — Ich ſtellte mir heute vor, wie Du, meine geliebte Rahel, wohl dieſe Tage verbringen magſt: den Weihnachtsabend haſt Du gewiß gefeiert, und Kinder geſehen und erfreut; ich freute mich des Rubins, den ich vor zwei Jahren in Tübingen von Dir erhielt mit ſo edlen Worten, und den ich täglich trage, an dieſem Abend doppelt! Sonſt gehſt Du wohl wenig aus, ſiehſt wenig Leute (ich wünſche Kleiſt noch) und lenkſt und ſchüttelſt die gebadete Gute! Wenn Du nur geſund biſt! Daß der Wind immer aus Süden bläſt, wird Dir nicht zuwider ſein! — Ich hoffe, geliebte Rahel, Du haſt meinen letzten ausführlichen Brief richtig erhalten, ich wäre untröſtlich, wenn er verloren wäre! Ich habe mich darin gerechtfertigt, wenn nicht durch den Inhalt, doch durch die Art und Weiſe, gegen viel Bitterkeit, die Du gegen mich ausgeſtoßen haſt: mir iſt Deinetwegen lieb es gethan zu haben, ich für mein Theil könnte jede Beſchuldigung von Dir ertragen, ſo lange ich mich der Schuld frei wüßte; meine Ergebenheit zu Dir hat keine Gränzen in mir, wenn ſchön der Umgang, und das Leben der Welt mich oft erſcheinen läßt als forderte ich ſie vielmehr von Dir gegen mich: auch jetzt flegen mich bisweilen Aufwallungen an, Dir

recht zornig zu ſchreiben, und ich mußte lachen mir gleich recht boshafte Ausdrücke unter der Zunge bereit zu finden, wie damals, da ich Dir ſagte, ich möchte Dir alles Fleiſch in ganz dünne Scheibchen ſchneiden, worüber Du mich gleich küßteſt. Nun weiß ich noch gar nicht, wie Du meinen Brief aufgenommen haſt, ob wild oder gütig, ob Deine Antwort ſchmerzlich iſt oder munter, ſie liegt wahrſcheinlich in Lich — und ich ſchreibe Dir gleichwohl unbefangen weiter, wie ſie auch ausgefallen ſei, wir bleiben uns ewig, ich wüßte nichts, was mich und Dich entzweien könnte, an Deine Wahrheit, an Deine Rechtſchaffenheit und Güte bin ich mit demantenen Ketten des innigſten Glaubens auf ewig gefeſſelt, wie ein frommer Chriſt es nur an den Erlöſer ſein kann, in welchem ſich ihm das Beſte des Himmels und der Erde offenbart hat! Es könnten mich viele der Abgötterei beſchuldigen, aber es hat ja jede Kirche Heroen oder Heilige! — Was ſprichſt Du denn jetzt, meine liebe Rahel, von den neuen Gewitterwolken, die über die Staaten herziehen? glaubſt Du, daß ſie ohne Donner und Blitz vorübergehen werden? Vor etwa ſechs Monaten rieſt Du aus, was ich von einem neuen Kriege ſpräche, das ſei einmal wieder ein deutſcher Traum! Du ſiehſt, nicht alle Träume ſind leer, und war was ich ſagte ein Traum, ſo war es ein wahrhaftiger von Zeus. Und ſchon früher, ſchon den vergangenen Sommer wär' er in Erfüllung gegangen, ohne die Tapferkeit der Spanier und Engländer. Wie es in dem bunten Weſen dann mir ergehen wird, weiß der Himmel, ich wage nicht das Geringſte zu beſtimmen, ich bin ganz ein Spiel des Zufalls, nur das weiß ich, daß ich nichts thun werde, was mich falls ich achtzig Jahr alt würde und ganz andere Zeiten erlebte, reuen könnte; aber gewiß iſt mir auch verhängt, daß es mir nach Wunſch und Luſt nicht ergehen wird, denn ſo geht es jetzt noch jedem deutſchen Jüngling, daß er, will er thätig ſein, manches ſchlimme in ſeine Thätigkeit aufnehmen muß, und will er ruhen, ſeine Ruhe vielem, was er befördern möchte, entſagen muß. Was macht denn Marwitz? haſt Du Briefe von ihm? ich grüße ihn herzlich! — Dieſem Briefe leg' ich einige Blätter bei, die Du Neumann mittheilen ſollſt und dieſer Fouqué, ich will ſie aber alle wiederhaben. Ich ſehe auf einigen ſteht Dein Name: das kann mich aber weder abhalten, noch auffordern, ſie Dir zu ſchicken. Oft rauſcht unter vielem trüben Gewäſſer ein hellklarer, friſcher Quell aus

meiner Feder, aber es iſt eine Gabe, und ich bin ihrer nicht Meiſter. Manche allerliebſte Anekdote hab' ich in meinen Papieren: aber in einen Brief will ſich nicht gut alles fügen. — Von Büchern hat mich lange nichts ſo ſehr erfreut als Arnim's „Gräfin Dolores", die Du nothwendig leſen mußt, ich binde es Dir auf die Seele! Willſt Du mir nun, liebe Rahel, noch hieher ſchreiben? dann thue es gleich! Ich überlaſſe es Deinem Ermeſſen, wie mir ein Brief von Dir Licht und Freude bringen würde: aber Du biſt vielleicht müde mir zu ſchreiben, und verdrießlich über die Irre, und daß ich Deine Briefe in Lich nun noch nicht geleſen habe; drum will ich jetzt kein Schreiben von Dir fordern. Im Fall Du mir aber hierher ſchreibſt, und ich wäre ſchon abgereiſt vor Ankunft des Briefs, ſo bringt mir ihn der Erbgraf Alexis, der auf jeden Fall ſpäter reiſt, nach Lich mit, verloren kann nichts gehen. Leb wohl, meine innig geliebte, theure Rahel! Leb wohl, und behalte mich lieb! Ewig Dein treuer

Varnhagen.

Viele Grüße an die Gute, an Neumann, Kleiſt, Schede's.

1811.

An Rahel.

Wien, den 11. März 1811.

Vor zehn Tagen, meine geliebte Rahel, bin ich endlich in Wien eingetroffen, nachdem auch wieder in Lich und in Frankfurt unser Aufenthalt gegen Erwartung sich verlängert hatte. Vierzehn Briefe fand ich hier vor, größtentheils alte, die mein Leben vorigen Sommer in seinem Wendepunkt aufnehmen, und ihm jeder auf seine Weise eine eigene Richtung geben wollen; drei liebe Dichter schmeicheln mir mit süßer Rede um's Herz, und mahnen mich zum Dichten, Cotta will mir etwas am „Morgenblatte" zu verdienen geben, Nostitz ruft mich in das Riesengebirge und zur Herzogin von Sagan, Deine Briefe endlich bieten mir bei Dir eine Sommerzuflucht an: wunderbar ergriff mich dies hier ausgestreute Leben, das nicht aufgegangen ist, daß ich von Mährchenbildern eines sonderbaren Traumgeistes umschwirrt zu sein glaubte. Deine Briefe aber waren mir wie die Umgebung eines sturmgeschüttelten Waldes, wo die Aeste krachend an einander schlagen und brechen, und im heulenden Sausen das abgerissene Laub wirbelnd auf den Boden taumelt. Mir ist lieb, daß Du sie schreiben konntest, und ich liebe Dich doppelt dafür; denn tiefe Wahrheit ist in ihnen, so tiefe und unbezwingliche, daß sie Dich über das Bedenken, wie sehr sie Deinen vorigen Briefen widerspreche, hinwegführte, und zugleich mein innerstes Gefühl rechtfertigt. Hart und bitter hast Du die Endsätze meiner Verhältnisse aufgestellt, einmal gerathen, ich solle meinen Obersten um Gotteswillen

nicht verlaſſe[illegible] und dringend erſucht, auch ſeine Launen willig zu ertragen, dann mich verhöhnt, als der im Grunde doch nur ſein Bedienter ſei, und mich mit Knütteln von ihm losſchlagen wollen: Du haſt die Sache als Enden richtig geſehen und aus reinem Herzen in treuſtem Sinne nach meinem beſterkannten Bedürfniſſe behandeln wollen, und ich danke Dir's, Du biſt mir über alles lieb und werth, und wenn Du in meinen Worten einen Vorwurf zu finden meinſt, ſo verſtehſt Du ſie nicht: aber das Leben hat alles milder gefügt in meinen Verhältniſſen, und ſie waren und ſind ehrenvoll, offenherzig und liebreich, wie ſehr auch mein innerſtes Herz nach anderem gelechzt hat in tauſend Schmerzen. Ich ſehe, daß ohne einen ganzen Rock auf dem Leibe, ein gutes Paar Stiefel an den Füßen, und einige Gulden in der Taſche, abgerechnet daß ich die Reiſe zu machen gar nicht im Stande geweſen wäre, meine Ankunft bei Dir nur Verlegenheit erzeugt hätte, für die in mir gar keine, und in Deiner Güte und Klugheit nur wenige Hülfe ſein konnte. Du hatteſt freilich anders gerechnet, aber ich hatte mich vor Augen, und ahndete wenigſtens bei Dir den Irrthum, in welchem Du vielleicht noch biſt. Du weißt vielleicht noch nicht, daß ſeitdem ich von Hamburg weg bin, alle meine dortigen Geldquellen gänzlich verſiegt ſind, und ich keinen Kreuzer in der Welt beſitze, denn was mir der Kaiſer giebt, reicht kaum für Briefporto hin. Auch jetzt hab' ich nichts, als reichlich zu leben, was mir ſehr gleichgültig iſt, und ich nur eben weil es da iſt mitnehme. In einigen Wochen reiſen wir nach Prag, von dort werde ich Dir ſagen, was meine Ausſicht und mein Vermag iſt. Der ältere Bruder meines Oberſten iſt mit hieher gereiſt, um ſeinen Bruder zu rangiren; das macht ungeheure Summen, wird aber den Oberſten in eine ganz andere Verfaſſung ſetzen, und da ich, wie Du richtig bemerkſt, von ſeiner Unordnung keinen Vortheil ziehen will, werd' ich mit wahrer Freude jede Einſchränkung ſehen, die er wird machen müſſen, und die doch nicht allzu eng ausfallen wird. Was mein Verlangen, mein tiefſtes Sehnen zu Dir, geliebte Rahel, für Hoffnungen hegen kann oder aufgeben muß, darüber ſchreib' ich Dir nicht: Du kennſt mein Herz, ich fühle ſeine Liebe zu Dir, Du erkennſt meinen Geiſt, ich denke nur in ſeinem Schwunge zu Dir, aber ich habe auch die Bedingniſſe einſehen gelernt, unter denen mir die beſte Freude meines Daſeins gewährt werden kann, und will doch lieber klagend und arbeitend

am Strand umherlaufen, von dem ich die selige Insel erblicken kann, als ohne Schiff und Steuer mich in's Meer stürzen, weil ja noch die Hoffnung mein junges Leben erstarken macht. Sollte Marwitz, sollte ein Anderer der Wackersten jetzt plötzlich sein Leben in bestimmter Wahl der Arbeit gewinnen müssen, er wäre eben so unglücklich wie ich; wehe dem, der, weil er gar nicht warten kann, das erste nächste ergreifen muß. Wie grausam hast Du es mit mir vorgehabt! Also nach dem Sommer hätte ich Dich wieder verlassen, Hofmeister in Altona, oder Gefährte von Nostitz, oder wer weiß was werden sollen? nach der paradiesischen Fülle des beseligtesten Daseins? So darf ein armer Sünder bevor man ihn hinausführt einige Tage in allen Freuden und Wunscherfüllungen sein Leben berauschen! O mich hat dieser Gedanke unendlich geschmerzt! Du hattest aber, liebe Rahel, bei unseren Mitteln völlig recht, es so zu meinen, ich fühle im tiefsten Leben, was Du so sonnenklar über verarmendes Leben aussprichst, und konnte es nie anders meinen; aber Deine späteren Vorwürfe waren von der Art, daß sie mich glauben ließen, Du hättest es anders gemeint, und dann mußt' ich mich gegen Dich schuldig fühlen: die hier vorgefundenen Briefe aber (ist es meine Schuld, daß ich in Prag damals spätere von Deinen Briefen früher erhielt?) sprechen es aus, und zeigen, wir meinten gleiches, und nur Du irrtest Dich in meinen Mitteln, ich aber war unsicher über die Deinigen. Laß diese Erörterung Dich nicht verdrießen, ich will keine Ungerechtigkeit dulden von Dir, nicht weil meine Liebe zu schwach wäre sie zu ertragen, sondern weil sie mir Deine Liebe, Deine Neigung, das beste Gut, das mir die Welt in fünfundzwanzigjährigem Leben gegeben hat, verringern würde; Du bist mir ja für mein Leben das, was einem frommen Christen die Bibel sein kann, überall denkt er an sie, bezieht auf sie die Begebenheiten, und findet ihre Sprüche in allem, sie umfaßt sein Wissen, und den ganzen Kreis seiner Freuden und Leiden, sie wird immer mehr das Licht seines Lebens. Das kannst weder Du noch ich ändern. — Dein Brief mit den Nachrichten von der Universität hat mich in Lich getroffen. Deine Worte über Wolf sind treffend, auch ich liebe seine deutsche Schreibart, und weiß, Goethe in der „Farbenlehre" ausgenommen, keinen deutschen Schriftsteller, der mit jedem Worte an seiner Stelle in seiner Fügung soviel sagen will; denn bei Fichte wird dieses Bedeutenwollen seiner einzelnen

Worte zur Karikatur. Dein Geſchichtchen mit Schleiermacher iſt himmliſch! — Ich ſehe Gentz öfters, Deinen Freund, und ſtreite lebhaft mit ihm; er hält mich für jung und klug, und bei der Gräfin Fuchs geſtern, wo ſehr große Geſellſchaft war, beobachtete er mein Betragen, das ziemliche geſellige Thätigkeit auf ſich zog, von ſeiner Spielpartie her mit heimlicher Neugier. Ich liebe ihn außerordentlich, kann es ihm aber nur durch das heftigſte Bekämpfen zeigen. Er iſt leuchtender Verſtand, ſpricht gut und wahr, wie wenige Menſchen, weiß unendliche Dinge, die er handhabt einzeln und maſſenweiſe nach Gefallen, ſein Herz kann nur heiß ſein, aber nicht warm. So erſcheint er mir nach dem wenigen Umgang, der eigentlich noch kein Umgang iſt, weil ich ihn wenig angehe, und daher nur an ihn, nicht mit ihm um-, gehe. Finkenſtein, den ich bei ihm traf, habe ich auch beſucht, er iſt ſehr artig gegen mich, er hat etwas von Nolte. Sehr anziehend iſt mir die Bekanntſchaft mit Humboldt's, wo ich wohl aufgenommen bin. Ich erkannte Sie, als ſie zu Schlegel's eines Morgens in's Zimmer trat, ohne ſie vorher je geſehen zu haben; ich konnte gleich recht gut mit ihr ſprechen, und ſie lud mich ein. Geſtern habe ich mit Schlegel's dort gegeſſen, es war ſehr angenehm, er war ſehr geiſtreich, ſie liebenswürdig. Die jüngeren Kinder ſind luſtig und reden nur italieniſch. Als ich vor einigen Tagen mit der Humboldt über anderthalb Stunden auf der Baſtei ſpazieren gegangen war, merkte ich wohl, daß ſie gewohnt ſei mit Courmachern und Vertrauten zu gehen, ſo was von Auflehnen! ich dachte der Arm ſei mir ausgerenkt. Bei Schlegel's bin ich oft, und beſſer als je. Den trefflichen Meyern hab' ich auch wiedergefunden; das iſt ein Mann! höher als ihn acht' ich keinen in der Welt. Beyme's, die hier leben, hab' ich in der Geſellſchaft mehrmals angetroffen, auch ihn ſchon beſucht (wir wohnen in demſelben Hauſe). Er ſprach über Einiges nicht übel, ſcheint mir aber doch von beſchränkten Einſichten. Gegen Marwitz iſt er eingenommen, und erwartet nie etwas Großes von ihm, er hat ſich in die frühere Saugeſchichte deſſelben verbiſſen, und meint die ſpätere Geſchichte in Olmütz müſſe ſein Gewiſſen beunruhigen, wer aber da nicht rein ſei, wie wolle der etwas ausrichten in der Welt!!! Ich will für Marwitz wünſchen, daß Beyme ohne Einfluß bleibe! Aber mir that geſtern ſehr leid auch Humboldt ſagen zu hören, es würde Marwitz ſehr ſchwer fallen, eine bedeutende Rolle zu ſpielen,

und daß der Krieg ihn am ersten dazu erheben könne: aber mir scheint Marwitz'ens militairisches Talent seinem überhaupt politischen weit untergeordnet; die Leute denken aber an keine Ereignisse, als die ihrer Büreau's, und ich meine der Drang, der unaufhaltsame, der Geschichte, wird schon Marwitz dahin stellen, wohin er gehört, daß er bis dahin noch mit vielem schwer wird ringen müssen, thut mir für ihn nicht leid, und die Welt wird nicht darunter leiden. — Hier sieht es im Ganzen nicht übel aus, viel Lustbarkeit und Wohlstand hat sich erhalten, aber die Banco-Zettel zerrütten, je länger je mehr wie den Staat, so auch jede Privatwirthschaft; an Einheit fehlt es überall, schwankende Partheien, die nichts wollen und können, spielen selbstsüchtig mit den Meinungen, aus denen das Vertrauen immer mehr verschwindet. Für einen, der sein Geld aus dem Auslande zieht, ist es hier unglaublich wohlfeil. Ich höre auf den Sommer kömmt die Herz hieher, und wird bei der Arnstein wohnen. Die wird sich putzen! Ich muß abbrechen, der Brief soll auf die Post.

Lebe recht wohl, meine einzige Rahel! Ich liebe Dich! — Schreibe mir nur hieher, ich logire im römischen Kaiser. Ewig Dein

Varnhagen.

Harscher soll ja in Berlin sein, siehst Du ihn?

An Rahel.

Kommotau, den 1. April 1811.

Ich bin Dir wieder um vieles näher gekommen, meine geliebte Rahel, seit ich Dir aus Wien schrieb. Der jüngere Graf Bentheim hat im Zweikampf einen Schuß in die Brust bekommen, und ich eilte von Wien sogleich hieher, um ihn zu sehen; gestern ist auch der Oberst hier eingetroffen, geht aber morgen wieder nach Prag, während ich noch hier bleibe, wenigstens so lange der liebe Verwundete noch in Gefahr ist. Ein toller, bildschöner, ausgelassener Mensch, den ich immer in Schutz genommen habe. Ich hoffe doch, daß er davon kommen wird, die Wunde ist eigentlich nicht gefährlich, nur das Fieber. Du weißt wohl, daß Marwitz hier in Kommotau gelegen hat, und so leid es mir thut ihn selbst nicht mehr zu finden, so

freut mich doch von dem Einflusse und dem Dageweſenſein eines ſolchen Lebens durch viele Spuren erinnert zu werden. Ich eſſe täglich mit ſeinem ehemaligen Schwadronskommandanten Rittmeiſter Selby, einem ſehr ſchätzbaren Manne, mit dem auch Marwitz in angenehmen Verhältniſſen ſtand. Die Offiziere im allgemeinen haben Marwitz wohl geachtet, aber gar wenig geliebt, und beim ganzen Regiment war keiner, den die gemeine Mannſchaft weniger gemocht hat; ſeine Tyrannei, und ungerechte Heftigkeit empörte alles, er ließ ſo unbarmherzig prügeln, daß ihm der Rittmeiſter das Recht zu ſtrafen nehmen mußte. Er konnte nicht einmal recht kommandiren, aus lauter Gift und Galle. Was ſagſt Du dazu? das iſt nicht der Weg zur Herrſchaft zu gelangen, die durch Liebe nur gewonnen wird, denn was man unter Menſchen beginnt, muß doch durch Menſchen und mit Menſchen geſchehen, das Glück ſcheint mir dagegen nur beiläufig; ich rede hier von einem freieren Wege, der allein Marwitz'en frühzeitig auf ſeine Stelle führen kann, einem Wege durch Weltbegebenheiten, wo die Menſchen als ſolche wirken, und die Perſon hervortritt, nicht von dem Wege durch eine eingerichtete Verfaſſung, wo man, à force de vivre, General und Miniſter werden muß. Kurz ich bleibe dabei, was ich einmal von Marwitz mir vorläufig als Gnade ausbat, daß er mir, wenn er König würde, ſogleich einen Paß ausfertigen ließe, um aus ſeinem Land hinaus zu reiſen, worüber er ſehr empfindlich wurde. Siehſt Du ihn viel, und Harſcher? wenn ich nur das wüßte, daß Du endlich mit dem in's Geſpräch gekommen wärſt! Grüße ſie beide herzlichſt! — Gentz habe ich in Wien faſt alle Abend bei der Gräfin Fuchs geſehen, auch bei Humboldt's bisweilen, wo ich wohlbekannt war. Ich bin eben nicht in der Stimmung zu ſchreiben, aber die Gelegenheit fordert mich heute dazu auf, und ich möchte nicht zu lange ſchweigen. Dies gelte alſo für einen Brief! Ich grüße Dich von Grund meiner Seele, ich liebe Dich unverändert, und bin Dir ganz ergeben! Leb wohl, meine innig geliebte Rahel! Ewig Dein

Varnhagen.

Ich bitte Dich ſchicke mir endlich das kleine Päckchen Gedichte von mir, das in Deiner Verwahrung iſt, mit der

Post! auch das Blatt, das überschrieben ist: Schloß Bentheim, wenn Du es noch hast!

Meine Adresse bleibt nach Prag!

An Rahel.

Prag, den 6. April 1811.

Erst gestern, am Sonntag Mittags, bekam ich Deinen lieben Brief, meine geliebte Rahel; möge der meinige schneller seinen Weg zurücklegen, und Dir meine Aussichten, Hoffnungen und Gewißheiten mittheilend an's Herz legen. Ich bin schon von Kommotau zurück, mein kranker Freund aber ist noch dort. Ich wohne und lebe bei meinem liebenswürdigen Obersten, der in meiner Gesellschaft von seiner jugendlichen Hypochondrie auflebt, dem ich ein erfreuender Mitmensch bin, der einzige, dem er vertraut, der ihn belehrt, der ihm auf tausend Arten hülfreich ist, nicht zwar im Großen und in Werken, aber im Mitleben, was mehr sagen will. Mich freut es, so zu sein, auch wenn er es nicht wüßte und fühlte wie er es weiß und fühlt. Die kleinen Dienste und Geschäfte beim Regiment berühren mich gar nicht, ich bin der freieste Offizier in Prag. Die Schulden sind oder werden bezahlt, eine freie anmuthige Lebensart ist ihm gesichert. Diesen Sommer geht er nach Teplitz, auf drei Monate ist das Quartier bestellt, ich kann mitgehen, oder hierbleiben. Will ich versprechen im Dienst zu bleiben, so kann ich leicht wirklicher Lieutenant werden, dies Versprechen aber sind' ich gefährlich. Will ich in Staatsgeschäfte übertreten, so wird mir das durch Metternich leicht werden. Meine Richtung innerlich ist politisch, ich kann, wenn auch jetzt, doch nicht für die thatenschwangere Zukunft dem eingreifenden Wirken entsagen, mein Arm, mein Kopf, mein Leben gehört meinem Volke! Ich lieb' es, wie sonst nie, mein Volk, ich vertraue ihm. Soldat kann ich nur für dasselbe, oder doch gegen seine Feinde sein, gottlob, daß wir hier wenigstens nicht mit diesen ziehen. Aber ich fühle seit langem auch eine klopfende Sehnsucht nach dem Meere, seine Wasserwogen und Sturmwinde kühlen mich von fern her. Wird es in Deutschland zu arg: frisch auf! dann werden die Anker gelich-

tet, und die Segel geſtellt nach freien Inſeln! Ich ſuche nicht mehr mein Glück; ich würde mich aus Deinen Armen, aus Deinem Geiſte losreißen, um meinem blutigen Schickſal entgegen zu gehen. Aber das Beſte was ich gewinnen kann für mich, der labende Thau meinem Gefühl, der warme Sonnenſchein jeder Blüthe meiner Seele, das biſt Du, geliebte Rahel, und aus vollem, freudigem Herzen ſchlag' ich ein in Deinen Antrag, Deinen freien, edlen Antrag, der unſer Verhältniß über alle Kleinlichkeiten der Welt hinausſetzt! Auch ich kann nicht elend leben, ein ſchlechter Rock iſt mir genug, aber ein zerriſſener macht mich feige im Leben, die ſchlechteſte Koſt iſt mir recht, aber eine gute, mit Sorgen und Mühe ängſtlich beſtehende, nährt mich nicht; ich denke darüber wie Du! Du ſagſt, nach einem Jahre wär' ich ſo intègre wie vorher; ja, aber nur ſofern ich mir nicht ſelbſt etwas nehme. Alles wohl überlegt, jede Gegenwart und Zukunft im Auge, darf ich meinen Abſchied nicht nehmen, meinen Oberſt nicht verlaſſen, es ſei denn, daß der Krieg mich übereilte. Du kömmſt nach Teplitz, willſt in Prag leben: wir gehen von ſelbſt dorthin, und Prag iſt unſer Wohnort. Alle Vortheile ſind vereinigt, ſie vereinigen zu wollen, wenn ſie es nicht wären, würde thöricht ſein, aber die vereinigten zu trennen nicht minder. Ich kann Dir das nicht alles ſo weitläufig ſagen, Du kennſt mich, und kannſt Dich auf mich verlaſſen. Höre nun weiter! Am Freitage oder Samſtage reiſe ich von hier nach Wien; allein, und daher zu nicht unbeſtimmtem Aufenthalt; gegen Ende Mai, eher früher, als ſpäter, bin ich in Prag zurück, dann bekomm' ich leicht ſoviel Geld, um nach Berlin zu kommen, Dich abzuholen; die Rückreiſe mit Dir freilich bezahlſt Du. Dies iſt mit meinem Oberſten (einen anderen Chef giebt es nicht für mich) abgeredet, alſo verläßlich, er wird mit dafür Sorge tragen. Die Angelegenheiten, in denen ich nach Wien reiſe, ſind theils öffentlich, theils privat; für mich von größter Wichtigkeit, und einſt möglichem weit verbreitetem Nutzen; ich werde Metternich ſprechen, und mich ihm empfehlen; Bellegarde muß ich ſehen; und ſicher auch die Bekanntſchaft des Erzherzogs Karl machen. Ich bleibe um ſo kürzere Zeit dort, als es in meinem Ermeſſen ſteht, mein Geſchäft abgemacht zu betrachten oder nicht. Sollte Dir manches nicht ganz gefallen, was ich hier ſchreibe: laß es! ich ſehe Dich ja doch zu Anfang Juni auf jeden Fall. Ich hoffe nämlich, daß ich ſo kerngeſund bleibe

wie jetzt, und nicht arretirt werde, denn das wären Hinderniſſe zu den Verſuchen Karls. Mit Ungeduld erwart' ich die Herz; ſie muß dieſer Tage ja hier eintreffen. In Wien werd' ich ſie kaum wiederſehen. Arnſtein's wohnen auf dem Lande, und ich werde aus der weißen Uniform nur herauskommen, um ſeidene Strümpfe anzuziehen. Meine vornehmen Bekannten! Ein ſich aufſchwingender Jüngling! Die politiſchen Freunde! Die ſchönen Damen! Ausſchneiden, Dichten, zärtlich ſein! Den Gebildeten ſpielen und Weltmann! O je, da hätte die Herz Freude und Wohlgefallen an mir!

Ich grüße Marwitz von Herzen! Sag ihm ich hätte eine Kommotauer handſchriftliche Chronik in vier Folianten exzerpirt, und könnte in ſeinem ehemaligen Quartier und der ganzen Gegend den Cicerone machen. Vier Tage lang war dort auch der liebe und gute Fürſt Kinsky bei uns. An Harſcher alles Schönſte! Warum ſchreibt er mir nicht? Beifolgender Brief von meinem lieben Kerner wird ihm mitgetheilt, aber von Dir mir ſorgfältigſt aufbewahrt! Leb wohl! ſchreibe nur wieder nach Prag, ich bekomme Deinen Brief nach Wien durch den Kourier. Leb wohl! Ewig Dein

Varnhagen.

Da ich zehn Monate erſt kürzlich auf Urlaub war, ſo könnte ich höchſtens einen von drei Monaten, nicht auf ein Jahr bekommen. Geh' ich mit dem Oberſt nach Teplitz, ſo fällt das weg.

An Rahel.

Kommotau an der ſächſiſchen Gränze, den 17. April 1811.

Das ſchönſte Frühlingswetter lockte mich heute Nachmittags hinaus, ich ſtieg die Berge hinan, die ſich von hier nach und nach zum Erzgebirge erheben; ein weites ſchwach von fernen Hügeln umgränztes Thal lag hinter mir mit der Stadt, Dörfern und im Felde zerſtreuten Kapellen, ſeitwärts rauſchte ein wildes Bergwaſſer aus einem engen Thal hervor, und ich ſtieg auf der felſigen, gekrümmt aufſtrebenden Landſtraße immer höher. Die ganze Gegend war außerordentlich ſtill, am Himmel viele und mancherlei Wolken, Sonnenblicke hin und wieder

auf dem Gefilde zerſtreut, vor jedem Hügel ein anderer Nebelduft, die Luft warm, als ſollten die Vögel ihren erſten Geſang anſtimmen, die Feldblumen ihren erſten Duft ausſenden. Ich weiß nicht, welche Bewegung mich Einſamen ergriff, wehmüthig überblickt' ich die ganze Gegend, und wußte nicht welchem Gefühl ich angehörte, Ackergefild, Obſtgärten, Mühlen, Dörfer, Landſtraße, rauſchendes Waſſer, Wolkenzüge, wunderliche Steine, Moos und Kräuter, alles drang wie zugleich auf mich ein, und gab mir einen Eindruck von Unzulänglichkeit in mir, der ſich in allem, was mir das Leben gegeben, was ich in Kunſt und Wiſſenſchaft gewollt und erreicht habe, das innerſte Gemüth begehrt und die Jugend gehofft hat, wiederfand, und mir die Gegenwart mit mißmuthiger Verworrenheit überfüllte. Ich verließ den Berg, und ſtieg in das Seitenthal hinab, aus dem das Schwarzwaſſer über Steine zu einer nahen Sägemühle hervorrauſchte. Hier fand ich gleich einige Blumen, der Pfad führte über eine grüne ebene Wieſe, in der ſich das Waſſer hinſchlängelte, von beiden Seiten mit hohen ſteilen Bergen umfaßt, flinke Bauermädchen, noch in der reinlichen wohlſtehenden Sonntagstracht, weil heute ein halber Feiertag iſt, arbeiteten mit Rechen in dem Graſe, und grüßten mich; das Thal zog ſich immer enger zuſammen, Wieſen, Gebüſch, Ackerfeld, kahle Bergabhänge, worauf Ziegen weideten, wechſelten ab, ich ſchritt munter vorwärts, hin und wieder pflückt' ich die ſchönſten der wenigen Blumen, die im warmen Wieſengrund ſchon aufgegangen waren. Weiterhin kam ich an ein paar künſtlichen Waſſerfällen vorbei, der Weg wurde immer einſamer, die Arbeiter und Hirten waren weit zurückgeblieben, und die hohen Wände zogen ſich enger zuſammen, die Sonne ſchien himmliſch herunter, nur aller Wind war ausgeſchloſſen. Ein Birkengebüſch, zwar noch ohne Laub, aber jeder Stamm von der zarteſten weißen Rinde umkleidet, nahm mich auf, als ſich der Pfad höher an der einen Wand emporzog, und über eine Brücke kam ich in das ſchönſte, dichteſte Tannengehölz, daß der Blick überall von freundlichem Grün wie von einem Zaubernetz umzogen war, Nachtigallen ſangen, es war wie im tiefſten Sommer; ich hatte ſchon lange angefangen in alten Melodien fortzuſummen, und indem die Worte herzuſtrömten verkörperten ſich die Töne, im Gedränge der Bilder ſchlug wie von ſelbſt ein Lied von einem Gärtner hervor, der einen Gärtnerjungen annimmt, und ihm nachher ſeine Tochter zur Frau geben muß, Inhalt und Form

war wie eingehaucht, die anmuthigſten Gedanken ſtiegen in mir auf, Reime, Silbenmaß, Wendung, alles trat wie von ſelbſt in Vereinigung, und ich ſang ein neues, eigenes, wohlgelungenes Lied, das erſte das mir gleichſam im Schwunge freudiger Naturbegeiſterung entſprang, frei wie aus dem Munde eines Improviſatore, und wie ſein Lied verhallend. Ich kam drei Stunden nachdem ich ausgegangen wieder nach Hauſe, frohgeſtimmt wie ſeit langer Zeit nicht, mild und wohl in der Bruſt, und brachte einen kleinen Strauß von Feldblumen meinem Kameraden mit, der bettlägerig von den Vortagen des Frühlings nur den Sonnenſchein durch das Fenſter erblickt. Mein Lied aber iſt verſchwunden, und ich möchte die leiſen Klänge, die mir dunkel davon im Inneren nachhallen, um keinen Preis durch beſonnene Kunſt zuſammenfügen. Dieſen Gang wollt' ich Dir erzählen, meine geliebte Rahel, ich habe Deiner dabei tauſendmal gedacht. Im Tannengehölz war es ſo wunderbar, daß ich denken konnte, Du würdeſt plötzlich aus dem Dickicht mir in den Weg ſpringen; aber zumeiſt doch muß ich beim Anſchauen der Wolken an Dich erinnert werden, deren ewig wechſelnde Beweglichkeit ich Dich ſo oft mit Deinen ſcharfen Augen verfolgen ſah; ſie ſind auch das Bedeutendſte einer Gegend, und nirgends ſonſt in der Natur wird von ſo kleinem, kaum bemerkbaren Fortrücken im Augenblick ein großes Ganze ſo völlig verändert. Sie ſind es auch, die mich jetzt aus der Abgeriſſenheit, in der ich zu Dir ſtand, da mir immer ſchwer wird weiter zu ſchreiben bevor nicht mein erſter Brief iſt beantwortet worden, plötzlich zu Dir getragen haben, daß ich an Deine Bruſt ſinken, und in Deinen Augen erſt meine volle Freude finden möchte, die mir dieſer Nachmittag zugeführt, und der Abend ſchon in ſeiner Dämmerung, die mir ſagt, wie allein ich ſei, wieder fortgerückt hat. — Die neue Lage, in der ich mich für den Augenblick befinde, und die eigentlich nur eben ſo weit abentheuerlich iſt, als das Schickſal bedarf, um mich zu überzeugen, daß ich auf keine Weiſe unerwartetem Wechſel entrinnen ſolle, und wo ich ihn nicht ſelbſt bereite, es ihn ſchon beſorgen wolle, gewährt mir eine gewünſchte Stille und Muße, die eine Zeit der Erwartung und des Ueberganges mit vielen unfreudigen Stunden ſeitwärts vorübergehen läßt. Der junge Graf Eugen von Bentheim iſt hier im Duell in die Bruſt geſchoſſen worden; auf dieſe Nachricht eilte ich ſogleich von Wien über Prag hierher zu ihm, ſeine Brüder, der Erbgraf

und der Oberst folgten bald nach, ersterer ist aber wieder in's Reich zurückgekehrt, letzterer von zahllosen Geschäften zu dem Regimente gerufen worden. Solange noch Gefahr vorhanden war, wollte ich hier bleiben, ich werde aber auch jetzt, da sie verschwunden scheint, einige Wochen noch hier zubringen. Dieser Eugen ist ein bildschöner Mensch von zwanzig Jahren, gutmüthig, unwissend, ausgelassen und wild, ohne Ziel und Maß in allem was er thut, und er thut Sachen, die jedem Anderen die schrecklichsten Strafen zuziehen würden, und die ihm mehr, weil sie ihm so wohl anstehen und wegen seiner liebenswürdigen Schönheit, als wegen seinem vornehmen Namen, verziehen werden. Zu mir hat er ein unbegränztes Zutrauen, und wie ich sein Vertheidiger in der Familie war, so bin ich ihm dagegen ein strenger, scheltender Freund, ein zur Seite stehendes Bewußtsein. Der arme Schelm hat viel gelitten, und mancherlei kann ihm noch bevorstehen, seine Aerzte fürchten wegen der Kugel, die noch nicht heraus ist. Sehr leid hat es mir gethan Marwitz nicht mehr hier zu finden; ich lebe täglich mit den Offizieren seines Regiments, mit denen ich auf dem freundschaftlichsten Fuß stehe, alle begegnen mir mit einer zarten Achtung, sogar solche, mit denen ich eben nichts gemein haben kann. Marwitz'ens Rittmeister, Baron Selby, ist mein Tischgenosse, wenn Du Marwitz siehst, so nenn ihm noch die Namen Sartori, Fleisner, Melhart, Brühl, Nostitz; noch viele Andere kommen sehr oft zum Besuch. Ueber Marwitz ist nur eine Stimme der Achtung im Regiment, aber geliebt ist er gar nicht, man tadelt seinen heftigen unfreundlichen Karakter; seine Soldaten ließ er so hart und ungerecht prügeln, daß der Rittmeister ihm das Recht zu strafen nehmen mußte, die Soldaten konnten ihn unter allen Offizieren am wenigsten leiden, nie hat er einem ein gutes Wort zu sagen vermocht. Vielerlei habe ich darüber gehört, was zu erzählen zu weitläuftig wäre; auch von seiner unangenehmen Zerstreuung war viel zu sagen, nicht nur zu seinem Nachtheil war er zerstreut, auch zum Schaden Anderer. Ich glaube, Marwitz hat ein außerordentliches Talent zum herrschen, aber keines die Herrschaft zu erwerben, und ich weiß nicht wie er einen Thron besteigen will, da das Geschick ihn nicht darauf hat geboren werden lassen. Er kann nur im Gewirr der Weltbegebenheiten emporsteigen, die aber macht das Volk, mit dem er nichts gemein hat, das er verachtet und nicht kennt; zum Heucheln und Betrügen aber ist er

zu edel. Hätte er einen gewaltigen, dauerhaften Körper, so könnte der ihn beruhigen, aber so kann er nicht einmal viele Krankheiten, das einzige Milderungsmittel einer überreizten Persönlichkeit, zu überstehen hoffen. Sein Geist wird ihn nie untergehen lassen, aber mir ist daran gelegen, daß er emporkomme; sein Gemüth wird ihm immer Einzelne gewinnen, aber sein Talent fordert allgemeine Liebe, oder es wird unsittlich; er ist aber, was allgemeiner Liebe innerlich am meisten entgegenstrebt, der irreligiöseste Mensch. Bist Du vertraut mit Marwitz, so magst Du ihm immerhin dieses, was ich über ihn gesagt, mittheilen; es ist anspruchslos, und kann ihm, da er weiß daß ich längst über ihn nachdenke, nicht unbedeutend sein. — Ich glaube, ich könnte Dir, meine geliebte Rahel, auch über Gentz manches Treffende sagen, aber ich bin in seinem eigenthümlichen Sein noch nicht geschickt genug, um es schriftlich zu thun; wollte Gott, daß es bald mündlich geschähe! Wie und wann das sein kann, weiß ich nicht; nach Teplitz geh' ich höchst wahrscheinlich; wenn ich Geld bekommen kann, auch nach Berlin, um Dich wenn auch nur auf einige Tage zu sehen; aber ich habe jetzt noch keins. Ueberhaupt sieht es mit mir zweifelhaft aus, gegen Rußland zieh' ich nicht mit zu Felde, und muß deshalb vielleicht plötzlich den Abschied nehmen, da ich dann hülfles und allein stände im fremden Land, nach Spanien zu gehen wäre mir dann wohl lieb, aber ohne ansehnliches Geld noch weniger möglich als alles andere. Es hat Zeiten gegeben, wo ich bei den Franzosen hätte Dienste nehmen gekonnt, und ein Uebermaß von Verzweiflung (gleichsam als könnte es da noch ein Uebermaß geben!) machte mir dies noch kurz vorher möglich, eh ich nach Oesterreich ging: das kann jetzt nimmer sein, die Frage ist für zeitlebens abgethan. Ich kenne mein Volk mehr, als je, und lieb' es ganz, was ich von ihm erwarte, tröstet mich über meinen Tod hinaus. Was aus mir werden soll, weiß ich nicht, doch ist mir klar, kein Glücklicher. Das Leben rauscht vorüber: noch bin ich jung und fühle mich in jugendlicher Kraft, aber ich kann auch alt werden; das Beste ist, daß das Leben nur ein Tag ist, und die Nacht in gränzenloser Freiheit dahinter steht. Was ich hier will, was ich kann, was ich hoffe, erliegt den irdischen Bedingnissen, ein einzelnes Talent will sich nicht aus meinem Leben aussondern, ich fasse mit hundert Armen in die Fülle um mich her, aber die Welt will von einem Arm, der weit reicht

ergriffen und bezwungen ſein, dies gilt ja nicht bloß für das Schwert, dies gilt für jede Kunſt. — Ich grüße von Herzen alle Freunde, Marwitz, Harſcher, Fouqué, Neumann, Schede's, die Gute, Robert, und wen Du ſonſt noch ſehen magſt. — Schicke mir, ich bitte Dich dringend, mit der Poſt das Päckchen Gedichte von mir, und die Tübinger Blätter, die Du bei Deinen Briefen haſt, dann das Tagebuch, das Wilhelmine Schede noch von mir hat; wenn es Dir nicht zu viele Mühe macht! Die Briefe von Dir, die Du verwahrſt, beſonders die an mich, hätte ich um alles in der Welt gern hier, aber ich zage, wenn ich denke, daß ein ſolcher Schatz auf's neue der Poſt ſollte anvertraut werden! Vergiß nur nie, daß ſie mein ſind! Lebe recht wohl, geliebte Rahel! Schreibe mir bald wie es Dir geht, wie Du lebſt und mit wem! Leb wohl, und behalte mich lieb! Ewig Dein treuer

Varnhagen.

Der Anfang des Briefs iſt von geſtern.

Adreſſe bleibt nach Prag.

An Varnhagen in Kommotau.

Sonnabend, den 27. April 1811.

Es iſt ſchrecklich, mein Freund, Dir in dieſer Stimmung — ſchon längſt kann ich nicht mehr ſchreiben — ſchreiben zu müſſen. Jetzt eben erhalte ich Deinen zweiten ſehr lieben Brief aus Kommotau! Lieb iſt er gegen mich. Der Worte — bin ich ganz überdrüſſig. Alſo höre dieſe Inhaltsſchwere. Die andere Woche reiſt die Hofräthin Herz nach Prag, und die ſoll Dir alle Schriften mitbringen, die Du forderſt. Meine Briefe aber verwahre ich noch.

Ich habe zu verzehren zwölfhundert preußiſche baare Courant-Thaler des Jahrs. Nun ſchreibe mir mit Ja oder Nein; glaubſt Du, daß wir Beide mit einem Mädchen, die ich mitbringe, die unſere ganze Valetaille ausmachen ſoll, und das wohlfeilſte iſt, in Teplitz, oder einer anderen angenehmen kleinen Stadt, oder in Prag wohnen können? ſo will ich kommen. Johannis muß ich auffagen. Ich ſehe mein Meubel

hier irgendwohin; und geht's nicht, kehre ich hierher zurück. Oder bietet ſich Dir etwas Schönes, woran ich nicht Theil nehmen kann. Ich will nicht großprahlerig leben, was ich hier, weil ich einmal Menſch bei der Stadt bin, noch mehr als ich es will, thun muß; dieſer Antheil an dem allgemeinen Aufſpannen im Leben, iſt was ich am meiſten haſſe; was mich tödtet, untergräbt. Ich kann mit einem Freund, mit dem was er und ich uns bieten, und mit einem ziemlichen Auskommen zufrieden ſein. Kannſt Du's auch? Ich kenne ganz die Welt, die Geſchichte, die Staaten. Was ſie zu bieten vermögen. Unergründlicher, noch tiefer wahr und unſchuldig als ſonſt, ſollſt Du mich finden. Du biſt der Einzige, der an mir hängt. Verlierſt Du den Gedanken, daß Du noch ſchöne Aventüren haben kannſt: ſo bleibt auch Dir nichts Beſſeres, als mich zu haben. Binden thue ich Dich ja nicht. Laß es eine Probe auf ein Jahr ſein. Fordere einen Urlaub, wenn Du den Abſchied nicht magſt, — auf ein Jahr. Von Johannis an. Und überlaß Dich mir. Ueberlege es Dir recht. Ob Du Dich an eine feſt beſtimmte Ausgabe binden kannſt, wie ich; denn Sorge erträgt mein Körper nun und nimmermehr. Sorge entſteht aus Unordnung und Schulden, oder Vorſchußnehmen, von ſich ſelbſt. Du biſt dabei in nichts gebunden. In keinem Annehmen eines Amts, in keinem Unternehmen, in keiner Liebesgeſchichte einmal. Reiſegeld habe ich nicht: um bis dorthin zu kommen. Aber dazu müßt' ich Rath ſchaffen. Ich verkaufte etwas Weniges, was ich habe. Mach' es möglich mich zu holen!

Und antworte gleich! Was hilft Sehnen in Wäldern? Weinen in Zimmern — wie ich thue —, Herzpochen, Angſt? Unternehmen wir etwas für und mit einander: im deutlichen Bewußtſein, den Zweck im klarſten Lichte: wie es ſo Viele trübe wollen, thun und ſehen. Und es gelingt ihnen Allen; vom bloßen Thun. Uns wird's auch ſo gehen. Soviel ſag' ich Dir; lieg' ich eines Tages gelb und geſtreckt im flachen Grabe, ich höre nicht mehr. Und nie findeſt Du eine Aehnliche: noch von mir Spur, oder Nachricht. Mein Grab iſt wie Louis's, und meiner Mutter ihres. Taub. Dann kannſt Du verzweifeln. Weißt Du, was das iſt? Ich weiß es.

Marwitz war von Januar bis vor drei Wochen hier, dann auf ſeinem Gut, und ſeit vier Tagen wieder hier. Il a passé sa vie chez moi. Ich lieb' ihn ſehr. Kenne ihn ganz. Er

liebt mich auch. Aber er ahndet nicht, daß auch er für mich leiſten könnte. Und, alſo, keine Trennung von ihm wird mir ſchwer; denn wir ſind getrennt. Des Probirens und Leiſtens bin ich müde; und vermag's nicht mehr. Kämen Griechenlands Götter zum zweitenmal herab, ſie fänden mich wie der göttliche liebe Marwitz mich findet. Alles Uebrige darüber mündlich. Harſcher iſt ſeit drei Monaten hier: gut mit mir, krank, hypochondriſch, und — außer im Kopf — ungewandt. Auch über den mündlich. Harſcher ſagt mir oft, er faſſe mich nicht ganz, und ich bin ſo aufrichtig! Adieu! wie immer! Rahel. Alle grüßen.

Das Vergnügen, den Krieg mitgemacht zu haben, die Probe, die Satisfaktion haſt Du gehabt. Nimm alſo Urlaub oder Abſchied; mit den Franzoſen dienſt Du doch nicht. Und ein Jahr iſt die Welt nicht. Du biſt dann ſo vollſtändig als zuvor. Laß den Inhalt dieſes Briefes ein Geheimniß ſein für jeden. Und trainire mich nicht. Adieu.

An Varnhagen in Prag.

Berlin, Dienstag, den 30. April 1811.

Ich ſchrieb Sonnabend zu ſchnell und zu feelenbenommen, und alſo nicht deutlich. Voilà de quoi il s'agit. Den 1. Juni reiſe ich feſt und beſtimmt von hier nach Teplitz ab. Mein Quartier hab' ich ſchon aufgegeben. Und nehme auch keins. Müßt' ich wegen ganz unvorhergeſehener Umſtände, nämlich wenn Du ſehr wünſchteſt in Berlin den Winter zuzubringen, wieder zurück, ſo nehm' ich chambre garnie; nur wohlfeiler, und da ich Meubles, Geräthe und Domeſtik habe, eben ſo bequem. Meine ganze Pointe iſt, den Sommer nie in Berlin zu bleiben; der Gegend wegen, ſonſt gefällt es mir ſchon wohl; wenn mir auch vieles nicht recht iſt; ſo bin ich am Ende doch hier zu Hauſe. Wegbleiben thäte ich aber darum gerne, um künftigen Sommer nicht wieder eine Reiſe nach einer Gegend zu machen, wozu ich immer kein Geld habe. Nun bitte ich Dich inſtändig, komm und hole mich ab! Die Hofräthin Herz ſchickt mir, daß er den 1. Juni von hier mit mir abreiſen kann, den Kutſcher von Dresden, mit dem ſie geſtern dahin abgefahren iſt. Nun kannſt Du Dich einrichten,

daß Du mit demſelben hierher zu mir kommſt. Das koſtet nur wenig, und das bezahle ich Dir. Die Reiſe mit mir ſoll Dir natürlich nichts koſten. Hierauf ſchreib mir ein feſthaltendes beſtimmtes Ja; kein Nein. Und laß es endlich feſt und ſicher ſein, daß Du mich abholſt. Daran iſt mir viel gelegen. Zum Schutz will ich es: und zur Freude. Wann willſt Du mir denn gefällig ſein. Nach dem Tode? Verlaß doch auf zehn Tage Deine Bentheim'ſ! Und vor allen Dingen! und ich beſchwöre Dich bei Deiner Ehre, antworte gleich, und beſtimmt auf dieſen Brief. Denn, kommſt Du nicht, willſt und kannſt Du nicht, ſo muß ich andere Hülfe ſchaffen. Das übrige Zuſammenbleiben können wir verabreden. Ich bin frei. Und was ich habe, weißt Du. Ich habe keine Laune — ich habe auch Kopfſchmerzen — Dir einen Spazirgang mit Harſcher und Marwitz im Thiergarten und beim Hofjäger zu beſchreiben, wo ein unendlicher Regen uns überfiel, und wo es göttlich war, und wurde. Wiſſe ſoviel, daß alle Liebe, keine Liebe mehr, mich hält oder beſeligt, oder nur einen Augenblick mich hoffen läßt, ruhen läßt, ohne den Gedanken des Zuſammenbleibens. Ich bin kein Vagabund, und nichts kann ſich in mir, aus mir heraus entwickeln, als die Urwünſche des edeln, unbeſtechlichen, nicht zu verwüſtenden Herzens. Ich hoffe nichts. Und weiß nun, daß ich nie nichts hoffte von dem, was ich kannte: das Aechte, für mich von Gott Gemachte, hätte mich ergriffen, gefaßt mit ſeinen Händen, wie ich es gefaßt hätte. Auch Dir, mein Freund, würd' ich jetzt keine Vorſchläge des Zuſammenſeins und Bleibens machen, wenn etwas Beſſeres für Dich da wäre, oder Du es glaubteſt. So aber biſt Du der meiner Freunde, der es weiß und ſagt, daß nichts für ihn da iſt. Und ſo ruf' ich Dich noch Einmal. Was ſollte auch da ſein? Vaterland; große Handlungen; in der, für die Idee leben; Religion haben: — ſind Schalen. Schalen, bei den Menſchen, die das nächſte von Gott Gegebene nicht zu faſſen wiſſen mit ihren Sinnen, zu halten, mit einem gottgekräftigten Herzen. — Ich erliege vor Kopfweh, von der geſtrigen Feuchtigkeit. — Ich kenne auserwählte Menſchen, die eine Welt bilden könnten, mit dem Vermögen, mit den Kräften und Kenntniſſen, die ſie haben; aber ſie genügen ſich nicht, wie ſie mir genügen würden. Blieben ſie bei einander, in einer ſchönen Gegend, beſorgten ihre Lebensbedürfniſſe, ihre Geſchäfte, jeder für ſich, und für die Anderen gelegentlich,

ſtudirten weiter, fänden Eheweiber, lebten feſt und freudig und ſicher, und ohne weiteren hohlen Plan, als dies zu wollen; auch Aufſehen zu machen würd' ihnen nicht entgehen, und ſie bildeten ſchon von ſelbſt einen lebendigen, einen weiterwirkenden Kreis um ſich her. Was iſt alle Geſellſchaft, aller Staat, und alle jemaligen Einrichtungen eines ſolchen, anders, als Mittel, Zweck und Folge eines ſolchen Lebens? Aber Ruhm wollen ſie; zehren, ohne beizutragen: und **nichts** kriegen ſie. Beſſere noch, denken ſie, werden ſie finden, und **nichts** finden ſie. Mit Herr Jeſus liiren ſie ſich lieber, um es nur nicht mit ihren wahren Freunden und Brüdern zu ſein, denen ſie leiſten ſollen, die ſie ertragen ſollen, denen ſie opfern ſollen, um zu erleben, daß der Freunde Leben aufgeht, wie ein glücklich Gewächs! Harſcher ſprach ich geſtern in dem Sinn; und machte ihn ſehr unglücklich. Aber noch lange ſagt' ich nicht alles; ich verſchwieg die Details. Marwitz hab' ich dies noch nie geſagt; weil ich ihn zu ſehr liebe; und es zu perſönlich würde. Auch kann es mal hervorbrechen; und von weitem, ſind wir getrennt, gewiß. Millionen Dinge habe ich Dir zu ſagen! Du ſollſt die Wahrheit davon fühlen. Ich **erzähle** Dir alles über Marwitz, und Deine Briefe, die er geleſen hat. Er iſt gut. Ich **vergöttere** ihn. Er iſt mir eine große Sorge. Alles mündlich. Ich **verlaſſ'** ihn gern. Schmerzlich iſt mir unſer Zuſammenſein. Er ahndet's nicht. Und ſehr ſchmerzlich der Gedanke: den mußt, den ſollſt Du laſſen, bis er hin iſt, bis er unglücklich iſt. Sein Daſein, unſer Zuſammenſein, iſt mir auch ſo ſehr lieb! Doch bei jeder Trennung hab' ich's in acht Tagen verſchmerzt. Mündlich Kommentare. — Siehſt Du par hasard Mad. Herz nicht, ſo wende Dich, den Fuhrmann in Dresden zu finden, an die Predigerin Riquet, geborene Weguelin aus Berlin. Adieu! Und Antwort. **Gleich.** Bitte! R. R. Wenn Du nur nicht in Kommotau biſt, wenn Mad. Herz nach Prag kommt!

Donnerstag, den 2. Mai 1811.

Frau von Grotthuß hatte mich über den Abgang der Poſten konfuſe gemacht, und ich fand es nachher für beſſer, den Brief bis heute liegen zu laſſen. Die Hofräthin Herz, hör' ich, bleibt vierzehn Tage in Dresden: ich ſchicke ihr alſo meinen fertigen Brief erſt, wenn ich Antwort auf meinen vorigen von Dir habe: oder die andere Woche Montag. Das bleibt und

iſt gewiß, ich reiſe von hier den 1. Juni. Mein Reiſegeld liegt da. Holſt Du mich, ſo freu' ich mich. Einen Urlaub wirſt Du doch wohl kriegen. Das Andere denn — ſollteſt Du noch nichts gethan haben, — beſprechen wir weiter. In dieſem Augenblick komm' ich erhitzt und müde von einem weiten Spazirgang mit Marwitz aus dem Thiergarten. Der Arme, Liebe, war traurig, weil er unpaß iſt. Ich redete ihm die ganze Zeit vor und zu. Um 6 Uhr geht er, Harſcher, Mad. Liman und ich, den Judas Makkabäus hören von Händel. Lebe wohl, und antworte gleich. Den 1. Juni reiſe ich.

An Rahel.

Prag, den 9. Mai 1811. Donnerstags.

Du haſt gewiß ſchon meine Antwort auf Deinen erſten Brief empfangen, ich ſchreibe ungeſäumt dieſe Deinem zweiten vom 30. April, den ich geſtern Abends erhielt. — Ich bin kein Schauſpieler, der Eine Rolle in allen Stücken vortrefflich und in anderen gar nicht ſpielt, ich bin der Theaterdichter, der ſie alle ſchreibt, und manche lebendigere Ausführung doch nur anzudeuten vermag; ſchrieb ich mit der Feder ſtatt mit dem Leben ſelbſt, ſo wär' ich kein Vagabund, ſo aber bin ich einer, und es ſei Gott geklagt! Wundere Dich nicht, daß ich damit anfange, der Gedanke und das Gefühl, wo Du in Deinem Briefe ſagſt, Du ſeiſt kein Vagabund, hat mich am meiſten affizirt; Du zuckſt mit den Achſeln: und wenn ich nun lahm wäre? — Doch das gehe jetzt bei Seite! Höre, geliebte Rahel, was ich Dir zu wiederholen, was zu beſtätigen habe! Morgen reiſe ich nach Wien, alle meine Depeſchen ſind fertig; ich werde meine Geſchäfte beſchleunigen dort, dafür kann ich wohl ſtehen, und kehre in höchſtens vierzehn Tagen, vielleicht früher nach Prag zurück, dann nehm' ich Urlaub (allerdings jetzt für mich nicht ohne Schwierigkeit und nur durch die gütigſte, angelegentlichſte Verwendung meines Oberſten zu erlangen, denn ſeit zwei Jahren, die ich diene, war ich nur 10 Wochen beim Regiment) und komme, Dich zu holen. Ob aber grade am erſten Juni ich noch eben zu rechter Zeit komme, um Deinen forttrabenden Pferden in den Zügel zu fallen, das muß ich dem Himmel anheimſtellen, käm' ich zu ſpät und Du wärſt ſchon fort, ſo ſäße ich feſt in Berlin, und wüßte nicht einmal, wo und bei

wem! Aber Du wirst doch nicht strenger sein mit mir, als selbst das Regiment? Soll ich Dir rathen, mich ein paar Tage länger abzuwarten, oder doch am ersten nach Teplitz zu reisen, um Dich dort schon zu finden? Ich wählte das letztere, wenn Dir nicht so sehr daran gelegen schiene, daß ich Dich hole; und ich seh' es ein, liebe Rahel, daß es ganz ein anderes Beginnen, eine andere Stimmung, ein anderes Augurium ist, wenn wir zusammen aus Berlin fahren. Ich komme also! — den Abschied aber nehm' ich jetzt nicht, überhaupt nur in der höchsten Noth: verzeihe mir, Rahel, aber ich mag mich nicht Dir allein anvertrauen, ich habe warnende Briefe von Dir, ich fand sie in Wien, schrieb Dir darüber, und obgleich sie keine Liebe, keine Zuneigung zu Dir in meinem Sinn und Herzen verändern konnten, so haben sie mich doch mehr auf mich selbst zurückgeworfen, und ich übergebe mich Dir nicht unbedingt. Doch was schreib' ich so thörichtes Zeug, das durch sehen und reden ausgelöscht wird, und warum in Briefen sich abmartern, um sich zu sagen, wie man sich befinde! Wir sehen uns ja gewiß, wir finden uns wieder! Groß und schön sprichst Du über das Sein der Menschen, ihr Zusammenleben, und das Hervorquellen alles menschlichen Guten. Quellen sind es, Quellen, die zu Strömen werden, zwei Leute werden Staat, eine fromme Begeisterung Kirche; aber auch Sündfluthen brechen in die Geschichte, wie in die Natur herein, und da spielt Zufall mit Absicht. Mit meiner Absicht, meiner Hoffnung, spielt der Zufall; ich muß noch ringen; ob ich eine glückselige Kolonie froher Deutscher auf einer Insel im Mittelmeer, ob die Freiheit des Mutterlandes erlebe, ob dort in freudigem Wirken ein wellenschlagendes Leben, ob hier in unerforschlichen Stürmen Kraft und That oder blutigen Untergang, vielleicht in zu frühzeitigen Verläufen, gewinne, das mögen die Götter wissen und fügen, aber Ruhe und Rast haben sie mir nicht gegeben, und — die Hunde! — (ich meine die irdischen Götter, die mehr um die Erde als um den Himmel sich bekümmern) Vermögen auch nicht. Eine glatte, nackte Haut, weder Horn noch Krallen, und überall, wohin ich sehe, bebaute Felder, überbrückte Flüsse, gebahnte Straßen mit Schlagbäumen; so trag' ich denn für erstere einen weißen Rock, statt des Horns einen Csako worauf steht „Franz der Erste" und für die Krallen, wenn es weit kömmt, einen Degen, auf den Brücken und Straßen aber erleg' ich meinen Zoll. Ich sehe nicht ein, wie

so ich es nun mit aller Kunst nicht zum wilden Thier gebracht hätte, die Einrichtung ist darnach, die Verfassung konstituirt wie sonst die Natur aus dem Lebensstoffe besondere Thierarten, und giebt ihnen Sitten, Neigungen und Weide. Könnten wir diese Thierkräfte beleben, es wäre wohl hübsch. Dein Weg, Deine Vorschrift ist lauter und sicher: aber ich weiß nicht, ob ich ihm werde folgen können, die Sterne sind über die Menschen. Wie ich nur in die konfusen Bilder hineingerathe, ich hasse sie, und mag sie nicht wieder überlesen. — In Wien hoff' ich für die Zukunft viel anzuknüpfen; ich müßte mich schämen, Dir das Lob zu sagen, das mein Oberst von mir für den Erzherzog Karl geschrieben hat; ich bin zufrieden, für's erste mit solchen Männern bekannt zu sein. Ungemein lieb war es mir, gestern den Exminister Stein kennen zu lernen, ein Mann voll heftiger Energie, und kenntnißreich. Ich war mit dem Hauptmann Pfuel bei ihm.

Grüße mir bestens Marwitz und Harscher. Ich würde mich sehr freuen beide wiederzusehen. Ich hole Dich ab, darauf baue, ich werde das Aeußerste thun, daß es, und daß es bald geschehe. Lebe wohl, schreibe mir nur nach Prag, entweder mein Oberst schickt mir den Brief nach Wien, oder ich finde ihn hier vor; ich schreibe Dir von Wien, und gebe Dir genaueren Bericht.

Leb wohl! Ewig Dein

Varnhagen.

Die Herz sehe ich also erst in Wien, vielleicht auch dort nicht, weil sie bei Arnstein's auf dem Lande sein wird.

An Rahel.

Wien, den 14. Mai 1811.

Theure, geliebte Rahel! Eilig diese zwei Worte aus Wien! Was hab' ich Unseliger Dir zuletzt geschrieben? etwa nicht kräftig, nicht entschlossen? Glaub es nicht! Ich bin fest entschlossen, Dich zu holen, mit Dir zu leben, Dich vor allem anderen zu ergreifen! Bereden mit Dir kann ich nachher alles. Welch himmlischer Brief ist Dein letzter! wie hast Du so über alle Zeit, Erde und Menschen hinweg den Flug Deiner Seherblicke doch wieder so lieberoll der Erde und den Menschen zugesandt? Ich liebe Dich, ich verehre Dich. Ja die Geschichte

verſtehſt Du, ganz, auf jedem Punkte, das bezeugen Deine Worte über Zuſammenleben, über Marwitz. — Ich ſchreibe Dir in einem Augenblicke, der, wenn ich gegen ſeinen Einfluß nicht geſtählt wäre, und Dich vor allem in's Auge faßte, einen ſo leichtſinnigen Menſchen, wie ich bin, eher zu einer ängſtlichen Bewahrung und Sicherung hinreißen könnte, als dazu, Dir zu ſagen, daß ich beſtimmt mit Dir ſein will, und alles andere mir nur als zweites erſcheint. Ich komme vom Erzherzog, der ſchön mit mir ſprach, und lebhaft wünſchte, ich möchte nie den öſterreichiſchen Dienſt verlaſſen; er gedachte meiner noch von Wagram her, fragte nach meiner Wunde, und war ſo verbindlich, wie ich es nimmer erwartet hätte. Mein Geſchäft, die Errichtung einer großen Schwimmſchule in Prag, geht glücklich; der Graf Wrbna, Oberſtkämmerer, wird Bentheim's darüber eingereichten Plan dem Kaiſer vorlegen. Graf Metternich hat mich noch nicht geſprochen, aber heute zu Mittag eingeladen, und ich muß gleich hin. Der Erzherzog war lebhaft begeiſtert für Bentheim's wirkſame Maßregeln zur Errichtung dieſer Schule. Es wird ſehr ſchön ſein. Du kannſt denken, wie ich eile; ich hoffe nach acht Tagen ſchon abreiſen zu können; aber unvollendet darf ich mein Geſchäft nicht zurücklaſſen. Mein Oberſt wird ſich freuen', daß ich die Sache geſchickt zu führen wußte, ihn brauch' ich in aller Rückſicht, um zu Dir kommen zu können. Rahel, ich komme vielleicht erſt den achten Juni, werde darüber nicht böſe! reiſe auch nicht ohne mich von Berlin ab, es wäre dies ein unangenehmes, ein hartes, ein trübes Weggehen, wenn Du allein gingeſt, es iſt alles anders, wenn ich Dich hole, auch Du und ich ſind anders in Teplitz, wenn ich Dich geholt habe! Schreibe mir gleich nach Prag! hörſt Du? ob Du warten willſt? acht Tage ſind viel, aber keine Ewigkeit! Und ſäh'ſt Du mich, nein, Du riſſeſt mich nicht aus dem Unvollbrachten gewaltſam heraus. Den Winter wollen wir in Wien leben, wenn nicht dennoch vielleicht mein Blut den Krieg ſucht, und der Krieg mein Blut. O wie freu' ich mich auf Dich! — Die acht Tage hier leb' ich im Getümmel, Generale, Miniſter, Fürſten, Grafen, die hab' ich zu beſuchen, alle ſind äußerſt liebreich, gütig mit mir. Ich habe Equipage, aber nicht lange. Es kömmt mir ganz lächerlich vor.

Schlegel's, die Humboldt, Gräfin Fuchs beſuche ich gern, die Andern machen mir doch nur Langeweil.

Willisen, Meyern seh' ich täglich.
Leb wohl, geliebte Rahel!

Ewig Dein

Dienstags. Varnhagen.

An den Kais. Kön. Herrn Rittmeister Baron von Selby in Kommotau.

Wien, den 17. Mai 1811.

Hochgeehrtester Herr Rittmeister!

Es thut mir gewiß unendlich leid, Sie durch meine Schuld in die Unannehmlichkeit versetzt zu wissen, über ein zufälliges Gespräch Briefe zu wechseln, ich würde untröstlich sein, Sie in so argem Irrthum über mich zu sehen, wenn nicht wenige Worte hinreichend wären, den Gesichtspunkt zu verändern, aus welchem Sie vorläufig meine Handlung betrachten mußten. Sie wissen es zu gut, durch nicht Eines, sondern viele Gespräche, die ich mit Ihnen über Marwitz hatte, wie sehr ich diesen liebe und achte, und welchen Antheil ich an seinem Leben und Treiben nehme; ich fand in Ihnen die gleiche Gesinnung, und so war es natürlich, daß wir unsere nähere Kunde seines Wesens vertraulich austauschten. Derjenige meiner Freunde, an den ich darüber schrieb, ist mit Marwitz, dies bitte ich zu beachten, enger und näher verbunden, als Sie und ich. Könnten Sie meinen damaligen ganzen Brief lesen, so wäre Ihnen sogleich alles klar; ich selbst habe ausdrücklich darum gebeten, daß der Brief Marwitz'en gezeigt würde, und wußte, daß es geschehen war. Was ich damit wollte? Seine Besinnung aufregen, sein Gemüth zur Milderung führen, sein Wirken in der Welt, gehemmt durch seine gerügten Fehler, durch die Einsicht fördern, daß er sie ablegen müsse, was ich allerdings für möglich hielt. Mein Verhältniß, wie jener Brief es aufzeigt, meine Gesinnung und Absicht, die darin ausgesprochen sind, bedürfen keiner Rechtfertigung. Aber der Vorwurf haftet auf mir, daß ich mich geirrt habe, daß ich Marwitz für zu großartig hielt, um sich in solcher Schwäche zu zeigen, wie er gethan hat; denn Ihnen darüber mit Klagen und Beschwerde zu schreiben, damit giebt er, ich gestehe es, mir den deutlichsten Beweis, daß er von dem Geist und Karakter nicht erfüllt ist

dir ich ihm zutraute, und er bestätigt dadurch auf's neue, daß er zum „Feldherrn" wie zum „Minister" allerdings noch gar nicht reif ist, welches ich herzlich bedauern kann! Ist ihm meine Theilnahme jetzt eine unberufene, meine Freundschaft eine zudringliche, so war er wenigstens früher nicht so, und ich muß denn freilich nun die Achseln zucken, und mich damit trösten, daß ich ja seiner auch gar leicht entrathen kann. Ihnen aber, Herr Rittmeister, bin ich für die Rechtlichkeit und Genauigkeit, mit welcher Sie Marwitz'en alles, was zwischen uns gesprochen worden, wiederholt und bestätigt haben, ganz besonders verpflichtet; die Abschrift Ihres an ihn geschriebenen Briefes giebt mir die klare Gewißheit, daß ich in meinem Briefe keineswegs etwas übertrieben, sondern vielmehr manches milder ausgedrückt habe, als Sie es jetzt dem Vorgange gemäß berichten. Ich muß noch anmerken, daß ich in gleichem Sinn auch schon früher denselben Freunde ähnliche Urtheile über Marwitz, wie ich sie an anderen Orten vernommen, in der Absicht, dessen Nutzen zu fördern, mitgetheilt habe. Der Schein einer böslichen oder müßigen Zuträgerei verschwindet daher ganz und gar. Sie aber, Herr Rittmeister, sind durch mich um so weniger kompromittirt, da Sie mich als Marwitz'ens Freund kannten, und ich voraussetzen darf, daß Sie allen Tadel eben so gern ihm selbst wohlmeinend gesagt hätten, als mir.

Da Sie einige Herren Offiziere mit der Sache bekannt gemacht haben, so bitte ich von Ihrer Güte und erwarte von Ihrer Gerechtigkeit, daß Sie denselben Herren auch diese meine Antwort mittheilen mögen, und berufe mich auf deren Gefühl, ob sie nicht leichter unter gleichen Umständen einen Brief geschrieben hätten, wie jener in den erwähnten Verhältnissen von mir geschrieben war, als dazu kommen würden, Marwitz'ens Verfahren in seinem Schreiben an Sie nachzuahmen.

Schließlich bemerke ich noch, daß Ihre Güte und die Ihrer Herren Kameraden gegen mich allerdings zu ausgezeichnet und mir zu werth ist, als daß ich wünschen könnte, die Dankbarkeit, zu der ich mich Ihnen deßfalls verpflichtet fühle, in meinem Innern dadurch ausgelöscht zu sehen, daß Sie mich daran zu erinnern für nöthig hielten.

Ich habe die Ehre zu verharren mit aller Achtung Ihr ꝛc.

Varnhagen.

An Varnhagen in Prag.

Donnerstag Vormittag, den 16. Mai 1811.

Den letzten Sonntag, mein lieber Varnhagen! erhielt ich Deinen Brief, der mir anzeigte, daß Du wiedereinmal nach Wien mußt; welches mir recht lieb iſt, weil Du Dich darauf zu freuen ſcheinſt. Du biſt ja ein wenig wie die Sonne, die alle Jahr nach denſelben Orten muß, oder vielleicht auch will; — was meint Steffens dazu? — Jedes Wort, was wir noch ſchreiben, iſt zu viel, da wir uns nun bald ſehen. Den 8. Juni bin ich gewiß ſchon in Teplitz; den 1. reiſe ich von hier ab. Genire Dich in nichts; von weitem geht und gelingt keine Verabredung. Jedes Tages Ende beſtärkt mich in der tiefen Meinung, daß bon gré mal gré die Freunde werden müſſen, die zuſammen leben; das Miteinanderleben nach Goethe'n — kommt am Ende — auch nach ihm — auf Winken hinaus. „Es winken ſich die Weiſen aller Zeiten.“ Jedoch werd' ich, thöricht, nicht ermanglen bis an mein Grab hin, Pläne und Vorſchläge zu machen. Denn ſelbſt die Einſicht — „in das Nichts“, wie Schiller's Talbot ſagt — lehrt nichts! Eins nur! man hofft nicht feſt, oder gar nicht: und wendet ſchnell und leicht den Geiſt von Altem zu Neuem, von Einem zum Anderen. Treffe alſo keine Veranſtaltung, um hierher zu kommen. Die ganze Welt von Bekannten geht nach Teplitz; es wird eine rechte Hetze dort werden. Wie die aufgeſpannten Segel werden ſie dort aneinanderfahren; Adel, Bürger; Gelehrte, Philiſter; Hoffährtige, und weniger Eitle. Hab' ich etwa Humboldt'ſche Laune, ſo will ich ſie ſogar hetzen, da ich doch mit meinen Lappen mitſeglen werde. Man iſt ja noch lächerlicher, mitten darunter, nicht eitel ſein zu wollen. Doch viel mouvement kann ich mir doch nicht mehr geben. Die Gründe alle mündlich. Glück auf, zum Meere und ſeinen Stürmen! auch dahin kommſt Du gewiß. Lebe wohl! Sei glücklich. Grüße Frau von Humboldt. Will ſie noch was von mir wiſſen? Und ob ſich Fräulein Li noch meiner erinnert? Viel tauſend Millionen Grüße an meine Freundin Herz! Ihren Brief aus Dresden hab' ich erhalten: und von Teplitz, wo es ihr nichts koſten ſoll, will ich ihr ſchreiben. Geſtern ſchickt' ich Harſcher'n Juſtinus Kerner's Brief: noch hab' ich ihn danach nicht geſehen. Lebe wohl! auf Wieder-

ſehen! Marwitz iſt in Friedersdorf: ich habe keinen Brief von ihm. Mlle. Wucherer iſt nun mit Schede verheirathet, und wahrſcheinlich hier. Schleiermacher's ſeh' ich ziemlich viel.

R. R.

Antworte mir nicht mehr.

Sonntag, den 19. Mai 1811.

Ich hatte Einrichtungen und Urſachen wegen dieſen Brief einen Poſttag liegen laſſen, und erhielt Donnerstag Abend Deinen zweiten noch aus Prag vom 9. Mai, der mir beſſer gefällt, als je einer von Dir; er drückt ſehr wahrhaft, eine wahrhafte Stimmung und Meinung von Dir aus. Flüchtig und munter und lebendig, wie ein Fiſch, in kühlem klaren Waſſer. Ueber die Meinung darin, die Du von mir anführſt, und groß nennſt, und worauf Du auch mir antworteſt, iſt mündlich zu diskutiren; ich muß mich nicht ganz verſtändlich gemacht haben; ich meint' es anders, und Du wendeſt es anders. Daß Du Dich nicht auf mich verläßt, darin haſt Du ſehr Recht. Das, was ich für Dich, was man für Dich, thun müßte, liegt nicht in meinen Gränzen, und iſt außer meiner Macht; — (auch war ich zu dumm, dies vor vierzehn Tagen in ſeiner ganzen Klarheit in die Augen zu faſſen;) — es iſt ſchon geſchehen. Die theure, geliebte, unerſchöpfliche Wahrheit iſt unendlich; ſie beſteht in den Reſultaten der Meſſungen unſeres Geiſtes, unſerer Intelligenz, an allen Gegenſtänden. Wie liebe ich jede Beute, die der ſich erwirbt! Ich bin mit jeder Einſicht zufrieden, wenn ſie mir das errungene Wiſſen in lebendigeren Zuſammenhang, in größere Harmonie bringt: einziges Zeichen ihrer Aechtheit. Auch ich will mich an einem Ausdrucke in Deinem Briefe halten! Ja, lieber Varnhagen, ich will, — denn ich muß — „ſtrenger ſein, als Dein Regiment"; Dein Regiment verliert nichts, nicht ſeinen Wohnort, nicht ſeine Wohnung, derangirt ſich den Sommer und den künftigen Winter nicht, wenn Du über den Urlaub und die geſetzte Zeit bleibſt. Mit mir aber, in meinen beſchränkten Umſtänden, wäre das alles eingetroffen, wenn ich mich in Warten eingelaſſen hätte. (Die Details mündlich.) Erſtlich, meine hieſige Reiſegeſellſchaft, mit der ich zu meiner Sicherheit, und Bequemlichkeit, und agrément, in einem Tag und Einer Stunde reiſe, hätte nicht eine Sekunde auf mich gewartet; da aller Vortheil nur auf meiner Seite iſt; ſie neh-

men, mir zu Gefallen, die keinen Wagen hat, ſchon Miethpferde anſtatt Extra. Du aber, wie jeder Menſch in Geſchäften, die wichtiger, als alle Weiber und ihre Badereiſen und Entrevüen in der Welt, ſind, hätteſt wegbleiben müſſen, wenn die es erfordert hätten; und in die Länge zieht ſich jedes Unternehmen, wenn es ſich nicht präzipitirt; welches nie anders als unverhofft geſchieht. Ich wäre dann hier geſeſſen; mit Briefen von Dir in der Hand, wie voriges Jahr. Gutgemeinte Briefe. Ich ſehe ſie vor mir, die Briefe! (Die Regentin im Egmont, das Konſeil auf der Tapete!) Ich reiſe alſo den 1.; bin den 3. in Dresden bei Banquier Kaskel zu erfragen, weil der wiſſen wird, wo wir wohnen. Ich bleibe höchſtens drei Tage in Dresden. Sollten hier bei meinen Reiſegefährten Umſtände eintreffen, die unſere Reiſe verzögren um einige Tage, ſo ſchreib' ich Dir noch Einmal nach Prag. Es iſt Mad. Frohberg mit ihrer Schweſter Mariane Saaling: ihre Mutter iſt ſehr krank. Mein hieſiges Quartier hab' ich auch von Michaelis an, auf ein ferneres Jahr gemiethet. Alſo beſitze ich für dies Jahr hundert und fünfzig Thaler weniger. Allein will ich mich nach keiner Inſel ausſetzen, und ein Soldat muß jeden Augenblick weg, wenn der Generalmarſch geſchlagen wird; der Soldat biſt Du. Aber tief und unwiderſprechlich Recht haſt Du, es zu bleiben, ſo lange Dich nicht ein Glückszufall ſchöner ſtellt. Dieſer Zufall bin ich nicht: und ich freue mich Deines Entſchluſſes, und Deiner abſchlägigen Antwort. Frei ſehen wir uns Beide wieder, und ohne Verabredung, ohne Plan. So iſt es am beſten. Goethe ſpricht von Menſchen, die das Glück, die Gelegenheit beim Schopf nehmen müſſen: ich kenne welche, die das Glück faſſen muß. Nun und nimmermehr, niemals greife ich wieder: ich rege mich nicht mehr. Läg' ich in meiner Mutter Schoß noch; ich käme nicht an die Sonne, als durch Eiſen. Denke nicht, Lieber, nach dieſen Worten, daß Du mir weh gethan haſt, etwas geraubt. Ein Stein fiel mir vom Herzen, als Dein vorletzter Brief mir abſchrieb. Wie elend müßte es mit Dir ſein, wäre das das Schönſte, bei mir zu bleiben; ſo wie ich bin! Gott bewahre: die Paralyſirung, der Jammer darüber, theilte ſich mir mit! Auch ich bin nicht zur Einſchränkung geboren und erzogen. Ein Bauer könnt' ich ſein; der wird man aber nicht. Und zu Arkadien, gehört die Liebe. Plätſchre weiter, Fiſch! Und faſſe es feſt in die Seele, daß zwei Exiſtenzen ſich nicht vereinigen

laſſen; eine Sehnſucht mußt Du ertragen; und ſchließt man ſie feſt an's Herz, ſo ſchmerzt ſie weniger! Ich will auch meine da wohnen laſſen, bis es erſtockt. Wenn ich bei Sinnen bleibe, ſo will ich keinen falſchen Verſuch mehr machen! Eine ächte Prätenſion iſt ja beſſer; das iſt Sehnſucht. Du aber kannſt wirklich noch durch die eine Exiſtenz die andere erhalten! Haſt Du Luſt, nach Berlin zu kommen, ſo thue es: ich habe mit meinem Kutſcher ausgemacht, daß ich noch einen Herrn mitnehmen kann. Den 1. um halb 4 reiſe ich aber, wenn Du nicht einen anderen Brief erhältſt. Für mich iſt aber keine andere Stimmung, kein anderes „Auguriren", kein anderes „Beginnen", wenn „wir zuſammen aus Berlin fahren". Ein Vergnügen, eine Freude, ein großer Genuß, die Reiſe mit Dir zu machen! Jedoch ſehen wir uns in Dresden, in Teplitz! und auch da iſt's ſchön! Donnerstag, mit Deinem zugleich, bekam ich einen Brief von Marwitz. Er iſt verſtimmt und gedrückt; mit meinem Blut, mit meinem Leben, mit dem Glück, was unergründliche Gottheiten mir noch ſchicken können, möcht' ich ſeines ergänzen. Er iſt ſo jung, ſo ganz; und ſo ſehr, wie ich's liebe. Die uns helfen können, mögen nicht: die da mögen, vermögen es nicht! In dieſem Sinne ſchickte ich Marwitz geſtern eine große Antwort, mit allem darüber was ich wußte. Aber keinen Troſt. Weil ich keinen habe. Im Gegentheil, ſcharf redete ich ihn an. Und kann Liebe von mir wohlthun, ſo thut ihm der Brief auch wohl. Geſtern ſchrieb ich dem Major Barnekow einen Zettel: „Ich bin jetzt Königin in meinem Hauſe; kommen Sie, und bringen Sie «die Krone des Lebens» mit; Sie, der Sie alles lieben, was wahr iſt, werden doch nicht ſtreiten, daß zur Freundſchaft auch Liebe gehört?" Adieu! Lebe wohl. Harſcher brachte mir einen Augenblick Kerner's Brief mit, und ſagte: „Der macht mich runter": aber weiter nichts. Viel über ihn mündlich.

R. R.

An Rahel.

Dresden, den 6. Juni 1811.

Seit dem erſten Juni wart' ich hier in Dresden (goldenen Engel No. 9) in peinlichſter Ungeduld. Glaubend Deinem Briefe nach, daß Du am 1ſten von Berlin abreiſen würdeſt,

was mir Mad. Bethmann in Teplitz bestätigte, konnte ich Dir nicht weiter entgegen reisen, ohne die Gefahr Dich zu verfehlen, weil es von hier zweierlei Wege nach Berlin giebt (über Luckau und über Dahme). Nun ist der dritte, da Du hier sein wolltest, vergangen, der 4te und 5te auch, der 6te beinah: nur wenige Tage kann ich noch warten, länger geht es nicht als höchstens bis zum 12ten, dann muß ich wieder in's Banco-zettel-Land nach Teplitz, wo ich Dich ferner erwarte. Lippe, Maler Meier, Rühl sind mein Umgang.

Varnhagen.

Donnerstags.

An Varnhagen in Dresden.

Berlin, den 7. Juni 1811.

Freitag den 7. Juni geht dieser Brief ab, Donnerstag Nacht um 1 Uhr schreibe ich ihn. Nur so viel, da ich nicht weiß, ob Sie ihn erhalten. Ich erhielt einen Brief von Ihnen aus Wien: worin Sie mir schrieben, in acht Tagen reisten Sie ab, um mich den 8. Juni von hier zu holen. Ihr Brief war vom 14. Mai. Darauf schrieb ich einen nach Prag, daß ich nicht warten könnte, und den 1. Juni abreisen würde. Ich schrieb Ihnen einen zweiten, worin ich schrieb, ich würde bis den 10. warten. Gestern erhalte ich einen vom 1. Juni von Mad. Bethmann aus Teplitz, die mir sagt, Sie seien seit dem 30. in Dresden mich zu erwarten! — Wie soll ich das verstehen? Ich möchte vergehen, für Sie und mich! Es bleibt mir nichts als Ihnen nun definitiv auf Ehre zu versichern, daß ich den 12. Juni Morgens von hier abreise, in Dahme schlafe, die zweite Nacht in Großenhain, die dritte in Dresden. Ich denke aber dabei, noch Sie vor dem 12. hier zu sehen.

R. R.

Sie haben natürlich einen Platz in meinem Wagen.

An Varnhagen in Teplitz.

Dresden, Montag früh gegen 10 Uhr, den 16. September 1811.

Lieber guter Varnhagen. Wie iſt Dir? — Wie iſt ihm; wie iſt ihm jetzt? dacht' ich den ganzen Weg her; im ſchönſten Nebel, in der hellſten, reichſten, lichteſten Wunderſonne; allein, und mit Anderen; bei Nacht und des Mittags. Geſtern war Dir am ärgſten, geſtern Abend: da war die Sonne rund um die Erde, und Du hatteſt Deine Liebſte nicht geſehen: und viele ſolche Tage ſollen vergehen! Lieber! Höre zum Troſte, daß ich mich weit mehr über das Getrenntſein von Dir grämе, als ich's je gedacht hätte. Auch mir iſt ganz ängſtlich: ich fühle mich plötzlich ſo abgeriſſen, von Schutz, Sicherheit, und Liebe, daß ich rund um mich herum gehen könnte, um nur zu ſehen, um nur zu finden: zu wem gehörſt Du denn? zu was? Geſtern machte ich gegen Abend den herrlichſten Gang mit Marwitz und Lippe, wohl eine Meile, die Oſtrawieſe hinauf. Du weißt, ob und wie ich Marwitz liebe, es waren zwei Freunde: wir gingen manchmal ſtill, groß und göttlich war der weite Raum, die prachtvolle Sonne und Abendröthe, die ernſten und ganz anderen Bäume als in Böhmen, die unendlichen Alleen; allein ich mußte denken, allein und fremd biſt Du hier, wenn dieſe Beiden nicht mitgehen wollen; allein und fremd, wenn ſie auch neben Dir bleiben; Du biſt nicht ihr Liebſtes, ſie beziehen nicht alles auf Dich. Wie gewiß lebt' ich bisher! Und ich war nicht undankbar, Varnhagen! nimm es nicht ſo roh, wie das Wort hier daſteht: es war nicht nur Dankbarkeit, es war liebende Sehnſucht; und mein Heuzensſehnen antwortete Deinem, mein Herz hielt Takt mit Deinem. Und ſo ſind meine meiſten Momente. Ein Berechnen was Du thuſt, ein Sehnen nach Dir, ein Jammern über Deine Sehnſucht. Marwitz war mir zu Anfang etwas fremd, ſeine Perſönlichkeit: obgleich ich ganz roth wurde, als ich ihn krumm vorne über — Du kennſt ihn — in Zehiſta gewahr wurde. So kamen wir, weil wir Pirna beſehen hatten — wovon künftig — um 9 Uhr in Dresden an, ich blieb eine Nacht in einem Wirthshaus, und wohne jetzt in Marwitz Quartier, denke Dir! — wenn man die Brücke nach der Neuſtadt hin

zu Ende iſt, das erſte Haus rechts, meine Fenſter ſehen die Brücke gerad hinauf bis nach dem Schloſſe, und beide Ufer. Göttlich! könnteſt Du es ſehen! Du adreſſirſt an Kaskel. Ich muß mich fördern, es hat 10 geſchlagen; Marwitz, der jetzt im Wirthshaus wohnt, kommt um halb 11 zur Galerie: ich muß der Guten noch ſchreiben. Ich wohne in dem Häuschen, wo ich zu Dir im Vorbeigehen ſagte: hier möchte ich wohnen. Geſtern in der Kirche verlor ich Marwitz, ging mit Hebenſtreit's, die ich fand; Becker's ſah ich, die Generalin Palombini — mit der und der Familie reiſte ich — Pitt-Arnim, Dalwigk, Grotthuß, d'Eſtournel; den Unterſtrichenen wich ich allen aus. Nun gehe ich nach der Galerie zu Kaskel, und Hebenſtreit's. Grüß den Oberſten; und ſchreib mir von ihm, ob er meinen Brief hat; und den „kühnen Käfer" [Eugen Bentheim]. Bei uns wird Krieg: was ſagſt Du dazu! Dies Vaterland geb' ich auf. Du weißt, was ich billigen kann. Selbſt Marwitz ſag' ich das nicht. Hier gefällt's mir ſehr. Erwarte aus Berlin nur Nachrichten über unſer Land, und unſere Situation von mir. Du ſchreibſt mir hierher. Ich bin in Liebe von Dir geſchieden, und liebe Dich ſehr. Mein theurer Freund! Ich bin ganz von Deinem Beſten in Dir überzeugt; und von Deiner Liebe zu mir. Ich küſſe Dich mit liebendem Herzen. Rahel.

Ueber alles hab' ich unn mit Marwitz ſchon geſprochen. Ueber Künſte denken wir ganz gleich. Er iſt äußerſt ſanft und innig und nachgiebig mit mir; und ſehr lieb, ehrlich und brav. Nicht ganz geſund. Il prend les armes, ou va à Potsdam pour étudier, comme il s'est exprimé. Grüße ja Beethoven's und unſeren liebſten Oliva! B'hüt ihn Gott! Adieu, Liebſter! Wenn ich ſo etwas aufbreche, was Du gewickelt haſt! ein Schmerz und eine Liebe! Adieu. B'hüt di Gott etc.

An Rahel.

Prag, den 18. September 1811.

Ich glaube nicht, meine geliebte Rahel, daß mein bisheriges Leben einen ſchmerzvolleren Augenblick gehabt hat, als die Trennung von Dir bei Mariaſchein war: ich rang die Hände, Dein wehendes Tuch ſchien mir noch herbeizuwinken,

und es fehlte wenig, so wäre ich unter der inneren Last am Wege umgesunken. Ich ging langsam zurück, über Dorne, wo ich die Heftigkeit des vorigen Tages dem Mann auf den Knien hätte abbitten mögen, wie furchtbar war mir die ganze mit Dir so oft durchwandelte Natur! Nur das laute Schluchzen weckte mich immer wieder aus dem verzweiflungsvollsten Wahnsinn. So hab' ich noch nie geweint. Den ganzen Tag! Ich lief in den Garten, auf dem Rande der Höhen beim Schützenhaus herum, und rief laut, laut Deinen Namen in die Thäler hinein, als müßtest Du es vernehmen, als sollte meine Seele sich in die Luft verhauchen. Laß mich schweigen von diesem Schmerze, Du geliebtes Herz! Möge mir nur Gott nicht lange Trennung von Dir auferlegen, rief ich aus, anderes, anderes suche er mir aus! Hab' ich je das brennende Gefühl der Sünde empfunden, so war es damals, als ich Dich hatte davon fahren lassen. Wüst und öde, abgestorben, trostlos war mir die Gegend und die Welt; ich hätte zu sterben gewünscht, wenn es in Deiner Nähe gewesen wäre. O ich höchst Unglücklicher! nicht mehr, wie ehemals, getheilt sind meine Wünsche, in Einen einzigen fließen alle zusammen, Dich zu sehen! und das soll mir versagt sein! Was sind alle Hoffnungen und Aussichten für Trost? diese Tage treten aus meinem Leben heraus, wie Schattenbilder einer todten Welt, und unwiederbringlich ist ihr Sonnenschein, ihr Bluteswogen. — Ich konnte kaum zur Frohberg auf's Schloß gehen, meine Stimme schluchzte, meine Augen waren roth, alle Leute sahen meinen Schmerz, ich floh sie, und nur Oliva konnte ich längere Zeit um mich leiden; er nahm gütig Theil an mir, und zeigte es, wie sehr er Dich im Herzen hegte, aber er selbst war von heftigen Auftritten, die er mit Beethoven gehabt, tief erfüllt. Der andere Tag war mir hart und dumpf, ich vergoß weniger Thränen, weil ich leblofer war. Abends kam der Oberst, beschäftigt und den Kopf voll unangenehmer Gedanken, aber gütig und theilnehmend. Ich reiste am anderen Morgen mit Oliva ab, war zwei Tage unterwegs, müde und stumpf; die schöne Gegend, die Wunderscheine, die darauf lagen, regten mir alle Sehnsucht zu Dir auf, und ich gönnte Dir die schönen Blicke! Gestern Mittag kam ich in Prag an: wie todt ist alles meinem Herzen, wie gestaltlos und öde! Ich hatte gleich zu thun, die Seele wollte zu den kleinen Zurüstungen meiner Lage kaum aushalten. Heute Mittag trifft der Oberst

mit Eugen von Thereſienſtadt ein; ich werde die erſten Tage unſäglich geplagt ſein, alles iſt in Unordnung und wird darin bleiben, und ich werde gleichwohl hin und wieder einige Ordnung mit meinen Kräften ſchaffen ſollen, in meiner Ordnung aber ganz geſtört ſein! Und ich habe ſoviel zu ſtudiren, zu lernen, zu ſchreiben! Aber treu will ich jeden freien Augenblick der Arbeit widmen, ſo viel ich nur kann! Ich muß jedoch ganz vorzüglich darauf ſehen, einiges Geld zu bekommen, durch ſchriftſtelleriſche Arbeit, um auf jeden unerwarteten Fall gefaßt zu ſein. Möge wenigſtens das gelingen! Des Oberſten Geldumſtände ſind verworrener als je, immer toller geht er hinein; es muß über kurz oder lang eine fürchterliche Exploſion erfolgen, was ſoll ich dann beginnen? Alſo einiges Geld zu erwerben geht mir über Franzöſiſch-Lernen und dergleichen, was darnach mein dringendſtes Geſchäft iſt. Vielleicht überſetz' ich ein franzöſiſches Stück für Beethoven in eine Oper, der andere Text könnte doch erſt ſpäterhin geſchrieben werden, jenes aber bietet ſchon alle ſzeniſche Ordnung an; es heißt „Giafar", und könnte vielleicht 8 bis 10 Dukaten bringen. Oliva reiſt in einigen Tagen nach Wien. Er grüßt Dich von Herzen. Beethoven hat ſich noch ſehr an mich angeſchloſſen. Ich ſchicke Dir die Vorerinnerung zu dem Büchlein über Goethe; ſchicke ſie mir umgehend korrigirt zurück: hörſt Du, liebe Rahel? — Was machſt Du jetzt? vergißt Du bei den anderen Freunden, im Genuſſe der herrlichen Herbſttage und Gegenden nicht ein wenig Deinen trauernden Freund? O nein, ich glaub' es nicht, meine Rahel! Du biſt mir gewogen, und ich Dir theuer! Deine liebevollen Worte klingen ewig in meiner Bruſt! Wie Du mich mit Namen rieſſt, daß ich noch einmal an den Wagen zurücktreten ſollte, das ging mir durch Mark und Bein! den Ton hab' ich mir tauſendmal wiederholt! O meine Rahel, wie biſt Du mir alles! die Erfüllung aller Lebenswünſche! Wär' ich nur alt, damit der Wahn nicht beſtünde, ich ſolle noch etwas in der Welt wirken und thun, bei Dir ſein iſt meine innerſte Beſtimmung ja doch! — Wie geht es mit Deiner Geſundheit? biſt Du wohlauf und fröhlich? o möge eine höhere Hand mir alle Freude aus dem Herzen ſchneiden, und ſie in Deines verpflanzen! Dein Andenken iſt wie ein Kern in mir, an dem die lebloſen Tage noch einige Haltung gewinnen. Mich freut es noch, daß ich ſo geizig war mit Dir, daß ich mich immer wegſchicken ließ von Dir, daß ich eher Dein Zürnen

gewagt, als meine Reue? Ich habe in Teplitz nicht einen Augenblick vergessen, was Deine Gegenwart mir ist, ich wußte es immer deutlich, mit Dankbarkeit und Zufriedenheit, nur desto unglücklicher, wenn Du oft wolltest, ich solle es in etwas vergessen. Ich bebe schon jetzt vor Entzücken in dem Gedanken, daß Berlin uns vereinen wird, auf welche Art immer. Ich will gern den ganzen Tag arbeiten, wenn ich nur Abends Dich sehen kann. Auch Kaufmann wollt' ich werden, wenn das mir dazu verhelfen möchte. Du weißt ja mein Inneres!

Eben bringt man mir Deinen Brief! Du hast also eher geschrieben, o himmlische Wohlthäterin! Freundin, Geliebte Du! Wie erschüttert ist mein Herz! Wie freut mich Deine Schilderung! Dein Wohnen, Deine Gänge! Ja ich gehöre ganz zu Dir, und Du zu mir! Was soll ich Dir nur sagen? Der Brief muß eiligst auf die Post, und Oliva liest neben mir in Goethe's neuem Buche über Hackert, das ich in der Buchhandlung geborgt. Ich finde mich nicht zusammen, Deine Liebe macht mich ganz verschwimmen!

Gott grüße Dich; er erhalte Dich mir, und gebe mich Dir! Schreib mir ja bald über Dein Land, über uns! Soll ich denn nicht auch in gewissem Falle neue Waffen ergreifen? ich möchte Dich durch Todesgefahr ergreifen, erwerben! Ich thue nichts ohne Dich! O geliebte, einzige Rahel!

Ich soll Dich tausendmal von Oliva grüßen, er liebt Dich innig! Wie ich Dich liebe, wie ich mich zu Dir sehne, kann kaum mein Herz mit seinen Lebensschlägen ausdrücken.

Leb wohl, leb wohl, Rahel, Geliebte! B'hüt Dich Gott, B'hüt Dich Gott, mein tausend schöner Schatz!

Ewig Dein, ja Dein treuer

Varnhagen.

Mittwochs um 12 Uhr Mittags.

Der Oberst hat mir noch nichts von Deinem Brief gesagt. Schicke mir nur ja bald die Vorrede zurück! Leb wohl! mein Herz Du, süße Rahel!

An Varnhagen in Prag.

Dresden, Montag Vormittag, den 23. September 1811.

Mein wahrer einziger Freund, vor einer halben Stunde erhielt ich erſt Deinen Brief, obgleich er ſchon geſtern Abend hier war, wegen dem Sonntags zugeſchloſſenen Komtoir. Alle Deine Gemüthsbewegungen gaben auch meinem dieſelben! Thränen waren zwiſchen mir und dem Briefe. Faſſe Dich, mein Freund. Denn höre. Bei Naturen, wie die meinige, geht kein ernſtes Denken, kein Empfinden, kein ernſtes Wollen, keine ernſte Liebe wie ein Schatten vorbei! Biſt Du, wie ich es ſehe und weiß, ganz von meinem Daſein durchglüht und erfüllt, ſo werde auch ich in Deiner Nähe glücklich ſein, und Dich zu Schutz und Umgang wählen können. Ich fühlte es vor Deinem Briefe. Wir ſehen uns gewiß bald. Dies ſei Dein Troſt; ich will es und Du willſt es. Quäle mich nicht mit Kleinigkeiten, und wir können ein edles und ſchönes Leben führen. Findet ſich gar und gar kein Mittel, ſo kommſt Du unterdeß ohne Mittel, und es muß ſich nachher eines finden. Dieſen Fall ſetz' ich, wenn Du es nicht aushältſt und die Trennung Dich zu ſehr merdet. Erſt laſſe mich nur nach Hauſe kommen, und alles, ſowohl meine, als des Landes Lage, unterſuchen. Suche auf alle Weiſe unterdeß Geld — und wäre es nur einen Dukaten zu bekommen. Halte dieſen Brief nicht für unzärtlich, ich habe keine Zeit, und packte alſo das Weſentlichſte für Dich, ſo hieß mich meine Zärtlichkeit. Die Gute hat mir auch heute geſchrieben und mir Aufträge gegeben, ich muß ſie noch beſorgen, und habe ihr — lieber erſt — geantwortet. Ich verſäume die Galerie, und ſoll Nachmittag mit Marwitz nach der Meißner Gegend eine Meile von hier fahren. Bis jetzt haben wir alles zu Fuß abgemacht. Ich lebe ſehr eingezogen. Abends immer bei mir mit Marwitz, dem Maler Friedrich Meier aus Rathenau, Lippe, oder ein paar Dlls. Hebenſtreit und noch eine. Geſtern war ich mit Marwitz allein, und da laſen wir Novalis, und hatten die tiefſinnigſten Geſpräche. Wir leben wie zwei Studenten, wovon der eine eine Frau iſt; er ißt Mittags mit mir, dann und wann Meier auch. Lippe zankt ſich gehörigſt mit mir: und war geſtern nicht da, weil ich vorgeſtern bei ſeinem ſon-

derbaren Ernste lachen mußte. Marwitz iſt mild und gehorſam, und wie ein jüngerer wahrer Bruder gegen mich; angeſchloſſen, aber ohne jede reizende und gereizte Galanterie. Mir lieb, recht, bequem und angenehm; wir haben den vielſeitigſten reichſten Wortwechſel. Er ſpricht außerordentlich richtig, gütig und unbefangen, und oft, von Dir. Er denkt über Adel und des Bruders Geſchichte anders, als ich glaubte; Du weißt alſo wie!!! Du würdeſt Dich über die Ausdrücke todt wundern. Er giebt Achim von Arnim in deſſen Geſchichte mit Moritz Itzig Unrecht. (Man erbricht hier die Briefe, wie ich höre.)

Militairdienſte bei uns nimmſt Du, wie die Dinge noch ſtehen, nicht. Die Vorrede iſt in manchen Stellen unklar, aber im Ganzen äußerſt geſchickt und ſchön. Mittwoch kommt die Gute, ich denke wir reiſen heute in acht Tagen. Vielleicht ſchreib' ich Dir noch Einmal. Vielleicht erſt von Hauſe. Sei verſichert, ich denke oft, oft, bei jedem Vorfall, Wetter, Schein, Bild, ja bei gutem Eſſen an Dich. Wie ſollte ich nicht! Du haſt mich gelehrt in einer Atmoſphäre von Liebe zu wohnen; und alles berührt mich unheimiſch und kalt ohne ſie. Ich kenne Dich ganz und liebe Dich: und rechne auf Dich; und auf Dein Fortſchreiten in jedem Sinn. Kannſt ja ſchon lieben. Keine Undankbare! Adieu; ich küſſe Dich herzlich! und tröſte Dich.

R. R.

Grüße ja den Oberſt; ich laſſe ihn fragen, ob er böſe auf mich iſt? Der „kühne Käfer" ſoll den Hals nicht ſo ſteif über den Schultern grad halten. Grüße ſehr Oliva. Dore ſchreit, ich ſoll Dich grüßen. Ich habe lange lange nicht ſo zärtlich geſchrieben, wie ich Dich hege und an Dich denke. Ja kajolire Dich mit tauſend Worten und That; es ging alles in den Plan Dich zu ſehen über. Armer! Auch ich litt.

Grüß nur den armen Beethoven; und ich gedenk' ihm ſtets ſeine unerwartete Gefälligkeit, daß er mir gleich etwas vorſpielte. Wie ſo hält er aber ſo viel von mir? Den Plan der Oper will ich durchſehen, er ſoll ihn mir nur ſchicken; und aufrichtig will ich ſein, ich kann gar nicht anders.

An Rahel.

Prag, den 23. September 1811.

Mein erster Brief ist vielleicht mit der fahrenden Post gegangen, und kommt später an, als dieser, deswegen schreibe ich heute, wiewohl in der größten Eile, diese Zeilen an Dich, meine einzige, geliebte, verehrte Rahel! Wie tief wurzelt die Sehnsucht zu Dir in meinem Herzen! sie ist ja auch in Deiner nächsten Nähe kaum beruhigt, was soll nun in dieser Entfernung aus mir werden! Die Grundpfeiler meines Daseins scheinen mir umgestürzt, und mein Leben wie durch ein Wunder Gottes noch in freier Luft schwebend fortzudauern, seit Du mir entzogen worden! War bei Deinem letzten Abschiedskusse mein Schmerz wie eine gewaltige Sonne zusammengedrängt, so ist er jetzt durch alle meine Tage, durch jede Beschäftigung, jeden Blick und jedes Wort wie in tausenden von schimmernden Funken verstreut, und überall fehlst Du mir, Du innig geliebte Freundin, Besänftigerin meines Lebens, Licht und Frühling meines Geistes! Dich wieder zu gewinnen ist mein einziger Gedanke; in dem ertrage ich alles, auch meine verzweiflungslose Dumpfheit. Ohne den müßt' ich ersterben in Weinen und Wehklagen. Ich bin sogar thätig; nicht eine Viertelstunde gönn' ich mir von der Arbeit Ruhe, ich habe keine Freude ohne Dich, keine, keine; ich bedarf daher keiner Erholung. Gesellschaft ist mir verhaßt, ich sehe etwa nur Stein, der mir zu vielem behülflich sein kann, und geize deste genauer mit der Zeit, da ich so viele in trockenen Geschäften anwenden, so viele meinem Obersten zu lieb verbringen muß. Ich habe jetzt den ganzen Vormittag, bisweilen auch Nachmittags, mit dem Regimente zu thun, und muß fleißig sein, um Routine zu erwerben. Reiten werde ich auch in kurzem anfangen; dazu kömmt noch viel Tägliches, das Zeit wegnimmt, kaum alle Abende werd' ich mein nennen können. Meinen Freunden werd' ich noch hin und wieder schreiben, aber meinen Briefwechsel eigentlich nur auf Dich beschränken. Vor allem mache ich das Büchlein über Goethe fertig, weil ich hoffe, daß es mir bezahlt werden wird; dann kommt die Arbeit für Beethoven, die mir auch etwas Geld bringt. Ich muß durchaus Herr sein zu Dir reisen zu können, vorher läßt mich die Angst nicht los. O Rahel, geliebte Rahel! mein Wunsch, meine Freiheit Du! Wer jetzt

mit Dir über die Dresdener Brücke gehen könnte! Von der hiesigen sehe ich oft sehnsüchtig in's Wasser, ich brauchte mich nur hineinzustürzen, um, wenn auch nicht zu Dir, doch unter Deinen Füßen vorbeigetrieben zu werden, Du sähest mich, und hieltest mich auf! In Wahrheit eine Versicherung vom Glück, daß es sich nicht ganz abwenden wolle, ist es, daß Du in dem Häuschen wohnst, wo Du zu wohnen so verloren wünschtest! Reise doch nur ja über Meißen, oder von Dresden hin und zurück, ich denke, es könnte uns doch wohl ein Plätzchen dort beschieden sein. Du glaubst es nicht, Du konntest es auch nie erfahren, wie gern ich thätig bin, wie glücklich mich die Thätigkeit macht; kann ich es bis dahin bringen, daß ich etwas meinem Sinn gemäß dadurch erwerbe, Du solltest sehen, wie fleißig, wie glücklich an Deiner Seite ich im Fleiße sein würde! Ich überlege mir diesen Zustand vorzüglich auf den Fall, daß sich durch den Krieg mir die anderen Aussichten zerschlügen. Von diesen Sachen belehre mich nur immer bald, wenn es besonders wichtig ist, kannst Du Dein Schreiben unter Bentheim's Adresse dessen Freunde Zichy geben, der es dann durch Kouriere gelegentlich besorgte. Mein Oberst ist fortdauernd sehr gütig und liebreich, seine häuslichen Umstände aber bringen es mit sich, daß ich doch nicht ganz versorgt bin; Geschäfte und Dienst darf er mir nicht länger ersparen, zumal im Regimente Zwistigkeiten sehr ernsthafter Art sind, in denen das vorkommen könnte. Daß er mein Inneres nicht erkennt, darüber klag' ich nicht, und ihn wenigstens nicht an, daß er oft keine Ahndung von meinen Zwecken, meinem Wohlbefinden hat, z. B. aus dem innigsten Lesen mich zu der nichtigsten Unterredung ruft. Er ist ein herrlicher Mann, unserer besten Liebe werth; Deinen Brief hat er mit dankbarer Aufgeregtheit gelesen, Deine Blumen aus Mariaschein sehr liebenswürdig empfangen, er will Dir einen langen, ausführlichen, vertrauten Brief zur Antwort schreiben, damit er aber nicht schlechter werde, als nöthig ist, soll er aber bis zu seiner Rückkehr von Raudnitz verschoben bleiben, wohin der Oberst morgen abreist; bis jetzt war wirklich keine heitere Stunde dazu frei. Es giebt unglaublich viel zu thun. Eugen ist noch hier, und bleibt wohl noch einige Tage, an dem ist Hopfen und Malz verloren, er grüßt Dich jedoch bestens. — Bei Stein war ich gestern, er leiht mir Bücher. Wenn Kenntnisse und Verstand bei einem Menschen lange Zeit in einander wirkten, so giebt

dies den Schein von Geist, es ist aber kein ursprüngliches Leben darin, sondern nur ein Abglanz, der nicht wärmt, nicht sprossen macht, sondern höchstens verwaltet. Das ist Stein, gestern wurde mir's klar. Ach Rahel! welch trauriges, ödes, verlorenes Leben liegt vor mir! So wird es einst hinter mir liegen! Die Brust will mir auffspringen, und mein Herz beflügelt Dir zueilen! Ich sinke an Deine Brust, an Deine lebensquellende Pulse! Könnt' ich Dich sehen, Dich drücken, Deinen Athemzug empfinden! O ich liebe Dich über alles! Weißt Du es, süße Rahel? Gott segne Dich, mir zur Freude geschaffene! Ich will Dich wiedersehen! Ewig Dein, Dein! Ich küsse, küsse Dich!

Varnhagen.

Sonnabend.

Schicke mir ja die Vererinnerung! Oliva ist fort nach Wien.

Dieser Brief ist wieder liegen geblieben bis heute, ein feindliches Schicksal wandelt über meinen ersten Brief! Daß ich Zeit habe, noch mehr zu schreiben, ach kann mir wenig werth sein; denn was wohl kann ich hinzufügen, was nicht mein Herz in lebendigster Bewegung Dir schon gebracht hätte? Mir will es sich nicht abstreiten lassen, daß meine Brust verödet ist, die munteren Bewohner sind ausgezogen auf kühne Fahrt, Argonauten einer neuen Argo; wenn es ganz stille ist, glaube ich in unendlicher Ferne ihre klingende Musik schwachtönend in zarten Lüfteschauern zu vernehmen. Ahndest Du es wohl in den weiten Nächten, in den abfliegenden Herbstnachmittagen, daß mein Herz mit allen Lebensgeistern um Dich herschifft auf dunklem Meere der wogenden Sehnsucht? Du kannst sie nicht sehen, die körperlosen Schatten! sie drängen sich mit angestrengtester Gewalt an Deine Lippen, Deine Augen, und Du streifst ruhig mit der Hand unbewußt wie Luft alle hinweg! Sie schreien in Dein Ohr mit verzweifelter Raserei, doch endlich gehört zu werden, und Du hörst die leisesten Pulse Deines Blutes, nur sie nicht! Das aber bin ich nicht, meine geliebte Rahel, meine Freundin! das sind meine Seelenstimmen, meine Herzensbilder: ich liege hier inzwischen dumpf und gedankenlos

in Prag, von keinem Schmerz durchwühlt, denn ſeine Beute ſchwirrt indeß in Deiner beſeligten Nähe. Wenn ich bisweilen wehmüthige Thränen wiederfinde, ſo ſchaudert mir die Bruſt, als ſollte ſie zuſammenfallen, da nichts Inneres ſie emporhält. Auch Du, mein ſüßes Kind, mein liebliches Auge, auch Du kannſt Dich unmöglich immer zuſammenhaben: die vergangene Nacht beſuchte mich ein Traumgebild von Dir; Du ſelbſt warſt es, ein Abglanz der Lebenden, und da ich Deiner nicht gleich gewahrte, denn ein anderer Traum hielt mich abgewandt, ſo zogſt Du mich ſchnell am Arme, mir Deine Gegenwart zu verkünden, ich ſah Dich, aber ach! mußte erwachen! Ich hätte geſchworen, daß ich wahrhaft gezogen worden; auch träumte mir nicht, daß ein anderer Traum mich beſchäftigt hielt, es war wirklich ſo, und wie aus anderen Reichen geſandt, warf ſich Dein Traumbild in den anderen Traum hinein, und brach ihn ab. Woher nun dies? wer gab mir dieſes Bild? Du mußt wahrhaftig, mit einem Sein, deſſen wir nicht Herr ſind und das in anderen Gebieten oben verwaltet wird, bei mir geweſen ſein! O Rahel, innigeliebte Rahel! Du biſt ewig mein! Sieh, Träume mag ich Dir erzählen, meine wirklichen Lebenstage widern mich an. —Bentheim iſt nun fort, der Bruder, ein ungeſchliffener Geſell, läßt ſich nicht ſehen, ich ſuche niemand auf, und ſo bin ich früh auf bei den Geſchäften, Mittags beim Eſſen, Abends beim Schreiben und Leſen, ganz einſam, ohne jemanden, der mich irgend näher anginge. Das iſt mir auch ganz recht: ich finde, daß mich ſelbſt geiſtreiche Menſchen nur ſtören, ja quälen würden. Mir iſt ſo ganz wohl; die Arbeit iſt mir lieb, nur das Untergeordnete darin haſſe ich, da ich oft dem geringeren Zwecke das größere Mittel zuwenden muß. An ſich wäre mir das geſchäftige Weſen ſchon ganz recht, Geſchäft iſt ein Gegenſatz zu Studium, der weltkräftige Geſundheit in das letztere zu bringen vermag. Ich ſehe, daß ich an Deiner Seite bei vieler, auch den Muſen völlig entfremdeter Arbeit, ganz glücklich ſein könnte, nämlich daß das Arbeitenmüſſen mich keineswegs im himmliſchen Glücke ſtören würde. Im Gegentheil, ſoll einmal Arbeit ſein, dann lieber Holz gehauen, als geſchnitzt. Ich bin ganz geſund. Auch kräftigen Sinns; ich will nicht das Schickſal verwöhnen, es möge nicht unbeſtritten walten, vielleicht will es ganz freundlich ja nur, daß ich ernſtlich nachjage meinem Glücke, Dir! Ich bin nach meiner Weiſe fleißig; das Büchlein über Goethe iſt ſchon zu-

ſammengeſchrieben, es fehlt nur die Vorrede, die ich von Dir zurückerwarte; ſie muß weicher werden, weniger ſchwülſtig, ſie kann, das ſehe ich jetzt, da das Büchlein fertig iſt, ſich gemächlicher, heiterer zeigen. Könnte ich nur Dir vorher das Ganze zeigen, und mit Dir berathen! Vieles nimmt ſich vortrefflich aus, für Goethe iſt es gewiß eine herrliche Labung, aber den anderen Leſern gewiß ein ſeltſames Wunderding, dem ſie die rechte Seite werden erſt abgewinnen wollen. Ich nenne mich nicht; außer bei vorkommender Gelegenheit, bei Angriffen oder Mißdeutungen, die es erforderten. Das Büchlein wird ſehr hübſch, über hundert Seiten ſind es gewiß. — Staatswirthſchaftliche Bücher werde ich leſen, und franzöſiſche; vielleicht auch Abends mit dem Oberſten militairiſche. Ich ringe der Zeit ihre Eile ab, aber es ſieht doch aus, wie Faulheit, ich war ſchon fleißiger, aber frei dabei. — Dieſer Tage erwart' ich die Herz, ich werde ſie nach meinen Gedichten fragen, übrigens aber freut ſie mich nicht; liebende Verehrung ſoll ihr ein gebildeter Jüngling zollen, ſo hat ſie ſich mit der Welt geſetzt, ich zolle ſie ihr gern bei jedem Schlagbaum, den ſie auf dem natürlichen Herwege geſtellt hat. O Rahel, wie biſt Du! ich verſenke mich in Nachſinnen über Dich! Aus welchen Quellen hat Dich die Natur geſchöpft? Sie eröffnete tauſend Kryſtallbrunnen, tauſend Flammenhöhlen, ich müßte in jede hinabgehen, um Dich zu ergründen; Deine Sinne, Deine Gedanken, Deine Herzensempfindungen ſind Rieſenblüthen der Natur in das Zwergengeſchlecht der Geſchichte gedrängt! Leb wohl! meine ſüßes Rähelchen, meine geliebte, angebetete Freundin! Ich küſſe Dich, Liebe! Ich umarme Dich mit innerſtem Leben! Ewig Dein

Barnhagen.

Montag.

An Barnhagen in Prag.

Dresden, Sonnabend Abend um dreiviertel auf 12, den 28. September 1811.

Dieſen ſelben Augenblick gehen Marwitz und Meier aus der Thüre. Dir meinem treuen geliebten Freund ſchreib' ich die wenigen eilenden Worte nur darum, damit Du ſie — gewiß, der tollen Poſt wegen — um acht Tage früher in Hän-

den haſt, und um zärtlich aus dem lieben Ort Abſchied von Dir zu nehmen; da ich nun auch noch eine Gränze und viele Meilen weiter muß! Ich bin heute von tauſend Menſchen, Gängen und Ermüdungen ganz erſchöpft. Ich habe Deinen zweiten Brief nun von Prag, und Du mußt meinen von hier nun auch in Händen haben. Wenn es möglich iſt, mein Kind, ſo ſuche Dich zu beruhigen! und bedenke ja, was ſo Wenigen wird, daß Du keine Undankbare liebſt: und Hoffnung und Muth, ja ſogar Ausſicht und Gewißheit haſt, ſie zu ſehen. Mir ward es nicht ſo in der Welt, und während meiner Herzensgluth. Daß dieſe Geliebte Freund, Schweſter und alles zu ſein vermag. Bedenke noch, daß jedes Deiner Liebesworte eine Liebesſtelle in meinem Herzen hat und findet. Eins aber bedenke auch; ſprich, mir zur Liebe, nicht mehr unüberlegt! Sag nicht, ich ſoll von hier nach Meißen zum Beiſpiel; da eine ſolche Reiſe hin und her zwiſchen zwanzig und dreißig Thaler koſtet. Der Wagen hin und her wenigſtens ſechszehn. Es iſt eine Tagereiſe. Berechne den Reſt. Sondern: verlaß Dich auf mich und Dich. Und ſind wir gut, und werden wir immer beſſer, ſo finden wir keinen Beſſeren, und nichts Beſſeres, und kommen und bleiben zu und bei einander! Ich war hier äußerſt lebendig, und belebte, und beherrſchte Marwitz, und genoß hauptſächlich die Brücke, wo, und in Dresden, ich viel allein ging. Marwitz ſagte geſtern de but en blanc zu mir: „Wenn Sie Varnhagen ſchreiben, ſchreib' ich auch." — „Wie ſo?" — „Ja, ich will ihm eine Liſte ſchicken von allem, was Sie hier geſagt haben." Du ſiehſt, wie lieb, freundlich und unbefangen. Auch habe ich enorm viel geſagt. Morgen um 5 reiſen wir, bis Tobrilugk, Montag bis Baruth, Dienstag zu Hauſe. Die Frohberg mit. De Ligne war einen Tag hier. Leb wohl, Geliebter, ſehr lieber Freund. Sei fleißig! Und denke beſtimmt, ich denke mit Sehnſucht an Dich, und gedenke thätlich Dich wiederzuſehen. Adieu! Ich erliege! Bei allem dacht' ich an Dich. Deine R. R.

Die Hofräthin Herz iſt ſeit geſtern hier; ich habe ſie heute Abend in Körner's Vorzimmer mit Meier geſprochen. Sterile, affektirt. Tauſend der ſchönſten freundlichſten Grüße an den Grafen Beutheim. Es freut mich, daß Du ihn ſo ſiehſt und liebſt. Marwitz ſogar denkt auch ſo über ihn. Auch de Ligne

lobte ihn noch sehr. Ich aber bin sein größter Stangenhalter; sag ihm dies alles.

Ich goß das Tintenfaß über den Brief; aber hier oben stehen die bekleckſten Worte noch einmal. Adieu.

Ja! noch Eins! Warum nennſt Du mein Leben ein großes in der Vorrede? Laß das weg. Wenn es auch mir und Dir so scheinen kann! —

An Rahel.

Prag, den 7. Oktober 1811.

Du biſt alſo jetzt in Berlin, meine geliebte Rahel! Dir sei tausend Dank für Deine letzten zwei Briefe aus Dresden, die mir neue Gewißheit Deiner Innigkeit, neue Hoffnung für unsere Vereinigung geben! Jeder Augenblick, der meinem Leben zugesetzt wird, vermehrt die Hinneigung, mit der ich Dir zugethan bin, und ich sehe mit hülfloser Betrachtung, daß ich bei jedem Wiedersehen als ein Unwürdiger vor Dir erscheinen muß, weil bei allem Liebesglühen für Dich doch die Zeit noch Tieferes in mir erzeugen wird, und Dir alſo in keinem Augenblick vollkommen zuwendet, was der ſtufenweiſen Entwickelung nach möglich iſt. Inzwiſchen ſollte mich dieſe Ueberzeugung nicht einen Augenblick abhalten in Deine Arme zu fliegen, wenn meine kurzen Schwingen zu mächtigen Flügeln [illegible]ſen: ich würde ja bei Dir in allem beſſer gedeihen, und auch in meiner Innigkeit! Glaube mir, es giebt Stunden, [illegible] denen, von allen äußeren Zuſtänden abgelöſt, mein Herz nicht weiß, wohin es ſeine unruhigen Wellen ſchlagen ſoll, und gern irgend eine leibliche Wunde zu ihrem Ausgang wüßte, in denen einzig Deine Gegenwart mich tröſten könnte. Andere Stunden giebt es, die mich durch tauſend Reizungen des Unterdrücktſeins, der willkürlichen Zerrüttung meiner Gedankenreihen und Gefühlsſtimmungen in eine ſchwindlichte Wuth verſetzen, daß ich in tiefer Kränkung innerlich zitternd vergehen möchte: dann wünſch' ich grade nicht unmittelbar ſo vor Deine Augen zu treten, aber ich fühle gewaltig, daß an Deiner Seite ich über ſolche Qual erhaben wäre, und dieſe Zuſtände, falls ſie doch einträten, mit Weisheit und Muthwillen überſtände. Was brauch' ich Dir hiernach noch erſt zu erzählen, wie mir's geht? Der Oberſt iſt liebevoll gegen mich, wie Du es nur je geſehen haſt,

aber wegen seiner eigenen, mehr als je verwickelten Lage, auch gegen mich ungleich, so daß ich, der ich seine Unordnung zu nutzen viel zu ehrlich bin, diese mitgenieße fast ohne die Vortheile davon. Sein Geist und Gemüth schmiegt sich sehr an das meinige an, er möchte mich gern bei allem mithaben, und dann plötzlich schließt er mich doch gewissermaßen aus, als wollte er nun die Schwingen allein prüfen. Ohne Bewußtsein davon zu haben, ist er höchst selbstsüchtig, er kann nur sein eigenes Gefühl fühlen, und weiß nichts von dem meinigen, noch von meinem Bedürfniß und Verlangen; ich kann ihm gleichwohl nicht böse sein darüber, doch leid' ich unsäglich davon. Mir wäre es gleichgültig, um mein Genähertsein und Entferntsein zu ihm in einem Bilde zu sagen, im ersten oder zweiten Stock zu wohnen, aber in augenblicklichem Wechsel bald den ersten bald den zweiten zu beziehen, das ist eine unwillige Ermüdung. Die Vormittage hab' ich ziemlich zu thun; eine englische Stunde, die grade in meine Dienstgeschäfte fällt, kannte ich bisher nicht mitnehmen, es geschieht aber jetzt doch, nicht eben weil ich es gewünscht, sondern weil er gemerkt hat, daß mein Mitlernen ihm sehr nützlich sein würde, und er sich dann auch zu jeder anderen Tagesstunde an mir üben könnte. Er ist bei allen diesen Vorgängen ganz unschuldig, und ahndet ganz gewiß nicht das Innere davon, und wäre ich frech und laut, so zöge ich so Nutzen von ihm, wie er von mir zu ziehen wünscht. Aber ich lasse alles leise vorübergehen, und lächle über mich selbst. Nachmittags lern' ich reiten, wobei ich sehr vergnügt bin, die Bewegung ist mir heilsam, und ich mache gute Fortschritte. Der Abend ist sehr unbestimmt; gewöhnlich bin ich eine Stunde im Theater, oft nicht aus Wahl, bisweilen aus dringendem Bedürfniß nach lebhafter Anregung, um die kleinen Sandkörner, die sich mir im Herzen knirschend reiben, durch die Wogen der Musik wegzuschwemmen. Dann wird gegessen, was mir Abends ganz unnöthig ist, und gegen elf [illegible] bin ich müde, weil ich Morgens um sieben aufstehe, um mit dem Obersten zu frühstücken. Alle übrige Zeit wende ich gewissenhaft auf die Arbeit. Stein hat mir Bücher über die Staatswirthschaft gegeben, und ich arbeite mich tapfer hinein; das giebt aber höchstens einen leitenden Fingerzeig, noch keine feste Anweisung zu einem kundigen Führen eines künftigen Amts, das seine eigentliche Kenntniß selber mitbringen muß; wenn mir das letztere die besondere Einsicht, das Schwerste

dünkt, so seh' ich dagegen die meisten Menschen sich damit leicht abfinden, und die allgemeine Ansicht aus der Ferne als etwas Imponirendes verehren. Das deutsche Buch von Kraus hat alle Vorzüge deutscher Bücher, es ist durchdacht, reichhaltig, gründlich; das französische von Say ist lebhaft geschrieben, verständig, leicht, aber ohne alle tiefere Ansicht; beide folgen eigentlich dem Engländer Adam Smith, es scheint also nicht auf die Ansicht anzukommen, da beide sie geliehen haben, aber der Unterschied dringt doch in die geringsten Einzelheiten hinein. Stein ist sehr gütig gegen mich, sein Gespräch mir ungemein lehrreich, ich führe es meinerseits lebhaft, und selten kommen wir unter ein paar Stunden von einander los. Er wohnt aber am Ende der Welt. Andere Bücher bekomme ich von der hiesigen Bibliothek, doch meist unwichtigere für meinen nächsten Zweck. Als Doktor nur kennt' ich von da Bücher bekommen, die man dem Offizier verweigerte: meine gelehrten Gespräche aber setzten die Leute in solche Achtung, daß sie mir mit der größten Zartheit entgegenkommen. So geht es mir überall, Schauspieler und Generale, Frauen und junge Leute wollen die Bildung anerkennen, und ich erfahre täglich Züge, oft freilich sehr leise, da ich vermeide sie laut werden zu lassen, die meinem äußeren Range keineswegs gelten, und mich in wohlgegründeten Ruf setzen. Der Major Nostitz brachte einen ganzen Vormittag bei mir auf dem Zimmer zu, in vielen Gesprächen, die auch Dich betrafen, die er sehr theilnehmend grüßen läßt. Er sagte mir ausdrücklich, ich sei viel mehr, als er, und sage mir's allein, damit ich nicht der Anderen wegen etwas darauf zu erwiedern brauche. In unseren Verhältnissen ist das etwas Außerordentliches, und ich muß allerdings verwundert sein, daß meine Natur so wirken konnte. Mad. Brede, die eine geborene Berlinerin ist, aber etwas, doch nicht unangenehm, Sächsisch spricht, hab' ich zweimal besucht, bisweilen auch in der Loge, wo auch die Löwe war, gegen die ich mich, wie ich glaube, einnehmend betrug. Die Brede ist launenhaft lieblich, artig und natürlich, aber doch nur, so scheint's, eine dürftige Natur, mir gefällt sie für Andere, mich könnte sie nie reizen. Heer's hab' ich besucht, das sind gute Bürgersleute. Pflug's sind Deines Lobes voll, Du und die Ephraim, sagen sie, ihr wäret die einzigen Berlinerinnen, die natürlich sind; ganz unzufrieden sind sie mit der Lercaro, der Guten, und der Lautier; mir sind sie trotz dieser Urtheile langweilig. Um nicht ganz

ohne Ertrag die Theaterſtunden verſchleudert zu haben, ſchick' ich einen kleinen Aufſatz darüber an Cotta; wegen der Goethe'ſchen Bruchſtücke hoff' ich von ihm günſtige Antwort. O ich könnte ungemein viel ſchreiben, wenn ich Muße hätte, unzählige Erſcheinungen ſteigen in mir auf, und müſſen unergriffen wieder untertauchen. Vor einigen Tagen hätte ich vielleicht mein beſtes Gedicht gemacht, ich brannte vor Begierde zu ſchreiben, aber ich mußte ſtundenlang müßig beim Rapport ſtehen, und begeiſterungslos kam ich auf mein Zimmer. So geht es mit Novellen, Dramen, geſchichtlichen Sachen, etwas Größeres wag' ich gar nicht anzufangen. Wird denn das gar nie beſſer werden?

Wenn ich acht Dukaten dafür bekommen kann, ſo überſetze ich vielleicht ein Racine'ſches Trauerſpiel in deutſche Jamben; beſonders wenn Oliva nichts wegen der Oper für Beethoven ſchreibt: das unterbricht wieder meine vorhin genannten Studien, aber es iſt nichts nothwendiger, als einiges Geld in der Hand zu haben, und wer weiß ob ich nicht dennoch durch unerwarteten Krieg überraſcht werde, ehe ich genug habe um nach meinem Willen zu thun!

Ich freue mich herzlich über Deinen Aufenthalt in Dresden: ein Vater, der hört, daß es ſeinem Sohne auf der Univerſität wohlergeht, gönnt es dem nicht inniger, als ich Dir jede Lage, jede Gegend, jeden Menſchen, der Dich erfreuen kann. Ich liebe Dich aufrichtig und ohne Neid, daß es Dir durch mich wohlergehen möge, das iſt ein geringer Nebenſproß meines hochblühenden Wunſches für Dich! Ich freue mich Marwitz'ens, und kann Dir heilig verſichern, daß die unbefangene Zutraulichkeit, die Du mir von ihm ſchriebſt, nämlich daß er mir von Dir ſchreiben wolle, ſeiner Lage in meinem Gemüth nicht den kleinſten Ruck zu geben vermochte; ſo rein von aller Selbſtſucht war ſie ſchon vorher in mir geordnet. Wenn es möglich geweſen wäre, ſo hätteſt Du Augenblicke des Haſſes gegen ihn mir aufreizen müſſen, aber mit der wahrhaftigſten Prüfung kennt' ich ſie nicht entdecken; nur als den billigen, als den natürlichen Stand konnte ich den nicht annehmen laſſen, in den er mich zu ihm geſtellt hatte, ich kann gegen einen jungen Mann unter keiner Bedingung demüthig daſtehen, und muß mich, wenn mir ſolche wie Marwitz zu übermächtig werden wollen, endlich nur freuen, daß es auch in den

äußerlichen Verhältnissen einen Punkt giebt, wo alle inneren schweigen, und zwei Männer sich gleich sind. Die gegenseitige Liebe kann wohl alle Erschütterung ertragen, aber eine einseitige besteht bedingungsweise; Marwitz hat mich nie besonders lieb gehabt, höchstens schätzte er Gesinnung in mir, ich hatte aber Freude an seiner Person, er hätte den Geist verabschieden können, und mir wär' er dennoch theuer geblieben. Diese zarte Atmosphäre hat er allerdings zersetzt, es ist Lebensluft und Stickluft daraus geworden, und ich kann die Elemente nicht verbinden; wenn ich weniger Einen Athem der Innigkeit beim Wiedersehen aus seiner Atmosphäre einziehen sollte, so möge mir nicht die Schuld beigemessen sein.

Den neuen Weltbegebenheiten, die diesmal auch für mich entscheidend werden können, sehe ich mit brennender Begierde entgegen. Laß mich zu rechter Zeit wissen, was mir davon taugen kann. — Die Hofräthin war bei Stein, hat mich aber nicht rufen lassen. Wie bekomm' ich nun meine Gedichte? Mir ist so sehr daran gelegen, weil ich sie möchte drucken lassen! Höre, liebe Rahel! ich glaube sie liegen noch irgendwo bei Dir, suche sie doch noch einmal unter all' Deinen Papieren, vielleicht liegen sie wo man sie nicht zu finden meint. Mit den Tagebuchsblättern war es ja eben so. Ich lege das Format bei; sie können ja schwerlich verloren sein! Stein hat sie von der Herz nicht bekommen. — An Nolte hab' ich einen tüchtigen Brief geschrieben, ohne Zweifel thut er die beste Wirkung. Bald schreib' ich wohl auch an die Humboldt.

Lebe wohl, meine geliebte, einzige Rahel! Die letzten Herbstsonnenstrahlen hätt' ich so gern noch mit Dir gesehen! Jetzt muß ich so unbefriedigt in den Winter hinein! Lebe Du wohl, habe mich lieb, und vergesse nie, daß Du das Kleinod bist meines Lebens! Ewig Dein treuer

Varnhagen.

Bielefeld und Drieberg werden Dich von mir gegrüßt haben; ersterem habe ich etwas von meinen Wünschen mitgetheilt, aber verschwiegen durch welche Verbindungen ich sie zu erreichen hoffe; indem er jene sehr billigte, glaubte er, es könne mir nicht fehlschlagen, obwohl er auch den Zweig, an dem er lange gehangen, nicht grün gefunden hatte, und mehr zu anderen rieth, ganz wie Jeanette Gelz. — Die Feste in Raudnitz sind vorbei, man war nicht so zufrieden, als der Aufwand

hätte bewirken gekonnt, es waren zu 150 Männern etwa 12 Damen da, man spielte und jagte. Aloys Lichtenstein erzählt, daß die Prinzessin Solms all' ihre Gunst den Zglinitzki gönne.

Bentheim hat einen Brief angefangen, ist aber nicht fertig damit.

An Varnhagen in Prag.

Montag, den 14. Oktober 1811.

Mit welchen Worten, lieber Varnhagen, soll ich wohl anfangen, da ich seit acht Tagen alle Seelenstimmungen durchgegangen bin; und trotzdem, daß ich heute den Morgen in der Probe von Righini's Zauberwald zugebracht habe, doch nun unpaß bin! Ich erwachte nämlich heute vor Tag, hatte Magenstiche, brach, ging in die Probe, und in Geschäften, aß, wollte schlafen, verlor nur einen Augenblick mich in Schlaf, erwachte mit Unbehagen, brach endlich auf Tod und Leben, mußte, anstatt Dir zu schreiben, mich hinlegen; nun schreib' ich mit Gewalt; zitternd. Aber es ist weiter nichts. Dies nur zu meiner Entschuldigung, wenn der Brief trocken und kurz klingen wird.

Heute vor acht Tagen, vor dem Schlafengehen, wurde mir von Moritz ein großes Billet überreicht — der sehen in den ersten acht Tagen nicht mit mir aß, mich kalt und verlegen empfing —, in welchem er mir eine große Note von allem was ich — auch Geschenke — seit Mama's Tod ausgegeben, zum Unterschreiben verlegte, mit dem Bedeuten, der Zinsfuß sei jetzt so schlecht, daß er mir nur vier Prozent geben könne, und ich mich also mit achthundert Thalern einzurichten habe; von welcher Zeit, da ich es doch nicht gleich können würde, ich ihm bestimmen sollte. Ich antwortete auf der Stelle: was er forderte, müßte ich; und sobald ich mein Quartier los sein würde, so wollte ich. Auch schlug er mir vor, mir Papiere zu geben, die zinstragend wären, wenn ich lieber mein Kapital wollte, aber gegen einen Revers, daß ich dann nichts mehr zu fordern hätte. Den Revers schlug ich rund ab, das Uebrige, schrieb ich, würde ich überlegen, da aber Papiere alle Tage noch schlechter, ja ungültig werden können, will ich es nicht: weil er dies mir selbst auch mit schrieb. Markus, den ich um

Rath fragen wollte, konnte ich in fünf Tagen nicht zu sprechen kriegen; nachher erfuhr ich, wegen neuer, noch schrecklicherer Kalamitäten, die unsere wie vieler Preußen Papiere von polnischer Seite betreffen haben. Ich habe in den acht Tagen alle Verzweiflung durchgemacht. Denn ich erfuhr jede Gemeinheit. Man mißbilligte mich ganz. Denkt, ich brauchte wenig, und so Etc. in aller Art. Machte meinen Freundinnen, für mich, die unsinnigsten Vorschläge. Das habe ich alles durchgefochten, gewacht und geweint. Ich kann die Berührung des Unsinns und der Gemeinheit nicht mehr ertragen. Und hätte mich getödtet, wenn Du nicht wärst, und die Unmöglichkeit, in eine Organisation zu fahren. Tausendmal wollt' ich Dir in meiner Unsinnigkeit eine Estafette schicken. Wäre nur Varnhagen da! dacht' ich, der Dich liebt, daß Du nicht versinkst! etc.

Du weißt, wie arm ich schon war, nun vierhundert Thaler weniger. Das heißt, hundert zum Quartier, hundert zu Holz, so bleibt mir den Monat fünfzig Thaler, das heißt den Tag ein Thaler sechzehn Groschen: davon Essen, Domestike, Kleider, Wein, Kaffee, Thee, Anstand, Licht, Oel, Schuh, eau de Cologne, kurz oblique Ausgaben, Ambition, alles! (Jetzt tobt Moritz um mich her, fordert spaßhaft Thee, „damit der Tag seine Freude habe", er will Kuchen holen, hat sich eine Dame aus Hamburg dazu gebeten: er ist, und muß gut mit mir sein, die Natur will es. Seine.) An einen Bedienten, an einen Wagen, an ein Sommerquartier ist nicht zu denken, also an keinen Sommer. Denk Dir mich. Nichts blieb mir als Du. Denn nun dacht' ich mit Dir an jede Einschränkung.

Als ich alle meine Hoffnung an Dich lehnte, brach ein neues Donnerwetter über mich. Da dacht' ich zu sterben. Hände und Füße schliefen mir ein, ich verging. Die Frohberg warnte mich; erzählte mir ganz die Szene, die sie mit Dir hatte. Daß Du eben solche mit Mariane Oppenheim gehabt habest. Daß sich alle Berliner Teplitzer erzählt haben, Du habest schlecht von mir gesprochen. Du machest mir nur die Kour, weil ich Dich zwinge, weil ich Dir alle Morgen ein Billet schreibe etc. Auch ist ein anonymer Brief, „Sidonia" unterschrieben, hier angekommen, in welchem man Deine Hand und Deinen Stil erkennen will, wo Horreurs über mich und an Mariane Oppenheim stehen sollen. Ich, die ich mich an Dich halten will, die Du schützen und stützen solltest, muß

Dich nun auch mit durchſchleppen, Dich vertheidigen. Ich kann's. Denn ich wollte es. Aber beſſere Dich. Das kommt von Rohheiten, von Atrozitäten, von Lebenspausen, die meine Natur nicht begreift. Kein Wort mehr hierüber. Die Frohberg ſagte: „Können Sie's ihm vergeben; ich verſteh's nicht, ſo kann ich's auch.“ Ich ſagte Ja. Und ſie hätte ſchon öfters erſt etwas von mir nachverſtanden. Ich glaubte aber zu ſterben in dem Augenblick. Sie beträgt ſich ſehr gut gegen mich. Und ich ſchone ſie mir ewig. Moritz thut alles leit und weh, wie ich ſehe; bei den achthundert Thalern aber bleibt es. Er hat mir nun vorgeſchlagen, im November mit ihm zu ſeiner Hochzeit nach Poſen zu reiſen, und von dort den Onkel in Breslau, es ſind von Poſen nur fünfzehn Stunden, zu beſuchen. Dem ſchreib' ich nun morgen einen Kunſtbrief, ob er mich will. In acht Tagen habe ich Antwort, dann ſollſt Du ſie haben. Will er mich alſo im guten Fall; ſo muß ich, in der ſchlechten Jahreszeit reiſen, den Winter in Breslau bleiben! bin arm; und eine Aventuriere! — jedoch iſt alles ſo ſchlimm jetzt geworden — unſere Geſchäfte auch —, daß ich mich nicht grämen kann, und friſch verſuchen will, ob mir etwas oder der Onkel günſtig werden kann! „Ich!“ — wie ich geſtern zu Marwitz ſagte — „die ſchon Enkel haben ſollte, die ihr kajolirten!“ Außer meiner Ruhe, wer weiß in welcher Lage, den Winter! Wie viel mir vom Sommer genommen war, weißt Du. Jedoch ich rechne auf Dich, auf Deine Freundſchaft, und ein Menſch iſt viel. Auch liebt mich Marwitz: ich ſehe ihn beſtändig, er weiß alles. Er war mir von unendlichem Troſt. Ich ſah nur ihn, er nur mich. Es iſt ein Engel. Uebermorgen verliere ich ihn. Dann geht er zur Kammer nach Potsdam.

Beyme iſt nicht in Aktivität. Der Pläne habe ich genug. Genug, zum Sommer näherſt Du Dich mir. Breslau iſt näher zu Prag. Freunde von mir wollen das Theater in Dresden übernehmen — ein tiefes Geheimniß! Ich werde alle meine Gedanken mit dem Onkel überlegen, und ihm ſo viel Wahrheit zeigen, als ich ihm Fähigkeit finden werde. Er iſt klug, mächtig, reich, und oft einſichtsvoll; er iſt achtundachtzig Jahr alt, ich muß alſo die Reiſe wagen, um mir nachher keine Vorwürfe zu machen. Ich litt ſehr. Bin aber meinem Gott näher gekommen; reicher in Einſicht, Muth, Thätigkeit, und Wahrheit.

Zwei Briefe schrieb ich Dir von Dresden; zwei erhielt ich dort von Dir; ließ Haskel's meine Adresse; sie haben mir aber noch nichts geschickt.

Nun nicht mehr von uns! Sondern thätig für andere Unglückliche. In Dresden wohnte ich bei einer lieben ältlichen Mad. Fischer; die liebenswürdige Deutschheit selbst! Meiner Mutter sehr ähnlich. Hier schicke ich Dir den Brief, den ich heute von ihr erhielt, damit Du sie näher kennen lernst; und die Einlage. Sie ist unglücklich, ich habe ihre Thränen gesehen! Ihr Sohn war tapfer, sechzehn Jahr alt! Er sagte, er müsse sich als Bürgerlicher hervorthun —. Schaffe ihr Nachrichten. Die ganze sächsische Armee hat sich umsonst bemüht. Sei Du glücklich! Wenigstens antworte ihr direkt: und bald in allen Fällen. Dies verspreche ich ihr. Je unglücklicher ich bin, je mehr möchte ich helfen.

Sei auch so gut, und schicke der Mad. Frohberg ihren „Voltaire" mit Mariane Saaling oder Ephraim's, wenn sie durch Prag gehen. Ich bitte! Und Pixel'n sage nebst den freundlichsten Grüßen von mir, ich hätte ihn durch vielfältige, reichhaltige Gespräche mit Marwitz über ihn, erst nachlieben lernen. Marwitz hätte mich grade nichts gelehrt, wir hätten ihn uns nur herausgesprochen. Sag ihm noch, ich hätte noch bis jetzt bei jedem Mond an ihn gedacht, wie er den die Wolken aus seinem Fenster jagen sieht. Grüß auch Willisen. Auch von dem sprach ich! Marwitz'en viel. Er hat ihm einen langen Brief geschrieben nach Wien, das freut mich. Sei ja recht — so wie Du's kannst — thätig für meine liebe Fischer. Und laß Dir von Lippe meinen Brief schicken, den ich ihm von hier schrieb, da wirst Du meine erste Stimmung draus sehen. Schicke mir auch der Fischer ihren Brief mit Mariane. Schreibe mir ja! Lebe wohl! ich liebe Dich: und kenne Dich; und liebe Dich doch, und darum. Wie es mir geht! Wir kommen doch zusammen, und sollte es, wie Macbeth's Hexen, in Dampf, Moor und Flamme sein. Adieu, der Brief muß fort. Fürst Sapieha nimmt ihn mit. Den Mann kennen wir durch Fürst de Ligne aus Dresden. Deine Rahel, in Eil wie Du siehst. Verlasse Dich aber auf mich. Verlasse ich mich doch auf Dich. — Adieu. Lieber! Adieu!

Morgen gehe ich mit Markus'ens und Marwitz in den Zauberwald, Righini's Oper. Wie ist die Welt!

An Rahel.

Prag, den 24. Oktober 1811.

Ich kam heute Nachmittag vom Eſſen (ich muß im Wirthshauſe eſſen, da der Oberſt ſeit Wochen auf der Jagd iſt) in ziemlich troſtbedürftiger Stimmung nach Hauſe, und erblickte mit Herzklopfen Deinen Brief auf meinem Tiſche: das iſt mein Troſt, dacht' ich, und küßte in Gedanken die liebe Hand, die ihn geſchrieben hat. Wie wurde mir beim Leſen! ich zitterte, und rothe Gluth ſtieg mir in's Geſicht. O meine Rahel, meine geliebte Rahel, Dein Leiden wurde mir ſo groß, daß ich faſt keinen Antheil mehr daran zu nehmen wußte, daß es gleichſam über mein niedriges Haupt hoch hinüber zog. Auch was Du nicht grade ſchreibſt, zwingt mir das Herz zuſammen, wie das, was ausgeſprochen iſt; ich betrachte mit tiefſtem Mitleid meinen Zuſtand, daß mein Arm, mein Sinn, mein Geiſt und meine Neigung die beſten Eigenſchaften der Natur vereint mit dem herzlichſten Willen, doch ſo nichts in dieſem Augenblick vermögen, das rührte mich mit unausſprechlicher Wehmuth. Und Du vertrauſt auf mich, geliebte Rahel, ich war Dir ein Bild des Troſtes! ſo darf ich ja vom Himmel fordern, es in der That zu ſein, Dein Anruf adelt mich, wie der zerſtreute Irrthum eines Königs! Ich bin Dein, Rahel, auf ewig! Und wenn wir an den Thüren ſollten betteln gehen müſſen, ſo will ich am freudigſten ſein darüber, daß ich Dir ein Troſt bin! Die Welt ſteht zu gedrängt um meine Bruſt, als daß in ihr der blitzende Gedanke an Rache hätte zünden gekonnt, auf einen Augenblick nur leuchtete er auf, und dann trat die ernſteſte, ſchmerzvollſte Betrachtung ein, wie es die Einzelnen nicht ſind, wie jeder Sache ſchon der Lügenunſinn der Menſchen anklebt, und nun ewig fortwuchert, ein Stück Holz, ſo wie der Tiſchler nur es angerührt hat, auch ſchon in dieſes Lügenunſinns Gebiet übergeht; daß ich, um Rache wegen Dir zu nehmen, nur lächerlich Deine Brüder, Deine Unfreunde, Deine Stadt angriffe; nein, ſolche Rache vermag auch der mächtige Kaiſer nicht zu nehmen, ſondern nur das Geſchick, das ihn ſendet. Der Untergang der europäiſchen Sitten in allen ihren Bekennern wäre als Rache betrachtet doch nur der ſanfte Alterstod eines Verruchten. Wie gering, wie nichtswürdig ſind die meiſten Menſchen, und ſie ſind ja doch tauſendmal beſſer

noch, als ihre Verhältnisse, die zerstückelt und verworren seit Jahrhunderten immer neu gezerrt werden. Unser Zustand findet keine Bahn, das einfachste, natürlichste Streben keine Freiheit, als wenn in jene Netze wir uns verstricken! Ich rechne mein Streben zu dem Deinigen wie meinen Zustand, denn ich beziehe ja beide ganz auf Dich, und dadurch werden sie bei aller Verschiedenheit eins. Glaube nicht, daß ich im Unmuth versinke, er reizet mich zur Thätigkeit, zum Muth, er giebt mir eine strenge Ueberzeugung, und setz' ich mich gleich nicht wie ein munterer Frühling an's Leben, so thu' ich's doch als ein scharfer Winter. So hab' ich jetzt in den letzten drei Wochen nicht mit Lächeln und Spiel, aber mit festem Eifer und gehorsamster Kunst das Trauerspiel „Britannicus" in Versen übersetzt, wobei mir oft die Lust erschlaffen wollte, aber es mußte geschehen, ich hoffe wenn auch nur einigen Gewinn von dieser Arbeit. Ich erschrak, als ich las, Du habest oft gedacht mir eine Stafette zu schicken, denn ich hätte mich in entsetzlicher Angst befunden, so gerufen zu sein, und ganz ohne Mittel zu kommen! Wenigstens diesen Gräuel muß ich heben, ich thue dazu was ich vermag, und will wenigstens gegen das Frühjahr so viel erworben haben, als ich brauche, um zu Dir zu kommen. Hier in dem Hause sieht es betrübter aus, als je, der entsetzlichste Einsturz muß endlich erfolgen, ich seh' ihn nahe, und ist er zu entfernen, so kann dies nur durch größere Verwirrungen geschehen. Ich erfahre jeden Nachtheil einer unordentlichen Wirthschaft mit, doch ihre Genüsse kann ich nicht theilen. Der gränzenloseste Leichtsinn tummelt sich müde ohne mich, und möchte dann an mir ausruhen, an meiner Kenntniß, meinem Sinn, es gelingt ihm natürlich nicht recht, und es kömmt ein seltsames Gemisch von gutem Willen und übler Laune heraus. Ich habe ordentlich kämpfen müssen, um ein Geschäft von mir abzuhalten, das mir in diesem Winter keine Minute frei gelassen hätte. Der Oberst wollte durchaus, ich sollte Vorlesungen für die Offiziere halten über Geschichte und Erdbeschreibung, wobei er sich etwas recht Elegantes dachte, wovon man späterhin angenehm reden könne. Und es wäre hier überdies der geringste Nutzen zu erwarten gewesen, denn eine versäumte Schule nachzuholen, dazu gehören bessere Willen, als hier gefunden werden. Ich thue übrigens meinen Dienst, und der halbe Vormittag geht jedesmal damit hin; zahllose Störungen kommen jeden Tag, Vorschläge, Fragen, Aufträge,

halbe Unterredung und dergl. hören nicht auf; hätte ich jenes Geschäft noch obenein übernommen, mir wäre von allen meinen Vorsätzen für diesen Winter nur ein trauendes Nachsehen geblieben. Es ist wahr, er hat mich wohl sehr lieb, aber er wäre bequem genug, nach und nach jede Rücksicht meiner, in einer Rücksicht auf sein Ich untergehen zu lassen, und es bedarf bisweilen der Mahnung, die zwar augenblicklich wirkt, aber thun zu müssen mich jedesmal betrübt. Im Anfang war es mir eine Ehre und Auszeichnung so gestellt zu werden, je länger es aber dauert, desto mehr verschwindet das in den Augen der Leute, und wird am Ende wohl gar nachtheilig, weil der Leichtsinn und die Unordnung mich mit umfließen, und mein Gewinn scheinen. Alles was ich wünsche, ist nur, daß vor dem Frühjahr, und ehe ich vorbereitet bin, nicht gewaltsam zerreiße, was ich gern lösen möchte, und was in keinem Fall auf die Dauer bestehen kann. Dagegen scheinen zu der Zeit, da ich in neue Verhältnisse eingehen möchte, grade dort die Krisen eintreten zu wollen, als ob ihre Unsicherheit sich nicht besser jetzt entschiede! Wenn ich dies betrachte, und zugleich, wie Deine Lage sich verändert, und dadurch sich noch verändern kann, so möcht' ich fast eine dunklere Beschäftigung einer helleren vorziehen, und wie Du sagst eine Stelle bei dem neuen Werk, das in Dresden errichtet wird, lieber annehmen, oder Sprachmeister sein, als im Staat ein Amt bekleiden, das zu höheren führt, und alsobald von Geklatsch und Dummheit umringt sein wird, die mich von Dir doch immer werden ablenken wollen. Doch muß ich auch das Glänzende ergreifen, wenn es sich anbietet, und wie jener Hallische Student Kuchen borgen, weil er das Brot nicht bezahlen kann. — Das elende Volk, das über uns klatscht! Die es Dir wiedersagen, sagen aber gewiß mehr, als sie gehört haben; müssiges Gesindel, das nicht ungestraft Dir eine bittere Stunde gemacht haben soll, begegnet es einmal mir, so denk' ich es ist ein Stück vom Teufel, und schlage darauf los, so lang es mir nicht begegnet kann ich nur über die Dummheit lachen: aber ich will mich bessern, liebe Rahel, Dir zur Liebe, und weil es besser ist, jener Pöbel soll nicht daran Schuld sein. — Mehrere Tage hindurch lag ich krank zu Bette, und war sehr böse auf Dich, daß Du nicht bei mir warst, ich fing an Dir zu schreiben, aber es wollte nicht gehen, wie sehr ich Dich lieb hatte konnt' ich Dir nicht einmal sagen. Meine Krankheit war aus Verdruß entstanden,

den mir an der Wirthstafel einer unserer angesehensten Generale durch mancherlei unziemlichen Tadel unseres Regiments und des Obersten gemacht hatte, auf eine Art, die zwischen Ernst und Scherz hin und her wankte. Ich schrieb ihm einen Brief, so weise ich konnte, und hätte mich mit ihm geschossen, wenn er in seiner mündlichen Antwort nicht alles zum Guten ausgelegt hätte, worauf wir in höchster Artigkeit schieden. Dabei war der Oberst schon fort, und ich durfte bei einem ernsten Vorfall nicht einmal auf seinen Schutz rechnen. Ich wäre ganz zufrieden gewesen, einmal die ernste Probe zu machen, ob ich wirklich noch weiter leben soll. Jetzt bin ich wieder gesund, ausgenommen etwas Schwäche, die von meiner Stimmung befördert wird. Du wirst Dich wundern zu hören, wer mich alle Tage besucht, und mich ziemlich lieb hat: Clemens Brentano. In meinen kranken Tagen war er fast immer bei mir, und las mir vor; anfangs hatte ich noch einige Auftritte mit ihm, weil er sich vieles erlaubte, das ich nicht leiden wollte, jetzt aber sind wir ganz unbefangen und vergnügt zusammen, seine Meinungen schmiegen sich durch längeren Umgang freundlich an. Die wichtigsten Umstände seines Lebens hat er mir erzählt, das ungeheure Schicksal, das er schon erlitten hat, rührte mich tief, das Unglück hat ihn geweiht, und er müßte es entsetzlich arg machen, wenn ich ihm etwas thun sollte. Von Dir spricht er jetzt anders, und sagte mir gestern aus freien Stücken, er würde Dich besuchen, sobald er wieder nach Berlin käme. Mein Wesen durchschaut er, was mir fehlt, weiß er fast so deutlich zu sagen, als ich selbst, was mir taugt, kann er sehr trostreich sagen, sagt es aber auch oft nur witzig. Vorgelesen hat er mir schöne, wunderbare Sachen, ganz ächte; „Die Erfindung des Rosenkranzes", ein großes Gedicht in vielen Romanzen, worin die Weisheit, die Liebe, das Leben, die Zauberei, der Glaube eines ganzen Jahrhunderts lebendig dargestellt ist, voll reichhaltiger Begebenheiten, mit aller Anmuth, Tiefe, Schärfe und Laune, deren seine anderen Bücher ihn fähig zeigen; das Mystische ist so rein, so gar nicht abgeschmackt, das Katholische so fromm und geschichtlich, daß kein gestörtes Gefühl, erweckt bei diesen Dingen durch die todten Scheinbilder anderer Schreiben, vor dieser Behandlung bestehen kann. Ich habe lange so Großes nicht gesehen. Dann las er mir auch Bruchstücke aus einem Roman vor, der das „todte Meer" heißt, und worin der Zustand einer H..., die nicht lieben kann,

aber geliebt iſt, geſchildert wird, ein Gegenſtand, den gewiß nur Brentano ſo faſſen kann. Ueber Staaten und Völker, Geſchichten und Glauben, Dichtkunſt und Menſchen ſpricht er oft ſo gut und wahr, daß ich an Dich denke, und erſtaune über die Familienähnlichkeit Eures Auffaſſens, die Du freilich geſchickter biſt einzuſehen, als er. Den Franzoſen iſt er nicht ſo abgeneigt. Deutſchland habe er nun, meint er, nach allen Richtungen genug durchzogen, aber für ſein inneres Leben in dem ganzen Volke nur Arnim, Görres und Savigny gefunden, wenn er nun an St. Martin, Cazette, Fénélon und ſolche denke, ſo müſſe er glauben, daß ihm Frankreich im Stillen wohl eben ſo viele Freunde geboten hätte. Seine Natur iſt immer freundlich, ſein Geiſt oft hart und ſchneidend, und ohne Urtheil für die Wahl der Zeit und Perſon. Eine Frau kann ihn am Faden ſeiner Wunderlichkeit wie einen Maikäfer qualvoll herumſurren laſſen. Er tritt auf, wie ein ehrenfeſter, würdevoller Mann im Staate, und verzieht ſich bald in das Weſen eines munteren Studenten, den einige Jahre zuviel auf der Univerſität übereilt haben, bis er ſich bei nächſter Bekanntſchaft, als ein ſchmerzzerriſſener, leidenſchwerer Geſcheiterter zeigt, der Jugend und Alter, Tollheit und Weisheit durcheinander im Sturme gerettet hat. So viel von Brentano. Sonſt ſehe ich faſt niemand, Pfuel nur äußerſt ſelten, freue mich aber ihm Deine Grüße zu beſtellen. Brentano ſagte von Pfuel: er habe nie eine ſo bonette Rohheit geſehen, und meinte es dabei ganz gut. Seitdem ich von den angefangenen Büchern über Staatswirthſchaft abbrechen mußte, habe ich Stein nicht wiedergeſehen, ich beſuche ihn aber bald, denn auch zu jenen Büchern kehr' ich in einigen Tagen eifrig zurück. Zu Mad. Brede habe ich den Clemens geführt, ſie gefällt ihm ſehr gut, auch gefällt ihm, daß ſie der Steffens ähnlich ſieht, er ſagt aber ihre Seele habe den Schnupfen, und ſtimmt mir bei, wenn ich fürchte, daß ihrer Lieblichkeit ein roth Mäuschen aus dem Munde fahren könne. Neſtitz, ihr Freund, iſt ab und zu hier in Prag, und gegen mich von ſehr liebem, ja aufmerkſamem Betragen, ich ſoll Dich herzlichſt von ihm grüßen. Der Schauſpieler Gerſtel, den ich in Teplitz zu beſuchen verſäumte, iſt hier mit Beifall aufgetreten, ich wollte ihn hier ſchon mehrmals beſuchen, fand aber nur ſeine Frau, die in Wochen liegt, und hinter einem Schirm hervor mir die Freude ſchilderte, mit der ihr Mann mein Hierſein erfahren habe. Die Pflug's

hab' ich noch nicht wiedergesehen, sie sind mir etwas fatal, wie ein schlechter Kuchenladen; der Mann findet kein größeres Vergnügen, als im Wirthshause zu speisen! Die Heer's sah ich einmal, liebe, gute Leute, aber ich kann ihnen nichts sein, und sie mir wenig, besonders da sie am Ende der Welt wohnen. Eine große Freude habe ich darüber, daß mein „Britannicus" fertig ist; bis auf's Abschreiben, das jetzt beginnen soll, habe ich nur drei Wochen dazu gebraucht, und mit unzähligen Unterbrechungen, es sind doch fünf Akte lauter wohlgebildete Jamben, die Sprache rein und angenehm, und wenn ich glaube, daß meine Arbeit der Schiller'schen Uebersetzung der „Phädra" nahe stehe, so bin ich gewiß, daß sie besser ist, als die Voltaire'schen Trauerspiele von Goethe, woran freilich Voltaire mehr Schuld sein kann als Goethe, denn auch in der Uebersetzung ist Racine zu kennen, der ohne Abirren mit gesammeltem Gemüth und durch die Alten gestärktem Geiste treu seine Bahn verfolgte. Er hat etwas Erles, Gemäßigtes, und Feierliches, das angenehm erhebt, wenn auch nicht fortreißt. Als mir nur noch drei Seiten fehlten, sah ich, daß Falk ihn auch übersetzt und eben in Druck gegeben hat; aber er hielt es besser, in Alexandrinern ihn zu geben, ein wie mir scheint, thörichtes Beginnen: denn es gilt ja nicht, uns die wahre Gestalt des französischen Trauerspiels bekannt zu machen, da jedermann Französisch liest, sondern für unsere Bühne demselben eine schickliche Gestalt zu geben, also in unserem tragischen Vers, da der Alexandriner für uns dem Lustspiele zusagender ist, und darin immer gewöhnlicher wird; und sollte es auch gar nicht zur Aufführung kommen, so möge es doch der Leser in dieser Bedeutung nehmen. — Für das „Morgenblatt" habe ich Kleinigkeiten abgeschickt, die paar Goldstücke, die ich mir da verdiene, sind das einzige, worauf ich bestimmt rechnen kann, doch weiß ich nicht, wenn sie ausgezahlt werden. Meine Rezension des Buches von Carnot stand verstümmelt in der Wiener Zeitung, die scharfen Wendungen waren fortgeblieben, aber mein Name stand ganz darunter, „von Ense" sah ich zum erstenmal gedruckt. — Zugleich mit Deinem Briefe bekam ich gestern einen aus Heidelberg vom Buchhändler Braun, der wirklich die Fragmente über Goethe gern in Verlag genommen hätte, aber einmal nicht kann; doch will er die gemachte Bekanntschaft mit mir nicht so gradezu wieder fahren lassen. Nun erwart' ich noch Antwort von Cotta. Könnte mein Fleiß eine

beruhigende Beziehung erhalten, könnt' er in einem warmen, häuslichen Leben wurzeln, sich meine Sinne im Anschauen und Bewußtsein Deiner glücklichen Gegenwart auf den Genuß froher Umgebung beschränken: wie fleißig würde ich sein, wie fruchtbar und wie frei und munter! Kann ich ja doch schon hier, in einem Zimmer, das mir nicht einmal meines scheint, in zerrissenen Stunden, und ohne ein Gesicht zu sehen, dessen Anblick mir wohlthut, jede Minute der mir überlassenen Zeit sorgsam benutzen, und Jamben schmieden von früh bis spät, vor und nach dem Rapport, vor und nach dem Mittagessen, und wenn der Oberst im Theater ist, und wenn er sich schlafen gelegt hat, daß mir solche Tage ganz begebenheitslos vorübergehen, und ich nicht wüßte, daß sie da gewesen sind, wenn ich nicht ihr Erzeugniß, die Jamben, vor mir sähe! Ich würde ein sehr reines Leben führen, wenn ich nicht fast immer durch aufgeblasene, überhitzte Thätigkeiten meine Stelle behaupten müßte. Glücklicherweise bedarf ich nicht mehr, wie sonst, daß meine Arbeit eine gelehrte sei, ja als Arbeit ist mir fast eine ganz weltliche Arbeit lieber, und ich zöge vor den halben Tag auf einer Kanzlei zu schreiben, als wie Winckelmann einst dem Grafen Bünau Auszüge zu dessen Reichsgeschichte zu machen. Was meinst Du, liebe Rahel, wollen wir nun mit Geltz anfangen? eine Anstellung durch ihn, fürcht' ich nur, könnte mich von Dir scheiden, und dann wär' ich eben so gut im Mohrenlande; wenn Du vollends in Breslau bliebst! Glaubst Du aber, daß dennoch die Anerbietungen seiner Frau zu benutzen sind, so wäre wohl Zeit anzufangen, und ich müßte zuvörderst die Handschrift über Paris, die Neumann noch hat, mit einem verbindlichen Brief einsenden; oder willst Du sie lieber übergeben? Auf jeden Fall lies die Blätter vorher. Neumann soll sie Dir geben. Dieser Tage schrieb ich nach Wien wegen einer Scheere, die meinige ist mir durch einen hiesigen Schleifer unbrauchbar geworden; ich will aber für Dich ausschneiden. — Von Beethoven und Oliva hör' und seh' ich nichts; der letztere muß die Oper, die ich aus einem französischen Melodrama machen sollte, und ein anderer unglücklich angefangen hatte, nicht herausbekommen können. Brentano liebt den Beethoven sehr, Bettina rechnet ihn zu ihren liebsten Menschen. — Deiner lieben Fischer werd' ich recht bald schreiben, und mir alle Mühe geben, etwas von ihrem Sohne zu erfahren, muß aber dazu den Obersten abwarten, der die Mittel und Wege weiß.

Ich fürchte aber doch, es wird vergebens sein. In Ungarn starben damals so viele Menschen, und man achtete auf den Einzelnen kaum. Der Brief gefällt mir sehr, er ist so wohlgezogen treuherzig, und recht verständig gebildet.

Ich schließe, damit der Brief noch auf die Post kommt. Lebe wohl, meine geliebte, einzige Rahel! könnt' ich nur auf mich nehmen, was Dir weh thut! Ich fühle ganz deutlich, wie wenig mir ein Schmerz wäre, den Du nicht empfändest, weil ich ihn empfände! Lebe wohl! verleihe Dir der Himmel allen seinen Segen! Ewig Dein treuer

Varnhagen.

An den k. k. Herrn Feldmarschall-Lieutenant Grafen Hieronymus von Colloredo. Inhaber eines Infanterie-Regiments und Kommandeur des Marien-Theresien-Ordens.

Hochgeborener Reichsgraf!

Hochgeehrtester Herr Feldmarschall-Lieutenant!

Wenn während meines Aufenthalts in Paris und im Reich jemand dort von den Kaiserlich-Königlichen Waffen in meiner Gegenwart ungünstig gesprochen hätte, so wäre dabei für mein Betragen nur Eine Richtschnur gewesen, die jeder kennt, dessen Brust vom Gefühl militairischer Ehre glüht, und ich schmeichle mir, daß in einem solchen Falle mir die Zufriedenheit des Herrn F.-M.-L. völlig zu Theil geworden wäre. Ereignet sich nun, daß, nicht im Auslande, sondern innerhalb unserer Gränzen, nicht ein Bürger, sondern ein Militair, und nicht ein Gleicher, sondern ein Höherer, an offener Tafel seine Unzufriedenheit bezeigt gegen ein Regiment der nämlichen Armee, zu deren ausgezeichnetsten Offizieren er selbst einstimmig gerechnet wird, und daß ein Offizier dieses Regiments, der zugegen ist, sich vergebens bemüht, so viel der Ort und die den Vorgesetzten schuldige Achtung erlauben, das Regiment gegen die, wie ihm dünkt, ungerechten Angriffe zu vertheidigen: so muß für jeden Unbefangenen, bei Erwägung obiger Umstände, sogleich sonnenklar einleuchten, daß jenem Tadel, falls er auch mitunter etwas bitter gewesen wäre, ein bloßer Scherz zum

Grunde liege, und ich wage es den Herrn F.-M.-L. inständigst zu bitten, daß mir erlaubt sei an jenes Gespräch als an einen heiteren Scherz zurückzudenken.

Gewiß, das Regiment, in welchem ich die Ehre habe zu dienen, müßte einen tiefen Schmerz empfinden, die Unzufriedenheit eines Herrn Generals, dessen Verdienste zu preisen von mir allzu kühn wäre, in wahrem Ernste auf sich gezogen zu haben, und würde sich bessere Sachwalter wählen, als ich bin. Inzwischen würde auch ich in solchem Fall, obwohl an Rang wie an Fähigkeit der geringste unter meinen Kameraden, keinen Augenblick anstehen, dem Herrn F.-M.-L. die Gesinnungen an den Tag zu legen, die meinem Stande, wie meinem Karakter gebühren, und von denen alle Offiziere unseres Regiments durchdrungen zu wissen demjenigen zur ausgezeichnetsten Freude gereichen muß, dem, wie dem Herrn F.-M.-L. das Wohl und die Ehre der Armee so innig am Herzen liegen.

In der vertrauensvollen Hoffnung, daß die Reinheit der Ursachen, die mich zu diesem Schreiben bewegen, nicht bezweifelt werden könne, habe ich die Ehre mit tiefster Hochachtung zu verharren

Hochgeborener Reichsgraf,
Hochgeehrtester Herr Feldmarschall Lieutenant

Dero gehorsamster

Varnhagen.

Prag, am 18ten Oktober 1811.

An Varnhagen in Prag.

Dienstag Vormittags, den 12. November 1811.

Ich überlese nochmal Deinen Brief vom 24. Oktober, und bin nur bis an das Wort „Rache" gekommen. Ich muß Dir danken, mein Freund, für all Deine Liebe, und empfinde sie. Dieser Dein Brief aber wimmelt von lauter Ansichten und Meinungen, die mündlich zurechtzusprechen wohl einen Tag kosteten, wie aber soll das in Briefen geschehen! Dies vor mir, mein lieber Varnhagen, hielt mich so lange ab, diesen hier zu schreiben! Sei nicht böse, Lieber! Sei es nicht! Versäumt, Wesentliches zur Einrichtung des künftigen Lebens, hab' ich nichts, denn es war nichts zu versäumen, sonst hättest Du

schen Nachrichten und Berichte, was Du brauchst. Du dankst es mir, ich weiß es, mein Freund, anstatt es mir zu verzeihen, daß ich mich mit meinem Schmerz an Dich wendete! und magisch hat er auch verwundet und verwirrt. Der Gedanke, Dir eine Estafette zu schicken, wäre mir nicht in den Kopf gekommen, wenn ich dazu nicht noch das Geld in Händen gehabt hätte; völliger Unsinn in Thaten, wenn auch nur zur Ausübung von mir selbst mir vorgelegten, hat sich bis jetzt meiner noch niemals bemeistert. Ich bin ganz gelassen geworden; mir ist eigentlich nichts geschehen, als daß sich auch meine Armuth so entwickelt hat, als ich ihr längst, längst! entgegen sah; meine Einsicht, und mein Handlen und Sprechen dagegen, hat bei meiner Mutter nicht gewirkt; rechtmäßig hab' ich an die Brüder nicht einen Sous zu fordern. Was mir Moritz giebt, ist reine Großmuth: und ist viel in seinen Umständen, wenn auch für mich knapp. Daß er mir die Verringerung meiner Einkünfte auf eine inkonsequente, harte, brüske Art ankündigte, ist eben so natürlich; weil er manchmal in diese Irrgänge hingerissen wird, und allda sich selbst nicht besser behandelt: auch das hätte ich wissen sollen; denn ich wußte es. Aber die Abgründe meines Karakters, in denen ich noch oft befangen bin, erhielten mich darüber im Dunkeln. Ich büßte es hart; mit Schmerz. Und auch dies verzeihe ich nun mir wieder; weil mir immer und immer entrissen ward, und versagt: und diesmal mir das äußerlich Letzte geraubt schien, und auch wirklich beinah ist. Mein lebendigster Schmerz bestand in dem Gedanken, im Sommer keiner Reise mehr fähig zu sein; noch ihn auf irgend eine Weise hier im Marksand genießen zu können: dann, mein erregendstes Sein aufgeben zu müssen, nämlich Gesellschaft. Dies waren aber alles alte Gedanken und Meinungen, mit herübergeschleppt in meinen jetzigen Lebensmoment, der anders lautet. Diesen Sommer war ich in dem seit dreizehn Jahren zurückgewünschten Teplitz. Karg und eingeschränkt mußt' ich leben; so, daß meine physischen Kräfte mir nicht erlaubten (und meine pekuniairen Mittel nicht sie zu ergänzen erlaubten), — einmal die Gegend nach Gefallen zu durchstreifen. Was ich sonst für namenlosen, unsäglichen, beinah die ganze Zeit vergiftenden Aerger und Verdruß gehabt habe, weißt Du. Und das von dem Menschen, der mich am meisten liebt. Was soll man sich also wohl Bestimmtes so heftig wünschen?! — Meine Gesellschaften? die konnt' ich auch mit

dem, was ich hatte, nur schlecht, mit Sorgen, und Drehen und Winden, aufnehmen: hat man nicht Stand, nicht Namen, Talent, Schönheit, so muß man Opulenz haben; war ich opulent? je? Ich sah schon seit Mama'ens Tod deshalb wenig Menschen; sie haben sich *schon* verloren, und ich misse sie nur auf eine solche Weise, wie ich sie nicht haben kann. Ja, ich misse alles was ich liebe; *außer* persönliche Freiheit und Bequemlichkeit (die oft an die Gränzen des Vermögens anläuft und sich stößt), — und ich liebe *vieles*! Meine Seele ist aber jetzt ruhig. Etonnirt, daß sie in keinen quälenden Emotionen ist: wie beinah zeitlebens. Die Wahrheit, die Beschaffenheit der Dinge um mich her, wird mir immer klarer, ich sehe ein, daß ich nie nichts hatte, und warum ich nichts haben kann, und bin still in mir. Ausdrücken auf'm Papier kann ich's schlecht; aus den Gesprächen würd' es sich ergeben; und wären sie über Federposen oder Feuerzangen. Mein Onkel hat mir geantwortet: und in den gütigsten Ausdrücken geschrieben; im Winter hätte er mir nur eine Stube, die nicht heizbar ist, im Erdgeschoß zu geben: er lebe sehr eingezogen mit einem alten Bedienten, ließe sich sein Essen von einem verheiratheten Manne herunter schicken, der in seinem Komtoir arbeite, und in seinem Hause wohne. Ob ich wohl im Winter von solchem Leben Vergnügen haben kann. Ich soll Markus fragen, ob das nicht alles genau sich so verhielte. Gleich nach Ostern aber — er weiß nichts Näheres über meine Revenüen — soll ich auf seine Kosten nach Breslau kommen; dann wolle er mit mir nach seinem Gute (sieben Meilen von Breslau; ein großes geistliches) oder nach den schlesischen Bädern reisen; wohin ich wollte. Dafür hatte ich mich nun sehr zu bedanken, und mußt' es annehmen. So steht nun mein Sommer für's erste. Weil ich mein Quartier doch nicht auf der Stelle les werden kann, so bekomme ich für jetzt noch hundert Thaler den Monat. Ich behalte es also noch bis Michaelis, weil es mich nur fünfzig Thaler mehr kostet, als wofür ich doch eins miethen würde. Bis Weihnachten will ich aber nur die hundert Thaler nehmen; und dann den neuen Etat angehen lassen. Ich lebe schon streng ökonomisch, um wenigstens meine geringen Schulden — die bei dem alten Etat keine waren — zu bezahlen, und Quartiergeld zu behalten. Ich esse noch wie sonst. Kleider hab' ich noch. In der Komödie war ich viermal; zweimal be-

zahlt, zweimal nicht. Allein leb' ich viel. Gesund bin ich. Spaziren geh' ich, auch meist allein. Harscher seh' ich alle acht Tage; Neumann beinah nicht. Marwitz Einmal, seit er in Potsdam ist. Wir schreiben uns viel; der Nähe wegen. Mit meinen Brüdern bin ich gut. Warum sollt' ich denen grade nicht verzeihen? wozu mich ohnehin Verhältniß, Natur und Welt, und Geld zwingt; und viel Gleiches in uns. Verliere auch Du den Muth nicht, und denke nicht an Staatenumsturz; dränge Dich hinein, in welchen es geht und Dir gefällt, fällt er auch; Alle fallen nicht mit; und Manche sogar stehen immer oben, darunter gehörst Du, und sogar auch ich: wie ich stand, steh' ich ungefähr noch. „Von Geklatsch und Dummheit umringt, welches einen ablenkt von denen, die man liebt", und am meisten ehrt, ist man absolut nur so viel man es an sich kommen läßt. Dies denk' ich alle Tage fester und bestimmter. Denkungsart, und Karakter, ist stärker als alles in der Welt; ist aus einer anderen. Von Exemplen dafür wimmelt die Welt, wie für alles was man behaupten will; und auch hier wieder, sucht sich jeder Karakter die seinigen.

Ich bin Dir außerordentlich dankbar, daß Du Dich bessern willst! Wie soll ich aber daran glauben, mein Freund, nach diesen Worten, die verlergeben: „Das elende Volk, das über uns klatscht!" Klatscht man über uns, wenn man mir endlich erzählt, was Du thust, über mich sagst? [!!!] Wenn ich großentheils es schon von Dir selbst weiß? [!??] „Die es Dir wiedersagen, sagen aber gewiß mehr, als sie gehört haben." Mehr? „Müssiges Gesindel, das nicht ungestraft Dir eine bittere Stunde gemacht haben soll, begegnet es einmal mir, so denk' ich, es ist ein Stück vom Teufel, und schlage darauf los, so lange es mir nicht begegnet, kann ich nur über die Dummheit lachen, aber ich will." — Lieber Freund! „Gesindel?" diesem Gesindel küssest Du Hände und Wangen [??], Du magst es nachher mir erzählen wie Du willst! Dieses Gesindel sind Frauen! die Dich alle ungescheren lassen; meine Bekannte, mein Umgang, meine Intime! Und auf diese willst Du losschlagen?!! Bessere Dich wirklich! Schreib mir nicht so, und bringe mehr Einheit in Deine Natur, da Du das Unglück hast, solche Steppen in Dir zu tragen: Du bist gebildet, darum nur lieb' ich Dich: gebrauche diese seltene, große, alles ersetzende Gabe dazu. Dies versprecht Deiner nicht zu hintergehenden Freundin!

Du mußt großen Aerger mit dem General gehabt haben, ſonſt wärſt Du ja nicht krank geworden! Kennt' ich Dich doch in Teplitz nicht umwerfen! — Ich bitte Dich um Gottes willen, wie ſoll ich es verſtehen, und wie nehmen, ſag Du es mir, daß Clemens Brentano alle Tage bei Dir iſt? Haſt Du vergeſſen, was Du von ihm erzählt haſt? was ſich hier die ganze Stadt wiedererzählt; womit man mich fragend beſtürmt hat; und worauf ich immer antworte, ich wüßte es nur auch von Dir, hätte Clemens nicht geſehen, und liebte die Geſchichte nicht. So muß ich ſagen; denn ſo würd' ich ſagen. Sag mir, wie ſoll denn das werden? Was Du mir über den ſchreibſt, iſt alles vortrefflich. Ich hatte ja immer einen Hang zu ihm von weitem Jeher. Es ſoll mir lieb ſein, ihn zu ſehen. Wenn Du ihm nur keine Briefe geleſen haſt! Wie ſo ſollte er ſonſt beſſer von mir ſprechen? Vom Hören könnte er nur ſtill zuhören. Wann kommt ſeine Schweſter Bettina hierher. Ich finde auch die „Familienähnlichkeit": ich glaub' ich hab's Dir ſchon geſagt. „Das Unglück hat ihn geweiht, und er müßte es mir entſetzlich arg machen, wenn ich ihm etwas thun ſollte"; wie geht denn das nun? Ich bitte Dich! Haſt Du denn gar kein Gedächtniß? —

Mad. Brede gefällt mir auch ungemein, ich habe noch immer eine große Anbetung für ſie von Leipzig. Sie zieht ſich wie eine Göttin an, und ſpielt die Komödie wie nur Franzöſinnen. Sag ihr Schönes von mir ſonſt Unerbittlichen im deutſchen Theater. Ueber Racine bin ich Deiner Meinung.

Gehſt Du etwa nach Wien, oder auch von Prag aus, — laß Dir den Namen beſtätigen, es iſt zu tauſend Dingen gut; und Adliche haben oft die verrückteſten Erbſchaften; und da Du ihn nun ſchreibſt, muß er ganz legitim ſein. Schreibe Du der Gräfin Golz. Ich ſehe ſie nicht. Auch ſtehſt Du als Mann, Dichter, Offizier etc. beſſer bei ihr, als ich. Ich ging zu ihr, als ich nach Berlin kam, da ich ohnehin in Dresden gehört hatte, daß ſie acht Tage zehn Meilen von hier krank gelegen habe. Sie ließ mir heraus ſagen, ſie packte aus — ſie hatten in Charlottenburg gewohnt — ich habe keinen Fuß wieder hingeſetzt. Sie muß höflicher mit mir, als mit einer Gräfin ſein, weil ich keine bin.

Ich kann noch immer wohnen in welcher Stadt ich will: und nicht beſtimmt darüber zu ſein, iſt mir angenehm: iſt man

nicht verschlungen glücklich, ist frei sein gewiß göttlich! Alse thu alles was Dich vorwärts bringt. Schicke dem Grafen Goltz Deine Pariser Blätter, Neumann kann sie einsiegeln, schicke mir nur den Brief. Warum soll ich sie vorher lesen? Lebe auch Du wohl! Und verzeih mir, daß ich so lang nicht schrieb! Millionen Stimmungen, alle schreibwidrig, hielten mich zurück, und daß ich Dir Hartes sagen mußte. Leb recht wohl, und sei meiner wie Deiner versichert! Wo Du Dir nicht fehlst, bin ich auch. Ich umarme Dich freundlich! Deine

R. R.

Schon in Dresden, als ich Marwitz Deine Briefe nicht lesen ließ, und er unbefangen nicht wußte warum: sagte ich ihm, ich hätte Dich seine nicht lesen lassen, und nun hätte ich Dir das Gleiche über Deine Briefe versprochen. „Warum haben Sie ihn meine nicht lesen lassen? Er kann sie alle lesen." Ich sagte ihm die rechte Ursach nicht. Du warst zu verstimmt gegen ihn, und in Vergleich meiner Stimmung zu ihm. Die Briefe waren Ergießungen in harten Unglücksmomenten; und mir alse zu zart, für unliebendere Augen als meine. Als ich ihm neulich die Stelle über ihn aus Deinem Brief las, sagte er: „Ich weiß nicht was er will; ich schlage mich nicht, denn ich bin nicht reh, und will sich Einer mit mir schlagen, so setzt er sich als reh; das kann bei uns nicht kommen!" ganz gelassen, ganz unangefochten; spekulativ fragend. Sein Umgang stärkt mich sehr. Er ist von beiden Seiten ausschließend. Wie zwei Studenten, und doch wie ein Mann zu einem Weibe. Er theilt mir alles, Lektüren, alles was auch anscheinend sich gar nicht schickt, mit: ich ihm wieder meine Kleinigkeiten, die ihm auch nützlich sind. Manchmal beneidet uns Harscher. Jedoch ist Marwitz in Potsdam: und ich beneid' es nicht ganz.

Ich habe hier in Berlin zwei Briefe von Dir. Hunderttausend Komplimente an den Grafen Bentheim. Mit der ersten schönen Muße schreibe ich ihm! —

An Varnhagen in Prag.

Sonntag Abend halb 11 Uhr, den 1. Dezember 1811.

Seit gestern, lieber Varnhagen, habe ich so großes Verlangen zu Dir, daß es zur wahren Sehnsucht geworden ist, und mit ihr ist auch gleich die Besorgniß um Deine Gesundheit bis zur Angst gestiegen. Den 11. November habe ich Dir geschrieben; Du hattest mir geschrieben, Du warst unpaß? hättest Du mir wohl schon wieder schreiben können? Bist Du auch nicht krank? Ich habe seit dem Montag ein Flußfieber gehabt, das erst seit gestern weg ist. Ich bin ganze Tage ganz allein, und kann nicht immer lesen. Heute auch. Gestern Abend schon hätte ich Dir geschrieben, aber ich war zu hin; nach einem langen langen Brief an Fouqué, der mir mit einemmale, zu freundlich und lieblich aus der Seele geschrieben hatte, als daß ich ihn noch länger hätte ohne Antwort lassen sollen, acht Tage mußt' ich's ohnehin des Fiebers wegen, und er hatte mir so schon geschrieben, ich habe ihm verlängst nicht geantwortet. Meine Sehnsucht nach Dir war zu stark, ich sah, ich fühlte Dich; um 8 etwa war's, und früher auch: daß ich mir einbildete, Du müßtest davon wissen, und auch an mich denken!

Heute war nun Posttag; mein Blut aber zu sehr in Wallung, die Nerven zu dröhnend; ich konnte nicht schreiben! Jetzt aber kann ich auch nicht mehr lesen, und es fiel mir ein, daß, wenn ich morgen den Brief ganz früh nach der Post schicke, der Brief doch noch mitkommt, und um acht Tage später kommt, wenn ich künftig schreibe. Nimm sie also hin, die Grüße der Sehnsucht! und der größten Freundlichkeit! Wie bös, getrennt zu sein! Wie schön unter jeder Bedingung, unter allen Umständen, zusammen zu leben, wenn man so geschaffen ist, wie wir es doch eigentlich sind: wie schön unser Zusammensein, wenn Du gut sein willst! Heute Abend unter manchem Lesen ist es mir recht klar geworden, daß ich doch mit Dir leben muß und soll. Daran dacht' ich nun nicht, — aber über Ehe ist mir auch viel klar geworden. Das sag' ich aber niemanden als Dir; aber nicht heute, nicht schriftlich. Auch ist es trivial: nur nicht bei mir, die ewig so fromm war; Andere dürfen es nicht denken.

Lieber, was machst Du denn? Schreib mir; und ein bischen groß! Meine Reise nach Schlesien, wenn sie noch Statt hat, — wie alles in der Welt, was kommen soll, — hindert mich an nichts; mein schmales Geld aber an allem. Nur nicht am Hierbleiben. Gedenkst Du noch zu kommen, wenn es geht? Sprich doch! Ich sehe beinah niemand; weil ich Gäste vermeiden muß; auslaufen kann ich auch nicht, das weißt Du; ich bin nicht gemacht, und gewöhnt, ein Gast — ohne Wagen und Bedienten noch dazu — zu sein. Marwitz kommt alle vierzehn Tage oder drei Wochen her, und wohnt dann bei mir; eine, auch wohl 2 Nächte. Montag war er zum „Torquate Tasso" hier, wo er nur zwei Akte aushielt, ich aber die Vorstellung, die ich nicht so schlecht fand. Bethmann den Tasso, über jedes Erwarten. Sie, schrecklich, „die kleine verschmitzte Mittlerin" meinte sie. Die Prinzessin, Mlle. Maas, mehr als denkbar, im Guten. Lemm schrecklichst, den Antonio; von den Akteurs, die den Alba spielen, verführt. Beschert den Fürsten, etwas zu alt, und zu bieder, und zu soldatesk, und zu Fleck'sch! Jedoch war das Ganze von Wirkung, und herzzerreißend bei der Katastrophe. Ich habe Bethmann, ihm, sein Fehlen, oder vielmehr er es mir gesagt, und ich es ihm bestärkt: es wird eine Probe bei ihnen gehalten, wo ich zugegen sein soll, und dann wird es wiederholt. Voyons!

Morgen will ich zu Schet'ens gehen, und sie fragen, ob sie den Abend bei mir zubringen wollen; Minna Schede schrieb mir gestern; aber da kennt' ich sie nicht annehmen, ich war zu nervenirritirt: sie werden mich aber, da es Montag ist, zu sich bitten, und übermorgen zu mir kommen. Dies alles, damit Du nicht denkst, ich lebe ganz im Keller. Seit acht Tagen sah ich aber nur die Geschwister: außer diesen Morgen Mad. Lercare und einen Abend einen Hrn. von Lüttwitz; einen großen, abgelebten, kenfusen, geschliffenen Spieler — glaub' ich, — nicht dumm; von allem wissend, und nicht wissend; preußisch; Lust zur Bildung, Lust daran. (Bruder der Frau von Schuckmann.) Harscher seh' ich bald mehr, bald weniger; er ist etwas vigeuröser: will diesen Winter fechten, zur Stärkung des Körpers. Mich lebt und liebt er bald, oder vielmehr lieben eigentlich nie, bald mache ich ihn verwirrt, und ich bin ihm nicht geheuer, und nicht sittlich, wie er's faßt! Ich bin es nun satt; und — wünsche uns Geld! — Ich weiß nicht, warum ich Dir grade seit gestern crescendo gut bin! und

Gut, und Geld, und Glück Dir, anſtatt mir wünſche. Leb wohl, lieber Freund! Könnt' ich Dich heute wirklich umarmen! Dir und mir dadurch wohlthun! Es iſt ſchöner Menſchenſchein! wärſt Du hier, ſo hätten wir ihn trotz meiner Unpäßlichkeit genoſſen! Leb wohl! Verein' uns Gott vor dem Tod; Du weißt doch, daß ſich Heinrich Kleiſt erſchoſſen hat: er ſich in den Mund, und einer Mad. Vogel in's Herz; bei Stimming: wenn man von Potsdam hierher fährt. Der Tod iſt ſo ſchwarz, und das Leben will doch nicht gehen! Adieu. Ich küſſe und liebe Dich. Deine Rahel.

An Rahel.

Prag, den 8. Dezember 1811.

Du giebſt mir das Leben wieder, geliebte Rahel! Deinen Brief hab' ich ſo eben durchleſen, o ich hatte ihn ſo nicht erwartet. Wenn ich in einem Kriegsheer ſtände, das ganz ſchändlich unerhörte Grauſamkeit gegen edle Feinde verübte, ſo könnte ich von dieſen nicht mit mehr Wehmuth und Ergebenheit mich mißhandeln ſehen, als in meinem Gemüth war nachdem ich Deinen früheren, größeren Brief geleſen hatte: mich übernahm damals ein zu ſtarkes Herzklopfen, es war, als wolle mein Leben ſich beſchleunigen nur um ſchneller abzulaufen. Ich eilte durch die nächtlichen Straßen, fand den Miniſter Stein, führte mit dieſem ein langes Geſpräch, glaubte mich zerſtreut, und kam nach Hauſe, ſo wenig zerſtreut, daß vielmehr mein ganzes Weſen auf dem Punkt einer Nadelſpitze geſammelt ruhte, und ſich immer tiefer in die blutige hineinriß. Ich kann Dir die Traurigkeit nicht ausſprechen, in der ich verging. Auf Dich böſe zu ſein, und in lebhaftem Zorn zu neuer Thätigkeit auszubrechen, war mir unmöglich: o Rahel, wie weh Du mir auch thateſt, ich dachte nur liebevoll an Dich, und ſenkte meinen Kopf ergeben den grimmigen Streichen, denn ich wußte ja immer und vergaß nicht einen Augenblick, daß meine Landsleute, die Menſchen, alles Unglück an Dir verdient haben, und wollte nicht murren, daß mich träfe, was ich, der ich ja auch zu der Welt gehöre, in ihr, von der ich mich nicht losgeſagt, verſchuldet habe. Vieles haſt Du mir zu verzeihen, und thuſt es vielleicht nie, allein das habe ich nicht gethan, das büße ich für mein Geſchlecht der Menſchen, daß Du mit ſcharfen Meſſern

über die Liebesarme fährst, die Dich mit der hingebendsten Sehnsucht umfassen wollen. Meine tiefste Innigkeit war, als ich Dir das letztemal schrieb, wach geworden, ich dachte nur an Dich, es fiel mir unmöglich etwas anderes zu denken, als eine bloße Richtung zu Dir, nur Dich nicht zu verletzen, Dir tröstend zu schreiben, war ich bedacht gewesen: ich wußte mich nicht zu fassen, als ich Deine Antwort bekam, aber ich war Dir nicht böse, meine Rahel. Entsetzlich weinen mußt' ich, daß Du mir nun auch die Möglichkeit abgeschnitten hattest, mich mit meiner Angst Dir an's Herz zu werfen, vergebens sucht' ich einen Anfang Dir zu schreiben, es war kein Weg da, Dir in's Herz zu reden, da jene Worte so verhöhnt abgewiesen werden, und ich, der ich gegen alles Weh, gegen alle Verhältnisse, gegen jede Abwendung meiner Freude eine Zuflucht in Dir hatte, ich fühlte jetzt, daß ich mit diesem Weh zu keinem meiner Freunde fliehen konnte, die mir in dem Augenblick zu Schatten wurden, und sah mich ganz verlassen. Es soll mir auch das nicht glücken, dacht' ich; und ich schämte mich jemals die Verzweiflung, die ich so einsichtsvoll in Tübingen gefühlt, vergessen zu haben. Ich wandte mich zu Gott in meiner Angst, aber wir sind zu wenig vertraut, und ich konnte ihn nicht unmittelbar vernehmen. Ich dachte an alle gute Leute, die mich lieb haben, an Neumann, Kerner, Willisen, an meine Schwester, aber, wenn ich mit Rahel nicht bestehen kann, dacht' ich, wie sollen jene mit ungemein leichteren Banden mich halten. So sah ich mich unter den Menschen allein. Ich zitterte, es zu denken, und doch sah ich nicht ein, wie ich dazu kommen möge, den Briefwechsel fortzusetzen, kein Zweck, kein Ton war dazu gegeben, alles vorige war dazu zerschmettert, ich sah die Weisheit nicht, wie ich es neu hätte schaffen können. Dich wiederzusehen, wurde mir ein fürchterlicher Gedanke, denn vertrauenslos und ungewiß hätte ich neben Dir leben müssen, ich hatte Dir die Füße küssen wollen, und Du hattest mich weggetreten, ich mußte fürchten, durch jedes Wort selbst, durch das ich eine Zärtlichkeit wiedererlangen wollte, sie nur entscheidender zu verlieren. Und doch dacht' ich keinen Augenblick deshalb aufzugeben, was ich, Dich wiederzusehen, einzig beginne und erstrebe. Scheinbar ruhig, ziemlich arbeitsam, aber einen nagenden Wurm am Herzen, hatte ich so mehrere Tage verlebt. Eines Abends ging ich früher, als gewöhnlich, zu Bette, und indem ich wach in der Dunkelheit lag und nach-

dachte, ergriff mich so die innigste, verzehrendste Sehnsucht zu Dir, daß ich Dein Herz glaubte zu sehen, und alle meine Sinne von Dir erfüllt waren. Leben, Jahreszeit, Nacht, Gestirn, und jedes Bruchstück des Daseins erhoben sich mir aus dem Schlaf, und traten in ein zauberhaftes Licht, in welchem mir oftmals zu unaussprechlichem Glück des befriedigten Herzens früher die Welt erschienen ist. In Gedanken an Dich schlief ich ein. Seit der Zeit war ich etwas getrösteter, viel frische Luft schien mir sagen zu wollen, sie könne bei mir einkehren. Hat Deine Sehnsucht, geliebte Rahel, meine, oder meine die Deinige erweckt? dann gewiß war es an dem nämlichen Tage! Heute dacht' ich ängstlich, daß ich Dir doch schreiben müsse, allein ich fand bestätigt, daß ich auf jenen Brief, den ich gleich bei Seite gelegt und nicht wieder gelesen habe, nie antworten könne, und mußte mich dem schrecklichen Zufall anheim stellen, ob Du mir einen anderen Brief schreiben und nicht vielleicht immer auf meine Antwort hartnäckig warten würdest! Jetzt habe ich Deinen Liebesbrief, Du geliebte, meine Rahel! Gottlob, daß ich erlöst bin von dieser Qual. Ich dachte ein großes Spiel spielen zu müssen, etwas in der Welt zu gewinnen, und Dir, was es nun sei, dann anzubieten; gelungen — nun wohl, so hätte ich geheim die Zeit beweint, die ich von Dir entfernt im Streben zugebracht; — mißlungen, so hättest Du mich noch vielleicht für treulos gehalten, oder der Tod einen von uns hinweggerafft, ohne das Bewußtsein gelebt zu haben nach vergönntem Maß. Für mich, wenn es Dich befriedigen kann, ist höchster Wunsch bei Dir zu leben, das weißt Du, aber ich hätte es versäumt, in der zweifelhaften Hoffnung, Dir einst mehr zu sein, als ich jetzt sein kann. O geliebte, theure Freundin, Du Trost meines Lebens, wie häng' ich an Dir! Ich kann Dich nie verlieren, denn ich gebe mich auf für Dich, aber Du hättest mich diesmal scheinbar verlieren können, denn ohne Deinen Brief — ich hätte trostlos und verzweifelt nicht wieder anzuknüpfen gewußt! — Es ist gewiß ein Fehler und sollte nicht sein, daß ich das Innerliche meines Lebens mit so kleinbildnerischen Gestalten, so straffen Bewegungsfäden, und harten, abgeschnittenen Reden in Deinem Herzen darstelle, ich weiß, auch Dir selbst kann nicht immer liebreich sein, was liebevolle Absicht hervorbringt, und es wäre ganz recht, wenn ich auch Dich äußerlicher nähme, allgemeiner, biegsamer, weniger grüblerisch, und wo möglich talent-

voller mein Leben auf das Deinige bezöge: ich glaube wohl bisweilen, daß mein Gemüth und mein Geist sich in lebhafte Unbefangenheit veränderte, wahrzunehmen, und daß mein ganzes Regen und Bewegen stätiger nach Einer Richtung gehe, einzusehen; allein die tausendfach verkümmerte Stellung, die ich in der Welt mir muß gefallen lassen, zerstört wieder das ruhige Strombette, und wilde Risse geschehen, die nicht von den Wogen, die von anderen Kräften gemacht werden. Wenn ich ruhig, in einer natürlichen, durch keine Spannung von Gegensätzen verzerrte Lage, bei Dir zu leben erreichte, so würde bald von selbst, wie liebreich auch für Dich, das von mir fallen, was mich jetzt entstellen mag. Laß mich abbrechen von allem diesen, und mich der reinen Freude überlassen, die mir Dein heutiger Brief in das Herz gesenkt hat. Ja, geliebte Rahel! Du hast mir das Leben wiedergegeben, ich bin ganz fröhlich geworden, die reinste Liebe quillt aus meiner Brust, meine Augen scheinen mehr Licht zu fassen. Die schönsten Sterne stehen draußen am winterkalten Himmel, Dein Lieblingsstern leuchtet mir so triumphirend entgegen, daß ich meine, er weiß von uns und unserem Sehnen! — — Ich will Dir jetzt erzählen, wie ich gelebt habe; nach meinem Verdruß mit dem General wurde ich bald wieder besser, aber doch ohne das volle kräftige Gefühl der Gesundheit, das auch jetzt nicht alle Tage in mir ist; mein Oberst kam von den Jagden zurück, und war seitdem ununterbrochen hier, übrigens in nichts verändert, als daß er so viel Zeit abgelebt hat, und vielleicht der Katastrophe um einige Tage näher steht. Die Gewohnheit hat ihn noch freundlicher und vertrauter mit mir gemacht, und ich verzeih' ihm gern manche üble Laune, die ich sehr schwer empfinden würde, wenn ich nicht wüßte, daß sie mit seinen Nervenzuständen zusammenhängt, und ihn also noch lieberoll beklagen müßte. Wir haben eine Fahrt nach der alten Burg Karlstein gemacht in einer hübschen Gesellschaft (Generalin Gräfin Klebelsberg ꝛc.), davon kam Bentheim etwas unpäßlich zurück, und blieb mehrere Tage zu Hause, wir lasen dann einiges. Jetzt ist er wieder ganz gesund, und grade beim Fürsten Auersperg um eine Musik anzuhören, wobei unsere gemalte und gepuderte Longhi das Beste thut. Ich habe dieses Thier oft besuchen müssen, und mancherlei für sie zu thun gehabt, wofür sie mich aus Dankbarkeit an ihren Leib drückte mit dem geflüsterten venez-done, mon petit ange! Ich aber betrachtete

gelaſſen ihr überpudertes Geſicht. Sie hat es ſo zu machen gewußt, daß der Oberſt ihr Beſchützer iſt, und da er genug wird zahlen müſſen, ſo war es mir ordentlich lieb, ihm wenigſtens die Gänge zu erſparen. Es machte ſich ganz von ſelbſt, daß ich nach ſeiner Rückkehr Brentano'n weniger ſah, was dieſem ſehr leid iſt, mir aber jetzt in einer Rückſicht lieb, denn Brentano's Bruder hat vor einigen Wochen hier einen ſchlimmen Auftritt mit einem Major gehabt, der auch auf Clemens einige Unthulichkeit des Umgangs wenigſtens für Offiziere wirft. Sonſt hab' ich ihn aber ſehr gern, und er mich recht von Herzen lieb. Laß Dich das nicht wundern, auch Steffens liebt ihn, und geht vertraulich mit ihm um, obgleich er in früheren Zeiten die beleidigenden Reden Brentano's mit Ohrfeigen zu rächen bedacht geweſen. Die Teplitzer Geſchichte braucht nur zur Sprache zu kommen zwiſchen ihm und mir, und es ſoll ihm nicht vergönnt ſein nur zu mucken; da er aber trotzdem mich beſucht, und nicht davon ſpricht, ſo kann ich wohl die Erinnerung davon ihm ſchenken. Niemanden, weder Pfuel, noch der Brede, noch Anderen, die alle den Vorfall wiſſen, fällt es hier auf, daß wir ferneren Umgang pflegen. Briefe von Dir habe ich ihm gar nicht gezeigt, er denkt beſſer von Dir aus einer natürlichen Folge heiterer Gewöhnung an mich, und da er die Sachen nie ſo ſcharf nimmt, wenn er ſie auch ſcharf ausdrückt, ſo denkt er bequem, es könne mit Dir ja auch wohl ganz gut ſein, ja er ſchließt es unbedingt aus meiner immer ſichtbaren, unerſchütterlichen Verehrung für Dich, die ohne Wahrheit und tiefe Wirkſamkeit von Deiner Seite in mir ehrlichen Kerl nicht ausdauern könnte. Die Brede hat einigen Eindruck auf ſein Herz nicht behauptet, ihr Liebliches wird nicht von Tiefe unterſtützt, ſie iſt eine kleine, verſtändige Frau. Für Dein Lob, das ihr ſehr geſchmeichelt hat, iſt ſie Dir mit vielen Grüßen von Herzen dankbar, ich gab es ihr auf ein Blättchen Papier abgeſchrieben, ſie wurde vor eitlem Vergnügen beim Leſen roth. Jetzt höre von einer neuen Bekanntſchaft die ich gemacht, ſelbſtſtändig, auf eigene Fauſt, und ſo etwas glückt mir immer. Bei einem Wortwechſel über die Miethe unſeres Quartiers, die nach dem Patent muß fernerhin gezahlt werden, wurde der Kontrakt hervorgeholt, in den der Oberſt eingetreten iſt, als ihm die Wohnung von der Gräfin Pachta in ſeiner Abweſenheit voriges Jahr überlaſſen wurde; indem ich die Unterſchrift „Joſephine Gräfin von Pachta, geb. Gräfin von

Canal!" erblickte, überfiel mich ein plötzlicher Schrecken, denn die Worte waren wie von Deiner Hand; dieser Aehnlichkeit dacht' ich mit Vergnügen nach. Die Folge war, daß ich am folgenden Tage den Professor Meinert, wie ein Gelehrter den anderen, besuchte, nach der günstigsten Aufnahme und mehreren gelehrten Gesprächen, worin ich mich gehörig bewies, sprach ich von der Gräfin Pachta, und daß ich durch Dich viel von ihr gehört, ich wolle sie, falls es ihr recht wäre, kennen lernen. Den Tag darauf kam Meinert zu mir, und bestimmte mir die Stunde. Ich kam, fand eine einfache, ruhige Frau, mit vielen Spuren ehemaliger Reize. Ein frischer Knabe von fünf Jahren, ein sittsames Mädchen von dreizehn (mit dem sie schwanger ging als sie in Berlin war) gaben ihr eine beruhigende Umgebung. Sie war freundlich und wohlwollend, und bis zur Stille ruhig. Wir sprachen natürlich nur von Dir, sie mit inniger Theilnahme, aber so sonderbar und unpassend auf Dich, daß ich alle Fassung verlor, ihr auf eine eigene Weise artig und kühn auseinandersetzten, wie es mit ihr beschaffen sei, und warum sie so urtheile, daß jede Andere hätte erstaunt sein müssen, sie aber zeigte sich gleichmüthig, und schien oft ernsthaft nachzudenken. Ueber Ehe und Heirathen, sagte sie, wäret ihr verschiedener Meinungen gewesen, darüber habe der Briefwechsel aufgehört. Ich sagte grundfeste Wahrheiten, dann ging ich. Zu Hause war ich dann noch mehrere Tage beschäftigt, einen großen Brief zu schreiben, worin ich den klarsten Aufschluß gab über alles, was sie in Dir nicht richtig gefaßt hatte, und Dich als weiblich und als menschlich insofern Du ein Weib bist, rechtfertigte. Von Deinem Geiste war nicht die Rede, wohl aber von Deinem Schicksal. Der Brief wurde zur Abhandlung, mitten darin bekam ich Deinen Brief, der mich so betrübte, und in aller Zerrissenheit schrieb ich an meinem weiter, ebenmäßig, ungestört, mit aller Innigkeit; dies ist der größte Beweis, Rahel, den ich von meiner Liebe zu Dir gefunden habe! Doch meint' ich, Deine Gerechtigkeit und Wahrheit wolle mich bestrafen, daß ich zu sehr, mehr als es erlaubt sein mag, mein Wesen auf das Deinige bezogen, und wolleſt mich nicht annehmen mit dem zu großen Aufgeben meiner Selbstständigkeit. Das dacht' ich aber bloß, weil ich es nicht ertragen konnte, ohne Erklärungsgrund, ohne Rechtfertigung Deiner mir von Dir so wehgethan zu sehen. Ich gab den Brief der Gräfin; noch ehe sie ihn gelesen hatte, nahm sie

mir das ganze Herz ein durch großartige Worte, die sie mir unbefangen über ihren Zustand sagte, der der Welt so tadelhaft scheint. Seitdem sah ich sie öfter, und immer lieber. Du würdest Freude an ihr haben, sie an Dir unbegränzte, wenn ihr euch nur sähet. Sie ist ganz glücklich, lebt still und wohlhabend, hat Wagen, Pferde, Bediente u. s. w. Meinert ist ein frommer, lieber Mann, von vielen Kenntnissen, menschlichem Gefühl, redlichem Sinn, dem Geiste nach mit Delbrück zu vergleichen. Eine edle bürgerliche Tugend, dem Kühnen nicht abhold, aber ihm nicht zugewandt, scheint in beiden zu walten, das völligste Vertrauen zu einander strebt in zarter Aufmerksamkeit hervor. Sie sagte mir, ich hätte ihre Bekanntschaft auf keine Weise so angenehm für sie machen gekonnt, als durch Meinert. Er ist gar nicht schön, aber Gutes spricht aus allen seinen Zügen. Ich habe mit ihm tausendfache Berührungen, und er scheint sich meiner Unterhaltung auch zu freuen. Er ist Philolog, auch Dichter, hat aber bisher seine Kräfte mehr in unmittelbaren Lebensarbeiten, Unterricht und dergleichen verbraucht, als in freien litterarischen Erzeugnissen angewendet. Jetzt ist die Tochter der Gräfin krank, das arme Kind, und deswegen alles bestürzt, ich gehe fast täglich hin mich zu erkundigen. — Bei Heer's war ich einmal zu Mittag eingeladen mit Pflug's, ich hatte sie im Konzert bei Pelledre wiedergesehen, und sie kamen mit Freundlichkeit mir zuvor. Heer's scheinen in den besten Umständen zu sein, ihre Einrichtung ist elegant, beinahe reich, und das freute mich am meisten bei den guten Leuten. Pflug's hatten diesmal mich fest, ich mußte sie besuchen, besonders auch um die Fräulein Pape zur kleinen Goldschmidt zu führen, die ihr einen Platz hier bei Juden verschaffen soll, einen Platz, um den sich auch — unglückseligster Gedanke! — Minna Spazier durch die Goldschmidt bewirbt. Diese habe ich denn auch wiedergesehen, sie wohnt aber so weit, daß sie öftere Besuche nicht einmal verlangen kann. Nun könnte Dir scheinen, geliebte Rahel, ich lebte in einem großen Gewühl, besonders da wir auch fast jeden Mittag Gäste, und oft große Mahlzeiten haben: mit nichten! ich lebe ganz einsam, alle diese Leute sehe ich nur auf Augenblicke, und niemand spricht meine Seele an. Es ist eine Arbeit die mir unangenehm ist, mit den Leuten zu reden, und alles macht sich in einem Gang vor dem Mittagessen oder vor dem Theater ab. Auch die Pachta, so lieb sie mir ist, läßt mich nicht recht

froh werden; denke Dir, die Leute gehen ſchon um neun Uhr zu Bette, und ſo iſt die ganze Lebensart dem, was mir lieb wäre und gewohnt, entgegen. Ich kann mich nicht darein finden, dies Land bliebe mir mit ſeinen Bewohnern auch nach zehn Jahren noch fremd. Pfuel iſt nun endlich nach Wien berufen, und ſchon abgereiſt, Brentano wird ihm wohl bald nachfolgen. Meine Tage gehen übrigens in größeren Zeitabſchnitten; dann kommen nacheinander einige ſtille, dann geräuſchvolle, dann beſchäftigt mich der Oberſt, dann bin ich ganz mir ſelbſt überlaſſen, dann geh' ich mehrere Abende hintereinander in Konzert und Theater, dann ſitz' ich abgeſchieden zu Hauſe und arbeite, vorzüglich Engliſch, weil ich die Zeit benutzen will, da mir Eccles noch zu Gebote ſteht, die Staatswirthſchaft hat ſchon eher Zeit zu warten, da bedarf ich bloß der Bücher, und auch die werden mir ohne den rechten Nutzen bleiben, ſo lange ich nicht praktiſche, lokale Einſichten erlangen kann. Ein feſter, treuer geſchichtlicher Sinn erlaubt mir nicht, Verhältniſſe, ſo wankelmüthig und unkehrbar wie dieſe, bloß aus verſtändigen Schlußfolgen zu beurtheilen, und ich wünſche unaufhörlich wirkliche Zuſtände vor Augen zu haben. Das Engliſche muß ich doch meiſt auch für mich allein lernen, ich bin gewiſſenhaft fleißig, und denke es in dieſem Winter, wenn ich nicht gar zu grob geſtört werde, in der Hauptſache zu bezwingen. Einen Tag um den anderen gehe ich in die Fechtſtunde, welches meiner Geſundheit ſehr zuträglich iſt, dagegen reite ich ſeltener. Die Tage vergehen mir in Rückſicht der Arbeiten, die ich verhabe, unbeſchreiblich ſchnell und unfruchtbar, in Rückſicht des Lebens unbeſchreiblich langſam und träge. Zerſplittert ſind alle, darein muß ich mich ſchon ergeben; ich ſehe aber, daß ich, in konzentrirtem, reinem Verhältniß, ſehr viel arbeiten könnte, auch als Geſchäftsmann, wozu ich mich täglich tauglicher finde. Meine Ueberſetzung des „Britannicus" wird dieſen Winter hier aufgeführt werden, zwar bekomme ich dafür nichts, aber deſto eher darf ich hoffen, ihn in Wien bezahlt zu bekommen. Auch freut mich der ganze Spaß, ich höre zum erſtenmal meine Worte auf der Bühne. Die Schauſpieler ſind mir hier ſehr gewogen, ſo weit ich ſie kenne, und werden alles thun, um etwas, das von mir kommt, zu heben; ich habe die Rollen auf's Beſte vertheilt. Von Beethoven und Oliva höre ich kein Sterbenswort; ich hatte gerechnet, eine oder zwei Opern dieſen Winter zu ſchreiben, für einiges Geld, das ſcheint

also fehlzuschlagen. Von Cotta habe ich Antwort erhalten; ich habe das ganze Manuskript mit beifolgendem Brief an Goethe geschickt, billigt der's, so hab' ich acht Louisd'or verdient, und wenigstens das Reisegeld zum Frühjahr sicher. Ja, meine Rahel, ich denke eifrigst auf Geld, nur um zu Dir zu kommen. Ich will und muß den Sommer nach Preußen, gelingt es mit einer Anstellung, so will ich gern den Sommer über Dich in den schlesischen Bädern wissen, und eifrig arbeiten, wenn ich nur auf Deine Wiederkehr hoffen darf. Ich stehe noch an, Schritte zu thun, die bei der jetzigen Unentschiedenheit eben so gut zum Schaden als zum Vortheil ausschlagen können, und namentlich mit G. scheint es mir bedenklich, denn überall spricht sich Verachtung gegen ihn auf die härteste Weise aus. Ich erwarte mehr von B. wenn eine günstige Wendung kömmt. Da ich noch nicht sehr große Eile habe, so will ich wenigstens abwarten, daß mir eine Stunde zu solchem Schreiben glücklich sei. Daß Du meine Reisenachrichten über Paris nicht erst lesen willst, thut mir recht weh, ich schicke sie nicht eher an G. als bis ich Dein Urtheil darüber weiß. — Beifolgend schicke ich Dir ein Blättchen des österreichischen Beobachters mit einer kleinen Rezension von mir, die Neumann in Wolf's Hände bringen mag, ich glaube gezeigt zu haben in diesen wenigen Zeilen, daß ich zu schreiben verstehe. Ganz zufrieden aber, meine geliebte Rahel, wirst Du sein mit meiner Rezension von Goethe's Leben, die eben dort gedruckt werden wird. Ich rechnete dabei auf die Wiener, wie ich sie kenne, und suchte besonders einigen zu erwartenden Einwürfen zu begegnen. O liebe Rahel, wenn ich auch nur Dir ein Freund erschienen, und so glücklich gewesen bin in wenigen Gemüthern dem Schönen und Aechten ein lebendiges Wort geredet zu haben, so acht' ich mein Leben reich an Erfolg und Bestimmung! Goethe hat mich zu Thränen gerührt, ich erwartete nicht, ihn so rein und erhaben zu sehen, und erschrak, ihn so unerschrocken mit dieser göttlichen Einfalt in ein Publikum treten zu sehen, das ihn liebt und verehrt, aber nicht grade immer um seines Guten willen. Pracht, Fülle, Weisheit, Geschmack, wollen alle von ihm sehen, und werden glauben kümmerlich abgespeist zu sein, weil sie das Köstlichste, das sie genossen, in der unscheinbaren Hülle nicht erkannten. Brentano ist ganz meiner Meinung über dies Buch, ihm ist jene ganze Welt vertraut, mir wenigstens durch Aehnliches bekannt. Meinert und die Pachta

waren auch ganz hingeriſſen. Gleich darauf las ich Alfieri's Leben, das iſt eines der angenehmſten Bücher, die ich kenne, der dichtete, wie er mit dem Pferd über Zäune ſetzte, heftig, wild, geſchickt, aus reiner Willenskraft, ohne Noth und doch wacker und ſchön. Die ſonderbare Strenge und Menſchlichkeit in ſeinem Weſen, die Wahrheit und Leidenſchaft ſeines Gemüths, von dieſer Welt umgeben, bringen die eigenthümlichſten Züge hervor. Laß Dir doch ja das Buch bringen! Wie erſchrak ich über die Nachricht von Kleiſt's Tod! Brentano brachte ſie mir zuerſt, ihm hatte es Savigny geſchrieben. Kurz vorher hatte ich den zweiten Theil ſeiner herrlichen Erzählungen geleſen, und mich ſeines blühenden Talents mit inniger Neigung gefreut! Das iſt nun zerſtört. Ich war erſchüttert: ſeine Seele ſchwebte mir vor, und ich hatte Einſicht darein! Der Arme! welch ein ungeheurer Schmerz muß in ihm gewüthet haben, eh er ſein Talent aufgab, das er in ſeinem verwüſteten Leben wie den unzerſtörbaren Talisman eines verheißenen Glücks betrachtete! — — Sage mir doch was Neumann macht, er ſchreibt mir nicht, und Fouqué äußert in einem Brief an mich, er ſei nicht mehr bei Redern; wo denn alſo? was hat er vor? Wenn ſich für ihn freie Lebenswege finden, ſo freut es mich doppelt, ſeinetwegen, da ich ihn ſo herzlich liebe, und meinetwegen, weil ich denke, es müſſe dann mir ja auch wohl gelingen. Ich kann nur in dem Einen Gedanken mich beruhigen: Dir zu leben! nicht bloß bei Dir, auch mit Dir und für Dich; was damit unverträglich in meiner Lage ſein mag, wird mir ewig die glänzendſte zur Pein machen, und einen Thron nähm' ich nicht auf die Bedingung an! O wie tröſteſt, wie ſtreichelſt Du mein wundes Herz durch Deine ſüßen Worte, durch Deine Liebesſehnſucht! „daß ich doch mit Dir leben muß und ſoll!" ein guter Engel hat Dir ſolche Worte für mich abgefordert! Auch ich verlange nach Deiner Umarmung, Deinem Herzensdruck! meine liebe, liebe Rahel! Wenn ich Meinert und die Pachta anſehe, ſo denk' ich immer an uns, und bin gewiß, wir würden noch glücklicher ſein, als die. Hoffen wir denn auf einiges Glück, wo nicht, ſo mög' uns das Unglück, das wir abgeſondert erfahren, wenigſtens vereinigen! Ich baue noch auf das Leben, man ſtirbt nicht ſo leicht, wenn man nicht will. Ich will nicht fehlen da, wo etwas gethan werden ſoll. Grüß Dich Gott, b'hüt' Dich Gott, meine Rahel, mein tauſendſchöner Schatz! Ich flehe

für Dich in die dunklen Nächte hinein, und rufe jedes Weh auf mein Haupt, das Dich treffen sollte, und ein Opfer begehrt! Grüße unsere Freunde, sag ihnen Gutes von mir! Besonders Marwitz, dann Harscher und Neumann. Für Wilhelmine Schede spricht immer einige Vorliebe in mir, und mich freut, daß Du sie siehst. Ich umarme Dich, mein theures Herz! Ich küsse Dir Augen und Mund! Behalte mich lieb, und thue mir nicht wieder so weh! Vor meiner Brust biegt sich kein Eisen um, es dringt grade hinein. — Verzeihe mir, daß ich nicht größer schreibe, es will mir nicht gelingen, die Züge wohl, aber kein Inhalt. Ich bedaure Deine lieben Augen! Sollt' ich aber weniger schreiben? Größer als sonst ist es ja doch! Sieh wie lang dieser Brief geworden ist! der an die Pachta war um ein Drittel länger! Bleibe mir recht gesund und munter, und freue Dich meiner! Mit ewiger Ergebenheit und Treue Dein

Varnhagen.

Bentheim trägt mir die herzlichsten, liebevollsten Grüße für Dich auf, und ich soll Dir alles erdenkliche Schöne sagen, dies sprach er mit Zartheit und Sorgfalt aus; auf einen Brief von Dir, den Du in der ersten schönen Muße ihm versprechen ließest, freut er sich ungemein. Auch Heer's und Pflug's grüßen Dich von Herzen. Die Truchseß pflegt in Preußen auf dem Lande ihren gichtbrüchigen Eheherrn, den sie aber im Sommer nach Teplitz bringen will. Der Ort gefiel ihr. Die „maskenartige Schönheit" ist längst im „Morgenblatt" abgedruckt.

An Goethe.

Prag, den 20. November 1811.

Ew. Exzellenz werden aus der Vorerinnerung der beifolgenden handschriftlichen Blätter erkennen, daß sie nicht darauf berechnet waren, früher als gedruckt vor Ihre Augen zu kommen. In der festen Ueberzeugung gegen Ew. E. dadurch nicht verstoßen zu können, von meinen Freunden aber und dem Publikum Dank zu verdienen, bot ich meinem Freunde, dem

Dr. Cotta in Tübingen, dieſe kleine Schrift zum Drucken an. Seine freundliche Antwort zeigt ihn dazu geneigt, allein er bittet mich zugleich, falls ſie bei ihm erſcheinen ſolle, vorher die Zuſtimmung Ew. E. zu erlangen, weil, wie er ſagt, er ſelbſt ſo wenig wie ich etwas thun möchte, das Ihnen vielleicht unangenehm wäre. Ich glaube, wenn Herr Cotta die Schrift geſehen hätte, ſo würde er mich an bedachter, zarter Geſinnung für Ew. E. nicht zu übertreffen ſcheinen; da ihm ihr Inhalt nur angedeutet worden war, ſo kann ich nicht anders, als mich über ſeine Beſorgniß freuen.

Wenn ich in früheren Jahren, bewegt von Dichterwerken, die meine Seele mit ahndungsreichem Leben durchſchauerten, mich ſo hingeriſſen fühlte, daß mir unerträglich ſcheinen wollte, in keiner, auch gar keiner Berührung mit Ew. E. zu ſtehen, die mit anderen deutſchen Männern das Leben mir reichlich gewährt hat, ſo hätte die übereilende Begeiſterung eine Gelegenheit wie dieſe nur zu heftig ergriffen. Jetzt, da meine liebevolle Verehrung in eben dem Grad geſtiegen, als das Bedürfniß ſie ſtürmiſch zu äußern verſchwunden iſt, jetzt, da eine nähere Bekanntſchaft nur dann, aber dann auch einen unſchätzbaren Werth für mich hätte, wenn ſie ſich glücklich ereignete, ohne daß ich ausdrücklich ſie machen müßte, bin ich verlegen, wie ich mit Ew. E. eine Sache verhandeln ſoll, die ich Ihrem Ausſpruch nur in Folge meiner innigſten Zuneigung, von der Sie jedoch nichts wiſſen, anheimſtellen kann. Ich bitte aber Ew. E. die beifolgenden Blätter für mich reden zu laſſen, und ihren Inhalt als Liebeszeugniß für mich, den Sammler, wie für die Verfaſſer anzunehmen!

Ich übergebe daher das Ganze Ew. E. Händen; erhält es, wie ich hoffe, Ihre Zuſtimmung, ſo mögen Sie es entweder unmittelbar an Hrn. Cotta, oder mir zurückſchicken; um dieſes letztere bitte ich jedoch auch in dem Fall, daß die Bekanntmachung von Ihnen nicht gewünſcht würde: ich habe keine Abſchrift, und mir wäre ungemein leid, dieſe Bruchſtücke, wenn auch Andere nicht Theil daran haben ſollen, für mich ſelbſt zu entbehren.

Die Urſchrift des Briefwechſels beſitz' ich nicht mehr; gern würde ich ſonſt im Vertrauen durch größere Mittheilungen Ew. E. überzeugt haben, daß ich nicht zu rühmend davon geſprochen. Könnte noch ein Zweifel walten, ob dieſe abgeriſſenen Stellen wirklichen Briefen angehören, bei deren Abfaſſung

an keinen ſolchen Gebrauch gedacht wurde, ſo will ich Ew. Exzellenz, da man wohl das Publikum ſo zu betrügen für erlaubt hält, die Wahrheit mit meinem Ehrenwort verbürgen. Nur dadurch, daß ſie gleichſam abſichtslos aus der Natur hervorgegangen, können die ſorgloſen Aeußerungen Theilnahme erwecken, die von jeder künſtlichen Abfaſſung zerſtört würde. Gern würde ich ſagen, von welcher Hand die mit G. bezeichneten Stücke, als die bei weitem bedeutendſten herrühren, allein ich müßte erſt die Erlaubniß dazu einholen, welches wegen allzugroßer Entfernung jetzt unmöglich iſt. Die Zeitangaben ſind alle nach der Wahrheit, die Oerter auch, nur Hamburg vertritt die Stelle eines anderen Ortes, der nicht genannt werden durfte.

Indem ich nun an dem Ende deſſen bin, was ich Ew. E. eigentlich zu ſagen hatte, und, im Bewußtſein, an wen ich ſchreibe, den Vorrath unzähliger Gefühle, die aus ſegenreichen Stunden, von Ihnen belebt, in meiner Bruſt gedrängt zurückblieben, die alle ſeit Jahren Ihnen zumeiſt ſich zuzuwenden ſtrebten, und deren vergebliches Ringen in leiſen Schlummer überging, wenn ich dieſer Gefühle ganze Geſchlechter überblicke, ſo kann ich nicht anders, als mit inniger Wehmuth von Ew. E. Abſchied nehmen, da ich die armen aus ihrem Schlafe nicht erwecke, und bedenke, daß dieſe Gelegenheit, der ſie wachend mit Heftigkeit zuſtürzen würden, auf die der ſchönſte Theil ihres Daſeins ſich bezogen, und die ſie jetzt verſäumen, vielleicht für ſie niemals wiederkehrt!

Ich habe die Ehre mit tiefſter Verehrung und unbeſchränkter Ergebenheit zu verharren

Ew. Exzellenz

gehorſamſter

K. A. Varnhagen von Enſe.

An Varnhagen in Prag.

Sonntag, den 15. Dezember 1811.

Um 11 Uhr erhielt ich Deinen Brief, ich war eben aus dem Bette geſtiegen (weil meine Nächte noch ſchlaflos, und meine Tage eben nicht beſonders der Mühe werth ſind, daß ich es mit Muth verlaſſen könnte, Du ſollſt ſchon verſtehen, wie ſo das), als mir Dore Deinen Brief überreichte. O! mein

lieber, in gewiſſem Sinne, einziger Freund! hätten doch alle die guten Gefühle, die Gefühle der ernſteſten, wahreſten Freundſchaftsliebe, die des Beifalls, der Verſätze, der Anhänglichkeit, kurz die ganze Liebe mit all ihrem Inhalt, ſich zu Papier ſetzen wollen, die mir dieſer Brief ablockte! Als es klingelte, dacht' ich: ein Brief von Varnhagen; und er war es! Wer mich nicht warten läßt, und in keiner Liebe mich täuſcht, biſt doch Du. Wenn's wirklich drauf ankömmt. Wiſſe auch Du, daß als ich keinen Brief, und keinen Brief von Dir bekam; ich wohl fühlte, Du könneſt meinen reproche — nicht Vorwurf, nicht Verweis, beides aber — anders noch genommen haben, als er aus mir hervorging, und der Gedanke bildete der Sehnſucht das Thor. Ich dachte: zeig es ihm, wie Du doch von ihm denkeſt, wie er bei Dir ſteht; und an wen ſich Deine Seele wendet, wenn ſie ſich überlegt hat, und ſieht, und fühlt wie allein ſie iſt, und was auf der Welt ihr bleibt. Nein, dies Glück, daß ich einem Menſchen ſo wichtig als Dir geworden bin, ſoll mir nicht umſonſt begegnen, muthig und klug will ich's ergreifen, was mir noch ein Gnadenblick der Götter gönnt. Das Größte, der größte Beſtandtheil zum Größten, iſt mir ja in Dir, in Deiner Liebe dargeboten; ich nehm' es an. Wahr darf ich ganz mit Dir ſein, mich ganz zeigen, wie ich mich mir nur ſelbſt zeigen kann, und Du liebſt mich doch. Ich habe den verſtändigſten Freund; und frei ſollſt auch Du in allen Dingen bei mir ſein, und bleiben. Zuſammenleben wollen wir aber coute qu'il coute. / Und auch meinem Onkel zu ſagen, wie ich von Dir denke, wie wir ſtehen, wie Du von mir denkſt, bin ich geſonnen. (Dieſer Brief kann nur wieder, was er enthält, kurz berühren: ich kann noch nicht gut ſchreiben.) Donnerstag vor acht Tagen verſucht' ich's auszugehen bei etwas beſſerem Wetter, bekam aber Empfindungen an den Drüſen, die zwiſchen dem Hinterkopf und Hals liegen, die wurden zu Schmerzen, die Schmerzen zu inwendigem Kopfweh, welche höhere Grade ich wohl nicht mehr ertragen kann; und nach fünf Viertelſtunden bekam ich Nervenanfälle, wie ich ſie nie hatte. Zittern und Dröhnen im höchſten Grade: ich wurde gehalten, ſprach im Anfang unaufhörlich; von halb 10 ging's an, um halb 4 Nachts lief Line zu Nettchen; Böhm, den ich jetzt haſſe, der Lüge wegen, wollt' ich durchaus nicht. Oft konnt' ich nicht ſprechen, mein Geſicht grimaſſirte. Ich rief nach Dir: und in Augenblicken, wo mir Zunge und

Gaumen kalt wurden, und das Gehirn aufhören wollte, dacht' ich zu ſterben. Ohne Angſt. Vorher in der Nervenangſt hatte ich gräßliche: aber noch nicht ſolche, wie ich ſchon geneſſen habe. Als Line weg war, kam das Dröhnen auf's äußerſte! Die Zunge wurde nach einiger Neigung zum Erbrechen — welches wohl an vierzehnmal geſchah — ganz kalt; Zittern und Dröhnen hörten plötzlich auf; ich ward wie müde; glaubte, ſo ſtirbt man, und ſagte zu Dore: Grüß Varnhagen! weil ich mehr nicht ſagen konnte, mir alles bei dachte; und meinte, Du und die Anderen müßten ſich auch alles bei denken. Da trat Nettchen herein; ich kam zu mir, ſprach, und bewirthete ſie gleich. Sie ging bald, ich ließ mir endlich Thee geben, und die Mädchen zu Bette gehen, gegen 7 ſchlief ich ein. Den ganzen Tag ſchlief ich krankhaft, mit einem Nebel um's Gehirn; ich trank ſchwarzen Kaffee um es zu bändigen; kam in Agitation; heilte mich langſam mit Stilliegen und Limonade. Töne kount' ich nicht ertragen. Leſen, und Töne und Schreiben noch ſchwer. Ich gehe aus. War vorgeſtern zum erſtenmal wieder im Theater, in „Taſſo" von Goethe; war dieſen Morgen bei Markus, der unpaß iſt, und auch beſſer. Ich zog mich erſt an, und machte den Beſuch bevor ich Dir antwortete, weil das Leſen Deines Briefes mich zu ſehr angeſtrengt hatte. Das Buchſtaben ziehen affizirt mich ſehr. Alſo verzeih die Trockenheit des Briefes, er ſoll vor Tiſche fertig, weil er vor 7 auf die Poſt muß, und ſoll heute fort, damit Du ihn, Lieber, Guter, Geliebter, — eigentlich eher amant! — geſchwind bekommſt. Ich kurire mich ſelbſt; und bin ſehr wider das Kuriren, nicht wider Aerzte, noch ihre Wiſſenſchaft und Kunde. Wie man aber gewöhnlich kurirt, iſt zu unſinnig, ja gefährlich. Ein Arzt muß mich kennen, überſehen, oft ſehen, und vom Gang meines Innren wiſſen. Böhm ſieht mich nie. Meine eigne Elaſtik muß mir helfen, oder mich tödten. Die Eſel können, habe ich erfahren, beides nicht. Meine Krankheit war rheumatiſcher Reiz, auf Drüſen und zerſtörte überreizbare Nerven, herabgeſtimmt vom Teplitzer Baden, und vom Stagniren des höchſten Organs; des Herzens. Dies hat zu viel gelitten: und leidet zu viel, es muß der Zugwind der Freude hindurch, des Reizes! Es liegt gefangen, und beleidigt da! Das geht wohl vor den groben Augen der ſtupiden plumpen Prätendenten! — aber Natur und ihr Werk läßt ſich nicht umgehen, ſie nimmt ihr Wort zurück, wenn's auf's äußerſte kommt. Das iſt der

Tod und arge Krankheit. Erſchrick Dich nicht! Ich geneſe noch oft! Und Dein Daſein, die Hoffnung, das Beſtreben mit Dir zu leben, erhält mich. —

Gieb Dir Mühe bei Beyme, hierher zu kommen! Ich bitte Dich! wenn Golz zu ſehr verachtet iſt. Neumann ſoll — wie ich weiß zu Neujahr — von ſeinem Grafen, und hat Hoffnung zu einer Anſtellung. Ich ſeh' ihn gar nicht. Marwitz war Dienstag hier, ich werd' ihn grüßen. Ich bin in allen Dingen ſeine Verwalterin, er zeigt mir alles was er ſchreibt, ſchreibt mir alles was er lieſt; kurz, die größte edelſte Freundſchaft: mit mir iſt er nicht ſtolz. Sondern wie mein Kind; wie ein liebes Kind. Harſcher war geſtern Abend bei mir. Er hat nichts Großes in der Seele. „Wie iſt Graf Bentheim?" frug er mich geſtern; denn durch ein Wort denkt er jede Kenntniß und Kunſt beim Schopf zu kriegen, und will mir meines beſonders abfragen. Ich ſtrömte in des Grafen Lob, und ſagte, ich hätte lange keinen Mann geſehen, der mir ſo gefiele; und auch ſeine Perſon. Zum Verlieben. Uebrigens aber iſt mein Gemüth ſo ſehr von Bentheim's überzeugt, daß ich in jeder wichtigeren Sache mich, meine Ehre, und mein Glück, ihm ganz anvertraue; das iſt aber nicht genug; ich traue ſeiner Seele auch jedes ſeine Verſtändniß einer anderen ſeinen Seele zu, und find' ihn mir in Blick und Gefühl ohne Mühe, unwillkürlich natürlich verwandt und lieb. Sag ihm, ich wäre ſeine wahre Freundin, und er ſolle das nicht kühn finden; denn man hätte keine anderen Freunde am Ende, als die einen lieben können; und das kennt' ich gleich, wie ich ihn ſah; der erſte Eindruck iſt aber nur ewig wahr, und richtig. In meinem Schlafzimmer hab' ich Prinz Louis Ferdinands Büſte, und trotz dies mein geliebter verlorener Freund iſt, ſo iſt mir die Büſte doch auch wegen des Grafen Aehnlichkeit lieb; und dies iſt ſehr viel! Ich weiß aber, Louis ſelbſt wäre damit zufrieden. Dies lies ihm alles. Ja ſogar ſeinen Bruder hab' ich durch ihn lieb, der leiſen, doch verbreiteten Aehnlichkeit wegen. Sag dem Grafen, wie ich jetzt nicht ſchreiben kann; mir es aber vorbehalte; wie erfreut ich von ſeinem guten Gruß bin, und daß er mir noch wohl will. Bleiben wir leben, ſo entgeht er uns nicht: wir leben noch viel mit ihm. Ich nehme an allem, was ihn betrifft, den regeſten Antheil. Dem Geheimrath Wolf werde ich das Blättchen mit ein paar Worten ſchicken. Dienstag Abend, grad' als Marwitz kam,

mußt' ich hin zu ihm zu einem Thee, wo Woltmann's und Mad. Frohberg waren: ziemlich tiède, aber doch natürlich alles: ich noch mehr todt als lebendig. Benutze, lieber Freund, diesen Winter dazu, in Oesterreich Dir Deinen Namen bestätigen zu lassen. Es ist nothwendig; und ich bestehe darauf. Da Du einmal Dich so signirst, und Adel lebt. Kann Graf Bentheim Dir darin durch seinen Einfluß, Rang, Kreuz und Geburt nicht nützen? Sag, ich bitte ihn darum. Wende alles dazu an; jede Bekanntschaft.

Mir gefällt der Vorfall mit Goethe'n und Dein Schreiben an ihn. Wenn er wissen will, wer die Verfasser sind, mich kannst Du nennen! und alle meine Türpitüden! — wie Gentz mir einmal schrieb, ich schriebe Briefe, wo die Blüthen und Früchte drin liegen, mit sammt den Wurzeln und der Erde dran aus dem Boden gezogen. Und Würmchen. Dies ist meine Türpitüde. Mir liegt, außer wegen des Pekuniairen für Dich, gar nichts dran, ob es gedruckt wird: wenn Goethe es nur gesehen hat; er nur weiß, welche bewußte Liebe für ihn schon mit ihm zugleich lebt. Wie vergöttert er in Deutschland, in Berlin wird. Das Publikum hat ihn in seinen Schriften, und die, die ihn nicht mit Herzschlag und allen Sinnen verehren, hegen, ewig zu ihrem eignen Erstaunen und Freude immer von neuem lieben, die werden doch die Anderen nicht verstehen, die das manchmal von sich geben mußten. Ich hab' ihm seit drei Wochen, wo „Tasso" zum erstenmal gegeben wurde, alle Tage anonym schreiben wollen. Auch Krankheit hielt mich ab; dort wurd' ich es. Ein einzig Publikum, Leute mit Büchern sitzen und hören's da. Junge Offiziere, gespannt wie bei Schlachten, stehen und horchen. Meine Wonne! Es mußten achthundert Menschen Goethen's Götterworte hören und in die Seele einnehmen. Es wurde weit besser gespielt, als man je denken sollte. Ich bin aber zum Bericht zu echauffirt. Referire mir ja von Goethe. Ich glaub', er leidet es nicht. Gott! wie verabgöttre ich den immer von neuem. Gottlob, daß Du sein Leben gelesen hast. Wie weint' ich im „Tasso" bei jeder Stelle; wie der Souffleur im „Meister"; aus Schönheit. Wie Tasso das Gedicht giebt; welch ein Moment! die Fürsten wie edel, wie einsichtig. Welche Lehre, wie großartig! Ich höre nicht auf! —

Man muß sich von weitem nicht schelten: man versteht sich dann noch weniger, als in der Nähe! Also — halten wir

uns an die Folge all dieſer Schelte. An Dein- und meine Liebe. Ich umarme Dich aus Herzensgrunde! Nehme all Deine Liebkoſungen an; und ermuntere Dich zu jedem, was Dich mir näher bringt. Ich drücke Dich in Liebe an mein Herz und meinen Mund. Leb vergnügt! Ich habe beinah kein Vergnügen. Die Bekanntſchaft mit Gräfin Pachta freut mich äußerſt. Sag ihr, wie ich von ihr denke: — und daß ich ſie gewiß beſucht hätte, wenn ich wußte, ſie kenne auch mich ganz im Guten. Rekommandire mich bei ihr durch alles Gute, was wahr iſt. Grüß auch Heer's und das Fräulein Pape. Von der Pachta haſt Du mir ſehr gut geſchrieben; wie denn Dein ganzer Brief ſehr gut iſt. Für Deine Liebe aber kann ich Dir nur mit meiner danken, und mit der Einſicht über das Glück, von einem Menſchen geliebt und eingeſehen und getraut zu ſein. Schwache Worte! Du, der Du ſo wenig lieben kannſt, liebſt mich! aber Dein Sinn bedurfte derber Speiſe. Ich verſtehe Dich. Und das — liebe ich in Dir. Lebe wohl! Ich mag auf vieles nicht geantwortet haben; mit den erſten Kräften, künftig. Mir hat Varnekow, Geſchitzki, und auch Fouqué wieder geſchrieben; denen ſoll ich nun allen antworten! — Es wird ſchon ganz dunkel. Adieu Lieber! Ich ſeh' Dich an. Nicke Dir! küſſe Dich! Deine treue — trotz Sturm und Schelte — die Dich liebt und kennt. R. R. Deine Bekanntſchaft mit Gräfin Pachta freut mich weit mehr, als ich es geſchrieben habe; ganz überaus.

Die Aktrize freut mich! Ich kann mich auf ihren Namen nicht beſinnen. Die olle Lonzhi iſt eine Trine! Das ſag auch dem Grafen. — Mit Minna Spazier bin ich gut: und ſehe ſie dann und wann: ſie wird wohl nicht nach Prag kommen, wie ich denke. Du emotionirſt ſie noch.

An Rahel.

Prag, den 19. Dezember 1811.

Hier iſt die Antwort, meine geliebte Rahel, die ich von Goethe heute erhalten habe. Was Goethe von mir wiſſen konnte, mußte höchſt ungünſtig, was ihm perſönlich bei mir einfallen mußte, konnte nur ein Mißbehagen ſein, das ihm unſere Scherze, falls er ſie geleſen, verurſachen mochten; rechne dazu, daß Zurückhaltung überhaupt ihm eigen, und er den

jungen Leuten, die ihn nur verehren, abgeneigt iſt, und Du wirſt mir gern vergönnen, liebe Rahel, dieſen Brief über ſein beſtimmtes Daſein hinaus, als ein Gelingen überhaupt, willkommen zu heißen, und im Triumph Dir vorzuzeigen! Mit Dir hab' ich dieſen Sieg erfochten, Dich hab' ich als unbezwingliche Waffe geführt. Und wenn ich Dich, Geliebteſte, im Dank des Herzens freudig dafür küſſe, ſo magſt Du auch wohl ein wenig mir danken! Das hab' ich zuwege gebracht, daß wir nun von dem weiſeſten Dichter die edelſten Ausſprüche über Deinen Geiſt beſitzen, daß ihr wie Geiſter euch im dunklen Nebel entgegenwinkt! Ihm iſt eine Freude zu Theil geworden, er weiß daß er im Sterben nicht untergeht, und nicht erſt durch wüſte Jahrhunderte ſich durchkämpfen muß, um den liebevollen Geiſt, der ihn lebendig begreift, zu finden; ich bin gerührt, daß ich ihm dieſe Freude zuwenden konnte. Er weiß nicht wer G. iſt noch wer E., aber mit ſchlauen, ſtrengen Blicken erkennt er unfehlbar die Menſchenart, und ergänzt aus wenigen Angaben die Karaktere ſolcher Naturen. Zum Weinen rührend iſt mir der ſchöne Spruch: „Jene urtheilt eigentlich nicht, ſie hat den Gegenſtand, und in ſo fern ſie ihn nicht beſitzt, geht er ſie nichts an.“ O des trefflichen Meiſters, der auch meine Liebe zu Dir, nicht etwa aus zufälligen Winken, die wohl hin und wieder zerſtreut ſind, nein, aus der Geiſteswendung erkennt; urtheile nun, wie tief und wahr ſie ſein muß! Gern laſſe ich mir die faſt zur Ironie gewandten Züge meines Abbilds gefallen, und lächle mit, wenn ſie den Freunden Lächeln erregen und Gelegenheit zum Muthwillen gegen mich verleihen will: ihre Wahrheit ſpricht meine Wahrhaftigkeit an, und wie ich ſein möge, ich ſeh' es gern geſagt. Mir genügt auch in dem Briefe dieſer Ton ruhiger, geſelliger Achtung, und die Würdigung, die er meinem Sinn dadurch geſchehen läßt, daß er ſein Urtheil einzeln darbiebt, und jeder andere Ton, wäre er auch zärtlicher, wie für einen Günſtling, geweſen, hätte mir weniger Freude gemacht. Er ehrt mich ſchon dadurch, ſofern er mich als gebildet vorausſetzt. In der That, wie ſchlecht auch meine Zuſchrift geweſen ſein mag, ich lobe ſie ſehr, da ſie eine ſolche Antwort zurückſandte. Und nun, liebe Rahel, darf ich Dich ihm doch nennen? ihm mehr, doch ſollſt Du es ausſuchen, von Dir mittheilen? Ich muß ihm ohnedies bald wieder ſchreiben, um ihm meine Rezenſion ſeines Lebens, die wohl in kurzem abgedruckt ſein wird, zu über-

ſchicken. Leid iſt mir die Verzögerung des Drucks unſeres kleinen Buchs, das für gar ſo klein zu halten, ihn meine Handſchrift verführt. Aber das mag tauſendfältig erſetzt werden durch den ungeheuren Vortheil, den Stern eines freundlichen Verhältniſſes zu dem weiſeſten Verſteher unſerer Litteratur, am Horizont heraufdämmern zu ſehen, der, wenn er auch bald wieder unterginge, doch ſeinen Schimmer auf meiner Bahn zurückläßt!

Seit meinem letzten Brief war ich jeden Tag bei Meinert; das Faulfieber, woran ſchon damals die dreizehnjährige, aufgeblühte Tochter litt, wurde gefährlicher, den troſtleſen Eltern ſchien mein Zuſpruch kräftiger, weil er von ärztlichen Kenntniſſen ausging, die bald aber keinen Troſt mehr begründen konnten; ſie iſt geſtorben. Die Betrübniß der Eltern iſt unbeſchreiblich, ihr ganzes Leben bezog ſich auf dieſes liebe Kind. Ich war bei dem Leichenbegängniß, das ſehr feierlich ſtatt hatte. Die guten Leute betrachten mich als ihren wahren Freund, die Gräfin rechnete mich neulich zu Meinert's beſten, auf eine Weiſe, die ſehr unbefangen und für mich rührend war. Meinert, reich an Kenntniſſen, rechtſchaffen in Geſinnung, und fein in ſeinem Gefühl, eine Verbindung von Eigenſchaften, die aus ſeinem faſt weiblichen Weſen doch eine Erſcheinung mannhafter Stärke hervorruft, thut mir den großen Gefallen, und geht mit mir meine Gedichte durch, und auf ſeine richtigen und ſtrengen Bemerkungen habe ich ſchon vieles ausgeſtrichen. Unſere wiſſenſchaftlichen Berührungen ſind die mannigfaltigſten, und wir in vielen Dingen als Leute, die gleiche Studien durchgegangen, gleiche Bücher geleſen haben, ganz einſtimmig. Die Gräfin ſcheint an ſeiner Seite recht glücklich zu ſein, obwohl ihr Geiſt und Gemüth über ihn die Oberhand hat; ich vergleiche ſie vielleicht nicht unrecht mit der guten Cohen, nur daß ihre Lage ſie freier hält, und ſie das Unglück, in welchem jene ihren Untergang findet, die ſchlechte Ehe, überwunden hat. Ihr Leben iſt äußerlich ganz reich, ſie leben im Sommer meiſt auf einem ihrer zerſtreuten Güter: ich finde aber auch hier, daß der Reichthum ſchon abgemeſſen iſt, und jeder meiſt ſeine Lebensweiſe bis an die Gränze, ohne es zu wollen, führt, und eigentlich dann nur wohlhabend mehr iſt, weil ihm der Spielraum fehlt, der mit dem Begriff des Reichthums verbunden iſt. Ich kann Dir nicht ſagen, geliebte Rahel, welchen Eindruck der Anblick des todten Kindes auf mich gemacht hat. Durch einen Sturm-

wind verworrener Bilder wehte an mir der Gedanke vorüber, Du, meine Rahel, lägeſt ſo vor mir, und auf der Stelle hörte alles Denken in mir auf. Abgewandt erholt' ich mich langſam, nicht aus dem Schmerz, nein, aus einer Ohnmacht des Gefühls, in der ich ſchmerzlos verſunken war. Die Trennung von Dir in Teplitz war das Aeußerſte, was meine Fähigkeit für lebendigen Schmerz ertragen konnte, darüber hinaus wird er todt. O mögen ſolche verzweiflungsvolle Tage nie wiederkehren. Sonnenſchein lag ſo träumeriſch auf den grünen Bergen, ſo lieblich ſtanden die Bäume noch geſchmückt in der lauen Luft, hin und wieder gingen Menſchen, und ich konnte der überſchwellenden Thränen mich keinen Augenblick erwehren! Ich habe Mitleid mit mir, wenn ich daran denke! Wann werd' ich bei Dir ſein? wann nicht mehr nöthig haben, nach kurzem Wiederſehen zu ſcheiden? Vielleicht wird dieſer Winter mir verhängnißvoll, und führt mich wider meinen Willen in ein Meer von Zufälligkeiten. Sollen wir plötzlich ausrücken, ſo kann ich nicht zurückbleiben, ſondern höchſtens um den Abſchied einkommen, und inzwiſchen mitgehen, hernach aber ohne Geld, ohne Sicherheit in einem dann gewiß auch nicht unbeſtürmten Lande Dich aufſuchen! Dies ängſtet mich, doch faſſ' ich guten Muth, und will überſtehen, was ich nicht abwenden kann, doch keine Thätigkeit verſäumen; aus allem werd' ich doch die unbezwungene Neigung und Liebe zu Dir hervortragen! Mir könnte das Leben noch entzückend wohlgefallen, ich habe viele Fähigkeit froh zu ſein!

Gern wäre ich fleißiger, aber ich kann meinen Vorwürfen nicht entgehen. Unpäßlichkeit von Erkältung, Huſten u. dergl. hindert mich an manchem, mehr aber die ganze Lebensart. Seit zwei Stunden war ich dreimal beim Oberſten, er zweimal bei mir, und wenn ich fortfahren will, wo ich meine Arbeit gelaſſen, ſo find' ich andere Gedanken, andere Stimmung in mir, und beſonders, wenn ich geſchrieben hatte, oft die Unmöglichkeit, mich wieder hineinzufinden. — Ein recht gutes Werk habe ich dieſer Tage ausgeübt. Mein Oberſt nimmt ſich höchſt edel einer armen Familie an, wo der Vater das Bein gebrochen, die Frau aber den rechten Arm verrenkt hat. Die arme Frau, eine Niederländerin, von guter, bürgerlicher Herkunft, war wegen ihrer bedürftigen Umſtände von dem Wundarzte vernachläſſigt worden, ſo daß ihr Arm nur mit den entſetzlichſten Schmerzen wieder eingerenkt werden konnte, eine Opera-

tion, die unſere Militairärzte, ungeachtet ihres höchſt zweifelhaften, und ſelbſt im Fall des beſten Erfolgs, lebensgefährlichen Ausgangs eifrig unternehmen wollten; die Frau kann aber ihren verrenkten Arm zu ihrer ſeinen Handarbeit einigermaßen gebrauchen, und dabei ein hohes Alter erreichen, nur hatte ſie Angſt, wenn ſie ſich nicht den vom Oberſten geſendeten Aerzten ganz hingäbe, würde man ſie des Eigenſinns beſchuldigen, und ihr die einzige Unterſtützung entziehen, da ſie denn lieber alles ausſtehen wollte, um ihre vier Kinder nicht hülflos zu laſſen. Die Aerzte aber freuten ſich auf die Operation, und bei der Verwirrung der Sprache, die noch hinzukam, da ſie nur deutſch, die Frau nur franzöſiſch ſpricht, wäre die Unglückliche beinah an den Rand des Verderbens gekommen, ſie hätte ſelbſt nicht gewußt wie, gewiß ohne die Schuld des Oberſten, der die edelſte Geſinnung, aber natürlich keine Einſicht in den Krankheitszuſtand hat. Ohne meine Eigenſchaft als Arzt hätte auch ich ſie nicht davon retten können, ſo aber wußt' ich theils die Sache zu wenden, theils mit entſchiedenen Worten darzulegen, und gab der Frau meinen Rath, ſich der Operation nicht zu unterwerfen, nachdem ich ſie in den Stand geſetzt, zu wählen. Wie grauſam wäre es geweſen, ſie zu zwingen! Zwanzig gegen eins war zu wetten, daß die Einrenkung nicht gelingen würde, und beim Gelingen wie Mißlingen war höchſt wahrſcheinlich, daß ſie an den Folgen der angewandten Gewalt noch ſterben müſſe. Jetzt kann ſie, zwar genirt, aber doch nicht ganz, weder am Bewegen des Arms, noch am Ausgehen, gehindert, zwanzig Jahre inmitten ihrer Familie weiterleben, und ſich der verbeſſerten Lage erfreuen, die ihr durch den Oberſten zu Theil wird. Man wagt jetzt nicht mehr, da ſie ſich auf mein Zeugniß beruft, ihr mit der Operation zuzuſetzen. Ich dachte unaufhörlich an Dich, geliebte Rahel, und wie ich gewiß in Deinem Sinne und mit Deinem Beifall ſo verführe! Alles Menſchliche in mir ſchaut auf Dich!

Man hat hier allerlei Gerüchte über Berlin, bald ſind die Franzoſen dort eingerückt, bald ſind auf Verlangen des Fürſten von Eckmühl eine Menge Perſonen verhaftet worden. Es iſt gewiß eine ſchwierige Zeit für mich, mit ſchriftlichen Sollizitationen etwas zu erreichen, und von ſo weit her, wo ich nichts beurtheilen kann. Wäre ich gegenwärtig, ſo könnte mir dieſe Unruhe und Schwankung vielleicht eben ſo vortheilhaft

nützen, als sie jetzt nachtheilig für mich ist. Lasse mir es nicht an Nachrichten fehlen, wenn Du mir wichtige geben kannst, und geheime schicke unserem Minister Zichy unter Bentheim's Adresse.

Ein Meisterwerk gelehrten Scharfsinns ist Niebuhr's römische Geschichte, ein Buch, das unserer Nation und Sprache Ehre macht, und nur hin und wieder einer Besserung des Stils und ergänzender Erzählung bedürfte, um den schönsten Geschichtsschreibungen an die Seite gesetzt zu werden. Dieser Mann, vorher wenigstens mir ganz unbekannt, tritt als ein Stern erster Größe hervor, und verheißt uns, denen so vieles erstarb, und so große Männer erloschen, eine noch würdige Fortpflanzung der Tiefe und des Fleißes, woran es den Deutschen, nach Goethe, nie gefehlt hat. Ich freue mich, daß dieser auch der Berlinischen Universität gehört. Siehst Du Fichte, so grüße ihn von mir aus ganzem Herzen; und Wolf eben auch. Reite antwortet mir nicht, wahrscheinlich aus Verlegenheit. Ueberhaupt bekomm' ich keine Briefe von Berlin! Neumann schweigt ganz. An Fouqué habe ich geschrieben. Von Oliva hör' ich gar nichts, so wenig wie von Beethoven. Da mein Oberst mich wahrscheinlich hier läßt, wenn er nach Wien geht, so werd' ich dem Grafen Clary schreiben, er möge mir das Buch von Mlle. Luzan schicken; ich schreibe dann doch die Oper, die mir immer zu rechter Zeit einiges Geld bringen wird, wenn auch in diesem Winter nicht.

Bentheim grüßet Dich auf's allerbeste, und läßt Dir viel Schönes sagen. Er würde sich sehr freuen, von Dir einen Brief zu erhalten.

Lebe wohl, geliebte, einzige Rahel! Behalte mich lieb, und wisse, daß ich Dir ganz zu eigen bin! Ewig Dein treuer

Varnhagen.

An Varnhagen in Prag.

Donnerstag 11 Abends, den zweiten Weihnachtstag 1811.

Vorgestern beim Bescheeren dacht' ich an Dich, und wußte, daß Du an mich dachtest! — Aber weg mit diesen alltäglichen

Erinnerungen — ſagt Hamlet. Seit Goethen's Brief vor mir liegt. Wie eine Ueberſchwemmung iſt es über mich gekommen: ein Meer iſt alles; und es muß ſich erſt jedes nach und nach daraus bilden. Ob ich Dir danke — Du weißt es; Du wirſt es erfahren. Du weißt, ob ich eitel nach Beifall ſtrebe, den ich mir nicht ſelbſt gebe; ob ich große Bemühungen anſtelle, um geliebt zu werden. Aber meine wirklich namenloſe Liebe und bewundernde Verehrung dem herrlichſten Mann und Menſchen einmal zu Füßen legen zu können, war der geheime, ſtille Wunſch meines ganzen Lebens, ſeiner Dauer und ſeiner Intenſivität nach. In Einer Sache hab' ich meinem tiefſten Innerſten gefolgt, mich von Goethe ſchen zurückzuhalten. Gott, wie recht war es! Wie keuſch, wie unentweiht, wie durch ein ganzes, unſeliges Leben durchbewahrt, könnt' ich ihm nun die Akoratien in meinem Herzen zeigen. Durch alles, was ich je ausdrückte, geht ſie hindurch, *jedes* aufgeſchriebene Wort beinah enthält ſie. Und auch er nur wird es mir anrechnen können, wie ſchwer es iſt, ſolche liebende Bewunderung ſchweigend ein ganzes Leben hindurch in ſich zu verhehlen. Wie beſchämt ſchwieg ich vor zwei Jahren, als Bettina mir einmal als von dem Gegenſtand ihrer größten Leidenſchaft feurig und ſchön in dem von Herbſtſonne glänzenden, ſtillen Montijou von ihm ſprach! Ich that, als kennt' ich ihn gar nicht. So ging's mir oft; ein andermal ſchwatz' ich wieder. Du kennſt es. Jetzt muß es Marwitz aushalten. Alle unſere Geſpräche fangen mit ihm an, und hören mit ihm auf. Nun wieder ſein Leben. Die „Propyläen" las mir Marwitz geſtern vor. Und ſo geht es immer weg mit ihm: urtheile, da Du mich ganz kennſt, wie ſich meine Seele freut, daß er weiß, wie man ihn liebt; und er weiß es *nicht*. Alles müßt' er ſehen, wiſſen, hören. Nenne mich nur, wenn Du willſt. Er wird ſich zwar doch unangenehm wundern, daß es eine ſo nichtsbedeutende Perſon iſt; in Welt und Litteratur. Aber mein ganzes menſchliches Sein ihm darzulegen ſcheue ich mich nicht; und bin daher nur halb verlegen, daß ich es nur bin. Vor allen Dingen muß der Mann nicht mehr rathen, und ich ſtände lieber als der größte Plötzer da, als ihn wie vor einem Räthſel zu ſehen. Du kennſt meinen gränzenloſen Haß gegen Räthſel, Errathen u. dergl. Nein, welch einen Goethe'ſchen, allerliebſten Brief er Dir ſchickte! Der iſt wohl klug! Ich gönne Dir die lieben himmliſchen Worte. Wie gütig! So gütig, glaub' ich, hat

„er noch nicht geschrieben an unbekannte Leute. Ich danke Dir auch recht umständlich und ausführlich. Wie froh ich aber bin, daß das Büchelchen erst unter dem Schutz seiner Beurtheilung erscheinen soll, das glaubst Du nicht! Du weißt, ich traute dem Dinge nicht gar sehr; und war schon zufrieden, daß er erführe, wie geliebt, wie geehrt er ist; und nun findet er es gar thunlich, ich glaubt' es nicht. Nun wird es aber gewiß ganz schicklich. Den „Wohlwollenden" spricht er! In seinem Leben schon entzückte mich das bescheidene tiefe Wort bis zu Thränen; Marwitz mußte es gleich auch finden. Freilich Wohlwollende! „Freunde, Gleichgesinnte, nur herein! „Und nun schreibt er Dir gar Wohlwollende. Ich halt' es nicht aus! Gerne gäbe ich ihm, was er nur von dem Buchstaben O zu sehen wünscht; wühlte ihm das tiefste Herz auf, spannte alle Ressorts des Gedächtnisses. Aber wie soll ich unter den Briefen wählen? Sie nachlesen ist gräßlich. Wenn Du sie hättest, könntest Du ihm alles zeigen, und was er nur wissen möchte. Leg mich ihm huldigend wie dem größten Fürsten zu Füßen.

Nach diesem herzberührenden Glück mußt' ich gleich den Tod des Kindes der Pachta lesen. Sag Josephinen, ich möchte sie in meine Arme schließen. Ich habe hier mit ihr geweint, bin hier mit ihr erstarrt. Gnädiger Gott! warum grade dies Kind? müssen wir Leidtragenden fragen. Lieber Varnhagen, tröste sie ja! stehe ihr recht bei. Eigentlich meine beste Freundin, meine verehrteste. Liebe, beste Josephine, ich weine, und umarme Dich. Liebe, Arme! Wie hart! —

Nun höre Du, Varnhagen! Nicht vom Winde des Ungefährs wollen wir uns umtreiben lassen. Höre also. Du kennst meine Finanzen. Aber fünfzig Thaler hab' ich noch frei, aus meinen débris gerettet, von denen niemand etwas weiß. Diese kannst Du zum Frühling haben. Die Reise hierher ist damit gedeckt, auch der erste Moment. Du kommst noch wenn ich hier bin, wenn Du willst; bin ich weg, so wohnst Du frei bei mir. Willst Du erst später kommen, und vorher noch versuchen Goethe in Böhmen zu sehen, wohin ich von Schlesien mich durch den Onkel zu bettlen nicht verzweifle, so thue auch das. Nur fordere den Abschied, ehe der Krieg angesagt ist. Du kannst ja als Civilist noch einen Moment bei Bentheim bleiben. Kurz, überlege es! Heute muß ich aufhören. Es ist 12 Uhr, ich gränzenlos echauffirt. Adieu. Leb wohl, und

wiſſe mich ewig Deine Freundin, weil ich wahr mit Dir ſein kann. R. R.

Marwitz war die Feiertage hier, wohnte aber diesmal im Adler. Der Geheimrath Wolf hat mir gleich eine ſeiner Schriften für Dich zurückgeſchickt den anderen Morgen, als ich Dir zuletzt ſchrieb. Ich ſchicke ſie mit einem Reiſenden, die Perſonen des Geſandten ſind nachläſſig. Sie heißt: „Zu Platons Phädon"; und iſt voller Griechiſch und Latein. Morgen um 9 Uhr geht die Poſt zu Dir. Der Brief muß um 7 hin. Adieu, Guter, Ehrlicher, gegen mich! Nein, wirklich lieb. Adieu! Du ſchriebſt ſo innerlich liebenswürdigſt beſcheiden. Dafür küſſe ich Dich ſehr und zart. Adieu, Lieber!

Laſſe um Gottes willen Goethe'n rechte Zeit, und es ihn ganz machen wie und wann er will. Er wird es ſchon erlauben, da er es einmal für thunlich hält. Wann ſchreibſt Du ihm Antwort? —

1812.

An Rahel.

Prag, den 6. Januar 1812.

Der Rapport war vorüber, und ich ſtand mißmuthig in meinem Zimmer am Ofen, die Menſchen und Bücher, die ſich mir darboten, gingen trübe an meiner Einbildung vorbei; da fiel mir ein Ausdruck von Dir ein „der Zugwind der Freude müſſe durch Dein Herz" und ja wohl! dacht' ich, bedarf auch ich eines lebendigen Reizes, wenn nur ein Brief von Rahel käme, die wieder ſo lange ſchweigt, dann könnte ich wohl wieder mit Luſt etwas beginnen! Und den Nachmittag kam Dein Brief! nicht mit Angſt, mit freudiger Ungeduld brach ich ihn auf, und las mit Entzücken Deine lieben, goldenen Worte! Wie die Sonne plötzlich in einen Regentag ſcheint, und vorher ungeachtete Gräſer und Blätter ſichtbar macht, ſo ging mir durch Deinen Brief das Herz auf, und es war gar nichts mehr ſo ſchlecht! Wie Du durch meine Gedanken, durch meine Träume ziehſt, das könnt' ich Dir ſchwerlich ganz ſagen; ich gehe niemals Abends über die Straße, daß ich nicht an den Geſtirnen die Richtung mit Wohlgefallen ausſuche, in der ich zu Dir gewendet bin, und in der ich gehen muß, um zu Dir zu kommen. Ich erwartete, Dich ſo über Goethe'n erfreut zu ſehen, wie Du es zeigſt. Mir gereicht es ordentlich zum Troſt, Dir dieſe Freude bereitet zu haben, und in dieſer ſchwimmt meine Freude, wie ſehr auch ſonſt an und für ſich dies Ereigniß mir einzig an Werth iſt! Meine Antwort wird alles das aus Deinen letzten Briefen enthalten, was ihn be-

trifft, so begleitet von mir, daß überall, wo es etwa noch zu fürchten wäre, das Aufdringliche dieser freien Mittheilung sich ihm in das Gefühl einer nothwendigen Pflege auflösen muß, eines Handreichens auf dem Eise, eines Morgengrußes auf dem Spaziergang. Doch schreibe ich noch nicht: ich möchte gern meine Rezension seines Lebens mitschicken, und die ist noch immer nicht abgedruckt, ich weiß nicht warum. Sie wird seinen besten Beifall gewinnen, noch viel mehr, als die Worte über Wolf, die ja schon Glück machten, dessen Beifall erwerben. Ich habe an Goethe sehr viel Angenehmes zu schreiben, unter anderen will ich ihm erzählen, daß ich sehr überrascht war, meinen Oberst vorzüglich von den biblischen Geschichten angezogen und bei ihnen verweilen zu finden, die doch von allen Seiten als hors d'œuvres verschrieen und für ein Mittel, das Buch größer zu machen, gehalten werden; so schön und herrlich wirkt er auf ein unbefangenes, edles Gemüth! — Die Schrift bleibe ihm ganz überlassen, doch will ich ihn aufmerksam machen, ob sie nicht in dem „Neuen Deutschen Museum", das Fr. Schlegel herausgeben wird, stehen könnte. Daß ich Geld dafür haben will, werde ich zwar nicht ausdrücklich sagen, aber auch nicht verschweigen, und von Schlegel, falls es dahin kommt, bestimmt fordern. — Für den äußersten Nothfall also wäre ich wohl durch Dich, meine theure Rahel, gedeckt! Ich danke Dir mit der innigsten Liebe! allein auch ich, wenn ich es nur abwarten kann, muß einiges Geld zusammenbringen, ein paar Louisd'or vom „Morgenblatt", für meinen „Britannicus", wenn er nur hier erst aufgeführt werden (was ich betreibe), gewiß ein zehn Dukaten in Wien, und vielleicht auch von Cotta eben so viel für eine Novelle, die ich ihm aber noch nicht anbieten kann. Uebrigens ist bei uns jetzt die größte Armuth zu Hause, aber nichts desto weniger Verschwendung auch, und ich bin überzeugt, es nimmt kein gutes Ende, in das ich nicht hineinleben mag. Solcher Leichtsinn wächst auf so schönen Anlagen! Nur die dringenden wachsenden Verlegenheiten sind Schuld, daß Bentheim noch nicht nach Wien gegangen ist, wohin ich bestimmt nicht mitgehe; es könnte aber sein, daß er mich ein paar Tage nach seiner Ankunft, wenn ihm alles unangenehm wird, und ihm der Gedanke aufsteigt, es wäre doch alles anders, wenn Varnhagen hier wäre, nachkommen ließe. Wenigstens wäre das eben so konsequent, als wenn er, um zu sparen, seine Küche einschränken will, und gleich acht Personen einladen läßt. Er ist

aber außerordentlich liebenswürdig und gutmüthig; mir thut es leid um ihn, aber ich kann ihm nicht helfen. Bestimmten Einfluß auf sein Inneres vergönnt mein Verhältniß zu ihm nicht, das ich, mit oft bestätigter Vorsicht und Klugheit, durchaus in seinen äußerlichen Rechten halte. Mittelbar, durch anderweitiges Gespräch, Kenntniß und Lernen, findet zwar einige gute Wirkung von mir auf ihn Statt, aber seltener, wegen seines zerstreuten Lebens, und weniger tief wegen seines zerstreuten Gemüths. Die Longhi, die noch hier ist, beschäftigt ihn ein klein wenig; das Mädchen hat sich aber geirrt, sie glaubte seine Neigung gewonnen zu haben, und er meinte nur, es wäre elegant und schicklich, eine an ihn adressirte Künstlerin auch als ein hübsches Weib zu protegiren, und es klänge ganz ordentlich, wenn man etwa sage: O, der Bentheim, der hat gewiß das Beste von ihr! — Was meinen Adel betrifft, so meint Bentheim und Stein, den ich deswegen zu Rathe zog, es würde niemand daran zweifeln, und letzterer versicherte mir, das gedruckte Buch, das er recht gut kenne, gelte statt aller Urkunden. Er selbst hat in Essen einen Bürgermeister Varnhagen gekannt, der sich zwar nicht adlich schrieb, aber schon seine Stelle nicht hätte bekleiden können, ohne von patricischem Geschlecht zu sein. Die Bestätigung vom Kaiser sei jedoch nöthig, damit ich gerichtlich auftreten, und Recht auf Stiftungen u. dergl. erlangen könne, Bentheim würde sie wohl ohne große Schwierigkeit auswirken, der gewöhnliche Weg aber daure Jahre. Nun habe ich sogleich nach Hamburg geschrieben, um die vorhandenen Taufscheine, und dann muß ich nach Anleitung des ältesten derselben in Westphalen aus den Kirchenbüchern die noch fehlenden zu bekommen suchen, damit ich vermittelst dieser Taufscheine an das gedruckte Geschlechtsregister genau anreihe. Da ich den Taufschein von meinem Großvater noch in Hamburg besitze, so ist vielleicht die Lücke mit zweien ausgefüllt, diese zu erhalten, wird jedoch Zeit und Mühe kosten, und so lange sie fehlen, kann ich nicht füglich um Bestätigung einkommen. Ich besorge indeß das Nöthige, und bekomme ich den vollständigen Beweis auch erst dann zusammen, wenn ich vielleicht nicht mehr in Kaiserlichen Diensten bin, so würde doch überall die Bestätigung von Staat und Oberherrn, wenn auch einem minder erlauchten, zu erlangen sein. — Stein besuche ich wieder öfters, seit ich mich etwas wohler befinde: ich bestätige mein Urtheil über ihn täglich, Verstand und Kenntniß, beide

in außerordentlicher Fülle, gewähren den Schein des Geistes durch ihre lange gegenseitige Reibung. Weit entfernt ihn damit tadeln zu wollen, glaub' ich das größte Lob vielmehr auszusprechen. Er spricht sehr aufrichtig gegen mich, immer in der Sache, immer gehaltvoll, nie förmlich, und so bin ich auch mit ihm so frei und unbefangen, als spräche ich mit Neumann; wo ich seiner Meinung, ja seiner Lage entgegenrede, geschieht es mit ihn ehrender Freimüthigkeit, die er als solche anzuerkennen scheint. Käme der nach Berlin, so wäre mir geholfen; er hat mir gleichfalls wie Beyme von der preußischen Diplomatie ganz abgerathen, aber sehr für die preußische Administration zugerathen, und mich besonders auf den Geheimrath Sack aufmerksam gemacht, der zu allen Stellen die Leute vorschlägt, und die Westphälinger als seine Landsleute ganz besonders liebt, ein Vorwurf, den man uns von jeher macht, zu unserem Ruhme. — Welf's gütiges Geschenk erfreut mich sehr angenehm, ich wünsche es bald zu bekommen; solltest Du erfahren, daß der Prinz von Hessen-Philippsthal nach Prag abreise, so kannst Du es dem ohne Weiteres unter meiner Adresse zuschicken, so wie auch mein Stammbuch, um welches ich recht sehr bitte! Du hast es bei den anderen Papieren, die damals aus Tübingen ankamen. — Von Goethe einen Brief, von Welf ein Geschenk, was könnte einem jungen Litteratus Angenehmeres begegnen! — Stein lobte mir sehr den Niebuhr, als einen der geschicktesten Geschäftsmänner, die er kenne; er war Direktor der Kopenhagener Bank, dann in den preußischen Finanzen angestellt, und hat sehr thätig gewirkt; jetzt giebt der junge Mann uns eine römische Geschichte, die dem Volke zum Ruhm gereicht, und zu der, man weiß nicht woher, er Zeit fand die ungeheuren Studien zu machen. — Meinert besuche ich fortdauernd oft, er ist noch nicht getröstet, auch Josephine nicht, was Du für sie schriebst, durft' ich nur ihm vorlesen; die guten Leute sind noch immer wie in Gesellschaft des Todes. Beide sind mir gut, mir wird bei ihnen immer wohl; nur Josephine ist mehr, als meinem Sinn zusagt, auf Meinert ängstlich beschränkt, und ihr wäre ganz recht, wenn ich zu ihr gar nicht; sondern nur zu Meinert spräche, der ihr dann sagte was meine Meinung sei. Auch seh' ich sie nur wenig, und bin meistens mit Meinert allein. Er wird an dem „Deutschen Museum" Friedrich Schlegel's mitarbeiten. An Fichte'n, den er in Jena gehört, hängt er sehr. Nächstens führ' ich den Brentano hin.

Dieſer ſchreibt ein Trauerſpiel, der Stoff iſt derſelbe, den Mad. Tencin in dem Comminge zur Erzählung ausgebildet hat, er nahm ihn aber anderswo her, und verlegt die Zeit zu Ende des Camiſardenkriegs. An Leben wird es ſehr reich ſein, die Ausführung iſt bisweilen ſhakeſpeare'ſch, aber im Ganzen ſehr übereintönend mit dem Ponce de Leon und den luſtigen Muſikanten, und Clemens überall darin mit ſeinen eigenſten Launen. Seine Dichtung kömmt mir vor wie Waſſerkraft, es iſt alles darin aufgelöſt und kann alles daraus entſtehen, es ſpiegelt den Himmel und läßt den tiefen Grund ſehen, wohin man faßt iſt alles weich, nachgiebig, in angenehmen Wogen, und das Ganze wirkt doch mit unwiderſtehlicher Gewalt. Die Weiber ſind beſonders merkwürdig, zart, dunkel und heiter, wie ein italiäniſcher Rembrandt ſie malen würde. Wir leben ſtill und gut mit einander, was er mir bei einer vorübergehenden Spannung ſehr ſchön geſchrieben, ſchreibe ich Dir ab. Ich ging ſogleich zu ihm. Berührt er jemals die Teplitzer Geſchichte, ſo iſt alles vorbei, ich würde das Ableugnen von ſeiner Seite niemals ertragen, und ihn auf alle Weiſe zwingen, die Wahrheit einzugeſtehen, ſo leid es mir auch thäte. Bis zu dieſer möglichen Exploſion leben wir in gutem, vertrauensvollem Frieden, und ich wünſche, daß er nie gebrochen zu werden brauche. Er findet ſehr ſchön und würdig in mir, daß ich Dir ſo zugethan bin. — Heer's laſſen Dich beſtens grüßen, ich war neulich Abends bei ihnen, und bin zu einem Thee, wo die Gräfin Heſſenſtein dort ſein wird, eingeladen, „damit ich doch auch", ſagt die Heer, „einen artigen, feinen Herrn der Gräfin verſetzen kann". Die Pflug, die bei jeder Gelegenheit wiederholt, daß Du und die Ephraim ihr ſo wohl gefallen hättet, und von der Frohberg, Lercare, Oppenheim und beſonders der Lautier ſehr übel ſpricht, iſt glücklich von einem Mädchen am Neujahrstage entbunden worden.

Grüße recht herzlich Marwitz von mir, und laß ihm wiſſen, daß Selby quittirt, um die Knäuſchel zu heirathen, weil man, wie mir der Oberſt Spiegel erzählte, keine verheiratheten Offiziere in dieſem Regiment gern ſieht (es müßten denn die Weiber Fürſtinnen oder Gräfinnen ſein). An Wolf, an Fichte, an Neumann, an Schede's und an die Deinigen alles Schöne! Leb wohl meine geliebte Rahel, ich drücke Dich zärtlichſt an mein Herz! O wie glücklich kann ich noch werden! Ewig Dein

Am heil. 3 Königstage. Varnhagen.

Heer, der früher den preußiſchen Dienſt ohne Karakter verlaſſen hatte, bekam dieſer Tage vom König durch des Grafen Henkel Verwendung den Hauptmannskarakter und die Erlaubniß Uniform zu tragen.

An Varnhagen in Prag.

Donnerstag (Freitag), den 9. Januar 1812.

Lieber Varnhagen! Ich habe Dich heute ſehr lieb! Wenn Du wüßteſt bei welchem Geſchrei zu Gott, ich Deiner heute gedachte, Dich wünſchte: Dein ganzer Werth, Dein beſtes Sein mir gegenwärtig ward! Doch dies ein andermal; ich bin zu fatiguirt!

Wiſſe ſo viel, ich hatte Urquijo geſprochen: und als er ging, ſchrie ich wie in einem Tempel laut zu Gott; wie er mich ſo verdammen kann, an ein Unthier, ein simulacre, und ob auf ewig ein Herz veräußert ſein kann, ohne das man doch nicht leben kann! Es iſt die frechſte Sünde, dies niederſchreiben zu wollen. Aber zu Deinem Verſtändniß! An Dich dacht' ich; an Dich wollt' ich mich lehnen, in Deinen Armen dieſe Thränen weinen; dies ſchreien. Ich erwarte ſehnlichſt Deine Antwort. Es iſt 12 Nachts. Ich ſchreibe jetzt nur, um Dich inſtändigſt zu bitten, eh er nach Wien verſchwindet, dem Hrn. von Noſtitz ja ſeinen Traum von Prinz Louis und Schiller's „Geiſterſeher" abzufragen, und ihn genau aufzuſchreiben! Auch laß Dir Louis's Tod genau erzählen, und ſchreib ihn auch auf. Mir erzählte er beides göttlich: ſo naiv, ſo darſtellend, ſo unbewußt ſchön: ſo natürlich; mahn ihn an, daß er's wieder ſo mache: aber ſag ihm nicht, zu welchem Zwecke. Er liebt es gewiß nicht. Ich fand ihn ſehr zu ſeinem Vortheil verändert. Einfache, angenehme, kriegeriſche Haltung; wahrhaft einfach, angenehm. Unſchuldig, liebenswürdig, und ſo herzlich als ſchicklich gegen mich, und erforderlich gegen den Reſt. Wir ſprachen innig von unſerm geliebten Freunt, Noſtitz wie ich's nur wünſchen konnte. Grüß ihn ſehr von mir, als einer großen „Wohlwollenden". Marwitz konnt' ich gar nicht genug von ihm erzählen: der quälte mich eben ſo, in einem Briefe, Dir dieſen noch heute zu ſchreiben: da ich ihm einmal das Projekt, Du ſollteſt Tod und Traum aufſchreiben, hatte laut werden laſſen. Leb ſehr wohl. Wie ein

Phönix gehſt Du heute aus meiner Leidenſchaft hervor! Schreib mir: und trau mir! —

Geſtern war ich bei Schede'ns, vielfältig war die Rede von Dir, und Minna grüßt Dich auf's beſte. Deine

R. R.

Noch Eins! Wolf war ſehr geſchmeichelt von Deiner Rezenſion: und es ſchien ihm ſehr leid zu ſein, daß das Blatt (Oeſterreichiſcher Beobachter) hier nicht geleſen wird. „Wie hat er denn das ſo ſchnell dort?“ — O! er hat ſchon Niebuhr, und Goethe'ns Leben. — „J! ſo! — Nun, Goethe'ns Leben hat man wohl.“ — Er hat alles. — Kurz, er war überaus charmirt. Gleich den Abend drauf als ich Dir ſchrieb, kam er. Lebe wohl! Ich erliege ſonſt. Künftig, liebes Kind, ſchreib' ich Dir, wie Du Dich artig haben mußt, wenn Du bei mir lebſt: und mich nicht Einmal ärgern mußt. Weil es gar nicht nöthig iſt, und ich es nicht ertragen kann; meine Geſundheit meine ich, die iſt ſo ſchwach, daß ſie der Reſt des Reſtes iſt, von allem, was ich beſitzen ſollte, und je beſaß. Adieu. Antwort. Gewiß kommt in dieſen Tagen Dein Brief. Adieu!

An Varnhagen in Prag.

Sonnabend, den 11. Januar 1812. Mittags 3 Uhr.

Ich habe zuletzt Clemens Brentano's Brief geleſen, alſo fange ich von ihm an. Der Brief gefällt mir ſehr, und ich habe mich in Clemens nicht geirrt. O! hätte ich doch ewig meinen wahren Blick über Menſchen befolgt, ewig dem Ausſpruch gefolgt, der mit ſo unumſtößlicher Wahrheit mitten in meiner Seele über jeden mir Vorkommenden zu mir heraufTönen will. Ich finde eine unausſprechliche Milde und Biegſamkeit in dieſem Briefe: und ich muß Dir wieder ſagen, eine außerordentliche Aehnlichkeit mit mir darin. Auffallend, und ſehr unvermuthet war mir gleich die Handſchrift; nie hätte ich ſie von ihm ſo erwartet. Ganz wie von einer Frau, ich kenne tauſend ſolche. Mich intereſſirt ſein Gemüthe ſo, und mich dünkt ich kenne es ſo ſehr, daß ich für mein Leben gerne wiſſen möchte, womit Du ihn ſo gekränkt haſt, daß es ihm das Herz

zerschnitt. Auch sehr meine Art mich auszudrücken, diese Stelle. Wenn ich ihm doch die heilende Entschuldigung unter Deiner Gestalt hätte machen können! ich hätte ihm unendlich geschmeichelt, seinem Herzen; ich hätte es verstanden, wie man es machen muß. Du schriebest mir ja, er wäre nach Wien, und so sagte ich hier auch immer aus. Mir ist die Geschichte oder Anekdote, woraus er sein Stück schreibt, wie das Meiste, was ich gelesen habe, nicht gegenwärtig; und Du sprichst mir davon wie zu einer Mad. Staël, die alles an den Fingern herzuzählen weiß; Du schreibst gut über seine Art zu schreiben; ich aber wünsche nun schon von ihm eine strengere Manier; Du weißt, ich will die Schriftsteller schreitend; und immer mehr Herr ihrer eigenen Manier. Von mir hat sich Herr Clemens, wie ich von einem Oesterreicher (Nostitz) in seiner Naivetät erfahren habe, wieder plaisant geäußert; was er gesagt hatte, wollte mir der Mensch gleich nicht erzählen, als er sah, mit welchem gar nicht zurückgehaltenen Begehren ich hastig danach fragte; und wollte das Ganze wieder beschönigen. Ich that das gleich selbst: und erfuhr auch nicht was er gesagt hat: frug auch nicht zu welcher Zeit. Es ärgert mich nur in so weit, als es der etwanigen Bekanntschaft zwischen ihm und mir in den Weg tritt, weil es doch eine vorgefaßte Meinung verkündigt, die ihn darüber ganz nachläßig, oder abgeneigt dazu machen muß: ich fürchte mich aber gar nicht, daß wenn ich ihm nahe käme, ihn nicht durchaus zu gewinnen: ich weiß was er sich an Menschen wünschen muß; und ich habe den großen Vortheil über ihn, daß ich wohl ihn, er aber nicht mich gelesen hat. Daß er aber nicht besonnen genug ist, lieber über eine ausgezeichnete Person, die er nicht kennt, nichts zu sagen und zu meinen, das verdrießt mich am meisten; und daß sein Inneres, sein Schicksal und das seiner Freunde, ihn nicht dazu bestimmen, grade das Gegentheil von gemeinen, rohen, weitschichtigen Urtheilen zu denken; wie ich es mit ihnen mache. Das gilt auch seiner Schwester Bettina; die mich gut, mehr als noch rein menschlich, behandelte nach dem Eindrucke, den ich ihr machte, ehe sie wußte, wer ich war; und als sie es erfuhr, nicht schön sich über mich äußerte, und ich schäme mich zu sagen, nicht wahr — — nach den Reden von Clemens gegen Dich, — ich aber umgekehrt, hatte alles mögliche Ungünstige von ihr gehört, glaubte nichts, weil meiner Vorstellung die Person fehlte, auf die alles ankommt: ich sah sie, und eine

übernatürliche Liebe berührte mein Herz; die ich aus Bescheidenheit, gegen sie, darin fest hielt. Bettina hat unaussprechlich dadurch bei mir verloren. Denn alles erlaube ich einer Solchen, aber ordinair sein, nicht. Dies lies ihm alles. Sage ihm auch, wenn er Mitleid mit mir haben wollte, solle er nicht Rahle und nicht Fouquet, sondern Rahel und Fouqué schreiben! — Warum lobst Du mich auch so sehr! Lieber! dann kann man Dich natürlich leicht ärgern und mich attakiren. Ich liebe es aber doch! Lieb und lobe mich nur! kommen doch schlechte Menschen durch falsches Lob empor; so müssen bessere, da man ihnen keine Stelle vergönnt, auch durch übertriebenes gehalten werden. Adieu für heute, es wird ganz dunkel, und ich will essen. Adieu Lieber!

Abends 6 Uhr.

Das Komischste in der Welt ist, daß ich ganz überlesen, und unbedacht gelesen hatte, daß Clemens schreibt: „Da wir ja auch über Rahel, Fouqué, Arnim, und Grimm, und mich selbst anderer Meinung sind" ꝛc. ich also eine Art Rolle in dem Streit, und in den vorgelegten Versöhnungspunkten habe! Wenn Du es nun für unschicklich und arrogant scheinend ansiehst, theile ihm das Obige nicht mit: arrogant, weil es so sehr unpersönlich war. Ich habe erst jetzt seinen Brief noch einmal gelesen; und was ich schrieb, bezog sich auf Sonstiges, und was er — dies hab' ich mich der Zeit nach nun auch bekennen — bei seiner Ankunft in Prag, in der Berliner Erzählung von mir vorgebracht haben soll. Vorzüglich aber war alles darauf gemünzt, daß ich ihm gut bin und der Schwester das nicht vergessen kann. Manche Stelle in seinem Briefe verstehe ich nicht; zum Exempel die: „Ich habe Ihnen auch gesagt, daß meine Nachlässigkeit aufhört, wo mich irgend eine Würde an das Einzige, was ich ihr entgegensetzen kann, erinnert, überhaupt wo man mich erinnert, daß wir in keinem Paradies wohnen?" etc. Was ist das? Erkläre es mir. Was ist das für ein Mann, den er nennt, wie Du ihn lieber hättest schimpfen sollen? Also Männer kneifst Du auch? Wie erkenne ich Dich an den Zitaten, wo Du ihm „peinlich" warst! bei der Butter, und solchen Dingen! da kannst Du auch zur Pein werden! — Ich würde gar Abends nicht schreiben, sollte der Brief morgen nicht auf die Post, und ich für einen letzten

Tag immer Störungen, von Menſchen, Geſchäften, Aufträgen, und Kränklichkeit fürchtete. Du mußt gar nicht recht nachrechnen, wie ſchnell ein Brief geht oder nicht, wenn Du ſagen kannſt in Deiner Seele, Rahel ſchreibt ſo lange nicht. Nun leſe ich Deinen Kritzelbrief bei Lichte noch einmal, und dann will ich antworten. Fettig Papier und eine Gräuelfeder habe ich! — Eh' ich es vergeſſe! Neumann ſehe ich gar nicht: bei Schede's erfuhr ich daß er bei Fouqué iſt, den 14. kommen Fouqué's zum Winterbeſuch nach Berlin.

Lieber Varnhagen! Wenn Du Goethe'n ſchreibſt, laß ihm nur rechte Zeit, und ihn durch wahre Beſcheidenheit ſehen, wie hoch Du ſeinen weiſen gütigen Brief ſchätzeſt. Marwitz hat mir ganz göttlich drüber geſchrieben, und kann die Güte, den Ton des Briefs nicht genug bewundern. Der iſt unſer Konfident. Was der von Goethe alles ſchreibt und ſagt, möchte ich ihm auch ſpediren. Ich — für mein Theil, bin ganz beſchämt und geſtört, daß ich ihn nicht mehr ſo heimlich liebe; und daſtehe wie Andere. Heimlich aber wird es ewig bleiben; denn ich ſelbſt, kann es nicht ſo herausſpinnen aus dem Herzen, und weiß ich, was er noch ſchreibt und thut? was ich noch erfahre? Volumes hätte ich Dir zu ſagen, wenn ich Dir mittheilen könnte, wie verblüfft ſein Leben ſie wieder macht; wie ſie auf mich fallen, auf mich: und was ich manchmal glücklich redneriſch erſchöpfend antworten kann, wie ich manchmal königlich ſchweige, zur höchſten Konfuſion der Redenden, nicht weil ich ſchweigen will, weil ich ſchweigen muß: und ſie ſehen es. Manchmal gelingt es mir, mit zwei Worten an Stellen im Buche ſelbſt zu verweiſen; „Ueberleſen Sie doch nicht, welchen Rath Ihnen Goethe ſelbſt giebt, den Geſichtspunkt, den er für ſolche Biographieen angiebt, daß er die Zeit ſchildert in bewußter meiſterhafter Unſchuld: zeigt und ſagt, wie ſich ein Menſch in und an ihr entwickelt, entwickeln kann und muß.“ So frug mich Graf Egloffſtein eigends in einem dazu angeſtellten Beſuch: „Was denken Sie von Goethe's Leben?“ Erſt wollt' ich nicht reden; er brachte mich doch dahin. Ich konnte ihm in ſehr klaren, bündigen — nicht meine Force — Worten eine ordentliche Erklärung vortragen; er lächelte häufig, meines guten Sprechens, der für ihn neuen Gedanken, und ſagte, ganz ehrlich und froh am Ende: „Sie haben Recht, nun weiß ich, was er meint.“ Der muß mir nun in die Leſekabinette, und das Caſino und ſeine tauſend

Geſellſchaften. Vornehmen thue ich mir dergleichen beinah nie; aber es fiel mir doch nachher ein. O! wie babyloniſch iſt die Welt; Clemens hat Recht: wo ich ein Dolmetſcher ſein muß!

Siehſt Du, daß ich Recht habe, Bentheim ſo zu lieben? Auch auf mich haben die bibliſchen Stellen den größten Eindruck gemacht, als die reinſte beauté. Wie erhaben, wie abgezogen: das reifſte Beſchauen und Begründen aller Geſchichte, mit dem unbefangenſten, kindlichſten Auffaſſen gepaart! Wie göttlich! Mein alter Spruch: widerſprechende Eigenſchaften, in Harmonie gebracht, machen den großen Mann. — Das Buch hat aber das größte Aufſehen gemacht, und hat die größten Verehrer, wüthendſten Anhänger. Wolf ſagt zweitauſend Exemplare wären gleich weggeweſen. Schade bracht' es mir ehrlich; die vergöttern es. —

Nun von uns, mein Lieber. Für's Erſte das Alte wieder. Suche dieſen Winter mit nach Wien zu kommen: und, ich bitte Dich, betreibe die Beſtätigung Deines Namens dort. Du kennſt meine Gründe dafür; aber das iſt mir auch ein ſehr wichtiger, daß ſie Dir hier, da Du ihn doch nun einmal genommen haſt den Adel, ihn anfeinden und lächerlich zu machen ſuchen werden ohne dieſe Beſtätigung, aus reinem Neid. Ich weiß es. Darum allein ſollſt Du nicht nach Wien, es iſt für alles gut; Du ſiehſt die Menſchen dort wieder. Gieb Dir Mühe zur Beſtätigung, Du biſt im Finden und Schreiben ſo thätig, ich weiß es. Adieu! Ich wollte Dir noch heute alles ſchreiben, ich bin aber zu ſchwach, und davon zu echauffirt. Morgen das Letzte! Adieu.

Aber doch noch! Du weißt, mit welcher Liebe und Einſicht ich Dir meine letzten fünfzig Thaler angeboten habe; und ſie ſind auch noch Dein, wenn Du kein anderes Mittel fortzukommen haſt. Haſt Du aber irgend andere, ſo gebe ich ſie nicht. Ich habe nichts zu irgend etwas Extraordinairem, zu keinem Flußfieber: lebe jetzt ſchon ſo eingeſchränkt, daß es meiner Geſundheit ſchadet. Denn ich brauche Zerſtreuung und gute Nahrung; beides kann ich mir nicht ſchaffen. Nun hab' ich noch das ziemlich bequeme Quartier — ohne den Entreſol; — brauchſt Du aber die fünfzig Thaler, ſo muß ich's Oſtern aufſagen, zu Michaelis; und muß die mühſamen Anſtalten treffen, auszuziehen während ich in Schleſien bin, und mir vor meiner Abreiſe ein Quartier ſchaffen. Eine mir unleidliche Sorge, bei den Erforderniſſen eines ſolchen für mich,

meine Gegend der Stadt, und meinen Preis, und meine jetzige Gesundheit, die sich im Winter unter den Umständen wohl nicht wird fassen können. Ausziehen muß ich des Preises wegen in jedem Fall: nur hab' ich, mit den fünfzig, ein Jahr länger Zeit: und bist Du in Berlin, häng' ich an der nachbarlichen Gegend gar nicht mehr; nur an einer edlen, und einem stillen Hause. Ich soll, Miethe und Holz zurückgelegt, von einem Thaler und sechzehn Groschen den Tag leben, d. h. die Mädchen bezahlen und nähren, kochen lassen, Brot, Getränk, Zucker, Licht (Bougie, wenn ich auch nur Eine brenne, Lichte, und Oel), Kaffee, Thee, Wein halten; Kleider, Abgaben, Almosen, oblique Ausgaben — das ist das Meiste, genereuse! — meinen Arzt! unmöglich! Nun aber, auf meine Ehre! mußt Du doch das Geld, — welches ich doch Gott Lob! habe, — wenn Du nicht anders loskaufen kannst, mit keinem anderen, — nehmen. Kurz, vous en usez avant d'en avoir d'autre. Dich frei zu wissen, ist mir das Wichtigste. Kannst Du mir's nachher wiedergeben, deste besser! Ich muß doch ganz aufrichtig gegen Dich und mich sein. Und Du machst mir nicht eine solche Szene wie die mit Buquoy, und auf der Wurst, und dergleichen wie in Teplitz! Ich muß bei Gott! sonst nach Potsdam zu Marwitz laufen, denn aushalten kann ich nichts mehr (das habe ich diese Woche erfahren bei einem leichten Domestikenärger), und will auch nichts Unwürdiges mehr, von Dir, meinem einzigen Freunde, gar nicht. Prüfe, und stärke Dich, eh' wir uns sehen! ich weiß, Du kannst alles. Ja, ja! Könnte Dir Baron Stein keine Empfehlungen hierher geben? Auch mache Dich darauf gefaßt, nicht so splendid wie in Prag zu leben, und keine bonne chère zu machen: und sei nachher nicht überrascht, und übler Laune. Adieu. Ich kann auch seit meiner großen Migraine wenig lesen, obgleich mir Marwitz Tische voll Bücher legt. Ich bin beinah nicht aus, und sehe wenig Menschen; der Gesundheit, der Wagen, der Kosten überhaupt wegen.

Es tutet 12 Uhr. Noch ein Wort. Varnhagen! ich sehe Dir ernst in die Augen; und schmeichle Dir sehr jetzt! Mißverstehe meine Worte nicht, die ohne Ton und Blick hier stehen! Sag mir nicht etwa, Du willst nun die fünfzig Thaler nicht. Vergiß nicht, daß Deine Freiheit mir das Wichtigste ist, und sein muß — nicht aus Pflicht etwa verstanden — und daß es ganz von Dir abhängt, daß auch Deine Nähe mich

sehr glücklich macht. Nur laß mich zu Ostern Deine Pläne wissen. Gute Nacht! Ich umarme Dich jetzt zärtlich. Laß Dir's auch nicht leid sein! denn wisse, zunächst und zuerst, ich wollte es nur nicht eher sagen, bis es Noth war, verwahrt' ich die fünfzig Thaler für Dich, zu Deinem Kommen: denn als ich sie weglegte, wußte ich noch nichts von der Schmälerung meines Lebens; ich sparte sie mir kärglich von der Reise; that manches desfalls nicht. Gute Nacht! Verstehe mich wohl!

Sonntag Mittag 3 Uhr.

Es war grade so wie ich es befürchtet heute, mit den Störungen, die langweiligsten, gräßlichsten, und doch unvermutheten, mich überfallenden Familienbesuche, und Frauenbesuche, ich bin ganz erstorben. Gnädiger Gott! dergleichen ertrag' ich nicht mehr. Empfehle mich Frau von Pflugk und Fräulein Pape. Auch den Heer's bitte ich mich zu empfehlen. Daß Josephine Pachta so beschränkt ist, weiß ich sehr wohl: dies allein machte, daß ich nicht gleich, als ich sie kannte, bei ihr blieb. Nicht allein ich will mich absolut mit höchster Einsicht nicht beschränken; und hätte ich eine dahin neigende Natur, so würde ich mich zum Gegentheil zwingen; sondern, ich kann mich nicht beschränken, und könnte diese meine Natur nicht bezwingen. — Lieber, ich habe alle meine Papiere durchsucht, und kann keine Gedichte von Dir finden. Ich möchte vergehen! aber machen kann ich doch keine! Dein Stammbuch — sag mir um Gotteswillen, was Du damit willst — schicke ich Dir nächstens. Dem Prinzen von Hessen-Philippsthal kann ich doch de but en blanc nichts zuschicken! Es soll es ihm aber irgend Einer appliziren. Denk Dir, daß ich vorgestern Abend einen Brief an Dich auf die Post sandte, in der Idee, es sei Donnerstag, es war aber schon Freitag. Und nun wird er wohl mit diesem zugleich ankommen. Wenn Du es für nöthig findest, kannst Du Clemens die Versicherung geben, daß es ist als ob das Grab seinen Brief gelesen hätte. So ist es auch. Gestern erst erhielt ich Deinen. Adieu.

R. R.

Ich denke ich soll wahnsinnig werden für Glück, wie Goethe immer in die hehe Kammer geht, „die Gewitter abzuwarten". In meiner tiefsten Kindheit that ich das auch schon, und noch

berücksichtige ich alle Quartiere danach, ob man zu einem Gewitter viel Himmel sieht. Jetzt hab' ich Elende auch das nicht. Worauf dies aber alles in einem Menschen deutet, das weiß ich; und seine Konstitution kenne ich auch. Erinnerst Du Dich des Gewitters in Charlottenburg, wo Du mit Markus und Bribes ankamst? da fürchtete sich die Schwägerin, und ich wurde ganz grausam: ich hasse die Leute, die sich vor Gewitter fürchten. Adieu! Nestitz wird über Berlin quer-ein schimpfen. Rechne ab. Lebe wohl!

An Rahel.

Prag, den 20. Januar 1812.

O meine geliebte, theure Rahel, wie soll ich Dir genug danken für Deine liebevollen Briefe, die mich bis zur Bestürzung mit fortdauernden Liebesthaten überschütten! Wisse nur, ich hatte mich schon zitternd darein mit gesenktem Haupte ergeben, daß nicht ohne Wechsel ich in dieser schönen Witterung stehen würde, und erwartete nach Deinem zärtlichen Briefe mich von Hagel und Schlossen wieder gescholten zu sehen, aber Du strahlst nur gütiger und wärmer mich an, und ich sehe mit Entzücken an meiner Seite alles glänzen und prangen! Ich war zu Thränen gerührt über Deinen ersten Brief, ich fühlte mich glücklich und beruhigt durch Dich, geliebte Rahel, und wie begeistert sah ich in die Welt hinein, voll Muth und Jugendgluth. Könnt' ich Dir nur sagen, wie Deine Briefe immer zur rechten Zeit kommen! Bundestruppen, auf die ein kluger Feldherr im entscheidenden Augenblick gerechnet, die eintreffen, und den Sieg aus schon halb verlorener Schlacht herauskämpfen. Dann kam zwei Tage später, gestern, Dein zweiter Brief; ich kann ihn gar nicht beantworten heute, ich schreibe Dir nur, damit Du nicht ohne Nachricht von mir bleibest. Ich werde bald stillere Muße haben, Dir ausführlicher zu schreiben, denn Bentheim reist in acht Tagen nach Wien, wo er wohl zwei Monate bleiben wird, während ich hier bleibe. Er hätte mich auch ohnedies nicht mitgenommen, aber daß Trogoff mit ihm fährt, und also kein Platz im Wagen bleibt, wäre für jetzt ein unüberwindliches Hinderniß gewesen. Mir thut es in vieler Rücksicht leid, aber in mancher kann es mir lieb sein,

hier zurückzubleiben, glaube mir's. Er wird ſich dort der Verlegenheiten genug anſchaffen und ich hätte ſie zu theilen gehabt. Hier kann ich Dir übrigens mit Gewißheit ſagen, daß ſeine Umſtände ſpäteſtens im Juni eine ſolche Hauptkriſis erleiden, daß mir höchſt peinlich und vielleicht verderblich wäre, dann noch bei ihm zu ſein, zumal ich ihm nicht im geringſten nützlich ſein könnte. Durch dieſe Reiſe nach Wien aber, da er mich zurückläßt, löſt er zuerſt die bisherige Geſtalt unſeres Verhältniſſes auf, und ich kann ihn mit größerem Rechte ſpäterhin auch verlaſſen, was ich doch nicht ohne leiſen Vorwurf meines Herzens gethan hätte. Sage nicht, ich hätte ja Dich auch ſchon ehemals verlaſſen, warum ich denn jetzt ſo zart ſein wollte? Von Dir ging ich jedesmal in Verzweiflung in ein trübes Loos, von ihm gehe ich, um glücklich zu ſein. Es bleibt ausgemacht, daß ich zum Frühjahr zu Dir, nach Berlin komme. Ueber die Mittel und Wege dort will ich mir nicht bange ſein laſſen, ſeitdem ich durch Deine Güte über die Mittel zur Reiſe geſichert bin. Selbſt wenn Du nach Schleſien gehſt, finde ich doch Neumann, der ja jetzt wieder ein freier Student iſt, Fouqué, bei dem ich auch Monate lang umſonſt leben kann, und andere Freunde. Ich hoffe aber beſtimmt, die Reiſe noch von meinem eigenen Gelde beſtreiten zu können: 10 Dukaten wird mir wohl der Bentheim in Wien für den „Britannicus“ ſchaffen, ein paar Louisd'or ſind mir von Cotta gewiß, und wenn die kleine Schrift über Goethe zum Druck kommt, oder meine Novelle angenommen wird für den Cottaiſchen Damenkalender, eins von beiden kann ja leicht geſchehen und vielleicht beides, ſo hab' ich noch 6 oder 8 Louisd'or mehr. Was Du mir über die 50 Thaler ſchreibſt, iſt mir vollkommen einleuchtend, ich ſehe ein, wie Geſinnung und Lage ſich zu eigener Weiſe der Betrachtung hiebei verknüpfen, und kann Dir nur aus innigſtgerührtem Herzen danken! Daß Du mir ſchon jetzt die Sache vertrauſt, um mich bis dahin nicht in der Ungewißheit angſtvollen Troſt zweifelhafter Hoffnung ſuchen zu laſſen, rechne ich Dir ſehr hoch an! Jede Faſer Deines Weſens, Deines Gefühls und Deines Sehens, erkenn' ich durch mein ergebenes, überzeugtes Gemüth' — Um mir den Erfolg des „Britannicus“ zu ſichern in Wien, betreib' ich eifrig die — gratuite — Aufführung in Prag, die vielleicht in fünf Wochen ſchon Statt findet, bis dahin habe ich viel zu thun, mit dem Direktor, mit Abänderungen, mit den

Schauſpielern, mit Leſen. Doch geht das alles in einer beſcheidenen Stille vor ſich, und ohne daß mein Eifer als ſolcher hervortrete, auch wird mein Name nicht genannt. In Wien iſt mir gar nichts an der Aufführung gelegen, wenn ſie's nur bezahlen. Die Zeit reut mich am meiſten: wie könnt' ich fleißig lernen ſtatt ſolchen Treibens, das ſich mit meiner ganzen Noth an Kenntniſſen und höheren Richtungen ſchlecht verträgt! Aber ein bischen Geld muß mir jetzt mehr ſein, als eine ganze Staatswirthſchaft und alle Reichthümer der engliſchen Sprache. Indeß auch darin thue ich, was mir nur möglich iſt.

Wegen meines Adels habe ich nach Hamburg dringend um meine Taufſcheine geſchrieben, und nach Potsdam an Natorp einen Brief, den Dir Neumann zeigen wird. Ich forſche inzwiſchen auch hier nach dem gedruckten Buche. Kann ich die fehlenden Zwiſchenglieder durch erſt mühſam und weitläufig aus Weſtphalen zu erlangende Urkunden einſchalten, und Bentheim iſt noch in Wien, da kann er perſönlich beim Kaiſer es wohl durchſetzen, aber ich zweifle, daß alles zur gehörigen Zeit beiſammen ſein wird; auch gehen die Geſchäfte bei uns ſo langſam, daß ich vielleicht ſchon aufgehört habe, dem Kaiſer zu dienen, bevor meine Sache zum Vortrage kommt. Inzwiſchen wollt' ich doch ſehen, wer mir etwas anhaben wollte! Reiten, Spötteln u. dergl. verliert ſich bald vor ſtandhaftem Ernſt, der gar nicht dergleichen thut, und nöthigenfalls würde ich mit ein paar Piſtolen raſch bei der Hand ſein. Ich heiße ſo, und niemand kann und ſoll mir's wehren. Doch will ich gewiß nichts verabſäumen, ſchon weil Du es wünſcheſt; auch Stein meint, es ſei beſſer. Mein Brief an Natorp wird Dir gewiß angemeſſen dünken: ich möchte Dir alles gleich zeigen, was ich glaube gut gemacht zu haben!

Neſtitz iſt noch nicht hier; wir wiſſen nicht wo er bleibt, ich freue mich aber recht, ihn wiederzuſehen, und den Traum und die Erzählung von Louis Tod ihm abzugewinnen. Er wird hier ſehr erwartet; ſeine Freundin, Mad. Brede harrt ſeiner als eines Retters, denn ſächſiſche Schulden verfolgen ſie hieher, und er wird ſie gewiß großmüthigſt bezahlen.

Vor einigen Tagen kamen von einem Staatsrath Klüber aus Heidelberg einige Anfragen in Bezug auf meinen Aufſatz im „Morgenblatt" über das alte Schloß Bentheim. Er wünſchte mehreres genauer zu wiſſen, und ich habe ihm nach meinen

Kräften mit aller gelehrten Freigebigkeit zu willfahren gesucht. Nach dem, was ich später erfahren habe, ist ein großer antiquarischer Streit dieses Gelehrten durch meine Angaben von mir unbewußt gegen seine Behauptung entschieden worden.

Die Geschichte mit Brentano war einfach diese: ich sollte ihn zu Meinert führen, und da sagt' ich ihm, er müsse mir aber versprechen, sich zusammen zu nehmen, und nicht, wie ihm oft unwillkürlich geschehe, beleidigend zu werden, ich verstünde das wohl, aber nicht jeder, zu würdigen. Als er dann die Thatsache läugnete, führte ich ihm an, wie er neulich dem Buchhändler Temsky, als dieser sagte, er sei aus Heiligenstadt, mit hastiger Freude höhnisch entgegengerufen: ach so sind Sie aus der lächerlichen Stadt? — Du kennst diese Art, die mehr in Ton und Miene, als in Worten liegt. Da bracht' er nun mancherlei durcheinander, sagte, die elenden Leute könne er gar nicht beleidigen, die müssen froh sein, daß er ihnen nicht Ohrfeigen gebe, u. dergl., läugnete, daß er mit den Leuten wie Temsky, und solche, umginge (obwohl er sie doch täglich stundenlang besuchte), wollte von der Mad. Brede, in die er verliebt war, die ich ihm auch anführte, als eine, die so ohne Noth von ihm wäre in meiner Gegenwart vielfach beleidigt worden, gleichfalls sagen, er sei nicht mit ihr umgegangen (da er ihr doch während vierzehn Tagen täglich einen Bogen geschrieben hatte), und wollte zuletzt mich als ganz toll und abentheuerlich mit meiner Forderung darstellen. Dieses Läugnen von Thatsachen und Umbiegen von Worten erbitterte mich, und ich sprach kurz und wahr. Sein Brief rührte mich als von seinem Gemüthe her, aber für den Verlauf der Sache hat er mich, der ich so leicht Reue fasse, mit keiner Ueberzeugung erweicht. Uebrigens, als wir vor acht Tagen darauf dann bei Meinert waren, betrug sich Clemens außerordentlich gut, und fragte nachher mit Selbstgefallen: Nun, war ich denn nicht ganz mild und gut? — Ich las ihm gestern Abend bei mir vor, was Du über ihn schreibst, er nahm es ganz schön auf, halb betroffen, halb gerührt, und sagte mehrmals schöne Lobesworte über Dich: das ist eine sehr geschente Frau, ja, das ist ein sehr gutes, unbefangenes Wesen u. dergl., aber ihm ist entsetzlich peinlich, sich in irgend einer Verfassung zu sehen, wo er auf eine Art bezwungen ist, und so mochte er nicht bei seinem Unrecht verweilen. Ihm, der leicht, ohne Konsequenz und Ordnung, jeden Gegenstand, der sich, einerlei ob in Wahr-

heit oder Lüge, als gegeben vorfindet, mit Witz und Sprüchen behandelt, und das Menſchliche inſofern einer allgemeinen poetiſchen Anſicht untergeordnet, war jeder unüberlegte frühere Tadel gegen Dich nach ſeiner Meinung richtig, weil es ihm gleich galt, ob der Gegenſtand ein wirklicher, wahrhafter Menſch, oder ein überkommenes, oder ſelbſtgemachtes Scheinbild deſſelben war, und nur dem letzteren konnte es gelten. Den Hauptpunkt in Deinem Briefe, wegen ſeiner und Bettinens Unmenſchlichkeit, und daß Du ihnen nicht erlauben wollteſt ordinair zu ſein, hat er nicht ſo tief und bedeutend aufzufaſſen vermocht, die Sünde, den Frevel darin verdeckte ihm ſeine dichteriſche Einbildung, die mit den Gegenſtänden und und ihren Afterbildern ſo ſpielt, daß ſie ſie bald verwechſelt, und wohl gar das Nichtſeiende durch das Denken als Seiendes ernſtlich annimmt. So rein, wie Du, meine Rahel, ſo züchtig und ehrbar im innerſten Gemüth und im freieſten Spiel des äußerlichſten Geſprächs iſt kein Anderer mehr! Ich verehre Dich mit ſcheuer Innigkeit, Du Liebe, die Du im heiligen Herzen keinen Schmutz je aufnehmen kannſt! Clemens wird Dich, wenn er nach Berlin kommt, jetzt gewiß beſuchen, nur fürchtet er, Du möchteſt ihm zu geiſtreich ſein, und dann werde ihm ganz weh; wenn er mit Bettina ſei, lälberten ſie nur, und mit Arnim mache er lauter Poſſen, dabei ſei ihm viel wohler. Ich habe ihm darauf genug geſagt; ein närriſcher, lieber Menſch iſt er, aber gewiß deſto mehr muß in ihm das abgeſchmackteſte Vorurtheil mich erbittern. Er bekannte, daß gewiß ſonſt niemand, wie Du, ſo großartig und unſchuldig fortfahren könnte den mit Liebe zu betrachten und einzuſehen, welchen man in ungerechtem, bitterem Vorurtheil gegen ſich befangen weiß. Ich bin dennoch voller Zorn, wenn ich daran denke! Meine Rahel, meine angebetete Rahel ſoll nicht deren gewiß ſein, die ſie für die Ihren erkennen will? Er muß Dich mehr lieben, mehr verehren als ich, wenn ich ihm das je vergeſſen ſoll! Darum bin ich auch minder mitleidig, über das Schickſal, das ſeiner harrt, wenn unſer Teplitzer Sehen zur Sprache kommt. Warum war er auch damals ſo dumm!

Joſephine iſt etwas krank; Meinert ſehr beſorgt. Sie grüßet Dich von Herzen. Ich glaube, ich könnte ſie ſehr amüſiren mit meiner Lebensanſicht und Einſicht, aber ſie iſt gefangen in Meinert's verſtändiger Abrechnung der Dinge, die aus einem verſtändigen Nachdenken alle Philoſophie aufbaut. Sein

Verſtand hat ihm auch in der Dichtkunſt alles geliefert, was er brauchte, die Gränzen fanden ſich von ſelbſt, und ſo die Beſchränkung. Meinert veredelte ſich durch die gräfliche Frau, und man ſieht es ihm an, daß er getragen iſt in höherer Sphäre; die Frau mußte aber umgekehrt ſich verbürgerlichen durch den Mann, und man erkennt, daß ſie herabgezogen iſt. Allein auf der anderen Seite verdankt ſie doch vieles, nicht nur an Glück und Genuß, ſondern auch an Karakter dieſem Manne, der mir nur weniger lieb iſt, als vorher, ſeitdem ich aus ſicherer Quelle erfahren, daß er Joſephinen, durch die er doch außer der Geliebten auch noch alles andere hat, z. B. Reitpferd und lederne Hoſen und Bücher und feine Hemden, öfters hart und grob behandelt habe.

An Goethe ſchreib' ich dieſe Woche. Ganz wie Du es verlangſt, gewiß dankbar, ergeben, und ohne Dringen. Doch will ich mich litterariſch an ihn wenden, und ihm den „Britannicus" für Weimar anbieten, leiſe genug ſoll es geſchehen, fürchte nichts! Ueber ihn nächſtens mehr.

Lebe denn wohl, mein geliebtes Herz, und bleibe mir hübſch geſund und munter! Ich küſſe Dich viel tauſendmal, und drücke mich innig ſchmiegend an Dich! Leb wohl, meine Rahel!

Ewig Dein treuer Varnhagen.

Mein Stammbuch wäre mir ſehr lieb; ich möchte hier gern viele Namen darin ſammeln. Dem Prinz könnteſt Du's immer de but en blanc ſchicken, es iſt ein guter, armer Junge.

Sieh, wie mein lieber Fouqué von meiner geliebten Rahel ſchreibt! Ich empfinde dabei die reinſte Freude, als wäre jedes ſeiner Worte in meinem eigenen Herzen für Dich aufbewahrt! — Grüße die Freunde, beſonders Marwitz und Harſcher! Auch Wilhelmine Schede beſtens! Dein

Varnhagen.

An Varnhagen.

Was für ein herrliches Gemüth iſt Rahel! Sie hat mir meinen Brief mit Worten erwiedert, welche die Seele zugleich entflammen und kühlen, mit Worten, wie ſie vielleicht in keines anderen Menſchen Gewalt ſtehen. Und wie groß, kräftig und zart hat ſie das alles aufgefaßt, und im hellen Lichte wiedergegeben! Ich bin zu einem zweiten Briefe dadurch erweckt worden, in welchem ich ihr noch von einer anderen, von der

religiösen Seite, mein Herz aufthat, wohl wissend, wie verschieden wir dorten anschauen, aber unfähig, ihr eine so geheiligte und mein Leben durchstrahlende Stätte meines Inneren zu verbergen, überzeugt auch, daß Rahel alles Mißdeutens unfähig ist. Feuqué.

An Rahel.

Prag, Freitag, den 24. Januar 1812.

Du empfängst, meine geliebte Rahel, mit diesem Briefe wahrscheinlich zugleich einen von Brentano, wenigstens früher kann er nicht kommen, als der meine. Ich sah ihn heute früh, er las mir die ersten Seiten seines Briefes, den zu schreiben ihm wider mein Erwarten eingefallen war, sogleich vor. Ich wurde betrübt über die verwerrene Laune, die ich für Dich zu schlecht fand, und schwieg erst lange; dann aber dacht' ich plötzlich: nein, so will ich es nicht bewenden lassen, und fing an zu reden; bei aller Gluth blieb meine Rede einfach und überzeugend, auch sagte Clemens sehr ernsthaft zu mir: Sie reden wie ein rechtschaffener, braver Mann, und nun ich das alles weiß, will ich auch noch ganz anders schreiben und alles Gute. Nach einigen anderen Worten verließ ich ihn. Auf den Abend sah ich ihn im Buchladen wieder, er las mir das Uebrige, und ich fand mit mißmuthiger Verwunderung eine leichtfertige, gar übelangeordnete Blumenlese aus dem, was ich gesagt hatte; um witzig zu sein, hatte er Bilder und Formen aufbewahrt, und, sich selber eigentlich zum Spott, die innere Bedeutung davon, die ihn doch ergriffen und gerührt hatte, vergessen. Ein Wort der Mißbilligung von mir hätte vielleicht seinen Brief vernichtet, ich schwieg aber ganz still, und wollte auf das Zurückbehalten oder Abschicken desselben keinen Einfluß haben. Wie es auch sei, Deinen Antheil wird er immer erregen, so wie er den meinigen erregt hat, ungeachtet ich darin wenig geschont werde. Sollte das Verlesen eine Versöhnung des Inhalts bedeuten? auf jeden Fall ehrt er mich durch das Vertrauen, mit dem er wagt, mir zuzumuthen, daß ich unbefangen meiner Verspottung als einem Lustspiel beiwohnen soll. Ich erkenne tief die Wahrheit von vielem, was er von mir sagt, und bin nie gesonnen, mich höher anzuschlagen, als ich mich werth fühle, worüber mir keine Täuschung waltet: allein frech bleibt es immer, das Badewasser zu untersuchen,

um zu erfahren, welcherlei Schmutz einer sich abgewaschen hat, und bin ich auch noch nicht rein, so kann ich doch sagen, daß ich hoch über meinen Fehlern stehe. Eine Anmaßung ist es von Brentano, daß er sich vornehm über unsere Art zu schreiben, zu denken, und alles zur Einsicht bringen, verwundern und lächeln will. Er selbst ist mehr, als wir sogar, so gewendet in seinem Geiste. Hat er nicht etwa mir selbst allerlei Schilderungen von mir aus seinen Briefen vorgelesen? Hat er nicht etwa ganze Tage verbracht mit Aufschreiben aller seiner Gedanken und Schritte in Briefen an Mad. Brede, die ich vor ihr gelesen habe? Ist nicht dieser sein Brief an Dich der treffendste Beleg einer verwunderlichen Sonderbarkeit, die er darin finden will, daß ich Dir seinen Brief geschickt, und Du mir darauf geantwortet hast? Sorgfältig über ein Pettschaft, eine Miene, ein Möbel, kennt' er an Mad. Brede lange Auseinandersetzungen schreiben, Lieder dichten, Nächte durchwachen zu Hause und unter ihrem Fenster, und das alles mit beständigem, gegen mich deutlich ausgesprochenem Bewußtsein der lügnerischen Spielerei, die ihm auf einige Wochen das Herz erwärmte. Und dann, als die flüchtige Schauspielerin seinen „geschnörkelten, gefnöppelten, kritzlichen, schnippelichen" Ausführlichkeiten kaum antwortete, und ihn selber wohl gern hatte, aber auf den brieflichen Bericht seiner Gefühle kaum Rücksicht nahm, hat ihn grade das so erhitzt und aufgebracht gegen die arme Frau, daß er damit geendigt hat, Spottlieder auf sie zu machen, und durch meine Hülfe alle seine Briefe ihr wieder zu entwinden. Er verklagt uns des Geistreichthums in unseren Mittheilungen, und er läßt schriftlich oder mündlich kein Wort unangetastet, ob es sich nicht dem Witze günstig zeige, und die Freudenmädchen sind dem geübten Libertin freilich meist willig! In diesem allen liegt eine Unwahrheit und Selbstsucht, die mir den Eindruck dessen, was er oft so wahr und tief ausspricht, wieder auslöscht, und die Liebe zurückstößt, zu der ich mich für ihn geneigt finde. Ich habe ihm das alles schon gesagt, und vorgehalten, aber er vergönnt der Wahrheit keine Kraft, als nur wenn sie auf seinem eigenen Boden gewachsen ist, jede von außen eindringende, wenn er sie auch als ächt zugesteht, behandelt er doch wie Kontrebande. Dieser Zug in ihm ist unmenschlich, und alles Gütige, Mitleidige, Schonende mit der heiligen dunklen Scheu vor dem schaudervollen Beben eines tiefen Lebens dadurch ausgeschlossen. Mir hat noch nichts von

ihm so mißfallen, als sein Brief an Dich, besonders die zweite Hälfte, die nur ein unredlicher Versuch ist, die Achtung, die er Dir insgeheim hegen muß, zu umgehen; und so befleckt seine Darstellung vorzugsweise die Punkte, von welchen aus er am meisten Deinen Werth erkennen mußte, und verschreit, zu seiner eigenen Bethörung, in mißhandelnder Wiederhelung, die Töne der einsichtsvollen Begeisterungsstimme, die ihn aus meinem Herzen entzückt hatten. Vielleicht lindert Dir, meine geliebte Rahel, diese meine Begleitung seines Briefes, den unangenehmen Eindruck, den Dir das Lesen desselben mehr oder minder gehässig inmitten vieler Ermunterung zurücklassen muß, und dies war meine Absicht. Ob Du ihm antwortest? ich will es Dir nicht abrathen, aber Dir auch keineswegs zureden; mit Treue wird er Deine Antwort, wenn auch aufnehmen, doch im Verfolg der Tage nicht bewahren. Es ist auch falsch, daß ihm nur Reitel und ich Gutes von Dir gesagt hätten: er hat mir selbst erzählt, daß Arnim, sein Abgott, Dir ehmals mit verehrentster Anhänglichkeit und Bewunderung zugethan gewesen, aber jetzt, weil ihm eingefallen, Du seist eine Jüdin, von Dir abgelassen hätte. Warum verschweigt er das? vergessen kann er es nicht haben. Wer soll ihm aber Gutes von Dir sagen? Alle die es könnten, von welcher Seite immer, Wolf, Schleiermacher, Fichte, Fouqué, Neumann, Schede's, Reimer, die Sander und Herz, alle sind ihm nichts, und nur Görres in Koblenz, Grimm in Kassel und Savigny sind ihm etwas, außer Arnim, der allein von diesen Dich kennt, und in den Ausdrücken über Dich, nach Brentano's Erzählung, nicht viel anders überströmend gewesen sein muß, als ich. Was soll man nun mit so viel Unsinn anfangen? Diese Verworrenheit und Zuchtlosigkeit in Gedanken und Empfindungen sind mir zuwider und ermüden mich schon, und in der Mischung von albernem Vorurtheil geht auch der tiefste Verstand verloren. Ich breche ab, um sobald nicht wieder darauf zu kommen. —

So weit hatte ich vor mehreren Tagen geschrieben, und seitdem keinen Augenblick zum Weiterschreiben gefunden. Ich habe den Schauspielern meinen „Britannicus" vorgelesen, und den größten Beifall gefunden; wenige Zeilen nur fallen weg, und noch wenigere bedürfen einer Veränderung. Das Stück wird recht gut aufgeführt werden, und wird wenigstens die Gunst, die es vor seinem Erscheinen findet, auch nachher behalten. Den Rest der Zeit war ich mit dem Obersten beschäf-

tigt; gestern im Schlitten mit ihm, und dann, mir zum größten Widerwillen, auf dem Balle. Er befahl mir fast, hinzugehen (er ging mit anderen Leuten), und das bloß um meinetwillen, damit ich Vergnügen hätte, und so zwang er mich seltsam genug viel Geld auszugeben, das ich lieber noch in meiner Tasche wüßte. Sonderbar gehen solche Angelegenheiten in seinem Kopfe. Die bevorstehende Abreise setzt schon jede Stunde alles in Bewegung; und jede Berechnung der Zeit, der Geschäfte, des Aufwandes und Ersparens, schlägt fehl. — Gestern, als ich vom Schlitten stieg, hört' ich meinen Namen hinter mir schreien, ich gehe dahin und finde Nestitz, der mich mit herzlicher Liebe bewillkommte, mir gleich von Dir erzählte, daß Du sehr gütig gegen ihn gewesen, und er Dich nur nicht ganz so oft gesehen, als er gewünscht. Wir gingen zwei Straßen zusammen, dann mußten wir verschiedene Wege einschlagen, er erzählte mir nur noch eilig, daß ihn in Hamburg alle Leute nach mir gefragt, und zwar Leute, die ich nicht kenne, daß er dann wie Reineke erst den sich Besinnenden gespielt, dann aber plötzlich ausgerufen habe: Ah der Varnhagen, der bei Wagram ꝛc. ꝛc. Und wenn auch das letztere gelogen sein sollte, um mir etwas Angenehmes zu sagen! Ich soll auch eine Schrift mit ihm durchgehen, die er über das nördliche Deutschland aufgesetzt, und unserem Chef des Generalstabs, Grafen Radetzky, einem sehr lebhaften, fleißigen, thätigen Manne, der große Gedanken wenigstens auffaßt, mittheilen will. So bleibt er wohl einige Zeit hier, und ich finde alle Muße, ihm Traum und Todesfall abzufragen und aufzuschreiben.

Friedrich Schlegel giebt den Kindern des Fürsten Johannes Liechtenstein Unterricht in der Universalgeschichte; litterarische Vorlesungen wird er bald anfangen. Mich hat er durch seine Frau auffordern lassen, an seinem „Deutschen Museum" zu arbeiten, und namentlich soll ich etwas aus meiner Pariser Reise geben, das geht aber nicht an, und ich weiß überhaupt nicht, ob ich ihm etwas dazu schicke, das „Museum" gefällt mir nicht. Dorothea meldet, daß gewisse blaue Augen meiner noch nicht vergessen hätten, und ich oft mit Antheil erwähnt würde. Was mich aber sehr bestürzt hat, ist die Nachricht, daß der liebe Willisen seit längerer Zeit darniederliegt, und wir ihn vielleicht verlieren werden. Ich kann mich der Thränen nicht enthalten, wenn ich diesen Schmerz denke. Sage es

mir besonders davon ein leiser Versuch ganze Nächte, und Ausgehen durch die Kälte dasselbe; ich bin wohl öfters ganz verzweifelt, klage aber aus dem reinsten, tiefgefühltesten, stärksten Ekel nicht mehr: bin auch seit gestern, ohne alle Ursache, außer, daß ich in einigen Tagen der Zerstreuungen wegen, die mir meines Bruders junge Ehe abzwingt, gar nicht zu lesen versucht habe, körperlich vergnügt, wegen zwei Nächten Schlafs. Ernestine, Mad. Robert ist angenehm — hübsch. Vorgestern hatte ich die Familien, Hamburger Fremde, Minna Spazier, die ich oft und gerne sehe, Fouqué und Marwitz zum Thee. Wolf, der Minna kennen lernen wollte, ließ mir spät absagen. Marwitz war seit Freitag bis gestern in Erbgeschäften hier. Wir sprechen uns ganz klar.

Fouqué sah ich viermal; er veralbert sich ganz. Trotz seines Lobes, welches er mir zukommen läßt, muß ich's finden, und Dir sagen: Minna Spazier war in demselben Sinne ganz erstaunt, ihn kennen zu lernen, seines Aeußeren wegen, so Marwitz, so Markus. Er sprach, wie immer — ohnerachtet seiner Briefe, mit denen er mir ernste, gutgemeinte Antworten abpreßt — nichts mit mir. Aeußerte sich aber über Goethe'ns Leben so gegen mich, daß er eine unverständliche Welt zwischen uns schob, und auch ich perplex in Stummheit sank. Er habe keine Religion, Goethe. Er spräche von Abrahams Göttern, nicht von Gott. Dann sprach mir Fouqué von seinem Christenthum. Das muß ihm Herr Jesus verzeihen: denn er denkt es im Ernst zu meinen. Noch erzählte er mir, er habe mit Fichte'n eine halbe Nacht über diesen Gegenstand gesprochen; der sei, dem Kopfe nach, anderer Meinung darüber als er; die Herzen wären aber einig! — Dafür hat ein Höherer gesorgt! „nennt es Gott, nennt es Natur". Fouqué bringt in der Beweisangst den Magnetismus drunter; und auf Fragen von mir, sagte er mir: es wären allerdings auch vor Christus Menschen erlöst gewesen, aber aus bloßer Ahndung und Vergefühl seines Kommens! — Ich kenne sehr wohl diese Art von Beweisführung, und Aufdamung von Systemen; jeden beliebigen Punkt in der Natur kann man sich wählen, und daherum den Rest des Universums spielen und sich bewegen lassen: geschieht dies aber befangen und eigensinnig, so mag der Erfinder noch so geistreich sein, er wird närrisch und risirt es zu bleiben. Ein großartiges Verfolgen aller nur zu erfindenden Systeme, ein solches Losjagen davon, ein starkes Er-

geben in alle Möglichkeiten, die ein höherer Geist in seinen Händen hält, ein natürliches Anerkennen der Dinge, die für uns sind, ein ehrliches Verfahren in den Tiefen unseres eignen Geistes, dies dünkt mich ist fromm, und gottgefällig; und gefällig allen seinen Gesandten und Geweihten. Basta!

Frau von Fouqué sah ich zweimal, einen Mittag aß sie unverhofft, — weil sie mich einmal verfehlt, und keine andere Zeit mehr hatte, — mit ihren Töchtern bei mir, Marwitz blieb auch, Hanne hatte ich für Clara genöthigt. Frau von Fouqué ist ganz liebenswürdig. Aeußerst wahr in allem. Ganz natürlich: und freundschaftlich und gut mit mir. Sie hat unser Aller höchsten Beifall. Heute Morgen ist Robert mit ihnen nach Nennhausen gereist. Sie frug mich nach Dir, und nach Deiner Uniform, und meinte, sie müßte Dir sehr gut stehen. (Meine Schwägerin! — Sie war nicht zehn Minuten hier.) Sie ist in allem so gütig und unbefangen, als wie sie dies sagte.

Gestern schickte mir Schleiermacher was ich Dir hier einlege. Also der ist gut mit Dir. Wenn Du kommst, Lieber, ich bitte Dich, mache nur alle Leute wieder gut und keine neue böse; es ist mir unerträglich; und in jedem Briefe werd' ich Dich darum bitten müssen. Ich bin gar keine Zänke und Szenen gewohnt; und eine gewisse Tagesruhe und Ebenheit ist der ganze Rest menschlichen Glücks, was ich besitze; dies und persönliche Unabhängigkeit, sehr von meiner Börse, aber von keinem Menschen beschränkt. Ich bitte Dich um Gottes willen! raube und störe mir dies Letzte nicht!! Teplitz steht mir zu sehr vor der Seele mit seinen unsinnigen Szenen. Ich bin zu alt und zu reif dazu; und zu gerieben und zu krank. Und warum auch dies, Varnhagen? Du hast grade alle Mittel, Dich bei Menschen angenehm zu machen — und dies wird Deiner Lage nach noch besonders nöthig — und bei mir auch: wolltest Du das nicht? Ich bin mit Marwitz und Anderen ganze Tage, und ganz vertraut: und nie entsteht eine Szene; und keiner als Du macht mir den Vorwurf unvernünftig zu sein, unverträglich, und launenhaft: und mit Dir zanken sich so Viele. Auch weißt Du's sehr gut. Du liebst mich ja! Laß mich's empfinden! Leids ist mir, bei allen Himmeln! genug geschehen! Mich loben und lieben von neuem, trotz meiner äußerst beschränkten Lage, alle Klassen von Menschen meiner Geselligkeit wegen: sie ist nichts als Güte:

und die wollteſt Du nicht fühlen? ſie uns läugnen? Nein: Du wirſt beſſer ſein: und Herr dieſer unbegreiflichen Anwandlungen. Du haſt Dich ja ſchon ſo unendlich gebeſſert.

Neumann war — ſeit einem Jahre — Sonnabend bei mir mit dem Brief an ihn. Er ſchreibt Dir auch heute; und über Deine Angelegenheiten, und die Lage der Dinge hier. Du mußt durchaus Empfehlungen zu einer Anſtellung haben. Ich habe keine Kanäle. Kann Hr. von Stein Dir keine Empfehlungen geben? Weſtphalen werden befördert von ihren Landsleuten: aber ſag mir, wird Dir, welches mir mit Schrecken eingefallen iſt, die Nachſuchung Deines Adels nicht die Konſkription nachziehen? bei Entdeckung Deines Vaterlandes? oder Straffälligkeiten.

Nun möcht' ich Dir am Ende des Bogens gerne für alle Deine Liebesworte danken: ich habe Dir eben in dieſem Briefe nicht geſchmeichelt; ſei verſichert, ich fühle ein jedes, und nehme es in's Herz auf, wie es aus Deinem kommt: das iſt die Hauptſache; und ſo wird auch kein Betragen an mir vorbeigleiten. Du biſt noch über niemanden ſo tief und klarſehend geweſen, als über Clemens Brentano, und ſo wohlberedt und worttreffend: ich meine nicht allein in Deinem letzten Briefe; ich fand's ſchon früherhin, vergaß aber öfters es Dir zu ſagen. Sei wahr gegen ihn und ſanft. Seine Schweſter ſollte die vorige Woche eintreffen, ich weiß nicht, ob ſie gekommen iſt. Fichte, mein lieber Herr und Meiſter, hat mich durch Fouqué grüßen laſſen, und mir Vorwürfe machen laſſen, daß ich ihn nicht ſehe: mir ſehr erwünſcht: aber ich kann nicht in die Kälte gehen; ſie iſt jetzt erſt ſtreng. Grüß und pflege Joſephinen: es iſt ganz ſo wie Du von ihr ſagſt. Empfiehl mich Heer's, Hrn. von Neſtitz, wenn er wieder erſcheint, Graf Bentheim beſonders, und Varnhagen zu allem Guten!

Rahel

An Varnhagen in Prag.

Sonnabend, den 1. Februar 1812.

Vor ein paar Stunden gab man mir zwei Briefe, einen von Deiner Hand, und einen von einer fremden: erſt las ich

Deinen, der zweite war von Clemens Brentano: sag ihm, ich habe ihn erhalten.

Und nun Antworten auf alles was Du mir sagst. Alles was nun folgt, theile keinem Sterblichen mit, das fordere ich Dir auf Deine Ehre ab. Ich habe Verdruß genug gehabt. Erst wollt' ich Dir und Clemens schreiben, nämlich nur Dir, ich hätte zwar Deinen, aber nicht seinen erhalten; dann dacht' ich: er setzt sich hin und schreibt einen zweiten, und das wollt' ich wegen des Postgeldes nicht. Ich bin in meinem Leben nur dreimal beleidigt worden, einmal von einer Frau, das zweitemal von einem Mann, das drittemal, von Clemens. Bei mir entsteht das Gefühl von Beleidigtsein nur dann, wenn ich sehe, daß man sich eine Behandlung untersteht, die man nur glaubt mir unbestraft zufügen zu können: denn sich die Hölle anzuthun, fühlen sich die Menschen genug aufgelegt; sie fürchten sich nur. Im Anfang dacht' ich, ich hätte etwas aus Clemens Brief gelernt; nämlich, daß ich nicht soll klüger sein wollen, als alle Menschen, und glauben, ich habe eine besondere exquisite Manier auch Verrückte zu zwingen, und daß ich den hätte für boshaft halten sollen, den man so boshaft nennt; Freund und Feind. So ist es aber nicht: ich habe nichts gelernt; und muß künftig doch wieder selbst untersuchen; dumm wär' es gewesen, Clemens auf Hörensagen so zu glauben, und bornirt, nicht jedes, was vorkommt, dreist, und Lust selbst vorzunehmen. Ich schwöre Dir, daß ich nicht gewußt habe, daß es solche Bosheit außer den schlechten Büchern, worin ich sie immer falsch fand, giebt. Er spricht mir ja mit einem wüthenden Wünschen von meinem Tod, als wär' ich eine böse alte Kaiserin, die ein Serail von jungen Schönheiten hätte todtmartern lassen, worunter ihm eine Geliebte war. Er ist ein Esel; und weiter nichts. Und sag mir um Gottes willen, wo nimmt er das her, daß ich so sehr ambitionire, unglücklich sein zu wollen? Hunger wünscht er mir auch sous cape. Ich habe mich sehr geärgert — nachher die Ursach —, aber zweimal mußt' ich doch lachen; als er sagte, „ich sei sitzen geblieben" — und „ich sei nicht schön", damit meint er häßlich. Jetzt erst sind' ich es so gemein, wie in dem Bierhause hinter dem Teplitzer Garten; besoffen. Lachen mußt' ich, weil es so fehl schoß mit dem großen Effect. Betrübt aber, wie Du meinst, hat mich nichts. Mein Brief muß ihn gräßlich geärgert haben; und da er ihn nicht gut zu nehmen ver-

mochte, so ist das recht, und freut mich. Ich habe Deinen und seinen Brief Linen gegeben, daß sie sie in ihren Koffer legt; damit kein Bruder, kein Freund, kein Sterblicher ihn finden kann; ich will nicht erleben, daß sie mich könnten so beleidigen lassen: und will auch nicht, daß um solche Lumpensache Einer Verdruß hätte. Il y a des offenses qu'il faut dissimuler. Erschöpft haben Franzosen alle gesellschaftliche Verhältnisse. Du mußt aber komplet die Besinnung verloren haben, daß Du ihn diesen Brief abschicken ließest! So pronirst Du mich! und so läßt Du mich beleidigen, wenn einige Hiebe mich schützen können? Du wirst begreifen, daß es jetzt dazu durchaus zu spät ist: und das Ridikül auf unserer Seite wäre. Denn die Sache würde dadurch divulgirt; und Jesus und alles käme zur Sprache! Warum sprachst Du ihm von Pauline? Warum trägst Du mein Inneres zur Schau! Bedenke ja! jetzt, daß seinem Buckel eine Tracht Prügel nicht mehr schadet, als schon geschehen ist, und daß in Deinem Stande eine Berührung Dich entehrt. Warte also lange, auf eine andere, ganz günstige Gelegenheit. Nun kein Wort mehr der Schmach, in Koth getreten zu sein. Darum schrieb ich auch noch heute zur morgenden Post, damit heute alles darüber vorbei sei. Ich danke Dir für Deine Besorgniß; obgleich ich Dir für was anderes danken möchte. Ich begreife nicht, wie Du Dich hast so beleidigen lassen können! Leb wohl!

R. R.

Ich war grade mitten in einem Brief an Campan, und kennte beinah die kleinen Handschriften nicht mehr lesen; und war sehr echauffirt. Viele seiner Faxen habe ich gar nicht verstanden, mit dem Thier, und der Radix, etc. Fang um meiner Ehre willen nur bei dieser Gelegenheit keine Händel mit ihm an!!! Aber wo Du Deine Sinne hattest, weiß ich nicht. — Nimm diesen Brief noch viel ruhiger, als er klingt; ich bin unpaß, und dann schwingen sich Nerven leicht in Aerger, und schwer daraus. Adieu!

Ich laß ihm sagen, daß ich seinen Brief habe, damit er keinen zweiten schreibt, und sich nicht zu mir wagt. Das sage ihm nicht. Sage absolut nicht, daß ich mehr von ihm geschrieben, als den Anfang.

(Auf beſonderem Blatte:)

Sonntag, den 2. Februar 1812.

Ich muß dieſen Brief heute wieder aufmachen, weil mir einfällt, Sie können ganz geſchwind nach Wien an Frau von Humboldt oder Mariane Saaling ſchreiben, daß die Damen, denen es ſo leicht fallen muß, etwas, das Erſte, Nöthigſte für den kranken Landsmann thun. Mariane am Geſchwindeſten durch Hrn. von Pfuel: Frau von Humboldt durch ihre Küche. Ich ſchreibe natürlich heute Marwitz, und bin auch von ihm überzeugt, aber ſeine Hülfe möchte und müßte doch noch ein paar Poſttage länger dauern. Marianen grüße ich hunderttauſendmal, freue mich recht innig wenn ſie Vergnügen hat, und will ihr ſchon den ganzen Winter für ihre ſehr lieblichen Grüße durch einen Brief danken — werde auch noch. Frau von Humboldt empfehl' ich mich in alten Gnaden!

R. R.

Ihnen hab' ich in dieſen Tagen noch einen anderen Brief geſchrieben, als dieſen hier, er ſoll aber erſt Freitag abgehen; nicht wegen dem Briefſteller en question halt' ich ihn zurück; er betrifft ihn nicht.

Laſſe Dir dieſen Brief nicht aus den Händen reißen. Zeige keinen, und nenne ſolchen Menſchen meinen Namen nicht!

An Rahel.

Prag, den 7. Februar 1812.

Wir haben hier nach dem heftigſten Froſt plötzlich Thauwetter, von allen Dächern rinnt und plätſchert es herab, und die weitläufigen Straßen ſchwimmen in ſchmutzigem Schneewaſſer, das die Löcher zwiſchen den zerſchmelzenden Klumpen ausfüllt. Der Anblick der Stadt iſt ſo unangenehm, daß ich alle Mühe habe, das letzte, was mir noch rein blieb, die Gedanken, vor dieſem unreinen Zergehen zu bewahren. Die weiche, neblige Luft hat meine Seele bis zur dünnſten Faſer abgeſpült und ihre Hüllen weggethaut, lange dürfte es nicht ſo

fortfahren, so zerginge auch der letzte Rest. So mißgestimmt, abgemattet, unerfreut komm' ich heute durch allen Patsch nach Hause, und denke mich höchst unglücklich, so allein sitzen zu müssen und alle Tropfen draußen fallen zu hören. Aber ich habe Deinen Brief bekommen, meine inniggeliebte, theure Rahel, und grade weil er streng ist, macht er in mir dem Thauwetter ein Ende, und stärkt mich mit zusammenziehendem Frost zu innerer Erwärmung. Wie Du es anfangen magst, meine einzige Rahel, Du schmeichelst mir doch immer, bis in Deinen Schatten brennt das Liebesfünkchen, das ich nur mit beiden Backen anzublasen brauche, um bei hellen Flammen des Wintersturms zu spotten, der mir den brennenden Zunder herbeiweht. Glaube mir, mit wohlmeinender Innigkeit empfang' ich Deine Weisungen und Rathschläge, und denke darüber reiflich, besonnen, liebevoll nach. Ich möchte so gern dem entsprechen, was ich mir denke, daß Dir am wohlgefälligsten wäre, aber ich möchte es *sein*, und nicht bloß *spielen*, daher verzeihe mir, wenn ich nicht immer schon so leicht den mühsamen inneren Weg des Handelns finde, als der äußere daliegt, den ich dann oft aus Ungeberdigkeit zu vermeiden scheine. Habe Geduld mit mir, geliebte Rahel, und sieh mich gutmüthig und aufrichtig bemüht, Dir zu folgen. Diese Bemühung wirst Du auch an meinem zweiten Brief an Goethe erkennen: ich weiß wohl, daß ich ihm besser hätte schreiben können, aber es fügte sich 'grade so, und ich dachte, es sei ganz gut, daß ich jugendlicher Mensch grade vor ihm die Spuren meines Alters, meiner Bildungsstufe und Sinneswendung trage. Dich mußt' ich loben, ich mußte mir darin Genüge leisten, und ihm, dem in Deinem Lobe ganz behaglich warm werden muß. Gegen Deine Worte, die ich dem Brief beifügte, stechen meine freilich entsetzlich ab, und mir fielen mitten im grünen Wald die Metallblätter ein, von denen Brentano spricht, aber wie soll ich mich denn los werden, und wo um Gotteswillen meine Haut und Haar veräußern? ich blieb also zuletzt gelassen in meinem steizen Periodenbau sitzen, und strecke die Fühlhörner so lang hinaus, als ich nur kann. Doch kann gewiß dem lieben Mann kein Wort meines Briefes persönlich unangenehm, oder auch nur nicht wohlthuend sein. Du siehst, von dem Druck habe ich lieber gar nicht wieder angefangen, und es kann Dir lieb sein zu hören, daß nicht erst Dein Rath mich so bescheiden stimmte, sondern alle Deine liebevolle Besorgniß für die Schonung des herrlichen Mannes mit der

meinigen verschwistert aufgewachsen ist. Der andere Brief, den ich Dir abschriftlich beilege, soll Dir auch das Lob meiner Mäßigung entlecken, darum schick' ich ihn Dir, denn ich sage Dir's, ich lege es darauf an, von Dir gelobt zu werden, wobei ich doch auch Deinen Tadel als ein Lob annehme, das Du meiner Liebe giebst. Du wirst sehen, wie mich der Mann geärgert hat, und begreifen, daß ich krank werden konnte, auch sagte er noch Sachen von Bentheim, die ich diesem gar nicht wiedersagen mochte; ich wußte nicht, daß jederman diese rasende Wuth zu schimpfen in dem Mann schon kannte und würdigte, aber eben deswegen nichts dagegen wirkte. Er ließ mich kommen, war sehr verwundert, sagte es sei Scherz gewesen, er meine es nicht übel, und hörte nicht ungern, daß ich ihn im anderen Falle auf Pistolen gefordert hätte. Dann legte er sich mit mir in's Fenster, setzte meine Brille auf, sprach ganz vertraulich, und grüßt mich jetzt überall auf's freundlichste, ja zuerst, wenn ich ihn später erkenne, als er mich. Und das ist einer der tapfersten Männer der Armee, in zwanzig Schlachten bewährt, und berühmt wegen zahlloser und mörderischer Duelle! Bentheim war damals auf der Jagd, und ich folgte nur meiner eigenen Eingebung. — Es wird Dich freuen zu hören, daß ich unter den Offizieren in Prag einer allgemeinen Achtung genieße, und jeder mir wohlwill. Ganz fremde und vornehme Frondeurs, die sonst auf alles was nicht ihren Weg mit lebt, etwas absondernd herabsehen, geben sich mit mir wie Einverstandene, Gleichgesinnte in's Gespräch und in's Grüßen. Alte Hauptleute und Stabsoffiziere fassen mich unter den Arm, und keinem fällt es ein, daß ich nur subaltern bin; dagegen vergesse ich das keinen Augenblick, und gewiß sieht keiner die Ansprüche, die ihm der Staat und die Sitte verliehen hat, von jemand ihm mehr erhalten, als von mir. Ist etwas zu schreiben, abzufassen oder anzuordnen, so wendet man sich, wenigstens beim Regiment, gewiß an mich. Jetzt, da Bentheim seit acht Tagen in Wien ist mit dem Major Tregoff, und ich im Wirthshause essen muß, berührt mich der militairische Umgang mehr, als sonst, und ich mache mit Freude die obige Erfahrung. Auch auf Bällen, deren ich einige (z. B. beim Kurfürsten von Hessen) halb gezwungen war zu besuchen, denn man meint, das stehe dem Regiment gut an, wenn die Offiziere fleißig in der Gesellschaft erschienen, und die Infanterie der meist reicheren und vornehmeren Kavallerie darin nichts

nachgäbe, habe ich seither viel mit Kameraden verkehrt, und immer sehe ich wehmüthig ein, wie schön das sein könnte! Aber nicht bloß unter diesen bin ich beliebt, auch andere Leute loben mich, und Deine Pflugk's, die Dich bestens grüßen, haben der Goldschmidt so von mir gesprochen, daß die nicht begreifen kann, wo mir auf meine alte Tage die Liebenswürdigkeit wächst. Das schreib' ich Dir alles Deinetwegen, und um zu der Liebe, die Du unter den Menschen durch Deine gütige Geselligkeit erwirbst, meinen Einsatz hinzuzulegen, damit wir mit dem Ganzen zu beiderseitigem Nutzen wuchern.

Bentheim läßt Dich herzlich grüßen; er war ungemein liebreich, als er abreiste; weil Tregoff mitging, mußte ich hier bleiben, wo er jedoch gut für mich gesorgt hat. Heute erhielt ich einen höchst freundlichen Brief von ihm, er schreibt, daß alle Leute sehr beklagten, daß ich nicht mitgekommen wäre, besonders die Gräfin Düben, von der ich es doch gar nicht vermuthete; aber Frau von Humboldt läßt mich nicht in Vergessenheit gerathen, und ich gestehe, daß ich ihr unverhohlenes Eingestehen und Auszeichnen des wohlgefälligen Andenkens an mich sehr schön finde. Bentheim ist ganz glücklich in Wien, Freunde, Vorgesetzte, Frauen, alles zeigte sich ihm herzlich, gnädig, günstig. Er fragt mich nach seinen Pferden, und meint, er könne vielleicht in kurzem sie sehr viel brauchen müssen. Das wäre mir sehr unerwünscht. Besonders da ich noch kein Geld habe; doch hoffe ich für den „Britannicus" bald etwas zu bekommen. Tregoff, der mir ein ganzes Paket seiner Gedichte abgeschrieben hat, weil er sich geschmeichelt fühlte, sie in meiner Hand zu wissen, wird den Graf Palffy zu so hohem Preis als möglich stimmen, und um die eigenen Poesieen in Bentheim's Augen recht hoch zu setzen, machte er diesem schon ein übermäßiges Lob des poetischen Talents, womit er diesem doch etwas imponirte, daß er dachte, es müsse doch etwas viel Bedeutenderes sein, Verse zu machen, als er sich bisher vorgestellt, und mich mit größerem Erstaunen seitwärts ansah. Bei dieser Gelegenheit muß ich Dir eine klassische Anekdote erzählen, einen für diese Länder geschichtlichen Zug. Ich stand mit Brentano im Buchladen, und wir disputirten beide sehr anständig gegen einen würdigen und nach seiner Art geistreichen hiesigen Gelehrten, Abbé Jellinek (der unschuldig zehn Jahre auf einer entlegenen Festung des Lichts be-

raubt gefangen gesessen); ein Doktor der Jurisprudenz hörte von weitem zu: „O", sagte er leise zum Buchhändler, „der wird mit denen nicht fertig; das sind ein paar Ausländer!" —

Was soll ich Dir sagen, herzensgeliebte Rahel, über Deine Betrachtungen Fouqué's und seiner Religionsmeinung? So ganz vortrefflich, so tief wahr ist alles! Und Deine Bezeichnung dessen, was fromm ist! O ich hatte wohl Recht, Dich fromm zu nennen gegen alle, denen ich von Dir sprach. Und bei allen thörichten Vorwürfen, die ich Dir jemals gemacht, habe ich Dir doch nie gesagt, Du seist nicht fromm. So schön hast Du das ausgesprochen, so lebenreich und weisheitsvoll! „Ein großartiges Verfolgen aller nur zu erfindenden Systeme, ein solches Lossagen davon, ein starkes Ergeben in alle Möglichkeiten, die ein höherer Geist in seinen Händen hält." Ich gönne mir es nicht, das alles wie ein Gierhals für mich allein zu genießen, ich muß es mittheilen, und zunächst Goethe'n, doch ohne Fouqué zu nennen. Wie treffend schilderst Du den! über die Frau bin ich nicht mit Dir einverstanden, die ist und bleibt mir zuwider, ihre Sinnlichkeit, ihr Verstand, ihr Geist, alles ist wie ein Gypsabguß mit wohlerhaltenen Nähten, der von der Marmorstatue, wie sehr Schleiermacher auch beide gleich genügend finden mag, so verschieden bleibt grade wie Gyps von Marmor. Mir ist sehr angenehm, daß Schleiermacher die Epigramme mir so bereitwillig geschickt hat, ich denke, er hat keinen Groll gegen mich; ich habe gewiß einen großen Hang zu ihm immer bewahrt, aber liebevolles Vertrauen kann ich nicht mehr zu ihm fassen, obwohl jedes bürgerliche und wissenschaftliche. Neumann hat mir die Ankündigung eines neuen Journals geschickt, das er mit Fouqué herausgeben wird. Mir scheint nicht das Publikum, sondern die Schriftsteller haben ein Bedürfniß zu Journalen; es ist das Herausgeben eines solchen Blattes ein Bild des gemächlichen, angenehmen Regierens, des Leitens und Untereinanderordnens Anderer und dergl. mehr. Nun vollends eine Quartalschrift! ein wöchentliches, recht ordinaires Klatschblatt wäre mir viel lieber. Indessen können recht gute Sachen hineinkommen, sie haben die besten Mitarbeiter, auch Fichte; ich werde meine Theilnahme nach dem Honorar bestimmen, das mit dem zweiten Heft anfangen soll. Ich wünsche übrigens nicht, daß Neumann's festes und eigenthümliches Schreiben, das immer Hand und Fuß hat, sich von Fouqué's

ſchneller Thätigkeit, die faſt nur Füße hat, außer Athem bringen laſſe.

Liebe Rahel! erinnerſt Du Dich noch jedes Wortes in Deinem Briefe? weißt Du wie Du mir mahnend und halb ſtrafend zuredeſt? weißt Du wie ich Dich dafür an mein Herz drücke? wie tief mich der Nachhall jener Auftritte, aus deren unwillkommener Erinnerung jene Mahnungen hervorbrechen, ſchmerzt und betrübt? Nein, das weißt Du nicht, und kannſt es nicht wiſſen! Aber wag es nur mit mir; ich würde Dir abrathen, wenn ich nur noch die Ahndung behielte, daß Du etwas dabei wagteſt, von dieſer Seite! Ich habe ja auch einen frommen Sinn und viele freundliche Güte in mir, ſollten die nicht zugenommen haben in neuen herben Trennungsmomenten? Und ich folge Dir ſo gern! Schöne Verſprechungen! aber ſchriftlich kann ich doch nicht mehr thun!

Lebe wohl, geliebte, theure Freundin! ſei geſund und fröhlich! Du liebes Herz! Ewig Dein treuer

Varnhagen.

Wegen der Konſkription ſei ohne Sorge; ich werde behutſam ſein, aber wahrſcheinlich damit in gar keine Kolliſion kommen, außer wenn ich dort lebte. Ich muß jetzt Antwort von Natorp aus Potsdam abwarten, dann werd' ich wohl nach Weſtphalen ſchreiben; es wird weitläufig genug werden!

Pfuel ſoll in Wien nicht ſehr zufrieden ſein.

Iſt die Geſchichte mit Riquet wahr, der in Stettin ſoll erſchoſſen worden ſein?

Zweiter Brief an Goethe.

Prag, den 3. Februar 1812.

Wenn ich einige Zeit gezögert habe, das überaus freundliche Schreiben Ew. Exzellenz zu beantworten, ſo lag dies mehr an der unaufgelöſten Verwirrung, mit welcher ich das Neue in meiner Beziehung zu Ihnen betrachtete, als an äußeren Abhaltungen, die ich doch auch gehabt habe. Indem ich ausging, Ihre, mir zur Bedingung gemachte, Billigung für

das Bekanntwerden jener Bruchstücke zu erlangen, durfte ich nur hoffen, auf litterarische Weise Ihren Antheil zu erwecken, und ich dachte mich allzuglücklich, mit Ihnen, wenn auch noch so fernher und leise, in einer unmittelbaren Berührung gestanden zu haben, ein Glück, das in meiner Erinnerung wie das glänzende Bild eines herrlichen Jugendanblicks bis in das späteste Alter freudig fortscheinen sollte. Die milde Freundlichkeit aber, und die persönliche Theilnahme, womit Sie in jene Eröffnungen gütig eingingen, und die Neigung, mit welcher Sie denselben nachfragen, rückt mich unverhofft aus meiner bisherigen Stelle in eine andere hinüber, die meine freieste Hoffnung nie erflogen hatte, und auf welcher ich mich nicht ohne Beschämung und Verlegenheit finde. Ich soll Ihnen mittheilen von wem jene Bruchstücke sind; gern hätte ich Ihnen gleich in meinem ersten Briefe das gesagt. Allein ich fühlte bald, daß mein innigstes Empfinden und Denken in seiner persönlichsten Eigenheit an jedes Wort, das ich Ihnen darüber hätte sagen mögen, sich anschmiegen würde, und obgleich ich keinen Augenblick zweifeln konnte, Ihnen alles, was sonst Gewohnheit, Schonung und Scheu, Scham oder Stille vor der Welt zu verbergen suchen, unbedingt hinzugeben, denn Sie waren ja längst der geliebteste Vertraute, und dem Inneren wohlbekannt: so nahte ich Ihnen doch mit zu ehrfürchtiger Liebe, als daß ich auftringlich Sie hätte veranlassen wollen, gegen mich, wenigstens durch Höflichkeit, ein Verhältniß zu erwiedern, mit dessen einseitiger Pflege so viele Bessere als ich Ihnen ungekannt zugethan sind. Jetzt aber bringt Ihre Güte selbst mir die Gelegenheit liebreich entgegen, die ich zu ergreifen Scheu getragen hatte, und so ist mir denn bei Ihnen eine nicht mehr bloß litterarische, sondern eine menschliche Theilnahme gewonnen, die mich mit tiefster Rührung erfüllt! Gleichwohl, wie entzückend auch diese Wendung mir ist, so würde mich doch die Wehmuth, zu der sich die Betrachtung meiner selbst bescheiden muß, vielleicht verhindern, dies dargebotene Glück zu erfassen, wenn ich nicht meinem schwachen Beginnen Nachdruck und Licht gegeben sähe durch ein Gemüth und einen Geist, denen ich durch liebevolle Innigkeit vertraut bin, und die würdiger Ihnen gegenüber stehen! Der Briefwechsel, welcher jene Auszüge gegeben hat, ist zwischen Rahel Robert und mir, und alles mit dem Buchstaben G. unterzeichnete ist von der Hand meiner hochverehrten Freundin. Seit mehreren Jahren habe ich das

Glück sie zu kennen, und keinen Augenblick seither wankte die Ueberzeugung in mir, daß die Welt, wie ich sie kenne, etwas besitze, das mir einen tieferen Wunsch geben könne, als den, mit und bei jener zu leben. Und weil ich meistens von ihr getrennt, und in andere Verhältnisse verschlagen war, so konnte ich desto besser, durch täglich neue Erfahrung, jene Ueberzeugung bewähren. Ich habe niemand auf der Welt lieber, und die herzlichste Zuneigung, die ich sonst zu vielen Freunden trage, steht weit zurück gegen dieses Verhältniß, welches dadurch, daß meine Freundin in ihrem Herzen weniger auf mich und meine Anhänglichkeit beschränkt ist, in ihrem Geiste selbstständiger lebt, und in ihrem Handeln unbedingter wirkt, an seinem schönsten Genügen selbst für mich nichts verliert. Dieses aus den wenigen Worten so glücklich von Ihnen erkannt, so klar ausgesprochen zu sehen, war mir ein heilvolles Wahrzeichen des innersten Zusammenhanges; und wie die Liebenden inmitten des Gefühls, dem nichts von außen scheint zuwachsen zu können, doch heiliger an ihre Liebe glauben nach dem Segen des Priesters, so fand ich meine Freundschaft mir selbst beglaubigt mit heiligen Worten, die der Dichter darüber gesprochen hat! — Durch lange, schmerzliche Trennung habe ich die Briefe erkauft, die mir vor allen Schriften, wie Rahel vor allen Menschen, lieb und theuer sind; ungern ließ ich den größten Theil derselben in Rahel's Verwahrung, die aus Besorgniß sie mit nach Berlin nehmen wollte, als sie im vorigen Sommer von Teplitz dahin zurückkehrte. Die wenigen, die ich zurückbehielt, und die ich seitdem bekam, hätte ich Ihnen gern sogleich zugeschickt, wenn ich nicht fürchtete, sie der Post anzuvertrauen, und wenn nicht überdies, ohne die zusammenhängende Folge aller, grade das Leben darin unverständlich erschiene, und unvermeidlichen Mißverständnissen erläge. Dieses reine Geschöpf, von großartiger Innigkeit erfüllt, unschuldig, zart und wahrhaft in unerschütterlichem Bewußtsein, menschlich und liebreich, wie das erhabenste Bild der Geschichte, und edel und schön in jeder Handlung, vermochte nicht der schmählichsten Verfolgung böser Nachrede zu entgehen, und nie hat sie sich gerechtfertigt, oder dem Scheine gefügt: aber in ihren Briefen sind überall die Triebfedern ihres Lebens, das fremde Einwirken, und ihre innersten Regungen aufgedeckt, und das zerreißende Unglück ist dort aufbewahrt, dem ihre Bestimmung auf der Erde erlegen ist. Es ist nicht möglich, einen so stren-

gen, vom Schickſal gebrauchten Zuſammenhang, als der ihres Lebens und der Aeußerungen deſſelben iſt, zu umgeben, und vergebens würde ich ſuchen durch größere Bruchſtücke das Bild vollſtändig zu machen, oder das Schroffe der früheren mit dem Leben zu verbinden; es würde immer einzeln und ſchroff jedes Neue daſtehen, und nur als umſchloſſener Scharfſinn erſcheinen, der, ſo wie all ihr Geiſt und Talent, wie gewaltig er ſein möge, verſchwindet gegen das quellende Leben ihrer Bruſt! Ja, laſſen Sie mich vielmehr vergeſſen, wenn ich von meiner Freundin rede, daß ein hoher Geiſt in ihr wohnt mit allen ſeinen reichen Geſchlechtern des Scharfſinns, Witzes, der Einbildungskraft und Vernunft, daß ein Urquell reinen, begeiſterten Schauens der Natur und Geſchichte ihr Gemüth durchſtrömt, und die Züge der edelſten Wahrhaftigkeit unvertilgbar in ihr aus allen Lügenbildern der Welt alſogleich hervordringen: viele Dichter und Weiſe bietet die Welt, und mancherlei nicht ſchlechtere Wahl des Lobes und des Anſchließens kann man treffen: aber die Unſchuld und Kindlichkeit dieſes wahrhaften Menſchenherzens iſt das Schönſte, was jemals meinen Augen ſich aufgethan hat. Wie würde ich mich glücklich preiſen, Ihnen dies rührende Bild zu eröffnen, dem nichts gefehlt hat zu ſeiner Vollendung, als daß es ſolche Augen gefunden hätte! Mit innigem Verlangen gehen meine Gedanken den Weg, den ſie mir zur perſönlichen Bekanntſchaft verſprechend andeuten, und ich laſſe mein Entzücken kaum durch die Furcht ſtören, daß vielleicht bis dahin über meine unzuberechnenden Tage ganz anders verfügt werden muß! Vergönnen Sie mir indeß, Ihnen für einen der Ihrigen zu gelten, und erlauben Sie dem ſtrebenden Muth dieſe angeknüpfte Bekanntſchaft als die glücklichſte Förderung ſeines geiſtigen Weiterkommens dankbar feſtzuhalten, und in dieſer Rückſicht Ihre Gunſt lebhaft anzuſprechen!

Hier folgen Stellen aus Rahel's letzten Briefen! Ueber Goethe; ſein Leben; die Aufführung des „Torquato Taſſo", ſeinen Brief u. ſ. w.

K. A. Varnhagen von Enſe.

An Rahel.

Prag, den 10. Februar 1812.

Gestern Abends, meine geliebte Rahel, komme ich im abscheulichsten Wetter mit starkem Kopfweh nach Hause, und erblicke Deinen Brief auf meinem Tisch; eine Ahndung sagt mir, er werde mich nicht freuen, und mit Unbehagen eröffne ich ihn. Da fällt mir nun die ganze Trauer wieder ein, von der ich erfüllt war, als Brentano mir seinen Brief vorgelesen hatte, und in seinem Wahnsinn mich gutmüthig um Beifall ansah, dem er wunder wie sehr gedient zu haben glaubte für sein Verstümmeln und Verunehren der liebsten Bilder, die ich ihm anvertraut hatte, als Gegenstände meiner Verehrung. Gleich gestern setzte ich mich hin, und schrieb Dir eine ganze Seite, aber der Kopf that mir so weh, daß ich aufhören mußte, und ich hatte so klein geschrieben, daß ich fürchten mußte, das Lesen würde Dir auch Kopfweh machen, und es daher wieder zerriß. Jetzt, nachdem mir die ganze Nacht Schmerzen und Träume durch den Kopf gedröhnt haben, will ich versuchen Dir zu antworten! Du weißt es, liebe Rahel, welch rührende, menschliche Seite Brentano gegen mich enthüllt hat, und noch jüngst bei Gelegenheit seines Briefes an mich, empfahlst Du mir, sie zu schonen. Inmitten seines größten Vertrauens, während er mir sein ganzes Herz ausschüttet, all seine Leiden erzählt, und mir seine eigenen Worte zum Zeugniß wider ihn in die Hände liefert, überrascht er oft durch höhnische Beleidigungen, daß ich betroffen still stehe, und haarscharf auf der Gränze zögere, wo ich ihm entweder mit Liebe verzeihen oder ihn mißhandeln muß. Man hat rein die Wahl, in der Ueberlegung giebt nichts den Ausschlag, drum muß ihn der Zufall geben, ich würfelte in Gedanken um sein Schicksal, und mehrmals fielen die Würfel zu seinem Glück. Er näherte sich mit immer liebevollerem Zutrauen, schmiegte sich an, und fügte unsere ganze Bekanntschaft in meine Zeiten, meine Gänge, meine Launen; wie konnt' ich mit einem Menschen verkehren, der durch so viele Gedanken, Gefühle und Einsichten mit mir einen unwillkürlichen Zusammenhang hat und fördert, ohne ihm meinerseits vieles mitzutheilen, was sich auf diesen bezog, und ihn z. B. über Pauline aus ungünstigen Irrthümern zu reißen, die sich durch leichte, übrigens nicht ge-

heimnißvolle Nachrichten zerstreuen ließen? Und dennoch hab' ich ihm nichts vertraut, das uns schaden könnte; meine Verehrung für Dich hab' ich nicht verhehlt, das Gleichniß mit Jesus war, wie innerlich von mir auch gemeint, äußerlich für ihn doch nur ein ärgerndes Erinnern an die Landsmannschaft, die ihm fatal ist, ausgesprochen. Wie er es wiedererzählt, das darf Dich nicht irren, denn was wäre nicht zu entstellen durch freche Willkür?

Als er mir den Brief verlas, würfelte ich, es ging um Leben und Tod. Die Würfel fielen noch gut für ihn: ich hielt den Brief nicht zurück, den eine freie Bewegung erzeugt hatte, und der einzig durch seine Richtung wieder gut machen konnte, was er enthielt. Denn löst er nicht die Mißachtung, die sein Inhalt ausspricht, zum Theil durch die thatsächliche Hochachtung wieder ein, die darin liegt, daß er Dir ihn zuschickt? Und seine Absicht kann um so weniger mit bösem Bewußtsein ausgedacht gewesen sein, da er mir es verlas, mir, den er fürchtet, und der ihn vielleicht auch darum nicht geschlagen hat, weil ich weiß, daß er sich schlagen läßt? Ich hätte es eine Anmaßung gefunden, einen Eingriff in Deinen Sinn, wenn ich Dir den Brief verenthalten hätte, und Du hast gewiß Unrecht mir vorzuwerfen, daß ich mich beleidigen lasse! Brentano denkt bis diese Stunde noch gar nicht, Dich verletzt zu haben, sondern spricht davon wie er Dich in Berlin besuchen wolle, und meint sich in Witz und Humor zudelnärrisch vor Dir herumgewälzt zu haben. Die Beleidigung sitzt also tiefer, nicht in seinem *Willen*, sondern in seiner *Natur*; ob Du *diese* bestrafen wolleſt, das maßt' ich mir nicht an zu entscheiden; von der Gerechtigkeit zum Frevel war nur ein Schritt, mein Gefühl schwieg in Trauer, mein Verstand sah mitleidig zu, und das Loos — fiel ihm günstig aus, der Brief mußte also abgehen. So viel zu meiner Rechtfertigung! Ich schwöre Dir, Nostitz oder Varnekow hätt' ich nicht in solcher Zweideutigkeit gelassen, die ich dem Verzwickten, ich sehe es jetzt ein, zu lange vergönnt habe! Aber jetzt stehen wir anders: bei Dir sind ihm die Würfel anders gefallen, er *hat verspielt*, und soll bezahlen mit allen Pfändern, die er eingesetzt hat! Du fühlst Dich beleidigt, und damit hört alles auf. Eines nur kann ich dabei beklagen, daß die Rache so gar leicht und gefahrlos ist; aber das wird freilich nie anders sein, denn welcher wackere tapfere Mann würde Dir jemals etwas

thun? Inzwiſchen dieſem wird die Strafe nicht ausbleiben, wenn ich auch, folgſam Deinem Rathe, ſie klug verzögere. Ich gebe Dir mein Ehrenwort, daß, da er einmal das Unglück gehabt hat, aus ſeiner Zweideutigkeit bei Dir auf die ſchlechte Seite zu fallen, wozu es ihm bei mir alle Tage auch kommen konnte, und wovor ihn bisher nur ein außerordentliches Glück, bei dem er auf dem Spiele ſtand, bewahrt hat, ihm jetzt ſelbſt Deine eigene Fürbitte keine Gnade mehr auswirken kann. Ich bin dabei ganz in meinem ruhigſten, ſtillſten Bewußtſein, und werde nicht im geringſten aus der Folgereihe meiner alltäglich wachſtehenden Gedanken gezogen. — Ich leſe Deinen Brief noch einmal, und komme auf den Gedanken, daß mir Brentano wohl am Ende beim Vorleſen manches überſchlagen habe, denn Du berührſt Sachen, von denen ich nichts weiß: beſtätigt ſich mir das, und alſo die Beſchuldigung ausgeſuchter Bosheit, dann könnt' ich ihm bei Gott! ein Ohr abſchneiden, oder ſonſt etwas! Ich ſagte ihm einmal, er habe etwas Teufliſches, und da fing er an zu weinen. Iſt er aber ein Teufel, und kann weinen, dann ſollte man ihm Blei in die Augen gießen! Du ſchreibſt auch: „Sag mir um Gotteswillen, wo nimmt er das her, daß ich ambitionire unglücklich ſein zu wollen?“ und ferner: „Warum trägſt Du mein Inneres zur Schau?“ Darauf muß ich Dir antworten, daß ich erſteres nicht weiß, und es augenſcheinlich von mir nicht kommen kann; daß ich aber das letztere niemals gethan habe. Aber Brentano hat ja lange genug in Berlin und mit Berlinern gelebt, um zu wiſſen, was man von Dir weiß; wenn er nun im Geſpräch z. B. über Pauline fragte, wie Du nur mit ihr habeſt umgehen können, ſo ſagt' ich ihm wohl, daß die Bettina, als verrückt verſchrieen, ja wohl die Eigenſchaften beſitzen könne, die er an ihr lobe, und Pauline ihren üblen Ruf für ihre Freunde durch eben ſo große und ſchöne erſetze. Doch was rechtfertige ich mich? der Erfolg thut dar, daß jedes Wort mit jenem zuviel war, und deſto mehr ein vertrauendes! Ich büße es mit vielem herben Verdruß, den ich ſchon empfunden habe, jetzt empfinde, und noch kommen ſehe! — — Nun noch ein Wort über unſeren lieben armen Williſen! Es iſt ganz unnütz, daß ich wegen ſeiner Pflege nach Wien ſchreibe. Mariane könnte dabei wohl gar nichts thun; Frau von Humboldt aber kennt und liebt Williſen, ja ſie hat ihn wohl öfter geſehen, als mich, und mir ihn ſehr gelobt; ſie hat gewiß ſchon gethan, was ſie thun wollte,

und wäre es wenig geblieben, ſo würde meine Bitte nicht mehr erzielen und nur verletzen. Zudem iſt aber Dorothea Schlegel in Wien, die gleichfalls Williſen ſehr gern hat, und ſich ſeiner von Herzen annimmt; grade weil ſie ärmer iſt, dahe ich in dieſer Rückſicht mehr auf ſie, als auf die Anderen. Durch ſie allein weiß ich, daß unſer Freund krank iſt. Williſen iſt übrigens ganz wohlhabend, und Marwitz ſollte nur deßhalb Verfügungen treffen, daß die Vormünder oder Verwandten irgend eine größere Summe für ihn ſchicken. Gott lohne Dir indeß, Du liebe Seele, Deine zärtliche Sorgfalt! Wie wird es meinen Freund, wenn er geneſen iſt, erquicken, zu hören, daß Du ſolche Theilnahme für ihn gehegt! Ich erkenne darin ganz Dein innerſtes Gemüth! Und Deine Gedanken nehmen unmittelbar dieſe Richtung nach dem abſcheulichſten, eigenen Verdruß! O Du liebe, liebe Rahel! — Ich umſchließe Dich mit aller herzlichen Inbrunſt! Du mir einzig Geliebte, Theure! Ewig Dein treuer

Varnhagen.

An Rahel.

Prag, den 14. Februar 1812.

„Sei alſo mild, und antworte mir; wir können beide ſterben!“ So ſagſt Du gegen das Ende Deines letzten Briefes, den ich geſtern erhielt; dieſe Worte wecken mich auf, ſonſt hätte ich wohl heute noch nicht geantwortet. Aber Du biſt krank, und ſprichſt eine Menge düſterer Worte. Ich wollte Dir in keinem Falle fehlen, und ſchreibe alſo dieſe wenigen lieber, als gar keine. Deinen Brief habe ich mit entſetzlicher Erſchütterung geleſen; man lebt unwachſam in die Jugendjahre hinein, und ſieht ſich unerwartet zum Böſewicht geworden aus einem guten Kinde. Ich glaube, Du hätteſt mir das früher oder noch nicht ſagen ſollen, was Du mir mittheilſt, und was ich von dem Gipfel ahndungsvoller Vermuthung, die mir zuerſt in Steinfurt recht lebendig wurde, bei meiner letzten Anweſenheit zu Berlin in den Abgrund leerer Einbildung geſtürzt hatte. Was ſoll ich thun? die Gelegenheit mich todt zu ſchießen habe ich in Tübingen beſſer gehabt, und doch verſäumt: da ich nun am Leben geblieben bin, und neue Bande mich daran feſſeln, ſo iſt freilich alles verfehlt. Untreu bin ich,

im höchſten Grade, und werd' es, wie Du ſagſt, bleiben. Einſicht habe ich für Dich nicht mehr, ſeit dem Briefe von Brentano, Du kannſt Dich alſo auch als Freundin auf mich nicht verlaſſen. Weder geliebt von der Welt noch von ihr ausgezeichnet erblickſt Du mich, und beides werd' ich wohl mehr und mehr verſäumen, jemehr ich bloß von Dir es zu werden ſtreben mag. Kann ich Dir ſo, mit zerſplittertem Verſtand, mit zerriſſenem Herzen, mit verworrenen, unreinen Verhältniſſen, Freude bringen? Gewiß nicht! Der Gedanke nach Berlin zu kommen tritt mir in entlegene Ferne, und mir verdunkeln ſich die Augen! Käme ich dann auch, wie zerſtörend würde jedes meiner Verhältniſſe mir werden, wenn Du ſelbſt mich von Dir auf ſie zurückwieſeſt, und verlangteſt, das zu Dir ſolle Licht, Nahrung und Boden von jenen nehmen, die ich doch nur ſuchte um Deinetwillen. Wie gern möchte ich neue Proben anſtellen, ob mich das Leben noch länger haben will, mir ſollte ſein Nein nicht unwillkommen ſchallen! Seit Deinem Briefe iſt jede Geſinnung in mir umgekehrt, der Krieg, der mir geſtern früh noch zum Abſcheu war, kann mir auf den Abend ganz erwünſcht dünken! Liebe Rahel! Ich bin Dir innig ergeben, ich verehre Dich mit jedem Tage mehr: aber ich kann mich freiwillig von Dir entfernt halten, wenn ich ſehe, daß ich Dir nicht tauge! In Deine Gerechtigkeit gegen mich miſcht ſich auch Ungerechtigkeit, und ich ſehe, wie ich Dich empöre. Die verzweiflungsvollen Schmerzen, die ich darüber empfinde, ſind meine Strafe! — Glaube mich nicht ſchwach; ich habe Frevelmuth genug in mir, um weiter zu leben, Beſonnenheit genug um in Thätigkeit zu beſtehen, für die mir kein Gemüth und kein Geiſt bleibt! — Unſer Briefwechſel macht mir keine Freude mehr, Du rufſt immer von Zeit zu Zeit ſchwarze Punkte aus der Vergangenheit, und kämpfeſt ſie ab, wie Hexen, die unnöthig beſchworen werden. So wird nie Ruhe kommen! Glaubſt Du denn thöricht, ich könnte nicht auch Tauſendes ſagen, wenn ich nicht lieber zehntauſendmal ſchweigend mein Unrecht nähme, als einmal Dich bewußt verletze? Du biſt immer auf's neu meiner unverſichert, und nicht immer iſt es meine Schuld. Ich will von nun an, Dir und mir zur Beruhigung, nichts mehr thun und denken mit dem Seitenblick auf Dich, ich will meine Sachen einrichten, als wäreſt Du nicht auf der Welt, und wenn ich nach Berlin komme, ſoll es ſein, als hätte ich gar nicht gewußt, daß Du dort biſt, und

daß die Sonne dort scheint: Du selbst keine Veranlassung gewesen sein, mich nicht hingesprengt haben. Wundere Dich nicht, wenn ich komme, auch nicht, wenn Du hörst, ich habe einen anderen Weg genommen! Was mir das schönste Glück, das einzige Heil und Sehnen auf Erden gewesen wäre: ich weiß es! und glaube nie, daß weil ich es nicht habe, ich es nicht wisse, es einen Augenblick nur vergäße!

Sieh, liebe Rahel, so hab' ich Dir nicht schreiben gewollt: was kann ich nun dafür? Wärst Du nur erst recht gesund, ich zittere für Dich! Liebe, gute Rahel! Du siehst doch nicht in mein Herz! O nein! das seh' ich wohl an Deinen Worten. Ich kann es niemals sagen, wie ich empfinde, und muß es geschehen lassen, daß Du mich hundertmal mißverstehst! Es geht doch nicht so schlecht darin her; doch bekenn' ich mich schuldig.

Du irrst, wenn Du sagst, ich würde jetzt zu späte Reue fühlen über das Abfertenlassen des Briefs, und Du fühlest ganz meinen zu späten Schmerz: ich habe sehr rein gehandelt in der ganzen Sache, und verdenke mir es nicht! Freilich in der tiefen Seele schmerzt es mich, daß Dir etwas geschehen ist, und ich werde Dich rächen; aber ich kannte nicht wissen, ob es ein Ball war, den Du künstlich rückschlagen wolltest, oder ein Stein, der Dich verletzen würde: da Du sagst, ich sei darin auf gleiche Weise beleidigt, so siehst Du doch, daß ich mein eigenes Sein nicht zarter gefühlt habe, als Deines; auch räch' ich nicht mich, sondern nur Dich an dem Unglücklichen.

Verzieh, liebe Rahel! ich schreibe in zu erregtem Zustande, als daß ich alles recht zu sagen wüßte. Auch diesen Brief zerrisse ich, wenn ich morgen Zeit hätte einen anderen zu schreiben! Ich möchte Dir nur alles Liebe sagen, denn ich denke nur Liebes für Dich!

Ich werfe mich schmerzlich an Deine Brust; und könnte ich es nur wirklich thun, so würde mir wohl da das Weh vergehen, das ich nun mit mir herumtragen muß! Bei Dir Sanften, Lieben ist es mir, als wiche jedes fluchende Geschick von mir! Leb wohl, leb wohl! werde nur bald wieder gesund, meine geliebte Rahel, und behalte mich wenn Du kannst lieb! Ewig Dein

Varnhagen.

An Varnhagen in Prag.

Sonntag, den 16. Februar 1812.

Ich gebe Dir mein Ehrenwort und ſchwöre Dir bei Gott! daß ich in der Beſſerung bin. Ich war ſehr krank. Seit morgen vierzehn Tagen in meinem Bett. Saliviren, Erbrechen, geſchwollene Drüſen, böſer Hals und Huſten. Heute bin ich aus dem Bette, und Marwitz hat bei mir gegeſſen. Nur macht mir Schreiben Nervenacceß. Alſo nur dies Wort! Bei Deiner Ehre, Du thuſt Clemens nichts, bis ich es ſchreibe. Ich habe ihm in der Krankheit verzieben, wie allen Menſchen. Und ſo etwas iſt ein Akt, der unwiderruflich iſt; und beſteht in nicht Rache nehmen. Ueber Deinen Brief an Goethe heute kein Wort. Er hat mich ganz beſchämt, und hätteſt Du und er nur „auch mein beſchämt Gemüth" geſehen! Künftig davon. Dein heutiger Brief, ſo weiſe er iſt, hat mich emotionirt: thu Clemens nichts. Ich fürchte mich nun noch mehr vor der Emotion, die mir Dein künftiger machen muß. Wundere Dich alſo nicht, wenn ich nicht bald antworte! Vielleicht leſe ich ihn ſogar nicht gleich. Lebe wohl. Tauſend Millionen Dank für all Deine Liebe; ich erkenne ſie. Clemens und Du, ihr meint es anders als ich. Gott ſchickte mir die Krankheit, und die hat es geändert. Sag dem Eſel kein Wort. Und beſänftige Dich über die meinigen! Marwitz kam in Angſt aus Potsdam, weil ich ihm nicht antwortete, er war ſehr erſchrocken. Geſtern acht Tage ſind einhundert Konventionsgulden von ihm an Willſen abgegangen. Welches, da der ſelbſt Vermögen hat, mir ſehr leid thut, weil Marwitz auf allen Seiten gerupft wird. In Liebe und Freundlichkeit Deine

R. R.

Beunruhige Dich nicht, ich bin ſehr beſſer. Emotionen, Schreiben, und Leſen, kann ich nur nicht vertragen. Adieu! Mit einem Kourier möcht' ich dieſen Brief ſchicken, wegen Clemens; nach Deinem heutigen. Den mit der Abſchrift an Goethe erhielt ich Donnerstag.

Wenn Du Clemens nichts thuſt, ſeh' ich ihn auch: und erwähne nichts.

An Varnhagen in Prag.

Donnerstag Abend, den 20. Februar 1812.

So eben, mein Freund, erhalt' ich Deinen Brief, den ich so fürchtete. Ich hielt ihn, in Betten auf dem Sopha, zitternd; und erbrach ihn doch. Allen Dank! für Dein Maß, und Deine Schonung, und Klugheit! Das Ende, daß Du Dich an meine Bruſt wirfſt, iſt das Beſte. Hier halt' ich Dich ſchon; denn hier (und ſo, ich über Dich, und uns) ruhſt Du am beſten. Kann ich aber ändern, was Natur an Dir, und Du in der Welt thateſt? Oder glaubt mein Freund, kannſt Du glauben, daß eine gute Faſer an Dir iſt, die nicht in der Tiefe meines Herzens lebt, blüht und gedeiht? Iſt Dein Tempel, Dein réfuge nicht da? Thue nur nichts Verkehrtes, und komme in meine Nähe, zu mir, in Ruhe. Bei mir wird alles klarer und mild; ich bin, ich weiß es, Deine Urheimath. Was aber, Lieber, könnteſt Du mir Kränkendes ſagen? Was hab' ich verbrochen? verkehrt gemacht, was ich nicht geſtünde? So meine ich's ja auch, wie Du ſagſt: daß auch Du für Dich Clemens ausgelaſſenes Betragen nicht verſtanden haſt. Daß Du mich eher als Dich beleidigen laſſeſt, iſt mir noch nie in den Sinn gekommen. Alſo biſt Du wohl mein Freund. Mein für mich leidenſchaftlicher, ernſter, romantiſcher Freund; und ob ich's ſchätze und hege!?! Geh; ich umarme Dich! Und laß Dich von keiner Wahrheit, die gethan und geſagt iſt, ſtören: ertrag' auch meinen Karakter. Und ſei mein, ſo lang ich Dir gefalle und genüge. Da Du Clemens nicht verſtanden haſt, ſo ſei die Rede nicht mehr von ihm! Und es bleibt bei meiner Bitte vom letzten Brief! Blut ließ ich drum, wenn Du jetzt herein träteſt! (Obgleich ich keine Menſchen, noch Emotionen ertragen kann.) Du haſt in jedem Worte im heutigen Briefe mir das gezeigt, was ich in Dir liebe. Ich kann nicht mehr! Doch beſſere ich mich ſehr. Böhm ſagte heute, in acht Tagen könnte ich aus: ich wollte heute ſchon. Möchte dieſer Brief ſo auf Dich wirken, wie ihn mein Herz erdacht hat. Ich umarme Dich herzlich, Lieber! Vorgeſtern iſt Marwitz wieder nach Potsdam; und nun, daß er weiß, daß Wilkſen Vermögen hat, thut's ihm ſehr leid, daß Du nicht lieber machteſt, daß er, Marwitz, an die Vormünder

ſchrieb. Kannſt Du nicht noch machen, daß das Williſen thut? Denn Marwitz haben ſie für den Augenblick alles abgenommen; und wegen Williſen iſt er mir Bettler fünfzig Thaler ſchuldig, und ich wieder Markus, wegen Böhm und Medizin. Adieu, Lieber! Schreib mir, ob Du mir wieder gut biſt. Adieu. Nämlich, ob Du Dich gefaßt haſt: ob Du dieſen Brief gefühlt haſt. Ach! ich bin ſo in Schweiß, ich hab' vielleicht gar nichts Gutes geſchrieben; es nur gemeint. Deine

Rahel.

Ich beſſere mich ſehr, nach einem verſchriebenen Bruſtthee. Millionen Taſſen den Tag. Adieu. Dein Brief iſt ſehr lieb, zu gut! Adieu.

Was ſchreibſt Du denn, daß ich wie 'ne Hexe komme? Was kann ich denn für's Geſchehene? Aber das ſchadet alles nichts. Deine beſte Seele war im Brief, und die liebe ich. Adieu.

An Rahel.

Prag, den 24. Februar 1812.

Theure, geliebte Rahel! Nur ſehr Weniges werde ich Dir heute ſchreiben können. Dein Brief, obwohl er mir verſichert, daß Du auf dem Wege der Geneſung fortſchreiteſt, hat mich ganz erſchreckt, und obwohl ich jene Verſicherung glaube, ſo bleib' ich doch in angſtvoller Sorge! Meine Gedanken verweilen nur bei Deinem Krankenbette, mich ohne Dich auf der Welt zu denken, reichen ſie nicht aus. Wie hab' ich Dich ſo lieb, und wie bin ich von Dir gerührt! Ich möchte jedes Leiden für Dich übernehmen, und könnteſt Du ſie brauchen, willig verlör' ich all meine Empfindung, all mein geiſtiges Leben in Deine Regungen! Werde mir nur recht bald wieder geſund, meine Liebe, und laß mich nicht ſo mit all meiner Geſundheit Dir gegenüberſtehen, ohne daß ich ſie Dir geben kann! Mir wäre es ganz recht, wenn Du meinen letzten Brief noch nicht geleſen hätteſt: ich weiß nicht, ob der vorhergehende das Beiwort weiſe, das Du ihm giebſt, verdient, und ich gönn' es ihm auch nicht, aber dieſem wirſt Du es gewiß nicht geben; doch weiß ich nicht mehr was ich geſchrieben habe. Ich habe

mir schon lange, lange vorgenommen, nur da mich gegen Anklagen von Dir zu vertheidigen, wo mir scheint, daß es Dir weher thäte, die Anklage durch mein Schweigen auf mir beruhen zu sehen, als sie durch die Beschuldigung Deiner Ungerechtigkeit von mir abgelehnt zu finden. Wie weh mir oft dabei ist, das kannst Du nicht wissen, und ich sage das hier nur deshalb, damit nicht solcher Unwille wieder Dich ergreife, aus dem Du mir neulich schriebst, Dir stünde der Verstand still, daß ich mit Deiner allgemeinen Phrase mich beruhigt und es dabei habe bewenden lassen. Komme nicht in diesen Unwillen gegen mich, liebe Rahel! nicht um mich, sondern Deinetwillen! Und laß mich schweigen, wo ich mit Bedacht nicht reden will, weil es weitläuftig, nachträglich und erfolglos wäre. So will ich auch über Brentano Dir heute nur sagen, daß ihm Dein Verzeihen allerdings zum Nutzen gereicht, allein eine natürliche Entwickelung ihren eigenen Gang gehender Stimmungen hier in Prag nicht aufhalten kann, und daß er wird bezahlen müssen mit allen Pfändern, die er eingesetzt, oder ich ihm abgelockt. Mein Gehirn zuckt, mein Blut fließt, und meine Sinne wirken, gleich den Deinen; möcht' ich auch meinen Bewegungen die Deinen als Muster erlauschen; die Erfahrung zeigt, daß nur desto größere Verwirrung entsteht, und so will ich lieber mit voller Freiheit meine Lebensaugenblicke erzeugen. Genug von ihm, der mir schon so langweilig im Schreiben wird, als er mir heute Abend bei Nostitz war, wo er hinkam, um sich wieder einmal darzustellen. Nostitz liegt seit zwölf Tagen im Bett, an rheumatischen Schmerzen und anderen Uebeln krank, ich bringe den halben Tag bei ihm zu, und Abends macht Mad. Brede den Thee dort, weil gewöhnlich einige Freunde kommen. Heute kam denn auch Brentano, der aber die schöne Frau zum Sterben langweilte, und dem Kranken von jeher unausstehlich und recht aus Grundsatz zuwider ist. Nostitz hat mich recht lieb, was ich an ganz besonderen, ihm selbst vielleicht nicht ganz deutlichen Zügen in diesen Tagen erkannt habe. Er beträgt sich wirklich vollkommen liebenswürdig, selbst wenn er den Unliebenswürdigen spielt. Ich bitte Dich, geliebte Rahel, laß mich nur umgehend wissen, wie es Dir geht! Ich rechne darauf, besser! Wäre ich nur bei Dir! Ich habe Dich noch nie in einer Krankheit pflegen gekonnt, und doch warst Du schon so oft krank, seit ich Dich kenne! Das ist ordentlich ein gutes Zeichen für mich, daß Du niemals krank wurdest,

wenigſtens nicht dauernd, wenn ich bei Dir lebte. Ich weiß es, Du wärſt gegen mich als Deinen Wärter ſehr hart, aber ich Dir darum nicht minder erwünſcht und nützlich, und du würdeſt mich um Dich leiden können. Lebe wohl, lebe wohl, meine Liebe! Einzige, theure Rahel! Ich grüße Dich! Ich winke Dir Geneſung und Liebe zu. Ewig Dein treuer

Varnhagen.

Montags in der Nacht.

Die Verbündung Preußens mit Frankreich wiſſen wir hier als gewiß; unſere iſt mehr als wahrſcheinlich: ich halte zu wenig auf mein Leben, als daß ich es von da, wo es völlig zu Grunde gehen kann, ohne Noth herausheben ſollte. Der Himmel weiß was werden mag!

An Varnhagen in Prag.

[Zwei frühere Blätter fehlen.]

Donnerstag, den 27. Februar 1812.

Ich habe dieſen Brief liegen laſſen, um erſt wieder einen von Dir zu haben; denn mit Briefen an Dich, die Dir nachlaufen mußten, iſt es mir ſchon zu ſchlimm ergangen: auch war ich zu unpaß, zu unglücklich, zu ennuyirt. Ich bin allein, ohne leſen zu können, — ſeit drei Tagen geht es etwas — und ohne Menſchen ertragen zu können: unzufrieden mit den Geſchwiſtern. Ohne Luſt, Muſik, Augenweide, oder nur Punkt. Ohne Hoffnung für irgend ein Glück, oder Amüſement; den Sommer fürchtend: und ganz in einem großen Meer, von zahlloſen Tropfen des Mißlingens. Ohne Narrheit, ohne eine jene Welt. Denn dieſe iſt mir eben ſo gut eine jene. Kurz! in der langweiligſten Verzweiflung! Es dauert zu lange; zur Probe, zur Buße, zu was es ſei. Für ein edles Geſchöpf. — In Worten geht's nicht mehr! Den Muth, mir den Streich des Todes zu geben, den hab' ich nun bekommen. Nur Gedanken halten mich noch ab: daß man ſo viel Unwillkürliches mit thut; auf dies Leben hoff' ich nicht mehr. Ich kenne nichts Elenderes, als ſo bis ſechzig hinan

zu warten; mit Hoffnung. — Mir geht's ja Schritt vor Schritt ſchlechter durch jedes événement durch! Und kein Menſch kann mir nur ſagen, thun Sie dies, oder das: es iſt nichts zu thun. Es geht ihr gut genug, denken ſie dumpf, nicht deutlich: die mich am wenigſten haſſen. Freunde laſſen es geſchehen. Erſchöff' ich mich: wunderten ſie ſich, wie über Kleiſt. Dieſe Begräbnißfeier, mich nicht zu wundern, habe ich ihm wenigſtens gehalten! —

Du biſt der Einzige auf der Erde, der mir begegnet iſt, der da fühlt und weiß, bei dem es immer rege iſt, wie übernatürlich ſchlecht es mir geht. Wie keine Antwort auf alle Anforderungen des Lebens meiner Natur kam. Nie. Davon biſt Du ergriffen, und das iſt ein großer Theil Deiner Liebe zu mir. Für Dein Aug' allein, iſt das ſchreckliche Schauſpiel da!

Hätteſt Du mich ſelbſt gemerdet, und ein Bewußtſein ſchwämme noch auf der Erde, ſo würde ich Dich dafür wieder mit Liebe erfaſſen müſſen, wie jetzt. Das wollt' ich Dir längſt gerne ausdrücken; und jetzt iſt's Schuldigkeit; und es geht oft, und immer, lieblicher in mir her, als ich's jetzt in Krankheit und aller und jeder Betrübniß auffetze. Das weißt Du auch; und dieſe Wurzel trug Dir Liebeszweige, und auch manche Blüthe. — War es Eitelkeit, ſo nahm meine Eitelkeit den Weg, auf dem ich dachte: er wird mich anders, als die anderen Frauen behandeln; Neigung ſcheint ihn zu mir zu führen; und keine war ihm noch, von denen er begegnete, gewachſen. Ich ſtehe auch als Freund hoch über allen bei Dir. Und es iſt mir erträglicher, nicht Dein liebſtes Weib zu ſein — Du magſt kein liebſtes haben —, als eine Liebe, deren ich nicht werth bin, auf mir haften zu wiſſen. Wie käme jetzt noch eine ſchöne Liebe zu mir? Und könnt' ich ſie dulden? In Einem, worin Du Dich irrteſt, machteſt Du mich mit irre. Nicht das Geſchlecht iſt Dir zuwider, und eine Einzelne trifft Sinne, Sinn und Herz Dir: das Geſchlecht reizt Dich immer, und keiner Einzelnen Natur trifft Dich. So iſt es. So irrſt Du auch, mein lieber Freund, und ſagſt Dir durchaus die Wahrheit nicht, wenn Du Dir und mir vorſagſt: „Man lebt unwachſam in die Jugendjahre hinein, und ſieht ſich unerwartet zum Böſewicht geworden aus einem guten Kinde.“ Ein Kind iſt ein unentwickelt unberührtes Ding, und immer gut, weil ſein Toben gegen Tiſche, Stühle und Spielzeug geht, welches

man ihm preisgiebt, und welche Zerſtörung man ihm nicht anrechnet; ſo iſt's nicht ſchlecht, im Mangel der Begriffe höchſtens! Aber die Jugendjahre ſind die tugendſamſten, ſchönſten, aufflammendſten; ich verzeihe grade der Jugend nichts Schlechtes. Das iſt gewiß ein faules Produkt: wo die höchſte Gährung nur Schlamm erzeugt. Leichtſinnig kann tobende Jugend wohl ſein, aber nur gegen ſich ſelbſt. Ja, eine edle glaubt gar nicht, daß man Andere beeinträchtigen, verletzen kann. Erſt ſpät, wenn man ſelbſt dahin iſt; von Stößen und Wunden, und nirgend mehr Raum finden kann, noch Stelle zum Bleiben, iſt es möglich, daß man endlich ſich entſchließt, ſich Platz zu machen, und ſollten auch Andere — doch Verwundete und Verwunder — eine Narbe davon tragen: und doch vergeht mancher Edle, ehe er ſelbſt die wahre Jugend durch ſolche Handlung von ſich abſtreift. Wenn ich Staatsgeſetze zu geben hätte: ſo ſchützte Tollheit keinen Verbrecher vor Todesſtrafe, wenn ſich ſeine Tollheit mit dem Verbrechen, worauf jene ſteht, anhöbe; wenn er ſich ſelbſt verletzt, kann er nach dem Tollhauſe.

„Glaube mich nicht ſchwach: ich habe Frevelmuth genug in mir, um weiter zu leben, Beſonnenheit genug, um in Thätigkeiten zu beſtehen, für die mir kein Gemüth und kein Geiſt bleibt!“ So ſchreibſt Du mir im letzten Brief; nicht gedenkend der Worte, die den von Clemens begleiteten: „Ich ſtehe hoch über meinen Fehlern.“ So, mein lieber, denk' ich von Dir: und habe es Dir ſchon öfter geſagt: „Das iſt ein gebildeter Menſch, der ſeine Anlagen bezwingt, wenn Natur nicht gnädig gegen ihn war; der ſie nur in ſich einſieht; ſie ermeſſend behandlen, iſt einen Schritt weiter.“ So ungefähr ſagte ich. Du ſtehſt als der Gebildetſten Einer mit Deiner Einſicht hoch über Deinen Naturfehlern. Theurer Freund! haſſe ſie immer, nenne ſie Dir, bekämpfe ſie. Du liebſt ja das Schöne ſo in Anderen, biſt ſo gerecht, ſo tapfer in der Aufweiſung und Schätzung ihrer Gaben; mach Dich ſelbſt urbar, wo Dürre gelaſſen iſt, und laß Dich von Deinen Freunden hinwiederum lieben: Du weißt, welches Glück, welcher alles heilender, welcher Zuſtand dies iſt.

Lieber Guter! Dein Brief an Goethe über mich ängſtigt mich ordentlich. Freilich, Lieber, wird er ihm die Jugend und Liebe wohl anſehen. Du ſprichſt von meinem „Talent“!? hab' ich ein namhaftes Talent? das, das Leben zu faſſen; und

manchmal barock, in komiſch- oder tragiſcher Hülle, es zu nennen was ich ſah. Mein Unglück — ſag' ich ja ſchon lange — iſt zu meiner Schmach eins ohne Titel; darum wird mir auch nie geholfen. Ich bin eine Falſchgeborne, und ſollte eine Hochgeborne, eine ſchöne Hülle für meinen inneren wohl ergiebigen Grund ſein! Eher bätteſt Du ihm von meinen wirklich vielen Verbindungen und Bekanntſchaften ſprechen ſollen. Darauf zielten auch ſeine Fragen; und er merkte es wohl, der Merker par excellence, daß es eine ſolche Perſon ſein müſſe. Doch wie es ſei! Und ſieht er mich je, ſo wird er ſchon wiſſen, was — Gebratenes — an mir iſt. Adieu. Indeſſen! Leb wohl!

Sonntag, den 1. März 1812.

So eben erhalte ich Deinen kleinen Brief, es iſt aber gleich 7, und dieſer muß nach der Poſt. Ich kann Dir alſo — „umgehend" — ſagen, daß ich geſtern zum erſtenmal aus bei Markus neben mir an war, zu einer kleinen Komödie, die Hanne und Fanny zwiſchen Schirmen mit Schulkameradinnen gaben. Grüße Hrn. von Neſtitz. Ich nehme großen Antheil an ſeiner rheumatiſchen Krankheit. — Woher? nimmſt Du, daß, wenn Du mich in meiner gepflegt bätteſt, ich Dir würde hart begegnet haben. Kennſt Du mich ſo unvernünftig? Ich bitte Dich inſtändigſt noch einmal, mir das Kränkende zu ſagen, welches Du mir verſchweigſt, und worauf Du Dich in Deinem heutigen Briefe doch wieder zu beziehen ſcheinſt. Thue Clemens nichts! ich bitte Dich! Lebe wohl. Deine

R. R.

An Rahel.

Prag, den 2. März 1812.

Gott ſei Lob und Dank, meine geliebte Rahel, daß Du wieder geſund biſt! Ich hatte auf Deine Geneſung feſt gerechnet, weniger auf die Rückkehr Deiner guten Stimmung gegen mich, und ich geſtehe Dir, daß jenes, worauf ich doch gerechnet hatte, mehr, als dies unerwartete Gute, mich erfreut, mich erquickt hat. Wenn ich auf den Worten Deines letzten

lieben Briefes verweile, und mit dem Sehen meines Herzens mich in alle ſeine zärtlichen, innigen Aeußerungen verliere, freudig erſtaunt über das, was er enthält, ſo muß ich mich verwundern, wie das Gefühl meines Herzens ſo ſcheu und bedenklich ſich dem Uebermaß der Freude zu überlaſſen weigert. Aber ſo iſt es; ich finde mich hingezogen zu dem, was ich am meiſten begehre, aber weil ich ſo oft, ohne mein Verſchulden, bloß weil Deine Gedanken ſich anders biegten, auch wenn ich zärtlich herbeigerufen war, zurückgeſtoßen wurde, ſo wage ich traurig nicht, mich Deinen lieben Worten rückhaltlos zu vertrauen, und nehme ſie beſcheidener auf, und erwiedere ſie ſtiller, als ſonſt wohl geſchähe. Dies ſage ich nur, damit Du mich nicht einer Kälte beſchuldigſt, wo ich in hellen Flammen glühe, und mir nicht einen Krieg macheſt, wo ich, um den Frieden zu erhalten, mich ſchon ganz unterworfen habe.

Ich wäre im Stande, meine Liebe zu Dir, die unzerſtörbar iſt, und meine tiefe Verehrung, als mir gehörige, unſchätzbare Kleinode, in der Heimlichkeit meines Herzens zu bewahren, und keinen, auch Dich nicht, werth zu finden, daß er nur meine Heiligthümer wiſſe, Du ſelbſt kannſt Dich mir niemals rauben, und der hellerleuchtete Kreis, den Dein Bild in mir einnimmt, bleibt ein ewiges Licht in meinem Leben, wohin alle wandernden Gedanken als zur erſehnten Heimath gehen: allein, wie viel mir dann auch des Glücks gerettet wäre, was iſt das alles, gegen das friſche, lebendige Daſein in Natur und Geiſt, mit fühlbarem Körper, hörbarem Wort, athmender Bruſt! O ich ſehne mich wohl recht heftig zu Dir, und daß Du ſagſt, ich ſolle nichts neues unternehmen, ſondern in Deine Nähe, zu Dir kommen, erheitert mir die Seele. — Ich las dieſer Tage in einem Buche die Worte, die Petrarca in das Buch ſchrieb, das er täglich in Händen hatte, und mit denen er ſich ſelbſt die Todesnachricht ſeiner Geliebten vor die Seele ſtellen wollte, ſie rührten mich zu unruhigen Thränen; ich dachte an Dich; doch wie ich recht an Dich dachte, verlor ich alle ſchmerzliche Empfindung, und konnte Deinen Verluſt mit den Werkzeugen meines Gehirns nicht mehr denken, ſondern wurde ganz erfüllt. — Jetzt hab' ich auch den Muth bekommen, Dir den Brief zu ſchicken, welchen ich an die Gräfin Pachta geſchrieben hatte, und durch Liſt wieder bekommen habe auf einige Zeit; ich muß ihn aber doch wiedergeben, drum ſchick ihn mir, ich bitte Dich ſehr darum! alsbald zurück! Vergeſſe nicht, wenn

Du lieſt, daß ich an Deine Freundin ſchrieb, die Dein Bild verloren hatte, und Dich anklagte, ihr konnt' ich, durft' ich, mußt' ich vieles ſagen, was Du ſonſt von mir nicht geſagt wünſchen könnteſt. Sie hat ſich recht gefreut über dieſen Brief, und ich glaube, daß er eine nebelvolle Dämmerung Deines Weſens auf ihren Geſichtskreis heraufbeſchworen hat aus dem Schattengebiet einer früheren Zeit, wo Lebenswendung, einſeitige Erfahrung und Mühſeligkeit eines im Ringen altgewordenen Verſtandes dem friſchen, hellen, einträchtigen Hinwirken einer ſchönen Natur noch keinen Eintrag gethan hatten. Vielleicht erfreut Dich hin und wieder ein Wort meines Briefes. Möcht' es doch!

Von Bentheim bekomme ich aus Wien gütige Briefe. Der Eugen hat wieder eine unangenehme Geſchichte gehabt. Ich war dieſer Tage auch nahe daran, einen Wortwechſel auf andere Art, als mit Worten zu beendigen, allein es war von meiner und von der anderen Seite zu viel Vernunft da, als daß die einmal entſprungene Unvernunft hätte wachſen können; der Hauptmann Knerr, unſer Frondeur aus Teplitz, einer der liebenswürdigſten Menſchen und herrlichſten Soldaten, hat alles beigelegt, und ſich gegen mich ungemein freundſchaftlich betragen. — Einen Theil des Tages bringe ich bei Noſtitz zu, der noch immer krank, doch ganz ohne alle Gefahr, darnieder liegt, und bei deſſen Bette Abends Mad. Brede den Thee macht. Noſtitz hat Dich wahrhaft lieb; neulich erzählte er mit dankbarem Gefühl wie Du bei Prinz Louis, als der ſich auch von ihm verlaſſen glaubte, für ihn gebürgt. Zum Erzählen ſeines Traums und der anderen Geſchichten habe ich ihn noch nicht bringen gekonnt.

Bei Pflugk's bin ich gern geſehen, ſie grüßen Dich herzlich; heute habe ich da zu Mittag gegeſſen. Ich leſe ihnen wohl bisweilen etwas vor; ſie ſagen mir aber, daß ſie nicht recht klug aus mir werden könnten.

Apropos! unſere Frau Paczkowska, die große Frau, die in Leipzig als Königin Iſabeau uns ſo ſehr gefiel, iſt ja jetzt in Berlin! Sie iſt von dort gebürtig, und hieß ehemals Fräulein Larbuſch; iſt es denn wahr, daß ſie übrigens ziemlich unbedeutend ſpielt?

Lebe recht wohl, meine geliebte Rahel! Ich umarme Dich von ganzem Herzen! Ja, ich habe Deinen Brief gefühlt! Wie Deine Stimme klang es mir daraus entgegen. Ich liebe

Dich innigſt, gehöre Dir an, vertraue auf Dich! Leb wohl, leb wohl!

Ewig Dein treuer

Varnhagen.

Montags.

An Varnhagen in Prag.

Sonnabend Abend 11 Uhr, den 7. März 1812.

Heute vor dem Finſterwerden gab man mir Deinen Brief, wo der über mich geſchriebene an die Gräfin Pachta drin lag. Deinen las ich gliederkrank und ganz erſchöpft, wie ich mich in dem Augenblick auf das Sopha gebettet hatte, mit erſchöpftem Geiſt, erdrückter Seele, zuerſt. Mit großen Liebespulſen antwortete mein Innerſtes auf jedes Deiner Liebesworte, und Sehnſucht, der Wunſch Dich zu ſprechen, bildete ſich in meiner Seele. Gewiß ſah ich Dich mein in einem gewiſſen Sinn auf ewig, und ſo antwortete ich auch Dir. Ich freute mich, daß mein Montags abgegangener Brief Dir jede Antwort auf den heutigen eigentlich ſchon im voraus brachte. Mit einem ſchwer aus dem Herzen dringenden Seufzer ſah ich den an Joſephine an, ſtand der zu gebeugten Seele, des Körpers wegen an, ihn zu leſen, und gedrängt von mir ſelbſt, that ich's doch. Ach lieber Freund, in welch Geſchrei zu Gott, und Herzpochen für Schmerz, fiel ich nach dem Leſen. Alles weiß ich: jedes hab' ich wohl ſelbſt hundertmal in verſchiedenen Briefen, wo von mir endlich alles ſteht, ſelbſt geſagt. Aber wie gräuelhaft, wie rettungslos, wenn es auch von außen, wie Mauren, ausgeſprochen von fremdem Geiſt, uns entgegentritt. Heute grade war ich ſo krank, ſo von Gott verlaſſen in der Seele, ach, warum mußteſt Du mich auch jetzt ſchon ſo ſtark halten, daß heute dieſer Brief kam. Ich fühlte mich eben ſo krank, daß ich es nicht mehr zu ſcheiden wußte, wer den anderen erſt ſo gemacht hatte, Gedanke oder Körper; aber durch lange Tage und Nächte durch, hatte ich mir die ſchärfſte, genauſte, unumſtößlichſte Rechenſchaft noch einmal gegeben, wo die wahre Wendung meines Weſens geſchah, welche mein ganzes Schickſal gründen mußte: denn eine gewaltſame, nicht liebliche iſt vorgefallen; und Karakter bildet Schickſal, Naturingredienzien ſo oder ſo geſtellt. Ereigniß, und Gründe, erweg ich noch Einmal!

und ach! zu was als humilité — ich kann das deutsche Wort nicht finden — zu Verzweiflung der Edlen, konnte dies führen. Und wie zu einem Chore kam Dein Brief die Tragödie vollkommen zu machen. Laß es Dir nicht leid sein, auch viel Liebe habe ich darin erfahren; und mein noch lebendes Herz hat sie wohl, ja ganz erkannt. Aergeres noch, als in Deinem panégyrique steht', sagt sich die arme ausgesetzte Rahel! Dies können die Menschen glauben, Du weißt es; wenn Großes, Besonderes in ihr ist, so ist es das; sie weiß, was in ihrem Kreise ist, und sieht und sagt sich das Härteste, wie wohl selten ein Mensch dies auf der Erde that. Und so kann ich sagen, mein Schmerz und mein Verlust ist unendlich; darum verstehe ich auch alle anderen — Schmerzen, — darum ist auch der Verdruß immer so groß, wenn Du, der Einzige, dem ich so bekannt bin, der Engel, den mir Gott mit Trost in meine Zeit schickte, wenn der abspringt, und mich ärgern mag, oder welches eins ist, sich selbst mit einemmale fehlt! — Aus diesem Gesichtspunkt, mein geliebter Freund, verzeih mir! Freilich muß ich mit Dir strenger und härter sein, als mit allen: von Dir ganz allein fordert' und erwartet' ich; und thu' es noch.

Dies alles, trotz meines Kopfes, meiner hinzufallenden Müdigkeit, mußt' ich Dir noch heute sagen. Sonst verliere ich die Worte, die tiefste Stimmung wieder. Als ich ganz müde und todt lag, und Minna Spazier erwartete, heute fürchtete — ich sollte ihr Geheimrath Wolf zitiren lassen, kam meine älteste Nichte, die blieb bis jetzt. Nach 10 Robert. Ich weinte langsam immer fort, in des Mädchens Gegenwart, nämlich mein Herz und meine Augen. Doch sprach ich oft und reichlich, und unterhaltend: wenn ich manchmal ganz schweigen muß, ist das das Höchste. Minna kam Gottlob nicht, und so konnt' ich Wolf auch weglassen. Schlaf recht wohl! — Die blinden rohen Leute! — mir geschähe das bei einem Trommler mit einem Bart nicht, wenn er meine Seele hätte! — mich unweiblich zu finden: ist das weiblich, sich auf Menschen und Schicksal ohne Wahl wie auf ein Lotterbette zu werfen, und da nach gut Glück faulen, oder Kour annehmen? Große Natur, allmächtiger Gott! wie erlaubst Du Deinen Menschen sich zu versperren! ganz klein, ganz klein! Nun fällt's mir erst wieder ein! Dein Brief an Josephinen ließ mir mich wieder sehen, wie eine Todte, ein Geist ohne Blut und Leben, der neben seinem an, noch wandelt. Schrecklich! Und doch,

großer Gott! große Natur! iſt es Gottlob! anders noch, als ich, und irgend jemand zu faſſen, in einen Begriff, als wir es auszuſprechen vermögen! Sonſt wär' ich ja auch wohl, in Gottes Gnade, ſchon todt hingeſchlagen. Gute Nacht!

Sonntag, den 8. März, 12 Uhr Mittags.

Ich habe eine ſchlechte Nacht gehabt, nicht möglich einzuſchlafen: und das theils aus Hunger; und doch wollt' ich nichts eſſen, eh ich zu Bette gehe, weil ich Nachts nicht verdaue ohne Bewegung und Zerſtreuung, und weil ich abſolut nicht klingeln wollte; am Morgen, wo ich denn immer einſchlafe, ſtellten ſich Hähne vor mein Fenſter, und wetteiferten in ihrem abominablen Geſchrei auf's genauſte; ſo daß ich nicht allein des Schlafens wegen raſend werden mochte, ſondern des bloßen Vibrirens im Kopfe wegen. Am Ende ließ ich ſie wegjagen. So iſt's auf den Straßen unſerer edlen Stadt. Hühnerhorden! Dann ſchlief ich noch ein wenig. Ich ſehe ſehr deteriorirt aus. Natürlich! Krank, keine Luft, keine Zerſtreuung keiner Art. Sonſt noch ein Ringen: bald wollt' ich mit Dir, bald mit Paulinen leben, bald nach Frankreich, auch hatte ich noch zu jedem Sommer den Plan, aus Berlin in eine Gegend zu wollen; hatte Geſellſchaft, Mittel ſie zu ſehen. Jetzt muß ich Gulden und acht Groſchen bedenken, ohne irgend einen Gedanken, daß es durch irgend etwas anders werden könnte! Der Sommer vor mir, ohne Wagen, ohne Begleitung, ohne Bedienten, ohne Land, Luft. Sonſt, wie ich die Behülfliche — mit meinen ewig geringen Mitteln — ſein konnte, ging alles: aber an wen kann, ſoll ich mich wenden! Auch iſt meine ganze Geſellſchaft zerſtört, zerſtreut, todt, arm. Dabei, bei dieſem Knappen, bin ich Dankbarkeit ſchuldig, und zur Laſt; denen, die ich meiden möchte unter den beſten Bedingungen; was ich am meiſten fürchtete, wogegen ich fünfzehn Jahre rang, muß ich bis auf den Boden leeren. Zum Onkel wollte ich wohl im Winter, und ihm den opfern; vielleicht für etwas; aber wenn er mich nach dieſem kranken, abſchwächenden, ſorgenvollen Winter auch kommen läßt, ſo fürcht' ich mich nur! Sollt' ich den nun auch elend, ohne Freiheit, in eines alten wunderlichen Mannes Zeitvertreib hinbringen, der ich ſein ſoll? Meine Kräfte erlauben es gar nicht. Es ſind nun ſechs Wochen, daß ich ganz zu Hauſe bin — wie oft und lang vorher! — und nichts geht bei mir vor, als kleine unangenehme

Häuslichkeiten: und ich habe keine andere Senſation von außen, als die ich mir ſelbſt gebe! Entſchuldige alſo mein endliches Zuſammenbrechen. Du haſt ganz außerordentlich das reine, unbefangene, kraftvolle Zuhören und Auffaſſen von Joſephine in Deinem Briefe ausdrücken können! Dieſe Schönheit der Seele, die nur ein Zeichen von anderen Schönheiten iſt, gewann ihr meine ehrende Liebe mit zuerſt. Ach! und was will die; ſie war ſchön, und edelgeboren! Bei Gott dem Richter! Mein Herz und meine Seele ſind eben ſo ſchön und ſo viel werth. Worin hält ſie ſich wohl für weiblicher? von ihr ärgert mich der grobe gemeine Irrthum für ſie! „Anmuth", Lieber, hatte ich nie mehr; Dir muß es aber ſo ſcheinen: denn Du biſt wirklich der Menſch, bei dem ich anfing: ſollte von Liebe die Rede ſein, auch zu fordern. Ich ſah ja, in der Welt wurde nichts gereicht, und endlich wollt' ich's mir zu Nutze machen, von der Liebe Pfeil verſchont zu ſein. Fordern aber, erörtern iſt in ſolchem Verhältniß über-ungraziös!! In der Erſcheinung war ich's nie, graziös. Aber die Grazie des Herzens, die aber nicht durchdringt, hab' ich noch. Wann findet man das nicht? Wo fehlt es? hat es einen ungerechten Pulsſchlag gegen irgend eine Kreatur! — will ich für mich beſonders mehr? Nicht für alle Menſchen, und Thiere faſt, daſſelbe? Bin ich nicht immer gut; nur aus der Folter gelaſſen, weich? Mittheilend, theilnehmend, in jeder Minute? „Hülfreich, edel und gut!" wie's Goethe gebeut. O! Gott!

Nun bin ich nicht mehr allein. Moritz iſt gekommen mit Erneſtinen und der Schwiegermutter. Ich bin überzeugt, daß Hr. von Knorr eben ſo delikat für Dich war, als er für ſich ſelbſt würde geweſen ſein, alſo bin ich über Deine Angelegenheit ruhig. Mad. Paczkowska hat hier nicht die Leipziger Rollen, ſondern die Orſina, Maria Stuart, und in dem verbannten Amor, ohne Beifall geſpielt: das will aber gar nichts gegen ſie ſagen: weil ſie hier nur ihre Alten mit den alten Fehlern dulden. Ich war krank, geh' gar nicht in's Theater. Dies für Mad. Brede! Was hat denn Eugen wieder ausgefreſſen? Grüße doch den Grafen Bentheim recht beſonders von mir, ich denke ſehr oft an ihn mit großer Neigung. Den Brief an Gräfin Pachta bekommſt Du nächſtens wieder. Hr. Geheimrath Wolf hat mir Woltmann's Ueberſetzung vom Tacitus gegeben. Das geht zu weit! Ich ſchäme mich, daß man dies in unſerer Litteratur finden wird, und wundere mich zum Tod,

daß ein Buchhändler es angenommen hat. Neumann ſehe ich nicht mehr. Frau von Fouqué hat mir mit Robert geſchrieben, der fünf Wochen bei ihnen war. Ich werde ihr antworten. Das Briefchen iſt gut, tüchtig, und wahrhaft. Viele Empfehlungen an Hrn. von Reſtitz! Vorgeſtern ſpielte das Thier, die Longhi. Sie gefiel nicht: das Publikum ſagt, ſie reißt die Harfe. Wenn es Recht hat, nenne ich es das Publikum. Adieu.

R. R.

An Rahel.

Prag, Donnerstag, den 12. März 1812.

Ich habe Dich ſo lieb, und ſolche Einſicht in Dich, meine theure Rahel, daß ich aus allen verwirrten Netzen abſtreitender Verhandlungen, die aus Deinem letzten Briefe um mich herziehen, mit ungereiztem liebevollen Gemüth wie durch eine Zauberberührung gerettet ſtehe. Bin ich Dir als ſolcher willkommen, ſo iſt es gut, wo nicht, ſo leſe meine Briefe nur immerhin noch einmal, und denke, ich hätte dies zweite Leſen ihrem erſten zur Erklärung geſchrieben. Du haſt Recht, und fällſt und wirſt es bei mir ewig haben, dagegen will ich auf das meine lieber tauſendmal verzichten, als mich rechtfertigen; was aber die Anklagen betrifft, die Du durchaus von mir erfahren willſt, ſo kann ich Dir verſichern, daß Du ſie bei mir beſſer widerlegt findeſt, als es Dir ſelber möglich wäre, und um Dir durch gänzliches Schweigen nicht ungehorſam zu erſcheinen, nur deshalb, will ich ſie ſchleunigſt in einem Bündel zuſammenfaſſen, und ſo ausſprechen: Du biſt in Gedanken und Empfindungsweiſen äußerſt ſtet, aber in der Richtung und Forderung, die Du Deinem Freunde geben und auferlegen magſt, nach äußerlichen Antrieben launenhaft, und ſo wetterwendiſch, als er untreu. Willſt Du davon ein Beiſpiel? So brauch' ich nur den erſten, beſten Brief in Abſchrift beizulegen! Was machſt Du jetzt? „ich ſolle nur um Gottes willen nicht weiter fortgehen, ich ſolle zu Dir kommen" ſchreibſt Du mir vorgeſtern, und geſtern „ich könne es bleiben laſſen, Du habeſt Dich beſſer beſonnen". Dann rückſt und zerrſt Du nochmals, und abermals an Redensarten aus dem Briefe, mit dem ich

den des Brentano begleitet hatte, und es ist des gereizten, bösen Blutes kein Ende. Wie soll ich ein Herz zu Dir fassen, und zu Dir kommen nicht als ein reicher, angenehmer Kavalier, sondern als ein armer, Trost und Erquickung suchender Mensch? Ich weiß, Deine Vorwürfe meinen es gut, und vieles darin ist wahr: aber des Unwahren ist in Stellung und Ausdruck doch auch so viel dabei, daß Du sonderbare Quellen über mein Leben mußt ausgeforscht haben. Was soll das heißen: ich falle in Deiner Gegenwart und noch dazu „alle" Weiber an? Du meinst doch nicht das lächerliche Wesen, in welchem Physiologie und Moral so abgeschmackt und geziert Komplimente machen? In einem früheren Briefe sprichst Du gar von der armen wegen der weißen Schminke Angeklagten! Ich habe auf dieses schlecht ersonnene, leichtgläubig aufgenommene Mährchen nicht zu antworten gewürdigt. Und in Leipzig! — Noch bin ich Dir eine Erklärung schuldig über meinen Dir angebotenen Namen, was Du mir schon oft mit Bitterkeit und Hohn als die auserlesenste Dummheit vorgeworfen hast, und das ich auch nie beantworten mochte. Es ist ein kleines Vergessen von Dir dabei, nämlich, daß Du mir gesagt und geschrieben, Du könnest in Deinen Verhältnissen damit eine Dir günstige Drohung erzielen, und allerdings wäre ich auch verheirathet so frei geblieben, wie Du es selbst in früheren Briefen festgesetzt hast. Daß ich dabei zugleich an die Freude dachte, dringender, anerkannter mein Leben auf Deines zu beziehen, ist gewiß. — Nun genug des Vergangenen! mich freut, ja mir ist sie nothwendig, seine Betrachtung, aber auch mich ekelt es die alten Gebeine wieder auszugraben, um ihr Gift auszukochen. — Gott! wie leid thut es mir, Dir, Dir das alles zu sagen! aber Du ruhst nicht eher! Schreibst Du mir aber in diesem Ton zurück, und setzest die unselige Fehde fort, so lasse ich wahrhaftig Deinen Brief liegen, und antworte nicht eher, als bis ich alles so vergessen habe, daß ich gar nicht mehr weiß, wovon die Rede war. Aber noch eins! Alles was Du mir vorwerfen kannst wegen Brentano's Brief, das hast Du vollkommen wett gemacht, ja überboten durch einen Ausspruch, den Du nicht hast geschehen lassen, sondern besonnen gethan hast. „Mad. Sp. sei wie für mich gemacht." Allein sei versichert, wie Dich an jenem, so räch' ich mich an jener, und das thörichte Weib soll die Beleidigung büßen, die Du mir zugefügt hast!

Mein Oberſt iſt noch immerfort in Wien, und ſchreibt mir ſehr gütig. Was aus uns wird, läßt ſich noch nicht errathen. Meine Hoffnungen in Berlin ſind leider noch nicht reif; doch ſoll für B.*) neuer Sonnenſchein ſein, und dann fällt auch auf mich ein kleiner Strahl; wenn es aber noch lange zögert, ſo knüpf' ich doch an G.**) an.

Ich bin noch täglich bei Neſtitz, wo, ſeit Mad. Brede nach Wien gereiſt iſt, nun ich Abends den Thee mache, wir ſind ſehr munter, und es iſt meine beſte Geſellſchaft. Mad. Brede hat mir eine andere Geliebte ausgeſucht, als Du gethan haſt; ſie meinte, Karoline Benda, eine Sängerin in Karlsruhe, die ſei für mich gemacht; aus Mitleid wollte ſie mich verſorgen, da ſie mich in ſcheinbarer Liebe zur Mad. Löwe ſchlecht verſorgt glaubte, und eine Komödiantin, meinte ſie, müſſe es ſein. Mad. Löwe gefiel mir allerdings, und gefällt mir noch, aber ſie beſtätigt mir auf's neue, daß das Geſchlecht mir zuwider iſt, denn auch in ihr, die eine ſchöne vielbegehrte Frau iſt, reizt es mich nicht. Magſt Du das bezweifeln, es iſt doch wahr, und ſtellt meine Treue vielleicht in ein ſolches Licht, wo die Sinnlichkeit keinen Schatten auf ſie wirft. Doch untreu bin ich einmal, das hab' ich eingeſtanden, und keine noch ſo ſcharfſinnige Erklärungsart kann mir da noch helfen!

Herr von Talwig iſt ſo gut, dieſen Brief zu beſorgen; ich lege daher den Dresdener bei, mit dem ich auf eine ſolche Gelegenheit gewartet habe. Der Voltaire kömmt auch zurück.

Lebe recht wohl, meine geliebte, theure Rahel! Ewig Dein
Varnhagen.

Du haſt, liebe Rahel, meine Aeußerung mißverſtanden, als ich ſagte, Du ſeieſt vielleicht, wenn ich Dich Kranke pflegen wolle, hart gegen mich; Du ſagteſt mir oft, Du könneſt wenige, oft keine Menſchen um Dich leiden, wenn Du krank ſeiſt, und ſo etwas richtet ſich nicht nach Liebe oder Güte, ſondern iſt körperlich, und ich fürchtete, meine Gegenwart, vielleicht gar meine Art der Beſorgung, würde Deinen Nerven nicht zuſagen! Lege meine Worte gütig aus, liebe Rahel, und nehme nicht gleich an, daß ich Verrücktes denke! Lebe wohl, Liebe!

*) Beyme. **) Goltz.

An Varnhagen in Prag.

Sonntag, den 23. März 1812.
Gegen Abend.

Gestern schickte man mir das Paket mit dem Theil Voltaire und Deinem Briefe. Ich war auf Kränkung, auf Beschämung gefaßt, aber nicht auf Aerger. Es ist also besser, ich schweige; da meine Rede so sehr unverständlich ist. Ich lasse auch lieber einen kleinen Brief zurück, den ich gestern schrieb, bald nach Empfang des Pakets. Ich fürchte den Brief an die Gräfin länger zurückzuhalten.

R. R.

Ich habe heute schon viel schreiben müssen.

An Rahel.

Prag, den 27. März 1812.

Theure, geliebte Rahel! Als ich den Brief an den Minister geschrieben hatte, dachte ich noch an Dich zu schreiben, die heftigen Kopfschmerzen gestatteten mir aber kaum, ihn mit den nothwendigen Worten an Neumann zu begleiten, und nach diesen mußt' ich mich zu Bett legen. Einige Tage hindurch blieb ich liegen, so betäubt und abgespannt, wie man zur Annäherung eines Nervenfiebers ist, der dunkelste Mißmuth gesellte sich dazu, und ich sah einer recht traurigen Trostlosigkeit entgegen. Es blieb aber bei bloßen Demonstrationen, ich stand wieder auf, mein Kopf wurde frei, und ich befinde mich wieder gut, besonders heute, da der heiterste Sonnenschein aus reiner Bläue auf die kalte, trockene Erde fiel, und jetzt der Mond mit gewaltigem Glanz über der Gegend schwebt. Ich komme eben von Nostitz nach Hause, der mir das beifolgende Blatt für Dich gegeben hat, und sich recht ärgerte, als ich ihm sagte, er wachse in die Schreibart seines Mißfallens Jean Paul hinein. Zufällig hatte ich grade heute auch an seine Freundin, M Brede, nach Wien einen Zettel geschrieben und sie um Gefälligkeit ersucht, wir tauschten also beide gegenseitig

und ehrten uns in unſeren Freundinnen auf recht angenehme Weiſe. Er darf das Zimmer noch nicht verlaſſen, und ich beſuche ihn noch täglich, es findet ſich aber immer auch viel andere Geſellſchaft dort ein, beſonders Offiziere, die meine liebſte Geſellſchaft ſind. Neſtitz iſt ungemein geſcheut, gedankenreich, erzählungsluſtig, zart und wohlfügend unter ſeinen Gäſten. — Was ſagſt Du zu meinem Brief? ich ſchrieb ihn weniger für den Miniſter, als für die, denen er ihn zeigen möchte. Doch zweifle ich faſt an gutem Erfolg; aus vielen Gründen hätte ich den Schritt auch noch verſchoben; ich ſah die Möglichkeit, im Sommer vielleicht mit Bentheim nach Berlin zu kommen, in der öſterreichiſchen Uniform an Hof und in alle große Geſellſchaften zu gehen, Bekanntſchaften und Verbindungen perſönlich anzuknüpfen, und allerdings wäre dieſes Auftreten etwas werth geweſen: allein die Gewißheit, „daß euch hier für uns der Krieg unvermeidlich iſt", beſtimmte mich, es nicht auf die Wahrſcheinlichkeit ankommen zu laſſen, ob unſer Regiment grade in ſolcher Muße bleiben wird, als zu jener Ausführung nöthig wäre, und ich mußte, für meine übrigen Abſichten und Vorhaben zu frühzeitig den Verſuch wagen. Allzu klein wollte ich mich auch nicht geben, und hätte bei längerem Abwarten günſtigere Formen gefunden, allein hier wäre das Beſte vielleicht zu ſpät gekommen. Ich ſchrieb Dir einmal, ich wolle Dich gar nicht mehr fragen, ſondern thun, als wäreſt Du gar nicht in der Welt, und wenn ich käme, ſo ſolle es Dich nicht kümmern: aber, herzensgeliebte Rahel, das Herz hüpft mir vor Freuden, meine ganze Seele verklärt ſich, wenn ich denke, daß ich Dich wiederſehen, in Deinem Kreiſe leben ſoll! Wie Aegyptens fruchtbarer Boden verlangt mein ganzes Weſen, nachdem es reiche Ernten von der letzten Ueberſchwemmung getragen, auf's neue nach der ſegnenden Fluth!

Ich war ſehr unzufrieden mit meinem Briefe, den ich Hrn. von Dallwig mitgegeben; gern hätte ich ihn durch den Ausdruck der überſchwänglichen Liebe, die von heißen Orkanen in meinem Herzen aufgeſtürmt wurde, ſpäter beim Empfang Deines lieben, leider klagereichen Briefes zerdrückt, und ich ſah ganz ängſtlich in all den Tagen durch mein Krankſein allen guten Willen vergeblich werden. Jetzt iſt es zu ſpät, er mir auch nicht gegenwärtig genug, und Du mir gewiß nicht böſe mehr! —

Goethe hat die bewußte Handſchrift jetzt zum Druck an

Cotta geſchickt, ſo meldet mir dieſer. Ich freue mich ſehr der Einwilligung, zumal da mein letzter Brief ſo ganz ihm die Sache anheimgeſtellt hat. Wie und wo der Druck angeordnet werden ſoll, will ich auch ihm und Cotta'n, der ſehr gute Gedanken in dergleichen Dingen hat, überlaſſen.

Friedrich Schlegel's Vorleſungen über Geſchichte ſind in der Halliſchen und Jenaiſchen Litteraturzeitung ſehr gründlich beurtheilt, und mit hartem, ſehr gerechtem Tadel belegt, ja ihm alle Fähigkeit zum Geſchichtſchreiber abgeſprochen worden. Angenehm war es mir, daß beide, obgleich ſehr von einander verſchiedene Beurtheiler am meiſten von Schlegel's unvernünftiger und verworrener Preiſung des Adels, und von dem dagegen eben ſo unbegründeten Widerwillen gegen die Reformation, beleidigt worden ſind. Das ſind gute Zeichen für den Gang der allgemeinen deutſchen Denkart, die zu ſehr gewachſen iſt, als daß blendende Verdrehſamkeit ſolcher an die augenblickliche Gegenwart verkaufter Seelen, wie Friedrich Schlegel und Adam Müller, ſelbſt bei denen, welche ſonſt ihre Verehrer ſind, ein rückſchreitendes Ablenken bewirken könnte. Das „Deutſche Muſeum" von Friedrich Schlegel wird auch ganz matt, von Steigentesch iſt darin ein armſeliger Aufſatz, worin ſogar, im Schlegel'ſchen Journal, die neue Schule bekämpft wird! Von Pfuel aber ſteht ein ganz vortrefflicher in demſelben Heft; der hat überhaupt eine köſtliche, ſachenreiche, wortklare Schreibart, von ſeltener Anmuth durchdrungen; ein Bericht von ihm über die hieſige Schwimmſchule lieſt ſich wie die lebhafteſte dichteriſche Darſtellung, und iſt doch ſtreng und gründlich ohne Ueberfluß.

Bentheim iſt noch in Wien, und war nicht ganz wohl; ich verlange ſehr nach ſeiner Zurückkunft. Aus Weſtphalen bekomme ich noch immer keine Nachricht wegen der verlangten Taufſcheine, es wird alſo diesmal Bentheim's Anweſenheit ungenützt vorübergehen müſſen. Der Prediger Natorp in Potsdam hat mir ſehr verbindlich geantwortet. Im Morgenblatt, im „Hormayr'ſchen Archiv", im „Oeſterreichiſchen Beobachter", ſteh' ich ſchon überall als von Enſe unter meinen Aufſätzen. Man hat in Grätz meine Erzählung aus Schach's Leben nachgedruckt, in hieſigen Zeitſchriften auch Aufſätze, die ich in's „Morgenblatt" geſchickt hatte. Ich ſtehe in lauter guten, angenehmen Beziehungen zu den Leuten, und werde auch ſobald keinen von mir abwenden, außer den Philiſter, der bisweilen zu Neſtitz kommt, der ihn ganz und gar verachtet, aber, ſo wie

Mad. Brede, der er mißfällt und zuwider iſt, gütig behandelt. Neulich kam ein Major hin, deſſen Bruder den Bruder des Clemens im Wirthshauſe gräßlich zerprügelt, und der ſelbſt, bei einer anderen Gelegenheit, zu Clemens öffentlich geſagt hat, er rede wie ein Ochſe, ich ſagte zu Clemens leiſe: da iſt ja Mengen, gehen Sie nicht weg? — O der genirt mich nicht! ſagte er, und blieb in der Geſellſchaft deſſen, der an der Schmach ſeines Bruders wenigſtens mitgeholfen. Jetzt ſchreibt er ein Schauſpiel aus der böhmiſchen Sage Libuſſa, und ſieht ſeit mehreren Tagen ganz krank und elend aus, aus Verzweiflung, daß Noſtitz und ich ihm geſagt, der erſte Aufzug gefiele uns nicht, beſonders von mir konnte er's nicht begreifen, auf meinen Beifall hatte er gerechnet, er verſprach alle Abänderungen, Umarbeitungen, aber wir riethem ihm es aufzugeben, und da gerieth er in die entſetzlichſte, lächerlichſte Krümmung, meine Billigung war ihm faſt Bedürfniß, Sonnenwärme und Regen, zu ſeinen Arbeiten geworden. Die Züchtigung ſäumt noch, aber ſie iſt um nichts weniger ſicher, ja ſogar geſichert! Daß ihn ein hieſiger Major, und ein Oberlieutenant wegen der loſen Reden, die er über ſie geführt, jeder in ſeiner eigenen Sache, mit Maulſchellen zurechtzuweiſen denken, iſt von meiner Geſinnung ganz unabhängig, und ich weiß es nur zufällig. Noſtitz wollte es erſt ſehr anmuthig finden, wenn ich ihm ein Ohr abſchnitte, und ihn alſo für immer an ſeinem Leibe zeichnete, allein ſeitdem er ihn öfter geſehen, findet er ihn ſo erbärmlich, daß er den Leuten ſogar ausredet, ihn zu prügeln, ſo ſehr er auf der anderen Seite verbindlichſt betheuert, er habe nichts dagegen, falls man etwa ſeine Stube zum Schauplatze dieſer Handlung bequem finden wolle! Die Schauſpieler verlachen ihn auch, und verſichern, ſie würden nie etwas von ſeinen Erzeugniſſen aufführen. Uebrigens erfahre ich durch Noſtitz, der ſich nur immer das Wort geben läßt, daß ich keinen Gebrauch davon machen wolle, eine Anzahl Schändlichkeiten, die ſich der arme Teufel an ihn und Mad. Brede über mich zu ſchreiben erlaubt hat, die mir im Grunde ſehr wohl gefallen, z. B. ich ſei wie aus lauter Gräten, und krieche einem in den Hals, um da herauszuſingen!

Für heute lauf' er! — Weltmann zahlt ſeinen Tacitus ſelbſt, drum wird er gedruckt. Grüße Weib beſtens von mir, auch die anderen gelehrten und ungelehrten Freunde!

Habe mich lieb! glaube mir, ich bin doch ein guter, braver Kerl, und meine es ſo gut mit Dir, daß ich mich jeden Augenblick für Dich könnte in Stücke zerhauen laſſen! Daß mir niemand, niemand auf der Welt lieber, und niemand ſo lieb iſt, wie Du, meine einzige Rahel, das fühl' ich alle, alle Tage. Lebe recht wohl, und ſei geſund und fröhlich, wie ich es bin in der Hoffnung Dich zu ſehen! Ewig Dein treuer

Varnhagen.

Am ſtillen Freitag ſpät Abends.

Sollteſt Du mir etwas zu ſchicken haben, z. B. mein Stammbuch, ſo wird es mir der Oberſtlieutenant von Klenau Chevauxlegers Hr. von Sarteris, den Marwitz kennt, und der wahrſcheinlich bei ſeiner Mutter wohnt, gern mitbringen.

Stein, der mir ſehr viel Güte und Zutrauen bezeigt, ſagte mir noch heute, es ſei tauſendmal beſſer in der Adminiſtration als in der Diplomatie angeſtellt zu ſein. Allein das läßt ſich ſpäterhin dann immer noch machen, und ein Tauſchen geht beſſer von ſtatten, wenn man etwas erſt zu vertauſchen hat; ich bin im Meer, und ſpringe an's Land, iſt es die rechte Küſte nicht, ſo kann ich zu Fuß dann ſchon hinkommen zu der rechten.

An Varnhagen in Prag.

Sonntag Vormittag, den 5. April 1812.

Du mußt mir dieſen Brief ſehr freundlich auslegen, lieber Varnhagen, er mag werden wie er will: in ſolcher Verfaſſung bin ich. Kaum hab' ich den Entſchluß, die Feder zu nehmen, haben können; und ſeit vorgeſtern, daß ich Deinen Brief von Charfreitag erhielt, quält mich der Gedanke, ihn zu nehmen! Grüße auch Hrn. von Noſtitz tauſendmal, und ſag ihm, ſeit langer Zeit wäre mir nicht ſo unverhofft Freundliches und Liebes geſchehen, als ſein Schreiben; mit Worten aber darauf zu antworten, müßt' ich verſchieben: aber es ſolle geſchehen. Du kennſt meinen Zuſtand aus meinem letzten Brief, den Du ganz recht Klagebrief nennſt. Dabei war ich unpaß vorige Woche: eine plötzliche Erſchlaffung überfiel mich, und machte mich, die ich eigentlich mich von der Februarkrankheit erholen ſoll, gränzenlos matt und reizbar. Nun haben wir die Truppen bekom-

men, und ich muß logiren, wie jeder. Gut! Schützt und hegt mich mein Staat, ſo muß ich auch thun, was er für gut findet. So denk' ich. Perſönlich aber iſt, fremde — vielleicht rohe — Menſchen zu behauſen, für mich Todesangſt; und wenn es klingelt, ſteht mein Herz ſtill. An keine Ruhe, an keine Beſchäftigung iſt zu denken. Jeden Groſchen ſpar' ich voraus, um die Bewirthung nur beſtreiten zu können; denn koſtet's auch keine Unſummen, ſo kennſt Du meinen Geldzuſtand; und daß ich ſchon von Geſchenktem — denn ſo ſieht das mir Dargeliehene doch aus — mein ununterbrochener Kummer — lebe! — und der, der mir giebt, aus vier bis fünf Gründen nun vierdoppelte Ausgaben hat. Meine Seele iſt zu gemeinen, kleinen, niederen Berechnungen nicht gemacht, und dazu herabgewürdigt, verdammt. Alles dies iſt nichts gegen meine Angſt vor Rohheit! Allein, wie ich bin, mit den Mädchen. Die Dinge ſind alle von allen Seiten ſo geſtellt, daß ich niemanden nehmen noch kriegen kann; wozu die Details?! Seit geſtern Abend, daß mir ein junger Kommiſſair ein Billet brachte für ſich und ſeinen Bedienten, bin ich ruhiger: da ich ſehe, in welche Klaſſe der Behauſenden man mich ſetzt. Er weiß nicht, der Kommiſſair, ob er wiederkommen wird, um wirklich bei mir zu wohnen. In unſerem Hauſe wohnen ſchon ſehr Viele; und bei dem mindeſten Lärm erzittere ich. Kurz, ich habe Furcht: ich bin zu mürbe — zu krank, zu dekouragirt in allem. Und fürchte alle Geſchichtsevenements: die man auch allda, wo ſie ſich ereigneten, nicht genau vorher wußte.

Ich leſe die Bibel, Memoires aus der franzöſiſchen Geſchichte: von der Jungfrau von Orleans; und Kleiſt's „Kohlhaas", der iſt bis jetzt noch gut. Die Bibel, bis an Moſes, ſchön; dann wird's ganz anders. Ich bin noch in der Wüſte. (Auch in der Bibel.) Schiller hätte noch ſehr ſchöne Züge aus der Geſchichte anbringen können.

Auf Deinen ganz und gar lieben Brief kann ich nicht antworten; außer daß ich ihn ganz empfunden habe, wie er gemeint war gegen mich. In Deinen Plänen gebe ich Dir Recht, bin aber leider geſtellt, Dir in nichts behülflich ſein zu können. Frage Dich ſelbſt, ob ich mich freuen würde, Dich in Berlin zu haben! — wenn Du nur im mindeſten Du ſelbſt ſein willſt, welchen ich nie verkenne! und verkennen kann. Ich bitte Dich nochmals, und nun mit ſehr kaltem Blute, wie Deines nun auch ſein wird, und ganz andere Sorgen im Kopf, thue Cle-

mens nichts! und laſſe ihm auch, durch gutes Zureden, von den Anderen nichts thun. Es iſt als ſchlüge man eine H.... Sein Bonmot mit der Gräte habe ich nicht ſo goutirt als Du; es iſt zur Hälfte ſehr witzig, die andere aber hinkt ganz. Heute vor acht Tagen war Neumann bei mir, und theilte mir Dein Schreiben an ihn mit; er wollte den Dienstag wiederkommen, hat es aber nicht gethan. Wenigſtens ſperrt' ich ihn an, daß er Dir gleich ſelben Tags ſchreiben ſollte. Nun werd' ich zu ihm ſchicken. Ich war zu präckupirt. Wenn Du nur Deinen Abſchied nicht zu ſpät fordern mußt! Wie ſo will Graf Bentheim hierher kommen? Nun wird's wohl auch nichts werden: auch iſt Berlin kein Ort zum Sommer für ſolchen Reiſenden.

Es iſt unendlich viel von Goethe, daß er Cotta'n die Blätter geſchickt hat. Ich fürchte mich davor: bin aber wieder ganz ſicher darüber, wenn ich denke, Goethe findet, ſie ſollen geleſen werden. Entſchuldige mich ja recht bei Neſtitz: ich will ihm gewiß auch ſchreiben, wie es ihn freuen muß, wenn ich nur erſt meine Seele wiederhabe. Ich empfinde nicht einmal ein Sehnen nach dem Genuß des Frühlings! Es ſind nur Gedanken, die nicht bis an die verſteckte Bruſt reichen, Bemerkungen über ihn, wie ich ihn verlieren ſoll und muß. Lebe wohl! und ſei ganz ruhig über Deinen Brief, auf welchen ich nur einen Zettel antwortete! Es mußte ſo ſein. Man entgeht keiner Entwickelung; man iſt nur nicht ſo klug einzuſehen, was ſich entwickeln muß. Ich bin freundlich gegen Dich, glaub es: aber ich kann es heute und jetzt nicht äußern. Ich ſehe niemand, als meine Geſchwiſter und Nettchen. Deine

R. R.

An Rahel.

Prag, Sonntag, den 19. April 1812.

Geliebte, theure Rahel! Auch ſeit ich Deinen lieben Brief erhalten habe, konnt' ich mich nicht zum Schreiben finden, ſo innig bewegt mein Herz auch zu Dir drang. Die innere Stimmung wurde beſtritten von dem Mißmuth eines abwechſelnden Zuſtandes, in welchem ich weder krank noch geſund war, und nur zum Müßiggang taugte. Ein läſtiger Huſten quält mich noch, und wird mich wohl nicht eher freilaſſen, bis

das schlechte Wetter, welches seit sechs Wochen unaufhörlich mit Schnee und Sonnenschein wechselt, dem Frühling endlich weichen muß. Heute früh lag ich noch im Bette, als man mir einen Brief brachte, worin mir der Oberst auf heute Nachmittag seine Ankunft meldet, auf die ich schon lange ungeduldig warte. Die Zwischenzeit verging unter eiligen Anordnungen schnell, und um drei Uhr fuhr ich ihm auf der Wiener Straße entgegen, die Sonne schien, und es hätte sich einiges Vergnügen finden können, allein ich kehrte mit dem Abend zurück unter Schnee und Wind, ohne ihn getroffen zu haben. Jetzt, da ich ihn zu Hause erwarte, benutze ich eilig die noch vergönnte Zeit, um Dir zu schreiben, da wohl die nächsten Tage wenig günstig dazu sein werden. Wenn ich nur ausdrücken könnte, was ich Dir alles sagen möchte, wie Vieles ich für Dich gedacht und empfunden! aber auch da, wo die Worte mir nicht fehlen, muß ich doch verstummen, sie verhüllten nur, was ich enthüllen wollte. Du stehst jetzt lebendig vor meiner Seele, noch angezogen und müde vom Abendspaziergang, die Locken hängen ihren Windungen entgleitend länger um Stirn und Wangen, die Brust ist offener, die Augen nachdenklich scharf in der schwarzen Dämmerung, der Kopf vorgebeugt auf den in das offene Fenster gedrückten Arm gestützt: so saßest Du mir, geliebte Rahel, gegenüber an jenem Juniabend, an welchem ich vorigen Sommer nach Berlin gekommen war, um Dich abzuholen. Liebe, ich weiß nicht, welche Torheit mich Dir damals verschweigen hieß, wie sehr Du meine ganze Seele bewegtest, es war in Deinem Wesen etwas grausam Ruhiges, in der augenblicklichen Verfassung mir ein unendlicher Reiz. Wie eine Erscheinung im Traume biegt sich jenes Bild wieder zu mir herab, und bestreicht mit flüchtig die schlafenden Lippen. O liebe Rahel, ich habe Dich sehr lieb! — Ich kann nicht jammern, und so nehm' ich die Schickungen meines Lebens, die ich auch jetzt demüthig vom Zufall empfangen muß, vielleicht mit einem Schein munterer Jugendlust an, aber ich wiederhole es, mein innerstes Leben sieht sich ungedeihlich verkümmern, seiner glücklichsten Erhebung beraubt, wenn es nicht an Dich sich schmiegen kann. Ein Königssohn, geboren zum Thron, zur großen That, zum Sieg, zur Erfüllung aller sterblichen Wünsche, wenn er verstoßen wird von diesem Thron, aus dem Land, und findet ein geliebtes Weib, wird ein glücklicher Vater, übt reizende Kunst, gewinnt bürgerliche Ehre und großen Reichthum: wäre der nicht

doch im höchsten Unglück noch beneidenswerth? Und ich, getrennt von Dir, meine geliebte Rahel, wie kann ich nicht Freude haben an Sommerschönheit, an Waffenglanz, an Freundeswirken, an Wissenschaft und Kunst, an den günstigen Berührungen des Büchermesens, der Gesellschaft, an Frauengüte, und Wein und Taumel? Ach desto härter stellt sich mir jede für mich mögliche, übriggebliebene Gunst vor die Augen, weil ich die Eine, die allen erst Werth geben sollte, mit nur schwacher Hoffnung noch verfolgen kann! Ich muß keck, ohne viel Besinnung und Zartheit, mit gewissem allgemeinen Sinn das Leben hinnehmen, um nicht ganz unterzugehen, denn jede einzelne Richtung verwirrt sich. Wie soll ich jetzt erwarten, meinen Wunsch in Berlin erfüllt zu sehen, da dort die Besorgniß vielleicht sehnend nach dem herüberblickt, was ich zu verlassen denke, da die Erfüllung selbst mich bald nicht mehr in Berlin bleiben hieß, sondern nach Breslau, oder wohin immer, riefe! Die Dinge sind alle zweifelhaft, wie soll ich darin sicher gehen? Ich habe hier viele, sehr lautere Nachrichten empfangen; auch an den Staatskanzler einen nahen Weg vielleicht auf's glücklichste offen, allein das Unglück will mir selbst das Glück durch Verspätung umbilden. Hier drängt, für den Augenblick, mich noch nichts zur Entscheidung; bleib' ich bei Bentheim, so verleb' ich wahrscheinlich einen Sommer wie jener Königssehn, ruft mich der Krieg, so spiel' ich ein großes Spiel ohne Leidenschaft aus Langerweile, und behalte höchstens was ich habe; gelingt meine Bemühung bei Goltz, so leb' ich der Hoffnung Dich zu sehen zwar am nächsten, aber deste grausamer in der Gefahr auch diese Hoffnung wieder zu verlieren. So stehen meine Sachen: ich muß nur frisch in den Tag hineinleben, und thun, für mich selbst so thun, als wäre mir alles ziemlich einerlei. Von Neumann habe ich keine Silbe Antwort, welches unverzeihlich ist. Freilich traf der Zeitpunkt meines Briefes auf's allerschlimmste, allein Neumann sollte mir doch, wenn er mir auch keine Antwort von Jenem geben kann, eine eigene geben. Andere Schritte, zu denen es vielleicht jetzt noch Zeit wäre, kann ich auch nicht thun, bevor sich nicht aus dem gethanen Schritt etwas ergeben hat. In dieser Verzweiflung, die mich inmitten einer häßlichen Verwirrung von zwanzig mißgeborenen Verhältnissen, unreifen Mitteln, dämmernden Hoffnungen und schwankenden Stützen, die alle ihr Gutes haben, ergreift, habe ich mir vorgenommen munter zu

ſein, Dir und mir zum tröſtenden Anblick; ich will aller Vortheile wahrnehmen, die der Zufall bringt und die Noth übrig läßt. Meine Wünſche, mein Sehnen weißt Du, meine Hemmungen wirſt Du erfahren, laß dieſe Geſinnung die grauſame Kluft heiter überdecken, die meinen Zuſtand und mein Verlangen trennen mag!

Von Dorothea Schlegel ſend' ich Dir zwei Briefblätter, Du wirſt ſie mit Theilnahme leſen; ſende ſie mir nur baldigſt zurück. An der Ehegattin iſt auch noch die Verblendung ſchön, mit welcher ſie den geliebten Mann erhebt. Ueber Dich will ich mit ihr nicht ſchreibend ſtreiten: ich habe ihr geantwortet: „Was Sie mir über Rahel ſchreiben, muß mich wohl ſehr freuen, ich habe die in Ihnen ihr günſtige Geſinnung nie verkannt, ich weiß auch, daß an ihrem Geiſte niemand zweifelt; ich aber wollte Ihnen nur auf die einfachſte Weiſe mittheilen, wie reiches Glück während einer ganzen ſchönen Sommerzeit in der geliebten Freundin mir zur Seite ſchwebte.“ — Aus dem noch nicht abgeſchickten Briefe will ich Dir auch noch Folgendes abſchreiben: „Ich kann nicht aufhören, der Sachen viele von mir entfernt zu finden, die Friedrich ſagt, und ohne daß mir die nöthige Einheit geſtört würde. Das Einzelne in ihm erſcheint mir minder nothwendig, und die Thaten und Worte mehr wie Denkwürdigkeiten eines ſolchen Geiſtes, als wie ſtrenge Abſonderungen von ſelbſtſtändigem Daſein. Daher die Geſinnungen über den Adel (wo Friedrich vielleicht nicht immer gütig genug war, zu berückſichtigen, was wir Anderen bei dem Worte nothwendig zuerſt und zuletzt zu denken durch Zeit und Erfahrung gezwungen ſind, bei einem Worte, wo für die Welt das Zufällige längſt zum Weſentlichen geworden iſt), und ſo vieles Andere, das in meinem Kopfe ſich anders ſtellt, weder meine Begeiſterung für Friedrich, der in der Litteratur durchaus eine Heldenerſcheinung iſt, an die jede jüngere Tapferkeit ſo gern ſich anſchließt, noch meine Freude an ſeinen Erzeugniſſen ſtört, welches nicht Verſchiedenheit der Anſicht, ſondern nur Einmiſchung von Weltlichkeiten könnte. Ich ſehe ihn nicht von Seiten ſeiner Anſicht an, von deren Tiefen ich keine durchforſcht habe, mein Standpunkt iſt viel geringer, dieſer zeigt mir ihn, zunächſt in der Fülle menſchlicher Lebendigkeit, ſeine Behauptungen, als geſchichtliche Sätze zum Verhandeln unſerer nächſten Zeit, und ſo könnte ich leicht, wenn ein öffentlicher Rath mein Reden hörte, für Friedrich Schlegel's Perſon heftig gegen

Friedrich Schlegel's Meinung sprechen." — Dies alles ist aber durch Zwischensätze und aufrichtiges Lob viel billiger in jenem Briefe ausgefallen, als es hier steht, und ich hoffe ohne Verläugnung der Wahrheit doch nicht beleidigend geworden zu sein, ich junger Mensch! Schicke mir nur den Brief bald zurück; das letzte Blatt habe ich zurückbehalten, weil nur kleine Dichtersachen darauf erwähnt sind, wie Loebens „Arcadia", die der guten Dorothea ein Skandal war.

Nostitz läßt Dich herzlichst grüßen, und Dir freundlich danken für Deine gute Aufnahme seines Schreibens. Ich war alle diese Tage viele Stunden mit ihm, Mittags und Abends, auf der Brücke und im Theater, und seine Lebhaftigkeit, sein fortströmendes Denken und Verbinden, seine Laune und seine Kenntniß, welches alles mehrmals treffliche Gelegenheit fand sich im schönsten Lichte zu zeigen, hat mich ungemein erfrischt. Er hat sehr großes Zutrauen zu mir, und ist mein Freund, soviel er dergleichen überhaupt sein kann und will. Durch seine Mittheilungen hat sich mir manches eröffnet, das vielleicht in meinem Leben einmal wichtig werden kann. Morgen soll Mad. Brede kommen, seine Geliebte, die in Wien außerordentlich gefallen hat. Ich habe übrigens fast nur unter Offizieren gelebt, wo es mir wohl gefällt, und wohl geht; die Güte, mit welcher mich Kameraden, die Achtung, mit der mich Höhere behandeln, und das wohlgemuthe, freisinnige Zusammensein mit Leuten, die in Voraussetzung des Besten nichts so genau nehmen, gewähren mir eine eigene Zufriedenheit. Bei dieser Gelegenheit muß ich Dir doch ein paar Stellen aus Bentheim's Briefen abschreiben, um seinetwillen, denn all seine Liebenswürdigkeit spricht darin. Einmal schreibt er: „Ich war ganz erstaunt, daß so viele interessante Masken sich nach Ihnen erkundigten, worunter eine sogar mir sagte, daß Sie weit artiger, liebenswürdiger und gescheuter als ich wären. So gern ich Sie auch habe, mein lieber Varnhagen, so versicherte ich ihr doch: que cela pouvait être très-vrai, mais que ce n'était pas très-aimable de me le dire." Und in einem späteren Briefe, nachdem er mehreres von Mad. Brede gesagt: „Sie ist Ihnen recht hold, eine Ursache mehr für mich sie zu lieben." Kann es eine rührendere Feinheit, ein edleres Wohlwollen geben, als in diesen aus aufgeschlossenen Blumenknospen eingehauchten Zärtlichkeiten? — — In diesem Augenblick kommt der Oberst an, gesund und wohl, voll Güte und

Freundlichkeit. Nun, wenn wir marſchiren, bleiben Sie mir doch treu? war eine ſeiner erſten Fragen. Iſt denn das ſo nahe? verſetzte ich; er meinte, es ſtünde ja doch zu erwarten. Was wollen Sie auch ſonſt, was beſſeres, thun? fügte er hinzu. Ich bitte Dich, ſchicke doch zu dem dummen Neumann, daß er mir antworte, wie kann man ſo nachläſſiger Freund ſein! Zum Glück gehen die Ereigniſſe denn doch nur Schritt vor Schritt!

Lebe wohl, lebe wohl, meine geliebte, einzige Rahel! ich blicke mit Beſorgniß zu Dir hinüber! Ich liebe Dich innig, für ewig! Dein

Varnhagen.

Da ich dieſen Brief ſchließen will, ſchreibt mir noch Williſen, deſſen Brief mir eben von des Oberſten Bedienten übergeben wird, er erfahre, daß unſer Regiment nach Siebenbürgen marſchire; iſt dies wahr, ſo dürfte doch größere Eile für die Antwort nöthig ſein, wenn ich ſie noch benutzen ſoll. Adieu, lieb-, liebe Rahel!

N. S. vom Montag: Dieſe Nachricht ſoll doch ungegründet ſein.

An Rahel.

Prag, Freitag, den 24. April 1812.

Ich ſchreibe Dir, meine geliebte Rahel, in ſchneller Eile, und bitte Dich um ein entſcheidendes Wort! Du kennſt meine Lage, meine Geſinnungen, meine Wünſche; Du ſiehſt was um Dich her vorgeht: mich drängt alles zu einer Entſchließung, der Abmarſch zur Armee kann nicht mehr fern ſein, iſt vielleicht näher, als man vermuthet, jede glaubwürdige Nachricht beſtätigt es; mein Oberſt bezeigt den heftigſten Wunſch, mich bei ſich zu behalten, die Liebe, mit der er es mir erklärt, die Sorge, die er für mich zu tragen vor hat, die Vortheile, die er mir zu bereiten denkt, alles dies hebt er noch durch Hoffnungen anderer Art, die mein kalter geſchichtlicher Blick jedoch keineswegs zu faſſen vermag. Von G. habe ich noch keine Antwort, und obwohl man mir verſichert, ſie müſſe erfolgen, ſo ſetzt man doch hinzu, in ſo kurzer Zeit könne ich ſie

nicht urgiren. Dieſes ſagt mir jemand, der auf's genaueſte von allem unterrichtet iſt, und Berlin noch nicht lange verlaſſen hat, ich habe ihm aber verſprochen ſeinen Namen nicht zu nennen. Wie nun? ſoll ich auf gut Glück nach Berlin kommen? kann ich dies noch in preußiſchen Verhältniſſen, in Deinen Umſtänden, in den allgemeinen dortigen Zuſtänden dieſes gute Glück aufſuchen und herausfordern? Schreibe mir unverhohlen! Glaubſt auch Du in Berlin zu bleiben dieſen Sommer, wird nicht bald vielleicht nur in Breslau etwas zu fellizitiren ſein? Iſt es räthlich, daß ich komme? Ich ſehe nur was ich verlaſſe, für das, was mich dort erwartet, leihe mir Deine Augen! Jetzt gilt es endlich einen Entſchluß, und wunderbar! ich darf an das denken, was ohne einen beſonderen Glückszufall dennoch aus meinen Gedanken hätte verbannt ſein müſſen! Der Oberſt hat mir für meinen „Britannicus" dreißig Dukaten mitgebracht; ich habe alſo den Lohn für jene angeſtrengten Wintertage, da ich mich durch die gewaltſame Hoffnung eines kleinen Gewinnſt mißtrauend zu der damals unſeligen Arbeit zwang! Wegen hieſiger Ausgaben, rechne ich, daß ich zwanzig Dukaten habe. Ich kann alſo kommen. Was noch mehr iſt, ich kann mit Noſtitz, wenn nicht ſchwer zu berechnende Hinderniſſe eintreten, am Ende Mai oder Anfang Juni die ganze Reiſe umſonſt machen, und hätte daher für den Anfang auch etwas zu leben. Jetzt entſcheide Du, meine Rahel! wenn ich zaudere, ſo iſt es, weil ich nicht Dir zur Laſt fallen mag, und mir nicht einen entſetzlichen Streit mit dem Lebensunterhalte bereiten will. Stünde die Frage nur nicht auch was Dich betrifft ſo ſchwankend: ein ſeltſam gemiſchtes Kriegsleben, oder eine Anſtellung, die wahrſcheinlich vergönnt in Rahel's Nähe zu leben! Antworte nur ſchnell! Ueberlegt haſt Du gewiß gleich, und frage, da es hier Politiſches zu erwägen giebt, wenn Du ſelber unſicher ſein ſollteſt, auch etwa Marwitz! Lebe wohl, meine geliebte, einzige Rahel! Du Theure, die mir über alles lieb und werth iſt, und bei der ich nur darum bisher nicht ganz glücklich war, weil ich nicht im Stande war, Dein Glück zu machen! Soll ich in's Feld ziehen, weil es etwa für mich dort in Berlin nur verſchloſſene Stellen giebt, ſoll ich auf's neue den Unmuth des zerſplitterten Lebens in die großartige Bewegung der Welt ſtürzen, und im Gefühl die Freigebigkeit einer entſcheidenderen Fortuna verſuchen: ſo ſchicke ich Dir auf der Stelle das Geld, das auch ſpäter das

Pfand unſerer Vereinigung bliebe, und Dir vielleicht indeſſen diente. Es iſt unſer Geld. Leb wohl, leb wohl! antworte bald Deinem

Varnhagen.

Freitag Abends gegen Mitternacht.

Möge Dein Brief noch zu rechter Zeit eintreffen!

An Varnhagen in Prag.

Donnerstag, den 30. April 1812.

Du wälzeſt alle Deine Zweifel mir zu, mein Freund; anſtatt mich zu beklagen, danke ich Dir; und werde antworten, wie ich mir ſelbſt in der inwendigen Seele antworte. Montag bekam ich ſchon einen Brief von Dir, und ehe ich ihn beantworten konnte, kommt heute Dein zweiter. Harſcher verſprach mir Montag und Dienstag, Neumann zu ſchicken, und hat es nicht gethan. Was ſoll er auch, da Dir ja ſchon ein Anderer geſagt hat, was Du von Graf Goltz zu erwarten haſt. Auch Marwitz iſt nicht hier, und keine Zeit übrig, nach Potsdam zu ſchicken. Alles Berathen iſt überflüſſig, da niemand mehr weiß, als ich; d. h. gar nichts: und der letzte Beſchluß von dem Menſchen, der wählen ſoll, ſelbſt hergenommen werden muß. Mich dünkt, wenn Du Empfehlungen, Zugang zum Kanzler Hardenberg haſt, daß dieſe Zeit gut iſt, wie eine andere. Denn regiert muß werden, es ſei nun von welchem Punkte her es wolle; und die, welche einmal in den Arbeiten ſind, arbeiten auch weiter mit: und die ſubalternen, ſtillen, weit eher, als die supérieurs. Der Polizeipräſident (Juſtus Gruner) iſt hier auch mit einem anderen, Hrn. Lecoq, vertauſcht; alſo wird auch dies Departement ein wenig renovirt werden. Haſt Du alſo keine unwiderſtehliche Luſt, den Krieg mit zu machen, ſo komme hier mit Empfehlungen her. Geht unvermuthet die ganze Welt drunter und drüber — was doch nur der Oberſt meinen kann, — ſo kann man immer, ja man wird dann müſſen, das Gewehr ergreifen. Ich für mein Theil möchte gerne von hier weg, kann aber nicht: weil ich kein Geld habe. Sonſt ſtöb' ich den Krieg; und die elende Gegend. Unterſtützen, mein Lieber, kann ich Dich mit keinen

pekuniairen Kräften; höchstens, Dir Deine Ausgaben in meiner Wirthschaft auf's ökonomischeste einrichten und abmachen helfen. Ich kann Dir keine Wohnung, wegen der Einquartierung, anbieten; Du sollst alle meine Rechnungsbücher in jedem Detail sehen, und urtheilen, ob mir Kleidergeld, bei der strengsten Oekonomie, übrig bleibt. Mir wär's sehr angenehm, jetzt einen Freund wie Du hier zu haben: danach aber mußt Du Dich gar nicht richten. Wenn alle meine Phrasen heute trocken und hart klingen, wundere Dich nicht; ich kann beinah nicht schreiben: ich habe etwas Fieber von Zahnschmerzenanfällen, die ich seit vorgestern zu erdulden habe; wegegen ich Rauch- und Schnupftabak, Senf, Meerrettig, Kampher, und die ganze Hölle angewandt habe; diese aber, und die Schmerzen, die ich gar nicht mehr ertragen kann, geben mir Fieberbewegung; und Echauffement macht mir Anfälle. Also kurz alles. Frau von Schlegel ihr Brief war mir nur insofern lieb, als es mir merkwürdig ist, sie so stehengeblieben gefunden zu haben. Dieselbe hüpfend-frohe Laune! — umzäunt gegen Fremdes, Neues: glückliche Anbetung für Friedrich! Es ist Liebe, daß Du von mir sprichst: und ich sollte danken, wie es mein Herz thut; aber thue mir den Gefallen, sprich nicht von mir! Sie können den Teufel wissen, wie es mit mir, meinem Urtheil, meiner Strenge, meiner Unwissenheit, und meinem Geruch für Wahrheit und Strenge steht. Laß mich bei ihnen ruhen. Da ich nichts in der Natur vorstellen will. Und nichts vorstellen kann. Ich habe ja Friedrichs Vorlesungen, wie ich mich erinnere, gar nicht gelesen.

Heute habe ich einen sehr schönen Brief von Frau von Fouqué mit Deinem zugleich erhalten. Deine dreißig Dukaten freuen mich. Frau von Schlegel's Brief, da er ganz unwichtig ist, leg' ich wegen des Postgeldes nicht wieder mit ein. Ich kann es nicht erschwingen.

Ich bekomme Schmerzen; lebe wohl! Ich habe keine Freude, kein Vergnügen, keine Zerstreuung, keine Luft, keinen Frühling, keinen Spazirgang, keinen Aufenthalt, nichts! Graf Bentheim zu verlassen, mitten in seiner Güte, find' ich hart. Doch muß Hartes verübt werden; mir geschieht genug. Und Allen! Faites lui mille tendres compliments de ma part. Ich möchte ihn blühen, wachsen und herrlich leben sehen. Ich lieb' ihn wirklich sehr. Lebe wohl! Ich weiß weiter nichts zu schreiben: und weiß nicht, welchem Muth Du folgen wirst? —

dem, zu bleiben, und Dich treiben zu laſſen im Schiffe, wo Du biſt; oder dem neuen Stoßweg nach, und in unſerem Lande zu wählen, wo auch Chancen ſind! Adieu. R. R. Ich habe Deinen Brief noch einmal geleſen. Mein Brief iſt ſo gut als keiner, nämlich kein Rath. Wo ſoll ich ihn auch hernehmen! Aus der Börſe kann ich nicht; wie es mit der Welt wird, weiß ich nicht. Ich wiederhole, was ich oben ſagte und ſah.

An Rahel.

Prag, Freitag, den 22. Mai 1812.

Geliebte, theure Rahel! Geſtern kam unvermuthet Noſtitz um 14 Tage früher, als er geſagt hatte, von Wien hier an, und ließ mich fragen, ob ich auf den Abend mit ihm abreiſen würde. Ohne meinen Urlaub, ohne Paß, ohne die mir verſprochenen Empfehlungen, ohne irgend eine Vorbereitung, im plötzlichen Abbrechen von allen laufenden Geſchäften, alles, ſelbſt den Abſchied von meinem verehrten Oberſten unvollendet übereilend, wollte ich dennoch die Gelegenheit nicht ungenützt vorbeigehen laſſen, ſchon vertrauend auf meine unermüdliche Feder, die ſchon alles wieder in Ordnung würde bringen müſſen. Der Oberſt erſchrak; dies Weggehen zum vielleicht Nimmerwiederſehen, ſchien eine verletzende Härte gegen ihn, aber ſogleich eilte er, mit tauſend Unannehmlichkeiten grade überhäuft, dennoch zum Kommandirenden, um mir die Erlaubniß wegzugehen zu verſchaffen. Dieſe liebe, gütige Verwendung zerſchnitt mir das Herz, aber ich dachte an Deine Worte: „auch muß Hartes geſchehen". Als er aber zurückkam, und er mir mit wahrem Leidweſen ſagte, er habe den Kommandirenden nicht bewegen können, da blieb mir inmitten des Verdruſſes mich noch länger von Dir entfernt gehalten zu ſehen, der Troſt, wenigſtens dieſes liebe Verhältniß freundlicher abbrechen zu können. Von Noſtitz war es etwas unbedacht, mir ungeachtet ſeines Verſprechens keine Nachricht vorauszuſenden. Jetzt war es unmöglich mitzureiſen. Noſtitz glaubt, der Hofkriegsrath werde mir den Urlaub abſchlagen, ihm ſei es unglaublich ſchwer geworden, den ſeinigen zu erhalten: allein meine Unbedeutendheit gereicht mir hier vielleicht zu einer Begünſtigung, die er entbehren muß, und ſchlägt man mir ihn dennoch ab, ſo fordere ich

den Abſchied, den man mir nicht verweigern kann, und nur die Langſamkeit unſeres Dienſtweges wäre im Fall eines Marſches peinlich. Noſtitz wird mir in Potsdam oder Berlin gut vorarbeiten bei dem Fürſten Wittgenſtein, und da er meinen Angelegenheiten den aufrichtigſten Eifer und die bemühteſte Thätigkeit widmet, ſo kann ich von ſeiner Klugheit recht viel erwarten. Ich habe auch an Humboldt und ſeine Frau geſchrieben, treffen deren Empfehlungsbriefe, wie ich hoffe, mit denen, die ich hier an den Staatskanzler bekomme, günſtig zuſammen, ſo bedarf es nur noch einer guten Gelegenheit, um die Reiſe wirklich mit den beſten Hoffnungen anzutreten; findet ſich keine, die bequem und umſonſt iſt, ſo muß ich freilich auch mit einer unbequemen und koſtſpieligen vorlieb nehmen. So ſtehen meine Sachen, geliebteſte Rahel, und der Himmel laſſe ſie nur nicht ſchlechter werden! Ob ich in vierzehn Tagen, in drei Wochen, in einem Monate, die Reiſe antrete, iſt freilich ungewiß, aber ganz gewiß, daß ich komme. Will es das Glück, ſo erhalte ich wohl noch gar einige Friedrichsd'or bis dahin von Cotta. Ueber Neumann bin ich mit Recht ſehr aufgebracht, es iſt gar nicht zu nennen, wie ſchlecht es von ihm war, mir über alle jene Sachen nicht zu antworten.

Gentz hat ſich wieder ganz aus den Geſellſchaften, wo ſeine Rolle immer lächerlicher zu werden begann, zurückgezogen, und lebt in miniſteriellem und litterariſchem Fleiße, er ſoll neuerdings etwas Erſtaunenswerthes geſchrieben haben. Goethe ſoll nach Wien berufen werden, um die Leitung der dortigen Bühnen zu übernehmen; man ſagt er wünſche es, und ſei ſehr eifrig dazu, allein ungeachtet der Vorliebe der Kaiſerin würde er gegen die Dummheit des geiſtſcheuen Publikums und den ſchon im voraus laut gewordenen Haß vieler Schauſpieler nicht aufkommen. Man tadelt ihn ungemein wegen eines äußerſt demüthig abgefaßten Briefes an Metternich, dem er für ſeine Ernennung zum Mitgliede der Wiener Akademie dankte, man findet es kriechend; die Leute bedenken nicht, daß niemand weniger die hergebrachten Formen verletzt als Goethe, und in der Zuſchrift an ſeine geliebteſte Gönnerin nur die Fürſtin erſcheinen läßt, und ſich als ihren allerunterthänigſten unterſchreibt!

Nun noch zwei Worte über Brentano. Ich habe ihm vor vier Wochen zwei gewaltige Ohrfeigen beigebracht. „Sie werden gewiß mein beſter Freund", rief er mit geſchwollenem Ge-

ſicht und wollte mich umarmen, „mein Freund Görres hat mir grade ſo wie Sie in's Geſicht geſchlagen.“ Er betrug ſich elendiglich, die Ohrfeigen hätte er aber nicht geachtet, wenn ich ihm nicht zugleich ſein handſchriftliches Trauerſpiel „Aloys und Imelde“ konfiszirt, und als Pfand ſeiner guten Aufführung zurückbehalten hätte, darüber brach er in den lächerlichſten Jammer aus. Nach einem Jahre kriegt er's wieder, und er fürchtet nur, ſo geſteht er mir, daß ich in der Zeit todtgeſchoſſen werden könnte. Seine Niederträchtigkeit ſah er ein, und weinte. Er ahndet nicht, daß Du auf ihn erzürnt warſt, es iſt lediglich meine Sache. Da ich ihm rieth, er möchte Prag verlaſſen, ſo iſt er ſchleunigſt abgereiſt, damit ihn nicht noch Andere prügeln, die ſolchen Vorſatz geäußert haben. Alle Welt in Wien und Prag ruft Beifall über die Züchtigung.

Ich werde gedrängt von dem Boten, der auf die Poſt geht. Leb wohl! Mein Oberſt iſt für zwei Tage auf's Land gegangen, er hat Dich ſehr lieb. Leb wohl, geliebte, theure Rahel, und ſei verſichert, daß unaufhörlich Du mein liebſter Gedanke biſt, mein höchſter Schatz auf Erden! Ewig Dein

Varnhagen.

Jahrestag der Aspern-Schlacht.

An Varnhagen in Prag.

Freitag, den 28. Mai 1812. Vormittag.

Ich will es nicht machen wie Du, und lieber gleich antworten. Geſtern Abend erhielt ich Deinen Brief vom 22. Mai. Marwitz ſagte mir ſchon neulich, er würde ohne Umſtände den Abſchied in Deiner Stelle fordern; wer den Krieg habe mitmachen wollen, das wiſſe man ſchon; und es iſt dann noch immer Zeit, zu zeigen daß man tapfer iſt, wenn einem Einer etwas in's Geſichte ſagt. Ich denke noch überdem, wer nur Dienſte genommen hat, um den Krieg mitzumachen, der hat ein doppeltes Recht. Fordere alſo; und wenn Du kommſt, ſchicke gleich wo möglich Dein Bette voraus; darin iſt hier jetzt ein jeder knapp, geliehene theuer, und wegen Krankheiten u. dgl. gefährlich. Eine Gelegenheit, von Prag nach Dresden zu kommen, wirſt Du auch gleich haben, oder noch zehn andere.

Mad. Petrillo geb. Eigenſatz iſt hier, und erwartet jeden Tag oder Woche ihre Mutter und Schweſter — mit dem Namen Eigenſatz — aus Wien; da erkundige Dich am Thor in Prag nach ihnen, und reiſe wo möglich mit ihnen. Die Hofräthin Becker mit ihren Töchtern reiſt dies Jahr wieder nach Teplitz, und läßt ſich einen Dresdener Wagen kommen: zu der will ich dieſen Morgen gehen, und ihr den Namen des Kutſchers abfragen, mit dieſem kannſt Du dann auch um ein Wohlfeiles hierher kommen; und von Prag nach Dresden muß es ja Gelegenheiten geben. Geh in Dresden zu Mad. Fiſcher: und ſage ihr tauſend Schönes von mir; daß nur meine knappen Umſtände mich abhielten, ſonſt ſollte mich nichts abhalten, mit ihr an der Brücke leben zu kommen. Ich ſchätze, und liebe ſie ſehr: und in deſſen Haus ich leben möchte und kann, der muß ſchon einen ſehr ächten Punkt in ſich haben, und hundert äußere gute Eigenſchaften. Sage aber Becker's nichts von ihrer Exiſtenz, und Mad. Fiſcher nichts von dieſem Verbot: denn jene wollten die Adreſſe ihres Hauſes, und eine Empfehlung an ſie haben. Ich aber will nicht: ich will dieſe Reſſource für mich behalten, und werde ihnen weiß machen, Mad. Fiſcher ſei von Dresden gezogen, und in dem Hauſe wohnen andere Leute. Mündlich hierüber Näheres. Wie über mein Leben: genug, daß, ſo wie ich es jetzt führen muß, es mich ſtupidirt; welches noch keines vermochte von allen meinen ſchrecklichen. Geſtern in meinem ſtupideſten, gräßlichſten Tag, kam auch Dein Brief, und belebte mich nicht wenig! Obgleich ich für uns Beide ganz was anders möchte! ſo wollen wir doch allen unſern Verſtand zuſammennehmen, und ſehen, ob wir nicht etwas herausſpinnen und bilden können. Genug, wir werden doch zuſammen, und Zwei ſein! Wenn Du vor Johannis kämeſt, ſo könnte es mir ſehr dienen, wegen allerlei häuslich zu nehmenden Maßregeln; hauptſächlich des Quartiers wegen. Spare nur recht! Ich muß mir ja auch alles verſagen, ohne etwas zurücklegen zu können: ich ſage Dir dies nur, um Dich zu einem gleichen Benehmen zu enkouragiren: laß uns auf eine Zeit dies ausſtehen: es muß ja anders werden; und wird es mit Klugheit und Geduld, und Benehmen!

Was mich recht kränkt, und am Herzen faßt, iſt, daß Du den Oberſten verlaſſen mußt. Wäre er doch ein großer Herr, wie ſein Vater, oder größer; was gewiß jetzt von meinen Plänen und Wünſchen ganz abgeht, ich könnte Dich mit Ver-

gnügen bei ihm angeſtellt, als was es ſei, ohne Titel oder Rang, wiſſen, und auch da leben. Jemehr ich ihn mir überlege, und erinnere, jemehr lieb' ich ihn. Unendlich, unausſprechlich wenig ſolche Menſchen giebt es; wie Feuer unter einem Eisberg hat ſich ſein ſchönes Herz ſeinen ſonſt ſo kalten Verhältniſſen verſteckt und erhalten. Wär' er ein Fürſt! Ich liebe wenig Menſchen von Natur ſo. Seine Fehler ſind keine.

Meine weiſſagende Seele ſagte mir wohl, als ich immer keinen Brief und keinen Brief von Dir erhielt, Hr. von Noſtitz würde nach Dresden geeilt ſein, zu all den Fürſten und Herren: ich glaubte aber, Du ſeiſt mit, und könnteſt auch jeden Augenblick in meine Thüre kommen: nun war es doch ſo, nur Noſtitz allein. Schreibe mir gleich Antwort. Goethe's Expatriation glaub' ich nicht; er wird doch die alten fürſtlichen Freunde, ſein eigen gebildetes Weimar nicht verlaſſen! Soll denn kein Atom bei dem anderen, kein Stern neben dem anderen bleiben? Iſt Generalprobe vom jüngſten Tag? Da könnt' ich ja auch Glück haben, und von meiner Scholle kommen! — Sollen uns Götter beſuchen? oder ſoll die Erde in ihrem eigenen Schutt untergehen? und zu einem jungen Luſtgarten für Andere ſich gebären? — Wie wenig ſind wir, wenn man an Erde denkt, und wie groß fühlen wir uns in unſerm Bewußtſein! — Das iſt eine Demuthsſchule! das iſt ausgemacht.

Von der Sache von Clemens mündlich: es iſt mir ſchrecklich leid. — Wilhelm Humboldt ſchreibt gewiß abrathend, der ---, wenn der nicht ſchadet, iſt's viel. Nun geh' ich zu Becker's. Ich komme von Becker's. Der Fuhrmann heißt Hernemann, wohnt in der Töpfergaſſe; und hat ihnen verſprochen, den 9. Juni hier zu ſein; alles, worum mich Becker's baten, iſt das, ihren Fuhrmann nicht aufzuhalten; welches ich ihnen heilig verſprochen habe. Du mußteſt alſo, um mit dem zu kommen, den 5. in Dresden ſein; welches ich nicht glaube. Abtreten kannſt Du in jedem Fall bei mir. Adieu! Viel Glück!

R. R.

Ich ſage niemanden, daß Du kommſt. Becker's auch nicht. Wir wollen alles klug machen. Gott befohlen! Seit langer, langer Zeit habe ich heute Morgen einen guten Moment gehabt; die katholiſche Kirche war offen, ich ging hinein, ſie war grün geſchmückt, und es war Muſik drin, die ſehr gut klang.

Bettler und Soldaten: ich traute mich nicht, mit zu knien, aber darum mußte ich weinen. Ich will nun immer hinein gehen. Die Soldaten waren lauter Würzburger. Adieu! Komm bald. Ich ſoll Goethe alſo nicht ſehen!

An Rahel.

Prag, Sonnabend, den 6. Juni 1812.
Samstags Abends.

Vorgeſtern erhielt ich Deinen lieben Brief, theure Rahel! Du ſchärfſt mir ein, gleich zu antworten, und doch habe ich den heutigen Poſttag verſäumen müſſen, ich ſchreibe nach Abgang der Poſt! Mit Deinem nur flüchtig überleſenen Brief in der Taſche fuhr ich in den Baumgarten, einen herrlichen Luſtort am Ufer der Moldau mit den reizendſten Landſchaften, wo ich den Oberſt finden ſollte. Nach einer Weile traf ich ihn mit Metternich's, dem Grafen Otto und einigen Anderen; wir gingen ſpazieren. Ich wurde entſetzlich verſtimmt durch allerlei ſich aufdrängende Gedanken, ungeachtet ich an der Geſellſchaft auf meine Weiſe Theil nahm, und als ich endlich nach Hauſe ging, um Dir dennoch zu ſchreiben, konnte ich es durchaus nicht, ging noch Abends ſpät wieder auf die Straße, holte meinen Oberſten aus angenehmer Geſellſchaft ab, wo ich meiſt der Dritte bin, und theilte doch mehr von meiner böſen Laune mit, als ich von der vielleicht guten der Anderen empfing. Geſtern war aber alles in der größten Bewegung; ſchon morgens marſchirten wir in größter Parade auf den Hradſchin, um die franzöſiſche Kaiſerin zu empfangen; ſie kam erſt nach ſieben Uhr Abends an, wir hatten den Staub und die Hitze alle dieſe Stunden ununterbrochen ſtehend und erwartend wirklich ausgeſtanden: der Einzug war prächtig; die wenigen Franzoſen, die mitkamen, Hofleute und Jäger zu Pferde, nahmen ſich ſeltſam unter dem mit der Ehrfurcht alterthümlicher Größe ausgeſtatteten öſterreichiſchen Gefolge aus. Unſere Kaiſerin, ein ſcharfes, kluges Geſicht, grüßte ſehr liebreich zu beiden Seiten, ihre ganze Haltung war offen und beweglich, die franzöſiſche Kaiſerin ſaß eingehüllt, ſtreng und ſteif in ihren Goldſtoffen, der Kaiſer Franz auf dem Rückſitze ſchmunzelte freundlich; das Ganze hatte etwas ungemein Rührendes. Nach acht Uhr kamen wir erſchöpft vom Schloſſe herunter.

Heute Abend wird die Stadt auf's prächtigſte erleuchtet, kein mir bekannter Ort kann ſich beſſer zum Erleuchten eignen als Prag mit ſeiner ungeheuren Ausdehnung, mit ſeinen Bergen und ſeiner Brücke. Ich benutze die Ruhe dieſes Vormittags, um Dir ausführlich zu ſchreiben, und den Brief fertig zu haben für den nächſten Poſttag. Da ſteh' ich nun mit einmal träumend ſtill! Senke ich meine Gedanken in die tiefſte Beſinnung, um zu faſſen, was für Dich der beſeelteſte Eifer dort unten von ſo vielen Tagen zurückgelegt hat, die mit ihrem Ungewitter und Sonnenſchein mir ohne Dich vergangen ſind, ſo ſeh' ich wohl, wie es mir gelingt, den innerlichen Schatz zu vermehren, aber nicht ihn zu heben! Ich kann es nicht ſagen, wie mir iſt; und nun ſoll ich mich begnügen mit kleinen Aeußerlichkeiten, die doch verabredet ſein wollen, dieſes Blatt zu erfüllen! Wie das wechſelnde Spiel der Wellen fluthet Dein Andenken in mir, und hebt ordnungslos bald dieſe, bald jene Bildung der reichen Waſſerwelt in meinem Gemüth empor. Recht unglücklich bin ich, wenn Aeußerungen der Unzufriedenheit, Bilder des Geſtörtſeins, Fäden des Mißverſtehens mir unwillkommen vor den Augen verweilen, und nichts kann überhaupt niederſchlagender auf alle meine Seelenkräfte wirken, als ſolche Erinnerung; aber wie aufgeweckt, innig und lächelnd erblick' ich dann auch wieder andere Bilder ſich heraufdrängen, die einen günſtigen Ausdruck, eine freundliche Regung, ein kräftiges Bewegen von Dir enthalten. Ich kann Dir nicht ſagen, wie zärtlich meine Zuneigung zu Dir während mehrerer Tage ſich in das Andenken der einzigen Aeußerung verlor, die mir, ich weiß nicht wie ſo, plötzlich einfiel: wir waren in Tuy, ich jagte eine Katze, und auf dem Hofgeländer des erſten Stocks war eben ein ganz junges Kätzchen im Begriff meiner Noth durch einen verzweifelten Sprung zu entfliehen, als Du hinter mir die Treppe heraufkamſt, das ſahſt, und aus der Fülle eines beſorgten Herzens ehrlich rieſſt: Varnhagen, das Kind kann ja noch nicht ſpringen! — Du Liebenswürdige! der Ton geht mir noch durch's Herz, wie tauſendmal hab' ich Dich ſeitdem in Gedanken geküßt für dieſes Wort! Das Kind kann ja noch nicht ſpringen! ich ſehe es noch, das Kätzchen, es war ein weißes. Und ſo wechſelt alles in mir, daß oft jahrelang Vergeſſenes mit einemmale in allen lebendigen Farben wieder heraufkömmt, wenn der günſtige Augenblick erſchienen iſt. Könnt' ich es nur immer in Worten wenigſtens ſo ausdrücken,

wie das Obige; aber wo der Stoff nicht Worte ſind, ſondern ein abgeſenderter Lebensaugenblick, da gelingt ſelten die Ueberſetzung in Worte.

Noch immer bleibt mein Urlaub aus, ich kann daher meine Reiſe keineswegs beſtimmen. Glücklicherweiſe iſt jetzt bei der Anweſenheit der höchſten Herrſchaften die Beſorgniß verſchwunden, daß wir marſchiren müßten, und ich kann alſo ruhig die Entſcheidungen abwarten. Was Marwitz wegen des Abſchiedes meint iſt ganz richtig, ich habe aber Gründe den Urlaub bei weitem vorzuziehen, und denke nur ſelbſt, welchen Unterſchied es mir bei Fremden und Freunden macht, bei Höheren und Gleichen, wenn ich meinen Stand und meinen Rock in Berlin noch wirklich vor den Augen geltend machen kann. Denn wenn auch alles dafür ſpricht, daß ich den Abſchied mit dem beibehaltenen Offiziercharakter erhalten werde, ſo könnte mir letzteres doch auch aus Laune oder leiſem Unwillen des Hofkriegsraths abgeſchlagen werden. Ueberhaupt habe ich mir meine Verhältniſſe wohl überlegt, und hoffe das Beſte. Manches kömmt übrigens mit in Rechnung, was ſich beſſer erzählen, als ſchreiben läßt. Inzwiſchen langt auch Williſen aus Wien hier an, wird bei mir wohnen, und dann die Reiſe mit mir gemeinſchaftlich machen; ſein Geld iſt angekommen, und obgleich er ganz anderes verhat als ich, ſo findet auch er, der überall wenigſtens geborgen iſt, ſehr bequem, eine Zuflucht in ſeinen gegenwärtigen Verhältniſſen offen zu behalten. Für eine bequeme und wohlfeile Reiſe wird ſich auch ſchon Rath finden laſſen.

Humboldt hat mir ungemein höflich geantwortet, aber wie Du richtig vorausgeſehen haſt, abrathend, wenigſtens von dem Fache der auswärtigen Angelegenheiten, jedoch wohlmeinend, und mit einem Empfehlungsſchreiben an den Staatskanzler. Auch ſeine Frau, die mir auf eine Art geſchrieben hat, die ich nicht benennen kann, die aber ein Wunder iſt von Bildung und Neigung, räth mir ab, ſelbſt dann räth ſie mir ab, wenn ſie die angedeutete Möglichkeit, mich in ihrer Nähe zu ſehen, bedenkt. „Ich muß Sie und Ihr Wohl ſehr im Herzen hegen, mein theurer B. um mich durch dieſen Gedanken nicht beſtechen zu laſſen.“ Dich läßt ſie beſtens grüßen. Auch den verlangten Paß hat mir Humboldt geſandt. Andere Empfehlungen an den Staatskanzler kann ich täglich bekommen; was Neſtitz mit dem Fürſten Wittgenſtein meinetwegen beſprochen,

werde ich ja bald durch ersteren selbst erfahren. Die Leute sehen weder meine Lage, noch mein Wollen; ihre Meinung kann mich nicht irre machen, ich bin darauf nur achtsam, sofern sie Dinge betrifft, die man äußerlich erfahren kann, z. B. eben jene Abneigung vor dem diplomatischen Fach. Diejenigen, die da meinen, es sei mir um eine ordentliche, haltbare Laufbahn zu thun, urtheilen am unglücklichsten; soll ich je zu etwas kommen, so geschieht es durch Begebenheiten, nicht durch eine Laufbahn, und grade mir steht der Wechsel zu; der Augenblick gebietet mir, und eine Stelle suche ich vielleicht am meisten darum, um für die Füße einen Punkt zum Springen zu haben. Die ungeheuren Möglichkeiten, die eröffnet sind, halten mich wach, und das Wünschenswerthe, wenn es einen sichtbaren Anfang darbietet, soll meine thätige Theilnahme nicht vermissen. Doch bin ich mehr als je besonnen in allen Dingen, die das öffentliche Leben angehen, und hege Einsichten, die vielen meiner Freunde nicht gefallen. Der neue Krieg, dessen Andeutung vor dritthalb Jahren Du als einen deutschen Traum verwarfst, ist nun vor der Thüre; nur desto fürchterlicher wird er hereinbrechen, weil er so lange gezögert; aber auch in vielen, vielen kleineren Zweigen der Staatsereignisse hat sich mein weissagendes Urtheil wunderbar bewährt, und das in Sachen, wo Staatsmänner wie Gentz und Stein irrig das Gegentheil behaupteten. Nachdem ich vielleicht durch diese Erwähnung den folgenden Worten einiges Ansehen bei Dir gegeben, will ich denn nochmals sagen, daß ich von dem Kriege, der entstehen soll, für keinen Theil etwas erwarte, daß Napoleon ihn glücklich enden, aber durch mancherlei Wechsel gestört sein wird. Die Aufgabe, der französischen Macht Schranken zu stellen, geht von den Russen ungelöst zu anderen Händen über, an die jetzt niemand denkt, außer hin und wieder ein einsamer Mensch. Aber bunt wird es hergehen, fast niemand wird verstehen, was er thut, es ist ein nächtlicher Tumult, dreinschlagen ist nöthig, um nicht gar zertrümmert zu werden. Und leicht wird es keinem werden! Sei nicht böse, daß ich Dir dergleichen schreibe! welcher Mann, der etwa diesen Brief aufbrechen und lesen muß, könnte Anstoß nehmen an diesen ruhigen Einsichten, die der französische Kaiser selbst gelassen anhören könnte? Uebrigens glaube ich nicht, daß diese Briefe gelesen werden, wenigstens nicht zu Ende. — Wir haben die

Grotthuſen einen Tag hier gehabt, und ich habe ſie beſucht; ſie ſchwelgte in Schmeicheleien, die ſie ſich vorſagte, ſie ſchwamm behaglich in ihrer eigenen Sauce. Du habeſt ihr ſo ſonderbare Sachen geſchrieben, ſagte ſie, Ausdrücke, die ſie ängſtlich verwirrt hätten, ſie wolle Dich bitten, ihr das zu erklären. Pfuel iſt hier, und ſpeiſt beinahe täglich mit uns; ich ſpreche ihn oft, und hege ihn wenn er abweſend iſt mit einer Art Zuneigung, tritt er dann in's Zimmer, ſo iſt's vorbei, er hat immer zu überlegen, zu berechnen, nach Einſicht zu ſtreben, darüber kömmt weder ſein Geiſt noch ſein Gemüth in angenehme menſchliche Berührung. Neſtitz ſagte einmal, es läge ein eigner trauriger Schleier über Pfuel, den er außerordentlich verehrt. Ich kann einmal nicht an ihn heran, und auch das Fechten und Schwimmen würde nur unſer Thun und nicht unſeren Sinn vereinen. Sehr merkwürdig iſt mir, daß die Frau von Pereira in Wien dem Pfuel ſo gut gefallen hat. Die Ephraim ſoll noch bis zum Winter in Wien bleiben, was Mariane dabei thun ſoll, weiß ſie noch nicht. Mir graut jetzt vor dem Namen Teplitz; Becker's und Pflugk's und die Truchſeß, das ſind die Leute vom vorigen Jahre, dazu die Frohberz und de Ligne; die lieben Leute aus Sachſen, die ſchöne Polin Koscielska, die Bentheim's, Goltzens u. a. der Art, ſelbſt der Herzog von Weimar werden wohl ſchwerlich hinkommen. Goethe iſt in Karlsbad. Ich möcht' ihn doch für mein Leben gern ſehen; vielleicht lockt ihn die Anweſenheit ſeiner kaiſerlichen Gönnerin hieher. Daß er nach Wien gehe, glaube ich ſelbſt nicht, außer etwa zu einem Beſuche, der ihm zu gönnen iſt.

Ueber Bentheim ſchreibſt Du ſehr ſchön und wahr; wie viele liebe Züge ich von ihm erlebe! Ich machte unter anderen hier einer Schauſpielerin, Mad. Löwe, etwas die Kour, und er gefiel dieſer, da wußt' er Wendungen zu finden, um ſeine Vortheile für mich gelten zu machen, er verlieh mir ſo zu ſagen ſeinen Grafenſtand, weil die ziemlich eitle Frau in ihm auch dieſen anſah. Auch ſonſt, bei unſerer liebenswürdigen Freundin, Mad. Brede, die mir wirklich von Herzen gut iſt, wie ich ihr, weiß er ſo ſchön und liebreich in vorübereilenden Vorgängen meinem Inneren wohlzuthun, daß die gewiß ſeine Frau mit ihrem auch gütigen Benehmen mir ein paarmal ordentlich plump vorkam. O ließe ſich ein Mittel erdenken für dieſen liebenswürdigen, trefflichen Mann! Aber die Welt,

der er nicht angehört, richtet ihn zu Grunde, die Vornehmheit und Reichheit seines Lebens! Mir zerschneidet es das Herz, dies mit anzusehen, aber zu ändern ist es nicht.

Bewahrt ihn das Glück, so hoff' ich doch ihn noch wiederzusehen, verlieren kann ich ihn nicht, und wenn er mich brauchte, wäre ich immer wieder sein, besonders in Kriegsdiensten, wenn der Himmel herbeiführte, daß wir so dienten, wie wir wünschten. Sein jüngerer Bruder Eugen ist jetzt auch hier, ein guter Junge, wie Du weißt, aber seine leichtsinnige Kinderei macht mir viel zu schaffen.

Nachdem ich wieder gelesen, was ich der Gräfin Pachta über Dich geschrieben habe, bin ich mehr und mehr von ihr und von Meinert abgefallen, denn wenn ich ihnen die erste Verblendung verzeihen kann, so kann ich ihnen doch nicht verzeihen die aufgedrungene Wahrheit entweder nicht eingesehen, oder die Einsicht gegen mich nicht lebhaft ausgesprochen zu haben. Ich hatte mir freundlich Mühe mit ihnen gegeben. Jetzt habe ich sie in langer Zeit nicht gesehen; als ich sie das letztemal auch nach einem langen Zwischenraum sah, gefielen sie mir doch, auch besonders die Gräfin, die mein langes Wegbleiben glücklich entschuldigte, und Meinert's Fleiß und tägliche Betriebsamkeit waren mir gleichfalls erfreulich; allein wer kann sich mit allen guten Leuten abgeben? wenn man mit ihnen nichts Näheres hat? Ueberhaupt leb' ich mir eine zugweise Bekanntschaft, einen beschränkten, aber wechselnden Umgang. Die Innigsten behaupten sich ohnehin während alles Wechsels.

— — Jetzt eben (um 6 Uhr Nachmittags) tobt das schönste Gewitter mit hellen Blitzen aus verdunkelndem Regen; was wird aus der Beleuchtung werden? Ich fürchte mich ein wenig vor den rasenden Donnerschlägen, und schreibe an diesem Briefe fort, damit wenn ich erschlagen würde, mein letztes Thun wie mein letzter Hauch Dir, geliebteste Rahel, gewidmet gewesen sei! Es scheint aber für diesmal nicht so schlimm, der Donner ermattet, die Blitze werden kürzer und der Regen strömt schon weniger reichlich. Der Gedanke des Erschlagenwerdens, den ich mit ungläubigem Lächeln faßte, kam wohl, weil ich eben, als ein großer Blitz mir über das Blatt fuhr, in der frisch angekommenen Zeitung blätternd ein in Linz geschehenes Unglück las. — — —

Aus der Beleuchtung wurde für diesmal nichts. — Apropos! Du schreibst mir neulich, ich könne nicht bei Dir wohnen, ich dachte also vererst bei Neumann unterzukommen; mir ist alles recht, wie Deine Einrichtung oder der Zufall es mich wird treffen lassen. Könnte ich nur erst bestimmen, welchen Tag, welche Woche ich reise! Mein Urlaub bleibt noch immer aus.

Lebe indeß wohl, meine geliebte, theure Rahel! Ich umarme Dich mit aller Innigkeit! Ewig Dein treuer

Varnhagen.

An Rahel.

Prag, Donnerstag, den 2. Juli 1812.

Seit mehr als vier Wochen habe ich von Dir, meine geliebte Rahel, keinen Brief bekommen, über drei Wochen sind auch wieder seit meinem letzten an Dich verflossen; beides erregt mich mit ungeduldiger Sorge. Diesen hier schreibe ich nachdem eben Beethoven und Wilisen angekommen sind, eine Stunde vor der Abreise der Mlle. Maaß, die ihn mitnimmt. Ich hatte diese nie gesehen, auch auf der Bühne nie, urtheile, wie hingerissen, wie verloren ich war in dem zauberischen Anblick dieser Wundergaben, die wir hier leider nur in vier Rollen gesehen haben. Ich erinnere mich keines Eindrucks von der Bühne, der mich so beglückt hätte. Sie faßt richtig und entschieden mit scharfem Urtheil, sie stattet das Einfache mit Ueberschwänglichkeit aus, dabei ist sie nicht üppig, sondern streng, ja fast bis zur Härte streng. Ihre Bewegung ist ein glücklicher Uebergang von Stellungen, die letzteren giebt sie vorzüglich schön, wo sie entscheidend sind. Sie hat einen zerreißenden Ausdruck des Schmerzes, in ihrer Stimme zittern die Saiten ringender Wehmuth, ja sie weiß selbst das elende Volk gemeingedichteter Gefühle in ein schöneres Land, wo die Götter näher sind, aus seiner niedrigen Heimath hinüberzusiedeln. Warum hast Du mir, liebe Rahel, von diesen glücklichen Erscheinungen nie gesprochen? Daß sie Dir auch glücklich scheinen, weiß ich doch; Du schriebst es, nur gar kurz, von der Prinzessin im

„Taſſo"; ſie ſagt es mir ſelbſt, Du wäreſt für ſie geſinnt, ſie rühmte Dich, und lobte Dich gegen Mad. Brede, noch ehe ſie wußte, daß jemand hier iſt, dem das das Liebſte iſt zu hören. Wie ihr Weſen mich an Goethe dringend mahnt in der Kunſt, ſo erinnert mich auch vieles lebhaft darin an Dich, geliebte Rahel! Oder hat ſie nicht etwa in ihren herrlichen Sprüchen ſolche Feuerflecken ſtaunenswürdiger Wahrheit und höchſter Schönheit, wie ſie in Deiner Bruſt flammen? O gewiß! In „Kabale und Liebe" ſagte ſie: „O Himmel! ſtrafe doch den Menſchen menſchlich, wenn ſie Dich reizen!" wer hätte hier das „wenn" mit unnachahmlicher Schönheit betont? ſie that's, und mir war das ſolch eine Feuerflecke, dazu kamen hundert andere Stellen in der „Jungfrau von Orleans". Ungeachtet alles deſſen, hatte ſie hier viel gegen ſich, Dummheit, Bosheit und andere Gewöhnung; ich kann wohl ſagen, daß ich und meine Bekannte Schuld waren, daß ſie gleichwohl den entſchiedenſten Triumph aufzeigen konnte, wir riefen ſie jedesmal mit Begeiſterung hervor. Ich habe eine wahre Ehrfurcht vor ihr, und drückte ſie ihr lebhaft aus. Außerhalb der Bühne erſchien ſie mir in einem abgeſchloſſenen, genügſamen und genügenden Betragen, das mir ſehr wohl gefiel; ein gewiſſes Befriedigtſein, das an Kälte gränzt, hindert ſie nicht an munterer Fröhlichkeit; ich konnte keine Anſprüche in ihr entdecken, kein Trachten nach kleinen, geſelligen Dingen, und ich ſah ſie in großer und verſchiedener Geſellſchaft, zum Theil mit Bettheim, dann auch wieder bei ihr allein. Welches auch die Urſachen dieſer ergebenen, beruhigten Erſcheinung ſein mögen, ſie macht eine angenehme Wirkung. Sie lud mich gütig ein, ſie in Berlin zu beſuchen, worauf ich mich recht freue.

Nun von mir, liebe Rahel! Du wirſt nicht begreifen, wie ich ſo lange wegbleibe, beſonders wenn ich Dir ſage, daß ich ſchon Paß und Urlaub ſeit einiger Zeit habe, und dann auch Williſen heute angekommen iſt. Ich bleibe aber wohl noch vierzehn Tage hier, während welcher Zeit Williſen meines Oberſten Gaſt iſt. Ob ich nicht den Umweg über Karlsbad, vielleicht mit meinem Oberſten, mache, um Goethe zu ſehen, iſt auch zweifelhaft. Wie leid es mir thut, Dich ſo lange noch nicht zu ſehen, brauch' ich Dir nicht zu ſagen, Du freuſt Dich aber gewiß der Früchte, die mein längerer Aufenthalt getragen. Neue und befeſtigte Bekanntſchaften mit wirkenden Männern, Anknüpfungen aller Art rechne ich dahin; während der An-

weſenheit des Hofs, der erſt geſtern uns verlaſſen hat, habe ich nicht nur alle Vortheile meines Standes reichlich genoſſen, ſondern auch perſönlich ſehr günſtige Augenblicke gehabt. Der Graf Metternich hat von meinen Ausſchnitten beiden Kaiſerinnen gegeben, mich beim Fürſten Lobkowitz dem Großherzog und dem Erzherzog Rudolph vorgeſtellt, und bei jeder Gelegenheit ausgezeichnet. Eines Morgens ſagte er mir: „Von Ihrem Oberſten höre ich, daß Sie uns verlaſſen wollen, das thut mir ſehr leid, ich laſſe Sie ungern fort, aber eilen Sie nicht, ſondern laſſen Sie mich erſt nachdenken, ob ich nicht einen angemeſſenen Platz hier für Sie finde, unſere Geldverlegenheit iſt Schuld, daß wir viele der ſchätzenswertheſten und fähigſten Köpfe dem Dienſte des Staats entzogen ſein laſſen müſſen; indeß will ich Ihnen an Hardenberg, mit dem ich ſehr gut bin, und auch in Geſchäften angenehm verbunden bin, die beſte Empfehlung geben, ich glaube Ihnen verſichern zu können, daß ſie nicht ohne Nutzen bleiben wird. Ich ſchätze Sie ungemein, ich achte Sie von jeher, und auch in der Zukunft können Sie auf mich rechnen.“ Dies alles ſagte mir der Miniſter von freien Stücken, unaufgefordert. Vorgeſtern bekam ich das Schreiben, und ich geſtehe, meine Hoffnungen ſind durch dieſe Empfehlung um vieles höher geſtiegen. Unſer General Reipperg, Geſandter am Schwediſchen Hofe, hat hin und wieder Neigung gezeigt, mich mit nach Stockholm zu nehmen, worauf ich aber nicht einging, vielleicht auch jetzt noch ohne Erfolg eingegangen wäre. Durch Noſtitz, dem ich nach Potsdam geſchrieben, hoffe ich in meinen Geldſachen einige Vortheile zu erlangen, mein längerer Aufenthalt hat mir auch darin ſehr genützt, nicht zwar daß ich meine Dukaten vermehrt hätte, aber doch darin, daß ich ſie nicht zu anderen Ausgaben anzugreifen brauche, die bei einer früheren Abreiſe davon hätten beſtritten werden. Du ſiehſt, daß ich meine Zeit, obgleich größtentheils vergnügt, doch darum nicht unnütz für die ernſteren Ueberlegungen hingebracht habe. Ich bin guten Muths, ausdauernd, ſchlau und thätig. Nur etwas Glück dazu, liebe Rahel! und ſo muß es uns doch am Ende gelingen. Weit zwar ſchweift mein Blick, und ich verſage mir keine lebensreiche Hoffnung, aber mein Herz geht nicht weit, es hat Dich und immer Dich, jedesmal bald ergriffen und nah gefunden. Ich muß ſchließen, es iſt die höchſte Zeit. Lebe wohl, meine geliebte, theure Rahel! Ich umarme Dich und

küſſe Dich mit innigſter Liebe. Wie beb' ich dem Augenblick entgegen, daß ich Dich wiederſehe! Seit ich dazu Geld habe, kenne ich keine Furcht mehr. O wohl mit tauſend Thränen rief ich verzweifelnd auf dem einſamen Rückweg von Mariaſchein laut zu Gott: gieb mir anderes, anderes Unglück, nur nicht das, daß ich Rahel nicht wiederſehe! Nun giebt er mir nicht einmal anderes! Leb wohl, geliebtes Herz! Bentheim und Williſen grüßen Dich, auch Mad. Brede ſehr freundlich, obwohl unbekannterweiſe. Vielen Leuten mußt' ich ſagen, daß ich nach Berlin gehe, vielen ſogar in welcher Abſicht, doch iſt es mir lieb, in Berlin noch gewiſſermaßen unerwartet anzukommen. Ewig Dein treuer

Varnhagen.

Grüße mir aus dieſem Briefe heraus wieder die angebetete Maaß! Ueber ihre Aufnahme in Wien freut Dich vielleicht beiliegendes Blatt meines Freundes Pilat. Gieb es in Berlin zu leſen.

An Rahel.

Prag, Dienstag, den 18. Auguſt 1812.

Endlich, endlich, geliebteſte Rahel, wage ich wieder an Dich zu ſchreiben! Weil Du mir in ſo langer Zeit nicht geſchrieben hatteſt, war ich ganz verzagt, und dachte ein Brief von mir, der nicht wenigſtens meine Abreiſe ankündigte, dürfe ſich gar nicht ſehen laſſen; daß Du mir zürneſt, nahm ich mit einiger Gewißheit an, und es half mir zu nichts, dieſes Bewußtſein, daß ich mich frei fühlte von aller Schuld, denn kann ich meinen Willen auch auf Koſten meines Geſtirns rechtfertigen, ſo weiß ich nicht, ob das nicht noch betrübter iſt! Seit zwei Monaten habe ich meinen erwarteten Urlaub; die Anweſenheit des Hofs, die mir durch den Grafen Metternich unverhofft nützlicher wurde, als ich glauben konnte, hatte mich ſchon höchſt ungeduldig gemacht, und ich wollte ſchon allein abreiſen, als endlich Williſen eintraf, und mein Gaſt beim Oberſten wurde. Seinen Urlaub, den er in Wien ſchon geſehen hatte, fing der nun an abzuwarten, und bekam ihn endlich, nach wiederholtem Schreiben, von ſeinem General zugeſchickt, das war vor vierzehn Tagen. Welchen Verdruß, welche Ungeduld, welche Langeweile

uns dieser Aufschub gemacht hat, kann ich Dir nicht beschreiben. Wir lebten nur unter uns, mit Mühe fanden wir Bücher für die langen Abende, an Spazierengehen war bei der gegenwärtigen Umgebung dieser Stadt auch kaum zu denken. Zwischendurch war Willisen, dann ich wieder, krank, und eine ernsthafte Nervenkrankheit, das habe ich deutlich gefühlt, ging nur so eben noch an mir vorbei, ich wurde davon nur gestreift. Ich wäre allein fortgegangen, wenn ich Willisen schicklicherweise bei dem Obersten hätte zurücklassen können, die Hoffnung, mit jeder Minute diesen Zustand aufgehoben zu sehen, hielt mich auch zurück. Aber mit dem eingetroffenen Urlaub war es noch keineswegs abgethan! Tags vorher kam d'Esteurmel von Karlsbad hier an, und erzählte mir, Du seiest mit der Frohberg in Dobberan. Mit tödtlicher Angst hatte ich diesen Gedanken schon früher gefaßt, er erklärte mir Dein langes Schweigen: jetzt war ich fast verzweifelt, für Dich froh, denn beim Himmel mich rent kein Schmerz, der mit Deiner Zufriedenheit verkunden ist, aber verzweifelt für mich: kennst Du den Zustand, wenn einem innerlich ganz matt wird, und die Sinne den Muth sinken lassen? Ich glaube dann an nichts mehr; was mir an mir selbst das versicherteste war, verschwindet dann plötzlich, und mein ganzes Wesen löst sich in ein einziges Mißlingen auf. Doch nur desto muthiger riß ich mich empor, ich schrieb eiligst einen guten, feinen Brief an Adelheid Goldschmidt, die ich um Nachricht von Dir bat, da d'Esteurmel in seiner Aussage bei meinem näheren Dringen schwankend geworden war; Gottlob! sie ließ mir sagen, die Frohberg allein sei in Dobberan, Du aber in Berlin. Nun war endlich kein Aufenthalt mehr, wir bestimmten die Abreise auf den folgenden Tag. Allein der Oberst, der bisher von unserer Gegenwart nicht einmal die möglich gewesene Annehmlichkeit genossen hatte, und den ich, obwohl uns Beiden sehr geneigt, doch ziemlich gleichgültig über die nähere Bestimmung unseres Bleibens oder Gehens geglaubt hatte, bestand so dringend und liebenswürdig darauf, unsere Abreise noch zu verschieben, daß wir es wohl thun mußten. Frau von Humboldt hatte mir geschrieben, ihr Mann würde hier durchkommen, den sollte ich nun abwarten, auch war der König von Preußen angekündigt. Willisen beritt mit dem Obersten das Schlachtfeld bei Prag, um für den König mit dem Oertlichen vertraut zu sein, der Oberst fand Willisen so unterrichtet und einsichtvoll, daß er ihn nun noch

weniger fortlassen, sondern auch das Schlachtfeld bei Kollin mit ihm bereisen wollte, was nun aber auf unseren vielfach geäußerten Wunsch abzureisen unterbleibt. Am Samstag ritten der Oberst und Willisen mit dem König hinaus, der am Freitag Abend angekommen war. Der Oberst verließ den König fast gar nicht während dessen Anwesenheit, er wurde zu Mittag und zu Abend eingeladen, und fuhr mit ihm zu allem Sehenswürdigen hin. Es machte ungemeines Aufsehen, der Oberst war recht in seinem Glanze, Du kannst Dir es denken, liebe Rahel! Am Samstag Nachmittag fuhren Willisen und ich zum König hin, der Oberst stellte uns beide vor, der König, der schon früh mit Willisen gesprochen und sich seiner und seiner Verwandten gleich erinnert hatte, sprach aber nur einige Worte mit mir, indem er nach meinen früheren Wegen, und auch ob ich schon in Berlin gewesen sei, fragte. Es war nicht der Ort, ihm etwas von meinen Wünschen mitzutheilen, aber schon die bloße Vorstellung ist diesen günstig, und für viele Leute eine wichtigere Thatsache, als eine neue Wissenschaft. Wir fuhren dann alle zur Schwimmanstalt, und dann zum Manöver vor dem Thor, durch die ganze Stadt, es war ein recht schöner Zug. Sonntag früh ist der König abgereist, und hat dem Obersten mit einem sehr gnädigen Schreiben den Johanniterorden übersandt, was mich über die Maßen freut für den lieben Obersten, dem eine solche Auszeichnung so dient und paßt in seine ganze Art zu sein, und in alle seine Verhältnisse, wie ein guter Degen einem tapfern Fechter. Mein Name hatte den Flügeladjutanten des Königs, Major von Luck, aufmerksam gemacht, er trat an mich heran, und fragte, ob ich nicht Fouqué kennte? es fand sich, daß er dessen Freund und Verwandter sei, seine Schwestern, Frau von Briest und Fräulein Luck wohnen beide in Neuhausen, und ich kenne sie recht gut. Sieh, liebste Rahel, so war also auch diese neue Verzögerung noch ganz vortheilhaft ausgefallen, und vielleicht lerne ich ihren Nutzen erst recht einsehen, wenn ich jetzt auf der Durchreise durch Teplitz dem Fürsten Wittgenstein meine Aufwartung mache, oder vielleicht gar den König auf's neue spreche. Jetzt hält uns denn nichts mehr auf, am Mittwoch reisen wir, und ob ich gleich nicht bestimmen kann, wie viel Zeit ich in Teplitz meinen Angelegenheiten, und aus Dankbarkeit in Dresden Willisen's Seheluſt widmen muß, so hoffe ich doch vor Ende der anderen Woche, und vielleicht früher in Berlin zu sein.

Verzeihe mir diese weitläufige Erzählung, geliebte Rahel! sie möge als Erklärung haften, warum ich statt im April erst gegen Ende August zu Dir komme, was Du vielleicht schon meiner Unentschlossenheit, meinem Wankelmuth oder meiner Ungeschicklichkeit zugeschrieben hast. Dann hast Du mir sehr Unrecht gethan, liebe Rahel: ich war entschieden, fest, und auf die geschickteste Weise thätig: aber freilich ist meine ganze Lage, wie ich neulich der Humboldt schrieb, ein solch verworrenes Gewebe von sich durchkreuzenden und entgegenlaufenden Fäden, daß sie ein Studium fordert, wie etwa die englische Staatsverfassung, und kaum ich selbst mag mir die Mühe geben, das Bedeutende der Kombination an solch Unbedeutendes zu verschleudern; es noch ausdrücklich darzustellen, könnte kaum ein Prozeß erfordern, den wirst Du mir aber doch nicht machen?

Liebe Rahel, ich sehe Dich also wieder! Kein anderer Wunsch mehr lebt in diesem! die begeisternden Gedanken, die mich an Vaterland und Gelehrsamkeit fesseln, scheinen mir untergegangen in dem süßen Liebesgedanken an Dich, nicht untergegangen wie ein Schiff im Meere, sondern wie ein Fluß im Meere! Mit welchen guten Vorsätzen komm' ich zu Dir, geliebte Rahel! O ich weiß recht gut, was mir fehlt, und will ihm nachtrachten! Daß ich Dir nur wenig sein kann, fühle ich tief: ich sollte glücklicher sein, ich sollte Dir außer mir noch etwas zu Füßen legen können, theure Rahel, einen sieghaften Geist, angenehme Tage, günstige Welt; leider soll ich das alles erst für mich erwerben, und manches weltlichen Vortheils einseitig und unerfreut genießen, um nur die Hoffnung zu nähren, einst auch mittheilbare Vortheile zu erlangen. Und doch würde ich wie gern der glänzendsten, erfüllungsreichsten Zukunft auf ewig entsagen, für eine selbstständige, mäßige Gegenwart. Die Wahrheit, daß ich nichts bin, und nichts besitze in der Welt, tritt oft bitter in mein Herz, wenn ich Dir gegenüber athme, geliebte Rahel, und wenn etwas zwischen uns sich mißgestaltete, so war es oft nur dieser versteckte Grund, aus dem sich jenes erzeugte. Mein ausgesprochenes, von Dir angenommenes Wort, daß ich fortan in meinen Sachen thun will, als gingen Deine Angelegenheiten sie nichts an, wird allen bösen Anlaß, Dir zu mißfallen, mir entziehen, und ich gehe wohl obendrein noch sicherer und leichter, ohne diese ewige, seitwärtsblickende Angst, ob meine Schritte immer in gleicher Nähe von Dir sind. Stelle ich mir lebhaft Dein Wesen vor,

ſo weiß ich freilich nicht, wie ich gegen den Zauber mich ſtählen ſoll, den es unaufhörlich über meine Seele wirft, ein unentfliehbares Netz! Du mußt mir eifrig beiſtehen, geliebteſte Freundin, daß meine guten Vorſätze von zu pflegenden Bekanntſchaften, zu übender Regſamkeit, und anzulegenden Möglichkeiten nicht ohne Erfolg bleiben. Mein Urlaub iſt auf zwei Monate; bis dahin wird ſich wohl etwas für mich entſchieden haben, zurückgehen möcht' ich doch nur im äußerſten Falle, wenn alles fruchtlos bliebe, was ich kaum denken kann. Doch was ſchreib' ich Dir das alles? da ich Dich ſo bald ſehe, umarme, und wenigſtens auf eine Zeit alles Leid der Welt vergeſſe!

Noſtitz hat mir aus Pyrmont geſchrieben; ich rechne ſehr darauf, ihn in Berlin oder Potsdam zu ſehen, er iſt in der That höchſt freundſchaftlich gegen mich, und ich glaube kaum, daß er jemanden ſo viel ohne Noth vertraut, wie mir, was deſto ſchätzbarer iſt, jemehr einer zu vertrauen hat. Ich bin freilich auch ein ganz kluger Menſch, und ſomit ſteh' ich mit ihm in einem natürlichen Bunde. Könnt' ich mir etwas von ſeiner weltlichen Kühnheit aneignen, das wäre mir wohl gut!

Mit Frau von Humboldt habe ich die letzte Zeit etwas lebhafter Briefe gewechſelt, ſie grüßt Dich beſtens; meiner nimmt ſie ſich außerordentlich an, auch bin ich ihr von Herzen gut. Du haſt doch hoffentlich meinen Brief durch Mlle. Maaß erhalten? Ich ſchließe dieſen mit dem freudigſten Gefühl des Wiederſehens, das aus allen Ahndungen des Geiſtes lebendig dringt! Gott ſegne Dich, meine geliebte, einzige Rahel! Leb wohl, und behalte mich lieb, Du Theure! Ewig Dein

Varnhagen.

Ich ſteige bei Dir ab; geht es nicht, daß ich bei Dir wohne, ſo werd' ich mir ſchon ein Zimmer ſuchen. Humboldt iſt wahrſcheinlich in Teplitz beim König. Gotz iſt entweder ſchon da, oder wird erwartet.

An Varnhagen in Prag.

Berlin, Sonntag, den 23. August 1812.

Lieber Varnhagen, ſeit vorgeſtern bin ich in einer Ungeduld Deinetwegen, daß ich die Feder nicht halten kann. Daß dieſer Brief nicht gleich in Deinen Händen ſein kann! Du noch immer in Prag ſitzeſt, und Dein Urlaub vielleicht abläuft!

Seit vorgeſtern erſt hab' ich Mad. Adelheid Goldſchmidt geſprochen, die mir geſagt, daß Du ihr geſchrieben. Geſtern ſah ich Deinen Brief. Lieber! Ich habe keinen Sens; warte ſeit Monaten jeden Tag, jede Stunde, jeden Abend auf Dich; und Du denkſt, ich ſei tellerweiſe in Dobberan. Erſt warteteſt Du auf Päſſe; dann hatteſt Du welche, und wollteſt Dir noch Menſchen und Empfehlungen gewinnen; dann wollteſt Du mit Graf Bentheim nach Karlsbad, Goethe ſehen. Ich — wahrlich war zu mürbe, von allem Warten, von dreijährigem Appointiren, zu exercirt von meinem ganzen Leben, von meinem jetzigen; und wartete, bis Du wirklich kommen würdeſt. Schreiben aber kennt' ich nicht mehr; und Schreiben war wirklich nicht mehr nöthig: denn alles in der Welt, hatte ich Dir ſchon geſchrieben. Und jeden Wagen, jeden Schritt, hielt ich für Dich, und mußt' ich für Dich halten: und thue es noch. Sollten wieder Briefe von mir in der Welt umherlaufen, die Dich nicht treffen; mir wird das Schreiben zu ſauer: jedes Schreiben muß ein Klagen, ein Zuſammennehmen, ein Ausdruck des Wartens überhaupt von mir werden, und iſt ein Stück vom Reſt meines Lebens, losgeriſſen von meinem ſterbenden Herzen. Was mir ſehr weh thut, iſt, daß Mad. Goldſchmidt Dir nicht ein paar Worte ſchrieb, und Du die unrichtigen, unſicheren, immer ſaumſeligen Beſtellungen nicht zur Zeit hatteſt, durch Hrn. Schleſinger und noch Andere nach Prag reiſende! Adelheid nahm Deinen Brief nicht für das, was er war: eine deutſch-artige Frage nach mir; ſondern für übertriebene Schmeichelei! (Wir — Deutſchen — haben noch lange nicht genug façons de parler, und müſſen zu ſehr Reelles in Kours bringen, um mit Zierde zu nahen und zu ſprechen.) Sonſt hätte ſie leicht und prompt zwei heitere Zeilen antworten müſſen. Solche hübſche Damen aber ſind nur gewöhnt, ſich, ihre kleine Perſönlichkeit, nicht die große, zum

Ganzen ſtehende, als Mittel- und Bewegepunkt behandelt, und betrachtet zu werden, daß nach einem Anderen fragen, durchaus die gehörige Wichtigkeit nicht bei ihnen erlangen kann!

Komm alſo nun: mit jedem Tag, ſtundenweiſe, wird es mir wichtiger, Dich hier zu ſehen. Wie ich jetzt hier bin, kann ich hier nicht bleiben. Das zielt auf Nervenfieber. Dieſe meine Lage. Du weißt, was ich ſchon im Herbſt und Winter ſchrieb. Und, nicht allein der Zugwind mangelt meinem Herzen, ſondern die Luft. Auch die äußere Luft mangelt mir. Zum Schreiben qualifizirt ſich nichts mehr von mir und über mich: drum ſchrieb ich auch nicht. Auch kann ich rein nicht mehr. Komm' alſo nur! Deine Ungeduld und Dein Warten quält mich nun auch. Warum kamſt Du denn nun nicht, da Du nicht in Karlsbad warſt; und ließeſt erſt Goethe aus Teplitz! Ich hatte einen rechten Schreck: er iſt nun beſſer; hier hieß es, er ſei krank: und mir fiel's wie todt auf's Herz! aber Adelheid benahm es mir: er hatte bloß zu viel gegeſſen. Adelheid war ſechs Tage hier an Gicht krank, eh' ich ſie ſah. Komm! ich halte es nun nicht mehr aus. Alles iſt mir hier nicht recht, zuwider, ein Gräuel.

R. R.

Wir müſſen wirklich alles verabreden, über alles ſprechen; Du mußt alles, einen jeden; meine Lage, das Land, mich ſehen. Gott! welche Ungeduld. Ich kann auch nicht mehr ſchreiben. Nun komm! Donnerstag kommt Mad. Frohberg. Neumann ſeh' ich nicht. Meine jüngeren Brüder ſind den ganzen Sommer und noch weg.

Denk Dir mein Leid, mein Leiden, daß erſt morgen die Poſt geht!

An Rahel.

Berlin, September 1812.

Guten Morgen! liebe Rahel! Hierbei folgt mein Zettel an H. Sieh zu, ob er nicht zu ungeſchickt iſt; er ſoll ihn eigentlich bloß mahnen, was drin ſteht bloß ſeine Aufmerkſamkeit rege machen, denn Sachen hab' ich ihm nicht mehr zu

schreiben. Schicke mir das Blatt bald zurück, abgeändert und abgekürzt oder vermehrt, wie Dir es gut dünkt! Ich hoffe, Du hast gut geschlafen; ich ziemlich! Dein

Varnhagen.

An Varnhagen.

Berlin, Herbst 1812.

Marwitz ist bei mir; er soll bald gehen. Dann komm Du: ich muß doch Dich holen lassen.

Denk Dir, daß Marwitz, anstatt wegzugehen, mich frägt, wie lange ich schlafe: und unterdeß in Robert's Stube geht! Ich platze vor Wuth! Komm noch vor 6 wieder, ich mache ihm weiß, daß ich bei Moritz bin. Und geh mit Dir unterdeß zu Dir. Denn er bleibt auch dann noch! —

An Varnhagen.

Berlin, Herbst 1812.

Wie ist Dir? Ich habe nicht einschlafen können vor Mangel an allem was zu lange meinem Körper und meiner Seele fehlt. Woven sie weiter leben könnten. Wenn ich gar nicht allein bin, muß ich untergehen; je weniger ich es bin, je mehr. Dann wurde Mad. Rieß krank; und die ganze Nacht war ein tolles Getobe oben: ein Rücken und Schieben wie bei Ausziehen. Ich bin also so wüst, so matt, so chiffonirt, und echauffirt, als nur immer gestern. Adieu; für den Tag muß ich nun erst Nachrichten von Moritz erwarten; wo ich hinschicke.

R. R.

Ich wünschte wohl, daß Du jetzt kämest; ehe die Anderen kommen! Ich möchte Dich nicht gerne so verstimmt wiedersehen, ohne Dich vorher gesprochen zu haben.

Wenn ich auch etwas geſagt habe, das Dir mißfällt, überlaſſe Dich dem Zorne nicht mit mir! Ich dränge auch manches herunter, ohne mich dergleichen zu unterſtehen. Komme jetzt!

Ich bitte Dich, wenn es Dir möglich iſt, heute noch lieber zu mir zu kommen. So gehe ich nicht gerne zu Bette.

Willſt Du jetzt kommen? Nämlich wenn es Dich nicht ſtört. Bringe mir auch meinen Traum mit; ich will ihn mir abſchreiben: und auch meine anderen vier. R. R. Bringe auch Deine Novelle mit.

Cher, cher ami, je vous conjure de ne pas sortir de votre lit avant de vous être examiné dans une glace, si vous avez encore ces rougeurs! puisque toute ébullition peut devenir dangereuse, si l'on ne la soigne pas scrupuleusement. De toutes les manières vous gardez aujourd'hui la chambre, je vous enverrai ce qu'il vous faut, et je viendrai vous voir. Si vous vous sentez le moins du monde malade, vous faites tout de suite venir M. Erhard. Vous me devez les plus grands soins pour votre santé. Adieu, à tantôt!

An Varnhagen.

Berlin, Herbſt 1812.

Du biſt gewiß auch noch in Deinem Bette. Mir iſt eingefallen, daß eigentlich gar kein Spaß dabei iſt, wenn Du heute in die Geſellſchaft fällſt; und daß es wahrlich beſſer iſt, dieſe von Langerweile geſättigten — wir hier nennen dies, angeſagt — Perſonen en masse denken nicht an Einen; es iſt zu viel ſchlechte Materie da zuſammen. Willſt Du ihnen als Geſpenſt in Uniform erſcheinen, ſo widerſetz' ich mich nicht; ich wollte Dich nur auf den gar wenigen, gar keinen Spaß aufmerkſam machen, wie es mir ſeit geſtern, als ich allein war,

auf die Seele gefallen iſt. Speiſeſt Du, im Fall Du auch keinen Spaß bei ſiehſt, doch bei Erhard? Ich brauche es nicht zu wiſſen: Du kannſt ganz bequem, und mir lieb, hier eſſen.

R. R.

Herbſt 1812.

Hier, Lieber, iſt das Papier; die Aufſchrift wirſt Du nachher hier machen, nach einer anderen, die ich habe. Appuyire darauf beſonders, daß mir die Serviskommiſſion und der Bezirksvorſteher ſchon wieder auf meine Erkundigungen zehn Mann aufgegeben, da ich doch nach dem neuen Kataſter, worauf ich mit meinen ſechsmonatlichen Beſchwerden vertröſtet worden bin, nur fünf den Monat haben müßte. Und ſage, daß ich in meiner Lage, nach den gehabten Laſten, keine zu ertragen mehr im Stande bin. „Königliche hochlöbliche Serviskommiſſion“ ſchreibt man. Verzeih den häßlichen Auftrag.

R. R.

Ich gehe einen Augenblick zu Markus, um Hannchen, die mit mir die Bilderausſtellung ſehen will, zu ſagen, daß wenn es ſein muß, ſie mich von Frau von Crayen abholen ſoll. Die Serviſchrift wollen wir bis zu Mittag laſſen. Wie geht's Dir? Mir gemein, ganz gemein.

An Varnhagen.

Faites moi dire par Dore comment vous avez passé la nuit, et si votre rhume vous tourmente encore. Moi, je n'ai pas dormi; je crois que les bottes de Robert m'avaient attaqué les nerfs; elles sentaient l'écurie. Vous sentez-vous assez fort et fraix pour supporter les revers de la vie?

Den 1. Januar 1813.

In einer mäßigen halben Stunde will ich zu Erneſtinen gehen; es hat nichts zu ſagen, wenn Du mich auch nicht hinbringen kannſt. Hole mich nur; wenn Du willſt. Biſt Du wohl? Ich bloß verdrießlich wegen der Prätenſionen des 1. Januar 1813 und ſeines wenigen Leiſtens! Denn ſo wie heute, den letzten Dezember: das weiß ich ſchon. Jedoch bin ich noch ziemlich.

R. R.

Kaum warſt Du aus dem Zimmer, ſo erfuhr ich geſtern noch, daß morgen der König abgeht! Denk Dir meine Beſorgniß. Gehſt Du aus?

Non, cher ami! c'est sûr. Les cochers du monsieur l'ont dit à Dore. La femme de l'un est sa cousine; et Robert avait la même nouvelle. Si vous en parlez, ne nommez pas vos sources.

Wie iſt Dir? Ich bin ziemlich vernichtet: und will ausgehen, weil ich ſo lange nicht bei Erneſtinen war, weil bei mir reingemacht werden ſoll, und weil ich, da ich gar nichts Anderes ſehen kann, die Straße ſehen will. Was thuſt Du? Sehe ich Dich vorher?

Lieber! Wir müſſen das Briefeordnen dieſen Morgen laſſen: ich muß ausgehen. Es war mir geſtern ein großer nothwendiger Troſt bald Licht bei Dir zu ſehen. Du kannſt nicht mit gehen.

R. R.

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Aus dem Nachlaß Varnhagen's von Enſe.

Briefwechſel

zwiſchen

Varnhagen und Rahel.

Dritter Band.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.
1875.

Expl. 305

Das Recht der Uebersetzung ist vorbehalten.

Briefwechsel

zwischen

Varnhagen und Rahel.

Dritter Band.

Lit8 D

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MÜNCHEN

1813.

An Varnhagen in Breslau.

Montag Nachmittag um 5 Uhr, Wolkenhimmel mit Sonnenſchein, den 12. März 1813.

Lieber, beſter Auguſt! Heute ſind keine beſtimmte, aber allerhand gute Nachrichten. Der Kaiſer Alexander, heißt's, nimmt ſein Hauptquartier immer näher; und Kutuſow auch. Die Orte mag ich nicht ſchreiben, weil ich keinen Brief noch für ſicher, als in Deinen Händen, halte. Der Dr. J— denkt auch ſo. Dieſen Morgen brachte mir Hitzig inliegenden Brief von Cotta mit zehn Stück Friedrichsd'or; Sander ſollte fünf bezahlen, ſagte er mir, er bezahle ſie aber: ich gab ihm eine Quittung. Wie viel, Lieber, ſoll ich Eberty'n bezahlen? Sei nicht böſe; ich hab' es vergeſſen. Wie freue ich mich, wenn ich eine Poſt, oder einen Menſchen, von Hamburg angekommen weiß, und den Weg frei! Du kennſt meine unendliche Beſorglichkeit; ach, und Du kennſt ſie noch nicht. Dämonen, fremde, arbeiten in mir; zerarbeiten mich, und ſind auch manchmal eingebend. Die Gemüthsbewegung aber ſehr groß, und ſo ſehr häufig und vielfältig. Heute ſah ich Möckern'ſche Gefangene; geſtern Dörnberg'ſche. Hier ſind viel Durchmärſche, und werden viel erwartet. Noch bin ich frei von Einquartierung. Was machſt Du denn, Lieber? Vorgeſtern hatte ich erſt einen Brief von Dir, und heute kommt mir ſchon eine Jahreskluft zwiſchen Dir und mir. O! Auguſt, wenn wirklich einmal edle

Ruhe sein darf! und wir — Alle etwas — gereinigter und gewitzigter „das Element der Zeit" (Goethe im Tasso) hereinschlürfen dürfen! Ich kann heute nicht schreiben, wegen körperlichem Zustand. Auch habe ich mich dieser Tage zu sehr agitirt. Wenn ich einige gute Nachrichten von der Elbe erfahre, und mein Quartier ist noch frei, so nehm' ich's wieder: in einer Gegend, wo ich's ohne Dich brauchen kann, finde ich keines; und dann will ich doch wiederkommen! Also dies steht auch noch auf der großen Karte. Wenn euch ein deutsches Mädchen aufstößt, Jette Wollbrink, die bei einer französischen Frau ihren Kindern war, es ist eine gute Bekannte. Seid ja gut gegen sie; und die Kinder. Ich weiß den Namen der Französin nicht: in Stralsund war sie zuletzt. Lieber August, sei nicht böse, daß ich vorigen Posttag den Brief, wo der an den Betitelten einlag, so unsinnig zumachte: meinen mußte ich wieder aufreißen: meine älteste kränkliche, knittliche Schwägerin hielt mit dem Wagen vor der Thür, und hatte mich gebeten, sie nicht warten zu lassen — ich mußt' es doch thun: die Liman brachte mir diesen Brief in der letzten Minute, bei ihrem Hausherrn war er eingeschlossen. Papier hatte ich nur dies im Hause. Lebe tausendmal wohl! Gott schütze Dich. Schreib mir! Man sagt, General Blücher sei auf den Naumburg'schen Höhen. Adieu, adieu!

R. R.

Vielleicht — wenn ich vor Kreuzschmerzen mag — gehe ich noch ein wenig mit Nettchen, die bei mir sitzt, aus. Ich umarme Dich! Frühling, Frühling, wie bist Du hier einsam ohne Menschenfreude; ich ohne Dich! Adieu. Sei Du vergnügt!

Diesen Zettel gebe ich ohne Adresse und ohne Siegel, des Verlierens wegen, mit. Ihre Briefe habe ich alle versiegelt in einen Kasten, und Emma's Mutter zu verwahren gegeben, mit Ihrer Aufschrift. Machen Sie's ja mit meinen Briefen so, wie ich Sie darum bat.

An Rahel.

Breslau, Sonnabend, den 13. März 1813.

Theure, geliebte Rahel! Im Gewirr der vielfachsten Durchkreuzungen von Gedanken des Augenblicks und vertheilter Benutzung des Tages, erfahre ich, daß die Post früher abgeht, als ich dachte, und muß also gleich schreiben. Erst Donnerstag Mittag bin ich hier angekommen, Aufenthalt bei Frankfurt an der Fähre, zwölfstündiges Stilleliegen bei Kroſſen, wo die Fährleute bei Nacht nicht überſchiffen wollten, und die über alle Beſchreibung ſchlechten Wege, ſind an dieſer Verſpätung Schuld; ich verließ meinen Reiſegefährten bei Grünberg, und ſetzte die Reiſe in einer leichten Kaleſche fort, ſo daß ich um acht Stunden früher ankam, und den Staatskanzler noch vor Tiſche ſprach. Geſtern ließ er mich rufen, und meine Sache iſt glücklichſt abgemacht; ſolche Vortheile, wie ich ihm nannte, könne er für den Augenblick hier freilich nicht verſprechen, allein die preußiſche und ruſſiſche Sache ſei jetzt, obwohl die öffentliche Erklärung noch nicht erfolgt ſei, vollkommen eins, ich würde auch in ruſſiſchen Dienſten für Preußen fechten, und nach beendigten Kriegsdienſten verſpreche er für meine früher gewünſchte Anſtellung alle Sorge zu übernehmen; dies war ungefähr der Inhalt ſeiner nachdrücklichen Reden. Heute ſpeiſe ich dort, und die ganze Art der Aufnahme giebt mir Gelegenheit jede Stunde Zuſammenſeins mit ihm glücklich zu benutzen, mich immer feſter zu ſtellen. Das zweite Gute war die Gewißheit, daß Stein noch hier ſei, freilich kaum aufathmend von einer lebensgefährlichen Krankheit. Ich habe ihm ein paar Worte geſchrieben, denn geſtern, als ich ihn beſuchen wollte, und durch Mißverſtand des Bedienten unangemeldet in ſein Zimmer trat, kam ich ſehr ungelegen zu den Umarmungen, in denen er ſich mit ſeiner ſo eben angekommenen Familie befand. Graf Zichy hat mich auf morgen eingeladen, und iſt höchſt verbindlich gegen mich, der kriegsluſtige Graf Schönfeld aber ganz freundſchaftlich. Bei der Gräfin Einſiedel habe ich geſtern Abend in einer kleinen, zierlichen Geſellſchaft geſpeiſt, beim Major Kalkreuth vorgeſtern, und geſtern bei Mad. Schweizer Thee getrunken. Marwitz hatte mich geſtern zum Mittageſſen geladen, wo ſein Bruder, der jüngere Gerlach und ein Graf Finkenſtein waren. Heute muß ich Wallmoden und Trogoff

besuchen, späterhin den Prinzen August, dessen Adjutanten ich schon gestern sprach. Steffens, der Offizier bei den Gardejägern ist, habe ich noch gesprochen, Fouqué aber nicht mehr, beide sind abmarschirt. Ueberhaupt wird in kurzem alles aufbrechen, und die auf Montag bestimmte Ankunft des Kaisers wird die Bekanntmachung des Bündnisses und die Eröffnung der Feindseligkeiten gewiß beschleunigen. Bei der gestrigen Parole ist bekannt gemacht worden, der König habe die Rechtfertigung des General York erhalten, und sich überzeugt, unter den gegebenen Umständen sei sein Verfahren das beste gewesen, er danke ihm die Erhaltung jener Truppen, deren Oberbefehl er ferner führen solle u. s. w. General Bülow ist ihm mit seinen Truppen überdies zugetheilt worden. General Tauenzien geht nach Pommern, soll dort die Landwehr errichten, und späterhin vielleicht Stettin belagern, eine Anstellung, die man als eine große Ungunst ansieht. Blücher erhält den Oberbefehl über alle preußischen Truppen, und dafür, daß York unter dem russischen General Wittgenstein steht, wird der russische General Winzingerode mit einer Abtheilung Russen bei den Preußen sein. Alles ist hier waffenfreudig, und die Kriegsbewegungen sind um so schöner, als ein kräftiges, derbes, gesundes Volk seine noch unerschöpften Jugendkräfte darin zeigt. Man hat die besten Hoffnungen, und darf sie haben.

Von Deiner Familie, liebe Rahel, werde ich Dir mündlich mehr erzählen; Deinen Onkel habe ich nur auf dem Komptoir unter vielen Menschen gesprochen, doch hoffe ich ihn heute allein zu sehen. Er ist sehr alt, rühmt sich seiner schlechten Lebensart, flucht auf Moritz, ist überhaupt mit allem unzufrieden, und, ich glaube, schwer zu behandeln. Doch sollte es mir bei längerer Anwesenheit nicht fehlen, seine völlige Gunst zu gewinnen, und ich glaube die sehr guten Eigenschaften in ihm, vermöge deren dies möglich wäre, und die Du mir nanntest, schon deutlich gesehen zu haben. Bei Deiner Cousine, die krank auf dem Sopha lag, und die Wittwe Pulvermacher mit deren Sohn und einigen anderen Leuten bei sich hatte, habe ich gestern Deine höchste Lobrede gehalten, da von geistreichen Frauen die Rede war; Dein Cousin glaubt Dich in sehr angenehmer Lage, und scheint es eher für Mangel an Willen als an Mitteln zu halten, daß Du noch nicht den oftversprochenen Besuch in Breslau abgelegt hast; ich konnte ihm gestern nicht ganz die Augen öffnen. Morgen hoffe ich den ganzen Abend

dort zuzubringen, man sieht Gesellschaft gerne, und ist ganz darauf eingerichtet, sie wohlaufzunehmen und zu bewirthen, die kleine Edeling wird sich gewiß hier gefallen.

Was soll ich Dir von unseren Freunden sagen? Leopold Gerlach wird Adjutant bei Scharnhorst, die Anstellung der beiden Marwitz scheint ganz nahe, Scheibler'n, der aber noch nicht hier ist, und von dem Marwitz gar nichts weiß, kann es auch nicht fehlen: und dennoch muß ich sagen, sie stehen alle ganz gesondert, ohne lebhaften Verkehr, ohne ihren sonstigen Gaben entsprechende Wirksamkeit, ohne Bekanntschaft, ohne Geld. Sie wollen nichts vorbereitend zu künftigem Gebrauch mit Menschen anknüpfen, sondern nur das wenige, blutwenige Treffliche, das sie jedesmal anerkennen, für den Augenblick an ihre höchsten Forderungen schließen, während sie jede Mittelart von Eigenschaften, Zuständen, und Thätigkeiten verachten. Sie können dabei nicht anders, als immer unzufrieden sein, und die Welt mit ihren fortschreitenden Gestaltungen entzieht sich ihrem nach reinen Geistesbildungen gezeichneten Wege; mir thut es außerordentlich leid, allein es ist nicht anders.

Wie ist es Dir inzwischen ergangen, geliebte Rahel? Hast Du Dich sehr geängstigt? ich habe viel gelitten, Dich so allein zu denken, und konnte doch auch nicht mit Vergnügen daran denken, daß Du ausgezogen seist. O könnte ich doch bei Dir bleiben! das wäre mein eigentlicher wahrer Platz, an dem ich den meisten Nutzen stiftete, nicht nur für Dich, oder mich, auch für das Ganze, und für jeden guten Zweck. Liebe Rahel, ich bin heimathlos ohne Dich, und es ist mir, als sei ein Stück Leben mir aus der Brust geraubt, daß nun auch das übriggebliebene haltlos darniederliegt! Ich war besonders den ersten Abend in Breslau ungemein traurig, unter so vielen und lieben Bekannten fühlt' ich mich verwaist durch das gegenwärtig bleibende Bewußtsein, Du seist nicht auch hier! — — — Ich komme eben von Deinem Onkel zurück, mit dem ich eine große Unterredung hatte, an welcher zuletzt auch Herr Schweizer, der dazu kam, Theil nahm. Beide denken sehr gut für Dich, kennen Deine Lage ziemlich, und wollen gern etwas zu Deinem Besten ordnen; allein der Onkel ist geizig, und scheint Dein Hierherkommen gar nicht zu wünschen, es wäre denn, daß Du mit Markus kämest, auf den er sich sehr verläßt, obwohl er ihm nicht vertraut. Den Inhalt unserer Unterredung mündlich. Herr Schweizer, den ich auch heute Abend

wiederſehe, iſt ein wohldenkender Mann, und in manchen Dingen, die oft Hauptſachen ſind, äußerſt einſichtsvoll. Was ich eben von ihm geſagt, berichtige ſich nach dieſem hier. Sprechen mußt Du mit dieſem. Ich werde Dir ſchon alles erzählen. Meine Freundſchaft für Dich hat den Alten ſehr gerührt.

Ich habe Wallmoden und Tregeſt gerochen. Erſterer wird eine Hauptrolle ſpielen, und iſt mir ſehr gewogen. — Rahel, es geht alles gut! Es iſt unendlich mehr vorbereitet, als man denkt. Der Kurfürſt von Heſſen wird hier erwartet, Alexander will die alte Ordnung, ohne Gewinn für ſich, herſtellen. In ganz Deutſchland ſind weitverzweigte Verbindungen, es wird, es muß gelingen! Und auch uns perſönlich wird es wohlergehen! Wallmoden giebt mir Briefe an Tettenborn. Der junge Humboldt hat mich beſucht, er iſt Dragoner. In Baiern, das er jetzt durchreiſt hat, fängt man ſchon ſachte an, Franzoſen todt zu ſchlagen. Bentheim denkt auch wohl Prag zu verlaſſen. Ich ſchreibe durcheinander. Leb wohl! es iſt die höchſte Zeit, ich muß enden! Ewig, ewig Dein treuer

Varnhagen.

Ich komme in der neuen Woche gewiß, muß aber nach kurzem Aufenthalt weiter.

An Rahel.

Hamburg, den 22. März 1813.

Heute Abend um 10 Uhr bin ich nach einer glücklichen und ſchnellen Reiſe hier angekommen, und von Tettenborn und den Seinigen auf's herzlichſte empfangen worden. Da morgen Herr von Canitz als Kourier abgeht, ſo benutze ich eiligſt dieſe günſtige Gelegenheit, und ſchreibe Dir noch vor Mitternacht. Liebe Rahel, ich bin berauſcht vom Jubel, den ich erfahren habe, von der Kraft, die ich vor mir ſehe, von dem glücklichen Gelingen, das jetzt unausbleiblich iſt! In wenigen Wochen wird Tettenborn ein kampfluſtiges Kriegsheer von mehr als zwanzigtauſend Mann befehligen, der Eifer und das Zuſtrömen der Menſchen iſt unbeſchreiblich. Die Stadt ſtellt ſiebentauſend Mann hanſeatiſche Infanterie, über ſechshundert Freiwillige haben ſich außerdem an einem Tage gemeldet. Offiziere aller

Art finden ſich ein, es wird Tag und Nacht gearbeitet, und in kurzem iſt alles bekleidet, bewaffnet, ja ſogar gelibt. Schon iſt ein Schiff nach England abgeſegelt, Lübeck und Bremen in den Händen unſerer Truppen, mit dem Herzog von Mecklenburg ein Traktat geſchloſſen. Die Einwohner ſind überall ſchon ſo weit gegangen, daß kein Rückſchritt möglich iſt. Zu allen dieſen Sachen iſt Tettenborn, wie auserwählt, von ſeinen perſönlichen Eigenſchaften geht zunächſt alles aus. Pfuel ſteht ihm thätig bei. Ich ſoll gleich morgen ebenfalls meine Arbeit bekommen, es iſt eine ganze Regierung in allen ihren Zweigen, die hier auf den Schultern Tettenborn's liegt. Könnte ich Dir nur alle die Sicherheit, die Freude, und den lebensfriſchen Muth zuſenden, den der Anblick unſerer Kriegesſachen mir giebt! Glück auf! liebe Rahel, wir erleben noch ſchöne Zeiten! Mein langes Weinen, als ich aus Berlin fuhr, ſoll ein befruchtender Regen geweſen ſein; Dein und mein Schmerz, die Gewährleiſtung, daß er aus der Zukunft ausgeſchieden ſei! Ich grüße und küſſe Dich, Geliebte! Sorge für Deine Geſundheit und beruhige Dein liebes Herz! Auf mein Gewiſſen, Du kannſt es! Lebe wohl, Liebe! Ich erliege vor Ermüdung, und habe wohl morgen nicht Zeit, weiter zu ſchreiben. Meine Mutter und Schweſter denk' ich aber doch morgen, und ſollt' es auch ſtatt des Mittageſſens ſein, zu ſehen. Ich laſſe mir gleich ruſſiſche Uniform machen. Gott, wie froh bin ich, daß ich den ruſſiſchen Fahnen, daß ich Tettenborn folgte! Lebe wohl, leb wohl! Geliebt; ich denke innig gerührt an Dein liebes Weſen! Ewig Dein

Varnhagen.

Ich wohne bei Tettenborn. Schreibe mir: an K. A. Varnhagen von Enſe, kaiſerl. ruſſiſchen Hauptmann, attachirt an den Oberſten von Tettenborn in Hamburg (ſpäterhin gehen wir wahrſcheinlich nach Bremen).

Tettenborn ſchläft in dem Bette der Marſchallin Davouſt; Pfuel in dem des Marſchalls; neben mir auf der Erde ſchnarcht ein Koſak.

Beifolgende Zeitungen werden Dich intereſſiren. Der Buchhändler Dübel wird ein ſteinreicher Mann.

An Varnhagen in Hamburg.

Dienstag, den 23. März 1813.

Ich muß Dir schreiben, geliebter Freund! fast sous la dictée. So eben war Moritz hier, und bat mich, Dir zu schreiben; er hat gehört — für ganz gewiß, — daß in Hamburg fünftausend Mann conzipirt werden; und will das gerne übernehmen: kann der Oberst Tettenborn dies vergeben, und kannst Du bei ihm bewirken, daß er es Moritz giebt, und es haben sich noch keine Andere mit Erfolg darum beworben; so läßt er Dich bitten, ihm sogleich eine Estafette zu schicken, und nicht die erste Post abzuwarten. Er wird Dir gleich auch ein Wort zu diesem Brief schreiben. Setze Dich mit ihm darüber en rapport. Du siehst, daß die Affairen schon kommen. Wenn Deine Antwort bejahend ist, kommt Moritz gleich. Empfehle mich dem Obersten.

Von mir wisse, daß ich für Dich bete, an Dich denke: und nicht, wenigstens nicht viel, ruhig bin. Hamburg freute mich übernatürlich, für das Land, und für Dich, d. h. für uns. Vorgestern nahm mich Moritz bald nach Dir zu Hause, wir gingen zu Beuché, wo ich unseren Vormittag feierte, mit Moritzen's Brigaderediger. Dann aß ich aus Angst bei ihm, weil ich nicht allein bleiben konnte — bang, wie der Onkel in Breslau sagt —, dann kamen sie auf eine Weile zu mir, wo ich Marwitz schlafend fand, dann ging der und ich zu Markus. Gestern waren Harscher und Reichen bei mir: vormittags war ich mit Marwitz und Harscher im Schulgarten. Heute hab' ich mit Marwitz, der übermorgen reist, der Schlick ihr Geld gebracht. Jetzt hab' ich gegessen, 5 Uhr, Reichen sitzt hier. Sei meiner versichert. Ich bin es von Dir ganz. Meyer's in Breslau hatten meinen Brief aufgebrochen und sehr ungeschickt zugeklebt; es schadet nichts, ich hatte es befürchtet. Du nannt' ich Dich, weil ich dies nicht scheue. Lebe wohl! Sei klug; glücklich; und vergesse unsere Pläne nie. Du weißt wie Deine

R. R.

Schreibe mir. Mühe Dich aber nicht; nur das Nöthigste.

An Rahel.

Hamburg, Donnerstag, den 25. März 1813.

Ich eile, Dir mit dem heutigen Kourier noch ein paar Zeilen mitzuſchicken, geliebte Rahel! Ich ſchreibe an meinem Geſchäftstiſch, unter hundert Unterbrechungen, neben Pfuel, der mir in der Kunſt auf alles Getöſe und Lärmen nicht zu achten, als Muſter vorangeht. Ich aber könnte ein Muſter ſein in der Kunſt, unter allen Umſtänden Dein lebhaftes Andenken, geliebte, theure Rahel, in Herz und Geiſt gegenwärtig zu erhalten, und alles andere mit dieſem Andenken zu nähren und zu erfriſchen! Liebe, liebe Rahel, wie innig denk' ich an Dich bei jeder kleinſten Gunſt, die die täglichen Begebenheiten mir gewähren! wie möcht' ich Dir alles Glück, das uns zuſtrömt und entgegenlacht von nah und fern in Deine liebevolle Bruſt gießen! Was mir und den Deutſchen begegnet, erſcheint mir dadurch, daß es auch für Dich iſt, daß Dein Hoffen, Deine ganze Gemüthskraft darin wirkt und lebt, wie in einer höheren Bundesgenoſſenſchaft. Ich ſegne den Augenblick, da ich den Entſchluß faßte, Tettenborn zu folgen, ich erſchrecke, wenn ich daran denke, was ich durch andere Entſchlüſſe verſäumt hätte! Wir haben unſtreitig den glänzendſten, freudigſten Theil aller Kriegsunternehmungen, die entflammteſten Menſchen, die günſtigſten Umſtände um uns und vor uns, ein unausſprechliches Glück in unſerer Mitte in dem Oberſten, der in ſeinem geſammten Thun untadelig iſt, und durch ſeine perſönlichen Eigenſchaften eben ſo kräftig wirkt, als durch ſeine Kriegsentſchloſſenheit. Mein Urtheil könnte Dir ſcheinen aus dem Taumel des erſten Augenblicks herzurühren, es iſt aber das Urtheil Pfuel's, deſſen kalte Ruhe Du kennſt, und den ich verwundert war bis zu ſolchem Grade von unſerem Oberhaupt eingenommen zu finden. Wir rüſten mit aller Macht, der Eifer der Menſchen überſteigt allen Glauben, jede Rückkehr zur Unterwerfung ſchneiden ſie ſich freiwillig ab; Hamburg, Lübeck, Bremen liefern beträchtliche Truppen, weit in das Hannöveriſche dehnt ſich ſchon der Aufſtand aus, unſere Koſacken folgen dem beſtürzten, angſtvollen Feind auf dem Fuße, und in einigen Wochen würden wir zwanzigtauſend Franzoſen, wenn ſie gegen uns anrückten, ſiegreich die Spitze bieten. Graf Wittgen-

stein ist von Tettenborn's Anstalten ganz entzückt, allen anderen Generalen hat er ihn zum Muster empfohlen. Er hält die strengste Einheit aufrecht, keine Spaltung kann aufkommen, mit großer Kraft und fügsamem Geiste zugleich weiß er das schwere Werk zu führen; stets sagt er das Rechte, das Wahre, das Nächste, aus freier Natur, ohne Eitelkeit, ohne Angelerntes, er arbeitet ohne Unterlaß, und noch weiß ich keine Minute, die er bloß zu seiner Lust verwendet hätte. Pfuel ist eine Art Generalstab in Einer Person, er arbeitet mit angestrengtem Fleiße, nichts zieht ihn ab. Ich komme nach und nach auch in volle Arbeit. Wir sind ganz herrlich zusammen hier! Tettenborn ist sehr gütig gegen mich, ich muß ihm ganz ergeben sein. Als ich ihn um Erlaubniß bat, nach Altona zu fahren, um meine Schwester zu sehen, nahm er die verbindliche Wendung, ich solle ihn ihr empfehlen, und er würde ihr auch seinen Besuch abstatten. Dies nur als eine Probe seiner stets wachen Galanterie. Wen ich von Bekannten gesehen habe, der findet mich sehr ausgezeichnet, und wünscht mir Glück. Ich sehe es gleich in der Behandlung. Gott, wie freuen sich hier die Menschen, wie lieben sie uns! Mein guter Wille hat Theil an dem, was die Anderen gethan und verdient haben. — Gestern war ein großer Ball in der Börsenhalle, ich sah Mad. Goldschmidt dort, die sehr liebenswürdig war, mit großer Liebe von Dir sprach, und mich den ganzen Abend zum Begleiter hatte. Mit welchem Jubelgeschrei, an dem auch die Frauen Theil nahmen, trank man die Gesundheit des Kaisers, der Könige von Preußen und von England, des russischen Militairs, des Fürsten Kutusow, Wittgenstein's, Wellington's, Tettenborn's, Pfuel's, Schill's ꝛc., auf das Wohl Hamburgs, der Handlung und Schiffahrt, der deutschen Freiheit und Kriegsheere! Das Krönungsfest des Kaisers ist glänzend gefeiert worden, überall sah man seine lorbeergekrönte Büste, ich begreife nicht, wo die Leute sie nur alle in der Eile herbekamen! Beiliegendes Gedicht, das Tettenborn überreicht wurde, ist von mir, wenige Stunden vor dem Ball auf einem Küchentisch gemacht, es ist wenigstens so gut wie viele andere, fand großen Beifall, und niemand weiß, daß es von mir ist, außer den Unserigen.

Ich sollte heute früh mit dem Obersten nach Lübeck gehen auf einen Tag, allein es ist verschoben, weil sein Fuß wieder etwas schlimmer geworden. Wir haben hier unendlich viel zu

thun, man glaubt es nicht, was alles zu beſorgen vorkommt, und es geſchieht das Unmögliche. Ich habe nur erſt ſehr wenige Bekannte geſehen, Fanny Herz erſt am zweiten Tag, nachdem ich ſchon meine blaue Koſackenuniform hatte, die mir unvergleichlich ſteht. Von der früheren Zeit iſt, wie es ſcheint, keine Spur mehr da; und es iſt beinah, als wenn ich zum erſtenmal käme. Der alte Jacob Herz iſt ſehr brav, er ſpricht aber eben ſo komiſch über die Angelegenheiten als wacker. Er ſteht wie alle anderen Bürger Schildwacht, und präſentirte, als ich vorbeiging. Mad. Vallentin iſt meine Nachbarin, ich hoffe ſie noch heute zu ſehen. Luiſe Reichardt hat nach mir geſchickt.

Wie ſchön iſt alles, was man jetzt beginnt! Zu Thränen rührend iſt die Gerechtigkeit in Wittgenſtein's Proklamation, wenn die Franzoſen ein geiſtvolles Volk genannt werden! Wie ſchön! wie ſchön! Ein Hamburger hat 100,000 Mark für die Rüſtungen angeboten. Damen ſchicken ihren Schmuck, Schneidergeſellen erbieten ſich umſonſt Uniformen zu machen. Offiziere aus engliſchen, hannöverſchen, däniſchen, preußiſchen Dienſten ſuchen Anſtellung, Aerzte, Artilleriſten; es iſt eine herrliche Bewegung! Unſere Proklamationen machen erſtaunliche Wirkung.

Faſſe Muth, ſei beruhigt, geliebte Rahel! wüßt' ich nur Dich perſönlich erſt in angenehmer Lage! Wie ängſtigen mich die jetzigen Zuſtände in Berlin, wegen Einquartierung u. dergl.! Jetzt biſt Du ſie doch endlich los? Ach Rahel, ich möchte vergehen, daß es mir ſo wohl geht, ich ſo vieles thun kann, und nur Du jetzt nicht helfen! Liebe, liebe Rahel, fühlſt Du, wie ſehr ich Dich liebe? O fühl' es, meine theure, einzige Rahel! Leb wohl! Auf ſchöneres Wiederſehen! Ich bin geſund, kraftvoll, munter! Ewig Dein treuer

Varnhagen von Enſe,

Ruſſiſch-Kaiſerlicher Hauptmann,
attachirt an den Oberſten
Freiherrn von Tettenborn.

An Rahel.

Hamburg, Freitag, den 26. März 1813.

Meine theure, geliebte Rahel! Wenn mir Gelzschmidt Deinen Brief gleich gestern Abend geschickt hätte, statt heute früh, so wäre meine Antwort mit dem gestrigen Kourier abgegangen, und 24 Stunden eher in Deinen Händen. Glücklicherweise schicken wir jedoch heute wieder einen Kourier ab, und ich darf nun nicht beklagen die Post versäumt zu haben. Der Brief Deines Bruders kam mir sehr unerwartet; nach der Art, wie er im vergangenen Winter meine Berührung ähnlicher Angelegenheiten hatte fallen lassen, durfte ich nicht glauben, daß er sie wieder aufnehmen würde; indessen antworte ich ihm sogleich, und es wird mir sehr angenehm sein, Deinetwegen ihm einen Gefallen zu erzeigen. Ich zweifle gar nicht, daß Tettenborn, der Dich angelegentlichst grüßen läßt, sowohl um Deinetwillen als um meinetwillen, jede Empfehlung solcher Art berücksichtigen, und mancher anderen vorziehen würde, allein ich glaube, daß er den größeren Geschäftskreis verwaltender und einflußreicher Arbeiten so viel als möglich von sich entfernt haben will, und den kleineren, der nicht zu vermeiden ist, schon ziemlich ausgefüllt hat; wenigstens sehe ich Herrn Tchn sehr oft hier, was aber auch bloßer Eifer für die gute Sache sein kann, und dasselbe könnte sogar der Fall mit des Herrn Eychiel's Briefen sein. Die Wichtigkeit des Obersten muß aber nun von Tage zu Tage sich ungeheuer ausdehnen, und es wäre dann wohl möglich, auf eine vortheilhafte Weise für die Ausstattung der Truppen zu sorgen. Ich kann nur für eine so ungewisse Aussicht keinen bestimmten Rath ertheilen, und auf bloße Möglichkeiten hin den Obersten nicht ohne Grund über seine Meinung und Absicht befragen. Meine Empfehlung für Türel macht übrigens diesen zum reichen Mann, es heißt er wird von den früheren Eigenthümern der Zeitung dafür, daß er ihnen dies Eigenthum läßt, das ihm als dem Sekretair des Obersten zugesprochen werden sollte, über 40,000 Mark Abstandsgeld bekommen, die ich, wie ganz offenbar, wenn ich lieber Schreiber als Soldat geworden wäre, eben so gut hätte einstecken können. Was er an anderen Finblättern ꝛc. noch außerdem gewinnt, ist höchst beträchtlich. Ich

will und mag keinen Dank dafür, aber fast that es mir leid ihn empfehlen zu haben, da er ein so gar dummer Teufel ist, der überdies noch immer meines Beistandes bedarf. — Das Aufbrechen des Briefs ist doch eine erstaunliche Frechheit von den Lenten in Breslau, und kommt ihnen gewiß einmal von mir heim. — In der morgenden Zeitung wirst Du ein Gedicht von mir finden, bei dem es Dich vielleicht unangenehm überraschst, mich genannt zu sehen, allein ich kann Dir versichern, daß ich es wohl überlegt habe, und es das Beste ist in meiner Lage, laut und heftig auch meine persönliche Feindschaft auszusprechen, und en visière zu brechen. Es macht mich rühmlich bekannt, erinnert viele an meine Verhältnisse und meinen Aufenthalt, und ermuntert die Nahen, wie es die Entfernten befestigt, dies mein' ich im Allgemeinen, wie auch besonders für mich. Unsere Sachen gehen vortrefflich, ich lebe in fortdauernder Kraftanstrengung, lebe in unaufhörlicher Thätigkeit, meistens nächst Pfuel's Arbeiten die wichtigsten die hier vorkommen, und bin gesund und frisch. Die Bewaffnungen gehen rasch von Statten, an sieben Orten wird organisirt, und die Landschaften selbst, wo die Franzosen noch sind, schicken Abgeordnete, um ihren Aufstand mit unserem Vorrücken in Verbindung zu bringen. Täglich ereignet sich Neues. Ich habe die Aerzte für die hanseatischen Truppen zu prüfen und vorzuschlagen, und ehemalige Kameraden von mir bewerben sich um meine Gunst. Mir ist es ordentlich anstößig, wie sorgfältig und genau die Leute hier ihre Höflichkeit nach der Wichtigkeit abmessen, die sie meinen Verhältnissen beilegen, und ich sehe, daß es gut, ja nothwendig ist, höher zu streben und hoch zu stehen, bloß des Gegentheils willen, damit man vermeide selbst die schlechte Rolle zu spielen, da die Welt eine mittlere nicht dulden zu wollen scheint. Es wäre nicht erwähnenswerth, wenn die gemeinen Menschen des Tages sich so betrügen, aber ich erfahre es von den feinsten, edelsten und ausgezeichnetsten dieser hiesigen Kreise. So geht es, wenn die Leute glauben, einen brauchen zu können. Du weißt, ich bin gefällig von Natur, der beiliegende Brief an Deinen Bruder, der es auf keine Weise um mich verdient, daß ich ihm so gutmüthig, die wichtigsten Sachen mittheile, die er späterhin nicht ermangeln wird als ganz unwichtige zu betrachten, beweist es aufs neue: ich bin aber fest entschlossen, mich fernerhin nur so weit mit den Leuten einzulassen, als sie mir lieb und theuer sind, und

nicht aus thörichtem Eifer mich da großmüthig für solche zu bemühen, die es für mich gewiß an meiner Stelle nicht thun würden. Dies Letztere allein, die Ueberzeugung, daß der Andere es auch thun würde, ist der wahre Maßstab für solche Angelegenheiten, und vollkommen habe ich diese Ueberzeugung nur von Dir, geliebte Rahel, und selbst von meinen besten Freunden fehlt sie mir, denn wo sie auch guten Willen noch haben, da fehlt es ihnen an der Geschicklichkeit. Du kannst Deinem Bruder hievon dasjenige sagen, was Du für nöthig hältst, wenn ihn der trockene Ton meines Schreibens befremden sollte.

Ich bin immer in Sorgen um Dich, geliebte Rahel, und möchte wissen, wie es mit der Einquartierung geht. Gott segne Dich, meine Theure, und sende Dir alles Heil und alle Freude schon jetzt, die die Zukunft unfehlbar herbeiführen wird. Ich bin voller Muth, Vertrauen und Hoffnung! Ich habe keinen Zweifel mehr, und ich frage Dich, ob ich nicht gelassen und erwägend diese Sachen ansehe? Fasse Du auch dann guten Muth!

Ewig Dein

Varnhagen.

Ich schrieb Dir auch gestern durch einen Kourier.

An Varnhagen in Hamburg.

Berlin, Sonnabend, den 27. März 1813.

Vor zwei Stunden, jetzt ist 1 Uhr, trat der Hr. von Canitz bei mir herein, und überreichte mir Deinen lieben Brief. Glück auf! daß die ersten Schritte auf Deiner neuen Bahn angenehm und erquickend sind! Dafür will ich gern schon einen großen Theil meiner Angst und Sorge anrechnen. Das Lügen geht nicht: sonst verschwieg' ich es; mein Herz ist noch nicht befestigt. Doch bin ich Gottlob hierin dumm, und will darüber schweigen. Des Feldherrn Wittgenstein Proklamationen und Aufrufe gefallen mir über alle Maßen; weil er seinen Feind zu ehren weiß, die Nation schont, und nicht schimpft; wie jene, die wir seit Jahren deshalb tadeln. So ritterlich muß man auftreten; fühlen, daß man nur so aufzutreten braucht; und, will

man der Deutſchen Karakter hervortreten laſſen, dieſe geziemende edle Seite hervorkehren! Es iſt mit wahrer Kunſt aus dem Herzen geholt, was man zu jedermanns Verſtändniß ſagen muß, daß es wieder in's Herz gehe! Jede Ironie, jede Prahlerei weit zurückgelaſſen! Sorge, was an Dir iſt, mit dafür, daß auch das, was von euren Heeren ausgeht, edel, einfach, gefaßt und ernſt ſei. Und nimm mir dies nicht übel! Ich bin ſo ganz durchdrungen und überzeugt davon, daß, wo Prahlerei, hohles Reden und Ironie ſitzt, nichts anderes Gutes ſitzen kann, daß ich mit Sichel und Harke den ganzen Tag ausrauten gehen möchte: da wir alles Gute, ganz gutgemeinte Wackere und Reine ſo ſehr nöthig haben! Dieſen Morgen iſt Marwitz abgegangen: bis heute hielten ihn ein paar Kameraden auf; ſonſt wäre er geſtern gegangen: doch weiß ich nicht, ob er allein iſt, oder mit ihnen: länger wollt' er nicht warten. Seine Truppe iſt voraus. Geſtern war ich bis halb vier mit ihm bei Bouché — wo wir zuletzt waren— die Tauben, die zwei wiegenden Pappeln, die Sonne, die Blumen, alles war da, meine Gedanken an Dich, mein Verlaſſen auf Dich, alles, aber anſtatt Deiner, Entfernung, mit allen ihren Ungewißheiten. Wiſſe aber, um Dich perſönlich, und auch um niemand, ängſtige ich mich nicht. Aber den Himmel beſtürme ich mit Gebet und Thränen, nämlich es werden immer Thränen, für uns Alle. Nicht, daß ich patriotiſcher als perſönlich wäre: Du weißt, ich verſtehe nur den Gedanken: Alle, durch den: jeden; aber da jeder geht, und es jeden trifft, faſſe ich nichts Einzelnes mehr: und auch hauptſächlich! für Einen, für Dich, für mich, kann ich mir ein Glück, ein Entkommen denken; für ein Ganzes aber nur, weiſe Führung: oder, bibliſchen, unmittelbaren Gottesſchutz.

Frau von Fouqué iſt noch hier, hat mir aber nichts ſagen laſſen: ich ihr wieder nichts. Marwitz iſt ganz entzückt, daß ich ſtolz bin, wie er's nennt: mir iſt es ganz egal! So explizirt' ich's ihm; und ſo verſtand er's auch. Heute ſchickte mir ein General mit einer Botenfrau aus Köpenick einen dicken durchſtochenen Brief: die Frau ſagte, es ſei ein franzöſiſcher General, und ich war ſehr betreten. Der Brief war von Barnekow aus Jaroslaw vom 14. Oktober, der General ein preußiſcher mit einem franzöſiſchen Namen, worauf ſich die Frau nicht beſinnen konnte. Der Brief iſt ganz aus ſeinem liebenswürdigen Herzen geſtrömt, und eben ſo angenehm, und zum Lachen. Das Schreiben tödtet mich; ich will ihm doch morgen ſchreiben.

Hr. von Canitz, den ich nur einen Augenblick gesehen habe, scheint sehr artig zu sein; ich kennt' ihm gar nicht dergleichen erzeigen, weil er morgen früh abreist und seine Zeit gewiß besser braucht. Bestelle ihm dies und meinen Dank! Viele Glücksgrüße an Hrn. von Pfuel: ich danke ihm noch, daß er mich in dem Trouble besucht hat. Empfehle mich auch dem Obersten! Marwitz frug mich immer, ob mich die ganze Stadt nicht um seinen Besuch beneidet hat. Ich sagte ihm, er wisse, wie geschieden ich von der Stadt lebte, aber die ich sprach, hatten alle zu mir kommen wollen. In Hamburg muß ja presse bei ihm sein. Wir lesen sie immer, die Zeitungsartikel, wo Tettenborn vorkommt.

Hast Du mit Tübel gesprochen? Als ich den Brief von Hrn. von Canitz hatte, fuhr ich schnell zu Moritz, und theilte ihm in geschäftlicher Hinsicht mit, was Du mir gemeldet hast; ich wollte überaus gerne, er machte welche, durch Dich: für Dich, und ihn; und also für mich. Ich meinte, er könne sich vielleicht noch entschließen, mit Hrn. von Canitz zu reisen, und dazu seine Einrichtungen treffen. Wenn er Dich spräche, wär' es mir sehr lieb, das Papier verträgt dergleichen nicht. Bis 9 hat dieser Brief Zeit: vielleicht hierüber etwas Näheres. Verlaß Dich in so weit auf mich, daß ich ihm das Nöthige scharf gesagt habe, und er gern mit mir darüber einverstanden ist, und es schon vor meiner Rede war. Ob wir wohl heute oder morgen eine Antwort auf meinen Dienstag'schen Brief kriegen! Alles Neue von hier erfährst Du durch Hrn. von Canitz. Auch ist nichts, als der Ausmarsch der Preußen. Das Wetter ist fortdaurend herrlich; Sonne und erfrischende Luft. Nur sind mir alle Orte, außer Bouché, verleidet. Nach Spandau hin richte ich weder Blick noch Schritt. Da verstehe ich den Thiergarten, und seine Spree drunter. O! theurer, schöner, verkannter Friede! Doch Glück auf! Euch ermuntert, ermuthigt, erfrischt der Kampf. Ich hoffe! baue auf Dich. Liebe Dich; und grüße Dich mit treuem Herzen.

R. R.

Noch zu Abend etwas. — Gott grüß Dich. Hr. von Canitz reist nicht morgen, der Brief muß nun überschnell mit der Post.

An Varnhagen in Hamburg.

Berlin, Montag Abend, gleich 7 Uhr,
den 29. März 1813.

Deine Briefe sind jetzt meine einzige Freude! Dies ist wohl der beste Dank, lieber August? Nicht wahr? Gestern brachte Einer, der nicht einen Augenblick wartete, mir einen Brief von Dir mit dem Stück Amtsblatt und zwei Zeitungen. Ich freue mich, daß unsere Meinungen über Wittgenstein's Proklamationen sich begegneten! So halt' ich auch Dein Gedicht in der Zeitung, welche mir Hr. Doktor Behrens heute Morgen brachte, für das beste, welches Du je gemacht hast: und ich finde es auch ohne dies.n Vergleich wunderhübsch in jedem Worte! — Du weißt, wie schwierig ich bin — nur weiß ich nicht warum, trotz Deiner gütigen, von mir ganz anerkannten Erklärung, ganz gegen des Feldherrn von Dir selbst gelobtes Prinzip Du das zu Ende darin ausgesprochen hast. Was Du aber gesagt hast, Du hast es sehr gelungen und auf jede Weise poetisch ausgedrückt. Ich halte es für ein ganz schönes Gedicht. Du weißt, ich möchte gerne die Nation geschont wissen. Weil es klug und heilsam von uns wäre; und gerecht hauptsächlich: es gingen andere als sie selbst vorwärts, und sie war nicht die einzig bezwungene. Wir Deutschen müssen uns nur mit dem ächtesten Schmuck schmücken; das ist: Gerechtigkeit, Mäßigung, Rechtlichkeit und Gesetzmäßigkeit. Welches letztere ich, Gott sei ewig gelobt, auch allenthalben zu meines Herzens Stärkung wahrnehme! Feure nah und ferne, wie Du nur kannst, zu dieser stärkenden, alleinheilbringenden Ordnungsmäßigkeit und Rechtsanerkennung und Uebung an! Ich bin ein Nichts: und Kraft und Stimme spar' ich dazu keinen Tag, bei keinem Menschen, bei keiner Gelegenheit; wenn ein jeder so thut und wirkt so werden Alle besser; und daß dies geschehe, dazu sei unser langes Elend, und unser herbes Streiten uns gut! daß wir nicht nur ein starkes, derbes, sondern auch ein gutes gottgefälliges Mustervolk werden! Mich dünkt bei den Deutschen zu bemerken, daß ihnen das Irren und sich Aufblasen nicht ganz natürlich und bequem ist; sie haben nur Grazie in der strengen Ausübung von dem, was sie für wahr und recht er-

kennen; so hab' ich bemerkt, daß man die heterogenst Gesinnten — wenn nicht nichtswürdige Absichten sie leiten, das Gift, zur Menschensünde auf der ganzen Erde ausgestreut, — mit wohlgemeinter, redlich ausgedachter Wahrheit bald überzeugt. So kennt' ich gestern gleich zum erstenmale den Professor Jenne, der gewiß ganz andere Gedankensphären durchgeht und gegangen ist, als ich, zu diesen meinen Dir bekannten Meinungen bald überführen; und auf eine sehr naive, nicht mich lobende Art gab er mir dies zu erkennen. Minna Spazier hatte ihm aus Streliz ein paar Zeilen, mich kennen zu lernen, mitgegeben. Ich glaub' es ist ein braver, wahrhafter Mensch. Etwas rustre: Du weißt, ich liebe das nicht: mit ihm aber bin ich doch zufrieden. Noch dazu, ich wußte, er ist ein neumodisch Deutscher: seine Gesinnung scheint mir aber sehr redlich, und naiv. Morgen kommt er zum Thee zu mir, nach der Singestunde. Er wohnt weit; Gegenschärfe, contrescarpe.

Hr. Doktor Behrens, den ich nur einen Augenblick in Reisekleidern gesehen habe, gefällt mir überaus. Das nenn' ich ein deutsches Aussehen. Stark, wohlerzogen, und fein: er sieht Lessing's Bild ähnlich, welches mir immer sehr wohl gefiel: die Hofräthin Herz hat es. Sag ihm dies. Am meisten möcht' ich Dir für das Papier danken! — weil daraus Deine ganze Aufmerksamkeit für mich spricht. Liebe ist aufmerksam! Dann möcht' ich Dir wieder dafür am meisten danken, daß Du Dich am meisten auf mich verläßt. Lieber! Du hast Recht: und irrst Dich nicht. Dies sei Dein Dank. Dann dank' ich Dir für den Brief an Mey (Moritz), wie wir ihn immer — zur Konfusion der Anderen — mit den drei Buchstaben nennen wollen. Morgen wird er Dir selbst antworten. Ich schreibe dies mit dem Doktor. Da Dein Brief die Liebe, die Aufrichtigkeit, die Mäßigung, und das Recht selbst ist, so hab' ich ihn Moritz, ihm zu kund und zu wissen, ganz lesen lassen. Denn, was darin steht, wünscht' ich ihm zu sagen, und hätte es nie besser und so gut gekonnt. Auch leuchtete daraus unser Verhältniß, wie ich es wünschte, hervor. Er war auch ganz durchdrungen davon; und höflich gegen mich; so daß, da ich den Wunsch geäußert hatte in's Theater zu gehen, er aus dem Theater gelaufen kam mich zu holen, weil noch Platz war, und ich auf gerathewohl mich diesen Morgen nicht mit versprechen wollte. Und es geschah nicht kriechend, sondern gesetzt. Er kann sich wegen hiesiger Geschäfte und anderen Rücksichten noch

nicht entschließen. Vergiß unsere Pläne nicht. Wodurch wir Ehre wollen! — die kriegerische acht' ich gewiß, Du weißt es, gebührend; und hieß Dich gehen; obgleich Du meine ganze Stütze, in allem bist. Aber mit Dübel scheinst Du schon nicht nachdrücklich gehandelt zu haben. Der ist Dir Antheil schuldig. Verzeih, wenn ich von weitem mitspreche. Aber Großmüthige müssen zum Gegentheil aufgehetzt werden. Vergiß nicht, daß nach dieser Zeit für die, die leben bleiben, noch eine ist; wo alles wieder in die faule Ordnung kommt, und die Besitzer die Anderen auslachen. In diesem Sinne werde ich nicht aufhören, Dir zu schreiben. Es freut mich ganz übermäßig, daß der Oberst Deiner Schwester so etwas exquisit Artiges hat sagen lassen: es ist ein Probestück Deines ganzen Benehmens mit ihm. Nun, in Obersten hast Du die großen Loose! Wie freue ich mich über das solide Lob, welches Du ihm zukommen läßt: wie selten paaren sich solche Eigenschaften mit Liebenswürdigkeit! Mit Wehmuth und größter Liebe denk' ich an Graf Bentheim! Vergiß ihn nie; in keinem Glücksfall! Ich weiß, Du thust es nicht. Sobald ich Kräfte habe, schreibe ich ihm und Frau von Humboldt für Dich.

Ich habe noch immer zwei Mann Einquartierung, und kann durchaus nichts ausrichten. Ungerechte Unordnung waltet; Aerger hatt' ich deshalb genug! Hr. von Bandemer hat mir heute durch Graf Egloffstein Entschuldigung machen lassen, daß er nicht antwortet, er kann mich wegen der großen Beschäftigung nur Morgens um 7 sprechen. Bei guter Disposition will ich Einmal hin. Zur Unstunde! (Ich kann vor Nerven nicht mehr schreiben.) Heute sagt man für gewiß, wir haben Wittenberg. Blücher soll es abgerungen haben. Aus Leipzig sollen sie auch sein. Morgen werden die Artikel aus der Zeitung, die Du mir heute schicktest, schon abgedruckt erscheinen. Meine ganze Familie ist auf Deinen Brief stolz, und freut sich mit, und grüßt Dich. Besonders freut sie der Hauptmann! Um Gottes willen, August! laß ihn Dir nur baldmöglichst bestätigen. Menschen sind sterblich, im Kriege doppelt. Wenigstens doch. Oder nicht Einmal? Da welche von Moskau zurück sind, weiß ich's nicht mehr! Das glaub' ich Dir wohl, mein Gutster, daß Du erst zu Mad. Fanny gingst, als Du Deine Uniform hattest. Du bist ein naiver . . . Na! ich küsse Dir die dicken Backenknochen, und schmeichle Dich heile! So? ! — Ei! sieh doch! Daß aber der alte Herz vor Dir

präsentirte, ist Molière'sch, Lafontaine'sch; Markus wollte stricken! ohne meine Aufmunterung; beim bloßen fast. Schreib mir nur so oft Du kannst. Wenn auch nur wenige Worte. Ich habe nur dies Vergnügen, und Sorgen genug. Wenn sie mich z. B. ferner so belasten, muß ich wirklich weg. Wo soll ich's hernehmen? Höchstens noch vier Wochen kann ich's mit ansehen: das Quartier muß ich zu Ostern auf Johannis kündigen, und dann drei Monat umsonst bezahlen. Noch hab' ich das Geld, welches mir Ludwig für Essen schuldig ist; nämlich dreißig Thaler davon, das Uebrige haben die Kosaken im Leibe.

Heute Abend ist aber mein Herz ziemlich frei. Daß ich meine Gedanken und Reden an Dich richte, und Du mir so oft schreibst, das macht es. Hätte ich Nerven dazu, ich schriebe Dir den halben Tag jetzt. Lieber! Soll ich hoffen auf ein Friedenthal im Frieden? Wirst Du nicht ehrgeizig werden? Zwinge Dich nicht! wenn auch das geschieht, wenn ich nur Ruhe habe, bin ich ganz zufrieden, in diesem ertischen Betrug; dies ist mir die ganze Erde.

Ich habe gräßlichen Büchermangel: gar kein Buch: da nahm ich gestern spät die Bibel. Herrn Jesus Verrath und Tod las ich; und weinte sehr. Ich kann es mir so lebhaft denken; und wie er wußte, daß ihn Petrus verrathen mußte; so natürlich: gewiß wahr! und wie Petrus selbst weinte, als der Hahn zum zweitenmal krähte. Es gefiel mir sehr! Aber die Auferstehung gar nicht. Die ist nicht mal persuasiv geschrieben. Aber das Evangelium Johannis las ich heute etwas: das sind' ich wieder schön. Mir gefallen nur jetzt ganz großartige, großgezeichnete biblische Karaktere; alles wird mir zu klein. Nur Eingebungen, Patriarchen, wie sie Goethe uns auffrischt, und deren einfach großes Zusammensein mit den Gegenständen der Natur, und nicht dem frikassirt Römischen, Römisch-modernen, gefällt mir noch einigermaßen. Neulich kennt' ich dies Marwitz sehr gut und kurz sagen.

Adieu für heute Abend. Du bist mein Lieber! Mein lieber Freund. An den ich glaube. Du weißt, ich glaub' an nichts. Als an Gott, das heißt, daß alles möglich ist, was wir auch nicht verstehen; und an keine Menschen; und dergleichen. Adieu. Schreibe mir. Schone Dich, wo es Pflicht und Ehre erlauben; und vergiß auch unsere Pläne nicht. Deine

R. R.

Emma ſitzt bei mir, und lernt auswendig: ich ſoll Dir ein Kompliment machen, und ganz roth und verſchämt ſagt ſie mir, ich ſoll Dich auch bitten, daß Du ein Kompliment an Hrn. von Tettenborn machen ſollſt! Der Eindruck war ihr zu mächtig! Ein wirklicher, lebendiger Koſacken-Oberſt mit fünf Orden. Er fand ſie auch hübſch. Sag ihm, wie er mich freut: und daß er unſeren Freund rächt, der da hat bleiben müſſen! Pfuel tauſend Grüße. Marwitz konnte mich nicht genug von ihm fragen; der iſt, in der beſcheidenſten, reinſten Gemüthsverfaſſung, in allen guten Vorſätzen, dem Feind entgegen. Adieu!

Papier, Kouvert, alles von Dir. Goldſchmidt iſt ein Böſewicht, den Brief ſo ſpät zu ſchicken. Mad. Goldſchmidt war es lieb, die Freundin eines ruſſiſchen Offiziers auf dem Ball zu loben! — Viele Grüße an die heitere liebe Ballentin.

An Rahel.

Hamburg, den 30. März 1813.

Der Herr von Struve, der von hier über Berlin weiter reiſt, giebt mir Gelegenheit, Dir, meine liebe Rahel, endlich das Zeug zu ſchicken, das Mad. Goldſchmidt für Dich nach beſtem Wiſſen und Gewiſſen ausgeſucht hat. Möge die Wahl Dir gefallen, liebe Geliebte, und ein kleines Geſchenk, das mich tief rührt, weil ich erſt jetzt, nach ſo langen Jahren der innigſten Liebe, im Stande bin es Dir als das erſte zu ſchicken, Dir willkommen und nützlich ſein! Deinen lieben, ach mir ſo unendlich lieben Brief vom 27ſten habe ich geſtern Abends mit der Poſt bekommen. Der Oberſt Tettenborn und der Major Pfuel grüßen Dich auf's allerfreundlichſte, und freuen ſich Deiner wohlausgeſprochenen Geſinnungen. Mit unſeren Aufrufen, die alle Pfuel ſchreibt, wirſt Du zufrieden ſein, Du wäreſt es noch mehr mit unſerem Handeln, wenn Du es anſäheſt; man kann nicht menſchenfreundlicher ſein, als Tettenborn, aber die Ausdrücke ſowohl als die Grundſätze müſſen furchtbare Strenge und umfaſſende Allgemeinheit haben. Es geht alles vortrefflich, ich wiederhole es mit frohem Herzen! Auch mir geht es ſehr gut, ich arbeite faſt den ganzen Tag, wenn auch oft nur ſolches was keinen bleibenden Namen hat, Spre-

chen, Erinnern, Anregen, Aufsicht führen ꝛc. Die gesammte Anstellung der Aerzte und Einrichtung des Medizinalwesens habe ich besorgt. Tettenborn hat mich recht lieb, und noch habe ich nur Zartes von ihm erfahren.

Mit Geschäften sieht es sehr weitläufig aus, der Oberst entfernt alles von sich, was darauf Bezug hat, und überträgt es den Behörden der Stadt, an die daher jeder Unternehmer sich wenden muß. Dies ist in ihm eine höchst edle Regung, die jeden unreinen Verdacht vermeiden, und nur die Sache im Auge behalten will, und gewiß, er ginge lieber in ein blutiges Gefecht, als er ein Vermögen erwürbe. Indessen ist es doch unmöglich, daß nicht tausend Geschäfte, besonders späterhin, vorfallen müßten, und ich werde mit Freuden Deinem Bruder gönnen, was durch mich Vortheilhaftes geschehen kann. Türel hat mir gleich bei meiner Ankunft gesagt, was er in Berlin mir hätte sagen wollen; es geht ihm sehr gut, über die Maßen gut, aber er ist so sehr verachtet, daß ich nicht wollte, daß es mir so gut ginge wie ihm, und ich bin nicht geneigt, ihn bei seinen ferneren litterarischen Unternehmungen zu fördern und zu unterstützen.

Ich denke Deiner unaufhörlich, ich bin Dir ganz ergeben, und verliere niemals unsere Verabredungen aus den Augen, hell steht die Zukunft vor mir! Unser beider Wollen, so glücklich eins jetzt mit dem allgemeinen, weiß ich auch zu sondern, wo das allgemeine davon abweichen wird; was Menschen auch beginnen, meine Gesinnung, meine Liebe zu Dir, meine grenzenlose Verehrung für Dich, sind über alles andere hinaus! — Warum sagst Du mir nicht, wie es Dir mit der Einquartierung geht? ich bin so sehr besorgt und bekümmert! Was denkst Du zu thun? Reisest Du nicht? O könnt' ich Dir einen schönen Sommer machen! — Lebe wohl, geliebte Theure! Leb wohl, leb wohl! Noch bleiben wir eine Weile hier, schreibe mir wieder! Dein treuer

Varnhagen.

Glückwünsche für Barnekow, von dem es mich freut, daß er Dir schrieb! — Ich mache die allerschönsten Bekanntschaften hier, mit angesehenen und reichen Männern, deren Einfluß für die Zukunft günstig wirken kann.

An Rahel.

Hamburg, den 1. April 1813.

Ich will Dir nur eilig ſagen, meine geliebte Rahel, daß ich Deinen lieben Brief vom 29ſten eben erhalten habe. Ich danke Dir mehr als ich es ſagen kann, ich fühle ganz die glückliche Freude, die mein Leben durch Dich erhält! Wie mich Dein lieber Brief entzückt! Jetzt darf ich nur eilig dieſe wenigen Zeilen zu ſeiner Beantwortung ſchreiben; der Herr Rittmeiſter von Wenkſtern, Schwager von Alopäus und Verwandter von Wellington, reiſt in wenigen Stunden ab, in denen ich noch viel und wichtiges zu thun habe. Durch dieſen Offizier, der ſeine Gefälligkeit gegen mich ſo weit treibt, mir eins ſeiner Pferde zu leihen, ſchicke ich Dir zugleich 10 Stück Friedrichsd'or. Ich denke Dir bald noch einige andere Summen zu überſchicken, da mir Dövel auf ein künftiges Manuſkript einen Wechſel von 40 Stück Friedrichsd'or geben wird.

Wir ſind mit Dörnberg in Verbindung, auch von Marwitz ſind ein paar Zeilen an Pfuel eingetroffen, und ich habe ihn grüßen laſſen. Unſere Bewaffnungen gehen trefflich von Statten, der General iſt ganz außerordentlich geeignet zur Führung ſolcher Dinge; er iſt fortdauernd gütig gegen mich, und ich liebe ihn ſehr. Täglich treffen Truppen ein, morgen eine Abtheilung preußiſchen Fußvolks, das wir trefflich brauchen werden. Sieveking iſt hier, und wird wahrſcheinlich Syndikus der Stadt Hamburg, mein vertrauter Freund. Stuhr iſt durch meine Empfehlung Kornet bei der hanſeatiſchen Reiterei geworden, ganz einfach und ſchnell, er weiß vielleicht nicht einmal wem er es dankt. — Wenn erſt einmal Frieden ſein wird, werde ich vielleicht die Hamburger Zeitung führen, dazu fände ſich bald Rath. — Noch marſchiren wir nicht, aber ich hoffe doch bald. Verlaſſe Dich auf mich, ich denke an Dich, an Dich mit aller Innigkeit einer lieberglühten Seele! Ich werde nichts vergeſſen, was ſich auf Dich, und inſofern auch auf mich bezieht, und unſer Glück betrifft. Du ſprichſt ſehr richtig und wahr, ich bin davon durchdrungen; aber die Umſtände muß ich doch ſehr erwägen, und jede Gefahr vermeiden, die nicht den Tod, ſondern ein getödtetes Leben droht. — Hr. von Heß, der hier eine bedeutende Rolle ſpielt, kennt Dich und die Pachta

von Teplitz. Herr Dehn ist viel hier, und ein thätiger Vaterlandsfreund. Veit, den ich bei Adelheid sah, erkundigte sich theilnehmend nach Deiner Gesundheit. — Ich muß eilen: grüße alle von mir, die Du gegrüßt haben willst. Ich liebe Dich über alles, Rahel, liebe Rahel, vergiß das nimmer! Könnt' ich Dir nur helfen wegen der Einquartierung!

Ewig Dein

Varnhagen.

Der General grüßt Dich herzlichst, auch Pfuel, der beinah untergeht in Geschäften. Leb wohl, leb wohl!

An Varnhagen in Hamburg.

Sonnabend Vormittag 12 Uhr, den 3. April 1813.
Trübes, feuchtlich warmes Wetter.

Gestern Morgen schickte mir Hr. von Struve Deinen Brief und das Paket. Viele, viele Glückwünsche an den General Tettenborn! es klingt nun alles besser, was von ihm ausgeht. Es steht schon heute in unserer Zeitung, daß er General geworden ist; und seine Aufrufe und Mandate sind bloß „Baron Tettenborn" unterschrieben, weil man noch nicht den neuen, und nicht mehr den alten Titel setzen wollte. Oberst ist wie ein Gulden, aber General eine runde verständliche Summe wie ein Thaler. Deine Nachschrift vom 30. schickte ich gestern gleich Moritz; er suchte mich den Mittag vergeblich, und kam den Nachmittag, mir zu sagen, daß er sich gleich Z . . . . gesucht hätte, und das Nöthige — gewiß sein Nöthiges — mit ihm gesprochen habe. Mir sagte er weiter nichts: auch weiß ich nicht, ob er Dir heute noch ein Wort des Dankes schicken wird. Sehr einerlei; man muß ihm helfen wie einem jeden, wie einem Blutsfreund, und wie einem, der mir noch helfen muß. Es freut mich noch Dein Brief an ihn; und daß ich ihn so schön den an mich konnte lesen lassen, und, daß ich's gethan habe. Dem muß man erst sagen wie man's meint und wie man ihn kennt: und mit einem jeden sollte man es so machen, eh er einem über den Kopf wächst. Dies ist mein vierter Brief an Dich; wir wollen sie numeriren. Fange mit dem durch Hrn. von Struve an; nämlich den rechte

Nummer 1. — Wenn Du bis zu meiner Schwester (nach Holland) kommst, gehe ja zu ihr! Es wird ihr unter den Umständen ein Trost sein; und wenn Du mit ihr bekannt wirst, sag ihr, wie viel besser sie vom Testament und den Ereignissen in unserer Familie als ich getroffen und behandlet ist: ich ließe ihr also sagen, sie soll sich beruhigen, und die Energie und Gewandtheit wohl haben, dies ihrer dortigen Familie auseinanderzusetzen. Sie ist eine gute rechtschaffene Person; sie war überschätzt, und das relächirte sie ein wenig. Sie hat von Ludwig und meiner Natur: ist aber gar nicht mit mir zu vergleichen. Ihr Mann hat schöne Gaben; zapf ihn auch an. Der Sohn verrieth viel regen Sinn, wache feine Sinne, und Talente. Grüße sie herzlich von mir: und sag ihnen, ich schickte Dich: den Freund; den Einzigen; und was Du nur willst von uns. (Hier bin ich eine große halbe Stunde von Jette Solmar ihrer Mutter unterbrochen worden, die gewiß sechzehnmal Vatter anstatt Vater bei mir sagte.) Nun aber, Barnhägel, dank' ich Dir, mit einer innigen Umarmung, für das Uebersandte, und mit wahrer Anerkennung für Deine innige Freude dabei, und für Deine rührenden Worte, mit denen Du es begleitetest! Eben wollte ich sagen, könnte ich auch nur etwas für Dich thun! Aber es ist für Dich, wenn Du mir helfen kannst. Wenn wir leben bleiben, wollen und werden wir uns noch helfen; in jedem Sinn, und in jedem Begehren eines jeden von uns! Käme dies nicht, und nie, so wären wahrlich die gelebten Tage nur ein Warten, auf Gottes gnädigen Beschluß, für ein anderes Sein! Will man nichts mehr bilden und richten für's menschliche Dasein, für einen Anderen in Beziehung auf uns selbst, d. h. für Einen, den wir lieben können, weil er's werth ist; so haben Tage und Stunden kein Abzeichen mehr: und auch die höheren Gedanken und Beziehungen vergehen mir wenigstens auch. Unsere Persönlichkeit ist uns nicht umsonst gegeben: oder vielmehr, sie ist keine Stufe, die man übersteigen kann, aber wohl eine, auf der man stumpf und gemein, oder lebensvoll und anringend bis in den kleinsten Dingen sein kann. Die altmodischen Schlechten führen sich garstig auf den Stufen auf, die Neumodischen wollen sie in übereiltem Wahn, and eitlem strafbaren Dünkel, und stumpfen Lebensinns abbrechen.

Apropos! heute ist, für vier Groschen Courant, auch zum Landesbeitrag, von Frau Fouqué ein Aufruf für Frauen bei

Hitzig angekündigt. Ich werde ihn holen lassen, und Dir künftig berichten. Da ich aber ihren letzten Brief an Dich kenne, so bin ich eben nicht auf's Lernen begierig. Ich habe von Hanne erfahren, daß sie und die Fräuleins nur zum York'schen Stadtball hier waren. N'importe! sie kann mich sehen; ich aber auch in's Gegentheil willigen.

Freilich, lieber theurer Freund, ging es mir mit der Einquartierung sehr schlimm: ich bin sie erst, bei tausend verrückten, total dummen Bescheiden und Antworten, gestern los geworden — welchen Tag ich sie noch unterhalten mußte —, wie sehr einen die Bedingungen und Ursachen der nicht zu erschwingenden Kosten ärgern, das kennst Du! Sonntag, nachdem ich in unendlichem Schicken und Unterhandlen gewesen war, und den Tag alle Russen ausmarschirt waren: schicken sie mir noch zwei Mann, und als ich die vom 5. März durch große Mühe und Aerger los werde, lassen sie mich bitten (bitten!?), die neuen zwei bis Mittwoch zu behalten: ich konnte erst Donnerstag hinschicken, und da lassen sie mir sagen: wo sie sie hinthun sollten? sie könnten sie doch den Leuten nicht geben, die erst Bülow'sche gehabt hätten? (die Bülow'schen waren einen Tag in der Stadt!) ich solle zum Bezirksvorsteher schicken, daß er mir leere Quartiere anzeige!!! Also Bureau soll ich auch noch spielen. Kurz, die Tollheit geht bis zum Wahnsinn. Hr. von Bandemer, von dem ich noch und nie meine Billette zurück haben werde, ließ mir die Woche durch Graf Egloffstein sagen, den er von ungefähr sprach, ich soll des Morgens vor 7 zu ihm kommen. Nun nicht mehr! denn dies alles nur, guter Varnhagen! um meine Schritte zu rechtfertigen! Mein Quartier ist gekündigt. Johannis muß ich hinaus. Weil ich es nicht riskiren konnte, noch ein paar Monat dreißig Thaler in jedem zu zahlen: und so das Geld, welches ich zur Nothreise habe, aufzuzehren. Die Noth kann doch kommen, und dann habe ich kein Reisegeld mehr, also muß ich vor der Noth weg. Könnt' ich kalkuliren, was ich hier mehr brauchen muß, als meine Einnahme, so blieb ich: ich reise nicht gerne durch marschirende Truppen, nicht gerne ohne sehr sichere Begleitung, nicht gerne, wenn ich meine Heimath für eine ganz reizlose unsichere neue aufgeben muß: Du weißt, ob ich faul bin — aber sich zu regen bei unruhigem gedrücktem Gemüth für das, was man eigentlich nicht will, wo man nichts zu suchen hat, ist hart. Habe aber nicht zu

viel Mitleid mit mir: warum soll ich jetzt nicht auch etwas Hartes thun müssen, da so viel Schweres von Allen, von Dir, gethan wird! Noch sehe ich es vier oder sechs Wochen mit an, wenn mir nicht eine himmlische Gelegenheit aufstößt: da ich bis Johannis das Quartier hier bezahlen muß, so kann ich auch die etwanige Einquartierung noch die Zeit über bezahlen, die ich hier nannte; sonst müßt' ich ja schon doppeltes Quartier hier und in Breslau in der Stelle bezahlen. Denn auf den Onkel rechne ich in nichts: nicht einmal darin, daß man etwas Festes für mich errichten kann: weil kein äußeres Recht für mich ist. Und ich gehe rein aus Oekonomie, Furcht — nicht in der Kriegsstraße sein zu wollen, der Nähe von Böhmen und Wien wegen — hin, und weil ich hier auch ohne Dich bin. Entfernung von Dir, die größere, wird härter sein! Noch gehe ich nicht. Geht's mit der Elbe gut, kann ich noch lange wählen und arrangiren. Markus ist sehr dafür, daß ich gehe. — Das Zeug ist sehr schön, und kleidet mich auch ganz besonders: doch ist diese Farbe nur für jemand, der mehr Ueberröcke hat, so hat auch Mad. Goldschmidt gewählt; nun wollt' ich es schon vertauschen, aber es reizt mich zu sehr! Ich möchte den schönen Rock, da ich ihn einmal habe, in Breslau haben, und vielleicht in Wien — solch Zeug wird rar, der Verbote wegen — und ich werde mir ein einfacheres zu verschaffen suchen. Ich danke Dir mit Freuden, daß ich Dir danken kann, mein treuer Freund. Morgen erwarte ich einen Brief von Dir. Lehre mich hoffen! aber täusche mich in nichts!

Ich war gestern Morgen bei Mad. Schleiermacher, und habe Friedrich Schlegel's Vorlesungen über Geschichte mitgebracht, und Cervantes Novellen von Siebmann übersetzt. Ich hatte bis jetzt nur die Bibel. Zu Kommandanten-Bouché gehe ich täglich: gestern mit Markus Frau, und Kinder, Nettchen und Emma; die Schleiermacher ließ mir wieder absagen; und vorgestern mit dem Bedienten Schilling und Dore. Mich beruhigt in etwas die Ruhe, der Horizont, die Blumen und Gemüse, und Blühendes aller Art. Erdbeeren in großer Blüthe in Beeten; Veilchen, die auf den ungünstigsten Orten mit Gewalt vorkommen; strotzende Hyazinthen, dicke, sich biegende Rosenbäume, die jetzt kein Mensch kauft, eine Unzahl Blumen und Sträucher aller Art; und beinah kein Mensch. Eine Frau mit zwei kleinen Mädchen geht immer zu Anfang

umher. Abends bin ich bei Markus, oder sie bei mir, oder Rettchen bei mir. Ludwig Robert kommt zu rechter Zeit. Die Zeitung meine Hauptlektüre! Nun lebe wohl! Du weißt alles von mir. Dank für alle Worte von Dir! und Deine Berichtigung. Hrn. von Pfuel schöne Grüße und groß Avancement um der herrlichsten Ursachen wegen! Kurz alles Gute, seine rasende Gesundheit à la tête. Du schreibst mir, wenn Du nur kannst! Adieu, Deine

R. R.

Von Marwitz wissen wir noch nichts; zur Frohberg gehe ich nicht mehr; sie muß sich mich wiederschaffen, sonst gar nicht. Lieber Varnhagen! Ich habe das Zeug gemessen: wenn es möglich wäre, daß mir Mad. Goldschmidt noch hiesige anderthalb Ellen schickte, so wär' es mir sehr lieb: sie wird streiten, aber sie schickt immer zu wenig, und streitet dann. Adieu, ich habe gegessen, schreibe stehend, und will, muß schlafen! Leb wohl, leb wohl, Gott mit Dir! Alle von Markus wünschen Dir Glück!

So eben schickt mir Moritz diesen Zettel; ich reiße den Brief wieder auf. Adieu, adieu!

R. R.

An Rahel.

Hamburg, den 3. April 1813.

Kaum, meine geliebte Rahel, finde ich einen freien Augenblick zwischen stürmischen Geschäften, und sogleich sitze ich am Pult um Dir zu schreiben, da heute noch ein Kourier mit den neuen Siegesnachrichten nach Berlin geht, und ich nicht weiß, ob mir bis zu seinem Abgang ein freier Augenblick wiederkehrt. Ich grüße Dich von ganzem Herzen und sage Dir inbrünstig Dank für alle Deine Liebe! Ich kann Dir nicht sagen wie sehr mich Dein Brief erfreut hat! Auch das kleine Zettelchen, das Du mir bei Marwitz einlegtest, danke ich Dir sehr! Wie freute mich Dein Beifall über mein Gedicht! Ich habe ja seit Jahren bloß deshalb aufgehört, Gedichte zu versuchen, weil ich verzweifelte, solche zu machen, die Dir gefielen. Wenn ich noch Verse machte, so war es immer ein äußerer Entschluß, in Betracht irgend einer Zweckmäßigkeit. Mit dem Schimpfen

haſt Du wohl ſehr recht; aber in Weſtphalen war wirklich viel Geſindel, und faſt nur ſolches: Du würdeſt jammern über den Zuſtand dieſes unglücklichen Landes, wie es ausgeſogen und zerrüttet worden iſt.

Ich habe viel zu thun, und oft ſehr undankbare Arbeit, beſonders in dieſen Tagen, wo ich jeden Augenblick von Frauen, Mädchen, Verwandten und Freunden derjenigen angeſprochen werde, die man von hier fortſchaffen und an der franzöſiſchen Küſte ausſetzen will, meiſtens die ſchlechteſten Leute, gehaßt und verabſcheut, bekannte Spione und Angeber der franzöſiſchen Polizei, die aber von den Ihrigen, wie natürlich, doch geliebt und unſchuldig befunden werden, und da giebt es denn die ſchmerzlichſten Auftritte. Strenge iſt hier unerläßlich, und ſchon hat ſich die Anweſenheit ſolcher Leute ſchädlich bewieſen, allein Du kannſt Dir denken, wie ſehr ich die Seite der Menſchlichkeit hier hervorkehre, und überall in Wort und That zu mildern ſuche, was ohne Nachtheil zu mildern iſt. Mit der Anſtellung der Aerzte bin ich ziemlich fertig; nicht alle ſind damit zufrieden, daß ich den Dr. Julius zum Chefarzt gemacht habe, mit noch einem, der mehr allgemeine Billigung findet. Ich weiß aber noch keinen beſſeren, und ſelbſt Aſſing, der ein beſſerer Arzt und beſſerer Menſch iſt, hätte weniger dazu getaugt, die Untergebenen zu behandeln.

Heute wird die Stadt erleuchtet. Alles iſt voller Jubel, um ſo mehr, da man über das Vorrücken des Generals Morand, welches wir mit Fleiß begünſtigten und mit Gewißheit als ſein Verderben anſahen, einige Aengſtlichkeit gefaßt hatte. Die Rüſtungen gehen unveränderlich fort, auch eine Flotille ſchicken wir aus. Die Kouriere gehen rechts und links. Tettenborn iſt eine Art König hier.

Ich habe das Glück, wie ehemals beim Regiment Vogelſang, ſo unter Höheren, Gleichen und Untergebenen nur Freundlichkeit zu finden, jederman will mir wohl, beſonders auch die National-Ruſſen, welches nicht für alle Anderen im gleichen Maße Statt findet. Das iſt bloß der Sieg der guten Lebensart, und des Zurückhaltens von allen unnützen Prahlereien und thörichten Eiferſuchten. Dieſe gute Lebensart macht mit allen Höheren gleich. So eben dankt mir der Oberſtlieutenant Benkendorff, der von Lübeck eingetroffen, und der nächſte nach Tettenborn iſt, auf die galanteſte Weiſe für den in der Zeitung

abgedruckten Brief, den ich für ihn abgefaßt habe, welches er mir befehlen konnte.

Nächstens denke ich Dir hundert Thaler zu schicken, angewiesen auf August Liman. Von Geschäften ist nicht viel die Rede.

Dehn sagt mir, daß Niebuhr daran arbeite, Finanzminister zu werden, wie früher er nach Goltz'ens Posten getrachtet, und er soll angesehene Verbindungen haben; mit Hardenberg ist er aber im schlechtesten Vernehmen, und er müßte diesen stürzen. Niebuhr ist ein begeisterter Verehrer Mirabeau's, besonders des Essai sur le despotisme, den Dehn nebst fast allen Schriften Mirabeau's besitzt. Das von Niebuhr zu hören war mir eine rührende Freude, ich war ganz betreten, und dachte, das muß Rahel wissen!

Der General grüßt Dich bestens; ich spreche ihn aber außer Geschäften fast gar nicht; seine rechte Hand ist Pfuel, der angestrengt arbeitet und immer frohen Muthes, und alle Zweige der Geschäfte versteht, nach England und Petersburg zu schreiben, Exerzierreglements abzufassen, Kriegssachen zu berathen, Pulver, Geschütz, Befestigung, Pferde, alles unter Aufsicht hat, und jede Verfügung anordnet, den Landleuten für ihre Wehr Anleitung giebt u. s. w., kurz alles in allem ist. Dabei ißt und trinkt er kaum, so wenig gönnt er sich Muße. Ich habe aber auch das volle Vertrauen des Generals, das sah ich neulich, als ich einen Brief zu schreiben bekam, d. h. abzuschreiben, dessen Inhalt nur wir drei wissen durften. Ich schreibe Dir das, weil ich weiß, daß es Dir beruhigend ist, meine Lage so zu wissen, und daß ein solches Datum Dir sie besser zeigt, als alle allgemeine Versicherung.

Lebe wohl, geliebte, theure Freundin! Ich umarme Dich herzlich! Ich denke an Dich, und niemals verlier' ich das Lebensziel aus den Augen! Leb wohl! Ewig Dein treuer

Varnhagen.

Gott, wie ich mich erboße über Deine Einquartierung! Solche Schändlichkeit der elenden Behörden zerstört den letzten Rest Deiner Lage, und ich kann Dir nicht helfen!

An Varnhagen in Hamburg.

Berlin, den 5. April 1813. 12 Uhr Mittags,
beim ſchönſten, hellſten Sonnenſchein, erquickender Luft.

Vor anderthalb Stunden ungefähr ſchickte man mir Dein Paket mit Goethe'ns Leben und † (bei dieſem Kreuz trat die Doktorin Wolff auf eine halbe Stunde in mein Zimmer: weil ich wegen Neuigkeiten oft hinlaufe, nahm ich ſie auch an) dem kleinen Paket. Ich danke Dir gerne! und freue mich der Freude, mit welcher Du mir giebſt; und auch ſehr der Gabe! Vergiß nur Dich nicht, Lieber!

Ich bin in allem Deiner Meinung, und auch ganz des Sinnes, das Leben eher zu verlieren, als ein ſolches zu erhalten, in welchem man nicht mit aller Ehre weiterleben kann. So waren auch meine Erinnerungswerte gemeint; und in dieſer Vorausſetzung werden es auch alle die ſein, die ich noch je ſprechen kann. Dies, mein Freund, vergiß mir nie. Vorige Woche mußte Moritz ſein Loos zur Landwehr ziehen — wann man nach dieſen Loosen gehen muß, erfährt man noch nicht — heute, auf dem Schützenplatze, immer dem Alter nach, zog Ludwig, und da wurde den Ziehenden von einem Polizeibeamten ein Sieg bei Lüneburg verleſen gegen General Morand, wovon ihr nun auch wiſſen müßt. Kein Wort von meiner Erſchütterung bei ſolchen Dingen. Du kennſt meine Spannung, mein heftig-elaſtiſch Herz. So kündigte man uns vorgeſtern eine falſche Nachricht — von einer Kaufmanns-Reſſource ausgehend — von einem Siege bei Deſſau an; der dachte mir das Leben zu koſten; weil er zu groß war; ich ihn nicht glaubte, und ihn glauben mußte, der Art des Erzählens nach; dieſe zweifältigen Bewegungen des Herzens ſetzten mich in die gefährlichſte krampfhafteſte Spannung; und weil es bei Deſſau war, wo wir Anne 6 die Brücke zu zerſtören, aus Noth, vergaßen, und da alles herüber kam!!! Frau von Sparre hat ihrer Schweſter in einem heut angekommenen Brief von friſchem Datum — vom 24. vorigen Monats — geſchrieben, ihr Prinz (Bernadotte) ginge; und ihr Mann mit; ſie ſelbſt würde von dem letzteren in einigen Tagen erfahren, ob und wohin ſie ihm folgen ſoll: und ſie hoffe hierher zu kommen. Dies glaub' ich; und mich freut's ſehr.

Hier schicke ich Dir Frau von Fouqué ihren Aufruf. Gott im Himmel! wie durchaus erbärmlich! sie wußte absolut nichts als daß sie einen schreiben wollte; und das Wenige, was sie noch zusammenfand, verging ihr in der Schwatzhaftigkeit des Schreibens; das ganze Wollen ging auf in ein litterarisch Aufgehobtsein; nicht anders ist ein Radotiren – Herumirren — zu nennen in allen neueren Schriftstellermeinungen, und neumodischen — aber eben darum altmodischen, weil es dergleichen gar nicht mehr giebt für irgend vernehme Köpfe, und große einfache Seelen — Stimmungen, die, an und für sich schon ganz unächt, aus keiner starken Quelle, sondern seichte, flüssige, vom ersten Lüftzug vernichtete Pfühlchen und Rinnen sind! Indem sie die französische Sprache anfällt, war sie nicht einmal besonnen und geschickt genug, ihre von französischen Worten rein zu halten: sogar den plattesten Beurtheilern giebt sie sich bloß. Es ist mir höchste Anstrengung, das Ganze zu beurtheilen, da es wohl Theile, aber eben zu keinem Ganzen sich fügende sind; daß wir Deutsche heißen und sind, ist eine Zufälligkeit; und die Aufblaserei, dies so groß hervortreten lassen zu wollen, wird mit einem Zerplatzen dieser Thorheit endigen. Jedes zu Verstand gekommene Volk soll brav sein; und die Freiheit haben, es zu sein. Im ersten Gebote müssen das natürlich Männer und Weiber, beide Geschlechter in ihrer Art, sein; der zweite Fall zerfällt in zwei andere; entweder man hat die Freiheit schon, oder soll sie erringen; das letzte thun nur Männer, und den Weibern bleibt, zu ersetzen, ergänzen, heilen, wo jene zerstören und verwunden müssen. Dies muß jedes europäische, christliche, Gott in sich selbst erkennende Volk; und jedes solches muß dies allen anderen Völkern gönnen und wünschen: und nicht sich prahlerisch allein dazu ernennen, ausschreien und brüsten. In solcher demüthigen, gerechten Stimmung allein, die eine heilige ist — wo jede Schüchternheit und Scham wegfallen muß, und kann — darf sich eine Frau, weil es jede dürfte, erkühnen, laut — das heißt, gedruckt oder im Tempel — zu ihren Schwestern zu sprechen! Wie ein Gebet und Gelübde muß so etwas aus der Seele strömen; dann wird man nicht alle Mythologieen der Welt spuken lassen, sondern vom Nächsten, was vorgeht und geschehen muß, für alles Volk, welches wenig weiß, aber immer versteht was recht ist, wenn man's ihm ausspricht, verständlich, eindringlich und nützlich sein. Dies wollte Frau von Fouqué

gewiß; und wie weit entlief sie den Kraftmitteln zu diesem Zwecke! Aber mich wundert dies große Mißlingen doch zu sehr — nämlich, der Aerger und die Beschämung für sie sind zu groß —, da ich schon den Brief an Dich, nach dem meinigen an sie, gesehen habe. Als im Anfang durch einige Herren der Stadt bei mir zuerst ersonnen war, daß Frauen hier ein Lazareth stiften sollten, wozu wir dreißig Vorsteherinnen aus allen Ständen und Religionen gewählt hatten, welche die Prinzessinnen um ihr Präsidium bitten sollten, faßte ich das ab, was diese Dreißig in die Zeitungen sollten setzen lassen. Zwar nur den Anfang von vier Seiten, wie die hier sind; Graf Egloffstein, Marwitz und Ludwig und ich arbeiteten es dann bei mir um: dies war anders. Ich schicke Dir diesen Anfang nächstens. Heute ist mein Kopf zu echauffirt, ihn abzuschreiben. Die Prinzessinnen und ein Konseil von Herren haben alles umgestoßen zu einer Einrichtung, die mir nicht gefällt. Geld kommt aber viel zusammen. Graf Egloffstein, seine Schwägerin, die Hofdame, und andere vornehme Damen, waren die Erfinder und Beweger des ganzen Gedankens.

Ich danke für die Nachricht über Marwitz, freue mich über Stuhr und Deine Hülfe! Ich habe schon dies Schleiermacher'e überschickt. Adressire, wenn Du mit der Post schreibst, die Briefe an meinen Bruder Moritz, und drauf: an R. R. Schreib mir doch Neues. Graf Goltz ist nach Breslau. Gott schütze uns! Leb wohl und verlasse Dich auf mich! Empfehle mich den Herren! Ihre Grüße sind mir werth. Was macht und sagt denn Deine Schwester? Wenn Freunde angestellt werden, freue ich mich, — wie Rousseau, nicht weil sie Freunde sind, sondern weil ich denken kann, sie sind brav. Apropos. Moritz hat mit Ezechel gesprochen, und der ihn sehr lau, ja beinah unfreundlich — nämlich dem großen Vernachlässigen nach — behandelt. Das soll er wo möglich bezahlen. Adieu! Deine wirklich ächte Freundin

R. R.

Julius Schmidt hat den Titel Legationssekretair von uns, und arbeitet unter Zerboni, letzterer ist nach Polen, Schmidt noch hier; ich kann an Schmidt nicht den gehörigen Antheil nehmen: Du weißt weshalb: und dann seiner Freundschaft wegen und des Empfohlenseins von dem, der Dir unverhofft

die zwölf Dukaten zusagte nach Deinem trockenen Billette (Livland). Begegnet Dir je Schmidt, vertraue ihm in nichts viel; dies ist meine innere Ueberzeugung.

Den allerniedlichsten Dank für den feinen schönen niedlichen Siegellack!!

An Rahel.

Hamburg, Montag, den 5. April 1813.

Theure, geliebte Rahel! eiliger als je schreibe ich Dir heute, mein Brief scheint mir nur eine Nachschrift zu dem, den ich eben an den Herzog von Oldenburg nach Petersburg geschrieben habe; gleich soll ich ausfahren, und inzwischen ich diese Worte niedersetze, reden mich zehn Leute an. Der freundliche Offizier, der diesen Brief mitnimmt, und dessen Namen ich nicht einmal weiß, wird Dir auch 20 Stück Friedrichsd'or überbringen, die ich Dich bitte zu verwahren. Könnte ich jetzt Zeit finden, Dir ausführlich zu sagen, was ich empfinde, Du würdest einsehen, geliebte Rahel, daß nichts in der Welt mich so kranken könnte, als die leiseste Vermuthung, Du könntest irgend etwas, das ich besitze, nicht als das Deinige ansehen, ich müßte ja verzweifeln, wenn Du mich von Dir getrennt halten wolltest, und das wäre doch davon ein trauriges Zeichen! Genug, genug davon! — Gestern, Sonntag, hatte der General in Altona zu thun, und wollte auch einmal die Aussicht bei Rainville sehen, dort waren meine Mutter und Schwester, die Herr Tehn ihm vorstellte; der General sagte mir es bei seiner Rückkunft mit den verbindlichsten Ausdrücken. Ich habe meine Schwester noch nicht wieder gesehen, obwohl ich gestern Abend in Altona bei Thornton war, aber ich glaube, sie wird ganz entzückt sein von der Artigkeit des Generals. Einen anderen Zug von ihm muß ich Dir noch mittheilen; der General Morand ist noch nicht todt, kann aber nicht wieder aufkommen, und zum Troste seiner letzten Tage schickt ihm Tettenborn dessen Schwager, den wir früher gefangen genommen und als Geißel für die von den Franzosen mit Rache heimgesuchten Landstürmer mit dem Tode bedroht hatten.

General Bonkendorff ist heute hier zum Besuch, wird uns aber bald wieder verlassen. Er war in Sachsen, und klagt

ſehr über die dortige Stimmung, obwohl man alle erſinnliche Zartheit für Volk und Regierung hatte. Auch haben die Sachſen in dem letzten Gefechte bei Lüneburg ſich tapfer geſchlagen. Ein wenig Schrecken wird die Sache bald und glücklich ändern. Wenn Du hörſt, daß die dabei gefangen genommenen Sachſen nach Sibirien geſchickt worden ſind, ſo ſage nur, ich hätte es Dir auch geſchrieben; ich ſage Dir aber zur Beruhigung, daß es nicht geſchieht. Gottlob, es ſteht alles gut, und wird täglich beſſer! Weiſe Mäßigung iſt in Allen, die die Sache leiten! Wittgenſtein iſt ein eben ſo großer Menſchenfreund als Feldherr. So eben ſagt mir der General, ich ſolle Dich verbindlichſt grüßen und ihn Dir angelegentlichſt empfehlen; ich habe verſprochen, ihm in den erſten ruhigen Stunden einiges aus Deinen Briefen mitzutheilen, ich habe dazu die ſchönen Stellen beſtimmt, wo Dein Herz über den Gang der Begebenheiten und die Geſinnung der Anführer in heiße Wünſche und inniges Lob überſtrömt.

Dänemark unterhandelt Frieden mit England, ich kann Dir im Vertrauen ſagen, daß Graf Bernſtorff als Bevollmächtigter in kurzem n a Cuxhaven abreiſen wird. Es geht alles vortrefflich, laß kein thörichtes Gerücht Dich täuſchen und verlaſſe Dich auf meine Nachrichten! Wir ſind gut unterrichtet. Eine der beſten Maßregeln, hoch an der Spitze des Anſehens und des Einfluſſes zu ſtehen, die vielfachſten, anziehendſten, in Athem erhaltenden Korreſpondenzen, weiß unſer General trefflich und mit glücklichem Erfolg anzuordnen.

Pfuel, der unermüdet arbeitet, iſt auch für ſich klug, und hält vieles Wichtige allein in ſeinen Händen. Er iſt freundlich, ungemein freundlich gegen mich, aber nie vertraulich, welches er auch in Prag nie war.

Er wäre für Deines Bruders Unternehmungen auch zu berückſichtigen, aber mit Vorſicht, und Dein Bruder braucht es nicht zu wiſſen, ich würde das beſorgen. Doch iſt alles noch im Weiten, und ich kann, bei meiner Unkunde der Sachen, nichts Beſtimmtes erblicken und verfolgen. Das iſt aber die Sache eigentlich, man muß das Allgemeine vorbereitet haben, für den einzelnen Fall iſt es ſtets zu ſpät.

Lebe recht wohl, meine geliebte Rahel! Der General läßt Dir ſagen, wir blieben auf jeden Fall noch ſo lange hier, daß Du mir auf dieſen Brief antworten könnteſt. Thue es, meine Liebe, einzig theure Rahel! Dein Varnhagen.

saur

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR 3-598-53028-5
VARNHAGEN VON ENSE,K.A. FN. I2182/007

auch martert. Ich lebe ja, und liebe Dich. Ja, Varnhagen, meine Liebe war hart: überlege es Dir. Auf Seligkeit, nicht weil es meine war, und jeder eine ſolche Liebhaberei an ſeiner haben muß, aber weil er ſie kennt. Aber Du ſollſt ſie wo möglich ſehen, ihre Gänge nachſpüren, denn ſelten iſt ſo viel Kraft und ſo viel Schmerz, und dieſe Unbefangenheit! Denn welche Entwickelung ging in jedem Sinn dabei in mir vor: wem diente, und wen kannte ich nicht dabei, was wußte ich nicht! Kurz, Du ſollſt es wiſſen, weil es reich und ſonderbar war; und ich eine Seele haben will, ein menſchlich Weſen! —

Ueber die Darſtellung der Gegenden denke ich bei weitem anders als Du; bin aber heute zu müde! Sie darſtellen, oder ſie beſchreiben, iſt ſchon ein unendlicher Unterſchied, und bald muß ein Dichter das eine, bald das andere. Du zum Beiſpiel haſt in Deinem erſten Dresdener Brief die Brücke ganz göttlich beſchrieben; und willſt Du je in einem Gedicht eine Beſchreibung, ſo brauchſt Du nie eine beſſere zu machen. Herr Goethe aber, zum Beiſpiel, hat durch ſeinen ganzen Hermann und Dorothea durch — ohne daß einer ſo gütig iſt, daran zu denken, — von der erſten Zeile bis zur letzten, ſo genau eine Gegend, einen Tag, und ſein ganzes Wetter und Schreiten dargeſtellt, daß es ein Element ſeines Gedichts iſt; und wie ein wahrer Tag, eine wahre Gegend es machen hilft; das weiß ihm, meines Wiſſens, noch keine gedruckte Zeile Dank. Wer da nicht die Gegend ſieht, von der Goethe ſpricht, dem fehlt die camera obscura, von der Jean Paul ſpricht: und Goethe hat es ſo eingerichtet, daß ſie wirklich beinah fehlen kann, und nur derjenige ſie nicht ſieht, den man etwa zweimal hintereinander an denſelben Ort führen, und ihm einbilden kann, es ſeien verſchiedene. Du wirſt nun ungefähr den Weg ſehen, den ich gehen will: ergänze Du es! Von Deinem unendlich ſchönen Sprechen werde ich ganz faul und noch ungeſchickter.

Denk Dir, Varnhägeken, als ich vorne in Friedrich Kind fand: „Meiner ſchweſterlichen Freundin in Leipzig", und er aus Dresden, hatte ich gleich ein ſo ſchnelles, plötzliches, unzuverhinderndes Vorurtheil, wie man's gegen Juden hat. (Nicht weil ich eine bin; ſondern weil wir in Deutſchland doch kein anderes haben.) Und wie eklig war auch das Buch; wie ſüßlich-nichts! Rechtlitz iſt gar nicht zu leſen: da blätterte ich

nur: einige Malven von Kind habe ich noch umgeblättert. Pfeffel aber! Sage, was ist das für ein Mann? Der ist ja sack-grob? bei dem riskirt man ja alles, wie bei einem deutschen Schauspieler auf den Brettern! dem ist ja das gröbste Begehren nicht genug: der muß ja noch einen Teufel haben, der den Leuten auf dem Rabenstein in's Gesicht speit! den stellt man pêle-mêle neben Richter, und Goethe? Das nenne ich égalité; solcher liberté sollte doch ein Konstitutiönchen gesetzt werden! Sophie Brentano schreibt in allen Stilen, wie der Pariser Sänger Garat singt. Von ihren Novellen kennte ich nur den ersten Band haben, der mitten in einer aufhört. Sie macht Cervantes und ihrem Manne zugleich nach; und dem ersten nur seine vollendete Eleganz. Kann man das? und kann man es mit Brentano'schem Witz; der sich selbst wie auf einem Stuhle wiegt, und zu faul aufzustehen ist? Sind es Uebersetzungen, oder keine? Als absichtliche Mischung, und Probestück zu irgend einem Beweis, ließ' ich sie mir gefallen. Es amüsirt auch genug. Und Talent zur Nachahmung ist drin; aber bei der Nachahmung zu wenig Bewußtsein. Adieu, Lieber! Liebe mich. R. L. Sei nicht böse! Es muß alle Posttage ein Brief kommen: bis jetzt muß' es so sein. —

Gestern im früheren Abend war Mad. Liman, des jungen Louis (den wir Tettenborn nennen) Mutter, Nettchens Tante, bei mir. Sie frug nach der Friedrich Schlegel, die sie sehr liebt: ich erzählte ihr alles was ich wußte, und von ihrem vorigen Manne noch, und ihren Söhnen; ich sprach lange und vernehmlich; die Liman wollte immer Rad schlagen; als ich fertig war, sagte sie, dick wie sie ist, nach einer kleinen Pause, langsam und vernehmlich, und wie nach einem Beschauen von fünfzehn Jahren, jedes Wort accentuirt, und in der größten Unschuld, und Bedauern: „Nun, wird die Herz bald klüger sein, als sie." Ich schrie auf! und sagte, das muß ich schreiben. „Gott bewahre, sagte sie! aber wahrhaftig!" Wir lachten alle. Es ist erschöpfend, finde ich. Noch eins, Lieber, wundere Dich nicht, und ängstige Dich nicht, wenn ich mal nicht schreibe. Die Freiheit muß ich haben.

Ich muß den Brief noch mal aufreißen. Du könntest sonst denken, meine Brust sei schlimm. Sie that mir gestern nur etwa acht Minuten weh; ein wahrer Krampf aus Kälte. Der Wind hat sich etwas gedreht. Ich geh' zu Mama. Krause Wolken haben schon die unsinnige Helle unterbrochen. Un

rhume de cerveau, ſagt man, und un rhume tombé sur la poitrine. Adieu, Du Alter!

An Varnhagen in Tübingen.

Mittwoch Abend nach 1 Uhr, den 9. November 1808.

Du denkſt, es ermüdet mich weniger, wenn ich Dir einen Tag nicht ſchreibe? Gott bewahre! Heute war ich zwar krank, um 2 ging ich doch in ziemlich mildem Wetter aus. Aber wie matt! Hanne war ſpät bei meinem Diné; dann lag ich, und dann las ich, und dann ging ich hinunter, weil ich nicht ausgehen konnte und ſie mich gebeten hatten. Frau von Beye war ſtill da, Vetter und Mlle Bauer; es wurde Muſik gemacht. Nun bin ich oben: und will doch den Tag nicht vergehen laſſen, ohne Dir auch zu ſagen, daß ich unaufhörlich an Dich denke; es geht bis zum Stupidwerden. — Dich will ich nur nicht ſo ermüden, ſonſt ſchrieb' ich Dir beſtändig. Lieber, Lieber, ich bin mit dieſem Erfülltſein meiner Seele doch ganz zufrieden; aber wie ſoll das werden? wahrhaftig! müde wird man davon. Der Mond ſcheint nach mehr als vierzehn Tagen — ſo lange ſcheint er diesmal — mit einem Hof trüb in mein Fenſter. Alles ohne Dich! Alles ohne Dich. Fühlſt Du, verſtehſt Du das? Mein Eſſen iſt ja da; auch ohne Dich! Lieber, Beſter! Adieu. Was machſt Du jetzt? — Ich ſprach viel, während die Anderen aßen, mit Vetter über Schreiben, und Sprechen: und von Gualtieri. Adieu!

Freitag Abend, den 11. November.

Es iſt gleich 12 Uhr: ich komme von der Guten, wo ich erſt um dreiviertel auf 10 hinging, weil Chamiſſo und Neumann bei mir waren; und gegeſſen habe ich auch nun ſchon. (Da ſchlägt es 12.) Chamiſſo hat mir fünf kleine Gedichte von Fouqué für Minna Spazier gebracht, mit der ich noch immer in Almanachs-Korreſpondenz bin; eines, „Die Warnung" genannt, und das vor Poeſie-Machen warnt, gefällt mir ſehr gut. Es iſt ernſthaft: ein kleines, an Adelbert von Chamiſſo ausgeſchrieben, auch. Ein großes, an Auguſt Wilhelm Schlegel, minder. Ich ſchicke ſie ihr morgen; und habe den Brief dazu bei der Guten, in Gegenwart der Herren d'Houdetot und

Raimond, unter der lauteſten Konverſation geſchrieben, deren Reden ſie nicht ſcheuten oft an mich zu richten. Ich wollte es los ſein. Morgen ſoll ich früh zu Mama; die heute ſelbſt mit dieſen Worten, nach vielen Klagen, zu mir ſagte: „Seit Du weg biſt, nehmen ſie ſich alle Freiheit; ich höre kein vernünftig Wort mehr; ich werde ganz dumm; was ſoll ich machen! — unter den Menſchen!“ mit den nämlichen Worten. Ich erſchrak aus Rührung. Ich ging mit ihr in der Sonne bis an das Thor; ich ſollte Fremde mit ihr beſuchen, und traf die Leute nicht: morgen gehen wir wieder hin. Gott! ich bedaure ſie: und daß ſie mich nicht, und ſich nichts zu erhalten und zu ſchaffen weiß! Lieber Varnhagen! Morgen ſchicke ich keinen Brief an Dich auf die Poſt! Du wirſt mal ſehen! Es wird Dir recht fehlen, recht ſchmerzlich ſein, einmal keinen zu haben! Und wie iſt mir: als müßte ich einem eine Operatien machen, als beginge ich eine ſchlechte That! Und doch will ich einmal nichts ſchicken: ich habe die größte Luſt. Varnhägken, Lieber! wie ſoll das werden? Die Tage, wo ich Dir nicht ſchreibe, habe ich gar nicht gelebt! Die Angſt wächſt. Wenn ich auch viel ſpreche mit den Menſchen, und auch lache, und bin wie ſonſt; wenn ich wieder allein hinaufkomme, den Schreck! Wie ein Fall! Stupid find' ich mich unten. Heute ſprach ich recht viel mit Deinen Freunden — doppelter Schmerz, — auch mit den Franzoſen. Ach, und es zerrte mich heimlich am Herzen; die Angſt, daß die Tage vergehen, ohne Leben, ohne Dich. Als liefen köſtliche Wellen vor mir vorbei, die ich Dir, die ich mir zum göttlichſten reichſten Genuß, zu allem was Menſchen nur wünſchen, ſich nur bereiten können, auffangen könnte, und ein wichtiges, eiliges, trauriges Geſchäft hielte mich davon zurück; Du wärſt im Krieg, ſo etwas; ſo iſt mir! Jede iſt ein Schatz, und ich laſſe ſie! So iſt's! Wir ſind zur Beſinnung; jeder Moment iſt, wäre ein Schatz, und ſie laufen! Dies Zauberleben — ſonſt iſt es nichts — läuft. Ja! Freund, das iſt meine Angſt! Du ſiehſt, Lieber, ich kann mich nicht faſſen. Du haſt mich überſchätzt. Und toll müßt' ich ſein, könnt' ich's. Es iſt ja keine Spannung, meine Liebe; keine Leidenſchaft. Meine Sehnſucht iſt ja richtig; ich habe ja den wirklichſten Verluſt gemacht, den es giebt. Einen einſtimmigen, lieben, mich ergänzenden, auffaſſenden, mich liebenden, geliebten, lieblichen Freund, Geſellen, Geliebten! Was ſoll uns denn die Erde bieten? Ich ſage mir ja alles! ich ſage mir ja wie es

wäre, wenn ich Dir nicht mehr gefiele; Du mich nicht mehr liebtest; Du eine Andere liebtest: ich weiß ja schon, was ich machte. Aber diesmal war es ja kein Farbenbild, aus meiner eignen Sehnsucht vor meine Augen gestellt. Ich fühlte, Du fühltest mich; mehr weiß man ja von sich selbst auch nicht: soll ich mich denn vorher morden, weil ich sterblich bin? Ach, mein einziger Freund jetzt! wenn es Dich auch ängstigt, laß' es mich Dir sagen, wie unglücklich es ist, welch ein Schmerz, welch ein Wissen, von Dir getrennt zu sein; sag' es auch! so lange Dir so ist! Gute Nacht! Ich bin noch nicht ganz stark; und echauffire mich zur Nacht. Lebe wohl! Meine Seele ringt zu Dir; und schläfst Du nicht — dies hindert — so fühlst Du es. Ich glaube so etwas. Gute Nacht. Könnte uns das Schicksal nicht begünstigen; und denke Dir meine Gedanken! — wäre es ein Glück für Dich, wenn wir zusammen wären? O! jetzt ja! Adieu, Adieu!

Sonnabend Abend, den 12. November.

Die Boye war bei mir, und hat mich so herabgestimmt, daß ich unwürdig und unfähig bin, Dich, mein Geliebter, anzusprechen! Den ganzen Tag war es mein Trost, wie ich Dir diesen Abend schreiben würde; da ließ sich der Unheld melden, und ich Unwürdige, Unselige, die immer wieder dieselbe lächeln hat, nehme sie im größten Widerwillen an! Ich war mit Mama aus gewesen, hatte dann mit Hanne bei ihr gegessen: war nicht sehr wohl, schlief, las; gegen 8 kam die Schwedin. Und jetzt ist beinah 12. Sieh mein Unglück. Tausend Dinge hatte ich Dir zu sagen. Nun bin ich so zerlumpt! Heute schicke ich Dir keinen Brief auf die Post: und habe auch keinen bekommen; zum erstenmal den Sonnabend! So kommt alles! Mama frug mich heute ganz erstaunt, und mit dem höchsten Interesse, ob ich aus dem Orte noch keine Nachricht hätte; wie es Dir dort ginge. Und wollte gar nicht glauben, daß ich das noch nicht wisse. „So geht's der immer!" ging in ihrer Seele vor: und ich hört's am Ton, und sah's am Gesicht. Sie frug's bei der Gelegenheit: ich gab dort den Brief für Minna Spazier ab; und sie dachte, es sei, wie immer, Deiner! Den ganzen Tag dachte ich an Dich: heute mit tausend Liebe, da ich dies grade der Boye nicht zeigen wollte! Deinetwegen! Adieu, morgen! Lieber, Lieber! Heute grad liebt' ich Dich sehr. Ob Du auch den Himmel so siehst?

Tausend Klumpen Sterne sitzen ganz dick dran, als ob sie herunter fallen würden. Unserer steht hinter meinem Hause weit mehr westlich. Ist das so? Adieu. Gott! was machst Du jetzt? Die Zeit flieht auch ohne Dich. Gott, Gott!

Sonntag Mittag um 12, den 13. November.

Ich habe die abscheulichste Nacht gehabt; nicht geschlafen, und doch keinen Gedanken, nur den Aerger darüber; es geschieht mir seit einigen Jahren, daß ich Endes November, wenn es sehr klatschiges, schlappes Wetter ist, von Insomnien geplagt bin, jetzt ist's aber noch früh im Monat, und kein Gedanke von Regen: nun empfinde ich zwar noch die Nachwehen des Fiebers, welche immer acht Wochen dauern, wenn das Fieber neun Tage währte; aber ich schlief doch noch vor vier, fünf Tagen; besser wenigstens. Ich weiß schon, ich merke, daß ich die Bohe nicht vertragen kann — obgleich ich auch ohne sie nicht schlief — wie den Grafen Tilly; und ich merke auch, wie sich mein Körper spitzt, und was er für Menschen nicht mag. Ich sage nicht in meiner Unwissenheit „Körper"; denn außer, daß ich deutlich weiß, was mich ennuyirt, und mir schon als Ennui schadet: so ist es noch dabei ganz körperlich. Meiner will keine unfrische Menschen mehr annehmen, die nichts von Grünem, von Leben, von dem Regen in der Natur wissen, und die auch kein Gefühl für andere Körper haben: sie dünsten heilig anders aus! bewegen die Luft anders, berühren mein Gehirn, mein Gehör, anders; und affiziren meine armen Augen! Wie gesund wurden wir, in unserer Gegenwart! Ist Deine Brust gut? Sind Deine Lippen noch in Ordnung? Laffe sie nicht verderben! Lieber, englischer Patiente!

Was ich den Donnerstag machte, habe ich Dir nicht geschrieben: da war ich bei der Guten, ganz allein, die mir von Liebe und dergleichen etwas erzählen wollte, und aus dem Vormachen — sich und mir — nicht herauskommen konnte; ich schwieg erst lange, und dachte auch, ich würde gar nicht reden; dann stellte ich ihr aber doch bündig einige Dilemma's vor; bloß vor, ich schlang sie nicht hinein; vor denen sie stehen blieb, und schwieg. Ich bin nicht besonders böse auf sie: ich sprach nur von ihr. — Gegen 11 verließ ich sie; und war so nervenirritirt, so unfähig zu Bette zu gehen, daß ich noch unten hineinging; früher war Hanne aus, und mit der Mutter nicht

oben gewesen; Mlle Bauer hatte ich hinunter spedirt, Vetter und Nettchen wußte ich auch da; ich lief zu den Kindern an ihr Bette, die ganz selig waren. Fanny sprang gleich aus ihrem Alkoven nach Hannen's Bette, und wir küßten uns auf Mord. Hanne ihre Seligkeit ist, zu mir zu laufen, oder wenn ich komme. Und es geht doch jetzt bei mir nichts vor! Ihre jüngste liebste Kammeradin ist ihr nicht lieber — vor einiger Zeit, wir waren ohne Licht, ich noch krank, und Fanny und Hanne mit mir allein; wir lachten, die Kinder sehr: so stößt Fanny mit einemmale aus: „Hier lache ich doch noch!" und so ging's weiter; ich frug nach keiner Erklärung, Hanne hörte es vor Lust und Lärm nicht. — Wie mich das freut! Wenn sie meine Tochter wäre, wäre es eben so; nicht wahr? ich glaube es. Glaubst Du es? O! ja! „Mit Dir habe ich immer zu reden", sagt Hanne. Dann ging ich zu den Anderen, ich sprach unaussprechlich viel, lachte wie in einem Schwindel, hatte auch welchen: kurz einen kompletten Anfall lustiger Hyperchentrie — ich kenne mir das —, die Anderen amüsirten sich. Als ich hinauf kam, konnte ich kaum essen, und schlief nicht; wenigstens ungeheuer schlecht. Denk' Dir, Varnini, ich war noch nicht aus dem Thore; und seit dem Tag, da wir zuletzt bei Kerstens waren, nicht im Thiergarten: ich scheue mich, allein hin zu gehen: mich dünkt, ich halte mir die Zeit zurück: alles möchte ich nicht thun. Die Gute sagte es nicht einmal: „Wir wollen hinaus!" Die könnte ich ewig die verhaßten Linden herum führen, oder auch nur um die Theemaschine herum: es wäre der Sinnlosen genug, der Bolzen die Sonne, der Dampf die Wolken, der Kessel der Chimborasso (oder wie heißt Humboldt's dummer Berg?). Ein Lord und ein Kamin wäre Apell und der Tartarus. Dann wäre Himmel, Erde, Hölle, Zukunft, Liebe, alles fertig. — Ich könnte aus Schwäche bis Weihnachten so fortfahren! Denke Dir noch Eins, Jüngeken! Anstatt die Jägerstraße zu lieben, hasse ich sie. Sieh mein Tückenherz! Im Anfang schämte ich mich durchzugehen: haßte und beneidete alle Nachbarn, und dachte, sie könnten nun mit Ruhe und Schadenfreude da sitzen, nur ich, ich Unselige, hätte hinaus gemußt. So vermied ich die Straße mit den weitesten Umwegen, und war bitterlich gekränkt, geängstigt; nun, daß ich sie doch einmal sah, hasse ich sie: sie ist meiner Einbildung fremd; ganz fremd; nun, daß ich von ihr bin, ist nichts mehr drin; was war denn drin, außer ich? und der Weg zu den

edlen Spazirgängen. Die Ecke lieb' ich noch, an der Markgrafenstraße, wo ich in der Sonne und im Mond mit Dir mich umschwang: sonst ist sie mir ganz zerstört! Wäre ich ein Emigrant, ich haßte meine veränderte Heimath, ich fühl's, bloß weil ich sie verlassen mußte; und die todten Gegenstände es litten: und auch ihre Physiognomie verloren. Als ich grade nach Paris — und um zu bleiben, und sehr gekränkt — reisen wollte, sah ich in der Jägerstraße mit Jean Paul Richter aus dem Fenster, und sagte ihm: „Ich begreife es gar nicht; ich reise in acht Tagen; und seit ich meiner Reise gewiß bin, werden mir alle, die bekanntesten Gegenstände fremd; ich erkenne die Ecke drüben nicht mehr; sie ist mir wie die fremdeste Straße." Es war wahr. Er sagte ganz in sich gekehrt, und beinah mit Kopfschütteln: „Das ist eine große Phantasie. Sie haben eine große Phantasie!" Wie so? sagte ich. Er schwieg, und ich auch; weil es von mir war. Ich verstand ihn nicht; und verstehe noch nicht was er meinte. Denn es war ja ein Unvermögen, und ganz negativ! Meinte er, daß ich mich so los denken konnte, und die neuen Gegenstände mir schon vorhielt? Antworte mir. Kurz, mit der ollen Jägerstraße ist es unverhofft wieder so! Es ist Tücke dabei; ich fühle es. Ich hasse sie: sie ist mir fremd. Der Waldgeruch, den ich dort oft empfand, wird auch hier sein, in der Charlottenstraße. Und ich warte ihn nicht ab! Gott soll mich nicht so hart strafen!

Es ist Dreiviertel auf 1. Ich habe in le génie du christianisme von Chateaubriand, welches ich schon einmal nicht auslesen konnte, heute Abend die Episode, Geschichte des René gelesen. Lies sie! Der Anfang entsetzlich langweilig, und gewöhnlich, und dann große Schönheiten. Der schließt die ganze Welt und die Augen zu, und sieht mit seinem ganzen Genie in sein Herz. Sonderbar! Lies es! — Unversehens schreibe ich Dir ein Tagebuch. — Bei der Guten, wo ich allein war, las ich eine Vertheidigungsschrift der Gräfin Lichtenau von ihr selbst geschrieben, gegen Männer, deren Namen ich vergessen: einer ist der Verfasser der „Feuerbrände". Auch darin sind gute Stellen; ihrer Wahrheit wegen, die man ihnen anmerkt. Und für mich viel Amüsantes, die ich die ganze Welt, die darin vorkömmt, kenne. Alle Leute! Musik, Opern, Fêten, Stücke, alles. Und auch Geschichten.

Lieber, Bester! Mir ist so bange, keinen Brief von Dir zu haben! Nun habe ich gar nichts. Das war mein Ein-

ziges! Seit Nürnberg habe ich nichts! Ich, die ich auf Briefe gar nichts halte, weil sie das Zeichen der Entfernung sind, schmachte danach! Deine Briefe, ich habe es erst heute bedacht, machen mein ganzes Leben aus: halten mich hin. Und dürft' ich Dir nicht schreiben, ich müßte vergehen! Adieu! Ach wie zu ist die Welt. Finster, winzig, Winter alles. Alles! Adieu!

Montag Abend um 12 Uhr, den 14. November.

Ich weiß, wenn ich Dir diesen Brief schicke, Du merkst es gar nicht, ob ich heute geschrieben habe oder nicht; und doch leidet es mein Gewissen nicht! Das Blut steigt mir nach dem Kopf, daß ich die Feder nicht führen kann, so viel habe ich gelesen. Morgen sage ich Dir, was. Bei der Guten las ich auch noch ein Buch aus: und als ich jetzt aus der Hausthüre ging, und mich vermummte gegen den Regen, überfiel's mich so plötzlich, daß Du nicht mit mir, wie immer bei den Stimmen, ich allein bin! Ach und wie einsam hier! und immer! Und was las ich, was dacht' ich, was schrieb ich nicht heute! Adieu. O! Gott, dieser Wechsel, dieser Kampf, dieses sich Trösten! ewig? Adieu! adieu! Verzeih! Und keinen Brief von Dir! ich ängstige mich nicht. Gar nicht. Nie. Deine Ankunft; die Beschäftigung: ich weiß alles. Adieu!

Dienstag, den 15. Mittag.

Ich schäme mich, Dir diesen abscheulichen Brief zu schicken: aber wenn ich schreiben soll, wird's so wie ich: und Du könntest Dich ja auch betrüben, wenn die Post ohne Brief von mir käme. Jetzt eben habe ich für Mama und mich einen langen Brief an meine Schwester im Haag schreiben müssen: und da es unsere Lage, meine letzte Geschichte und den künftigen Sommer — Mama soll hin — betrifft; so hat es mich nicht ermuntert! Die Anstrengung des Schreibens allein fatiguirt mich zum Tode. Ich bin noch von gestern nicht ausgeruht, und habe nicht viel und nicht erquickend geschlafen — auch will ich in den Straßen allein umherlaufen. — Ich schrieb mir gestern Morgen viel aus Chateaubriand ab: alles eigentlich für Dich; ich las ihn auch: dann ging ich zu Mama, aß, legte mich etwas, las wieder Chateaubriand; er ärgerte mich mit seinen Urtheilen über Litteratur so, daß er mich empörte wie ein schlechtes Stück: meine Nerven waren schlecht, ich mußte ihn

wegwerfen: ging nach 7 hinunter, fand Alle beſchäftigt, und nahm wieder ein Buch: lettres familières de Montesquieu, der in England, Italien und Deutſchland war. Sehr intereſſant, ſehr lebhaft; und immer mehr Aufſchluß über ſeine Nation, ihre Werke und ihre Geſellſchaft; die mit ihrer Staatswirthſchaft zuſammen klebte, und riß. Ich hatte das Buch einen Abend zuvor im Kataleg angeſtrichen für meine Schwägerin, die mir die Arbeit auftrug. Ich las einige dreißig Seiten: ging zur Guten, nahm auch dort, unter heftigen Geſprächen der beiden letzthin genannten Herren, die Lichtenau, las den Theil aus, und durchſah noch einen zweiten, der Briefe an ſie von der ganzen Welt enthält; Engländer, Franzoſen, Deutſche, Italiäner, Spanier; wenige nur kenne ich nicht perſönlich. Doch ſind die Briefe ohne Witz und Geiſt: ich ſah ſie nur darauf an. Das ganze Buch auf einer ſehr unteren Stufe erhalten! Die Gute weiß aber auch gar nicht was ſie lieſt. „Gnädige Freundin!“ iſt ein Brief von Hirt überſchrieben, an die Gräfin Lichtenau; ich lachte, und zeige es der Guten: „Ja!“ ſagt ſie auch lachend, „und ſehen Sie! «Liebe Lichtenau!» ein anderer von Lavater!“ Das iſt ja aber gar nicht lächerlich, mußt' ich ihr endlich ſagen, weil ſie gar nicht ſchweigen wollte, und mit einer Art von Ringen mir das Buch nahm, um mir das Wunder zu zeigen! Ich mußte ihr ordentlich ſagen: Das iſt ja gar kein Vergleich; wie meinen Sie denn das? Sie blieb dabei: weil ſie ſich vorgenommen hatte, eine Bemerkung zu machen, die mir nichts voraus laſſen ſollte. Wie kann man ſo hundedumm ſein. Ich bin empört, ſiehſt Du, daß ich das erſt recht jetzt bemerke. Ein Wort! vielleicht zu Hirt's Entſchuldigung. Er hatte damals fünfzehn Jahre in Italien gelebt; und wirklich vielleicht die Ausdrücke konfundirt: in einem Lande, wo jeder, der nicht Cicerone iſt, Eccellenza — wie Monsieur beinah — bekommt! Man verwechſelt ſo etwas. So kann es gekommen ſein: dumm iſt es doch, es ſtehen zu laſſen: und es kommt einigemal vor. Mich freut's, daß die Leute zeigen müſſen, wie ſie ſich gebärdet haben, groß und klein! Adieu, Lieber! Verzeih dieſen Brief; ich muß ein wenig gehen. Nach meiner Lektüre geſtern las Mr. Raimond bis 12 mit Gewalt Ueberſetzungen des Milton von Chateaubriand vor; vom Paradies und Engeln; meine Feinde! Um 12 echappirte ich: er hielt mich an der Hand; ich ließ ihn, nach dreimaligem Anſetzen, endlich leſend dort.

Rahel.

Mach' Dir nicht ein zu großes Gewiſſen! Wenn ich Unterhaltung hätte, wäre ich minder ſo, wie ich bin. Adieu, Lieber! Fleißig kann ich auch nicht recht ſein, meine körperlichen Kräfte verſagen es: ich war mal ſo krank: ich kann nur ſo ſein wie Du mich kennſt. Es wird auch wohl beſſer.

Ich war allein in den Straßen: es hat mir nicht geholfen. Am Ende begegnete mir Robert mit Hrn. von Drieberg, Koreff's Freund aus Paris. Ein hübſcher Menſch. Brünett. Vielleicht bekomme ich, wenn ich dieſen weggeſchickt habe, noch einen Brief heute von Dir! Adieu Beſter. Sei vergnügt und laſſe Dich von mir nicht ſtören! Es iſt nebliges Wetter! einen Moment wollte es ſanfter ſein. Adieu! Es iſt bald 4 Uhr, ich war auch bei Mama. Adieu!

An Rahel.

Tübingen, Donnerstag, den 10. November 1808.

Rahel, geliebte Rahel! Ich weiß nicht wohin mich retten vor dem Ungeheuer von Brief das ich in mir trage, oder das ich ſelber bin, ein Brief an Dich rafft mir alle Glieder zuſammen, und da liegt alles bereit, und ſoll nur eben noch geſchrieben werden; jetzt wie ſchreibt man Kopf, Bruſt, Leib, Arme und Beine! nein, das geht nicht, es muß zurückgetragen werden, ich behalte mich hier, und kann Dir nur einige Worte ſchicken! ich zerreiße dieſen Anfang auch wieder, weil er mir mißfällt, aber ich habe ſchon zu viele zerriſſen, und gerathe in zu große Angſt! denn ich habe Dir viel Wichtiges zu ſagen, und will nicht länger warten. Seit dem erſten November bin ich hier in Tübingen, und ringe täglich darnach, Dir zu ſchreiben, am ſiebenten bekam ich Deinen ſehnlichſt erwarteten Brief, und war nur heftiger und dringender aufgereizt, aber in dieſen drei Tagen war auch Aeußeres mir Verhinderung. Ich habe hier keinen frohen Augenblick gehabt, keinen, in welchem ich mein tiefes Leid vergeſſen, und ganz Einem Eindruck hingegeben geweſen wäre, wie ſehr auch lieblicher blauer Himmel, warme Luft in ſchöner Thalgegend mich umſchmeichelten. Von meinem Schmerze, der noch beim Ankommen im ſchönen Mondſchein geſchlummert hatte ich in dem Schatten von allerlei Bildern der Univerſität, des Studiums und des ſüdlicheren Lebens, aber um ſo ſchrecklicher erwachte am anderen Morgen, als jene

Bilder wie Nebel hinschwanden, und mir das wahre Sein dieſes Orts ungehemmt in die Seele brannte, weiß ich Dir wenig mehr zu ſagen, liebe Rahel; ich habe ihn ſo durchgelitten, daß ich faſt erſtorben war für ſeine Reizung, ich weiß aber, daß ich mich den dritten Tag auf's Bette warf, und einige Stunden weinend vergingen, zuletzt darüber, daß das thörichte Herz in unſinnigem Dienſt fortfuhr zu ſchlagen! Das Erwachen Morgens war wie das eines armen Sünders, dem der Stab ſchon gebrochen iſt; ermattet nach ödem, verwirrtem Schlaf, brachte ich die Stunden in irrer Beſchäftigung zu, und fühlte ununterbrochen einen Schmerz der ſtillen Verzweiflung wie einen Strom durch meine Bruſt ziehen. Nachmittags wurde es immer am ärgſten, ich wünſchte den Tod, weil der Gedanke der entſetzlichen Entfernung von allem Lieben, die ungeheure Verſtoßung, die Gefangenſchaft mein Inneres ja fortdauernd abtödteten. Die ſchönen Wege vor der Stadt, das göttliche Wetter, alles, was mich hätte freuen können, empörte nur deſto mehr meine Traurigkeit, halbtodt kam ich nach Hauſe, lag auf meinem Zimmer, die Augen trübe, die Zähne zuſammengebiſſen, bei jedem Anblick eines Buchs, einer Scheere, die anderswo ſchon um mich geweſen waren, in Verzweiflung! Harfcher hat dies alles mit mir gefühlt, er war gebeugt vom Unglück, wie ich, und wir waren meiſtens beiſammen und redeten uns gegenſeitig aus, in fürchterlichem in's Auge Faſſen der vielen ſo gearbeiteten Wintertage, die uns beſtürmen ſollten. Ich rede, als wäre das alles vorbei, aber es iſt noch, arme Rahel, und nur mein Muth, mein unermüdetes Streben hat einen Funken in das Irrdunkel geworfen. Wie nur ſoll ich Dir's alles ſagen? — Du kennſt mich, theure Rahel, ich habe Dir von meiner Unruhe geſagt und geſchrieben, auch daß ich nur Eins über mich weiß, leider nur ein Negatives, aber dieſes mit der gewaltigſten, wahrhaft göttlichen Ueberzeugung, nämlich daß ich ein verdorbener großer Dichter bin, oder vielmehr, daß der Stoff, woraus ich gebildet worden, nicht hinreichte. Alles andere in meinem Weſen iſt mir unbegriffen und völlig dunkel, ich höre keine Stimme in mir, ich fühle keinen Zug, der mir nur auf's Leiſeſte anzeigte, welches mein Beruf ſei, und die Welt, meine Armuth, drängt mich einen zu erwählen, zu verfolgen, feſtzuhalten. Herkömmlich, aus Gewohnheit ſtudir' ich Medizin, jedesmal war ich ganz ohne Schmerz, wenn äußere Umſtände mich nöthigten, anderes zu ergreifen, doch iſt ſie mir

durchaus nicht mehr zuwider, als ein anderes Treiben, lieb und nützlich wäre mir nur eins, frei zu leben ohne Stand, ich weiß was ich leistete für mich und für Andere in solcher Freiheit, wenn gleich die jetzige Einrichtung der Welt meinem Leisten keinen Namen ausdrücklich beizulegen weiß, so wenig wie Deinem, welches ich nur darin dem meinigen vergleichen will. Dieses ist mir aber gänzlich versagt. In diesem Unglück komme ich mir vor, ich schrieb es schon in einem anderen Briefe, wie eine Laune der Natur, die einmal hat sehen wollen, wie sich solche Elemente, die in mir vereinigt sind, zusammen darstellen, und ich bin das unglückliche Thier, das man, weil's eben zum Experimente gebraucht wird, ohne Haß und Bosheit lebendig aufschneidet. Mein Leben ist einmal zerrissen, aber es fehlt mir nicht an Muth, mit einem Stückchen noch fortzuleben, ich will auch alles anstrengen, und sollte das Versuchen bis an das Ende des Lebens müssen fortgesetzt werden. Darum ist es denn wirklich klug, so lange nichts mich entscheidender ruft, bei der Medizin zu bleiben, und ich will Arzt werden. Man kann nicht alles zugleich haben, Du hast mir einmal noch in Berlin darüber geschrieben, und kräftig fielen mir heute Deine Worte in's Herz, und auch Harscher wollte mich trösten, indem er sagte, daß ja selbst die Erde nur immer mit einer Hälfte wache, und mit der anderen schlafe! Dieses sagte er auch, um sich selbst zu trösten. — Gut denn, ich wollte mir wohl gefallen lassen, eine Weile bloß das Studium herrschen zu lassen, während alle meine anderen, sogar die mächtigeren Triebe schlummerten: aber um Gotteswillen! Kinder, wer kann so bitter-grausam gegen mich sein, und mir denn die Medizin als Studium anrechnen? Studium, in dessen freiem Genuß mir das Herz lacht, die Seele befriedigt ist, bis in die schwierigsten Fleißproben hinein, das ich auch genossen habe eine kurze Zeit, und von dem ich selbst in dem Harten das Harte nicht fühlte! Ich habe es ja gesagt, das Herz ist mir nicht entzückt, die Seele nicht erfüllt von der Medizin; verbiete sie mir einer, und ich werde nicht unglücklich sein, und drum ist es Arbeit, bloße Arbeit, die ich vollbringe, weil ich in der Welt meine Existenz erwerben muß, bitterer vielleicht als eine anderer Art, weil sie durch ihre Form das wahre Studium nachäfft. Ich lebe also nicht, wenn ich in der bloßen Medizin lebe, und hier ist mir nichts anderes vergönnt; denn auch die Poesie muß ich liegen lassen, weil die Medizin mir wohl Zeit genug giebt, mit

ihr zu spielen, aber nicht, ihrer Erscheinung ein würdiges Fundament unterzulegen. Hier aber ist nichts anderes, ich bin verwaist! Nun noch diese andere Verwirrung in meinem Leben will ich Dir darlegen, theure Rahel, und damit mein Vertrauen zu Dir bis auf die kleinsten Tropfen ausschütten. Es ist dies mein Verhältniß mit Fanny! Du weißt einiges, und ich bin sicher, daß Du aus diesem was Du gesehen hast, leicht was ich hinzufüge richtig einsehen wirst. Wie es auch darin, in der Liebe, mit mir ist, kann ich nicht ergründen, und nur beschreiben die oberflächliche Erscheinung. Du hast darüber ein Billet von mir, auf das ich mich berufe. Für ein Unglück ist es allerdings zu halten, so von der Natur eingerichtet zu sein, wie ich, unfähig einer großen Leidenschaft, und fähig der schönsten Liebesmomente, die mir unmittelbar durch ihr Dasein die Ueberzeugung geben, daß sie zu dem Besten gehören, was je die Natur erzeugt, und anhänglich und zärtlich bis in den tiefsten Grund der Seele: aber es muß doch ein großes Geschlecht sein, eine ganze Formation, zu welcher meine Art gehört, wie schon Sagen andeuten und Scherze. Ich liebe Fanny, ich schreibe ihr die innigsten Briefe, ich war entschlossen sie zu heirathen, und wäre glücklich mit ihr gewesen, und auch ihr treu, denn nur die Abwesenheit löst mich aus der Gewalt der Persönlichkeit der Geliebten: Du weißt welche Wendung dieses genommen hat. — — Aus den beiden Stellen, die ich aus ihrem letzten Briefe Dir abgeschrieben habe, wirst Du sehen, wie sie selber es ausspricht. Sie rechnet auf meine Rückkehr, wie auf das Erscheinen des besten Freundes, und wird mit mir, in stillem Umgang, wehmüthig froh die geträumte Vereinigung betrachten, von der das Schicksal so vieles abgehandelt hat. Und gewiß, wenn ich Arzt werde, bleibt mir auch in jeder anderen Rücksicht nur Hamburg zu wählen, weil ich nur da meines Fortkommens gesichert bin. Aber ich habe Fanny'n nicht verhehlt, daß mir unser künftiger Umgang eine große Aengstlichkeit errege, weil er von allen Seiten Unschönheiten zu ertödten hat, wozu ihm durchaus die Gewalt fehlen muß, und ich fürchte mich gleicherweise hinzugehen und wegzubleiben. Und wenn ich nach Hamburg gehe, welche Hoffnung hab' ich denn Dich, geliebte Rahel, wiederzusehen, an deren Seite zu leben mir das unschätzbarste Glück ist? Je besser es mir dort geht, je mehr Praxis ich bekomme, und ich werde sie suchen müssen, je mehr stell' ich mich fest! Abscheulich aber wäre mir der

Gedanke, Dich mit Fanny an einem Orte zu ſehen, und wäre auch mit jeder von Euch beiden mein Umgang ſo geartet, daß jede, auch als Verliebte, keine Eiferſucht auf die Andere faſſen könnte. Ich habe keine ſo liebloſe Freundſchaft! — Sage, theure Rahel! iſt das nicht ein ungeheures Unglück ſo verworren zu ſein? Und wenn ich ehrlich, rein, wahrhaft bin, wie ich es denn einzig aus innerer Nothwendigkeit ſein muß, ſo kann ich jetzt durchaus keinen Ausgang finden aus dieſen Irrſalen! Sieh, Du herrliches Weib, ich kann Dir das alles ſagen, was ich Fanny'n in ſeiner Ausdehnung nicht ſagen kann, am wenigſten die Art meiner Liebe zu Dir, weil ſie es nur betrüben, keineswegs aber verſtändigen würde; es wäre denn, daß ich bei ihr wäre, und die Rede ſich in jede augenblickliche Wendung ihres Gemüths bequemen könnte; ich betrüge ſie daher nicht, ſondern habe nur das Bewußtſein über ſie. Dir kann ich das ſagen, es greift Dich vielleicht an, theure Rahel, denn Du mußt ſie haſſen, ſolche Verwirrungen, und das Unverſtandene ihrer Auflöſungen, aber ich kann Dir es doch ſagen, und das iſt ein ſo ungeheures Glück, daß ich ſtaunend es zu ergründen ſtrebe, und nicht vermag! Dies beurkundet Dich, geliebte Rahel, als die Königin meines Lebens, die ſehnende, richtende, ſchützende, helfende! In allen dieſen Tagen hab' ich nur Dein Leben angeſchaut, und gezittert, es von dem meinigen jetzt entfernt, und vielleicht ſpäter ganz von ihm ſich entfernen zu ſehen! Darf ich Dich tadeln, wenn Du den wirren Sinn des unentſchiedenen Knaben fahren läſſeſt, der Dir weder Sammlung noch Zerſtreuung gewähren kann? — So weit habe ich geſtern Nacht geſchrieben, dumpf und verſtört, nachdem ich mich ſehr geärgert hatte, nicht allein zu ſein, denn Harſcher blieb, wider ſeine Natur, auch als ich endlich anfing zu ſchreiben, immer bei mir, und redete gleichgültige Dinge in mein Schreiben hinein, und brachte meinen Aerger auf's höchſte dadurch, daß er immer ſagte, er ſehe mir's an, daß ich irgend einen beſonderen Verdruß habe, und rathe mir, vom Schreiben abzuſtehen. — Heute habe ich einen ſchlechten Vormittag, ich ſchlafe unglücklich, das iſt der rechte Ausdruck, und fühle mich krank, ohne Eßluſt, ſo unſelig, daß ich die Momente des heftigſten Schmerzes zurückrufe, weil ſie doch gedrängtes Leben enthalten, vielleicht das Beſte und Tiefſte meines Lebens ſind. Ich will und muß aber weiter ſchreiben, wenn mir nicht neue Angſt anwachſen ſoll! Liebe Rahel, wie bin ich mit Dir be-

ſchäftigt! wie ruf' ich jede Lebensbewegung von Dir an! Nichts hat mich hier erwecken können, nichts mir die Seele kräftigen, als Deine Briefe! Ich habe viel in den früheren, die ich in Berlin noch von Dir bekam, geleſen, und bin erſtaunt über die große Härte in ihnen, die ich damals nicht ſo fühlte, und jetzt nachfühle! Aber auf jedem Punkt iſt Wahrheit, und doch auch Sanftmuth. Sehr viel habe ich auch in denen an die Freyberg geleſen, und fühlte, nach Maßgabe des Leſens, eine Welt voll Leben ſich um mich verſammeln, ich war wie in einer flachen Oede, und auf dieſe Zauberworte ſtellten ſich hier ein Berg, dort ein Wald um mich, und Dinge, wirkliche Dinge drängten ſich an meine Seele. Rahel, ich bin ein dünner Faden neben Dir ſchönragendem Baum, ich weiß es, und möchte verzweifeln über meine Unkraft, die ſo durch Liebe neben Dein quellendes, ſtromgewaltiges Leben geſtellt iſt, ich fühle meine Armuth in jedem Sinn gegen Deinen Reichthum, zwanzig wie ich mußten drauf gehen, um nur Deine Augen zu bilden, und in meinem Kopfe, dem Sitze des Höchſten, iſt nicht mehr Lebensgeiſt verbreitet, als in einem Deiner weniger bedeutenden Glieder; ich meine dies alles nur für die Kraft, für das eigentliche Thatleben, nicht ſo für den Sinn, mit dem ich Dir näher ſtehe, und durch den ich, dieſes alles fühlend, vielleicht doch noch verdiene, mit Deinem Weſen ſo vereinigt zu ſein, als Du ſelber ja nun erlaubt, gewünſcht haſt. Ich bin krank ohne Dich, und nur die äußerſte Muthloſigkeit kann mich dahin bringen, auf Dich einen Augenblick Verzicht zu thun, immer finde ich meine Gedanken, meine Träume, meine Ausſichten unvermerkt auf Wege gewendet, die zu Dir führen. Dahin gehört das ſchattig im Hintergrunde aufwankende Bild, als deutſcher Arzt und Litterator in Paris zu leben, wo Du, Rahel, wohl zu finden ſein könnteſt. Auch Harſcher habe ich vieles von Dir vorgeleſen, beſonders aus dem Briefe an Rebecka, noch mehr aber erzählt. Der Erfolg zeigt, wie ſicher mein Sinn mich geleitet hat, es jetzt zu thun. Hier bin ich wirklich beſtürzt, in der Unbehülflichkeit des Schreibens, ich weiß nicht wie Dir die Sache ganz darlegen. Ihm wie mir iſt Dein Leben, das Wiſſen von Deinem Daſein, ein Troſt des eigenen Lebens, ein Sieg, eine Siegesfeier! Du biſt ihm ein reines, unſchuldiges, wahrhaftes Weſen, in dem das Schönſte der Menſchheit ſich auf's höchſte erhoben hat, die größte, wunderwollſte Erſcheinung. Er glaubt zwar, daß Schleiermacher mehr verſtehe als Du,

was in dem Mann und gelehrt sein liegen kann, oder daß Du ungeheuer mehr siehst, als er, der nicht vermocht hat Dich zu erkennen und anzubeten. Dein reines, wohlwollendes Gemüth in seinem unergründlichen Himmel ist ihm nun eben so klar, so heilig und liebenswürdig, wie das einzige Talent, die Riesensinne, an die er früher schon geglaubt. In Deinen Worten findet er die höchste Spekulation, wie sie im Leben sich gestalten muß, das tiefste Mark der Philosophie. Alles was Du sagst, möchte er augenblicklich wie von ihm gesagt, wenn er die Kraft dazu gehabt hätte. Noch eine zeitlang Deines Umgangs zu genießen, könnte, so meint er, seinem ganzen Leben ein Impuls, eine Erhebung, Erfüllung gewähren. Verzeihe mir die ungeschickten Ausdrücke, Harscher sagte alles das inniger, tiefer, schöner und mit der Kraft und Ruhe einer verjährten Wahrheit und Einsicht. Ich mußte Dir doch etwas davon erzählen! Das hab' ich nun zu Stande gebracht, ich Armer! er wird Dich besser verstehen, als ich, Dich reicher anregen, als ich, Dein Gespräch in höherer Sprache, in Deiner, führen, während Du bisher gütig mit mir, dem Unwissenden, in meiner redetest; aber es soll mich doch freuen, denn ich sorge ja zumeist für Dich; daß die königliche Blüthe in himmlischer Luft schwebe, ist mein innigstes Wünschen, ich habe sie erkannt, und muß sie in die Augen der Besten stellen, wenn auch ich keinen Platz unter ihnen habe. Wie tief schmerzt mich aber doch die Demüthigung, daß auch Harscher mich für unfähig und unwürdig hält, in Deinem Leben so zu stehen, wie er mich für den Augenblick stehen sieht, und nicht begreift, wie Du mir die Briefe alle geben konntest! Rahel, geliebte Rahel, ich werfe mich weinend in Deine Arme! — Wir haben zwei Abende in den schrecklichsten Bewegungen zugebracht, und unseren ganzen Zustand vielfach durchgearbeitet. Das Ende davon hat folgendes, aus meinem muthigen Fortstreben entsprungenes Resultat geliefert; ich will gegen das Unglück kämpfen, und nach dem Glücke greifen! — Harscher geht in wenigen Tagen nach Basel, um den Winter dort in seiner Familie zuzubringen; ich bleibe noch hier, vielleicht zwei Monate, bis ich von Hamburg Geld genug habe, um fortreisen zu können, zu dessen Herbeischaffung ich alles mögliche sogleich thun werde. Bekomme ich es nicht, so vertraur' ich hier den Winter im Elend, und thue was ich vermag, aber nicht in der Medizin, damit ich nicht ganz hinfalle, und weiß Gott, was ich anfangen werde. Be-

komme ich aber genug, oder sollte es durch Verkaufen meiner Wäsche genug werden, so reise ich gewiß zu Neujahr nach Wien, wo ich denn auch den Sommer zu bleiben gedenke, und Harscher wiederfinde. Ich kann mich nicht entschließen Dir eine ausführliche Beschreibung von Tübingen zu geben, es seien wenige Züge! Die Stadt ist häßlich, dumpf, schmutzig, alle Straßen liegen voll Mist; die Einwohner sind armselig, es giebt nicht einmal schöne Gesichter; die Universität ist unbedeutend, gemein, kein begeisternder Mann, unter den Studenten der schlechteste Ton, die Mediziner meist Barbiergesellen. Kielmeyer liest wenig, ist nicht umgänglich, diktirt alles, und seine Hefte schon in Harscher's Besitz. Das Klinikum ist eine ganz neue Anstalt, ohne Ausdehnung, ohne rechten Fond, der Vortrag gut, aber nur für Anfänger, für unser Bedürfniß gar nichts, jetzt sind 2 oder 3 Kranke darin, Autenrieth selber wundert sich, daß unser einer hieher kommt, da für die wahre Praxis hier fast nichts, gar nichts zu erlernen sei. Dieser ungeheure Irrthum, in den wir gerathen sind, und der uns um hundert Meilen, mich um die glücklichste Lebenszeit gebracht hat, ist Reil's Anrathen und dem allgemeinen Gerücht aufzubürden, nicht uns, die wir unschuldig darunter leiden. An Gesellschaft ist hier gar nicht zu denken, man ahndet gar nicht, was hier alles fehlt, ich kann wirklich hier nur mit Mühe denken. Sopha's kennt man kaum, einen Tisch hab' ich mir machen lassen, nur insofern man hier wie auf dem schlechtesten Dorfe alles entbehrt, ist es hier wohlfeil zu leben, alles was man haben kann, ist für den Studenten doch sehr theuer. Der Nachtwächter ruft jetzt schon Abends um 8 Uhr, und hat sonst um 7 gerufen, bis der jetzige Regierungsrath es nicht mehr leiden wollte. Die Gegend ist schön, aber melancholisch, und erdrückt mich durch das Gefühl der Einsamkeit. — In Wien, das habe ich nun durch nicht allgemeines Gerücht, das weiß ich, sind gute Anstalten, ich finde dort alles, um den mir auferlegten Versuch, zu sehen ob ich in der Medizin durchkomme, glücklich fortzusetzen, was ich so lange ich nicht eine Erleuchtung bekomme über meinen Beruf, oder einen entschiedenen Widerwillen vor der Medizin, doch immer als ein Glück ansehen muß. Ich kann auch nur in einer großen Stadt leben, wo es Gesellschaften, Theater und Juden giebt, mehr um zu wissen, daß es da ist, als es zu genießen. Dort findet Harscher Musik und Gemälde, und wenn alles reißt, so ist es von

dort in die weite Welt nicht weiter, als von Tübingen. Dorthin zu gehen, ist mein fester Entschluß, ich hoffe alle Hindernisse zu übersteigen, und verlasse mich gewiß nicht! Dein Ausdruck! Jetzt das Beste, liebe, o liebe Rahel! ich habe ja nicht für die Medizin allein kombinirt, auf Dich habe ich gerechnet, Deine Gegenwart scheint mir so sonnig auf diesen Weg, der ohne Dich nächtlich und kalt ist! Komme nach Wien mit dem ersten Frühjahr, und lebe dort den Sommer! Dahin findet sich immer Gelegenheit, der Aufenthalt ist reizend, und auch von da ist leicht überall hinzugehen. Wenn ich auch nur den Sommer dort bleiben kann, so bleibt doch Harscher noch den künftigen Winter dort, oder geht nach Paris vielleicht mit Dir, wir wollen Dich köstliches, nicht und nie genug erkanntes Himmelskind pflegen und hegen, wie wir beide in uns den Beruf fühlen, Priester zu sein dem Schönen und Menschlichen! In Paris seh' ich Dich wohl wieder, mein Leben kann nicht ruhig an Einem Orte vergehen, es war bisher zu wild, zu schicksalsvoll! Aber warum auch so weit hinaus sorgen? Deine Zukunft sagst Du, liebe Rahel, sei sechs Monate: komm, verlebe sie in Wien, an meiner Seite, in meiner Liebe, zu meinem einzigen Heil und Trost, und flechte meine Einsicht in Dein Leben hinein, daß es sich aufkläre; durch Dich, und vielleicht mit Dir, muß ich noch viele Veränderungen erleben, das sagt mir meine Ahndung! Gott! welch' ein orgueil für mich, wenn ich der erste, obwohl schwache unansehnliche Eingang wäre, zu dem Garten, worin es endlich Dir nach Würdigkeit ergehen soll, wo Dir Verehrung und Liebe und Verständniß aufblühen sollen! In Wien, oder in Prag, worüber die Reise führt, findest Du noch wohl gar Deinen Freund Gentz ich will mich freuen Dir Besseres aufzufinden, als ich bin, nur das könnte mich in Verzweiflung stürzen, Dich von Unliebe, Unverständniß unerkannt geopfert zu sehen! Bilde Du nun aus den Plan, den ich ersonnen, sehe alle Vortheile und beseitige durch Deine ungemeine Klugheit die Hindernisse. Nimm auch nicht die Unwerthen zu bündig, sei rüstig und frei für Dich und mich; es ist die größte Belohnung darin, auszuführen was man wünscht, ich habe das an meiner Reise nach Leipzig für das ganze Leben gesehen! Ich wäre nach Berlin zurückgekehrt, wenn das nicht meine Reise verdoppelte, und ich vielleicht die einfache nur mühsam ausführe. Auch könnte ich wirklich nur mit schwerem Herzen im kommenden Sommer die Charité wieder besuchen,

und wir würden weinen, nicht anderswo, ſondern wieder im Thiergarten, den Sommer zuzubringen, unter den alten, widerwärtig gewordenen Geſichtern. Wenigſtens die Abende ſind wir immer beiſammen, geliebte Kleine! Du Tigerin und Circe! ich fürchte mich nicht mehr vor Dir! — Ich bin ordentlich wie krank, mag nicht eſſen, fühle mein Sein nicht klar, ſondern dumpf: das vergeſſe nicht, theure Rahel, wenn Dir dieſer Brief an manchen Stellen nicht lieb werden will, ich bin ſo innig gerührt von Dir, aber es bleibt im Herzen! — Ich habe auch hier in Tübingen, und es jammerte mich recht, daß es hier ſolches giebt, Deinen hellleuchtenden Stern, den Jupiter, glänzend in ſeinem blauen Meere ſchwimmen ſehen, und es war mir, als müßt' ich in ihm wie in einem Spiegel Dein holdſeliges Geſicht erblicken, während eine Scheidewand von Bergen zwiſchen uns, nichts aber zwiſchen dem Stern und Dir ſteht. — Eine Ahndung davon war in mir aufgeſtiegen, Du müſſeſt krank ſein, doch geſellte ſich ihr eine Thörin von Ahndung, Du wäreſt auf dem Wege hieher, und ich wußte nicht mehr, welcher glauben. Ich hatte keinen Brief von Dir vorgefunden, wie mich das geſchmerzt hat! Ich bitte Dich, ja nicht mit der fahrenden Poſt zu ſchreiben, es dauert noch einmal ſo lange, und ich bin ſo ſehnſüchtig! Jetzt iſt auch Eile nöthig wegen der Reiſe nach Wien. Du biſt doch jetzt wieder wohl? Deine Beſchreibung des Fiebers überzeugt mich von ſeiner Gefahrloſigkeit, und Dokter Böhm's Behandlung gefällt mir ſehr. Aber Du arme Kleine haſt doch viel gelitten! Wie freut mich Dein Brief! Innig erquickend iſt er, ich habe erſt nach ſeinem Empfang den muthigen Entſchluß gefaßt. Deine Worte über Galmy ſind mir ſo lieb, ich habe von je mit großer Liebe an dem Buche gehangen, ich glaubte einſt, es würde eine ganz andere Bedeutung für mich gewinnen! Dein Gefallen ſoll Fouqué'n auch erfreuen, ich ſchrieb's ihm. Von Diderot kenne ich nur zwei Erzählungen, „les deux amis", und das „Teſtament", die gewiß ſehr ſchön ſind, es iſt lange her daß ich ſie geleſen, aber ich weiß noch genug davon, um zu ſehen, wie ſein Geiſt Dir ein muthiger, unlenkbarer Knabe ſein muß. — Bringe die Briefe von Gentz und Louis doch mit nach Wien, ich ſag' es nicht aus Habſucht, ich laſſe ſie Dir gern, mein Verlangen geht nur auf Deine, die möcht' ich alle beſitzen, meiner Prieſtertreue mir bewußt, die anderen nur leſen! — Deine ganze ſeelengute Lieblichkeit ſpricht in dem Worte zu mir: „mit einem

wartenden Kinde", wie Du mir von Deiner kleinen Fanny erzählst, mit der Du, kränklich noch, ſchon um 5 Uhr in die Komödie gingſt. — Deine Mutter erkenn' ich wieder in allem, was Du von ihr ſagſt. Du ſchreibſt alles ſehr klar, was vorgeht. Für die guten Anekdoten aber, hier dieſe als Gegengeſchenk! Ich ſagte Harſcher, ich müſſe Dir ſchreiben ob's gut ſei hieher zu kommen, „ſchreib ihr um Gotteswillen, es wäre hier ſo ſchlecht, daß ſie noch dreißig Meilen hinter Berlin ziehen möge, um deſtoweniger zu riskiren, nach Tübingen zu gerathen". Hier iſt ein junger Dichter, Namens Ludwig Uhland, von dem hie und da Gedichte gedruckt ſtehen, über die ſo wie über ſein Gemüth ich kein Urtheil habe, er ſieht aber ſehr plump aus, läßt den Mund offen ſtehen, und macht zum Erſatz, wenn er redet, die Augen etwas zu. Von dieſem aber will ich nichts erzählen, ſondern von ſeinem Großvater, der hier vor kurzem in hohem kindiſchem Alter lebte. Wie dieſer einmal im Bette lag, und ſchlief, machte ihm einer zum Scherze Sporen an; der Alte, erwachend am Morgen, und Sporen an den Füßen fühlend, ſagte ſehr unwillig: „Der nachläſſige Bediente hat mir die Stiefel ausgezogen, und die Sporen vergeſſen." — Er war über ein Stipendium geſetzt, das aber nur Studenten von einem gewiſſen Alter gegeben wurde; einem der noch zu jung war, und ihn darum ſollicitirte, ſagte er endlich mit großen Vorwürfen: „Nun ſo machen Sie doch, daß ſie älter werden!" — Dieſes Stipendium brachte die jungen Leute unter ſeine Aufſicht, eines Abends, als er revidiren wollte, hörte er vor der Thüre im Zimmer ſeine Stimme, mit deren Nachahmung ſich einige ergötzten, da rief er draußen verwundert zu ſich ſelbſt: „bin ich denn ſchon drinne?" — Das ſind meine Geſchichten! — Meine Gedichte waren wie in Dresden, ſo auch hier in Tübingen, nicht unbekannt, Conz, ein Profeſſor hier, hat den Almanach eigen, und ihn herum geliehen. Iſt das nicht zum Erſtaunen? Grüße Chamiſſo und Neumann herzlich, ich ſchicke erſterem ein paar Worte. Sage Rebeka'n und ihren Schweſtern viel Schönes von mir, beſonders Julien, die ſo vortrefflich iſt! Das ſind nur Judenmädchen, ich wünſche Glück dazu! — Eine Neuigkeit! Man ſagt Goethe ſchreibe einen Roman, der mit dem „Wilhelm Meiſter" in Verbindung ſtehen werde, da wird ihn unſer Roman ärgern, der hoffentlich bald wird fertig gedruckt ſein. Aergere Du Dich nur nicht, geliebte Rahel; wenn ich Goethe ſpräche, wollt' ich's ihm wohl

ausreden. Lebe wohl, geliebtes inniges Weſen, ſei meiner eingedenk, und behalte den Muth, den Du mir gegeben haſt! Harſcher grüßt Dich herzlich! Lebe wohl, und komme nach Wien! Ueber dieſen Vorſatz, meinen, ſage noch nichts, bis ich ihn ausgeführt, oder doch des Gelbes gewiß bin, außer Chamiſſo und Neumann, aber auch dieſe ſollen ſchweigen. Adieu denn, ich muß wohl aufhören! In inniger Liebe ewig Dein

Varnhagen.

Kannſt Du mir Adreſſen nach Wien geben, ſo thu's doch! Mir iſt etwas beſſer nach dem Kaffee, der hier unumgänglich mit gebrannten Mohrrüben gemacht wird! — Ein göttlicher Sonnenblick liegt vor mir auf einem Theile der Stadt. — Lebe wohl! Dein! —

Daß nur ja dieſer Brief nicht in fremde Hände kommt! —

Ich habe Dir von Baireuth am 24. Oktober, von Nürnberg am 28ſten geſchrieben.

Ich habe den Brief wieder aufgemacht, weil er erſt morgen weggeht. Meine Sehnſucht iſt geſtiegen, mein Schmerz liegt unter ihr, und hebt ſie mit jedem Schwellen in die Höhe. Liebe, gute Rahel! kömmſt Du denn nach Wien? oder werd' ich dort im Elend verwaiſet ſein? Elend hieß bei den Alten Ausland, ich bin wohl nirgends daheim, als bei Dir, theure Süße! zum wenigſten im Arm eines Weibes! — Der Ludwig Uhland von dem ich früher nach meiner Art ſchrieb, iſt mir ſeit heute durch viele Gedichte, die ich zu Geſichte bekommen, ſehr würdig, und tief, aber deswegen doch nicht zu meinem Umgang. Was ſagſt Du zu dieſer Stelle:

„Sie war der Glanz meiner Jugendtage; des Morgens
„Morgenſtern, des Abends Abendroth. Ein Kuß von ihr!
„ein Abſchiedskuß! Und ſind wir uns nicht beſtimmt für's
„Leben, ſo mögen wir uns doch beſtimmt ſein für einen
„Kuß. Und drängt ſich in einem ſolchen Kuß nicht eines
„Lebens Luſt und Schmerz?"

Harſcher meinte, ſie müßte Dir gefallen. Der Menſch geht nach Paris, vielleicht nimmt er ſich dort auch äußerlich etwas auf. Jean Paul ſagt ſehr gut, eine Reiſe nach Paris, die vor 20 Jahren nur einem Fürſten offen und zukömmlich war, ſei jetzt nur eine Studentenausflucht am Ende der Univerſität. — Ich bin ſehr mißbehaglich; weder Schlaf noch Eßluſt will ſich einſtellen, und der Kopf iſt mir ganz ſtörrig! und am meiſten ängſtigt mich das heftige Verlangen, den Kopf klar zu

haben! Ich ſeufze nach einem guten Ereigniß, aber die Menſchen müſſen ſich eigentlich vereinigen, um ſich wechſelweiſe ſolche herbeizuführen, man ſollte einen Orden dazu ſtiften, die Gefälligkeit der Franzoſen iſt ein ſehr ausgedehnter Verſuch dazu im Kleinen! —

Wenn Du nach Wien kommſt, geliebte Rahel, und Berlin auf längere Zeit verläſſeſt, ſo verbrenne nur ja keine Briefe! Hat Deine Familie keine von Dir aus der früheſten Zeit? Gott wie lebenerregend ſind Deine Briefe ſie ſind mein beſter Troſt, wie wäre es mit mir, wenn ich ohne dieſen Schatz hier wäre, Goethe kommt mir oft etwas dünn dagegen vor!

Den Brief an Chamiſſo magſt Du leſen!

Den Brief an Gentz beſorg' ich ſobald ich kann, was, heiß' ich, bald ſein wird!

An Varnhagen in Tübingen.

Montag, den 14. November 1808.

Ich weiß ja ſchon alles und darf es Dir nicht ſagen: es ſähe ja aus, als ob ich Dich drängen wollte. Und ſelbſt unſere Korreſpondenz müßte aufhören. Doch lüge ich nicht. Denn warum ſollte ich in meiner Armuth meinem Herzen, meiner Seele nicht freien Lauf laſſen: ich bin ja frei; was verſäume ich; was habe ich zu verlieren. Immer nur mein ganzes Ich, welches ich vergeblich reiche; ja auch vergeblich, wenn man's fordert: fordert, wie Du es thateſt. „Ich betrog Dich doch", ſagteſt Du in Leipzig vor dem Thore. „Ich wußt' es ja", antwortete ich. Und was ſoll ich auch antworten. Es iſt als ob einem ein Diener ein köſtliches Geräthe, ein Kunſtwerk von einem Freunde zum Liebesgeſchenk, zerſchlagen hat: man ſpricht, und es bleibt entzwei! Erinnerſt Du Dich, es war den Tag, als wir in den Garten gingen, wo das Glockenſpiel iſt. Ich weinte dort ſehr. Auch ſagte ich Dir: Vergiß den Tag nicht, wo wir in Richter's Garten waren, daran will ich was anknüpfen! Du frugſt mich auch nicht weiter. Du wußteſt das Leid: und ich fühlte es. Nachher weißt Du wohl alles was wir noch thaten, es war der letzte Sonntag. Du ſahſt, ich konnte lieben, genießen, vergnügt ſein. Den Morgen hatte ich Dein Journal aus Dresden geleſen. Gabſt Du mir das mit Bedacht? Ich muß es denken. Glaube nicht, Lieber,

daß ich noch den Gedanken habe, der ſonſt, unlängſt ſogar! meine höchſte Religion war, und dem ich um mein Leben nicht ungetreu geworden wäre: andere Frauen zu ſchonen! In offenbaren Krieg könnte ich mich mit ihnen ſetzen: und auch in heimlichen: jeder ſehe, was er erringen und gewinnen kann; ſie mit ihren verwickelten Verhältniſſen, — Folge, unumgängliche, einer unreinen Seele, eines dunklen Kopfes, und keines muthigen immer edlen Herzens. Die, ſolche ſchone ich nicht mehr: es hälfe ihnen auch nicht einmal. Ich ehre ſie nicht, und ich bin tauſendmal beſſer. Rein, und ehrlich komme ich jedesmal; eben ſo, und arm und gekränkt muß ich gehen. Ich erkenne keine Parallele mehr an! Aber wenn ich auch jung wäre; ich würde Dich alsdann gewiß nicht verlaſſen haben: ganz eigenmächtig; Deiner Verhältniſſe gar nicht gedenkend; aber es befällt mich eine andere Angſt; wenn ich denke, Du biſt mit mir, bei mir, und hegſt das Bedürfniß, den Wunſch in Dir, noch von der Welt auf allen Seiten zu koſten. Krieg, Wiſſenſchaften, Geſellſchaften, Reiſen, alles muß Dich anziehen, fordern, Menſchenverkehr; und Du hielteſt Dich dann für gebunden. Ich überlebte es nicht! Für gebunden, nicht, weil Du mich nicht verlaſſen willſt, aber weil Du nicht wiſſen würdeſt, was ich indeß wählen ſoll. Ich vermag es nicht auszuſprechen, worin der Unterſchied liegt in uns Beiden, daß für mich auch die Welt in ihrer ganzen Bewegung da iſt, und daß ich doch von meinem Herzen ſo beſchränkt und befriedigt, beruhigt ſein kann: Du nicht. Nicht weil Du ein Mann biſt: es beſchränken ſich die Thätigſten in der Art, und gerade die. Du aber erſtickteſt, unterwürfeſt Du Dich einer ſolchen Lage, man hemmte Deinen eigentlichen Lebenspuls. Wie ich, wenn eine Pflicht mich verſchlänge, daß ich die Herzensneigung verbergen müßte. So iſt's. Schlimm! Unterdeß ſprudelt unſere Anhänglichkeit für einander, unſere Einſicht über uns — gegenſeitig —, unſere Würdigung, in Liebe in unſeren Briefen: und wir lügen. Soll ich drein ſchlagen, und den zarten Reſt, was die Götter nicht verſagten, auch verheeren? Ich ſchreib's hieher nieder, damit Du erfahreſt, daß ich mich nicht betrog; daß ich mir das ſelbſt bürge; und daß meine mörderiſche Einſicht doch meine Liebe zu Dir nicht mordete, ſondern wieder nur auf mein Herz einſchlug, wie immer! Dies drückt mich, dies! Und es iſt zu bewundern, daß ich Dir ſo ſchreiben konnte! O! Gott! Könnte ich, dürfte ich doch nur Einmal in ungebun-

dener Liebe sprechen! zu einem Menschen, den ich nicht zu verlieren gedächte! Ach, wie einfach wären meine Worte, mein Thun dann! Heftig, leidenschaftlich, unedel, hält man mich jetzt! Ja wohl! wen Gott unbetreibt, kann der sich halten! und lieblich sein? Ach ich vergehe vor Schmerz!

Und doch könnt' ich mich fassen und was anderes wählen; eine andere Verbindung: wenn wieder ein Mensch mein Herz suchen könnte: ich läge nicht! Aber nie wird Fügung und Segen zusammenkommen. Drum laß' ich's so: und lüge halb; mit Dir. Und doch brauchte ich nichts, als Dich. Zweifle, wenn Du es wagst! —

Anmerk. Der Brief wurde in ein kleines Reisebuch vom Jahre 1808 eingeschrieben, und nicht abgeschickt.

An Varnhagen in Tübingen.

Freitag früh um 10 Uhr, den 18. November 1808.

Gestern Abend habe ich den Sigurd gelesen, den mir Chamisso gestern Morgen brachte; es that mir in der Seele leid, daß ich Dir nicht, als ich die Hälfte und Dreiviertel davon gelesen hatte, gleich schrieb! Lange, lange nicht hat mir etwas so gefallen! So schön kam es mir vor, so fest, so eigen, so ächt, so still ersonnen, frisch mit Gesundheit ausgeführt; so wenig Ueberflüssiges gesagt darin: zusammenhängend und neu, von einem neuen Menschen endlich glücklich gefertigt. Indem ich's las, freut' ich mich immer schon des Lobes, und Deiner Freude und Zufriedenheit, welches ich Dir aus vollem Herzen spenden würde. Seine Runen kamen mir bis in den innersten Sinn, mit ihren Reden; und die erste Geliebte Sigurd's, die da nichts traut, und das Ganze; wie ich nur Lady Macbeth, und Einmal Juden die lange Nacht habe weinen sehen, so mußt' ich das Buch weglegen, und Schleusen eröffneten sich innen, laut reden und ächzen mußt' ich dabei. Aufgelöst und geschlossen schien mir ganz klar auch mein Leben; — es that mir gut endlich! — und das Ganze so schön! Du kennst meinen Haß gegen jede andere als die olympische Mythologie, gegen nordische Sagen, Runen und dergleichen, und die neue Hoffnung auf die alten Nebelgötter. Alles das that mir nichts: und Dein lieber Freund, der liebe Fouqué, traf

richtig mein doch unbefangenes Gemüth! Aber seit Sigurd's Tod, und noch etwas früher, ist das ganze Gedicht nicht mehr hübsch. Wie stirbt er langsam: und nicht mehr wie er: und welche lange Unterhaltung mit der Frau! Am Ende wird ihm alles zur Rune — Fouque'n — beide Frauen Sigurd's, die Brüder, alles! Alle weissagen, und das Interesse, das Menschliche, ist ganz begessen mit trübem wankenden Runenspiel. Mich dünkt, wenn man solche Wesen, wie Runen, Hexen oder dergleichen, aufführen soll, so muß ihr Thun, und ihre Zwecke uns undeutlich, unklar bleiben: aber das Handlen der Menschen, die sie bezwingen, müßte uns immer, unter ihrer Gewalt, auch ganz ohne sie, vernehmlich und verständlich bleiben. So ist's im Macbeth, und in ähnlichen schönen Werken. Ich weiß nicht, ob er hier alten Geschichten gefolgt ist: aber er hätte es nicht thun sollen. Wunderschön hat er die Wirkung des Tranks dargestellt! Aber Sigurd wird nachher nie wieder Sigurd! Der sollte lange hin und her sprechen und handlen? der nicht einen Betrug durchschneiden? Was bindet ihn oder seine Ehre? Die zweite Frau liebte er ja nur aus Krankheit! Das, und wie er seinem Mörder das Schwert nachwirft, ist sehr schön. Seine Frau war so schön gezeichnet; warum wird die zuletzt auch eine Rune? und grämt sich nicht simpel: das war ja wunderschön, daß sie nicht im Palast bleiben wollte, wider der Brüder Vermuthen, und daß sie im Anfang nicht weinte! Und die edle Heldin Brynhildis muß auch noch so viel Wirrwarr reden! Die Mutter Grimhildis müßte nicht so abgehen; die müßte noch toll werden, oder noch Gräuel mit eigner Hand verüben. Der Vater ist gut geschildert. Aber Sigurd ist zuletzt am schlechtesten und nicht zum Kennen. Sehr schön ist es, daß Brynhildis die Runen hört, wie ihr Sigurd den Ring giebt! Der Mensch hört manchmal einen Gedanken in sich rauschen; er kann ihn nicht verstehen; wie in eine tiefere Fluth verliert er sich wieder, man thut was man angefangen hat; und das Ende kommt über uns! Das ist göttlich, wenn Grimhildis zur Tochter sagt: „Ich hab' Dich schon mehrmals gewarnt, mein Kind, sprich nicht so trübe Worte. Worte zwar sind leichte Luft, doch aus dem Menschengeist, dem hochgewaltigen, schaffenden, gehaucht, faßt sich ihr Leben sichtbar zur Gestaltung, trifft schwer oft auf die Brust, der es entsprang"; wie sehr schön: und daß Grimhildis es sagt! man kennt sein ganzes Leben wie es kommen muß: und dann muß man's doch

mal ſagen: und dann kommt's. Wie hat er mit himmliſcher Galanterie die erſte Liebe des Sigurd ausgetrückt! Dies iſt eine andere, als die Oresmanen und die franzöſiſchen Herren bis jetzt redeten! jedes Wort iſt eine Herzensbezauberung! und ihre Antworten! und der himmliſche Abſchied! wie er ſich vor ſie hinſtellen muß: ſie weiß alles. Das Vorſpiel iſt durchaus ſchön! ganz hochartig iſt der Abſchied der Mutter, Hiordyſa. „Und ſchöß'ſt Du auch noch einmal als ein Nordſchein durch dieſe Hallen hin — es bleibt nicht feſt. Die Mutter giebt ihr Antheil weinend auf!" So wollte Schiller ſein; wenn er eine Mutter vorhatte, und an antike Dichter, Werke und Menſchen dachte. Bei Fouqué kam's. Und was ſie denn allein ſagt! „Zur Kammer zurück." Welche Schönheit! Angebetet hätte ich Fouqué'n, hätte er bleiben können, wie in dieſem Vorſpiel. Wie der größte edelſte Held, iſt es ſelbſt: mit ſo wenig Aeußerungen zeigt es ſo Schönes, Tüchtiges, Großes, Liebewürdiges! Seine Zueignung an Fichte war mir ein Feſt! aber auch da läuft mir eine mißfällige Ader durch; die maſſive Hoffnung auf dieſe verwitterte Gedichte! dies linder, leichter berührt; und man hätte eine Seligkeit an dem braven lieben Kerl erlebt! Himmliſche Worte hat er drin gebraucht! „Verkrüppeltes Gebild ausländ'ſcher Sitte, fremder Tauglichkeit", und recht wie ein Meiſter endigt er, der Brave. O! er macht gewiß noch herrliche Sachen. Wäre nur Sigurd's Ende ſchön! Du ſiehſt, ich mache als ob Du das Gedicht geſchrieben hätteſt! Du kennſt mich, wenn ein Buch ſchön iſt. Und ich erwartete es gar nicht! Noch dazu, als ich Chamiſſo fragte, ſagte er ſo ungewiß und ſchwer: ihm gefiele es — gefiele es? — mir würde es der Sagen wegen nicht gefallen. Kurz, er war lange nicht ſo ſicher, als ich's jetzt bin. Du freuſt Dich wohl recht? antworte mir, Knautſche! Und ſag' mir auch, was Harſcher ſagt. Und ſehr ausführlich, was Du meinſt.

Vorgeſtern habe ich den ganzen Tag nicht geleſen noch geſchrieben, um meine Nerven in Ruhe kommen zu laſſen: geſtern Morgen auch nicht: heute will ich auch nur dies ſchreiben. Liebes Menſchelchen! Ich muß mich doch ein bischen grämen, wenn ich morgen wieder keinen Brief habe. Dann ſind es vierzehn Tage. Ja ja! der Schreck war recht, als Du ſagteſt, Du würdeſt reiſen. Still aber! nicht wieder ſo! —

Morgen früh um halb 12 habe ich zum erſtenmal meinen italiäniſchen Meiſter Montucci. Vorgeſtern Abend hatte die

Gute ihre Nachbarn, alte gute Geheimeraths-Leute, die wohlhabend ſind: ihre Schweſtern, und Raimond. Geſtern war ſie allein, und weinte; ich war wieder ſo atroce, daß es mich nicht rührte; ich hatte Dreiviertel Sigurd geleſen, und andere Saiten aufgezogen: das eine Viertel las ich noch vor dem zu Bette gehen. Aber auch träumen that ich ſüß davon. Ich fand in meinem Zimmer, wo mehr Betten waren, als meines, eine große Puppe in einem; von welcher ich bloß wußte, daß ich ſie ſeit fünf oder ſechs Jahren verwahren ſollte, aber ſchlechterdings nicht für wen: das ſagte ich auch Chamiſſo, der bei mir war, und danach fragte: mit einemmale geht er an's Bette, und ſagt: „Das iſt ja eine Leiche": ich gehe erſchrocken hin, und ſage: „Sie ſehen ja die Maske übern Geſicht, es iſt eine Puppe!" — „Ja, über dem Geſicht, erwiedert er, aber die Hände und der Leib!" Es war wahr, ich ſah die Leichenhände. Ekel, nicht Furcht, ergriff mich — ich fühlt' ihn den ganzen Morgen krankhaft, — ich ſah nicht wieder hin: und große Beſorgniß wegen Polizei und Gefängniß ergriff mich: dieſe Vorſtellung war über der Deutlichkeit eines Traumes; ich äußerte ſie gegen Chamiſſo, mit der Angſt, daß ich mich ſchlechterdings nicht beſinnen könne, wie ich zu der Puppe komme, und nur wiſſe, daß ich ſie von einer Frau, die ich viel gekannt habe, zur Verwahrung habe, — wie Sigurd. Chamiſſo rieth mir, ſie wegzuſchaffen; und ich ſagte ohne Gewiſſens- oder Geſpenſterangſt zu Linen: da wir uns nun nicht beſinnen können, mußt Du ſie in den Ofen ſtecken und verbrennen. Der Ekel blieb mir, in anderen verwirrten Träumen, und auch jetzt. Wie dumm! Adieu. Morgen mehr! Ach hätte ich doch ein Wort von Dir! Tauſend und tauſenderlei Gedanken muß ich denken! nicht wegen Deinem nicht ſchreiben. Wegen Dir, und mir; und unſerer Trennung, und unſerem Leben. Adieu!

12 Uhr Abends.

Ich kann gar nicht viel leſen oder ſchreiben, ſo ſteigt mir das Blut nach dem Kopf. Dieſe Wendung hat nun der Rheumatism genommen. Ich war bei Mama, aß ſpät, ſchlief, las in Rivarol, Du mußt's auch leſen: über Dante, deſſen Hölle er überſetzt hat. Sieh es nur durch: er erzählt des Dante Leben vorher; und ſpricht ſehr deutlich über das Gedicht ſelbſt und deſſen Entſtehung. Selten iſt ſo etwas klar, wenigſtens für mich. Er hat recht viel Einſicht drüber; und über

seine Sprache, die französische. Jetzt muß ich Dir aber gewissermaßen die schlechteste Stelle aus seiner Vorrede zitiren, weil Du ein Buch danach — man hat doch gewiß öffentliche Bibliotheken in Tübingen — suchen sollst, welches nicht bitter sein muß. Er sagt, die, welche das Original verstünden, würden noch fragen, warum man nicht Wort vor Wort übersetzt habe ꝛc. Nun fährt er fort: „Nous renvoyons ces personnes à une traduction du Dante qui fut faite et rimée sous Henri IV par un abbé Grangier. Les tournures de phrase y sont copiées avec tant de fidélité, et les mots calqués si littéralement, que cette traduction est un peu plus difficile à entendre que le Dante même, et peut donner d'agréables tortures aux amateurs." Ich bitte Dich, nur nicht zu glauben, daß Rivarol nichts vom Dante wissen kann; lies ihn drüber, und Du wirst Dich wundern. Denke auch nicht, daß ich aus Faulheit Dir auftrage, den Abbé Grangier durchzusehen; ich denke bloß, Du wirst ihn besser verstehen und beurtheilen wegen des Lateinischen: und daß es Dir lieb sein kann, weil ich über Dante's Zeit und ihre Anekdoten viel Aufschluß in ihm vermuthe, und die Uebersetzung schön. Ich will ihn mir von unserer Bibliothek auch einmal durch Chamisso geben lassen. Jetzt nur kann ich so viel nicht lesen. Und noch dazu soll es mit dem Italiänischen los geben. Heute las ich in Rivarol, und weil ich nicht weiter konnte, ging ich gegen 9 mit den Kindern hinunter: aber auch da hatte ich wieder die Dummheit zu lesen, bis mir das Blut nur so summte: es thut's bald jetzt. Morgen habe ich die Stunde, esse bei Mama, und um halb 5 muß der Brief auf die Post: da wird's auch nicht mehr viel werden. Lebe wohl, Lieber. Ach! ich wäre recht fleißig, wenn meine Gesundheit darin fest wäre. Das kann ich auch nicht! Adieu, Lieber, alter kleiner Junge!

Sonnabend, den 19. Vormittag.

Ich erwarte Montucci. Fürchterlich habe ich geschlafen, gewacht und geträumt heute Nacht: ein Traum verfolgt mich: Robert ist immer verwundet, und blutet sich todt. Im Schlaf entwickelt sich all mein Rheumatism; und ich kann gar vor Irritation nicht schlafen; erwache ich, so habe ich Schmerzen in den Kopfknochen; mir dringt Schweiß aus, oder theilweise wird mir der Körper kalt wie Marmor, so daß ich die Stellen mit den Händen halte. Es kommt gewiß auch mit daher, weil ich

Abends allein bin, und weder so herumgehen, noch mich ohne Nachtheil beschäftigen kann: Du weißt, 11 Uhr ist bei mir noch früh: und um diese Stunde bin ich immer allein. Aber erkältet habe ich mich doch; ich weiß den Tag: ich ging Abends zur Guten, und mein Hut ging mir auf, flog mir ein wenig vom Kopf. Du kennst den perfiden Gendarmenmarkt mit seiner Ecke. Es war vor meinem Fieber. Wenn ich nur einen Brief von Dir bekomme! Schreibst Du aus Schreibangst nicht? das denk' ich am meißen: oder hat man mir einen Brief weggenommen, weil Du etwas Mißfälliges schriebst? Die Regierungen sind jetzt sehr scharf: ich bitte Dich, störe unseren schriftlichen Umgang nicht durch ein solches Wort! mir zu Liebe! es ängstigt mich überhaupt. Da klingelt mein Meister! Nachher noch ein Wort. Ich schreibe Dir immer so überaus schlecht; Ausdruck, Handschrift, alles. Ich kann mir gar keine Zeit nehmen; und bei Dir am wenigsten, nicht einmal eine Phrase zu ordnen: indem ich sehe, daß sie schlecht ist, und es viel besser weiß, laß' ich sie stehen. Ich muß es doch einmal sagen; damit Du weißt, daß ich es weiß. Auch sind meine Nerven jetzt, und mein Bangen sehr schuld. Schon das Federführen kostet mich, und irritirt mich, wie es ein Anderer gar nicht glaubt. Ich hatte ja schon halbe Jahre, wo ich gar nicht schreiben konnte: und jetzt soll es meines ganzen Lebens Labung sein! und — Du Armer — wird eine Klage. — Es war mein Meister nicht, wie Du siehst. Wenn ich nur einen Brief von Dir bekäme! Antworten könnte ich nun heute nicht mehr. Auch dröhnt es mir mehr noch als die Tage; das Schreiben. Gestern, als ich von Mama, die verhaßte Jägerstraße doch durch, wie vom Teufel getrieben, nach einer Ueberlegung ging, und kaum von Mama'ens Platz umlenkte, kam ein Einspännerchen vom Gendarmenmarkt, mit einer Frau und einem Mann, dessen Pferd ausriß, die Zäume vorn überm Pferd, kein Vorübergehender konnte es halten, und so, wie rasend um die Jägerecke nach Mama'ens Platz; ich seh' nichts mehr, höre ein Geschrei und einen Ruck. Leute, die die Ecke herum kamen, sagen, das Rad sei entzwei, und der Mann unter dem Wagen; ich ging an einen bekannten Laden, weil ich mich schwinden fühlte; alle Menschen waren rausgestürzt; nach einer Weile tritt ein Unbekannter vor unseren Laden, und sagt mir, vermuthlich meiner Bläße wegen: „Die Füße sind ganz; ich habe das Pferd an der Schleusenbrücke selbst halten helfen; sie sind

gerettet." Ich dankte dem Manne. Es war wahr. Dies machte mich ziemlich krank gestern: seit dem Schreck bei Mama will mein Körper gar keinen annehmen; und ist doch so empfänglich dafür. Elige tournure! so was kenne ich. Die Frau auf dem Wagen sah so roth, gespannt und verzerrt, und stier nach dem Pferde, wie ich's schon oft auf großen Bildern gesehen habe, in Schlachtstücken, und für übertrieben hielt. Die Straße war, um halb 4, ganz leer beinah, und das Pferd wie auf einer Bahn: das Ganze sah doch gut aus. Ich weiß gar nicht, wie man bei solchem Saisissement das sehen kann? Und beides ist wahr. —

Es ist kein Brief gekommen! Ich muß diesen abschicken: es ist halb 4, ich muß ein wenig schlafen. Dies ist mein sechster Brief nach Tübingen: ich schreibe es immer auf. Adieu, Lieber, sehr Lieber! Adieu! —

An Rahel.

Tübingen, Sonnabend, den 19. November 1808.

Nun sind alle Briefe schon unterwegs, die ich geschrieben habe, um meine Lage zu ändern, ich bin gelassen, aber zugleich, wie nach einer letzten Anstrengung, ermattet. Unnütz sind die Tage geworden, und getrennter meine Seele von all dem Frischen, was ich gewohnt war, und was sich noch in der Thätigkeit entscheidenden Schreibens zuletzt gezeigt hatte. Ich schreibe jetzt nur um zu schreiben, weil Du nicht so lange ohne Brief von mir sein darfst. Deinen 3ten Brief, den kleingeschriebenen großen, bekam ich zwei Tage nach dem Abgang des meinigen, zugleich mit Briefen von Chamisso und Fouqué, die ich zuerst las, und ganz langsam und bedächtig, und auch dann, als ich diese beendigt, griff ich noch nicht nach dem von Dir, er blieb wohl eine Viertelstunde vor mir liegen; die Dämmerung hat wohl einige Schuld dabei, aber ich war ihr darum nicht böse. Die tiefste Innigkeit war in mir wach geworden, liebe Rahel! sie schwebte mir in der Brust wie in Kreisen herum, in sich selbst zurückkehrend, daher die Stille; daß der Brief da lag, war mir Befriedigung, erst spät flog ein Streifen ab, und auswärts, und ich mußte anfangen zu lesen. Da ich Deinen Lippen nahe war, brauchte ich Dich nicht immer zu küssen, Deine Augen, mir immer offen, ließen mich frei, noch viel

anderes zu ſehen, und doch war ja Dein Kuß, Dein Blick mir Seligkeit! Das iſt nur Leben, Freudigkeit, was gegenwärtig iſt, das heftigſte Fortſchreiten wird in die Gewalt der Ruhe gebracht; jene innerſte Freudigkeit, als ich Deinen Brief bei mir wußte, und noch um nichts befragte, war ſolch ein Fünkchen der großen ſtrahlenden Sonne der Gegenwart, die jetzt wieder längſt in mir von den dichteſten Wolken umhüllt iſt, völlige Nacht! Hier habe ich auch eine Gegenwart, — ein ſchmaler ſchwindelnder Steg zwiſchen den ungeheuren Klüften und Abgründen der Vergangenheit und der Zukunft, und ſie kann zu einem Faden werden, ja zuletzt nur zu einer Gränze zwiſchen den anderen, alſo nichts — aber das iſt das Leben großer Geiſter und ſchöner, daß ihnen die Gegenwart zumimmt auf beiden Seiten, ſtark wird durch unwiderſtehliches an ſich reißen der Zukunft und Vergangenheit, was ſo weit gehen kann, daß ſie, die vorher nur Moment war, als ganzes Leben daſteht, die Vergangenheit vor die Geburt, die Zukunft hinter den Tod fällt. Je ſchöner, freudiger das Leben, deſto mehr nimmt ſeine Theilbarkeit ab, alles bleibt größer — mit Dir, geliebte Rahel, wäre ich niemals auf jenen ſchmalen Steg gekommen, meine Gegenwart wäre ein ſchönes, weites Land, mit Berg und Thal und Wald, und alle Ströme aus der Vergangenheit kommend müßten ſchon gleich an der entlegenen Gränze die Oberherrſchaft der Gegenwart erkennen, und des ſie repräſentirenden königlichen Moments — — ich weiß nicht, ob ein Menſch verſtehen kann, was ich ſagen will, und hier mit Ungeſchick und Angſt niederſchreibe; ich möchte gern noch vieles über die Zeit und das Leben in ihr ſagen, ich fühle Gedanken in mir, aber es will ſich nichts ordnen, wie unſinnig ſtoßen ſie ſich gedrängt an der Thüre, und hindern einer den anderen ſie aufzumachen. Vergieb, liebe, theure Rahel! jemand anders ſchrieb ich gar nichts von der Art, an Dich durft' ich's verſuchen, Du ſiehſt wenigſtens die Unordnung drin, und in der iſt das Meiſte von mir zu ſehen. Harſcher meint auch, was einer nur ſchreiben könne aus ſich, müſſe auf irgend eine Art ſich doch verſtehen laſſen. Mein Kopf iſt entſetzlich ſchwer, ich glaube ich könnte mich am Ende an dieſen Aufenthalt gewöhnen, jeder Tag bereitet einen auf den anderen vor, und die hier verlebten haben mich ſchon ſo ergriffen, daß ich gar keinen lebhaften Schmerz, dem erſten gleich, mehr empfinden kann. Das macht mich ſchaudern, aber es iſt ganz wahr, ich fühle

mich unsäglich öde, arm und dumpf, recht dünnen Geistes, wie gemacht für solche trübe Augen, erdfarben eingefallene Wangen, und die Müdigkeit in allen Gliedern! Meine Natur ist wie umgeschlagen, ich kann nicht einschlafen, und dann reichen drei Stunden dieses traumdurchwühlten Schlafs nicht hin, um die Wirkung Einer gesunden Schlafs zu ersetzen. Den Tag über bin ich müde und verdrossen, zum Gehen träge, zum Lesen oft zu müde. Meine Brust leidet jetzt gar nicht, sie war vor einigen Tagen nicht ganz gut, ich hatte einen unangenehmen Auswurf; durch einen Absud von Cascarilla, den ich mir verschrieb, hat sich alles gleich gegeben. Dies schreib' ich Dir, weil Du's verlangst, liebe Rahel! — Ich gehe fast gar nicht aus, als zu Tische; besuchen kann man hier niemant, auch Cotta nicht; das Wetter ist selten günstig, und die Gegend, der man es noch ansieht, wie reizend sie im Sommer sein muß, ist überaus trübe, einen melancholischen Anstrich soll sie sogar in der schönsten Jahreszeit haben, und es giebt nirgends einen Ort, wo man guten Kaffee bekommen könnte. Die Studenten sind sehr kläglich, kein freies Regen, keine Jovialität, und doch Ungezogenheit! Feige sind sie auch, wenn nicht gerade vor der Degenspitze, und Pistole, was man nicht wissen kann, weil's nicht vorkommt, doch vor den Gesetzen, denen sie gram sind, aber sich demüthig unterwerfen. Ihr Fleiß ist zum Lachen; einer, sonst ein lieber, guter sinnvoller Mensch, sagte mir neulich, er habe sich ein Gewissen draus gemacht neben seinen medizinischen Büchern noch Gedichte zu lesen, und daher sei ihm zum Beispiel der „Wilhelm Meister" noch unbekannt; aber daran dachte er nicht, das Lesen solcher Bücher auf den Abend zu verlegen, den er regelmäßig im Wirthshaus zubringt, seinen Schoppen Wein zu trinken, wie hier allgemein Sitte ist. Da that ein Hallenser ganz andere Stückchen, im Fleiße sowohl, wie im Jubeln. Die Theologen sind vollends wie die Fliegen; sie wohnen alle, oder doch meistens, in einem Kloster unter strenger Aufsicht, und zu gewissen Stunden sieht man sie ungeheuer häufig auf den Straßen in ihrer vorschriftsmäßigen schwarzen Kleidung, mit seidenen Strümpfen und Schuhen im größten Koth, und mit dreieckigen Hüten. Diese Theologen machen den dritten Theil der hiesigen Studenten aus, und mehr, so daß kaum 200 freie übrig bleiben, meistens Inländer und Schweizer, die sich nicht vortheilhaft auszeichnen, von der infamen Race größtentheils, die hoffnungsvolle Jünglinge hei-

ßen. — Es bleiben nur die gemeinen Leute übrig, mit denen man umgehen kann, unerschöpflichen Witz, wunderlichen Humor, gute Fröhlichkeit und frohe Gutmüthigkeit findet man unter dem Volke, und ich darf vermuthen auch bürgerliche Tugenden; alles trinkt Wein; wenn auch oft so schlechten, daß ihn unser einer für Essig nähme, er wirkt doch auf eigene Art, und die Leute haben nicht diesen Ingrimm über ihren Zustand, den man bei armen Leuten so oft findet. Aber es ist kein schöner Schlag Menschen, ihre Lustigkeit ist auf die Dauer langweilig, oder man müßte selber unbefangen und schon sonst fröhlich unter sie kommen. — Dienstag, am 15ten, war hier Markt, bei unserem Speisewirth große Gesellschaft, fast lauter Jäger und Förster, schöne, ruhige, erfahrene Leute, gescheut und sicher, dabei mild und freundlich. Wir saßen unter ihnen bei Tisch, mein Nachbar zeichnete sich besonders aus, war früher Wachtmeister in österreichischen Diensten, und trug ein Ehrenband auf dem grünen Rock, sein Hut war ganz durchlöchert, ein Wilddieb hatte nach ihm geschossen, als er im Wald herumstrich. Er erzählte die Sache ganz einfach, die Anderen hörten und sprachen verständig um ihn her, es kamen auch andere Geschichten vor, von Füchsen, die Menschen und Schafe angefallen und dergleichen. Mein Nachbar war schon öfters von Wilddieben geschossen worden, ich erschrak über die Infamie, daß diese braven Leute verpflichtet sind, den Wilddieben aufzupassen, wobei sie hundertmal ihr Leben wagen, nicht einmal zuerst schießen dürfen, wenn der Wilddieb auch sie angreifen will, und daß dennoch dieser, wenn er ergriffen wird, nur um 10 Gulden gestraft wird, wie unverhältnißmäßig! es ist empörend! Damit wir recht in der Jägerei lebten, fügte es sich, daß ein Bauer einen ungeheuren Adler, der in der Gegend war geschossen worden, hereinbrachte, und vorzeigte, ein schönes, kräftiges Thier, die ausgebreiteten Flügel gaben eine Breite von sieben Fuß, die Augen waren noch nicht ganz ersterben, denn vor einer halben Stunde hatte er noch gelebt. Es war ein schöner Anblick, ich freute mich sehr! — Ach liebe Rahel! nicht wahr, wenn Du dabei gewesen wärst? Du liebst Jäger, wie alles wirkliche, auf ein rechtes Werk gerichtete. Ich dachte unaufhörlich an Dich, ich hätte Dir in die Arme fallen, mein Herz an Deine Seite drücken mögen! Liebe, liebe Rahel! Kopfschmerzen bekomme ich, wenn ich so angestrengt denke, wie es wäre, wenn ich Dich bei mir hätte, Du sprudelnder Lebens-

quell, und ruhiger Wasserspiegel! Wenn ich bisweilen denke, Du kämest nicht nach Wien, so seh' ich auch dort nur ein größeres Tübingen, ach! ein verlorenes, zerquältes Leben! Du kommst gewiß! Könnt' ich nur schon jetzt wagen, was später doch geschehen muß, ein ungebundenes, dem Wunsche folgendes Leben zu führen mit Dir! Aber es liegt noch viel verworren, woron die Enden, bei denen es zu lösen ist, erst durch die Zukunft gebracht werden. — Ich schreibe viel an meiner Novelle, die noch hier fertig werden soll; ich kann nicht recht fort mit der Feder, und doch gewährt sie mir die einzigen guten Augenblicke; wenn ich sie nur erst ergriffen habe, aber dazu fehlt mir oft der Muth. Die Novelle wird viel Gutes haben, ist aber sehr ungleich, da der Anfang schon über ein halbes Jahr alt ist, und ich ihn nicht neu schreiben könnte. Sage mir ein Wort über die früheren Gedichte aus Dresden, das eine Sonett ist glaub' ich gut, die anderen wenig sagend, ich höre Tadel lieber als Lob, denn er hilft mir das Lob gewinnen, wonach ich eigentlich trachte, und was noch weit entfernt liegt. — Der „Wilhelm Meister" begleitet mich zu Bette, der Homer empfängt mich wieder beim Aufstehen, was dazwischen liegt, sowohl auf der Tag- wie auf der Nachtseite, ist dumpf und traurig, selten erhellt. Der „Meister" entzündet mich mehr als je, ich dringe mehr in das Einzelne, und gewinne einen freieren Blick über die kunstreiche Komposition. Die erste Hälfte ist mir am liebsten, und wunderbar! auch bei der „Ilias". Wie schön und tief ist es, daß Aurelie in ihrer Erzählung immer unterbrochen wird, im Gange der Begebenheit schon ist ihr innerster Zustand abgebildet, und ist es nicht so, daß um bestimmte Gemüthsarten sich ganze Gattungen von Begebenheiten versammeln, die bei anderen nie vorkommen? es ist, als wollten sie ordentlich zuhören, weil für sie etwas gesagt wird. Darum geschehen echten, edlen Menschen fast niemals Infamieen, zum Beispiel Prügel, oder fürchterliche Krankheiten, die den Leib schänden! — Der Roman fängt nicht mit dem Helden an, sondern mit seiner Geliebten, und auch die sehen wir erst im Spiegel der Alten. Wilhelm wird uns immer der interessanteste sein, denn die anderen Personen sind unserem Erkennen nahe, er unserem Herzen, wir wissen mit Marianen und der Alten das Verhältniß zu Norberg, sie sind mit uns, stehen an unserer Seite, und alles bezieht sich auf den Nichtwissenden, Wilhelm, um sich sind sie nur verlegen

seinetwillen. Und dann, nachdem uns der Glückliche in den süßesten Umarmungen gezeigt worden, eilt der Dichter ihn auf das menschlichste, treueste Verhältniß zu führen, er stellt ihn der ehrenfesten, verständigen Mutter gegenüber, gleichsam die Wurzel seines Lebens wird aufgedeckt, und nachdem die Kinderzeit berührt worden, ist uns Wilhelms ganzer Karakter vollständig und auf immer erkannt, an ihm können wir nie mehr irre werden, er braucht jetzt nur in die Welt hinausgestoßen zu werden, er ist für uns fertig. Mehrere kleine Züge in der Jugendgeschichte sind zum Entzücken; und doch ist dieser Anfang, man muß es gestehen, weit entfernt von der späteren Meisterschaft der Prosa unseres Dichters, die Mäßigkeit ist nicht immer ohne Unruhe. Warum verzweifelt einer, wie ich, nicht, wenn er diesen Dichter liest, und doch selber schreibt? Ich glaube, ich verzweifelte, wenn ich ihm näher stünde, man muß auf der Höhe sein, um sich in die Tiefe zu stürzen. Ich schreibe und dichte, lacht nicht, auch mir ist's Ernst! — Ich fühle aber doch, daß ich etwas verzweifeln könnte, nur nicht grade des Schreibens wegen, sondern ganz im Allgemeinen. Du siehst, geliebte Rahel, Deine Lobsprüche machen mich wohl stolz, aber nicht übermüthig; wäre ich bei Dir! Ich möchte Dich umschlingen, mit Dir, an Deiner Seite, immer sein, an Deinem Herzen liegen, und dagegen muß das, was mich sonst überglücklich machte, Dein Lob, wie eine arme Gabe erscheinen, hinreichend kann so lange davon zu leben, als Zeit erfordert wird, wieder um ein fristendes Almosen zu bitten. — Sieh! daß meine Haare wieder gewachsen sind, und Deine Hand sie nicht wieder schneidet, nach Deinem Sinne, das betrübt mich so niederschlagend! Deine Lieblichkeit bedarf doch Deines Geistes nicht ganz, wie meine Liebe nicht des meinigen, es ist nur ein dunkler Zusammenhang da, und mir hebt alles von Deiner Lieblichkeit an, wie Dir billig von meiner Liebe; weil der Zusammenhang so dunkel ist, kannst Du auch Dich hingeben mit Deinen unermeßlichen Schätzen an den armen Jungen! Liebe, herrliche Rahel! — Durch Deine Briefe seh' ich ganz genau, Du Theure, Dein jetziges Leben, es ist mir keine ängstigende Lücke, ich sehe Dein Aufstehen, Dein Frühstücken, Dein Ausblicken nach dem Wetter, Deine Gänge, und Gespräche, auch Deine gereizte Gesundheit, denn Kränklichkeit kann es nicht heißen, sehe ich genau, und das ist mir so lieb, so tröstlich, daß ich ordentlich meinen Schmerz anknüpfen kann an befreundete Szenen,

da er ſonſt ganz unſelig in der Weite umherſchweifen müßte. Wenn das Tröſtung iſt! möchte man ſagen, aber freilich iſt es eine, wie die Thränen, es iſt die Sanftmuth des Schmerzes. — Könnte ich Dir nur antworten, auf alles was Du ſagſt, Dir ſagen, wie es mich gefreut hat, wie ich kein Wort überſehen! Aber ich weiß nicht wohin mit allem, ich habe Dir immer ſo viel Neues zu ſchreiben, und Deine Worte machten mich ja auch im Geſpräche ſo oft verſtummen, weil ſie erſchöpfend ſind. Ueber Jean Paul dank' ich Dir herzlich Deine Ausführlichkeit, Du haſt Deine Natur gegen ihn gerettet, und ich möchte es ihm ſchicken, ſo bündig und antwortlos, wie wenn man gegen einen Verſtorbenen ſchreibt, man darf ihm keine Gegenregung mehr zutrauen und zumuthen, es muß daher auch ſo geſagt werden, daß man ſie nicht vermißt, das haſt Du gethan; was Du über ſeine Furcht vor dem Neuen ſagſt, und das Verderben, das ihm entſteht, wenn er ſich um anderes bekümmert, als um ſich ſelbſt, müßte ihm eine wahre Erlöſung ſein, wenn er es erführe, und dran glauben wollte, was doch möglich wäre. — Noch muß ich hier einige Worte herſetzen, damit ſie daſtehen für die Zukunft: ich will weiſſagen, und prophezeihen, daß Richter's Sohn Maximilian ein großer Feldherr werden wird. Ich habe dies erſt geſtern, als ich an den Knaben dachte, geſehen, es war mit einemmale mir klar. Es wäre auch nicht übel an der Zeit, daß unſere großen Männer mitunter was anderes würden, als Gelehrte, zum Beiſpiel Könige, oder doch Miniſter, wenn jenes zu ſchwer fiele. Mich erquicken im tiefſten Herzen die neuen preußiſchen Einrichtungen, die Erhebung des Volks, und ſeine Beachtung. Freuſt Du Dich noch ſo an den Spaniern? Der Marquez de la Romana ſoll ja die Franzoſen auf's Haupt geſchlagen haben! Die Zeitungen ſagen es anders, man hat hier im Lande aber noch andere Quellen, der Bibliothekar des Erbprinzen, Namens Rehfues, reiſt gegenwärtig auf des Prinzen Koſten in Spanien, und von ihm ſollen alle Nachrichten ſein, die in der Allgemeinen Zeitung ſtehen. Ich wollte, wir hätten Nachrichten von Brikes, ich habe hier ſehr oft mit Liebe an ihn gedacht. — Wie geht es denn der guten Frohberg mit Briefen? fehlt ihr, der armen Leidenden, auch noch dieſer Troſt? Ich hoffe, ihre Geſundheit wird feſter, und ich grüße ſie von Herzen! — Julie iſt wahrhaftig die größte Meiſterin in Wortſpielen; und das in ganz unerhörten, neuen Kombinationen, es thut mir

herzlich leid, daß ich so arm bin, keine Probe meines hiesigen Witzes ihr zusenden zu können! — Chamisso wird wahrscheinlich, wenn Du es erlaubst, liebe Rahel, den Herrn Alexander von der Marwitz zu Dir führen, dem Harscher dieser Tage schreiben will deshalb, er fühlt zu tief, was er verloren hat, um nicht seinem Freunde diese Reue ersparen zu wollen. Ich möchte Dir wohl vieles schreiben, über die noch ungeübte Geselligkeit, die noch zugeschlossenen Sinne desselben, aber das wirst Du am besten sehen, und das Meiste an ihm sind seine Tugenden. Sei etwas gütiger gegen ihn als gegen Harscher, es geziemt Dir der Meisterin ja doch mehr als ihm, den Anderen zum Heraustreten seines Geistes zu zwingen. — Ich weiß nicht, wie so mir heute das Schreiben, auch das mechanische, so schwer wird! Ich schreibe Dir so kleine Briefe gegen die Deinigen! Mit Schrecken jedesmal nehm' ich das letzte Blatt in die Hand, weil es das letzte ist, und weinen möcht' ich, so oft ich einen Brief von Dir ausgelesen habe. Liebe Rahel, was soll aus mir werden? wenn ich noch lange von Dir getrennt bin, versiegt mir alle Fähigkeit zur Freude! Ich mag Dir auch nicht gern mehr schreiben, habe genug mit Dir korrespondirt, meine Gedanken schrumpfen ein, der Kopf wird mir leer. Lebe wohl, geliebte, theure Rahel! Ich sehne mich zu Dir, ja wohl zu Dir! Ich schreibe Dir bald wieder, denn die Antwort auf meinen letzten Brief möchte zu lange ausbleiben! Lebe wohl! ich küsse Dich! Denke an unsere Verabredung, und werde, wie ich auch schreibe, nicht irre an mir. Ich liebe Dich! Sei fröhlich und gesund! Ewig Dein

Varnhagen.

Harscher hat sich verspätet, er geht erst am Donnerstag nach Basel.

Deinen Brief vom 30sten Oktober und folgenden Tagen bekam ich am 14ten November, meiner war am 12ten abgegangen, der erste aus Tübingen an Dich, wenn der nur richtig ankömmt! Lebe wohl, Süße!

An Varnhagen in Tübingen.

Dienstag Abend um halb 5, den 22. November 1808.

Diese Minute habe ich Deinen Brief aus Tübingen vom 12. November ausgelesen. Dieser muß auf die Post. Jetzt

gleich. Thaten, Thaten, nicht mehr Worte! So zeige ſich, ſo lebe meine Liebe für Dich, ſo belebe ſie mich; dich! Heute Nacht war ich tödtlich krank, Rheumatism auf den Nerven. Böhm half mir mit einem Löffel Medizin, die ich noch nehme, das kommt nicht zur Sache jetzt! Entſchuldigt nur die wenigen Zeilen. Robert und Herr von Drieberg reiſen in vierzehn Tagen nach Wien. Wäre nichts weiter, ging' ich mit denen. Warten ſie wider Vermuthen länger, und ich bin ſteingeſund, ſo ſuche ich noch mitzureiſen. Im Frühling aber komme ich auf Ehre. Du weißt, daß nach dieſen Worten nur der Tod oder Krieg mich abhält. Ich wollte ohnedies, ſiegt der Held der Zeit, nach Paris; wo nicht, nach Wien. Du biſt mein theurer Geliebter, mit Dir leb' ich; Dir folg' ich, wo ich kann. (Nur nicht nach Hamburg. Darüber künftig. Die erſte Zeit gehört mir; und überall fang' ich an, mich, und keinen Anderen, nicht immer Andere! zu erkennen.) Auch folgte ich Dir, wäre es nur Dein Wunſch. Giebt es höheres Glück, als: einen Wunſch, ſo ausgedrückt, ſo gefühlt, zu erfüllen! O! wir Wahnſinnigen, Harſcher, Du und ich; wären wir doch von hier aus nach Wien gegangen. Ich hoffe, der beſſert ſich; und beſucht künftig die, die Du liebſt: und auch ich will mich beſſern, und die Du liebſt, demüthig bitten! — Du kannſt Dir denken, wie mich Harſcher's Beifall freut! Seit ich Dich kenne, bin ich ganz ordentlich und komplet ſtolz. Was weiß er denn aber ſo Gutes von mir? Ich weiß wohl, daß ich ein charmantes Mädchen bin, wenn man mich recht und lange kennt. Bedenke nur, wie mir der viele ſtumpfe Tadel that: und dann der gute Rath! Varnhagen, ich war recht krank, konnte mich noch nicht regen. Aber Dein Liebesbrief hat mich geheilt: ich wollte Hanne zum Diktiren holen laſſen: ſie war noch nicht da: Du haſt mich geſtärkt, Deine Liebe: ich kann plötzlich ſchreiben. Aber groß. Gott, Gott! Nicht mehr, wie ich Dich an mein Herz drücke, wie ich Dich in meinem Herzen liebe. Nur kommen, nur kommen. Ich komme. Ich ſehe, wie Helden unzärtlich ſcheinen, nicht ſind: die können handlen. Iſt es mir doch unmöglich, mein Herz in Worte tropfen zu laſſen. Nur kommen. Ich komme nach Wien, und finde meinen geliebten Herzensfreund: und da iſt Heimath und Geſundheit. In jedem Sinn. Adieu, die Poſt geht. Briefe ſollſt Du haben. Dies iſt mein ſiebenter Brief nach Tübingen. R. L.

An Varnhagen in Tübingen.

Freitag früh, den 25. November 1808.

Du wirfst Dich weinend in meine Arme! Varnhagen, ich küsse Dein Herz, drücke Dich an meines, sehe in Deine Augen und küsse sie. Laß Dir doch von Harscher nicht bange machen! Und erinnere Dich, wie es eigentlich mit uns ist. Unseren lustigen, lieben, kindischen, heitern Umgang: unser Laufen, Essen, Lustgenuß, Jagen nach Vergnügen; unser anspruchs-, plan- und zweckloses Sein. Und wenn es nöthig ist, Deine Drohungen, die Zänke. Vergißt Du denn unser Bestes, daß uns nie einfällt, etwas vorstellen zu wollen! Und was sollt' ich auch vorstellen? wenn eine Guillotine vor mir stände, wüßt' ich nicht zu sagen, was ich bin; hülfreich bin ich und athmend, sonst kann ich mich auf nichts besinnen. Und glaube es mir, mein Freund, nun da ich es sage, ich bin beschämt, wenn es mich auch freut, daß ihr mich so lobt! Nun will ich erst was werden, wo möglich; Dir was sein; Harscher'n, wenn es mir glücken kann! — mich dünkt, das Leben trat nie frisch und freundlich zu ihm; groß, hat er es selbst ausbrüten wollen, — wie sollte es meine Seele befriedigen, Deinem geliebten Freunde Freude und Heiterkeit zu verschaffen, durch mein Schaffen — durch das viele Bewegen und Anregen — mir ist wie Tasso'n mit der Krone auf dem Haupte: „Hebt sie hinweg", sagt er, „und seht auch mein beschämt Gemüth." Lies die Stelle; ich habe sie von je geliebt, und verstanden; und wußte nichts von Glück. Auch Goethe rieth die Folge davon im Gemüth; und mit welcher stillen Pracht, wie herrlich gelungen, durch welche große Veranstaltung, hat er diesen Lebensmoment aufzustellen gewußt, für Wenige; durch das Bild der wirklichen Krone; durch ein Gemüth, als Dichter offenbart. Der liebe Dichter; bei dem alles gediegen wird, zum Weitergeben! Verzeih, Varnhagen, wenn ich Dienstag frug: „Was weiß denn Harscher von mir?" Ich war so krank, so außerordentlich agitirt, es war so dunkel, ich las den Brief zuerst stellenweise, die mich so erschreckt hatten; nun habe ich wieder nachgelesen, daß Du ihm von meinen Briefen an Rebecka lasest, und ihm von mir sprachst. Es muß ja beides gut gewesen sein! und willkommen, sagt meine Seele; halb stolz, halb beschämt und furchtsam. Vergiß aber ja nicht, wenn Du im Verlauf die Briefe liest, und auf

Unverständliches kommst, mich immer zur Rechenschaft zu ziehen und abzufragen! Ich werde jedesmal antworten, sobald ich mich nur der faits erinnere; wie es in meiner Seele vorging, weiß ich immer. —

Mein theurer Freund! ich bin mit Eins geheilt, seit Dienstag; seit ich weiß, daß ich Dich (wenigstens zum Sommer) wiedersehe. Mit allem, was mich umgiebt, versöhnt! Zimmer, Stadt, alles ist mir wieder erträglich; manchmal lieb. Die Worte fehlen mir; scheinen mir überflüssig! Nur Deine entsetzliche Gährung ängstigt mich! Dein Alleinsein in Tübingen; und die Reise durch die dunklen, rauhen, kalten Wintertage. O! wärst Du hier! wie schön könntest Du mit Baron Drieberg und Robert fahren. Sie bitten mich unendlich, mit ihnen zu reisen — Drieberg ein harmloser Mensch; noch kenne ich ihn wenig; er ist natürlich, — sie versprechen sich allerhand Hülfe in Ansehung ihrer Werke und Bekanntschaften von mir. Da Du, Geliebter, dort sein wirst, was könnte mich abhalten, als meine gestörte Gesundheit, mit der ich nicht so in den Winter hineinreisen kann; da der Winter sie nur stört. Ich will nicht weitläufig über sie werden; Böhm hob es gleich, als er's wußte, auch er war wieder krank; ich habe ihn nur zweimal gesehen, gestern wieder nicht; heute kommt er wahrscheinlich, denn er ist aus. Heute will ich nichts thun; ich hab's auch Böhm geschrieben; denn der Rheumatism ist fast weg, aber die Nerven zu gestört, (die beiden Mächte widersprechen sich,) die sollen sich nun erst setzen. Schreiben, Geliebter, wird mir am schwersten! Sei aber ruhig! Nur lege es nicht schief aus, wenn Du meinen Brief nicht so leidenschaftlich und zärtlich findest, als sonst. Die Gewißheit, Dich zu haben, zu sehen, macht es mir unmöglich, mich wie vorhin zu äußern! Auch schreibe ich, um mich zu schonen, nur das Nöthigste! Apropos, [illegible] muß sich gewöhnlich Pässe, ohne die aus seinem Orte, von Wien kommen lassen, wenn man dahin will. Willst Du dem Grafen Bombelles ein Wort schreiben? ich will es durch Vetter, seinen Intimen, abgeben und unterstützen lassen. Ich kenne ihn gar nicht. Oder willst Du alles durch Vetter besorgt haben? Schreib' es auch Harscher'n. Sei gut mit Robert!! und mit Drieberg: wer weiß, wie wir die noch brauchen! folge mir, mein Kind! Du findest Koreff in Wien. Bessere ich mich sehr, das heißt bin ich ganz stark, und die warten ein wenig, es ist etwa gefroren und Mondschein,

ſo reiſe ich doch noch mit ihnen. Mache Dir aber darauf keinen gewiſſen Staat, denn ſonſt grämſt Du Dich. Robert kann und ſoll Dich in ſehr nützliche und angenehme Häuſer führen. Von mir bekömmſt Du Briefe an unſeren Miniſter Grafen Finckenſtein, wenn Du dies willſt; an Fürſt von Ligne; Beleſprit, himmliſcher alter Mann, mit einer charmanten Familie; General-Feldzeugmeiſter; und mein Freund in Prag [Gentz] ſoll Dich an die ganze Litteratur und den ganzen Adel empfehlen, wenn Du willſt. De Ligne liebt mich ſehr, und wir ſind auch ſehr liirt; alles auf franzöſiſch. Er hat viel geſchrieben: kleine Schriften, Poeſieen. Koreff iſt ein Pfeiler. Nur bitte ich Dich Eins! reiſe nicht etwa von Wien, eh' ich hinkommen kann. Denn neulich ſchrieb ich meiner Schweſter, ſie müſſe machen, daß Mama zum Sommer zu ihr käme; ich wolle ſie bringen. Ich dachte von dort aus nach Paris zu gehen, und da mir nichts gelingt, noch je gelungen war, endlich im Waldgenuß mit Pauline zu leben. Campan hat mir wieder dringend geſchrieben, und mich ſeiner Einſamkeit verſichert. Dich wieder zu ſehen hatte ich keine Hoffnung. Nun kann ich's ſagen. Auf dieſen Brief hatte meine Schweſter noch nicht geantwortet; vorgeſtern kam aber ein Brief von ihr an uns Alle; daß ihr Mann erſter Kommis nach dem Miniſter beim bureau du culte (geiſtliches Departement bei uns) mit einer Beſoldung von dreitauſend und fünfhundert Gulden geworden wäre; Entree bei Hofe und die Erlaubniß, weiter als Advokat zu praktiziren. Sie ſind übrigens ganz wohlhabend. Meiner Schweſter Schwiegervater iſt auch Rechtsgelehrter, und hat den Auftrag, mit noch Zweien, ein Geſetzbuch beim Könige einzureichen. Alſo Ehre und Geld. Mama hat nun geſagt, ſie wolle im Frühling gewiß auf ein Jahr hin. Mich geht das nichts an, wenn wir in Wien ſein wollen! aber Du mußt dort ſein! Sei nicht böſe, Varnini! Eigentlich biſt Du doch mit Harſcher nach Tübingen ziemlich in's Blinde hinein: er hatte Recht, er war ſeiner Heimath nah, und der ſchlimmſte Fall war der, er reiſt dahin, wie es nun geſchieht, Du aber, aus Luſt und Liebe, ſitzeſt in dem Neſte; und er hat weder Mittel noch Wege, Dich mitzunehmen oder wegzuſchaffen. Behalte Muth, Lieber! mit uns Beiden ſoll es ewig anders ſein! Wir ſchaffen einander fort. Nie ſprach ich über Deine Pläne, weil ich nicht offen ſprechen konnte, Deiner Hamburger Verhältniſſe wegen, die mir immer mißfielen, — verzeih meine

Kürze hier! ich bin zu erschöpft, das Blut wogt mir so nach dem Kopf! — aber weil ich dazwischen mit meinen Wünschen stand, ziemte mir nur Schweigen. Du hast nun aber alles von selbst ausgesprochen; und es bleibt mir nur „Ja“ zu sagen, „Du hast Recht! so fand ich's längst.“ Das Ganze war unreife Jugend von Deiner Seite; wäre, verjährt, zur Lüge, für Dich unerträgliche, geworden. Sei ruhig über Dein Schwanken; so äußert sich es nur: nur so, wenn Du Dich fest machen willst; wo Licht nicht Dein innerstes Wesen anzieht. Ich habe geschwiegen, als ich mich von Dir zu trennen glaubte: und werde wieder schweigen, wenn Du Dich zu Trennung, welche es sei, gezogen fühlst. Alle edle Menschen gedeihen nur frei: Du aber würdest, auch unedel, frei sein müssen. Ueber Fanny ein andermal; dies, was meinem Geiste von ihr vorsteht.

Am wichtigsten ist das, was Du mir schreibst: daß Du durch gutes Glück und Praxis in Hamburg grade am ärgsten gebunden sein würdest. Sonst schien es Dein Glück; und da war ich auch zufrieden. Ich hätte mir Waldglück gesucht. Nun ist es anders: und ich brauche der Worte nicht mehr. Nimm aber noch einmal, und für ewig, die Versicherung, daß Du mit mir immer, und jedesmal frei bist, und bleibst. Dein Sehnen, Deine Liebe zu mir, kann mich nur beglücken; ein Band, was Dich hält, nie, nie! Ein Vogel auf Deinem Zweig bist Du bei mir; ewig wählst Du andere. Kurz, Du kannst Dich nicht freier wollen, als ich Dich will. Sei vergnügt! Junger Mensch! Lebe, und fürchte Dich nicht; und treibe was Dir gefällt in den Wissenschaften. In der Lebensaufführung: in den Mittlen zu den Plänen, folge mir ein wenig! Ich werde erfahren, ob ich Dir die sechs Louis mit der Post oder durch eine Assignation besser schicke; und morgen noch ein Wort hierüber hinzufügen. Adieu. (Jetzt war Böhm in Gesprächen dreiviertel Stunden bei mir; und gibt mit den Worten: „Unthätig bleiben ist jetzt das, was zu thun ist: verstehen Sie?“) Er hat mir nichts als Limonade — in einem Quart drei Löffel weißen Wein — verordnet, und auch die Bäder eingestellt. Er fand mich schreibend, und zürnte, als mein Blut oben, der Kopf steif. Ich sagte, es seien Geschäfte, und machte ihn sehr gut: er blieb ja auch! Auch sind es Geschäfte; sei nicht böse, daß es nur Geschäfte sind. Aber diese lieben Geschäfte! führen uns zusammen: wenn ich Dich sehen

werde! Jetzt habe ich wieder zu allem Geduld. Du auch? Liebling! Millionen Dank für Deinen Liebesbrief und die Gedichte. Das kleine, mit dem Fächchen! Lieber! denk' Dir! die paar Worte von mir, die Du Fouqué'n ſchickſt, gefielen mir überaus, und kamen mir gar nicht vor wie von mir: es macht Deine liebe Hand!

Neulich kam Julchen ganz erkältet von der Singakademie in Hundewetter zur Schweſter: „Da haben wir eine Todtenhymne für Madam Loos — auch ein geweſenes Mitglied — ſingen müſſen, ſagt ſie; dummes Zeug! wenn ich todt bin, kräht kein académicien nach!" Geſtern ſprachen wir, die Gute, Raimond, Nettchen und ich, von Rüken und Lügen: plötzlich verfällt Nette in ihren Ton, und ſagt, mit dem Kopf in den Schoß geſenkt, ungeſchickt matt traurig und halb laut: „Wenn es doch keine Lügen gäbe!" ich dachte ſchon, wie es dann auch keine Wahrheit gäbe; und dergleichen; aber die Frohberg ſagte eben ſo ſchnell, und mit einem himmliſch verzweifelten ironiſchen Ton: „Dann? würde die Wahrheit ſchaden!" — Adieu, Liebling! bis morgen. Böhm, und das Ausruhen, haben mir gut gethan. Adieu! Grüß Harſcher auch recht ausführlich von mir.

Sonnabend früh, den 26. November.

Liebling! Die ſechs armen Friedrichsd'or ſind auf der Poſt, — ſie kommen mit der fahrenden; dieſer Brief geht dieſen Abend mit der reitenden, — und gehen noch dieſen Morgen zu Dir. Ich habe vorgezogen, nach eingezogenen Erkundigungen, Dir ſie auf dieſem Wege zu ſchicken: mit Banquiers koſtet es auch etwas, und unſere Namen laufen in ihren Komptoiren umher, mit dieſer Lumperei! Geliebter Varnhagen, wär' ich doch reich; oder nur reicher! Von Dir bin ich nun überzeugt; zu ſehr Geliebter! Prinz! Du lieber Prinz! Laß Dir noch Eins ſagen! Vor Deinem Dienstag'ſchen Brief: als ich noch keine Hoffnung und Idee hatte Dich wiederzuſehen: freut' ich mich doch in der Seele, daß, da Du mich gewünſcht, begehrt, nach mir gegriffen hatteſt, daß Du mich ſo vollkommen erlangt hatteſt. Ein in Erfüllung gegangenes Wünſchen iſt wie Sonnenzauber; ſo hell, ſo fruchtbar, ſo in's Unendliche ſich weiter gebährend, wenn er nicht auf taube Blüthen fällt; ich bin ſo durchdrungen davon, als vom reichſten Wirken der Natur, in lebendigen Gebilden; worüber ſich auch nichts ſagen läßt, als

Vergleiche, die ſie ſchwächen, weil wir es nur empfinden, und nichts Aehnliches nachzubilden vermögen! Du griffſt nach mir: Du liebteſt mich zu haben; und der Sommer iſt Dir gelungen; es wird mich ewig freuen. Böſer Prinz! den ich alsbald ſo nannte. Verzeih mir, Lieber, daß ich geſtern ſchrieb, Du möchteſt in Wien bleiben bis ich komme! Du ſchreibſt ja ſelbſt, Du willſt nur hin, wenn ich komme: ich las es wieder nach. Ach! hätteſt Du nur Wetter. Ich fürchte mich ſo, daß Du durch den Winter vielleicht — gehen ſollſt! Jetzt ſchon ſcheue ich jeden Regen, jeden Windſtoß, jede Finſterniß, die Mond und Sterne bedeckt. Deine Geſundheit! Du wirſt allein reiſen! Schreibe mir ja, wo ich hinſchreiben kann: und ſchreibe mir immer; Deiner Rahel! Ueber Prag geht's wohl nicht? — Warum wundert ſich denn Harſcher ſo, daß ich Dir meine Briefe gab? Das iſt ja gar nichts! Er wird noch ſehen, wie alles iſt. Leicht und gut, natürlich und luſtig. Ich will nur noch wenig ſchreiben; denn Schreiben ſchadet mir. Apropos! Du mußt, da Du den 12. November erſt Einen Brief von mir hatteſt, viele nicht bekommen haben! Dies iſt mein achter nach Tübingen. Immer eben ſo adreſſirt als mein erſter. Ich will die Datums abſchreiben: den 29. Oktober; den 1. November, den 5., den 8., den 15., den 19., den 22.; und heute. Und alle groß. Wo ſind ſie? — Schreib Harſcher'n dieſe Anekdoten: „Écoutez donc, oh! écoutez", ſagte Einer in einer Gluck'ſchen Oper, „voilà de la douleur antique!" „Pardieu!" antwortete ihm der Andere, „donnez nous du plaisir moderne!" — Frau von Villars, Frau des Marſchalls, die in Spanien war, ſagte: „Je sens l'ennui en entrant dans un salon espagnol, on pourrait le couper avec un couteau." Und „Quand on a vu l'Espagne, c'est le seul pays où l'on ne voudrait pas bâtir des châteaux." Adieu, Lieber! ich will mich durchaus nicht anſtrengen. Hanne hat mir aufgetragen, Dich zu grüßen. Sie hat mir wieder von ihrem Lehrer geſprochen, der ſo ſpricht wie Du! Die Frohberg grüßt ſehr; und hat Julchen alles beſtellt, die iſt très-sensible, und freut ſich: Mariane war noch nicht dort. Fräulein von Caſtillon, eine Freundin der Mädchen, ſchrieb Marianen: „Ich bin außer mir, dieſen Abend nicht zu Euch kommen zu können! Ich habe rrrraſende Zahnſchmerzen." Mit vierzehn R, mir gefällt das ſehr. Mit meiner Geſundheit geht's im Steigen; ich hapere aber doch noch, geh' nicht aus, und kann nicht ſchreiben. Adieu,

adieu. Ich drücke Dich mit der größten Liebe an Herz und Mund! Deine R. L. Hättest Du nur meine Briefe! Du weißt, was ich auf Minuten halte! — Die Stelle ist auch gut, die mir Harscher anpreisen läßt. —

An Varnhagen in Tübingen.

Montag Abend, bald 7 Uhr, den 28. November 1808.

Nein, nie sehne ich mich mehr nach Dir, als im Mondschein: es ist gar kein Sehnen; es ist als ob Du bei mir wärst, und ich könnte Dich nur nicht fassen. Er scheint jetzt, mit all' seinen Sternen! goldnen und silbernen; sie flimmern wie Grüße. Und ich rede mir nicht aus, daß heute in der Luft nicht etwas Gutes für mich, für uns vorgeht. Ich bin noch gar nicht wohl; und doch vergnügt. Ich habe Deinen Brief. So will ich par excellence den Brief nennen, der mir verspricht, Dich zu sehen! Lieber! Ich kann noch gar nicht gut schreiben: und auch nicht lesen. Neumann brachte mir diesen Morgen Euren Roman „die Versuche und Hindernisse"; und da ich allein war, und es Dein Buch ist, las ich doch ein paar Kapitel; aber das Blut drängt mir zu sehr nach dem Kopf; er wird mir steif, und Nervenzittern beginnt. Ich legt' es weg, um Anfälle, die neue auf Zeit hinaus erregen, abzuschneiden; ging in's andere Zimmer ohne Licht; das kühler war; und da überfiel mich der Mond, und Du: Geliebter! Auch Dein Buch verstehe ich, da ich Dich, Deine Wuth und jede Deiner Regungen kenne, besser: Du bist doch Karl im Anfang; mit der Frau; mit dem Laufen, und mit dem Schlagen! Lieber! Nun höre ich auch auf zu schreiben: ich will durchaus besser sein! Adieu.

Dienstag Morgen, den 29. November.

Lieber Varnhagen, ich werde Dir nur das Nothwendige schreiben: ich will mich absolut schonen! Heute Morgen um halb 6 war ich vor Nervendröhnen und Ohrenzischen noch nicht eingeschlafen: nach zwei Tassen Thee, die ich den Abend trank, und welches seit fünf Abenden das Einzige war, was mir die Nerven in Gleichgewicht brachte, wurde mir so. Nun trank ich diesen Morgen Kaffee, der mir anders nicht bekommt. Da aber die Sonne hell scheint, und die Luft rein ist, und mein

Körper ein Bedürfniß darnach hat, will ich mit einemmale ausgehen.

Erstlich also! schreibt die Gute — ich lasse es; spräche sie nur nicht ewig davon — ein Buch; ihre Geschichte! — wozu sie das Tagebuch braucht, welches Du hast: ich bitte Dich, schicke es mit der fahrenden Post. Nun Deine Päße zu Wien! Wenn es nur nicht schadet, daß Du in Düsseldorf geboren bist! verlängne es lieber, wenn es nöthig ist: nenne Dich von Hamburg, oder hier. Dies muß aber auch nicht gefährlich sein. Nun ein paar Anekdoten. D'Alembert kam zu Madame du Deffand und sagte: „Nous avons abattu des forêts de préjugés!" — „Ah! c'est pourquoi vous me faites tant de fagots!" erwiederte sie. — Ein Bischof läßt seinen Arzt holen; und schreit ihm entgegen: „Docteur, je n'y tiens plus, mes douleurs augmentent, je souffre comme un damné!" — „Déjà, Monseigneur?" — Julchen kommt zur Schwester nach einem Thee von einer Madame. Nachdem sie Menschen und Anzüge vorgerechnet hat, sagt Rebecka: „War D. auch da?" — ihr Liebhaber, — „Nein", sagt Julchen, „der kommt nie, wenn Menschen da sind; nur immer allein; aber es spricht niemand mehr davon, weil es schon so lange her ist; und da es der Gatte und Brama erlaubt" — mit einer ehrwürdigen Gebärde. „Da es Brama erlaubt", ist ein großes Komödiantenmotto: aus Azur, glaub' ich. — Adieu, Liebling! Sei ruhig über und für mich. Du bist mein Geliebter: und lies meine letzten Briefe durch, um es zu wissen; heute kann ich nicht schreiben. Und seit Deinem Brief bin ich so froh, daß das größte körperliche Unbehagen mir den schönen Frieden, die liebe Hoffnung, das gesunde Frohsein, nicht aus der Seele nehmen kann! Ging' es Dir, meinem lieben kleinen Jungen, mein geliebtes Kind, doch auch so. „Greife nach dem Glück!" sei nicht verzagt: bilde Dir nicht ein, Du müssest nach einem Brote leben, wie die Anderen; Du bist nicht so! Und Deine Kräfte sind anders gestellt. Genug, Du bist klar über Dich; bist Doktor; kannst auch in der Medizin Dich nach Behagen vervollkommnen; Du hast eine Freundin, die wie ein Freund ist; ich. Bist frei in jeder Art. Und Gelegenheiten, Dich weiter in der Welt zu bringen, finden wir ganz unausbleiblich: und auch Du allein fändest sie. Halte Dich indeß gut zu Koreff, Robert und Herrn von Drieberg. Er ist Komponist. Laß Dich aber auf kein Engagement ein, ohne es mir zu melden.

Vertrau auf Jugend, Leben, Kraft, Deinen ächten Sinn; meine Einſicht. Auf unſere Freundſchaft! Ich ſage nicht: Liebe; die iſt beſonders: und hier weniger. Adieu! ich küſſe Dich aus ganzer Seele! R. L. Neumann hat mir verſprochen, einen Brief an Dich zu bringen.

Ich war aus, Varnhägchen, und es hat mir die Nerven zuſammengebracht, und wohlgethan. Unweit meiner Thüre begegnete mir Wilhelm (Neumann), der mir den Brief für Dich gebracht hatte; ich forderte ihn geſtern nur in der Idee, daß es Dir wohlfeiler kommen würde, wenn ich ihn klug einlege. Er ſagte mir auf der Gaſſe, er liege bei mir, und zwar offen, auch um ihn nicht dick zu machen; „Ich werde ihn nicht leſen", ſagte ich; „Leſen Sie ihn", ſagte er. Ich wollte auch nicht, und da er ſo kleingeſchrieben war, gar nicht. Doch fing ich an, und las ihn aus, da er Dich lobte; wie war ich beſtürzt, mein Lob zu finden! Von Prinz Wilhelm hätte es mich nicht mehr gewundert. O! es freut mich ſehr, wenn Deine Freunde mich goutiren! Ich habe mit Wilhelm alles, was er Dir ſchreibt über ſeine Lage, abgeſprochen: er wird es nun ſchon gut machen. Vielleicht finden wir in Wien, wo ich ſchon Häuſer im Sinn habe, etwas für ihn: ich habe ihm das geſagt, aber nicht, daß ich hingehe. Erſchrecke Dich über Winzer nicht: er hat ſich gewiß nicht umgebracht. Sein Schwiegervater war ſchon lange unzufrieden mit ihm, er lebte ohne Ueberlegung: zum Beiſpiel kaufte Gemählde, welches jetzt von Fürſten nur Eine Familie kann. Den hinterlaſſenen Brief mußte er ſo einrichten, damit ſie ihm nicht auf die Spur kommen; zwei hatte er ſeiner Frau hinterlaſſen; einen, den man ihr gleich geben mußte, er würde ihr in eine Abendgeſellſchaft nicht folgen: einen anderen gab man ihr drei Tage nachher mit der Todesandeutung; drum glaub' ich ſie nicht. —

Es iſt 3 Uhr, da giebt man mir einen Brief von Dir! Theurer Engel, ich bin erſchöpft, ich habe Deinen Liebesbrief geleſen! Ich küſſe Dich! Ich komme nach Wien. Wir leben zuſammen. Wir ſehen zuſammen, wir athmen Eine Luft, Ein Thal. Vom 19. November iſt der Brief, den ich ſo eben las. Millionen Dank! Ja, liebe mich ohne Sorge. So lange Du mich liebſt, haſt Du mich wie ich bin. Und ſchreib mir nicht mehr, daß Du erſt in Zukunft mit mir wirſt leben können. Es erſchreckt mich! Gleich; und immer; und ſo lange bis Du etwas anderes bedarfſt und wünſcheſt. Liebe Deine Freundin

getrost! Mehr Fülle in der Erwiederung findest Du nicht! Hoffe, hoffe! wir richten noch viel zusammen aus! Welch ein „orgueil satisfaisant" für mich, daß Deine Freunde Dich jetzt so loben. O! sähe Wilhelm erst die Briefe an mich, Du alter Zauberer! dem die Worte stehen müssen, wie er will! Ich werde Herrn von Marwitz gewiß gut aufnehmen. O! Gott, wie leid that mir das mit Harscher! Bloßigkeit war es von mir. Ich mache ihm aber gewiß noch mal Freude! sag' ihm das. Und er soll mir glauben, daß ich blöde war. Ich bin es öfter; dann stell' ich mich schlecht dar. Gewiß! Die kleinen Gedichte habe ich nicht durchgesehen, ich muß essen, ich vergehe; Liebling! Ginge solcher Brief nur nicht zehn Tage! einen von heute vor acht Tagen bekommst Du erst Donnerstag! Drei hast Du erst? Adieu. In Wien, in Wien! Schreibe mir nur immer, wenn auch nur ein Wort! —

Deinen Liebesbrief, ich küsse ihn! Du lieber bester Junge. Die Gute hat ihre alten Mucken. Sie hat einen Brief von Saint-Mars. Ich denke auch mit großer Liebe an Brides, und küsse Dich ehrlichen Kerl noch besonders dafür, daß Du das thust. Hätte ich ordentliches Geld, so holtest Du mich von hier! Adieu. Ich werde der Guten Deine ehrenden Grüße bestellen. Nun esse ich, der Brief muß weg. Jedesmal wenn ich krank bin, bittet mich Mad. Sander par billet zum Thee. Ich hatte es immer vergessen, wenn ich Dir schrieb; ich werde mal hingehen: ich glaube, sie ist an meiner Krankheit schuld. Wie Ifflant an Jena! — Schleiermacher berathet ganz bestimmt die Wittwe des Predigers von Willich. Und friert Mad. Herz diesen Winter, so ist es, parce qu'elle lui fait grâce du Koppelpelz. Ja!

Nun küss' ich Dir die Lippen, und nun kein Wort mehr! Rahel. Vielleicht, vielleicht auch nicht, Sonnabend!

Dies ist mein neunter Brief nach Tübingen.

Man sprach Julchen von Lapis infernalis: sie sagte gleich: Labes theatralis? —

An Varnhagen in Tübingen.

Mittwoch Abend um 12 Uhr, den 30. November 1808.

Ich will nicht zu Bette gehen, mein vielgeliebter Varnhagen, ohne diesen Brief anzufangen; den ich schon nachmittags

anfangen wollte; aber zu frühes Nachtwerden und falſcher Kalkül mit dem Lichtanzünden machten, daß ich eher den Doppelroman in die Hände nahm; und viel drin las. Der affaiſſirte mich; und der Drang Dir zu ſchreiben, oder vielmehr alles was ich Dir ſagen konnte, war zu ſehr zurückgedrängt, um es noch bei Lichte und mit meinem böſen Arm zu thun. Mein ganzer Rheumatism iſt mir als grober materieller Schmerz endlich in den rechten Arm gezogen nach vieler Unſchlüſſigkeit, und hin und her Wechſlen im Genick, Rücken und ſo weiter. Mir recht lieb! denn nun habe ich die Nacht geſchlafen; war heute Morgen wieder in und nach dem Schneien aus. Hauptſächlich, Geliebter, fing ich des Schnee's wegen noch dieſen Abend an zu ſchreiben. Im Schneewetter lernt' ich Dich kennen! Schnee lag auf der Gaſſe, als Du mich anredeteſt: ſo ſehr lieblich und liebenswürdig, auch der Gleichgültigen. Liebes Geſchöpf! Von mir wohlerkannter Prinz! Man ſollte meinen, es ſei ein Jahr her; und es war doch erſt im März, dünkt mich, ſo ungefähr. Mir war das Wetter eine Feier! Ob Du Dich auch dabei an uns erinnren wirſt! Theurer, Lieber. Eins muß ich Dir heute noch ſagen: wie Du meine Seele gefreut haſt. Du hatteſt „die Närrin von Hoffnung", ich könnte nach Tübingen kommen. Ich weiß, lieblicher Freund, was das heißt, und welche Hoffnungen ich hege! Hör' ich ein Schellen, ohne gleich berechnen zu können, wer es ſein muß, ſo weiß ich, welch ein Blitz von Wahnſinn mir durch's Herz fährt. Das iſt Liebe, Varnhagen! Bedürfniß, den Freund unſeres Herzens zu ſehen! O! wie beſeligte mich Deine „Närrin von Hoffnung"! Seit Du in Leipzig warſt, iſt alles Gute möglich, und gleich dort ſagte ich Dir, das iſt ein Handſchlag von Glück! Und auch erklären läßt ſich ſein Verfahren. Dein Herz iſt zu mir gewandt: und ſo lange dies iſt, kommen wir, und ſind wir zuſammen. Nun nur noch, was ich heute machte: Vormittag beſorgte ich etwas für Dich, und dann ging ich zu Mama, zur Guten und mit ihr ſpaziren. Dann Eſſen und Ausruhen; dann Leſen, dreiviertel von Eurem Buche; Klavier zu ſpielen verſucht' ich, aber mein Arm wurde ſchlimmer: nach 8 kam Wilhelm (Neumann); wir ſprachen vieles über Euer Buch; dann kam Markus; dann Mlle. Bauer, dann Robert. Neumann mußte um 10 zu Tiſche gehen; die anderen Beiden blieben; nach 10 kamen Mad. Frohberg und Mr. Raimond. Dieſe alle Abende, ſo lange ich zu Hauſe

bleibe. Den Morgen hatte ich Wilhelm das geſchickt, was für ihn in meinem geſtrigen Brief gelegen hatte, mit ein paar Zeilen, worin ich gelobte ſo artig zu ſein, als er mich ſchilderte. — Kinder! mit „Wilhelm Meiſter“ in Eurem Roman — nicht die Ohrfeige, an der bin ich noch nicht — iſt's zu arg! Aber, ich war allein, als ich das Blatt las, wo er erſchien, und ich wußte es doch ſchon, und mußte laut lachen und inne halten. Fock's ſeine Verſe ſind meiſterhaft! Du Kanaille! Was mir mißfiel, weiß Wilhelm: ich bin zu faul dazu. Nun nur noch ein Wort von Julie. Mariane ſchwindelt mit einem Licht umher, und es fällt ihr ein Wachstropfen auf die Hand. Uf! ſchreit ſie auf; beſieht aber die Hand wie es trocknet, und ſagt: Sieh Julie! eine Pocke! „Ja! aber wachſinirt!“ ſagt die gleich. Nun Gutenacht! Verführer auch von Weitem! Auch von Weitem küſſe ich Dich aus vollem Herzen; mit der größten Sehnſucht und Verlangen! Adieu, Lieber Lieber! Adieu!

Donnerstag Mittag um halb 1 Uhr, den 1. Dezember.

Ich ſollte Dir in dieſem Augenblicke gar nicht ſchreiben! Ich habe über, weit über eine Stunde auf meinen dummen Italiäniſch-Meiſter gewartet, und nun iſt er doch nicht gekommen: ich war müſſig, und enthielt mir das Schreiben an Dich. Heute ſollte meine zweite Stunde ſein; ein Meiſter iſt mir ſo unausſtehlich; bis er weg iſt, bin ich den ganzen Tag in Angſt. Du kennſt mich mit Beſtimmtem. Jetzt noch fürchte ich, er kann kommen! Sobald ich über die Ausſprache ſicher bin, Adieu mit ihm! Auch habe ich die Nacht wohl geſchlafen, und mein Arm iſt beſſer; aber, obgleich ich in einer beinah nicht geheizten Stube ſchlief, that mir das wohl der Schweiß, nun aber fühl' ich wieder den Schnupfen, der mir die Nerven tralaſſirt, und hatte heimliche Uebelkeiten bis jetzt. Ich weiß beſtimmt, daß mir der Rheumatism als Schnupfen das Gehirn affizirt. Heute iſt auch vernebeltes Schneewetter: und Himmel und unſere Luft ein unentſchloſſenes Schneegedünſt. Für dieſen Winter ſeh' ich dem Schlottern meiner Geſundheit nun entgegen: ich hänge immer mehr vom Wetter ab. Nun aber genug von dem Ekel! und von unſeren Angelegenheiten! Ich hab's nun vom Herzen, und Du, lieber Gedanke, wirſt mich erheitern! Ich bitte Dich nochmal, Koreff, Robert und Drieberg zu menagiren! Sie mögen Dir vorkommen, wie ſie

wollen. Gegen Robert haſt Du nichts, als daß er mich nicht mehr liebt, ehrt und anerkennt: er thut es nach ſeinen Kräften, und macht es mit ſich ſelbſt nicht beſſer. Uebrigens will der nur bis zum Sommer in Wien bleiben; und ich ſpreche nur für Dich; verekle ihn nicht bei Koreff; blieb' er auch länger, ſo würde er uns nur wie in Berlin, und noch weit weniger hindern. Weil wir's nicht litten. Die drei ſollen Dir nützen, will ich. Drieberg iſt ganz von Koreff geleitet, aber ſeines Standes und Vermögens wegen — dies mächtiget — zu gebrauchen. Ich hab' ihn nur dreimal geſehen; auf der Gaſſe; einen Abend bei mir; eben den, wo ich kränker wurde, Alle um 10 wegſchickte, Robert zu Böhm, und ein Billet von Mlle. Bauer geſchrieben um 11 zu Böhm, worauf die Arzenei erfolgte, von der Du weißt. Mein Betragen von dieſem Abende, wo ich ſchon litt, und lag, muß Neumann, der auch da war, ſo gefallen haben. Ich konnte Drieberg à son aise ſetzen, und die Anderen mit ihm: ich ſtrengte mich an, phyſiſch; da er das erſtemal bei mir war. Dann ſah ich ihn noch, glaub' ich, den Morgen drauf oder den zweiten Tag, er holte Robert zum Reſtaurateur von mir ab; da ſprachen wir mehr von Muſik, ich gab ihm welche durchzuſehen: er bat mich mit nach Wien: nun iſt er auf dem Lande bei ſeiner Mutter. Dies iſt alles was ich mit ihm habe. Du ſollſt es wiſſen, mein Liebling! ſonſt könnteſt Du Dir vielleicht ſeine ſchleunige Einladung, mit nach Wien zu reiſen, nicht erklären. Es kommt von Koreff und Robert, und meiner natürlichen Art, und meiner Muſik und meinen Bekanntſchaften. Jedoch ſagte ich zuerſt, ich möchte mit. Es war alſo wohl wahrſcheinlich den zweiten Tag nach meiner üblen Nacht.

Iſt es Dir recht und natürlich, den Sommer noch in Wien zu bleiben, ſo komme ich natürlich, weil ich mir auch nichts Schöneres denken kann, als zu ſein wo Du biſt! Kommt etwa Harſcher Dir nicht nach; oder Du willſt früher nach Paris; ſo reiſe ich mit Mama nach Holland; und Du holſt mich von Amſterdam, oder von Leipzig, wie es Dir näher iſt, ab. Da Deine Studien Dich nun nicht mehr ſtören ſollen! nur unſer Geld uns einſchränkt. Hätte ich nur mäßiges, ſo machte ich es ſo: ich ginge mit dem Frühſten nach Teplitz zu meiner Geſundheit; und da holteſt Du mich nach Wien oder Paris, wohin Du wollteſt. Jetzt iſt es ſo: tauſend Thaler werden mir alle Jahr gereicht; zur Reiſe, es ſei nach Paris

oder Wien, ſuche ich zum Frühling in jedem Fall etwas zu bekommen. Mit tauſend Thalern kann ich in Wien, wo man mit baarem Gelde reich iſt, leben: unſere ſieben Groſchen gelten dort einen Gulden: und ſchon wie ich im Oeſterreichiſchen war, konnte man durchaus für einen Gulden haben, was man hier für einen Thaler hatte. Und mir kannſt Du glauben! Hier haſt Du die ganze Expoſition. Das Weſentliche iſt die beſchränkte Summe; und daß ich mit Dir in Einem Orte leben will. Das Uebrige arrangirſt Du nach Willen, Kräften, und Umſtänden. In Berlin bleib' ich nicht: denn vorigen Sommer ſchwur ich mit lauter Stimme in den Sonnenhimmel hinein: „Daß, wenn ich künftigen Sommer noch in Berlin bliebe, ſo ſolle alles, was mir geſchehen ſei, recht ſein; und Gott ſoll nie was von mir wiſſen wollen!" Ich würde mich ſelbſt nicht mehr erkennen, und mit mir weiterleben können; wenn ich ſolch einen Eid bräche. Die Veranlaſſungen zu ſolchem, und die innere Verfaſſung, in der ſo etwas geſchieht, ſind mir der eigentliche Eid; und der laute Schwur das Merkmal davon. Vergiß nicht, daß Koreff ſehr gute mediziniſche und gelehrte Verbindungen in Paris hat. Nun nimm Dir den ganzen Winter zu Ueberlegungen — bloß der äußeren Lage — und Unterſuchungen; darnach richten wir uns.

Ja! Varnhagen, eh' Du mir noch entgegenkamſt, war es wahr, fühlt' ich, und ſagte ich, daß ich nicht mehr allein lieben könnte — verliebt lieben —; Du weißt, wie Deine Liebe mich gewonnen hat: Du weißt aber auch, ob ſie ſich betrug, wie eine gewonnene! So wie Du mein Herz rührteſt, empfand ich Deinen Liebreiz; ja, und oft früher; aber beides kam zuſammen! und da war auch keine Bedingung mehr! Du weißt, wie ich mich ſchämte, als Du mich allein liebteſt! (Und noch! dies verſchweige ich!) Aber frage Dich ſelbſt, haſt Du wohl ſeitdem einen Augenblick Unzufriedenheit empfunden, daß ich nicht friſch und ſtark, und immer zärtlich Dich liebe? O nein! Daß es Dir ewig ſo gehe und ſo gelinge! wünſcht Dir Deine innigſte Freundin, Deine Geliebte, ich! Und Du liebſt mich wegen meiner Lieblichkeit? Wenn Du, da Du den inneren Zuſammenhang meines Weſens erkannt haſt, — Ja! Du haſt mein ſchamhaftes Herz in ſeine Tiefe verfolgt; mein Gemüth hinter der Laune hervorbekommen, die widriges Geſchick und gerechter edler Stolz um es ſtellten. Und mein Herz ſollte Dir nicht entgegen ſchlagen, und von dieſer Art von Liebe

gewonnen, gerührt, und glücklich sein? In dem Sinne ist es wahr, was Du sagst, daß Deine Liebe von meiner Liebenswürdigkeit ausgeht; und meine, von Deiner Liebe. Eine Arme, von sich und von der Natur Versteckte zu erkennen, erforderte Deine Gaben: diese erkenne ich; und würde sie auch ohne aufgeforderte Persönlichkeit lieben! Ich habe mich selbst vor Deinem Brief schon längst, und aufmerksam, und still untersucht: und so ist es. Ich, die lang Verwünschte, Einsame, Mißhandelte, sollte nicht für Liebe zu mir empfänglich sein? Sieh'st Du's ein? Aber darum liebe ich Dich nicht. Liebe von einem Menschen, den ich nicht mag, macht mich rasend: im Gegentheil! Adieu, Geliebter, Liebenswürdiger! Ich bin schon lange nicht mehr allein! Hanne sang Skala, jetzt ist ihre Mutter da! sie hatten mir schon längst die schicklicheren Worte geraubt! Heute noch, oder morgen, Adieu, Lieber!

Abends gegen 12 Uhr.

Für's Erste, mein geliebter Freund, bitte ich Dich, mir über öffentliche Angelegenheiten nichts zu schreiben; mir zur Liebe! und wenn Du mich achtest: störe unsere Korrespondenz dadurch nicht. Man hat wieder solche Dummheiten gemacht, und solche dumme Briefe geschrieben, daß wohl alle von Neuem wieder aufgemacht werden. Folge mir darin; Du weißt, ich verstehe diesen Gang, aus Erfahrung, die mir von ungefähr wird; Du bist einmal aus dem Lande wo Du her bist, — begnüge Dich damit, in Sprache und Wissenschaft frei zu sein! Sei in Wien in jeder Hinsicht auf diesem Punkte verdoppelt vorsichtig. Ich kann Dir die Neuigkeiten, die mich noch eigenst bestimmen, Dir diese Bitte zu thun, nicht mittheilen: sie sind zu miniatur, und beziehen sich doch auf Hauptgemählde.

Die Zeitungen sind voll der Zufriedenheit und des Dankes der Franzosen gegen unsere Stadt und Nation; und umgekehrt. Unser Invalidenhaus wurde von ihnen, und ihre Militairpolizei von uns beschenkt; den 5. gehen sie; kurz, wir scheiden von einander wie zwei gebildete Nationen; wir mögen zusammen gekommen sein, wie wir wollen. Sie erwähnen unseren Preußen-Bildner, Friedrich den Zweiten, namentlich. Lies es wo möglich selbst: der Sieger vergißt aber auch in Burgos seine nordische Ueberwundene nicht, und gedenkt derer, die ihm durch ihr Betragen mißfielen, im dritten Bulletin aus dieser Stadt. Sie betragen sich hier beim Abschiede ganz wie

Sieger: aber feſt, würdig, gebildet. Lernten das die, die dies nicht verſtehen! Prampiren iſt wirklich nicht an der Zeit. Hier erwarten wir den König. Die Nationalgarde wird den Soldaten eine Meile entgegen gehen. Vorgeſtern war des Nationalobriſten Jordan Geburtstag, der Generalſtab gab ihm ein Diner, wo alle Kapitains, von jeder Kompagnie ſechs Gemeine, der Miniſter Voß — einziger von preußiſcher Seite im Augenblick, — und unſer künftiger ſchon ernannter Stadtkommandant Graf Chaſot, waren. Letzterer hat dem Generalſtab der Nationalgarde, und allen Hauptleuten, ſeit ſeiner Ernennung die Viſite gemacht; und mir ſcheint es dadurch wahr, was man ſagt, daß die Offiziere der Nationalgarden das Port-Epée und den Rang als wirkliche Offiziere bekommen werden. Dies ſei Dir genug; und nun mucke nicht! wie man hier ſagt. Heute Nacht reiſt auch Herr Raimond, unſer letzter franzöſiſcher Bekannter. Dem alten d'Houdetot hat die Kaufmannſchaft hundert Louisd'or verehrt. Es iſt mir ſehr lieb, daß der ehrliche, heitere, leidende Mann, der wohlthätige, ein wenig genährt abreiſt. Mit großem Vergnügen fand ich heute Bribes in Eurem Buche ſo ähnlich und ehrenvoll bedacht! Sonntag, wenn dieſer Brief weg iſt, will ich ihm ſchreiben: er ſoll wiſſen, der liebe Kerl, daß wir noch an ihn denken: und herzlich wünſchen, ihn wieder zu ſehen. Das ſchreibe ich auch von Dir. Adieu. Mein Alter! Die Augen thun mir etwas weh. Adieu.

Ich war dieſen Abend bei der Guten. — Wie habt Ihr nur Wilhelm Meiſter mit den Ohrfeigen können abreiſen laſſen! Infam.

Mit dem Worte infam endige ich nicht! Sei nicht böſe! hörſt Du, Lieber? —

Freitag Morgen, um halb 11 Uhr, den 2. Dezember 1808.

Dieſes großen Briefes wegen habe ich ſtarke Luſt Dich um Verzeihung zu bitten! Entſchuldige ihn damit, daß manches darin ſteht, was Du wiſſen ſollſt; darum ſchrieb ich ihn ſchon gleich wieder zu morgen; und hauptſächlich auch, weil ich will, daß er zu Weihnachten ſchon in Deinen Händen ſei. Dies iſt für mich, trotz Schleiermacher's Weihnachtsfeier, das einzige Feſt im Jahr; weil es noch lebt, und ſich wirklich und wahrhaftig auf das Leben bezieht, welches wir ſelbſt noch leben. Dies habe ich mir gar nicht erfunden noch ausgedacht, ſondern

es dringt ſich mir durch ſeinen eignen Lärm, den es macht, auf. Die ganze Welt will der ganzen Welt Vergnügen machen; und da will ich auch! Seit Hanne und Fanny bei Verſtand ſind, wird ihnen ordentlich aufgebaut: mit gedecktem Tiſch, vielen Wachslichtern, und ſo vielerlei Geſchenken man ihnen nur auftreiben kann; und ordentlich mit Ueberraſchung, und Thüre aufreißen: und das noch dies Jahr. Voriges Jahr ſehr hübſch. Auch den Domeſtiken werden ihre Geſchenke dabei gelegt, und Kuchen, Früchte, Konfitüren. Es bleibt jedesmal rührend. Voriges Jahr war das ſo; und dann bei mir, wo ich Robert, Pauline, Bribes, die Kouſine und Louis Liman und Mama beſchenkte; Pauline mich, Mama, die Kouſine und Robert, Robert mich; Bribes im Schreck — er wußte die Sitte nicht — mir ein Etui, das er ſchon hatte. Wir fuhren nach den Laden umher, und aßen dann ſehr gut, mit Champagner. Dies Jahr ſchenke ich Hanne'n — ſie will es, und that Verzicht auf die Ueberraſchung — ich lege es doch hin — ein Halsband von Roſenperlen, das ſind ſolche ſchwarze wie ich trage, und Ohrringe von derſelbe Maſſe; Fanny'n ein weißes Hütchen mit Federn; Line'n ſchönen Kattun, den ich in Leipzig für mich gekauft hatte; meinem Bedienten, den ich nicht liebe, Geld. Vetter'n, der ſeit acht Jahren eine Taſſe von mir hat (und die Kinder immer aus Leibeskräften beſchenkt — ſie ſtricken und häkeln dann auch vor Gewalt, diesmal näht ihm Hanne ein Tragband aus, noch trägt er vom vorigen Jahre Pariſer von ihrer Arbeit —), wovon ihm der Deckel, der ſein ganzer Charme war, zerbrochen iſt, laſſe ich heimlich einen machen. Dir, Lieblingsfreund, ſchick' ich einliegendes Päckchen, welches Du nicht eher aufmachſt, bei Todesſtrafe, als Weihnachtsheiligabend punkte 6 Uhr. Dann iſt ſchon Nacht; und ich denke mit Millionen Liebe und tauſend Küſſen an Dich! Ich fürchte mich vor der Sehnſucht. Meinen Liebſten habe ich dann nicht! Schwarze Weite, weite Nacht trennt ihn dann von mir! Wir wollen uns aber doch freuen. Sei nur nicht zu neugierig; meine Gabe iſt leider gering. Aber die Liebe! Wir lieben ſie beide. Du glaubſt wohl, mein Knäbchen, ich habe an Deine Haare nicht gedacht, bis Du davon ſprachſt! Recht! daß es Dir auch leid thut. Laß ſie Dir nur eben ſo ſchneiden, wie ſie waren; nur dreiviertel vom Hinterkopf ganz kurz, und die Seiten; das Uebrige länger wie es war, man kann das ſehen. Du haſt Recht, die Menſchen ſollten ſich zur Ge-

fälligkeit verbinden: Goethe ſchlägt's im größeren und im kleineren im „Meiſter“ vor! Ich dachte ſchon oft, viele Wohlhabende, Edelgeſinnte, wären, ihr Vermögen zuſammen gethan, reich. Ihre ganzen Kräfte nämlich. Selten ſind ſie frei, und die Freien finden ſich nicht. Mich dünkt immer, es könnte gehen. Daher auch mein Vorſchlag zur Güte mit Koreff und Drieberg; dies nicht ſo kraß genommen auf ihre Thaler, aber im Ganzen; und für's Erſte. Als ich Drieberg zum zweitenmal ſah, kam er mir minder hübſch vor: Neumann findet ihn accurat wie ich; er hat einen kleinlichen, für mich ſtörenden, beinah trivialen Zug um den Mund. Seine ſchwarzen Augen ſind freundlich, wenn es Zeit iſt; aber unkundig, ſo auch das ganze Sein. Er macht aber einen gefälligen Eindruck, und würde als Ritter hübſch ausſehen und gelebt werden. Du wirſt ihn ſehen, ich will Dir nicht zu viel vorgreifen. Neumann wollte loslegen; ich war in allem ſeiner Meinung, beſänftigte ihn aber, ohne Dich zu nennen, mit meinen Anſichten über einen jungen edlen kunſtliebenden Mann, und wie der da, wo er nicht durch ſich ſelbſt erfreut, zu gebrauchen ſei, und daß man ihn nicht in den Rachen Schlechterer müſſe ſchlüpfen laſſen. Er ſah es ein. Folge mir auch ein wenig in der Konduite, Söhnchen! Du weißt, ich kann Dir nichts Niedriges rathen. Vertheidige Deine beſſeren Meinungen ſowohl über Leben als Wiſſenſchaft bis auf's Blut; nur mache nichts perſönlich, und ärgere nicht!

Ich habe alles, was mir von Prinz Louis eingefallen iſt, und was ſein Innerſtes ſchildern kann, und was er nur mir ſagte, aufgeſchrieben; um es Dir erzählen zu können. Seit ich weiß, daß ich Dich ſehen ſoll, kann ich Dir ſchlechter und beſſer ſchreiben: beſſer, weil die Briefe, trotz ihrer Vehemenz, bald ohne dieſe Gewißheit verſiegt wären; und ſchlechter aus Ungeduld! — Wir wollen ſehen, wie es mit dem kleinen Maximilian — Jean Paul Richter's Söhnchen — wird. — Morgen habe ich meinen Meiſter, und ſetze nur noch ein Wort hierzu. Adieu! Ich ziehe mich an und gehe aus.

Abends, bald 12 Uhr.

Nun muß ich Dir auch ein Bonmot von mir erzählen! Vor einigen Tagen ſagte ich in Nettchens und Frau von Bose's Gegenwart, nach einer langen Pauſe, ſehr gelaſſen und in Gedanken verloren: „Gut ſind die Menſchen alle, aber ſie

taugen nichts!“ Es fiel mir ſelbſt wie den Anderen und beinah ſchneller, auf. Ich will Dir auch ſagen, wie ich dazu kam. Nette erwähnte wieder einige Exempel meiner Verrufenheit: und da kam Frau von Berg mit vor und ihre Tochter Gräfin Voß; und die Boye erzählte, daß Madam Fichte — ich hatte nach ſeiner Geſundheit gefragt; er hat Gicht — mich gelobt habe; mit den gehörigen Ausrufungen von „Schade!“ Darauf erzählte ich, daß Wolf ſich nicht geſchämt habe, mich verrucht zu nennen, obgleich er mich nie geſehen habe, noch irgend einen Akt. Nun verlor ich mich in Bemerkungen — vielerlei, und daß er, ein Geſichtsergründer, öffentlich ſo betitelt und angeſehen, beſſer wiſſen ſollte, was Ergründung ſei und zu ihr gehöre; und daß ſein Gemüth die Treue hätte aufnehmen müſſen, ohne welche man in der Wiſſenſchaft ein Stümper, und ungalant im Leben iſt und bleibt; daß ich es mit ihm, den ich auch weder mündlich noch ſchriftlich gekannt hätte, als er noch zu Halle lebte, beſſer gemacht hätte, und nie den Schmutz geglaubt und in mir aufgenommen hätte, den man von ihm und ſeiner Tochter erzählte; bloß, weil es Schmutz war, — daß dieſen Sommer ſeine Tochter mit einer Familie, die mit ihnen auf einem Hof im Thiergarten wohnte, intim umgegangen ſei, die ich, der man eben Schuld giebt, ihren Umgang nicht zu ſichten, zeitlebens vermieden habe wegen ihrem Ruf und ihrem Betragen. Darauf verlor ich mich in Gedanken, und dachte, dieſe Leute hätten auch Wolf's verſchmäht, vermieden und verhöhnt, wenn ſie ihnen nicht ſo nah gekommen wären; und Wolf's, nichts von ihrem Rufe wiſſend, fanden Geſelligkeit, Muſik, Sprachen, Thee, — kurz, was man in Verſen rühmt — Einer biß den Anderen nicht, und ſie lebten ſehr gut. Darauf brach mein Bonmot raus. Alle Tage, mein Troſt und Freund! kommt mir das Erbärmliche erbärmlicher vor; und gar nicht mit Ingrimm, Zorn, oder Wehmuth. Nein, ganz in Zerſtreuung verloren, wie über eine Sache, die ſo gewöhnlich iſt, daß man ſie zeitlebens ſchon weiß. Meine Lage bringt es auch mit ſich; ſo paradox dies im Augenblick klingt. Meine Einſicht iſt ſo tüchtig, meine Weltkenntniß ſo gereift, daß dieſe beſtätigenden Entdeckungen meinen Geiſt nicht bereichern noch ſtutzig machen; mein Gemüth kann nur noch von Edlem, Ausgezeichnetem, Geiſtvollem und -reichen afficirt werden: denn vom Schlechten bin ich im Aeußeren ſo ſehr herunter und zurück, als es nur mit mir ging: Neues iſt hier

nicht möglich; und diese Lage bleibt nun wohl ohne ungeheure Revolution — im Schlechten — wie sie ist. Gutes! Glück, Du kannst mich entzücken und beschäftigen; und Einfluß auf mich haben! Sonst — ist es wie es war. Habe ich mich nun etwas deutlich gemacht? Gute Nacht. Ich war bei der Guten, die aus lauter Langerweile leidend ist. Vormittag war ich im schönsten Wetter weit allein in den Straßen spaziren. Es wirkte so gut, daß mir luftig in der Seele, hell und klar im Kopf zu tausend Gedanken wurde; und ich genoß vom ganzen Gange so recht eigentlich den Genuß. Wie vieles wußte ich mit einemmale deutlich, was Jahre lang ungeboren als Schmerz in meiner Seele lag, und nun hervor an die Sonne, im hellen Bewußtsein, beruhigendes Gut wurde. Ich empfand den Besitz der mancherlei Gemüthsreichthümer recht schwelgend, und doch fromm, möchte ich sagen; denn meine Freude war nur Freude, und glich einem erwärmend erhellenden Lichte. Auch dachte ich über die ganze Masse der Menschenbildung; und ob wohl alle Essenz davon, das höchste Entzücken edler reichbegabter Menschen aneinander, und jeder andere erhellte, erhebene Moment im Leben, das Placken und Jammer Aller werth ist, den es zum Dünger Jahrhunderte lang erfordert? Arbeitende Karrende, und ich, brachten mich auf den Gedanken. Du wirst seine Skizze in Deiner herrlichen Sprache schon ausführen.

Ich habe heute Körte's Ausgabe der Gleim'schen, Müller'schen und Heinse'schen Briefe angefangen. Gleim auch gefällt mir sehr! Du zeichnetest mir Heinse aus. Sonst mußten junge Deutsche doch noch anders kämpfen. Manches Kämpfen that ihnen aber wohl. „Ardinghello" habe ich früher zweimal mit Mißfallen gelesen. Sonst kenne ich von Heinse nichts. Gute Nacht! Schläfst Du wohl?

Sonnabend Morgen, den 3. Dezember.

Himmel! der Brief nimmt kein Ende. Ich muß aber wieder von Deinen Päßen anfangen, weil ich gestern erst wieder erfahren habe, daß ein mir bekannter Putzhändler, und eine Frau, deren Mann in einem der angesehensten Komptoire in Prag Buchhalter ist, und die ihm dorthin mit hiesigen Päßen folgen wollte, noch in Dresden liegen, ohne über die Gränze zu können. Sieh Dich also ja vor, Lieber; daß Du mit Deinem beschränkten Reisegeld und Deiner unbeschränkten

Ungeduld nicht auch liegen bleibſt. Wenn man zum Beiſpiel von hier nach Wien will, ſo muß man hieſige Magiſtratspäſſe an die öſterreichiſche Behörde bringen; dann giebt ſie welche; und dabei muß man ſich Päſſe aus Wien kommen laſſen. Die Päſſe des Orts, wo man wohnt, werden gewiß auch den Geburtsort erwähnen: erkundige Dich bei Dir darnach! Und antworte mir, auf welchen Namen und Titel, und Magiſtratspaß, ich Schritte zu Wiener Päſſen machen ſoll: und ob Du an den Grafen Bombelles ſchreiben willſt. Der Mlle. Markuſe, die auch nach Wien reiſt — die Seligmann'ſche, als Gouvernante — gab er Päſſe mit der Bedeutung: dieſe wären gut. Sie will ſich aber auch nun, wegen der Frau und dem Putzhändler, noch mal bei ihm melden. Ueberlege das, Knautſche. Die Antwort bis zu mir dauert über zwanzig Tage; zehn geht jeder Brief; und kann man gleich ſchreiben, wenn einer ankommt? geht immer gleich eine Poſt? Fatal! Adieu. Ich erwarte meinen Meiſter. Lieber Varnhagen, dieſen Brief vergiebſt Du mir!

Auch hab' ich Dir geſtern zu ſagen vergeſſen, daß noch immer auf der Straße, und auch geſtern, mitten im Glück mich die Sehnſucht nach Dir am plötzlichſten und heftigſten packt. Wären wir doch bei einander! Adieu! Lieber Liebling.

Rahel.

(Einlage.)

Dies wird Weihnachtheiligabend erbrochen.

Hier, mein lieblicher geliebter Freund, nimm dieſen Rubin, den ich ſchon lange von meiner Mutter habe, zum Weihnachten; tauſend Liebesküſſe von mir ſind darauf! Du kannſt ihn verlieren, weglegen, zerbrechen, aber ſeine Farbe verliert er nur mit ſeiner völligen Zerſtörung. Du biſt mein Liebling, und ich bleibe ewig Deine Rahel.

An Rahel.

Tübingen, Donnerstag den 1. Dezember 1808.

Drei Briefe hab' ich nun von Dir, theure, geliebte Rahel, zu beantworten, und müßte verzagt mich niederſetzen, wenn ich mich nicht unſerer Verabredungen erinnerte, und getroſt ſchreiten

könnte, ohne zu antworten, ohne recht zu ſchreiben. Genau, ſicher und lebhaft ſtehen Deine Tage vor meinen Augen durch Deine Briefe, und werden mir Gegenwart, ich erblicke alles, nirgends iſt eine Lücke, und ſo lang ich leſe zieht ſich meine Betrübniß wie eine Landenge zuſammen vor den Strömungen des Sonnenmeeres, worin Dein Geiſt lebt, es iſt nur eine ſchwache Verbindung zwiſchen dem früheren öden Land, und dem folgenden, das ſich gleich wieder in traurige Ebene ausdehnt, wenn ich fertig bin mit Leſen; ganz aber verläßt mich das Gefühl der Traurigkeit und Einſamkeit nie. Wie ich Dir's danke, liebe, ſüße Rahel, daß Du mir ſo viel ſchreibſt, ſo viel Geſchriebenes nämlich, und ich ſo lange an Deinen Briefen zu leſen habe, daß ſo viel mehr Zeit hingeht, die weniger erfüllt iſt mit Trübſeligem; das kann ich Dir gar nicht ſagen, es zieht ſich aus dem Geiſte ganz zurück, und durchdringt mir körperlich die Bruſt wie mit Liebesſchauern, ich triumphire, daß meine Rahel mir ſo wohl thut, ſo unermeßlich reich iſt, und rüſtig. Deine Briefe ſind nicht wie kleine, köſtliche Geſchenke, die ſich Liebende geben, ſie ſind wie ganze Vermögen, befrachtete Schiffe! Recht iſt dieſer Vergleich, er giebt mir auch ein Bild für mich, der ich für Indiens Edelſteine und Gold nur Kleinigkeiten, Scheeren und dergleichen ſchicke! Wie ich Dir antworten ſoll, kann ich gar nicht faſſen, gewiß rechneſt Du auch nicht darauf, zumal jetzt, da ich ſo unſicher bin mit meiner Feder, daß ich ſchon einige Anfänge zu Briefen verbrennen mußte, ja mein Sinn iſt ſo umhüllt, daß ich hier dieſe Buchſtaben wie betäubt und verwirrt anſehe, gleichſam als ſchrieb' ich mit ungewohnten Lettern. Aber ich bitte Dich, geliebte Rahel! laſſe mein weniges, mein abſchweifendes Schreiben Dich nicht abhalten, mir ſo viel zu ſagen, als Du nur magſt, es geht bei mir keine Silbe verloren, ich ſehe jedes aus Dir hervorquellen, und Du erweckſt Leben und vielfache Lebensregung, wenngleich ich nicht im Einzelnen Dir es wiederzugeben vermag! — Ich erwarte nun mit jedem Tage einen Brief von Dir, der meinen erſten Tübinger beantwortet; es iſt noch alles beim Alten, außer daß Harſcher ſchon nach Baſel abgereiſt iſt, und ich nun ganz allein bin. Wie ich in Deinem letzten Briefe die Stelle leſe, wo Du von einer Reiſe nach Holland ſprichſt, zu der ſchon Schritte gethan ſind, habe ich wirklich laut gelacht, es wäre ja wunderbar, wenn alles ſo glatt ginge, warum ſollte mit einmal das Glück ſo günſtig ſein! Und ich muß Dich aus treuem Herzen

warnen, nicht zu leicht auf meinen Plan einzugehen, da ich ja für nichts bürgen kann; und Dich vielleicht nach einem halben Jahre auf's neue verlaſſen muß, meiner Exiſtenz wegen, während in Holland Deine Lage leicht eine dauernd angenehme Wendung nehmen kann, wenigſtens was den Aufenthalt betrifft. Neue Irrſale für mich, neuer Kampf mit Möglichkeiten! Eben daß alles möglich iſt, wird zum größten Hinderniß, wäre nur von irgend einer Seite erſt Eins recht entſchieden, dann ließe ſich alles andere leicht darnach fügen, aber es iſt als wenn zehn Wanderer unterwegs wären, um einander zu treffen, keiner iſt anſäſſig. O liebe Rahel, wenn auch daraus nichts wird, daß ich Dich in Wien wiederſehe, ſo weiß ich wahrhaftig nicht, wohin ich mich wenden, es iſt mir nichts reizend, nichts erquickend, alles nagend und bekümmernd, was ich mir ausſuchen könnte, ich habe die Luſt verloren, nicht die Luſt zu irgend etwas, ſondern die Luſt ſchlechthin, ich verzweifle in manchen Augenblicken, je ganz aus dieſen inneren und äußeren Verwirrungen herauszuſteigen, und alsdann fehlt mir auch die Kraft, ſie herrſchend durchzuführen bis an mein Ende, wozu ich mich ſonſt wohl entſchloſſen fühlte, wenn mir nicht gelänge, wieder in heitere, freie Unbefangenheit zu kommen. Dieſer Aufenthalt iſt auch wirklich zu traurig, ihn im einzelnen zu ſagen, den Schmerz, den ich unausgeſetzt empfinde, iſt mir zuwider, aber das iſt gewiß, der kleinſte Gegenſtand, der mich hier umgiebt, trägt ihn empor, und läßt ihn ein, wenn er ſich ſenken will und kleinen Zwergen von Freuden Platz für ihre Tänze geben, ganz aus dem Bewußtſein fallen. Das Wetter war lange Zeit naß, man konnte durchaus nicht ausgehen, zwanzig Schritte zum Eſſen, und dann zurück in das unheimliche Zimmer, ganz zerknirſcht und unſelig, ohne Ordnung und Geſchäft. Geſtern und heute hat es ſtark geſchneit, in dieſem Augenblick aber thaut es ſchon wieder, und hört man das Schneewaſſer von den Dächern herunterplätſchern. — Seitdem Harſcher fort iſt, über deſſen Abreiſe ich wirklich geweint habe, leiſtet mir Kerner, von dem ich wohl ſchon geſchrieben habe, alle Abend eine zeitlang Geſellſchaft, er meint es ſehr gut mit mir, ſieht mich ungern mißvergnügt, und thut mir alle Liebe, auch hat er vielen Sinn und ein ſchönes Gemüth; allein wir haben zu wenig zuſammen gelebt, er überhaupt in zu enger Sphäre, und ſeine Richtung iſt von der meinigen zu ſehr verſchieden. Ich fühle Harſcher's Weggehen in jeder Minute, es

iſt ſeitdem alles in mir ſtumm geworden, und die Worte, die ich höre, ſcheinen nur wie aus einer Ebene um mich her zu tönen, oft ſogar zu mir herauf, der ich gewohnt war ſie aus der Höhe zu empfangen, als Lichtfunken vom Himmel. So war es mit Harſcher's Reden, die nie aus niederen Geſichtspunkten kamen, ſondern aus ſeiner Höhe, die meiſtens mit der Höhe der ganzen Zeit zuſammentraf. Und wie vieles haben wir in der letzten Zeit geſprochen, wie verſtändlich einander! Ganze Geſchichten, Regionen, Anſichten werden mit einem Worte aufgeregt, bekannt durch vieljähriges Zuſammenleben, und das lebendige Geſpräch eilt über die längſt gebauten Brücken flüchtig hinweg zu dem neuen Gefilde, das ein neuer Gedanke, ein neues Gefühl ihm aufgeſchloſſen hat. So iſt es ja auch mit Dir mir ſchnell geworden, liebe Rahel! Der Fleiß, womit ich die Zeit unſeres Zuſammenſeins genutzt habe, das raſtloſe Arbeiten, erneuter Streit, erneute Verſöhnung, die haben uns eine zehnjährige weniger eilfertige Bekanntſchaft erſetzt. Zornig werd' ich gegen das Schreiben, wenn ich Dich einen Augenblick bei mir denke, Dich verſtehende, geliebte Rahel! Nur dieſe Unſeligkeit mit Dir zu beſprechen, Dich zu ſehen, wie Du mitſiehſt, mitfühlſt, und wieder mitſehen, mitfühlen heißeſt, das könnte mich fröhlich machen, ganz fröhlich, Du liebe Rahel! Mit dem Schreiben geht es wirklich ſchlecht, ich kann es nicht ſagen, wie Du, meine Schreibart iſt anders, gut in ihrer Art, aber unvollkommen in der Ausführung, es lügt alles, wie einer, der eine fremde Sprache wortarm ſpricht, und dabei ahndet, oft weiß, daß die Worte eine andere Geltung haben, und er nur ungefähr ſeinen Sinn herausbringt. Ja, liebe, ſüße Rahel, ich ſehne mich unaufhörlich zu Dir, möchte immer bei Dir ſein, Dich an mein Herz drücken! Dein Schmerz freut mich, beruhigt mich! — Ich weiß nun genau, warum Dich die Leute ſo ſchelten; wenn ſie einen außerordentlichen Geiſt antreffen, ſo thut's ihnen nichts: ſie denken: ich bin doch gutmüthiger, menſchenfreundlicher! und wenn ſie die ſchönſte Güte ſehen, ſo bleibt ihnen auf dem gerührten Geſicht noch ein Lächeln, das ſagt: ich bin doch klüger! So bleiben ſie immer oben, und in der That haben ſie doch ſehr oft recht. Beides aber im höchſten Grade vereinigt zu ſehen, anerkennen zu müſſen, das bringt ſie zur Verzweiflung, ſie ſchaffen ſich eine ſcheinbare Erleichterung durch Schimpfreden. Sie kennen Dich aber auch nicht recht, ſonſt könnten ſie's doch

nicht! Wie freuen mich die Worte Deiner Mutter! wie viel mehr noch die Worte Fanny's, und ihre und Hanne's Zuneigung! Was Du ihnen thuſt, thuſt Du ja mir auch, die lieblichſte Erfriſchung der Seele, die tiefſte Realität in dem Scheinzuſtand! Wie iſt es möglich, ruf' ich aus, daß es Dir ſchlecht gehen kann! es iſt ein Schandfleck für die Welt! — Verzeihe! ich dachte Dir noch viel zu ſchreiben, heute Nachmittag, aber es iſt wahrlich vergebens, daß ich mich anſtrenge, ich bin müde, wüſt, verdrießlich! Lebe wohl! geliebte Rahel! ich wollte Dich nicht ſo lange ohne Nachrichten laſſen, ich ſchreibe Dir bald beſſer! Lebe wohl, und ſehe, daß ich mit der innigſten Liebe an Dir hänge. Ewig Dein

Varnhagen.

Das Blatt braucht nicht weiter zu gehen; wenn Du willſt, behalt' es!

Ich gehe heute Abend Springer und Phantasmageriſten ſehen, es wird wohl nichts rechtes ſein! Leb wohl, Liebe, Süße!

An Varnhagen in Tübingen.

Dienstag Abend bald 10 Uhr, den 6. Dezember 1808.

Zwei Tage, Sonntag und Montag, habe ich vergehen laſſen, ohne Dir zu ſchreiben: mit dem größten Vorſatz, und doch wie in Gewiſſensbiſſen. Ich that es, um meinen elenden — oder himmliſchen, mit der ganzen Atmoſphäre in genauem Rapport ſtehenden — Körper ausruhen zu laſſen. Wenn ich Dir von dem Wetter nicht vorher den genaueſten Bericht abſtatte, ſo kann ich gar von dem, was mir wichtiger iſt, nicht ſprechen! — Vorgeſtern wirkte denn endlich das Wetter ſo ganz verbiſſen und ſo unbedingt, und ganz nach ſeiner Art auf mich, daß ich evident erkannte, daß ich es nicht könne, mir feſt vornahm, es nicht zu thun, und auch wie losgelaſſen es meiner Mutter ankündigte, und verſtändlich vortrug, keinen Winter mehr zwiſchen ſo nordiſchen Wolken, als die unſerigen ſind, abzuwarten, und über mein zu übelbehandeltes Haupt kommen zu laſſen! Mir war den Tag ſo, als ob ich ein Klavier wäre, deſſen Saiten man mit Bedacht abgewirbelt habe, die in Unordnung untereinander geſchroſſt ſind; und die nun, bei der

leiſeſten äußeren Veranlaſſung, unordentlich untereinander ſchwirren. So fühlte ich mich; die Wirbelanſtalt in meinen Händen, und Fingern vorzüglich. Ein wirkliches Dröhnen und Schwirren am ganzen Körper, wo nur ein Nerv iſt. Heute iſt nun das Wetter auf ſeinem Gipfel von Schlechtigkeit — geſtern war ein wenig mehr Zuſammenhang drin; und ich war auch gleich ein klein wenig beſſer; Abends kam aber plötzlich dicker Schnee, Nette ſtörte mich früh im Italiäniſchen, ich ging in die Ennui-Gruft zur Guten mit ihr, trank dort halb aus Bedürfniß, halb aus Ennui, Thee, kam krank nach Haus, und erſt nach Erbrechen, und einer halben Nacht Rippenſchmerzen — nicht vom Brechen — ſchlief ich. — Heute fing das Wetter mit dunklem naſſen Dunſt an, und nachdem es die ganze Nacht mit Mollen gegoſſen hatte; von der Erde bis zu unſerem Himmel ſtritten Dunſt und Regen um die Herrſchaft, die ſie jetzt noch kämpfend — der ſtärkſte Wind, und die entſchiedenſte Unentſchiedenheit von Luft drunter — theilen. Ich ſpielte viel Klavier dieſen Morgen, und man kann's wohl üben nennen: dann las ich Italiäniſch mit dem Wörterbuch, und ſchrieb auch ab, was ich geleſen hatte; ein von mir ſelbſt erfundenes Uebungswerk. (Ich habe erſt zwei Stunden gehabt, und mich heute zum erſtenmale ſelbſt gequält!) Um 3 Uhr mußte ich im Zimmer auf und ab gehen, ſo ſtieg mir das Blut nach dem Kopfe; dann aß ich, legte mich, weil ich auch nicht gehen konnte, aber nicht zum Schlafe; weil mir der Uebligkeiten macht. In dieſem Liegen und in der Dämmerung kam Hanne zu mir; nach einer großen halben Stunde wurde ſie geholt, und bat mich, hinunter zu kommen; — ich las, und kaum konnte ich's eine Stunde, ſo mußte ich wirklich hinunter, weil mir zu ſehr das Blut nach dem Kopfe ſtieg! Iſt das nicht eine Verzweiflung, wenn man ganz geſund war — das heißt eigentlich iſt —, einen heitern, regen Geiſtesmoment, eine ruhige Seele, Hoffnung für's Herz, den ernſten und nöthigen Vorſatz, Italiäniſch zu lernen, hat; und Wolken, Winde, Klima, Götter, halten einen ab! Und wie fühlt' ich mich oft! als wäre ich aufgelöſt, wie die Elemente ſelbſt. Das nimmt zu mit meinem Körper; alle Winter. Vorgeſtern wollte ich wirklich vergehen: und Dir es ſchreiben. Aber eben aus Abſtimmung ließ ich's, und weil ich auch erſt einen Brief von Dir erwarten wollte: das iſt die zweite Urſache, warum ich endlich meinem Liebling in zwei Tagen nicht ſchrieb.

Weißt Du, warum ich Dir beſonders ſchreibe, mein einziger Vertrauter, und Lare! — meiner Gedanken, und meines Aufenthalts — wegen Heinſe! Denke nur nicht, daß ich ſtupid bin! Ich habe mich bloß gröblich geirrt; und das wieder auf Anſtiften meines Gedächtniſſes! Wie ich Dir ſagte, „Ardinghelle" gefalle mir nicht, meinte ich beſtändig ein anderes Buch, deſſen Titel mir nun nicht einfällt; iſt Dir ſo etwas vorgekommen? Vorletzte Nacht beſann ich mich erſt auf den wirklichen „Ardinghelle", weil ich mir den göttlichen Briefſteller Heinſe gar nicht mit dem anderen ödiöſen Buch zuſammenreimen konnte. Ich hatte, als ich Dir das letztemal ſchrieb, von den Briefen nur wenige geleſen. Der liebe, liebe Kerl. Die ſtrotzende Pflanze; der Ehrliche! warum haſt Du mir das Buch nicht viel heftiger empfohlen? da Du doch von Friedrich Schlegel's Gemähldebeſchreibungen ſo eingenommen biſt! wie anderer Art ſind die! Heinſe's. Dem hatte Gott ſeine richtigen fünf Sinne gegeben — und allen ein weites Geſicht —, und dann den köſtlichen, von Muſen und Grazien bereiteten, von Apoll bewilligten, dazu, der ſie alle zuſammenhält. Ich kann mir wirklich einen gut ausgeſtatteten Menſchen, einen ſolchen, nicht denken, ohne einen Areopag von Göttern, die ihm Gaben mitgeben, auf die Erde! Alſo nicht nur Redensart! Ich wollte Dir erſt vieles über das Buch ſagen; nun ich weiter darin bin, kann ich nur über ihn ſprechen. Weißt Du's noch? wo nicht, lies es nach, was er über Rubens ſagt! beſonders, wie er ſo lange von ihm ſpricht, ohne ihn zu nennen; anfangend: „Es war einmal ein Mann." Ein Meiſtergeſchichtchen. Goethe, glaubte ich, nur könne ſo etwas! Und die Beſchreibung der Amazonenſchlacht, des Falles Sanherib's, die Beſchreibung der Rubens'ſchen Landſchaft! er athmet ſie ein, er riecht ſie! Wenn ich nur Raphaels Johannes in der Wüſte ſehen könnte, das, glaub' ich, iſt ſein beſtes Bild; ich habe die berühmteſten in Paris und Dresden geſehen; aber dieſen Gedanken machte mir ſchon Forſter in ſeinen Anſichten; und Heinſe giebt mir dieſelbe Sehnſucht. Und wie er von meinem beſten Freund, dem Apoll von Belvedere, ſpricht! den ich nun perſönlich kenne, und der ganz vertraut mit mir war, — dabei, mußt Du wiſſen, haſſe ich nichts ſo, als über Gemählde ſchreiben; und die neueren Babler haben es mir gar verekelt. Die ſtimmen ſich erſt katholiſch, katalogiſch, chronologiſch, papſtmittelalttrig-geſchichtlich; und dann legen ſie los; zeigen unſeren Augen, und den Grie-

chen, den Platz an; und zeigen dem, der Sinne hat, welche ihnen fehlen. Sinne, Sinne, die fünf Sinne! Gott! könnte man doch solchem fleißigen, strebenden, sich allein emporbewegenden Mann, wie Heinse, etwas anthun! Oft habe ich geweint bei diesem Buche. Sonst konnte Preußen stolz sein: und Friedrich der Zweite weg uns in die Höhe in Europa: wir hatten alle einen Theil an seinen Siegen; von, und an seiner Einsicht: ich auch! Nichts wäre ich, bei meiner Geburt, ohne ihn; er gab jeder Pflanze Raum, in seinem sonnezugelassenen Lande. Und eine Ehre war's, sich daher zu nennen; und wirklicher Vortheil für Leib und Geist! Antworte mir hierauf nicht. „Artinghello" ist mir nicht mehr in allen Details gegenwärtig; aber noch sind mir die Briefe lieber. Adieu, bis morgen.

Donnerstag, den 8. Dezember.

In Erwartung des Italiänisch-Lehrers! Lieber, Bester, nun sorge ich gar wieder beständig, Du möchtest in dem fatalen Wetter reisen, und das zu Fuß! Halte es lieber noch etwas in Tübingen aus: da einmal Deine Studien sich doch nicht mehr nach einem direkt äußeren Ziele richten: Studiren, Grübeln und Schreiben kannst Du ja unterdeß dort auch. Die Wege, die Berge, die Straßen, die Monate, sind zu rauh und finster! Liebes Geschöpf! wärst Du bei mir! Ich wollte Dir die trübe Zeit versüßen. Und wie gut wäre mir! — Du hast mir geschrieben, ich möchte Dir etwas über Deine Gedichte sagen; über die, die Du noch von Dresden schicktest. Ich habe sie noch nicht wieder nachgesehen: ich werde es aber thun; und was ich nun sage, bezieht sich im geringsten nicht besonders auf sie: denn ich weiß nichts von ihnen in diesem Augenblick. Heinse aber, und sein Foyer in sich, macht mich natürlich an junge Schriftsteller denken; und an meinen liebsten. Seine wirklichste Gestaltung, und den Platz, den er einnimmt, als der Mensch, als welchen er sich zeigt, und da ist; und dadurch, als Schriftsteller: dies ist er doch nur, und verdankt er sich und mir ihm, dadurch, daß er sich selbst glaubt: und keinem Anderen. Auf seine Kräfte, und die Zusammenstellung seiner Gaben kommt es nicht an; dies macht ihn nur ärmer oder reicher. Aber jedes, was er aufnimmt, von der geringsten Sensation an sich, bis zum größten Aufruhr; von der oberflächlichen Wahrnehmung, bis zu seinem strengsten Denken; hat er sich selbst zusammengetragen; und nichts Vorgefun-

denes von den größten Meistern nimmt er in sich auf, ohne es bis zu seinem Blute, mit neuer Insekten- oder Löwenarbeit, zu verwandlen. So scheint mir der Mensch aus seinen Briefen; seine Arbeiten kenne ich nicht. Das Eigene, Herz und inneres Leben Ansprechende, was er selbst hat, müssen sie immer haben. Dieser Mensch nun bringt mich wieder auf den Gedanken, den ich seit kurzem für Dich habe, seit Deinen Klagen, Deiner Angst über Dein Talent; seit Deinem Entschluß über Dein Studium. Frei mußt Du sein: und innerlich noch freier. Laß Dich ganz gehen, wenn Du arbeitest — dichtest —, denk' an keinen Freund; an kein Muster, an die größten Meister nicht — als um zu vermeiden — an kein Drucken; an nichts! Folge Deinem innersten, süßesten Hange; stelle Dich dar: alles was Du siehst, und so wie Du's siehst. Was Dir das Liebste, das Schrecklichste, das Peinlichste, das Heimlichste, das Verführerischeste ist, das kehre hervor mit Deinen göttlichen Worten. Nennen kann ich es noch nicht: aber Du hast ein einziges Talent. Warum verstehst Du die unverständlichsten Zustände und Regungen in Dir, die wetterartigsten, mir, in farbenreichen, hellen, hervorspringenden, immer schön- und kunstreichen Worten darzustellen. So behandle Welt, Publikum, Papier, wenn Du dichtest. Ich bin's gewiß, dann wird's einzig gut. Nur dies ehrst, vergötterst Du, die Welt, und ich, in Goethe, Shakespeare, Cervantes, und in allen Großen; daß es sich darstellt; noch Einmal wie es die Natur that; je reicher, je mehr die Welt darin enthalten! und dann irren die schwachen Leser und Seher; und denken, es ist nur die Welt, die dargestellt ist. Mit nichten! Schwache Nachahmer vergessen aber sich; und wollen eine Welt ohne sich darstellen. Solche giebt es nicht! Jeder sieht mit seinen Augen, lebt mit seinen Sinnen eine Physiognomie hinein. Ich weiß, hiervon bist Du durchdrungen; und hast mir, ich besinne mich nur nicht, wo und wie, was Aehnliches gesagt. Du hast eine solche Einsicht in Dein Wesen, welche vielleicht noch nie ein Mensch Deiner Art, und wie Du Dich schilderst und findest, gehabt hat: Du bist so ehrlich, mit Anlagen es nicht zu sein; daß es ein Wunder — nicht moralisch genommen — ist. Dies allein muß Dein Talent originalisiren auf eine Weise, wie es vielleicht noch nie geschah, und schaffen, wie es noch nie keins gab. Denn dazu gehören bestimmte Talente; bestimmte Akkorde von Gaben. Diese Ueberzeugung raubt mir

nichts! denn ich ſehe es, wie ich Dein Geſicht ſehe. Auch hierin iſt nicht Stärke und abgeſendertes Weſen auf die gewöhnliche Weiſe dargethan: und wie es iſt, erhebt es ſich über ſich ſelbſt; und eine neue Stärke geht aus ihm hervor, ein neuer Zuſammenhang; beinah ohne Anlagen dazu. Das giebt Dir Deinen Reiz: denn dies iſt Dein Eigenſtes: dies macht Dich zum Varnhagen unter den Menſchen: dies, wiſſen ſie's auch nicht zu nennen, ſehen ſie Alle; dies und die natürliche Sanftheit, aus Deiner erſten Natur entſpringend, macht es pikant und beruhigend zugleich. Nur im Aufruhr dieſer Deiner zwei Naturen, weicht alle Ruhe; und dann biſt Du, und machſt Du gehäſſig, wie niemand. (Dies auch unſere Zänke.) Aber wirſt Du Herr dieſer beiden Naturen; ſo entſteht eine neue Frucht auf der Erde. Die liebe ich ja ſo! und kannſt Du ſie als Künſtler wieder nachahmen; neue, ſchöne Kunſtſtücke. Stücke der Kunſt: ich weiß nicht, ob es Werke werden. Kannſt Du mich wohl verſtehen, Lieber, wie ich mich ausgedrückt habe? Ganz ſchlecht iſt es nicht. Geſehen iſt es gut. Liebe, rechtes Durchdringen, gehört zum Sehen und Erkennen. Warum kann ich nicht ſprechen, wie Frau von Fouqué zum Exempel! Ich hielt es vorhin vor Kopfweh nicht aus; mußte aufhören und mich ausruhen; glaub' es nur, daß beinah nie meine Nerven zum Schreiben geſtimmt ſind, macht es auch, daß ich nicht beſſer mich ausdrücke: ewig bin ich übereilt, wie gar kein anderer Menſch es iſt; ich ſehe es ja bei Anderen! Da ich jetzt überleſe, was ich Dir geſchrieben habe, ſehe ich die Lücken, und das Unzulängliche in Ausdruck, und Phraſen, und allem was ich geſagt habe, nur zu ſehr ein! Es wollte nicht heraus, aus meinem Kopf. (Meinen Meiſter, den Abſcheu, habe ich auch gehabt: ſo wie ich nur richtig ausſpreche, ſehe ich das überaus dumme und ſchwein'ſche Vieh nicht wieder: ich verſtehe Machiavelli's Komödien beſſer als er: dabei komme ich vor Ekel um! ſtrikt wahr!) Ich wollte Dir nur recht anrathen, mein geliebter Freund, und liebes Kind, recht Du ſelbſt zu ſein; recht in Ueppigkeit und Schwelgerei zu arbeiten, Dich recht auf Dich ſelbſt zu beſinnen; und zu machen, als wärſt Du allein auf der Welt; wenigſtens als ſprächeſt Du eine Sprache für Dich allein, und müßteſt erſt erwarten, ob welche kommen, die ſie auch ſprechen. Wie ſoll ich es Dir nur ausdrücken?! Das wird Dich nicht vom Verkehr mit allen lebenden Schreibern und Schriften ſcheiden; im Gegentheil, der wird immer mehr

zu- und unter die Hände fallen; aber greife und behandle es ganz nach Deiner Art. O! ich ſeh' im Geiſte, welche Art von Werken Du liefren könnteſt, und habe nicht einmal dies Talent, es auszuſprechen. Ich lege Dir ein kleines Blättchen ein, was Heinſe über die ſchweizeriſchen Landtänze ſagt: natürlich habe ich nie welche geſehen; aber ich weiß doch, daß es ſo wahr iſt: wie man es an guten Portraiten ſieht, daß ſie ähnlich ſind, ohne je die Menſchen geſehen zu haben, die ſie vorſtellen. Rembrandt hat ſolche in der Pariſer Galerie! und wie ſchön, wie perlenartig abgeſondert hervorſprudlend, wie wenig bedacht die lieben Worte, mit denen er es erzählt!

Barnhägchen, ich vergehe, verdorre hier ganz! ohne Dich; ohne irgend eine Freude für meine Augen. Ohne Liebe. Ich martere mich nur ab: und mein Leben ſoll zu Briefen werden! Wenn wir die Galerien zuſammen ſehen werden; die Luft zuſammen genießen werden! O! komme, komm bald. Manchmal iſt's, als ſollt' ich gar nicht allein bleiben können. Selbſt das Wünſchen wird ſchwächer: man vergeht allein! Zu lange waren wir ſchon entfernt, ich fühl's: nicht Liebe allein herrſcht zwiſchen uns — obgleich Liebe ohne Geiſteseintracht, — Wechſelberührung — und Ergänzung nichts iſt; und dieſe auch ohne Liebe wieder nichts: wie Verſtand und Schönheit; und tauſend dergleichen Dinge — auch die ſchönſte Zuſtimmung der Gemüther und des Geiſtes; ein wahres Bedürfniß ſind wir uns in unſerer Verſchiedenheit, und Plauderei, die wir nun einmal angefangen haben, und die möglich war! Es iſt nun ſo geworden, daß keiner, nicht Liebe, nicht eine andere Eintracht ſich mehr darein zu miſchen hat, als wir ſelbſt; und es bleibt gewiß delizieſe! und iſt ſo nöthig! Gott, ich habe ſo lange nichts von Dir gehört, daß ich gar nicht mehr weiß, ob es mit Dir auch ſo iſt. Du wirſt Dir mich noch abgewöhnen. Laß mir dieſe Furcht! Sie muß Dir lieb ſein! Ich habe ſie nicht; und habe ſie doch. O! Varnhagen! im argen Winter getrennt! Schon auf dieſer Erde! Immer toller, alle Tage wahnſinniger kommt es mir vor, je mehr ich die Welthändel ſehe und bedenke, daß man ſeinem innerſten Herzen nicht lebt. Dies zu thun, hat ſolchen ſchlechten Ruf; weil simulacres von ihm herumlaufen. Ihren elenden verwirrten Sinnen und Einſichten, und ihrem Geize nach falſcher, hohler, ſie beſtrafender Ehre folgen die Leute; das betitlen ſie: ihr innerſtes Herz; und darunter ſoll meines leiden. Wie rein, wie ein Keim-

blättchen in einer Mandel, ſo zart — iſt der innere wahre Wunſch; wie heilig! O! hätte ich ein Kind! wie wollt' ich ihm auf dieſen horchen helfen; alles würd' ich dem opfren. Dies iſt des Weibes, der Mutter Geſchäft, und ihr Talent. Ich habe jetzt in der Art alle Tage das bitterſte, empörendſte Leid; Hanne ſo erdrücken zu ſehen, an der dürren Mutter Seite; nicht Mutter, Gebärerin! Und dies allein würde mich aus dem Hauſe treiben. Jedoch ſehe ich die Kinder viel; ihr Troſt und ihr Vergnügen! Auch helfe ich in jedem Fall Hanne'n mit meiner Mutter dieſen Sommer nach Holland. Markus hat es Mama ſchon bewilligt; denkt aber, ich weiß es nicht; nur Hanne und ihre Mutter wiſſen es nicht. Adieu für jetzt. Lieber, wie weit biſt Du! — Nun habe ich wieder gehört, die Leute, die in Dresden liegen blieben, hatten nur vom hieſigen Gouvernement Päſſe, und nicht von Hrn. von Bombelles, der verſpricht Mlle. Markuſe, mit ſeinen nach Wien zu bringen. Doch thu' Du alles, um ſicher mit dem Hinkommen zu ſein. Adieu. Ich warte, ob ich Sonnabend keinen Brief von Dir haben werde.

Freitag Vormittag, den 9. Dezember.

Nun habe ich Dir wieder ganz etwas anderes zu ſchreiben. Ich weiß nicht, ob es noch im Oktober, oder im November war, als ich alle Woche Briefe für ſchweres Geld, von Campan und Pauline aus Paris erhielt; mit dem größten Andringen, dem innigſten Wunſch — aus wahrem Bedürfniß — ich möchte zu ihnen kommen (Campan's ewiger, und bis jetzt liebſter, unter den wirklichen Plänen); daß ich endlich, gewiß in meiner Seele, mit Dir nicht leben zu können (weil nach Hamburg ich Dir nie gefolgt wäre, und keinen anderen Plan und Gedanken Du mir nie geäußert hatteſt), und ganz zernichtet von der noch friſchen, und ewigen Trennung von Dir, beleidigt durch alles, was nur hier durch Geiſt, Herz, und Sinne, und durch Gedächtniß, zu mir gelangte, Paulinen, einmal von meinem Inneren geeilt, einen deutſchen großen Brief ſchrieb; worin ich ſagte, daß ich ganz losgelaſſen, nicht allein frei, ſei; daß hier mir Hölle wäre, daß ich es überdrüſſig wäre — „alle das Neigen von Herzen zu Herzen!“ — Dich, ohne Plan uns wiederzuſehen, habe verlaſſen müſſen — und was Du mir warſt, mit wenigen, aber den treffendſten Worten, die je aus meiner Feder gekommen ſind —, daß ich endlich mal einen Freund, oder eine Freundin, finden möchte, mit denen ich

bleiben könnte; daß der alte d'Houtetot ungefähr in vierzehn Tagen nach Paris reise; daß sie Campan diesen ganzen Brief übersetzen und ihn um hundert Louisd'or für mich ansprechen soll; ich müsse aber bezahlen können, wann ich wollte, auf illimitirte Zeit; dann wollte ich zum Winter noch kommen; worum sie so dringend gebeten hätten; Campan mit dem Versprechen, niemand als mich zu sehen. Diesem schrieb ich einen Zettel dabei, er möchte Paulinen den Brief bringen; sich ihn von ihr übersetzen lassen: ich wäre zu müde ihm zu schreiben, und Mangel an Zutrauen wäre es nicht, daß ich nicht direkte schriebe. Das wußte er: und es war auch wahr. Der Brief war weg, und ich bekam weder von ihr, noch von ihm Antwort. Mir sehr gleich; das wirst Du aus meinen Schmerzbriefen an Dich gesehen haben; obgleich ich davon nichts erwähnte; so ging unser Umgang schriftlich fort; an jenen Brief, seine Forderung, und ihre Antwort, dacht' ich nicht mehr: sie haben nichts, wußte meine Seele: und wozu sollen sie schreiben! Du hast Dich zu sehr über das Postgeld beklagt, und sie haben noch keine Gratis-Addresse gefunden. Ich schreibe Campan unter der seines Onkels — Postdirektors — umsonst. Die Zeit verging, durch unsere Briefe mir angedeutet und bedeutend; dadurch allein. Und endlich kam Dein Brief, in dem Du mir sagtest, nach Wien wolltest Du, wenn ich auch wollte. Und nun war ich froh und glücklich. Du kennst mein Herz, meine ganze Seele; und alle meine Antworten. Unterdeß hatte ich noch einen Brief von Paulinen erhalten, der sich mit meinem kreuzte; und worin ihre Addresse war. Den hatte ich verlegt, und konnte ihr Briefe von einem kleinen Mädchen — die von hier aus Pökelfleisch von ihr haben will! — nicht schicken; bildete aber dem Kind ein, sie seien weg. An Campan die dreifoppelte Addresse zu machen, und ihm auch dann noch mit zu schreiben, war ich zu faul, zu krank, zu beschäftigt mit anderem Schreiben, und auch Lesen. Gestern Abend lese ich; es klingelt scharf! Ein Briefträger bringt mir diesen Brief von Campan, den ich Dir mitschicke, weil er ganz muß gelesen werden. Ich suche also noch mal mit der größten Anstrengung nach Paulinens Brief, und finde ihn; denkend, in einigen Posttagen, bei guter Gesundheit, schreibst Du ihr. Ich habe wieder mein Buch: wieder stark geklingelt. Herr von Quast; der mir sagt, er komme um mein Befinden, und um Paulinens Addresse; es reise morgen früh sein bester französischer

Freund nach Paris; und er habe ihr geſchrieben. Nachdem wir uns über den Zufall etwas beſprochen hatten, mußte er gehen; ich wollte ihr nun, die zwanzig Groſchen zu ſparen, auch mit dem Reſidenten ſchreiben. Das habe ich gethan; nur beiläufig vom Gelde: daß ich nicht wiſſe, was Campan damit meine, daß ſie mir welches beſorgen will, da ſie mir nicht einmal geſchrieben habe. Nichts vom Wiener Plan; denn wozu ſie ängſtigen; dies zu erfahren hat ſie im Frühjahr Zeit — und wer weiß um ihre Pläne: obgleich ſie bis jetzt, alle auf Luft, und die Schweiz, gingen; und ihre letzten Briefe würden auch Dir gefallen —, nur daß ich nicht in Berlin bliebe, und daß ich wohl, wo es auch ſei, mit Dir ſein würde: den Winter aber müßte ich meiner Geſundheit wegen hier aushalten.

Nun verſtehe mich aber recht! Geliebter Freund! Mein theurer Varnhagen. Du kennſt meine Ehrlichkeit: und ich gebe Dir mein heiligſtes Wort! Campan's Brief, der übrigens nichts Neues, nicht mal Geld enthält, beſtimmt mich nicht zu dem, was ich jetzt ſagen werde. Aber der Zeitlauf und der Krieg. Und meine Ahndung in dieſen Dingen, die bis jetzt Kaſſandraartig war! Auch wirſt Du meinen letzten Briefen dieſen Gedanken ſchon angeleſen haben. Wien, wie es iſt, ſteht vielleicht — und bei mir gewiß — nur bis dieſen Herbſt. Dieſer Umſturz iſt der letzte. Und nur in Frankreich wird Ruhe ſein. Haſt Du's für Deine Wiſſenſchaft nöthig, in Wien zu ſein? Ich folge Dir! denn keinen Sommer, dieſen um eine Welt nicht, lebe ich ohne Dich! — Wenn Du noch eben ſo denkſt, und es ganz Dein Glück iſt, wie meines. Sonſt, ſo iſt es jetzt mit meinem Herzen, iſt es meines nicht. Und hiermit ſag' ich Dir nochmal, aus dem reinſten Herzen, und wie auf Moſes jenigem Berg, vor den furchtbarſten heiligſten Geiſtern! Du ſollſt frei ſein! und Du biſt frei. Kein Wort gegen mich, keine Aeußerung, keine mir gemachte Hoffnung, bindet Dich. Du kannſt gleich abſtehen: auf jedem Poſthauſe abſtehen! Wir bleiben, wie wir ſind. Dieſelbe Güte, dieſelbe Wahrheit: das Süße kann nur fehlen; und das bedarfſt Du dann auch nicht. Mein Herz will ich Dir nicht verhehlen! Du weißt, — und ich wiederhole es durch nichts, als durch mein Sein —, ich liebe Dich: und wünſche mir mit keinem Anderen lieber zu leben als mit Dir; aber der Sturm, die Ambition in meinem Herzen — wie ſoll ich es nennen?

— iſt beſänftigt dadurch, daß Du heftig, wie ich es wollte, mit mir und bleiben wollteſt; und ich mußte von dieſem Herzen, was ich ganz gab, nichts zurücknehmen. Mir iſt, ich habe meinen Antheil, meinen Anſpruch, meine menſchliche Forderung an das Glück, weg, — durch Deinen Brief, durch Deine Liebe! Willſt Du nun nicht mehr, iſt der Wunſch verdrängt: verloſchen; ſo biſt Du nicht ſo ſtark als ich; vielfacher, oder anders; genug, ich weiß es nicht! Aber auch Deine ſchönſte loheſte Herzensflamme ſchlug in meines über zur Nahrung: und ich hab' es gehabt, und gefühlt, das Glück: ewig iſt nichts: und frei mußt Du ewig bleiben. Iſt Dein Glück noch, mit mir zu leben, ſo wollen die Götter mich närriſch machen, ſo ſelig wäre ich: aber ohne Dein Glück iſt mir Deine Gegenwart keines: ohne Deine ganze Freiheit im Glück. O! verſtehe mich! Könnt' ich Deinen Kopf halten, Dich küſſen, Du müßteſt mich verſtehen!

Schreib mir alſo genau. Willſt Du nach und bleibſt Du den Sommer in Wien, ſo komme ich auch. Vielleicht ſchickt mir Campan noch die hundert Louisd'or. Ich nehme ſie ohne Anſtoß; ich würde ſie ihm auch geben; er hätte ſie auch gefordert. Wie oft gab ich ſchon Summen, die mehr, als dieſe ſeine, meine Kräfte überſtiegen. Und ihm muß es dann gleich ſein, ob ich zum Frühling, oder künftigen Herbſt nach Paris komme. Bekomme ich nichts von Campan, ſo muß das alles doch gemacht werden: ich reiſe nur ſchlechter. Meiner Mutter habe ich meinen Schwur, und daß ich nach Wien will, ſchon entdeckt. Sie nimmt mich eben ſo gerne nach Holland mit: oder läßt mich direkt nach Frankreich. Wie man nie Geld bekommt, ſo glaub' ich auch an das von Campan nicht. Ueberlege nun alles für Dich und mich. Und laß Dein Innerſtes und Deine Studien Deine Lenker ſein. Ich fürchte mich jetzt äußerſt, äußerſt vor Deutſchland. Und länger als bis zum Herbſt bleibe ich nicht drin. In der Schweiz, ja! — Morgen ſoll ich bei Mama eſſen, habe meinen Meiſter, und werde Dir nur noch ein Wort ſchreiben können.

Fouqué hat mich ordentlich gekränkt mit einem kleinen — wie ein Komödientertchen großes — Geſpräch zweier Edelleute, über den Adel, welches er hat drucken laſſen. Es iſt ſo winſelig, als ob einem Adlichen der Adel aus dem Bauche abgehen wollte, und er nun Grimmen und winſelige Gefühle hätte. Hätte er doch lamentirt! oder geflucht, oder einen ſtaats-

männiſchen Rath gegeben: alles nicht! Aber ein Gemiſche von allen Willensregungen dazu; „Ich liebe den Adel, weil er ſich auch von Adlichem herſchreibt“; hätte er ſagen ſollen, und damit gut. So ſpricht er aber wie die Juden, denen man ihre Geſetze als überaltet, in Europa nicht paſſend noch möglich, und all ihr ſchon verthanes Sein bewieſen hat; und die dann ſagen: ja aber — und wiſſen nicht was — es iſt mir doch ſo unheimlich — ſie ſagen weh — dabei. Eine rechte Kränkung war es mir von meinem neuen lieben Fouqué! und ich habe jetzt ſchon das verzweifelte Gefühl drüber, welches er in drei, ſechs oder fünfzig Monaten darüber haben wird, es geſchrieben zu haben. Ich kann nicht mehr vor Ermüdung. Adieu.

Sonnabend, den 10. Dezember.

Heute kommen unſere Truppen herein: jetzt. Die Offiziere — dreihundert Couverte — ſpeiſt die Stadt im Komödiensaale; der erſte Rang iſt für die Offiziere genommen: übrigens iſt Freikomödie, Harlekin und ein unbedeutendes Stück. Die ganze Stadt iſt hin, um ſie zu ſehen: ich nicht. Den ganzen Morgen hab' ich häufige, bittere Thränen der Rührung und Kränkung geweint! O! Ich habe es nie gewußt, daß ich mein Land ſo liebe! Wie Einer, der durch Phyſik den Werth des Bluts etwa nicht kennt; wenn man's ihm abzieht, wird er doch hinſtürzen. Ich kann aus losgelaſſenem Schmerz nicht hingehen, jeder Reitknecht mit preußiſchen Pferden, der vorbei geht, pumpt mir einen Strom von Thränen ab. Ich ſprach laut im heftigſten Schluchzen zu meines Freundes Büſte. Ja, ich bin von meinem Lande genährt und erzogen; und denke, und bin doch modifizirt über alles, wie die Beſten darin: dies wäre mir in jedem Lande geſchehen: aber ich habe ja in meinem gelebt; ſehen, und denken, und Antheil nehmen lernen: und wahrlich, ein jeder war hier geſchützt; und das fühlte ich immer. Was mich unausſprechlich kränkte dieſe Woche, war, daß mir ein preußiſcher Militair begegnete, dem die Jungen nachliefen, und alle Menſchen nachſahen; und auch ich wußte nicht, ob es ein Offizier, ein Untereffizier, oder ein Soldat war! Vielleicht kannſt Du doch nicht fühlen, was das heißt — für einen Berliner, unter Friedrich dem Zweiten zum Theil erzogen. Wie ein Schweizer Berge kennt, ein Franzoſe Höflichkeit übt, ein Engländer von ſeinem Parlamente weiß, ſo

wußte hier bis auf die albernſte Demoiſelle jeder, was gut marſchiren, aufſitzen und dergleichen war. Ohne zu wiſſen, daß ſie es wiſſen. Und nun ſchloß ich nur, es ſei ein Preuße; und erkannte den Grad nicht mehr! Nun aber kein Wort mehr! und ich beſchwöre Dich auch, mir nichts über Politik zu antworten. Wir wollen nach Frankreich; nach dem kunſt- und wiſſenſchaftreichen Paris; und dann weiter, oder in die Berge. Ich gewiß! Dies alles nur Wunſch, Du handelſt nach Deinen Bedürfniſſen. Ein für allemal. Mein Kopf iſt ganz angegriffen, ſo beſchäftigt mich der Welt Lauf. Borniren thut mich mein Land doch nicht; was Närriſches drin vorgeht, ärgert und frappirt mich genug; und die große Weltbewegung, und die Kadavergeſtalten, die ſie verdrängen muß, ergötzt mich doch! Gott, wie himmliſch ſchön ſieht in dieſem Augenblick meine lange breite Straße aus, dicker Schnee, heller Sonnenſchein, und ein dicker Strom Menſchen ſtrömt durch ſo weit man ſehen kann, Du weißt wie weit, von den Soldaten zurückkommend! Und denke Dir meine abgelegene Gegend, eine Meile. Vom Bernauer Thor kamen ſie. O! könnteſt Du die maleriſch ſchöne Straße ſehen; die ſchöne, wirklich ſchöne Stadt. Alle Franzoſen ſagten es auch. Ich hatte nicht geglaubt, daß noch ſo viel Kutſchen in der Stadt wären. Der Lärm! O! wärſt Du hier! Ich thue nichts, als vom Fenſter nach meinem Brief laufen; und weinen. Von weitem nach der Mohrenſtraße marſchiren jetzt welche. So viel Pelze und Damen glaub' ich ſind in der Welt nicht. Nun habe ich welche geſehen: ein Trupp ging hier vorbei; ſie ſahen gut aus. Wie Franzoſen; ſehr gut: und wie aus dem Krieg; und doch wohlbehalten. —

Vorgeſtern ſah ich endlich Julchen und Marianen ſelbſt; und beſtellte ihnen alles von Dir: wie hold frugen mich die Mädchen nach Dir! wie vom Herzen, und verbindlich, und ſchön lächlend, ließen ſie Dich grüßen! O! hätteſt Du doch den Blumenanblick von hinter einer Thüre gehabt; ich wünſchte es Dir ſo herzlich. Julchen weniger verlegen als Mariane, die immer nicht mit ſich hin weiß! aber wunderfriſch, wie weiß und rothe Roſen, ausſah. Ich gönnte es mir nicht allein. Ich habe aber das Glück, für wen ich mich erkläre, der geht durch; oder ich unter mit ihm. O! wäre ich doch eine Fürſtin! wie wollte ich Gutes thun, und wirken! So viel Freundliches, was noch keinen Namen hat! Ganz gewiß. Nun geh'

ich zu Mama; warte, ob ich keinen Brief von Dir habe, und mache dieſen zu. Lies Campan ſeinen lieben Kinderbrief: die ſchöne Seele; ſo iſt er in allem. Bekomme ich noch das Geld von ihm, ſo brauchen wir's zur Reiſe nach Paris. Verliere ja Campan's Brief nicht, denn das wäre ihm ſehr unangenehm. Schicke mir ihn lieber wieder; und ſei überhaupt nicht geizig mit Poſtgeld für mich; etwa weil ich Dir vom theuren Porto ſchrieb. Ich will Briefe von Dir! Adieu. Die Poſt muß weg; ich habe wieder keinen Brief: wenn Du nur noch zu Tübingen biſt! Nun ſchreibe ich ohne Brief von Dir nicht wieder.

Ich komme von Mama! Ich habe mich geirrt, Freikemödie iſt nicht; aber die Ränge ſind in Beſchlag genommen. Lies doch die Zeitungen, da ſteht alles drin. Adieu! Sieh! warum ſchreibſt Du mir nicht? vielleicht bekomme ich doch heute noch einen Brief. Adieu! Schreibe mir! Rahel.

Die Stelle von Heinſe: „Im letzten Haus von Unterwalden ob dem Kernwald kam ich noch zu einem Schweizertanze, der mich zwei Stunden lang inniglich ergötzt hat. Ihr Tanz iſt das ernſthafteſte, feierlichſte Zittern der Luſt in allen Weſen, das bis zur Angſt geht, beſonders bei den Mannsleuten. Alle ihre Bewegungen und Tritte und Schwenkungen ſind ſehr freiwillig, und hängen viel von jedem ab. Das Jauchzen dazwiſchen, das einem wiehernden Gegirre gleicht, macht es vollkommen zu einem erlaubten öffentlichen Vorſpiel von Hochzeit.“ — „Wiehernden Gegirre“, iſt das nicht wie in einem Portrait? Unterſteht ſich ein Mahler, fällt es ihm ein, in einem erſonnenen Geſichte ſolche Disparate anzubringen, wie ſie in der Natur wohl da ſind, für die, welche ſie ſehen? So ſchön malt er auch Lavater: ich habe nie eine Zeile von ihm geleſen, und bin überzeugt von der Aehnlichkeit.

An Rahel.

Tübingen, Dienstag, den 6. Dezember 1808.

Theure, geliebte Rahel! Ich habe alle acht Briefe von Dir, Du glaubſt von den meinigen wären welche verloren! Ach ich habe nur drei geſchrieben, dies iſt mein vierter! So weit bin ich zurück, auch kann ich Dir nicht antworten, das iſt

wirklich unmöglich, Deine Briefe sind so reich, daß ich zu jedem Goldstück nur einen Groschen legen kann, und auf diese Weise will ich Deine Gedanken und Gefühle nicht armselig begleiten. Du umringst mich mit Zaubergärten, und immer neue, immer neue Blumenfelder steigen auf, ehe ich noch die nächsten genau und liebevoll in dem Einzelnen ihrer reizenden Gebilde erkannt und aufgenommen habe. So steh' ich unter Deinen Briefen, liebe Rahel, und ein Hauch der Liebe weht durch die bewegten Farbenkronen unaufhörlich lieblich zu mir, und überschüttet mich mit den zahllosen Düften! Aber ich springe heraus, damit ich mit Dir reden kann, und nicht versucht werde, Dir in meiner Unbehülflichkeit Deine eignen Gaben anzubieten. Bald hast Du mich ja doch wieder eingefangen, ich springe, und springe, und wo ich hinspringe, entfaltet sich doch gleich wieder vor meinen Füßen eine neue Briefblume! Ganz entzückt bin ich darüber, daß Du nach Wien kommst, liebe liebe Rahel! Es ist also gewiß! Ich komme ja nun auch, in jedem Fall; entweder um dort noch ein Jahr in der Praxis mich zu üben, was doch gut wäre vielleicht, nützlich gewiß zu vielem, oder um dort eine Stelle zu suchen. Ich gehe aber erst im März hin, mein Aufenthalt hier kostet wenig, und von der Zeit an fahren von Ulm Schiffe die Donau hinunter bis Wien, eine Reise, die bequem, anmuthig und besonders nicht theuer ist. Ob ich noch ein Jahr studiren kann, oder ich nach einigen Monaten auf nichts mehr zu rechnen habe, darüber erwart' ich in drei Wochen Entscheidung von Hamburg. Meine Verhältnisse dort sind ungeheuer schmerzlich, und haben mich in diesen letzten Tagen fürchterlich leiden gemacht, die überschwänglichste Wehmuth wogt in mir, und diese innige, zärtliche Zuneigung verfestigt sich mehr und mehr, was mich tief erfreut! Es ist die Zuneigung des Unglücks, des Schmerzes, unauflöslich, aber in nichts hemmend, nicht ausschließend, was nicht schon meine innerste Natur ausschließt. Ich weiß noch nicht recht zu sagen, wie es ist, mir ist aber nicht bange dabei, ohne Angst. Will sich alles so fügen, daß ich zum Arzte reifen kann, ohne daß ich mich mit sorgenvoller Eile in Treibhaushitze zerarbeite, wo ich doch unschmackhaft bliebe, steht mir noch das eine volle Jahr frei, so würd' ich es doch nicht ohne Zittern von der Hand weisen können, denn seit acht Jahren war mir doch diese Richtung immer mehr oder weniger vor Augen, und es bleibt immer bedenklich, diesen den Faden nun wegzuziehen, an den sie sich

angereiht hatten, und dann auf eine lose Vergangenheit zurückzublicken: reißt aber hier fremde Bewegung den Faden ab, wie ich fast glaube, daß geschehen wird, dann muthig den Blick vorwärts, und wenn ich zurückblicke, soll mich die Vergangenheit nur erzürnen, nicht betrüben. So viel um nach Wien zu kommen, werde ich zur bestimmten Zeit in jedem Fall beisammen haben: dort ist mir nicht bange! Ich dachte anfangs gar nicht an die ungeheuren Empfehlungen, die Du mir geben kannst, und verzagte doch nicht, durch persönliche Darstellung, eine Offizierstelle, oder doch ein gutes Sekretariat zu erlangen, ich bin gar nicht unbrauchbar. Freilich wäre es nur recht nach meinem Sinne, wenn ich dabei an die Person irgend eines Großen attachirt würde, aber auch dazu hätte ich ja Hoffnung, wenn auch nicht gleich anfangs alles sich fügte. Dies ist der schlimmste Fall, und ich kann ihn nicht schlimm finden. Aber es hat Augenblicke gegeben, wo ich fast verzweifeln wollte, weil ich nur schnödes Abweisen überall dachte, und alles reißen sah, das hat aber gute Wege! ich bin ja rüstig, und mein größtes Verzagen sieht äußerlich noch wie Muth aus, wodurch schon viel gewonnen ist. Aber hier werd' ich indeß ein trauriges Leben fortführen. Harscher ist in Basel glücklich angekommen, wird bewundert und allgemein beliebt; aber nein! liebe Rahel! er hat Lust und Macht, mir fortzuhelfen, er ladet mich dringend ein, nach Basel ihm zu folgen, wo Tisch und Wohnung in seiner Familie mir offen stehen. Ich werde es aber doch nicht annehmen, weil ich hier die Wohnung doch bezahlen, Holz verlieren, und auf die Reise viel Geld verwenden müßte, auch dort in den eleganten Zirkeln, ungeachtet des Freiseins von den Hauptausgaben, mehr brauchen würde, als hier für alles zusammen, und sparen ist jetzt meine Hauptbeschäftigung, die mir leicht wird, weil ich es zu einem Zwecke thue, der mir so sehr wichtig ist. Auch die Reise nach Ulm zurück, würde dann mehr kosten, als von hier aus, obgleich ich den Vortheil hätte, sie mit Harscher zusammen zu machen, denn der geht nun gewiß nach Wien. — Ich lese und schreibe hier, schlafe viel, und werde, je nachdem ich Nachrichten bekomme, nach einiger Zeit entweder Medizin eifrig treiben, wenn ich noch ein Jahr frei habe, oder Italienisch lernen, wenn ich mich auf Litteratur und Militair werfen muß. Bis jetzt habe ich noch so viel zu besorgen, hierhin und dorthin, und bin viel zu ergriffen von innerlichen Bewegungen, um anhaltend zu schreiben

oder zu leſen, vier Zeilen, einige Seiten, dann muß ich meiſt wieder aufſtehen, und meinen neunſchrittigen Spaziergang im Zimmer wieder anfangen. Draußen kann man gar nicht gehen, es iſt immerfort regniges, feuchtes Wetter, nur die Nächte ſind hell vom Mondſchein. Schlecht, ſehr ſchlecht ſind meine Tage, und wenn ich bisweilen auf einen Augenblick mich glücklich fühle, ſo iſt es wenn ich im „Meiſter" oder Homer die Seele zur Ruhe geleſen habe, oder durch Fortführen meiner Novelle heiterer Thätigkeit überliefert: aber wehe dem Augenblick, da ich gleichſam aus dieſem Thun erwache, dann ſeh' ich recht, wie anders auch dies wäre, wenn ich erwünſchter, wohlthätiger Gegenwart mich erfreuen könnte. Denn eines ſtärkt alles, und alles das eine wieder, eine ewige wechſelſeitige Steigerung! Meine Novelle habe ich vor faſt zwei Jahren erdacht, vor anderthalb Jahren angefangen, und jetzt, wie ſonderbar, indem ich ſie dem alten Plane getreu vollende, muß ich mich ſelbſt, mit jetzigen Stimmungen und Gefühlen, ganz darin verarbeiten. Ich komme aber glücklicher davon, wie billig, es geht meinem Helden ſchlechter, warum ſollte der Dichter nicht ſoviel Eigenliebe haben? Doch wer weiß auch, es findet vielleicht einmal einer, daß doch mir es ſchlechter ergangen iſt! — In Deinen Briefen leſe ich jetzt nicht, ſeitdem Harſcher weg iſt, ſie machen mich zu traurig, das Schmerzliche fällt ganz in meine Seele, und das ſtrahlende Licht in ihnen kann ich nicht weitergeben. Ja, das iſt ein ſchönes Wort, theure, liebe Rahel! für alles Schöne, was ein Gemüth darreicht, und Du ſetzeſt darein einen wahren Liebesreiz des Dichters. Wenn Du von Berlin fortreiſeſt, ſo trage nur ja Sorgfalt für Deine Papiere, verbrenne nichts, ſondern gieb alles in ſichere Verwahrung, das Beſte aber nimm mit. So manches, was Dir jetzt unbedeutend ſcheint, wird es einſt nicht ſein, und mit vielen Briefen von Anderen, die an ſich wenig mehr des Leſens werth ſein mögen, laſſen ſich vielleicht einſt die Deinigen loskaufen. Schreibſt Du noch an Jean Paul, wie Du wollteſt? Der fällt mir ein, weil er einen ſo großen Werth auf Deine Briefe legt! Thu' mir und Harſcher doch den Gefallen, und ſchreibe, aber auf ein geſondertes Blatt, einiges über Schleiermacher auf, und was Du an ihm für bornirt und ſchattig, und was für im Lichtſchein der Wahrheit ſtehend erklärſt. Harſcher iſt daran ſehr gelegen, da er in Deinen, ſeinen und Schleier-

macher's Ansichten die größte Uebereinstimmung findet. Daß seine Ansichten zunächst sein sind, ehe sie auf Schleiermacher zurückgeführt werden, zeigt Harscher schon dadurch, daß er dies findet, was jener schwerlich fände. Was Jean Paul von Deiner Phantasie sagte, glaube ich zu verstehen; er meint wohl darunter nicht bloß die Einbildungskraft für Entferntes, sondern, was auch der Griechische Namen sagt, den Bilderschein überhaupt, Deinen Sinn, der da Sonne sieht, wo Anderen nur ein Schimmer wankt, wie Du selber sagst, und dem, wenn das Gemüth sich gelöst fühlt und weit von den Gegenständen ab, wie Du damals im Vorsatz der weiten Reise, auch dann die Gegenstände nackt erscheinen, weil nur das äußere Auge sie sieht, das seelenvolle, eindringende Sehen sich mit dem Gemüthe, dem es angehört, abgewandt hat. Doch ich mag wohl nicht viel deutlicher sein, als Jean Paul's Schweigen; auch verstehe ich ihn nicht sowohl, das hatt' ich falsch ausgedrückt, als ich seine Meinung sehe, anschaue wenn ich mich lebhaft zu der Szene hindenke. — Noch muß ich Dir etwas über Pfeffel sagen, den Du so grob findest; ja freilich! der arme Mann! er ist der Leiter eines Erziehungsinstituts in Colmar, vielleicht nah an achtzig Jahr alt, und mußte sich als zwanzigjähriger Jüngling auf der Universität wegen einer Augenkrankheit beide Augen ausstechen lassen, was er heldenmäßig aushielt; und seit der Zeit ist er hoffnungslos blind, denn das Organ selbst ist nicht mehr da. Es schilt ihn niemand, viele lieben ihn. — Wie sehr hat mich das gefreut, was Du so ausführlich über den „Sigurd" sagst! Ich habe das meiste abgeschrieben und heute an Fouqué geschickt. Du liebe Rahel! Ich soll Dir ausführlich darüber schreiben? Ich freue mich Deiner Worte, selber habe ich keine; die wenigen die ich hatte, habe ich an Fouqué geschrieben, und weiß sie nicht mehr. Die Runerei wurde mir auch sehr fatal, auch hat mir eine zu weit gehende Härte in der Sprache oft mißfallen, weil ich weiß, daß sie wo nicht absichtlich hineingebracht, doch absichtlich stehen gelassen worden. Das ganze Gebild ist aber groß und herrlich, ein schöner Felsen mit Wald bekränzt. Wafurloga, die Flammenburg, ist wunderherrlich. Auch die Stelle, die Du nicht anführst, wo die erste Gemahlin Sigurd's nach dessen Tod den Hort herbeischleppen läßt, und sich auf Gold legt, und immer mehr Gold begehrt, darauf zu sterben, hat mir sehr gefallen, sie könnte ganz rein sein von dem Weissagen. Blut und Gold

ſind ſchön beiſammen. — Ich lege Dir einige Worte über den „Meiſter“ bei, die ich erſt nur für mich aufgeſchrieben hatte, um ſie gegenwärtig zu haben, jetzt möcht' ich gern meine Scham, ſo wenig geſchrieben zu haben an Dich, mir ein wenig damit verbergen. Verzeihe mir, liebe Rahel! Du wirſt an dieſem Briefe ſehen, wie kalt und öde es in mir iſt, und wenn ich alle Heere in mir erwacht fühle, kann ich nicht ſchreiben. Deine Briefe ſind herrlich. Wie kannſt Du alles, alles ſagen! Grüße Hanne beſtens, auch die gute Frohberg, Julie und Mariane! Koreff in Wien? es iſt mir weder lieb noch unlieb, ich muß ihn erſt wieder kennen lernen. Schone Dich, liebe theure Rahel! ſorge für Deine Geſundheit! ich bin bei niemandes Krankheit ſo ängſtlich wie bei Deiner, wegen Deiner feinen, im Bewußtſein detaillirten Organiſation. Lebe wohl, theures Herz! Ich ſehe Dich wieder; nicht wie in Leipzig auf wenige Tage! nein, liebes Rähelchen, auf lange! Gott grüße Dich. Kann mir Vetter durch Bombelles einen Paß, oder wenn das nicht geht, eine Empfehlung an den öſterreichiſchen Geſandten in Stuttgart, Freiherrn von Crumpigen, verſchaffen, ſo thut er mir einen großen Gefallen. An Bombelles ſelber zu ſchreiben, iſt mir beſchwerlich, ich finde nicht leicht den Ton für ein kleines Billet, und zu einem großen Briefe, deſſen Ton ich gleich hätte, bin ich faſt unfähig. Aber ich laſſe ihn ſehr grüßen, wir ſind ja confrères en apollon! — Der Grangier iſt hier nicht; die Bibliothek iſt übrigens im Winter geſchloſſen, und nur mit Mühe bekomme ich einige Bücher. Sie iſt auch nicht reich, vor 200 Jahren iſt alles, wie mir der Bibliothekar, Profeſſor Rösler, ſehr zierlich zu ſagen meinte: verbrannen! Der Mann iſt Profeſſor der Geſchichte, Johannes Müller's hiſtoriſche Schriften kommen ihm wie Romane vor, er haßt alle Phantaſie, und hat welche! Denk' Dir die Qual des alten Mannes! Leb' wohl! Leb' wohl! geliebte Rahel! wir kommen doch noch auf einen grünen Zweig! Deine Briefe ſind Tauben mit Oelzweigen; herrliche Verkündigung! Dein

Varnhagen.

Cotta iſt artig gegen mich, und hat mir geſagt, ich ſoll ihn beſuchen. Von ihm hatte ich das von der Donaufahrt erfahren.

An Varnhagen in Tübingen.

Mittwoch, den 14. Dezember 1808. Vormittag.

Gestern, Lieber, erwartete ich in der größten Ungeduld, oder vielmehr nur in strenger Erwartung, einen Brief von Dir: ich dachte, er müßte Antworten enthalten auf die von mir, worin ich Dir antwortete, daß ich nach Wien kommen wollte. Meine erste Antwort war vom 22. November, gleich den Tag, als ich auch Deinen Vorschlag und Plan erhielt, und grade die Nacht krank gewesen war; Sonnabend drauf, den 26. November, schrieb ich Dir gleich wieder, wie ich es den Posttag vorher versprochen hatte, und schickte auch noch ein Kouvert mit der fahrenden Post, die denselben Tag abging; nur natürlich später ankommen muß. Wie überaus verdrießlich war ich nun gestern, nicht allein, was ich richtig berechnete, auf zwei Briefe, die ich Dir noch nach der Zeit geschickt habe, keine Antwort in Deinem Briefe zu finden, sondern auch auf die zwei hier erwähnten nicht! Und statt dessen, ein laues Erstarren von Deiner Seite zu finden! Kein frisches, ewig festes Vertrauen auf mich! Warum bist Du nicht wie die berühmten zwei Freunde, von denen auch Schiller spricht; die sich für einander dem Tode einliefern; und wo jeder wußte, der andere würde es thun. Fühlst Du nicht, wie ich für Dich bin? Wenn Du die Kraft hast gegen mich zu stehen. Erstlich berechnete ich den Gang der Posten falsch; und glaubte, Du hättest mir schon mehr antworten können im gestrigen Briefe — nun weiß ich, er ist den 1. Dezember geschrieben, und meiner vom 22. November kann nur den 2. Dezember angekommen sein. Zehn Tage geht wenigstens ein Brief. Verwünschte, von uns selbst bereitete, wahnsinnige, alberne Trennung! — In diesem Irrthum, bei dem mühsamen Lesen, bei Augenweh im Schneewetter, und einbrechender Nacht, und ausbrechender Ungeduld, verstand ich Deinen Brief nicht: es war nach 3, als ich ihn bekam, oder noch später, ich wollte eben essen; es dunkelte während dem Lesen, trotz daß es am Fenster geschah; ich also, so wie der Brief zu Ende war, laß gleich das Gedeck wegnehmen, und setze mich hin und antworte Dir; sehr ärgerlich — ich glaube Dich wankend —, als ich zu Ende den Wachsstock zum Sieglen fordere, weil der Brief weg mußte — ich dachte wenigstens, er müsse noch wie unter den Fran-

zosen um halb 5 auf die Post — ſchreibe ich noch Liebesworte bei Lichte an den Brief: Hanne kommt; wundert und freut ſich, daß ich noch nicht dinirt habe, invitirt ſich: ich mache endlich den Brief zu; immer nicht ſicher in mir, ob ich ihn wegſchicke; „Einen ganz elligen groben Brief hab' ich da geſchrieben!" ſag' ich zu Hanne. „Schick' ihn nicht ab!" ſchreit mir das Kind. Wie ein Orakel war es mir. „Ich will auch nicht; Du haſt Recht!" — „Wie man ſich nachher ärgert!" ſetzte ſie hinzu, „und immer iſt's umſonſt und ganz anders." Ich küßte ſie: wir aßen. Sie, Suppe, und alles mit: förmlich dinirt. Sie mußte mir noch ein Blatt Deines kleinen Journals, die kleine Reiſe mit Kerner betreffend, vorleſen; dann wurde ſie geholt. Es war eine kleine Fête für ſie, ſo an meiner Korreſpondenz Antheil zu nehmen; ich beſtellte ihr Deine Grüße. Ich habe meinen ſchlechten Brief nicht vernichtet; weil Du ihn doch wirſt gerne ſehen wollen, wozu Du alles Recht haſt; es kann geſchehen, wann Du willſt. Nun will ich Dir auch ſagen, welche Stelle in Deinem Brief — durch alles Mißverſtehen noch erhöht — mich gekränkt hat: „Es wäre wunderbar, wenn alles ſo glatt ginge, warum ſollte mit einemmale das Glück ſo günſtig ſein! Und ich muß Dich aus treuem Herzen warnen, nicht zu leicht meinen Plan einzugehen, da ich für nichts bürgen kann, und Dich vielleicht nach einem halben Jahr auf's neue wegen meiner Exiſtenz verlaſſen muß, während in Holland Deine Lage leicht eine dauernd angenehme Wendung nehmen kann, wenigſtens was den Aufenthalt betrifft. Neue Irrſale für mich, neuer Kampf mit Möglichkeiten! Eben daß alles möglich iſt, wird zum größten Hinderniß, und ſo weiter." Lieber, Lieber! wie krankhaft! Und das bei einer Freundin wie ich! Das „Glück", von dem Du ſprichſt, bin diesmal ich. Ein wankend Herz, ein Geiſt ohne Wahl, die dies befeſtigt, das iſt Unglück, Tragie, wogegen keine Fortuna was kann, kein Ereigniß. Wer mich findet und wählt, hat dies Unglück nicht. Und Zweifel und Kleinmuth werden in ſeiner Seele geboren. Frei iſt man durch Erkenntniß: und ſelbſt der Tod, der das Leben mit in die Freiheit hinüber ſpielt oder reißt, iſt oft ſo gewählt worden. Deine «Exiſtenz» wirſt Du immer haben: ſchreiben, überſetzen, oder was es iſt, kannſt Du an jedem Ort. — Du wirſt nun bereits meine Pläne, Vorſchläge, und Gründe, geleſen haben — Doktor biſt Du: praktiziren kannſt Du auch in Paris; ich werde Dich in

nichts, und an nichts hindern; und wo Du bist, lebe ich gern, und gut: willst Du, wohin ich nicht hin soll und kann; gehst, Du Verbindungen ein, die unserer entgegen sind; so bleib' ich oder reise, und lasse Dich. Das weißt Du nun schon. Hamburg, habe ich Dir, in meinem gestrigen, nicht abgeschickten Brief geschrieben, ist und bleibt, bei seinen Freiheiten, ein grober, auch ein unhöfischer Ort; und ist eigentlich für Dein Wesen auf die Länge nicht. Um dort Praxis zu bekommen, muß ein junger Arzt schlechte Soumissionen machen: ich weiß es: und die Gesellschaft dort ist ein schlechtes Zunftwesen; und am Ende sind es doch nur die Reichen, und haben niemand über sich, zum Hoblen. Auch bleibt's mit Hamburg nicht wie es ist. Dir war der Ort als Zuflucht und in Fanny's Schimmer lieb; in meinen Augen aber für Dich das häßlichste Verhältniß. Dies meine innerste Herzensmeinung; die ich von je hegte; aber zu blöde, und auch nicht berechtigt war, herauszusagen. Ich folge Dir also, wohin Du willst; so lange Du es wünschest (und wiederhole Dir wieder: jetzt gleich, und für immer und ewig, mit mir es nur nach Deinem üppigsten, frühlings- und kinderartigsten Herzenswunsch zu machen); nur nicht nach Hamburg, nur nicht nach Rußland, weil ich nicht einen Winter dort aus lebte, das fühle ich nun bei der russischen Kälte, die wir hier haben; aber die erste sibirische in Rußland streckte mich nieder! Ich gehe während der hellen klaren Kälte nicht aus. Neumann war gestern Abend bei mir: ich zeigte ihm Deine kleine Reise mit Kerner. Armer Lieber! Er nahm es sehr einsichtsvoll und herzlich, daß Dir so arg zu Muthe ist. „Er muß fort", sagte er. Er spricht etwas mehr als sonst. Ich schrieb ihm gestern ein Wort, wie ich es mit ihm verabredet hatte, daß ich einen Brief noch aus Tübingen von Dir hätte: und daß Herr von Fouqué noch dahin schreiben könne. Für den wollte er's wissen: aber Neumann hatte ihm schon vorgestern geschrieben, er möchte dreist schreiben: Du bekömmst also vom lieben Freunde ein Schreiben: und ich freue mich, es Dir, obwohl vielleicht mit seinem Brief zugleich, anzukündigen. Ich ließ um so getroster meinen gestrigen liegen, weil er doch nun von neuem nichts Entscheidendes enthielt, und ohne Deine Entscheidung nichts enthalten konnte. Als daß ich Dich liebe. Und Du mein lieber Sohn bist. Sonnabend muß doch nun ein Brief von Dir kommen, worin steht, daß Du meine hast: dann werde ich wieder keine rechte Zeit zu ant-

worten haben! Ich fürchte mich ſo vor Deiner Reiſe, des Winters, der Kälte, des Wetters wegen! Ach Gott, kämſt Du doch noch zu mir! Schreibt Dir denn Harſcher nicht? wie mag denn der in der dicken Schweiz gereiſt ſein! Nun ſieh das ganze Verzeichniß von allen Briefen, die ich nach Tübingen geſchrieben habe: — — der geſtrige liegt: und dieſer ſoll gehen.

Armer Lieber! ſei nicht ſo melancholiſch! Sieh! wie kam der vorige Sommer? und jede ſechs Monate können dergleichen gar nicht Auszudenkendes enthalten. Wenn ich bei Dir ſein werde, und Deine Augen um Beifall, Tadel, unterſuchen kann, um Lob befragen kann, werde ich Dir noch Tröſtlicheres ſagen: ſchreiben kann ich auch nichts wahrhaft Tröſtliches, und Schmeichliges. Mir iſt aber auch oft ſo arg! aber ſinken laſſ' ich mich doch nicht: ich denke ja nun, ich ſehe Dich wieder. Mache es doch auch ſo! Siehſt Du, daß Du ein fürſtlich Leben haben mußt, und nicht in öder, geſellſchaftsloſer Stadt ein Bücherleben führen kannſt? Es haben nicht alle Menſchen Handlangergeiſter, und können in Büchern ſtöbern in dem ganzen langen Tag — meine Tinte geht ſchon wieder gar nicht! — von allen Göttern bereitet; eine Art Ruhm zuſammen zu tragen, von dem ſie ſich nachher nähren, wie Würmer von Staub; ohne Saft, Licht, Sonne, Farbe, Luft und Waſſer. Schelte Dich nicht! Sich Widerſprechendes kann der kleine, kleine Menſch nicht: klein iſt er ſehr, ganz klein! Du vermagſt zu leben, und das Leben zu ſehen; haſt ein Talent, auszudrücken was Du geſehen haſt; und mehrere; und kannſt, lebend mit Menſchen, Luft, Farben und Freiheit, noch vieles geſchwind lernen. Verzage nicht ſo leicht. Am wenigſten über Deine Exiſtenz. Ueber dieſe kann ich nur mündlich ganz nach Herzenswunſch mit Dir ſprechen. Nun erwarte ich Deinen Brief, Geliebter!

Die berühmten Römerinnen ſind es recht umſonſt. Gerechter Gott! was iſt es leicht und natürlich, ſein Vaterland zu lieben, wenn es einen nur ein bischen wiederliebt: man thut es ja ſchon ohne Gegenliebe. Ich will gar nicht mehr unglücklich ſein, und viel Armuth ſtill ertragen, wenn ich nur daran denke, daß unſere Soldaten keine Prügel mehr bekommen. Der Magiſtrat hatte ihnen Röcke entgegengeſchickt; tauſend ſchöne Züge von Eintracht und Einſicht und ſchnell geheilter Thorheit gehen hier vor; ich weiß aber nicht, welche heilſam ſind der

Post zu vertrauen, und welche nicht. Könnt' ich doch nur nach meinem Tode mein Land glücklich sehen! Das wäre Existenz genug! Scharf ist den Soldaten Artigkeit anbefohlen, und wird auch geübt: doch laufen noch rohe Geschichten mit unter. Ein Kaufmann hier — der Name ist mir nur entfallen — bekam vier Gemeine von den Husaren zur Einquartirung — wir haben jetzt unsere eignen Truppen für's erste mit Wohnung, Licht und Holz zu versorgen — ein Lieutenant ohne Billet kam mit und blieb; der Wirth ließ ihm höflich andeuten, daß er auf sein Haus kein Billet habe; der Lieutenant aber ward murrend und ging nicht; die Wirthin kam, es ihm höflich auseinanderzusetzen, daß er nicht bleiben könne, er widersprach ihr, und blieb; nun kam der Mann, und sagte es ihm nachdrücklicher, worauf der Mensch denn endlich sagte, sie könnten thun, was sie wollten, aber sie würden es schon sehen, er ginge nun, da er einmal da wäre, nicht weg; und so stürzt er dem Vater in die Arme. Es war ihr seit zwei Jahren todtgeglaubtes Kind. Schlittschuh zu laufen, war er ausgegangen, und nicht wieder zurückgekommen. Sie hatten Trauer um ihn getragen; er aber war nach Kolberg gegangen, hatte sich anwerben lassen; und so hat er sich zum Lieutenant geschlagen. Nun wurden aber die Eltern böse, daß er sie in Gram und Angst gelassen hätte: er aber sagte, das habe er müssen, wegen des Augenblicks, den er nun erlebt habe. Ist das nicht eine schöne Geschichte? — (Gamet heißt der junge Husarenlieutenant, und war bei einem Uhrmacher in der Lehre.) Adieu jetzt, Hanne ist hier: es ist nach zwei Uhr. Ich esse heute mit Mlle. Bauer und Vetter unten. Gefüllten Kohl und Sahnentorte. Adieu, Lieber!

Sonnabend Vormittag, den 17. Dezember.

Ich kann nicht dafür, und Du kannst nicht dafür, und Du sollst mir schreiben wie Dir ist; aber Dein letzter Brief — der mit der kleinen Reise mit Kerner — hat mir die Gewißheit geraubt, Dich wiederzusehen; die allein mich aufrecht erhielt, die meine Nahrung war, wie der Saft den Baum erhält; ich liege nun seit dem. Vielleicht irre ich mich auch, und Du hast auch nur aus Angst so geschrieben; aber Du hast mich angesteckt: vielleicht ist es auch der Winter, der mich kränklen läßt, und daß ich endlich herabgestimmt werde. Denn bald, wie eine Jagd in meinem Körper, haust der Rheumatism auf

meinen Muskeln, bald in meinen Nerven; und gestern ging ich wieder einmal in Verzweiflung aus: aus wahrem Unbehagen schrieb ich Dir in zwei Tagen nicht. Aber warum, wenn ich Dir so „reichbeladene Schiffe" schicke; ermuntern sie Dich nicht mehr? nicht einen Augenblick? Du selbst fühltest es; und schriebst mir immer drunter: laß Dich von meinen Ausdrücken nicht stören, verkenne meine Anhänglichkeit, den Wunsch bei Dir zu sein, nicht. Verzeih' auch mir, daß ich so schreibe! Es ist auch eine Erleichterung! Und behielte ich's auf dem Herzen, ich könnte Dir nie wieder besser schreiben. Schreib' auch ganz wie Du willst! und sollt' ich noch tausend Briefe bekommen, die trübe sind und ängstlich machen. Hörst Du, Lieber? Ich rede Dir zu; und küsse Dich dabei! — Mein ekliger Meister war hier; und nun kann ich erst wieder schreiben. Ist es wahr, „daß mein Schmerz Dich freut! Dich beruhigt?" — Lieber Englischer, wie sehnt' ich mich vorgestern nach Dir! oh! wie zerrissen: wie abgerissen fühlt' ich mein Herz; mich. Mich dünkt, kein Uebel kann über mich kommen, wenn wir bei einander sind. Und vom Leben würd' ich schmerz-erleichtert in Deiner Gegenwart lassen!

Ich habe vorgestern Nachmittag, mitten in den Heinse'schen Briefen, ein berühmtes, oder doch vielmehr nur ein jetzt viel besprochenes Buch ganz geschwind gelesen; weil es mir Mad. Liman schickte, ich hinein sah, immer das Interesse suchte, und so wohl beinah ein Viertel las, und es so schlecht fand, daß ich es schnell durchzusehen beschloß. Dies Buch, Jacopo Ortis, aus dem Italiänischen übersetzt, hat mir Italien ordentlich verdorben. Als hätte ein Müßiggänger einem eine schlechte Figur in eine himmlisch stille Aussicht hineingeklext. Solches nordisches, armseliges Brüten hätte ich nie hinter den Alpen vermuthet; und eh' ich erfahren hatte, daß es wirklich ein Welscher geschrieben, glaubte ich ein Deutscher hätte es dort gethan, und ein anderer habe es übersetzt. Vaterlandsliebe, und verliebte Liebe, spielen da solche abgeschmackte leidende Rollen, heben sich gegenseitig auf; aber nicht empor, daß einem so matt wird, als dem Jacopo — schon der Name! — selbst. Einem Vater werden da drei bis vier Personen geopfert, der nicht drei Sous werth ist, und den der Verfasser noch loben zu müssen glaubt. Kurz, ein sehr schlechtes und schlecht konzipirtes, unangenehmes Buch. Da aber die häßliche Geschichte wahr sein soll, so stirbt doch Einer so natürlich am

Ende, daß der Tod mir mich selbst zu packen schien; und da dacht' ich an Dich mit der Sehnsucht! — Ich erwarte heute oder Dienstag einen entscheidenden Brief von Dir; und will jetzt ausgehen. Kommt heute keiner, so schicke ich diesen heute so weg, wie er ist. Adieu, lieber Varnhagen. Nun daß ich Dir alles geschrieben habe, kann ich Dich wieder aus ungestörter Quelle lieb haben: und habe Dich sehr, aus Grund des Herzens lieb! Lieber!

Gleich 4 Uhr.

Ich komme nach Hause, geliebter Freund; will essen, und finde Deinen Brief, in dem Du mir sagst, daß Du im März nach Wien kommen willst. Du wirst mich also empfangen — wenn man anders nach Wien reisen kann; welches ich nicht glaube. Sehen muß ich Dich. Mir sagt's heute, und heute wie ein Augure, mein krankes geängstigtes Herz. Ja, es ist krank. Und nur einen Augenblick war es belebt; als Du mir, das erstemal so gewiß schriebst, Du kämst nach Wien. Du schreibst es wieder; aber, heiliger Gott! ich bin so ängstlich — ich kann es nicht mehr glauben, daß es wahr wird. Und könnte man nun nicht nach Wien? Kämest Du nach Paris? Thäte es Haischer? Von dem hängt doch immer viel ab bei Dir. Bedenke! — und verzeihe meine Angst, meiner verstrickten Seele! — alles schlägt mir fehl, alles in der Welt, außer Du. Und der Winter, meine wirkliche — und auch außen wirklich gewordene — Einsamkeit, mein feines Nervenspiel — ach, so wie es mich erhöht, und erhellt, kann es mich sehr elend, in gräuelvolle Abgründe stürzen machen. Meinem Geist, meiner Einbildungskraft ist alles möglich, ach! und meine Erfahrung widerspricht ihnen in nichts. Das bischen von den Menschen angenommene physische Möglichkeit, ist mir auch nichts. Laß Dich nicht traurig machen! Aber wenn Dolche auf mich gezückt wären, Kanonen ihre Rachen gegen mich blökten, ich würde hinfallen, aber nicht anders sprechen können. Das Ungewisse tödtet mich. Ich muß Freiheit haben und Gewißheit. So war ich immer; und eine lebenslängliche Verheimlichung, Unterdrückung dieses Bedürfnisses, des innersten Seins, dieses Bluts-, Nerven-, Denk- und Geistesverhältnisses, hat es nicht geändert, getödtet: nein! ausgewachsen ist es, zum mich tödtenden Leben-Giganten ist es geworden! Fürchte Dich nicht! Ich werde mich besänftigen.

Aber wie ein schwarzer, dicker, tiefer Höllenfluß wogt's schmerzhaft drückend in mir herauf; keine Welle noch zu unterscheiden, daß des Geistes- oder das Sonnenlicht andere Bilder in ihnen spiegeln könnte! Furcht wird's, reine Furcht! Ach es hat sich mir auch nicht erfüllt! ich muß verderben! Sprich nicht so! nicht „besser als in Leipzig", nicht „längere Zeit werden wir uns sehen", sondern immer; bis uns etwas trennt. Ich bin ein wahrer Sterblicher; nur den Tod kann ich mit Leichtsinn erwarten; den man vor lauter Leben nicht kennt: keine andere Drohung kann ich aushalten!

Dein Brief voll Liebe; Dein herrlicher Brief; der mir so ausgesuchtes Lob spendet, hat mein Herz doch nicht mit dem heilenden Worte berühren können, welches wohl giebt, — ich weiß es! ach! — Deine Gegenwart! Hätte ich tausend elende Thaler, so wärst Du hier: jetzt; in einem Monat. Und lasse gewiß mehr zurück, wenn ich sterbe. Ach man ist wahnwitzig. Werde nur nicht traurig von mir! — Daß Blut und Gold aus Einem gemacht sind, dacht' ich auch neulich: wie kommt's, daß Du's nun schreibst? Ich wußte, daß Pfeffel alt und blind ist: davon allein hätte er höflicher werden können. Aber von Ausstechen wußt' ich nichts. O! der Unselige: o! wie fürchten macht mich das, so etwas, jede Zukunft: wie unwillkommen! wenn es in einer Zeit so etwas geben kann. Es freut mich grade bei meiner Bellemmtheit, daß es Harscher'n jetzt vergnügt geht. Versprich mir nur, daß, kann man nicht nach Wien, Du nach Paris willst; dann wird mir wieder besser. (Gott, wie finster schon.) Päße sollst Du haben; zu rechter Zeit.

Das was Du mir über „Wilhelm Meister" schreibst, will ich nachher lesen. Es ärgert mich recht, daß meine Briefe an Urquijo alle in meinem infamen Französisch sind. Die können Dir doch nicht gefallen; außer, die große Liebe, der Schiffbruch, das Verschlagensein — in Gegenden, die die Alten Hölle genannt hätten — mit Bewußtsein! Kurz, die ganze Veräußerung des Herzens, und des Lebens! Weißt Du, welcher von ihm mich am meisten zermalmte, vernichtete, wo ich Gottes Hand schwer fühlte, und für immer; und wo vor Furcht und Niedersturz der Schmerz selbst erschrack und schwieg? Einer; welchen er mir nie geschickt hatte, und der auch nicht eingebogen ist; und der sich unter die mir zurückgeschickten verloren hatte, und so zu mir als ein Zeichen Gottes kam; es

lautet drin, oder er fängt auch wohl gar an: „Non, tu n'as jamais connu la volupté!“ Er meint, geliebt zu werden, wo ich liebe. Der Wahnſinnige! und dann ſagt er, ich liebe ihn nicht. Adieu! Bei Mama habe ich mich heute auch über einen Brief meiner Schweſter geärgert. — Ach bleibe Du mir! und ich will denken, ich habe alles. Ich verſichere Dich, ohne Dich habe ich nichts. Antworte mir! Und laſſe Dich von mir nicht beſtürzen. Dienstag muß ich an die ganze holländiſche Familie franzöſiſch ſchreiben; die mir ſchrieb. Adieu! Ach Gott! könnt' ich Dir doch wieder vergnügt ſchreiben. Ich ſcheute mich immer es Dir zu ſagen, aber es muß doch heraus! Du weißt, was ich habe; davon gehört natürlich die Hälfte Dir. Antworte mir hierauf nicht. Ich würde ja alles von Dir annehmen. Hätte ich nur was. Ich Elende. Lerne nur Italiäniſch! da kommen wir doch noch hin. O! könnt' ich Dich umarmen!

Rahel.

Ich werde Alle grüßen, und Neumann den Zettel ſchicken. O! Gott! o! Gott! wäre es Sommer und ich mit Dir im Freien. So natürlich! und ſo fern — ſo unmöglich — —

An Rahel.

Tübingen, Donnerstag, den 15. Dezember 1808.

Geliebte, theure Rahel! Ich wollte Dir heute Nachmittag ſchreiben, um noch den Brief abſchicken zu können, aber zögernd mehr und mehr hab' ich nun die Zeit verſtreichen laſſen, und erſt übermorgen geht mein Brief ab. Die unliebſichſte Wüſtheit, die ich in mir fühlte, und die einen Schmerz im Kopf erzeugte, ein Klopfen, das ſich der genaueren Beobachtung entzog, hat mich gehindert, und ich konnte mich durchaus nicht entſchließen, einige flüchtige Zeilen, die in ihren groben Zügen kaum einen ſchönen Keim enthalten hätten, auf eine ſo weite Reiſe auszuſenden. Jetzt da die Poſt geſchloſſen iſt, fühl' ich mich etwas heller, wozu lautes Leſen homeriſcher Verſe gewiß viel beigetragen hat, und da ſitz' ich Armer nun hinter der Poſt, um wenige Stunden zu ſpät! Das iſt ein rechtes Weh! Zwei Briefe von Dir hab' ich wieder ſeit meinem letzten bekommen, liebe Rahel! welch' liebe aufmuthigende Briefe! Es iſt, als wenn ſie ſich vor der Thüre erkundigt hätten, wie man heute mit mir reden müſſe, und wann ich am meiſten allein

ſei, allein, ohne Ideenblitz, ohne Phantaſieenſchein, ohne Thätigkeitsſtürme, dann kommen ſie und ſprechen ſchlau nach meinem Bedürfniß; um ſo treffender, um ſo heilſamer, als ich ihnen doch die Unbefangenheit auf keine Weiſe abſprechen kann. Auch Dein Chriſtgeſchenk hab' ich nun, Du liebes Kind! und breche gewiß das Siegel nicht vor der beſtimmten Zeit, ich will es recht feſtlich empfangen, Dein Geſchenk, und den Schmerz nicht ſcheuen, mir meine Einſamkeit recht einleuchtend zu machen durch den Schein des heiligen Abends. Die Fingerſpitzen haben mir aber doch ſchon verrathen, daß eine Bruſtnadel zwiſchen den Kartenblättern liegt, nun denk' ich hin und her, wie ſie wohl ausſehen mag, und ob ich an der Form werde erkennen können, daß Du ſie gewählt haſt aus vielen. Zweifelhaft bleibt das immer, da die Wahl ja ſo ſtreng auf das Vorhandene angewieſen iſt, auf den Erfindungsgeiſt Anderer. Ich werde ja ſehen! — Geſtern faßte ich ſchon frühmorgens den heldenmüthigen Entſchluß, auf den Abend einige Stunden bei Cotta, der mich das letztemal freundlich eingeladen hatte, zuzubringen, und zog nach langer Zeit wieder einmal meinen ſchwarzen Rock an. Wie nun der Abend kam, mußte ich mir noch auf alle Weiſe den möglichen Nutzen aufzählen, den ich von Cotta's näherer Bekanntſchaft haben kann, um meinen wankenden Vorſatz zu befeſtigen. Ich ging endlich im abſcheulichſten Regenwetter, das den Schnee keineswegs bezwang, durch die glatten, waſſervollen Straßen. Wie ich angelangt bin, iſt Cotta verreiſt und kommt vor Neujahr ſchwerlich zurück. Ich habe mich recht ausgelacht, und ging dann mit Kerner, der mir auf dem Rückwege begegnete, einen Schoppen Wein trinken, wobei ich einen hieſigen Doktor, ſo daß er's hören konnte, einen dummen Kerl nannte, aus bloßer Wahrheitsliebe, ohne Zorn, ohne Aerger, ohne Uebermuth, ach im Gegentheil, ſehr beſcheiden! Das war alles! Die Wirthsleute, bei denen ich ſonſt gegeſſen habe (jetzt eſſe ich zu Hauſe eine Milchſuppe, und brauche gar nicht auszugeben als auf die Poſt) halten mich für was Beſonderes, und trauen nicht recht, daß ich Doktor und Arzt ſei. Vor einiger Zeit waren hier Prinzen aus Baden ganz inkognito, und ſchienen heimliche Dinge zu betreiben, die vielleicht Zuſammenhang haben mit den neulichen wichtigen Verhaftungen in Karlsruhe, das mag die Frau auf den Gedanken gebracht haben, ich ſei auch etwas von der Art, worin meine für die hieſige Gegend übermäßige Feinheit ſie

bestärken konnte, genug, sie hat es Kerner'n im Vertrauen fragend mitgetheilt. Es amüsirt mich kaum, und ich kann nur wie Mignon sagen, ich wollte ich wär' es! Ueberhaupt sind mir hier die Leute insgesammt nur in so fern etwas, als ich sie vielleicht brauchen könnte, und auch diese Rücksicht hat mich noch nicht zu Besuchen bewegen können, außer bei Cotta, der glücklich entwischt ist. Ich bin den Leuten hier gar nicht feind, aber nirgends würde ich Freude finden, ihr Sinn thut mir nicht wohl, und die geistvollen müssen unschön bleiben. Auch sind' ich mich recht gut in meine Eingezogenheit, was mir fürchterlich daran ist kömmt ganz aus dem Gemüth, dessen verwirrtes Ringen sich darin so nackt abbildet, und nach allen Seiten unendliche Leere findet, in die es sich ausdehnen kann. Von den Geliebten so entfernt zu sein, könnte mich sehr traurig machen, und jedes sich Aeußern des Gemüths trüben, aber doch den innersten Kern in seiner hellsten Lichtsphäre lassen, wenn nicht zugleich von allen diesen Banden das Herz erschüttert würde, indem überall stürmisches Regen, nirgends eine stille Blüte ist. Der Geist, der für sich selber doch nicht Rath finden kann, müdet sich ab im harten Dienste des Herzens, dem er nicht genug Kombinationen zu schaffen weiß, um dieses sonderbar verwilderte Leben, das sich schon so sehr festgeraunt hat, mit den schönen, den häßlichen engverwebten, Fäden, aus der Irre zu retten. Es muß alles mit so wenigen Mitteln gezwungen werden, und der kleinste Schritt reißt gleich Schritte Anderer mit sich, während er selbst noch erst hypothetische Geltung hat; alles hat seine eigenen Zeitverhältnisse und Raumverhältnisse, deren Berechnung mit vielen unbekannten Größen einen schweren Kampf zu führen hat. Mich freut Dein Wort, geliebte Rahel, daß ich den Winter mit Ueberlegungen zubringen soll, denn es giebt wahrlich noch viel zu bedenken! Inneres und Aeußeres zu prüfen! Wenn ich noch ein Jahr in Wien studiren kann, so ergeb' ich mich nachher immerhin einigen Jahren medizinischer Praxis, die mich freilich auf keine Weise so befriedigen könnte wie Kriegführung, oder ein höheres Schreibergeschäft, aber auch nicht in Gefahr setzt, als Offizier im schönsten Frieden an den Thoren zu liegen, und Spitzbuben arretiren zu lassen, noch mit einmal eine vortheilhafte, ehrenvolle Stelle an der türkischen Gränze zu bekommen, die einmal nicht vermieden werden könnte. Aber glaube nur nicht, liebe Rahel, daß mir alles wieder verleidet sei! Ich bin so muthig, so

ergreifend, wie nur je, und will nur eben, wie der Beſonnenheit nicht den Muth, ſo auch dem Muthe nicht die Beſonnenheit entziehen! Das nur bleibt in jedem Falle gewiß, daß ich Dich wiederſehe, geliebte Rahel! Und dieſes Frühjahr wiederſehe, in Wien! Du müßteſt denn nach Holland gehen, was vielleicht neben der Annehmlichkeit auch große Vortheile für Dich hätte, und alſo ſpäter nach Wien kommen. Ich hoffe aber das wird nicht ſein! Obwohl ſich auch damit für mich eine leidliche Muße in Hamburg kombiniren ließe, vor der ich mich aber auch in vieler Hinſicht fürchte. Du ſollſt nur in jeder Art frei ſein, geliebte Rahel! Unſer Wiederſehen, unſer fröhliches, regungsvolles Zuſammenleben iſt dann auf den Herbſt verwieſen, aber doch auch nach Wien, nicht nach Paris, wo ich erſaufen müßte noch zur Zeit. Eine Stelle in Deinem Briefe iſt durch dieſes beantwortet, Liebe! Sei ganz keck in Deinen Entſchlüſſen, und was mich betrifft, ſo glaube nur feſt, theure Rahel, daß ich mich für wohl verſorgt halte, wenn ich die Verwaltung meines Wohls Deinen Händen anvertraue! Du ſiehſt, auch mit Paris ließe ſich noch vieles bedenken; wenn ich Medizin fortſtudire, und in Hamburg einige Gelegenheit zu Uebungen finde, ſo könnt' ich doch vielleicht bis zum Herbſt vorbereitet genug ſein, um auch die dortige Fülle nicht ſcheuen zu dürfen, die mich ſonſt erdrückte. Das Beſte iſt, daß wir noch einige Monate unentſchieden bleiben können, was in Dingen, die man ſelbſt entſcheidet, nie beunruhigt, und mir diesmal, da ich von Fanny und auch von Harſcher noch ſtarken Eintrag in mein Lebensgewebe erwarte, zur wahren Beruhigung wird. Ja, liebe Rahel, ich habe Dir es ſchon geſagt, und wiederhole es, ich bin Fanny'n auf immer mit der größten Innigkeit zugethan, und kann ihr nicht weh thun, während ſie ſelber in unglücklichen Widerſprüchen ſich verzehrt, und ziehe aus tiefſter Neigung, nicht aus Weichheit oder Vernunft, einer grauſamen zweifelhaften Heilung vor, ſelber einen Theil ihres Kummers, ihres freudenloſen Lebens in mein Leben herüberzunehmen. Ich entſcheide nichts über die Zukunft, eben weil ich nichts Entſchiedenes habe, was entſcheidend wäre: und auch Du, geliebte Rahel, ſagſt wiederholt, ich müſſe frei ſein. So kann ſich denn alles begeben, zum Vagabund und zum Hausvater ſind mir die Leitern gleich hoch, zum ehrwürdigen Arzt, und leichtfertigen Attaché eines Großen. Freilich müßte die Vagabundenanlage ſehr klein werden, oder ſich raſch in einem meiner

Söhne ausbilden, um den Hausvater nicht aus dem Hause zu treiben. Aber ernſtlich, es wird eine Seite von mir immer von Fanny und unſerer, einſt ſo hoffnungsvollen, Neigung angeſprochen ſein, und heirathen werde ich entweder nie, oder eine von Euch beiden! Ich weiß, daß ich damit etwas Ungeheures ſage, dadurch ungeheuer, daß ich es zu Dir ſage, geliebte Rahel! Aber ich bin dabei nicht beſorgt, denn daß Du eine ſolche biſt, wie ich Dich erkenne, dadurch wird alles in den gewöhnlichen Maßſtab gebracht, die Verhältniſſe bleiben dieſelben in großen wie in kleinen Zahlen. Auch iſt es alles im Grunde ganz anders, als ich es ſagen kann, nicht etwa ein mehr oder weniger, ſondern die ſchriftliche vollends, aber auch die mündliche Darſtellung dieſer meiner ſeltſamen Gefühle, für die ich weder Freundſchaft, noch Liebe, noch Neigung, noch ein anderes mir bekanntes Wort gebrauchen kann, kommt mir wirklich vor wie ein Leib, zu dem wohl Herz, Lunge, Gehirn, und viele andere Theile vorhanden waren, aber doch auch viele fehlten, deren Stellen aber doch, eben weil es ein Leib werden mußte, mit der allgemeinen Haut überzogen ſind, als wäre darunter alles in Richtigkeit. Du ſiehſt aber, theure Rahel, daß die leiſeſte Schonung, und der heftigſte Schmerz in mir gegen Fanny ſind, die mich von ihr den größten Einfluß auf meine Entſchließungen, und ihre Billigung höchſt begehren machen, welches mich, da ſie mich mit dem größten Wohlwollen liebt, nur auf kurze Zeit verſtören kann, da die längere immer auch Einſicht giebt. Darum iſt es mir beſonders lieb, nichts eilig thun zu müſſen; damit ſich alles ruhig entwickele; darum auch, wenn Du nach Amſterdam gingſt, und ich von Hamburg Dich dort abholte, wäre mir der Zwiſchenaufenthalt in Hamburg ſehr gelegen, alles zu ordnen und zu beruhigen. Dann müßten wir freilich von Amſterdam nach Paris, denn das zeigt die Karte, an die ich vorher nicht dachte, welche unſchickliche Reiſe die von Amſterdam nach Wien! Indeß halt' ich dieſe neue Ausſicht für ſchlechter, weil ſie aufſchiebt, für gefährlicher, wegen größerem Geldaufwand und Verlaſſung des deutſchen Bodens. Laß Dir nur um Gotteswillen durch nichts in meinem kümmerlichen Schreiben einreden, geliebte Rahel! ich wäre wankelmüthig, ich bin es nicht! aber freilich feſt in meinem Sinne nur das, daß ich Dich wiederſehen will, und an Deiner Seite reifen zu meiner völligen Kraft, die Mittel können immerhin wechſeln, und ſie ſind genau zu prüfen, da von ihnen

ſo viel Nachheriges bedingt wird. — — Ach liebe, theure Rahel! wie hab' ich mich geſtern nach Dir geſehnt! Ich fühlte das Getrenntſein in aller Rückſicht, als wahren Lebensüberdruß, und wenn auch vieles noch, was nicht Du iſt, mich ſchmerzt durch ſeine Entfernung, ſo iſt doch Deine mir ein Symbol für alle geworden! Ich habe die ganze Nacht nicht geſchlafen, und konnte doch auch nicht leſen, und die Stille hier, von der Du gar keinen Begriff haſt, führt mit Gewalt die traurigſten Gefühle des Verlaſſenſeins in die Seele. Deine Briefe legt' ich zuletzt auf meinen Tiſch vor das Bett, und fühlte ſchon durch dieſe Nähe einige Strahlen eines friſchen Lebens auf mich ſcheinen; aber ich Unglücklicher las dann einige Billets aus unſerer Sommerzeit, da fiel mir der Abſtand zu ſchwer auf's Herz! Liebe, liebe Rahel! — Schnee liegt noch immer, aber es friert hier ſehr ſtark, an Ausgehen iſt gar nicht zu denken, die Berge ſind jetzt fürchterlich anzuſehen, und nirgends eine freundliche Einrichtung. Man weiß hier von gar keinen ſolchen Dingen, wie ſie in anderen Städten ſind, ein Konzert iſt regelmäßig Sonntag Nachmittags um 3 Uhr, Beſuche kann man Abends nur von 6 bis 8 machen, dann eſſen die Leute, und um 9 Uhr gehen in der Regel die Damen zu Bett. Du weißt, daß ich eben nichts leide durch dieſe Einrichtungen, aber es iſt ſo widrig, macht ſo unwohl, dieſe Ungefügigkeit und Stumpfheit um ſich zu wiſſen! Uebrigens bin ich ganz ſanft und milde mit allem, was mich berührt, aus Gefühl und aus Grundſatz; Du haſt von mir, liebe, beſorgte Rahel! in Wien für niemanden etwas zu fürchten. Sei darüber ganz ruhig! Du wirſt wohl den Brief zu ſehen bekommen, den ich geſtern an die Gute geſchrieben, und mit dem abſurden Tagebuche fortgeſchickt habe: wenn ich gegen Alle, die mich nicht mehr anziehen, als die Gute, nur halb ſo ſehr artig bin, ſo wirſt Du gewiß zufrieden ſein! Was Du über Drieberg (den ich recht gut kenne) an Neumann geſagt haſt, finde ich durchaus richtig und überzeugend, ich glaube aber, daß ich meiſtens von ſelbſt in dieſer Art die Leute behandele, wenn mich nicht eine wirkliche aufdringliche Störung meines Innern durch Solche zur Feindſeligkeit reizt. — Du willſt ſo gut ſein wegen Päſſen nach Wien alles einzuleiten? Ich bin von Hamburg, ſchon ſeit langer Zeit, dort bin ich ja am meiſten anſäſſig, und aus Düſſeldorf wurde mein Vater ja verwieſen. — Der Roman

könnte mich jetzt etwas erquicken, ich hab' ihn aber noch nicht. Nicht wahr, gedruckt nimmt er sich doch ganz anders aus, als damals, wo ich viele Tage einige Kapitel in der Tasche trug, und Du Gewalt gegen Gewalt setztest, wenn ich sie Dir vorlesen wollte? Liebe Rahel! Die klare Unmöglichkeit, die ich vor mir sehe, jetzt gleich, so schnell eine Extrapost Tag und Nacht es vermag, zu Dir hinzureisen, und Dir in die Arme zu fallen — ich höre Deinen kleinen Schrei! — bringt mich zur Verzweiflung! Dies, worauf ich immer zurückkomme, schlägt alle meine kleinen Hoffnungen nieder, und jede, die schönste Aussicht, wird zerrissen durch die öde, öde lange Zeit, die ich noch warten muß! Wäre es nur Sommer! Und da sagst Du, Liebe, ich soll nicht von der Zukunft reden, jetzt gleich als mit Dir mich betrachten? O Theure, Liebe! es ist ja wirklich als hätte ich die Lebensluft vorausgeschoben, um dort rechte Fülle zu haben, und behülfe mich hier mit dünnen, kaum erhaltenden Athemzügen. Oft muß ich glauben, daß ich gar nichts werde mit rechter Kraft ergreifen können, am wenigsten ein Studium, so ärmlich ist mir's! Laß mich Dich nur wiedersehen, geliebte Rahel! Dann wird noch alles gut. — Ich habe Dir noch so viel zu schreiben, aber es wird zu spät. Lebe wohl, geliebte Rahel! Ich küsse Dich! Lies den Brief an Neumann, wenn er Dir nicht zu klein geschrieben ist. Liebe, gute Rahel, ich habe nichts, was ich Dir schicken könnte, das thut mir so leid. Nicht einmal ausschneiden kann ich was rechts, ein hiesiger Instrumentenmacher hat mir meine Scheere verdorben. Leb wohl! leb wohl! Grüße die zu Grüßenden! Ewig Dein Varnhagen.

An Varnhagen in Tübingen.

Sonnabend Abend, den 17. Dezember 1808.

Nun hab' ich geweint; und es ist mir in der That, als sei ein Tropfen gelöst von dem finstern Strom in mir; ein Tropfen, nicht mehr! Ich habe in Heinse's Briefsammlung gelesen. Es ging ihnen wie uns. Man sollte sich nicht trennen! Drei sind schon todt: Gleim, und Heinse und Forster. Sie wollten sich immer sehen. Sie waren Männer; Gleim schon, wo ich jetzt lese, neunundsechzig Jahre alt; Müller sechsunddreißig, und wie sehnsüchtig, wie lebendig, feurig ihr

Wunsch, sich zu sehen; und immer zunehmender. Auch sie interessirte Europa, und was für Menschen darin geschehen sollte, so lebhaft! Wie sie riethen und kombinirten! Vom Fürstenbund, von Joseph, von Friedrich Wilhelm, vom damaligen Koadjutor Dalberg, von allen Gelehrten, ihren Werken, den Kriegen; wie wahr, wie wahrscheinlich sah alles aus; wie jetzt! Ihre Herzen schlugen in unsäglicher Unruhe von Wunschesstürmen in ihrer Brust, wie unsere! auch wir wissen nichts; und können nur leben: und thun's nicht; wie sie. Einige wenige und zwanzig Jahre haben kluge Leute zu Narren gemacht; und die uns preisgegebene erste Sandfläche der Erde scheint wirklich verändert. O! wie weint' ich über ihre Liebe: mit welcher Leidenschaft empfand ich ihre Sehnsucht, ihre stürmenden Wünsche mit! Ich hatte es nöthig, o Gott! auch ohne Gegenstand müßt' ich ewig fortlieben! Nun seh' ich es; es sind die geistigen Schläge meines Herzens, aber alle Herzen sind nicht so: das hab' ich erst heute in meinem Kopfe erfahren. Den Unterschied hab' ich in tausend Schmerzen erlebt; auch gefühlt; aber nie genannt, und in meinem Geist aufgestellt. Der mir so sehr bekannte Johannes Müller ist mir doch lieb geworden: man liebt so zärtlich, ängstlich, ehrenvoll keinen neunundsechzigjährigen Mann, wenn man nicht wacker ist: und aufhören kann das auch nicht. Und nun ist es mir wieder lieb, daß er in Kassel, in einem sich zurechtrückenden Staate, ist! Es geht zwar karg mit ihm her, und man sieht selten sein Gemüth in reichen Bewegungen: aber er spricht wohl nur nicht davon; und geht einen anderen Weg (wozu ich die Veranlassung in seiner Seele und eigentlichen Geschichte wohl auffinden möchte); aber einzelne und auch sehr schön ausgedrückte Aeußerungen sind mir unumstößliche Beweise, und bürgen mir für die schönsten Regungen in ihm. Daß er Frauen nicht liebt, kann ich nicht ganz für den Grund seiner so ganz, im Ganzen nur, sich äußernden Liebe, und Fähigkeit zu all ihrem Gefolge, in ihm ansehen, sondern halb als Folge davon. In seinen körperlichen Anlagen ist gewiß das Wesentlichste und die Wurzel zu suchen; aber dem früh sich entwickelnden Geist muß doch auf die Spur zu kommen sein, und das möchte ich. Wüßt' ich nur mehr von ihm, ich wollte schon! Auch gelesen habe ich nur Schlechteres von ihm, und beinahe nichts. Für jetzt Adieu. Die Frohberg ist gekommen: es ist

so, daß die mich in der Kälte besucht, die mir sehr schlecht thut. Adieu bis später.

Sonntag früh, den 18. Dezember.

Die Frohberg störte mich gestern sehr; nachher war es mir lieb, daß sie da war; wir sprachen viel; nämlich sie erzählte mir viel; ich war unpaß, mir war äußerst unbehaglich; unter anderem erzählte sie mir Oeffentliches, was meine ahndende Unruh bestärkte. Ach Gott! Wenn nur Friede bleiben könnte; und würde. Ich sehe es gar nicht ein, wo wir uns sehen können! Und nicht eine dumpfe Ahndung foltert mich allein; Einsicht ist's. Ach wäre ich doch schon in Frankreich. Mit den Pässen hat es also bis zum März noch Zeit; Du mußt mir aber vorher schreiben, auf welchen Namen und Geburtsort, oder wenigstens Wohnort, Du sie fordern willst: ich schreibe davon schon jetzt, weil einige Monate leicht bei solchen weit reisenden Briefen weggehen. Mich dünkt nur ein wenig zu weitläufig für Bombelles, dem Du nicht schreiben willst, und den ich nicht kenne, daß er nach Stuttgart schreiben soll. Doch könnte ich ja seine Bekanntschaft wohl leicht machen: und habe ich nur Einen erst in meinem Zimmer! Jedoch wirst Du mir noch auf alle meine Skrupel und Vorschläge antworten, eh wir weiter etwas thun. Eines wundert mich in Deinem gestrigen Briefe; Du schreibst mir so bestimmt, „daß in drei Wochen Du von Hamburg Antwort haben würdest, ob Du noch ein Jahr frei sein kannst". Also hast Du doch schon dorthin von Wien geschrieben; und hast auch eine Antwort, was könnte denn sonst so Schmerzliches von dorther sein? Und auch, daß Du nun weißt, in drei Wochen grad Antwort zu haben? und hast Du schon eine; was hielt sie ab, entscheidend zu sein? Von dorther ist mir nie alles klar, und war es mir von Anfange her nicht. O! hätte ich doch die Tugend gehabt, darüber gleich, als Du's zuerst berührtest, recht von der Leber mit Dir darüber zu sprechen. Es ist etwas Koufuses drin! Dies müßte man mir ausreden, wenn ich's nicht glauben sollte. Gestern gleich um 5, wie mein Brief nur weggeschickt war, wollte ich Dir einen anderen schreiben und auch nachschicken; weil ich seine schlechte Wirkung wohl kenne. Aber vergebens! Krank war ich vor Niedergeschlagenheit; die Glieder mir gelähmt, der Wille in ihnen gefangen, auf der Brust eine Last wie von einem zusammengestürzten Pallast! Heftige Kopfschmerzen. Eine hatte

mir, indeß ich bei Mama war, einen Knoben in den Ofen gelegt; dabei las ich Deinen Brief, und schrieb mit meiner bangen Seele, mit einem kranken Körper aus der ihm verhaßten Kälte kommend — so lag ich wie vernichtet mit diesem wälzenden Willen in mir, der zur anderen Last sich gesellte, und sie nicht einen Augenblick von der Stelle bringen konnte, wieder neu gepeinigt da; essen konnt' ich beinah nicht; ich ließ die Lichte wieder wegnehmen; und wollte mich in Dunkelheit und Schlaf wicklen. Vergeblich! Schlaf kam nicht, und die Dunkelheit besänftigte mich nur wenig: aber die Kopfschmerzen gaben sich; ich ließ Licht geben und las; für eine Thräne ein Königreich! dacht' ich, wie Richard für ein Pferd. Ich las lang, endlich konnt' ich etwas weinen. Ja, wir hätten uns nicht trennen sollen. Sieh mal, wie Du nun in Tübingen sitzest, und wie ich hier; zum Erbarmen! — der feindlichsten Götter selbst. Du bist für schweres Geld herumgereist, ich auch; dafür hätten wir eine kleine Sommerreise machen, und dann wieder zurück, oder uns nach einem zweckmäßigen Ort hin transportiren können! Wir folgten aber infamen klugen Einsichten, die jetzt ganz dumm sind; und nicht unserem Herzen, unserem Wunsche; Du sitzest in einem Neste, bist *nicht* fleißig; und ich vergehe hier. Und so werden wir's wieder machen! Ich war natürlich still, und wollte in Deinen Plan nicht reden, und ergab mich in alles! Aber künftig mache ich es für mein Theil nie mehr so! Nach unserem Wunsch und Herzen gehandelt, und man hat der Ewigkeit was abgerissen! Ein dummer Streich, sagte ich schon lange zu Moritz, der eben so denkt, ist eine Glorie: den macht man *gewiß* nicht umsonst, und da hat man seinen Vortheil vorher weg; und schlechten Narren nur ist er nicht erlaubt. — Es ist das Placken nicht werth, wenn man die hingerafften Reihen der Gestorbenen ansieht, die alle ein wenig leben wollten, wie wir; und nicht dazu kamen. O! hätte ich doch ewig nach dieser Einsicht gehandelt. Niedrig war ich nie, nach schnöden Gütern und fremdem hohlen Beifall zu langen, und zu bettlen; aber leicht ließ ich mein Liebstes, um Andere zu schonen, und ihrem Geschrei zu entgehen. Wahnsinn! mein Leben ist bald hin! in welchem Wälzen von Schmerz und bitterem einsichtsvollem Fasten; dem Tadel bin ich doch nicht entgangen; dem Grabe nah, und noch in Kindeszustand; bis sogar mich meine Mutter wegstieß! — Vorgestern dacht' ich so über Menschenleid und Liebe; und

dachte, die höchste Leidenschaft verliert den schwarzen Zauber, die Todesschärfe, wenn man eine Mutter hat, wie sie sein kann: so soll sie sein. Wie oft dacht' ich: könnt' ich an den verständigen Busen der meinigen fallen! es wäre ein heilender Altar! Wenn ich Deine Mutter wäre, und Du littest, wie ich gelitten habe; oder eine Tochter, und ich stünde zur Stütze da! schmerzkundig, und die meinem Stamm, meinem Blut, meinen Sinnen, ich ihrem Schmerz einverleibt! Nie kann da das Unglück in solcher Wüste hervorbrechen; und jedes Verhältniß schon wird mild, klar, muß sich reiner gestalten; und das Schlechte weicht von Haus aus vor dem Ehrwürdig-Lieblichen zurück in die „Nacht des Herzens" — wie Fichte sagt, — denk Dir eine junge liebende Mutter wie ich; die liebste Freundin, die tiefste Vertraute ihrer Kinder, ihr Spielkamerad, in Musik, Wetter, Gesellschaft, Putz, Leben, Gedanken. Herr des Vermögens! welche innere gewisse Stütze dies ist! Solch eine ist Gottes Statthalter auf Erden. O! Gott! es giebt ein Glück in diesem verwirrten Jammer hier! aber keiner versieht sein Amt, und die Welt geht unter. Das in ihr, worum allein gelebt werden soll. Ich hatte nie ein Amt! Jedes Geschäftchen, das mir vorkam, habe ich gottgefällig treu besorgt. Man lobt mich: und umsonst. Bitterer Tadel ist schon auf mich gefallen: und er hat mich nicht berührt. Oft war ich schlecht: ich wußte es: und war, und bin auch getrieben es zu sagen; aber es würde mir zu viel Unrecht geschehen, weil ich mich nicht ganz sagen könnte; und ich schwieg in meiner Verstocktheit. Aber nie habe ich einen Freund erst verlassen, ihm gefehlt; einen Geliebten, einen Dienstboten, einen Armen, Eltern, Geschwister. Niemand kann mich meines Wissens mit einer That anklagen. Und ich bin verwaist, so zu sagen: und um hohle, lügenhafte, sinnlose Narren drängen sich ganze Familien, und halten sie empor! oft um eine einzige Lüge! — die ich um Peru's Schätze nicht ausüben möchte: nicht könnte. O! wie habe ich es zeitlebens gewußt, was Eltern sein können! Wie es mit Geschwistern sein könnte. Was ein Freund ist. Ein Geliebter. Ein Landsmann. In Komödien sind Andere gerührt davon: wenn es gedruckt ist:!! und in ihren Zimmern ziehen sie einen Fußteppich, eine Porzellanvase vor. Ich wußte, und bejammerte es in meinem armen Herzen von früher Jugend auf; und nannt' es nicht; aus Unschuld, Scheu, Liebenswürdigkeit, und Jugend, und ließ mich schimpfen. Em-

pören that ich mich, wenn's Andere betraf, und da machte ich mich noch mehr verhaßt. Eine Mutter, ein Vater, ein Bruder, ein Freund, kann einem das Leben retten! Und hat man ihn gefunden, so verläßt man sich feig! lache. O! Varnhagen, verstehe mich! denke nicht, daß ich mich nur loben will. Ich sehe mein teles Leben nur an: und will den Rest festhalten. Adieu! ich geh' zur Guten, wenn ich angezogen bin; ich soll ihr neues Buch durchkorrigiren — den Gedanken nach für mich Arbeit. Schicke ja ihr Journal!

Mittwoch um 1 Uhr Mittags, den 20. Dezember.

Gestern, Lieber, konnte ich Dir nicht schreiben; von 10 bis 12 erwartete ich vergeblich mein Heidenvieh von Italiäner: dann kam Mama zu mir: ich zog mich an, und mußte zur Guten; denn ich will fertig sein mit dem Durchsehen! Sie hat schon vierhundert und ich weiß nicht wie viel Seiten beschrieben! so kraß wahr, und lügenhaft sich und Andere dargestellt, was sie erlebt; so keinen Menschen aufgefaßt, den sie gesehen; daß ich ihr kein Wort darüber sage; und dies sei auch an Dich das letzte. Dann aß ich, legte mich noch etwas hin; kaum lag ich, als mir Line Hrn. von Drieberg, ohne ihn nennen zu können, als einen Fremden, der mich sprechen wollte, herein ließ: das ist sonst nie erlaubt, aber es geschah: ich blieb liegen; Hanne kam; er ging nach dem Theater; sie ging auch: ich lag noch; Mlle. Bauer kam, Hannen zu Weihnachten etwas fertig sticken zu helfen. Ich schrieb Briefe nach Holland an die Familie, wovon mir Ur- und Stammväter geschrieben hatten. Markus, Hanne, Ludwig Robert und Mad. Frehberg kamen. Heute, jetzt, soll ich wieder ihr Buch nachsehen, ich werde aber hingehen und es auf morgen bestellen: denn bis jetzt habe ich auch nach Holland und Hamburg schreiben müssen, und nun muß ich wegen der Briefe zu Mama, und dort auch noch klieren.

Dir, lieber Freund, wollte ich sagen, daß ich so de but en blanc nichts über Schleiermacher zu sagen weiß, daß ich ihn lange nicht gesehen und lange nichts von ihm gelesen habe. Du weißt, daß Aeußerungen nur der allernächste Augenblick bei mir erzeugt: und ich leider keinen aufgespeicherten Geistesvorrath habe. Wirklich leider! Weil bei meiner Schärfe und Eigenheit das ein amüsanter Schatz wäre; aber eine Eigenschaft schließt die andere aus! — und wo das Einmal nicht

geschieht, und sie zu harmonischer Wirkung zusammenfallen, steht gleich das da, was ich mir unter Genie denke: und auch gleich abgöttisch liebe! Es wird ja wohl Zeit haben, bis ich Harscher sehe; dann wird schon ein Wort das andere geben: und seine Worte mir Gedanken anfachen. Was ich mir von Schleiermacher erinnere, so hat er, bei aller hohen Unschuld, keinen Blick zum Aufgreifen dessen, was in der Wirklichkeit um ihn her vorgeht; und man kann ihm ein X für Unschuld vormachen; also sollte er beim Grübeln, Predigen, und Handlen bleiben, aber nur nichts dramatisirtes, und sich in detaillirte Welt- oder Thee-Händel geben! Doch auch das mag ich wirklich nur auf diesem Blatte zu Euch und mir gesagt haben.

Was Du mir über den „Meister" geschickt hast, hat mich ganz besonders gefreut; auch ich gehe bei einem Buche mir ganz unbewußt in solche Details: jetzt habe ich nur keine Zeit; ich nehme aber das Buch, und antworte Punkt vor Punkt. Ich werde schon streiten! Eins streit' ich schon ganz par cœur! „Sie niemals begreifen, warum denn keiner den Anderen auf seine Gesinnung reduciren kann"; Du hast Recht, der fremde Ausdruck ist hier hart, vernehm, ärgerlich! Das bemerkte ich auch, erinnere ich mich, als ich das Buch las. Aber zu meiner entzückendsten Bewunderung! denn mit einem einzigen etwas aufgedrückten Pinselstrich, mit einem Stäubchen Farbe, hat der humeristische, schnell Mittel findende Dichter hier die Situation der Disputirenden dargethan! Daß ihm das in einem solchen Buche zusteht, welches weder Helden noch Götter, sondern kleine europäische Menschen in winzigen Verhältnißchen, und ihren zerschnitzten Meinungchen darüber, schildert, glaube ich. Das ganze Buch ist für mich nur ein Gewächs, um den Kern herumgewachsen, der als Text im Buche selbst vorkommt, und so lautet: „O wie sonderbar ist es, daß dem Menschen nicht allein so manches Unmögliche, sondern auch so manches Mögliche versagt ist!" Du kennst die Stelle von mir. Und dann die andere: daß dem Menschen jeder Strich Erde, Fluß, und alles genommen ist. Mit einem Zauberschlag hat Goethe durch dies Buch die ganze Prosa unseres infamen kleinen Lebens festgehalten: und uns noch anständig genug vorgehalten. Daran hielten wir, als er uns schilderte; und an Theater mußte er, an Kunst, und auch an Schwindelei den Bürger verweisen, der sein Elend fühlte: und sich nicht wie Werther tödten wollte; den Adel wie er ist, und der den An-

deren als Arena — ich weiß das Wort jetzt nicht — vorschwebt, als wo sie hin wollen, zeigt er beiläufig, gut und schlecht, wie es fällt. Dann bliebe noch die Liebe; und darüber ist die gedrängteste Bemerkung die, welche ich anführte, und wo sich Geschichten darum bis zur Niedrigkeit und bis zur Tragik bewegen; die Menschen treffen sich nicht; Vorurtheil, wenn sie sich getroffen haben, trennt sie! der Harfner, Aurelia und so weiter, und da der Mensch hier nichts begreift, weil ihm die andere Hälfte, wozu dies Irrspiel gehören mag, fehlt; so bricht Meister und Goethe in die Betrachtung aus, daß unser Mögliches hier, was wir dafür halten, auch mit Ketten gehalten sein mag, an Pilastern, die auf anderen Welten ruhen, die wir wieder nicht kennen: unterdeß bewegen sich aber die Menschen, und das trägt er uns in seinem Buche wie in einem Spiegel vor. Verzeih, und sieh die entsetzliche Eil'!! Vieles von Dir hat mich über die Freude entzückt, daß mir es auch aufgefallen war! besonders: „Die Befriedigung seiner Wünsche ward eine reizende Gewohnheit." O! Lobströme! der stille große Mann. Die Worte mahlen den Zustand: und eine wirklich wahre Betrachtung ist immer so. O! Welt. Wie alt, wenn man das weiß. Also so alt bist Du auch schon? Künftig einmal über jedes Wort. Wir müssen Bücher zusammen lesen! Du lieber alter Kerl! Ich war gestern schon ganz unwillig bei allem was ich that; bei Sprechen, Schreiben, Gehen: und immer heimlich fort, daß ich so klägliche Briefe schreibe, so erstaunlich alberne Klagen führe. Allen Menschen und allen Staaten geht es seit Ewigkeit schlecht, und ich komme nun noch mal, und wimmere! Nur Eins ärgert mich, ich könnte so vergnügt sein, und das können nicht alle Menschen. Es gehört so wenig bei mir dazu, Du wirst es gesehen haben! aber auch so weniges gehört nur dazu, um mich zu stören. Hélas! Wäre nur Frieden! Mit Wien zweifle ich immer mehr! wohin den Sommer? Adieu. Nachmittag noch ein Wort: vielleicht einen Brief von Dir. Adieu! Sieh dies Schmieren. Adieu, Lieber! Es ist kein Brief von Dir gekommen: dieser muß weg; ich habe bei Mama gegessen.

Rahel.

An Rahel.

Mittwoch, den 21. Dezember 1808.

Meine geliebte, theure Rahel! Gestern Abend bekam ich Deinen großen, lieben Brief, und war vergnügt den ganzen Abend bis zum späten zu Bette gehen, da las ich Deinen Brief zum zweitenmale — es dauerte beinah eine Stunde, o Dank Dir, geliebte Rahel! — und schlief in der Freude, ihn heute zu beantworten, vergnügt ein. Ein rechtes Fest dacht' ich mir zubereiten zu können — hätte ich doch die Nacht geschrieben! da war es so festlich in meiner Seele, in jedem Winkel ein sich mitfreuendes Licht angezündet, ach und in der Erwartung des geliebten Gastes war vergessen, daß er nicht kommen würde! Gegen Morgen nach vielen anderen Träumen, ward mir auch der Traum ich sei in Berlin nach einer großen Reise wieder angekommen mit Harscher, und wir wohnten in der Friedrichsstraße, dem George'schen Hause schräg gegenüber, mir war aber unsäglich weh, ich bejammerte jeden Stein, den ich sah, denn alle waren mir wie Trümmern, und schrecklich waren mir die Leute, die ich sehr regsam in den Straßen fand, denn sie kamen mir vor wie Insekten, die in Ruinen sich anbauen, und es nur nicht wissen, daß auf jedem Sandkorn eine herrliche, blühende Freude gestanden hat. So lebt' ich drei Tage in der Qual unaufhörlichen Absterbens, denn erst dann fühlt' ich recht den Tod der früheren Gestaltungen, wenn neue Lebensregungen in die Stelle eindrangen, die sie leer fanden, und es wurde immer lebhafter in der Stadt. Wenn einem Kinde die geliebte Mutter und die innigen Geschwister gestorben sind, und nun eine fremde Stiefmutter mit unzähligen Stiefgeschwistern dem Kinde das leere Haus erfüllt, muß ihm solches Weh in's Herz dringen! Endlich nach drei Tagen — warum so spät? ich fragte mich's im Traume — fällt mir wie ein Blitz in die Seele, ich will zu Rahel gehen! Und heißathmend warf ich mich in Kleider, das Herz schlägt mir vor unaussprechlichem Entzücken, daß ich nun gerettet bin, ich bin wie toll darüber, Dir so nah zu sein, und eile auf die Straße, damit ich mich genau überzeuge — ja es ist die Friedrichsstraße, nun nach der Jägerbrücke ist nicht weit! Rahel, denke Dir, da wach' ich auf von der Anstrengung, und richte mich im Bette in die Höhe, und glaube, liebe Rahel! wachend und aufgerichtet noch eine Sekunde

lang ich sei in Berlin, weiß aber daß das vorige ein Traum war, glaube nur ihn in Berlin geträumt zu haben; will wirklich aufstehen und Dich besuchen — und da seh' ich, daß ich in Tübingen geträumt habe. All dieser Wechsel in einer Sekunde! O weh, was muß ich da für ein Gesicht gemacht haben, als ich nun zurückfiel! So lebhaft mir der Traum noch jetzt ist, so wenig weiß ich von dem Gefühl nachher, ich weiß nur ungefähr, daß ich, vorher so groß und stark, nun mir in der größten Kleinheit erschien, zusammengesunken durch ein inneres Wegnehmen, auch als wenn die besten Nervengeflechte mir plötzlich entzogen wären. Ich will nichts darüber sagen, liebe, theure Rahel! In Tübingen. Aber ich lag dann noch lange dumpf im Bette, und habe den ganzen Tag verloren, denn der Kopf ist mir immerfort schwer und träumerig, die Sinne stumpf, und das Herz betäubt. So hab' ich die beste Zeit vergehen lassen, und kaum mich entschließen können dies zu schreiben; aber Morgen geht die Post, und da ist es gut, wenn ich den Brief schon angefangen habe, das weiß ich aus Erfahrung! — Heute Abend muß ich zu dem Doktorschmaus Kerner's hingehen, dessen Disputation ich heute Vormittag versäumte, weil mir zu schimpflich zu Muth war. Auf die Lustigkeit des heutigen Abends aber hatte ich mich seit Wochen gefreut, bloß der Veränderung wegen, aber ich bliebe jetzt lieber zu Hause, wenn nicht der gute Kerner so gestimmt wäre, daß er glaubte ich verachte sein Fest und seine Gesellschaft, und da geh' ich lieber hin, besonders da ich dort nicht einmal so viel zu scheinen brauche, als ich bin — was mir schwerer wird, zu scheinen, als das, was ich nicht bin — und mich doch ihre Fröhlichkeit mit fortrafft, wie ich oft erfahren habe; es ist jetzt bald Zeit; gegen 6 Uhr; hier zu Lande ein Abendessen, so lebt der Kleinstädter doch am Ende wie der Pariser Weltmann, denn meine Milchsuppe um zwölf Uhr kann ich doch wohl ein Dejeuner nennen? Komme ich nicht zu spät und zu abgeglüht nach Hause, so schreib' ich wieder an Dich, geliebte Rahel! Ich habe so viel zu schreiben, und weiß es nie anzufangen, das Neueste schiebt sich immer vor, und das Alte weiter und weiter zurück! Leb wohl indeß!

Da bin ich um Mitternacht wieder zurück, liebe Rahel! Die platte Freude dieser Leute, die erst ganz spät in ein fürchterliches Krächzen und Blöken ausartete von verstümmelten Liedern, hat mir sehr weh gethan! Ich mußte unaufhörlich an

Dich denken, Liebe! ach und war über die Maßen traurig, so viele Leben, jedes richtig und vollständig, um mich zu sehen, und Deines nicht, o liebe Rahel! Du mir heiliges, geweihtes, Altarlicht; das mir in die tiefste Seele leuchtet, während diese anderen Alle mir nur vorkommen wie in den Straßen stehende Laternen, die einem auf dem freien graden Wege zu nichts helfen, und einen nur durch ihre Helle erinnern: hier ist eine Laterne, stoße Dich nicht an den Pfahl! — Wie lebhaft dacht' ich mir, Du säßest mir gegenüber! Hättest Du da gesessen, geliebte Wohlthäterin! ich wäre aufgesprungen, und hätte Dich an mein Herz gedrückt! Ja, wie Sonnenschein im Frühling bist Du mir, geliebte Rahel! ein frisches, munteres Leben, das auch die Knospen und Blüthen, die es selber erzeugt hat, und die blauen Bergflüßchen, die es selber aufgethaut hat, noch lange freundlich umglüht. Du Theure! Wär' ich doch bei Dir! — — Und Du sagst von mir, ich könnte Dich mir noch abgewöhnen! Wie Du diese Furcht hast, und auch nicht hast, so ist sie auch, liebe Rahel, in mir gegründet, und doch immermehr gegründet, denn es ist nicht möglich! Soll ich Dir sagen, daß nichts von allem, was ich erlebt habe nichts, je mich, der ich so zerstückelt bin, so im Ganzen getroffen hat, wie Dein Sein? Ach ich weiß, daß ich damit nur wenig sage, denn ich habe noch so vieles hinzuzufügen! Sieh! mein Gemüth ist ganz arm auf die Welt gekommen, und muß sich, wenn andere in der Erdengesellschaft jeder gleich Anfangs einen Einsatz gegeben hat, oder doch jederzeit, es liegt nur an ihm, geben kann, schen zurückziehen von dem Spiel. Leer ist es in mir, wirklich meistens leer, ich erzeuge nicht Gedanken, nicht Gestalten, weder den Zusammenhang kann ich darstellen als System, noch das Einzelste heraussondern in ein individuelles Leben als Witz, es sprudeln keine Quellen in mir! Wahrhaftig, diese Leere, die ich in mir fühlte ist das niederschlagendste von der Welt! Ich bin zum Franzosen geboren, der alle diese Abgründe mit leichten Fallbrücken der Konversationssprache zu übergehen weiß. Aber in dieser völligen Leerheit bin ich immer offen, ein Sonnenstrahl, eine Bewegung, eine Gestalt des Schönen, oder auch nur der Kraft, werden mir nicht entgehen, ich erwarte nur, daß etwas vorgehe, ein Bettler am Wege. Was ich aber gesehen und gefaßt habe in früherer Zeit, das ist mir, es sei gegenwärtig oder nicht, in abwechselndem Nähern oder Entfernen; die schönsten Bilder, die liebsten Freunde haben in meinen

Gedanken Fluth und Ebbe, oft steigt Ein Bild mit seiner vollen Farbengluth in der hellsten Luft vor mein Auge, und der innigen Anschauung des Bildes entfaltet sich alle Liebe in mir, dann seh' ich, und erkenne, was ich bisher nicht bemerkt hatte, und oft in der Abwesenheit verstehe ich einen Menschen viel tiefer als wie ich täglich mit ihm umging. Nie wird mir ein Bild schlecht, nur verhüllt. Aber doch dadurch, ich fühl' es schmerzlich! daß mir schlechthin Alles in der Seele wie untertauchen kann, ist mir alle Ausdauer, ja ein großer Theil der Festigkeit benommen. Und doch habe ich dadurch noch keinen Freund verloren, kein Verhältniß gelöst gefunden, sondern alles ist mir wohl verwahrt. Wie dem Manne der alten Welt nur ein Freund möglich war, so sind mir, dem Uebermodernen, neben vielen Freunden, auch mehrere Geliebte möglich! Aber freilich sind es wohl keine Geliebten, und ich brauche nur das Wort, weil ich zu schwach bin, ein neues zu erfinden, und Freundin um nichts besser wäre. Wenn Du, geliebte Rahel, auf mich eindringst, fühl' ich mich wie überschüttet von Lichteswonne, und ich möchte die Luft, die, wie Apollons Begeisterung der Pythia, dem Menschen zu gewaltig ist, schnell vertheilen aus der Enge meines Seins auf verbreitete Gegenstände durch schönes Handeln; so entzückst Du mich, so kräftigst Du mich! Und wahrlich! nur unbedeutend ist in diesem Verhältniß die Liebe! Ich bin Dir ganz anders verbunden, Du erfreust mich ganz, Dein Anschauen, und der Besitz nur, sofern er ein Organ des Anschauens ist, und das Anschauen beruhigt! Liebe, liebe Rahel! Du hast ganz unrecht, je zu glauben, ich könne Dich verlieren! Die tiefste Sehnsucht zu Dir kann meine Brust nie verlassen, ich muß ewig zu Dir ringen! Und nur wie in dem erzählten Traum kann der Schmerz diese Sehnsucht umhüllen, nie das Glück, nie die Freude; und auch aus diesem Leiden ringt sie sich ja doch wieder zum Bewußtsein empor! — Was Du mir geschrieben hast über mich, süße Rahel, ist mir ganz verständlich und lieb. „Ehrlich mit Anlagen es nicht zu sein", Du liebe Seherin, das ist der rechte Fleck, aus diesem Kerne sind die ganzen laubverwirrten Bäume meiner Lebensjahre aufgeschossen! Es ist real ausgesprochen, in seiner Naturgestalt, was ich in meinem wenig realen, aber formellen Sinn aufgefaßt hatte, als Triebe zum wilden Wortleben und zum häuslichen Bürgerthum. Und gewiß, seit jenem Charlottenburger Bekenntniß hierüber, ist das ganz mein Fall

geblieben, nur daß die Richtungen stärker geworden sind, aber beide! also ist nur der Gegensatz gespannter, schnellender geworden. Mich soll verlangen, ob nicht, wenn sie noch stärker werden, sie sich einander berühren und dann in einander übergehend verzehren! Jetzt herrscht aber doch am meisten die freie, muthige Gesinnung bewegteren Lebens, und ich hätte sie gewiß längst erwählt, wenn nicht für mich, der ich ohne Rang und Vermögen bin, ein so großer Theil der anderen, sorgfältig arbeitenden und auf Einen Punkt hin fleißigen Gesinnung erfordert würde, und durch Herausbilden aus zu sehr getriebenen Verhältnissen, zugleich das Ausbilden dieser, und meiner selbst, befördern. Auch will ich mich selber warnen, die Dinge nicht zu schwer zu nehmen. Von Hamburg aus erwarte ich nun recht wichtige Nachrichten, kann ich noch studiren, so wird mir Paris fast eben so nützlich sein, als Wien, wenn ich nur Kraft genug habe, mich zu beschränken, und alle Neigung auf die Medizin zu wenden (was ich kaum glaube!), die durch die fremde (in dieser Rücksicht mir ganz fremde) Sprache nur noch schwieriger wird. Schwerlich aber kann ich dann dorthin, ohne vorher in Hamburg gewesen zu sein; aber ich denke jetzt, eben nicht den ganzen Sommer, sondern nur einige Monate, und ich könnte etwa im August nach Amsterdam kommen, Dich abzuholen. Kann ich aber nicht fortstudiren, so bleibt mir Wien der einzige Ort, wo ich auf angemessene Art ein Geschäft zu hoffen finden darf; was stünde mir dann wohl in Paris offen? ich kann übrigens nicht einmal genug Französisch! Die guten Leute könnten mich höchstens in deutschen Arbeiten, vielleicht gar gegen mein Land, gebrauchen! Oder bist Du kenntnißreicher oder erfindungsreicher als ich, und wüßtest mir vielleicht auch dort ein Unterkommen, wobei ich nicht alle Freiheit verliere? — Ich glaube aber doch, daß ich einiges Geld bekommen werde. — Was sagst Du dazu, der Kaiserin Josephine zum Beispiel etwa eine Sammlung ausgeschnittener Sachen überreichen zu lassen? Das ist mir hier in meinen tollen Gedanken wieder eingefallen. Wenn die Gute es reichlich bezahlt, kann ich mir's gefallen lassen, diese Kunstwerke so gut wie den Apollon von Belvedere in der Bonapartischen Gewalt zu wissen. O ich sehe im prophetischen Geiste schon, daß es auf 14 Tage Mode wird, sich mit solchen Sachen zu beschenken, und es laufen Bestellungen ein, und ich lege mir Gesellen zu, und Papierfabriken und Scheerenschleifereien an, wie Nicolai seine

Werke selbst verlegte, und in eigener Druckerei drucken ließ. Hätt' ich nur erst wieder Eine gute Scheere! Das wäre vor der Hand viel!

Mein Schreiben, Du Liebe, hast Du freundlich angesehen; ich weiß wohl daß die Neigung nie Dein siegreiches Sehen bethören kann, aber doch freundlich macht sie den sonst nur klaren Blick! Ich verstehe da nicht alles so ganz, und möchte Dir aus dieser Dunkelheit doch einen Einwurf machen: freilich sind meine Briefe das Beste, was ich schreiben kann, und mein Tagebuch ist besser als meine Bücher, denn das wirkliche Leben, Ich, der ich doch da bin, macht das zusammenhaltende Netz, oder besser, den Boden für diese Pflanzen. Das ist sehr unkünstlerisch! Und mein Einwurf ist nun der, daß ich nie ein Buch werde schreiben können als wäre es ein Brief, und keinen Weg sehe, wie die Schreibart sich dahinauf steigern könnte, daß sie sich der anderen unterschöbe. Mein Wollen wird hier wohl wenig ausrichten, viel Deine liebliche Leitung! Ich vertraue Dir ganz! Die sorgfältige Betrachtung großer Werke, die Muster sein können und sollen, betreib' ich fleißig fort, als anderweitige und doch verwandte Uebung, denn ich muß die Formen recht kennen, Du hast Recht, zum Vermeiden. Es gehen mir doch nach und nach Gedanken auf, die mich trösten; wenn ich sonst von der Form immer anfing, so hab' ich jetzt über die Geschichte des deutschen Kaisers Heinrich IV. eine eigenthümliche, mir ursprüngliche Ansicht gewonnen, die wenn ich sie darzustellen vermag, mein schon lang vorhabendes Trauerspiel über diesen Kaiser wirklich erheben muß, und wie sonst das Ganze, macht mir jetzt nur das Detail Angst. Er hat manchen Zug in seinem Karakter, dieser glücklich-unglückliche Kaiser, den ich in der tiefsten Seele verstehe, Schwäche und Stärke wie ich! Und durchaus keine willkürliche Annahme ist dabei, sondern meine Ansicht ist aufgewachsen mit meinem Lesen der Geschichtbücher. Heinrich wollte geliebt sein, ohne es zu wissen, daß er dies wollte; alles was ihn nur als Kaiser, als Helden, als edlen Regenten verehrte, war ihm verhaßt, die ausgezeichneten Staatsmänner, die unvergleichlichen Heerführer, die Tüchtigen aller Art, die ihm dienten, befriedigten ihn keineswegs, er stieß sie von sich, opferte sie auf, und nur die waren ihm heilig und unveränderlich lieb, die seiner Person, dieser in ihm dargestellten Menschenformation, zugethan waren. Ein schöner, lauterer Naturtrieb! daher hatte er Günstlinge, aber

keinen ſchlechten, denn die liebten ihn nicht, und Maitreſſen, aber die nicht geſchichtlich geworden. Er führte Krieg gegen ſeine Unterthanen, gegen den Pabſt, meiſt mit ausgezeichnetem Unglück glücklich. Aber das entſetzliche Schickſal trifft ihn, ihn, der am meiſten die Naturliebe ſuchte, ihr am empfänglichſten war, daß ſich ſeine Söhne gegen ihn empören, und der eine ihn auf das Inſamſte der Krone beraubt. Herrliche Züge ſind von ihm da. — Das iſt im Ganzen meine Anſicht, und dieſe Einheit der Geſchichte, die mir anfangs, wie allen damaligen Perſonen immer, nur dunkel war, und unerkannt anzog, giebt der Tragödie die hellſte Klarheit. Sage mir doch was Du davon hältſt; ich habe freilich nur wenig hervorbringen können! — Von inniger Liebe fühlt' ich mich eines Abends für den großen Kaiſer Friedrich Barbaroſſa erglüht, eine Liebe, wie ſonſt nur Gegenwart ſie erwecken kann; und wenn nicht meine jetzige Gegenwart zu ſehr austilgt die Furchen dieſer Herrlichkeit, ſo wird eine ſchöne Saat aufgehen. — Was hilft aber alles das, geliebte, theure Rahel, da ich hier bleiben muß noch monatelang, und nicht zu Dir kann! Es iſt ja als wenn ich in Amerika wäre, und ein halbes Jahr zur Reiſe brauchte! Ich habe eben die 6 Friedrichsd'or erhalten, warum haſt Du Böſe nicht wenigſtens einen Gruß dazu geſchrieben? ſo nacktes Geld! ich danke Dir herzlich! Ich lege es als einen unangreifbaren Schatz zurück, als das Palladium meiner Reiſe, nach Wien oder nach Paris, denn geh' ich erſt auf einige Monate nach Hamburg, ſo bleibt es unangetaſtet zur künftigen Reiſe! Von Lüders bekomme ich auch noch eine gleiche Summe, vielleicht mehr; ich kann nur leider wenig ſparen hier, ich brauche an Holz allein entſetzlich viel, und es iſt hier ſtrenge Kälte, der Schnee iſt oben in den Wolken und unten auf der Erde feſt. Ich bin aber mit meinen Ausgaben ſo, als bettelte mein Bruder das Geld vor den Thüren zuſammen, was ich verzehre! O wie ſchmacht' ich nach dem Sommer! — Ich wußte, daß Dir Heinſe gefallen würde, ich durfte Dir ja nichts heftiger empfehlen, Du trauteſt mir nicht! Wie haſt Du mich mit den Nibelungen abziehen laſſen, ich vergeb' es Dir in meinem Leben nicht! Liebe Rahel! ich küſſe Dich, Du Süße! Ich erinnere mich nicht mehr genau des Einzelnen in den Briefen, nur des im Billard zu Genf gewonnenen Louisd'ors, und der Belehrung an Jacobi über die dortige Art es zu ſpielen, es iſt zum Lachen herrlich. Die Stelle die Du mir

abgeschrieben hast, ist ächt und kräftig, vollkommen anschaulich. Heinse's Briefe sind auch besser als seine Werke; obwohl man auch den „Ardinghello" loben muß in vielen Stücken. Die Hildegard von Hohenthal (über Musik) kenn' ich nur dem Namen nach, und daß es sehr unzüchtig sein soll. Zartheit und Lieblichkeit liegen bei Heinse sehr oft hinter seiner Kraft versteckt, das unterscheidet ihn von Goethe, bei dem sie von der Kraft hervorgestoßen werden. Wie schön Heinse's frühe Urtheile über Goethe! Wie schauderhaft war mir dabei, und die Jahreszahl über den Briefen! Aber liebe Rahel, wie erschöpfend, wie strahlend Dein Ausdruck „mit Insekten- und Löwen-Arbeit", o Du liebe Rahel! Du ewig Sehende, ewig Schaffende! — Wie freu' ich mit Dir mich an den Preußen! Ich sehe sie, die lieben Soldaten, die doch kluge, doch freisinnige Regierung! es wird gewiß in nicht langer Zeit sehr schön in Berlin; warum bin ich nicht jetzt dort! ich Unsinniger! — Indem ich Deine beiden letzten Briefe wieder ansehe, gehe ich unter vor Schmerz! Wie soll ich beantworten, was ich mitfühle, mitsehen, ganz mitleben sollte! alle Deine lieben, belebten Worte! Nicht zufällig, wie der Sämann, wirfst Du die reiche Saat hin, ein Korn geht auf, ein anderes nicht — sondern jedes faßt Leben und Lebensnahrung, und wird zur vollen Aehre! Und ich lebe davon! Liebe, liebe Rahel! wie umfass' ich Dich, wie drück' ich Dich an mein Herz! „Die Plauderei, die wir nun einmal angefangen haben, und die möglich war!" O liebe Geliebte! wenn Dir jedes Wort zur Aehre wird, so laß auch ich hingegen keine umkommen, wenn ich auch meistens schweige! Ja wohl! ja wohl! wir müssen beisammen sein, und fürchterlich mahnt dazu Dein Wort „die Trennung schon hier auf der Erde" ich zittere bei dem Gedanken, Dich nicht wiederzufinden, und schrecklich ist mir das Gefühl, daß diese Zeit durch das längste Leben nicht ersetzt wird. Es ist ganz gewiß, daß wir uns wiedersehen! Ich freue mich unmäßig darauf!

Wie verdrießt mich das übrige weiße Papier! Aber es wird spät, und der Brief muß heute auf die Post, es kränkte mich, ihn später um drei Tage bei Dir zu wissen. Lebe wohl geliebte theure Rahel! Grüße Neumann und Chamisso. Auch Marwitz, wenn Du ihn siehst, ich weiß nicht ob ihm Harscher schon geschrieben hat. An die Gute viele Empfehlungen. Die schönsten Grüße an die liebe Hanne und Fanny! Auch an

Mariane und Julie viel Schönes. — Die Deputation der löblichen Judenschaft, die dem König entgegenzieht, ist eigentlich für die kleine Fanny, sieh aber zu, ob die Aeltern nicht ein Aergerniß dran nehmen, daß ich ein Goi ihrem Kinde so etwas schicke. Es ist aus den Zeitläuften. Feineres, besonders Blumen, verweigert meine Scheere, doch hoff' ich nicht lange mehr. Leb wohl! leb wohl! Ewig Dein Varnhagen.

Den Brief Campan's schick' ich gleich zurück, er ist sehr ehrlich und gutmüthig. Man begreift wie einer der so aussieht (sein Bild gefiel mir sehr) so schreiben muß.

Den Doppelroman hab' ich noch immer nicht, und auch nicht mein Diplom. Sag' doch das Neumann. Adieu, liebe, süße Freundin!

Ich habe Dir am 10ten und 19ten November und am 1sten, 6ten und 15ten Dezember geschrieben. Erst 6 Briefe mit diesem!

An Rahel.

Tübingen, Sonntag, den 25. Dezember 1808.

Theure, geliebte Rahel! Auch die wenigen Worte, die heute in mir sind, will ich Dir schicken! Gestern Abend hatte ich Dir schon vieles geschrieben, ich mußte es aber heute zerreißen, denn es taugte nichts, es war ohne Zusammenhang, wie man kaum sprechen darf; mich hatte das Weinen gestört, und die davon schlimmen Augen. Könnte ich nur heute besser schreiben! Aber Du nimmst nicht mein Schreiben zum Maßstab meines Gefühls; Du weißt ja, daß das schwere Herz tiefer in die Brust sinkt! Gestern Abend um 6 Uhr, liebe Rahel, löste ich die Kartenblätter, der Augenblick war da, auf den ich mich alle diese Tage so sehr gefreut hatte, ich wußte nun denkst Du an mich, und weißt auch, daß ich an Dich denke! Das Herz schlug mir geheimnißvolle Schauer in alle Adern, ich war aufgereizt, der kleinsten Nervenbewegung ganz hingegeben: und da fand ich Dein schönes Geschenk, Liebste! und die lieben festen Worte, die mir in der tiefsten Brust laut wurden. Wie hab' ich mich gefreut! Es war doch wie lebendige Berührung, wie vor die Sinne hingestelltes Leben! Dein Geschenk, Deine Worte, belebt durch das in denselben Augenblick treffende innige Sehnen, was Du zu mir hattest, und mir zu Dir wußtest! Ja, geliebtes Wesen, es war wie eine Erscheinung, das Gefühl Deines

Daſeins hat mich durchſchauert! Dein herzerfreuendes Leben. Wie nun war es mir, mich an dieſem Kinderfeſt beſchenkt zu ſehen! Ich habe als Kind an dieſem Abend nie etwas bekommen. Ich danke Dir, Liebe! Sehr ausführlich dacht' ich geſtern an alle mir bekannte Häuſer, meine Freunde und Freundinnen, und ſtellte mir vor, wie jedes auf ſeine Weiſe dieſen Abend zubringt, und hoffe keines ſo traurig und einſam. Ach ich mußte bitter weinen! Was hilft der Augenblick? ich konnte Dich ja doch nicht ergreifen, doch nicht ſehen, und war in der Stadt, im Lande, ganz allein! Dieſe leere, unnütze Einſamkeit drückt mich ganz nieder, jetzt, da Kerner auch nach Hauſe gegangen iſt, ſteht mir auch nicht ein Ohr offen, ein Wort, wie ich es rede, zu hören, und auch ich ſehe nichts und höre nichts, es kann ſich nichts ereignen, kein Menſch kann kommen, und jedes Buch iſt hier alt und hat auf dem Wege jede Friſche abgeſtreift. So geht der Tag, und ſo die Nacht, in ſchnellem Wechſel, denn daß es ſo ſchnell geht, und ich's doch nicht aufhören ſehe, macht mir erſt recht bange vor der noch vor mir liegenden Zeit. Mir iſt, als hört' ich den Tag vorbeiſauſen, und ſein Flügelſchlag rauſchte höhnend in mich hinein, obwohl Du jetzt nicht lebſt, nur ſo hinzehrſt, es wird Dir doch gerechnet an Deinem Leben für ein halbes Jahr! Und wenn ich nun vollends denke, wie ich ſo glücklich bei Dir ſein könnte, und ſo ganz in aller Ordnung dieſen traurigſten Winter als den fröhlichſten nur hätte anzunehmen brauchen! O liebe Rahel! ich begreife nicht, wie es geſchehen konnte, Du wußteſt es, und ich wußt' es, noch in Sachſen, es muß in meinen Tageblättern ſtehen, wollt' ich umkehren, und ich mochte nur nicht Harſcher auf der Landſtraße verlaſſen. Am 11ten September ſchriebſt Du mir in einem Billet: „noch iſt alles gut, ich kann Dir noch des Morgens ſchreiben, denſelben Vormittag von Dir wiſſen, Abends ſehe ich Dich — aber welche todte Meilen ſollen zwiſchen uns kommen.“ Geliebte Rahel, liebſte, ſüße! Das ſoll nicht wieder geſchehen, ich thue gewiß nach meinem innerſten Wollen, und ſetze nicht mehr die Schritte vorwärts fort, wenn es mich bei den Haaren zurückzieht, der Fall wird nur deſto ärger. Ich will nicht verkennen, was mir doch dieſes abgeſchiedene Leben, das ſo arg iſt, daß ich oft davor erſtaune, oder vor dem vergangenen, daß es möglich war, auch wohlthätiges giebt, ich glaube eine ganze Entwicklung geht in mir vor, die durch das täglich erneuerte Leiden rein auf ſich ſelbſt

noch angewiesen wird, aber es ist doch, ja es ist doch nicht anders, als wie ein Blinder besser fühlen lernt. Und in alle diese Trübsal, wie ich sie noch nie empfunden habe, stürzt nun mit einmal gestern durch Geisteszauber, durch die Verabredung der Stunde, durch das Dasein Deines Geschenks, Deiner, diesen Augenblick meinenden und treffenden, Zeilen, der Strahl Deiner heiteren erfrischenden Gegenwart! Nicht wahr, ich mußte weinen? Aber ich schmachte nach solchen Schmerzen! — Hast Du Dich denn, geliebte Rahel! gestern recht erheitert, aus dem traurigen Andenken an mich, durch den frohbewegten Lebenswechsel um Dich her? O gewiß bist Du auch recht schön beschenkt worden, nur von mir hast Du nichts bekommen! Das hat mich auch sehr gekränkt gestern; Dir muß es süß gewesen sein mich erfreut durch Dich zu wissen. — Mein Zimmer ist mir sehr zuwider, und ich verlass' es nicht einen Augenblick; der dicke Schnee ist durch den stärksten Frost auf der ganzen Gegend festgehalten, und alles ist traurig und öde, die Kälte, deren ich mich am Ofen kaum erwehre, mir auch sehr feindlich, und ein Kaffeehaus oder dergleichen Einrichtung, wenn ich mich auch einmal dazu bequemen wollte, gar nicht vorhanden. Du wirst fragen, wie ich denn alle Zeit hinbringe: ich weiß es selbst nicht! Mein Schlaf ist feste ausgedehnter, je mehr ihm die Träume und Unruhe an Dichtigkeit nehmen, ich gehe in meinem Zimmer auf und ab, lese etwas laut im Homer, in alten Chroniken, sehe nach dem Feuer im Ofen, schneide etwas aus mit meiner wieder leidlichen Scheere, und der Abend ist da, dann schreib' ich wohl, sechs, sieben Zeilen, ruhe dazwischen aus, sinne auf eins und das andere, lese allerlei nach, und so ist die Nacht da, ich schlafe spät ein, und wache nicht selten nach einer halben Stunde wieder auf, wo ich denn bis an den Morgen auf eine müde Art wach bleibe, deßwegen ich auch Nachtlicht brenne, um dann wenigstens lesen zu können. Deine Briefe an mich (es sind schon viele!) liegen alle Nacht auf meinem Tisch am Bette, aber ich wage selten darin zu lesen, es kommt mir vor, als sollt' ich, ein in langem Fasten begriffener, mit einem von reicher lebendiger Nahrung genährten Athleten ringen, wenn diese gewaltigen Glieder eines so begabten Lebens auf mich einstürmen. — Eine kleine Novelle von vier Seiten, eigentlich nur eine Anekdote aus Schack's Leben, werde ich heute Abend fertig machen; Charlottenburg und Friedrichsfelde werden darin angeführt, ich that es uns zu

Liebe, obgleich es ſtillſchweigend in der Geſchichte lag. An Friedrichsfelde ſollt' ich wohl lieber nicht erinnern, doch Du haſt es mir gewiß verziehen! Ich war recht ungefüge, aber Du wollteſt auch gar nicht gut und lieb mit mir ſein, nur geſellig, und meine Trauer wurde Aerger und Bosheit. Ich finde, daß ich eigentlich nur ein Cotterie-Schriftſteller bin, der Doppelroman, die Novellen — alles hängt doch gewaltig feſt in der Schale, am Baume ſelbſt, und läßt ſich ſchwer anderswo genießen. Ich glaube die großen Werke Goethe's und Cervantes ſind auch ſo aufgewachſen, blieben aber von ihrer Zeit und Lebensumgebung getrennt eben ſo friſch. In „Hermann und Dorothea", wo der Wirth will, ſein Sohn ſoll große Städte ſehen, werden Frankfurt und Straßburg genannt, Goethe's Heimath und Univerſität, ach mir zum unſäglichen Entzücken, ich ſehe die Liebe mit der der liebe Dichter dieſe Namen hinſetzte! Auch Schleiermacher macht in ſeinen Schriften ſolche kleine Streiche, aber heimlicher, und ſie gefallen mir ſehr. Vetter hab' ich mit ſeinen Schneidern in meiner größeren Novelle zum Sprechen ähnlich, und recht tragiſch angebracht, und doch ſo, daß er ſich geſchmeichelt fühlen muß. Wer's nicht weiß, nimmt's für eine kluge Erfindung. — Den „Attila" von Werner hab' ich geleſen, ein unſinniges, plumpes und gemeines Buch, die Myſtik iſt abgeſchmackt, gemein nenn' ich es, weil es durch Karikatur in den Karakteren ſich der Wirkung verſichern will bei dem Pöbel, die eine gemäßigte edle Darſtellung nur bei den Gebildeten gewiß hätte, und beim Pöbel nur möglich ließe. Dann Klingemann's Theater; der iſt ſo fade, ſo plump, und ungeſchickt, daß er Glück machen muß, ſeine Helden führen eine Sprache, die zierlich iſt und edel, aber ohne Urſprünglichkeit; wie die Phraſen in den Romanen und Briefen der Frehberg, ſie könnten aber auch die Rollen tauſchen, ohne daß man's merkte, einer ſpricht wie der andere, die geſchichtlichen Karaktere ſind unwürdig verhunzt, beſonders mein göttlicher Kaiſer Barbaroſſa, und empörend iſt es, ganz niederträchtig, wie der Menſch auf jeder Seite mit den Wörtern: Deutſch, Deutſcher, Deutſchland, prahlt, dieſe köſtlichen Gewänder ſind bei ihm die ſchmutzigſten Lumpen. Und der Rüpel ſpricht ordentlich von dem E, was im Deutſchen ſo häufig die Verſe kleinlaut mache! Das iſt wohl wahr, aber wie doch kann's ihn kümmern? Wegen der Sprache ſeiner Helden, ſoll er den „Reineke Fuchs" leſen und die Bibel. Von Goethe leſ'

ich faſt täglich etwas, ich beklage, daß er nicht mehr geſchrieben hat aus der guten bürgerlichen Zeit, die er in „Hermann", den „Mitſchuldigen", „Stella", und anderen unverbeſſerlich dargeſtellt hat; er hat ſeine Figuren bis an die äußerſte Gränze geführt, deren Ueberſchreitung, wenn ſie möglich wäre, der Schritt in das wirkliche Leben mit Fleiſch und Blut wäre!

Von Hamburg habe ich noch keine entſcheidende Antwort, überhaupt lange keine Briefe. In meinem großen Warten iſt noch dieſes kleinere eingeſchloſſen, ich bin wirklich ſehr begierig zu erfahren, wie ſich alles noch machen wird, es iſt doch alles in und außer mir ſchwankend, mit den heftigſten Schwingungen! Ich bin nun bald vier und zwanzig Jahr alt, ſollte da nicht ein Menſch entſchieden ſein? Vielleicht bleibt es bei der Entſcheidung, die ich für den Augenblick habe, daß nur während der Pendel ſchwingt die Uhr geht! Ich wär' es zufrieden, könnt' ich nur bei Dir ſein! würfe mich nicht eine nahe Mauer zurück, wenn ich zu Dir aufſchwinge! Liebe Rahel, ich ſehe Dich wieder, das iſt gewiß! Liebe, Liebe! Hätte ich nicht ſo viele Sachen, Wäſche zum Beiſpiel die einem jungen Menſchen nöthiger iſt als Geld, deren Transport ſo viel koſtet, und die ich doch, um nur nicht gar als Bettler herumzugehen, an Ort und Stelle haben muß, wo ich länger leben will, ich ſcheute nicht Berg noch Thal, nicht Kälte und kurze Tage, und wäre nach einer dreißigtägigen Fußreiſe bei Dir; ſo durch Geld gehemmt zu ſein, wie ich, iſt faſt eine Schande und lächerlich! Aber wenn ich, wie es ſein kann, eine Stelle ſuchen muß, wär' ich in dem geldarmen Berlin und Preußen, das ſo reich iſt an brauchbaren reutinirten Leuten, übel dran! An Deine Prophezeiung über Wien glaube ich doch nicht, ich bin überzeugt, Spanien und Portugal friſten ihm die Blüthe viel länger, als Du glaubſt. Auch wäre dann noch immer Zeit fortzugehen, und Italien, ſogar Italien! in der Nähe! Doch wünſch' ich und weiß ich jetzt noch nichts Beſtimmtes, ich muß abwarten, was ſich fügt, und füge mich mit dem, was noch fügbar an mir bleibt, mit Freuden Deinem leiſeſten Wunſch! Nun lebe wohl, geliebte, ſüße Rahel! Ich danke Dir, und küſſe Dich herzinnigſt! Grüße meine und Deine Freunde! Leb wohl, theure, geliebte Rahel! Ewig Dein

Varnhagen.

Sage doch Neumann wiederholt, ich hätte „Karl's Hinder-

niſſe" noch nicht! und erwartete auch ſehnlich die angefangenen Blätter des 2ten Theils! Leb wohl!

Von Harſcher hab' ich ſeit dem erſten kleinen Brief keinen wieder.

An Varnhagen in Tübingen.

Dienstag um 4 Uhr Nachmittag, den 27. Dezember 1808.

Nun muß ich von der Verabredung Gebrauch machen; nur ſo zu ſchreiben, wie ich kann. Eh ich Deinen Brief, wo das Blatt an Neumann drin liegt, geleſen hatte — das iſt erſt jetzt geſchehen —, wollte ich Dir ſchreiben, daß ich erſchöpft bin; daß ich vergehe. Vergangen bin. Mangel an jedem Genuß; an Umgang, an allem, haben meinen Mißmuth bis zur höchſten Ueberreife gebracht. Heiligabend hat mir den Reſt gegeben. Ich ſah niemand, den ich liebte, ſchenkte für vieles Geld; und bekam auch manches: nichts was mir lieb wäre; dieſes Feſt gewöhne ich mir ab. Dann kann's mir kein Leid mehr bringen. Den Abend wurde mir mit Einmal ſo angſt; ich bildete mir ein, Du eröffneteſt das Blatt, und denkſt an mich. Mir iſt ſeit dem Abend, als wenn ein dunkles böſes Schlangenthier ſich an meinem Herzen feſtgeſogen hätte, und es nun nicht mehr losließe. Ich bin erſchöpft, mein Geiſt erfindet nichts mehr: ich ſterbe; oder es muß mir eine Nahrung von außen zukommen. Ich hoffe nicht. So war mir vor Deinem heutigen Briefe. Du wirſt es aus meinen beiden oder drei letzten ſchon geſehen haben. Auf Deinen heutigen muß ich Dir nun aber antworten. Daß ich — meiner Geſchichte und meinen Herzmuskeln nach — nichts Zweideutiges mehr ertragen kann. Du biſt frei: denn was iſt ſchön ohne Freiheit? Ich bin auch frei. Ich erwarte alſo Caſpan's Briefe, und Paulinens: bleibt nur einer von ihnen in Paris, ſo gehe ich auch hin; von Holland aus: wo ich umſonſt mit meiner Mutter hin kann. Bleibt keiner, ſo gehe ich zu meiner Geſundheit nach Teplitz: und entſchließe mich von dort. Wien fürchte ich, wegen dem Krieg und dem Aufgebot: da iſt es dann nicht wie hier. Napoleon ſiegt: und an den Sieger ſchließ' ich mich. Du kommſt mir nach, wenn Du Dich ge-

drungen fühlst; und wenn Du kannst. Wie bereit ich war, mit Dir zu leben, weißt Du. Zu keiner Art von Verwirrung habe ich mehr Zeit: meinem Alter, meinen Leiden, und der Natur meines Geistes, und meinem empörten Gemüthe nach. Du weißt auch, wie still ich in Leipzig schied: als ich dachte für immer. Die drei Monate, die ich noch hier wohnen kann, werden genug sein zu meiner Pariser Korrespondenz: und genug für Dich, Dich in Dir zu ordnen: Du schreibst mir dann wegen Pässen. Robert hat heute dem Grafen Finckenstein, unserem Gesandten in Wien, um seine geschrieben. Finde diesen Brief nicht hart. Ich bin auch sehr in Eil: und hatte ihn lange so auf dem Herzen; drum konnte ich die letzten Posttage gar nicht schreiben. Dein Brief gab heute den Ausschlag. Du sprichst darin, wie Du mir einmal ganz zuerst in Charlottenburg sprachst: Vagabund oder Bürger, meiner Natur sind Oder's so fremd, daß ich nur bornirt darüber sprechen kann. Also lieber nicht. Mir fällt aber immer ein, was Goethens Carles dem Clavigo sagt, im Beaumarchais; anderes, als dieser musenvergessene Mensch weiß ich auch nichts. Könnt' ich verhindern, daß dieser Brief Dir in der rauhen Entfernung kein Leid macht! Vergeblich! Es entwickelt sich Stufe vor Stufe, Folge aus Folge; und das Reich des Herzens und die anderen Reiche scheinen ohne Zusammenhang. Glück hat der, dem dieser Folgengang wohlthut: Unglück der, dem er wehthut. Gott! jedes Wort meines Briefes wird immer härter! Aber ich habe mein Thier am Herzen: und Sehnsucht läßt es nicht einmal heraus: nur Härten gegen mich und jeden! Lieber hör ich auf. Adieu. Ich kann nicht mehr lügen. Trau' auf mich, wenn Du mich bedarfst. Im höheren Sinn: in Liebe. Adieu.

Rahel.

Antworte mir: ich werde Dir auch schreiben. Auch jetzt meine schlimmste Stunde; nach Tische im Fieber, ich kam von Mama: der Brief muß weg. Deiner war der, worin Du mir sagst, Du seist im schwarzen Rock bei Cotta gewesen. Du scheinst Dich zu beruhigen: ich gewöhne mich hier an nichts, bin in einer bekannten fremden Hölle. Alles beleidigt mich: und ich sterbe aus Langerweile. Adieu. Ich werde Neumann das Blatt schicken. — Mach Dir kein Leid um mich: und ändere nur keine Entschlüsse. — Warum schickst Du denn der

Frohberg ihr Journal nicht! Sie wartet mit Schmerzen drauf, und grüßt Dich.

An Varnhagen in Tübingen.

Mittwoch, den 28. Dezember 1808.

Wenn ich Dir doch mein innerſtes Herz und all meine Gedanken abſchreiben könnte; dann müßteſt Du zufrieden ſein. Wenn Du keine Lücken ſäheſt, würdeſt Du alles ſehen und es richtig finden! Es iſt mir nicht möglich, Dir ſo zu ſchreiben wie bisher: mein Herz iſt gehemmt. Du mußt mich wenigſtens zur Hälfte ſo kennen, wie ich wirklich bin; wenn Du Dich nur an alles erinnerſt; was ich Dir je ſchrieb; was in allen Briefen ſteht, die Du ſonſt von mir haſt; an alles, was ich je in Deiner Gegenwart ſagte und that: an mein ganzes Betragen, in jedem Moment, gegen Dich. Alles in mir, und auch aus mir, iſt ein Wahres, organiſches lebendiges Ganzes. Es iſt Dir gelungen, mich zu verwirren. Aber wie? Wie man Einem von außen einen geſunden Körper verwunden kann; oder mit einem gewaltigen Druck das Blut hemmen kann; die Verletzung, der Schmerz iſt unvermeidlich; der lebendige Körper aber regt ſich gewaltſam unwillkürlich dagegen, entwindet ſich dem Drucke; heilt von der Verletzung, erholt ſich ſeinen Kräften nach. So mit mir. So wird es ſein. Was hilft das Lügen: auch könnte ich es nicht ausüben, hätte ich auch meine Urſachen dazu. Zu den Quellen in meiner Bruſt, zu denen ich Dich ließ, die frei vor Dir hinſtrömten; in den Tiefen meines Geiſtes, wo ich Dich hinſchauen ließ, neben denen nun ein Gebäude von Lügen langſam aufzuführen, iſt mir unmöglich: ich habe dazu keine Luſt, keinen Grund, keine Fähigkeit: Dich würde ich nicht betrügen; nichts verläugnen mag ich einmal, um Dich zu ſchonen! Du weißt jetzt, in welchem Zuſtande Du mich, im vorigen Frühjahre trafſt; wenn Du's auch damals nicht wußteſt. Nie hoffe ich etwas von Menſchen: Du erſchloſſeſt mir mehr noch in Deinen Briefen als in Deiner Gegenwart das Herz. Es liefen mitunter Aederchen, die mir fremd waren und nicht gefielen; ich verhehlte Dir es nicht. Aber Dein Drang zu mir ſchien dem, deſſen ich zu Menſchen fähig bin, zu ähnlich, als daß ich bei der Störung hätte hart verweilen ſollen. Gefehlt! ein Pünktchen, ein imperzeptibles

Pünktchen, wird zum Fels, der sich uns in den Weg stellt. Ich weiß es von je: es ist auch diesmal so. Frei sein in der Folge der Zeit; etwas sich unbedingt geben; sind zweierlei. Ich vermag mich nie anders, als so zu geben, wenn auch der, der mich empfangen soll, nicht unbedingt durch seine Eigenschaften alle meine Fakultäten in Anspruch nimmt. So gab ich mich Dir nach Deinem Briefe, in welchem Du sprachst, noch zu Weihnachten nach Wien gehen zu wollen. Ich erklärte Dich frei. Das thue ich noch; und ewig; und einen jeden: und mich. (Weil das Gegentheil etwa so wäre, als das Denken verbieten wollen.) Aber mitten in der ersten Vollziehung des ersten Aktes zu einer That, ist man nicht frei: mitten in der Vollziehung aufhören, heißt nicht vollenden; und hat mit frei oder nicht frei sein nichts gemein. Jemand, der Lust hat den Fandango zu tanzen, und aus Ungeschicklichkeit oder Mangel an Kräften mitten drin aufhört, hat keinen Akt der Freiheit ausgeführt. Ich weiß es nicht, wie es kommt, — es muß ein Mangel an Grazie sein, — daß mich noch nie ein Mensch errathen hat; daß Du so fehl geschossen hast, wundert und kränkt mich am allermeisten! denn Du bist ein Deutscher: mit Dir habe ich jedes Wort aus meiner Seele gesprochen, noch eh es uns betraf. Meine innige Bescheidenheit macht, daß mir auch keiner etwas reicht; weil ich von keinem etwas fordern kann. Es ist wahrhaft Bescheidenheit, Erkenntniß; der Geber muß sich getrieben fühlen; und stößt man das nicht ein, so verdient man's nicht; so denk' ich von mir, und Anderen! Aber warum geb' ich immer: wenn ich auch nur ein armseliges Gädchen dieser Art annehme? So verdroß es mich Weihnachten in's tiefste Herz, neben den wichtigsten Angelegenheiten desselben (weil eine Quelle diese Ströme über mich gießt), daß Vetter mit einer infamen Tasse kam, die er mir schenkte; mit dem Bedeuten, „es wäre ungeheuer schwer, mir etwas zu schenken, er selbst fände eine Tasse wie vom elendesten Philister von Berlin: aber seit acht Tagen überlege er mit Hanne und ihrer Mutter, und sie können nichts finden." Das Viehzeug! Mir, schwer etwas zu schenken! die das Röthigste sich nicht anschafft! — ihnen allen das Eleganteste schenkt, was sich ihre geheimste Eitelkeit nur wünscht, warum weiß ich denn ihnen Freude zu machen? — keinen Hut, der nur honett aussähe, auf dem Kopf hat, das Aelteste, Häßlichste trägt! Also glauben sie, für sie hätte ich nur die gebildete Wahl? den Geschmack;

und aus meiner Perſon mache ich mir nichts? — Es iſt ein Mangel an Grazie in mir, daß ich mich nicht kann geltend machen.

Ich kann auf die Liebesworte in Deinem Briefe auch nicht mit einem einzigen antworten. Varnhagen, Du wirſt die Unmöglichkeit, meiner Natur nach, davon einſehen; und dieſen ganzen Brief habe ich angefangen, damit ich Dir wieder weich ſchreiben möchte! Vergeblich! unbezwinglich iſt mein ſtrotziges ſtarkes Herz. Alle Tage wird es unbiegſamer, je täuſchungsunfähiger, je ſchneller einſehend mein Geiſt. Auch gebricht's mir an Zeit zu einem Herumführen meiner ſelbſt; nur mich ſelbſt müßt' ich täuſchen können, wenn ich Dich ſchonend gänglen ſollte. Nein, mein — über alles empörtes Herz vermag es nicht. Ich will in ſo fern uns verehren, daß die ſtrengſte Wahrheit, wie ich ſie ſelbſt nur weiß, bis zur verzweiflendſten Härte Du von mir erfahren ſollſt. Das iſt alles, was ich kann. Aus meiner Bruſt iſt noch nie etwas gekommen, was nicht aus Herzensblut gemacht war; und keine ſchmeichlende Liebesworte gehen jetzt da hervor.

Eigentlich iſt äußerlich nichts verändert: und Du haſt keinen anderen Entſchluß zu nehmen. Wir wollten ja den Winter en suspens laſſen. Mein beſter Rath, nach meiner beſten und freundlichſten Einſicht, iſt nun der: Du gehſt — da Du doch nicht Medizin in Tübingen ſtudirſt — mit dem erſten Wetterhauche nach Hamburg; da lebſt Du Dich innerlich und äußerlich ein, ſo gut Du nur kannſt; und ſiehſt wie es geht. Jetzt, von nun an, ſpreche ich nur für Dich; und es iſt nicht Unfreundlichkeit, daß ich Dich nicht nach einem anderen Orte lade. Hamburg ſitzt Dir in den Gliedern: entweder es wird ein Theil Deiner ſelbſt, oder Du mußt es wie ein Fieber in Deinem Bette abwarten. Ich kann nicht den entfernteſten Genuß haben, und nicht einmal Ruhe, Dich mit dieſer Krankheit im Körper wiederzuſehen; ich, die ich ſie überſtanden habe, kann auch an dieſem jugendlichen Ringen Deiner emporwachſenden Natur mit Kinderkrankheiten, keinen Theil nehmen. Ich alſo exiſtire nur, nach Deiner Umwandlung; entweder zum Arzt und Gatten, oder zum freien Mann. Noch einmal alſo: habe ich Geld genug, ſo gehe ich nach Teplitz, mir die Gicht für drei oder mehrere Jahre aus dem Körper zu ſpülen. Kann ich dies nicht; ſo ſoll die Reiſe in laue Frühlingsluft, die mir betrügeriſch von ſchöner Zukunft ſprechen wird, allein mich heilen; und wird es auch. Dann gehe ich, höchſt wahrſcheinlich über

Amsterdam, nach Paris. Geht Campan nach einem Bade, — kann ich mir dies in den drei Monaten noch erschreiben —, so lass' ich Amsterdam liegen, und segle direkt. Auch das habe ich nicht nur so hingeschrieben, daß ich mich an den Sieger Napoleon anschließen will. Auf mir ruht ein Fluch: ich habe, in keinem Ereigniß, Glück. Bin ich glücklich, so kommt's von meinem inneren Reichthum; und daß ich nie Unwürdiges wählte, und also frei bin. Bis jetzt nun habe ich unter den Auspizien, im strengsten Verstande, unter den Flügeln von Friedrich dem Zweiten gelebt. Jeden Genuß, von außen her, jedes Gut, jeden Vortheil, jede Bekanntschaft, kann ich von seinem Einfluß herleiten: dieser ist über meinem Haupt zersprengt: ich fühle es besonders schwer! Sein eigner Geist — und grade weil er meinem so unähnlich ist, will ich ihm blind gehorchen, und nicht aus meinem Geiste Elend weiter spinnen — befiehlt schnell eine kühne Wahl; auch er hätte sich schnell entschlossen, ich folge seinem Winke, und gehe zum nächsten Großen. Ueberdies kann ich hier nicht bleiben; und außer bei Napoleon ist allenthalben Krieg: so ist die Sache auf deutsch. Von Dir hoffe ich, daß Du Dich nicht von meinem Thun und meinen Briefen stören lassen wirst. Du gehst unbefangen nach Hamburg; und noch außerdem, daß das nach Wahrheit gehandelt ist, halte ich es für ganz heilsam für Dich, daß Du aus Deiner Zwiefachigkeit mit einemmale von mir geheben bist. Eine Verbindung mit mir, und wäre sie nur auf eine Minute, muß rein sein: rein gebe ich mich. Nun trete ich ganz und gar ab; und Du kannst nun fühlen und sehen, wie Dir ohne mich ist. Thue Fanny'n nicht weh: mache nichts geschwind. Und laß Dich jetzt nicht von mir übertölpeln! Ein Tröpfchen Krankheitsstoff würde die Entzündung, bis zu aller Ewigkeit hinaus, zu den lohsten, lichtesten Flammen treiben können: und wir raisonirten und disserirten wieder einmal wie jetzt! Darin verlasse ich mich nun auf Dich; und mache Dich dafür verantwortlich. Ich hatte gestern, als ich Deinen Brief in der Dämmerung las, einige Stellen nicht gesehen; so nicht einmal die, wo Du sagst, Du heirathest noch einmal Fanny oder mich —! und Liebeworte beinah gar nicht. Mir ist wie leichter nach diesem Briefe. O! möchte er Dir auch das Herz erleichtern, den Geist lichten! Wie kann er aber anders? Kein süßes Liebeschmeichlen enthält er: aber mein redliches, wahres Gemüth opfert noch Dir; mein Geist beut Dir noch alle seine Beute:

die Sorge um Dich bewegt mir noch das Herz. Noch freue ich mich, daß Dir in meinem Beſitz einer Deiner heftigſten Wünſche erfüllt war! Es wird mir auch ewig lieb ſein, daß Dich mein Umgang nicht zurück brachte, nicht ärmer machte, daß er Dich vorwärts brachte, und reicher machte! Ich dachte einen Augenblick, nicht allein zu ſein! ich bin es in einem Sinne wieder. Das ertrage: ich ertrage es auch: und ſieh es als eine nicht zu entgehende Folge an, daß die Melodie von allem was ich Dir nun ſagen werde, auch nur ſo auffallen kann, als von dem längſt allein Pilgernden. Hauptſächlich und beſonders, geh nach Hamburg. Laße Dich nicht wieder ein, zu einem ſchmerzhaften Erwachen; dem Du mit nichts entgehſt! Dies: geh nach Hamburg! iſt der Inhalt dieſes Briefes. Das iſt in allen erdenklichen Fällen gut. Erwäge mich ganz wie Du mich kennſt; alles was Du von mir weißt, und Du wirſt ſehen, daß nichts anderes herauskommen kann. Und vergiß nicht: daß bei Urquijo, ich nur ſo lange in Türpitüde blieb, als er mich durch Eiferſucht Liebe wähnen machte: und daß von dem Moment an, wo dieſer Wahn nicht mehr halten konnte, ich hinab ſprang. Und ſo würd' ich von Hölle zu Hölle in Ewigkeit ſpringen; wenn der Urgeiſt meine Natur nicht auseinanderfahren ließe! Adieu, Lieber! Ich ſchreibe wohl noch bis übermorgen anderes an dieſem Briefe.

Abends beinah 12 Uhr.

Gott! Gott! was habe ich Dir auf Deinen Liebesbrief für eine bourreau-artige Antwort geſchrieben: ich leſe ſie durch: ich möchte ſie anders: und kann nicht ein Wort ändern: ich mag's machen wie ich will! Im Grunde aber iſt meiner mehr Liebesbrief, als Deiner. Mir ſind nun immer die Henkeraufgaben beſchieden! dieſen alten Fluch, dieſe verteufelte Rolle kenne ich ſchon! Laſſe Dich dieſen Brief und meinen letzten nicht betrüben: Lieber, Beſter! Sorge auch gar nicht für mich! Es iſt ja nichts verändert für Dich: ich habe ja nur mit deutlichen Worten ausgeſprochen, wie's in Dir iſt; ich beſtimme ja nun nur endlich, was geſchehen ſoll. Ich kann auch davon, bei der größten Zärtlichkeit gegen Dich, bei dem größten Beſorgtſein, wie ſchwarz auf weiß geſetzte Worte in der grauſen Entfernung auf Dich wirken müſſen — wo zehn, und wieder zehn Tage langſam vergehen, eh Einer von dem Anderen ein Zeichen hat —, nichts abändern. Du mußt nach Hamburg.

Ich würde Dich vor einer Reise dahin ungern ſehen! Gar nicht gerne. Laß uns ganz wahr ſprechen. Du ſagſt — ich kann die Stelle bei Licht nicht nachſchlagen —: „Du kannſt Fanny nicht kränken oder ihr weh thun: das Leiden, oder Unglück, verbindet Euch: und Du würdeſt lieber — eh ſie unglücklich machen — ihr einen Theil Deines Lebens opfern.“ Dies iſt doch der Sinn. Gut. Wovon glaubſt Du denn nun ſoll ſie heilen? ohne daß eine Amputation nöthig wäre: oder welchen Erſatz ſoll ihr Leben ihr für Dich bieten? Du mußt hin. Ich ſage es nicht ein bischen, nicht entfernt, aus Großmuth. Solche Großmuth habe ich abgeſchafft; ich ſage es, weil Du mir mit einem Wurm im Herzen nichts biſt; und weil Du dieſen Wurm im vollen Ueberfluß ſpeiſen mußt. Deine Unruhe darüber kenne ich ſeit dem Sommer. Mal ſagteſt Du, Du habeſt eine Braut; mal nein; ein andermal, ſie wolle Dich nicht, und Du lachteſt; vielemale, wie heilig, wie innig Dir dieſe Verbindung ſei: und daß Du ganz glücklich mit ihr ſein könnteſt. Mehr giebt es ja nicht; dieſem inneren Dir heiligſten Hange nicht zu folgen, würde ewig einen Keim von Unruhe in Dir laſſen; der jeden Augenblick bis zum höchſten Sturme aufwachſen kann; und dies iſt Dein Fall jetzt; ſein Beginnen iſt es, das Dir das Herz im eigenen Buſen ſchwanken macht; vergebens erheiterſt Du Deinen Geiſt; eröffnet er Dir Blicke, das Herz, der Sitz des Lebens, bewegt hinwiederum Dich und all Dein Beginnen. Ich will, ich muß das Schwanken inne halten; ſchon wogte ich mit; mir aber brächte es den Tod; nicht eine Minute halte ich es aus, will ich es hinfort in irgend einem Falle aushalten, wo ich Einhalt zu thun vermag. „Du kannſt alles für Dich wählen“; benutze das: und wähle was Dich beruhigt; beruhigte Dich aber dieſe Wahl auch nicht, ſo iſt das, was Du von Dir glaubſt, ein Wahn; und es heißt ſo: „Du kannſt nichts wählen“; das iſt umgekehrt, von allem! Ich aber bin überzeugt, daß die linden Gefühle, die linde Lage von Hamburg ein Element für Dich ſind. Du liebſt den Mittelpunkt von Deutſchland, und aller Litteratur; Du fühlſt Dich heimiſch dort; Du liebſt die Verfaſſung der Stadt. Alles iſt gut, wenn Du es nur einmal als Deinen Port anſehen willſt. Wenn ich in einigen vorletzten Briefen anders ſprach, ſo iſt das nur bedingungsweiſe, wenn Fanny Dir nicht Ruhe und Glück geben konnte; und dann, aus meinem Geſichtspunkt über Hamburg, der hier

keiner iſt. Du mußt es nun durchaus verſuchen — Verſuch iſt ja, eigentlich genommen, alles was man thut; geht es nicht, ſo muß man's laſſen — und es iſt, innen und außen nach, das Schicklichſte, Bequemſte, Heilſamſte; das nichts widerſpricht. Ich will zwar hier nichts gelten: aber auch mir das Liebſte.

Ich weiß nicht! was ich ſchreibe, klingt unfreundlich. Und ich könnte zu mir ſelbſt nicht anders ſprechen, wenn ich in Deinem Fall wäre. Zärtlichkeiten durchlaufen dieſen Brief nicht! das macht ihn ſo hart! — aber denke ſie Dir jetzt auch mal; denke ſie Dir hier! wie halb, wie falſch — angebracht, mein' ich — wie matt, wie halb unſinnig, wie weinerlich, wie unſchicklich, wie unwahr, oder zerreißend müßten ſie hier herauskommen. Fühlſt Du's ſelbſt? Deine Wehmuth fürcht' ich in der argen Entfernung über dieſe Wahrheit; und daß ſie Dich vielleicht wird abhalten wollen, meinen einzig richtigen Rath zu befolgen; und Deinen Schmerz! Und doch möcht' ich Dich nicht ſehen! Unſere beide Würme bliében in den Herzen, und wir übertölpelten uns; Einer den Anderen, und ein andermal ginge das Diſſequiren wieder los. Davor mögen mich die allmächtigen Götter ſchützen! Ich möchte Dir viele, viele, viele Reden mit meiner Stimme geſprochen ſchicken; worauf Du auf der Stelle hin und her antworten könnteſt: ich möchte nicht bei Dir ſein. So iſt's mit meinem Herzen. Sieh es, wenn Du kannſt. Vor Hamburg möchte ich Dich nicht ſehen. Briefe ſind ſo langſam, ſo weitläufig; folge meinem Rath: laß Dich von dieſem einen leiten. Gute Nacht! Es iſt dicker Schnee und Mondſchein. Neumann war heute Abend hier; er gewöhnt ſich zu mir! Menſchen! wie mir alles vorkommt! wir waren nicht allein, und er ſprach mir nicht von Deinem Blatt, das ich ihm dieſen Morgen geſchickt hatte; er nannte Dich nicht; es war mir etwas lieb. Wie närriſch! Adieu, ſchlaf recht gut.

Donnerstag Vormittag, den 29. Dezember 1808.

Ich bin ſo unruhig über den Eindruck, den Dir mein letzter Dienstag'ſcher Brief beſonders, und dieſer hier machen wird, daß ich Dir immerfort ſchreiben möchte. Ich wollte heute Campan und Paulinen ſchreiben, vergeblich! Morgen! Geſtern Abend war ich ganz munter, außer Neumann waren Mlle. Bauer und Hanne bei mir, und Mad. Frohberg kam auch; die Anderen gingen, ſie blieb beinah bis 12: ich ſchrieb Dir,

aß nicht, ging um 1 Uhr zu Bette; mein Nachtlicht knisterte, plötzlich bekam ich entsetzliches Nervendröhnen und Ohrensausen: weil ich Line wohl acht- bis zehnmal wecken mußte mit großem Schreien, sie schnaufte immer so, das Unthier! Dies gewaltsame Wachen machte mir das Dröhnen: um 3 setzte ich das Licht hinaus, gegen 4 schlief ich ein; um 5 weckten mich holzhauende Nachbarn; um 7 schickte ich zu ihnen; dann fuhr meine Schwägerin Holz; in meinem hohen Geschoß hört man alles wie auf der Gasse selbst: auch sind meine Gehörnerven besonders auf's krankhafteste gereizt diesen Winter; und die allein machen mir Gichtzustand, ganz ohne Erkältung: obgleich Kälte der erste Grund war. Es war nichts, was ich diese Nacht nicht fluchte; und ich weiß nicht, ob ich in langer Zeit werde wieder mit Gott sprechen können. Ich war wahrhaft schlecht. Von gegen 9 schlief ich bis gegen 11. Ich fühle mich wie nach einem Fieberanfall, und die Irritation am Kopf machte mir Erbrechen. Ich bin angezogen: und mir ist besser.

Lieber, Bester! denke nur nicht, daß ich mit einemmale toll werde! Ich fürchte, Du meinst es sei ein Einfall; und Du begreifst gar nicht was ich will, ärgerst, und betrübst Dich, und ennuyirst Dich, in der Fremde da, in der Entfernung, untereinander! Du kannst denken: was will sie denn, ich habe ihr ja das schon alles lange gesagt; — aber eben daß es alles, nämlich allerlei war, das mußte am Ende den Vorschlag in mir reifen, welchen ich Dir mache. Es ist im Grunde der Deinige, Dein eigener; der ganze Unterschied ist der: ich reise Dir nicht mehr nach, sondern Du mir; wenn Du willst und kannst: und dies ist ganz richtig; ich bin innen und außen frei; und Du nicht. Du weißt, was Du findest, und ich wüßte es nicht. Verstehst Du's, Lieber? Man kann's doch nicht ändern, da es doch einmal so ist. Nur nichts für die Zukunft noch besser verwirren! Es ist mir in der innersten Natur gar zu sehr zuwider: und wenn unsere eignen Wünsche nicht an's Tageslicht hervorwollen, sage um Gottes willen! was ist dann, was sind wir dann? Es muß so bleiben, Barnhägchen. Geh aber bald hin, was sitzest Du bei Cotta? doch, nach Deinem Gemüthe! Und Du vergißt doch nicht, daß ich Dir alles besorge was ich kann? — Ich hatte vorgestern übersehen, daß der Guten ihr Journal schon abgegangen ist, und mahnte Dich drum; verzeih! Auch schrieb ich Beaumarchais anstatt Clavigo, als ich das Stück nennen wollte; ich schlug's noch denselben

Abend nach, was ich anführte: nämlich daß Carlos sagt, nichts ist erbärmlicher als ein Mensch, der zwischen zwei Empfindungen schwebt ꝛc., ich habe das Buch wieder nicht. Er setzt in dieser Rede noch eine Menge zu, welches ich mich weder erinnerte, noch an dieser Stelle glaubte; und das meinte ich nicht.

Welcher häßlicher, harter, in nichts schöner Winter! ich war noch nicht im Thiergarten, noch aus keinem Thor. O! mein Gott, wie wurde heute Nacht wieder Teplitz in mir wach. Nur das heilsame Bad, die Sommerluft im lieben Thal gegen Norden mit Bergen bedeckt! Ich glaubte schon wieder in meinem Bette, kein Gott könne mich abhalten, dahin zu gehen, so elend fühlte ich mich. Auch wird es wohl nur der böse Krieg können; sonst, wenn mir noch oft so arg wird, geh' ich im früheren Frühling hin. Es wird sich schon alles bis dahin aufklären.

Ich lese jetzt, um Französisch zu lesen, und Gutes — diese Sprache brauche ich doch nun einmal, und ich befinde mich wahrlich in ihren Büchern wie auf Chaussée — Voltaire's „Dictionnaire philosophique". Eigentlich, wenn man an den Titel denkt, zum Todtlachen, es sind anecdotes historiques et littéraires, höchstens; aber des choses assez curieuses. Uebernatürlich seicht, nur zu oft, aber plaisant, und für einen Ignoranten wie ich, immer noch unterrichtend: Du könntest mir umgekehrt sagen, der müßte grade ganz Himmlisches lesen. Ach nein! Es giebt ja schon an die hundert Litteraturen; eine immer über die andere vermuthend, suchend, grüblend; und der erzählt so manches. Und besonders, daß er sich nur selten und augenblicklich aus seiner Zeit und Paris windet, ist mir wichtig zu beobachten; und daher auszudenken und zu finden, womit — denn seine Prosa wirkte sehr — er auf diese Nation, dieses Paris wirkte; und wie gelind er gehen mußte, und wie bald nachher die öffentlichen Staatsanstalten aufstampften, und wie wenig doch nur wieder vermißt wird nach dem Einsturz beim Aufräumen. Ein wenig Wechsel der Fortünen; eine Anlage zum Krieg, Denk-Saamen für Nachbarn; wirklich, im Großen gesehen, eine kleine Veränderung, ꝛc.! Sieh mal, wie nachdenkend sich Deine Närrin anstellt. Adieu! Sei vergnügt. Gott, nun fürchte ich mich wieder, daß ich Sonnabend einen Brief, einen freundlichen Brief von Dir kriege, der noch von nichts weiß! Es schadet nichts! es muß schon alles richtig werden. Adieu!

Den 31. Dezember, Morgens.

Lieber, Bester, ich schreibe Dir nur jetzt, weil es mit meinem Kopf auf's höchste gestiegen ist! und ich, wenn ich nun Nachmittag noch einen Brief erhalte, und einen Liebesbrief, der mich affizirt, nicht werde antworten können. Meine Gehörnerven sind so affizirt, daß ich beinah nicht mehr leben kann; denn wann hörte man nicht etwas! Das Sensorium so heftig, daß ich ein beständiges Dröhnen in Hand und Kopf fühle, vor den Ohrensausen nicht mehr liegen kann, vor Blutdrang nach dem Kopf keine Lage finden kann, und bis 2, 3, auch 4 Uhr und länger oft, zubringe wie in Tortur; alles hindert und stört mich! Der Drang des Blutes ist gar nicht vom Blute, sondern weil die Gefäße im Kopf die Kräfte nicht haben, es gehörig zurückzuschicken; und so habe ich sogar Beklemmungen beim Athmen. Ich kann weder lesen noch schreiben, weil ich den Kopf so gebückt, als es dazu nöthig ist, gar nicht halten kann. Ich schrieb es Dir in den vorigen Blättern nicht, weil es da noch nicht auf's äußerste war. Die letzten Nächte war Feuer auf dem Schinkenplatz, und meine Nachbarn klopften gegen 5, wo ich grade einschlafen kann; nun ist's auf dem Giebel! sagen die Franzosen. Also nur noch dies. Nehmen wir unsere Angelegenheit nicht so ernsthaft! Ich habe seit einiger Zeit nachempfunden und erfunden, was mein Freund in Prag (Gentz) sonst immer sagte: „sich verführen lassen, sei die größte Liebenswürdigkeit!“ und, dies Wort in der höchsten Bedeutung genommen, ist das auch wahr. So wie wir es bei uns Beiden anwenden dürfen! Ich habe Dich, Du mich verführt: wir waren es Beide werth; der Moment, in welchem man es ist, der ist einem ja alles werth, und es ist eine Sinnlosigkeit und Gemeinheit, wenn man den vergißt; das hab' ich mir den ganzen Winter ausgedacht. So, mein Kleiner, denke auch! Sei vergnügt, und befolge meinen Plan. Und die mitunterlaufenden Schmerzen wollen wir verschweigen; Du nicht! Glaube nicht, daß ich plötzlich gleichgültig geworden bin. Ich kann aber ohne Ordnung in mir nicht weiterleben; und da hab' ich es denn, da wieder die Nothwendigkeit, der verfolgende Riese, vor mich getreten ist, so eingerichtet. Auch wirst Du meine Eil' im Schreiben bemerken: und die macht alles härter. Ich soll für Mama was kaufen. Morgen feiert die Familie meiner Schwester Geburtstag bei ihr. Soll mich an-

ziehen: muß noch an Paulinens Brief etwas ſchreiben — habe geſtern Campan und ihr geſchrieben —. Soll eſſen, mich ruhen, und um halb 6 bei der Guten ſein, um mit Graf Egloffſtein — nicht dem, von dem ich ſprach — eine Konferenz über ihr Buch zu haben! — Apropos, ich ſchrieb Dir Dienstag, ich hätte Dir in zwei Poſttagen nicht geſchrieben; es war nur in Einem: mir kam's ſo lang vor: weil ich bis jetzt Dir alle Tage ſchrieb. Wenn ich aufwache, iſt mir arg: wäre ich nur weg! Die Pläne und alles, wie fremd meinem eigentlichen Sein! Mache Dir über nichts von mir, nicht über meine Geſundheit Unruh. Vielleicht kann ich im frühen Frühling nach Teplitz! Adieu, Lieber! Nun will ich ſehen, ob ich heute noch einen Brief von Dir kriege. Adieu. Nun Adieu, Lieber, es iſt beinah 4 Uhr! Die Gute hat ſo eben Deinen ſtattlichen Brief — Kanaille! — und ihr Journal erhalten. Und geweint und ꝛc. Deinen etwanigen heutigen Brief mit der reitenden Poſt kann ich nicht abwarten. Ich muß auch noch eſſen: mußte noch Geſchäftsſachen an Paulinens Brief dran klötern. Laß Dich nicht, liebes Kind, von dem Gewoge in meinem Brief anſtoßen und ſchwankend machen: nach denen Gemüthsbewegungen müſſen ſich ſolche Leute wie wir nicht richten: ich konnte ſie nicht vermeiden in meinen Lagen; körperlichen und den anderen, zu lang argen. „Ich bin zu blaſirt über Schlechtes!!“ (mein Bonmot vom vorigen Jahr), ſondern halte Dich an die Meinung: die unſere Handlungen beſtimmen muß. Und an mein Herz; — wie es ohne Einrede der Umſtände wäre — dies Herz kann Deines tröſten.

Geſtern Abend war Frau von Boye und Herr von Koopmans bei mir, Rettchen und die Gute; ich dachte es ſei mein letzter Abend; das Gehirn im Kopf ſank mir; ſo matt machten ſie mich. Nein! ſo was bin ich denn doch nicht gewohnt, da hatte ich's beſſer. Heute ſoll ich mit denſelben und einer kleinen Geſellſchaft unten ſein: ein bischen muß ich's thun. Adieu, Lieber! Adieu! Muß denn alles ſich verbittern, auch unſere ſchönen Briefe! Adieu! Und ich Dir weh thun. O! wie mußt' ich, wenn ich es that. Adieu! Sieh mein Herz.

Rahel.

An Rahel.

Tübingen, Mittwoch, den 28. Dezember 1808.

Geliebte, theure Rahel! Ich muß Dir heute noch schreiben, obwohl nur wenige Zeit noch übrig ist, und ich auch der nöthigen inneren Ruhe entbehre, um auch dieses Uebrige schreibend auszufüllen. Vor zwei Tagen habe ich Deinen köstlichen Freiheitsbrief bekommen, und ich hätte auf der Stelle geantwortet, wenn ich nicht meinen im Lesen gefaßten Entschluß hätte wollen sich bewähren lassen durch Tage und Nächte hindurch, ich darf ihn Dir jetzt nach gestern ungeheuer erlittenen Schmerzen kühn sagen! Ich folge Dir! Ich ergreife Dich! In sechs oder sieben Wochen kann ich Geld genug beisammen haben, um eine Reise von hundert Meilen zu machen, ich erwarte Deine Antwort, ob ich zu Dir jetzt schon kommen soll, um Dich nach Paris abzuholen, oder Dich am Rhein erwarten oder in Paris treffen soll. Mir ist wirklich gar nicht bange, ich werde schon zu thun finden, und verlasse mich auf Dich! Laß uns auch diese Sorge gemeinschaftlich sein, wie nach Deinen Worten das, was Du hast! Ich werde ein schönes, großes, beruhigtes Leben bei Dir führen, geliebte Rahel! Aber ich bitte Dich, laß Dich's nicht betrüben, noch weniger erzürnen, wenn ich auch mit Thränen, die nicht der Freude des Wiedersehens gehören, in den Augen, Dir geliebte Rahel, in die Arme stürze! Ich zerstöre die letzten und einzigen Hoffnungen in der liebevollen Brust Fanny's, ich vernichte die letzte Hälfte der einst entzückenden Aussicht, nachdem sie die erste von gleicher Wahrheit gedrungen, in Nacht verhüllt hat. Daß sie begann — ach und auch mit welchem Weh — rechtfertigt mein Vollenden zwar, aber eben weil sie auf geringeres nun alle ihre Hoffnung gesetzt hatte, ist es um so schrecklicher! Ich fühle, daß ich ihr Herz zerreiße, und die Schmerzen, die ich in ihr sehe, wüthen tausendfach wiederholt in meiner Brust. Du siehst, die Wahrheit ist fürchterlich, aber sie ist doch Wahrheit, und muß in ihrem unhemmbaren Aufsteigen alle Wolken wegstrahlen! Fanny ist ein liebevolles, inniges, edles Geschöpf, eine trostreiche Freundin, ich bin ihr ewig zugethan, und fühle ihre Leiden, daß sie schwach ist, muß die Thränen vermehren wie es die Ueberzeugung von dem wahrhaften Sein emporsteigert. Sie hat Freude an mir gehabt, wie an einem lieben Bilde, ohne

dieſe Freude auf Beſitz zu beziehen, und dies wird wieder eintreten, ſo können wir uns nie verlieren! Aber das Band, das mich an ſie feſſelt, reicht über die ganze Erde hin, und ſo bin ich frei, völlig frei! Schonend werde ich dem krankenden Gemüth mein Entferntbleiben mittheilen, ſie hat durch nichts um mich verdient, daß ich grauſam gegen ſie ſein dürfte. Ja, vielleicht iſt es nöthig, daß ich ſie ſehe, und in geſprochenen Worten ihr die Einſicht und Beruhigung gebe, die den ſchriftlichen nicht gelänge; ich thäte das jedem meiner Freunde zu Liebe, wenn er meiner begehrte, und wie viel mehr iſt eine ſolche Freundin! Aber nichts hindert mich mehr, Dich den Sommer zu ſehen, mit Dir nach Paris zu gehen, mit Dir zu bleiben! Ja Rahel, geliebte Rahel, Du biſt mein Glück, Dir will ich vertrauen! Hätte ich genug Geld gehabt, ich wäre ſchon abgereiſt zu Dir, ich habe aber wieder dringend an meinen Freund Lüders geſchrieben. Durch einen Brief meiner Schweſter ſehe ich, daß die meiſten meiner Briefe noch nicht in Hamburg angekommen ſind, ich will nur hoffen, daß dies eine bloße Verſpätung ſei! Ich habe daher von Fanny die entſcheidende Antwort, von der ich Dir ſchrieb, daß ich ſie erwarte, noch nicht bekommen, und nun hilft es dem lieben Weibe nichts, wenn ſie auch noch ſo freundlich, noch ſo thatkräftig ausfällt! Verzeihe Rahel! Dieſes nur auf die Schmerzen Sehen in einem Briefe an Dich, könnte Dich leicht kränken, aber es dringt ſich mir auf, und indem ich Dir meinen Entſchluß ſage, mögeſt Du an dieſem Wege, den er vor Deinen Augen durch ſo vielen Jammer zurücklegt, neu und ſicher ſeine innerſte Wahrheit bewährt ſehen! Und nur erſt ſpät hab' ich die Feuer um ihn hergelegt, ich habe ihn zwei Tage mit kräftiger Freude, mit ſchmerzloſem Muthe als mein Glück und mein Heil gepflegt und gehegt. Es iſt mir, als wären mir alle Geiſteskräfte wieder friſch geworden, und auf's neue lachen mir tauſend Studien freudig in's Herz; jetzt, da nicht mehr wie eine Einquartierung die Medizin mich bedrückt, ſondern wenn ſie kömmt, nur als ein heiterer Gaſt erſcheint, ein willkommener Beſuch! Herrlich wird es mir ſein, geliebte Rahel, ein ſchönes Glück, das unter dieſen Schmerzen ſiegreich aufſteigt! —

Ich habe an Harſcher weitläufig geſchrieben; aus ſeinem letzten Briefe wirſt Du ſehen, daß ihm an Wien nicht viel liegt, und vielleicht war ihm auch Paris bei der Stelle im Sinn. Ich ſehe ſeiner neuen Antwort mit Ungeduld entgegen.

Ich aber gehe mit Dir! Dabei bleibt's! — Den Brief, den Du zurückgehalten hast, will ich sehen, wenn ich bei Dir bin. — Endlich hab' ich den Roman erhalten, grüße meine Freunde, und sag' ihnen, ich würde in diesen Tagen antworten! Leb wohl, geliebte, theure Rahel! Wie heiß sehnt sich mein Herz nach Dir! Leb wohl! Leb wohl! Bald sehen wir uns wieder! Antworte mir nur ja recht bald, doch das thust Du von selbst! Sag aber auch alles, wie Du es haben willst, und Du kannst auf mein Thun rechnen, mit der einzigen Ausnahme, daß ich vielleicht auf einige Wochen nach Hamburg muß, was ich aber doch nicht glaube, und nur thue, wenn es wirklich nöthig ist. Dann käm' ich höchstens um drei Wochen später zu Dir, denn von Hamburg nach Berlin oder nach Leipzig, wo ich Dich nun treffen soll, ist es eine kleine Reise. Leb wohl, leb wohl, geliebte, theure Rahel! Dein

Varnhagen.

Ich schicke Dir, was ich ausgeschnitten habe, damit Du es besser aufbewahrst, als ich, der ich immer versucht bin, es wegzuschenken.

Die Post ist hier so schlecht, daß ich mir diesmal einen Postschein will geben lassen, damit Du diesen Brief sobald als möglich bekommst. Adieu, Liebe!

Ich hatte Harscher Deine Worte über den „Sigurd" geschickt!

An Varnhagen in Tübingen.

Dienstag, den 3. Januar 1809.

Lieber bester Junge, ich bin rasend in Eil: es ist 4 Uhr, ich nüchtern und halb ohnmächtig, habe erst jetzt Deinen Brief bekommen, und antworte nur heute, weil meine beiden letzten Briefe hart sein mußten. Ich habe Deinen Brief mit Campan's zurück. O! welch ein Hieb in's Herz wird nun jedes Liebeswort von Dir! und wie voll Liebe, Deiner Liebe, ist grade dieser Brief. Ich bin grade heute ganz verzweifelt! Mußte Moritz nach Hamburg und Details schreiben. Vorgestern wollten sie bei mir stehlen, und haben meinen Entrée aufgebrochen; sie wurden gestört: ich war zu Hause, sah aber keinen,

nun habe ich die Sorge, den Embarras, die Furcht, die Angſt, den Aerger — alles von Mama, daß ich hier wohne auf die elenden ſechs Monat —, nun lauf' ich, renne ich; denn niemand hilft mir; laſſe an Stadträthe ſchreiben ꝛc. Alſo verzeih, ſieh ein, die Kürze dieſes Briefes. Wahrlich es fehlt mir an Liebe heute nicht.

Die ſechs Louisd'or ſchickt' ich Dir ja denſelben Tag — und hab's dabei bemerkt — als ich Dir einen großen Brief mit der reitenden Poſt ſchickte; alſo war's nur ein Kouvert. Marwitz habe ich noch nicht geſehen: bei Neumann werde ich Deine Aufträge betreiben. Wie befindet ſich Harſcher in dem ernſthaften Winter? Ich wünſche Dir oder mir Geld! und ekele mich, noch ferner davon zu ſprechen! Darauf kommt alles an. Uebermorgen bekommſt Du meinen argen Brief. Ich ängſtige mich ſeit er weg iſt; könnte aber auch jetzt nichts anderes ſchreiben. Mache, wie es Dir gemüthlich iſt! Ich werde thun, wie ich kann. Ich werde noch viele Noth haben. Mama will erſt ſpät im Sommer reiſen. Ich muß im Frühjahr fort: weiß aber nicht wie. Ach! Gott. Ich habe rechte Sorge, rechte ſchwere Sorge: und nicht von Himmel und nicht von Hölle Hülfe!

Ich will ja gern mit allen meinen Kräften, wenn ich Dich in Paris treffe, oder Du mir nachkömmſt nach einem Orte, für Dich ſorgen: und nach Deiner, nicht nach meiner Art. Aber ich bin müde, ſo ſehr müde: alles ſo müde. Aber Deiner Liebe nicht: Du biſt doch noch der Einzige, der ſich etwas aus mir macht. Wenn ich nur wüßte, wie ich fortkomme, und ob Campan und Pauline in Paris bleiben! Einen muß ich doch finden. Ich bin ja hier ſchon ſo allein. So gräßlich, wie man's gar nicht, wie's niemand denkt. Die Gute iſt mir alle vier Wochen untreu, und als Null ſoll ſie nun in meiner Seele ſtehen. Bald will ſie mit, bald nicht: und um ſolcher Urſächelchen! Grüße ſie nur immer in vollem Schmeichlen. Ich will ſie belügen: und Ruhe von ihr haben. Armer! möchte ich zu Dir ſagen, der nichts in ſeiner Seele feſthalten kann! wie Du es ſelbſt beſchreibſt. Aber vielleicht verlangſt Du zu viel von Dir: und es iſt mit allen Menſchen ſo! Ich für mich weiß nichts mehr zu ſagen. Wenn Du mich liebſt, wird es ſich finden: ich kann nicht mehr ringen. Mit und um nichts: und ein errungen Glück ekelte mich von je. Frag Dich ſelbſt, ob ich Dich genug liebe; ob ich ehrlich, und brauchbar

zum Umgang bin. Und lebe wohl! Die Nacht ſinkt. Ich umarme Dich.
Rahel.

Meiner Fanny werd' ich die ausgeſchnittenen Juden abgeben. Die Konſkription kommt hier gar nicht zu Stande, ſo viel Menſchen laſſen ſich anwerben: die wohlerzogenſten Juden, und alles; ach! es möchte jeder den alten Ruhm wieder aus der Erde graben. Wie die Seigneurs ſehen unſere Soldaten aus: höflich comme il faut: wie die Franzoſen. Sie bekommen keine Schläge mehr!! —

Du wirſt noch ganz ſchwach werden von der alten Milchſuppe. Die Fête bei Kerner genirte ich. Adieu tauſendmal!

An Rahel.

Tübingen, Donnerstag, den 5. Januar 1809.

Liebe, theure Rahel! Ja ſo iſt es, und dabei bleibt es, ich komme nach Paris, oder, was damit eigentlich doch allein geſagt ſein ſoll, ich bin frei, und kann mich jeder auch leichteren Eingebung überlaſſen. Bin ich einmal von hier fort, ſo iſt alles gut, dann beginnt erſt das neue Jahr für mich, jetzt bin ich noch hier und warte. Von Hamburg habe ich nun die lieblichſten Briefe bekommen, ich brauche für das nächſte Jahr nicht zu ſorgen, und weiß nur das noch nicht, ob ich nicht ehe ich weiter gehe, vorher einige Wochen in Hamburg zubringen ſoll, worüber ich nun auch in 14 Tagen Entſcheidung haben werde. Ein großes Verlangen treibt mich dort hin, ich möchte mit Fanny ſprechen, und ihr tauſend Dinge einleuchtend ſagen, die ich ihr auf keine Weiſe ſchreiben kann, weil ich ihre Wendung des Sinnes und Gemüths genau kenne, und daher genau weiß, wie die ausführlichſte, ſchriftliche Darſtellung ihr einzig die Schmerzen der Wahrheit gäbe, deren Freuden doch immer größer ſind, und grade für ihr Gemüth völlig eingerichtet. Doch möcht' ich nicht ohne ihr ausdrückliches Verlangen dieſe Reiſe machen, da ich in meiner eigenen Unruhe und Qual noch genug befangen bin, um nicht mit völligem Vertrauen die Zerſtreuung fremder zu unternehmen. Iſt aber die Antwort verneinend, und habe ich indeſſen Geld bekommen, ſo ſetz' ich mich auf die Poſt nach Berlin, und falle Dir um

den Hals! Wir wollen dann zusammen die gute Jahreszeit abwarten, um nach Paris zu fahren, worauf ich mich unsäglich freue! Liebe Rahel! Oft kommt es mir hier wirklich vor, als könnte ich in meinem ganzen Leben keine Freude mehr haben, bei der nicht ein dumpfer Schauder erlittenen Schmerzes wäre, und dann fürcht' ich mich vor jeder freudigen Begebenheit, weil mir fast der Schmerz lieber ist, als jener Schauder eines kalten Naturtodes: aber vor Deinem lebhaft erweckten Bilde muß alles das schwinden, und wenn ich auch nicht zu kindlicher Heiterkeit gelange, so bleibt mir doch Entzücken übrig, denn Du bist mir ein herrlicher Wein, und ich berauscht an Deiner Seite, und das mag doch kein geringeres Glück sein, das Leben in dauerndem Rausch als einen Aufflug zum unerreichbaren göttlichen Sein zu führen, oder in frischer Heiterkeit und stillem Wirklichkeitssinn das menschliche Sein in seiner Mitte erreicht zu haben. Mir geht es hier schlechter als je, an manchen Tagen kann ich gar nichts schreiben, kaum lesen, und kann nicht einmal zu Thränen kommen, sondern fühle nun unnennbare Unseligkeit; am besten ist mir, wenn ich an meinen Novellen schreibe, die mir auch ziemlich gelingen, an manchem wirst Du Deine rechte Lust haben! Zu Briefen habe ich gar keine Lust mehr, ich bin zu abgemattet schon, und soll die Dinge, die mit wenigen Worten gesprochen wären, auf tausend mögliche Stimmungen hin, die im Empfänger sein können, im voraus kombinirt niederschreiben, was kaum der Mühe werth wäre, wenn es Staatsverhandlungen beträfe, aber meine Armseligkeiten! Auch bin ich wirklich wortarm, wie Du an diesem Briefe siehst. Was Du über Johannes Müller sagst, hat mich hart geschlagen wegen meines einseitigen Hasses, ich beuge mich beschämt! Auch habe ich es gleich an Harscher geschickt, der als Schweizer noch eine besondere Freude daran haben wird. Es ist ordentlich, als wenn mir eine Versöhnung mit der Welt vorginge, in Napoleons Proklamation an die Spanier ist eine Stelle, die mich von ihm überrascht und entzückt, wo er sagt, der Edelmuth möchte wohl gar zu loben sein, der in ihren Anstrengungen liegt, es steht aber besser dort: auch ist sein Verzeihen gegen die Generale und Junta's wirklich groß, es ist nicht bloß klug, bei solchen Siegen und solcher Macht konnte er ohne Gefahr einige Klugheit der Rachsucht opfern. Mich haben aber die spanischen Angelegenheiten fürchterlich angegriffen! Wie sollte mich's freuen, jetzt die Preußen wiederzusehen

mit den überall knospenden Trefflichkeiten! Wenn dieses Geschlecht nur den Baum der Bildung glücklich hinüberschafft zu anderen, so sind seine Bemühungen schon gesegnet, daß ihn zukünftige große Männer in dieser Nation wenigstens nicht wieder als junges Pflänzchen an einen Pfahl zu binden brauchen. Ich kann heute nicht weiter schreiben. Lies aber doch den Brief an Neumann, er enthält meist Litterarisches. Ich wollte ich hätte Dir gestern geschrieben, ich bin gar zu unmuthig heute, und friere noch dazu! An Ausgehen ist gar nicht zu denken, todt und öde alles! Lebe wohl, geliebte Rahel! Ich freue mich auf die Zeit, da ich nicht so frieren werde! Habe mich lieb! Ewig Dein Varnhagen.

Ich habe am 1sten, 6ten, 15ten, 25sten und 28sten Dezember an Dich geschrieben und am 14ten an die Frohberg, der braucht aber an die 24 Tage, ich hoffe die Reise schneller zu machen.

Deine Briefe habe ich alle, soweit ich welche haben kann. Leb wohl, meine Liebe!

Vor einigen Tagen habe ich mir in der Wuth die Haare abgeschnitten, die mir vor den Augen herabhingen, und diese mir noch mehr als Schnee schwächten; mit 2 Schnitten, es war schon dunkel, und ich hatte noch kein Licht; ich sehe wohl besser, aber nicht aus!

An Varnhagen in Tübingen.

Sonnabend gegen 12 Uhr Morgens, den 13. Januar 1809.

Theurer inniggeliebter, ewig mir lieber bester Junge! Gestern erhielt ich — es ist kein Tag der Post, und ich muß mich noch erkundigen — Deinen Brief vom Weihnachtstag, Deinen ächten, lieben, innigen, aus dem Herzen geschriebenen Brief: der auch grad und tief in meines ging. Du lieber Freund! für ewig ist die Vereinigung, die uns für einander entflammte. Aecht ist unsere Ueberzeugung von einander: wir haben das Wahre von uns von Angesicht zu Angesicht gesehen: und so lieben wir uns: so lieb' ich Dich, bester geliebter Liebling! Wie weh, wie leid that es mir, als ich Deine frommen Liebesworte in meine Seele hinein las, und sah, Du

habeſt meinen böſen Brief noch nicht, daß Du ihn noch bekommen mußt: und dacht' an Deinen Schreck, an Deinen Gram: an die Perplexität. Und doch, mein ächter, gewiſſer, mir ganz lieber Freund, wiederhol' ich ihn ſelbſt mit dieſen Zeilen. Denn was bleibt mir zu thun! (Nur Eines hat ſich verändert, ich habe geſtern einen ſehr innigen wichtigen Brief von Moritz gehabt, worin er mir bis zu zweitauſend Thaler des Jahrs und alle nur mögliche thätige Hülfe, Schutz und Rache verſichert: alſo die erſten paar Jahre kann ich gewiß ſo viel haben; und uns aus Noth, Mangel und Verlegenheit ziehen. Das iſt viel!) Ich kann nur meinen Sinn und keines Anderen Sinn in der Natur befeſtigen. Ich liebe Dich: Deine Liebe zu mir: Deine Kenntniß von mir iſt mein Süßeſtes in dieſer Welt. Aber machen kann ich nichts. Unſer Zuſammenſein muß auch Dein Glück, Dein reines Glück, ohne Trübung ſein; Deine Verhältniſſe müſſen rein ſein; dann ſchwankt Deine Seele nicht mehr. Glaube mir, ſo iſt es. Lieben kann man nicht Zwei. Und wählen zwiſchen Zweien kann jeder, wenn er nicht wahnwitzig iſt und ſein Gewiſſen nicht ſcheut. Dies bringt die Natur der menſchlichen Seele, ihr Geiſt ſogar mit ſich. Alſo hierüber kein Wort mehr!

Denke Dir, lieber Freund, ſo eben erfahre ich, daß es Freitag, und nicht Sonnabend iſt. Ach! ich hatte eine wichtige, harte, aber auch belohnende Woche! Ich habe Ludwig Robert nicht allein im Leben erhalten, ſondern ihm in der Schmach der zerreißendſten phyſiſchen Schmerzen beigeſtanden, mit meinem ſchwachen, aber elaſtiſchen, gottgeſegneten Körper, ſondern ihn aus dem Gräuel gerettet, in ſolchen zerreißenden Schmerzen auseinander zu gehen. Er hatte eine Blasenentzündung, zugezogen durch Eisumſchläge, weil Böhm ſich irrte, und eine Erkältung für eine andere Krankheit hielt: in Einer Nacht kamen Blutigel, Bad, dreierlei Arznei-Einreibung, Lavement; Aderlaſſen von zehn Unzen Blut rettete ihn. Gott was habe ich ſehen und erleben müſſen: ich allein blieb, weil ſein Geſicht und ſein Zuſtand mir bedenklich ſchienen, mit meinen Domeſtiken; Mama und die Rouſine ſchliefen; Arzt und Wundarzt holte ich; beten zu Gott dem Allmächtigen that ich. Nie habe ich gewiſſe Gebete umſonſt gethan! Ich hatte das Glück, alles zu beſorgen, einzuſehen, zu ſchaffen; und er iſt gerettet. Mehr aber erträgt eine menſchliche Organiſation nicht. Auch ließ ich Arzneien weg, aus eignem Entſchluß, die ihm ſchlecht

thaten. Kampher kennt' er nicht ertragen. Ich kann an nichts denken: nur noch immer beten und danken, daß Gott gnädig meine verzweifelte Gebete erhörte, mir Kraft und Einsicht schenkte: und daß ich, nur ich allein ihn befreite. O! und meine Theilnahme (Gott hat mich als Engel wirken lassen, er wäre in Schmach gestorben): die allein tröstete in einem höchsten Zerreißen des Organismus. Herzensfreund, ich schreibe Dir sehr unterbrochen: denn ich bin noch bei Mama, und es müssen ewig Umschläge gemacht — (bei diesem Worte war ich wieder über eine Stunde vor Robert's Bette: Böhm wollte die Umschläge und tausend Kleinigkeiten noch, und ich muß in dem fatalen Logis — so unbequem! — alles ordnen! Kurz, Alle führten sich wieder auf, daß man es zur Warnung sollte drucken lassen!! Auch war Hitzig bei ihm, und der brave wünschte meine Gegenwart: und Roberten erheiterte der Besuch sehr, und da wollte ich ihn ihm konserviren; auch kommt Hitzig morgen wieder: da er gehört hat, daß ich jetzt noch den Tag über dort bin. Von Dienstag zu Mittwoch war die Gräuelnacht!) — werden. Das Schlimmste ist, daß ihm die Disposition zu dieser Schreckenskrankheit nun für immer eingepflanzt ist! Er wird, so lange es kalt ist, im Bette bleiben müssen: sich ewig hüten müssen. Der Keim muß ausgerottet werden! ich werde die thätigste Sorge tragen, daß er nach dem alles auflösenden und zugleich stärkenden Teplitz kommt. Ach Gott, der Böhm'sche Fehler muß gutgemacht werden. Der unglückselige Junge bleibt es sonst für sein Leben. Jedoch weiß er dies alles nicht. Ueber mich sei ruhig: ich hatte zwar viel auszustehen dabei: bin aber gesund geblieben. So ist mein Körper immer: wenn er Anderen nothwendig ist, so bleibt er sehr zusammen. O! welche tiefe Einsicht habe ich wieder über's Leben bekommen. Heute kann ich Dir nur nichts mittheilen, künftig alles! Mündlich. Ich verstehe auch viel von Krankheiten; und kann wirklich mit Einsicht und That helfen. Ich bin eine Mutter ohne Kinder. Ach welch wildes Haus war es! Da sah man die Unordnung. Ich hatte aber meinen Bedienten, Line, unseren vorigen Feu holen lassen, und noch einen Bedienten, einen klugen Krankenwärter von einem Abend bis zum anderen Morgen angeschafft. Jetzt schläft Einer um den Anderen. Fritze war selbst krank. Und die Kousine führte sich gräuelhaft auf; Andere schliefen, und waren auch schlecht. Genug davon! Ich bin aber noch ganz voll davon: und weine

noch immer aus Glück, daß Gott ihn von den Schmerzen erlöst hat! Du aber, mein Freund, wenn Du es nicht kannst, lerne von Stunde an Aderlassen: eine große halbe Stunde eher hätte er von der Tortur können befreit werden, wenn Böhm es gekonnt hätte, und wir nicht noch erst den Wundarzt hätten holen müssen. Eine Schande wäre es, wenn Du ausschneiden und nicht aderlassen könntest. Nach seinem Fehler war Böhm ordentlich wieder groß in Sicherheit, Ruhe und Kunst. Ach Gott, hätte ich von dem Uebel gewußt! vierzehn Tage laborirte er an Schmerzen; und so lange hielt es Böhm für ein anderes Uebel: und ich gleich für Erkältung: und in keinem erdenklichen Fall hätte ich Eis gelitten.

Liebe mich: und sehe mich. Morgen noch ein paar Worte. Apropos! Daß Du Goethe immer mehr liebst, ist Balsam auf mein Herz! „Ein Schritt, und es ist Wirklichkeit." Ja, Varnhagen! ja, mein Freund! bearbeite Kaiser Friedrich! Ueber Werner hast Du mir auch gut geschrieben! Adieu. Ich muß Moritz antworten, auf den herzlichsten, edelsten Brief: auf einen, wie ich sie meinen Brüdern zeitlebens schrieb. Es ist ein Zauber in ihn gefahren. Wundere Dich nicht, wenn ich Dienstag nicht schreibe: es kann aus Ermüdung und Mangel an Zeit unterbleiben, wenn ich auch noch Sonnabend einen Brief von Dir kriege. Adieu, theurer, aus dem innersten Herzen und in der tiefsten Meinung geliebter Freund! Dein Weihnachtsbrief war ächt; und Dein Herzensgold klingt klartönend an meines. Adieu für jetzt, 11 Uhr Abends. — Nun bin ich zu Hause! Wie angegriffen! Ich finde von Dir, Geliebter, einen dicken Brief! Ich fürchte mich, ich erbreche ihn nicht zur Nacht. Mit Robert geht's nach den Umständen sehr gut. Die leiseste Erkältung, und folglich Vernachlässigung, und er schlägt zurück. Denk Dir also, wenn Du kannst, meine Sorgfalt, meine Mühe; und meine peinigende Sorge, wenn ich schlafen gehen muß. Böhm hatte doch ganz in allem Recht. — Gute Nacht! Wie fürchte ich mich vor Deinem Briefe: dies ist Antwort auf meinen schlechten. Adieu, ich erliege dem Echauffement und den Nerven! Adieu. —

Sonnabend, den 14. Januar. Vormittag.

Wieder bei Mama. Ich wollte zu Hause bleiben diesen Morgen, und hatte auch Robert prävenirt; aber gegen 9 erfahre ich, daß er die Nacht übel zugebracht hat; ich springe

aus dem Bette, ſchreibe Böhm ſtehend: bereite Mama in einem anderen Billete vor, daß er früher kommen wird, und was ſie zu beſtellen und zu ſagen nicht vergeſſen ſoll: ſchreibe Robert, — damit er ſich nicht entſetzt, — ich müſſe mit Vetter zu Bouché Blumen kaufen fahren, zu einem Geburtstag, den er feiern muß, und würde doch noch den Morgen kommen. Nun bin ich hier; Böhm war grade weggegangen, es thut mir leid; Robert iſt wie geſtern, nur große Neigung zum Schlaf: Böhm hat ihm Kaffee verordnet. Die Frohberg hat mir ein aufgebrachtes Billet geſchrieben, daß ich ſie nicht beſuche. Heute bekam ich's. Ich athme faſt nicht! und nur die Sorge erhält mich feſt auf den Beinen. Ich antwortete ihr: „Sie ſcheinen von nichts zu wiſſen", und nannte ſie: „Liebes Kind." Ließ ihr aber mündlich durch den Bedienten ſagen, ſie möchte ſich ihre Schweſtern holen laſſen. Wenn ich ſie nun wieder ſehe, kriegt ſie alle Wahrheit für's Leben: die ſtupide Puppe!

Nun von uns, mein Herzensfreund! Ich erbrach Deinen dicken Brief doch geſtern Abend. Harſcher ſeine fremde Schrift fiel mir zuerſt in die Augen; ich las den Brief. Ich kenne ihn ſo wenig! und ſein Lob ſtärkt mein Herz. Wie natürlich ſind' ich ſeine Ausdrücke — ſonſt, als ich noch nicht gehetzt war, ſchrieb ich auch ſo — ich verſtehe auf dem Punkt, aus meinem eigenen Gemüthe und meinem eigenen Geiſte, wie er ſie meint; und finde eine große Aehnlichkeit, in unſerem unbeſtechlichen Sehen; wie wir die Dinge finden, — ich meine nicht gradezu irgend ein beſtimmtes Urtheil, ſondern nur — wie wir ſie in uns ſtellen; und wobei ..., wobei ich mich nicht aufhalten kann, der Sicherheit des Einſehens wegen; die den mir unverkennlichen Ueberdruß und die Kürze im Ausdruck hervorbringt. Kurz, eine Geiſtesähnlichkeit, die ſich ſchnell in der tiefſten Tiefe erkennt. Ich kenne ihn wenig: aber den erſten Abend bei der Hofräthin Herz vertheidigte er das Geſicht von Kosmeli gegen die unkundigen Angriffe der Anderen: und ſeine Ruhe, ſeine Kürze, das was ihn endlich, und nur dies, zu reden zwang, ſetzte mich über ihn nach meiner Art gleich au fait. Ich habe es Dir nie geſagt! wer kann alles ſo aus ſich herauslaſſen, eh man ganz der Aufnahme verſichert iſt; denn in der That ſind ſolche kleine Intimitäten des Denkens ohne das ausgedehnteſte und tiefſte Verſtehen, folglich ohne die herrlichſte Aufnahme, wie ich's nenne, lächerlich. Grüße ihn tauſendmal; und ſag' ihm, das Spektakel, mich wahr zu ſehen,

ſollte er immer haben: und ich wäre auch gewiß, daß wir uns auf eine liebenswürdige Art miteinander einleben würden; es würde ihm ganz angenehm häuslich neben mir zu Muthe werden; und ich ſtellte mir ſo viel Gutes von unſerem Umgang vor, daß die Hoffnung dazu für mich ein ſchöner gedeihlicher Troſt wäre! Ganz gewiß!

Du, mein Theurer, Geliebter, Du reiſeſt nach Hamburg. In jedem Fall. Du mußt ſie ſehen, die Frau; mußt mit ihr leben; mußt genau wiſſen und erfahren, wie Eure Herzen ſich entwickeln. Sind Wunden da, müſſen welche geriſſen werden, ſo müſſen ſie rein ausheilen: entweder durch glückliches Zuſammenleben, oder reine Trennung. Ich, Lieber, Guter, mag Dich eher nicht wiederſehen. Stärker, baumfeſter, reiner, entſchloſſener, leichter einſehend, in mich ſelbſt eindringender, werd' ich mit jeder Nacht; nichts Schwächliches, Verwundetes, Zweideutiges, Krankes, Hinhaltendes, Erbärmliches, Panari-artiges, in Seelen, kann ich mehr dulden. Du weißt das, und Du weißt, wie Du mir lieb biſt. Mein Entſchiedenes wird Dich entſchieden machen, und Dein Entſchiedenes Fanny'n. Wohin Du Dich nur entſcheideſt, iſt Glück: ohne Dein reines, kann mir von Dir keines kommen. Nicht einmal Ruhe zu einem edlen, freien, natürlichen Umgang. Etwas war ſchief mit Fanny; gleiche es zu ihrem Glücke, wenn es geht, mit ihr aus: oder ſo ſchmerzlos als möglich. Ich mag hinfort mit keiner neuen Frau — iſt ſie nicht wie ich — etwas zu ſchaffen haben; ſonſt würde ich Dir ſagen, zeig' ihr alle meine Worte: aber im Gegentheil! ich verbiete es Dir! Ich habe, und will mit niemand zu ſchaffen haben, als mit Dir; und nicht einmal, nur negativ. Ich ſage nur, was ich nicht will. Harſcher'n aber kannſt Du mein innerſtes Herz zeigen, und jedes Wort ſagen, was ich je ſchrieb und ſagte. Dies iſt mir lieb. Du, Lieber, ſei ruhig! Ich bin es auch. Und laſſe Dich in Hamburg nicht abwinſlen! Ich kenne Frauen; das Edle in der Miſchung hält grade den Wahnſinn zuſammen und den Unſinn. Handle aber ganz nach Deinen Augen und nach Deinem Herzen. Könnt Ihr Glück für einander ſein, ſo iſt es ja ſo gut als möglich. Ich bin zufrieden mit dem, was ſein kann, grade mit dem. Nur ſei verſtändlich für ſie, ſanft und heilend; ich — will weder mehr Krankenwärter in der Welt ſpielen, noch habe ich ein Herz im Buſen, bourreau zu ſein. Mit Fanny iſt alles Deine Sache. Ich trat rein zu Dir; das iſt

Dein Verhältniß. Mache Dich auch nicht unglücklich: bloß, weil Du's nicht aushalten wirst. Verstehst Du? Deinen lieben Brief, Deinen Dank für meinen, mein Herzensfreund, habe ich eingesehen: und Du weißt, ob meine Seele denken kann. Ich umarme Dich tüchtig und zärtlich mit ganzer Liebe dafür! Es bleibt bei der Hamburger Reise: ich werde noch durch meine Korrespondenzen mit Campan und Moritz, von meinem Gelde und meiner Gesundheit, entschieden werden. Noch ist Januar: und in einiger Zeit weiß ich auch mehr von Dir. Adieu, Geliebter! Ich muß noch an Moritz schreiben. Nein! schöner Ausgeschnittenes giebt es nicht! die kleinen Rosenbouquete! Engels! die verwahre ich gewiß. Du Lieber!

Nun laß Dir Neuigkeiten erzählen! Bernhardi ist, nach seinem verzweifelten Zwist mit seiner Frau, von München wiedergekommen, und hat sich nur Ein Kind mitgebracht: sagend, er habe es nicht über's Herz bringen können, ihr mehr zu nehmen?? nach dem Prozeß, nach der Prozedur! Ist auf eine Art eingenommen von ihr; hat einige Tage sehr gut dort bei ihr gelebt; erzählt, sie lebe sehr gut: habe vier Domestiken, kurz alldergleichen und etcetera. Ein Mann, und habe er achtzehn Wissenschaften in seinem Kopfe, dem man Einmal eine Frau zum Lieben aussuchen kann; und der allerhand in ihm von kühlen eitlen Leidenschaften aufblasende Winde für sein Herzensfeuer, von gesunden, geläuterten Sinnen entbrannt, halten kann; dem kann man zeitlebens was einbilden; und die magere Tieck ist nun einmal eifern, nicht grade gebären, dem dicken Bernhardi was weiß zu machen. Und noch weiß ich! Wohlleben imponirt: die Mittel dazu werden immer vergessen. Menschliche erste Natur; das Grübeln über die Dinge ist die Natur des Geistes, zweite menschliche Natur. Das Geschichtliche der Sache weiß ich vom unschuldigen Doktor Bing, Fichtens Arzt. Dem es besser geht: er hat nur noch Gicht an der Hand.

Da unsere Landesdikasterien verändert sind, so haben wir Staatsräthe bekommen – eigentlich Minister, — Wilhelm von Humboldt, aus Rom, ist einer; und hat viele Departements unter sich: unter anderen die Schulen; und auch die Universitäten. Vorvorgestern ist er angekommen; er soll sehr überlaufen und genöthigt sein, Vielen absagen zu lassen: Du weißt, er ist mein Intimer; auch war er gestern früh schon mit seinem Sohne bei mir, aber ich war hier. Ich werde ihn mir zu

Rathe halten: in jedem Fall! weil es mein alter Jugendfreund iſt; und er Dir, Liebling, nützlich zu jedem Etabliſſement ſein kann. Ich werde Dir melden, was mir von ihm zu erwarten ſteht. Und ob Du in einiger Zeit, wenn er hier bleibt, Dich ihm etwa ſelbſt präſentiren mußt. Ich glaube, ich kann viel von ihm erhalten — er hat auch in Frankreich und allenthalben Verbindungen und Gewicht, — ohne ihn im geringſten zu hintergehen. Nun lebe wohl. So eben habe ich mit Hanne und Mama Deine Bouquets beſehen: ſie ſind wirklich unglaublich. Sie wollen Rad ſchlagen; Mama bewundert Künſtliches immer übermäßig. Jetzt ſieht ſie Robert; Hanne zeigt ſie ihm. Adieu. Deine Rahel. Mich kränkt das übrige Papier. Ich habe die Hofräthin Herz durch ihre Mutter von Dir grüßen laſſen. Reiſe ja mit Klugheit. —

An Rahel.

Tübingen, Sonntag den 15. Januar 1809.

Meine theure, geliebte Rahel! Wenn Du meine letzten Briefe (vom 25ſten, 28ſten Dezember und 5. Januar) richtig erhalten haſt, und wie ich dieſe Du die Hoffnung hegeſt, daß auch die Deinigen in meinen Händen ſind, wie ich denn in der That keinen vermiſſe, ſo wirſt Du leicht begreifen, daß mir an Dich zu ſchreiben wo nicht mißlich, doch unnütz dünken mußte, bevor ich nicht die ſehnlichſt erwartete Antwort auf meinen vorletzten Brief empfangen, die vielleicht ſchon unterwegs und unabänderlich iſt. Ich hätte Dir auch nicht geſchrieben, wenn mich nicht die Angſt ergriffe, daß Du Deinerſeits vielleicht auch meine Antwort abzuwarten gedenken möchteſt, und mit dieſer Angſt ein tiefes Sehnen zu Dir zu reden verbunden wäre, ein Sehnen, nicht Dir vieles zu ſagen und mitzutheilen, ſondern nur Dich zu ſehen, Dich zu grüßen, was ich ja nicht anders vermag zur Zeit als auf dieſe traurige Weiſe! Was ich Dir zu ſagen hätte, iſt darum aber nicht weniger beunruhigend, und nur, weil kein Schein der Möglichkeit, alles ſchriftlich abzuthun, übrig iſt, kann ich ruhig ſchweigen, und unbefangen hin und wieder ein Blättchen abpflücken von dem Baum, und Dir zuſchicken, während hier ein kalter Luftſtrom in den zurückgebliebenen ſchauert. Mußt Du nicht mit mir lächeln, geliebte Rahel, über den Zufall, wie ich als ein kleiner Menſch das

nennen will, was bei einem großen Schicksal heißt, über den schlauen Zufall, der meine solche Briefe mit Deinen solchen sich kreuzen läßt? Den Inhalt Deiner Briefe, das weiß ich wohl, habe ich erzeugt, und selbstgesponnene Fäden winden sich um mich, aber der Zufall ist auch nur in der Zeit, worin leider auch unser Leben, und alle meine Verwirrung. Was hilft es, am letzten Lebenstage die Einsicht zu erlangen von den Bestimmungen der vergangenen Tage: nur Zusammentreffen ist Glück und Liebe, und ich sehe mit unseliger Traurigkeit, wie ich voraus bin oder zurück, daher immer allein, außer dem Moment da in meinem Eilen, oder in dem des Anderen wir einander vorbeikommen! Deine beiden letzten Briefe waren mir um so fruchtloser, als ich, wo ich nicht irre, einen Tag nach meinem entscheidenden, einen von Dir bekommen hatte, der mir das größte Frohlocken gab, weil ich aus innerem Triebe schon gethan hatte, wozu er mich bewegen hätte, wenn es nicht schon gethan gewesen wäre. Nichts hat mich in Deinen Worten verletzt, ich sahe ihnen muthig in die Augen, obwohl ich mich von ihren Blicken zusammenschmelzen fühlte in immer kleinere und kleinere Gestalt: denn ich fand mich zuletzt in der, in welcher ich mich immer gefunden habe, und die Wahrheit hat für mich nichts Furchtbares, weil sie mit dem Wahren in mir einig ist, und ich das Lügenhafte, Nichtige, mit bitterer Feindschaft von je in mir aufgesucht habe, und nur über die Schmerzen klagen muß, welche entstehen wenn die verschlungenen Pflanzen auseinandergerissen werden, von denen die schlechte der guten durch die Länge der Zeit zur umkleidenden Rinde geworden, und durch ihr Wegreißen eine wunde formlose Stelle läßt, die spät heilt. Ich habe es immer gesagt, und wiederhole es, liebe Rahel, ich bin Deiner nicht werth! Wüßt' ich nicht mit der seligsten Freude Dich verlassen, wenn ich den sich Dir nahen sähe, der Deine ganze Seele erfüllte, nicht weil Du Dich mit ihm erfüllen willst, sondern schlechthin weil er Dich erfüllt? Harscher's Verwundern über Deine Güte zu mir habe ich ja selbst gefühlt und oft ausgesprochen; ich mußte da wohl zagen und fürchten, liebe Rahel! ich konnte mich nicht vergessen, und nur dann mich unbedingt in Deine Arme werfen, wenn ich gewiß war, daß unter allen Verwandlungen, die dem Menschen gegeben sind, und deren Gestalten er wie durch Zauber zu gewissen Zeiten annehmen muß, keine wäre, die Dir unerträglich dünkte. Diese Zeit, die ich mit Dir so glücklich verlebte, habe

ich Dich von Tage zu Tage in ſchöneren Geſtalten geſehen, und war von dem Zweifel an dem Geringſten aufgeſtiegen zum liebevollen Glauben, zur feſten Ueberzeugung des Schönſten und Heiligſten, und auch jetzt ſteigt mein Glauben an Dich mit jedem Gedanken an Dich: aber Du haſt das Schlechteſte in mir nicht geſehen, deſſen Geſtalt mich die Mitgabe meiner Natur oft anzunehmen zwingt, und deſſen erſte Erſcheinung die Schrecken und Reue geben muß; darum habe ich mir Mühe gegeben, es Dir in meinen Briefen zu zeigen, und mit aller erſinnlichen Kunſt mir den Zwieſpalt, der in mir iſt, aufgereizt, gegen Dich natürlich zunächſt in der Form, die Zeit und Verhältniſſe in dieſen Tagen mir aufdrangen, als Dich und Fanny, ich hätte es ebenſo als Deutſch oder Griechiſch aufſtellen können, zwiſchen jeden zwei Dingen kann ſich die brückenloſe Tiefe für ſchlechte Geſinnung niederſenken. Ich freue mich noch, Dir nichts verhehlt zu haben, Dir vielleicht ſchneidender meine Unſeligkeit gezeigt zu haben, als ſie mir empfunden war, nicht wegen der Art, denn die und ihr brennendes Weh vermocht' ich nie auszudrücken, ſondern wegen der Dauerhaftigkeit, welche die glühenden Eiſen in dem Bilde geſchriebener Worte, auch geſprochener, erhalten, während doch das Eiſen erkaltet und die Flamme nicht haftet. Ich habe wohl zu heftig Dich angegriffen, Du fühlteſt Dich ſchwankend mit meinem Schwanken, Du läſſeſt mich les. Wäre ich gegenwärtig im Stande, mich frei zu bewegen, könnte ich reiſen, ſo müßte ich ſehr unruhig ſein, mit von mir ſelbſt bewunderter Geduld aber wart' ich nun, da ich nicht vom Fleck kann, die neuen Entſcheidungen mit den kommenden Tagen ab, und durch meine düſteren Tage, denen, ununterbrochen beinah, angſtvolle Qualen zur Unterlage dienen, worauf ſie ihre langweiligen Stunden mit kläglichem Schein einiger Anmuth hinführen, geht ein ſonderbarer Gleichmuth, den ich für Stärke halten muß, weil aus ihm mir manches Thun geworden iſt, das ich verloren hatte, und aus ihm mir ein jedes Ding, als ein Baum, ein Haus u. ſ. w., in mehr erfüllender Kraft zu den Sinnen ſpricht, und weniger als ſonſt in einer weiteren Beziehung mächtig zu werden verlangt. Ich glaube wirklich, daß ich in meiner hieſigen Einſamkeit mich völlig erkannt habe, und daß ich durch ſie, was freilich niemand bemerken wird, ſehr verändert bin; da ich mich aber nicht entſchloſſen habe, mich durch eine Kugel außerhalb dieſes Seins und der Erkenntniß dieſes Seins hinzuſetzen, ſo bin ich eben noch in der Noth-

wendigkeit weiter zu leben, und damit beſchäftigt; ich klage über nichts jetzt, als daß ich noch nicht Geld genug habe, um fortzugehen, und ſorge übrigens dafür, es zu bekommen. Sonſt habe ich allen wärmeren Antheil an mir aufgegeben, und ſehe mich wie einen fremden armen Teufel an, nicht einmal mit dem Mitleid, das man an einem hat, weil man ſich in beſſerem Zuſtande befindet, was bei mir, der ich beides bin, eine glückliche Unmöglichkeit iſt. Jenen Entſchluß jedoch, dem ich mich vertrauen wollte, muß ich überaus loben, denn ich faßte ihn in einer Zeit, die langdauernd mich erglühte, und Schmerz und Entzücken in meinem Blut gleich ſtark zur äußerſten Höhe trieb, und jetzt, da Deine Briefe ſo lauten, wie zu wiſſen mich damals vernichtet hätte, dauert dieſer Entſchluß fort, da ſeine Form zwar zerſtört iſt, aber ſein Inhalt es nicht werden kann. Ich bin bereit nach Hamburg oder nach Berlin zu gehen, an beide Orte jedoch nicht auf lange; den Sommer bringe ich in Paris zu, wenn ich hoffen kann, dort nicht allein zu leben, was mir dort nicht viel beſſer wäre, als hier, weil die großen Anſtalten des Lebens dort mich nur dann erquicken, wenn die Fremdheit der Nation mir vermittelt wird durch liebe Geſtalten. Soll ich meine theure, geliebte Freundin von Amſterdam abholen, ſo wird mich nichts davon abhalten, und wahrſcheinlich geſchieht das dann von Hamburg aus. Komme ich aber ehe ich nach Paris gehe, und ohne nach Hamburg zu reiſen, nach Berlin, ſo iſt das freilich einzig um Deinetwillen, aber es darf Dich nicht ängſtigen, denn ich mache meine ungeheuren Anſprüche nur unter der Form der Anſpruchsloſigkeit. Du irreſt Dich doch völlig, liebe Rahel, wenn Du glaubſt, ich habe mich in Dir geirrt; Deine Briefe haben mir in Rückſicht auf uns nichts neues geſagt, nur Worte für das alte, ſie haben mich nicht gekränkt, obwohl ſie ungeheuer hart ſind, denn ich hatte, durch die Einſicht meiner geleitet, ihren Empfang vorbereitet, ihre Härte durch Zuvorkommenheit gebrochen. Aber eines haſt Du in mir nicht recht geſehen; Du haſt nicht ſehen können, welche Geſtalt die Welt dem gewinnt, deſſen Leben weder durch Vermögen, noch Familie, noch Talent feſt in ihr gegründet iſt, und ſo die Relationen, die bloß äußerlich ſein ſollten, von Jugend auf in ſein Gemüth verarbeiten mußte. Ich meine damit weder eine Beſorgniß für die Zukunft, noch die Uebermacht des Bedürfniſſes über den Geiſt, vielmehr habe ich aus reiner Geiſteswendung heraus, und auch wohl aus

Trotz, ſchon mehrmals in meinem Leben zum Schrecken aller die mich liebten, alles mit Füßen getreten, was mich hemmen wollte, oft roh genug: ſondern einzig das mein' ich damit, daß jede Gegenwart dadurch kann verdorben werden, wie dieſe jetzt ein Beiſpiel iſt, und das äußere Schwanken in Möglichkeiten das innere bedingt; ich hätte bisher keinen Akt meines Willens vollbringen können, und Du haſt ganz recht, daß ein gehemmter keiner iſt. Darüber wäre noch viel zu ſagen, aber im Schreiben mag ich nicht den Verſuch machen, es gehörten zu viele Data dazu, die geſchrieben aus ihrer Flüchtigkeit, dem beſten was ſie haben, herausgeriſſen würden. Wenn ich's recht betrachte, ſo bin ich noch eben ſo unentſchloſſen als vorhin, aber nicht aus Mangel meiner, ſondern aus Mangel des Stoffs zum Entſchluß, denn wenn Du ihn nicht freiwillig wieder giebſt, den Stoff, den Du mir weggenommen haſt, ſo kann ich freilich nicht einmal mit Recht ſeine Zurückgabe fordern! Was Du mir aus „Clavigo" anführſt, wußte ich wohl vorher, aber das ganze Stück beſteht ja nur dadurch, daß dieſes von Carles Geſagte nichts hilft; es iſt nicht beſſer, als wenn man einem Sterbenden durch die Einſicht des Todes helfen wollte, da ſein Gefühl des Todes überdieß noch weit dringender iſt, als der Anderen Einſicht. Doch ſchelte ich Dich deshalb nicht, denn Du ſagſt es auch nicht meinetwegen, ſondern Deinetwegen, weil Du Dich von ſolchem entfernen willſt, und mit Recht: wollte mich doch auch Harſcher nicht recht zum Freunde, freilich ſchon in der Blüthe unſerer Freundſchaft, weil er, ehelos bleibend ſein Lebenlang, immer einen ganzen Menſchen hingiebt, und ſeine Freunde ihren beſten Theil den Frauen zuwenden ſehen muß: es flieht noch billiger eine Natur vor der anderen, ich natürlich nicht vor Dir! mir iſt wohl in der Sonne, ſie aber findet keinen Grund bei mir zu verweilen. Wir wollen nun ſehen, ob ich Dir nachreiſe! Wenn nicht, ſo iſt es ein Zeichen, daß mir ſonſt wohl iſt, und das wird Dich immer freuen, nur freilich muß ich auf den möglichen Fall immer wiſſen, wo Du Dich aufhältſt, und ob es auch ein Land iſt, wo ich hinkommen darf, denn wie Du mir nicht nach Rußland folgen wollteſt, ſo nehme ich auch eines aus, das ich aber nicht hinſchreiben mag, ſondern mündlich ſagen werde. Ach, liebe Rahel! ſo ſehr fühl' ich unſere Innigkeit geſtört, daß ich ſchon fürchte, Du ſaugſt Böſes aus meinen Worten, die ſo verwirrt daſtehen, und ängſtlich prüfe, ob eine heftige Stim-

mung, in welcher Du heut über zwölf Tage ſein könnteſt, nicht vielleicht Tücke in mancher Aeußerung findeſt, die dann vertheidigungslos daſteht! Dieſes fürcht' ich um ſo mehr, da meine liebevolle Sehnſucht zu Dir, die bis hieher, ich ſchwöre Dir's zu, geliebte Rahel, mit voller Innigkeit mich durchſtrömt hat, ſich ſchwerfällig bewegt in meiner mehr als je zügelloſen Schreibart, die mir ſelber kaum klar wird, und dann weil ich ſeit einer kleinen Pauſe am Ende der vorigen Seite mich wirklich ſehr aufgebracht finde, und was ich jetzt als Zorn Dir gradheraus in's Geſicht ſagen will, ſich früher wo ich nur an Deine Lieblichkeit lieblich dachte, und Dich, wenn Du bei mir geweſen wäreſt, entzückt an mich gedrückt und geküßt hätte, wohl als Tücke mir unbemerkt könnte eingeſchlichen haben. Wenn unſere Briefe je zuſammen gedruckt würden, müßte ſich meine jetzige Antwort auf Deinen eiſernen, gediegenen, koloſſaliſchen Brief ſehr übel ausnehmen, aber nichts deſtoweniger muß ich mir bei den Leſern noch mehr Schaden thun, und Dir ſagen, daß wenn Du jetzt neben mir ſäßeſt, ich Dich nicht anrührte als um Dich auf's Blut zu kneifen, ſo unliebenswürdig als möglich, damit Dir der bloße Aerger bliebe; und wenn Du zur Frohberg gingſt beſuchte ich die für mich, nicht von Dir mitgebracht, und quälte Dich dann dort als eine Fremde; ich weiß wohl, Du lachſt darüber, daß ich Dir achtzig Meilen weit drohe, und ich lache ſelber darüber, indem ich es ſchreibe, es iſt aber dennoch, auf meine Ehre! der wahre Grund meines Herzens, und darum ſchreib' ich es auch trotz des Lachens. Denn ich frage Dich ſelbſt, iſt es zu dulden, zu erlauben, zu vergönnen, daß Du mir ſo trotzig ſchreibſt, auch wenn ich wirklich unrecht gehabt habe bis hieher? und das iſt noch nicht ſo arg, daß Du alles ſagſt was Du ſagſt, ſondern Dein eigenes Gefühl, Dein wiederholtes Ausrufen über die Härte, wodurch ich ſehe, daß es in Dir härter ausſah, als von Dir abgetrennt auf dem Papier! Nein, durch Liebkoſungen allein biſt Du nicht zu bezwingen, Du biſt ein widerſpenſtiges Geſchöpf, Du möchteſt mir wieder einmal gern einen Tiſch umwerfen zwiſchen Dich und mich, und während meiner Verlegenheit hinausgehen, ich aber bin nicht mehr verlegen, und nicht mehr ſo ſchreckhaft. Liebe Rahel! — Ich komme eben von Kerner herauf, dem ich inzwiſchen eine Stunde Geſellſchaft geleiſtet habe. Er iſt ſeit einigen Tagen wieder hier, aber krank und bettlägerig, ſo daß ich den größten Theil des Tages bei ihm bin, wo ich ab und

zu auch andere Leute sehe, aber diese halbe Gesellschaft schlägt mich vollends darnieder, und erinnert mich wie mit glühenden Zangen daran, von wem ich entfernt bin! Ach, geliebte, süße Rahel! ich wollte Dich kneifen, thue aber nur mir weh! Den ganzen Tag schwebt Deine helle, befriedigende, lebensfrische Erscheinung, Dein liebenswürdiges Wesen vor meiner Seele, und ich fühle jeden Moment, der so schlecht vorübergeht, was er sein könnte! Zürne mir nicht, Du Liebe! Ich zerrisse diesen Brief gleich, wenn ich Zeit übrig hätte, Dir einen anderen zu schreiben. Ich bin Dir ergeben, liebe Dich, sehne mich nach Dir! Ich kann, ohne verloren hinzusinken, nicht die Hoffnung aufgeben, Dich wiederzusehen! Aber ängstige Dich nicht, wenn Du mir vielleicht schon geantwortet hast und mich fortdauernd von Dir weisest! Ich will ja Deine Freiheit nicht verletzen, Dich nicht plötzlich überfallen, sondern die Zeit reifen lassen nach ihrem eigenen Gange; thue unbedingt was Du willst, recht liebe Rahel überlässest Du mir mein Handeln, es wird sich ja zeigen, was ich abgesondert vollbringen kann, unser jederseitiges unabgeredetes Thun wird auch hervorbringen können, was unserem sorgsamsten Kombiniren, wie es scheint, nicht gelingen sollte. Ich bin auf alles gefaßt.

Sieh! eben kommt zum Schlusse meines Briefes noch der Deinige vom 3ten Januar. Meine liebe arme Rahel, daß Du Dich mit solchem Volk ewig herumschleppen mußt! Wenn Dich nur ein heiterer Sommer trösten wird! Ich hoffe es! Leb wohl, geliebte, theure Rahel! Ich kann heute nicht mehr noch schreiben, ich küsse Dich tausendmal! Grüße die Freunde!

Ewig Dein Varnhagen.

N. S. Die Frohberg grüß' ich auf dem Schlußblättchen wie es sich gebührt. Ich freue mich aus nichts Etwas zu machen, denn grade ein solches Etwas, das man aus Nichts macht, verdient sie denn doch wirklich, in allem Ernst!

Die Preußen freuen mich in der Seele! Aber hier in Würtemberg — das läßt sich nur erzählen! Hier kriegen sie Prügel, ganz neuerdings eingerichtet, nicht nur nicht abgeschafft.

Im Doppelroman sagt Neumann's Jean Paul: Himmel! welch ein Himmel! Im „Morgenblatt" steht zum 1sten Januar

ein Aufſatz vom wirklichen Jean Paul, da heißt's: „Himmel! welch' ein Himmel!“ Das heißt ja faſt prophezeihen!

An Mad. Frohberg bitte ich mich beſtens zu empfehlen, und ihr zu ſagen, daß ich mit der tiefſten Theilnahme ihrer eingedenk bin, und im Vertrauen auf meine redliche Geſinnung es wage, mein Andenken in ihr bisweilen flüchtig aufzuregen.

An Varnhagen in Tübingen.

Dienstag, den 16. Januar 1809.

Lieber Beſter, nur zwei Worte; ich leide noch ſehr an Mama, an Markus, an der Keuſine, an Robert, der noch mit Umſchlägen liegt, an Böhm, der nicht kommt, an Mama's Quartier, an ihren verderbenen Leuten. An der Kälte und an dem Weg; an dem übernatürlichen Aerger. Aber alles iſt gut; denn Robert hat nicht wieder Schmerzen gehabt. Humboldt war dieſen Morgen bei mir. Geſtern hatte ich vom 20. Dezember einen Brief von meinem Freund (Campan), aus Madrid, und mit Bleiſtift von unterwegs. Er trauert, daß das Grab vom Cid und von Chimène zerſtört iſt; rühmt das Großartige des Landes, und ſpricht würdig vom Krieg. Auch mich freute der große trait von Napoleon. Eines Helden Herz zu lieben, iſt eine Luſt. Du, mein Freund, mußt immer gewiſſer nach Hamburg; denn, ſiehſt Du? in dem letzten Brief vom 5. Januar, wo einer an Neumann drin iſt, biſt Du doch wieder traurig, und wirſt es immer wieder werden. Nein! Geh hin; geh ja hin! Trage das „Band, das über die Erde reicht“, ab: oder wickele Dich darin ein. Sonſt verwickele ich mich mit darin. Geh ja hin, und bald. Deine Wehmuth könnte ich nicht dulden; Dein Dortſein und Dein Glück dort, ganz gut. Denke nicht, lieber Junge, daß ich böſe bin: eben habe ich Campan und Moritz eben ſo geſchrieben: ich bin nur zu zerärgert; und Kürze ſieht Härte ähnlich. Setze Dich auf's Reine mit der Frau; hauptſächlich ſie über ſich: ſelten ſind es Frauen: Du weißt, was ich von ihr urtheilte, eh' ich wußte, daß ſie Deine Braut ſei. Ein unreiner Schritt, und den nicht zerſchnitten, und man macht

einen unreinen Weg: und iſt man gütlich und ſchwächlich, ſo ſpielt man edel, und verwirrt ſich halb willkürlich: dies ſie, nicht Du. Kurz, lebe dort: und jammere nicht, wenn Dir dort wohl werden kann. Wie es mit Dir iſt, weiß ich, aber nicht ganz wie ſo. Mich affizirt nur Liebes von Dir; das Andere nicht mehr; und Reines nur will ich; Feſtes. Kann mein Herz nur aufnehmen. Uebrigens alles wie Du kannſt. Auch Halbes, wenn Du willſt; nur bei mir hat's keinen Eingang. Geh doch bald nach Hamburg.

Ich war vorgeſtern bei Mad. Sander auf zwei Stunden, ſie hatte mich wieder bitten laſſen. Es waren Menſchen da; Schede mit der Schweſter: Alle ſtürzten auf mich mit Fragen nach Varnhagen. „Geſtern habe ich Brief gehabt", ſagte ich. Schedens werde ich bitten laſſen. Er will mir die Nibelungen leſen; ich will nicht: auch Rethel ſetzt ſie über Sigurd, und ich ſoll ſie leſen. (Mein Eſſen ſteht, und wird kalt.) Die Leute alle dort ehrten mich. Mad. Sander frug gleich ſehr unbefangen und artig nach Dir, ich antwortete eben ſo! und ich zeigte, daß Du mein Freund biſt. Die Schede iſt ein liebes Mädchen. Sie und des Arztes Meyer Tochter frugen mich über Euren Roman aus. Wir drei dachten ganz gleich, beſonders Mlle. Schede und ich, und ſie blüſchten mich unpartheiiſch zu finden; Theremin nur allein ſprach nur Einmal zum Gruß mit mir. Ich ging eher als Alle, zu Robert. Die Schede ſprach von Deinen Händeln, aber gütig, luſtig und ehrlich: ich tadelte Dich: und lobte Dich. Das imponirt am beſten. Rethel konnte ſich der auffallendſten Liebe zu mir nicht enthalten, und wollte auch nicht. Es freute mich recht, daß Alle zu mir von Dir ſprachen. Frau von Boye, Herr von Koopmans, Frau von Bardeleben mit dem Mann, Mad. Köls und Tochter, Mlle. Auguſte Klein, und noch ein Herr, ein Dichter aus Hildesheim, waren da. Mad. Sander äußerſt ſtill. Adieu. Künftig werde ich wohl nicht ſchreiben, ich will mich ruhen. Grüße Harſcher! Künftig das Urtheil über den Roman. Heute Mangel an Zeit. Mein Eſſen! Wie ärgert's mich, daß Campan ſo lange bleiben muß. Adieu. Ich liebe Dich!

R. R.

An Rahel.

Tübingen, Dienstag, den 24. Januar 1809.

Meine süße, geliebte Rahel! Schon hatte ich mir gestern vorgenommen, Dir zu schreiben, und mich in der munteren Stimmung zu Dir zu wenden, die, wenn nicht von ihm verursacht, doch dem Wetter gestern ähnlich war, ein frischer Kampf eilender Gewölke und schönen Himmelblau's, worin dieses zuletzt siegte: als ich noch Deinen lieben beglückenden Brief bekam, und nun mein Verlangen mich zu Dir zu wenden, so auf den Gipfel gestiegen fühlte, daß ich fast verzweifelte, Dir schreiben zu können. Ich wurde aber gestört, noch im Lesen Deines Briefs; der Professor Conz schickte mir seine Kinder, ein paar hübsche Knaben, denen ich denn etwas ausschnitt, aber die Weile, die sie bei mir waren, zerstörte mir den ganzen Abend, sie sind gar nicht lustig, lachen gar nicht, und sind dabei nicht einmal sehr wohlgezogen, ich glaube aber alles ziemlich ohne ihre Schuld. Spät auf den Abend wollte ich Dir schreiben, ich las aber lieber Deinen Brief noch einmal, und las ihn im Bette. Heute nun ist Posttag, und ich kann's nicht über's Herz bringen, mich morgen der Reue preiszugeben, Dir nicht geschrieben zu haben. Ach, liebe theure Rahel! es ist nur ein kleines Linderungsmittel meiner Reue, denn ich weiß schon im voraus, wie morgen, daß ich nicht vermag Dir das zu schreiben, was ich möchte, ja ohne welches alles andere Schreiben mir nichts bedeutend ist. Deinen Eindruck, geliebte Rahel, kann ich nicht sagen, den ich doch fühle in meinem ganzen Wesen, den ich sehe und greife, aber nur als Dich selber, Dein lebendes Bild. Du bist mir Wahrheit, Natur und Sinn, schon genügen mir meine Augen nicht, um Dich zu sehen, ich muß es mit den Deinen thun! Und es gelingt mir, Du bist mir Auge geworden, ich habe dieses Glück, das aber so ängstlich ist! Dunkel fühlte ich alles vorher, was Du sagst und thust, und springe zu, und sage: das ist's! aber allein bring' ich's nicht herauf, es ist als ob in dem Räderwerk die Maschinen fehlten, die das Erz das innen wohlverarbeitete nun auch an's Licht bringen unter die Menschen. Ich fühle recht Dein Leben, die Anschauung, die ich von Dir habe, ist gleichsam mein Herz geworden, und ich zittere nur ängstlich, Dich nicht umschlossen zu wissen von meiner Brust! So

dacht' ich geſtern inbrünſtig an Dein ächtes, in dieſen verwirrten Lebenseinrichtungen überall aus der Urquelle der Menſchheit ſtrömendes Leben, und zuletzt, wie ich ſchreiben wollte, und nicht konnte, wie ich keine Worte, keine Geſtalt fand, die dieſen Eindruck feſtgehalten hätten, auch nur für mich allein, mußte ich ganz traurig werden! Wie haſt Du mich aber getröſtet, Du Liebliche, daß Du mir ſo völlig vertrauſt und einſiehſt, wie Du in mir lebſt! O Du klugäugige Zauberin, Dir iſt es nicht nöthig alles erſt zu hören, Du weißt alles auf anderen Wegen, als die gemeinen Menſchen! Du biſt mir ſo lieb, daß ich ganz die Furcht vergeſſe, die ich vor Dir hatte, und Deine Verwandelung nicht mehr ſcheue; denn einen geheimen Schauder übſt Du doch auf mich aus, und wenn ich mich Dir angehören fühle, ſo bleibt's doch immer als gehörteſt Du nicht recht daher, und als müßte ſich Dir die Zauberheimath, aus der ſie Dich als Kind einmal geraubt haben, wieder aufthun. Aber ich laſſe mir das Glück nicht entreißen, ſo lange es vergönnt iſt, mich an Dich anzuſchmiegen. O liebe, innige Rahel! wie frei und ruhig athm' ich an Deiner lebensreichen Bruſt! — Ja, liebe ſüße Freundin, ich gehe zunächſt nach Hamburg, es muß alles in's Reine kommen, und beruhigt werden, ehe ich Dich wiederſehe! Ich gehe ſobald ich kann, ſchwerlich aber früher, als in vier Wochen. Daß ich im Sommer nach Paris komme iſt unabänderlich gewiß, ſobald ich Dich dort weiß, denn ohne Dich kann ich dort nicht ausdauern, ehe ich das dortige Leben mit ſeinen Gelegenheiten für mich allein lernte, könnten Jahre vergehen, ja ich würde bei meinem wenigen Rollin-Franzöſiſch überall ſtecken bleiben. Ich hoffe noch immer, Dich von Amſterdam abzuholen. Vor allen Dingen ſage mir aber, unabhängig von aller Beſorgniß und Aengſtlichkeit frag' ich es, ob ein einzelner Menſch in Paris mit 500 Rthl. auskommen kann jährlich, es kommt nicht darauf an, ob man für 20 Louisd'or ſchlechter lebt oder beſſer, mir iſt nur darum zu thun, daß ich weiß, man könne davon wohnen, heizen, eſſen, kurz eben exiſtiren; Du wirſt das leicht ermeſſen können, Chamiſſo ſchrieb einmal, man könne dort davon kaum athmen. Du wirſt aus Harſcher's letztem Briefe, den ich beilege, ſehen, daß er noch nach Wien will; was er von der Medizin ſagt nimmt mich aber ſehr wunder, da zwiſchen uns ausgemacht war, wir bedürften weniger guter Lehrer als reichhaltigen Sehens, ich bin mit den Kranken zufrieden, und ich hoffe es

Harscher auch noch beizubringen, daß er Paris vorzieht. Uebrigens sag' ich Dir insgeheim, geliebte Rahel, daß ich mit Händen und Füßen in die Medizin strebe, es ist einmal nicht anders, ich habe mich darein ergeben, und gar nicht kleinmüthig, sondern sehr munter; obgleich ich noch nicht recht verstehe, wie ein Arzt bestehen soll, der weder philosophisch, noch naturforschend im Großen, noch gelehrt im Einzelnen sein wird, denn von allen dreien Richtungen bin ich völlig ausgeschlossen. Ich beschränke mich lediglich auf die praktische Medizin, wozu ein Sinn gehört, den ich mir vielleicht wohl zutrauen darf, aber doch von philosophischem Geiste unterstützt lieber sähe, als so auf sich allein beruhend. Jede Krankengeschichte ist mir doch anziehend, und der Anblick eines Arztes überaus wohlthuend, ich fühle die Freude der Waffenbrüderschaft. So habe ich erst kürzlich einen der ersten Aerzte so verfahren sehen, wie ich mir's im stillen ausgedacht hatte bei dem Kranken, freilich keinem gefährlichen. Wie Du den Doktor Böhm schilderst und lobst, das ist Balsam auf mein Herz (den Ausdruck nehm' ich Dir!), dem im Neide das größte Wohlgefallen am Beneideten bleibt. Du liebe, hülfreiche Rahel! ganz ausgesprochen ist Dein herrliches Wesen in dieser Geschichte mit Robert! Du bist einzig! Ich aber, ich gestehe Dir, daß ich, indem ich Dich bewundere und gerührt bin von Deinem wundervollen Thun, nur Dich und Böhm sehe, und der Kranke als solcher mir ganz verschwindet; aber freilich mußt Du da liebende Sorgfalt haben, um auszurichten was der Arzt auf seine Weise mit erkennender Sorgfalt erreicht. Deine Angst, Dein Gebet, Deine Thränen, machen mir ein seltsames Gefühl, sie scheinen Dich über die Studienjahre wegzuführen, und erkennen zu lassen, was das krankende Leben begehrt, ohne Therapie, ohne Materia medica. Mir scheint Böhm mit den Rückfällen zu viel Wesen zu machen, so arg ist's wohl nicht; aber vielleicht erzielt seine übergroße Vorsicht in den Anderen nur die nöthige, da die nöthige empfohlen sie zu geringe anwenden ließ. Aderlassen kann ich nicht, und werde es schwerlich lernen; einer der es nur im Nothfall gebrauchen will, hat keine Uebung darin, und wird geängstigt durch die möglichen schrecklichen Folgen der Ungeschicklichkeit; man fände auch kein Ende, wenn man auf solche Fälle sich vorbereiten wollte, auch die wichtigsten Operationen müssen oft auf der Stelle gemacht werden, dazu sind aber die Chirurgen, zu deren Kunst und zu der der Ge-

burtshelfer ich keine Beſchaffenheit habe. Die Gute hat mir ja einen ſehr verzwickten Zettel geſchrieben! Sie thut mir von Herzen leid! aber daß ſie meint die Wahrheit mache ein Buch gut, und beſonders eine ſolche Wahrheit, wie die ihrige, die auf den Stühlen und Fußdecken liegt, ſtatt den Kern der Erde zu berühren, das iſt doch artig! Das hab' ich erdacht, daß viele Menſchen gar nicht exiſtirten, wenn's nicht gewiſſe Sachen gäbe, ſie haben mit der Erde gar nichts gemein, ſie werden von Konvenienzen geiſtig und leiblich gemacht, Baumwipfel, die in der Luft ſchweben ohne Stamm, während die ächten Bäume aus tiefer Erde auf kraftvollem Stamm viel höher ragen, und auch wenn man ſie umkehrt, nicht verderben können, weil der Wipfel ſich zur Wurzel und die Wurzel zum Wipfel ſich leicht umbildet. Warum ſag' ich, ich hätte es erdacht! ich ſah ganz einfach Dich neben der Guten ſtehen, und Du rauſchteſt es mir zu. — Wie freut mich das von Deinem Bruder! Solange er Dich nicht auch mit dem Herzen erkannte, mußte mich alles, was Du mir von ſeinem kräftigen Geiſte erzähltеſt, zugleich empören. — Von Fouqué ſchick' ich Dir auch ein Blatt. Rahel, Rahel, wenn die einmal alle zugleich laut werden, die Dich loben, das wird ein guter Lärm werden! — Die beifolgenden fünf Blätter ſind ſo wie es ſich gab, beſchrieben worden, Luſt an der Feder, nimm ſie ſo! Zeige auch Neumann einiges davon, das ihn intereſſiren wird. Grüße ihn herzlich von mir! Ich habe weder mein Diplom, noch Manuſkript des zweiten Theils der „Hinderniſſe" bekommen. Sag ihm das! auch daß ich den 1ſten Theil an A. W. Schlegel geſchickt zum Rezenſiren, und einen zweideutigen Brief dazu geſchrieben habe. Ueber den unſeligen Bernhardi! Das Gericht müßte jetzt die Kinder beide der Frau zuſprechen. Ich habe ihm nicht geſchrieben, ſeitdem ich hier bin, und will mit ſeiner faulen Sache nichts mehr zu thun haben. Ich Narr hätte mich gleich für ihn, wenn er gewollt hätte, mit Knorring geſchoſſen! Lebe wohl, geliebte Rahel, es iſt ſchon ſpät, ich muß ſchließen! Ich drücke Dich liebevoll an meine Bruſt! Ach könnt' ich einen Augenblick meine Arme um Dich ſchlagen, und Dein liebevolles Herz fühlen! Lebe wohl, geliebte, ſorgſame Rahel! Ewig Dein

Varnhagen.

Neumann ſoll mir ſchreiben.

Die Posten sind schändlich! In Westphalen wissen sie sich gar nicht zu helfen, und ein Brief geht langsam oder schnell, wie sich's trifft.

Ich habe Dir am 25sten, 28sten Dezember und am 5ten und 15ten Januar geschrieben. Schlechte, kleine Briefe! Leb wohl, Du Theure, Liebliche!

An Varnhagen in Tübingen.

Sonnabend, den 28. Januar 1809.

Drei Posttage sind vergangen, ohne daß ich Dir schrieb: auch habe ich in dreien keinen Brief von Dir erhalten: und es ist mir, als schrieben wir uns gar nicht mehr. So fremd ist mir das! So viel Affekte sind in der Zeit durch meine Seele gegangen. Ich glaube, Du bist schon in Hamburg: und schreibe diesen Brief nur auf gerathewohl, damit Du Dich nicht ängstigen mögest: solche Briefe werden immer schlecht: auch bin ich in der schlechtesten Stimmung. Ich bin endlich herunter. Seit dem letzten Dienstag vor vierzehn Tagen war ich Morgen und Abend, bis gestern, bei Robert; nur vorgestern Abend nicht. Und nun nicht mehr: morgen fährt er aus. Ich habe viel gelitten. Ich sage das nicht leicht; und geleistet. Alles in den Wind; oder wieder in meine eigene Seele hinein! Ich habe heute Campan wegen der abscheulichen Korrespondenz der Guten schreiben müssen, die, obgleich sie mir mit Worten auf Worte hat gestehen müssen, daß es keine ist, doch nicht unterläßt die Passion aufzuführen fünf Akte durch; mit der kleinen pièce! diable! Lies diesen einliegenden Zettel. Ewig will sie Theilnahme an dem, woraus sie selbst nichts macht. Mein Robert'sches Leid hatte das Gute, mich von der legitim zu entfernen! Ich vergebe in der That! nun ganz. Meiner dummen Schwester mußte ich heute auch plötzlich schreiben, weil sie mir einen dummen Neuebrief schrieb; Possen! Ich blieb so kalt wie eine Säule.

Heute habe ich erst Dein Tagebuch gelesen, was schon so lange bei mir liegt, — heute erst bleibe ich zum erstenmale zu Hause: jetzt ist es zwei Uhr —, und worin Du Justinus Kerner für mich sehr deutlich beschreibst! Mir ist er lieb! Den ließ ich sans façon abwaschen, und dann wäre er gut.

Auch ich habe Jung's Geisterkunde; das Buch und die Theorie gefallen mir sehr gut, — nämlich der Punkt, woraus sie geht, — er und die Geschichten grundschlecht. Ehrlich ist er auch nicht mehr. Siehst Du nicht, daß er sich nun schon zu glauben zwingt? oder vielmehr mit Glaubensreden seine störende Erkenntniß übertäuben will? Es geht ihm in einem anderen Weg wie Jean Paul; die Meinungen der Bücher, die er hat lesen müssen, haben ihn irre gemacht; und zum wirklichen Denken kann der vor Gemeinheit des Geistes und des langen Umgangs nicht kommen! Seine Deduktionen sind kinderhaft, und für einen studirten Mann zu **bestrafen**! seine Geschichten die lächerlichsten Offenbarungen von Pöbel — der nicht wahrnehmen kann — ohne Sinne und ohne je einen Namen. Ein gebildeter Mensch darf sich nicht einmal aufführen, wie der seine Verklärten sich noch herumtreiben läßt. Herumtreiben kann **kommen**; und schrecklich sein; aber so plump schneiderhaft doch wohl nicht. Das Buch hat das größte Interesse für mich. Sein Inhalt. Kerner's Geschichte ist mir lieber, als alle die in dem Buche. Ich möchte die Musik haben, die er grade spielte. In ihren Verhältnissen kann was sein!

Ich bin heute so aufgeboßt, daß ich gar nicht schreiben kann. Und so mag's wohl auch klingen, als liebte ich nicht, wenn Du schon in Hamburg wärest: im Gegentheil. Sprich da mit meinem Bruder; und über alles. Wie es mir geht: unter welchen Hottentotten ich bin. Gott, wüßte ich doch erst, wo ich hinreisen soll. Nach Oesterreich fürchte ich mich. Nach Frankreich muß ich. Das Wie ist nur noch die Pein. Aber ich muß. Adieu! Schreibe mir wieder. Ich liebe Dich! Und freue mich über den Eingang, den Goethe bei Dir findet, es wird noch besser werden! Nach Deiner Lehre bin ich ja auch noch jung! mir wachsen auch noch alle Erkenntnisse, wenn ich eine neue gewinne.

Gestern Morgen hörte ich in einem Saale des Schlosses eine Probe von Righini's Tedeum, worin die Stadt mitsang, und auch die Schwestern des Königs, und welches einen Tag nach seiner Ankunft im Dom aufgeführt werden soll; der Meister schickte mir ein perpetuell Billet zu diesen Proben und zur Aufführung: er frug mich auch nach dem Ende um alles! Leider log ich fast; mir gefiel es nicht. Keine Weihe, keine Kirche ist drin zu spüren: aber wohl gli infernali: und Theater, mit Einem Wort. Sage es aber niemanden! Auch war

der Saal sehr ungünstig. Freitag wird eine andere Probe im Rittersaale sein, ich muß meinet- und Righini's wegen hin. Doch ist ein sehr schönes Gebet drin. Die Kastraten fehlten! Tembolini sang sehr kirchlich und schön: der einzige. Fasch Schule, schlecht. Einer hält sich an dem Anderen. Musik ist Freiheit im Ausdruck der Affekte; wo die fehlt, ist das ganze Wesen der Musik verfehlt; und eine verfehlte Ausübung einer Kunst also; und ist das Verkehrte auf's peinigendste, das heißt unkünstlerischste dargestellt; und ist umgekehrt, was Fichte vom Witz sagt: „Die Evidenz des Verkehrten." Ich habe von Theremin, der gestern bei Robert war, gehört, Schleiermacher habe auch, und eben so wie ich, ungünstig von dieser Musik geurtheilt; er soll nur wenig davon gehört haben: Theremin frug gradezu um mein Urtheil: ich hütete mich! Ich lobte sie. Righini ist zu aufmerksam auf mich; und die Menschen zu erpicht auf was ich sage.

Diese Minute! einen Brief von Dir! Dein Brief ist vom 15. Januar. O! wie hat jede Zeile mein Herz mit anderer Angst belegt und gepreßt. Undankbarer! Blinder. Ich liebe Dich. Dich zu sehen, mit Dir zu leben, ist mein höchster, ja und fast mein einziger Wunsch noch. Dies bald zu können, rief ich Dich nach Hamburg. Denn, soll ich Dich verlieren! — so wollt' ich's schnell. Wie eine Operation. Gegen mich, Unkundiger, war ich hart; und weil Du mich dazu zwangst, grob gegen Dich. Du gehst, wenn Du willst, wenn Du mußt, nach Hamburg: kommst dann nach Berlin: wo mein Herz auf Dich wartet; willst Du das nicht, so treffen wir uns wo. Mußt Du in Hamburg bleiben, so will ich's ertragen, weil ich muß. Hier ist mein Herz und meine Lage! Auch ich war in dem Strom, in dem Ausdruck meiner Liebe auch gestört: und mit guten Schmerzen! Undankbarer. Weil ich Dir nur den Entschluß, und nicht den Weg dazu zeigte, hältst auch Du mich für hart?! Ich bin es, ich Unselige! Und ewig! gegen mich. Ich wollte Dir nicht zwei leidende Weiber zeigen; und zeigte Dir ein eisernes. Noch jetzt, wenn Du mich verlassen mußt, werd' ich nicht jammern. Kommst Du, ist mir wohl! Schwanken liebe ich nicht: das ist die Gränze meiner Natur; weil ich's nicht verstehe. Und vom Schwanken kam unser Leid. Wann gab ich mich nicht unbedingt. Ich bin wie Harscher: auch ich gebe mich ganz. Und anders verstehe ich's nicht zu machen. Gott, wie neu

habe ich dieſen Winter gelitten! Und auch heute zieht es Seele und Herz zuſammen: kein neuer Gedanke entſteht. Wähle Du nun, ich bin bereit, Dich zu empfangen, immer: und je früher je lieber! Was ſprichſt Du von Orten: jeder, wo ich nicht friere, und mich ausſtrecken kann, iſt mir gleich. Undankbarer! Mein ganzes Herz ſchließt Dich an mich. Lebe wohl, ich bin erſchöpft von allem! Blinder! Antworte mir nur bald, ich ertrage all dieſe Ungewißheit kaum; beſonders noch, weil ſie den Aufenthalt betrifft, und ich von hier weg muß. Es wird nun Nacht, ich muß eſſen. Adieu. Wie quälſt Du mich: und wie ewig rein begegnete ich Dir! Bereue nichts! Mir kann's nicht anders gehen! Ich ſeh's; mein Geiſt bereitet's ſelbſt. Wär's mit dieſem Leben nur genug; und bezög' ſich nichts auf Künftig! Adieu! Liebe mich. Ich lehne mich an Dich: ich bin zu hin! Von allem habe kein Gewiſſen! Rahel. Es muß ſchon ſpät ſein, der Brief muß fort.

An Varnhagen in Tübingen.

Sonntag, den 29. Januar 1809.

Lieber, geliebter Freund, viele Zeit vor dem Poſttage muß ich Dir wieder ſchreiben, damit es ausführlicher und verſtändlicher wird. Heute Morgen gleich ſollte es mein Erſtes ſein; jetzt iſt es ſchon 2 Uhr, und wird nun nicht ſo gut werden. Aber Mama ſchrieb mir früh ein demüthiges Billet, worin ſie zwar das Ganze auf mir, wohl dreimal, beruhen ließ: ich möchte hinkommen, und machen, daß Robert ausfährt — es iſt Sommerwetter, — er ſei zu verdrießlich: ich war geſtern, weil die Stadt wegſchwimmen wollte, und ich zu thun hatte, gar nicht dort; flugs zog ich mich an, und watete hin. Robert aber war knochengrob, und ganz unleidlich, und fuhr nicht; Chamiſſo und Hitzig kamen bald; mit denen redete er auch nicht; Hitzig ſprach mit mir; der protegirt mich ſehr. Dann ſuchte mich Wilhelm Humboldt dort auf, mit ſeinem zwölfjährigen Sohne, den er nur Sonntags aus einer Peſtalozzi'ſchen Lehranſtalt nimmt; mit dem ging ich weg, und bei der Guten heran. Nun bin ich hier, und ſoll mich ſammlen, ſoll zuſammen ſcharren, was ſchon in meinem Kopf viel beſſer zuſammen ſtand. Habe Einſicht darüber, dann wirſt Du Nach-

ſicht haben. Daß ich die Freunde grüßen ſoll, habe ich Chamiſſo'n geſagt: er nahm ſich's an.

Nun von uns, Lieber. Wie böſe Du biſt, Varnhagen! Was hätte ich denn thun ſollen? Du Lieber! Deine äußere Lage, und wie die das innere Sein bedingt, habe ich wohl nicht vergeſſen; und ſogar erwähnt. Sagte ich nicht, wenn wir nur Geld hätten, es wäre alles anders: und wiſſen wir nicht ohne alle Erwähnung, daß Stand ein Stück Geld, oder wieder die Bahn dazu iſt? Was ſoll ich aber thun, als mich hinſtellen zu Deinem Empfang, mit meinem ganzen Herzen; kömmſt Du nicht frei, ſo weißt Du ſelbſt, wie Du dann kommſt. Laſſe mich meinen geſtrigen, kurzen, in Eil abgefaßten Ausſpruch kommentiren, und ganz erklären! „Komm", ſchrieb ich: und „Du biſt undankbar." Komm, ruft mein innerſtes Herz; und geſagt hab' ich's, weil ich ſah, ich irrte mich. Ich irrte mich. Weder Du noch ich werden ſich ändern: ich handelte in meinem alten Irrwahn; wieder meinend, Feſtes könne Feſtes um ſich her bilden; und der Evidenz der Einſicht müſſe jeder Sinn weichen: und es iſt grade nur die Natur des meinigen. Die Einſicht wird Dir; und das Gemüth läuft einen anderen Gang, wie ein Fluß; Gott weiß, von welcher Erdkrümmung, von welchen Planeten getrieben! Ich empfange Dich, wie Du kommen kannſt, und wie Du kommen magſt. Ich irrte mich wieder; ich wollte wieder etwas machen. Das kann ich durchaus nicht: vielleicht Andere auch nicht. Und es iſt dumm, ſich zu fürchten; iſt jetzt nicht auch Zukunft? Dieſe will man immer ſo ſchön, ſo ſicher haben. Liebt' ich Dich doch ſchon ſchwankend; warum will ich's für künftige, in einigen Monaten nicht. Der größte Hieb von Dir iſt mir angebracht: Du zeigteſt Dich gleich wahr, wie Du biſt: jetzt kann's nur wieder ſo kommen. Und komm Du zu mir! Nachſichtig kannſt Du aber doch mit mir ſein. Stell Dir meine Natur, meine Art mich zu geben, Dir dar; und bedenke, was mir begegnet iſt, alles! Mein Schickſal: da kommt der Ausdruck wohl aus dem Gleichgewicht. Und auch ich, Varnhagen, ſtellte mich Dir konzentrirt, und alſo ärger dar, als mit mir umzugehen iſt. Daß Du meine Natur und mein Verläugnen nicht einſehen wollteſt; nannt' ich undankbar. Nämlich, unerkenntlich. Aengſtige Dich nicht über die Aeußerung, „daß ich Dir nicht zwei leidende Frauen zeigen wollte". Unglücklicher, als ich vor Deiner Bekanntſchaft war, kann ich nicht werden. Und in einem vorigen Briefe

ſchrieb ich ſchon: „Ich dachte eine Zeit lang, nicht allein zu ſein; ich bin es wieder.“ Damit meinte ich nur das. Mußt Du mich alſo laſſen, ſo thue es ganz getroſt. Folge Deinem Herzen, Deinem inneren Sinn ganz! Willſt Du, begehrſt Du, eine Zeit lang mit mir zu ſein; ſo komme auch! Mein Herz empfängt Dich! wie Du es Dir nur wünſchen kannſt, wie Du es ſchon erlebt haſt. Findeſt Du das wieder eiſern, tüchtig, koloſſal — ich weiß, daß es auch Lob iſt — ſo bin ich es! So wird mein Herz immer auf dem Papier. Ich verſteh' nicht ſanft, weiblich, lieblich, halb zu wählen: ſo daß man mich auffangen und halten muß. Und auch jetzt wähle ich Dich; und wieder ganz: ſo wie Du biſt, und ſein kannſt. Diktire mir eine Handlungsweiſe: ich bin in den möglichen Wendungen erſchöpft; in denen, die mein Geiſt erſinnen kann. Ich bin ja bereitet, überall jetzt; von meinem Karakter zu laſſen (er wirkte ja nie nichts, als ſich ſelbſt), und mich leiten zu laſſen. Ich will es ganz, in der That. Darüber, daß, wenn ein Beſſerer als Du käme; der mich ganz erfüllte, in Anſpruch nähme, wie Du ſagſt, Du mich ruhig laſſen müßteſt; darüber gieb Dich auch zufrieden. Erſtlich, bleibt das in aller Ewigkeit, bei einem jeden Paar Menſchen der Fall. Eben weil die Möglichkeiten doch in's Unendliche gedacht werden können. Aber damit ſei es ſo, als wenn ich des Nero — glaube ich — goldenes Haus bekomme; dann, reiße die Stadt, worin ich wohne, ein, und ich will ſtill ſchweigen. Ich kann noch gar nicht begreifen, was Dich in meinem Brief empörte. Und wie dieſe Empörung wieder in das kleinliche Kneifen übergehen konnte? Auch ich, Geliebter, habe mich nicht geändert: und beim Kneifen — ſo fremd es mir iſt — liebt' ich Dich heftiger! Erkennſt Du uns? Ich küſſe Dich jetzt! Carlos'ſe, werden nicht denken, daß Clavigo ſo enden mußte! Ich kann aber nicht entſcheiden, welcher von den beiden Menſchen den anderen beſſer aufzufaſſen vermag. Dümmer muß Carlos dem Anderen gewiß ſcheinen. Bei allem dem weiß ich jetzt wirklich kein Reſultat für uns; außer, Du thuſt was Du willſt; und meldeſt es mir. Mein Gemüth und die aufruckenden Wellen meines Herzens kann ich nicht mehr zeigen: Du kennſt und weißt alles von mir: und das hindert mich. Adieu, Du Böſewicht! Ich ſchreibe Dir noch zum Dienstag! Wer weiß, was ich noch von Dir für einen Brief kriege! Liebe mich nur; Du Undankbarer!

Dienstag, den 31. Januar.

Du verweiſeſt mich in Deinem letzten Briefe, worin Du mich kneifeſt, auf Deinen vorletzten; das heißt doch nicht dieſen, den ich leſe, und nicht den ganz letzten: ich habe den vorletzten wieder geleſen. Du ſagſt, „es ſei unnütz, daß Du mir ſchreibeſt, bevor Du nicht Antwort auf Deinen vorletzten Brief von mir habeſt“. Was, und wie, mein Lieber, ſoll ich denn da entſcheiden? Frei, zu allem in der Welt, biſt und bleibſt Du mit mir in aller Ewigkeit, rück- und vorwärts hin; das iſt ausgemacht. In dieſem vorletzten Brief ſchreibſt Du mir melancholiſch, Du erwarteſt noch von Fanny Antwort, ob Du nach Hamburg kommen ſollſt: und wolleſt ohne ihren ausdrücklichen Ruf nicht hin, Du aber fühlſt Dich hingetrieben, ihre Qual mündlich — weil Du ihren Sinn und ihr Gemüth kennſt — zu lindern, obgleich Du ſo herunter biſt, daß Du es ſchwer vermagſt: und in einem vorigen Brief ſchreibſt Du ſchon mir, „Du habeſt die lieblichſten Briefe von Hamburg, und auch Geld für ein Jahr“. Sage mir alſo, lieber Varnhagen, was ſoll ich wohl da Entſcheidendes antworten können. Nachdem ich aber in allen Winkeln meiner Seele geſucht habe: habe ich in dieſem Briefe hier doch noch eine Entſcheidung dargeboten: „Komm zu mir, wie, wann, und auf wie lange Du willſt!“ Eine andere weiß ich nun nicht! Dies iſt übrigens für mich entſcheiden; für Andere kann ich's doch unmöglich. Alle Verwirrung liegt, wie Du ſagſt, in den Umſtänden (und wahrlich, mir gefällt jetzt nur Eine Art, ſie zu bekämpfen: mit einem Heere!): die aber gründen ſich alle, und gründeten ſich in der Vergangenheit, bloß auf dieſen Deinen Gemüthszug, den Du mir auch ausgeſprochen haſt: „Du könneſt zwei Geliebte haben.“ So biſt Du gemacht; ſo fand ich Dich; ſo ſollſt Du mir und wirſt Du mir willkommen ſein, wenn ich das Glück haben werde, Dich wieder zu ſehen! Ich war thöricht! aber, ich glaube, zum letztenmale in meinem Leben. Ich fühle die Veränderung, die mit mir vorgegangen iſt: ich werde nun nichts mehr ändern, oder bereiten wollen. Das iſt eben ſo gut — ſo ſchlecht, meine ich — als Affektiren: weder außen muß man Umſtände provoziren und zurecht ſtellen wollen; noch innen Gefühle: beides geht nicht; bleibt alſo unwahr. Edler iſt's, weil es ſtiller und geſcheidter iſt, abzuwarten in Stummheit, und in anſtändiger Haltung, was geſchehen kann,

und was einem werden kann; und ſeine Einſicht darüber zu erklären (erhellen): werde ich das nicht ſo ausführen können, ſo werde ich bloß fehlen. Nun verzeih mir auch, Varnhagen! Ich ſetze mich auf Deinen Schooß, nehme Deinen Kopf, und küſſe Deine Augen! Du fürchteſt, „daß Dein Brief mich in einer heftigen Stimmung träfe!“ Wenige ſind exploſiver als ich: das weiß ich ſelbſt. Unvernunft aber wirft bei mir, oder erzeugt vielmehr, die größte Exploſion nicht! Nie hat Zorn etwas in meiner Seele geſchaffen, was nicht lange ihr von meinem Geiſte überkommen wäre. Zurückhalten kann ich es lange: aber nur früher oder ſpäter wär' es hervor gekommen. Das mußt Du doch auch ſchon bemerkt haben. An Dir, mein Lieber, iſt nun jede Entſcheidung: und ich erwarte ſie mit reiner Seele. Noch Einmal aber, und aus Grund des Herzens bitte ich Dich, folge ganz und gar dem Deinigen: und wie ich mich ſchon ausdrückte, Deinen Augen! Nicht mehr meinetwegen; damit Dir, Dir, lieber Freund, wohl ſei! Denk Dir Dich einmal, Jammer in der Tiefe, und einen Stachel in Deinem Herzen, an meiner Seite: jedoch komme wie Du nur willſt, und magſt und kannſt. Ich weiß nichts mehr zu ſagen! Und auch nicht, welche Wirkung dies Geſagte machen wird. Bin ich denn hart, wenn ich wähle, und ſcheide? Iſt Einſicht haben und gebrauchen hart? Freilich laſſen ſich graziöſe Frauen leiten; und auch die Tänze ſtellen das vor! Aber ich wäre noch ungeſchickter, wenn ich anders ſein wollte! —

Nun erwarte ich, ob ich heute etwa einen Brief von Dir kriege! Ich habe Auguſt Wilhelm Schlegel ſeine franzöſiſche Broſchüre über die beiden Phädren geleſen: ſchlechtes Franzöſiſch; und ein ſchlechtes Gemüth; und ein Gemüth zu Racine wie ein Auge mit einer Perl drauf! Ein verſtockter, verfleiſiger — vorwitziger — Schwächling: ich bin ſehr böſe auf ihn. Stumpfer kranker Kritiker, der nichts von Liebe weiß; wie er nur noch ſeine Werke muß geſchrieben haben; mir ein komplettes Räthſel; das Gehirn muß ihm ja dabei austrocknen, verbrennen; es muß ja alle Funktionen des ganzen Kerls verrichten! Neumann hat mir ſchon früh dieſen Morgen les mémoires de Beaumarchais gebracht, ich forderte ſie mal vor einiger Zeit: er ging im heilloſeſten Wetter zu ſeinem Buchhändler ſich Geld auszahlen zu laſſen für „Machiavelli“: es iſt ſolcher Wind, daß Wellen auf dem Platze getrieben werden.

Du ſiehſt ich leſe noch dann und wann. Was fehlt denn Deinem armen Kerner? hat er Abwartung? weibliche? Verwandte? Ich bin ſeit Robert's Krankheit noch weichlicher geworden. Er hat doch keine Angſt von ſeiner Erſcheinung in der Krankheit bekommen? dergleichen giebt's. Humboldt ſehe ich öfter: er iſt wie vor fünfzehn Jahren. Geſtern ſah ich die „Unvermählte“ von Kotzebue; in ſeiner, in des Kotzebue Art, ein Beweis von vier Akten mit Wohlthaten geſpickt, daß Ledigbleiben keine Schande, und wohl gar ſchwerer ſei, als Gattin zu ſein: kurz, des Meiſters und Parterres würdig. Beim Herausgehen traf ich meine Schwägerin, die ſagte mit engliſcher Naivetät, und in einem unnachahmlich reſignirten Ton: „Wie immer bei Kotzebue, ganz ſchlecht, und man weint: er ſchämt ſich gar nicht!“ und wirklich, er ſchämte ſich nicht, ſich ſelbſt und die abgedroſchenſten Präzepte zu wiederholen, und ganz ärgerlichmachenden Edelmuth aufführen zu laſſen. Auf Wiederſehen! Es dunkelt ſchon! So eben habe ich mit einem dicken, beinah roth-blonden Nachbarkind gegeſſen. Seit Neujahr habe ich es in der Koſt (ich bedarf das Sieb der Geſelligkeit; ſonſt wird mir jeder Genuß zu hart hinunter zu ſchlucken): die Leute ſind arm. — Es iſt kein Brief von Dir angekommen. Lebe wohl. Sei mir holt! Quäle Dich nicht, und thue nach Deinem Herzen! Ich will ſchlafen, und leſen. Ich bin jetzt recht geſund. Aber den März fürcht' ich ein wenig: mein Krankenmonat. Ich ſchreibe aber doch nun nur wenn ich Nachricht von Dir habe: alſo Du ängſtigſt Dich nicht. Du Häßlicher. Deine Rahel.

An Rahel.

Tübingen, den 4. Februar 1809.

Meine theure, geliebte Rahel! Wie ich mich eben hinſetzen will, Dir zu ſchreiben, überfällt mich ein Beſuch, der mich einige Stunden aufgehalten, und ganz aus aller Stimmung gebracht hat. Ach Liebe, ich werde Dir nur wenig heute ſagen können, und fühle das Herz voll ſüßer Liebkoſungen! Durch die heftige Sehnſucht zu Dir wird mir jeder Augenblick des Getrenntſeins zu einem ſolchen Schmerz, als wär' es der Augenblick der Trennung! Wie ich die inneren Kräfte mit Gewalt beruhigt habe, mit der Gewalt der Einſicht in die innere

Nothwendigkeit, ſo erwachen nun die äußeren zu heftigem Toben, die ausgeſtreckten Sinne zerſtoßen ſich an den Beleidigungen, die ſie von Menſchen und ihren Einrichtungen erfahren, ſtatt daß ihnen ein freundlicher Sinn begegnen ſollte. Ich ſehne mich nach Dir, geliebte Rahel, nach Deinem friſchen Sinn, Deinem Blick, Deinem Wort! Sollte Dir noch ein Zweifel entſtehen können an mir, ſo wiederhol' ich Dir's, Geliebte Du! daß ich zu Dir mich ſehne, und daß dies Sehnen mich zu Dir führen wird! Ich hoffe nun bald nach Hamburg gehen zu können, von dort nach Amſterdam, von da mit Dir nach Paris! Du biſt mir der wahre Lebenstroſt, bei Dir kann ich wieder lernen mich ſelber lieb zu haben. O jede kleinſte Regung, die ich erfahre, ſchaudert zu der Erinnerung Deiner mein unbefriedigtes Gemüth hin! Ich frage mich faſt weinend oft, wie mir, dieſem, den ich ſo anders geſehen, doch dieſe Umgebung werden konnte; eine ausländiſche Blume, gewohnt neben Lorbeer und Orangen zu blühen, kann nicht mehr erſchrecken ſich im traurigen Nadelgehölz ſchlechter Tannen zu finden, jeden zarteren Duft erſtickt in dem ſtockenden Terpenthin-Geruch! Glaube nur, ich ſeufze nach Franzoſen und ihren feinen Sitten, ich vergöttere die gute Lebensart, die ſchützt und beſänftigt, und gleichſam die vorläufige weitpreuſſirte Grenzoccupation vorſtellt, innerhalb deren nun die Kultur des neuen Bewohners anfangen kann. Hier iſt weder Bildung, noch Sein, noch die Kraft roher Natur, ſie haben in ihren Gemüthern die alten Wälder ausgerodet, ohne noch Aecker und Gärten an die Stelle geſetzt zu haben, und überall iſt feuchte, unentſchiedene, halbwilde Fläche. Den ſchönen Sommer hier zuzubringen ſtürzte mich gewiß in verzweiflungsvolle Schwermuth, nur die garſtigen Wintertage ſind noch auszuhalten; das ſeh' ich in dieſen ſchönen Sonnentagen, wo die milde Luft mich in's Freie lockt; das Wetter iſt frühlingsartig, ein freundliches Drohen des gewiß noch rückkehrenden Winters. Zwei Abende habe ich drauſſen den Mond aufgehen ſehen, ach Rahel, theure Rahel! hätt' ich an Deine Bruſt ſinken können! Mit Thränen ſah ich oft zu Deinem Stern auf, der gegenüber ſo herrlich glänzte, und meine Blicke faſt nicht loslaſſen wollte! Ein kleiner ſteht jetzt immer ſchräg unter ihm, Du mußt ſie ſehen, wenn Du aus Deinem Fenſter rechts hinausſiehſt, der Anblick rührt mich jedesmal in das tiefſte Herz! — Ich weiß nicht, wie ſo ſich mir jetzt ſo oft das Gefühl aufdrängt, als müßt' ich Dich

verſöhnen mit mir, als müßteſt Du mir wieder gut werden! Ich habe Dir auch ſo wenig geſchrieben, und ſo ſelten. Darin will ich mich aber beſſern, ich will in den bewegten Stimmungen mich der Unthätigkeit entreißen, mit der ich ſie genieße und aushalte. Liebe, liebe Rahel! Ich kann nichts mehr ſagen! mein Herz iſt erſchüttert von Dir! Es iſt jeden Tag Zeit das Leben zu erwecken, und mag das frühere niederſtürzen, das folgende will ich zu Dir auf den Berggipfel retten, wo die Sonne herrlicher glüht auf die ausgebreitete Tiefe! Lebe wohl, geliebte, ſüße Rahel! Es iſt ſpät, ich muß endigen. Mit der heißeſten Liebe umfaſſ' ich Dich und ſchmiege mein Herz in Deine Bruſt! Leb wohl, meine Rahel! Ewig Dein

Varnhagen.

An beifolgendem Briefe liegt mir viel; leſe die Worte an Eduard! Grüße die Freunde; daß Du Schede's bitten willſt, freut mich; ich grüße ſie, beſonders Wilhelminen.

An Rahel.

Tübingen, den 7. Februar 1809.

O geliebtes, einziges Rählchen! Eben habe ich Deinen Brief bekommen, den in Oktav! Ich bin noch ganz im Gewirr der mich umrauſchenden Quellen, die Deine Worte aufſchließen, des friſchen Blumenregens, den jede Beziehung von Dir zu mir auf mein Haupt herabſchüttet! Seit vorgeſtern, da ich Dir einen flüchtigen Brief noch kaum ſchreiben konnte, verfuch' ich jeden Morgen, jeden Nachmittag und jeden Abend, Dir recht zu ſchreiben, und verbrenne die nach den erſten Zeilen weggelegten Blätter alsbald wieder, weil mir alles ungenügend in ſeiner Unſicherheit dünkt. Ich ſchrieb Dir vorgeſtern, nachdem die liebſte freudigſte Innigkeit zu Dir unter fremdartigem Geſpräch gleichſam unter dem Boden weg hinglühen gemußt, und nun die kleine Ritze, die ihr zwiſchen dem Augenblick, der mich befreite, und dem Abgange der Poſt, noch übrig blieb! Dann kann ich nie der Täuſchung entgehen, daß ich meine, der weiße Briefbogen, über dem ich meine Sehnſucht zu Dir wie glühende Abendröthe hoch wogen ſehe, werde die verkündende Röthe haften machen, in der mir ſeine Figuren, ſo lang' ich mit den Augen darüber ſchwebe, entgegen

ſchimmern; ich weiß nur im allgemeinen, daß das Meiſte verlöſcht, denn mein ganzes wirkliches Leben ſcheint mir ja nur ein unvollkommenes Werkzeug, wenn ich ſagen will, was mein Sehnen und meine Freude iſt, daher ich mir ſelber das, was allein ich Dir ſagen möchte, nicht enthüllen kann! Heute, wie ich Deinen Brief erbreche, und die erſten Worte leſe, mußt' ich aufzucken vor Schreck; ſage, Du zauberiſches Mädchen, was ſpielſt Du mir für Streiche, daß ich von Deiner Hand geſchrieben leſen muß, was ich Dir ſchreiben will? „als ſchrieben wir uns gar nicht mehr" ſagſt Du; zum Glück habe ich das Blatt noch, das ich geſtern anfing, da ſteht wörtlich ſo: „ich werde täglich ſcheuer, Dir zu ſchreiben, geliebte Rahel, täglich zweifelhafter. Immer enger werden die Briefe, jemehr ſie ſich von dem Zeitpunkt der erſten Trennung entfernen, und der Gedanke, der ſich in dem erſten noch wie auf einer grünen Wieſe herumtummelte, ſtößt ſich in dem letzten ſchon beim zweiten Schritt auf jeder Seite an eine dumpfe Wand. Auch Deine Briefe ſind anders, obgleich Dein ſchrankenloſes Weſen nicht von jedem Spinngeweb' aufgehalten wird, wie ich, und Du die nächſten Mauern immer ſiegreich niedertrittſt". Sieh daſſelbe zu gleicher Zeit, in jedem nach ſeiner Weiſe! Ich fügte hinzu, daß ich Dich bald wiederſehen müßte, und wahrhaftig, ich weiß nicht, was ſich dieſem reinen, natürlichen billigen Trieb entgegen ſetzen dürfte! Ich glaube ſogar, ich werde nicht eher ein ordentlicher Arzt, als bis ich bei Dir lebe, dann aber, mit meiner jetzigen Luſt zur Medizin, ein ganz tüchtiger. Ach, ich liebe ſo ſehr die Furcht, die ich vor Dir habe, die Circeiſche! In ihr ſchein' ich mir dem Geiſterreich näher gerückt, der Form entſchwebend, im Unendlichen wogend, zu welchem Aufſchwung doch alle ringen, und das einem armen Undichter und Unphiloſophen, wie ich bin, nur die Nähe und Zuneigung eines Lebens, wie das Deinige iſt, ſo gewähren können; als ſtänden ihm die Flügel des Talents in Poeſie und Philoſophie zu Gebote. Daß ich zu Dir gehöre, iſt keine Frage, ich will Dich begleiten, unbeſorgt, ob Du auch zu mir gehörſt, denn das iſt Deine Sache, die ich nur ſehen kann, indem ich Dich begleite. Wie kannſt Du auf jenen Brief hin, den Du während des Schreibens bekamſt, mich „Undankbarer", „Blinder" refrainsweiſe in dem Reſt Deines Briefes ſchelten! Oder geſchieht es aus demſelben Grunde, den Du bei meinem Schelten nicht einſaheſt, aus Zorn und Luſt zu karnöffeln, worin ja

oft die größte Liebesgewalt ausbricht, und den ich aus Dankbarkeit nun auch nicht einsehen will? Geh! ich kann nicht schreiben, ich möchte die Feder lieber in Worte tunken, als in Tinte, und das machst Du Dir zu Nutze, und sagst, ich verstände Dich nicht, sähe Dich nicht ein und dergleichen. — Du verlangst nochmals Entscheidung über den Aufenthalt: nach Paris, Rahel, nach Paris! Ich gehe nach Hamburg, sobald mein Geld zur Reise hinreicht, was vielleicht in 4 Wochen erst ist, vielleicht sogar später, auch wäre mir ein sicherer Frühling willkommen, als dieser Januarische, der schon wieder abzunehmen scheint. Von da nach Amsterdam, oder wo ich Dich treffe; nur genire Dich nicht, wenn Du glückliche Gelegenheit nach Paris findest, und reise gleich hin, ich mache dann die Reise zu Fuß, sehr wohlfeil; denn das Geld ist das einzige, was sorgfältige Kombination fordert, und ich weiß noch gar nicht, wie es darin mit mir stehen wird. Auf keinen Fall fürchte ich mich, am allerwenigsten in Paris, nur in Tübingen wär' ich verloren ohne Geld. Vor allen Dingen will ich bei Dir ein Depot von Ausschnitten anlegen, von denen eine Anzahl von 50 bis 60 Stücken doch wohl in Paris eine kleine Summe für den ersten Anlauf einbringen kann. Freilich war das Verschenken das Schönste bei diesem Künstchen, und ich unterlasse es auch nicht, wie ich denn wieder drei Blumenkörbe dieser Tage verschenkt habe, aber ich denke ja an den Verkauf auch nur im schlimmen Fall der Noth, wo sich zu schämen nur Thorheit wäre. Von Froriep habe ich eine ziemlich gute Scheere bekommen, die vormals zu Augen-Operationen diente; nun will ich auch an Jean Paul ein Lanzschäftchen schicken. Ich mache großes Glück mit den Sachen, Cotta hat erst seit er dergleichen gesehen einigen Respekt vor mir, und von zweien Ausschneidern, die man kannte, sagte man, daß sie nichts vermöchten gegen mich. Ich finde, daß ich mit immer größerem Vergnügen ausschneide, und mich immer mehr schäme, damit zu glänzen, auch freu' ich mich am meisten, wenn ich die Kinder um mich versammeln kann, mit den gröberen Figuren, die aufrecht stehen, und zum Spielen taugen. Bei Cotta habe ich Jens Baggesen kennen lernen, einen sehr gefeierten Dänen, von dem Du wohl noch wenig erst weißt. Er dichtet dänisch und deutsch, weshalb ihn der hiesige Professor Autenrieth einen amphibischen Dichter nannte, was mir sehr gefiel. Seine Frau ist eine Französin, und lebt in Marly, wo auch Baggesen wohnt, wenn er nicht

auf Reisen ist. Die Revolution hat er mit angesehen, und gilt für einen Vielerfahrenen. Ich kannte seine Gedichte zum Theil, forcirt in allen Stücken, bis zu schönem Versbau forcirt, plumpe Sprache und wiedergekäute Gedanken, hitzig und hanswurstig sarkastisch gegen Franzosen, gegen die Gottlosen aller Art, gegen Fichte, Schlegel ꝛc. Wie war ich verwundert einen gutmüthigen Kerl zu finden, ohne Schärfe in Blick und Gestalt, langsam und bedächtig, ohne doch mehr als sich selber zu bemerken, höflich ohne seine Lebensart, und bei großer Tölpelhaftigkeit seine Person aufdringlich anbietend! Die alten Witze, daß die Aerzte ihre Kranken tödten und dergleichen, Witze, die vergessen zu haben ein Glück ist, und die höchstens angedeutet, immer aber in neue Verhältnisse gesetzt werden sollen, schämt er sich nicht mit allem Gewicht ausführlich beizubringen, und dann Erstaunen und Lachen einzufordern, ohne Besonnenheit, in Tappen bei hellem Tage. Einen Faust hat der arme Schelm gemacht, einen politischen Faust, der viel aus Goethe parodiren soll, und auch an dessen Faust sich insofern anschließen, als der Held nicht der alte Faust, sondern dessen mit Gretchen gezeugter Sohn ist. Eine abscheuliche Idee läßt sich kaum denken! Und nun wiederholt sich an dem das Teufelholen. Aber lächerlich ist das noch, daß jetzt im Goethe'schen Faust Gretchen Kindermörderin ist, was freilich Baggesen nicht vorhersehen konnte. Das ist wie Werner mit Schleiermacher, wo jener versicherte er könne die Reden über die Religion fast auswendig, und dieser antwortete, es thue ihm leid, denn er sei eben dabei, für eine zweite Auflage alles zu verbessern und umzuändern. Uebrigens hat Baggesen auch nur eine Faust in der Tasche gemacht, denn wegen der heftigen Ausfälle auf Bonaparte und die Franzosen kann das Buch wohl nie gedruckt werden. Napoleon und die Franzosen haßt er auf ganz widerwärtige Weise, zum Ekel heftig und grundlos, denn alles Gute der Deutschen, weßhalb wir diese höher schätzen, ist ihm auch ein Gräuel, er hofft es mit Kant, Jacobi, Voß und Klopstock zu zwingen. Gar nicht abzusehen ist, warum sich der Mensch ewig zum Negativen wendet, in Frankreich lebt, gegen die Politiker schreibt und dichtet, da er noch so viel des Positiven in aller Ruhe betrachten könnte, zum Beispiel den „Wilhelm Meister" lesen, den er noch nicht kennt. Ein Zug charakterisirt seine Widerwärtigkeit vollkommen, daß er nämlich in früheren Jahren den „Werther" gelesen, und das

neben einander die verschiedenen Handschriften, die ich nur schlecht nachbilde: „Ich arbeite viel. Rsp. Sie arbeitet viel!

Rahel.“

Es giebt nichts Sprechenderes; unauslöschliches Lachen hast Du mir angezündet mit dieser Bestätigung und beglaubigenden Unterschrift! Rahel, ich kniffe und bisse Dich todt vor unsäglicher Freude, wenn ich Dich sehen könnte, wie Du das schriebst! Ha bei Gott! das ist Gunst des Himmels, einem solches in die Hände zu geben, und Legitimation, der Gunst würdig zu sein, sie so zu benutzen! Ich küsse Dich, mein geliebtes Rählchen! Mich sollte doch sehr freuen, die Gute erlöst zu sehen, sie beunruhigt, wie ein Wasserpfuhl auf einem Berge, man möcht' ihm eine Rinne graben, damit er hinunterlaufen kann. Ich würde Dir einen dankenden Gruß für die Gute schreiben, woran man wohl sehen sollte, daß wir in der Eleganz keine Stümper sind, Du darfst das Blatt ja aber doch nicht zeigen, sage also nach Belieben das Nöthige! Liebe Rahel, wie gehören wir doch zusammen! Wie freuen wir uns mit demselben, wie verstehen wir Scherze und Ernsthaftes zur beiderseitigen Zufriedenheit! Zwar Du gehst alle Sphären durch, während ich nur in wenigen wandle, aber wenn Du zu meinen kommst, findest Du mich doch stets, und gehst Du in ein Haus, wohin ich Dir nicht folgen kann, wart' ich ruhig an der Thüre. Was können wir nicht noch alles zusammen erleben, treiben und wagen! Süße, liebe Rahel! Ich weiß, was ich an Dir gewonnen habe, meine geliebte Zauberin!

So weit, geliebte Rahel, habe ich gestern geschrieben: heute nur noch wenige Worte! Ich bitte Dich, schreibe mir ja! Ich gehe nicht von hier fort, ohne Dir es zeitig zu sagen, und im ärgsten Fall würden mir die Briefe nachgeschickt. Von Harscher habe ich lange keine Nachricht, habe ihm aber viel von Dir geschickt, ich freue mich so sehr, Euch einander vertraut zu machen. Verzeihe, wenn ich nicht auf jedes in Deinem Briefe antworte, und schließe daraus nicht, daß das Uebergangene weniger in mich eindringe! oft ist's grade umgekehrt! Heute hat mich noch der Blumenkorb sehr aufgehalten, der ziemlich fertig war, und also noch mit sollte, aber das Papier war weich geworden, und ich fand viele Schwierigkeiten, auch bleibt er sehr zerbrechlich. Leb' wohl, leb' wohl, geliebtes süßes Kind! Ich küsse Dich. Ewig Dein

Varnhagen.

Neumann ſoll mir ſchreiben!

Man ſagt nicht: ich ängſtige, ſondern: ich ängſtige mich, verbe reflexive oder reciproque, Undeutſche Du! Leb wohl!

An Varnhagen in Tübingen.

Dienstag, den 7. Februar 1809.

Heut' vor acht Tagen ſchrieb ich Dir, ich ſei geſund, und fürchte mich vor dem März: den Abend bekam ich Kopfweh — ein Evenement bei mir — Morgens erwacht' ich damit; Mittags lag ich im Fieber. Böhm ward mir geſchickt: er unterſagte mir ſtreng den Wein im Thee. Verſchrieb mir einen heilſamen weichen Trank, deſſen drei Löffel das Fieber in beabſichtigten Gang brachten. Es war ſtark. Sechs Vormittage von 9 Uhr an hatte ich Migraine. Griff ich nach der Klingel, ſo konnte ich in anderthalb Stunden vor Palpitation nicht ſprechen. Heute bin ich migrainen-frei. Aber noch unfähig. Meine Seele war heiter. Ich bin noch ruhig. Dies iſt ſeit dem vorigen Februar mein viertes Fieber. Schöne Wendung! Böhm auch, ſprach von meinem Blutſyſtem: ich weiß es beſſer; und wenn ich werde mehr ſprechen können, werde ich's ihm ſagen. Ich litt den ganzen Winter; außer vom 1. Januar an: dann fiel Robert. (Böhm beſtand nicht ſo auf einem Rückfall bei ihm, als ich es that.) Dieſen Sonntag — nicht, wie immer, Sonnabend — erhielt ich Deinen Brief, — wie froh war ich, Sonnabend als den Peſttag, keinen zu bekommen! — Ich konnte ihn nicht leſen: ſeine Dicke ängſtigte mich: ich erbrach ihn endlich: und fand den großgeſchriebenen von Fouqué, in mehr als ſechsmal Anſetzen gelang es mir ihn zu leſen: dann, geſtern, machte ich's mit Harſcher's ſo. Im größten Schweiß; und allen Anfällen: Sonntag hatte ich das Vermögen des Buchſtabirens verloren: auch das ließ mich ruhig: ſehen, geſchriebene Worte, konnte ich auch nicht.

Fouqué's Brief iſt ein Labſal, dieſer unſchuldige Himmelsbrief! Ich könnt' ihn küſſen! Ich will gewiß verdienen, zu wiſſen, daß ſolch ein lieber Menſch in der Welt ſitzt — nannt' ich ihn nicht lieb und ächt vorher? — dadurch, daß auch ich in Unſchuld ſeine „Rache" leſen will, und werde: dies wird ihm und Dir bürgen, daß ich ganz ſeine verſtand. War mir doch in ihm auch eine „Diſſonanz", und Liebe machte ſie auf-

tönen! Sagſt Du ihm, daß ich ſeinen Brief habe? So grüße ihn tauſendmal: hätte ich je ſein Geſicht geſehen, ſo ſchrieb' ich ihm ſelbſt. Den Brief behalte ich: haſt Du doch ſo viele von mir. Er iſt ein Ehrenkreuz für mich; und wie aus einer Waffe gemacht, die er wie ein Engel führte; daher auch eins für ihn. Ich bin recht ſtolz drauf. Aber viel zu freudig damit! Ich ſchickt' ihn ſogleich Markus; weil er ſehr eingenommen von Fouqué iſt; und ihn über alle Neuere ſetzt: und damit er mich ehren ſoll: jetzt will ich prahlen. Alſo er kann ſich entweder ächt freuen, oder großen Reſpekt vor mir haben; dacht' ich: er fand aber Fouqué'n prächtig. Herr Harſcher ſoll mich nicht ruchlos nennen! oder ich werd' ihn bedeuten! Ich bin ja „geworden", und wenn ich einmal mit ihm ſpreche, wird er's wiſſen: nicht durch das was ich ſage: aber daß ich's ſage. Er ſoll mit uns kommen! nach Wien kann er nicht: ſonſt ging' ich ja ſelbſt hin: ſieben unſerer Groſchen ſind dort ein Gulden: in Paris war ich: Wien iſt nah an Italien. Aber in den Krieg, und in's Aufgebot hinein, reiſe ich nicht! Bitte Harſcher ſehr, mit uns zu gehen! Ich will ihm die Wirthſchaft und Leben beſorgen! Und wir können ja gleich nach dem Frieden — Napoleon iſt ſchnell — nach Wien. Du biſt alſo wieder in die Medizin verliebt! mir recht. Dies iſt alſo mein letzter Brief nach Tübingen! Schick mir nur umgehend Deine Adreſſe nach Hamburg. Moritz muß auf Reiſen ſein: er antwortet mir nicht. In zwölf Tagen bekommſt Du dieſen Brief, dann bleibſt Du noch vier. Den 24. reiſeſt Du, nach Deiner Ausſage. Man kann mit fünfhundert Thalern in Berlin leben: wie, weißt Du: eben ſo in Paris; nur Theater iſt theurer. Auch dazu ſind Anſtalten zu treffen: verſchwenden, wie ich Dich ihnn ſah, wirſt Du nicht können: doch giebt es dort keinen Jeſty; — aber eine Rahel. — Du ſchreibſt mir ja zu viel Lob, kleiner lieber Freund: ich küſſe Dich dafür; recht ſüß! — es kommt ja auch aus Liebe! Freilich und natürlich holſt Du mich von Amſterdam; darauf rechne ich. Wenn Dir nichts vorfällt. Deine Freiheit bleibt ewig. Kannſt Du mehr Geld ergattern, deſto beſſer. Neumann werde ich alles beſtellen. Chamiſſo war einen Augenblick bei mir, der wird Eduard (Hitzig) von dem Diplom ſagen. Du wirſt nun lange kein Schreiben von mir erhalten können! Wo ſollte es Dich treffen? Alſo ängſtige Dich nicht! In zwölf Tagen, wenn Du dieſen Brief haſt, bin ich längſt aus und ſehr wohl: auch

werde ich Dir einen an Mad. Adelheid Goldschmidt nach Hamburg schicken, den Du dort abholen kannst, zum Trost. Weil Du nun so lange schmachten mußt, strengte ich mich heute so übernatürlich an! Im Anfang dacht' ich, es würde gar nicht gehen: und da waren auch die Phrasen noch mehr à la Tacite. Lieber Junge, rede ja Harscher'n, und auch meintwegen, recht nach Paris zu! Man kann wahrhaftig nicht nach Wien! Er soll nur den Artikel des Journal de l'Empire lesen! Wissenschaftliche Einrichtungen schützen sie: wenn die Sieger dort sind, wollen wir hin, wenn er will. Mir ist's wegen des Wohlfeilen: da bin ich denn gewissermaßen reich. Adieu. Tausendmal glückliche Reise und glückliche Ankunft! und alles Gute! Wenn ich auch heute noch einen Brief erhalte, ich schreibe doch nicht mehr. Deine Rechthaberin, die Dich küßt!

Rahel.

Deine Beiblättchen konnte ich noch nicht lesen. Siehst Du, mit dem Kleinschreiben! Adelheit Goldschmidt schicke ich den Brief: der Freundin der Guten. Sprich nicht von dieser: sogar Fanny'n nicht; hörst Du! ich will es nicht! kein Weib soll wissen, wie ich über sie denke! wenn auch Adelheid schon von Moritz instruirt ist: sei Du Stein über die Gute!

Sonnabend war Robert zum erstenmal aus, und bei mir. Ich freute mich ganz konvulsivisch: ich war noch au fort de ma maladie, er merkte nichts: er ward mir angesagt. Böhm ließ mich äußerst klug meine Medizin bis gestern Nachmittag, bald öfter, bald weniger, nach den Umständen nehmen: sie war schweißtreibend und einwickelnd. Er kam täglich von selbst. Nun hab' ich die Blättchen gelesen! Ich wurde krank davon. Es ist wieder gut: ich habe gegessen. Ganz überaus, überaus schön ist, was Du über Knabenliebe und Freundschaft sagst! und nichts hinzuzusetzen: ich schreibe Dir aber künftig doch noch etwas drüber. Du mußt ordentlich Deine Physiognomie verändert haben; als das so fertig aus Dir heraus war; sie ist nun gewiß um einen ganzen Schritt ausgebildeter. Denn Kotz Sackerlot! — sagen sie hier — dies hängt mit mehr zusammen. Und Deine Goethen-Liebe ist mein ganzer charme! Adieu. Wo war denn sonst Deine Natur? Lieber! Alter! Ja! ja! wir zerstückelten Neuere! Ruchles müssen wir gleich sein, uns schelten lassen; und doch Lumpen

bleiben, mit unſeren Sittchen und auch Geſetzchen! Kranke Europäer nenn' ich uns immer in meinem Kopf. Adieu.

An Rahel.

Tübingen, den 14. Februar 1809.

Schon daran gewöhnt ſein mußt Du, theure, geliebte Rahel, daß ich Dir kleine, ſchlechte Briefe ſchreibe, und doch kann ich mich der ängſtlichen Betrübniß nicht erwehren, wenn ich Dir wieder einen neuen zuſchicken ſoll, dem ich nichts geben kann, als taumelnde Worte, da die Deinigen wie Feſtzüge umkränzt und freudebringend zu mir herziehen! Aber wie geht es mir auch! Seit mehreren Tagen muckt ein rheumatiſches Zahnweh mir im Kopfe, das ich nur eben jetzt wieder durch Stille geſtillt habe, und macht mich dumpf und empfindlich zugleich, jenes gegen ganze Ideenreihen, dieſes gegen Einzelheiten in Gedanken und Gefühlen. Heute iſt mein ganzer Vormittag durch Träume verwirrt und geſchreckt, ſo daß ich Dir erſt gar nicht ſchreiben wollte. Der Ausdruck für alles verfließt auch mehr und mehr in meine Stimmung hinein, ſtatt daß er herausdringen ſollte, und meine Unbehülflichkeit ängſtigt mich; das alles behalte bei dieſem und meinem letzten Brief im Auge, geliebte Rahel! Dein letzter Brief vom 29ſten Januar hat mich in wohlthätigen Schatten aufgenommen, aus der brennenden Sonnenhitze, die mich überfiel auf der weiten Sandfläche, in der ich verirrt bin; Du liebes wahrhaftes Herz! Ja, ich komme zu Dir! und wenn ich auch nicht in die Himmelsbahn gelangen kann, die wie der Adel nur bei der Geburt den Menſchen als ſie ſelbſt in ihrer ganzen Fülle ergreift, ſo werd' ich doch bei Dir gleichſam in hohen Wäldern und auf Bergen herum irren, deren Wüſte nichts von den Schreckniſſen der wüſten, rings offenen Ebenen hat. Nimm dies nicht für ein Mattgewordenſein, geliebte Rahel! es iſt nur der graue Grund, der hinter allen Freuden meines Lebens ſteht, und ihre Blüthe nicht hindert, ſondern nur das ganze Gemählde trübt. Nein, voll aufbrechend, in kräftigen Farben, mit ſchwellenden Adern, blüht Dir mein Herz entgegen! Ich umfaſſe Dich mit freudigen Blicken! Ich bin im Leben ja doch auch wie ein Kind, das mit Thränen in den Augen, weil es geſchlagen worden,

neugierig und getröstet den Fremden sieht, der heimlich liebkosend an ihm vorbeigeht. Ich glaube zwar immer, daß es mit mir einmal nicht gut enden wird, aber ich kann ja doch nichts anderes thun, als trotzend fortleben, und immer neue Wogen beschwören. Wer einmal mit Zerrissenheit, Grimm und Schmerz so weit gerannt ist, wie ich, in's 24ste Jahr, das ich diesen Monat antrete, der mag noch so streng auf einmal die schäumenden Gestalten bändigen oder zerschlagen, in einer Minute springt an langer Kette das späte Kind früher Verwirrung auf, und zerstört die jahrelange Sorge. Die giftigen Wurzelfäden der Vergangenheit sind unsichtbar unter der Erde bis in meine weiteste Zukunft ausgesponnen, und in zehn, in zwanzig Jahren wird mir noch oft ein betäubendes Giftgewächs vor den Füßen aufschießen, das aus jenen weiterlaufenden Fäden, wo dünnere Erde sie bedeckte, an's Licht dringt. Aber sieh! mit dieser Einsicht, im Gefühl dieser Unseligkeit, ruf' ich aus: was hilft's nun! jetzt nur frisch weiter, das Stück muß ausgespielt werden, wenn auch ganze Dekorationen fehlten, denn es ist angefangen. Wenn ich zu Dir komme, werde ich mit diesen Gedanken schon so vertraut sein, daß sie wenig stören können, und sie hemmen mir jetzt auch kein Freudenspiel, nur erwecken sie auch keins, doch sehe ich wie sie Grund werden können zu den entzückendsten Lebensdithyramben. Breite denn die Arme mir fröhlich entgegen, ich bin frei, und Du bist's, auch von der Liebe, die sich verliebt, sind wir's ja jetzt, und das freut mich am meisten, weil die in mir die meisten Lügen erzeugte, und es auch, obgleich sie es in Dir nie kann, doch von Dir aus in mir wieder vermöchte. Aber Du hast dennoch Recht, daß man nichts machen soll, als nur so wie man alles macht, durch einen Entschluß würd' ich nichts in mir verändern, die allgemeine Bildung und Richtung entsteht erst aus den sich aneinanderdrängenden kleinsten Bildungen und Richtungen des Augenblicks, und in der That, ich weiß niemand, der einen Plan hätte befolgen können, obwohl ich jeden einen haben sah. Meine Plane halfen sich durch die Menge und durch das wenige Positive, woran sie hängen, ja mein ganzes Leid diesen Winter war ja fast nur der heilsame Zerstörungsprozeß dieser positiven Verbindung an Reales; die Ehe, die Medizin, die Kunst, die Freundschaft, alles hat die Freiheit gereinigt, ich will nicht mehr an diesen Freund, an diese litterarische Bahn, an diese ärztliche, an diese Häuslichkeit gebunden sein, ich

knüpfte die Bänder nur so deßhalb, um den fehlenden Theil des Inhalts der Verhältnisse durch die angeführte Form dem begehrenden Herzen tröstend zu ersetzen. — Anfang des März, vielleicht früher, geh' ich gewiß nach Hamburg, auf unbestimmte Zeit. Ich denke es bleibt dabei, daß Du nach Paris willst; da wär' es wohl am besten, Du beredetest wo möglich Deine Mutter früh im Jahr zu reisen, und kämst so nach Holland; dahin macht' ich alsbald die Reise zu Fuß (im schönen Frühling, im wohlgeordneten Lande) und holte Dich ab. Sollt' ich Dich von Berlin abholen, so denke an die großen Kosten, die das machen würde, und zu denen ich nicht viel mehr beitragen könnte, als was die Fußreise erforderte! Nach Hamburg muß ich erst, auf jeden Fall, wegen allem, besonders weil ich vor Schmerzen nicht fliehen darf, die jeder Aufschub vergrößerte, und doch keiner schenkte. Ich möchte Fanny gern sehen, und es ist viel dort zu thun für mich. Schreibe Du mir aber doch ja noch hieher! Das schlimmste ist, daß ein Brief von Dir mir nach Hamburg folgt, und denke Dir, liebe Rahel, die Pein, wenn ich noch hier bleiben müßte, es kann ja tausenderlei kommen, und bliebe so lange ohne Brief von Dir! Es brauchen ja nur wenige Deiner lieben Worte zu sein! — Eine Zeitlang habe ich ganz den Wettertagen gelebt, die wunderbar durch meine Brust zogen, frische Lüfte, Sonnenschein, Windwolken, machten zusammen diese Tage, für deren Art ich vergebens einen Ausdruck suche, und die alles in mir aufregten, was je in solchen Tagen ich gefühlt, keine Ereignisse, keine Verhältnisse des Lebens, alles nur in Bezug auf's Wetter, das eine freudige Unruhe in mir aufregt, die nur dann erst traurig wird, wenn sie nirgends, nirgends für die wallenden Fluthen ein Bette findet, und überall sich von hohen Rändern umstarrt sieht. Jetzt, da mich die zugemachten Fenster wieder abscheiden von der nahen Berührung des Wetters, bezieht sich meine Stimmung auch wenig darauf; feuchte, kühle Luft, Regen sind mir wohl verdrießlich, aber zwingen mich nicht aus jeder Anschauung in die Gewalt ihres Einwirkens, wie die früheren Wettertage. Jetzt hängt dunkles großes Regengewölk wie eine Kuppel am Himmel, während rings am Horizont hellere Streifen sind, es ist recht ängstlich, als wollte der liebe Gott die gute Stadt Tübingen unter einer umgestülpten Theetasse einfangen. Solche Vergleiche macht mich Jean Paul leicht finden,

er ſteckt mich mit dem „Hesperus“ an, den ich jetzt, entzückt, leſe. — Kerner iſt ganz wieder hergeſtellt von der kleinen Halsentzündung, ich ſehe ihn täglich, kann ihm aber nur wenig ſagen, er kennt die deutſche Sprache nicht genug, weil er weder Philoſophen noch Dichter der feineren Welt, überhaupt kein Buch aus, lieſt, und ich gewohnt bin, die Redensarten zu individualiſiren nach allen Richtungen, wenn ich das Innigſte und Tiefſte in mir ausſprechen will. Freriep's Kinder beſuchen mich zuweilen, und ſind ganz glücklich bei mir, mich aber machten ſie neulich wehmüthig bis zum Stecken des Blicks und der Sprache, weil ich mit ihnen ſpielen wollte, und grade da alle Reflexion über mein verwirrtes Leben heraufſchoß, und die Unbefangenheit und Luſt des Augenblicks niederdrückte. Sie merkten's nicht, und ſpielten fröhlich weiter; zuletzt, nach einigen Stunden konnt' ich doch auch fröhlich mit ihnen ſein.

Lies dieſen abgeſchmackten, ſchlecht berechneten Brief von Minna! Ich habe ihr ſeinen ganzen ſchlechten Grundtrieb in's Herz geleuchtet, aber ganz objektiv, beinahe natürlich, und eine Novelle geſchickt, obgleich ſie wegen der zurückgegebenen Gedichte gewiß nur lügt. Wie ſie mit den allbekannten Schmeichelreden fein und einnehmend ſein will! Es ließe ſich eine herrliche Vorleſung über dieſen Brief halten!

Geliebte Rahel; jedes Deiner Liebesworte dringt mir in's Herz! Schelte mich nur blind und undankbar, es ſind doch nur Liebkoſungen! Ach ſo tauſend Gefühle ſtrömen in mir zu Deiner ſüßen Nähe, aber mir iſt es verhaßt, ſo weit hin Zärtlichkeit zu ſchreiben! Ich könnt' es von Dresden, von Halle, von Potsdam. Dieſe Entfernung macht mich nur zornig, ſobald ich reden will. Lebe wohl, geliebte, ſüße Rahel! Grüße Chamiſſo, Hitzig, Neumann, Schede's! Die Gute recht artig und theilnehmend. Neumann ſoll ſchreiben, und auch mir! Leb wohl, leb wohl! Dein

Varnhagen.

Robert's „Omaſis“ geben ſie in Stuttgart.

Schreib mir doch ob in Berlin eine Univerſität wird, das muß ja Humboldt zunächſt wiſſen, und hier gehen zweifelhafte Gerüchte.

An Varnhagen in Tübingen.

Sonnabend halb 4 Uhr Mittags, den 18. Februar 1809.

Lieber Freund, ich erliege. Endlich wirklich vor Mattigkeit, Kränklichkeit, Ungewißheit und Chagrin aller Art. Du wirst Dich erinnren, daß mir Moritz so einen braven Brief schrieb. — O! Gott, nun soll ich wieder schriftlich erzählen! Du mußt bei Gott endlich kommen! — und mich vorher aufgefordert hatte, ihm zu sagen, ob ich seine Gegenwart hier nothwendig schätzte. Drei Briefe schrieb ich ihm hierauf, und in den letzten acht Tagen von Robert's Krankheit, er möchte kommen, und warum er es soll. In drei Wochen antwortet er mir plötzlich nicht: ich liege krank, und kann nicht schreiben, und boße und kombinire mich auch darüber todt! Zu dem Rest! Heut' vor acht Tagen erfahre ich von der ganz erschrockenen Mama, er habe dem Aeltesten geschrieben, wenn der nicht vor dem 15. Februar in Hamburg wäre, so käme er, Moritz, her. Dies beruhigte mich: obgleich sein Verstummen gegen mich ein Räthsel blieb und ein Aerger. Markus schrieb, er könne nicht kommen — schlecht von ihm; aber mir lieb —, ich erwarte also Donnerstag oder Freitag den Anderen. Keineswegs! Ein Brief von ihm kömmt, daß er — plötzlich — noch drei Wochen auf Markus warten will!!! Ich werde rasend, nachdem ich das Robert gestern Abend abgefragt habe, denn abfragen muß ich unter den Leuten alles! Ich setze mich hin, und schreibe Moritz vier Seiten, worin ich ihm wiederholt meine Lage vorlege; ihn des Unsinns gegen mich zeihe; und ihm sage, daß, wenn er nicht käme und mir schriebe, ich vor Ende dieses Monats in Hamburg vor seiner Thüre verführe ohne Markus. Das wird ihn erschrecken! denn das fürchtet er. Ich aber denke nicht daran! Zweitens, daß ich unter jeder Bedingung wegginge, und warum. Drittens, daß, wenn niemand und auch er nichts für mich thun würde, ich ihm mein Ehrenwort gäbe — welches Du kennst, schrieb ich —, daß ich vor dem Ende dieses Sommers verheirathet bin! „Ich kenne einen klugen Menschen", setzte ich hinzu, „und fürchte keinen dummen Streich, wenn er von mir herkömmt." Dies wird den Aeltesten zur Besinnung bringen: dann muß man mir meine Mitgift zahlen, und Kinder kann ich auch noch kriegen. Noch setzte

ich hinzu, ich würde es Mama'en annonciren, welches ich auch thun will. Diese retrogradirt schon wieder mit Holland aus den schlechtesten Gründen! Ich weiß nun nicht, wie ich fort kommen soll: alles schwankt und fehlt mir unter den Händen! Kaum noch halte ich es aus. O! erzählte ich Dir Details! Um Gottes- und meinetwillen, komm! daß ich mit Dir wegkann! daß etwas fest wird. Moritz wollte auch nach Amsterdam; ich habe ihn auch ernstlich gefragt, ob ich etwa mit ihm könnte. Das stört uns nicht. Die Gute will auch nach Paris: ich aber will sie nicht; retten will ich mich in Freiheit und Gesundheit, und will keine Krankenreise an Seel' und Leib. Doch, reißen alle Stränge, nehm' ich sie! und sie muß sich fügen: weil ich mehr bin als sie. So atreee bin ich schon. Komme geschwinde! Nun schreibst Du wieder vier Wochen! und immer von neuem vier Wochen. O! gerechter Gott, wir hätten uns nicht trennen sollen. Welcher Vortheil erwuchs draus? Solcher, den wir von der Hölle etwa auch hätten. Leid, unsägliches, mir durch alles Glück nicht wieder abzunehmendes, hab' ich dadurch erlebt. Zusammen muß man bleiben, oder sich glatt trennen; da wir das nicht konnten, war das erstere ein mordender Fehler. Moritzens Antwort werde ich Dir schicken. Eilf Tage ist Dein Brief alt, eilf Tage geht dieser. Wo soll ich denn nun noch künftig hinschreiben? Wenn Du diesen hast, sind zweiundzwanzig Tage von den vier Wochen wieder weg. Ich habe während meiner Genesung Wuthanfälle von Verzweiflung gehabt. Gott, Gott! wie toll. Ich war es. Du kennst mich nicht, Du kennst meine Leidfähigkeit, meine Phrenesie nicht. Und meine Geduld, ja Geduld, und Kraft, die mich hin führt. Wenn ich Dir es endlich sage; schreibe! Komme, ich bitte Dich. Nicht als Geliebter auf diese Worte, als Freund. Apropos! mit dem Heirathen meinte ich nichts: aber ich muß damit drohen, und bei Gott! ich thäte es auch im argen Fall, wenn ich könnte. Mein Kopf platzt mir: ich erliege. Adieu. Du machst ja göttlich Hände nach: und warst tausendmal witziger als ich! daß Du die Gute zu einem Sumpf! — vortrefflich! — auf einem Berge — wie richtig! — vergleichst. Matthissen den insipiden Tölpel und sein Gereime kenne ich zum Ekel aus Paris: auch spielte er sonst den Freund verrückter empfindsamer Damen, die ich kannte. Du bist vortrefflich über ihn! Sage Harscher'n, daß ich unendlich, unsäglich leide: er soll nach Paris kommen und mich heilen

helfen. Ich würde es ihm doch leicht machen. Adieu! Ich vergehe! R. L.

Sei Du nicht auch wieder ungewiß; sonst muß ich wahnwitzig werden! Siehst Du, daß Krieg wird? Wenn Du nur erst in Hamburg bist, so ist das so gut als in Berlin. Wir werden wohl von hier, oder willst Du lieber, von Potsdam aus zusammen. Mach nur nichts Dummes in Hamburg! — Ich denke an alles! Und meine Gedanken sollen keine Schanze mehr finden. Auf ewig, fort Verstellung! Ach ich sterbe keines natürlichen Todes ahnd' ich; die Wahrheit führt mich früher von der Erde.

Apropos. Joseph Napoleon hat eine göttliche Rede in der Kirche in Madrid gehalten: so edel, so wahr, so groß, so heilig, so erhaben und unschuldig! Nichts Schöneres giebt's in der Geschichte seit je! Ich las sie in unserer Zeitung. O! wie herrlich, einen Menschen, der den Namen verdient, auf einer hohen Stelle zu sehen! Zum Muster! zum Führer! Freilich werden wir noch viel erleben! Alle Tage werde ich mehr zum Manne! wie ist das mit mir? Komme, komme! daß ich merke, daß ich ein Weib bin: geschrieben bleibt es schwach, wenn ich Dir sage, daß ich Dein bin, und mich freue, wenn Du Dich mein nennst und fühlst! Rahel.

O! wie echauffirt, wie betäubt; wie krank noch. Dies ist mein zweiter Brief — mein erster war an Moritz — seit meiner Krankheit. Fünf Seiten habe ich ihm heute geschrieben.

Ich breche den Brief wieder auf, um dies daran zu fügen: Natürlich sollst und kannst Du ohne Geld nicht kommen; aber sobald Du welches hast! dann zögere nicht mehr! Und warte nichts und keinen Frühling ab! Der zu gräßliche, zu abscheuliche kranke Winter, — krank im Wetter und allem, — der Darbe-Winter ist vergangen! Der Frühling fliehet auch so. Eile! ich eile auch, man wird doch aufgehalten, Du siehst's! Half mir mein winterlanges, wohlbedachtes, überlegtes Schreiben nach allen Seiten wohl? Verstehe mich und komme!

An Varnhagen in Tübingen.

Sonntag gegen Mittag, den 19. Februar 1809.

Da ich Dir Dienstag noch nach Tübingen schreiben will, muß ich nur gleich anfangen, und kann nichts Besseres thun. O! lieber theurer Freund, dies war ein gräßlicher Winter und Herbst. Ein Leben voll Glück sollte damit nicht errungen werden müssen. Wie betrübt, geängstigt, gedrückt, verzweifelt war ich noch vor zehn Minuten! wie ennuyirt! Noch soll ich mich, nach allem, was ich wahrlich schon erlebt habe, in solcher kleinen, niederen, ungewissen, nun gar einsamen, von Menschen und Künsten, und Natur geschiedenen Lage, herumbalgen. Und all mein Muth, meine Klarheit, meine Gaben, sollen mir zu nichts dienen können, als daß ich wie eine Verzweifelte — Verlassene — davonlaufen kann. Dies ist doch die trockene Geographie meines Zustandes. So war es doch diesen ganzen Winter — gespickt mit tausend Kränkungen, Neckereien, Beleidigungen und Unsinnen, ohne Labe für Herz, Geist, Phantasie (Hoffen durch Geist für Herz). Du weißt die drei guten Sensationen, die ich vielleicht hatte; ich theilte sie Dir ja mit! — als Du noch nichts wählen konntest, und auch mich nicht lassen konntest. Und können wir uns wohl gegenseitig durch etwas helfen, als durch Liebe und frischen Herzensmuth?! O und was ich sagen kann, und gesagt habe, ist das wenigste! Die Reihe der Gedanken, die bei mir in der Zeit aufgeregt wurden, der Aerger, der Verdruß, das Unbehagliche, das in jedem Augenblick in meiner Lage mich anpickende, anpackende, immer wiederkehrende, sich aus jedem Neuen neu erzeugende Ungemach, auf Menschen-Seichtigkeit, Schlechtheit und Dummheit zu meinem Wahnsinn gegründet; dies getrübte, gekränkte, empörte, und gesunde nie ermüdete Herz! diese Stützenlosigkeit nach jeder Seite! Auch Du, Varnhagen, mißdeutest meine Kraft. Ein siebzigfaches Leid, eine Aeußerung davon ist sie! Diese Woche habe ich erfunden, was ein Paradox ist. Eine Wahrheit, die noch keinen Raum finden kann sich darzustellen; die gewaltsam in die Welt dringt, und mit einer Verrenkung hervorbricht. So bin ich leider! — hierin liegt mein Tod. — Nie kann mein Gemüth in schönen Schwingungen sanft einher fließen, wozu dies Schöne in der Tiefe meines geistigen Seins wie in den tiefen Eingeweiden der Erde verzaubert liegt.

O! Gott! jede Aeußerung — und je kräftiger sie ist! — Ein Schmerz! Ein Schmerz, auf den ich nicht mehr immer hinhöre, weil er chronisch ist. So, mein Freund, hast Du wieder einmal geglaubt, daß ich Dich „Undankbarer" nennte, sei Deiner Wuth ähnlich. Nein Geliebter! Ich sagte es wie es steht; wie das Weib zum blinden Manne. Du faßst nur meine letzte Kraftäußerung, und nicht mein sanftes, längst verschwiegenes Leid: und Liebe nicht sehen, sie aber fordern, und nur halb leisten — wie es war — ist undankbar. Wie richtig, Geliebter — und wie traurig — vergleichst Du mich — wie überaus witzig, nie hat man etwas erschöpfend Aehnliches über mich gesagt!! — vergleichst Du mich zu einem Baume, den man aus der Erde gerissen hat, und dann seinen Wipfel hineingegraben; zu stark hat ihn die Natur angelegt! Wurzel faßt der Wipfel, und ungeschickt wird Wurzel zu Wipfel! Das, Lieber, leider! leider! bin ich. Dies ist der Durchmesser meines Lebens. Seine erste Verschlingung zum Wirklichen. Laß dies mein Epitaph sein, und dies ist dasselbe, was mein „Paradox" ist: und das ist tausendmal witziger — obgleich unendlich tief unter Deinem Baum — als mein: „Ich arbeite viel. N. Fr. Sie arbeitet viel! Rahel." Damit meinte ich weiter nichts, als die Indignation: „die denkt noch sie arbeitet! Sie, arbeiten!" und dann gleich hinterher: „Ja! bei ihr ist auch alles Arbeit!" und das alles drückt' ich aus Eil und Ueberdruß kurzmöglichst aus. Sonst meint' ich nichts: und es sollte keine Beglaubigung sein, wie Du meintest; ist das aber witzig, so war ich es: ich finde es nicht. Antworte mir hierauf; was den Geist so geregt hat, ist mir interessant, und wär's über einen verlorenen Westenknopf! Du warst unendlich witzig über die Güte, als Du sie neben den „Baum" stelltest; und demonstrirtest, daß ihre Wahrheit sich nur auf die Decken in den Zimmern beziehe, etc.! Ihr Buch aber und sie, ist doch noch weit lügenhafter, als man ohne des allmächtigen Gottes eigenhändigen Witz, oder die Dummheit erfinden kann, die er in dem Puppenkopf zum Statthalter gelassen hat. Du siehst meine Empörung wieder. Sie lügt wie ein Räuber, mit der Pistole auf der Brust; und man muß sein schönes Eigenthum Wahrheit ihr lassen; oder dieses rechtmäßige Gut durch harten Kampf wiedererringen; und nur, wenn man sich dazu entschließt, kann man ihr Attentat beweisen, sonst geht sie noch als weinender, verkannter, verwiesener Bettler ab! So hat sie mir es

erſt dieſe Woche mit vielen Umſchweifen gemacht. Das Ende — denn wozu etwas anderes davon wiederholen! — war, daß ich als maréchaussée, und Richter zugleich, ihr endlich antwortete: „Wenn Sie wahr ſein werden, dann werde ich Sie lieben.“ Sie wollte — wirklich — vor Weinen platzen, ſo hatt' ich ihr den Keil der Wahrheit in's Herz geſchlagen, und es mußte ſpringend von einander! — Geiſtig Zerknirſchung genannt: — „Weinen Sie nicht!“ konnte ich nur ſagen; und dabei blieb's! Nachher drehete ſie in einem Brief auch dies Geſpräch wieder um, Du kennſt ihre Briefe nach wahren Szenen! — aber ein Taciteiſcher, unerbittlicher, ziemlich kurzer zeigte ihr ihren Kuſchwinkel an. Nun hat ſie ſich zur Heiterkeit geneigt: und will mit nach Frankreich; ich ſoll es ihr aber ſagen; das thue ich ohne Noth nicht; muß aber vielleicht. Ich werde es ſchon arrangiren zu unſerem Guten; und nicht zu ihrem Schaden, wenn es ſein muß. In den vielen Diskuſſionen ſagte ſie: „Hypochondriſch bin ich nicht“, — ſie freute ſich der imaginairen Anklage — „ich zwinge mich ja, jeder Andere läge“. Hypochondriſch ſind Sie gar nicht! — kriegte ſie — aber krankſüchtig! Sie denken Kranksein iſt hübſch; und nie ſagen Sie mit Freude: „Heute befinde ich mich gut!“ So kam ihre Liebe und alles vor. Sie zwang mich. Denn, ohne Hyperbel! will ſie jede Woche eine neue chroniſche, aber galoppirende Krankheit haben. Waſſerſucht war die letzte. Aber das ließ ich auslaufen! Es iſt immer ein Glück und ein Vergnügen für ſie, wenn ſie nach Frankreich geht: alſo wenn ich will, iſt es gut. Sie bietet mir gradezu nichts dafür: ich will auch nichts. Iſt der Menſch nicht genialiſch, ſo will ich nur Freiheit von ihm. Negation; wo Negation iſt. Will man's anders, ſo iſt das Verwirrung, und meiſt leidenſchaftliche. Alſo mit der ſind wir fertig. Pfuhl bleibt Pfuhl; und Berg Berg! So wie ſie lieblich iſt, ſchmeichle ich ihr. Alſo ſo viel ſie will: auch habe ich's ihr ſo verſprochen. Ihr Manuſkript ſehe ich ſeit Robert's und meiner Krankheit nicht mehr an: es loben es ihr andere Korrekters, Profeſſor Hartung, Graf Egloffſtein. Nun ſage Du mir, mein Lober! auf welchen Brief von mir, was ſtand denn darin, hat Harſcher den geſchrieben, den Du mir zuletzt ſchickteſt, in welchem er ſagt, man könne ganz gut über meinen des Teufels werden, er ſei nur ſchon des Teufels. Was ſchrieb ich denn? Sage es mir! Bitte, Lieber! Es wäre ja Jammerſchade, wenn Harſcher vor

lauter Lebensart zu keiner Art zu leben käme. Das muß nimmermehr geſchehen! Wenn er nur uns nahe kommt. Wir wollen gewiß ravagiren — wir nannten es lange ravugen. — Seine „Schweinekrankheit“ iſt ja keine; die kenne ich: die vergeht vom Leben ſelbſt. Nach Wien wird er doch nicht in den Krieg hinein ſtudiren wollen? Sag ihm das. Iſt er wohl böſe, wenn er denkt, ich habe ſeinen Brief? Er iſt mir ja jetzt gut! Oder kann er ſich noch nicht perſönlich frei mit mir denken? Ich könnte gleich heute Mittag ganz bekannt mit ihm ſein. Ich habe ihn ja geſehen: und er hat mich auch geſehen! Und da er alles von mir weiß! Und er ſoll auch.

Wie wahr, Varnhagen, mein geliebter, ſüßer Freund, iſt das, was Du über Freundſchaft auf einem kleinen Zettel mir ſchickteſt: „Jedem Gebildeten muß man alles ſagen können.“ Wie Schade! daß ich jetzt unfähig bin, Dir auf die Zettel, die ich ſo göttlich finde — auch Neumann iſt ſehr davon eingenommen; dem gab ich ſie alle — zu antworten. Sprechen wollen wir darüber! Es fiel mir ſo viel dabei ein. Und daß die Gemeinen, die ſich keine Rechenſchaft geben können, in der Liebe ſo blind Recht haben; je gröber ſie ſcheint; je mehr auf Aeußeres, auf den Eindruck gegründet! O! es fiel mir viel bei den Zetteln ein! Mündlich. Ich laſſe Deine Briefe einmal drucken, und das Geld wollen wir verfahren: und die Welt hat doch noch Vortheil. Adieu. Ich erliege. Echauffement, kalte Füße, Kopfweh, wie ein Gewitter in der Ferne! Ich eſſe etwas! Adieu. Doch noch Eines, Schnäuzchen! In Deinen kleinen Gedichten, bei welchen ich Dich küſſe — ich kann ja nicht gegendichten! — gefällt mir ungeheuer: „Selig die Stunden entfliehn, die mit heiliger Quelle des Lebens Deine Nähe getränkt, meiner beruhigten Bruſt“: aber nicht der Ausdruck: „Frühlingsliedchen“ in der erſten Zeile; alles Uebrige, von „Locken, die Du finſter bewegſt auf denkender Stirn“, wahr und ſehr ſehr gut. Gott, über wie viel mir Zugeſchicktes müßt' ich noch reden und danken! Lieber! Mir angenehmer Verehrer; lieber Autor, theurer Freund! Aber wie Du ſagſt, ſo iſt es wahr. Schreiben kann ich nicht mehr. Mit Dir will ich alles durchgehen. Morgen werde ich Dir noch etwas ſchreiben, heute überlebe ich's nicht mehr. Aber Eines noch, Herr von Varnhagen; ſagen Sie, wie kommen Sie auf den raſenden Gedanken, ich werde, anſtatt: ich ängſtige mich, „ich ängſtige“ ſchreiben! Es iſt ja nicht einmal fran-

zösisch, und ich weiß sehr wohl, ein verbe réciproque; „mich" hatte ich natürlich vergessen. Ich verstand Deine Phrase darüber erst ganz lange nicht, und glaubte, in dem Worte ängstige läge mein Fehler; und die beiden „ängstige" von Dir waren doch gleich geschrieben. Eine halbe Viertelstunde stand ich zum Ochsen gemacht (nicht durch Dich, aber dadurch, daß ich bei der Phrase stehen blieb; durch sie) am Berge. So schriebst Du: „Man sagt nicht: ich ängstige, sondern: ich ängstige mich, verbe réflexive" etc. Nun blieb ich bei den beiden „ängstigen" stehen, und das „mich" wollte mir nie einfallen: bis ich aus Verzweiflung an's réflexive ging. Adieu, Du süßer Deutscher!

Montag Vormittag, den 20. Februar.

Ich war recht krank, diesen Morgen; bin es noch, und an Leib, Herz, Seele und Geist recht herunter. So wie lau Wetter ist, sind meine Nerven so abgeschraubt, daß ich todtenbleich bin, rothe Lippen — bei mir ein Zeichen des Leidens — habe, violet um zugeschrollte Augen bin, und bis zu Fieberbewegungen spüre; das Unbehagen steigt bis zum Erbrechen, und nach einer solchen Magenbewegung wird mir augenblicklich, und auf einen Augenblick, etwas besser; dann geht es wieder von vorne an. Nichts bringt aber dem Wahnsinn so nahe, als das sehr gesteigerte Ohren-Klingen, -Sausen und -Tönen zusammen: davon bekömmt man Herzpochen vor Angst. Böhm wird wohl heute oder morgen kommen — bis jetzt konnte er mir in acht Tagen keine Mittel geben. — Aber er kann mir nicht helfen: das Ganze sind lauter unregelmäßige, sich ohne Unterbrechung erzeugende Schnupfen, die auch zu Augenblicken sich, und das recht unvermuthet und auf die unregelmäßigste Art, in ihrer wahren Gestalt zeigen. Es ist auch mein Herz, von dem ich Dir schon früher sagte: „es hat einen Schaden" (zu sehr gebraucht). Dieses Lebensorgan kann wahr und wahrhaftig, in diesem Klima, nicht ohne Freude in mir bestehen. Nicht ein hundertes Theilchen von einem Tropfen gelangt dahin! Ich unterliege; und fühle es. Dies ist, nicht Frohberg'sche, oder moderne Weiberjucht zum feichten Amüsement! Neumann war gestern bei mir — er mag mich unterhaltend gefunden haben: ich sprach beinah viel, und Gutes — ich war aber außer mir: und besonders, als wir von Dir sprachen, und er mir von neuem sagte, wie nichts Du in Tü-

hingen zu suchen hattest etc.; und wie für diese Kosten Du hättest Freude haben können, und ihr gradezu entlaufen bist. Glaub' auch nicht, daß er ein Stäubchen in mich geredet hat; der ganze Wirbelwind war schon da! Wahnwitzig, kettentoll waren wir. Einen solchen Winter zu durchdarben! und daß Du mich in dieser Verwaisung ließest! denn — alles wußten wir im Oktober! Ich aber, laß sie mich so nennen, konnte gegen Deine Braut nicht sprechen. O! wäre ich steingesund, hätte Klima, Freunde; wahrlich, ich wollte das Beste anständig entbehren und vermissen. So aber bin ich ja wie unter eine Horde wilder Thiere gestoßen, die alle nichts sind, als fressender, verzehrender, personifizirter Mangel. Ich ertrag' bei meinem Gesundheits- und Geisteszustand die Sorge, die elende, mir im innersten Geiste verhaßte Sorge der Ungewißheit nicht! Für Pöbel ist die, der in seinem eignen Geist auch ungewiß ist, und dem wahrhaftig eigentlich alles, wenn er sich recht abfragt, egal ist. (Ein Blatt hier ist verloren.) Neumann und Chamisso, und hier Alle, wollen es mir immer nicht glauben, daß Du nach Hamburg gehen kannst, ohne hierher zu kommen: daß ich Neumann so um den Berg, negativ, etwas vorlügen muß, thut mir leid. „Sagt er gar nichts von hier?" frug er noch gestern. „Er denkt nicht dran!" und er meinte offenbar mich; und ich ließ es doch auf die Stadt fallen; und so immer! Zwar habe ich kein Engagement, einen jeden Kasse in meinem Herzen machen zu lassen; aber weil er doch gradezu meine Rede anders auslegen muß, und ich sie dazu setze! Er ahndet keine zärtliche Verbindung zwischen uns, das sah ich wohl gestern an einer Aeußerung. Und da es nicht Dummheit ist, gefällt es mir: er denkt: „die!" Nämlich, diese Rahel! Könnte ich Dir nur auf Deine schönen vielen Sendungen antworten! auf alles was Du von Goethe sagst; auf Deine Gedanken und Gedichte! Aber vergeblich; ich bin zu irritirt — in aller Art — zu schwach, das Wetter zu ungünstig. Darf ich Fouqué'n Deine letzten Blätter durch Neumann schicken? Ich habe auch dem nichts davon gesagt; aber weil ich sie so sehr liebe, wünschte ich, daß sie Fouqué sähe; von diesem Wunsche lasse Dich aber nicht bestechen! Gestern siegelte Neumann Deine letzten Tagebuchblätter bei mir für Fouqué ein, und da ward die Lust, das Bessere ihm zu schicken, lebendiger in mir. Neumann wird Dir schreiben, ich habe ihn darum gebeten. Sei mir nicht böse, daß ich mit meiner ganzen Traurigkeit mich

heute auf Dich werfe. Ich hielt's nicht mehr aus! Ich konnte mich nicht mehr halten. Im grauen Fasttag stehe ich auf und gehe ich zu Bette: mit derselben Sorge, ohne Freude, und irgend eine Hoffnung für den Tag, und sorgenvoll für unsere künftigen. Und seit sechs Monat ist Winter, und ich glaube, ich und er waren nicht zweimal so gesund, daß ich nur zum Luftschöpfen ausgehen konnte. Verzeih mir! Ein andermal helfe ich wieder. Adieu!

Dienstag Vormittag, den 21. Februar.

Laß Dir sogleich ein Bonmot von der Guten erzählen und meinen gestrigen Tag, dann wirst Du alles wissen, was für's Erste nothwendig ist. O! die Marter! Mit der Feder in der Hand sein Leben nachzeichnen zu müssen, anstatt zu leben! Ueberlebst Du's noch? Als ich gestern aufhörte zu schreiben, war mir so wahnwitzig, so nervenunruhig, zu Muthe, ich war so unfähig irgend etwas zu thun, noch mich hinzulegen, das Wetter inkommodirte mich so völlig in der Stube, daß ich hinaus ging, im feuchtlich graulichen Nordwestwind, aber nur zur Guten, die wirklich liebenswürdig war: und nun ihr Bonmot zuerst! Sie erzählte vom alten Grafen Wartensleben, der sie fleißig besucht, und setzte hinzu, mit vieler Wahrheit, und proportionirter Lebhaftigkeit: „Er spricht aber jetzt so Unanständiges, und so gradeheraus, daß man es gar nicht mehr dulden kann; ich sagte auch gestern zu ihm: Lieber Graf, ich muß ja roth werden, wenn ich mich nicht schäme!" Ich schrie ganz auf; applaudirte sie sehr — darin bin ich ganz Italiäner: wer mir das Applaudissement nimmt, das laute, nimmt mir das halbe Leben —, und sagte gleich, fast lächerlich vor lauter Ernst und Langsamkeit: das schreib' ich Varnhagen! Als ich zu ihr kam, erzählte sie mir gleich das Stück Leben, das ich noch nicht gehört hatte; Hartung hatte ihr ihr Manuskript zurückgeschickt; ich wollte es Hitzig geben, oder auch der Mad. Sander, oder Dir schicken. Sie las mir etwas vom Grafen Egloffstein, ihrem Verehrer, für den „Hausfreund", womit ich nicht zufrieden war: über Verbesserung der Heerstraßen; sehr klein und kleinstaatig gesehen. Ich hatte ihm das Sujet aufgegeben; weil er von mir welche forderte. Ist es Zeit, so soll er's noch ändern. Auch schickte er mir's zum Beurtheilen. Wie findest Du mich mit Büchern? Hartung will mir auch eine Komödie, de but en blanc, zum Beurtheilen vorlesen.

Madame Du Deffand! Meine Augen will ich aber behalten! Dieſe alte Pariſerin war blind. Manuſkripte hören, mit Augen, iſt genug! Als das abgeſprochen war, frug mich die Gute rührend, wahr, und kindlich, ob ich ſie noch wollte; und nachher ſagte ſie mir, ich ſei hart mit ihr geweſen: ſie habe auch Böhm, den ſie wegen der Migraine, die von Agitation war, ſprechen mußte, unſeren Zwiſt erzählt — ich hatte es auch ſchon gethan; er hatte mich nämlich gefragt, eh' er ſie ſah, von welcher Agitation ſie in ihrem Billete redete; — und ihm, vorzüglich für ihn, geſagt, „die Leute glauben immer, wenn ſie grob waren, ſie waren wahr, und legen ſich ganz beruhigt zu Bette"; (nun ſchneit und hagelt's wieder, zuſammen; —) und ſie habe hinzugeſetzt: „es gäbe ja Menſchen, die keine Pille ohne Pflaumen und Roſinen einnehmen könnten, er ſoll ihr die Wahrheit ſo einwickeln." Sie ſah mir freundlich und wahr dabei in's Geſicht. Ich nahm es gelaſſen, und ſanft, aber ernſt, obgleich lächelnd für mich; und ſagte ihr: „ich würde nicht mehr wahr ſein; weil ich durchaus ſähe, daß die Wahrheit, die der Menſch nicht vorher wiſſe, ihm auch nicht geſagt werden könnte"; etc. Sie küßte mir die Hände, und bat ernſt wie ein Kind, ich möchte ſie ihr immer ſagen, ſie wolle ſie hören, und ſie würde ſie verſtehen. Da war ſie wahrlich ſanft, liebenswürdig, kindlich und wahr: wir lachten dazwiſchen mit manchem ſtrömenden Scherz, und Witz; ſie war recht witzig. Aber ich ſagte ihr, ob eine Wahrheit greb ſei, oder nicht, darüber könne man ihr als ſolcher nichts anhaben; ſie entſpräche ihrem Weſen, wenn ſie wahr wäre, und wo ſie hin trifft, das wäre der Ort, der ſie zur Grobheit oder Höflichkeit mache; ſie bat ſich wieder ächt, ſcherzend, ſanft und lieblich, Pflaumen und Roſinen über den Pillen aus! „Nein, Liebe, das geht nicht, ſo habe ich ſie Ihnen drei Jahre gegeben: da eſſen Sie die Pflaumen und Roſinen; und die Pillen laſſen Sie mir liegen." Thu' ich das? „Ja!" Wir ſcherzten viel, und ſie wollte nur, daß ich ihr noch gut ſein ſollte. Alsdann bot ſie mir, ſehr rein und ohne alle Prätenſion auf die That, oder welche mit ihr, hundert Dukaten an, die ſie von ihrem Bruder nehmen wollte, und ihn dann mit ihrem Bache bezahlen will. „Sie geben doch damit von mir", ſagte ſie, „ich erleichtere Ihnen das Wegkommen, aber ich will es gern." Sie freute ſich damit. Ich nahm es nicht an. Sie braucht es ſelbſt. Bei ihr, wie ſie mir giebt, iſt es gradezu Schenken. Sie hat auch

einen Zettel in einer neuen witzigen hier errichteten Lotterie für mich genommen, und meinen Namen drauf geschrieben: diesen Einsatz, fünfundzwanzig Thaler, werde ich ihr schon bezahlen! Dies alles kann niedrig scheinen, wenn man einen Freund zu seinem Herzen zurückziehen will; war aber durchaus graziös; und kam schön aus dem Herzen. Das Manuskript zu übernehmen, hatte ich ihr vorher versprochen: aber dann kam Robert, und als ich den nach Sander's frug, bedeutete er mir, daß die im Bezahlen nicht stark wären. Also dies war gleich nichts. Hitzig hätte es wahrscheinlich nicht geschwind genommen. Die Gute hatte mir schon längst gesagt, wenn es Hartung durchsähe, so wollte sie ihm beim Verkauf wenigstens zehn Louisd'or geben; eben so viel sollte ich Neumann anbieten — als es bei anderen, als Hartung's Verleger, gedruckt werden sollte, — wenn er es durchsähe, denn ich antwortete ihr, es würde ihn sehr ennuyiren, und er wäre faul. Auch von Dir, als sie es sich ganz leicht dachte, sagte ich. Du thätest es äußerst ungern; und ich würde Dir schreiben, es dem Ersten Besten für Geld aufzutragen; sie war es zufrieden: und obgleich sie in ihrem Briefe nun Dir es wieder zuwirft, so bleibt es doch dabei; entweder Du nimmst die zehn Louisd'or für Dich, oder ist es Dir auch dafür zu lästig, so giebst Du's einem Anderen. Ich rathe Dir aber dazu. Wegen des Porto war sie sehr verlegen, und trug mir gestern auf, es bei Dir abzumachen; ich sagte, ich würde Dir es bezahlen; oder Du könnest es beim Verkauf abziehen: nun kannst Du's beim Korrigirgeld bekommen. Ich habe das Buch nur bis zur Hälfte eines Theiles, oder einen Theil gelesen; gestern aber, als sie mir wiederholend erzählte, Hartung habe ihr — ich kenne seinen Pedantism, er kann vor lauter Deutsch nicht mehr schreiben — alles umarbeiten wollen; sagte ich, es müsse alles bis auf Sprachfehler bleiben, Phrasen und Perioden. Das Buch ist ein abgemahlter deutscher Salon, und wimmelt von solchen faits: die Wahrheit, die darin aber regiert, wirst Du aus dem Streit erkennen, der von ihr, mir und Delmar drin verkömmt; und dessen wirkliche Beläge Du in Händen hast, wie Du den wirklichen Zusammenhang durch mich weißt. Suche es zu verkaufen, Lieber! Es ist mir lieb, und gut für mich, wenn sie Geld hat.

Gegen 4 Uhr ging ich nach Hause essen; mit einer großen hübschen Nähterin, die ich jetzt oft bei mir habe; und die Neu-

mann lobt; die amüſirte ich ſehr; dann legte ich mich nieder; und ſchlief wirklich ein wenig ein: aber der unſelige zehnmal während meinem Fieber und meiner Geneſung weggeſchickte Baron Bielfeld — unſer letzter Geſandter in Konſtantinopel — ließ mich wecken: Line hatte nicht den Muth, ihm wieder abzuſagen. Ich bemühte mich drei Viertelſtunden ihn zu ennuyiren, war aber dadurch in eine Laune gekommen, daß die Rähterin ſich ſchon wälzen wollte, und daß er ſich recht ſehr gut amüſirte; endlich trieb ich ihn doch weg; und beſchied ihn ſpät mit der Guten — der ich's erſt habe erlauben müſſen, ſo ſcheu war ſie — zu mir zu kommen. Ich zog mich ſchnell an: denn ich fürchtete Baron Trieberg, der dreimal im Tag dagewesen war mich zu ſprechen, weil er heute früh nach Wien abgereiſt iſt, und durchaus, obgleich er gar nicht zu mir kam, Briefe dahin von mir haben will: Robert hatte mir dies ſchon Vormittag geſagt. Ich hatte noch das Halstuch umzunehmen, als er ſchon in die Stube trat. Ich ſchalt ihn gradezu: er bezab ſich gleich, durchdrungen, der Briefe: und ich Eſel ſetzte mich hin, ihm einen nach Prag zu ſchreiben: vier große geſtörte Seiten! als der Brief fertig war, und ich ſiegeln will, ſagte er nein! dies koſte hundert Louisd'or: ich laſſe alſo meinen nur für meinen Freund (Gentz) geſchriebenen Brief offen in ſeinen Händen. Was ſchadet mir ein junger Baron! — Meine Rähterin ſagte: „der — in Vergleich mit Bielfeld — iſt recht hübſch: aber doch ſo quatſch!“ Ehrlich iſt er. Ich trug ihm auf, den Prinzen de Ligne zu grüßen: und da wurde er wie außer ſich, und wollte einen Brief! Ich — that es: aber nicht als Eſel. Dieſen alten Freund lieb' ich von Herzensgrunde, und will in Relation mit ihm bleiben; für Dich hauptſächlich; wenn Du mal nach Wien gehſt: und ſo wollte ich mich bei ihm auffriſchen. Ich konnte ihm, von Trieberg und Rethchen belagert und geſtört an meinem Tiſch, doch einen ſehr guten Brief ſchreiben: von dem, als er fertig war, ich glaubte, es könne keiner ſein; es war aber einer; und ein rechter Schmeichelbrief. Nämlich, er freut ihn gewiß. Und das franzöſiſch! Trieberg, ohne im geringſten etwas zu thun, als ſeinen Namen zu nennen, ſehr empfohlen: „Je m'adresserais à Apollon, si j'avais l'honneur de le connaître.“ Kurz, der iſt ſehr gut empfohlen in der Geſellſchaft. Meinen Freund in Prag habe ich auch für ihn um ſeine beſten Bekanntſchaften

gebeten; dabei iſt er Baron, hat Geld. So iſt's. Die empfehle ich! Neumann bringt mir ſo eben ſeinen Brief. Adieu donc! Nun iſt Neumann lange weg. Ich bin heute munterer, weil ich auf zwei Stunden reläche habe: einen Schnupfen, einen Huſten, mit allen ſeinen Folgen, ſchon vor dem Anziehen und Schreiben ſchon heute Morgen abgemacht habe. Das iſt mein doppeltes hundertfaches Verzweifeln, daß ich ſo vergnügt ſein könnte. Es können wahrlich nicht alle Menſchen. Nun warte ich, ob heute kein Brief von Dir ankömmt, und dann ſiegle ich zu. Geſtern Abend, mitten in der Geſellſchaft, war ich noch recht krank.

Ich vergehe vor Schlaf! Ich habe gegeſſen: war bei der Guten: die Unſelige hat eine Migraine; Böhm war dort, und approbirte Meerrettig im Genick, ich ließ es ihr — oder vielmehr legte es ihr ſelbſt mit vieler Klugheit; es ſentagirte ſie etwas. Sie läßt Dich noch ſehr grüßen, und genehmigt alles was ich ſchrieb. Es iſt kein Brief gekommen! Adieu! Böhm rieth mir in dem Wetter nichts, — „Warten Sie noch ein paar Tage", ſagte er. Adieu, Lieber. Nimm Dich auch auf der Reiſe in Acht! Rahel.

Welch langer ſchlechter Brief! mein ſchlechteſter an Dich. Es geht nicht mehr mit Schreiben!

An Rahel.

Tübingen, den 23. Februar 1809.

Nach Empfang dieſes Briefes, geliebte, theure Rahel, ſchreibe mir nicht mehr nach Tübingen, ich reiſe in acht Tagen nach Hamburg ab. Gottlob, daß dieſe Lebensart nun bald abgeſchloſſen iſt! Ich hoffe in dieſen acht Tagen noch Briefe von Dir zu bekommen, geliebte Rahel! Kommen ſpäter welche an, ſo werden ſie mir gleich nachgeſchickt. Der gute Cotta hat mir das Geld, welches mir noch fehlte, bereitwillig vorgeſtreckt, und ſollte ich doch nicht reichen, ſo werd' ich in Göttingen, Hannover oder auch ſchon in Kaſſel leicht etwas bekommen können. Damit ich nicht durch Schweigen darüber einen Schein der Unentſchiedenheit gebe, ſo ſtehe es nochmals hier, daß ich von Hamburg nach Paris gehe, ob ich Dich von Amſterdam abholen ſoll, will ich noch erſt von Dir erfahren. Harſcher-

kommt gewiß nach Paris, wenn er weiß, daß wir bei unſerem Entſchluß bleiben. Lies doch meinen geſtern geſchriebenen Brief an Fouqué. Du wirſt ſehen, daß ich an ihn nur ſolches ſchreiben konnte, was ich ſchon geſchrieben habe. Dir kann ich jetzt faſt nichts ſagen, die Zeit iſt kurz, mein Kopf von ſchlechter Nacht verdumpft, und mein Sinn herumſchweifend. Die Blätter, die ich Dir beilege, behalte doch für Dich, bis ich Dich wiederſehe, da ſind ſie mir vielleicht intereſſant. Die Himmelskarte zeigt ein mitternächtliches Gewitter, das wir hier erlebt haben, ſo ſahen die Wolken aus, und wie ein Adler zog's auf der einen Seite nach Oſten, das iſt Napoleon, es war ganz genau ſo; nie habe ich ſchönere Wolken, Sternhimmel und Blitze geſehen, es blitzte nicht aus den ſchwarzen Wolken, ſondern fern am Horizont wie aufgehende Sonnen, dieſe Wolken zogen alle ruhig fort, als wenn ſie ſagten: wir ſind's nicht geweſen! Es dauerte anderthalb Stunden, und bei angenehmer Luft, bis zuletzt ein ſcharfer Sturmwind pfeilſchnell alles vorüberjagte, daß nur ein Donnerſchlag über uns war, der zweite war ſchon nicht mehr zu hören. Ich dachte innig an Dich, Rahel! — Stellen aus Kleiſt's „Pentheſilea" hab' ich beigelegt: ein Meiſterwerk, gegen das ich früher (ich kannte aber auch nur ein Fragment) ganz verblendet war. Die Fouqué'ſchen Sachen gieb an Neumann. Grüße alle. Lebe Du recht wohl, geliebte, ſüße Rahel! Eben kommen noch Freriep's Kinder! Schreibe mir nach Hamburg. Dein Varnhagen.

Vorgeſtern bin ich 24 Jahr alt geworden.

Iſt nicht die Rezenſion der Goethiſchen lyriſchen Gedichte im Januar der A. L. Z. von Wilhelm von Humboldt? Ich pflege mich in ſo was ſelten zu irren!

An Varnhagen in Tübingen.

Abends, den 26. Februar 1809.

Laß mich nur gleich mit dem Unwichtigſten zuerſt anfangen; wie mit dem Gleichgültigſten, Fremdeſten, dem Datum. So eben habe ich Minna Spazier geſchrieben, deren Miſſive ich Dir auch hier einlege, daß ich allerdings ihr Paket erhalten hätte, und auf den Brief, der dabeilag, wie auf alle ihre, geantwortet habe, alſo wenn ich die Gedichte nicht erwähnt habe,

so müßte sie doch von ihrem Empfang gewiß sein. Auch Dir hätte ich sie nicht erwähnt, noch geschickt; weil ich wüßte, daß Du sie wohl verlangtest, aber nicht gebrauchtest: daß das Postgeld den langen Weg nach Tübingen theuer wäre, und ich Dich zu dieser Sendung nah, in Hamburg haben wollte: daß ich Dir das, wie ihr, mit derselben Post melden wollte. Diese ewige interessirte Aufträgerin! Auch an Fouqué hat sie mir einen Brief geschickt — Neumann besorgte ihn, und der Liebe schrieb ihr gleich einen dicken wieder —, bloß weil ich ihr von ihm einige Manuskripte schickte: die mir Chamisso unverhofft brachte, dem ich von sich welche für sie gefordert hatte. So stellt sie sich auch jetzt zwischen Dich und die Amsterdamer Entrepreneurs! das ist keine Kunst. Zu viel von ihr!

Ich vergehe aus Verzweiflung; Aerger und Ungewißheit, und Kränkung hier! und der Gedanke, im frühen Frühling nicht fort zu können, und hier allein ihn *wieder* einbrechen zu sehen — zu vermuthen, an meinen Schmerzen, vielmehr — macht mich zittern am ganzen Körper. Moritz schrieb mir einen unwürdigen Brief, den ich Freitag bekam, gestern Mittag kam er selbst an. So fürchtete er, mich in Hamburg zu sehen. Ich war mit der Mutter und Allen so sehr unzufrieden, daß ich gestern hinging, und ihr Wahrheit sagte. (Vergeblich! sie versteht keine Sprache als jüdisch; so muß ich das, wovon sie den Sinn faßt, nennen; ich mußte ihr sagen: ich spreche russisch, und sie ägyptisch: wir können nicht reden. So kam es. Jedes Wort und jede That drehte sie mir, schon der Zeit nach, um; die Folge kehrte sie vorher; und gründete Schuld drauf. Erlaß mir jedes Schreiben, es qualifizirt sich nicht mehr dazu. Ich sagte ihr, die Brüder achteten und liebten mich nicht: dies wollt' ich sagen und zeigen; und *meine* Freunde seien sie nicht mehr. Dann ging ich in solcher Verzweiflung, daß sie sich fürchtete.) Aber ich annoncirte, daß, da ich kein *anerkanntes* Recht mitzusprechen hätte, bis ich heirathete, so wollte ich warten; und zu dem Familien-Koncilium, welches diesen Nachmittag um 4 Uhr Statt hätte, nicht kommen (da wird Rechenschaft abgelegt), und das Resultat von ihr, von der ich abhange, erwarten. Dies schrieb ich ihr noch Einmal diesen Morgen: damit sie's zeigen könne. Nun werde ich erfahren, was ich zu verzehren bekomme. Und dann gehe ich. Mit vier Groschen. Bei denen bleibe ich nicht. Die nenne ich nie meine Freunde. Und entferne mich schon, damit keine Täuschung ent-

stehen kann. Noch auf anderen großen Bogen habe ich ihr geschrieben: die ich erst nach der Entscheidung abgebe. Wo drin steht: „es sind meine angeborne Brüder; das werden sie bleiben".

Dienstag.

Bis hierher schrieb ich gestern, als Rettchen kam, und bald nachher Neumann und Chamisso. Gott, gerechter Richter, wo soll ich Kraft, Geduld und Worte hernehmen, das alles zu schreiben! (Ich will versuchen fortzufahren, wo ich aufhörte.) „Meine Freunde müssen sie erst werden", durch Aufführung noch weit mehr, als durch einzelne That; und worauf ich ihr meine ganze Lage, und die Aufführung der Anderen schildere. De vaines paroles! — nicht eitel und nichtig allein, auch unnütz; und das ist vain. — Heute kam Moritz zu mir, war sehr verlegen, sprach sehr dumm, läugnete die ganze Vergangenheit: ich antwortete gar nichts Direktes, die Sache Betreffendes mehr — ich habe nichts zu sagen, da ich nicht klagen kann: und solch Gericht für die Gemüther, wo ich auftreten müßte, giebt's nicht. — Dann sagte er mir das Resultat. Nämlich: unsere Geschäfte sind ganz klar, das haben sie Alle zur Evidenz gesehen; manches ist nicht gut, weil der Staat es nicht ist — (hier ist, in Hinsicht der Geschäfte, die kompleteste Umwälzung: ob eine Universität herkömmt, weiß man eben so wenig, als daß der König kommt: und welche Armeen hier noch wohl durchkommen mögen!) — es wird der klarste Pakt gemacht, im Fall auf Mama'ens Tod, und auch auf ihr Leben. Sie sezt uns Alle als ihre Krediteren, was sie nicht nöthig hätte; das sollen Alle unterschreiben: ich weigere mich es zu thun. „Denn, sag' ich, avantagirt uns Mama, so muß sie uns das, und nicht wir ihr es versichern: den Sinn meiner Genehmigung verstehe ich nicht!" Dabei bleib' ich. Ich unterschreibe nichts. Uebrigens, da nichts Riskantes unternommen werden soll, so werden Mama und ich mich einschränken müssen. Nun habe ich noch nicht erfahren, was man mir jährlich bewilligen wird; weiß also mein Hauptresultat noch nicht. Uebrigens wird man, so wie Baares einzuziehen ist, und einem die Arrangements nicht anstehen, Kapital bekommen können: ich also meines, oder die Hälfte davon, mit Vernünftigkeit fordern, wenn ich es besser in anderen Ländern zu placiren wissen werde. Natürlich leiden nun nur die, die nicht gehandelt haben;

und mein Geschrei war richtig. (Verstehst Du?) Aber, dem Geschehenen ist nur nachzusehen; und für künftig, wenn auch Beschränktheit, doch Klarheit, und, von innen her, große Sicherheit. Meinen Plänen ist nun auch von der pekuniären Seite in die Räder gefallen! Und ich muß, bei diesem völligen Bankrutt daran, wieder eine Geduld mehr haben! Es sei! So ist der Muß. Doch habe ich noch Muth, und einen Gedanken zu einem Verschlag. Ich werde, sollte ich zu knapp zur Reise haben — die ich nicht scheue, auf dem Postwagen zu machen: wer nicht wagt, kann nicht gewinnen — und müßte die Anderen geniren, so sollen sie mir nur vorschießen, und es von meinem Kapital abschreiben: mir ist jetzt an den ersten zwei Jahren grade viel gelegen! Nun schreibe ich kein Wort mehr! Gott! wärst Du doch wenigstens schon in Hamburg! woher man alle sieben Tage eine Antwort haben kann. Ist die Gute nicht mobil zu machen — was ich gar wieder für mich nicht recht mobil finde — so sehe ich uns noch Beide auf der Post! Glaubst Du, schlecht? Ich nicht. Gestern Mittag in der größten Kalamität bekam ich zwei Briefe von Dir; einen vom 4., den andern vom 14. Februar! die mußt' ich noch dazwischen lesen. Und wie die wieder gingen! die Post nämlich. Nimmt Cotta den Roman an, so hast Du wieder etwas Reisegeld. Ich werde ganz lustig aus aller Noth: denn Geldnoth ist mir doch eigentlich so fremd, daß ich immer denke, in bin es nicht, und spiele nur so einen Roman. Auch ist dies die erste Zeit in meinem Leben, wo ich mir vorgenommen habe, Muth zu haben, und mir selbst zum Trotz; und wo ich dies angefangen habe auszuführen. Hitzig habe ich auf der Stelle Deinen Brief und Dein Blatt geschickt. Ich unterhielt gestern meine Gesellschaft sehr gut und lustig, und wisse nur, das gab mir Muth. Gestern ging's mir doch so schlecht; und Abends, mit allem dem im Herzen, spielt' ich, und war ich die Niedliche, Vergnügte? noch die meist Unterhaltende? Es geht also? Allons! Fouqué kömmt dieser Tage: käm' er doch zu mir! Ich habe nicht den Muth, ihn zu bitten. Wie findest Du mich? Du giebst mir noch den meisten Muth. Noch nie hatte ich einen solchen Freund! Ach wärst Du doch ein Handelsmann. Vieles ließe sich dann in der wirbelnd-wankenden Welt machen. Künftig erfährst Du meinen Reichthum. Falsche Freundschaften aber, will ich von jetzt wieder falsch behandlen! Siehst Du Moritz in Hamburg, so sag' ihm kein Wort. Er

ſoll ignoriren, wie wir miteinander ſtehen. Ich explizire Dir's mündlich. Glaube auch mir ohne Worte, wie ich Dich liebe! Schreiben kann ich in dieſer Geldhetze — beſonders — nicht mehr: bedenke ſelbſt meinen Winter! und ſei feſt über mein Herz! Deine Gegenwart iſt mein lebendigſter Wunſch und mein größtes Streben. Jedoch biſt Du von neuem frei! Ich gehe geſtoßen durch die Welt: und will ſchon leben und ſterben!

Nun ſeh' ich ein; ich kann nichts ändern. Und will mir das Härteſte grade heraus ſagen! Wie zögerte ich über meine Familie; und nun ſcheide ich doch! Tragiſch bleibt's; fortdauernd ſeine innerſte Natur hart behandlen zu müſſen; und mit Umwegen nur ihr gewähren zu können. Dabei kann man nur luſtig, wohlgemüth, oft ruhig, aber nicht glücklich ſein; à la bonne heure! Meine Geſchichte fängt früher an, als mit meinem Leben: und ſo geht's jedem, der's verſteht. Nun ſind wir bis an's Leben gekommen! von da geht's nach dem Exiſtiren: das iſt komiſch und tragiſch: nun ſind wir an der Kunſt; die muß man verſtehen; machen, und zuſehen; und das wollen wir: warum? weil's nicht anders geht; und, nun? möchte ich für mein Leben gern eine luſtige Eceſſaiſe auf dem Papier hier ſpielen, die ich im Kopf habe, um zu zeigen es geht von vorne an. Adieu! Schreibe mir. Deine R. So eben war ich bei meiner Schwägerin, ich dachte es ſei noch früher, fand ſie mit Markus bei Tiſche: wir waren ganz wie immer: er ſchien ſehr von meinem Beſuch ſatisfaiſirt. Er beklagt ſich noch immer, daß ich mit ihm nicht ſprach! Es ſei wie ihm wolle, nun iſt Ordnung; und kann Recht eintreten. Neumann gewöhnt ſich ſehr zu mir, er kömmt meiſt alle zwei Abende, oder auch manchmal hintereinander: die Zeit beugt ihn: ich kann ihn etwas erheitern: ich bedaure immer Leute, die keine andere Reſſource als mich haben. Er iſt ganz naiv mit mir; er will mich über alles ausfragen, weil er ſieht, daß ich ſo aufrichtig bin: dann muß ich ihn ordentlich auslachen: dann lacht er mit. Geſtern bei Tiſche verſprach ich mich, und ſagte Herr Varnhagen anſtatt Herr Neumann, da ſagte er: „Immer denken Sie an den!" Ei! da bekam er's. „Können Sie dies Zeichen nicht leiden?" frug ich. Und eine kleine Weile nachher konnte ich recht witzig drüber ſein. Ich ließ ſie recht viel lachen, Alle: und applaudirte mich ſelbſt nicht wenig. Dein Landſchäftchen erinnert einen ordentlich an Land! Lieber! Adieu!

Line hat mir die Suppe in die Nase gestellt. Lebe wohl. Schreibe mir. Die arme Gute grüßt.

An Rahel.

Stuttgart, Donnerstag, den 2. März 1809.

Theure, geliebte Rahel! Heute habe ich meine Reise angetreten, und morgen setz' ich sie fort: so lange muß ich auf die Post warten. Ich hätte wohl Zeit Dir viel zu schreiben, bin aber zu ungeduldig; verzeih mir daher, daß es nur so wenig ist! Die Freude der Abreise hatte ich längst vorher genossen, sie war mir ganz gewohnt, auch that mir der Abschied von Kerner und Uhland weh, daß selbst in dieser Unseligkeit sich edle Fäden durchschleichen konnten, einige zarte Striche in dem zerkratzten Tübingen! Das Wetter ist ziemlich gut, ich befinde mich wohl, und sehe Hamburg mit freudiger Erwartung entgegen, auch mit wahrer Neugier; in mir fühl' ich kaum noch eine Verwirrung, mir scheint alles besänftigt, und bildsam; daß ich weiß, wie es mit meiner Liebe nicht weit her ist, beruhigt mich. Tausend Zweige, die mich üppig grünen machten, sind von mir abgeschnitten, und deste kräftiger, konzentrirter lebt der übrige Stamm! Ich sehe doch immer über den Hügel Hamburg zu dem Berg Paris, wo eigentlich das Ziel auch dieser Reise ist. Plan und Entschluß sollen mich nicht ängstigen, ich will mich im voraus trösten, daß jede Zeit das ihre mit sich bringen wird. Jetzt darf ich nicht säumen, mich zum Arzt auszubilden. — Liebe, süße Rahel! Deinen Brief vom 7ten Februar habe ich noch bekommen: wie Du mich erfreust! Nach Amsterdam! Wenn Du mir schreibst, so laß es lieber durch die untenfolgende Adresse sein, als durch die Goldschmidt. Sage die Adresse auch Neumann und Hitzig. Briefe die noch nach Tübingen kommen, schickt mir Kerner sogleich nach. Aengstige Dich nicht, geliebte Rahel, wenn ich Dir von der Reise nicht mehr schreibe, ich werde es wahrscheinlich noch thun, aber ich will es nur in guter Stimmung, und wie wenig kann ich Dir grade auf die Ruhemomente voraussetzen, wo mich meistens körperliche Lässigkeit ganz hinrafft. — In Harscher's Brief steht nicht „ruchlos" sondern „ruhlos", ich erinnere mich, daß ich in der ersten Eile eben so irrte wie Du; Du hast ja den Brief noch, sieh nach! Liebe,

kleine Rahel! — Lebe recht wohl, bleibe gesund, Du Theure!
Dein Varnhagen.

Dr. K. A. Varnhagen bei Hrn. J. A. Lüders jr.
Deichstraße Nro. 5. in Hamburg.

Das Briefchen an Fouqué ist noch aus Tübingen; ich reiste heute wider Erwarten schnell ab, ich wollte Dir auch noch von dort schreiben, so wie Harscher, dem ich nun von hier eben ausführlich aber schlecht geschrieben habe. Leb wohl Du Liebe! Dürft' ich Dir nur klein schreiben, das wird nie so schlecht, wie zum Beispiel diese zwei Seiten!

An Varnhagen in Tübingen.

Sonnabend, den 4. März 1809.

Laß mich Dir noch einmal wenige Worte nach Tübingen schreiben — eine Art von Abschied — viel kann ich nicht mehr. Kein Spekulant an der Börse kann mit fressenderer Unruhe umherlaufen, als ich. (Diese Woche hatte ich wieder einen Husten — nämlich einen solchen Schnupfen: Du kennst die déguisements — und war drei Tage ganz heiser mit Brustweh; ich habe Flanell auf; und bessere mich, und gehe heute eine Oper, die wandernden Musikanten, hören in Mlle. Itzig ihrer Loge.) Dies meine Lage! Unsere Geschäfte und Familienangelegenheiten in der größten Ordnung: und auch für künftig. Keine Liebe noch Zärtlichkeit für mich. Außer von Seiten meiner Mutter: die ich noch bearbeiten will: nämlich, nur ihr mein Recht und meine Lage beleuchten. Moritz spricht und thut inkonsequent bis zur Tollheit: und handelt besser. Robert spricht nicht, thut nichts, fragt nichts, ich mit ihm wieder nicht. Mein Aeltester etwas zerknirscht: aber ohne ein Wort mit mir zu wechseln, und gut miteinander wie immer. Moritz machte mich von neuem plötzlich en gros und en détail zu seiner Konfidente, obgleich ich beinah nicht mit ihm sprach: ich antwortete fast nicht; und auch keine Frage über mich. Er läuft zu mir; und reist morgen ab. Alles ist schriftlich verfaßt. Die Gute krank, zum Bedauren: und will mit nach Frankreich. Aber auch sie soll ihr Kapital nicht anzapfen; also, was ist zu machen? nämlich wie ist's zu machen? Die kann auf keinen

Poſtwagen. Lies den geſtern von Paulinen erhaltenen Brief! Von Campan kann ich alſo auch nichts erfahren. Und das iſt für Paris für mich ſchlimm. — Zwölfhundert Thaler Kourant kann ich für jetzt nur der Jahrs haben: obgleich ſechstauſend Thaler baares Geld jetzt zehntauſend gradezu werth ſind; aber eben weil alles Preußen-Geld feſtgefahren iſt: unſeres alſo auch. Jedoch ſind unſere Papiere noch die beſten, und das iſt ein Glück. Alle, die wir für ſchlechter halten, haben wir ſchon abgerechnet. Den Muth, mit zwölfhundert Thalern nach Paris zu gehen, habe ich allerdings: aber wir müßten uns doch ſehr einſchränken. Nach einem kleinen Orte kannſt Du nicht. Alſo, iſt Krieg, ſo kommſt Du, und holſt mich dahin: wird keiner, wie man nun wieder vermuthet, ſo gehen wir nach Wien, wo ich eine reiche Perſon bin: und vielleicht noch in einem Jahre etwas erſpart habe. Mehr als drei Gulden bekomme ich dort für einen Thaler. Sieben unſerer Groſchen koſtet der Gulden dort. Alſo, Du gehſt nach Hamburg, wir ſehen, was der Krieg macht; und zwiſchen Mai reiſen wir nach Wien oder Paris. Anders kann nichts gemacht werden. Du ſiehſt meine eiſerne Stimmung aus jeder Zeile. Ich kann auch nichts mehr dazu ſchreiben. Sprechen muß ich Dich in jedem Fall; ſo kombinirte, vielverflochtene Dinge kann man nicht beſchreiben. Du weißt es von dieſem Winter her. Ich muß mich anziehen, zur Guten und zu Mama, und noch an Paulinens Brief einiges ſchreiben. Eben weil ich weich bin, iſt jetzt alles, was ich thue, ſo hart und entſchieden. Gott, was ſoll ich machen! Du aber mußt mich nun für ewig kennen! Biſt Du in Hamburg, ſo laß mich's nur gleich wiſſen; damit ich nicht noch nach Tübingen ſchreibe. Adieu. Vielleicht kommt Nachmittag noch ein Brief. Der Frühling iſt auch quälend da! Denk Dir mich hier allein ohne einen Menſchen zum Gehen nur. Noch war ich nicht im Thiergarten. Zum zweitenmal geh' ich heute nach Iffland — ſo nenne ich's jetzt. Leb wohl, und verſtehe dieſen Brief. Ich bin gepeinigt.

Sonnabend, den 1. April.

Dieſen oberſten Brief da! will ich nicht wieder durchleſen. Mir iſt ſchrecklich. Alle Unſeligkeit, aller Unmuth, alles Mißlingen, iſt zu einem Knull in meinem Herzen zuſammengebacken. Dein Brief heute von Hamburg hat nichts dazu beigetragen.

So vermuthete ich mir ihn; oder anders; es wäre eben so gewesen. Also iſt es, wie ich es vorher wußte und ſah. Das Echauffement vom ganzen Winter hat uns noch nicht um einen Tritt, vielweniger um einen Schritt, weiter gebracht: auch ſind mir Worte viel zu eklig geworden, als daß ich ſie noch lange in Briefen aufpflanzen ſollte! Du weißt von mir alles. Aber von meinem kompleten, in jede Minute hineingedrungenen, auf jeder Minute haftenden Verzweiflen weißt Du nichts, und daß ich auch ganz unpäßlich bin, und immerfort. Auf Dich rechne ich nicht. — Zwölfhundert Thaler des Jahrs — raſend wenig — habe ich: Reiſegeld werde ich meiner Mutter abbetteln; fort werde ich; vorher werde ich Dir ſchreiben; Harſcher'n auch. Den zu finden wäre noch ein mögliches Glück für mich. Es iſt mir lieb, daß Dir Hamburg gefällt. Berlin bringt mich zum Unſinn. Lebe wohl; und ſchreibe mir. Ich kann nicht.

Rahel.

Auf die Gute iſt nicht zu rechnen: auf meine Brüder nicht, auf meine Mutter nicht. Nun ſuche ich bloß eine Gelegenheit. Haß iſt in mir anſtatt Liebe. So iſt mir.

Fouqué war hier, und zweimal bei mir: ich liebte ihn: ich konnte ihn zum Unglück nicht allein ſehen: er hat Chamiſſo'n um meine Adreſſe geſchrieben: er wird mir wohl ſchreiben. — Wundere Dich über dieſen Brief nicht: ich kann nicht mehr ringen, präpariren, laviren. Meine Seele, meine Wünſche, ſind zu deutlich. Und dann noch — der hieſige äußere Jammer zu groß. Und ich, ganz erſchöpft.

An Varnhagen in Hamburg.

Dienstag, den 7. März 1809.

Sonnabend, Lieber, erhielt ich Deinen Brief aus Tübingen, der mir ankündigte, nicht mehr dahin zu ſchreiben, ſondern nach Hamburg. Ich hatte ſchon einen fertig, der noch liegt. Und auch dieſen ſchreib' ich nur aus Vorſicht: wovon die eine Dich, die andere mich angeht. Ich ſchreibe ihn, damit, wenn Du ankommeſt, Du einen Brief von mir findeſt, der Dir zeigt, daß ich Deinen erhalten habe. Und dann ſchreibe ich Dir, um Dich zu bitten, mit meinem Bruder über nichts zu ſprechen,

was nur irgend uns angeht: wenn er unsere Verbindung nicht ahndet, und denkt, ich habe noch eine andere im Hinterhalt, so ist es besser: und außerdem, könnten es nur unangenehme, und ganz nichtsnützige Gespräche werden: ich selbst, wie Du aus meinen anderen Briefen sehen wirst, spreche nicht mehr mit ihm. Was in geschäftlicher Hinsicht geschehen konnte, ist geschehen. Durch meine Wuth. Dir schreibe ich in diesem Briefe kein ausführlicher Wort mehr; und überall nicht, bis Du mir von Hamburg schreibst, daß Du dort bist, und daß ich es mit Sicherheit thun kann. Mich peinigt übernatürlich der Frühling, und daß ich nicht fort bin! Und die infame Ungewißheit, die nun gar noch die Welthändel auf ihren Flügeln schlingen, damit ich sie nie mit eigenen Händen erdroßlen kann. Ich weiß immer noch nicht, wie ich nach Frankreich kommen soll! Meine Mutter geht nicht nach Holland. Ich möchte vergehen! Heute vor acht Tagen schrieb ich Dir alles ausführlich nach Tübingen. Deine Reise und Dein Reisen zögert sich gewiß auch noch. Die Striezelmeier'schen Bilder gefielen mir sehr; besonders das, wo er im Kamine steht; des richtigen Ausdrucks wegen. Neumann hat den Brief an Hrn. von Fouqué schon: er behält ihn aber, weil Fouqué dieser Tage kommen soll: er will ihn mir bringen: ich sagte Ja. Aber solch eine Bekanntschaft machen, ohne Gesellschaft, und doch auch nicht in der freien Luft, ist mir ängstlich. Ich lasse diesen Brief noch offen, ob nicht etwa heute Nachmittag einer von Dir kommt. Du machst mir ganz schlimme Augen: Du mußt wahrhaftig größer schreiben! Neulich in der Komödie entdeckte ich, daß ich ganz kurzsichtig geworden bin. Nur von Deiner Schrift! Gestern sah ich's deutlich! Als ich den Dithyrambus an Voß las, kennt' ich nachher gar nicht sehen, und war noch kurzsichtiger. Das zieht einem ja ganz die Augen zusammen: meine vertragen das durchaus nicht. Neulich bekam ich einen Brief von Paulinen, und der war so oft von der Pest aufgebrochen, daß er mit einer rothen, braunen und weißen Oblate ganz freimüthig wieder zugesiegelt war. Das macht mich sehr mißtrauisch. Hier ist man ganz perplex! — Sprich mit niemand in Hamburg von meinen Brüdern; auch von meiner Lage nicht! Mit keiner Frau! Hamburg ist klatschig: ich zum Beispiel weiß von dort alles, und die Glieder der Familien sind heimlich neidisch und uneinig: und jede Handelsstadt hat etwas Grobes: deutlich waltenden Eigennutz. Sprich nicht!

Was Du mir von Jean Paul ausgeschrieben schicktest, daß es ihm so vorkäme, als wäre er noch nicht im Leben etc. hatte ich grade denselben Tag angestrichen! Ich lese jetzt von ungefähr ein paar Bücher von ihm; und finde ihn seicht, mit großen Umschweifen; streiche aber fleißig an. Gott, wo nimmt der Mann die Geduld zu sich her? Diesen Morgen strich ich das und vieles mehr von ihm an: „Der Mensch ist jetzt dem Anderen nur im Kriege so heilig, wie sonst im Frieden, und im Frieden so gleichgültig, wie sonst im Kriege.“ Ferner: „Wenn die bittere Zeit dagewesen ist, wo Menschenliebe in keinem Herzen mehr war, außer in denen der Hunde.“ Aus der „wunderbaren Gesellschaft in der Neujahrsnacht“. Lieber, Bester! Du siehst, ich schreibe keinen weichen lieben Brief mehr! Ich bin zu travaillirt! Und muß Dich erst wieder sehen. Das Leben wurde mir zu kraß; durch Trennung, Pläne, Arbeiten drauf. Zänke, Ordnen; kurz der Winter, die Beleidigungen; besonders das Sorgen und die Ungewißheit! Pfui! Dies ist gar nur ein Frachtzettel und kein Brief. Adieu. Ich muß mich anziehen, viele Gänge, viele Geschäfte besorgen: zu Mama, und dort ihr einen Brief schreiben. Adieu.

Ich bin ganz schrecklich müde und hinfällig, nun macht einen die Frühlingsluft wieder müde. O! Gott! O! Gott! Könnte man doch in Ruhe Land sehen, wie ein Vogel! Nun quält einen der Frühling mit seiner Lust wieder. Jedoch hatte ich noch Wattenrock und Pelzmantel auf dem Leibe. Meine wenigsten Kommissionen habe ich gemacht, und sinke hin vor Hunger und Erschöpfung. Adieu! O! perplexe Zeit! Schreibe mir nur! Heute ist kein Brief gekommen. Leb wohl! Du reisest jetzt! R. V.

An Rahel.

Hamburg, Montag, den 27. März 1809.

Endlich, geliebte theure Rahel, bin ich nach einer langen Reise im schlechtesten Wetter hier in Hamburg angekommen, vor drei Tagen. Ich finde Deinen Brief, der mich sehr betrübt wegen der neuen Schlechtigkeiten des Zufalls, die wieder Dein theures, schwerringendes Leben umstricken wollen: Deine Mutter geht nicht nach Holland, Deinem Bruder scheinen die

Augen wieder zugefallen, die er vor kurzem gegen seine göttliche Schwester ſtaunend aufgeſchlagen. Arme Rahel! ich leide tief um Dich! Aber noch heftiger trifft mich dieſe gegenwärtige Stellung der Dinge, wenn ich dazu betrachte, wie auch mir alles unſicher iſt. Mein Sinn iſt ſtumpf, mein Kopf leer, die Bruſt iſt öde und dunkel, mir iſt als wär' ich an alle Wände angerannt, und ſtände nun betäubt da ohne Ausgang. Ob ich nach Paris kann, will, ob ich hier bleibe — alles iſt unbeſtimmt; ich weiß nicht, wie meine Geldquellen ſein werden; was die Güte des Schickſals mir gewährt, nehm' ich dankbar hin, mit Anſtrengung etwas zu erreichen iſt mir nichts der Mühe werth; es bringt mich zur Verzweiflung, Verhältniſſe und Lagen, die ich als Menſchenkind anſpreche, wie ein Königsſohn ſein Reich, von der Welt mit Bitten und Gewalt jammervoll erarbeiten zu ſollen: beſonders da ich ohne Klage jede Wendung ertragen mag. Auf mich iſt nicht zu zählen, nur zu hoffen; aus eigentlicher Faulheit ſoll mir nichts entgehen; aber Arbeit allein richtet in mir auch nichts aus. — Hamburg gefällt mir ſehr, Wohlſtand, Freiheit, Getümmel ſo ſchön wie in keiner anderen Stadt, es iſt angenehm Reichthum auch nur zu ſehen, der Ort macht mich nicht unglücklich. Fanny fand ich liebreich und lieblich wie ſonſt, aber viel reizbarer, und tiefer gedrungen das Gefühl der Unſeligkeit. Alles hat mich gut und freundlich empfangen. Deinen Bruder und Hanne ſah ich bei Herz. Deine Brüder ſind mir in den Tod verhaßt, der eine iſt ein Narr, der andere ein Schuft, und der dritte wenigſtens blind und roh gegen Dich, theure Rahel! Ich rede nicht über ſie, noch weniger mit ihnen, ſo befolg' ich Deine Warnung gewiß; überhaupt iſt ſchweigen gut. Schicke mir den fertigen Brief! Meine Adreſſe iſt ſicher. Verzeihe meinen kurzen Brief! Noch bin ich verſtört, ohne rechten Schreibort, eilig; das Großſchreiben bringt mich auch in Verzweiflung, Du böſe Rahel! Indeß ſind' ich ſelber es doch nöthig. Morgen habe ich wichtige Geſchäfte für meine Schweſter, drum ſchreibe ich heute dieſe paar Worte. Viel Unluſt! Möge Dir Harſcher's Brief vergüten, was ich Dir hier entziehe: ich hätte genug Stoff zum ſchreiben! Dieſe Worte ſind nur damit Du ruhig biſt meinetwegen. In Kaſſel war ich acht Tage, habe Otterſtädt beſucht, der Dich liebt und verehrt aus treuem Herzen, dankbar vertrauend.

Lebe wohl indeß! Die Feder iſt mir ein Gräuel! ich

ſtürze mich in's Bette und hülle mich in Schlaf, ſo gut es gehen will! Ich liebe Dich! werde nicht irr' an mir, thue aber ohne Rückſicht auf mich was Dir gut iſt; kannſt Du nach Paris eine Gelegenheit finden, ergreif ſie! ich kann doch vielleicht erſt ſpät, und dann iſt mir die Fußreiſe angemeſſen. Willſt Du nicht mit Harſcher unmittelbar korreſpondiren? durch mich wird alles ſo weitläufig jetzt, und man muß ſorgen, ſich im Dunkel dieſer Zeit einander nicht von der Hand kommen zu laſſen. Edles, liebevolles, herrliches Geſchöpf! Warum! o Warum! dies Warum geht auf alles! Leb wohl! Ewig Dein Varnhagen.

Grüße!
Den Brief ſchicke mir wieder!

An Rahel.

Hamburg, den 2. April 1809.

Geliebte, theure Rahel! Deinen Brief habe ich ſo ſpät bekommen, daß nur dieſe Antwort erſt mit der morgenden Poſt abgehen kann. Auch ich bleibe jetzt dem Schreiben feind, bis es einen rechten Gehalt wieder bekömmt, der weder zu klein, wie durch lange Trennung, noch übergroß, wie bei nahem Wiederſehen, der Briefform angemeſſen iſt. Heute früh erfuhr ich, daß mein Freund Lüders erſt am 11ten oder gar am 12ten aus Leipzig wieder hier eintrifft, ohne dieſe Verzögerung wär' ich unfehlbar am 8ten von hier abgereiſt; ſo aber muß ich durchaus noch warten, denn es iſt nöthig, daß ich Lüders noch ſpreche. Ich komme aber ganz gewiß, komme ſobald ich im eigentlichſten Sinn kann. Darauf verlaſſe Dich, liebe Rahel! Ich bedarf es bei meiner Freundin zu ſein, und in ihrer Nähe zu friſcher Thätigkeit zu gedeihen. Du fragſt ob ich mich noch freue: o ja, ich freue mich wohl, aber nicht auf's Ganze, nur auf Einzelnes, denn ich fühle nach wie vor, daß Menſchen wie ich, ſo innerlich, ſo äußerlich geſtellt, nicht leben ſollten. Beſonders jetzt, wo ſo vieles, ſonſt ſtützende, zerfällt oder nicht aufzurichten iſt. — Mich quälen die politiſchen Dinge fürchterlich: ich freute mich nur halb an den Siegen der Deutſchen, und muß mich halb freuen an den Siegen der Franzoſen, denn es iſt eine ſchöne Rache Ariſtokraten von Parvenüs

geſchlagen zu ſehen. Welche Beſtimmung unſeren Sachen die Ereigniſſe geben werden, kann ich nicht abſehen; es muß ſich erſt mehr ereignen, was ich bei Dir abzuwarten denke. — Meinen Freunden geheimnißvoll zu ſcheinen, iſt mir ganz recht, bin ich es doch mir ſelbſt; ich finde daß es ſehr bequem, ſehr frei iſt. Jetzt ſchreibe ich ſogar an keinen, außer an Harſcher, dem ich Deinen Brief zuſchicke. Sage Neumann nur, daß ich ſein Buch mit Freude erhalten habe, er aber mein Bett nicht verkaufen, und nichts hieher ſchicken ſolle, bis auf weitere Nachricht. Lebe wohl, geliebte Rahel! Ewig Dein

Varnhagen.

Ich fühle Deinen Zuſtand, ich fühle meinen! Ich komme ſobald ich kann! In 12 Tagen ganz ſicher! — Heute habe ich etwas Fieber, ich hoffe es iſt nur ein Flußfieber.

An Rahel.

Hamburg, den 4. April 1809.

Vorgeſtern habe ich Deine beiden Briefe bekommen, geliebte, theure Rahel, die Briefe, die noch über Tübingen gegangen ſind. Ich bin erſchüttert durch ſie, ihr Inhalt dringt auf dieſen Tönen bis in die Wurzel meines Lebens! Und was muß ich Dir antworten! Dir, einziges Geſchöpf, das in der Welt zu wiſſen mir wie die Gewißheit der Sonne iſt, wenn ſchon ihr Licht nur als Tag, nicht als Sonnenſchein mir zu Theil wird! Ich komme nicht, geliebte Rahel, ich komme nicht! für mich wiederhol' ich's, nicht für Dich! Ich habe kein Geld, am wenigſten zur Reiſe, hier habe ich zu leben und Hoffnung zu Praxis, die mir an ſich Freude macht, und nur weil ich nicht bei Dir ſein kann, verhaßt iſt. Geld erbitten mag ich nicht, Geld erwerben kann ich nicht, und ohne Geld! — nein, Rahel, nein, nein! ich fühle daß ich nicht hülflos zu Dir kommen darf! Ich weiß, Du willſt theilen, aber Du haſt kaum für Dich, und wir litten beide. Aber durchdrungen bin ich von der Schmach, der Erniedrigung, Geld erwerben zu müſſen, ja ich ſehe es als eine Niederträchtigkeit in mir, in meiner Natur an, daß ſie nicht auf einem Grundſtück, einem Kapital gewachſen iſt, daß ich nicht ſo reich bin um frei zu ſein. In dieſer Schmach geh' ich unter, in dieſer wird mir alles ver-

vorben, ich haſſe mich, haſſe mich ohne Wuth, und freſſe das Leben in mich wie ein ſchlechtes Gericht. Du weißt, daß ich überzeugt bin, es nie weit in der Gelehrſamkeit, in der Poeſie zu bringen, daß vor meinen ſcharfbrennenden Blicken alle eitlen Blüthen, die ein luſtiges Anſehen gaben, in mir verdorrt ſind: da bleibt mir ja nichts. Ich denke oft, daß meine Lage auf keinem Wege gut werden kann; ich mag unter den vorhandenen Bedingniſſen nichts wünſchen, das Beſte bliebe ſchlimm. Ueberhaupt kann man nur ſein, nie etwas werden, erringen iſt Schmach, eine Schmach, die auch Napoleon bei der Kaiſerwürde fühlt. Verzeihe mir! ich bin nicht kleinmüthig, nicht verzagt, aber beleidigt und gekränkt, und darum in Thränen! Reiſe, ſei glücklich, meine heißeſten Segenswünſche geleiten Dich auf Deinen Wegen! ich rufe Dir nach aus erglühtem Herzen: lebe wohl, Du haſt mir nur Wohlthaten gegeben, Du haſt mich erwärmt und erfriſcht, mit Schönem erfüllt: nur Dank und inbrünſtige Liebe umblühen Dein Bild in meinem Herzen! aber ich laſſe Dich, weil ich untüchtig bin, das Leben ſchmähet mich und ſoll es nicht an Deiner Seite, nicht Dich mit mir! Ich ſchäme mich meines Armſeins, ſchäme mich vor Dir! ſchämt' ich mich bloß vor Anderen, ſo könnt' ich ruhig mit Dir von dem Deinigen leben, aber ich ſchlage vor Dir die Augen nieder, weil ich das Gefühl der Schande in mir trage. Lebwohl, geliebte, ſüße, einzige Rahel, Du mein Engel, mein Freund, mein Weſen! Ich laſſe Dich mit tauſend Thränen, die auch dann nicht verſiegen, wenn mir ſpätere Zeit das giebt, was ich jetzt will, und ich frei zu Dir kommen, und bei Dir leben kann. Und wär' es nur ein Jahr, Gott! alſo ein ganzes Jahr in einem Leben vielleicht von ſechzigen verſpätet. Der Schmerz bleibt unaustilgbar, wird blutiger, je höheres Glück die Zukunft bringt. Ach möchte nur Harſcher wenigſtens Dich treffen, ich wäre etwas ruhiger! Schreib ihm, liebe Rahel! Komm ihm entgegen, weil er ja ſelber gegen Dich ſich geſtellt hat wie ein Kind. — Fanny iſt leidend, munter, blühend, verblüht; zerrüttet ohne es recht zu wiſſen: das bisherige Leben hat ſie verdorben, herabgezogen zu dem, was ſie ihrer Natur nach vermeiden, gar nicht kennen müßte, erſtorbene Anſicht: travaillirt nenn' ich es bei ihr und bei mir. Ich ſehe ſie täglich, aber meiſt bin ich mißmuthig und zerſchlagen, und die gereizte Spannung, in der wir oft auf's Häßlichſte ſind,

bringt mich aus aller Faſſung. Wiederum iſt ſie gut und lieblich zum Anbeten: unſer Verhältniß iſt zerſtört, ſie iſt zitternd in ihrem Leben, ſcharf kann ich hier nichts nehmen, ſo iſt das Verhältniß krankend immerfort, und ſcheint wie die Wangen des Schwindſüchtigen dennoch oft zur freundlichen Geſundheit aufzublühen. Sie wird nie glücklich, und ich hoffe, nie ganz unglücklich. Meine Freunde hier ſind überaus freundlich, aber keiner kann wiſſen wie mir iſt; ich gleiche Neumann an Stummheit, herzlos ſchein' ich Allen geworden, aber es iſt in mir nur Härte gegen mich, Anderen bin ich im Herzen ſanft und hülfreich. Die jungen Aerzte ſcheuen mich; Einer führt mich alle Morgen mit zu ſeinen Armen-Patienten, und ich lerne viel und mit großer Luſt. Spazierengehen — wäre nur erſt beſſer Wetter — iſt meine größte Luſt; ich gehe viel mit Fanny, auch fahren wir oft, ſtumpf bin ich gegen das Kleinſte nicht, aber das Kleinſte macht nur fröhlich, wenn das Größte der Boden iſt, worauf die Freude wächſt. Ein Abgrund iſt im Herzen auszufüllen mit Glück, und nur ein kleiner Hügel erhebt ſich — ein unermeßlicher Berg, wenn alles auf ebenen Grund wäre geſchüttet worden! O wie iſt mir Schreiben unangenehm! Verzeih, geliebte, ſüße Rahel! Deine herrlichen, Deine großen Briefe ſo erwiedert zu ſehen! Mein Tiſch iſt ſchlecht, die große Schrift auch beſchwerlich, ſonſt ſchrieb' ich doch mehr; ſo ſtürz' ich mich meiſt in's Bette, wenn ich Abends nach Hauſe komme, abgeſchreckt durch die Unbehülflichkeit; und bei Tage habe ich wenig Zeit und gar keine Ruhe zum Schreiben. Auf vieles in Deinen Briefen kann ich nicht, auf manches darin brauch' ich jetzt nicht zu antworten. Auch muß ich ſie noch öfter leſen, erſt einmal habe ich's gekennt, und die Erſchütterung ließ mich vieles nicht genau faſſen. Ich beklage Dich, geliebte Rahel, mehr als mich! Du biſt es werth daß es Dir ſo gut gehe, Du haſt Anſprüche wie Keiner, ich nur die ganz demüthigen, daß ich als Menſch auf der Erde lebe! Ich weiß keine Erſcheinung, keinen Dichter, keinen Helden, der mir größer wäre als ich Dich ſehe; und Du, dieſe Rahel, als in Bezug auf mich betrachtet, löſcht alles andere, was ſich aus dieſem Gewühl auf mich bezieht, völlig aus, ich betheure es vor Gott, daß die größte Gunſt, die mir zu Theil geworden iſt, die iſt, Dich erkannt, Dich empfunden zu haben! O ging' es Dir doch gut! himmliſch muß es Dir gehen, Du geliebte, herrliche Rahel! — — Die Bücher der Frohberg habe ich bekommen,

über Tübingen; das Paket koſtete 21 Mark Porto. Cotta hätte den Roman auf keinen Fall genommen; und auch hier wird ihn ſchwerlich jemand verlegen, auch umſonſt ſchwerlich; doch will ich gleich nach den Feiertagen mein Mögliches thun, und ihn, falls er gedruckt wird, auch gern durchbeſſern, was ihm noch ſehr noth thut. Ich habe einige Seiten geleſen; wie kann man ſo blind ſein, und ſo lügen! ſo eitel, und ſo blind! und in ihrer Art doch göttlich wahr! Einer wie ich, vollends Du, ſieht überall die höhere Hand der Nemeſis, die unmerklich die Züge verrückt hat, daß wir die Grimaſſe in dem freundlichen Geſicht erkennen mögen immer und überall. Sie hat es auf das edelſte und erhabenſte genommen, und alles bleibt gemein und klein; die Arme! und ſie ſchreibt mir ſo ſtolz, als könnte es wohl gar ein göttlich Werk ſein! die Arme! — Lebe wohl, lebe wohl, geliebte Rahel! — — mich unterbricht Dein letzter Brief, die Antwort auf meinen von hier: Lüders bringt mir ihn. Rahel, Rahel, ich erkenne Dich ganz, ich erblicke in Dir das Kleinod meines Lebens, ſieh, daß ich an Dich glaube, Dich nie aus dem Herzen laſſe! Verkenne Du mich nicht! Sieh meine Lage, mein Gefühl der Schmach, meine entbehrlichen Talente! Ich bin umringt von hohen Erdwällen, ein Maulwurf grübe ſich hindurch, ich nicht! Wenn Du von Wien ſprichſt, ſteigt mir thörichte Hoffnung auf, mir dünkt dort alles leichter, faiſabler: aber doch mir nicht, nur in Rückſicht Deiner! Mich kann nur ein Glückſchlag retten, ein Blitz. Auch Du beſtätigſt in Deinen Briefen allen, was ich über Geld ſagte; es iſt wenig was Du haſt, und bewaffnet Dir nur einen Finger ſtatt die ganze Hand! Ich klage aber darüber nicht mehr, ich habe dieſes Gefühl abgefunden, und nur in außerordentlichen Fällen darf es ſich wieder aufdringen. Leb wohl, geliebte, theure Freundin! So lang Du kannſt, ſchreibe mir noch; Worte von Dir ſind mir flammendes Gewürz. Ewig Dein Varnhagen.

Harſcher's Adreſſe: an den Doktor Nicolaus Harſcher in Baſel.

Glaube nicht daß die Saiten, die ich nicht berührt, zerriſſen oder verſtimmt ſeien: überall liegt wartender Klang! Zürne auch nicht, daß ich Dir nur die Reſultate meiner Lage,

nicht die hiſtoriſchen Fäden gebe, an die ſie geknüpft ſind, mir iſt zu weh!

An Varnhagen in Hamburg.

Freitag, den 7. April 1809.

Dieſen Mittag bei der Guten erhielt ich Deinen Brief. Wie mit einer Hand von Meſſern ſchnitt er mir heftig von allen Seiten in das Herz. Ich fühlte Deinen Schmerz; und das ganze Leſen war ein langer Schreck. Ich war auch grade ſehr erſchöpft und hungrig; und blieb wie vernichtet ſitzen. Ich las ihn wieder; und fand Deinen Schmerz wieder; ich fand aber auch, daß er im geheimen Herzen Dir meiſt ſelbſt unbekannt bleiben wird: und daß Du den Tag leidlich, ja recht gut leben wirſt. Hätte ich Dir gleich geſchrieben, armer lieber unſeliger Freund, es wäre ſanfter geworden. Ich theilte, ich fühlte jeden Schmerz: jetzt iſt mein Herz nur gedrückt und böſe. Armer! auch nur ſo viel Schmerz, als ein Brief lang iſt: iſt gräßlich, und um die Exiſtenz der Welt zu viel! wie herb und ganz ohne Erhebung, und ſüßeren Schmerz, ja wie erlähmend iſt das Unglück eines Anderen, nicht unſer eigenes, zu durchdringen! Heute empfand ich das bis auf den Hefen meines Herzens! Von mir iſt die Rede nicht mehr: „Mit mir iſt's aus, mit mir hat's ein End', Ich bin Huſar unterm Leibregiment!" hundert- und hundertmal hab' ich mir das ſeit Leipzig geſagt. Du haſt alſo Abſchied von mir genommen, und auch von Dir ſoll ich getrennt ſein! Nichts, nicht eine einzige Silbe, oder ihre Stellung, war mir neu in Deinem Briefe, alles wußte ich: nie leider dachte ich's mir anders, und als es außer mir als Sentenz daſtand, ärgerte es mich. Laß mich dies und kein ander Wort gebrauchen. Ich bin nicht mehr dazu, Leid zu ſpinnen; wie ein Mörder muß es mich anfallen! Nun es thut's, wo es kann. Was ſoll, was habe ich Dir nach dieſem Abſchied noch zu ſchreiben? Jeder muß ſich von neuem wieder eine Exiſtenz ſuchen. O! Gott, bei allem Geiſte, den ich habe, auch ich bin nicht gemacht, „im Glückstopf nach eitlen Gütern dieſer Welt zu greifen", und von neuem immer dazu verdammt, geſtoßen. Nun ja! ich beuge mein Haupt endlich unter dem furchtbaren Beil: ich will. Ich muß. Weiter. O! welche harte Thräne löſt ſich los! Ich will weiter. Es

wäre ja keine Tragödie, wenn ich nicht wider meine Natur handlen müßte; und es soll ja unwidersprechlich eine sein. Nun stille! Nur der kann Unglück haben, der einsehen kann, wie so es welches ist; so bist Du: so bin ich: wo sollten andere Geschöpfe dazu kommen, „recht unglücklich“ zu sein? Trennung ist Tod; und weiter lebt die Welt! was ist nur seit Deinem Briefe von diesem Morgen vorgefallen! Viel sprach ich mit der Guten: die Bethmann und Liman ließen sich zum Abend melden: ich nahm sie an; und schrieb Humboldt scherzhaft auch zu kommen; bekam Geschäfts- und galante Billette, wurde um Rath gefragt in Geschäften; antwortete, aß, wollte schlafen. Las Familienbriefe. Nun schreibe ich Dir. Jetzt erbreche ich wieder einen Brief von einer Dir unbekannten Dame. Alles französisch, die Dame ist aus Paris; weiß aber deutsch. Ich hab's gelesen. Von Campan, dem ich morgen antworten will, habe ich auch einen unangenehmen Brief erhalten. Er ist schon wieder in Paris. Das ist mir lieb. Er will mir seinen mir sehr bekannten, bei ihm erzogenen Bedienten nach Frankfurt entgegen schicken, sonst aber nichts. Sein Brief ist sonst, äußerlich genommen, lieblich: ich aber habe auf die zu beantwortenden Punkte gestern gleich schon hart geantwortet. Er ist inspecteur des ponts et chaussées mit viertausend Livres Gehalt mehr; und bietet mir nichts an; und geht eine zwanzigjährige, naive, „innocente, un peu devote“ Wittwe besuchen, und heirathet sie, wenn sie will: zweiunddreißigtausend Livres Renten auf Gütern hat sie. Du siehst, der ist auch weg. Ich bin wie Fouqué's Held, wie er den Berg hinauf geht. Alles fällt von mir ab. Ich habe eine Art freudiger Bosheit am Exceß! — Schreibe mir, wenn es Dir möglich und gemüthlich ist; zwing' und presse Dich nicht dazu; ich werde es schon verstehen. Ich werde auch so machen. Du weißt wie ich bin, Trennung ohne Hoffnung erlaubt mir beinah nie zu schreiben. Kann ich weg, so sag' ich Dir's. Gott verlass' uns nicht. Das Ende des Briefs schmerzt mich unnatürlich sehr. Adieu. Rahel.

Harscher schreibe ich morgen oder Dienstag. Lebe wohl! Apropos! Um Gottes willen gieb das Buch der Guten nicht umsonst weg!!! Sie schickt Dir morgen das Postgeld. Ich finde es exorbitant! Du schreibst sehr gut über das Buch.

Sonnabend.

Adieu, Lieber! Ich bin ganz echauffirt vom Schreiben an Campan und Pauline. Dabei ſtörten mich ein Herr und eine Dame in Geſchäften. Jeder krabbelt und windet ſich jetzt aus dem Schutt unſeres Landes zur Luft empor: und Viele, viel zu Viele wollen Rath und That von mir. Der in allem zu Aermſten! Adieu.

Geſtern war Soirée bei mir: mein Geiſt gegenwärtig genug: und dann wurde ich noch bis gegen 12 Uhr gequält. Tauſend Leid, tauſend Schmerzenstöne ſchlug der Menſch in mir an! Er iſt klug, hat gelebt, iſt fein: aber er trifft nie mich: hält mich für eine Pygmäe gegen ſich: es iſt, aber nicht wahr! Ich kann mich nur zeigen, wo ich geutirt werde. Bei Dir leider konnte ich's beinah ganz. Adieu!

Einen langen Schmerzenston ließ der Menſch in mir zurück: er weiß es nicht. Jeder, der ſo auf den Taſten herumſpielt, ohne den Ton Liebe im Herzen zu treffen: der ſo laut ſchon angeſchlagen war, thut weh; ſehr, ſehr weh. Drum kann ich auch nicht mehr ſchreiben! und all die unangenehmen Geſchäftsbriefe, die zu nichts führen, dazwiſchen. Hätte ich nur eine Gegend! R. L.

An Rahel.

Hamburg, den 11. April 1809.

Auch ohne Deinen Brief zu bekommen hätte ich Dir heute geſchrieben, geliebte, theure Rahel! Wie ſanft, wie lieblich iſt aber Dein Brief! Ich kann nun doch nicht antworten, ſondern nur ſchreiben, was ich vorher ſchon wollte. Mein Sein iſt ungelenk zum Schreiben; auch leſ' ich wenig, und ich kann eines ſchwer ohne das andere; das bedenk alles im voraus, und ſieh, durch meinen Brief hindurch, mich! Empfange die Nachricht, daß ich für das nächſte Jahr 400 preuß. Thaler gewiß habe. Ich kann davon leben, davon ſtudiren, aber wohl nicht in Paris, jetzt entſchieden auf immer: ich komme gegen den achten Mai nach Berlin zu Dir, und wir reiſen:

nach Paris, nur im Fall Deine Finanzen ſo gut ſind, daß Du mich rein mitnehmen kannſt, und es Dich in nichts Beſſerem hindert;

nach Wien, am liebsten, am sichersten für mein Fortkommen, meine Studien, und mit geringerer Sorge.

Harscher kommt hin, wo wir sind.

Die Politik wird uns weniger hindern, als Du denkst. Ist Krieg, so ist die Entscheidung schnell, und das französische Wien bleibt uns sicher und wohlfeil wie das österreichische, und sein Glanz auch kann in dem ersten Jahre nicht verfallen, wie der von Berlin. Dann weiter, weiter, wenn es zu arg wird! Ich will nicht sorgen über ein Jahr hinaus. Ein guter Arzt werde ich, das sehe ich hier an den guten Aerzten und an mir: auch sehr gut! Ueberall finde ich kleine Nebenquellen in meiner Feder, und im schlimmsten Falle eine Stelle als Militair-Arzt. — Ich glaube, bin ich nur erst bei Dir, findet sich leicht alles übrige in gute Ordnung. Die Schmerzen die ich hier schon gelitten, sind unsäglich; Du schreibst göttlich über Schmerz und Leid, Rahel! Lebe wohl! ich hoffe Dich zu sehen, Deine Antwort wird jetzt entscheiden: wenn Du Dich nicht scheuest mir zu versagen, scheue ich mich nicht von Dir zu nehmen, Du bist wahr, sei es!

Den Roman kann ich hier nicht verkaufen; auch umsonst druckt ihn keiner. Die Zeiten sind seither schlecht gewesen, und die Furcht steigt auf's neue; der Autor des Buchs ist unberühmt, und meine Empfehlung steht in keinem Kredit. Wann und wie soll ich den Roman zurückschicken? Prostitution ist das Buch!

Hier ist Winter und Herbst! man muß jetzt weit nach Süden, Wien ist viel sittlicher als Paris. Ich lebe nur halb in diesem Wetter. Meine Tage sind in's Schlepptau genommen; hinschleichend in fürchterlicher Eile sind meine Gemüthsregungen.

Man geht sieben Meilen weit zu Ball, so lebt man.

Der Mann, der Dich quält, macht mir unsäglichen Verdruß; Deiner werth ist er nicht, auch ich bin Deiner ja nicht werth, und kann mich nur in Deinem Herzen sehen, weil ich fühle daß ich es bin, das sehen ärgert mich auch bei mir. Leb wohl! leb wohl! Dein Varnhagen.

Pauline wird nicht mehr in Paris sein, Joinville stand in der Zeitung. Campan auch — was bleibt Dir in Paris außer Theuerung? — In Wien bin ich ein kluger, geschickter

Mann, in Paris ein Teufel: Du bleibſt freilich dieſelbe; das ſag' ich nur in Bezug auf die Vortheile, nicht als Eitler. „Sein Herkommen" iſt ein göttliches Wort!

An Varnhagen in Hamburg.

Freitag, den 14. April 1809.

Lieber, Beſter! Soll ich noch etwas Gutes glauben? mich aus dem Sterbekiſſe wieder aufrüttlen, um wieder hingeworfen zu werden? Wenn Du hier biſt, will ich's glauben! Auch ich vermag nicht mehr zu ſchreiben: nicht — au pied de la lettre — die Feder (Du ſiehſt's) zu führen. Zwölfhundert Thaler haben ſie mir verſprochen: etwas Reiſegeld werden ſie mir geben. Wir gehen mit der Poſt. Wenn Du kommen willſt, komm ſo bald es nur geht. Ich bin wie der Vogel auf dem Zweige. Habe nur bis Johannis Quartier: muß tauſend Sachen vorher, und mit Dir arrangiren. Freilich liebte ich Wien!! dort wäre ich reich! Nun iſt aber Krieg: komm nur, ich habe noch einen Plan: vielleicht Geld zu verdienen?! — ſo unglaublich, ſo lächerlich es klingt! — Schriftlich aber kann ich nichts mehr mittheilen. So hab' ich auch Harſcher mit meinem muthloſen niedergelegten Herzen noch nicht geſchrieben. Aber daß wir ihn ſehen ſollen, mit ihm leben ſollen, gehört dazu. Sag ihm das, und tauſend Liebes von mir. Das Leben iſt ſo wüſt, ſchwarz, unverſtändlich und zerriſſen: und vor dem Tod ſollte man ſich willkürlich trennen! Ich denke, Harſcher iſt wohlhabend? der kann ſich doch transportiren! Verſtehe mich nur: ich weiß ſelbſt nicht, was man mir zur Reiſe bewilligen wird: aber zur Poſt wird es hinreichen, und mit Dir wähle ich ſie im Sommer. Etwas muß man freilich thun, wenn man nicht reich iſt: und in böſer Zeit. Warten wir hier die erſten Schlachten, und die Wendung ab. Jedoch weiß man's vorher: ſo gut das ohne Zeitung möglich iſt. Apropos, ſchreib doch der Guten ein Wort! um ſo mehr, da Du herkommſt — eile auch recht — der Frühling eilt auch, obgleich noch Winter iſt: aber wenn er kommt! — Sie iſt ſehr aufgebracht, daß ein Herr ihr auf drei Briefe nicht antwortet. Sie hat Recht. Was koſten Dich ein paar gute Zeilen. Schreibe nur Harſcher'n auch. Auch ich nähme gerne ein Bad! Alles muß ſich entwickeln. Und hemmt der Krieg wirk-

lich ein paar Monate, ob Du's hier oder in Hamburg biſt; das iſt egal! Wenn Du von dort los kannſt; hier bin ich noch zu finden. Lies inliegenden Brief von Paulinen, den ich vor drei Tagen erhielt. Hardiment antwortete ich ihr heute, ſie ſolle das Quartier miethen, ich käme, ohne die Woche beſtimmen zu können. Es ſind fünfzig Thaler hieſig Geld, ſie oder ich, oder Campan bezahlen ſie; ſo viel müſſen ſie für mich wagen. Das ſchrieb ich nicht dabei. Aber ſie und die ganze Welt machen es ſo: und ich will nun auch. Sie ſchreibt von Geld in ihrem Briefe, ſie hat einen Prozeß von vierhundert Thaler gewonnen, das Geld übermache ich ihr. Sie ſchreibt vom Anerbieten von Campan — der Narre! — damit meint ſie, daß er mir Pierre nach Frankfurt a. M. ſchicken will. Nun ſchreibe ich Campan noch, er ſoll mir, anſtatt Pierre zu ſchicken, das Quartier miethen, bis in einem beſſern Augenblick ich es ihm bezahlen kann. Wien meine ich; aber Paris laſſe ich mir wo möglich bereiten. Anders kann ich ja nichts thun! Adieu! R. L. Schreibe und komme!

Sonnabend.

Ich grüße Dich nochmal! Bringe doch der Guten ihr Buch, wenn es Dich nicht inkommodirt, ſelbſt mit. Es koſtet ſonſt noch ſo viel: und die Arme ſoll doch nicht arm daran werden. Der Mann, der mich quälte, braucht Dich gar nicht zu ärgern. Ich hatte ihn ſchon ſo vergeſſen: daß ich mich mit aller Gewalt nicht zwingen konnte, Dir hier in dieſem Brief über ihn zu antworten: viermal gewiß vergaß ich's nur in dieſem Briefe. Er iſt längſt aus Berlin. Und er, und ich, ſollten wir uns je treffen, werden Beide thun — oder auch nicht einmal thun — als ob je etwas vorgefallen ſei. So war es eigentlich auch. Lebe wohl! Wir wollen uns über kein Vorhaben und über keinen Plan ängſtigen, alle Menſchen können jetzt nicht, was ſie ſich ausdachten: wie Würmchen muß man von einem Spärtchen Holz, von einem Gräschen, von einem vergeldeten Träubchen zu dem anderen kriechen. Kurz, ſehen wie's geht; wie man „fortkommt". Wären die Nächſten nur nicht elend. Adieu! Wären wir in der Schweiz vorläufig, bei Harſcher. Man iſt da der Welt, den Bergen und Bädern nah! —

An Rahel.

Hamburg, den 21. April 1809.

Heute, geliebte Rahel! nur dieſe zwei Worte! Es bleibt bei der letzten Entſcheidung, ich komme zu Dir nach Berlin. Sag es aber nur, und kaum, den Freunden. Den Tag genau zu beſtimmen iſt mir nicht möglich, ich habe hier noch mancherlei zu thun. Doch hoffe ich nicht viel ſpäter als den 8ten Mai dort einzutreffen.

Harſcher's Brief iſt mir ſehr lieb. Ich glaube Dir wird er's auch ſein. Noch habe ich ihm nicht geſchrieben.

Der Guten habe ich Dolchſtöße gegeben: ich konnte nicht anders, doch that ich's in aller Güte.

Beifolgendes Blatt beſchrieb ich neulich Abends; ich dachte an Dich, und ſchrieb in Deinem Stil.

Den Brief an Hecker laſſe ich durch Chamiſſe genau beſorgen oder durch Hitzig. Lebe wohl! Ewig Dein

Varnhagen.

Ich lebe mit Dir fort. Jede Beziehung der Dinge, die geſchehen, auf Dich, forſch' ich auf! wiſſe das!

An Varnhagen in Hamburg.

Sonnabend, den 22. April 1809.

Daß ich geſtern keinen Brief aus dem nahen Hamburg von Dir hatte, würgte mir das Herz mit noch einer ſchweren Kette, noch feſter zuſammen! Geknebelt, zur höchſten Angſt zuſammengeknebelt iſt es mir nun! Ich weiß gar nicht mehr, wie ich es ertragen ſoll: wie es innen mit mir werden wird: und kann? O! wüßteſt Du, in welcher Stunde mir Dein Brief geſtern ausblieb! Wie es mir hier geht! Welchem Sommer ich hier allein entgegen nicht nur ſehe, gehe, gehe. Welchem Winter. Denn Du kommſt nicht. Das weiß ich auch ſchon. Antworte mir. Laß Du mich nicht auch in Ungewißheit. Alle Umſtände vereinigen ſich, mich darein zu ſtürzen; darin zu laſſen. Keine Luft, kein Spaziergang: ich will Dir nichts erzählen. Es würde lang, was ich ſagte: und ich kann nicht mehr ſprechen. Warum haſt Du mir nicht geſchrieben? Schon

dacht' ich immer, Du kämest. Mit der höchsten Angst träumt' ich es heute: denn schon im Traume wußte ich nein! Adieu! Schreibe mir: ich bin seit vielen Tagen zu erstickt, erdrückt, getödtet, unwürdig endlich mit Einem Wort! Ich hätte nicht schreiben sollen. Verzeih mir auch! Es ist die Angst, daß ich schreibe: verzeih mir auch das! Das Wetter ist abscheulich, und vor schönem habe ich noch mehr Angst! Jede Knospe krankt. Wo sollte ich wohl hin? und mit wem? Adieu. Verzeih! Rahel.

Antworte! oder laß antworten, wenn Du nicht schreiben kannst. Wenn ich vor Angst dazu kommen kann, lese ich im „Wunderhorn". Das ist eine Impertinenz von Achim und Brentano. Bücher hab' ich auch nicht. Nichts! nichts!

Hast Du denn meinen Brief nicht bekommen? worin ich Dir schrieb, der Guten ihren Roman selbst — ohne Dich zu inkommodiren — mitzubringen? Und was sagst Du zum Krieg? Jeder Umstand macht die Freunde mehr vermissen!

An Rahel.

Hamburg, den 25. April 1809.

Liebe, geliebte Rahel! Eben bekomme ich Deinen Brief vom 22sten April, ich lese ihn, und wache für einen Augenblick aus der Betäubung auf, in welche mich die wildverträumten schweren Nächte für einen großen Theil des Tages stürzen, und die keinen tiefen Gedanken, keinen Blitz der Seele aufkommen läßt. Verzeihe mir, daß ich Dir nicht geschrieben hatte! mir ist das Schreiben unendlich schwer, es ist als wenn ich verschleppte Buchstaben aus dem Morgen eines Tages und andere aus dem Abend desselben zu einem Wort zusammenrufen müßte, denn allerdings leb' ich die Worte so! Du wirst jetzt aber schon die paar Zeilen haben, die ich Dir durch die Frohberg geschickt, Du wirst wegen meiner beruhigt sein, und auf mich hoffen, wie ich auf Dich hoffe. Geliebte Rahel! ich sehe Deine Lage, Deine Stimmung ein, und erglühe über die Ungerechtigkeit des Geschicks, froh wenn meine Freundschaft für Dich auch nur wie die kümmerlich ausgezahlten Interessen des Dir vorenthaltenen Kapitals aussieht. Ich komme nach Berlin zu Dir; wir wollen dann unser Reisen schnell einrichten. Ich will mei-

ner Medizin fleißig obliegen; meine Neigung, meine Umſtände, meine bisherigen Schritte fordern es, und nur um die Waffen zu führen geh' ich davon ab. Ob zu dem letzteren eine günſtige, wünſchenswerthe Gelegenheit ſich zeigen wird? In dem Fall iſt Wien auch für meine mediziniſchen Abſichten gerettet, und wir gehen gern dorthin, nicht wahr? Ein Krieg iſt ja immer zweifelhaft, nur in ſo fern habe ich rechte Hoffnung zu dieſem, die Wahrſcheinlichkeit guten Erfolgs ſcheint mir noch nicht auf der deutſchen Seite zu ſein; aber in keinem Falle ſehe ich in dieſen Dingen ein baldiges Ende. Wenn aber die Entſcheidung nicht abzuwarten, ein Ungewiſſes zu ergreifen iſt, ſo ſind' ich Gefahr und Noth ungleich leichter im eigenen Volke, von deutſcher Sprache umtönt, zu ertragen, als in fremdem Land im Spiel unzuberechnender Ausbrüche eines unergründeten Volkes. Doch das alles mündlich! — Gentz und Friedrich Schlegel freuen mich; da wär' ich auch hinter meiner Feder gut. — Der alte Herz iſt fieberkrank; ich kann mit Fanny faſt gar nicht reden, und habe noch vieles zu beſprechen; ich hoffe daß meine Abreiſe nicht durch ſolcherlei verzögert wird, doch tröſtet mich das ſchlechte winterliche Wetter, ich verſäume wenigſtens den Frühling nicht. Mein Freund Lüders iſt in Leipzig; ſeine Rückkunft abzuwarten iſt mir wichtig, aber auch treibt ſie mich fort, denn ich bewohne ſein Zimmer. Sei gutes Muths, liebe, theure Rahel! Es wird noch recht gut gehen; über ein Jahr hinaus ſorg' ich nicht; die Welt iſt voller Begebenheiten, und die Kraft zu leben weicht nur mit dem Leben: ich ſage das mir, der ich leicht ermatte vor den unüberſteiglichen Gebirgen. Ueber Fanny hab' ich viel zu ſagen, kann's aber nicht ſchreiben; mich dünkt ich ſehe jetzt richtiger vielſeitiger in ihre Natur, die einzig lieblich und zerreißend iſt.

Lebe wohl, Du geliebte Freundin! Leſe in meiner dunklen Bruſt! „Jede Knoſpe krankt.“ — Grüße die Gute, und alle Freunde, Chamiſſo, Neumann, Hitzig! — Es iſt empörend zu ſehen, wie die Gute Dich geſchildert hat, ich leide es nicht! Gottlob, daß an Drucken jetzt gar nicht zu denken iſt.

Lebe wohl! Lebe wohl! Ewig Dein

Varnhagen.“

Heute ſcheint die Sonne etwas, aber es iſt noch kalt. Kein Frühling! Todt iſt jeder Spaziergang, und kein Mann iſt

hier, mit dem ich der gewohnten Rede pflegen könnte; beides gehört zuſammen!

Wie meinſt Du das mit Arnim und Brentano? Sie meinen's gut; nur haben ſie kein kritiſches Talent. Aber ihre Ueberſchriften ſind oft ſehr witzig.

Don Mahlmehl und Don Geishaar.
Don Juan.
Lied des abgeſetzten Sultan Selim.
Erdtoffeln mit Rippenſtückchen.

Alle im dritten Bande. Auch S. 127 das von mir mitgetheilte Liedchen, worüber ſie ſetzten: aus der Polizeifama.

An Varnhagen in Hamburg.

Sonnabend, den 29. April 1809.

Ich bilde mir ein, theurer Freund, dies iſt mein letzter Brief nach Hamburg! Du wirſt ihn mir alſo verzeihen! Ich ſchreibe zu oft; und nichts. Ich muß Dich noch bitten und ermahnen, Deine Reiſe nicht aufzuſchieben, ich bin noch in demſelben Zuſtand, in derſelben Lage. Bis geſtern Abend dergeſtalt gefoltert und gereinigt, daß ich nicht eſſe, nicht ſchlafe, und mager werde; nun aber verſchlingen mich die öffentlichen Angelegenheiten für einen Augenblick, und das iſt mir ſo lieb, als eine betäubende Krankheit. Komme nun ja! doppelt! Ich muß wegen jedem kleineren und größeren Entſchluß in meinen Einrichtungen mit Dir ſprechen.

Arnim und Brentano haben in einem ganzen Bande — dem dritten — nur zwei gute Lieder; das iſt ſchlechtweg impertinent, da das andere olympiſcher Unſinn iſt; und ſie ſtolz drauf ſind. Der Guten ihr Buch wundert Dich noch? Mir hat ſie's vorgelebt und erzählt. Durchleſen mocht' ich's nicht. Wir wollen auch davon ſprechen. Vor Ungeduld, Dich zu ſehen, vermag ich nicht zu ſchreiben. Was ſagſt Du nur Welt? Sie platzt. Adieu. Komme! Komm zu mir! Freuſt Du Dich denn noch? Schreib mir ja! wann ich Dich erwarten ſoll! Ueberraſchungen lieb' ich nicht: und nur, wenn ſie es ganz und gar ſind. Leb millionenmal wohl, bis auf den Moment bei mir! Adieu. Lies auch Du in meiner Seele! in meinem abgefolterten Herzen. Götter, was haben wir zu ſprechen! Sieh meine Hand! Adieu, Lieber, Lieber! R. L.

An Varnhagen in Hamburg.

Den 9. Mai 1809.

Lieber Freund, dieser Brief trifft Dich noch: Donnerstag den 12. kommt er an. Dann bist Du noch dort. Ich erwarte Dich sehr ängstlich. Das Leben schlingt sich immer enger um mich; kaum kann ich rück- noch vorwärts; Dich muß, Dich will ich zu den letzten Beschließungen sprechen. Aber nur sprechen. Was gäb' ich drum, wärst Du hier! jetzt! Da jetzt Moritz noch hier ist. Adieu, was hilft alles Reden. Ich schlafe, ich esse nicht. Gewißheit muß ich endlich haben. Adieu! Mit Dir will ich nur beschließen, Dich zu nichts invitiren. Adieu! Komme!

R. L.

Du siehst, ich habe keine Geduld mehr. Fouqué hat mir geschrieben. Könnt' ich ihm antworten! Aengstige Dich nicht über mich: ich war schon ängstlicher, als ich es jetzt bin: im Schreiben wird es nur immer so arg. An Dich besonders. Adieu. Nun kommst Du doch?

Ich habe nur noch Ein Kouvert von allen denen, die Du mir gemacht hast. Nur nicht noch einen Brief! Komm!

An Rahel.

Hamburg, Donnerstag, den 11. Mai 1809.

Endlich, geliebte Rahel, kann ich Dir den Tag meiner Abreise bestimmen, ich habe ihn so nah als möglich, auf Dienstag, festgesetzt, und bin also Freitag Abend, wenn kein Hinderniß unterwegs aufstößt, in Berlin. Erwarte nur mich äußerst travaillirt zu finden, ich bin es jetzt, und werde es dann noch mehr sein: aber doch voll Muth und Willen. Noch weiß ich gar nicht was geschehen soll, und ich kann auch bevor ich Dich gesprochen, nichts ergründen. Mein Unwillen — die Stimmung des Unwillens — wird jeden Tag heftiger in mir, das Gefühl des Unwürdigen vernichtender, ohne eben als solche hervorzuschreien; glücklich werde ich nie sein, bei Gott! man wird nichts! und was bin ich denn? nicht adlich, nicht reich, kein Virtuos: auf die Arbeit ist mein Geschick gerichtet, auf die volle Last der Arbeit, und das Gefühl einzig auf das Sein des Lebens. Werde nicht toll über diese Wiederholung, sie stehen als Ein-

sicht da, nicht als Klage, und ist der Punkt, von wo her meine Lage zu betrachten ist. In diesen sechs Wochen habe ich endlich noch dieses gelernt: die Menschen wollen betrogen sein, und ich will sie fortan betrügen; Betrug ist ihre Redensart, eine Metapher ihrer Sprache; sag' ich „mir thut's weh", so denken sie, o das muß nicht viel sein, vielleicht nichts, denn sie fühlen die Sprache nach Maßgabe sie sie gebrauchen, drum schrei: „o wie entsetzlich weh thut mir's", so werden sie verstehen, ja es mag ihm ein bischen weh thun. Aber auch noch anders muß man betrügen, und ich glaube ich kann's. Geheimnißvoll, was dazu dient, wär' ich aber auch ohnedies, aus Ueberdruß des Erklärens; sie verstehen's doch nicht, und haben nur Kraft zu verderben, nie aufzuhelfen innerlich.

Sei doch so gut, liebe Rahel, und laß mir sogleich durch Neumann in Deiner Nähe ein Stübchen auf Einen Monat so wohlfeil als möglich miethen, es mag aussehen, wie es will. Uebrigens soll niemand von mir wissen, sag auch das an N.! Ich möchte in unbekannte Namen hineinkriechen.

Dir sag' ich weiter nichts; zum Freundlichen ist jetzt nicht Zeit, gebe Gott uns nur ein freundliches Zusammensein, in Briefen weiß ich mir nicht mehr zu rathen noch zu helfen! Ich habe Dich lieb, ich verehre Dich! das sei alles, was ich Dir hier sagen mag.

Ich werde Medizin emsig treiben.

Die Lorbeerblätter des Dichterkranzes verbrauch' ich als Gewürz im täglichen Leben; auf ähnliche Art verlebe ich nach und nach das Geld, was, zusammengespart seit meiner Kindheit, das Kapital ausmachte, von dessen Zinsen ich leben sollte: versplittert, zum kleinen täglichen Bedarf.

Ich hoffe auf Wien; Paris scheint mir häßlich gährend; die Welt brennt, und wir müssen durch's Feuer; aber wer weiß, welcher Balken zuerst, welcher verderblicher einstürzt?

Lebe wohl, geliebte, theure Rahel! mir ist weh, möchte Dir wohl sein! Ich umarme Dich!

Lüders ist erst gestern von Leipzig gekommen, ihn mußte ich sprechen, jetzt muß ich auf Pässe warten. Dienstag reise ich, wenn ich nicht krank werde, oder nicht der Weg einsinkt!

Dein

Varnhagen.

Sage nichts an Moritz! er klatſcht hier häßlich, iſt unzuverläſſig; ich rede gar nichts, und finde es nützlich und bequem.

Deinen Brief bekomme ich heute Freitags, ich umarme Dich herzlichſt! Dienstag reiſe ich, es iſt unmöglich früher! Heute über acht Tage ſehen wir uns.

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Briefwechsel

zwischen

Varnhagen und Rahel.

Zweiter Band.

Aus dem Nachlaß Varnhagen's von Ense.

Briefwechsel

zwischen

Varnhagen und Rahel.

Zweiter Band.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.
1874.

Das Recht der Uebersetzung ist vorbehalten.

1809. 1810.

In Berlin. Nach Wagram, Wien, Prag.

An Varnhagen.

Berlin, Freitag, den 19. Mai 1809.

Ich habe hingeschickt und mich erkundigen lassen, wann die fahrende Post ankömmt: um 9 Morgens, sagte mein Bedienter, das kömmt mir unwahrscheinlich vor — die Gründe dazu mündlich —; nun schicke ich doch hin. Komme nur grade zu mir: nur Neumann weiß wo Dein Quartier ist; und ich bin näher. Es ist nah an der Gendarmenwache. Erhole Dich hier; wenn es Dich nicht mehr genirt, als erholt. R. L.

Du kannst auch dreist des Nachts spät kommen. Dann aber schrei meinen Namen unter meinem Fenster: unser Haus hat keine Klingel.

An Varnhagen.

Charlottenburg, Freitag, den 9. Juni 1809.

Lieber, mir ist ganz weh! Ich bitte Dich, komme. Wie oft warst Du hart und aufgebracht gegen mich, und ich ließ es immer wieder vorüber. Laß die schlechten Momente keinen Zusammenhang haben! In meinem Herzen ist immer Trost für Dich, komm an meine Brust! Wenn Du mich auch ärgerlich gemacht hast: wenn es auch Hanne hörte; es giebt kein Dementi. Morgen früh komme ich zur Stadt: bin ich um 12 Uhr nicht bei Mama, so kommst Du hier her. Ich glaube es fest.

Rahel.

Berlin, Sonnabend, den 10. Juni 1809.

Haſt Du das Billet, das Dir Marwitz brachte? Willſt Du nicht zu mir kommen? Traf es Dich nicht? Du kannſt nicht böſe ſein! Ich bin es auch nicht; wie oft ſchon ärgerteſt Du mich. Ich bitte Dich, komm bald; ich bin bei Mama zum Eſſen. Laß mich nicht in Angſt.

An Rahel.

Nicolsburg in Mähren, 12 Meilen vor Wien,
Dienstag, am 20ſten Juni 1809.

Heute vor acht Tagen, meine theure Rahel, ging ich um dieſe Zeit zu Dir, um Abſchied zu nehmen, und empfand damals im voraus dieſe Stunde, wie jetzt mir jene in das Gefühl des Augenblicks eingedrückt iſt. Ich fühlte, ſah, hörte Dich noch, und ſtand in den ſegenreichen Strahlen der Energie Deines ewig friſchen, in jede Faſer geſenkten, aus lauter wahrem Sein geformten Lebens. Gott, wie ſteht mir dieſes Leben im Gemüthe ſo ſchön, und wie wenig kann ich das ſagen! Auch möcht' ich's weder in Poeſie, noch in Muſik, noch in Malerei, ſondern einzig in Plaſtik ausdrücken, wo der Fuß Marmor iſt, und das Auge, die Lippe und das Haar, überall der göttliche Stoff. Das Eigene hat ja Dein Weſen, daß es vortrefflich iſt nicht nur wo man überhaupt vortrefflich zu ſein pflegt, als in den edlen Zügen des Geſichts, in den hohen und geiſtreichen Dingen, ſondern auch in denen die bei Anderen immerfort gewöhnlich und gemein erſcheinen, weil ſie nicht die Aechtheit ausgegoſſen haben, wie Du, über alles, ſondern zuſammengezogen und heraufgepumpt in den Geiſt oder den Geſchmack. Doch ſtill! ich werde Dir doch nicht ſagen, wie Du biſt; und wie ich Dich ſehe, das bleibt doch am Ende höchſt unbedeutend gegen das allgemeine in Einzelnes nicht zu ſondernde Gefühl der Gemüthsneigung, des Vertrauens und der Ergebung, die zu Dir mir unvergänglich eingepflanzt ſind. O liebe Rahel, ſüßes, einziges Geſchöpf, Du labender Quelltrunk! — Marwitz ſchreibt neben mir, er grüßt Dich herzlich; ſehr angegriffen ſcheint er von dem Zuſtand ſeines Bruders, den er hier getroffen hat in einer bedenklichen Lage: die Kanonenkugel hat den Schenkel halb weggeriſſen, den Knochen zerſchmet-

tert, so daß der Fuß nur noch an Fleisch und Haut hängt, die Wunde ist groß wie eine Schüssel, und war durch den Transport vom Schlachtfelde hieher ganz schwarz vom Brand, und voller Wärme geworden. Jetzt ist sie unter der Besorgung eines verständigen Wundarztes ganz gereinigt, aber der Erfolg ist dennoch völlig zweifelhaft, im besten Falle dauert die Kur ein volles Jahr, und dann wird zeitlebens der eine Fuß um zwei Hand breit kürzer! Denke Dir das Elend, das namenlose Unglück, das den 18jährigen Jüngling betroffen hat! Dafür giebt es keinen Ersatz, auch Deutschlands glorreichste Erhebung ist für ihn dagegen nichts, die menschliche Natur, so getroffen, wird von keinen anderen Verhältnissen sollizitirt wo es solches gilt! — Morgen reisen wir weiter, in's Hauptquartier, voll Muth und Hoffnung; es fehlt sehr an Offizieren, ich darf erwarten, bald, wenn auch nicht gleich, als Offizier einzutreten. Schlesien, das schöne Land, haben wir schnell zurückgelassen, Breslau hat mir sehr gefallen, ich dachte sehr daran, daß Du vielleicht dort wohnen wirst, auch den Keller habe ich mit Erstaunen gesehen, und freute mich, daß es durch Dich geschah. Deine Brüder waren schon abgereist, ich fragte bei mehreren Juden nach ihnen. Neiße machte mir einen wunderbaren Eindruck. Das Gebirge war auch neu und nicht ohne Reiz in seiner Gestalt: aber wie anders wurde es, als wir in Mähren weiter kamen, in dieses überschwenglich gesegnete Land voll herrlicher Gefilde! Eine Gegend habe ich gesehen, wie noch keine, doch that das mehrste die Beleuchtung. Wald in größter Tüchtigkeit und Fülle grünen Gedränges. Keine Wolke, kein Blatt, das nicht an Dich mich mit tiefem Sehnen erinnerte, wie hab' ich Dich herbeigewünscht! Schöne, reinliche Städte, anmuthig, sogar prächtig wie Ollmütz, und alle sehr belebt, als wenn Jahrmarkt wäre. Ein kräftiges, braunes Volk mit tiefen Augen, wohlhabend, tapfer, kaiserlich. Die Begeisterung ist herrlicher und allgemeiner, als man glauben sollte; alles eilt zu den Waffen, die Verwundeten können nicht eilig genug zum Heere zurückkehren. Die Einwohner beeifern sich Verwundete in ihre Häuser zu holen, und auf's Beste zu pflegen, manche errichten Privatlazarethe, es ist wirklich nur Ein Sinn, Eine Begeisterung, die augenblicklich bei jedem zur That wird. Die Landwehr ist vortrefflich, den regulairen Truppen gleich; unaufhörlich gehen Rekruten zur Armee, die allerdings entsetzlich gelitten hat in den früheren Gefechten. Viele Schrif-

ten findet man, Proclamationen, Relationen ꝛc. die alle einen guten Geiſt zeigen und tüchtige Männer anzeigen. — Sehr wohlfeil iſt es jetzt hier nicht, aber doch mehr als in Preußen, und im Frieden muß es doch beſſer ſein als jetzt. Könnt' ich mit Dir hieher reiſen! es iſt ein großes, reiches Land, ein ſchönes Reich. — Wo Gentz iſt, wo Friedrich Schlegel weiß ich noch nicht. — Marwitz iſt herriſch bis zur Inſolenz, ehrgeizig zum Entſetzen; die Kriegsſtimmung bringt in ihm das alles recht zum Ausbruch: er wird gut bearbeitet werden in der Welt; wir haben nur unſeren Scherz mit ihm. Ein Beiſpiel ſeines Stolzes! Wir fuhren anfangs unſer ſechs in einem Wagen, es ergab ſich die Gelegenheit von Empfehlungsſchreiben zu reden, Marwitz ſagte mit vielem Selbſtvertrauen, er habe eins an Gentz, worüber die Anderen erſtaunten, und fragten, von wem? Da wollte der adliche Herr nicht ſagen von wem, ſondern machte ein ernſtes Geſicht, das nicht-genug-unterdrückter Zorn röthete, als ich durch den Zuſatz, ich ſei auch empfohlen in jenem Schreiben, den Anderen verrieth, von wem es ſei. Traue mir darin, daß ich recht geſehen habe! Er lebt nur in den Dingen, in ſich blickt er nie, daher weiß er es nie wenn er übermüthig iſt, würde es dem nicht glauben, der's ihm ſagte. Ich fürchte übrigens ſehr für ihn im Feldzuge, er, der behauptet, es gäbe kein Leid, keinen Schmerz, kein Unglück, iſt bei der kleinſten Fatigue, nämlich was ihm Fatigue iſt, wie vernichtet und vergangen. — Meine anderen Gefährten finden das alles auch ſo; ich fühle mich mit ihnen allen fremd; ich muß wählen zwiſchen Ambos und Hammer, kränken oder gekränkt werden, und erſteres kann ich nicht mehr! Dies ſag' ich nur aus Einſicht, im allgemeinen; nicht aus jetziger Stimmung. — Lebe Du wohl, geliebte, theure Rahel, Du edelſte Freundin! Genieße Dein ſtilles grünendes Charlottenburg; ich ſehe Dich wieder und wohl nicht mehr um Dich zu verlaſſen. Lebe wohl, lebe wohl! Ewig Dein Varnhagen.

Sobald ich kann ſchick' ich Dir eine Adreſſe.

Meine beſten Grüße an Mad. Frohberg; ich eſſe keine Gurke, ohne ihr den Saft davon zu wünſchen. Neumann, wenn Du ihn ſiehſt, grüße ſehr. Deiner Mutter ſage die guten Nachrichten; die Franzoſen haben über allen Begriff gelitten, ſie ſtanden im Kreuzfeuer. Bonaparte ſtand zu Fuß unter einem Baum, man richtete gegen 30 Kanonen dahin, er wich

nicht vom Platz, den man späterhin mit mehr als 40 vornehmen Offizieren bedeckt fand. Chasteller iſt nicht mehr hors de la loi, weil Napoleon nun erfahren, daß er wirklich öſterreichiſcher General iſt!! Die franzöſiſche Garde hat ſehr tapfer gefochten. — Wir fahren immer mit Extrapoſt, raſend ſchnell! Mehrere Nächte haben wir einige Stunden geſchlafen. Leb wohl!

An Rahel.

Deutſch-Wagram, den 25. Juni 1809.

Am 21ſten früh bin ich in Deutſch-Wagram, dem k. k. Hauptquartier angekommen; heute am 25ſten bin ich ſchon als Fähndrich aufgewacht. Es geht ſo damit zu. Alle Verſuche den Erzherzog zu ſprechen ſchlugen fehl, auf ein Schreiben an ihn bekam ich mündliche abſchlägige Antwort durch den Adjutanten, und der General Steininger, der die Anſtellung der Fremden zu beſorgen hat, ließ mich kaum vor ſich, ſondern wies mich an den Stabs-Arzt, obgleich ich beſtimmt erklärt hatte, daß ich als Militair, nicht als Arzt dienen wollte. Gemeiner, oder Cadet, was nicht viel beſſer iſt, kann man hier nicht werden, wovon mich meine Augen überzeugt haben, nachdem mir vorher ſchon ein Oberſt die Unſchicklichkeit dieſes Standes für einen gebildeten Mann dargethan. Ich dachte ſchon Päſſe zu begehren zur Rückreiſe, mein Zuſtand war abſcheulich. Denke Dir, geliebte Rahel, ein vollgepfropftes Dorf in unabſehbarer Ebene, ohne Baumſchatten, ohne fließendes Waſſer, und in dieſem Dorfe kein Unterkommen, keine Stätte. Bei einigen Feuriers brachte ich meine Sachen in Sicherheit, und der Güte dieſer Leute dank' ich's, daß ich die erſte Nacht auf einer Bank, die zweite auf der Erde ſchlafen konnte, mit etwa 9 Perſonen in einer engen niedrigen Stube, wo mich Nachts die ſchlechte ängſtliche Luft aufweckte! Bei Tage Lärm und Geſchäfte an demſelben Ort, ſo daß ich ſo ſchnell als möglich ausging. Zu eſſen nichts, Brot, ſchlechten Wein endlich, Warmes nach vielſtündiger Mühe um ungeheures Geld. Nun ohne Ausſicht, ohne Hoffnung, innerlich zerſtört auf's äußerſte, voll unüberwindlicher Sehnſucht zu Dir, geliebtes, theures Herz! die in laute Thränen ausbrach, ging ich weit auf's Feld, wo ich halbe Tage auf dem Boden lag, und meinen Gedanken nach-

hing. Immer wenn es mir schlecht geht, denk' ich an Dich, meine Rahel, fühl' ich sogleich Dich an mein Herz schlagen. Ich war fest entschlossen, da mein Geld noch zur Reise hinreichte, zu Dir zu kommen, bei Dir fortan zu bleiben, wie ich es versprochen hatte. Du mein theurer Engel, mein Vaterland, das beglückende Wasser für mich fliegenden Fisch! Hättest Du mich schon jetzt gut aufgenommen, ohne Wunden, ohne anderes als gemeines Unglück? ich hätte es ja kaum verdient! — Inzwischen hatte mich der Flügeladjutant des Erzherzogs, Graf Gabriani, ein hübscher junger Mensch, an einen Obersten, Baron Oberndorf gewiesen, der mich gleich zu seinem Regiment genommen hätte, aber keinen Platz offen hatte, welches auch der Inhaber des Regiments, Fürst Reuß-Plauen, den ich späterhin sprach, sehr bedauerte. Der Oberst ist ein großer Mann, von mittleren Jahren, bedeutendem Gesicht mit dem Ausdruck der höchsten Gutmüthigkeit, aber in Ernst und Rauheit verkleidet, ein Polterer, der gleich sagte, er fühle Attachement zu mir, er wisse nicht warum, und wolle mich empfehlen soviel er könne, aber auch Vorwürfe machte wegen meines unbesonnenen Herkommens. Ich glaubte schon zu Ende zu sein mit allen Hoffnungen, als er mich vorgestern auf der Straße anrief, nachdem er sich müde gesucht nach mir, und mir sagte, ich solle zu dem Obersten Graf Bentheim in's Lager gehen, der wolle mich sprechen. Ich ging hin, wurde befragt, zeigte Paß und Diplom, und gestern als ich auf Befehl wiederkam, sagte der Graf Bentheim zu anwesenden Offizieren, er ernenne mich zum Fähndrich bei seinem Regimente, ein in Aller Augen, außerordentliches Glück. Aber denke Dir meine Rahel! der Oberst, Graf Bentheim, ein schöner großer Mann, von edlem Aeußeren, hat in Wesen und Gestalt etwas, in der Sprache sehr viel von dem Prinzen Louis, so daß ich heimlich weinen mußte, als ich länger bei ihm war, und wie ich endlich ihm sage, daß er mich an Louis erinnere, fährt er munter auf: „So? finden Sie das auch? mir haben das schon mehrere gesagt.“ Also doch durch Louis sollt' es mir gut gehen, durch Deinen Freund! Rahel, in wie tausendfacher Verkettung ich an Dich dachte, Dich als die Führerin meiner Begebenheiten und ihren Mittelpunkt sah, das kann ich nicht niederschreiben. Bentheim ist freundlich gegen mich, streng im Militair aber sanft dabei, er sagte zu mir, er werde suchen mir

angenehme Tage beim Regiment zu machen. Beſſer, das iſt gewiß, hätte ich's nicht treffen können. Unter dem in dieſem engen Kreiſe Möglichen habe ich das Beſte getroffen. Auch darin, daß in Friedenszeit unſere Garniſon — Prag iſt. Rahel, geliebte Rahel, ſoll ich noch Freude in der Welt erleben? es iſt die Ausſicht da! Du in Prag bei mir, Teplitz nur 10 Meilen! o meine Rahel! — Aber jetzt nur gegen den Feind! ich muß fallen oder ſteigen, Platz machen oder gewinnen. Im Frieden giebt's kein Avancement, nur durch Verluſt im Gefecht. Ich habe jetzt etwa 60 Gulden Papier Gage, und kann wohl damit auskommen; mein Mitgebrachtes geht auf die Equipirung hin; behält Chamiſſo Geld übrig, ſo ſoll er mir's ſchicken. — Williſen iſt geſtern angekommen, er wird vielleicht heute ſchon angeſtellt, er iſt freilich Baron, und hat gedient. Marwitz iſt noch in Nicolsburg bei ſeinem Bruder. Wenn er kömmt, wird er ſich wundern; es iſt alles anders. Ich mag über dieſe Sachen aber jetzt nicht ſchreiben, es könnte mir ſchaden: aber Du kannſt Dir ſchon alles denken! Den Erzherzog habe ich mehrmals geſehen, auch einige Worte von ihm gehört: alles wie Du es geſchildert. Die Truppen beten ihn an. Ich höre ihn ſtundenlang Fortepiano ſpielen, das einzige was mir einen höheren Eindruck hier machte, alles Andere, Truppen und Generale, Wort und That, unermeßlich proſaiſch, Ungarn und Böhmen mehr als Deutſche, Monarchie und jetzige Verfaſſung mehr als Deutſchheit, wie billig. Die bravſten Truppen! halbe Regimenter ſind geblieben: die jetzige Ruhe iſt drückend, aber jeder Tag, ſagt der Erzherzog, den wir hier ſtill ſtehen, iſt ein Sieg! — Von Gentz weiß faſt niemand etwas, von Friedrich Schlegel keiner; doch hör' ich, daß erſterer in Ofen iſt. Die Offiziere wiſſen nicht einmal ſeinen Namen, das wäre im Preußiſchen doch nicht möglich! O vieles ahnd' ich für die Zukunft! In Norddeutſchland wird die Revolution anfangen, dort iſt Volksbildung auf gutem Wege, dort wird die Regierung über kurz oder lang mehr republikaniſch werden müſſen. Ich bin kein Süddeutſcher; leider trag' ich dieſe Spaltung ſelber tief in mir, die ich ſonſt wohl den Deutſchen vorgeworfen.

Lebe wohl, geliebte, einzige Rahel! ſüßes, liebes Herz! wie denk' ich an Dich, wie unausſprechliche Sehnſucht trag' ich zu Dir, Du Friſche, Aechte! Leb wohl! grüße Alle beſtens,

Mad. Frohberg besonders sehr freundlich! Leb wohl! Ewig Dein

Barnhagen.

Fähndrich im k. k. Infanterieregiment Vogelsang, beim ersten Korps der Armee.

Morgen will ich einen Ritt zu den Vorposten an die Donau machen mit meinem Hauptmann Marais, einen lieben guten Mann.

Schreibe mir, ich bitte Dich, Geliebte! sogleich! Auf die Adresse setze noch: abzugeben im Hauptquartier.

Unser Korps wird von Bellegarde kommandirt; man spricht davon, daß wir nach Sachsen detachirt werden, denk Dir, Rahel! in Deine Nähe!

An Barnhagen in Zisiersdorf.

Berlin, in Mama'ens Haus, Sonnabend, den 8. Juli 1809.

Vielleicht, mein Freund, hast Du einen sehr guten Brief nöthig in dem Augenblick, in welchem Du diesen erhältst, und das wird kein guter werden. Schlecht ist nun einmal alles, muß alles werden, weil wir uns getrennt haben! Und plump muß ich Dir sagen, was hilft alle Sehnsucht, da Du gingest. Nicht, wie voriges Jahr, kannst Du mit einem starken Wollen wiederkommen: Du bist entehrt, wenn Du gehst: und mußt nun bleiben. Sei tapfer und brav! Denk an mich, wenn Du in einem Gefecht bist: Du weißt, ich bin furchtsam: aber den unbekannten Tod würd' ich wählen, wär' ich durch meine Wahl darin; und wiche nicht. Du bist nun über die Gemeinen; feure sie durch Deine Stimme an — Betäuben hilft — wenn sie weichen wollen. Mache vorher Dich beliebt und bekannt mit ihnen. So avancirte Bribes bei Austerlitz; sein Kapitain fiel; er hielt das Volk durch Schreien und Aufmuntern zusammen: sie wichen nicht: er ward Kapitain, und hat das Kreuz. Du weißt, wie ich über Krieg, über diesen denke. Krieg ist für keinen gebildeten Menschen. Die nicht wissen, daß der Körper die Person ist, können ihn sich zerschießen lassen: sonst nur in dem Augenblick, wo man angegriffen wird, muß man sich wehren, und wenn Zorn und Rache fortreißt!

Du ſelbſt fühlteſt es tief bei des jungen Marwitz Schenkelwunde! Der Unſelige! Doch konnteſt Du ohne Muth- und Thatbeweis nicht leben — ſo führ das herzhaft aus! (Ich ſchreibe in Mama'ens Krankenzimmer: ſie hat Waſſer in der Bruſt: ſpaniſche Fliegen, Aderlaß. Ich bin jeden Augenblick geſtört: es geht ziemlich; doch iſt ſie nicht ohne Gefahr!) Dieſer Brief wird hart klingen. Geweint, gegrämt, geſehnt, habe ich mich für mich allein. Es iſt Deine Wahl, daß ich allein ſein ſoll: lies meine Briefe — die haſt Du nicht: ich habe ſie, ſie ſind angekommen — und Du wirſt mein Leben, meinen Schmerz, meine Bedürfniſſe ſehen. Es iſt vorbei, ich kann es nicht mehr aufzeichnen! Jetzt nicht. Ja, erſchließe Dich, Herz! laß den Vorwurf heraus! Ich werde es nie vergeſſen, mit welchem Abſcheu vor Berlin Du von Hamburg kamſt. Ich ſchwieg. Und ewig unſicher über Deine Herzenswahl! Meins iſt davon empört, und gedrückt. Und nicht verſöhnt, durch alle Deine Sehnſucht. Unfruchtbar bleibt ſie. (O! mein Freund! der Arzt ſagt mir ſo eben, meine Mutter ſei tödtlich!!!) — O! welch ſchlechter Brief. Denk an den Sonnabend, theurer Geliebter, wo ich nach unſerer letzten Verſöhnung mit Dir nach Charlottenburg zurückfuhr: ſo ſind meine Augen, ſo iſt mein Herz für Dich! So bin ich ewig, ſo lang ich athme. Auch damals wußt' ich, was ich jetzt weiß. Du liebſt mich doch; ich Dich auch. Wir waren uns zu nah. Ewig bin ich Dein Aſyl. Komm mann, komm wie Du willſt! — Jetzt muß ich zur Mutter. — Nun ſchreibe ich wieder ein wenig. Lieber, laß Dich von dieſem Brief nicht ängſtigen! Daß es Dir ſo gut geht in Deiner Carrière, und daß Du ſo liebe Obere haſt, freut mich! Es wird Dir alles gut gehen. Prag iſt eine gute Garniſon: haſt Du einen gewiſſen Grad, ſo bin ich immer noch für die Diplomatie. Ein Soldat — um es ewig zu ſein — wird zu ſchnell herumgeſchickt; und da kann ich nicht immer mit. Dein erſter Brief iſt nur acht Tage gegangen: Dein zweiter, aus Wagram vom 25. Juni iſt erſt vorgeſtern zu mir gekommen. Marwitz hat mir mit derſelben Poſt einen großartigen, edlen, himmliſch ausgedrückten Brief geſchickt. Ich werde ihm, bloß um ihn zu beruhigen, heute ſchreiben, daß ich nicht ſchreiben kann. Siehſt Du ihn, ſag ihm, wie ſehr ich ihn liebe: dies ſei mein Gruß! Sein Bruder iſt außer Gefahr: ich ſchreibe Dir dies, weil er Dich im Hauptquartier, wohin er den Tag nach dem ſein Brief geſchrieben war, will,

vielleicht verfehlt. Den Tag zuvor war die Krise. Ich wunderte mich nicht über Marwitzens Scham, Gentzens Brief von mir zu haben. So etwas kannt' ich in seiner Seele: Helden giebt's nicht: stupide ist er auch nicht. Kennt man die Welt, so fügt man sich in ihre Fugen. Die Adels-Fuge ist schlecht. Adliche liebe ich oft; den Adel nie. So lang es einen Adlichen giebt, muß man auch geadelt werden: Du adelst Dich ja jetzt mit Deinem Blute! Du fühlst es wohl: ich fühle es auch: drum sagt' ich ja dazu. Auch ich ginge in Schwerter, um den Preis. Das Schicksal selbst forderte ich. Lache hin ich nicht: gethan will ich alles haben, was helfen kann: mein tiefes gränzenloses Unglück liegt darin, daß ich keine That zu meiner Hülfe weiß! Marwitz lieb' ich nach wie vor; und habe ihn Humboldt, durch Beschreibung wie ich ihn finde, äußerst gelobt — aus dem Herzen —; Humboldt schrieb mir (aus Königsberg): und bat mir ein Kollier von Ebenholz geschickt; und Marwitz mir den Auftrag gegeben, ihn bei Humboldt zu entschuldigen, wenn ich ihn sähe oder ihm schriebe. Sei gut gegen ihn: er ist etwas unsicher über Dich geworden. Wie edel drückt er das aus! Wie fragend. Kannst Du denn sein Gemüthe nicht finden, wie ich; den Lebenspunkt, das Herz, wo alle seine Eigenschaften hinlaufen und ausgehen?

Ich habe den Sonnabend nach Deiner Abreise — heute drei Wochen — Harscher einen langen Schmeichelbrief geschrieben. Hier sagen sie, er kommt. Ich will ihn pflegen und schmeicheln. Chamisso hatte vorgestern noch kein Geld. Seit Du weg bist, war hier schon wieder Winter; ich hatte einen Gichtanschlag, der mir heftiges periodisches Zahnweh mit Einem Knall weg nahm; und bin nicht fünf Tage in Charlottenburg gewesen, seit Du reisest. Jetzt bin ich gar bei Mama, und sehe die leiden. Sie beträgt sich englisch! Aber welche Marter. Nur ein paar Tage dauert's, es muß sich entscheiden, sagt Bing, ihr Arzt. Mit dem ich sehr zufrieden bin: er giebt sinnige Rechenschaft. Viel, und beinah nur, habe ich gelitten, seit Du gingest. An der Kälte: ich ward gleich krank. Gestern aber war ich mittendrin mit einem jungen kurländischen Baron Kluzen in seinem Whisky in Pichelsdorf. Die kleine Reise erhob mich: Du kennst mich mit Feldern und Luft! Die Gute ritt mit ihren Herren: der Baron gehört auch ihr; sein Whisky aber schon mir; die Parthie war längst verabredet. Ich fuhr wieder zur Stadt und bleibe bis

die Götter über mich entſchieden haben. Dies iſt mein letzter Schlag. —

Als ich Dienstag krank und allein in Charlottenburg lag, dachte ich: Liebe, Wünſche, Jugend, Kränkung, alle irdiſche Erfüllung iſt hin: könnt' ich die Mutter pflegen — (Ich war wieder bei Mama: ſie ſagte lachend de dut en blanc — ſie weiß, daß ich ſchreibe —: „Grüße Varnhagen, und ſag ihm, er ſoll kein Narr ſein und ſich todtſchießen laſſen!“) — und die das Leben genießen machen! Gleich werd' ich gezwickt! Mein älteſter Bruder — den wir übrigens Ohme nennen — wollte dieſen Herbſt ſchon nach Schleſien ziehen; und die Mutter mitſchleppen: ſie wollte innerlich nicht: und das ängſtigte ſie: nun bleibt er den Winter auch noch! — jedes Wort iſt zu viel! ich ſtand aus.

Der Guten ihre Unleidlichkeit und Eitelkeit bildet ſich mit Gigantenſchritten aus. Sie hat mir eine von den lügenhaften, groben, empfindſamen Szenen gemacht: und mich drittehalb Stunden ſo mit Lügen, Thränen, Verwürfen, ſtudirten Impromptü's, Küſſen und Stupiditäten gequält: daß ich ihr endlich ſagen mußte: „Alſo bin ich neidiſch gegen Sie? und nur gegen Sie? Hören Sie! mit einem Temperament, wie Sie ſelbſt predigen, daß Sie eins haben: iſt man einer Leidenſchaft unfähig.“ Ich ſetzte ihr das klar auseinander. Den anderen Tag ſpielte ſie weiter: und ſagte, ich hätte ſie *vernichtet* — Dein Ausdruck — die Seele, ſie wäre mit allem und ſich zerfallen. Ich flickte die Elende zum Weiterleben. Wenn Friede iſt, werd' ich auch die los. Ich gehe zu Dir, oder nach Frankreich. Leb wohl! Sei klug, tapfer, und verlaß Dich auf mich. Liebe mich, wenn Du kannſt. Den Lügner Urquijo habe ich geſehen. O! wie lügt der ewig weiter! Sobald wir allein ſind, ſieht er mich nicht an: er kann nicht. O! warum mußte der den Zauber über mich üben! Ich widerſtände dieſer Hexerei, gehörte mir ein Herz, ein Freund. Adieu. Rechne auf mich. Auch ohne dieſen Zauber hat der mein Herz, dem ich's gebe, der es nimmt: und mich und meine Zeit. Betrüge mich nicht lange! Lebe wohl. Rahel. Schreibe mir ſo oft als möglich. Bitter emotionirten mich Deine Briefe. Bloß weil es Briefe waren. Deine Schuld: es muß ſo ſein! Sei tapfer! Klug mit Deinen Obern biſt Du gewiß. Du hatteſt Glück; alle Menſchen ſagen's. Chamiſſo will immer über Dich ſprechen. Ich führte ihn leiſe auf ſich ſelbſt: mehr als er Dir

schrieb, sagte er nicht. Viel habe ich allein hier gelitten! Und immer allein! Adieu. Zu meinen unglücklichen Schwefelbädern kann ich gar nicht kommen! —

An Rahel.

Zistersdorf im Spital (elf Stunden vor Wien),
den 4. August 1809.

Meine inniggeliebte, süße, theure, einzige Rahel! Mein Leib ist verwundet, aber mein Herz schlägt unverletzt zu Dir! Ich habe schon vor der Schlacht, auf die ich alle Hoffnung aufgegeben hatte, weil ich nur Frieden sah, solche Sehnsucht zu Dir gefühlt, solche Thränen um Deine Entfernung vergossen, daß ich auf nichts, als auf den Abschied dachte. Wie es nun auch wird, wisse daß ich Dein Freund bin, Dein inniger Freund, und am Ende keine Lebensart, keinen Glanz, keinen Ruhm, keinen inneren Reiz schöner finde und lebendiger für mich, als in Deiner Sonne, Deiner Billigung, Deiner Neigung zu leben! Ich hoffe es geht gut mit mir. Lebe wohl, einzige Rahel! Ewig Dein! — Dies, meine Geliebte, schrieb ich hier am 8ten Juli; heute ist der 22ste, ich bin um vieles besser, habe keine Schmerzen, kein Fieber mehr, und die Wunden sehen so aus, daß ich einer glücklichen Heilung entgegen sehen darf. Ich liege im Spital, wo ich gute Pflege habe, und nach den Umständen sehr zufrieden bin. Sehr drückend ist mir aber die Abgeschiedenheit in der wir leben; zwar sind Franzosen hier, und also die Verbindung mit Wien offen, aber an Postengang ist nicht zu denken, nun gar in einem so kleinen Landstädtchen, wie Zistersdorf; ich weiß also gar nicht, wann diese Zeilen, die ich verläufig auf gut Glück hinschreibe, in Deine Hände kommen werden. Viel tausendmal denk' ich an Bujac; ich bin eben so geschossen, wie er, aber zum Glück nur durch einen Schenkel, obwohl auch viel höher. Der Wundarzt behauptet zwar der Knochen sei verletzt, aber es hat sich noch nicht bestätigt. Seit mehreren Tagen bin ich ganz munter und frisch, und denke immer, ich müßte nur so aufspringen, und in die freie frische Luft unter die Bäume gehen, die ich aus meinem Fenster sehe: aber damit hat es denn doch noch eine gute Weile Zeit! Hinfällig bin ich gar nicht, habe den besten Appetit, und trinke täglich eine Bouteille Wein. Aber im An-

fang habe ich entsetzlich ausgestanden, auch den ersten Tag, wie ich in's Spital gekommen war, beim Verband die erste Ohnmacht erlebt, die sehr süß war! damals hatte ich aber auch noch Fieber. Wahrscheinlich geht es jetzt gut mit mir, auch träumt mir fast jede Nacht, ich ginge! Aber das Wetter ist auch so einladend, die Luft so blau, die Bäume so grün, daß ich oft bei Tage verzweifeln möchte, nicht ausgehen zu können. Als ich nach acht Tagen aus dem Bürgerhause, wo ich anfangs lag, in's Spital gebracht wurde, glaubt' ich im Himmel zu sein auf meiner Trage, wie mich die frische freie Luft anwehte, und das reine Blau hoch über mir gewölbt stand, die Sonne neigte sich aus dem Nachmittag in den Abend und gab allem einen zauberischen Schein. Jede Blume, jedes Blatt, das ich sehe, und nun vollends jeder Sonnenschein, erinnern mich heftiger noch an Dich, als die immerfort dauernde Erinnerung ist, und mit tiefster Inbrunst gönne ich dann Deinem scharfen Auge, Deinem reinen umfassenden Gemüth den vollen Naturgenuß, in dem ich Dich stehen sehe. O meine Rahel, wenn ich von Dir entfernt bin, komm' ich mir vor wie der wache Finger eines Träumenden, ich gönne mir nicht was ich berühre, und zucke ewig nach meinem Auge, meiner Seele, nach Dir, zurück, um neben Dir mit voller Beruhigung zu empfangen, was ich allein nur halb oder zum viertheil mit meinen schwachen Kräften verarbeite. Eine schöne Aernte, muß ich fast bei allem sagen, und reiß' einige Aehren aus, während Du wackerer Schnitter sie ganz zusammenmähtest! Wie gränzenlos ich Dir zugethan bin, habe ich neulich gesehen, da mir im halben Schlummer vorkam, Du wärest gestorben: ich war aber gleich ganz wach, und empfand in diesem Gedanken eine Angst, einen Schmerz, ein solches Verlassensein, wie nichts anderes in der Welt sie mir erzeugen können, nicht der plötzliche Tod aller meiner Freunde zusammen. Rahel, Dich zu verlieren, und nur erst so wenig mit Dir gelebt zu haben, nicht erschöpft zu haben, was das Leben mir von Deiner Gegenwart gebeten hat! O ich müßte vergehen! ich wüßte, daß wohl über tausend Jahre hinaus ein solches Leben sich erst wieder erzeugt, und ich bliebe in der dicken Finsterniß dieser Welt, die mir überall unter den Händen zerbricht! Du Einzige, die ich vergöttern müßte, wenn ich Dich so erkennte wie jetzt, ohne daß Du von mir wissen wolltest, und jetzt, da Du meine Freundin bist, ich Dein Freund bin! Ja, meine Rahel,

ich erkenne was das heißt. Ich bin Dir gern untergeordnet, weil ich Dir ergeben bin. Fände sich ein äußeres Verhältniß für mich, daß ich nicht darunter immer zerknirscht wäre, ich glaube, Du würdest diese Ergebung auch fühlen, die Du bisher wohl meistens nur wußtest; denn nicht in meinem Karakter, in den Umständen ja nur, die freilich am Ende den Karakter bekleiden, liegt alles das Boshafte und Kleinliche, was Dir und mir ein Abscheu ist. Von Liebe ist wirklich nicht die Rede zwischen uns, die ist nur wie ein plötzlicher Sommerregen in unserem Verhältniß. Du kannst lieben, ich nicht, aber ich kann das einsehen, und das ist ein ausgleichender Trost! — Wie thöricht komm' ich mir vor, da ich heute das Verbergebende wieder lese, was ich Dir gestern geschrieben habe! In aller Art thöricht, geliebte Rahel! Erstens, daß ich mich in den Stand gesetzt habe, Dir wieder schreiben zu müssen, und dann daß ich Dir solcherlei schreibe! Zwar sehe ich noch nicht ein, wie in meiner damaligen Stimmung ich hätte bleiben können; ich schämte mich außerordentlich, so jung und gesund in Ruhe zu sein, und sogar ohne Erwerb. Jetzt denk' ich anders! Großes Lob strömt von allen Seiten herbei auf Männer wie Wolf und Voß, deren Leben, bei allen anderen großen Arbeiten, doch eigentlich, man kann es sagen, dem Homer geweiht ist. Für den Homer sind sie freilich nichts, er ist todt, und darauf ihrer nicht, aber für uns, die wir ihn lesen wollen. Wie viel herrlicher aber müßt' es sein, wenn sie den großen Dichter im Leben umwandelt, und als Diener und Verwandte seiner göttlichen Eingebung gelebt! Sie gäben gewiß die Gemeinschaft mit diesem ganzen Geschlecht gerne für den alten Sänger hin. Und ich nur, geliebte Rahel, der ich Dich für größer halte, als den Homer, und für das herrlichste, das es auf der Erde giebt, und der ich mir so vielen Sinn fühle für Dich, mehr Sinn für Dich, als Andere, mit denen ich an Wissenschaft, Kunst und Gelehrsamkeit in keinen Vergleich komme, warum sollt' ich nicht freudig in Deinem Kreis bleiben, und mit der Liebesinbrunst, die mir zu Theil geworden ist, Dich hegen und begleiten, auf Dich alles Leben wenden, Dir dienen wie einem griechischen Klassiker? Ja Rahel, das ist meine Aussicht, meine Hoffnung! Wenn Du nur willst! Und Du hast Dir ja mein Ehrenwort geben lassen, daß ich zu Dir kommen will, wenn mir etwas geschähe! — Es wird sich ja wohl eine Arbeit finden, die mich nicht von Dir trennt, und mir ein Erwerb ist:

— Ohne Zweifel wird bald Frieden, wir marſchiren nach Prag, und dort, wenn der Ort ſich ſchickt, hoff' ich Dich wieder zu ſehen. O meine Rahel, welch ein Augenblick wird das für mich ſein, ich hab' ihn ſchon tauſendmal gedacht! Geh nach Teplitz dieſen Sommer, Liebe! wüßt' ich Dich nur aus Berlin weg! In Charlottenburg weiß ich Dich ſchon lieber, im Grünen, im ſchönen Schloßgarten, auf dem Steingang. Ich hoffe Harſcher wird bald eintreffen, und Dir ein geiſtreicher Umgang, ich bin beſorgter um Menſchen für Dich, als Du ſelbſt, die Du Dir wenig daraus machſt. Gehſt Du noch fleißig mit der Guten ſpazieren? grüße ſie beſtens! Ich wäre für mein Leben gern bei Euch! hier iſt kein Menſch mit dem man auch nur ſprechen könnte. Ein alter Franziskaner, der ſeit 43 Jahren das Ordenskleid mit Freuden trägt, iſt mir noch der liebſte; er beſucht mich bisweilen, und erzählt mir aus der Kirchengeſchichte. Dieſe Süddeutſchen hole der Teufel! ich lobe mir die Brandenburger! In Wien mag's freilich etwas beſſer ſein, aber die intime Geſellſchaft möcht' ich mir doch aus Berlin herholen. — Den alten Brief an Gentz habe ich noch bei mir, das einzige Schriftliche von Dir! Unzähligemal hab' ich ihn geleſen, wie ein friſches Lebensbad ſind Deine Worte, und ich möchte verzweifeln, nicht mehr von Dir, nichts an mich Gerichtetes, hier zu haben, wo ich mich ſo innig darnach ſehne! Mein Zuſtand wäre ein anderer, wenn ich die Briefe von Dir hätte, die Du mir nach Tübingen geſchrieben haſt. Mir wäre darin wie in einem kühlen Wald, voll rauſchender Quellen, mit Felſen und Wieſen, wo Hirſche und Rehe weiden! Ganz verlaſſen fühl' ich mich nun, bis auf jenen Brief, der doch wie ein friſches grünes Reis die Stirn kühlt! Gar nichts hab' ich bei mir von Papieren, keinen Brief, kein Buch. Das macht mir die Tage ſehr armſelig und langweilig. Dieſer Tage fand ich in einem elenden Buche von Cramer einige Goethe'ſche Verſe als Motto angeführt: wie mich das rührte, liebe Rahel! ich mußte faſt weinen, es war wie ein Wiederſehen! Ja, wenn ich hier einen Band Goethe hätte! Wo man auf jedem Worte, jedem Ausdruck in ſüßem Nachdenken verweilen kann, und unerſchöpfliche Labung aus den edlen Steinwänden quillt! Leider weiß ich ſo wenig im Ganzen auswendig, was ich aber weiß, ſag' ich mir oft im Stillen her. — Von Marwitz weiß ich nichts, als daß er Lieutenant bei Klenau Chevaux-legers iſt, doch habe ich eben nicht gehört

daß unſere Kavalerie ſehr dran gekommen ſei, hoffentlich iſt er wohl. Willisen aber ſah ich den Tag nach meiner Verwundung, er war Feldwebel beim Carnevill'ſchen Freicorps, und die gemeine Uniform ſtand ihm zum Küſſen! er ſollte erſter Tage Offizier werden. — Auf unſerer Reiſe durch Mähren fanden wir damals den ausführlichen Bericht von der Schlacht bei Aspern, und berechneten, daß von vieren einer verwundet oder getödtet werden, alſo von uns einer, hieß es, in der nächſten Schlacht! Ich nahm ſogleich dieſes Loos auf mich, und prophezeihte mir's, billig müſſen alſo die Anderen, Marwitz, Willisen und Scheibler geſund und wohl ſein! Es iſt auch recht, was haben denn die Adlichen in dieſem Krieg zu thun? leider ſehen ſie's als ihren Krieg an, und leider mag er's wohl ſein! — Von meinem Oberſten, dem Grafen Bentheim, muß ich Dir doch etwas erzählen, das Dir gefallen wird. Er iſt ungemein herriſch und gebieteriſch, ſtolz und vornehm; nun traf es ſich, daß wir Offiziere beim Biwouac mit ihm auf dem Felde lagen, und einige in ſeiner Nähe (ich lag etwas entfernter, ſeitwärts, und hörte daher nicht alles) ſehr unvernünftig davon ſprachen, was man zu verlieren habe im Kriege, und einer wollte das abmeſſen nach den äußeren und inneren Gütern, daß es alſo zum Beiſpiel einem General entſetzlicher ſein müſſe, erſchoſſen zu werden, als dem gemeinen Mann. „Erlauben Sie, mein Schatz!" ſagte Bentheim, „das iſt ganz gleich, jeder bringt ſein Ich zu Markte, und individuellement iſt jedem ſein Ich ſo viel werth, als dem Anderen das ſeine." Das hat mir viel Freude gemacht, und ſo ganz aus ſich, noch dazu mit dem ungeſchickten franzöſiſchen Ausdruck! Der hat einen guten Kern, der ſo anſchauen und es ausſprechen kann. — Ich ſchreibe Dir abgeriſſen, was mir grade einfällt, geliebte Rahel, denn ich muß nach wenigen Zeilen immer innehalten und wieder ausruhen, da vergehen die Uebergänge, und es werden lauter Teiche ſtatt Eines Fluſſes! Heute am 28ſten habe ich angefangen, auch an Fouqué zu ſchreiben, Du ſollſt den Brief leſen, mußt aber bei vielem bedenken, daß ich ihn in Jahr und Tag nicht geſehen, und ihm auch ſeit vier Monaten nicht recht geſchrieben habe, und doch anknüpfen mußte, wo ich's damals gelaſſen; ich weiß, er hat jetzt tauſendmal mehr Freude an mir, als ſonſt, und das macht ihn mir wieder ſo lieb. Ich ſuche ihm wohlzuthun, wo ich kann, denn wenn er auch nicht ſieht, wie viel Arges ihm geſchieht, ich ſehe es, und muß ihn

nach meinem Sehen entschädigen soviel meine Freundschaft vermag. Anderen Freunden hab' ich wohl oft das Bittere ausgesucht, wenn ihnen in ihrer Haut so sehr wohl war; aber dieses fromme, liebe Kind! o dem möge doch immer ganz wohl sein, ihn bringt nichts zum Uebermuth! Schreibst Du ihm wohl? thu es doch, Liebe! und denke nicht an die Frau, der er Deine Briefe wohl nicht einmal zeigt; ich weiß nichts Angenehmeres, als Dich mit meinen Freunden zusammenzubringen! Doch fürchte nicht! mit Chamisso hab' ich's aufgegeben — bis er sich wäscht; dann aber duldest Du ihn auch wohl, wie manchen Anderen. Ich denke wieder sehr lebhaft an Dich und Harscher, und wie ihr euch wohl zusammenfinden werdet, daß er kommt, nehm' ich als gewiß an, obgleich er vielleicht länger ausbleibt, als Schleiermacher und Marwitz glauben, denn er faßt zwar seine Entschließung rasch, aber nach langen Bedenklichkeiten; noch immer befürcht' ich, er wird sich gegen Dich nicht zu nehmen wissen, sich schämen, überrascht sein, und das flieht er auf alle Weise. Mit bewundernswürdiger Feinheit wird er spielen, und rastlos in geschickten und schlauen Wendungen sich herumdrehen, ehe er unbefangen mit Dir wird. Denn seine Feinheit überhaupt, und besonders seine zarte Geselligkeit, ist eben so sehr auf das Vermeiden gestellt, als auf die Thätigkeit, und die kolossale Gestalt Deines freien, und doch feinsten Umgangs wird ihn noch immer erschrecken, ungeachtet der Briefe, und der für ihn bedeutenden Urtheile, die Marwitz ihm ohne Zweifel mitgetheilt hat. Aber, meine Rahel! ist er einmal unbefangen mit Dir geworden, und hingegeben in das süße Vertrauen, dessen er fähig ist (da bei Marwitz nur ein strenges und ernstes möglich ist) niemals dann läßt er Dich wieder los, und bleibt bei Dir, auch Dir zur innigsten Freude und zur herrlichsten Freundschaft. Wenn dies geschieht, will ich mich herzlich freuen, so viel es mich dem Scheine nach zurücksetzen wird, der Wahrheit nach doch nicht, denn ich kenne ja jetzt schon den Platz, den ich bei Dir einnehmen kann: und verzeihe mir, daß ich so oft dieses wieder sage, mir ist ein großer Drang dazu in der Brust, und ich suche mir dadurch innerlich stets zu bekräftigen, daß ich mich an Dich so anschließen darf. Meine liebe, einzige Rahel! helle, liebe Kleine! wann kann ich erst wieder Dich an mein Herz drücken, und Deine Lippen küssen mit all der Innigkeit,

die mir jeden Augenblick neu für Dich erblüht! O verzeih mir nur: daß ich Dich so oft gekränkt habe! es thut mir jetzt gewiß weher, als Dir damals! Du hast aber ja schon verziehen durch jedes gute, freundliche Wort, das Du mir nachher sagtest. Ja wahrhaftig, es ist gut, leicht und schön mit Dir leben, weil Du in jedem das Gute, Leichte und Schöne, das in ihm ist, aufrufst, und dann fühlt sich doch jeder am wohlsten. Der Gedanke, dies nun zu erreichen, macht mich taumeln in Freude und Entzücken, und schafft mir diesen Winter, der mich hoffentlich in diesem Winter trifft, zum Frühling und Sommer um! Wenn ich Dich jetzt wiedersehe, meine Rahel, siehst Du mich anders, als je; ich trete ganz frei zu Dir! Mein Leben habe ich offen dem Tode hingestellt, und so ist der zwischen mich und die alten Verhältnisse getreten, ich habe ja dadurch nicht bloß meinen Schmerz, sondern auch den Schmerz über Fanny's Schmerz überwunden; und nur eine freundliche, innige Verwandtschaft, ohne Hoffnung, ohne übersteigertes Sehnen, kann von meiner Seite dorthin bestehen. Ich habe ein neues Leben zu verschenken, das neue, das ich aus der Schlacht mit davongebracht habe, und ich gebe es Dir, wenn Du's nur nimmst! Soll ich Dich in Prag, in Berlin, in Breslau sehen? mir ist alles recht! Nach Prag denk' ich bald zu kommen, dort sind wir näher, aber die Nähe soll uns nicht zu Briefen, soll uns nur das Sehen erleichtern. Leb wohl, Geliebte! ich muß ausruhen! — Ich habe schon gar keine Lust mehr, diesen Brief fortzusetzen, der so alt zu werden scheint, daß er als ein beträchtlicher Theil meiner Lebensbeschreibung gelten könnte. Es ist schon nichts mehr wahr von dem ganzen Anfange, außer was sich auf Dich bezieht, geliebte Rahel! Meine Wunden sind beinahe geheilt, und ich werde bald den Versuch machen, an Krücken zu gehen. Nach Teplitz werd' ich wahrscheinlich gehen müssen, um die vorige Stärke des Schenkels wieder zu erlangen; wenn nur kein politisches Hinderniß eintritt oder bleibt. Hier hat sich doch auch einige Güte der Leute gezeigt; eine ganz artige Frau, die früher in diesen Zimmern auf dem Schloß, wo ich jetzt liege, eine Art Verwalterin glaub' ich, gewohnt hat, bringt mir zu Zeiten Kleinigkeiten an Kuchensachen, auch die wenigen Früchte ihres kleinen Gartens, und, was mich besonders vergnügt, frische Blumen, die ich überaus gern neben meinem Bette stehen sehe, und mich durch den würzigen Geruch oft dermaßen erquicke,

daß ich es zu dem Besten rechne, was mir hier zu Theil wird. Das Städtchen ist vor einigen Jahren fast ganz abgebrannt, nun sind die Franzosen hier, und das Spital muß auch unterhalten werden, da sind die armen Einwohner schon zu sehr belästigt, als daß ihr guter Wille, der sich offenbar zeigt, mehr in That übergehen könnte. Auch Himbeergelée, das gar nicht zu haben war, und wonach ich im Fieber ein unauslöschliches Verlangen trug, hat mir eine hiesige Dame geschickt, und die Frau Finanzdirektorin, die vornehmste Dame im Orte, Früchte und Gebäck. Bei Gelegenheit, daß sich ein Fähnrich, der neben mir an liegt, mit den Sakramenten versehen ließ, habe ich den Pfarrer gesprochen, der ein rüstiger wohlbeleibter Mann ist, und sich bald dahin bringen ließ, mir bessere Bücher zu schicken, als ich bisher bekommen konnte, wie ich denn jetzt Schmidt's Geschichte der Deutschen lese. Denke Dir, liebe Rahel, der arme Schelm, der kommunizirt hat, ist ein blutjunger Mensch, 15 Jahr alt, ganz kindisch noch, und muß an einer Wunde, die ihm unten am Fußgelenk, das fast ganz zerschmettert ist, nur deshalb sterben, weil keine Instrumente zur Amputation hier sind, man hat sie, weil sie sehr theuer sind, geflüchtet, damit sie nicht in die Hände der Franzosen fallen! Ich finde das gräuelhaft, entsetzlich! Und der Arme meint es ginge sehr gut mit ihm, weil er wenig Schmerzen hat, wir wissen indeß daß er drauf geht; seine Aeltern und Geschwister sind in Prag, und er jammert sehr nach ihnen. Das mit den Instrumenten ist empörend! Auch das empört mich, den Offizier, bis zum höchsten Zorn, daß ein Gemeiner oft an den leichtesten Wunden sterben muß, die er als Offizier gemächlich übersteht! Hier sind zu wenig Aerzte, nur drei für etwa 600 Kranke und Verwundete, und mancher bleibt unverbunden an manchen Tagen; ich sehe freilich nicht wie es ändern, aber es ist doch fürchterlich! und natürlich geht der Offizier vor. — Unsere Wohnung ist sehr schön, ein großes, hohes Schloß, mit Graben umgeben, und von so dicken Mauern, daß es zur Festung dienen könnte, die Einrichtung scheint ganz modern, und es sieht doch ernsthafter aus, als die gewöhnlichen neueren Schlösser. Dazu ist der eine ganze Theil nicht ausgebaut, sondern steht nur in den Mauern da, ohne Zwischenboden und Fensterscheiben, so daß es wie Trümmer aussieht, dieser Theil sollte ein Theater werden, das nun wohl nie fertig wird, denn der Besitzer des Schlosses und der Stadt ist ein alter achtzigjähriger Graf in

Wien, der keine Erben hat, und deſſen Güter dem Kaiſer anheimfallen. Ei! hier ſo zu reſidiren mit einem kleinen Hofſtaat müßte prächtig ſein! und der Graf hat wohl ſein Lebtage nicht dran gedacht, ſondern vielleicht vorgezogen ein Diener zu ſein am Kaiſerlichen Hof. — Da ſich eine Gelegenheit zeigt, dieſen Brief nach Wien zu ſchicken, ſo will ich's immerhin wagen, obgleich mir ſchaudert, wenn ich denke, daß er könnte verloren gehen. Antworte mir nur ja recht bald, denn ich weiß ja nicht, wie lange ich hier bleibe; meine Heilung geht gut von Statten, die eine Wunde iſt ſchon zu, die andere kann ſich in acht Tagen ſchließen, und allmählig kommt auch wieder Kraft in die Sehnen. Heute bin ich ſchon, geſtützt auf die Schulter meines Bedienten, wohl achtzehn Schritte gehinkt, konnte aber doch etwas auftreten auf dem verletzten Beine. O ich habe gutes Blut, und einen Körper vom beſten Willen! mir iſt ordentlich lieb dies erfahren zu haben.

Nun lebe wohl, theures geliebtes Herz! Freue Dich meiner, ſüße Rahel, ich habe Dich unausſprechlich lieb! Grüße Mad. Frohberg beſtens, und ihre beiden Schweſtern! Den Brief an Fouqué lies, und gieb ihn dann an Chamiſſo, der ihn beſorgen wird. Viele Grüße an Deine Schwägerin, Hanne und Fanny. Mit Deiner Mutter werd' ich's nun doch wohl auf ewig gut gemacht haben? Wenn ſie mir wieder einmal meint, ich wäre franzöſiſch geſinnt, kann ich nur dreiſt die Kleider herunterziehen, und zeige meinen Schuß! Die Narren! wenn ſie nur wüßten! — Du weißt wohl! — Leb wohl! leb wohl! Ich lebe in der Hoffnung auf, Dich bald wiederzuſehen! Ewig Dein

Varnhagen.

Fähnrich beim k. k. Infanterieregiment
Vogelſang.

N. S. Mit dem Brief an Fouqué hab' ich die Aenderung getroffen, daß ihn Chamiſſo nun erſt hat, entweder beſorgſt Du ihn nun, oder giebſt ihn zurück. Adieu! Liebe!

Liebſte Rahel! in ſolcher Entfernung muß man wohl klein ſchreiben, verzeih es mir! Liebe! Könnte nicht jemand Dir den Brief vorleſen? Ach ich bedaure wirklich Deine Augen!

NB. Wenn Du mir antwortest, so thu es bald, und dann mußt Du den Brief an jemand nach Wien schicken, der ihn dann hieherschickt mit Gelegenheit. Du hast wohl Verbindungen mit Wiener Kaufleuten? Sag mir auch, ob Du meine Briefe aus Nicolsburg und Deutsch-Wagram bekommen.

An Rahel.

Wien, den 30. November 1809.

Meine geliebte, theure Rahel! Erst jetzt, da ich wieder in Wien bin, wage ich Dir zu schreiben, da weder die Umgebung mich wie bisher in unausweichlichen Stumpfsinn hineinschwindeln macht, noch auch die Furcht mich lähmt, daß meine Briefe verloren gehen. Erst vor wenigen Tagen habe ich von Dir die ersten Blätter erhalten, die vom 8ten Juli, die ich Gott weiß mit welcher Empfindung las! Marwitz war grade bei mir, zum Abschied auf längere Zeit schon aufgestanden, er nahm Theil an meinem Schatz noch in der letzten Minute. Die unermeßliche Freude von Dir endlich einen Brief zu haben, war, wie ein reißender Strom unaufhaltsam in's Meer stürzt, und nur zu spät konnte die gleichekannte Bitterkeit, daß Du mich zu klein gesehen, und auch anders verzagt, als verzagt zu sein nicht Schmach ist, gleich der salzigen Seefluth in dem Strom heraufdringen. Sei es! ich danke Dir mit überschwenglicher Inbrunst, geliebte Rahel; lieblicher und fester konnte mir Deine Freundschaft nicht erscheinen, als daß sie zweifelte ohne an mir nicht zu verzweifeln, nein wie eine edle Mütterlichkeit Kraft und schöne Gesinnung zuspricht. Wie Gewitter können Deine Vorschläge mit Gluth und Fluth die trüben ängstlichen Regionen des Gemüths reinigen. Was mir nur so sonderbar war, ist die große Zwischenzeit von Deinem Schreiben zu meinem Lesen, und wie der rasche Lauf der Begebenheiten schon am 5ten herbeiführte, was Du am 8ten noch nach zehn oder mehr Tagen in mir hervorzubringen dachtest. Ich hoffe nur, daß Du meinen Brief aus Zistersdorf und den aus Wien empfangen hast; aus Ungarn habe ich nicht mehr geschrieben, selbst Stafetten liefen Gefahr verloren zu gehen. Erst lag ich in einem Dorfe, Bagha an der Bag, wo ich mit Mühe der Krankheit entging, und für die unseligste Lage nur in einem Besuch von Marwitz und der

allgemeinen Liebe der braven Offiziere meines Regiments etwas Trost fand. Dann kam der Oberst Graf Bentheim, der bisher im Bade sich von seinen schweren Wunden, die er am 6ten bei Wagram bekommen, zu erholen gesucht; und jetzt nach wenigen Tagen krank wurde. Er traute dem Oberarzt nicht recht, und ließ mich rufen; ich habe ihn gerettet. Schon während der Krankheit wurde ich in allen seinen vielen Verhältnissen sein Vertrauter und Freund, wie er noch keinen gehabt. Er hat mich sehr lieb, und behandelt mich mit einer Achtung und Zartheit, die ich selber mir nicht angemessener erfinden könnte, und die ich um so dankbarer erkenne, als in unseren Diensten sonst der Abstand zwischen Oberst und Subaltern-Offizier unermeßlich ist, auch außer dem Dienst; er aber berücksichtigt nur meine Person und Bildung. Während das Regiment nach Mähren marschirt, von wo es wohl erst späterhin nach Prag aufbrechen wird, bin ich mit dem Obersten hieher gereist mit Urlaub auf sechs Wochen, um abzuwarten daß Gelder eintreffen, worauf wir sogleich nach Italien aufbrechen, das Karneval hoffentlich in Venedig und den Rest des Winters zubringen werden, wobei Rom und Neapel wohl nicht vergessen sind. Doch diese Reise dürfte noch allerlei Hindernisse, besonders politische, erleiden; aber eine andere, die dem Plane nach sich an jene anschließen soll, nach Westfalen in die Grafschaft Bentheim, ist unabänderlich festgesetzt. Der bequemste, herrlichste Wagen ist schon in der Arbeit, zwei Bediente gehen mit, und an jeder äußeren Anmuth wird nichts gespart sein. Sehr natürlich bleibe ich jetzt gern noch Offizier, so lange dieser mein Oberst bleibt, und obgleich mein Abschied in der Reise nichts geändert hätte, finde ich doch ehrenvoller und schicklicher, wenn ich als Offizier seines Regiments mit meinem Obersten reise. Er ist schön, gütig, unbefangen, weiß wenig und lernt gern, doch ohne gelehrte Mühe zu übernehmen, ist lenksam und im höchsten Grade verständig, kühner Jugendlichkeit gehört sein Blut, obwohl sein Kopf die Strenge gesetzteren Alters und nützlichen Ernst liebt. Französisch spricht er meisterhaft, italienisch etwas, deutsch nicht ohne Anlage, es besser zu sprechen, und ich glaube er wird viel verstehen. Lustig ist er nicht, aber heiter, auch fröhlich, und mit innigem, doch nicht tiefem Gefühl zugethan. Als Soldat kann man nicht braver sein; er ist der beste Exerziermeister, und wohlherrschendste Chef des Regiments, gefürchtet und geliebt. Stolz und herr-

scherig, doch nur gegen die Niedrigen, nie hat ein Adlicher mit seinem Adel weniger mein Gefühl beleidigt. Aus dieser Schilderung siehst Du, geliebte Rahel, daß ich einer angenehmen Existenz entgegengehe, wie schon meine jetzige frei und freundlich ist, und, was jetzt großen Werth hat, reich und üppig. Wie glücklich wär' ich sonst gewesen in solcher Lage! jetzt empfind' ich wohl auch all ihr glückliches und erwünschtes, aber eine tiefe Niedergeschlagenheit fühl' ich doch im Herzen, und unaufhörlich erneuerte Kränkung, daß meine Jugendjahre so hinwogen, ohne Hafen und Küste! Ich fühle mich inniger mit meinen deutschen Brüdern verknüpft, seit sie so gänzlich zerrüttet worden, und ein tiefer Gram und Unwille sprudeln alle Blumen weg, die von Zeit zu Zeit in Regenschauer sich erschließen. Der Boden fehlt, Eine Fluth des Elends hat ihn überschwemmt, und von einigen Bergspitzen nur klagen wenige abgerungene Gerettete um die in der Fluth verlorenen. Ich sehe keine Rettung so: ein großer Schlag wird allein retten können, wenn Risse geschehen, und Tiefen stürzen. Mir ist es nicht um diesen Staat, aber ich beweine, ihn so zu sehen mit unendlichen Kräften doch so gehemmt durch Kleinigkeiten, die zu groß sind, als daß sie ohne Blut könnten getilgt werden. Und noch viele Zwischenjahre können so hingehen, ehe Neues reift, und das Leben läßt sich nicht aufschieben. Ich sehe es recht aber mit körperlichen Augen, wie Gesellschaft, Litteratur, Familie, Erziehung, Gelehrsamkeit hinstirbt und erschlafft, ja lächerlich wird in solchen Zeiten, wie jetzt Deutschland sie erleidet, und nur der Haß, der Zorn, das Sinnen auf Rache, und Uebung des Geistes auf die Waffen gültig und ehrwürdig ist. Aber wenn ich schon die Reise nach Italien nicht wie eine köstliche Frucht, die mir geschenkt worden, betrachten kann, so gilt sie mir doch mit ihren Genüssen wie die heilsame Arznei dem Erkrankenden, und ich bebe ihr freudig entgegen! Wüßt' ich Dich mit uns! Du weißt nicht was ich entbehre, auch drückt es mir die Sprache nicht aus, aber unberuhigt bleib' ich, und kann mich kaum fassen, daß mir Deine schönsten Wünsche ohne Dich sich erfüllen! Beschämt bin ich und verwirrt, geliebtes Herz, und meine Verhältnisse scheinen mir unsinnige Verirrungen eines blöden Zufalls. Du hast mir alle prophezeit, Rahel, wie es nun kommt, und in starrem Erstaunen dacht' ich nur an Dich und Deine Kenntniß, als mir eines Abends in Szered der Oberst sagte, er glaube es werde ihm

gut sein, die Pisaner Bäder zu gebrauchen, aber ich müsse ihn begleiten. Und nun war erst eine große Aussicht für mich eröffnet, denn wären wir mit dem Regimente nach Prag gegangen, was wär's weiter gewesen? eine angenehme Bekanntschaft, und ein fester Anhalt in Widerwärtigkeiten des Dienstes, sonst keine Aenderung in meiner Lebensweise, keine bleibende Bewegkraft! — Bricht bald ein Krieg aus, so werde ich entweder mit höherem Grade Offizier im Generalstabe, oder wenn Pentheim, wie zu vermuthen, General wird, sein Adjutant. Sein ausgebreiteter Einfluß wird mir auch leicht, was ich mit Dir am meisten wünsche, im Falle längeren Friedens eine diplomatische Stelle verschaffen, die sonst hier schwer zu erlangen wäre. Vielleicht, daß Pentheim selbst späterhin in solchen Geschäften angestellt wird. Daß ich ihn wahrhaft liebe, und seiner Person mit ganzem Herzen zugethan bin, so daß ich Wohlgefallen finde ihn anzusehen, ist ein unschätzbares Glück für mich, und sichert mir unter jeder Bedingung, daß mich nicht reuen kann, meinen Weg den seinigen begleiten zu sehen, sowie ich ihm gewiß ein lieber und nützlicher Freund bleiben muß. Dein Brief läßt mich schweigen über meine Sehnsucht zu Dir; ich ging! Du hast Recht, Rahel! aber das sollst Du doch wissen, daß alle Wege zu Dir führen, und ich, wenn ich zu leben hätte, keinen Umweg, sondern den nächsten zu Dir ginge: nur verzeih mir, daß ich noch nicht so neben Dir leben kann, ohne mehr zu haben und zu sein, wenigstens Erfahrungen und Blicke; Du bist so riesenhaft und gewaltig, daß Du mich vernichtest, wenn ich alles, alles, Erquickung, Freude, Freundschaft, Liebe, Sorgfalt, Schutz und Erhaltung in Dir finde, und Dir nichts gebe, als eine zu Dir gewandte Seele! Du darfst mir ein Gott sein, wenn ich leide, aber nicht, wenn es mir wohlgeht, und verwundet, hülflos, wie ich in Zistersdorf lag, konnt' ich wohl den Gedanken fassen, Dich gleich so zu ergreifen als mein alles, aber jetzt gesund und stark, wie ich bin, müßt' ich versinken. Nicht Dir, mein geliebtes Herz, mir versprech' ich es, sobald ich irgend festen Boden unter den Füßen fühle, oder ermüdet bin ihn zu suchen, ich das noch gesenkte suchende Haupt in den seligen Himmel erheben werde, der in Dir mir offen steht. O nun fürcht' ich daß Du mir entrissen werdest! Auch Du kannst das Leben nicht aufschieben, mußt weiter, und Dein großer Schwung kann nicht des kleineren noch unberechneten achten; die schöne Eiche harret nicht

des Epheus, ich werde Dich ewig ſuchen müſſen, das iſt das Geſetz der Natur, und nur glückliches Finden kann dies Irren löſen. — Ich habe nun zwei Monate in Ungarn gelebt, erſt in dem ſchlechteſten Dorf, dann in Szered, einem Marktflecken, und zuletzt in Tyrnau, einer ziemlichen Stadt: und ich muß beſtätigen was alle die Unſerigen ſagen, es giebt keinen verfluchteren Aufenthalt! Ein fruchtbares, aber unbebautes Land, und daher ungeſunder als es an ſich ſchon iſt durch viele Gewäſſer, ein ſtumpfes, ſklaviſches Bauernvolk, in unerhörtem Druck ſeufzend unter den Edelleuten, die oft ſelbſt nur durch Vorrechte ſich von den Bauern unterſcheiden, und gleich ihnen leben und arbeiten, ein gänzliches Verſtummen aller Muſen, Künſte und Wiſſenſchaften vor der einzigen Kenntniß der ungariſchen Rechte, die allein geſchätzt wird und laut genug auf den Reichstagen lärmt, eine ſtarre Meinung von eigener Vortrefflichkeit und ſtolz auf die Nationalität, die am Ende doch nur in Kleidung, und auch dieſe verfaſſungsmäßig in Rechten zum Nachtheil der Anderen, und in den Lauten einer verhallenden Sprache eigenthümlich iſt, aber in keinem Höheren ſich zeigt: das iſt, was ich in Ungarn gefunden, und Marwitz, der doch auch zwei gute Augen hat, weiß ſchwerlich etwas Beſſeres, oder auch nur Anderes anzugeben. Lächerlich iſt's wie ſie ihre Landwirthſchaft treiben, ein Drittheil des Getreides geht verloren. Die gerühmte Tapferkeit hat ſich in der Inſurrektion nicht fürchterlich gezeigt: und erliegt gewiß der Kenntniß und Geſchicklichkeit, durch welche jetzt eben ſo als durch jene geſiegt wird. Mir war es eine wahre Erlöſung, nach Wien zu kommen. Aber auch hier habe ich alles nach dem Abzuge der Franzoſen in einer ungeheuren Erſchlaffung und Leere gefunden, die wir nicht ausfüllen werden, und hundertmal hab' ich an Arnim gedacht, der im Wintergarten ſagt, die Leute wären in Verlegenheit, wo ſie nun einen neuen Feind herkriegen ſollten. Der Aufenthalt der Franzoſen hat das großſtädtiſche Volk noch großſtädtiſcher gemacht, unmerklich Begriffe und Urtheile und Kenntniſſe abgeſetzt, die unter allen Farben noch lange herumirren werden, bis ſich Ein buntes Bild vielleicht daraus zuſammenfügt. Der Kaiſer iſt angekommen, mit unendlichem Jubel ward er empfangen, im Theater, wo er erſchien, nahm das Klatſchen kein Ende, und brach bei jedem Anlaß auf's neue aus. Ich habe ihn genau geſehen, und mit vieler Rührung. Drei Tage war die herrliche Stadt erleuchtet,

und anders als am 15ten August. Bei aller dieser Freude und Anhänglichkeit ist das Volk doch nicht blind, sondern spricht sogar keck aus, was für Anschauungen ihm vor den Augen schweben. Ein wüthiger Haß herrscht auf den Erzherzog Karl, und doch großentheils sehr ungerecht, man verkennt daß er die Armee geschaffen, und wenn auch verloren, doch so verloren die Schlachten waren, daß noch so vieles übrig geblieben ist. Ich war bei der Arnstein, die ich überhaupt nicht lieblich finde, und jetzt ganz unausstehlich fand. Wenn wieder ein Krieg ausbräche, sagte sie, wüßte sie was sie thäte, sie bliebe immer zunächst beim Erzherzog, da wäre sie am sichersten. Dies ist so hundsdumm gesagt, daß ich nur erwiederte: wenn man auf seidenem Sopha sitze (ich saß neben ihr) und in geschmückten Häusern, könne man leicht solche Reden führen, aber sie blieben auch ohne Konsequenz. Und in der That, unerschrocken und tapfer ist der Erzherzog wie Keiner, ich habe ihn im größten Kanonenfeuer auf der Anhöhe gesehen, und bei Wagram ist er verwundet worden, er ist herrlich in der Schlacht! Am 5ten waren die Franzosen hart an ihm, einer, der mit dem Bajonnet fast schon das Pferd berührte, schrie: rendez-vous, général! Der Hauptmann Weidenfels von unserem Regiment hieb ihn aber zusammen. Doch höre weiter! Die Arnstein sah doch etwas ihre Dummheit ein, und nahm die Beschuldigung der Feigheit zurück, ergoß sich aber in eine Fluth von Schimpfreden über seine Heerführung, und wurde in Ton und Worten gemein. Ich war schon aufgestanden; gnädige Frau, sagte ich mit artiger doch fester Stimme, Ihnen ist ohne Zweifel der Goethe'sche Vers bekannt „Wie man bei Bier und Tabak über Besiegte sich hebt", ich erfahre soeben, daß diese beiden Attribute nicht grade immer nöthig sind. Mit dieser ausgezeichneten Grobheit empfahl ich mich, und ließ sie darin sitzen. Du siehst, Liebe, mich verläßt mein Rothwitz nicht! Uebrigens galt mir als Offizier nicht die kleinste Anspielung von jenem Schimpfen, im Gegentheil, alles vergöttert die Truppen und beschuldigt nur die Generale; aber ich durfte als Offizier solchen Tadel in Gegenwart Fremder nicht leiden. Die Pereira, die Eskeles, die Schlegel habe ich alle wiedergesehen; bald wird Friedrich Schlegel auch hier eintreffen. Bartholdy ist ein eitler Ochse. Gentz ist wieder in Prag; zu meinem größten Leidwesen hab' ich ihn in Tyrnau, wo er durchgereist, verfehlt. — Wie beneid' ich Dich um das viele Goethe'sche,

was uns geschenkt worden. Hier ist nichts, nichts zu bekommen, diesmal nicht wegen der Censur, wegen der geringen Anstrengung der Buchhändler. Wilhelm Meisters Wanderjahre! Nun bedeutender konnte die lederne Reisekappe in Karls Versuchen nicht werden; Rahel, das ist ein einziger Spaß! — In der Spazier Taschenbuch stehen Gedichte von mir, aber voller Fehler. Ob im Amsterdamer meine kleine Erzählung vom Kornet Schack steht, weiß ich noch nicht. Ich werde wohl alles Neue entbehren müssen, bis ich aus Italien zurückkehre. Nur die „Pandora" von Goethe habe ich, weil sie hier gedruckt ist, bekommen, aber noch nicht gelesen; gesehen habe ich nur hie und da, daß es Goethe ist, der Einzige! Seine Werke müssen mit nach Italien! — Marwitz wird Dir ein kleines Novellenstück von mir schicken, „Flüchtige Armuth", das nicht für den Druck bestimmt ist, lege es zu den anderen Papieren. Es ist ganz wahr. Marwitz fand es schön. Ich schrieb's eines Abends in Bentheim's Krankheit, und wollte noch vieles aus meinem letzten Leben so aufbewahren, Geselliges und Politisches, fand aber nicht Zeit noch Lust. Marwitz konnte auch zuletzt nicht mehr arbeiten, die Lage war gar zu hundsföttisch. Er hat mich in Tyrnau zweimal besucht, und war recht innig, an Bentheim fand er einen freundlichen Wirth. Wir sprachen viel von Dir, er liebt Dich und verehrt Dich, an Müller nach Bremen hat er geschrieben, Du seist das größte Weib auf Erden. Sein Bruder ist todt, die Franzosen haben ihn sehr schön begraben, die Zeitungen sollen davon voll gewesen sein. Die Sache wegen des Wirths in Ollmütz, den Marwitz erstochen hat, ist nun auch beendigt, er ist auf 6 Monate Arrest verurtheilt, wovon ihm 4 geschenkt sind, und während der zwei hat er mich eben in Tyrnau besucht. Der Uebermuth, von dem ich Dir schrieb, daß Marwitz ergriffen sei, hat an jenem keine Schuld, im Gegentheil habe ich große Milde späterhin bei ihm gefunden. Noch vor dem Frieden hat er einen Operationsplan für den zu eröffnenden Feldzug geschrieben, den ihm Napoleon gewiß kaiserlich belohnt hätte; es hat ihn aber niemand gesehen, als ich und Bentheim, der ihn jedoch im Fall des Kriegs eingesandt hätte, so wenig auch die Annahme zu hoffen war, wenn auch verschwiegen geblieben wäre, daß ein so junger Mensch ihn verfaßt. Auch er wird vorläufig fortdienen, aber Urlaub suchen nach Wien, Berlin oder Prag; die Kriegskunst

ſtudirt er emſig, im Großen und im kleinen Einzelnen. Einen angemeſſenen Wirkungskreis aber darf er nicht hoffen hier zu finden. Sein Geiſt wird freier und kühner, was mich in der tiefſten Seele freut zu bemerken, ungleich darin unſerem geliebten Harſcher, von dem wir nichts erfahren, und dem zwar innerhalb einer gewiſſen Sphäre kein Menſch an freier Bewegung gleichkommt, der aber dieſe Gränzen nicht überſchreiten mag und daher ſein Handeln immer in ſich ſelbſt zurückkehren läßt. Als ein glückliches Ereigniß in Marwitz ſehe ich an, daß er einer ſo kleinen freundlichen, winterſtüblichen Thätigkeit ſich fügen kann, und alles, was ihn in dieſer Zeit berührt und anſpricht, in kleinen Zügen aufſchreibt, woron er mir geſagt, und nur leider nichts gezeigt hat. — Von Neumann, von Chamiſſo, von Fouqué höre ich nichts: ich bitte ſie alle drei mir noch hieher zu ſchreiben. Wie gern hätte ich die Numancia! aber der Wunſch iſt vergebens! Chamiſſo hat mir am 5ten Juli viele Scherze geſchrieben, der Brief kam aber auch erſt mit Deinem zugleich an. Da ich ihm auf ſpätere Worte geantwortet, ſo wäre es unſchicklich jetzt weiter darüber zu ihm zu reden. Letzthin im Theater hatt' ich einen entſetzlichen Schreck, ich glaubte Neumann zu ſehen, es ſah ihm einer ſehr ähnlich. Wie wünſchte ich ihn bei mir! Ich habe ſchon gedacht, ihn als Erzieher in das Haus der verwittweten Fürſtin von Solms bei Frankfurt zu bringen, die eine Schweſter Bentheim's iſt, und nach ihren Briefen zu urtheilen, eine ſehr edle Frau, aber ich glaube Berlin läßt ſich für ihn durch keine anderweitige Verbeſſerung erſetzen. Grüße ihn herzlich und innig von mir. Vergeſſe nur ja nicht den Freunden einzuſchärfen, daß ſie mir ſogleich und klein ſchreiben, und Chamiſſo ſoll es gleich an Fouqué melden, damit dieſer auch zu rechter Zeit mir ſchreibt. Grüße viel tauſendmal die gute Frohberg, ich wünſchte von Herzen, daß ſie ſich gänzlich aufrichte und fröhlich werde. —

Mich ängſtigt ſehr, zu hören, daß Deine Mutter geſtorben. Ich weiß nicht das Gute und Böſe zu ſondern,, was Dir daraus erwachſen wird, und bin ſehr beſorgt um Dich; Du haſt gewiß unendlich gelitten, meine theure Rahel; wenn ſie es auch nicht ganz war, Du machteſt ſie zur Mutter, und hatteſt daher doch eine an ihr. Du liebe, einzige Rahel! —

Ich bitte Dich, nur einige Zeilen Antwort und bald! Ewig, ewig geliebte, Rahel, Dein

Varnhagen.

Die Adreſſe iſt auch den Freunden mitzutheilen:
An Ofenheimer & Herz in Wien.

An Varnhagen in Wien.

Berlin, Dienstag, den 18. Dezember 1809.

Vorige Woche, lieber Freund, erhielt ich ein Packet Briefe, ſie waren von meinem Bruder, Pauline, Fouqué und Dir. Glück zu! Sei ja vergnügt, erkenntlich! Erkenne das Glück, die Reiſe, die Umgebung, die Umſtände; laß nicht den ſchönen Zeitſtrom in den Zwanzigern ungenoſſen, ungenützt vorüber gehen. Doch Du biſt gewitzigt; und leichtſinnig! Ich gratulire Dir zu Deinem herrlichen Oberſten! Du zeigſt ihn mir ähnlich; ich liebe ihn. Man ſieht die Aehnlichkeit einem Bilde an: kennt man das Original auch nicht; wenn das Bild nur gut iſt. Vergiß meinen Antheil und meine Freundſchaft nicht: und unſere Einigkeit, die Dich allerwärts begleitet. Schreiben kann ich nicht. Fouqué ſchrieb mir — es war ſein zweiter Brief — ſo kläglich: daß ich ihm antworten mußte. Als ich den Brief fertig hatte, war er ſo lyriſch, ſtellte ſo ganz und gar mich dar, daß ich ihm, als ich ihn zuletzt bat, er möchte Dir ſchreiben, zuredete, er möchte Dir ihn ſchicken, weil ich wohl fühlte, ein zweites Lied ſei unmöglich; dabei verſprach ich ihm, daß wenn er wollte, ſo wollte ich ihm Deinen ſchicken. Das thu' ich nun nicht: weil ich grauſame Gewiſſensbiſſe bekam: und mir gleich hinterher vornahm, Dich erſt zu fragen. Des Du's wegen, und der Verſicherung, noch mit mir zu leben. Sonnabend nur kennt' ich wegen Verdrüſſen und Ermüdung Dir nicht ſchreiben. Fouqué aber ſchickt Dir meinen Brief unfehlbar. — Lieber, beſter Junge, was iſt das? Man ſchreibt mir, Du würdeſt Deine und meine Briefe drucken laſſen? Woher ſchreibt ſich nur das Gerede? Das ſollte auch nicht exiſtiren! Sprich doch nicht mit Menſchen von dergleichen; die es bis zu unreinen Menſchen hinſprechen! denn das ſind doch die gewiß, die es bis zum Thergeſpräch treiben. Zum Glück beſitze ich unſere Briefe. Sie kamen dieſen Sommer

auf Deine Adreſſe an; und der Briefträger brachte wie andere Päcke ſie mir. Dieſen Morgen aber, jetzt, bekomme ich inliegenden Zettel von der Guten, — die böſe mit mir iſt: ich ſoll ſchlecht von ihr geſprochen haben; ohne daß ſie mir ſagen will, wo und was. Kann es auch von Hamburg kommen? — da erſchrak ich ſo heftig, daß ich jetzt nach einer Stunde noch Nervenzittern habe. Ich kann es nicht glauben, daß Du es ohne mich thun kannſt. Schicke aber gleich, eh Du einen Schritt reiſeſt, und mit der erſten Poſt, eine Ordre nach Hamburg und Tübingen, wo auch die Packete liegen mögen, daß man ſie mir, Mlle. Robert, im Trenk'ſchen Hauſe neben dem Kaſino, mit der fahrenden Poſt ſchickt. Schon lange wollte ich ſie kommen laſſen; da Du doch reiſeſt, und wir noch nicht in Einem Orte leben: aber ich kann das Blatt, welches Du mir zu dieſem Behuf ließeſt, nicht unter meinen Papieren finden. Spare mir das Suchen, Lieber! Und puſtere Dich über meine Forderung nicht auf, Du kennſt mich, und wie ich Dir vertraue. Laß mich aber immer antworten können: „Ich beſitze die Briefe!" wenn mir die Leute ſagen, ſie werden gebraucht. Füge keine Art von Beſorglichkeit zu meinem Jammerleben. Das, Varnhagen, biſt Du mir — die Du verehrſt, und von der Du alle Wunden und Gemüthsſchwächen kennſt — ſchuldig. Ich füge kein Wort hinzu: und erwarte die Urquijo'ſche und die Frohberg'ſche Korreſpondenz. Puſtere Dich auch gegen die Gute nicht auf; im Fall ſie Dir heute ſchreibt, wie ich vermuthen muß; ſie fahre auch noch ſo hochtrabend und Lady-artig einher. Sei ſanft, mein theurer Freund — nun haſt Du ja eine Schlacht mitgemacht —, auch gegen die Leute in Hamburg, die geklatſcht haben mögen! Da müſſen Viele ſitzen, die uns Beide nicht lieben und nicht verſtehen. Mir zur Liebe und zur Ehre ſei ſanft und galant im Schreiben nach Hamburg und Berlin. Und ſchicke mir ja die Packete! Schriftlich iſt es zu lang, die Gründe anzuführen: wärſt Du bei mir — — — ein Wort mit einem Blick: und Du willfahrteſt. Du thuſt's auch von weitem!

Es iſt ganz nach meinem Sinn, daß Du Militair und mit dem Oberſten bleibſt: um Gottes willen verlaſſe den und die Karriere nicht; der Diplomat findet ſich da ein! Wie Du ſagſt und ſiehſt. Behandle ihn ja immer ferner gut und wie er's liebt: und laß Laune, kleine Bosheit und Probirſucht ja nicht ſpielen. Sei ſelbſt geſchmeidig! man muß es ja mit dem

Geliebten auch ſtets ſein. Es iſt nicht niedrig, da Dir der Oberſt gefällt und Du ihn liebſt. Wir kommen wohl wieder zuſammen. Ich denke es gewiß: es muß ſo kommen; es iſt keine empfindſame Hoffnung, verſetzt mit Zweifel. Drum kann ich's auch nun ſo ſtill abwarten. Fouqué wird Dir meinen Brief ſchicken. Ich glaube es gewiß! ich kann nicht ſchreiben. Gerne ſchickt' ich Dir Goethe und die Numancia! Wüßt' ich Dich nur noch in Wien; Gelegenheit habe ich. Varnhagen! wenn Du mich liebſt, ſo ſchreibſt Du mir mit nächſter Poſt, daß ich meine beide Packete erhalte! Grübele nicht! und gieb einen Beweis, den ich fordere, nach meiner Art. Auch ich habe oft nach Dir gehandelt. Lebe wohl! Sei meiner verſichert. Und bedaure mich im kalten Klima! Vielleicht ſind wir noch auf der Erde der Sonne nah glücklich beieinander. Ich beſtärke mich in allen meinen Denkungsarten täglich.

Biſt Du Lieutenant? auf Deinem Brief an mich ſtand es.

Ich ſehe Schede's und Schleiermacher's, die mir gut ſind. Brentano iſt noch hier.

An Wilhelm Neumann in Berlin.

Dienstag, den 20. Februar 1810.

Lieber Neumann, ſchreiben Sie, ich bin ſehr geſtört, um Gottes willen! an Varnhagen. Grüßen Sie ihn millionenmal von mir. Ich habe mit Liebe alle ſeine Briefe erhalten. Aus Wien und den letzten aus Prag. Schicken Sie ihm gleich ſeine Novelle und ſein Bette. Ich werde die erſte ſelige Minute dazu anwenden, ihm zu ſchreiben. Und ſehr etwas Angenehmes: ich ſeh' ihn bald und unfehlbar. Alles Schreiben iſt alſo ſchon unnütz. Schicken Sie ihm dieſe Worte. Schreiben Sie ihm von Marwitz; und kommen Sie heute zur Herz.

Adieu, lieber Neumann.

Rahel.

Mit Harſcher haben Sie Recht. Marwitz ſagt es auch. Geben Sie Gentz meinen Brief nicht. Adieu. Ich habe heute ſchon raſend viel ſchmieren müſſen. Es iſt alles wie es war, mit Liebe und Freundſchaft auch. Ich komme.

An Rahel.

Wien, den 7. Januar 1810.

Geliebte Rahel! Weil Du es verlangst, ſchreib' ich Dir gleich heute Antwort auf Deinen letzten Brief, den ich geſtern Abend erhielt; weil Du beruhigt ſein willſt, — denn ohne dieſes Dringen hätte ich wohl noch einige Tage gewartet, um Deiner Erwartung auf ein Frühlingsſäuſeln nach Deinem Gewitterregenbrief beſſer zu entſprechen. Du haſt ja nun meine Briefe, die Du geſchrieben, ſammt Deinen, die ich geſchrieben, in eigener Verwahrung, und alſo das Beſte und Größte, was ich empfangen, und das Tiefſte und Vertrauteſte, was je von mir ausging, in Deiner Hand: warum ſollte ich einen Augenblick anſtehen, noch jedes Andere, was von meinem Beſitzthum mir lieb iſt, ebendaſelbſt zu wiſſen, und Einem Schickſal zu überlaſſen? Was Du gefordert haſt, geſchieht morgen, ich ſchreibe an Uhland in Tübingen und an Lüders in Hamburg. Daß Du es aber forderteſt, thut mir leid, ich weiß die Pakete dort ſehr ſicher, vielleicht ſicherer als bei Dir! Denn ich läugne mir nicht, liebe Rahel! daß bei Dir die mir ſo köſtlichen Schätze in Gefahr ſtehen verbrannt zu werden: eine ſchnelle Abreiſe, eine zornig-ängſtliche Stimmung, können plötzlich Dich bewegen dieſe Urkunden zu vernichten. Gleichwohl zögere ich keinen Augenblick nach Deinem Willen zu thun, unſere Freundſchaft freut ſich dieſer edlen Arznei, und wenn ich Dir eine kranke Stunde durch ſie wegnehmen kann, iſt es beſſer, als wenn ich zur Tröſtung und Freude vieler Menſchen künftiger Jahrhunderte aufſparte, beſſer und mir lieber um ſo viel, als Du ſelbſt alle jene Menſchen in meiner Einſicht und meinem Herzen überwiegſt! Aber ſieh! ich wäre gar nicht übel willens, das was ich ſpätem Alter, wenn rechts und links der Tod gemäht, vorbehalten hatte, ſchon jetzt zu thun, und Briefe von uns drucken zu laſſen, damit ſolch kleine Bedenklichkeiten, ob es mir auch recht ſei, daß ein von uns beiderſeitig geliebter Freund wiſſe von unſerem vertrautem Reden und meiner Hoffnung, mit Dir zu leben, keineswegs mehr in Dir aufſteigen können; denn Du warſt bedenklich, für Dich nicht, ſondern für mich, und opferteſt einer äußeren Delikateſſe die innere Geſinnung auf; darf ich denn nicht verlangen, daß Du mich behandelſt wie Dich? Rahel, geliebte Rahel, was iſt das? In

einem Briefe (der mir doch ungemein lieb iſt, weil ihn eine ſpartaniſche Mutter ſchrieb) ſprichſt Du mir Herzhaftigkeit und Todesverachtung ein, faſt als glaubteſt Du, ich fürchte mich: in dem anderen zweifelſt Du an mir in viel ſchlimmerem Sinne, Du weißt nicht mehr, daß ich, obgleich ſo weichlich, doch in Deiner Kraft Dich erkannt habe, und genau erſchaue, welchen Umfang mein Vertrauen in Deine Seele haben kann, und haben muß, ſo daß ich nie an die Gränzen gelange, weil mein Weſen auf allen Seiten längſt ermüdet hinſinkt, wo Du noch wach im neuen Schwunge forteilſt. — Dagegen ſehr dankbar bin ich Dir für die Ermahnungen in Betracht meines Oberſten, ſie ſind ſehr richtig und gelegen, Du hatteſt mich dabei recht vor Augen; ich werde ihnen folgen, wie ich ſchon bisher gethan, ohne zu wiſſen, daß Du ſie, die ich aus Dir mir ſchon geſprochen hatte, noch ſchreiben würdeſt. Unſer Verhältniß iſt fortdauernd rein und edel, eine Freundſchaft, ſofern ſie möglich iſt; ich habe ſein völliges Vertrauen, und er das meinige, ſoweit er es verſtehen kann, was freilich bei meiner Unbeholfenheit nicht viel iſt, aber doch alles, was äußerlich kann aufgefaßt werden, ſogar jede politiſche Idee, wodurch doch am leichteſten Zwieſpalt entſtehen kann. Ich vergeſſe jedoch nie, daß er mein Oberſter iſt, was in Oeſterreich vielleicht mehr ſagen will als bei jedem anderen Militair, und vergebe ihm, alſo auch mir, nichts von der hergebrachten Form des Betragens, ich könnte auch gar nicht anders: und es iſt ſchön, wie ſein edles Betragen nur immer dahin geht, mich durch nichts fühlen zu laſſen, daß unſer Verhältniß nur durch ſeine Innerlichkeit ein ſolches iſt, und der Verfaſſung nach ein überaus ſtrenges. Du kannſt Dir denken, wie aber auch von meiner Seite jeder unedle Nutzen entfernt bleiben wird, zum Beiſpiel in Dienſtſachen und dergleichen, wo mir dieſe Güte des Oberſten nur eine neue Verpflichtung iſt, genau gegen die Ordnung, freundlich gegen meine Kameraden und gehorſam gegen meine näheren Oberen zu ſein. Kurz es geht mir in dieſer Rückſicht ſehr gut und wird ſo bleiben. Nach Italien reiſen wir jetzt nicht, ſondern nach Prag zum Regiment, wozu ſehr wichtige Gründe mancher Art vorhanden ſind. Ich gehe ſehr gern nach Prag, ich ſah Italien doch nur mit einer Art Zittern an, unheimlich wär' es mir dort geweſen ohne Dich, und der Stoff zu groß für nur meine Sinne, die nicht vieles

verarbeiten, aber jedes durch Freunde verarbeitete ſich leicht aneignen. Vielleicht in acht Tagen reiſen wir ab nach Prag, dort hoff' ich Briefe zu bekommen! Die Ungewißheit meiner Zukunft iſt mir ſehr lieb; beſonders da ich manche reizende Ausſicht von meinem Hügel herab eröffnet ſehe: neue Leute, neue Arbeiten, Reiſen, Teplitz — wird Krieg, ſo wird mein Oberſt gewiß bald General, und ich ſein Adjutant; — in Prag lern' ich reiten, fechten, und — böhmiſch. Wenn ich an Teplitz denke, ſo iſt's nur wegen Deiner, wir ſehen uns vielleicht im Herbſte dort! O liebe Rahel, das wär' eine Freude! Auf Dich hoff' ich in der Welt, Du biſt mir das Liebſte und Theuerſte! —

Hier in Wien war ich dieſesmal ſehr zerſtreut: die ſteifen Geſellſchaften habe ich zuletzt faſt gar nicht mehr beſucht; alle Abende war ich mit Kerner; zu mit Kerner, deſſen Hierſein mir das Ueberraſchendſte von der Welt war, den ich in der unermeßlichen Stadt nur dadurch fand, daß ich Scheeren und er Maultrommeln bei demſelben Stahlarbeiter ſuchte. Wie haben wir uns gefreut! Er kam eben von Hamburg, und glaubte mich noch in Ungarn. Faſt alle Abend ſind wir im Theater, wo uns vieles ſehr wohl gefällt. — Zu einer jungen Gräfin Fuchs hat mich mein Oberſt hingeführt, ſie iſt ein liebenswürdiges, humoriſtiſches Weib, liebt Jean Paul, iſt unbefangen und offen, ſpricht mit demſelben Ton wie Nanny Schleiermacher, und ſieht die beſte Geſellſchaft. Fürſten und Grafen, Fürſtinnen und Gräfinnen könnte man ſtatt Butterbrot zum Thee ſerviren, und es bleiben noch genug übrig, aber einen edleren freieren Ton habe ich nirgends gefunden, die völligſte Ungezwungenheit, und gänzliche Gleichheit der geſelligen Rechte: ſie *ſind* ſo vornehm dieſe Leute, daß ihnen nicht einfällt, ihr Rang könnte beeinträchtigt werden, während bei Arnſtein's, Eskeles und Pereira's die Vornehmheit nur durch die jeden Abend ächzend fortgeſetzte Anſtrengung mühſam erhalten wird, und alles zittert, wenn eine Gräfin auf dem Sopha, und eine Fürſtin auf dem Stuhl ſitzt. Zur Gräfin Fuchs kommen junge Leute, liebenswürdig und friſch, zu den genannten Damen faſt nur Karikaturen, alte abgenutzte Geſellſchaftsbilder, es iſt ein Jammer anzuſehen. Welch unglückliches Streben! Einen Fürſten von Heſſen-Homburg habe ich bei der Fuchs kennen lernen, einen Bruder unſerer preußiſchen Prinzeſſin, er iſt General, ſehr hellen Kopfs und wohl unter-

richtet. Auch den Grafen Cavrypani, denſelben, der mich in Wagram jenem Oberſten empfahl, der mich an Bentheim wies, habe ich geſtern dort wiedergeſehen. — Friedrich Schlegel iſt nun hier, ich habe ihn aber wenig geſehen, und nur in leichtem Geſpräch; ſehr angenehm iſt ſein Geſicht, geſund und heiter, behaglich ſeine ganze Art, ſeine Stimme wie Schleiermacher's, ein reiner beſtimmter Ton, nur mehr A, da Schleiermacher mehr O hat. Mir ſcheint er nicht zu trauen, er fürchtet ſich zu urtheilen, und ſteckt in den Abſichten der Regierung. Ein Brief von Wilhelm aus Coppet kam eben an, und lobte den Doppelroman und uns, ſehr vornehm: „wir wollen die jungen Leute, wenn ſie ſo kräftig und thätig ſind, überall loben". So hieß es etwa; ich ſprang im Zimmer herum, und rief: o wie vornehm! o wie vornehm! Friedrich und ſeine Frau ſtanden erſtaunt. Die Frau gefällt mir doch ſehr, ſie hat einen treuen Sinn, und die zärtlichſte Freundſchaft für Friedrich. — Bartholdy ſchreibt dumme, eitle, prahleriſche Aufſätze über den „Machiavelli". Sein Luſtſpiel iſt verſtändig und fein, aber kalt und ohne Gemüth; dafür iſt es nicht raſch genug, um bloß verſtändig zu ſein. Wir ſind übrigens arm hier an Schriftſtellern und Schriften. Noch nicht hab' ich den Goethe'ſchen Roman! Ich bitte Dich, ſchicke mir ihn und die Numancia poste restante nach Prag, ſo wie alle folgende Briefe, doch nenne auf der Adreſſe mein Regiment. (Ich bin eigentlich Fähnrich, aber der Oberſt nennt mich immer Lieutenant.) — Kerner hat ſehr humoriſtiſche Schattenbriefe geſchrieben, ganz eigene Sachen! und die größten Züge darunter. — Auf Harſcher dürft ihr jetzt gar nicht rechnen, er iſt beſchämt durch all eure Liebesbriefe, er verzeiht es ſich nie, ſo ſchwach geweſen zu ſein, und euch nie ihn als Starke ſo als Schwachen mit Liebe und Zuvorkommenheit überſchüttet zu haben, Marwitz giebt mir darin vollkommen recht, er ſah es gleich ein, als ich's ihm in Tyrnau ſagte. Ich kenne Harſcher! In Berlin ſchwieg ich darüber, daß man ihm nicht ſo ſchreiben müſſe, weil Marwitz mir's erſt ſagte, nachdem er und Schleiermacher geſchrieben hatten. Mit Dir war's ein anderes, aber die Herz, die Scheren, Schleiermacher, die durften ihm alle nicht anders als einem Heroen ſchreiben, und allenfalls luſtig. Er denkt jetzt ewig nur daran, wie er gerührt ſein müßte und unterzeordnet und dankbar für all die Liebe und Zärtlichkeit

ſein Lebelang, was ihm beſonnenen, humoriſtiſchen und miſstrauiſchen, ja dabei immer kavaliermäßigen Menſchen ſo lieb iſt, wie eine Kugel vor den Kopf. — Von Marwitz weiß ich nichts, ſehe ihn aber vielleicht in Prag; er hat eine Idylle in Proſa von mir, betitelt: „Flüchtige Anmuth“, die er Dir ſchicken wird. „Wilhelm Meiſters Wanderjahre“ ſind göttlich geſchrieben; welch reifer Stil! Die Leute wollen in dem gedruckten Fragment Religion finden: ich finde nur Malerkunſt und edle Bedeutung des Handwerks darin. — Ja ſo! wegen der Guten hab' ich noch zu ſchreiben! Sie ſoll doch bei Leibe nicht bös werden! Es hat keine Gefahr mit der Publizität; welche Feder möchte ſich auch nach ihrem Roman noch an dieſe Geſchichte wagen! Die Briefe? Gut! vielleicht ließe ſich ein druckbarer Auszug daraus machen, aber in 10 Jahren noch nicht. Die dummen Klatſchereien gehen immer ihren Gang, diesmal rührt es wohl von Barthelmy her, der eine weitläufige Familie hat. Auf keinen Fall darfſt Du der Guten ihre Briefe zurückgeben, hörſt Du, Rahel! ſie ſind mein, mein! und ich will ſie behalten. Ich bitte Dich, geliebte Rahel, thu mir nicht ein ſolches Unglück an, etwas zu verbrennen von dieſen Korreſpondenzen, die doch einmal mir gehören. Doch will ich nicht mit Schmeichelreden Dich beſtechen, ich kenne Dich, Du mich! — Auf Fouque's Brief bin ich ſehr begierig, ich ſchmachte nach Deinen Ergüſſen! Wenn er mir nur Deinen Brief ſchickt! Theile doch allen die Adreſſe mit nach Prag, poste restante; ich komme ſicher bald hin.

Mich freut Dein Umgang mit Schlegel's und Schede's; für Wilhelminen beſonders. Grüße ſie von mir, auch die Herz. Kerner grüßet Dich von ganzem Herzen, und iſt erzürnt auf Chamiſſo, daß er ihn nicht zu Dir geführt, es thut ihm ewig leid.

Beiliegende Lieder ſind von Uhland; ich ſchicke ſie für Fouqué. Grüße alle Freunde herzlich und innig. Und ſei Du gewiß meiner unſterblichen Liebe zu Dir! Einzige Rahel! Ewig Dein

Varnhagen.

An Rahel.

Wien, den 18. Januar 1810.

Meine theure, geliebte Rahel! Einen Brief von Fouqué habe ich vor einigen Tagen erhalten; aber den Deinigen an ihn hab' ich nicht, höre ihn darüber selber an: „Rahel hat Dir wohl schon geschrieben; daß sie mich lieb hat, gehört unter die heitersten Gaben meines Lebens; ich empfing sie mit aus Deiner Hand. Mit einer unaussprechlichen Innigkeit hange ich ihr an. Ich kenne nicht leicht beruhigendere und bessere Stunden, — selbst die des Dichters nicht ausgenommen — als in denen ich ihr mein ganzes Herz ausströme. Noch in diesem Monat hoffe ich sie zu sehen, da sollen erst alle Thüren meines Innern recht vor ihr aufgehen! — Sie wollte, ich sollte Dir ihren letzten Brief mitschicken: ich habe es aber nicht gethan, lieber Freund, und Du mußt es mir schon vergeben; die lange Entfernung von einem so lieben Blatte, die Ungewißheit seiner Reiseschicksale — Alles das schreckt mich gar zu sehr, und sie schließt Dir ja doch den Blick in ihr herrliches, verletztes, allfliegendes Gemüth unmittelbar auf." — Also ich habe den Brief nicht; er glaubt mich schon in Italien, aber obwohl ich so nahe daran bin nach Prag zu reisen, daß ich mich wundere noch hier zu sein, und dorthin die Briefe gewiß sicher ankommen, habe ich doch nicht in unseren Freund gedrungen, mir Deinen Brief dorthin zu schicken. Könnt' ich Dich auf einige Zeit sehen, geliebte Rahel! grade jetzt, da ich gesund, munter, aufgeregt und sicher bin: es würden schöne Tage sein, mit schönen Abenden. Die gegenwärtige Stimmung ist mir ein Vorgefühl der glücklichen Zeit, die uns diesen Sommer vielleicht in Teplitz vereint sieht, wohin Fouqué und Marwitz wohl auch kommen könnten, ich sehe kein großes Hinderniß. Schon lange blick' ich auf diese schöne Dekoration, die mich empfangen soll, und ich wagte nicht es so bestimmt auszusprechen, damit nicht etwa nichts daraus würde, wie bei Ausgesprochenem und Vorgenommenem so leicht zu befürchten ist, aber ich kann es nicht länger tragen, ich muß die innen gehegten Blumen endlich von mir abschütteln, um sie erst recht zu besehen. — Bis dieses Glück mir zu Theil wird, muß freilich noch mancher Tag vergehen, aber leicht und gut scheinen sie mir kommen zu wollen, auch nicht ohne reiche Frucht. Ich

habe noch große Arbeiten vor in diesem Winter, die freilich in Wien nicht einmal angefangen werden können. — Den ersten Theil von Goethe's „Wahlverwandtschaften" habe ich nun gelesen, edler Stil eines feurigen Alters, nicht wie süßer Most, aber wie glühender alter Wein begeisternd, man freut sich des Alters, weil es solche Reife bringt. Richtige, neue Charaktere, besonders Mittler, der ein auf sonderbare Weise in dem Hochstaprefaischen glücklich hervorgebrachtes Romantische ist; Ottilie, keineswegs Mignon, wie der erste Schein zu meinen verführt; nur den Hauptmann seh' ich noch nicht lebendig vor mir stehen, wie kömmt es, daß man ihn gern älter annimmt, als Goethe späterhin will, daß er sei? Die schöne Grundlage, das Landgut, der Gartenbau, ist groß und edel ausgeführt, und poetischer und didaktischer als der ganze Delille. Ich freue mich auf den zweiten Theil, ohne welchen gelesen zu haben, ich nicht gern mehr über das Buch sagen möchte, soviel ich auch noch auf dem Herzen habe. — Ich verweise Dich auf meinen Brief an Fouque, denn ich kann heute nicht gut schreiben; die äußere Unruhe, die mich jeden Augenblick heute abruft, ist schon zu sehr in die Stimmung getragen. Lebe wohl, geliebtes Herz! Ich lebe Dir entgegen! Leb wohl! Grüße die Gute von mir; Schlegels auch, und die Herz. Ich grüßte wohl Schleiermacher von ganzem Herzen, aber ich weiß nicht, ob ich's ihn darf wissen lassen, er möchte meinen ich sei nicht mehr erbittert über sein Betragen gegen mich. Ewig Dein

Varnhagen.

Schreibe nach Prag, poste restante.

Reichardt's Klatschbriefe werden hier sehr verlacht und verachtet, aber gelesen.

An Rahel.

Prag, den 9. Februar 1810.

Unendlich geschmerzt hat es mich, theure, geliebte Rahel, bei meiner Ankunft in Prag keinen Brief von Dir vorzufinden, ich hatte sowohl auf einen von Dir, als auch auf Briefe von Nennhausen, Tübingen, und selbst von Hamburg in süßer Hoffnung gerechnet! Aber glaube nur nicht, liebe freundliche

Rahel, daß ich dies auch nur im geringsten Sinn eines Vorwurfs schreibe: nein, es war nur inniger Schmerz, ohne allen Verdruß, der zurückfallende Schatten meiner Liebe zu Dir! Du hast vielleicht sogar geschrieben, und der Brief ist nur nicht angekommen, wie ja so viele verspätet werden. Dies ist aber Ursache, daß ich mich hier noch fremder fühle, als es sonst sein könnte, denn fremd ist eigentlich nur das für das Gefühl, wo man gleichsam abgeschnitten dasteht, und leider seh' ich nun in allen Poststraßen, die von allen Seiten in Prag zusammenlaufen, nur schlechte dunkle Winterwege, wie der war, auf welchem ich gekommen bin; ich bitte Dich, mein theures Herz, lasse mir wenigstens die Straße von Berlin durch Deine lebenreichen Briefe zu einem schnell verwandelten Frühlingslande werden! — Ich weiß nicht, wie sonderbar heute meine Feder ist; es ist als wollte der eigene Reichthum, den ich mir hier am Geiste fühle, zugleich mit der bitteren Armuth, die ich hier um mich sehe, und die kaum ihre Blößen bedecken kann, in jedem Federstrich hervorschwimmen. Ich denke mit unbeschreiblicher Liebe an Dich, und vor Deinem Bilde ist die sanftige Betäubungswelle, die meine Brust umzieht, durchgebrochen, daß jeder Strahl den die Geister aussenden, dahin treffen kann: und doch kann ich Dir weniger sagen, als je, ich müßte mit Dir leben und Dich sehen, damit meine Worte eine Grammatik fänden. Liebe Du mich nur, theure Rahel, und sei meiner Liebe und Zuneigung versichert, so bleibt das Andere wohl alles einerlei. — Unsere Reise war eines der gleichgültigsten Stücke meines Lebens, auch innerlich meinen Gedanken nach. In einem bequemen guten Wagen neben meinem lieben Obersten, der weder leicht genirt, noch genirt wird, habe ich die Kälte gar nicht, und auch sonst wenig Unbequemlichkeiten gespürt, viel geschlafen, und mitunter etwas gesprochen, ich war weder glücklich noch unglücklich, ein Zustand der mir im Bewußtsein unausstehlich vorkommt, aber bei dem man sehr wohl gedeiht, und die Organisation sich in ein behagliches Gleichgewicht setzt. Nur alltägliche Münzen prägt man dann aus, die ihren Lebenswerth haben, und durch hohes Alter vielleicht merkwürdig werden; mir aber sind Gedenkmünzen auf traurige und fröhliche Begebenheiten in und mit mir, das einzige gangbare Geld, dagegen mir jenes gleich unter den Händen zu Kohlen und Asche zu werden droht. Wahrhaftig, daß etwas geschieht, ist die unumgängliche Bedingung dazu, daß ich etwas

thue und fröhlich sei, und dieses Geschehen ist etwas überaus seltenes, hier nämlich, bei uns, denn anderswo geschieht viel, getrieben von einer ungeheuren aufregenden Thatkraft. Still wie im Grabe ist es, alles beim Alten, vielleicht einige Leichen mehr, und die Gruft ist wieder geschlossen, wo nur das Gewürm seine Schmänse, Bälle und Soirées weiter forttreibt. Wie gern hätte ich in dieser Zeit ein kleines Buch für's Volk geschrieben, etwa unter dem Titel: Der erschreckliche und unglückliche Franzosenkrieg u. s. w. Französisch hätt' ich alles genannt, was unter den Deutschen schlecht ist, und es sollte den kommenden Zeiten gute Frucht getragen haben; wären dann nur hunderttausend Exemplare vertheilt, so hätte ich nichts gewagt, aber viel glaube ich zu wagen, wenn ich es hier mages in den Brief setze, was für Gegenstände mich zu jenem Buch begeistert hätten. Ich freue mich sehr zu sehen, daß bei euch man doch wirklich glaubt, der Krieg von 1806 sei eine Begebenheit, und daß Neues geschehen müsse anerkennt. O mein armes Deutschland! Ueberall, überall Feinde, daß keiner weiß wohin zuerst die Spitze wenden. Bei Gott! Eine Hand Napoleons sieht doch am Ende für uns, während die Andere uns schlägt, obwohl er mit beiden für sich streitet. Bei diesen Gegenständen ist es nöthig, daß man, wie ich hier, die Seite umwenden muß, um sich gleichsam bei einem breiten Graben zu besinnen, daß hier ohne Gefahr nicht gut weiter gerannt werden darf. Du liebst dergleichen Verhandlungen überdies nicht, ich auch eigentlich nur mündlich; weil darin heute wahr ist, was morgen falsch erscheint in den Handlungen. — Ermesse, geliebte Rahel, wie wohl mir bei Dir sein muß, wo unaufhörlich die lauterste Quelle frischen Thanes und neuer Begebenheiten sprudelt! Ich wollte es schon auf der vorigen Seite sagen; ich verirrte mich in anderes, wozu der Grundtext von Dir herrührt „Sittchen und Gesetzchen" und der mir alle Tage gewaltiger in der Seele steht zu ausgeführten Predigten. Glaube nicht, weil ich so schreibe, und jeden Augenblick dahin zurückfalle, wo der Sumpfstrater giftige Dämpfe ausflößt, ich sei unter den Leuten oder auch nur überhaupt bitter und unleidlich: ich bin ganz sanft, regsam so im Stillen, und im Allgemeinen ganz unbedeutend in meiner Erscheinung, so daß ich nicht Haß, nicht Unwillen aufwecke, im Gegentheil mich vieler entgegenkommender Freundlichkeit zu erfreuen habe. In Wien fing ich eine kurze Zeit an es mit Allen zu verder-

ben, es dauerte aber nicht lange, und ich schied im Guten. — Der gestrige Tag verging mit Melden bei der Generalität, der heutige mit kleinen Geschäften, morgen beziehe ich, zum erstenmale, die Wache, worauf ich noch vielerlei vorzubereiten habe, da ich den Dienst erst sehr wenig kenne. Ich weiß also nichts Rechtes von Prag zu schreiben, besonders da das beständige dunkle Schneewetter auch das verfinstert, was sonst wohl an der düstern Stadt ich hätte sehen können. Ich glaube die Stadt wird mir gut gefallen, alt, weitläufig, kolossal steht sie da, in bergigter Gegend, am Fluß: wie würd' ich mich auf den Frühling freuen, wenn ich Hoffnung hätte Dich zu sehen! O Rahel, nach Teplitz kommst Du doch gewiß? Kommst Du nicht, so möcht' ich gern reisen, um mich zu zerstreuen, denn allein darf ich nicht an einem Orte bleiben auf lange Zeit. Zwar ganz allein werd' ich nicht sein, denn, denke Dir Rahel! wie das Glück mitunter Sorge für mich trägt, und besonders mich nie ohne Freund scheint lassen zu wollen! In der Kriegsgefangenschaft sah ich Lafove, in Ungarn doch einigemal Marwitz, kann in Wien lebt' ich täglich mit Kerner, jetzt in Prag — eben so unerwartet wie das Finden jener — hör' ich die Nachricht, daß Wilisen zu unserem Regiment versetzt wird. Wie unendlichen Werth das für mich hat fühlst Du! Aber ich bitte Dich, komm Du, komm Du zu mir, und ich werde mit dem Glück abschließen. — Deinen Freund Gentz habe ich noch nicht besuchen können: ich freue mich auf ihn; außer den Denigen bring' ich ihm auch Grüße von Schlegel. Deinen Brief an ihn vom September 1808 werde ich nicht abgeben, bis ich weiß, ob Du es willst. Ich hatte ihn immer bei mir, und in Wagram habe ich ihn tausendmal gelesen, weil es die einzigen Trostworte von Dir waren, auch ohne Trost auszusprechen tröstend als von Dir. — Auch Marwitz, der hier in der Nähe liegt, hoffe ich bald zu sehen. Du hat er wohl öfters geschrieben, und hast auch Nachricht von mir durch ihn bekommen. — Eine Merkwürdigkeit habe ich Dir noch mitzutheilen, einen Brief von der Guten, worin sie gelassen und ernst, wehmüthig, vertrauend, und höflich mich bittet ihre Briefe nicht drucken zu lassen, ein Brief, den man gleich könnte drucken lassen! Die hat ihren Stil gebessert! Rahel, da hast Du einen reichen Lohn verdient! Du wirst sie schon beruhigt haben, ich schreibe ihr aber in den nächsten Tagen, die Verzögerung muß sie mir schon verzeihen. Sag ihr, wenn Du

willst, von meinem Dienst, vom Exerziren ꝛc. und entschuldige mich! Du bist doch wieder auf gutem Fuß mit ihr? Ich bin ihr doch wirklich gut, und Du hast sie lieb. Warum auch nicht? Es ist kein Grund zum Nein da. — Friedrich Schlegel wird in Wien Vorlesungen über die österreichische Geschichte halten, die in früheren Zeiten freilich die gesammte deutsche umfaßt; es werden gewiß schöne, herrliche Phantasieen sein; auf das Detail läßt er sich nicht ein, das möchte ihn auch sehr feindlich werden. Eine Zeitung wird er auch zum Theil redigiren, wofür Bartholdy schon die „Wahlverwandtschaften" von Goethe rezensirt hat, für Wien viel zu gut. Ich habe bis auf den letzten Augenblick mit Schlegel nichts reden können, er entrirte nie auf etwas, von Dir habe ich nur gesprochen, er sagte nichts. Ich habe sehr Ursache, ihn des Katholizismus verdächtig zu halten, bis auf das Kreuzschlagen und die Litanei; mir wurde ganz ekel als ich eines Abends von einem polnischen Pfaffen bei Schlegel die Anstalten zu Andachtsübungen machen sah, und ich mich empfehlen mußte. Und doch sieht der Schlegel so eisenstark, gründlich und selbst klar aus! Auch bin ich überzeugt, daß er mit den Seinigen sehr liebenswürdig und begeisternd ist. Von euch und eurem litterarischen Treiben schallt wenig herüber, zu sehen bekommt man hier noch weniger als in Wien. Wie ist's mit der Universität in Berlin? Sage mir, was Du davon weißt. — Iffland und Orden! Mich freut mehr die Besiegung des Vorurtheils, als mich der Mann ärgert. Eigentlich hat den Orden noch Friedrich der Große gegeben.

Ich wohne in demselben Hause wo mein Oberst, habe aber ein ganz leeres Zimmer. Neumann soll doch die Güte für mich haben und mir in größter Eile mein Bett mit dem Weißzeug durch einen Fuhrmann hieher schicken. Dazu soll er einige Bücher packen, die ich ihm noch nennen werde.

Du schicke mir doch alsogleich mit der fahrenden Post meine Novelle: „Die verwelkten Blumen", die beinahe fertig ist, denn ich habe im Spital daran weiter geschrieben, und nun will ich doch das Letzte hinzufügen, damit es ein Ganzes sei. Ich habe es schon für Minna's „Urania" bestimmt, und die paar Louisd'or Honorar, die es vielleicht bringt, werden mir bei der geringen Gage sehr willkommen sein. — —

Soweit habe ich vor meiner Wache geschrieben: sie lief glücklich ab; aber ich konnte dort den Brief an Dich nicht

fortſetzen, ich ſchrieb an Chamiſſo. Morgen habe ich wieder ſehr viel zu thun, und heute habe ich ein anderes Zimmer bezogen, das noch nicht erwärmt iſt, die Finger ſind mir ganz kalt. Will ich dieſen Brief nicht noch länger aufhalten, ſo muß ich ihn wohl ſo wie er iſt fortſchicken, und kann nur die unangenehme Nachricht hinzufügen, daß Gentz heute Vormittag, alſo eh ich ihn geſehen, auf zwei Monate nach Wien gereiſt iſt.

Ich bin heute, beſonders ſeit der Dämmerung, unſelig unruhig, und ein wehmüthiges ſchmerzliches Dunkel liegt auf der Bruſt; o Rahel, könnt' ich Dir in die Arme fallen, und mein wehes Herz an Deiner Bruſt erfriſchen! Ich vermiſſe Dein liebes Pflegen! Lebe wohl! Geliebte, Theure! Ich küſſe Dich! Leb wohl! Ewig Dein

Varnhagen.

An Varnhagen in Prag.

Donnerstag, den 22. Februar 1810.

Welch einen Katzenbrief haſt Du der Guten geſchrieben! Ja, er ahmt die glatten, kleinen Bewegungen eines Katzenrückens bis in den kleinſten Theilen ſeiner anſcheinend verwickelten Phraſen bis zum Verwechslen nach, und könnte der Menſch aus einem Briefe eine Katze machen, wäre es ihm vergönnt, Deiner ſinge Mäuſe. Die kann aber eine Welt um ſich her zur Katze machen! Dieſe Hunde-Ader, daß Du ihr gut biſt; mußte ſie nicht unter das Glanzfell? Muß ich nicht endlich nur ſie leben? Hat man ſie auch lieb, wie man es denn thut; zwingt ſie einen nicht zu ewiger? bei mir ganz unerhörter Empörung durch ihre ungeheure Verſteinerung — ach nein! das iſt es nicht — mehr wie ein glattes feſtes Auſtertbier, in ſich geſchloſſen, zu kleinen, blinden, trüben Funktionen — gegen Ueberzeugung. Ich behandle ſie jetzt ganz wie Du es ihr im Briefe machſt: nur nicht mit ſo kleiner, regelmäßiger, ebenmaßvoller, geſchloſſener Schrift und Art; rhapſodiſcher, zerſtreuter; größerer, unebenerer Handſchrift! Geſtern Nachmittag ſchickte ſie mir Deinen Glanzbrief, mit einer Oblate geſichert, und mit den Worten auf dem Umſchlag: „Leſen Sie den Brief, Liebſte! und laſſen Sie mir ſagen, ob Sie wohl einmal ſchreiben. Ich bin ganz beſchämt!" Nun ſpreche ich

es ihr noch zurechte! Kurz, es muß ihr wohl sein — in der Schale — und sie muß mich nicht quälen! Und nun von uns. Keiner von uns will mehr, daß mein ehrliches Leben auch geschaut werde von solchen, die es selbst sind; und genug findet man immer, unter Deutschlands Lesern, wenn man nur drucken läßt. Immerfort erzeugt die Erde auch wieder solche. Ich weiß, welche Freude, welches Behagen mir ein Fünkchen Wahrheit in einer Schrift aufbewahrt macht! Nur davon bekömmt die Vergangenheit Leben, die Gegenwart Festigkeit und einen künstlerischen Standpunkt, betrachtet zu werden; nur Empfindungen, Betrachtungen durch eine Historie erregt, schaffen Muße, Götterzeit, und Freiheit; wo sonst nur allein Stoßen und Dringen und Drängen, und schwindliches Sehen und Thun möglich ist; im wirklichen Leben des bedingten beschränkten Tages, wie er vor uns steht! Nicht weil es mein Leben ist, aber weil es ein wahres ist; weil ich auch vieles um mich her oft, mit kleinen unbeabsichtigten Zügen, für Forscher, wie zum Exempel ich einer bin, wahr, und sogar geschicht-ergänzend aussprach. Und endlich, weil ich ein Kraftstück der Natur bin, ein Eckmensch in ihrem Gebilde der Menschheit, weil sie mich hinwarf, nicht legte, zum grimmigen Kampf mit dem, was das Schicksal nur konnte verabfolgen lassen; jeder Kampfgesell der Natur, der größeren Geschichte, ist in einen Geschichtsmoment geworfen, wo er kämpfen muß, wie bei einem Thiergefecht in der Arene; glückliche Veteranen, wirken weiter, zu ihrem und der Menschen Bewußtsein; unglückliche, zerschellen; mich trugen Gedanken und Unschuld, als ich zerschellt schon war, empor, zwischen Himmel und Erde. Kurz, wie es mit mir ist, kann ich nicht sagen; ich will nichts mehr. Kein Plan, kein Bild; es schwankt und schwindet die Erde mit den Lebensgütern; der Lebensschatz ist alles! Sehen, lieben, verstehen, nichts wollen, unschuldig sich fügen; das große Sein verehren, nicht hämmern, erfinden und bessern wollen: und lustig sein, und immer güter! So wie ich war und werde, mögen meine Brüder mich sehen! Ich aber selbst will aus meinen Briefen alles suchen, und verwerfen; und nicht in vierzig, fünfzig Jahren, wie Du der Guten schreibst, sondern viel früher; ich will noch leben, wenn man's liest. Ich mache mir nichts aus der Welt. Ich habe keinen Plan; wer den nicht auszuführen hat, hat keine Rücksicht; und Schande kann ich nicht haben: Schande, die mir das Leben hemmte; andere achte ich, wie Du weißt, nicht. Nur

meine Billigung iſt mir wichtig, und nöthig. Adieu, Lieber! Dieſen Sommer, und das früh, und wahrſcheinlich ſehr bald, komme ich nach Teplitz, und auch wohl vorher nach Prag. Lebe wohl!

R. L.

Freitag, den 9. März 1810.

Unglück bringt Schande; Glück Ehre. Es iſt heute ſehr ſchönes Frühlingswetter. Ich bin gepeinigt, und darf den Frühling nicht empfangen, wie ich könnte.

An Varnhagen in Prag.

Sonntag, den 18. März 1810.

Ich ſollte Dir nicht in dieſem Augenblick ſchreiben, lieber Freund! Auf eine gar ſchreckliche Weiſe hat ſich mein ganzes Leben, mit allen ſeinen Spitzen und Schärfen und Schweren bis zu dieſem Augenblick, in dieſem Augenblick mir auf's Herz gelegt. Angſt empfinde ich. Und die macht mir auch der Frühling. Ich ſollte heute noch nicht ſprechen, und ſchweigen wie bisher. Aber Mad. Bethmann reiſt Dienstag nach Prag; und heute ſoll ich ſie zum letztenmale ſprechen. Ich habe mir erdacht, ſie ſoll Dir dieſen Brief — ach Gott! Brief! — mitnehmen, und Dich rufen laſſen. Es muß ihr und Dir angenehm ſein. Mit ihr wäre ich Dienstag gereiſt. (Morgen, ich irrte mich; Marwitz reiſt Dienstag.) Mit ihr und Marwitz, ſie hätte einen Tag warten müſſen; wenn ich mein Reiſegeld nicht im September verliehen hätte, mit der Verſicherung, es Weihnachten zu erhalten, — ich habe es nicht. Sondern viel herben, bitteren Verdruß. Wie Jeſus habe ich mich gut betragen. Wie die idealiſtiſche Mutter. Anſtändig. Mit göttlicher Geduld, in unſäglichem Leid. Mir hilft meine Approbation nicht mehr. Mir geht's immer ſchlechter. O! hätte ich Dir nur heute nicht geſchrieben! — Marwitz habe ich ziemlich viel geſehen: und leider nur ſchlecht genoſſen. Ich Elende, wie laſſe ich mich beherrſchen! Von einem Fünkchen Menſchlichkeit und Leiden! Ich komme aber doch nach Teplitz. Glaube auch nicht, daß ich nicht alles angewandt habe, um Geld zu bekommen. Zwei Baſſeſſen. Ich habe meinem Onkel geſchrieben, es mir auf Zinſen zu leihen. Er ſchenkte mir

hundert Thaler, die ich zurückſchickte. Die zweite kann ich nur erzählen. Auch ſie war unfruchtbar. Kurz, ich habe guignon. Kann nur Gutes thun, aber nicht erlangen, noch begegnen. Heute aber grad' bin ich außer mir. Weil die Bethmann und Marwitz ohne mich reiſen. Meine beſte Geſellſchaft! — Jetzt iſt Mlle. Cramer in die Thüre getreten: und hat mitten in dieſem Zettel mir ſchon eine lange Geſchichte erzählt. Ich muß aufhören. Adieu! Ich komme. Marwitz ſoll Dir Deine Papiere bringen. Adieu! Ich habe viel gelitten. Adieu! Aengſtige Dich nicht.

Rahel.

An Varnhagen in Prag.

Montag, den 19. März 1810.

Ich habe Dir geſtern den entſetzlichſten Brief durch Mad. Bethmann geſchrieben: die erſt morgen reiſt; dieſer geht mit Marwitz, der auch, wie ich ſeit geſtern weiß, morgen reiſt. Sei ſo liebenswürdig, wie Du es wohl ſein kannſt, gegen Mad. Bethmann; ſie wird Dich holen laſſen. Oder gehe auch ſo hin, wenn ſie mich etwa nicht recht verſtanden hat. Behandle ſie ganz bekannt und landsmänniſch. Es war ihr ſehr lieb, daß ich ihr einen Brief an Dich gab. Sei auch gegen das Kind Minna lieblich; es iſt nicht dreiſt.

In meiner Unſeligkeit hab' ich Dir vergeſſen geſtern zu ſagen, daß vorgeſtern Frau von Fouqué bei mir war. De but en blanc: ſchon ſehr liebenswürdig: ſie brachte mir ihren Sohn (Guſtav von Rochow) mit. Und ich fand ſie ganz vortrefflich. Sie ließ ſich von Hanne zu mir führen, die ſie von Nennhauſen kennt, und fand Marwitz bei mir. Wir frühſtückten. Wie ſie nur in's Zimmer trat, waren wir, und dadurch die ganze Geſellſchaft, als ob wir uns vierzig Jahre kennten. Es iſt eine femme consommée. Und ich habe an die dreißig Gutmüthigkeiten an ihr bemerkt: und noch viel mehr Großartigkeiten. Marwitz kannte ſie: wie ſchön behandelte ſie ihn, und Hanne; wie allerliebſt, überaus gut den Sohn. Wie frei ihr ganzes Benehmen; lieb möchte ich ſagen. Kein Gedanke von dem Stolze, den man ihr anſchielt, nämlich nacherzählt. Jedoch ſagt Hanne, ſie ſei hier nicht dieſelbe geweſen. Marwitz fand ſie auch ſehr gut. Heute iſt ſie nach Hauſe gereiſt:

ich werde Fouqué'n ſchreiben und ihm gratuliren. Schön werden die Augen, wenn ſie ſie in die Höhe ſchlägt, das thut ſie im Eifer oft. Daß ſie kam, iſt ſchon unbefangen: Fouqué zum Beiſpiel nannte ſie mir in Briefen nie. Mir geht's komiſch, Varnhagen. Sonſt werden die Autoren beſucht; ich bin ein elender Leſer, und die Schreibenden ſuchen mich auf. So hat mir geſtern durch die dritte, vierte Hand unſer alles in allem geltender Geheimer Staatsrath Stägemann (bel esprit) ſagen laſſen — um deſſen Haus und ihn reißt, drängt, ſchiebt ſich die Stadt —, er würde mich beſuchen. Wahrhaftig, ich glaube, ich verſtehe die Kunſt zu ſchweigen, mit der Feder, wie manche geſchickt mit dem Maule! Ich ſchreibe Dir das, weil es Dich freuen wird: und Du es für eine geringe Gerechtigkeit annehmen wirſt.

Was habe ich aber geſtern von Neumann hören müſſen! Du mußt eine paarmonatliche Reiſe machen? Wenn ich nun im Mai komme, oder, wenn es das Glück nicht abſchlägt, früher? Antworte mir darauf, und ob Du mich etwa von Baruth holen kannſt. Von hier um Gottes willen nicht!! Glaube nur mir, und meiner Rechenſchaft über mich. — Ich ſchicke Dir alles von Papieren, was ich in meinem Schrank hatte, willſt Du noch etwas aus Deinem Koffer, ſo ſchreib' es mir, Lieber. Laß auch, und das jetzt, ſo etwas dauert lange, alle Briefe aus Hamburg und Tübingen kommen. Wir arrangiren ſie dann. Und nimm ja Deinen Abſchied nicht ohne meine consulte! Adieu. Ich habe keine Geduld mehr zum Schreiben. Und verlerne es noch mehr, als ich es je gelernt habe. Adieu. Unveränderlich Deine veränderlichſte

R. L.

An Rahel.

Prag, den 20. März 1810.

Nein wahrhaftig, theure, geliebte Rahel! ich kann in dieſer Zeit nicht ſchreiben, kein Wort will aus der Feder heraus, und nur um Dir Nachricht zu geben, ſchreib' ich nothgedrungen dieſe wenigen Zeilen! Von einem Tage zum anderen habe ich auch mit dieſen, Du glaubſt nicht wie peinlich gewartet, und erſt heute kann ich einige Gewißheit hineinlegen wegen einer Reiſe, die ich zu machen habe, auf höchſtens zwei Monate.

Höre wie sich das verhält! Schon in Wien hatte ich meinem Obersten angeboten, in seinen Geschäften nach Steinfurt in Westfalen zu reisen, und bei seiner Familie Sachen zu besorgen, die er nur einem Freunde anvertrauen kann. Jetzt ist dies um so nöthiger, da gar keine Briefe von dorther ankommen, und so gut wie keine Posten für diesen Briefwechsel vorhanden sind. Ich freute mich dieser Reise, und es war mir lieb, eine neue Veränderung zu erfahren, ihm nützlich sein zu können, und seine Familie zu sehen; auch meine Schwester, die ihre Erzieherinstelle in Hamburg mit einer in Pyrmont vertauscht hat, werde ich dort auf einige Tage sehen. Da kam Dein Brief, Rahel, Dein lieber, verkündender, lebenströstlicher Brief, und nur der Gedanke an die durch meine Reise um einige Wochen verzögerte Zeit unseres Wiedersehens konnte mir das Gefühl der neuen, glücklichen Belebung, der ich durch Dein Kommen entgegen sehe, der gränzenlosen innigen Freundschaft und Ergebenheit, mit der ich Dich empfangen werde, verkümmern in seinem Ausbruch. Vieles Leid, und heftige Beunruhigung hab' ich darüber empfunden, daß ich nun, da Du kommst, fortgehe! Aber Rahel, ich konnte nun nicht anders, verzeihe mir! In zwei Monaten (vielleicht viel früher) bin ich gewiß zurück: ich habe auch schon gedacht, Du wirst doch erst den vollen Frühling abwarten. Fast vermuthe ich, Du billigst meine Reise, und siehst lachend dem Unruhigen nach, der nirgends ohne eigene und abentheuerliche Sprünge bleiben kann: ich bin nun Soldat geworden, aber kann das Ordentliche davon, den ruhigen Dienst und das Exerziren noch nicht, dagegen ward ich verwundet, gefangen, ausgewechselt, wurde des Obersten Arzt und ging mit ihm nach Wien. Und so geht es fort! — O ich habe Dir so viel zu sagen, geliebte, einzige Rahel! ich harre auf Dich mit unbeschreiblicher Sehnsucht, Liebe, Gute! Dir will ich mich überlassen, nach Deinem Willen handeln, ich der ich nach keines Menschen Willen je handeln konnte, fühle in Deiner Billigung ein nothwendiges Bedingniß zu meiner Zufriedenheit, und kann Deiner Leitung nicht entbehren! Die Zeit wird auch für mich immer kritischer, und ich wäre sehr unglücklich, ohne Dich in dem Augenblick eine Entschließung fassen zu müssen, da ein neuer Krieg ausbräche, den in jedem Fall so vieles mich auffordert mitzumachen, und so vieles ihn zu meiden. Aber nein! dann werd' ich bei Dir sein, und Dein Schauen, Fühlen und Reden

wird mich lebendig berühren! — Liebes, einziges Rählchen! Kleine! was hast Du für einen Brief geschrieben! Willst Du denn so kolossal werden, um Granitgebirge nur zu Inschriften zu verhauen für das Geistergebäude, das errichtet werden soll? So sprichst Du über Deine Briefe in ungeheuren in Felsen gehauenen Bildern. O Rahel, einzige Rahel! wie gern bin ich Dein Rhapsode! Verzeih, verzeih diesem Schreiben! Du siehst an den großen Buchstaben, Rahel, daß ich nicht kann, jetzt nicht kann. — Meyern ist nach Wien, und ich wieder allein; erinnerst Du Dich, wie Du ihn einmal 1801 aus großer Gesellschaft, wo man (es war bei Dir) eine unpikante Zote erzählt hatte, auswähltest und an ihn Dich addressirend ausriefst: Ich weiß auch Saugeschichten! und dann eine höchst komisch erzähltest? Er erinnert sich dessen mit lebhaftem Vergnügen! — Gentz wird aus Wien zurückerwartet. — Grüße Marwitz herzlichst, und die anderen Freunde! Von der Reise braucht niemand den Zweck zu erfahren, außer die Vertrauten im Vertrauen, und auch das nicht einmal, es wird nur Geklatsch draus.

Von Jean Paul einen Brief, den ich erst jetzt, ein Jahr nach seinem Datum, erhalte, leg' ich Dir abschriftlich bei.

Ich bin gesund, geh' öfters auf der Brücke spazieren, bin viel, sehr viel mit dem Obersten, und habe eine angenehme ehrenvolle Stellung unter den Leuten. Zu Hause bin ich am liebsten, und studirte gern, wenn ich nur Bücher hätte. — Ich quäle mich mit dem Abschreiben einer Novelle, die ich noch zu rechter Zeit an Minna zu verkaufen suchen will. Produktiv bin ich jetzt gar nicht. Leb wohl! leb wohl! geliebte, süße, herrliche Rahel! Ewig Dein

Varnhagen.

Ich schreibe Dir noch! wenn Du mir gleich antwortest, hab' ich wohl noch die Freude, die Gewißheit auf die Reise mitzunehmen, daß Du mir nicht böse, daß Du nicht unwillig bist über die unvermeidliche!

Beim Lesen Deines Humors über „Katzenbrief" glaubte ich Dich vor mir zu sehen, und zu hören! Ich küsse Dich, Du Liebe! — Leb wohl, leb wohl! und bleibe mir gesund und froh! —

An Rahel.

Prag, den 30. März 1810.

Mit welch tiefem Schmerz hat mich, liebe, innigliebe Rahel, Dein letzter Brief erfüllt, den mir Mad. Bethmann mitgebracht! Dich, meine Theuerste, gehemmt zu sehen, ist mir, der ich Dein Gemüth und Deinen Geist, und die Richtung wohin beide zielen, mit inniger Verehrung würdige, tausendmal schmerzlicher, als wenn es mir geschähe, dem doch fast auf allen Seiten das billigste Wollen gehemmt worden ist! „Aengstige Dich nicht!“ ruft Du mir am Schlusse noch tröstend zu. Liebe Rahel! ich ängstige mich nicht um die Folge, aber wie ich mit Dir fühle, ist mehr als Angst! Ich ahnde woher der Streich gekommen ist; wie mich das erbittert! Ja, das glaube ich, daß Du Dich gut benommen hast! — Da Du nicht bestimmt darüber schreibst, so glaube ich fest darauf rechnen zu können, daß wenigstens Dein Geld nicht verloren, sondern dessen Auszahlung nur verzögert ist. Leider kann ich nun nicht einmal die Gewißheit davon und die neuen Aussichten bald erfahren, weil ich in ein paar Tagen schon die Reise antrete, von der ich Dir neulich schrieb. Wäre mir doch wenigstens der Trost, Dich abholen zu können! Aber es geht nicht, wenigstens gleich nicht, weil nicht allein die größte Sparsamkeit mit zu dem Freundschaftsdienst gehört, den ich ausrichte, sondern auch, wenn einmal dort in Steinfurt mein Geschäft beendigt ist, die schleunigste Rückreise. Ich reise in ein paar Tagen, ungeachtet ich jetzt ein Flußfieber habe, das mir schon lange Zeit als Mattigkeit in den Gliedern lag, und mich in meinem Mißmuthe die Feder mit Widerwillen ansehen ließ. Schlechte, schlechte Briefe, geliebte Rahel! aber wenn man so lebt wie ich, kommen einem Briefe, die man schreibt, wie eine teuflische Neckerei, und nur die, die man empfängt, wie wohlthätige Täuschung vor. Gestern hab' ich im größten Fieber die Bethmann spielen sehen, stehen mußt' ich, am Ende wankte ich in die Apotheke und dann nach Hause. Die Bethmann hat herrlich gespielt, und ziemlich gefallen, vielen sehr, aber nicht jedem. Das Volk ist hier zu plump, sie wollen alles recht dick haben, wie die gemeinen Leute einheizen, wenn man sie ausschimpft, daß es so kalt ist. — Heute bin ich aber doch wieder ausgegangen nach einem Paß, zur Bethmann, die sehr freund-

lich gegen mich iſt, und viele Stunden ſpazieren mit Noſtitz, den ich vor etwa fünf Tagen kennen lernte. Die Art wird Dich freuen. Ich ging mit meinem Oberſt aus, um mit ihm in demſelben Gaſthof einen Beſuch, aber jeder bei Anderen abzulegen; an der Thüre begegnet ihm ein Mann, der ihm ſagt, jener ſei nicht zu Hauſe, und der Oberſt kehrt mit dieſem um, ich aber gehe fort, finde den, den ich ſuche, und erfahre, der mit meinem Oberſt Gehende ſei Noſtitz und eben von ihm weggegangen. Ich kannte Noſtitz nicht, aber Du weißt, wie ſehr er mich von jeher intereſſirt hat. Da Bentheim nicht zu Hauſe aß, ſo ging auch ich darauf an eine Wirthstafel, und ſitze kaum, ſiehe da, ſo kömmt Noſtitz, ſetzt ſich neben mich, und redet mich an mit den freundlichen Worten: der Oberſt Bentheim hat mir eben geſagt, daß wir eine gemeinſchaftliche Bekannte haben! — Ich ging darauf lange mit ihm auf der Brücke, den anderen Tag wieder, und alle Tage, Arm in Arm, von Dir und Louis faſt allein redend. Er hat mich ſehr gefreut! Er iſt eigenthümlich, und in dieſer Art gebildet. Für Louis voll inbrünſtiger Liebe. Er war bei ihm, als dieſer fiel, ich ſagte ihm, wie ſehr Dich das zu wiſſen freuen müſſe, und er wollte Dir unter meinen nächſten Briefen einige Zeilen ſchreiben. Heute aber iſt er plötzlich abgereiſt, eine Stafette meldete ihm den Tod ſeines Vaters; ich war ihm lieb, er erſuchte mich, und bat mich ihn in Merſeburg auf der Durchreiſe einige Tage zu beſuchen. Er iſt Major bei den Uhlanen, und kehrt alſo gewiß hieher zurück. Mich freut ſeine Bekanntſchaft, die ich durch Dich habe, und auf Augenblicke vergeſſe ich, daß ich Dich noch nicht an mein Herz drücken kann, und Du entfernt biſt, wenn ich auch nur das kleinſte Verhältniß der Gegenwart in Beziehung auf Dich ſo ſetzen muß, daß ich ſehe, ohne Dich wär' es nicht. So hab' ich auch eine eigene Neigung zur Bethmann, weil ſie von Dir kommt, mir mit Freude erzählt, daß Du ſtark und geſund und witzig biſt, und mich um Deinetwillen freundlich behandelt. Noſtitz hat mir wieder geſagt, daß ſie auf mich nicht als auf einen jungen hübſchen Mann gefaßt geweſen wäre. Ich glaube gar, ich ſehe ſelbſt in dieſen Beiden die Spuren Deiner weitgreifenden unzuberechnenden Einwirkung, in einer gewiſſen Freiheit und Humorswendung. Die Bethmann ſagte von einer Schauſpielerin, ſie habe den Blumenſtrauß an der Niere ſtecken gehabt, und die ganze Perſon ſehr aus wie ein verblaßtes Roſa-

kleid. Nestitz sagte von einer, die ich nicht kenne, sie sei wie ein ausgekochter Finger von einer Person, die den Schein hätte interessant sein zu können. — Marwitz soll schon beim Regiment sein, ich wollte er käme noch vor meiner Abreise nach Prag, damit ich ihn spräche über vieles, und meine Papiere bekäme. Ich danke Dir, Liebe, für die Sendung! Meinen Koffer, Liebe, läßt Du wohl so gepackt zurück, daß mir ihn Neumann auf das erste Fordern schicken kann! Ich werde die wenigen Sachen nöthig brauchen! Ich habe Dir viel zu sagen! Im Grunde seh' ich nicht, was ich anfangen soll, gar nicht im höheren Sinne, sondern in ganz gemeinem. Doch darüber läßt sich nicht schreiben, besonders nicht in so großen Buchstaben, wie mein Fieber-Kopfweh sie mich machen läßt. — In 6 Wochen vielleicht, in zwei Monaten gewiß bin ich zurück! Nach Teplitz kann mir dann niemand den Urlaub abschlagen, weil ich verwundet worden bin; und dann hab' ich auch neben der Gunst des Obersten die Liebe meiner Kameraden. Ich sehe Dich gewiß! und o dürft' ich Dich festhalten auf immer! Ich hoffe es, und will es! Ich will nichts anderes, geliebte Rahel! Aber wie wenig ist der Wille unter solchen Begebenheiten! Wir sprechen darüber.

Grüße tausendmal Fouqué! Ich kann ihm jetzt auf seinen lieben Brief nicht antworten. Der Mayer, den er meint, ist nicht der meinige, dieser liebt zwar Dichter sehr, besonders Shakespeare, aber findet Verse nur einen Zwang. Ich tadele das an ihm nicht, er nach seiner Art hat Recht. An Neumann die herzlichsten Grüße! Was an mich von Berlin abgeht, wird hier beim Obersten aufbewahrt.

Die beifolgenden Blätter bewahre mir gut auf. Den Sallustius betrachte ich wie aus den Klauen der Pöbeltugend gerettet von mir, alle schimpfen auf seine Moralität, und loben seine Schriften. Ich habe ihn nirgends gerechtfertigt gefunden; sehr aufmerksam hab' ich ihn gelesen.

Leb wohl geliebte einzige Rahel! Wisse wie ich Dir zugethan bin! Leb wohl, ich küsse Deine lieben Lippen! Ewig Dein

Varnhagen.

Ich schreibe Dir von der Reise, treffe die Einrichtung, daß Dir, falls Du reisest, die Briefe richtig nachgeschickt werden.

An Mad. Frohberg die besten Grüße, und alle die Theilnahme eines Freundes!

An Varnhagen in Prag.

Montag, den 2. April 1810.

Gestern Abend brachte man mir Deinen Brief von der Post mit Jean Pauls Einlage. Heute geht eine Post, und hier sitze ich schon! Sei ruhig, lieber bester Freund, mir geht's auch schlecht. Kein Vorsatz, kein Plan will mir gelingen. Marwitz muß Dir nun schon so allenfalls gesagt haben, wie es mit mir steht. (Auch Mad. Bethmann hat einen Brief für Dich.) Ich hatte mir spärlich zu einer Reise nach Teplitz zusammengehalten. Jemand, der mir nah lebte, war in peinigender Noth, und im September kontrahirte ich für ihn eine Schuld, die er mir Weihnachten bezahlen sollte; Ostern, in vierzehn Tagen, muß ich bezahlen; und ich bin noch nicht bezahlt. Fünfhundert Thaler bin ich schuldig, dreihundert Thaler habe ich zusammen, wenn ich mein Tischsilber und alles was ich nur missen kann, welches ich natürlich thue — und wär' es Blut — verkaufe: denn nur dreihundert hab' ich reell bekommen, mit den anderen zweihundert, hoffe ich, soll mein Kreditor warten, bis ich sie nach und nach mir abspare. Denn wahrlich, Fleisch und Wein will ich entbehren, was meinen Leib bildet, konstituirt, von Vergnügen und Kleidern ist die Rede gar nicht, — bloß um zu bezahlen. Du siehst, ich spreche jetzt, als ob ich gar keine Hoffnung hätte bezahlt zu werden; noch sagt mein Mann, in zwei Monaten gewiß: auch hab' ich von seinem Vater einen Brief — (dem ich schon diesen Winter schrieb, als die Sache trübe wurde): — Er wolle mir als ein ehrlicher Mann zahlen, wenn sein Sohn vor ihm — vis-à-vis, wie er sich ausdrückt — stände; ich solle nur beitragen, daß er kommt. Nun wollen aber seine anderen Gläubiger ihn nicht reisen lassen. Und der Vater absolut von ferne nichts mehr thun. Vielleicht reist er doch noch übermorgen. Ich glaube nichts Gutes mehr. Reise also in Gottes Herren Namen! Ich komme doch wohl noch. Und wollen die Mächte mich Mai und Juni nicht genießen lassen, so stehle ich den Oktober u. s. w.! Ueberhaupt nimm auf mich keine Rücksicht mehr! die Zeit ist vorbei, mein wohlgesinnter treuer Freund —

im Geiſte! — wo ich Dir rieth, und Du anders thateſt, und thun mußteſt. Ich „billige" alles vorher, eh Du es nur thun kannſt. Das Herumzerren vom vorigen Winter ſoll nie wieder. — mit niemanden — für mich angehen. Kannſt Du zu mir kommen, empfange ich Dich, wie Rahel Varnhagen: kann ich zu Dir kommen, empfängſt Du mich, wie Varnhagen Rahel. Aendere Deine Lage nur im Krankenbett ſo viel Du willſt; ich will Dich umdrehen helfen, die Polſter gern zurecht legen, Wohl und Weh mit anhören! Mir, geht es noch anders; ich darf mich nicht mehr drehen. Knall auf Fall, ſtürzt immer neues Gewicht auf mich, und hält mich eiſenflammerfeſt. Alle Kranke halten mich für die Geſunde, weil ich ihre Melodie der Klage nicht ſinge, und wälzen ſich auf mich, wollen von mir geſtützt und getragen ſein! Genug der bloßen Vergleiche, Du weißt alles. Aber es ging mir weit ſchlechter, als Du's nur errathen kannſt, als ich ſelbſt es nur empfinden konnte.

Spute Dich nur, in zwei Monaten zurück zu ſein! und bin ich noch nicht in Böhmen, ſo mußt Du doch nach Baruth, mich holen. Das alles denke ich noch feſt. Millionen Grüße an Marwitz. Laß ihn dieſen Brief leſen, wenn Du willſt. Ich bin über-zufrieden mit ihm. Ich bin geboren für ihn. So weich fand ich ihn; ſo durchdringend. Er mißverſtand mich noch nicht; et il se ravise si bien. Ueberſetze das. Er verſteht auch jetzt das Gedicht „Wahnſinn" von Friedrich Schlegel. Ich kann ihm alles ſagen, eben weil er mich noch nicht mißverſtanden hat.

Was ſprichſt Du denn von einem neuen Kriege? das iſt wieder ein deutſcher Traum. Wenn nicht Einer toll wird, oder ſtirbt — ſo — wird der Zucker ſogar wohlfeil. Und das wünſchen auch alle Leute. Ich war acht Tage an einem Flußfieber zu Bette: es iſt Nordoſtwind, ich bin noch nicht brillant geſund. Schreib mir nur: und auch, wo ich hinſchreiben ſoll. Sag Jean Paul, wenn ich's werth wäre, ſo hätte ich die Laune ihm zu ſchreiben: die Götter zeigen mir aber Nein. Adieu. Ich bin durch Geſchäfte der Erbſchaft geſtört. Adieu.

R. L.

An Rahel.

Prag, den 8. April 1810.

Inniggeliebte, theure Rahel! Eben komme ich Sonntags Nachmittag nach Hause, traurig, müde, nachdem ich einsam eine Stunde in der weiten sonntagöden Stadt herumgeirrt, und will mich drein ergeben, den Rest des Nachmittags und den ganzen Abend zu Hause mich einzusperren, weil in dem ganzen weiten Raum draußen für mich kein wohlthuender Ort ist: da giebt man mir Deinen Brief, ich les' ihn auf der Treppe, und muß nun noch einmal auf die Brücke; der Himmel voll Wolken, Stadt und Wasser aber doch in Sonnenschein, und doch wurde mir keine Gegend daraus, wehmüthig kehr' ich zurück in das kalte, tiefgelegene Haus, und sitze jetzt auf meinem nordischen Zimmer, weil Dir zu schreiben mir das dringendste ist. Dein Brief, Freundin, hat mir das Herz angezündet! Ja, glaube es nur, ich fühle, ich ahnde Dein Leid und Schmerz, ich bin ja genug im eigenen versunken! Was kann ich Dir sagen? nichts aus mir, und mich betreffendes, was Du nicht schon wüßtest! und neuer Wendungen, Spiele des verzweifelten Witzes, um neu und anders auszusprechen, was die Sache ist, bedarf es auch nicht! Ich fühle tief, was Du sagst, Geliebte! und die Beziehungen, die nicht Du, sondern das Wahre des Verhältnisses hineinlegen, sind mir klar und offen: Deine Liebe, Deine Güte gleicht aus, was ich durch Unentschiedenheit früher verschuldet habe, in Deinem milden Geiste gleicht sie's aus, ach könnte sie's in der Wirklichkeit! Aber das ist vorbei, Du sagst selbst ich mußte, und so mußt' ich denn! — Höre jetzt das Neueste! Ich wäre schon am dritten fortgereist, aber mein katarrhalisches Fieber hat mich bis gestern im Bette gehalten, ich war recht schlecht, meine Schwermuth, die Schrecknisse meiner Lage standen mir alle vor Augen, und mein Gemüth wurde erdrückt von der Last meines Lebens: wie ich dabei so schnell doch wieder zu einigen Kräften gekommen bin, weiß ich nicht, denn in meiner Ansicht, in meinem Gefühl konnte Arznei nichts ändern. Der Oberst war täglich bei mir, und betrug sich mit der edelsten Güte; an ihm hab' ich viel, sehr viel, aber ohne ihn würde ich hier auch keinen Monat bestehen. Jetzt reis' ich am zehnten dieses; mit der Diligence über Dresden, Leipzig, wo ich an Dich denken werde, nicht lebhaf-

ter, nicht inniger als hier und überall, aber gewiß schmerzlicher! Gott gebe, geliebteste Rahel, daß ich Dich nach zwei Monaten, ich eile mich gewiß! schon in Böhmen finde! ich lasse Dich dann nicht wieder los, Du müßtest denn es wollen! Wie ich Dich holen soll, begreif' ich nicht, es wäre denn von Leipzig aus, auf dem Rückwege von Steinfurt, denn Zeit darf ich dann nicht viel aufwenden, weil der Oberst mit schmerzlicher Ungeduld auf meine Rückkehr wartet, und Geld werd' ich fast gar nicht haben. Aber Du kämst nach Wittenberg, nicht nach Baruth, und von dort holt' ich Dich aus Leipzig, und wir reisten durch Sachsen zusammen! Ob Du früher reisest, werde ich schon erfahren; einige Zeilen von Dir kann ich schon vielleicht auf der Hinreise bei Otterstädt in Kassel abfordern, oder doch besser daselbst poste restante, da er oft verreist. Auf der Rückreise finde ich auf jeden Fall von Dir poste restante in Leipzig; übrigens hoffe ich auch Dir noch eine gute Adresse nach Steinfurt von dort schicken zu können. Rede es nur mit dem Briefträger ab, daß er die Briefe, die an Deine alte Adresse (Du schickst mir in Deinem letzten Briefe keine andere), während Du vielleicht schon fort bist, ankommen, Dich nicht verfehlen! — Auch das Gute, das ich von meinem Krankwerden mit Recht zu erwarten hatte, ist nicht eingetroffen, Marwitz ist bei seinem Regiment eingetroffen, so hör' ich von einem seiner Kameraden, aber hier ist er noch nicht, und hat mir noch nichts geschickt. Wie gern hätte ich ihn noch vorher gesprochen, Deinetwegen, seinetwegen, meinetwegen! Nun wird es auch ihn verdrießen, wenn er später kommt, mich nicht zu finden. Seine Worte hätt' ich gern gehört, seine Absichten, seine Hoffnung erfahren, ich bin gewiß er leidet, und leidet gewiß so, daß die Götter Freude daran haben! Du nennst meine Erwartung neuen Krieges einen deutschen Traum! Krieg giebt's gewiß in kurzem: die Türkei liegt da, und vielleicht nicht gleich, doch gewiß später, ziehen wir als Hülfstruppen mit. Aber auch noch andere Kriege schlummern viel: Du berufst Dich auf den Wunsch der Völker: aber mit dem Kriege haben ja noch nicht die Kriegsübel aufgehört. Was ich aber in einem plötzlichen Falle thue, weiß ich nicht! und kann es jetzt nicht wissen. — — — „Schlegel", schreibt mir Kerner, „hat was recht Mattes auf die Hochzeit gedichtet, ein Carmen." Das hab' ich gedacht! Aber der hohe Adel in Wien und hier ist anders, o ganz anders gesinnt! Hievon genug. — Die

Bethmann habe ich natürlich wegen meiner Krankheit wenig sehen können, sie ist aber fortdauernd sehr artig gegen mich; ihre Tochter bleibt hier, aber Beifall wird schwerlich dem armen Kinde zu Theil werden. Die Bethmann will durchaus einige Zeilen von mir an Dich zurückbringen, ich habe ihr daher heute ein Zierbriefchen aufgesetzt, von dem ich fast gewiß bin, daß sie's liest, und da sie vielleicht nach Wien geht, mocht' ich überdies nichts Dringendes hineinsetzen. Dein Brief war unverletzt, aber auf meinen scheint sie neugierig, und thu' ich ihr Unrecht, so ist's deste besser. — Nestitz' Vater soll noch leben, um so besser für den Sohn, der also weniger Gefahr läuft bei dem Todesfall bestohlen zu werden. — Leb wohl, Rahel, geliebte Rahel, tiefherzige Freundin! Ich kann nicht weiter schreiben, es will mit Gewalt Trauer und Schmerz sich in die Zeilen drängen, und ich will Dich nicht mit Klagen umstellen! Leb wohl! Seh' ich Dich, so ist mir besser, ausgemachter wenigstens zu Muthe. Auf Dich halt' ich etwas! Leb wohl, Geliebte, Theure. Ewig Dein treuer

Varnhagen.

Von dem ersten Ruhert schreib' ich Dir!

Ich schrieb Dir am 31sten März den letzten Brief!

Ich küsse Dir Augen, Lippen und Hände!

Mein Oberst hat das Kreuz bekommen; ich weiß nicht, ob ich's Dir schon geschrieben.

An Rahel.

Kassel, den 24. April 1810.

Du wirst schon durch Marwitz wissen, geliebte, theure Rahel, daß ich die Freude hatte, ihn noch anderthalb Tage in Prag zu sehen, denn das Fieber, von dem ich glaubte, es würde mich nicht hindern, hielt mich acht Tage länger zurück, als ich die Abreise festgesetzt hatte. Es war mir im eigentlichsten Sinne nothwendig ihn zu sprechen, die Sehnsucht, mein verworrenes, von den öffentlichen und meinen eigentlichen Verhältnissen überlastetes Bewußtsein prüfend an ein fremdes und doch vertrautes, bekanntes und doch begeistertes zu halten,

war mir zum höchsten Bedürfniß gestiegen, und durch sein glückliches Eintreffen hat Marwitz mir ein quälendes Gefühl genommen, das mich für die ganze Reise zerstört hätte. Er war sehr gut mit mir, ich hatte ihn sehr lieb, und mußte ihm alles sagen, was mich quälte, er sah mit milder Einsicht alles, und erhob mich in der Versicherung, die seine ganze Ansicht mir gab, daß mehr die Welt als ich Schuld sei. Du fragst doch nicht verwundert, an was denn Schuld? Liebe Rahel! Du wirst es hören! nicht umsonst verlang' ich nach Dir, wie noch nie! Schreiben läßt sich nicht alles, und in dieser Sache das Wichtigste am wenigsten, weil es nicht mich angeht, sondern einen Mann, dem ein Brief solchen Inhalts in anderen als Deinen Händen die ganze Existenz erschüttern könnte. „Ich kann nicht leben", das ist das einfache Resultat aller der Untersuchungen, die ich Dir mittheilen möchte, und ohne deren Mittheilung Dir noch Zweifel bleiben können, ob ich vollständig alles und klar angeschaut. Eine Veränderung in meinen Verhältnissen muß noch vor Ende dieses Sommers erfolgen, und ich weiß keine, die mich nicht dadurch, daß sie mich von Dir trennt, unglücklich machte. Wie oft habe ich gewünscht, einen Arm oder ein Bein in diesem Kriege verloren zu haben, um meinem Wort getreu bei Dir, geliebte Rahel, fortan zu bleiben! Und wie wohlfeil wäre dieses Glück erkauft! Muß ich nicht jetzt, bei welcher Lebensart ich auch bestehen mag, auf einen ungleich wichtigeren Theil des inneren Lebens verzichten, als jener meinem Körper ist? — Mache mir auf den Grund hin dieses Wunsches keinen Vorwurf, geliebte Rahel! Du hörst ja, ich muß Dich sprechen! Nichts liegt zwischen Dir und mir, ich nähme bei Gott! aus Deiner Hand alles, wie von der Natur an, Leben, Schönheit, Glück, und fühlte mich nur veredelt durch die Gabe, nicht verkleinert: frühere Aeußerungen von Dir nöthigen mich zu dieser Rechtfertigung — auch in wirklicher Noth sähst Du mich früher als diese Zeilen bei Dir, hat doch Marwitz auch auf die einfachste Weise mich eingeladen bei ihm Monate abzuwarten und ich thäte es, aber meine Verlegenheit ist, solange nicht das Glück sich hineinmischt, eine dauernde, und inzwischen steh' ich da mit gesunden vielartigen Kräften, und dem frischen sehnenden Blick in die Welt, die mir nichts bietet für so vieles das ich ihr anbiete. Dem ausgebreiteteren Studium kann ich entsagen lernen; aber auch Dir? den Freunden? beiden zugleich? ich lebte dann ja nur mit so

viel Seele als kaum eine Fliege hat! Sonst würde ich wieder Hofmeister (ein ekelhaftes Amt!), an guten Stellen würde es nicht fehlen. Für Essen und Trinken ist überall gesorgt, nur allzugut, auch jetzt — aber neben der wohlbesetzten Tafel sieht keine andere. Wahl ist nicht da. Ich verirre mich ganz in diesem Briefe, ich wollte gleich oben sagen, warum ich meine Zuflucht nicht entschieden und ganz zu Dir nehme: aus Verzagtheit, die ich Dir mündlich, wenn es nöthig ist, genauer sage: ich habe mehr Liebe zu Dir als zu mir, geliebte Rahel, und fürchte für Dich noch da, wo ich das herrlichste Glück für mich sehe. Sprechen muß ich Dich, auch komm' ich gewiß zu Dir, wenn Du nicht nach Böhmen kommst, und vergieb nur, ich bitte Dich, mein theures Herz! alles meinem Schreiben um der zukünftigen Gespräche willen! — Meine Reise ist angenehm, bisher hatte ich nur schlechtes Wetter; in Dresden fand ich Lippe unvermuthet, wir waren sehr freundlich zusammen, in Leipzig Minna, von ihr nachher, in Halle Steffens, den herrlichen Mann — aber nie ging alles so todt, so unwichtig in mir her, als in diesen vierzehn Tagen, ich bin allein, und weiß im voraus die Rückkehr in die Einsamkeit nach Prag. Ich selbst bin zwar stark und gesund der Erscheinung nach: aber bisweilen dünkt mich eine fieberhafte Traumexistenz auch in die Aeren überzugehen. In Halle hatte ich einzige Augenblicke: meine Universität, meine Bücher, ich von beiden getrennt, Harscher in Basel, andere anderswo, und einst alles hier vereint! Ich bliebe gern dort ein Jahr sitzen, und studirte unter Steffens. Dem hab' ich viel von Dir erzählt; die Universität wird ihn wohl nicht entbehren können, ich meine die Berliner, dann besucht er Dich. O Rahel, wie freuen mich die Leute die Dir huldigen! ja, schreibe mir das immer ausführlich, es mildert meine Schärfe und Feindlichkeit. — An Steffens glaubte ich zu sehen, daß er seit geraumer Zeit so schlecht lebt, z. B. keinen Wein trinkt, er sieht magerer aus als sonst, und seine schöne Lebhaftigkeit wird nicht von freundlich-gerötheten Wangen wie ehemals umglüht, nur das Auge bleibt göttlich, das Andere des Gesichts erliegt dem Bedürfniß. O Rahel, Rahel! diese Bemerkung machte mir das Blut erstarren, ich hätt' es ihm zu trinken geben mögen! Und daneben die Schwelgerei, die schnöde, pöbelhafte, in Wien und Prag! Und Du schreibst mir, Du wolltest Dir Wein und Fleisch abgewöhnen — o sich meine Thränen strömen! jeder

Tropfen iſt ein Bluturtheil über die Welt! Du einzige, ſüße, geliebte Freundin, ich drücke Dich mit aller Inbrunſt der frommſten Liebe an mein Herz! — —

Schreiben mag ich jetzt nicht weiter! Ich konnte es früher als hier auf der Reiſe gar nicht. Schicke Du mir nur die nöthige Nachricht poste restante nach, ich habe es beſſer bedacht: nach Halle, doch werde ich auch in Leipzig nachfragen, wo ich auf der Rückreiſe ſie verfinde und mich darnach richte, ich reiſe wohl gewiß in drei Wochen ſpäteſtens zurück, hoffentlich nicht mit verunglückter Sendung. Ich lege Dir noch die Adreſſe und das erſte Blatt (die anderen behalt' ich zurück) eines Briefes von Dir bei, die ich in Leipzig ſowie ich ſie Dir ſchicke, von Minna unter tauſend Exklamationen erhielt, die Handſchrift mit rother Tinte kenne ich nicht, ſie ſagt man habe ihr dieſen Brief mit jenem zweiten Siegel verſchloſſen eines Morgens gebracht, und ſie ihn ohne die Adreſſe zu leſen, aufgebrochen: ich habe ihr auf ihre Verwünſchungen nur durch ungeheures Lachen über das Wunder von Briefverwirrung geantwortet, und es ging vorüber, ich ſchied gut von ihr. Mir bleibt die Sache unbegreiflich. Innerlich war eine Lücke in Deinem Briefe durch das Fehlen von dieſem, aber ich hatte nie gewußt, daß wirklich einer fehle. Uebrigens mache dieſer Zufall Dich nur nicht beſorgter im Schreiben, die größte Sorgloſigkeit iſt hier eben ſo wirkſam als die größte Sorgfalt, die ſolcherlei nicht berechnen kann. Warum Minna mir nur den Brief gab? Sie hat überhaupt eine eigene Art, das Unangenehme und Delikate recht ſchamlos herauszuſprechen. —

Von meinen Papieren, die mir Marwitz brachte, fehlen eine Menge, alle Gedichte, alle Tübinger Blätter, und was ich Dir auf einzelnen Zetteln von dort ſchickte; die bringe mir wenigſtens mit, wenn Du ſelbſt kommſt, ſo wie Deine Briefe an mich, ich bitte Dich, von denen ich mich jetzt nie mehr trennen will! Viele Blätter ſind wohl noch bei Fouqué, z. B. Seckendorf's Traum? Laß nur nichts verloren gehen. Du glaubſt nicht wie ich mich an dem Leben in meinem Reiſetagebuch erfriſcht habe!

Lebe wohl, geliebte, heißerſehnte Freundin! Liebe, kleine Rahel! Ewig Dein

Varnhagen.
Doktor der Medizin.

N. S. Ich habe schon gedacht, daß vielleicht Humboldt eine Anstellung für mich fände in Berlin, bei der Universität muß doch viel zu schreiben sein, nicht eine gelehrte, sondern eine Anstellung dans les affaires suchte ich, oder bei der Bibliothek ꝛc. wenn es nur ein Amt wäre, das ich durch halbtägliche fleißige Arbeit verwalten kann, und das so viel Geld bringt, daß ein einzelner davon wirklich leben kann, also zwischen 400 oder 500 Thaler. Willst Du von ferne nachfragen?

Grüße die Freunde herzlichst! Otterstädt habe ich noch nicht gesehen.

An Varnhagen in Kassel.

Berlin, Montag, den 30. April 1810.

Diesen Augenblick erhalte ich Deinen Brief aus Kassel, lieber Freund. Und zuerst muß ich von Steffens sprechen! den ich natürlich sah. Wenn solch ein Gebilde darben soll, was sollen wir wohl noch sprechen? Ihm fehlt's an Wein. Fehlte es mir jetzt nicht an allem, so schickt' ich ihm anonym welchen, zur Stelle. Ich bin sehr eingenommen von Steffens. Wundere Dich nicht: ich habe seinen Aufsatz über Universitäten gelesen, lese jetzt — lache nicht! — seine „Geognostisch-geologische Aufsätze, als Vorbereitung zu einer inneren Naturgeschichte der Erde". Ich habe sie Humboldt weggenommen. So nur kann ich von Geschichte und Natur reden hören, die sind ihm Eins. So denk' ich umgekehrt auch. Und verstehe ihn sehr wohl. Doch kann ich nicht mehr über ihn schreiben, Du kennst mich, weil ich das schon einmal im größten Enthusiasm an Moritz ergehen ließ, der es gleich lesen sollte, — mein Bruder in Hamburg. Das affizirt mich, daß Steffens dankt! Ja! er ergründet's ja selbst; nichts entwickelt sich nach seinen Anlagen; alles ist gestört, sag' ich; einer größeren, uns unbekannten Beziehung gehören wir, und alles an; das denk' ich lange, lange! Drum geht es Steffens schlecht, nur nichts in einer anderen Ordnung, als in der Unordnung.

Nun von Minna (Spazier)! Wäre ich nicht in der größten Weltschmiede endlich wirklich, von lauter Schlägen fertig geworden, so hätte ich heute den Tod eingenommen, über den

saur

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR
VARNHAGEN VON ENSE,K.A.

3-598-53028-5
FN. 12184/009

Was macht Goltz? Was weißt Du von Stägemann, Sack u. ſ. w.?

Es geht ein anderer Offizier, als der obenerwähnte, und ich unterlaſſe daher die Geldſendung.

An Rahel.

Hamburg, Dienstag, den 6. April 1813.

Geſtern, meine geliebte Rahel, nachdem ich Dir Vormittags flüchtig geſchrieben hatte, erhielt ich Abends Deinen lieben Brief, mit dem ich mich ungemein gefreut habe. Wie dank' ich Dir aus innerſtem Herzen für Dein liebes ausführliches Schreiben! So lange noch ſolche Briefe jede Woche zu mir gelangen, darf ich mich von meiner geliebten Rahel noch nicht völlig getrennt glauben, und der Kriegszug wird zur bloßen Reiſe. Nur die Einquartierungsſachen machten mich ganz unglücklich, und der zu Grunde richtende Aberwitz niederträchtiger Behörden bringt mich noch zur Verzweiflung! Gott gebe, daß Du frei bleibeſt von nun an, und ich erflehe für Dich Glück, da die Vernunft und das Recht hier nichts zu ſagen haben! Mit einer Art Schreck las ich die endlich erfolgte Aufkündigung Deiner Wohnung, und obgleich ich von einer Veränderung Deines Aufenthalts viel, zum wenigſten zeitliche Abwechſelung für Dich hoffte, ſo kann ich die Anſtalten dazu doch nicht ohne wehmüthigen Schmerz vernehmen. Gott lenke alles zum Guten, und gebe mir das Glück, für Dich ein demüthiges Werkzeug dazu zu werden! Ich hoffe für uns, meine liebe, theure Rahel, und noch ſieht das Glück nur günſtig auf uns hernieder; was zu thun iſt, werde ich gewiß thun, und ich willige ein, daß mir das durch meine Saumſeligkeit verſäumte Glück nie zu Theil werde! — Dr. Jänicke, ein Freund Pfuel's, den dieſer in der Folge ganz bei ſich haben wird, überbringt Dir die geſtern angekündigten 20 Stück Friedrichsd'or, und ich bitte Dich, Geliebte, zu beherzigen, was ich Dir geſtern darüber ſagte. Die fehlenden anderthalb Ellen Zeug werde ich Dir baldigſt ſchicken, und auch ein neues, einfacheres Zeug, damit Du ja nichts Neues zu kaufen brauchſt, denn ſonſt wäre ja doch die Ueberſchickung nur halb dem Zweck entſprechend geweſen. Da Adelheid Goldſchmidt eine Fahne ſticken hilft, und das nicht in ihrem Hauſe, ſo konnte ich heute noch nicht das Nöthige mit

ihr verabreden; der Verzug ſoll aber nicht lange ſein. Ihr Mann hat dieſer Tage ein großes Schiff nach England ausgerüſtet, worauf wir ein prächtiges Frühſtück einnahmen. Heute Abend iſt dem Oberſtlieutenant Benkendorff zu Ehren ein Ball, den Goldſchmidt vorbereiten hilft. Morgen ſind wir bei Rainville vom preußiſchen Geſandten Grafen Grote eingeladen. Das geht in einem fort, und das Meiſte bleibt unbeachtet, oder wird verſäumt. — Aus der heutigen Zeitung wirſt Du ſehen, daß Dörnberg keineswegs ſolche faiseurs hat, wie Tettenborn; der Bericht iſt verworren, hat weder Hand noch Fuß, und ich fürchte, die Sachen im Ganzen auch nicht. Wenigſtens mit Tettenborn's Geiſtesgegenwart, Entſchloſſenheit und Glück ſcheint keiner der Anderen wetteifern zu können. Tettenborn's Nachrichten und Anſtalten hatten den Erfolg des Gefechts von Lüneburg geſichert, ſeine Mitwirkung am meiſten zur guten Entſcheidung beigetragen, und es fällt ihm nicht ein, dies geltend zu machen. Offiziere, die ſeitdem aus Boitzenburg hier angekommen ſind, wo das Hauptquartier Dörnberg's in dieſem Augenblick iſt, haben mir verſichert, daß Marwitz, der mit im Gefecht war, ſich vollkommen wohl befindet. Der Kriegsrath Peguilhen hat, glaub' ich, den Bericht abgefaßt. Gott ſei ewig Lob und Dank, daß ich bei Tettenborn bin! — Ich hoffe auch für Moritz ſehr viel Gutes, wenn er nur erſt an Ort und Stelle und darauf gefaßt wäre mitzugehen. — Daß eine große ruſſiſche Kriegsmacht im Hintergrunde bleibt, iſt mir ungemein lieb, und die ſicherſte Bürgſchaft des Heils. Die Franzoſen werden in Deutſchland nicht mehr Stich halten. Glück auf! Liebe Rahel! Für unſer Land und für uns! — Pfuel grüßt Dich herzlich, und ſagt Du hätteſt ſehr recht mit dem Oberſtengulden und Generalsthaler. Gewiß ein höchſt günſtiges Ereigniß für unſere Sache und für uns perſönlich! Meine Beſtätigung vom Kaiſer wird mit allen anderen der hieſigen Bewaffnungen wohl zugleich erfolgen, und kann nicht ausbleiben. — Ich danke Dir ſehr, daß Du mir ſchreibſt wie Du lebſt, und von der Pflanzenwelt bei Beuché's, die ich glaubte in Deiner Beſchreibung mitzugenießen. O liebe Rahel, liebe, theure Freundin, wie ſehn' ich mich nach Deiner lieben Gegenwart! Sie iſt mein Ziel, mein Hoffen und mein Leben! Ich küſſe Dich innigſt und drücke Dich feſt an mein Herz!

Lebe wohl, geliebte Theure! Grüße die, welche unſer ſein wollen, und behalte lieb Deinen treuen August!

Niebuhr's Zeitung freut mich, obwohl ich nicht glaube, daß sie viel Glück machen wird, besonders bei Kotzebue's Nebenbuhlerschaft, da dieser grade nur für den Tag und Augenblick zu schreiben versteht.

Ich weiß nicht wie viel Briefe ich Dir seit dem, den Du als Nr. 1 bezeichnet haben willst, geschrieben habe, darum fange ich mit diesem an.

An Varnhagen in Hamburg.

Donnerstag, den 9. April 1813. 9 Uhr Morgens.

Schönstes Sonnenwetter. Das Grün dringt schon aus der Erde und aus allen Sträuchen.

Zwei Briefe von Dir, mein bester Freund, liegen schon wieder neben mir: vorgestern einer ganz unverhofft mit der Post (ich wußte gar nicht, daß den Tag einer kommen konnte), der mir eine Zeitung brachte, die alle Menschen hier freute, und die einzige war, die angekommen war; ich besorgte sie natürlich nach unserem Zeitungsbureau: und heute liest sie nun die Stadt. Obgleich ich Dir mit meinem ganzen Ich danke, und mit der Meinung, die ich von Dir habe, so möchte ich Dir doch einzeln für jede Freude danken, die Du mir machst, für jede Gefälligkeit, die Du so sehr gestissen gegen mich übst! und Dir immer gleich wieder eine erzeigen. Du weißt es. Du kennst mein ganzes Wesen; es wird nur vom Herzen bewegt, und dies nur von Dingen, die auch daher kommen. So weiß ich in diesem Augenblick mich gar nicht zu lassen; weil ich dem General nichts Gutes, Himmlisches anthun kann, daß er dem gefangenen und verwundeten General Morand seinen Schwager geschickt hat! Aber glaubst Du nicht, daß er noch seinen Lohn kriegt, außer dem, den ein gut-gedehntes Herz, und ein großes liebes Bewußtsein sich selbst ertheilt? Es bildet sich eine Atmosphäre von Liebe um ihn her, das bin ich ganz gewiß; und wie ein Stern wandelt jeder Mensch, der sich seine Konstellation selbst bildet: so innerlich und äußerlich; wo das Letztere sich auch gestaltet, wie bei einem ausgezeichneten Krieger, da markt sich alles besser ab: jede That wird Gebärerin vieler künftigen, und auch sichtbarer gestalten sich die innersten Anlagen und Eigenschaften. Ein solcher hat das Glück, das

rührendste Bild und das schönste Muster zu liefren: einen sanften menschlichen Krieger: einen tapferen Freund, Vertheidiger und Befreier aller Menschen. Dies Bild ergreift mich am meisten, und erschüttert meine ganze Seele. O! wie würde man Fürsten, und Große vergöttern müssen, verstünden sie ihre Stellen, ihre schweren schönen Pflichten und Statthalterschaften: man konnte sich unter den guten auch nichts anderes, als Götter denken! Erdengötter wären sie auch. Ein jeder Gruß aus anerkennender Brust muß dem General lieb sein! Grüß ihn tausendmal von mir! und sag ihm, wenn ich eine Venus wäre, käme ich flugs nach Hamburg, ihn zu küssen. Auf diese Weise wollen wir bekannt werden; und dann uns gerne Deutsche nennen. Heute erzähle ich das allen Menschen mit dem größten Entzücken. Mir ist aber Tettenborn's Herz nicht entgangen den Abend, als er bei mir war; und Marwitz habe ich alle meine Bemerkungen über ihn mitgetheilt: der findet auch seinen Karakter und sein ganzes Wesen sehr liebenswürdig, durchaus. Hat der General seinen französischen Wundarzt noch? Frag ihn dies. Von dem sprach er auch sehr menschlich; und wollte immer hart scheinen.

Von Marwitz haben wir einen kurzen vergnügten Brief nach der Affaire von Lüneburg, vom 4. Eben als sie mir (mußte) vorgelesen werden in einem sehr schönen Extrablatt; und als ich doch dunkle Besorgniß in der Seele hegte, kam grade der Brief von Schleiermacher an. Das nenn' ich von Gott. Um 6 Uhr Morgens kam schon der junge freundliche, kleine Offizier mit Deinem Briefe heute, er kam um halb 9 wieder, da stand ich auf und empfing ihn. Krause heißt er, hat eine verheirathete Schwester in der Leipziger Straße, nahm daher weder Diner noch angebotenes Frühstück an. Vielen, vielen Dank! Was fehlt den Sachsen? was denken die? Der kleine Offizier geht heute nach Wittenberg (?), wie er sagt, und welches er auch für unser erklärt. Ein Sieg vom General York steht zwar seit gestern an unseren Ecken, aber einer bei Möckern. Ich denke, Du hast unsere Zeitungen, sonst schickt' ich sie natürlich. Sack kennt man hier und beurtheilt ihn wie immer, gut. Stägemann aß vorgestern mit Louis Robert bei Mad. Beer, und ließ mich sehr grüßen, war auch freundlich mit dem. Es hieß, er ginge zum Staatskanzler; ist aber noch immer hier. Gestern nahm Jahn auf dem Ringeplatz von seinen Zöglingen Abschied, und die schrieen entsetzlich,

wer alles leben soll! er geht zur Armee. Graf Goltz ist, wie gesagt, zum König; die Familie regulair im Theater und Konzert. Graf Pückler ist Freiwilliger geworden: wahrscheinlich Offizier. Hr. von Martens auch. Putbus hat Pückler's Equipage. Es bleibt kein Mann hier. Beklage mich nicht: da Du mir hilfst! Bei der Einrichtung des aufgefaßten Quartiers muß ich's noch, — vor der Elbe — vor der Hand, lassen; aus den Dir gesagten Gründen. Moritz werd' ich sagen, was er wissen soll. Pfuel's Lob beruhigt mich und freut mich; daß er auch klug für sich ist, ist mir nichts Neues; so sieht er in seinem zusammengenommenen Wesen ganz aus. Wenn Du auf eine natürliche Weise sein Zutrauen gewinnen könntest, so wäre es mir für jetzt und die Zukunft sehr lieb. Wenn es Dir nicht bei ihm durch eine Rück- und Doppelwirkung schaden kann, so mach' ich mir nichts daraus, wenn er den Steckbrief sieht, den ich dem Aufruf an Frauen nachschickte. Sei aber ja nicht eitel für mich! und bedenke sehr erwägend Deine Lage in allen ihren Fältchen. Ich beschwöre Dich bei Deiner Liebe zu mir, die Briefe, die Du in Hamburg von mir erhalten hast, einzusiegeln und dort zu lassen! Mars muß man die Zufälligkeiten, so lange er noch nicht todt, aus den Händen nehmen. Thu mir die Liebe. Lebe wohl. Morgen mehr. Ich will mich anziehen. Nur noch dies. An irgend ein Trennen, mein geliebter Freund, denkt meine Seele gewiß nicht. Aber ich darf doch fragen, ob Du Dich nicht vergissest, darf doch auch für Dich sorgen! Adieu! Gestern war ich bei Lehm-Bouché, heute, wenn alles gut bleibt, zu Kommandanten-Bouché. Gestern Abend aßen Moritz'ens, Rettchen und Bikteire Crayen — von ungefähr — mit ihrem Souper bei mir. Noch Eins! Dein Betragen, und seine Folgen, gegen höhere, niedere und gleiche Dienstpersonen gefällt mir äußerst, und Deine Gesinnung darüber. Sei ferner so mäßig, klug und liebenswürdig, und stecke so viel als möglich Kameraden mit diesem Betragen an. Vernunft ist ansteckend, wie etwas Böses. Gott befohlen für jetzt! Ich habe Dir mit Hrn. von Wenckstern und mit der Post des letzten Sonnabends geschrieben.

Sonnabend, 1 Uhr Mittag, den 10. April 1813.

Vor einer guten Stunde brachte mir Hr. Dr. Jänicke Deinen Brief, und das Päckchen Karten. Vielen Dank. Immer

muß ich danken. Lieber, Lieber, wie biſt Du beſorgt um mich! Aber ach! wie ſo ſehr ängſtlich fühle ich mich auch ſeit geſtern. Um nichts zu nennendes Beſtimmtes, aber um in meinem Kopfe Aufgegangenes. Nun werde ich bald nach Breslau reiſen. Gnädiger Gott, wäre es doch mit Dir! Du ſiehſt, ich kann, und mag auch meine Stimmung nicht bergen: ich mag nicht, weil ich doch nicht könnte. O! wie verwirrt, unentſchieden, ganz dem Glücke, das wir nicht kennen, anheimgeſtellt, ſcheint mir noch alles. Geſtern ſchrieb ich Dir vor Agitation nicht: wiewohl ich bei Kommandanten-Beuché war mit der Doktorin Wolff. Nachher war Jettchen Fromm bei mir und Hanne. Jettchen macht dem General viele, viele Empfehlungen, und nahm großen Antheil daran, daß er dem General Morand den Schwager geſchickt hat. Auch habe ich es geſtern Morgen den Fräulein Kircheiſen erzählt; wo ich den ausgeſchnittenen Koſacken hinbrachte, weil mich der Miniſter durch Billetoire Craven drum bitten ließ: ich wollte weder ein Billet drum ſchreiben, noch konnte ich durch Dore beſtellen laſſen, daß ich ihm dieſen, der im Moment der Aktion ausgeſchnitten iſt, nur liebe, bis ich einen anderen für ihn erhalten möchte! Darum brachte ich ihn den Töchtern, wo ich eine angenehme Stunde verlebte: ich fand die jüngere im Unterricht mit einem unbetagten Prediger: auch die ältere hatte heftig mit disputirt; und wollte de but en blanc, ich „mit meiner raſenden Klugheit" ſolle einmal entſcheiden — es war ein großer Streit über die Nationen, — ſie trug es mir vor, und auch ſeine Veranlaſſung, die ein Vorfall iſt: ich ſprach ſehr viel, und konnte geläufig und bündig ſprechen; das Hübſche war aber, daß Alle gut, ernſt und ehrlich ſtritten und ſprachen, und es eine ordentliche zu Ende gebrachte Diskuſſion war, die ganz religiös ſchloß, auf die freundlichſte, natürlichſte, leichteſte, wahrhafteſte Weiſe. Ich erinnere mich eines ſo ſinnigen, gut wirkenden Geſpräches von einer Stunde mit drei beinah fremden Menſchen kaum. Die Kinder waren ſehr ehrlich und brav, der Prediger erſt acharnirt, wurde es aber auch. Sie unterrichteten immer ihn, wie ein Prediger ſein müſſe; am Ende ſagt' ich: „Es macht Ihnen viel Ehre, daß Ihre Schülerinnen Sie unterrichten wollen, das zeigt, wie frei und gut Sie ſie belehrt haben." Erſt wurde er roth, und dann antwortete er, daß Geiſtesfreiheit das Erſte ſein müſſe bei jeder Entwickelung; ich nahm das Proteſtiren der Proteſtanten in Schutz; er „freute

sich sehr", meine „Bekanntschaft gemacht zu haben!" Ich weiß aber seinen Namen nicht. Der Minister will den Kosacken auf eine Tasse mahlen lassen; und muß mir meinen wiedergeben. Schenkst Du mir einen für ihn? Sie fragen mich sehr nach Dir, und wußten von Deinen Arbeiten, dem Ausschneiden. Dem Vater ließ ich sagen, ich freute mich, etwas zu besitzen, was er wünscht. Sie wohnen himmlisch: so beruhigend nach dem großen Garten; ganz still in schön gebauten Gemächern. Julchen empfindet's sehr. Lebe wohl, mein theurer, treuer, sehr lieber Freund. O! die Sehnsucht, das vergebliche Wünschen stellt sich ein. Deine R. R.

Seit der Börse weiß ich, daß die schönsten und sichersten Briefe aus Wien hier angekommen sind. Der österreichische Kaiser erklärt sich für uns. Ein Ultimatum ist an den französischen abgegangen, und wenn er in den Vorschlag nicht willigt, so marschiren die Oesterreicher. Auch ist der König von Sachsen nicht nach Regensburg, sondern wird den 14. in Dresden erwartet. Ein heilender Balsam auf meine rege tobende Herzenswunde. Die Wiener Briefe sind von Kaufleuten: aber sogar ein Bruder schrieb es dem anderen, und alle lauten so daher heute. Du siehst meine Emotion. Es hieß, in Oranienburg seien Franzosen, man schickt hinaus. Es waren Dörnberg'sche Gefangene; ein Dorf hatte sich geirrt; fünf Dörfer und Oranienburg kamen auf die Sturmglocke zum Kampf. Gott, welche Erschütterung! welche vielfältige Empfindungen!

Der Doktor Jänicke war lange hier, die drei Brüder und Graf Egloffstein waren hier, und da wurde gefragt, erzählt, kombinirt. Nichts hat mich beruhigt. O! Gott, wie schön ist Friede. So schön wie Jugend, Unschuld, Gesundheit, die man auch nur kennt, wenn man sie beweint. Die Bedingungen zum Leben! Gott! großer, nicht zu ergründender und zu fassender, schenk ihn uns! Unverhofft, als Wunder. Wie es die Menschen nicht verstehen. — Gestern ist der Hettmann — Platoff, glaub' ich — mit vielen Kosacken hier angekommen. Ach wär' ich schon in Breslau. Und immer weiter von Dir! — So verkehrte Wünsche muß ich haben. — Immer weg von der „Peterskirche", nun wirklich nach „Petersburg". Unglückliche Weissagerin! Verzeih mir Gott meine Furcht unter jeder Gestalt; denn so äußert sie sich. — Pfuel wink' ich tausend

freundliche Grüße! — Gott schütze Dich und uns. — Ich fahre mit Hans (der Schwägerin) zu Bouché. Wenn Du diesen Brief hast, bin ich vielleicht ganz glücklich wieder. Adieu.

An Varnhagen in Hamburg.

Sonnabend Morgen halb 12, den 17. April 1813.

Bei trübem staub-windigen, kalt-wärmlichen zugeschlossenem Wetter.

Gestern Morgen, mein theurer Freund, erhielt ich drei Briefe von Dir! glücklicherweise den vom 13. zuerst, dann den dicken auch von der Post; und dann den mit dem Kourier. Wie soll ich Dir all die Liebe, all die wahren Aeußerungen und Ausdrücke der Liebe danken? da ich doch mich so ganz dankbar fühle. Mit mir ist es so: nicht in einer That, nicht in Ausdrücken vermag ich zu zeigen, wenn ich mich dankbar fühle. Es bringt ein organisches Leben, ein Produkt in mir hervor. Ein neu Geschaffenes, nicht zu Zerstörendes, als mit mir selbst. Ich fühle mich lebendig angewachsen an der Stelle Deines Herzens, mit der Du mich auffassend liebst: ein wahrhafter Akt bringt in der Seele, wie in der Natur, einen andern hervor. Sei auch Du meiner versichert. Und kommen wir wieder zusammen, so wisse, Du liebst mit der treusten, aber unbefangensten Freundin. Mein glänzendstes freudigstes Glück werd' ich darin finden, Dich bei mir und mit mir in jeder Neigung, die in Dir keimen mag, frei, und bei mir Dich sicher zu wissen: und so reich in innren und äußren Gaben, als ich sie mitzutheilen, Du sie aufzunehmen vermagst.

Den 14. und den 15. war ich etwas beruhigter. Gestern und heute wieder sehr bewegt. Von allem. Wenn ich Gutes thun will, wenn ich beten will oder kann: von was ich höre. Vom Guten auch. (Gestern bracht' ich die dänische Nachricht gleich auf die Ressource; es war die erste und einzige. Mache künftig solch ein † Kreuz bei einer Neuigkeit, die ich nicht sagen darf. Sonst theile ich sie zur Ermunterung und zum Trost der Welt gerne mit.) Heute wird Spandau sehr beschossen; gestern kam noch viel Artillerie, und schöne gesittete Leute; heute kommen noch Infanterie, Jäger und Husaren

(von uns); aller Sorten gehen täglich ab, und durch. Gott verlaß' uns nicht! Was Minister Stein ist und soll, wirst Du in der heutigen Zeitung finden: nicht aber, daß er die Herren von Klewiz, Küster, Heidebreck und unsern Stägemann nach Dresden berufen hat, zur Organisation wiederzuerobernder Länder. (Mit zitterndem Herzen schreib' ich solche voreilige Phrase, ehe sie uns Gott erlaubt hat.) Lauter Staatsräthe. Eine mir bürgbafte Privatnachricht sagte uns gestern, daß großer Ernst mit Stettin gemacht wird, und wir es bald erstehen werden — mißverstehe diesen Ausdruck nicht: ich meine mit schweren Blutkosten. Man sagt seit gestern für sehr gewiß, daß Napoleon den 3. von Paris nach seiner Armee gereist ist. Den Ort nannte man nicht. Prinzeß Wilhelm soll gestern Nachricht gehabt haben, daß bei Möckern wieder etwas Gutes für uns vorgefallen ist. In Polen muß es wieder zur bessern Ruhe neigen. Der alte Victor in Posen hat schon vor acht Tagen die Familie, die in Schlesien war, zurückkommen lassen; es soll mit uns verwandt werden: das freut mich nicht. Kriegesflamen!

Wegen dem Hamburger Korrespondenten, mein Freund, kann ich Dir heute nichts Bestimmtes sagen. Ich habe zu Stägemann geschickt, er ist noch hier; und wenn ich mit Graf Egloffstein, den ich mir habe rufen lassen und der nicht zu Hause war, werde ohne Erfolg gesprochen haben, werde ich Stägemann um eine Unterredung bitten, und mit dem das Nöthige absprechen. Es ist sehr schwer, einen guten Korrespondenten hier jetzt zu ergattern. Alle noterische Menschen sind weg; ein diplomatisches Korps existirt hier nicht, Gesellschaften auch nicht: ich dachte gleich an Pitt Arnim, aber der ist mit Jacobi-Klost nach London; hast Du ihn nicht gesehen, oder kommen sie erst? Sogar Alexens Haus hört nun auch auf; Stägemann, Kiesewetter, alles ist weg und geht. Nun wäre wohl Bartholdy noch, nur dem gönne ich's nicht so sehr; er ist wohl wissend, und exakt, und stöbert genug umher; aber seiner Kritik trau' ich nichts. Es muß doch ein Mensch sein, der an die Prinzessinnen kommen kann, an Börse und Kaufmanns-Ressource — eine große Quelle —, der schreiben kann, und keine einseitige verblindende Gesinnung hat. Ich wähle also Egloffstein, wenn er will: den Hof, die Stadt, das Casino hat er: Börse und Ressource will ich ihm schaffen. Wenn ich ihn werde gesprochen haben, schreib' ich Dir noch den Erfolg hiervon.

Bei Schleiermacher und Friedrich August Wolf frag' ich minder gern; die empfehlen mir einseitige gelehrte Bürger ohne Relationen, und auch dies jetzt sehr schwer. Alles ist weg, und geht. Ob ich reise, weiß ich immer noch nicht. Die Elbe entscheidet es noch immer. Ich fürchte zu reisen; bin in Breslau sehr allein, — (hier hab' ich doch noch die Geschwister, bis jetzt; wir laufen ewig zusammen: da jetzt alle nur ein Interesse haben: Neues von der Armee. Sie grüßen Dich alle mit großem Antheil. Ich zeige ihnen meine Geschenke) — und immer weiter von Dir; von den Nachrichten; bang, und schwacher Gesundheit. Doch will ich zu jedem, was geschehen muß, schon Kraft finden: die nöthigsten Mittel dank' ich Dir. Wie gerne Dir! Apropos, wenn Du mir den Wechsel fällig zum August schickst, so muß er so eingerichtet sein, daß ihn auch Markus — denn der soll es, weil der sicher hier bleibt — heben, oder streng kann einfordern lassen. Das Messerchen und Scheerchen find' ich göttlich: alles was vollendet ist, kann mich sehr entzücken. Bist Du böse? Ich prahle recht damit: sage, es ist die erste Sendung, der General habe es Dir geschenkt, und wisse, daß Du mir es geschickt hast. Darfst Du ihm das sagen? Sage ihm, wenn er auch nicht in Kupfer stechen könnte, so wär' ich überzeugt, er könne schreiben; Leute wie er, wären auch zu Papier natürlich; und da schriebe er ja gewiß nur seine liebreichen, launigen, ungezwungenen und daher ganz vergnügliche wohlthuende Gespräche ab. Und ich bedaure auch die Freunde und Freundinnen, die er im Felde vernachlässigen muß. Sieht Pfuel noch so gut bei seinen vielen Arbeiten aus? Gott! nun geht ihr bald Alle in's Feuer. Reitest Du denn? wie ist denn das? und Dein Uebel? Grüße Marwitz: und sag ihm, bis nach dem Frieden kein ruhiger Herzschlag. Könnt' ich Dir doch auch etwas schenken! Das braune Zeug gefällt mir überaus. Sage Adelheid Goldschmidt, der Sopha wäre schön, und doch zum Lottern — sonst Wälzen genannt.

Von Friedr. Aug. Wolf glaubt' ich, er müsse böse auf mich sein: er hat mich aber gestern durch Minna Spazier (die heute Vormittag zurückgereist ist, und seit dem Sonntag hier war: ich sah sie Dienstag, gestern, und heute einen Augenblick: sehr verwirrt, dick, und zu bedauren: sie war auch entzückt von Deinem Gedicht in der Zeitung) grüßen lassen; nun werd' ich ihn auch nach der Novelle fragen, und Dir berichten. Deine Bücher hab' ich zu Deinen Sachen gelegt. Du glaubst nicht,

wie ich mich mit den Geschenken von Dir freue; daß Du sie mir machen kannst. Ich prahle damit. Moritz ist ganz vergnügt betreten drüber. So magst Du Dich ewig rächen! Denk Dir, die Frohberg hat abergelassen, und war wieder krank, und schreibt es dem Gram über unser gestörtes Verhältniß zu! so wie ich Dir danken kann und muß, verstehe ich dergleichen gar nicht!! Sie nimmt mich wie einen Hund in der Kegelbahn auf; kommt gar nicht zu mir, und will, will jammren, daß ich weg bleibe! Ich versichere Dich, wenn ich sie nicht sehe, wird sie mir fremder, unbegreiflicher, als etwa eine Feenseele, l'ame d'une fée. Was macht denn unsere Vallentin? sie hat einen natürlichen, leichten, allerliebsten Brief an Erneſtine geschrieben; ich grüße sie sehr! wir wünschen sie uns Alle. — Gestern Mittag aß ich bei Moritz, weil Line zum Abendmahl war, und ich nicht habe kochen lassen: und Abends aßen sie bei mir. Adieu bis Nachmittag! Ich will alte Hemden für unser großes altes Lazareth kaufen; und der Rücken thut mir weh. Deine Briefe waren sehr schön! Ich umarme Dich mit herzlicher Liebe! Wird uns Gott erhören!

5 Uhr.

Ich war unendlich umher und weit nach den Hemden; dann sprach ich Egloffstein in seinem Hausflur. Er will nicht; — dumme Ansichten, traut sich's nicht zu; hat mir aber einen unterrichteten Mann, einen Major empfohlen, der alle Tage bei unserem Gouverneur ist, hier bleibt, und in italiänischen Diensten ist; ich will den Mann erst selbst examiniren, morgen bringt er ihn mir: heute ist Egloffstein und die ganze Stadt nach Spandau, um es belagern zu sehen. Kein Halt war möglich. Gott, mich erschüttert das so. Man hört die Schüsse. Unsere eigne Stadt. Auch begegneten mir, so sehr ich ihnen auch auswich, dreimal gefangene Franzosen: ich kann das vor tausendfacher Bewegung nicht sehen! Möckern'sche waren es wieder. So komme ich aus der Gemüthsbewegung gar nicht heraus. In einer Agitation sucht' ich schon die Hemden. Mad. Friedländer, Hanne's und Ida's Mutter, sprach ich vor ihrer Thüre, sie haben aus Dessau gestern mit einer Estaffete Briefe vom Professor Kiesewetter gehabt: es steht alles gut da. Der Kronprinz von Schweden kommt ganz gewiß, Graf Goltz geht zu ihm, ihn zu komplimentiren. Es ist alles abgeschlossen; ganz gewiß. Nach Holland gehen die Hälfte, die andere nach Deutschland, im

ganzen dreißigtausend. Lebe wohl! und schreibe mir immer wo Du bist und hingehst. Gott erhalte euch! und sei uns gnädig! — Ein befestigtes Dorf, Hamm — glaub' ich —, vor Stettin, ist schon genommen.

An Varnhagen in Hamburg.

Dienstag Morgen 11 Uhr, den 20. April 1813.

Bei kühlem stürmischen Wetter, welches, ich fürchte, den Blüthen schadet, die schon heraus sind; obgleich nicht die meisten. Uebrigens ist das Wetter bei uns accurat wie Du eures beschreibst.

Für's Erste, Lieber! adressire meine Briefe an Moritz Robert, für R. R. Der läßt sie von der Post holen, und ich bekomme sie des Abends, anstatt den anderen Morgen. So witzig auch Deine letzten Adressen waren! für Kouriere sind sie sehr gut. Diesen Augenblick hat mich hier Egloffstein unterbrochen, den ich annahm um Dir eine Antwort geben zu können. Den Major konnte er — wie er sagt — erst heute sprechen; er hat das Anerbieten des Korrespondenten nicht angenommen; sagend, er fände sich nicht fähig dazu, und müßte ihn betrügen, weil hier keine Nachrichten kämen, die man dort nicht eben so früh wüßte und durch unsere Zeitungen erführe: ich sehe aus dieser Antwort, daß der Mann wirklich nicht dazu fähig ist; denn sie ist nur zur Hälfte wahr. Bestimmt genommen, habe ich Dir schon gesagt, ist hier kein Mittelpunkt mehr, wo etwas hinfließt und ausgeht: jedoch kann manche Nachricht ungleich, durch Geschicklichkeit, Aufpassen und reges Besorgen früher zum Korrespondenten gelangen, als durch die Zeitung ꝛc. Heute, von jetzt bis 7, wo der Brief auf der Post sein muß, ist nun nichts zu machen. Ich will mir nun Stägemann zitiren, und mit dem das Nöthige absprechen, — plötzlich aber, wirst Du wissen, geht das nicht. — Kann der mir nicht gleich Auskunft, Rath, oder einen Menschen geben, will ich Wolf fragen. Glaub auch nicht, daß ich in diesen Tagen versäumt hätte, die zweckmäßigsten Erkundigungen anzustellen: die Menschen sind aber alle träge, konfuse und furchtsam. O! Mirabeau, wie recht hast Du gesehen: alle Tage bestätigt sich, was

lebendige Naturen auffassen und in eben solchen Momenten fest aussprechen.

Diesen Morgen muß ich noch nach Hemden laufen, die Markus giebt: ich muß es, weil ich mich keine Mühe, kein Klätern, keinen Weg, keine Anrede, und Rede mit gemeinen Leuten verdrießen lasse: weil ich denke, je schneller die Hülfe, desto mehr ist sie Hülfe: weil ich weiß, was krank schmachten ist; und keine Wäsche anziehen können, eben so halte, als keine anziehen haben. Unser großes Lazareth war in einem schrecklichen Zustand!! wegen unordentlicher Einrichtung und Deprädation. Kaum erfuhr es aber die Stadt, so war ein General-Aufstand. Jeder schrie, lief, und gab. Ich schrieb Markus, dieser Böhm, Böhm dem Civilgouverneur, die schnellsten Einsammlungen kamen in drei Tagen zusammen; vom neuen Lazareth wurde alles hingeschickt; alle Aerzte sammelten, fuhren mit großen Geldbeuteln: Wäsche aller Art, Betten, wurden nach ihren Häusern geschickt, Essen, wo immer hundertundfünfundzwanzig Frauen kochen ließen; keine schlief, keine ruhte mehr; — mir hat's einen großen Theil Gesundheit gekostet; aber ich bin gesund, und kann sehr laufen. Gestern lief ich darum von der Dreifaltigkeitskirche bis in die Landsberger Straße, heute wieder dahin. Ich schreibe dies mit Thränen in den Augen, und mit Entzücken über unsere Stadt. Den ersten Tag gaben Markus, meine beiden jüngsten Brüder und noch sechs Andere für hundert Thaler Wein, und noch dreißig Thaler, und Wäsche: die Juden, was sie nur besitzen: an die wandt' ich mein Geschrei zuerst. Die Herz ist unendlich thätig: ich sporne sie noch mehr. Nein, wie freut mich die Stadt! Kommt sie doch zu sich selbst; thut sie endlich wohl, wie es Jesus meint; und wie es mich peinigt, daß es nicht geschieht. Ach lieber, lieber Gott! Gäben doch die Christen so wie die Juden! dann wäre hier wenigstens keine Noth.

Welche Wehmuthswunden hat mir dies Lazareth geschlagen! welcher Zorn über Gräfe wüthete darin! Dieser junge Dummkopf ist schuld, dem war es überlassen; er hatte keine regelmäßige Art getroffen, ein Krankenhaus einzurichten, alles war auf Gerathewohl, und einem elenden Inspektor überlassen, ohne irgend eine Form: dazu kam, daß es für achthundert war, und wir mit einemmale zweitausend hatten! Reil nimmt sich der Sache jetzt an; ich will heute noch mit Böhm sprechen: ich

habe keine Ruhe! Der Deutſche Beobachter findet hier den größten Beifall: und ich behalte ihn niemals! Alle Herren in der Stadt leſen ihn. Was Du darin geſchrieben haſt, freut mich in der Seele. Behalten wir Herz, das innerſte Wollen, und unſer Urtheil rein, und heißen wir meinetwegen Vandalen, Irokeſen! Lieber guter Auguſt! in jetziger blutigen Zeit iſt es gewiß recht nöthig, gieb Dir rechte Mühe, Du kannſt alles, und ſchreibe ein Wort über Lazarethe! Nicht wegen unſerer letzten Kataſtrophe allein. Schon lange drückt mir eine Reil'ſche Ausſage, und mehr was ich von Lieferanten erfahren habe, das Herz! Reil ſagte nämlich, als die Frauen hier ihr Lazareth errichten wollten, es helfe alles nichts, wenn ſie nicht ſelbſt wirthſchafteten, und der ganzen Oekonomie und Pflege vorſtehen wollten; in keinem Lazareth in der Welt bekämen die Kranken, was ſie ſollten. Der muß es erfahren haben. Sag es recht populär, recht eindringlich, welche gräßlichſte Sünde eine Betrügerei an Kranken ſei! daß jede Stadt, die den Namen verdienen will, eine Kirche in ihren Mauern haben, an göttliche und menſchliche Gerechtigkeit Anſpruch haben will, daß ſie ihr geſchähe, die beſten verehrteſten Bürger aus ihrer Mitte dazu hergeben muß, ſolche Werke zu unternehmen und ihnen vorzuſtehen; daß kein Lieferant und kein Inſpektor reich werden kann. Nenne unſere Stadt ja nicht: aber ſage, in den beſtgeſinnten und vornehmſten gingen noch Gräuel darin vor; alſo muß ganz Deutſchland, ja die Welt ſich gefallen laſſen, Ermahnungen darüber zu hören; und durch die That ſie beherzigen. O! Auguſt, ſprich darüber: Du biſt auch Arzt, und kennſt die Lazarethe und ihre Einrichtungen! Du ſiehſt, ich bin ganz attakirt davon, und kann nichts ſprechen! Egloffſtein ſagte, ich glaub' es noch nicht, der Vicekönig ſei in Halberſtadt, und Davouſt in Helmſtädt. Lieber Auguſt, wie dehnt ſich alles! Wann kommt man zum Leben; lauter Bereitung; Du biſt ſchon mittendrin, und legſt nur zurecht: ich — aber viel habe ich erlebt, und bin an Höheres gewieſen, das iſt auch viel und groß, wenn auch nicht leicht und angenehm. Du ſchreibſt mir hierüber ſehr richtig, theurer Freund. Wenn Du Pfuel und den General nennſt! Ach wir wiſſen alles! Wir wollen aber fleißig und ſtark bleiben. Das Leben iſt eine Arbeit, die man aufbekömmt; und eine davon beſteht darin, es verſtehen, ertragen und ergreifen zu lernen; es nicht zu ſchätzen,

weil es im Allgemeinen und Einzelnen unsicher ist; und es sehr zu schätzen, weil es eine Probe zu einer Existenz ist, und alles was wir kennen, und womit wir das Mögliche errathen.

Wenn es nur den General nicht ärgert oder stört in der völligsten Thätigkeit, daß Wallmoden kommt! Daß Du die Herren kennst, ist sehr gut. Grüße Nostitz, und stelle Dich gut aber fest mit ihm: ganz eingenommen bin ich nicht von ihm: er ist zu angebrochen und zerstreut schon, von dem, was man Derangirtsein nennt; und mit sehr großem Recht so nennt, denn dies derangirt alles. Ich danke Dir für alle Deine liebe Liebe! und daß Du mir graues Zeug schicken willst. Gott behüte! erst habe selber mehr, ehr ich so oft nehme! Wie freut mich Graf Tregeff's Aussage. Gott gebe meinen geliebten Landsleuten Muth und Bescheidenheit. Unser armes Land leidet entsetzlich. Jeder Kerl geht mir in die Seele! Bauerndörfer! Aber sie benehmen sich wirklich noch gut! Alles hat Muth, Willen, und hilft in jeder Art. Auf der Gasse kann man's hören, bei jedem Vorübergehenden, das Papier ist zu klein zu allen Anekdoten! Jünglinge verzweifeln, die nicht mit sollen; übernehmen drei, vier Posten und Stellen für ihre Brüder, und sagen, sie überleben die Schmach doch nicht. So ein junger Liman von siebzehn Jahren, der Apotheker ist: so ein junger Ernst, und tausend, tausend! Nur, Gott! Bescheidenheit, nicht Prahlerei, und nicht den Feind gering gehalten. Spandau wird Tag und Nacht beseuert; ist schon sehr eingeschossen, nämlich die Festung, nicht die Stadt. Es ist ein Waffenplatz, und ungeheures Pulver drin, da zielt man hin. Wir haben erst neun Todte und Verwundete. Was Du mir von Hamburg schreibst, freut mich ungemein: und nicht allein, weil Du mir Recht geben kannst, und wir nun darüber gleich denken; sondern weil Du mich belehrst; und deutlich sagen konntest, was ich sehr witzig fühlte, ohne den Ort gesehen zu haben. Es kamen mir immer von dort her nur rohe Theile entgegen, das konnte man wohl merken; eben weil sie sich als Bestandtheile nicht durchdrungen und erforderlich gemäß auf einander gewirkt hatten: eine rohe Stadt, wirst Du Dich erinnren, nannt' ich sie vorzüglich; so muß sie Deiner Angabe nach sein, und so wirkte auch alles, was mir von dort zukam, auf mich ein. Du hast es sehr erschöpfend und einfach ausgedrückt, worin dies besteht, und was es zuwege bringt. Adieu, lieber, lieber August! Ich muß nach Hem-

den, und soll dann bei Moritz essen, und mit Erneſtinen um vier Uhr in die Garniſonkirche, eine Muſik von Zelter, für's Vaterland die Einnahme, hören. Morgen wird ein großer Charivari Vormittags im Opernhauſe gegeben, auch für's Land, da gehe ich hin: will ich nämlich: zum erſtenmal; heute ſchrieb mir Moritz, ich möchte, der hat Billete. Gott ſchütze Dich! Schreib mir. Ich bin in Liebe bei Dir! Völker, kommt, helft uns! bleibt nicht ſo lange. Gott lenke der Kaiſer Herz! Adieu! Alles Freundliche an Pfuel; und ſchöne Grüße dem General. Deine

R. R.

An Varnhagen in Hamburg.

Freitag Mittag halb 3, den 23. April 1813.

Windig, kühl, warm, trüb, hell.

Einen Moment hab' ich mich auf den Sopha gelegt, um zu athmen; ſo eben kam ich nach Hauſe: wieder um Wäſche zu kaufen; als ich aus dem Entrée ging, und ein halb Pfund Thee eingeſteckt hatte, ihn der Cohen zu bringen, ſteht ſie vor meiner Thüre; ſie brauchte ſich nicht auszuruhen, weil ſie bei Mama geſeſſen hatte; ſie ging alſo, oder ich mit ihr, bis vor ihrer Thüre; denn ich mußte nach dem Neuen Markt. Ich ſagte ihr, ich hätte den Thee geſchenkt bekommen; aber nicht von wem; ich konnte den Eindruck nicht berechnen; ſo machte es ihr Vergnügen, und ſie nahm ihn edel und mit Grazie an. Ich gab ihr nur ein Viertel von dem, was ich von Dir habe, und nicht die Hälfte, weil ich weiß, daß ſie dieſen Artikel grade weniger braucht, als ich: und ich ihr wieder davon mittheilen kann. Geſtern Morgen ſchickte mir Hr. von Ompteda den Thee und Deinen Brief. Gott grüß Dich, lieber Guter! der erſte iſt ſehr ſchön, der Brief auch voller Liebe; und geht als guter Samen in meinem Herzen auf! Deine Nachrichten und Papiere erfreuen und beleben uns Alle hier: wir machen uns ganz beliebt damit. Kannſt Du es wohl ohne vielen Aufwand von Anſtalten wohl dahin bei Tärel bringen, daß er mir dies Blatt, auch wenn Du weg biſt, mit Gelegenheiten ſo oft als möglich ſchickt? oder iſt dies ein unſinniger Vorſchlag? Ich

denke hier von weitem, solch Blatt ist er Dir schon schuldig! Niebuhr's, denke Dir, hab' ich noch gar nicht gelesen. Thut nichts! Von Kotzebue las ich einige, und nun will ich nicht: der schreibt nicht für mich. Sage mir, englischer Auguſt, warum iſt Doktor Jänicke erſt den 18. angekommen? Und warum haſt Du meinen Brief noch nicht, worin einer von Cotta liegt, den mir Hitzig mit zehn Friedrichsd'or brachte; die ich natürlich noch habe; und Dich nur gefragt habe, wie viel ich Eberty zu bezahlen habe. Ich größter ſtrafbarer Eſel habe meine Briefe doch nicht nummerirt. Dieſer alſo, ſoll der erſte ſein, und ich will die Nummern und Datums in ein Büchelchen einſchreiben.

Den 20. bin ich bald geſtorben: da erfuhr ich unter ununterbrochenem Schießen, Spandau ſoll um 6 mit Sturm genommen werden. In der Kirchenmuſik ſchlägt es 6: und mir vergeht das Herz, aber nicht die Beſinnung! Nun hatte ich gehört, ein Spion wäre herausgekommen, und habe berichtet, wir ſollen um Gottes willen nicht zum Oranienburger Thor hinein, da wäre eine Mine. Da ich nun den Franzoſen alle Wachſamkeit zutraue, hielt ich das für ruse. So ſchießt es immerweg. Um halb 10 entſteht das nahſte entſetzlichſte Geknalle, ich höre Gewehrfeuer: man ſtreitet es mir ab: die ganze Stadt kommt in Aufruhr, alles ſtrömt nach Spandau, alles vor den Thüren, auf der Gaſſe. Ich denke, Unſere ſind verloren! Auch war Sturm; nun wird ſeit der Nacht nicht geſchoſſen und ſie kapituliren. Mit dem Gewehrfeuer war es richtig: das Knallen waren ihre Kartätſchen. O! Gott! die Angſt war Sterbenoth. Dafür haſt Du mich geſtern erfahren laſſen, daß Thorn über iſt (der General iſt ſchon hier aus der Feſtung), und manches andere Gute. Auch habe ich heute wieder einen Brief von Dir mit der Poſt bekommen, mit dem Wechſel. Liebes Kind, wovon lebſt Du denn? wenn Du erſt jetzt Gage bekommen haſt? Beruhige mich! Und glaube, ich verſtehe jedes Herzenswort aus Deinen Briefen, es mag ſo geſchäftlich gekleidet ſein, als es nur will: iſt die ganze Welt nicht doppelt? haben wir nicht einen zerſtörbaren, pflegenöthigen Körper? Iſt der wir, iſt er's nicht? Suche, geliebter Freund, wenn auch nicht gleich und ſtürmiſch, wenn es Dir nicht ganz um den Gehalt ſein muß, in ruſſiſche Dienſte zu kommen; einer großen, ſchon beſtehenden Macht einverleibt zu ſein, iſt in allen zutreffenden Fällen beſſer. Dem General

können wir nicht dankbar genug sein! auch soll es nie daran fehlen! Ich bin sehr erfreut, daß Du Bentheim geschrieben hast. Ihn liebt mein Herz, und möcht' ihm jedes Wohlsein verschaffen. Adieu für jetzt: ich geh' zu Markus nach Börsennachrichten; morgen, oder heute noch, mehr!

Sonnabend.

Recht kaltes, bald helles, bald dunkles Wetter.

Gestern mußt' ich — aus wahnwitziger Karakterdummheit, weil ich es ihr nicht sagte, sondern sie immer zog, glaubend ihr Wuchs hindere sie — mit der Cohen so langsam gehen, daß ich eine Kälte faßte, nämlich an meinem heillosen Magen; und der inkommodirte mich denn den ganzen Tag. Ich aß gleich noch weniger, als jetzt immer aus Unruh, und blieb zu Hause; heute auch: Schmerzen habe ich gar nicht; ich fühlte mich nur beengt, gespannt, kalt, und gereizt, daher noch herzpochender, zagender und unruhiger als sonst. Also ängstigt mich heute unsere Zeitung; als Verkünderin einer von den nächsten Entscheidungen. Kein Wort mehr! denn diese sind schon lange, lange zu viel!!!

Mlle. Schmidt, die Sängerin, reist dieser Tage nach Dresden, um nach dem Mannheimer Theater zu gehen, als Mitglied: da werde ich ihr ein Wort an Frau von Grotthuß mitgeben; wozu ich bis jetzt, vor Gemüthsbewegung, und Erschütterungen, und ganz aufgeregtem Körper, nicht kommen konnte. Könnt' ich doch Varnekow'n schreiben! der denkt, ich bin treulos: und mich verzehrt der wüthende Krieg. Ja, laß mich ihn schimpfen. Wie kommt er noch unter schon vernünftige, wissenschaftliche, sanfte, religiöse Menschen? bei denen alles mit Worten sollte können gemacht werden! Sage dem Grafen Hahn, ich glaube unser lieber Freund (Varnekow) sei noch in Königsberg: und ich würde suchen ihm zu schreiben. Bitte ihn, daß er es unterdeß thue: und, ist es möglich, schreib ihm auch ein Wort. Der Wiener Bartholdy ist in Breslau angekommen: und, wie mir seine Schwester Lea in der Kirche sagte (die nach Hrn. von Eufe fragte und ihn grüßen ließ), im Generalstab. Der Mann der Frau, die Dir geschrieben hat, sie müsse Dich ohne Brille sehen (Humboldt), hat seinem Freunde, und ihrem, dem Arzte (Kohlrausch) hierher geschrieben, er verlebe jetzt die glücklichsten Tage seines Lebens! ist

das gute augure? meint er alles, oder nur sich? Du siehst heute meine Angst, mein schwaches Herz, aus jedem Wort! Ach August! ängstige Dich nicht über mich! Und sei nicht böse. Ich mag, ich kann mich nicht verstellen; und meine Feder muß noch wahrhafter sein, als meine mündliche Reden. Hanne und Fanny sind ganz erstaunt, besonders gegrüßt zu werden: und alle Geschwister grüßen Dich freundlich wieder. Ich sehe keinen Menschen, als die Geschwister, Nettchen und manchmal die Dokterin Wolff, weil mir die einen milden, frohen, guten Eindruck macht, wie sie selbst ist: vor den meisten Naturen scheue ich mich jetzt sehr: ihre rohe Meinung und gemeine Aeußerungen verletzen meine krankhafte gereizte Seele, die äußerst gespannte, zu sehr. Kosmely, dem ich den Morgen auf der Straße begegnete, und einlud, besuchte mich gestern Abend: er ist milder, ruhiger, äußert sich gelassener, ist reinlicher, besser gekleidet; und für den Geruch erträglich geworden, also mir ganz lieb: er will mir heute seine griechischen Reisen gedruckt bringen. Er war gestern mit allen Markus'ens und Merip'ens hier zusammen. Die letzteren aßen dann gewärmten Braten hier, den ich ihnen halte. Ich glaube, sie besuchen mich aus Mitleid oft. Wir sehen nur uns. Stägemann war weg, als ich ihn zitiren wollte. Auch mit dem Geheimrath Wolf habe ich deßfalls gesprochen. Auch er findet es schwer, solch einen Mann zu schaffen: aus denselben Gründen, die ich schon anführte: so antworten mir Alle, die es nur verstehen, und die ich habe anklopfen lassen. Eglofstein sein Mann; und noch ein sehr Gewandter: der mir sagen ließ, die nichts wüßten, führten den Hamburger Korrespondenten an; und die, welche etwas wissen könnten, würden sich nicht dazu verstehen. Es sei aber durchaus jetzt hier nicht der Ort. Sollte mich das Ungefähr etwas entdecken lassen, so soll es mich allert finden. Mehr kann nicht geschehen. Der Geheimrath Wolf ließ mich schon Dienstag fragen, ob er Dir noch nach Hamburg schreiben könnte, und schickte mir dann doch nichts: ich sprach ihn dann an der Stechbahn: heute hat er mich dasselbe fragen lassen: worauf ich ihm Deine Adresse schickte. Vielleicht schickt er mir aber seinen Brief. Der Schlegel ihr zweiter Sohn, Philipp, ist auch unter den Jägern. Wie geistvoll ist Friedrich Schlegel's Geschichtsbuch oft wider seinen Willen, und wie ganz kindisch willkürlich: so ist es auch nur stellenweise — ganz seine Art — gut geschrieben; und sehr

oft äußerst schlecht. Ich lese noch immer daran! O! Gott des Friedens, wann werden wir wieder lesen?

Lebe wohl, einziger theurer Freund! Vielleicht füge ich noch ein Wort hier zu, nach der Börse. Ich will versuchen, an Frau von Grotthuß zu schreiben.

Nach Tische, 4 Uhr.

Nichts habe ich gehört, mein Freund, als tröstliche Nachrichten von Humboldt, aus seinem Orte her (Wien). Mein Herz will sich heute nicht beruhigen. Verzeihe! Ermuthigen sollt' ich Dich: ich bin schändlich, ich weiß es. Adieu, Lieber! Ich habe der Grotthuß geschrieben: wenig, einen gebrochenen Bogen voll. Auch nur Angst. Nämlich, nur Kriegsabscheu. Adieu! Morgen ein Brief von Dir. Deine

R. R.

An Varnhagen in Hamburg.

Berlin, Dienstag, den 27. April 1813. Mittags 1 Uhr.

Heller, warmer Sonnenschein, und doch Wolken und Wölkchen am Himmel. Lerchen in den Straßen übertönen alles jetzt. Blüthen strotzen vor Frische und Jugend des Moments.

Endlich geht Egloffstein und Moritz! Ich konnte vor Müdigkeit nicht mehr weiter leben (habe ein weiches Ei genommen und ein Glas Champagner, den mir Moritz Sonntag verehrte); weil ich in drei Nächten auch nicht geschlafen habe. Zwei Tage waren sehr schöne, muntere Kosacken in unserem Viertel, die Ostern hatten, und nicht wenig tobten. Sie sangen und schrieen, und pochten an den Häusern bis 2 Uhr nachts, und um 5 stellten sie sich schon unter meinem Fenster, wo sie ihre Pferde anbanden. Meine Scheiben glaubt' ich entzwei: ließ aber doch die Laden bis 9 Uhr zu, wo sie abritten. Diese Nacht um halb 4 klingelte Mad. Rieß, bis ich erwachte: ein Kobold-Lärm ging los: sie schrie wie Mord, Stühle fielen, viele andere Weiber, zwei Männer schrieen, er schwermethet; zuletzt drunter, um 5 höre ich einen Wagen: ich, zu krank

nachsehen, klingele Dore, und lasse nachsehen, weil ich denke, es ist ihr Arzt, den man geholt hat. Es ist der Miethsfuhrmann von drüben: und sie fahren mit allen Verräthen nach Spandau, wo heute Berlin hin zieht: denn es ist über. Heute zogen sie aus: siebentausend Gewehre, viele hundert Zentner Pulver, hundertfünfzig Stück großes und kleines Geschütz. Ein Baurath, der wegen der Tämme schon gestern draußen war, hat meinen Brüdern versichert, solch ein Zerschießen geschähe nur selten. Noch wenige Fuß, und alles Pulver, Spandau, Stadt, Besatzung, Menschen, und vielleicht Belagerer, wären in der Luft gewesen. Drum zogen sie ab: und darum wurde es bewilligt. Ein Kapitain Ludwig soll Wunder gethan haben, und einer der ersten Artilleristen sein. Nur sechszig haben wir Todte und Verwundete zusammen. Reil hat zwölf im Klinikum; Einer davon stirbt nur. Mit zerhacktem Blei schossen sie heraus! das soll Unrecht sein. Man sieht's an den Wunden. Drei Tage wurde es doch nur belagert. Meine Seligkeit kannst Du Dir denken, daß der Gräuel aus ist. Wie habe ich Gott gedankt!!!! — Ich habe die Mädchen beschenkt. Eine Kleid, Dore Tuch; eins meiner besten, für sie ein unerreichbares, ein türkisch Shawl. Könnt' ich nur auch Gutes thun, da dieses Gräßliche noch so glimpflich ging. Unsere brave unterrichtete Artillerie von Spandau wird anderweitig gebraucht. Mir ist Gott so gnädig jetzt: und ach! nur selten fühlt's mein Herz einen Moment. In meiner Jugend hatte ich keinen Freund, und keiner erkannte mich: jetzt habe ich Dich, dem ich alles, und mich vertraue, der mir das Leben zum Engagement macht; Du kannst mir auch geben, daß ich im äußersten Fall weg kann: giebst mir Ueberflüssiges so gern! Ich selbst kann noch helfen und mittheilen! Der erwägende Richter hat mein Nothgebet, mein Geschrei, meine windende Angst wegen Spandau erhört! Ich habe so viel Glück und Gnade. Ach! Ach! und bin so unruhig, so unselig! Aber sei ruhig! Daß Du vergnügt, muthig, ruhig, glücklich bist, ist mir alles; giebt mir Muth, den einzigen Muthstrahl durch's Herz!

Sogar von Dir kommt jetzt die zärtlichere, aufmerksamere Behandlung meiner Geschwister! von Moritz und Markus; Louis ist unpersönlich. Daß Du mir geben kannst, imponirt ihnen weniger, als daß es sie beruhigt und freut, über unser ganzes Verhältniß. Deine Lage imponirt ihnen; Deine Thätigkeit: besonders Deine übernatürliche Liebe und Anhänglichkeit

an mich. Und Deine Verbindung freut, unterhält und beſchäftigt ſie. Vier Briefe habe ich ſeit vorgeſtern von Dir. Den erſten Morgens, vom Portier der Stadt Rom, mit Nanking, worüber ich auch nur dieſem eine Quittung ſchicken konnte, weil ich nicht wußte, wer ſie brachte.

Ich ſchrieb gleich an Niebuhr, und ſchickte ihm Deinen Artikel und Schlegel's Schrift, die er mir, wenn er ſie ſchon kenne, wiederſchicken ſoll, was er noch nicht gethan hat. Dann begegnete ich einem Herrn mit einem Lohnlakai in meinem Flur, der mir ein zweites Paket, mit Papier, überbrachte — es wird wohl Schede'ns Bekannter ſein, — ich hielt ihn für einen Geſandten, er wollte nicht mit hinein, ſagte, General Tettenborn hätte ihm das Paket gegeben, ob Du hier ſeiſt: ich legitimirte mich; er ging, ohne daß ich ſeinen Namen wußte. Geſtern Morgen brachte mir der ſo ſehr artige und gut deutſch redende Engländer Deinen dritten Brief von früherem Datum: er geht nach Dresden; ich habe ihn ſehr invitirt, und iſt er heute noch hier, will ich ihn Frau von Grotthuß empfehlen. Heute Morgen bekam ich durch den Poſtboten einen Brief von Dir, den ich hätte vorgeſtern Abend haben können, wenn Du mir ihn unter Moritz Adreſſe geſchickt hätteſt; mit der Nachricht von den übergegangenen fünfzig Sachſen. Ich denke darüber wie Du. Wenn Du erlaubſt, ſo ſchicke ich dem Zeitungsbureau, und nicht Hrn. Niebuhr, dieſe Nachrichten. Der gefällt mir durchaus nicht. Geſtern Abend las ich zum erſtenmale ſein Blatt. Wie hart. Wie verblindet. Wie hetzend! Nur Saragoſſa und Moskau! Die Welt mag untergehen, wenn nur ein wichtiger — unwichtiger — Geſchichtsparagraph daraus erſteht. So hart und ungefügt und unverſtändlich iſt auch ſein Stil. Wie ehre ich dagegen „Heeresgeräth"! Religion iſt Vokal, und Geſchichte Konſonant: und wie klar, wie verſtändlich iſt das Stück Geſchichte darin vorgetragen! wie nirgend. Und die milde, ganz edle, nicht aufgeputzte Bücherſinnung! Jenem lieſt man an, daß er ſich die Welt weiß auf ſchwarz zuſammengeleſen hat. Pfui! Ich freue mich Deiner Freunde, und Freude darüber. Gott giebt uns und Dir Segen! Hrn. von Reſtitz die freundlichſten Grüße! Er ſoll an unſeren Freund denken, der nicht mehr iſt. — Ich bin zu müde. Geſtern war ich dreimal bei Weltmann's, weil das dumme Dienſtmädchen zweimal ſagte, er ſei aus: dann ſchrieb ſie mir: und es verhielt ſich ſo, daß er ſeit ſieben Wochen

ganz zu Bett an Gicht in der Hüfte liegt, und seit neun Monaten nicht aus war. Sie sind sehr dankbar: sie hat mir heute bei diesem Briefe sehr lieb geschrieben; thu das Mögliche: sie hoffen wenig! Ich werde sie manchmal besuchen: sie wohnen, wo Johannes Müller wohnte, im George'schen Garten. Dank für den sehr schönen Rankin! Dank für alle Deine Liebe! Auch ich sehne mich oft so sehr. Aber Gott führt uns wieder zusammen. Jetzt hoffe ich. Lieber, Lieber! warum bist Du mir so gut? ich bin doch oft so häßlich, z. B. so fürchtet sich doch kein Mensch wie ich! Und mehr Ungraziöses.

Höre die schöne Anekdote! Eine Gesellschaft Frauen machte auch in Breslau eine Sammlung für unsere Sache: alle gaben; ein Mädchen war dabei (Fräulein von Schmettau), die gab nichts; sie konnte auch nichts geben, alle wußten's auch; sie hatte nichts. Sie geht aber weg, und kommt mit drei harten Thalern wieder, die sie giebt: alle wundern sich. Weg waren ihre Haare, die ihr sonst einmal ein Haarkräusler abkaufen wollte, und dem sie sie nun gelassen hatte. Augenblicklich kaufte die Gesellschaft die Haare zurück, die schönen, langen, blonden; ließ Ringe davon machen, und die werden wieder für unsere Sache verkauft. Der Geheimrath Crelinger hat ein Dutzend hierher gebracht, die theuer verkauft werden. Es ist nicht viel, seine Haare zu geben: und doch ist die Geschichte so hübsch. Der Emotion wegen, die das Mädchen, die Frauen, gewiß hatten, und des lieben Willens und unserer Emotion wegen. Nicht wahr? laß sie drucken. — Goethe ist, wie Du in Niebuhr's Zeitung lesen wirst, in Dresden: Gott sei gelobt in Ewigkeit. Was mag der denken! Manches denk' ich mir. — Die Sonne duckt: heute gehe ich zu Kommandanten-Bouché. Mlle. Schmalz reist morgen zu der hohen Gesellschaft nach Dresden, auf drei Wochen. So schließt sich das Lebensinteresse selbst an den Tod.

Gestern sollt' ich mit Moritz'ens bei Mad. Jakobowitsch essen, war aber zu schwach, und ging um 6 hin, mich entschuldigen, um 7 war ich das letztemal bei Weltmann's; die Jakobowitsch hat mich wieder zum Abend zurück — ich war aber zu matt —, ich sollte von meinen Freunden mitbringen, wer es sei, zu verschiedenen malen. Sie meinte Dich: sie ist galant. Denn als ich sagte, ich kenne niemand, alle meine Freunde wären in den Krieg — Campan ist irgendwo Präfekt, es steht in einer Zeitung — war sie ganz theilnehmend betreten, und

ſchien mich zu bedauren und meine Niedergeſchlagenheit zu verſtehen.

Haſt Du den Brief mit Cotta's Brief? Ich habe die zehn Louisd'or. Adieu, ich kann nicht mehr. Treu wie Du mir. Deine R. R. Dem,General die ſchönſten Worte! Frau von Wulffen's Brief iſt längſt in Potsdam. Nach der Börſe: man ſagt, Niebuhr habe den Befehl, nach Dresden zu kommen.

An Varnhagen in Hamburg.

Sonnabend, den 1. Mai 1813.

Mein wichtigſter Tag im ganzen Jahr: als des Jahres Geburtstag: (ich begriff ſonſt nie — jetzt denk' ich, es iſt wegen Chriſtus — wie es einem einfallen konnte, im Januar das zu veranſtalten;) als meinen — dies war aber eine große Nebenſache: außer, daß ich mir dachte, ſolche Luft ſchöpfteſt du zuerſt, ſolche Gegenſtände kamen deinen Augen entgegen; und daß ich daher meine Sommerliebe leitete — weil ich nie den Tag, aber wohl den Monat wußte. Nun aber hauſt Krieg in Gras, Milde und Blüthen. O! beſänftigten heute des Himmels Mächte der Kaiſer Herzen! Wir haben, Deinen Berichten zufolge, accurat jeden Tag ſolches Wetter, als ihr dort. Seit vorgeſtern rumort und tobt hier ein grauer zerniger Nordoſtwind, ſchützt alle Blüthen vor Geziefer, ſchüttelt uns aber ganz vor Froſt zuſammen, und treibt uns halb Brandenburg in die Augen. Geſtern früh, mein lieber Auguſt, erhielt ich Deinen Brief unter meines Bruders Adreſſe: weil ich nicht glaubte, daß gerade den Dienstag einer unter dieſer Aufſchrift ankommen würde, hatte ich nicht hinſchicken laſſen, welches nun regelmäßig geſchehen ſoll; ſei ſo gütig, und ſchreibe künftig nur, für R. R., nicht meinen ganzen Namen. Du biſt wohl kindiſch, Lieber, daß Du Dich bedankeſt, daß ich Dich nicht vergeſſen habe mit Schreiben; ich ſchreibe Dir viel mehr, als ich Dir Briefe ſchicke! das ſollſt Du einmal ſehen, wenn wir erſt wieder zuſammen ſind! Ach! wenn uns nur Gott eine leidliche, nicht mit zu nahen Sorgen gedrückte Lage erlaubt: ſo will ich uns gewiß fleißig erinnren, daß wir zufrieden ſein können, und eben ſo aus allen mir nur zu Gebote ſtehenden Kräften dazu beitragen.

Aus meinem Dienstagsbrief wirst Du sehen, daß der Geheime Staatsrath Niebuhr schon weg war; den anderen Tag schrieb mir der Staatsrath Nicelevius einen artigen Brief in seinem Namen, worin er sich durch seine plötzliche Abreise entschuldigen läßt, mir nicht seinen Dank gebracht zu haben. Ich schickte ihm also gestern nichts; da alles vorgestern Abend schon in der Hamburger Zeitung stand. Man sagt hier — ich habe die Familie nicht gesehen — Schleiermacher schreibe sein Blatt unterdeß: gestern las mir Markus mit Gewalt — die Mad. Jakobowitsch und die Familie waren bei mir zugegen — etwas aus dem Blatte: und der Milde nach ist es auch von Schleiermacher: der, der schlechten Gesellschaft wegen, glaub' ich, leiser sattelt, wenn auch nicht um. Kein Wort über Oeffentliches, da man alle Stunden anderes und nichts Gewisses erzählt! Alexander soll in Teplitz gewesen sein, dies behauptet man zu gewiß, Reisende aus Dresden. — Was mich schmerzen muß, weißt Du: jeder harte Tritt auf unserem Erdreich!

Was soll ich aber alles über A. W. Schlegel's Schrift „Sur le système continental" sagen? Erstlich, lahm geschrieben: unfranzösisch, und ein paarmal, daher unverständlich. Dann so ohne Ueberzeugung, ohne Meinung. So geflissentlich, und doch so schlecht auswendig gelernt, und erstudirt; in den neusten Büchern, Aufsätzen, Zeitungen, und Meinungen. Er hat so wenig Scham als Urtheil! Er entblödet sich ja nicht, Emigrantensprache zu führen: und das Heiligste in unserer Sprache in unserem Sinn und Sein: „Denker", mit dem Worte zu bezeichnen, welches die Franzosen noch vor dem Abscheu von der terreur her, zum Schimpfwort entstellt haben, mit ihnen es philosophe zu nennen. Das Königswesen, welches aus ganz anderen Kräften und Kombinationen des menschlichen Zusammenseins hervorgeht, und heilsam hergeleitet werden kann, läßt er, als von den philosophes benagt, in seichten persönlichen Voraussetzungen schweben! und schwört, er ist ein braver Deutscher. Er wäre ein braver Mann, wenn er sich mehr zu sein unterstünde; und ein Mensch zu nennen, wenn er das dringende Bedürfniß dazu in sich fühlte. Du siehst, ich bin ganz empört.

Heute soll Stägemann zurückkommen. Was Du mir von Wolf schreibst, freut mich. Du schilderst mir außerordentlich den, der mit dem Vater seiner Geliebten klatscht. So sehe ich ihn ganz; kein Kontur, keine Schattirung noch Punkt fehlt. Auch das, was Du von Nostitz sagst, ist grundwahr, und mir

nicht unerwartet; ſo ſah ich ihn immer. Du ſprichſt würdig von Pfuel, das freut mich: und Deine Vorſätze genehmige ich ganz. An Klugheit und ſtarker richtiger Anſicht, ſehe ich, fehlt es Dir über unſer Schickſal nicht, — ſo nenn' ich Deines —. Kann das Glück zu ſolcher Haltung, zu ſolchem Sehen und Sein freundlich ſein, ſo will ich's loben, und mich gewiß in Fülle, die es freuen ſoll, freuen. Jetzt aber ſorge ich nur für den Krieg, daß der nicht ſchlecht geht! daß ſich Mächte nicht mißverſtehen und entzweien! daß kein Gräuel geſchieht. Doch ſtill! — Lebe wohl, bis nach der Börſe: ich will einen weiten Geſchäftsgang machen, wegen Verwahrung meiner Möbel, wenn ich gehen ſollte. Was dem General Gutes geſchieht, freut mich. Gieb meine Briefe weg.

Nachmittags 5 Uhr.

Mein Lieber, es iſt heute nichts, außer was Du in den Zeitungen leſen wirſt. Aber eine noch nicht offizielle Siegesnachricht durch mir bekannte Reiſende iſt hier. Bei Halle ſoll ein ziemlich ſcharfes Treffen geweſen ſein, zu unſeren Gunſten. Gebe es Gott! Lebe wohl und ſei geſchützt, wie es mein Herz für Dich wünſcht. Ich war heute Vormittag weit; (ich ſchrieb dies im Stehen, und nur mit Einer Hand aufgelegt,) ohne abſchlägige noch zuſchlägige Antwort.

Was macht Marwitz? Fouqué ſoll bei den äußerſten Vorpoſten ſtehen. Er iſt Lieutenant eines jungen Jägers Paul Ebers, von Unter den Linden, deſſen Mutter er geſchrieben hat, daß er mit des Sohnes Aufführung zufrieden iſt, und daß er Muth hat. Mad. Beer — die Schweſter dieſer Mutter — ihr dritter Sohn (der zweite iſt ſchon dabei) iſt geſtern heimlich zur Armee geritten; noch nicht ſiebzehn Jahr. Adieu, adieu!

Das Wetter hat ſich durch Regenwolken etwas gemildert.

An Varnhagen in Hamburg.

Dienstag, den 4. Mai 1813.

Warmes, windiges, schönes, sonnenduftendes Wetter. Vierter Brief. Den dritten vergaß ich zu nummeriren.

Heute, mein treuer theurer Freund, werd' ich nur wenig schreiben. Ich komme so eben 11 Uhr von Woltmann's, wo ich bestellte, was für ihn war: sie lassen sich beide herzlichst bedanken; und werden sich darnach richten. Gestern Abend gab mir Dore einen weißen, aber ungeräucherten Nachtreck, der mir die ganze Nacht Nervenreiz machte: und seit langer Zeit sie mich schlaflos zubringen machte; weyen mein Magen diesen Morgen empörter, als jeden andern war, und ich besonders federunfähig bin, wohl aber ausgehen und leben kann. Deine Liebe vermag ich Dir nicht zu danken! Wie alle Liebe mit keinem Dank aufgewogen werden kann. Bedenke, wie ich sorgen und fürchten muß für euch: für uns! Du kennst mich und alle meine Meinungen ganz; also kein Wort in diesem Briefe. Schreckliche Sorgen machte mir schon seit langer Zeit euer Winkel: denn ich sah der Völker Trennungen! und nun gar das letzte Ereigniß. Seit gestern haben wir hier Nachrichten von partiellen Kriegsvorfällen, die gut für uns sein sollen: hinter Leipzig und an der Saale. Du wirst, was man weiß, in den Zeitungen lesen. Reisende, hiesige, brachten es mit. Ich danke meinem allmächtigen Gott immer nur, daß es das Gegentheil nicht ist! Bei mir ist alles zur Reise bereitet; und ich bereite Vor- und Nachmittag. Nur Gesellschaft kann ich mir noch nicht schaffen. Mein lieber guter August, wenn Friede ist, seliger gottgesandter Friede: dann werden wir uns leicht vereinigen über unsere Lebensweise, und den Ort dazu: indessen ist es freundlich vom Glück, Dir schon jetzt solche Winke zu geben; so weit es mein unruhiges Herz erlaubt, erkenne ich es für uns Beide, und möchte schon jetzt etwas Dankbares thun. Ich bin ganz mit deinem Benehmen zufrieden: aber die Recension in dem Blatte lieb' ich nicht sehr; Du weißt! Auch weiß ich nicht, ob Stägemann damit gedient sein wird. Wenn es nicht recht etwas Besonderes ist, so schicke mir die Beobachter nicht mit der Post: es muß Dich ein Heidengeld kosten; und

ich will mich einmal erkundigen, ob es hier nicht doch noch etwas koſtet. Erſt aus dem Brief, den ich vorgeſtern von Dir erhielt, erfuhr ich zum erſtenmal, daß Du den meinigen, wo Cotta ſeiner drin liegt, erhalten haſt: wenn Du mir alſo dieſen Empfang ſchon Einmal angezeigt haſt, ſo iſt der Brief, worin er ſteht, verloren. Bei der Poſt kann das ſchwerlich ſein, da alle gut ankommen. Geſtern, als ich mit Moritz'ens zum erſtenmal im Thiergarten — ein wenig bei Kämpfer — war, war die Hofräthin Herz bei mir; ich will jetzt hingehen und ein wenig mit ihr reden, hören was die Börſe ſagt, und Dir Adieu ſagen. Heute vor acht Tagen — ſieh ihn nach — endigte ich meinen Brief als Todte; man hatte hier eine falſche, große, ziemlich ſchlechte Nachricht ausgeſprengt. Lege meine Briefe weg, wenn Du mich liebſt! Auf Wiederſehen!

Nach Tiſche, 4 Uhr.

Man ſagt, wir wären durch Tapferkeit des Generals Kleiſt und der Kleiſt'ſchen, in Halle: es ſoll ein Extrablatt herauskommen, erſcheint es früh genug, ſchicke ich es mit. Ich habe die Hofräthin Herz geſehen: ſie fragte mich nach den Freunden, war gut und natürlich. Adieu! Das Extrablatt iſt an den Ecken angeſchlagen, ſagt mir Markus, aber nicht zu haben. Schilling iſt bei Spener, und nehlt à la fortune du pot. Lebe wohl. Meinen innigſten Segen! Deine R. R. Ich laufe noch allerhand Gänge. Lauter Beſorgen: es iſt kühl und hell.

(NB. Dieſe Nachſchrift, auf beſonderem Blatte, gehört wohl einem früheren Briefe an.)

Dienstag, 5 Uhr Nachmittag.

Ich grüße Dich tauſendmal! bin zu echauffirt. Eben erſt geht Harſcher weg. Ich muß vor Zeune ſchlafen. Heute hab' ich mit Herzeleid mein Quartier aufgeſagt. Schlagen wir, ſo nehm' ich's wieder, wenn's noch nicht weg iſt. Aber jetzt bin ich in der Luft: und ſehr traurig auch darüber. Mach Dir nichts daraus, es iſt heute ſo. Doktor Behrens habe ich heute einen dicken Brief an Dich mitgegeben. Geſtern iſt

Graf Wittgenſtein abgegangen: heute kommt das Bülow'ſche Korps. Adieu, tauſend Grüße.

R. R.

An Varnhagen in Hamburg.

Freitag, den 7. Mai 1813.

Ich ſchreibe heute, mein geliebter Auguſt, weil ich übermorgen früh mit der Herz ihrer Schweſter nach Breslau reiſe. Und vielleicht morgen gar keine Kräfte mehr habe. In der Linie mag ich nicht bleiben. Für all Deine Liebe Millionen Dank. Für Deinen heutigen, geſtrigen Brief. Schreib mir keine Neuigkeiten für's erſte. Schreibe mir unter der Adreſſe — er ſoll ſie nicht erbrechen! — Liepmann Meyer und Kompagnie, für R. R. Schicke mir keine Zeitungen mehr. Nenne keine Namen, mache Umſchreibungen. Beſorge nichts, Du weißt, ich bin ängſtlich. Mehr Nerven habe ich nicht heute, ich mußte alles beſorgen, Wagen, Päſſe, alle genres. Vielleicht von unterwegs, vielleicht erſt von dort. Bier und einen halben Tag muß ich reiſen mit Fuhre. Guter Wagen. Alſo Adieu, Adieu, ein weiteres Adieu! Auch Du ſprichſt, Dich zu entfernen. Gott mag uns ſegnen, ſchützen. Reine, bewußte Liebe iſt ſo ſelten. Adieu. Mit Dore und Mujek reiſen wir; ſchlafen die Nächte in Städten. Adieu, adieu! Ich habe das Unmögliche zu thun. Adieu. Dein und Dein, und überzeugt von Dir.

Sonnabend.

Theurer, Geliebter! Ich habe keine Zeit, Dir mehr zu ſchreiben, auch keine Nerven; die Nacht nicht geſchlafen: ich reiſe nun dieſen Mittag. Wenn Du mich je geliebt haſt, ſchreibe mir nicht ehr, als bis Du von mir die Worte haſt: „Nun ſchreibe mir.“ Du kennſt meine Vorſicht in allem. Wundere Dich nicht. Nur ich bin hier ſo furchtſam; Du ſchreibſt weder hierher noch nach Breslau. Adieu. Dein im erkennenden Herzen.

Mittags 12 Uhr.

Ich bin viel beruhigter, Auguſt! Einziger, ächter Freund! Sei Du es auch. Ich war wegen einem Paß bei Bombelles, der mich ſehr beruhigt hat, und abſichtslos: alſo um ſo mehr. Dir verdank' ich jetzt, was ich vermag; Dir. Ich freue mich, wie es Dich freut; und wie Nehmen ſonſt penibel iſt, ſo macht es mich diesmal ſtolz. Stolz, ſag' ich. Um 2 oder 3 gedenken wir zu reiſen. Ich bin ſchon wieder viele Stunden ehr fertig, als Kutſcher und Alle. Ich bin im Anziehen; halb 1. Nein, nein, es wird Dich beruhigen: ſchreib mir nur nach Breslau, ohne Deinen Namen und ohne Dein Petſchaft. Man kann nicht wiſſen, was zwiſchen uns kommt. Lebe wohl, Lieber, Lieber! Beruhige Dich, ich bin auch viel ruhiger.

An Rahel.

Hamburg, Freitag, den 7. Mai 1813.

Die vergangene Nacht, liebe Rahel, war ſehr unruhig, wir haben Haarburg ſtark beſchoſſen, und auch noch andere kleine Züge gegen den Feind unternommen. Ich war noch gegen drei Uhr auf dem Walle, um die Flammen aufſchlagen zu ſehen, die aber ich weiß nicht wie ſo, ungeachtet der Granaten, die von Wilhelmsburg geworfen wurden, ausblieben. Das Gefecht, wovon die heutige Zeitung ſpricht, iſt eines der glücklichſten Kriegsſpiele, durch welche eine neue Truppe ſich bildet, und den Feind in Furcht erhalten wird. Auch den Tag über war geſtern eine große Unruhe. Die Dänen ſind nachläſſig, und laſſen uns von Altona her allerlei Geſindel und franzöſiſche Späher herein kommen; um ihnen einen Schrecken einzujagen und ſie aufmerkſamer zu machen, ließ der General geſtern Mittags plötzlich alle Verbindung ſperren, und durch Koſacken jeden Zugang von Altona her beſetzen, ſo daß ich ſelbſt, der ich meine Schweſter in Altona beſucht hatte, einen großen Umweg nehmen mußte, um in die Stadt zurückzukommen. Die Maßregel dauerte aber keine Stunde, hatte jedoch die entſetzlichſte Beſtürzung unter die Leute gebracht, und beſonders die däniſchen Behörden höchſt betroffen gemacht. Sol-

cherlei Dinge pflegen denn im Kriege nicht zu fehlen! Uebrigens stehen unsere Sachen fortdauernd sehr gut, und ungeachtet der großen Ueberzahl der Franzosen sind wir fast immer die Angreifenden. Für die Behauptung dieser Stadt und der ganzen Niederelbe verdient Tettenborn eine größere Auszeichnung, als ihm noch zu Theil geworden, aber da das eigentlich Glänzende dabei fehlt, so wird sie schwerlich ganz nach Verdienst erkannt werden. Die Anstalten vieler Art, die beständige Wachsamkeit, die häufige, nach den Umständen erforderte Abänderung der Einrichtungen, die Art des Benehmens in den verwickeltsten Verhältnissen, alles das kann nur von einem kräftigen und hellen Geiste, wie der seinige für alles Wirkliche ist, übersehen und geleistet werden. Ich kann nicht genug dem Geschicke danken, das mich zu ihm geführt hat! — Dein 4ter Brief, vom 4ten Mai (an demselben Tage schrieb ich auch Dir) hat mich gestern Abend sehr erfreut! O liebe Rahel, ich kann Deine Handschrift nicht erblicken, ohne davon heftig bewegt zu werden, ohne gänzliche Hinziehung meiner Seele in die Umzäunung Deiner lieben Züge, wo ich mich dann gleichsam neben der Welt in Sicherheit zu befinden glaube; in hängenden Gärten, den irdischen Sorgen unerreichbar. Bist Du wieder ganz frei von dem Nervenreize, der Dich am Schlafen hindert, geliebte Rahel? o sorge nur recht für Deine Gesundheit, und pflege Dich so viel nur immer möglich. Ich bin unterbrochen worden, und habe zu thun bekommen, so daß ich für heute wohl nur wenig noch schreiben kann. Ich habe die dänischen Sachen zu schreiben, und die sind sehr verdrießlich und dumm. Ich halte es mit den Schweden, so sehr auch grade jetzt die Stimmen sich gegen den Kronprinzen erheben, wie mich dünkt, nicht ohne Anstiftung von höheren Orten. Herr von Staël ist wieder von Stralsund zurückgekommen, und bleibt bei uns, hat auch schon einige unserer kleinen Kriegszüge mitgemacht. Er ist ein liederlicher, hingerichteter, aber gutmüthiger Mensch, von einigem Verstand, wie ihn junge Franzosen haben. Uebrigens sehr Freund von Chamisso, den er auch auffordern will, in schwedische Kriegsdienste zu treten, was für diesen vielleicht nicht übel gerathen wäre.

Ich bin sehr betrübt, liebe Rahel, daß Du mit dem, was ich über Stägemann's Gedichte in der Zeitung gesagt habe, unzufrieden bist; ich glaube mir Stägemann sehr verpflichtet zu haben, und was sonst den unverhohlenen Ausspruch solcher

Geſinnungen betrifft, ſo ſcheint mir gegenwärtig jede Bedenklichkeit weichen zu müſſen, um ſo mehr, da das auf der einen Seite Vortheil bringt, was auf der anderen ſchaden könnte. Es muß jetzt jederman perſönlich und namentlich mitverflochten werden, und darf ich bei ſolchem ſchonungsloſen Grundſatze mich ſelber ſchonen? Verzeihe mir es, geliebte Rahel, wenn ich Deine liebevollen Weiſungen nicht genug beachtet habe, aber an einer anderen Stelle, in anderer Umgebung, ſieht alles ſo ganz anders aus! Glaube mir indeß, daß ich Deiner guten Lehren ſtets eingedenk bin, und mich durch häufiges Ueberlegen ihnen zu fügen ſuche! — Mich verdrießt ſehr, daß der eine Brief von mir verloren iſt, ganz gewiß nicht durch die Poſt, ſondern durch einen Kourier, der vielleicht ſeine Reiſe von hier in das Hauptquartier unterwegs anders richtete, und nicht über Berlin kam. Was ſonſt darin ſtand, als der Empfang des Briefes von Cotta, weiß ich im geringſten nicht.

Ich habe jetzt endlich Gage bekommen, und auch einiges anderes Geld, das zu meiner Equipirung nöthig iſt. Das Geld für den laufenden Monat hoffe ich zu erſparen und Dir zu ſchicken. Ich bekomme monatlich 50 ſchwere Thaler, alſo eigentlich ſehr viel; für den Augenblick aber iſt es auch das Einzige, das mir zu Theil wird. — Sage mir doch, liebe Rahel, iſt Woltmann nicht der Mann, den man zum Briefſteller des hamburgiſchen Korreſpondenten in Berlin vorſchlagen könnte, und würde der ſich nicht gern einer annehmbaren Einrichtung fügen? Der Anſchlag an den Straßenecken, wovon Du ſchreibſt, der wäre unter anderen ein Gegenſtand der von ihm zu erwartenden Mittheilungen geweſen. Ich überlaſſe das ganz Dir, mache darin was Du nur immer willſt! — Wir haben hier Nachricht von einer bei Pegau vorgefallenen Schlacht, die von 10 Morgens bis Mitternacht gedauert haben, und mit der Niederlage des Feindes beendigt worden ſein ſoll. Wir wiſſen, daß Scharnhorſt und Hünerbein verwundet, der König aber, der ſelbſt gegen Napoleon kommandirte, im ärgſten Kugelregen unverletzt geblieben iſt. Die Preußen ſchlagen ſich ja zum Entzücken brav! Gott erhalte ſie dabei, und uns alle bei Sieg und Ruhm!

Lebe recht wohl, geliebte, theure Rahel! Ich grüße die Deinigen! Den Auftrag von Markus werde ich beſorgen, es iſt aber jetzt ſelten Gelegenheit etwas zu ſchicken. Goſchitzky, dem Tettenborn wegen ſeines unnöthigen Geſchwätzes den Kopf

gewaschen hat, wird nun doch, glaub' ich, in Wallmoden's Gefolge ſo mit gehen, und iſt demſelben ſchon nach Dömitz nachgereiſt. — Laß mich Dir immerhin die Zeitungen ſchicken, ſo lange ich noch hier bin, es macht mir Vergnügen, und koſtet doch nicht allzuviel, Dich hoffentlich aber gar nichts! Der Redakteur wird ſie Dir ſpäterhin immer auf dem gewöhnlichen Zeitungswege poſtfrei zukommen laſſen. Den kleinen Artikel über die Wegnahme der einundzwanzig Schiffe auf der Eſte habe ich abgefaßt.

Deine Briefe liegen eingeſiegelt und ſehr empfehlen bei meiner Schweſter in Altona. Leb wohl, geliebte Rahel, leb wohl! Ich umarme Dich mit innigſter Liebe! Ewig Dein

Varnhagen.

Heller Sonnenſchein in warmer Luft; Nachts aber ſehr kalt. Alles im ſchönſten Grün; keine Wolke am Himmel. O wär' ich bei Dir!

An Rahel.

Hamburg, Mittwoch den 12. Mai 1813.

Als ich vorgeſtern Deinen Brief bekam, geliebte Rahel, worin Du Deine Abreiſe ankündigſt, glaubte ich umzuſinken vor Schreck, mein ganzes Daſein verlor ſeinen Halt, weil ich den glücklichen Gedanken entfliehen ſah, daß Du mir ſo nahe, Du im Stande ſeiſt, noch ſo unmittelbar Theil an mir zu nehmen, und weil ich nun unſeren ſchnellen und häufigen Verkehr in ein ſeltneres Nachrichtgeben übergehen fühlte! Beſonders aber war ich höchſt unglücklich betroffen über das ſo ausdrückliche Verbot Dir zu ſchreiben, und indem ich das Unnöthige Deiner Beſorgniß einſah und den Schmerz dieſer Hemmung fühlte, wollte ich doch nicht wagen, Deinen Spruch zu verletzen, da er mich bei dem anrief, was mir ſelbſt das Theuerſte iſt! Liebe Rahel, mir waren die Nerven wie mit der Scheere durchgeſchnitten, und ich hielt lange inne, ohne weiter zu leſen, bis erſt ganz ſpät, nachdem ich allen Verdruß und alle Traurigkeit durchgearbeitet, fand ich noch am Ende Deines Briefes die erfreuliche Aufhebung des böſen Verbots, und es war ein Sonnenſchein, der noch am Abend aus drohenden Wolken die beſtürzte Land-

schaft erheiterte! Ich dank' es Dir unendlich, daß Du es wieder aufhobst, ich freute mich unendlich, Dir am folgenden Tage, als gestern, zu schreiben, und hatte einen großen Brief im Sinne, als gestern gerade Umstände eintrafen, die mir nicht Zeit ließen, auch nur die kleinste Zeile der Post mitzugeben; sie war fort, als ich nach Hause kam! Höre wie es in diesen Tagen hergegangen ist! — Am 9ten in der Nacht wurde ich zum General gerufen, es war Allarm, der General schon ausgeritten, der Feind hieß es sei auf Wilhelmsburg gelandet und dringe gegen die Stadt vor, auch andere Punkte seien angegriffen. Es dauerte nicht lange, so ging die Trommel in allen Straßen, um die Bürgergarde zu versammeln, die Husaren und Kosacken saßen auf, und ritten aus der Stadt hinaus. Ich wurde zu Herrn von Heß geschickt, um ihm verschiedene Befehle über die Aufstellung der Bürgerbataillons zu überbringen, Canitz ging nach Wilhelmsburg, zu den Dänen wurde nach Altona und Wandsbeck geschickt, um sie zur Mitwirkung aufzufordern, der General kam und ritt wieder weg. Der Tag bekam ein ernsthaftes Ansehen, Schrecken und Bestürzung in der ganzen Stadt, aber der entschiedenste Muth in den bewaffneten Bürgern. Man schlug sich an verschiedenen Punkten, doch immer noch in ziemlicher Entfernung von der Stadt. Schon am Nachmittag war der Feind mit großem Verluste zurückgetrieben, und verlor bei der eiligen Flucht auch viele Leute im Wasser, die die Schiffe zum Ueberfahren nicht mehr erreichen konnten. Die Nacht war sehr ruhig; ich hatte mich beständig im Hauptquartier befunden, nur gegen Abend war ich zum General hinausgefahren, der vor der Stadt blieb, und kehrte erst spät zurück. Der Allarm hatte das Gute gehabt, daß wir nun bestimmt erfahren hatten, was vorher zweifelhaft schien, nämlich die entschiedene, vollkommene Mitwirkung der Dänen, die ihre nächsten Truppen und Kanonen sogleich zur Disposition des Generals marschiren ließen. Am 10ten war ein neuer Allarm, die Sturmglocken gingen, die Trommeln wirbelten, alles war in Bewegung, das Gepäck war zum Abfahren bereit. Es waren aber diesmal nur unbedeutende Versuche des Feindes zum bald wieder aufgegebenen Uebergange. Gestern endlich kam frühmorgens, da der General noch außerhalb der Stadt war, ein französischer Oberst und Chef des Generalstabs, Namens Revert, als Parlementair vom General Vandamme hier an, den Canitz und ich empfingen; Canitz erhielt aber bald einen anderen Auftrag, und ich

blieb nun acht volle Stunden mit dem Parlementair und seinem Adjutanten allein. Der Parlementair fing damit an, uns die Siege in Sachsen vorzuhalten, und zur Uebergabe der Stadt aufzufordern, denn der General Vandamme habe 25000 Mann, und den Befehl vorzudringen, er werde also mit Gewalt nehmen, wenn man den Weg der Uebereinkunft ausschlage, was seine Macht ihm unbezweifelt zusichere; sprach dann viel von Schonung, Menschlichkeit, Ehre, Verantwortenkönnen u. dergl. mehr. Canitz diente ihm vortrefflich, mit Heiterkeit und Würde. Ganz zertrümmert lag alle Kunst des Fremden auf die wenigen Worte: Monsieur le Colonel, permettez moi de vous observer que tous ces propos peuvent être faits pour intimider des paysans, mais pas pour en imposer à des soldats qui connaissent leur devoir et l'état des choses. Man lächelte über die Siegesnachricht, und erklärte ganz trocken, er möchte bei dem General Tettenborn, wenn er sich unterstünde von Uebergabe zu reden, schlecht empfangen werden. Seine Briefe wurden ihm abgenommen, und dem General geschickt, den er abwarten sollte. Nun blieb er ganz allein mir überlassen.

Beim Lübschen Baum, eine Viertelstunde von Hamburg, den 14. Mai, früh um 7 Uhr.

Ich wollte im Verfolg meines Briefes Dir erzählen, liebe Rahel, welch lächerliche Züge und Gespräche ich während meines achtstündigen Zusammenseins mit dem Parlementair hatte; nun kann ich es nicht, und bin zerknirscht vor Scham und Schmerz! Gestern und vorgestern waren Tage des Unglücks für uns, die Wilhelmsburg wurde genommen, unser neugebildetes Fußvolk großentheils vernichtet, und was half es uns, daß wir dem Feinde mehr Leute tödteten, ersäuften und gefangen nahmen, als wir selber verloren hatten, für ihn, der viel und nur Fußvolk hat, war der Verlust ersetzbar, für uns nicht! Auf die Bürgergarden, die gute Soldaten zu werden auf dem Wege waren, konnten wir uns, da sie frühzeitig und allein in's Gefecht kommen sollten, nicht verlassen; die übrigen Generale sind anderwärts beschäftigt, die Dänen unsicher, die Schweden fern! Wir verlassen Hamburg; eben schickte der General mir den Befehl, in seinem Wagen mit Dr. Jänicke fortzufahren, damit wir wenigstens aus dem Thore sind, während er sich auf

dem Grasbrock noch gegen die Franzoſen ſchlägt, und mit ſeinem Geſchütz noch manchen niederſchmettert. Die Trommeln und Sturmglocken hören wir, die lärmerfüllte, niedergebeugte, muthige Stadt liegt grauenvoll vor meinen Blicken.

Wieder in Hamburg, um 10 Uhr Vormittag.

Es war nur ein blinder Lärm, geliebte Rahel! Wir ſind zurückberufen; noch ſind wir ſicher und feſt hier, ein paar Kanonenſchüſſe haben die Sache abgemacht. Die Bürger fahren fort, ſich vortrefflich zu betragen, voll Muth und Standhaftigkeit. Stünde es nur an der oberen Elbe beſſer, als wir es nun vermuthen können! Zwar die Preußen haben geſiegt, und das wüthende, mit allen Aufopferungen erkaufte Verdringen Napoleons findet ſein Ziel, wenn nicht an der Geſchicklichkeit der Anführer, doch gewiß an der Tapferkeit der Gemeinen. Kein Muth iſt geſunken, keiner! das ſagt jeder neue Bericht von der Armee wiederholt. Nur der Augenblick iſt ſchlimm, die Wendung des Ganzen vielleicht nur beſſer geworden. Wir hegen das beſte Vertrauen. Der General iſt mit Gemüth und Geiſt immer oben auf. Auch haben wir dem Feinde neuerdings großen Schaden gethan. Die Dänen marſchiren zahlreicher zu unſerer Hülfe heran. Wallmoden hat eine Diverſion auf dem linken Elbufer mit Erfolg ausgeführt. — Noch war ich bei keinem Gefecht, aber mannigfach thätig, und in ſechs Tagen nicht aus den Kleidern gekommen; wichtige und ausgebreitete Sachen gehören zu dem was ich unmittelbar zu beſorgen habe, wie Pfuel beinah genieße ich das Vertrauen des Generals, und wenn mir etwas nicht mitgetheilt wird, ſo iſt es nicht, weil ich es nicht wiſſen darf, ſondern weil ich es nicht zu erfahren brauche. Das Gefühl, auf ſolche Weiſe nutzenreich verwendet zu werden, tröſtet mich einigermaßen dafür, daß ich noch keine Gefahr getheilt habe. Ich bin ganz wohl, die Ermüdung abgerechnet, und nur ein wenig Huſten iſt mir von einer Erkältung übrig, die ich mir zugezogen habe, als ich den Parlementair auf dem Waſſer eine Strecke begleitete. Apropos von dieſem! Inmitten ſeines heftigſten Unwillens über den General, der ihn nicht ſprechen wollte, und doch ſtundenlang warten ließ, war er mit meinem Betragen und meiner Perſönlichkeit doch ſehr zufrieden, und ſein Adjutant, ein junger Pole, drückte mir beim Weggehen mehrmals herzlich die Hand. Ich weiß, das

iſt Dir angenehm zu hören, und ich dachte oft an Dich während der Zeit, und ſuchte meine Worte und mein Betragen ſo zu ſtellen, wie ich glaubte, daß es Deines Beifalls werth ſein würde! Uebrigens muß ich Dir auch die Beſorgniß nehmen, als könnte Stägemann mit meinem letzten Geſchreibe unzufrieden ſein; Dr. Jänicke ſagt mir, daß er ſich außerordentlich damit gefreut habe.

Liebe Rahel! Du biſt mein Gedanke bei Tag und bei Nacht, in allen Zuſtänden und Begegniſſen! Mein innerſtes Herz klopft zu Dir, zu Dir hin! und ich liebe Dich unausſprechlich! Wie froh bin ich, Dich in Schleſien, von der Linie der Truppenbewegungen entfernt, und im Stande zu wiſſen, Dich weiter von ihr zu entfernen! Als ich heute durch die grünenden Vorſtädte fuhr, und ein Morgenſonnenſchein in der ruhigen, lachend ausgebreiteten Landſchaft mit den Nebeln kämpfte, als ich dann die Werke des Fleißes und der Bildung ſo reich ausgeſtreut erblickte, und Gärten, Häuſer, Felder, ſo tiefen Frieden athmen ſah, während hinter mir das Kriegsgetümmel tobte: ach Rahel, liebe Rahel! wie verſtand ich da Deinen Friedenswunſch! aber es war mir unbegreiflich, wie man roh ſein könne im Krieg; auch iſt es kein braver Soldat. Wir frühſtückten in einem einzelnen Hauſe an der Landſtraße, die Leute waren ſo gut, ihre Einrichtung ſo beſchränkt und doch reichlich wohlhabend! Ich war ganz davon gerührt!

Wie iſt Dir die Reiſe bekommen? Biſt Du geſund und etwas beruhigt? Beruhige Dich, Liebe, Einzige! geliebte Freundin! Welch ſchönes Wetter heute, wie erquickend ſchön muß das Land um Breslau ſein! Wärſt Du nur recht vergnügt! Könnt' ich doch etwas dazu thun! O wie tief ergeben bin ich Dir!

Sei mir nicht böſe, geliebte Rahel, daß ich Dir noch nicht ganz ſo vorſichtig ſchreibe, wie Du es befahlſt! Der Anfang des Briefs war ſchon zu weit vorgerückt. Ich will künftig Dir genauer folgen. Dieſer Brief geht übrigens noch ganz ſicher, es iſt die Verbindung nirgends gefährdet, geſchweige denn unterbrochen. Deine Briefe habe ich alle weggethan, verlaſſe Dich ganz auf mich!

Unſer Fußvolk hat ſich zum Erſtaunen wieder viel zahlreicher gefunden, als wir zu hoffen wagten, es finden ſich immer mehr und mehr wieder ein, die aus Unkunde in dem durchſchnittenen Boden ſich verirrt hatten. Ich bin äußerſt guten Muths und voll friſcher Hoffnung, glaube mir's! Ham-

burg zu verlaſſen denkt kein Menſch mehr; ein Adjutant hatte Unrecht verſtanden, und das heutige Getümmel veranlaßt. Auch ſind wir der Dänen neuerdings ſicher.

Leb wohl, geliebte, theure, einzige Freundin! leb wohl und beruhige Dich, pflege Dich und liebe mich! Ewig Dein treuer Varnhagen.

Hamburg, den 14. Mai. Abends.

Ich befinde mich ſehr wohl, grüße Dich von ganzem Herzen, und bitte Dich, wegen unſerer ohne Sorgen zu ſein. Es ſchien ſchlimm, und iſt recht gut. Adieu! Ewig Dein Varnhagen.

Die Adreſſe bleibt dieſelbe.

An Ludwig Robert in Berlin.

Breslau, Mittwoch, den 12. Mai 1813.

Seit 11 Uhr Morgens bin ich hier; den Anderen ſeit geſtern Abend vorausgefahren, nämlich Markus'ens und Liman's, die in Lüben blieben, und heute, wenn es dunkel iſt, hier ankommen wollen. Ich ſitze bei Breinersdorf's mit der Frohberg an Einem Tiſch und ſchreibe; kann aber vor Echauffement nicht. Ich ſtieg in einem Wirthshaus ab; ging zum Onkel, der mir kein Quartier anbot, aber mich doch, ich kann ſagen mit Liebe behandelt. Für Markus, der nun kommt — wir ſind ſehr gut, bequem und ſicher gereiſt, Hanne oder Fanny in meinem Wagen — habe ich mit Meyer ein Quartier in Beſchlag genommen, die ſehr ſchwer hier zu haben ſind. Man iſt hier im Wiſſen wie bei uns. Ueberhaupt muß man ſich ſtill und behutſam betragen. Ob ich an Dich denke, Louis? Du biſt mein Haupt-Hauptgedanke. Denn Gemüthsfähigkeit zu Zuſtänden und Einſichten und Vorſtellungen iſt das Entſcheidende zur Theilnahme. Wenn nur ihr Alle das nicht ſo oft vergäßet! Und Moritz! und alles! Nun ſchreibt Erneſtine auch: ſie war auch beim Onkel, er war äußerſt freundlich mit ihr und den zwei Schweſtern. Er fragte mich wohl fünfmal, ob ſie gut mit Moritz lebt. Ich expliziri' es ihm. Auch von der Taufe Ferdinands ſprach er; nicht heftig; ich ganz ehrlich.

Wenn man nur gejüdiſcht iſt, meint er; taufen ſchadet nichts. Darauf ſagte ich, man müſſe nicht nur Religien haben, ſondern die Religionen ſtudirt haben: dies verſtand er ſehr gut — viel! — da kam aber Erneſtine mit den Schweſtern. Ich aß tête à tête mit ihm; für zu eſſen lud er mich zu immer. Nachher ging ich hierher, dann nach Markus Quartier, nun mit Erneſtine zu Mad. Meyer. Er iſt boutonnirt, zweideutig, affairirt, natürlich, und zerſtreut mit mir. A la bonne heure! Ach zu welchen Momenten mag Euch dies Gewäſche treffen! Wenn Du mich je geliebt haſt, ſchickſt Du dieſen Brief meiner lieben Karoline Auguſte [an Varnhagen] nach Hamburg, ich habe unmöglich die Kraft, einen ſolchen zweiten zu ſchreiben: und mag auch nichts ſchreiben, aus Gründen. Schicke ihn ihr gleich, um aller Wunden willen, die je gefühlt worden ſind. Sie ſtirbt ſonſt aus Beſorgniß und Angſt. Grüße Bunim und Line! und ſchreib mir, wie es bei mir ausſieht: ob alles weg iſt. Und ob Du die Pulver noch nicht von Doktor Böhm haſt: und ob Du ſie mir denn nicht ſchicken wirſt. Deine

R. R.

Ich bitte Dich, grüße den alten Markuſe von Nettchen: und wenn er etwas vom Sohne hörte, möchte er es uns wiſſen laſſen. Um Gottes willen dieſen Brief gleich an Auguſte. Wenn Du dieſen Brief bekommſt, geht gleich eine Poſt! Hörſt Du?

An Varnhagen in Hamburg.

Breslau, Sonnabend, den 15. Mai 1813.

Mittwoch Mittag bin ich hier beim Onkel angekommen: er iſt wie Du ihn kennſt: ſeine angenommenen Kinder (Meyer's) über allen Ausdruck ſchlecht gegen mich. Jedoch dies nur zum Erzählen, wenn es Gott je erlaubt! Genug, ſie haben mich nicht Einmal gebeten, ſie war nicht Einmal bei mir. Mein jüngſter Bruder hat mir in einem geſtern erhaltenen Brief ſo gut als den Kauf aufgeſagt, weil ich mir in Frankfurt an der Oder den Miethswagen, mit dem ich bis dorthin gefahren bin, habe für achtzig Thaler kaufen müſſen, um mit Extrapoſt weiter zu kommen, und den Kutſcher, um mich nicht zu entblößen,

aſſignirt habe mit der Bedeutung, daß ich dann den künftigen Monat nichts will. Dies nahm er mir ſo ſehr übel: weil ich Rettchen bis hierher — der ſich niemand angenommen hatte und annehmen wollte — gerettet habe. Den Wagen hatte ich, denn die Ratorf fuhr mit Mutter und Schweſter, und ließ ihn Abends 10 mir: alſo mußt' ich ihn doch bezahlen! Gott hat mir wunderbar durch ihn geholfen: alſo wenn ich je auf Erbarmen rechnen, hoffen ſollte, ſo mußt' ich wieder helfen. Und Nette hat mir in großer Noth beigeſtanden. Und doch — muß ich ſie jetzt ſchändlicher Weiſe hier laſſen. Sie wollen es nicht: und ich bin pekuniair ganz abhängig. Noch hat mir niemand etwas gegeben. Mein älteſter Bruder nicht einmal etwas geſagt. — Der reiſt dieſen Abend mit Frau und Kind: ich morgen Mittag mit Dore allein ihnen nach: bis fünfzehn Meilen von hier: da warten wir auf Briefe von hier, und dann weiter nach Prag. Meine Päſſe ſind regelmäßig nach Wien. Ich ſchicke zu Bentheim. Seit ich hier bin, lauf' ich bloß; und beſorge alles ſelbſt im fremden Ort. Dem Onkel laſſe ich mein Silber: wofür er mir hundert Thaler giebt. Ich habe noch von Dir, wovon ich mehr als die Hälfte verläugne. Zweihundert Thaler hat mich Reiſe und Abreiſe (ohne Wagen) gekoſtet. Deinen Brief vom 7. — Deinen liebſten treuen Auguſt'ſchen Brief habe ich geſtern mit einem von Marwitz, vom 3. März erhalten. Schicke mir, ſage ich nun, was Du kannſt. Du ſiehſt, wie ich geſtellt bin. Unter fremde Heiden — der Onkel iſt bei weitem gut; und mir ſehr lieb. Ich ſagte ihm heute, ich hätte zwanzig Louisd'or und fünfzig Thaler, da ſagte er mir, wenn ich etwas brauchte, ſollte es mir mein älteſter Bruder für ihn geben. Aber er beſtimmte noch nichts; wie häßlich! Er ſprach viel von Dir: und berief ſich immer darauf, was er Dir geſagt hatte. Kommen wir zurück, ſo will er eine Ordnung für mich treffen. Achthundert Thaler hält er aber für die Welt. Jetzt ſind ſie's auch. O! ich unglückliche Kaſſandra!

Unſere ganze Stadt iſt hier, die Gute, alles. Wir reiſen am frühſten von hier, wegen Pferde, Gedränge und Theuerwerden. Adreſſire an Hrn. Doktor Breinersdorf für R. R., die ſchicken es mir nach. Schickſt Du mir Geld, ſo adreſſire es an Auguſt Liman, der ſoll es Abraham Mendelsſohn geben, und der es hierher ſeiner Frau ſchicken, die uns nachkommt, und es mir beſorgt. Kein Wort, mein Freund! Mein ein-

ziger! Die Peſt geht. Leide nicht für mich. Du biſt mein Schutz, mein alles. Gott hat mir Dich geſchickt: und mir noch jedesmal aus dringender Noth geholfen. Schütze er diesmal unſer Land. Und Dich! Und Dich! Deine

R. R.

Nächſtens bei Kräften und Ruhe! — Daß Du fünfzig ſchwere Thaler Gage haſt, ſteht in Deinem Brief. Adieu.

An Rahel.

Hamburg, Dienstag, den 18. Mai 1813.

Noch in Hamburg, geliebte Rahel! und will's Gott auch ſo bald noch nicht weg von hier! Geſtern Abend erfuhr ich endlich Deine Ankunft in Breslau, durch den Brief, den Du nach Berlin geſchrieben haſt, ſoviel ich aus der Art entnehmen kann, an Deinen Bruder, den Dichter, denn die Handſchrift desjenigen, der von dort den Umſchlag an mich gemacht hat, kann ich nicht mit Sicherheit erkennen. Liebe Rahel, meine geliebte Freundin! wie freu' ich mich, Dich in Breslau zu wiſſen, an einem Orte, deſſen Ruhe wenigſtens nicht unmittelbar kann geſtört werden! Ich begleitete Dich auf der ganzen Reiſe mit meinen ſehnſüchtigſten, glückwinkenden Gedanken, die aber doch nirgends einen Halt an beſtimmten Orten wußten, und nur Dich auf der beſtaubten Bahn die grüne Landſchaft durchfahren ſahen. Ach wie ſchön und erquickend wäre eine ſolche Reiſe in glücklichem Frieden für Dich geweſen! und für mich, wenn ich Dich hätte begleiten können! Doch kömmt eine ſolche Zeit gewiß, und wollen wir uns alsdann ſchadlos halten für alles Harte, was die Gegenwart mit ſich führt! — Mein letzter Brief war etwas gewagt, allein ich konnte ihn Dir nicht vorenthalten; liebe Rahel, ſei mir nicht böſe deswegen, und erlaube mir, meinem vollen Herzensantriebe zu folgen, und nur dann, wenn meine eigene Beſorgniß es mich heißt, aus Vorſicht manches zu unterdrücken, was ich Dir mitzutheilen angeregt wäre! Es iſt ſo ſchwer, ja faſt unmöglich, fremde Aengſtlichkeit als Richtſchnur des eigenen Handelns zu entlehnen. Du weißt ja doch, daß ich nicht blind in tolle Sachen mich beim Schreiben verliere. Unſere Sachen ſtehen im Allgemeinen überdies gar

nicht übel, und hier insbesondere hat sich die Aussicht für uns sehr verbessert. Wir sehen der Schwester im Blaubart gleich, unaufhörlich nach den rettenden Brüdern aus, die noch immer ausbleiben, während Davoust Blaubart schon den letzten Todesstreich drohte, und die eben jetzt ankommen. Wir haben nämlich heute die gewisse Nachricht, daß die Schweden, die ersehnten Schweden wirklich auf dem Marsche sind, und schon sechs Meilen weit von hier sind, so daß sie im äußersten Falle uns sogleich Hülfe leisten könnten. Die Dänen stehen aber bis diesen Augenblick noch mit uns vereinigt, und werden sich ungeachtet der beinahe schimpflichen Aufnahme, welche ihr Gesandter, der Graf Bernstorff, in England gefunden hat, schwerlich übereilt von uns trennen. Zu dem scheint auch das Kriegsvolk des Davoust nicht allein in schlechtem Zustande, sondern auch geschwächt zu sein durch Truppen, welche das Hauptheer schleunigst an sich gezogen hat, so daß sie uns vielleicht eben so fürchten, wie wir ihretwegen in Unruhe waren. Kosacken streifen ihnen im Rücken und in der Seite; Nostitz war auf einem Streifzuge in der Lüneburger Haide sehr glücklich, und hat ein 150 Franzosen, worunter viele Douaniers, gefangen gemacht, deren einige, von den benachbarten Bauern als Hauptschinder angegeben, sogleich ihren Lohn empfangen mußten. — In unseren inneren Verhältnissen ist aber vieles, was anders zu wünschen wäre; es wird noch von Vielen die Kraft des Gemüths und der Begeisterung heftig verkannt, und wie es geht, daß man dazu wird, wofür man gilt, so möchte denn auch hier manches Edle sich im Nicht anerkannt werden verlieren. Ich will es nie vergessen, und zeitlebens gegen alle Widersacher behaupten, was ich hier mit Augen gesehen habe. Keine Glanzpunkte früherer Geschichten können rührender und tiefer auf mich einwirken in aller Fülle glücklicher Darstellung, als die hiesigen Dinge; hier war wirklich zu sehen, was dort beschrieben steht, ohne jenes Abrechnen oder Zuthun, das der Verstand immer bei Erzählung von Vergängen unabänderlich nothwendig zu haben glaubt. Eine vollkommene Hingebung an die gute Sache, ein rührend inniger Wille zur That, und eine rechtschaffene, treuherzige Kraft sind hier allerdings nicht gehörig gehegt und verwaltet worden, nachdem es gelungen war, das langsam Vorbereitete in schnellen Ausbruch zu entflammen. Man hat den General unverantwortlicher Weise im Stich gelassen, worüber er Hamburg bald hätte im Stich lassen müssen; er konnte un-

möglich einen großen Verein von Geſchäften, in den die verwickeltſten, künſtlichſten und mannichfaltigſten Beziehungen von europäiſchen Verhältniſſen ſich drängten, allein überſehen und leiten. Mit Staatsformen dieſer Art völlig unbekannt, mußte er zur Förderung der ihm zunächſt übertragenen Zwecke manches anordnen, das jene in einzelnen Regungen gleichſam ſtillſtellte, konnte er auf manches nicht bedacht ſein, was zu Belebung der veralterten und ſchwächlichen Betriebe unumgänglich nöthig geweſen wäre. So konnte es kommen, daß die Bürgerſchaft zuletzt nicht mehr leiſten zu können ſchien, was ihr obgelegen wäre, und wozu ſie mehr als hinlänglichen Muth und Kraft gezeigt hatte. Man ward irre an dem gegenſeitigen Verhältniß, und ohne es gegen einander auszuſprechen, glaubte jeder Theil ſich von dem anderen nicht genug verſichert, um unbedingt vertrauen zu können. Wie vieles gehört dazu, um an der Spitze von Staatsverhältniſſen zu ſtehen, und vollends, um Staatsverhältniſſe ganz neu zu ſchaffen, oder wieder zu beleben! Ein eigener Anordnungsgeiſt, etwas Dichteriſches, Künſtlerartiges, der Sinn für lebendige Organiſation, in welcher das Einzelne wie das Ganze einem gleich geläufig ſind, wird durch keine bloß nachdrückliche Kraft erſetzt, beſonders wenn dieſe ſtets nur auf Einer oft von dem Ganzen völlig abweichenden Linie wirkt, wie z. B. das Militairiſche mit Recht beſchuldigt wird zu ſein. Ohne eine tiefgehende Einſicht, und glückliche Erfahrung, die durch feſte Grundſätze mit einem feſten Zwecke vereinigt werden, findet keine ſolche Schöpfung Statt, wie wir ſie wünſchen; und das Gefühl unſerer Schwäche in dieſer Hinſicht muß uns immer mehr überzeugen, daß wir nicht ohne Noth Neuerungen ſuchen, ſondern nur das Alte wiederherſtellen ſollen, da wir ſchon mit dem genug zu kämpfen haben, was ohne unſeren Willen ſich dabei von ſelbſt als neu aufdringt. Ich habe mit tiefem Schmerze zugeſehen, wenn ſo vor meinen Augen die beſten Zuſtände, weil ſie nicht in die Hand genommen wurden, ſich verliefen, und nach meinen beſten Kräften geſucht das Wahre eben zu erhalten. Es wollte aber nicht gehen, wenigſtens nicht immer, und oft da nicht, wo es am nöthigſten geweſen wäre. Dabei war mir Dehn eine ſtets läſtige Gegenwart, die zu neutraliſiren ſo große Eitelkeit und Unverſchämtheit nöthig geweſen wäre, als er ſelbſt beſitzt. Er hat mit ſeinem dummen, unnützen Geſchwätz, bei gutem Willen, aber in der Angſt um ſeine perſönliche Erſcheinung und Be-

deutung, den General ungemein aufgehetzt, und, ohne es zu wollen, gegen das Einzelne und gegen das Ganze unvermerkt übel geſtimmt. Es giebt wenige Menſchen, die ich ſo ſehr verachte, wie dieſen Narren. Ich ſehe den Augenblick, wo die Hamburger ſich über Tettenborn hart beklagen werden, als über einen Mann, der ſie nicht gehörig beachtet und gekannt, und Tettenborn von ihnen ſagen wird, ſie ſeien ein elendes Handelsvolk; da ich doch bei Gott bezeugen kann, niemals eine kraftvollere, muthigere und waffeneifrigere Bürgerſchaft geſehen zu haben! Hierin ſtimmt mir Canitz bei, der edle, brave Canitz, der als preußiſcher Offizier eine gültige Stimme hat, und neben ſeinen trefflichen Gemüthseigenſchaften auch die eines ausgemachten Soldaten beſitzt. Er und Perthes ſind mir unter dieſen Umſtänden recht als innerſte Genoſſen der Geſinnung vertraut geworden, und der Anblick ſolcher Menſchen tröſtet für ſo viele Mißhelligkeiten wieder, die in dem Getümmel der Welt, wo doch die roheſten Kräfte die gültigſten ſind, nicht aufhören wollen. Pfuel iſt dabei ſehr untheilnehmend, fleißig über das Ganze, heiter und ſcherzhaft für ſich. Ich finde ihn nicht frei von höchſt frevelhaften Anwandlungen, die Gegenſtände der Wirklichkeit, ſelbſt da, wo das Entſetzen ſie heiligt, nur als Spiele eines lächerlichen Weltlaufs zu behandeln, und die höchſten Pflichten der Menſchheit in abenteuerliche Scherze zu verflüchtigen. Mir kann ſeine ſonſtige Tüchtigkeit, ſeine Einſicht, und eigentlich doch, wo es auf ſein eigenes Thun ankömmt, menſchliche Milde und Freundlichkeit nicht genügen; denn es iſt freilich ſchon gut, ſeinen eigenen Kreis rein zu erhalten, aber dem Menſchen ſind ja nicht bloß ſeine eigenen äußeren Handlungen, ſondern auch in allen Lagen unendlich viele Handlungen Anderer vertraut, und deswegen iſt Lehre und Geſpräch. Ich kann Dir nicht ſagen, geliebte Rahel, wie viel ich in dieſer Zeit lerne für das Leben, und welche Erfahrungen ſich mir einprägen! Ein reicher Schatz für großen Aufwand öffentlicher Rathſchläge! und wenn ſich mir vieles auch eben nicht als Gedanke und Regel ſtellen wird, ſo behalte ich doch eine ſcharfe Anſchauung davon im Gemüthe, deren Zunahme mich für die Handhabung tauſendfacher Lebensſachen ungemein geſchickter macht. Ich ſehe beſonders, welch unermeßliche Wirkung aus einer edlen Ueberlegenheit des Betragens fließt, und welchen Erfolg ſie haben muß, wenn Glück oder andere Eigenſchaften ihm erſt den rechten Standpunkt gegeben

haben, den ſie z. B. in dem Lieutenant Canitz noch entbehrt. Mein perſönliches Treiben iſt außer dem Gebotenen bisher ein faſt ununterbrochenes Wohlthun geweſen, und wirklich ſind die Fälle unzählig, wo ich Recht, Billigkeit, Theilnahme und Begünſtigung ohne Auftrag, mit Mühe, oft mit Verantwortung, ausgeübt, wo ohne mich es ungeſchehen geblieben wäre. Ich war eine zeitlang der Amtsverrichtung nach ſo gut wie Kommandant der Stadt Hamburg, nämlich der oberſte Offizier, der ſich in der Stadt befand. So oft ich eine Härte gemildert, ein Uebel ausgeglichen, ein Eigenthum geſichert, ein Gemüth beruhigt habe, habe ich immer mit Innigkeit an Dich gedacht, meine Rahel! Dir zugerufen, Dir gedankt, und mich wie den Reichsverweſer Deiner Geſinnungen betrachtet! So möcht' ich Dir ganz angehören, geliebte Rahel, und mein Daſein in eine Aeußerung des Deinigen verlieren! — Aber auch in äußeren Dingen mache ich Fortſchritte; man fragte mich nicht, ob ich franzöſiſch ſchreiben könne, man trug es mir gleich auf, und ſo bin ich, ich weiß nicht wie, hineingerathen, daß es mir gar nichts mehr verſchlägt, ob ich einen Brief deutſch oder franzöſiſch ſchreiben ſoll; freilich ſchreibe ich ſchlecht, wohl vorzüglich auch deswegen, weil ich mir noch nicht abgewöhnen kann, eigen und geſchickt ſchreiben zu wollen; aber doch ſchreibe ich beſſer, als ein großer Theil derjenigen, an die ich ſchreibe, antwortet, und meine Briefe an den Prinzen Regenten von England, an den Kronprinzen von Schweden, Fürſten Dolgoruky, Grafen Lieven, Alopäus (der in Ludwigsluſt iſt), an Herzoge und andere Leute, wurden noch immer ganz leidlich befunden. Du weißt, ich hatte mich davor ſo ſehr gefürchtet, und nun findet es ſich, wie Du mir es voraus ſagteſt, ganz von ſelbſt. — Der Herzog von Braunſchweig-Oels iſt heute aus England hier angekommen; ich glaube ſein Name wird ſehr nützlich ſein. Geſtern Abend reiſte Goſchitzky nach Bautzen zum Staatskanzler zurück; er hat hier ſehr viel geſchwatzt, nichts aus ſich ſelber, in fremder Meinung und ſehr unbehaglich. Kommt er nach Breslau, ſo wird er Dich grüßen. — Die Franzoſen ſind noch auf Wilhelmsburg, wiewohl ſehr ſchwach, und kommen beinah im Moraſt um, wenn ſie nicht gar erſaufen. Es fehlt ihnen auch an Lebensmitteln, und die Konſkribirten kommen ganz verhungert in Haarburg an, gute, harmloſe Bauerjungen, die den Teufel von dieſem Krieg haben. Nach der erſten Verſtärkung, die wir erhalten, greifen

wir ſie an, und jagen ſie aus ihrer jetzigen Stellung hinaus. Ich bin für den Fortgang unſerer Sache ganz unverzagt, der Feind wird uns am Ende weichen! Wie heldenmüthig haben ſich die Preußen bei Groß-Görſchen geſchlagen! Die Schlacht war gewonnen, nur die Manöver nachher verloren. So nur fortgefahren im Schlagen, und Napoleon ſcheitert mit all ſeiner unermüdlichen Beweglichkeit. Wir hören die beſten Nachrichten aus Oeſterreich; kämen gar der ruſſiſche Kaiſer und der König von Preußen mit dem öſterreichiſchen Kaiſer, wie man ſagt, in Prag zuſammen, ſo wäre kein Zweifel mehr übrig. Beutheim bekäme bei der Gelegenheit einen ruſſiſchen Orden. Ich habe keine Briefe von ihm, er muß in einer ſeltſamen beſtürmten Verfaſſung ſein. — Schreib mir, wie Du lebſt und mit wem, meine Liebe, und ſage mir, wie das Grün und der Sommer iſt; ich ſehe nichts davon, und komme ich hinaus in's Freie, ſo ſchwebt doch ein Flor vor meinen Augen, die auf die nächſten Zuſtände des Kriegs und der Kriegsbereitung ſtarr gerichtet bleiben! Wer iſt alles mit Dir in Breslau, und werden ſie alle dort bleiben? Ich bin bei Dir im Geiſte, geliebte, theure Freundin! und gönne den Anderen nicht das Ausathmen Deiner liebevollen Bruſt! Ich begleite Dich auf Deinen lieben Spaziergängen und höre ahndungsvoll Deine lieblichen Reden! Leb wohl, Geliebte! leb wohl, ewig Dein treuer

Varnhagen.

Es fängt an, etwas warm zu werden; wolkiger Sonnenſchein; die letzten Tage große Regengüſſe!

Viele Grüße an Deinen Onkel, an Mad. Schweizer, und alle Bekannte! Was macht denn die Frohberg? und wie finden ſich Hanne und Fanny in der fremden Stadt?

An Varnhagen in Hamburg.

Reinerz, Donnerstag, den 20. Mai 1813.

Drei Meilen hinter Glatz, fünfzehn von Breslau; anderthalb von der böhmiſchen Gränze, zwanzig von Prag.

Hier ſitze ich, lieber Auguſt, in einem himmliſchen Gebirgs-

kessel, in einem an Bergen angelehnten Vorderhause, mit den idealischsten Spaziergängen; nicht im Bade selbst, sondern auf dem Markte wohnend; mein Bruder mit der Familie unter mir: ich zwei Treppen hoch, in einer Giebelkammer, auch als Stube zu betrachten; Tere vor meiner Thüre auf dem Boden selbst logirt. Markus kam einen Tag früher hier an; ich Montag, bei guter Zeit; er hatte mir nichts, als die leere Kammer besorgt. Ich fühlte die ersten vierundzwanzig Stunden — eh ich die Gegend, das Bad, die einigen Ressourcen kannte — eine wahre Verzweiflung: nach aller Angst, Fatigue, Schmutz, Unordnung, schlechter Aufnahme, und Geldsorge: wenigstens künftig näher. In Breslau wurde ich über alle Erwartung und jeden Ausdruck schlecht aufgenommen; besonders von Meyer's; Markus auch; und noch ärger; für einen Brief ist es nicht: kurz sie, daß wenn es Rezepte so schildert, ich es nicht lese, und sage, es ist zu kraß, zu platt, so ergiebt sich's nie in der Welt. Der Onkel, sehe ich nun wohl, durfte nicht. Denn als ich Mittag — wo ich immer bei ihm aß, er freute sich tort daß seine Kost mir schmecken wollte — bei ihm um halb 1 gegessen und Abschied genommen hatte, so erschien der Greis noch in seiner Hinterstraße neben seines Sohnes Hause, wo er mich elend eingemiethet hatte — welches ich in Flucht, Treuble, und des Bleibens so unsicher, und jedes Geldes, mir starksinnig, und nicht betrübt, gefallen ließ: auch freute es ihn zu sehr: und dies wollte ich zuerst! — vor meinem angespannten Wagen, wo Meyer's auch standen und einen Schreck davon hatten; sein Kutscher und sein Hausknecht hatten mir aufpacken müssen: „Gieb ihnen ein Trinkgelt", glaubte er mir sagen zu müssen. Ich empfahl mich schnell, denn die ganze Straße lief zusammen; und den Greis in dem Gräuel zu lassen, aus dem ich stieg, zerdrückte mir das Herz. „Ich will in meiner Stube sterben", sagte er. So fuhr ich, mit Einem Nachtlager, durch Himmelsgefilde hierher, zuletzt in Gebirgen. Ich esse gut mit Tere und vollauf, für etwas weniger als zwölf Münzgroschen. Spare wo ich kann. Doch Reisen — Koffer ausbessern, Unvermuthetes, Zölle, Trinkgelder, Stricke, Mauthen, alles kostet Unberechenbares.

Jetzt aber habe ich mir, durch Redekunst und Betragen, in meine Giebelkammer, die einen göttlichen Blick gewährt, ein Sopha von einer angesehenen Frau — hier — aus dem Orte

verschafft, wo ich de hut en blanc hinging, um mir ihren Rath, zu dem Besitz eines solchen zu kommen, erbat. Gestern erhielt ich für mich die Götternachricht, durch einen Expressen aus Breslau, daß mein zweiter Bruder dort ankommt: ich habe ihn gleich hierher beschieden: er war krank: seinetwegen freut es mich. Ich bleibe wie ich bin: siehst Du. Diese Nachricht hatte aber auch ihr Unangenehmes: nämlich, daß Du, lieber, einziger Freund, einen Posttag dadurch ohne Nachricht von mir geblieben bist. Gestern vor acht Tagen kam ich Vormittag in Breslau an; und schrieb Sonnabend meinem zweiten Bruder — der jüngste hatte mir den schlechten Brief geschrieben — einen Brief, den er lesen und dann Dir sogleich schicken sollte: weil meine Kräfte nicht zuließen, daß ich die Feder, oder nur ein Gedanke mich führte. Den ganzen Tag belief ich alles im fremden Orte; allein, und selbst. Und niemand half mir: jeder mißbilligte mich, und meine Flucht, die sie Alle als Prinze mitmachten. Genug! Nun aber ist Louis Freitag Nacht abgereist, wie Moritz gestern schreibt: hat also Sonnabend meinen Brief nicht erhalten, und Du ihn nun Dienstag nicht! Denke Dir meinen Schmerz. Ich habe zwar unter Veit's Adresse Dir mit dem nächsten Posttag einen zweiten geschrieben, aber was will das sagen! Auch hat mir Moritz gestern keinen von Dir geschickt, der doch Donnerstag muß in Berlin angekommen sein: er hat ihn gewiß nicht abholen lassen: noch ängstige ich mich nicht. Mache nur immer die Aufschrift an Hrn. Doktor Breinersdorf in Breslau für Alle. N. Robert. Dann bekomme ich sie schnellstens hierher.

Als ich in Breslau war, sagte ich dem Onkel, ich hätte noch zwanzig Louisd'or und fünfzig Thaler Neurant; und sechzehn Paar silberne Messer, Löffel, Gabel, und einen Vorlegelöffel bei mir: die hätte man mir im bloßen Silber, ohne Façon, schon hundertundzehn Thaler taxirt: ich möchte sie gerne hierlassen, ob er mir hundert Thaler dafür geben wollte, so verlöre er gewiß nichts dabei. Ja, sagte er; und fragte mich aus wie sie wären. Den letzten Tag, bei Tische, brachte ich sie ihm, er besah Stück vor Stück eigenst; zeigte jedes seinem Bedienten — seinem Freund, und Kammerdiener, wie er mir ihn präsentirte — und freute sich, die Zeichen seiner Religion drauf zu finden: ich glaubte, es sollte nur ein Versetzen sein, und wenn ich je wieder hundert Thaler zusammen hatte, sie mir wieder einlösen zu können; da ich nie mit anderen als Silber-

gabeln gegessen habe: und meiner Eltern Namen drauf stehen. Er aber sagte: Ich habe nur zwei Dutzend Gabeln und Messer behalten, das Andere habe ich verkauft; die lege ich weg: und wenn Du wiederkommst, findest Du die bei Tische, — mit großer Acquisitionsfreude! — aber neue Klingen wirst Du finden. Ich erstarrte: sagte aber nichts; weil der Augenblick gebot — ich mußte Geld haben — und dem folge ich, wenn er hart sein will — nur nicht menstruös, und mörderisch — beinah immer, freudig könnt' ich's nennen. Er hatte mir schon einen Tag vorher, als ich ihm meine Baarschaft genannt hatte — mit Verschweigung von dreißig Stücken, wie Du sie von Cotta bekommen hast — gesagt: „Wenn Du was brauchst, soll es Dir Markus für meine Rechnung geben." Er nannte aber keine Summe, und so schwieg ich auch: und so reiste ich auch ab. Gestern aber erhielt Markus hierher eben durch den Boten einen Brief von des Onkels Sohn, in welchem er mich durch den grüßen läßt, mit ungefähr dem seinen dummen Worten: wenn Mlle. Robert etwas auf ihrer Reise braucht, so soll er mir hundert, auch hundertundfünfzig Thaler für des Onkels Rechnung zahlen: er möchte es nicht übel deuten, ich hätte sein Betragen gegen mich nur gelobt. Onkels Vorsicht. Diese hundertundfünfzig nehm' ich nun stracks in jedem Fall.

Wir bleiben hier, bis wir, der Himmel verhüte es für mein geliebtes Land! weiter müssen. Alle Berliner sind in Breslau. Ich zog es vor, hier im stillen Winkel an der Gränze wohlfeil im Sommerleben zu sitzen. Markus desgleichen: auch war er zu maltraitirt in Breslau; wo die Quartiere enorm gestiegen sind: und ein größerer Wirrwarr, Lärm und Kriegslärm ist, als bei uns; und in eintretenden Fällen Pferdemangel und Wagen-Embarras: wie ich ihn schon stellenweise fand: dies im Gebirge den Armeen weichend, ist nicht schön. Meroni's und Tombelini, die gestern hier ankamen, wohnen dicht neben uns: sie freuen sich todt, uns hier zu haben: ich freue mich auch mit ihnen. Gott, August! könnt' ich diese Gegend, diese Einsiedler-Ruhe, diese Schlünde, Gebirgswässer, diese Blüthen, und dichte Grasmatten, ohne Angst für alles was ich liebe, genießen. Mit Dir. Wie könnten wir uns hier von der verkehrten Lage, von der drückenden Sorge, von den leeren Gängen, vom verkehrten Dasein erholen! Der Frühling, die Stille, das Feld, will mir die Gedanken an Preußens, an Berlins Zustand, an den

unnatürlichen Krieg wegwehen: und mein Gewiſſen drückt ſie ſich wieder an's Herz! Mit Vorwürfen zugleich, daß ich noch leben, und genießen will! So ſah ich hierherzu kein friedlich Dorf, kein Schloß, keinen Garten, kein wohlbeſtelltes Land: ohne ſchwere Belaſtung des Herzens, und ſchmerzliche Thränengebete. Ich traute mich nicht, mich zu freuen! Oh! die ganze Natur iſt ſtill: und der kleinlich wüthende Menſch, ohne direkten Willen, ſtört ſie, und den Frieden! Eins iſt gewiß, Auguſt: iſt nur Friede, bleibſt Du nur leben, und wir haben auch noch ſo wenig: in einem Thal wie hier, können wir reichlich und glücklich miteinander leben. Mich, habe ich nun erfahren, kann nur ein Mordinſtrument tödten. Keine Sorge, keine Angſt, keine Kränkung, keine Fatigue, kein Wachen, kein Laufen, kein Aerger; beinah kein Faſten, kein Brechen; denn in ſieben Tagen aß und trank ich nichts, als dann und wann ein halb Glas Waſſer mit Wein, alles andere konnt' ich nur manchmal herunter bringen; nie bei mir behalten. Von Hamburg habe ich in den Zeitungen geleſen: ob ich dafür zittre, dafür Gott danke! Für jetzt Adieu! Mein Effen ſteht da, und muß erkalten: ich habe noch keine Wärmekohlen: und ſchreibe ſchon zwei Stunden; es iſt halb 1 Uhr. Morgen mehr. Adieu, Lieber! Lieber!

Freitag Morgen 11 Uhr.

Trübes kühles Wetter, die Nacht ein Regen, daß man glaubte, das Waſſer wollte die Berge nicht mehr dulden.

Nun habe ich durch meine Redekunſt bei einer Frau in der Stadt ein Seyha geliehen bekommen, auf welchem ich hart genug dieſe Nacht ſchlief; wenigſtens bin ich das Stroh los! Ich bin ganz ermüdet: Du weißt, was Schreiben bei mir iſt: ich habe dem Onkel und Erneſtinen ſchreiben müſſen. So eben hatte ich einen harten Strauß mit Markus, der ganz empört iſt, daß ich dem Onkel meine Armuth durch das Silber entdeckt habe: „Das haſt Du doch bei Gott! nicht nöthig, ich oder Moritz hätte Dir doch auch hundert Thaler darauf geliehen!“ Da erzählt' ich ihm von Moritz atrocem Brief, wegen dem Vorſchuß, und daß ich niemanden um Geld anſprechen könnte; daß man mich es genug fühlen ließe, daß mir vorgeſchoſſen würde; und daß ich nicht es würde gewußt haben zu machen, wenn ich nicht Geld gehabt hätte. Und bei Gott!

wer fragte mich nur! Ich soll noch die Reiche, die besorgt wir, spielen, für seine Ambitionen. Noch sprach ich nicht seinen Wein: aber ich fühle, es kommt. „Solch einen Brief soll ich durch Meyer's Kenntnis erhalten", sagte mir Markus; nämlich den oben angeführten Gruß. Freilich aus der Luft kann ich's nicht haschen. Den Onkel nannte er einen fremden Mann! Wenn der fremd ist! In Berlin den letzten Sonnabend konnte ich das Silber bei den Juden nicht verkaufen: es mitzunehmen frent' ich mich nicht, und als ich's nicht los werden konnte, sagte ich ihm dies: und er rieth mir, es mitzunehmen; was ist wohl natürlicher, als ich laß' es dem Onkel als Versatz? Der will's gebrauchen; da kann ich mir nicht helfen! sondern schrieb ihm heute sehr klug erfunden und gestellt, daß ich nicht wünschte, daß es welche bekämen, die es der Lettern und der alten Façon wegen einschmelzten; daß ich mich also freue, es in seinen Händen zu wissen: dies theilt' ich Markus mit: und daher der Wortwechsel. Siehst Du! das ist mein größtes Leid: wär' ich Einmal von deren Interesse geschieden! Aber Gott giebt es mir! So wie er mir Dich so spät gab! Sonst wär' ich gut und still in der schönen Spazier-Gegend. Jedoch ist das auch nichts! So viel ist ausgemacht: nach Berlin gehe ich nicht, ehe Du nicht bin kannst: erst bleib' ich hier; es spart mir (muß ich weiter, so muß ich): und zum Winter gehe ich nach Breslau, chambre garnie, dies spart mir auch: so kann ich im Zimmer nach Böhmen, oder ich schaffe mir Wäsche und Kleider, die ich gebranche. Nicht wieder so nach Berlin! Arien! Ich erliege der Müdigkeit. Ach! hätte ich Briefe von Dir! Göttlich ist es hier. Mereni's amüsiren mich. Ich habe vervorgestern der Pachta geschrieben, ob sie mir, im Fall, ein Quartier schaffen, oder mich bei sich kann wohnen lassen. Ich rechne auf eine schlechte Antwort: dann schreibe ich an Mad. Brede; und nur, wenn ich gewiß komme, dem Obersten Grafen Bentheim. Arien! Deine R. R.

O! wie weit nun! und wer weiß, noch weiter!

Gieb um Gottes willen gleich das Postgeld für diesen Brief; sonst besorgen sie ihn nicht wieder.

An Rahel.

Hamburg, Freitag, den 21. Mai 1813.

Deinen Brief von Sonnabend den 15ten Mai brachte man mir geſtern am Donnerstag Abend, nicht von der Poſt, ich weiß nicht durch wen er gekommen iſt. Liebe Rahel, theure, einzige Freundin! mit welchem Schmerz und mit welcher Ungeduld ward ich durch dieſen Brief erfüllt! Ich war ganz vernichtet in dem trauervollen Gefühl, daß ich Dich nicht aus allem dem Widerwärtigen und Abſcheulichen, das Dich noch umſtrickt, entreißen, und mit neugeborener Freiheit auf beſſerem Boden des Glücks und der Ruhe ausſetzen kann! Wie mich das Betragen der elenden Menſchen, die Dich umgeben dürfen, empört! O es kommt innen aber allen noch heim, und vielleicht nicht ohne mein Zuthun; denn perſönliche Rache iſt mir wohl verhaßt und unmöglich — wie ich erſt jetzt wieder ſehe, da ich Vielen die mir ſonſt unbeirrt Seiten zeigten, unwiderſtehlich gefällig ſein muß — aber eine unperſönliche Vergeltung, wie das Leben ſie bringt und die ewige Gerechtigkeit ſie will, dieſe auszuüben iſt ein heiliger Beruf, eine Steuer der Wahrheit, die zurückgehalten eine Sünde gegen jedes Beſſere iſt, dem nur dieſe bewaffnete Macht zu Gebote ſteht. Aber möchten ſie immerhin von Dir nichts wiſſen, und Dich nicht ehren, wenn ich nur, der ich beides ſehr thue, der ich mein Glück und meinen Beruf darin finde, nur dieſes zu thun, wenn ich nur bei Dir, Dein Schutz und Deine Hülfe ſein könnte! Liebe, liebe Rahel! ich hätte es wohl erwarten ſollen, daß die in Breslau und die in Berlin ſich ſo aufführen würden, denn mein Urtheil hielt ſie ja längſt alle für gleich gemein und niederträchtig, und es war nur die Frage, wiefern Eitelkeit und Muth ihnen erlauben würde, ſich ſo zu zeigen! Unter ſo gewaltſamen Zuſtänden, wie jetzt der Krieg auch über diejenigen Lande ausbreitet, die ihn noch nicht völlig empfunden, zeigt ſich aber jeder Sinn unverhohlen, und ſorglos bricht die Gemeinheit aus aller Sittenbindung hervor. Du handelſt ja auch jetzt mehr in Deiner Natur, und biſt nur ſchöner, großmüthiger und hülfreicher, je mehr die Gewalt des unaufhaltſamen Stoßes hereinbricht. Mir kannſt Du, wie Du Dich auch zeigen magſt, nur immer lieber und theurer werden, geliebte Rahel, und ich

flehe dem Himmel, daß er mir gnädig gönnen möge, seine Freiheitsgaben für Dich von der Erde einzufordern. Es steht ein trübes Gewitter am Himmel, und üble Weissagungen scheinen in diesem Geschlechte aufzuwachen. Langsam und blutig ziehen die Heere zurück, es scheint eine höllische Zaubermacht alle unsere wuthvollen Anstrengungen zu verkehren, und schwere Sorge erfüllt die Gemüther. Angst und Unfälle gesellen sich leichter, als diesmal Sieg und Nachtheil sich vereinen konnten, die Aufrufe der Behörden, der Feldherren, die Ermuthigungen, die Siegesfreude selbst, alles hat eine düstere Farbe, und scheint nichts Gutes für den nächsten Augenblick zu verkünden. Auch uns hier ging es schlecht. Die Nachrichten von dort her, und der Anblick hier vereinigten sich mir unaufhörlich in das Bild des Mißlingens, des Absterbens und Anderswerdens, das so erhaben in dem „Götz von Berlichingen" dargestellt ist. Die Zigeuner führen den Kampf noch eine Zeit, allein auch die vergebens; Georg ist erstochen, Sickingen belagert, Selbitz todt und der gute Kaiser! Es ist ein großes Bild furchtbaren Vergehens! Doch nur ein Bild ist das, ein Bild für die von Nachtwachen und Unordnung erhitzte Einbildungskraft; mein Herz ist frei davon, es schlägt munter und kühn, und verlangt nach dem Felde, mein Geist ist frei davon, und mit größeren Hoffnungen erfüllt, als je die Besorgniß werden kann, mit unumstößlicher Zuversicht, und der Gewißheit einer glorreichen Zukunft! Lasse Dich ein, geliebte Rahel, auf meine Versprechungen, und vertraue ihnen! Mein noch jugendliches Blut leistet mir eine Gewähr für sie, die sich nur fühlen läßt, und sich darauf gründet, daß es sich mit dabei weiß!

Wir hatten schwere, lange Tage in Hamburg; der König von Dänemark, persönlich erbittert durch die schlechte Aufnahme, welche der Graf Bernstorff bei seiner Sendung in England erfahren hatte, gab seinen Truppen den Befehl sich zurückzuziehen; sie hatten inzwischen mit gefochten, und einige Todte gehabt, also den Schaden ohne die Ehre, denn wie ein schlechtes Darlehen erscheinen sie nun; vorgestern Nachts zogen sie ab, Tettenborn hatte ihnen sagen lassen, sie möchten bei Nacht abziehen, damit ihnen die Straßenjungen nichts thäten. Wir waren nun allein; ich hatte zuletzt noch dringend an den Kronprinzen von Schweden geschrieben, allein er war noch immer nicht angekommen. Durch geschickte Unterhandlungen suchte indessen Tettenborn die nächsten Abtheilungen schwedischer Truppen zu bewegen, auch

ohne Befehl vorzurücken, und es gelang. Aber die nächsten waren noch weit genug entfernt, um zu spät kommen zu können. Es kam nun alles auf unsere Gegenwehr an. Niemand schlief; Tettenborn war überall, Pfuel, Canitz und einige andere Offiziere von Gewicht hatten sich die gefährlichsten Posten zu persönlicher Obhut erwählt. Die Bürger, obwohl so sehr vernachlässigt in der letzten Zeit, und nicht genug vor dem Gedanken, daß wir sie verlassen und preisgeben könnten, bewahrt, zeigten standhaften Sinn und ausdauernden Muth. Die Dänen waren kaum fort, als am anderen Tage vor Anbruch der Sonne die Franzosen aus ihren Batterieen ein lebhaftes Feuer begannen. Die ganze Stadt erzitterte von dem lauten Donner des Geschützes; das unserige antwortete schwächer, weil wir den Schießbedarf zu schonen hatten. In der Luft sah man beständig feurige Bogen von den Haubitzgranaten, die zahlreich in die Stadt fielen, ohne jedoch zu zünden. Ungefähr 400 Schüsse hatte der Feind gethan, dann wurde alles wieder still. Einige Bürger waren verwundet, einem hatte eine Kanonenkugel das Bein abgeschlagen; der General war zufrieden mit den Bürgern, und lobt sie nun, zu meiner größten Freude, wie sie es verdienen; sie haben sich durch die Gefahr nicht schrecken noch irre machen lassen, sondern behaupteten gute Fassung. Ein rechter Angriff erfolgte nicht, es war kein Fußvolk gelandet. Der gestrige Tag verging in völliger Stille, wir erwarteten einen ernsthafteren Angriff auf die Nacht, und da die Schweden noch immer nicht kamen, so konnte sich Hamburgs Schicksal in diesem verhängnißvollen Augenblick schrecklich entscheiden. Allein auch die Nacht blieb still, und wir begreifen es noch nicht, warum uns der dreifach überlegene Feind, der sogar das Sechsfache unserer Truppen auf Einen Punkt zusammenziehen konnte, in Ruhe ließ. Jetzt ist es vorbei, die Schweden sind da, und Hamburg ist gerettet und gesichert! Vor einer Stunde ritt der General ihnen entgegen, um sie zu bewillkommnen, vier Bataillons rücken diesen Nachmittag ein, und beziehen sogleich die nöthigen Stellungen. Inzwischen ist nun auch am 17ten endlich ganz gewiß der Kronprinz auf Rügen gelandet und außer diesen Truppen sind alle anderen plötzlich im Marsch nach der Elbe; die heilsamste Diversion, auch für die Sachen in Sachsen und bei Magdeburg. Ich bin sehr begierig zu sehen, wie die französische Kriegsgewohnheit und Kriegskunst in Bernadotte sich gegen die verwandte

und wohlbekannte Kriegführung Napoleons verhalten wird. Es ist mir noch lieb, daß ich an den Gesinnungen des Prinzen nicht einen Augenblick gezweifelt, und selbst sein Zögern immer entschuldigt habe, denn es zeigt sich nun, daß die Gründe, die man dafür aufsuchte, gewiß nicht die seinigen waren. — Wallmoden steht bei Weißenburg, und hat die Franzosen häufig beunruhigt; seine Truppen vermehren sich. Neulich hat einen Streifzug bis weit in den Rücken des Feindes gemacht, und einige hundert Gefangene eingebracht. Einen Zug Kranker und Verwundeter davon sah ich hier, sie waren alle sehr niedergeschlagen, nicht weil sie gefangen waren, sondern des Krieges wegen. Ah, Monsieur, nous sommes soldats par force! ce n'est pas de notre gré que nous marchons. — J'ai ma famille, elle a bien besoin de moi! — Que voulez-vous? il faut bien obéir quand on est forcé. — On s'en tient à nos parents quand nous refusons de marcher. — Ce n'est pas notre volonté de vous faire la guerre! — und was der unseligen Reden mehr waren, die das Mißgeschick ihnen entlockte. Ich ließ gut für sie sorgen, soviel es die Umstände erlaubten, und vor allen Dingen befahl ich sie frisch zu verbinden. Sei unbesorgt, liebe Rahel! an mir hälfst Du Dir keinen Unbarmherzigen zum Freunde, und Gottlob! ich sehe mehr mir Gleichgesinnte, als die Natur dieses Krieges erwarten zu lassen schien. — Mein gutes Vernehmen nach allen Seiten dauert fort, zuvörderst mit dem General, der mich recht eigentlich lieb zu haben scheint, dann mit den Offizieren, von denen mir Viele, von denen ich es am wenigsten erwartete, Beweise der Achtung und Zuneigung geben. Daß ich schon gedient habe, in einem so tapferen Heer, wie das österreichische, daß ich bei Wagram verwundet worden, und a tere solche Rücksichten kommen mir gut zu Statten. Unter den ächt russischen Offizieren sind sehr brave, gutmüthige, und sogar auf eine gute Art feine Leute, mit denen ich ungemein gut auskomme. Einer davon, ein liebenswürdiger Mensch von 19 Jahren mit einer einnehmenden Gesichtsbildung, hat sich Goethe's Leben beim Buchhändler ausgebeten, wie einer, der da weiß, was davon zu erwarten steht. Die rohesten unter unseren Leuten sind ein paar schlechte Subjekte aus Preußen, die sich so angebiedert und eingeschlichen haben: sie waren vorher nicht in Kriegsdienst, und werden wohl bald weggejagt werden, weil sich alles gegen sie vereinigt. Einer davon,

Oswald, ehemals preußischer Kriegsrath, der auf skandalöse Art hier viel Geld gemacht hat, prügelte neulich eine Frau, die er als die Hehlerin eines Spions verhaften sollte; die russischen Offiziere, Canitz und ich, waren darüber am meisten empört, die ersteren besonders wurden laut, und ein Oberstlieutenant, ein rechtes Muster von Kriegsmann, jagte ihn aus seinem Zimmer. Ich weiß Du hörst gern solcherlei von unseren Verbündeten, von denen man nur allzu oft versucht ist zu meinen, wie von gezähmten wilden Thieren, daß, wenn sie auch noch so zahm sind, doch die anfängliche Wildheit wieder hervorbrechen könne. — Der Herzog von Braunschweig hat mit uns gespeist, ich fand ihn sehr, wie ich ihn nach den Schilderungen erwartet hatte. Er geht zum Kaiser, und ist schon abgereist. — Nun muß ich Dich noch um Eines bitten, liebe Rahel! zerreiße und verbrenne meine Briefe nicht; grade diese Briefe werden mir einmal, wenn sie zu jahrelanger Folge erwachsen, des aufbewahrten Details wegen wichtig sein; sie können Dir nichts Unangenehmes zuziehen, selbst wenn sie von irgend einer Regierung untersucht würden; das Eine, was bisher verborgen bleiben mußte, die politische Denkart, braucht jetzt niemand erst in Briefen aufzuspüren! — Eben ziehen die schwedischen Truppen durch die Straße! Ein herrlicher Anblick, blanke Gewehre, so weit ich sehen kann, ein hübscher einsamer Jägermarsch. Das geht auf den Feind! kommt nun, Franzosen! oder wartet nur in Wilhelmsburg und Haarburg! Wie eine Zauberhand ergreift und erhebt dieser Anblick mein freudedurchstürmtes Herz! — General Boyen kommandirt diese Schweden; vielleicht der Mann unserer Bekannten, ich werde heute bei Tische Erkundigung einziehen. — Auch Rostitz kommt so eben an, er hat einen zweiten Streifzug gemacht, und ist bis in die Nähe von Hannover vorgedrungen mit nur 100 Kosacken. Auf den Abend geht er wieder zu Wallmoden zurück.

Mit diesem Briefe zugleich geht einer nach Berlin ab an August Liman mit einem Wechsel von 20 Stück Friedrichsd'or, die er Dir auf dem angegebenen Wege wird zukommen lassen; ich habe ihm geschrieben, es sei ein Theil einer alten Schuld, die ich damit abtrage, und ich bäte mir seine Diskretion aus. Aber im Ernste, liebe Rahel, laß auch Du, am wenigsten die Deinigen und niemanden wissen, daß ich Dir irgend etwas schicke, es macht mich ganz unselig zu denken, daß jemand

darum wisse. Und es kann wahrhaft nachtheilig sein. Ich hätte Dir gern mehr geschickt, aber es ist alles, was ich habe, und nicht einmal habe, denn mein Gepäck und mein Geld ist in diesem Augenblick noch zu Ratzeburg, und ich habe mir dieses von dem General geborgt. Er war unendlich freundlich dabei, als er mir es von einem seiner Adjutanten verschaffte, denn auch seine eigene Kasse ist in Ratzeburg. Sei unbesorgt, geliebte, theure Freundin! ich hoffe das Glück wird mir günstig sein, und wenn es nur so fortdauert, ist wenigstens das Schlimmste beseitigt. Gehe nicht zu eilig ganz weg, geliebte Rahel! ich sehe mit Bekümmerniß den Raum zwischen uns wachsen, und möchte Dich doch von Herzen gern in Wien wissen! An Beutheim schreib' ich Deinetwegen nächstens, heute ist es unmöglich.

Ist Berlin in Breslau, so ist dagegen Altona voll von Hamburg; beides wird sich, hoff' ich, bald wieder in seine gehörige Ordnung lösen! Der Anblick der Schweden hat mich tief gerührt und aufgeregt, es war herrlich, sie retten uns! mir sie! Gustav Adolph und der dreißigjährige Krieg an! Sie sahen sehr ernst und vollblütig und wie sehr alte Truppen aus.

Leb wohl, geliebte, theure Rahel, einzige Freundin! Ewig Dein

Varnhagen.

Regen, kalte Luft, mitunter ein eiliger Sonnenblick, trübe Wolken. Deine Briefe sind alle in Sicherheit. Sei nicht ängstlich im Schreiben, folge mir darin! Hörst Du, Liebe? Ich umarme Dich, Rahel, umarme Dich mit heißer Liebe, und schäme mich, Dir Geld zu geben!

An Varnhagen in Hamburg.

Reinerz in Schlesien, den 23. Mai 1813.
Sonntag Morgens 11 Uhr.

Vor zwei Stunden ungefähr, ich lag Kälte wegen noch in meinem Bett, erhielt ich durch eine fahrende Post hierher Deinen Brief vom 14. dieses Monats. Ein Bote war schon hier für Markus und eine Post angekommen, und hatten mir nichts

gebracht. Zwei Hamburger Posten, konnt' ich berechnen, waren ohne Briefe für mich gewesen. Denn vorgestern hatte ich von Herrn Moritz einen, wo keiner von Dir beilag. Von der Hamburger Affaire wußte ich auch hier aus den Zeitungen: und daß dreizehn Offiziere dabei geblieben seien. Denk Dir mein Glück! Ich vermochte den Gedanken eines großen Unglücks nicht zu fassen; ein dunkeles Gefühl sagte mir in starker unartikulirter Sprache, heiter, ein großes Unglück schickt dir Gott nicht: das war Gott selbst. Eine Stupidität hatte sich meiner bemeistert: der fremde Ort, die stillen Thäler, Gebirge, Dörfer auf allen Punkten, und Gewässer; eine unbezwingbare körperliche Schläfrigkeit, von der ewigen Feuchte, und wolkenreichen kalten, und bald warmen — nie Teplitzer heitern, freien, leichten — Gebirgsluft. Ich wasche mich bloß, esse, schlafe zu viel, und sehe zu Viele. Jedoch mäßig genug nach den Umständen. Wenn nicht bald ein großer entscheidender Koup bei der Armee geschieht, und ich nicht nach Breslau kann, und ich nur irgend sehe, daß ich eine Zeit lang mit meiner Baarschaft bestehen kann: so gehe ich wenigstens nach Prag. Hier ist es kalt, wenigstens jetzt. Das Wetter benimmt mir die Sinne, die Gesellschaft, den Sinn; einen Ofen habe ich nicht; Bücher außer meinem Novalis nicht eins. Ich wollte nicht schwer reisen; und fürchtete auch, wie wir Reisende alle entgegenkommende Armeen! pensez! Also wußte ich nicht, was ich lassen, was ich mitnehmen sollte: wie Alle aus unserer Stadt, die ich spreche: die sogar das nöthigste Reisegeräth vergessen haben. Es war eine komplete Flucht: von Stunde zu Stunde mußte man schneller weg. Wegen Pferden, Befehlen, Päßen, Embarras jeder Art. Nun ist seit vorgestern mein zweiter Bruder in Breslau, den ich aus Gründen hierher beschieden habe; und der, wenn er nicht wieder nach einer anderen Richtung von neuem — welches ich mir endlich nun von ihnen in jedem Augenblick gewärtige — verrückt geworden ist, auch kommt. Wie gesagt, kann ich dann mit meiner Baarschaft mich berechnen, und die Dinge bleiben, daß man nicht mit aller Ruhe nach Breslau zurück kann, so gehe ich mit ihm weiter: er bezahlt mir dann ein Pferd, und etwas Trinkgeld etc.; er war krank, und so habe ich ihn in meiner Obhut. So denk' ich, wenn es hier nicht noch plötzlich — denn, was ist nicht möglich?! — sehr schön wird, Du adressirst immer an Hrn. Doktor Breinersdorf in Breslau, für Mlle. R. R.

Dies ist der zweite Brief, den ich Dir unter Dotter Veit's Adresse von hier aus schicke; einen schickt' ich Dir auch unter seiner Adresse aus Breslau. Mache das mit ihm ab. Oder schicke mir eine sichere Kaufmannsadresse: ich fürchte, Deine bloß zu schicken: der schreitenden Heere wegen. Auch will ich der Pachta Antwort abwarten, und dann der Brede schreiben, ob der Oberst noch in Prag ist: denn die Armeen rücken, hören wir hier, wie es mich freut. Nach Hause aber, habe ich beschlossen, gehe ich ohne neue große Veranlassung nicht wieder. Dort muß meine letzte Existenz, von Brüdern, Freunden, Feinden, Bekannten, Behörden, und jedem Menschen, ganz, und von mir besonders, vergessen werden! die war zu ruppig! Ruppig aus edlem Sinn; den das elendeste Volk mißdeutete und mißverstand, und mißhandelt. Ich verliere dort nichts, als was ich mit jedem Augenblick, mit jedem Louisd'or millionenmal schöner haben kann. Du weißt, wie die Gegend — mit Mitteln, wie ich sie habe — erdrückt, gänzlich abtödtet; wie sich die Stadt vergemeint hat, und mich anekelt, eben weil ich sie liebe, und edler in jeder Hinsicht kannte. Im fremden Orte bin ich geduldig fremd: und trage das Natürliche gelassen, und froh: bei mir aber die Nächsten, und Alle, die an mir sogen, und splendide Nahrung hatten, fremd, unnatürlich, und verhärtet grausam zu finden, — dies alles auf Französisch atroce! — schmerzt mich zu lebhaft! Kann ich im fremden Orte nicht bei mir empfangen, nicht mittheilen: so habe ich den Titel und den Stand: Fremde; und natürlich ergiebt sich's, daß da ich aufgenommen werde: und alle Verrenkung, jedes schmerzhafte Bedauren der vergangenen Tage fällt weg; und erheitert sich sogar, in den neuen Wahrnehmungen, in der Beschäftigung, diese in meinem Geiste zu stellen, und an Gedachtes, Erlebtes, anzureihen. „Mein karges Futter find' ich auf jedem Hof!" Nicht, August? † Bei diesem Kreuze kam meine Schwägrin, und bald nachher ihre Schwägrin herauf, mich besuchen, weil in ihrem Zimmer reingemacht wird, — wo auch eingeheizt ist, — und man nicht unterdeß im Freien sein kann. Es ist halb 1 Uhr: heute muß ich noch, sobald das Essen kommt, zu dieser Stunde essen, — ich esse hier oben mit Dore an Einem Tisch: weil ihr dann das Essen warm bleibt: und ich lieber mit ihr esse — weil ich einen Artikel, Kohlen, um es zu wärmen, hier bis jetzt nur eine Handvoll und mit der größten Schwierigkeit haben konnte: und die Gastwirthin es

nicht länger aufbewahrt, bei welcher halb 1 schon eine exorbitante Stunde ist. Ich weiß, August, alle diese Details machen Dir Vergnügen! So wisse auch, daß ich zwischen meinen zwei Fenstern, die nach Morgen gehen, unter einem kleinen Spiegel schreibe; ich kann den Ring — Markt — übersehen, auf dem ich wohne, gradaus nach einer krummen Straße, die nach Glatz führt, wo ich auf der einen Seite drei, auf der andern vier Häuser sehe, und die sich in Häuserklumpen und Kirchspitzen verliert; über diesen Weg guckt ein Berg, auf welchem die Landstraße nach Glatz hinüber führt; also die nach Breslau und zu Dir! Ich sehe also jeden Menschen, jeden Wagen, jedes Thier, lange ehe es hier ankommen kann. Rund herum im Ring auch Berge, kahle grasige, grünbewaldete, dunkel und hell, und Kapellen und Häuser darauf. Ich bin gewickelt, ganz angezogen, sehr gut gewaschen, und habe über mein Kleid den rothen Umschlagetuch, und meinen Ueberrock, der Sack genannt. Adieu bis zum Abend! da ist mein Essen! und dann von Dir. Du solltest erst von mir haben: so wie Deines bei mir auch unten sitzt. Adieu, lieber bester August! Ich hoffe. Denk Dir das!

Montag Vormittag 11 Uhr.

Du wirst doch gewiß gerne wissen wollen, wie ich lebe; höre von jetzt und dann von gestern, zum Exempel. Die Sonne scheint, der Himmel ist für den Augenblick klar, er hat nur dann und wann kleinere und größere, hell beschienene, blendende weiße Wölkchen; es ist jedoch kalt. Ich sitze am nämlichen Tisch, wie gestern kostumirt, und erwarte eine Wärmflasche, die Dore aus gemeiner Leidenschaft zu blankem Zinn mit Gewalt mitgenommen hat. Ich habe mich wohl an zwei Stunden gewaschen und gekämmt; die einzige Sache, die ich mir hier zu Nutze machen kann, die Zeit, ist da; das Wasser sehr weich, warm kann ich es in des Wirthes Ofen, wo das Feuer nicht ausgeht, den ganzen Tag bekommen. Mein Körper hat diese, efficaceste Kur sehr vonnöthen! Er hat unendlich gelitten! — In Breslau mußt' ich zu viel laufen, und zu unsinnig leben, bis in's kleinste Detail: Du weißt aber, daß ich meine Gesundheit gerade durch unnennbare Details in einer Art von Gleichgewicht erhalte: daß ich den Titel Kranke, wie Mad. Robert, und die Gute, nicht angenommen habe; daß ich sehr elastisch

bin, alſo für gewöhnliche Augen ſteingeſund und unzerſtörbar; ich aber in Zuſtände fallen kann, wie wenige Menſchen; die aber zu vermeiden hier, und jetzt, eine meiner ſorgſamſten Befleißigungen iſt, und ſein muß. Hier iſt kein Arzt: welches mir auch einerlei iſt: weil ich nicht drei auf der Erde gebrauchen mag: meine Noth-Rezepte habe ich bei mir; die aber beſtehen zur Hälfte aus Zitronen, die hier gar nicht zu haben ſind: und das ganze Mittel iſt ſo delikat, daß es mir zu Hauſe wohl oft in einem Tage zweimal verdarb — umſchlug, oder platzte —; dabei hat ſich Mad. Robert hier nur wollen einen Kräuterthee machen laſſen — einen gegen den Huſten —, und mußte fünf Tage warten, weil die Kräuter ſo lange aus Glatz verweilten. Nun denke Dir! Dabei iſt es ununterbrochen kalt. Und die Kräuter waren mehr als doppelt ſo theuer, als bei uns. Hab' ich wohl jetzt Geld und Geſundheit zu opfern? Seit geſtern, daß ich nicht ſo viel im Freien war, befinde ich mich viel beſſer: nämlich ich befand mich gar nicht krank: nur mit einem ſehr eingenommenen Kopf, krankhafter Schläfrigkeit, und belaſteten Nerven. Von der hieſigen Luft; es klagen ſogar die beſſern Einwohner darüber. Nun höre meinen geſtrigen Tag: die große Wäſche, gekramt, geordnet, Dir geſchrieben: halb 1 gegeſſen; hingelegt bis 3 ungefähr, eine kleine Viſite unten — ſie hatten mich beſucht, wie Du weißt —, mit Dore nach dem Bade gegangen, weiter als vom Schloß in Berlin nach dem Brandenburger Thor, die Hälfte davon ging ich dreimal, das Ganze Einmal: mit kaltem windigen Wetter begann ich, welches ſich während dem Gehen milderte, beſonders immer in einer Thalſtelle. Ich begegnete meiner Familie mit der Zeit, ging aber mit Doren allein zurück. Ging auf meine Villa, die Giebelkammer, wo ich die ſchöne Ausſicht, die freie wenigſtens habe; da war gegen die dicke Luft mit Bernſtein geräuchert; ich habe einen Tiſch am einen Fenſter, mit einem Sophakiſſen darauf, und einen Stuhl unter den Füßen: recht bequem. Da ſaß ich, und wollte die jungen Schwalben mit Brot füttern, die zu einer Stunde, nach 6 vielleicht, lärmend und flatternd auf mein Dach kommen: ich bog mich zurück, nachdem ich ihnen das Brot geſtreut hatte — vorher ſcheuten ſie mich gar nicht, — aber die dummen wirklich ſchönen Vögel aßen immer ein wenig Kalk, der da lag, und ließen das Brot liegen, ein ordentliches Leidweſen! Dann kam mein Kaffe; den ich auch da trank: und bald ſchien die Sonne,

bald ſchien ſie nicht: ich ſah mit den Augen und mit dem Perſpektiv. Eine Gegend lächelt ordentlich, wenn die Sonne ſcheint; und zeigt die Zähnchen, und die verſtändigen Augen. Schwer aber und unverſtändlich ſieht ſie gleich aus, vergeht die Sonne. Dann ging ich zu Meroni's — denen ich keine größere Freude machen kann, und die ich liebe —, wo ich ungefähr bis 9 blieb. Ich ſah ſie unten noch einen Augenblick: ſchrieb meine Rechnung, nehlte; und ging nach 10 zu Bette; und ſchlief ein wenig ſchwer ein.

Heute erwarte ich nun wieder die Breslauer Poſt — geſtern erhielt ich Deinen Brief mit einer fahrenden —, und bin nicht ſo leichten Muthes, trotz der großen, verehrten, hellen Sonne. Ich bin des Briefgangs noch nicht ſicher genug: ſonſt wär' ich nicht zu faul, Dir die zwei kleinen Briefe von meinem zweiten Bruder abzuſchreiben — denn man muß ſie *leſen*, mit meinem Kommentar; von welchen ich einen in Breslau und den anderen hier erhielt. *Wenigſtens* habe ich ihm noch nicht geantwortet: immer nur durch ſeine Frau einige pincirte Worte ſagen laſſen: die ganz gut gegen mich iſt. Nein! diesmal haben ſie ſich zu ſehr gegen mich ausgeſprochen. Gegen ſie zu handlen, erlaubt mir mein Weſen nicht, trotz der beſtimmteſten Ausdrücke meiner zu natürlichen Wuth; das weiß ich nun *endlich*. Aber *betrügen*, und anfödern, und *gebrauchen wie ſonſt*, ſollen ſie nun mich *nicht* wieder: und damit beginnt es, daß ich ihnen mein Herz, meine Meinungen und meine Lebenspläne *nicht* mehr mittheile. Und *alle* ſollen da hinaus laufen, mich *von ihnen zu trennen*. Wo möglich von ihren Wohnorten. Und das iſt möglich. Bin ich mit *Dir*, wo ſie ſind, ſo geht es heilig: denn dann hat uns das Glück aufgenommen; bin ich allein, verlaſſ' ich gerne unſeren Ort. Ereifere Dich nicht, Auguſt, thue und beſchließe nichts: noch iſt alles gegen ſie, auch gegen mich. Langſame Gemüthsänderung paßt auf *Solches* am beſten. Und vor *Gott* und meiner Mutter bin ich gerecht. Denn auch die Gabe, Einſicht und Vernunft, darf ich nicht verläugnen. Vor drei Jahren, in meiner Krankheit, gelobt' ich *Allen*, die mir das Leben verdorben, die Krone auf ewig gebrochen hatten, zu verzeihen. Es war ein Akt: ich hatte es wirklich gethan: ich habe es leichten, reinen Herzens gehalten. Aber von neuem kränken, und verlaſſen, und mißhandlen ſie mich in den entſcheidendſten Momenten, wo

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MÜNCHEN

Landsmann ſich an Landsmann ſchließt: dies zu erkennen bloß, erlaubt mir Gott! Recht! und Vernunft; und jede Erkenntniß. Und meine Mutter, deren Wünſche ich heilig in der Schonung und der Behandlung ihrer (der Brüder) hielt, mag auch entſcheiden. Durchwühle man mein Herz; ich ſtehe da! Was hilft es mir, daß der jüngſte ſich oft ſelbſt ſchlecht behandelt; genug, ich kann nicht auf ihn rechnen: und mehr will ich auch nicht; er verſteht eine Perſon — Perſon ſage ich, — wie ich eine bin, nicht im entfernteſten Sinne zu behandlen. Du haſt keinen Begriff, wie grob nur ſie ſich Alle erlauben gegen mich zu ſein, und zu ſprechen. Genug davon! Mag mir Gott! welches ich ſicher hoffe — weil es zu ſehr gegen die Natur, aus der er mich machte, iſt — von ihnen helfen: ich will mir helfen, Du wirſt mir auch helfen; wie Du mir ſchon hilfſt. Deine Freude, Dein Glück darüber iſt nicht größer, als meine Erkenntlichkeit, meine Einſicht darüber. Größeres kann ich nicht ſagen, Auguſt!

Mit dem Onkel konnte ich wegen ſeiner Langſamkeit, Beſtürzung, häufigen Unterbrechungen mit den Geſchäften des wilden Moments, und der ganzen Familie, und weil ich ihm lange Geſchichten vorausſchicken mußte, nicht ſprechen: jedoch ſprach er mit mir: und ſagte, es müſſe mir etwas verſichert werden, weil ja auch ich ſonſt ein Teſtament machen könnte, und ein Fremder dann alles unterſuchen könne: wenn wir alſo zurückkommen, wird das wohl losgehen. „Ich habe auch ſchon mit Markus geſprochen", ſagte er. Ich aber unterſchreibe dergleichen nicht. Denn, wie ſicher ſind mir Leute? Jedes Kapital iſt mir lieber; und dann, will ich noch zu achtzig Jahren ein Kind kriegen können: dies nehme ich in jedem Fall aus! So ſitz' ich nun hier, und warte auf jede Poſt. Gott! Auguſt: wenn's nur an eurer Elbe gut geht! Wie ſoll ich für Dich ſorgen? Ich kann es gar nicht abmeſſen! Wie erſchrak mich Dein Brief, als Du von Scham und Schmerz ſprachſt, Hamburg verlaſſen zu müſſen. Ich danke Dir für jede Zeile, wie ſie geſchrieben iſt! O! wie drückt ſich wahre Achtung, Anhänglichkeit, Ueberzeugung aus! Ich bitte Dich um Gottes willen, laß Marwitz erfahren, wo ich bin, und daß ich nicht ſchreiben kann: und alle Liebe und Freundſchaft, jeden Antheil, und tauſend Grüße. Er hat mir einen ganz ruhigen, ſehr gut raiſonnirten Brief, einen über Gegenden wie aus dem tiefſten Frieden, vom 3. April aus Lauenburg geſchrieben: ich las ihn

dem Onkel; und aus Deinem, was ihn freuen konnte. Er, der Onkel, bezog sich immer auf Dich. Lebe wohl. Adieu, August! Sage Dir jedes Liebe, was hier nicht steht. Wenn wir diese Trennung überstanden haben! Adieu bis zur Post: Adieu! Grüß auch den General aus den Gebirgen von mir! gestern sprachen wir den ganzen Abend von ihm: Meroni's mit Thränen; die vergöttern ihn, weil er einen Franzosen, für den Mussini bat, in Berlin frei machte: wie er immer mild ist: und rauh sein will. Adieu, Lieber. Ich war nicht auf dem Platz: sondern ich besann mich auf unseren Garten. Einen Platz hinter unserem Hof etwa so lang, als von mir in der Behrenstraße — vielleicht etwas mehr — nach der katholischen Kirche, minder breit: er geht allmählich in die Höhe, ist man oben, so ist's auch ein Berg, und man sieht über die Stadt weg, ringsum, und auch den Weg nach Glatz. Ist man den Garten zu Ende, und wendet das Gesicht wieder nach dem Hause, so geht links am Garten der Weg über Nachod nach Prag; rechts nach schönen Gebirgen, und auf eine Kapelle, der heiligen Rosalia, die die Pest kurirt, geweiht, allwo ein Einsiedler lebt, den ich auch schon besucht habe: welcher nichts als ein armer guter Schneider mit einem Barte ist; der bei der kleinen Kirche schon sechsunddreißig Jahre angesiedelt ist; es war Götterluft, als ich vorgestern mit Dore und dem kleinen Meroni oben war; er saß in einem elenden Neste von Bauernstube, die eingeheizt war, mit dumpfiger Luft, die ich nicht einen Moment ertrug (er nähte einen Kragen), und Fensterchen, die gar nicht aufzumachen sind. Er hat ein ganz kleines Gärtchen, von welchem er mir römische Salbei, und riechende Stiefmütterchen brach, weil er wie zerschlagen von fünf Böhmen war, die ihm aus Scham von Doren geben ließ: er wollte mir die Hand küssen, für das große Almosen; so sagte er. Man giebt ihm, das wußte ich: er giebt es weiter. Auch schien er mir fromm. Er dinirt alle Mittag bei seiner Schwester, hier im Orte. Ich werde ihn und die todtstille Kirche oben öfter besuchen. Vor und neben der Kapelle ist ein göttlicher Waldplatz. Frisch und einsam wie für Rehe! Die Stille, die ich hier finden kann, heilt mir Ohr und Nerven; und würde auch meiner Seele Balsam-Lethe sein, wenn ich aus Vergnügen im Frieden an solchem Orte wäre, und Sorge aller Art mich nicht weckte und rüttelte (zwar bin ich so stupid dumm, daß, da der Ort mir nicht bekannt ist, ich mich kaum im Orte

erkenne; und mich beinah gewaltthätig, auf alles Uebel und Leid besinnen muß); so war heute der Garten. Kein Menschenlaut zu vernehmen: nur Insekten schwirrten, nur Vögel schwangen sich übereilt und zwitschernd durch. Ein Hund ließ sich vernehmen; so saß ich am Ende des Gartens, wo ich ihn, die Stadt und das Thal mit seinem Bergkranz übersah; den Rücken an einer Scheune, die das Ende des Gartens macht; links ein Abhang und ein tieferer Graben ohne Wasser, an dem Bauerhäuser stehen, und andere Gärten auf die unregelmäßigste, ja unsinnigste Weise zu sehen sind: ganz nah; denn eins greift, man weiß nicht warum, in's andere. Hof von einem, Garten vom anderen, Scheunen, Wohnhäuser, alles eben so. Das Ganze bildet die ruhigste Gebirgsgegend und Gebirgswohnungen. Wenige Fruchtbäume, die jetzt erst blühen, stehen im Garten. In der Mitte desselben eine Laube von Holz; ganz kleine gehegte Viereckе mit Salat, oder Kräutern. Keine Rose, keine Nelke, keine Schote, keine Bohne, keine Gurke, keine Frucht an Sträuchen; nichts. So saß ich in mittäglicher Stille. Dickes altes — auch ungemäht — Gras und Kräuter aller Art, mit unendlichen gelben Blumen vor mir, daß ich meine Füße nicht zu setzen wußte, ohne sie zu beleidigen: da strich der Wind drüber hin, wie über ein Meer, Wellen treibend: dann kam und wich die Sonne; und was ich nie sah; wie sie ging, oder vielmehr Wolken über sie, so lief ein Schatten vor mir, weit über Matten, Häuser, Bäume, und alles; wie ein Flor, der künstlich vorgezogen wird, nach vorne. Das sah ich noch nie.

Hier bin ich allein in der größten Ungewißheit: obgleich Ungewißheit keine Grade hat. Sieben volle Tage geht wenigstens dieser Brief: und wenn Du ihn bekommst, ist Freud' und Leid wieder, und alles anders: und so weiß ich auch jetzt nicht, wie es Dir geht! Dieser Brief wird Dir mit seinen Beschreibungen einiges Vergnügen machen. Ich nehme dies Papier, weil Velin zu dick ist. Morgen erst kommt die Breslauer Post, dieser Brief muß heute Abend auf die Post et ne part que demain. Es ist trübe und recht kalt, ich sitze mit der Wärmflasche. Ich lasse mir den Ueberrock von Deinem braunen Zeug hier machen; und habe ich so viel übrig, einen tuchenen, hier giebt's wohlfeiles Tuch, um den braunen zu schonen. Der gelbe soll ein Pelz werden. Daß Du den Polen erfreut hast, freut mich: ich danke Dir, geliebter Freund. Die

Antworten von Canitz aber freuen mich nicht minder. Ach bliebe unser Postweg nur frei! Jetzt mag wohl schon eine große Schlacht gewesen sein. Adieu, adieu! Gott schütze Dich! Ich darf nicht sagen, schone Dich! Deine R. R. Schreibe mir im Fall ich hin müßte, ein Wort an Liebich und andere Bekannte in Prag. Ist die Brede wohl noch dort? Wie heißen die Barons-Leute aus Dresden, die damals hinzogen, die in Teplitz in der weißen Taube wohnten, neben mir an? Adieu, adieu! Es ist nach 4 Uhr, um 1 aß ich; nun regnet es gar wieder. Heute habe ich noch niemanden von der Familie gesehen. Ich gehe zu Meroni's. Adieu!

Ich habe noch keine Antwort von Josephinen (Pachta).

An Rahel.

Hamburg, Dienstag, den 25. Mai 1813.

Du bist nun wohl schon lange von Breslau weg, meine theure, geliebte Rahel, und ich muß Dich so unbestimmt hin an einem Orte denken, von dem ich nicht einmal den Namen weiß! Der gestrige Posttag war schon ein solcher, wie ich mich nun werde gewöhnen müssen immer mehrere zu sehen, wo ich es nämlich wohl empfinden und erfahren soll, daß meine geliebte Rahel nicht mehr in solcher Nähe ist, aus der ihre liebevolle Hand in regelmäßiger Wiederkehr von Briefen mich erreichen kann! Desto eifriger aber will ich nun sein, die hier noch begünstigte Gelegenheit Dir oft zu schreiben, fleißig zu benutzen, und wäre es auch nur, um Dir in ein paar Zeilen zu sagen, daß ich Dich liebe, und daß ich wohl bin. Wie froh bin ich, Dich von Berlin entfernt zu wissen, meine Liebe! der Feind war nahe genug herangedrungen, und obgleich ich niemals glaubte, daß er würde hineinkommen können, so wäre ich doch vor Unruhe und Schmerz vergangen, Dich in solchen Sorgen und Angst zu wissen, wie Dein allfassendes Gemüth für Dich, für Einzelne und Alle, für Land und Staat, für Gegenwart und Zukunft in nicht mehr zu trennender Theilnahme fühlt! Jetzt sind die Franzosen blutig an die Elbe zurückgewiesen worden, Gott sei es gedankt! und obwohl diese Niederlage nicht für den Augenblick entscheidend ist, so ersetzen doch nach und nach solch wiederholte Erfolge, durch übernatürliche Tapferkeit

errungen, alles was die sonstige Ueberlegenheit des Feindes durch große Schlachten in seinen Vortheil ziehen konnte. An der Tapferkeit der Gemeinen wird alle Wuth Napoleons zu Schanden werden, selbst siegend ist er durch sie geschlagen, und wird theilweise vernichtet. Du bist nun ohne Zweifel auch schon von dem Ausgange der Schlacht unterrichtet, von der wir nichts anderes wissen, als daß sie beim Abgange des letzten Kouriers auf gutem Wege war; laß Dich nicht zu sehr davon schrecken, wenn sie verloren ist; so lange unser Heer nicht gesprengt wird, hat das bischen Zurückgeben gar nichts zu sagen, und jenes Unglück dürfen wir wohl nicht befürchten! Wird übrigens nur die Hälfte von dem, was die vortreffliche Landsturmsverordnung anbefiehlt, wirklich in Ausübung gebracht, so will ich den Feind sehen, der in Preußen weit eindringen oder sich lange dort behaupten will! Rahel, liebe Rahel! Es wird um die höchsten Güter gerungen, laß Dich die Opfer, die Du fallen siehst, nicht zu sehr jammern. Welch herrliche Zukunft bereitet sich! als welch einziges Volk werden die Preußen dastehen! in jedem Kinde wird das Gefühl der Kraft leuchten, mit der sich die Nation als ein eigenes Ganze behauptet, und jeder Einwohner wird in seinem Dasein erhoben bleiben durch den Rückblick auf die Drangsale des riesenhaften Kampfes, den er tapfer bestehen helfen. Der Gedanke des Mißlingens liegt von meiner Seele fern, ich kann ihn bei der ruhigsten Ueberlegung selbst in den Ereignissen, die mich sonst genug erschüttern und bestürzen, nicht finden. Sei denn auch Du unverzagt und hoffnungsreich, geliebte Rahel, und vertraue meiner Ueberzeugung, daß ein glücklicher Friede einst mit Deinem ergebenen Freunde die Tage der Ruhe und des Wohlseins zuführen wird! — Wir haben nun auch endlich die sichere Nachricht von dem Beitritte Oesterreichs zu unserer Sache, und welch treffliches, geübtes und kampfbegieriges Heer rückt nun unserem Feinde auf's neue auf den Hals, ihn zum Theil im Herzen seiner Hülfsmittel angreifend, und seine gegenwärtige Stellung mit Verderben bedrohend! Wenn mir dabei etwas leid thun kann, so ist es bloß, daß nun auch Oesterreich Dir nicht mehr eine vollkommene sichere Zuflucht sein kann, obwohl das von Bergen umgebene Böhmen schwerlich der Schauplatz des Krieges, und auch Wien nicht leicht beunruhigt werden wird. Solltest Du nach Böhmen gehen, so wirst Du wohl schwerlich noch Bentheim in Prag finden, da gewiß sein Regi-

ment marſchirt iſt; aber vergeſſe nicht, ich bitte Dich, der guten Brede Gelegenheit zu geben, Dich kennen zu lernen. Die Gräfin Pachta pflegt den Sommer auf ihren Gütern zu verleben; Du findeſt alſo in Prag faſt niemand, der Dir angenehm ſein könnte, und thäteſt wohl am beſten, liebe Rahel, wenn Du einmal die preußiſchen Gränzen verläſſeſt, lieber gleich nach Wien zu gehen, wo Du doch gleich Freunde und Freundinnen findeſt, denen Deine Anweſenheit höchſt erfreulich ſein wird. Ich hoffe aber zu Gott, daß die nächſten Begebenheiten ſo glücklich ausfallen werden, daß Du ſelbſt nach Berlin zurückzukehren, was aus anderen Gründen beſſer bis zum Herbſt verſchoben bleibt, wenigſtens nicht für unſicher zu halten brauchſt!

Unſere Lage hier iſt fortdauernd ſehr verwickelt und ſeltſam. Einige Bataillons Schweden ſtehen in der Stadt, zur Vertheidigung hinlänglich, aber lange nicht genug, um den Feind aus ſeiner Stellung zu verjagen, aus welcher er nun ſchon einige Nächte die Stadt mit Haubitzgranaten und Kugeln fleißig beſchoſſen hat. Der Allarm war größer, als der Schaden; es hat nur einmal gezündet, und wurde jedesmal gleich wieder gelöſcht. Einige von den bewaffneten Bürgern ſind getödtet, mehrere verwundet worden. Der Geiſt iſt fortdauernd ſehr gut, der Muth noch keineswegs geſunken, und wenn nicht neue Uebel unvorhergeſehen ſich ereignen, werden wir die Stadt will's Gott noch ferner behaupten. Zum Kronprinzen von Schweden ſind Abgeordnete der Stadt geſchickt worden, unter denen ſich auch mein Freund Karl Sieveking befindet. Bernadotte war ehemals hier (er wohnte im nämlichen Hauſe wo jetzt wir) und ſehr zufrieden mit der Stadt, wie ſie mit ihm; es kann nicht fehlen, daß er nicht mit Theilnahme die Abgeordneten hören, und etwas zu Hamburgs Gunſten ſelbſt dann unternehmen ſollte, wenn es auch anfangs nicht in ſeinem Plane gelegen hätte. Auf die Tänen können wir uns jetzt gar nicht mehr verlaſſen, ſondern müſſen ſogar auf unſerer Hut gegen ſie ſein. Sie parlementiren fleißig mit Vandamme in Haarburg, wo ſeit geſtern ſich auch Davouſt wieder eingefunden haben ſoll. Tettenborn iſt wunderbar thätig und erfindungsreich an immer neuer Aushülfe, ſo oft ihm irgend eine Stütze verſagt; er verliert den Kopf gar nicht einen Augenblick, und thut mehr, als man ihm je danken wird. Andere an ſeiner Stelle wären ſchon zehnmal verzweifelt; auch ich hätte kaum noch eine Rettung geſehen für unſere Lage, und doch

ſtehen wir jetzt ziemlich ſicher und feſt. Wie Schade, daß dennoch ſo vieles ungenützt verübergehen muß, weil man die Kräfte des Volks und der Geſinnung nicht genug zu erregen, und die erregten nicht zu handhaben weiß! Mehr und mehr bewährt ſich als ein trefflicher, wohlgeſinnter Bürger der brave Perthes, der in ſich das Schönſte, welches dieſe Verhältniſſe entwickeln können, vereinigt, und überall Wahrheit, Eintracht und ächte Menſchlichkeit mit glücklichem Gelingen ausbreitet. Dann iſt mir fortdauernd der Freiherr von Canitz ſehr lieb, der auch zu mir einige Neigung bisweilen äußert. Viele öſterreichiſche Offiziere ſind hier bei uns, die ich in Prag ſehr gut kannte, und mit dieſen ſteh' ich mich vorzüglich gut. Zwei Korporals vom Klenau'ſchen Chevauxlegers-Regiment, in welchem Tettenborn früher gedient hat, ſind hier gleich Offiziere geworden. Von Adel, Geburt und Rang iſt nirgends mehr die Rede; eine feinere Bildung aber, eine rechte Tüchtigkeit, die gelten viel, und werden bereitwillig anerkannt. Auch in dieſer Rückſicht giebt dieſer Krieg uns die beſte Hoffnung, und was ſich in Anſehung der Meinung aus ihm entwickeln wird, iſt wohl viel bedeutender, als alle Veränderungen der Staaten und ihrer Gränzen. — Ich habe faſt alle dieſe Tage zu Hauſe geſeſſen und geſchrieben; es iſt zwar beſtändig regnigtes, widerliches Wetter, aber ich bin doch aus Mangel an Bewegung und friſcher Luft mißmuthiger, als nach meiner übrigen Stimmung nöthig wäre. Ein Sonnenſchein erwärmt mir das Herz, der Anblick des unendlich friſchen und üppigen Grüns durchdringt zauberhaft mein wirres Gemüth mit Klarheit und Sehnſucht! — Liebe Rahel, ich bitte Dich dringend, adreſſire alle Deine Briefe an mich ſelbſt, und ſei mir nicht zu ängſtlich beſorgt! Wenn Du, wie Deinen letzten Brief, an andere, mir unbekannte Perſonen ſchickſt, die ja bei jedem kleinſten Wechſel der Dinge ſelbſt ihren Aufenthalt verändern können, ſo laufe ich erſt recht Gefahr, keinen der Briefe zu bekommen. Ich bitte Dich, gönne meiner Einſicht doch hierin auch eine Stimme, und ſchreibe mir alles, was Du nur ſonſt mittheilen magſt, unbeſorgt und unmittelbar an mich ſelbſt! Verbrenne auch meine Briefe nicht! Mir iſt zu weit getriebene Vorſicht ärger noch als Unvorſichtigkeit. Lebe recht wohl, geliebte, theure Rahel! einzige, unausſprechlich geliebte Freundin! Ich denke unaufhörlich an Dich, an alles, was Dir wohl in dem Augenblicke begegnen mag, an Deine liebe Freundlichkeit, an Dein

himmliſches Gemüth und Deinen lebensfrohen Umgang! O könnt' ich Dich ſehen, an Deiner Seite mein müdes Herz erquicken! Lebe wohl, geliebte, theure Rahel! Ewig Dein

Varnhagen.

Am 21. Mai habe ich Dir Nr. 20 geſchrieben, und zugleich an Aug. Liman für Dich einen Wechſel von 20 Stück Friedrichsd'or geſchickt, alles, was in dieſem Augenblicke mir zu Gebote ſtand. Aber ſei unbeſorgt, liebe Rahel! es wird ſchon beſſer werden, und wenn ich nur am Leben bleibe, ſoll mir für Dich — liebe, liebe Rahel! — nicht bange ſein! Dein

Varnhagen.

Der General trägt mir auf, Dich vielmals zu grüßen.

An Rahel.

Hamburg, Freitag, den 28. Mai 1813.

Geſtern Abend kam die preußiſche Poſt, und brachte uns die Berliner Zeitungen mit der Nachricht von der zweitägigen Schlacht bei Bautzen, die uns allerdings erwartet waren. Sie iſt nicht gewonnen, dieſe Schlacht, aber auch nicht verloren, denn der Rückzug, der darauf folgte, iſt mehr in der Meinung, als in der Wirklichkeit nachtheilig. Doch waren wir alle ſehr unmuthig, und ich konnte mich von einer unſeligen Stimmung, die mehr an den Menſchen, als an den Sachen verzweifelte, ſelbſt über Nacht nicht erholen. Dieſer Stimmung fiel ich um ſo mehr anheim, als ich mein geſpannteſtes Erwarten eines Briefes von Dir auf's neue getäuſcht ſah, während Canitz und Pfuel die von ihren Frauen erhaltenen laſen. Jetzt aber, da ich mich niederſetzen will, Dir zu ſchreiben, bringt man mir um 24 Stunden ſpäter, vom Dr. Veit Deinen Brief aus Reinerz geſchrieben am 20ſten und 21ſten Mai; ſo wie geſtern konnt' ich mich heute nicht damit freuen, mich verdreß zu ſehr die Nachläſſigkeit, und doch iſt er mir unendlich lieb und willkommen, ein wahrer Troſt und Beruhigung! Ich weiß doch nun wo Du biſt, und wie es Dir geht; wenn nicht der Rückzug der Preußen Dich etwa gar ſchon weiter geſcheucht hat,

was ich nicht wünsche. Glaube mir, liebe Rahel, unsere Sachen stehen gar nicht schlecht, und an ein Zerstreuen und Vernichten unserer Heere ist gar nicht zu denken, daher kein überraschendes und reißendes Eindringen des Feindes in das innere Land möglich, und Du hast, so nah der Gränze, ja in jedem Augenblicke eine Zuflucht offen! Ich würde Dir gewiß nicht zureden, wenn ich es nicht mit gutem Gewissen könnte, und so lieb es mir ist, Dich von Berlin entfernt zu wissen, so unglücklich macht es mich, Dich in angstvoller Bestürzung von Ort zu Ort herumirren zu denken! Du gehst leicht zu weit in Deiner Besorgniß, und siehst das Beispiel davon auf's neue bei der jetzigen Art mir Deine Briefe zu schicken, wofür Du den gewöhnlichen graden Weg, den sichersten von allen, verschmähst, um einen einzuschlagen, der sie mir unsicher, spät, und vielleicht gar nicht bringt! Verzeihe mir diesen Vorwurf, liebe Rahel, um der Zärtlichkeit willen, mit der ich Deinen Briefen entgegensehe, deren Ankunft mir das wichtigste, einflußreichste Ereigniß ist, das ich nicht ohne den unwilligsten Schmerz mir verkümmert sehen kann! Dein Aufenthalt in Breslau ist schrecklich, das Betragen der Leute — so naher Leute! — unerhört! und eine so vollständige Nichtswürdigkeit, daß auch keiner, keiner eine Ausnahme macht! Ich bin im höchsten Grad empört und unselig darüber, und ermatte ganz in der Betrachtung so aufreizender Zustände, die ich leider noch immer nicht ändern kann. Die Elenden, Elenden! Geht es mir schlecht, oder macht gar der Zufall ein Ende mit mir, so mögen sie denn ihres gelungenen Frevels sich ungestört ferner erfreuen; aber es ist eben sowohl möglich, daß ich zu etwas komme, und wehe ihnen, ich meine sie auch ohne Ausnahme, wenn ich sie einmal in meinem Wege finde! Wie leid, wie sehr leid thut es mir, Dich dort so schlecht wohnen zu wissen, Du, der diese nächste Umgebung so wichtig, das beinah einzig Uebriggebliebene ist! Ich sehe nichts als Trennung diese Unverhältnisse lösen, und ich beklage sehr, daß diese Reise, dieser Aufenthalt Dich auf's neue mit Deiner Familie so nah zusammenführt, und als Genossen stellt, da sie doch stets nur Deines Guten, und Du nur ihres Schlechten theilhaftig werden, und sie es gewiß nicht anders wollen! Dafür giebt nichts Ersatz, und was der Krieg und die Kriegsgedanken Dir nicht an Grüne, Sommer, Thal und Luft verbittern, das müssen solche Zustände thun! Arme Rahel! liebe, arme Rahel! O wie wollt' ich

Dir Troſt und Hülfe ſein, wenn ich bei Dir wäre, wie Du davon ein ſo hinziehendes Bild angiebſt! Ich möchte mit Dir dieſe grünen Thalwege beſuchen, dieſe Abende der Ruhe und Stille theilen, und das Getümmel des Tages mit kräftigem Streben von Dir abweiſen. Aber Du ſelbſt trittſt nun auf als Verkündigerin ſolcher Zukunft, und verſprichſt mir gleichſam, was uns beiden Erwünſchtes kommen kann. Ja, liebe Rahel, auch ich bin froher Hoffnung voll, und ſehe getroſt in die ferne Ausſicht, ohne welche das Leben mir eine Laſt wäre, deren ich mich ſuchen würde je eher je beſſer zu entledigen. Und auch ſo, meine geliebte Rahel, denk' ich unperſönlich genug, um meines eigenen Genuſſes vergeſſend, daß ich oft, wenn ich Dich nur verſorgt und geſichert in glücklicher Fülle unter ſchönem Himmel wüßte, vollends durch mich ſo geſtellt würde, mit Freude in Gefahr und Tod ſpränge, von denen jetzt Dein Andenken mich immer zurückziehen will, als einen, der ſeine heiligſten Pflichten noch nicht erfüllt hat, und zu Sterben noch nicht Recht das erwerben hat. Aber ich lebe denn auch, und bin friſch und geſund, und voller Muth und Vertrauen, ſo ſehr auch bisweilen alles zum Verzagen ausſieht! Mit uns hier ſtand es mehrmals ſehr übel; die Schweden, die Tettenborn herherzuziehen gewußt, waren auf wiederholtem Befehl des Kronprinzen abgezogen, die früher uns günſtig geweſenen Dänen machten Miene, ſich den Franzoſen in die Arme zu werfen, und wir mußten ſogar befürchten, von ihnen mit angegriffen zu werden. Die Stadt wurde beſchoſſen, die Bürger, welche uns von allen Seiten verlaſſen ſahen, ließen den Muth ſinken, und zeigten offenbar, daß auf ſie nicht mehr zu rechnen ſei, es fehlte an Pulver, Unterſtützung kam von keiner Seite, die Nachrichten von dem Heer in der Lauſitz blieben aus, und als ſie kamen, meldeten ſie den Rückzug, der uns noch mehr als es ſchon war zur äußerſten vorliegenden Spitze einer ungeheuren Linie machte, bei deren Durchbrechung wir verloren ſein mußten. Geſtern jedoch kamen an die tauſend Preußen, das pommerſche Füſilier-Bataillon Berck, hier an, die Schweden rücken wieder näher herbei, während ihre Hauptmacht ſich an der oberen Elbe zuſammenzieht, und einen großen Streich in Napoleons Rücken mit deſto mehr Erfolg ausführen kann, je weiter er vorgezangen iſt, Oeſterreich erklärt ſich, und die Verhältniſſe zwiſchen Schweden und Dänemark, die ſich zur unſeligſten und gefährlichſten Entzweiung anließen, nähern ſich,

soviel darf ich Dir im Vertrauen sagen, durch den Kronprinzen selbst einer glücklichen Ausgleichung, die uns das Mitwirken der Tänen sichern wird. Einzelne glückliche Streiche werden unaufhörlich ausgeführt, und unter diesen Umständen werden auch wir nun bald wieder auf ausgezeichnete Weise thätig sein, und den Feind angreifen, daß er sich verwundern soll. Ein Wunder ist es, daß wir Hamburg noch behaupten konnten, und ein Glück! Mir persönlich darf es auch besonders lieb sein, schon deswegen, weil mit dem Fall dieser Stadt alle Bezahlung der Truppen wahrscheinlich aufgehört und manche Verlegenheit für mich angefangen hätte. Jetzt sieht aber alles wieder sehr heiter aus, wie der heutige Tag, der nach langem uns sehr vortheilhaften Regenwetter (weil es die Franzosen auf der Wilhelmsburg in Morast beinah ersäufte), wieder Sonnenschein und Himmelblau zeigt. In diesen Tagen muß ich wieder 50 Rthlr. ausgezahlt bekommen; ich muß noch mancherlei anschaffen, besonders Reit- und Stallsachen, da ich nun endlich ein Pferd habe, das auch dem Bereiter noch eine ansehnliche Summe zuwendet; allein ich hoffe doch, Dir in kurzem wieder etwas schicken zu können, meine liebe Rahel! und bitte ich Dich überzeugt zu sein, daß ich auf alle Weise sparsam bin, um nur so glücklich zu sein, zu Deiner Beruhigung etwas beitragen zu können! Der Himmel weiß es, daß ich mich schäme wie ein Schuldner, der lange, lange nach dem Termin das empfangene Darlehen erst abträgt! Du hast mir Millionen dargeliehen, und eine schwere Schuld auf mein Herz geladen! verkenne nie, ich bitte Dich meine Rahel! daß ich Dir ganz gehöre, und Dir bei allem, was ich Dir je geben kann, den Dank doch immer schuldig bleiben muß! — Zur Sicherheit will ich in diesem Briefe wiederholen, was ich schon in Nr. 20 und 21 gesagt habe, daß ich am 21. Mai an Aug. Liman einen Wechsel von 20 Stück Friedrichsd'or in Gold auf Mendelssohn von L. Goldschmidt ausgestellt, für Dich geschickt habe. — Von Dir habe ich seit Deiner Abreise folgende Briefe: einen an Deinen Bruder, den er mir geschickt hat, einen aus Breslau durch Dr. Veit, wie ich nun weiß, erhalten, und heute, auf demselben Wege, einen aus Reinerz. Die meinigen sind alle numerirt, und Du kannst daher gleich wissen, ob einer fehlt, welches ich nicht hoffen will! — Lasse Dir auf jeden Fall die 150 Rthlr. auf des Onkels Rechnung gleich auszahlen, Du hast ganz Recht, jede Säumniß ist hier ein

Verluſt, und ich möchte lieber, wenn es doch etwa verlieren gilt, lieber aus meinen, als aus fremden Händen verlieren. Das Glück wollte mir bisher noch nicht zuſtehen, Du weißt wie ich das meine, aber es kann ſich einfinden. „Man ſieht doch wo und wann!“ Auch habe ich in der kurzen Zeit viel an Umſicht gewonnen, und bin lebensgewandter geworden wenigſtens für Geſchäfte und Arbeiten. — Sollteſt Du nach Prag kommen, ſo wirſt Du Bentheim wohl ſchwerlich mehr finden, und ein Glück iſt es, wenn er in unſeren Reihen zu finden ſein wird, wie ich vermuthe, denn er marſchirt gewiß mit den erſten öſterreichiſchen Truppen, die über die Gränze gehen. Ich habe mir vorgenommen, den nächſten Poſttag nun gewiß an ihn zu ſchreiben, wie auch an Mad. Brede, auf die Du wohl mit Recht am meiſten rechneſt für Deinen Aufenthalt in Prag. — Ich habe an A. W. Schlegel nach Stralſund geſchrieben, und an Karoline Fouqué, deren Mann, wie ich höre, einen Streifſchuß bekommen, und ſpäter mit dem Pferde einen Sturz gemacht hat. — Lebe recht wohl, geliebte, theure Rahel! meine einzige, geliebteſte Freundin! Lebe wohl, und genieße des Sommers, ſoviel die Götter es erlauben! — Ich drücke Dich inbrünſtig an mein Herz! Ewig Dein treuer

Varnhagen.

Es iſt meiner Schweſter Geburtstag; ich fahre ſogleich nach Altona.

An Rahel.

Lauenburg, Montag, den 31. Mai 1813.

Ich ſchreibe Dir aus Lauenburg, meine geliebte Rahel! vorgeſtern Nacht haben wir Hamburg plötzlich und unerwartet geräumt, wozu die verrätheriſche Zweideutigkeit der Dänen, keineswegs aber die Franzoſen, uns nöthigte. Wir wären bei längerem Aufenthalte von den erſteren wahrſcheinlich überfallen, und ohne alle Rettung gefangen genommen worden. So entkamen wir glücklich durch ein vierſtündiges Defilé, wo ein Angriff uns ſehr nachtheilig geweſen wäre, ohne allen Verluſt nach Bergedorf, und ſetzten unſeren Rückzug geſtern und heute bis Lauenburg fort; in aller dieſer Zeit habe ich gar nicht

geſchlafen, und bin beinah nicht vom Pferde gekommen; ich ſinke buchſtäblich um vor Müdigkeit, und muß nun noch an Stein ſchreiben! Heute ſind wir unter den Oberbefehl des Kronprinzen von Schweden geſtellt worden, und werden wahrſcheinlich bald über die Elbe gehen. Glücklicherweiſe ſind wir auf der Poſtſtraße nach Berlin, und ich kann mir die liegenbleibenden Briefe zeigen und auch die an Veit geben laſſen, ſo daß ich hoffentlich keines Deiner lieben Briefe verluſtig gehe. Um Himmels willen, überſchreibe nun alle Briefe an mich unmittelbar, ſtatt des Ortes ſetze bloß: im Hauptquartier des Generals Tettenborn. So werd' ich ſie alle bekommen. — Das Unglück von Hamburg jammert mich gränzenlos, auch waren die Bürger ganz verzweifelt. — O ſchöner Sommer, o geliebte Rahel! — Leb wohl, meine einzig Geliebte!

Ewig Dein

Varnhagen.

An Rahel.

Lauenburg, Sonnabend, den 12. Juni 1813.

Mein letzter Brief an Dich, geliebteſte Rahel, war am Tage nach der Räumung Hamburgs, am 31ſten Mai von hier aus Lauenburg geſchrieben, ihn nahm ein Kourier mit, der vielleicht in die Hände des Feindes gefallen iſt, und ihn daher in Schleſien nicht auf die Poſt geben konnte. Vor ſolcher Gefahr iſt nun zwar dieſer Brief hier, wegen des Waffenſtillſtandes, gänzlich frei, aber ich weiß nicht, wo in der Welt ich Dich ſuchen ſoll, und es bleibt mir nichts übrig, als ihn gradezu nach Reinerz zu ſchicken, um von dort, wenn Du abgereiſt wäreſt, Dir nachgeſchickt zu werden. Daß Du dort glücklich angekommen biſt, weiß ich durch Deinen lieben Brief von dort, ob Du mir aber öfter geſchrieben haſt ſeitdem, weiß ich nicht, obgleich ich vermuthe, daß Du eben ſo wenig, wie ich in dieſen zwölf Tagen, gewußt haſt, auf welchem Wege mir zu ſchreiben. Liebe Rahel, wie hab' ich an Dich gedacht, Dich geliebt und gehegt! wie mit empfunden alles, was ich Dich bewegen wußte, ſowohl in Deiner Nähe, als in der meinigen! Daß wir Hamburg verlaſſen mußten, war ein grauſames Schickſal, die Schändlichkeit der Dänen und das Aus-

bleiben der Schweden machten es unvermeidlich, einige Tage später noch ausgehalten, und wir wären nun während des ganzen Waffenstillstandes dort fest geblieben, hätten die Befestigung vollendet, Vorräthe herbeigeschafft, unsere Truppen und die Bürger in den Waffen geübt, und dann nicht so leicht vertrieben worden. Die Hamburger zahlen an Napoleon binnen vier Wochen 48 Millionen Franken Strafgelder. Man schimpft uns dort in den Zeitungen, weiter weiß ich von dort nichts, da auch fast alle meine Bekannten ausgewandert sind. Die verlorenen Schlachten haben mich tief betrübt, der Waffenstillstand aber mehr als alles. Ein darauf folgender Friede kann nur eine Verlängerung desselben sein; so lange Napoleon lebt, muß man Krieg führen, und wird Krieg geführt werden, das hat keine Noth, er sorgt schon dafür, aber darum sollte man endlich die Täuschung ablegen, und lieber gar keinen Frieden mehr schließen, der doch nur dazu dient, dem neuen Krieg wieder zu zerstören zu geben. Uebrigens hab' ich noch immer gute Hoffnung, es tritt in die Geschichte so vieles ein, das niemand beabsichtigt, niemand mit Willen durch sein Zuthun gefördert hat, darauf vertraue ich, wenn ich an der Einsicht und Tugend der Menschen verzagen muß, und es ist jetzt alles, aber alles, zu verwickelt und durch einander, als daß es sich so rein auflösen ließe ohne eine allgemeine Uebereinstimmung, deren Nachsuchen allen stürmenden Ereignissen das Thor öffnet. Preußen steht unglücklich, aber herrlich da, das ruhmgekrönte Heer hat seine Trefflichkeit blutig bewährt, das treue Volk seine Kraft kennen gelernt: noch ist Preußen wenig vom Feinde besetzt, die meisten Länder können ihr Bestes noch erst aufbieten. Es kann noch alles gut gehen! — Wie mußt Du Dich geängstet haben, geliebte Rahel, als der Feind in Schlesien eindrang! wer konnte ahnden, daß Breslau ihm eher ausgesetzt sein würde, als Berlin! Wir stehen nun ruhig hier in Lauenburg, bis nach einigen Tagen das Hauptquartier eine Meile von hier nach Boitzenburg kommen wird, wo ich sehen will, was für eine vernünftige Thätigkeit sich für diese sechs Wochen mir anpassen wird. Ich habe hier wenig zu thun, die Briefe, die ich zu schreiben habe, sind bald abgemacht, und so bleibt der ganze Tag dem müßigsten Herumsitzen, reden, gehen und stehen, preisgegeben. Man ist nirgends allein, mit fünfen schlafe ich in Einem kleinen Zimmer, ich fliehe mit den Briefen von einem Tisch zum anderen, weil bald der eine gedeckt, der andere

anders gebraucht werden soll. Diesem unthätigen Tumult zu entgehen, bringe ich einen großen Theil des Tages in einem hohen Garten an der Elbe zu, wo man eine schöne, freie Aussicht hat, und ich Dich tausendmal an meine Seite wünsche. O liebe Rahel, wann werd' ich Dich wiedersehen in glücklicher Natur, wann Deine geliebten Augen an den schönen Gegenständen sich ergötzen sehen, die mir für mich allein wie verschwendet erscheinen? O vergesse es doch nie, geliebte Rahel, daß ich nur für Dich, und in Gedanken an Dich lebe, daß alles mir Gott weiß es wie todt und öde ist, was Dein Name, Deine Gegenwart mir nicht belebt! Dies nimmt mit jedem Tage in mir zu, ich fühle mich mit dem innersten Herzen täglich bedürftiger nach Dir, und weit mehr, als bei früheren Trennungen, wenn gleich damals beunruhigender, schreiender! Ich hoffe während des Waffenstillstandes einen Brief von Dir zu bekommen, schreibe mir nach Boitzenburg, ich bitte Dich, laß mich nicht verschmachten! Ich muß wissen wo Du bist, und was Du machst, auch ohne Angst, ängstige ich mich um Dich mit leidenschaftlicher Ungeduld. Sollte ich auch mit dem General eine Reise im Mecklenburgischen machen, so werden mich doch Deine Briefe sicher treffen. Der General ist unverändert gütig gegen mich, und ich bin ihm unendlich dankbar. Er ist zarter, als er es Wort haben will, und ich werde es ihm nie vergessen, was er in dieser Rücksicht an mir verdient. Er gedenkt Deiner freundlichst, und er weiß es, daß Du mir das Theuerste auf der Welt bist. Er ist ganz wohlauf, in seinen Gesinnungen unverrückt, in seiner Kraft ungeschwächt, und behält auch jetzt, da das Unglück seine glänzendste Unternehmung eben zertrümmert hat, freien Sinn und muntere Oberhand.

Aug. Liman hat mir beifolgenden Brief geschrieben, den ich nicht verstehe; soll die Anweisung auf Moses Hertz Söhne bloß eine Quittung sein? oder wollte er das Ganze ablehnen? Ich erhielt den Brief erst hier, schickte ihm die Anweisung zurück, und bat ihn dringend, Dir das Geld, das ich Dir schon so lange schuldig sei, baldigst zu schicken; da ich die Summe an Goldschmidt gegeben habe, so kann sie ja nie verloren sein für ihn (die Schuld ist eine Fiktion). Liebe Rahel, wie leid thut es mir, daß ich Dir das Uebrige meiner Schuld noch nicht abtragen kann, grade in diesem Augenblicke, wo Du es vielleicht brauchst! Allein seit der Räumung Hamburgs ist sogar an die gewöhnliche Gage gar nicht zu denken, und es ist genug,

daß wir umſonſt leben. Wenn, wie es heißt, wir in engliſchen Sold kommen, ſo läßt ſich dann Rath finden, beſonders wenn die Rückſtände nachgezahlt werden ſollten.

Ich rechne darauf, meine einzige Freundin, daß Du weißt, wie ich Dich im Herzen hege! daß Du es weißt, was ich Dir ſein möchte, und zu ſein ſtreben will! Verzeihe mir, daß es noch nicht anders iſt!

Leb wohl, leb wohl! geliebte, einzige Rahel! ich drücke Dich innigſt an mein bewegtes Herz! Ewig Dein treuer

Varnhagen.

Heißer Tag, wenig luftiges Wehen, Wolken am Himmel. Heute vor vier Jahren reiſt' ich von Dir weg, damals nach Oeſterreich. O Gott, wäre heute dafür das Wiederſehen, für dieſen ſchrecklichen Abſchied! Leb wohl!

Ewig Dein!

Varnhagen.

An Rahel.

Beitzenburg, Donnerstag, den 16. Juni 1813.

Nur zweimal ſeit unſerem Abzuge von Hamburg konnt' ich Dir ſchreiben, meine geliebte, theure Rahel! beidemal aus Lauenburg, durch Kouriere, die mir verſprachen in Schleſien die Briefe auf die Poſt zu geben, möchteſt Du ſie doch erhalten haben! Ich fahre fort, Dir nach Reinerz zu ſchreiben, weil ich in der Ungewißheit und Irre über Dein Schickſal doch vermuthen muß, daß Du dort, wenn Du fortgegangen biſt, Deine weitere Adreſſe hinterlaſſen haſt. Wie peinlich, ja ſogar jammervoll es mir iſt, nicht zu wiſſen wohin Du Dich gewandt haſt, kann ich Dir nicht ſagen, geliebte Rahel! Unſtät ſchweifen meine Gedanken hierhin und dorthin, und finden nirgends ſichere Gewißheit, wohin ſie Dein liebes Bild verſetzen ſollen. Der letzte Brief, den ich von Dir habe, ſagt mir Deine Ankunft in Reinerz, und die darin angedeutete Ausſicht des Weiterreiſens iſt leider durch die inzwiſchen eingetretenen Ereigniſſe nicht entfernt worden! Ich weiß ſeit meinem Briefe Nr. 18 gar nicht, ob Du irgend einen der ſol-

genden bekommen haſt: in dem letzten ſchicke ich Dir einen Brief von Aug. Limán mit. Dieſe Unterbrechung unſerer Verbindung macht mich ganz unglücklich; ſchöne Zeit, da ich in Hamburg oft viele Tage hinter einander Dir ſchreiben, und meine hinziehende Sehnſucht mit ſchnellen Antworten von Deiner lieben Hand täuſchen konnte! Jetzt auf's neue entfernt und getrennt von Dir, die meinem Leben nothwendiger Halt, allen meinen Gedanken und Empfindungen unentbehrliches Licht und Segen iſt, muß ich auch noch die Qual fühlen, allen Verhältniſſen entrückt zu ſein, in denen ich für Dich unmittelbar wirken könnte! Ein leeres Andenken bin ich Dir nur, nicht leer wohl für Dein himmliſches Gemüth, das weiß ich wohl, geliebte Rahel, daß Du mich innigſt hegſt, und das macht mir das Leben werth! aber leer für Dein gegenwärtiges Leben, deſſen Sorge, Kummer, Angſt, Gefahr und Rettung ich nicht theilen, dem ich keinen Schutz, keine Hülfe gewähren kann, ſelbſt nicht auf die Art, wie ſonſt die Entfernung es noch zuläßt. O geliebte, einzige Freundin! wie oft habe ich nach Dir geſeufzt, mich Deinetwegen bekümmert, und ſtatt alles Anderen nur das einzige Glück mir erfleht, Dir mit Erfolg mein Leben geweiht zu haben! Ich muß es noch hoffen, daß mir für Dich etwas gelingen wird: ich bin überhaupt noch gar nicht niedergeſchlagen und muthlos, noch ſtehen glückliche Zeichen am Himmel, auf die Menſchen baue ich nicht, aber auf die unwillkürliche Verwickelung, die ſie gemacht haben, auf die Ereigniſſe, welche die Natur in die Geſchichte treibt, und die uns noch immer reichlich aufgegangen ſind. — Hamburg zu verlaſſen hat mich unendlich geſchmerzt, ohne die ſchlechten Diplomaten ſäßen wir jetzt während des ganzen Waffenſtillſtandes noch dort, um acht Tage war es zu ſpät! Jetzt ſind wir ſeit zwei Tagen in Boitzenburg im Mecklenburgiſchen, wo früher der General Wallmoden war, der jetzt nach Stralſund gereiſt iſt; ich habe grüne Bäume rings um die Kirche vor meinem Hauſe, hinter demſelben eine ſchöne lange Baumallee, ach wenn ich da mit Dir gehen könnte! Ich ſehe keinen Baum, kein grünes Blatt an, ohne faſt bis zum lauten Ausrufen Deines Namens an Dich zu denken. Pfuel iſt heute zu ſeiner Frau gereiſt, und bringt ſie vielleicht hieher, Canitz, der dieſen Brief mitnimmt, reiſt morgen zu der ſeinigen nach Schleſien, nur ich muß verzichten mein Liebſtes in der Welt zu ſehen! Hätte ich Geld, ich flöge zu Dir, Zeit giebt der Stillſtand genug; aber das wenige

Geld, das ich noch habe, reicht lange nicht zu, und ich würde es in tausend höchst nöthigen Fällen entbehren müssen! Es ist auch vor der Hand noch keine Aussicht, unseren Sold von England zu erlangen, wir müssen es geduldig abwarten, die russischen Truppen gar bekommen seit Jahr und Tag nichts. Der General fährt fort mich mit ausgezeichneter und stets gleicher Güte zu behandeln, ja ich kann wohl sagen, mit einer Zartheit, die man ihm nach manchen anderen Erfahrungen fremd glauben könnte. Ich glaube, er hat mich wirklich lieb, auch werde ich ihm täglich nützlicher. Mit allen Offizieren, die ihn umgeben, steh' ich sehr gut, und von allen Seiten zeigt sich in meinen Verhältnissen, sofern sie selbst jetzt es im allgemeinen unter den gegebenen Bedingungen sein müssen, nur Angenehmes. Auch bin ich, einige Erkältungen abgerechnet, ganz gesund, und mache mir öftere Bewegung; seitdem ich mein eigen Pferd habe, reite ich nun wie die Anderen, die Uebung giebt Muth, und daran vorzüglich gebrach es mir; ich spüre keinen Nachtheil davon, doch nehme ich mich sehr in Acht, und wage keinen unvorsichtigen Sprung. Wie geht es Dir in diesem Sommer, geliebte Rahel? O möchte doch jeder Athemzug Dir heilende Lüfte zuführen, Dein liebes, theures Leben mit Gesundheit erfrischen! Ich hoffe, Du befindest Dich wohl, und vielleicht bist Du gar noch am Badeorte und sammelst für die Zukunft! Schöne Stunden, um die ich betrogen werde! Du mußt sie mir zu ersetzen suchen, liebe Rahel, sie nachleben helfen, wenn ich einst so glücklich bin, Dich wieder an mein Herz zu drücken! Leb wohl, meine geliebte, einzige Rahel, mein theures Herz! Leb wohl und sei meiner heißen Liebe, meiner Verehrung eingedenk. Schreibe mir ja bald! Adieu, Liebe! Ewig Dein

Varnhagen.

Sonnenschein mit Wolken, warmer Tag, kühler Abend, Regenschauer zwischen durch. Der General läßt Dich verbindlichst grüßen, und sich Deinem Andenken empfehlen; er spricht nie von Dir, als wenn wir allein sind, und immer mit herzlichem Antheil. Leb wohl, geliebte Rahel!

Ewig Dein

Varnhagen.

An Varnhagen in Lauenburg.

Prag, Sonntag, den 19. Juni 1813.

Lieber August, der vierte Brief von hier! Alles mit Gelegenheiten. In der Hoffnung, daß Du sie bekommst. Aber nun bei Gott! kann ich nicht mehr dasselbe schreiben! Und doch im kurzen! Mittwoch war es zwei Wochen, daß ich mit meinem zweiten Bruder hierher kam. Mad. Brede hat mich aufgenommen; bei der wohne ich. Der Oberst beträgt sich äußerst gütig gegen mich! Louis wohnt auch im selben Hause bei der Freundin des Grafen Pachta, durch dessen Güte. Quartier, nichts ist hier zu bezahlen. Die Stadt voll Landsleute. Ich schrieb dem Obersten und der Brede von der letzten Post hierher. Ihnen verdank' ich Asyl und Leben hier. Tieck ist hier, und wir sehen ihn täglich; sehr lieb und freundlich. Auch er ist sehr zufrieden mit dem Theater, und hat die Brede in Franziska vortrefflich gefunden, und es ihr heute gesagt. Goethe kommt her. Länel's haben ihm Quartier gemiethet. Liebich's sehe ich oft: sie sind äußerst gut.

Vorgestern erst! August, erhielt ich über Reinerz (neun Tage gingen die Briefe von dort hierher) Deinen Brief aus Hamburg vom 27. Mai! Gottlob! Aber seitdem! Alles Liebe aus meiner Seele habe ich Dir schon geschrieben. Wo die Abr. Mendelssohn ist, weiß ich nun nicht: jedoch das schadet nicht: ich habe nach Wien geschrieben, dort wird sie wohl sein. Die Frohberg und Erneſtine sind auch dort. Wo ich hin muß, weiß ich noch nicht. Für's Erste bleib' ich im Schutz Deiner Freunde. Alles dank' ich Dir mit freudigem Stolz. Die Möglichkeit der Reise, die Aufnahme. Der Oberst ist seit zehn Tagen vier Meilen weit in seiner Station. Heute ist er hier: und dann lebt er als Bruder mit uns. Dem Hauptmann Marais bin ich sehr gut; er liebt Dich. Der Oberst auch: er denkt immer, Du kommst her, wenn Du mich hier weißt.

Schreibe mir nichts Oeffentliches. Nur von uns. Einziger Freund. Du bleibst mir leben! Was sollt' ich noch viel auf der Welt ohne Dich! Du hast mich nun ganz erobert; et par droit de conquête et par droit de naissance: bei Gott, ich wäre todt ohne Dich! — So eben bat ich Auguſten, Dir

ein wenig von Tieck, ſich, dem Theater, und ihrer Laufbahn zu ſprechen. Tieck und unſere Geſpräche, werden ihr ſehr wohl thun. Denk Dir, daß er ihr Wort für Wort ſagte, was ich ihr geſagt hatte; z. B. nach Franziska, ſie ſollte Lady Macbeth ſpielen!? He? und ſo alles Wunderbarſte. Siehe! ich ſpreche von Fremden! und denke ſo viel an uns, bin ſo erfüllt davon; ſo ganz noch im Gefühl von dem Krieg! Aber ich kann nicht — aus Aufgeregtheit — drüber ſchreiben. Auch habe ich Dir zu viel geſchrieben. Lebe wohl. Gott ſchütze uns! Ich danke Dir für alle Liebe! und trage ſie und Dich zärtlich und immer erſchüttert in meinem Herzen dafür! Lieber Auguſt. Bleibe nur muthig; und ſo lange ich lebe meiner gewiß!

R. R.

Grüße Marwitz millionenmal: ſeine Schwägrin iſt hier mit einem Mädchen entbunden. Vorgeſtern war Taufe; ſie iſt wohl, und hat mich nach ihm fragen laſſen. Ach! nun kommen nicht mehr häufige Briefe von Dir! Adieu! adieu! — Siehe was Auguſte ſchreibt. Der Oberſt wollte nicht, daß ich es leſe. Ich muß zu Tiſch! Adieu. Der Oberſt bot ſich allein zum Schreiben an; lauter Liebliches. Adieu, beſter Freund.

R. R.

An Rahel.

Beitzenburg, den 30. Juni 1813.

Heute, geliebteſte Rahel, nur wenige Worte, um Dir zu ſagen, daß ich Deinen Brief vom 23ſten Mai aus Reinerz glücklich bekommen habe, er war unter Kouvert an Veit, und meiner unermüdlichen Bemühung bei den Poſtämtern habe ich es zu danken, daß er mir nicht verloren ging. Leider weiß ich nun noch immer nicht, wo Du biſt, und wohin ich Dir ſchreiben ſoll! Von meinen Briefen hatteſt Du damals erſt Nr. 18 erhalten, es ſind ſeitdem acht an Dich abgegangen, freilich alle nach Reinerz, denn ich wußte keine andere Adreſſe. Nr. 20 wünſcht' ich beſonders in Deinen Händen. Dieſen Brief nimmt Pfuel in das Hauptquartier nach Reichenbach mit, und giebt ihn dort auf die Poſt. Ich habe an Bentheim und an Mad.

Brede Deinetwegen geſchrieben, letztere auch erſucht, meine Empfehlung bei Liebich's zu vertreten. — Ich bin wohlauf, habe ziemlich viel zu thun, ſtehe vortrefflich mit dem General, der Dich innigſt grüßen läßt, und ſehe mit Hoffnung und Muth den neuen Begebenheiten entgegen. Wir verſtärken uns ſehr. In Hamburg ſieht es traurig aus, in einem Monate kann es ſchon ein unbedeutender Ort ſein. Das Geld kommt nimmermehr zuſammen, denn man hat die Adern verſtopft, die es herbeiführen konnten. Ich zweifle gar nicht daran, daß wir wieder dahin kommen. — Herz'ens ſind nach London gezogen; meine Schweſter ſchreibt mir bisweilen aus Altona. Mit unveränderter Liebe und Verehrung bin ich Dir zugethan, geliebte Rahel! Du mir das Theuerſte auf der Welt, das Einzige, was mir das Leben lieb machen kann! Schreibe mir doch! Ewig Dein

Varnhagen.

Adreſſe wie ſonſt.

An Rahel.

Beitzenburg, den 1. Juli 1813.

Endlich, endlich kommt ein Brief von Dir in meine Hände, geliebte, theure Rahel! der vierte, wie Du ſagſt, von Prag, der vom 19ten Juni, begleitet von den lieben Zeilen Auguſtens und des theuren Oberſten. Ich dachte es wohl, daß Du nach Prag gegangen ſein würdeſt, und doch machte mich das gänzliche Ausbleiben aller Briefe wieder zweifelhaft, und an eine größere Entfernung denken. Gottlob, daß ich Dich nun in Sicherheit, umgeben von lieben Freunden, Deinen und meinen, weiß! Was gäbe ich darum, wenn ich ſo zu Euch hereintreten, und mit Euch ſein könnte! Geſtern noch gab ich dem Major Pfuel, der in's Hauptquartier reiſt, einen Brief nach Reinerz auf's Verlorenſein mit, und Briefe nach Prag an Bentheim und Mad. Brede, um Dich ihnen dringend anzuempfehlen, und vielleicht, ſelbſt wenn Du nicht in Prag wäreſt, Deinen Aufenthalt durch ſie zu erfahren. Wie freue ich mich nun, daß alles ſchon ſo iſt, wie ich es hätte zu machen gewünſcht! Ich wäre gern während des Waffenſtillſtandes nach

Prag gekommen, und hätte den letzten Heller ausgegeben, um Dich, geliebte Rahel, nur auf Einen Tag zu sehen; allein ich konnte von dem General nicht fort, um so weniger fort, als Pfuel schon früher verreist war, und nun auf's neue wohl drei Wochen ausbleiben kann. Er war auch in Nennhausen, wo Fouqué im besten Wohlsein angekommen war, und dessen Frau ungefähr so fortzuschweben schien in dünstenden Gedanken, wie wir sie zuletzt in Berlin gesehen haben; ich hatte ihr von Hamburg aus geschrieben, allein, wie damals mir statt Dir, so hat sie jetzt wohl einem Anderen statt mir, eine in litterarischen Kläglichkeiten befangene Antwort geschrieben. — Was spreche denn aber auch ich von Anderen, als uns selbst, geliebte Rahel! Ich bin so glücklich in dem Andenken an Dich, Dein Brief hat mich gestern so bis zum Freudenschreck erfrischt und ermuntert, daß ich sogleich für die erhöhte Stimmung eine dauerhafte Nahrung und äußeren Halt in einer frischen Thätigkeit suchen mußte, und gleich gestern den Plan einer Arbeit faßte, die mich die noch übrigen drei bis vier Wochen des Stillstandes reichlich beschäftigen wird. Ach, mit welcher Innigkeit, mit welchem Entzücken wäre ich Dir gestern um den Hals gefallen, geliebte Rahel! Ich konnte gestern sehr gut mit Tettenborn über Dich sprechen, einfach und klar; er meinte, die Gesellschaft in Wien würde Dir besser gefallen, als die in Prag, sah es aber gleich ein, als ich ihm erwiederte, die Gesellschaft könne Dich nicht mehr reizen, seitdem eine so ausgezeichnete um Dich versammelt gewesen, wie sie heutiges Tages nirgends mehr zu finden ist. Er sagte, der Prinz Louis habe Dich so außerordentlich lieb gehabt, und lobte den Prinzen ungemein, er, Tettenborn, sei niemals Jemanden so ergeben, ja hingegeben gewesen, wie diesem herrlichen Prinzen, der der einzige gewesen sei, von dem er glaubte, daß eine große Volkserhebung und geistreiche Kriegführung hätte ausgehen können. Tettenborn grüßt Dich auf das allerangelegentlichste, er thut es jedesmal ausdrücklich, wenn ich ihm sage, daß ich Dir schreibe, und setzt voraus, daß ich es in anderen Fällen ungefragt von selbst thue. Mir konnte nichts besseres geschehen, als zu ihm zu kommen; er schenkt mir sein ganzes Vertrauen, und ich werde bei ihm unter der Hand zum Diplomaten; so weit ist es schon gekommen, daß ich ordentlich stutzig werde, wenn ich einmal einen deutschen Brief schreiben soll, weil ich da nicht die Redensarten finde, wie im Französischen, das ich,

wenn auch noch immer sehr schlecht doch wenigstens nicht schlechter behandle, als die Minister und Feldherren, deren Zuschriften vor mir liegen. Kommt es nun, wie wir hoffen, bald wieder zu Feindseligkeiten, so werd' auch ich wohl mit dem Degen das meinige thun können, wie jetzt mit der Feder. Freilich einen Reiterangriff mit den Kosacken kann ich noch nicht mitmachen, aber im Ganzen geht es mit dem Reiten doch ziemlich gut, und ohne daß ich Uebles davon verspürte. Sei meinetwegen ganz ohne Sorge, geliebte Rahel! ich fühle es deutlich, daß ich Dir wiederkehre, wie schön wird uns dann die nächste Zeit entgegen liegen! Freilich im Leben ist keine Ruhe, aber so viel darin ist, bin ich gewiß, bei Dir zu finden! Es wird unsere Sache nicht unterliegen, weder die deutsche, noch Deine und meine, und ob ich gleich noch nichts Bestimmtes erblicken kann, wo mein Leben dann sich niederlassen soll, so sind doch mit jedem Tage meine Aussichten weiter und blühender geworden, meine Möglichkeiten näher gerückt, und meine Verbindungen angewachsen. Da Du mich liebst, Rahel, so werde ich gewiß leben können, wie ich es muß! — Es ist zu spät, um heute noch an unsere lieben Freunde zu schreiben, die Post geht den Augenblick, aber tausend Grüße aus Herzensgrunde bestelle Du Ihnen mit allen guten Worten, die Deine Seele Dir eingiebt! Ich habe an Bentheim oft geschrieben, wie leid ist es mir, wenn das alles verloren bleibt! Du kannst meine Briefe an Dich nach den Nummern sehen, die alle richtig sind nach der Einrichtung, die Du getroffen hast, damit ich sie beobachte, und Du sie unterlässest! Ich bin recht böse auf Dich, daß Du mit Deinen Briefen immer die Nebenwege suchst, bald unter Veit's Adresse, bald durch Reisende, während mein schon bekannter Name und die ordentliche Post zu Gebote stehen. Die Folge ist, daß ich alle Deine Briefe noch nicht habe, und vielleicht nie bekomme, denn selbst den vom 27. Mai aus Reinerz habe ich mit Mühe aus den Postämtern hinter seiner Veit'schen Maske hervorgebracht! Folge mir, liebe Rahel, und schreibe mit der Post; es ist mir der größte Verdruß, der mir geschehen kann, wenn ich Briefe von Dir geschrieben weiß, die ich nicht bekomme! Lebe wohl, geliebte, einzige Freundin! lebe wohl, ich umarme Dich mit aller Inbrunst eines ergebenen Herzens! Ewig Dein

Varnhagen.

Marwitz iſt ſchon ſeit zwei Monaten bei der preußiſchen Armee, und ich weiß nichts von ihm. Harſcher iſt Schütze bei der ſchwarzen Legion, und war ſchon mehrmals vor dem Feinde, ſchreibt Chamiſſo.

An Varnhagen in Mecklenburg.

Prag, Sonnabend, den 10. Juli 1813.

Vormittags 10 Uhr. Helle brennende Sonnenhitze; mein Fenſter gegen Morgen.

Geſtern Morgen endlich, mein lieber treuer Auguſt, erhielt ich durch einen liefländiſchen Baron fünf Briefe von Dir, die lange in Reinerz gelegen hatten, vom 26., 28., 31. Mai, vom 12. und 16. Juni; ich wollte ſie durchaus nicht mit der Poſt über die Gränze gehen laſſen; weil alle Briefe hier erbrochen und oft weggeworfen werden. Der Baron Roſen, der nur ein paar Tage hier iſt, ſich zu beſehen, nimmt auch dieſen mit nach Reinerz, wo er ihn auf die Poſt legen ſoll und wird. Er dient, und gebrauchte dort das Bad, wie er ſagt. Dies iſt mein vierter Brief, den ich von hieraus in die Welt hinein ſchreibe; einen kleinen an Moritz, den er Dir ſchicken ſollte, nicht mitgerechnet. Ich gab ſie Reiſenden mit: Adjutanten, Banquiers, Hofmeiſtern, Freunden: Marais beſorgte einen durch Offiziere.

Als ich geſtern Deine Briefe geleſen hatte, mußt' ich gleich nach dem Landhauſe, die Schildwache genannt, fahren, ich nahm Papier mit, und wollte Dir dort ſchreiben: die Hitze, die Sonne, die Menſchen, mein körperlicher Zuſtand, alles ſtörte mich, auch war es ſpäter, als ich glaubte, wir mußten bald eſſen, nach Tiſch kam eine Unzahl Menſchen. Das Schwarzenberg'ſche Hauptquartier ſteht in Lüben, und ſeine Suite ſitzt bei Liebich; recht lebſelige, artige, angenehme Leute; und was noch viel mehr iſt, launige, luſtige Leute. Ein Hr. von Böhm, der komplet artig und fein, und freundlichen Herzens iſt, und keine Grade der Artigkeit äußert: ſondern den Adlerorden nicht in Klaſſen getheilt hat; artige Behandlung fließt aus ihm aus, weil er artig iſt; vielleicht kennſt Du ihn, er war mit Fürſt Schwarzenberg in Paris; ſieht Barnekow etwas ähnlich. Dann ein Graf Karl Clam-Martinitz; ein ſchöner junger Mann; dem ich erſt Unrecht that, weil es nicht meine Schönheit iſt; der ungeheuer natürlich iſt, und keine Art von Prätenſion hat;

der für sein Alter bewundrenswürdig abgeschliffen ist, ohne nur im geringsten an Jugendlichkeit zu verlieren; eine menschliche Artigkeit in sich trägt, die in Artigkeit, Weltwellen, und Aufmerksamkeit auf alle menschliche Aeußerungen besteht. Er äußert sich viel, und ist doch leise; er erzählt sogar ohne vortretend zu sein; nicht einmal mit der Stimme. Er scheint viel Sprachen zu sprechen, spricht auch unsere ganz richtig, und eine Liebhaberei an solcher Richtigkeit und Erwägung ihrer aller, zu haben. Ein angenehmer, wohl zu leben- und zu leidender Mann; der sich sogar den Grafen sehr abgerieben hat; und sich weit edler und wealthätiger da hinaus bewegt hat — aus dem Grafen. — Dann noch drei junge Leute, die alle natürlich sind, und nicht gemein; ein Graf Szechenyi, schön ohne hübsch; Einer der Uthmann ähnlich sieht, und vortrefflich zu sein scheint; ein Bruder des Hrn. von Böhm, wie ein junger Zigeuner, mir nicht unangenehm; ein Graf Woyna, der auf der Schildwacht wohnt, ein bescheidner junger Mann mit ausgewischten Augen, wie an einem Pastellgemälde; ein Graf Lichnowsky, bildschön, wie man zu sagen pflegt. Manche äußerten sich noch nicht. Nun mein Favorit, ein Hr. von Resti, den Namen habe ich vergessen, wenn die Rede von der Probe kommt, soll sie's sagen. Ein überaus lustiger, lebhafter Mensch, braun, glattes Haar; etwas wohlbeleibt, voller Laune; kann er nichts thun und hervorbringen, so macht er aus Ungeduld Grimassen; tappt und neckt alle Kameraden; nimmt aber mit derselben guten Laune wieder ein, und läßt sich ad absurdum führen: Clam ist immer ganz ernsthaft und demonstrirend gegen ihn. Du fühlst, bei meiner Lebhaftigkeit und Ungeduld mußt' ich, trotz ich mir aus richtiger Behutsamkeit das Gegentheil vorgenommen hatte, mit dem Manne etwas verwandter werden: denn er zwang mir plötzliches Lachen ab; das näherte wieder ihn unbewußt; auch hat er die gute und fast immer launigen Witzigen fehlende Eigenschaft, auf Anderer Einfälle gleich zu horchen: so ist er zwar — wie Moritz auch — wie erschrecken über Repliken, oder Witz und Scherz, der nicht von ihm kommt, und repetirt ihn in dem Schreck sehr possierlich; aber würdigt ihn mit der größten Gutmüthigkeit, und macht gleich einen frischen, und gelingt ihm keiner, daraus etwas: kurz, Moritzisch. Mir fallen die schlechtesten Beispiele ein: Graf Szechenyi ist oder soll etwas traurig sein; so sagt er immer: „Der ist melannisch." Dergleichen ist nun Wasser auf meine Mühle.

Da lehrt' ich ihn „Schwigel", von Schweinhund und Schweinigel; und verbot mir allen Tadel, da es von Goethe'n ist. (Der ist in Teplitz, und wollte hierher kommen; bei Lämel's hatte er sich Quartier bestellt: die hatten ihm anderes gemiethet: nun kommt er wohl später, oder nicht. Die böhmischen Gränzen wurden von den Franzosen damals rekognoszirt: die sächsischen befestigt; dies mochte ihn bestimmt haben.) — Später ging ich ein wenig in Liebich's Bauerngarten hinein; die Brede mir nach, die Herren ihr; aber da kamen die Kühe, die da weideten, ich wollte also in meinem Schreck nicht weiter: da hättest Du den Mann sehen sollen; er verkroch sich immer hinter mir, und schien auf die putzigste Weise die größte Furcht zu haben; zuletzt ging ich zwischen dem Schwarzenberg'schen Korps doch durch; aber wahrlich nicht angenehm. Als wir nun aus der Gefahr waren, denn der Mann hatte zwei Hunde bei sich — einer ein Schäferhund, den er für einen Engländer ausgiebt, und halten möchte, und Robber nennt; alle Kameraden stritten es ihm ab, da fragt' er mich, ob es ein Engländer oder ein Deutscher wäre; und Du hättest ihn sehen sollen, die putzige Beschämung, als ich in der Stille, die nun geworden war, laut und vernehmlich sagen mußte: ob es ein Engländer sei, wüßt' ich nicht; aber bei uns seien alle Schäferhunde so; — die die Kühe anklafften, worauf die sich zu stoßen bemühten, so fragte mich Graf Clam ganz theilnehmend, ob und warum ich mich denn so sehr fürchtete? Und da antwortete ich in meiner Angst: „Warum soll ich mich denn vor dummen Leuten mit Hörnern nicht fürchten?" Das konnten die Beiden gar nicht vergessen, und verlachen: Clam sagte es mir immer noch ganz spät: ich mußte auch drüber lachen, obgleich ich es erst sehr ernst gesagt hatte. Du wirst doch heraus den Gang und die Art der Unterhaltung sehen: aus den nächsten Gegenständen und Ereignissen genommen; äußerst lustig, natürlich, artig und bequem. Ich weiß, so was freut Dich, drum schreib' ich's Dir: mit vieler Mühe. Mein Blut wallt nur so! Wir haben auch von Deinem General viel gesprochen: grüß ihn hunderttausendmal: er ist sehr gut, sich meiner zu erinnren: hier gedenkt man seiner mit großer Liebe in dem Kreise, wo ich lebe, und ich mache mir eine Freude daraus, es ihm zu sagen!

Heute sollt' ich wieder bei Liebich's diniren. Tieck ist schon diesen Morgen hinaus — und darum wollte man mich gerne

— mit Schlegel's Ueberſetzung des Macbeth, der ſoll nächſtens gegeben werden, und Tieck ſpricht nun darüber, wie er und Shakeſpeare es meinen. Auch Hamlet wird dieſer Tage gegeben. Tieck wäre nie zu Liebich's und zur Brede ohne mich gekommen; aber Du weißt, was ich im Menſchenvolk zu verbinden verſteh'; wie viel Bindendes die Menſchen in ſich tragen, und was nun ganz zuſammengewickelt daliegt; ich vermag es zu entwickeln, zu entwirren: und Prag wird in ſeinem Theater eine Veränderung erleiden, ohne zu wiſſen, daß es von mir kommt, mit meinem deutlichſten Willen; und ohne meine Geſchicklichkeit nicht gekommen wäre: alſo durch mich, wenn auch nicht von mir. Dies auch nur ſchreib' ich, weil es Dich amüſirt: denn ich mache mir doch nichts draus; ſo bin ich auch heute nicht hinaus: ſo viele Stunden mag ich nicht opfern, in der Hitze, in der Sonne, des Mittags: und für Dinge, die ich alle ſeit hundert Jahren auswendig weiß. Mich intereſſirt ganz etwas anderes! Unſer Zuſammenſein. Ruhe, Wohnung, Feld, Geſellſchaft; Thätigkeit, Angemeſſenes für Dich im Frieden! meine geliebten Freunde wieder zu haben, mit den neuen Menſchen zu ſehen, und Neues in einem gemeſſenen Leben zu erleben und zu ergründen, das Unedle los zu werden!

Damit, trauter Auguſt, fing mein Herz den Brief an: damit, daß ich, nachdem ich um halb 11 Uhr mit der Brede wieder zu Hauſe auf dem Sopha lag, ich wieder von den fünf Briefen ſprach, und ihr ſagte: „Ich kann ihm ſeine Liebe, all ſeine Aeußerungen gar nicht danken! Ich müßt' ihm gleich das ganze Herz lebendig in einer goldnen Kapſel hinſchicken! Ach, unausſprechliche Liebe wird doch nie erwidert!“ Sie bückte ſich gleich mit dem Kopf unter den Tiſch, und weinte gewiß vier Minuten: ich wollte es nicht gerne, weil ſie leicht Nervenzucken hat: ich weinte nicht. Sie dachte wohl an eine Liebe in ihrer Seele: ich dachte an Deine; und daß ſie in jedem Fall, weit oder nah, Dein Glück iſt; weil ſie Dich belebt. So denk' ich auch jetzt, von jeder in meiner Bruſt. Lieber guter Freund! Ich habe nichts geſtaltet. Gelitten haſt Du noch nie von Deiner Liebe zu mir: ſo wie ich gelitten habe, nie! Es wird auch keine Anhänglichkeit, kein Wohlwollen, kein Erkennen, zur Herzpein, Leidenſchaft genannt, zum Zerren: wenn der Gegenſtand der Wahl, des Wirkens, ſo verſtändig iſt, daß man mit ihm ſprechen kann; ſo vernünftig, daß man

ihm alles ſagen kann! Auguſt! den ganzen Tag dacht' ich geſtern immer an Dich. Wie es Dir vorkommen würde! was Dich freuen würde: wie Du ängſtlich auf die Offiziere geſehen hätteſt, ob ſie reſpektvoll genug wären; auf die Gegend, wie ſie mich freut. Und, es iſt Dir gewiß lieb, ich war nicht gezwungen, aber ich berückſichtigte mein Betragen nach Deinen Wünſchen. Mir, weißt Du, da ich keinen Stand habe, liegt an dem, was Geſellſchaft genannt wird, und ſich, anſteckend, und zuſammenhängend, in Europas Städten wie Pocken umherzieht; mal in dieſer, mal in jener herrſcht, und in allen zu finden iſt, — nichts; Dir aber ſoll ſie noch etwas ſchaffen, und da ich zu Dir gehöre, ſo bin ich noch artig! Laß es Dir nicht leid thun, mein Auguſt, daß die anderen Offiziere zu ihren Frauen reiſten, und Du nicht zu mir kommen konnteſt. Ich dachte wohl daran, als Waffenſtillſtand ward; der Oberſt ſagte es oft genug; hätten wir auch für den Moment Geld genug dazu gehabt, Du hätteſt es doch nicht thun müſſen, Dich ſobald vom General und den Geſchäften zu entfremden wir ſind einmal nicht in der Lage wie die Anderen! Bauer — auf einer Schweizermatte —, oder dienen; der Geſellſchaft, und allem. Ach! ich bin ſchon über derlei ſeit einigen Tagen melanniſch! und immerzu, geſtern in der dickſten Geſellſchaft! Immer nach Petersburg, anſtatt nach der Peterskirche; und ſo beſchleicht mich das Alter: wenn auch nur die Häßlichkeit davon: wer glaubt es mir, daß ich jung bin! Ich bin aber zufrieden. Zufrieden, wenn mich nichts Gemeines neckt, weil ich mich über's ganze Leben beruhigt habe. Ich kann mich nicht mehr gebärden, mein Herz kann nicht mehr: nachdem ich das Größte habe laſſen müſſen, was Menſchen reizen kann: bei der Geburt, und beim Zuſammentreffen mit dem Glück. Hat's Gott erlaubt, ſo war es wohl recht. Was ſollt' es wohl ſonſt ſein? Schön war es nicht. So verzeih' ich auch, perſönlich genommen, jedem Schuft: daß er ein Schuft war, und alſo bleibt, liegt außer meiner Macht. Nämlich, daß es wahr bleibt, daß ſie Schufte waren. (Polonius!) Nun bleibt noch die Exiſtenz rein genommen, mit ihren Beziehungen auf die Unendlichkeiten aller wahrzunehmenden Dinge! wie groß, wie reichhaltig! Und Dein ganzes Herz: und alle Deine Gaben, die von niemand mehr erkannt werden, als von mir.

Denk Dir, es läutet ſchon 12, und ich ſchreibe noch, und

nun müssen noch zwei Sachen kommen. Gentz hat mir einen sehr liebreichen kindischen Brief, nahe von Gitschin, eine Meile von Nachod, bei der Herzogin von Sagan, hierher geschrieben: er würde herkommen. Denk Dir! Doch freu' ich mich nicht rein: es wird nicht rein sein! und dann würde er mir rathen, wohin ich sollte. Ich hatte ihm nach Wien geschrieben, und drei Wochen auf Antwort gewartet. Er ist ganz glücklich, so diplomatisch affizirt ist er. Ich schrieb ihm auch das hin. Der Gemahl von der, die Dich ohne Brillen sehen will (Wilhelm von Humboldt), ist bei Gentz. Ich sehe Frau von Heer, die geborene Prinzessin von Hohenzollern-Hechingen; habe Tieck hingebracht. Tieck brachte mir, nachdem ich über drei Wochen hier war, mit Zittern und Zagen, aus natürlicher Bescheidenheit, er wußte von nichts, ein Billet von Clemens Brentano, an den meine Seele nicht dachte, weil es ein abgemachter, nur grober Mensch für mich war; nachdem er ganz beiläufig schon einmal erzählt hatte, Clemens reise nach Wien, und lobe die Brede, und beneide ihn, sie zu sehen, oder dergleichen. Ich lese das Billet, er bittet bescheidentlich, mich zu sehen, da er Montag reist; es war Freitag. Ich sah ihn, ohne die geringste Emotion. Er kam in die allerbestigste. Erzählte mir seine Katastrophe mit Dir ganz genau, bis zu Thränen. Du weißt, wie Schmerz mich treffen kann. Ich respektirte ihn ganz; und ließ ihn ausreden. Er unterbrach sich, und sagte wieder, das Sprechen sei unnütz. Kurz, er deplorirte sich ganz, — bat mich mehr als hundertmal um Verzeihung, und behauptete, er habe den Brief nicht bös gemeint. Darauf sagt' ich ihm endlich, nach zwei Stunden wohl: „Dann wissen Sie nicht, was drin steht; ich wollte ihn Ihnen ewig verläugnen, aber da ich Sie nun sehe, so mag ich es nicht; ich hab' ihn meinem Mädchen gegeben, ihn in ihren Koffer zu thun, und hätte ihn vernichtet, könnte man nicht darin etwas nachsehen wollen, einmal. Es ist, als ob einem Einer aus dem zweiten Rang auf den Kopf speit." Er war unerschöpflich in Beweisen; ich schwieg viel, weil er zu affizirt war, und zu konfuse sprach. Er wollte mir Libussa, und Szenen aus dem Buche, das Du ihm nahmst, vorlesen, las mir Briefe an die Brede vor, den Anfang von seinem Rosenkreuz. Kurz, er liebte es, wollte und mußte sich mir ganz mittheilen, wie ihm das leicht geschieht, und Bedürfniß ist. Ich ganz impassible, nur gütig und gerecht. Genug, er blieb noch acht Tage, sagte

es, meinethalben: ſah mich ſechsmal vom erſten Tag an. Ich hatte einen namenloſen Anreiz für ihn. Ich ſagte ihm, ich hätte ihn angenommen, weil ich ſo gedacht hätte: wenn er Dich auch zum Narren hat, ſo iſt das beſſer, als Du ſchickſt ſo etwas Menſchliches, wie ſein Billet iſt, in die Wüſte hinaus. Er war ganz perplex, er hatte an Foppen nicht gedacht, wohl aber ich. „Sie ſind gut, Sie ſind ſehr brav!“ ſchrie er immer Frankfurtiſch. „Sie ſind ſehr menſchlich“, ſagt' er ganz leiſe und nachdenklich. Und den letzten Tag: er habe Achim nach Berlin geſchrieben (worüber ich mich freute, daß die Poſt wieder ging!), ich ſei ein gutes Mädchen, — worauf ich nichts, wie auf das Meiſte, ſagte. Auch von Dir ſprach ich nie, er mochte machen was er wollte; außer daß er Dich nicht kenne, äußerte ich, und daß Du mein Freund biſt; wie er Dich auch nannte. Er erzählte mir von allen ſeinen Frauen, Schweſtern, Freunden, Ehen, Achim, Schlegel; von allem. Ich ihm von nichts. Auch lachten wir viel; Du weißt, ich hab' ſolchen Geiſt und Laune wie er: das ſagte er auch: und daß man's ſage. Nun mußt' ich einen förmlichen Frieden mit ihm abſchließen, daß wir nicht mehr mit einander ſcherzen wollten. Er konnte das auf einem Spaziergang mit Tieck und der Brede nicht dulden. Nämlich er fing an, und ich antwortete: und ſeine Laune, ſeinen Scherz kann er nicht ertragen. Ich dachte mir nichts dabei, als ich war froh in der Luft — es war auf der Färberinſel — und ſein Betragen reizte mich. So trat er ernſthaft zu mir, und ſagte: „Wir wollen vor Leuten nicht mehr ſo mit einander ſprechen; ich weiß, ich bin ſchuld, aber wenn denn der Andere auch witzig iſt, giebt das leicht ein unnatürlich Gepricke, ich bin mit mehr Leuten ſo; das iſt nicht hübſch; wir haben das nicht nöthig; wir wollen einen förmlichen Frieden abſchließen, ich thue es gewiß nicht mehr.“ Ich war es gleich zufrieden. Es war vor dem Schiff, wir ſtiegen ein. Ich dachte nicht einmal, daß ich ihn gepricket hätte. Tieck lachte aber oft. Und Clemens war ganz wie gerührt. Wenn er den Morgen kam, brachte er mir einen geſchriebenen Bogen mit: er gab ihn mir vor allen Leuten; er hatte mir die Nacht, oder den Abend geſchrieben. Ich verwahre Dir alles. Dienstag iſt er weggereiſt. Montag ließ ich ihn zuletzt durch Ungefähr umſonſt kommen. Das mag er übel fühlen, glaub' ich. Er will mir ſchreiben. „Theure Freundin“ nennt er mich in einem Blatte. Ich antwortete

ihm auf die Geſchichte beinah nie, weil ſein Schmerz und ſeine Rede zu heftig war. Einmal, das viertemal wohl, ſagte ich ihm endlich: „Die Prügel waren recht, nur zu ſpät; mein Freund hätte Ihnen ſagen ſollen: wenn Sie ſich unterſtehen, den Brief abzuſchicken, ſo ſchlag' ich Ihnen ein paar Arme und Beine entzwei." Oft ſagt' ich ihm, wie ſchmerzlich leid es mir ſei; den Tag aber, die Prügel hätten kommen müſſen; weil er danach thäte. Sonſt nie Hartes: weil mir nicht hart zu Muthe war, und er es nicht verdiente. Nur Sonntag noch, als ich ſchon zu Tiſche gerufen war — Bentheim aß mit uns —; und er noch ſtand, und immer von ſeinem Manuſkript und Deiner Härte ſprach, ſagte er: Bettine ſei auch ganz außer ſich über Deine Behandlung gegen ſie, ???! „Das iſt nicht wahr", ſagte ich, „er hat ſie nicht angeſehen. Die hat auch geſagt, ich habe mich ihr aufgedrungen; ich habe ſie für unſchuldig gehalten: das thu' ich nicht mehr." — „Es iſt gut! es iſt gut!" ſagte er gleich, „es mag ſo ſein, wir wollen nicht mehr von ſprechen!" (Se eben tritt Marais herein, er ißt bei uns; es iſt ein Viertel auf 2.) Es war ihm überdrüſſig für ſie, und ſich. In dem Augenblick war ich ihm lieber. Kurz, ſo war's. Adieu! Tadle mich nicht, Auguſt. Ich habe nach meinem Innern gehandelt. Und mich nach dem und doch klug betragen. Du weißt, daß ich ſie kenne, Beide, Clemens und Bettinen: aber die Natur hat einen Reiz für meine in dieſe Geſchwiſter gelegt; und Dir wett' ich doch nichts läugnen. Gott ſteh' mir aber ſo wahr bei, als das reinſte Mitleid mich hier nur leitete; und ich alles Gute und Schlechte rein von ihm empfand und äußerte. Ich kann nicht mehr. Adieu.

Nachmittag 6 Uhr.

Du ſchreibſt mir ja gar nichts von Marwitz! was macht er denn? wo iſt er? warum ſchreibt er mir nicht ein Wort ſeit dem 6. April? Seine Schwägrin war hier in Wochen, mit einer Tochter: ſeine Schweſter iſt nun auch hier — das Fräulein mit Frau von Clauſewitz und deren Mutter, Gräfin Brühl. Sie glupen mich an. Die ſtirbt als Fräulein Marwitz; und damit gut. Revolution hin, Revolution her! Adieu, ich ziehe mich an; geh' zu Karoline Goldſchmidt, und ſehe die Mehrin: ein Stück.

Sonntag 12 Uhr, Mittags.

Ich bin schon fix und fertig angezogen; habe schon eine lange Morgenvisite, mitten im Haarbürsten, vom Grafen gehabt, er schlief heute Nacht hier, dicht neben mir an; sehr still und angenehm; Auguste ist auf der Probe, um heute Abend Ophelia zu spielen, jetzt geht der Graf im andern Zimmer mit Marais auf und ab. Auguste wohnt nicht mehr auf dem Ring, sondern in der Fleischhackergasse, auf einem kleinen Platze jedoch, schräg der steinernen Jungfer, nicht gar weit vom Redoutensaal, im zweiten Stock, in sehr geräumigen guten Zimmern, wovon ich dicht neben ihr das größte bewohne: sehr einig, amüsant und angenehm. Sie ist von den Wenigen, mit denen man ganz nah, familiair sein kann. Ich glaube, auch ich bin ihr nicht unangenehm. Denn, unter andern, hat sich wunderbar genug in Prag meine alte Witz- und Scherzlaune wieder zu mir gefunden. Grade im bergigen, sonst doch für mich drückenden Böhmen; bei der traurigen, nicht schiffbefahrenen Moldau. (Die Gegend ist doch schön, und freut mich oft.)

(Diese Minute war einen Augenblick Marais sehr liebenswürdig und freundlich bei mir: ich bin ihm sehr gut: und ich weiß nicht, warum Du mir nie erzähltest, daß er Dir so gut ist, als er Dir doch ist. Erst gestern sprach er wieder mit großem Vergnügen von Deinem Feldzug mit ihm! Noch eins! ich schlafe auf dem Schlafsopha, welches Du hattest: der Graf ließ es gleich hierhertragen, weil ich im Briefe eins wünschte, ich fand es schon; und Marais fragte mich oft listig, ob ich das Kissen — ich hatte eins auf einen andern Kanapé gelegt — nicht sehr gut fände; bis ich errieth, woher es sei. Ich schreibe Dir alles dies, damit Du siehst, wie wir leben: der Graf schneidet meine Federn: hat aber kein anderes, als mein berühmtes Federmesser — das sag dem General —, Papier haben wir gemeinschaftlich, er meines, oder ich seines: so auch oft ein Dintfaß, und einen Toilettspiegel. Du siehst, es ist ein kleines Bivouak; und ich habe Deine Stelle. Denk Dir aber ja keine Unordnung! Immer ein sehr aufgeräumtes Zimmer: wo gar nichts zu sehen ist, als seine Meubles, Dintfaß und Bücher; fühle keine Luft. Du kennst mich darin: allen Menschen ist auch wohl in diesem Zimmer; man sagt es mir sogar. Karl Maria Weber, der hier Kapellmeister ist,

wohnt in einigen von Augusten ihm abgelassenen Zimmern in unserem Stockwerk, und der rühmte mir den wohlthätigen Eindruck meines Zimmers, das freute mich. Es ist auch günstig groß dazu. Rechts neben mir wohnt Weber, äußerst still; eine porte condamnée trennt uns, die von meiner Seite gar nicht zu sehen ist. Er ist ein für mich lieber Mensch, mit einem feinen Gesicht, und auch solchen Anlagen: komponirt sehr hübsche Lieder, was sonst mein Gräuel ist: sonst kenne ich nichts von ihm. Er war lang in Berlin: aber Du weißt, wie ich dort lebte; ich habe nicht einmal Silvana, seine Oper gesehen, noch ihn in seinen Konzerten gehört, noch ihm in Gesellschaft begegnet; einmal war er neben uns in Medea, als die Milder die sang; Du magst Dich dessen wohl nicht erinnren. Nun wieder vor der Parenthese angeknüpft!)

Aber ich glaube, es geht mit meiner Laune so zu: da ist sie immer; nur unterdrückt; da ich hier so eigentlich kein Verhältniß habe, als neue, nicht drückende verjährte, und aus der großen Angst bin, obgleich nicht anders fühle, denke und fürchte über unser Land, und unserer Beiden Zustände: doch aber alles dies suspendu ist, und ich nichts davon höre und sehe und dazu thun kann: so duckt das ganz alte Sein bei mir auf. Besonders aber fühl' ich dieses Aufstucken ganz wie von Elasticität in mir hinaufgetrieben: ich war zu lange, zu gedrückt; ich sagte es immer. Da ich nun nicht gestorben bin; mein Wesen in mir nicht getödtet, so lebt es wie ein aus einer Verschüttung geretteter. Das Leben ist auch manchmal wunderbar hartnäckig! Du siehst, ich bin, und muß melancholisch sein! das Wort ist mir unentbehrlich! wegen „melodisch" denn weich und melodisch fühl' ich den Ernst meiner Einfälle und Betrachtungen darüber; mir strömen jetzt viele Gedanken zu. Auch bin ich in meiner Art sehr gesund. Es ist abscheulich, daß die Zeit so rinnt, und wir in Deinem Prag unter Deinen Menschen nicht zusammenleben können! Ich habe Dir gestern grundschlecht in allem Betracht über Clemens und unser Sehen geschrieben, — warte nur, bis wir uns sehen: ich Dir seine Billette zeigen und kommentiren kann, und all mein Benehmen. — Ich habe Dir z. B. nicht geschrieben, daß er mich bis zum höchsten Schmerz gerührt hat; solchen wüthenden, solche Verzweiflung zeigte er mir. Als zerstört, als zerrissen im Herzen durch Dich, zeigte er sich mir. Ich zeigte ihm dann, mehr noch unwillkürlich, und durch die Ohnmacht ihn zu trösten, daß

es mir schrecklich leid ist, als durch Worte und wirklichen Trost; ich weiß nicht, was er in dem entäußerten Zustande davon vernehmen konnte: kurz, er suchte mich doch wieder, und war kindisch unbefangen, und vergnügt bei mir, mit mir. Ich habe Dir nicht erzählt, daß er mich so ennuyiren konnte — und das kam jedesmal etwas vor —, daß ich hinaus ging, und Auguste bat, sie möchte mich zu Tisch holen lassen, wenn wir auch nicht äßen? daß er mir solche Nervenschwäche aufsprach — wieder aparte —, daß ich mich am Kanapé festhalten mußte? und stundenlang (bei diesem Wort kam ein liefländischer Baron, der mir diesen Abend diesen Brief nach Reinerz mitnehmen will und dann weiter besorgen. So eben heft' ich mir dies Papier vom Obersten. Er läßt Dir sagen, nach tausend Schönem, Du möchtest ihm doch einmal schreiben, mit der Post nur durchaus Unbedeutendes — er ist viel difficiler noch darin, als ich — aber mit einem Kourier einmal etwas Herziges. Und ob Du von Wenzelmann und dem Mahler Meier [Friedrich Meier aus Rathenau] nichts erfahren könntest, er weiß seit der Lützner Schlacht nichts von ihnen. Also Fouqué ist verwundet!) stundenlang kennt' er so schwätzen — ich sagte zu Tieck: nicht wie ein anderer Schwätzer, bloß in der Angst, ein Anderer würde sprechen, das ennuyirt ihn so; und seines hält er immer für gut genug, oder das auch nicht, sondern er denkt, der Andere thut es, — mit Gewalt erzählen oder mir vorlesen; bis ich bat. Nun fällt mir ein, was ich hinter „stundenlang" setzen wollte: stundenlang besann ich mich in dem Zustand, ob ich ihn nicht bitten sollte zu schweigen: oft that ich es. Ich hielt's nicht aus. Heute vor acht Tagen ging ich auf die Brücke mit der kleinen Goldschmidt, ihren Kindern (sie hat Schule), und Dore; Du weißt, wie ich solche Gänge mit solchen unschuldigen Stillen liebe: wir fragten die Kinder, wo wir hin sollten; sie führten uns die Treppe hinab, zum Uebersetzen: Clemens war auf der andern Seite mit Bieber herübergegangen nach der Stadt zu; als wir die Treppe hinunter sind und ich mich grade über ihn beklage gegen die Goldschmidt seines Schwätzens wegen, kommt er hinter uns, war umgekehrt und ging mit. Da war er wahrhaft angenehm; natürlich, froh, gut, ruhig. Ich dachte, Dore und die Kinder vergehen vor Lachen; im Freien, wir waren auf der Schützeninsel, die ich noch nicht gesehen hatte, kennt' ich's gut aushalten; ich sah oft weg, und hörte nicht hin. Er nahm große

Atlasschen Schinken und preßte sie sich hinunter; und dann wieder ganz kleine Pritzelchen; die Kinder stickten bald; er traktirte sie mit Bier und Oblaten. Auch er wurde so leicht und heiter, daß er's sagte; und uns beinah dankte. Er rechnete mir die Gesellschaft schon hoch an, ich sah's; weil er sich noch immer Hoffahrt bei mir denkt, wenn auch nicht mehr findet; und er kann nur Schuldloses, Anspruchloses, wie er es hier in so hohem Grade fand, ertragen. An der Treppe trennten wir uns; ich sollte ihn den anderen Morgen erwarten, und so sahen wir uns auf der Brücke zuletzt.

Auguste grüßt Dich sehr; sie spielte gestern meisterhaft die Mehrin, von Anfang bis zu Ende mit nicht Einer mißlungenen, aber tausend guten Nüancen.

Ich begreife nicht, was August Liman verstanden haben muß! da er so dienstfertig schreibt, und den Wechsel zurückschickt. Ich habe ihn durch Berliner darüber vor vierzehn Tagen gefragt: aber noch keine Antwort erhalten. Ich habe von Ernestinen einen sehr lieben, natürlichen, zutrauensvollen Brief aus Wien gehabt; auch Moritz hat geschrieben, und ob ich Geld will: ich werde ihm antworten. Ich muß nun enden. Der Graf will schreiben. Gott schütze Dich! Leb wohl. Deine

R. R.

Lebe wohl! Nun komme ich vom Tisch; und vom Reden; ruhe mich, ziehe mich aus, und geh' in Hamlet. Atien, atien!

(Aus einem anderen Brief an M. Th. Rebert.)

Das Landhaus die Schildwache ist eine Stunde vor der Stadt, nach Reinerz zu, auf einem Fels erbaut, wo eine so schöne Quelle springt, daß Maria Theresia, wenn sie in Prag war, immer ihr Trinkwasser daher holen ließ; die Quelle aber ist nicht ergiebig, und da stand immer eine Schildwache sie zu bewachen. Jetzt nun haben sie gegen den Fels einen gemalten Grenadier, mit Gewehr und allem, in Lebensgröße aufgestellt, der hinab schaut, und den man schon sieht, wenn man ankommt. Uebrigens heißen hier alle Landhäuser: eins so, eins anders. —

An Rahel.

Beitzenburg, Dienstag, den 13. Juli 1813.

Theure, geliebte Rahel! Vergebens harr' ich noch immer auf die lieben Briefe, die Du mir aus Prag geschrieben hast, und von denen ich nur den 4ten habe, worin Du der anderen erwähnst! Ich sehe sie, diese armen blauen Briefgestalten mit Aufschrift und Petschaft, ich sehe sie im Geiste, wie sie herumliegen bei fremden Leuten, und all ihr lieber, von mir mit soviel Ungeduld ersehnter Inhalt geht mir verloren! Wie glücklich, daß wenigstens der eine in meinen Händen ist, durch den ich doch nun weiß, wo Du bist, wie Du lebst! Liebe, liebe Rahel! welch langweilige Waffenstillstandszeit! Wenn Du diese Zeilen liesest hat sie hoffentlich aufgehört, und wir streifen wieder zum Schrecken der Feinde in Hannover, oder Holstein, denn auch dahin kann sich der Krieg wenden, weil der König von Dänemark darauf besteht, zu Grunde gehen zu wollen; seine Sache scheint gerecht, allein wie Schweden, Norwegen, so wollte er andere freie Staaten sich unterwerfen, und ihm geschieht nur, was er thun wollte. In Hamburg sieht es schrecklich aus, man preßt Geld und Geld, und zeigt es unverhohlen, daß einem nichts daran gelegen ist, nachher in zehn Jahren aus dieser Stadt keine Einkünfte ziehen zu können. Wer kann, wandert aus. Die reichsten Leute müssen persönlich an den Schanzen arbeiten, alle prächtigen Alleen vor den Thoren sind umgehauen und die Stämme zu Pallisaden gebraucht. Die Einziehungen, Untersuchungen, Bedrückungen nehmen kein Ende, und gern sähen jetzt die Meisten ihre Stadt im Feuer untergegangen, als in diesem unbeschreiblichen Elend. Ich lese aus Amtspflicht alle Briefe, die dorthin gehen, und daher kommen, der General hat aus Güte gegen den Handelsstand den Briefwechsel während der Waffenruhe erlaubt, jedoch werden alle Briefe eröffnet. Diese Ruhe giebt Zeit und Gelegenheit, daß alle Verdrießlichkeiten, die im bewegten Waffengetümmel sich zurückziehen, hervorkriechen, es giebt zu ordnen, nachzuholen, abzumachen; so hat ein Kriegsrath Oswald die von ihm geführte Kasse der freiwilligen Beiträge um 5000 Louisd'or bestohlen, und wird nun ehster Tage in Ketten nach Stralsund abgeführt, so hat es Verdruß bei der hanseatischen

Legion gegeben, ſo giebt es eine Menge Verwickelungen der mannigfaltigen Verhältniſſe ſo verſchiedener Staaten und Truppen. Es iſt Zeit, daß wir uns wieder mit dem Feinde beſchäftigen, und nicht mit uns ſelber entzweien! Ich habe im Ganzen ſehr viel zu thun; Pfuel iſt noch im Hauptquartier zu Reichenbach, und niemand iſt auſſer mir da, der ſeine Arbeiten übernähme. Der General iſt fortdauernd von der größten Güte und Vertrauen gegen mich, und läßt mich gewiß nicht von ſich, obwohl ich fürchten muß, den hanſeatiſchen Sold zu verlieren, wenn ich bei ihm bleibe, und der zwar noch immer rückſtändig iſt, den aber doch wenigſtens für die Folge England bezahlen muß. Es iſt traurig, ſolche Dinge ſo wichtig nehmen zu müſſen, und doch iſt es mir, der ich nichts habe, wichtiger als ein Anderer es einſehen kann, etwas zu haben. Treten günſtige Umſtände ein, ſo braucht zwar von allem dem gar nicht die Rede zu ſein, und Tettenborn's Glücksſtern ſcheint ſolche Umſtände zu verſprechen, ſelbſt wenn ſie anderswo nicht eintreffen ſollten. Ich hoffe jedoch in jedem Fall Dir bald wieder eine Kleinigkeit an meiner Schuld (fingirte Schuld) abtragen zu können, liebe gute Rahel, da ich auch jetzt an etwas arbeite, das mir hoffentlich ein zwanzig Louisd'or eintragen wird. Dich in Verlegenheit zu denken, meine einzige, geliebte Freundin! iſt mir das Verzweiflungsvollſte, das mich treffen kann! Gott, wie glücklich und ſchön wäre mir das Leben, das ich mit Dir und für Dich wirkend verlebte! Unbeſtimmt ſchwankt noch die Zukunft vor meinen Blicken, und keine Lage, kein Stand, kein Ort läßt ſich erkennen, aber Du, meine geliebte Rahel, ſtehſt ewig vor mir, feſt und ſicher! Dich werde ich wiederfinden, unter allen Umſtänden, denn ohne Dich mag und kann ich nicht leben, das fühl' ich tauſendmal! Was ich von edleren Regungen in mir hatte, von erhöhterem Leben pflegte, habe ich alles, alles auf Dich geworfen, wie König Lear Dir überlaſſen, und erwarte nun von Dir, was Deine Güte mir zutheilen will von Meinem und Deinem! Mir erſtirbt und verödet die Welt, ſo wie ich einen meiner Tage mehr von Deinem Andenken entfremdet fühle, und mit aller Gluth muß ich es wieder umfaſſen, um nicht alle Haltung und Kraft zu verlieren. Wirſt Du in Prag bleiben, geliebte Rahel, oder nach Wien reiſen? Weit von mir iſt leider beides! Was hätte ich darum gegeben, als Kourier nach Schleſien geſchickt zu werden, und vielleicht dem Kaiſer nach Böhmen nachzureiſen!

Rückſichten mancher Art ließen es nicht zu! Ich grüße von ganzem Herzen Deine liebe Gaſtfreundin Mad. Brede, die ich nun doppelt lieb habe, weil ſie Dich liebt und verehrt! Ich hätte gern heute ihre freundlichen, von Deinem Lob erfüllten Zeilen beantwortet; es iſt aber nicht möglich, die Hitze iſt unerträglich ſeit geſtern, mein Zimmer iſt grade bloß gegeben, und ich halb krank mit hinſinkendem dumpfen Kopf, immer ſchläfrig ohne einſchlafen zu können. Dieſen Brief habe ich mühſam zuſammengebracht. Grüße auch tauſendmal meinen hochverehrten Oberſten, dem ich vor acht Tagen geſchrieben habe, und der Dir auch meine Grüße wird beſtellt haben. Siehe doch die Nummern nach, und laß mich wiſſen, welche von meinen Briefen Dir etwa fehlen! Canitz, der No. 25 mit nach Reichenbach genommen hat, ſchreibt mir unter dem 1ſten Juli von dort (eben erhalte ich den Brief), er habe gehört, meine Freundin ſei noch in Reinerz, und habe daher den Brief dorthin geſchickt. Iſt Tieck noch bei Euch, und iſt Goethe gekommen? Wer doch auf Einen Tag nur ſo nach Prag fliegen könnte jetzt! — Neſtitz iſt oft hier, und ſehr cordial mit mir; er iſt jetzt Königl. Großbritanniſcher Oberſtlieutenant, und übernimmt die hanſeatiſche Kavallerie. Er trägt mir auf, Dich ſehr zu grüßen, und auch Auguſten. Marwitz'en hat man in Berlin in Civilkleidern geſehen, ob das letztere zufällig war, weiß ich nicht, vielleicht aber hat er ſich disguſtirt zurückgezogen, früher hatte man ihn todt geſagt. Geſtern ſagte mir der General zu meiner größten Verwunderung, Uranie ſei Offizier in einem preußiſchen Ulanenregiment geworden; weißt Du etwas davon? — Unſer Leben hier iſt höchſt langweilig; ein kleiner Ort, voll plumper, zum Theil durch Kornhandel reicher Einwohner, ohne Gegend, ohne Reiz. Ich vermiſſe ſehr das angenehme Lauenburg, wovon ich Dir nächſtens auch meine Schilderung machen muß, damit Du ſie vergleichen könneſt mit dem, was Marwitz davon geſchrieben hat. Heute giebt der General einen Thee dansant, wozu viele Damen eingeladen ſind, und aus Artigkeit für mich [illegible] drei Schweſtern aus Lauenburg, von denen ſie behaupten, daß ſie mich beſonders intereſſirten! In einigen Tagen werden wir wohl auf Einen Tag nach Dobberan gehen, wo ich zum erſtenmal den Anblick des Meeres haben werde! Wir reiten und fahren überhaupt öfters aus, aber es iſt kein rechtes Ergötzen dabei. Lebe wohl, geliebte einzige Rahel! behalte mich lieb, und bleibe meiner

versichert! O könnt' ich Dir es ausdrücken, wie verlangend mein Herz nach Dir hinschlägt, welches Zutrauen jeder Theil meines Wesens auf Dich hat! Leb wohl! Ewig Dein

Varnhagen.

Der General Tettenborn trägt mir auf, Dich seiner innigsten Ergebenheit zu versichern; wir sprechen sehr oft von Dir! „Maskenhafte Schönheit ohne Physiognomie." Deinen Spruch von der Truchses, die er 28 Tage in Wien, ehe sie damals nach Teplitz kam, mit zuletzt überhand nehmendem Ekel geliebt, findet er ungemein treffend und wahr. Lebe wohl, geliebte, einzige Rahel! Glück auf, zu dem neuen Krieg! Möge er den Obersten Bentheim mit den Seinigen zu dem Unserigen machen!

An Rahel.

Beigenburg, den 22. Juli 1813.

Ach schon wieder so viele Tage sind vergangen, ohne daß ich eine Zeile von Dir, geliebte Rahel, erhalten habe! Ich bin noch immer nur erst im Besitz Deines 4ten Briefes aus Prag ohne frühere oder spätere von dort! Und wie sehr bedarf ich in dieser Langenweile und Oede des Lebens Deiner lieben ersehnten Erfrischung, die mich wie neuer Lebensmuth aus grünen Büschen in labenden Bächen überströmt! Du hast mich verwöhnt, meine Rahel, die ganze Welt kann mir keinen Reiz mehr bieten, als durch Dich! Um Dich möcht' ich alles sein, meinetwegen aber nichts. Und die gute Zeit, als ich wöchentlich zweimal Briefe von Dir erhielt, steht mir noch zu nah, als daß ich ohne wehmüthigen Schmerz mich jetzt in dieser Veränderung erblicken könnte! Rahel, geliebte Rahel! ich denke immer Du entfernest Dich von mir, ich tauche allmählich unter in Deinem Bewußtsein! Hast Du mich denn noch eben so lieb? ich höre es jetzt gar nicht mehr von Dir, und wenn Du es oft genug geschrieben hast, so ist es doch nicht zu mir gedrungen. Es ist zwar eigentlich kein Zweifel in meiner Seele, aber die Gewißheit selbst möcht' ich mir noch vergewissern lassen; es ist mein ganzes Leben, nicht das elende, das jede Kugel enden kann, mein Varnhagen'sches Leben, son-

dern mein Rahel-Varnhagen'sches, das wie ein heiteres Licht über jener Trübheit schwebt! Laß Dir es wiederholt sagen, geliebte Rahel, was Du schon weißt, daß ich Dich über alles liebe, nur für Dich und an Dich denke, in jeder kleinsten Handlung den Bezug, den ich ihr auf Dich geben kann, zum Maßstabe ihres Werthes nehme! — Ich bin jetzt sehr oft verstimmt, der Mangel an Aussicht für Dich hülfreich zu wirken, die Beschränktheit an Geld, in der ich mich noch wer weiß wie lange befinde, und die mich persönlich grade gar nicht drückt, weil ich beim General sehr angenehm lebe, haben wenigstens eben so viel Theil daran, als die allgemeinen Zustände der Verwirrung und Verblendung, in denen ich alles befangen sehe! Neulich aber schien mir plötzlich das Glück in diese umzogenen Stunden, und ich habe mich gefreut, wie seit langer Zeit nicht! Ein englischer Kaufmann war aus Rostock angekommen, und hatte beim General die Fülle seiner schönen neuen Waaren ausgepackt, jeder besah und lobte, ich stand mißmuthig dabei, der General kaufte manches, und betrübt überschlug ich, daß ich für Dich nichts kaufen könne in diesem Augenblick, ohne mich ganz zu entblößen, da sagte der General auf einmal, ob er mir nicht mit einem Kleide aufwarten könne, er schicke einige Geschenke nach Prag, zwei Stücken Kattun zu 6 Kleidern, zwei davon gehörten mir. Du kannst Dir nicht denken, geliebte Rahel, wie ich erfreut war, Du gingst also doch nicht leer aus, auch meine Geliebte war nun bedacht! Der General nannte Dich nicht, er wußte, daß ich nur an Dich denken konnte. Ich dankte ihm wie sehr! Die beiden Kleider sind hübsch, aber freilich nur das Beste von dem, was da war, ich wünschte sie besser. Aber auch so werden sie Dich freuen als ein Geschenk und Andenken des lieben Generals, der mich durch solcherlei mit mehr als ehernen Banden an sich fesselt! Du hast also zwei Kleider hier, meine Liebe, die Schwierigkeit ist nur, sie in Deine Hände zu schaffen, ohne daß sie an der Gränze weggenommen werden, wenn sich nicht bald eine gute Gelegenheit findet, wird der General an Gentz oder Metternich schreiben, daß sie auf eine gute Art dazu verhelfen.

Wir waren nicht in Doberan, wohl aber an die 40 Meilen im Mecklenburgischen herum, wobei ich, der ich schon vorher nicht wohlauf war, drei Tage und Nächte im heftigsten Platzregen zugebracht und fast nicht trocken geworden bin, doch

war mir die Reise zuträglich, und auch jetzt befinde ich mich ziemlich wohl, ausgenommen einige Schwäche, die mich oft aus Verstimmung der Fasern befällt. Die Feindseligkeiten, die hoffentlich nun nicht noch einmal aufgeschoben werden, müssen das in einem Augenblicke heben. Vielleicht giebt mir schon früher eine Reise nach Berlin, wohin ich den General begleiten werde, wenn er dahin geht, die heilsame Erschütterung, deren ich bedarf. Der General wünscht den König zu sprechen, und geht nur nach Berlin, wenn er hört, daß dieser seinen Aufenthalt dort verlängert; ein günstigeres Auftreten könnte sich für mich nicht finden! Der General hat mich wahrhaft lieb, und thut gewiß alles Erdenkliche für mich, er vertraut mir ganz, und wahrhaftig er kann es auch, und soll sich in mir nicht geirrt haben! Seine Freundlichkeit und Güte gegen mich ist immer dieselbe, und nie noch habe ich ein hartes Wort von ihm auf mich gezogen, wie leicht es auch sonst ist dergleichen zu erfahren. Ich glaube mit Fug, daß ich großentheils meinem eigenen Betragen diese ungestörte Heiterkeit des Verhältnisses danke, wie sehr auch des Generals angeborene Liebenswürdigkeit dazu mitwirkt; es lebt sich leicht und angenehm mit ihm, kein Zwang keiner Art findet statt, und fast nur zu viele Freiheit und Nachsicht, ohne daß die Strenge des Befehls darunter litte. Wir, die wir in Oesterreich waren, Trost, Herbert und ich, bilden seine Nächsten. Ich bin überdies der Einzige, der sein Pariser Leben gesehen und in diese Bilder einstimmen kann, so wie Du und der Prinz Louis ebenfalls eine große Gemeinschaft über eine andere erlebte Zeit für uns herbeiführen; lauter Dinge, die unserem Zusammensein Innigkeit und zuneigungsvolle Erweckung geben. Von Prinz Louis spricht Tettenborn oft, immer mit einer ihm sonst nicht gewöhnlichen Begeisterung, als von der größten Heldennatur, als von dem begabtesten Feldherrn, und edelsten Menschen; er sagt es ohne Scheu, daß er niemals einem Menschen so ergeben und vertrauenvoll anhänglich gewesen, wie diesem Prinzen. Mit welchem Entzücken, mit welchem Gefühl für Dich, geliebte Rahel, ich das anhörte, und bestätigte! Tettenborn hat als Beweis der Zufriedenheit des Kaisers mit seiner in der That bis auf das Aeußerste fortgesetzten Vertheidigung Hamburgs den großen St. Annenorden erhalten, mit dem Stern. Das ist zu glücklicher Zeit eingetroffen, um die Widersacher niederzuschlagen, und das Publikum, das in einer großen Reihe von

Thatſachen nur die letzte ſieht, und wohl in dem Verlaſſen Hamburgs das bewundernswürdige lange Behaupten vergeſſen mochte, auf den rechten Weg zu bringen. Pfuel und Canitz ſind noch im Hauptquartier, beide haben Briefe an Dich nach Reinerz geſchickt, wo Du, wie Canitz gehört hatte, noch ſein ſollteſt. Canitz nahm No. 25, Pfuel No. 26 mit; laſſe Dir doch ja die Briefe ſchicken! In Hamburg geht es entſetzlich zu, mit grauſamem Uebermuthe und gräßlichem Hohn martert man die armen Bürger; alte Männer, vornehme Kaufleute, Prediger, müſſen in Perſon ſchanzen, man hält ſie mit Schlägen dazu an, und giebt ihnen dann zum Spott Zettel mit, worin ihr Fleiß gelobt wird. Die Geldſummen ſind unerſchwinglich, alles iſt in Einem Jammer aufgelöſt; Napoleon rechnet darauf die Stadt nicht zu behalten, drum verwüſtet er ſie mit Vertilgungsanſtalten, die Erpreſſungen, Einziehungen der Vermögen und Fortſchleppungen der Perſonen nehmen kein Ende, die giftigſte, wüthendſte Rache des tiefbeleidigten Unterdrückers laſtet auf dieſem Ort, der ſchon ſich nicht mehr gleich ſieht, Gärten, Alleen ſind raſirt, Häuſer den Bollwerken gewichen, grüne Bäume giebt es nicht mehr, alles iſt zu Palliſaden verbraucht, Vorräthe nimmt man weg, die ſo blühende fleißige Bevölkerung zerſtreut ſich im wachſenden Elende. Hätten die Armen ihr Schickſal vorausgeſehen, ſie hätten lieber alles den Flammen übergeben! O liebe Rahel, wenn es nur jetzt nicht Frieden wird! Mir bangt entſetzlich davor, wie vor dem größten Unheile, das unſer armes Vaterland treffen kann. Lieber unglücklichen Krieg, lieber Zurückgehen bis an die Weichſel, als einen was man ſo nennen mag glücklichen Frieden! Wer die Waffen ablegt, iſt verloren! Ueber das wehrloſe Preußen fiele man wie über Hamburg her nach kurzer Zeit, und das ferne Rußland, das betäubte Oeſterreich könnten es nicht wehren. So lange man ſich ſchlägt, iſt nichts verloren, das lehren uns auch die Spanier, die den Feind vor Cadix und Liſſabon ſahen, und jetzt vor den Pyrenäen ſtehen. Verzeihe, daß ich Dir dergleichen ſchreibe, liebe Rahel! Du weißt was ich im Frieden gewinnen kann, Dich! aber wie wäreſt Du mein inmitten von ſchreckenvollen Sorgen, die uns furchtbar ziehend an die Schwelle des Krieges zurückbrächten! O wie oft lächelt mir das goldene Friedensglück aus der Ferne, wie innig ſehnt mein Herz ſich nach ſeinen Segnungen, Ordnung und Zucht! aber eben darum führen wir ja Krieg!

Wie sehr freue ich mich Dich in Prag zu wissen, geliebte Rahel, bei meinen lieben Freunden! Ich stelle mir täglich lebhaft vor, wie es bei Euch aussieht, wie Du bei Auguſten im Erker bist, im Theater, bei Liebich's, im Baumgarten: ich sehe den Obersten Bentheim zu Euch in's Zimmer treten, und alle die Fremden, alte und neue Bekannten, die sich jetzt um Euch drängen müssen, da Prag so ein wichtiger Ort wird. Du bist doch recht wohlauf, geliebte Rahel? Ach ich weiß seit langer Zeit nichts von Dir! Ich hoffe aber, daß Du munter und gesund bist! Hast Du Josephinen gesehen? Grüße mir unsere liebe Freundin Auguste recht von Herzen, und auch auf das innigste den verehrten Obersten, von dem wir fast alle Tage reden: wenn ich doch die Freude hätte, diesen bald irgendwo im Felde zu treffen! Auch meinem guten Hauptmann Marais viel Schönes von mir, wenn er noch in Prag ist, und Du ihn siehst! — Aus den Briefen, die ich hier lese, habe ich gesehen, daß Julchen Saaling mit Clara Herz nach London geht, Mariane aber in Wien bleibt, wo sie, wie Simon aus der Frohberg Briefen schreibt, wie eine Fürstin lebt! — Albert von Staël, schwedischer Offizier, der lange bei uns hier war, ist von einem russischen Offizier im Duell zu Dobberan in die Hauptpulsader gehauen worden, und auf der Stelle geblieben; die Mutter wird sehr viel Kummer um ihn haben. — Der General läßt Dich auf das angelegentlichste grüßen, und Dir alles Beste wünschen, meine theure, liebe Rahel!

Leb wohl! Leb wohl, Geliebte! auf glückliches Wiedersehen! Mit ganzer Seele Dir ergeben! Dein

Varnhagen.

An Varnhagen in Mecklenburg.

Prag, Freitag, den 30. Juli 1813.

Deinen Brief No. 20 hab' ich längst, wie überhaupt alle Nummern, bis gestern No. 28, ganz richtig; außer 27 fehlt mir. Mit 28 erhielt ich 26, vom 30. Juni, aus Reinerz von meinem Bruder, woher — zum Wahnsinn für mich — immer ein Brief zehn und vierzehn Tage geht! — Bester Freund, wenn Du mich wirklich liebst, schreib mir — da keine Gränze vor Unfällen, und wir Alle keinen Augenblick vor neuem Krieg

ſicher ſind, und eines Briefes Schickſal immer ungewiß iſt, — keine Meinungen und Details: ich kenne ſie alle. Verſchone mich damit! Ich verlange es! Ich ſchreibe es in jedem Brief. Ich will durchaus eine Privatperſon bleiben, und ſonſt nichts! und will nirgend notirt ſein: da man nicht einen Tag weiß, wem die Städte gehören. Ich bin überhaupt heute excedirt vom Schreiben und Nichtankommen der Briefe; denn ſo geht es mir in allen Richtungen: und ich muß rechts und links ſchreiben. Vor drei Wochen ließ mir Moritz durch Louis Geld anbieten, ich antwortete durch Banquiers wie ich es haben wollte: keine Antwort, kein Geld! (und immer die Explikationen!!! in meinen vergeblichen Briefen; dabei fürcht' ich iſt mit einmal alles zu. Wohin ich ſoll, weiß ich auch nicht, im Fall des Krieges. Wien räth man hier ab: und hier hinter Wällen zu bleiben, iſt gar gräßlich. Ich werde mich nach Gentz richten, den ich erſt dreimal geſehen habe, der mir aber öfters Billette ſchreibt. Wilhelm Humboldt boudirt mich; ich ſah ihn nur einen Augenblick bei Gräfin Schlabrendorf, die Dich grüßt, und drei Tage hier war, und mit Gewalt nach Schleſien gegangen iſt.) Auguſt Liman antwortet mir ſeit vier Wochen nicht: ob er mir die zwanzig Friedrichsd'or geſchickt hat oder nicht: dem ſchrieb ich durch einen Berliner Banquier Meyerheim, der dahin reiſte, oder einer Schwägrin des Doktor Oppenheim. Schreib Du ihm doch einmal! Ich habe Dich auch ſchon darum gebeten, und Dir geſchrieben, daß ich ſeinen dummen Brief an Dich auch in einem von Dir erhalten habe. Gott! „ſchrieb" und „ſchrieb" und „geſchrieben"! ſonſt kann man nichts ſchreiben. Vier große Seiten habe ich heute ſo ſchon nach Reinerz, woher ſie mir die dümmſten Briefe und nie Antworten ſchreiben, ſchreiben müſſen. Verzeih! verzeih, Auguſt, Du kennſt meine Nerven mit Schreiben. Und eine Hitze! — Was ich mit Tävel's Wechſel mache, weiß ich auch nicht; haſt Du meinen Brief mit der Anfrage darüber nicht? Morgen will ich einen jungen Banquiers-Sohn fragen, Kamel, und ihn vielleicht geniren. Ich habe Dir, vor vierzehn Tagen ungefähr, durch einen liefländiſchen Baron Roſen oder Roſe, der nach Reinerz zurückging, einen ellenlangen Brief geſchrieben, den ſein Bruder oder Vetter, der die Feldpoſten beſorgt, nach des Generals Tettenborn Hauptquartier beſorgen ſollte. Haſt Du den? Vor zehn Tagen nahm mir ein Adjutant des Fürſten Schwarzenberg, Graf Clam-Martinitz, wieder einen nach dem

russischen Hauptquartier mit, der Dir gewiß zukommen soll! Was soll ich thun? Genug, Du weißt, ich bin hier, und werde thun, was ich muß, wenn der teuflische Krieg kommt. Armer August! Du willst mich bezahlen, wenn Du selbst so wenig hast! Wie tief und herb fühl' ich es, daß Du auf dergleichen, wie Sold, sehen mußt. Ich wollte eben sagen, die reichsten Fürsten sind aber hier und in ganz Deutschland in der Klemme; jedoch ist das ganz anders, und mit uns nicht zu vergleichen. Sonst lebt' ich hier gut, für die Zeit, die Umstände, und meine elende Mittel: wenn ich nur hier ruhig bleiben könnte!!

Vor einigen Tagen kam de but en blanc Finckenstein's Schwester Henriette zu mir, und machte mir einen langen Besuch, in dem wir Beide vertraulich, natürlich und unbefangen sprachen: sie in der Voraussetzung, durch den Seligen verführt, ich sei zufrieden und ihm gut. Zufrieden bin ich; ihm so gut, als es meine Kenntniß seines Wesens mit sich bringt. O! wie ist die Welt! Vor zwölf, dreizehn Jahren hätte mich dieser Besuch beglückt und mein Herz gerettet: (so werd' ich auch noch mit sechs Pferden begraben: und habe die Equipage nach dem Tod!) jetzt war es eben Henriette Finckenstein ihr Besuch: und mein kalter, überdrüssiger, nur zu gebrauchender Triumph, daß auch in der Fremde, unter den zweideutigsten Umständen, mich die Vornehmsten aller Art meines Landes besuchen; und daß Tieck mich genug ehrt, und sich zu stellen weiß, der sie mir brachte. Ich sehe ihn täglich auf die angenehmste, urbanste Weise. Sie fragte mich, warum ich sie nicht besuchte; ich hatte gar keine Antwort: die Oberstburggräfin oder eine alte Jüdin hätten mich ebendas fragen können: beide kenne ich weiter nicht. Nun will ich hingehen: sie hat sich liebenswürdig erboten, mir mit ihrer kaiserten alten Stimme etwas zu singen. Auguste Brede gefiel der Gräfin sehr wohl: sie hat immer Beifall bei jedem, der sie sieht; die Schönheit, das artige Benehmen! —

Des Kurfürsten von Hessen Geheimerath Delbrück ist äußerst artig gegen mich: er benachrichtigt mich gefliessentlich, wann Leute nach unserem Lande gehen, und besorgt mir alles. Er bietet es mir unverdienterweise an. Er ist ein Freund Heer's, wo ich oft, sicher, behaglich und gerne bin. Gräfin Finckenstein will auch hingehen. Graf Hessenstein hat mir Grüße bestellen lassen, und meine Wohnung gesucht: übermorgen reist er: ich glaube nicht, daß ich ihm diesen Brief mit-

gebe: ich will ſelbſt nach der Poſt gehen, den von Gentz empfohlenen Zeitungsexpeditor bitten, mich beſchweren, und es mit der Poſt verſuchen. Der Graf, Auguſte, wir Alle haben alle Deine Briefe. Alles grüßt Dich angelegentlich: hundertmal ſprechen wir von Dir. Heer's auch: mit Intereſſe für mich, ſie. Liebich's; Alle. In's Theater geh' ich — ſehr bequem in Liebich's Loge. Tieck iſt immer im Theater, und beſucht mich da; ich bracht' ihn zu Liebich's, er iſt ſehr eingenommen von dieſem Theater: ich auch. Ich kann hinein gehen; und zu Hauſe nicht. Alle Woche beſucht uns der Oberſt, der in Liſſa ſteht. Marais iſt äußerſt artig und lieb gegen mich. Von Gentz, und Anderem, hab' ich Dir in meinen letzten Briefen geſchrieben. Er wohnt im Waldſtein'ſchen Hauſe mit Herzogin Sagan. Sag das dem General. Humboldt wohnt bei Windiſchgrätz, wo der auch wohnt, Heer's gegenüber. Wie ſoll ich denn dem General danken? Sein Beifall über meinen Truchſeß'ſchen Ausdruck freut mich vierfach: da hier alles ſo unendlich viel auf ihn giebt. Wenn er uns doch erſt einen Friedensball gäbe! Meine Laune, die ich oft — wenn die Briefe nicht in Konfuſion ſind — hier habe, könnte ihn ergötzen. Graf Clam-Martinitz, ein Dreiundzwanzigjähriger, verſtummt, erſtaunt, und freut ſich drüber, und wünſcht ſie ſich: und hat ſelbſt welche: iſt ganz luſtig.

Daß Du die drei Schweſtern liebſt, iſt ja wie ein Mährchen: es wird wohl eine Hauptſchweſter dabei ſein. Sei nur recht liebenswürdig! Doch, Du Vagabund und Verführer, das kannſt Du im Anfang immer. Apropos! Ich habe dieſe Woche acht große Seiten der Dame geſchrieben, die Dich ohne Brillen ſehen will (Frau von Humboldt) — ein Meiſterſtück von Natur und Diplomatie, des Gemahls wegen — und die ſchlechtweg die Brillenfrau heißen ſoll künftig — und ihr einen von Dir verſprochen. Ich bitte Dich, ſchreib: und verführeriſch! Du weißt, wie gut ich dies alles meine. Thue es ja, Lieber!

Der Oberſt iſt vom Rathenauer Meier ſehr gut gemahlt. Von Marwitz weiß man hier nur, daß er den Wladimirorden hat; oder iſt dies auch nicht wahr? Lebe wohl, ich ertrag's nicht mehr, das Schreiben, meine Bruſt! Ohne Frieden, ohne Geld, kein Heil! Aber alles, nur nicht Krieg! Ich umarme Dich herzlich, und weiß Dir gar für alle Deine Liebe nicht zu danken.

R. R.

Noch Eins! Daß Uranije preußischer Militair geworden sei, hört' ich schon in Berlin. Es ärgert mich sehr — nicht persönlich, da ist er mir nur das schwarze Fell aus jenem Traum: und wenn das verziehen ist, ist ihm längst verziehen — daß er sich noch angeebrlicht hat, und daß solche Schufte, die es immer bleiben und bei der Gelegenheit auch gewiß zeigen, ihrer Nullität wegen bon enfant, guter Mensch, genannt und als solcher traktirt werden. Sein sich anwerben lassen ist nicht einmal Muth; weil Sibirien noch schlechter ist, als das Gewehr auf dem Buckel. Wenn es was gelten sollte, hätte er sich müssen vorher anwerben lassen, à la barbe des grecs. Misérable gueusard! poltron jusque dans l'antre d'un canon, feigherziger Schurke, zusammengeflickter Lumpensoldat! Lumpenkönig sagt Hamlet. Das wünscht' ich dem General zu lesen! —

An Rahel.

Berlin, Sonnabend, den 31. Juli 1813.

Ich schreibe Dir, geliebte Rahel, aus der verödeten Stadt, die mich sonst entzückte, weil ich Dich darin fand, die nun mir unaussprechlich zuwider ist, da sie mir überall betrübende Trümmer Deines Lebens zeigt, und die Gedanken, die sonst so eng vereint waren, so schonungslos trennt! Liebe, liebe Rahel, wenn ich Deine letzte Wohnung ansehe, wo jetzt die Fenster ohne Laden und Vorhänge weit offen stehen, und alles auf einen neuen Bewohner vorbereitet wird, so dringen mir die Thränen in die Augen. Tiefer Schmerz über die unglücklichen Tage, die mir doch so unendlich reich und lieb sind, und die Deine frisch lebendige, blüthenvolle Gegenwart nie ganz unglücklich werden ließ! Meine Fenster den Deinigen so nah gegenüber! Diese Zufriedenheit und Beruhigung, wenn ich in Deinen Kreis kam, in Dein Zimmer trat! O meine theure, liebe Rahel! Du fühlst es mit mir, was ich jetzt empfinden muß! Wie recht hast Du, daß die Stadt gemein geworden ist: ganz unkenntlich ist sie! Alle Gesichter, die mir begegnen, widern mich an; alle meine Bekannte sind herabgekommen, alle sind ohne Halt und Ordnung und treiben, nicht wie ringende Schiffe voll theuren Gehalts, sondern wie faules Holz, in den

Stürmen der Zeit. Der einzige, Stägemann, der mich auch ſehr gut empfing, kam mir noch wie der Alte vor; alles andere, ſelbſt Wolf und Bekker, ſehr unerquicklich! Die Crayen weint um ihren in Wilna geſtorbenen Sohn. Kieſewetter todtkrank, Dein Bruder fort nach Breslau, Hagen plötzlich geſtorben, alles durcheinander nichts als Anwiderndes, Ungelegenes! Heute Abend reiſen wir wieder ab und ich freue mich! Geſtern Nachts kamen wir an, der General, der eine Unterredung mit dem Kronprinzen von Schweden hatte, und zu einer neuen nach Strelitz beſtellt iſt, Droſt, Herbert und ich. Wir gehen alſo auf einen Tag nach Strelitz, dann zu Wallmoden nach Grabow, und zurück nach Boitzenburg. Der Kronprinz war ſehr gnädig, und ſein alter Zorn auf Tettenborn, der ihm ſeine Truppen marſchiren ließ, während ſie ſtehen bleiben ſollten, ſcheint abgethan. Das Heer des Kronprinzen ſteigt auf 100,000 Mann, worunter über 30,000 Preußen, die lauter vortreffliche Truppen ſind, auch die Landwehr iſt ganz vortrefflich. Der General Moreau iſt in Schweden, der Graf Noailles iſt zu ihm geſchickt, um ihn abzuholen, er wird den Krieg führen helfen; dieſe Nachricht iſt ganz gewiß, der Kronprinz ſelbſt hat ſie dem General Tettenborn mitgetheilt. Es giebt noch große Ausſichten für uns. Wie freu' ich mich im Innerſten, Dich in Prag zu wiſſen, geliebte Rahel! Du bleibſt doch dort? Gott ſei mit Dir, geliebte, einzige Freundin! Könnte ich das Glück haben, Dich durch mich geſchützt und geſichert zu wiſſen! die Zukunft mög' es mir gelingen laſſen! — Bis jetzt hab' ich immer nur noch erſt Deinen vierten Brief aus Prag, weder frühere noch ſpätere von dort. Die Kleider zu ſchicken findet ſich noch keine Gelegenheit. Wenn ich kann, ſchicke ich Dir noch heute durch Aug. Liman zehn Stück Friedrichsd'or, als einen kleinen Abtrag meiner großen Schuld, die Du ſehr gütig biſt mir ſo lange nachzuſehen. Verzeihe, daß ich ſie in ſo kleinen Summen abtrage! Noch habe ich aber keine Gage erhalten, und wer weiß wann es geſchehen wird! Lebe wohl! geliebte, einzige Freundin! Sage alles Beſte an die liebe Auguſte und den theuren Oberſten, an den ich mit inniger Zuneigung denke!

Ewig Dein

Varnhagen.

Marwitz ist bei Czernischeff, und hat die Affaire bei Halberstadt mitgemacht.

Ich kann Liman durchaus nicht finden; Nettchen habe ich gesprochen, die unterrichtet schien, und meinte, Du hättest das Geld noch nicht empfangen. Ich hoffe bald eine bessere Gelegenheit zu finden.

N. S. Eben spreche ich Herrn Liman, der sehr gefällig ist, und Dir 30 Stück Friedrichsd'or in natura nach Wien anweisen wird, wo Du es dann sehr leicht heben kannst.

(Bei Nettchen geschrieben.)

An Rahel.

Peitzenburg, Freitag, den 13. August 1813.

Theure, geliebte Rahel! Zu meiner größten Freude erhielt ich vorgestern durch die Post Deinen lieben Brief vom 30sten Juli, nachdem ich früher den vom 10ten Juli durch den Oberstlieutenant Pfuel bekommen, dem der Baron Rosen ihn in Reichenbach gegeben hatte. Wie dank' ich Dir die Schilderung, die Du mir von den Tagen, die Du in Prag lebst, gemacht hast! Du weißt es und sagst es, wie sehr willkommen mir dieses anschauliche Mitwissen um Deine Tage ist, aber Du kannst es doch nicht ganz ermessen, wie nöthig mir solche Blicke in den Zauberspiegel des Entfernten sind, um mir zum Anhalt in dieser gränzenlosen Langeweile zu dienen, welche die Waffenruhe rings ergossen hat. Eine Langeweile, die nicht durch Arbeit und Beschäftigung, deren ich genug habe, vertrieben wird, sondern sich in jeder Arbeit und in jeder Vergnügung häuslich niederläßt! Diese Tage des Kriegs wären aus dem Leben wie herausgestohlen, wenn nicht die getödtete Gegenwart nachher als belebte Vergangenheit erschiene. Gebe doch der Himmel, daß wenigstens der Waffenstillstand aufhört und wir am 17ten wieder etwas gegen den Feind unternehmen! Wie sehr alles in der Ruhe sinkt und fällt, welches müßige, nichtswürdige Dasein überall zum Vorschein kommt, und Unheil und Verdruß herbeiführt, was alles in der raschen Bewegung dem Kräftigen unterthänig mit fortgerissen wird,

das habe ich hier zur Genüge erfahren! Der General selbst, mit seiner munteren, angenehm regen Naturfülle, war mir noch die erheiterndste Gestalt, zum eigentlich vertrauten Reden aber zeigte sich niemand, während die Lage so dringend auf ein gesellschaftliches Gemeinsame und freundliches Verkehren hinwies. Habe ich die Tage so unzufrieden und erfrischungslos hingebracht, so erwarten mich schlaflose, durch unangenehme Träume gestörte Nächte, und natürlicherweise befinde ich mich dann auch bald körperlich schlimm. Die Sorge zerquält mich! Die Sorge für jetzt und für künftig, denn für mich ist nirgends eine Heimath, wohin ich mich rechnen, wohin ich zurückkehren könnte, als zu Dir, und Du bist nun selbst unstät in der Fremde! O liebe Rahel, geliebte Freundin! wann werde ich wieder bei Dir sein, und in Deiner beglückenden Gegenwart Schutz, Trost und Erheiterung finden? Darauf bezieht sich bei mir alles, nichts anderes kann mich reizen und beschäftigen, das ist meine unaufhörliche Sorge, für die ich täglich arbeiten möchte, nicht bloß im Allgemeinen, sondern in sichtlichem Zusammenhange! Ich habe es nun recht an Berlin sehen können, als ich das letztemal da war, was mir die Welt ohne Dich ist! Und doch wie gern wollte ich alles hinnehmen, wenn ich nur erst Deine Lage von ihren Unglücksgeistern, den mitgeborenen, befreit, und in ihrer Freiheit gesichert hätte! Alles das greift mich an, und wenn ich in Deinem Briefe von Explikationen mit Meyer höre, so fühle ich es in allen Nerven! Verzeihe mir dieses Ausbrechen der unseligsten Laune, geliebte Rahel! Es ist doch besser, Du weißt sie, als daß mein Schreiben Dich befremdete durch eine Stimmung, die zu verbergen wäre, wenn sie durch eine andere nicht ersetzt werden müßte. — Ich habe viel für den General zu schreiben, seine wichtigsten Angelegenheiten besorge ich; ich könnte mich wichtiger aufstellen, aber mir fehlt die Lust und Kraft, eine Rolle höher zu treiben, als ich sie nehme. Der General ist mir herzlich gewogen, zeichnet mich aus, und wird gewiß alles für mich thun, was die Umstände darbieten; damit bin ich schon zufrieden. Trennt mich irgend ein Kriegsunglück von ihm, so wird es nicht schwer für mich sein, eine Kompagnie zu bekommen, und dann ist immer meine Lage noch besser, als ich sie vorigen Winter erwarten konnte. Zwar habe ich kein Geld, aber im Nothfalle bekomme ich dessen vom General, und übrigens brauche ich sehr wenig, da sich überall zu leben findet, und ich obendrein recht eigentlich mit dem Gen ral

lebe, wie die meisten Offiziere, die zu seiner Person gehören, und von denen Pfuel, Trost, Herbert und ich der Kern sind. Wie artig und gütig der General gegen mich ist, kann ich nicht genug loben, mit allen Offizieren leb' ich im besten Vernehmen, und sie zeigen es mir recht, daß ich ihnen angenehm bin. Ich hätte also eigentlich vielfache Ursache, recht vergnügt zu sein, allein daran siehst Du recht, wie mir jede Annehmlichkeit nichts ist, sobald sie nicht in Bezug auf Dich steht, meine Geliebte! Doch würde das Gegentheil freilich unangenehm fühlbar sein. An Ereignissen ist alles leer; nichts hat jetzt eine Bedeutung als der Krieg, denn er rafft oder lähmt alle anderen Thätigkeiten, die den Menschen innerlich erwärmen. Glaube doch auch nicht, daß meine Neigung zu den drei Schwestern — das Wort „Hauptschwester" hat mich sehr zu lachen gemacht, auch dem General sehr ergötzt, dem ich es mittheilte! Warte nur! Deine stichelnde Klugheit soll Dir vergelten werden, als hätte sie das Rechte getroffen, was doch wahrlich nicht der Fall ist! — eine solche sei, die irgend persönliche und besondere Regungen erzeugt, es ist vielmehr eine bloß menschliche Theilnahme an einer Zusammenstellung, die hier gute Sitte, ehemalige Wohlhabenheit, Fleiß, Wohnung und Garten zu einem heiteren Bilde gefügt haben. Ich betrat nie den Fürstengarten, ohne zu denken: Gott! wenn das Rahel'n gehörte! die hohe Bergfläche, die diesen Garten trägt, der Abhang zur Elbe hinab, die weiten und schönen Fernblicke nach allen Richtungen über die gewundene Elbe hin, die guten Bäume und frischen Sträucher, das Feldartige der Benutzung wegen, alles das macht ein Ganzes, das wohl nicht so außerordentlich ist, um es vorliebig zu wählen, aber doch schön genug, um mit Zufriedenheit das Leben, wenn es einmal dahin versetzt ist, daselbst zuzubringen. Und nun sehen jeden Augenblick die armen Mädchen der Zerstörung dieses mit ihrem innersten Sein verwebten und noch geretteten Besitzes entgegen, schon sollte ihr Garten in Befestigung umgewandelt werden, des nahen Feindes nicht zu gedenken, dessen Streifereien diese Gegend vielleicht offen stehen wird. Seitdem wir Lauenburg verlassen haben, also seit acht Wochen, habe ich sie vielleicht viermal besucht, obgleich es nur eine Meile von hier ist, und ich oft reite. Es ist mir immer, als wenn ich nur in der Voraussetzung, daß alles andere beruhigt und erlangt sei, irgend ein Behagen fühlte, und wer mag sich immer zu Voraussetzungen stimmen! Darum denk'

ich denn oft mitten im beſten Ergötzen, daß es ja doch keinen Boden hat, und alles nichts iſt, weil der dringendſte Anſpruch, den ich an das Leben mache, noch nicht erfüllt wird. Dies bezieht ſich auf allen Umgang, den ich mir denken mag, ſelbſt auf den mit Williſen, den ich mir als den liebſten für dieſe Zeit denke. Wo mag der Arme ſchmachten! während ihn hier der Krieg und der Freund vergebens rufen! Wie haltbar und ſtark jetzt alles ſein muß, was einen anſprechen ſoll in einer ſo gewaltigen Zeit, davon iſt auch das ein Beweis, daß ich kein Buch ertragen kann, das nicht die ungeheuerſte Stärke und Größe hat, und mich jetzt der Tacitus, wie ein Roman der heiterſten Einbildungskraft, nur ergötzt, aber gar nicht anſtrengt, und die Spannung, die er ſonſt hervorbrächte, ſchon vorfindet.

Die Schritte, die Clemens gethan hat, ſind ganz in ſeiner Art; mich freut es, daß Du ſo menſchlich mitre gegen ihn warſt, aber mich freut auch, daß Du ſeines Zutrauens pflegend das Deinige zurückhieltſt; ich fühle ganz mit Dir, liebe Rahel, den Reiz in dieſen Geſchwiſtern, ich weiß, welcher ſchönen Regungen Clemens fähig iſt; aber weder die Schläge reuen mich, noch das weggenommene Trauerſpiel, denn ſein Herz iſt das ſchlechteſte Pfand, das man von ihm haben kann. Ich denke, Du haſt eine eigene Zufriedenheit darüber haben müſſen, in dieſer Zeit der Flucht und gemeinſamen Bedrängniß die ſtörende Erinnerung einer dauernden Widerſtrebung mit jemanden, durch dieſe Art Verſöhnung getilgt zu ſehen, und in dieſer Rückſicht kann' ich es Brentano'n, dieſen Schritt gethan zu haben. Alles was Du mir von der liebenswürdigen Auguſte, von dem Oberſten, von den ſchwarzenbergiſchen Offizieren, Tieck, Marais u. a. ſagſt, iſt mir ſo angenehm, daß ich nicht begreife, wie ſo ich hier bin! Ueberall, wo mir in Anderen ein Zug Deines Lebens, ein Wirken Deiner Anweſenheit erſcheint, fühl' ich mich ſchon vertraut und heimiſch! Wie war mir Rettchen mit Emma in Berlin ſo lieb! wie fehlte mir Deine Familie ſogar! O Rahel, liebe Rahel! ich gehöre wohl ganz mit Leib und Seele Deinem Weſen an!

Unſere Beſtimmung iſt noch nicht entſchieden; ſchreibe mir daher nach dem Empfange dieſes Briefes nicht eher, als bis ein folgender Dir meine neue Adreſſe giebt, und dann ſchreibe mit der Poſt, die der ſicherſte Weg iſt, und mir noch keinen Deiner Briefe verloren hat, während mir wenigſtens drei feh-

len, die Du durch Gelegenheit abschicktest. Ich bin den Postämtern sehr bekannt, weil die Aufsicht über alle Briefe mir übertragen ist. Ich bitte Dich, quäle mich nicht unnöthigerweise durch eine Vorsicht, die den sichersten Weg verschmäht, um den aller unsichersten einzuschlagen, und gieb, selbst wenn Reisende sich anbieten, Deine Briefe an mich auf die Post.

Wegen des Wechsels weiß ich Dir keinen Rath zu geben, der Mann ist jetzt in Berlin, kann aber jeden Tag hieher zurückkommen, und wird dann wieder mitgehen, sobald ich Dir eine neue Adresse schicken kann, magst Du mir dann den Wechsel schicken, oder Falls ich Dir schreibe, daß der Mann in Berlin bleibt, ihn dort durch einen Dritten einkassiren lassen.

Der General grüßt Dich von ganzem Herzen, und dankt verbindlich für jede gütige Erwähnung, die Dein Brief von ihm macht. Von mir tausend Schönes und Liebes an Augusten, an Bentheim und Marais! Auch der General und Pfuel grüßen Bentheim sehr. Den Grafen Clam kenn' ich sehr gut, Du kannst ihn von mir grüßen, wenn Du ihn wiedersiehst. Auch an Liebich's viele Grüße! Ist denn Josephine nicht in Prag, oder siehst Du sie bloß nicht? letzteres kann ich kaum glauben! Also Gräfin Schlabrendorf ist zurück! An die Humboldt schreib' ich Dir den Brief das nächstemal, ganz wie Du ihn verlangst. Heute ist es mir unmöglich!

Lebe wohl, geliebte, theure Rahel! Bleibe gesund und vergnügt! Ewig Dein treuer

Varnhagen.

Freitag Nachmittag, während und nach dem Gewitterregen!

An Rahel.

Fahrthade, den 29. August 1813.

Auf die gute Hoffnung hin, daß dies Blatt Dich finden wird, meine geliebte Rahel, sende ich es hinaus mit der ersten günstigen Gelegenheit, die sich mir seit vielen Tagen darbietet! Dreizehn Tage hindurch dauert jetzt wieder der Krieg, dessen Eröffnung bei uns gleich sehr blutig war, und da wir die

Avantgarde machen, so ist alles bei uns unaufhörlich in thätigster Bewegung. Aus den Kleidern kömmt kein Mensch, die Abwechslung der Umstände lagert uns bald auf das freie Feld, bald auf Stroh in ausgeplünderten Bauerhütten, bald auf Kanapé's verlassener Wohnhäuser, jeden Augenblick zu Pferde und wieder herunter, bald ohne Brot und wieder in Fülle des Weins, man kömmt keinen Augenblick zur Besinnung, und trifft sich's glücklicherweise doch, so verschläft man ihn lieber. So habe ich denn selbst für künftiges Abschicken nichts im voraus schreiben können und mögen, so oft, so tief und unaussprechlich innig ich Deiner auch gedacht, geliebte Rahel! Ich hatte ewig das Bild Deiner herzerquickenden Gegenwart, Deines beruhigenden Daseins vor Augen, und die Vorstellung dessen, was Du jetzt empfinden mußt, ja was Du bei jedem der hiesigen Auftritte empfinden würdest, beschäftigte mich ohne Aufhören. Mein Dasein ist von dem Deinigen durchdrungen, und jede Ader treibt all ihr Blut in dies höhere Leben hinauf, das in das meinige herabgekommen ist, ganz gering erscheint mir dagegen wohl oft alles lebhafteste Treiben der Welt, das mich äußerlich doch ganz fortreißend umgiebt, und mir vertraut und gelegen genug ist! Am 21. August hatten wir bei Bellahn ein heftiges Gefecht, in welchem der General mit den Kosacken einen schönen Angriff machte und den Feind warf, mit dem wir uns übrigens tagtäglich, zu unserem Vortheil, schlagen. Ich war nicht sehr im Feuer, und blieb gesund und frisch; Du aber, theure Rahel, warst mir ein theures Schutzbild, das, ich kann es Dir zuschwören, meine Seele nicht verließ! Der Krieg ist furchtbar in diesem Augenblick, er wird mit höchster Anspannung aller Kräfte von einem Meer zum anderen geführt, und kann so nicht lange dauern, er läßt dem Nichtsoldaten ein verzweiflungsvolles Loos; der Anblick dieses Krieges mehr, als jedes anderen, ist nicht schön, und nur sein Zweck kann dafür trösten. Wie freu' ich mich, daß Du diesem Anblick entgangen bist, und die Freude Berlins über den Sieg bei Teltow nicht durch die angstvolle Nähe der schrecklichen Tage zu erkaufen brauchtest! Unsere Truppen sind vortrefflich, und der General führt sie auf ausgezeichnete Weise. Das Lützow'sche Korps, das unter ihm steht, zählt eine Menge Berliner, unter anderen sah ich Berenhorst, der Dich grüßen läßt. Sie haben bei Lauenburg sehr tapfer gefochten. Der junge Theodor Körner aus Dresden, zuletzt Theaterrichter in Wien,

fiel vor einigen Tagen bei einem Scharmützel durch mehrere Kugeln. Tettenborn meint, alle seine Dichter würden ihm erschossen bei Berlin der junge Blumberg, ich solle mich jetzt in Acht nehmen, die Reihe komme an mich; wenn ich daran sterben soll, so hat es aber so lange Zeit, bis ich es in der That oder Einbildung besitze. Ich weiß aber, daß ich für Dich leben bleiben soll, meine geliebte Rahel, und hoffe, nachdem sich die Kriegswellen gelegt haben, mit Dir schöne Friedenstage zu sehen! In dieser Hoffnung beruht mein ganzes Leben; ich habe es mir tausendmal überlegt, daß eine Dich ich lieber heute als morgen erschossen würde, ich bin ganz ohne Furcht, nur in Bezug auf Dich, Geliebteste, voller Besorgniß und Furchtsamkeit, ein Zweifel an Deiner Billigung, an Deiner Theilnahme übt auf mich die Gewalt, die ein gläubiger Katholik von seinem Priester erfährt, denn in Dir sind mir alle Ideen von Gott, Unsterblichkeit und Seligkeit wie durch himmlischgütige Vermittelung bewahrt und gegeben, und mit Dir und Deinem Loos in den Bedingnissen der Schöpfung will ich verbunden bleiben, Staub mit dem Staub, lebendiger Hauch mit dem lebendigen Hauch!

Weil Du es nicht haben willst, sag' ich Dir nichts von den Sachen der Politik; aber ich darf Dir sagen, daß ich mich freue über die Art wie alles steht! Marwitz ist bei der Landwehr, die sein Bruder kommandirt, und die zu uns stoßen soll. Graf Nesselrode sagte mir gestern, ihm habe der Graf Clam in Prag einen Brief von Dir an jemanden, und nicht an mich, zu besorgen übergeben, ich wußte gleich an Marwitz.

Kaum glaube ich, daß Du noch in Prag bist, aber mündlich oder schriftlich grüße mir die lieben theuren Freunde, den Obersten, Auguste, Marais, Liebich's! Ich vergesse den Brief an die Humboldt nicht, aber heute ist es unmöglich!

Leb wohl, geliebte einzige Rahel! Ewig Dein treuer

Varnhagen.

Fahrkinde, ein Dorf bei Schwerin, an welchem letzteren Orte Davoust steht, von Kosacken umschwärmt; den 29sten August, ich glaube es ist Sonntag.

Schöner Sonnenschein in warmer Luft!

Der General grüßt Dich von ganzem Herzen; er ſingt mir eben vor:

Être loin de ses amours,
n'est-ce pas mourir tous les jours?

und ich ſoll Dir das ſchreiben.

Antworte mir poste restante nach Leuzen, die Poſtämter kennen mich.

Der Oberſtlieutenant Pfuel läßt Dich herzlichſt grüßen, ſo wie auch Auguſten und den theuren Oberſten.

An Varnhagen in Mecklenburg.

Donnerstag, noch immer in Prag, den 2. September 1813.

Wenn ich die Feder in die Hand nehme, ſo geht die wahre Agitation erſt an; das kennſt Du! Du legſt mir die harten flüchtigen Phraſen auch gewiß einzig auf der ganzen Welt gut aus. Der Oberſt und der Hauptmann Marais leben! denn warum ſollſt Du nicht gleich erfahren, wonach Du bangſt! kein Offizier ſeines Regiments fehlt; er ſchreibt oft: und nach den gräßlichen Affairen gleich.

Von unſerem Schrecken von den Nachrichten, ächten und falſchen, Anblicken und Anſtalten, kein Wort. Kurz, es iſt Krieg zu ſehen. Gottes harte Strafe. Vandamme iſt geſtern hier durch gebracht. Auch hierüber kein Wort, weil man jetzt nicht weiß, in weſſen Hände ein Brief fällt. Ruſſen führten ihn, man glaubt nach ihrem Lande. Und Du? Du? Seit dem 31. Juli keine Nachricht von Euch! Das iſt nichts Gut's. Wo ſeid Ihr? Endlich habe ich mich entſchloſſen, Gentz dieſen Brief an den General zu geben. Gott im Himmel! Du findeſt ja ſonſt immer Gelegenheit zu ſchreiben: aber denke nur nicht, daß ich mich ſchon zu ſehr ängſtige: nein, ich hoffe viel auf verlorengegangene Briefe; ich kenne Umſtände, und Kriegsumſtände; auch kann ich keine Angſt in meiner Seele finden, die dem Zuſtande, worin Du ſein kannſt, angemeſſen wäre. Gnädiger Gott, ſeit ich die unzähligen Verwundeten ſehe! Doch behielt ich Kräfte zu laufen, zu ſprechen, zu ſchreiben für ſie. Das Publikum iſt noch nicht ſo gewitzigt, als bei uns: die unbequeme Stadt pretirt nicht dazu. Die Frauen im

Einzelnen fangen an, ſich die Verwundeten auszubitten, ihnen einſtweilen Eſſen und Hülfe auf die Gaſſen zu ſenden: ich habe eine göttliche Hauswirthin, Frau von Raimann, der gehört das Haus, worin wir wohnen; die thut viel. Auch war ich unbekannter Weiſe bei Gräfin Moritz Brühl, und bat dieſe, mit ihrem Namen die vornehmen Damen zu bewegen: ſie verſprach es. Dir erzähle ich es: weil es Deine Seele freut; und Dir beweiſt, daß ich noch nicht ganz todt bin. Marwitz ſchrieb mir vom 15. aus Reichenbach, wohin er als Kourier war; eine Antwort auf einen Brief, den ihm ein ruſſiſcher Kourier gab, und den ich dem Grafen Karl Clam-Martinitz vertraut hatte; fünf Wochen, eh ihn Marwitz erhielt?! Clam hatte auch einen für Dich: und noch zwei gab ich der Poſt: der erſte war rekommandirt, alle nach Beizenburg. Da ich auch keine Kleider erhalten habe, ſo glaube ich, Euer Kourier zögert auch ſo lange, als meiner an Euch.

Ach! Auguſt, könnt' ich hoffen! Nach einer guten Schlacht fürcht' ich doppelt. Und Böhmen, und Prag, wie es liegt, wenn man's anſieht, iſt fürchterlich; und wo ſoll man hin? ohne vieles Geld. Doch würd' ich fliehen: im Annäherungsfall: möge der mächtige Gott uns bewahren! der ſchon einen ſandte: und welchen.

Frau von Humboldt hat mir einen lieben himmliſchen Brief geantwortet: ich ſchickt' ihn Dir, wenn ich ihn riskiren wollte. Es iſt viel an Dich drin. Sie betet für Dich; will Dich nicht mit Schreiben plagen: iſt ſehr mild: ja weiſe. Auch iſt ſie in einer weiſen Lage: immer ſicher und geborgen, es gehe wie es will. Sie hat einen Brief vom April von Dir; ich ſoll Dich grüßen. Schreibe ihr. Er, Humboldt, iſt ſeit geſtern von Wien zurück, und geht nach dem Hauptquartier. Den Gentz möcht' ich Dir gerne ſchreiben, kann aber nicht; er that mir Artigkeiten, wie Graf Metternich ſie mir thäte, wenn ich ihn fünfzehnmal geſehen hätte, wie ich ihn zweimal in Geſellſchaft ſah; glaubt, er bringt mir ein Opfer, wenn er von der Kleinſeite zu mir fährt, alle acht, vierzehn Tage. Antwortet mir auf jedes Billet: hat ein Bedürfniß, — welches er befriedigt, wenn er mich ſieht, — mir alles zu ſagen was ihn intereſſirt. Fragt mich nach nichts. Kurz, hat kein Gedächtniß im Herzen. Kennt keine Welt mehr, als die aus Koterieen vornehmer Leute beſteht; kennt alſo das wahre Gewicht nach Zeit und Gewicht auch davon nicht. Mit Einem Wort, ich erlebe

Wunder durch ihn; daß in dieser Zeit, bei dieser Gefahr, bei diesen Verwundeten mir noch etwas das Herz atterriren kann, il ne cesse pas de m'atterrer le coeur. Die Naturgaben, die Eigenschaften, um derentwillen ich ihn lieben muß, liebte, und liebe, die hat er noch; leben aber könnt' ich nur mit ihm, wenn ich eine Herzogin wäre: oder mit seinen umging: sonst giebt er's gar nicht zu. Ahndet aber dies alles nicht; sondern hält es für Geschäfte. Auch versteht er durchaus nicht was ich sage und schreibe. Er nennt mich sogar, räthselhaft; ohne Miene, zweideutig, pikant — pikant ???!!! weil ihm die elf Jahre hindurch, die ich ihn im liebenden Herzen hätschelte und verwahrte, die Grundbewegungen, Aeußerungen und Gesichtspunkte der Menschheit abhanden gekommen sind! Du kannst Dir meinen dumpfen, stumpfen namenlosen Schmerz darüber, zu dem ich nicht einmal Zeit habe, gar nicht denken! Weil ich den wirklich zu lieb hatte! Und, Du starre wieder, über mich: noch habe. Mündlich alles im größten Detail. So viel nur noch! Man spricht oft in der Welt: Stände härten den Menschen ab, und nennt Aerzte, Wucherer, Soldaten, Advokaten; dies konnte ich nie ganz zugeben in mir, und fand es auch gar nicht; weder in dem Erlebten; noch im Wesen dieser Stände gegründet. Aber Diplomaten ist das Gräßlichste in der menschlichen Gesellschaft! (Der Stand. Nicht jene Männer, die den schufen, durch ihr Lebens- und Geschichtstalent.) Diplomaten werden hart durch Weichlichkeit; und dies geschieht dem Henker nicht einmal. Visiten werden Pflichten; Anzüge, Kartenspiel, das müßigste Klatschen — Geschäfte; wichtige. Keine Meinung haben, und sie nur dadurch nicht äußern, welches die ausgebreitetste, sündhafteste Krankheit des Pöbels (Du weißt, welchen Pöbels) ist, — wird Klugheit, Betragen genannt; und wird eine wahre Verhärtung der Seelenorgane. So haben sie eine eigne Phraseologie im Reden, wie in den Depeschen; — in Deutschland ein Diplomaten-Französisch, welches sich forterbt, und ich vor sechszehn Jahren schon hörte; aber kein Franzose mehr spricht. Das hält so äußerlich, wie die Equipagen und Manschetten, zusammen; und Ein Willen in der Welt, oder aufgehäufte Noth, trümmert all den Luz zusammen; der Gräuel spricht sich aus gräßlichen, wirklichen Wunden hervor; Krieg überschüttet Europa; aber wer ist gestürzt? — diese Kerle mit Manschetten! Und dies wissen sie, sonst nichts. Glaube es; es ist nicht zu grell, was

ich sage; der lebendige Satan sollt' es ihnen zeigen. Denn sie verlegen alles; die Gesellschaft im Großen; und jedes Herz im Einzelnen. Dies wird einmal von der Welt gewußt werden; wie jetzt: daß Prozesse viel kosten, Advokaten davon reich werden: im Krieg geplündert wird u. s. w. Glaub es: es kommt zur Sprache. Ein genialer Regent kann es machen: plötzlich.

Auguste grüß: Dich sehr! Denke Dir, man wollte ihr mit Gewalt einreden, dem Oberst sei ein Bein weg: er hat aber geschrieben.

Lieber August, wo bist Du! Ach soll ich mich beklagen, da es so in der Welt hergeht?

Werde ich einen Brief von Dir sehen? Adieu, adieu! Ekin ist die kleine Goldschmidt hier, und erzählt von Hunger und Noth im Lande, daß ich aufhöre. Lebe wohl! Gott, nur Gott kann uns schützen. Deine, Deine Dich begleitende Freundin R. R. Entschuldige mich beim General, wenn der Brief noch auf seine Adresse abgeht.

Die Goldschmidt hat eine Schule von angesehenen Kindern, deren Eltern auch wollen kochen lassen, und alles thun. Hofft Du? denkst Du, daß wir uns im Frieden sehen? Nur keinen schrecklichen Tod, und alles wie Gott will. Ich bin manchmal ruhig.

Liman hat das Geld noch: nun muß ich Mittel finden, wie es herkommt; ich finde sie wohl. Der „eitle Ochse" (Bartholdy) war sehr gut hier gegen mich.

In Deinen letzten Briefen von Berlin und von Boitzenburg war alle Liebe, die ich empfand, und auch drauf geantwortet habe. Auch dem General dankte ich: thue es jetzt; was macht Pfuel? Gustav Rochow sah ich hier, und eine Million Landsleute.

Den 3. September.

Morgens im Bette! Lieber, theurer August, gestern brachte mir Dore im Triumph Deinen Brief vom 13. August aus Boitzenburg nach der Färberinsel, wo ich um nichts von Wunden zu sehen, mit der Goldschmidt hingegangen war; und am tobenden Wasser saß, Gott weiß wie! Dein Brief ist trübe, August! Recht! schreibe mir wie Dir ist! dies soulagement mußt Du haben. Freilich haben wir keine Aussichten. Meine

habe ich alle als Gelübde vor Gottes unergründlichen Rathschlüssen niedergelegt. Schütze er mein Aug' vor Gräuel; und erlöse die Welt vom Krieg. Ich habe große Ambition; weil ich zu den Besten gehöre, und dazu auch einen guten Platz brauche: aber sie bleibe gekränkt, nur Friede den Menschen, den Bauern, den Städten, Heilung den Wunden: und ich will nichts mehr. Durstend bleibe mein Herz, gekränkt ich. Nun hast Du mein süßstes tiefstes Innere. Mehr zu opfern hab' ich nicht Kraft: zu Wunden bin ich zu schwach: diese Stärke habe ich nicht. Ich fürchte, es ist eine Sünde dies zu schreiben! Ja! ja! Diesen Brief schicke ich nun doch durch Gelegenheit, da er nun einmal geschrieben ist: und ich werde Dir durch die Post schreiben, wenn Du mir schriebst wo Du bist. Wie lange ist es im Grunde her, daß Dein Brief geschrieben ist! doch bin ich froh. Ich habe Augusten gegrüßt, und werde auch dem Grafen und Liebich die Grüße zukommen lassen. Du bist zu liebenswürdig in Deinen Worten über Clemens, und hast ganz Recht. Mündlich über den. Ich schreibe der Brillenfrau.

Wie erschrocken! welche Freudenthränen! eben kommen göttliche Bulletins, die Goldschmidt bringt sie mir; ich schicke sie Dir. Nun bör' ich auf. Möge ein Gnadengott uns, Dich schützen, und Friede schenken! —

O! wie natürlich ist es den Menschen, gut zu sein! Eben war eine Frau im Hausflur mit einem verwundeten Russen. „Der hat sich für uns geschlagen", sagte sie, „er ist noch nicht untergebracht, Sie müssen mir für ihn geben, ich führe ihn indeß." Unten schenkt man Kaffee, Wein, Bier. Natürlich! Alle Menschen geben seit gestern. Tische sind in den Fluren für die Vorüberfahrenden gedeckt, große Suppen werden getragen, Wein, Wäsche, alles gegeben. Die Herzen sind gerührt. Gott, wie erschüttert bin ich. Wer dies sieht und erlebt. Theilten wir so immer, so wäre nie Krieg. Millionen Dinge der besten Freundschaft dem General; alles, was nicht ennuyant ist und uns allein betrifft, ist auch für ihn. Vous êtes bien bon, mir noch auf die „Schwestern" zu antworten! zu meiner Schande kann ich sagen, daß ich sie ganz vergessen hatte. Ich möchte ihnen danken, wenn sie Dir einen Augenblick Behagen erregten, und ihre Umgebungen Dir gefielen. Alles wünsch' und gönne ich Dir, und möchte es Dir verschaffen.

Welche Erschütterung erlebt' ich damals, als ich unser

Kriegsvolk geliebt und geehrt hier durchziehen sah! Und hundert und aber hundert mich suchten und besuchten. O! wie schließt die Fremde, der Krieg, die Landsleute zusammen. Hier in unserem Winkel ist noch kein Neid unter den Armeen, wie schön! Das kommt von Tapferkeit. Dies ist ein Segen Gottes. Der Kaiser Alexander hat dem Fürsten Schwarzenberg gleich nach der guten Affaire den St. Andreasorden von seinem Hals umgehangen. Die Brede beträgt sich außerordentlich. Große Schachteln voll Charpie zieht sie in einem Nachmittag, zieht Wäsche, und was sie besitzt. Ich kann wenig thun, bin selbst schon krank. Aber die Kräfte, die ich habe, sollen alle Gutes thun. Adieu, adieu! So eben schreibt der Graf von Dux, wo er sieht. „Mechts mir nur nit wieder solche Blattel, bis wir was Rechts gemecht haben", sagte der Kaiser Franz; das finde ich himmlisch; wie vieles ächt und schön von ihm. Gott! was vermag ein guter Fürst! Darum ehrt man sie so!

Gentz hat mir eben ein freundliches Billet mit einem Paket Extrablätter geschickt, und einen Brief von Adam Müller, den ich gleich zurückschicken mußte, aber eine Abschrift nahm für Dich dereinst. Gestern schon wollt' ich noch dran schreiben: Gentz ist sehr wahr; kindisch bis zum Küssen! und ungeheuer aufrichtig mit mir. Aber doch ist alles, wie ich sagte. — Ich habe noch gräßliche Furcht. Man sagt, bei Teplitz müsse es zu einer Schlacht kommen. Denk Dir! Adieu.

An Varnhagen in Mecklenburg.

Noch immer bei Augusten, den 16. September 1813.

Theurer, lieber Freund, wie soll ich Dir Deinen liebevollen Brief — von dem Dorfe nah bei Schwerin — danken! Wisse, ich habe ihn erkannt, ganz gefühlt, und Dich wieder dafür geliebt. Wie müßt Ihr leben! und Alle! Doch bist Du noch gutes Muthes, und das ist die Hauptsache. Mein Gemüth kennst Du. Als ich Deinen letzten Brief aus Beitzenburg bekam, in welchem Du mir sagtest, nicht zu schreiben bis Du mir einen neuen Ort nennen wirst: schrieb ich doch noch Einmal unter des Generals Adresse: gab den Brief Delbrück, der mir schrieb, er habe ihn einem sehr sicheren Manne mitgegeben,

der nach der Armee reiste und den Brief anbringen wollte und würde. Den 2. dieses mochte dies gewesen sein: ich schickte Dir in diesem Briefe hiesige Blätter, und was ich nur wußte.

Heute leider kann ich Dir nur flüchtig schreiben, mein August: ein Schicksal: denn ich wollte Dir besser, süßer schreiben! Aber mein Leben zu wissen, ist Dir genug: da ist das, was ich Dir, Du mir bist, drin enthalten. Höre also, was zum Theil ich Dir in jenem Brief schon schrieb. Wir haben nach der Affaire von Dresden hier unendliche Verwundete: von den drei, und der feindlichen Nation. Diese Jammersöhne lagen vorige Woche auf Wagen in den engen Gassen gedrängt, und theils in den Straßen selbst, unter Platzregen da! Diese Zeit vergesse ich nie. Auf so viele war die Regierung nicht gefaßt, man hätte glauben sollen auf nichts! Die Einwohner thaten wie in biblischen Zeiten alles! man verband, man speiste sie in den Gassen, in den Hausfluren. Judenmädchen waren berühmt darin: eine Weisemutter verband dreihundert in einem Tage: kurz das Unmögliche geschah. Der Jammer war aber nicht zu steuern. Wir, Auguste Brede, meine edele Hauswirthin Frau von Raimann, und ich, thaten, gaben, was wir konnten, ließen kochen, schickten Wäsche, Charpie: die Frauen Prags waren gut: ich lief zur Gräfin Moritz Brühl, und bat sie, ihre Verwandten zu bitten; sie versprachs. Ich schrieb gleich der Brillenfrau (Frau von Humboldt) einen dringenden Brief, und Lea Mendelssohn, Bartholdy's Schwester, eben dahin. Vorgestern schickte mir Karoline (die Brillenfrau) hundertdreißig Gulden: nun kauf' ich Hemden, Socken, lasse kochen, schieße reicheren Verwundeten vor; kurz, bei mir ist ein kleines Bureau: meine intimen Frauen helfen mir wie Engel: ich habe eine Menge Leute an der Hand: von jeder Klasse. Du kennst meine Art bekannt zu werden, zu sein. (Göttlich schrieb mir Karoline; — der ich auch schon geantwortet; ich habe gar keine Zeit — sie wird mir mehr schicken, dies war nur, was sie und die Kinder bei der Hand hatten. Ja, sie müssen von dort: sie haben die Fahnen, die Adler, wir die Verwundeten!) Also Gott hat mir gelächelt: ich helfe etwas. Als nun gestern Nachmittag Tieck mir eben einen jungen Landsmann gebracht hatte, dem ich gegen Assignation verschieße, — den Dritten, seit ich hier bin, dessen Existenz ich erneue, und Vaterland! — geht die Thüre auf, und Marwitz steht da. Weiter nichts! Den Arm in einer Binde, ruppig:

kurz, er lebt; ist der Alte; ist gesund. Hat acht Wunden. Sein Pferd fiel auf ihn und quetschte ihn. Polen fielen über ihn, gaben ihm Kolbenstöße, wovon ihm der Degen entsank; ein Anderer nahm ihn, und gab ihm drei Hiebe in Hand und Arm, Einer einen Lanzenstich, ein Anderer setzte ihm das Gewehr vor den Kopf, schoß ab, aber es ging nicht: der Oberst der Polen kam und rettete ihm das Leben: gefangen war er aber; und ist nun durch tausend Aventüren entkommen: und kommt durch vielerlei Länder *hier* her. (Mit einem Stück Kommißbrot in einem groben Schnupftuch eingewickelt: einen zerrissenen Bauerkittel hatte er an: jetzt trägt er einen Rock von Robert und dessen Wäsche; wir schaffen ihm alles an.) Frau von Raimann hat ihm vor anderen Militairs ein Zimmer eingeräumt: und also wohnt er bei uns, und ißt bei mir. Eben tritt Dore herein: „Ich habe ihm müssen die Stiefel anziehen und die Hand waschen.“ Er hat Geld; ist einfach, gut, wahr, still; mild wie immer. Ohne *alles* Vorurtheil über irgend ein Vorgefallenes. Besonders erschrocken habe ich mich nicht. (Eben tritt Marwitz herein, und will mir Briefe diktiren an seinen General ꝛc., auch habe ich hier mittendrin an einen Wundarzt geschrieben: auch war die Goldschmidt dazwischen hier. Du siehst! — Leinwand muß ich kaufen; Essen kochen lassen, abtheilen, hinbesorgen, mich anziehen; nach Breslau schreiben!) Lebe wohl! künftig besser und mehr! Ach August! Nun fürcht' ich für Dich: und hoffe auch wieder, wegen Marwitz'ens Glück bei dem Unglück: bei Keßwig wurde er gefangen. Oberstlieutenant Skrzynecki — ausgesprochen Skirschinetzki; dies darum; wenn er Euch in Noth aufstößt, daß Ihr ihn sehr gut behandelt, und dabei sagt warum, — bot Marwitz gleich seine Börse an ꝛc.: auch der Oberst Szymanowski. Leb wohl, ich habe nicht mehr Zeit. Schreib mir, wenn Du kannst. Und Karolinen! (Frau von Humboldt.) Grüß (Marwitz liest des Königs von Holland Buch indeß. Da soll ein Brief werden!) den General, Pfuel; und diese Herren und Dich von Graf Christel Clam-Gallas), der's mir freundlichst aufgetragen hat. Gott, was ist von Furcht, Angst und Erschütterung in diesen Kriegestagen in *meiner* Seele vorgegangen. Gott schütze uns! Dich! unsere arme Länder, *alle* Leidende. Nun ist der Wundarzt da. Der Oberst ist noch gesund, und Marais auch. Sie sind noch ziemlich nah. Sein Marwitz'ens Gefangenschaft nenne ich gar keinen Ort und

Menschen mehr. Leb wohl! und denkst Du an mich; so denke, sie sorgt, sie betet, sie hofft sogar für Dich! Deine R. R. Den 21. August geschah es Marwitz. —

An Rahel.

Lähtheen, Dienstag, den 11. September 1813.

Geliebte Rahel, welche neue Angst und Sorge mag Dir das Schicksal zugeführt haben, als sich auch Deinem Zufluchtsorte wieder, wie früher Deinem Wohnorte, die Wuth des Krieges näherte, und sich eben noch zur rechten Zeit an der heldenmüthigen Tapferkeit Deiner Landsleute brach! Das Lob der Preußen, die herrliche Rolle Deines Königs, in Deiner Nähe so herzrührend dargethan, die können Dich, ich weiß es, für manches Ueberstandene getröstet haben; aber doch die Tage des Schreckens, der Flucht, die gewiß auch in Prag waren, mit allen ihren Beängstigungen und Rathlosigkeiten eines allgemeinen Uebels, die Du, geliebte, theure Freundin, allein zubringen mußtest, ohne daß ich Dich trösten, beruhigen, Dir beistehen konnte! Oder bist Du vielleicht nicht mehr in Prag, und noch zu rechter Zeit nach Wien gegangen? Ich weiß gar nichts von Dir, seit Deinem fünften Brief aus Prag, und bin ganz niedergeschlagen, ganz gereinigt davon! Die Unmöglichkeit, wenigstens aus der Ferne Dich erreichen, Dir Zeugnisse meines Andenkens und Beistandes zusenden zu können, macht mich außerordentlich traurig! Dein Leben sollte es immerfort, in jedem Augenblick erfahren, daß Dir ein Freund irgendwo in der Welt lebt, und meine Liebe zu Dir kann sich mit dem bloßen Bewußtsein Deiner mich unaussprechlich beglückenden Zuneigung nicht begnügen. Liebe, liebe Rahel, Du bist mein einziger Gedanke, und je länger ich von Dir getrennt bleibe, je mehr verliert mir alles Andere Reiz und Leben, das fühl' ich alle Tage tief und schmerzlich, und sehe bei jedem Wege, bei jedem Ereigniß unter allen Umständen zuvörderst darauf, ob Du, und die Sicherheit des Zusammenbleibens dadurch mir näher kommt. Meine Verhältnisse, persönlich so äußerst günstig, konnten mich darüber bisher noch nicht beruhigen. Jetzt aber, wenn alles gut geht, wie es denn wohl zu erwarten ist,

darf ich auch dafür Hoffnungen fassen, die ich früher nur gewaltsam zurückhielt! Keine Eitelkeit und thörichte Ruhmsucht ist in mir, und kein Glanz, kein Blenden kann meine Schritte irre führen von dem, was ich für uns als das Erste betrachten muß. Darum ist es mir ziemlich gleichgültig, meine Verhältnisse für manche Umstände günstiger zu stellen, und am Ende sind die hanseatischen Truppen besser daran, als die russischen. Die Hansestädte müssen wohl bald wieder frei werden, und dann kann es uns an manchen Vortheilen nicht fehlen, von deren uns bisher besonders der des Geldes durch die Entbehrung wichtig werden mußte. Uebrigens steht mir durch den General in Zukunft mehr Glückliches und Einladendes offen, als ich gesonnen bin zu benutzen. Es ist ein glücklicher Zufall, der mich heute auf dem Marsche nach Dömitz in eine Poststation führt, von wo ich Dir endlich wieder einmal schreiben kann. Mein letzter Brief war aus Fahrbinde vom 29sten August, Nr. 32, nahe vor Schwerin. Seit der Zeit hat Davoust Schwerin verlassen, und wir verfolgten ihn lebhaft unter beständigem Gefecht, immer auf Vorposten, immer beweglich, in Beitzenburg, in Zarrentin, auf dem Felde gelagert, nie ausgezogen, die Pferde ewig gesattelt. Morgen vielleicht gehen wir bei Dömitz über die Elbe, Glück auf! dort müssen wir Erfolge erkämpfen, die uns hinter den siegreichen Thaten der anderen Heere wenigstens nicht zu weit zurücklassen. Ich bin gesund und wohl. Der Oberstlieutenant Marwitz sollte zu uns stoßen, wir freuten uns auf seinen Bruder, der unter seinen Truppen diente, allein das Korps mußte zum Kronprinzen umkehren, und auch wenn es gekommen wäre, hätten wir Alexander nicht gesehen, denn er ist, laut seines Bruders Briefe, bei einem der letzten Gefechte in Gefangenschaft gerathen! Er hatte den Annadegen für seine Auszeichnung bei Lüneburg erhalten.

Ich lese in der Zeitung, daß Graf Bentheim in Berlin angekommen ist. Ich denke mir, es ist mein verehrter, theurer Oberst, der an den Kronprinzen gesandt worden. Wie sehr bekümmerte mich das Schicksal meiner ehemaligen Waffenbrüder, von denen wohl mancher mir werthe und wohlbekannte die letzte Schlacht nicht überlebt hat! Sage an alle, die Du siehst, meine herzlichsten Grüße! Wie gern möchte ich den Obersten einmal wiedersehen!

Tausend liebe Grüße an die liebe Auguste, Deine Gastfreundin, an Liebich's und Marais!

Leb wohl, geliebte, einzige Rahel, meine verehrte Freundin! Ja wohl, verehrte! Du kannst es nicht fassen, wie ganz mein Leben in Deinen Netzen schwebt.

Ewig Dein treuer

Varnhagen.

Posthaus in Lübtheen.

Ueberzogener Himmel, der Wind hellt ihn etwas. Gestern lauter Regen und Trübe, vorher sehr schöne Tage!

Der General grüßt Dich herzlichst, eben so der Oberstlieutenant Pfuel.

NB. Adressire nach Lenzen, poste restante!

An Rahel.

Lüneburg, Montag, den 27. September 1813.

Ich schreibe Dir, meine geliebte Rahel, flüchtig einige Zeilen aus Lüneburg, wo wir seit acht Tagen eingerückt sind; ein Kourier, der zum Kronprinzen geht, nimmt diesen Brief nebst vielen anderen mit, die alsdann von dort nach Oesterreich befördert werden, zu größerer Sicherheit adressire ich alles an Gentz, dem auch der General schreibt. Meine Nachfrage, ob mein letzter Brief an Dich, aus dem Jagdschlosse Görde vom 17ten dieses, den Tag nach dem blutigen Treffen, wo wir die Division Pecheux aufgerieben haben, in dem Wallmoden'schen Hauptquartier richtig befördert worden, ist fruchtlos geblieben, und ich bin daher in Ungewißheit, ob Du ihn bekommen wirst. Ich schilderte Dir darin jenen Tag, den ich unverwundet an der Seite des Generals größtentheils im heftigsten Kugelregen sehr glücklich zugebracht; aber nicht schildern konnt' ich ohne Zweifel das theure und innige Anerkennen in Dir, geliebte Rahel, womit meine ganze Seele durchdrungen war! Ja, meine theure Freundin, Du warst mir das Einzige, was mich im Innersten bewegte, und Dein Andenken glühte wie ein rother Abendhimmel glänzend über alle irdischen

Begegnisse, die ich auf dem erfüllten Schlachtfelde walten sah! Mit Deinem Bilde vor der Seele hatte sich mir die Reihe meiner Lebenszüge eröffnet: doch hatte ich eigentlich gar keine Gedanken an Tod, noch irgend ein Gefühl, das mich an ihn erinnert hätte. Viele aus dem nächsten Kreise des Generals wurden verwundet, doch keiner bei ihm, wie denn er selbst wunderbar ohne Schuß geblieben ist, nur sein Pferd wurde getroffen. Es wird Dich freuen zu hören, daß ich den ganzen Tag Gelegenheit hatte, ihm in meiner Seele stille Segenswünsche zuzuwinken für die unaufhörlichen Regungen der Menschlichkeit und des Mitleids, die während des Zorns der Schlacht, und während der Freude des Siegs ihn beseelten! Meine volle Liebe wußt' ich dafür zollen! Auch hier dacht' ich immer an Dich, und Deine Billigung, wenn Du die Schonung, die Sorgfalt für die Gefangenen und Verwundeten gesehen hättest. Das Unheil des Kriegs ist mir jedoch am Abende dieses Tages und am folgenden Tage furchtbar tragisch und erschütternd erschienen, und meine große Freude über den Sieg wurde vielfach gemäßigt. Seltsam ist das Gefühl, das ich bei jedem neuen Wundenanblick hatte, als trügen die Anderen dabei auch mein Theil, und wär' es eigentlich unrecht, daß ich so leer ausgegangen. — Wir sind seitdem nach Lüneburg vorgerückt, wo der General Pecheux mit ein paar Hundert Mann flüchtig durchgezogen war, zu Fuß, weinend und außer sich über diese unerhörte Niederlage. Unsere Partheien streifen weit im Lande, man empfängt uns mit Freuden und Jubel, wo wir erscheinen. Unsere Sachen gehen hier sehr gut; Davoust und seine Soldaten sind in unglaublichem Schrecken. Ich denke er zieht bald ab. Die Kosacken gewinnen ihren alten Schreckensruf wieder, von allen täglichen Gefechten, die die Avantgarde liefert, hat Tettenborn noch kein einziges mit Nachtheil, die meisten mit großem Vortheil geliefert. Er hat außerordentliche Gaben zum General, Gaben der Natur, in seiner innersten Persönlichkeit gegründet. Auch Pfuel, der Dich bestens grüßt, hat bei dem Treffen von Görde große Dienste geleistet; er war nicht bei Tettenborn, sondern führte unter dem Namen des Generals Arentschild eine ganze Brigade.

Ueber Marwitz habe ich noch erfahren, daß er verwundet in Gefangenschaft gerieth, er hatte, wie man sagt, acht Wunden, jedoch keine einzige gefährlich.

Deinen Brief vom 3ten September, den letzten, den ich

von Dir habe, erhielt ich in Temiz, ehe wir über die Elbe gingen; Gott weiß es, wie er mich erhob und ermunterte! Mich freut es unendlich, daß Du in Prag, daß Du noch bei Auguſten biſt; Deine Theilnahme an den Landsleuten, den leidenden und ſiegenden, Dein Verkehr mit Menſchen, alles freut mich im Innerſten, und ich erfülle damit meine Einbildungskraft! Könnt' ich nur wieder recht ausführlich ſchreiben lernen!

An die Humboldt habe ich geſtern ein Briefchen geſchrieben, das heute mit dieſem an Gentz abgeſchickt wird. Was Du mir über dieſen geſchrieben haſt, kann ich Dir nicht genug danken!

Wenn ich nur erſt Gelegenheit fände, Dir die beiden Kleider zu überſchicken! Sie muß aber ſicherer ſein, als bis jetzt jede war, die ſich darbot. O liebe Rahel, wenn kehrt die Zeit wieder, da, wie im Anfang aus Hamburg, beinahe jeder Tag meine Zuneigung Dir, in wenn auch noch ſo geringen Sendungen vor Augen legen konnte!

Lebe wohl, geliebte, theure Rahel! einzige Freundin! Lebe wohl und gedenke meiner! Ewig Dein

Varnhagen.

Helles, doch kühles Wetter.

Der General grüßet Dich herzlichſt. Adreſſe fortdauernd nach Lenzen, poste restante.

Tauſend Grüße an die liebe Auguſte, an den jetzt ja wohl General gewordenen Grafen Pontheim und Marais!

Beifolgende Blätter entſtehen in unſerem Hauptquartier; ich würde ſie Dir nicht ſchicken, wenn nicht der Brief ganz ſicher ginge, und ſie doch auch an Gentz geſchickt werden. Eine Zeitung, wie dieſe, die ihren Ort verändert, und umſonſt gegeben wird, iſt eine neue Erſcheinung; das Volk verſchlingt unſere Bekanntmachungen und Nachrichten mit Heißhunger.

An Gentz.

Lüneburg, den 27. September 1813.

Empfangen Sie, Verehrtester! meinen innigsten Gruß als Begleitung der gedruckten Blätter, welche ich Ihnen im Auftrag des Generals Tettenborn überschicke. Möge Ihnen das Lesen dieser Blätter einen Theil der Ergötzung verschaffen, die uns das Zusammenschreiben derselben machte. Sie entstanden übrigens aus dem dringenden Bedürfnisse des Volks in hiesiger Gegend nach unseren lang entbehrten Nachrichten, aus der Muße, die bisweilen, und aus der Heiterkeit, die immer bei unserer Avantgarde herrscht. Diese Zeitung wechselt ihren Ort immer zugleich mit dem Tettenborn'schen Hauptquartier, und wird überall umsonst ausgegeben, welches letztere ihr einen guten Absatz sichern muß. Wollen Sie ein Exemplar davon an Pilat kommen lassen, den ich bestens grüße, so wird es uns sehr angenehm sein.

Sie sehen bisweilen Ihre und meine verehrte Freundin Rahel; sie schreibt es mir, und ich kann nicht umhin, Sie zu beneiden, und meiner Freundin es zu gönnen. Möchte mir doch bald vergönnt sein, in Prag diese Gegenwart zu genießen, die ich jetzt von ferner her mit Sehnsucht betrachte! Ich bin so frei Ihnen für Rahel und für Frau von Humboldt zwei Briefchen zuzusenden, die ich Sie bitte, diesen Beiden zukommen zu lassen, die Bemühung kann bei den Empfängerinnen vielleicht den Dank verdienen, den ich von mir allein nicht hinlänglich glauben dürfte.

Wir gedenken Ihrer hier inmitten aller Kriegsgetümmel mit aller lebhaften Theilnahme und Verehrung, die einem Verbündeten und Mitkämpfer solcher Art gebührt, und gewiß dürfen wir ein Manifest, wie das österreichische, als einen der glänzendsten Erfolge betrachten, der unseren Waffen sich gesellen kann. Möge die Zeit Ihnen Gelegenheit geben, noch oft, und wo möglich in durch die Form minder beschränkten Staatsschriften die Fülle politischer Redekraft in glänzendem Lichte zu zeigen!

Mit ausgezeichnetster Hochachtung verharrend

Deren ergebenster

K. A. Varnhagen von Ense,
Russisch-Kaiserlicher Hauptmann.

An Varnhagen in Mecklenburg.

Bei Auguſten, den 30. September 1813.

Nur zwei Worte, theurer Freund, die Poſt will weg: heute wird keine bei uns gemacht, weil der Oberſt kommt, und eine deutſche Legion hier errichten ſoll. Von Dir weiß ich nichts ſeit dem 20. Auguſt. Dreißig Offiziere ſind bei Wallmoden geblieben! Noch habe ich Hoffnung. Haſt Du meine Briefe? Heute vor vierzehn Tagen habe ich Dir geſchrieben mit der Poſt nach Lenzen: und vorher mit einer Gelegenheit. Wer weiß, wo dieſer Brief liegen bleibt, ohne daß Deine Augen ihn erreichen! Ich ſchreibe, damit Du von mir wiſſeſt! Meine Gedanken und meine Seele ſind bei Dir, und faſſen die Liebesäußerungen, die Dein Brief enthält.

Der, nach dem Du Dich allein zum Umgang ſehnteſt (Williſen), iſt plötzlich aus ſeinem Gefängniſſe zu Kaſſel entſprungen hier angekommen, und wird bei dem Oberſten angeſtellt. Er ißt, und iſt den ganzen Tag, vorläufig bei uns.

Tauſend Gulden habe ich von der Brillenfrau geſammelt erhalten: bei mir iſt ein Wohlthatsbureau für die Verwundeten und meine Landsleute. Ich empfinde das Glück, zu dienen, nützlich zu ſein. Hemden, Socken, Eſſen, Hülfe bekommen ſie, und Millionen gute Worte. Alles grüßt Dich, ich den General! Adieu, adieu. Gott leite den Vertheidigungskrieg.

R. R.

An Varnhagen in Lüneburg.

Prag, Montag früh 9 Uhr, den 4. October 1813.
Bei Auguſten.

Seit dem 29. Auguſt ſaß ich und hatte keinen Brief von Dir, treuer, lieber, theurer Freund: als geſtern Gott meinen Gedanken ein Ende machte, und ich, als es ſchon finſter war und wir noch kein Licht hatten, zwei erhielt, einer war von Deiner Hand. Damit hatte ich genug. Ich ſtürzte zu Auguſten, und beinah hätte ich ihn gar nicht geleſen, ich befah ihn

nun. Die regelmäßige kleine Schrift war gesund da! Ich ging in mein Zimmer ihn zu lesen. O! mein Freund, wie soll ich Dir Deine Liebe lohnen! Aber ich werde doch! wenn wir zusammen sind. Ich kniete nieder, weinte Gott danken, und weinte nur: da störte mich Dore, die mir Kleider zum Anziehen brachte — man gab — denn das gibt keinen Ganz — die Westalin. Mir waren sie ganz egal, ich hatte nun meinen Brief. Etwas Trost hatte ich schon vorher: denn vorgestern erhielt ich grade von der Brillenfrau (Frau von Humboldt) einen Brief, in dem sie mir meldete, Graf Wallmoden habe der Prinzeß von Hohenzollern, gebornen Kurland, geschrieben, Du lebest. Das war wohl Trost, da den Zeitungen nach dreißig Offiziere seines Korps geblieben waren: aber die wenigen Worte der Freundin machten mir neue Besorgniß: da Wallmoden nur geschrieben hatte, Du lebest, und weiter nichts: und daß er grade von Dir und nur dies geschrieben hatte, ließ mich auch auf schwere Verwundung denken. Nun ist Dein Brief wieder über vierzehn Tage alt, und ich mache mir doch Gedanken. Aber sei nur ruhig: ich ängstige mich über Geld, wie Du weißt, nicht besonders, sondern momentweise nur sehr selten: ich kann meine Besorgniß nicht in Zeit und Ort placiren, und das hindert mich beinah an der Angst. So habe ich mich auch nicht für Marwitz ängstigen können, bevor er ankam. Ich habe Dir schon den letzten Donnerstag vor vierzehn Tagen geschrieben, daß er den Tag vorher plötzlich in meine Stube tritt, als ich eben einem kleinen Jäger Geld zahle, den mir Tieck gebracht hatte. Marwitz war bei Roßwig gefangen worden: sein Pferd fiel tot auf ihn, und so hieben ihn polnische Infanteristen, Hiebe an den Kopf, drei an der rechten Hand, einen Lanzenstich; kurz acht Wunden: sie sind bereits alle heil, er ganz gesund, kann aber die Hand nicht gebrauchen, und wird nur mit der Zeit mit ihr schreiben können, wie der Arzt sagt, und er nicht weiß noch ahndet: ich aber gleich sah und fürchtete. Ich habe Dir schon in zwei Briefen seine Ankunft und alles beschrieben. Er wohnt bei unserer Hauswirthin, die ihn gleich ans Nabel- und Preußen-Liebe nahm, hat es en prince, und ißt bei uns. Ich und ein Stücker sechs bis acht weibliche Domestiken warten ihm auf. Und da dacht' ich immer, wo ist August, wer pflegt den? Marwitz echappirte nach vielen Avantüren und Fatiguen: mager kam er an und etwas schwach. Seine Schwester ist noch hier, die jüngste, und be-

kümmert sich gar nicht um ihn: er meint, das müsse so sein, wie mein Bekümmern.

Du weißt, denn ich schrieb es nach Lenzen (dies ist der dritte Brief dorthin), daß ich über tausend Gulden für die Verwundeten von Frau von Humboldt Eingesammeltes erhalten habe: so schrieb ich dorthin, als sie zu Tausenden in Platzregen auf den Straßen lagen!!! Elftausend kamen in etwas mehr als einer Woche. Von allen Nationen, die fechten. Jetzt gehen die Anstalten besser. Von Bartholdy erhielt ich gestern dreihundert Gulden; also habe ich viel zu thun: ich gebe Hemden, Socken, Essen, Geld. Muß sprechen, kaufen, schreiben, Rechnung führen. Und dieser Ort ist der unbequemste der Welt. Alle Preußen wenden sich an mich: ich soll Söhne, Vettern, Nachbarn von allen Landsleuten finden, und helfen. Oft kann ich es, oft finde ich sie nicht. Seit voriger Woche ist auch der hier angekommen, nach dessen Umgang Du allein Dich sehntest (Willisen: er entsprang, und ist glücklich durch die feindlichen Armeen gekommen. Auch er liebt Dich sehr; und kennt Dich: ich liebe ihn, er ist still und brav, und weiß mehr als er zeigt; er ist alle Tage mit uns, bringt seine Zeit bei Marwitz und uns zu, equipirt sich nur hier, und geht zur preußischen Armee, wo er Dienste hat im zweiten westpreußischen Regiment als Premierlieutenant. Vielleicht — wir arbeiten dran — kommt er noch in Deines Obersten — gewesenen — deutsche Legion, die er hier errichtet; wir erwarten ihn jeden Augenblick. Du kannst Dir unser Glück denken: da er schön im Feuer war, und selbst eine Standarte bei Kulm genommen hat. Er ist sehr in Gnaden, und wohl schon in diesem Augenblick General. Sieh, ich ennuyire mich so, dies alles zu schreiben, weil ich es in der ersten Effervescenz schon so oft nach allen Richtungen hin schrieb. Sei also zufrieden, mein guter geliebter August! Du mußt oft gefühlt haben, wer an Dich denkt, Dich liebt, schmeichelt und tröstet! Könnten wir wohl diesen Krieg gewinnen? und in Ruhe uns sehen! Alle hoffen; ich fürchte noch; und denke, Napoleon muß noch etwas Außerordentliches thun.

Freilich hatte ich auch hier große Angst, und Qualen aller Art: doch, kann ich bei Augusten wohnen bleiben, und der Feind erlaubt's, so bleib' ich den Winter hier. Wo soll ich hin? Zu Hause mag ich nicht, da habe ich die Qualen mit einem Quartier und Einquartierung, und keinen Genuß; weil ich mir

das Einzige, ein chez moi, erst bilden und anquälen muß, ohne Mittel. In Breslau nur Unbehagen und schlechte Familienverhältnisse. Also bleibe ich, erlaubt's Napoleon: und gehe wo möglich zur Brillenfrau, wenn ich die so stimmen kann, — welches ich nach und nach thue, — daß sie mich nur die ersten Tage aufnimmt, der Menschen wegen: der Behandlung wegen. Doch, glaub' ich, bleibe ich hier, bis Du mich holen kannst!!! Moritz ist mit Frau und Kind in Posen. Markus noch in Breslau; und geht in zehn Tagen nach Hause, wovon ich ihm noch immer abrathe. Er schreibt mir gestern, er sei mit dem Onkel sehr zufrieden: also bekommt er gewiß von ihm, wenn auch nur zu verdienen! Ich einen Quark: auch nehme ich gar keine Rücksichten mehr auf all das. Gott muß mich frei machen: oder ich sterbe als morgenländische Sklavin. Wenn Du nur Geld hättest, ich meine für jetzt, für Dich! Denk Dir, ich habe schon längst durch Lämel eine Assignation an Liman geschickt: und die dreißig Friedrichsd'or noch nicht. Lämel's Nachlässigkeit: und demselben Lämel hab' ich auch den Wechsel gerirt, und auch noch nichts erhalten. Wo ist der Mann? Ich will heute wieder einmal bei Lämel anfragen. Die Kleider, von denen Du schreibst, sind auch nicht angekommen. Dies nur, damit Du's wissest.

Ich bin hier sehr wirksam, und menschenumgebener als je, d. h. nicht gesellschaftlich, sondern geschäftlich und wohlthätig. Ich spende alles selbst, damit kein Unterschleif geschieht: sonst könnt' ich mir ein Renommée machen und es kommoder haben. Bartholdy's Gulden sind für die Preußen: das andere theile ich ehrlich: und verwundete Feinde, sind es nicht mehr! und wie soll es unseren Gefangenen dort gehen! Kann ich auf französische Herzen rechnen, wenn mein's nichts taugt? Ich habe so einen Plan im Herzen, alle europäische Frauen aufzufordern, daß sie den Krieg niemals mitmachen wollen; und gemeinsam allen Leidenden helfen wollen: dann könnten wir doch ruhig sein, von einer Seite; wir Frauen mein' ich. Sollte so etwas nicht gehen? Doch zu viel that ich den Fremden nicht; und sage ihnen meist dabei, ich wüßte wohl, wie sie als Sieger gehandelt hätten: sie sollten wissen, wie wir sind; nicht dumm, nur mitleidig: so sollten sie auch sein. Aber wie sehen die Armen aus: oft weine ich: sie haben Mütter wie wir, die sich todt weinten, wenn sie sie sähen. Auguste und unsere Wirthin haben viel gethan, und thuen noch.

Ich habe hier lauter Aventüren. Vorige Woche begegnet mir ganz im Schummrigen mit Marwitz ein Bettler im größten Koth und Gedränge; er hält mir immer ein Papier entgegen. „Wer ist das, frage ich Marwitz, was will der?“ Kurz, es ist Urquise. Er ist in des Staatskanzlers Gefolge: hat den Monat sechzig Thaler, die er nicht nehmen will: sagt er. Seine Nation will nichts von ihm wissen, sagte mir Bartholdy und Graf Bombelles. Militair will er nicht sein: er soll hier für uns die Verwundeten fortschaffen helfen. Ein schöner Schaffer! Er spricht keine Sprache. Er besucht mich dann und wann. Ich habe ihn erst schlecht behandlen müssen. Weil er mir sagte, er sei drei Tage in Berlin gewesen, und habe mich dort besuchen wollen. „Parceque vous étiez dans le malheur“, sagte ich ihm sogar. Dann will mich das monstre besuchen. Jetzt laß' ich ihn mehr gehen. Er hat mich zu sehr, zu oft, und immerweg beleidigt: gut bin ich ihm auch. Du weißt alles. Das, das, Varnhagen, ist meine Wonne und meine Liebe zu Dir. O! bleib mir! bleib leben! — Die nöthigen Kommis sind bei dem Kanzler im Hauptquartier, so auch Bartholdy als Hofrath. —

Eben war wieder ein Jäger bei mir, der wollte einen anderen Jäger Tantian, Bartholdy's Wirthssohn, suchen; so geht's den ganzen Tag. Wie bei einem Kommissair; auch bin ich mit den preußischen in Verbindung. Ich bin ganz freudig, den Soldaten dienen zu können: Gott muß ich danken; und thue es gewiß: ich schäme mich oft des Glücks; warum kann ich ihnen dienen, und sie nicht mir? wer bin ich? Ich kann sie nicht mehr zählen und erkennen, denen ich schon alles Gutes gethan habe! Also doch Einmal eine Fürstin! Ach Du solltest unsere Preußen sehen! Die Bescheidenheit! die Wunden! das, denken sie, muß nur so sein! Ein Hemde wollen sie nie nehmen, und wiederkommen zur Wohlthat nie! „Ach wie kann ich so viel annehmen!“ sagt der Gemeinste, „wie thun Sie so viel an mir!“ Ich bedeute ihnen dann, daß ich nur ein Kommissionair bin, und von wem es kommt. Alle Menschen wollen auch hier nur Preußen haben. Ich weine; wir thun das Mögliche: und sind auch beliebt. Hast Du von Berlin gehört? Reiche Leute können keine Verwundete bekommen! sie sind vergriffen: jeder nimmt welche. Das Unmögliche geschieht dort. Der Mad. Haller, die sagen ließ, sie habe noch Raum für sechs, ließ man zur Antwort wissen:

für Geld wäre keiner mehr zu haben! Ich weine sehr. O! Gott! lenke das eine Herz! laß das Gute vorvergehen! keinen Krieg! Friede! Wohlthat! Adieu August!

Denk Dir, an Graf Pachta, der böhmischer Gardist beim Kaiser ist, schreibe ich aus Dankbarkeit Berichte über die Aufführungen der neuerrichteten Oper; der Brillenfrau Berichte über uns, die Verwundeten, Neues etc.; Gentz, oft, hier; Marks, Neues, und oft und viel. Billette in der Stadt ohne Zahl; Rechnungen und Aufnetiren den ganzen Tag; die Soldaten, Geschäfte, Einkaufen. Menschen zur Hülfe menagiren. Marwitz dreimal verbinden, alles waschen, thun, helfen. Sprechen etc. Alse sei zufrieden. Wisse, es geht kein Tropfen Deiner Liebe meinem Herzen vorbei. Ich liebe Dich: und alle Tage mehr. Willisen kennte ich's exzikiren, daß Du einzige Eigenschaften hast: er wußte es auch. Lebe wohl; Auguste grüßt mit dem größten Antheil. Willisen auch. Alle! Dem General Tettenborn tausend Glück und Segen, und Pfuel viel Schönes. Einen Brief vor den beiden nach Lenzen habe ich dem General adressirt. Delbrück vom Kurfürsten gab ihn einem sicheren Mann mit. Adieu, ich kann nicht mehr schreiben. Deine R. R. Schreibe wenn Du kannst. Gott mache Dich glücklich!

Graf Christel Clam-Gallas grüßt den General, den Oberstlieutenant und Dich schon lange auf's schönste. Der Brief mit diesem Gruß liegt in Lenzen. Tieck, der morgen reist, legt diesen Brief in Breslau auf die Post. Nein! so hat noch nie ein Brief von Treu und Ehrlichkeit geathmet, als Dein letzter: nicht allein gegen mich, gegen alle Menschen. Wie komisch mußte mir Deine Nachricht über Marwitz sein: da er bei uns ist. Er hat keinen Orden. Tieck las ihm gestern bei Niebuhr den Hamlet vor, hingegen! — Letzteren, — nicht Hamlet, Niebuhr — sah ich hier auf der Brücke; er mißfiel mir so, und Tieck wollte ihn für hübsch ausgeben, daß ich ihn, und Alle mit mir, Benus nenne. Marwitz, der einmal empört vor Allen zu mir sagte: „Soll ich noch mehr Ihr Sklave sein?" heißt schlechtweg Sklave. Weil es zu komisch war, als er es sagte, ich fiel auch gleich in konvulsivischem Lachen auf eine Sophalehne, gleich um. Nämlich er ist ganz despotisch, und so, daß er nur komisch ist. Willisen durchaus lieb und geschedt. Als Deinen Freund lieb' ich ihn noch besonders; und thu ihm alles Liebe, was ich weiß. Wann

werd' ich Dich pflegen? Ich umarme Dich mit Sehnsucht. —

An Varnhagen in Lüneburg.

Dienstag, bald trüb bald helles Wetter, sehr windig: den 12. Oktober 1813. Noch immer bei Augusten.

Wo ich auch den Winter, wenn es der Feind erlaubt, bleibe. Wo soll ich hin? Wo ist Heimath? Warum soll ich in morastigen Gebirgsgegenden reisen? Hier behält man mich nillig und bequem; das habe ich hinlänglich untersucht. Vergnügen habe ich gar nicht. Aber Einsicht in das Glück, Augustens Karakter, der nichts Unangenehmes hat, und tausend Angenehmes, und zum Nahleben geboren ist, gefunden zu haben. (Bentheim ist seit gestern Mittag nach Wien, wo er nur drei Tage bleibt; vorigen Dienstag kam er als General hier an, wo er unter persönlich günstigen Bedingungen eine deutsche Legion errichtet, und wohl mehrere Wochen drauf verwenden muß.) Und das Glück, den Verwundeten aller Nationen helfen zu können. Ueber dreizehnhundert Gulden habe ich dazu! Frau von Humboldt schickte mir über tausend, Bartholdy nemlich dreihundert; ich habe von jener durch den Gesandten Berstett der mich zwei Tage vergeblich mit dem Fiaker nach Gentz'ens dummer Beschreibung suchte, und mich denn am Ende nur durch den konnte grüßen lassen, welches er mir in größter Satisfaktion bestellte, um zu beweisen — pauvreté! — wie schwer es sei, mich zu besuchen: ich gehe wohl zwei- und mehreremal über den Fluß; Graf Bombelles sah ich auch; kurz, viele Menschen momentweise), noch sechs Dukaten, von Bartholdy's Schwester hundertundvierzehn Gulden empfangen, und Hoffnung aus der Hauptstadt dieses Landes noch mehr zu erhalten. Ich bin mit unserem Kommissariat und unseren Stabschirurgen in Verbindung; habe eine Unzahl Charpie, Binden, Lappen, Socken, Hemden; lasse kochen in mehreren Vierteln der Stadt; sehe zu dreißig, vierzig Jäger und Soldaten des Tages selbst; bespreche, bezahle alles; und mache mit der mir ver-

trauten Summe das Mögliche! Daher traue ich es auch niemanden als mir selbst an, und zu; und verschmähe, es öffentlichen Behörden einzuliefern, und öffentlichen Dank, den ich für Bequemlichkeit und nicht pflichtgebotene göttliche Menschendienste bekäme. Zeit aber, Lieber, behalte ich gar nicht. Die Korrespondenz mit Gentz in der Stadt; mit der Brillenfrau, die täglich Briefe will, mit den Geschwistern; die Rechnungführung, die Adressen, Quittungen, Gänge, Besprechungen: kurz mein Beginnen verzweigt sich zu einem großen Geschäft. Und ich melde Dir's, weil's Dich freut. Meine Landsleute suchen Rath, Hülfe, Trost: ja und Gott erlaubt mir, kleir, und Nichts, und gering geboren, und verarmt, wie ich bin, es ihnen zu geben. An Konnexionen fehlt es mir nicht. Ich habe unserem Monarchen schreiben lassen, damit die Seinen von seiner Seite besser verpflegt werden. Diese breite äußere, und tiefe innere Beschäftigung hält mich hin. Ich schäme mich, daß mir Gott das Glück zuschickt, helfen zu können! und wenn ich mich schäme, daß Ihr Euch alle schlagt, so tröste ich mich wieder über meine Bequemlichkeit indeß damit, daß ich auch thue im Helfen und Heilen. Ich tröste mit Worten, Jäger und Soldaten, so gut und eindringend, und einfach, daß sehr Leidende schon oft plötzliche Freude lächelten von meinem bloßen Worte, und es fuhr, wie Sonnenblick über düsteres Gewölk, über ihr Gesicht. Mich besuchen die Konvaleszenten. Und göttlich beträgt sich unser Volk: unser junges auch; welches ich vor dem Ausmarsch tapfer glaubte: nun sind sie's mit Wunden: und wollen und gehen zum Heere zurück: und wie einfach, wie bewußtlos, und bescheiden! Ich weine! Nicht Einen Redement fand ich. Du kennst meine Kritik! mein Mißtrauen auf uns. Seit sechs Tagen hatte ich katarrhalisches Fieber: ich kurirte mich selbst: mußte den dritten zu Bette bleiben; hatte mein Bureau vor dem Bette etablirt: und alles trat daher hin; Ruhe hatte ich doch nicht. Soll ich Jäger und Soldaten trostlos abreisen lassen? Gott bewahre. Ich hatte auch immer wieder Kräfte. Wie kann man seine Pflicht nicht thun. Ich verstehe es nicht. Wenn ich eine ordentliche Besorgung hätte! O! ich verstehe es, wie Friedrich der Zweite lebte. Ruhig, thätig, gewissenhaft; und dann Königlich, in Kunst und stillem Genuß. (Eine Jüdin mit Hemden und Socken. Adieu indeß! Ich bin noch im Bette, aber wohl: die Natur brachte selbst gestern die Krise mit heftigem unangenehmen Schweiß.)

Diese Thätigkeit ist hier meine einzige Freude, sonst habe ich nichts in der unbequemen Stadt; der spazierlosen! Gentz macht mir manchen Verdruß: aber beim Himmel! so gewiß der Feind jetzt nicht mehr immer schlägt, und nun selbst erfährt was Flucht ist, so gewiß warte ich den Augenblik ab, den starken Gentz zu strafen, wenn er dereinst feicht wird und dünne — dahin kommt's — trotz meiner Liebe zu ihm. Er soll bitter erfahren, was es heißt, den Menschen im Freund zu beleidigen, hintanzusetzen, zu vernachlässigen: wenn er nicht Eingeweide genug hat, es von selbst zu wissen. Wo der Freund nicht Freund, nicht Mensch ist, wird er nur gebraucht. Kurz, jedes Wort ist zuviel. Befestigter wird jeden Tag mein einzig Streben! — Sie sollen gut sein, mit Güte, Gewalt; oder mit Betrug, und List aller Art!

Dies ist mein vierter Brief nach Lenzen: in den zwei letzten steht es schon, daß Marwitz übermorgen vor vier Wochen hier plötzlich ankam; er ist wohl; die Hand bessert sich: er sitzt still am Fenster, und liest Plato. Er wird wohl nun bald reisen. Wunder und Zeichen hätte ich Dir von ihm zu berichten, vertraut' ich sie einem Briefe an. Nämlich nichts von Liebe. Von Geiz und Merkungslosigkeit ist die Rede. Die Hand wird nicht zum Fechten taugen. —

Mittwoch, den 15. Oktober. Nachmittags 4 Uhr.
Sonnenschein, ziemliches Wetter.

Aus dem Bette bin ich: aber ich gehe noch nicht aus; meine Gesundheit ist noch konfus. Es ist rein rheumatischer Affekt, der irre auf Muskeln, Nerven, Drüsen, Blutgefäßen, umherläuft. Die Drüsen am ganzen Körper sind mir geschwollen. Ich verstehe es schon; werde mich in Acht nehmen, und besser werden; morgen Mittag, ist Sonne da, etwas ausgehen. Gestern Abend kam wieder solche Schweißkrise; aber nicht so stark: ich werde sie auch heute im Bette abwarten. Dies alles, weil ich doch nicht so wie ganz gesund schreiben werde, daran denke, und zu Deiner völligen Beruhigung. Schon gestern den ganzen Tag wollte ich weiter schreiben; wurde immerweg gestört. Auch diesen Morgen; von Besuchen; Augusten, Frau von Raimann etc., die mir nun Gesellschaft leisten wollen; von Soldaten, Jägern; Einkaufen welches seinen Gang geht: und endlich von Marwitz, der im

höchsten Dilemma ist, und par ricochet mich plagt. Marwitz reist nämlich übermorgen nach dem Hauptquartier: und da will er mir: weil da auch Truppen von uns stehen: jetzt der wichtigste Moment ist; und der doch den ganzen Winter — wie ich erst heute höre — nicht in Ruhe bleiben will: dort will er, weil es näher ist, als sein General, Dienste suchen. Ein Arzt aber hat ihm gestern gesagt, er müsse den Arm mit allem Fleiß vor Erkältung in Acht nehmen, sonst bekäme er Rheumatism und die Wunde bräche auf. Ein eigen Pferd, welches er nun nothwendig mit der linken Hand führen muß, hat er auch nicht. Kurz, er weiß sich nicht zu entschließen: ich rathe gar nicht. Das quält ihn und ennuyirt mich: und so wurde ich den ganzen heiligen Morgen vom Schreiben abgehalten! Und sonderbar, es wird nur saurer, als die Tage, wo ich noch Fieber hatte, nun sind mir Nerven und Muskeln affizirter. Diesen Affekt wartete ich auch über eine Stunde und mehr ab. Und schon gestern wollte ich, Liebes, Dir eigentlich schreiben, daß ich gestern Morgen die Wohnstube durch nach Augustens Schlafzimmer von dem meinen zum Kaffee, vor ihr Bette gehe, — weil mein Ofen noch blakt, und ich in der Unpäßlichkeit weder dies, noch die offenen Fenster ertragen konnte. — Ich erzähle ihr gleich Folgendes. „Gut habe ich geschlafen, bin aber mit Kopfschmerzen aufgewacht; die auch schon vergehen: die Köchin klappte wieder so draußen; es ärgert mich recht; denn eben träumt mir, Frau von Humboldt — ich nannte sie wirklich — schickt mir ein länglich Paket, worauf Varnhagen's Hand ist; es hat nur einen umgewickelten losen Umschlag; und noch ein ordentlich Couvert, auf etwas stießendem Papier, wieder von seiner Hand meine Adresse; und dabei geschrieben: Inliegend die gedruckte Institution. Eben als ich's nun erbrechen will, tobt die dumme Köchin!" Wir haben noch lange unsere erste Tasse Kaffee nicht aus, so mit Tere herein mit einem länglichen Brief von Gentz, wo Deiner mit den gedruckten Zeitungen drin liegt; ein Billet von ihm, und Dein Brief an ihn! Sag, was ist das, daß ich so oft träume was geschieht; nur ein wenig kraftlos, als hätte mein innerer Sinn nur noch nicht Kraft genug. Als ich es Augusten erzählte, und auch vorher, war ich ganz überzeugt, dergleichen zu erhalten. Auch dieser Brief ist vierzehn Tage gegangen; er war vom 27. September, und gestern — er war zwar vorgestern hier — gekommen. Gentz schrieb mir bloß, wie ich

mich befinde, und nichts von Dir. Ich antwortete nicht: weil ich, ohne daß er's weiß, gespannt mit ihm bin: auch heute, als er mir von der Brillenfrau etwas schickte, gab ich ihm weder auf seinen gestrigen noch vorgestrigen Brief Antwort, welcher allerdings eine erheischte. Sonst schmeichelte ich ihn mit und in Antworten aus meinem Herzen: dies merkte er nicht. Er soll das Gegentheil schon merken. Deinen Brief an ihn finde ich vortrefflich! er hat mich sehr gefreut. Der wahre Ton! und um so mehr gefreut, da er mir Deine weltliche Haltung immer mehr beweist; darum sie mir so besonders verkürzt, da Du das, was ich über ihn geschrieben habe, schon erhalten hattest; doch noch so gerecht über das warst, was er hat drucken lassen: es ihm in so ganz gemäßen, anstehenden Ausdrücken zu sagen vermochtest, worin ich die wahre Würdigung von dem gerecht-exaggerirten Anerkennen wohl zu unterscheiden wußte. Dein sicheres Urtheil, und Dein haar-richtiges Betragen nimmt mit jedem Tag zu! Wie verliebt ich in ein solches sein kann, weißt Du; aber nicht, wem alles — !!! — den größten Geschäftstalenten Europas, hier hab' ich's erfahren, weil ich alle Details weiß — dies abgeht! Ein wenig Glück! und es muß uns gut gehen. Glück liebt aber Lotterbuben: und sacht sie sich fleckweise aus, wenn es keine ganze findet: wo Einer einen faulen Fleck hat, steht das Glück ihm bei: und Du siehst's, ich beleidige es immer: jetzt wieder. So richtig gesehen schriebst Du mir auch einmal über Pfuel; ich vergesse es nicht. Deinen Brief behielt ich dem Gentz. Warum schrieb er kein erwähnendes Wort von Dir! Von nichts! Nichts interessirt ihn vom Freunde! nach nichts fragt mich der C...! So hat mich auch Dein Sein nach der Affaire gefreut! Ich kann es sehr fassen, wie Du dachtest, die Anderen bluteten für Dich mit! Bedenke, daß Du auch schon für sie bluteteſt. Gott stärke und segne den General Tettenborn! für sein liebes mildes Betragen gegen Feinde und Verwundete! Sag ihm, ich grüße ihn jetzt mit Thränen in den Augen, und hätte schon in Berlin gewußt, daß er sich nur bisweilen rauh stellt. Sonst wär' er ja gar nicht tapfer! So wollte er auch schon seinen französischen gefangenen Wundarzt von Hamburg nach Hause lassen etc. Ich kenne ihn schon; an einem Wort, einem Ton, einem Blick. Seelen entgehen mir nicht. Im Guten wie im Schlechten. —

Ich habe Dir zu ſagen vergeſſen, daß, ob ich zwar auch Georg ſehr ſelten ſehe, er doch das größte, unzumeſſenſte Bedürfniß hat, mir alles zu ſagen was er weiß: und beſonders was ihn betrifft. Wie dumm, wie ſtumpf aus Dummheit, und wie dumm aus Stumpfheit, gar kein Intereſſe an mir zu nehmen! Nein, Herz, das geht Dir nicht durch! Sein Herz mein' ich.

Was ſoll ich aber zu Deinem lieben Brief an mich ſagen!? Lieber! dies, daß meine ganze Seele ihn erkennt, jedes Wort, jede Aeußerung von Dir. Dir nur traut. Dich allein nur ächt gegen mich gefunden hat, und findet: und Dir nur traut; traut alles zu ſagen: in Deiner Gegenwart alles zu ſein. Wo uns auch Gaben, Natur trennt; verkündet uns Freundſchaft, Einſicht, Nachſicht, Gerechtigkeit, Treue, Ehrlichkeit, wahre Bildung. Geh! die Anderen all geben nicht treu aus, wie ich: ſehen nicht klar überall: können alſo nicht gerecht ſein.

Ich ſcheue mich auch nicht, Dir unaufhörlich von meinen Soldaten zu ſprechen. Du weißt: ich liebe den Krieg nicht, als Beſchluß: wer weiß, was er beſchließt in der allgemeinen Verderbniß! — Frei von Feinden, weiß ich, muß das Land ſein; böheres, anderes ſehe ich nicht in dieſem Kriege: und gleich, als Alle rüſten halfen, dacht' ich: Sieg oder Schmach; Verletzte, Verwundete bringt er unfehlbar: denen hilf! Und ſo thue ich auch. Und Gott hat Großes an mir gethan; die ſich Monate lang zwölf Thaler abſparen mußte, wenn ſie ſie geben wollte: nun ſpende ich im fremden Lande, wo unſere Jugend, und unſere Soldaten verwundet dürftig ſind, Hunderte! Dies bezahlt mir unſere Schmach von ſonſt — Tilſit — meine gränzenloſe jetzige Angſt, die Du geſehen, und vieles Uebel und perſönliches Leid. Ich bin von Gott nach Anzaſtenburg geſandt, denk' ich. Adieu für heute, es wird dunkel. Morgen noch ein Wort. Ich umarme Dich! In dieſem Augenblick geſchieht Dir gewiß nichts! —

Donnerstag, den 11.

Weißt Du, was das heißt, den vierzehnten? Ich bin mit einem ſchönen Schreck heute daran aufgewacht! und habe dann plötzlich, mir ſelbſt zum Erſtaunen, über Prinz Louis in Weinen ausbrechen müſſen. Aus Aerger, daß es geſchah! Ich bin auch noch vom Fieber irritirt: und in dieſer Gemüths-

bewegung, grade in diesen entscheidenden Tagen! Gott muß uns heute bewahren! Nun haben wir doch endlich Baiern, seit vorgestern in einem gedruckten offiziellen Extrablatt. Noch gehen unsere Heere vorwärts. Ich bin noch in einem Zweifeln, siehst Du. Les chances de la guerre sont trop terribles: il n'y a que les constellations des situations, tout comme la marche de toutes les choses de ce monde, qui me consolent un peu: cette marche va toujours d'un certain train, pour un certain temps! —

Immer Donnerstag, den 14.

Ich muß Dir nur noch sagen, daß ich den Fabrikanten der Ireniken (Pfuel) sehr wohl in der Zeitung, die Ihr ausgebt, erkannte. Mir gefiel aber nichts, als das über Moreau's Tod; und das sehr gut. Auch ich war's schon zufrieden, — obgleich der Schreck mir wahrlich beinah die erste Ohnmacht zugezogen hatte, und einer von denen hier war, die mir am meisten schadeten, — daß er starb: aber die bassesse mit der Amputation hätte er nicht erleben sollen. In solchen Dingen kann man seine Meinung, seinen Schmerz und seine Verzweiflung nur zu Gottes Füßen legen! — Ich bin noch außer mir darüber. — Wird auch das Volk, dem Eure Zeitung umsonst vertheilt wird, die Sprache verstehen? O! ich möchte es darin in gemeinen Worten, zum Guten, zum Wohlthun, zur Geduld, zur Milde, zum hoffnungsvollen Harren, zur Verträglichkeit ermahnen: wie ich es wohl manchmal kann. Möchte ihm anempfehlen, nur immer das Allernächste recht zu thun, gleich, gut. Den Weibern besonders, dem überwundenen Feind zu helfen; und ihm zu sagen, sie sollen es auch so machen; und zu Hause erzählen; und im Felde nicht vergessen!

Vielleicht erhalte ich Nachmittag noch einen Brief von Dir mit der Post. Jetzt ist's trübe und regnet. Adieu indeß!

Halb 5.

Der Brief muß auf die Post. Eben tritt Uranije herein. So viel Jäger und Soldaten wie heute hier waren! und wie die sich freuen! und wie wohlthätig unser ganzes Haus ist! Einen fieberkranken Preußen nimmt bei jedem Acceß ein Kaffeeschenk unten im Hause auf: ich kleide ihn heute warm. Kurz,

mein ganzer Tag ist ein Fest des Entsetzens. Mitten in dem Unglück ich solch ein Glück! Adieu, August! Adieu, Lieber! Auch meine Ahndung ist besser. Lebe wohl! Vielleicht habe ich noch einen Brief. Aber dieser muß weg. Adieu.

R. R.

An Rahel.

Bremen, den 15. Oktober 1813.

Aus Bremen, geliebte Rahel, aus dem französischen Präfekturpalaste, wo wir soeben als Sieger eingezogen sind, erhältst Du diese Zeilen, von denen ich noch nicht weiß, ob ihrer viele in diesem Augenblick des Getümmels und der Arbeit werden können! Dir, meine geliebte Freundin, sei dieser ganze Drang des bewegten Herzens in dem liebevollsten Gruße dargebracht! Es gehört Dir alles an, was ich empfinde, und ich empfinde es um Deinetwillen doppelt, der Gedanke an Dich geht belebend durch alle Mannigfaltigkeit der Verzänge, die unsere wechselnden Tage ausmachen. Seit meinem letzten Briefe ist eine geraume Zeit vergangen, er war aus Lüneburg, wo wir längere Zeit ruhig blieben, und ich doch keinen Augenblick fand, der mir vergönnt hätte, an Dich, und an Pentheim, dem ich zu seiner Erhebung zum General Glück zu wünschen habe, zu schreiben! Als wenn ich Lust bekäme, ist mir diese Gelegenheit, Dir sicher und schnell, durch den Kourier, der dem Kronprinzen die Stadtschlüssel überbringt, Nachricht von mir zu geben. Wir waren wieder über die Elbe zurückgegangen, und saßen in dem alten Boitzenburg, als endlich der General die Freiheit erhielt, eine eigene Unternehmung auszuführen. Am 9ten Oktober gingen wir Nachts über die Elbe, zogen in Eilmärschen mit 4 Kanonen, preußischen Jägern und allen Kosacken durch einsame Wege zwischen Haiden und Wäldern unbemerkt gegen die Weser, wo wir nach sehr beschwerlichen Nächten und Tagen am 12ten zu Verden ankamen, marschirten in der Nacht weiter, und waren Morgens am 13ten, wie vom Himmel gefallen, vor Bremen, griffen die in die Vorstädte bei der ersten Erscheinung der Kosacken herausgekommenen Schweizer und Franzosen an, stachen einen Theil nieder, und machten gegen 300 Gefangene. Ich war mit den Kosacken bis vor dem

Thore, das aber verſchloſſen wurde, und von deſſen Wällen ſogleich ein lebhaftes Feuer begann; wir warfen ſodann über 100 Granaten in die Stadt, um die Bürger zur Theilnahme zu reizen; es brannte bald an mehreren Orten, allein die Franzoſen wehrten ſich hartnäckig, und hielten die Bürger durch Patrouillen in den Häuſern zurück. Wir ſtellten darauf unſer Feuer ein, und lagen in der Vorſtadt, ungewiß, ob wir die Stadt nehmen würden, oder nicht. Große Kaſſen und Vorräthe, angeſehene Civilperſonen, ein großes Spital und nicht unbedeutende Truppen erſchwerten bis heute früh den Entſchluß, die Stadt zu übergeben, wozu wir den neuen Kommandanten, weil der alte, Oberſt Thullier, geſtern auf dem Walle erſchoſſen worden, hatten auffordern laſſen. Endlich kam die Kapitulation zu Stande, Pfuel ſchloß ab, und wir zogen ein, nachdem wir der Garniſon bloß freien Abzug mit der Bedingung zugeſtanden, in einem Jahre nicht zu dienen. Vierzehn Kanonen, Vorräthe aller Art ſind unſer, und von den abziehenden Schweizern wird ein guter Theil bei uns Dienſte nehmen. Zu Kaſſel haben wir ein herrliches Gegenſtück geliefert, und dem Feinde in der Meinung unglaublichen Schaden gethan. — Ich hoffe einigen Antheil an der Beute zu haben, und ſchicke Dir ſogleich, was ich bekomme. Ich rechne wenigſtens auf 50 Friedrichsd'or. Auch iſt es nöthig, daß das Glück uns etwas zuwende, denn wir ſind ſeit Hamburg ohne Sold, und in keinem blühenden Zuſtande. Ich brauche Pferde und Kleider. Von uns ſind nur wenige Leute verwundet und todt; der General, Pfuel, Troſt, Herbert alle unverletzt. Es war ſchon alles zum Sturme fertig, und ich hätte die Ehre gehabt, einen der Angriffe jenſeits der Weſer zu kommandiren, wobei ich das meinige wohl würde geleiſtet haben. Doch iſt es ſo beſſer; es wären doch Viele der Unſerigen geblieben, die Feinde größtentheils niedergemetzelt, die Bürger unvermeidlich geplündert worden, das alles iſt nun vermieden! Der General iſt vortrefflich, voller Gaben zur Kriegsführung, ernſt entſchloſſen und durchgreifend, und doch über alle Beſchreibung menſchlich milde.

Ich muß ſchließen! Schreibe nach Lenzen! tauſend Grüße an alle! Mein Brief Nr. 34 iſt in meine Hände zurückgekommen! Leb wohl, ewig Dein

Varnhagen.

Gott mit Dir, geliebte, theure Rahel, einzige Freundin!

An Rahel.

Bremen, Sonntag, den 17. Oktober 1813.

Gottlob, daß ich Dir wieder einmal in kürzeren Zwischenräumen schreiben kann, denn mein letzter Brief an Dich, geliebte Rahel, ist vorgestern mit einem Kourier abgegangen! Wie ich mich freue, Dir Gutes schreiben zu können, wie mich alles was mir begegnet nur in Rücksicht auf Dich erheitern oder betrüben kann, das kann ich Dir niemals sagen! Alle meine Eigenschaften wenden sich nach den Bestimmungen, die mein Gefühl für Dich mir angiebt, und wenn ich irgend etwas Braves thue, oder vielleicht auch etwas minder Lobenswürdiges, so kannst Du Dich immer darauf verlassen, daß Du mit daran Schuld bist! Möge es Dich nie zu gereuen brauchen! Wir sind noch in Bremen; die Franzosen rückten von Haarburg aus und von Nienburg mit starken Abtheilungen der Stadt zu Hülfe, allein die ersten zogen sich nach einem Scharmützel mit einer Kosackenparthei zurück, die anderen geriethen auf die Nachricht von der Einnahme Bremens in solchen Schrecken, daß sie nicht bloß eilig nach Nienburg zurückkehrten, sondern auch in diesem festen Platze sich nicht sicher glaubten, und nach Sprengung der Weserbrücke bis nach Minden flüchteten. Die Beamten der Franzosen im ganzen Lande sind in Bestürzung und fliehen. Der hiesige Präfekt, Graf d'Arberg, der während seiner Verwaltung sich sehr verhaßt gemacht hat, war in schrecklicher Angst, er wollte weder reiten noch fahren, aus Furcht desto mehr bemerkt zu werden, und ging unter dem Schutze eines russischen Offiziers, den er krampfhaft am Beinkleid festhielt, zu Fuß aus der Stadt. Der General, obwohl sehr aufgebracht gegen den Präfekten, hat dennoch ihn und alle Franzosen mit Güte und Menschlichkeit behandelt. Uebrigens ist es unglaublich, wie sehr der bloße Name Tettenborn auf den Feind wirkt; der Ruf seines Unternehmungsgeistes und seiner heftigen und glücklichen Maßregeln geht vor ihm her; der Feind wollte anfangs nicht kapituliren, und schickte einen Offizier, um sich zu überzeugen, ob wirklich der General Tettenborn da sei, worauf denn sogleich die Kapitulation zu Stande kam. Bremen ist in der That bloß durch die Persönlichkeit des Generals in unseren Händen, und eine

Frucht ſeiner Eigenſchaften, wie ſie in Geſellſchaft, in Geſchäften und im Kriege überall gleichmäßig hervorſtechen und gekannt ſind. Er läßt Dich vielmals und herzlich grüßen. Daß Graf Clam ihn grüßen ließ, iſt eben ſo, wie daß Herz in Hamburg vor mir präſentirte, und wir haben uns ſehr damit ergötzt. Du haſt keinen Begriff, wie angenehm wir mit dem General leben, immer wie in Familie, alles iſt erlaubt, kein Zwang keiner Art, außer den das eigene Gefühl vorſchreibt, Scherz und vertrauliches Geſpräch dagegen in jeder Tonart; kein Stolz, kein Uebermuth; der letzte der Offiziere mit dem erſten äußerlich ganz gleich behandelt. Mir iſt ungemein wohl bei dem General, der gegen mich noch ganz beſonders gütig iſt. Ich erfahre hier unter der Hand, daß er auch für mich wegen des Treffens bei der Görde den Annadegen gefordert hat, und ich darf hoffen, daß er mir bewilligt werden wird. Er ſelbſt hat von Bremen vom König von Preußen den rothen Adlerorden zweiter Klaſſe mit einem äußerſt verbindlichen Schreiben erhalten, und zwei Sterne ſtehen ihm noch bevor. Der Streich auf Bremen muß das größte Aufſehen machen, denn Tettenborn ging grade in der Zeit vor, in welcher Czernitſcheff von Kaſſel wieder eiligſt bis Dömitz zurückwich. Ich ſagte Dir, liebe Rahel, in meinem letzten Briefe, ich hoffte von der Beute doch auch wenigſtens 50 Louisd'or zu bekommen, allein darin hatte ich mich ſehr verrechnet. Geſtern bekam ich nämlich den höchſt unangenehmen Auftrag, die franzöſiſchen Poſtgüter aus dem Poſthauſe holen zu laſſen, zu unterſuchen, und ſo gut als möglich an einen Juden loszuſchlagen. Eine Menge brauchbarer Sachen vertheilte ich unter die Offiziere, ſchlechtere unter die Bedienten, auch für Dich und mich Brauchbares legte ich in einen kleinen Koffer bei Seite, das Uebrige verkaufte ich für 900 Thaler, die mit einigem auch vorgefundenen baaren Gelde 200 Louisd'or ausmachten. Es war das vertrießlichſte Geſchäft, ich hatte es ziemlich gewiſſenhaft betrieben, und war ſpät auf den Abend fertig. Als ich dem General Rechenſchaft ablegen will, fragt er gleich nach der Summe, es thut ihm leid, daß es nicht mehr gebracht hat, und ſagte dann: „Nun, lieber Varnhagen, das behalten Sie nur alles für ſich, um die Finanzen damit zu verbeſſern!“ Er ſchenkte mir dieſe Summe, als wenn es ein Kalender wäre, umarmte mich, und verſicherte, er wünſche nichts ſehnlicher, als nur immerfort ſeinen Offizieren geben zu können, was in ihren Wünſchen ſei. Ich ſage

nichts weiter über dieſe Ueberraſchung. Du weißt, geliebte Rahel, wie ich davon bewegt ſein mußte, denn ich dachte an Dich, vor der ich mich ſchon lange geſchämt, daß ich ſo hilflos Dein Freund ſei, ſchon ſo lange nichts von meiner Schuld abtragen gekonnt habe! Ich ſchicke Dir die 200 Louisd'or mit erſter ſicherer Gelegenheit nach Berlin, wohin heute ſchon der kleine Koffer abgegangen iſt, um dort bis zu weiterer Gelegenheit in Verwahrung zu bleiben. Dieſes Geld iſt ein Schatz, der unſer ganzes Leben ſchützend lenken kann, und wenigſtens nicht jedem erſten beſten Umſtand alle Entſchlüſſe und Abſichten unterordnen läßt. Einige Louisd'or bleiben mir noch übrig, die ich verbrauchen muß. Auf meinen Sold kann ich für die Folge nach der Befreiung Hamburgs ebenfalls rechnen, und 100 Pfund Sterling hoffe ich für meine Schrift über Hamburg zu bekommen, die in London gedruckt werden ſoll, aber leider, weil ſo wenig Zeit dazu iſt, noch nicht abgeſchrieben werden konnte. So ſtehen ja unſere Sachen diesmal ſo übel nicht, nicht wahr, liebe Rahel!

Ich umarme Dich von ganzem Herzen! Ich denke Tag und Nacht nur an Dich, und an das glückliche, nach dem Ende dieſer Dinge, uns gewiß beſchiedene Wiederſehen und Zuſammenleben!

Grüße innigſt die liebe Auguſte und den theuren General Bentheim, dem ich alles Glück und Heil vom Himmel erbitte! Seine Beförderung freut mich über alle Beſchreibung!

Viele Grüße an Marais, an Liebich's und an Marwitz! an Gentz! Berenhorſt iſt in dem Treffen bei Görde geblieben. Leb wohl, geliebte, einzige Freundin.

Ewig Dein

Varnhagen.

Geſtern Regen, heute kalter Sonnenſchein!

Adreſſire noch immer nach Lenzen!

An Rahel.

Verden, den 24. Oktober 1813.

In dieſem Augenblick, meine geliebte Rahel, tritt der Rittmeiſter Herbert in's Zimmer, der als Kourier vom Kaiſer kommt, und verkündigt den größten Sieg, der je erfochten worden; die Sachen in Deutſchland ſind alſo entſchieden! Ich bin gerührt und verwirrt im unendlichen Dankgefühl zu Gott! Was alle wünſchten, was Du wünſchteſt, iſt nun großentheils ſchon erfüllt, und eine Ausſicht in die Zukunft eröffnet, in welcher Glück und Segen blüht, und gewiß auch uns blüht, die wir es in nichts Frevelhaftem ſuchen. Vorgeſtern bekam ich Deinen Brief vom 4ten Oktober, der mich ganz beglückt und in einen Zuſtand der unverwüſtlichſten Freude verſetzt hat. Deine liebevolle Theilnahme, die ich nicht verdiene, macht mich bis zu Thränen glücklich! Liebe, theure Rahel! wohl haſt Du Recht, daß ich weiß, wie es mit Dir und uns iſt, und nie kann ich dies in mein Leben verflochtene Gefühl verlieren. Ich kann es betheuren, daß alles, es betreffe mich perſönlich, oder das Allgemeine der größten Weltbegebenheiten, mir zuerſt nur in der Farbe vor Augen ſchwebt, die es für Dich, für Dein Herz und Deinen Geiſt trägt. Ich hoffe meine zwei Briefe aus Bremen, vom 15. und 17. Oktober, ſind bald in Deinen Händen! Ich ſchrieb den erſten unmittelbar nach dem Einrücken in Bremen, im glücklichen Gefühl des Siegs und des Gelingens. Wir haben dieſe Stadt ſeitdem wieder verlaſſen, und ſtehen ſeit fünf Tagen in Verden, vier Meilen rückwärts und ſeitwärts, werden aber nach den großen Siegen unſerer Hauptarmee unmittelbar wieder vorrücken. In meinem zweiten Brief aus Bremen ſchrieb ich Dir, daß ich 200 Friedrichsd'or beſäße, die mir der General geſchenkt hat; allein alle Offiziere haben eine Summe als Antheil der Beute erhalten, von 50 Friedrichsd'or bis zu 200, und ich war einer der fünf Intimen, welche die letztere Summe erhielten, und ich habe alſo mit jenen obigen zuſammen 400 Stück Friedrichsd'or, die ich in Geld ſchon um den Leib trage, und Dir mit erſter Gelegenheit ſchicken werde, nur möcht' ich vorher von Dir wiſſen, ob ich alles an Liman ſchicken ſoll, oder ob Du vielleicht einen ſchnelleren Beſorger anweiſen kannſt. Auch kann ich von hier nichts auf die Poſt geben, weil wir mitten

unter dem Feinde und 15 Meilen von unserem Hauptkorps entfernt stehen. Ueberhaupt bin ich vorsichtig, und halte diese Summe als ein Heiligthum, das ich allzu glücklich bin, mir für Dich anvertraut zu sehen! Ich habe nie so viel Geld gehabt, aber es ist, als ob ich keines hätte, kein Besitz nimmt mich ein, kein Wunsch geht durch meine Seele, und ohne Dich, Rahel, könnte ich gleichgültig eines Abends das Ganze verloren haben, denn ich, sobald ich mich allein denken soll, verliere mich in Freudenlosigkeit ohne Ende! Aber wie gefällt Dir die Güte des Generals für mich, sein außerordentliches Wohlwollen! Er bezeigt es mir auf jede Art, besonders auch durch die liebevolle Freundlichkeit des Umgangs, die ich kaum einigemal ablenken gesehen bei so unzähligen Vorfällen und Abwechslungen. Ich habe Dir auch schon geschrieben, daß er für mich den Annadegen verlangt hat, wie ich erst vor kurzem erfahren habe.

Namenlose Freude hat mir die Nachricht von Willisen gemacht! Denke Dir, zugleich mit Deinem Briefe bekam ich sie gedruckt im Preußischen Korrespondenten. Ich war außer mir, es mußten alle an meinem Glücke darüber Theil nehmen! Tausend herzinnige Grüße dem geliebten, dem geretteten Freunde! Auch über Bentheim bin ich höchst froh; seine schöne Tapferkeit, sein Ruhm, sein neues Beginnen, alles thut meinem tiefsten Herzen wohl! Sage ihm alles, was ich für ihn empfinde! Einen Theil Deines Briefes habe ich in unsere Zeitung aufgenommen, die anfängt Lärm zu machen, und allgemein beliebt ist. Ich werde für den Verfasser gehalten, obwohl Pfuel eben so vielen Antheil daran hat. Die Richtung ist oft etwas derb, ja unmenschlich, aber selbst wenn ich solche Artikel schreibe, sind sie doch nicht von meiner Art; ich würde ernsthafter und also strenger und milder sein; allein der Ton ist einmal angegeben, und hat auch sein Gutes, schon dadurch, daß man keinen Vorbehalt in der Feindschaft hat, sondern frank und frei ohne Rücksicht bricht. An Aufsätzen aller Art, Zeitungsberichten etc. habe ich in dieser Zeit zahlreiche Sachen geliefert, auch für die Berliner.

An Auguste alles Liebreichste von mir! Grüße alle Freunde bestens! Marwitz ist ja sehr glücklich bei Dir zu sein! Die beiden Kleider können freilich nicht angekommen sein, da sie noch nicht abgeschickt werden konnten, sie sind nicht erlaubt einzuführen, das macht die Gelegenheit schwierig. Den Wechsel auf die 40 Friedrichsd'or lasse nicht urgiren, der Mann ist

gegenwärtig nicht bei der Hand, und ich wünſchte nicht, daß andere Leute dazwiſchen kämen. Das Geld iſt übrigens ſicher genug, und deſto ſicherer, je beſſer die Sachen gehen. Der kleine Koffer mit Sachen, den ich von Bremen für Dich abgeſchickt, wird jetzt bei Hitzig in Verwahrung ſtehen. Du kannſt ihn aber nur mit einer ſolchen Gelegenheit nach Böhmen kommen laſſen, die ihn uneröffnet über die Gränze bringt, denn es wird ſchwerlich alles eingeführt werden dürfen.

Leb wohl! theure, geliebte Rahel! Ewig Dein

Varnhagen.

An Varnhagen in Bremen.

Prag, Donnerstag, den 4. November 1813.

Den 1. dieſes Monats brachte mir Urquijo Deinen Brief aus Bremen, lieber Freund! den wahrlich lang erſehnten! Von allen Seiten hört' ich, ihr ſeid in Bremen, und nur von Dir kam kein Brief. Du lebſt, und haſt alle Deine Glieder. Wenn ich nur das immer erſt erfahre! Du Armer! als Du mir ſchriebſt, wußteſt Du noch nichts von Leipzig. Gott erhörte unſer Gebet: und verwirrte den Geiſt unſeres großen Feindes. Wie wirſt Du Dich gefreut haben! Alle Menſchen kennt' ich eher ſprechen, als Dich; allen eher ſchreiben: denn ich wußte gar nicht mehr, ob ich noch nach Lenzen hinſchreiben ſollte, wohin dies nun mein dritter Brief iſt. O! Auguſt, daß wir jetzt in dieſem bewegten Strom von Empfindungen und blitzenden Gedanken getrennt leben müſſen: in dieſem drängenden Strudel der großen und kleinen Ereigniſſe; es ſchmerzt mich unendlich für Dich, daß Du mich jetzt nicht ſiehſt! Und ſollte ich Dir dieſes Bereuen auch nicht mittheilen! Wenn es auch unangenehm iſt, Du mußt es doch hören! bei mir verliert man unendlich viel, weil bei mir alles ſo ſpontané iſt: ich ſchütte das nun alles in Reden, Briefen — die ich einmal ſchreiben muß — und Billets Anderen hin; die es nun und nimmermehr ſo in ſich aufnehmen, als Du: es aber wohl für ihr Gut in der ganz nächſten Stunde erklären; nicht als Diebe, aber als arme, verwirrte Verſchwender: und es auch oft ganz überhören und überſehen. Du biſt geboren, mich und meine Aeußerungen in ihrem Zuſammenhange zu faſſen. Und Dir

grade, da Du so weit bist, da ich Dir in wichtigen Momenten grade nicht schreibe, sag' ich am wenigsten. Partagez, voyez mes regrets cuisants! Du kannst sagen, ich solle Dir schreiben, wenn ich mich erregt fühle, und es liegen lassen: das dacht' ich auch schon oft: aber, das ist was ich nicht kann: das würde eine Art Journal: und da ich nicht weiß, ob und wann es Dich findet, ein noch schlechteres! Bei mir platzt alles heraus! Und laß mich nur so, Lieber! Wir werden wieder zusammen sein, und neues Leben entzündet sich immer wieder: so lange sie steht, die Natur. Ich habe nun schon über drittehalbtausend Gulden für meine Soldaten, und große Geschäfte. Dies nimmt mir alle Zeit und vielen Sinn. Und hält mich in der elenden Stadt, in der dürren Lage, in der ich darin bin, allein schadlos. Dies alles zu beschreiben in seinen Details geht nicht. Auguste muß wegen ihres Verhältnisses ungesellig leben: mein Gräuel! Fahren kostet Geld: und zu gehen ist in diesem ewigen Kothe, den der ewige Nebel und Regen produzirt, nicht möglich. Also Zerstreuung in Luft, nicht zu haben! etc.

Zum Sieg war ein Ball hier, der fiel klätrig aus: weil die vornehmen Damen nicht kamen, er fünf Gulden kostete, und sich nur wenig Menschen da umher trieben: die sieben Wappen standen ziemlich einsam. Bartholdy'n, dem ich den anderen Tag schreiben mußte, konnte ich es plaisant beschreiben: dessen Korrespondent nach dem Hauptquartier bin ich schuldigst; für alle mögliche Gefälligkeit von ihm und seinem Schwager Abr. Mendelssohn; welcher in's Unendliche hier Jäger durch mich kleiden läßt: ohne das baare Geld. Sein Kompagnon Fränkel, der hier durchreiste, gab mir zweihundert Gulden. Ich schrieb Bartholdy'n, ich wäre in meiner leidenschaftlichen Ueberzeugung nur noch bestärkter geworden, daß man in keiner Stadt leben muß, wo kein Hof, kein diplomatisches Korps, oder Meer ist: oder eine Feeninsel, oder sonst unnatürliche Dinge! Denn wären die russischen Prinzessinnen hier gewesen, die gestern abreisten, und drei Tage hier waren von Wien aus, so hätte sich jeder verbunden gefühlt, ihnen unter den Wappen aufzuwarten, etc.

Den 31. erhielt ich einen Brief von Frau von Humboldt, die mir sehr oft — auch durch General Bentheim, der vor acht Tagen angekommen ist, und den sie sehr schätzt und liebt (ich habe ihr geantwortet, Gott hat ihn hübsch gemacht und

menſchlich, für Menſchen, die es ſehen können) — ſchreibt, mit einem Billette von Frau von Welzegen, die hier angekommen war, und mich beſuchen wollte: Frau von Humboldt meinte, ſie würde länger hier bleiben, und empfahl ſie mir mit großer Liebe für ſie, und für mich. Ich ſah die Frau bei ſich, weil ſie unpaß wurde. Eine durchlebte, gütige, gefaßte, erſchütterte Frau: une grand-maman; wie eine gütige vornehme polniſche Mutter der Bethmann: polniſch im Ausſehen; ſonſt nicht. Sie reiſte geſtern im Gefolge der Prinzeſſinnen nach Weimar, um der Armee näher zu ſein, mit ihrem angſtvoll gefaßten Herzen, ſie hat einen Sohn bei Blücher. Sie hat mich mit einem großen Glücke überraſcht. Sie ſagte mir mit einemmale: „Ich habe Briefe von Ihnen geleſen, die ſehr ſchön ſind!“ Ich dachte, an Frau von Humboldt: ſie ſetzte hinzu: „über Goethe; es hat ihn unendlich gefreut; es iſt ihm ſo nöthig, er wird ſo häufig mißverſtanden, ſo vielfältig nicht gut berührt“, — ſo ungefähr ſprach ſie — „es hat ihm außerordentlich wohlgethan.“ — Ich ſagte ihr, daß ich ihn vergöttre, — und ich, die keine Silbe, zum erſtenmale, von ihm hat, repetire mir ihn, den großen Geſchichtsmann, im Kopf, bei jedem Schmerz, bei jedem Ereigniß: und lieb' ihn Punkt vor Punkt mein ganzes Herz durch und durch, von neuem! dieſen König der Deutſchen! der blinden, unglücklichen, die ein Jahrhundert nach ſeinem Tod erwachen werden. Ich vergöttre dieſen begabten Weiſen; agitirten ächten Herzensmenſchen! — daß er mir im ganzen Leben beigeſtanden! — Sie ſagte mir: man hätte ihr vertraut, — das kann in Weimar nur Goethe ſein — die Briefe ſeien von mir, ſie wolle es auch verſchweigen; ich ſagte, es ſei nicht nöthig, denn da Goethe es wiſſe, könne es die ganze Welt wiſſen. Denk Dir alſo mein innres ſtilles Glück, daß ich meinen Herrn, meinen größten Liebling gefreut habe! Ach! und das iſt es nicht: bei Gott nicht! denn wüßt' ich Einen, der ihn mehr liebt, verehrt, bewundert, anbetet; von der Natur beſſer ausgeworfen iſt, als ich, ihn in jedem Punkt mit ſeiner aufzufaſſen; aus jedem Punkt alle anderen zu verſtehen; jedes Wort, jede Silbe, jedes Ach zu deuten weiß: ſeinem Leben dadurch wie zugeſehen hat, immer mit ihm einverſtanden und zufrieden war: ſo wollt' ich ewig, ewig ignorirt bleiben; und ihm den zuſchieben. O! gäbe es eine Fürſtin, eine Kaiſerin, die ſo für ſeine Verehrung geboren wäre, faſt wollt' ich ihr mein Herz und meine Einſicht geben: leihen ge-

weiß oft! Marwitz, mit dem ich hier über alles die intendsten, herrlichsten Gespräche führe, sagt auch: kein Mensch liebe ihn mehr als ich. Weil ich sagte, ich möchte gern einen Menschen sehen, der ihn mehr versteht und liebt. Und doch ist es möglich, wenn ich's auch nicht denken kann: drum möcht' ich's sehen.

Denk Dir nur! jetzt in Weimar fuhr ihn ein österreichischer General Colleredo (Graf Hieronymus Colleredo), der bei ihm wohnen sollte, und dem er entgegen ging, an: weil er den Orden der Ehrenlegion auf demselben Schilde im Knopfloch hatte, wo der russische war. Goethen dergleichen! Der rohe Krieg! und seine Gesellen! Frau von Welzogen sagt, es würde ihn unendlich kränken, und wie sie ihn kenne, werde es ihm Weimar verbittern, und er es verlassen. August, welch ein Schmerz in seinem Alter, bei seiner Zartheit! Wie er sich alles denkt und alles in seiner Seele zu stehen hat, mischt ein wüthender Krieger sich ein! Ach, nähm' er's als einen Stoß, einen Schlag, im Gedränge auf ihn gefallen! Und Deutschlands Pöbel, wie wird er sich freuen! Hier sind vornehme Leute für Goethe. Graf Christel Clam(-Gallas) an der Spitze: der sagt, er würde es kriechend gefunden haben, wenn Goethe in dem Augenblick den Orden abgelegt hätte; es nennten sich Fürsten und Staatsmänner als Mitglieder dieses Ordens; etc. Sag dies alles Deinem General von mir, daß auch er und die Seinigen auf unserer Seite seien!

Wenn Du nur lesen könntest, was ich dem „eitlen Ochsen" über Sachsen schrieb. Mir geht das fleißige, wohlhabende, von allen Seiten nun zerzerrte Land durch die Seele! Wenn sie's nun erst werden heilen, neu einrichten wollen! Bekäme es doch der Herzog von Weimar! Wo werden wir leben und bleiben?! Beraube Dich nicht: und behalte nur für Dich. Daß ich nicht in Berlin bin, freut mich doch! Die Verhältnisse sind mir nun von ferne noch schrecklicher geworden. Ich denke darüber wie Du: aber Gott muß mich davon retten: zu welchem Gebete ich durch ein Gelübde — wenn der Krieg gut geht — das Recht verloren habe. Sei nicht böse! Und Gott verzeihe mir auch, daß ich's sage!!!

Ich weiß nicht, wann Marwitz reist; er ist gesund, mit einer lahmen Hand; und badet sie hier in Kräutern und Blut. Sie bessert sich sehr; wird aber lahm bleiben, glaub' ich. Er lebt ganz mit mir; und will und sucht auch nichts anderes.

Er ist fleißig: und in der gemäßigtesten Stimmung und Denkungsart. Natürlich! mit mir.

Gentz, der zu Frau von Welzogen kam, als ich eine Weile dort war, drückte sich nicht schön über Goethe aus. So kalt wie eine Klinke. Ich klinke ihn aber auf: die Zeit kommt; oder ich sterbe früher. Gestern schrieb ich der Brillenfrau sehr böse über ihn: er beleidigt mich, wie er mich zu Anfang kränkte, und alienirt sich mein Herz: das sollte er nicht. Ich bin schon ganz höflich mit ihm. Daß er, wie ein Irokese, weder meine geschriebenen noch gesprochenen Worte versteht — schrieb ich ihr — ist schon genug; aber was er Einmal verstand und darauf antwortete, vergißt er, und ist es wie ungesehen. Er sollte am wenigsten Mirabeau's Wort: „Ma tête aussi est une puissance!" vergessen! etc. Ein Mensch — das schreib' ich Dir — der hier im Lande, wie er gesteht mit Wonne, vom höchsten Einfluß ist, alles à foison hat, mir's erzählt, hat noch keine einzige Artigkeit gegen mich geübt. Fragt mich in nichts, wie es mir geht; was ich brauche: und erzählt mir von sich alles. Dabei wenden sich seine Gläubiger ans unserem Lande an mich. Ich melire mich aber in nichts. (Zu fünfzig Paar Stiefel und Handschuhe z. B. hat er!) Gestern Mittag aß Augustens Freund (Bentheim) — weil ihr Geburtstag war — bei uns; Marwitz kam herein, ich redete von Gentz, und äußerte, daß ich böse auf ihn sei. „Ei!" sagte der Freund Augustens, „nun hat er Ihnen etwas gethan!" — so ungefähr — und fragte mich, warum ich böse sei: „Weil er nicht gut gegen mich ist, pas aimable pour moi", sagte ich nachdrücklich, „das darf nicht sein." Und machte es sehr verständlich, daß das das Aergste sei. Gott! ich kann vor Echauffement nicht mehr schreiben!

Höre nur das noch! Als Czernischeff in und bei Rathenau war, gab ihm eine bekannte Dame französische Verse, und ein Rendezvous, welches er versäumte; und über beides sich mequirte. Welches mich sehr verdroß von der Frau: nicht ihr Appetit — aber das Ungeschick, und daß nun Fremde denken können, so seien unsere ersten Frauen, so ungeschickt, et sans grâce: und nichts Besseres! Zittern muß solcher Fremdling vor Respekt, vor Wesen, die er doch nicht zu deuten versteht! Eine Schwäche für einen gemeinen reinlichen Soldaten wäre mir lieber, als für einen gelackten supérieur, beklebt mit französischer Bildung! Hätte sie nur die Verse nicht gemacht! die

Marwitz stückweise zittt! Nun hat mein Bruder — der Sonntag mit Graf Gelenkin nach Weimar reist, um eine Reise mit ihm durch Deutschland und die Schweiz zu machen, — diese (zum erstenmal französische) Verse gemacht. Verschweige die Frau, und theile sie Tettenborn mit: — ach nein! dann erfährt's Pfuel! Nein, nein!

A Madame la Baronne de ....

Comment! un rendez-vous au commandeur volage
Des cosaques légers, à ce héros sauvage,
Qui ne se rend jamais, qu'un „rendez-vous" outrage,
Un rendez-vous à lui, au milieu du carnage,
Madame, et d'un auteur, d'un auteur de votre âge?!
Ma foi, ce beau projet quoiqu'il ne soit pas sage,
Prouve que nous vivons dans le temps du courage.

Anstatt ne soit pas kann soit guères stehen, glaub' ich. Mein Bruder überläßt es mir. — Nun schütz Dich Gott! Lebe wohl, und fühle, wann ich mit innigen Wünschen an Dich denke, zu Dir spreche! Wenn Du von Willisen hörst, sag's mir. Tausend Grüße wollen die dichten, freundlichsten Grüße an Dich und den General! Ich umarme Dich herzlich. Adieu lieber August. Deine

R. R.

Das Glück! Wenn wir die Bataille verloren hätten! Wie viel könnte ich mit Dir sprechen, über Gebete, über alles! Adieu!

So eben hat Augustens Freund — den wir Schreiber nennen wollen — bei mir mit dieser Feder geschrieben, die er auch schnitt. Er läßt Dir viel Schönes sagen, und Dich bitten, wenn Du Gelegenheit hakest, auf eine sehr behutsame Weise seine Schwester Henriette Fürstin von Solms-Lich) sein Avancement wissen zu lassen: und überhaupt bei den Deinigen zu veranstalten, daß die Seinigen mit Schonung behandelt werden. Beim General dies besonders! Ich empfehle Dir auch wieder meine Schwester! denn wahrhaftig, jetzt ist alles möglich! Viel Glück!

Sie wollen, Marwitz und der Bruder, die Verse dahin verändert haben, daß sie sagen quoique plus sier que sage: dann

fällt aber die Antithese weg, die hier nöthige. Marwitz behauptet, es müsse général, und nicht commandeur, heißen. Nur Pfuel nichts von der Vorgeschichte!!! Männer bleiben eifersüchtig und rächen sich. Frauen auch.

Heute ist wieder ein Ball im Redoutenhause für Soldatenwitwen. Liebich's wohnen im zweiten Stock des Hauses, wo man in den Saal hinab sehen kann; da geh' ich hin.

Verschweig die Rathenauer Geschichte. Wir sind ihre Freunde.

Vielleicht bekomme ich heute noch einen Brief von Dir: es wird aber immer zu spät zu antworten: ich muß das erst durch Adressen bei Kaufleuten arrangiren, künftig. Adieu!

An Rahel.

Bremen, Sonntag, den 7. November 1813.

Vor acht Tagen erhielt ich von Dir, meine geliebte Rahel, in Verden zwei Briefe, vom 30sten September und vom 12ten Oktober, einen anderen vom 4ten Oktober hatte ich einige Tage früher erhalten. Die beiden, die zugleich kamen, brachte man mir mit vielen anderen zum Bette, wo ich an einem Erkältungsfieber darnieder lag, das später ziemlich arg wurde, und mich noch jetzt mit seinen Nachwehen, mit Husten, Betäubung und Schwäche so sehr plagt, daß ich zu jeder Arbeit untreffen, und selbst Dir zu schreiben eigentlich nicht aufgelegt bin. Dir zu schreiben, geliebte Rahel, nicht aufgelegt? Sieh Deine Briefe liegen vor mir, und bewegen mir durch den Anblick der geliebten Handschrift und durch das Ueberdenken ihres Inhalts so sehr das Herz, daß ich mir nicht verzeihen kann, andere, als die edelsten Augenblicke tiefer Innerlichkeit zu ihrer Beantwortung zu wählen. Warum sollt' ich nicht zagen, vor Dir unbeseelter zu erscheinen, als ich bin? Und doch ist es meistens mein Loos, auf Deine lebensvollen Ergüsse nur stille, betrachtende Gelassenheit zu erwiedern, die doch meiner Seele weniger eigen ist, als meinem Schreiben. Wisse denn, geliebte Rahel, auch nur erzählungsweise, daß die Ankunft Deiner Briefe zu meinem Kranksein mich mit dem seligsten Glück durchschauderte, und ich es tief empfand, daß der Himmel mich, sobald ich nur

leidend war, gleich Deinen anderen Kranken und Wunden, Deiner lieben Pflege theilhaftig machte, und Deine hülfreiche tröstende Hand durch die weiten Länder hin mich erreichen ließ! Noch im Bette, sobald ich etwas besser wurde, schrieb ich darüber mit Bleistift einige Zeilen, die ich Dir vielleicht nächstens schicken werde. — Ich habe große Theilnahme gefunden, während ich krank war, besonders auch bei dem General die reinste Güte und Liebenswürdigkeit für mich! Er war selbst auch krank von Erkältung, litt an Husten und heftigen Zahnschmerzen, verlegte während alles dessen sein Hauptquartier hierher, und hat erst heute wieder das Bette verlassen. Auf den Vorposten krank zu liegen, ist eine mißliche Sache, allein wir wurden nicht ein einzigesmal beunruhigt, der Feind floh überall beim Anblick unserer Partheien, wurde häufig überfallen, und mußte vieles im Stich lassen. O Rahel, was hat sich Großes und Herrliches in dieser Zeit ereignet! welch schwere Lasten sind von unseren Herzen, auch meines zweifelte noch immer, endlich, endlich abgefallen. Der Sieg bei Leipzig steht endlich einmal als ein Sieg von Folgen da, dessen Segnungen keine List des Gegners, keine Unfähigkeit der Unseren vernichten oder umwenden kann. Die Thatsache ist da, daß alle Heere verrücken, und im Verrücken ungeheure Ströme neuer Kräfte in sich aufnehmen, während die Kraft des Feindes mehr und mehr versiegt. Der Kronprinz ist in Hannover, und in unmittelbarer Verbindung mit uns, ein großes Korps Russen unter dem General Wintzingrode wird hier erwartet, eine beträchtliche Macht wendet sich gegen Hamburg. Des Generals Partheien sind schon auf der einen Seite bis Münster vorgedrungen und vielleicht besuchen in diesem Augenblicke unsere Kosacken die Familie Bentheim in Steinfurt! auf der anderen Seite streifen die Unserigen bis nah an die Gränze von Holland; möchte uns doch beschieden sein, unseren Lauf dahin fortzusetzen.

Ich weiß nicht wie es, aber ich habe das Gefühl, daß mir in diesem Kriege nichts geschieht; vielleicht ist das Tettenborn'sche Glück auf meinen Stern hinübergeschienen, daß es nun günstiger leuchtet, als je! Ich überlasse mich ihm auch ganz, und sehe nicht bedenklich auf einige Unregelmäßigkeiten, die sich noch nicht wollten in meinen Verhältnissen abändern lassen, z. B. ist meine Anstellung als russischer oder hanseatischer Hauptmann noch nicht gedruckt da, und wegen meiner Gage von der

hanseatischen Legion auch noch nichts erfolgt, allein das erstere wird sich schon zu meiner größten Zufriedenheit einmal einfinden, das letztere wahrscheinlich auch, und wenn nicht, so bin ich ja schon jetzt durch den General wie reichlich entschädigt! Ich sehe, es kommt vor allen Dingen darauf an, der Bahn des Glücks zu folgen, und lieber oft das gewöhnliche Gute fahren zu lassen, um des Ungewöhnlichen empfänglich zu bleiben, wenn auch scheinbar jene Bahn in Finsterniß sich verlieren will. Wie schlimm fühlte ich im Mecklenburgischen mich so ganz von Geld entblößt, ich hätte einiges erhalten können, wenn ich den General hätte verlassen und in die Linie einrücken wollen; abgesehen davon, daß mein Herz sich dabei höchst unglücklich gefühlt hätte, so wäre nun auch die Rechnung des Verstandes dabei zu kurz gekommen! Aber überhaupt ist das Geld der schlechteste Stoff des Bemühens, wer sich ihm hingiebt, wird unfehlbar elend, in allen seinen Kräften gebrochen und verirrt, und nur mit edler Verachtung darf man darnach greifen. So wahrlich ist mir auch dabei zu Muthe! Ich hoffe endlich Gelegenheit zu finden, die 400 Stücke, die ich um den Leib mit großer Beschwerde trage, an Liman nach Berlin durch sichere Wechsel zu übermachen, nur wird es schwer halten, die Auszahlung in Geld geschehen zu machen, weil die Wechsler sich ungern dazu verstehen wollen. Ich bin ordentlich unruhig, bis ich es in Deinen Händen weiß. Ich für mich brauche fast gar nichts, in keiner Art; ich trage noch meine erste Uniform, die zur Verwunderung Aller noch ganz gut aussieht, ich reite ein Pferd vom General, und gebe meines meinem Bedienten, mich reizt nichts zum Kaufen, da ich es Dir doch nicht schicken könnte! Meine Lebensart ist ganz einfach, ich bin immer um den General, und unermüdet fleißig, in wichtigen Arbeiten, die mir aufgetragen werden, und in anderen, die auch zum Zwecke dienen, und mehr freiwillig sind; wenn ich nicht arbeite, ist mir nicht wohl, es giebt für mich keinen Zeitvertreib, und obwohl wir oft fröhlich sind und viel scherzen, den General in unserer Mitte, so ist doch mein Inneres ganz Ernst, Ernst für die große Sache im Allgemeinen, Ernst für Dich und mich insbesondere! Uebrigens kannst Du Dir keine Vorstellung davon machen, wie vertraut wir mit dem General leben, wir schlafen auf derselben Streu, waschen uns und kleiden uns um in demselben Zimmer, jeder befiehlt, was ihm beliebt, folgt seiner Neigung und braucht keine zu ver-

heblen, es wird angefragt eine Spielbank aufgelegt, man geht und kömmt, oder setzt sich irgendwo fest, kurz es ist keine Spur von Steifheit oder Zwang, und doch wird die Würde nie verletzt. Man kann heiter und leicht mit dem General umgehen, sobald er einem Vertrauen schenkt und Achtung zollen muß, und ich persönlich habe noch keine der Gefährlichkeiten bestanden, die, wie ich wohl oft sehe, seine Natur mit sich führt, und an denen mancher übel gescheitert ist. Er vertraut mir, ist von meiner Anhänglichkeit überzeugt, hat keine üble Meinung von meinen Fähigkeiten, und mit Einem Worte, hat mich lieb. Er hat auch Recht, das zu thun, denn ich bin ihm gewiß von ganzem Herzen zugethan. Er schont mich übrigens nicht, und benutzt meinen Fleiß, aber ich weiß, daß er es im Stillen wohl beachtet, und mir's seiner Zeit bestens gedenkt. Denn diese Art hat er einmal an sich, daß er Gute und Schlechte um sich her leben läßt, daß man denkt, er schätze die ersten nicht genug, und verachte die letzteren zu wenig, bis endlich nach langer Zeit es an den Tag kommt, daß er alles bemerkt, alles erwogen und schweigend angerechnet hat.

Vor einigen Tagen bekam ich einen sehr freundlichen Brief von Frau von Humboldt, er war an den Grafen Wallmoden eingeschlossen gewesen. Sie spricht mit Anhänglichkeit von Dir und Deinem schönen Bilden! Es ist sehr gütig vom Grafen Wallmoden, daß er meiner gegen die Herzogin von Hohenzollern erwähnt hat, vielleicht hat Frau von Humboldt durch diese nach mir fragen lassen, denn dem Grafen bin ich als Person auf hundert Meilen entlegen, obwohl er mich sehr gut und lange kennt, und ich glaube sogar einigermaßen schätzt. Von Gentz sind' ich es doch artig, daß er Dir meinen Brief an ihn mitschickte; Dein Lob über das, was ich geschrieben, macht mich überglücklich, und Du hast es so überzeugend scharf zur Erkenntniß hervorgeschieden, daß ich selber mit Dir in das Lob einstimmen muß. Es ist aber doch nur Dein Lob, was ich mit wahrer Herzensfreude unter dem Scheine des meinigen führe: denn wer hat mich denn so erzogen und gebildet, daß ich irgend gerühmt werden kann? Ich bin dankbar, geliebte Rahel, und weiß recht gut die Quelle, woher mir alles fließt, aber es entzückt mich doppelt, weil, was daher kommt, nun, wie ich sehe, wirklich mein eigen werden kann.

Meine Schrift über die hamburgischen Ereignisse beschäftigt mich sehr; dem General scheint an ihrer Bekanntmachung viel

gelegen. Ich schrieb vor allen Dingen das nieder, was zur Ehre und Sühne dienen kann, die Wahrheit überall streng, und zur Zufriedenheit der entgegengesetztesten Meinungen. Ich habe vielleicht manches mit großer Geschicklichkeit und eines Geschichtschreibers würdig gesagt, ich wollte immer so schreiben, wie ich glaubte, daß es Deinen Beifall erlangen könnte. Außerdem schreibe ich fleißig Aufsätze in die Zeitungen, wie sehr da meine Freiheit auch beschränkt sein mag, ich bringe doch in jeder Zeile etwas an, worin mein eigenstes Wesen und Gesinnung schimmert. In beiliegendem Blatte habe ich den Grafen Metternich gelobt, aus Ueberzeugung, daher nicht schmeichelnd, aber grade deshalb mag er mir dafür verbunden sein; ich werde es in seine Hände bringen, weil mir lieb ist, daß er mich als einen ansieht, der öffentlich urtheilt. Ich denke stark an Oesterreich als einen künftigen Aufenthalt, des Landes und des Himmels wegen, die Dir wie mir zusagender sein müssen, als das Preußische, wohin Geist und Staatsansicht doch unaufhaltsam hinziehen. Doch es ist die Zeit des Wählens noch nicht so nahe!

Im „Journal de l'Empire" steht ein Aufsatz über die geheimen Verbindungen, Nostitz wird als eines der Häupter geschildert, des plus ardents et des plus dangereux, dann heißt es ungefähr: il s'est lié avec une actrice de Prague, Mad. Brede, qui est en rapport avec l'Electeur de Hesse. Nostitz s'est brouillé avec ce dernier, mais Mad. Brede est parvenue à les réconcilier. Dies ist ungefähr der Sinn, denn der Aufsatz ist ziemlich ausgedehnt. Ich fürchte, dieser Unsinn, der auf einmal unsere liebe Auguste in das politische Geträtsch bringt, wird sie doch sehr verdrießen; bereite sie daher darauf vor. Offenbar gehen einige Ausdrücke bestimmt auf den Grafen Bentheim, allein die Unkunde der Leute hatte bloß den Namen Nostitz aufgegriffen, und früheres mit späterem gemischt. Nostitz übrigens wird über die Celebrität nicht böse sein.

Tausend herzliche Grüße an Auguste, an den General, an Willisen, wenn diese nicht schon Prag verlassen haben.

Der Himmel segne Dich, geliebte Rahel, und Dein schönes Wohlthun! Lebe wohl, und behalte mich lieb. Dein

Varnhagen.

Der General und Pfuel grüßen Dich sehr!

An Varnhagen in Bremen.

Sonntag, den 8. November 1813.

Vorgestern, einen Tag später, als die Post ankommt, erhielt ich, lieber guter August, Deinen zweiten Brief, vom 17. Oktober, aus Bremen, einen Tag später als den vom 15., durch einen Kourier bis Berlin, und dann hier durch Uranije, der zur preußischen Behörde gehört, und mit ihr wohnt. Heute werde ich Dir nur wenig schreiben, und gewiß schlecht: weil ich wieder katarrhalisch krank bin: einen großen Husten, Brustbeschwerden, und das Gefolge der nervenartigen Uebel. Doch ist meine Seele beruhigt, und ich bin sogar heiter affizirt von der Krankheit: ich halte mich sehr, sogar im Bette, obgleich ich jetzt, nach dem Umkleiden, am Tische schreibe. Ich schreibe es Dir, damit Du nie im Zweifel über meine Briefe zu sein brauchst: denn leicht könnt' ich Dir sagen, ich hätte keine Zeit, die Post ginge, oder sonst eine Erfindung. Du sollst aber immer absolut sicher sein. Ich behandle mich selbst, mit gutem Brustthee, den ich von Dester Böhm bei mir führe; wie alle meine Rezepte, die ich brauche. Marwitz und Auguste leisten mir treu Gesellschaft: Du weißt aber, ich kann sie nicht vertragen, wenn ich nicht wohl bin. Liebster Freund, ich werde es Dir nur schlecht darlegen, und nicht wie ich es vorgestern empfand, meine Freude und den liebevollen Antheil, den ich daran nehme, daß es Dir ein wenig gut geht! daß Du so gut zu Tettenborn stehst: daß er zufrieden mit Dir ist: und daß Du also in Deiner Bahn vorwärts schreiten mußt! Mit welchen Worten aber soll ich Dir meine Einsicht darin, und meinen Dank für Deine unermüdete Liebe zu mir, ausdrücken? Kann man so etwas verdienen? Verdient man es sich sogar durch Liebe? Aber wir werden schon noch zusammenleben; und dann sollst Du zufrieden sein! Nun geht ja der Krieg gut. (Sage dem General meine Freude, daß er durch das Ordensband an uns gebunden ist! Liebich's, besonders sie, lassen ihm und Dir die schönsten Dinge sagen. Graf Christel Clam[-Gallas] grüß' ich aber de mon chef wieder.)

Der Ball war Donnerstag besser: ich ging aber nicht hinunter in den Saal; eben das Appartement bei Liebich's ist

äußerst comme il faut, da sah ich lieber hinunter — unpaß wie ich schon war —, Frau von Heer hatte sich anfagen lassen, und kam mit der Baronin Selby und deren Schwester Mlle. Kneischel, und ihrem Schwager Grafen Waldburg-Truchseß auch hin. Warum soll ich mir unten Ehre erzeigen lassen: und nicht unter der wahren Protektion hinkommen: zu ergründen war in der todten, kahlen, kalten unzusammenhängenden Prager Gesellschaft auch nichts. Herzogin Sagan war hübsch; das sah ich von weitem mit einem Glase. Auguste und Mad. Liebich, Robert, Marwitz, spazirten unten umher; nachher soupirten wir gut in den guten Liebich'schen Gemächern. Felg' ich nur immer meinem innren eigenen Sinn, dann betrag' ich mich gewiß richtig: aber ich gebe immer nach. Diesmal gelang es mir durch meine Unpäßlichkeit, hart zu bleiben: beinah aber hätten mich die Bitten der hübschen jungen tanzlustigen Mlle. Kneischel doch bewegt. Gentz saß zwischen der Oberstburggräfin und der Herzogin Sagan; mit den Beinen unter die Bank gezogen, und den Kopf nach der Lorgnette gebückt. Ich freute mich, und freue mich noch, von weitem gewesen zu sein. Das ginge mir ab! sagt Degenfeld.

Wie freue ich mich Deines kleinen Schatzes: ich will ihn auch genießen: nämlich, ihn treu verwahren, aber mit dem, was ich bis jetzt mit Harpagons-Klauen zurückhielt, nicht mehr so graulich umgehen: denn wahrlich! nun sag' ich es, ich brauche manch sehr Nöthiges; meine Kleider ganz, und auch meine Wäsche, schabten ganz ab: wenn man in vielen Jahren nichts kaufen kann; und nie Rechtes hatte, natürlich! Du weißt, was ich im gewöhnlichen Lauf der Dinge ausgeben kann; dies brauche ich in unvermeidlichen Generositäten — ohne die man in Verachtung (mit schlechten Kleidern noch dazu) ganz versinkt — und in obliquen Ausgaben — so nenne ich unvermuthete, die die meisten sind, als Krankheiten, Porte's, kurz das Heer — und zu den gewöhnlichsten unvermeidlichen. Du weißt, wie ich mich einzuschränken verstehe; und was ich wegzulassen vermag. Ich beklage mich bei weitem nicht: im schweren Krieg, wo alles darbt. Und genirre mich oft nicht zu essen, wenn ich an die Truppen, Lazarethe, mißhandelte Dörfer denke: und weiß, Gott dankend, wohl, daß ich durch Wunder! noch zu den Wohlhabenden gehöre: die Anderen Hülfe leistet. Dir eine Freude zu machen, will ich von Deinen Geschenken auch Gebrauch machen! Was in dem kleinen Koffer ist, wäs'

ich am liebsten! Wenn Du mir etwas zu übermachen hast, so schicke es alles Mendelssohn, Bartholdy's Schwager; er wohnt über der Frohberg, Markgrafenstraße Nr. 48, der hat hier Korrespondenten, und ist sehr exakt und freundlich: ich habe ihm auch alle meine kleinen Angelegenheiten aufgetragen. Empfehle ihm nur Schweigen in Berlin, gegen die Meinigen; das thut er auch. Den denen nicht fordern zu dürfen, freut mein Herz, und warten zu können, bis sie fragen. Das freut auch Dich, August! Ich umarme Dich; weil Du Dich freust. Mich freut der Annadegen.

Mein Onkel in Breslau ist unwohl; es ärgert mich! doch hat er den Sieg noch erlebt. Adieu.

R. R.

Mir ist vorgestern unvermuthet, ja beinah plötzlich, ein Berliner Jäger gestorben, den ich erhielt, der wieder zur Armee wollte, und dessen Mutter ich kenne. Ein Braver, kann ich sagen. Lebrun hieß er: ich kenne seine Mutter. Den Jäger kannt' ich zu Hause nicht; er kam hier wie Alle zu mir. Emma war da in Pension, über Giovanoli wohnen sie; exemplarische Leute. Ein zweiter Sohn ward bei Dresden gefangen. Das Elend! Adieu. Lebrun hat hier einen Freund, der ist bei mir; der Freund ist auch Jäger: aus Lübeck, heißt Lagnac.

Den letzten Donnerstag habe ich Dir geschrieben. Immer nach Lenzen. Dies ist mein fünfter Brief dahin. Mein ältester Bruder fragt oft nach Dir. Lebe wohl! Berlin jubelt.

Ich habe wohl hundert Freunde: bloß bei unsern Jägern. Ganz nichtig bin ich nicht in dem Krieg. Was ich kann, geschieht ziemlich: ich muß mich doch noch sehr bessern. Lebe wohl. Sag dem General, eine breite Brust sei nicht nur schön, sondern, seh' ich, auch gut: zu den vielen Orden!!! —

Denselben Tag, als der Jäger starb, — konnt' ich ausrechnen — bekam seine Mutter einen Brief voll Freude von ihm, mich gefunden zu haben! —

An Rahel.

Bremen, Montag, den 14. November 1813.

Als ich Dir, meine geliebte Rahel, zuletzt am 7ten November ſchrieb, dachte ich meiner damaligen Unpäßlichkeit mehr und mehr ledig zu werden, allein ich mußte mich auf's neue zu Bette legen, und ſowohl mein Fieber als meinen Huſten mit ernſthaften Arzneien behandeln, die mir ein hieſiger Arzt, Namens d'Oleire, mit dem ich vor dreizehn Jahren in Berlin ſtudirte, verſchrieb. Seit einigen Tagen geht es mir aber nun wieder recht gut, und ich denke heute Nachmittag das Bett zu verlaſſen, wo ich jedoch dieſe Zeilen noch ſchreibe. Meine Abgabe an den Winter ſoll aber hoffentlich nun auch ausgezahlt ſein, und bis zum Frühjahr mich nichts mehr anfechten, beſonders wenn ich die milde, feuchte und mir daher zuträgliche Luft Hollands athme. — Vor allen Dingen muß ich Dir nur ſagen, meine theure Rahel, daß ich einen ſicheren Wechſel auf ein gutes Berliner Haus am 11ten von hier in Triplikat abgeſchickt, und in meinem ſehr höflichen Schreiben Herrn Liman dringend erſucht habe, Dir den Inhalt baldmöglichſt zu übermachen, mit der Einſchärfung, daß die Auszahlung in Prag wirklich in Geld — 400 Stück Friedrichsd'or — geſchehe. Meine Briefe hat er gewiß richtig erhalten, da ich zwei davon auf verſchiedenen Poſten, den dritten aber ſogar mit einem Kourier habe abgehen laſſen. Möchte ich doch bald im Stande ſein, Dir meine Schuld ganz abtragen zu können! Auf einige Gunſt des Glücks darf ich wohl noch rechnen wenigſtens in der Gunſt des Generals, der mir fortfährt ungemein gütig zu ſein, und für ſich und uns alle den Vertrag mit dem Glücke im Großen und Ganzen abgeſchloſſen zu haben ſcheint. Die Strahlen ſeines Glückſternes werden immer heller. Es iſt unglaublich, was in und für dieſen Mann ſich alles vereint. Er hat wieder einen neuen Orden, nämlich den Georgen-Orden dritter Klaſſe, erhalten; dies iſt der eigentliche militairiſche und geehrteſte Orden Rußlands, wovon der General bisjetzt nur das kleine Kreuz hatte. Zwei andere Orden werden wohl noch nachfolgen. Aber das iſt eine Kleinigkeit gegen die anderen Dinge! Der Kronprinz hat ihn dem Kaiſer zum Generallieutenant vorgeſchlagen, und überträgt ihm den Zug nach

Holland, den glänzendsten Theil des ganzen Feldzugs. Es ist diese Gunst des Kronprinzen um so erstaunenswürdiger, da Tettenborn nicht das Geringste dazu gethan, vielmehr manches begangen hat, das ihm, wie man glauben sollte, diese Gunst auf immer entziehen müßte. Aber hat nicht meine eigene Erfahrung auch solche Launen des Geschicks aufzuweisen, und dankte ich nicht einmal meine besten Empfehlungen einem Manne, von dem ich laut nur Uebles gesagt hatte? Gewiß ist darin ein Gesetz verborgen, nach welchem gewisse Gemüthsbeziehungen in anderen Menschen den Richtungen eines bestimmten Karakters mit geheimer, unwiderstehlicher Gewalt zu dienen unterworfen sind, wie sehr auch sonst die Lage und das Glück der Welt dem mögen zu widersprechen scheinen! Der Kronprinz hat unter anderen gesagt, der General Tettenborn möge nur alles nach seinem Gutdünken einrichten, er billige es im voraus. Auch hat er ihm ein Verzeichniß der Offiziere abverlangt, die er durch Orden belohnt wünscht, um es dem Kaiser selbst zu unterlegen, der natürlich das Gesuch des Kronprinzen unbedingt bewilligen wird. Wie man mir im Vertrauen gesagt hat, denn dergleichen soll eigentlich nicht gewußt werden, so suche ich auf diesem Verzeichniß auch. Kurz, die Segel sind geschwellt vom Hauche der Fortuna! Wenn ich in einzelnen Augenblicken wohl den ganzen Zusammenhang der Umstände, die jetzt walten, begeisterter ansehe, so bin ich doch im Ganzen in meiner Seele nicht bloß still und ruhig, sondern sogar bescheiden und demüthig, weil ich wohl fühle, wie sehr ich, und wir Alle, mit unserer Weisheit nicht ausgelangt hätten, wenn nicht eine höhere Hand die Schicksale aus dem gelenkt hätte, was unserer menschlichen Leitung entrückt war. Wenn der Frühling wiederkehrt, entzückt sich jedes Herz und jedes Auge in seinem Genuß, aber niemand denkt, daß er grade den Frühling verdient, wohl gar errungen habe durch die angestrengtesten Wintertage; so mögen wir auch den Folgen des Sieges bei Leipzig uns mit entzücktem Gefühl dankbar hingeben; die Ehre der Schlacht gebührt jedem, der dabei war, die Ehre des Siegs weise jeder bescheiden von sich ab! O liebe Rahel, mir steigen sonderbare Einsichten durch die Erfahrung dieser Weltbegebenheiten auf, Einsichten, die jedem, der durch das Glück sich zu schwärmerischer Täuschung führen ließe, entfernt lägen! Eine ernsthafte, tiefe, unwillige Wahrheit lauert noch im Hintergrunde all dieser Dinge, und weil ihr ernster Blick von mir

gesehen wird, so kann auch ich nicht anders, als sehr ernsthaft sein. Die Weisheit und der Geist schweben nur immer über die Welt hin, darin sind sie nicht. Staatsverfassung, Gesetzgebung und Kriegsführung suchen ihre Helden, und wenn der Zustand der Welt sie ihm versagt, so brechen jene unsichtbaren Gewalten in furchtbaren Zorn aus, und durchwühlen nach ihren alles mit zerstörender Wuth. Noch steht alles ziemlich gut, es sind wenigstens tüchtige Männer da, und das Versäumte gleicht der Himmel noch immer gütig aus. Große Staatsgedanken sind selten; ich denke unaufhörlich an Mirabeau, von dem ich hier einen neuen Band Briefe fand, die wir noch nicht gelesen hatten; sie enthalten seine Prozesse in Pontarlier und Aix nach seiner Befreiung, und zeigen hin und wieder die ganze Gewalt dieses außerordentlichen Mannes mit den kühnsten Strichen.

Stein tritt nun auch nach und nach in seinen wichtigen Wirkungskreis. Die hannöverischen Länder und die ehemaligen preußischen Provinzen sind die einzigen, die von seiner Verwaltung ausgenommen sind. Er hat sich vorerst in Leipzig festgesetzt, und von dort aus schon einige Sachen ergehen lassen; ich bin außerordentlich gespannt, welche Gestalt und Wendung diese schwierige und in tausend Verwickelungen hineingeborene Zwischenmacht nehmen wird. An Rechtschaffenheit und Kraft wird es ihr nicht fehlen. — Stägemann hat mir ein paarmal äußerst freundschaftlich geschrieben, und spricht von mir, wie ich höre, mit vieler Achtung und Freundschaft. Er war sehr krank, ist aber jetzt ganz hergestellt, und glaubte in seinem letzten Briefe bald zur Armee abzugehen. Neumann ist, wie mir Hitzig schreibt, bei dem Kriegskommissariat des Bülow'schen Korps vortheilhaft angestellt; Hitzig hat eine alte Dittrung von mir verloren, die er gern wiederhaben möchte, darum schrieb er mir, sonst ist er so gütig nicht. — Ich muß Dir doch auch sagen, daß wenn Moritz bei uns gewesen wäre, er Hunderttausende hätte verdienen können; diese Möglichkeit ist für Andere, die sie verdient haben, zur Wirklichkeit geworden. Er legt aber seine Mittel nie für einen Kreis von Fällen, sondern nur immer für einen einzelnen Fall an, sonst hätte er mich auch für sein Bestes zu erhalten gesucht. Sein Betragen gegen mich war aber nie von der Art, daß ich Grund hätte, mich dazu zu drängen, ihm nützlich zu sein, wozu mich sonst meine Anhänglichkeit und Liebe für Dich mächtig genug auffordern könnte; ich rechne aber auf ihn in nichts, und sah auch

in seiner Annäherung in Hamburg nur, daß er mich gebrauchen wollte, wozu wenige Menschen Lust haben sich herzugeben, und ich wohl am wenigsten. Jetzt wäre es auch zu spät, und es ist mir lieb, daß ich nicht mehr in die Verlegenheit kommen kann, diese Verhältnisse zusammenzuraffen. Rachsucht ist gewiß nicht in meiner Seele, aber ich läugne nicht, daß ich mit Zufriedenheit die Gelegenheit wahrgenommen habe, im Stillen für mich und andere manche Vergeltung zu üben, und manchen mit Schlägen zu treffen, von denen er wohl nicht ahndet, woher sie kommen. Diese Art Gerechtigkeit ist man sich selber schuldig. —

Während wir nach Holland gehen (wo Tettenborn leicht Generalgouverneur werden könnte), wird der Kronprinz, der nun erst übermorgen hier eintreffen soll, den Davoust mit allem Ernst angreifen, und Hamburgs und Lübecks Freiheit wird bald errungen sein. Unser Hauptquartier ist hier schon sehr lebhaft geworden, General Wingingerode ist mit vielen anderen Generalen und zahlreichen Truppen seit einigen Tagen hier. Meine Schrift über Hamburg wird mir doch wohl weniger Geld als Aufsehen einbringen, da, wie ich höre, der Druck in England großen Schwierigkeiten unterliegt, und sich sehr in die Länge ziehen würde, in Deutschland aber nicht viel Geld zu bekommen ist. Perthes trat unvermuthet zu mir in's Zimmer, als ich ihn eben darüber schriftlich zu Rathe ziehen wollte; ich sagte ihm, ich schämte mich, dabei an Geld zu denken, wenn ich mich aber genug geschämt, so dächte ich doch immer wieder daran, und er meinte darauf, ich sollte gleich damit anfangen mich nicht zu schämen, denn den Bettelsack hätten wir doch alle umgehangen. In Gottes Namen denn!

Liebe Rahel, ich möchte verzweifeln, daß ich nicht bei Dir bin! Um des Bildes willen, das ich mir von der Zukunft mache, ertrage ich die Gegenwart. Während ich so hier im Bette krank lag, und der Einsamkeit nur selten durch Besuche entzogen wurde, dachte ich immer an die Tage, da ich in der Friedrichsstraße krank lag, und Du aus der Behrenstraße nur zwanzig Schritt hattest um zu mir zu kommen; ich dachte, Du müßtest auch hier hereintreten, und ward ungeduldig über Dein Ausbleiben. Du liebe, treue Pflegerin und Wohlthäterin armer kranker Soldaten!

Ich habe an Bentheim geschrieben, und schreibe noch an die Humboldt, die, wie ich Dir schon gemeldet, mir durch Wallmoden einen sehr freundlichen Brief zugeschickt hat. Sie lebt

darin ihren Mann, ein Lob, in welches einzustimmen ich durch ihre zuvorkommende Freundlichkeit gegen mich ordentlich verpflichtet bin. Seine Auszeichnung ist mir wirklich ganz lieb, schon aus der bloßen weltlichen Rücksicht, weil ich ihn kenne, und dann freut mich jedes Gelten und Mächtigsein großer Verstandeskraft. Aber Metternich's Erhebung dürfte ich wohl für eine auch mir nicht unbedeutende und angenehme Begünstigung ansehen, deren ich mich in Zukunft zu erfreuen haben könnte.

Lebe wohl, geliebte, theure, einzige Rahel! Lebe vergnügt, und folge Deiner Neigung, soweit die Götter es erlauben! O mögen sie mich in Stand setzen, Dich darin zu fördern! Leb wohl! Grüße die theure Auguste auf das zärtlichste! Liebich's vielmals! Willisen und Marwitz sind wohl nicht mehr in Prag. Der General läßt Dir die herzlichsten Grüße sagen, Pfuel ebenfalls; der Schäfer hat neulich an Mariane Saaling nach Wien geschrieben, ohne mir ein Wort davon zu sagen, o Neigung, hast Du so tief im Herzen Dich versteckt?

Adieu, geliebte Rahel! Ewig Dein

Varnhagen.

NB. Schreibe doch fortan immer nach Bremen! Ich habe überall die Geschäfte mit den Postämtern wegen der Briefe, die gelesen werden sollen, und bin daher sehr bekannt. Das Geschäft behalte ich bei, weil ich fürchte, daß es in anderen Händen leicht Unheil veranlassen könnte; die Arbeit ist übrigens selten, und ganz nach Willkür.

An Varnhagen in Hamburg.

Augustenburg, Sonntag, den 14. November 1813.

Heute, mein lieber August, schreib' ich Dir nur, um Dir zu sagen, daß ich Deinen Brief vom 24. Oktober aus Verden den Donnerstag, als es zu antworten zu spät war, erhalten habe, und ich auch grade krank genug des Abends um 7 war: besonders schreibe ich Dir darum, weil ich mich in meinem letzten Brief krank meldete: gesund bin ich noch nicht, obgleich ich mich bessere, aufsitze, und vergnügt genug sein könnte, wenn mich nicht der blödsinnigste Ennui umgäbe, der wahrhaftig und beim wissenden Gott nicht von mir ausgeht! — gelitten an meiner

mens nicht vergeſſen! — dem ich eine Leidenſchaft von mir mit Freiheit, und Troſt auseinanderſetzte, jede Neigung. Auguſt, dies iſt die einzige Art von Verbindung, die ich ertragen kann: die einzig hehe, reine, freie, ſchöne, ewige; ſich weiter ausbildende! Lieber Auguſt, dieſe Eigenſchaften, die dazu gehören, haſt Du. Und wiſſe! Du weißt es; wie ich ſie erkenne, ſie Dir danke. Auch Deine anderen. Dein feſtes altes Weſen; Dein ſicheres Betragen, Deine wachſende Einſicht: Dein Korrigiren, welches ich noch bei niemanden fand — weil Du weißt, was Dir Natur gab, und was ſie Dir verſagte; und weil Du wahrlich moraliſch — nach Novalis — Dich ergänzeſt: das thun wir Anderen alle nicht; ich ſpreche nicht von den Hochbegabten, denen es allenfalls zu verzeihen iſt — Dein ſchnelles plötzliches; gleich nach der Einſicht. Auch hat niemand ſolche Freundin; nicht wahr? So unſchuldig, und ſo ſeelenkundig zuſammen. Nul n'a de l'esprit, hors nous et nos amis, ſagte ſchon ein dummer Franzoſe; nun ſag' ich's wieder.

Apropos! „Ausſichten der Gegenwart" in der Feldlager-Zeitung haben mir überaus gut gefallen: ich ſchickte die Blätter gleich an Gentz; er dankte mir ſehr dafür. Denk Dir, auch der reiſt nach Frankfurt am Main, und ob ich ihn gleich gar nicht ſah, und er mir wahrlich hier das Herz kränkte, und das Leben verbitterte, ſo war es nicht ſowohl ein Troſt, ihn hier jenſeits des Fluſſes gewiß zu wiſſen, ihm ſchreiben, ihn zitiren zu können, als es eine neue, unerhörte Leere im wüſten Orte ſein wird, ihn weg zu wiſſen! ... auch wird man hier mit der Zeit gar nichts erfahren. — Dahingegen bleibt mir wie geliebt der andere Freund, der mir von gar keiner Reſſource iſt! Iſt das nicht ſonderbar, daß mir der und Louis, die Einzigen ſich ganz auf mich ohne Regreß werfenden, über Berg, Koth, Stein, Waſſer und Moraſt wie durch Wunder auch hier in meiner Flucht nachgekommen, und dem Schickſal zugegeben ſind?! Aergre Dich nur nicht! denn auch der muß bald fort: und liebt mich ſo ſehr er nur kann; und iſt ſonnig, ſo wie ich's nur will: und iſt wie er iſt; doch liebwerth genug, und ſelten.

Alle Tage ſehe ich's — man ſollte dies nicht für möglich halten, wenigſtens that ich's nicht — mehr ein, was es heißt: Geld haben; hätte ich damals, als ich hierher mußte, beſeſſen, was Du mir jetzt verheißeſt, ſo ſäß' ich vergnügt und frei in Wien. Denk Dir alſo: wie ich Gott danke, für den Sommer

und die nächste Zeit dadurch frei zu sein!! Ich danke Dir nicht mehr. Ich enkouragire Dich nur: Du weißt wozu: und Gott wird uns zusammen führen. Ich lasse auf Gentz'ens Adresse den Koffer von Hitzig hierher kommen. Das Andere schicke Mendelssohn, wie ich Dir schon schrieb — das ist mein sechster Brief nach Lenzen —, der bei der Frehberg im Hause wohnt; Nr. 48. Ich habe ihn schon prävenirt. Gentz war gestern Abend ein wenig bei mir: er will heute wieder kommen. So dégoûtirt ich von ihm bin: so sehr ich ihn ewig lieben werde: so behandle ich ihn doch mit Klugheit. Er ist zu gebrauchen, läßt sich — gern — gebrauchen; ich gebrauche ihn schon in Kleinigkeiten; und er soll gebraucht werden: als Freund, oder Feind. Wie man's nehmen will; wie's geht; und wie er sich aufführt. Du bist meiner Meinung: und gewährst meinem Herzen! anstatt des Schicksals! welches mir, noch immer, keine Zuglust der Freude vergönnte: außer was Du mir Liebes sendest, was Du mir bereitest, zeigst, und wenn Dir Gutes begegnet. Mais ce n'est pas au vif!

Nun höre Eins, worüber Du nicht böse sein mußt; welches ich Dir verschweigen könnte; aber wozu ich weniger als je Lust habe; weil ich nur Lust habe, Dir mein Herz auszuschütten; auszukramen ist viel besser. Den Wechsel der vierzig Friedrichsd'or habe ich hier vor wenigen Monaten einem Banquier cedirt, der hatte ihn einem andern in Berlin cedirt: aber gleich nach Deinem letzten Briefe habe ich Mendelssohn dahin geschrieben — dem ich den Auftrag gegeben hatte, weil ich gar nichts erfuhr, die Banquiers sind mit die vornehmsten der beiden Städte, er soll nachfragen —, daß die Prezedur gleich eingestellt werde, welches unfehlbar erfolgt ist, da die Leute keine Valuta geleistet haben. Es war natürlich, daß ich den Wechsel nicht außer Kraft kommen lassen, und seinen Inhalt besitzen wollte. Voilà le fait. Où se trouve donc M. Daevel? Gentz me demandait les dernières pièces de votre gazette, que je n'avais pas. Si vous apprenez qu'il est à Francfort, envoyez-les lui: à ce que je vois aime-t-il les avoir. N'est-ce pas, „Ansichten der Gegenwart" est de vous? je reconnais votre stile, qui me plait beaucoup cette fois-ci. Vous écrivez donc beaucoup! mais dites moi, barbare, pourquoi vous ne me dites pas quel passage de mes lettres vous avez fait imprimer? c'est pour se donner au diable! Et puis vous ne dites rien des effets, que con-

tient le petit coffre. Pour vous punir j'écris en français.

Ihr Armen! ihr habt erſt den Sieg ſo ſpät erfahren! (Ich Dumme, vielmehr erfuhr erſt von Dir ſo ſpät, daß Du ihn weißt!) Es ängſtigt mich ein wenig, daß ihr in Verden wart. Warum? Dresden haben wir nun: aber Magdeburg! Glogau! und der gute Rhein; für wen wird ſich der Gott erklären. Ich bin ſehr beſorgt! Für's Erſte, ſoll das Elend gränzenlos, ein Moskau'ſches, auf der Straße dahin ſein. Wenn da ein Rückſchlag kommt, iſt Deutſchland auf zwanzig Jahre todt. Ich hoffe auf Dummheit allein. Verwirre der Feinde Herz! beten die Kinder Israel in der Bibel. Einmal iſt es ſchon für uns gelungen. Adieu, Freund! Lebe wohl! noch laſſe ich den Brief offen: vielleicht kommt noch einer von Dir vor 5. Von Willisen weiß ich ſeit Teplitz nichts. Lieb ihn: ich lieb' ihn auch. Dem hübſchen General möchte ich ſagen können, was er verdient, und ihn freuen kann; dann wär' ich auch hübſch. Dem General Bentheim habe ich alles vorgeleſen: er grüßt. Auguſte, Liebich's, auch ſehr ſchön. Joſephine Pachta iſt vielleicht ſeit dem Oktober hier: ſo ſchrieb ſie mir im Mai; ſeit Oktober bin ich unpaß; vorher ſucht' ich ſie einmal, ohne ſie zu finden, im Heidenkoth. Viel Leben iſt bei ihr nicht zu holen: doch werde ich ſie aufſuchen. Mich appetitert nach munteren geiſtreichen Leuten; nach Bewegung im Leben. Adieu.

An Varnhagen in Bremen.

Prag, Mittwoch, den 17. November 1813.
Abends halb 11.

Ich kann ja weiter gar nichts, lieber Auguſt, als Dich recht anſehen und Dich umarmen für Deine Briefe! Geſtern — er war ſchon vorgeſtern hier — erhielt ich Deinen vom 7. November. So waren wir denn Alle zugleich krank! Noch die ganze Zeit paßte ich nicht ſo auf einen Brief: und keiner kam mir unverhoffter, als der ſchnell gegangene, geſtern! Ich paßte, weil Du mir wieder aus Verden geſchrieben hatteſt: und verhoffte ihn nicht geſtern, und ſo [illegible]; weil nun die Poſt

nicht mehr über Breslau, sondern über Dresden kommt, mir unverhofft. Nun wollt' ich Dir den ganzen Tag heute schreiben, aber sie litten's nicht: Vormittag besuchte mich der russische Kommandant Baron Rehbinder; Nachmittags Graf Reichenbach, der preußische. Frau von Pereira schrieb mir dringend, Mariane Saaling: ich mußte antworten; mit dem preußischen Kommandanten hatte ich zu verhandlen: denn nun, August, geht's in's Spaßhafte über: alles wendet sich an mich. Behörden. Vielen soll ich geben; die Oberstburggräfin giebt mir; und so in's Unendliche! Schreiben, Zählen, Kombiniren, Menagiren, Notiren, und Entriren in alles. Dabei bin ich noch sehr konvalescent. Morgen genaue Antwort auf Deinen mir unsäglich lieben Brief! Adieu. Der General that mir wahrhaftig am leidsten! Zahnweh ist ja unerhört; das Entsetzlichste. Schone Dich nur: mache Dir Flanell vor die Brust; ich war auch recht leidend. Adieu, Adieu! Ich hatte wohl wieder einen Brief aus Bremen; aber ich war doch allert geworden. Nun bin ich wieder zufriedener. Ich bin in allem Deiner Meinung, dies alles morgen umständlich. Gute Nacht!

Donnerstag, 11 Uhr Morgens.

Der Baron Rehbinder war nicht bei mir, um etwas zu verabreden; der kam nur zum Besuch, — er schickt mir aber einen Jäger bis Frankfurt, der sonst laufen müßte, — es ist derselbe, der mir im früheren Sommer Briefe aus Reinerz brachte. Ich wollte Dir einen sehr allerliebsten, d. h. ausführlichen Brief schreiben: ich bin aber zu matt: eine völlige Vernichtung — so wie ich sie wohl nach heftigem katarrhalischen Leiden und Fieber kenne — solches Saliviren, Erbrechen, Schnauben, Gliederweh, Nervenleid, kann ich nur haben: überhaupt ist die Lebensart, die ich hier führen muß, mir zu sehr schädlich. Keine Luft!! durchaus kann man hier nicht spazieren gehen. Keine Gesellschaft, denn die Leute, die ich sehe, sind Vormittag, und zu Unzeiten, in Geschäften bei mir. Kein Reiz, keiner Art: und mäßig schlechte Nahrung. Es ist, so lange ich in dem Hause bleibe, nicht zu ändern. Aus diesem Hause kann ich in dieser Stadt nicht: und im Winter reise ich auch nicht. Diese Privationen gehen alle in der größten Freundschaft und Freundlichkeit zu; und ich bin, und muß noch

dankbar sein. Auguste hat kein Bedürfniß nach Luft, nach Berührung irgend einer Art! und ihr Geliebter verbannt jede Geselligkeit. Wie findest Du mein Schicksal, daß der durch ein Meerwunder zurückkommen mußte!? Dabei erlaubt mir nun meine Gesundheit nicht, den ewigen, ununterbrochenen Koth zu forciren.

August! wir thun nichts, als präpariren: ich bin wahrlich (nach dem allem, was ich habe durchgehen müssen: denn was suchte ich wohl falsch, was präparirte ich, was konnte ich wohl vermeiden mit aller Klugheit!) zu alt dazu; und so durchlitten, daß ich oft in Verzweiflung, oft stupid bin. In meiner ganzen Lage hält sich noch bis jetzt, und hier, jeder an mich; und durch mich! Nur Du hilfst mir. Verzeih! Wie sollte dieser Brief anders werden; das glaubst Du gar nicht! Erst wollt' ich Dir sagen, wie herrlich es ist, wenn einem der Freund schreibt, grade was man ihm schreiben wollte; schon seit mehreren Postagen wollte ich Dir sagen — trotz dem, was ich das letztemal über Geld äußerte; und Du wirst schon sehen, daß das zusammengeht, und, daß meine Lage nur immer meine Denkungsart auseinander zerrt, — wie recht, wie glücklich ich es finde, daß Du Tettenborn's Schicksal gewählt hast, und Dich geradezu an den hältst. Du hast ganz Recht, August: man muß das Pekuniaire zu verachten wissen; nur dann kann man's ergreifen: und jedem Punkt applaudire ich in Deiner Aufführung; und wir sehen nun ganz mit den nämlichen Augen. Dadurch, lieber August, daß Du erkennst, was Du etwa von mir hast — und nicht wie alle Anderen, im verblindeten Gebrauch meiner Schätze, arm bleibst, — stellst Du Dich ganz — zu meiner lebhaftesten Freude — über mich: denn, was Du besitzest, vermag ich mir nie anzueignen. Daß Du Rücksicht in Deinen geschichtlichen Schriften auf mich nimmst, freut mich auch; das thut den Schriften gewiß sehr gut. Ich sehe, ich liebe Wahrheit; bin einfach, streng; aber weich; habe keine Resultate vorher im Aug und Geist; und bin immer bereit unschuldig aufzufassen. Denkst Du also nur an einen solchen Menschen; so müssen bei Deinen übrigen Talenten, und Gewandtheiten, schon lesenswerthe Dinge, in dieser von Lügen zusammengebackenen litterarischen und großen Welt, herauskommen. Gott! wie ganz stupid, und nichtig; durch Dünkel zusammengekittet wird Deutschland! Ein irres wirres Nachsprechen summt aus jedem Kopf um die anderen umher,

und betäubt sie, bis zum Betrunkensein in Eitelkeit. Aber wie freut mich das, daß Du mir schreibst, Du nähmest auf dieses Land Rücksicht für uns! Du kommst mir ja in allem zuvor, in allem entgegen! Wie äußerst angenehm war mir vorgestern Dein Zeitungsstück: ich siegelte es auf der Stelle mit einigen Worten ein, und schickte es Genz. Hier seine Antwort: „Ich danke Ihnen sehr für diese interessanten Mittheilungen. Das Blatt bringe ich Ihnen morgen selbst zurück. Ihr Billet von heute früh war göttlich.“ Ich hatte ihm die Neuigkeiten, die er nicht wußte, und die Du mir geschrieben hattest, auch schnell abgeschrieben. Den Morgen hatte ich ihm geantwortet: weil er — er hatte Urquijo den Abend vorher einen Augenblick bei mir getroffen — sich todt wunderte, wie der mir eine Leidenschaft einflößen konnte, welches er mir in einem Billette äußerte, mit welchem er mir esprit d'eau de Portugal sandte — welches ich seit Anno 6 umsonst wünschte: wo Du welches findest, mir! — auf dieses sein Wundern schrieb ich ihm ein paar Zeilen, was Liebe sei: daß ich Urquijo's Fehler alle wie jetzt gesehen habe etc.; die Definition davon; einiges sehr Liebes für ihn: und am Ende: „In Einem Stück nur hat die Mythologie Unrecht. Amor hat keine Binde, und ist der klarste Gott; Argus aber ist blind, weil er nur sieht, was er fürchtet“; dann noch etwas über Wohlgerüche, die er eine Hauptsache im Leben nannte; da sagte ich ihm: nur weise Leute, die ihre Sinne zu schätzen wüßten, schätzten jene gehörig; und gab ihm Recht. Er kam gestern nicht; ich schreibe dies alles zu Deinem Amüsement: und schicke Dir auch ein Stückchen Band, mit esprit d'eau de Portugal bestrichen, weil ich den Geruch zu sehr liebe! Auch ich, siehst Du, menagire mir dieses Land sehr: Genz und sein Chef sind hier wichtig; auch gehen meine Korrespondenzen nach der Hauptstadt ihren Gang: sie loben mich in allen Briefen sehr; ich schmeichle ihnen auch. Denk Dir, ich habe nur den Namen Metternich gesehen, das Blatt weiter nicht gelesen, und es segleich Genz geschickt: die Schnelligkeit ist in dergleichen alles. Dein Brief war so groß: und klein geschrieben: ich las ihn in Eil unten bei meiner Wirthin, die einen Kaffee hatte; und mich mit Gewalt herunter geholt hatte; ich war in einem dicken Wattenrock eingekerkert; kurz, in der Verwirrung schickte ich's ab; an einem Boten fehlte es mir zu der Meile im finsteren Kothe auch. Ich werde es aber wieder holen lassen. Ich weiß sehr wohl, wie Du, daß man

jetzt noch nichts bestimmen kann; drum muß man alles wo möglich präpariren. Ueber Oesterreich und Preußen denk' ich wie Du; freilich haben sie beide verschiedene und ausschließende Eigenschaften.

Marianen Saaling und Jetten Pereira schrieb ich gestern Abend zusammen, ein Meisterstück; aber ganz geschwinde, wie dies. Tausend Grüße an Hrn. von Pfuel. Meinen größten Antheil dem General! Wie kann der zu gemeinen Zahnschmerzen kommen! Wer hat Dich denn gepflegt? Marwitz geht mit diesem Monat, sagt er. Ich sage ihm sehr die Wahrheit; es mag veranlaßt sein wie es will; diese nimmt er immer an. Er amüsirt mich gar nicht. Adieu! Ich bin zu müde. Vielleicht morgen noch ein Wort. R. R. Die Klecksе habe ich alle noch meinem Bruder zu verdanken, der vor seiner Abreise mir — mit Gewalt; keiner will sich Dinte, Papier und Federn halten — noch diese Feder verdarb. Lebe wohl! Ich lese wieder in Deinem Brief, und gebe Dir noch hundertmal Recht; in allem, was Du über Geld, über Glück, über das, dem Du zu folgen gedenkst, sagst: und bewundere ganz erstaunt, und mit dem Wunsch, es doch auch zu können, wie Du es sagst! Adieu!

Sonnabend, den 20. November.

Lieber August, ich grüße Dich hunderttausendmal. Es ist heute Sonnabend früh 9, um 10 müssen die Briefe auf die Post, besonders wenn man sie rekommandirt. Denk Dir den Verdruß! Abends um 6 kommen die sächsischen an: folglich Deine: und nun muß man die Antwort so lange verschieben! Es ist seit vorgestern nichts vorgefallen, als daß ich Unglückliche viel schreiben mußte, weil ein Herr mir Depeschen mit nach Berlin nehmen will, — mir ist ein Jäger gestorben, das muß ich referiren!!! und Mendelssohn tausend Geldgeschäfte und Rechnungen berichten: er kleidete durch mich noch besonders Jäger hier: und giebt, weil ich sie ihm gebe, und mit Vergnügen dieser Familie ausrichte, viele Aufträge. Ich kann aber alles von ihm haben. Und für Freunde auch. Genz war gestern Abend bei mir: recht gut; aber er müßte erst wieder kurze Zeit unter eben so Klugen leben, als er ist: die Salons haben ihn engourdirt. Er braucht nur weniges sich zu entrosten. Wir sprachen viel. Das Stück in der Zeitung, worin

Metternich vorkommt, ist nicht in so schönem Ton geschrieben, als „Aussichten der Gegenwart". Es thut mir leid. Glaube nur, dies Land hier will glimpflich bei den größten Schlachten bleiben: und Alle sehnen sich aus: nur Partikuliers bleiben dann sitzen, und werden aufgeerfert. Dies alles unmaßgeblich, und nur zur Erinnrung! Du bist übrigens überzeugt, daß wenn ich die Sache an sich, ganz richtig, edel, und ersprießlich für Alle hielte: mich keine Rücksicht des Herkommens ihr abspenstig machte. Das böse Prinzip aber, ist anderweitig zu finden, und zu verfolgen: und mit einem gelassenen, nicht irenischen Ton, wie Du ihn schon gefunden hast. Nicht wahr? — Nun muß ich mich geschwind anziehen: um einen Gardeoffizier von uns, Hrn. von Desmarées, empfangen zu können, der eben meine Briefe einem Anderen geben will. Es ist gefroren, ich will auch endlich ausgehen. Willisen hat endlich an Marwitz geschrieben aus einem Orte des Reichs, den der nicht kennt: lauter kriegrische Dinge. Ich schicke ein Stück der Adresse mit, die vor mir liegt. Zur Ergötzung. Viele Grüße und die herzlichste Umarmung! Danzig soll über sein! Adieu! — Na! ich habe in nichts Glück: ich kann unter keiner Bedingung den gläsernen Stöpsel aus der Flasche kriegen, die ich bis jetzt noch nicht geöffnet hatte. — Da ist wenigstens das Band! — Ich habe es schon aufmachen lassen, vom Goldschmidt. —

An Rahel.

Bremen, Freitag Nachmittags, den 26. November 1813.

Theure, geliebte Rahel! Seit meinem letzten Briefe vom 20sten November, worin ich Dir schrieb, wir würden nach Holland aufbrechen, sind wir immer ruhig in Bremen geblieben, und ich habe Zeit gehabt, meine Gesundheit vollkommen herzustellen, und mich ganz zu erholen. Von dem Zuge nach Holland ist es einstweilen abgekommen, weil alle unsere Streitkräfte sich nach der Elbe gegen Hamburg und Holstein wenden, und unterdessen haben auch die Holländer schon das Ihrige gethan, haben in Amsterdam, Rotterdam, Utrecht u. s. w. alle Franzosen entwaffnet, alles französische Eigenthum mit edler Enthaltsamkeit, weil sie von dem verhaßten Raub keinen Ver-

theil wollten, öffentlich verbrannt, und freie Behörden eingesetzt. Dieser furchtbare Aufstand scheint sich über die gesammten Niederlande auszudehnen, denn auch in Antwerpen sind blutige Auftritte gewesen. In Amsterdam sind 30,000 Bürger unter den Waffen; außer den Franzosen hat niemand etwas gelitten, und die Wiederherstellung der Freiheit geschah mit einstimmiger Ordnung. Es ist sehr gut, daß sie selbst ihr Recht behauptet haben, und die Sache ohne fremde Truppen vollbringen konnten, und ich für mein Theil verzichte unter solchen Umständen gern auf den glänzenden Kriegszug dahin. Ein Befehl des Kronprinzen von Schweden ruft uns nun zu diesem nach Lüneburg, wohin wir morgen abmarschiren, und von wo wir höchstwahrscheinlich weiter nach Holstein rücken werden. Der Kronprinz begünstigt fortdauernd den General Tettenborn ganz ungemein, und scheint bei seinen Unternehmungen auf ihn vorzüglich zu rechnen. Ich habe, als der Kronprinz hier war, bei ihm gespeist, und konnte ihn, da ich ihm gegenüber saß, mit aller Aufmerksamkeit und Muße betrachten. Es war mir nicht schwer, daß Innere in seinem Aeußeren zu erblicken und zu erkennen, meine Einweihung in die Angelegenheiten gab mir im voraus alles dazu an die Hand. Sein Gesicht ist sehr bedeutend, klug ohne geistreich, scharf ohne entschieden zu sein; man sieht, daß die Revolution es hat formen helfen, aus gewöhnlichen Geschichten geht kein solcher Ausdruck hervor. Er muß ehemals sehr feurig, ja schwärmerisch begeistert gewesen sein; allein er ist schon weit über dreißig Jahre, und Du weißt wohl, was Goethe sagt. Ich glaube, daß er unserer Sache durch die Umstände sehr nützlich ist, und ich wünsche nur inbrünstig, daß diese Umstände fortwähren mögen. Seine Absichten sind wohl weiter gerichtet, als man denkt, für ihn die natürlichsten, die angemessensten, deren Erfüllung man ihm gönnen kann. — Schlegel war nicht mit ihm hier, der war in Göttingen geblieben; der Kronprinz meinte von ihm, er habe ihn recht gern, aber er schreibe gar zu weitschweifig! Welche Verzweiflung empfände Schlegel, wenn er dies Urtheil erführe!

Mitten in all meinen Beschäftigungen war ich diese Zeit hindurch auch noch sonst sehr fleißig, habe vieles geschrieben, noch mehr überdacht und betrachtet. Mich reizt nichts, als die großen Beziehungen, ich kann mich nichts Kleinem im Leben mehr hingeben. Während alles im größten Glanze den Ge-

neralen in's Schauspiel, zu Konzerten und Festlichkeiten folgt, und sich eines vorübergehenden Schimmers freut, sitze ich einsam zu Hause, ernsthaften Gedanken und Arbeiten hingegeben, wozu mir sehr günstig ist, daß ich ein Zimmer für mich allein bewohne. Die gleiche Sinnesart seh' ich auch in Pfuel, und dies Gemeinsame der erkannten Gesinnung hat mir auch sein Vertrauen etwas mehr erschlossen, obgleich die Gemüthskraft und die großen Möglichkeiten, die er in seinen Geistesgaben fühlen muß, ihn eigentlich, so lange er nur untergeordneten Wirkungskreis hat, von allem Vertrauen abwenden und in tiefe Verschlossenheit vergraben muß. Meine Zurückgezogenheit gereicht mir jedoch selbst in Rücksicht des Aeußeren nicht zum Nachtheil, die Offiziere sämmtlich achten mich, und suchen um so weniger sich diesem Anerkennen zu entziehen, da ich in ihren Hauptsachen kein Mitbewerber bin, und jedem gern erlaube mich in allen Eitelkeiten zu übertreffen; die anderen Leute aber suchen mich auf, und ich habe das Vergnügen gehabt, hier die würdigsten Senateren kennen zu lernen, die bloß auf fremde Empfehlung meine Bekanntschaft gewünscht hatten. Ueberhaupt bin ich mit der Art, wie ich mich zu den Menschen stehe, vollkommen zufrieden, und ein größerer Schein würde mich mehr belästigen, als erfreuen. Dennoch bin ich der Wirklichkeit nach nicht unbedeutend in unserem Treiben, und habe viel Gutes gestiftet und Böses verhütet, soweit ich reichen kann, ewig treu, selbst in scheinbar entgegengesetzten Aufträgen, der innersten Wahrheit meines Gemüths und seiner tiefsten Richtung. Der General hat während meines Krankseins mir fortwährend die größte Güte und wohlgesinnte Theilnahme bezeigt, und er hat das Gute, das seltene Gute an sich, daß er die äußere Ehre und Achtung nicht nach dem Maßstabe vertheilt, den jeder dafür anzieht, sondern rücksichtslos nach seinem eigenen, eine Eigenschaft, die ich bei Weltleuten selten gefunden habe, welche meistens glauben, dem Höhergesinnten das, worauf er nicht den ersten, sondern nur einen untergeordneten, aber doch einen Werth legt, unbedenklich entziehen zu dürfen.

Vor einigen Tagen trat unerwartet der Graf Alexis Bernheim zu mir herein, der von Steinfurt hierher gekommen war, um den Kronprinzen aufzusuchen, den er aber nicht mehr fand. Bei den verwickelten Angelegenheiten seines Hauses dachte er, könne es von Nutzen sein, auch bei dem General Tettenborn, den er ehemals in Wien wohl zuweilen gesehen, anzusprechen

und Erkundigungen einzuziehen, und indem er unsicher und ohne Erwartung in's Haus tritt, hört er zu seinem Erstaunen, daß ich da bin. Er gestand mir selbst, daß er das für seine mißliche, sogar ohne Paß unternommene Reise, wie einen Wink des Glücks angesehen; wir sprachen ausführlich, ich erzählte ihm, was ich von seinem Bruder wußte, und was ich ihm ein paar Tage vorher nach Steinfurt schon geschrieben hatte, er theilte mir das Genauere seiner mir schon bekannten Lage mit. Ich führte ihn dann zum General, und hier gewann seine ganze Angelegenheit mit Einmal eine andere Gestalt, bei der Mißlichkeit des Ganzen die glücklichste, die in diesem Augenblick möglich war. Der General Tettenborn nahm ihn wie einen alten Freund auf, nahm ihn mit zu dem General Winzingerode, der ihm eine Schrift gab, wodurch alle Requisitionen in seinem Lande untersagt wurden, und die für den Augenblick noch andere Vortheile gewähren konnte, und zuletzt gab ihm der General Tettenborn noch die dringendsten Empfehlungsschreiben für den Kronprinzen und Andere mit. Ich faßte diese Schrift ab, und hatte das unbeschreibliche Vergnügen, diesem trefflichen Manne und Bruder meines ehemaligen Obersten einen Dienst erzeigen zu können, für den er sich so dankbar bewies, daß ich über und über beschämt war. Du mußt wissen, daß wie ich ein halbes Jahr in Steinfurt als Gast und in der reichen und vornehmen Familie doch nur eine ganz untergeordnete Figur war, dieser Graf Alexis sich gegen mich vollkommen so anspruchsloß und unbefangen betragen hat, und mir damals, wie er meinem Obersten und also auch mir der wichtigste Mensch sein mußte, nicht vornehmer begegnete, als jetzt, da ich ihm, wie er versicherte, so wichtig und guter Vorbedeutung erschien. Solches Betragen von einem so vornehmen Adlichen heb' ich nur deswegen heraus, weil es tröstlich gegenwirkt gegen die Nichtswürdigkeit anderer adlichen Aefer, die, wie neulich in Celle, zur Freude über die jetzigen Ereignisse einen glänzenden Ball gaben, wo kein Bürgerlicher erscheinen durfte! Ich habe das herumgebracht, und sehe jedermann meine Erzählung über dies hannöversche Lumpenpack theilen; ahnden denn die vom Teufel Verblendeten noch gar nicht, was sie sich bereiten? Die Zuchtruthe ist von ihnen genommen, aber die Mäßigung und Demuth, die man hätte lernen können, hat man nicht gelernt.

Die Fouqué hat mir unvermuthet geschrieben; die hat Angst

ausgestanden! die verzweiflungsvollste von der Welt, die Franzosen waren über die Elbe gegangen, und unser Heer war jenseits der Saale, dies letztere schien verloren sein zu müssen, da man jene Bewegung wagte, und sie sah alles verloren, den Feind in Berlin, die Mark überschwemmt, die Festungen entsetzt, wie eine Besessene, schreibt sie, habe sie gebetet. Jetzt aber ist sie wieder oben auf, und schreibt einen großen Roman, der, wie sie behauptet, ihr ganz eigen sein wird. Ich habe ihr geschrieben, und auch der Humboldt.

Der Sicherheit wegen wiederhole ich in diesem Briefe, daß ich am 11ten an Aug. Liman einen Wechsel von 100 Stück Friedrichsd'or geschickt habe, die Dir in Geld ausgezahlt werden sollen. Ich habe noch keine Antwort von ihm, weiß aber gewiß, daß das eine der Triplicate richtig bei ihm durch einen Kourier abgegeben worden, die beiden übrigen sind mit der Post gegangen.

Schreibe mir doch nur ja mit der Post, das bleibt der sicherste Weg; ob Du nach Bremen abreisst hast, während ich nach Lüneburg gehe, ist ganz einerlei; die Postämter kennen mich nicht nur, sondern ehren auch zum Theil in mir ihren Oberherrn, da sie meistens unter meiner Aufsicht stehen. Von nun an schreibe mir aber wieder nach Lenzen wie vorher.

Ich schicke meine Briefe jetzt immer nach Berlin, und da Stägemann, wie er mir schreibt, zur Armee abreisen wird, an Hitzig, den ich gebeten habe, sich darüber mit mir zu berechnen. Wenn Du es willst und für sicherer hältst, brauchst Du ihm Deine Briefe auch nur zuzuschicken, ich glaube jedoch nicht, daß es nöthig ist, da ich Deine Briefe mit der Post noch ziemlich richtig erhalten habe; und wenn ich es thue, so ist es bloß wegen der Schwierigkeit an den kleinen Orten, wo wir oft liegen, die nöthige Frankirung zu besorgen.

Es soll ja der dritte Band von Goethe's Leben da sein! Ich habe dringend darum geschrieben.

Der General grüßt Dich herzlichst, er ist jetzt wieder ganz wohl; wir reiten fast täglich spazieren, nur heute bin ich zu Hause geblieben, um zu schreiben. Ich muß auch noch Briefe nach Frankfurt schreiben, denn der brave Perthes reist dahin, und da ich Lust zu vielseitiger Regsamkeit habe, und man die Verhältnisse aller Art, um sie zu behaupten und zu benutzen, anfassen und anspannen muß, so will ich die Gelegenheit wahrnehmen, und an den Fürsten Metternich, so wie an Gruner einige Zeilen

dem Perthes mitgeben. Lebe denn wohl für diesmal, meine geliebte, theure Rahel! Sei munter und gesund, und laß mir den Trost, daß ich hoffen darf, Du habest durch mich Deinen Wünschen etwas mehr nachgelebt, Du kannst ja nun nach Wien reisen, oder Dir auf das Frühjahr einen schönen Sommerflug wählen.

Bleibe mir vor allen Dingen gesund, einzige, liebste Freundin, mein ganzes Lebensglück! O Gott, wann bin ich erst wieder bei Dir! Ewig Dein

Varnhagen.

Sonnenschein durch kalte, röthliche Nebelluft! In Prag kann es jetzt grade eben so sein.

Auf dem hiesigen Theater spielt die Tochter der Mad. Krickeberg; sie soll hier unter die Besten gehören, viel Anstand und einige Bildung haben.

An Rahel.

Beipenburg, Donnerstag, den 3. Dezember 1813.

Geliebte, theure Rahel! Vorgestern bekam ich in Lüneburg, auf dem Durchmarsche von Bremen hieher, drei Briefe von Dir zugleich, vom 4ten, 8ten und 14ten November, nach so langem sehnenden Warten solche reiche Fülle! Ich war verlegen, das alles recht zu genießen, wußte nicht, ob ich mit dem jüngsten, oder wie bei einem Buche von vorn anfangen sollte, wer mein verdrießliches Gesicht angesehen hätte, wäre überzeugt gewesen, es sei viel Unangenehmes in den Briefen, während mein Herz in stolzer Freude schwamm! Ich kann Dir auch jetzt noch gar nicht auf all den Inhalt antworten, da ich zum stillen behaglichen Lesen und Wiederlesen noch gar nicht Zeit fand, und Dir doch schreiben will, bevor ich morgen wieder auf längere Zeit durch rasches Verrücken aus dem Bereich der Posten komme. Der Kronprinz von Schweden ist heute von hier nach Ratzeburg aufgebrochen, wir stürzen uns morgen äußerst verwegen in Holstein hinein, und werden wahrscheinlich einen höchst schwierigen Zug ausführen, und weit voraus rechts und links schwärmen, während die Haupttruppen auf Hamburg und Lübeck losgehen, und wenigstens letztere

Stadt wegnehmen, denn Hamburg wird sich wohl hartnäckig vertheidigen, wenn nicht Davoust sich noch gar nach Magdeburg wirft, woran ihn bei dem schon eingetretenen Eisgange schwerlich jemand hindern wird. Wir haben eine große Uebermacht, und sind nur erst die Dänen jenseits der Eyder, die Franzosen auf Hamburg beschränkt, welches in drei Wochen vollkommen ausgeführt sein kann, so bleiben hier bloße Beobachtungstruppen, und wir marschiren eilig nach dem Rhein. Die Absichten des Kronprinzen erschöpfen sich nicht in seinem schwedischen Verhältniß, das ihn zum unmittelbaren Kriege gegen Dänemark nach Holstein zieht; sein eigener Vortheil bürgt uns dafür, daß er den unserigen vor der Hand noch besorgen wird. O Rahel, wie sind doch die Menschen so betrübt eingerichtet! fast niemand meint es ehrlich, und aus so vielen unehrlichen Absichten und Meinungen entsteht und erhält sich gleichwohl ein edles allgemeines Streben? Das Gute scheint über den Bemühungen der Menschen zu schweben, und wie der Dunstkreis der Erde ihre schlechtesten Ausdünstungen, ihre giftigsten Hauche in frische gesunde Luft zu verwandeln! Wenn ich die Nichtigkeit betrachte, aus der das Meiste besteht, was die Leitenden wollen und wünschen, so möchte ich mich aus allem Verkehr mit den Höheren, der jetzt auf meinem Wege zu liegen scheint, zurückziehen, und nur mir selbst und eigenem stillen Beruf leben. Allein dasselbe Gefühl treibt mich auch gewaltsam wieder hinauf, um durch den Platz, den ich ausfülle mit meiner Freiheit, so klein er auch sei, jene Nichtigkeit beschränken zu helfen. Aber den Kriegsdienst verlasse ich, sobald der Krieg aus ist, denn der lähmt alle Wirksamkeit, die von freier Person ausgeht, und ich will nur einer Sache, die ich bestimmt erkenne und weiß, meine Person zum Opfer bringen, womit ich nicht den Tod meine. Meine Schrift über Hamburg wird in Bremen gedruckt; Perthes lobte sie, Siereling, der nie darauf gestellt war mir zu schmeicheln, war ganz entzückt davon, und meinte, jetzt bekämen, wie er sähe, die Deutschen endlich Geschichtschreiber, Perthes erzählte mir es wieder, ich mußte über die Jugendlichkeit des Urtheils, die ich auch wohl ehemals hatte, lächeln. Aber meine Schrift ist wirklich gut, und wird großes Aufsehen machen. Ich fühle, daß ich die nothwendigste Richtung, welche die Zeit den Deutschen gebietet, wohinein sich die ganze Kraft stürzen muß, die öffentliche Mittheilung von Staatssachen, wohl fördern, und selbst

beginnen könnte, wenn Andere, die begabter sein mögen, zu lange zögern. Ich habe mancherlei im Sinne, das mir von unserer ganzen Nation gedankt werden dürfte. Daß Dir der eine Aufsatz in der „Feldlagerzeitung" so wohl gefällt, freut mich ganz außerordentlich, ich schrieb ihn in einem elenden Hause vor Bremen, wie wir aufgehört hatten die Stadt zu beschießen, und unterhandelt wurde. Dagegen betrübt mich Dein Tadel über den anderen Aufsatz gar nicht, ich bin ganz mit Dir einverstanden, auch schrieb ich ihn zu Berden in großem Getümmel, Abends, als ich schon halb krank war, und gegen meinen Willen von fremdem Einfluß mich getrübt fand. Was Du mir über die Glimpflichkeit schreibst, die man dort beibehalten wünscht, und daß nachher die Einzelnen im Hasse sitzen bleiben, während sich alles rings umher versöhnt, ist vollkommen wahr, und Du sagst es mit wenigen Worten treffend; aber mir bleibt nichts anderes übrig, als es kühn darauf zu wagen; und in diesem Falle wenigstens, mit Metternich, schadet es nichts, anderer Meinung zu sein, als die Leitenden, denn ihm bleibt nur der Eindruck, daß ich urtheile, daß ich darstelle, und will er mich je benutzen, so denkt er sich es als ein Leichtes, daß er die Richtung für den Inhalt angebe. Ich habe an Metternich, durch Perthes und Sieveking, die als hanseatische Abgeordnete zu ihm gereist sind, geschrieben, und ihm die zwölf Nummern der Zeitung mitgeschickt, mein Brief muß einen günstigen Eindruck machen, das kann nicht fehlen. — Ueber Gentz, Marwitz und Deine ganze Umgebung schreibst Du ganz vortrefflich, ich sehe alles, wie es ist! Daß Du krank warst, hat mich sehr betrübt, zu gleicher Zeit also mit mir! Und Du liebe Rahel warst weder bei mir, noch ich bei Dir! O könnte es mir doch nur gelingen, Dich allem Ungemach durch meine Vorsorge, durch meinen Fleiß entrückt zu sehen! Wir müssen zubereiten leider! und das Leben geht inzwischen unaufhaltsam weiter, und das Glück kömmt oft erst den Verstorbenen an! Ueber Gentz bin ich doch sehr aufgebracht; von Marwitz bin ich schon durch Zusehen mehr daran gewöhnt, daß er sich so undankbar beträgt; undankbar, denn das Gegentheil davon wäre die einzige schöne und edle Dankbarkeit, die es giebt. Aber was soll ich zu den Geschichten unserer schriftstellernden Freundin sagen! Du bist sehr gütig und gerecht in Deinem Urtheil, wahrhaft weise in den Grundsätzen, aus denen es entsteht. Die Frau braucht solchen Ge-

nusses, sie ist herzhaft sich ihn zu verschaffen, aber auch, und das gehört nicht dazu, beim Genusse eitel! Pfuel sagte mir, nach ihrem Briefe glaube er ein Bemühen um Czernitscheff voraussetzen zu müssen, er denkt vollkommen billig darüber,und bei seinen mir jetzt mehr als sonst vertrauten Gesinnungen konnte ich, da die Geschichte kein Geheimniß sein kann, kein Bedenken tragen, ihm auch die Verse mitzutheilen, und ich kann Dir betheuren, Du hättest es selbst gethan, liebe Rahel! Verzeih daher meinem Ungehorsam, der Dich um's Himmelswillen nicht an meinem sonstigen Gehorsam zweifeln mache! — Ich bin in tiefster Seele erfreut über Dein Gespräch mit Frau von Welzogen, über das, was Du von Goethe sagst und für ihn fühlst! Der General Colloredo ist derselbe, mit dem ich in Prag im rothen Hause den Streit hatte, und den ich herausforderte, von ihm ist man wüthende Härte gewohnt; aber doch war das Kreuz der Ehrenlegion wohl nicht an seinem Platze, wie sehr ich auch, und selbst mein General, die Rechtfertigung, die Graf Clam wirklich edel dafür ausgefunden hat, anerkenne. Goethe wahrlich hat diesen Krieg mit bereitet, wie keiner, ohne ihn und den tiefdringenden Einfluß seines Geistes und Regens wäre ein großer Theil unserer Jugend nicht so für die Waffen entflammt, stünde unser Sinn und Willen nicht so erhöht für Besseres, aber er, die Wurzel, verläugnet doch auch nicht billig das ihm freilich ungleichartige Erzeugniß seiner grünen Blätter, und daß er mit unserer Geschichte zu hadern scheint, muß in der That jeden von uns betrüben. Ich habe ihn übrigens neulich mit Perthes wacker vertheidigt gegen den General Tettenborn, der ihn zu heftig angriff, und für den Deine Worte wie gemacht waren, er schien sogar betroffen, als ich sie ihm mittheilte, und ich glaubte fast besser gethan zu haben sie zu verschweigen, denn seinen General darf man nicht besiegen, auch mit Gründen nicht, aber er nahm die Wahrheit wie sein Betretensein diesmal sehr liebenswerth, nur daß das Getümmel der Arbeit alle Folge von Unterredung in unvereinbare Theile zerstreute. Vor allem anderen aber freut mich das Aufsehen, welches die Stellen aus Deinem Briefe aller Orten erweckt haben, die größte Ehre für die deutschen Leser! Also dieser richtige, lebendige Sinn liegt denn doch in solcher Masse in unserem Volke verbreitet, man braucht ihm nur das Aechte und Wahre zu bieten? Eine bessere Meinung hätte mir nichts anderes von unserer geistigen Bildung geben können, als diese

Aufmerksamkeit und diese Theilnahme von allen Seiten! Denke Dir nur, liebe Rahel, während Du mit der Wolzogen von diesen Briefstellen sprichst, fügt mich der Senator Horn in Bremen, neben dem ich den Tag vor dem Abmarsche bei einem großen Abendessen im Rathskeller saß, eifrig nach diesen Stellen, und drückt seine Bewunderung über die Tiefe und Wahrheit aus, die darin herrschen, wir sprachen den ganzen Abend davon und von Dir, die er in Berlin ehemals bisweilen gesehen hat. Der Senator Horn ist ein Bruder des Berlinischen Franz Horn, und, neben vielen religiösen und politischen Vorurtheilen der Zeit, doch ein gar nicht dummer und sehr gutmüthiger Mann, den solcher Geist und solche Wahrheitskraft aufrüttelt. Ach, liebe Rahel, wenn ich an das Leben denke, das in Deinem Wesen brennt, so versink' ich in gränzenlos liebender Verehrung und Andacht!

Denke Dir, wie glücklich ich bin! eben, da ich an Dich schreibe, bringt man mir Deinen Brief vom 17ten von der Post, mit dem rothen Bändchen, das aber keine Spur von dem edlen Geruche bewahrt hat! Wie dank' ich Dir, geliebteste, einzige Freundin, für alle Liebe, die Du mir bezeigst! wie mich Dein Lob rührt und beschämt, kann ich Dir gar nicht ausdrücken; ich verdiene es nicht so, und leider wirst Du, wenn Du mich wieder in Deiner Nähe hast, abrechnen müssen, was die Entfernung und mein Bemühen, mich Dir nur von der besten Seite zu zeigen, allzu günstig für mich gestellt haben. Aber ein größeres Glück, als von Dir geliebt zu werden, giebt es für mich nicht!

Der Messer bei Hitzig enthält etwas Batist, Seidenzeug, einige Tücher u. dergl., laß ihn aber nicht kommen, ohne gewiß zu sein, daß er ununtersucht durchkömmt. Es sind auch Handschuhe etc. für mich darin.

Die besten Grüße von meinem General und von Pfuel! Du grüße Augusten und den General Bentheim, dessen Wünschen in Rücksicht der Seinigen ich längst zuvorgekommen bin, ja Gelegenheit hatte, auf das Beste zu erfüllen! Wenn die hannöversche Regierung ihre gräuelvolle Ungerechtigkeit gegen die Grafen Bentheim fortsetzt, dürfte leicht auch an mich die Reihe kommen zu sagen ma tête aussi est une puissance! und es wäre wahrhaftig nicht unmöglich, daß ich ihnen ihr Recht erschriebe! Doch davon noch kein Wort!

Lebe wohl, geliebte, einzig theure Rahel! Gott segne

Dein edles Wirken und segne Dich selbst, Du geliebte, Du hülfreiche, auch meine Wohlthäterin!

Ewig Dein

Varnhagen.

Der gestern reichlich gefallene Schnee ist etwas geschmelzen, die Luft gelinde.

Schreibe mir wieder (nur ja immer mit der Post!) nach Lenzen! Alle Postämter in dieser Gegend kennen mich! Daß Du auf die Briefe setzest: über Berlin, ist sehr gut!

Mit beifolgenden gedruckten Blättern wehre ich mir das Französische, auch Deines, ab; Du liebe Franzosenfreundin! honny soit qui mal y pense! — Wie ich diesen abgedroschenen Spruch, der auf mein Ehrenwort noch nie aus meiner Feder, noch in eigener Rede aus meinem Munde kam, niedergeschrieben habe, bin ich ganz erschrocken darüber; ich sage Dir aber einmal mündlich, wie so ich ihn diesmal zuerst gebrauchen konnte!

Der General grüßt auf das allervortrefflichste, und läßt Dir tausend Schönes sagen!

An Varnhagen in Holstein.

Prag, Sonnabend, den 4. December 1813.

„Eins ist mir aber in diesen letzten Wochen ganz klar geworden — urtheilen Sie, ob es schlecht ist, zurücknehmen kann ich es in meiner Seele nicht wieder, das fühle ich —: Man kann sich nur für Einzelne, Einzelnes, und sich selbst, interessiren, so lange keine Staatsverfassung da ist, sondern welche gemacht werden. Weil jede nichts anders ist als eine Regel zum Wohlsein Aller in einem gegebenen Fall. Das fühlt jeder, danach handeln sie Alle, Wenige wissen's, keiner darf's gestehen. Geben Sie mir Unrecht mit Gründen; und ich will glücklich sein." — Dies schrieb ich neulich Barthold'n: und ich schreibe es für Dich ab, nicht weil ich es für so aufhebungswürdig, wie wohl ganz richtig finde; aber weil ich es an Dich in Gedanken schreibend vorige Woche erfand, und es nun ihm, bei

Veranlassung von seinen Bemerkungen, die auch zu dem Gedanken führen, zuerst schrieb. Du sollst es nicht verlieren. Ich grüße Dich voraus, Lieber! Heute Sonnabend Abend den 4. Dezember, mit vieler Liebe, Sehnsucht und Besorgtheit!

Sonntag, den 5. Dezember 1813.

Lieber bester Freund! Seit dem 7. November weiß ich nichts von Dir; welcher Brief in sieben Tagen zu mir gelangt ist mit der Post: er war', glaub' ich, bis Berlin mit einem Kourier gegangen, doch das weiß ich nicht mehr sicher. Ich antwortete Dir den 20. Und seit der Zeit höre ich nichts von Dir, und traue mich auch nicht, zu schreiben; weil ich fürchte, Du seist wo anders! Bist Du denn gesund? Du hattest, als Du mir zuletzt schriebst, gelitten! Wie viel hab' ich Dir gesagt, geschrieben seit der Zeit. Alles was ich denke, und sage, adressire ich Dir; und mich gerent und verdrießt jedes Wort, was ich Anderen verschwende. Wie viel schreib', wie viel sag' ich nicht!

Gestern erhielt ich durch einen Kourier aus Frankfurt einen Brief von Bartholdy mit viel Neuem; welches bei Dir nun Altes ist. Morgen schickt Bentheim einen Brief dorthin: mit dem schreib' ich Bartholdy'n, meinem Bruder Louis, der mit Graf Golofkin dort ist: und endlich Dir, mein Lieber! ich will es versuchen, ob Dir dieser Brief zukömmt! Weil ich sogar vermuthe, daß Du auch meine nicht hast: Berlin hat sich, wie ich seit acht Tagen höre (ohne es in dieser unkultivirten Wüste weder auf der Post noch bei Banquiers avériren zu können) gegen Dresden gesperrt, der ansteckenden Krankheiten wegen; hier ist's gegen Dresden offen; und so bald es offen war, sandt' ich meine Briefe den sächsischen Posttag an Dich nach der Post: schrieb aber der Sicherheit wegen immer „über Berlin" daran; und so that ich es auch in meiner Unwissenheit über die Sperre mit dem, der über Dresden gehen sollte, und wer weiß wo er nun liegt! Ob meine Vollmachten, die ich auch über Dresden schickte, nach Berlin gekommen sind, kann ich hier auch nicht erfahren. August Liman hat mir angezeigt, daß er die bewußten vierhundert Friedrichsd'or für mich hat: wir werden sie durch Mendelssohn, Bartholdy's Schwager, auf's fügste hierher besorgen: welchem Du künftig alles für mich schickst.

Heute Nacht hatte ich so einen fürchterlichen Traum, daß ich noch davon leide; und Gott nur danke, daß es im Traum war. Ich erhalte nämlich zwei dicke Briefe von Dir: aber beide nicht von Deiner Hand: bin also sehr erschrocken. Ich erbreche sie, der Traum und die Angst lassen sie mich aber nicht lesen; es sind allerhand Zettel darin und zweiundfünfzig doppelte Couvert'er; meine Angst und das Bestreben die Briefe zu lesen, dauert. Ich klage, und rede darüber; und daß Du krank, verwundet sein mußt. Ein alter über siebzigjähriger Mann, den ich sonst in Halle kannte — der Hirsch ihr Vater — steht in einem Fensterraum, Mama in einem Winkel des Zimmers neben dem Fenster: ich jammre immer, daß es Deine Hand nicht ist; da tritt mit einemmale Nettchen, oder so Eine, zu mir, und sagt: „Ich will es Ihnen nur sagen; er ist" — da zeigte sie mir die eine Hüfte, und dann die andere — „da hinein, und da hinaus geschossen." Da fing ich dergestalt an zu heulen, daß der Siebzigjährige zu mir trat, und mich in den Arm faßte: und ich schrie: „Recht, alter Vater, jetzt steh mir bei, komm! alter Vater! O ja! O ja! Jetzt hab' ich's nöthig!" Ich sah durch das Fenster zum Himmel, und sagte zu Gott, und zu dem Mann: „Das thut mir gut, das ist das Einzige!" — der Mann war wie ein Gesandter Gottes, mit allen Schmerzen beladen zu mir getreten — und dachte: der alte Mann kennt gewiß jeden Schmerz, und hat ihn genossen; und weiß, er muß vergehen; so drückt' ich ihn an mein Herz und schrie: „Das ist das Einzige; ja, alter Vater!" und: „Nur dies fürchtete ich: und dies ist auch gekommen, solche Wunde!" und immer wieder zu Gott. Mama trat auch ein wenig aus ihrem Winkel näher, aber sehr unkantig, verdrießlich, und etwas verwundert und nicht verstehend, da schrie ich: „Er ist so gut wie mein Mann!" und schrie alles noch Einmal: in der Angst aber erwacht' ich.

Nun geht auch heute grade ein Kourier, und ich warte nicht länger, und schreibe Dir, trotz meines Chauffements und vielen Schreibens; an Markus habe ich auch schon geschrieben. Vielleicht bringt mir die schlesische Abendpost noch einen Brief von Dir: den ich zwar erst Montag erhalte. Die Berliner Briefe, die Ochsen, kommen noch alle über Schlesien.

Gestern Morgen ist Gentz nach Frankfurt abgereist. Als er Abschied von mir nahm, bat er mich um Vergebung — ??!! — für alles was er mir hier gethan! Und ich sollte ihm

gut bleiben: ich lächelte, und lachte halb: und sagte, daran sei ihm ja gar nichts gelegen. „O ja! sehr viel!“ Ich schrieb ihm einen vortrefflichen Brief, den ihm sein Kammerdiener im ersten Nachtlager abgeben soll. Also gestern Abend. In welchem ich ihm sage: „Lieber, Kluger! Sie wissen selbst, daß man nicht vergeben kann; wohl aber weiter lieben muß, wo man Einmal lieben konnte“; etc. Ganz außerordentlich: die tiefste Wahrheit, in der höchsten Milde und Bündigkeit vorgetragen: noch immer wie verliebt: aber alles drin für den rechten Leser enthalten: was ich ihm bei Gelegenheit leisten kann. Und eine Beschreibung seiner selbst, vortrefflich! Jedes Wort drin ist erfunden, und noch nicht in dieser Zusammensetzung gebraucht, und der ganze Brief, wie ein reiner Duft, hervorgedrungen aus der stillsten Seele! Durch diese Liebesbande, die so ganz lose zwischen uns flattern, kann ich mir ihn doch bei Gelegenheiten anziehen. So schlecht muß ich die schönste Zuneigung, die ernsteste Liebe gebrauchen! Meine Schuld ist es nicht! Dumm kann ich nicht sein.

Die Oberstburggräfin hat mich zu sich bitten lassen, wegen Hemden, die sie aus Wien erhalten hat: sie wollte mich dabei sehen: ich habe ihr müssen sagen lassen, das Ausgehen sei mir verboten, welches wahr ist: wegen einem Husten. Der Gräfin Schwiegervater hat an Liebich geschrieben, da er selbst mich nicht kennte, so solle der mich um eure Zeitungen bitten: und er wünscht sie alle zu haben. Ich antwortete auch ostensibel. Lebe wohl! Auguste hat mich so erschreckt, daß ich nicht weiter schreiben kann. Sie erzählte, es seien hier Spitäler geschlossen, weil Leute Beulen hätten. Der erste Schreck war zu groß! Averirt es sich: so reise ich schnell nach Wien. Lebe wohl. Grüße Pfuel und den General. Deine erschrockene

R. R.

Eben habe ich Bentheim gesprochen; „Viel Schönes“ soll ich Dir sagen; „wir werden uns so bald nicht sehen“; er denkt, er muß nach Italien. Er hat mich ein wenig getröstet, und meint, die Krankheiten wären allerwärts. Lebe wohl! Ich werde mich schon hüten. O! unseliger Krieg! Wie Legau sagt: „Und er ist so sehr vermessen, daß er pflegt den Bruder aufzufressen.“ Hunger und Pest. So will ich nicht schließen. Gott schütze uns! Adieu, adieu! Morgen reist Marwitz nach Frankfurt. Barnekow ist dort; wir haben uns grüßen lassen.

Sonntag Abend, den 5.

Ich reiße lieber den Brief wieder auf, weil er Dich mit seinem ängstlichen Ende beunruhigen könnte: ich bin nicht mehr ängstlich, habe sehr gut gespeist, und schon seit der Zeit einen anderen Schreck gehabt. Auguste kam auch gar zu ungeschliffen! So fing sie an: „Hören Sie, ich kann es Ihnen nicht verschweigen! hier fängt es gut an! Es sind zwei Lazarethe gesperrt, und das Invalidenhaus — jetzt auch eins —, weil zu Viele sterben, und sich schon Pestbeulen zeigen." Dabei war sie totenblaß, welches sie nachher läugnete wie immer. Ich erschrak über die Maßen! — Sonst wollte ich Dir grade noch über Bücher, und Närrisches von Uranije schreiben! — Lies doch, wenn Du's findest — welches ich erst sechs Wochen in Verachtung bei mir liegen ließ — Delille's Gedicht „Sur l'imagination". Ganz Frankreich in seiner Gesellschaftlichkeit übersieht man wieder darin; und einen Abgrund von Verwirrung, und Grazie, und Weisheit, die ihm überkommen ist, und die in ihm gewachsen ist. Darum empfehle ich's aber nicht: sondern seiner sehr schönen Anmerkungen wegen, die ein Anderer dazu im neuesten geschmackvollsten Französisch geschrieben hat; so geschmackvoll, avec tant de goût, daß sie beinahe fromm sind. Nur über die Königin Louis quatorze — der Fürst von Ligne sagte: Catherine le Grand; daß Ludwig XVI. weiblich benannt werden dürfe, siehe in den Mémoires de St. Simon — ist der Mann platt und grob wie sein Volk; sonst ist es der reinste, liebenswürdigste Emigrant. So muß man Alle nennen, die mit Gewalt Gedanken wegdrängen und verwerfen, weil sie ihre Lieblings-Festsetzungen durch ihre Resultate zu Grunde richten würden. In diesen Anmerkungen ist ein vortrefflich Stück über la Norvége aus einer Reise; und noch eins aus Winkelmann: beides meisterhaft übersetzt. Von Uranije ist es zu unwichtig. Ein andermal: er hat mir nach und nach zwei Bleistifte, eine kleine Laterne, sechs Federposen, und einen Ring, den ich für Geld bei ihm bestellte, geschenkt: ich ihm dagegen auch ein bestelltes Kamisol und zwei Paar Socken. Sonst wir wie immer: er sieht mich nicht an. Noch lese ich Treyler's Versuche in der organischen Physik. — Da ist S. 206 und 7 etwas Göttliches über den Willen. Doch dann hast Du keine Zeit. Auch Delille nur, wenn Du ihn findest. Lebe wohl! Ja, noch den zweiten Schreck! Ein vom Nerven-

fieber konvaleszirender Jäger, der erst in acht Tagen ausgehen soll, tritt heute in großem Nebel zu mir herein. Mein Schreck! und ich freute mich, und mußte den Schreck verbergen. Lagnac heißt er, aus Lübeck, aber bei uns erzogen. Adieu!

An Karoline von Humboldt in Wien.

Prag, Montag, den 7. Dezember 1813.

Endlich, sehr liebe Freundin, muß ich Dir doch in einer sehr ungünstigen Gemüthslage schreiben. Marwitz ist eben abgereist: und hat mich ganz geärgert. Durch kindische Nachlässigkeit, Vergeßlichkeit und Ungeschicklichkeiten, die alle auf mich und meine schon zu angestrengte Thätigkeit fallen: ärgerlich ist dies: weil ich nun unabänderlich den Grund dieser Fahrlässigkeiten in einem Mangel des Anerkennens, und einem der Zärtlichkeit sehe; gewisser Verstand ist nur Zärtlichkeit. So definirte ich Undankbarkeit schon längst einmal: „Undankbar ist der, welcher mit Vergnügen — avec délice annimmt, was er nicht zu leisten gedenkt." Und Zärtlichkeit ist „der Witz der Liebe". Dabei bin ich nun noch der Meinung, daß in anderen Fällen und mit anderen Leuten sich das alles einstellen würde: wenn diese Leute nur steif und hart genug in ihrem Auftreten, und in ihren Prätensionen sind. Eins bitte ich Dich nur: glaube nicht, daß dies Gefühl, in dem Du mich hier wieder findest, aufgereizte Persönlichkeit ist! — Das Erste, was mir je an Marwitz mißfiel, war ein Betragen gegen ein weibliches Wesen, welches ihm gefiel; und das Zweite, ein Betragen gegen ein Weib, welches er zu lieben meinte; und noch über Alle ihres Geschlechts setzt, und erhebt. Daher datirt sich meine Empörung. Rührend ist mir sein Zutrauen ohne alle Gränzen, er traut mir alles zu; ja, und ich wohne in seinem Herzen mit ihm. Bin ich mit ihm in derselben Stadt, so bedarf und will er nichts, als mich. Ich muß ihn treiben; erregen zu Fremden; wegschicken: weil ich's nicht aushalte; und für ihn nicht will. So hatten wir hier manchen Strauß. Er weiß nicht, wann er mir mißfällt: und denkt, ich liebe ihn unbedingt. Auch hat er Recht; man liebt unbedingt: aber ich sehe niemand unbedingt: und da mein Leben, meine Tage wirklich eine Serie von Beserglichkeiten

sind: so verlange ich, da sie sie so exirent hinunterschlucken, fordern, gebrauchen, sich drauf verlassen; daß die Anderen nicht allein „edel und gut", sondern auch „hülfreich" seien. Wie es Goethe verlangt. „Edel sei der Mensch, hülfreich und gut." Was kann er mehr sein? und nichts ist er, wenn er weniger ist; ein zu gebrauchendes Ding, dann. Grade umgekehrt, wie man denkt. Diese Verdrießlichkeit nun über Marwitz — erhöht durch Unpäßlichkeit, tritt in ein sehr unangenehmes Gewebe mit dem ängstlichen Gefühl der Leere, worin mich seine Abreise setzt. Er quälte, und exirente und störte mich den ganzen Tag: er ist der letzte heimathliche Mensch hier, in diesem Winkel aller Ungesellig- und Unbequemlichkeit! In ihm seh' ich ganz Preußen, meine ganze vergangene Heimath, mein ganzes sonstiges Dasein darin, ohne einen Ersatz, auf's ungewisseste schwinden! So setzt' ich mich zur Hälfte wehmüthig, halb ärgerlich — weil er ein wichtiges Papier mir auszustellen, durch tausend Nachlässigkeiten und Verkehrtheiten, vergessen hat), — halb zerstört und über meine Lage erschreckt, wie eine Visite auf mein Sopha; nachdem ich wie unsinnig umhergegangen war. Und doch dann an's Papier. Nun urtheile! — Beinah hätte ich mich heute selbst in den Wagen gesetzt und wäre nach Wien gefahren: so haben sie mich, unwas wie ich bin — ich gehe gar nicht aus — erschreckt mit der plötzlichen, sehr ungeschickten Erzählung: zwei Hospitäler seien hier auch schon geschlossen, weil sich wie in Dresden, Pestbeulen zeigten. Ich dachte umzusinken; als ich mich nach einer Stunde in Gott gefaßt hatte und mich ihm übergeben, meldet mir meine Jungfer einen Jäger — im dichten Nebel, der in Schottland nur sein kann — der im Nervenfieber gelegen hatte; und erst in zehn Tagen ausgehen sollte! Der Mensch war bei einem Maler von mir zum Geburtstag geladen, und konnte es nicht erwarten, mich zu sehen. Als ich zu ihm trat, ward er roth wie eine Kirsche; und ganz das glänzende Gepräge der Konvaleszenz, auf dem jungen, nur mageren Gesichte! Er konnte sich nicht halten; ich auch nicht: ich verbarg den Schreck, das Zittern, die dringenden Thränen; und trat als ein Marmor zu ihm: denn ich glaubte ihn nun todt. Er hat gut geschlafen; und die Freude hat ihm wohlgethan: er war gefahren. So geht's den ganzen Tag bei mir. Schlag auf Schlag. Keine Erholung. Dann ärgerte mich Marwitz, der einen wichtigen Brief mir einzuschließen vergaß, der nun zehn oder

zwölf Tage später nach Hause kommt; woher ich ohnehin nur mit der größten Mühe und Länge Briefe hin und her bekomme! Auch litt er wahrlich nicht, daß ich Dir schrieb, so störte er mich zu allen Zeiten; ohne Rücksicht; dabei muß ich noch der halben Welt schreiben. Gestern z. B. mit einem Kourier nach Frankfurt am Main an meinen Bruder Louis, Bartholdy, und an Varnhagen, welchen großen Brief Bartholdy besorgen muß, weil ich seit dem 7. November nichts von ihm weiß!!! und auch fürchten muß, er hat meine Briefe nicht. Du kannst mir wahrlich verkehrte Aeußerungen in der ewig von Gott bestimmten verwirrten Lage verzeihen. Verkehrt nenne ich sie, weil sie heftig und hilflos sind; und ich es beim allsehenden Gott, nicht bin! Ich will alles erst erzählen, ehe ich Deinen Brief beantworte.

Vorgestern früh ist Gentz abgereist; zwei Tage vor seiner Abreise nahm er Abschied von mir, und sagte im Weggehen: „Verzeihen Sie mir, alles was ich Ihnen hier gethan habe!" Ohne alle Veranlassung, wir sprachen von nichts Persönlichem. Mein Lächlen war beinah ein Lachen: ich sagte, Ja: er wiederholte die Bitte mit denselben Worten, und küßte mir die Hand, und sagte noch: „Und bleiben Sie mir auch etwas gut?" so in dem Ton von „bitte bitte!" Ich sagte ganz unbefangen, und frei und äußerst mild — denn im Augenblick kann ich immer alles: und habe die größte, ja unwillkürliche Gewalt über mich: in dem Augenblick, dem ersten, wie gesagt — ja liebevoll und freundlich: „Daraus machen Sie sich ja gar nichts?" — „O ja! O ja!" Er küßte mir wieder die Hand, und ging. Hast Du davon eine Idee? Zu wissen, daß man einen schlecht behandelt hat: hoffen, er wird es vergeben? Doch ich werde nie eine Vorstellung einer Seele haben, die ihre Lebenserscheinungen nicht in ihrem Herzen niederlegt; in der alles wie Dekorationen nur vor der Stirn hin und hergeschoben wird. Wie sie bestehen, und nur weiter leben, zusammenhalten, ist mir eben solch Räthsel. Kurz, worin das Herz dumm ist, darin ist man selbst dumm. Und glaube mir, Freundin, mein Herz ist anders; und so verstehe ich auch, immer von neuem, diese Sorte nicht; trotz des Wissens und Erkennens. Darin aber, daß ich ihm vergebe, hat er sich geirrt. Das schrieb ich ihm auch, — und ließ es ihm von seinem Kammerdiener im ersten Nachtlager abgeben, — lieben würde ich ihn, weil ich ihn geliebt hätte. So ist's auch; und bleibt's.

Es war ein sehr schöner Brief; den er auch nicht verstehen wird, wie ich ihn verstehe; aber ich habe ihn aus Bedürfniß geschrieben, und aus Rechtfertigung. Ich will damit gerechtfertigt wissen die Möglichkeit der Behandlung, die ich auch nun für ihn im Herzen trage. Mir ist, zu applaudiren und Liebe zu gestehen, zu äußern, wenn ich sie fühle, wie dem im tiefsten Italien Geborenen Bedürfniß: und eine Aeußerung, die immer da ist, ehe ich sie bedenke, zähme, ordne. Aendert aber ein Freund mit Gewalt mein Herz gegen ihn, so ist's mir's unerträglich, und Last, wie die größte Lüge, der größte Betrug, bis er dies weiß. Darum allein auch bedarf ich nie der Rache, kann ich mich nicht rächen, und habe mich nie gerächt. Mich dünkt immer, wenn ich jemanden nicht mehr liebe wie sonst, ihm nichts zutraue, ihm abdingen muß, so ist die ganze Rache in Erfüllung: und ich habe ihm alles genommen, alles angethan. Hier hast Du mein tiefstes Herz: einen Theil davon, den ich noch nie aussprach. Ich schrieb Gentz mit großer Liebe, noch ganz verliebt; aber wie alterirt wäre ich, schriebe mir Einer so, darauf vermuthete ich alles, was sich nur ereignen will.

Wenn Du mich liebst, liebe Freundin! so schicke Varnhagen diesen Brief, ich kann es ihm nicht noch einmal schreiben, und wünschte sehr, daß er es wüßte; über Frankfurt kannst Du es: liegt Dir an dem Briefe, so besorgt er ihn Dir gewiß wieder in Deine Hände. Ich empfehle Dir nicht, es wäre mir das Gegentheil eine zu große Kränkung, daß niemand den Inhalt dieses Schreibens erfahre, als Varnhagen. Dir wandelt Gentz, sagst Du mir, nur wie ein Traum der Jugend. Wenn es wahr ist, daß ich alt bin, so habe ich meine Jugend mit herübergenommen: mir wandelt nichts wie ein Traum von daher. Wachenden Herzens ergriff ich dort; wo sollte der Traum herkommen? Ja, eine jede Härte meines Vaters, jeder Mord eines Jugendmomentes, kränkt mich noch, und tiefer und verständiger, und verzweiflungsvoller als damals. Was ist unser Leben, wenn darum Daseinsmomente ihre Wichtigkeit und Wirklichkeit verlieren sollen, weil sie in der Vergangenheit liegen? Wie könnten wir dann nur Gegenwart, Zukunft, Wünsche, Schätzenswerthes fassen? Auch in der Vergangenheit wird Dir Gentz auch nur ein Traum gewesen sein: und dann ist es richtig, und gut. — Ich bin auf Gott, auf Ewigkeit gestellt; wie Du es für mich wünschest. Kenne aber

Gott nur in und durch seine Welt; Frevel, Lüge wäre es von mir, anders zu sagen; und die Ewigkeit liegt bei mir nicht nur in der Zukunft; jetzt ist auch ein Moment Gottes. Aber Gott ergeben bin ich: grade da, wo ich nichts mehr fasse und begreife. Dies, und Verwirrung, und Verfagung fühlen, ist der ganze Schmerz im Leben; diesen, als Schmerz, und doch willig annehmen, ist alles was ich kann. Die Natur des Daseins aber, die mir Gott gab, kann nur er, nicht ich, ändern. Klarer und klarer werden mir auch meine Gegenstände des Denkens. Kannst Du ruhiger scheinen, so bedenke, daß Dir mehr in der Welt gelungen ist; und mir außer dem Athmen, und Denken, und Besserwerden, das natürlichste Dasein stets verfagt ist. Das halte der Teufel mit Grazie aus! Verzeihe mir! auch diesen Brief, diese Repliken, und dieses gros mot!

Ich bitte Dich, Liebe, wie kommt's, daß Du fagst, ich schreibe nicht? da ich in Marianen's Brief befürchtete, Dir oder Theodor — denn das drückte meine Frage nach Dir eigentlich aus — fehle etwas! Gott Lob, daß es nicht so ist! Ich hatte Dir, wie Frau von Welzogen hier war, geschrieben; Du antwortest mir auch auf alles. Und doch fragst Du, warum ich nicht schreibe? Hast Du mir dazwischen einen verloren gegangenen Brief geschrieben? oder sollt' ich noch einen schreiben? Habe die Güte, Marianen Saaling beifolgende Quittung zukommen zu lassen. Ich hatte noch Socken; und behielt von denen der Frau von Pereira das Dutzend gestrickte an mir, auch ein Dutzend Schuhe. Und ich fragte österreichische Offizierfrauen — meine Nachbarinnen, — wo ich dies und anderes am besten hinzuschicken habe; sie antworteten mir, sie und ich wir wollten es selbst übernehmen, und einzelnen Bedürftigen vertheilen; das sei am besten und sichersten. So thaten wir. Vor fünf Tagen hat mich die Frau Oberstburggräfin zu sich zitiren lassen: gewiß wegen der Hemden. Ich darf aber nicht ausgehen. Nun schrieb ich der Baronin Heer ein ostensibles Billet, damit die Soldaten nicht auf meine Krankheit zu warten hätten. Die Baronin ließ mir sagen, sie würde kommen, war aber noch nicht da. Referire dies gütigst den Arnstein'schen Damen. Und wie unfähig ich zu schreiben war. Bei Gott es war wahr! Für Goethe küss' ich Dir die Hand. „Pöbel nur sieht er in mir!" sagt er in seiner Elegie schon längst. Diesen Gott lassen sie nicht ungeschoren. Ich

will's verschweigen, wie Gentz sich darüber als Maulwurf, blinder, wühlender, anderthalbsinniger äußerte. Lebe wohl, Theure! Dich zu sehen, ist meine ganze Hoffnung jetzt.

R. V.

Von Frau von Welzogen weiß ich nichts. Fräulein Li empfehle ich mich recht sehr. Das Kind! Graf Bentheim sehe ich momentweise: brummend, beschäftigt, zerstreut: er hatte auch Zahnweh; ist aber besser. Er schneidet meine Federn; sie sind aber nicht gut.

Abends 6 Uhr.

Um 5 hatte dieser Brief weg gesollt; ich hielt ihn aber zurück in der Hoffnung, der Briefträger könne mir noch einen gestern mit der schlesischen Post angekommenen von Varnhagen bringen. Vergeblich! Dann ist mir, gleich als ich heute zu schreiben aufgehört hatte, und zu Tische mußte, in den Sinn gekommen, daß ich mich fürchte, den Brief an Varnhagen schicken zu lassen: weil lauter harte Aeußerungen über Marwitz drin stehen: und die sollte er nicht sehen bevor ich ihn gesprochen. Ich kenne ihn: er würde sich zu sehr ärgern, wenn es ihm erschiene, als hätte mir Marwitz hier nur Verdruß gemacht, und undankbar nicht empfunden alles was ich ihm leistete; aber er hat mir auch Freude gemacht; sein bloßes Dasein; und seine unaussprechlich rührende Hingebung, sein Gehorsam gegen mich; alle Forderungen wie die eines Kindes an seine Mutter, und — das Gute kann man nicht sagen! Deutlich dacht' ich erst, als ich mir Goethe wieder bedachte: „Das Schönste, was man sagen kann, drückt doch nur aus, was man nicht sagen kann." So ist es auch hier. Und somit sehe mein Freund diesen Brief, und werde dem Anderen nicht ein bischen gehässiger! Heute Abend, als der Mond hell hinein schien, ich nun ganz allein bin, und gewiß bin es zu bleiben, schien mir das Zimmer wie ausgeräumt ohne den wüthenden lieben Sohn! Auch habe ich ihn wieder in die Fremde, in den Krieg, weithinaus in alles Ungewisse schicken müssen; wo ihn niemand pflegt, und für ihn sergt. Adieu, ihr Alle! Lebt denn wohl!

An Rahel.

Friedrichsstadt, Sonntag, den 12. Dezember 1813.

In diesem äußersten Winkel von Deutschland, der nicht einmal mehr dazu gehört, und von mir nur so genannt wird, weil noch eben die deutsche Sprache sich hier über die dänische erhält, war ich vorgestern von dem General, der wieder über die Eyder zurückging, auf den Verpesten zurückgelassen, um einiges zu besorgen, und dachte in der schönen, mondhellen Winternacht Dir still zu schreiben, mein ganzes Herz war von Dir erfüllt, aber die Ruhe zum Schreiben fand sich nicht ein. Um alles in der Welt aber hätte ich nicht erwartet durch eine äußere Veranlassung selbst in dieser störenden Unruhe Dich wieder zu finden! Und doch geschah es. Der hiesige Stadtpräsident Ketelsen hat sich von mir die früheren Stücke unserer Zeitung aus, ich schickte sie ihm nebst einigen Befehlen, unter welche ich meinen Namen schreiben mußte; bald darauf erhielt ich jene Blätter zurück mit einem Schreiben, worin unter anderen steht: „Es freut mich, Ihre persönliche Bekanntschaft gemacht zu haben, da Ihr Name mir aus der Litteratur schon längst bekannt gewesen ist. Mit innigem Vergnügen habe ich Ihre Briefe über Goethe in dem «Morgenblatte» gelesen." Also über der Eyder in einem dänischen Städtchen ein wiederscheinender Strahl Deines Geistes, Deines Herzens! Beschämt und freudig nahm ich Dein Lob als meines hin. Liebe Rahel, mit welch innigen Gedanken an Dich bracht' ich die wache Nacht zu! Gestern ritt ich zum General nach Tönningen, dann mit ihm Abends nach Friedrichsstadt zurück, wo jetzt das Hauptquartier ist. Ich bin in großer Eile von Geschäften, und weiß nicht, wie viel ich noch schreiben kann. Die „Feldlagerzeitung", die ich Dir schicke, ist ganz von mir, und gefällt sehr. Nie gab es einen schöneren Zug, als diesen unseres Generals nach der Eyder, mitten durch das unwegsame Land und von Feinden umgeben, haben wir uns ohne Verlust eines einzigen Mannes bis zum Meere durchgearbeitet, und die seltenen Kriegsgaben unseres Generals haben uns überall glücklich zu dem Ziele durchgeführt, während rechts und links alle anderen Generale in Noth und Nachtheil waren, der eine überfallen wurde, der andere Kanonen verlor, und General Törnberg

gar mit einem viel größeren Korps in dem General Tettenborn diesseits der Eyder seine einzige Zuflucht sah. Wenn dies auch nie so erkannt wird, so ist es doch wahr, daß Tettenborn auf diesem Zuge sich glänzend gezeigt hat; dabei hatte er nichts als Kosacken, kein Geschütz, kein Fußvolk. Wir haben Gefangene, Kanonen, Pulverwagen, Transporte genommen. Die wichtigste Depesche, die es geben kann, worin der König von Dänemark seinem Feldherrn, dem Prinzen von Hessen, seine ganze Lage schildert und Verhaltungsbefehle giebt, ein für den Feldzug entscheidendes Papier, hat Tettenborn genommen und dem Kronprinzen geschickt. Sein scharfes Auge entdeckt auf der Straße ein paar Wandersleute, er läßt diese, gegen seine Gewohnheit, durch Kosacken holen, um sie zu befragen, und siehe, grade diese kommen aus dem feindlichen Lager und wir erfahren alles Nöthige. Wir marschiren an der Eyder hinab, und wollen, was immer gefährlich ist, übergehen, da sieht Tettenborn, und er allein, feindliche Truppen marschiren, und die Gefahr wird vermieden. So geht es in allem, überall hat er ein unerhörtes Glück, das aber nur ein Unsinniger blind nennen könnte, denn es ist verdient durch alle Wachsamkeit, Regsamkeit und Schnelle eines durchdringenden Geistes. Die verwegensten Dinge führt er aus mit vorsichtigsten Maßregeln. Wollen ihm die Anderen es hierin nachthun, so fahren sie übel dabei, indem sie entweder bloß bloß vorsichtig sind, und also nichts ausführen, oder bloß verwegen, und daher in Noth kommen; beides aber ist in Tettenborn vereinigt, und das meint auch wahrscheinlich Sieveking, wenn er findet, daß in Tettenborn etwas Cäsarisches sei. Du kannst Dir denken, wie glücklich ich mich fühle, in diesen Verhältnissen zu stehen! Nun muß ich Dir noch berichten, was eben in diesem Augenblick hier gesprochen worden. Der General sieht mich schreiben, glaubt es sei an Wintzingerode, sieht aber das kleine Format, und weiß, daß es an Dich ist, er trägt mir die besten Grüße an Dich auf. Gleich darauf spricht Pfuel davon, daß er nach dem Kriege nach Italien reisen werde, ja, meint der General, das werde er auch! Noch nie hat der General, in Rücksicht meiner, einer Zukunft erwähnt, und was läßt sich auch in dieser Zeit der Umwälzungen für die Zukunft voraussehen! Diesmal aber setzte er ohne Frage voraus, daß ich bei ihm bleiben, und ihn begleiten würde; ich kann es gestehen, die Gesinnung, die er dadurch für mich an den Tag legte, hat mich tief ge-

rührt, und Du weißt es am Besten, wie treuergeben ich sein kann. Ich erwiederte ihm aber, nach dem Kriege ginge ich zu Dir, und bliebe bei Dir, wo all mein Glück, all mein Leben versammelt sei, ich dankte Dir allein, was Gutes in und an mir sei, und mit ihm zu gehen, bliebe eine Treulosigkeit, die ich nie verschmerzen würde. Er gab zu, daß es ein Glück sei, Deines Umganges zu genießen, daß er ihn suchen und äußerst pflegen würde, wenn er an Einem Orte mit Dir lebte, wir wollen oft, sagte er, hinreisen, um sie aufzusuchen, aber das werden Sie doch nicht thun, daß Sie alles Leben und Wirken in der Welt aufgeben! Ich erwiederte, daß ich grade bei Dir und durch Dich am wirksamsten lebte, daß alles, was ihm an mir gefallen könne, Dein sei, und ließ ihm einige Aussicht blicken in meine Zukunft, wie ich sie mir unbestimmt vorstellen kann, als Diplomat, in Wien etc., und dem mußte er denn nachgeben. Alles das wurde scherzend besprochen, mit ungemeiner Güte von Seiten des Generals, in Gegenwart von Pfuel. Ueber Rom und Neapel, stellte mir der General vor, nach Konstantinopel, und von da über Odessa nach St. Petersburg! Ein schönes Bild, und dadurch, daß es mit ihm wäre, wie schön beleuchtet! Dies wollt' ich Dir erzählen, geliebte Rahel! Glaubst Du aber wohl, daß mich etwas reizen könne, was nicht mit Dir, für Dich und zu Dir ist? Fürchte nichts von mir! Ich werde nie Deinen anderen Freunden gleichen, die Dir ungetreu für sich allein weitergehen! Wohl mußt' ich oft von Dir mich mit Fleiß zu trennen scheinen, aber dann war es aus äußerster Noth, die ja jetzt, der Himmel gebe es, nicht mehr gebieten wird, die der selbst, der mich Dir entziehen will, durch seine Güte abgewendet hat! Ich weiß zu gut, wo mein Heil und Glück blüht, ich habe zu sehr erfahren, wie das Leben eilt, und wie vergebens man die getrennt verlebte Zeit zurückrufen möchte, kein Sophismus kann mich darüber täuschen! Du kannst Dir aber vorstellen, von welch innigem Dank und welcher Liebe mein Herz für Tettenborn erfüllt sein muß!

Ich schrieb Dir zuletzt aus Boitzenburg am 3ten Dezember Nr. 42. Von Dir erhielt ich dort Deinen Brief vom 17ten November, kurz vorher in Lüneburg drei auf einmal, vom 4ten, 8ten und 14ten November, zu meinem großen Glücke. Schreibe mir nach Boitzenburg oder Lenzen, beides ist gleich.

Leb wohl, geliebte, theure Rahel! tauſend ſchöne Grüße an Auguſte, an Bentheim und alle Freunde!

Ewig Dein

Varnhagen.

Pfuel grüßt beſtens Dich und Auguſten.

Der General hat mir für Dich mehrere Zeuge geſchenkt; ich werde ſie in ſichere Verwahrung ſchaffen, bis ich Dir ſie ſchicken kann.

Der General bittet Dich ihn dem Grafen Clam angelegentlichſt, und durch den Grafen der Gräfin beſtens zu empfehlen; auch der unbekannten Fee von Auguſtenburg, deren Grazie er in der Ferne verehrt, legt er ſeine Huldigung zu Füßen.

Pfuel erhält ſo eben den Schwerterden.

An Varnhagen in Holſtein.

Prag, Montag Abend, den 13. Dezember 1813.

Morgen früh geht die Poſt.

Mein treuer, armer, kranker, lieber Freund! Geſtern endlich erhielt ich einen Brief, den von Bremen vom 14. November aus Deinem Bette, und einen ebendaher an den General Bentheim von Dir durch Hitzig; der ihn den 25. durch einen Kourier bekommen hat. Es ſind nun auch ſchon vier Wochen weniger zwei Tage, daß der geſchrieben iſt. Doch iſt es ein Troſt! Und über wegbleibende Briefe ängſtige ich mich auch von jeher nur wenig: die Urſachen ſind immer zu dumm.

Nun biſt Du wohl ſchon geſund — wenn's Gott erlaubt — bei meiner Schweſter. Die hat ein Glück, daß ihr hinkommt! Grüße ſie: Du kannſt ihr alles von uns ſagen, alles von mir zeigen. Der General ließ mich geſtern Abend gleich Deinen Brief leſen. Ich finde ihn wundergut! ſchöner kann

er nicht sein! Die Gesinnung, wie edel und richtig: das Kolorit beinah zu herzlich; für seine Aeußerungen! nämlich die sind zu bontonnirt, negativ! Dein Brief, so wie er ist, an ihn war mir doch auch in dem Verhältniß lieb. Ich soupire, seit morgen acht Tage, daß Auguste an einem Nervenanfall darnieder liegt, tête à tête mit ihm. Und da haben wir oft so kleine Dialogen, die ich nicht zu behalten fürchte, daß ich sie für Dich, und weil sie wirklich das Pikanteste sind, in einem Buche, wo ich manches aus Büchern auch für Dich abschreibe, notirt habe. Ich sammle die Götternotizen von hier! Von Gentz habe ich sechsundfünfzig Briefe und Billette von hier: und dabei war ich zu vierzehn Tagen so böse auf ihn, daß ich ihm nicht schrieb.

Weil ich gar keinen Brief mehr von Dir bekam, und unter anderen auch den Zug nach meiner Schwester vermuthete, schrieb ich heute vor acht Tagen mit einem Bentheim'schen Kourier nach Frankfurt an Bartholdy, der immer mit dem Kanzler ist; und schickte ihm einen Brief an Dich, er möchte ihn Dir besorgen, weil er doch dort gewiß erfahren kann, wo der General ist. Bartholdy ist die Exaktitüde selbst! Es werden Dir noch viele Briefe aus Lenzen von mir ankommen müssen. — Wie Du mir schriebst, — in dem Sinn schrieb ich Bartholdy'n, Mendelssohn mir! (Keiner so gut als Du.) So fängt Deutschland nun schon an zu denken: die Schnellsten davon. Dumme Leute, nehmt euch in Acht! Manschetten und Lügen halten nicht. Wie ich schon lange sage. Mirabeau? ist ein Engel! ein Kerl, an dem die Natur Freude hatte, als sie ihn machte; er wieder an ihr; das freute sie wieder: und wir an beiden. Für Wahrheit, durch Wahrheit, schlug sein Herz. Ewig Heil seiner Seele! Ihm glaub' ich; und nicht seinen Beurtheilern! was wissen diese Diplomaten-Emigranten-Seelen: die die ganze Natur, die aller Dinge, zu ihrem Titel gebrauchen wollen: und wenn sie ihn haben, keinen Zweck finden können, wozu sie ihn wollten; und einen neuen im Salon suchen, „wo dem gebundenen Gespräch das traurige Spiel folgt". Es lebe Goethe ewig! und bei aller Gelegenheit!

Heute, lieber Freund, bin ich, seit zehn Wochen zum erstenmale, wieder wohl: aber mit diesem Wohlsein und der atmosphärischen heutigen Kälte ist auch meine alte Irritation eingetreten, die mir das Schreiben zum Gräuel macht. Heute besonders fürchtete ich mich so davor, wie ein Kind vor dem

Einnehmen! Dabei mußt' ich Markus und Mendelssohn schreiben, welcher letztere mir gestern mein Geld sehr gut hierher schickte. Ich habe es in Dukaten. Willst Du mir je etwas schicken, so adressire es nur immer ihm. Bei ihm ist's sicher, klug und verschwiegen. Dies Haus will ich protegiren, weil es mich protegirt. Willst Du mir andere Dinge schicken, so schicke sie immer Bartholdy'n, der besorgt sie mir mit Kouvieren nach dem abgeschnittenen Neste (Prag jetzt).

Du wirst sehen, wie ich mich sehne, aus meinen Briefen! Freilich! Andere warte ich; und Du liegst allein! Aber ich höre nicht auf, Gott zu danken für alles Gute, was ich hier üben und stiften konnte: es geht in's Unendliche. Für unzählige Jäger und Soldaten: und für sehr viele Gentlemens. Und ich selbst bin nichts. Nein, das ist nicht wahr. Ich habe Dich. In allen Dingen, über die Du mir schreibst, denke ich wie Du. Ueber's Glück, über den General, über alles. Dein Ernst gefällt mir sehr, sehr! Deine ganze Gedankenwendung und Deine Art zu sein. Du hast einen viel größeren Karakter, als ich dachte. Auch darüber habe ich manches aufgeschrieben; bei Gelegenheit sollst Du alles haben. Vorige Woche schrieb ich Frau von Humboldt einen großen Brief, mit der Bitte ihn Dir zu schicken, sie wird's wohl thun. Weil ich nichts zweimal schreiben kann. Laß Dir Holland wohlbekommen! Im Frühling ein göttlich Land! den schönsten Mai sah ich dort. Ich weiß nur, daß ich nicht hier bleibe: wahrscheinlich gehe ich im Frühjahr — so Ende März — nach Wien. Das Verfahren gegen den Dävel'schen Wechsel ist suspendirt. Alles durch den exaktesten, edelsten aller Kaufleute, A. Mendelssohn. Lebe wohl. Mit aller Liebe, Freundschaft und jedem besseren Vertrauen Deine

R. R.

Dem feinen Hrn. von Pinel meine Grüße! sage ihm, auch ich, sei zwar nicht in Arkadien geboren, korrespondirte aber auch hin. O! Z, Z, Z! was bist Du für ein sanfter Buchstab! Dem General empfehle ich mich auf's schönste. Während unseres ganzen Soupé's — tête à tête — habe ich dem General Bentheim nicht schlecht von ihm erzählt. Er fragte mich ein bischen aus: ob ich den General Tettenborn kenne? Ich bedeutete ihn. Ich bediente ihn, sagt man bei uns.

Das nehm' er sich zur Lehre. Auch Auguste bessert sich schon, und grüßt Dich sehr!

Bist Du auch schon besser? Weil ich mich heute besserte, hab' ich grade Muth. Wenn es nur wahr ist!

Ich habe Dir zu sagen vergessen, daß mir Gentz einen delicieusen Brief acht Meilen von hier auf ein Abschiedsbillet zur Antwort geschickt hat. Den ganzen Bericht künftig. Adieu!

An Varnhagen in Holstein.

Prag, Freitag, den 17. Dezember 1813.

Heute, lieber Freund, erhielt ich Deinen letzten Brief aus Bremen vom 26. November. Hitzig hatte auf den Umschlag geschrieben: „Erhalten den 8. Dezember." Den letzten Dienstag schrieb ich Dir grade mit der Post nach Bremen: Antwort auf Deinen Brief vom 14. November daher, in dem Du mir Deine und des Generals Krankheit gemeldet hast. In diesem meinem letzten Brief hab' ich Dir auch schon angezeigt, daß ich die mir überschickte Summe sehr richtig seit dem letzten Sonntag durch A. Mendelssohn hierher erhalten habe; dem ich Dich bitte künftig alles für mich zu schicken; weil er sich ganz ausgezeichnet freundschaftlich, thätig und zuvorkommend gegen mich ohne alle weitere Veranlassung betragen hat, und dieses letzte Geschäft mit einer Pünktlichkeit und Ausrechnung zu meinem Vortheil besorgt hat, als wäre ich eine Königin, deren Gunst er sich schaffen wollte. Außerdem beträgt er sich in diesem Krieg und betrug sich hier in Prag wie der größte Weltpatriot: man kann nicht edler. Auch hat er nun eine Freundin an mir, und einen Freund an Dir. Wem dank' ich lieber Freude und Behagen im Leben, als Dir? Auch will ich mir es bereiten: und thue es schon jetzt; Weihnachten rückt heran, und ich kann mich anständig betragen. Du kennst doch meinen Lichtschirm: der ist mit hier, und in den hat sich Graf Bentheim verliebt, und mich gebeten, ihm einen von Berlin kommen zu lassen, welches nicht geht; da niemand herreist, oder sie vielmehr zu Hause nicht geschickt genug sind, Einen aufzutreiben (ich hätte zehn!). Nun habe ich ihm einen bestellt,

mit dem ich ihn ctremire; um so mehr, da er mir einen Hut von Wien mitgebracht hat; und manche Kleinigkeiten, als eau de Cologne und dergleichen, schickt. Wir sind jetzt sehr gut; und ich biege und beuge ihn; das muß man mit dieser allerliebsten Seele doch: da sie in einem ächten Grafen-Gehäuse sitzt. Ich thue es beim Himmel nicht seinet- nicht meinetwegen, nicht des Moments wegen: aber wie Du schreibst, „meines innersten Seins wegen, von meiner innersten Meinung angesprengt, der Ursache wegen, die ich nie vergesse; an die ich nie zu denken nöthig habe, der drei Viertel und ein halbes unterdrückter Menschentheile wegen; gegen die frechen, unbekennenen, armen dazu geborenen Unterdrücker." „Ich ruhe nicht eher, bis nicht alle Tage jeder Adliche seinen Bürgerlichen anshaut!" Dies ist mein ewiges Wort; es lebt im tiefen Herzen wie im Meer, und kommt durch Zephyr wie durch Sturm täglich mehrmal zum Firmament empor. Celle ist wieder niedlich! Wartet nur? Ich bedaure sie! sie haben ein Gift im Leibe, welches sie in Schwindel aufreizt, und fliegen, und fliegen, bis in's Licht. Mit Gewalt! O! könnt' ich Dir die sieben Zeilen verdeklamiren, die hier stehen. Ich habe so eben dem Grafen Bentheim das von Celle in der drehendsten Wuth vorgetragen: nur dazu gebraucht' ich den Bedacht, mich nicht zu mäßigen. Wenigstens hat er denn doch so etwas Einmal in seinem Leben gehört. So denk' ich immer. Er sagte nicht Ein Wort. Ich hatte ihm so eben auf sein Ersuchen Deinen Brief, bis auf die paar ganz uns betreffenden Stellen vorgelesen, und er mir schon vorher gesagt, er habe sich sehr damit gefreut: ganz vernehmlich und freundlich. Weil ich Deinen Brief grade heute Mittag erhielt, als er aus der Thür gegangen war; mich hinsetzte; die ganze Geschichte seines Binders abschrieb: auch die Stelle seines Betragens und Deiner Betrachtungen drüber (mit dem größten Bedacht); nur die von Celle behielt ich mir zu sagen vor. Auch die über Deines Generals Betragen las ich ihm vor: zum Muster. Nun fährt er Visiten, dann soupiren wir tête à tête; da Auguste schon zu Bette ist, die sich eines Nervenanfalls wegen, den sie hatte, sehr in Acht nehmen muß. Seit zwei Tagen geschieht es, wider meine Einsicht, in ihrem Zimmer, was ihr nicht bekommt. Gestern bin ich und sie zum erstenmal ausgefahren. Ich ward Ende September krank, blieb es nur Oktober, November, bis jetzt. Nun bin ich durch. Es ist

reiner Rheumatism, er war auf den Nerven, auf den Blutgefäßen (Fieber; kurze Zeit); auf Brust und Muskeln. Nun geht's gut.

Die Gemüthsbewegungen waren diesen Frühling und Sommer zu stark für mich. Angst, Sorge, Aerger, Mitleid. Und was ich hier sah!! Nie sah ich so den Krieg. Im September war ich schon krank, und wollte doch die Soldaten nicht weggehen lassen, also ging ich immer auf den Flur zu ihnen mit Fieber; zuletzt ließ ich sie schaarenweise vor mein Bette kommen; es war an fort ihrer Leiden. Ein Schuft wäre ich gewesen, hätte ich nichts davon leiden wollen. Ich wußte es sehr gut, ich fühlte wie es mir schadete, aber es ist mir noch eine Wonne! Ich mache mir so bei jeder guten Suppe, bei jedem guten Bissen ein Gewissen. Nun sind wir ruhig: aber in ganz Deutschland, in Holland, überall hiebt und schießt man in Menschen, in weiches, schmerzfähiges Fleisch, in Adern und Gebein. Man nimmt, darbt, mißhandelt! Ach von meinen Jägern, die den ganzen Tag bei mir sind, weiß ich jedes Detail. Da bist Du drunter! gegen den bösen Daveust. Und doch wollt' ich nicht, Du wärst zu Hause. Ich kenne einen sehr braven Jäger aus Lübeck, Lagnac heißt er; sein Vater ist Uhrmacher, und ursprünglich ein Genfer. Kannst Du den Mann wissen lassen, daß sein ehrlicher braver Sohn hier bei mir ist, so thue es. Der preußische Generalchirurgus hier hat ihn mir aus einem schweren Nervenfieber gerissen. Marwitz lief immer zum Arzt. Kurz, er ist durch; und erblüht mir recht wieder unter den Augen. Ich convire ihn ganz. Und mache ihm während seiner Genesung jeden Tag eine kleine Freude. Auch ist er viel bei uns, und diese Distinktion und mütterliche Freundlichkeit stärkt und freut ihn am meisten. Kann ich mir irgend etwas unter einem muthigen, braven, gutgearteten deutschen Jüngling denken, so ist er's. Dabei ist er in Berlin erzogen, ein Ex-Preuße, und Berlin sein Leben. Herb ist er im Ausdruck und im ersten Empfinden: ich tadle ihn wacker, und lehre ihn die Welt schonen, lieben und ansehen. Er wohnt bei sehr guten Advokatenleuten: die einen Kameraden von ihm auch in sich in's Quartier genommen haben und behalten: bloß daß er ihn pflegen sollte. Wir Preußen werden vergöttert: und in Tapferkeit, Betragen und Sitte angestaunt. Wie ich zum Guten und zur Bescheidenheit ermahne, kannst Du denken! Ich möchte sagen, sehr lieber Freund, ich

folge Dir! so gleich denke ich über alles mit Dir; so freue ich mich über jedes Thun von Dir, so billige ich in tiefster Seele jedes Wort, jeden Deiner Ausdrücke! Beinah habe ich Dir nichts zu schreiben. Ueber Pinel besonders schreibst Du immer sehr schön. Ich verstehe jedes Wort. Auch sah ich nach dem Deinigen den Kronprinzen von Schweden mit Dir; so ist er gewiß. Apropos! Williſen ist bei York, gleich noch als der König in Teplitz war; Marwitz seit dem 4. dieses nach Frankfurt, ich habe keine Nachricht von ihm.

Du mußt viele Briefe aus Lenzen von mir erhalten, einen von Frankfurt durch Bartholdy, einen von Bremen. Und Frau von Humboldt wird Dir auch einen schicken, den ich ihr schrieb. Du hast Recht, allen Menschen zu schreiben und mit ihnen in Verbindung zu bleiben. Ich thue es jetzt auch geflissentlich für uns. So pfleg' ich Bartholdy'n, Mendelssohn's (die sehr gut sind, und es verdienen, von großer Thätigkeit und Verläßlichkeit, die Wiener, und Alle, die ich nur für gut halte. Auch lebt man mich in Wien, Breslau und hier, sehr. Dies aber bloß, weil ich das Glück hatte, für die Soldaten etwas zu erlangen, die Thätigkeit hätte mir niemand ohne das Gelingen angerechnet. Doch half sie, und also haben sie nur drei Viertel Unrecht. Den Grafen Bentheim freute es, daß Du reitest; hier hat er Dich nicht dazu kriegen können, meint er. Graf Louis Bentheim ist hier; Major unter seinem Bruder; er habe sich auch sehr über Deinen Brief gefreut, sagte der: er habe ihm ihn gleich bei Tische gereicht. Mit Graf Louis streite ich auch, und lancire ihm, was er wissen soll. Kurz, ich ruhe nie! und bin zufrieden mit meiner Flucht. Weil ich gut wirken konnte, wirklich viel in meiner Art: Freunde an diesem Hause fand; die sich, wie ich sehe, auch bei meiner Gegenwart gut befinden, und mich sehr ungern den Winter gemißt hätten. Auguste wurde immer blaß, wenn die Rede davon kam; und wünscht mich sehr zum Sommer mit und bei sich. Bentheim ist ganz froh, daß ich hier bei ihr und ihnen bin. Auch mache ich keine Last: und helfe noch; in allem. Kann befehlen, ordnen im Hause, wie sie: mache es ihnen und mir ganz recht und behülflich. Es freut mich, ausgesetzen, wie mich meine Nahen hatten, ohne Vermögen, Stand, Jugend, Namen, Talente, zu sehen, daß ich doch meinen Platz in der Welt finden kann. Deinen Besitz, Deine Hülfe rechne ich oben an: aber warum liebst Du mich? bloß weil ich rechtschaffen

bin, und das Anderen gönne und thätig schaffe, was ich selbst gerne will. Auguste ist allein. Ich muß wieder zu ihr. Lebe wohl, bester Freund. In Frieden und Freuden sehen wir uns wieder! Nun hast Du schon Briefe von mir: und viele von Dir sind seit den drei Wochen für mich unterwegs. Wenn Du meinen von Frau von Humboldt hast, dann schicke ich Dir eine Abschrift von einem Genzischen, den er mir acht Meilen von hier schrieb. Er ist wohl klug. Aber er hat seinen Mann gefunden, und der ist „die Kleine", wie mich die Koterie nannte. Nämlich er verstand meinen Abschiedsbrief sehr gut; sein Bitteres, sein Süßes, und schreibt mit gemessener Effusion. Aber er hat mein letztes Wort in der Art (das heißt, es kann sich wohl wiederholen, aber es ändert sich nicht), und will er nun nichts: ich will gewiß nichts, als Dienste. Vous lirez la lettre à madame de Humboldt, et je tâcherai de vous faire une idée de la lettre que j'ai écrite à Gentz; je n'en ai pas pris copie. Adieu, Lieber! grüße den klugen Pfuel. „Es winken sich die Weisen aller Zeiten." Frage doch ja nach allen Lenzen'schen Briefen herum, in Einem sind französische Verse. Mr. Auguste Schlegel est donc à Göttingue: il deviendra toujours plus prolixe, le prince de Suède a parfaitement raison. On attend madame de Staël à Berlin, elle veut y passer son carnaval. Delille sagt: Assise à côté de son père en souveraine elle se croyait plus que la reine. Das ist ein Mann! Dem General viel Schönes, und immer mehr Glück. Madame Fouqué compose donc! si elle voulait un peu se composer avant de composer! il faut qu'elle aille voir madame Staël! — Könnt' ich Dir nur einen Weihnachten schicken! Deinen Brief dem General Bentheim zu schicken, war mir sehr lieb. Adieu.

R. R.

Abends 11 Uhr.

Morgen, Sonnabend, geht der Brief ab. Ich soll Dir vom General Angenehmes und Schönes sagen. Wir haben soupirt. Auguste in ihrem Bette, mir gegenüber an einem Sopha. Heute ging's so weit, daß ich ihm das Essen nicht allein vorlegte, sondern vorschnitt. Jeden Tropfen Wasser und Wein muß ich ihm schon geben. Es ist sonderbar, welche innre

und äußere Aehnlichkeit dieser Mann in so vielem mit Prinz Louis hat! So sagt er mir auch schon immer, mich ganz dicht neben ihn zu setzen, wenn er mir auch nachher nichts zu sagen hat. Auch liebt er's, wenn er schreibt (mir nur in dem Fall ein Gräuel), daß ich neben ihm bleibe; und dabei spricht er. Wie jener beim Kompeniren. Wie sonderbar! für mich! Ich habe Augusten erzählt, daß ich Dir von uns geschrieben habe; und als ich sagte: „und ich glaubte zu sehen, daß ich Ihnen auch lieb sei", wurde sie ganz roth und sagte: „das glaub' ich!" mit einer englischen Verschämtheit. Man kann nicht angenehmer zum Zusammenleben sein als sie: und auch sie hat noch keine bessere Kameradin gehabt. Ich gebe, ohne mir zu schmeicheln, dem Hause Haltung und Unterhaltung; und störe sie auch nie. Ich habe alle Bequemlichkeiten hier: wie nur zu Hause. Wir wohnen nicht am Ringe, sondern Altstadt, Fleischhackergasse Nr. 681 (das brauchst Du nicht zu schreiben, die Briefe kommen so auch an) in einem geräumigen guten Quartier. Ich schlafe auf Deinem Sopha (womit Marais sich immer viel wußte; er ist in Frankfurt, schon lange, als Legionsoffizier zur Werbung und Vereinigung, welches mir der Graf schon geschickt hatte den Abend als ich ankam, weil ich mir nur ein Schlafsopha in dem Brief ausgebeten hatte, den ich von Brandeis, drei Meilen von hier, geschrieben hatte. Eine von seinen Kommoden fand ich auch in dem unkänzig großen Zimmer. Gelb ist es, wie mein's zu Hause, eben so viel Fenster, so viel Thüren, und eben so sind diese distribuirt. Kurz, die größte Aehnlichkeit. Ich habe jede Bequemlichkeit: und fühle mich ganz zu Hause, und seit ich nicht mehr ausgehe und ausgehen will, sind' ich auch Prag sehr gut. — Die Oberstburggräfin hat mich zitiren lassen (wegen Wäsche, und weil sie mich sehen will); seit ich das weiß, gehe ich gar nicht aus; bloß um diese Aufwartung aufschieben zu können. Doch werde ich mir die Ehre nicht nehmen lassen. Bitte, lasse Lagnac's Vater wissen, daß sich sein artiger Sohn bei allen Menschen beliebt macht; und daß er frisch und gesund zur Armee kommt, mit allem was er braucht und den besten Empfehlungen: und nicht eher, als bis er die Reise ganz ertragen kann. Adieu! — Nämlich heute sagte Ursuse aus der Berliner Zeitung, wir hätten Lübeck. Adieu, Deine

R. R.

An Varnhagen in Holstein.

Prag, Montag, den 20. Dezember 1813.

Lieber August, heute werde ich Dir schlecht schreiben, obgleich mich Dein Brief vom 2. dieses aus Boitzenburg, den ich heute Mittag bei Tische bekam, so ganz besonders gefreut hat! Weil er vortrefflichst! Weil Du darin so schön sagst — ich mußte lachen — daß die Entfernung mein Lob für Dich begünstige. Wie unbefangen, ehrlich und rein drücktest Du das aus! Es ist nicht auf die Erde gefallen; es ist grundwahr: aber doch diesmal etwas falsch. Lieber August! (Ich schmeichle Dir jetzt!) Weil Du Dich wirklich gebessert hast. Dich mit so schnellen und großen Schritten besserst, und gediegener wirst, wie ich es auf Ehre! noch nie sah; und laß es mich wiederholen, aber ich weiß nicht ob zum letztenmale sagen: weil kein mir Bekannter auf der Erde, ein so richtiges Urtheil, eine so gründliche Meinung über die Art und den Umfang seines ganzen Seins hat, als Du: ja, Du bist das, was Du am unpartheiischsten und besten beurtheilst: und daher bist Du auch der bildungsfähigste, wenn ich nicht sagen soll der gebildetste Mensch: ein Novalis, ein Mensch mit solchen Gaben wie ich z. B., ist ganz etwas anderes. Wir sind auch gebildet; wir müssen uns bilden, wie das Wasser stürzen; solches Bilden ist Glück, das muß man lieben, wenn man's verstehen kann — äußerst selten geschieht dies —, Deines ist ein edler Attus des ganzen moralischen Daseins, es ist nicht allein die Moral Deiner Natur, sondern eine von allen Vernunftwesen zu fordernde, und wird von Dir, von Deiner Natur freigebig unaufgefordert geleistet, ist dabei eine weit vorgeschrittene Verstandesfähigkeit: den Du überhaupt, nach innen gerichtet, und auf ganz große Massen agirend, in einem ganz vorzüglichen Maße besitzest. Glaube es! ich kann Geistesfähigkeiten und Richtungen sehr gut anatomiren; habe viel Urtheil, und kann daher unpartheiisch sein. Sieh mal, August, wo ich hin gerathen bin, indem ich Dir meine Unfähigkeit zu schreiben darlegen wollte! Dein Brief freute mich noch, weil er so schön war und so schöne Gesinnungen verträgt; ganz außerordentlich gefiel mir, daß Du der

Menschen Treiben zu ihren Auseinsetzungen und dem Schlechtesten von ihnen vergleichest, und das Gute, was draus entsteht, zur Himmelsluft. Gott ist klüger als wir Alle! das habe ich den Verstand bekommen alle Tage zu erleben. August, was erlebt' ich hier! Alles habe ich Dir notirt. Briefen während dem Krieg kann man es nicht vertrauen; auch sprechen es Federzungen nicht aus: nicht geschwind genug. An meinen empörten Aeußerungen wirst Du es wohl oft gemerkt haben. Auch ich hatte die Leakenden oft nah, und wußte alles, das meiste durch Gewz, — in seiner Unschuld; oft schon im Leben fand ich schlechte Leute unschuldig, so ohne Ahndung; damit meine ich nicht ihn: nur Momente von ihm, — kenne nun dies ganze Wesen hier in allen seinen Resserts wie bei uns. Nein! Und wie so gar Unwissenheit herrscht. Nicht: Studienlosigkeit; sondern loses Nicht-Bekümmern, barnartiges Nicht-Ahnden. Verknöcherte Sicherheit, liederliche faule Nachlässigkeit, und luxuriöse bequeme Gewöhnung. Dies alles zusammen macht ein Bollwerk um sie her, hinter dem sie was ganz nah auf sie zukommt nicht Einmal gewahr werden; oft geht dies auch richtig, und bis jetzt noch glücklich ihnen und ihrem Umfang vorbei; aber die wahre Bewegung wird nicht ausbleiben, und dann kommt's auf gerichtete Kräfte, auf bekennene Bewegung an; alter, dicker, zur Masse geworderner Bodenstaub einer vorigen Welt hält nicht mehr vor. Und mechanisch-thätige und geistigte Menschen treten an ihre Stelle. Marwitz erzählte mir hier viel von einem Gefangenen, den er hatte kennen lernen, einem Nachkommen Crillon's; zu viel erzählte er mir: mehrere Tage hatte ich eine Geduld und Antworten — Du kennst mich — die ihn noch anfeuerten, mehr zu erzählen: er kam immer wieder auf Crillon zurück, machte seinem Enkel nach, und meinte es wie dieser; wie doch solcher Mann das ansehen müßte, meinte er, oder dergleichen; ich schnitt endlich das Ganze damit ab, daß ich mit einemmale antwortete: „Erst ist man kein Crillon; dann wird man einer; und dann hört man's auf zu sein.“ Marwitz schnitt mir die letzte Aufzählung beinah repetirend ab. Völker, Moses seines, des ersten Gesetzerfinders seines; die Griechen hören auf, unz Familien sollte es anders gehen! Die Persönlichkeit ist uns nur geliehen. Geliehen, um die der Anderen in Herzensfitte zu empfinden, zu gestatten.

Adel, Adel! wende Dein Aug' auf das, was adelt! Ich meine Alle, die oben ſtehen.

Dein Brief freute mich noch, weil er mir endlich die Ankunft einiger der meinigen ankündigt. Ich habe Dir noch viele geſchrieben, den 20. November, den 14. Dezember nach Bremen, den 18. Dezember wieder nach Lenzen. Die anderen haſt Du. Nun noch einen an Bartholdy nach unſerem Hauptquartier, ihn Dir zu ſchicken, weil ich nicht wußte, wo Du warſt. Nun gehſt Du wieder vorwärts — vorwärts nenne ich immer dem Feinde entgegen — nach Holſtein! Mendelsſohn ſchreibt mir vom 10. Dezember von Berlin, die Dänen ſeien geſchlagen, ihnen zweitauſend Mann und fünfzehn Kanonen abgenommen? Lübeck habt ihr. Das unſelige Hamburg! Wenn's nur gut geht. Magdeburg, die harte Nuß. Den Anfang an krepirte mich das am meiſten. Ich habe eine gute Meinung. Unſere Proklamation an die Deutſchen und Franzoſen iſt gut, weil ſie wahr iſt: wenigſtens wahr werden ſoll. Des franzöſiſchen Senats Rede iſt voller Kunſt und äußerſt geſchickt: Lüge aber, ſchrieb ich an Ludwig Robert, hinkt immer, und nur darum ſtellt man den Teufel lahm vor. Beſonders gut iſt die Wahrheit in dieſer Rede darunter gemiſcht.

Da Du nun Pfuel die Verſe gezeigt haſt, und ich Dir darin trauen muß; ſo bitte ich mir aus, daß Du ihm auch meine Angſt darüber mittheilſt, und daß er wiſſe, wie ich es überhaupt anſah. Sag ihm noch von mir, daß es nur Marwitz, Robert, er, Du und ich in der Welt wüßten; und daß er einer von denen Klugen für mich wäre, auf deſſen Diskretion ich mich ganz verließe; weil ich mich auf ſeine Beurtheilung verlaſſe. So denk' ich; ich ſag's nur bei dieſer Gelegenheit. Auch ſteht ſchon Aehnliches in meinem Brief vom vorigen Sonnabend für ihn.

Wenig zu ſchreiben gedacht' ich Dir heute, weil ich mich erſchrecken hatte. Auguſte iſt ſeit vier Tagen kränker, ſie hat Abends Fieberanfälle: und dieſen Abend waren Doktor Czermak und ſein jüngerer Gehülfe betreten. Das Fieber war auch des Morgens dageweſen. Sie phantaſirt oft und leicht, wie viele Frauen: immer daſſelbe: ich reiſe weg, und laſſe ſie liegen: die Mutter kommt: ſie fährt zu geſchwinde. Sie mag auch bei Beſinnung nicht, daß ich von ihr gehe. Denk Dir die Qual. Und ich kann keine Hitze ertragen. Ich werde es bald ändern;

mir es von Krembhelz, meinem Arzt, verbieten lassen. Sei ganz ruhig! Dann hatte ich Erscheinen, Fanny und Hanne'n, Markus und Ludwig geschrieben, die Alle besondere Briefe haben wollen. Doch hatte ich aus Versehen diese Briefe schon vorgestern angefangen, weil ich Deinen vermuthete.

Karl Clam schrieb ich ein klein Briefchen ohne Namen. Robert spectirt es ihm. Als er mir diesen Sommer Briefe mitnehmen sollte, kam er nicht, und ich rief dreimal seinen Namen, da trat er in's Zimmer. Liebich's Lauthaus heißt die Schildwache, und den Karl von Holz wirst Du bald kennen. In Lieben war Schwarzenberg's Hauptquartier.

O Clam! O Clam! O Clam!
Errath, von wem das kam!
Wir fragen stets nach allen Deinen Tritten.
Gedenk auch unser, wir bitten, bitten!
In Lieben war es besser,
Als bei des Rheins Gewässer;
Dort war die Schildwach Scherz;
Hier schießt ihr bös aus Erz.
Wann liegt der Feind darnieder?
Wann sehen wir uns wieder!

Wenn nun dies Goethe, der Senator Hern, und Frau von Welzogen sehen? Dann glauben sie, das Frühere hast Du gemacht, und mit mir ist's aus. Ich habe noch ein Gedicht — Gedicht — auf den Ball von Celle gemacht:

Die Adlichen in Celle
Geben hardiment Bälle
Im alten Stelz und Pracht,
Wohin sie keinen Bürger lassen.
Ihr Wenigen, gebt Acht!
Die Vielen werden euch fassen.

Die Wenigen und die Vielen gefallen mir sehr gut. Anstatt hardiment kann man sagen „keck noch". Morgen noch ein Wort. Gute Nacht; ich erliege; ich gehe zu Augusten und Bettheim.

Dienstag Morgen.

Denk Dir meinen Verdruß. Eben war der eine Dokter hier, und sagt, er wisse noch nicht, welche Wendung es mit Augusten nehmen würde! Es ist ein Wahnsinn, daß ich Dich in Deiner Lage damit behellige: aber so eben hört' ich's, und wollte schreiben, und da kann ich, bevor ich dies gesagt habe, nichts anderes sagen. In zehn, sechzehn Tagen, ist alles anders, wenn Du dies liest; das bedenke; und dies ist eben meine Tollheit, von gegenwärtigen Dingen zu sprechen. Dafür, daß Du dem General durch meine Worte so widersprochen hast, sage ihm tausend Schönes; Du lobst ihn mir wirklich auf eine Weise, daß ich eingenommen von ihm sein muß. Sage ihm, nächstens bekäme er einmal ein ganz klein Briefchen aparte von mir, welches er Dir nicht zeigen würde — weil — ich ihn darum bitten würde. Seine Grüße sind mir immer rasend angenehm, wie noch immer sein Besuch in Berlin. Kinder! nehmt euch in Acht! möcht' ich gerne sagen! Auch in dem Gemengsel möcht' ich noch Vorsicht empfehlen. Ach Gott! Ach Gott! Aber ich habe ein rasendes Zutrauen auf Tettenborn's Treffer. August, ich weiß sehr gut, was ich Dir mit meinen Versen anthue! Es ist, als ob mir Einer schlecht versingt: ein ganz vollkommenes Leiden. Aber sie sind ein bedeutender Strich im Gemälde meines hiesigen Seins; und der das Komische und meine — zeitweise — Laune ausdrückt: dabei ist die Meinung des einen mein lederndster Ernst, und da kennt' ich sie Dir nicht erlassen. Du mußt bedenken, daß sie nur dastehen, weil ich sie Dir nicht nach Holstein durch die Luft zum Versloben hinschreien konnte. Adieu, adieu!

Ich sprach auch gestern mit dem Grafen von Deiner Empörung wegen seiner Besitzungen, nannte alles, was Du mir darüber sagst, nur mit diesem Namen, und ließ mich in keine Details ein. Er fragte mich nach Deiner Meinung. Adieu!

An Rahel.

Tönningen, den 22. Dezember 1813.

Theure, geliebte Rahel! Nachdem ich Dir am 12ten aus Friedrichsstadt geschrieben hatte, zogen wir sogleich am folgenden Morgen von dort gegen Schleswig, und trieben uns eine Weile in der Gegend umher, bis uns die Nachricht von dem abgeschlossenen Waffenstillstande wieder in ruhige Quartiere bisher nach Tönningen führte. Der dänische Feldzug ist somit hoffentlich abgethan, und der Frieden ganz nahe, den wir aber doch wohl erst abwarten, um dann mit aller Macht, und vielleicht von dänischen Truppen begleitet, zu den übrigen Heeren an den Rhein zu rücken. Unser Feldzug war äußerst glücklich; wir haben nirgends einen Unfall gehabt, und noch kurz vor dem Aufhören der Feindseligkeiten den Glücksfall, daß ein dänisches Fort mit 28 Kanonen sich an unsere Truppen ergeben hat. Der Kronprinz ist überzufrieden mit dem General Tettenborn, und hat ihn zu einem Gespräch auf ein paar Tage nach Kiel berufen, wohin er denn auch heute abgereist ist. Ich wollte ihn anfangs dahin begleiten, blieb aber einiger Umstände wegen hier bei dem Obersten Pfuel zurück, und benutze die freie Zeit, um Dir, geliebteste Rahel! zu schreiben. Schon mußte ich eine Gelegenheit dazu versäumen, und konnte nur ein Zeitungsblatt für Dich nach Berlin schicken, das Du hoffentlich durch Hitzig schon erhalten hast! Meine Arbeiten, so wie auch Pfuel's, gehen unabhängig von den Feindseligkeiten ihren Gang fort, und beschäftigen mich oft sehr gedrängt; obwohl sie aber mannigfacher Art und selten unangenehm sind, so will mir doch keine Thätigkeit genügen, und mich brennt unaufhörlich die Ungeduld der Ueberzeugung, daß so unendlich viel zu thun ist, daß alles nicht genug ist, und über diesen Tummel im Wüste hinaus mir ein freies, schönes und auch auf mich menschlich berechnetes Leben noch erst zu gewinnen ist! So lange ich von Dir, geliebte Rahel, getrennt bin, bringt jeder Tag mir das Gefühl mit, daß er gar nicht ächtes Leben, nicht um sein selbst willen da ist, sondern als ein mehr oder minder ausgeschmücktes Mittel zum künftigen Leben, als eine Landstraße auf der man forteilt, durch wie schöne Gegenden sie auch führen mag. Bin ich allein, unbeschäftigt, und

außer Stande mich nach eigenem Hange zu erfüllen mit Bildern oder Arbeiten, so wird diese Ungeduld zu wahrer Schwermuth und Traurigkeit, wie ich sie in diesen Tagen hier empfinden muß. Ich werde dann recht gemein, und sehe alles, was nicht unmittelbaren Vortheil bringt, als nichtig und einerlei; Du kannst Dir wohl denken, wie kurz diese Ansicht währt, und wie wenig sie in That übergeht! ich, der ich in jeder Zeile, die ich nach gegebenem Antrieb in fremdem Sinne niederschreibe, immer die tiefere Wahrheit vor Augen habe, und in jedem Verhältnisse freigebig mich selbst verläugne! Aber schon der Anflug jener Gemeinheit ärgert mich, um so mehr, da ich unfähig bin, die Unmöglichkeit fühle, ihre Vortheile zu ergreifen. Daß selbst dieses oft und grade bei mir zum auch äußerlichen Vortheil wird, ist nicht zu berücksichtigen.

Wenn ich über das, was mich persönlich betrifft, über mein Herumziehen fern von Dir, über meine Aussicht und Hoffnung auf Dich, geliebteste Rahel, wieder etwas ruhig geworden sein könnte, so bringt mich noch der Blick auf die allgemeine Lage der Dinge in die bewegteste Unruhe. Beim Himmel, diese Art Begebenheit ist besser in Geschichtbüchern zu lesen, als mitzuleben, und ich will froh sein, wenn erst wieder einige Ruhe in diese ungeheuren Massen, oder einiges Licht in ihre Bewegung gekommen ist. Was die Menschen wollen, wissen sie selber nicht, sie sind sogar in ihren Wünschen irr, und machen deren, wie ächte Philister, weder kühne noch bescheidene. Das Handeln der Fürsten, Staatsmänner und Feldherren ist ganz unwichtig, bloß die Absicht und That des Schicksals, die es mit diesen Menschen wie mit Wasserfluthen, mit Schneegestöber, mit Stürmen und Erdstößen bewerkstelligt, mit Tedtem das Lebende, kann Theilnahme und Aufmerksamkeit erregen. Das Geschick ist die einzige handelnde Person, nur das mitwissende Bewußtsein weniger freien Geister löst diese von dem Banne, der die meisten Menschen zu blinden Werkzeugen macht, los. Ich möchte einer dieser Geister sein, und füge still mein redliches Thun in die unerwartete Wendung neuer Ereignisse verehrend ein, aber diesen Auftritt des glückwünschenden Lächelns, das über ganz Deutschland strahlt, wünscht' ich erst vorüber. — So wird es denn auch am Rheine noch zu entscheidenden Schlägen kommen! Die Rüstungen fehlen gottlob auch bei uns nicht, und der Erfolg scheint uns gewiß; aber da grade werden unmittelbar Dinge zur Sprache kommen, auf welche wir

ſchwerlich genug vorbereitet ſind, und ſeltſam genug wird die Frage, was aus Frankreich werden ſoll, ſich der Frage, was aus Deutſchland werden ſoll, verdrängen. Die Bewkons, Oeſterreich wegen der Marie Louiſe, der Kronprinz von Schweden, alle drei werden für jene Fragen verſchiedene Antworten haben, wer geſchickt genug iſt, die ſeinige früh, zuerſt, und am rechten Ort anzubringen, wird die ſeinige geltend machen durch die Franzoſen. Mögen die Deutſchen ſich da rein von Sünde halten!

Der Kronprinz von Schweden, glaube mir, denkt an Frankreich, ein ſo großes, glänzendes und heimiſches Loos muß ſeine Seele mehr als alles reizen; Moreau, den er berief, den er um Rath fragte, hätte dieſe Möglichkeit ewig entfernt gehalten, ſein Tod eröffnet ſie, und der Kronprinz, ein Mann aus der Revolution, klug und erfahren durch das bewegte Leben, iſt im Stande ſie zu faſſen. Mit unaufhörlichem Faſeln, Hin- und Herreden, Verſprechen und Bethören handelt er immer nach Einer Linie fort, und erreicht meiſtens was er will. Er hat etwas von Deinem älteſten Bruder, ja gewiß! General Wallmoden verträgt ſich ſchlecht mit dem Kronprinzen, der ihn öffentlich lobt, und im Handeln geheim verfolgt; ich glaube, er wird dieſe Armee verlaſſen, der Unfall bei Sehſtädt, wo er von den Dänen hart mitgenommen worden iſt, und deſſen Schuld er zum Theil auf höhere Anordnungen wälzt, hat ſeine Lage hier ihm auch noch unleidlicher gemacht. Törnberg, der auch wohl etwas dabei verſehen hat, geht als Generaliſſimus der heſſiſchen Truppen nach Kaſſel, ob Reſtitz ihn dahin begleitet, weiß ich noch nicht. Wirſt Du mir auch böſe, daß ich Dir all dergleichen ſchreibe? Liebe Rahel, es iſt keine Gefahr dabei, Generale zu tadeln, von zehn Getadelten ſtimmen immer Neune gegen den Zehnten.

Wie angenehm wurde ich geſtern Mittag überraſcht! Der Kronprinz hat wegen der däniſchen Angelegenheiten einen ſeiner Generale, den Grafen Löwenhjelm, nach England geſchickt; er kam vorgeſtern hier an, und ſchifft ſich heute nach Helgoland ein. Vorgeſtern, als ich zum General Tettenborn in's Zimmer trat, ſtellte mich dieſer ſogleich dem Fremden vor, der mir die größten Lobſprüche wegen der politiſchen Aufſätze über Holſtein machte, die Aufſätze, die er in der „Feldlagerzeitung", die er beim Prinzen von Heſſen, unſerem Feinde, in Rendsburg auf dem Tiſche gefunden, und ſchon ehe ich kam, dem General

Tettenborn sehr gelobt hatte. Mir war das im Ganzen recht lieb, und der Graf Löwenhjelm konnte mir auch wegen seiner anderen Aeußerungen sehr wohl gefallen, ich dachte aber nicht, daß er noch einen ganz anderen Antheil in mir erwecken sollte! Gestern Mittag kam, ich weiß nicht wie, die Rede auf den Namen Levi, welcher mich unwillkührlich aufmerksam machte, und siehe da! der Graf Löwenhielm sprach von Dir, sagte, daß er den Prinzen Louis täglich bei Dir gesehen, daß er Dir sehr zugethan sei (er sprach französisch, dann auch wieder deutsch) u. s. w. Er wußte, daß Du jetzt in Prag bist. General Tettenborn sah mich lächelnd an, und rühmte sich auch ein Freund von Dir zu sein, in welcher Eigenschaft ich mich dem Schweden schon dargestellt hatte. Ich sagte ihm gleich, ich würde Dir dies unvermuthete Finden schreiben, und er bat mich dringend es zu thun, und Dich vielmals zu grüßen, er wünschte sehr in Deinem Andenken zu sein. Später, als ich ihm auf sein Verlangen ein vollständiges Exemplar der Zeitung gab, die er dem Könige von Schweden schicken will, und ich ihm sagte, daß auch von Dir eine Briefstelle aus Prag darin wäre, freute er sich ungemein sie zu lesen, und trug mir nochmals viel Schönes für Dich auf. Ich kann Dir nicht ausdrücken, geliebte Rahel, wie sehr mich jede Spur von Dir, in fremden Menschen, so unerwartet, so entlegen, bewegt und erfreut; es ist mir als wenn durch ein allmächtiges Fernglas Dein liebes Gesicht mir in freundlichem Anblick plötzlich genähert und sichtbar würde. Der Graf gefiel mir im Ganzen sehr wohl, er ist gescheut, nicht ohne Kenntnisse, und munter; sein Gespräch umgeht alles Unangenehme, selbst wenn der Gegenstand es an sich wäre. Die ruhige Gelassenheit, mit der er spricht, giebt seinen Aeußerungen oft etwas Beißendes. Er sagte unter anderen, seitdem es uns glücklich gehe, habe er die Bemerkung immer auffallender gemacht, daß wir uns lange nicht genug darüber wunderten, dagegen wir uns über unser Unglück so unsäglich gewundert hätten. Mich befriedigte es ungemein diese Wahrheit, die so viel Einsicht voraussetzt, bei diesem Manne, in diesen Kreisen zu finden. Auch äußerte er, daß sich die Leute schon wieder anfingen zu verhärten, nachdem es ihnen, den Großen, so über Verdienst glücklich gegangen sei. Da ich ihn so gesinnt fand, und er nach England ging, so gab ich ihm zu dortigem Antringen das Geschichtchen von dem Ball der Adlichen in Celle mit. Wenn nur recht

viele Menschen von seinem Stand und Wirkungskreis solche Einsicht und Scham über diese heillose Dünkelhaftigkeit gewinnen, so hört sie von selbst auf. An jenem Mittage waren, fenderbar genug, noch zwei Fremde da, die Dich kennen, der Herr von Cäsar, den der Graf vorausgeschickt hatte, um ein Schiff zu bestellen, und der nun mit nach England gegangen ist, und Stuhr, Lieutenant bei der hanseatischen Legion, der hier seine Verwandte besucht.

Meine Aufsätze über Holstein und über den Handel wünsche ich Deinem Sinne gemäß eingerichtet zu haben, versöhnend und einigend für alle Richtungen des Besseren möcht' ich durch jeden meiner Buchstaben wirken! Vieles aber wird durch örtliche Absicht bedingt, Ein Leser ist oft das Hauptaugenmerk bei Tagesblättern, daher verzeih, wenn doch meine Aeußerungen bisweilen mit meinen innersten Gesinnungen nicht ganz übereinstimmend scheinen! Es ist übrigens gar nicht zu sagen, welche Wuth nach diesen Blättern ist, unsere Feinde und unsere Freunde sind gleich eifrig sie zu lesen. Ueberall dringen sie hin, man schreibt sie ab, in hundert aufgefangenen Briefen wird ihrer erwähnt, man scheint zu merken, daß wenigstens einiges Bessere darin sich regt. Der General hat großes Vergnügen daran, und die Lobsprüche ganz fremder Personen bezieht er mit deste größerem Gewicht auf mich, je unbefangener das Urtheil auftritt. Die Wirkung des Druckenlassens zeigt sich höchst auffallend, es ist ein unumschränktes Gebieten und Herrschen, Rivarol's Spruch, l'imprimerie est l'artillerie de la pensée, ist gäng und gäbe bei uns.

Ich lege Dir einen Bogen Gedichte bei, der auch für Dich einige Zeilen enthält, die doch nur schwach auszudrücken, was ich damals empfunden. O geliebte, einzige Rahel!

Hitzig schreibt mir, Du habest den Koffer und meine Briefe richtig erhalten. Ich schicke nach Voitzenburg, um dort Deine Briefe an mich holen zu lassen; schreibe doch fortdauernd dahin, es ist mir der am meisten bequeme und abzureichende Ort. In einiger Unruhe bin ich über die Wechsel auf die 400 Friedrichsd'or, die ich an Liman für Dich geschickt; ich habe keine Zeile Antwort von ihm. Hast Du das Geld empfangen? betreib es doch schleunig! Ist der Mann denn auch ganz sicher, und soll ich bei vorkommender Gelegenheit mich wieder an ihn wenden? Ich hatte Dich schon von Bremen

aus darüber befragt, Du haſt mir aber auf dieſen Punkt nicht geantwortet!

Ich bin in großer Unruhe wegen meiner Schweſter; Altona und Hamburg, beide Städte werden wohl in Brand geſchoſſen werden, erſteres von den Franzoſen, letzteres von uns. Es gehen keine Poſten, und ich weiß nicht einmal, ob unſere Truppen in Altona ſind!

Lebe wohl, geliebte, einzige Freundin! theuerſte Rahel! ich muß ſchließen, der Kourier geht ab! Leb wohl und bleibe geſund und frohgemuth! Ewig Dein treuer

Varnhagen.

Tönningen, den 22ſten Dezember Abends angefangen, geſchloſſen den 23ſten früh. Die Sonne ſcheint über das helle Waſſer des Eiderſtroms!

Laß Dich das Briefporto nicht verdrießen!

Viel Grüße an Auguſten, auch von Kiel! dem Mahler und Offizier.

An Varnhagen in Holſtein.

Prag, Montag Abends, den 27. Dezember 1813.

Nach drei Briefen, an Markus, an Mendelsſohn, an Frau von Humboldt; die zwei erſten geſchäftlich und müßlich; und noch einem für Auguſten nach Dresden, — dieſen hier nur, Liebſter! um Dich nicht ohne Briefe zu laſſen! Ich weiß nicht recht, wo er Dich treffen wird: obgleich Du mir in dem aus Boitzenburg vom 2. Dezember ſchreibſt, ich ſoll nur immer nach Lenzen ſchreiben, wohin ich auch heute acht Tage wieder ſchrieb. Sonnabend ſetzte ich aus, weil ich erſt Deinen erwartete, der nicht kam, und weil Auguſte ernſt krank geworden war. Sie beſſert ſich ſeit dem 23., iſt aber noch zu Bette. Ich war ſo glücklich, ihr und dem Grafen wahrhaft nützen zu können. Hart war's: doch bin ich vergnügt, und hatte und habe keine Furcht. Die Brillenfrau (Frau von Humboldt) hat mir einen göttlichen Brief geſchrieben: den ich Dir ſchicken werde: ich habe es ihr auch ſchon heute angezeigt. Sie wird Dir meinen

ster Gentz an Graf Wallmoden durch Prinzeß Pauline Hohenzollern ſchicken, ich ſoll es Dir anzeigen, daß Du ihn ferrern kannſt.

Heiligabend dacht' ich an Dich; und Du an mich. Die beiden Jäger Fuchs und Cognac waren zum Kaffee bei mir, einer mußte den anderen beſchenken: ſo hatte ich es eingerichtet; Cognac gab Doren einen Ring, und ſie ihm Hautſchuh, die natürlich ich auch gab; denn ich war ſeine Konfidente auf die hübſcheſte Weiſe. Solch guter Junge! Uranije kam von ungefähr dazu; und als wir allein blieben, erzählte er mir von ſeiner Braut ſehr vertraut. So wickelt ſich die Welt auseinander. Davon mündlich einmal: wie von Auguſtens Krankengeſchichte. Dir kann ich alles ſagen! Vergeſſe nie, daß darin mein Glück mit Dir beſteht. Weil dies all Dein Gutes enthält. Aber was kannſt Du mir auch ſagen!

Heute bin ich wahrlich zu zerbrochen vom Schreiben und der gehabten Anſtrengung in Auguſtens Krankheit. Bentheim's liebenswürdiger Karakter hat ſich mir in dieſer häuslichen Nähe ganz gezeigt: und ich ſchrieb es auch heute Frau von Humboldt, er iſt „ſo weichmänlig", ein ordentlicher Engel; und gar nicht Prinz und zerſtreut, wenn es drauf ankommt. Drum ärgert mich gewöhnlich dieſe für ihn ſehr bequeme Manier. Lebe wohl, Lieber! Dieſer Brief iſt nur eine Notiz. In einem vorigen ſchrieb mir Frau von Humboldt: „Die ärgerliche Geſchichte mit Goethen laugne ich jedem Menſchen in's Geſicht ab." Sehr weiſe. Weiſe, und witzig, wenn ſich ein Feiner, wenn es angewandt iſt, auf etwas Rohes beſinnt. Läugnen ſollte man den Eſeln öfters etwas. Adieu. Grüße Deine beiden guten lieben Chefs, und ſchreibe mir! Du Armer, Du ſchriebſt gewiß. Als Auguſte ſehr gelitten hatte, nach einem Senfpflaſter, und ich, von ihrem Schmerz krank, zu Bette mußte, hätteſt Du Bentheim in einem Schreck vor meinem Bette ſehen ſollen! Den anderen Tag war ich wieder „Heiſa luſtig!" Ich habe Markus geſchrieben, in der Hölle fühlt' ich das Feuer nicht, wenn ich Geſchäfte, die ich dafür halte, dort hätte. Adieu! Gott ſchütze Dich mir. Deine

R. R.

Du wirst Dich freuen, wie ich, daß ich in dem Brief an die Brillenfrau dasselbe über Dankbarkeit sage, was Du mir schreibst.

Ich Esel habe Dir zu sagen vergessen, daß ich in einer Karte sehr schön Doren vier Dukaten — außer ihrem gewöhnlichen Weihnachten — eingemacht hatte, mit der Adresse drüber an ihre Eltern in Zehdenik: denen ich es als Kriegssteuer aus Dank für unsere Siege zugedacht hatte. Ich denke, sie und die Jäger schlagen Rad für Freude! Aufhelfen ist meine Devise. Adieu.

Ich habe den Brief wieder aufgerissen, weil er — Dein Gräuel — ein schlechtes Kouvert hatte. Addio, caro mio!

1814.

An Rahel.

Tönningen, Sonntag, den 2. Januar 1814.

Heute erhielt ich nach langem sehnsüchtigen Harren unvermuthet endlich wieder einen Brief von Dir, geliebte, theure Rahel! den vom 5ten, den mir ein Herr hier gab, der selbst nicht recht wußte, wie er ihn bekommen hatte. Daß dieser liebe Brief durch alle Zufälle sich nach einem Monat doch noch glücklich zu mir durchgefunden, nehm' ich als einen Glücksschimmer, der nicht bloß Glück ist, sondern auch noch Glück bedeutet! Liebe, theure Rahel, mit welcher Ungeduld sah ich bisher jedem Boten, jedem Kourier entgegen, in süßer Erwartung, daß er etwas von Dir mitbrächte, und es war immer nichts! Wohin mögen Deine Briefe, denn Du hast mir sicher noch seit dem 5ten Dezember geschrieben, sich verirrt haben, daß sie mir entgehen konnten! denn bei allen Postämtern und in allen Hauptquartieren weck' ich alles auf mit meinen Nachfragen, und suche die Bahn zu mir frei zu machen. Unglücklicherweise bin ich aber auch für meine Briefe an Dich verlegen, wie ich sie befördern soll, denn hier ist keine Post eingerichtet, und auch Kourieren kann ich sie nicht immer anvertrauen. Morgen früh geht glücklicherweise ein Kourier, dem ich etwas mitgeben kann, den ganzen Tag bis tief in die Nacht habe ich an seinen Depeschen geschrieben, überwacht wie ich bin, fühle ich mich sehr glücklich, den Rest der Nacht zu diesem Briefe an Dich, geliebteste Rahel, anwenden zu können! Meine theure Rahel,

wie schlimm war Dein Traum! mir hat er das tiefste Herz erregt, in Freud und Leid! Das Bild Deines Schmerzes um mich muß mir wohl so lang ich lebe, willkommen sein, als ein erhebendes Zeugniß für mich, daß es mir gelungen ist, Dir etwas zu sein. Aber mögest Du nie um mich, noch um Dich, geliebte Rahel, trauern müssen, ich kann so weder froh sterben noch froh leben bleiben! Vollends ich ohne Dich — Rahel, Rahel, das kann ich nicht denken, meine Seele weint in sich selber fressende Zähren hinein! — Wie liebevoll und gütig ist Dein Brief! daß er durch solchen bösen Schreck unterbrochen werden mußte! Aber auch ohne, daß dieser Schreck durch seine Ursache Dich dazu veranlasse, ohne anderen Grund, als den heiteren des Lebens, entflieh, geliebte Rahel, dem öde und häßlich gewordenen Prag, sobald die Wege etwas gut sind, und erwarte in Wien den dort so schönen, jedoch nicht allzufrühen Frühling, und finde in Baden ein schönes Thal wieder, das Dein Freund, wenn er nur bei Dir wäre, Dir gewiß nicht wieder verbittern würde! Prag ist wirklich nur ein Durchgangsort, zwischen Berlin und Wien, nach einer Weile wird man nothwendig wieder von einer dieser Städte angezogen und der stärkeren Kraft zu Theil.

Ich schrieb Dir am 22sten Dezember von hier durch Hitzig, der meine Briefe gegen Vergütung nun alle besorgt. Am 12ten Dezember schrieb ich Dir aus Friedrichsstadt, am 3ten aus Beitzenburg. Hoffentlich hast Du alle erhalten. In meinem letzten Briefe schrieb ich Dir, glaub' ich, von der Reise des Generals zum Kronprinzen nach Kiel, die ich erst mitmachen wollte, und hernach doch ausließ, weil ich nicht Pferde genug hatte, um die nöthigen Relais zu stellen. Wäre ich mitgezangen, so hätte ich den Schwerterden bekommen; der General hat das Kommandeurkreuz, alle Offiziere, die mit ihm waren, das kleine Kreuz bekommen. Meinst Du, daß mich das verdrossen? in gewisser Rücksicht wohl, doch so recht nicht, und dann ist er mir, nachdem was mir der General sagt, ganz gewiß, der Kronprinz wollte nur für den Augenblick nicht mehr geben, um nicht bei Tettenborn reichlicher ausgetheilt zu haben, als bei Czernitscheff. Ueberdies habe ich ein Recht mehr, daran zu mahnen, da der Kronprinz sich hat Aufsätze von mir übersetzen lassen, mit denen er ungemein zufrieden war. Wenn jene Versäumniß mir als Zeichen überhaupt erschiene, so könnte sie mich bestürzen, an und für sich ist sie mir ziemlich gleichgültig,

und wäre es, ich kann gar nicht sagen wie sehr, ohne Dich! Ja, daß ich Dir es nur sage, liebe Rahel, all mein äußerer Ehrgeiz, der sonst flackernd in mir brannte, ist, durch Dich und die mir durch Dich gewordene Besinnung, völlig ausgelöscht; es brennt nur davon noch, was Dein Hauch mir wieder erweckt hat, und dies nur für Dich, vor Dir schäme ich mich, vor sonst niemanden, wenn ich zurückdenke! Dir muß ich vor den Menschen Ehre machen, für Dich äußerlich etwas gelten, und das giebt eine Rücksicht für den Willen meines Herzens und Geistes, die den Stand meiner Persönlichkeit überfliegt, und mich in Gegenden spernt, die, ich glaube, nicht grade die meinigen sind. Von so tausendfältigen Vortheilen, die das Leben bietet, benutze ich, das fühl' und seh' ich nach Maßgabe meiner Kräfte nur wenige, der Eigennutz nicht so sehr als die sämmtlichen Formen des Eigennutzes sind mir gänzlich fremd und unzugänglich, wenn ich mir bisweilen auch das Gegentheil einbilde. Ich kann mir mit Absicht nichts Aeußeres bereiten, nichts erklügeln, nichts erzwingen, alles absichtliche Trachten sieht den besten Aufwand seiner Anstalten oft durch eine leise innere Regung, wie durch Zauberei weggewischt. Die Geschichte, daß ich an einen Ort ging, um dort Kaffee mitzutrinken, grade zum Kaffee komme, und aus innerer Scham über das Gelingen den angebotenen höflich verbitte, wiederholt sich mir immer wieder. Du weißt, ich bin darauf gestellt, Ehre, Auszeichnung, Geld zu erringen, an mich zu bringen, und neben meiner guten ehrlichen Absicht im innersten Thun und Lassen auch mancher anderen beiläufigen Absicht ernstlich und keck nachzugehen. Da empfind' ich denn oft eine prüfende Angst in mir, ob ich auch saumselig bin, und ausgescholten zu werden verdiene, wovon ich mich freilich meist losprechen muß. Durch eine seltsame Fügung hat sich zu meinem besonderen Nutzen noch nichts angeboten, es war gewiß immer der einzig mögliche Grund, der mich davon abhalten konnte, richtig durch die Lage der Dinge hervorgewendet. So hab' ich auch jetzt wirklich nichts Einzelnes gesucht, aber frisch, muthig, ernsthaft, fleißig hab' ich unaufhörlich nach allen Seiten redlich gearbeitet und siehe da! aus all der unabsichtlichen regsamen Thätigkeit und dem gehaltenen Betragen ist nach und nach eine reiche Saat aufgegangen, in der auch das, was ich einzeln nicht erzielt hätte, schön mitblüht. Ich bekomme Orden, Geld, Avancement wie die, deren ganzes Trachten darauf ging, und so

werd' ich ein Beispiel jener Kindermoral, die den Antrieb zum Guten darin zu fördern sucht, daß sie zeigt, wie das Gute noch vortheilhafter sei, als das Böse! Ich schreibe Dir das zur Beruhigung, geliebte Rahel, damit Du nicht denkst, ich sei der Narr im Spiele, und werde nachher, wenn die Sachen zu Ende sind, sie schlecht benutzt haben. Der General sorgt bestens für mich, in aller Art; z. B. den Schwerterden würde er mir nun, es koste was es wolle, verschaffen, einen russischen bekomm' ich auch, nun hat er selbst auch an die günstigste Feststellung meiner Dienstverhältnisse sich selber erinnert, wozu all mein Erinnern fruchtlos gewesen wäre, u. dergl. mehr. Der General hat mich lieb, und schätzt mich sehr hoch. Von allen Seiten kommen aber auch die größten Lobsprüche für mich; was ich schreibe, macht das größte Aufsehen, Gentz schreibt an den General darüber die schmeichelhaftesten Dinge für mich, Wilhelm Schlegel ebenso, Fremde aller Art bezeigen ihren Beifall. Als ein Gegenstück zu dem Vater des Oberstburggrafen, von dem Du mir schreibst, haben mir Prinzessin Wilhelm und Prinzessin Radziwill wissen lassen, ich möchte nicht so karg mit den Exemplaren der Zeitung sein, und sie ihnen schicken lassen, oder vielmehr dem General ließen sie es sagen. Die letzten drei Stücke, besonders das heutige, sind ganz, und ich glaube mit großer Einsicht und Geschicklichkeit, mit Beibehaltung der eigenen Würde und Meinung, im Sinne des Kronprinzen von Schweden geschrieben, der dem General aufgetragen hat, diese Artillerie de la pensée zu verdoppeln. Dennoch kann ich betheuren, nicht in fremdem Sinne geschrieben zu haben, daher auch das Gesunde und Wahrhafte, was die Leute eigentlich in den Aufsätzen ergreift. Ich finde ungemeines Vergnügen an dieser rezsamen Thätigkeit, die ich nur im größerem Maße und mit mehr Freiheit üben möchte; wo es etwas zu thun giebt, bin ich freudig dabei, und wenn Geschäfte fehlen, bin ich mißmuthig und unwohl. Ich weiß gar nicht, was ich anfinge während solcher Waffenstillstandszeit, wenn ich, wie die meisten Anderen, wenn es nichts zu reiten giebt, ruhen müßte!

Dieser Waffenstillstand übrigens läuft in diesen Tagen ab, noch wissen wir nicht ob Frieden ist oder Krieg, wir bereiten uns daher auf letzteren, und unser Hauptquartier geht morgen nach Husum, wo sich unsere Truppen sammeln. Der Kronprinz wird, wenn der König von Dänemark nicht nachgiebt,

ohne Mühe Schleswig und Jütland erobern, und dann doch noch zu rechter Zeit an den Rhein rücken. Bombelles hat thätig in diesen Unterhandlungen gearbeitet, aber der Kronprinz durchsah die österreichische Staatskunst, die ihn von Frankreich entfernt halten möchte, um dort der Marie Louise und ihrem Sohn ein Loos gesichert zu behalten, seine entschiedene Sprache hat gemacht, daß der Fürst Metternich Bombelles' Schritte desavouirt hat. Der Kronprinz, der an Schlauheit und Durchblick alle übertrifft, und durch Redensarten, die freilich oft bis zum Faseln ausarten, beschäftigt und hinhält, denkt immer an Frankreich, und nährt die Hoffnung dort zu herrschen. Seine Schweden sind ihm durch die Eroberung Holsteins jetzt völlig zugethan, und seine Stellung dadurch unendlich gebessert. Gegen das Frühjahr wird er mit 160,000 Mann in Belgien sein, auf die Franzosen wird sein Erscheinen mächtig wirken; auch scheint niemand in diesem Augenblick so geeignet sie zu beherrschen. Franzose selbst, und von französischen Eigenschaften durchdrungen, kann er dem Volke nur angenehm sein, Kriegsgaben hat er grade genug, um den Seinigen darin bedeutend und uns nicht zu furchtbar zu sein, er ist ein Kind der Revolution und gewissermaßen auch den alten Fürstenhäusern einverleibt, so versöhnt sich in ihm das Alte und Neue am schicklichsten, während durch die abermitzige Rückkehr der Bombons nur Unheil, Zwietracht und Erbitterung entstehen könnte. Man möchte gern den Franzosen wieder die ganze Revolution zunichte machen, der Kronprinz aber sagt, das Volk soll den wählen, dem es sich vertrauen will, er selbst brauche das nicht zu sein, aber dafür bürge er mit seiner Ehre, daß weder Napoleon noch der König von Rom Frankreich behalten sollen! — Aus den großen Hauptquartieren höre ich die glücklichsten Nachrichten, noch ist keine Spur von Zwietracht im Großen, alles denkt nur an den Feind und die Gefahr, und läßt das Andere auf künftige Abmachung beruhen. Im Mai werden außer Preußen und Oesterreichern 290,000 Deutsche unter Waffen sein! In den hohen Stellen sind doch meist gute Leute, überall Bekannte von mir, der Prinz Philipp von Hessen-Homburg z. B. ist Generalgouverneur in Frankfurt, Gruner in Düsseldorf, der Graf Solms-Laubach, ein trefflicher Mann voll Einsicht und Kenntniß, berathet die Finanzsachen. Es scheinen über Deutschlands Zukunft nicht die schlechtesten Gedanken zu herrschen. Den größten Einfluß behauptet Fürst

Metternich. — Lebe wohl, geliebte einzige Rahel! mein liebes, gutes Röhlchen! Ich küsse Dich innigst, ich drücke Dich an meine Brust!

Ewig Dein treuer

Varnhagen.

Wolkenmondnacht, Seeschisse dicht vor meinem Hause, und die breite Eyder.

Der General so wie der Oberst Pfuel grüßen herzlich

Nestitz, der auch Oberst wird, war einige Tage hier zum Besuch; Kiel, den Auguste kennt, ist es noch. Hast Du den kleinen Koffer richtig bekommen ohne Verdrießlichkeit an der Gränze? Ich habe wieder einen Mantelsack voll Zeuge für Dich; er ist in Beitzenburg auf der Post in sicherer Verwahrung. Schreibe mir immer nach Beitzenburg, oder an Hitzig, mit der Post! Dein! Adieu, geliebte, theure Freundin!

An Varnhagen in Holstein.

Augustenburg, Montag Abend, den 3. Januar 1814.

Vierzehn ist mühsam zu schreiben. Dreizehn war kommode.

Als ich die siesta hielt, und es schon Lichtzeit war, es mochte bald 5 sein, brachte mir Dore Deinen Brief, und schrie schon durch die verriegelte Thüre: Ich bringe Briefe! Von Varnhagen! schrie sie weiter; — denn die mache ich toll, wenn lange keiner gekommen ist — obgleich sie nur Gedrucktes lesen kann. Gestern waren es schon vier Wochen, daß Du mir nicht geschrieben hattest; Dein letzter Brief war vom 2. Dezember aus Beitzenburg. Zwar wußt' ich natürlich vom Waffenstillstand, doch noch nichts von Deinem persönlichen Schicksal von vorher, also bin ich doch immer froh, den Brief in der Hand zu haben. Er ist schon wieder über vierzehn Tage alt; vom 12. Dezember aus Friedrichstadt. Wo werdet ihr nun hingehen! Und, kann Friede kommen? Es schürzen sich, meines Bedünkens, immer mehr Knoten, und fester, und fester. Das ist ja ein Fürstengekribble und Prätensionengekribble, wozu eine

neue Religion, neue Tafeln vom Berge gebären, um es zaubersüß zu machen. Doch, wie Du längst geſehen und geſagt haſt, dies geht ſeinen Gang, und der große Naturgang ſchreitet drüber; und wir leben zwiſchen ihren Schritten weiter, bis an's kleine perſönliche Ende. Deine Herren denken ſchon an Reiſen! Es hat mir Senſation gemacht: erſtlich, die Vorſtellung Deiner Entfernung; in die ich ſchon willigte: denn ich willige in alles (wirklich willige, mit dem Willen), was Dein Daſein erweitern, bereichern, verſchönern, reizen, frei erhalten kann. Es iſt abſolut närriſch, und weil es dies iſt, unthunlich, und unbillig, ein menſchlich Geſchöpf in Liebe binden, hemmen, in irgend einer Art oder einem Punkt hemmen zu wollen. Dies habe ich nun in ſeinem ganzen Umfang und ſeinem tiefſten Sein hier vollkommen ergründet. Wie ſehr Vieles, was wie angefangen in mir dalag: ich war überaus ergiebig hier; da doch alle Verhältniſſe hier prekaire waren, und ich mir ſelbſt überlaſſen alles Vorige zurechtdenken konnte, mich eigentlich in der Ausgeſtoßenheit frei fühlte, — beſonders von den alten, ſo ſehr verliebten und gehaßten und langen Laſten — und dann immer noch der große, wirklich unzerſtörbare Reſt, von fruchtiger Anlage zu allen Anlagen in mir hervorbricht; zu meinem und eines jeden, augenblicklich in Erfüllung gehenden Vergnügen! Als ich des Generals ſonſt ſo reizenden Reiſeplan überſah, und nicht gereizt werden konnte: überſah ich in deſſen Statt die unſichere, von Krieg zerſtörte und geſtörte Erde. Mich reizt nichts! Kein Wohlſtand, kein einzeln friedlich Thal, kein Meer mit ſeinen Meteoren, bis ich nicht die geſitteten Völker in Ruh weiß, und ſie daran arbeiten, daß die wildeſten dahin kommen. Im unrechtlichen rohen Zuſtand kann ich nicht genießen. Ich ſehe eine Grimaſſe; wie in des Geliebten Geſicht, wenn er ſchlecht war, und ich keinen Kuß zu pflücken vermag. Die „Peterskirche" iſt wohl verloren. Ich habe aber doch eine erbeutet. Auguſt! Mir iſt ſie allenthalben, wo Ruhe, Tenne, Sitte iſt: und ich habe gelernt, wo ich ſelbſt bin, ſchaffe ich mir etwas. Mich habe ich verkannt: das war mein Schönſtes, dies Bekennen. Dies Glück mit meinen Sinnen, und freudigem ſtarken Herzen: Italien, das ſchöne; die Welt gütig gegen mich zu ſehen, das iſt ſie wenn das Glück uns einführt, hat mir Gott verſagt. Ich habe gelernt, dies anzunehmen; dieſem Verſagen begegnen meine größten Vorausſetzungen, und dies lehrt mich immer mehr, alles

zu verstehen, und weiter zu ergründen; es ist so; auch das Werden, das Möglich-sein ist ein absolutes Sein. Ich kann meine vielfältigen Gedanken nur noch schlecht hierüber äußern. Mein Bild zum irdischen Wohlsein besteht darin, mit Dir in Freundschaft ein unserem Sein wo möglich entsprechendes Leben zu führen. Wenn dies Dein Glück, welches ich glaube, und Dir glaube.

Dem Grafen Christel Clam werde ich alles bestellen. Graf Bentheim läßt Dir viel Schönes sagen! Graf Louis wurde ganz roth, als er die Feldlagerzeitung las, über den Prinzen von Hessen und die Dänen. Er giebt ihnen Recht: und äußerte sich als ein bei Hof Gelebter, aber heftig von Blut; der Bruder schwieg, und las das Blatt; der ist geknebeter. Ich antwortete wenig: hier war der Aerger die erste Kur: der muß bis jetzt Beschützte anfallen! Ueber vorgehende kalts, worüber man zu verschiedener Meinung ist, streite ich fast nie; ich präparire mir meine Streite durch langjährige Diskussionen. Auguste, die hinter einem Schirm saß, beugte sich immer frohlockend-lachend zu mir. Ich ließ gelassen den reinen Aerger wüthen. So schmeckte es uns, in Ungerechtigkeit, sonst. Jedoch leb' ich immer den Ton und die Art der Zeitung nicht: ich kann mir denken, wie man im nördlichen Winkel, Freund Darouft gegenüber, unter militairischen Litterateren dazu kommt; und es geht nicht alles avec de l'eau de rose. Es sind Reaktionen: wenn ich auch solche Haltung schon wünsche, die sich von Reaktion frei hält! Der älteste Graf sagte mir, ehe er das Blatt gelesen hatte, und Louis angekommen war, es würde vom Hauptquartier aus nicht mehr anerkannt?

So eben komme ich von Augusten, wo ich meinen Kaffee trank, um sie nicht so lange allein zu lassen. Weißt Du, daß sie recht krank war? Seit dem 6. Dezember zu Bette. Mit Cjermak und noch einem Arzt: ein Gallenfieber. Mit Delirien, Gefahr, Sauerteig, Senf; was Du willst! Ich bin ihr alles: und verließ sie nicht: und hatte die Freude, ihr und Bentheim in der That nützlich zu sein. Ich bin mit Bentheim ganz zufrieden. Das ist alles Mögliche. Auch ihr Karakter deployirte sich reizend in der Krankheit! In großen Schmerzen, bei denen ich nach acht Stunden Zusehen ohnmächtig wurde; von 4 Uhr Nachmittags bis 12 Nachts. So sing ein Senfpflaster, nachdem es länger als vierundzwanzig

Stunden abgenommen war, an wehzuthun. Die Aerzte und noch ein Wundarzt konnten nicht helfen, und gewiß zehn verschriebene und unverschriebene Umschläge wurden vergeblich angewandt. Die Unselige litt bis 7 Morgens heftig. Der arme Bentheim dabei! Dann kam er gar in Todesangst vor mein Bette, und dachte, nun geht's mit mir los: denn man hatte mich zu Bette bringen müssen. Vierzehn Tage, selbst leidend, hatte ich Augusten auf's strengste gewartet. Weil ich nur sie, die Aerzte, den Grafen, die Leute, das Haus regieren kann. Auch will mich weder Bentheim noch Auguste einen Augenblick lassen, und ich muß ordentlich Akkorde abschließen. Seit ihrer Krankheit soupire ich immer tête à tête mit Bentheim. In den größten Negligé's, mit Wärmsteinen, Kapotten, bald er, bald ich; mal liegt Einer, mal der Andere dabei.

Vorgestern sah ich Aescherling zum erstenmal: vorher Medea, von Max. Schröder aus Hamburg: gut. Gestern war ich spazieren. Endlich! Seit Ende Septembers! Eine Neurastine, die in meine rechte Lende gezogen ist, habe ich noch sehr schmerzhaft, und lahme. Doch lachen wir schon viel. Und lachten eben. Als Auguste sagte: „Wo fliehen Sie hin, Daphne?" Sie ist im Bette, ich muß bald zu ihr; sie ist noch sehr schwach. Den 22. war sie außer Gefahr. Ich bin komisch! Ich zitterte hier vor den Nervenfiebern, und wollte reisen, wenn es in die Nähe käme; und als wir dachten, Auguste hat es, warte ich sie, weil ich sehe, daß es nöthig ist: ohne alle Angst. Ich glaube, am Ende habe ich vielleicht Muth? Czermak ist mir auch gut. Ich ihm auch. Auguste läßt Dich tausend- und tausendmal grüßen: und will Dir schreiben, sobald sie nur Kraft hat. Läßt mich denn Pixel nicht grüßen? fragte sie mit ihrem schönsten Tone. Freilich, konnte ich ihr zeigen! Daß sie der General grüßte, schmeichelte ihr sehr! Wir sprechen von unseren Freunden! Du! Dies habe ich Marwitz, als ausführliche Lektion auf's Butterbrot gegeben. —

Ich bekomme ja in fremden Ländern eine ganze Garderobe zusammen! die ich auch noch zu sehen hoffe. Danke ich dem General für die letzten Kleider, so thue es in meinem Namen. Und sage ihm, die würden Tettenborn's heißen: meine Kleider heißen alle; und als solche würde ich sie dem Neid und dem guten Antheil zur Schau tragen. Den General sehen wir gewiß noch sehr oft. Diese Woche dacht' ich einmal so nach:

gewiſſe Leute müſſen gewiſſe Leute kennen lernen: hätte wohl Bentheim uns Beide nicht können kennen lernen? Gott behüte! Er war dazu ausgeſtattet; und wandlen und wandlen, und wandlen mußten wir bis zu ihm. Und wenn er mich auch z. B. von nun an ganz vergäße, ich habe ihm Dinge in's Herz gedrückt, die keimen; dem entgeht er nie. Und ich — liebe ihn ſehr; und weiß ewig, in ihm wohnt ein Menſch. Und wie familiär wir jetzt leben! Nein, wenn Du's ſähſt; Du lachteſt oft. Geſtern war nur gutes Wetter, heute wieder neblich, trübe; beinah immer ſo. Geſtern Sonne, gefroren und mildes Märzwetter. Geſchrieben habe ich Dir den 20. November, den 6. Dezember an Bartheldy, der den Brief Hrn. Perthes an Dich mitgab, den 7. nach Wien, welchen Brief Dir Frau von Humboldt ſchickt, obgleich er an ſie iſt; den 14. Dezember, den 18. wieder nach Lenzen, den 21., den 28. Immer gegen Rezepiſſe. Lebe wohl! Sei meiner verſichert. Heute habe ich Dich ſehr lieb. Bald bin ich hier allein. Montag reiſen meine beiden letzten Jäger: Freitag Urquijo nach Berlin. Sylveſter bekam er einen Brief aus dem Hauptquartier von Bartheldy für ihn, er kam über England, von ſeinem Bruder aus Bilbao, mit einem kleinen Wechſel. Es war der erſte freie Brief ſeit Jahren; und der Bruder freute ſich ſeiner Rückkehr zur guten Sache. Der Mann meint es ſehr gut und ernſt. Urquijo las mir den ganzen Brief und war außer ſich! küßte mir die Hand!!! Denk Dir, ich merkte nicht gleich darauf, beſann mich aber nachher, und konnte mich nicht beſinnen, ob er mir je die Hand geküßt hat? Ich dachte immer, ich könnte an dem mich einmal rächen: ich freute mich mit ihm. Ach Gott: Ich lernte den Abend, und ſagte es auch der Goldſchmidt, daß man eine Rachethat, und Rachſucht, nicht moraliſch anſehen muß: ich will mich rächen, und kann nicht; und der Anderen Herzensfibern ſind zur Rache geſpannt. Glaube aber nicht, daß er mich nicht noch kränkt: ich überlege immer wie es war: wie dies Geſicht es konnte, dieſe Macht über mich hatte. Und wie er's vergeſſen kann: alles. Er wußte es nie. Er war heute hier; und freut ſich todt, ſeine Luiſe zu ſehen, und kündigte mir ſeine Reiſe an, und alle Pläne, und alle Details, bis auf Wäſche. Mich ärgert ſeine Luiſe gar nicht. Wundern thue ich mich nur: warum glaubt er der? Gerne ſpräche ich mit Dir! Adieu! Lieber, beſter Auguſt! Wenn ich ſo mit Dir geſprochen habe, liebe ich Dich

zehnfach, daß ich's kann; bis zu Thränen sehe ich dies ein! Lebe wohl! Auch ich denke in den Mondnächten immer an Dich! Aber Du hättest dem Stadtpräsidenten Ketelsen immer sagen können: die Briefe sind von meiner Rahel! Mich freut's auch, daß meine Gedanken über die Eiter kommen! und nicht wie die anderen grauen Schatten zum Orkus hinabfahren! Wie Goethe so göttlich sagt. Lies doch, wenn Du seine Werke findest, das Gedicht über das siebzehnjährige Mädchen Sebus, die die Menschen aus der Ueberschwemmung rettete, und selbst unterging! Dies Ende! und, wenn man ganz die Geschichte wegläßt und nur die Zwischenzeilen über's Wetter liest, so sind die ein besonderes Gedicht. Der edle Engel, der ewig ergiebige gemessene Künstler. Heil ihm; und hundertfaches Glück. Adieu. Schreib mir, Deiner Freundin, die Dich mehr und mehr erkennt. R. R. Ich grüße vielmal Pfuel! (Als ich das Goethe'sche Gedicht Graf Louis zeigte, sagt er: „Recht hübsch"; wie auf ein Bant; noch kälter. Verspielt auf ewig bei mir! Vivat Wilhelm Bentheim!)

Heiligabend war ich bei Frau von Heer mit Graf Reichenbach und Staatsrath Küster und den Preußen gebeten: konnte aber nicht hingehen; wegen meinem Unwohlsein und Augustens Krankheit. Kurz, ich komme nirgend hin, bin aber zufrieden. Nach dem Soupé: alles was Du mir über Deinen General schreibst, sehe ich ein, wenn ich auch nichts drauf sage. Ich bin Deiner Meinung, freue mich unendlich seines sogenannten Glücks, und daß Du ihn so lieben kannst; daß er's verdient, und Du die so schöne Fähigkeit hast. Ob ich es weiß? wie treulich Du anhangen, lieben und erkennen kannst!

Nach dem Visitenfahren kam Graf Bentheim wieder, und fragte mich ganz besorgt, ob mich Louis' Aeußerungen geärgert hätten: ich konnte Nein versichern: wir hätten schon drüber gelacht; denn eine war von einem Tettenborn'schen Mohren, der bei seiner Toilette sein soll. Dann soupirten wir zum erstenmale in Augustens Zimmer: der Arme auf'm Sopha mit zugedeckten Füßen wegen Zahnweh; ich schnitt ihm wieder das Essen. Und als ich gehen wollte, schrie mir Guste nach: „Spiegelberg, ich kenne euch!" aus den Räubern. Adieu, lieber Freund. Ich schicke den Brief lieber nach Lenzen. Das wissen die Postleute einmal. Adieu!

An Varnhagen in Holstein.

Augustenburg, Freitag, den 7. Januar 1814.

Halb 6 Abends: Märzwetter. Mit weltend durchzogenem Himmel.

Diesen Abend brachte man mir Deinen Brief aus Tönningen vom 23. Dezember. Ein schöner, schöner Brief! So eben hab' ich nur ausgelesen. Du weißt, wie schwer ich Gedichte loben kann; sie gefallen mir alle. Keines ist müssig entstanden, alle aus tiefer Meinung, und gesehen, was drin gesagt ist. „Die Russen in Holland" — wie hasse ich sonst solche Dinge: — gefallen mir ungemein: die führe ich zuerst an, weil das am unglaublichsten ist. Frisch aus dem Herzen ist es, und wahr gesprochen; ich singe es mit. Das was Du der Freundin schreibst, dafür antwortet sie Dir mit allem was sie ist; mit dem Besten davon. Du bist wahrer und besser, als ich dachte: mit den Anderen allen war es umgekehrt. Wahr und klar; und immer wahrer, denn wie viel Klugheit gehört zur Wahrheit: alle Tage kann man noch von ihr ausscheiden; und mehr bleibt, anstatt weniger, weil das was bleibt mehr zu allem paßt. Das erste „Auf der Reise" gefiel mir schon längst so sehr gut. „Fürstengarten" ist wunderhübsch. Natürlich! Wenn Du etwas Gutes denkst und empfindest, muß es schön werden. Nur wenig Menschen in der Welt können so die Worte drehen und wenden, und sie so zu ihrem Gebrauch biegen und zwingen. Diese ganz außerordentliche Fertigkeit nun beseelt und erfüllt, muß ja zu einem Gebilde werden, ein Ausdruck sein, der das Beste in den Besten anspricht, und von ihnen bewundert, d. h. geliebt wird. Die Gedichte gefallen mir sehr! Du weißt, wie selten ich so etwas sagen kann, wie gerne ich es sage.

August! Lieber! Scherze nicht mit dem Postgeld! Deine Aufschrift zu sehen, bezahle ich ja gerne mit Geld! Meines besten einzigen Freundes Briefe, aus dem Krieg! solche Briefe, eines solchen Freundes; wär' ich Dir auch nicht das Liebste: Du weißt, wie ich Gesinnungen, wie Du sie mir schreibst, zu hegen, in Ehren zu halten weiß, in meinem besten Herzen! Es ist mir äußerst unangenehm, daß Du meine Briefe so spät,

erer vielleicht gar nicht bekommſt: ſchon dreimal, aus Vorſicht dreimal, ſchrieb ich Dir, daß ich die vierhundert richtig durch A. Mendelsſohn hier erhalten habe, dem ſie Auguſt Liman auf mein Anſuchen übergab: und bat Dich, künftig alles für mich an Mendelsſohn zu ſchicken; weil er ſich als wahrer Freund, und eigentlicher Bruder gegen mich bezeigt; und hier bezeigt hat; indem er mir de but en blanc hier einen Kredit machte. Weil ihm einfiel, es könne mir angenehm ſein. Willſt Du mir ſonſt Sachen ſchicken, ſo laß ſie an Hrn. Hofrath Bartholdy in unſerem Hauptquartier geben: er iſt immer mit dem Kanzler; und wird Gelegenheit finden, ſie mir hierher mit einem Kourier zu ſenden. Mendelsſohn und dem werde ich ewig ihr überaus brüderliches Betragen hier gegen mich gedenken. Denke nicht, daß ich viel ausgebe: ich ſpare es für uns zu Nothfällen, die eintreten können: und helfe mir nur damit, wenn man mich ohne Geld läßt, als z. B. jetzt. Deinen Brief vom 14. habe ich. Ich ſchreibe ſo fleißig. Ach! Wenn es nur hilft! (Auch das Gedicht „Beim Wiederausbruch der Feindſeligkeiten" gefällt mir ſehr. Solch Sujet mir annehmlich zu machen, iſt gewiß viel.) Lieber Auguſt, Du denkſt gewiß nicht, daß ich ſolchen Antheil am Succeß Deiner Schriften nehme. Alles freut mich daran, was ſeinen Vortheil hat, am meiſten aber, daß das Beſſere von den Beſſeren erkannt wird, und daß Du denken kannſt, Deine beſten Gedanken und Talente wirken. Nur für dies Wirken hab' ich Sinn, Luſt, Muth: und Mühe in Vereinſchaft. Graf Löwenhjelm hat mich auch ſchon durch Robert aus Frankfurt grüßen laſſen: es freut mich, daß Du ihn kennſt; ich bin ihm ſehr gut; es iſt ein gutdurchlebter Mann: wir lebten viel in Berlin zuſammen. Er wohnte bei mir, — überſetze ich die wohlgebrauchte Phraſe der Franzoſen: il passait sa vie chez moi. Täglich: und es war amüſant damals. Mich freut's, wenn ich die erſten, klugen, wirkenden Leute der europäiſchen Mächte kenne; und ſie mich wieder. Als Bürge, que les têtes sont des puissances. Welche Macht hätte ich wohl ſonſt! Im Gegentheil; das Alte, und Neue Teſtament wollte mich niederdrücken. Hier hab' ich herausgegrübelt: Schickſal und Glück ſind mir nicht gut: Gott und Natur lieben mich aber. Es freuen mich Deine Unterredungen und Unterhandlungen und Deine Beurtheilung dieſes Grafen. Obgleich ich den Kronprinzen von Schweden nie ſah, ſo bin ich ganz ſicher, daß er ſo iſt, wie Du ihn beſchreibſt; wenn ich

auch, im Fall ich ihn ſähe, noch Mehreres zu ſehen entdeckte, ſo würde es doch nur zu dem, was Du ſagſt, paſſen.

Warum biſt Du mir denn ſo gut? Ich kann mich gar nicht drauf beſinnen. Und wenn ich auch ſehr gute einzelne Eigenſchaften finde: ich kann kein Ganzes finden, was hübſch wäre, oder niedlich: und ſo weh es mir gethan hat, ſo unvergeßlich es mir iſt; ich finde es richtig, wenn ſie mich nicht lieben; und bin nur empört, wenn die Handlungen zu der Liebe, die mir Einmal gezeigt wurde, nicht paſſen, aber ſonſt über keine Rivalin, keine Geliebte. Heute iſt Uranije mit dem Staatsrath Küſter nach Berlin gereiſt, mit Depeſchen von mir beladen: im beſten Vernehmen, d. h. nichts Altes nur erwähnend; mir alles erzählend, von Geld, Hoffnung, Oekonomie, Ausſicht, Braut, Liebe, Geſchenke. Alles. Er bedankte ſich geſtern Abend ſehr für alle Freundſchaft und Dienſte hier. Sie waren nicht groß: einige wohlfeilere Beſorgungen von Dore; ein paarmal Kaffee hier genommen etc. Er ließ mir eine Landkarte, eine Stange Siegellack, eine Laterne, und nahm dreißig Kreuzer für Papier nicht bezahlt, küßte mir die Hand, und ging bewegt. Weil er trakaſſirt war, die Reiſe, ſeine Ankunft, ſeine Zukunft, alles fürchtete; und nicht gewohnt iſt, ſich eine Reiſe ohne Bedienten und überflüſſige Leute'r einzurichten. Ich hatte, wie mit Allen, die leiden, Mitleid; und beſonders weil ich noch jede ſeiner Faſern und Mienen kannte; und ihn lieben mußte, weil ich ſie gleich kannte, als ich ihn ſah. Auguſt! Ich ſage am liebſten Dir, was ich bei ihm denke und fühle. Wenn es Dir auch vielleicht etwas weh thut. Es thut mir auch weh. Du allein haſt dieſen Schmerz in mir anerkannt, und mit dem gehörigen Schreck gehört. Dir allein bin ich ewige Wahrheit ſchuldig, wär' es nicht Wenne, Bedürfniß für mich, ſie zu ſagen; und ein Glück, ſie Dir darlegen zu können. Der Inbegriff meiner ganzen Freundſchaft zu Dir.

Grüße Pfuel, und ſage ihm, die acht Groſchen würde er im Kriege ſchon erbeuten, die noch zum Thaler fehlen (zum General). Glück und Heil wünſch' ich ihm! Dem General auch: ich freue mich immer, Tettenborn in den Zeitungen zu ſehen. Haha! mein General, denk' ich! Jetzt ſoll ich zum Thee nach Auguſtens Zimmer, die Grafen ſind da. Aber noch ein Wort zuvor. Geſtern ſchrieb ich meiner Schwägerin durch

Ironie: er wäre täglich bei mir gewesen: aus Merkwürdigkeit. Dann: „Nun wüßt' ich, daß es noch einen andern Unterschied zwischen Ambos und Hammer gäbe, als daß der eine schlüge, und der andere geschlagen würde: Ambos weiß von sich, Hammer, und dem Geschmiedeten; Hammer von allen dreien nichts; habe aber dabei ein gutes Gewissen." Adieu. Indeß! — Robert ist mit Graf Golofftin in Stuttgart als sein Privatsekretair, sehr zufrieden mit ihm. Sein Stück wurde bei der Uebergabe von Torgau in Berlin gegeben. Hier nach der Schlacht von Leipzig, ein Gelegenheitsstück: gut; „Der Tag der Schlacht"; in Berlin unter dem Titel: „Das Gränzdörfchen". Lapinisirt. Adieu.

Die Seance ist vorbei; Graf Louis weg, der arme Andere geblieben, wegen Zahnweh! Auguste im Bette, er auf dem Kanapé: ich stellte, und reichte, und legte erst alles zurechte; und gab Bentheim kamphrirtes eau de Cologne; er bat mich, zu reden und zu lesen, als sei er nicht da — und ich war in der Stunde lustig geworden, und hatte sie alle amüsirt, und mußte den Brief lesen: Graf Louis läßt Dich sehr grüßen, und Dir viel Schönes sagen: wir scherzten über Adel: er versteht Scherz, läßt ihn sich gefallen; kurz, hat auch von dem Bentheimsch-Menschlichen! — aber Auguste war plötzlich boshaft geworden gegen ihn und mich; ich weiß nicht warum? — sie hat Unrecht; es kommt zu oft, und nie gewichtig genug es soll, — ich bat sie, dem Grafen die Gedichte von Dir zu lesen, welches sie erst von selbst versprochen hatte — Louis hatte sie schon leise allein gelesen — sie wollte nicht; flüstern mit dem Grafen wollte ich nicht. So ging ich schreiben. Ich kann Dir gar nicht genug von Bentheim's himmlisch-schönem Betragen erzählen! Solche Sanftmuth, die innerlichste, mit der größten Selbstüberwindung, und den größten und feinsten Rücksichten, habe ich bei Gott! noch gar nicht gesehen — die größte, größte Aehnlichkeit von Prinz Louis; nicht so geistgewandt, aber tausendmal sicherer und immerdar — tiefer. So bedankt sich kein Mensch mehr, für Dinge, wofür sich sonst auch keiner bedankt. O! Erstesmal! Liebes Erstesmal! Du betrügst doch nie; nachher betrügen wir uns, weil wir uns irre machen lassen von den Andernmalen. Das erstemal benahm er sich schon so fein im Teplitzer Garten gegen mich, in Rücksicht Deiner; und gleich liebt' ich ihn. Er ist ein wahrhafter Fürst, weil er ein himmlischer Mensch ist. Es geben mehr Leute, aber so nicht; nach

Maß er geben kann, je freundlicher, je unterwürfiger wird er! Es wird Dir zu herzig scheinen, was ich sage; aber wenn ich Dir nur die Details erzählen werde! Und ich schreibe es Dir, weil es Dich von dem geliebten Gönner freuen wird, und freuen, daß ich es erlebe, und bemerke. Ich habe jetzt alle väterlichen und pekuniären Verhandlungen mit ihm, meist geheim; ich habe schon mehr geben sehen, aber so unterwürfig, und graziös giebt niemand. Und so seh' ich Punkt vor Punkt gegen die Geliebte nur Schönes aus dem lieben Herzen kommen. Wie kommt der hochstehende Mann dazu? Und wenn Eitelkeiten, trübes Wissen, Welt, uns noch so sehr trennen; ewig bleib' ich ihm gewogen und freund: und ein Wort ruft auch ihn zurück, ich weiß es. Und dies großmüthige Betragen geht nach allen Richtungen; gegen Bruder, Domestiken, Freunde, subalterne Standesgenossen, Aerzte, gegen Alle! Er erzählt mir alles; und wenn ich ihm in dergleichen rathe, thut er's. Diese Intimität, sein Takt dabei, freut mich. Drum schreib' ich's Dir. Denk auch nicht, daß ich Dein Geben, wie Du mir das erstemal in Berlin gabst, als ich Dich fragte, was ich mit dem Beutel machen sollte, Deine Thränen, Deine Umarmung dabei vergesse oder verwechsle! August! Wenn mir Gott Menschen schickt, bei mir ist kein Athemzug, kein Pulsschlag, kein Blick verloren. Drum bin ich so außer mir, wenn mir die Nächsten fehlen. Eltern, Geschwister, Geliebte! Weil ich an Gottes reinen Altar jedes niederlegen würde; im frischen reinen Herzen hintragen! Lebe wohl, ich will noch ein Wort nach Hause schreiben, weil ich heute einen Brief von ihnen erhielt. Deine

R. R.

Ich werde wohl nach Wien gehen, aber ohne besondere Lust. Ich reiste gerne in Frieden; und mit Dir und Gen. Oder wäre gerne irgendwo zu Hause: aber wer kann sich entschließen, auf einer Seite den Müll vom Rixdorfer Feld zur Gränze zu haben, und von der andern die Pulvermühlen jenseits der seichten, schmalen, mückenbesetzten Spree!!! Ewig wird dies zerreißend für mich bleiben, mich von meinem Heimathlichen — Vaterland — abgestoßen zu fühlen, von dem, was meiner Natur widerspricht: und fremd bleiben zu müssen, wo ich eigentlich zu Hause gehöre, in einer Gegend! Doch

ginge ich, bis Du kommſt, nach Hauſe, wollt' ich nicht aus der Krieges- und Einquartierensſtube bleiben; und manches verzähren laſſen. Und geh' ich denn nach Wien, ſo ſeh' ich dies; meine Freundin; und bereite manches. Und alles wie Gott will! Als ich hin wollte, konnte ich durchaus nicht. Wie Gott will! Alles geht wie Du es von den Welthändlen ſagſt: ich nenne das: wie Gott will. Und ſchiffe getroſter mit als ſonſt. Lebe wohl, lieber braver Freund.

Auguſte grüßt Dich ſehr, auch Hrn. von Kiel, und will Dir ſchreiben, wenn ſie beſſer iſt. Noch kriecht ſie nur nach dem Sopha. Ich habe ſchmerzhaft Rheumatiſm im rechten Bein. Und ſchreibe es Dir, damit Du nicht nöthig haſt zu denken, wenn Du meine Briefe lieſt: es mag ihr was fehlen, und ſie ſagt es nicht. Adieu. Heute hab' ich endlich einen Brief von Marwitz aus Wiesbaden vom 19. gehabt. Er iſt zur Blücher'ſchen Armee verſetzt, und kommt als erſter Generalſtabsoffizier zur erſten Brigade des Yorkſchen Armeekorps. Ich ſchreib das ab. Der Brief lautet von der Gegend. Er wird Willisen bei General Hünerbein ſehen. Lebe wohl.

Lieber Auguſt, hundertmal hatte ich es geſtern in der Feder, Dir zu danken, daß Du mir Deine Beſorgniß über Deine Schweſter ausdrückteſt, und that es immer nicht! Das iſt Recht: mir ſage alles, wenn es auch unangenehm iſt! Aber es ſind ſchon vierzehn Tage vorbei, und man hat noch nichts gehört. Vielleicht geht's gut ab.

Ich habe den Brief aufgeriſſen, wundere Dich alſo nicht, wenn Du's am Siegel ſiehſt. Hör einmal! ſo eben ſchreibt Graf Pachta, daß unſere Heere nach Frankreich gehen! Schicke alſo nichts an Barthelmy, ſondern, haſt Du Sachen, an Frau von Humboldt nach Wien durch einen Kourier etwa oder ſonſt einen Sicheren. Adieu, adieu! Sonnabend.

An Rahel.

Chriſtianefelde, Sonntag Abend, den 9. Januar 1814.

Geliebte, theure Rahel! Ich ſchreibe Dir dieſe wenigen Worte als innigen Liebesgruß aus tiefem Drange meines Herzens! Wir ſind aufs neue aufgebrochen, um am Belt den

Frieden zu holen, den man uns ſchon an der Elbe und noch mehr an der Eider hätte entgegenbringen ſollen. Jetzt ſtehen wir tief in Dänemark, und betreten morgen die Gränze von Jütland, die deutſche Sprache verliert ſich ſchon. Die äußere unaufhaltſame Bewegung, viele Gedanken und Bilder in mir, haben mein Gemüth und meinen Geiſt in eine ungewiſſe Stimmung, in ein unruhiges Umherwogen verſetzt. Heute ſah ich die Anſtalten der Herrnhuter, die hier, nach Herrnhut, das größte Etabliſſement haben, auch das bewegte mich unbehaglich. Endlich mit allen meinen Gedanken und Empfindungen einſam zu Dir gewendet, geliebte, theure Rahel, finde ich heitre Stille und ſüße Beruhigung wieder, und übergebe mich der mahnenden Nacht mit getroſtem Muthe, über alle Irrungen der Tage und ihre Zerfallenheiten hinweg, zu glücklichem Schlafe, erfüllt mit inbrünſtiger Liebe zu Dir im Traume wie im Wachen, an Deiner lieben Bruſt, in Deinen lieben Armen geneſend! Lebe wohl, geliebte Freundin! Du Troſt meines Lebens! Dein

Varnhagen.

Es war ein ſchöner, ſonnenheller Wintertag; der Schnee liegt vom Winde in allerlei Windungen geſtreut, und blitzt im ſcharfen Froſt; das Meer war während des Marſches einigemal zu ſehen. Jetzt ſtehen die Sterne hell am Himmel. Der Feind iſt eine Meile von hier.

An Varnhagen.

Prag, den 10. Januar 1814.

Lieber, theurer Auguſt! Wenn Dir der Jäger Lagnac dieſen Brief giebt, ſo grüßt er Dich aus Herzensgrunde. Sei gütig gegen Lagnac! Hilf ihm worin Du kannſt! Rathe ihm auch: frage ihn aus: er iſt noch jung, und hat noch alle jugendlichen Härten und Anſichten. Von Dir wird er ſich rathen und regieren laſſen, weil er weiß, daß Du mein erſter Freund biſt. Mahne ihn von Wirthshäuſern ab, und zum Fleiß an: mache ihm, ohne daß es ihn beſchämt oder ärgert, begreiflich, daß er ſich zu keinem feineren Militair- oder Civildienſt ſchicke, ohne gut ſchreiben zu können. Ich möchte ihm auch gerne in

der Folge helfen. Er iſt Lagnac's Neven, der bei uns Miering im vollen Sinne des Worts war. Und ein ſolcher Name muß wie große, soll helfen. Lebe wohl! Deine

R. R.

[Empfangen in Paris, den 29. Mai 1814.]

An Rahel.

Hadersleben, Dienstag, den 11. Januar 1814.

Geliebte, theure Rahel! Geſtern hatte ich noch in Chriſtiansfelde die außerordentliche Freude auf einmal vier Briefe von Dir durch das preußiſche Feldpoſtamt aus Kiel zu erhalten; kurz vorher war in der Nacht, nachdem ich noch vor dem Schlafengehen den beiliegenden Zettel für Dich geſchrieben, der Befehl zur Einſtellung aller Feindſeligkeiten eingetroffen mit der Gewißheit, daß der Frieden ganz nahe ſei, wie denn auch der däniſche Bevollmächtigte Bourke nebſt dem Grafen Bombelles ſchon den Tag vorher uns auf dem Marſche begegnet waren. In der allgemeinen Bewegung und Spannung, und da wir der Waffenruhe wegen zwei Meilen von Chriſtiansfelde wieder zurückkehrten, hatte ich Deine Briefe ungeleſen den ganzen Tag in der Taſche tragen müſſen, und erſt gegen Ende des Tags beglückte mich die von Dir gekommene Fülle! Wie kann ich ſie ausdrücklich Wort für Wort beantworten? Ich lebe in dem unaufhörlichen Gefühl davon; Deine Briefe ſind nur der günſtige Wind, der meine Seele auf den Lebenswegen Deines Daſeins ſchneller und fröhlicher bewegt, verlaſſen kann mein Gemüth dieſe Wegen nie! Alles was Du mir ſchreibſt, über mich und uns, über die Welt und ihren Lauf, über unſere Freunde, Bentheim, Auguſte, Pfuel, Genz etc. etc. alles iſt mir das köſtlichſte Vertrauen, daß ich es ſo wiſſen, ſo von Dir bekommen darf, ehrt mich für mein eigenes Herz vergeſtalt, als würden mir die herrlichſten Geheimniſſe mitgetheilt, Geheimniſſe, denen nur wenige Menſchen gewachſen! Deine Briefe ſind vom 13., 18., 21. und 28. Dezember, mehrere Tage vorher hatte ich noch in Tönningen einen vom 5. Dezember erhalten, wahrſcheinlich der, den Bertheldy beſorgt hat. Ich habe Dir nur ſelten ſchreiben können, unſere Bewegungen geben meiſt ſo

rasch und so sehr vorwärts, daß wir uns immer bald aus dem Bereich der Posten verlieren, und ich die Gelegenheiten, einen Brief abzuschicken, genau auswählen muß. Diesen Brief nimmt der Oberst Pfuel mit, der nach Berlin auf Urlaub geht. Der dem Abschlusse nahe Frieden mit Dänemark, welches ganz Norwegen abtritt, und durch die alberne Wiedereröffnung der Feindseligkeiten in Einem Ruck das Herzogthum Schleswig ohne Widerstand unseren Truppen preisgegeben hatte, gewinnen wir einige Ruhe, die Truppen brauchen wenigstens 4 Wochen, um den Rhein zu erreichen, wir halten uns während der Zeit in Kiel, Bremen und Münster auf (von wo ich einen Tag nach Steinfurt zu gehen denke), und holen die Truppen späterhin mit der Post in wenigen Tagen wahrscheinlich zu Düsseldorf ein. Die Sachen gehen so außerordentlich glücklich, so über alle Erwartung von statten, daß es nicht unmöglich ist, daß wir zu keinem Kampfe mehr, sondern bloß zu dem kriegerischen Siegeszuge kommen, den der Kronprinz nach Frankreich machen wird. Seine Absichten und Hoffnungen werden deutlicher und begründeter; mit ihm kann uns der Einzug in Paris im Krieg oder Frieden leicht beschieden sein, und gewiß wäre das keine gering ausgestattete Anwesenheit in Paris, dort als die Waffengefährten und Gehülfen des neuen Königs von Frankreich seine geehrten Gäste zu sein! Von Schweden würde der Kronprinz unter tausend Segenswünschen scheiden, und bis auf den letzten Augenblick auf ihren Schultern ruhen dürfen, da er durch diesen Krieg gegen Dänemark die Wünsche des Volks erfüllt, und dessen Macht und Ruhm, so ganz nach dem Sinne desselben erhöht hat. Daß er Schwedisch-Pommern den Dänen zur Entschädigung überläßt, ist Schweden wohl zufrieden, weniger diese Pommern, und ganz empört sind nur wir wenigen Andere, denen solch ein Ländertausch ein Gräuel ist, für den wir die Strafen unausbleiblich kommen sehen! Mir geht es übrigens wie Dir, ich darf nur wenig den Briefen, und nicht einmal so viel wie Du dem Papier überhaupt anvertrauen, da ich es nicht so sicher bewahren könnte; aber darüber, daß Du so mancherlei für mich aufzeichnest, dank' ich Dir von Herzen, freu' ich mich wie ein Kind!

Von Nostitz ist mir ein Brief Augustens an ihn mitgetheilt worden, der eine ziemlich gute Schilderung ihres Lebens auf 16 Seiten giebt. Von Dir sagt sie darin, alles was Nostitz und ich ihr früher gesagt, finde sie ganz wahr, „sie ist mir die

liebste Frau, die ich noch kennen gelernt, ich habe bis jetzt weder eine gutmüthigere, noch eine geschentere gefunden, und gewiß giebt es keine, die besser mit mir umzugehen verstände". Doch gefällt mir der Brief nicht recht, es schimmert ein leichtsinniges Wesen darin, das der persönlichen Gegenwart bedarf, um liebenswürdig zu bleiben, so schriftlich hingestellt in seiner Absonderung aber wenig ansprechen kann. Vom 26sten Oktober ist der Brief; er ist wohl in niemandes Gegenwart geschrieben worden.

Gestern bekam ich auch einen Brief von Karoline Fouqué, als Antwort auf meinen aus Bremen. Sie fängt an: „Sie haben Recht! zum Aufschreien Recht!" und geht dann zu einigen Bekenntnissen über sich selbst über, in denen die Wahrheit nur durch den Ausdruck leidet; sie gesteht, daß ihre Natur heidnisch und nur ihre Denkungsart christlich sei, daß in ihren Büchern das Christliche bloß todte Form und auszustoßen sei. Nichtsdestoweniger schlägt sie sich in dem Briefe selbst, wie dazu verdammt, noch mit dem Christenthum herum, meinem Verstehen zu fern. Den Schluß des Briefes muß ich Dir aber abschreiben, es ist eine großartige Aufrichtigkeit darin, die mich rührt und erstaunt. Sie, die nicht ahndet, was ich weiß, schreibt mir: „Noch ein Wort von Ihrem General; ich brenne ihn kennen zu lernen, erzählen Sie mir von ihm, viel, ausführlich, ich kann nicht genug hören. Genialer als Czernischeff! anders, ja, aber nicht genialer, ich glaube es kaum, es sind große Blitze in dem Menschen! Ich weiß nicht, warum ich neidisch über den Beifall bin, den Sie diesem Tettenborn geben! Könnte ich Einmal, Einmal nur das Bild eines großen Menschen außer mir sehen, wie ich es in mir trage! Sagen Sie mir, giebt es etwas Größeres für ein stolzes Frauenherz, als Freundin, Vertraute eines Helden zu sein! Könnte ich die blühende Jugend beweinen und Schwinden der Reize, so wäre es, den Blick eines solchen Mannes, wenn es einen giebt, nicht mehr einziehen zu können! Wie thöricht und doch wie wahr!"

In Schleswig besuchte ich in Auftrag des Generals eine andere Schriftstellerin, Charlotte von Ahlefeld, geb. Seebach, die in Weimar durch die Herzogin gewissermaßen erzogen worden ist, Goethe, Schiller, Herder genau gekannt hat, eine Freundin der Frau von Wolzogen, eine Hauptverehrerin von Goethe. Wilhelm Schlegel hatte sie dem General und mir empfohlen,

um ihr in dem Kriegsgetümmel Schutz zu ſein, ſie bedurfte deſſen aber nicht. Wir vereinigten uns bald über den, der unſere Bekanntſchaft veranlaßt hatte, einen ſehr dummen Brief von ihm theilte ſie mir mit. Die gute Frau ſprach mit Innigkeit von Goethe, über den ich ihr einige Worte aus Deinem Briefe nebſt der Geſchichte mit Colloredo vorlas. Sie ſagte unter anderen, niemand habe in den trübſeligſten Augenblicken ſie ſo übermächtig beruhigt und durch oft wenig geſprochene Worte getröſtet wie Goethe, den ſie hoch über Schiller ſtellte ohne litterariſche Anmaßung, bloß menſchlich. Ja wohl, geliebte Rahel, es lebe Goethe, bei jeder Gelegenheit! Mir gefällt an Niebuhr, daß er in ſeiner Zeitung öfters aus ihm ſpricht, bald genannt, bald nicht. Sonſt iſt in Niebuhr viel Verkehrtes, krankliche Bitterkeit, eigenſinniger Unverſtand bei größter Fähigkeit das Richtige einzuſehen. Ich werde dagegen zu Felde ziehen; daß man die franzöſiſche Revolution ſchelte, das leide ich nicht, obwohl ihr Lob in tauſendfacher Rückſicht jetzt nur mit Vorſicht ausgeſprochen werden darf; ſowohl um die Fürſten nicht unnöthig zu beleidigen, als um das Volk nicht thöricht aufzuwiegeln. Mirabeau aber, Carnot, ſeien auch bei jeder Gelegenheit anerkannt und gerühmt!

Wie deutlich iſt mir alles, was Du mir über den Grafen Bentheim ſagſt! ich beklage ihn über ſeine unangenehme Stellung bei dieſem Kriege, zu welchem die deutſche Legion nun wohl zu ſpät kommt, die überdies ihm ſchwerlich das Kommando einer Brigade, die ihm als General zukömmt, erſetzen könnte. Grüße die allerliebſte Seele in ihrem Grafengehäuſe auf das allerbeſte von mir!

Der ſogenannte feine und kluge Herr von Pfuel trägt mir eben auf, Dir zu ſagen, daß .... hier ſoll ich irgend einen Witz hinzufügen, den ich ſelbſt zu wählen habe. Aber auf jeden Fall hab' ich Dir in ſeinem Namen zu berichten, daß der Buchſtabe S etwas rauh und unſanft geworden, darüber das Nähere auf Wiederſehen in Arkadien! — — Ich freue mich Pfuel's immer mehr, ich habe niemanden ſo wie ihn in allen Verhältniſſen, die er dafür nehmen konnte, ſo bewährt gefunden, aber freilich iſt nicht jedes gleich ein Verhältniß, was einem Zeit und Welt nähern und aufdringen will. An Talent für die Kriegsführung habe ich noch keinen ihm überlegen gefunden.

Der General grüßt Dich auf das Herzlichſte und läßt Dir

alles Schönste sagen. Er will mir ein Briefchen für Bayer zur Einlage geben. Seine Güte für mich ist unverändert.

Ich habe Dir Kleinigkeiten bei den Herrnhutern gekauft; wie soll ich sie Dir nur schicken! Einige Zeuge für Dich liegen in Beitzenburg bei dem Postrath Wildfang in Verwahrung; ich warte auf Gelegenheit. Hast Du den kleinen Kaffee erhalten? Es ist mir lieb, daß das Geld angekommen ist. Künftig schicke ich alles an A. Mendelssohn.

Lebe wohl, geliebte, theure Freundin. Ewig Dein

Varnhagen.

Kaltes Wetter, Schnee liegt hoch aufgehäuft auf dem Boden und schwebt noch oben in der Luft. Viele Grüße an alle Freunde!

An Karoline Humboldt alles Schöne! an Auguſten vor Allen! Sie soll ich auch von Kiel grüßen. Graf Löwenhjelm trug mir wiederholte Grüße für Dich auf; Brinkmann ist etwas in Ungnade zu Stockholm, weil er, gegen des Kronprinzen Absicht, aber mit dessen Gewicht, schon früher unnütze Reden (über den Handel) gegen die Kaufleute geführt hatte.

Schreibe nach Beitzenburg!

Deine Gedichte freuen mich ungemein, liebe, gute Rahel! Ich küsse Dich!

An Lagnac habe ich richtig geschrieben.

An Rahel.

Kiel, Freitag, den 21. Januar 1814.

Auch hier in Kiel sollte ich das Glück haben, Briefe von Dir zu bekommen, meine geliebte, theure Rahel! ein doppeltes und dreifaches Glück, weil ich erst vor kurzem in Hadersleben einen Brief bekommen hatte, und daher nicht so schnell wieder einen erwartete, und dann weil alles Angenehme, das mich berührt, durch Deinen Beitritt, geliebte Rahel, erst zur Freude

aufglüht, und das Unangenehme nur in gedämpfter Flamme fortbrennt! Ich erhielt hier Deinen Brief vom 8ten Januar zugleich mit dem, den Du an Frau von Humboldt auch für mich geschrieben hattest, das pünktliche preußische Feldpostamt schickte sie mir in's Haus, als ich kaum angekommen war. Ich habe nun alle Deine Briefe aus der letzten Zeit, wenigstens zeigt sich keine Lücke, aber dadurch, daß ich drei bis vier auf einmal erhielt, mußten freilich meine Antworten nicht Schritt für Schritt ihnen der Zeit nach entsprechen können. Vorvergestern bin ich mit dem General hier angekommen, der Kronprinz hatte ihn zu sich beschieden, voulant causer avec lui. Gestern früh ist der General wieder zu den Truppen abgereist, um deren Marsch nach dem Rhein anzuordnen, und ich bin hier wegen Geschäften allein zurückgeblieben, reise aber in einigen Stunden ab, um den General auf der Straße wiederzutreffen, und mit ihm nach Hasselburg, einem Landgute der Gräfin Pappenheim, wo der Kronprinz einen Tag zubringen wird, zu gehen. Alle zu vornehmer Gesellschaft, ich kann es als eine besondere Gunst ansehen, dort eingeladen zu sein, der einzige von unseren Offizieren. Sowohl als eine Gunst von meinem General, der mich gleich dazu bestimmte, als von der Gräfin, die mich einladen ließ, obwohl ich nichts weniger als artig gegen sie war. Sie hatte im vorigen Frühjahr sich nicht zuvorkommend gegen mich betragen, ja, meinem Gefühle nach gegen mich gefehlt, und mit Dehn war ich auch nicht eben zufrieden, von der Zeit an besuchte ich sie nicht mehr, und vermied es unverhohlen, mit ihr zu reden. Das bringt mir nun Früchte. Gegen Dehn aber habe ich zuerst den Vergeßlichen in Rücksicht einiger Härten, die ich ihm angethan hatte, gespielt, und mehr war ihm zum Vergessen nicht nöthig, er ist freundlich und zutraulich gegen mich, und zeigt sich auf alle Weise fördernd. Dies ist mir ganz lieb, denn er ist doch wirklich einer der einsichtsvollsten und geschentesten in diesem Kreis, in unzähligen Verbindungen, ein Freund des Kronprinzen und meines Generals, diplomatisch beschäftigt, und nicht ungeschickt in dem vornehmen Leben, dabei wirklich gutmüthig, sofern ihm die angemessene Eitelkeit erlaubt, anderen Regungen Raum zu geben. Vorgestern gab der Kronprinz einen Ball, der erste Mensch, den ich beim Eintritt sah, war Graf Friedrich Kalckreuth, der als schlesischer Landwehroffizier beim General Krusemark attachirt ist. Wir freuten uns herzlich, er ist so frei in seiner

Seele und so befangen in seinem Geiste wie damals, der Krieg selbst hat das Letztere nur um weniges gebessert. Den jetzigen Gemahl unserer guten Freundin Hitzel, General Sparre, habe ich hier kennen lernen. Ein guter, milder Mann, von vielen Kenntnissen, rasender Arbeit, gar keinen Ansprüchen, und stillgespannter Aufmerksamkeit. Ich habe viel mit ihm gesprochen, und mich seiner Gemahlin empfehlen lassen. Wen ich aber hier mit Erstaunen wiedergesehen habe, das ist Wilhelm Schlegel, es gehörte die vieljährige Zuneigung dazu, die in mir mit seinem Namen verknüpft ist, um nicht ganz abgestoßen zu werden durch seine unheimliche, steife, überirte Erscheinung. Er sieht aus, wie bestrittene Würde, als suche er ein litterarisches Fürstenthum auf dem Wege der Staatsanterität, und könne doch den Schulfuchs nicht los werden. Er ist übrigens ganz leblos in den wirklichen Geschäften, ohne allen Einfluß, und mehr belacht als geachtet. Doch hat er manche gefällige Seite in seinem Geiste, viele Kenntnisse, und dafür einen Eifer, der seine gelehrte Unterhaltung mir immer sehr reizend macht. Er lobt ungemein, was ich schreibe, und konsiderirt mich, auf dem Balle sprachen wir sehr lange mit einander, und angenehm, ich mochte aber Dich gegen ihn nicht nennen. — Pfuel ist nach Berlin gereist, und kömmt vielleicht nicht wieder. Sein Weggehen hat meine Arbeit verdoppelt, und ich werde ihn wohl in vielem ersetzen müssen, ich fühle es schon in diesen ersten Tagen, wie ich leise und leise dadurch aber auch gehoben werde. Dem General werde ich täglich lieber und zweckmäßiger, ich arbeite leicht, und ich kann sagen auch gut, und obenein außerordentlich gern, mir ist nicht wohler, als wenn die Sachen sich in Fülle um mich her drängen, ich ganze Nächte durchwache, und dann mit lauter sicheren Erfolgen meine Feder eine Masse nach der anderen glücklich beseitigt, und dann wieder reiner Tisch wird. Der General sagte noch in Haderslebeu zu Nostitz, mein Schreiben gefalle ihm besser, als Pfuel's, ich schreibe bündig und angemessen, und treffe seinen Sinn am besten. Da sagte der durchtriebene Nostitz mit kluger Freundschaft für mich zum General: „Das ist kein Wunder, denn der eine kam schon fertig zu Dir, den anderen hast Du Dir selbst erst gebildet!“ Ein fruchtbareres Saatkorn konnte er diesem Boden nicht eindrücken! Ueberhaupt ist Nostitz mir wieder außerordentlich gut, er hat mir Dinge vertraut, die ich nur Dir wieder sagen darf, mit seinem Willen, Dinge, die sich nicht schreiben lassen, und

ein unbegränztes Zutrauen bezeugen. Er ſchlief mit mir in Hadersleben auf demſelben Zimmer, und wir durchſprachen immer die halbe Nacht. Als ich ihm viel Einzelnes aus Deinen Briefen zu ſeiner ungeheuerſten Freude mitgetheilt hatte, ſagte er zu mir: „Nun, wenn Sie in der Litteratur ein Numa Pompilius werden, ſo weiß ich doch, welche Egeria Sie belehrt hat!“ Er hat überhaupt außerordentlichen Sinn für Dich, und begreift vieles, was ich ſonſt nur mir vorbehalten glaubte. Er bittet mich, Dich herzlichſt zu grüßen, und Dir zu ſagen, er ſei jetzt bloß ein praktiſches Lebensrezept, er wünſche ſehr ſich zu verlieben, verzweifle aber ganz daran; ſo oft er unter Frauen trete, glaube er die Unmöglichkeit zu erkennen, Theilnahme in dieſem Kreiſe zu erwecken. Ich bin ganz aufrichtig mit ihm, und ſage ihm ſelbſt, wie weit ich ihm traue, welches nicht ſo weit geht, als das auf ihn rechnen, weil bei letzterem ich mir ſchon die Bedingniſſe vorher eingebildet habe, erſteres aber eigentlich unbedingt ſein will. Auch dafür hat er Sinn, und geſteht ſich mir ein. Ich ſprach vorhin davon, daß ich mich etwas höhe in meiner Lage; dabei vergaß ich Dir zu ſagen, daß ich die Ausſicht habe, wenn nicht gleich Friede wird, bei erſter Gelegenheit ruſſiſcher Major zu werden. Den königlich ſchwediſchen Schwerterden habe ich geſtern bekommen, dieſe Dekoration gefällt mir beſonders; eine ruſſiſche muß auch ſchon für mich unterwegs ſein. Ich habe gefunden, daß ich doch auch für meine äußerliche Erſcheinung etwas mehr verwenden muß, es macht einen unangenehmen Eindruck, nicht gehörig gekleidet zu ſein, und ich war es ſo wenig, daß ich hier kaum auf dem Ball erſcheinen konnte. Pferde ſchenkt mir der General noch zwei, ſo daß ich dann in allem ſechs habe. Wir ſollten auch einiges Geld von den in Holſtein ausgeſchriebenen Kontributionen erhalten, der ſchnelle Frieden hat aber wohl das Eingehen dieſer Gelder abgeſchnitten. — Nun gehen wir an dem unſeligen Hamburg, das ſein im Inneren ſchrecklich genährtes Elend nun fürchterlich rings in die Gegend ausgeworfen und verbreitet hat, glücklich vorüber nach dem Rhein; wir halten uns in Bremen einige Tage auf, ebenſo in Münſter, von wo ich auf einen Tag nach Steinfurt zu gehen hoffe, und eilen dann über Düſſeldorf nach Bonn auf den äußerſten linken Flügel der Armee des Kronprinzen. In zwei Monaten können wir, ich hoffe als Freunde, den Montmartre beſteigen; wahrhaftig, es ſieht alles darnach aus! England ſcheint mit

dem Kronprinzen einig, Lord Castlereagh scheint den Fürsten Metternich gewinnen zu sollen. Am Ende sehen wir uns gar in Paris wieder, geliebte Rahel! Doch gesteh' ich, daß ich nicht sehe, wie dort meines Bleibens sein könnte. Wir werden ja sehen!

Nun hab' ich noch gar nicht auf Deinen lieben Brief geantwortet! Diese lieben Briefe, die wie frisches Grün sich um mein Herz schlagen! Ja, geliebteste Freundin, gewiß kannst Du mir alles sagen, alles in der Welt! Was Du über Urquijo sagst, durchdringt mir das tiefste Herz, aber nur liebevoller schlägt es für Dich! Marwitz erbittert mich nicht, aber ich bedaure es, daß er so ist, täglich mehr, und finde, daß ich mich von jedem Verhältniß mit ihm, mehr und mehr entferne. Mich bearbeitet das Leben, und ich fühle mich nur mit denen behaglich, die nicht jeden Augenblick über Enttäuschung zu erstaunen brauchen, und neben dem Betrachten, auch zum Handeln bereit und thätig, nicht erst große Momente abwarten wollen, sondern gleich auf der Stelle und in dem Nächsten „hülfreich" sind. Dir, geliebte Rahel, sind Gott und Natur gut, Du hast wohl Recht, das zu sagen, und Glück und Schicksal können Dich darum nicht hindern in Deinem schönsten Sein, wie Dich die unseligen Eigenschaften des Freundes nicht hindern, seinen schönen zu entsprechen! Deine Behandlung dieses Freundes, ja meiner selbst, bewährt jenen glücklichen Ausdruck, den Du für Dein Leben fandest, und aus dem sich so unendlich viel ergiebt!

Daß Du meine Gedichte lobst, geliebte, einzige Rahel! ist mir die größte Freude, die mir werden kann. Schon seit Jahren ist mein geheimster Ehrgeiz darauf gerichtet gewesen, unbefriedigt, bis er sich nach und nach verzehrte. Vor drei, vier Jahren hätte mich solches Lob mit schwindelndem Stolz und zur höchsten Wonne erhoben, jetzt geht es durch die Trümmer der Eitelkeit gerade zu meinem Herzen, und ist mir doppelt lieb, weil es dahin gelangen konnte! Als geistiges Urtheil verehre ich es in Demuth, wie alles, was von Dir ausgeht, mein bewundertester Autor!

Mich hat die Nachricht von Augustens Krankheit in die antheilvollste Betrübniß versetzt, Gottlob, daß die liebe Freundin wieder besser, in diesem Augenblick hoffentlich schon wieder ganz gesund ist! Ich grüße sie von ganzem Herzen; ebenso den General Bentheim, ferner den Grafen Louis! Der hat

ſich alſo ſchon bei Nr. 13 geärgert, wie viel mehr bei Nr. 14 und 15! Sag ihm, das alles ſei noch Schonung geweſen; nächſtens mehr hierüber! Ich war geſtern mit Dehn bei einem Oberſten Hedemann, der bei Kluwenſick einen Bajonettſtich in den Kopf bekommen hat, ein Onkel des Prinz Wilhelmiſchen Hedemann's (eigentlich beſuchte ich ſeine ſehr ſchöne Tochter, Frau von Pleß, die den geneſenden Vater pflegt, und auf dem Balle ſehr glänzte), dort ſprachen wir vom Grafen Louis. Die Fürſtin von Solms-Lich hat ſich mit ihren vier Haimonskindern den Herrſchern vorgeſtellt, und an Dehn darüber geſchrieben. — Leb wohl, geliebte, theure Rahel! meine einzige Freundin! Bleibe mir nur hübſch geſund, pflege Dich beſtens, und reiſe, ſobald das Wetter gut wird! Ich hoffe für uns alles Gute, es wird ja wohl auch unſer Glück auf den Wogen des Allgemeinen heranſchwimmen! Der General Tettenborn grüßt Dich, auch abweſend, er würde mir nicht verzeihen, von ihm nicht gegrüßt zu haben! Leb wohl, geliebte Rahel!

Ewig Dein

Varnhagen.

Schreibe mir nach Bremen poste restante, und immer mit der Poſt!

Entſetzliches Schneegeſtöber.

An Rahel.

Bremen, den 2. Februar 1814.

Theure, innniggeliebte Rahel! Seit ich aus Kiel Dir zuletzt ſchrieb, bin ich unter lauter unruhigem Treiben und Wandern endlich jetzt wieder zu einem Augenblick gelangt, wo ich Dir einigermaßen ruhig ſchreiben kann. Es iſt die Nacht vor unſerer Abreiſe von hier, und nachdem ich eben eine Anzahl Geſchäftsbriefe abgethan und alles eingepackt habe, ſetze ich mich, gleichſam innerlich erholt nach der äußeren Ermüdung, vergnügter zu dieſem Briefe an Dich, als es mir in allen dieſen bewegten Tagen möglich war. Bei dem Packen wollte ich anfangs zur Sicherheit Deine Briefe von den letzten Monaten hier in Verwahrung geben, aber mir war dabei häßlich zu

Muthe, es ſchien mir ſo traurig ſolche Trennung um ſolchen Grundes willen vorzunehmen, daß ich fröhlich beſchloß, die Briefe wieder mitzunehmen, wo ſie übrigens auch gar nicht ſo unſicher, ſondern ſo gut wie ich ſelbſt verwahrt ſind; und wandern denn dieſe geliebten Boten mit, und gehen mit über den Rhein, wie ſie mich zum Belt begleitet haben! Wir ſind nicht zur Gräfin Pappenheim nach Haſſelburg gegangen, es war ſo viel Schnee gefallen, daß faſt nicht durchzukommen war, der General blieb daher bei den Truppen, und ich traf ihn nach ein paar Tagen vergeblichen Wartens in Itzehoe wieder. Von da fuhren wir nach Pinneberg zum General Benningſen, der die Truppen vor Hamburg befehligt, und dann nach Blankeneſe, um über die Elbe zu gehen. Hier traf ich meine Schweſter, die von Altona dahin gekommen war, um mich im Vorübergehen zu ſprechen. O Rahel, dieſer Tag gehört zu den ſchmerzlichſten, die ich erlebt habe, und an deren Nachwirken noch immer etwas zu verwinden iſt! Altona befindet ſich in einer fürchterlichen Lage, die Franzoſen können es von den Hamburgiſchen Wällen aus jeden Augenblick in Flammen ſetzen, und bloß um ihnen den Vorwand dazu nicht aufzunöthigen, bleiben die ruſſiſchen Truppen lieber aus Altona heraus, und laſſen die Stadt unbeſetzt; aber dieſe Menſchlichkeit iſt darum noch keine Wohlthat, denn nun liegt Altona vor der ruſſiſchen Linie, und wird mit ſeinen und den zahlreichen hamburgiſchen geflüchteten Einwohnern unvermeidlich der Hungersnoth ausgeſetzt, ſchon iſt die Theurung daſelbſt ungeheuer, und nur ſpärlich läßt Benningſen den Altonaern einige Lebensmittel zukommen, damit nicht auch Hamburg davon beziehen könne. Neben dieſem wirklich eingetretenen Uebel ſteht die furchtbare Ausſicht auf alle möglichen Gräuel, Blutbad, Plünderung, Flammen, die ungewiß drohen. Ach, dieſem Zuſtande wollte meine arme Schweſter entfliehen, ſie wollte mit mir gehen, wenigſtens bis Bremen, wenn es weiter unthunlich wäre, mich begleiten! Da ſtand ich ihr gegenüber mit dem ſtarren Gefühl der Unmöglichkeit deſſen, was ſie mit warmer Sehnſucht als glückliches Bild ergriffen hatte und feſthielt! Rahel, liebe Rahel, in dieſe Stadt, in dieſes Geſchick mußt' ich meine arme Schweſter zurückgehen heißen, dieſen ſchrecklichen Rath als den klügſten geben, und konnte ihr nicht helfen! Mit geſunkenem Gemüth hörte ſie niedergeſchlagen meinen feintſeligen Ausſpruch, ungetäuſcht von meinen erlogenen Tröſtungen, ergeben und gebeugt

fuhr ſie nach Altona zurück, und ſah mich Glücklichen dahin fliehen, wohin ſie ſo ſehr begehrte. Ich blieb bei ihr einen halben Tag und über Nacht in Blankeneſe, in einem ſchlechten Wirthshauſe unter anderen Hamburgern, vor denen ich nicht einmal mit ihr nach Wunſch reden konnte. Einiges Geld, das meine gute Schweſter als Ertrag ihrer fleißigen Thätigkeit erſpart hatte, das ihr mehr dünken mußte, als mir, konnte freilich für einige Zeit ausreichen, aber ſie wollte ohne daſſelbe, ohne Kleidung und alles, wie ſie ging und ſtand, nur eilig mit fort. Ich war in wirklicher Verzweiflung, mein Schmerz war zu bitter, als daß er ſich zu tröſtender Theilnahme hätte ſänftigen können, und ſo mag ich ſogar gefühllos erſchienen ſein. Indeß verabredete ich mit meiner Schweſter, ſie ſolle jetzt nur für den Augenblick nach Altona zurückkehren und ihre Maßregeln nehmen, ſobald aber das geringſte Bedenkliche hinzuträte, ſogleich nach Bremen kommen, wozu ſie die Gelegenheit offen zu behalten weiß durch einen geſchenkten Kutſcher, und wo ich alles mögliche thun würde, um ihr eine bereitete Zuflucht bei meinem Weitergehen daſelbſt zurückzulaſſen. Dieſe Stimmung und Sorge hielt mich die beſten Tage hier ganz befangen, bis mir nun endlich gelungen iſt, wenigſtens ſo viel zu erlangen, daß ich hoffen kann, meine Schweſter wird bei ihrer Ankunft hier, wozu ich ſie nun auch ſchriftlich eingeladen habe, entweder völlig einquartiert werden, oder doch bei wohlwollenden Menſchen eine, wenn auch nicht ganz unentgeldliche, doch erleichternde Zuflucht finden. Wäre ſie jetzt nur erſt hier! Du wirſt es vielleicht hart finden, daß ich ſie nicht mitnahm, aber gewiß, Rahel, es ging nicht! und ich dankte unterwegs dem Himmel, daß ſie nicht mitgegangen war, ich warf mit dem Wagen um, zum erſtenmal in meinem Leben, blieb im Schnee ſtecken, zerbrach noch zwei Wagen, mußte in den Dörfern wüthen, erſtarrte beinah vor Kälte, es konnte dahin kommen, daß ich auf dem erſten beſten Pferde wegreiten und den ſchlechten Wagen ſtehen laſſen mußte, was ſollte dann auf der Landſtraße unter Armeen von allen Nationen, im Winter, bei Nacht, mit der unſeligen Verlaſſenen werden! Doch Du, meine geliebte, meine einzig theure Rahel! Du giebſt mir wohl nicht unverdientes Unrecht, Du kennſt mich wohl vertrauenvoll und ſicher genug, um anzunehmen, daß ich gewiß gethan habe, was meinen Kräften und Einſichten möglich war! Ich dachte bei

diesen Vergängen unaufhörlich an Dich, und wenn mein Herz versteint gewesen wäre, so hätte es dabei in Fluß gerathen müssen, ich dachte immer an Dich, und fühlte tief die Gewißheit, daß ich Dich nicht zurückgelassen hätte, nicht als hätte ich weniger für meine Schwester thun wollen, als für Dich, sondern, weil ich für Dich allerdings anderes thun muß, denn soweit war ich entfernt, irgend ein Opfer für meine geliebte Schwester zu scheuen, daß ich hätte sterben mögen! Wäre nur erst dieser Gräuel in Hamburg vorüber!

Wir eilen morgen über Osnabrück nach Münster, von wo ich hoffe seitwärts nach Steinfurt abbiegen zu können, und dann nach Bonn hin dem Rheine zu. Fast scheint es, als sollten wir für Paris zu spät kommen, und wer weiß, ob nicht selbst der Kronprinz über den dänischen Krieg sein bestes Spiel schon versäumt hat. Es wird mit Schrecken klar, daß Napoleon kein Heer mehr hat, die Unseren rücken unaufhaltsam in Frankreich vor, und nirgends findet sich ein Feind: in einigen Wochen kann Schwarzenberg in Paris sein! Ungeheure staunenswürdige Wendung der Dinge, fast zu viel Glück, gewiß unverdientes, es wird einem bange dabei, und wir können nur ja recht mäßig, demüthig und fromm sein, um das Geschick nicht zu erzürnen!

Ich war hier ungemein thätig; theils nahm die Sorge für meine Schwester mir einen großen Raum der Tage ein, theils andere Verwickelungen und Spannungen, die mich oft zu bereuten Reden bewegen. Ich habe stets versöhnend, ausgleichend und mildernd für das Handeln, schärfend und härtend für die Ansicht und Meinung gesprochen und gethan. Meinen höchsten Sätzen bleib' ich treu, die innerste Gesinnung bedient sich meiner Geschicklichkeit, um überall eine Stelle zu finden. Lies beifolgende Anzeige über das meinem General verliehene Bürgerrecht von Bremen, ich habe den Inhalt großer Reden darin ausgesprochen, unantastbar durch geschickte Kühnheit, ich halte diese Anzeige für ein kleines Meisterstück, und möchte oft so schreiben können, auch hat sie großes Aufsehen erregt, und einen Gesichtspunkt eröffnet, den ich glaube noch niemand bei diesen aus Noth und Ueberfüllung hervorgesuchten Ehrenbürgerrechten gefunden hatte. Was ich über die Dänen geschrieben habe, ist noch lange nicht arg genug, das Schlimmste ist noch nicht gesagt, und braucht auch jetzt nicht mehr gesagt zu werden, allein die Dummheit ist selten so groß bei so gro-

sier Schlechtigkeit, als bei der dänischen Regierung sich befindet. Mein Buch über Hamburg ist nun auch fertig, und wird großes Aufsehen machen; ich lasse drei Exemplare durch Calve bei Mad. Brede abgeben, zwei sind für Dich, eines gieb dem General Bentheim, man wird wohl bald allgemein mich als Verfasser wissen, es schadet aber nicht, das Bedenklichste habe ich noch zuletzt ausgestrichen. Wenn Dir nur das Buch gefällt, sonst weiß ich nicht wo ich vor Scham bleiben soll! Ich will kein Lob, keinen erhebenden Beifall, nur zufrieden sollst Du sein mit Sinn und Ton, die darin herrschen.

Grüße Auguste herzlich, und sage ihr, ich hätte beim Senator Lameyer gewohnt, wo man sich ihrer fröhlich erinnert habe! Graf Louis Bentheim soll ich aus Itzehoe von dem Stiftsfräulein Bleme grüßen, mit der ich bei Ahlefeld-Dehn gespeist habe.

Ich habe hier auch den alten Dr. Müller besucht, den Vater des verstorbenen Adolph Müller, des Freundes von Marwitz; die Tochter, höchst mißgestaltet und verwachsen und mit viel anderem Drucke des Lebens wie es scheint vertraut, lebt bloß als Erinnerungsdenkmal ihres trefflichen Bruders fort, diesen Verlust scheint sie immer zu fühlen. Es ist große Wahrheit in dem Mädchen, und inniges Gefühl, doch zurückgezogen in mancherlei Ansicht. Sie fragte mich, ob ich eine Dlle. Levi in Berlin kennte, ich bejahte es, und fügte hinzu, sie heiße aber nun längst Robert; ebendie, sagte sie, ich habe die widersprechendsten Urtheile über sie gehört, einige tadeln sie sehr, andere loben sie ungeheuer. Von wem hörten Sie sie loben? fragte ich eifrig, und dachte an niemanden Rechtes in dem Augenblick: O Marwitz, sagte das Mädchen, sprach mit Begeisterung von ihr, und wollte sich gar nicht darüber zufrieden geben, daß wir sie nicht kennen lernten! — Bei dem Namen Marwitz durchschauerte es mich, ich fühlte ein ganzes Netz von Liebesfasern aus meinem Herzen sich um ihn spannen und hätte ihn küssen mögen für seine Treue!

Leb wohl, geliebte, einzige Rahel! mein Lebenstrost, meine ganze Hoffnung! Der Segen des Himmels begleite Dein liebes Haupt, und befruchte mit den Thränen meiner Sehnsucht den Boden fröhlicher Lebensblüthen! O Rahel, meine Rahel, wie sink' ich ganz vor Dir hin! Du bist mein Vermund bei Gott und Natur und Welt, mein Schutz und Halt im innersten Leben! Ewig Dein Varnhagen.

Schreibe noch hieher poste restante!

Der General Tettenborn läßt Dich auf das allerfreundlichste grüßen, und Dich bitten, seiner gütig zu gedenken.

(Als Beilage der folgende, offenbar von Varnhagen verfaßte Artikel.)

Bremen, den 2. Februar. Eine Deputation des Staats überreichte gestern Sr. Excellenz dem russisch kaiserlichen Herrn Generalmajor, Freiherrn von Tettenborn, als Zeichen der Dankbarkeit und Verehrung unserer durch ihn wiederbefreiten und zur glücklichen Selbstständigkeit zurückgerufenen Stadt für ihn und seine Nachkommen das große Bürgerrecht von Bremen in einer geschmackvoll gearbeiteten und mit dem Wappen der Stadt gezierten goldenen Kapsel. Die Anrede der Abgeordneten sprach die wärmsten Gefühle und lebhaftesten Gesinnungen für den Herrn General aus, der mit seinen anderen Verdiensten um Bremen auch das Verdienst verkündet, die Errichtung und Ausbildung der bremischen Bewaffnungen mit dem glücklichsten Erfolge geleitet zu haben; der Herr General antwortete darauf mit den Ausdrücken der Theilnahme und der Wünsche, welche die verliehene Auszeichnung ihm für seine nunmehrigen Mitbürger jetzt doppelt zur Pflicht mache.

Wir können uns bei dieser Gelegenheit nicht enthalten, die Verleihung des Bürgerrechts, womit, nach dem Vergange der großgesinnten Britten, in unseren Tagen zuerst Hamburg, dann vor kurzem Wien und jetzt denn auch Bremen, diejenigen Männer auszeichnen, welchen sie am meisten Verehrung und Zuneigung zu bezeugen wünschen, als eines der erfreulichsten Sinnbilder dessen zu betrachten, woron unsere Zeit belebt und erfüllt ist. Daß Männer aus den höchsten Ständen und mit den höchsten Staatsämtern bekleidet, eine Ehre darin finden, Bürger genannt zu werden, und einem Stande mit anzugehören, der sonst von Ihres Gleichen in den Zeiten der Thorheit und der Anmaßung geringer geachtet wurde, thut unwiderleglich dar, daß diese Zeiten vorüber und die Versöhnung der Stände auf die herrlichste Weise begonnen ist. So trifft bei uns in edler Entwickelung ruhig und gelassen von selbst die ausgleichende Gerechtigkeit ein, welche die Franzosen, nicht so

begünſtigt, aber doch mit edlem Eifer, ehemals durch harte Gewalt ihren ſtörriſchen Mitbrüdern für eine Zeit abdrangen. Unſeren Tagen ſcheint es aufbewahrt, daß daſſelbe Verdienſt zugleich um den Beherrſcher und um das Volk erwerben, und, wie bei dem Grafen Metternich, zugleich im Fürſten und im Bürger belohnt daſtünde, und die glorreiche Würde eines kaiſerlichen Feldmarſchalls, wie bei dem Fürſten Schwarzenberg, ſich freundlich mit dem Ehrennamen eines Bürgers von Wien vereinigte.

An Rahel.

Köln, den 11. Februar 1814.

Heute, meine geliebte, theure Rahel, nur wenige flüchtige Worte! Ich ſchreibe kurz vor dem Mittageſſen beim Kronprinzen, wohin ich den General begleiten ſoll, und nach welchem wir vielleicht gleich wieder nach Bonn fahren, woher wir eben gekommen ſind. Keinen Schritt Weges mache ich in dieſen merkwürdigen Gegenden, keinen Anblick genieße ich in dieſem regſamen Schauplatz ſchöner Natur und reicher Lebensfülle, daß ich nicht mit ſehnſüchtigem Herzen an Dich, geliebte Rahel, innig dächte, und Dich herbeiwünſchte! Immer nehm' ich mir vor, und verſpreche es mir wiederholt, mit Dir einſt ſchöne Reiſeſommertage in dieſen herrlichen, hoffentlich dann auch wieder friedlichen Rheinländern zu verleben! Unter dieſer Bedingung nur erlaube ich mir flüchtige Gefühle des Behagens, der Freude, die ich ohne Dich doch gar nicht recht ergreifen kann, wie ſehr ſie mir auch vor den Augen gaukeln mag! Alſo hinüber ſind auch wir über den Rhein: mit jubelndem Herzen ſah ich die Fluthen, an deren Ufer ich geboren wurde, wieder als freie und deutſche hinabwallen! Das Wetter iſt hier ganz mild und heiter geworden, man ſieht keinen Schnee mehr, die Felder grünen, die Luft iſt hell, oft ſcheint die Sonne, und weithin erblickt man nichts als Städte und Dörfer nach allen Seiten, auf allen Höhen, an allen Ufern, das erregendſte Bild des muntern, friſchen Lebens, womit dieſer glückliche Strom ſeine zahlreichen Anwohner in vollen Zügen tränkt. Aber der Frühling iſt noch zur Zeit bloß Täuſchung, und mit dem ſchönen Wetter eilen auch wir wahrſcheinlich wieder vom

Rhein hinweg, über Trier, Stenay in's alte Frankreich, wo der Kronprinz sein Heer bei Soissons zusammenziehen will. Frankreichs Loos wird dann entschieden, ich glaube nicht, daß es sich früher entscheidet. Die Stimmung des Volks in Frankreich ist nicht für uns, aber überhaupt kraftlos und blos erwartungsvoll, daher doch nicht sehr nachtheilig. Bernadette's Erscheinung kann ihre letzte Kraft vielleicht noch wecken, zu seinen und unseren Gunsten, auf jeden Fall wird sein persönlicher Antheil unter den Franzosen große Bewegung verursachen. Napoleon bietet alles auf, seine letzten Kräfte zieht er von der spanischen Seite her an sich, es wird noch eine Hauptschlacht zu gewinnen sein, ehe man nach Paris dringt, diese Schlacht werden wir unfehlbar gewinnen. Es ist sonderbar, wie alles zu Gunsten des Kronprinzen sich vereinigt, vor kurzem schien es noch, die Anderen würden vor ihm und ohne ihn nach Paris kommen, und seine ganze Hoffnung und Aussicht wäre dann verfehlt, sein dänischer Krieg der Grund seines Mißlingens gewesen; aber nein! Napoleon muß grade noch so viel haben und so viel thun, daß die Anderen aufgehalten werden, und er Zeit gewinnt, nicht dem Verderben zu entgehen, sondern es durch den Kronprinzen, der indeß herankommt, zu empfangen! Ich glaube noch immer, daß es dem Bernadotte mit Frankreich gelingen wird, als Mensch muß ich es wünschen, als Militair es für uns alle höchst glücklich finden. Mit den Bourbons scheint mir nur Unheil zurückzukehren, und ihre Sache ist auch, glaube ich, ganz ohne Rückhalt und Festigkeit, ungeachtet des rasenden Geschreies, das der Emigrantenhaufen überall davon erregt, und altfränkisches Volk aus den oberen Ständen nachbetet, z. B. der Fürst Selms-Lich, den ich bei der Durchreise durch Düsseldorf als dortigen Generalgouverneur besuchte. Ich hatte in dieser meiner Vaterstadt, die ich nach 20 Jahren wiedersah, doch ein eigen wehmüthiges und heimathliches Gefühl, das ich unbefriedigt mit davon tragen mußte, weil ich nicht einmal Zeit hatte, alte Erinnerungen durch Anschauungen aufzusuchen. Von Münster aus reiste ich für mich allein auf einen Tag nach Steinfurt, wo man mich überaus gütig empfing, der Erbgraf war leider noch in Basel bei den hohen Verbündeten, dagegen seine Frau zu Hause, eine stille, anspruchslose, reichsländische Frau, die mir recht gut gefiel. Die Schwestern beide in blühender Gesundheit, sehr freundlich und entgegenkommend gegen mich. Das Ganze war jedoch verstimmt

und unheiter wegen der unentschiedenen Verhältnisse des gräflichen Hauses, mir auch durch Steifheit und Zwang des Benehmens auffallender und lästiger als sonst. In Münster ist der General Heister Generalgouverneur, der Vater unseres kleinen Heister, von dem ich erfuhr, daß er bei den Gardekosacken und sehr wohl sei bei Langres, auch das eiserne Kreuz verdient habe. Von Münster ging ich mit dem General nach Nordkirchen zu der Gräfin Plattenberg, die vor kurzem Wittwe geworden, und nun allein das prächtige Schloß bewohnt; wir waren eine Nacht und einen Tag höchst angenehm bei ihr, sie ist liebenswürdig und angenehm, und höchst natürlich. Ich erinnerte sie an Dich, und sie machte Deine Lobrede auf eine eifrige, mir genügende Weise, mehr in der Art genügend, als in dem Umfang, den sie natürlich nicht ermessen kann. Sie hat ein einziges Kind, ein Mädchen von fünf Jahren, mit dem sie in der Folge nach Wien gehen wird.

Ueber den Kronprinzen habe ich heute noch manches Merkwürdige erfahren, z. B. daß er sehr an dunklen Vorbedeutungen und Ahndungen hängt, ja völlig an Prophezeihungen glaubt, wie sie Nostradamus gegeben hat, und über deren Deutung mit Ernst verweilt. Die wunderbaren Abwechselungen seines Lebens mögen ihn ganz leicht auf diese Gemüthsrichtung geführt haben, die bei großen Männern oft vorkömmt, und die Du auch gewiß vorher, wie ich nur hinterdrein, in dem Ausdruck seines Gesichts gesehen hättest. Vor 16 Jahren war er hier in Köln Divisionsgeneral und half die Länder für Frankreich erobern, die er jetzt davon abreißen hilft. Er rückt mit seinen Absichten auf Frankreich immer näher heraus, mit Napoleon, meint er, wird es enden, aber er hält Soult für fähig nach dem Kaiserthron zu streben, den Süchet im Stande sich eine Parthei im südlichen Frankreich zu bilden, er wird dagegen und gegen die verachteten Bourbons arbeiten, im Grunde seines Herzens ist er unerschütterlich Republikaner und begeisterter Anhänger des Beginns der Revolution. Ich wünsche ihm schon aus diesem Grunde alles Waffenglück und allen Erfolg in seinen Staatsabsichten. Als Schwede war er für unsere Sache nicht rein, als Franzose kann er es sein. Genug davon für jetzt!

Ich hoffe Du bist vollkommen wohl, geliebte, einzige Rahel, und lächelst dem Frühjahr entgegen, dessen vollen Ausbruch Du schon in Wien erleben sollst! Uns scheint dieser Sommer

noch unter den Waffen halten zu wollen. O wie verlangt mich nach Dir, wie sehnt sich mein bedürftiges Herz! Geliebte Rahel, laß mir den einzigen Trost, Dich so viel als möglich behaglich und fröhlich zu wissen! Spare nichts! Ich brauche durchaus nichts von dem Gelde, und würde es lieber verfluchen, als den Gedanken ertragen, Du könntest aus Rücksicht für mich dasselbe schonen wollen! Ganze Lebensjahre gäbe ich ja fröhlich hin, um Dir einen Augenblick zu erheben, und zu erfrischen, auszutrinken sollteſt Du sie zu Deinem Vergnügen in einer Minute! Bleibe nur recht gesund, geliebte Rahel, meine einzige Freude und einzige Hoffnung! Ach was geht mir schon unwiederbringlich verloren durch diese Trennung! Kann die Freiheit der Welt mir ersetzen, was ich an Gütertagen, die ich ohne diesen Krieg bei Dir gefunden hätte, verloren habe! Welch ein Schmerz! Fühlst Du meine innige Liebe, Rahel?

Leider weiß ich Dir noch keinen bestimmten Ort anzugeben, wohin Du die Briefe an mich richten könntest; Bremen ist zwar sicher, aber zu weit, und nur auf großen Umwegen würde ich sie erhalten. Das Sicherste ist für jetzt — nur nie durch Reisende oder Kouriere! — Du schreibst ganz und gar mit der Post in das Hauptquartier des Kronprinzen mit französischer Adresse folgendermaßen:

Au Capitaine Varnhagen attaché à Son Excell.
Mr. le Général Tettenborn

par Cologne — au quartier-général de Son Altesse Royale le Prince Royal de Suède.

So kommen die Briefe an die preußische Feldpost beim Kronprinzen, die äußerst pünktlich und genau ist, und mich kennt. Späterhin findet sich vielleicht noch eine andere Adresse.

Lebe wohl, geliebte Rahel! Grüße mir alle Freunde und Freundinnen und behalte mich lieb!

Ewig Dein treuer

Varnhagen.

Pfuel wird täglich von Berlin erwartet. Nachfolgender Brief ist von der Fürstin von Bentheim.

Der General grüßt Dich auf das herzlichste; er ist fortdauernd voller Güte und Vertrauen gegen mich!

An Varnhagen in Koblenz.

Montag Abends 6, den 14. Februar 1814.

Es war schöner heller Sonnenuntergang, bei angenehm scharfem Frost.

Obgleich zwei Briefe von Dir vor mir liegen, auf die ich mit unruhvoller Ungeduld lang wartete bis vorgestern; und die tausend Schönheiten enthalten von Dir, für mich, und Dich; obgleich ich Dir meine Genesung zu melden habe und Millionen Dinge zu sagen: obgleich ich seit Freitag von unserer gewonnenen Schlacht in Frankreich weiß, so daß ich ganz Nahlchen und all ihr Leid vergaß: so laß uns doch zuerst von unserem verehrten Lehrer und Freund sprechen, dem ich Ehre und Leben in die Hand gegeben haben würde, ohne noch hinzusehen; dem ich das tausendmal in die Augen hineindachte, und nie sagte, welches ich jetzt grimmig berene, weil einem Menschen von anderen edlen, denkend, nichts Höheres werden kann, und wozu ich Elende nie den Muth hatte! Laß uns von Fichte sprechen! — Deutschland hat sein eines Auge zugethan; wie ein Einäugiger zittre ich nun erst für das andere! Ich nenne keinen; wie die Griechen die Furien umgehen und wahre Herzensangst es immer thut! Nun kann ja Unverstand, Lüge, Irrthum, auf dem ganzen Grund und Boden der Erde unherwuchern, und wie üppiges, ungesteuertes Unkraut, ihr alle Kräfte nehmen und sich aneignen: keiner rettet es mehr auf; pflanzt, befördert, macht ihm Platz, säet ihn aus, den reinen nährenden Waizen, der Geschlecht zu Geschlecht verkörpernd zu geleiten vermag! Fichte kann umfallen, und faulen! Das ist nicht Zauber? Krank wie ich war, fand ich es vorgestern unvermuthet in der hiesigen Zeitung „aus Berliner Blättern". Ich weiß nicht, ich war beschämter, als erschrocken. So gedemüthigt! Fast beschämt, daß ich leben geblieben bin: und dann wieder eine wahre Furcht vor dem Tod empfindend. Wenn Fichte sterben muß! dann ist niemand sicher. Mich tröstete immer, Leben schützt vor dem Tode: wer lebte mehr als der? Todt

ist er aber nicht. Gewiß nicht! Wenn ich Dir die Thorheiten sagen sollte, die ich mir schon gewiß gedacht! Ich rief ihn an; ihm zu! O! und was dachte ich noch alles. (Für's Erste! bitte ich Dich, da Du nun auch in die Schranke der Nervenfieber kommst, — sie gehen gräßlich rasend hier in Deutschland umher — mach Dir provisorisch, wie mein Arzt, eine spanische Fliege! Nimm Dich sehr in Acht. Für mich, Auguste! Ich bitte: aus dem Krankenkette; für mich schone Dich! Fichte konnte also nicht erleben, daß sich die Länder vom Krieg erholten. Zänne wieder aufgebaut würden, dem Bauer geholfen, den Gesetzen nachgeholfen, daß die Schulen sich wieder herstellten und füllten; daß gewitzigte Staatsleute ihnen von den Fürsten Schutz verschafften! daß Gesetze erfunden und ausgestellt würden, daß die Denker frei, ohne den Augenblick zu scharren, sie Volk und Regenten zur Geistesprüfung vorlegen dürften; dies selbst ein Glück, in aller Zukunft Glück! Der Mann, der dies, und also Deutsches, was allein so genannt werden dürfte, nur einzig und allein beabsichtigte, mißverstanden von den meisten Mitlebenden! Also auch er soll nicht aufgehen sehen, was er aus den dunkeln Schluchten, im Schweiße seines Angesichts, in dem ganzen Aufwand seiner Seelenkraft, hervorrief? — Lessing! Lessing, liegt auch; von Wenigen nur nicht vergessen; und mußte kämpfen um das, was jetzt platt in jeder Zeitung stehen darf, um das, was solcher Gemeinplatz geworden ist, daß sie den Erfinder vergessen, und es in stupider Albernheit nur ihm nachsprechen dürfen! Und was würde er jetzt wieder den Anderen vorsprechen! Wie würd' er sie über ihren Dünkel ahnden; sie polemisch, lebendig überführen, ihnen zur rechten Minute Völker und Geschichte verrücken; in die blinde Aufgeklärtheit Löcher reißen, und ihnen die Ansicht für That und Sache öffnen und frei machen: mit Ernst und Spott. Dieser Mann mußte sich mit einem Greese abringen; und Schutt wegräumen, der damals fest und gerade stand wie unsere Gebäude. So auch Racine, und Voltaire, und all die Anderen, die sie jetzt verachten wollen; weil sie die Zeit nicht fassen, in der jene leben mußten. Racine mußte große Kränkungen erleben, große Korrespondenzen führen, weil sein Sohn Manschetten angehabt hatte, und in einer gewissen Schule darum nicht mehr gerühmt werden sollte, und mußte diesen jungen Menschen deshalb schelten, und sich anklagen und entschuldigen! Die berühmte blinde Französin, Mad. du Deffand glaub' ich, wurde krank, von ihrer Tech-

ter verfolgt, weil diese rechtgläubig, und die Mutter es nicht war! Mit Gewalt schickte man einem der Dichter, der krank war, die Sakramente! Und diese Leute sollten davon sprechen und schreiben, was jetzt vorgeht? Die Religion der Jetzigen ist prahlerischer, als der Absichen jener vor den nur herrschenden Ceremonien derselben. Lessing, Fichte! und ihr Ehrlichen alle, möget ihr unsere Fortschritte sehen, und uns mit euren starken Geistern segnen! So denke ich mir Heilige; begabt von Gott, geliebt von ihm, ihm treu. Selig sei unser ehrlicher Leben!

Nun bin ich so müde und echauffirt, daß ich Dir nichts mehr werde schreiben können! Freue Dich, August! Ich bin gestern, zwar stark unterstützt von Zweien, doch wieder gegangen, unverhofft, ich wollte mich zum erstenmal auf Zureden aus dem Bette tragen lassen, versuchte zu gehen, und konnte es; nämlich wenige Schritte. Genug, ich sehe, ich werde wieder gehen können. Daran zweifelte ich. Zwei Briefe liegen in Weißenburg, die Dir von dem Rheumatism sprechen, den ich ausgestanden. Ich bin noch im Bette: nehme Bäder, Einreibungen, die letzte davon thut mir gut. Ich habe das Mögliche gelitten, liege vier Wochen: war in vier Monaten nicht aus. Doch da ich wieder werde gehen können, Dir und mir nicht zur Last sein, bin ich ganz vergnügt. Nur jetzt so in Schweiß! Bentheim hättest Du sehen sollen, als ich so unverhofft gehumpelt kam. So betreten, so gerührt, so erschrocken, wie ich's nur bin! Auch heute: wir aßen miteinander. Er will mich tragen; langt mir Kissen, Fußbank, Tücher: und er, der sich beinah nie rührt! Alle zehn, acht Minuten fragt er, wie ich mich fühle. Weil er sieht und weiß, wie ich mich zwingen kann. So ist eine heimliche innere Intelligenz der herrlichsten Freundschaft unter uns: die nur, ich weiß es, der Arzt hindern und bewölken kann. Er sorgt für mein Regime, meinen Wein, meine Oeurs, meine Lektüre. Leider reist er übermorgen. Dann seh' ich niemand — mehr, außer Augusten. Wie richtig sprichst Du über sie, ihren Brief!! Ueber den Kronprinzen von Schweden, über August Wilhelm Schlegel; alles zum Drucken. Nämlich, nicht zum Drucken. Ueber Karoline Fouqué! Wie eitel doch das Gemüth selbst. Was ist ein Held? Nicht just ein Krieger, dessen Thaten als Leichen auf dem Schlachtfelde liegen, dessen Wunden bluten. Man kann auch andere Helden lieben. Von dem, der am legalsten ist,

am meisten verrückt, von dem ist ein Glück geliebt zu werden, gute arme christliche Karoline! Du siehst, wie kurz ich bin aus Fatigue und Schweiß.

Dein einer Brief ist aus Kiel, der andere aus Hadersleben. Bekommst Du nur diesen! Beantworten kann ich Dir heute die Liebe, all die Ausdrücke des reifen Eins nicht. Künftige Post. Graf Louis ist schon weg. Herr Ritter, ich umarme Dich! Mir auch gefällt der schwedische Orden! Es wird uns noch gut gehen! Wenn Du mir etwas schicken willst, schicke es mit den Kouvieren an das Gubernium hier: es kommen immer welche: oder an den russischen Kommandanten Baron Rehbinder. Auguste, der Graf, die kleine Goltschmidt, die Dich ehrt und schätzt, grüßen. Arreyes, Urquiße sagte mir, sie sagen ich heirathe Dich: „Dites oui, si l'on vous demande", antwortete ich: und darauf, daß die Gräfin Moritz Brühl sich entschuldigen ließ, mich nicht distinguirter aufgenommen zu haben (weil sie mich nachher rühmen hörte, das Vieh!): „Dites-lui, que je sais comment une dame comme elle reçoit une personne comme moi: je m'y suis exposée pour une cause qui en valait la peine; et je lui suis reconnaissante de ce qu'elle à bien voulu se prêter à ma prière." Es war für unsere Verwunderten. Uebrigens hatte sie mich zu Abendbesuchen geladen. Ich gehe aber nicht so à la fortune du pot. D'abord, je suis très bien être seule, et puis, je suis accoutumée à recevoir chez moi: et les dames que je vois doivent me voir aussi. Handelschaft ist keine Freundschaft; Gesellschaft, ist keine Knochtschaft. Adieu! Sonnabend mehr. Ich bin unter Wasser. Sieh mal Vater's echsigen Brief! Sag dem General, aus Konfiteration für ihn leg' ich ihn ein: mit Millionen Schönem. Schreib ja, Auguste! Deine treue, Dich liebende

R. R.

Einer Deiner Briefe war vom 11. Januar, der zweite vom 21. Der Graf grüßt Dich sehr. Er hat mir einen Lorbeerkranz von Gelt, mit zwölf kleinen Herzen dran, gezeben: worauf zwölf Generalsnamen stehen, auf weißem Email in Gelt. Ich ihm Johanniterkreuze: und ein massives in Silber, wie Schat's.

An Varnhagen in Trier.

Prag, Donnerstag, den 17. Februar 1814.

Gefroren, nicht ganz hell, Schnee auf den Dächern und dem Boden.

Liebes Auguſtchen, dieſen Mittag iſt der Graf abgereiſt, und dieſen Morgen gab ich ihm noch, beim Abſchied vor meinem Bette, einen Brief an Dich mit, den er ſo gut iſt in der Stadt auf die Poſt zu geben, die Dir die nächſte iſt; er geht über Regensburg nach dem Hauptquartier. Kaum war er weg, ſo brachte man mir Deinen Brief aus Bremen vom 2. dieſes; wie ſchön hätte ich Dir dies noch heute anzeigen können! Der Graf meinte um 10 abzureiſen, und ein Adjutant ſagte uns nachher, er ſei erſt um 2 weggekommen. Nun ſchreib' ich Dir zur Sonnabend'ſchen Poſt, und Gott mag wiſſen, wann dieſer Brief wieder in Deine Hände kommt! Dienſtag ſchrieb ich Dir nach Bremen poste restante; nur wenig Antwort, und meine Geneſung: das viele Schwitzen nach dem Schreiben unterſagt es mir; und die ungünſtige Lage im Bette für mein Bein, woran ich ſo ſehr die Zechias hatte, und nun noch nicht treten kann: nur wenig. Wie Dir meine Briefe nach Beitzenburg und Bremen, und der mit dem Grafen, erzählen. Ich wiederhole, daß ich Deine beiden vom 11. und vom 21., aus Kiel und dem anderen Ort, habe. Worauf ich noch eine Million Liebes, Lebendes, Gutes, Eingeſchenktes, zu antworten hätte, und auch noch kurzgefaßt — des Schwitzens wegen — antworten wollte; aber was haſt Du mir wieder aus Bremen geſchickt! und wie ſoll ich darauf antworten, danken! Mein ehrlicher, treuer, treuer Freund! Gnade heute wollte ich Dir, ehneties, von Deiner Schweſter ſchreiben, nach ihr fragen. Nein, nein, Redlicher, Lieber, ich gebe Dir nicht Unrecht. Und wie weiß es, wie erkennt es meine ganze Seele, als das höchſte Zeichen, das höchſte Produkt Deiner Hochſchätzung, Deiner Verehrung für mich, daß Du auch in dieſem Fall meine Genehmigung ſuchſt, an meine Billigung denkſt. Du fragteſt ja nach Kräften für ſie: mitnehmen konnteſt Du ſie auf einem Koſakenmarſch nicht! Soll ich ihr etwas nach Bremen ſchicken? Auguſt! Lieber! mißdeute die Frage nicht. Und beſtimme was.

Du kannst mich nicht mißverstehen! Warum blieb sie aber nicht auf dem Orte, wo Du sie sprachst? Die Kleider hätte sie ja dahin können kommen lassen; sie wäre aus dem Schreckensorte gewesen, und dem, wo sie hin will, um so viel näher, und von der Mutter. Es muß doch eine Ursache gewesen sein! ich möchte sie aber wissen. Lieber August! über diesen Tag bedaure ich Dich: dies Leid war unnöthig, und zu nichts gut, und Störung und Verstimmung. Die Satisfaktion habe wenigstens, daß ich Dich, Deine Lage, Deinen Jammer, Dein Handeln, ganz verstand, einsah, und mit Dir theile. Und, daß Du so schlecht fahrst, und so gut umwarfst! Fuhrst Du denn allein in einem Wagen? — wo war denn der General? Empfehle mich dem bremischen Bürger bestens; der wird ja der That nach ein Kosmopolit. Ehrlicher Freund — darum nannt' ich Dich schon zu Anfang ehrlich — wie soll ich Dir die „Rüge" [In der Bremer Zeitung, gegen einen Aufsatz von Niebuhr im Preußischen Korrespondenten] danken und lohnen? Zu kurz muß ich jetzt sogar das darüber sagen, was ich zu sagen vermag! O! Wie erfreust Du Deine Freundin, die, sie sieht es, nur für Recht und Gerechtigkeit lebt, die kein Vaterland, kein geliebtes, „kein Dogma beglückt!" Daß Du gleich auf frischer That den Hamburgern kein Unrecht geschehen läßt, und Dein von Gott verliehenes Talent für jeden anwendest, dem Unrecht geschieht, und dadurch allein jenes richtig, kräftig und schön ausbildest: freudig bin ich, freudig, als wäre ich stolz, so befriedigt fühle ich mich, wenn ich denke: meine Denkungsart, mein Sein, hat diese Seite von Dir schneller aus der Tiefe Deines Seins gekehrt. Das ist Freundschaft; das ist Achtung; das ist Umgang und Verbindung allein! So bin ich doch nicht nur gekränkt und unnütz in der Welt! So muß sie doch meine Gedanken und Anstrengungen für Recht, auch bedenken, leiden, schauen; und wider Willen verdauen! Dir dank' ich diesen unendlichen Dank zu Gott, diese Befriedigung meines Daseins! Was sind Frauen, wenn sie nicht das Beste wirken, wenn sie nicht die gewürzige Seele der Freunde sind (denen sie gefallen); deren Talente aufregen, und zum süßesten Heil aller Menschen leiten! Ballast, schwerer, lächerlicher, eitler, mißverstandner Ballast! Zehnmal „edler, güter, und hülfreicher", und geistiger, muß jede Frau sein, als der Mann; weil sie die Natur noch der Pflanze näher — ich weiß nicht aus welcher Oekonomie, die aber das Weib und den Menschen

gar nichts angeht! — hielt. Nicht war? Ich ſehe es alle Tage; in jeder Liebſchaft, in jeder Ehe, ſich Minute vor Minute, eine in die andere ſich abſpiegelnd, wiederholen. Recht! mein Auguſt; es dürfen ſich jetzt die erwachten Preußen ſelbſt, nicht brüſten auf Hamburgs unglückliche Unkoſten! Wie ſchön iſt das Ende Deiner Rüge, wo Du ſagſt, wie ein Held auch einen ſchmählichen Tod ſterben kann! Wie ſchön als Ende, welches immer eine weite Betrachtung ganz ſchließen, oder auf die weiteſte und doch bezugvollſte Ferne führen muß. Leſſing's Spruch: „Haſt Du darum Recht, weil Dir der Ausgang Recht giebt?“ hat ſie nicht korrigirt, die unbedachte und eben darum ſich wogende Menge. Schreien wir ihr zu, durch Wort und That, ſo lang wir leben: und müßte es auch, wie Du ſo oft thuſt — Lieber! — oblique geſchehen! Und hülfe man nur Einem: fände aus dem künftigen Geſchlecht auch nur Einer, daß auch jetzt welche gelebt haben, die das Wahre an, in, und aus den Dingen, nach Maß ihrer Erkenntniß wollten! Wie freut es uns, wenn wir's in vergeſſenen Schriften finden! Was ſoll ich aber zu Deiner kühnen Geſchicklichkeit ſagen, womit Du in der Anzeige, daß der General Bremer Bürger geworden iſt, zeigſt, was die Fürſten gethan haben; und es ihnen unwiderruflich machſt. Wen freut dies mehr, als mich. Da es ſtreng, richtig, verſöhnend, gewaltthätig, heilbringend, geſchickt, und gerecht, und Einſicht verbreitend iſt! Bravo! ſchreit Dir mein erfreutes Bürgerherz, Bauernherz, zu. Ehrt euch, Menſchen: das wollt ihr, Gott, Chriſtus. Alſo Alle. Ihr verſteht euch aber noch nicht. — Auch haſt Du vortrefflich das Audienzzimmer und die Hofleute zu Paris geſchildert; zugleich kritiſirt; und ihnen die Augen über ſich ganz glimpflich geöffnet. Sehr ſchön. Haben denn die Fürſten Metternich und Schwarzenberg auch die Blätter erhalten? Ich wünſche es. Und wie nahm dies alles Dein General? klug? daß er's litt, iſt ſchon klug. Wenn Dir nur das Buch über Hamburg keinen Verdruß macht! und es im Sinne der Regierung iſt, deren Rock Du trägſt! Wenn ich's werde geleſen haben, ſchicke ich vielleicht den Grafen Clam und Kotzewar ein Exemplar: unſerem Freund ſchicke ich ſeines nach zur Armee. Adieu für heute. Mein wahrer Freund! Mein rechtſchaffener Auguſt! Auch mir hat Maxwitz viel von Adolf Müller's Schweſter erzählt, und mir alle ihre Briefe gezeigt: und Nanny'n Schleiermacher ſchreibt ſie auch, dieſe Briefe habe ich auch geſehen: ſie

ist ganz wie Du sagst, Portraiteur! Ja, Marwitz lebt mich allen höheren Menschen und Freunden überaus! Nur daß er's bei den Dümmern, tiefer Stehenden am meisten muß, weiß er noch überhaupt nicht: wie er noch nicht versteht al fresco zu handlen, welches ich ihm hier in einer Vorlesung sagte: die er so begriff, daß er meinte, ich meine nicht ihn, und er sage es; weil Olivier dabei war, der unter Bentheim's Legion ist: ein Bruder des Schwarzenberg'schen Hofmeisters. Adieu, adieu, für heute.

Freitag Abend, den 18. Februar.

Hell und schönes Wetter.

Bis jetzt war die Goldschmidt bei mir, und früher Frau von Raimann und Frau von Rad. Ein Meerwunder, denn es besucht mich niemand; die Gründe weißt Du, den Rest mündlich. Da mein Winter so krank geworden ist, so ist es mir nun schon recht. Doch kann ich Dir sagen, Gott schützt mich, mein Bein bessert sich so, daß ich heute, zwar lahm und inkommodirt, doch ohne Unterstützung ein paar Schritte gehen konnte; nach dem Bade immer schlechter, des Relachements wegen; doch thut das der ganzen Krankheitsneigung Einhalt, und ich lasse es mir gefallen; und erwäge jeden Augenblick, welch ein großes Loos es ist, die Mittel zu haben, sich so kostbar und umständlich heilen lassen zu können! — wenn andere eben so gute Menschen in Schmerz und Leid verschmachten müssen! Ich bin auch schon ganz vergnügt, da ich nun gewiß bin, den Gebrauch meines Beins zu behalten. Alle Bewegungen kann ich damit machen, nur hat es die Kraft noch nicht, auf längere Zeit den ganzen Körper zu tragen, welches ein armes Bein, wie mir nun erst deutlich geworden ist, doch muß. Ich liege im Bette und ruhe es, und warte mit der größten Klugheit und Sorgfalt die Transpirationen ab. Nur schreiben darf ich beinah nicht: ich kann es noch allenfalls: gerathe aber nachher in einen fünf- ja sechs- und mehrstündigen Schweiß, der mich sehr martert, angreift, und auch bedenklich ist, und die ungeheuerste Pflege erheischt, weil er am erkältungsfähigsten hinwiederum macht; welches ich fühle; weil theilweise mein Körper noch während desselben zu Marmor erstarrt. Eine krankhafte Neigung, die mich zu oft in den gesündesten Tagen anält!

Genug, ich bessere mich; werde im März ausfahren; und habe jetzt was ich brauche. Sehr viel!! Und, gute liebe Nachrichten von Dir, dies lasse mir Gott auch aus dem feindlichen Lande zukommen! Deine Zeitungsblätter habe ich noch zweimal gelesen, und sie noch mehr bewundert; gewandter, und dem Zweck gemäßer, drückt man sich nicht aus! Du kannst ja sagen, was Du willst! Du bringst es noch sehr weit. Weil Du's rechtschaffen meinst: das Gegentheil schwemmt jede noch so gute Anlage mit der Zeit weg; macht sie locker, und zerstreut sie in alle Elemente! Sieh Dich nur um: Vorurtheil versteinert, begränzt, trocknet aus. Unbefangenheit und Rechtschaffenheit allein läßt gedeihen und befruchtet. Durch Sehen wird man bereichert; zum Sehen geht immer etwas vor. Ich schicke Deine Blätter meinem Bruder nach Stuttgart, der Sekretair — wie ich Dir schon schrieb — bei Graf Golofkin ist; sie müssen gelesen werden. Auguste und die Goldschmidt fanden sie außerordentlich. Ich schicke sie mit Bedacht lieber an Robert, — und er muß sie mir zurückschicken, — als daß ich sie jetzt hier herumgebe, hier hat es Zeit. Daß Du Lagnac's Vater geschrieben hast, dafür dank' ich Dir recht sehr, Guter! Wenn Du Mad. Lercare siehst, helf' ihr, und sei gut gegen sie, wie gegen Alle. Aber laß sie sich darauf, daß sie meine Freundin ist, nicht berufen: denn sie war zuletzt atroce genug, mein ausgezeichnetes Benehmen ich weiß nicht welchen Thorheiten hintanzusetzen, und mich ohne alle Scheu zu beleidigen: da sie in Berlin am besten von mir denkt. Natürlich, ließ ich's mir gefallen. Aber Schlechtes soll nicht Gutes zur Frucht einbringen!! Sie soll keinen Instigationen einer Frohberg, oder sonst eines dummen Zeuges, folgen: oder mich gar Deinetwegen vor den Kopf stoßen. Es wird Dir auffallen, diese Gesinnung von mir bei Dir angeregt zu sehen! Nein, ich werde jetzt, wo ich es üben kann, das heißt so bald ich es üben kann, verflucht gerecht! Bribes, Campan und die Seinigen, Pujac's Familie, brauche ich Dir nicht zu empfehlen. Mad. Lercare brauchst Du's nicht zu sagen: im Gegentheil! mache es ihr nur ohne deutliche Worte sehr faßlich. Sonst entschuldigt sie sich: und faßt mich bei Gelegenheit wieder. Ihren Namen hab' ich hier, trotz der Unsicherheit, ob dieser Brief nicht in Feindes Hände kommt, ganz ohne Scheu ausgeschrieben. Lebe wohl. Schütz Dich Gott. Schreibe mir! Dein. R. R.

Grüß nochmal den General! Ihr seid immer an einer äußersten Spitze der Armee. Für die zu Haus Bleibenden ist das furchtbar: für ächte Militairs eine Freude; ich weiß es wohl.

An Rahel.

Trier, den 18. Februar 1814.

Ehe wir uns in das Innere von Frankreich und wieder in das vordere Kriegsgewühl verlieren, will ich Dir hier an dem letzten Zusammenhangsorte noch einige Worte zurufen, geliebte, ja täglich mehr und mehr geliebte, einzige Rahel! Ich kann Dir nicht sagen, mit welchen erhöhten und wallenden Empfindungen mich jeder Wechsel der Gegenstände aufs neue für Dich erfüllt; von Köln den Rhein hinauf bis Koblenz, und von da längs der Mosel, bis Trier, habe ich keinen Anblick, keine Reizung des Schönen und Neuen mit meinen Sinnen aufgefaßt, wobei nicht die sehnsuchtsvollste Innigkeit für Dich gleich einer Anadyomene aus den Fluthen des täglichen Lebens in mir erstanden wäre. Ich gönne mir nichts, geliebte Rahel, ich schäme mich, daß ich und nicht Du dies alles haben soll, und möchte es Dir wie gern und freudig! abtreten. Auch wäre alles nur dadurch erst recht genießbar für mich, wenn ich es mit Dir, und also von Dir empfinge, wo es mir viel verständlicher ist, als unmittelbar aus den Händen der Natur. Wir sind durch einzig schöne Gegenden gefahren, hart am Rhein, der die herrlichsten Krümmungen nur darum zu machen scheint, um alle seine Uferpracht größerem Ueberblick auszustellen. Die Trümmer der Bergschlösser und die zahllosen blühenden Dörfer und Städtchen mit einladenden, freundlichen Thürmen, die furchtbaren Felsenmassen und die kunstfleißigen Weingärten, alles steht hier in zauberischem Reize, der nicht einmal des Sommers bedarf, um zu entzücken. Mich tröstet nur das Eine, daß ich hoffen kann, Dich noch einst hierher zu führen, in Frieden und Heil! Ja, geliebte Rahel, dahin gehen alle meine Lebensgedanken, deren lange Verfagung und Verkümmerung mich oft zu mißmuthig macht, als daß ich nicht mit einer Art Trost und Aerger zugleich an das Sterben denken sollte!

— Morgen früh brechen wir von hier auf, gehen bei Stenay über die Maas, und dann weiter zwischen Châlons und Rheims zu. Napoleon schlägt sich noch alle Tage, und strengt die äußerste Kraft an, Blücher hatte dieser Tage einen harten Stand, aber Napoleon, dem auch einige Siege hintereinander nicht entscheidend helfen könnten, wird immer geschlagen, und ungeheure Truppenmassen rücken noch immer zur Verstärkung unserer Heere vor. Es geht gewiß alles noch besser, als wir sogar wünschen, die Menschen sind es nicht, es ist ein Höheres, das alles leitet! — Hier in Trier ist Gruner Generalgouverneur, eine gewaltige Stelle mit unumschränktem Wirken über alles, es ist der einzige Nichtvornehme, der einen so hohen Posten erhalten hat. Seine Thätigkeit und Lebhaftigkeit sind vortrefflich, er wirkt mit außerordentlichem Erfolg, ohne Gehässiges, ohne Gewaltsames, seine Grundsätze und seine Handlungsweise sind höchst freisinnig, und können ihn in künftigen Begebenheiten noch bedeutender machen, als er jetzt schon ist. Als einen seiner Kommissaire hat er auf Stein's Empfehlung in Worms, wen meinst Du? — Otterstedt angestellt! So finden sich alle Leute in dieser Sache wieder, und mir ist es lieb, so viele Bekannte darin zu finden, besonders solche, denen ich im Ganzen doch immer viel Gutes zutrauen muß. Einen ehmals berühmten Freiheitsschriftsteller, den als Jakobiner verschrieenen Rehmann, lernte ich heute hier als alten, ruhigen Mann kennen, der großen Verstand mit großer Milde verbindet, viel erlebt, viel gelitten hat, und nun fürchtet, wegen seines Besten verkannt zu werden. Ich habe viel und gern mit ihm gesprochen, und über die französische Revolution manches Treffende von ihm gehört, wie man in Deutschland selten vernimmt. Nichts ist unbekannter und doch wichtiger, als der wahre Hergang dieser Revolutionssachen, mein ernstlichstes Studium, dem ich überall nachgehe. Ich habe den alten Mann unendlich erfreut, er hatte nicht geglaubt, daß noch Menschen so dächten, wie ich ihm zeigte, daß ich dächte und urtheilte. Von ihm erfuhr ich mit großem Schreck, daß Fichte gestorben! Mir ging es durch die Seele, und ich kann mich nicht daran gewöhnen!

Oberst Pfuel ist heute hier angekommen; er hat Fouque's in Nennhausen wohl verlassen; Fouqué hat den Abschied als Major und den Johanniterorden erhalten.

Ein Graf Münster war heute hier, preußischer Offizier und Marwitz'ens Schwager, ich habe aber kein Wort mit ihm gesprochen.

Mein General grüßt Dich herzlichst, so auch Pfuel. Ersterer fährt in seiner Güte gegen mich unausgesetzt fort; ich betrage mich gut, liebe Rahel, und bin von Allen geachtet.

Ich muß schließen, es ist spät! Leb wohl, geliebte, einzige Rahel! meine verehrte, meine theure Freundin! Leb wohl, und behalte mich lieb! Ewig Dein treuer

Varnhagen.

Sehr schönes Wetter war es, mild und heiter, aber doch Frost.

Wir haben bei Gruner gespeist, dort sah ich alle jene Leute. Gruner ist sehr freundlich mit mir; ich rechne ihn zu meinen besten Stützen. In seinem ausgedehnten Gouvernement ist er König.

NB. Die beste Adresse wird fernerhin doch an das preußische Feldpostamt im Hauptquartier des Kronprinzen von Schweden sein; dies Feldpostamt ist genau, ich schicke dieser Tage hin, um die Briefe abholen zu lassen, die etwan für mich dort sind; auch von Bremen lasse ich sie kommen. Seit Kiel konnte ich nicht gut welche von Dir haben, ich warte mit Ungeduld bis ich wieder welche bekomme. Leb wohl, geliebte Rahel! Ewig Dein

Varnhagen.

An Varnhagen in der Champagne.

Prag, Sonntag, den 20. März 1814.

Morgens 9 Uhr, im Bette.

Mein Brief von gestern [dieser Brief fehlt] an Dich war wieder so gut, als gelogen; obgleich er mit der höchsten Wahrhaftigkeit geschrieben war. Weil er das Ende verschiedener Stimmungen und Gedanken ausdrückte, die mir seit einer sehr kurzen Zeit schon alt geworden waren; weil ich aus Schwäche nicht ausführlich werden konnte, mir jetzt häufige und helle Gedanken kommen, aber noch schneller als sonst verschwinden, und mir nur wie ein Wetter ihre Resultate als Frucht zurück-

lassen. Ich bin so geplagt von Gedanken, Vorstellungen und Einfällen, daß ich mir Blätter bereitet habe, um sie wo möglich gleich hinzuschreiben; für Dich und mich: dies hier als erstes zu Ergänzung des gestrigen Briefes. Er klang accurat, als sei ich nur aufgebracht gegen diesen und jenen, die mir denn Alle, und alles, was man mit ihnen vorhaben kann, klar gemacht hätten. So war es wohl auch: denn obwohl ich in einem durchdringenden Blick, eine nicht irre zu machende Ueberzeugung von den Menschen habe, als zusammenhängendste Naturgabe aller meiner Eigenschaften, so kann ich mich in gröblichem Irrthum befinden, ohne mich über diejenigen, so zu sagen, die ich vor mir habe, zu irren. Weil ich mich zu der rasenden Willkür, einen einzelnen, groben, gemeinen Fall anzunehmen, den Menschen, welchen ich grade vor mir habe, ihn ausführen zu lassen, nicht entschließe. Ich will nicht sagen, entschließen kann: nicht entschließen mag. Ich beschimpfe, verunreinige dadurch mich selbst! Was einer fähig ist, weiß niemand besser als ich: niemand geschwinder. Diese Penetration also, und jene Entschlußlosigkeit, machen nun, daß ich auch eine doppelte Behandlung für die Menschen habe: eine voller Betragen und Voraussetzung — procédé auf gut Deutsch — äußerlich: und eine richtende, strenge verachtende oder vergötternde, innen. Leicht kann ein jeder mich inkonsequent, feig, biegsam und furchtsam — wieder auf Deutsch: lache — finden, und glauben, die bessere Ueberzeugung komme bei mir nur vorher nachher, und der Augenblick könne mir Leidenschaftlichkeit über Sinn und Verstand werfen. Mit nichten; nie hab' ich einen klareren, immer gleich so klaren, Menschen gefunden. Da aber bei mir ganz kleine Züge über den ganzen inneren menschlichen Kernwerth für alle Ewigkeit, d. h. so lang des Menschen Komplexion dauert, entscheiden, so wird es ja unmöglich, daß ich ihm zeige, wofür ich ihn halte, was ich von diesem bestimmten Umstand, in welchem wir uns befinden, denke!! Sie müßten mich für rasend halten; oder ich müßte sie vergehen sehen, als sich selbst verdammendes Unding. Drum bleibt mir schweigen, schonen, ärgern, meiden, betrachten, zerstreuen, gebrauchen, ungeschickt wüthig sein, und noch obenein, mich mit großer Geläufigkeit tadlen zu lassen, von erdentlichen Thieren! Dir konnt' ich die Wahrheit sagen: Einmal war es möglich; und daraus entstand unsere Freundschaft. — Freundschaft, welch ein Wort! —

Jezt fällt mir oft ein zu ſagen: „Ich mag nicht von ihm ſprechen, ich bin böſe auf ihn, und kann ihm nur Gerechtigkeit widerfahren laſſen.“

Montag, den 28. März 1814.

So wie man manchen Menſchen niedlich, hübſch oder angenehm finden muß, wenn man auch keinen einzigen Zug in ſeinem Geſichte, oder kein Glied an ſeinem Körper als richtig angeben kann, ſo hat T. [Rahel] durchaus etwas unangenehm Unanſehnliches, ohne daß man beſonders auffallende Diſſermitäten im Einzelnen gleich entdeckte. Sie weiß das ganz genau; und der Eindruck, den ſie von jeher machte, hat auf ihre Art ſich darzuſtellen, und auf ihre ſowohl alleroberflächlichſte und leiſeſte, als auch heftigſte und tiefſte Aeußerung den beſtimmteſten Einfluß: dieſe Art der Darſtellung ihrer ſelbſt nimmt man aber (mit hinlänglichem Rechte zwar auch) für ihren Karakter; der aber in des Herzens Mitte ſich recht eigentlich geflüchtet hat, gegen die rohe, flache Vorausſezung, und von der ihr ſelbſt nur zu mißfälligen Erſcheinung ihrer ſelbſt. Zum Beiſpiel iſt ihr mit das Gräßlichſte: Verlegenheit; für ſie oder für Andere beinah gleich; und in den allerpeinlichſten, unerträglichſten Augenblicken einer ſolchen zeigt ſie ſich immer dreiſt, thätig und mit Geiſtesgegenwart; und kein Menſch erahndet auch nur bei ſolchen Gelegenheiten, wie ihr ungefähr iſt. Sie loben ſie immer wegen ihrer Unerſchütterlichkeit, oder wie ſie es ſonſt nennen: wenn ſie ſich aus Schamhaftigkeit auferfert, und ganze Hiebe im Herzen bluten läßt, ohne nur ſich hinzuwenden, oder einen Wehlaut daraus hervor zu laſſen. O! Maske, Maske! Du biſt keine Maske; wer kann Dich loswerden, wenn Du eine Mitgift biſt! Masken durchzuſehen, iſt eine wahre Wohlthat für das Menſchengeſchlecht. Dieſe Wohlthat übt T. im höchſten Sinn und viel in der Welt.

Zwei unausſprechliche Fehler hab ich aber: und die kennt niemand. O! könnt' ich ſie darſtellen, wie ich ſie kenne! Jede Eigenſchaft wird einer, die man nicht regieren kann. Es iſt mir nie gelungen, und ich verzweifle auch nun ganz dran. Drum beicht' ich ſie gern. Sie ſind hideuſe! Nämlich: ich habe etwas Hideuſes, und das ſind ſie. Ja, denk Dir, es exiſtiren zwei Abbildungen von mir, ein Basrelief von Tieck's frühſter Arbeit — Frau von Sparre hat eines — und das

Bild, welches bei meinem Bruder hängt; beide sind' ich sehr ähnlich: und es sind mit die widerwärtigsten Gesichter für mich, die ich kenne. Bloß, weil ich jene Eigenschaften bis zum langgezogenen Fehler darin sehe. Auch in noch zwei anderen Menschen ihren Gesichtern — die sehr hübsch sind — kenne ich sie, nur im leisesten Grad, und doch sind sie schon Karikatur. Bei Bentheim und Prinz Louis. Der Ursprung liegt im Kinn. Beide, der Prinz und der Graf — wovon später — haben auch diese Züge im Karakter. — Die beiden Eigenschaften aber sind bei mir: eine zu große Dankbarkeit, und zu viel Rücksicht für menschlich Angesicht. — Eher kann ich nach dem eignen Herzen mit der Hand fassen, und es verletzen, als ein Angesicht kränken, und ein gekränktes sehen. Und zu dankbar bin ich, weil es mir zu schlecht ging, und ich gleich an lauter Leisten und Vergelten denke; auch weil nur ich immer leistete; dies Letzte ist ganz leidenschaftlich und mechanisch zugleich geworden. Dies alles kommt daher: weil die holde, freigebige, sorglose Natur mir eins der feinsten und starkorganisirtesten Herzen gegeben hat, die auf der Erde sind; weil ich keine persönliche Liebenswürdigkeit habe, und man es also nicht sieht: weil auch mein rauher, strenger, heftiger, launenhafter, genialischer, fast toller Vater es übersah und es brach, brach. Mir jedes Talent zur That zerbrach, ohne solchen Karakter schwächen zu können. Nun arbeitet dieser ewig verkehrt, wie eine Pflanze, die nach der Erde hinein treibt: die schönsten Eigenschaften werden die hideusesten. Du wirst es ganz verstehen! Ich wäre ein sehr, für Aller Augen verkrüppeltes Geschöpf geworden, läge nicht großartige Betrachtung der Natur aller Dinge in mir, und jenes Vergessen der Persönlichkeit, ohne welches die genialischsten Menschen auf der Erde, und in jeder Wissenschaft, keine wären. Dies ist der einzige Leichtsinn, den mir der doch gütige Gott mitgegeben; und die einzige Grazie in meiner ganzen Natur. Zugleich mein Glück, die Sphäre meines Gebets — jeder Erhebung — mein eigentlichstes Dasein, die expansive Möglichkeit zu ferneren Existenzen, das höchste Leben, welches zu anderem Leben hinauf glimmt und flammt. Und denk Dir, Freund, dies war der Sinn, in dem ich Dir gestern schrieb: „Die Gesellschaft könne mich für ein Müllerweib ansehen, nur um Deinetwillen hätte ich noch für mich Ambition"; und nicht Zorn über dies oder jenes Ereigniß. Die Gesellschaft war mir von je die Hälfte des

Lebens. Weil ich richtig fühlte, was sie sein sollte: der sich bewußte, behagliche Verein im Genuß und Weiterbringen alles menschlich schon Geleisteten. Durch keinen Kampf aber muß man in solchen Bildungskreis, wo Natur und Geistesausbeute sich durchdrungen haben, gelangen! Wie zu keinem Glück! Den Kampf also bin ich satt; weil ich ihn nicht zu führen verstehe; weil ich ihn verachte, mit dem Schicksal, welches mich dazu verdammen konnte. Sonst gab es Sklaven und Freie: noch jetzt sehe ich Adel und Bürger so an. Jetzt mag sich's ändern: genug, die Rede ist noch davon! — Aber: wär' ich ein Freier geboren: ich glaube, ich miede den Kreis der Ebenbürtigen; keine Beschreibung von dem, was man in der nun schon zum hundertstenmale zerstückelten Welt davon finden kann, die doch nur bis jetzt ein Frikassé der griechischen, römischen und biblischen bleibt. Es ist kein großartiger Ursprung darin, der sich an eine lokale Natur lehnte, die einem — richtig von den Religionen-Erfindern gesehen! — von Gott überliefert wird! Wir sind Alle wie Frühlingsgebirgswasser, welches erst ablaufen muß. Kein Meer, kein Strom, kein Quell. Leben genug ist in einem solchen Wasser auch! das weiß ich. Wenn ich oder Du nicht mitwirken können, das heißt Gutes vom Tag für den Tag — eine Einrichtung dazu ist beinah nicht vorhanden, — so ergötzt mich die große Welt gar nicht so! Noch dazu jetzt, in ihrer Armuth und Zerstörung. Was hab' ich an getäfelten Zimmern voll Menschen, für welche die Natur, die Natur keines Dinges, keine innere Erhellung, kein Wunder der Nerven, noch des Geistes, noch des Herzens existirt; die dies nicht haben; die sie nicht sehen, mit denen ich nicht davon sprechen kann! Und zu dem Ennui, welches mir nur der Ehrgeiz — Mittel zu einem Zwecke — erträglich machen kann, und sein Spiel und seine Spannungen, zu dem sollt' ich mich noch ohne Zwecke hinarbeiten wollen? — Das kann ich nicht mehr, August: ich sehe sie ja noch immer, dann und wann; und kenne sie Alle. Ist man darin, à la bonne heure! Es ist Bewegung wie alle. Nur nicht vorzugsweise. Dies wollt' ich Dir gestern sagen. Und wie hab' ich Dir ganz etwas anderes gestern ausgedrückt! Adieu! Nun kann ich nicht mehr.

„Warum sollt' ich nicht natürlich sein? Ich wüßte nichts Besseres und Mannigfaltigeres zu affektiren!"

Nachmittags.

Noch Eins! Wo nicht von Natur verhandelt wird, durch Sehen und Hören, Auseinandersetzen; Musik, Bildnerei irgend einer Art vorkommt, da halt' ich's gar nicht mehr aus. In der Länge zur Frequenz nicht. —

Noch vom Montag, den 28. März.

Auch ist es T. ganz und gar nicht schmeichelhaft, wenn Einer nach und nach von ihr eingenommen wird; dies ist ihr so bekannt, so gewiß, wie den großen berühmten Schönheiten mit Unrecht ihre Eroberungen und Anbeter. Schon ihrem Freund Gualtieri, wenn ihr der sagte: „Sie sind ordentlich hübsch, wenn man Sie lange ansieht", oder was er sonst dergleichen hervorbrachte, antwortete sie: „Ja, ja, wie Azor, man gewöhnt sich daran." Dann wollte der außer sich gerathen. Die Beiden waren komisch zusammen. —

Prag, Montag, den 28. März 1814.

Als neulich Auguste T.'n [Rahel'n] Sappho als Melodram von Gubitz zeigte, Auguste lag im Bette, T. stand vor einem Tische am Kanapé, und las, weil sie alle Gedichte schrecklich fürchtet, stellenweise daraus; wovon sie viele sehr überrasch gut finden mußte, — so kam sie an eine, wo es heißt: „Ich bat: aus Mitleid seine Liebe mir zu gönnen! Durch dieses Flehn hab' ich mein ganz Geschlecht und meinen Ruhm auf immerdar geschändet." Da hielt T. ganz ernst inne, nachdem sie schon vorher vieles gelobt hatte, und sagte: „Dumm war es, weil dies nicht hilft, im Gegentheil! Aber «Ruhm geschändet»? so etwas versteh' ich gar nicht! Wenn man sich umbringen will?! Sich einer Schwäche schämen?!" und mit einemmale geht sie ganz gravitätisch und vehement an Augusten's Bette, legt die Hand auf die Brust, und sagt in tiefster Wahrhaftigkeit, und auch mit solcher Stimme: „Ich kann zu Gott dem Allmächtigen schwören, daß ich in meinem ganzen Leben noch nie eine Schwäche bemeistert habe!! Und wie so auch?" spricht sie mit Heftigkeit nach, als müsse sie sich jetzt gleich vertheidigen: „Was wollen sie von mir? Wie kann man

das? Verſtehen Sie mich! Von dem, was ich thue, von meinen Handlungen kann ich Herr ſein; aber mein Herz" — und ſie faßt hin — „iſt weich, von Fleiſch und Blut: kann ich's von Meſſing machen? Ich kann es nicht!" ſchreit ſie, „was verlangt man von mir!" In demſelben Augenblick machte ein plötzliches und heftiges Lachen dieſer leidenſchaftlichen Vertheidigung ein Ende: ſie empfand ſelbſt das Komiſche davon. Den anderen Tag wurde ſie gleich krank. Es war Fieber.

An Rahel.

Villeneuve le-Roi, Oſterſonntag, den 10. April 1814.

Endlich, endlich, meine geliebte, theure Rahel, öffnet ſich auch für uns, nach zweimonatlichem Herumtreiben ohne Verbindung und Halt, wieder die glückliche Gelegenheit, Briefe wegzuſchicken, und, was das Herrlichſte von allem iſt, die frohe Ausſicht, ihnen bald nachzufolgen! Rahel, geliebte Rahel, welche Zeit war dieſe letzte! In der verwüſteten Champagne, unter beſtändiger Bewegung, ohne irgend eine Raſt, mit ungeheurer Ermüdung der Menſchen und Pferde, oft mitten in den franzöſiſchen Heeren, und nicht immer hoffnungsvoll, haben wir die angeſtrengteſten Kriegszüge zum größten Vortheil des Ganzen glücklich vollbracht! Das Härteſte war mir aber ſtets, daß ich keine Möglichkeit finden konnte, irgend ein Wort an Dich gelangen zu laſſen, denn ſelbſt als wir mit den größeren Truppenmaſſen zuſammenkamen, theilten dieſe unſer Loos, und waren faſt außer aller Verbindung, ſo daß die Kouriere nach den nächſten Punkten mit hundert und mehr Reitern begleitet werden mußten. Ich habe Tag und Nacht nur immer an Dich gedacht, habe bei jedem Gefecht mich in Deinem Namen geſegnet und von Dir Abſchied genommen, und bei jedem glücklichen Ausgang Dich neu begrüßt! Seit Kiel habe ich keinen Brief von Dir, am 18ten Februar ſchrieb ich aus Trier Dir zuletzt, doch habe ich bei allem Weh des Entbehrens mich nie beruhigen können, das Vertrauen auf Dein Leben und Wohlſein darf ich nicht auf's Spiel ſetzen, das mußte ich behaupten inmitten all der Anſtrengungen, denen viele unterlegen, und auch ich endlich unterliegen mußte, indem ich körperlich und

geiſtig überſpannt in Châlons krank wurde, und endlich doch wieder zu Wagen, zu Pferde im Bivouak unter allem Getümmel, wieder genas! Ich hoffe Du biſt wohlauf, geliebte Rahel, und wohl ſchon fröhlich in Wien, wo ich Dir bald um den Hals fallen werde!

Ich kann Dir nicht ſagen, wie vortrefflich unſer General ſich hier in Frankreich bezeigt hat, in aller Rückſicht; denn zuerſt, um nur gleich der erſten und menſchlichſten zu erwähnen, ſo hat niemand ſo ſtrenge Kriegszucht gehalten, niemand ſo theilnehmend für die armen Einwohner die Uebel des Krieges zu mildern geſucht. Selbſt in Betreff der aufrühreriſchen Bauern, die wir mit den Waffen in der Hand ergriffen, konnte er ſich nie entſchließen, grauſamen und harten Maßregeln zu folgen. Seine Geſinnung war immer die weichſte, ſein Handeln das gemäßigſte, ſeine Beurtheilung und Meinung die gerechteſte und am meiſten aus der Natur der Sachen. Ich kann nicht das Gleiche von Pfuel ſagen, der zu der göttlichen Vergeltung oft gern noch die menſchliche hinzugefügt hätte, und aus irgend einer dichteriſchen Irrung das Ende dieſer Dinge nur in dem völligen Untergange von Paris erblicken wollte. In Rückſicht des kriegeriſchen Nutzens war die Anweſenheit Tettenborn's hier von unzuberechnenden Folgen. Kaum angekommen, nimmt er gleich aus eigenem Triebe ſeine Richtung von Rheims gegen die Aube, hat ein Gefecht mit Napoleon ſelbſt bei Fere-Champenoiſe, und entdeckt deſſen Marſch gegen Blücher, den er zeitig davon benachrichtigt. Seit dieſem Augenblicke konnte Napoleon keine Bewegung machen, die nicht Tettenborn ſogleich entdeckt, ſogleich angezeigt hätte. Wir ließen ihn nicht aus den Augen, und hatten beſtändig mit ihm ſelbſt zu thun. Bei Rheims, bei Epernay zweimal, haben wir ſchöne Gefechte gehabt. Napoleon fand überall unſere Armeen vereitelt, und richtete nirgends etwas aus, wie ein Wüthender ſchleppte er den Kern ſeiner Truppen bald rechts, bald links, in der verödeten Champagne herum, aber nirgends entging er uns, und alle ſeine kühnen, ja tollen Bewegungen wurden vereitelt. Nach der Schlacht bei Arcis machte er den letzten Verſuch uns zu betrügen, es war ſein letzter, und er der ſchrecklich Betrogene. Bei Arcis war er geſchlagen worden, ein Pferd wurde ihm unter dem Leibe erſchoſſen (mais n'en dis rien, ſchrieb der Herzog von Danzig an ſeine Frau nach Paris, car l'Empereur ne veut pas qu'on le sache!) und er ſelbſt

kam in Gefahr gefangen zu werden, indem ein ungarisches Husarenregiment auf seine Begleitung losbrach, ohne zu wissen, wen es vor sich habe, er nahm den Degen zur Hand, um sich persönlich zu wehren. Wir fingen den Tag darauf seinen Kourier an die Kaiserin auf, die wichtigsten Papiere, worunter ein eigenhändiger Brief von ihm, den wir mit Mühe aus der schlechten Handschrift entzifferten. Je vais faire une marche sur la Marne pour pousser l'ennemi plus loin de Paris et me rapprocher de mes places, schrieb er unter anderen; er hoffte uns alle für unseren Rücken besorgt zu machen, und dadurch von Paris abzuziehen. Allein unsere Hauptarmee unter Schwarzenberg folgte ihm in seinem Rücken über Vitry nach, kehrte dann um, schlug bei Fère-Champenoise Marmont und Mortier, und marschirte grade auf Paris. Noch war es für Napoleon Zeit, früher dahin zu gelangen, allein der General Winzingerode, dessen Avantgarde Tettenborn damals anführte, war ihm mit vieler Kavallerie über St.-Dizier nachgefolgt, und brachte Napoleon in den Irrthum, unsere ganze Hauptarmee sei dort, wie denn für den Kaiser von Rußland und den König von Preußen wirklich Quartier bestellt war. Napoleon griff uns auf einem für ihn günstigen Boden mit ganzer Macht an, seine schon auf der Straße nach Paris abmarschirten Truppen kehrten zurück, und wir hatten am 26sten März Nachmittags bei St.-Dizier ein heftiges Gefecht, wo Tettenborn mit großem Muthe an der Spitze von 1000 Reitern die französische Reiterei, von 12,000 Mann, durch Napoleon selbst angeführt, anzugreifen wagte, und nach anfänglich glücklichem Erfolg zuletzt, wie er vorausgesehen hatte, geworfen wurde, doch ohne mehr als 50 Mann zu verlieren. Napoleon folgte theils uns, theils Winzingerode'n, fand aber nirgends eine Armee, sondern nur Kavallerie vor sich, sah seinen Irrthum ein, und hatte drei Tage verloren. Als er dann athemlos mit verhungerten und ermatteten Truppen in Fontainebleau dennoch früher, als man gedacht hatte, ankam, waren die Unseren schon in Paris, die Revolution begonnen, seine Macht in der Wurzel abgeschnitten. Der Kaiser selbst hat an Winzingerode geschrieben, diesem Gefechte bei St.-Dizier verdanke er die Einnahme von Paris, die sonst vielleicht nie erfolgt wäre. So hat Gott alles zum Guten gelenkt, denn unsere Weisheit hat es wahrlich nicht gethan. Es ist nicht zu glauben, wie schlecht im Ganzen unsere Sache berathen war, wir hatten die herrlichsten Truppen

und eine dreifache Uebermacht gegen einen ſchon hinſterbenden Feind, aber Angſt vor Napoleon, Kleinherzigkeit, Unverſtand, Zwietracht, unſinnige Leitung, und das tiefe Gefühl des geiſtigen Unvermögens ließen unſere Sache immer zweifelhaft ſtehen, und man hätte gern, gar zu gern, die bisherigen unverdienten Siege durch was immer für einen Frieden in Sicherheit gebracht. Die Perſönlichkeit und Entſchloſſenheit des Kaiſers Alexander hat allein das Ganze gehalten.

So iſt denn nun das Herrlichſte erſchienen, was wir wünſchen und kaum erwarten konnten, Frankreich iſt frei, die Völker und Fürſten verſöhnt, die Revolution beſchloſſen mit dem, was ihr Anfang wollte und im Getümmel der Partheien nicht erreichen konnte; die Fürſten ſprechen jetzt alle wie Mitglieder der Nationalverſammlung vom Jahre 1790, ſie wollen die Freiheit der Völker, die Völker das Anſehen der Fürſten. Frankreich, Spanien, Holland, Sizilien haben edle, freie Staatsverfaſſungen errungen, Preußen wird ſie begehren, und in Rußland wird der üppiggenährte Keim dazu künftiger Reife entgegenwachſen! Der Himmel helfe uns Teutſchen zu einem guten Zuſtande, und reife uns durch ſeine Gnade, wie bisher durch ſeinen Zorn! — Bonaparte geht nach der Inſel Elba mit 6 Millionen Einkünften, der Strom von Thränen, den er vergoß, als er ſeine Entſetzung als gewiß vernahm, hat mich tief im Innerſten bewegt, das Menſchliche behauptete ſein Recht, die ungeheuerſte Zerknirſchung neben dem verſtockteſten Hochmuth, der tiefſte Fall von ſchwindelnder Höhe. Er hätte gern noch Paris und Frankreich und das ganze Heer in ſeinen Untergang mitgezogen, die Fäden riſſen ab, und er ſank allein. Die Grüfte, die Kerker öffnen ſich, Menſchen und Gedanken, die man verloren glaubte, ſtrömen hervor. Dieſes Frankreich, das mir unter Bonaparte's Herrſchaft die Bruſt zuſammenzog, das ich jetzt mit Schaudern hätte fliehen mögen, gewinnt mir plötzlich einen ganz neuen Eindruck, der Himmel lächelt und der Boden wird vertraut, die weißen Bänder und Kokarden machen die Menſchen, wie jetzt der Frühling die Bäume, zu unendlichen Blüthenhoffnungen, die herrliche Freiheitsfrüchte verſprechen. Die Schlag auf Schlag erfolgten großen Weltbegebenheiten überwältigen das Gemüth, man iſt wie im Traum, und ſchwankt in angenehmem Staunen durch den erſt jetzt aufbrechenden Frühling. Ich höre auch gar nichts Böſes mehr ſagen, die ungeheure Kraft, die verſöhnend und friedeſtiftend

über die Erde geht, ergreift für den Augenblick jede böse Meinung und heißt sie untertauchen. Wie freu' ich mich über Talleyrand, über den vortrefflichen Lainez, dessen kühne und meisterhafte Rede Du gewiß mit Freuden gelesen hast!

Tettenborn wird wohl in einigen Tagen auf kurze Zeit nach Paris gehen, ich werde ihn begleiten, dann einige Zeit mit ihm in Mannheim, bei seinem Oheim zubringen, und dann mit ihm nach Baden, zwei Posten von Wien*), gehen, wo er den Sommer zur Herstellung seiner Gesundheit anwenden will. Ich werde Dir also leicht und von selbst in die Hände geliefert, geliebteste Rahel, und brauche keine Anstrengung deshalb zu machen. Zu Ende des Mai hoffe ich Dich in meinen Armen zu halten! Gott, welch eine Freude, welch ein Glück! Ich schwelge in Hoffnung! Wir werden mit Freiheit und Muße die Zukunft berathen, und bequem an Ort und Stelle überlegen, was für mein ferneres Leben sich für äußere Kreise vortheilhaft darbieten wollen! Mein General ist voller Güte für mich, ich kann sagen Zärtlichkeit, die ich, als ich krank war, nicht ohne Rührung erkennen mußte! Ich hoffe, daß man trotz seiner zahllosen und geschäftigen Neider, sein Verdienst gebührend belohnen, und ihm die Ehren geben wird, auf die er schon längst vor allen Anderen Anspruch machen konnte; es wäre zu arg, wenn man ihn nicht zum Generallieutenant machte. Ich bin durch ihn höchst vortheilhaft gestellt, mein Name ist Vielen günstig bekannt geworden, und eine Art Ruf von meinen brauchbaren Fähigkeiten hat sich hin und wieder festgesetzt. Der Fürst Schwarzenberg hat sich erkundigt, wer Tettenborn's französischen Briefwechsel führe, und sich meines Namens gütig erinnert. Der Fürst Metternich hat mir über meine hamburgische Schrift viel Gutes sagen lassen, und mir sogar selbst schreiben wollen. Dies ist mir besonders lieb, da ich auf dieser Seite eher zu finden hoffe, was ich wünsche, als auf der Hardenbergischen. Der größere Maßstab aller Verhältnisse ist schon sehr viel günstiger, und dann widerstrebt es mir im Innersten, Dich zu einer Anstellung in das nördliche Königsberg, und wenn auch gar nach Berlin, zu berufen, wenn die Möglichkeit vorhanden ist, Dir vielleicht in Italien einen Aufenthalt zu bieten, wohin die Wirkung eines Münsters von Oester-

*) Siehe die Berichtigung am Schlusse.

reich in Zukunft reichlich führen kann. Schon so oft ist es anders gekommen, als wir dachten, nicht immer kam es grade schlechter, vielleicht denn diesmal auch noch besser; warum sollten wir nicht hoffen, das Bisherige berechtigt uns mehr dazu denn je!

Ich habe bei Vitry den Obersten Varnekow gesehen, der bei dem General Benkendorff ist, und ein Kosackenregiment führt. Er fragte angelegentlichst nach Dir, ist ganz wie sonst, schien seine Eitelkeit in allerlei verletzt zu fühlen, und wie mir dünkte, das Ziel seiner Höhe erreicht zu haben. In Vitry sprach ich den Grafen Clam-Martinitz, doch nur flüchtig, und ich erinnerte ihn an seine Bekanntschaft mit meiner Freundin, er war sehr artig, und so überlegend lebhaft, und phantastisch klug, wie ich ihn früher gefunden. Auch Nostitz habe ich öfter gesehen, der jetzt vier Orden hat, und mit Czernitscheff geht, aber nicht immer klug genug ist, um klug zu sein. Der dicke Bose aus Dresden stieß mir auch bei Vitry auf. In Châlons, als ich krank war, kam Herr von Marteus als Kourier durch, er ist beim General Bülow, er hatte den jüngeren Gerlach gesehen, der mich früher hatte grüßen lassen. Von Marwitz habe ich nichts erfahren können, eben so wenig von Willisen, ich glaube aber bloß ihre Ungeschicklichkeit, sich unter die Leute zu bringen, ist daran Schuld. In Bertus, nicht weit von Epernay, fand ich unvermuthet in dem dortigen Maire den Bruder unseres Chamisso, der sich wohl ehmals nicht hätte träumen lassen, daß ich als russischer Offizier seine Heimath sehen würde. Pfuel, der zu Wallmoden gehen soll, ist in diesem Augenblick in Paris. Ich denke, wir werden auch dieser Tage dahin gehen, und nicht lange dort bleiben. In Paris hoffe ich auch die beiden russischen Orden zu erhalten, zu denen ich vorgeschlagen bin, und die mir nur durch ein besonderes Mißgeschick ausbleiben können. Daß ich den schwedischen Schwertorden habe, schrieb ich Dir von Kiel aus.

Die beifolgende französische Feldlagerzeitung, die einzige, die erschienen ist, schicke ich Dir als Kuriosität, und zur strengen Kritik!

Ich schreibe an das preußische Feldpostamt im Hauptquartier des Kronprinzen um alle Briefe, die für mich dort liegen mögen. Ich bitte Dich, geliebte Rahel, schreibe mir sogleich nach Mannheim poste restante.

Viele Grüße an alle Freunde und Bekannte! Frau von

Humboldt hoffe ich ja denn auch bald zu sehen! Viel Schönes an die liebe Auguste! Den General Bentheim hat der österreichische Oberstlieutenant Graf St.-Quentin, der hier ist, vor drei Wochen sehr wohl auf bei der Armee des Grafen Bubna verlassen.

Mein General grüßt Dich von ganzem Herzen, und freut sich ungemein, Dich wiederzusehen. Er ist sehr liebenswürdig! Lebe wohl, geliebteste Freundin, mein Trost und meine Freude!

Ewig Dein

Varnhagen.

Villeneuve-le-Roi, nicht weit von Sens, an der Yonne. Osterfeuntag, sehr schönes heitres Wetter, warme Luft! Seit Wochen zum erstenmal im Bette geschlafen!

N. S. Leider entdeckte ich eben einen gewaltigen Irrthum, den ich begangen habe; nicht nach Baden bei Wien, sondern nach Baden im Badischen gedenkt der General zu gehen. Seine Vorsätze hat er mir so eben umständlich mitgetheilt. Er findet es für nothwendig, bevor er sich entschließt nach Rußland zu gehen, vorher einige Ruhe zu genießen, und mancherlei Ungewißheiten sich entscheiden zu lassen. Vielleicht geht er nie nach Rußland. Einstweilen will er sich in Mannheim, wo er einen sehr reichen Oheim hat, und wo ihn mancherlei Rücksichten begünstigen, auf ein Jahr häuslich niederlassen, ein Haus miethen, und von da aus die Ausflüge in's Bad u. s. w. machen, desgleichen dahin immer zurückkehren. Er hat Geld genug, um auf viele Jahre, selbst bei seiner Lebensart, vollkommen gesichert zu sein, und sich vieles erlauben zu dürfen, jedoch nicht genug, um auf jede Aussicht, dessen in größerer Fülle zu erlangen, leichtsinnig zu verzichten. Er nimmt als gewiß die Hoffnung an, daß ich wenigstens bald noch nicht ihn verlassen werde, und trägt mir deshalb dringend auf, Dich auf alle Weise einzuladen nach Mannheim zu kommen, die Vortheile, die er für sich anrechnet, giebt er auch Dir zu bedenken, die herrliche, überaus himmlische Gegend in der paradiesischen Pfalz, der Rhein, die Nähe von Deutschland und Frankreich, das nahe Heidelberg, die Bäder im Badischen, das vorzügliche Theater etc. Liebe Rahel, wie stellt' ich nicht auf alle Weise Dich einladen, dringend einladen, einmal einen Sommer, nicht

bloß zu leben, ſondern zu genießen? Die Reiſe ſchrecke Dich nicht, Du findeſt leicht eine gute Geſellſchaft zum Schutz und zur Beruhigung, und kömmſt durch lauter ſchöne Länder, die Du noch nicht geſehen haſt! An Geld zur Reiſe kann es Dir nicht fehlen, in Mannheim ſelbſt ſind wir auf alle Weiſe geborgen! Wäre es nicht zu lange Zeit, die ich von Tettenborn abweſend ſein müßte, da Du nicht Tag und Nacht reiſen kannſt, und ſcheute ich nicht die doppelten Koſten, ſo böte ich Dir an, Dich abzuholen. Du brauchſt Dich ja übrigens nicht zu übereilen, warte meinen erſten Brief aus Mannheim ab, der Dir Beſtimmteres ſagen wird. Ich werde übrigens jedes Verhältniß aufzulöſen verſtehen, das mich von Dir entſchieden trennen wollte, was auf der Welt könnte mir da Erſatz verſpiegeln! aber überlege alles indeß, und bereite Dich vor, geliebte Rahel!

An Rahel.

Paris, Sonntag, den 17. April 1814.

Rahel, geliebte Rahel! wie bin ich erſchreckt worden durch zwei Briefe, die, weil die früheren noch ausgeblieben ſind, mich unvorbereitet niederſchlugen durch die Nachricht von einer ernſtlichen Krankheit, die Dich, geliebte Rahel befallen hatte! Und es hat Zeiten gegeben, da Du glaubteſt, auf das Geben Verzicht leiſten zu müſſen? So arg war es, daß Du ſo Arges möglich halten mußteſt? Arme, arme Rahel, und ich konnte nicht gleich bei Dir ſein, Dir zu helfen, Dich zu pflegen und zu tröſten. Obwohl Du, als Du ſchriebſt, auch wieder etwas gehen konnteſt, ſo kann ich mich doch aus der Betrübniß, die mich bei dem bloßen Bilde dieſer Vorſtellung überfiel, nicht hinausringen, und ich flehe inbrünſtig zum Himmel, daß er alles, was Dir in dieſer Art nahen wollte, auf mich, auf mich allein herüberlenke, damit mir Dein Leid als meines erträglich werde! Wie nothwendig iſt es, daß Du ein Bad gebrauchſt! Du mußt es auf jeden Fall in dieſem Sommer thun; was mich beruhigt, iſt nur, daß ich noch nicht weiß, wie und wo mein Reiſen ſich mit dem Deinigen verbinden, nach welchen Orten mein Augenmerk ſich richten darf oder ſoll. In meinem

letzten Briefe vom 10ten April aus Villeneuve-le-Roi, schrieb ich Dir schöne Lockungen nach Mannheim, wohin mein General Dich einladet, indem er daselbst eine Art vorläufiger Niederlassung zu nehmen denkt, die Pfalz kann durch Gegend und Klima mit viel südlicheren Ländern wetteifern. Doch setzte ich klüglich hinzu, Du möchtest Briefe von mir aus Mannheim abwarten, und das sag' ich auch noch. Ich möchte im Süden leben, geliebte Rahel, um Deinetwillen; wie sehr auch Geist und Leben mich nach Preußen rufen, bleibt Oesterreich mir lieber aus jener einzigen Rücksicht, und nach entschiedener Wahl kommen auch noch andere Vorzüge in Betracht, die zur Entscheidung nichts thun, aber nach derselben gefallen können. Nun aber glaube ich doch zu sehen, daß in Oesterreich für mich weniger zu erwarten ist, als ich dachte; der Fürst Metternich scheint ein mehr annehmliches als vorsorgliches Wohlgefallen an mir zu haben, und besser zum Freund und Gönner in der Gesellschaft zu gebrauchen zu sein, als zu ernsthafter und thätiger Fürsorge. Du mußt wissen, geliebte Rahel, ich bin seit drei Tagen in Paris, wohin mich mein General mit vielen Aufträgen von Sens aus geschickt hat, und, wie ich hoffe, morgen nachkommen wird. Auf dieser Kourierreise bekam ich unterwegs, in Bray, durch einen unserer Offiziere, der von Bremen kam, Deine beiden Briefe vom 15ten und 19ten Februar. In dem Gewirr und Taumel hier kann man gar nicht daran denken, sich geltend zu machen und das Gedächtniß der Menschen in Anspruch zu nehmen, man muß froh sein, nur jemanden zu finden, der einem die Depeschen abnehmen will, alle Wichtigkeit der Personen und Geschäfte verschwindet vor den Erscheinungen der Herrscher und Weltbegebenheiten. Um so mehr mußte ich erstaunen, mich nicht ganz unbeachtet und vergessen zu sehen. Als ich nämlich zu Stein kam, der mich sehr gütig aufnahm und lange sprach, sagte er mir, Hardenberg habe mit ihm von mir gesprochen, und ihm gesagt, er wolle mich anstellen, Stein glaubte, er habe hinzugesetzt, im Fache der auswärtigen Angelegenheiten, überhaupt scheine Hardenberg auf mich viele Rücksicht zu nehmen. Ich frühstückte heute bei Hardenberg, wo ich Alexander Humboldt, den Finanzminister Bülow, Ancillon und Jordan fand, Wilhelm Humboldt kam später hin. Ich erneuerte die Bekanntschaft, konnte aber bei dem wandelbaren Gehen und Kommen, indem der Staatskanzler selbst ab und zu ging, mit niemanden recht spre-

chen. Die zuvorkommende Artigkeit Jordan's gegen mich fiel mir doch auf. Endlich rief mich Hardenberg in ein anderes Zimmer, und sagte mir von freien Stücken, ich würde nach dem Frieden wohl nicht in Kriegsdiensten bleiben wollen, wir würden in Paris wohl unsere Angelegenheiten auf's Reine bringen, ich solle nur wiederkommen. Er wurde abgerufen, und ich sagte ihm noch, ein paar Monate müsse ich ohnehin noch im Dienste bleiben, schon um abzuwarten, ob die Saatkörner, die von der großen Ordenssaat noch über mir vom Hauch des Windes getragen schwebten, nicht bei mir wurzeln wollten, wie das eine, das schon auf mich gefallen. Was dünkt Dich davon, geliebte Rahel? Du weißt, ob ich dankbar bin für das, was das Leben mir bringt; ich wünsche auch sehnlichst eine Anstellung in Staatsgeschäften, und weiß das Andenken des Staatskanzlers zu schätzen: aber wie grausam spielt doch die Welt mit uns! Darauf konnt' ich rechnen, jetzt da ich eine solche Anstellung Gottlob nicht schroffisch gezwungen und eilfertig getrieben bin zu suchen, da ich eine hinlängliche Zeit abwarten könnte, in meiner Feder hundert Hülfsquellen, und bei meinem General eine üppige Versorgung haben könnte, jetzt sucht man mich, und bietet unaufgefordert an! Und welchen Winter habe ich verleben müssen, welche Sorge, Angst und Last Dir wie mir zufügen müssen vor einem Jahre, wo der kleinste Funken des jetzt Entgegenkommenden alle Deine und meine Trübsal zu großer Freude und Hoffnung erhellt hätte! Unter den Menschen, die ich hier wiedergefunden habe, ist mir niemand so werth, wie der alte Schlabrendorf, den ich täglich besuche. Im 60sten Jahre spricht er freier und schenkelos noch als im 60sten, die mich hören, sagte er, müssen sich fürchten, wohr als ich, der ich spreche. Ich bewundere stets mehr die Reife seiner Einsicht und den jugendlichen Ungestüm seiner geistreichen Ausdrücke. Er gehört zu denjenigen, die, wie Fichte und Du, zu keiner Zeit und unter keinen Umständen, von der einmal lebendig erkannten Wahrheit etwas abdingen lassen oder preisgeben, wie andere Menschen auf gewissen Punkten unaufhaltsam in das Gebiet der Ehrensachen stürzen, und alles Andere weichen muß, so macht Schlabrendorf in jedem Fall den geringsten Angriff auf Tugend und Freiheit, die man im Staate behaupten soll eine Ehrensache, die nicht ausgeglichen, sondern mit dem Leben dargethan werden muß. Ich hatte den Tag vorher Deinen Brief erhalten, worin Du, Theuerste, von Fichte'n

saur

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR 3-598-53028-5
VARNHAGEN VON ENSE,K.A. FN. 12185/010

sprichst, und Deiner lieben Bürgerliebe, ja Bauernliebe, und mußte von Schlabrendorff, mit welch innigem Vergnügen! in unbewußter Uebereinstimmung mit Dir hören, als seinen alten Wahlspruch: il n'y a rien de grand, où il n'y a du citoyen! Du sprachst von Fichte, er — vom Kaiser Alexander.

Hier herrscht die ungeheuerste Unzufriedenheit über das was vergegangen ist, alles schwankt und irrt. Die Bourbonisten sind am unzufriedensten; das Volk ist erbittert über die Unverschämtheit des Senats, der sich für Kind und Kindeskind ungeheure Fortunen sichert, für Dienste, die er nur dem Tyrannen zur Unterdrückung des Volkes geleistet hat. Man schreit laut gegen die Willkür und Eigennützigkeit bei den öffentlichen Verfügungen, Talleyrand ist mehr noch verachtet, als gehaßt, die Preßfreiheit zu Gunsten der Bourbonisten unterdrückt. Auch hat Ludwig die Konstitution noch nicht beschworen, und man fürchtet, wenn er kommen sollte, den ungeheuer bösen Eindruck seiner Persönlichkeit; er kann nicht reiten noch gehen, sich kaum auf den Beinen halten, wackelt, und verträgt selten Beinkleider, c'est donc un roi sansculotte. Der Witz ist von mir. Dagegen finde ich überall eine große Verliebe, Vertrauen und Hoffnung zu dem Kronprinzen von Schweden, der vorgestern still angekommen ist, und durch sein Abtreten vom Schauplatz in der letzten Zeit vielleicht unwillkührlich die Stimmung vorbereitet hat, in der man ihn nachher gern zu dem berufen dürfte, was man ihm früher nicht zugestanden haben möchte; an der Meinung für die Bourbons konnte sein erstes Auftreten scheitern, an dem Versuch mit den Bourbons kann sein zweites gelingen. Es wird in Frankreich noch viel geschehen, sobald unsere Waffen daraus entfernt sind.

Bartholdy ist hier und Geschitzky. Jette Mendelssohn glaubte ich nicht hier, fand sie aber unvermuthet, als ich den Fürsten Metternich besuchen wollte, der beim General Sebastiani wohnt. Sie ist, wie sie meint, gescheut geworden, aber sie ist nur blasirt über das, was sie nicht erlangt hat. Alexander Humboldt begleitet den König von Preußen sehr fleißig und geschäftig, er ist ungewiß, man sieht ihm die Zweifel an, ob er sich mehr auf die Auszeichnung als Gelehrter und Reisender, oder auf die Vornehmheit als Kammerherr stützen soll, da sich beides bis jetzt noch nicht unter einem gemeinschaftlichen Titel in der Welt vereinigt hat. Wilhelm Humboldt macht sich den Teufel aus mir, will mir aber gar nicht übel, und das hat

gute Wege, für mich muß ſein Name ſchon dienen, wie will er ſich losmachen, da ich von meiner Seite es einmal ſo freundſchaftlich mit ihm nehme? Ich würde ihm z. B. dieſen Brief zu beſorgen geben, wenn ich nicht die Abgründe diplomatiſcher Läſſigkeit und Vergeſſenheit hier und dort fürchtete.

Von meinen theuren Williſen, von Marwitz, kann ich nichts erfahren. Leopold Gerlach ſoll hier ſein, ich habe ihn aber noch nicht geſehen. Der Senator Smidt aus Bremen iſt hier, und ein alter Freund von mir, Reinhold, der eine kurze Zeit holländiſcher Geſandter in Berlin war.

Morgen beſuche ich den König von Preußen, den ich auch von Seiten Tettenborn's zu ſprechen habe. Er ſoll häufig mißlaunig ſein.

— — — — — — — — — — — —

Dieſer Brief iſt ein paar Tage liegen geblieben, inzwiſchen iſt Tettenborn gekommen, und mein Aufenthalt verlängert ſich wohl noch um ein paar Wochen. Ich bin ſeiner ſchon jetzt herzlich müde, und bringe meine angenehmſten Stunden bei Schlabrendorf und Abends beim Schreiben zu. Heute bekam ich einen großen Brief von Karoline Humboldt vom 7ten März, ſie ſchreibt, ſie reiſe im Mai weg, wiſſe aber noch nicht wohin; ich werde ihr durch ihren Mann antworten. Den König von Preußen habe ich noch nicht geſprochen, die vielen hohen Beſuche und die Entfernungen beengen faſt alle Tage zu ganz kurzen Gelegenheiten, die man allzuleicht verſäumt.

Möchte Dir doch dieſer Brief zukommen. Bartholdy ſagt mir, er habe mir öfters von Dir Briefe geſchickt, da ich nur Einen bekommen habe, ſo werden die übrigen noch herumirren, denn ganz verloren iſt hoffentlich keiner, mein Name iſt zu ſehr unter die Leute gekommen, und ſobald ich nur erſt einen Aufenthalt habe, werde ich allerwegen nachfragen.

Der Himmel ſchütze Dich, geliebteſte Rahel, und erhalte Dich geſund! Könnt' ich Dich doch dieſen Augenblick umarmen! Lebe wohl, geliebte Rahel! ich möchte mit meinem Blute Dir Freude eintauſchen! Leb wohl!

Ewig Dein

Varnhagen.

Sonntags gegen Mitternacht.

Die herzlichſten Grüße an Auguſte!

Schreibe nach Mannheim poste restante!

Archimbald Keyſerling iſt hier, Varnekow, Bartholdy, der Bruder von Chriſtel Clam, und unzählige Andere. Steffens und Sinclair habe ich noch nicht geſehen.

An den General Tettenborn in Paris.

Sonntag, den 17. April 1814, in Prag.

Lieber General! ich bitte Sie um Gottes willen, im Namen alles desjenigen, was Sie intereſſirt, ſchreiben Sie mir ein Wort hierher, oder laſſen Sie mir ein Wort hierher über Varnhagen ſchreiben! Seit dem 17. Februar, wo ich den letzten Brief von ihm aus Trier bekam, weiß ich nichts von ihm: ſelbſt ſeit fünf Monaten krank zu Hauſe, war ich vorgeſtern zum erſtenmal im Theater, wo mir Graf Chriſtel Clam, als ich nach Ihnen fragte, gradaus ſagte, Sie und Ihr Adjutant ſeien verwundet: als er mein Erſtarren ſah, machte er einen Scherz daraus, welchem letztern ich Glauben beimaß, denn ich hatte alle Zeitungen geleſen, und der Graf erzählte es aus einer Zeitung, worin er's vor vierzehn Tagen geleſen habe. Ich erzählte meinen Schreck einer unvorſichtigen Frau: die mir ſagte, es habe allerdings in der Zeitung geſtanden: und nun beſtätigen, nach meinen Erkundigungen, es Viele! Ich lag zuletzt an einer Halsentzündung, und habe zwei Zeitungen nicht leſen können; darin muß es geſtanden haben: im Gegentheil, ich las, General Tettenborn ſei in Châlons eingerückt, wo ihm die Bürger die Thore geöffnet! Wie es auch ſei; von Ihnen erwarte ich, daß Sie mich ſo ſchnell als möglich die ganze Wahrheit wiſſen laſſen. Ich bin auf alles gefaßt. Lebt mein Freund, und kann er hören, ſo laſſen Sie ihn wiſſen, daß ich ruhig bin, und für mich ſorgen will: und vor dem Ausmarſch wußte, was der Krieg iſt: und ihm nicht würde gerathen haben zu Hauſe zu bleiben. Wenn er nur nicht gefangen, in keinem Lazareth iſt! Ich füge kein Wort hinzu, lieber Baron, daß ich kein übriges geſchrieben habe: ich habe an den Menſchen in Ihnen geſchrieben, den mich Varnhagen ganz

kennen und schätzen lehrte. Sie sagt man nur sehr leicht verwundet.

Ihre ergebene

R. Robert.

Adressiren Sie an Liebich.

An den Obersten von Pfuel in Paris.

Prag, den 18. April 1814.

Lieber Pfuel! Ich schrieb Ihnen schon gestern durch Gentz und dem General auch. Seit vier Tagen weiß ich, daß in der Nürnberger Zeitung steht, der General sei leicht am Arm, und einer seiner Adjutanten am Kopf durch einen Schuß verwundet. Ich erstehe aus einer schweren Krankheit! beruhigen Sie mich, kurz, sagen Sie mir die ganze Wahrheit. Ich kann alles hören. Sagen Sie Varnhagen, wenn er lebt und hört, daß ich mich schone, pflege, fasse. Und er mich gesund treffen soll! Haben Sie noch Mitleid mit Einzelnen seit Moskau, so schreiben Sie mir gleich. Schreiben Sie Gentz, der schickt es mir in drei Tagen alsdann, nach Wien gehen täglich Kouriere. Adressiren Sie an Liebich meinen Brief; Graf Clam möchte schon mit den Ständen in Wien sein! Gestern ließ mir noch obenein Gräfin Münster von Berlin schreiben, sie wisse von ihrem Mann, Marwitz fehle seit dem 14. Februar. Um Gottes willen, sagen Sie's Allen, lassen Sie nachsuchen, nachfragen!! Mir hier hat man den Auftrag auch noch gegeben. Kaum athme ich erst selbst. Es thut nichts, ich bin sehr stark, und mit Erdenunglück, glaub' ich, bekannt. Schreiben Sie mir gleich. Gott, Gott! soll das mein Friede sein. Adieu.

R. Robert.

Die Gefangenen kommen doch jetzt los; lassen Sie forgen!!! Seit dem 17. Februar weiß ich nichts von Varnhagen, da schrieb er mir von Trier. —

An den Oberſten von Pfuel in Paris.

Prag, Freitag, den 22. April 1814.

Seit vorgeſtern erſt hab' ich den kleinen Troſt zu wiſſen, daß der General in Paris iſt. — Ich lebte bisher mir nur zur Qual: Varnhagen zu Gefallen. Da aber der General nicht verwundet iſt, ſo wird Varnhagen es wohl auch vielleicht nicht ſein. Antworten Sie mir gleich! Wenn Sie Angſt, Ungewißheit eines Menſchen noch faſſen, für einen Einzelnen noch Mitleid haben können! Antworten Sie mir auch ohne Mitleid, wenn es Ihnen bei Moskau verſchwunden iſt: ſtellen Sie ſich's vor! Lieber Pfuel, ich verlaſſe mich auf Sie. Adieu. Ich kann nicht mehr ſchreiben, ich glaube ſiebzehn bis achtzehn, immer dieſelben Briefe ſeit drei Tagen geſchrieben zu haben; Frauen, Grafen, Prinzen, Miniſtern, allen Menſchen um Nachricht und Expedirung.

R. Robert.

An Varnhagen in Paris.

Prag, Freitag, den 22. April 1814.

Uebermorgen geht dieſer Brief.

Auguſt! Lieber einziger Freund! Wo Du auch biſt, wie es mit Dir iſt, ſei ruhig über mich. Ich gehe aus in die Luft, lebe, ſchlafe; bin zu Zeiten ruhig. Ich habe mich nicht gekannt: und verachte in mir, daß ich nicht wußte, wie viel Du mir biſt, welchen Theil meines Lebens Du ausmachſt; bis jetzt, da ich Dich todt, oder tödtlich, in Schmach verwundet glaube. Du ſiehſt, mein einziger geliebter Freund, ich kann nicht ſchreiben. Nur ſehen, nur ſprechen könnt' ich mit Dir. In den Zeitungen von Nürnberg ſtand, General Tettenborn ſei leicht, und ſein Adjutant ſchwer verwundet. Das ſagte man mir. Nun lebte ich nicht mehr. Aber vorgeſtern erhielt Graf Chriſtel Clam einen Brief vom 7. dieſes aus Paris mit Neuigkeiten durch einen Kourier, und eine war darunter, Tettenborn ſei auch dort; und geſund. Nun hoffe ich auch für Dich.

O! Auguſt! Sei nicht böſe! nicht beſorgt; mußt' ich nicht fürchten? Seit Trier habe ich keine Zeile von Dir! von Dir! Und noch nicht. Geſtern kam die Poſt von Paris!

Sonntag in meiner höchſten Herzensangſt erhalt' ich einen Brief, von dem ich die Aufſchrift nicht erkenne: und fürchte natürlich; „Henriette" ſteht drunter. Er fängt ſo an: „Bin ich die Erſte, die Ihnen die Schreckenspoſt ſagt?" ich leſe nicht weiter, gehe ſchreiend zu Auguſte, ohnmächtig nimmt die den Brief mir ab; ſo kam ich hinein; „Nein", ſchrei' ich, und laufe hinaus, „ich will es nicht wiſſen." Sie ſchreit mir nach: „Es iſt nur Marwitz!" Nur. Fühlſt Du den Jammer, die Noth? nur Marwitz. Die Schleiermacher ſchrieb. Münſter hatte der Frau geſchrieben, er fehle ſeit dem 14. Februar! Und doch war ich glücklich. O! Gräuel. Sei ruhig! Du findeſt mich, und in jeder Rückſicht beſſer als ſonſt. Dies Jahr war eins! O! Gott, welch Opfer ſoll ich bringen, wenn ich Dich ſehe! einen Brief von Dir habe! Antworte mir, oder laß mir antworten! Mehr als ich wußte, mehr als Du denkſt, Deine Rahel. Noch bleib' ich hier. Auguſte reiſt den 30.; ich ziehe zur Goldſchmidt indeß; habe hier große Anhänger, Frauen. Auguſte läßt Dir ſagen, Du ſollſt in allen deutſchen Städten nach ihr fragen; im Mai in Frankfurt; und ſollſt Bartholdy'n ſagen, daß er daſſelbe thue. Wo ſoll ich Dich denn treffen? Kein Wort mehr. Adieu, adieu! Adreſſire an Liebich.

Sonnabend Abend, den 23. April.

Ich will Dir nur noch ſagen, liebſter Freund, daß ich morgen früh dieſen Brief dem Grafen ſchicken muß, daß er übermorgen abgeht, und daß ich vielleicht noch morgen Abend mit der Reichspoſt einen glücklichen von Dir erhalte! Aengſtige Dich alſo nicht über mich, wenn Du ihn geſchrieben haſt. Ich war heute Auguſten das vorletztemal ſpielen zu ſehen; und aus Ungeduld; weil es ſehr naſſes Wetter war, und ich dort Graf Clam wenigſtens ſpreche, der immer alles weiß, und es gerne mittheilt. Ich ziehe nicht zur Goldſchmidt auf den einen Monat; hab' ich mich entſchloſſen. Unſere Hauswirthin Frau von Raimann nimmt mich auf; da hab' ich Bäder im Hauſe, viele Mägde, alle Bequemlichkeit und Güte; kurz, eine komplete Landwirthſchaft in der Stadt. Mein Arzt hat mich geſtern nach Teplitz beſchieden; wo ich nicht gern ſchwach und mit Doren

allein hinreiſe und dort bin: das ſchlechte Eſſen, die Gartenloſigkeit der Häuſer! Jedoch muß ich die Krankheit zu dem künftigen Winter ſcheuchen, und darf ihre Reſte und Folgen nicht leben laſſen. Ein ſtärkendes Bad müßt' ich, fühl' ich, hinterher gebrauchen, und gehe vielleicht nach Eger. Zu allem fehlt mir eine Geſellſchaft. Du. Doch fürcht' ich mich nicht, alles entwickelt ſich: und ganz beſtimmt habe ich mich noch zu nichts, als zum Warten hier. So ſchreibt mir Frau von Humboldt in einem heute Abend erhaltenen Brief: Koreff — nach dem als Arzt ich mich ſehne — gehe nach Schleſien; vielleicht kommt er hier durch, er beredet mich anders, oder ich ihn, mir zu folgen. Doch nähere ich mich am liebſten und auch am ſtärkendſten Dir! Der Humboldt ihr Brief iſt ſehr traurig; ſie weiß es nicht. Sie hatte Bruſtkrampf, der Herzkrampf ward, und es arbeitet eine Fülle von Leben in ihr, die ſie bis zum Tod mit Gedanken und Leibeskräften reißt. Schön iſt dies in ihr. Mich entzündete es — Seltenes bei mir — mit Traurigkeit. Sie geht, meint ſie, wegen der Luftveränderung, deren ſie bedarf, nach der Schweiz! Humboldt, ſagt ſie, wünſcht es, und will ſie und die Kinder dort ſehen! — jedoch erwartet ſie noch einen Brief von ihm aus Paris, woher ſie keinen hat. Sie iſt ſehr, ſehr lieb gegen mich in den letzten drei Briefen. Adieu, adieu! Den 20. als ihr Brief abgegangen war, erhielt ſie einen von mir Deinetwegen. Morgen bekomme ich die Antwort.

An den General von Tettenborn in Paris.

Prag, den 26. April 1814.

Tauſendmal, lieber Baron! muß ich Sie wegen meiner nun vier an Sie abgegangenen Briefe um Vergebung bitten! Aber ſagen Sie bewährter Krieger ſelbſt, kennt' ich anders, als mich todt ängſtigen? Und eigentlich hab' ich mich noch gefaßt und anſtändig betragen. Loben Sie mich! Ich habe ſo viel ausgeſtanden! Wahrhaftig, ich habe den ganzen Krieg mitgemacht!

Geſtern erhielt ich einen himmliſchen blaſirten Brief von Gentz, den ich natürlich auch um Nachrichten gequält hatte: er war ſo glücklich, wie er es ſelbſt nennt, mir einen Streifen

aus Pilat's Brief vom 12. aus Paris mitſchicken zu können, auf welchem grade ſteht, General Tettenborn ſei in Sens, würde auch nach Paris kommen, und Varnhagen habe ihn [Pilat] beſucht. Ich kann wohl ſagen, die ganze Hölle floh aus meinem Buſen. Laſſen Sie mir auch ſagen, daß Sie mir mein Toben nicht übel nehmen! — Gentz geht, anſtatt nach Paris, mit — „einem klaren Engel, Gräfin Fuchs genannt" — nach Baden. Er klagt über ſeine Geſundheit.

Steht denn in Paris noch alles auf ſeiner Stelle? „Iſt gute Depravation da?" wie Gualtieri einmal jemanden, der aus Liſſabon kam, bei mir ganz ernſt fragte. Wie kleiden die fremden Truppen die Damen? die Stadt? Fragen muß man machen, wenn man an der ſtockenden ſchwarzen Moldau neben den finſtern Palläſten wohnt, wo nichts vorgeht; anſtatt zu erzählen. Leben Sie wohl! und behalten mich in Gnaden!

R. Robert.

An Varnhagen in Paris.

Prag, Dienstag, den 26. April 1814.

Ich kann mich gar nicht faſſen, Dir zu ſchreiben, liebſter Freund, mein Glück, daß Du lebſt, enthält zu viel Glück, zu viel Leben, als daß ich es in Worte, in Ausdrücke bannen kann. Geſtern Nachmittag erhalt' ich einen Brief von Gentz, der ſich glücklich nennt — und es auch iſt — mich beruhigen zu können: er ſchickte mir einen ausgeſchnittenen Streifen aus Pilat's Brief vom 12. April aus Paris an ihn, wo grade drauf ſteht: „Varnhagen war bei mir"; Gentz hat es roth unterſtrichen; ich ſah den Zettel zuerſt, und war gleich glücklich. Nun hab' ich auch Friede, dieſer Zettel iſt meine weiße Fahne. Sag Pilat, er hätte gewiß nicht geglaubt, als er die Worte ſchrieb, daß ſie einem Menſchen das Leben retten würden. Der Menſch weiß nichts! Sag ihm, ich würde mir ein kleines Medaillon von Glas kaufen, und den Zettel auf meiner Bruſt tragen. Gentz hat mir den liebenswürdigſten, blaſirteſten, kurzwortigſten, klügſten Brief von der Welt geſchrieben. Er zieht mit Gräfin Fuchs nach Baden. Wann ſeh' ich Dich nun. Ich warte nun auf Deine Beſtimmungen. Den Mai, wenn nicht ein neues Evenement mich treibt, wel-

ches von Dir ausgeht, bleib' ich, des unstäten Wetters und meiner noch kleinen Gesundheit wegen, noch hier: Du weißt, wie ich Teplitz, diesmal, ohne Dich, scheue!!

Gestern ist ein Brief an Dich, an den General, an Pfuel, mit einem Clam'schen Kourier abgegangen: der Dich noch allarmiren wird! Wie weh es mir thut, daß Du nun all diese Briefe mit meiner Angst erhältst, wirst Du wissen, aber ich kann es nicht sagen. Aber Du wirst auch draus sehen, mit mir war's aus. Nun aber, spinnen sich alle Lebensfäden wieder an. Eitelkeit, Hoffnung, Thätigkeit, alles. Gehe nur zu Humboldt; mache ihm ja die Kour! Sie schreibt mir sehr lieb und theilnehmend, und setzt voraus, Du gehst zu ihm. Wo werden wir wohl hingehen! Wo ich das Klima ertrage, ist mir nun schon alles recht in der Welt: da ich unter den Umständen, den Winter hier leben, leiden, und kranksein konnte; die Welt kenne ich; nämlich die Leute, die Salons; die Einsichten, Scherze, und Bestrebungen; die Natur, Natur in allen Dingen, ist nur um so schöner, und mir alle Tage segensreicher, zugethaner, und lieber.

Wie so hast Du mir nicht durch Pilat und Gentz geschrieben? Da hätte ich ja den Brief von Wien auch in drei Tagen gehabt. Gott, was hab' ich Dir für Briefe, für Dinge, für Geschichten mitzutheilen! Seit Trier weiß ich nichts von Dir: ich schrieb immerweg. Alle Leute nahmen solchen Antheil hier an meinem Jammer, daß, wär' ich Deine Frau und hieße Varnhagen, es nicht so arg gewesen wäre, glaub' ich. Verbindungen werden hier, wo es keine Eheauflösungen giebt, sehr hoch, zu meiner Ueberraschung, gehalten: wie bei uns gute Ehen. Halb schon wie in Italien; mit deutschem Ernst und Wichtigkeit. Natürlich! — Müssen wir wohl noch lange getrennt sein? Oder kann ich Dich irgendwo sehen, Dir später folgen: Du mir? Von Marwitz weißt Du noch nichts? Los muß er doch nun sein, wenn er lebt. Ich hoffe nun aber sehr für ihn auch: da Dir nichts war, und Gottlob! die Nürnberger Zeitung log. Kein Wort von dem Neuen! Politische Elemente giebt's, woraus aber die Menschen eben so wenig eine Politik als Wetter machen können: sie gehören mit zu der sich entwickelnden Atmosphäre.

Hast Du Jettchen Mendelssohn gesehen? Grüß sie. Nun muß auch ich wieder Frankreich sehen. Daß man die Nation wieder lieben darf, ihr Liebes; das freut mich. Napoleons

Abdikation hat ihm sein bester Freund verfaßt: oder er selbst ist ein sehr kluger Kerl. Lebe wohl, und freue Dich, daß ich den Winter nicht gestorben bin, daß Du lebst, ich mich freue und Friede ist! Deine

R. R.

Auguste reist Sonnabend: ich bleibe hier im Hause: und meine Adresse bleibt auch. Auguste nahm großen Antheil, und hofft Dir in Deutschland zu begegnen. Wo seh' ich Dich? Entschuldige mich noch beim General! Aber das ist kein Spaß! Bitte auch den Oberst Pfuel um Vergebung: der ist aber so klug, daß er ganz nachsichtig ist, und ich ruhig bin; und ihn künftig wieder quäle, wenn ich mich ängstige. — Weißt Du nichts von Deiner Schwester? Nun kann ja jeder nach Hause, wenn er's liebt. — Mir ist wie Einem, der lang' im spanischen Mantel gestanden: ganz wohl, leicht; und so vergnügt: aber ich weiß nun gar nicht, was ich machen soll?

Schreib mir von Moden: Du weißt, wie ich es liebe. Schicke mir solche kleine Kupferstiche: sie sind illuminirt. Wo ist Willisen?

An Varnhagen in Paris.

Prag, Dienstag, den 3. Mai 1814.

Endlich vorgestern, überreichte man mir drei Briefe, einen Trostbrief über Dich von Markus; einen von der Baronin Grotthuß: und einer war Deiner. Aber ich wußte schon, daß Du den 12. in Paris warst, durch einen aus Pilat's Brief geschnittenen Streifen, den mir Gentz den 20. zum Trost geschickt hatte. Diesen Streif trag' ich in einem Glas auf der Brust. Von meiner Angst will ich nichts sagen. Das erzähle ich Dir. Du wirst auch nun nicht wissen, da Du meine Briefe seit Kiel nicht hast, daß ich seit Oktober krank war; seit dem 17. Januar zu Bette bis den 24. März: dann ausgefahren; dann wieder krank bis Hälfte April; und nur noch schwer gehe, und schwach bin. Ich hatte in solchem Grade rheumatisches Hüftweh, daß mein Leben wegen Fieber und Krämpfen davon in Gefahr war! Acht Wochen wurd' ich zu allem gehoben und

getragen: zehn Wochen konnt' ich weder ſtehen noch gehen. Daß ich das Bein wieder gebrauchen kann, iſt ein Wunder. Mein letztes Uebel war eine heftige Halsentzündung. Zugezogen alles durch Aufwarten der Verwundeten, und Auguſten in einem Todesfieber, als ich ſelbſt ſchon ſehr leidend war; der Keim längſt in mir. Genug! Dieſen Sommer muß ich mich heilen, pflegen, und Vergnügen haben, wenn ich leben bleiben ſoll; Dich ſehen! Das muß ich. Ich ſollte nach Teplitz: wovor ich einen Abſcheu habe ohne Dich, — wie ich Dir ſchon fünfzehnmal geſchrieben habe, — allein mit Dore dort; unter den Verwundeten: ſelbſt nicht im Stande viel zu gehen: mit den ſchlechten Wohnungen und ſchlechtem Eſſen: ohne Geſellſchaft etc. etc. Du kennſt es: aber kennſt es doch nicht ohne Dich. Nun will ich gerne nach Mannheim kommen; da dort auch nah warme Bäder ſind: denn ich verſtehe es ſelbſt, nur die brauche ich, und nachher etwas ſtärkendes Waſſer; hauptſächlich aber Erholung und einiges Vergnügen, ohne Sorge und Angſt. Bei Gott! Du verlierſt ſonſt mich. Zu lange, Du weißt es, iſt auf mich geſtürmt worden, ohne repit! Es geht nicht mehr, ich war zu krank. Du mußt mich alſo holen. Allein kann ich in meinen Umſtänden nicht durch die Armeen, überhaupt nicht allein reiſen. Geſellſchaft hab' ich hier und find' ich hier nicht. Das habe ich zu ſehr erfahren. Die Sommermonate kann ich ohne Kur nicht verfließen laſſen. Vierzehn Tage kann Dich das koſten: die muß Dir der General gönnen. Laß Mannheim achtzig Meilen ſein, ſo brauche ich doch nur acht Tage um hinzukommen, alſo Du zum ganzen Abholen nur vierzehn höchſtens. Explizire dies dem General aus dieſem meinem Brief, und aus anderen, die Du nun doch endlich haben mußt: dies bitte ihn für mich, ſoll die erſte bonté signalée ſein, die er für mich hat: dann nur kann ich ihm für ſeine mir erfreuliche Einladung erkenntlich ſein, durch Herz und That. Er wird wohl für's erſte nicht erſinden können, durch welche That ich gegen ihn erkenntlich mich zeigen könnte. Doch kann es kommen. Graf Bentheim that das Mögliche für mich dieſes Jahr: für Dich, ſo lang' Du ihn kennſt; für uns beide erließ er langen Urlaub oft. Und dieſen Winter, grade wo auch ich Schutz und Troſt von ihm hatte, hätte er mich eben ſo ſchmerzlich entbehrt, als ich ihn; tauſendmal ſagte und zeigte er es mir. Und einen Freund für's Leben, bin ich ganz gewiß, an ihm zu haben. Du glaubſt nicht, Auguſt, wie

lirt wir waren, welches Bedürfniß ich ihm zu und in allen Dingen war: ich schrieb es Dir oft im Winter; es war mit ihm wie mit Prinz Louis. Laß diese Zeilen den General für mich bitten! Diesen Monat harre ich noch hier in Prag. Wo ich einsam und in mancher Hinsicht unangenehm bin: doch wär's in dem kühlen Frühling in Teplitz nicht besser, nur unbequemer; denn hier wohne ich noch anständig, und genieße bei Frau von Raimann, die mir in ihrem Hause ein Zimmer gegeben, und deren Tisch ich habe, städtische mit aller Freundlichkeit und Respekt verliehene Bequemlichkeit; und bin Aerzten zur Hand, im schlimmen Fall, die in Teplitz in diesem Augenblick noch nicht sind, da Ambrosi und John diesen Winter — wie die meisten Menschen — gestorben sind.

Dein Brief aus Villeneuve ist einundzwanzig Tage gegangen; dieser — ich weiß es schon in diesem Lande!!! — geht seine zehn wenigstens; eben so lange muß ich auf Antwort harren; halte mich also in nichts auf, Guter, Lieber! und halte auch diesen Brief nicht für rauh, hart, peremtorisch, trocken. Ich habe zu viel andere geschrieben, die Du alle nicht erhieltst. Ich muß mich jetzt kurz fassen; auch noch aus der Ursache, daß ich nach Hause, Augusten, die Sonnabend nach Frankfurt gereist ist, Bentheim, Robert, Gentz, der Humboldt, der Grotthuß schreiben muß und soll; ich erliege also. Die Alle habe ich allarmirt Deinetwegen: sie sind seit Gentz'ens Brief auch schon benachrichtigt, doch wollen sie ewig Briefe. Die Sparre, Rettchen, Bartholdy, die Schleiermacher, lasse ich ohnehin leer ausgehen, die mir schreiben. Marwitz fehlt seit dem 14. Januar. Münster hat es geschrieben: der Allarm ist groß: lies Markus Brief selbst. Ich kann nichts mehr sagen. Er muß sich finden! Er wird doch nicht auf dem Felde, der Luft zur Speise, in einem Lazareth umgekommen sein? Mein Schreck war Lebensgefahr für mich! — Kurz, August, nun muß ich Dich sehen. Es ist Friede. Laß ihn auch für mich sein: für's erste haben wir zu leben. Ich füge kein Wort hinzu: Du kommst. Die Agitation, die möglichen Reise- und Wagen-Unfälle und Umfälle kann ich, halb lahm und so schwach, nicht unternehmen mit Doren, eine Route entlang, die ich selbst nicht kenne. Böhmische Bedienten kann man nicht nehmen. Geschäfte hat doch der General nicht gleich in Mannheim, sollt' ich denken. Den Urlaub muß er Dir geben. Nun erwarte ich aber noch Deinen zweiten Brief: oder vielmehr den

aus Mannheim verhießenen. Denn alles ändert sich noch wieder, fürcht' ich, da Ihr den 12. April erst in Paris waret. Ueberhaupt kenne ich schon die schwankende Welt — besonders für mich. Ueber nichts kann ich, für Ungeduld und in der Hoffnung Dich gewiß bald zu sehen, mehr schreiben. Ist es Dir lieber, oder näher, mich von Teplitz zu holen, so will ich dahin mich einfinden. Bis dahin muß mich Hauptmann Jehn begleiten lassen: er thut es auch, weil er am besten gesehen hat, wie ich bei Bentheim stand. Lebe wohl! Wann werd' ich Dich anrühren und zu mir sagen können, nun ist der Krieg aus!

R. R.

Ich schrieb Dir am 6., 14., 18., 21., 28. Dezember; 4., 8., 27.* Januar; 9.*, 15., 17., 19.*, 26.* Februar; 5.*, 20.* März. [Die mit * bezeichneten Briefe fehlen.] Dies sind die Briefe, die ich mit meinem Herzensblut schrieb: oft in gräßlichen Krankheitszuständen. Suche sie zu bekommen. Wie soll ich diese Geschichten auch nur im Kurzen wiederholen!?

Nun soll mein Kassenbestand kommen; und Du ihn selbst beurtheilen. Zuerst vierzig Louisd'or, wovon ich Augusten zwanzig geliehen habe, die ich in jedem Fall wiederbekomme. Dann hundert Gulden Konventionsgeld; fünfzehnhundert Papiergulden — wovon ich noch diesen Monat leben muß, den ich in jedem Fall noch hier im Lande lebe; den Arzt, noch eine Rechnung in der Apotheke zahlen, und die Reise bis an die Gränze machen muß, und meine Einrichtung dazu; also werden mir ungefähr neunhundert zum Zurückwechseln in baares Geld bleiben, welches ich schon klug einrichten werde; die Hälfte meines Papierbestandes habe ich schon früher, sehr wohlfeil eingewechselt; dann hab' ich noch hier zu stehen fünfhundert und neunundvierzig Dukaten. Was ich von Hause bekomme, weißt Du. Markus hat mir auch für meine Krankheit noch freundlichst dreihundert Thaler zugesagt (von meinem eignen Vermögen, versteht sich!), worauf ich aber gar nicht rechne, weil ich es gewiß noch fordern muß, wenn ich es haben will: und welches, wenn es mir auch geschickt wird, sehr spät kommt; und, wenn ich nach Mannheim zu Dir gehe, weniger fordern kann, weil sie dann denken, solche Reise ist überflüssig, und ich ihnen erst expliziren müßte, welches ich gerne thue,

was ich von Dir habe, oder vielmehr, daß ich von Dir habe; welches ſie mit Bedacht von mir ſchon wiſſen, wie auch, daß ich nirgends lebe, wo Du nicht biſt. Markus hat mir den ſchnellſten beruhigendſten Brief über Dein Leben und Wohl geſchickt; weil er es gleich von einem ruſſiſchen General erfahren konnte. Ich ſchrieb ihm ohne Hehl, mit mir wär's aus; und Du nicht ein Geliebter, ſondern ein unerſetzlicher Freund — ich könne es beweiſen — ein Gemahl. Nun beurtheile ſelbſt, Auguſt. Nach Mannheim kann ich natürlich bequem reiſen, Du mich auch abholen. Aber werden wir dort genug haben! Baden muß ich. Ich darf den Winter nicht den Krankheitszuſtand, deren er noch mit ſich führt, über mich kommen laſſen. Sorge, Noth, Leid, darf ich mich nicht ausſetzen, Vergnügen, Ruhe, Dich, muß ich jetzt erlangen, wenn ich leben, wenn ich mit einiger Geſundheit leben ſoll. Wenn ich es endlich ſage, iſt es ſtreng wahr. Ich habe zu viel gelitten: und Du magſt dem Tod noch ſo nah geweſen ſein, Du rikirteſt mich eben ſo zu verlieren, ich war ihm dreimal in den Klauen, und Agonieen ſtand ich unzählige aus; kann zwar mit meiner Tendenz zur Geſundheit bald wieder ſo wohl werden, als ich es war: aber darf jetzt nicht ſcherzen und nichts wagen. Bleibſt Du beim General das Jahr über; was kannſt Du dort bei ihm für Deine Anſtellung wirken? Er hat dort zu bleiben Gründe: aber dann muß er für uns ſorgen helfen das Jahr über wenigſtens. Denn ich will gar zu gerne kommen, und alles thun, wie es Dir nur genehm ſein kann. Tettenborn muß aber auch für mein Auftreten mit ſorgen: denn ich kenne keinen Menſchen in Mannheim und in der Gegend, führe Deinen Namen nicht; wenn Du nun in tauſend geſelligen vornehmen Verbindungen biſt, und ihm folgen mußt, und ich ſitze wieder wie hier: das wäre nicht plaiſant. Doch immer beſſer, als dieſer letzte Winter. Irgend eine Familie, eine Frau, werdet ihr mir wohl ſchaffen können. Erkundige Dich nur gleich, ob Mad. de Grunges, geborene Jenny Schreiber aus Berlin, noch dort iſt; meine Freundin. — Was hier drin liegt, iſt für Dich.

R. R.

Es verſteht ſich von ſelbſt, daß Du dem General nur aus

meinem Brief zeigſt, was Du für ſchicklich, und paßlich findeſt; und änderſt wie Du willſt.

Ich habe natürlich meinen Wagen, der nicht hübſch ausſieht, aber ſehr bequem iſt: ſehr gut hielt, und bis Mannheim gewiß noch gut iſt. — Morgen geht dieſer Brief. Adieu, Lieber, Beſter! Außer, daß Du mich abholſt, will ich in allem, was Du willſt. —

An Rahel.

Paris, den 4. Mai 1814.

Geſtern, geliebteſte Rahel, hielt König Ludwig hier ſeinen Einzug. In dem unangenehmen Vorgefühl, daß dieſes Königsfeſt ſich keineswegs zum Volksfeſte erheben würde, hatte ich kein Verlangen, die Sache mit anzuſehen, leerer Prunk und veranſtalteter Jubel haben mich oft genug verdrießlich entlaſſen. Ich ſah in die leeren, von brennender Mittagsſonne ſtill durchglühten Straßen hinab, neben meinem General, der ebenfalls zu Hauſe geblieben war, im Fenſter. Die Bilder der Vergangenheit, die in mir unwillkürlich aufſtiegen, machten mich ſehr wehmüthig. Alles Feuer der Gemüther, alle Begeiſterung der Herzen iſt hier ausgeſtorben, und, wie heilſam und groß auch immer über ganz Europa die Folgen dieſer franzöſiſchen Revolution ausgebreitet ſein mögen, dieſer Ausgang fällt mir ſchwer auf's Herz, wie der Anblick einer zerſtörten Jugend! Unſere Straße entzigt ſich auf den Boulevard, den wir bald wieder lebhafter werden ſahen, nach und nach kamen Truppen, Leute, Wagen von dem Einzuge zurück, endlich auch Offiziere von uns, die den Hergang erzählten. Der Ruf: Vive le Roi! war zwar hinlänglich erſchollen, aber keineswegs mit dem Uebermaße der Freude, das die Theilnahme des Volks zu erzeugen pflegt. Auch hatte ein Bataillon Grenadiere der alten kaiſerlichen Garde mit ungeheurer Begeiſterung Vive la vieille Garde! geſchrieen, Andere die Garde nationale leben laſſen, Einige ſogar den Ruf: Vive l'Empereur! darunter gemiſcht. Dies Letztere geſchieht öfters im Schauſpiel, in Kaffeehäuſern, und führt das Mißliche bei ſich, daß man es auch auf Alexander beziehen kann, den die Franzoſen vergöttern, dem ſie Huldigun-

gen aller Art darbringen. Die wenigſten Leute hatten die weiße Kokarde aufgeſteckt, was man ſich, wie mir Moſes Herz, der aus England hier angekommen iſt, erzählte, in London beim Einzuge des Königs Ludwig nicht hätte unterſtehen dürfen zu unterlaſſen. Der König ſelbſt war nicht allzufreundlich und ſchien ermüdet, die königlichen Prinzen ſahen ſogar etwas ſtolz aus, die Herzogin von Angoulême weinte. Abends war die Stadt leidlich erleuchtet, in dem Garten der Tuileries ging ſehr viel Volk umher, und es wurde häufig Vive le Roi! gerufen, doch keineswegs allgemein. So wären denn alſo wirklich die Bourbons wieder eingeſetzt; ob ſie ſich erhalten, iſt etwas anderes. Zwar die Erklärung des Königs von St. Ouen ſcheint alles Beſte zu verſprechen, und jeden Wohlgeſinnten jetzt zum Anhänger der neuen Regierung zu machen, die meines Bedünkens nur dadurch beſtehen kann, daß ſie Mäßigung in ihren Anſtalten und Strenge in deren Ausführung zeige; aber werden ihr die Emigranten verſtatten, in ihren guten Grundſätzen zu beharren? ich glaube, nein; dieſe Brut zeigt ſich großentheils wieder als die alte, an deren raſendem Uebermuth und Trotz ſich im Anfange der Revolution die gemäßigtſten Geſinnungen bis zur erbittertſten Wuth ſteigern mußten. Doch ſcheint die Regierung ihr bis jetzt nur wenig Gehör zu geben, und die ſchlechten Flugblätter derſelben werden glücklich beſtritten durch andere, in denen der Geiſt der Freiheit weht. Der Anblick der inneren Regungen dieſer Stadt, und der Schickſale dieſes Volkes bewegt mich auf eine eigene Weiſe, mein Aufenthalt hier iſt lehrreiche Geſchichtsübung. Ich befleißige mich inmitten aller Leidenſchaft unerſchütterlicher Gelaſſenheit, und in der That, beide ſind ſehr wohl zu vereinigen, ich muß es ſelber ſagen, ich finde wenige Menſchen, die ſo unbefangen die Ereigniſſe anſehen, wie ich; ich ſehe dies täglich daran, daß ich über faſt nichts zu erſtaunen brauche, weil gewöhnlich ſchon tauſend Fäden in dem Gewebe meiner Gedanken frei ſind, an die ich das Neue anzuknüpfen habe. Ich bin nicht müßig hier, ich ſchreibe viel für deutſche Zeitungen, lauter Hauptſachen, die zu ſagen Kühnheit und Verſtand erfordert; auch durch Sprechen bin ich vielleicht hin und wieder nützlich. Die hanſeatiſchen Angelegenheiten liegen mir beſonders am Herzen, ich ſehe in den freien Städten den edlen Kern, um welchen nach und nach ſich rings ein freies Land anſchließen kann. Auch hat Stein, den ich aus dem Irrthum,

ich sei ein Hamburger, nicht erst herausziehen wollte, mir aufgetragen, meiner Landsleute mich eifrig anzunehmen; ich bin sehr gut Freund mit Perthes, mit Sieveking, die in Hamburg großen Einfluß haben werden, mit dem Senator Smidt, einem Schüler und Freund des seligen Fichte, der an der Spitze der bremischen Sachen steht. — Meine Anstellung im Preußischen zu betreiben ist der Ort nicht günstig; ich bin zufrieden, daß man unaufgefordert den besten Willen für mich zeigt, den ich viel günstiger werde in Anspruch nehmen können, wenn ich, wie hoffentlich geschehen wird, Major geworden bin, und vielleicht noch einen der Orden erhalten habe, zu denen der General mich vorgeschlagen hat. Ich kann Dir übrigens nicht genug versichern, wie wenig mir an Ehren und Würden gelegen; ich weiß wohl wie nothwendig sie sind, um irgend etwas in der Welt zu machen, aber ich bin empört darüber, daß darauf so viel ankommt, und man nach so Zufälligem trachten muß. Jetzt bekömmt auch der verdienteste Mann nichts wegen seines Verdienstes. Und vollends, wenn Du nicht würst, geliebte Rahel, so würde ich mir aus gar nichts etwas machen, sondern bürgerlichen Cynismus allem vorziehen. Aber wegen Dir wünsch' ich auch äußere Güter, als Ehren, Würden, ausgebreiteten Ruf, damit das alles Dir in mir zu Füßen liege!

Hier wird es mit jedem Tag langweiliger, nichts ist in seiner rechten Verfassung, alle Leute sind auf etwas gespannt, ein allgemeines Interesse, das sich im Detail doch nirgends ergreifen läßt, schwebt über dem Ganzen. Von meinen zahlreichen Bekannten taugen mir nur äußerst wenige, am meisten der General, mit dem ich jetzt oft ganze Tage bin, der mich sehr gern um sich hat, und an dessen Persönlichkeit sich die meinige angenehm hält, wirklich hält. Steffens sehe ich fast gar nicht, er lebt in anderen Kreisen, die die meinigen selten berühren. Seine Beredtsamkeit, denn diese hat er allerdings in hohem Grade, wird allzuoft zur bloß frondirenden Redseligkeit, und sein lebhaftes Ergriffensein zur Angewohnheit. Merkwürdig war es, von ihm selbst zu vernehmen, daß er gegen mich etwas in der von Görres herausgegebenen Zeitung geschrieben hat, nämlich gegen Aeußerungen von mir in der „Feldlagerzeitung" über die Rückkehr der Bourbons, wo ich auf den Kronprinz von Schweden hindeutete, den Steffens als Norweger glaubt hassen zu müssen; ich vermuthe, daß der Aufsatz von Steffens nicht besonders ist, aber es schmeichelt mir,

einen ſolchen Mann durch meine Worte angereizt zu haben. Pfuel iſt ſchweigſam, erwartungsvoll, und lebt bei Stein; ich glaube bemerkt zu haben, daß es ihm ſehr oft an Urtheil fehlt, was aber bei ihm kein Fehler des Geiſtes, ſondern des Gemüths iſt. Die Lage eines deutſchen Soldaten jetzt in Paris iſt, in Rückſicht der Denkweiſen und Aeußerungen, eine zu ſchwierige Aufgabe, als daß nicht die meiſten Menſchen ſie ſchlecht löſen, oder wenigſtens eine Unzahl von Blößen geben ſollten. Es kömmt ſo vieles zuſammen, was ſonſt nur nach und nach an einen gelangt, es ſind ſo große Beziehungen, in denen jeder Einzelne ſteht, als daß nicht leicht an den Tag käme, wie die Ereigniſſe ſo viel größer waren, als die Menſchen, deren ſich in der That faſt keiner jenen gewachſen findet. Selbſt die Beſten ſehe ich leider hierin irrgehen. Mein Troſt iſt hierin der alte Schlabrendorf, ein Muſter von Greis, der in ſeinem Alter Beruhigung des Urtheils, in ſeiner Lebhaftigkeit jugendliche Theilnahme für alles Gute beſitzt. Du glaubſt nicht, liebe Rahel, mit welcher Ungerechtigkeit man jetzt über die Franzoſen herfällt, als wäre auch nicht Ein rechtſchaffener Kerl unter ihnen; und das bloß mit dem Munde, denn in der Wirklichkeit geſchieht den Franzoſen nicht nur keine eigentliche Vergeltung, ſondern die zarte Schonung, mit welcher die Regierungen verfahren, geht bis zur Lächerlichkeit. Jenes Reden ſchadet nun wohl freilich den Franzoſen nicht, wohl aber uns in unſerem eigenen Inneren. Von den Kriegsleuten, die ich habe kennen lernen, ſind die preußiſchen Freiwilligen bei weitem die edelſten; in der äußeren Erſcheinung ſtehen ſie aber ſehr zurück, man ſpricht nicht von ihnen, man zeigt ſie nirgends, denn die Gabe ſich geltend zu machen iſt vorzugsweiſe den Schlechten verliehen. Diesmal half es ſogar nichts, vom erſten Adel, reich, angeſehen zu ſein, um ſein Glück zu machen, z. B. ein Graf Schlabrendorf, ein hübſcher, friſcher, liebenswürdiger Jüngling, den der Alte, ſein Oheim, mir vorſtellte, hat bei den Blücher'ſchen Huſaren den ganzen Krieg hindurch mit Auszeichnung gedient, und es durch nichts dahin bringen können, Offizier zu werden. Nach dem Kriege werden dieſe Leute ſehr wohlthätig für Preußen ſein, reinen Eifer und muthige That in die bürgerlichen Anſtellungen hinüberbringen, und dieſelbe Sache fortführen, die ſie begonnen haben; im Kriege ſelbſt waren ſie öfters durch Unordnung und Mangel

an körperlicher Ausdauer weniger nützlich, als altabgerichtete Soldaten.

Mad. Lercaro habe ich aufgesucht, aber beidemal nicht zu Hause gefunden; mein Besuch war darauf eingerichtet, daß es ihr nicht ganz gut erginge, und ich hatte sehr die Absicht, mich ganz nach Deiner Vorschrift zu benehmen; es scheint ihr aber nicht übel zu ergehen, so eine bringt sich immer durch, jetzt ist sie den ganzen Tag beim Maler Unger, einem Schüler von Tischbein, den ich ehmals recht gut kannte, dort zeichnet und malt sie unaufhörlich, vielleicht um künftig davon zu leben; ihr Mann ist im südlichen Frankreich. Ich suche sie wohl noch bei dem Maler auf.

Abraham Mendelssohn ist hier angekommen, ich habe ihn aber noch nicht gesehen, werde ihn jedoch gewiß besuchen, ich bin ihm Artigkeit schuldig um Deinetwillen, da bin ich mit vollem Herzen dankbar. Seine Schwester sehe ich beinahe gar nicht, sie ist sehr genirt, und scheint sich was darauf einzubilden, so genirt zu sein; vielleicht ist das aber bloß gegen mich.

Als ich neulich im Palais Royal gehe, muß ich dicht am Herzog von Sachsen-Weimar vorbei, der seit einiger Zeit hier ist, und die russische Generalsuniform trägt. Ich grüße ihn ehrerbietig als russischer Offizier, rede ihn aber nicht an, nach meiner bescheidenen Weise, mich zu den Großen nicht hinzudrängen; kaum bin ich ein zwanzig Schritt vorüber, so kömmt mir Spiegel nachgerannt, der Herzog wünsche mich zu sprechen, ich kehre also um, und der Herzog entschuldigt sich, mich in der veränderten Uniform nicht gekannt zu haben, fragt nach meinen Verhältnissen, nach Bentheim u. s. w. Ich blieb über eine Stunde mit ihm zusammen, er hatte sich Gäste bei Very im Palais Royal bestellt, die Austern schmeckten dem alten Herzog vortrefflich. Mir war es die lebhafteste Erinnerung an Teplitz.

Trogeff ist hier wie ein Fisch im Wasser in den Vorzimmern des Monsieur; so ein alter, verstockter Emigrant ist mir so sehr zuwider, daß ich mich nicht überwinden kann, selbst meinen ehemaligen Major in einem solchen wiederzusehen.

Wen denkst Du wohl, geliebte Rahel, daß ich hier unvermuthet habe kennen lernen, jemanden, durch den mir die Tage hier einen ganz neuen Reiz gewonnen haben? Ich komme eines

Abends zu Reinhold, dem ehemaligen holländischen Gesandten in Hamburg und dann in Berlin, den ich von sehr früher Zeit her genau kenne. Es war schon etwas dunkel, seine Frau sitzt mit dem einen Kind auf einer Fußbank am Fenster, ihr gegenüber eine fremde Dame, Reinhold und seine Schwester sind im Grunde des Zimmers, ich setze mich zu denen am Fenster. Das erste Bewegen und das erste Sprechen der fremden Dame schreckt mich auf, wie von einem Pfeil getroffen nahm ich mich zusammen. Nach langer Zweifelhaftigkeit und Unschlüssigkeit sage ich ihr endlich: Sind Sie nicht eine Schwester von Clemens Brentano? Allerdings war es eine Schwester von ihm! Mad. Jordis, geborene Louise Brentano, seit einigen Jahren hier in Paris, getrennt, aber nicht geschieden, von ihrem Gemahl, mit dem sie in unglücklicher Ehe gelebt; von allen ihren Geschwistern bei weitem die liebenswürdigste, die einsichtigste, und dabei an Sprache, Laune, Sinnesart und Tiefe den anderen vollkommen ähnlich, nur von besserem, steterem Herzen, und reinerem Gemüthe. Ich stellte mich ihr als einen Familienfeind vor, und sie nannte mich den ganzen Abend den Feind. Sie hat ein unendlich gutes Herz. Ich erzählte ihr schonend den Auftritt mit Clemens, sie konnte es sehr wohl begreifen, und sagte, sie könne ihren Bruder gar nicht ertragen, es sei nicht mit ihm zu leben, er erschien ihr in seinem Inneren nur bejammernswerth und oft ekelhaft. Auch über Bettine sprach sie mit großer Einsicht, aber auch mit unendlicher Liebe; sie erzählte mir, was ihr diese von Kindheit an für Kummer gemacht, wie sie gedacht, ihre Schwester würde bei diesen Sonderbarkeiten und auffallendem Wesen gar nicht in der Welt leben können, wie sie sich ihrer Schwester, von der sie oft hart beherrscht worden, gefügt und aufgeopfert u. s. w. Aber das käme dabei heraus, meinte sie, wenn man einen italienischen Vater und eine deutsche Mutter habe, alle ihre Geschwister, und sie selbst, hätten etwas Sonderbares an sich, das sie nicht verwinden könnten. Sie ist unglaublich liebenswürdig, diese Jordis, und hat doch auch etwas Häßliches und Abstoßendes, durch ihr Lebensunglück mehr, als durch ihr Geburtsunglück; es scheint, das erstere allein ist Schuld, daß sie bei noch ziemlich jungen Jahren so sehr, sogar sehr den Eindruck des Verblühtseins macht. Sie fand außerordentliches Wohlgefallen an meinen Ausschnitzeleien, ich gab ihr Verschiedenes; zweimal habe ich sie besucht.

Geliebte Rahel, eben ließ mich der General rufen, und gab mir Deinen Brief vom 22ſten April; Gott! Gott! wie froh bin ich, endlich wieder etwas von Dir zu haben! Wie ſehr habe ich verlangt, gehofft, und war ſchon ohne Hoffnung! Rahel, meine geliebte, theure Rahel! mein einziges Lebensglück! O welch lieben, treuen Brief haſt Du mir geſchrieben, wie iſt mein Herz erhoben, erhellt, ſeitdem ich Deine theuren Liebesworte geleſen! Ich kann Dir nicht ſagen, wie verwaiſt ich mich fühle ohne Dich, wie irr und ſchwankend alles in mir wird mit welch metaphyſiſcher Unluſt ich die Welt und das Leben, Gott und die Menſchen betrachte, wie mir Staat und Geſellſchaft und Wiſſenſchaft allen ſittlichen Halt verliert, wenn ich mich von Dir losgelaſſen denke, oder an längere Trennung denken ſoll! Ich kann nicht ohne Dich leben, ich werde ganz elend ohne Dich! Ich eile und trachte nur wieder zu Dir zu kommen!

Seit acht Tagen bin ich eigentlich krank, ſehr müde und abgeſpannt, habe Bruſtſchmerzen und anhaltenden Huſten; es iſt aber auch ein ſchändlich abwechſelndes Wetter! In etwa ſechs oder ſieben Tagen reiſt der General ab, er wartet nur noch auf die Ausfertigung des Briefs, worin ihm ſein Kaiſer ein Landgut ſchenkt, macht dann einen kurzen Abſtecher nach Leuben, und eilt darauf nach Mannheim, um den Sommer dort, und in Baden bei Karlsruhe im Bad, zuzubringen. O Rahel, könnteſt Du doch, ſtatt nach Teplitz, dorthin kommen! Doch Du wirſt gewiß thun, was möglich iſt! Fändeſt Du doch Reiſegeſellſchaft, die Dich dazu reizen könnte! Auf jeden Fall ſchreibe mir nach Mannheim poste restante: finde ich dort von Dir nur die Weiſung vor, ſo thue ich, was Dir nur lieb ſein kann, ich komme zu Dir, um bei Dir zu bleiben, oder um Dich abzuholen, ich treffe Dich, wo Du willſt! Möchte ich Dir Geſundheit und Kraft und Freude bringen!

Lebe wohl, geliebte, einzig theure Rahel! Sorge für Dich und ſchone Dich! Wenn das bischen Geld alle iſt, werden wir ſchon neues bekommen. Ich hoffe alles Beſte! Der General und Pfuel grüßen Dich beſtens!

Viel Schönes an Liebich's! Ich wußte nichts von Auguſtens Reiſe! Der General war nie verwundet, ich war bloß krank in Folge der Fatiguen. Der arme Marwitz! mir iſt ſehr leid um ihn! Steffens beklagt ihn ſehr! Doktor Veit in

Hamburg ſoll auch geſtorben ſein. Ich ſehe dem Leben trotzig in's Auge!

Ewig Dein

Varnhagen.

Paris, angefangen den 4ten Mai 1814, beendigt den 7ten Sonnabends Mittag.

Nach Mannheim!

Am 10ten April ſchrieb ich Dir aus Villeneuve-le-Roi, am 17ten und 27ſten aus Paris.

An Varnhagen in Paris.

Donnerstag, den 5. Mai 1814.

Dieſen Morgen, lieber Freund, erhielt ich einen Brief von Genz: einen Liebesbrief nach ſeiner Art, worin er mir auf einen zweiten, den ich ihm für General Tettenborn Deinetwegen ſchickte, antwortet; und wiſſen will, was ich für die Zukunft thue, und mich einladet nach Wien zu kommen, weil er mir die Geſtalt ſeiner Weltverachtung zeigen möchte, und die, die ſein Egoismus angenommen hat. Er iſt von unendlicher Dienſtfertigkeit gegen mich; fragt mich, ob ich nicht im Auguſt nach Gaſtein im Salzburgiſchen bin will, „dazu habe ich große Luſt, fürchte aber doch die Einſamkeit". Ich ſoll ihm auch gelegentlich „einige gute und treffende Gedanken ſchicken", und ihn von den Plänen meiner nächſten Zukunft unterrichten. Ich ſchrieb ihm gleich; auch einen Liebesbrief. Aber war beſonnen genug, uns, und was uns betrifft, nicht zu vergeſſen. Ich will ſehen, ob Du mit meinem Ausdruck zufrieden biſt: ich war es. Ich ſchrieb: „Den Mai muß ich noch hierbleiben. Ich habe einen Brief von Varnhagen vom 10. aus Villeneuve; worin er mich nach Mannheim ladet: aber vorher ſoll ich noch einen Brief von ihm abwarten. Nach einem Bade muß ich: ich war zu krank, und muß dieſen Sommer wieder ganz zum guten Leben hergeſtellt werden; bleibt es alſo dabei, und er geht meine Bedingung ein, ſo reiſe ich dahin, und bade dort, in nahen warmen Bädern; welches ich glaube; ich ſchrieb ihm, er müſſe

mich holen. Wo der lebt, lebe ich auch: jedoch richtet er sich ganz nach meinen Bedürfnissen und Wünschen; wie ich mich nach den Möglichkeiten, die für ihn existiren, ohne das Leben — Sie wissen, worin das besteht; Lokal, Gegend, etc. — aufzuopfern. Im Herbst (— das schrieb ich mit Bedacht: damit er Dich nicht engagirt, und uns überhaupt mit Mitteln glaube — sonst bietet man Einem weniger an —, und uns immer gewärtige —) kommen wir gewiß zu Ihnen; geschieht es früher, so ist, Ihnen nah zu sein, meine ganze pointe. Varnhagen schwelgt in dem, wo ich genieße, das ist seine pointe. Wollen Sie mich in Ihrem Lande, so sage ich Ihnen frei, Sie können viel dazu beitragen. Ich bleibe, wo Varnhagen angestellt wird; er hat der Vorschläge manche, und will nur mich zu Rathe ziehen, nur mich fragen (— das that ich wieder mit großem Bedacht: es ein wenig wahrer, als es ist, zu machen —). Nun wissen Sie alles was mich betrifft; die sich ereignenden Details schreib' ich Ihnen natürlich noch." Nun macht' ich ihm eine Idee, kurz und so gut es ging, von unserem Verhältniß. Er muß es als das edelste und freiste sich denken (und zurück wird er mit seinen Gedanken bleiben). Ich schrieb ihm das letztemal kurz: nur von Dir. Er scheint ein neues Bedürfniß zu mir bekommen zu haben. Das freut, und schmeichelt mein innerstes Herz. Benutzen aber will ich es auch. Sein Brief ist göttlich. Meine Antwort kein Hund. O! Gott, hieltest Du mich schon! allein kann ich nicht kommen. Adieu, adieu! bis morgen. (Die Goldschmidt, die bei Frau von Naimann war, lief mir nach, und störte mich im Schreiben.)

Freitag Vormittag, den 6. Mai.

Auch das Innere eines Menschen hat ein Schicksal: man sollte es nicht denken: eins gestaltet sich nach dem andern; durch einen bekannten, und unbekannten Zusammenhang. Gestern früh schrieb ich Gentz ein wenig wahrer, als es war; gestern Abend bekomme ich einen Brief von Dir, der schon macht, daß ich nicht wahr genug geschrieben habe! —

Ich gehe noch mit großer Beschwerde — jedoch weit genug, weil ich mich als kränklich anzusehen nicht entschließen kann, und zu lebhaft bin; z. B. ich gehe nach der Färberinsel, von etwa dem Redoutenhause an, wo ich nah wohne, — und bin ich gegangen, so erregt mir es Tag für Tage Schmerzen, und

Unbehagen: die Schmerzen ſind wie die beim Wachſen; oder die, von großer Müdigkeit, wo einem die Drüſen ſchwellen. Die Preiſe ſind in allem hier ſo enorm, und beſonders ſo unberechenbar, daß, wollt' ich z. B. fahren, ich es nicht immer kann; und mein Geld hier in Mißvergnügen ganz ausgeben müßte; wegen aller Unbequemlichkeiten dieſes Orts, und des Steigens und Fallens des Kourſes, das die Menſchen ganz toll in ihrer Unverſchämtheit macht. Alſo ging ich an dem erſten warmen Tag, ſeit vierzehn, mit Dore und der Goldſchmidt — die immer mit will — nach der Inſel, krankhaft, von der letzten Kälte, in allen Nerven und Muskeln genug; und ſo entfernt von jedem Vergnügen! Rückzu, in der neuen Allee, begegnet mir mein Arzt Dr. Krombholz; auf den ich ſehr böſe bin, weil er mich vernachläſſigt — mit Geld will ich mich materiell rächen — und den ich in vierzehn Tagen nicht geſehen hatte, und auch ohne ihn zu zitiren abreiſen wollte. Er ſprach mit mir; ich ſagte ihm Unangenehmes: und fühlte es ſelbſt; für welche Dinge mir eine unverhältnißmäßige Empfäng- und Empfindlichkeit geblieben iſt: als ich ihm ſage, ich würde in der Nähe von Baden warme Bäder gebrauchen, iſt er ganz perplex; ſagt mir ganz beſtimmt, und explizirt es mir, daß keines mir ſo dienlich ſei, als Teplitz (welches ich leider auch eigentlich von ſelbſt, und längſt wußte). Genug, ich bin nun entſchloſſen, zu Juni — jetzt kann ich wegen der hieſigen Jahrszeit noch nicht: denn bei der leiſeſten Kälte oder Feuchtigkeit unterſagt er mir Bäder — hinzugehen. Wie tief betrübt, kontradizirt und geärgert kam ich nach Hauſe! Jedoch ſagte ich ſchon gleich unterwegs, ich will mich mäßigen, es wird alles anders; wer weiß, was ich von Varnhagen noch für einen Brief kriege: und kommt er auf meinen am 3. Mai nach Mannheim abgegangenen, ſo reiſe ich doch mit ihm (welches ich auch thue, wenn Du kommſt). So wie ich nach Hauſe komme, reicht man mir Deinen zweiten Brief aus Paris vom 17. April. Nun bleibſt Du zwar noch wochenlang dort, aber Du kannſt doch noch auf meinen kommen. Und kommſt Du nicht: ſo iſt mir auch arg genug. Denk Dir Teplitz für mich allein mit Dore. Geht ſie mit mir: iſt niemand zu Hauſe; gehen kann ich gar nicht: viel Equipage habe ich nicht: wie verrückt werden ſie dort nach den Bataillen im Preiſe ſein; ohne alle Geſellſchaft: geſchwächt vom Baden; den größten Schandfraß dazu: nicht einmal in das elende Theater könnt' ich, wegen des Zuhauſekommens, gehen. Dieſe

Flickerei ſoll mein Sommer, auf ſolchen Winter, auf ſolch Jahr, auf dieſe Jahre ſein! Und doch muß ich, denn gehen muß ich wieder können; und mich noch freuen, daß ich Teplitz nah bin, die Mittel es zu gebrauchen habe, und daß es exiſtirt.

Nein, mir wird nichts Gut's mehr beſchieden! Zum Winter ſoll ich dann nach Berlin, und mich mit einer Einrichtung zum Leben und Wohnen zur Erholung placken! Mein einziger Troſt beſteht darin, daß Stein ſagte, der Staatskanzler habe Dich für's auswärtige Departement beſtimmt. Denn nach einer preußiſchen Provinzſtadt zu gehen zöge mir die Seele zu. So bietet ſich denn ſelbſt ein Glück — denn ſo, mein gewiß nachſichtiger, armer, geduldiger Varnhagen! nenn' ich es mit Dir — an! Sei nicht böſe! Ich kann, ich habe viel ertragen. So lange ich Dich in den Angeln, in Plage, und Beſchwerde, und doch nur für mich!!! wußte, verſchwieg ich rechtſchaffen meinen zu ſchlechten Winter; ſowohl durch gräßliche Krankheit, als durch jede Entbehrung (durch lauter gnignon) bei zu großen Koſten. Nun aber, dacht' ich, könnten wir mit dem, was ich verwahrt habe, ein Jahr wenigſtens, ruhig mit einander abwarten, was für uns wird. Tettenborn bietet's: und ſchon kommt ein ſchielendes Geſchick, und zwingt uns, wieder durch unſelige Vernunft, auf eine Zukunft zu denken und zu handlen, die auch nichts iſt, als ſolche Gegenwarten, die wir verleben mußten; und von denen, durch die, und an denen man ſtirbt. Wenn Du dieſen Brief bekommſt, iſt ſchon mit dem Kanzler alles abgemacht. Sonſt ſpielt' ich doch dieſsmal keck Schickſal; und ſagte: Nimm keinen Dienſt, außer im auswärtigen Departement, an. Sonſt ſchicken ſie Dich nach Königsberg, oder ſonſt einem Neſte. Wo man die Berliner Zeitung lieſt!! und Du angeſchmieret für jede Reiſe biſt. Lieber gehe ich ſo mit Dir umher; beſſer wie es war, wird es doch nein, muß es werden. Aber auch wenn ich Teplitz gebraucht habe, gehe ich wohin Du nur willſt oder mußt. Dabei bleibt's. Nur holen mußt Du mich. Trennen wollen wir uns nicht wieder. Ich ſchwöre Dir, das Leben iſt ſonſt aus: wir ſitzen ſo mit offenem Munde; und anſtatt etwas hinein zu kriegen, ſchließt's der Tod. Nun weiß ich's. Ich hab's gefühlt.

Siehe, Dein Brief vom 17. iſt ſchon wieder achtzehn Tage gegangen. Einer nach Stuttgart an Robert geht keine zehn von hier. Schreckliche Böhmen-Einrichtung! — ein Grund nicht hier zu wohnen! — alſo meine nach Mannheim gewiß

eben ſo lange: alſo ſehe ich ſchon, daß wir uns in dieſem Monat über unſer Zuſammentreffen gar nicht werden verſtändigen können: und ich den 1. oder 2. Juni von hier nach Teplitz werde gehen müſſen. Doch wer weiß, was mir noch bis dahin Deine Briefe ſagen. Dem Generale ſage nur wieder, was ich ſchon von Deinem Urlaub ſchrieb, er ſei eine Gnade für mich!

Glaube nicht, mein ganz geſchätzter, ſehr geliebter Auguſt, daß ich nicht einſehe, wie Du das Glück, die Gerechtigkeit, die man Dir widerfahren läßt, gezwungen haſt; und alles Dir ſelbſt ſchuldig biſt, und was ich Dir ſchuldig bin! (mit welchem willfährigen Herzen bin ich Dir dafür ergeben, will ich's abtragen!) und daß das Glück, nach ſeiner Art, uns anblickt. Genug, Du biſt bekannt, geachtet, thätig, brauchbar, für's erſte geborgen; unverwundet! Wir wollen zufrieden ſein: und nicht vergeſſen, welches hohe Gut mir beſonders — welch ſeltenes, wohl zu verdienendes, aber nicht zu machendes — Einer an dem Anderen haben; in höchſter Beſinnung, in größter Freiheit. Hätteſt Du nur dieſe meine Briefe! Gentz ſchreibt mir, ich ſoll ihm ein treffendes Wort ſchreiben. Ich weiß jetzt nichts Treffenders, als die kleine Anekdote, — die ich gern Humboldt, meinem Feinde, wiſſen ließ! — Als Theodor Humboldt drei Jahr oder höchſtens vier alt war, lebten die Eltern mit ihm in Paris, wo ſie ſo lange geweſen waren, daß das Kind nur, wenigſtens lieber, franzöſiſch ſprach. Sie nehmen es mit nach dem Jardin des plantes, wo er die Thiere ſah. Als er vor den Käfig des Löwen kam, fing er ſich heftig zu fürchten an. Weinte etwas, ſtampfte dabei trotzig mit dem Fuß, und ſchrie unaufhörlich, halb drohend, halb in Furcht ausbrechend, etwas höflich und fragend: „Monsieur!? Monsieur!? Monsieur!?“ Mich dünkt, es verſteht ſich nun von ſelbſt, ich wenigſtens kann mich des Gedankens nicht erwehren, daß man accurat ſo mit dem franzöſiſchen Volke umgeht. Dabei wollen ſie es gern herabſetzen in der Meinung; dieſe Nation; und ſich weit über ſie und die Revolution erheben. Sie behandlen es ja als Löwen! Wenn Du nach Stuttgart kommſt von ungefähr, laß Dir von Robert zeigen, was ich ihm zuletzt über Völker, Zeiten und Zeitalter ſchrieb. Du biſt in Deinem Briefe ganz mit mir einverſtanden. Sind wir einmal, wir Neuern, ein Fricaſſé von den erſten Völkern und ihren Geſetzen, ſo ſind jene, die Franzoſen, doch darin vollkommener, daß ſie bald nicht mehr

zerhackt und verfeinert werden können, und wir — wie Gualtieri Einem verwarf — die Moden doch, nur später mitmachen. Deine R. R. Ich umarme Dich mit der treusten, liebevollsten Zärtlichkeit!

Mache die Aufschrift nicht an Liebich, sondern wie immer. Ich hielt's nur Einmal für nöthig.

An Rahel.

Paris, Donnerstag, den 12. Mai 1814.

Heute, geliebteste Rahel, erhielt ich den zweiten der drei gedoppelten Briefe, die Du, Liebe! um Nachricht von mir an Tettenborn und Pfuel geschrieben hast! O wie beglückt mich Deine Sorge, treue, zärtliche Freundin, die Du mir einen Werth giebst, den ich dadurch wirklich erlange! Ja, Rahel, daß Du solchen Theil an mir nimmst, mich so betrauern könntest, das ist ein Glück, das ich mit thränenvoller Rührung anerkenne, und in welchem ich die edelste Beruhigung meines Wesens finde! Die tiefste Demuth erfüllt mich, ich muß weinen über das was mir geschieht, und darf doch nicht sagen, ich sei dessen unwürdig. Daß ich Dir solches Vertrauen, solches Aufmichzählen einflößen, Deiner Daseinsfülle solche Aufregung erzeugen konnte, das hebt mein schwaches, mit feinen zu Rathe gehaltenen Eigenschaften doch nicht reiches Gemüth gleichsam rettend in die Mitgenossenschaft höherer Kreise. Du machst mich Deiner Ehren theilhaftig, und führst mich als Deinen Schützling freudig dahin mit, wohin ich so nicht hätte kommen können. Meinst Du, ich fühlte und wüßte das nicht in jedem Augenblick, geliebte Rahel? Nie weicht dies Bewußtsein von mir. Ja, liebe, innige Rahel, unbeschämt nehme ich an, was Dein Herz hier für mich ausgeströmt hat, unbeschämt, denn alle Erwiederung liegt für Dich schon immer bereit; aber vor Tettenborn, vor Pfuel überfliegt mich eine leise Scham, daß sie nun nicht mehr mein Gefühl als einseitiges Sehnen und Verehren wissen, und durch Dein Bekennen mehr Gleichheit zu erkennen glauben. Du theure Rahel, sagst es, wie werth ich Dir bin; daß Du es mir über alles bist, das sollte jeder, und das brauchte nur allein jeder zu wissen. Und die ungeheure

Mühe, die Du Dir machſt, die ſechs Briefe! die Eile! die Unruhe! O da ſieht man wohl was Ernſt iſt; Rahel, meine inniggeliebte Rahel, ich falle Dir mit Thränen um den Hals! Ich danke Dir es ewig, und vergelte Dir es nie!

Sei denn nun aber froh, geliebte Rahel, daß alle Deine Sorge und Angſt Gott Lob vergebens war, ich bin geſund und wohl, jene Zeitungsnachricht war ein ganz grundloſes Gerücht. Ich ſchrieb Dir ſchon drei Briefe aus Paris, einen früheren aus Villeneuve-le-Roi, hoffentlich gelangen ſie alle richtig in Deine Hände. Seit dem Briefe aus Trier, den Du bekommen haſt, bis zu dem aus Villeneuve-le-Roi, konnte ich inmitten der feindlichen Heere weder einen abſenden noch bekommen. In meinem letzten Briefe war ich noch ſehr mißmuthig; ich ſah eine Reiſe nach London vor mir, an die ich nicht mit Vergnügen dachte, und dann war ich krank; ſeit einigen Tagen befinde ich mich beſſer, und jene Reiſe iſt aufgegeben, ich gehe nun mit dem General grade nach Mannheim und Baden im Badiſchen. Die Schenkung des Kaiſers für Tettenborn iſt noch nicht ausgefertigt, das verzögert noch unſere Reiſe, aber gewiß nicht auf lange, denn wenn es ſich ferner in die Länge zieht, ſo wird der General des Abwartens ſich entſchlagen, zumal da er hier ungeheures Geld ausgiebt, und nur Verdruß davon hat ohne irgend eine Freude. Er iſt daher auch öfter übel aufgelegt, wegen mancherlei Verhältniſſen, höheren ſowohl als niederen, ungeduldig verbittert, und erfordert eine vielleicht leiſere Behandlung als ſonſt. Ihn zu verlaſſen iſt das Schwerſte von der Welt, von jeher erſcheint ihm derjenige, der von ihm weggeht, wie einer, der ihm etwas anthut, der ihn verräth, es iſt ein wahres Wunder, daß ich mich noch ſo flott in dieſer Rückſicht machen konnte, um ein Weggehen immer in Annahme zu erhalten, ohne dabei als Undankbarer zu erſcheinen, da die reichſte Fülle des Lebens, die liebreichſte Güte und Vertrauen, und das freieſte perſönliche Regen mir bei dem General für immer dargeboten ſind. Allein das ſtand von Anfang an zu feſt und wiederholte ſich zu ernſthaft und beſtimmt, daß Du unſtreitbare Anſprüche an mein Leben, an mein Gemüth, Herz und Geiſt habeſt, und damit war der General immer edel zurücktretend genug, ſich nie in Rangſtreit einzulaſſen. Mir iſt es aber dennoch am liebſten, wenn Du mir etwas beſtimmt das ſchreibſt, was Du willſt, und wünſcheſt, denn eine ausgeſprochene Nöthigung kann wohl leicht mein Herz entbehren,

aber sie leuchtet Anderen besser ein als alles Herz. Ich denke nämlich nun, sobald ich in Mannheim und Baden bin, und ich von Dir Briefe, Rath und Weisung habe, von dort aus zu Dir nach Prag oder Teplitz zu kommen, um bei Dir zu bleiben, oder Dich nach Baden zu begleiten, falls Du kannst und willst, und wir können zugleich meine Aussichten in Preußen bereden. Das Geld zur Reise wird mir Tettenborn, nach seiner wirklich überschwänglichen Güte für mich, gern geben, eine Zeit lang kannst Du mir wohl aushelfen, und gegen den Winter muß ich nothwendig auf einem der Wege, auf denen ich Geld zu erwarten habe, dessen finden, auch einstweilen ohne Anstellung. Sobald ich über dem Rheine bin, schreibe ich Dir gleich wieder, und ich hoffe, wenn sich nicht irgend etwas ganz Unverhergesehenes ereignet und zu anderem zwingt, die Bestätigung dieser Absichten.

Liebe, liebe Rahel, ich halte Dich fest an Deinem Versprechen, daß Du Dich schonen, daß Du Dich pflegen und zärtlich heilen willst! O gebe doch der Himmel Dir allen Segen der Gesundheit und alle Kraft und Lust blühenden Wohlseins! Warum mußt Du Arme seit Jahren schon unaufhörlich so viel leiden, und Dich nur immer erholen, um neuen Schmerzen entgegenzusehen! Dürft' ich mir doch schmeicheln, daß mein Bei-Dir-bleiben, und die bessere Lage unserer Angelegenheiten in der Welt, Deine Tage auch körperlich heiterer machen könnten!

Ich möchte Dir gern, theure Rahel, von dem hingeschiedenen Freunde etwas Mehreres sagen können, allein bis jetzt weiß ich nichts, als die Gewißheit seines Todes. Ich habe gestern einige Zeilen in die „Petites affiches" geschickt, um zu erfahren, in welcher Familie hier, denn so hatte Steffens gehört, Marwitz die letzte Pflege erhalten, und um noch die letzte Flüchtigkeit seiner Seele aufzuhaschen. Die vergangene Nacht kam mir Marwitz im Traume vor, lebend und von lustigen Kameraden umgeben, er lachte mich aus, daß ich ihn todt geglaubt, und sein Gefühl entsprach dem meinigen nicht, ich befand mich verstimmt, und konnte mich über sein Leben nicht so freuen, weil er meine Betrübniß über seinen Tod so unempfindlich verstoßen hatte. Der Traum war sehr lebhaft, ich dachte im Traum daran, meine Anzeige in der Zeitung zurückzunehmen. Am Morgen, als ich aufwachte, mußt' ich mich erst besinnen, daß ich geträumt hatte. Dieser Tage traf ich

hier unvermuthet einen meiner frühesten Studiengenossen, wir waren vor 14 Jahren die eifrigsten unter Kiesewetter's Schülern. Jetzt ist der junge Mann, der sich ganz von unten emporgearbeitet hat, Generalchirurgus der polnischen Armee, hat die Ehrenlegion und ein polnisches Kreuz. Dieser Dybel, denn so heißt er, war es, der Marwitzen, als dieser von den Polen gefangen wurde, verband, der ihn nach mir fragte und ihn als einen Freund von mir gewiß nur um so liebreicher behandelte. Auch die Offiziere, die Marwitz damals so sehr zu rühmen Ursache fand, sind größtentheils hier, und alle wohlerhalten und gesund; ich habe sie durch Dybek angelegentlichst grüßen lassen.

Der Oberstlieutenant Rühle ist hier, und gefällt mir mit seinen milden Kenntnissen und thätigen, stillen Bemühungen sehr gut; ich sprach mit ihm von Dir, die er herzlich grüßen läßt. Ich sah ihn bei der Schwester Brentano's, Mad. Jordis, von der ich Dir neulich schrieb, und die ich seitdem mit größtem Interesse besucht habe. Sie zeigt fortdauernd große Anhänglichkeit im Herzen mit Dir, sie spricht über Unglück und Jammer oft beinah mit Deinen Worten; sie gehört mit zu den wenigen Wesen, die nie einer Erziehung bedurften, die nie etwas anderes und mehr ergriffen, als ihre sittlichste Natur erforderte, und denen die Welt dies gerade versagte. Sie hat nichts von dem Widerwärtigen, das der Liebenswürdigkeit ihrer Geschwister beigemischt ist. Ich hoffe, sie wird bald nach Frankfurt reisen, und dann sehen wir sie wohl in Deutschland wieder.

Graf Ludwig Bentheim, der Major, befindet sich hier, und der General kömmt vielleicht von Genf ebenfalls bald hierher; der Major leidet viel Kränkung innerlich, weil äußerlich alles so ganz seinem Sinn entgegengeht; wir sind aber recht freundlich mit einander, und ich habe ihn meinem General vorgestellt.

Nostitz, Bose, Bartholdy, sehe ich fast gar nicht, ersterer flügelt, der zweite ißt, der dritte sucht sich zwischen beiden hinzubringen. Auch ist Kiesewetter von Berlin, und der kleine Moses Herz aus London angekommen, letzterer sagte mir unter anderen, es sei leider ganz gewiß, daß Dr. Veit in Hamburg während der Belagerung gestorben sei.

Heute Abend sollte Frau von Staël hier ankommen, die werde ich denn nun endlich auch einmal kennen lernen, mit dem

günſtigſten Vorurtheil. Ich glaube nicht, daß man ihr ſehr gute Aufnahme gönnen wird, ſie wird unſtreitig ein Mittelpunkt für Meinungen werden, die, ſchon weil man ſich ihnen geiſtig nicht gewachſen fühlt, der Regierung nicht gefallen können. Die dummen Royaliſten werden nicht ruhen, bis ſie ſich ihr Verderben bereiten, es iſt, als wenn ſie 1789 ſchlafen gegangen und 1814 ohne das inzwiſchen fortgelebte Leben wieder aufgewacht wären; aber die Dinge ſind nicht mehr da anzugreifen, wo ſie dieſelben gelaſſen haben! Noch geht es gut: aber die Reſte der franzöſiſchen Armee fühlen ſchon zu ſehr die eigene Kraft, und die Schwäche der Regierung; es geht ſchwerlich ſehr lange nach unſerem Abmarſch ohne Bürgerkrieg.

Napoleon iſt auf Elba angekommen; Graf Karl Clam war einer ſeiner Begleiter. Man hat ihn an mehreren Orten in Stücken reißen wollen, er weinte viel, verkleidete ſich, zitterte und zagte, und erfand mancherlei Liſten, um der Wuth des Volks zu entgehen. Kaum war die Gefahr vorüber, ſo benahm er ſich wieder gefaßt, beſonnen, und jeder Hoffnung fähig. Den Namen eines Dorfes, wo man ihn gar zu arg beſchimpft, ließ er aufzeichnen. Oft ſprach er imponirend, dann wieder vertraulich, meiſt aber faſelnd. In Elba ſtieg er als Herrſcher an's Land, beritt die Feſtungswerke, arbeitete ſogleich mit den Beamten, die Einwohner hatten ihn ſehr gut empfangen, ein Tedeum gehalten, der Präfekt eine Proklamation erlaſſen. In der Armee iſt noch alles voll von Anhänglichkeit für ihn, Anhänglichkeit aus Siegesgewohnheit, aber keine Spur von Liebe.

Alexander und Friedrich Wilhelm gehen in kurzem nach London; Hardenberg für ſeine Perſon ebenfalls, bis zu ſeiner Zurückkunft wird daher meine Sache bei ihm wohl unentſchieden bleiben müſſen.

General Waltersdorff reiſt dieſer Tage von hier ab; er bepöttelt die Frohberg, weil er nicht wagt vor mir ihr anhänglich zu ſcheinen, und es für ſicherer hält. Mit Graf Löwenhjelm habe ich heute gegeſſen. Humboldt muß noch hier ſein. Barnekow, Zglinitzky, Oberſt Graf Kalckreuth, Archimbald Keyſerling, und viele andere, ſind hier. Es iſt der allgemeine Verſammlungsort.

Es iſt ſpäte Nacht. Ich ſchließe, geliebte Rahel, dieſe Zeilen mit dem Wunſche, daß Du ſie bald erhalten, und rückſichtlich auf uns beantworten mögeſt! Bald, bald nun ſeh' ich

Dich wieder! O Rahel! Leb wohl, leb wohl, einzige, ewige Freundin! Ich freue mich des Lebens, das vor uns liegt; verleihe Gott Heil und Glück!

Ewig Dein

Varnhagen.

Ich wohne jetzt im Hôtel du Rhin, ehemals Hôtel de Mirabeau, in der Rue du Helder. Schreibe aber nach Mannheim poste restante.

Tausend Grüße, die herzlichsten Grüße an die guten Liebich's!

An Varnhagen in Paris.

Prag, Sonnabend, den 21. Mai 1814.

Gestern Nachmittag, liebster Freund, erhielt ich Deinen Brief vom 7. Mai aus Paris; den von Villeneuve hab' ich erhalten, den vom 17. April auch, aber den vom 27. April nicht. In diesem Unglücksbrief schreibst Du mir wohl eben, daß Marwitz todt ist, welches Dein gestriger nur oberflächlich bestätigt. Die Schleiermacher schrieb es mir vor acht Tagen auch: ich glaubte wenigstens nicht, daß er in Paris gestorben sei, da er seit dem 14. Januar vermißt ist. Noch glaub' ich, dies nicht. Sagen will ich hierüber nichts. Weil mir alle mögliche Denkungsweisen dabei einfallen: ich es nicht fassen kann, sich alles dies in Angst auflöst: und mir doch alles als ganz gewöhnlich vorkommt, vorkommen muß. Mündlich über dieses, auch in den Gedanken todbringende Ereigniß; über diesen grausamen Fall! Die Welt hat ein Aug' verloren. Wer sieht so Gegend, Künste, Musik mit mir! Still. Mein Verlust ist der geringere. Ein Wesen ist so getroffen, daß ihm Arme, Beine und Herz amputirt sind. Und welch ein empfindendes Geschöpf! Und er! Er soll nichts mehr sehen, hören, — weg sein? Stumm, taub für uns? Still. Man kann nichts sagen. Du lebst; ich muß ganz zufrieden sein. O! daß mir diese Umarmung verbittert sein soll! Der liebe Freund! wir wollen zeitlebens ihn mitleben lassen. —

Dies ist der dritte Brief, den ich Dir nach Mannheim schreibe: ich fürchte nun, da sie wahrscheinlich noch dort auf

der Post liegen, daß die Postbeamten sie wegwerfen! Du hättest hinschreiben sollen, daß sie sie ja bewahren. Aus Deinem gestrigen Brief, lieber August, bin ich leider nicht klug geworden; nämlich, ich weiß nicht, ob Du den Abstecher mit nach London machen wirst. Und kann gar nicht berechnen, wann Du in Mannheim eintreffen kannst, da ich einen Abstecher nach London gar nicht zu berechnen verstehe. Du schreibst: „Der General reist in sieben Tagen; und macht vorher einen Abstecher nach London.“ Du schreibst nicht „wir“; und giebst auch gar keine Zeit an, wann Du in Mannheim einzutreffen gedenken kannst. Ich weiß also nach diesem Briefe auch nichts. Außer das Beste; daß ich Dich sehen soll, und daß Du mich holen willst. Du wirst aus meinen beiden Briefen, auf die ich mich berufe, sehen was ich bedarf, und worin ich mich gerne schicke und füge. In alles, was Dir nur irgend konveniren kann. In Preußen: aus denselben Gründen, warum Du es vorziehst; mit Oesterreich eben so: andere, Freireichsstädte, halte ich auch gut. Nur wo ein freier Durchzug europäischen, physischen oder moralischen Verkehrs ist. Nur kein Provinzwinkel, im Reich jeder kleine Ort. Diesen Sommer, was Du willst, nur daß ich bade und meine Krankheit hemme; und daß Du mich holst. Reisegesellschaft habe, und kriege ich nicht. Reizen, ohne anderen Grund als Dich, und Deine Gründe, kann mich keine; dazu bin ich nicht reich genug. Zwischen dem 1. und 4. Juni gehe ich von hier, in Einem Tag, nach Teplitz: der Hauptmann John giebt mir zur Begleitung einen Bentheim'schen Unteroffizier mit, den ich sehr gut kenne und mir erbeten habe. Alle Bentheimer sind, nach ihm, für mich gestimmt, und denken, sie müssen mir alles thun. John besonders ist sehr brav. Also Du weißt, wo und wann ich zu treffen bin: ich muß warten. Du wirst sehen, August, daß mich das etwas verstimmt. Natürlich! bedenke nur, Lieber, wie lang, so lang ich lebe, ich immer prekair warte. Und nicht einmal mit der größten Gelassenheit und Klugheit einen Entschluß nehmen kann. Und wie ich den Winter verlebt habe; das Jahr, die letzten Jahre; und wie ich jetzt lebe, und kränklich bin; endlich. Glaub aber nicht, daß ich den Schatz nicht im Herzen dankbar, dankbar und glücklich fühle: den Schatz der Liebe, die Du mir zeigst: und das Versprechen, die Versicherung, Dir sei nur wohl mit mir; und daß ich Dich nun bald sehen soll: sehen kann. Daß die große rücksichtslose

Todesſichel es erlaubt, überſehen hat!!! Schreiben kann ich Dir nun nichts mehr. Weil ich Dich ſehen ſoll: und nicht mehr ſchreiben kann.

Unendlich muß es Dich freuen, denn mich freut's ſo, daß wir ganz gleich über Jetzt denken. Meine Deinen entgegenkommende Briefe drücken ſich faſt mit denſelben Worten darüber aus. Alles mündlich. Gentz hat mir noch nicht geantwortet; Frau von Humboldt einen ſchönen Abſchiedsbrief aus Wien vom 7. Nachts den 8. iſt ſie nach Bern gereiſt, wohin ich ihr ſchreiben ſoll. Sie ſchreibt: „Varnhagen hat mir geſchrieben vom 19. aus Paris, er iſt wohl, und ſcheint zu uns zurückzukommen. Sein Brief hat mir doch weh gethan, und das, weil er ſich irrt.“ Warſt Du ungeſchickt, und haſt ſie entäußert, ſtatt ſie zu erhalten und zu gewinnen als das Willensorgan von ihm? Das ſage ich nur ſo: es läßt ſich alles machen, wenn man's kennt, wiedermachen mein' ich.

Jette Mendelsſohn erkenne ich ganz in Deinen Worten: ſo mußte ſie werden, wenn ſie nicht ganz klug wurde, und dazu iſt ſie zu eng in Lobesliebe befangen: die große Seele muß dem Verſtand die Verhänge wegziehen; er ſieht nur was er vor ſich hat. Es werden noch weniger Menſchen, als Früchte, reif und ſüß, und vollkräftig; wenn man ſo die zahlloſen Blüthen herabregnen ſieht, und die — verrückerten — verkümmerten Früchtlein! — dann denk' ich immer an Menſchen, und doch iſt's mit ihnen ärger.

Auguſten ſchrieb ich geſtern recht ergrimmt über die Welteigniſſe; ſie geht nach Mannheim: laß Dir den Brief zeigen. Leb ja recht wohl! Sei geſund!! Bleib mir, edler Schatz! und komme bald! Ich geh dann auch bald mit Dir.

R. R.

Dore ſchickt tauſend Grüße, Du ſollſt bald kommen. Sie glaubt es nicht mit Marwitz, weil ſie's nicht faßt. Hier iſt ekliges kaltes Wetter; heute will es ihm gemuthen gut zu werden. Ich gehe nicht über die Paſchkopole nach Teplitz. — Den 3. und 6. Mai ſchrieb ich Dir gegen Rezepiſſe nach Mannheim. Gerne ſäh' ich eine Gegend am Rhein. Ueberhaupt eine Gegend mit Dir!

Clemens Brentano iſt ſeit drei Wochen wieder hier; ich ſehe ihn nicht. Unſere Korreſpondenz, die kurze nach Wien, war ſo, daß ich ihm dahin ſchrieb, ich würde ihn nicht mehr

ſchreiben. Er behauptet, ich mißverſtehe ihn. Nun grüßt er mich nur ernſt. In Wien hatte er heftige, dumme, nachtheilige Theaterzänke in den Blättern deſſelben. — Woltmann's ſind noch auf ein Jahr hier: wohnen im Klebelsberg'ſchen Garten. Er ſchreibt ein Zeitblatt, welches ich nur annoncirt ſah. Den Winter ſah ich ſie nicht, weil ich ſie ſchon weg glaubte. Sie ſind ſehr arm; ſie mehr als geduldig; heiter; eine von den Engelfrauen: die große Eigenſchaften haben, eben weil ihnen große fehlen. Verſtehe mich recht: mit allen Talenten, allen Eigenſchaften iſt es ſo. Nur Genie packt ſie feſt zuſammen, konſtituirt es vielmehr. Adieu! Ich werde Woltmann's dieſer Tage beſuchen. Clemens' Schweſter iſt mir deutlich durch Dich: ich liebe ſie auch: und es freut mich, daß Du ſie hatteſt. Die Kinder, bis auf Mad. Savigny, lieb' ich alle. Die Sache mit Steffens iſt mir auch lieb, wie Dir: es iſt derſelbe ſchiefe Vorwitz, vor ſeiner eignen tiefen Beſinnung, mit welchem er in ſeiner Schrift über Univerſitäten am Ende auf Herr Jeſus willkürlich echauffirt abſprang. Adieu! Durch wen bekam denn der General meinen Brief vom 21. April? Zwei ſchrieb ich mit Gentz, zwei mit Clam, einen durch Graf Golofkin.

Ich fahre mit Extrapoſt, und mein Wagen ſieht orange aus. Wie haſt Du mir unſicher geſchrieben! Adieu, adieu!

An Rahel.

Paris, Sonnabend, den 21. Mai 1814.

Geliebte, theure Rahel! Ich verließ heute wieder das Bette, wo mich während mehrerer Tage ein ziemlich heftiges Erkältungsfieber zurückgehalten hatte, und konnte meinen General beſuchen, der, etwas ſpäter als ich, von einer ähnlichen Art Uebel befallen wurde, und noch darniederliegt, obwohl ſchon ganz in der Beſſerung. Ohne dieſe Zwiſchenkunft wäre der General auch ſchon von hier abgereiſt, welches nun wohl noch fünf bis ſechs Tage verſchoben bleiben muß; auch dann aber ſoll ich leider noch hier bleiben, um der Geſchäfte willen, in denen noch vieles unentſchieden iſt, und wozu wenigſtens Hoffnung der Entſcheidung übrig bleibt, ſo lange der Kaiſer Alexander noch nicht von hier weggegangen iſt. Dieſes wird aber, wie man ſagt, mit dem Ende dieſes Monats unfehlbar

erfolgen, und, wenn ich nicht früher abgefertigt werde, so bleibt mir doch der Trost, des Wartens überhoben zu sein. Liebe, innige Rahel, wie zähl' ich mit angstvoller Ungeduld die Stunden, die mich noch von Deiner reizenden, belebenden, erfüllenden und beruhigenden Nähe getrennt halten! von diesem glücklichen Zurückfallen in den Heimathkreis, den Dein lieber Anblick selig um mein ganzes Herz zieht! Bald kann ich die Ungeduld nicht länger bezähmen, ich verliere zuviel Leben so! Denn gewiß, mir schwindet alles, was mich berührt und trifft, und der eigene Geist und Sinn, immer mehr und mehr zu trüben Schatten ein, die Kammern der Seele schließen sich zu, die Quellen des Innern versiegen und verstummen, und ich kranke in allen tiefsten Lebensgründen: ich fühle es mehr und mehr, ich kann, da mir Gott beschieden hat Dich zu kennen, nicht ohne Dich in der Welt stehen. Mein starker und nie rastender Trieb freundschaftlicher, einsichtiger und neigungsvoller Anschließung, der sonst vielleicht noch in hundert Menschen beruhigende und erweckende Genüge fände, wie kann er sich nur aufhalten bei Anderen, nachdem Du ihm einmal gezeigt worden! Liebe Rahel, dies kann ich auch hier wieder sehen, mit Steffens, dessen Umgang ich nicht ein Zehntheil benutze von dem was er mir sein könnte: sonst hätte mich die theilnehmende, vertrauliche, zur Gleichheit gekommene Nähe dieses geistvollen und lebensfrischen Mannes vollkommen so glücklich gemacht, so jugendlich schön erhellt und ermuntert, als mein Wesen dafür Möglichkeit besitzt, die Tagereihe, die ich mit ihm dergestalt verlebt, wäre mir als ein Denkmal goldener Zeit, ein unerschöpflicher Stoff hinreißenden Nachfühlens und Nachdenkens geworden; und jetzt — gehe ich gelassen neben ihm her, froh in der That des edlen Mannes, seiner frischen Kraft, und herrlichen Gesinnung, aber ohne Befriedigung, ohne Hingebung, im Gegentheil, eher mit Zurückhaltung in geistiger Hinsicht, seine Sachen an Deinen prüfend, mit beständigem Andenken, ja ich möchte sagen mit beständigem Ruf meines Innern nach Deiner Gegenwart! Ich denke mir, Du, geliebte Rahel, kannst das kaum recht begreifen, wie mir ist: Du bist selbstständig, ursprünglich, schöpferisch in Deinem Geist und Herzen, unmittelbar mit Natur und Gott in Verhältniß, die Wahrheit selbst ist die Sprache, die sie mit Dir führen, und Dein Dasein schlingt sich unzerstörbar um die Quellen alles Lebens, wie könntest Du fassen, was eine unbe-

festigte, aus Abgeleitetem entlehnte, durch Aneignung wachsende Seele nach jenen Urquellen irrend bangen muß? Schon während des ganzen Feldzugs, in so abwechselnden Zuständen und Stimmungen, ging in mir mit wachsendem Reiz immer häufiger ein Zug der Betrachtung vor, wie das Sein überhaupt, dann das Leben, ferner die Menschen auf ihrer unheimlichen Erde, und zuletzt der Einzelne unter seinen Nächsten wie unter lauter schrecklich Fremden, räthselhaft, trübe, grausend dastehen, wie gedrängt die furchtbare Angst des Ganzen um jedes aufstrebende Schöne sich schlingt, und anderes dergleichen, wofür es am Ende nur Frömmigkeit und Unschuld als Heilmittel giebt; nun wohlan, auch mir lösten solche Gedanken sich in Frömmigkeit auf, und meine Tage gingen in Unschuld des Lebens hin, aber nicht ohne Vermittlung, ohne Vermittlung durch Dich, geliebte Rahel, die mir näher ist, vertrauter, sicherer, als alle ursprünglichen Ideen selbst! Du bist meine Vermittlerin, wie Christen auf ihren Mittler, so rechne und baue ich auf Dich, und weil es Dich giebt, bin ich beruhigt! Nicht, daß mich etwas quälte oder beängstigte, oder mein Sinn sich abentheuerlichen Bildern hingeben müßte, ich bin gelassen und besonnen, und hätte Muth und Kraft, wenn es nöthig wäre: aber da der Mensch sich nicht erwehren kann, sein Leben mit dem Größten und Ersten in Beziehung zu bringen, sage, geliebte Rahel, ob ich nicht mit tiefstem, freudigsten Ergriffensein das Glück erkennen muß, Dich gefunden zu haben?

In der Nacht vom 18ten auf den 19ten habe ich dieses Gefühl als das höchste meines Daseins in unaussprechlicher Innigkeit empfunden! Ich schlief die ganze Nacht nicht, bis an den hellen Morgen blieb ich ganz wach, meine Krankheit schien entfernt, mein Gemüth war ungewöhnlich regsam. Unsere Zukunft, Deine, geliebte Rahel, und meine, lag vor meinen Augen, ich dachte an jede vergangene Trennung; welche Anforderung ich vermöge meiner Beschaffenheit machen könne, welche Befriedigung die Welt vergönnen möge, wohin sich Herz und Geist richten dürfen, was Wunsch sei, und welches sein tiefster Kern für das Leben, das alles bedacht' ich mit täuschungslosem Sinn. O Rahel, ich sah in allem nur Dich wieder, und erschrak, daß, wenn Recht geschähe, Dir Deinesgleichen zukäme, nicht ich, und nur das Unglück der Welt, die Verwirrung der Geschichte, es möglich machen konnte, daß mir das ungeheure Glück zu Theil würde, an Dich angewiesen zu werden, in Deinem

Dasein durch Freundschaft und Zusammenleben, das meinige zu veredeln, das sehr unglücklich gewesen wäre ohne solchen Anhalt! Ich mußte sehr und inbrünstig weinen. Darauf drängten sich alle Gefühle des Lebens in mir zusammen, ich dachte an die Zeit, an Völker, an Menschen, versöhnt war mir alles, in mir nur der einzige Wunsch, recht bald, recht schnell zu Dir zu kommen. Ich machte mich von allem los, was mich länger aufhalten wollte, ich war voll Ungeduld und Sehnsucht! Deiner würdig zu sein, wurde mein Ehrgeiz; ich durchforschte nach allen Richtungen wie durch Zaubergewalt mein Wesen, eine Art von wortloser Beichte floß daraus hervor, ich empfand die reinste Frömmigkeit, und gewiß war mein reges Seufzen inniges Gebet. Obgleich ich viel weinen mußte, so war ich doch innerlich ohne Aufhören heiter, ja freudig, und habe eine glückliche Nacht verlebt, alle Zauber und Eindrücke der lauesten, schönsten Sommernacht nach dem Innern übertragen. Ich stehe zweifelhaft an, ob ich Dir dies ungefüge Bild so schicken soll, oder nicht; ich habe eigentlich so wenig das gesagt, was ich zu sagen hatte, und doch fürcht' ich giebt die angestrengteste Bemühung mir kaum geschicktere Worte!

So weit, geliebte Rahel, schrieb ich Dir gestern, Freitags, bis ich wegen Späte der Nacht aufhören mußte. Du magst ermessen, wie sehr ich nach Dir verlange! Die schwankende Unsicherheit, in der bei dem Verhältniß mit meinem General alle meine eigenen Entschlüsse jeden Augenblick eine Abänderung erfahren können, wird mir jetzt um so peinlicher, da der große Abgrund alles persönlichen Willens, der Krieg, jetzt durch den Frieden gleichsam zugefüllt wird. Durch das Unterbleiben der Reise nach London ist mir ein Stein vom Herzen. Die Reise nach Mannheim und Baden ist ganz gewiß nahe. Von dort denke ich, nach kurzem Aufenthalt, über Würzburg zu Dir nach Böhmen zu kommen, ich werde ja durch die Briefe, die ich von Dir in Mannheim zu erhalten hoffe, Deinen Aufenthalt mit Gewißheit erfahren; dann werden wir ja weiter sehen! Mein General ist lauter liebenswürdige Güte gegen mich, um so mehr bin ich verpflichtet, mein Weggehen schmeichelnd in Anregung zu bringen, da ihm jedes Weggehen eines der Seinigen unerträglich zuwider ist. Auch soll mein Weggehen keine Trennung sein, ich bin versichert, daß ich in Tettenborn noch große Abschnitte meines Lebens zu suchen habe. Ich habe Dir in meinem vorigen Briefe auch über meine Finanzen

geſchrieben; ich habe zwar jetzt kein Geld, aber von mehreren Seiten was zu erwarten, wo ich nur nichts übereilen darf. Bis dieſe Hülfsmittel erſchöpft ſind, werde ich lange durch eine zweckmäßige Anſtellung geſichert ſein. Ich komme alſo beſſer zu Dir, als je, nicht mit leeren Hoffnungen und Ausſichten, nicht ganz ohne Mittel, vortheilhaft gekannt und mit dem beſten Ruf, bezeichnet mit wenigſtens dem Beginn von Ehren!

Du haſt mir einmal in Berlin in unſerer ſchlimmen Zeit, als ich weiß nicht mehr von was die Rede war, demüthigend vorgeworfen, nämlich nicht Du machteſt es mir zum Vorwurf, ſondern ich fühlt' es nur ſo, ich ſei ja ein ganz unbekannter Menſch ohne anzuführenden Namen, und es galt etwas, wo z. B. ein bloßer Arnim ſolchem Vorwurf entgangen wäre. Ich habe unabläſſig geſtrebt, das zu verwinden und daraus zu kommen, nicht äußerlich erſtrebt ich's, ſondern innerlich! Und jede Gewährung, die meiner Eitelkeit geſchieht, wird mir in dieſer Rückſicht zu wahrem Triumph, daß ich den Zuſtand überwunden habe, wo meine theuerſte Freundin mir mit Recht das ſagen mußte, was mich in der Welt von allen Anſprüchen, die ich dieſer Freundin wegen zumeiſt gereizt war zu machen, zurückwies! Solcher Triumphe erlebe ich jetzt wohl öfter, aber keiner hat mich doch ſo überraſcht, als daß Wilhelm Schlegel, der mich heute der Frau von Staël vorſtellte, ſich darauf berufen konnte, mein Name ſei ihr natürlich ſchon bekannt. Ich kann dabei in höchſter Verwunderung nur wiederholen, was mir ein Bürger am Ther in Dresden einmal ſagte, ich wurde nach dem Karakter gefragt, und als ich antwortete: Doktor Medicinä, ſo wollte der höfliche Sachſe mich doch nicht ſo trocken ziehen laſſen, und rief verbindlich: Doktor Medicinä? Se, das geſteh' ich! —

Ich ſprach die Staël kaum zehn Minuten, es waren mehrere Perſonen gegenwärtig, ſie gleichſam im Fluge, und lud mich auf ihre Abende ein. Die wenigen Worte, die ich mit ihr ſprach, betrafen den Krieg, Tettenborn, und ihren Sohn Albert, der lange bei uns in Hamburg war, und nachher im Zweikampfe blieb. Ihre Erſcheinung hat durch grobe Geſichtszüge, eingeſetzte Zähne, und eine gewiſſe allgemeine Rauhigkeit etwas Widerwärtiges, von dem man aber gleich die Ueberzeugung hat, daß es verſchwinden wird. Sie bewegt ſich ohne Anmuth, ihre Freiheit hat etwas Gemeines, und weil ſie durch Willen herrſcht, wie Fürſten, etwas Hohes zugleich. Ihr Be-

tragen hat in der That etwas von einer Fürstin, das Verarbeiten, Aufnehmen und Fördern der Verehrung, die man ihr entgegenbringt, mußte wohl so etwas hervorrufen, denn in ihrer Lage liegt es, nicht in ihrer Natur. Eine nähere Bekanntschaft mit ihr wäre mir doch sehr reizend, vielleicht kommen wir einander zum Streit entgegen, ich bin recht dazu gemacht, mich mit ihr über ihr neuestes Buch herumzufechten. Wilhelm Schlegel sprach ich lange, die Politik gab Gelegenheit, die Verschiedenheit unserer Meinungen schneidend zu erkennen, es waren hamburgische und bremische Senatoren da, und ich führte die Sache der Freiheit, der Bürger und Freistaaten durch siegreiche Gründe und gute Rede durch. Gelehrt ist Wilhelm Schlegel außerordentlich, auch sehr geschickt, so daß ich ihn mit Recht gegen Steffens neulich einen zierlichen Pedanten nennen konnte; aber sonst ist der Mensch von erstaunenswürdiger Beschränktheit, bis zur Dummheit matt, albern, und unsicher. Dabei hält er mich, wie ich sehe, ungemein hoch, lobt was ich schreibe, und führt meine politischen Aufsätze mit großem Rühmen an.

Als ich krank war, besuchte mich unter anderen auch Graf Pückler, der Adjutant des Herzogs von Weimar ist. Er schmeichelte mir ordentlich mit Zuvorkommenheit, erzählte, sprach von Goethe, dessen Bekanntschaft er gemacht, mit großem Antheil. Ich sagte ihm, Du befändest Dich in Prag, ich hätte aber unendlich lange keine Briefe von Dir gehabt. Er fragte nach Fouqué's, ich schilderte ihm von diesen das Lächerliche, und machte seine Bewunderung ohne Erbarmen zum Gespött. — Viele Leute werden sich mit ihren Anliegen an Tettenborn, und dann meinen sie, es sei gut auch mit mir zu reden. Das ist aber lächerlich, denn ich bin ohne alle Eigenmächtigkeit und Einfluß.

Heute habe ich hier auch Stägemann gefunden, der sich sogleich nach Dir erkundigte. Ich konnte gleich sehr gut mit ihm sprechen, führte ihn zu Schlabrendorf, dann holt' ich ihn bei Tettenborn ab, als ich von der Staël kam, aß mit ihm zu Mittag, und brachte ihn zum Theater. Sehr vertraut und rückhaltlos waren unsere Mittheilungen, ich konnte ihm meine Sachen und die Sachen des Generals beim Staatskanzler überantworten und dringend empfehlen. Er wird hinfüro beim Staatskanzler bleiben und eine Art Staatssekretair sein; für

mich von unzuberechnender Wichtigkeit! Ich kann mit Wenigen so gut fertig werden.

In diesen Tagen erhielt ich einen sehr alten, irrgegangenen Brief vom Könige von Preußen folgenden Inhalts:

„Herr Hauptmann von Enke! Ich habe die von Ihnen eingesandte «Geschichte der hamburgischen Begebenheiten» mit Interesse aufgenommen, und verbinde Meinen Dank mit der Versicherung, daß Ich Ihre Wirksamkeit in der Litteratur neben Ihrem militairischen Beruf nach ihrem Werthe zu schätzen weiß. Ich verbleibe des Herrn Hauptmanns geneigter

Hauptquartier Chaumont,
den 3. März 1814.

Friedrich Wilhelm."

Die Art des Schreibens, so wenig es sein mag, scheint doch anzudeuten, daß die Antwort von dem Könige selbst herrühre, und es wäre mir allerdings sehr lieb, wenn er die Schrift gelesen hätte.

Noch muß ich Dir mittheilen, geliebte Rahel, daß ich nicht aufhöre im Stillen thätig zu sein für die Hansestädte; es ist jetzt im Werke, Danzig in den Bund zurückzuerheben, worin Preußen, gegen sein eigenes, entschiedenes Beste, Schwierigkeiten zu machen scheint. Ich habe mich auf mancherlei Weise gewendet, um die Sache in öffentlichen Blättern zur Sprache zu bringen, das wollte aber noch nicht gelingen, jetzt suchen wir sie dem Kaiser Alexander unmittelbar zu nähern, Laharpe soll dem Kaiser ein französisches Memoire darüber in günstiger Stunde zustellen, und ich habe die Sache dem Fürsten Adam Czartorvski beibringen lassen, der bei dem Kaiser mit großem Ansehen den polnischen Angelegenheiten versteht; natürlich werde ich dabei nicht entfernt genannt. Auch für Leipzig ist Hoffnung, für Erfurt beinahe schon Gewißheit da.

Uebrigens ist der Zustand der Dinge hier die höchste Trostlosigkeit. Die Franzosen sind die Geschicktesten, sie suchen zu retten was sie können, sie wollen Belgien behalten, fordern Mainz, geben keine Kunstwerke heraus, werden das schuldige Geld uns vorenthalten, und haben mit größter Sorgfalt alle weitere Auflösung ihrer Kriegsmacht gehemmt. Unsere Trup-

pen ſind größtentheils abmarſchirt, haben um einiger Artigkeiten willen, die in Paris ſollten geſagt werden können, alle Entbehrungen ausgeſtanden, und gehen eilig fort, um nur ja keine Laſt zu ſein. Die Schonung der Franzoſen und der Stadt Paris geht in's Lächerliche, und empört auch ſolche, die, wie ich, von dem Grundſatze der Milde durchdrungen ſind. Und die Franzoſen ſind gleich ſogar ungehalten, daß wir noch nicht ganz fort ſind, ſie ſehen alles an, als müßte es ſo ſein, und haben kein Gedächtniß mehr von dem, was ſie gethan in unſerem Land. Sie ſind es, die den Frieden noch verzögern, wir marſchiren dennoch ab aus ihrem Lande, und ſie haben ſich dennoch zu beklagen! Es iſt kein Zweifel, in ein paar Jahren haben wir wieder Krieg mit ihnen, blutiger und erbitterter, kommen mit deutſchen Volksheeren wieder nach Paris, und dann wehe der Stadt und dem Volk! Die Bourbons werden harte Stöße auszuhalten haben, und ſind den Revolutionen, die ſich vorbereiten, wohl keineswegs im Stande die Spitze zu bieten. Alles iſt unſicher und unverſöhnt. Dagegen ſind wir nicht beſſer daran. Unſer und unſerer Großen Aufenthalt in Paris iſt ein verlängertes, unendlich vervielfachtes Aergerniß, das der Welt gegeben wird, die nun offenbarer Zeuge unſerer Gedankenloſigkeit, Unkunde, Faulheit, Schwäche, Fahrläſſigkeit wird, und alle unſere ſchlechteſten Seiten ſich hervorkehren ſieht. Die Fürſten verlieren ganz entſetzlich in der öffentlichen Meinung, Ruſſen ſprechen in dieſer Rückſicht eben ſo kühn, wie andere. Gethan wird nichts, Geſchäft und Vergnügen lähmt, Geld wird verſchleudert und die Verwirrung wird immer größer. Dieſe Zeit wird ſchwer auf uns fallen, und wenn nicht, wie kaum von ferne erwartet werden kann, bald in allen Regierungen ein durchaus anderer Geiſt einheimiſch wird, ſo iſt eine gewaltſame Revolution ganz unvermeidlich. Alles, was dazu hindrängt, kömmt bis jetzt noch lediglich von oben. Auch iſt die Meinung, daß es zum Ausbruche bei uns kommen werde, ſchon zum Erſtaunen geläufig, und ſelbſt Fürſten ſprechen davon mit gleichgültiger Erwartung, als wenn bloß irgend ein Stück aufgeführt werden ſollte, wo man nach Belieben hingehen und wegbleiben kann!

Ich habe nachgedacht, wie eng und beſchränkt man doch oft die nächſten Dinge anſehen muß. Als Benaparte ſeine Brüder zu Königen machte, dachten wir traurig nun gewiß alle Freiheit in unſeren Landen erſterben, die letzten Spuren

der franzöſiſchen Revolution erlöſchen zu ſehen. Und gerade das war der ungeheuerſte Fortſchritt der franzöſiſchen Revolution, ſchlug ihre Wurzeln in Deutſchland feſter: erſt mußte der Name König recht entwürdigt ſein durch ſolche, wie Hieronymus und durch deren Verbindung mit den alten Fürſten, um in gemeinſamer Erniedrigung alte und neue Herrſcher der heiligen Ehrfurcht zu entkleiden, die ſonſt bei dieſem Namen die Völker ſcheu erbeben machte. Und ſo geht alles weiter, unerſchütterlich in ſeiner Richtigkeit und Ordnung!

Der General läßt Dich vielmals und herzlichſt grüßen, geliebte Rahel! er freut ſich, daß ich Deine Briefe an ihn beantworten kann. Wie dankbar erkenn' ich Deine theure Sorge, Deine unverdroſſene Mühe, meine theure, meine einzige Freundin!

Ich hoffe Du biſt nun wieder ganz geſund und wohl, geliebte Rahel! Wäre ich nur erſt wieder bei Dir, es zu ſehen! Ich umarme Dich, ich küſſe Dich zärtlichſt! Lebe wohl, geliebte Rahel, leb wohl, und bleibe mir vergnügt und wohlgemuth auf immer!

Ewig Dein

Varnhagen.

Abends nach 11 Uhr. Es ſtrömt Regen herab. Die Luft iſt kühl.

Nach Mannheim poste restante!

Der General wird wohl morgen das Bette verlaſſen können, und in ſechs Tagen gewiß reiſen; wenn es möglich iſt, gehe ich gleich mit.

Die herzlichſten Grüße an die guten Liebich's!

An Varnhagen in Paris.

Prag, den 23. Mai 1814.

Montag Abend 8 Uhr.

Heute Nachmittag, lieber Auguſt, habe ich Deinen Brief vom 12. dieſes aus Paris erhalten, worin Du mir wenigſtens, Gott Lob, die Londoner Reiſe abſchreibſt — von welcher ich bis heute nicht einmal wiſſen konnte, ob ſie für Dich mitgemeint war —; ich bin auch „froh", Auguſt — Du ſchreibſt, ich ſoll es nun auch ſein, daß alle meine Angſt und Sorge vergebens war: und wie oft ſagte ich zu Gott, ich will mich ängſtigen, nur ſoll es umſonſt ſein! — daß Du lebſt, und daß Dein Tod nicht eins von den ſich rührenden Sandkörnchen war, denen es von Anbeginn der Welt befohlen, zugedacht war, herab zu kräuſeln bei den Bewegungen der Erdbälle, ihrem unſichtbaren Entwicklen und Gedeihen! Hin hätte ich's nehmen müſſen, wie Marwitz'ens Tod, und alles Unglück, und alles, was einem verſagt wird. Aber ein abgenommenes Unglück iſt doch nur, als wäre einem ein Todeskrampf von der Bruſt genommen; deren ich hinlänglich empfunden habe! — Man betet während dem, als hätte man um nichts zu bitten, als das: und Gott weiß ſehr gut, daß das ſo ſein muß, und nachher wieder anders. In weitere Kreiſe dringt das feine, in allem unbegreifliche Leben, als da, wo es auszuſtrömen ſcheint, und dem Gefühle, und allen Sinnen nach, die Bedingung ſeines eigenen Daſeins ausmacht. (Die Phraſe iſt nicht wie von mir; zu gut.) —

Du mußt kommen, mein Freund: drei von meinen Briefen, die ſchon in Mannheim liegen, ſetzen Dir dies auseinander. Ich bin nicht geſund; und in einem ſolchen Zuſtand nur elend hier: und wäre überall nicht viel beſſer. Wo iſt wohl jetzt ein Zuhauſe für mich? Als da, wo wir beide uns anſiedlen oder leben. Alles hab' ich ja aufgegeben: alles hat ſich mir durch Tod, oder loſen Willen, entriſſen. Holen mußt Du mich: und das gleich: je eher je lieber, wo Du mich hin haben willſt. Ich kann nicht mit der dummen, unbehelfenen, ignoranten Dore allein, tauſend Militairs entgegen, in mir ſelbſt unbekannten Straßen und Ländern, auf eine kränkliche Weiſe

reisen. Selbſt Teplitz iſt mir mit Doren allein und unter bleſſirten Ruſſen ein Gräuel! und ſo zur Furcht, daß ich mich gar nicht hintraue, ſo nöthig ich es habe. Geſtern war ich ſehr im Kreuz und im Bein inkommodirt, und konnte nach einem mäßigen, mir nur zu beſchwerlichen Spaziergange mit der doch zu dummen Dore nicht mehr in's Theater kommen: dieſer Tag kam nach zu vielen häßlichen anderen, als daß ich endlich nicht zu verdrießlich geworden wäre, um nur noch deſelirt zu ſein; ich fragte bloß den Himmel, und bat faſt um eine endliche Verzweiflung — weil ich Eſel eben ſo wenig irgend hoffen kann, als ganz verzweifeln. Ich frettirte mich ſtark mit Opodeldoc vor dem Schlafengehen, welches mir wieder die Nerven ſo irritirte, daß ich platterdings nicht ſchlafen konnte; und 4 Uhr noch hörte — um ein Viertel auf 4 ging ſchon Lärm im Hauſe vor! — Geſtern Abend bat ich doch in einem guten Momente wieder Gott um meine Geſundheit: um die Gnade, oder ... eine andere Art zu ſein, mit Dir.

Gegen Morgen hatte mir geträumt, ich ſtünde mit Marwitz vor Krauſe's Haus in Berlin, wo wegen Revüe viele Offiziere wohnten, deren Pferde und Reitknechte vor der Thür waren; ſie an den vielen Fenſtern: ich ſah nicht hin, ſondern war nur über Marwitz verwundert, und noch mehr über alle Todte, die ich liebte, und die da lebten. Mama, Veit, Gualtieri, Selle, Herz, und viele mehr. Ich frage immer Marwitz über die Anderen, weil ich mich ſchäme über ihn zu fragen: „Die leben ja alle noch? alſo ſie waren nicht todt?“ und ſo vielemale: er ſagt immer nur in einem langen verlegenen, halb dummen, unartikulirten Ton: „Hm? Hm!“ Während des Fragens ſchlag' ich die Augen in die Höhe; und Prinz Louis ſteht hoch am offenen Fenſter, in Generalsleidern, und gepudert: ich grüße ihn, weil die Menſchen da ſind, wie einen Prinzen; er grüßt, und nickt mir freundlich, wie immer im Leben: und etwas ireniſch: und diesmal, als wüßt' er, daß ich mich wundere; und er wiſſe es beſſer; und lächele über mich. Ich halte alle ihre Todesnachrichten für einen Irrthum, und glaube an ihr Leben. Als ich in's Haus trete, bin ich in geräumigen, ziemlich dunkeln Wirthszimmern, wo alle Verſtorbenen ſind: ich frage Mama, die mir nicht antwortet: ich ſehe Herz, und freue mich; er ſieht geſund und blühend aus, und freut ſich auch; auch friſirt. Ich ſehe Selle! Ach Herr Jeſus, ſag' ich, das iſt ein Glück! Ich habe ſchrecklichen Rheumatism; was ſoll ich thun? —

„Schwefelbäder!“ ſchreit er gleich heftig, und als habe er keine Zeit: Nein, ſage ich, man hat mir Teplitz verordnet: „Ich weiß; ſagt er, Schwefelbäder!“ — Ich habe nicht die Gicht, wie ſonſt, ganz anders! — „Ich weiß alles, ſagt er, ich weiß es. Schwefelbäder!“ — Nun iſt's in mir feſter, dieſe zu nehmen, als allen Aerzten zu folgen. — Ich habe jetzt keinen: er will nicht kommen: ich weiß nicht warum. — Ich glaube vielleicht nur an drei in der Welt, die ich nicht kenne; und an Einen über mich. Was da für Gaben dazu gehören!!! Gott hat mir dieſen Traum geſchickt. Du kennſt meine Träume. Im Schlaf bin ich wacher. Auch hat er mir ein Troſtgefühl hinterlaſſen; als hätte ich die geſehen, als ſollte ich meine Todten ſehen! Wahrlich zu viel Mataders ſind mir für mein Alter entwandt. Wir wollen zuſammen ſterben. Auch leben: genug! Du kommſt und helfſt mich, gewiß. Du kehrſt zum General mit mir: Du wählſt unſere Dienſte; oder hieſige. Genug, ein Jahr können wir leben, d. h. Beide. Zu Hauſe ich immer: und auch noch Dir zur Erleichterung. Du helfſt mich: das fordere ich. Und meine drei anderen Briefe werden Dich auch ſchon beſtimmen — und das Beſtimmte in ſich führen, welches Du wünſcheſt. Gott! wenn ich nur wüßte, wie lange Du noch im unſeligen Paris bleibſt! Denk! Endlich gefällt auch mir Frankreich nicht. Seine Liebenswürdigkeit und Geſelligkeit iſt zu ſehr, zu lange, für zu lange zerrüttet; welches ſonſt ſein ganzer namenloſer Reiz war; unſeliges Vorwort! (wie Vortrab!) Nur in einzelnen Franzoſen findet man noch, was ihm ſonſt als Depot eines Theils der kollektiven Perſon Franzoſe mit ſich herumzutragen gegeben war. — Frau von Staël radotirt in ihrem Buche „de l'Allemagne. Ueber die Eheſcheidung iſt ſie platt und dumm, und ſich ſelbſt aus Angſt und Furcht ungetreu; bis zur Empörung. Sotte! hab' ich ihr neben an geſchrieben. Wenn jemand, der Deutſchland nicht kennt, ihr Buch — Buch! leſe, ſich ſelbſt aus der Regierung geſprungene Gedanken, Gedanken! Bemerkungen, Apperçu's; Lektüre, die nicht wieder als Blut zu Blut aufgenommen ward — lieſt, ſo muß er's für ein finſteres, kaltes Rauchloch halten, wo traurige Fantasmagoren umhergehen, die Gott zur Ehrlichkeit verdammt hat; und wo dann und wann Einer ſitzt und verzaubert meditirt: auch hat ſie noch im Großen ſolche Zaubernneſter als unſere Uni-

versitäten beschrieben: so traurig sie selbst ist: die Frau ohne Sinne und ohne Musik. Macht sie nicht, als ob Frankreich das lustiglichste Land für Augen, Ohr und Fell wäre, und lauter griechische Tempel zu Wohnungen hätte! Man friert wie bei uns: und unser Wetter ist eben so gut. Unsere Dörfer tausendmal schöner — ich kenne nichts trostleseres, als die steinernen, laub- und blumenlosen Dörfer Frankreichs im Norden! Und wenn sie ihre elle Françaisen tanzen, sehen sie ja so erbärmlich aus, als ob sie dazu angehalten würden: wenn es nicht lose Dirnen sind, die wieder mit einer anderen höchsten Anstrengung den Tänzerinnen nachmachen wollen. — Der lieben Staël ihr Buch ist für mich nichts anderes, als ein lyrischer Seufzer, nicht die Konversation in Paris machen zu können; und die wichtigsten Gegenstände derselben — wie sie wohl umfaßte, berührte — sind ihr erst durch dieses Medium etwas. Für die Bauern z. B. gut sprechen, ist noch schöner, als wirklich und gleich gut wirken. Bedauert hab' ich sie auch sehr; und gleich lieb gehabt. — Weil ich sie auch lieb habe; das heißt, besinne ich mich doch, bedaure; sie hat zu wenig großartige Gaben: eine gewisse Verstandes-inquiétude, zu welcher sie, zum Glück, noch Verstand, und Wort-Imagination genug hat! — Wie solche Menschen reisen: solche reiche Leute; aus der Gesellschaft; solche Litteraterinnen: die nur Französisch wissen, und denen man's allenthalben entgegenfrischt! Die Arme! Nichts hat sie gesehen, und gehört, und vernommen; außer was Messieurs Schlegel et Ancillon, Madame la princesse die und Madame la générale die, und dumme Wirthinnen, ihr halb verstanden, halb furchtsam sagten. Sinne hat sie nun auch nicht. Schwadronirt da ohne einen einzigen neuen Gedanken über die drei alten Völkerstämme. Schämt sie sich nicht? Wie muß man das berühren, wenn man's erwähnt; mit ganz neuen Reyfzangen. Wie oft große Skribenten alte Redensarten oder Sprichwörter gebrauchen; daß man sich an die vielbedeutende Tiefe, und Munterkeit der Fülle ganz verliert! Ihre alte — elle — Melancholie ist so recht französisch neumodisch, Chateaubriand'sche; aus Ossian'schem Nebel übersetzt! Immer will sie sich sakrifizirn pour ce que l'on aime. Daß alle Lagen; alle Gedanken; alle Mittel besser freier werden sollen: fällt ihr immer erst après coup ein. Wenn sie dies zu Gesicht bekäme, dem französisch-deutschen, anglomanisirten; Viele schöne traits sind in dem Buche; die frisch ich mit Hes-

tigkeit an. Ich bedaure sie. Sie muß sich so abarbeiten. In die lichtesten Sphären kommt sie mit einem festen, schwarzen, warmen Flor über's Gesichte. So wenig begabt! si peu généreusement de la nature; si peu d'abandon heureux, in sich selbst, im eignen geheimen stillen Seelengebiet.

In Mad. Jordis werde ich mich ja ganz verlieben: wenn sie die mir so reizenden herrlichen Gaben der Geschwister hat: und nicht ihre Fehler! Noch Einmal: ich freue mich sehr daß Du sie hattest. Ich danke für all Deine Neuigkeiten und Bemerkungen! Von † weiß ich nichts. Sonnabend traf ich bei Woltmann's den Grafen Sternberg und Abbé Debrewsky; der ist immer sanft, abgeschliffen, ironisch; sehr gut. Der Graf: ein gelebter Mann mit Aristokraten-Morgue: mir gefiel er doch: auch abgelebt in seiner Art, und wie ein Sachse, nicht wie ein Böhme. Gott! welch Landhaus sah ich, aus Irthum des Kutschers, einer Gräfin Westphalen. Das muß ich mit Dir sehen! Ich genieße hier beinah nie dergleichen. Mündlich alles dies. Die Frau von Humboldt schrieb mir auch noch in dem Brief, den ich Dir in meinem Sonnabend'schen erwähnte: „Im Herbst sehen wir uns!" Wo? frage ich. Sie muß Berlin meinen: ich meine alles, was Du meinst, und wir überlegen werden. Wir können ja erst an den Rhein, wenn es sonst gut ist. Ich habe den Brief aus Villeneuve, den vom 17. April aus Paris, den zweiten vom 4. und geendigt am 7. Mai; und heute den vom 12. Mai. Wann nun einen? O! sähe ich Dich erst ankommen. Adieu, adieu! für heute! Ein liebes Kind ruft mich zu Tische. — Wo das Kreuz † steht, habe ich gestern den Namen vergessen, und nun weiß ich nicht, von wem ich reden wollte. Niedlich! —

Heute ist Dienstag: ich muß Augusten noch eine große Antwort zu morgen früh schreiben; habe nach Hause geschrieben — zwei Worte —, soll baden: das Wetter ist jetzt warm und sonnig; gestern regnete es. Du kommst! Wahrscheinlich noch zur rechten Zeit hierher. Ach! Ich fürchte neues Abschreiben, Evenements! Selten sind sie mir günstig, und warten muß ich immer.

An Rahel.

Paris, Sonntag, den 29. Mai 1814.

Heute Mittag, um 12 Uhr starb in Malmaison, sehr plötzlich, beinah ohne bedeutend krank zu sein, die Kaiserin Joserbine. Dieses Ereigniß, obwohl ohne alle Beziehung auf die Schicksale der Staaten, hat auf alle Menschen, die ich heute gesehen, einen tiefen Eindruck gemacht, jeder fühlt die Nähe höherer Schickungen, und daß von den Geheimnissen dieser höchsten Mächte in enthüllender Andeutung hier versiegelten sind. Besonders tragisch erscheint dieses Sterben in Beziehung auf den Einen, nach welchem alle Blicke sich unwillkürlich hin richten, weil man schon weiß, daß dort das Zielherz ist, welches der schwirrende Pfeil durchbohren soll. Napoleon muß furchtbar in seinem Innern von dieser Nachricht getroffen werden; und wenn er ärger als in Elba gefangen säße, und strenger auch sich losgesagt hätte von aller Gemeinschaft mit ihr, doch blieb diese Joserbine als sein Glück ihm in Frankreich zurück, so lange sie lebte, und aller Wahn, alle Verkettung, alles Vertrauen, die den Irrthum als Kraft erscheinen machen, sinkt dahin, alle Hoffnung erliegt dem gewaltigen Schlage. Joserbine, die allgemein beliebt ist, unter den Franzosen, und geehrt von den verbündeten Herrschern, sollte in diesen Tagen am Hofe Ludwig des Achtzehnten vorgestellt werden, ihr Glanz schien sich erneuen, noch Einmal aufblitzen zu sollen beim Untergang ihres treulosen und wortvergessenen Gemahls: da entrafft sie plötzlich ein schneller Tod durch eine Krankheit, an der beinah ganz Paris litt, die auch die meinige war, und in einer bösartigen Halserkältung erschien! Du wirst nicht weniger, als ich, von diesem Ereigniß ergriffen sein, geliebte Rahel, und ich möchte der erste sein, der Dir es mittheilt.

Deinen Brief vom 26sten April habe ich vorgestern durch Pilat erhalten. Wie freut es mich, geliebte, theure Rahel, Deine, mich so unaussprechlich bewegende Sorge um mich, beendigt zu wissen! Süße Freundin, ich erkenne das Glück, Dir zu gehören, Deinem liebevollen, himmlischen Herzen vertraut zu sein, und die heißesten Thränen innigster Andacht wein' ich mit freudigem Schmerz an Deiner Brust! O laß uns fest und fester uns aneinanderschließen, und jeden Tod

uns sorgsamer dafür machen, daß er den Entfernten nie, sondern nur den Innignahen ereilen könne! Ich habe Pilat heute von dem Streifchen Papier gesagt, ihm Deinen Dank bestellt, er war ungemein vergnügt darüber, und nahm die glückliche Wirkung, die er veranlaßt hatte, höher und lebhafter auf, als ich erwarten durfte. Doch hatte ich Dir eher geschrieben, geliebte Rahel, schon am 10ten April aus Villeneuve-le-Roi, und gleich nach jenem Briefe Pilat's, am 17. April aus Paris. Mit Kourieren, die ich nicht genau kenne, oder selbst abfertige, mag ich niemals schreiben, man wirft einen solchen Brief auf die Seite und kümmert sich kaum darum; derselbe Pilat, der so zur glücklichen Stunde meinen Namen schrieb, ohne damit etwas zu wollen, hat eben so, ohne etwas damit zu wollen, Deinen Brief an mich mehrere Tage liegen lassen, obwohl derselbe an den General gerichtet war, den er liebt, schätzt, hier wußte und besuchen wollte. Wenn ich aber hätte ahnden können, wie sehr Du in Angst seist, hätte ich alles mögliche aufgeboten, um Dir auf allen Wegen zu schreiben! Liebe, liebe Rahel! — — Dies ist mein sechster Brief an Dich aus Paris; ich hoffe, Du hast die anderen jetzt alle erhalten, und mein Leben, meine Aussicht, meinen Wunsch daraus ganz erkannt; mein General ist gestern Abend wirklich von hier nach Mannheim abgereist, und hat mich allein hier zurückgelassen, um nach der Abreise der hohen Herren ihm nachzufolgen. Der Kaiser von Rußland will nun zwar auf's neue, statt Dienstag, erst am Sonnabend abreisen, aber dennoch wird der Verzögerungen doch wirklich einmal ein Ende sein müssen, und ich sehe mit Ungeduld meiner Erlösung entgegen. Ich wiederhole was ich Dir schon schrieb, geliebte Rahel, daß ich nach kurzem Aufenthalt in Baden zu Dir nach Prag kommen werde, um mit Dir alles zu verabreden, und wenn Du willst und ich kann, an den Rhein zurückreisen. Leider bin ich noch immer ein Spielball fremder Laune, und ich weiß nicht wohin und wie schnell der Staatskanzler mir eine Bestimmung geben wird. Stägemann, den ich hier seit seiner zehntägigen Anwesenheit täglich sehe, und mit dem ich in das vertrauenvollste, angenehmste Vernehmen komme, nimmt sich meiner Sache thätigst an; da er ohne den Titel die Wirksamkeit eines Ministers des Innern erhalten wird, so hatte er mich gern in seinem Kreise gehabt, er sagte mir aber, der Staatskanzler habe andere Absichten mit mir, und wolle mich zu einer Gesandtschaft

geben, er wisse noch nicht, zu welcher? Doch, rieth mir Stägemann, dem ich einwandte, daß ich am nützlichsten bei des Staatskanzlers Person sein würde, solle ich jeden Posten nur immerhin annehmen, um erst festen Fuß zu fassen, jede Aenderung oder Versetzung finde sich nachher sehr leicht. Ich höre zu meiner größten Verwunderung durch Stägemann, daß mir der Fürst Wittgenstein so sehr günstig ist, und oft an mich erinnert hat. Einen neuen trefflichen Förderer habe ich das Glück gehabt in dem Schwiegersohn des Staatskanzlers, dem bairischen General Grafen Pappenheim zu finden, der ein Tuzbruder und alter Freund von meinem General ist, großen Gefallen an mir findet, und eine treffliche Meinung von meinen Fähigkeiten hat. Bei Stein war ich neulich mit meinem General, und traf Wilhelm Humboldt dort, das Gespräch war angenehm, zum Theil scherzend; Stein sehr freundlich mit mir, er fragte mich beim Weggehen: wo treffen wir uns denn wieder? Ich theilte ihm mit, was ich wahrscheinlich vor mir sähe, und er nannte mich gleich einen Diplomaten, Tettenborn meinte, er wünsche, daß meine Anstellung sich noch verzögere, damit ich erst mit ihm nach Wien und Rom reisen könne, Humboldt aber sagte, es fehle sehr an Leuten, und man würde mich gleich gebrauchen; nun gut, sagte Tettenborn, nehmen Sie ihn gleich zum Kongreß nach Wien mit! Ja wohl, recht gern! versicherte Humboldt, dem dabei mancherlei durch den Kopf gehen mußte. Ich glaube nämlich, daß er mir recht sehr gut ist, und mich wieder gar nicht leiden kann; ich bin ihm bequem, und auch lästig, es könnte darum gewürfelt werden, welches mehr sein soll. Ich habe mit ihm von seiner Frau gesprochen, da mußte er gegen mich die herzlichste Freundschaft herauskehren, und eben so, wenn ich mit der größten Verehrung von Dir in der für ihn wieder ehrenvollen Voraussetzung rede, daß Ihr außerordentliche Freunde seid. Weil Du mir schriebst, ich solle ihn besuchen, war es mir höchst erwünscht, ihn bei Stein zu treffen, und zu bearbeiten. Ich glaube, daß er sich nicht erwehren kann, mir bei Gelegenheit immer nur nützlich zu sein. Er wird als Gesandter in Paris bleiben, wenn er dem Kongreß in Wien beigewohnt hat.

Unsere liebe Auguste hat mir aus Frankfurt am Main vom 15ten Mai geschrieben, ich bekam den Brief aber sehr spät. Sie muß jetzt in Mannheim sein, wo ich sie bald zu

sehen hoffe! An den General Bentheim habe ich durch seinen Bruder Louis geschrieben, der morgen mit dem Obersten Hammerstein wieder zu dem General zurückreist.

Heute Vormittag war Dein guter Jäger Lagnac bei mir, und brachte mir liebe Empfehlungszeilen vom 10ten Januar; er war die Zeit hindurch in Neufchâtel geblieben, weil er den Anstrengungen des Feldzugs nicht sobald nach seiner Krankheit gewachsen werden konnte, darauf wurde er hieher geschickt, und schließt sich hier an sein Detachement an, das morgen den Rückmarsch nach Berlin antritt. Bartholdy schickte ihn mir, nachdem er ihm eine kleine Anweisung auf den Hofrath Heun gegeben; ich sah Bartholdy'n eine Stunde nachher, er sagte, er beobachte gewissenhaft alles, was Du empfiehlst, Dir dürfe wenigstens das nicht geschehen, daß Du Dich getäuscht fändest in Deinem Vertrauen auf die, denen Du jemanden sendest. Das gefiel mir sehr von ihm, und ich lobte ihn ungemein. Lagnac ist ganz, wie Du ihn schilderst, ich habe ihm gut zugesprochen, der Grund in ihm ist gewiß sehr gut. Er war ganz abgerissen, wie alle freiwilligen Jäger, die man im Elend fast umkommen läßt, er mußte einen Mantel tragen, weil er wahrscheinlich seine Jacke gar nicht zeigen konnte; auf einem schlechten Strohsack schlief er in der Kaserne; der weite Marsch, den er als Gemeiner machen muß; unterwegs vielleicht öfters Mangel, vielleicht angegriffene Gesundheit; und von Dir empfohlen! von meiner Rahel! nein, das konnt' ich nicht so gehen lassen, ich gab ihm viel mehr Geld, als Bartholdy ihm gegeben hatte, ich gab ihm mehrere Goldstücke, die ihm eine große Summe dünkten, ich sagte ihm, ich würde im Krieg auch recht gern von ihm Geld genommen haben. Er betrug sich sehr anständig, und doch ohne Bildung, aus guter Natur, seine Verehrung für Dich trug er als gutmüthiges Vertrauen auf mich über, er war überzeugt, daß ich ihm sehr freundlich sein müßte, das freute mich so sehr! Er hatte übrigens nicht an Geld gedacht, und war überrascht. Ich mußte, ich konnte ihm zeigen, daß ich Dein Freund sei, es war mein Stolz, daß ihm sogleich als Glück auch in dieser Entfernung Dein Wohlwollen verehrenswerth erscheinen mußte, und ich durfte um so eher freigebig sein, als gerade gestern mein General es verhältnißmäßig gegen mich gewesen war. Wie doch die menschlichen Dinge in weitreichendem,

viel verflechtenen Zusammenhang so mannichfachen Segen gestatten!

Der Friede wird in diesen Tagen völlig zu Stande kommen; er wird aber weder die Deutschen noch die Franzosen befriedigen, und keineswegs dauerhaft sein. Es gährt in Frankreich, wie in Deutschland, in Spanien wird schon in diesem Augenblicke Blut fließen; die Völker werden überall siegen; in Deutschland wird sich die Verwahrlosung, die Faulheit, die Nichtswürdigkeit und Dummheit, deren sich die Beherrschenden täglich mehr schuldig machen, schrecklich rächen; es ist kein Deutscher hier, er sei vornehm oder gering, der nicht mit dem Gedanken von der Unvermeidlichkeit einer Revolution völlig vertraut wäre, und schon daraus kann eine entstehen. Hier bilden sich im Stillen mancherlei Partheien, die sich zum Kampfe rüsten, auch die Bourbons sind nicht einig, und die Orleans spielen das alte Spiel ihrer Familie fort, wozu, wie man glaubt, auch Talleyrand behülflich ist. — Frau von Staël habe ich noch nicht wieder besucht; heute Abend aber Wilhelm Schlegel bei Jette Mendelssohn gesehen, wo er ungemein pedantische Langeweile erzeugte, und doch übrigens ganz gut und harmlos war. Graf Karl Clam sprach ich noch erst kürzlich, den Oberstlieutenant und Adjutanten Böhm fast täglich. Die drei Kurländischen Prinzessinnen sind hier, und erregen die feinweltlichen Minister und Generale zu Liebesgeselligkeit; mit der Accerenza kam die Gräfin Plettenberg, die ich aber noch nicht besucht habe. Sie werden nach England gehen. Der alte Blücher ist schon dahin abgereist.

Ich bin heute ganz abgemüdet von allen Kouren, die ich gemacht; der General hat mir vielerlei zu thun hinterlassen. Ich werde morgen solch kleine Modenblättchen suchen, deren ich aber noch keine gesehen. Die Engländerinnen tragen ganz glatte Hüte, so niedrig, daß der Hut oben unmittelbar auf dem Scheitel liegt, und so klein und einfach als möglich; darüber wollen sich die Pariser todtlachen, laufen und steigen auf die Stühle in gedrängten Massen, um das Schauspiel recht zu genießen, wenn eine Engländerin so im Garten der Tuileries spazieren geht. Die Pariserinnen tragen hohe Thürme mit ungemein vielen Blumen, Bauschen, Bändern, so geputzt als möglich, das kommt den Engländern höchst abgeschmackt vor, und kömmt eine solche Dame nach London, so zischt man

und wirft mit Dreck. Das iſt der Hauptabriß der jetzigen Moden!

Lebe wohl, geliebte, einzige Rahel! meine innige, liebe Freundin! Gott ſchenk' uns bald ein fröhliches Wiederſehen! Das Herz ſchlägt mir vor Freude!

Ewig Dein

Varnhagen.

Gegen Mitternacht. Etwas heitere und warme Luft; dazwiſchen Gewölk und vorübergehendes Träufeln.

Pfuel iſt, glaub' ich, abgereiſt; Stein geht nach Frankfurt am Main; Rühl und Eichhorn mit ihm; Frau von Jordis reiſt auch bald dahin ab, ſobald ihres Mannes Geſchäfte es erlauben; der Staatsrath Jordan will ſie nun auch beſuchen, er hat bei ihrem Schwager, Herrn von Guaita in Frankfurt gewohnt.

Adreſſe: Mannheim poste restante.

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Briefwechsel

zwischen

Varnhagen und Rahel.

Vierter Band.

Aus dem Nachlaß Varnhagen's von Enſe.

Briefwechſel

zwiſchen

Varnhagen und Rahel.

Vierter Band.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.
1875.

Das Recht der Uebersetzung ist vorbehalten.

1814.

An Rahel.

Paris, den 1. Juni 1814.

Tausend Grüße, geliebte Rahel! Ich hoffe in einigen Tagen von hier abzureisen. Dies schick' ich Dir durch Gentz!

Ewig Dein

Varnhagen.

An Varnhagen in Paris.

Prag, Freitag, den 3. Juni 1814.

Platzregen in diesem Augenblick. Abwechselndes, ungesundes Wetter.

Gestern, zu gütiger Freund, erhielt ich Deinen vierten Brief von Paris — der vom 27. von dort fehlt, — in welchem Du mir Deine und des Generals Unpäßlichkeit, Eure Genesung, und den neusten Reiseplan schreibst. Ich wäre in wahrer Verzweiflung, wenn Du noch länger als er in Paris bleiben müßtest; denn ich sitze nur hier — krankhaft und gequält genug — und warte, daß Du mich holest. Aber ich sehe, Gott will mich den Zöger- und Warte-Tod sterben lassen; und keinen anderen. Aber auch in des Schicksals größtem Unwillen kann ich nicht ohne Selbstthätigkeit bleiben: und muß

auch dann noch, wenn sie — das größte Unglück — ganz gehemmt ist, wenigstens mit beschließen, wenn auch nur, daß ich es leiden will; und wie ich es leiden will. Da nun Deine Abreise von Frankreich sich ganz an Kaiser Alexander, also ganz nah an das umstürzende Weltrad selbst reiht, so habe ich mit beschlossen: bis zum 14. Juni hier zu bleiben. Alsdann werd' ich noch einen Brief aus Frankreich von Dir gehabt haben; oder einen aus Deutschland; aus welchem ich sehen werde, wann Du zu mir kommst. Daß Du kommst, ist ausgemacht. Für meine Gesundheit muß etwas geschehen. Mein ganzer Zustand fordert es dringend: Teplitz ist mir gerathen: von allen Aerzten: und ich selbst kenne seine Wirkung genau für mich: jedoch bin ich diesmal weit weniger von ihrer Heilsamkeit überzeugt; fühle vielmehr an den Bädern, die ich nur äußerst sparsam hier nehmen kann, wie behutsam ich baden muß, und wie selten ich es vertrage. Eine solche Verwirrung von Nerven und Rheuma ist entstanden.

Ich habe jetzt schon lange keinen Arzt: meiner will durchaus nicht kommen: zu dem hatte ich drei Viertel Zutrauen: nicht, weil er in seinem tiefsten, eigentlichsten Zusammenhang mein Wesen, aber wohl die körperlich krankhafte Erscheinung desselben, die sich dem gut und gewöhnlich unterrichteten Arzte darbietende, auffaßte; und sein genug behandelte: wenigstens behutsam, und ohne irgend einen Eigensinn einer Schule, oder sonst grobe Gewöhnung eines empirischen Behandlungssystems. Kurz, der Mann will nicht kommen; und hat mir dadurch großen Schaden gethan. Ich bin so aufgebracht auf ihn, als auf irgend einen Menschen nur je! Ich glaube, der Böhme konnte meine nordeutsche, menschenhöfliche Behandlung nicht ertragen: der Grafen Mißhandlen ist ihm verständlicher. Ich hatte, als der Kours sehr niedrig war, so für ihn eingewechselt, daß ich ihm dreihundert Gulden geben wollte; die einzige Ausgabe, die ich mir zu gute thun wollte: weil ich sie für sehr recht halte. Man schickt zu einem fremden Mann, klagt ihm alle Widerwärtigkeiten, die man Freunden verbirgt, zeigt sie ihm, er athmet die Krankenluft ein: man nimmt seine gegenwärtige Zeit, seine vergangene, sein Leben also, in Anspruch; er soll die umfassendsten kostspieligsten Studien gemacht haben; und einen solchen, der mir des Gefühls der Hülfsbedürftigkeit wegen allein schon so viel sein muß, sollte ich nicht auch mit Anstrengung belohnen wollen? Diese meine Gesinnung äußerte

ich ihm, als er noch Marwitz'ens Arzt war: und ich geſorgt hatte, daß er ihn bezahlte, und er auf die ſchönſte Weiſe dieſe Bezahlung ſeiner wenigen Mühe zu unangemeſſen fand; worüber ich ihn beruhigte. Auch noch nachher, als er anfing mich zu vernachläſſigen, ſchrieb ich ihm dergleichen. Nichts hilft aber bei dem verrückten Eſel! Nun! — zahle ich ihn gar nicht. Er hat die Bedingung des Zahlens nicht erfüllt. Er hat nicht geſagt: „Sie ſind nicht zu heilen"; ſondern das Gegentheil deutlich: und als ich ihm ſchrieb, er ſolle lieber hart als grauſam ſein; und mir mit Eins ſagen, er wolle nicht kommen, ſo müßte ich mich entſchließen, einen anderen Arzt zu nehmen: ſo ſchwur er mir, zu kommen. Nun will ich diesmal nicht die Großmüthige ſein, und mein Geld, welches mir ſehr gefällt — und welches ich ihm eben darum geben wollte — behalten, da es ohnehin, trotz allem Anhalten, wie Spreu verfliegt. Der Arzt iſt ein ziemlich junger, gar nicht unebner Mann, in nichts uneben. Aber ſonderbar! als Auguſte im Juli krank wurde, und ich Ezermak, als den berühmteſten, für ſie wollte, und auch ſchaffte, ließ ſie dieſen kommen: er machte keinen guten Eindruck auf mich, ich konnte ihn nicht leiden; dann kam Marwitz; und dem empfahl man ihn als den vorzüglichſten Wundarzt. Den behandelte er ſehr geſcheit, und in jeder Hinſicht gebildet, und gelehrt, ohne allen Pedantism; rein menſchlich. Marwitz war ſehr von ihm eingenommen, auch perſönlich; und redete mir ihn immer ein. Nun ward ich ſchon ernſtlich krank im September; und Marwitz wollte mir ihn mit Gewalt holen. Ich erzähle aber meine Turpitüte keinem Arzte gerne, weil ich nicht gerne ennuyire; und wenigen traue: ſo ſchleppt' ich mich bis den 6. Dezember: da mußt' ich doch einen nehmen, und nahm den. Er kam bald in drei Wochen nicht; bis es ſehr ernſt wurde: und da bekam ich eine krankhafte Neigung zu ihm, wie mir ſchon in Krankheiten mit Böhm und Grapengießer und Selle geſchah: und nun — iſt's doch wie ich gleich empfand. Aber ich bin ihm doch noch gut. Es muß eine Verwirrung in ihm ſein, die das nicht ausſchließt, was ich in ihm lieben kann. Jedoch beleidigt er mich, ohne im Tollhaus zu ſein: und das ſoll nicht mehr gelitten werden: und wär's eine ganz andere Neigung, der ich in mir ſelbſt weh thun müßte. Verſtehſt Du mich? ich muß mir ſelbſt eine Gränze ſetzen. Ich bin zu ſchlapp in Rüge, und Rache, und Vergeltung. Ezermak kommt nur zu Grafen-

leuten selbst; bei anderen schickt er einen Substituten, den ich kenne und nicht mag. Den ersten besten Arzt kann ich nicht nehmen. Ich muß solche fellows vorher kennen.

Also: wenn Du den 13. Juni nicht hier bist, so reise ich den anderen Morgen, den 14. nach Teplitz: wahrscheinlich nicht Extra, wie ich Dir im letzten Brief schrieb: aber wohl in dem erangenen Wagen. Gott im Himmel! wie ist mir die Reise, der Aufenthalt, jede Bewegung davon, ohne Dich zuwider! Komme nur! Wir wollen alles auf's klügste verabreden. Auf ein Jahr haben wir zu leben: ich habe Dir schon geschrieben, was ich besitze. Ohne meine Krankheit hätte ich nichts von dem Depot angerührt; auch wird es noch ergänzt durch das, was ich bekomme, bis zum September. Ich weiß, daß Du's mir schenktest; aber es für uns zu verwahren, ist meine partie de plaisir. Ich bin nicht von jenen glücklich Gesinnten — mich beherrscht die leidige Zukunft — die eine Zeit lang als Reiche leben, und dann wieder die Segel einziehen können; ich muß eine Gleichmäßigkeit einsehen für die nächsten Jahre, sonst macht mir das Betragen und Genießen wie Einer, der nicht zu sparen braucht, kein Vergnügen; gewährt mir nicht einen Augenblick ruhigen Genuß.

Nur komme!!! Warten, länger warten, tödtet mich. Bedenke, wie lange ich schon warte; und daß mein ganzes Leben, seit ich Dich kenne, nach Dir und auf Dich eingerichtet ist: und, vielleicht wenigstens, eine ganz andere Wendung hätte nehmen können. Was Du bis jetzt thatest, mußtest Du thun: ich mußte damit übereinstimmen; soll aber der Zweck immer ausbleiben und ich in Erwartung gebunden bleiben, so will ich bei Gott! — da es doch geschehen muß — lieber endlich sterben. Und wie war mein Leben, ehe ich Dich kannte? Ein blühendes Herz: nach dem jeder stach, warf; alle Waffen aussandte, alles Harte; ein Herz, welches seine Schönheit, Fülle, Reinheit, Jugend, nicht kannte, und es litt: und keinen Anspruch machte. Nun kann ich nicht mehr. Dies Herz ist krank, und kranken macht es seinen ganzen Menschen: es war zu viel. Gott weiß es. Dies, August, sei meine Antwort, tiefe, wahre Antwort auf Deinen reinen Götter-Liebesbrief. Was Du mir bist, was Du mir sein kannst, weißt Du selbst. Du kennst mich ganz. Wenn Menschen Menschen kennen können. Ueberstieh es nicht, daß mein Leben — wie ich es leben will; die Anerkennung Deiner Liebe und Natur — meine

Antwort auf Deine innigsten, überschwänglichsten Liebesausdrücke und Liebesbezeigungen ist! Ich richte mich ganz nach Deinem Leben; nur muß ich auch mit Dir leben können. Ich verstand Deinen schönen Brief ganz. Kein Wort, keine Stellung desselben fiel neben mein Herz. Ach ich fürchte mich so, daß ich nun wieder zehn, zwölf Tage auf einen Brief warte, und der mich wieder in's Ungewisse hineinschiebt: Du eine neue ungewisse Reise vorhast. Kassandra fürchtet sich, dies niedergeschrieben zu haben. Mir wird immer alles wahr. Der Brief vom König ist mir lieb: dergleichen wird nie ganz ohne ihn verfertigt. Er hat ein unendliches Gedächtniß; und dergleichen liest er auch jetzt.

Freilich lieb' ich unser Land auch wegen seiner Bildung, die man in anderen Winklen Deutschlands recht empfindet. Die urbane Sitte und leichten Gespräche meine ich vorzüglich: den schnellen Umlauf jedes Fortschreitens des Geistes; und die Hülfe dazu, als Bücher, Gesellschaft und dergleichen. Aber Berlins Gegend und ihre Mücken für den Sommer, erdrosselt mir Seele, Körper, Herz, Gefühl, Ahndung, Freude! Alles, alles! Auch fürcht' ich eine fesselnde Anstellung für Dich; die Dich in preußische Geheimrathschaft setzt! Und, bist Du im auswärtigen Departement, Rußland, Portugal, Spanien; ja, sogar England. Wir werden ja sehen; und überlegen. Fehlen kann es Dir nicht ganz: irgendwo kommst Du nun an: und warten können wir ja auch. Gentz hab' ich wieder eine Zeile geschrieben; er antwortet mir nicht. Stägemann ist leichtsinnig; wie alle Menschen etwas, die gut stehen: sei nicht zu geschmeichelt und vertraut gegen ihn; er vergißt Dich doch. Jedoch ist er gut in allen Stücken.

Gegen die Frau von Staël bin ich sehr aufgebracht. Ihrem ersten Bändchen „De l'Allemagne" schickt' ich nur einen gemäßigten Steckbrief nach Mannheim, der dort für Dich liegt, nach. Aber ihr zweites hat mich ganz empört. So insolent muß kein Mensch in sich sein. Wie gelehrt müßte sie sein, um von deutschen Epochen und Schulen zu sprechen: wie genialisch, unschuldig, und sprudlend neu, wenn man ihr nachlassen könnte, es nicht zu sein. Graf Schönburg, ein kluger Sachse, sagte mal zu einer Frau, die es lang nicht verdiente: „Sie mischet sich in alles keck, wie in das Mehl der Mäusedreck." Die blinde Henne! Die unmusikalische, ahndungslose Frau! „Goethe a plus d'imagination, Schiller plus de sentiment!"

Du glaubst, das bringt mich auf? Nein, das Herumrühren in dem Besten mit den blinden groben Händen, ohne alle demüthige, freudige Unschuld: das halbe — für Andere auch noch schädliche — Wissen! Oft schreibt sie kein Französisch: genug von ihr! — Et Lessing, „qui s'attaquait à Voltaire.“ O! nehme doch Lessing in den Gesellschaftsmund nicht!!! Und doch ist es gut, daß sie das Buch schrieb. Aber wie gerecht Napoleon, es zerstampfen zu lassen! Dies war nicht zu billigen: er mußte es vertilgen. Robert schreibt sehr gut drüber; und zuletzt: „Warum hat sie nicht gradezu A. W. Schlegel's Vorlesungen übersetzt? so könnte man das Buch wenigstens deutsch lesen.“ Mit der muß man deutsch sprechen: weiß sie so gut Deutsch, dann spreche sie's auch gegen uns: dann wollen wir mal sehen! Ich kann nicht aufhören. Ich kann auf nichts mehr antworten! Lebe wohl, Du kommst, wir sprechen uns! Empfehle mich Deinem General. Ich umarme Dich! Deine

R. R.

Ich habe Dir nach Mannheim den 3. Mai, den 6., 21., 24. und heute geschrieben. Wenn Du meine Briefe in Mannheim findest: schreibe das über Frau von Staël ab, und schicke es Robert nach Stuttgart mit den kurzen Worten: „Dies schrieb mir Ihre Schwester; Sie müssen's haben und wissen.“ Ich werde ihn präveniren. „Man muß dem Buche schaden, — schrieb er mir — die Deutschen sollen Deutschland nicht daraus kennen lernen.“ Er meint die Vornehmen, die er alle sieht. Nun soll er meinen herben, groben, plumpen Brief auch vorlesen. Du weißt, ob ich eitel, ob ich es hier bin. Aber es muß Gegen-Staël's in Deutschland geben: und es will sich keine finden, da schaufle ich indeß zusammen zu dem Festungswerk, woraus wir feuren wollen und sollen.

Goethe ist in einem Bade zwei Meilen von Weimar; Frau von Grotthuß nannt' es mir auch nicht. Der dritte Theil seines Lebens ist heraus; hier hat man ihn nicht. Adieu, adieu!

An Varnhagen in Paris.

Prag, Dienstag, den 7. Juni 1814.

Ich muß Dir doch heute wieder ein Wort ſchreiben: aber wirklich nur eins; obgleich ich Dir Sonnabend definitiv ſchrieb, ich reiſe den 14. dieſes, ſo weiß ich doch nicht gewiß, ob ich mich werde dazu entſchließen können. Weil mir heute der Hauptmann John, dem ich ſehr traue und glaube, ganz unſchuldig erzählt hat, daß bei Teplitz die Todten gar nicht recht begraben lägen: und ich gar nicht nach Eichwald und der Seite hin gehen ſollte etc. Es läge unendliches Aas dort und Leichname; die Leute, die Ortſchaften wären ſo arm, daß ſie keine Spaten und ſonſt keine Geräthe hätten. Dieſe Furcht vor einem Fieber in der Hitze, bei erſchlafftem Körper von den warmen Bädern, fehlt mir nur noch! — um mich von meinen Krankheiten des Winters zu erholen! Wie geſagt, an der Furcht hab' ich ſchon genug. Kommſt Du alſo nach dem 14. nach Teplitz, und ich bin nicht dort, ſo habe ich mich nach eingezogenen Erkundigungen nicht entſchließen können. In der Poſt ſollſt Du's erfahren können: denn da will ich, wenn ich hin ſollte, meine Ankunft gleich für Dich beſtellen laſſen. Der Unterofficier Führer — ſo iſt ſein Name; und er ſoll mich führen, wenn Du nicht kommſt — wartet. Er muß nach der Poſt. Morgen geht dieſer Brief. Ich waſche mich ſeit fünf Tagen mit warmem Branntwein: danach befinde ich mich leidlicher. Adieu. Deine R. R. Komme!

An Varnhagen.

Prag, Freitag Abend nach 9 Uhr, den 10. Juni 1814.

Dieſen Nachmittag ſchrieb ich erſt dem Poſtmeiſter von Teplitz, mit einer Einlage an Dich, damit er Dich gleich, wenn Du ankommſt hierher ſchicke, und Du mich nicht wo anders glaubſt, weil ich Dir heute vor acht Tagen nach Mannheim — dies iſt mein ſechster Brief dahin — ſchrieb, daß ich den 14. dieſes ſicher von hier abreiſe; welches ich Dir den letzten Dienstag dahin wieder abſchrieb: weil mir Hauptmann John ſagte,

es seien die Menschen und Pferde dort so schlecht begraben, daß man nur nach manchen Seiten, die er mir nannte, spazierengehen kann. Dies machte mich perpler! Einer neuen Krankheit kann ich mich jetzt als Kur nicht aussetzen. Und Dich will ich auch durchaus abwarten: mit Dir kann ich auch Teplitz versuchen: vielleicht weißt Du auch etwas, wenn Du daher kommst. So dacht' ich. Seit gestern bin ich schon in einer ziemlichen Verzweiflung: da ich gehört habe, daß letzten Sonnabend Steffens — von dem Du mir so viel schreibst — hier war, um nach Breslau durchzugehen, und Du schickst mir nichts mit dem! der so geschwind gereist war! Ich fasse mich aber doch nach und nach; und denke: nun ist er grade früher, mit dem General, als Steffens abgereist! und jedes Rumpeln eines Wagens spannt und stört, freut und ärgert mich.

Ich komme um 9 jetzt von Weltmann's nach Hause, und finde Deinen Brief vom 29. Mai! und richtig, das Schicksal ist unermüdet, der General hat Dich dort gelassen!!! Aber das bitte ich Dich! steigre mein Warten, Harren, mein Verzweifeln nicht; und laß Dich durch nichts! in Mannheim, in Baden aufhalten! Aufklären kann sich da für uns nichts. Zu leben haben wir für's erste. Ich sage dies mit Dir: Laß uns zusammen leben, damit der Tod uns nicht einzeln trifft! Alle Menschen sterben ja! Bei Gott, man zweifelt ob man noch lebt. Ich schrieb es neulich Gentz'en. Eben sagt mir mitten im Schreiben Frau von Raimann, der Kaiser Franz soll auch noch dort geblieben sein! Dann kommst Du nie zurück. Heute sagten die Zeitungen, er käme den 13. nach Schönbrunn, den 14. nach Wien. Vergiß meine sehr schlechte Gesundheit nicht, während ablaufenden Sommermonaten muß etwas dafür geschehen. Entweder Teplitz, Baden bei Wien: oder ein Rheinbad: was Du willst, nur hier laß mich nicht sitzen. Ich vergehe! Antworten kann ich gar nicht mehr. Vor Ungeduld: und weil alle meine Briefe als Leichen in Mannheim da liegen. Nein, solch Zögern! Ich füge kein Wort hinzu, Du wirst meinen Zustand in meinen Briefen in Mannheim finden.

Tausend Dank für Lagnac! und all Deine Liebe. Nur heute will meine nicht hervor. Ich bin zu frühstirt. Und auch daß Du immer so vieles eher schreibst, als von Deinem Kommen. Von Josephinen wußt' ich durch Graf Clam seit vorgestern. Auch ich hatte die heftigste Halsentzündung. Kurz, alle Epidemieen, außer dem Nervenfieber. Mir kommt jetzt

das Sterben ſo dumm vor: und das Leben wie ein grauer unſicherer Traum. Es ſterben zu viel Matadors und Bekannte. Mache, im Ernſt, daß unſere Augen ſich ſehen. Lebe wohl! Sage dem General, Du müßteſt gleich fort; meine Geſundheit erfordere es: im Krieg hätte ich Dich mit nichts geſtört, und wir wollten auch wieder kommen, wozu ich mich ihm empfehle. Adieu, adieu! Nur nicht wieder einen Zögerbrief!! R. R. Dein letzter ging dreizehn Tage: jetzt magſt Du doch ſchon kommen, oder in Mannheim ſein! Wenn nur die ewigen Kaiſer reiſten! Millionen Dinge haben wir zu ſprechen. Adieu. Bartholdy die ſchönſten freundſchaftlichſten Dinge, wo Du ihn ſiehſt.

An Rahel.

Baden, Dienstag, den 21. Juni 1814.

Wie fühl' ich mich zerriſſen und gequält, geliebte, theure Rahel, indem ich Deine ſieben Briefe nach Mannheim vor mir, ſchon in vollem Maße erfüllt ſehe, was ich am meiſten fürchtete, was ich mit unſäglichem Schmerze wußte, daß auch Du fürchteteſt! Ein Theil des Sommers iſt ſchon dahin, das Leben flieht, und noch ſind wir nicht beiſammen, es iſt April und Mai dahingegangen, und auch der Juni gehört uns ſchon nicht mehr! Ich muß mit ſorgfältiger Gelaſſenheit meinen Sinn in Schlummer wiegen, um nicht die Gedanken an die Flucht des Lebens zu verfolgen, und in wahnſinniger Anſtrengung über die vergebliche Klage im Nachjagen oder Aufhaltenwollen ganz thöricht zu werden. Es hilft mir nichts, daß ich mich ganz unſchuldig weiß, daß ich keiner Verwirrung die Hand geboten habe, daß ich auf alle Weiſe bemüht geweſen bin, mein Rückkehren zu beſchleunigen: ich fühle außer meiner eigenen Sehnſucht Deine Ungeduld, Dein verzweifelndes Warten, Dein Fruſtrirtſein um einen Theil der Sommerzeit und ihrer ſo unauszuſetzenden Anwendung; und, wie ich ſchon ſagte, wenn ich auch noch ſo unſchuldig daran bin, und nicht anders konnte, doch iſt es mir wie ein laſtender Vorwurf, den ich mir nicht erlaſſen kann, wenn auch Du mir ihn nicht machſt, ich nehme jede Hemmung, wie arm zu ſein, etwas nicht zu können, ja zu ſterben, ſogleich in mein Gewiſſen, und kann mir nicht verzeihen, ihrer nicht Herr zu ſein! Warum ſich aber alles ſo

verzögert hat, will ich Dir jetzt sagen. Ich war von einem früheren Erkältungsfieber ziemlich hergestellt, und lebte der Hoffnung auf die ersehnte Reise entgegen, der General reiste ab, und ließ mich der Geschäfte wegen zurück, worein ich mich noch zu fassen wußte, weil ich doch darin nur einen achttägigen Aufschub sah; wirklich reiste Alexander ab, ich sah mit Freuden auch die Abreise des Königs auf die nächsten Tage festgesetzt, und mich dann von dem längeren Aufenthalt erlöst. Schon nahm ich hin und wieder Abschied, als ich mich eines Nachmittags zu Bette legen mußte, und bald fühlte, daß ich eine heftige Krankheit würde überstehen müssen. Der Gedanke, durch Vernachlässigung meine Krankheit zu verlängern, und dadurch länger von dem einzig ersehnten Ziel mich zu entfernen, machte mich besorgt und ängstlich, und ich ließ gleich den folgenden Tag den Dr. Harbaur zu mir rufen, meine Krankheit entschied sich zu einem Nervenfieber mit heftigen katharrhalischen Zufällen gemischt. Das heftigste Fieber, überfließende unerträgliche Schweiße, Brustschmerz und krampfhafter Husten, entsetzlicher Kopfschmerz, unaufhörliches Nasenbluten und ein Gefühl ersterbender Kräfte quälten mich unausgesetzt in wechselndem Tumult. Ich bekam die stärksten Arzneien, meine außerordentliche Reizbarkeit nöthigte zu öfteren Abwechslungen. So lag ich Tag und Nacht, allein und verlassen, mein Lohnbedienter wurde auch krank, und schickte mir einen fremden Burschen, ich konnte nicht schlafen noch ruhen, ewig wach in verzweiflungsvollem Gefühl meiner Lage, der unseligen Verzögerung, Deines Harrens, des unersetzlichen Verlustes an Zeit. Alles reiste ab, alles war so glücklich, dies Nest zu verlassen, ich war meiner Geschäfte entledigt, und wurde nun so, und für so lange gebannt! Ich verlor allen Glauben an Glück, ich sah nur Unglück, der Gedanke an Dein Harren reizte meine Seele mit tausend Stacheln, und sie lag in noch fieberhafterer Bewegung, als mein Körper. Zur Erholung von dieser Verzweiflung, in der ich mir oft den Tod gewünscht, dienten Stunden der mattesten und ödesten Langeweile, nicht im Stande zu lesen und ohne angenehmes Buch, ohne irgend ein freundliches Menschengesicht oder Zuspruch (der geringste konnte mich ermuntern), in einem dumpfen, verhaßten Zimmer auf dem Hofe, kurz, verlassen und jammervoll ganz und gar. Die Krankheit entschied sich endlich zur Genesung, aber meine unglückliche Stimmung blieb, und der Arzt, der meinen Zustand

einſah, beſſerte ihn dadurch, daß er mich für kräftiger ausgab, als ich war, und als er mit Zuverſicht geäußert hatte, in ſechs Tagen könne ich ſchon reiſen, genas ich zuſehends. Ich verſuchte auszugehen, die innere Reizbarkeit unterſtützte meine ſchwachen Kräfte, und ſo ſchleppte ich mich fünf Tage leichenblaß und elend in der Mittagszeit auf die Boulevards, und zur nah wohnenden Jordis, wo ich mich zu erholen ſuchte, bis das Nahen des Abends mich wieder in meine freudenloſe Einſamkeit trieb, wo ich die Minuten zählte, um daran zu denken, wie auch Du, geliebteſte Rahel, ſie zählen mögſt! Tauſendmal dacht' ich, wenn ich Dich nur ſehen könnte, wenn Du mich beſuchteſt, müßte ich ja auf der Stelle geſund ſein! Als ich ſchon die Höhe der Krankheit überſtanden hatte, beſuchte mich der alte Graf Schlabrendorf, der nichts davon gewußt hatte. Seitdem kam er oft zu mir, und blieb ſtundenlang lehrreich und vertrauenvoll an meinem Bette. Die Jordis hatte mich längſt abgereiſt geglaubt, und war über mein verändertes Erſcheinen erſchrocken, ſie ſchickte mir außerordentlichen Wein, labte mich und tröſtete mich, und bezeigte mir eine gütige und ernſte Theilnahme, die mich um ſo mehr rührte, als ich ihr Inneres ſo angegriffen wußte, daß nur die urſprünglichſte Güte und Menſchlichkeit noch für Fremde mehr als Gleichgültigkeit übrig haben konnte. Sie iſt eine liebe Frau, und wie ich ſcherzend und übermüthig ſie zuerſt geſehen, ſo nahm ich ernſt und demüthig von ihr Abſchied. Alle wollten nicht leiden, daß ich ſchon reiſte, auch die Mendelsſohn nicht, aber keine Gewalt hielt mich einen Augenblick über den feſtgeſetzten Termin! Ich fuhr am 16ten frühmorgens von Paris ab mit tauſend Segenswünſchen über die Erlöſung aus dem unbeſchreiblich ekelhaften, faden, armſeligen und entzauberten Aufenthalt, durch die Bourbons unerträglicher als ehemals durch Bonaparte, wo keine Meinung, Anſicht, Reiz, Würde, Kraft, Richtung, keine Geſellſchaft, überhaupt keine Geſtalt des Lebens in der allgemeinen Ueberſchwemmung von Ereigniſſen übrig geblieben iſt. Meine Reiſe war ziemlich gut, doch hätte ich ſie ohne Bedienten nicht gut machen können, wider Willen mußt' ich auch mich entſchließen, eine Nacht in Epernay und eine in Straßburg zu bleiben, weil ich das unausgeſetzte Fahren nicht aushalten konnte. Noch habe ich Huſten, einen unbezwinglich betäubenden Schnupfen, wenig Kräfte und ſeit drei Wochen nicht die geringſte Eßluſt, aber es wird ſich ſchon alles

geben. Es iſt kein Wunder, daß ich nicht geſund bin, ein Feldzug, wie der letzte war, muß die beſte Geſundheit zu Grunde richten, und ich werde geraume Zeit mich ſehr ſchonen müſſen.

Vorgeſtern kam ich hier in Baden an, aber zu meinem Schrecken, faſt erſtarrt blieb ich ſtehen, hörte ich, daß der General noch in Mannheim ſei; ich ſchrieb ſogleich — die erſten Zeilen, die ich nach meiner Krankheit hervorbrachte, denn Dir noch von Paris zu ſchreiben, war mir auch den letzten Tag nicht möglich, ich konnte weder die Hand noch die Augen brauchen und war gleich wie in Schweiß gebadet — und ſchickte eine Stafette an den General. Heute kömmt von ſeiner Seite ſogleich hier der Major Dreſte an, bringt mir alle Briefe aus Mannheim und vom General folgenden:

„Ihre vortreffliche Feder würde dazu gehören, Ihnen, mein guter, lieber Varnhagen, die Freude zu ſchildern, die ich bei Empfang Ihres Briefes empfand. Mir war ſo bange um Sie, denn ich wußte durch Lachmann's Leperello, daß Sie recht krank wären. Ich hoffe, die gute Gebirgsluft in Baden wird Sie bald ganz herſtellen. — — — Ich bin recht froh, Sie wieder zu haben; denn hätte ich bis künftigen Donnerstag keine Nachricht von Ihnen gehabt, ſo hätte ich den Stallmeiſter Querfurth nach Paris geſendet. Freitag oder Sonnabend gewiß bin ich in Baden, und werde Ihnen die Urſachen meines langen Hierſeins erklären. Ich freue mich ſehr Sie zu umarmen, und Sie meiner treuen Freundſchaft zu verſichern.

Tettenborn."

Heute nun iſt Dienstag, und ich muß nun ſchon bis Sonnabend warten. Sobald der General aber hier iſt, und ich ihn zwei Tage geſehen, reiſe ich gewiß von hier ab, nichts in der Welt ſoll mich dann halten, was irgend in meiner Macht ſteht! Du ſiehſt aus dem Briefe des Generals, daß er mir keinen unfreundlichen Zwang wird anthun wollen. Deine Briefe enthalten glückliche Motive, deren Mittheilung jedes Entgegenſein von ſeiner Seite aufheben wird. Ich reiſe über Würzburg, Bamberg und Eger nach Teplitz, und wenn ich Dich dort nicht finde, nach Prag, in der Zwiſchenzeit werde ich mich wohl ſo viel erholen, daß ich Tag und Nacht reiſen kann, was ich jetzt nicht vermöchte, und ich habe daher den

Troſt, daß ich ein paar Taze meines hieſigen Aufenthalts ſchon auf die Reiſe mit anſchlagen kann.

Was wir beginnen werden, geliebte Rahel, läßt ſich nur mündlich verabreden; iſt es nicht zu ſpät, ſo möchte ich zur langſamen Reiſe an den Rhein einladen, ich kann es mir nicht vergeben, dieſe Wunderzegenden am Rhein und in Schwaben ohne Dich geſehen zu haben! Jedes ſchöne Blatt, ja Welle, wünſch' ich von Rahel's Auge erblickt, jedes Lebendige von ihr erfaßt! Geliebte Rahel, was haſt Du mir alles geſchrieben, ſo herrliche Sachen, ſo innige Liebe, die mein ganzes Herz wie von innen wehender Frühlingshauch in Glück und Freude ſchwellt! Ich kann Dir aber jezt auf nichts antworten, ich muß nur eilen das zu ſagen, was ich grade vor mir habe. Ich kann der Humboldt nichts geſchrieben haben, was ſie von mir entfernte, denn ich hatte nicht die Abſicht dazu, und ſo bin ich doch nicht neu im Schreiben, daß mir das unwillkürlich geſchähe; ich kann mich nicht beſinnen, was ſie meinen mag, es iſt aber gewiß nichts Schlimmes, vielleicht nur ſtechend Reizendes. Ich ſchreibe ihr aber morgen, da ich ſo nah an der Schweiz bin. Auch an Robert ſchreibe ich gleich, und theile ihm, wie Anderen, Deine vortrefflichen Worte über das Buch der Staël mit; wie haſt Du mir aus dem Herzen geſprochen! Ich hatte nur nicht die Tiefe es ſo herauszuſagen. Noch wegen Humboldt, der zum Geſandten in Paris beſtimmt iſt, aber erſt von England zurück, nach dem Wiener Kongreſſe geht, muß ich Dir ſagen, daß ich wohl glaube, es durchſezen zu können, daß ich zu ihm komme. Von dem Staatskanzler, jezt ſchon, wie ich glaube, Fürſten Hardenberg, habe ich nämlich noch vor ſeiner Abreiſe in meiner Krankheit folgendes Schreiben erhalten:

„Wenn ich gleich Ew. Hochwohlgeboren in dieſem Augenblick keinen beſtimmten Wirkungskreis anweiſen kann, ſo iſt es doch meine feſte Abſicht, binnen Kurzem Ihren mir bekannten Wünſchen hierunter zu entſprechen, und Sie bei der nächſten Vacanz oder bei Errichtung einer neuen Geſandtſchaft als Legations-Sekretair anzuſtellen. Ich werde es daher gern ſehen, wenn Sie mir von Zeit zu Zeit über den Ort Ihres Aufenthalts Nachricht geben und mich dadurch in den Stand ſezen wollen, Ihnen auf dem kürzeſten Wege Ihre künftige Beſtimmung bekannt zu machen.

Paris, den 3. Juni 1814. Hardenberg."

Das heißt also schon einigermaßen Fuß gefaßt, und vortheilhaft genug, denn auch mit dem Gelde wird Hardenberg, das hin ich zu glauben berechtigt, nicht kargen. Will ich nun zu Humboldt, so scheint mir das nicht sehr schwierig, besonders wenn ich ihn in Wien sehe. Auf jeden Fall bearbeite ich die Frau zu diesem Plan, der mir aber sonst wenig Wünschenswerthes hat. Erstlich wird es unvermeidlich sein, daß nicht Spannungen in den Verhältnissen entstehen sollten, dann ist Paris jetzt unter den Bourbons entsetzlich, und dann wird mich Humboldt nicht fördern, denn wenn ich die vortrefflichsten Arbeiten mache, und vor Fleiß zu Grunde gehe, wird alles, da man in Humboldt keine Gründe findet, ihm das Geleistete abzusprechen, ewig nur auf seine Rechnung kommen, und man wird kaum erfahren können, ob ich thätig oder geschickt bin, was bei jedem anderen auch noch so talentvollen Gesandten, der nur grade nicht Gelehrter und Schriftsteller ist, bald an den Tag kommen würde. Du weißt, geliebte Rahel, daß es nie mein Fehler war, eine zu günstige Meinung und zu kühnes Vertrauen zu mir selbst zu haben, und daß ich also gewiß nicht aus Dünkel voraussetze, ich werde mich auszeichnen wissen; allein nach allem, was mir begegnet, muß ich glauben, daß ich es schon mit Manchem aufnehmen kann; es zeigt sich mir so viel gute Meinung von mir bei den ersten Leuten, sowohl der Stelle als dem Geiste nach, daß ich doch nothwendig den Grund davon in mir suchen muß, denn eine vorgefaßte Meinung kann jene nicht sein, was sollte dazu Anlaß geben? Hardenberg, Stein, Metternich, auch Humboldt, haben mir immer die Art Ehre erwiesen, die man irgend Fähigkeiten nicht zu versagen pflegt; Wilhelm Schlegel, der sich gewiß etwas darauf einbildet ein so recht berühmter und angesehener Gelehrter zu sein, bezeigte mir, der mit gütiger Lehrerüberlegenheit zufrieden gewesen wäre, ebenfalls sorgfältig eine fast gleichsetzende Schätzung, und nicht bloß solche, sondern auch Andere, die ich am meisten verehre und von denen geehrt zu sein mir das Wünschenswertheste sein muß, fehlen meinem Ehrgeiz nicht. Der alte 65jährige Graf Schlabrendorf hat mir auf diese Weise durch seinen Besuch und sein achtendes Vertrauen eine Ehre erzeigt, auf die ich ganz stolz bin, und die mich mit beschämender Freude erfüllte. Und es bleibt nicht bei dem Inneren, auch im Aeußeren findet sich nothwendig der Widerschein, Schlabrendorf ist von Hardenberg besucht worden und genießt einer

allgemein hohen Verehrung, ist Stein's früher Bekannter, ein günstiges Wort von ihm ist beglaubigte Autorität. Da ich nun solchen Eindruck auf die Menschen mache, und man so günstig für meine Leistungen gestimmt ist, warum sollte ich nicht hoffen dürfen, durch Fleiß, Thätigkeit und benutzende Klugheit nach einigen Jahren höher zu steigen, und eine unabhängigere Existenz als Chargé d'Affaires, oder sonst dergleichen zu gewinnen, zu der ich mich doch wohl passen werde, und die ja für uns das Glücklichste wäre, was die jetzige Welt nach abzusehender Wahrscheinlichkeit, da ein großes Vermögen uns nicht bestimmt scheint, uns bieten kann? Dazu nun glaube ich, wie ich es jetzt beurtheilen kann, eine Anstellung bei Humboldt wenig zweckmäßig, ja vielmehr hinderlich, wenn nicht in seinem Karakter vielleicht Seiten sind, die mein Urtheil umstoßen. Genug, die Frau ist mir gewiß; das Uebrige werden wir besprechen! Auf jeden Fall werde ich dem Staatskanzler, sobald er aus England zurück ist, schreiben, und ihm sagen, daß ich in dem letzten Feldzug so sehr gelitten, daß ich, falls meine Bestimmung mich nordwärts führen sollte, ich nie wieder gesund werden könne, wie denn in der That der Fall ist, ich müsse ihn daher bitten, mich nach Süden zu schicken, oder zu seiner Person zu nehmen. Denn nicht wahr, liebe Rahel, nach Wien, München und überhaupt ganz Deutschland, nach Spanien und Portugal und Italien gehen wir schon? Stägemann, den ich auch zu den mir überaus ehrenden Menschen setzen kann, hat mir gesagt, der Staatskanzler werde mich sehr bald anstellen; er, Stägemann, hatte gewünscht, mich in seine Geschäftsabtheilung zu bekommen, und damit war es ihm wohl Ernst genug, auch mir wäre es nicht unlieb gewesen: ich kenne übrigens meine Leute, und Du hast Recht, liebe Rahel, in dem, was Du wegen dieses Mannes sagst, der mir zwar sehr gut ist, auf den ich mich aber nur nach Maßgabe seiner Bedürfnisse verlasse, es seien nun Geschäfts- oder Gefühls-Bedürfnisse.

Ich muß Dir nun auch meine pekuniaire Lage eröffnen; als der General von Paris abreiste, ließ er mir eine Summe zurück, die hinlänglich gewesen wäre bis nach Prag zu reisen, aber nun ist die durch den längeren Aufenthalt von drei Wochen, durch die Ausgaben der Krankheit, und die durch den König Ludwig bis zur Chicane erhöhte Posttaxe gänzlich dahin, so daß ich nur ein paar Napoleonsd'or übrig habe. Ich muß also

das Geld zur Reise von Tettenborn erst bekommen. Perthes ist mir 50 Louisd'or schuldig, von denen ich aber 20 wieder schuldig geworden, und die anderen 30 kann ich jetzt dem so sehr gedrückten, aber vollkommen sicheren Mann, den ich ungemein verehre, nicht abfordern. Der Wechsel von 40 Louisd'or, den Du kennst, wird nach Ablauf dieses Jahrs mit 80 Louisd'or bezahlt. Eine jährliche Einnahme, deren Betrag immer eine angenehme Beisteuer sein kann, scheint mir, wenn das Unternehmen des Mannes völlig gelingt, ganz sicher. Von der hanseatischen Legion hätte ich eigentlich 600 Thaler zu fordern, ich weiß aber noch nicht in wiefern ich das geltend machen kann, und muß in jedem Fall die Zeit der ersten bedrängten Verlegenheit vorübergehen lassen, ehe ich sie von Hamburg fordere. In diesem Sommer noch, wenn ich nur Einen Monat mit Dir ruhig an einem Orte bin, schreibe ich einen Beitrag zur „Geschichte der letzten Feldzüge", für die mir 40 Louisd'or gewiß sind. Hinter allen diesen Aussichten, deren freilich noch keine ausgemünzt ist, steht überdies als ein gewaltiger Schutz mit ausgebreiteten Flügeln mein General, der dringende Noth nie wird an mich kommen lassen.

Ich denke mit unglaublicher Lust an Arbeit und Fleiß, selbst Paris konnte mir diesen Trieb nicht ganz verführen, und ich war dort nach den Umständen fleißig genug. Sobald meine Schrift über die Feldzüge fertig ist, fang' ich die über Mirabeau an, an der ich auch unter Geschäften werde arbeiten können. Eine Rezension von Goethe's drittem Theil, den ich genesend in Paris noch durchgelesen, aber leider zu schnell, liegt mir schon im Sinn mit vorbereiteten Worten. Theilnahme an Zeitungen und Zeitschriften kann ein belohnender und spielender Zeitvertreib werden. Kurz, wenn ich mich nach allen Seiten rege, und Welt und Menschen thätig fasse, muß es mir schon gelingen, das Leben jeder anderen Sorge zu entwinden, als der, Dir das Leben durch alle Mittel angenehm zu machen.

Ich habe Deine Briefe vom 3., 5., 21., 23. Mai, 3., 7. und 10. Juni; wegen der mir fehlenden werde ich alle Postämter in Bewegung setzen; welch ein schmerzlicher Verdruß!

Auguste Brede ist nicht in Mannheim, wie mir der General sagen läßt; ich weiß nicht ob sie noch in Frankfurt sein mag. Der russische General, von dem Markus Nachricht über mich eingezogen hat, ist ein sehr ausführlicher Lügner, es ist auch kein einziges Wort wahr von allem was er gesagt hat, ich kenne

keinen ſeines Namens, und war nicht verwundet, obwohl ich eine Zeitlang krank auf des Generals Wagen den Truppen nachfuhr, was vielleicht Anlaß geben konnte mich verwundet zu glauben.

O liebe Rahel! wie ſchrecklich muß Deine Krankheit geweſen ſein! ich zittre in meinem innerſten Herzen, wenn ich daran denke, auch da es vorbei iſt. Aber pflege Deiner, liebſte Rahel, geneſe völlig auch von der Gefahr wieder krank zu werden, und bleibe blühend geſund! Ach! daß ich Dir ſchöne Heilwochen durch meine Krankheit entzogen habe! Gewiß ſind Schwefelbäder Dir heilſam, ich traue auch Deinem wunderbar ergreifenden Traum! Aber Du haſt Recht, Teplitz iſt noch zu friſch in Kriegshäßlichkeit getaucht, und noch nicht friedlich genug. Indeß vorläufig könnteſt Du ja doch einige Bäder nehmen. Können wir reiſen, ſo wird Dir das himmliſche Mainthal und dann die göttlichen Rheinufer, auch hier ſind Schwefelbäder mancher Orten, gleich den Bädern heilſam ſein. Nur fürcht' ich wird der Wiener Kongreß mich unvermeidlich dorthin ziehen, denn auch Tettenborn hat dort wichtige Dinge wahrzunehmen. Doch was läßt ſich ſchriftlich in ſolcher Ferne in ſolcher Abhängigkeit berathen? Leb wohl, geliebte, inniggeliebte Rahel! Ich umarme Dich mit zärtlichſter Liebe! Auf baldiges Sehen! Ich fühle Noblen hier unter meinen Fußſohlen, ich ſeufze nach der Landſtraße hinaus! Bald! Bald!

Dein

Varnhagen.

Ich muß darauf verzichten, noch Briefe, außer früher geſchriebene, von Dir zu bekommen; ich muß nun warten bis ich Dich ſehe! Wohlan denn! auf gutes Glück!

Ich bin halb ohnmächtig vom Schreiben, ich bin geſchwätzig geweſen, wie aus krankhafter Reizung!

An Varnhagen.

(In Teplitz auf der Post in Empfang zu nehmen.)

Prag, Donnerstag, den 30. Juni 1814.

Morgens 7 Uhr im Bette.

Lieber Engel, nun bin ich erlöst! Seit gestern Nachmittag halt' ich Deinen Brief aus Baden. Still von allen Emotionen, dem Vergangenen! Hielt' ich Dich, faßt' ich Dich nur erst. Neues Hinderniß und Aufenthalt fürcht' ich. Ach, und von Deiner Gesundheit; Deiner armen Schwäche auch. Wie beschämt war ich gestern gegen Gott! Wie hatte ich mich vergangen. Ach! das sind nur alles gemeine Worte, mit denen man schon Grobes ausgedrückt hat. Es ging hoch in mir her. Gott schickte mir Deinen Brief: mit jedem Augenblick stieg meine Angst physisch grade gestern. Gestern war kein Posttag: und Dein Brief kam. Mündlich — gnädiger Gott, bald! — alles. Ich reise morgen früh; wegen eines gewesenen Ueberschwemmungsregens nur bis Laun, und komme Sonnabend bei Zeiten in Teplitz an; wo mir der Schauspieler Bethmann aus Berlin ein Quartier im goldenen Löwen — wo Du mit Bentheim wohntest — gemiethet hat. Siehe nur gleich — es ist noch leer im Ort — ein Zimmer im selben Hause, Du kennst die Leute, zu haben. Ich machte Bethmann eine Bedingung: mir kein Quartier zwei Treppen hoch zu nehmen, und er hat mir dies im Löwen doch zwei Treppen hoch genommen; länger als die eine Woche behalte ich es deshalb nicht. Dies sag aber den Leuten nicht gleich. Lebe wohl, Gott schütze Dich! und leite Dich sicher. Ich bin dans les horreurs du départ. Adieu, adieu. Deine R. R.

Wir besprechen alles! O! Warten, Erwarten, ist hart. Ich werde Dich gesund pflegen. Adieu!

(Außen auf den Brief geschrieben:)

Sonnabend, den 2. Juli 1814.

Nun bin ich selbst hier. Komme nach dem goldnen Löwen.

An Varnhagen.

(In Laun auf der Poſt abgegeben.)

Laun, Freitag Abend, den 1. Juli 1814.

Lieber Auguſt! ich bin hier, und ſchlafe in der Sonne. Reiſe ja nicht weiter. O! kämeſt Du!

R. R.

An Rahel.

Berlin, Dienstag, den 23. Auguſt 1814.

Geliebteſte Rahel! Geſtern Abend kam ich hier an, nach einer dumpfen, unfreudigen Reiſe, durch die Entfernung von Dir ſelbſt in allen unbewußten Regungen des Gemüths verwundet und geſtört, ich konnte in allem, was zunächſt meinen Sinnen und Gedanken vorſchwebte, nichts Reizendes erblicken! Mein erſter Gang heute war zu Deinem Bruder, er war aber noch nicht aus dem Thiergarten in die Stadt gekommen, und ich ſprach ihn erſt, als ich von Hitzig wieder zu ihm zurückkehrte. Er empfing mich vollkommen gut; meine Eröffnung wegen unſerer näheren Verbindung nahm er als etwas Günſtiges, Willkommenes und mehr Gewünſchtes, als Erwartetes auf; ich ſprach natürlich nur erſt im Allgemeinen davon, da meine Verhältniſſe noch nicht entſchieden ſind, ich ihn aber, als Haupt der Familie nicht ununterrichtet laſſen wollte. Wegen der Taufe wird er, oder auch Hitzig, der ſeinen Schwager Arlaud in Vorſchlag bringt, das Nöthige einleiten und beſorgen. Ich habe ihm von meinen Verhältniſſen Mehreres mitgetheilt, eine große Ausdehnung von Ausſichten mußte ich jedoch, um nicht prahleriſch zu ſcheinen, noch verſchweigen. Mittags aß ich bei ihm, mit der Schwägerin und den Kindern, die zufällig aus dem Thiergarten in die Stadt gekommen waren; Goltz lud mich zum Eſſen nach Lützow ein, ich zog aber vor, bei Deinem Bruder zu eſſen. Der Staatskanzler hatte mich um 1 Uhr beſtellt, ich fand mich zu einer großen Menge von Wartenden ein, wurde aber zuerſt hereingerufen

und sprach den Fürsten sehr ausführlich, er war gütiger, als je; meine Bitte, wegen Anstellung bei seiner Person, will er möglichst berücksichtigen; in Wien soll ich mich einfinden, morgen soll ich nach seinem, aus freien Stücken geschehenen Erbieten ein Schreiben abholen, vermöge dessen er mich als künftigen preußischen Staatsdiener nach Wien beruft. Noch hat der König für Tettenborn den großen rothen Adlerorden nicht bewilligt, der König schätzt aber sehr dessen ausgezeichnete Verdienste, und es wird wohl noch geschehen; meinen Orden pour le mérite erhalte ich gewiß. Jordan und Stägemann traf ich unten im Expeditionszimmer, beide sehr freundschaftlich: ersterer sagte mir, ich würde längst angestellt sein, wenn ich mir es nicht im Norden verbeten hätte, dann sprach er von selbst von der Stelle in Wien, wo aber nur die des zweiten Legationssekretairs mit 800 Rthlr. und freier Station offen sei, die des ersten ist seit vielen Jahren durch den mir wohlbekannten Pivot besetzt, ein alter Eingefleischter, den ich, wie Jordan sagte, zu Tode ärgern müßte, um sogleich in seine Stelle einzurücken, der hat etwa 1600 Rthlr. Als ich mich nachher gegen Stägemann allein über die geringe Summe beklagte, sagte dieser mit eifriger Versicherung: ich solle nur erst einmal angestellt sein, das andere würde sich reichlich finden und ließe sich auf vielerlei Weise machen. Ich fand Jordan sehr gut für mich gestimmt, Stägemann ganz wie den alten; er fuhr zu Beyme's nach Stegelitz, wohin ich auch gern gefahren wäre, es war aber nicht zu machen. Ich habe noch erst so wenig Leute gesehen! Meine Schwester kaum eine halbe Stunde; sie ist sehr unzufrieden mit ihrem Aufenthalte hier, hat keinen ordentlichen Führer, war noch nicht einmal im Theater, das arme Kind! Ich bin sehr angegriffen von dem Gefühl, sie hier selbst in diesen zwei Tagen der Langenweile überlassen zu müssen, aber kann ich und darf ich meine vielfachen Angelegenheiten versäumen? Assing kömmt in einigen Tagen, und begleitet sie wieder nach Hamburg; daß sie ihn heirathen wird, scheint gewiß zu sein. Goltz war ungemein artig, auch mein Manuskript hat er gefunden, und will es mir zustellen; Zichy hat mich auf morgen zum Essen eingeladen, und ging ziemlich mit der Sprache gegen mich heraus, hörte auch mein freies Reden gern an. Heydebreck war nicht zu Hause. Bernhardi und Reimer habe ich gesprochen, beide mußte ich sprechen; Erhard traf ich beim Einsteigen in den Wagen, er hat mich mit seinem

Besuche heute Abend beehrt und Thee bei mir getrunken, ich schreibe diese Zeilen nach seinem Weggehen sehr spät. Morgen Abend hat sich Stägemann ausbedungen.

Mittwoch, den 24. August.

Ich habe mein Schreiben vom Staatskanzler erhalten, es ist nur zum Zeigen, und beruft mich nach Wien; Jordan war sehr verbindlich, mit Stägemann sprach ich sehr lange und gut, er grüßet Dich vorzüglich. Meinen Koffer bei Markus habe ich geplündert, verfüge über das was noch darinnen ist, verschenke etc., die Schärpe kannst Du vielleicht brauchen; den Schlüssel gab ich Markus. Ich fand aber das Schreibkästchen nicht, das muß anderswo sein; ich bitte Dich, nimm die goldenen Schnallen, sowohl Knieschnallen als Schuhschnallen heraus, und bringe sie mir mit, ich muß sonst neue kaufen, und diese sind sehr hübsch und gut. Ich würde bei Rettchen nach dem Schreibkästchen gefragt haben, aber ich weiß mich nicht zu lassen vor Geschäften, Besuchen, und Gedanken. Auch die Sache wegen des Däbel'schen Wechsels habe ich Markus übergeben, damit er ihn mir verschaffe, ich mag und kann nicht zu Mendelsohn's gehen, weil ich mit Joseph verfeindet bin, und der grade hier ist. Abraham wäre mir schon recht.

Liebe Rahel, ich bin wie mit Hunden gehetzt, jede einzelne Sache möchte einen ganz hinnehmen, und ich habe deren mehr als zehn zu besorgen, die alle Güte, Benehmen und Klugheit erfordern. Meine Schwester sah ich heute nur eine Viertelstunde, Assing ist schon gekommen, Chamisso war auch dort. Chamisso hat von Itzenplitz's gehört, ich habe in Teplitz Aufsehen gemacht, als Mann von ausgezeichnetem Geist, mein Ruf wird überhaupt immer bedeutender! O ich bringe es noch weit! Wenn ich will! aber werde ich immer wollen? ich denke an alles weit über Leben und Erde hinweg mit Dir in Teplitz Besprochene inmitten der größten Eitelkeit der Welt!

Meiner Tettenborn'schen Sache in Hamburg ist es sehr günstig, daß auch Preußen gegen den Senat aufgebracht ist. Uebrigens gährt und wegt alles von allen Seiten. Jemand in Mannheim hat die Rheinländer aufgefordert, sich selbst zu konstituiren, Preußen hat des Mannes Verhaftung verlangt; Görres hat Unannehmlichkeiten von den Sachsen erfahren, und ist von der Regierung geschützt worden; Stein hat einen Herrn von

Jasmund, den Würtemberg verhaftet hatte, wieder freigemacht; Arndt verlangt gradezu ein allgemeines Gesetzbuch, allgemeine Volksbewaffnung, freie Stände. Görres' Zeitung lesen am Rhein alle Bauern, sie ist gar nicht mehr zu haben. Adam Müller hat gegen ihn etwas geschrieben, der ist aber verloren, denn Görres wird grob. Und es schlafen noch Fürsten, Staatsmänner, Feldherren? wollen nicht begegnen durch weise und gerechte Verwaltung dem allgemeinen Verlangen? So ist denn Aufstand, Wuth und Gräuel unvermeidlich! Wer kann da halten, wo Gott die Völker in einem brausenden Strome nach ein und derselben Richtung wälzt!

Ich muß morgen noch den halben Tag hier bleiben, denn nach aller Erwägung finde ich es unmöglich, Beyme's nicht zu besuchen, und muß also nach Stegelitz, komme Nachmittags zurück, und fahre nach Hamburg ab. Meine Zeit ist mir schrecklich hier verpfuscht, ich kann Dir nicht einmal schreiben, aber, geliebteste Rahel! ich fühle und denke nur einzig Dich! Erkenne täglich mehr, was Du bist, welch gottgesandtes Trostdasein dem meinigen!

Arlaud kann nicht taufen, es bleibt also Stägemann übrig, der es sogleich thun wird. Ich war heute bei Markus im Thiergarten, wo ich auch Moritz und Erneſtine sah; ich bin und bleibe mit diesen gespannt, sie fragten mich nicht einmal nach Dir. Markus ist ein sehr einsichtsvoller, verständiger Mann, hat viele Ruhe in seiner Ansicht, und liberale Gesinnung und Handlungsweise, auch über die Schwägerin habe ich mich nicht zu beklagen, die beiden Töchter aber sind ungemein regungslos im Aeußern, haben gar nichts für den angenehmen Schein, und weit entfernt, eifrige Neugier und Freude nach der Tante, oder sonst etwas Lebhaftes zu äußern, sitzen sie im schweigenden Trotz da, ohne trotzig zu sein.

Meine Gelder bei Schickler habe ich erhoben. In Hamburg assire ich auch eine beträchtliche Summe ein; meine übrigen Fonds sind in Sicherheit. Schicke mir ja den Dävel'schen Wechsel nach! Beschleunige die Taufe! Aergere Dich um nichts, sorge für uns, und denke an uns, das allein kümmere Dich, geliebteste Rahel! Lebe wohl! Auf baldiges Wiedersehen! Ewig, ewig Dein Varnhagen.

Adreſſire an Friedrich Perthes, Buchhändler in Hamburg.

An Varnhagen in Berlin.

Teplitz, Dienstag, den 23. August 1814.

Morgens 9 Uhr im Bette.

Lieber August, welche Briefe, welche Gedanken ſchreib' ich Dir ſeit vorgeſtern. So lieb hab' ich Dich gewiß noch nicht gehabt, wie jetzt! Alle bewundern meine Ruhe über Deine Abweſenheit, weil ich äußerlich Theil nehme an dem, was ſie angeht, und was ſie wollen; und bedauren mich doch, Offiziere, alle! Hauptmann Strobel, Major von Selby und ſeine Frau, Herr von Sartoris, alle! Aber bei mir iſt Sehnſucht und Verluſt in Angſt übergegangen; wie alle Affekte bei mir an ihrer Gränze. Doch ſei getroſt! Ich bin ruhig, und glaube ja, kann ja glauben, Dich bald zu ſehen. Aergere Dich nur nicht in Hamburg!! Jeden Tritt, wo Du fahren mußt, habe ich immer ausgerechnet. Jetzt gehſt Du bald zum Staatskanzler! dann zu Hitzig, Markus etc. Wenn Du den nur in Berlin trifft! Ich ſehe hier alle Orte, wo wir waren, in lauter Abſchied an: und ach, alles iſt mir plötzlich fremd geworden: ich kenne es nicht mehr: es ſeufzt mich an; ſchickt mich weg, macht ein Geſicht, hatte ein ängſtliches, trauriges. Du haſt ganz etwas Leidenſchaftliches diesmal in meiner Liebe zu Dir in meinem Herzen zurückgelaſſen. Mir iſt es werth und lieb: ich will dies Spannen gerne ertragen. Es iſt die übergroße Zärtlichkeit: das Glück der Ueberzeugung von Deiner. Die Sehnſucht nach dem ruhigen Glück, welches wir genoſſen, wie man reine Himmelsluft einathmet: und erſticken möchte, wenn ſie fehlt, und glauben muß, man habe ſie nicht genug geſchätzt! O! ja! ich habe es wohl geſchätzt, erkannt, gedankt, mich geſchämt vor ſo großem Geſchenk! und weine jetzt, weil ich's nicht faſſe, daß ich ſo Gutes haben ſoll, und ſo unbändig — und doch mit Recht — von Anderem zerriſſen war: es vom Himmel erſchreien wollte. —

Heute gehe ich noch nach dem Schießhauſe, und nehme da von uns Abſchied: wenn ich nur an den Hund dort denke, ſo befällt mein Herz Angſt, daß Du weg biſt. Geſtern war ich mit Woltmann's allein in Mariaſchein. Es gefiel ihnen

äußerſt. Wir ſprachen viel von Dir; er lobte Deine neue Schrift ſehr: und ſieht die ganzen Begebenheiten nun nur wie Du an. Sie bleiben bis morgen über acht Tage. Vorgeſtern aß ich mit der Familie Geldſtäcker im Saal; die Heinſius aß auch dort, war ſehr lieb, bedauerte mich ſehr: nannte Dich „liebes Thierchen", verſprach auf den Ball zu kommen; kam nicht: er war knackſchälig, und leer: ich war müde, und dachte an Dich. Doch ſprach ich: und bei Tiſche ging es an. In der Familie waren große Eiferſuchten. Strebel tanzte mit Johanna; der Mann litt, und war mitunter unleidlich; ſie wogend in Bedachtem und Unbedachtem: beide verher krank davon: dann in die Komödie, wo ich Körner's Toni ſehr ſchlecht fand: um ſo ſchlechter, da in der Geſchichte des Stücks und im Plan dazu ganz die theatraliſche Spannung liegt, die erfordert iſt; und er es mit lauter neuſtem, und abgedroſchenem Autorbombaſt, den er den armen Perſonagen in den Mund legt, verfudelt hat. Möge er ruhen; und uns die Ewigen beſſere, klarere Dichter ſchicken!

Bei mir iſt alles gepackt und in Ordnung, ſeit geſtern Vormittag: morgen früh reiſen wir. Ich mit den dicken Pferden von Geldſtücker, die er mir zurückgeſchickt hat, und von Peterswalde Poſt nahm. Ich bleibe nicht lange in Dresden, und eile das zu beendigen, was mich mit Dir vereinigen ſoll: nämlich, zuſammenbringen, ſchnell! Von Dresden ſchreibe ich Dir wieder. Ach! ich bin eigentlich ſehr in Verlegenheit, ob ich dieſen Brief nicht ſelbſt mit dahin nehmen ſoll? Es iſt ſicherer; und dann denk' ich wieder, wenn aber grade morgen, wenn ich noch unterwegs bin, ſchon die Poſt nach Hamburg ginge, ſo bringt Dich das darum, einen Brief um einen Poſttag früher zu haben. Ich wag' es lieber, und nehm' ihn mit. Die böhmiſchen Poſten ſind zu unſicher: auch erinnre ich mich, die reitende Poſt geht Sonntag Mittag um 2 nach Berlin von dort, und wird doch ſo geſchwind nicht wieder gehen. Kurz, ich nehm' ihn lieber mit.

Nun ſieh' ich auf, ziehe mich an: baden kann ich nicht; gehe zum Poſtmeiſter Rauſcher, zur Heinſius, zu Selby's; und eſſe. Ach, geſtern konnt' ich gar nicht eſſen: ich ſtand immer auf, ging an's Fenſter, im Zimmer umher. Der Gurkenſalat war mir ein Gräuel. Adieu, adieu! Führe Gott uns bald zuſammen. Das Leben ſtieht: und ich bin nicht ſehr ſtark, ich fühl's; zur Pflicht, zum Vernünftigſein wohl: aber nicht zum

Aushalten mehr! Sei nicht besorgt! Ich muß ein wenig hypochondrisch sein: mein Zustand drückt mir Nerven, Herz, und Kreuz. Du wirst mir geschrieben haben: in Dresden lese ich's. Von Allen; von Deiner Schwester, der Stadt, den Geschäften, unseren. Ich habe für Hanne und Fanny Ohrringe gekauft — Du mußt es wissen —, für Ernestinen ein Herz, was aufzumachen ist. Ich habe mir meine Oekonomie schon berechnet. Und es freut mich doch! Einziger, Lieber. Mein Herzenskompan! Mein Freund, den ich immer mehr lieben muß! Sei vergnügt, ärgere Dich nicht. Schreib mir alles von Tettenborn, und allem. Ich lasse mir gleich Hitzig kommen. Lebe wohl! Alle bedauerten Deine Abreise, und die ganze Gesellschaft, die ganze Unterhaltung war gelähmt und auseinander! Mein Triumph! Ein wahres Verhältniß, wahre Freunde werden anerkannt. Adieu. Deine, wie Du es liebst und wünschest

R. R.

Ich drücke Dich fest und lieb an mein Herz!

An Varnhagen in Berlin.

Dresden, den 25. August 1814. 11 Uhr Morgens.
Hôtel de Pologne.

Weg bin ich aus Teplitz! Aus meinem Götterthal!!! — Schmerz, Schmerz! — welches meine Seele beruhigte, heilte. Wo der selige Quell der beweinten Gesundheit ist. Wo ich mit Dir, August, häuslich in Frieden, immer zusammen, ohne Störung, vereint, und vereinigt lebte, Deine Liebe genoß. O! ich weine bitterlich: mit aufgerissenem Herzen! Höre nur. Vorgestern, ehe ich nach den „Schwestern von Prag" ging, und die Heinsius umsonst bis halb 6 erwartet hatte — Weltmann war unpaß — ging ich im größten Zauberwetter mit Dore durch den stillen, in Ruhe beschienenen Himmelsgarten; nach dem Schießhause, um dort von Dir und ihm in meiner großen Betrübniß Abschied zu nehmen. Gott, wie war es da! wie brüllte und heulte ich? Das Herz ging auseinander, und entließ ohne Halt diese Töne. Ich betete, segnete das Thal, betete zu ihm, es soll für mich beten! Solche Ruhe,

solch Glück, solche Heilung in aller Art erleb' ich nicht wieder; nur sieben Wochen sollt' ich sie haben! Höre nur. Bald hätte ich Dir müssen eine Estafette schicken, daß ich nicht aus Teplitz kann; und Du mich, wenn Du kannst, von dort holen mußt. Sonntag war ich gesund: ich nahm mich in Acht wie immer, stehe Montag gesund auf, packe etwas Papiere zusammen, und bekomme Kreuzweh: ich gebe in's Bad, um mich zu soulagiren: nach dem Bade werden sie stärker, gegen Abend noch mehr, und den Abend habe ich solche Steifigkeit und Schmerzen, daß man mich auf und von dem Sessel biegen und mir helfen muß. Ich bin sehr unglücklich-todterschrocken. Dienstag bessert es sich in so weit, daß es nicht schlimmer wird: ich thue und besorge alles, kann aber nicht baden. Esse, weil ich zu Hause nichts essen konnte, bei der Gelda: will da vom Kanapé aufstehen, und dies macht mir unverhofft solch einen Schmerz, daß ich zurück muß und heftig schreie: vom Schreck und Schmerz muß ich nervig weinen: sie mit: ich bleibe angegriffen, wir essen: ich gehe schlafen, und dann nach dem Schießhaus. Ist Dir meine Stimmung dort erklärlich? Der Hund wollte zweimal nicht zu mir kommen: so habe ich auch keinen Abschied von ihm genommen; die Gunst galt ganz Dir. So wandelte ich im Thal umher, pflückte Dir einen wilden Strauß, küßte ihn, und schicke ihn Dir. Geliebter! O! Lieber, sei er Dir ein Zeichen, alles zu thun, damit wir ja bald wieder zusammen seien! Segar krank bin ich immer ohne Dich: mit Dir noch nie! Verzeih meine Niedergeschlagenheit und Schwäche: erst wollt' ich Dich in der Entfernung und in dem verwirrten Dasein und den Geschäften nicht betrüben, auch schrieb ich Montag nichts. Da aber dieser Brief, der schon auf der Teplitzer Post war, nach Erkundigungen doch erst heute gegangen wäre, so ließ ich ihn wiederholen, und nahm ihn selbst mit; und erbrach ihn wieder: ich lege ihm nun den Bran'schen bei, den ich noch gestern Morgen erhielt.

Als ich Dienstag endlich in die Komödie kam, war Goldstücker wieder angekommen, in Eifersucht und den größten Szenen: sein Schwager Zatig war mit: wir aßen zwischen Ohnmachten mit einander. Zatig schlief in Deines Bedienten Remy Zimmer. Die Nacht wurde ich so arg, daß Dore um 12, 1, und noch um 2 herein kommen mußte, mich ein wenig zu rücken, ich konnte es nicht. Gott allein kennt meinen paralytischen Schreck, und die Nervenrevolution! — da war es,

wo ich Dir eine Estafette schicken wollte, daß ich bleiben muß. Ich konnte ja nicht weg! — Nach 2 schlief ich ein: um 5 erwache ich, und kann mich rühren. Gott wollte also nicht, daß ich bleibe: nur meine Unsicherheit und meinen Schreck, meine Angst; und meinen Schmerz und meine regrets des Gehens. Wie Gott will. Amen. Hätte mir dies nicht Sonnabend begegnen können? So wären wir einen Monat, drei Wochen, vierzehn Tage länger geblieben! — Wir reisten also gestern früh um 8 Uhr in drei Wagen, jeder mit zwei Pferden, all unser Gepäck auf einem Packwagen: Zadig und Dore mit mir: manchmal Golda bei mir, und kamen Abends im göttlichsten Mond nach Dresden die Elbe entlang: an Dich dacht' ich. Obgleich Mann und Frau — sie in der höchsten Wahrheit in meiner Gegenwart — auf mich hinein sprachen: ich berichtigte sie, sie versöhnten sich, sind zufrieden jetzt, er versprach monts et merveilles. Und ich fand ihn ganz wie sie ihn mir gleich geschildert hatte. Wir aßen in Peterswalde sehr schön Dresdner Essen mit Champagner; in Pirna Kaffee im Garten des Wirthshauses, wo die schöne Welt war; und Musik: im Zimmer saß eine adliche Familie. Endlich spricht mich die Dame an: es war Frau von Ompteda, die mit ihrem Sohn, Graf Solms-Baruth, seiner Frau, und einem Knaben, da war, aus Schandau kommend, wohin sie dem Sohn entgegen waren: Frau von Ompteda lamentirte wie vor neun Jahren, aber mit mehrerem Recht, und daher mit mehr Haltung und Verzicht. Wir sprachen von Brinckmann, und Allen, aber nicht von Graf Luckner. Oktober kommt sie als hannöversche Gesandtin nach Berlin. Abends waren wir hier ruhig; ich trank Bier: und schlief bis 4 nicht: also von 5 bis 4 wach, dreiundzwanzig Stunden de suite! — hart! Als ich Dir nun schreiben wollte, bekam ich Schmerzen, und war wieder so nervenaffizirt, drum schrieb ich Dir lieber das Ganze, weil ich's doch nicht verbergen konnte: Du weißt, jede Wortstellung trägt meine Gemüthsfarbe. Also verzeih!

Nachmittag fahr' ich mit Golda zu Frau von Gretthuß nach Tharandt. Diesen Brief lasse ich offen bis wir fahren, vielleicht habe ich noch einen von Dir: jetzt schickte ich hin, war keiner. Ich werde hier weg eilen. Sie lassen mich nicht, und tragen mich — weil ihnen wohl wird durch mich — auf Händen, ich bin die prima donna. Aber Dresden ist mein Bleiben nicht unter diesen Umständen. Ich eile. Zadig ist

etwas flußfiebrig: ich weiß also nicht, ob er mit mir nach Berlin wird. Jedoch geh' ich höchstens Montag: ich will Sonntag: schreibe Dir, so oft eine Post geht. Alles liebt Dich hier und in Teplitz; die Heinsius konnte nicht aufhören von Dir Dienstag Vormittag: Woltmann's auch nicht. Die Details mündlich. Er will Deine neue Schrift auch rezensiren: und gewiß gut, denn er liebt sie: Du möchtest Dich nur sputen, daß er sie bekömmt: weil die Litteraturzeitung ihm alles so spät schickt. Ich finde auch es ist besser, je früher eine Rezension in der Litteraturzeitung steht. Nicht wahr? Guste! Lieber. Lebe wohl! Denk an mein Sehnen! Ich treibe alles in Berlin! und sollte ich in die Spree springen, und die Bibel auswendig lernen. „Gieb nur, Gott, großer, erhörungsreicher für mich so oft! daß August nicht nach Frankfurt muß!" Adieu, adieu! In größter Herzensliebe!

R. R.

Aergere Dich nur in Hamburg nicht! Daß Du alles klug machst, und an uns denkst, weiß ich ganz. Du warst um 4 in Dresden, also den anderen Abend um 7 höchstens in Berlin. Adieu, adieu. O! häßliches Schreiben! und wie wart' ich auf einen Brief. Sie grüßen Dich Alle lieblich: ich Dich am besten!

Halb 4 nach Tische.

Ich habe keine Zeit noch Einmal auf die Post zu schicken. Meierowitsch fährt mit, er war krank, und läßt uns eilen wegen der Sonne. Künftig von den Ländern und ihren Religionen, wie sie mir vorkommen. Adieu, adieu. Ich richte mich ganz nach Deinem Brief, wenn ich einen noch bekommen sollte. Diesen muß ich zumachen. Adieu! Lieber, Lieber!

An M. Th. Robert in Berlin.

Dresden, Sonnabend Abend, den 27. Auguſt 1814.

Lieber Bruder, ſo gerne ich es möchte, ſo kann ich doch den Tag meiner Abreiſe von hier nicht beſtimmt feſtſetzen. Nicht das rührende Bitten der Perſonen, mit denen ich hier lebe, daß ich bleiben ſoll, beſtimmt mich; aber ein Höllenregen, der geſtern Dresden in die Elbe zu ſchwemmen drohte: und nun die ganze Erde und Atmoſphäre in Koth und Dunſt getaucht hat; in welchen ich Unglücklichſte mich nicht zu reiſen wagen darf. Was ſoll ich es lange verſchweigen! Sonnabend bekommt Varnhagen einen Brief, daß er reiſen ſoll: Sonntag reiſt er: Mittwoch ſoll ich ihm folgen: Montag früh bind' ich Papiere zuſammen, und fühle Kreuzweh; ich denke vom Packen. Ich ſchweige: ich bade; ſie werden ärger; arg. Ich gehe dabei umher, und aus. Dienstag Nacht werden ſie ſo, daß man mich drehen muß und lenken; ich denke, ich muß in Teplitz bleiben: alles gepackt, arrangirt, gemiethet! — Um 2 entſchlafe ich ſehr krank, will Varnhagen eine Eſtafette ſchicken, daß ich nicht kommen kann. Um 5 erwache ich beſſer, daß ich mich regen kann. Reiſe mit drei Wagen, mit Geldſtücker's und Zadig, ſehr vergnügt im ſchönſten Wetter, mit gutem Eſſen, hierher: bin aber leidend: nämlich ſteif im Kreuz, mit heimlichen Schmerzen wenn ich mich rühre. Von dem Schrecken dabei will ich ſchweigen; und von dem Unglück, daß es mir Montag, und nicht Sonnabend zugekommen iſt. Varnhagen wäre nicht gereiſt: und ich den September noch in Teplitz geblieben. Tadle nicht, daß ich nicht allein dort blieb, alles war arrangirt — auch das, was er Dir ſagte, verabredet, all ſein Reiſen unbeſtimmt, nur unſer Zuſammentreffen bei uns feſt. Nun erwartete ich heute hier einen Brief poste restante von ihm, nach welchem ich den Tag meiner Abreiſe beſtimmt hätte: aber der Poſtſekretair iſt nicht mehr auf der Peſt, und alles Schicken vergeblich: ich kann Dir alſo nur ſagen, ſpäteſtens Mittwoch reiſe ich: weil ich es ſelbſt nicht anders weiß. Meiner Beſorgniß wegen bliebe ich länger und wartete meine völlige Beſſerung und feſtes trockenes Wetter ab, und willfahrte den dringenden Bitten der neuen Freunde. Nämlich der Geldſtücker und eines Herrn Meierewitſch — ein herrlicher Menſch — Moritz kennt ihn. Sei

ruhig: ich bin nicht krank; ich war schon zweimal in Tharandt bei Frau von Gretthuß — Pferde haben wir in Fülle — ich lebe unter lauter Lieferanten! Wie's mit mir ist! —

Oppenheim ist hier; und sagte mir, er habe Varnhagen beim Staatskanzler gesehen, der ihn mit in sein Kabinet nahm. Weiter weiß ich nichts von ihm. Aber wie lieb war mir dies! — Noch habe ich hier nichts gesehen, als die zweimal Tharandt. Das war ich der Gretthuß schuldig. Die Stadt ist ruppiger geworden: die Brühl'sche Terrasse hat durch die Repnin'sche Treppe sehr gewonnen; von der aus man nun, wo man sonst nur von der Terrasse herabsehen konnte, herabgehen kann, und sich dicht vor der Brücke befindet, wo sie von der Alt- zur Neustadt führt. Es macht Repnin Ehre, jetzt gleich zu verbessern, und -schönern. Komme es künftig wie es wolle! — Ueber den gesprengten Bogen der Brücke weinte ich. Ein organisches, mühevolles Werk der Kunst, des Wohlstandes, des Fleißes, und des Friedens zu schänden! bezeugt eine Gräuelzeit; und ist so roh, daß man sich fürchtet, und gespannt wird, ihr so nah zu leben: und sie noch auf den Hacken zu haben! Was mich faßt, spannt mich; und dann muß ich weinen. Auch habe ich vorgestern die Batterie gesehen, von welcher Moreau erschossen wurde, und auch den Ort, wo es geschah, und alle Schlachtfelder. Pfui! Christen! Und sie schmieren wieder so etwas im Kongreß zusammen. — Adieu, adieu. Ich schreibe noch von hier. Wo soll ich vorfahren? Lebt Alle wohl.

Rahel.

Uebermorgen ist italiänische Oper. Die Großfürstin kommt — die Reisende. — Die sehe ich, die Oper; ich weiß nicht welche. — Ich bitte Dich! schicke Varnhagen diesen Brief sogleich nach Hamburg: und auch diese Zeilen hier. Sonst ängstigt er sich. — Die Post nach Berlin — also auch die Hamburger — geht erst Montag. Ich bitte, unter des Buchhändlers Friedrich Perthes Adresse. Donnerstag hab' ich dahin geschrieben.

An Rahel.

Hamburg, Montag, den 29. August 1814.

Erst gestern, am 28sten, kam ich hier in Hamburg an, und war der Post, mit der ich Dir, geliebteste Rahel, gedacht hatte zu schreiben, unterwegs schon begegnet, so sehr hatte mich das unaufhörliche Regenwetter, das mich zwei Nächte hindurch nöthigte, Dach und Fach zu suchen, aufgehalten. Geliebte, einzige Rahel, mein theurer Lebensschatz und mein höchstes Bedingniß alles Glücks Du, theure, geliebte Rahel, wie sehr habe ich mich schon in diesen Tagen, auf der Reise bei jedem Sonnenstrahl und jedem grünen Busch, hier gestern nach aufgeregt durchsprochenen Abendstunden nach der einzigen beruhigenden Nähe gesehnt, dem höheren Einverständniß Deines beglückenden Umgangs gesehnt! Ja, Rahel, ich lebe in Sicherheit und Freude, wenn ich an Dich denke, in Angst und Leerheit, wenn Du mir nicht gegenwärtig bist. Mir ist kein Ort mehr derselbe Ort, alle Vorliebe, Erinnerung und Eigenthümlichkeit, die sonst mich so entschieden anregten, verlieren sich mir in die einzige Rücksicht, ob er Dein Aufenthalt war, ist oder sein kann, das sah ich in Berlin, das fühl' ich jetzt hier in Hamburg, und immer mehr sind' ich mich mit Dir allein auf der Welt, in hoher Einsamkeit im Gewühl! Hamburgs Anblick machte mich doch betroffen, die stundenlange Verheerung aller herrlichen Landhäuser und Gärten, die alle der Erde gleich gemacht sind, machte mich aus tiefster Brust aufseufzen; denke Dir, ich konnte schlechterdings die Gegend nicht erkennen, und erschrak, als ich an den Resten einer steinernen Treppe plötzlich einen ehemaligen wohlbekannten Garten erkannte, in dem kaum ein Stein und abgefägte Baumstämme etwas über den Boden ragten! Ich kam zum Steinthor herein, wo anderen Theils es noch ärger aussehen. In der Stadt sieht man weniger Spuren des großen Unglücks, alles ist im kräftigsten Wiederaufleben, die geringeren Leute finden Arbeit, der Handel hebt sich, und es zeigt sich auf allen Seiten der reiche Einfluß verständiger, geschäftiger und geschäftskundiger Ehrenmänner, deren Hamburg sich so vieler vortrefflichen in seiner Mitte, wie keine andere Stadt rühmen kann. — Wegen meiner Aufträge habe ich heute schon einen entscheidenden Schritt gethan, an den

Senat geschrieben und einen der wichtigsten Senatoren, Senator Bartels, anderthalb Stunden gesprochen, mit ungemessenem Erfolg, so, daß wenn die Sache bei den folgenden Schritten nicht rückgängige Wege nimmt, meine Verhandlung mit Glück und Ruhm zu Stande kommt. Aber die Stimmen sind alle sehr laut gegen Tettenborn, er hat unzählige Feinde, die es alle, mit wenigen Ausnahmen, nicht nothwendig sind, viel Schein ist gegen ihn, und Andere, die sich mit gutem Willen, aber ungeschickt, seiner angenommen, haben alles noch mehr verdorben. Ich sprach sehr gut heute, mit einnehmender Höflichkeit und würdigem Anstand, mit Wärme, und vor allem überredend; auch mein Schreiben war klug abgefaßt; ich hoffe es geht alles gut und schnell! Doch bin ich auch auf alles Widerwärtige gefaßt, und zu den heftigsten Kämpfen bereit. Ich sehe nicht ohne persönliches Ansehen da; den hiesigen Zeitungsschreiber, Legationsrath Stöver, habe ich durch ein vernehmes, doch nicht abschreckendes Billet zu mir beschieden, und ihm Vorwürfe gemacht über die Artikel gegen Preußen, über die gegen Tettenborn aber klüglich noch verspart! Er kam in tiefster Demuth, und schätzte sich glücklich, einen so berühmten Mann kennen zu lernen! Berühmt bin ich auch gewissermaßen, meine Schrift über Hamburg ist in Paris französisch erschienen mit meinem Namen, deutsche Blätter sagen, sie habe dort Aufsehen erregt, das ist also für alle anderen Städte mit. In Dänemark ist mein Name aus Feindschaft sehr bekannt; der General Wegener, Oberstlieutenant Haffner und Konsul Rist wollen mich verklagen, weil eine Stelle darin vorkömmt, die sagt, daß General Tettenborn auf alle Art die dänischen Behörden bearbeitet habe, sie fragen, ob auch gemeint sei mit Geld? und haben dieser Tage dem General Tettenborn geschrieben, er möge erklären, wiefern er die Angaben dieser Schrift überhaupt als richtig anerkenne? Mir ist der ganze Handel nicht unangenehm, ich kann nur durch befriedigende Versicherungen, also nach jener Wunsch und würdig antworten. Erinnerst Du Dich meiner Rüge gegen Niebuhr? Hier erfahre ich, daß er mir öffentlich und sehr ehrenvoll geantwortet. Jetzt kömmt meine fertige Schrift über den Feldzug, dann wahrscheinlich eine neue kleine über die hamburgischen freiwilligen Beiträge heraus, die sehr lebhaft aufgenommen werden wird, da muß mein Name wohl unter die Leute kommen! Oswald hat in seiner wahnsinnigen Frechheit ganze Seiten von meiner

hamburgischen Schrift abdrucken lassen, und durch schändliche Klatschereien, und dummes Geschwätz zu einer Schmähschrift gegen Tettenborn umgearbeitet, was ihm aber schon den Unwillen eines hiesigen Rezensenten zugezogen hat, und ihm noch sehr wird eingetränkt werden! Fürchte nur nichts, liebe, theure Rahel! Du weißt, ob ich besonnen und vorsichtig sein kann, und jemals etwas dieser Art zu bereuen hatte: ich kann Dir versichern, daß mein Gemüth und Geist in freier Höhe bleiben und über all diesem Zeug, und ich die Mißhelligkeiten des Lebens, ohne sie zu fürchten, doch gern vermeide, schon um Deinetwillen, an die ich immer denke, nach der ich auch abwesend im geheimsten Innern alles Handeln und Denken wie gern in mir füge! stets gewiß, das Beste in edler Lauterkeit da zu finden! Aber Du gönnst mir gern die Keckheit, an die das Glück sich heften mag, und die mich im Herabsetzen mancher Menschen, deren eifrigste Theilnahme gleichsam wie durch ein sicheres Mittel erlangen ließ. Uns wird es noch recht gut gehen!

Liebe Rahel, ich kann Dich noch nicht mit gutem Gewissen einladen hierher zu kommen, ich weiß noch nichts über den Gang der Sachen, erst am Donnerstag erhalte ich eine erste Antwort, und muß ich zu scharfem Ernst und Hader übergehen, so könnte der Aufenthalt hier sehr unangenehm werden; ich will aber auf keinen Fall hier lange verweilen: weiß ich erst etwas Genaues von Tettenborn, so werde ich Dir sagen, ob ich Dich in Berlin oder in Frankfurt wiedersehen kann: vor allen Dingen sei bereit, liebe Rahel, und beschleunige Deine Geschäfte, ja, wenn die so schnell abgemacht sein könnten, trete gleich die Reise nach Frankfurt an, wohin Du auf jeden Fall kommen sollst, der Stadt und Menschen wegen, und dann meinetwegen, damit mich nicht Tettenborn etwa zurückzuhalten versucht, wenn er vielleicht dennoch nicht nach Wien reisen wollte! Doch will ich von Dir zuerst die Bestimmungen erfahren, Deine Möglichkeiten und Absichten erfahren, und mich darnach richten! Wenn wir spät reisen, so treffen wir vielleicht auch Tettenborn nicht mehr in Frankfurt denn bei dem, weißt Du, kann jeder Augenblick anderes bringen), aber was schadet's? so machen wir die Reise nach Wien zwar mit großem Umweg, aber auch mit großem Reiz durch die schöneren, unbekannteren Länder! Gleich nach der Hochzeit eine schöne, große Reise zu machen, ist er-

staunlich vernehm! Du weißt doch, Rahel, ich heirathe? wen, darf ich noch nicht sagen; aber schon vor der Hochzeit taufen, das ist zu arg! Eine liebe Friederike wird es sein: ich küsse sie unzähligemal!

Ich muß Dir noch erzählen, daß ich, ehe ich Berlin verließ, zu Beyme's nach Steglitz fuhr, wo ich äußerst gütig aufgenommen wurde, und zu Mittag bleiben mußte. Der Großkanzler ungemein treuherzig und freundschaftlich, die Großkanzlerin nach ihrer Weise von der besten vorgefaßten guten Meinung, die Tochter liebenswürdig sinnvoll, auch fragte sie mich auf äußerst angemessene, theilnehmende und bescheidene Weise nach Dir. Wir haben sehr viel über Staatssachen gesprochen, es waren noch zwei andere Fremde dort, und Professor Buchholz war auch dort. Ich weiß nicht wie ich es zusammenbringen soll, aber Beyme sagte mit seinem, mich immer wieder irremachenden Wesen die kräftigsten, tiefeingesehendsten, richtigsten Dinge, spricht über Kirche und Staat ganz treffend und nach unserem Sinne, über Fichte sehr liebevoll ehrend, über die Königin Luise, die hochgefeierte, mit kecker Unbefangenheit und Einsicht: kurz, liebe Rahel, ich muß mir eingestehen, daß der Mann viel außerordentliche Eigenschaften besitzt, ohne daß ich aber das Ganze schon zu fassen wüßte. Die Großkanzlerin ist eine brave, grade Frau, und ich erwiedere ganz die Zuneigung, die sie zu mir haben könnte. Ueber Adel sprach Beyme trefflich, er soll mit dem Bürgerstande ringen, da würde schon das Rechte herauskommen; etwas Neues würde entstehen, niemand könne sagen was, niemand seinen Willen zum Leiter davon machen. Er gab mir eine Adresse an seinen Bruder, einen hiesigen reichen Holzhändler. Der Besuch bei Beyme kann aber auch noch von ganz besonders wichtigen Folgen für mich sein; ich sagte ihm von meiner wahrscheinlichen Anstellung in Wien, und daß freilich vor der Hand nur die zweite Legationssekretairstelle dort offen sei, da behauptete er nachdrücklich, der erste Legationssekretair Picot, der tauge dort gar nicht, der müsse durchaus fort und sei in allen Rücksichten gar nicht zu brauchen in dieser Anstellung.

Ein Unglück, liebe Rahel, hat mich jedoch hier auch schon betroffen: der Zeitungsschreiber Dävel ist bankrott, und vor der Hand an die Bezahlung des Wechsels nicht zu denken. Ich tröste mich leicht darüber, ganz sicher hatte ich nie darauf gerechnet. Hast Du gute Ausbeute in dem kleinen

Kessler gefunden? Bringe mir ja die Knie- und Schuhschnallen aus dem Schreibkästchen mit!

In Frankreich wird es ja immer unruhiger, in Spanien toller; im Hannöverschen hat die Landwehr, die man nach Brabant schicken und im Frieden mißbrauchen wollte, die Gewehre weggeworfen. Etwas anderer Art ist die Versammlung aller märkischen Superintendenten in Berlin, die sich, durch den zukünftigen Papst Hanstein zusammenberufen und wider alle Polizei berathschlagend versammelt, als Repräsentanten der protestantischen Kirche konstituirt, als solche ein sichtbares Oberhaupt und Repräsentation im Staate verlangt haben! Zwischen die Kerls müßte man ja mit Knüppeln schlagen!

Einige Blätter vom „Rheinischen Merkur" habe ich durchlaufen; es sind herrliche Sachen darin, ungemein lebendige, die Dir jedoch nicht unbedingt gefallen können, weil die Einseitigkeit, die Zeit und Umstände geboten mögen, nur an Ort und Stelle richtig zu befinden ist. Schreibe mir, geliebte, theuerste Rahel! Behalte mich um Gotteswillen recht lieb, ich Dich über alle Beschreibung! Grüße alle uns Guten!

Ewig Dein

Varnhagen.

Adr. an Friedrich Perthes, das ist genug.

Nachschrift vom 30. August 1814. Dienstags.

Ich füge noch einige Zeilen heute vor Abgang der Post hinzu, um Dir zu sagen, daß ich Dich unaussprechlich liebe, einzige, geliebte Freundin, daß ich Deiner mit allertiefster Inbrunst täglich und stündlich, jeden Augenblick gedenke! Nichts gönne ich mir, kein Gespräch, keinen Anblick, keinen heiteren Gedanken, wenn ich so gegen einen anderen Menschen gestimmt sein könnte, so müßte ich als der schlechteste Kerl unter der Sonne dastehen! Ich will nichts anderes für mich in der Welt, als Dein Freund sein, Dir das Gefühl erregen, daß Du einen Freund habest! Für diesen Freund aber ist mir nichts zu gering, ihm ist alles Beste und Herrlichste nicht ungebührend, keine Ehre, kein Ruhm, kein Reichthum je zu groß! Ich bin so unendlich ruhig, gelassen und zufrieden in mir, ich bin außerordentlich glücklich durch Dich! Bleibe mir gut! —

Ich habe an Beltmann's geſchrieben, ſehr liebreich für ihn und ſeine Frau; unſere baldige Verbindung habe ich ſie wiſſen laſſen.

Tärel's Zeitung iſt bankrott; er wird aber in der Folge beſtens zahlen können, da ſein Privilegium viel werth iſt, und er die Sache noch gar nicht aufgiebt. Ich muß daher geduldig warten. Nimm aber den Wechſel aus Beer's Händen zurück, damit wir ihn in der Folge immer zur Hand und bei uns haben.

Niebuhr's Antwort auf meine Rüge gegen ſeine ungeſchlachte Lobrede der Preußen (die alſo doch von ihm, und nicht, wie Du aus Schonung glaubteſt, von Arnim iſt) ſteht mit meiner Rüge in Nr. 10 des „Preußiſchen Korreſpondenten" von dieſem Jahr. Sie iſt ſehr ehrenvoll für mich perſönlich, aber der Anſicht nach noch empörender und anſchauungsloſer, als das Frühere.

Viele Grüße an Markus, die Schwägerin, und Hanne und Fanny! Lebe wohl, geliebte, einzige Rahel!

Ewig Dein

Varnhagen.

Wann kannſt Du reiſen? dann läßt ſich das Wohin beſſer beſtimmen! Meinſt Du, daß ich hier ſo lange zögern kann, bis der General von Frankfurt abgereiſt und nach Wien vorausgeeilt iſt, wo ich dann vollkommen frei Dich in Berlin abholen könnte? Sage! — Daß es hier theuer iſt, ei nun, das wäre nun ſchon diesmal ſo hinzunehmen! —

Adieu, geliebte Rahel, adieu!

An Varnhagen in Hamburg.

Dresden, Montag, den 29. Auguſt 1814.

Dreiviertel auf 11 Uhr. Mad. Heinſius erwartend.

Iſt es nicht ſehr ärgerlich, Auguſt? — und ich bin es auch, und kann es gar nicht verbergen, daß ich weder mit der vorgeſtrigen reitenden Poſt, noch heute — mit einer fahrenden (die mich allein noch hinhielt, und geſtern Abend ankommen mußte, aber nicht kam, und nun erſt heute Abend kommen ſoll!!!)

— einen Brief von Dir habe! Dies ist nur mein Schicksal. Ich bitte Dich um Gotteswillen, was hast Du, der sonst immer so exakt ist, gemacht! — Dienstag warst Du in Berlin, wo Dich Oppenheim beim Staatskanzler sah, als Du mit dem Major Graf Kalckreuth sprachst! Hätte mir Oppenheim das nicht zum Glück erzählt, müßte ich mich todt ängstigen. Hättest Du meinen Brief nur an Meierowitsch geschickt, wie ich sagte: solchen poste restante lassen sie liegen, die Postleute. Ich habe Dir Donnerstag richtig nach Hamburg geschrieben: alles Liebe und Gute: alles was ich wußte und konnte. Gestern schrieb ich Markus durch L'Argentchen's, die heute ankommen, mit dem strengen Befehl, daß er Dir auch diesen Brief nach Hamburg unter Perthes Adresse schickt. Daraus Du alles sehen wirst, wie es mir geht. Ich war rheumatisch krank vor meiner Abreise aus Teplitz; und auch hier: wo eine Sündfluth eingetreten ist: deren Abtrocknen ich erst abwarten will, und meine völlige Besserung, und bis jetzt Deine ersten Briefe. Nun kommt gar die verspätete liebe fahrende Post erst diesen Abend, wenn dieser Brief längst weg ist: denn er muß um 4 Uhr hin. Sei nicht besorgt um meine Gesundheit: ich gehe Vor- und Nachmittag aus: nur vorgestern blieben wir zu Hause; ich räuchere mich mit Bernstein, welches mir hilft: ein Bad bekam mir schlecht. Zweimal waren wir bei der Grotthuß in Tharandt — sie wie immer: und hat die Kopie von Goethe; ich aber meinen Brief, an sie! — nämlich Donnerstag und Freitag; Sonnabend zu Hause: gestern in der lieben Kirche, auf der Terrasse: Nachmittag im Großen Garten; im Link'schen Bade, und in dessen Schauspiel: die Oper „Joseph in Egypten", ziemlich gut. Die Großfürstin ist seit gestern hier, mit Illuminationen etc. Morgen ist italiänische Oper. Auf dem Weg nach dem Großen Garten begegneten wir Sarteris auf seiner Wurst. Er stieg bei uns ein, und machte gleich alles mit. Viel Menschen allenthalben: Staat und Putz: das Ganze ruppig, wie alles nach dem Krieg. Auch schäme ich mich gegen die Sachsen, mit der preußischen Rekarde: weil wir ihnen das Land nehmen werden.

Sei nur nicht ungehalten, Gustelinchen, daß ich Dir nicht ein zärtliches Wort schreibe! Ich bin zu nervenzittrig von Aerger keine Nachricht zu haben. Nun sitz' ich hier: wie voriges Jahr! Was will das Schicksal von mir? Von Berlin nach Dresden soll auch kein Brief gehen? Des Teufels Arju-

tant ist fleißig! Die dumme Reise, ganz in der Quer, nach Frankfurt jetzt ärgert mich auch! Drum bleib' ich auch nun nach meiner Bequemlichkeit einige Tage länger hier. Entweder ich reise Mittwoch oder Freitag. Es wird sich doch bei Dir so zögern und drehen, daß wir nicht zusammen reisen; was soll ich mich noch so zu Berlin, das ich für diesen Aufenthalt diesmal verabscheue, eilen! Sei nur nicht böse! es klingt wieder so, als hielt ich Dich für unabhängig; nein, nein! wir haben es wohlüberlegt, und konnten es nicht anders machen. Aber warum kommt die dumme Post nicht? und mit der ersten kein Brief? Räthsel. In diesem Brief bin ich fünfmal schon gestört. Erstlich von Meierewitsch, den ich sehr liebe: mündlich die Auseinandersetzung; zweitens von Raterff, Sara Lemos ihrem Mann (Mann, giebt's etwas Gemeineres? Gemahl!); dann dreimal von den Kindern, und ob ich mit die Kunstkammer sehen will: nein, schrie ich. (Kunstkammer!! ich will keine Nuß mit einem Kriegsschiff drin, sehen; dies sag' ich Dir.) Ich versäume in Berlin nichts: ich hoffe, Du hast mit Hitzig gesprochen: sonst hab' ich dort eigentlich nichts zu thun: und werde lange genug chambre garni im Ungewissen sitzen. Auch muß ich hier meine völlige Genesung besorgen und abwarten: es ist kein Scherz; man mußte mich schon wieder vom Stuhl und Bette aufbringen: ich konnte es nicht. Gehen konnte ich, aber krumm: nun fühle ich nur noch, daß ich's gehabt habe: muß mich aber äußerst hüten. Ich sehe ja nun, daß es eine Krankheit ist, und ich nicht geheilt bin: sondern nur sensagirt.

Meierewitsch giebt mir coute qu'il coute einen Begleiter mit. Er ist hier mein Bentheim; und ein sehr innerlich herzfluger Mensch. Ich werde mich sehr in Acht nehmen, darauf verlasse Dich. Erstlich, fürchte ich mich bis zu Nervenanfällen! und dann sollst Du mich reh-gesund finden! schon gestern lief ich wie ein solch gehörntes. Als wir mit tausend anderen Kutschen aus dem Link'schen Bade fuhren, saß ich in Geldstücker's Wagen, mit ihr, Meierewitsch und Sartoris; der Kutscher — der schon abgeschafft ist — war betrunken; jagte zweimal auf Schanzen hinauf — Meierewitsch dirigirte ihn aus dem Wagen; fluchte, drohte, redete zu —, er fährt uns auf einen Wagen, auf Menschen; es läuft se ab: endlich will er mit dem des Polizeipräsidenten zugleich in's Thor, wo nur ein Wagen durch kann, stößt den an, der jagt durch, wir fahren in die Höhe. Jesus! denke ich, laß uns herabkommen:

wir kamen schief, mit einem gräßlichen Schlag, aber unbeschädigt herab. Tausend Menschen und Wagen stehen, und wollen helfen, und müssen halten. „Macht auf!“ schreie ich nur: niemand thut's; endlich doch. Ich heraus: hinter die Schildwache, rufe Dore aus Meierowitsch Wagen, laufe mit der in Karriere nach Hause: denn Meierowitsch warf den Kutscher vom Bock, haute ihn — das Wahre für mich!! — und schrie, ihn arretiren zu lassen. Er versichert noch, und alle Männer, — daß Du nur nicht denkst, meine Furcht sieht in's Kolossale, — daß es ein Wunder, ein bloßes Wunder ist, daß wir nicht Frikassé. Du hättest dem Vorgang nur beiwohnen sollen! Gott dankte ich, daß Du nicht da warst! Wegen den Morden! Der Kutscher war auch etwas unschuldig; er hatte getrunken, und sie machten ihn — die Gelda und Meierowitsch — konfus. Als ich aus dem Bade fuhr, und er jagte, fürchteten sich die Anderen und redeten immer in ihn hinein, und ich nicht; aber ich betete: weil ich auf diesem Wege mit Marwitz — auch aus der Komödie kommend — so arg gefallen war, daß ich den Tag nachher zu Hause bleiben mußte: das fiel mir ein, und da wußte ich, es würde etwas geschehen. Drum wollte ich nach meinem erhörten Gebete mich auch in keinen anderen Wagen setzen. Eine betrunkene Schildwache wollte zu uns springen; wir liefen; in der Allee, die zu der Eisbude führt; mit einemmale faßt mich Einer beim Arm, und ich schreie auf. Es ist der arme Meierowitsch, der Alle, Wagen und Menschen, im Stich gelassen hat; und mich gesucht hatte: er ist halb ohnmächtig vor Angst darum; drückt mir nur immer den Arm, und ich muß ihn führen und trösten. So kommen wir auf die breite Sternbrücke, — nämlich die Prager Berge fehlen, und der breite Himmel ruht sternenreich und schützend über ihr! — Die Paläste jenseits erleuchtet: herrlich: und ziemlich still: ich amüsirte mich göttlich mit dem belebenden Gang am Arme des lieben, alles fühlenden Menschen, die vergnügte Dore am anderen, in der erquickenden reinen Elbluft; der scheuslichen Gefahr, und dem [illegible]en Ennui entronnen. Wo warst Du da? Ich wollte es ausrechnen. (Nun waren wieder Sartoris, die Gelda, der Mann, Zadig, und Häring und Gurken, die ich aß, hier.)

Nun muß ich noch Markus ein Wort schreiben, mich völlig anziehen: die Anderen abholen von der Terrasse, und bei Meierowitsch diniren. Diniren! Schrecklich. Was machst

aber Du? Bist Du mir noch gut? O! wie sehr muß ich von Dir eingenommen sein, wenn ich Andere gut finde und liebe! Das sehe ich wieder bei Meierowitsch! Er versteht Schweres leicht: weil er selbst etwas in sich trägt: aber über was bist Du alles weg, wie rein leb' ich mit Dir? Lieber, theurer August. Aengstige, ärgere Dich nur über nichts: und mache es nach Gutdünken; dann wird es gut. — Goldstücker ist wirklich sehr witzig, und oft angenehm; Zadig unpaß, und mir lieb; mit dem folge ich den Anderen nach. Die Kinder, besonders Johanna, lieben mich sehr: keiner will mich weglassen: alle flehen; Meierowitsch mit Thränen, bewegt, er will alles thun, achtet niemanden so! Denke nicht, daß er mich — qu'il m'aime d'amour. Ganz anders ist es: mündlich. Er fühlt Ruhe von Qual bei mir. Ich bin der Hausdoktor; und habe meine Studien in meinem eignen Lazareth gemacht. Kurz, was mir Vergnügen macht, ist, daß ich sehe, daß das Menschlichste siegt, und Einer wie ich bin mit vielen Menschen leben kann: und den Besten hilft. Adieu, Lieber: schreibe mir nach Hause unter Markus' Adresse. Lebe wohl, künftig mehr. Deine R. R. Alle grüßen hunderttausendmal. Heute kommen Strebel, Unschuld's Philippine, Kuerr. —

An Varnhagen in Hamburg.

Dresden, Mittwoch, den 31. August 1814.

Natürlich kann ich aus Agitation gar nicht schreiben, und das nicht Besorgniß noch Angst, sondern der lichte, klare, reine Aerger. Gewiß hast Du das Deinige gethan, und mir hierher, wie verabredet war, geschrieben: aber ich habe auch mit der Post, die gestern Abend kam und heute ausgegeben wurde, keinen Brief; das ist wieder dem Teufel sein Adjutant, der mir das so fleißig bereitet; ich habe mich nun entschlossen, übermorgen von hier abzureisen: ich weiß nicht, ob ich mit einem oder mit zwei Nachtlagern abkommen werde. Bis Eilsterwerda giebt mir Goldstücker seine Pferde; ich werde sehen. Bis heute blieb ich, um meine rheumatische Anlage — die es auch thut — vergehen zu lassen: einen Anfall von Unwohlsein,' das Dore hatte, hier und nicht unterwegs zu haben: und hauptsächlich, die heutige Briefausgabe zu erleben. Vergeblich! Nun will ich

mich um einen Tag nicht übereilen: und habe das Glück, morgen eine italiänische Oper zu hören; die Krone für mich von dem, was man Vergnügungen nennen kann. Tausend kleine Umstände, die alle nicht für einen Brief sind, die ich Dir aber, mein einziger, geehrter, geschätzter Freund, mündlich erzählen werde, halten mich auch den einen Tag noch auf. Der Kaiser Alexander soll ja erst den 25. Oktober nach Berlin kommen: so hat ja alles noch Zeit. Sage, um Gottes willen, warum habe ich wohl keinen Brief von Dir? Hättest Du nur mir gefolgt, und unter Meierowitsch Adresse geschrieben! und glaubtest Du mich schon in Berlin, zwei verlorene Zeilen hierher! Wie oft machte ich es so!

Alexander Lippe ist nicht hier: sein Bruder aber kam statt seiner: und behandelt mich mit der größten Verliebe und Ehrfurcht; und möchte mir alle seine Zeit widmen. Dies spricht sehr für diese Familie: und stellt sie auf eine andere Stufe, als wo die unseres gebliebenen Alexanders [Marwitz] steht. Er sprach auch viel von Dir, und mit höchster Achtung, und grüßt Dich. Ich empfahl ihm Thibaut: er las ihn gleich, weil er ihn unter seinen Broschüren hatte; Kohlrausch will er sich schaffen. Alexander Lippe ist seit dem 14. nach Pyrmont: er leidet. Heute gedenk' ich nach Tharandt, Abschied von der Grotta zu nehmen. Man kann nur in diesem Hause nichts zu Paaren treiben: Meierowitsch muß mich aber hinschaffen. Die Eifersucht, die Konfusion, die Lügen: eklen mich bis zum Erstarren: ich bin erschrocken, daß es so etwas giebt, und man in solcher Sänerei die Namen und Worte gebraucht, die bei uns die Zeichen des reinsten Lebens sind: ich schäme mich, dergleichen zu hören, und fühle mich wie beschmutzt: und kann dem Allmächtigen gar nicht genug mit erhabenem und reinem Herzen danken — ich meine, mein Herz ist hier gar nicht erhaben und rein genug zum Dank; zu diesem Danke! Lieber! — für das Glück Deines Besitzes, Dich gefunden zu haben; nur wissen kann ich es! O! August! welch einen Glücksfall. Solch einen Freund, dem man alles sagen, alles zeigen kann. Dies war mein Ideal. Du besitzest es auch. Im hohen Grade bei mir. Dies ist meine ganze Schönheit, muß sie vorstellen. Adieu, Theurer, Lieber! Ich umarme Dich mit dem zärtlichsten, erkennendsten Herzen. R. R.

Ich will ein wenig nach der Galerie, wo Graf Lippe hin-

kommt: um 2 muß der Brief schon fort. Die Großfürstin ist heute in Tharandt. Adieu, adieu!

An Rahel.

Hamburg, Freitag, den 2. September 1814.

Geliebteste Rahel! Gestern erhielt ich durch Markus Deinen Brief an ihn, den er mir mit einigen Zeilen begleitet hat; vor zwei Tagen bekam ich Deinen ersehnten ersten Brief aus Teplitz und Dresden! Kaum aus dem geliebten Zauberkreis, den Deine Nähe um mich schloß, in die wüste Ferne zu unruhigem Unmuth hinausgerissen, sehe ich mich doch gleich wieder erreicht durch die innigste Liebe, und Herz und Sinn von dem glücklichsten Leben berührt! O wie schwer drückt mich nun die Schuld, Dir nicht nach Dresden geschrieben zu haben, da ich nun sehe, daß Du lange genug dort verweiltest, um durch meinen Brief noch getroffen zu werden! Wir hatten klug berechnet, daß er zu spät kommen würde, und nun hast Du Arme vergebens geharrt, und wohl kaum der Unordnung der Posten verzeihen wollen, was Du nicht wußtest mir verzeihen zu müssen! Doch schrieb ich, aber ließ den Brief in Berlin, wo er nun wohl schon längst in Deinen Händen ist. Liebe, liebe Rahel, wie hat es mich erschreckt und niedergeschlagen, Dich unmittelbar nach meiner Abreise von einem so heftigen Krankheitsanfall betroffen zu hören! Muß ich denn immer fehlen, wenn grade mehr als sonst Liebes und Gutes zu erzeigen ist! Aber wie froh bin ich auch hinwiederum, daß der Anfall vorüber, und Dein Wohlsein wieder hergestellt ist; o liebe Rahel, wenn meine Anwesenheit so das Uebel von Dir entfernt hält, so laß uns doch niemals eine solche Trennung zugeben! Ich dachte, Du allein leist mir Gesundheit, Kraft und Fülle: ist es nun der Ueberfluß guter Natur, die Du mir zu reichlichem Wucher gegeben, der aus mir auf Dich zurückwirkt? Rahel, wie frischlebendig, wie springquellenartig entfaltet sich mir wieder Dein letzter Brief vor den frendigen Augen: es ist als ob ich Natur entstehen, nicht bloß die entstandene, sähe, mit Feld und Wald, Bad und Fels, und Dein lieber wilder Strauß vom Terplitzer Berge scheint mir in Deinem Briefe selbst gewachsen! Ich küsse ihn wieder, wie Du

ihn geküßt! Daß Du mich so liebst, ja etwas Leidenschaftliches in Deiner Zuneigung zu mir erweckt fühlst, ist das Einzige, was ich mit unaussprechlicher Freude, aber beschämt und träumend in dieser Natur als glückliche Verzauberung empfange! Möcht' ich sie nie aufgeben müssen!

Ich hoffe, mein Geschäft hier soll in seinem glücklichen Fortgange mich bald und früher freilassen, als ich dachte. Gestern ist der Verbrecher auf mein schriftliches Ansuchen bei dem Senat, durch diesen auf's neue in gefängliche Haft gebracht, und der Prozeß wieder erneuert worden, er soll nun, dem Versprechen des Senator Bartels zufolge, mit Nachdruck betrieben werden. Daß die Sache so weit gebracht worden, ist ein Meisterstück von mir. Ich hatte alles auf das Richtigste eingesehen und genommen, und die kleinste Aenderung in meinem Thun und Lassen hätte alles vereitelt. Kaum war der Streich geschehen und gelungen, so zeigte sich auch schon, aber zu spät, die im Hintergrunde dem Verbrecher erhaltene Begünstigung, sie war nicht keck genug, das Geschehene durch Gewalt ungeschehen zu machen, und wäre keck genug gewesen, das Geschehen selbst möglichst zu hindern: ich war aber auf der einen Linie schnell und grade fortgegangen, und hatte in der Stille mein Ziel schon erreicht, ehe jemand mich nur auf dem Wege wußte. Der Senat ist jetzt lebhaft für den General und mich in dieser Sache eingenommen, und muß sie als die seine betrachten, die er sich nach solchem Schritte nicht wieder entreißen lassen darf. Das ist ganz mein Werk, denn der General war hier allen Theilen so verhaßt, daß grade die Mischung von drohendem Ernst und einnehmender Freundlichkeit, die sich in mir möglich zeigte, dazu gehörte, um ihn mit Ansehen und Versöhnung wieder einzuführen. Wenn sich nichts Neues ereignet, das unerwartet meine Bemühungen wieder vereitelt und neuem Reiz unterwirft, so ist meine Sendung durch den vollständigsten Erfolg gekrönt. Eine Zeitlang muß ich aber noch hier bleiben, sowohl um bei dem Gericht mancherlei Auskunft zu geben, und Briefe von Frankfurt abzuwarten, als auch um eine kleine Schrift abzufassen, die denn doch über diese Angelegenheit im Druck erscheinen muß. Ich wünsche übrigens meinen Aufenthalt hier aus allen Gründen so wenig als möglich zu verlängern, ich habe außer dem Perthes'schen Buchladen und meinem Zimmer kein einziges Vergnügen hier, und sollte ich einen Augenblick nichts zu arbeiten haben, so müßte ich davonlaufen,

doch hat das bis jetzt keine Noth! Sodann ist es auch rasend theuer, und ich wünsche mit dem Gelde hauszuhalten. Du meinst also auch, ich soll mit Dir von Berlin aus nach Frankfurt reisen, wenn dahin überhaupt! Ich hoffe, es wird kein unausweichliches Hinderniß dagegen sein, im äußersten Falle sind wir ja beide frei und unabhängig. Wenn nur Dein Geschäft in Berlin sich nicht in die Länge zieht! Bleibe nur auch hübsch gesund und wohl! Liebe, liebe Rahel! — Wie freut es mich um Deinetwillen, daß ich eine gute Erinnerung in den Menschen zurückließ, um Deinetwillen möcht' ich liebenswürdig sein! Sei versichert, daß ich Dich in meinem Innern beständig gegenwärtig habe, und Du zu meinem Betragen immer den Vorsitz führst, wenn auch meine Eigenschaften als Beisitzer manchmal etwas laut werden! Folgen muß ich meinem eigenen Wesen und Triebe, wenn mir mein Thun nicht verfagen, aber bedingen muß ich mich durch Deine Liebe, Güte und Weisheit, wenn es mir gedeihen soll. Ich finde auch hier, daß man mir allgemein gut ist, und es scheint dazu sogar förderlich, daß ich hin und wieder etwas gut zu machen habe.

Ich schicke Dir beiliegend einen Artikel aus der heutigen Zeitung über Preußen, man muß recht herumbringen, daß ich ihn abgefaßt habe, er wird mir große Gunst gewinnen, besonders da man neulich über einen entgegengesetzten Artikel in dieser Zeitung beim Fürsten Staatskanzler so aufgebracht war. Auch die Anzeige meiner Schrift ist von mir; in dieser Art muß ich noch außerordentlich thätig sein. — Daß ich an Woltmann schon geschrieben habe, ist mir nun doppelt lieb, nach dem, was Du mir in Deinem Briefe von ihnen sagst! Apropos, hast Du denn schon an Gentz geschrieben? Ich schrieb gestern in einem noch unvollendeten Briefe an Schlabrendorf: „Gentz meint Wunder wie vornehm über die Bedürfnisse und Ansprüche der Gemüther und der Geister wegsehen zu können, wenn er sich von der Wichtigkeit der Fragen durchdrungen fühlt, welche in den äußerlichsten Verhältnissen ministerieller Politik zu lösen sind.“ Man müßte das Gentz'en mittheilen, als hätte es ein deutscher Minister in Wien an Stein nach Frankfurt geschrieben; es würde ihm schmeicheln und ihn doch durch ängstliche Unruhe strafen! Perthes, dem ich meine neue Schrift vorgelesen, findet dieselbe ungemein lebendig, und meint, ich würde als der Einzige damit dastehen, niemand sonst würde mir den Preis streitig machen, auch Steffens nicht. Ich erwarte

mit Ungeduld Briefe von Cotta und von Büchler, um zu sehen, ob sie einer von ihnen verlegen will; von hier aus kann ich keine neuen Schritte thun, weil ich, ehe ich Antwort bekomme, selbst in Leipzig oder in Frankfurt sein, und die Sache persönlich verhandeln kann. Meine hamburgische Schrift, die immer mehr Aufsehen macht, gründet mir einen guten, schriftstellerischen und selbst politischen Ruf. Ich lege Dir auch ein Blatt aus der „Allgemeinen Zeitung" bei, wo davon die Rede ist. An den „Rheinischen Merkur", von dem ich mehrere vortreffliche Stücke hier zu lesen bekommen habe, werde ich auch deshalb schreiben, so wie an die „Allgemeine Litteraturzeitung" eine Erklärung über den plagiarischen Mißbrauch derselben in einem hiesigen Pamphlet senden. Den Tänen werde ich als rechtschaffener Mann wegen der vermeinten persönlichen Anschuldigungen eine gebührend ehrenvolle Erklärung bereitwillig geben.

Wenn ich die Elbe und Alster betrachte, möchte ich Dich wohl gerne hier haben, geliebte Rahel, und Dir die schöne Aussicht von den Wällen und bei Rainville zeigen; aber sonst widert mich die Stadt und der ganze Aufenthalt entsetzlich an, und ich wäre in Verlegenheit, sie Dir vorzustellen. Ich besuche außer Perthes hier kein einziges Haus, auch das Schauspiel nicht, und bin den ganzen Tag beschäftigt; Du weißt wie schnell ein Tag mit Frühstück, Anziehen, Zeitung, Essen, einem Brief, zwei kommenden Besuchen und Abendthee zu Ende ist, ohne daß man viel hervorgebracht hat; ich wohne sehr schön, nicht in dem besten Wirthshaus, aber in der besten Straße, am Jungfernstieg, die hiesigen Linden, aber auf der Gegenüberseite keine Häuser, sondern ein ungeheures Wasserbecken, durch welches in der Entfernung sich der hohe grüne Wall mit einer Brücke, bei welcher eine Windmühle hoch emporragt, hinzieht. Gondeln und Boote bewegen sich auf dem Wasser, eine belebte Volksmenge wogt unter den grünen Bäumen.

Niebuhr wird jeden Augenblick hier erwartet; darauf freue ich mich sehr; er ist Perthes' Freund. Dehn ist in Doberan. Meine Schwester bleibt mir lange aus; sieht Du sie vielleicht noch in Berlin? sie wollte bald nach mir abreisen. — In Lauenburg sah ich die guten Schwestern auf eine Stunde, nur die jüngste war abwesend; die lieben Kinder freuten sich über die Maßen, sie waren aber schmerzlich durchdrungen von dem Unglück, ihren schönen Fürstengarten, ihre einzige Lebensfreude,

wegen schlechter Zeiten ihrem Schwager abtreten zu müssen, sie weinten darüber! —

Lebe wohl, geliebte, innige Rahel! angebetete Freundin! Das wird eine schlechte Ehe geben! Mir durchschaudert's die Gebeine mit Angst und Schrecken, Dich als gehorsame Gattin, mich als philisterhaften Eheherrn zu denken. Weißt Du was, wir wollen es ignoriren, daß wir verheirathet sind, so bleiben wir ungeschiedene Leute! Wie war das, wie Du machen wolltest auf dem Hausflur, was Pauline Dich immer wiederholen ließ? Adieu, geliebte, theure, einzige Rahel!

Ewig Dein treuer

Varnhagen.

Herbstlich umzogener Tag!

Ich werde Perlmutterknöpfchen, einen Strohhut und Thee nicht vergessen!

An Varnhagen in Hamburg.

Berlin, richtig Berlin, den 6. September 1814.

Dienstag Nachmittag, regnigt kaltes Wetter.

Gestern Abend um 11 bin ich wohlbehalten hier bei Moritz, von dem ich am hallischen Thore einen Zettel fand, vorgefahren, wo ich seine beiden besten Zimmer in hoher Freundschaft bewohne. Er und Erneſtine freuen sich nach und nach immer mehr mit mir. Meierowitsch gab mir eigenst und expreß einen Kennis mit, weil er mich durchaus nicht allein wollte reisen lassen. (Wie der sich betragen hat, mündlich: man müßte es für verliebt halten, bezöge er sich nicht immer auf Dich: freute er sich nicht so unendlich unserer Verbindung: ließ er Dich nicht so grüßen, hätte er mir nicht zu dem Tag derselben einen Ring für Dich, oder mich, wie er sagte, geschenkt. Er will uns aufsuchen, wo wir sind. Er genirt mich auf die Weise, wie es mich einzig freut und schmeichelt; den reinen Menschen: und er ist es selbst: dies mündlich.) Von Goldstücker's mußte ich mich mit störrischer Gewalt trennen, losreißen. Sie hielten mich mit Gewalt. Ich blieb aber nur

so lang ich mußte. Den letzten Tag, weil ein Mensch mir ausblieb, dem ich zugesagt hatte, ihn mitzunehmen. Auch dies mündlich! Geschlafen habe ich auch heute sehr wenig, weil ich bei Moritz nur einen Deiner Briefe fand, und erst den in Berlin gelassenen und Deinen letzten heute 10 Uhr von Markus erhielt. Der sich unendlich freute, mich zu sehen: wie ich es nie von ihm sah. Sie scheinen mir Alle sehr Recht zu geben, und freuen sich mit meinem Vorhaben. Was sollten sie auch nicht! Dein Wesen zeigt sich! Doch macht mich das gute Vernehmen sehr glücklich! Ich habe zu Hitzig geschickt, der erst diesen Abend kommen kann. Den frage ich nun wegen dem Prediger Stegemann. Moritz nämlich hat mir gesagt, es leide keinen Anstand noch Aufschub; und rathet mir freundlich; und ist ganz beglückt, mich ein wenig zu besitzen, und daß ich gut mit ihm bin: alle Ehre und Aufmerksamkeit ist zu wenig! Ich habe sie Alle angenehm beschenkt, mit den passendsten Dingen. Auch mündlich. Nur unsere Gränze, worauf ich mich sechs Vierteljahr freute, ärgerte mich zuerst! Ich wollte den Postillion beschenken, und fragte von Baruth an danach. „Da ist sie!“ schreit er, „der Pfahl!“ Ich sehe hin: ein neuer Pfahl, ein weißes Schild mit den großen schwarzen Worten: „Étape de Prusse.“ Weg war alle gute Emotion! ist das der prahlende Franzosenhaß? Und so ging's ferner in der gegendlosen Oede; im hemmenden Sande: unter den übergroben Leuten, Chikaneurs: den engsinnigsten, zwecklosesten, den Reisenden quälendsten Einrichtungen! Pfui! sie benahmen mir jede Liebe für den Moment, und echauffirt vor Verdruß mußt' ich nach 11 ankommen, wo ich um halb 8 sein konnte, bloß weil ich unter den Chikaneurs im chikanensen Preußen war! Doppelte Post; mille royale!! ein Pferd mehr; Grobheit; Warten; Visitiren; und alles ohne den Vortheil des Staats; bloß für die Tasche der elendesten Bedienten; und zur Qual der Ankommenden. Pfui! und die groben ungesitteten Hunde! Dich wünschte ich mit dem Stock. Gott Lob, daß ich nicht hier bleibe. Es mißfällt mir äußerst; nach den anderen gesegneten Gegenden. Und wie der Mensch nicht über seinen Körper, oder nur wenig hinaus kann, so ein Land nicht über seine Gegend! Bedenke also, trauter Freund, wie Deine drei Briefe, die ich nicht beantworten kann, mich beglücken!!! Ja, Du wirst Deine Reise nach Frankfurt trainiren! und mich hier holen. Denn, hier müssen wir den Abend vor unserer

Abreise verbunden werden: ich mit Dir reisen. Es wird mir, mit meiner kleinen Gesundheit jetzt zu schwer, allein zu reisen; und nach Hamburg und Frankfurt schon gar nicht: höchstens komme ich allein nach Wien: zum Vergnügen reise ich unter den jetzigen Umständen und im Herbste nicht. Du kommst aber gewiß. Ich spute mich hier nach möglichen Kräften. Wie soll ich Dir aber ausdrücken, wie mich Deine große Liebe und Zufriedenheit freut! Ich bin so furchtsam, zur Last zu fallen: und das Glück und das Glücklichsein tröstet mich — daigne me consoler! Dein Betragen, Deine Einsicht, Dein Maß, Deine Angelegenheiten, alles befriedigt, freut mich! Aber schreiben kann ich Dir heute nicht. Ich bin zu echauffirt und agitirt: von reiner Fatigue und Schlafmangel. Genug, ich bin ganz zufrieden, liebe Dich, freue mich: und bin selig. Dir etwas sein zu können, und Dich verbunden mit mir so frei zu wissen als vorher. Und alles, alles wird gut gehen. Ich werde suchen, den Geheimen Staatsrath Stägemann zu sehen. Nur heute ging's nicht. Markus ließ gleich die Familie vom Thiergarten herein kommen, und die waren äußerst glücklich bis 3 da: ich mußte sie aber verlassen, und mich ein wenig legen, aus reiner Erschöpfung und Agitation. Sie sind noch hier. Der Brief muß fort. Nette habe ich noch nicht gesehen; vor Schleiermacher's fürchte ich mich (wegen Marwitz' Tod)! Morgen muß ich hin, und zu Frau von Sarteris, und allen Menschen. — Sie sagen, ich werde das Luisenkreuz kriegen: ich schämte mich todt. — In Dresden hörte ich Le cantatrici villane göttlich: im schönsten Pillnitz, in Götterwetter vorigen Donnerstag. Vorgestern früh sah ich die Brücke, gestern Abend die alte Friedrichsstraße! ich meine: die alte. Die ganze Reise und den ganzen Dresdner Aufenthalt mündlich! Deine Schnallen liegen schon bereit: meine Zimmer sind ganz heimisch sinnig aufgeräumt. Ich werde den Wechsel und alles besorgen. Muß Millionen Leute sehen und Dinge fertig machen zur Reise, Garderobe, Wäsche. Mad. Mendelssohn ist auf dem Lande, ich bekomme also das Köfferchen erst. Die Kinder und Geschwister haben fête durch mich: sie lieben mich, und freuen sich ungemein. Ich liebe Dich als Freund und Trost; und Vertrauten, und lieben August! Deine R. R. Den besten innigsten, lieben Kuß! — Ich las Markus die Stelle, die ihn ehrt und lobt. Meine Geschwister sind äußerst approbirend, das ist mein Triumph. Alle Dresdner grüßen, Bernhard Lippe, die

Baronin Grotthuß, Alle. Lippe iſt ſehr vorzüglich: und voller Achtung gegen Dich. Adieu, theurer Auguſt, adieu. — Ich bin über Woltmann Beyme, und in allem Deiner Meinung. Lebe wohl. Sei froh! Und hole mich. — Schreibe an Moritz; für mich, die Adreſſe.

An Rahel.

Hamburg, Dienstag, den 6. September 1814.

Theuerſte, geliebteſte Rahel! Geſtern Abend bekam ich Deinen Brief vom 31ſten Auguſt aus Dresden, und fühlte ganz Deine Pein wegen der ausbleibenden Briefe, den hellen klaren Aerger, der übrigens weder Unruhe noch Beſorgniß an ſeine Stelle rufen konnte, und ſo, Gottlob! Dich wenigſtens nicht ängſtigte. Aber des Teufels Adjutant, der nicht nur ein guter Reiter, ſondern auch ein guter Redner iſt, hatte mir ſchon in Teplitz ſteif und feſt eingeredet, bei dem Geſchäft, welches Du vorhaſt, würdeſt Du auch nur zwei volle Tage in Dresden zu verweilen Bedenken tragen, und Deine eigenen Lippen hatten mich wiederholt verſichert und gemahnt, daß Du die äußerſte Eile anwenden, Dich durch nichts von der ſchleunigen Abſicht würdeſt ablenken laſſen; in ſolchem Falle traf Dich in Dresden kein Brief mehr von mir, da die Poſt erſt nach einigen Tagen von Berlin abging. Ich habe fleißig geſchrieben, aber nach Berlin, da haſt Du die Briefe hoffentlich jetzt ſchon in Händen. Ich glaube wohl, daß des Teufels Adjutant an Deinem jetzigen Vorhaben kein Gefallen haben kann, und alles anwendet, um Dich zurückzuhalten, Krankheit und Unfälle, und auf gut Fauſtiſch, die luſtige Geſellſchaft reicher Lieferanten: aber ich hege das unerſchütterliche Vertrauen, daß trotz Welt und Teufel doch endlich das Werk des Himmels durchdringen, und das doppelte Sakrament der Taufe und Ehe aus dieſem Getümmel hervorgehen wird! Laß mich ſcherzen, geliebte Rahel! Es ſteht mir gut an, mir, der ich geſtern von unüberwindlicher Unruhe getrieben, den ganzen Tag in ſtiller Verzweiflung in's Weite ging und fuhr, durch die Stadt, nach Rainville, auf die Wälle, und ohne deutlichen Grund in unglaublicher Sehnſucht und Unruhe mein Inneres nicht zum Redeſtehen bringen konnte.

Ich sehnte mich nach Dir, aber Du warst nicht Ursache, nur Heilung wärst Du meiner Mißstimmung gewesen. Heute ist es wieder um vieles besser; Dein Brief hat mich auch sehr gefreut gestern Abend; ich gönne Dir jeden heiteren Augenblick, jeden kleinsten Schimmer von Annehmlichkeit, Gott weiß es, wie ich bei jeder lauen Luft Dir zurufen möchte: athme sie recht ein, wiege Dich darin! bei jedem Lebensregen; rausche mit fort, spiele im Regenbogenschimmer! und ich sage im voraus: Du hast recht, in allem recht, was Du auch immer thust! Ich kenne Dich ja genug, um zu wissen, daß Deine Freiheit und Wahrheit Deine Tugend ist, und Dein Leben, schmerzgeweiht und schicksalsheilig, jeden äußeren Bestimmungsgrund verschmähen muß. Rahel, liebe Rahel, Du mußt erkennen können, wie ernst und wahr dies meine innerste Gesinnung ist! Wenn also auch Dein Aufenthalt in Dresden mir eine kleine Krümmung macht, und mir der gute Meierowitsch der Adjutant des Teufels leibhaftig scheint, und alle die Geldstückereien und Gretthusen und Lippe, dessen hülfreiche Ordonnanzen, so brauchst Du gleichwohl kein anderes Gefühl in mir anzunehmen, als den Aerger, daß ich nicht dabei bin, wo Du mich ganz vergnügt und artig, und mit Einem Worte, völlig zu Deiner Zufriedenheit erblicken solltest! O Rahel, daß Du meiner so liebevoll, so hochsetzend gedenkst, und fest an Deinem Freunde hälst, beglückt mich im tiefsten Herzen. — Ich lebe hier ganz einsam, und spreche niemanden außer Perthes. Das heißt, ich sehe Leute genug, aber alle in Geschäften und zu Geschäftszwecken, die kann ich nicht zum Umgang rechnen. Meine Sache hat den glücklichsten Fortgang, meine Sendung gelingt vollkommen; der Verbrecher sitzt fest, und sein Prozeß geht an. Die zu befürchtende Gefahr fremder Einmischung war äußerst nahe, und ist glücklich beseitigt für immer; ich war am rechten Orte unthätig, und richtete damit viel aus, dann wieder im treffenden Augenblick ging ich zur Thätigkeit über, beidemal richtig, und die Zeit des Wechsels genau wahrgenommen! Nun muß ich nur noch mehreres schreiben, und Briefe von Tettenborn haben, dann bin ich frei, und komme hoffentlich zuvörderst zu Dir nach Berlin, wo dann das Weitere sich finden wird. Ich glaube nicht, daß ich unmittelbar nach Frankfurt muß. —

Gestern war Vormittag der dänische geheime Legationsrath Rist bei mir, um seine und des Generals Wegener Beschwer-

den gegen mich zu erörtern; wir ſprachen, wie Männer, die ſich gegenſeitig ehren, mit Würde, Wärme und Freiheit; daß ich im Begriff bin preußiſcher Diplomat zu werden, gab mir ein gutes Anſehen. Ich verſprach mit Freiſinnigkeit, für jene Männer die Ehrenerklärung, die ich unnöthig glaubte, gleichwohl mit zuvorkommender Bereitwilligkeit zu geben, und überlaſſe ihnen zu berathſchlagen, was ihnen hiebei das Wünſchenswertheſte ſein möchte, es wird aber wohl dabei ſein Bewenden haben. Meine Schrift übrigens hat eine außerordentliche Senſation gemacht, und Riſt beſtätigte mir, daß ich nach Kopenhagen allerdings nicht gut hätte eine Sendung annehmen können.

Von Stägemann bekam ich geſtern mit Deinem Briefe zugleich einen mir höchſt angenehmen; er ſchickt mir eine Empfehlung ſeiner Stiefſtocher an die Generalin Kreuz, an der ich für die ruſſiſche Seite Anhalt und Schutz gewinnen wollte, falls meine Sache ſchwierig geworden wäre. Dann ſchreibt er mir, die Abreiſe nach Wien ſei auf den 9ten und 10ten verſchoben; er erwartet wenig vom Kongreſſe, aber das Wenige alles von unſerem Staatskanzler, der ſehr deutſch und wohlgeſinnt dieſes ſeinen Ruhm begründende Werk mit tiefem Ernſt behandeln wird, und die Anderen alle überſieht. „Ihre Entdeckung", ſagt er noch, „wegen des Aufſatzes im Hamburgiſchen Korreſpondenten iſt «uns ſehr erheblich»." (Dies „Uns" bezieht ſich auf den Staatskanzler.) „Ich habe wohl geglaubt, daß man von Wien aus die Hand im Spiele gehabt. Dieſe Art läßt doch nicht von Art. Was habe ich noch darüber mit Pilat in London verhandelt! Es iſt ja nur übrig, und eigentlich das Eine, was Noth, daß Preußen und Oeſterreich Eins bleiben. Die Kerle verderben es recht abſichtlich. Suchen Sie doch ja die Sache ganz auf's Reine zu bringen, und ſchreiben Sie mir dann einige Zeilen, falls Sie ſelbſt nicht ſchnell genug uns nachfolgen ſollten!" Du ſiehſt, liebe Rahel, ich bin ſchon gewiſſermaßen in preußiſcher Thätigkeit. Stägemann ſchreibt mir noch: „Ihre Stellung in Wien iſt ja ſchon feſt zugeſichert, und ich ſollte glauben, daß von einer anderen die Rede nicht ſein werde, wider Ihren Wunſch. Was an mir übrigens liegt, werde ich nichts für Sie und Ihre Wünſche unterlaſſen." — So ſteht denn von dieſer Seite alles trefflich! Mein Zeitungsartikel wird die Sache nicht verſchlimmert haben, und ein neuer iſt im Werke. Meine Thätigkeit iſt ſehr ausgebreitet, und iſt

mir nur wohl im Drange der Arbeit, und in der himmlischen Muße bei Dir! — Ich muß heute früh ſchließen, ich habe noch an Stägemann zu ſchreiben, den hoffentlich mein Brief noch treffen wird.

Eine ganz neue unerwartete Nachricht iſt, die ſoeben mit der däniſchen Poſt ankommt, daß auch der König von Dänemark ſich entſchloſſen hat, in eigener Perſon nach Wien zu gehen.

Markus theile ich mit, daß es allgemein heißt, der hier kommandirende General en Chef, Graf Bennigſen, werde Gouverneur von ganz Polen, welches den Polen ſehr lieb ſein ſoll.

Lebe wohl, geliebte einzige Rahel! meine theure Freundin und Gemahlin!

Ewig Dein

Varnhagen.

Grauer Himmel, harte Luft, Wellen und Blätter herbſtlich bewegt.

Ich weiß gar nicht, wie ſo meine Schweſter noch immer nicht kommt!

An Varnhagen in Hamburg.

Berlin, Freitag, den 9. September 1814.

Zum erſtenmal Sonnenſchein, und doch noch trübrich und feucht. Nachmittag 6 Uhr.

Dieſen Morgen im Bette, mein ſehr lieber Auguſt, als ich eben Deine drei hier vorgefundenen Briefe wieder las, und beim letzten war, brachte mir Dore Deinen vierten vom 6. September. (Sei ſo gut, an Moritz zu adreſſiren, und für Mlle. R., ſonſt bekomme ich den Brief einen Tag ſpäter.) Gemeine Antwort muß ich Dir auf den Liebesbrief ſchreiben. Unſer ganzes Glück, unſere Liebe, wird jetzt auf dem bürgerlichen Ambos bereitet, damit die Bürger es paſſiren laſſen; und alles muß eine geſchäftliche Form annehmen: und alſo hat Dir der alte Volontair Rahel lauter Geſchäfte zu referiren: aber ehe er es

thut, will er Dir von seiner Liebe sprechen, von seinem Glücke sprechen, welches Dein heutiger Brief in seine Seele verbreitet hat. Ich kann also hoffen, Du kommst!!! Wie wollte ich Dich in diesem Briefe just bereden! Mit Gründen. Wir müssen ja hier getraut werden. Ungetraut reise ich nicht wieder aus. Ich bin hier göttlich empfangen von allen Leuten und behandelt; aber sie fragen mich gradezu, ob ich heirathe; ja, sagte ich heute der alten Ehsen. — Es sind dabei vielfältige kleine Dinge zu besorgen, die der männlichen Hälfte Gegenwart erfordern. Schnell soll schon alles gehen. Brauchen wir nur nicht nach Frankfurt! Gott! wie glücklich, daß alles so günstig geht! Auch weißt Du Dich so sehr gut zu führen; welch Glück für mich grade; die so präzis ist; obgleich sie es so wenig scheint. Welch unberechenbarer Vortheil für jede äußere Lage: für Vorgesetzte und Mitarbeiter! Ach! das Glück liebt das Glück und Glückliche — daher glaub' ich es ist selbst sehr glücklich, und davon übermüthig und ekel —; jetzt, da ich Dich zum Freunde habe: und Du es laut bekennen kannst, will mir alles wohl. Du mahnst mich, mich nicht zu ärgern? in einem Deiner Briefe. Lieber! ich lebe in einem kontinuirlichen Feste. Meine Geschwister, Markus, Moritz und Ernestine, sehen besser aus, seit ich hier bin: sie können ihre Freude über unsere Verbindung nicht einen Augenblick bergen: sind so amüsirt von meiner Gegenwart, daß Moritz immer sagt, sie sollen mich nicht so sehr stören. Ich muß versprechen, wann sie wieder in's Zimmer kommen dürfen. Ich muß versprechen, daß, wenn ich aufwache, ich es gleich sagen lasse: dann kommt Moritz, Ernestine und ihre Schwester Babette vor mein Bette. Ernestine küßt mich immer, giebt mir ewig laut Recht, will bei der Trauung sein, will das Kleid dazu besetzen. Moritz wollte nicht leiden, daß ich nicht bei ihm wohne, damit die Leute säben sie freuten sich: er fuhr gestern als Bedienter mich zur Hofräthin Herz, brachte mich aus Plauderlust die Treppen hinauf. Heute sagt' ich, ich sei so glücklich. „Natürlich!" sagte Ernestine; Nein! erwiederte ich; nicht wegen meiner Verbindung, die ist längst geschlossen: aber weil ihr so glücklich damit seid. „Das sagt Moritz auch", rief sie, „Rahel ist vergnügt, daß es uns so sehr freut und konvenirt: Gott, ihr braucht gar nicht zu sprechen: was Sie sagen, sagt Moritz auch!" Das ist das rechte Wort, antwortete ich, konvenirt; denn approbirt wäre mir ganz gleich, ich hätte immer mit meiner Approbation allein leben können, aber

daß es ihnen so konvenirt, machte mich rasend glücklich. Moritz ist ganz aufgelebt von meiner Gegenwart; die ihm fehlte, ohne daß er's wußte. Auch setzte ich hinzu: „Drum ist die Kränkung so groß, wie mit Schwert geschnitten im Herzen, wenn der wider mich ist, glaubt anders meinen und sein zu können, als ich.“ In der geringsten Kleinigkeit hat er meinen Geschmack, Meinung, Absehen. Meine älteste Schwägerin will immer allein mit mir sprechen, die jüngste beneidet sie: und beiden muß ich dieselben Tagesstunden versprechen. Ach, es lassen sich die Details nicht erzählen! Mündlich, August. Es macht mich zum erstenmal ganz glücklich! Endlich bin ich in einer natürlichen Lage. Durch einen würdigen Freund. Die älteste Schwägerin sagt immer: „Du hast ganz Recht!“ Moritz fürchtete, ich würde nicht wollen. Die arme älteste bedauert so sehr, daß ich gehe. Genug!

Weder Hitzig noch Markus hatten das Geringste eingeleitet. Ich habe Hitzig zum Prediger Stegemann geschickt, ging dann selbst hin. Er empfing mich, als ob Spinoza sich wollte taufen lassen: so zerknirscht von Ehre. Mündlich dies. Der Professor Hartung, von dem ich ein Attest haben mußte, weinte, daß ich ihn so hoch beehrte, und wie hat er es ausgestellt! Lagnac ist sein Neffe, Louis Robert sein Zögling. Zwei Männer — der andere ist Hitzig — müssen bezeugen, daß man würdig ist; das erhält die Polizei, dann die Potsdamer Regierung: noch ist's auf der Polizei. Nettel habe ich einen künstlichsten Brief dazu geschrieben; denn sie sind in Potsdam und beim Konsistorium ganz mystisch neuchristlich, und halten auf. Ich werde doch gefördert werden. Ich sonde mich so viel ich kann. Stegemann hält mich in nichts und mit nichts auf. Komm Du nur, bester Freund! dann geht alles schneller. Auch zur Trauung müssen Aufgebote und Anstalten geschehen. Doch alles still und heimlich. Kaufen muß ich hier noch eine Menge; lauter Dinge, die in Wien sehr theuer sind, wie ich höre, und auch aus Prag schon weiß. Man muß doch erscheinen; eine Art Aussteuer haben! [Hier folgen Bestellungen.] Ich bin nicht unbescheiden: aber in Wien ist das, was man haben muß, unerschwinglich. Ich werde schon hier besorgen, was sein muß und gut sein kann. Ich habe zu viel zu thun! In zu vielen Acten. Du kennst das von den paar Tagen in Berlin.

O! August! Also bald soll ich Dich sehen: werden wir

wieder reden, anſtatt ſchreiben: ich Dir jedes, alles mittheilen; Du mit mir einſtimmen, mir zeigen was Du machſt. Deine Zeitungsartikel ſind gut. Alle Menſchen wollen mich beſuchen; haben. Du weißt, wie ich gebetene Geſellſchaft haſſe, nicht Soireen und Kotterieen. Geſtern war ich bei der Herz, die mich auf der Straße attrappirte, zum Thee, mit Ludwig Tieck, mit Graf und Gräfin Dehna, Philipp Veit — hübſch, — einer Oberhofmeiſterin und Hofdame von Prinzeß Wilhelm, Staatsrath Uhden und Gemahlin, und Körner's aus Dresden. Ich ſprach nur mit Graf Dehna, Fräulein Körner, und Tieck. Er las den „Sommernachtstraum": göttlich. Sonſt war es gräßlich: ich fuhr ihn nach Hauſe, er wohnt bei dem Staatsrath Alberti, nicht weit von mir. Heute kommt er nach dem Theater, in der ausgezeichnetſten Freundſchaft, zu mir; den Morgen fand er mich nicht: ich war bei Frau von Sarteris (alle Ehre, allen Dank!) und bei der älteren Eben — die Dich ergebenſt grüßt, Du würdeſt ſie wohl nicht mehr kennen: ſie weint und jammert ſehr —; dann mit Erneſtinen und Babette bei der Schwägerin im Thiergarten, die ich nur Einmal erſt, bei mir geſehen hatte. Sie zieht aber wegen mir herein. Bentemann's, und die Welt, ſind mir begegnet; Mendelsſohn hat mich von der Meierei her beſucht: Sonntag kommt ſeine Familie herein. Lauter Liebe und Freundſchaft und Dienſte. Schleiermacher's ſind noch nicht hier: ich werde zu Nanny gehen. Brentano, ſagt mir Tieck, iſt ſchon bei Arnim, und wird hier erwartet. Weltmann hat ſein Stück [„Alons und Imelde", das ihm bisher vorenthalten] und Unzelmann in Prag einen Brief an ihn, der ihm dies und weiter nichts anzeigt: mit dem Auftrag, dieſen Brief Clemens zu ſchicken.

Alles — das Aeußere — ſcheint mir hier ſo nüchtern: nur meine Geſchwiſter freuen mich, amüſiren mich: und die Pferde auf dem Thor. Die nahm man uns mit Händen: mit Händen haben wir ſie uns auf unſeligen Blutwegen geholt! Das iſt reell. Und ſchüttelt mir Thränen aus dem gerührten erfreuten Herzen! Verſtehſt Du? O! Ja!

Moritz und Erneſtine ſind ausgebeten; Babette glücklich, bei mir zu bleiben, ſo warten wir nun das Ende der Komödie ab: trinken Thee mit Tieck und eſſen nachher Fiſche. — Des Geheimen Staatsraths Stägemann Brief freut mich ſehr: ich weiß nicht, ob er heute gereiſt iſt: es hieß ſo. Grüße ihn ja,

meinen gerrissenen Dichter. Ich freue mich in Wien zu ihm. Wenn nur Dein General hinkommt! Ich fürchte mich vor dem Quartier! Graf Pachta muß mir helfen, und Bartholdy, der längst dort ist. Ganz schreibe ich höchstens noch ein freundlich gleichgültig Wort. Nein, bessern kann ich ihn nicht: er geht sachte unter: wer mich verläßt — den reinen Menschen in sich, der geht unter. — Er muß nun nicht mehr wissen, in was ich so sehr verschieden von ihm denke: im Gegentheil: über diese Dinge muß er sogar meinen divergiren wir: und muß über alle Maßen vertraulich mit mir klatschen — auch werde ich ihn dazu ewig genug lieben — und ich muß es für Dich auf's klügste gebrauchen. Ich werde überhaupt nicht so herausplatzen: sondern unserem König nützen, wo ich kann. Das klingt nur dumm und närrisch; ist es aber nicht. Adieu, August! Geliebter Freund! Morgen noch ein Wort: ich bin nun zu müde. Zu unserer, der jüngeren Eeben gehe ich noch. Deine Schwester war Dienstag schon weg, als ich Hitzig sah. Adieu, adieu! Marwitz Bruder ging stolz an mir vorbei. Rauch sprach ich freundlich und tausend Menschen.

Sonnabend, den 10. früh halb 8 im Bette.

Wenn ich einmal aufwache, so fällt mir gleich ein, was ich alles zu thun habe, und ich schlafe nicht wieder ein: denke an Dich, an Dein Thun und Lassen, an Deine Briefe, an das was ich zu antworten habe. Deinen liebenswürdigsten Briefartikel habe ich ja noch gar nicht beantwortet! Auch kann ich nicht! denn ich möchte ebenso Wohllust von lächelnder Herzensartigkeit zurückstrahlen: und kann Dich nur zärtlich und schmeichelnd auf die Augen dafür küssen. Du sprichst so liebreich, so mild, so äußerst witzig über des Teufels Adjutanten: bist so willig einverstanden über meinen Verzug in Dresden: daß ich unser ganzes, gelungenes, beglückendes Dasein, Zusammensein, darin allein schon sehe. O! August! Sollt' ich denn solch ein Glück haben. Ja, ja, ich durchdringe es auch: und helfe es machen. Auch kann ich Dir die bündigste Rechenschaft über diesen Verzug geben, und Du wirst mir beipflichten; thust es schon ganz.

Tieck kam gestern Abend nach dem Theater: Nettchen, Emma, und Babette, wir hatten schon Thee getrunken; er trank noch einmal, erholte sich nach und nach, von der Erschöpfung

des Ennuis, er hatte das Ballet „Arlekins Geburt", — wo — hier! — nicht vor, nichts nachgegeben wird, seinen Kindern zu Gefallen ausgehalten. Bald kamen wir in die natürlichsten, munterſten, prätenſionsloſeſten Geſpräche, worin die Mädchen gar nicht hinderten; ich lag hinter dem Lichtſchirm: weil ich ſehr vom Schreiben, Geben, und Leben fatigirt war. Er iſt ein köſtlich einfacher, verſatiler Menſch. Er iſt ſehr gerne bei mir: heute konnte ich ihm keine Stunde geben: Vormittag muß ich zu Bethmann's, Bentheim's, Bendemann's, die mir geſtern ſchon begegneten; Nachmittag Briefe entzigen, ſchlafen; um 5 geht er erſt an; und den Abend der älteſten Schwägerin widmen. Alſo kömmt Tieck morgen früh um 11. Er findet Papier, Tinte: ich gebe ihm die Feder in die Hand, und er muß Liebich ſchreiben, dem er noch ſeit dem Jahr kein Lebenszeichen gab. Er hatte auch das Scharlachfieber: die älteſte Tochter Dorothea ſtand es hier aus: Gräfin Henriette Finckenſtein iſt noch hier krank. Tieck bleibt noch acht Tage: ich ſprach ihm viel von Dir und wie Du Dich ärgern würdeſt ihn zu verſäumen: und mit welchem Recht: und ich halte ihn vielleicht auf. Wir hatten ſehr ſchöne Geſpräche über das Lügen, und die Lüge: er iſt ungemein wahr, und ſo naiv, als ob er von Glas wäre, ſo läßt er ſeine innren Unterſuchungen ſehen — wenn er Einmal auf dieſe Punkte gebracht werden kann, — in den einfachſten Bürgerworten, die ſich, wie die vornehmſten Leute, gut ſtellen, und ganz mild und einfach einander behandlen, ganz leiſe. Fouqué, der hier war, überanekdotete auch ihn: welches ſehr leicht iſt: denn er ſpricht oft ſchwer: klagt oft darüber: und noch geſtern: daß er ſich ſo leicht vernichtet fühlte; durch Ennui; welches ihm den Abend bei Mad. Herz geſchehen war — ich ſah es; weil ich ihn kenne, und lachte ſo, daß ich mir das Tuch vorhalten mußte, weil es Fräulein Körner und die Gräfin nicht ahndeten, in ihrem breiten Daſein, ohne Unterfutter! — Wir ſprachen von Schlegel's. Er ſehr wahr, tief, mild; weltlich, komiſch, leichtend. Wir aßen; er, Babette, und ich; Hechte, Judenhechte, gebratene Kartoffeln, ſaure Gurken Zufällig war es ſein Lieblingsgericht auch: auch er hatte ſie lange nicht ſo gegeſſen: wir hatten die behaglichſten Geſpräche dabei: das Mädel amüſirte ſich mit; er erheiterte ſich ganz; aß viel, und bedankte ſich beim Weggehen im Ernſt, für den Fiſch, und die Geſpräche. Da haſt Du den Abend, führ' ihn aus. Er war ſehr gut: nur gönnt' ich ihn mir nicht: da Du

es nicht börtet. Tieck saß zwischen Babette und mir. „Da! nun da sehen Sie den berühmten Dichter Tieck an!“ sagte ich dem Kinde. Er nahm es sehr gut: und es wurde kein Mißton: auch war das Mädchen ganz lieb, und bescheiden. Adieu, adieu!

Sonnabend, Nachmittag 5 Uhr.

Nun kommen von neuem zwei Geschäftsartikel. Erstlich war heute um 3 Uhr der Prediger Stegemann bei mir, bloß um mich zu präveniren — da ich so eile: auch versprach er mir alles Mögliche, — daß auch die Trauung Formalitäten erfordere, denen ich in der Zeit begegnen könnte und möchte. Nämlich, da Du noch eine Mutter habest, so müßtest Du ihre Einwilligung beibringen; und auch die Deines militairischen Chefs, welches denn der General Tettenborn ist. — Die, Lieber, besorge! Und werde nicht verdrießlich: ich bin es gar nicht, und muß sehr vieles dazu besorgen, bereden, bethun. — Prächtig Wort! — Nun noch Eins. Ich höre im größten Detail von Ernestinen, wie theuer alles in Wien war. Heute sagte mir die Bethmann, vier Dukaten bezahlte man schon den Tag für ein Zimmer. Alle Menschen, die dorther kommen, erzählen davon: auch kann man sich's denken, und kalkuliren. Du wirst logirt werden: ich aber nicht: nun habe ich beschlossen, da ich Deine Antwort auf diesen meinen Brief nicht abzuwarten Zeit habe, an Bartholdy zu schreiben, unter seinem Ehrenwort, es niemanden mitzutheilen: er solle mir pour le premier moment, eine Aufnahme bei sich, oder sonst einem Unscheinbaren bereiten: dann will ich schon eine Wohnung finden. Ich weiß, er hat ein großes Quartier, verhältnißmäßig. Da ich durch Prag komme, so hoffe ich auch von dort aus mir nachher eines verschaffen zu können. Nämlich Graf Pachta hat eine Wohnung von ein paar Zimmern für sich, oder Frau von Raimann. Und da habe ich Ursache genug zu hoffen. Auch hat unser Teplitzer Wirth einen reichen Onkel mit Quartier dort: und die haben mich sehr lieb, und gebeten wieder zu kommen. Also hoffe ich, und will nur für's erste unter Dach und Fach; und ohne tausend Dukaten! (So eben fährt der Staatskanzler noch vorbei: Uranije hat vorgestern noch bei ihm gegessen: wo ihm Stägemann sagte, er reise heute. Markus sagte mir, der Staatskanzler ließe manchen Leuten schon

heute ſagen, er ſei weg: und reiſe die Nacht. Urquijo iſt ſeit der vorletzten Seite hier: und ſchwatzt, dabei ich ſchreibe. Ich ſoll Erneſtinen zu Polinnen fahren, und zur älteſten Schwägerin. Adieu, liebſter beſter Auguſt, mein einziger lieber Freund.

R. R.

Nun werde ich immer auf ſehr dünnem Papier ſchreiben: verzeihe diesmal nur!

An Rahel.

Hamburg, Freitag, den 9. September 1814.

Theure, geliebte Rahel! Unausſprechlich vergnügt hat mich Dein geſtriger Brief gemacht, ich empfand die innigſte Freude, eine triumphirende Munterkeit! Und mußte auch gleich — es war ſchon Abend — hinaus in's Freie, und fuhr nach Altona, wo ich meine Schweſter ſah. Könnt' ich Dir nur wiederſagen, mit welchen Zauberworten Dein Brief mich berühret hat; Deine Zufriedenheit iſt mein höchſtes Glück, darf ich mein Leben als die Bahn dazu betrachten, ſo iſt ſie hell und glänzend, eine immerwährende Feſtſtraße! Du biſt mein ganzer Troſt, mein Plan, meine Ausſicht, und unſere Verbindung, die jetzt geſchehen ſoll, kömmt mir gegen die, die ich längſt geſchehen fühle, nicht anders vor, als wollte man ein Ankertau zu größerer Sicherheit noch mit einem Faden umwinden! — Ich faſſe die beſten Hoffnungen für uns, und ſehe ſich viel Günſtiges für uns fügen, grade im Aeußeren und in äußerlichen Verhältniſſen, da dies nun einmal jetzt mehr als je zur Sprache kommt; zu dem Günſtigen rechne ich denn auch das Benehmen der Deinigen, das mit Recht Dich ſo ſehr erfreut. Ich weiß Dein Gefühl dabei, es iſt das eines rechtmäßigen Königs, der ſeine Unterthanen, die er doch liebte, erſt überwinden mußte. Ich bitte Dich auch ſehr um Verzeihung wegen Meierewitſch, wenn Dir meine neuliche Ausgelaſſenheit etwa mißfallen haben ſollte, ich meinte es nicht böſe und konnte nur nicht gleichgültig ſein: mein Scherz iſt ein unſicheres Ding, das ich mit Erſtaunen oft anders ankommen als ausgehen ſehe! Du ſprichſt ſo ernſt von ihm, daß ich auf alle Fälle meinen Scherz im voraus

verdammen will. Mir gefällt sehr, was Du von Jenem schreibst, ich danke Dir und ihm! Ich mag aber jetzt gar nicht mehr schreiben: in zehn Tagen hoffe ich von hier abzureisen, nach Berlin, zu Dir! Tettenborn wird verzeihen, ich muß jetzt dem Staatskanzler gehorchen, der mich schleunig nach Wien ruft, über Berlin! Das ist überall nützlich, gültiger noch als das Herz, dem er vielleicht auch ein Herz gegenüber zu stellen den Muth hätte. So wär' ich Dich ja bald, bald wiedersehen!

Ich habe hier noch Einiges zu thun, allerlei Eignes und Fremdes! Die Oswald'sche Sache mache ich durch eine kleine Schrift, die ich jetzt abfasse, für ewig ab. Herr von Struve ist mit seiner Frau wieder hier angekommen, der russische Legationsrath, der Dir einmal ein Päckchen mitbrachte; dann der Graf Grote, das giebt noch einige nöthige Besuche; bis jetzt habe ich außer Perthes hier keinen Menschen recht gesehen.

Wie Dir, geliebteste Rahel, beim Eintritt in's Preußische, erging es auch mir; ich hatte mit dem ungezogenen Postmeister in Mittenwalde, einem Herrn von Quitzow, einen lebhaften Streit, das ist ein schändlicher Kerl, und man kann nichts dagegen machen, man kann ihn nicht einmal mit Ehren hinter die Ohren schlagen, denn er hat nur Ein Bein. Ich habe mich auch schrecklich geärgert, hätte es aber gern zehnmal soviel, wenn es Dir dadurch erspart werden wäre, arme, liebe Rahel! Und Du hast Recht, Chicanens nicht für des Staates Nutzen, kaum für den eignen! Täglich predige ich mir Langmuth, man muß so vieles ertragen, aber nichts wird mir schwerer zu ertragen, als diese dummen, tollen Gemeinheiten schuftiger Beamten, die von der Post scheinen dazu privilegirt, die ganze Anstalt löst sich in eine Quälerei und Prellerei auf. Und wir haben noch eine große Reise! Diese Nacht träumte mir mit außerordentlicher Lebhaftigkeit, ich führe auf einem Boot zu Wasser spazieren, ein Mann, der mitfuhr, sah mich an und nickte mir grüßend zu, es war Napoleon, mit scharfem, prüfendem Blick erkannte er mich, ich gab meine Verwunderung darüber zu erkennen, er meinte, er habe mich mit Tettenborn gesehen, den er mit Bentheim verwechselte, ce Tettenborn a fait des coups fameux, sagte er mit grauem Tone. Ich bat ihn darauf, mit mir hinaufzugehen, eben sei eine Dame, die ihn gern sehen würde; er kam sogleich, und ich stellte ihn Dir vor als den berühmten Napoleon, er sprach nicht lange Fran-

zösisch, sondern fing alsbald Oesterreichisch-Deutsch an, das brachte mich so aus der Fassung, daß ich erwachte.

Der beifolgende Artikel in der Zeitung ist von mir; zwei Stellen aber sind verpfuscht. Er wird mir Gunst gewinnen, und ist, wenigstens verhältnißmäßig für die Anderen, ernstgemeint.

Freilich, geliebteste Rahel, sollst Du den Luisenerden erhalten! Wenn er Dir nicht gebührt, wer kann ihn dann erwarten? Aber freilich ist Würdigkeit keine sichere Bürgschaft! Ich habe gleich an Liebich geschrieben, daß er den Oberstburggrafen und die Oberstburggräfin soll schreiben machen, auch an Bentheim; schon von Berlin aus; wenigstens sollen die richtenden Frauen sich nicht mit der Unwissenheit entschuldigen können.

Liebste Rahel, die ganze Macht meiner Hypochondrie wirft sich jetzt auf den Gedanken, wo wir in Wien wohnen werden; in jeder Zeitung lese ich von der Zunahme der kommenden Fremden, jedesmal ein Schreck; es wird ganz unsinnig sein, Wien ist erstaunlich klein, die Vorstädte selbst werden überfüllt sein. Soll uns die Schlegel etwas miethen? in der Stadt selbst wird vergebens etwas zu hoffen sein, aber in der Vorstadt, nahe, hell und frei? Oder willst Du an Mariane Saaling schreiben? Es wird übrigens ein heilloser Aufenthalt sein; erst, wenn alles vorbei ist, wieder angenehm. Wüßt' ich übrigens, daß auch Du die Hypochondrie hättest, so würde es mir nicht an Gründen fehlen, sie Dir auszureden. Wir werden schon einmal nicht hinausziehen; es findet sich alles; man muß sich nur nicht aus jedem gleich etwas machen. Aber ich möchte immer gern gleich der Prinz sein, meine Gemahlin als Prinzessin halten!

Soll ich Dir einen Hut mitbringen? ich weiß niemanden um Rath zu fragen, keine weibliche Seele, die Geschmack hätte! Soll ich es auf gut Glück wagen? — Du siehst wohl, geliebte Rahel, ich schreibe schnell so hin, kurz vor dem Schlusse der Post! Keine Antwort auf Deinen lieben, theuren Brief, einen bloßen Empfangschein!

Leb wohl, und beschleunige Dein Geschäft mit Stegemann! Grüße die Deinigen! Sei mein Glück auf ewig, wie ich Dich heiß und innig liebe!

Ewig Dein

Varnhagen.

Heiterer Tag, aber trüber Abend.

Gestern kam der König von Dänemark in Altona an; hier darf er sich nicht sehen lassen, er würde vom Volke beschimpft werden; es nennt ihn Schuggelmeier, weil er die Franzosen gleich einer Contrebande wieder hineingeschuggelt habe nach Hamburg; denn statt Smuggeln sagt das Volk Schuggeln. Es scheint, er wird auch Holstein verlieren, welches man dem Herzoge von Oldenburg bestimmt, nach den Wünschen der Bewohner gewiß.

An Varnhagen in Hamburg.

Berlin, Dienstag, den 13. September 1814.

Endlich Sonne.

Geldener August, wie kann ich Deinen liebevollen feinen Brief beantworten, als mit mir selbst, mit dem Anerkennen, was Du bist; zum Glück hat meiner ihm begegnet, und Du konntest sehen, wie ich Deinen vorigen aufnahm. Nun will ich Dir auch etwas Schönes sagen! Ich hätte wohl aus Wohlgefallen und Liebe Uranie, oder Finckenstein geheirathet: aber bei keinem Menschen als bei Dir wäre mir bei der Heirath so ganz gut, ganz sorgles, ganz unbefangen zu Muthe gewesen, als mit Dir. Kein Krimschen, kein Gedänkchen von Besorgniß! Es ist ein durchaus vergnügliches und vergnügtes Ereignis; und es wird nur eine äußere angenehme, und innen gar keine Veränderung machen. Denk Dir, beim Haarebürsten frägt Line, ob die Hochzeit hier — im Hause — sein wird. Es wird gar keine, sagte ich, Du weißt wie ich so etwas hasse: ich lasse mich bloß trauen, und kein Mensch erfährt's: „Das hab' ich gewußt", sagt Dore, „Ja ja!" und lacht approbirend. „Nur eens is mir lieb: soll id't sagen: darf ich auch?" — Ja! — „Daß Sie den Namen kriegen: eene Mamsell wird doch anders behandelt; Ehre hatten Sie doch: aber es is so besser!" Wie findest Du das? Alle loben, lieben und ehren mich mehr als sonst. Wären nur Deine Freunde und Gönner eben so zufrieden. Bei mir zeigt sich mein Rechtthun in Deiner Person: aber daß Du Recht habest, ist schwerer zu sehen. Heute Mor-

gen lag das Sophakiſſen in meinem Bette, welches Du in Teplitz gebrauchteſt. Es erregte mein ganzes Herz mit ſeinem Riß, den es von Dir hat! Nun aber kein zärtlich Wort mehr! Denn — außer der Zeit kann man nichts thun.

Dieſen Morgen waren Meritz'ens alle vor meinem Bett: ich ſtehe auf, will durch's naſſe Fegefeuer. Frau von Pobeheim ſtürzt um mich nicht zu verfehlen zu mir; ich fertige ſie ab, und verſpreche zu ihr zu kommen. Ich will wieder anfangen, Gräfin Luckner attrappirt mich auf dem Flur: bleibt eine Stunde, weint, ſpricht, erzählt, endigt nie. Ich ſage ihr, was ich vom Grafen weiß: ich ſoll Bentheim ſchreiben; die kleine Genz wird in mein Kabinet geführt. Tieck kommt mit einem Brief an Liebich, den ich beſorgen, und dazu ſchreiben ſoll. Den künſtlichſten, klügſten, größten Brief habe ich Bartholdy geſchrieben, der ihn zu jedem Dienſt reizt. Einen Boten hab' ich an die Potsdamſche Regierung und Rettel abgefertigt; auch klug und lang. Zur alten Bartholdy muß ich, meine Effekten revidiren, die bei ihr ſtehen, ſie ausſuchen, placiren, denn alles ſoll man nach Wien mitnehmen müſſen, Wäſche aller Art, Theezeug etc. etc. wegen der Preiſe. Ein Diplomat kann ſechs Monat lang alles nachkommen laſſen. Einkäufe aller Art habe ich zu machen; komm nur bald, Du mußt auch vieles haben; ich einen Pelz. Verkaufe ja den helſteiniſchen Wagen nicht; darauf ſoll Dore und Remi mit zwei Pferden fahren; wir wieder in einem anderen mit zwei Pferden, den man hier ungeheuer wohlfeil bekommt. Bringe mir ja für des Teufels Adjutant eine Flaſche Curaçao mit: welchen man gewiß in Hamburg vortrefflich hat. Und bringe mir einen Strohhut: ich muß doch anſtändig in Wien gehen, und dort koſten ſie zu hundert Gulden: das weiß ich ſelbſt. Auch, ſei ſo gut, bringe mir ſchwarzen franzöſiſchen Levantine zu einem Kleide: der iſt jetzt hier ſehr theuer: und ich muß ein ſchwarz Kleid haben, weil man es zum Putz und Negligé gebrauchen kann. Und dann fliege in meine Arme. Ich will Dir eine chambre garnie in unſerer Gegend nehmen: ich haſſe Wirthshäuſer ſo!

Alle Menſchen ſehen und beſuchen mich: ich kann mich nicht retten. Frau von Sarteris droht mir auch. Sage, was iſt Dir eingefallen mit dem Luiſenkreuze? Zum Glück war es den Frauen nicht vorher verſprochen, ſonſt hätte ich gar nicht wohlthätig ſein können, eben ſo wenig, als ein Journal ſchreiben: dann leb' ich gleich affektirt. Adieu, adieu! Sei auch ver-

gnügt; und laß mich jetzt laufen! Deine R. R. Vetter, Schack, Frau von Craven, alle Menſchen ſah ich: die indiskreteſten ließ ich glauben, ich hätte ſchon den Namen: alors le coup est porté et elles sont obligées de se taire. Adieu, adieu! Schreibe mir gleich des Generals Bentheim Adreſſe: und Aufenthalt. Sei ja nicht böſe, daß ich den inliegenden Brief vorigen Poſttag vergaß, ſie belagerten mich zu ſehr. Lieber! für eine Uhr für Dich werde ich ſorgen mit Deiner Beiſtimmung beim Ausſuchen. Alle und alles grüßt.

An Rahel.

Hamburg, Dienstag, den 13. September 1814.

Geliebteſte, theuerſte Rahel! Geſtern Abend kam ich aus Nelling, zwei Meilen von hier, von der Generalin Kreuz, der ich durch Stägemann empfohlen war, zurück, ich wußte, daß ein Brief von Dir da ſein müſſe, und trieb alſo mit größter Ungeduld zum ſchnelleren Fahren an, es wurde halb neun, ehe ich in meiner Wohnung war, und richtig lagen zwei Briefe auf meinem Tiſch, der Deinige vom 10ten! Mit einer freudig ängſtlichen Beklemmung brech' ich jedesmal das Siegel: was wird er enthalten? und Gottlob ſeit langer Zeit doch immer Liebes und Gutes! Dein geſtriger Brief hat mich wieder ſo erquickt und ermuntert, daß es mir ſchwer wurde zu Hauſe zu bleiben, und alle Beſchäftigung mir darnach dumm und einfältig vorkam! Wie beglückt es mich, auch die anderen Menſchen für Dich von der Liebe beſchienen zu ſehen, die mich durchglüht! Ich werde aber von keinem Taumel ergriffen, kein Zauberglanz, kein Uebermuth blendet mich, und im Gefühl des größten Glücks, das mir begegnen kann, in Deinem Leben kein todter Hang, ſondern erſprießliche Wirklichkeit zu ſein, bin ich in ſtiller, beſcheidener Freude, in die alles Aeußere hineinſtürzt, und was ſich zurückhält, läßt mich gleichgültig. Warum erſcheinſt Du den Deinigen anders, warum ich? Freilich iſt der Schein ein anderer geworden, und in dieſer Rückſicht nehme ich jeden kleinſten Vortheil vielleicht viel höher, als ſie; aber ſo zwingen ſie mich ja auch ihre Genehmigung und Zuſtimmung und Theilnahme lediglich als ſo etwas äußeres zu betrachten, von dem ich ſage, es iſt gut! Du hatteſt ſehr recht,

geliebteste, einzige Freundin, zu Ernestine zu sagen, daß es so schon lange war! Ich weiß, wie Recht man hat, die äußere derbe Weltlichkeit zu beachten, und thue es auch, aber sie darf sich nicht den Preis des Inneren anmaßen. Du wirst mich nicht mißverstehen, geliebte Rahel, als schriebe ich gegen, ich schreibe nur über das, was Du mir mittheilst, und habe sonst dasselbe Gefühl dabei, dieselbe Freude, wie Du, es ist allerdings ein Sieg, ein Gelingen, ein Durchdringen, da erfochten, wo er gar nicht sollte fehlen dürfen; ich freue mich darüber ungemein, und trachte mit allen Kräften es zu erhalten, zu fördern und auszubreiten. Auch ist mir gar nicht bange für die Zukunft, in keiner Art, und bin ich auf Arbeiten und Kämpfe aller Art gefaßt, rüstig und thätig, ja einzig vergnügt in der Thätigkeit! Auch ich sehe mich, zu meiner größten Freude, überall mit ausgezeichneter Achtung aufgenommen, beliebt sogar; man hält mich für rechtschaffen und klug, vertraut mir daher im Guten und Bösen. Mein hiesiges Geschäft hätte niemand unternehmen und durchführen können, der nicht ganz unbescholten und rein wäre; daß es mir so ganz gelungen ist, freut mich ungemein. Mit meiner kleinen Schrift über Oswald, die bald erscheinen soll, beschließt sich aber auch für mich diese Angelegenheit des Generals, von dessen Sachen die meinigen doch immer zu scheiden sein müssen; es ist nicht zu beschreiben, was man alles auf Tettenborn hier sagt, das schändlichste und erlogenste Zeug, die niederträchtigsten Verläumdungen, besonders von Seiten der Russen, alles erfinnliche Hämische, das der bitterste Neid nur eingeben kann, sie beneiden ihm seine Kriegsehre, seinen Namen, seine gelungenen Unternehmungen, seine Belohnungen; daß der Kaiser ihm die Güter verschafft, setzt sie außer sich! Aber besser beneidet, als bemitleidet: noch habe ich keinen gesehen, der gegen Tettenborn's Persönlichkeit Stand halten könnte, den nicht sein Erscheinen sogleich niederschläge, darum wird er immer oben bleiben, und ganz gewiß noch zu großen Dingen kommen; auch ist von dem Schlechten, was man ihm Schuld giebt, nichts wahr, aber seine Gewaltsamkeiten und Unformen bringen die Leute gegen ihn auf, und wenden die Meinung bisweilen von ihm ab, die jeden Augenblick sich doch an ihn anschließen will. Laß sie nur, mir bleibt er theuer und werth, und ich sehe von meiner Verbindung mit ihm, wie sie jetzt ist, nur Gutes für

ihn und mich. — Ich habe nicht unterlassen, mir hier auf alle Weise künftige Vortheile zu bereiten und zu erhalten, sowohl in Rücksicht der Stellung, als des Geldnutzens, und ich hoffe auch in Wien nicht allen hiesigen Quellen zu entsagen. Während dieses Schreibens bin ich sehr gestört worden, durch Besuche aller Art, der Buchdrucker, der Rittmeister Hanfit mit einigen Leuten, der Geheimrath Kohlrausch, der mich häufig besucht. Ich bin ganz aus der Stimmung heraus, und habe die beste Zeit verloren, denn schon den Nachmittag ziemlich früh muß ich meinen Brief schließen, weil ich dann ein wichtiges Geschäft vorhabe, das den ganzen Abend erfüllt, nämlich die Aufnahme in den Freimaurer-Orden, die mir an sich ganz willkommen ist, und der ich, wie die Sachen standen, nicht einmal hätte ausweichen können. In sieben bis acht Tagen, wenn der Buchdrucker fertig ist, reise ich ab, und komme zu Dir! was soll ich da noch erst lange schreiben? Ich denke nicht mehr daran, erst nach Frankfurt zu gehen, auch meine Sache mit dem Staatskanzler würde durch den verlängerten Verzug leiden, und meine Kasse kann dabei gewinnen. Wegen unserer Trauung wird sich schon alles fügen, doch kann ich die Einwilligung meines Generals nicht beibringen, weil ich in Berlin nicht mehr russischer Offizier sein will. Aber das alles schadet nicht, es geht auch so! Ich will übrigens in Berlin nur als stiller Durchreisender leben, und mich nicht den Leuten überflüssig hingeben; die ganze Lage, in der ich als Offizier und künftiger Legationssekretair, in beiden schwankend, mich befinde, ist angenehmer verhüllt, als offen prenirt. Ich bin daher ganz einverstanden mit Dir, daß die Stille und Heimlichkeit das beste ist bei allen Formen und Erfordernissen. Ich hoffe, wir werden uns nicht lange in Berlin aufzuhalten brauchen. Wegen der Wohnung in Wien haben sich unsere Besorgnisse einander begegnet, ich freue mich, daß Du schon vorgearbeitet. Du hast Recht, ich werde wohl irgendwo aufgenommen, und wenn Du nur für die ersten Wochen einige Zimmer hast, so findet sich nachher auch wohl eine Wohnung für uns zusammen! Wien wird übrigens erst dann für uns angenehm werden, wenn der Lärm vorüber ist; wie hasse ich ihn, diesen unnützen, geschäftstörenden, unfestlichen Lärm. Der Aufwand wird uns nicht erschöpfen, hoffe ich, denn ich muß dort gute Zulage erhalten. Ich denke viel an Geld. Bis Wien bestreiten wir noch alles mit dem, was ich habe. Kaufen werde ich hier, was ich von

dem Verlangten finden kann; es fehlt aber hier jetzt alles, in den Laden nämlich, denn in großen Vorräthen ist viel vorhanden, und da ich die meisten der Sachen durchaus nicht kenne, noch kennen lernen kann, so muß ich mich ganz auf Andere verlassen, ich weiß aber noch niemand, dessen Kenntniß und Geschmack mir sicher wäre. Das ist nun sehr fatal, aber ich kann's ja doch nicht ändern! Sei nicht böse, liebe Rahel, aber was soll ich für Leuchter kaufen? silberne, plattirte? hohe, niedrige? ich sehe nur bei letzteren gut, und wüßte höchstens für meinen Tisch richtig zu wählen. Ich ärgere mich sehr, daß so wenig in dem kleinen Koffer war, ich dachte Wunder was er enthielte! Freilich bring' ich den Manteisack aus Beitzenburg mit, aber ich mag nun gar nicht nachsehen, was darin ist! Vielleicht Geringfügiges. Du wirst mich heute sehr widerspenstig finden, wegen der Ankäufe, wegen der Formalitäten: aber verzeih es mir, liebe Rahel, erstere setzen mich in Verzweiflung, weil ich es nicht verstehe, und dann in der Zwischenzeit die Angst haben muß, daß ich etwas da habe, was vielleicht gar nicht Deinen Beifall hat; die letzteren lassen sich gar nicht so mit dem Uebrigen combiniren, und leichter abfinden, als erfüllen. Wegen des Generals will ich Dir schon alles erklären, nichts ist leichter und sicherer, als seine Erlaubniß, aber sie ist unthunlich! Sage nur ich bin nicht mehr im Dienst; doch habe ich nöthigenfalls auch seine Unterschrift und sein Pettschaft. Das beste ist, es wird wo möglich alles so unbestimmt gehalten, daß ich bei meiner Ankunft noch alles wenden kann, sonst sage nur, ich habe schon den Dienst verlassen, und bin in den preußischen Civildienst berufen. Ich weiß, das ist Dir auch verdrießlich, aber das Gegentheil könnte zu größerem Verdrusse führen; mündlich alles, ich komme ja bald! — Nun ich meinem Herzen Luft gemacht habe, bin ich wohl gar im Stande, und kaufe alles, was Du mir schreibst, und mache die Formalitäten (aber es geht nicht!) dennoch ab! Lache mich lieber aus, als daß Du böse wirst! — Weißt Du, was mir in Deinen Briefen immer am besten gefällt? wenn Du mich lobst, und wenn Dich die Anderen loben, dann ist für mich die ganze Welt in Ordnung. Dein Besuch bei der Herz, Tieck's Besuch bei Dir, sind mir ungemein angenehm! Wie angenehm hast Du den letzteren beschrieben! Hartung, Hitzig, Rettel, alles sehr gut! Daß Du meinen Zeitungsartikel billigst, freut mich unsäglich, seitdem wirst Du nun auch den

über den Staatskanzler bekommen haben: der Graf Grote hat ihn demselben sogleich als etwas Hiesiges offiziell überschickt, mir sagte er, der Staatskanzler habe ihm schon gesagt, daß ich in der preußischen Diplomatik angestellt bin. Immer gut!

Ich grüße vielmals die Deinigen, und lasse mich bei Markus entschuldigen, daß ich heute nicht auf seinen angenehmen Brief antworte; die Besuche und meine herandrückende Prüfungszeit (zwei Legen haben um mich gerungen) sind Schuld daran. Die beifolgende Zeitung enthält allerlei Hübsches, ein treffliches Gedicht, das ich schon lange kannte, einen satyrischen Aufsatz über Tettenborn, dessen Namen wenigstens ein Vierteljahrhundert hier als Gespenst herumgehen wird, und dann die Hauptsache, die rasendsten Sachen auf den König von Dänemark, auf den der Haß nicht größer werden kann; das mit dem Kümmel ist gar keine Fabel.

Leb wohl, geliebte, einzige Rahel, theuerste Braut und Gattin! Ist es nicht recht schlecht, daß ich mich mit den Namen doch freue?

Ewig Dein

Varnhagen.

Helle Luft, nicht zu kalt, doch im Ganzen herbstlich und umzogen.

Den Wechsel hast Du nicht beigelegt.

Von Tettenborn habe ich keinen Brief, wohl aber ohne sein Wissen einen von seinem Adjutanten Lachmann, der schreibt mir schmeichelnd: Arrivez bientôt dans notre petit cercle. Da ist also auch Louis Robert mitgemeint. Une chambre charmante vous attend à côté de moi. Vue pittoresque, une loge au théatre, excellents diners et soupers. Le Général m'a communiqué votre nouvelle carrière: je vous vois dans six ans Ambassadeur à Petersbourg etc. etc.

Denke Dir mein Erstaunen! die zwei Päcke Rebekka Friedländer'scher Briefe sind hier; wohlversiegelt, wohlverwahrt und wohladressirt unter meinen Sachen gewesen, und haben die Belagerung ausgehalten. Ich bringe sie mit! Adieu, geliebte Freundin!

An Varnhagen in Hamburg.

Berlin, Freitag, den 15. September 1814.
Morgen iſt Poſttag. Helles warmes Wetter.

Du glaubſt es gewiß nicht, Guſteken, wie Dein geſtriger Brief mich hat lachen machen. Deine liebe komiſche Angſt, meine Aufträge nicht zu erfüllen. Aber es war auch gut, ſonſt hätte ich mich doch wohl geärgert. Wie kannſt Du nicht eine Frau finden, die Dir kaufen hilft: eine erſte beſte, gut angezogen. Die Leuchter, lieber Junge, ſollen allerdings plattirt ſein. Wo werd' ich Dir denn aus England ſilberne abferdern! Gieb Dir aber keine Mühe, beſter Auguſt, wir werden hier auch gute wohlfeil finden. Alle Anſtalten, die ich nur irgend allein machen kann, mache ich: und habe ich gemacht. Es iſt viel zu beſorgen, glaube es; viel Kleines, und dies iſt nicht weniger mühſam; Hülfe habe ich nur von fremden Leuten; keinen Bedienten; und an die Brüder wende ich mich mit nichts: ſie ſind dazu total nicht. Auch zu den Dingen nicht: die großen mit der Regierung ſind beſorgt, und zu beiden Zeremonien alles eingeleitet. Morgen bringt mir Rettel ſelbſt die Bewilligung von Petsram: er reiſt hier durch; und welchen enchantirten Brief er mir geſchrieben hat, ſollſt Du ſelbſt leſen. Meiner war ein Meiſterſtück, ganz wahr, und ganz nöthig, und ganz paſſend; und ganz wirkend. Es iſt mir jedoch ſehr leid, theurer Freund, die Einwilligung des Generals nicht beibringen zu können; getraut können wir allerdings auch ohne dieſe werden. —

Markus hat vom 9. einen Brief von Ludwig Robert, worin ihm der ſchreibt, daß er nicht allein mit dem General Tettenborn nach Wien ginge, ſondern auch mit ihm nach Italien reiſte; bis den 24. dieſes bleiben ſie in Frankfurt. Danach kannſt Du Dich nun richten, inſofern man ſich nach Tettenborn'ſchen Verſätzen richten kann. — Ich hoffe, auch mein Brief an Bartholdy ſoll günſtig bei ihm wirken: Dienſtag aber erſt erhält er ihn; um acht Tage ſpäter — wenn er gleich antwortet — ich die Antwort. Donnerstag, glaube ich, kommſt Du an! ſchiebe es nicht wieder auf, lieber Freimaurer. Du denkſt wohl, ich habe Dich gar nicht lieb, wegen dieſem elenden Brief! O! Ich empfinde, genieße jeden Augenblick, ſtill

auf der Straße, mein Glück! Aber es will vor lauter Geschäften nicht heraus heute. Wenn ich so alle andere Leute ansehe, dann fühle ich mich wie gefesselt und in Angst; und nur mit Dir frei! Unsere Denkungsart, unsere Freiheit! Unsere Unabhängigkeit von allem, wenn wir wollen. Unser Uebereinstimmen, und fortschreitendes Weiterstimmen! All mein voriges Elend verliert sich in Deiner Freundschaft, in ihrer Sicherheit, und Approbation. Lieber August, ich will Dich nie stören: und fürchte es auch nicht von Dir. Das ist die größte Ehre, die ich Dir anthue.

Schleiermacher's sind seit dem Sonntag hier, ich suchte sie heute — arge Kommissien — aber sie waren noch im Thiergarten. Wer ist Geheimrath Kohlrausch? Warum antwortet der andere nicht! Noch habe ich keine chambre garnie für Dich in der Nähe finden können: Du sollst es wenigstens am Thore erfahren; finde ich keine, so gehst Du zu Krause'ns [Hôtel de Brandebourg], a kann ich hin sehen: oder Stadt Rom. Adieu für heute! Die älteste Schwägrin und Hanne sind schon lange da; auch ist es finster! Morgen noch ein paar Worte! Heute schrieb ich aus Angst, weil morgen keine Zeit sein wird. Adieu, lieber geliebter August: ich versehe jedes Deiner Worte. Moritz ist rasend amüsant, sitzt bei mir, und witzelt und fraßt, weil er sich schämt zärtlich zu sein. Adieu.

Sonnabend, 6 Abends.

Vorüber an mir sind heute zwei große Uebel. Ich bin äußerst vergnügt, und weiß gar nicht, was ich Gott zu Gefallen thun soll. Gestern Abend ganz spät, sagt Ernestine ganz gelassen und diskursiv: „Heute Morgen bei Oppenheim's haben sie erzählt, sie wüßten gar nicht, wo der Hofrath Bartholdy sei; wenigstens in Wien wäre er nicht, woher man die Briefe zurückgeschickt hätte." „Ihr Brief ist nun umsonst!" So fing sie den Vortrag an. Diesen Morgen gehe ich also zu seiner Schwester Lea Mendelssohn, die sagt mir, er sei schon durch Frankfurt, und keine Briefe zurückgeschickt: ich gehe zur alten Bartholdy, dort wird eben ein Wiener Brief gelesen, der da ankündigt, er ist in Wien angekommen. Also ich gerettet. Ich wollte Dich schon an Vilat, Oliva schreiben lassen, ewige Anstalten von meiner Seite machen. Ich besorge noch vieles, und als ich auf dem Hausvoigteiplatz bin, an der Bank-Ecke, —

den ich faſt nie betrete — läuft an mir und Dore eine Schneiderin vorbei, die heute bei Moritz arbeitet. — (Der Junge iſt friſch und geſund, lacht, ſingt, ißt, trommelt jetzt! Gott ſei Dank in alle Ewigkeit!!!) „Wohin?“ ſagt Dore; „Ach! das Kind iſt ja ſo verbrüht, ich laufe zum Doktor.“ Mich mußte man in einen Laden ſchleppen: ohnmächtig war ich nicht: die Frau des Ladens und Dore liefen hierher: ich konnte nicht: doch ermanne ich mich bald, laufe nach Aerzten; keiner kommt grade: ich laufe zu Flittner, und frage da, was gegen den Brand ſchützt; man giebt mir Goulard'ſches Waſſer: ich laufe nach Hauſe: da ſind' ich Bing, Umſchläge, zwanzig Menſchen, traue mich nicht das Kind zu ſehen, weil ich es blind glauben mußte. Mit Vitriol hatte es ſich verbrannt. Ohne allen Schaden!!! Bruſt, Arme, etwas Zunge. Keiner weiß, wo das Fläſchchen herkam! Mit Opium macht man ſo viel Umſtände. Warum iſt dieſes Höllengift nicht verboten zu geben? Scheuren thun die Mädel Stuben hier damit. Ich bitte Dich, ſag darüber ein öffentliches Wort zum Guten der Menſchen! Görcke, der hier war, Bing, Alle ſagen, ein Tropfen herabgeſchluckt, ſo wäre es vorbei. Und was macht es für Wunden?! Kurz, mein Leben iſt dabei gefunden. Ich hatte den Huſten vorher und Bruſtkrampf. Der letzte iſt ganz vergangen, und gegen 5 aß ich mit großem Appetit zu Mittag. Eben ging Tieck vorbei, ich ſprach ihn am Fenſter. Er will morgen früh kommen: auch Bendemann's, Oppenheim's, Alle, Alle wollen mich haben, ſehen, beſuchen. Ich habe gar keine Zeit. Eben kommt der Wundarzt Wache: und erſchrak, als Moritz Vitriol nannte. Gott Lob, Gott Lob! was ſoll ich denn Gutes thun! Auguſt, ich bin außer mir, daß der Junge die Augen hat! Er tobt und ſingt im Bette. Die Kleider ſollſt Du ſehen, halbverbrannt. Adieu. Freue Dich mit; verzeihe die Zerſtreuung! ich bin zu froh! ich weine. Adieu, adieu! Deine

R. R.

Komme bald, geliebter, ſehr vermißter Auguſt. Adieu, adieu. Dein!

An Rahel.

Hamburg, Freitag, den 16. September 1814.

Theure, geliebte Rahel! Jetzt mag ich schon gar nicht mehr schreiben, und will mich auch kurz fassen soviel nur möglich! Meine Geschäfte nahen sich ihrem Ende, und werden mich nur einige Tage noch aufhalten; auf diesen Brief antworte mir daher nicht mehr, geliebte Rahel, ich sehe mit Freuden diese Sperre endlich möglich werden, sie ist mir zwar für den Augenblick peinlich, aber ein Brief von Dir wird ehnedies noch ankommen am Montage, und so werde ich bis nah vor meiner Abreise Deiner lieben Worte nicht entbehren! Dein Brief vom 13ten, den ich gestern Abend erhielt, sagt mir das Liebevollste, was ich wünschen kann, Dein edles Vertrauen zu mir, das schönste Glück, über das kein Glück mehr zu gebieten hat! Liebste Rahel, wie dank' ich in der Fülle des inbrünstigen Herzens Dir Deine Liebe, Dein Vertrauen! Ich würde ohne Dich nur immer ein Fremdling geblieben sein im Leben, mit Dir kann ich doch so einheimisch darin werden, als unsere Gespräche zu Teplitz es erlauben, ja ich sehe die Möglichkeit, unter jenen Gesprächen weg in glücklicher Harmlosigkeit innerhalb der frischen, warmen Pflanzenlinie dazusein, ohne jemals die erstarrende Schneelinie zu berühren! — Es ist entsetzlich, wie ich heute gestört werde, durch lauter Besuche, von denen keiner gleichgültig ist. Sie lassen eine Anregung in mir zurück, die mich aller stilleren Hingebung an die liebevollste Heimlichkeit entreißt, und mir geschäftliche Thätigkeit mit rascher Bewegung zudrängt. Ich weiß nicht wie ich allen Menschen entrinnen soll, die mir Vertrauen, Umgang, Antheil schenken, und jeder auf seine Weise etwas Förderndes haben. Dir kann es in Berlin nicht schlimmer gehen, geliebte Rahel! ich bin schon so weit, daß ich mein Herz gar nicht mehr anhöre, und meine Schwester und Freunde, wo keine Arbeit mich ruft, mit harter Verstocktheit vernachlässige; es ist aber auch unmöglich, allem zu genügen, und da muß doch das, um dessentwillen ich hier bin, dem, um dessentwillen ich nicht gekommen wäre, vorangehen. — An diesen wenigen Zeilen schreibe ich schon vier Stunden; schon wieder waren Besuche da, und ich darf mich nicht einschließen, weil das Versäumen dieser Besuche noch

schlechter wäre, als das Empfangen. Ich will nur schleunigst noch von Deinen Aufträgen reden! Du irrst Dich, liebe Rahel, wenn Du glaubst, daß hier eine schöne Auswahl von Sachen sei; die Laden sind ganz arm, denn die Einwohner kaufen beinahe gar nichts, und niemand mag auf den hiesigen Bedarf große Anschaffungen wagen, dagegen sucht man das vor zehn Jahren Angeschaffte los zu werden. Ein einziger Kaufmann hofft dieser Tage eine Sendung englischer Waaren zu bekommen, da finden sich vielleicht auch Leuchter, die ich sonst nirgends bekommen kann. In zwanzig Laden, wo man sie sonst hatte, sind jetzt keine Perlmutterknöpfe zu finden. So geht es mit allem. Doch bringe ich mit, was ich kann; einige Kleinigkeiten habe ich schon angeschafft, auch drei Kattunkleider, 8 Ellen von jedem der drei beiliegenden Muster, die aber im Stück viel besser aussehen. Schwarzen Levantine und einen Strohhut werde ich zu besorgen trachten, Leuchter und Lichtscheere, auch die Knöpfchen hoffe ich noch zu bekommen. An peppermint pearls etc. ist gar nicht zu denken. Wie ich alles fortbringe, weiß ich kaum. Ich brenne aber vor Ungeduld mich auf dem Wagen zu sehen. Von Tettenborn habe ich einen vortrefflichen Brief, den ich Dir hier beilege, er ist tapfer aus dem Herzen geschrieben, und aus einem edlen Bewußtsein. Seine Sache wird hoch oben bleiben, seine Widersacher alle zu Schanden werden. Du siehst, wie er nach Frankfurt einladet: ich habe ihm aber abgeschrieben, und ihm gesagt, was ich in Berlin zu thun habe, jedoch zugleich versprochen, daß, wenn er in Frankfurt bleibt, wir die Reise nach Wien über Frankfurt machen. Er hat ein schönes Landhaus gemiethet, und lebt ungemein angenehm, so erzählt der Prinz Gustav von Mecklenburg, der ihn besucht und dies dem Obersten Both gesagt hat, der eben von mir geht. Wir können nun immer machen, was wir wollen, ich glaube aber nicht, daß ich lange von Wien wegbleiben darf, und hoffe, Tettenborn wird auch nicht lange säumen. Seinen Brief bebe mir um Gotteswillen gut auf! Ich muß Dich schelten, daß Du mir den vom Buchhändler Büschler erst so spät geschickt hast, die Verzögerung thut mir vielleicht großen Schaden. Da Du mich aber um Verzeihung bittest, so will ich es Dir verzeihen! — Nachdem ich das Wort „Verzeihen" geschrieben, schäm' ich mich fast, auch nur im Scherze Dich mit solchem Worte zu berühren, es reut mich wie ein begangener Frevel! Ich kann es von Dir unaufhörlich

brauchen, was ich mich erfrechen wollte Dir zu geben! Verzeih also, verzeih Du selbst! — Ich freue mich, daß ich in Deiner Nachbarschaft wohnen soll; nur muß ich irgendwo meinen Wagen lassen können. Alles was ich in den Zeitungen über Wien lese, macht mich schaudern: dieses Gewühl, Gedränge, Theurung, Unbequemlichkeit — und doch ist mir eigentlich gar nicht bang, es wird alles vortrefflich gehen! — Beyme wird also Gouverneur in Sachsen! er sagte mir schon etwas davon, als ich bei ihm war; mir ist es außerordentlich lieb. — Daß Dir die Leute Beifall geben, ist ja der größte für mich; sei nur ruhig, geliebte Rahel! ich stehe uns mit Kreusemark — und mit jedem Obern — bald auf dem glücklichsten Fuß; ich habe einen Trieb, den ich gar nicht bemmen kann, in den Vorgesetzten mich selbst zu ehren, und ihren guten Eigenschaften auf die Spur zu kommen, um sie zu lieben. Mir ist es bloß um die unangenehmen Zwischensachen, die Reise u. s. w., aber selbst diese, wenn wir uns eine tüchtige Raisen über Gerechtes und Ungerechtes machen, können ja selbst zur Annehmlichkeit werden! Tausend Grüße an die Deinigen, besonders an Markus, bei dem Du mich wegen meines Nichtschreibens entschuldigen wolltest! Lebe wohl, geliebte, theure, einzige Rahel! Bald seh' ich Dich!

Ewig Dein

Varnhagen.

Unentschiedene Luft, gedämpfter Sonnenschein, frische Abende, milde Tage.

Ich muß noch an Dehn schreiben, der in Stralsund ist.

An Varnhagen in Bötzow.

Mittwoch, den 21. September 1814.

Lieber, bester August! Dieser Zettel soll Dir in Bötzow abgegeben werden: ich will Dich nicht an unserem Thor aufhalten lassen; die Ursache mündlich. Trotz allen persönlichen Umherlaufens habe ich in meiner Nähe keine chambre garnie finden können; gar keine. Dabei sind sie jetzt so unvernünftig theuer, daß Du eben so wohlfeil auf die kurze Zeit bei

Krauſe'ns wohnſt; wo ich Dir ſehr rathe hinzufahren. Marwitz wohnte immer dort: ich kenne es, und ich kann wenigſtens von meinem Fenſter hinſehen!!! Komme nur ja gleich zu mir! Ich habe gar keine Geduld mehr. O! wie Recht hatte ich in Teplitz zu heulen, wann und wo werden wir uns ungeſtört, und unzerſtückelt ſehen wie dort! Ich erwarte Dich noch außerdem zu tauſend Dingen, wo ich Dich erſt fragen muß; lauter Kleinigkeiten: aber nur die können mich quälen: Dich auch. Du biſt noch hypochondriſcher, als ich. Aber ſei ruhig, ich will Dir ſchon helfen. Dieſe letzten fünf Tage mußte ich wegen Katarrhalfieber zu Hauſe bleiben; es iſt nur noch nachweblich da. Wenn Du kommſt, iſt alles gut. Ich umarme Dich ſchon! Geſtern erhielt der Prediger Stegemann die Bewilligung der kurmärkiſchen Kammer: ein Meerwunder! Wir erwarten nur Dich. Deine

R. R.

An Varnhagen in Frankfurt a. M.

Berlin, Dienstag, den 4. Oktober 1814.

Lieber, lieber Auguſt, mit welchem Schreck bin ich heute erwacht, Dich unterwegs und hier weg zu wiſſen. Wenigſtens ſcheint die Sonne, und ich will Dir das Herz erhellen. Laß es hell ſein! alles wird gut gehen: und niemand kann uns die ſchöne letztverlebte Zeit rauben. Welcher Herzensbalſam! Dich ſo vergnügt geſehen zu haben! Kann auch der Menſch und niemanden etwas verſprechen, ſo verſichre ich doch, daß Du von mir aus nie Verdruß haben ſollſt: und daß ich Deine Neigung, Deine Freiheit, höher halte, als meine: und das natürlich: es ſteigt mir aus dem Herzen. Finde auch in Frankfurt alles gut; und ſtelle alles auf's beſte: ich verlaſſe mich ganz auf Deine Sinnesart und Geſchicklichkeit. Nur ängſtigen mich die Zeitungen, die von nichts anderem ſprechen, als von den wiener enormen Preiſen (zu zweitauſend Gulden monatlich geben Lords!!!) und Engigkeit. Erneſtine hatte aus Poſen einen Brief, wo eine Gräfin zurückgekommen war, die bis eine Meile vor Wien gekommen war, wo ſie zwölf Dukaten für eine elende Bauernſtube die Nacht gegeben hatte; und ſo aus Furcht wieder nach Poſen zurückgereiſt iſt. Von Bartholdy kann ich erſt

in Prag Antwort haben. Also dort muß ich auf's ungewisseste hin: und so lange da bleiben, bis er oder Du mir schreiben, ich soll kommen. So fürchte ich mich vor Prag: das hält mich nun einmal, wenn es mich hat: und ich fürchte, den Winter dort zu bleiben. Doch ist das nur Hypochondrie, die mich ängsten will. Erzähle sie dem General: der muß mir helfen in Wien: das thun Deine Generale einmal: noch dazu diesmal, da er mir Dich als gezwungene Anleihe abgenommen hat: und ich in Streh sitzen geblieben bin.

Sobald einer weg ist, so ereignen sich eine Menge Dinge, die man ihm mittheilen muß. Gestern, zwischen den grimmigsten Koursen, erfahre ich, daß Varnekow! mich sucht; er wartete bei Markus, hieß es: war aber schon auf dem Casino; Moritz und Ernestine und Fanny warten vor der Hausthür mit mir: er tritt aus dem Casino, ich ihm entgegen, und so umarmen wir uns à la barbe des grecs. Wir freuten uns sehr! Er will alles von mir wissen: grüßt Dich; und ärgert sich, Dich und meine hier verlebten vier Wochen versäumt zu haben; wird Bräutigam mit einem sechzehnjährigen Fräulein von Arnberg: und will meine Zustimmung: das Kind, ihre und seine Verwandten (wo er herkommt müssen immer und alles von mir hören. Er ist äußerst komisch, und wahrhaft. Lebt seit gestern wieder auf: beklagt sich, wegen Mangel an Reibung dumm geworden zu sein. Kam gestern nach dem Theater wieder zu uns: kommt heute auch. Ist morgen zu Johannens Geburtstag bei der ältesten Schwägrin, wo Baron von Weiher mit seiner Braut und Verwandten, Heister, Tolmar's, Geheimrath Schmidt, wir Alle, und andere Leute sind. Das muß die Braut leiden etc. Nordt war auch bei mir, und wenn es seine Kolik erlaubt, reist er bis Prag mit: wo nicht, ein Neven Linens, groß und stark, der gedient hat als Freiwilliger. Freitag früh will ich weg. Es thut mir weh, die freundlichen Verwandten zu verlassen! Tieck ist heute gereist, war gestern Abend hier: auch Burgsdorf, nach acht oder neun Jahren, äußerst freundlich und klug, als wäre keine Pause gewesen. Oppenheim's waren auch hier. (Eben störte mich Frau von Pebeheim, und grüßt.) Auch erhielt ich einen Brief an Dich von Perthes, und diesen Morgen einen von Clemens Brentano, welchen ich hier beilege. Ich muß heute Meierewitz schreiben; und achtzehn Punkte, die Gänge sind, und auch auf einer Liste stehen, und sich widersprechen, ausführen. Auch

ſtörte mich die Cohen ſchon, aber ſie war ſehr unbefangen, ſehr freundlich, und grüßte Dich. Alles grüßt und vermißt Dich ſehr; es iſt nicht mehr luſtig, Meritz'ens ſagten es Varnekow'n. Wie ich Dich mißte? als fehlte mir der Herzdeckel! Das kann mir der General nie bezahlen! Er ſoll auch nicht: dies ſoll er mir ewig ſchuldig bleiben: und wir ihm Deines. Was mag er nur haben? Ich könnte ihn vielleicht auch beruhigen. Gott, wenn ich Dich erſt wiederhabe! Grüße Robert. Vorgeſtern Abend bekam unſer Kronprinz einen Kourier, und geſtern früh reiſte er nach Wien. Lebe wohl, einziger Freund, und ſehr geliebter und erkannter Gemahl. Ich muß fort! Wäſche ſuchen; zahlen, laufen, reden, kramen, handlen, wechſlen. Adieu, adieu. Vielleicht Nachmittag noch ein Wort. R. R.

Mein altes Zeichen. Noodt grüßte mich noch. Es rührte mich ſehr.

Nachmittags 4 Uhr. Ich bin todt, von Laufen, und Eſſen, und Schlafſucht. Neues habe ich nicht erfahren. Lebe wohl, Lieber. Auf baldiges Sehen.

Es bleibt der armen Strohwittwe nichts anders übrig, als Ihre Exzellenz um die gütige Beſorgung dieſes Briefes zu bitten. Lieber Baron! machen Sie ja, daß Varnhagen dieſen Brief bekommt: ſonſt muß ich verzweifeln! Ich freue mich närriſch, Sie bald zu ſehen! Ihre ergebene Friederike Varnhagen von Enſe, geb. Robert.

An Rahel.

Weimar, den 4. Oktober 1814.

Theure, geliebte Rahel! Abends ſpät in Weimar ſchreib' ich Dir dieſe Zeilen zwiſchen dem Eſſen, um Dir zu ſagen, daß ich übrigens wohlauf bin, und obzwar ſehr ermüdet, doch getroſt die Reiſe fortſetze, die ich hier ſchon bis zur Hälfte gebracht habe: aber Rahel, o einzige Rahel, wie hart wird es mir, dieſe Trennung auszuhalten, die ich mir doch ſo nicht gedacht hatte, als ich darein einzuwilligen für gut fand! Hundertmal ſchon dachte ich umzukehren, um ſogleich Dich wiederzuſehen, und dann nicht wieder zu verlaſſen. Meine Seele iſt ganz betäubt, die äußeren Gegenſtände machen keinen Eindruck,

jeden Augenblick ist sie entschlummert, dann fühl' ich, her' ich unmittelbar Dich, jeder Knall weckt mich aus Gesprächen mit Dir, die ich auch wachend noch neben mir sitzend wähne! Es ist mir doch anders seit wir verheirathet sind, viel glücklicher, beruhigter; als wäre die Geschichte hinzugetreten und hätte der Natur wirklich geholfen. So ist es auch mit uns! Wie könnte mit Dir ein Verhältniß nicht schön sein, selbst wenn wie an diesem, tausendjährige Gemeinheit zerrt und reißt. Leb wohl, theures, geliebtes Weib! Mit welchem Entzücken sprech' ich den Namen aus! — Goethe ist noch nicht hier. Die Nächte sind kalt; ohne Ernestinens Pelz wäre ich übel daran, er schützt mich ganz: diese Nacht scheint milder bleiben zu wollen. Leb wohl, theure, geliebte Rahel! Grüße Nordt, der hoffentlich bei Dir ist!

Ewig Dein treuer

Varnhagen.

Dienstag. Mondschein, Weimar hübsch und vornehm!

An Varnhagen in Wien.

Berlin, Sonnabend, den 8. Oktober 1814.

Diese Worte sollen nach Wien gehen; — in der abgeärgertsten Stimmung, durch tausend Kleinigkeiten; — hätte ich Dir heute Morgen im Bette, hätte ich Dir gestern geschrieben, so hättest Du den leidenschaftlich-zärtlichsten Brief erhalten. So sehnt' ich mich, so liebt' ich Dich, so standest Du vor mir mit Deiner treuen lieben Liebe, und Dein ganzes Sein und Deine Versen, die ich auch jetzt — und immer — wieder küsse und drücke! Aber alles stürmt auf mich ein, lauter gemeine Besorgungen, mit gemeinen, habsüchtigen, vor Habsucht tollen Leuten; ohne Hülfe. Das Geld — mit der größten Oekonomie — fliegt nur so. Das würde mich nicht ängstigen, hörte und läse ich nicht jede Stunde von Wien, wie alle Magnaten und alle Menschen auf Schlössern vor Wien leben, und eine gräsige Theurung. An Leben ist da nicht zu denken,

nur an Leben bereiten. Auch gut! Aber nun wirſt Du kaum da ſein, ſo müſſen wir wohl gar nach einem kleineren Kongreßort — man ſpricht davon. — Ich kannte und wollte auch ſo übereilt nicht von hier weg, wie ich Dir Dienstag aus Dummheit ſchrieb. Mein Huſten wurde zu ſtark: und was ſoll ich im finſtern, auch theuren Prag ſitzen und warten: am Ende bekomme ich dort einen Brief, Du müſſeſt noch in Frankfurt bleiben: und im Ganzen wäre es nützlich und gut. Nun habe ich geſtern nach Prag geſchrieben, daß man mir ſchleunig meine Briefe jetzt an die Barenin Grotthuß nach Dresden ſchicke: Montag reiſe ich dahin, und warte dieſe Briefe ab: der Verdruß iſt nur der, daß die verfluchten Poſten von Prag nach Dresden ſchon wie in Arabien gehen. Neodt begleitet mich. Schreibe mir nach dieſem Brief nur nach Prag: an A. Teſſauer. Hier geht nichts Neues vor, als auch ein Steigen der Preiſe, und beſonders Miethen. Ifland z. B. zahlte ſechshundert Thaler, und nun iſt das Haus für fünfzehnhundert vermiethet. Alle Menſchen affommiren mich mit Beſuchen: Varnekow hat mir ſeine Braut, ein ſchönes Fräulein von Kornberg, den Tag als er Bräutigam wurde, aufgeführt, und das zu Hannens Geburtstag, weil ich das wünſchte. Mündlich alles Detail. Du biſt mein größtes Gut. Mein Schatz. Mein gefundener, geliebter Freund. Mit Dir, bei Dir, iſt mir kein Ungemach eines. Geſtern Abend war Hitzig bei mir: ich erzählte ihm von unſerem Glück, Deinem Weſen. Er ſah es, und nahm ächten Antheil. Auch er erzählte mir viel. Er ſchätzt Dich wahrhaft; und ſagt wegen der Art Deiner Liebe zu mir. Adieu, adieu. Gott gebe ein baldiges Zuſammenſein! Deine R. R. So zeichne ich Dir noch immer. Und bin doch die Varnhagen. Der Ludwig Robert, der nicht ſchreibt! Empfiehl mich dem General, der mich jetzt ſchön peinigt. Sage es ihm nur, und er ſoll mir zur Gnade halten, daß ich ihm die Briefe adreſſiren muß. Adieu, adieu! Lieber! Nun ſchreib' ich Dir auch nach Frankfurt.

An Varnhagen in Frankfurt a. M.

Sonnabend, den 8. October 1814.

So eben, theurer, einziger, sehr geliebter Freund, habe ich Dir durch Bartholdy, dem ich den Brief adressirte, nach Wien geschrieben. Ich reise erst Montag nach Dresden, wohin ich meine Prager Briefe beschieden habe, an die Varenin von Grotthuß adressirt. Was soll ich so lange in Prag, wo ich ohne Dich zu ungerne bin, im Finstern sitzen und warten! In Wien werde ich, allen Nachrichten zufolge, nicht hinein können: und dann wegen der Theuerung nicht hinaus!!! Ich bin sehr hypochondrisch drüber. Dieser Brief ist nur en l'air geschrieben; Du bist, wann er kommt, gewiß von Frankfurt. Der Wiener ist besser: und ärgerlicher, und doch besser. Noort begleitet mich. Verlasse Dich ganz auf meine innigste, zärtlichste, vertrauungsvollste Liebe; und sei gewiß, alles, was ich mit Dir zu bestehen habe, bestehe ich gerne und gut; und mit Freude, weil Du bei mir bist. Du hast mich ganz erobert, und mir ist wohl dabei. Lebe auch wohl! Theurer! Wie sorgte ich, Dich die Nächte auf dem Felde zu wissen. Das kann mir, wie diese Trennung, der General nicht bezahlen. Sag ihm, was er mir anthut: aber ich bin stolz auf dies Opfer, wie ich mich immer fühle, wenn ich freudig bin. Ich umarme meinen geliebten August; und bin Deine R. R. Fräulein Steffy, und Fräulein von Kornberg, Barnekow's Braut, waren bei mir: ich muß zur Braut.

Nachmittag. Ich komme vom Geheimenrath Schmuckert und der Burg, wo mich die Grotthuß hinsagte. Höre nur, schreibe mir ein Wort nach Prag an A. Tessaner adressirt und für Frau von Varnhagen, und dasselbe so an die Baronin Grotthuß nach Dresden. Es ist spät, August. Adieu.

An Rahel.

Wien, den 12. Oktober 1814.

Theure, geliebte Rahel! Seit gestern Abend bin ich in Wien, und wohne bei Tettenborn im Gasthofe zur Kaiserin von Oesterreich, wo ich auch vorläufig bleiben werde, obwohl auch Bartholdy auf seinem Zimmer, nach seiner musterhaften Gefälligkeit, schon ein Bette für mich bereit hatte, und auch Bentheim, den ich noch nicht aufgefunden, zu meiner Aufnahme eingerichtet ist. Für Dich, geliebte Rahel, hatten Stägemann und Bartholdy ein Quartier vorläufig besprochen, für 150 Gulden Einlösungsscheine monatlich, aber noch nicht genommen, es hatte den Vortheil gleicher Erde zu sein, war aber dumpf und äußerst unheimlich, an vielen Bequemlichkeiten Mangel leidend, ich sah schon ein besseres, zwei hübsche Zimmer, zwar drei Treppen hoch, aber auch hell und gesund, und zur Aufnahme wenigen Besuches angemessen genug, übrigens nicht sonderlich möblirt, aber bei guten Leuten, die Frau ist eine Schwester von Ferdinand Martin Liebmann, den ich heute auf der Straße mit Valentin sprechend fand, als ich eben zu ihm fahren wollte, und der mir diese Nachweisung gab, und übrigens mit ungemeinster Höflichkeit entgegenkam, auch mich gleich auf morgen zu Tische lud. Ich werde dieses Quartier morgen miethen, heute war die Frau nicht zu Hause; es ist am Hohen Markte im Feiner'schen Hause beim Obersten André. Ich werde Dir mündlich sagen, warum ich es vorziehe; auch ist ja alles nur provisorisch. Stägemann sprach ich gestern und heute, er ist so freundschaftlich wie je, einen Brief von ihm wirst Du in Prag bei Liebich finden. Hardenberg und Jordan konnte ich noch nicht sprechen, weiß also auch noch nichts Definitives über meine Sachen; Stägemann sagt mir aber, daß er und Jordan und kein Mensch daran zweifle, daß ich hier bleiben solle, und er und Bartholdy und alle Preußen haben es hier schon so herumgesagt, daß Pilat mir Glück wünschte und Schlegel mich als Legationsrath anreden wollte; wird nun auch nichts draus, so habe ich wenigstens kein Dementi davon; im Gegentheil, man denkt sich dann etwas Wichtiges darunter. Es soll aber ganz gewiß sein; ich muß nun vor allen Dingen Hardenberg sprechen,

was aber nicht eben leicht iſt, auch Jordan iſt kaum zu erfaſſen. Ich ſehe alles im günſtigſten Schein, alles lächelt uns; man freut ſich auf Dich; Stägemann ſagte mir, im Arnſtein'ſchen Hauſe ſei meine Gemahlin ſehr accreditirt, unter anderen freue ſich Otterſtedt ganz ungemein Deines Kommens; die Schlegel ſagte: wiſſen Sie wohl, daß Ihre Frau Ihnen von Vielen ſehr wird beneidet werden? Das will ich glauben, erwiederte ich. Kurz, liebe Rahel, wir haben die beſte Meinung für uns, die größte Achtung, und das iſt zum Anfang immer recht gut. Ich bin nicht ein bischen hyrochondriſch, ſondern voller Muth, Kraft und Thätigkeit und unwiderſtehlich zur Thätigkeit, Anſtrengung und Kampf angeregt. O Rahel, geliebte, einzige Rahel, nach der meine ganze Seele ſich ſehnt, die mein Herz mit jedem Pulsſchlage begehrt, die auf der ganzen Reiſe mir als Liebesbild verſchwebte, komme bald, komme zu mir, und ſei der Troſt, das Glück eines Dir gewidmeten Lebens! Ich habe die größte Sehnſucht, das innigſte Verlangen; an manchen Tagen der Reiſe kann' ich mich gar nicht tröſten, ſo weit von Dir entfernt zu ſein! Ich ſchreibe Dir aber noch nach Prag, und melde Dir fernere Anſtalten. Schreibe mir unter Kouvert an Ferdinand Martin Lichmann in Wien, und laſſe mich genau den Tag Deiner Ankunft wiſſen, damit ich Dir, wemöglich, entgegenkommen kann; auf jeden Fall findeſt Du am Eingange Wiens (denn die Thore ſind ganz etwas anderes) völlige Auskunft. Ich rechne in 14 Tagen höchſtens wirſt Du hier ſein. Schreibe mir auch von unterwegs; leider gehen die Briefe zwiſchen hier und Prag oft ſechs Tage!

Robert wird Dir geſchrieben haben, wie ich in Frankfurt Tettenborn's Reiſewagen ſchon vor der Thüre fertig fand, ich konnte keinen Augenblick auf Frankfurt verwenden, doch war mir die Eile lieb, ſie führte mich ja Dir wieder näher! Robert iſt ein Schwächling, der ſeines Gleichen ſucht; er hatte keinen Grund zurückzubleiben, denn er ſagte zu mir, wären Sie geſtern gekommen, ſo wäre ich mitgereiſt! er hat gar kein, aber auch gar kein Betragen! Auch für Tettenborn wußte er nichts zu ſein; ein matter fashionable, aus Pflicht in miſerablen Liebſchaften liederlich, ohne Vergnügen, mit abgeſchwächtem Ausſehen. Nein, er war mir ungemein widerlich! Tettenborn theilte ihm voll freudiger Theilnahme unſere Verbindung mit, er nahm die Nachricht faſt ſo auf, als ob es ihm nicht ganz lieb wäre; es iſt ihm aber nur abſolut gleichgültig, wie

alles, was ihm keinen Vers macht oder lebt! Ich war gleichwohl freundlicher als je gegen ihn, und fühle auch jetzt keine Art Verdruß gegen ihn, nur ein unendliches Bedauern. Alle Theilnahme iſt fruchtlos, man ändert einen Menſchen nicht!

Ich habe die Eskeles, die Ephraim, Mariane und Jette Ephraim geſehen, auch die Schlegel und ihren Mann: alles gut und freundlich, aber was hilft's? mir iſt ſchrecklich zu Muthe vor den ſogenannten Leuten ohne Wahrheit und Tiefe und Gaben! Wehl mir, Rahel, daß ich Dich habe! Wir wollen ganz allein unter uns zweien reden und urtheilen; alle Anderen, mit geringen Ausnahmen, wollen und verſtehen nur Redensarten. Marianens Caquet gefällt ſehr, auch Stägemann, der freilich auch Beſſeres mit Entzücken vernähme; Kereſſ prahlt und lügt angenehm dazwiſchen herum; er hat ſich gräßlich blamirt durch eine Feſtbeſchreibung im „Oeſterreichiſchen Beobachter", ihm imponiren die Ordensſterne ſo ſehr, daß er es geſteht, nicht als Schwäche, ſondern als Stärke geſteht! Arnſtein's ſcheinen mehr als ſonſt en vogue, ich ſehe es daran, daß Bentheim alle Abend dort ſeine Parthie macht, ich hoffe ihn heute Abend dort zu ſehen. Alle dieſe Leute werden uns äußerſt freundlich und gewogen ſein. Sie werden uns ein angenehmer exoteriſcher Umgang ſein. Mariane iſt noch etwas unpäßlich.

Der eigentliche Kongreß ſoll erſt am 1ſten November anfangen, und nicht lange dauern; die Monarchen reiſen am 20ſten nach Ungarn und kommen am 26ſten wieder. Die deutſchen Reichsſachen ſollen ſpäterhin mit Ausſchluß aller Fremden in Frankfurt abgemacht werden. Mit Frankreich iſt man etwas unzufrieden. Tettenborn iſt heute vom Kaiſer Alexander glänzend empfangen worden, er ſtellte ihn dem Kaiſer Franz mit den Worten vor: Voilà un de mes Généraux les plus distingués! und Franz ſagte auch etwas Schmeichelhaftes; der König von Preußen gab ihm die Hand. Er hat den Badiſchen Orden und den Bairiſchen erhalten. Erzähle das überall, man verläumdet ihn noch viel, und er iſt einer der Unſeren.

Ich bringe dieſen Brief auf die Poſt! Lebe wohl, geliebte, einzige, theure Rahel! Ich umarme Dich, und drücke Dich mit Inbrunſt an mein Herz! Ewig Dein

Varnhagen.

Gegen Abend.

Grüße den vortrefflichen Liebich und seine Angehörigen bestens! Alles Erdenkliche an Wellmann's, von denen ich heute mit Smidt viel sprach. Ganz sah ich noch nicht.

Du kannst mir auch direkt schreiben:

An K. A. Varnhagen von Ense, in Wien, in der Kaiserin von Oesterreich Nr. 5.

Sonst aber bleibt die Adresse an Ferdinand Martin Liebmann.

An Varnhagen in Wien.

Berlin, Freitag, den 14. Oktober 1814.

Mein theurer Freund! Lieber erlebter Augustl! Sieh, ich bin noch hier. Meine Schuld ist es nicht. Ein höllischer Husten: mit abwechselndem Fieber, wenn die Brust zu benehmen ist. Sonntag Abend mußt' ich Reckt und meine Pferde absagen lassen; bis 10 Abends wollte ich mich nicht entschließen, trotz des heftigsten Hustens, aber ein Heidenwetter war's, und Fieber trat ein: seit dem Tage verschieb' ich die Reise von einem Tag zum anderen. Gestern vor acht Tagen und gestern wieder schrieb ich schon nach Prag an Liebich und A. Dessauer, daß sie mir alle Briefe an die Varenin Grotthuß, Mauerstraße Nr. 748, schicken sollten: denn, denk Dir den Schmerz, noch bis zur Stunde weiß ich nichts von Dir: natürlich! Zweimal habe ich Dir nach Frankfurt und Einmal nach Wien geschrieben. Erst war Reckt krank, und mein Husten vom Bereiten und Anstrengen auch schon so groß, daß ich die Reise bis Montag aussetzte: und nun ging's nur so! Ganz ohne Alteration bin ich noch nicht: aber gestern im schönsten Mittagswetter kamen Oppenheim's mit dem halben Wagen ganz unverhofft, und holten mich ab: ich lag noch, zum erstenmal wieder aus dem Bette. Die Mutter redete mir so lange und so dringend und so heftig zu, daß ich's für Gottes Sendung ansah, und mich entschloß, als Generalprobe mitzufahren. Es ging mir ziemlich: doch hustete ich den Abend wieder heftig: und war heute nicht ganz alterationsfrei. Ich fuhr in noch schönerem Wetter heute wieder mit ihnen — sie sind

äußerst freundlich gegen mich — und es ist mir auch so ziemlich bekommen: meine Brust ist benommen, den Nebel muß ich schonen. So bald, mein geliebter Freund, als ich fühle, daß ich's, ohne Gefahr liegen zu bleiben, kann, reise ich. Ich denke Montag. Mit zwei Nachtlagern nach Dresden, wo ich endlich ein Wort von Dir finden werde!!! Ich traute mir ja die Briefe nicht kommen zu lassen, weil ich alle Tage zu reisen gedachte: bin ich nicht zu beklagen? Die Konfusion! Nun weiß ich nicht gewiß, ob Nordt mich noch wird begleiten können; vorgestern kennt' er nur noch vierzehn Tage: seine Unpäßlichkeit ist auch Katarrhalfieber. Alle Menschen, unser ganzes Haus hat den Husten: nur bei mir nimmt's immer solche Wendung mit Nerven: die ich schonen muß! — Doch reise ich bald. Gott, gingen nur die Posten, von Wien grade, nicht so schlecht: über Prag sieben unrichtige Tage, über Breslau gelegene acht richtige. Also in vierzehn erst eine Antwort. Schreib mir also, mein geliebtester Mensch, — bleibt mir nichts anderes, als diese ennuyante Bitte, — eine Art Zirkular nach Berlin, Dresden und Prag! Ich bin zwar gewiß, in einigen Tagen zu reisen, aber Gott kann mich wieder strafen: also muß ich hier, in Dresden, und in Prag, von Dir wissen! In Prag an Liebich, in Dresden an die Grotthuß, weil Meierewitz nicht stabel ist, hier an Merkz. Welche Sehnsucht, welche Beforglichkeit, den Winter getrennt von Dir zu leben, ich ausstehe, wollen wir übergehen: ich weiß sie selbst nicht immer. Je später, je schwerer zu reisen, im nebligen Gebirg, in den kurzen Tagen. Das Beste, was mir begegnet ist, ist, daß vor einer kleinen Weile — jetzt ist halb 6 — die Geheime Staatsräthin Stägemann eine Visitenkarte zu mir geschickt und mir hat sagen lassen, daß morgen ein Kourier nach Wien geht. Nun hast Du wenigstens Donnerstag diesen Brief. Ich schreibe auch mit der Post, morgen. Man kann nur Dienstag und Sonnabend schreiben. Meine Liebe zu Dir steigt; und da es in Cythere immer so ist: liebe mich nur weiter! schon schleicht meiner Liebe Furcht nach! Nein, fürchte nichts, Du bist und bleibst frei. Lieb mich nicht, mache es wie es Dir zu Muthe ist. Ich bleibe Dein Freund. Gott! wie will ich selig sein, und Gott die Füße, den Mantel, die Hände küssen, wenn meine Augen erst Dich sehen werden! Nein, wir trennen uns nicht mehr: es kommt mir diesmal, nach dem herben, harten, nicht versöhnenden Krieg, und jenem

Winter zu theuer zu ſtehen! Sag es Tettenborn. Dieſe Sorge; dieſe vor neuer banger Trennung, Ungemach aller Art; und Sorge über Deine Sorge. Lebe wohl! Ich will den Brief ſchicken, die Frau von Stägemann will ihn noch heute. Von hier weiß ich nichts, weil ich — und auch mit Bedacht — nur Wenige ſehe; ſie denken, ich bin weg. Markus kommt Dienstag oder Mittwoch, und will alles mündlich erzählen. Noch habe ich von dort nichts. Adieu! Wie ſchwer wird mir's, mich zu trennen! Ich küſſe Dich mit der ganzen Seele voll Liebe. Lebe wohl! ſei ruhig! Gott wird uns lenken. Hab' ich doch dann wenigſtens den Lärm in Wien verſäumt, und wir werden zuſammen wohnen. Und ſei auch ruhig, wenn die Briefe, die ich in Dresden von Dir finde, mich contremandiren, und wir wo anders hin müßten. Mit Dir werde ich auch im Winter reiſen können. Mach es nach Gutdünken. Für jedes Bewußtſein im Leben oder weiter Deine

Rahel.

Hier iſt ein heut angekommener Brief von Frau von Berdis. Wie Du ſie mir beſchriebſt, gefiel ſie mir viel beſſer. Hier ſeh' ich ſehr den Clemens. Auch ſie will ſich nichts vergeben: und immer den pas behalten; er iſt boshafter dabei: ſie kann es aber, dem Briefe und der Brentano'ſchen Geiſteswendung nach, für mich werden. Und großartig, gelaſſen, unſchuldig, iſt er gar nicht geſchrieben, ſogar etwas müßig, prüde, kokett. Doch nicht ſchlecht: und ſie kann noch ſehr angenehm ſein; noch ohne Lippen, Augen, Blicke, Zähne etc. und was können die, wenigſtens bei mir. Adieu, Du Lieber, auch ohne alles dies. Mariane Oppenheim ſpricht nur von Dir, Markus'ens lieben Dich ernſtlich: und bedauren mich ſehr. Moriz'ens toben. Grüß Bartholdy'n, mache alles mit ihm ab. Ich ſehe ſeine Familie viel. Ludwig Robert ſchrieb von Frankfurt eine Zeile vom 23. September, daß er in vierzehn Tagen nach Wien reiſt?! Lebe wohl, bete, daß ich bald zu Dir komme; dann bin ich glücklich, weil Du mein Liebſtes biſt: und mein Lebens-Rad. Ich ſehe es. Grüß Wilhelm Bentheim. Er iſt dort. Richte alles ein, ſo gut es geht. Deine

R. R.

An Varnhagen in Wien.

Berlin, Sonnabend, den 15. Oktober 1814.

Geſtern ſchrieb ich Dir mit einem Kourier, von deſſen Abgang, welcher heute iſt, mich die Geheime Staatsräthin Stägemann benachrichtigte: doch fürcht' ich, obgleich ich ihn Herrn Staatsrath Stägemann ſelbſt adreſſirte, mit einer ſchriftlichen Bitte ihn Dir ja gleich zukommen zu laſſen, daß er Dir nicht, oder ſpät zukommt, und will Dir en résumé noch Einmal ſagen, was ich Dir geſtern ſagte. Frage nur gleich den Staatsrath Stägemann nach dem Brief, wenn Du ihn noch nicht haſt; ſeine Gemahlin hat ihn ihm empfohlen. Als ich den Donnerstag nach Deiner Abreiſe weg wollte, war Noedt krank, und Fermey meinte, es würde eine Ruhr werden: ich wartete alſo bis Montag, da auch ich ſehr an der Bruſt, und den Folgen und der Begleitung ihrer Benommenheit, und Huſten litt; und dachte, ob ich in Prag oder hier warte; da man mir ohnehin gedruckt und geſchrieben ſolche Furcht vor Wien und ſeinen Koſten machte. Noedt beſſerte ſich inſofern, daß er reiſen wollte: ich aber verſchlimmerte mich bei einem grauen Höllenwetter ſo, daß trotz, daß ich mich überwinden wollte, bis den letzten Augenblick, ich Sonntag 10 Abends Noedt und Pferde mußte abſagen laſſen. Denn mit meinen Uebeln, wenn ſie im Ganze ſind, iſt es kein Spaß mich dem Nebel und dem Rauhen zu exponiren: Noedt bekam Fieber, wie ich, und jeder hier: und ich war froh, ihn nicht unterwegs zu haben: ſo warte ich auf meine Geneſung von einem Tag zum anderen, mit gepacktem Koffer, Bettſack, und jedem Papier, Börſe, und Beutel. In welchen Gemüthsſtimmungen, iſt überflüſſig zu ſagen. Ich bin vernünftig. Vorgeſtern holte mich im ſchönſten Sonnenſchein, als ich eben wieder nach Tagen aus dem Bette war, plötzlich, und unverhofft, und zum erſtenmal im Leben, Mad. Oppenheim ab, zum Ausfahren. Sie redete mir ſo lange und dringend zu, daß ich ſie für eine Sendung Gottes annahm, und Probe mit ihr fuhr. Es bekam mir ziemlich. Geſtern holte ſie mich wieder: und es bekam mir beſſer. Den Abend aber läßt mir Noedt ſagen, ich möchte nicht übel nehmen, daß ich ihn nicht ſehe, er habe Wechſelfieber. Nun fahr' ich um keinen Preis mit ihm. Dies fürcht'

ich einzig in Ansteckung; und muß mir einen Anderen zur Begleitung schaffen. Es wird schon gehen! Sei ruhig. So bald ich mich nun fest genug fühle, fahre ich ab: wagen darf ich nichts, mit diesem Zufall: es wird Fieber — wenn auch nur Flußfieber, aber mit Erbrechen, und dem Nervenheer — wenn ich die Brust mißhandle; das heißt, nicht äußerst behandle, und schone. Seit gestern bin ich um vieles besser. Ich schreibe jetzt so elend und unzärtlich, weil ich jetzt schreiben muß: Oppenheim's mich abholen, und ich Nachmittag nicht schreiben kann, und mich grade jetzt bis zum Tod erschrecken habe. Ferdinand quarrt, und ich bemerke einen blauen Fallfleck am Kopf, den er beim Frühstück nicht hatte: wir bemerken, denn Alle waren bei mir, daß er sich nicht gut hinten überbiegen kann: er muß visitirt werden, ruf' ich; er weint; Ernestine thut's, entdeckt die rechte Brust geschwollen; und schreit, der Knochen steht raus! Der letzte Augenblick meines Lebens! So erstarrt' ich: der Junge kehlt, Robert kelt noch ebenein: Ernestine fällt in Krämpfe, und natürlich helf' ich, anstatt in Ohnmacht zu fallen! Line zittert, Dore weint. Aber nun ist es kein Fall, sondern sie nennen's eine Viehbeule. (Lauter Plaisir!) Kann man dabei, und wenn man sich gestern erst ausgeschrieben hat, die Zärtlichkeit aus dem Herzen lassen? Und wie lieb' ich Dich: wie wollsab' ich Dich? Wie kenn' ich Dich ganz, und wie will ich mich nicht wieder von Dir trennen! Das kann mir Tettenborn nie ersetzen: nie einsehen! diese Stunden voll Angst und Zweifel, eh ich noch den ganzen Winter über zu Dir kann! Noch nicht einen Brief hab' ich von Dir!!! Natürlich! sie liegen in Prag und Dresden. Schreib mir nun eine Art Zirkular nach Dresden, Prag und hierher. Ich habe gestern, und gestern vor acht Tagen, schon Briefe nach Prag geschickt, man soll mir meine Briefe nach Dresden an die Grotthuß schicken, da Meierewitz nicht stabel dort ist: ich sind' ihn aber noch, weiß ich von Oppenheim's, die Dich lieben. Ich sehe nur wenig Menschen, weil sie mich weg glauben. Markus'ens sind sehr ernst von Dir eingenommen. Moritz will mich nach Dresden bringen, wenn es irgend geht: es geht aber nicht. Markus kommt Dienstag: wenn ich Montag kann, reise ich, so wenig warte ich. Sage Ludwig Robert, gestern hätten Kirchheisen's die „Ueberbildeten" vor einem Ball gespielt, den sie gaben. Noch weiß ich nichts davon, als daß der gelehrte, kluge Koopmans mitgespielt hat. Vergesse nicht, zur

Baronin Heer zu gehen, und mich nicht von der Frohberg verschwärzen zu laſſen. Mache das Ungemach, welches ich ihm gebe, bei Bartholdy durch kluges Bedeuten gut. Sag Gutes von mir an Stägemann. Laß mich nicht in Prag ſitzen, das iſt alles was ich fürchte! ich wohne lieber in der ärgſten Verſtadt, und ſehe Dich manchmal. Sprich Wilhelm Bentheim von der Angelegenheit der Gräfin Luckner, und (haſt Du die Zeit) meld ihr ein Wort. Rache iſt ſüß in ſchönen Herzen: nämlich, Gutes thun. „Willſt Du Gutes thun?“ pflegſt Du zu fragen. Ich liebe und küſſe Dich! Gieb nicht ſo viel Geld aus! Es koſtet ſo jetzt alles ſo viel, in der von Krieg umgeackerten Welt. Achthundert Thaler, werden ſie doch einſehen, iſt jetzt nur ſo viel Achtgroſchenſtücke. Daß ich gar nichts von Dir weiß! Thu ja, was Dir gut dünkt! mit Dir und Deiner Zufriedenheit — Zufriedenheit mit Deinem Zuſtand: mit mir ſollſt Du's ſchon ſein — iſt mir alles lieb. Große Wahl hat man auf der Erde nicht. Wenn wir uns nur haben! Wie viel iſt das! Wie erkenne ich's als größtes Wunder in tiefſter Beſcheidenheit, Demuth, und faſt Scham. Fürchte nur nicht! Dich will ich ſchon gehörig quälen, und nicht zu demüthig gegen Dich ſein: ich verlaſſe Dich z. B. nicht mehr: und befehlen es zehn Kanzler und vier Tettenborn's! — Lebe wohl, Freund, geliebter Freund, und freue Dich, wir werden uns ſehen. Mit den Briefen konnt' ich's nicht anders machen, da ich reiſen, jeden Tag reiſen wollte. Vergiß mich nicht! Du biſt mir alles feſte Sichre, Gute. Gott ſchütze mir's.

Rahel.

Ich habe Dir auch geſtern einen Brief von Louleu und einen von Gruner mit eingelegt. —

An Rahel.

Wien, den 15. October 1814.

Geliebte, theure Rahel! In dem tauſendfachen Gewühl kann ich nicht ohne die ſchmerzlichſte Sehnſucht an Dich denken, Geliebteſte, und bei jeder kleinen Ungunſt des Zufalls möcht' ich Dich als Troſt hier wiſſen, und zugleich weit entfernt, damit nicht auch Du von dem Unangenehmen berührt

werdest! Als eine Fürstin möcht' ich Dich hier empfangen und einführen zu dem Besten und Wohlbehagendsten aller Art, als meine Fürstin und die der Anderen; wie traurig sticht davon der Zustand ab, wo ohne Wohnungen, ohne Einrichtung und Wagen, ja bei den besten, rosenfarbensten Aussichten, doch auch zur Zeit noch ohne festen Fuß und sicheres Einkommen ich Dich inmitten eines in Glanz, Ansehen und Reichthum sich drängenden Gewühls erwarte. In dieser Betrachtung und Stimmung schlief ich gestern dunkel ein, noch hatte ich keine Wohnung für Dich, noch den Staatskanzler nicht gesprochen, noch keine sichernde Ausfertigung erhalten: ich bin drei Tage hier, und ein Thor gleich in diesen für mich den allgemeinen Gang der Dinge zum Lauf gesteigert zu wollen, das weiß ich recht gut! aber Du weißt, Rahel, wie das ist, die Ungeduld wird zum Unmuth, den die Phantasie zur Niedergeschlagenheit ausbildet, und ich bin einfältig genug zu vergessen, daß in dieser gerade ich am meisten Muth, Kraft, Glück und Stärke habe; so war es denn auch hier. Nach allen Richtungen thätig, hatte ich gleich gestern einen geschickten Brief an den König geschrieben, worin ich denselben um die Erlaubniß bitte, ihm mein Buch zuzueignen, und die Feldzugsmedaille zu tragen, mit diesem Briefe ging ich schon um 7 Uhr heute früh zum Fürsten Wittgenstein, der ihn zum König befördern soll, sprach ihn sehr lange und äußerst günstig, hörte, daß der König mir wohlgewogen sei, und sah, daß ich auf den Fürsten einigermaßen rechnen kann. Von da ging ich nach dem Quartier, von dem ich Dir neulich schrieb, und das ich nun freilich nicht bekommen habe, weil die Leute, trotz aller angewandten Beredsamkeit Liebmann's, dessen Verwandte sie sind, durchaus kein Frauenzimmer aufnehmen wollen, aber statt dessen habe ich nun endlich — und das ganze Herz ist mir davon erleichtert — ein anderes, nach meiner jetzigen Einsicht bequemeres, und wegen der Leute vorzüglich gutes Quartier wirklich gemiethet, für 150 Gulden Papier monatlich, zwei Zimmer, gleicher Erde, das eine vorne hinaus mit einem Alkoven, das andere, mehr eine Kammer, nach dem Hofe; alles ist ja nur provisorisch, und Du versprachst, geliebte Rahel, Dich im Anfange schon zufrieden zu geben! Es ist bei dem Haushofmeister Liesneck im Savoyischen Damenstifte, Johannesgasse Nr. 1035, und vom 24. Oktober an, oder, wenn es nöthig wäre, selbst früher, steht es für Dich bereit, Betten und ein Sopha sind unter

den Möbeln mit, Antheil an einer Küche im ersten Stock, ein Brunnen im Hof, dienstfertige, ehrliche Bürgersleute. — Es ist mir ein Stein vom Herzen, daß doch nun so viel in Ordnung ist, und ich komme ganz vergnügt darüber nach Hause, denke Dir zu schreiben, während Tettenborn beim Staatskanzler zum Essen sein wird, und nehme mir vor nach dem Essen zu versuchen, ob auch ich ihn werde sehen können, aber siehe da! der Staatskanzler hat inzwischen hierhergeschickt, und mich zu Tisch einladen lassen. Gestern habe ich an Jordan auf seinen eigenen Rath geschrieben, und vom Staatskanzler verlangt, sogleich in Dienst und Gehalt genommen zu werden, darauf werde ich nun wohl heute schon eine Antwort hören, die nicht ungünstig sein kann. Stägemann sehe ich täglich, ich bin ihm ganz vertraut und angenehm, und seine Freundschaft für mich unveränderlich, ohne die geringste Spur augenblicklicher Verstimmung, die ich wohl bei Jordan wahrnehme, doch keineswegs als ein Erzeugniß meiner, sondern bloß seiner eigenen Persönlichkeit. Jordan sagte mir übrigens sehr verbindlich, er habe die Ehre meine Frau von Prag aus zu kennen. Stein hat mich äußerst gütig aufgenommen, und mir den Rath gegeben, mich an Humboldt sogleich zu wenden, um noch unter diesem schon in Arbeit zu kommen, das wollte ich jedoch nicht thun, bevor ich den Staatskanzler gesprochen, was bei dem besten Willen und der wohlgewogendsten Gunst desselben ohne den heutigen Glückstern noch acht bis vierzehn Tage hätte dauern können. Damit von keiner Seite etwas fehle, so hat auch Liebmann sich mit der freundlichsten Güte mir und Dir zu allen Diensten erboten, die in seiner Macht stehen; er hat ein großes, prächtiges Haus, lebt sehr reich, und scheint gern gesellschaftliches Ansehen gewinnen zu wollen. Bei Arnstein's und Eskeles bin ich öfters gewesen, recht gut, nicht eben allzufreundlich, aber hinlänglich beachtend; Fanny Arnstein hat von Tracasserieen mit der Frohberg keine Notiz nehmen wollen, Mariane scheint sich in freundschaftliches Verhältniß überfließen zu lassen, was weiß auch die, wie sie sein soll, und wie sie ist! Ueberhaupt, die Leute — Gott behüte uns, ich danke ihm auf den Knieen, daß es eine Rahel giebt, auch wenn ich nicht sie als Gattin besäße, ein Glück, das ich unselig Seliger gar nicht zu fassen weiß, über das mein Bewußtsein ewig neu, wie über einen himmlischen Traum, dessen der Mensch sich nicht würdig wähnt, beseligt erstaunen muß! Du bist mir die wahre Ge-

walt des Daseins, das Sinnbild und Wesen der Wahrheit und ihrer überströmenden Macht.

Was sagst Du zu meiner Freude, die liebe Auguste hier zu finden? „Die Brede hat heute recht gut gespielt!“ hör' ich Abends am Wirthstisch; ich springe und schrei' auf vor Verwunderung. Wie hat sie sich gefreut! wie liebt sie Dich! Du bist ihr das Höchste, sie spricht mit Beglückung von Dir, wiederholt sich Dich unaufhörlich; ich führte Stägemann zu ihr, beide freuten sich der Bekanntschaft, sie hörten nicht auf Dich zu loben, besonders Auguste, sie kamen überein, die ganze Welt liebe Dich, es gebe keinen Menschen, der Dir feind sei! Diesen Triumph erlebt' ich auch bei Arnstein's, Otterstedt, der dort sehr beweglich ist, beeifert sich, Dich für die hochachtungswürdigste, herrlichste Frau zu erklären, der er mit unbegränzter Ehrfurcht zugethan sei, General Bentheim, der in ernstem und würdigem Ansehen dort steht, behauptet die Ehre zu haben, Dich sehr genau zu kennen und die verehrendste Freundschaft für Dich zu hegen. Einen anderen großen Verehrer, den man jedoch nicht anerkennen darf wie jene, lernte ich bei Liebmann kennen, Wiesel, der neben mir saß, und mich anredete, er sprach sehr klug über Altes und Neues, sehr zugethan, dienstfertig und offen; er scheint jetzt Geld zu haben und auch einiges Ansehen, wenigstens kommt er auch zu Arnstein's und in andere Häuser, die seinen Ruf doch wenigstens übertreffen. Ich werde mich, obwohl er mir gefällt, doch mit ihm in Acht nehmen. Gestern ist auch Eugen Bentheim gekommen, und der Erbgraf wird täglich erwartet; ich sprach gestern eine Stunde lang bei Arnstein's mit dem General, der meine politische Ansicht hören wollte, und theilte; ich kann ihn leider nicht so kultiviren, als er wohl erwarten möchte, und ich gewiß wünsche, aber meine Dienstsache geht allem vor, da darf ich nichts versäumen. Barthelmy ist uns sehr zugethan; er wird wahrscheinlich preußischer Generalkonsul in Italien. Humboldt und Gentz habe ich noch nicht gesehen, auch Gelesslin nicht, der mit mir in Einem Hause wohnt, und zur Brede gesagt hat, er habe von Robert noch keinen einzigen Brief erhalten. Tettenborn ist überall obenauf, beim Kaiser, beim König u. s. w., er ist ein wahrer Schutzfreund, und wird ohne Zweifel noch viel für mich thun.

Mit dem Kongreß sieht es seltsam aus! Doch davon mündlich! Preußen nimmt jetzt Sachsen in Besitz. Mit Polen

iſt es ſo weit richtig, daß Poſen, Bromberg u. ſ. w. gewiß preußiſch werden, Thorn iſt noch zweifelhaft; auch Schwediſch-Pommern wird gewiß preußiſch, ſchreib das Deinen Brüdern, ſie können ſich darauf verlaſſen.

Leb wohl, geliebte, einzige Rahel! Grüße Alle, ſage Allen Adieu, und eile hieher in meine Wolkentage als Frühlingsſonnenſchein! Mein Herz ſchlägt Dir entgegen, es lebt nur für Dich, Geliebte, Theure!

Ewig Dein

Varnhagen.

An Varnhagen in Wien.

Berlin, noch immer Berlin! den berühmten
18. Oktober 1814.

Alle Truppen und Prinzeſſinnen und Menſchen auf dem Exerzirplatz betend! Ich auch habe genug aus dem überfließenden Herzen geweint für mich allein, ſeit dem 16., wo es ſich engagirte; daß der Gräuel ein Ende, die ſteckende Angſt ein Ende hat, daß unſere Truppen in der Sonne fröhlich und affektirt blinken; daß Du in Sicherheit biſt! In Sicherheit! Weiß ich, ob Du die Reiſe gut überſtanden haſt? Seit geſtern erſt. Da ich mich unterſtand einen Brief von Ludwig Robert an Markus aus Frankfurt vom 10. Oktober zu erbrechen, um endlich von Dir zu erfahren, daß Du gleich bei Deiner Ankunft mit dem General wieder abgereiſt biſt. Gott! die vielen Nächte hintereinander! Was dabei für beide gewonnen ſein kann, weiß ich natürlich nicht. Für Dich, daß Du, wie Du mit Recht wünſchteſt, mit Tettenborn in Wien ankommen konnteſt; und alſo auch das für mich. Ich reiſe nun übermorgen, Donnerstag. Das Wetter iſt ſchön. Aſſing, der eben hier war, und auch Donnerstag nach Hamburg reiſt, und Dich ſehr grüßt, verſichert mich es würde ſo bleiben, da keine Mondveränderung einfällt: und es Anno 11 beim Remeten eben ſo war. Geſellſchaft habe ich noch nicht: aber nichts hält mich mehr. Ich nehme, im ſchlimmſten Fall, Linens Neven: denn, man macht mir noch allerhand Flauſen von Hoffnung ver. Ich beſſere mich. Heute über acht Tage haſt Du erſt mit der elenden Poſt dieſen Brief: wenn ich keine kontremandirenden

Briefe in Dresden von Dir vorfinde, so kannſt Du mir nach Empfang dieſes Briefes nur nach Prag ſchreiben. Ich bitte, an A. Deſſauer: ich habe ſie bei dem einen Tag früher, als bei Liebich. — Was machſt Du denn? Bedaure die elende Rahel, der es immer chiffonnirt gehen muß, daß ſie ohne Nachricht von Dir mitten im Frieden ſein muß. Glaube, daß ich mein Glück erkenne und ganz durchdenke und empfinde; daß ich auf den Knieen bin, nicht kränker geworden zu ſein; daß ich weiß, das Winden und Kämpfen hört für niemanden auf, daß unſer Uebereinſtimmen in allem der Grund all unſeres Glücks iſt, und daß es ſich darauf in jedem Fall gründen wird, ich meine erbauen, denn gegründet iſt es. (Das Trommlen macht mich toll.) Aber Ungewißheit haſſe ich ſo! und die wird ſeit unbenklicher Zeit reichlich gereicht. Und wieder; denn obgleich ich abreiſen muß, ſo weiß ich doch nicht wie weit. Doch wie Gott will! Ich denke auch fleißig, und immer innerlich, an die größeren Gedanken. Du kennſt ſie: ſie fließen mir reichlich zu. Präparire mir, was Du kannſt, in Wien; aber im Ganzen nimm nicht zu viel Rückſicht auf mich. Ueber Robert mündlich. Es iſt mir faſt lieb. Grüße den General Tettenborn, und den Grafen Bentheim. Wo iſt denn Auguſte? Entſchuldige mich bei Bartholdy. Bereue Deine Heirath nicht; (Scherz, wenn Du denkſt, daß es Ernſt iſt) wenn ich Dich jetzt inkommodire. Die Zeiten in der Zeitung ſind mir ſehr eklich; ich bin froh ſie zu verſäumen. Herzogin Sagan giebt auch Soupers in den Zeitungen? und unſer König ſpeiſt à la fortune du pot! Von Dresden und Prag ſchreibe ich Dir. Gott, wenn ich nur nicht in Prag ſitzen bleibe! das iſt mein Einziges! Morgen ſind drei Stücke, zwei von Kotzebue, ein Ballet von Telle. Lauter Rückkehren: Kotzebue's Gedanke beim erſten iſt witzig; „die hundertjährige Eiche"; da geht's Anno 1914 vor. Da könnte man unendlich komiſche und tiefſinnige Dinge herauslaſſen, wenn ſie einem einfielen, und man dürfte. Lebe wohl! Gedenke mein! Gedenke, wie ich Dich liebe und Dich kenne. Klug biſt Du von ſelbſt! Wäre ich nur erſt zum Ausruhen, zum Troſt, zur Ueberlegung, zu meinem Troſt bei Dir! Nun fahr' ich bald mit Oppenheim's aus. Heute iſt Ferdinands Geburtstag: er hat die ganze Stube voll Spielzeug und Kolaken, wie er ſie nennt; reitende, fahrende; darum hab' ich ihm nichts geſchenkt. Es herrſcht ein ungeheurer, aber auch ſehr ſchöner Kuchen im Hauſe: ſolcher, wie bei unſerer

Hochzeit — Hochzeit! — zum Thee war, da ward Deiner gedacht, und auch immer bei Reis in Milch, und allen guten Gelegenheiten. Wegen Deinem sehr guten Eindruck. Gott erhalte Dich! Mein Liebstes. Lebe wohl. Deine R. V. werde ich jetzt Dir schreiben. Adieu! Stell Dir vor, Ferdinand singt jetzt eben ganz deutlich die Melodie, die unsere Jäger auf den Hörnern spielen: rasend musikalisch ist das! weil es solche Unmelodie ist.

Nachmittags 4 Uhr.

Vor einer kleinen Weile ist Markus angekommen; nun werde ich den Bedienten nehmen, den der mit hatte, das soll ein sicherer Mensch sein. Auch sagt Moritz, daß er mich noch vielleicht bis Dresden bringt. Uebermorgen reise ich, wenn Gott mich nicht straft. Ich habe Markus noch nicht gesehen. Adieu. —

An Rahel.

Wien, den 19. October 1814.

Theure, geliebte Rahel! Deinen Brief vom 4ten habe ich hier durch Tettenborn gestern empfangen und bin überschüttet mit beschämendem Glück durch seine Liebeswerte! Ich empfinde sie im tiefsten aufsprudelnden Herzen, das vor Sehnsucht zu Dir beinah vergeht; der Anfang und das Ende jedes Tags rufen Dich am lautesten in der weiten Leere als lebendige Fülle an, die durch das Gaukelspiel des Tags in flimmernder Bewegung kaum scheinbar erzeugt werden kann! Meine früheren Briefe sagen Dir schon, wie sehr ich Dich rufe; ich wiederhole es in diesem mit aller inbrünstigen Liebe! Dein Absteigequartier ist in der Johannesgasse Nr. 1035 im Savoyischen Damenstift beim Haushofmeister Liesneck, vom 24sten an, und nöthigenfalls auch früher, zu beziehen. Ein größeres, dauerndes, für uns zusammen, suche ich noch; für 1200 Gulden Papier wird wohl eines ohne Möbeln zu haben sein, und Möbeln, die nicht sehr theuer sind, bekommt man für eine gleiche Summe hinlänglich. Es ist alles sehr theuer, manches ganz über die Maßen, aber doch sind die ausländischen Nachrichten hierüber ganz übertrieben, es ist gar nicht wahr, daß so viele Fremden

hier sind, eine große Anzahl Wohnungen sind leer, nur, weil die Leute auf Ueberfüllung hofften, machten sie große Preise, welche die meisten nun doch nicht bekommen, und von denen sie schon bald wieder nachlassen werden, wenn sie sehen, daß ihnen ihr Warten nichts hilft. Auch quillt noch nichts über die Stadt in die Vorstädte hinaus, in diesen ist es wie sonst. Außer den Wohnungen sind besonders Holz, Wäsche u. dergl. äußerst theuer. Doch wird sich alles finden; bis Krusemark kömmt, ist ohnehin alles nur einstweilig, und auf kurze Zeit. Meine Anstellung bei Krusemark ist ganz fest beschlossen, die Ausfertigung wird aber erst später geschehen, hoffentlich mit dem Titel Legationsrath, bis dahin habe ich mit Kongreßsachen zu thun, in den deutschen Angelegenheiten, ich soll aus einer großen Menge Eingaben, Bitten, Forderungen etc. einen Auszug und ein Tableau machen mit Bemerkungen, damit der Staatskanzler beim Kongresse davon Gebrauch machen könne, also eine höchst wichtige, mir angenehme Arbeit; noch habe ich die Akten nicht zugesandt bekommen, ziehe aber vom 15ten an täglich 5 Rthlr. Diäten; das ist wenigstens etwas! Sind wir nur erst über die erste Zeit hinaus, so wird schon alles gut werden! Tettenborn muß mir beistehen; ich fürchte, er bleibt nicht sehr lange mehr hier. — Gentz sprach ich gestern beinahe zwei Stunden lang, er ging mit mir spazieren und sagte mir alle wichtigen Vorgänge und Lagen, so daß ich erstaunte; er freute sich sehr auf Dich, meint aber, Du habest eine zu vortheilhafte Meinung von ihm, das sei sein ewiger Streit mit Dir. Ueber die hiesigen Sachen sprechen wir ja bald mündlich, drum schweige ich! Sachsen wird von Preußen besetzt in diesen Tagen, der Strich Polen, worin Posen liegt, kommt zuverlässig an Preußen. Hardenberg und Stein sind ziemlich einig mit einander. Stägemann ist fortdauernd sehr freundschaftlich. Otterstedt, Bentheim, Auguste, alle grüßen! Otterstedt will mich mit dem Kronprinzen von Würtemberg bekannt machen. Ich habe von Schlabrendorf aus Paris einen herrlichen Brief bekommen, den ich durch Stägemann dem Staatskanzler zeigen lasse. Ich fühle mich durch diesen Brief mehr als durch einen Orden geehrt. Otterstedt ist ganz außer sich darüber.

Die Frohberg habe ich nicht besucht, ich sah und sprach sie bei Arnstein's, sie war so platt und dumm, daß ich sie laufen ließ.

Schlegel ſah ich geſtern wieder, ohne Frucht und Behagen! er iſt ſehr für England, ſehr fett, und ſehr ſtarr!

Lebe wohl, geliebte, einzige Rahel! möge ich bald ſo glücklich ſein, Dich zu umarmen! Schreib mir von unterwegs!

Ewig Dein

Varnhagen.

Mittwochs. Trübes Wetter, trüber Sinn!

In der Kaiſerin von Oeſterreich Nr. 5.

Adr. an Ferdinand Martin Liebmann.

An Rahel.

Wien, den 21. Oktober 1814.

Geliebteſte Rahel! Ich bekam eben Deinen lieben Brief aus Berlin, vom 14ten, leider und zu meinem Schrecken noch aus Berlin! möge dieſer Dich wenigſtens nicht mehr dort treffen! es iſt durchaus beſchloſſen, ſeh' ich, ich ſoll verſchmachten nach Deiner lieben Gegenwart! O Rahel, geliebteſte Rahel, ſchreibe nicht mehr von dort, ſchreibe von Dresden, von Prag, von der nächſten Station vor Wien, komme, komme! ſchon drei Briefe ſind bei A. Deſſauer für Dich in Prag, die Dich alle rufen. Ich habe ein Abſteigequartier für Dich in der Johannisgaſſe hieſelbſt Nr. 1035, im Sarepiſchen Damenſtifte beim Haushofmeiſter Liesneck, ich ſelbſt wohne noch mit Tettenborn im Gaſthofe zur Kaiſerin von Oeſterreich. Du wirſt aber auch einen Zettel am Taber (beim Eingange Wiens) zu ſeiner Zeit vorfinden, der Dir vielleicht ſagt, daß wir anderswo, und ſchon zuſammen wohnen können, ich halte es ſo getrennt nicht mehr aus. Gern will ich 400 Thaler Silber für drei Monate bezahlen, auf den erſten Eintritt in dieſe fremde Welt kann doch mancherlei ankommen, und ſpäter kömmt Krufemark und eine andere Einrichtung; ich habe ein Quartier auf der Spur. Theuer iſt alles, aber nicht ſo raſend, wie man ſagt, und wird ſich bald noch mehr zum Beſſeren ändern. Stein iſt mir gut, Stägemann mein wahrer Freund. Ich bin zum Legationsſekretair bei Krufemark beſtimmt, bis dahin habe ich Kongreßarbeiten zu machen, angenehme, wichtige, und ziehe vorläufig, jedoch noch unbedeutende, Diäten. Ich habe die

besten Aussichten aller Art, man hält viel von mir, man wird mich sehr brauchen. Komm, geliebte Rahel, komm! Alles freut sich auf Dich! O säh' ich Dich erst! Der Kourier soll abgehen: morgen mit der Post nach Dresden und Prag zugleich, wie Du es verlangst! Grüße die Unsrigen, Schwäger, Schwägerinnen, Nichten alle bestens! Sage Moritz, daß wir gewiß das Stück Polen bekommen, worin die Seinigen wohnen. Adieu, adieu! Ewig Dein

Varnhagen.

Freitags.

Adr. an Ferdinand Martin Liebmann.

An Varnhagen in Wien.

Dresden, Sonntag, den 23. Oktober 1814.
Vormittags.

Meierewitz bildete mir ein, die Post nach Wien ginge morgen, und die nach Berlin heute, ich machte also die Berliner Briefe erst fertig, und ging zur Baronin Gotthuß; Oppenheim kommt, und sagt, es sei umgekehrt. Nun eilt' ich nach Hause, und kann nur, weil die Post geht, das Nöthigste schreiben. Will auch nicht mehr: weil ich sehr fatigirt bin, und mich bloß in Dresden ausruhe. Gestern Abend 6 Uhr kam ich im Hôtel de Pologne an: den 20. reist' ich aus Berlin. Hier war ich so glücklich, Deine zwei Briefe, den Liebesbrief aus Weimar und den vom 12. aus Wien, zu finden Theuerster Freund, Du schreibst mir keine größere, als ich sie an Dich denke. Nun aber kein Liebeswort mehr — außer alle an Dich. Meierewitz sitzt hier und quält mich mit Reden, mit Fragen, wo ich war, und „werden Sie ein bischen grüßen?" und dergleichen mehr. Morgen Mittag reise ich nach Pirna. Uebermorgen bis Bilin; dann nach Schlan, dann nach Prag hinein. Von Prag zu Dir. Verstehst Du das? Du kommst mir so weit Du kannst entgegen. Denn ich fürchte mich unterwegs: bin aber sehr gut gereist, mit dem schönsten Wetter: hier nur wurde es kalt, und ich wieder brustbeklommen; unterwegs keine Spur davon. Außer den zwei Briefen hab' ich keinen von Dir gefunden, obgleich ich gestern vor vierzehn Tagen schon schrieb, Liebich und Dessauer sollen sie mir nach Dresden schicken; Freitag vor acht Tagen schrieb ich, sie sollten

die Briefe nur einhalten, weil ich reiste. Genug, ich habe Deinen vom 12. Drei Treppen sind hart. Bloß wegen der Brust und des Steigens. Doch, wie Du sagst, es ist provisorisch; und wie Du nicht sagst, unendlich viel, daß ich sicher ankommen kann! Ich freue mich, daß Du vergnügt bist, und die Leute Dir und uns wohlwollen. Grüße Stägemann, alle Arnstein's (ich bringe etwas für sie), Schlegel, dessen Schwester [Ernst] ich eben sprach. Denk Dir, Lieber, ich habe müssen den Bedienten nehmen, der Markus nach Breslau begleitet hatte: und muß ihn von Wien — wenn ich in Prag kein besseres Arrangement finden kann — aus zurückbefergen. Wenn er nur die Nacht bei Remy, oder Bentheim's oder Bartholdy's Bedienten bleiben kann! In Prag bleibe ich nur wieder mich auszuruhen: daher schreib' ich Dir. Gott segne Dich! bleib mir gut. Alles mündlich.

In fünf Tagen kommen die Preußen her, sagt mir Meierowitz so eben. Tausend Liebeswerte in dem Einen glücklichen: Deine

R. V.

Vergiß — wo möglich — die bewußte Anleihe nicht. Für meinen jüngsten Bruder habe ich hier das größte Geschäft eingeleitet. Von Ludwig fand ich eine Brief aus Frankfurt auf Dein Geheiß hier, der von unserer Heirath nichts erwähnt; wie Du von ihm sagst. Es lag einer von Paulinen dabei. Den sollst Du lesen. Adieu! Adieu! Die Gelda grüßt; er ist nicht hier. Die Grotta ist dumm. Lippe's kommen erst. Adieu.

An Rahel.

Wien, den 25. Oktober 1814.

Geliebte, theure Rahel! Heute bekam ich Deinen lieben Brief vom 18ten, leider noch aus Berlin, der mir aber Deine Genesung und Deine, auf den 20sten festgesetzte Abreise meldet. Möge doch keine neue Verzögerung entstanden sein! O komm, komm, geliebte Rahel! jeder Tag, den Du noch ausbleibst, ist ein Raub an meinem Leben! Ich werde krank, weil Du nicht kommst! Meine Ungeduld steigt, ich bin oft ganz verzweifelt, und wie aus dem Leben heraus, weil Du mir fehlst. Gestern lag ich wirklich zu Bette; heute ist es etwas besser, aber das

schlechte Wetter ist mir nicht günstig, und ich bleibe zu Hause, obwohl Frau von Arnstein mich zu einer Art Fest hat einladen lassen. Ich erwarte Dich mit Sehnsucht! Ein schönes Quartier habe ich für 400 Gulden Papier monatlich, auf drei Monate gemiethet; in der Singerstraße Nr. 948 bei Frau von Mensinger im 2ten Steck, schön meublirt, 4 Zimmer und 2 Kammern, ich kann Dich gut empfangen, geliebte Rahel, mein Glück, mein Stolz! Dorthin fahre, also nicht in's Damenstift, wie ich Dir früher in meinen Briefen angab. Unsere Ersparnisse werden drauf gehen, aber sorge nicht, es zeigt sich schon eine Aussicht sie zu ersetzen! Ich arbeite fleißig, ich habe eine höchst wichtige Arbeit zu machen, und fernere vor Augen. Es geht mir gut, sehr gut! Sei gutes Muths, geliebte Rahel; alle Sorge mir, Dir die Freude, das sei meine! Tettenborn, Bentheim, Ottersteedt, Auguste, alle grüßen Dich bestens. Stägemann schreibt seiner Frau, sie soll nähere Bekanntschaft mit Dir machen; er ist ein lieber Mann. Aber ich hoffe, Du bist schon fort aus Berlin, o reise, geliebte Rahel, reise Tag und Nacht, was soll ich denn verheirathet und geschieden sein! Nein, wir sehen uns bald! Ich fühle das Nahen des glücklichen Tages!

Ewig Dein

Varnhagen.

Schreibe mir noch, an Ferdinand Martin Liebmann, oder nur unmittelbar hierher in's Wirthshaus.

Ich habe ein Zirkular nach Berlin, Dresden und Prag geschrieben; aber hatte das neue Quartier damals noch nicht.

An Varnhagen in Wien.

Den 27. Oktober 1814.

Prag! Prag! Prag!! Im Redoutenhause, ganz himmlisch! Bei Liebich. Welcher Trost, nach den größten Gemeinheiten und Unbilligkeiten einer böhmischen Postroute, unter lieben Freunden zu sein, wo Wohlhabenheit, Reinlichkeit, und die edelste Sinnesart herrscht. Ich wohne bei Liebich, nachdem ich im schwarzen Roß abgestiegen war: um 6 Uhr war ich in der

Spornerſtraße: um halb 8 in der Komödie, nach der Komödie hier. In den göttlichſten, ſtillſten, reinſten Hinterzimmern, wie ein Entreſol eines Schloſſes. Bei Raimann's, wo ich eben war — es iſt 11 Uhr Morgens — wollen ſie ſich umbringen, daß ich nicht bei ihnen abgeſtiegen bin, alles iſt für mich bereitet; und für allezeit, wann ich nach Prag komme. Dergleichen iſt angenehm im Effekt, und in ſeinen Gründen. Graf Pachta, der ſo difficile iſt, iſt ſehr für mich. Bayer freute ſich ſo, daß ich von ſeinem ganzen Weſen nun einen anderen Begriff habe: ſolcher Emotion hielt ich ihn nicht für fähig und ſolcher Thätigkeit: er lief ſchwitzend nach dem Roß, und beſorgte alles. Kurz, in Prag hab' ich meine Freunde; alles mündlich! Aber was iſt das alles gegen die Briefe, die ich von Dir, mein Alles, hier fand! Sei verſichert, denn es iſt wahr vor Gott und in meinem Herzen, daß Deine Zufriedenheit mir weit über meine geht! Meine Bequemlichkeit muß ich wohl verziehen, weil mein Körper ſie fühlt; aber wird's Betrachtung, ſo ziehe ich auch Deine vor. Weil Du mein lieber Gemahl biſt: weil ich mich Dir vertrauen konnte, und weil wir in Bürgſchaft nun unſer Glück ausgetauſcht haben. Es hat eine Bedeutung, daß die Frau des Mannes Namen annimmt: ich fühle, und erfinde ſie. Ladet ſich der Menſch durch die Ehe zwei Perſönlichkeiten in Glück und Unglück auf, ſo muß der eine ja in ſüßer Thätigkeit, raſtlos, wie das Herz ſchlägt, unbewußt ewig für den anderen arbeiten. So iſt mir, Auguſt. Dabei lieb' und ſchätz' ich Dich; und bin beſchämt über Deine Liebe. Wie freut es mich alſo, daß mir die Leute wohlwollen, und Du Freunde von mir in Wien fandeſt! Ich zittre immer, daß ich nicht hübſch bin, und man Deine Wahl mißbilligen könnte. Aber auch hier genehmigt's jederman. Juden und Chriſten. Erſtere ſind für mich wie immer. Auch von Markus fand ich bei Deſſauer einen ſehr angenehmen Brief noch aus Breslau: er hat mir zwar ſchon alles in Berlin geſagt, und ſich äußerſt gefreut mich noch zu ſehen. Aber von ſeinem Geſchenk ſagte er nichts. Ich ſchicke Dir den Brief. Ueber das Geſchenk werde ich ihm ſchreiben, daß er mir lieber einen Kredit bei ſich macht von dem Werth deſſelben: da wir zur Einrichtung Vorſchuß haben müſſen. Mit dem Quartier im Damenſtift bin ich äußerſt zufrieden; nichts iſt mir lieber als gleicher Erde und bei Bürgersleuten. Die beſten Wirthe! Miethe ja das theure nicht, bevor ich komme: gieb überhaupt nicht ſo über-

trieben in der Freude aus, daß ich komme. Liebster!!! Laß Dich im Kours nicht betrügen, das ärgert mich am meisten. Ich kriege hier für zweihundert Florin Konventionsgeld fünfhundert Florin Papier. Dukaten stehen sehr hoch in Wien, Dessauer schickt welche hin. Ich bringe all' unsere noch mit. Der dicke Bediente wird mich so soviel kosten wegzuschicken. Hör Dich um, ob wir ihn nicht mit Preußen zurückschicken können. Gelegentlich sollst Du's nur thun. Ich gratulire zur angenehmen Arbeit und zur Anstellung! Wie freut's mein Herz, daß Deines nun über mich in Ruhe ist. (Gestern litt ich unterwegs zu viel von Gemeinheit, Fatigue, Hypochondrie, Regrets Dich nach fünf Tagen gemißt zu haben. Tausende von Tettenborn können diese Leiden nicht abkaufen! Da betete ich: und in Prag schon fand ich Freude, drei Briefe von Dir, vom 15., 19. und 21.) Hast Du denn meinen nicht, den ich Sonntag aus Dresden schrieb? Der kommt heute nach Wien, ich Esel! Hast Du den, wo Gruner's und Leuten's drin liegt? (Jetzt geh' ich und hole Raimann's Kinder aus der Geldschmidt Schule! a tantôt!) Um 1 Uhr. Nun habe ich die Kinder nach Hause gebracht. Eins will ich Dir aber doch einschärfen, lieber Engel, weil Du es nicht wissen kannst. Oft hat man von Fürst Hardenberg mehr als er verspricht, und man erwarten kann (wie bei allen feinherzigen generösen Leuten), aber was er verspricht, erfolgt oft nicht. Drum bestehe, ja bestehe nach Deiner Art auf die Ausfertigung Deiner Anstellung: weil es zu prekair und nicht anständig ist, ohne Titel in einem Departement zu arbeiten. (Uebrigens, weißt Du, hasse ich alle Titel, die nicht angeboren oder angelebt sind: als z. B. Richter etc.) Denn der Fürst hatte Bartholdy'n z. B. mündlich auf's allergewisseste den Titel Geheimerrath — es ist über ein Jahr — versprochen, und er hat ihn nicht. Es mag ihm lieber sein jetzt, Konsul zu werden, aber erstlich, war das nicht gewiß, als bis es wahr war: und in Paris und das ganze Jahr hat er sich sehr geärgert. Jetzt ist Anfang: jetzt bestehe drauf. Den dem Orden pour le mérite ist es ohnehin stille. Wie ist's mit des Generals Orden?

Als ich in dem Brief, den Du mir nach Dresden schriebst, fand, daß Du das dreistöckige Quartier dem ersten, dumpfen, gleicher Erde, vorzogst, aus einer Ursache, die Du nicht schriebst, errieth ich sie gleich. Sage Augusten, ich freute mich übermenschlich, sie zu sehen: Liebich hat mir ihren kleinen Brief ge-

geben; beantworten will ich ihn, wenn ich ſie in die Arme drücke! Bentheim lieb' ich wie Wenige: daß er gut von mir ſpricht, freut mich bloß für ihn: denn daß er ſo denkt, weiß ich. Ich will ihn recht herzen und küſſen: den ſchönen lieben Kerl! Auch Eugenchen ſind da! Iſt Sarteris da? die Mutter will es wiſſen. Wieſel iſt wie Du ſagſt: Du haſt Recht, behutſam zu ſein: denn glaube es mir, ſein Geld hat er von der Regierung, die viele Kundſchafter hat, ohne daß ſie ſelbſt wiſſen, daß ſie welche ſind: dies iſt ſein beſter Fall. Wären unſere Leute, die Preußiſchen, doch ſo, daß ſie nicht plump in Mißtrauen und Nachreden werden: ich werde äußerſt gut mit ihm ſein; er ſoll meinen, er höre mich aus. Ich muß doch meinem König dienen?!

Laß nur — oder gebe ſelbſt — die Mauth noch Einmal präveniren: damit ſie mich, die nun zur Geſandtſchaft gehört, nicht ſchikaniren! Gott! welch Glück! Dich ſehen: und bei Dir bleiben. Die Reiſe allein vergeſſe ich nicht!

Markus hat bedeutend geerbt, und iſt in ſehr guten Verhältniſſen, die er redlich zu theilen gedenkt: ſchreib ihm gütigſt ein Wort! Unter anderen hat er des Onkels Haus: wo wir für immer ein Quartier haben. Nicht zu uneben! Viele der ſchönſten Grüße dem General: ich muß ſterben, wenn er eher reiſt, als ich komme. Italien bleibt ihm; ſag ihm das. Bartholdy'n tauſend Glück zu Italien; und alles Uebrige mündlich! Daß Du bei der Frohberg warſt oder hinwillſt, ärgert mich. Ich gehe nicht hin. Du weißt, ob ich langmüthig oder karaktereinſichtig bin, und verſöhnlich. Aber ſie zeige, wenn ſie den Muth hat, den Brief, den ich ihr aus Prag ſchrieb, und ich will ihre Antwort zeigen. Wenn eine Gans übermüthig iſt, und mit den Patſchen ſchreiben könnte, ſo würde ſie einem edlen wahren Menſchen ſo antworten. Ich habe ihr viel verziehen, aber dieſe Gottloſigkeit müßte ich vergeſſen. Darauf ſetzte ſie noch das: daß ſie für den verſtorbenen Friedländer aus Oſtentation trauerte und dem geſchiedenen Mann ſchrieb. Ich kenne ſie nun ganz. Sie iſt atroce in Nichtswürdigkeit, die Phraſen und Lappen außer Mode umhat! Wenn ich ſie ſehe, werde ich höflich und menſchenfreundlich ſein. Mir zur Ehre. Zuviel von ihr! —

Nun, was wird Otterſtedt ſchreien! Liebmann ſoll ſehr artig ſein. Ich will gerne morgen Mittag reiſen, ſo habe ich mit Liebich meine Reiſe ausgerechnet; müßte ich aber bis über-

morgen bleiben, wegen dem Schmutz und wirklichen Ausruhen, so schreib' ich Dir morgen ein Wort, da die Post Gott Lob hier alle Tage geht. Auch sollst Du noch genau erfahren, wie ich meine Nachtlager einrichte: noch weiß ich es selber nicht. Grüß Dich Gott, und bewahre Dich mir! Mein Schatz. Ich erkenne Dich, Dein Wesen, und das Glück Deiner Liebe zu mir. Verdruß mach' ich Dir nie. Alles grüßt! Die Freunde, Liebich's. Ich freue mich, das weitläufige Berlin nicht zum Domizil zu haben. Wien wird auch Fehler haben, aber für mich nicht solche niederschlagende. Doch auch Berlin ist mir mit Dir recht lieb. Adieu, adieu! Sehr Deine

R. V.

Weltmann's wohnen noch vor dem Ofener-Thor; ich will erst hin. Adieu! Adieu!

An Varnhagen in Wien.

Freitag Mittag in Prag, den 28. Oktober 1814.

Sei nicht böse, theurer Geliebter meines Herzens, zum Vergnügen bin ich nicht mehr hier: zur Ruhe, zum Ruhen, welches ich nöthig habe. Liebich wollte mich, weil es Freitag ist, nicht weglassen, also reise ich morgen Mittag, der Nachtquartiere wegen haben wir's so ausgerechnet, und der Wälder wegen, weil ich furchtsam bin. Mit meinem guten bekannten Kutscher, den ich mitten im Schreiben so eben gemiethet habe. Morgen bis Böhmisch-Brod, nur zwei Posten; übermorgen Jenikau, vier Posten — des Nachts will ich nicht, wenn's dunkel ist; halte auch jetzt nach dem Katarrhalfieber keine größere Fatigue aus —; über-übermorgen bis Iglau, da sehe ich, ob ich mit dem Fuhrmann weiter akkordire: lasse ihm dann in Wien den Wagen, und schicke mit ihm meinen Johann nach Prag. Von Iglau gehe ich bis Znaym, fünf Posten; dann bis Stockerau, vier, dann nach Wien. Zu? meinem Freund, den mir Gott behüte!

Ich war gestern in meiner vergötterten Jakobskirche, und auch heute schon. Welcher himmlischer Trost! welche Stärkung! welches Gebäude! Wie verziert, ganz für mich. Ich habe auch eine große Kourse gemacht, den Brüdern geschrieben,

mich gewaschen. Hauptmann Jehn gesprochen. Esse bei Frau von Raimann, fahre zu Weltmann's nach dem Dieser-Ther, schlafe vorher, sehe Bauer „Ludwig den Springer" spielen. Ich habe nicht eine Minute! Ich bin äußerst froh, den Kutscher, der ein Sachse ist, zu haben, und mit keinem Böhmen, die einen anfressen möchten vor Habsucht, und die jetzt achtfach von den Kouvieren verdorben sind, zu thun haben. Dabei spricht der Mann böhmisch. Ich habe den Brüdern so viel Liebes und Zärtliches von und über Dich geschrieben, daß ich Dich nur küssen kann. Theurer, mich beschämender Freund. Grüße Alle, aber sage niemand den Tag meiner Ankunft, ich will Ruhe, und nur Dich. Adieu. Deine durch Dich glückliche R. O! Gott! strafe mich nicht für all das Glück, für den Ausspruch desselben. Adieu, adieu. Ich freue mich auf Auguste, aber sag' ihr auch nichts. Ueberhaupt wird's da etwas Kunst setzen müssen! Adieu, adieu. Treff' ich eine Post, so schreib' ich noch von unterwegs. Ich bin hier wie in Abrahams Schoß bei den mir wahrhaft theuren Freunden. Adieu. Behalte nur das Quartier im Damenstift, es gefällt mir!

An Varnhagen in Wien.

Prag, Sonnabend 11 Uhr Morgens, den 29. Oktober 1814.

Nur noch anziehen, und dann reisen. Drei Dinge noch: suche doch einen Platz für meinen Wagen, wenn ich ihn etwa dem Kutscher nicht überließe, oder nicht mit diesem Kutscher bis Wien komme. Zweitens, kannst Du mir nicht entgegen, kannst Du nicht, so schicke mir Bartholdy, er kann's, er thut's, er schweigt. Wie ich reise, habe ich Dir gestern geschrieben. Drittens, ist die Gräfin Pachta in Wien? Der Graf sagte es mir, frage wo sie wohnt. Meide mich aber nicht. Lebe wohl! Meine Seele eilt zu Dir. Dore ärgerte mich, denn ist der Brief so elend. Auch eile ich. Deine

R. V.

An Varnhagen in Wien.

Iglau, Montag Abend 6 Uhr, den 31. Oktober 1814.

Auf einem entſetzlich großen Ring, plume d'auberge, papier d'auberge, et auberge de Kneipe — dans la force du terme — mitten auf dieſem Gendarmenmarkt! Was ſchadet aber das alles jetzt?! Ich grüße und nicke Dir aus freundlichſter Seele, theurer Herzensfreund. Den göttlichſten Weg hat man von Deutſch-Brod bis Iglau; bergiger Wald, Frühlingswetter war, die Felder bebaut und grün zu über's Jahr: alles ohne Dich! Gott! welches Abarbeiten, ſo ununterbrochen an einen Menſchen zu denken! War es mir denn nicht beſchieden, die Reiſe unter Deinem Schutz, an Deinem lebenden Herzen: an dieſem Herzen, welches das erſte iſt, welches mich wirklich erwartet, und für mich ſorgt, ſo lange ich gelebt habe. O! wie bedenk' ich's! Auguſt, Du weißt's. Ich wußte nicht, wie zart und biegſam in Dank und Liebe mein Herz iſt: weil mir noch nie, ſo wahr Gott mich ſchützen ſoll, eigentlich Gutes widerfuhr. Die Güte von vorigem Jahr, in Prag, war auch keine ächte, eigentliche, man erlaubte mir nur Gebrauch zu machen von dem, was verhanden war: Sorgfalt — und ich wußte es wohl — war es nicht. Nun aber hab' ich Dich: und Du wahrhaftig mich. Morgen alſo werde ich ſagen können: „übermorgen"! Morgen ſchlaf' ich in Znaym, Mittwoch in Stockerau. Donnerstag empfängſt Du mich. Zum erſtenmal!!!!

Sei nicht böſe, mein Auguſt, daß ich ſo langſam reiſe. In den Umſtänden, worin ich mich befand, mußte ich es ſo veranſtalten. Mein Kutſcher bringt mich nun nach Wien: ich hab' ihm meinen Wagen verkauft. Mündlich alle Details und Urſachen. Da ich langſam reiſen muß, und des Nachts nicht fahren will — im Dunklen —, ſo zog ich den bekannten Kutſcher vor, und nahm ihn lieber, als alle zwei Meilen mit vier oder fünf gemeinen Kerlen zu verhandlen — worin mir weder Mädchen noch Bedienter hilft —, die jetzt ungeheuer auf der ſonſt angenehmen Route verdorben ſind. Auch kommen zu viel Poſten, mit vier, ſechs und drei Pferden, entgegen, Prinzeſſinnen, alles! Und ich fürchtete das Warten, welches mir vor Prag geſchehen war. Nun bitte ich Dich nur eins, mache mir für meinen holländiſchen Bedienten ein Nachtlager

bei Tettenborn's, Bentheim's, Bartholdy's, oder bei Rémy aus. Wo laſſ' ich ihn ſonſt in der Geſchwindigkeit! Ich komme juſt zu Auguſtens Geburtstag, den 3. an. Mad. Ephraim ihrer iſt den 2. Sag ihr, ich bringe ihr ein Schächtelchen mit, käme aber ſpäter. O! Auguſt, was hätten wir auf dem Wege geſprochen! Wie mußt' ich's ſelbſt verkneten. Adieu, mein Freund. Hab nur noch wenig Geduld! O! Gott! O! Gott! Wenn wir nur viel zuſammenſein können!!! Als Kourier laß Dich nicht ſchicken! Deine R. V. Adieu, adieu. Entſchuldige mich bei Herrn von Liebmann. Ich habe Dir noch Sonnabend von Prag geſchrieben. Lebe wohl.

An Varnhagen in Wien.

Hollabrunn, fünf Poſten von Wien, Mittag halb 2.
den 2. November 1814. Mittwoch.

Lieber Auguſt, noch acht Meilen von Dir! Die Thränen kommen mir in die Augen. Auch habe ich all mein voriges Leben auf dieſer Reiſe vergeſſen, ſo war ſie, wenn auch ohne Unfall, und ſo lange! Still! Ich ſchreibe Dir hier durch einen Juden, der dieſen Brief an der Mauth jenſeits, von hier aus gerechnet, abgeben wird, und der Mauthner ſoll nach Dir fragen; weil mein Kutſcher Miene macht, in Mallebern, eine Poſt vor Stockerau, bleiben zu wollen. Wenigſtens ſollſt Du's wo möglich wiſſen: Du weißt, man hängt von Kutſchern ab, und die von dem Vieh. Ich bilde mir nun ein, Du kommſt mir die zwei Poſten von Wien entgegen, bleibſt die Nacht mit mir dort, und wir fahren zuſammen hinein. Poſttag nach Berlin war geſtern in Wien: vielleicht konnteſt Du' Adieu, adieu. Ich werde das Mögliche thun, heute bis Stockerau zu kommen. Tauſend Liebe! Deine

R. V.

An Varnhagen in Wien.

Wien, November 1814.

Zu Wien, im Bette. Lieber Auguſt! Wenn Du Herrn von Stägemann ſiehſt, ſo erkundige Dich doch, ob kein Kourier nach Berlin geht: man kann doch eher einem ſolchen ein Wort

mitgeben. Frau von Stägemann schickt es gewiß Markus, wenn er ihr ein zärtlich Wort sagt. Inkommodirt es Dich aber, oder Du genehmigst es nicht, so laß es lieber.

Du bist zu heute Nachmittag um 5 Uhr beim Staatskanzler zum Diné geladen, und ich habe sagen lassen, Du würdest erscheinen. Laß Dich vorher bei mir sehen. R.

Lieber August, ich muß im Bette bleiben, wegen meinem Husten. Ich beschwöre Dich, ja nicht aufzustehen, und auch nicht auszugehen! Mache mir kein Leid! daß Du hier im Wirthshaus krank wirst, wo ich Dich nicht pflegen kann. Ich habe schon früh nach Koreff geschickt: doch mitert sich's, seit einer Stunde, durch großen Schweiß und Schlaf. Schreibe nicht, liebster Freund. Deine R.

Liebe Guste! Es wird Dir doch sehr angenehm sein, von mir zu hören: Du kannst nicht schicken. Mein Kopfweh ist weg: die spanische Fliege essen, und schmerzt nicht mehr. Ich sehe nicht übel aus, fühle mich nur etwas imbecille. Und im Ganzen unverhältnißmäßig gut. Da ich nicht wußte, wann ich Dich wiedersehen würde, und was mit Arnstein's anfangen: ließ ich mir Bartholdy, der ohnehin diesen Vormittag kommen wollte, holen. Sie haben keine Fremden: ich kann im Negligee hin; er holt mich um 3. Wenn Du Zeit hast, kannst Du mit: hast Du alsdann noch keine, so bestimme nur, wo Du essen willst, ob zu Hause. Und kannst Du später, so kommst Du nach, zu Arnstein's. Doch alles wie Du willst; und kannst und magst. Wie geht's Dir denn? Lieber! Adieu! Schreiben ist mir nicht gut. Es kriebelt mir die Nerven. Adieu. Deine R.

So eben komm' ich nach Hause, Lieber, und will Dich nicht mehr stören, und mich nicht mit dem ganz aufgerissenen Hals exponiren. Das Stück wurde vortrefflich gespielt; die Loge war aber äußerst unbequem, ich bin gerädert davon. Wie ist's

mit Dir, Auguſt? Schreibe nur um Gottes willen nicht! Willſt Du Thee? R. V.

Schreibe Dich nur nicht zum Doktor. Nämlich ſchwindlicht! Mir wird die Zeit nicht lang: es iſt nicht meinetwegen.

Ermuntere Dich! Aus Schlaf und Schweiß, und komm nach und nach an die Luft. Mir geht's etwas, in etwas beſſer bis jetzt.

An Rahel.

Wien, Ende November 1814.

Dein Zettelchen freut mich, geliebte Rahel! Ich liege ſehr ſtill, und leſe und denke, und wenn etwan Unangenehmes, ſo flüchte ich mit friſchen Kräften jedesmal ſchleunig in Dein liebes Andenken, das mich völlig erfreut. Es iſt mir Deinetwegen lieb, daß Du nicht mehr kommſt; ich habe wenig Fieber, geringere Kopfſchmerzen und ziemliche Transpiration.

Gute Nacht, liebe Rahel! Ich möchte Deinen Huſten mit Freuden übernehmen. Schlafe wohl! Liebe!

Dein Varnhagen.

Herzliche Grüße an O.

An Varnhagen in Wien.

Wien, Mittwoch Abend, den 30. November 1814.

„Eines harten Mannes Erb', oder ſelbſt ein ſolcher Mann,
Oder beides auch zugleich, iſt, wer Reichthum ſammlen kann."

Dies ſagt der mir ſehr liebe Legau; und wie paßt es, wie iſt es der Text, der ganze Inhalt unſeres Geſprächs! Ich habe Dir meine Seele gezeigt; wie ſie nach meinem beſten Beſinnen iſt: denn ſo iſt ſie doch eigentlich, und nicht in wegendem partiellen Bewußtſein über die Erſcheinungen der Dinge, ſondern

ihrer selbst, dem Bleibendsten in ihr. Ich habe Dir also nur einen Moment zeigen können von dem, was in mir, wenn auch nicht immer, doch meist, und stets dunkel vorgeht und arbeitet. Verzeihe es mir also, wenn ich Dich bitte, mir kein türkisch Schawl zu kaufen! „Ob ich solche Schabracke habe, oder nicht!“ Im Gegentheil! Mein Stolz, meine Eitelkeit besteht darin, und schon längst, keines zu haben. Kann ich's bezahlen, so brauche ich keins; und es ist schön keines zu haben: kann ich es nicht bezahlen, so ist es recht und richtig keines zu haben. Und endlich, die Summe Geldes ist für uns und in jetzigen Momenten immer hübscher, als ein prahlender Lumpen auf den Schultern. Auch wenn ich prahle, möchte ich es größer! Es liegt mir gar nichts dran: und es soll Dir auch nichts dran liegen. Gute Nacht Lieber! Gehen wir beide hierin mit Herr Jesus!

R.

[Aus dem Savoyischen Tamenbüch nach dem Gedichte zur Kaiserin von Oesterreich geschickt.]

1815.

An Varnhagen.

Wien, den 25. März 1815.

Dir wird ſchön geſchmeichelt! Nun wird's überhand nehmen! Aber von Stägemann iſt es höchſt liebenswürdig, daß er ſich politiſch mehr einreden läßt, als ich: und daß er Fauche-Borel glaubt; Verſtand hat er, alſo iſt es Jugend-Leichtſinn, lieblicher, angenehmer Glaube. Gott behüte, wie alt fühl' ich mich dagegen, als hätte ich dem ſiebenjährigen Krieg und dem dreißigjährigen en personne beigewohnt, und alle Geſchichtſchreiber ſelbſt gemacht!

Tettenborn's Brief kann ſehr leicht zum Gebrauch radirt werden.

Auch gegen Dich iſt Stägemann äußerſt liebenswürdig, wie weich! Siehſt Du, das iſt hübſch, — und von geltener Zeit, von Saturn ſpricht er: als Dichter ſieht er alles! Das Borvolk, und das voreilige Volk. Mir geht's ziemlich beſſer! Ich grüße Dich!

Anmerkung von Varnhagen: Stägemann's Billet an mich vom nämlichen Tage.

An Varnhagen in Berlin.

Wien, Sonntag Abend 11 Uhr, den 11. Juni 1815.

So müde ich auch bin, ſo ſoll doch dieſer Tag nicht hingehen, ohne daß ich etwas für Dich aufſchreibe, herzgeliebter Freund,

adieu! für heute; habe die beste Nacht! Adieu, adieu. Ich war zu müde; und ließ der Schlegel absagen. Adieu, einziger Auguſt!

Montag, Mittag halb 2.

Wenn Du mich jetzt ſehen ſollteſt! Du ſchalteſt mich ſchon, daß ich ohne Intereſſe lebe. Nun weiß ich gar nicht, was ich machen ſoll. Aber das wird ſich geben, Guſte! Du fehlſt mir nur ſo plötzlich; und es bezog ſich hier alles auf Dich. Schon geſtern war Wien wie ausgekehrt. Ich war dieſen Vormittag, nachdem ich angezogen war, der Hitze wegen in Deinem Zimmer und las. Es iſt ganz aufgeräumt, das Bette gemacht. O! wie wüſt! wirklich todt ſieht ſo etwas aus! doch blieb ich drin, und war ruhig; und las ſehr Schönes von Saint-Martin. Gott was kann der Menſch alles denken, in ſeinem beengten Kreiſe! das iſt unendlich, die Kombinationen, die ihm da erlaubt ſind; dieſe Enge grade der Witz, wo er als Feder, die heraus will, thätig gemacht iſt. Und wie hohl und nichts in ſich begreifend iſt dieſer Vergleich wieder: wie fällt die todte Feder als kalter unbekannter zur unverſtändlichen Ruhe gefallener Stahl hin! — nimmt man ſie da hinaus. Was hat der Menſch für ſchöne reiche Einfälle, die als Wunder in ſeine Seele fallen, und in anderen Seelen auch leben, weiter leben, und beleben. Was vermag man da alles zu denken: was fällt einem alles nicht ein! Darum fürcht' ich mich auch vor einem Uhrwerk, und ſeinem Zifferblatt.

Es wurde mir doch ein bischen zu kühl, und da ging ich wieder vor, um zu leſen, da lief mir gleich Katti nach, mit allen ihren Mucken, Karesſen, Prätenſionen und Geplauderе. Sie ſagte unter anderen: Nun iſt die Frau allein!! nun kann ſie nit ſpillen! Nun wird ſie nit abgepuſſelt! Dann kam Dore, und rief ihr zu: der Herr iſt hinten; ſie möchte hinter gehen. Sie glaubte es nicht: und ſagte auch Nein: aber ſie war doch ganz verwirrt von freudigem Schreck; und ſchrie und lief zaudrend, und ſagte trotzig, und hoffend, ſie wolle Joohann fragen, der würde es ihr ſchon ſagen. Ich war hinten doch ganz ruhig! Du fährſt ja unter günſtigen Umſtänden, bequem und reich; mit dem Mann, der Dir der liebſte iſt: und ſeit ich gehört habe, Ihr habt Kirſchen, Oranzen, Punſch, Wein, alles bei Euch, in dem ganzen Wagen, bin ich

ganz ruhig. Auch geht eine frische kühlende Luft, und gegen die Sonne bist Du geschützt. Die Nacht war etwas dunkel. Du bist ja aber so viel schon gereist, und hast zwei Kriege überstanden, und Gefahr ist allerwärts, und allemal, also sind das nur Redensarten der Gedanken, Thätigkeiten der Liebe. Fürchte nur nicht, daß ich mein Leben mit Schreiben zubringen werde: Du wirst wohl noch oft über's Gegentheil jammern: jetzt aber kann ich's grade gut; es erlauben's die Zeit und die Nerven: und wenigstens zu erst, sollst Du noch alles wissen; Du denkst ja auch beständig an mich, weiß ich. Liebe Guste, frage doch Nettchen, ob sie nicht, Gott behüte und bewahre! die zehn Paar Schuh, die sie mir bei Schmidt bestellen sollte, hierher geschickt hat; denn ich habe nichts erhalten! Und erkundige Dich ja nach Line, und wie es ihr geht, und was sie zu verzehren hat; und schenke ihr etwas. Sie war so lange, und so jung, und so in meiner Noth bei mir, daß dies ein Glück für sie sein soll, will Gott haben; und es muß ihr auch gut gehen, wenn es mir gut geht. Auf meine Heirath hoffte sie! Und sie hat doch viel mit mir ausgehalten; sonst war ich ungestüm, und jung, und ohne die jetzige Schonung. Dies alles sage ich, weil ich's von der Seele los sein will: Du bedarfst nur ein Wort. Frag' auch nach der Goldstücker, und laß sie und Meierowitz grüßen, wenn es geht. Adieu, liebe Guste! Du sollst mal sehen, wie schön wir uns wiedersehen! Ich sehe dich an, als wärst Du da! Ach wie lange dauert's, ch Du diesen Brief kriegst! Jettchen Pereira war bei mir heute Vormittag: sie spricht Malfatti jetzt, und der soll entscheiden, wo sie hin soll; dann wollen wir's kombiniren. Sie wünscht nichts als die Reise mit mir; geht Mittwoch auf ein paar Tage nach Baden, und ich etwa Donnerstag, höchstens Freitag. Erst will ich den Wagen besorgen. Adieu! Die Sonne ducht, es wird wohl gewittern. Mein Husten hat wieder eine andere Wendung genommen; es hat sich gegeben, und ich huste so wie gestern Morgen. Es sollen Briefe aus Mailand und Florenz hier sein, daß dort eben so hartnäckige Husten und Schnupfen wüthen: ein Trost für mich. Weil ich mich für sehr krank hielt, außer daß ich's wohl fühlen muß. Ich dachte, ich wäre luft-heteregen geworden. Nun kann sich's aber mit der Luft ändern. Adieu.

Abends 11 Uhr.

Nun war ich wieder mit Wiesel und Johann bei den Sattlern umher, von 6 Uhr an. Und im Wagen wünsch' ich, Gott soll mich von ungefähr einen guten finden lassen. Wir fahren zu Braun, einem wo ich schon war, zu Gosmar's Sattler, der mich bestellt hatte, und finden nichts; wir sagen dem Kutscher uns zu dem gegen Brandmeier über zu fahren, und wollen — ist auch da nichts — zu Brandmeier gehen. Der Kutscher aber fährt uns ganz wo anders hin, und sagt, wir sollten nur da mal aussteigen; wir kommen zu einem charmanten Mann, der viele Wagen hat; und Einen — mein fait. Mit allen Bequemlichkeiten und Requisiten, wie der Simon'sche: Vachen, Koffer, Ketten, Jalousieen, Taschen, grün lakirt, Spiegelscheiben, Reisebock, alles, alles! Nur nicht so schwer. Morgen früh kommt der Mann zu mir, und ich kaufe ihn für neunzehnhundert Florin. Der Wagen ist in Paris gemacht, das beste Tuch, die besten Materialien, gar nicht abgebraucht; ganz bequeme Sitze; — bist Du zufrieden? Ich bin's. Alles dies hielt mich lange auf: dann ging ich über die Glacis mit Wiesel nach der Bastei, wo wir uns die Leute besahen, ruhig in Mond- und Laternenschein saßen, zu Hause gingen Kaffee trinken, und als das geschehen war, und ich etwas Gutes über Burgsdorf und das Lügen gesagt hatte, beschloß ich die séance mit einem: je ne dirai pas mieux de la soirée, und er ging. Ich sagte nämlich, man könne so viel lügen als man wolle, nur sich selbst nichts vorlügen u. dergl. Nun weißt Du's! Wiesel erklärt mir, Du seist nun schon in Linz; das gefreut mich, da schläfst Du. Katti will, ich soll den Heern grüßen, er soll bald kommen, niet traurik sein, bübsch lustik; und behauptet, Du seist auf die Kanzlei; und ich soll ein klein Sedelchen nehmen, nit so a wüschtes, es darf nur so groß sein! — und das zeigt sie mit ihren Fingern —; er wird die Frau bald sehn! Und so besinnt sie sich von einem auf's andere. Gute Nacht, lieber Freund! Sei getrost! Nun hab' ich schon ein Instrument zu Dir zu kommen! Mein Husten ist ziemlich stark, den Abend. Frau von Müller hat auch einen tüchtigen bekommen; er [Adam Müller] reist heute Abend oder morgen früh. Ich habe sie nicht gesehen: ich weiß es von Wiesel. Gute Nacht, liebste Guste.

Dienstag Abend, den 13. Juni.

Es ist 11 Uhr vorbei, liebes Kind! Ich will Dir nur gute Nacht sagen. Wiesel hat mir so lange bei offenem Fenster und kühlendem Winde von allen italiänischen Städten erzählt, obgleich ich vor Müdigkeit bald umsank — so groß war heute die Hitze! — um 8 hatten wir die Schlegel nach dem Stubbenthor zu Schlosser's gebracht, und gingen von dort wieder über die Bastei nach Haus. Es wollte Gewitter werden, wurde aber Wind. Heute habe ich schon Humboldt'en einen Brief geschickt; der ihn Reisenden mitgiebt — diesen wollte ich ihm nicht vertrauen —, darin stehen ein paar Nachrichten. Wiesel wollte Dir erst etwas durch Humboldt schreiben, dann besann er sich, ich aber hatte schon mal hingeschickt, und mußte etwas schicken, da schickte ich Dir den „Beobachter". Gute Nacht.

Mittwoch, den 14. Juni, 1 Uhr.

Nun habe ich eine bessere Feder von Schlegel. Mit der von gestern Abend konnte ich durchaus nicht schreiben, und bekam Krieblen in den Händen. Auch jetzt kann ich nicht gut. Drum will die tausendfache Zärtlichkeit nicht heraus, die ich Dir jeden Augenblick zuspreche. Du fehlst mir als alles! und ich nehme Deine Liebe ganz in mein Herz auf. Uebermorgen fahr' ich definitiv nach Baden, habe also viel zu thun; und weiß nicht, ob ich Dir den nächsten Posttag werde schreiben können. In jedem Fall schicke ich den nächsten Brief noch an Ohme, daß er ihn Dir, bist Du weg, weiter spedirt. Das Kind Katti spricht unaufhörlich von Dir! Von einem starken Winde gestern bin ich nicht besser geworden. Kann aber plötzlich nicht schreiben. Dies hab' ich nun statt dem Husten! Ich küsse Dich mit der größten Liebe und Sehnsucht und Ueberzeugung von Dir. Lebe wohl. Deine R. Grüß die Meinen, und lies ihnen, was für sie ist. Man sagt, Carnot, Cambacères und Lucian Bonaparte seien Konsuln, und Napoleon Imperator der Armee. Gott weiß es. Adieu! Laß Dir von Koreff das Rezept der Schwefelpulver geben! Er zerriß es einmal bei mir. Ich sah den felone nicht mehr. Adieu, adieu. Heute fahr' ich zur Eskela, mit ihr. Mein Wagen ist

ſehr gut. Adieu, geliebteſte Guſte! — Ich bitte Dich, bezahle den dicken Brief! — Ich ſchreibe an Deinem Tiſch hinten. —

An Rahel.

Linz, den 13. Juni 1815.

Geliebte, theure Rahel! Geſtern ſehr ſpät in der Nacht kamen wir in Linz an, und waren froh, von der Ermüdung, der Hitze und dem Staube der ſonſt glücklichen Reiſe ausruhen zu können; mir blieb aber doch unheimlich, und unter trüben, wehmuthvollen Gedanken ſchlief ich ein. O liebe Rahel, von Dir getrennt, fühl' ich allen Lebensquell in mir verſiegt, und es braucht Zeit, ehe er ſparſame neue Zuſchüſſe von Geiſt und Reiz ſich eröffnet. Ich mußte noch lange weinen, nachdem ich von Dir gegangen war; als ich beim Einſteigen in den Wagen noch Deinen Liebling Katti ſah, wollte mir das Herz brechen! Bis hieher habe ich mich in betäubender Reiſebewegung und abmattendem Zwange ſo hingeſchleppt: hier erwacht meine Sehnſucht wieder mit zunehmender Gewalt! Aber ich bin doch nicht unglücklich, daſſelbe Gefühl, das mir wehe thut, macht mir auch Freude, es giebt mir die friſcheſte Lebenskraft, den edelſten Muth, weil Dein Daſein mir im Hintergrunde von allem ſteht, mir alles erfüllt; Dein Wiederſehen, und fröhliches, glückliches Wiederſehen, iſt mir in meinem Herzen gewiß, und es fände thöricht, ſich dahinaus zu beunruhigen; Du biſt das Ziel, zu dem und für welches ja alles in mir ſtrebt, und auch in dieſer mir ſo harten Trennung iſt dieſe Beziehung ja ſo unverkennbar, daß wir beide uns darein ergeben konnten. Beruhige Du Dich nur, geliebte Rahel, ſei getroſt, vertrauend und fröhlich! Wüßt' ich Dich nur erſt geſund! Wie geht es Dir in dieſen heißen, einſamen Tagen? Warſt Du den Abend in der Brigitten-Au? Ich dachte beſtändig an Dich; ich ſah die Sichel des Mondes, und dachte, meiner Rahel Blicke wenden ſich doch gewiß dahin! Die Nächte ſind noch ſehr kalt, ich habe es empfunden, nimm Dich ja recht in Acht!

Liebe Rahel, ich muß Dich noch etwas fragen! antworte mir darauf in Deinem erſten Briefe nach Berlin! Als Du mir an der Treppe Lebewohl ſagteſt — die Augen füllen ſich

mir mit Thränen, wenn ich daran denke — sagtest Du mit halb erstickter Stimme: „ich fürchte Gott“ oder „ich fürchte doch“, das letzte Wort verstand ich nicht recht, und ich weiß nicht, warum ich nicht fragen mochte. Den ganzen Weg über habe ich nachgedacht, welches von beiden Du gesagt haben könntest, und ich finde es nicht heraus, es beunruhigt mich, den Ausdruck, der mir so tief in's Herz traf, nicht gewiß zu wissen! Sage es mir, liebe Rahel! aber denke Dir Gutes und Fröhliches, statt des Schlimmen und Traurigen, das Dir damals vorschwebte! Liebe, liebe Rahel!

Unsere Reisegesellschaft bleibt hier; ich fahre nun mit Stägemann allein weiter. Da der Weg sehr gut, und doch viel kürzer ist, so fahren wir dennoch über Prag, statt über Regensburg. Sei mir völlig unbesorgt, geliebte Rahel, wegen der Durchreise durch Sachsen, ich bitte Dich! Wir reisen übrigens sehr schnell, da wir schon einen Umweg gemacht und keine Zeit mehr zu verlieren haben. Sei versichert, daß wir glücklich in Berlin ankommen! Stägemann ist ein guter Reisegefährte, der Dinge kundig, die nöthig sind, ohne überspannte Forderung weder an sich, noch Andere, daher eilen wir ohne Hast, und ruhen ohne Weichlichkeit; so ist auch das Betragen überhaupt, und die ganze Reise hat eine sehr gute Physiognomie. Ich glaube er dichtet jetzt, er sitzt an einem anderen Tische in Schreiben vertieft. Der Wagen ist bequem, und voll mitgenommener Sachen, als Wein, Citronen etc. Von der ersten Post bis hieher fuhr ich in dem Wagen der Gräfin mit deren Begleiterin; es ging alles ganz gut, wir haben uns Alle recht gut zusammen gefunden, ja die Gräfin scheint von mir die beste Meinung gefaßt zu haben, während sie auf Ezechel, Zerbeni etc. schimpft, und von Otterstedt sagt, er spreche jedem nach dem Munde. Ich überließ mich meiner natürlichen Stimmung, und weil diese einer solchen Gesellschaft sehr entgegen war, so kann ich sehr zufrieden sein, daß die Wirkung doch keine unangenehme wurde. Die Gräfin ist übrigens mehr wie Koreff sie schilderte, als wie ich sie immer voraussetzen wollte, ein gemeiner Leichtsinn beherrscht alle anderen Anlagen, und macht die guten oft zu ihrem Gegentheil. Die Begleiterin ist eine arme Arzttochter, die lange in Polen war, und sich bei der Gräfin noch gut genug aufgehoben glaubt. Hier haben uns schon Mutter und Schwestern der Gräfin besucht, so ziemlich derselbe Schlag, nur untergeordneter.

Ich ſchreibe dieſe Zeilen morgens gegen 11 Uhr in einem heißen Zimmer im Gaſthof auf dem großen Platz, deſſen gegenüberliegende, die Schattenſeite, mit grünem Marktgewimmel erfüllt iſt! Du ſiehſt wohl auch vielleicht jetzt aus Deinem Fenſter darauf hinunter! O liebe Rahel, wie tief erſeufzt mein armes Herz! Ich küſſe Dich mit zärtlichſter Inbrunſt!

Es iſt ſo heiß, daß ich jeden Augenblick in Schlaf verfallen möchte. Aus den Fenſtern ſieht man nach zwei Seiten, über die Häuſer hinweg, nahliegende, hohe, grüne Berge, aber die Sonne liegt brennend darauf. O Rahel, welche Gegenden, welche Ausſichten haben wir gehabt! ich dachte an Dich! Die ſchönſte Vegetation, fruchtbare Thäler und Berge, ein geſegnetes Land! Möchteſt Du es auch noch dieſen Sommer auf der Reiſe an den Rhein ſehen! Leb wohl, leb wohl, theure Rahel! Geh nach Baden, freue Dich, vergnüge Dich, werde geſund! Ich bitte Dich, ſpare nicht zu viel! den Wagen kaufſt Du doch? Leb wohl!

Ewig Dein treuer

Dienstags. Auguſt.

Grüße das liebe Kind Katti von dem Heern! ſie ſoll Dich küſſen! Grüße auch Wieſel und Dore'n. Adieu, liebe Rahel, mein theures Herz! Ach Du weißt nicht, wie mir iſt, wenn ich an Dich denke!

An Varnhagen in Berlin.

Wien, Donnerstag Nachmittag bald 6 Uhr, heißes Wetter, den 15. Juni 1815. Mit einer von Schlegel geſchnittenen dicken Rabenfeder.

Dieſen Mittag, mein guter lieber Auguſt, erhielt ich Deinen Liebesbrief aus Linz. Mein einziger Troſt war, für Deine lie be Liebe Dir ſchon eben einen ſolchen geſchrieben zu haben. Reiſe nur glücklich, ſei nur froh. Ich bin es auch. Geſtern erlebt' ich einen ſchönen Gewitterabend bei der Eskeles, wir ſaßen lang im Garten, dann fuhr ich im ſchönſten kühlſten Mondſchein allein hinein, nach dem Coupé. An Dich dacht' ich; Deintwegen nahm ich von jedem Gegenſtand Abſchied. Mit Dir ſah ich alles, der Du alles für mich nur ſahſt! Heute Morgen war ich bei Liesneck, bei der Schröder, die Dich tau-

sendmal zärtlich grüßt, und sehr hochhält in Neid und Antheil; dann bei Schlegel's. Rath' einmal! Denk Dir, wo ich heute mit ihnen hingehe? Zur Pichler. .. Wir wollten gerne zusammen sein, sie gehen hin, müssen hin, Du kennst meine Lebensleichtigkeit, wenn der Entschluß nur rein ein solcher zu sein braucht; sie wollten erst mit mir und Liesneck — dem soll mein Wagen überliefert werden, und er soll nachsehen — zum Sattler klätern, und da habe ich's eingerichtet, daß ich morgen früh mit Liesneck gehe, und wir um 7 zur Pichler. Aber sie kommen schon um halb. Ich muß also aufhören, und mich anziehen. Katti spricht immerweg vom „Heern"; „Nun iß die Frau nit mehr traurik, sie ist mit Heer von Wiesel", sagte sie heute; ein Kind: und sie „bleibt nit hier, sie geht absolut mit nach Baden." Ach! Guste, wie vom Thurm bin ich herunter gefallen, so desorganisirt, so ohne Beziehung. Ich wußte es gar nicht, daß ich alles nach Dir eingerichtet hatte. Und künftig noch mehr. Mein treues Gustchen! Ich bin doch vergnügt. Apropos von vergnügt! Heute sollen unsere Armeen vorgerückt sein: heute die Hostilitäten angehen. Morgen kommst Du nach Berlin. Nein! Sonnabend. Morgen Nachmittag um 4 Uhr fahr' ich nach Baden. Kohn hat mir sein Quartier angeboten, wenn ich tageweise herein will: er ist seit gestern zurück; bei Liesneck's kann ich auch wohnen; bei Eskeles und Pereira's und Schlegel's in Hietzing. Hier bin ich wie in Prag geborgen. —

Auf der Treppe sagte ich: Ich fürchte Gott! weil ich einen Augenblick dachte, er könne doch machen, daß wir uns nicht wieder sehen; und da fürchtete ich mich sehr. Jetzt denk' ich es nicht mehr; sei Du auch ruhig. Du arme Putte hast so groß geschrieben! Adieu, adieu! Herzgeliebter! Ich will Schlegel's mit dem Wagen nicht warten lassen. Diesen Brief nimmt Frau von Oertzen mit. Adieu, adieu! Wie Du es wünschest, Deine R. — Wiesel, Dore, Katti, grüßen. Grüße alle Markus'ens; und Nette, und Alle. Ach vielleicht erhältst Du diesen Brief erst nachgeschickt in Frankfurt. Koreff ist erst gestern gereist; ich sah ihn nicht mehr. Herr Ezechel auch so. Sag ihnen Hartes von mir, aber sei Du es nicht gegen sie. Adieu, bester Freund!

Abends 10 Uhr.

Denk Dir, liebes Augüstken! Oertzen's sind erstlich schon weg, zweitens halten sie sich unterwegs auf, und kommen spät an: also muß ich diesen Brief übermorgen mit der Post schicken, und da ich morgen nach Baden gehe, muß ich den Brief hierlassen; ich kann ihn vielleicht nicht gleich Sonnabend von Baden hierher bekommen. Bei der Pichler war es einfach und hübsch. Wir waren mit einigen Damen in ihrem Garten, unter Teplitzer Rosenmenge, und unter Kirschen. Sie kennt Dich: und freute sich noch, Dich Anno 9 zuerst als Einen mit östreichischem Tschako gesehen zu haben; und sprach auch von Deinen Ausschnitten; alles sehr natürlich. Dann war eine junge Person da, die Franziska heißt, und bei der Fürstin Grassalkowitsch ist. — (So eben stürzt Katti hinter mir auf'm Sopha: „Ich laß' ihn grüüßen; er soll nit so traurik sein, und soll bald kumme; jetzt kann er recht wieder Kafée tinken!" Der Kaffee steht neben mir; sie schwatzt ganz betrunken von Lustigkeit, daß ich zu Hause gekommen bin; „Wwahrum?" fragt sie, zum Todtlachen; „Er soll nit Wachs kauen, wenn er kummt, sonst lern' i's auch!" Nun tobt sie und sieht göttlich aus: „Geh schloffen, gudi Nacht; gudi Nacht, Dorre!")

In Baden wurde heute eine neue eiserne Brücke eingeweiht. Die Kaiserin sollte zuerst drüber treten, ein Erzherzog that es, und kam glücklich rüber, nachher brach aber die Brücke, und viele Menschen sind beschädigt; mehrere todt. Ich bin um meine Freunde besorgt, besonders um Jettchen Ephraim und Mariane Saaling, die gerne allerwärts hinlaufen, wo es voll ist; noch kann ich nichts erfahren: ich habe zu Arnstein's geschickt in der Stadt, Johann ist aber noch nicht zurück, und bleibt sehr lange. Jettchen Pereira ist auch grade draußen. Wenn Du irgend ein Unglück hörst, und es ist ein Fest und Gedränge dabei, so wisse, da bin ich nicht. Wenn Du dieses nur von mir zuerst erfährst! Johann war bei Arnstein's und bei Eskeles, da ist niemand zu Hause, und die Leute wissen nichts. Nun muß ich warten bis morgen früh, da kommt Gosmar von Baden. Gute schöne Nacht, sie ist schön! mein inniger lieber Freund! Ich bin ziemlich wohl heute. Gott schütze Dich! Sollte ein Unglück Arnstein's betroffen haben, so packe ich wieder aus, und gehe nicht hinaus. Schlaf wohl! Ich habe Deinen Brief heute in meinem Busen getragen auf

allen Gängen, als wahren Liebesbrief, mit wahrer Liebe. Adieu!

Freitag Mittag, gleich 12 Uhr.

Nein! Von unseren Bekannten ist niemand in Baden etwas geschehen! Ich bin so froh! Aber sonst soll viel Unglück geschehen sein. Lebe wohl, mein Freund. Um 3 fahr' ich, und habe noch vieles zu thun. Tritt (Wiesel) ist hier und grüßt. Adieu, adieu!

Lieber Ohme, ich grüße Dich viele tausendmal! Ist Varnhagen weg, so schicke ihm ja diesen Brief schleunig nach. Und Ihr schreibt mir ja!

An Rahel.

Prag, den 15. Juni 1815.

Theure, geliebte Rahel! Zwei Worte aus Prag, Deinem lieben Prag, das dadurch nun auch mir zum erstenmal lieb und heimisch vorkommt! Ach, aber jetzt grade mußt Du nicht hier sein, Du, die ich überall vermisse, aber am meisten da, wo Dein liebes Andenken mir in so tausendfachen Erinnerungen entgegentritt. Liebe, liebe Rahel, ich bin nichts ohne Dich, reizlos und öde ist mir alles, was nicht von Deiner Gegenwart, Deinem Herzen und Geist belebt wird. Dich zu lieben, Dich zu verehren, dazu bin ich auf der Welt, diese Bestimmung wird mir mit jedem Augenblick unzweifelhafter! Möchte mir gelingen sie Deiner würdig zu erfüllen! Wenn ich diesen Gesichtspunkt fasse, so ertrag' ich auch die jetzige Trennung leichter!

So eben sind wir im Erzherzog Karl abgestiegen, wir kamen zum Wissherad herein und durchfuhren also die ganze Stadt: ich sah nichts von meinem Aufenthalt darin, nur Rahel sah ich diese Straßen, Thürme, Bäume, Berge und Fluß betrachten. Wir essen nur zu Mittag hier, und auch das in Eile, denn wir haben schon zu viel Zeit verloren. Ich bin außer mir, daß ich niemand sehen kann, aber es ist unmöglich! Weltmann's und Liebich's werde ich Zettel zurücklassen. Ich habe überdies heftige Leibschmerzen, jetzt eben etwas gelinder, und bin müde und betäubt über die Maßen; seit 24 Stunden

habe ich nichts gegeſſen, ich darf alſo das Mittageſſen nicht verſäumen; ſonſt ging ich doch zu Raimann, Deinetwegen, liebe Rahel!

Wir haben zum Theil ſehr ſchlechte Wege gehabt, aber die ſchönſten Gegenden und Naturauftritte geſehen, Wolkenzüge, Gewitter, Sonnenfarben: wie wünſcht' ich D i c h jedesmal herbei!

Es iſt 1 Uhr Nachmittags, um 2 Uhr fahren wir über Teplitz, wo ich vorigen Sommer an Deiner Seite ſo glücklich war, nach Dresden. Fürchte nichts, Geliebte, von den höflichen, furchtſamen Sachſen für uns; die meiſten Preußen haben bereits, wie wir hier erfahren, von Wien dennoch dieſen Weg eingeſchlagen.

Ziehſt Du wohl heute nach Baden? Gottes Segen geleite Dich! kehre ſtark, geſund und fröhlich von dort zurück. Ich kann mir nun Deine Tage nicht mehr recht ausführlich vorſtellen. Lebe glücklich, ohne Angſt und Beſorgniß, weder wegen des Ganzen, noch um meinetwillen. Es geht alles gut, ja beſſer, als wir's noch denken. Ich bin voller Muth und Vertrauen. Lebe wohl, meine geliebte, einzige Rahel! Mein theures, liebes Kind!

Ewig Dein

Varnhagen.

Donnerstags.

Grüße Alle, beſonders die kleine Katti! Du kaufſt doch den Wagen? thu es ja, und laſſe nichts daran ändern.

Ich ſehe Dich oft im Traume! o hoffentlich bald auch wieder in Wahrheit! Ewig Dein!

Ich ſchrieb Dir aus Linz am 13ten, unter Gosmar's Adreſſe.

An Varnhagen in Berlin.

Baden bei Wien, den 17. Juni 1815.

Sonnabend Nachmittag 7 Uhr. In einem blatschigen Gewitterregen!

Obgleich ein Brief von mir mit der heutigen Post abgeht, grüß' und küsse ich Dich doch heute wieder durch diesen. Es geht morgen ein Kourier nach Berlin, der soll diesen mitnehmen, es wird Dich freuen: aber besonders schreib' ich Dir, damit Du gewiß früh erfährst, daß ich noch nicht in Baden war, als die neue Brücke mit all den Menschen drauf einstürzte. Seit gestern Abend bin ich hier, ganz gut aufgenommen; ich werde sehr gut hier leben; wohne gleicher Erde, bequem. Heute war ich den ganzen Tag mit den Freundinnen: Jettchen Pereira, die ich sehr liebe, blieb meinetwegen hier, und da widmete ich ihnen diesen schwülen, warmen, dunklen Gewittertag. Vormittag macht' ich einen angenehmen Gang mit der Baronin Münk, und wir erzählten uns von unseren Männern, die wir beide sehr zu schätzen wissen: es fing nämlich damit an, daß sie nach Dir fragte, und Dich sehr lobte. Und wahrlich, ich fühlte mein Glück, und sprach von Dir und meiner Lage, wie glücklich und frei ich mit Dir lebe. Sie ist auch sehr zufrieden und glücklich mit Münk. Die Berge staunten recht. So etwas hören sie selten. Die Frau von Münk wohnt dicht neben mir: ich werde hier frei und gut leben. Jettchen Pereira wird, wenn die Anderen hinein ziehen, und wir noch nicht reisen, mit mir hier wohnen. Der Arzt konnte heute nicht kommen. (Eben werde ich zu ihm gerufen.) Der Doktor scheint ganz vernünftig. Er benannte meine Krankheit Hautkrankheit, Reizbarkeit, wie die klügeren Aerzte alle. Hat mir das Frauenbad verordnet — so ein Bad ist schwer zu haben —, und sagt, solche Reizbarkeit habe er nie gesehen; denn, als er mich untersuchte, und ich ihm die Stellen auf der Brust zeigen mußte, wo ich etwas empfinde, so mußte ich husten, wenn er oder ich sie berührten. Auch fand er von selbst, geschwollen, welches ich Doren längst zeigte und gegen Dich behauptete. Schlegel, der gestern bei mir war, in Wien, lobte mir den Doktor Schenk sehr: und versicherte mich, ich könne mich ihm dreist vertrauen, weil er mich gradezu nicht

würde baden laſſen, wenn die Bäder von hier mir nicht tauzten. Ich befinde mich, bis auf den Bruſtkrampf, trotz der entſetzlichen Gewitterluft leidlich. Der Doktor fand mir eine ſehr vigoureuſe Konſtitution; und war über die Reizbarkeit einer ſolchen ganz erſtaunt; und ſagte immer: dies habe ich noch nie geſehen. Notabene, er weiß nicht, daß eine Rahel exiſtirt; hat nie von mir gehört. Schlegel nahm geſtern Abſchied von mir, und traf Triti (Wiesel), mit dem er ſehr gut war: ich packte Kreuzer zuſammen, und ließ einen in der Kommode liegen, den er mir gab; als ich ihn nehmen wollte, ſagte er: „Oder beſſer! ſchenken Sie ihn mir!" — Gerne! — „Er ſoll mir Glück bringen!" — Halten Sie mich für ſo glücklich? — „Sie ſind doch gewiß recht glücklich! Sie genießen eine Freiheit, wie Wenige, und haben ſo einen liebenswürdigen Mann?!" Triti hörte alles mit an. Kohen gab mir ein Abſchiedsdiné, wollte für die acht Tage länger nichts haben: und bat mich fünfzigmal dringend, wenn ich nach Wien hinein käme, gradzu bei ihm abzutreten und zu wohnen. Auch die Köchin war wie außer ſich, und bot mir alle Dienſte an; ich ſoll nur kommen! Katti wollte weinen, als ſie ſah, daß es Ernſt war. So bin ich in Frieden von Wien gefahren. Triti gab mir ſchon vorgeſtern dieſes Blatt. Ich wollte es nur einem Kourier vertrauen. Nun biſt Du auch angekommen. Geſtern: wie ich. Es war göttlicher Mondſchein. Mariane Saaling, Frau von Münk, Jettchen Pereira, ich, und ein holländiſcher Herr, der als Bedienter mit uns ging, wandelten im herrlichſten Mondſchein unter den ſchönſten Linden. Du kennſt den Park. An Dich dacht' ich.

Eben war Frau von Ephraim hier, ſie wird mir dies Bad ſchaffen, ſie und eine Gräfin Bruce haben es um 11 Uhr Morgens. Der Doktor kann die Reizbarkeit nicht vergeſſen, ſagte ſie mir. Lieber Auguſt! wann werd' ich von Dir hören, an den ich immer denke? Uebermorgen reiſt Humboldt; er hat nichts von ſich hören laſſen. Was ſagt ſie? Lebe wohl; und wiſſe, daß die Feder nicht fort kann wie meine Gedanken. Das Gewitter tödtet ab. Du biſt mein Auguſt, und damit gut! Nun haſt Du Fanny und Hanne und Alle geſehen! Was ſagen ſie? freuten ſie ſich? Ich denke, der Brief trifft Dich noch. Empfehle mich Stägemann; es gefällt mir Eure Reiſe. Ich küſſe immer Deinen Brief. Adieu, adieu! Nun will ich den Geſchwiſtern ein Wort ſchreiben. Deine R.

Alle grüßen Dich ſchön! Schlegel ſoll ich meinem Gemahl empfehlen! Die Ephraim fragte mich nach dem Papierfutteral, und ob Du ihre Federn geſchnitten hätteſt, ... ich habe mich wohl gehütet zu ſagen, daß Du alles verſchmäht und zurückgelaſſen!

Tagebuch in Baden bei Wien, 1815.

Freitag, den 16. Juni 1815.

Nach Baden gefahren. Noch mit dem Tag angekommen. Im Geſellſchaftszimmer geblieben, nach Tiſche mit Mariane Saaling, Jettchen Ephraim und Frau von Münk und einem Herrn von Veider im Park gegangen. Um 12 Uhr zu Bette. Das Wetter ſchön; Mondſchein.

Sonnabend, den 17. Juni.

Sehr ſchwüles Wetter, ganz bedeckter Himmel; Vormittag mit Mad. Ephraim etwas im Park: dann zu Tiſch: unendlich heiß: immer gewittriger. Frau und Herr von Veider bei Tiſch; nach Tiſch ein ſtarkes Gewitter; heftiger Regen; Geſpräche mit Jettchen Pereira im Fenſter; Nachts ſtarker Wind, den Morgen auch; Jettchen fuhr zur Stadt. Ich ſprach den Abend den Dr. Schenk.

Sonntag, den 18. Juni.

Wunderſchönes Wetter: nicht zu heiß, und nicht zu kühl, ſehr erfriſchend. Ich nahm um 11 Uhr mein erſtes Bad mit Frau von Ephraim: es that mir ſehr wohl; ich befand mich den ganzen Tag beſſer, und huſtete nur äußerſt wenig. Nach dem Eſſen und der Sieſta fuhren Frau von Ephraim, Mariane, Gräfin Dietrichſtein, die Baronin Münk und ich, zu Frau von Bartenſtein, auf ihr Schloß, im Dorfe Kottingbrunn und kamen durch Graf Fries ſein Gut Vöslau. Eine Götter-

fahrt! in einem weiten Thale, den Schneeberg mit seinen Brüdern immer zur Rechten, links ein weites Thal, mit entfernten Bergen, das ganze Spiel der heiteren, nicht brennenden Sonne, kurz, ein so positiv schönes, wohlthuendes Wetter, wie es nur vor einem Regentag ist; wir sahen in Kettingbrunn die Baronin Bartenstein nicht, aber ihre Kinder im herrlichen Garten, der ringsum weit sehen kann, mit seinem guten Schatten, schönen Bäumen, vielen Rosen, Feigen, Blumen und seinem Schlesse, frei und sicher daliegt; vorher ein rechter Edelhof mit Schafen die Menge, Pächtersleuten und Zugbrücke; zum vertraulichsten Nachbar der Schneeberg, im breiten Thal in gehöriger Entfernung: schöne Sitze, und heimathlicher Aufenthalt. Die Fahrt zurück war auch gut; Baden groß genug, mit Gebäuden, Kaffeehäusern, Fiakern u. dergl. gut versehen. Die Spaziergänger fleißig. Der Abend wie gewünscht; der Mond sah hinein, und tröstete und erhellte auch noch! Den Abend tranken wir Kaffee, und Madame de Prie war da, rechte gute Unterhaltung, wir speisten auch noch munter; und nach Tisch ging ich mit Frau von Münk im Park; solchen goldigen, Gesundheit ausströmenden Mondabend schenkt das Jahr nur selten!! Himmel, Gänge, Häuser, Laub, alles war so zufrieden, daß es wieder wohlthat, und glänzende, helle Ruhe spendete; ohne Geräusch und Tageshitze. Ich regrettirte heftig die Lieben! und seufzte nach Heimath; doch genoß ich's ganz; den Augenblick, mit großem Bewußtsein. Der Himmel ließ wirklich Gesundheit herab; ich dachte nicht daran, aber heute, den Tag nachher, ist richtig der Himmel bewölkt, nämlich ganz grau. In unseren Gegenden ist das so: in Berlin auch. Ich schlief gut bis 8. Wenn mir doch alle Bäder so bekämen! Ich war lange krank. . . .

Montag, den 10. Juni.

Gebadet: mit Frau von Ephraim und Gräfin Bruce; nachher etwas in den Park mit Frau von Ephraim. Nach Tische nach dem göttlichen, zu wenig berühmten Helenen-Thal. Durch lauter bebaute, äußerst angenehme Gartenanlagen, Landbesitzungen, Ostereien, und Dorfhäuser, kein wüster Fleck bis hin: das Ganze nahgelegen, der kleinen Schwächat entlang, Felsen zur Linken; gegen Abend zu. Ich fuhr mit Mess. de Prie, Arnstein und Mariane; ein anderer Wagen folgte. Frau

von Arnſtein nahm einen Mann mit einem Dudelſack, der im Thale vor ihr auf dem Steinen-Steg vorſchritt. Beſa't waren die ſchönen bequemen Gänge aufwärts und im Ebenen mit artigen bunten Spaziergängern, deren Wagen an einem Einbug des Waſſers und Felſens hielten. Heerden gingen unter der Brücke durch den ſteinigen Fluß, Ziegen klimmten oben auf den Höhen, die Sonne flammte, dunkel und hell über Baumlaub, Sträuchern, Gras, Felſen, Berge. Mädchen ſangen komiſche Lieder zu Harfen. Frau von Ephraim war außer ſich, mich das alles ſehen zu laſſen. Herr von Bender ſehr luſtig. Ich ging etwas. Wir fuhren nach Hauſe; gingen noch in den Park in ſchönem Mond; ſpeiſten, und zu Bette. Ich erhielt einen Brief von Auguſt.

Dienstag, den 20. Juni.

Badete ich mit Frau von Ephraim; fühlte das Kreuz ſteif. Blieb zu Haus, ſchrieb Auguſt. Speiſte, beſuchte Mad. Gesmar: fand Frau von Liepmann; wurde von Frau von Ephraim und Vera's unverhofft nach Helene abgeholt. Wo es himmliſch, und wieder mit vielen Menſchen war. Kam nach Hauſe, wies Vera's den Park, erhielt einen Brief von Ohme; ging mit den Damen Arnſtein, Prie und Ephraim nach Vera's Wirthshaus und dann auf's Feld. Speiſte: ging mit Jettchen und Frau von Münk und zwei Herren in den Park; und dann zu Bette. Beſorgte Briefe zur Stadt.

Mittwoch, den 21. Juni.

Sehr ſchwüles Wetter: ich ſetzte das Bad aus, ſah viel die Hausgenoſſen, beſonders die arme Mariane, die ſehr an einem heftigen Neſſelausſchlag in ihrem Bette litt. Kurz vor Tiſch mit Frau von Münk und Jettchen Ephraim ein wenig in den Park. Zu Tiſch. Gräfin Gallenberg, Graf Keller. Neben Mad. Ephraim, gute Unterhaltung. Es kam ein ſtarkes Gewitter mit beſonders heftigem Regen. Herr Repus konnte nicht mit uns nach Merkenſtein. Ich ging nach der Sieſta zu Marianen, und mit Frau von Ephraim zum Drechsler, zu Frau von Liepmann, und ein wenig in die Lanz'ſchen Anlagen. Zu Hauſe; wo die Marquiſe Prie war, und viele Herren. Herzog Serra-Capriola von Neapel angekommen. Er

war natürlich, und unterhaltend von seiner Reise. Mariane litt an dem Nesselausschlag viel: Mittags hatte auch der Doktor mit uns gespeist. Als die Sonne unterging, wurde es sehr windig; zur Nacht kam noch heftigerer Wind. Diesen Tag machte ich die Bemerkung: daß, wenn man jemand heftig tadelt, alle seine Fehler, und sein ganzes Unrecht eingesteht; und nach einem solchen noch so harten Geständniß sagt: ich liebe ihn doch! — so liebt man ihn wirklich: und er verdient's, weil er es zuwege bringt. Fängt man aber etwa so an: Ich bin doch F. sehr gut, oder: ich bete doch die M. an, aber das muß ich von ihr sagen, oder: diesen Fehler hat sie: so ist es ausgemacht, daß diese Person nicht zugiebt, daß man sie liebt, man mag es verhehlen oder beschönigen wollen, wie man will; und man hat wieder Recht, nur nicht im Ableugnen gegen sich selbst. Frau von Liepmann wohnt sehr hübsch, und doch mit einer ländlichen Aussicht: sie hat ihren alten Vater bei sich. Mama wohnte nie auf dem Lande: ich wünschte sie noch.

Donnerstag, den 22. Juni.

Kühles, windiges Wetter, mit heftigen Regenschauern. Gebadet, geruht, man konnte nicht gehen; Marianen besucht. Interim angezogen. Graf Keller zum Diner. Nach Tisch zur Metten mit Mad. Ephraim einen Gang im Park; zu windig. Herrn Liepmann einen Brief an Varnhagen nach Wien mitgegeben. Abends große Gesellschaft. Nicht häßlich. Marquisin Prié und Sartorio (aus Triest) gesprochen. Zu Bette.

Freitag, den 23. Juni.

Mariane noch zu Bette; kaltes Novemberwetter; nach dem Bade ein wenig mit der Varenin Münk und Herrn von Beider im Park. Diner mit Graf Keller. Regenschauer, Wind, lange Diskussionen über das Ausgehen: endlich mit den Damen Arnstein, Münk und Ephraim nach Leesdorf. Die Arnstein große Furcht: Regenbogen, schönes Sonnenspiel, Kerzt, Klee, Wein. Nachher bei Marianen, dann Mad. de Prié und mehrere. Nicht schlecht. Graf Keller und Anekdoten beim Souper. Etwas Husten.

Sonnabend, den 24. Juni.

Kaltes windiges Wetter mit Regenſchauer. Gebadet, nicht beſonders befunden. Von unſerem Vorpoſtengefecht gehört. Ich faßte den Gedanken, daß wieder Krieg ſein ſoll, nicht: war ſchrecklich ergriffen und verdutzt. Wir ſpeiſten mit Gallenberg's, Graf Keller, und mehreren. Gingen „Simſon" ſehen in's Theater. Man gab es nicht ſchlecht. Das Sujet drang tiefer in meine Seele, machte mich reger, als irgend etwas hier in den neun ganzen Tagen. Es war mir lieb. Baden hat von den Bädern, die ich kenne, das beſte Theater: auch der Saal iſt ſchön, das Publikum vornehm.

Sonntag, den 25. Juni

war ich bei Marianen, dann im Bade; gräßliches Wetter. Diner mit Gallenberg; Herzog Serra-Capriola und der Exminiſter Labrador, den ſie zu ſehr fêtiren. Er iſt wie viele Südländer, wenn ſie nicht ganz dumm ſind: das kennen ſie nicht. Serra iſt beſſer und einfacher. Wir fuhren nach St. Helena in einem wahren Sturmwind, ich meinte, es würde ſchneien. Wir trafen ganz Wien in Helena, im Thale war es beſſer. Wir fuhren nach Hauſe; Gräfin Dietrichſtein, die Münk, die Ephraim und ich gingen in „Johann von Wieſelburg", eine komiſche Wiener Oper, „Jean de Paris" traveſtirt. Gut gegeben. Elegantes Publikum. Als wir nach Hauſe kamen, war die Nachricht von Blücher's und Wellington's Schlacht da. Gottlob, daß es nicht das Gegentheil iſt! Aber wie ſchrecklich in unwillkürlichen, halb gelegenen Zuſtänden, die mir jede Faſer erſchütterten, fühlte ich den ganzen vorigen Krieg. Und vermißte Dich ſehr. Marquiſe Prié, Graf Keller, alle blieben zu Tiſch. Tauſend Beſuche kamen und gingen, die Freude zu bringen. Was wird ſie bringen? Ich ſchlief nicht, der Abend war hübſch. Ich aber nicht.

Montag, den 26. Juni.

Helles kaltes Wetter: nicht gebadet. Leute zu Tiſch. Frau von Arnſtein Henriette Pereira entgegen; Mad. Ephraim, Arnſtein und Jettchen Ephraim in Schönau geſpeiſt: gleich nach Tiſche ich mit Graveland hingefahren. Schön in Schönau;

der Weg auch. Abends die Marquiſin und Menſchen. Mit Jettchen zurück gefahren.

Dienstag, den 27. Juni.

Furchtbares Wetter. Im Bade die Herzogin Sagan getroffen: geſchwommen, und mich gefreut. Den Mittag Leute: man konnte nicht aus. Abends mit der Marquiſin und dem alten Serra-Capriola „Simſon" geſehen. Nachher bei Mariane.

Mittwoch, den 28. Juni.

Wieder ſtarke Kälte; einen Brief von Auguſt aus Berlin: ſehr bewegt. Bei Marianen: in's Bad; die Herzogin wieder. Mir beide Bäder ſchlecht bekommen. Des Nachts nachher mit entſetzlichem Blutdrängen am Herzen aufgewacht, krampfhaftes Tröhnen, beinah keinen Puls. Die Bäder machen mir das Kreuz leichter, und nehmen mir die Schweiße, aber ſie löſen mich zu ſehr auf; mit warmen Bädern geht's nicht mehr; ich kann nur kurze Zeit drin bleiben, und wenige nehmen. Das Wetter war nicht zum Geben. Mittags viele Leute. Der alte Serra-Capriela, die Marquiſe mit Familie, Fürſt Paar. Er zeigte uns ſeine Doſe vom König mit deſſen Bild in Brillanten. Er ſaß neben mir, und wollte gut von den Preußen ſprechen: und war ſicher, daß ein zweiter Kongreß hierherkommt, das denkt ganz Wien. Auch war man nicht zufrieden, daß nur wir uns ſchlugen, und ſagte: „ils traitent avec trois jacobins." Um halb 7 von Tiſch: etwas geruht, meinen Brief noch einmal geleſen; einen Gang im Park mit Arnſtein, General Wolzogen und Mad. Ephraim; auch ein wenig in den Straßen mit Jettchen. Bei Mariane; dort Kaffee, und gelacht über die Münk, und Scherz. Zu Tiſche, und nicht ſoupirt.

Donnerstag, den 29. Juni.

Nicht gebadet, viel bei Mariane: der Tag wie immer, ſehr trübes Wetter: Abends doch eine Stunde mit der Ephraim ſpazieren, der Himmel ſah wunderbar aus: er zeigte durch vielfältiges, aus ſich ſelbſt entwickelndes Grau die Regenſchleuſen des künftigen Tages. Wir fanden Leute, als wir nach Hauſe kamen.

Freitag, den 30. Juni.

Nicht gebadet. Der Tag, wie immer, sehr kalt und unangenehmes Wetter: Abends mit Jettchen, der Mutter, Frau von Münk und Marquis Scarampi einen schönen Berggang: oben waren die herrlichsten Wege, das beste Wetter, weite Aussicht. Abends die Gesellschaft. Ich bei Mariane.

Sonnabend, den 1. Juli.

Schönes Wetter; ich im Bad mit Prinzessin Hohenzollern. Frau von Arnstein nach dem Garten. Packen, reisen; scherzen. Ein Kourier vom Baron Arnstein, daß Napoleon resignirt für Marie-Louise und Sohn. Zu Tisch. Sarterie, Reugement und Arnet (von Lyon). Mit denen nach Rauneck gefahren. Weite, weite Aussicht: viele Horizonte hinter einander. Das wunderbarste Lichtspiel: auf den Ruinen, Bäumen, Thälern, Korn, Grasecken. Schafe, Glocken, Stille; alles. Aber kein Asyl: und kein Asyl in Menschen. Freundlichkeit, und Annehmlichkeit, Unbefangenheit und Scherz. Die Weiber waren Jettchen Ephraim und Frau von Münk. Zu Hause General Woltzogen, der mir erzählte, wie er dem Kaiser Alexander den gefangenen Bandamme abgeliefert hatte. Frau von Jäger, die sang und Guitarre spielte, Frau von Münk auch. Herr von Braun, der Engländer (Reugement) und der Franzos (Arnet) soupirten mit uns. Mariane Saaling ging zum erstenmal ein wenig aus ihrem Zimmer. Ich bekam Deinen zweiten Brief aus Berlin: und wollte vergehen, meinen den Morgen nach Frankfurt geschickt zu haben; je lieber Deiner war. Eh ich zu Bette ging, las ich ihn noch Einmal. Vielleicht sehen wir uns nun eher. Wenn die Bombenen nicht dazwischen kommen.

Sonntag, den 2. Juli.

Mit derselben Gesellschaft, außer Sarterie, nach demselben Ort: großer Platzregen: Marie-Louise dort in Reitkleidern mit Erzherzog Rudolph. Wir warteten in einer Heilaube. Wir fuhren nach dem Regen in hübschem Wetter nach Hause: die Herren kamen nicht wieder; man scherzte mit Frau von Münk: ich ging mit ihr, unserem Mädchen und Johann auf die Lang'schen Anlagen. Es war schön, wir blieben lange. Nach dem Theater kamen die Herren.

Montag, den 3. Juli.

Fuhr Mariane ein wenig mit uns den Wiener Weg; es hatte viel geregnet, die Sonne kam aber hervor. Dann brachten wir sie wieder nach Hause. Den Tag war's, wo Sartorie krank ward, und wir fuhren nach Helenenthal, den Tag war Marie-Louise dort: wir tranken da Kaffee und lachten viel; weil ich nicht gehen konnte, blieb ich etwas allein auf einem Fels (Urtelsstein), da war's sehr schön. Wir gingen die Wiese hinab nach Hause; wo wir die Marquise fanden und den Marquis Scarampi, die sang etwas: hübsch; und liebenswürdig mit Frau von Münk und Scarampi. Dann war Ständchen bei Marie-Louise. Wir speisten mit Dr. Schenk und Baron Braun, und gingen zu Bette.

Dienstag, den 4. Juli.

Fuhr ich mit Jettchen Ephraim nach Hietzing, wo ich Schlegel's, Triti (Wiesel) und Frau von (Adam) Müller sah. Wir speisten bei Arnstein's (im Treihaus), wo der Hund gebissen hatte; kamen spät nach Hause, fanden Baron Braun: nicht Sartorie und die beiden Anderen. Ich ging zu Bette; nachdem ich zweimal meinen Brief von August gelesen hatte. Ich starb bald vor Gliederweh. Als wir nach Baden kamen, hatte es geregnet. Wir hatten den ganzen Tag über nur ein paar Tropfen gehabt.

Mittwoch, den 5. Juli.

Fuhren wir nach höllischem Regen mit Mariane Saaling nach Helenenthal; sie dann nach Hause: und Frau von Münk, Jettchen Ephraim und ich in das Stück „Die Einnahme von Neapel". Da lernte ich, daß Menschen die Historie machen: zusammenbauen: und daß keine nahe eben deswegen wirkt. Wir speisten mit Braun, Arnet und Sartorie.

Donnerstag, den 6. Juli.

War ziemliches Wetter mit guten Momenten. Marquis Marialva kam; wir gingen etwas in den Park; wo stille gute Mittagsmomente waren. Marialva speiste mit uns: und wir

gingen nach Deppelhof, einen schönen Gang hin. Wo wir Kaffee tranken. Dann ging ich mit Frau von Münk und Arnet bis an die Mühle. Dann speisten wir mit Schenk, Braun und Arnet. Es war kalt den Abend.

Freitag, den 7. Juli.

Blieben wir im heftigsten Regen zu Hause: ich schrieb; und ging im Saal auf und ab. Wir speisten mit Braun und Tarterie, der deklamirte, welches ich nicht hörte.

Sonnabend, den 8. Juli.

War furchtbar kaltes Wetter. Ich badete wieder zum erstenmal. Frau von Arnstein kam vom Garten (Dreihaus). Sie dinirte mit uns: ich ging mit Mariane Saaling nach dem Park, wo wir ganz allein waren; und den Abend verlebten wir vor der Arnstein ihrem Bette. Ich immer lustig. Soupirt mit den drei Herren, Schenk, Tarterie und Braun. Ich immer lustig. Heftiger Sturm; ich nicht geschlafen. Dritter Brief von August.

An Rahel.

Berlin, Dienstag, den 20. Juni 1815.

Um 11 Uhr Vormittags.

Einzig geliebte, theure Rahel! Eben setz' ich mich hin, um Dir zu schreiben, und fühlte das ganze Gedräng der seit all diesen Tagen und Nächten in mir nicht still gewordenen Wogen des Andenkens und der Sehnsucht mich fast überwältigen: da gab Markus mir Deinen Brief herein, den ich mit segnender Dankbarkeit als einen mir von Gott zugesandten Trost empfing, mit zitternden Schauern las ich ihn, beseligt in Freude und Schmerz, und kann Dir nun, geliebte Rahel, nach einem Strom von Thränen, und in der bewegtesten Ergriffenheit nichts anderes mehr sagen, als daß meine ganze Seele nichts weiß und kennt und meint, als nur einzig Dich! Rahel, Herzenrahel! welche Liebe weißt Du zu zaubern, in Deinem Briefe und in

meinem Herzen! Deine Worte sind lebendig, wie hervorgeschossene Natur stehen sie da in Unschuld und Wahrheit, und durchdrungen von Liebeshauch; wie überfüllst Du mich mit Glück und Segen durch alles, was Du mir sagst! Ich bin kaum stark genug, es zu ertragen, und kann es nur erwiedern indem ich sterbe. O Rahel, geliebte Rahel, ich staune es an, und fasse es nicht, das Wunder das Dein Dasein, Dein Gewinn meiner Seele offenbart! Ja, Geliebteste, ich lebe nur für Dich und in Dir, ich bete Dich an, und liebe Dich wie ein Glücklicher, der zur Gemeinschaft berufen wird, wo er bloß auf den Knieen verehren sollte. Ja, theuerste Rahel, ich bin Deiner nur durch Ehrlichkeit und Rechtschaffenheit werth und durch das anerkennende Bewußtsein, das daraus hervorgeht; diese Wahrheit in mir erkennst Du, und das ist mein Glück!

Ich sage nichts von meinem Schmerze von Dir getrennt zu sein, er stürzt ganz in das Gefühl über, das Du davon hast, und mir in so thränenschweren Worten aussprichst. Ich weiß es, was mir fehlt, wenn Du nicht da bist, alles! Ich sage nichts von den Andenken, die mir hier und überall, wo Du und ich waren, wie eine Sündfluth von losgelassenen Quellen, Wasserfällen und Wolkenbrüchen aus allen Gegenständen herausströmen! Gestern spät Abends stand ich lange, lange vor Deinen Fenstern in der Jägerstraße, sah nach der Wohnstube, nach der Dachstube, dachte an alles, was da geschehen und erlebt worden, und verlor mich in ringende Empfindungen über die Vergangenheit, bis ich getäuscht in vergeblichem Zurückrufen, daß Du dort oben sein, am Fenster erscheinen solltest, aus meiner träumenden Vergessenheit aufschreckte. So als ich zuerst wieder in die grünen Schatten des Thiergartens trat, fiel mir nichts ein, als, hier hat Rahel gewandelt, hier ihr Leid getragen und diesen Bäumen vertraut, noch ehe ich sie gekannt! So trifft jeder Baum, jedes Haus, jede Stelle und jede Einrichtung des Lebens hier mich nur immer mit demselben Strahl des Andenkens. Und meine eignen, abgesonderten Erinnerungen schwinden mir ganz hinweg, ich denke nur an die Zeiten, die ich mit Dir verlebt, und an die, welche Du vor unserer Bekanntschaft erfahren! Table mich nicht, daß ich diesem mich so ganz hingebe, ich muß mich ihm überlassen, geliebteste Rahel, und wie er mich niederzieht, so richtet er mich auch wieder empor, denn ich bin doch unaussprechlich glücklich: bin ich nicht fast an der Gränze angelangt, wo die Schmerzensklage kaum

noch innerhalb des menschlichen Lebens verweilt, sondern darüber hinaus dringt? nicht sowohl die einzelne Aeußerung des Menschenschicksals, sondern seine Beschaffenheit überhaupt ist zu beschuldigen und zu verwinden, das Menschsein ist schon der Schmerz, nicht diese oder jene Persönlichkeit. Dies fühle ich in unser beiden Sache, wie in der Sache der Natur, und der ganzen Geschichte, die täglich deutlicher und fester vor meinen Sinnen vorüberzieht, so daß auch mein Erkennen des Einzelnen in ihr sich bis zur oftmals genialartigen Einsicht und Ausspruch hellt. Bei allem Großen, Glänzenden und Winkenden, das die Zukunft eröffnen mag, schlägt mir ewig in scharfen Pulse- wie Hammerschlägen die mahnende Stimme an das Herz: ob denn der innerste, heimlichste Wunsch, das richtigste Verlangen in mir auch erhört wird? Daß diesem genügt wird, ist am Ende alles, ohne dieses alles andere nichts. Wohin das zielt, weißt Du, geliebte Rahel! An Deiner Seite frei und sorglos zu leben, im Genuß der Natur und des stillen Lebens; nur wie es schon war, in Teplitz vorigen Sommer! Dies Glück, das ich jetzt entbehren muß, mache ich durch diese Trennung bloß Anstalt zu erreichen, die größte Rolle in der Weltgeschichte, ein Königsthron selbst, wäre mir hiezu immer nur Anstalt. Möge es uns gelingen, dies Glück bald für dauernde Zeit zu gewinnen! ich hoffe es, ich will es, und bin dessen gewiß! Das Geschick ist dem Willen nicht feind, und wenn der frevelhafte wie der demüthige so leicht von ihm verachtet werden, so ist es der glücklichen Mischung des meinigen meistens hold, dem trotzig-rechtschaffenen, der mit allen Anlagen zur Lüge doch nur die Wahrheit will. Hoffe und vertraue und wolle so mit mir, geliebte Rahel!

Ich kam am Sonntag Vormittag gegen halb 11 Uhr hier an, und trat bei Markus ab, der grade zu Hause war. Stägemann war höchst liebenswürdig und ganz freundschaftlich auf der Reise, die im Ganzen doch verdrießlich war, der Hitze wegen, des Wartens auf Pferde wegen, der Eile, des Kopfwehs, der Erkältung wegen, die uns abwechselnd plagten. Ich huste noch etwas, und werde Erhard fragen, da Koreff noch nicht hier ist, sehe übrigens aber sehr gesund und stark aus, und fühle mich wohl, bis auf die krankenden Durchströmungen der Seele, für die nur Rahel mir Heilung schafft!

Stägemann hat mir unterwegs viel erzählt; er bedauerte unter anderen, daß Moritz nicht hier sei, jetzt sei der Augen-

blick für das Geſchäft in Poſen, wegen deſſen er, Stägemann, ihm ſchon durch Ezechiel's Schwager habe Eröffnungen machen laſſen, und nun ſchreiben werde; Ezechiel habe er in dieſe Sache mitnehmen müſſen, weil deſſen Stellung in den ruſſiſch-polniſchen Angelegenheiten ſchon von ſolcher Art ſei. Alſo war die Sache ſchon im Ganze, und Moritz fand nicht nöthig, uns nun weiter davon zu ſchreiben. Du hatteſt in Deiner Vermuthung ganz Recht! ich bin's zufrieden, er ſei ſo, nur wollen wir es für uns nicht ungewußt ſein laſſen. — Durch Dresden kamen wir in der Nacht, in aller Ruhe; die Sachſen werden ſich ſchon zu Preußen finden, und wenn wir ihnen den Adel etwas herabſtellen, ſind ſie überglücklich, denn daran leiden ſie, und wiſſen es. Das flache Sandland ſchnürte uns Beiden doch das Herz etwas zuſammen, und ſelbſt Berlin ängſtigte uns als das Bild armſeliger Ruppigkeit, und kümmerlicher Anſtrengung, wo aus Geiſt Materie werden ſoll; welch ein Abſtand gegen Wien mit ſeinem ſtoffreichen Leben und Weben, und dem ganzen üppigen öſtereichiſchen Süden! Ich dachte nur an den Eindruck, den alles auf Dich machen würde, und hätte um keinen Preis gemocht, daß Du in dieſen Kreis zurückkehrteſt ohne Noth und ohne mich! Nein, um Gotteswillen nicht! bleibe, ſo lange Du hier doch nur als Fremde ohne bleibende Niederlaſſung ſein könnteſt, im ſchöneren, reicheren Lande, geh nach Schwaben, in die Schweiz, nach Pyrmont, an den Rhein, der jetzt ja auch der unſere iſt! Wegen Deiner Reiſe denk' ich ſo; bleibe nicht zu lange in Baden, und komme, wenn Du nichts neues, beſſeres erfährſt, über Frankfurt nach Pyrmont; dort in Frankfurt hoff' ich Dich zu ſehen; in Pyrmont biſt Du vor aller Kriegsunruhe geſichert. Aber thu was Dein Herz Dich gelüſtet; durchaus das, und nichts anderes, und wolle Du etwas ganz beſtimmt, daran knüpft ſich nachher leicht vieles andere an; combiniren läßt ſich nichts; die Schwägerin möchte nach Pyrmont gehen, aber ſie iſt des Arztes noch nicht verſichert, und möchte auch alles nur auf allerlei, wenn und ob thun; ebenſo die Humboldt, die ich einmal und ſehr freundlich ſah, und wohl heute wieder ſehen werde, ſie wartet auf Koreff, und geht vielleicht nach Pyrmont, vielleicht aber bleibt ſie auch hier, um Karolinen's Kur nicht zu unterbrechen; vor Humboldt's Ankunft weiß ſie nichts zu beſtimmen. Sie hat Dich ſehr lieb, und klagt, wir hätten ihr nicht geſchrieben, ſeitdem wir verheirathet wären, ich behauptete

aber, ſie habe zuletzt im Fehle geſtanden, und ſei Antworten ſchuldig geblieben. Sie ſieht hundertmal beſſer aus, als ich dachte, und ſcheint geſund und vergnügt, ohne es vielleicht zu ſein, ich weiß das noch nicht. Die Kinder habe ich noch nicht geſehen. — Heute reiſt die Geh. Staatsräthin Stägemann nach Frankfurt, um ihren Sohn dort noch zu ſehen, und in ſeiner Nähe zu bleiben. In acht Tagen reiſt Kieſewetter, und wie man ſagt auch die Friedländer, nach Baden-Baden, und ſpäter nach Genua um Seebäder zu nehmen. Nimm Dir aus dieſen Reiſenotizen, was Dir gut dünkt, geliebte Rahel! Ich würde mich freuen zu hören, daß Du nach Italien gingeſt, nach Piſa, oder wohin ſonſt immer; mit Freude will ich Deiner entbehren, geliebte, theure Freundin, wenn es Dir nützt! Sieh, ich weine, aber nicht aus Weichlichkeit gegen mich! Die 2000 Thaler bei Markus ſind ganz zu Deiner Dispoſition, und für das laufende Jahr noch andere 2000 Dir doch auch ganz gewiß; ſei ganz frei und herzhaft in Entſchlüſſen, ich bitte Dich, Geliebte! Werde nur recht geſund! Du biſt alſo jetzt ſchon in Baden! ich hoffe, die mildere Luft dort wird Deinen Huſten ganz wegnehmen. Die Trennung von Katti fühl' ich mit Dir; das liebe Kind! alles, was Du mir von ihr ſchreibſt, bewegt mir das innerſte Herz! Dein heller Liebling, ich Dich in ihr, und in Dir ſie! Grüße, küſſe das liebe Seelchen! Sag ihr alles Gute vom Heeren. — Wir bleiben wohl 14 Tage hier, und vielleicht länger; wer weiß es! obſchon der König beſtimmt am Donnerstag Abend von Potsdam nach Hanau abreiſt, wie mir Timm, der mir vorgeſtern gleich begegnete, und der Dich angelegentlichſt grüßen läßt, mittheilte. In der Politik iſt alles wie vor 12 Tagen, da wir uns noch ſprachen. Ich habe in meiner Anſicht der Sachen noch nichts zu ändern brauchen, und noch immer ſcheint mir der Krieg noch ungewiß. Die Sachen des Maifeldes ſind großartig, Napoleon hat meiſterhaft geſprochen und ſich betragen, nämlich nach ſeiner Lage, es mag nun ſchlecht oder gut ſein, was dahinter ſteckt. Der Aufenthalt in Frankfurt dürfte leicht von langer Dauer ſein, wenn der Krieg nicht ausbricht, oder ein ſchnelles Ende erreicht. Ich höre wenig Gutes unter den Leuten; niemand hat helle Einſicht, die beſchränkten Vorſtellungsarten ſind dem Umfange der Ereigniſſe nicht gewachſen, und es läßt ſich in dieſen Sachen jetzt jedes Einzelne nur aus dem Ganzen verſtehen; ich erhitze mich nicht, ich bin noch nicht, hier nicht berufen, den Leuten die

ſchlechten Köpfe zu ordnen; doch kann ich mit den Brüdern jeden Streit nicht vermeiden, denn ſie wiſſen zu viel von meinen Meinungen, als daß ich ſie verläugnen könnte, und ſtehen mir zu nah, als daß ich ſchweigen dürfte. Aergere Faſeleien haſt Du nie gehört; wie Katti von dem Kaiſer Franzi und dem Krieg ſpricht, iſt dagegen Staatsweisheit. Markus glaubt, ſeine Briefe an uns wären ein urkundliches Depot ſeiner begabteſten Einſichten, und lächelt mitleidig über die Briefe, die er von Wien erhalten, was da mitunter für Zeug drin ſtünde: da wurde ich empört, ich ſchenkte klaren Wein ein, und ſagte, er wäre gar nicht im Stande zu ahnden, was für Tiefe und Wahrheit in dieſen Briefen läge, wir hätten uns todt gewundert über ihn, und ich immer geſagt: „Rahel, ſchreibe doch nur nicht ſolche Sachen, die ſind ja gar nicht angebracht, ſie verſtehen's nicht und ſind ſolcher Mittheilungen nicht werth.“ Das brachte etwas Nachdenken hervor. Rahel, welche todte, eingebildete, von allem Inneren verlaſſene Menſchen ſind dieſe Leute! Wie Geſpenſter kommen ſie mir vor, ein verkümmerter, erliſchender Abglanz des Lichtes, das Du unter ihnen warſt, phosphoreszirend an Leichen. Nicht ein richtiges Gefühl, nicht ein klarer Gedanke; ein Gemiſch von Alberuheit, Unwiſſenheit, Aufgeblaſenheit und Stumpfheit. Was nicht von ihm herkommt, dünkt Markus doch immer nur gering. *Seine* Bekannten, Verbindungen etc. gehen doch über alles, wir Anderen ſehen ja alles als Phantaſten an; Moritz verſteht gar nichts von Geſchäften, Du haſt Deine bekannten Illuſionen über Menſchen, ich weiß nichts von Verhältniſſen; er weiß aus den Zeitungen mehr, ſollte ſich auch finden, daß die Lügenartikel, die er mir entgegenhält, zuletzt mein eigenes Machwerk wären! Von Dir ahnden ſie bei Gott! nichts, ſie bedürfen Deiner nicht, ſie leben nur von Dir ohne es zu wiſſen. Ich bin wahrhaftig mit wohlmeinendem Sinn für Alle hiehergekommen, aber ſie verwandeln alles in erſtarrendes Eis! Louis iſt bereits ein völliger Bunnim, der nur noch nicht ganz aufgehört hat zu reden, aber ſchon noch ganz aufhören wird. Die Schwägerin iſt ſehr brav und wahr, aber ſchwach, und was ſollte ſie ſich auch anſtrengen! Die Kinder habe ich ſehr gern, aber auch ſie ſind von zu arger Kälte; vom Intereſſe zu ſchweigen, ſie haben nicht einmal Neugier, wiſſen nichts, und wollen nichts wiſſen; noch hat keine auch nur eine Frage an mich gethan. Ich wünſchte, Hanne wäre

bei Dir, die ist mir noch am liebsten, Fanny wird auch Bunnim. Laß Dich von dieser Schilderung nicht erschrecken, ich muß doch gegen Dich wahr sein, und es sind ja lauter bekannte Sachen unter uns; im Aeußeren bleibt alles so ziemlich in Güte und Freundschaft, und soll und muß denn auch so bleiben. Wegen Tanenz. hat mir Markus alle Auskunft gegeben; die Sache ist sehr verworren, und muß ganz sachte fortgehen, es scheint schon viel gewonnen, und hoffentlich kömmt alles nach einiger Zeit auf's Reine, nächstens umständlicher darüber. Ich habe arges Kopfweh, weil ich schlecht geschlafen, und muß bald schließen! Die Cohen habe ich besucht, die arme, unglückselige Frau, voll eigenem Jammer, und von Jammer umgeben, die Heine war wassersüchtig, und ist schwerlich ganz geheilt. Nettchen ist jetzt immer zu Hause, weil Emma eine dicke Backe von einem Zahngeschwür hat; sie denken Beide Deiner anhänglichst, und danken Dir; die Schuhe sind noch hier, und ich werde sie nun übernehmen. Die Goldstücker ist hier, und ich besuche sie dieser Tage, ihr Mann ist hier in Verhaft und Untersuchung, weil er Lieferungen an die Franzosen noch fortgesetzt haben soll, wie es schon verboten war. Line giebt auf's Haus Acht bei Moritz, sieht ganz gut aus, und läßt Dich grüßen; ich hatte ihr schon etwas bestimmt; sorge nicht, geliebte Rahel! bei jedem Armen denk' ich an Dich, und jeden Almosen geb' ich für Dich, um wie viel lieber und frömmer die Gaben, die Du besonders wünschest! Ternite ist hier, und hat Louis gesprochen, dem er die 2 Friedrichsd'or, die er Dir schuldig ist, schuldig zu sein glaubte, und bezahlt hat; ich habe sie von diesem bekommen, die Kämme wird mir Ternite wohl bringen in diesen Tagen. Goltz, Zichy etc. habe ich besucht, aber nicht getroffen; auch den Kanzler noch nicht gesehen. Das ist gleichviel jetzt. Meine Sachen stehen sehr gut. Jordan ist unpäßlich, und auch ihn habe ich noch nicht gesehen. Bethmann's, Wolf's, (Drin), Mendelssohn's besuch' ich. Alle Leute fragen mit zärtlichster Theilnahme nach Dir, mit größter Verehrung, und tragen Dich auf Händen! Fouqué ist in Hamburg, und hat dummes Politisches gegen den Räuberhauptmann geschrieben, als Wicht! er reist zu Stolberg. Chamisso will eine Reise in weite Ferne unternehmen, vielleicht mit dem jungen Staël nach Nordamerika. Harscher soll müßig hier sein, das Halsabschneiden war nur ein leichter Ritz im Fieber; er war bei Schleiermacher krank und genesend als Kind im Hause, zog dann, weil man ihn als er ganz ge-

ſund war, auf die Dauer nicht behalten konnte, aus, und hat ſeitdem das Haus dort nicht wieder betreten, lebt wie immer, macht mitunter Schulden, und will immer etwas rechtes anfangen. Die Schleiermacher ſoll, wie mir Reimer ſagt, jetzt ſehr wohl und vergnügt ſein.

Leb wohl, geliebte, theure Rahel! ewig theures Herz! Ich kann heute nicht mehr ſchreiben, mein Kopf iſt zu ſehr angegriffen; ich habe mich die Nacht erkältet; ich konnte nur wenig zu Mittag eſſen, und legte mich auf's Sopha, wo mir etwas beſſer wurde. Nun muß ich aber doch aufhören. Leb wohl, leb wohl! Ich vergehe in Sehnſucht zu Dir, und darf meinen Gedanken gar nicht nachhängen!

Ewig Dein treuer liebender

Varnhagen.

Viele herzliche Grüße an Wieſel; ich danke ihm jede Aufmerkſamkeit für Dich! Seine Briefe ſind beſorgt. Grüße Alle! Liebe Rahel, liebes Herz, o Du mein ganzes Leben! Sei munter und vergnügt, und reiſe angenehm! Erſt bade in Baden, dann nach Frankfurt, wenn es geht! Die Stägemann hat Quartier durch Otterſtedt beſtellt.

Ich habe Dir aus Linz und aus Prag geſchrieben! Dein Briefchen durch Humboldt iſt auch angekommen; Ezechiel brachte es.

Rahel ich kann nicht mehr. Adieu, Du Liebe!

An Varnhagen in Berlin.

Baden bei Wien, den 20. Juni 1815.

Morgens halb 11. Heißes Wetter.

Mein beſter, ſehr geliebter Freund! Geſtern, als wir aus dem Helenenthal nach Hauſe kamen, fand ich Deinen lieben, liebenden Brief aus Prag vom Donnerstag. Freitag bin ich hierher gezogen, Freitag warſt Du in Teplitz. Du dachteſt bei allem an mich. Ich geſtern, in dem barocken und doch wohnigen Felsthal, mit allen ſeinen Augenſpielen, an Dich! O! eine ſolche Wohnung, wie es da ganz ſtädtiſch und bequem

giebt, in Ruhe und Beschäftigung, muß eine Seligkeit sein. Doch bin ich sehr zufrieden, dies alles hier auf so eine heitere bequeme Art zu genießen: im einen Wagen fuhren die Frau von Arnstein, Marquise de Prié, Mariane Saaling und ich; im anderen die Ephraim's, Mutter und Tochter, Frau von Münk und Oberstlieutenant Beider, ein lustiger Mann, und noch ein französischer Herr, der immer mit der Marquisin ist. Wir gingen gleich nach dem Ankommen in den Götterstegen umher, wo viele Leute waren, Ziegen klimmten, Hornvieh durch Steinbäche schritt, Dudelsäcke spielten, Sängerinnen zu Harfen jodelten, Griechen umherzogen; dicht am Bach, der die Berge zum Thale trennt, tranken wir in einem Wirthshause Kaffee. Ich sah nur die Gegenstände. Die Gesellschaft gut und unbefangen, und ihre ganze Prätension nur an das Thal. Die Damen außer sich, mir die Schönheiten zu zeigen! Frau von Arnstein noch tausendmal besser, als in der Stadt; auch nicht der entfernteste Gedanke von Prätension an ihre hausgenössischen Gäste, die die völligste Freiheit und nur das Gute genießen, was das bequeme Haus mit sich bringt mit seinen zahlreichen Dienern und Pferden. Sie wollen hier nichts, als sich und die Gäste unterhalten ohne Aengstlichkeit. Die schöne Gebirgspromenade vor der Thür, wo wir auch noch bis zum Souper — kommode-gemacht — im Mond uns erfrischten, Jettchen, Mariane, Frau von Münk und ich. Frau von Ephraim thut alles Mögliche mir zu Gefallen. Jettchen, Mariane, sind eben so viele Freundinnen. Ich habe Bücher für Alle; es existirt ein Papiertausch, ein Bonmotstausch; man erzählt sich die ernsteren Anliegen, mit Einem Wort, das beste angenehmste Vernehmen. Arnstein selbst ist munter, artig, und sehr gut zu leben. Meine zwei Bäder — unschädlich sei das Rühmen!! — haben meinem Husten sehr wohlgethan: im Ganzen muß ich mit dem großen Fortschritt unendlich zufrieden sein! Nicht wahr? das gefreut Dich!!! Ja, Guste, ich habe große, viel Ursach zufrieden zu sein. Von seinem Gemahl solche Liebesbriefe zu bekommen, die einen so bewegen, denen man so mit der besten Sehnsucht aus ungetrübtem Herzen danken und erwiedren kann, ist wohl ein Glück zum Knieen; Knieen, wie Tasso, der sie verdient, und doch nur als Gnade sich die seltene Krone aufsetzen läßt. Die Krone, die eigentlich nur erforderliche Bekleidung, nöthige Bedeckung, ja eigentliche Vollendung jedes richtigen gesunden Hauptes sein müßte, sein können

ſollte, und nicht iſt, ſo ſelten iſt, und ſeltener, als die paar Königskronen! Ich nehme es ganz in mir auf; die Himmelsſendung! So nahm ich auch das Unglück hin; als reines Unglück; ganz geſchmeckt: nicht geheimlicht noch entſtellt, oder verſtellt; oder mit ſchiefer Heldenkraft. Ich drückt' es an mein Herz, in mein Herz; und verzehrte es. Aus der unverſtändlichen Welt, hinaus ſollte es: es brach an meiner Perſon, an meiner Bruſt, ich nahm es in das Blut meiner Seele auf: weg iſt es von der Erde, aus der Welt; und mußte noch zum Guten dienen. Gott ich dank' Dir! für dieſe Erhellung, für dieſe Meinung, nach dem unleidlichen Schmerz, nach dem Verſchmachten beim Verſagen.

Deine Briefe bewegen mich, wie die größten Liebesbriefe in der größten Spannung erhalten. Es ſind auch welche; ſo geſchrieben, ſo geleſen. Alſo ſo geſchwind mußteſt Du aus Prag! Du wirſt ſchon gut nach Hauſe gekommen ſein! Sonnabend oder Sonntag bekomme ich einen Brief daher. Heute kommen Mesd. Paſchier und Frohberg zum Beſuch hier her. Die nehmen dieſen Brief zur morgenden Poſt mit. Ich muß aufhören, weil ich in's Bad muß. Ich bade mit Frau von Ephraim und einer Gräfin Bruce, eine Art dicke, ältliche, gute Polin; ſie war die Frau des Grafen Muſſin-Puſchkin, iſt reich, hat ihren vorigen Namen wieder angenommen, reiſt in der Schweiz, Frankreich, und der Welt umher.

Man will dem Kaiſer Franz gern einen leidlichen Bericht vom Einſturz der hieſigen eiſernen Brücke machen, und hat ſchon zwei Berichte verwerfen: es iſt aber unrecht; er muß erfahren, daß aus unbegreiflicher, nirgend ähnlicher Sorgloſigkeit großes Unheil und Schaden geſchehen iſt. Unzählige gefährliche Verwundungen, und Todte. Bekannte genug ſind ſchlecht dran. Metternich's Gouvernante der Bruſtknochen eingedrückt; auf den Tod. Das Spital voll; wie nach einer Schlacht die Verwundeten nach Wien gefahren. Viele haben beide Beine entzwei. So etwas muß für künftig hart angeſehen werden! Lebe wohl! Ich ſchreibe Dir auch mit der morgenden Poſt ein Wort nach Frankfurt durch Julchen Saaling, die dort iſt. Daß Du Appetit hatteſt, tröſtete mich. Nimm Dich in Acht, Guſte! Du biſt es mir ſchuldig: ich bin weit von Dir. Adieu. Deine R. Grüße meine Geſchwiſter, und die Kinder, Alle!

Dienstag Abend.

Ich war wieder unverhofft in dem göttlichen Helenenthal. Vera's reisen morgen nach Rom — er läßt sich Dir empfehlen —, die kamen hier Abschied nehmen, und da ward ihnen dies noch geschwind gezeigt: ich machte der Gosmar einen kleinen Besuch, und da holte mich die Ephraim unvermuthet schnell mit ihnen ab. Ein schöneres spazireingerichtetes Thal sah ich nie. Es ist göttlich, mehr als man davon sagt. Tharandt klein dagegen. Gott wie ist es schön hier, und wie denk' ich an Dich und die älteste Schwägrin! Sag es ihr.

Es ist ein preußischer Herr oben, noch vom Kanzler, der sagt, Humboldt reist diesen Abend: ich meinte ihn schon fort: jedoch bedaure ich's nicht: ihm kann man keinen Brief mitgeben. Lebe wohl, mein August. — Wann reist Ihr wohl? Wie? — Wie wird der elende Krieg; werden wir den Feldherrn besiegen? werden wir gute Pläne haben? wird Einigkeit sein? Marie-Louise kommt den 25. her. Diesen Abend hatte ich einen Brief von Ohme, er erwartete Dich richtig zum letzten Sonnabend. Er weiß nicht wohin mit der Frau, Böhm will Eger nicht, der Pedant. Nach Reinerz werd' ich nicht können. Deine Nachrichten warte ich am besten hier ab. Auch mein heutiges Bad ist mir sehr gut bekommen. Die Komödiengänger toben bei mir vorbei. Es ist aus. Gott wie schön ist es hier. Solche Siege, solche Bäche, solche Wohnungen; unsere ist nicht ländlich genug, doch der nahe Park und die Pferde! Adieu, adieu! Der Brief muß nach Wien. Alle Damen grüßen Dich, besonders die Ephraim. Ich muß ein Wort an Ohme schreiben. Deine R.

An Varnhagen in Berlin.

Baden, Donnerstag, den 22. Juni 1815.

Lieber bester August, es ist bald 1 Uhr. Um 12 kam ich aus dem Bade, echauffirt genug; und nicht recht in der Verfassung, zu schreiben. Ich denke aber immerweg an Dich: und mache auch ein flüchtiges, sehr flüchtiges Tagebuch, ganz nur von Notizen. Auch nur für Dich zumeist. Und so muß ich Dir wenigstens ein Wort schreiben. Morgen fährt Hr. von

Liebmann wieder nach Wien, und will dieſen Brief zu dem Sonnabend'ſchen Abgang mitnehmen. Ich muß es thun, weil die Badener Poſt manchmal ſolch einen Brief ſpäter abgiebt in Wien, und dann muß er gleich bis zur künftigen Berliner warten. Um 2 muß ich angekleidet zu Tiſche, zum Thee hat unſere Wirthin ganz Baden, ſie nennt es Aſſemblee in Krähwinkel; dazu muß eine beſondere Toilette. Heute geht's an; denn es iſt bedeutend kühl, und beſonders windig nach einem ſtarken Gewitter von geſtern. Das Bad iſt mir ſehr gut bekommen. Geſtern ſetz' ich aus. Um mich nicht zu fatiguiren. Der Herzog von Serra-Capriola iſt geſtern hierher gekommen, und vorgeſtern von Neapel. Er will nicht mit der Sprache heraus: es iſt alſo wie wir's wiſſen. Sonſt iſt er gut und natürlich. Er ſcheint ſich zu wundern, daß Neipperg den Murat nicht gefangen hat. Das geht aus ſeinen Reden hervor. Seine Reden, ſind nicht ſeine Reden. Uebermorgen hoff' ich auf einen Berliner Brief von Dir: bin doch aber ganz ruhig, wenn keiner kommt. Ein Hausgenoſſe, Oberſtlieutenant Beider, hat einen Brief von ſeinem Bruder aus Belgien; vom 14., wo man noch nicht an Feindſeligkeiten dachte: alle Klügren ſagen, es würde dieſen Monat nichts: und noch Andere ſagen, der Krieg verſchlägt ſich. Du wirſt Recht haben! Wie unſäglich glücklich würde mich das Letzte machen! Du kannſt es wiſſen. Aber ſoll Krieg werden, ſo wünſch' ich ihn bald: ſo weiß ich, wo ich hin ſoll; kann unſere Vereinigung berechnen. Ich bin aber äußerſt ruhig, beſter Auguſt: ja vergnügt. Einen großen Wunſch, einen großen Anhang in der Seele zu haben, wie Du mir biſt, fühl' ich als Glück. Und dann denk' ich Dir alles zu erzählen, Dir mitzutheilen, und das beſchäftigt und freut mich. Beſonders fühl' ich phyſiſch jetzt grade meine Bruſt ſo frei, das thut ſehr viel dazu. Sei nur gut gegen mich! Nämlich ruhig! Und ſei meiner, auch wenn ich flüchtig ſchreibe, meiner Liebe, meiner Einſicht über Dich, meines Gedenkens Deiner, meiner Liebkoſungen und Liebesworte gewiß!

Ich kann Dir nicht ſagen, wie ſehr ich mit unſern Weibern Urſach zufrieden zu ſein habe; es fällt gar nichts Unangenehmes vor. Lauter Gutes. Die arme Mariane [Saaling] hat einen ſehr heftigen, ſie ſehr quälenden Neſſelausſchlag; und iſt zu Bette. Nicht vom Baden; ſie badete gar nicht.

Guten Abend, liebe Guſte! Es iſt halb 9 Uhr, ich bin ganz geputzt mit dem klaren Hut und der rothen Blume, weiße

Handſchuhe; alle Leute ſind da; ich endige den Brief in Marianen's Stube; die arme Putte liegt im Schweiß; ſie ſagt, „ſie läßt ſich's ſauer werden“. Der Brief muß zu Liebmann. Nur noch ein Wort! Ich bitte Dich gar ſehr, erkundige Dich bei Bethmann oder General Tettenborn, woran es liegt, daß Arnſtein noch nicht bezahlt iſt. Es iſt mir natürlich ſehr unangenehm; und Dir gewiß auch. Um ſo mehr, da Arnſtein ſich auf die galanteſte Art grade mit Geld, mit Wechſeln und dergleichen, und in allem gegen mich beträgt. Er hat es ihr, und ſie der Ephraim geſagt, weil ſie ſich beide nicht trauten, und auch die es mir von ungefähr, weil wir von Tettenborn ſprachen. Ich fragte gleich Arnſtein; und nur Eins wußte er mir nicht zu ſagen; ob nämlich zum zweitenmal an Bethmann geſchrieben worden iſt, nachdem der General Dir antwortete, er habe Bethmann deshalb geſchrieben; nächſtens ſollſt Du dies erfahren. Das fait iſt, daß Arnſtein noch nicht bezahlt iſt. Sei nicht böſe! Jüngelen. Lebe wohl! Schreib mir hübſch! d. h. ich wünſche einen Brief: Du ſchreibſt gewiß.

Frau von Welzegen ihr Schwager, der General, iſt auch hier, und ſagte mir heute Mittag, ſeine Schwägrin ginge nach Wiesbaden. Adieu, adieu! Grüße den lieben Stägemann; und pflege meinen alten Kanzler. Wie findeſt Du Marianens Tinte! Schön? Adieu. R. Deine R.

An Rahel.

Berlin, den 24. Juni 1815.

Sonnabend Mittags gegen 1 Uhr.

Geliebte, theure Rahel! Mit inniger, heißer Liebe durchglüht mich Dein Andenken, Deine mir durch alle Gegenſtände nun mehr und mehr für die Seele herbeigezauberte Gegenwart! Durch meine ganze Zeit iſt ſie vertheilt, die Grundfeſte meines innerſten Beſtehens, aus der mir Nahrung und Freude des Daſeins erwächſt. Ach aber, wie ſchmerzlich muß ich jetzt der bloßen Einbildungskraft anvertraut ſehen, was ich in ſo wahrer, bewußter Wirklichkeit zu empfinden, ſo ſchnell gewohnt worden war! Liebe Rahel, ich bin ſehr traurig wegen der Trennung von Dir, ſo traurig, daß ich nur eben ohne heftigen Ausbruch

in zuſammengehaltener Gelaſſenheit die Tage hinbringe, mit denen ich nicht weiß, was ich anfangen ſoll! Ich überlege mir nur immer, wie es wäre, wenn Rahel da wäre, was Rahel denken, ſagen, thun würde, und dagegen erſcheint mir denn alles und ich ſelbſt nur ganz dürftig und gering: daß Du mir gütig und hold biſt, und mich als zu Dir gehörend anerkennſt, das iſt das glücklichſte Gefühl, deſſen ich fähig bin, die Hoffnung Dich wiederzuſehen, und bei Dir zu bleiben mein ganzes Lebensvertrauen. Ich habe keine Freude mit anderen Menſchen, ſie haben alles einzeln, und das Vortrefflichſte in ihnen erinnert mich immer nur an die Stelle, die es bei Dir haben würde. Mit den Vornehmen bin ich gar ſchnell fertig, ich habe nur Karten abgegeben, und benutze nun die Pflichterfüllung, um mir ein Uebriges möglichſt zu erſparen. Die Anderen ſind mir auf andere Weiſe fremd, ich bin durch Dich zu ſehr verwöhnt! möchte ich es bald noch mehr werden! Zu thun habe ich in dieſem Augenblick gar nichts, wenigſtens nichts Ernſtliches, ich möchte daher wohl Leute ſehen und Kreiſe finden, wo mir wohl würde, aber, geliebte Rahel, wo find' ich das außer Dir? Herzgeliebte, Theure! ich küſſe Deine Hände, ich ſchmiege mich an Deine Augen, Dein liebes Geſicht, wo Wahrheit, Güte und Geiſt mir in die Seele ſtrahlen! Ich bin vergnügt, wenn ich ſo an Dich denke, und nur kein aufgedrungenes Vergleichen der andersgearteten Nähe mich in dieſem hingegebenen Betrachten ſtört!

Der König iſt fort; der Staatskanzler aber noch hier, und dürfte auch, ungeachtet des nun wirklich begonnenen Kriegs, leicht noch ein paar Wochen hier bleiben, er denkt auf einige Zeit ſich auf ſeinen Gütern zu erholen, aber ſelbſt das verzögert ſich noch, und damit auch die Abreiſe an den Rhein. Ich habe hier nichts zu thun, und für den Augenblick keine Verbindungen mit all den Sachen, als daß ich meine Beſoldung zu beziehen angefangen. — Eben ſchallt der Kanonendonner zur Verkündigung des Siegs von Gemappe durch die Stadt: ich kann noch keinen ſo freudigen Antheil daran nehmen, ſo groß auch das Glück iſt, den Krieg ſo angefangen zu haben; wir müſſen erſt ſehen, wohin die Sache ſich wendet, unſer Eindringen in Frankreich könnte nichtsdeſtoweniger zu unſerem Schaden ausſchlagen. Du weißt, wie ich die Dinge anſehe, und kannſt daher meine Gedanken bei den einzelnen Verfällen abnehmen. Indeſſen freut man ſich hier unmäßig, und hat auch recht, denn für den Augenblick iſt

es immer ein ungemeiner Vortheil, und durch gute Eigenſchaft, durch heldenmüthige Tapferkeit der Truppen, errungen; ich ſehe aber weniger auf den Augenblick, als auf das Ganze. Markus wird Dir wohl ſelbſt ſchreiben, wie er die Sache aufnimmt; wir ſtreiten übrigens nicht, denn er iſt den Winden und Anhauchen von allen Seiten bloßgegeben, und ohne Meinung und Kenntniß im Großen, ich aber ein Geſchichtskundiger, der da weiß wie etwas geſchieht, und nur auf das Ganze gerichtet, ſo begegnen wir uns eigentlich nicht einmal! Glaube nur übrigens nicht, geliebteſte Rahel, daß auch nur ein Schein von Spannung zwiſchen uns da wäre, wir ſind alle ganz gut und vertraulich untereinander, und die Art, wie ich mich in meinem vorigen Brief losließ, rührte nur von der aufgereizten Erbitterung her, in welche ich Deinetwegen verſetzt war, durch das anmaßende Ueberheben über Dich, deſſen die dünkelhafte Unverſtändigkeit ſich ſchuldig machte. Eine Glücksſtellung iſt es, Dir nah zu ſtehen, geliebte Rahel, eine Begünſtigung des Himmels, die ich mit demuthvollem Dank erkenne und durch Erkennen vielleicht verdiene!

Frau von Humboldt habe ich nun öfters geſehen, auch ihre Kinder. Karoline leidet entſetzlich an beinah geiſtverwirrenden Kopfſchmerzen, und wird dadurch und durch die Sorgfalt, deren ſie bedarf, zu einer Bedingung für das ganze Treiben des Hauſes. Sie erinnert ſich Deiner noch ſehr genau, und mit anhänglichem Danke der guten Theilnahme, die Du immer für ſie gehabt und behalten. Der Magnetismus hilft ihr etwas. Ob ſie nach Pyrmont gehen ſoll, iſt noch nicht entſchieden, man erwartet Humboldt und Koreff, den Beſchluß will Dir Frau von Humboldt ſogleich mittheilen, wie ſie Dir ja auch ſelbſt am vorigen Poſttag geſchrieben; es iſt aber auf alles das nur ungefähr zu rechnen, und möglich, daß auch nur der Beſchluß ſich noch gewaume Zeit aufſchiebt. Ich finde Frau von Humboldt ſehr verändert in ihrem Weſen, ſie muß ſchlechte Liebhaber vor Augen gehabt haben, wenigſtens theilt ſie die undeutſche Deutſchheit und das unchriſtliche Chriſtenthum, die jetzt im Schwange ſind, mit ſammt ihren Töchtern. Sie haßt die Franzoſen mit Schleiermacher'ſcher Furie, die Juden etc., und liebt nur immer Einzelne. Ich habe mit Betrübniß geſehen, wie furchtbar und abſcheulich die Vorurtheile ſind, die man mit Ariſtokratismus bezeichnen mag, da ſie ſelbſt die Beſſeren untergraben, anſtecken und zu Grunde richten, und

wie ſchonungslos daher, ſelbſt mit wüthender Grauſamkeit, wenn die Gelegenheit kommt, dagegen zu ſtreiten iſt. Mir iſt ſie noch ziemlich gewogen, und ich glaube, mein Betragen kann dies nur vermehren. Von den Töchtern ſchreibe ich nächſtens mehr, ſie gefallen mir, und auch nicht.

Dr. Erhard, den ich beſucht habe, hat meinen Huſten gleich faſt ganz bezwungen; er hat mich mit wahrer Liebe und herzlicher Theilnahme empfangen, ich fühlte es als eine ſchöne, beruhigende Gabe des Himmels, die Güte der Guten zu verdienen und zu erlangen. Er ſagte, ſtatt der Bäder aller Art möchteſt Du es einmal mit ihm verſuchen, ob er Dir nicht helfen könne, und ein ihm ſonſt nicht gewöhnliches Selbſtgenügen und Gewißheit des Erfolgs war dabei. Ich behielt mir ſein Erbieten auf die Zeiten nach den Bädern und Reiſen für Dich vor. Alle Leute übrigens fragen mit wahrer Liebe und Verehrung nach Dir; ich finde nirgends eine Spur von üblem Willen gegen uns, das iſt der Ertrag und die Folge unſeres rechtſchaffenen, nichts Unrichtiges wollenden und verfolgenden Strebens. Die Doktorin Wolf überhäuft Dich mit Grüßen, Wünſchen und Verſicherungen; ſie war überglücklich damit, daß ich ſie beſuchte, und gab mir Wein, Kuchen, beſorgte Rathſchläge u. ſ. w. mit tumultuariſcher Liebenswürdigkeit. Ich fahre vielleicht mit ihr zu Beyme's, die von einer Reiſe mit der Tochter zu Abhaltung der Wochen derſelben bald zurück ſein werden. Beyme hat mich überall ſehr gelobt; auch der Miniſter Altenſtein, den ich kaum kenne, hat zu Erhard geſagt, mein Tettenborn'ſches Buch ſei das beſte, was über den vorigen Krieg erſchienen ſei. — Die Bethmann iſt in einem Bade in Thüringen. Bei der Goldſtücker war ich, habe aber nur die Kleine geſehen, die ſehr hübſch geworden iſt. Niebuhr habe ich noch geſprochen, er hat ſeine Frau verloren, ſie war ihm alles! Brentano'n ſah ich neulich auf der Straße, ich weiß nicht ob er mich geſehen; er ſchien ein abgeſchmackter, altgewordener Student, den die Schuljungen an Friſche überbieten und ſchon zu den Philiſtern rechnen. — Line'n habe ich in Deinem Namen einen Dukaten gegeben, ſie weinte faſt, und ſagte: „ach, ſie (nämlich Du) denkt immer an mich, ſie ſorgt für mich, wenn ſie auch noch ſo weit weg iſt!“ ich gebe ihr ehe ich abreiſe noch einen. O Rahel, geliebteſte Rahel, wie ich an Deine Güte, an Dein wohlthätiges Herz erinnert werde! —

Reimer war eben bei mir, und vorher und nachher Cha-

müſſe; beide freuen ſich mit mir. Reimer brachte mir einen Brief von Perthes, der die 40 Dukaten bezahlt (die anderen 30 ſind es ſchon), und lud mich zu morgen zum Mittageſſen ein. Er ſagte mir, Grolman habe geſchrieben, es würde nun wohl gar keine Schlacht mehr geben. Indeſſen haben auch wir 16,000 Mann verloren. Ich fürchte, es kommt noch irgend ein Uebel nach.

Immer wenn ich ſchreibe, kommt ein Brief von Dir, geliebteſte Rahel! Dein erſter aus Baden vom 17ten iſt in meiner Hand! der, von dem Du ſagſt, daß Du ihn auf die Poſt gegeben, muß nun noch kommen! Liebe, engliſche Rahel, Du ſchreibſt ſo fleißig; o wie dank' ich Dir Dein liebes ſorgendes Bemühen! wie glücklich macht mich jedes Wort von Dir! Daß Du in Baden biſt, iſt mir ſehr lieb, wie labt es mein Herz, daß Dich die Leute ſo werth halten und verehren! Von Kohen gefällt es mir ſehr; aber was verdienſt Du auch nicht, geliebteſte, herrliche Rahel, Du edles gütiges, reines Geſchöpf! Ich liebe Dich in jeder Beziehung, in jedem Ereigniſſe auf's neue. Grüße Alle, die mich durch Dich ſo erfreuen, beſtens von mir! Auch an Triti vielen Dank für ſeinen Brief; ich antworte ihm bald darauf! Dein Arzt freut mich auch ungemein; welch richtige Einſicht! ich habe ja auch immer geſagt, Du habeſt eine gute Konſtitution, ein ſtarkes, ächtes Phyſiſches, er hat ſehr recht, nur die Reizbarkeit macht Dich ſo krank, aber Deine Anlage zur Geſundheit, zum Leben iſt außerordentlich! Werde nur recht geſund und vergnügt, geliebte Rahel! „Geſundheit, Glück und Heil!“ Die liebe Katti, Du ſiehſt ſie doch gewiß wieder, küſſe ſie von mir! Du haſt doch nun meine Briefe, aus Linz, aus Prag, und von hier! Schreibe Du mir nur nicht zu viel, ich verlange nicht ſolche Freude, die Dir ſo hoch zu ſtehen kommt, wie ich weiß, daß Dir oft das Schreiben zu ſtehen kommt. Geliebte Rahel, ja, Du biſt meine Rahel, und damit gut! Lebe wohl, geliebte, einzige Freundin! Lebe wohl und ſei fröhlich!

Ewig Dein

Varnhagen.

Du kannſt mir noch hieher ſchreiben; der Fürſt bleibt vielleicht länger, als ich oben angedeutet.

Markus wird Dir nächſten Poſttag 100 Stück Dukaten anweiſen, die ich ihm gegeben, und die Du in Natura erheben wirſt; die Berechnung geht Dich nichts an; die 2000 Thaler hier kannſt Du theilweiſe oder ganz erheben, wann Du willſt. So lange Du ſie nicht brauchſt, iſt es aber beſſer, an mehreren Orten zugleich Geld zu haben. Unſere Sachen ſehen übrigens recht gut in dieſer Rückſicht aus. Sei vergnügt, Geliebte!

In Dresden haben ſie ein Lied gemacht, darin heißt's unter anderen: Die Raute grünt, das Veilchen blüht etc. Der erſte Sieg der Preußen wird dort aber ſehr imponiren, und überhaupt in Deutſchland gut wirken, ſollte auch Uebles nachkommen.

Ich werde ſuchen Triti's Wunſch in Anregung zu bringen. — Leb wohl, Geliebte, Einzige! Ich küſſe Dich, Rahel!

An Rahel.

Berlin, den 26. Juni 1815.

Montag Abends nach 11 Uhr.

Geliebte, theure Rahel! Ich kam von einem Abendgang unter den Linden nach Hauſe, und mußte mich mit einigen Schreibereien für Hamburg abquälen, darum ſchreib' ich Dir nun ſo ſpät, aber eigentlich doch früh, denn es iſt für morgen! Ach Rahel, geliebte Rahel, ſchreiben! Wie ſoll ich Dir ſchreiben, was ich für Dich empfinde und denke? Eine Minute koſtet fünf Minuten zu ſchreiben, und da ich in dieſen fünfen nur immer wieder an Dich denke und für Dich fühle, ſo wären fünfundzwanzig nöthig und ſo fort, bis in alle Unendlichkeit. Es war heute, nach abwechſelnden Regenſchauern, ein zwiſchen dunklen Gewölken feuchtheller Abend, ich ging eigentlich Dir zu Liebe, die ganze Seele von Dir erfüllt, und rief Dich an, mit erſterbendem Laut in die weiten hohen Lüfte hinaus! O mein Gott, wie hat ſich mir die ganze Welt in Dich verſammelt, geliebteſte Rahel, ich ſelbſt habe mich ganz an Dich verloren, und fühle mich, von Dir getrennt, wie verkümmert an

Leben, nicht bloß an zuströmendem, sondern auch an dem, das ich selbst mitbrachte zu Dir, so daß ich als ein sonst vermöglicher Mann, doch nur bettelhaft jetzt hier herumlaufe. Die süße, reizende Gewohnheit, so dicht neben Dir zu sein, hat mich verwöhnt, und ihr entrissen bin ich ir und traurig in allen anderen Gewohnheiten; das geht bis zum Kleinsten und bis zum Größten, von der wissenschaftlichen Fülle bis zur heimlichen Bequemlichkeit, überall fehlt mir Rahel, die geliebte Rahel, die ich tausendmal im Tag anrufe, beim Erwachen und beim Einschlafen und immer vor Augen habe, als ein wahres Engelsbild, eine sanfte, reizende Lichterscheinung einer besseren Welt, deren Bewußtsein ich mit lebendigen Wurzeln in mein Herz verwebt fühle. Ja, laß mich Dich verehren, geliebte Rahel, und anerkennen in Deiner Einzigkeit! Gestatte mir, es immer gegen Dich zu sagen, es giebt doch nichts Dir Gleiches, ja nur von fern Aehnliches! Ich schaudere in gerührter Herzensbewegung gegen Gott, wenn ich denke, daß ich Dich gefunden und gewonnen! Rahel, geliebte Rahel, Du allein bist wahr, treu, gütig, schön, geistreich und einsichtsvoll, menschlich: ich spreche allen Anderen alles ab, ich muß es, sie zwingen mich! und ohne Dich bin ich ihnen allen gleich: denke Dir, wie sehr ich mich fürchten und hüten muß, ohne Dich zu sein! Jetzt mein' ich noch nicht ganz ohne Dich zu sein, o nein, ich bilde mir gar sehr ein, daß Du bei mir bist, mir beistehst: Du erfüllst mich ja, und ich bin nicht unglücklich; nur gestört fühl' ich mich, aber nicht verlassen; wie könnt' ich letzteres auch fühlen! Aber höchst traurig bin ich doch, Dich mit den Armen nicht mehr zu erreichen, und Deine lieben Augen, Dein holdes Gesicht nicht anzublicken. Ich kann es Dir nicht sagen, geliebte Rahel, wie mir ist: aber Du darfst es so gutheißen, wie es ist, und nicht besorgen, daß ich mir Schlechtes denke, wie Du zu sagen pflegst! — Ich war auch heute im Thiergarten, zu Wagen mit Kereff, wir fuhren auf der Chaussé fort und dann über den Hofjäger zurück, es war alles naßberegnet, das Laub so frisch, die Wege so dunkel, und die Luft doch so hell: welche Erinnerungen strömten mir in die Seele; o was dacht' ich alles! ich brauchte doch Kereff nicht grade zu verläugnen, wie mir war, wenn auch das Aussprechen fern blieb. Liebe Rahel, ein süßes Ringen des Herzens, das aus dem Gebiet des menschlich Erreichbaren hinausgeht, und das in Zeit und Raum Dich außerhalb beider zu erfassen strebt. Ich lebe

von Dir; wie in der Bibel ſteht, nicht bloß von Speiſen und Trank, ſondern von jeglichem Wort Gottes. Sei mir hold und gütig, geliebte Rahel! Gott ſegne Dich! Gute Nacht, liebe Theure, innige Freundin!

Dienstag, den 27. Juni Morgens.

Ich lag noch im Bette, hatte die Zeitung geleſen, gefrühſtückt und wieder dazwiſchen geſchlafen, als ich zugleich zwei Briefe von Dir erhielt, geliebteſte Rahel! einen vom 15ten aus Wien, und einen vom 20ſten aus Baden, woher ich auch ſchon am vorigen Poſttag einen vom 17ten erhalten hatte. Ein glückliches Leſen! Markus ſah es; und ließ mich meiner Freude und Innigkeit hingegeben. Die Verſicherungen Deines liebereichen Andenkens, die lebendigen Schilderungen Deiner Tageswendung erquicken mir das Herz. Wie freut mich alles was Du ſagſt! So urſprünglich iſt kein anderer Menſch: Deine Briefe und Shakeſpeare liegen vor mir auf dem Tiſch, aber wäre auch Shakeſpeare mein liebevoller Freund, und jene Briefe ein Denkmal uralter Vorzeit, und nur eben zugänglich für mich durch Sprache und Einſicht der Umſtände, ich zweifelte keinen Augenblick in meiner Wahl! Daß es Dir in Baden durch Menſchen und Gegend ſo ſehr gefällt, iſt mein größter, genügendſter Troſt: jetzt wird mir beides erſt recht werth, und dankbar wendet ſich mein Herz denen zu, welche Dich angenehm umgeben. O möchte ſich alles friſche Glück der reichen Erde um Dich erſchließen, und ich weiter keinen Theil daran haben, als es zu ſehen! Und ich Armer bin im Stande, Dir als ein Mitgenoſſe guter Lebensbeſchaft zu erſcheinen? Rahel, wie gütig, wie herablaſſend iſt Dein Sinn, und wie ſchön, wie fromm ſprichſt Du vom Glück, und vor dem Unglück, das Du aufnahmſt! Du haſt auf allen Gängen und Wegen an mich gedacht, wie ich an Dich; wie Du meinen Brief, ſo habe ich die Deinigen an meinem Herzen getragen! Ja, geliebte Rahel, wir ſehen uns wieder, auf's beſte wieder, und eine reiche Folge glücklicher Tage iſt uns noch beſchieden, ich vertraue darauf; es iſt mir, als hätte der Himmel ſein Wort darauf gegeben, o Rahel! Die glänzenden Siegsnachrichten laufen nun von allen Seiten ein; die Tapferkeit unſerer Truppen und Blücher's herbe Entſchloſſenheit haben die Sache zum Guten gelenkt, die Napoleon's Genie zu unſerem Verderben eingeleitet hatte. Napoleon hat die Schlacht, und

einen Theil seines Heeres und Geschützes verloren, aber bis zuletzt eine außerordentliche Feldherrngröße bewiesen, in Plan und Ausführung. Auch bin ich weit entfernt, die Sache für abgemacht zu halten, wir werden noch einen harten Stand bei Laon haben, und schwerlich nach Paris kommen. Vielleicht ist schon in diesem Augenblick eine Stockung in unsere Fortschritte gekommen, denn nach meiner Vermuthung wäre es leicht möglich, daß Vandamme sich durchgeschlagen haben könnte, und dabei über Brüssel gegangen wäre, wo denn die auch nur augenblickliche Besetzung dieser Stadt nicht ohne einige Bestürzung für unsere Gemüther geblieben sein dürfte. Ueberhaupt glaube ich den Sieg, der noch dazu mit großem Verlust erkauft ist, an sich zwar vollständig, aber in seinen Folgen noch nicht so groß, und unterscheide dabei das, was er für Preußen ist, von dem, was er für die Koalition ist. Ich finde zu meinem Erstaunen grade unter den Offizieren hier Urtheile und Meinungen, die mit den meinigen ziemlich übereinstimmen; gestern hörte ich bei Jestw einen hübschen jungen Mann, dessen sonstige Unbedeutendheit unter der Uniform nicht schlimmer aussah, öffentlich die Bemerkung vertragen, wir müßten bedenken, daß die Franzosen doch immer ein anderes Heer sind, als wir bei Jena waren. Ueberhaupt scheint mir in den jüngeren, unfundirten Leuten doch viel Unbefangenheit zu sein, und diese ist die schönste Genossin der Kraft. Frei zu reden lohnt jedoch zur Zeit wenig, ich verspare es auf bessere Gelegenheit, und halte mich, soviel es die Würde erlaubt, ruhig; aus Vergnügen am Reden kann ich nur gegen Chamisso und Kereff meine politische Ansicht völlig aussprechen, die Herkunft des Einen, und die Weichheit des Anderen geben dazu bequemen, sicheren Raum. Ich habe eben zu Kereff geschickt, wegen des Rezepts zu den Schwefelpulvern, er ist aber nicht zu Hause, und ich muß es auf den nächsten Brief versparen; gesprochen habe ich mit ihm davon. Er giebt Deinem Arzt in Baden vollkommen recht, und muß also durch die Wahrheit völlig dazu gezwungen sein, da er gewiß zum Gegentheil geneigt wäre. Ich hoffe die Bäder in Baden werden Dich so weit herstellen, daß Du mit gestärkter Gesundheit und vergnügterem Sinn reisen kannst. Kereff besteht darauf, daß die Humboldt wegen Karolinen's Kranksein nach Pyrmont gehe, nur soll erst die magnetische Kur noch etwas weiter gediehen sein. Ich wünschte Dir dieses Zusammentreffen mit der Humboldt in Pyrmont, sie liebt Dich

ſehr, und ſie und ihre Töchter würden bald in Deinem Umgang den höchſten Reiz finden, Dich vergöttern und ermuntern. Sie ſind alle des beſſeren Vergnügens fähig und bedürftig, zum Lachen aufgelegt, und auf jedes geiſtreiche und witzige, beſonders aber lebendige Wort geſpannt. Das ſeh' ich an Koreff, den ſie vorzüglich deshalb alle ſo lieben, daß es, wie die Mutter ſagt, ein Familienfehler iſt. Die Mutter ſcheint es aber noch ernſter zu nehmen; ſie hat gleich dafür geſorgt, daß Koreff in ihrem Hauſe noch ein Zimmer miethen konnte, wo er nun auch eingezogen iſt. Ich habe dabei die Genugthuung, daß er ein Jude iſt, da ſie alle den Juden ſo feind ſind. Ich bin ganz gut im Hauſe, aber nicht ganz ſo vertraut und nah, wie es ſonſt den Anſchein hatte werden zu wollen, was mir eben nicht unbequem iſt. Humboldt, der vorgeſtern den Abend mit uns zubrachte, war ſehr liebenswürdig und freundlich, und ſprach zuletzt ſogar ganz vertraut mit mir über Politik, wo ich meine Anſichten nicht ſo ganz fern fand, auch ihm wollte die Hoffnung nach Paris vorzudringen nicht ſo völlig begründet dünken. Uebrigens trag' ich es ihm, und Koreff und Allen nach, die Dich vor der Abreiſe nicht noch beſucht haben: ich ſelbſt begehe zwar unaufhörlich ſelbſt ſolche Fehler, ſie werden mir wahrſcheinlich aber auch nicht verziehen. Ich trag' es ihnen nach, ich halte es ihnen jetzt nicht entgegen; denn ſonſt entſchuldigen ſie ſich, und es hilft mir nichts. Vom Staatskanzler höre und ſehe ich nichts: mir recht, er muß mich nöthiger haben, als ich ihn, ſonſt mag er's bleiben laſſen! Und doch bin ich dem alten, menſchenfreundlichen Manne von Herzen gut! Sie entrücken ihn hier mit Andrängen. Jordan und Stägemann ſeh' ich wenig, beide ſind aber beſtens für mich geſinnt, und von manchen Ecken und Enden her vernehm' ich vielfaches Lob wieder, das Stägemann von mir ausbreiten ſoll. Im Anfange der künftigen Woche ſoll unſere Abreiſe Statt finden, Du weißt aber, wie fern man darauf rechnen kann, nicht einmal auf die Ungewißheit kann man ſich verlaſſen! — Nolte, Prediger Stegemann, die Humboldt, die Hofräthin Wolf, Alle laſſen Dich vielmals grüßen. Vor allen aber Oppenheim's, die ich erſt ſpät ſah, und die mir deswegen Vorwürfe machten; ſie lieben Dich außerordentlich, die Mutter iſt Deine wahre Freundin, die Töchter denken mit Reiz an Dich, beſonders Mariane, deren liebenswürdige Wunderlichkeit gleich ganz freundlich gegen mich war. Sie fragte heftig nach Koreff,

ob er ihr gefallen würde? ich besann mich, und sagte: nicht unbedingt! Gestern brachte ich ihn hin, wir wurden aber nicht angenommen, und auch schlecht gemeldet. Darüber schrieb Mariane auf Befehl der Mutter mir Entschuldigungen, sehr in ihrer Art; sie schließt: „War etwa Nereff mit Ihnen? Ihnen und dem gestrigen »nicht unbedingt« zum Trotze wird er mir gefallen. Nun Adieu. Sie lieben thue ich nicht, Ihre Freundin bin ich nicht, und Ihre Dienerin mag ich nicht sein, darum unterzeichne ich mich ganz kurz, Mariane."

Ich werde noch öfter hingehen, ich bin so gern da, wo sie Dich lieb haben! Das glaub' ich, daß Dir alles so freundlich ist, Du Liebenswürdige! Grüße nur alle recht sehr von mir, die Arnstein, Ephraim, Eskeles, Pereira, Münk, Jette, Mariane, die Schlegel, etc. etc., auch Titi ganz besonders. Es ist hübsch, daß Du die Pichler hast kennen lernen, und immer viel von ihr, daß sie sich meiner noch erinnert.

Morgen denke ich nach Stegelitz zu fahren, um Beyme's zu besuchen.

Denke Dir, Rahel, die Röchin ist beim Reinmachen in den anderen Zimmern, und stürzt lachend herein, ich solle 'mal sehen, ein schöner Besuch! und zeigt mir Dein Bild, das sie aus Markus Schreibstube abgenommen hat! Ich solle es einmal sehen; — ich nehme es lächelnd in die Hand, und sehe es an, wie kommen Sie darauf? frag' ich: — I, es ist mir so eingefallen, sagte sie; ist es aber nicht recht ähnlich? — Nun will ich das Bild in meinem Zimmer behalten! Die Thränen brachen mir aus den Augen. O Rahel, wie verzehr' ich mich in Sehnsucht zu Dir! Aber ist es nicht recht schön von der Röchin? ein feiner, aus einem braven Herzen erfundener Zug? Die Leute sind mir alle im Hause recht gewogen.

Ich habe noch viele Besuche zu machen; die Geldstücker, Niebuhr, Wolf etc., wo ich überall schon, aber vergebens, war. Oelsner aus Paris, von dem in Wien so viel die Rede war, und den sie richtig unnütz hieher gesprengt haben, so daß er in trübsinniger Ueberdrüssigkeit nun nur einen Paß nach Frankfurt zurückverlangt, war bei mir, und hat mir viel von Schlabrendorf erzählt, der meine Briefe von Wien alle richtig empfangen, und ihm vieles daraus mitgetheilt hat, indem er durch seine gültigen Lobeserhebungen mir weit und breit einen guten Namen macht. Oelsner hat Dich in Paris und hier vor 16 Jahren

gekannt, und rühmte ſich deſſen gleich bei mir. Auch ihn muß ich noch beſuchen, wo möglich noch heute!

Anciſſen ſoll als Geſandter nach Rom; Oelſen nach Dresden gehen, letzterer hat ſich richtig ſo hinaufgearbeitet, daß man ihn zum Geſandten braucht, Du warſt ihm im Winter vor dem Kriege, wo ſie Aufwand machten und knickerten zugleich, richtig auf den Schlichen! Ja, ja, Rahel weiß ſchon, ſie kennt die Geſchichte, das heißt, wie eine Sache geſchieht!

Tauſend Grüße an Katti, die liebe Kleine! ich hoffe wir bekommen das Kind noch einmal! Für Triti habe ich noch nichts machen können, außer daß ich Humboldt eingeſtehen und beklagen machte, daß wir in Konſtantinopel einen ſo unzureichenden Geſchäftsmann haben.

Von dem Einſturz der Brücke hört' ich glücklicherweiſe zuerſt von Dir! Ich behaupte, ſo etwas wäre hier nicht möglich, dazu haben wir zuviel Kenntniſſe ausgetheilt, und freies ſchreiendes Urtheil.

Ich befinde mich ziemlich wohl; brauche aber noch Pulver gegen den Huſten; jetzt wieder von Koreff. Es iſt kalt draußen, und war es alle Tage bisher; wie kann man ſich genug gegen Erkältung ſchützen! Sorge für Deine Geſundheit, geliebte Rahel!

Rahel, Du ſchreibſt, Du wolleſt mir, wenn wir wieder beiſammen, noch mehr, noch ganz anders Deine Liebe beweiſen? Wie willſt Du denn das machen? O geliebte, theure Rahel. Wie heiß umarme ich Dich, wie drück' ich Dich an mein Herz! Lebe wohl, geliebte Rahel! Sei munter und vergnügt! Ewig Dein treuer

Varnhagen.

Alle meine Aufſätze ſind gedruckt; die Rezenſionen in der „Jenaer Litteratur-Zeitung", die Nachricht über die Rollen der Schröder im „Morgenblatt", die Rezenſion vom 3. Theile von Goethe's Leben in den „Muſen". Letztere nimmt ſich ſehr gut aus. Goethe nennt mich, ohne mich zu kennen, im „Morgenblatt" einen ihm wohlmeinenden Landsmann, und ſagt, er werde nun die „Wanderjahre" vollenden. — Grüße Dore und Johann.

Nachschrift. Diesen Augenblick war Koreff hier, er kam, um das Rezept zu schreiben. Er läßt Dich herzlichst grüßen, und freut sich, daß es Dir gefällt in Baden; doch warnt er Dich, Abends nicht zu spät in St.-Helene zu verweilen, weil dort schädliche feuchte Nebel gegen Nacht aufstiegen. Er läßt Dir sagen, er lebe und webe hier in Magnetismus; er ist sehr zufrieden mit Welfart, dem eine Clairvoyante vor einiger Zeit Koreff's Ankunft ohne ihn zu nennen, als eines stärkenden, gleichgesinnten Gewessen, vorausgesagt hat, daß Welfart Koreff'n gleich beim Eintritt als den Verkündigten erkannte! — Koreff speist täglich bei Humboldt's, daß sie mich noch nicht einmal zu Tisch eingeladen, nehm' ich ihr sehr übel; sehr ist ein klein wenig! — Diesen Abend wollen Koreff, Hitzig, Chamisso und Andere im Schulgarten zusammenkommen. Lebe wohl, geliebte Rahel! geliebte theure Freundin!

Ewig Dein

Varnhagen.

Ich lasse Trit dringend ersuchen, Fichte's herrliches Buch: „Beitrag zur Berichtigung der Urtheile über die französische Revolution" zu lesen, und Dir zu verschaffen!

An M. Th. Robert in Berlin.

Baden, den 27. Juni 1815.

Dienstag halb 11 Vormittag.

Vorvorgestern erhielten wir hier die Nachricht des ersten Gefechts, wo wir, Zieten, zurückgedrängt wurden: ich bin kein Narr mehr, und weiß was das heißt. Wie Adam vom Tod hörte, muß ihm so zu Muthe gewesen sein, als mir. Ich wußte nicht, daß es Krieg gab, denn ich glaubte, es bliebe Friede; noch. Der ganze vorige Krieg stand auf den Beinen in mir auf. Kurz, ich bin gesund, fahre aus, esse. Genug von mir Mogt, Nichts!!!.... Vorgestern Abend erfuhren wir hier von unserem Sieg. Damit Ihr wisset, wie man's hier weiß, schicke ich das Extrablatt: und so steht's eben in dem gestrigen Beobachter. Noch rühmlicher für die Preußen in der Wiener Zeitung. Alle hier loben uns sehr. Blücher selbst schrieb

gleich nach der Schlacht, es zittern ihm alle Glieder! Freut Ihr euch? Ich bin ein Vieh! Bei dieser Frage wein' ich, Gott! dies wieder! Und die Erschütterung: der Dank! Ach wie hart waren wir dran. Was gewinnen wir? Wo ist er: was wird er nun beginnen, wen anfallen? Schreibe mir jeder, der's erfahren kann, ob Willisen lebt. Er war Adjutant bei Hünerbein. Was macht Tauenzien? Was wißt Ihr denn? Gott, in dem Loch hier so weit! Ich habe bis jetzt nur einen Brief von Linz, und einen von Prag, von Varnhagen: heute kommt nun einer nach Wien: aber heute muß auch der schon hin: damit er morgen abgeht: mit einer Kunst kann ich nur machen, auch morgen schon zu antworten. Vielleicht. Doch weiß ich von Jettchen Pereira, die einen Brief vom 17. aus Berlin hatte, daß König und Kanzler noch dort waren. Warum der König?

Bis hieher schrieb ich, als ich zum Bade mußte. Nun ist alles möglich, nun kann alles kommen: hefft auf alles: ich habe geschwommen. Das Bad ist nämlich ein großer Saal voll Wasser, wo vierzig Personen zusammen baden, und wo mir das Wasser über den Kopf geht. Bis jetzt saß ich immer. Die Ephraim und ich baden von 11 bis 12 eine Privatstunde, die Prinzessinnen von Kurland nach uns. Heute ließen sie uns um unsere Stunde bitten, und es kam so, daß wir mit der Herzogin Sagan und ihrem Pflegekind zusammen badeten. Sie freute sich sehr mich wiederzusehen — von vor achtzehn Jahren in Teplitz, oder sechszehn, — sie und das Kind schwimmen excellent, und so redete sie mir so lange zu, bis ich mich von ihr schwimmend herumtragen ließ; mit einer großen Blase, die einen sehr angenehm trägt. Es ist ein großes Vergnügen. Nun wird sie immer früher kommen: und wir schwimmen. Sie ist sehr schön, und ich amüsire mich sehr. Auch erfährt man alle Neuigkeiten. Sie wird uns gleich Blücher's Brief schicken. August! wenn das Genz wüßte! Dies war seine größte torpeur in Prag. Der immer dachte, er müßte mich vor lauter Verläugnen in die Erde stecken, vor dem Verscheiden, bloß wegen Herzogin Sagan. —

Gestern sah ich eines der göttlichsten Schlösser: eine Stunde von hier, Schönau, es gehört Baron Braun, Arnstein's Freund. Ein Göttergarten, den Könige und Kaiser besehen; dreimal in der Woche ist er offen. Die Wirthe zeigten ihn uns. Dies nur mündlich. So ist rings die Gegend, und die Besitzer

lauter Freunde und Gäste von Arnstein's. Ein Tempel der Nacht ist in Felsenlabyrinthen, mit Mond und Sterne drin; Altare, Königin der Nacht und eine Harmonika-Orgel, wo Salieri etwas sehr Schönes zu komponirt hat. Da liegt ein großes Buch auf einem Altar, da schreiben Braun's Gäste ein. Die Kaiser, die Prinzen, die Gelehrten, Alle. Ich schrieb: „Ein Wort von Goethe! Ach, wer ruft nicht so gern Unwiederbringliches an!" Das Datum, und darunter: „Noch dazu!" Wegen unserer Schlacht. Braun's freuten sich sehr damit. Lieber Ohme, ist Varnhagen weg, so schicke ihm den Brief mit einem Kourier so bald als möglich. Ich weiß nicht, wo König und Kanzler hingehen. —

„Mein Freund! Die schönste Schlacht ist geschlagen, der herrlichste Sieg ist erfochten. Das Detaillirte wird erfolgen. Ich denke, die Bonaparte'sche Geschichte ist nun wohl vorbei. La belle Alliance, den 19. Juni. Ich kann nicht mehr schreiben, denn ich zittre an allen Gliedern: die Anstrengung war zu groß. — Blücher." So eben schickt mir die Herzogin von Sagan diesen Blücher'schen Brief, den man ihr aus dem Hauptquartier geschickt hat; mit diesen Worten: „Hier ist Blücher's Brief, den ich Sie bitte, liebste Frau von Varnhagen, mir baldmöglichst zurückzusenden. Ich höre so eben, daß Brede Napp wirklich geschlagen hat, und daß Schwarzenberg Herr der Weißenburg'schen Linien ist, — jedoch bedarf dieses noch Bestätigung." Mit der ausgeschriebensten, geschmackvollsten Hand. Nun muß ich zu Tische. Adieu, adieu, Alle! August und Geschwister, Fanny und Hanne. Rahel. — Alles dies um zu zeigen, was wir hier wissen und erfahren.

Abends 10 Uhr.

Es ist nichts gekommen, ich muß den Brief so nach der Stadt schicken. Gerne hätte ich einen Brief von Dir, August! Doch bin ich nicht besorgt; und auch nicht so verwirrt, als dieser Brief. Aber das Haus, das Bad, die Neuigkeiten, das Leben bringt's mit sich. Jetzt komm' ich aus dem Theater, wo ich zwischen dem alten Herzog Serra-Capriola saß und der Marquisin Prié, ihnen „Samson" expliziren. Dabei hör' ich nun, zweiundzwanzigtausend Preußen seien geblieben! Ich glaub' es nicht: aber der erste Schreck. Adieu, August, Du

ſchreibſt mir, und wenn ich kann, folg' ich Dir: nur nicht in den blutigen Krieg. Adieu! Eure

R.

An Varnhagen in Berlin.

Baden, Donnerstag Morgens 11, den 28. Juni 1815.

Rauhes, trübes, windiges Regenwetter.

Zum Glück hat die Herzogin Sagan vorgeſtern einen Brief von einer guten Freundin, wie ſie ſich ausdrückte, gehabt: die ihr von eben ſolchem Wetter und ſolcher Kälte, Schutzloſigkeit dagegen, aus Florenz klagt. Der alte Serra-Capriola will ſich todt wundern, daß mich das freut. Ja, es tröſtet mich. Wie auch, daß die Sagan den ganzen Winter den Keuchhuſten hatte, und noch: und daß ſie ſich auch nicht an den Hals kann faſſen laſſen, ohne zu huſten. Doch verträgt ſie die Bäder beſſer: ich kann nur kurz drin bleiben, und ſie nicht zu oft nehmen. Das Kreuz haben ſie mir erleichtert, und das Schwitzen gleich geheilt: auch genug! Heute muß ich die Herzogin ſitzen laſſen: ſie verſprach mir geſtern, früh zu kommen. Es würde mir großes Vergnügen machen, mit ihr zu baden, weil ich ſie von Kindheit an perſönlich ſehr liebe; und ſie mich ſchwimmen lehrt, welches ein göttliches Vergnügen iſt. Nun kann ich die Bäder nicht ertragen: ſie löſen mir das ganze Blut auf, und treiben es mir Nachts im Schlaf zum Herzen: alſo kann ich das Vergnügen auch nicht haben. (Aber welches andere hab' ich!) Dies alles war Datum. Nun kommt von meinem Glück, und Vergnügen! Geſtern erhielt ich Deinen erſten Brief aus Berlin. — Ich ſchäme mich vor Gott, Auguſt, ſolche Briefe zu bekommen. Es freut ſich unſer Herz, und unſere Seele, wenn wir erkannt, anerkannt, und geliebt werden: aber ſo Großes verdien' ich nicht. Wenn Du mich recht lieb haſt, ſo habe ich lange mein Theil; Du liebſt was Du ſchätzeſt, Wahrheit, Natur; Unſchuld im Sehen, Streben, und Meinen; und einige urſprüngliche Gaben; und meine Geſchichte. Denn das ſind wir ſelbſt. Aber ſo ſehr, herzgeliebter Freund, mußt Du mich nicht beſchämen! Dich liebt' ich in

dem Brief, und in dem Lob und Ruhm. Dies! Einen, der so etwas in seine Seele schließen kann, in sein Herz kann übergehen lassen, in sein Dasein aufnehmen kann. Du weißt warum, und wie ich Dich liebe, Du hast es mir selbst geschrieben: und besser will ich von solchen Briefen werden. Ich bin nicht von schlechtem Teige; mich bringt solch Lob zu mir selbst; führt mich zur Untersuchung, meines Werthes; und zu dem, was ich leisten kann, und macht mich wirklich besser, weil es mich aufmerksam, rege, und fleißig macht: allert in vormaliger Sprache. Ganz über allen Ausdruck freut es mich, daß ich Dir nach unserer Verheirathung güter sein kann, als vorher. Sonst konnt' ich doch noch vergnügt in dem Gedanken, mit einem Plane sein, der mich von Dir entfernt gehalten hätte. Jetzt nicht mehr. Zu bestimmt war unser Zusammensein, zu gut das Leben mit einander; zu groß Dein Verlust; und also der meinige: zu allgemein und tief und lange unsere Mittheilungen; zu groß die Erlaubniß dazu, und die Sicherheit darin; und der Beschluß der Seele. Du verstehst mich. Ich bin wie verloren: ohne wahre Mittheilung; es sieht keiner die Dinge hier wie wir. Meine Weiber sind recht gut; aber bei weitem nicht bei mir. Nun gedenk' ich hier zu bleiben, bis man gewiß weiß, ob die Feinde weichen, oder ob wir die mouvements rétrogrades machen müssen. Mir genügt eine Schlacht nicht. Wenn sie auch gewonnen ist. (Ich höre alle Tage Graf Keller, General Wolzogen, Fürst Paar, und die ganze Welt sprechen. Die gehen von Punkten aus, wo ich nie hinkomme. Schweig auch Du, mein August, wo Reden nicht hilft; nur ärgert, aigrirt in der Meinung, Feinde macht, aufmerksam macht, und nicht verstanden wird. Es war nicht zu vermeiden! — aber, hättest Du mit den Brüdern sehr sanft gestritten! Ich kenne alles von zu Hause: und regrettire es nicht: regrettire nur, daß dies zu Hause ist. Besonders das Arme, Ruppige im Lande, und der Natur, welches Du Gottlob! so sehr gefühlt hast; so ganz ausgedrückt!, Hast Du Markus' Zettel gelesen, der mit in Deinem Briefe lag? darauf tröst' ich ihn nun sehr; und schicke Dir den Zettel. Ich kenne alles, was Du mir schreibst: die Kinder, die Schwägrin, Louis, die Meinungen: nur, daß sie sich so gar nichts aus mir machen, rückt sich mir immer aus den Seelenangen. Weil sie wahrhaft von mir genährt sind, und ich es so gut als sie, vergesse; und weil eben dann, Aeußerungen aus diesem Lande,

Früchte dieſes Erdreichs, wie von ſelbſt, eine Verſchwendung von Liebe vorausſetzen, wie mit ſich bringen; und ſo täuſch' ich mich, glücklich und belohnt, meiſt ſelbſt: und wenn ich mich nicht täuſche, ſeh' ich's ein; und da mag der Teufel nicht vergeben. So ſoll es ſein. Was wir ſind, wiſſen wir nicht: wie wir ſind, iſt uns gegeben; wären wir nicht gut, zum Guten, ſo müßten wir uns ſo machen; die Hölle iſt ganz überflüſſig. — Du ſprichſt ſehr ſchön von Menſchen, und Naturſchickſal! bei mir iſt kein Wort verloren. — Gehörig empört kann ich auch ſein; das weißt Du: beſonders wenn mir die Elendigkeit grade ſchadet, und eine große Rolle ſpielt.) Weichen die, ſo komme ich nach Frankfurt — Du ſchickſt mir die Reiſeroute, daß ich den Mordwinkel meide. Auguſte Brede hat mir von Karlsbad geſchrieben, wo Frau von Goethe iſt, die ſie ſieht: er iſt in Wiesbaden, das iſt nicht weit von Frankfurt, wie ich meine. Die Herzogin Sagan ſagte mir, im Auguſt ginge ſie nach der Schweiz; und gingen wir nach Paris, dorthin: ſie geht gewiß in die Nähe des Hauptquartiers; ich werde ſuchen mit ihr in Einer Zeit zu reiſen; und berede ſie auch wohl zu früher. Das iſt ein Plan; der ſich zu den meinigen motiviren ſoll. Nach der Schwägrin und der Humboldt kann ich mich nicht richten: ich richte mich nur nach dem Krieg: und daß ich zu Dir will; und auf eine möglichſt angenehme Art. Der Plan der Herzogin iſt ganz vague. —

Ich kann den Brief nicht dicker machen. Weil ich ihn durch Mariane Saaling an ihre Schweſter Klara Herz nach Frankfurt ſchicken will; die ihn zu Otterſtedt ſchicken ſoll. Dem ſchicke ich ihn nicht direkt, weil er ſonſt aufgemacht wird; Mariane aber zu oft geſchrieben hat, wo nichts zu erbeuten war.

Wie ſoll ich Dir Deine Liebe, Deine Anerbieten, Dein Andenken, Deine Thränen danken! Deine Almoſen für mich. Dein Leben, Deine Ausdrücke? Mit meinem Leben, meiner Liebe: und dem völligſten Anerkennen. Dadurch, daß ich glücklich davon bin, bis zum höchſten Schämen, und ruhigſter, klarſter, einſichtsvollſter Freude. Adieu; grüße die Herren Stägemann, Jordan, Otterſtedt, und die es werth ſind. Forſche nach Willſen. Grüße die Damen hier, daß ich's zeigen kann. Nimm Deine Geſundheit in Acht; Du gehörſt Dir nicht. Ich küſſe Deine Lippen dafür, daß Du nicht kauſt! und bin Deine Rahel. Karl habe ich ſeit Wien nicht geſehen; das

Haus iſt ſo voll, daß ich ſie nur werde kommen laſſen, wenn Arnſtein's wieder auf dem Garten wohnen. Wiesel ſah ich auch vor meiner Abreiſe nicht. Ich ſchreibe ein flüchtiges Journal für Dich; um Dir alles beſſer erzählen zu können.

Hör' mal! Man ſpricht davon — Graf Keller, der heſſiſche Miniſter — daß Hannover Braunſchweig unter Vormundſchaft nehmen wird. Da gehören wir doch eher dazu! die nahen Verwandten, die Nachbarn; uns dienten ihre Fürſten: und wir haben ſo keine Straße nach unſeren Rheinländern als dadurch; das wäre doch zu arg, wenn die Engländer da die Tatze drauf legten. Glaube es, man wird uns bald anfeinden: jetzt ſagt man nur noch, man müſſe ſich gegen Rußland ſchützen; d. h. auf deutſch: gegen uns. Halten wir die Ohren ſteif! —

Da haſt Du auch eine Locke. Mit tauſend Liebe und Küſſen!

Freitag, 12 Uhr Mittag.

Eine Sündfluth von Regen; auch heute bade ich nicht: dieſe Nacht hatte ich kein Blutdrängen am Herzen, oder was es ſonſt iſt. Geſtern Abend von 8 bis bald 9 ging ich, als nur eine Art Pauſe im Wetter war, mit Frau von Ephraim, und Johann, ſpaziren, wo wir die Berge und weiten Ausſichten in den großartigſten Himmel gehüllt ſahen: Wolken waren es gar nicht mehr; es war wärmlich, und ſah aus, wie ein ferner künftiger Winter, den einem der Sommer zeigt; dunkler, als es die Jahres- und Tageszeit mit ſich bringt, vor lauter Waſſerfülle; denn, dieſe war's die geſtern noch in den tauſendfach-grauen Wolken die heutigen Güſſe enthielt. Wir gingen auf den Bergpfaden, die wir mit Bartholdy beſuchten: Du weißt, wie weit und ſchön man da ſieht. Wie wünſcht', und vermißt' ich Dich. Ich denke immer, ich gebe Dir ab, was ich kann; wenn ich recht an Dich denke. Du gönnſt es mir. So bald es der Krieg erlaubt, komme ich nach Frankfurt: ſpielire — Spieliren kommt von Spekuliren und Spekuliren — nur auf ein Quartier. Miethe es aber nur nicht! verſchwenderiſcher Liebhaber! Wenn wir doch erſt eine fernere Nachricht, einen preußiſchen Bericht hätten, über unſeren Verluſt! Wenn auch ſchon dieſe große bedeutende Affaire war: die Kabinetter

agiren und denken doch wie vorhin, und noch ärger; höchstens sind wir die dupe. Deutlicher kann ich nicht sein. Lebe wohl, bis gegen Abend! Ich will nun Markus schreiben; es thäte mir leid, wenn Du dem nicht bei dieser Gelegenheit gesagt hättest und gezeigt, wie wir Moritz' Demarchen kennen. Er, Moritz, braucht sich ja gar nicht zu geniren: er soll nie wieder etwas versprechen, so braucht er wenigstens nicht boutonnirt zu sein! Der Brief muß wieder heute Abend nach Wien, ehe Deiner morgen hier sein kann. Morgen reisen Alle nach Wien, d. h. nach dem Garten, um die Eskela noch zu sehen, die nach Karlsbad reist. Jettchen Ephraim, Frau von Münk, Mariane Saaling, und ich, bleiben hier. Mariane ist noch nicht aus dem Zimmer, bis gestern im Bette: ich spreche viel mit ihr: nicht zu ihrem Schaden. Sie hat es gern; und liebt Wahrheit: ist aber auf einem Fuß mit ihr, wie ich mit schönen großen Thieren. Ich tadle sie nicht. Sie hat Gutes und Schönes. Adieu, jusqu'au soir. Vielleicht fällt noch etwas vor, zu wissen nämlich. Von der Gesellschaft kann ich Dir nichts schreiben. Lauter Emigranten; und sprechen wie tolle leere Katti's.

Nachmittag.

Die Briefe müssen fort. Wir haben nichts erfahren, als Verlustberichte. Adieu!

Eins, August, muß ich Dir noch sagen; denk Dir, die Herzogin Sagan rühmt auch Koreff sehr: und beklagt sich, er habe sie sitzen lassen. Also wen hat er nicht sitzen lassen. Freunde, und die Vornehmen?! Sie erzählte den ganzen Verlauf sehr natürlich. Ich glaub's. Nun will ich mich anziehen, hinauf gehen, den Blücher'schen Brief holen, und sehen ob nichts angekommen ist.

An Rahel.

Berlin, den 1. Juli 1815.

Sonnabends Vormittag gegen 9 Uhr.

Geliebte, theure Rahel! Vor einer Stunde ist die Schwägerin mit den Kindern, nachdem sie die Nacht hier in der Stadt

geschlafen, nach Reinerz abgereist. Ich war mit unten am Wagen, und es that mir recht leid, daß die Kinder nun nicht mehr hier sein sollten, aber ich weiß nicht wie mir geschah, ich nahm eigentlich doch nur in steter Beziehung auf Dich an der Abreise Theil, und so war meine Seele von Bildern und Gedanken an Dich erfüllt, daß ich eine ängstliche Wehmuth empfand, den Vorgang in allen seinen Theilen nicht unmittelbar mit Dir, geliebteste Rahel, verknüpft zu sehen! Genannt wurdest Du oft, von mir und den Anderen, jede Anordnung und Betheilung suchte nach Deiner selbstständigen Bestimmtheit und Einsicht hinzudrängen: ja, ich sah meine geliebte Rahel so dastehen, wie ich sie erkenne, als die begabtere, höhere Lebensführerin, dem kleinen Geschlechte der eigentlichen Fürsten, die es auch im Stande der Dienstbarkeit sind, angehörig, dem allein wahrer Willen, sichere Kunde und feste Unterscheidung eigen, während die übrigen Geschlechter gewöhnlich nur trübe, unentwickelte, nur so in's Allgemeine zutappende Bewegungen statt des aus jenen Eigenschaften entspringenden, klaren, hellen und kräftigen Thuns ausüben. Ich will damit die Anderen nicht so sehr tadeln, als bedauern; ich gehöre ja selbst zu ihnen, und habe nur das unaussprechliche Glück voraus, mit Bewußtsein und Liebe jener höheren Lebensführung angeschlossen zu sein, Dich zu erkennen, geliebteste Rahel, Dich lebendig zu verehren! Ich komme von den kleinsten Umständen leicht zu Deinen größten Eigenschaften, liebe Rahel, und Dir darf ich ja wohl jede Liebeserklärung, die mir für Dich in's Gemüth strömt, bei jedem Anlasse wiederholen! O Rahel, geliebteste Rahel, wenn ich nur bei Dir wäre, Dich nur sähe! Oft will mir das Herz zerspringen, wenn ich die Häuser sehe, wo Du hier gewohnt hast, und mir in diesen Straßen immer wieder ein neuer Gang einfällt, den wir zusammen gemacht! Nein, ich weiß jetzt kein höheres Glück mehr, kein größeres, einzelnes Entzücken mehr zu denken, als Dich an meiner Seite zu wissen, Dich an meine Brust zu drücken! — Gottlob, daß schon die Aussicht des Wiedersehens sich zu erhellen beginnt: die glücklichen Fortschritte unserer Heere lassen eine baldige Ruhe hoffen, wenigstens eine solche, die uns wieder zusammenführen kann! Fast jede Stunde laufen Nachrichten von immer größeren Erfolgen ein, und die Siegestrunkenheit ist hier auf ihrem Gipfel; sogar die Uebergabe von Paris, und daß Blücher dort einzurücken im Begriff sei, wird allgemein versichert, obgleich die

heutige Zeitung noch nichts davon sagt. Du kannst Dir denken, geliebte Rahel, wie auch ich mich über diese, von mir keineswegs so erwartete Ereignisse freue; wie viele schwere Besorgnisse sind nun von uns genommen! Aber Du kennst auch mein gelassenes Gemüth und stilles Nachdenken, das mich von überwallender Freude zurückruft, und mir tausend Möglichkeiten zu betrachten giebt, von denen die Anderen nichts hören wollen: auf das Schlimme bin ich immer vorbereitet, desto besser, wenn Gutes kommt! Gewiß ist zweierlei: Preußen hat gesiegt und Napoleon ist geschlagen, der Augenblick ist für uns gewonnen; aber die Preußen sind nicht die Koalition, Napoleon ist nicht Frankreich, und der Augenblick ist flüchtig! So lange wir wach sind, und das Schwert zur Hand behalten, ist freilich wohl alles gut! Wir wollen sehen, was weiter ist. Die glänzenden Fortschritte der Heere, und die noch vorauszusehenden wichtigen Verhandlungen, die dadurch nöthig werden, beschleunigen nun vielleicht auch die Reise des Staatskanzlers, der heute von Glienike zurückkommen soll, und dann in wenigen Tagen abgehen dürfte. Möglich, daß wir nun geradezu nach Paris gehen, um dort mit den anderen Leuten zusammen zu kommen, die sich über Völker und Länder abzusprechen berufen glauben. Dorthin möcht' ich Dich nachfolgen sehen, geliebte Rahel! Das wäre noch etwas! Auf meine Nachrichten kannst Du ja bauen, und wenn ich Dir von Paris schriebe, so könntest Du sicher und ruhig dahin kommen, so kannst Du es getrost thun. Nernst nimmt seine Frau schon jetzt gleich mit.

Ich habe mir hier die Sachen wegen der Zukunft etwas näher angesehen: ich glaube mit Grund die besten Hoffnungen fassen zu dürfen, und freue mich auf die fleißige Thätigkeit, die etwas vor sich bringen soll! Ohne den letzteren Umstand würde ich doch nicht grade Berlin so bestimmt zum Aufenthalt wünschen, ich kann ihn nur als den meinigen lieben, wenn ich ihm verdanken kann, daß er nicht der Deinige zu sein braucht. Die schnelle Wendung des Kriegs bringt nun vielleicht auch diese Sachen schnell zur Reife. Am Mittwoch war ich bei Beyme, er hatte mich schon durch Stägemann auf Morgen zu Mittag einladen lassen, was ich aber erst draußen erfuhr. Ich brachte einige sehr schöne Stunden bei ihm zu, er ist voller Güte und Achtung gegen mich, und besitzt das Mittel, mich, der ich immer bei ihm auf Geniales gefaßt bin, durch Unerwartetes stets tiefer und heftiger zu treffen. Gott, Rahel, wenn

Du gehört hättest, was er von der Gerichtspflege, von den Finanzen sagte, mit welcher Sachkunde er die Ausbrüche seines Geistes belegte, was er aus früherer Zeit erzählte! Ich habe nie so etwas gehört, es war noch ganz anders, als Du es Dir, nach dem was Du von ihm weißt, verstellen kannst! Er ist durch Karakter geistreich. Und dabei die kräftige Landlebensart, unter selbst gezogenen Pflanzungen, inmitten der durch ihn schon vor dem Jenaer Kriege zu Eigenthümern gemachten, und daher zum Wohlstande geleiteten Bauern! Drei Dörfer besitzt er, mit verhältnißmäßigem Feld und Wald: in der Mitte seines werdenden Parks, auf einer nicht unbeträchtlichen Anhöhe, steht ein Thurm, von dem aus man das Meiste überschaut; eine für hiesige Gegend unerwartete Aussicht, man sieht Berlin sehr schön daliegen, ebenfalls Charlottenburg, Potsdam und acht andere Städte. Wir besahen alles, und ich dachte nur immer an Rahel, an den vaterländischen Fleiß, und die an das arme Land gewendete treue Liebe. Du wärst gerührt gewesen, wie ich, der es durch Dich war; ich war ganz still, und rief Dich mit inneren Sehnsuchtslauten inbrünstig herbei! — Die Großkanzlerin und Frau von Gerlach waren auch höchst freundlich, und fragten mit herzlicher Theilnahme nach Dir, Beyme trug mir noch beim Weggehen viele Empfehlungen für Dich auf, die ich mit größter Freude bestelle! Denk Dir seine Liebenswürdigkeit, auch Trexler'n und dessen Familie hat er von Potsdam her auf Morgen Mittag beschieden; er hat ihn nur einmal flüchtig gesehen, als Trexler beim Durchfahren ihn auf meine Empfehlung begrüßte. Ich freue mich zu Morgen; wenn nur nichts dazwischen kommt, z. B. eine plötzliche Abreise, vor der ich doch eigentlich keinen Tag sicher bin. Aber Trexler hat nicht gewartet, bis er mich zufällig sähe, kaum hat er erfahren, daß ich hier sei, so ist er gestern von Potsdam, obgleich seine Frau jeden Augenblick, und diesmal ängstlicher als gewöhnlich, ihre Niederkunft erwartet, hieher gekommen, um mich zu besuchen, und denn eigentlich wohl auch Dich, geliebte Rahel, die er mitgekommen glaubte. Liebe Rahel, der ist mein wahrer Freund von Dir, durchdrungen von Verehrung und wirklicher Neigung für Dich! Wie mich das glücklich macht! Jedes Deiner Worte weiß er, auf alles hat er Acht gegeben, und ein wahres Bedürfniß mehr von Dir zu hören. Rahel, geliebte Rahel, ich küsse Dir die Hände, und falle Dir weinend um den Hals! Es ist schön,

von Würdigen gewürdigt zu werden, ich fühle es für Dich! Meine Liebe zu Dir ist uneigennützig, ich will der letzte und schlechteste Deiner Verehrer sein, nur einer von ihnen, und mit dem Herzen ersetzen, was mir an anderen Gaben abgeht. Troxler wünschte sehr mit Dir zu sprechen, zu Rathe zu gehen (er sagt sogar, mit mir, worüber ich erröthen muß), wegen wissenschaftlicher Dinge, indem er sehr fleißig zu einem anthropologischen Werke arbeitet; an Tiefsinnigem und Schönem wird es darin nicht fehlen, doch würdest Du ihn herrlich influenziren, das ist gewiß, durch treffende, unwankende Wahrheit. Er hat ein sehr helles Licht über den Magnetismus aufgesteckt, er hält ihn für einen Zustand unter dem Wachen, für den Anfangszustand, aus dem die Menschheit sich heraufarbeitet zum Wachen; nun meint er aber auch im Geiste etwas ähnliches, wie der Magnetismus im Körper ist, entdeckt zu haben, einen Zustand über dem Wachen, der gleichsam das Ziel und die Auflösung von jenem ist. Du siehst, geliebte Rahel, welche Gespräche da entstünden; Troxler kann sich nicht zufrieden geben, das über Christus nicht wieder aufnehmen gekonnt zu haben. Er wünscht so sehr, von Dir zu lesen, und hat eine kleine Stelle (über seine Schrift von den Schweizerangelegenheiten), die ich aus Deinem Briefe an Markus einmal abgeschrieben hatte, sich dringend ausgebeten. Er ist so herzlich und gut, und meint es so ernst! Ich war mit ihm bei Niebuhr und Erhard, zwei ihm sehr wichtige Bekanntschaften; wir trafen aber nur ersteren, der noch ganz niedergebeugt ist über den Verlust seiner Frau!

Koreff ist völlig wie in Wien; ein paar Abende hat er mit uns ehmaligen Jünglingen zugebracht, mit schlechtem Witz und schlechter Lust. Louis Robert ist seinetwegen hier geblieben, zum großen Verdruß für Markus, der sich sehr über ihn beklagt, aber auch selbst nicht ganz ohne Unrecht ist. Chamisso wird in kurzem wirklich seine Reise um die Welt antreten. Von Neumann hört man seit anderthalb Jahren nichts. Willisen's Aufenthalt und Anstellung habe ich noch nicht erfahren können; von Auguste Brede ist es auch still.

Herr Oppenheim hat mich vorgestern als Gast auf der Börsenhalle zur Feier des Blücher'schen Siegs mitgehabt. Es waren über 100 Personen dort; als man schon sehr lebhaft geworden war, brachte mir der lange Weber den Wellington'schen Siegesbericht, und ersuchte mich im Namen des Direktors

ihn der Gesellschaft vorzulesen. Ich that's, mit lauter, deutlicher Stimme, und guter Wirkung; ich hätte eine Stunde so fortsprechen können, es griff mich gar nicht an, und ich überdeutlichte den Lärm mehr, als ich ihn überschrie. Dies war meine erste Probe öffentlichen Vortrags! Aber wie weit vom Ablesen zum Extemporiren! Doch könnte auch letzteres mir vielleicht in vielen Fällen leichter sein. — Heute Abend bin ich bei der Doktorin Wolf zum Thee eingeladen.

Gestern konnt' ich mich nicht enthalten, Devrient im „Juden" zu sehen; ich wollte nur die Art sehen, und dachte daher nach dem ersten Aufzug wieder zu gehen, ich blieb aber das ganze Stück durch, und war häufig bis zu Thränen angegriffen, noch jetzt ist es mir, als wenn ich etwas erlebt hätte. Ich hätte ein Jude sein mögen. Große Weltschicksale lagen in dem Eindruck. Devrient als größter Darsteller, Dichter mit seiner Person, erzeugte das Wunder des hoch tragischesten Effekts mit lauter tiefkomischen Mitteln. Ein Abgrund von Leben, Empfindungen und Betrachtungen that sich auf, es ging die wirklichste Wahrheit in's Phantastische über. Moritz hat sehr gut über ihn geschrieben, aber es liegt noch viel darin, was weder ich noch er gesagt, und das ich nicht auszusprechen weiß, Du würdest es gleich wissen! Bei dieser Vorstellung, beim Nachhausefahren von Stegelitz und den drei anderen Sonnenuntergängen, die herrlich den Himmel überstrahlten, rief ich immer in tiefstem Herzen: Rahel, Rahel! geliebte Rahel! sähest Du doch das! — Die Sonne geht hier fast immer schön unter, solche Pracht und solche Weichheit! ich glaube die Ebene ist dazu günstiger, als Gebirge, der Himmel ist schöner, wenn auch die Erde nicht; auch die Stadt sah ganz wunderbar im Abendscheine aus. —

Rahel, wie geht's Dir in Baden? ich hoffe noch ferner gut? Fühlst Du Dich genesen, geliebte theure Rahel? Wie froh bin ich, Dich in so freundlicher und wohlwollender Umgebung zu wissen! Ich danke es Allen! wenn die Leute Dich lieb haben, so ist ihnen mein ganzes Herz hingegeben, ihnen dafür dankbar zu sein, ist meine unverstehlichste Pflicht! O geliebte, einzige Rahel! welch Glück, wenn ich erst bei Dir bleiben kann, ich denke mit heißer Sehnsucht an den Tag des Wiedersehens! Leb wohl geliebte, theure Freundin! Behalte mich lieb, und sei vergnügt! Lebe wohl, meine Rahel! Ewig

Dein treuer

Varnhagen.

Schreibe nur noch immer hier an Markus, der mir die Briefe nachſchickt, bis ich Dir eine neue Adreſſe ſchicke. Johanns Frau hat mir beifolgenden Brief durch ſeinen Jungen übergeben laſſen; ein dreijähriges, ſchönes, zartes, freundliches, ſehr vornehm gehaltenes Kind, das dem Vater ähnlich ſieht. Die Köchin, die mir ihn brachte, ſagte: „ach, wenn nur die gnädige Frau da wäre, die hat ſolche Kinder ſo gern!“ wenn ich ſo etwas von Dir höre, geliebteſte Freundin, muß ich immer weinen! Grüße die liebe Katti! Wir nehmen ſie noch einmal zu uns, nicht wahr, Rahel! O ich küſſe Dich! — Markus iſt ausgegangen, ich weiß nicht, ob er Dir ſchon heute eine Anweiſung mitſchickt, es war ihm dieſe Tage nicht bequem; es iſt einerlei; laſſe Dir nur alles ſchicken, hörſt Du? Du erhältſt Silbergeld, laſſe es Dir in 20-Kreuzerſtücken auszahlen, die kannſt Du auf der künftigen Reiſe überall brauchen. Adieu! Geliebteſte!

Ewig Dein

Varnhagen.

Der Wechſel liegt bieb ei!

An Varnhagen in Berlin.

Sonntag Vormittag 10 Uhr, den 2. Juli 1815.

Die Sonne ſcheint bald, bald nicht, nach Sündfluthen. Geſtern Abend kam ich mit Jettchen Ephraim, Frau von Münk, einem Engländer Neugement, einem Franzoſen Arnot und einem Trieſter Sartorius, von dem ich Dir erzählen werde (weil er Deine Schweſter kennt, ich weiß nicht auf welcher Inſel Deine Almanach-Sachen las, alle neueren Sprachen weiß: Deutſch am meiſten liebt, im Deutſchen ſchreibt und Verſe macht, und, einen leichten Accent abgerechnet, wie wir ſpricht. Ein Kaufmann, reich, ſechsundzwanzig Jahr, drei auf Malta gefangen. Kommt von Dänemark und Hamburg; oder war da; das hab' ich vergeſſen!) von Rauneck, einem hohen Berg mit Ruinen, wo ein dreieckiger Thurm ſteht, den ich noch obenein durch viele Treppen beſtieg. Göttliches ſah man oben. Ringsum in's Unabſehbare, Horizont hinter Horizont; das unglaublichſte Lichterſpiel, von Dunkel und Hell, auf Kornfeldern,

der Schwächat, die wie ein Thier das Thal kriech, und sich wand, auf Törfern und Besitzungen ohne Zahl, auf dunklen, eigensinnigen Bergen. Schafe weideten, Holz wurde gefällt in den Bergwäldern, und lag reinlich, todt und duftend da: auch einen Gewitterschlag hörten wir, aus einer zum Platzen verdrießlichen, dunklen, sich senkenden Wolke. In manchem Thalfleck im Gebirge war's so still, daß man nichts, und nur Vögel hörte; denn auch wir, all die Nationen, schwiegen auch. Es war ein Sonntag nach langem Regen. Nicht feucht; junges Wetter, herrlich! Ohne Dich. Ich empfand es, dacht' es immerwährend. Auch an Marwitz dacht' ich; und will immer, wenn ich nur kann, wann ich das Freie sehe, das er so sehr liebte, so sehr verstand, seinen Namen, zum Zeichen, daß wir ihn missen, immer nicht vergessen, daß er nicht todt sein soll, aufschreiben (wieder ein Platzregen), wohin ich nur kann. Ein Moment war, unbeschreiblich; als wir von unserer Ruine so ziemlich in's Thal hinabgestiegen waren, wo es nicht groß und nicht klein war, schien die Sonne nicht mehr; nur auf eine uns gegenüberragende andere Ruine, die durch Optik ganz im Kreise unseres nicht beschienenen Thales eingeringt war: es war der Abend selbst. Unschuldig, verhältnißlos, unpersönlich, ungekränkt, ohne Forderung, paradiesisch, ohne Unfall: ganz still athmete er selbst, Glück ein, Glück aus, ohne Zukunft, er war da, befreit, in Glück. Da war's, wo wir Alle ganz schwiegen. Könnt' ich Silbenmaß finden, wie ich einsehe, fühle und Worte finde, so machte ich hieraus ein bleibendes Gedicht. Als ich nach Hause kam, nur in die Hausthür, gab man mir Deinen Brief! Den zweiten aus Berlin (vom 24. Juni, den aus Linz und Prag hab' ich auch); ich wollte vergehen, je mehr Liebe, beschämende Liebe er enthielt: weil ich den Morgen einen, ja den Mittag erst mit der Arnstein, die nach der Stadt fuhr, nach Frankfurt geschickt habe; sechs bis sieben Tage, rechnete ich, muß er gehen, und muß Dich dort finden. Da steht alles drin, wie ich Dich liebe, was Du mir bist, wie ich Deine liebe Liebe aufnehme, wie ich mich schäme, und bessern will; wie Du nicht streiten sollst, bis es Zeit ist — worüber Du mich in Deinem gestrigen Brief schon beruhigst, und worüber ich nicht unruhig war, wirst Du sehen. Das alles liegt nun bei Otterstedt, dem es Julchen Saaling schickt; das dünkte mich wegen der Briefnothzucht das Sicherste. Hierin schrieb ich Dir, daß England Braunschweig unter die Tutele nehmen

will, und daß wir es haben müßten. Unsere Verwandte sind sie, unsere Feldherren waren die Braunschweiger, durch ihr Land müssen wir zu unseren blutbezahlten Rheinländern, die wir so nur durch einen schmalen Strich hin haben. Seid aufmerksam Preußen! Sie wollen sich schon gegen Rußland verwahren: d. h. zu Deutsch: gegen uns; in allen Dingen. Schweige nicht. Die Gesinnungen sind hier so, wie Du sie kennst. Ich denke wie Du: die Emigranten-Gespräche ersäufen mich. Gestern erzählte mir General Wolzogen, wie er bei Kulm Vandamme dem Kaiser Alexander ablieferte, wie gnädig der war, wie trotzig jener; als ihm Alexander gute Behandlung versprach, sagte er nichts als: vous êtes le maître; da trat der General heran, und bedeutete den Kaiser, es wäre eine Auszeichnung für die französischen Generale, wenn dieser mit weniger fleur d'orange behandelt würde. Seine Papiere wollte er dem General auch nicht geben: und sagte: je n'en ai pas d'autres que pour me servir à la commodité. Wolzogen sagte, die wären es, die er wollte, bei ihnen — damals diente er bei den Russen — wäre dies streng, wenn er nicht mit Gutem wollte, so würde er ihn müssen von Kosaken visitiren lassen. Da gab er Karten, Ordres und alles. Ich hätte in Wolzogen's Stelle nur noch gesagt: que je voulais ses papiers, pour ma commodité. Uebrigens hasse ich Vandamme nur wegen der Geißeln. Sonst kann er immer trotzen. Ich schreib Dir heute, unerachtet der Brief erst Mittwoch geht, weil es mir zu leid thut, daß Du den gestrigen nicht bekommst. Liebe Gute! Theurer Freund! Wir sehen uns gewiß bald! Ich muß mich ruhen, und in's Bad. Die Füße, das Kreuz, waren gestern leicht beim hohen Steigen, das Athmen schwerer, der Schweiß sehr gering.

O! O! die Humboldt: mir nicht zum Staunen. Ihren Brief erhielt ich noch nicht. Grüß sie. Prinzeß Hohenzollern, mit der ich gestern allein badete, frug mich nach ihr; und wußte, daß Du ein Düsseldorfer bist! — ? Die arme Herzogin Sagan hatte Migraine. Napoleon will zu Gunsten der Gemahlin und des Sohns entsagen? Aus dem Matsch kommt man nicht. Hier sind viele außer sich; die Bourbonen seien wieder in Frankreich, kam mit Kouvieren gestern hier her, welche es der Fürstin Metternich und der Herzogin Sagan brachten: nun wird's gut. Adieu!

Montag Vormittag, den 3. Juli.

Mit einem selbstgeschnittenen Skandal von Feder. Heute habe ich nicht: weil mir das Blut zu sehr davon nach der Brust steigt: obgleich es mir in Rücksicht des schon angehäuften Rheuma gut thut: dies und mich auflöst — d. h. ich werde trotz vielem Essen sehr mager —, ich glaube aber nicht, daß die Bäder unter, hinter mein Uebel greifen; nämlich die Anlage hemmen; im Gegentheil, die wohl gar in gewisser Rücksicht stett machen: jedoch muß das Angehäufte weg; und gebrauchen thue ich sie mit der größten Behutsamkeit: kurz und selten; und nun noch mit größeren Pausen. Der Husten ist nicht stärker, sogar schwächer, aber als gereizter Krampf oft da: Abends; beim Feuchten; nach Affekt; besonders Aerger, dem leisesten (davon, weiß ich nun bestimmt, hat mein Uebel diesen Theil gewählt: ich erinnre mich der Zeiten und ihrer Vergänge: und nun der jetzigen Veranlassungen); nach Erhitzung; Sonne; plötzlicher Kälte; bei Menschenluft. Nachtluft thut mir gut. Erhard hat mit den Bädern schon Recht. Ach! könnte er mir nur einen Zauber erfinden, der auch hilft! Das sag ich nur: ich weiß, ich fühle, es muß meine ganze Lebensart sein, die so eingerichtet ist, daß sie meinem Körper Zeit läßt in seine Propertienen und in sein Gleichgewicht sich zu setzen: von Lebensart und Rücksichtslosigkeit wurde er zu lang gestört; und in seinen natürlichen, angeborenen Abweichungen bestärkt. Ich weiß es sehr wohl. Mir kann auch kein Arzt helfen, der mich nicht alle Tage sieht, mit mir lebt, und mein Freund ist: zu Anfang gewiß, muß er erst dem anscheinenden Eigensinn, den scheinbar ungegründeten Launen meines Körpers nachgeben. Er will sein Recht haben, als Naturbürger; es muß ihm ersetzt werden, was man ihm sträflich und zu lange nahm; dann dient er wieder. Ich litt zu viel; ich schrie es immer. Ich hielt es aus; und darum bin ich krank: und nach meiner Weise, die Krankheitsanlagen ausgebildet, ganz mobil gemacht. Ich verstehe, wie es ohne Stndium geht, meinen Körper und meine Uebel ganz.

Schreibt Erhard nicht wieder ein erschöpfendes Buch? Ein Buch. Ein Buch, wo kein anderes an der Stelle stehen kann; worin man abgerundete, fertige Begriffe zu und in Erörterung bestimmter Fragen und Gegenstände, wie in einem Wörterbuche, ein- für allemal nachschlagen kann; und jeden

dummen abweichenden, gesprochenen und gedruckten Streit, mit einem Finger auf dem Blatt gehalten, abmachen kann; mit höchster Verachtung, und größter Gewißheit? „Solche Schläge" will ich. Bind' ihm ein solches auf die Seele! Es ist Pflicht, und Zeit: man hält es nicht aus! Es haben, nicht die Rasenden, aber die Albernen, Lügenhaften, Denkfaulen, scharfe, blinkende und schöne Waffen in Händen. Die köstlichsten Worte sind bei den Gemeinsten in Umlauf; ja, ausgeprägte Gesinnungen, und Gedanken; adliche Gedanken, der fleißigsten reinsten Geister. Sie müssen einen Klapp auf den Stolz bekommen! (Ist ein sehr schöner jüdischer Ausdruck!)

Ich muß doch den Brief wieder heute fertig machen, weil ich morgen früh mit Jettchen nach Hietzing (wohin ich mir Wiesel zur Adam-Müller zitirte) und nach dem Arnstein'schen Garten will, die erst Mittwoch oder Donnerstag wiederkommen. Also morgen kann ich nicht schreiben, und muß den Brief zu übermorgen mitnehmen. Sage doch Markus, ich dankte ihm sehr für die Briefe, könnte nur schwer schreiben; freute mich Eures Zusammenseins und der Reise der Seinigen ungemein: es krümmte mich aber doch, daß sie der dickköpfige Böhm in einen Winkel der Welt hingeschickt habe, wo nichts hinkommt, und man auch nicht hinkann. Doch freue ich mich, daß sie im schönen Thal sind; in Gottes Luft: und bei der göttlichen Villa der Reinerzer Waschfrau: er soll seine Frau und Kinder und Louis unterdeß grüßen. Ich werde, wenn ich ihnen schreibe, es über Berlin thun. Durch Böhmen kann solcher Brief sechs, acht Wochen, oder gar nicht, gehen. Nun schreib' ich wieder nach Berlin: vielleicht bist Du, wenn es hinkommt, nach Frankfurt. Könnt' ich nur bald nach! Führ mich aber nicht an! Sage auch Markus, meinetwegen, wie Moritz geheimnißvoll gegen uns thut: ich werd's ihm selbst sagen. Er hat es nicht nöthig, wir wollen ihm immer ohne weitere Komparie dienen; nur sei er ganz offen, wie das bei uns Geschwistern ist, und sein muß. Grüße ihn und Ernestinen. Wird die denn nicht Hans und die Kinder sehen in den Bädern? Gehen sie über Breslau über Dein Haus?

Ich danke, mein August, für Line, für die Doktorin Weiß! für alle Nachrichten. Aber Linen dacht' ich zwei Louisd'or zu! Du giebst sie ihr! alle halbe Jahr, bis wir kommen. Auch für mich dank' ich. Für die hundert Dukaten! Nun will ich auch recht verschwenden. Unsere arme Sechzehntausend! wo

findet man die Leidenden? Gestern attrappirte mich eine preußische Soldatenfrau aus Breslau: „Sie sollen ihn haben, sagen sie. Ja, nun verspricht er, daß die Frau und der Sohn regieren soll! Er wird sich schon was ausdenken! Er führt sie gewiß an; aber (mit großem Nachdruck; Frage, Zweifel und Gewißheit): der König von Preußen wird ihm schon nit glauben, er wird sich nit betrügen lassen!" Sie war ohne Strümpfe, beinah ohne Hemd, geschwollen von schlechter Nahrung; eine rothe Soldatenmütze auf, schwanger: sie, und andere österreichische, mußten zurück: so werden sie transportirt. Ich hatte noch Böhmenstücke aus Schlesien, Kourant, getragene Leinwand. Gott! die Welt ist so schlecht, daß die Frau außer sich war. Am Ende sagte sie keck: „Sie sind wohl auch aus Preußen?" und nach meiner Antwort beklagte sie sich über die Hiesigen. Nach hergebrachter Art; ein Land über's andere! Du zahlst das Postgeld gern. Drum schreib' ich alles.

Es regnet alle Tage, und oft im Tag: doch waren wir gestern zu Wagen nach Helena, Jettchen Ephraim, Frau von Münk, der Engländer, der Franzos, und der Triester, wo wir in einer Holzlaube einen Platzregen vorüber ließen, und eine duftende Heimfahrt hatten. Nachher ging ich mit der Münk sehr schön im bergigen Park, den Du kennst. Adieu, ich bin zu müd. Deine

Rahel.

Was zögert der Kanzler? Sie machen dort alles ohne uns ab, hab' ich Furcht, und nehmen Braunschweig, und alles. Grüß mir die Leute, die Damen hier im Haus, daß ich's zeigen kann. Die Ephraim will absolut, daß ich Dir schreibe: „Erst zählt man die Seelen ab und streitet, und dann fallen uns zu zwanzigtausend!!!" Sie ist außer sich über ihre Preußen. Wahrhaft patriotisch. Du sollst viel sprechen. Sie vergeht wahrlich vor Angst, daß man uns künftig betrügt. Künftig schreib' ich nicht so viel, sonst kann ich nicht leben hier. Es ist Mittag, ich hab' kein Bad gesehen! Du giebst mir Recht.

Dienstag früh 8 Uhr.

Liebe Guste! Frage doch Erhard, da Du meinen Zustand kennst, und ich nicht so bald nach Berlin komme, wie, und

mit was er mich behandlen wollte, und da ich Koreff wohl zuerſt ſehen werde, ſo können wir's dem ja mittheilen: und er und ich mich darnach richten. Gosmar ſagt, wenn Du ſeine Wohnung auf den Brief ſchriebeſt, ſo bekömmt er ihn einen Tag ſpäter, weil ihn dann der Briefträger nimmt; ſeine anderen Briefe ließe er holen. Auch zu rekommandiren brauchſt Du ſie nicht. Adieu! Liebſter Freund! Ich ziehe mich an; und fahre nach Hietzing mit Jettchen und Johann. Adieu!

Nachmittags 5 Uhr.

Jetzt ſtehe ich im Arnſtein'ſchen Garten von Tiſch auf, mit einigen zwanzig Perſonen. War in Hietzing, wo ich Schlegel's und Frau von (Aram-)Müller ſah; letztere ſehr liebenswürdig: künftig den ganzen Verlauf. Heute muß ich, jetzt, wieder nach Baden zurück. Ich kann nicht genug loben, wie ich hier gehalten bin! Thu mir den einzigen Gefallen, und gehe zur Levy-Itzig; ſie hat den Schweſtern geſchrieben und ſo ſehr nach Dir lamentirt: ſie bitten mich nun darum, Dich zu bitten!!! und ich ſchreibe an der Arnſtein ihrem Schreibkäſtchen. Adieu, liebe, theure Guſte. Wir lachen und amüſiren uns ſehr, das hörſt Du gern! Deine

Rahel.

An Rahel.

Berlin, den 3. Juli 1815.

Montag Abends um 6 Uhr.

Geliebte, theure Rahel! In tiefer Wehmuth ſetz' ich mich hin, um Dir zu ſchreiben, durchdrungen von Deinem theuren Daſein, das in Erinnerung und Hoffnung mich umgiebt: ich möchte Dich jetzt ergreifen zu friſchem, muthigem Lebensreigen, an Deiner lieben Bruſt geneſen von allen Schmerzen tauſendfältiger Unerfüllung, womit der ganze Kreis der Menſchheit geſchlagen iſt, und ſo der Welt, und wo möglich des Lebens ſelbſt, vergeſſen! Ich habe keine andere Empfindung in mir, als ein tiefes, oftmals unter Tag in Thränen ausbrechendes Sehnen zu Dir, geliebte, theure Rahel! Alle anderen Be-

ziehungen und Thätigkeiten führ' ich nur so nachahmend fort, gleichsam aus voriger Zeit, weil ich sie von damaligem Ueben noch so mechanisch behalten habe; wenn das nicht wäre, so könnt' ich gar nicht mehr unter Leute gehen, unter denen ich auch wirklich an Geist, Verstand und Regsamkeit mich merklich verringert sehe. Ich habe zu sehr, zu hingegeben und einsam in dem glückseligen Zusammensein mit Dir all meine innere Thätigkeit auf Dich bezogen, all meine äußere mit Deiner Kräftigung und Nähe bestritten, um mich nun so plötzlich an die entsetzliche Entbehrung gewöhnen zu können. Ich weiß, ich darf es Dir klagen, geliebteste Rahel, daß meine Tage so einsam verloren gehen, daß mich die Nacht ein trostloser Schlaf überfällt, und Schauer des Verlassenseins in meine Adern dringen. Rahel, Rahel, ruf' ich tausendmal in meiner innersten Seele mit tiefster Inbrunst zu Dir auf! Gott, wie freu' ich mich des Wiedersehens! Geliebteste Freundin; ich weiß dieses Glück nicht zu fassen, daß schon solche Aussicht und Hoffnung mir werden konnte, solche Erhebung meinem Leben! Du beglückendes, schönes Wesen, das mir hätte unbekannt bleiben können, und dem ich nun alles danke! Wär' ich ein bloßer Egeist, ich müßte immer in Entzücken schwimmen, aber freilich will ich weniger für mich das Glück, als für Dich, Geliebte, und bin nun nur grade so glücklich, als ich es Dich sehe! Möcht' ich Dich gesund, fröhlich und hoffnungsvoll wiedersehen! doch zeige mir jeden Schmerz eben so frei, und schone mich nicht, denn ich bin nicht an Deine Seite berufen, um weichlich hinzuträumen, in Träumen oder gar in Lügen; sondern um an aller edlen und scharfen Wahrheit unerschrocken Theil zu nehmen. Geliebte Rahel, ich küsse Dich, drücke Dich an mein Herz! Du weißt wie alles Schreiben ist; lasse Dich durch die einseitige Wehmuthsstimmung nicht irren, ich denke auch mit kräftiger Fröhlichkeit, mit lebenslustigem Muth an Dich!

Morgen früh um 4 Uhr soll die Reise angetreten werden; der Staatskanzler und einige Wenige mit Extrapostpferden voraus; ich mit Anderen, worunter auch Fr. von Jordan, mit eigenen Pferden langsam nach, so daß wir erst in 8 oder 10 Tagen in Frankfurt sein werden; diese Einrichtung ist erst gestern aus nothwendigen Rücksichten getroffen worden, und auch Stägemann hat sie erst gestern Abend erfahren; da er gern mit mir reisen will, so hofft er es noch so zu machen, daß ich von Potsdam oder Merseburg aus noch mit ihm fahre. Mir ist

es nur um seine angenehme Gesellschaft, sonst aber fast einerlei, ich habe vom Kanzler einen eignen, guten und bequemen Wagen, und einen geheimen Sekretair Brese als untergeordneten Reisegefährten bei mir; mein Gepäck ist besser versorgt, als wenn ich mit Stägemann fahre. Vielleicht behalte ich auch den Wagen, und nehme in Potsdam Extrapost, darüber erhalt' ich noch von Stägemann näheren Bericht. Ich habe nun viel zu thun gehabt heute mit Anordnen, Herumfahren, Bezahlen, Packen etc. und noch vieles zu thun. Bei Markus stehen noch 1680 Rthlr. zu Deiner Disposition; alle seine Auslagen sind berichtigt, selbst solche, deren Beziehung ich nicht recht verstehe, die aber ohne Zweifel ganz in der Ordnung sind; ich sende Dir die Berechnung gelegentlich. Ich nehme etwa 100 Dukaten mit; 70 müssen von Hamburg in diesen Tagen eingehen, die Du dann auch beziehen kannst nebst jenen 1680 Rthlrn., sobald es Dir genehm ist. Linen habe ich noch einen Dukaten gegeben, sie dankt Dir sehr; der Köchin geb' ich auch einen. Dies wäre nun alles, was Geldsachen betrifft.

Rahel, ich hoffe nun Dich am Rhein zu sehen, da alles so glücklich gegangen ist; die Rathschlüsse des Himmels bringen uns diesmal gnädige Wirkungen mit; vielleicht seh' ich Dich in Paris, wenn die Sachen so fortgehen, wie die Thorheit ohne Grund vielleicht richtig verkündet, und ich mit Grund vielleicht unrichtig noch etwas bezweifle. Ich sehe jedoch die Geschenteren, die Weitersehenden, auf meiner Seite, Beyme, der Minister Altenstein, den ich bei ihm sprach, Nicolovius, Erhard, Troxler hegen ähnliche Ansicht und führen gleiche Beurtheilung, wie ich sie von Dir gelernt. Aber das ist doch nun sicher, daß die Franzosen Deutschland für's erste nicht gefährlich sind, und welch reicher Segen liegt darin für uns!

Ich war gestern mit Stägemann bei Beyme zu Mittag; Troxler war auch da, obgleich seine Frau noch nicht entbunden ist. Troxler sprach nur von Dir mit dem größten Antheil; ich hatte ihm einige Blätter von Dir gegeben, er fand die größte Tiefe darin; sehr liebenswürdig waren seine Aeußerungen auch für mich, Gott wie labt es mein Herz, wenn Du gelobt wirst! Ich finde überall die beste Begegnung, Beyme war sehr gut gegen mich, er wurde koloffal in seinen treffenden Worten, einiges findest Du auf beifolgendem Blatte flüchtig aufgezeichnet, aber den lebendigen Trieb, mit dem es hervor-

brach, mußt Du erſt wieder hinzudenken. Sie trugen mir alle die beſten Grüße für Dich auf.

Vorgeſtern war ich bei der Hofräthin Wolf zum Thee und Abendeſſen, Crelinger's, Philipsborn mit ſeiner neuvermählten Frau (einer Tochter des Superintendenten Käſtner in Wriezen) und Schoch's waren dort. Ich ſtand mich mit Allen auf's Beſte; Frau von Schoch begleitete ich nach Hauſe, ihr Mann legitimirte ſich bei mir als ein Jugendfreund von Dir, beide grüßen Dich mit herzlichſtem Antheil; ebenſo die Hofräthin Wolf, beſonders aber auch Oppenheim's, die ich öfters ſah, und wo ich von Allen gern geſehen wurde, von Mariane höchſt komiſch in ihren ernſtgemeinten Wunderbarkeiten angereizt und begütigt.

Nur bei der Humboldt fiad' ich die vorige Zuvorkommenheit gegen mich nicht; ſie klagt mich an, ich ſei ganz anders, als ſonſt, und ängſtige ſie mit dem Zweifel der Falſchheit, auch hat ſie Dir's geſchrieben, ſagt ſie; ich aber finde ſie ſehr verändert, und daß ich ihr nicht mehr in ſo vielen Möglichkeiten gegenüberſtehe, wie ſonſt, iſt wohl natürlich. Humboldt iſt dagegen artiger gegen mich, wie je; wahrſcheinlich ſieht er mich jetzt ſicherer an. Doch dem ſei, wie ihm wolle; ich gönne jedem das Seine. Koreff iſt beweglichen Schwingungen hingegeben, windbeutelt, prunkt, iſt gutmüthig, liebenswürdig, und überaus gern geſehen; ich freue mich zum erſtenmale, daß er ein Jude iſt! Ich bleibe nämlich nun dabei, daß er einer iſt, wenn ich auch ſelbſt daran zweifelte.

Hier ſollte vorgeſtern ein Stück gegen die Juden, „Unſer Verkehr" betitelt, erſcheinen, der Staatskanzler wurde aber ſehr böſe, und verbot die Aufführung, zuletzt mit eifriger Heftigkeit, weil Graf Brühl ſich nicht gleich wollte bedeuten laſſen. Man ſagt, Jakobſohn ſei ſchon früh morgens deshalb zum Staatskanzler gefahren, gewiß iſt aber, daß dieſer, Stägemann und Jordan ſich auf's Beſte dabei benommen haben, bei Tiſche beim Staatskanzler wurde geſagt, der und jener Jude ſei in der letzten Schlacht geblieben, andere ehrenvoll verwundet, ob das eine Zeit ſei, die alten ſchändlichen Vorurtheile zu erneuern? Darüber ſind nun aber viele Leute böſe, denn Judenhaß und Adelſtolz flackern nun im Verlöſchen noch zu guter letzt einmal recht auf!

Markus iſt äußerſt gütig und zuvorkommend; ich rechne es

ihm um ſo höher an, als unſere Meinungen und Art zu ſein, äußerſt entgegengeſetzt ſind. Louis iſt ganz der Alte, er wird zum ſtummen Onkel, wenn gleich für den Augenblick Koreff's Anweſenheit ihn etwas lebhafter ſtimmt. Die Schwägerin hat ſchon aus Frankfurt an der Oder geſchrieben, und befindet ſich wohl.

Rahel, geliebte Rahel, was machſt Du, wie lebſt Du? Bekommt Dir das Bad noch gut, und die Geſellſchaft und die Spaziergänge? Der Himmel laſſe Dir Segen auf allen Deinen Tritten begegnen! Haſt Du wohl Katti ſchon bei Dir gehabt? ich grüße das liebe Kind, ich küſſe und herze Rahel's Liebling in ihm! Glaube mir, Rahel, ich habe das Kind ſehr lieb, immer lieb gehabt, ſein liebes zartes Seelchen mit weichem, gerührtem Herzen gedrückt! — Wann reiſeſt Du, Geliebte? wohin? Doch hoffentlich zunächſt nach Frankfurt? Thue aber ganz nach Deinem Behagen, nach den Umſtänden, die Deine Entſchlüſſe zunächſt leiten müſſen!

Eben läßt mir Stägemann ſagen, ich führe doch mit ihm; der König hat dem Kanzler geſchrieben, er würde ihn ſchon in Nancy treffen, wir halten uns alſo wahrſcheinlich in Frankfurt gar nicht auf! Leider läßt ſich da nichts mehr für Dich und mich kombiniren, bis ich erſt wieder einen dauernden Aufenthalt habe, was bei dem Verhandeln doch ſein wird! Thue was Dir gut däucht, ganz für Dich, geliebteſte, theuerſte Rahel! Sei fröhlich und glücklich!

Schreibe mir nur immer durch Markus, damit die Briefe auf die hieſige Feldpoſt gegeben werden, bis ich Dir eine neue Adreſſe anzeige, liebe, gute Rahel! Gute Nacht, Du Liebe! es iſt unter vielen Unterredungen, Reden und Packerei ſchon weit über Mitternacht geworden! Chamiſſo ging eben weg, er grüßt Dich mit theilnehmendem Herzen, ſeine Reiſe um die Welt tritt er in künftiger Woche an.

Dienſtag, den 4. Juli 1815.
Morgens um 6 Uhr.

In einigen Minuten geh' ich zu Stägemann, um mit ihm zu reiſen; guten Morgen, liebe Rahel, theure, geliebte Rahel! glückliche Reiſe Dir und mir ſei dieſe! Behalte mich lieb, ich denke unaufhörlich und nur an Dich! Ewig Dein treuer
Varnhagen.

An Varnhagen in Berlin.

Baden, Freitag Morgen 11 Uhr, den 7. Juli 1815.

Es regnet nicht unangenehm. Gestern war ein holdseliges Wetter: Mariane Saaling ging zum erstenmal wieder mit uns zu Fuß aus: nach dem Schlößchen, wo wir mit Bartholdy waren, wo Gentz gewohnt hatte. Aber einen Götterweg! einen anderen. Das Wetter, die Bäume, der Himmel, die Wolken, alles winkte nur so! Ich grüßte es alles wieder. Schnitter waren im Felde. Durch die herrliche Mühle, mit dem Hof und dem Nußbaum gingen wir. Ich dachte an uns. Aber ich war vergnügt, und erheiterte Alle. Der Franzos und Marquis Marialva waren mit uns; die Mink, Jettchen Ephraim, Mariane und ich; morgen reist der Marquis. Metternich hat verbotene Pässe nach dem Hauptquartier zu geben, er reist also erst nach Stuttgart. Nach diesem Gang und dem Kaffee im Schloßhof ging ich, in dem köstlichsten, gesundheitströmendsten Abend, noch einmal denselben Weg, mit Frau von Mink, und dem Franzosen; beinah bis zur Mühle, wo man durchgeht. Ich dachte an Goethe „eileade Bächlein". Er sieht alles, wie ich. Und was wir für einen großen Stern sahen! Der Franzose schnarrte immer, je n'en ai jamais vu de cette taille! Aber richtig! — heute regnet's! Die Atmosphäre ist nur regenschwanger gnädig in unseren Landen. Nachher kamen wir etwas spät nach Hause, wo wir Weiber, außer Marianen, die zu Bette war, mit dem alten Hausfreund, Baron Braun, soupirten. Eine Art Mann wie Schmidt, der Geheimerath, der alles von der ganzen österreichischen Monarchie seit vierzig Jahren auswendig weiß. Der erzählte, mir sehr interessant, von einem hypochondrischen Millionair, der nichts mehr ausgeben will, weil er den Untergang der Welt sieht, und vor fünfundzwanzig Jahren — er hat drei Fabriken in den Provinzen, wovon jede Einrichtung eine Million und mehr kostet, und wozu alles auf seinen Besitzungen gemacht wird, bis auf das Eisen zu den Rädern, der ihm präparirt und geschmiedet; der größte Entrepreneur des Landes, und der größte Techniker etc. ich erzähl's Dir! — allen Verkehr plötzlich mit Frankreich aufgab, auch nicht einen Sous verlor; er hatte ein großes Banquierhaus, wie Fries, Geymüller und Arnstein, welches er ganz aufgab, und die

monströsen Fabriken schuf. Er lebte größer als irgend Einer in Wien; und bei seiner Einschränkung, und Krankheit, hat er für sich allein sechs Pferde, eine Etage in der Weintraube auf dem großen Platz, der Hof genannt, Haushofmeister, Kammerdiener etc., will aber der Kosten wegen nicht mehr nach Baden. So behandelt er sich, und defelirt die Kinder. Zweiundsiebzig Jahre ist er alt. Und sagte alles vorher, wie es jetzt kam. Er soll außerordentliche Kenntnisse haben. Ist aber so gemüthskrank, daß er sterben muß. Sehr interessant. Die Erzählung dauerte lange, gab mir aber Licht über das ganze Land: und die Hergänge der Hauptstadt. Ich liebe es sehr, mich durch bloßes Leben in einem Lande darüber unwiderleglich zu unterrichten. Und was ich denn immer erfahre, erfährt kein Anderer in meiner Stelle; „der Eitle nie". Ich prahle gegen Dich, mein August! Auch prahlen darf ich gegen Dich. Mein Guste! Ich freute mich, daß ich Licht bekommen hatte über den Hergang in diesem Lande: nahm Theil daran, daß sie so beflissene Menschen haben, daß es so Thätige giebt, daß sich das fortbringt, trotz jedem Vorurtheil, und eigentlich die Welt schiebt. Der Mann ist geadelt und dann baronisirt worden; lebte en seigneur, und reichte weit mit seinem Thun und Wissen. Auch lernte ich, wie große Etablissements das Land hat; dachte mir viel, wie es sein könnte; wie weit prahlerische, echauffirte Schlegel und Müller, und andere neumodische Wiegler, in der hohlen Partheilichkeit entfernt sind, an solchen Dingen den herzlichen Antheil zu nehmen, dem allein edleres Wissen und derber Willen, zum Wohl der unteren Schichten des Volkes, und der Nation geweiht sein sollten, damit es gesund von unten herauf, von der Wurzel her, Blüthe und Ueberfluß, anstatt des ruppigen Luxus, erhält, anstatt des lumpigen Prahlerlebs! Solches dacht' ich; und will es Dir gerne mittheilen. Les peuples existent malgré les gouvernements (Mirabeau). Ja malgré etlüht, was Einzelne thun; wenn man sie nur nicht stört durch Verbote! Gott! wenn dereinst befördert würde!! Für alle Völker gäbe die schwere, dunkle, gedultige Erde Fülle her; sie brauchten nicht zu kriegen, nicht zu lügen, und die Proklamationen zur Rechtfertigung! Beuthen heißt der Mann, von dem ich schrieb. Und dann dacht' ich des Mannes Schicksal! der grade durch Wissen gemüthskrank ist! Wie alles ist. Nicht für uns. —

Ich erzählte Dir viel: in Briefen geht es nicht. Laß mich

nur bald wissen, wohin ich Dir folgen kann!!! Marcus schickte mir den letzten Dienstag keine Assignation, wie Du mir im versetzten Briefe schriebst. Ich danke Dir für das Schwefelrezept! Ich hüte mich vor dem Helenenthal. Den Brief von Frau von Humboldt hab' ich nicht erhalten. Sollte er an ihn adressirt gewesen sein? Ich habe in vier Tagen aus allerhand Ursachen nicht gebadet. Arnstein's kommen erst morgen Mittag zurück. In dem Brief, den ich Dir nach Frankfurt schickte, steht, daß Goethe in Wiesbaden ist. Auguste Bode weiß es von Frau von Goethe, die sie in Karlsbad sieht. Die vornehmste Dame Deutschlands! — Es freut mich, daß Dir Berlin so curzig verkam! Denk' ich mir alles dort, Gegend, Armuth, Eindruck: so steckt mir an pied de la lettre das Herz, wie beim letzten Hineinfahren! Sein Gutes kenn' ich leider auch! Sonst sprächen wir nicht davon. Aber . . noch nicht vorgegriffen der Zeit; da sie angefangen hat, wird sie gnädig sein: ich verlasse mich auf Dein Glück.

„Elle pense bien", sagen sie jetzt Alle von Marie Louise: sie reitet aus, wohnt auf dem Platz, und wird im Fremdenblatt die Kaiserin Marie Louise, Erzherzogin von Oesterreich, Herzogin von Parma, Piacenza und Guastalla, genannt. Mir ganz recht! Ich lese keine Zeitung mehr: die großen Neuigkeiten erfahr' ich doch: die Gesinnungen kenn' ich. Eine Mühle, die flappert, ist mir lieber.

Als ich Dienstag von Hietzing zurück kam, fand ich Deinen Liebesbrief vom 26. Juni. Ich danke Dir mit allem, was ich bin: und wie ich es von Dir erkenne, und aufnehme. Ich glaube es Dir auch, Auguste. Dein Wissen, und alles. Sie sind Alle nicht wahr. Ich sehe es. Es muß viel Geist dazu gehören. Ich glaub' es. Und eine große, spontanée Göttergabe. Ebenmaß, wahre Schönheit in den Seelengliedern. Drum nennst Du mich schön. Ich bin nicht stolz: aber vergnügt und demüthig: wenn mich nun Gott nicht so gemacht hätte! Aber Fleiß, unverdrossene Mühe, und Härte gegen sich selbst, gehört auch dazu. Wie fade, aber auch wie nicht zum Ertragen, sich selbst vorzulügen und zu spieglen, und nicht zu wissen und zu wollen, was man begehrt!

Ich bin sehr damit zufrieden, daß Du nur gegen Chamisso und Koreff sprichst, und wie so das geschieht. Es ist eine Kunst; eine Kunst, ein könnendes Vermögen, zu wissen, wo man sprechen soll und muß, und kann: wo es hilft. Ich besitze

dieſe Kunſt; und leide, wenn ich darin pfuſchen ſehe: grade wie es Künſte mit ſich bringen. Entferne Dich aber nicht etwa gefliſſen, oder bequem, von den Anderen. Iſt kein guter Einfluß da, ſo iſt gleich Platz für ſchlechten: und dann, iſt Vergeſſen ſo bequem, ſo negativ; das thun ſie leicht. Da die wenigſten Menſchen das Gedächtniß im Gemüthe haben, oder vielmehr die meiſten nur ein ganz auf ihre äußere Perſönlichkeit gerichtetes Gemüthe. Triti (Wieſel) wird Dir mit einer Gelegenheit ſchreiben: Du haſt Recht, es denen nachzutragen, die nicht bei mir waren: ich trag' es denen nach, die Dich nicht einladen. Wenn man zu ein ſchwaches Herz hat, muß man es aufmuntern: iſt es zu rachſüchtig, es beſänftigen. Mariane Oppenheim amüſirt mich, grüße ſie ſehr, und mache ihr ſehr die Kour: es iſt ein kluges Mädchen, die nicht affektirt. Der Mutter tauſend Grüße. Ich danke für Dorens und Johanns Grüße! Du biſt lieb! Grüße ja Prediger Stegemann, Nolte, Hitzig, alle wieder: und wenn Du einen Moment haſt, gehe zur Predigerin Lekrun, der Ehrenfrau! Meine Pathe. Die Köchin Hanne! ſie iſt Mama's Köchin; grüße ſie auch. Schuſter Schmidt iſt recht ſchlecht, daß er die Schuhe zu ſpät ſchickte, denn ſein iſt doch wohl die Schuld! Emma grüße und danke ich recht ſehr! Die Kämme ſind aber auch für Nettchen; wie die Hälfte der Perlen für Fanny. Ich werde ihnen nächſtens ſchreiben. Und grüße Dich, lieber Ohme! Wohnſt Du denn im Thiergarten? Wohnt Auguſt mit? Wenn Hannchen nicht mehr in Berlin iſt, ſo erbreche Du den Brief, und laſſe mir ja die Wolle beſorgen, weil ich durchaus die Strümpfe und Kamiſ' wegen meinem Huſten nicht auslaſſen darf. Und iſt Auguſt fort, ſchicke ihm ſchnell dieſen Brief! Es freut mich, daß Dir Schlabrendorf und die Leute wohlwollen. Katti hab' ich nicht geſehen! Johann war Dienstag bei ihr. Sie ſoll mager ſein. Ich möchte ſie gerne ſehen.

Ich laſſ' mich auch mahlen, wenn ich einen guten Mahler finde. Ja, ich will Dir auch noch mehr Liebe beweiſen: ich werd's ſchon erfinden; bei Gelegenheit. Mein Bild zu Hauſe mißfällt mir ſehr. Ich ſehe, daß es ähnlich iſt. Ich ſehe aber gewiß manchmal anders aus. Sonſt wär' ich zu widerwärtig. Adieu mein geliebter Auguſt! Deine Rahel. Das ganze Haus, alle Damen laſſen Dich grüßen. Morgen bekomme ich einen Brief; Heida! — Haſt Du über Geſchäfte, über alle, mit Markus geſprochen? Unſer Sieg muß doch gut ſein für alle

Zinsen. Lasse Dich unterrichten. Vielleicht kannst Du beisen, was raus budelen! Adieu, adieu!

Abends 9 Uhr.

Der heftigste Regen den ganzen Tag. Denk Dir nur, man behauptet für ganz gewiß, und das Erste glaub' ich, die Monarchen gingen nicht nach Paris, sondern der Kongreß käme wieder hierher; das ist gewiß, der Intendant des meubles hat den Befehl, alles auf der Burg zu lassen wie es ist, das hörte ich neulich von jemand, der den Mann kennt; und General Stipsiz, der diese Besorgungen hat, hat den Befehl, keine Gelder mehr von hier der Armee nachzuschicken. Sollte in diesem Bezug der Kanzler bei uns zögern? Sie lobten ihn die letzten Tage hier so! Nun muß der Brief wieder weg, ehe ich morgen Deinen habe. Ich komme eben von oben, wo ich eine Stunde in dem mittelsten Eßsaal zur Motion, mit offenem Balken, neben dem Salon wo die Anderen waren, auf- und abgegangen bin. „Und dachte mir viel!" auf dem „Rücken" der Stube, ohne Pentameter, ohne Hexameter. Lebe wohl! Sei gesund! Ich bin es ziemlich; sobald gutes Wetter ist. Heute bei dem Regen sind mir die Nerven ganz abgewirbelt: wie Klavierseiten, die untereinanderschwirren. Was ist denn das für Wetter? „Soll Korrinth untergehen"???! Adieu, Liebster Guter. Ich vermisse Dich sehr; heute, bei dem bösen Wetter und den eingenommenen Augen, nahrhafte Gespräche. Ich bin aber gar nicht krank. Lebe wohl! Heute brachte ich ein artiges Müllertöchterchen von fünf Jahren mit nach Hause; die Katti so ähnlich sieht, daß Dore wirklich meinte, ich bringe sie. Ein Götterbalg.

Hört nur! die größte Gewißheit! Aber meinen Mann kann ich nicht nennen im Brief. Nur so viel, die Herzogin Sagan ist's auf meine Ehre nicht. Marie Louise hat die wüthendste Leidenschaft für General Neipperg, der ihr Kammerherr oder dergleichen war. Bis zum Heirathen. Er ist auch ganz elektrisirt, und ritterlich, so wie sie sich herabläßt. Sie ist ganz glücklich, ganz romantisch. Er schickt ihr immer Kouriere: aber Metternich ist hinter die Schliche gekommen, und öffnet die Briefe, befördert aber die Sache etwas. Sie wissens nicht. Mir gefällt es so sehr, daß ich es keinem gesagt habe! Keinem. Damit es nicht herauskommt und gestört wird.

Darum sagen sie: „Elle est toute changée, elle est pour la bonne cause.“ Napoleon, und zu ihm zurück, ist ihr ein Gräuel. Kurz, die romantischeste Liebe. Sie sieht sehr wohl aus. Ich weiß es wie von ihr. Wie von Metternich selbst. Schreibt mir nicht deutlich Antwort hierauf.

An Rahel.

Frankfurt am Main, den 8. Juli 1815.

Samstags Abends gegen 7 Uhr.

Geliebte, theure Rahel! Mir ist Glück beschieden auf dieser Fahrt, das sehe ich nun deutlich, da grade heute am Tage meiner Ankunft und zugleich dem Tage vor der Weiterreise nach Nancy, durch Julchen Saaling mir Dein lieber, erwünschter Brief vom 28sten Juni zu Händen kommt! Wie sehr habe ich mich gefreut! Ich war schon früh bei Klara Herz gewesen, und ging zum zweitenmal mit Jordan hin, um ihn dort vorzustellen, da gab mir Julchen unerwartet den eben eingetroffenen Brief! wie Sonnenhelle umgab es mich, als ich die theuren Schriftzüge, und dann die Ecke erblickte, ich war gleich innigst vergnügt; doch den Inhalt konnt' ich nur erst flüchtig überblicken, ich mußte eilen, mit Jordan zu dem österreichischen Gesandten, Freiherrn von Hügel, zu kommen, wo ich eingeladen war, und erst nach dem Mittagessen konnt' ich mich so ganz in abgeschlossenem Alleinsein dem schönen Eindruck hingeben, und jedes einzelne Wort von Dir in das Herz aufnehmen. Geliebte, verdien' ich das Glück, so mit Dir zu stehen, wie Du es in diesem Briefe sagst? Verdient man so etwas überhaupt? Es ist eine Gunst der Götter, eine Gnade des Himmels, für die mein erregtes Herz in Dankesfluthen überströmt! ich rufe Dir Glück und Segen zu, wie sie mir durch Dich zu Theil geworden!

Ich freue mich, daß Dir der Aufenthalt in Baden wenigstens im Allgemeinen zuträglich ist, wenngleich der weitere Gebrauch der Bäder Dir versagt wird; ich glaube überhaupt nicht, daß irgend Bäder Dir von entscheidendem Nutzen sind, sondern nur mitwirken können zu anderem Wirksamen, das wieder nicht in Einzelnem, sondern in Allem, was Dich berühren und umgeben mag, zu suchen ist; daher Du Dich über

das Nichtanſchlagen diesmal leichter tröſten magſt. Allerdings iſt es auch ein Troſt, was Du von dem Keuchhuſten der Herzogin von Sagan ſchreibſt, und von ihren Wetternachrichten aus Florenz, die ich mit ähnlichen aus Berlin und heute aus Frankfurt vermehren kann, der Troſt beſteht in der neuen Hoffnung und Ausſicht, das allgemeine Uebel auch durch allgemeine Wendungen wieder los zu werden. Ich rechne feſt darauf, ja ich möchte ſagen, ich weiß es, daß Du noch wieder vollkommen geſund werden, und wie ein muthwilliges Schäfchen auf grüner Blumenweide herumſpringen wirſt, daß ich ganz beſchämt in ſchwerfälliger Bedächtigkeit darneben ſtehe! Sorge nur beſtens für Dich, Geliebteſte, und was Du mir ſagſt, ruf' ich Dir zurück: „Du gehörſt Dir nicht!"

Meine Reiſe war im Ganzen ſehr angenehm; ich ſchrieb Dir noch am Vormittage der Abreiſe, vom 4ten Juli, und fuhr dann mit Stägemann nach Glinike, wo wir noch bei dem Fürſten und ſeiner Gemahlin eſſ zu Mittag aßen; der Fürſt fragte mich über Tiſche mit ſeiner verbindlichſten, theilnehmendſten Art nach Dir, und ob unſere Bekannten in Baden wohl ſeien, nach dem Unglück mit der Brücke etc. Abends ſpät reiſten wir weiter, über Potsdam nach Deſſau, wo uns der Herzog ein Frühſtück gab, dann über Halle, wo das Volk den ungeheuerſten Jubel bezeigte, den Weg mit Blumen beſtreut, die Straßen mit grünen Gewinden verziert, alte Bilder von Friedrich dem Großen an die Fenſter gerückt hatte, nach Merſeburg, wo wir ſpät beim Miniſter Reck zu Mittag aßen, und die Nacht ſchliefen. Ich hatte den Miniſter nie geſehen, er aber von mir gehört, ſagte mir viel Verbindliches, und ſtellte mich dann ſeiner Gemahlin vor, weil auch ſie, wie er ſagte, meine perſönliche Bekanntſchaft freuen würde. Am 6ten Juli verließen wir Merſeburg, und aßen in Weimar beim Herzog zu Mittag, nämlich der Fürſt, Stägemann, Jordan und ich. Du wußteſt alſo ſchon, daß Goethe in Wiesbaden iſt! ich vernahm es mit großem Weh; unter dieſen Umſtänden hätte ich ihn beſonders gern geſehen, man thut uns alle Ehre an, und ich wäre gern in jeder Art günſtig vor ihm erſchienen. Ich beſah das Schloß, und überall ſah ich die Spur ſeines Wirkens und Schaffens, wie denn das ganze Weſen dort, Schloß, Park, Theater und alles andere recht eigentlich ſeine Schöpfung iſt. Ich war auf heiligem Boden! Mein Tiſchnachbar, Herr von Gersdorf, gab mir mancherlei Auskunft; er iſt ein ver-

ehrender Freund von Goethe. Dieser erfuhr durch ihn zuerst Napoleons Abdankung im vorigen Jahr, und schien etwas unangenehm durch diese Nachricht berührt, „Hm!“ sagte er, „daß er den Leuten den Gefallen thun würde, sich den Hals abzuschneiden, habe ich freilich nie geglaubt“, und brach dann ab, indem er in ganz anderem Tone zur Betrachtung eines alten Jupiterkopfes einlud, den man ihm eben geschickt habe. Goethe spricht nie über Politik, liest die Zeitungen erst, wenn der Jahrgang vollendet und eingebunden ist, im Zusammenhange, nimmt aber dennoch den lebhaftesten Antheil an den Ereignissen. Gersdorf meinte, Goethe habe den Napoleon nie hochgeachtet und geliebt, er betrachte ihn aber als eine merkwürdige Naturerscheinung, und sage, das könne man ihm doch nicht verargen, daß er diejenigen hasse, die ihn in dieser Betrachtung hindern wollten. Von Weimar reisten wir über Gotha und Fulda durch die herrlichsten Gegenden, in denen ich nur immer Rahel's Augenweide erblickte, aber in unfreundlichem Wetter, nach Hanau, wo wir gestern Nacht blieben, weil wir die Achse gebrochen hatten, so daß wir erst heute früh hier eintrafen, während der Fürst schon gestern Abend hier angekommen war. Der Fürst war auf der ganzen Reise von seiner liebenswürdigsten Seite zu sehen, und gegen mich besonders gütig. Auch die Anderen sind sehr gut gegen mich, Stägemann ein Freund, Jordan bewährt sich täglich mehr in der besten Gesinnung für mich, und wendet sich äußerst zu mir. Lauter Gutes und Liebes! Jordan läßt Dich auf das Verbindlichste grüßen, er schätzt Dich und Frau von Pereira besonders hoch. Auch Stägemann grüßt Dich, ferner Kiesewetter und Frau von Friedländer, die hier auf der Durchreise sind, und es mir besonders auftrugen. Die Frau von Stägemann, die hier unpäßlich die Ankunft ihres Mannes erwartete, fragte ebenfalls mit größter Theilnahme nach Dir. Von Otterstedt schweig' ich, der ist Dein treuer Anbeter wie immer; er ist ungeheuer thätig, denkt vorwärts, und lebt indeß sehr gut, ist schön eingerichtet etc., seine Frau sah ich nicht, sie war zufällig nicht zu Hause. Besonders grüßen soll ich Dich aber auch von Julchen Saaling, die Dein Hierherkommen sehr freuen würde, sie ist ganz unglücklich in Frankfurt zu sein, wo außer ihrer Schwester nichts für sie lebt und webt, sie verwünschen alle diesen Aufenthalt, wegen Risches und Klatscherei, und erbärmlichen Menschen, und mir scheint, sie haben recht. Daß sie am Rande der Stadt mit der

himmlischsten Aussicht in weite, fernbergige Gegend wohnen, giebt ihnen unter diesen Umständen wenig Trost. Auch Klara Herz ist höchst unzufrieden, und will weg. Julchen ist ein liebes verständiges Mädchen, Klara war sehr gütig und einladend, ich zog aber auch alle Segel auf, um nicht schlechte Eindrücke zu machen, denn ich wollte um Deinetwillen, geliebte Rahel, daß sie von mir Gutes nach Wien schreiben sollten. — Jordan führte mich auch zum Senator Guaita, dessen Frau eine geborene Brentano ist, und von ihrer Schwester Jordis viel von mir gehört hatte. So ging mir heute fast der ganze Tag in Besuchen hin. Seit dem Anfange dieses Briefes war ich noch bei Stägemann, Fiesewetter und Herz. Es ist jetzt halb ein Uhr Nachts, und ich muß wohl bald schließen, da wir morgen früh um 7 Uhr zur Abreise nach Nancy bereit sein müssen, wenn wir auch erst vielleicht etwas später wirklich abfahren. Wenn Du von Unsicherheit der Wege und ähnlichen Gerüchten, ja von wirklichen Vorfällen hörst, so glaube dem allen nicht, geliebteste Rahel! Glaube mir, und meinen Berichten! Wir reisen mit guter Bedeckung, und sind durch den vorigen Feldzug und einige schon in diesem jetzigen vorgefallene Ereignisse hinlänglich gewarnt. Sei also ganz ruhig, hörst Du, liebes Herz? ich sage Dir, Du kannst es durchaus sein! Ueberhaupt ist dies für mich gar kein Feldzug, ich lache über die Beschwerden, was hab' ich dagegen für welche erlebt! Die Art Leute, zu denen ich jetzt gehöre, sind immer und ewig sicher, und ihre Gefahr verhält sich zu der des Soldaten wie Rasiren zum Schneiden. — Uebrigens haben wir seit einiger Zeit keine nähere Nachricht von den Heeren, die also wohl noch nicht in Paris sind. Der Kampf dauert meines Bedünkens noch eine Weile, und meine — unsere — erste und frühste Ansicht dieser Dinge ist noch in nichts erschüttert, ja viele Menschen seh' ich nach und nach zu meiner Meinung übergehen. Soviel ist gewonnen, daß Deutschland nun nichts zu fürchten hat von den Franzosen, ob wir diese aber unterwerfen, das ist noch zu erfahren. An den Rhein kannst Du sicher reisen, geliebteste Rahel, über Linz, München, Stuttgart, Mannheim oder Heidelberg nach Frankfurt, von da nach Paris, wenn es sich so fügt, nach Pyrmont aber in jedem erdenklichen Fall. Sollten wir einen längeren Aufenthalt in Paris absehen, so kommen die Frauen von Stägemann, Jordan und mehreren Anderen alle dahin, und Du sollst alsdann auch kommen, wo wir denn die

Rückreiſe zuſammen machten, woran ich mit Entzücken denke! Freilich, geliebteſte Rahel, haſt Du recht, Dich nur nach Dir und den Kriegsereigniſſen zu richten, mit den anderen Menſchen iſt nichts in ſolchen Entfernungen und Ungewißheiten zu verabreden! Auch was ich Dir ſchreibe, mußt Du an Deinem Sinn erſt prüfen, wie es Dir vorkommt; nur kannſt Du Dich auf die Thatſachen, die ich Dir berichte, jedesmal ganz verlaſſen. Rahel, geliebteſte Rahel, welch ein Leben mit Dir! Ich bin berauſcht von dem Gedanken, frei und ſorglos mit Dir die Welt zu ſehen; ich fühle, daß ich ohne Dich nur träume, kaum lebe, und ich preiſe Gott ob des Wunders, das mein Leben mit einem ſolchen höheren und ſchöneren verbinden konnte! Ja, Rahel, geliebte Rahel, ich liebe Dich mit aller Zärtlichkeit, mit aller Inbrunſt eines von Glück und Hoffnung ergriffenen Menſchen, und darf wirklich, wenn Du es erlaubſt, ſagen, daß ich glücklich bin! Auch in dieſer Entfernung, bei dieſem Schmerz und Vermiſſen des geliebteſten Gegenſtandes, blutet doch nur mein Herz, weil es Dich beſitzt! Alles, was Du über uns ausſprichſt, geliebte Rahel, erfüllt meine Seele mit Wonne, wenn ich auch nicht ganz annehmen kann und geſtatten, was Du mir zutheilen willſt. Nein, geliebte Rahel, ich bin nicht vermeſſen, ich fühle zu ſehr, welch anderer Art Du biſt, als ich, um mich ſelbſt durch Deine Schmeichelei bethören zu laſſen: nicht Du darfſt beſchämt ſein über meine Briefe, alles, was ich ſagen kann, iſt nie genug, aber ich bin beſchämt über Deine Güte! Behalte mich lieb, gönne mir mein Glück bei Dir zu ſein, das iſt alles was ich wünſche, und vielleicht durch Ehrlichkeit verdiene. Leb wohl, geliebteſte Rahel! ſchlafe ſanft und lieblich dieſe ſtille Nacht! Ich ſchließe dieſen Brief morgen! Ewig Dein!

Sonntag, den 9. Juli, Vormittags.

Wohl auf nun, gute Fahrt, theure Rahel! in kurzem ſoll der Aufbruch geſchehen; es läßt ſich zu einem ſchönen, heiteren Tage an. Lebe wohl, geliebte, theure Freundin, ich küſſe und drücke Dich! — Schreibe mir entweder an Otterſtedt, oder, wenn Dir das vor der Hand noch ſicherer dünkt, durch Markus, die Briefe werden genau beſorgt. — Ich bitte Dich, mich den verehrten Schweſtern, Frau von Arnſtein, Eskeles und Ephraim, mit allen ſchönſten Huldigungsworten beſtens zu

empfehlen, und mich ihrem wohlwollenden Andenken, so wie dem der liebenswürdigen Frau von Pereira, der Fräulein Mariane und Jette gütig zurückzurufen; sie legen mir alle durch ihren freundlichen Eifer für Dich die Pflicht der heißesten Dankbarkeit auf! Sage ihnen alles Beste von mir, und wie ich mich glücklich schätzen würde, den Sommer mit dort in ihrem Kreise zuzubringen, aus dem so viel Angenehmes zu mir herüberschallt! Wir wünschen eigentlich Alle nichts anderes, als Ruhe und Frieden, und solche Erholung. Sage Marianen, wie liebenswürdig ich ihre Schwester finde, und daß ich noch neulich, als ich von Beyme's Thurm aus unerwartet das vor mir liegende Dorf Wilmersdorf nennen hörte, im Stillen geschworen, was ich gern ihnen selber laut gesagt hätte. Frau von Ephraim möge mir ihre günstigen Gesinnungen erhalten! — Koreff muß nun auch bald kommen; nach einigen Tagen auch Humboldt, den ich noch vor meiner Abreise sah, von seiner Frau kennt' ich nur durch eine Karte Abschied nehmen, weil sie über Land gefahren war. — Empfehle mich doch auch gelegentlich der Herzogin von Sagan, wenn Dein annehmlicher Verkehr mit ihr noch dauert. — Ich numerire die Briefe wieder; dies ist der achte seit unserer Trennung, wenn ich den aus Linz als den ersten rechne. Thue Du das auch, geliebte Rahel, mit Deinen folgenden Briefen, ich weiß sonst nicht, ob einer dazwischen fehlt. In den letzten zehn Tagen in Berlin hatte ich keinen Brief von Dir, der letzte vor dem gestrigen war vom 20sten. Ich bitte Dich, geliebteste Rahel, schreibe mir selten und wenig! ich thu' es ja auch! — Lebe wohl, geliebteste, theuerste Freundin! leb wohl, und habe mich lieb!

Ewig Dein treuer

Varnhagen.

Schreibe an Ottersteht. Königl. preuß. Geschäftsträger hier, es ist wohl am besten durch ihn, doch auch durch Markus ganz gut: an diesen hab' ich auch einige Zeilen geschrieben. Adieu, Geliebte! Wir denken völlig übereinstimmend über Politik, Du und ich, liebe Rahel, das Besprochene gilt noch wie damals, das sei genug! Ich verstehe Dich auch in dem, was Du nur andeutest; was könnt' ich Dir nicht alles jetzt sagen! Aber bis auf bessere Zeiten des Wiedersehens lieber geschwiegen, ich werde beinah Goethe's Grundsatz annehmen! Mit dem Namen will ich schließen. Leb wohl, geliebte Rahel, ewig

Dein! Es ist heute ein großes Fest hier, die feierliche Verkündigung der Unabhängigkeit Frankfurts. Schon läuten sie mit allen Glocken, es ist 6 Uhr früh.

An Rahel.

Kaiserslautern, den 10. Juli 1815.

Montags Vormittags gegen 11 Uhr.

Theure, geliebte Rahel! Seit gestern früh, wo ich Dir noch kurz vor der Abreise von Frankfurt schrieb, haben sich die Dinge dergestalt glücklich gewendet, daß ich Dich nun wenigstens mit Sicherheit einladen kann, Deine Reise bald anzutreten, wenn nicht der fernere Aufenthalt in Baden Dir nöthig, zuträglich, oder aus anderen Gründen vorzuziehen scheint. Auf dem Wege hieher erhielt der Kanzler gestern eine Stafette mit der Nachricht, daß unsere Truppen am 6ten vermöge einer abgeschlossenen Kapitulation in Paris eingerückt sind, eine Nachricht, die Du wohl früher auf anderem Wege, als auf diesem langsamen Postwege, den mein Brief nehmen muß, erfahren wirst, die Du aber auch durch mich erfahren sollst, und die Dir von hier aus gleich mitzutheilen mir Bedürfniß ist! Alles zieht nun unfehlbar dorthin, wo Siegsruhm, Eitelkeit, Staatsanordnungen und Geschäfte aller Art ihren eigendsten Schauplatz haben, und trotz der vielen, schon vielfach ausgesprochenen Gründe, die unsere Häupter davon abhalten sollten, und unserer Sache einen anderen Abmachungsort fast gebieten, bald der große Zusammenfluß des europäischen Getreibes und zwar auf mehr als einen oder zwei Monate sein wird. Wir reisen noch heute nach Nancy ab, wo wir dann auf der graden Straße nach Paris sind, und dem auf diesem Wege schon abgezogenen Hauptquartiere nacheilen. Ich rathe Dir nun über München und Stuttgart und Heidelberg gleich nach Frankfurt abzureisen, Dir durch Otterstedt, der alle Thätigkeit für Dich anstrengen wird, eine Wohnung mit schöner Aussicht miethen zu lassen, und dort, wo Du auch hoffentlich noch Frau von Stägemann in gleicher Erwartung finden wirst, die nächsten Briefe abzuwarten, die bald die Entscheidung melden werden können, ob

und wie unser Aufenthalt in Paris sich gestalten wird. Wenn wir einen längeren Aufenthalt in Paris absehen, so darf ich doch darauf rechnen, daß Du mir nachkömmst? O liebe Rahel, laß mich das hoffen, laß mich die glücklichste Zeit meines Lebens durch Deine Ankunft dort erfahren, ich freue mich unendlich darauf, mit Dir dort zu sein! Sieh, andere Frauen geben Dir das Beispiel, die folgen ihren Männern, und sind vielleicht nicht so eingeladen, wie Du es von mir bist! Damit Du aber, weil Du langsam reisest, die beste Zeit nicht versäumst, mußt Du für diesen Fall, der wahrscheinlich bald eintritt, so früh als möglich in Frankfurt sein, wo wir uns dann in geringerer Entfernung leicht abreichen können. Und sollst wenn die Reise nach Paris Hindernisse fände, wie gar nicht wahrscheinlich, so wärst Du in Frankfurt gar nicht außer Wege, weder nach Pyrmont, noch nach Baden-Baden, und Wiesbaden ist ganz nah, ja, ich möchte sagen, Du magst vorhaben, was Du willst, immer mußt Du über Frankfurt! Lasse Dir also zureden, geliebteste, theuerste Rahel! schreibe nur vorher an Otterstedt, der wird Dir alles bereiten, und dort Dein thätiger, angesehener Beschützer sein! Ich schicke ihm fortan meine Briefe an Dich, die späteren hoff' ich nicht mehr nach Wien schreiben zu müssen.

Ich komme eben mit Jordan von einem Spaziergang um die Stadt zurück; wir werden gleich essen, und dann reisen, ganz sicher, mit russischen und preußischen Truppen. Es war gestern herbstlich kalt, auch heute früh, jetzt ist es etwas wärmer, aber noch regenschwere Luft. Wir reisen gut; Stägemann ist angenehm, der Kanzler ist ein gar lieber Mann! ich seh' es an tausend kleinen, unbemerkten Zügen.

Geliebteste Rahel! auch hier in Kaiserslautern soll mich beim Schreiben an Dich ein Brief von Dir treffen! So kommen Deine Briefe jetzt immer, jedesmal, wenn ich einen angefangen habe; ein Kourier bringt mir Deine beiden vom 22sten und 27sten Juni, die am Tage der Abreise von Berlin bei Markus ankamen, der sie gleich nachschickte. Geliebteste Rahel, wie freut mich Deine Siegesfreude, Dein liebes, herzerregtes Schreiben! Wie dank' ich Dir Deine Liebe, Dein Andenken! Gott Lob, daß Du selbst vom Nachreisen sprichst, mir es gewissermaßen zusagst, und ich nun um so lebendiger hoffen kann! Beschleunige nur alles: in Frankfurt bist Du gut aufgehoben, und Du sollst hoffentlich nicht lange dort bleiben. Wie wirst

Du Dich nun erst über die Einnahme von Paris freuen! Diese Sache ist nun gewonnen, diesmal waltete noch das Gestirn des vorigen Feldzugs, die nächste Zukunft ist von der Seite beruhigt und gesichert. Gott, wie wollt' ich mich freuen, Dich in Paris zu sehen! welches Glück!

Ich bin innig erfreut über Deine angenehme Umgebung, Deinen glücklichen Umgang: sage alles Schönste und Verbindlichste von mir allen den liebenswürdigen Frauen und Freundinnen; ich gratulire der Baronin von Arnstein wegen Paris, und ich wünsche, daß wir Diplomaten ihres Beifalls so würdig sein mögen, als es die Soldaten gewiß sind! Die freundlichsten Grüße an Frau von Ephraim, an Mariane, an Jettchen! Die Sache mit Tettenborn ist mir, wie Du denken kannst, höchst unangenehm, sie wird sich aber beilegen, das sei gewiß; ich werde ihn wohl sehen, höchstens will er aus Rache wegen dessen, das er sich angethan glaubt, nun eine Weile zaudern, aber ich werde ihm sagen, wie wenig das angeht.

Ich muß schließen! Alle grüßen Dich bestens; auch der Hauptmann Müller, der eben auf meinem Zimmer ist, und sich Dir zu Füßen legt. Wir fanden ihn in Frankfurt; Kereff ist noch zurück, er hat sich nicht ganz klug benommen, Jordan ist aufgebracht auf ihn, und nicht mit Unrecht; das paßt zu seinem Betragen gegen die Herzogin von Sagan: deren Umgang mit Dir mich sehr erfreut; so! also schwimmen kannst Du schon, und ich kennt' es nicht lernen? aber mit Blasen, das ist keine Kunst! Werde nur nicht übermüthig, Paris könnte Dich vollends verderben, ich werde ein wachsames Auge haben müssen! O Gott, geliebte Rahel, wie küss' ich Dich jetzt, wie lieb' ich Dich! Leb wohl, Geliebteste, leb wohl, auf Wiedersehen, in Paris, am Rhein, auf beständiges Zusammenbleiben!

Ewig Dein treuer

Varnhagen.

Schicke Deine Briefe für mich alle an Otterstedt, er nimmt das Postgeld dafür zurück, das hab' ich mir ausbedungen! Adieu, Geliebte!

An Varnhagen in Frankfurt a. M.

Baden, den 11. Juli 1815. Vormittags 11 Uhr.

Ein wenig Sonne nach Wasserfluthen und ordentlicher Winterkälte.

Lieber Engländer! Ich bin schon sehr echauffirt, weil ich Markus habe schreiben müssen, der nun mit Dir nicht mehr Einen Brief haben kann, und der seinen den Kindern schicken soll; und weil ich der unglücklichen Goldstücker schreiben mußte, der es Gottestrost ist, ich weiß es. Also unumgängliche Pflicht: und also gleich auch freudiges Thun. Dein Brief vom 1. Juli liegt vor mir. Ich will suchen auf alle Artikel flüchtig zu antworten. Mit Dank muß ich immer anfangen, wenn ich Dich zu lesen aufhöre, den ich Dir mit der innigsten Umarmung rufe. Lieber August! — Erst von mir. Ich kann nur selten baden, weil mir das Blut davon in die Brust steigt, und es mich überhaupt so abwirbelt, wie Saiten von einem Klavier; auch war das Wetter dergestalt, daß man keine halbe Stunde zum Gehen finden konnte, und ich das Baden in so großen Pausen trieb, daß ich vorgestern erst mein elftes Bad nahm. Ich bin aber nicht unwohl, und viel gesünder als in Wien. Sehr lustig; und die Unterhaltung des ganzen Hauses und all seiner Gäste, in deren Gegenwart es nur möglich ist mit der Sprache zu präludiren! Mein ganzes Thun, Dasein und Aeußern amüsirt ununterbrochen, bis zum Lachen und Denken. Und das bloß, weil ich wahrhaft, und selbstmeinend bin. Das geht bis auf meine Gebärden. Ich bin die Einzige, die da meint. Auch hab' ich vorgestern, bei nicht leerem Gastzimmer, laut die französische Nation vertheidigen dürfen, mit dem größten Erfolg: die Grafen waren ganz zufrieden: und lächelten der Neuheit, die sie sich nicht selbst auszudenken brauchten; unsere flammende Wirthin sagte, als ich schwieg, beifallsvoll: „Reden Sie immerweg! wir wollen Alle lieber zuhören und schweigen!“ Mir wieder ein Beweis, mit welchem Erfolg Männer im Amt reden und handlen können, wenn sie rechtschaffen genug sind, und besonders eine Meinung haben: die am meisten fehlt. Ich sprach wider die eines jeden in dem Saal. Aber durch keine Persönlichkeit noch Eitelkeit bewegen: die Sache wie sie ist, war für

mich; unwiderlegbar; und ich opferte sogar das Wohlgefallen an dem, was ich vertragen und behaupten konnte, entschlossen denen auf, für die ich sprechen wollte. Sie hatten nämlich Alle in bequemen, feigen, hergebrachten Reden wieder Einmal, ohne den geringsten Antrieb des Augenblicks, noch irgend einer Geisteswendung, die Franzosen geschimpft — nach gewonnener Schlacht! —, die armen Bauern als Kanaillen behandelt, weil sie sich gegen ihren Feind wehren. Da erklärte ich ihnen, daß die armen Landleute nur sehr natürlich gehandelt hätten, und daß, wenn es unsere wären, wir sie brav nennten und aufmunterten: ich zeigte ihnen, daß diese Leute weder Antheil an Napoleon noch an Ludwig dem Achtzehnten nähmen, noch nehmen könnten, bloß für ihren Hof besorgt wären, den vertheidigten, und den Feind, den verzehrenden, fürchteten. Ich erließ ihnen noch die Demonstration, warum diese Klasse nicht national sein könnte: wie sie nur den Druck, die Last, die Arbeit für das bischen Crême Menschen hat, die in Ambition — nicht Ehrgeiz — und Genuß wühlen und schwelgen, und für welche allein nur noch die Landesgesetze geschaffen sind und leben. Aber ich erinnerte sie daran, wie wir, alle die einzelnen Völker Deutschlands, mit jenen fochten; also Alle, aus diesem Gesichtspunkt genommen, selbst gefehlt hätten, also auch begreifen müßten, wie es bei ihnen zuginge. Vorher waren Alle anderer Meinung; als ich nur gewagt hatte es auszusprechen, ihre eigenen Widersacher, mit Lachen und Beifall; und Schweigen! — Aber um so etwas zu wagen, muß man den Augenblick sehr kennen; den Rand mit dem Geiste sehen, an welchem die gelangweilten Gemüther stehen; und keines persönlichen Interesses, nicht einmal der Rechthaberei beschuldigt werden können. O! warum bin ich kein Mensch im Amt! keine Fürstin! (Du hast Recht über mich; darin.) So wahr Gott lebt! ich wirke gut: ich sehe es. — Also ich bin wohlgelitten im ganzen Hause. — Nun Deinen Brief. Es freut mich unendlich, mein geliebter Freund, daß Dir mein Thun und Schaffen auch gefällig und wohlthätig ist: daß ich Dir bequem bin, und im kleinen Leben helfe: daß ich Dir bei den Reiseanstalten der Unsrigen einfiel. Ja, ich weiß, was ich will; die Gottesgabe hab' ich; denk Dir, was ich also litt, immer nicht zu können bei diesem hellen Willen: und bei dunklem, trüben, schadenden, die Macht und Fülle zur Seite zu sehen: überdummt und überschrieen und überhandelt zu werden! zum sichtlichen Schaden Aller. „Alle

Schuld rächt sich auf Erden", das war hier meine Hölle. — In den Angelegenheiten der Weltregierung, und den Kämpfen der Menschheit denk' ich wie Du: und traue Dir sehr viel. Nach Deinen Briefen soll sich mein Thun und Kommen richten. Auch Einen Wunsch hab' ich mit Dir: bei Dir zu sein. Mich hungert noch bei allem anderen nach Mittheilung, Lesen und männlichen Gesprächen. Also Madam Reinst ist schon dort! Ich wußte nicht, daß die Hochzeit vollzogen ist. Ich freue mich Deiner Meinung über unsere Zukunft! bin aber immer noch nicht in Berlin verliebt. Wegen der armen Provinz und Gegend. Die Sonnenuntergänge sind bei uns schöner; und vieles. Ach! ich kenne alles Gute: das Land ist ja mein Bruder: und nur, wie ich mich hasse, hasse ich es! Du denkst wohl, ich werde ohne Dich umherreisen. Höchstens nach einem Bade; nach Sommerluft. Und auch wie hart, ohne Dich! Nein, es muß anders kommen. Damit mein' ich nichts Bestimmtes, und bin mit allem zufrieden; weil ich es mit Dir, theure Guste, bin!!! Was Du mir von Beyme schreibst, nährt recht mein Herz! Daß es solchen Mann giebt, ist schon eine Freude; daß der unser Landsmann, wieder; und daß er schon ein solches Amt im Lande besessen, daß man ihn doch noch ferner gebrauchen wird! Daß er wohlhabend ist, freut mich! Und daß er gut von Dir denkt, und Dir wohlwill. Hättest Du ihm sagen können, wie eingenommen ich von ihm bin. Ich, die unbekannterweise wider ihn war; ich weiß nicht mehr durch welche Umgebungen und Erzählungen und Voraussetzungen, kurz: es pflegt nichts mit den Leuten zu sein, besonders mit denen in Aemtern und Würden; und an Favoriten! Treyler ist zu bescheiden; das sagten wir längst: drum macht er zu viel Wesen aus mir: meins, wie es ist, ist nicht schlecht: aber er muß mich nicht beschämen. Nun! ich bin gewiß für ihn: ich fischte ihn ja gleich aus der Rezensien vor acht, neun Jahren, und er ist ein lieber Mensch. Bleibt er nicht in unserem Land? Die Männer, die ihn ehren, müssen ihn gar nicht weglassen. Wir werden schon wieder mit einander sprechen. Ich bin sehr stolz und vergnügt, daß er mir gut ist; und freue mich, wie es Dich freut. Zum Glück kann ich kein Narr werden, sonst würd' ich's von Deiner Liebe. Beste Guste! Die Ansicht seines Magnetismus kenne ich von ihm; geistreich ist er immer. Hast Du ihm anderes Geschriebenes von mir gezeigt? Du hast ja alles. Louis und Markus stehen

vor mir. Koreff auch. Es freut mich, daß meine Freunde Dich fêtiren! daß Du bei Wolff's und Oppenheim's bist: und die Szene in der Börsenhalle. Apropos, Gentz geht auch nach Paris, wenn die Anderen gehen. Ich weiß es durch die Dame, mit deren Gemahl [Adam Müller] Du in Schönbrunn so schriest. Was Du von Devrient schreibst, ist vortrefflich! ich hätte nicht besser geschrieben diesmal. Ich bin äußerst begierig ihn zu sehen. — Den Wechsel an Arnstein mit fünfhundert Gulden in Silber habe ich erhalten. Schönen Dank! Nun warte ich, bis Dein Brief heute kommt, und schicke morgen Johann mit diesem nach Wien. Adieu unterdessen, bestes Kind! Ich muß ein wenig gehen. Alle quälen mich auch schon. Adieu.

11 Uhr Abends.

Ich habe Deinen Brief, der mir Deine Abreise nach Nancy ankündigt. Ich folge, so bald es geht. Beyme ist göttlich, Du mein liebes Kind! Künftig Antwort. Johann muß aus dem Hause; und morgen früh aus Baden nach Wien. Lebe wohl, glückliche Fahrt! Künftig Antwort. Mit tausend Dank Dein!

Für August. Bitte, bitte! gleich!

An Rahel.

Saarbrück, den 11. Juli 1815.

Dienstags Abends nach 8 Uhr.

Theure, geliebte Rahel! Heute Mittag kamen wir nach einer kurzen, angenehmen Fahrt von Kaiserslautern hier in dieser freundlichen Stadt an, die im vorigen Jahre das Unglück hatte, von dem wiedererlangten deutschen Rheinland getrennt, und ganz allein ohne Noth und Zwang der Umstände, gegen ihren heißesten, laut ausgerufenen Wunsch den Franzosen als eine Zugabe zu dem alten Frankreich schändlicherweise überlassen zu werden. Man überließ also die besten und theuersten Landsleute freiwillig dem Zustande, den man selbst für den schlechtesten erklärt, und gegen den man auch sie zu den Waffen

gerufen hatte! Zweierlei wirkte hiebei, der Eigennutz Talleyrand's, der grade hier einen Theil seiner Einkünfte aus den Kohlenwerken zog, und die dumme Einfalt Hoffmann's, der in der geringen Zahl der abgetretenen Seelen die Entschuldigung ihrer Abtretung und diese gleichgültig fand, und weil niemand am rechten Orte widersprach, so ging die Sache ohne Schwierigkeit durch. Jetzt sind die Leute außer sich vor Freude über die neue Aussicht und Hoffnung, die ihnen der erfochtene Sieg verheißt, sie fürchten nicht die Betrachtung, daß sie doch vielleicht wieder an Frankreich fallen könnten, und sprechen gleich wieder laut ihre Wünsche aus, vergessen, daß wir sie vor dem Jahre so häßlich verrathen, und verlangen dringend wieder deutsch zu werden. Eine Deputation der Stadt sprach diese Gesinnung heute dem Fürsten aus, ja sogar, denke Dir, geliebte Rahel, welche einzige, ruhmvolle Auszeichnung! sie verlangen in einer schriftlichen Petition ausdrücklich preußisch zu werden, ein Beispiel, wie noch kein anderer Staat eines für sich anführen kann! Jetzt eben beginnt die schönste, jubelvollste Erleuchtung, welche die Stadt zur Ehre der Anwesenheit des Fürsten veranstaltet! — Wir warten hier einen Kourier ab in einem schönen Wirthshause, ich mit Stägemann auf einem recht guten Zimmer, in gutem, geselligem Zusammensein, alles auf dem besten Fuße miteinander. Kercff und Philippsborn sind nun auch angekommen, und vermehren die Gesellschaft, die schon durch den Minister Altenstein, den Geheimen Legationsrath Nenfner, den Hauptmann Müller und Andere zu unterhaltendem Gemisch angewachsen war. Ich bin mit meiner persönlichen Stellung durchaus zufrieden, sie wird in Rücksicht des Umgangs wieder grade so, wie sie bei Tettenborn war, nicht ohne manche persönliche Verlängnung und scheinbare Herabstimmung von meiner Seite, aber mit dem belohnendsten Vortheil. Der Fürst ist sehr liebenswürdig, das muß ich in jedem Briefe mit immer neuem Grunde wiederholen! Bei Tische ist es immer eine Art Vergnügen. Heute besonders war es angenehm lebhaft, wir sprachen von Kriegssachen, lobten Tettenborn, über Geschichte, wo Altenstein behauptete, die Aufzeichnung der jetzigen werde wegen immer neuen Dranges der Begebenheiten beinah unterbleiben, es sei daher sehr gut, daß ich wenigstens ein Stück davon festgestellt etc. Ich schreib' es Dir, wenn ich gelobt werde, gegen Dich, liebe, theure Rahel bin ich ruhmsüchtig gegen Dich? grade umgekehrt, nur für Dich,

Geliebte, wohlverdiente Freundin, die ich mir immer neu verdienen möchte! Nach dem Eſſen gingen wir ſpazieren, auf einem hohen Terraſſen-Garten, wo wir eine ſchöne Ausſicht hatten. — Der Jubel erreichte draußen den höchſten Grad, ſie ſingen Spottlieder auf die Franzoſen, rühmen das Deutſche, Du vergingſt in Thränen, wenn Du das mit anhörteſt, geliebteſte Rahel! auch andere ſchöne, alte Lieder ſingen die Jungen „Zu Straßburg auf der Schanz', da fing mein Unglück an". Am hohen Stadtthurm leuchtet die Inſchrift „Vivat Fürſt Hardenberg", die Fenſter der Häuſer ſind zum Theil mit den geſchmackvollſten Blumengewinden und großen Sträußen geziert, die Jungen tragen Lichter und grüne Zweige und Kränze auf Stangen umher, kurz, es iſt ein Feſt ohne Gleichen. Die Zierlichkeit und der praktiſche Geſchmack, den ſie, wie Goethe ſagt, ſchon als Nachbarn von den Franzoſen gelernt, wenden ſie nun für uns an, und bringen ſie uns zu! — Ich hoffe, geliebteſte Rahel, Du haſt meinen geſtrigen Brief aus Kaiſerslautern mit der dringenden Aufforderung, nach Frankreich zu reiſen, ſchon geleſen, wenn Du dieſen erhältſt: ich wiederhole meine Bitte, reiſe ſobald als möglich über München, Stuttgart und Heidelberg nach Frankfurt, und ſchreibe vorher an Otterſtädt; dort wirſt Du hoffentlich nicht lange auf den Ruf nach Paris warten dürfen: alles zieht dahin, auch die Frau von Reuſner mit der Gräfin Zichy haben dieſe Reiſe vor. Und geſetzt auch, Du bliebſt länger in Frankfurt, ſo biſt Du doch Pyrmont und Wiesbaden nahe, in der Mitte aller ſchönen Gegenden und der beſten Nachrichten. Nachdem ich nun alles dies geſagt, und Dir wiederholt betheuert, wie unwiderſtehlich die Sehnſucht in mir immer zunimmt nach Deinem Wiederſehen, wie ich nur in Deiner Nähe Glück und Beruhigung finde, und wie nur immer derſelbe einzige Wunſch in meinem Herzen ſchlägt, ſo muß ich doch nun mit freier Beſonnenheit und unſchmerzlichem Gefühl Dich dringend und wieder dringend auffordern, nur die Umſtände, wie ſie vor Deinen Augen ſich entwickeln, nur das Gefühl, das der Augenblick Dir erzeugt, mit Einem Worte, lediglich Dein Urtheil, Deinen Sinn zu berathen und zu befolgen; ich wäre untröſtlich, wenn Deine Liebe und Güte für mich auch außerhalb Deiner Neigung fortwirken wollten, und Du mir, was Du ſonſt nicht gern thäteſt, doch gern zu Gefallen thäteſt! Dies bezieht ſich auf die leiſeſten Vorgänge des Gemüths,

liebe Rahel, nicht auf die äußerlichen Hauptstriche des Handelns, da wäre ich ein Thor Dir nur erst zureden zu wollen, ich weiß ja wohl, daß Du nicht nur, weil ich es will, frei bist, sondern streng und klar es an und für sich bist und bleiben mußt. — Ich hoffe für uns das Beste, geliebte Rahel, in aller Rücksicht, es gehen immer mehr gute Zeichen auf! Ich rechne dahin z. B. auch, daß Altenstein Oberpräsident der Mark wird, und mir daher bei meinem künftigen Verhaben in Berlin bei seinen günstigen Gesinnungen für mich von größtem Nutzen sein kann. — Geliebte Rahel, wie soll ich Dir ausdrücken, mit welchem Feuer, mit welch eindringender Erweckung Deine lieben Briefe mich beleben! wie der Pulsschlag Deiner lebenströmenden Worte mich mit Entzückungen durchschauert! „Und sei meiner auch, wenn ich flüchtig schreibe, meiner Liebe, meiner Einsicht über Dich, meines Gedenkens Deiner, meiner Liebkosungen und Liebesworte gewiß!" Solche Worte, die Du mir schriebst, geb' ich Dir zurück, liebe, theure, gute Rahel!

Blücher's Brief ist sehr schön: wahrscheinlich gilt die Ueberschrift: „Mein Freund!" dem Fürsten Schwarzenberg? Daß Tauenzien ruhig in Berlin war und wohl noch ist, wirst Du wohl schon erfahren haben, den hält auch unser Glück von den Kugeln zurück! Ich hätte Dir gern ausführlich über diese Angelegenheit nach Markus' Mittheilungen berichtet, allein es hat sein Mißliches und könnte schaden, daher ich nur wiederhole, daß sich alles zum Besten anläßt. Von Willisen habe ich nichts gehört, wahrscheinlich ist er gesund und wohlbehalten, denn alle seine Freunde haben geschrieben, und hätten es nicht verschwiegen, wenn ihm etwas geschehen wäre, ich hoffe ihn und den Maler Meyer in Paris zu sehen. Kereff läßt Dich vielmals grüßen; er sagte bei der schönen Aussicht vom Terrassen-Garten gleich zu mir: „o wäre doch nur Deine Frau mit uns!" Die Herzogin von Sagan hat gegen ihn unrecht, er beklagt sich über sie noch mehr, und sagt, sie habe ihn gering behandelt, und ihn sechs- bis siebenmal um eitler Ursachen willen, trotz des verabredeten Kommens abweisen lassen. Deine Lebensart, Dein Umgang, die Tagesart in Baden gefallen mir ungemein, ich möchte immer gleich dabei sein, eigentlich doch nur, weil Du da bist, denn ohne Dich wäre mir ja gleich alles nichts, so wie es mir auch nichts ist mit Dir! Ich liebe in allem doch nur Dich, in Deiner Umgebung nur Deine Be-

wegung, Dein Dazwiſchenſein, und in allem anderen nur den Stoff und Anlaß!

Den 12. Juli, Mittwochs.
Vormittags gegen 11 Uhr.

In dieſem Augenblicke kommt Humboldt an; unſere Geſellſchaft wird nur immer zahlreicher, wir ſind ſchon über 20 Wagen. Nach dem Eſſen werden wir wohl weiter reiſen. Bis jetzt haben wir kleine Tagmärſche gemacht, und die Nächte geſchlafen. Der König aber verlangt ſehr nach dem Kanzler, und wir werden wohl eilen müſſen. In der Gegend von Metz und Verdun ſoll das Langeron'ſche Korps ſtehen, dabei iſt Tettenborn, welche Freude, wenn ich den ſähe! wir werden aber wohl einen Umweg nehmen, um die Nähe ſelbſt der umſtellten Feſtungen zu vermeiden, und richten unſeren Lauf nach Châlons, von wo es im Fluge nach Paris gehen kann. Der Aufſtand der Bauern im Elſaß und einem Theile von Lothringen wollte erſt ſehr gefährlich werden, wird aber jetzt durch die überall einrückenden Truppen und beſonders durch die Nachricht von dem Fall von Paris ſchnell niederſinken. Die Kapitulation von Paris zeugt übrigens noch von ſehr bedeutenden Streitkräften der Franzoſen, die ſich hinter der Loire ſehr vermehren und günſtig aufſtellen könnten, wenn nicht dieſe Sachen alle politiſch beendigt würden, ſondern es militairiſch werden müßten.

Eben erhalten wir die Nachricht von der Wiedereinſetzung Ludwigs des Achtzehnten. Was ich dabei denke und empfinde, magſt Du ermeſſen! Das hilft ihm nicht, und ſchadet uns allen: ſo lautet mein Spruch! Wir reiſen noch heute. Leb wohl, geliebte, theure, einzige Rahel! Deine Reiſe nach Frankfurt ſcheint mir auf jeden Fall gerathen, wenn es auch keine nach Paris werden ſollte, wie nun allerdings möglich, mir aber doch noch immer nicht wahrſcheinlich iſt, mir däucht ein längerer Aufenthalt dort unvermeidlich! Reiſe daher, Geliebte! Ich bitte Dich!

Ewig Dein treuer

Varnhagen.

An Rahel.

Paris, den 16. Juli 1815.

Sonntag Abends nach 10 Uhr.

Einzigtheure, geliebte Rahel! Mit Recht red' ich Dich mit diesem Namen an, denn jedes Ereigniß, jede Erfahrung übt auf mich kaum eine andere Wirkung noch, als mich immer mehr, und so die Reihe herum an allen Gegenständen, zu überzeugen und darauf zurückzuführen, daß alle Richtung meines Lebens, seine Freude und sein sonstiger Inhalt nur einzig in Dir beruht, nur Dich meint und will! Wie lebhaft und innig dacht' ich Deiner auf der Reise, wie sehnsuchtsvoll und traurig hier in Paris! Du fehlst mir überall, aber da am meisten, wo irgend ein selbstständiger und starker Reiz mich zu fassen berechtigt scheint, und ich grade nur desto heftiger erfahre, daß er mich keineswegs zu erfüllen im Stande ist, dagegen der schwächste und zufälligste mir genügt, sobald Du dabei bist! Ich hatte mich gewissermaßen gefreut, geliebteste Rahel, wieder nach Paris zu kommen, und alle die mannigfachen Gegenstände, welche dieser große Sammelplatz von Welt besonders unter diesen Umständen meiner Theilnahme darbieten mußte, bewegten sich ungeduldig in meiner Einbildung; ich kam diesmal in vortheilhafteren Verhältnissen hieher, als je, unter günstigeren Aussichten, mit beruhigterer Seele, und dem Vorsatze, diesen Ort recht gelten zu lassen für mich und Andere; nun bin ich seit gestern Abend hier, und alles Genannte bleibt ganz in seinem Werthe und erscheint sogar noch in neuem dazu, aber mit schmerzlicher Wehmuth durchdringt mich alles nur, mit zarter Innigkeit dringt durch alles Vorhandene nur ewig der eigentliche, wahre Wunsch des Herzens hervor, auf den es allein ankommt, in welchem alle anderen erfüllt werden, das ewig erneuerte und in seinen tausenden von Zweigen unaufhörlich fortwachsende, theure erhebende Wohlgefallen an Dir, das beruhigte Zusammensein, das Vertrauen, die Hingebung, die Rücksichtslosigkeit, mit Einem Worte, das edle, schöne, stille Gefühl Deiner Gegenwart, Deiner lebensfrischen Empfindung, Deines liebevollen, sittlichgroßen Daseins, o Du geliebte, einzige, unersetzliche, unentbehrliche Freundin! Wie hat sich heute

ſchen immer das tiefſte Herz ſich zu Dir hingewendet, um Sicherheit und Frieden in dieſen Tag hereinzurufen! Wie kehr' ich traurig und gleichſam zielloß aus all den Anſchauungen und Vorgängen dieſes Tags in das Haus zurück, wo mir meine geliebte Rahel fehlt, durch die jeder Gedanke, jedes Bild und jede Berührung des Lebens nun erſt Haltung gewinnen wollte! Mit dieſer Betrachtung mußt' ich meinen Brief anfangen, geliebteſte Rahel, obwohl ich es nicht wollte, ich mußte Dir die Stimmung zeigen, in welcher ich mich an's Schreiben begab. Nun will ich aber ſogleich zu erzählen anfangen.

Wir ſchliefen zuletzt in Epernay, wo wir vorher bei ſchlechtem Champagner und guter Laune bis tief in die Nacht zum Abendeſſen ſaßen; der Kanzler, wie auf der ganzen Reiſe, äußerſt vergnügt über die geſellſchaftliche Lebhaftigkeit, die ſich zwiſchen uns entwickelte, Humboldt wirklich komiſch und ſehr aufmerkſam auf mich, weil ich immer, und nicht ohne Erfolg, mit ihm dialektiſch ankam, und wenn z. B. ein Satz von ihm als ein ſolcher aufgeſtellt wurde, den wohl niemand in der Welt beſtreiten könne, ſogleich rüſtig erwiederte, daß ich ihn allerdings beſtritte etc. Unter den zahlloſen Wageſätzen, die er aufſtellte, war auch der, daß an's Kreuz geſchlagen zu werden, wie einigen unſerer Soldaten von den aufrühreriſchen Bauern geſchehen ſein und auch uns bevorſtehen ſollte, eine zwar gar nicht gewöhnliche Art, er aber überzeugt ſei, daß man auch ſo leben könne, und daß Chriſtus viel zu viel Aufhebens davon gemacht; dies ungefähr in einem Tone, als wenn ein Anderer mit ruhigem Ernſt etwa meinte, man habe ſich zwar eigentlich nicht daran gewöhnt, könne aber auch, wenn es nöthig wäre, doch mit geringem Aufwand leben. Von Epernay, wo uns am anderen Morgen Koreff, Philippsborn und die Uebrigen, die in einer zweiten Abtheilung von Wagen fuhren, einholten, flogen wir gleichſam, denn wir machten je drei Meilen in zwei Stunden, nach Paris, wo wir geſtern Abend bei guter Zeit eintrafen, und unſere beſtellten Quartiere, Stägemann und ich in demſelben Hauſe, nicht weit vom Kanzler, nicht eben gut, aber auch nicht ſchlecht, einnahmen, und darauf zum Kanzler zum Eſſen gerufen wurden, und zu meiner großen Freude auch Gruner fanden. Der Kanzler, Stägemann, Gruner und ich ſprachen längere Zeit ganz allein, die jetzige Lage der Dinge wurde verhandelt; Anſichten ſprachen ſich aus, die wir früher gefaßt hatten, als Einſichten, allgemein

sind schon die Ueberzeugungen, die wir vor Monaten einsam hegten. Kein Mensch glaubt jetzt mehr an die Möglichkeit, daß die Bourbons in Frankreich Herrscher bleiben können, überall stieß die unbeschreiblichste Verachtung, der schändeste Haß gegen sie dem Beobachter auf, Kaiser, Könige, Minister, Soldaten, alles hegt darüber die gleiche Meinung. Die Rückkehr der Bourbons setzt uns daher auch in einige Verlegenheit, sie kamen gegen unseren Willen, aber unter dem Schutz der Engländer, und sind schon jetzt unsere bittersten Feinde, die wir neben Napoleon zugleich zu bekämpfen haben; wie weit das geht, brauch' ich Dir nicht zu sagen, alles, was wir unter dem Namen Emigrant begreifen können, blüht und grünt hier. Wir werden nun freilich den Anstand nicht verletzen können, unter Königen meine ich hier den Muth und die Geschicklichkeit dazu haben, und eine Aenderung in Hinsicht der Herrschaft vernehmen, wir werden die Bourbons in ihrer unglaublichen Schwindelei und Armseligkeit zurücklassen, aber das ist das Schrecklichste, was ihnen geschehen kann, und gleich werden sie wieder hintertrieben sein, wenn sie nicht vielleicht gar totgeschlagen werden. Dies ist jetzt schon ein ganz trivialer Satz, eine platte Meinung, an der kein Mensch mehr etwas findet. In St. Mihiel unterwegs sagte mir schon eine ganz gemeine Frau, Madame Rateise hört' ich sie nennen, eine derbe, rüstige Häßlichkeit mit einem Kinde auf dem Arm: „Monsieur, aprèsnt vous retournerez tous les ans à Paris, pour faire ventrer les Bourbons!" Und ein Anderer aus dem Haufen schrie mir zu: „Vous ne voulez pas de Napoléon, eh bien! nous ne voulons pas des Bourbons, qu'on les mette donc à la porte tous les deux! Nous ne sommes pas faits en France pour être gouverné par des prêtres; d'abord nous ne sommes pas catholiques!" was um so hübscher ist, da sie doch Alle katholisch sind. — Und dann: „Qu'est-ce que c'est que ce roi goutteux? il dit dans sa proclamation qu'il accourt: vite, une chaise de poste à six chevaux, et le voilà à Paris! Il nous faut un roi bambocheur, un roi qui nous sait mener à la guerre, non! nous en avons assez!" — worauf Jener wieder mit gleichgültigerem Tone nur so ebenhin antwortete: „Eh! il nous en faut toujours un peu!" Dies ist nur ein einzelner Ausbruch der allgemeinen Stimmung, wie sie denn als auffringliche Thatsache auch von den Fremden nun völlig erkannt ist, aber ohne daß sie ihre Handlungen darnach ein-

richten werden, weil die Engländer, die Hauptbegünstiger der Bourbons, bei dem Zustande, in welchen durch diese Frankreich versetzt wird, ihre Rechnung am besten finden. Meine ersten Besuche waren bei Pfuel, der hier preußischer Kommandant ist, und wo ich beim Frühstück Oetzel, Flemming, Holk und Wagner als ihm zugetheilte Offiziere fand, Pfuel und Flemming erkundigten sich angelegentlichst nach Dir! Ich erfuhr von Pfuel Gutes und Schlimmes; das Gute, daß er Willisen nach den Schlachten wohlbehalten gesehen, ohne daß er mir jedoch gleich zu sagen wußte, wo er jetzt sei, wahrscheinlich aber vorwärts an der Loire; das Schlimme leider, daß man nicht wisse, was aus dem Maler Meyer geworden, der am Tage der Schlacht mit einem Befehle verschickt worden, in einen Reiterangriff gerathen, und seitdem nicht wieder gesehen worden; doch meint Pfuel, sei es noch möglich, daß er lebe, und er werde noch einige Monate warten, bevor er die schreckliche Nachricht nach Rathenau gelangen lasse. Der arme Junge, mit seinem ahndungsvollen Abschied! und seine arme verlassene Frau! — Dann ging ich mit Stägemann zu Schlabrendorf, den ich ganz als denselben wiederfand, nur mit einem langen grauen Bart, den er sich aus Bequemlichkeit wachsen ließ, und der ihm ein halb gespensterhaftes, halb närrisches Ansehen giebt, so daß mich sein Wiedersehen eigentlich recht traurig machte. Er sprach aber vortrefflich. Zwei Briefe und Sendungen, die er mir seit Napoleons Landung mit den wichtigsten Aufschlüssen zugeschickt, habe ich leider nicht bekommen, beide gingen über die Schweiz und beide noch nach Wien, wo der letzte allerdings erst nach meiner Abreise eintreffen konnte. Als wir bei Schlabrendorf saßen, trat mit Einmal Humboldt herein, wahrscheinlich um sich seine Weisheit dort zu holen, und deshalb verlegen, uns schon da zu finden. Er hielt sich aber nicht lange auf, und sagte, er habe den Grafen nur bitten wollen, mit dem Kanzler im rocher de Cancale zu speisen, und kündigte ihm für nächstens den Besuch des Fürsten an, zugleich lud er uns im Namen desselben zu dem Mittagessen ein, welches wir annahmen, da unsere Hoffnung mit Schlabrendorf zu essen, durch dessen Nichtausgehen getäuscht war. Wir kamen nach Hause, und fanden die Einladung des Kanzlers noch besonders, fuhren zum rocher, und trafen dort auch noch den Minister Altenstein, Jordan, Flemming, Holk etc., der Kanzler mußte aber gleich nach dem Essen zum russischen Kaiser,

und so kam es, daß Fürst Blücher und Gneisenau, die ihn dort aufsuchen wollten, ihn nicht mehr fanden, sich aber nun eine gute Weile mit uns zusammensetzten. Ich saß neben Blücher, und glaubte zu träumen und unter lauter Märchen zu sein, als ein so fabelhafter Held erschien er mir. Er sagte die sonderbarsten, derbsten Sachen, schimpfte auf Münster und den Grafen Hardenberg, sagte Humboldt'en, er hätte noch wegbleiben sollen u. dergl. mehr, auf die Bourbons ist er wüthend, und will durchaus den König nicht besuchen, den und den König der Niederlande nennt er die schlechtesten Kerls. Ich muß Dir auch zwei Briefe von Blücher mittheilen, die mir Grunner auswendig sagte. Als man in Frankreich einrückte, schrieb unser Gesandter am französischen Hofe, Graf Goltz, an Blücher, und bat im Namen des Königs Ludwig um möglichste Schonung des Landes, als des Reichs eines Verbündeten, worauf Blücher schrieb: „Ew. Hochgeboren habe ich die Ehre auf Deren Schreiben zu erwiedern, daß ich gesonnen bin in Frankreich einen Stank zu lassen, der zwanzig Jahre stinken soll u. s. w." — Dann als die Brücke von Jena hier gesprengt werden sollte (wobei drei Fehler begangen wurden, daß man es wollte, daß man ungeschickte Artilleristen dabei hatte, daß man es sich verbieten ließ), nahm der unabgeschreckte Graf Goltz wieder die Feder, und bat im Namen Talleyrand's um die Erhaltung der Brücke, worauf Blücher wieder antwortete: „Ich habe beschlossen, daß die Brücke gesprengt werden soll, und kann Ew. Hochgeboren nicht verhehlen, daß es mich recht lieb sein würde, wenn Herr Talleyrand sich vorher drauf setzte, welches ich Ew. Hochgeboren bitte ihm wissen zu lassen." — Hier sieht im Allgemeinen alles noch sehr bunt aus, und selbst die Höchsten sind noch nicht gewiß, in welchem Sinne sie verschreiten wollen. Doch scheint man darüber einig, daß man den Franzosen Geld und Land abnehmen will, wenn sie nicht etwa so gescheut und geschickt sind, dieses Verhaben durch unsere Entzweiung und ihre rastlose Einflüsterung und Thätigkeit am Ende doch noch zu hintertreiben. Eigentlich ist alles durcheinander gewirrt, und niemand weiß, woran er ist, daß die Koalition der Mächte noch fortdauert, sieht man höchstens daran, daß ihre Truppen noch nicht aufeinander schießen, denn sonst besteht der größte Haß, der sich mit wüthender Eiferung besonders auf Preußen wirft, die ihm aber auch am meisten gewachsen sind. Fouché, Ludwigs Polizeiminister jetzt, wie vor kurzem Napoleons, sieht

mit Beſorgniß auf Grunner, der allerdings beſtimmt iſt, die Adminiſtration hier zu führen, wenn es noch zu einer ſolchen kommt. Meine Freunde ſind diesmal ziemlich oben, was ich hier beſonders günſtig finde, und vorzüglich, wenn Du erſt hier ſein wirſt, geliebte Rahel! Ich glaube noch immer Dich mit gutem Gewiſſen und aller Sicherheit hierher rufen zu können, und würde Dir ſogleich das Gegentheil ſchreiben, wenn ich Beſorgniſſe fände. Ich bin ganz aufrichtig gegen Dich, geliebteſte Freundin, und auf mich kannſt Du Dich ganz verlaſſen! Sei nur erſt in Frankfurt; bis dahin wird hier alles ein entſchiedenes Geſicht angenommen haben, und ſich nach einzelnen Zügen, wie im Ganzen beurtheilen laſſen; bis dahin werd' ich Dir auch den beſten Reiſeweg von Frankfurt aus gehörig anzeigen können. Die anderen Frauen begeben ſich ſchon auf die Reiſe hieher; ich bin aber weit entfernt, dies zum Maßſtabe für Dich zu machen, ich beurtheile die Sache aus unabhängiger Anſicht, und wenn ich Dir ſchreibe, Du ſollſt kommen, ſo habe ich beſſere Gründe, als den, daß ja die Anderen kommen. Aber nach Frankfurt zu reiſen, verſchiebe nur ja nicht länger, geliebte Rahel, damit der Sommer nicht entfliehe, und noch der Herbſt in Wien Dich überraſche! Geliebte, theure Freundin! wie verlangt mein ganzes Herz nach Dir! — Draußen rauſcht der Wind durch die grünen Baumgebüſche des Gartens, auf den mein Zimmer ebener Erde ſtößt; ich wohne rue de Varennes № 35, werde aber wohl ausziehen. Deine Briefe ſchicke nur immer an Otterſtedt. — Jette Mendelsſohn traf ich nicht zu Hauſe, ſie iſt immer hier geblieben, General Sebaſtiani auch. Frau von Jordis traf ich auch nicht, wohl aber Herrn von Jordis, der mich für immer zum Eſſen einlud; iſt das nicht recht, daß wenn man der Frau die Cour macht, der Mann einen einladet? Komm, liebe Rahel, und ſage mir, wen ich einladen ſoll! Liebe, Theure! —

Montag, den 17. Juli 1815.

Geliebte Rahel, es iſt nun ganz gewiß, daß wir auf lange Zeit hier bleiben werden, es wird eine ordentliche Verwaltung der Länder dieſſeits der Loire von den Verbündeten eingerichtet, und Preußen bekommt davon ſeinen guten Antheil. Die Franzoſen werden zwar ſchlimme Geſichter dazu machen, und noch

mehr, wenn von Abtretungen die Rede sein wird. Der König hat jedoch keine Wahl, und wird thun müssen, was wir wollen, ja unseren Aufenthalt hier sogar gern sehen, da er sonst keine Sicherheit hat. Es marschiren noch zwei starke preußische Armeekorps, worunter auch das Tauenzien'sche, nach Frankreich herein. Eine andere Verstärkung, die hereinrückt, ist Gentz; denke Dir, er soll schleunig hieher kommen, Metternich will es haben; ob er es wagt? ich zweifle. Jettchen Mendelssohn habe ich nun gesprochen, sie fragte auf die theilnehmendste Art nach Dir, und freut sich Deines Hierherkommens. Auch Schlabrendorf sah ich wieder, er sprach auch von Deinem „weit- und altsehenden Verstande"; der Verlust seiner Briefe, die ausführliche, große Schilderungen des hiesigen Wesens enthielten, schmerzt mich sehr; den ersten schickte er durch die Schweiz, den zweiten kürzeren gab er dem Legationsrath von Böhm mit; eine Sammlung französischer Chansons, als geschichtliche Belege der Ereignisse und Stimmungen, hatte er an Frau von Welzegen gesandt, von der ich sie erhalten sollte. Als ich noch bei ihm saß, kam Bollmann, der seit zehn Tagen aus England hier ist und Dich herzlichst grüßt. Sieveking ist auch hier; Adam Müller versteht sich. Tettenborn wird hieher kommen, ich habe einen herzlichen Vertrauensbrief von ihm bekommen, er will mich sprechen, da werd' ich ihm auch das wegen Arnstein sagen. — Gneisenau hat einen Artikel aus dem „Deutschen Beobachter" über den Zweck des Kriegs, ohne mich als Verfasser zu kennen, abdrucken und in 10,000 Exemplaren bei der Armee vertheilen lassen. — Ich bitte Dich, geliebteste Rahel, mich Deinen werthen Gastfreundinnen angelegentlichst zu empfehlen, und Ihnen allen an's Herz zu legen, wie deutsche Frauen jetzt nichts vaterländischeres thun könnten, als nach Paris zu kommen, um die deutschen Heldenmänner nicht um den Trost und die Freude zarter Heimathlichkeit zu bringen, die der Umgang mit den Französinnen nicht gewähren kann. Lege dies besonders der Baronin Arnstein und ihrer verehrten Tochter an's Herz, sie sollen sich kurz entschließen, und hier so schöne und liebenswürdige Kreise um sich versammeln, wie sonst in Wien. Ich rede im Ernst, es ist eine Art Pflicht, uns hier nicht allein zu lassen, während anderthalb Jahr, wo wir unfehlbar verwüstern müßten, ohne deutsche Art und Sitte! Stelle dies recht lebhaft vor, Frau von Eybenberg möge es be-

herzigen, Mariane und Jettchen desgleichen, Leben, Klima, Zerſtreuung, Reiſe, alles thäte den Damen hier ſehr gut, und Bad und Arzt thut am Ende nicht, was Paris zu leiſten vermag. Du gieb aber gleich das Beiſpiel! Liebe Rahel! Ich küſſe Dich mit innigſter Liebe, Du mein einzigſter Gedanke, der ununterbrochen unter allen anderen Gedanken tief wühlend in mir fortwährt! Lebe wohl! Sei geſund und fröhlich, vergnüge Dich! reiſe angenehm! Wie freu' ich mich des Wiederſehens, wie glücklich werde ich ſein! Leb wohl!

Ewig Dein treuer

Varnhagen.

An Katti und Titi viele Grüße! Du ſiehſt ſie doch wohl noch?

Schlabrendorf hat das eiſerne Kreuz ſchon voriges Jahr erhalten.

Adieu, Geliebteſte! ewig Dein!

Es iſt ordentlicher Zauber, daß ich jedesmal Briefe von Dir bekomme, wenn ich an Dich ſchreibe! Geliebteſte! eben bekomm' ich Deinen vom 2ten Juli aus Baden, voll lieber, vergnügter Nachrichten! Du himmliſche Wetterdichterin! Ja wohl, himmliſch haſt Du den Abend beſchrieben! o liebe Rahel, und Deine Krankheit! Ich zeig' es Koreff! Ich antworte ein andermal, ich muß ſchließen! Du haſt in allem Recht. Nur nicht mit dem Braunſchweig, die Vormundſchaft gehört England aus allen Gründen, wovon einer auch das Teſtament des verſtorbenen Herzogs iſt; das konnteſt Du nicht wiſſen, in dem Inneren haſt Du wohl Recht! Adieu, Geliebteſte! ewig Dein!

An Varnhagen in Frankfurt a. M.

Baden, den 17. Juli 1815. Montag
Vormittag nach dem Bade, 1 Uhr.

Wieder nach großem Regen. Ich unterhalte mich nicht schlecht: sehr oft gut. Bin noch mit dem Hause und der ganzen Societät Baden zufrieden. Fahre oft, gehe oft, sehe das Freie. Befinde mich im Ganzen besser: d. h. nur äußerst flüchtige rheumatische Schmerzen; habe nicht oft, weil es mir das Blut nach der Brust treibt: habe aber doch. Huste so gut als gar nicht mehr. Nämlich nur ein schwacher Rest; den ich aber doch sehr beachte; weil sich an diesen das ganze Uebel in seiner höchsten Macht wieder anspinnen kann. Gestern hat der Husten seine stärkste Probe von Unterwürfigkeit abgelegt. Ich ging nämlich zum erstenmal auf den Sonntagsball im Casino; ein ungeheurer Saal — nicht der, welchen wir hier sahen —, der schon so angefüllt mit Menschen war, als wir eintraten, daß wir lange an der Thüre mußten stehen bleiben, und eine Hitze empfanden, als stecke man den Kopf in einen Backofen. Diese Menschenluft ist es sonst, die mich am allermeisten husten macht; den Winter; und bis jetzt. Gestern aber husete ich in mehr als zwei Stunden, die wir dort blieben, nicht Einmal auf. Dabei gingen wir hin und her. Also ein großer Progreß! Doch befällt mich noch zuweilen, ohne daß ich die Veranlassung ergründen kann, ein plötzliches und heftiges Kitzen im Hals, so daß ich die Gesellschaft verlassen, und aushusten muß. Dies soll und muß weg. Sonst leide ich sehr an den Nerven, d. h. ich bin ganz von den Wolken abhängig, die vorbeiziehen: gestern z. B. litt ich sehr an drückender Gewitterluft, die von einem rasenden Gewitter, von vorgestern, übrig geblieben war. Abends, mit völligem Mondseintritt, und Sonnenabschied, und nach einem Glase Eis, welches zu nehmen mir mein Zustand indicirte, ward mir besser: ich war sehr lustig und erheiterte Alle im Hause. Wir gingen wohl zu sechzehn, achtzehn Personen nach dem Ball. Die kurländschen Prinzessinnen hatten mir auch das Wort hinzukommen gegeben. Es kam aber nur Prinzessin Hohenzollern; Herzogin Sagan war unwaß, weil vorgestern das gräßliche Gewitter mit seinem Platzregen sie im Gebirge zu Fuß überrascht hatte. Die Hohen-

zollern kam aus Ehrlichkeit. Die jüngste, Jeannchen, hat böse Augen. Gräfin Fuchs war mit Prinzessin Pauline: ich that nicht dergleichen; sie fragte mich, ob ich hier wohne; sprach aber weder mit Paulinen, neben der ich saß, noch mit mir ein Wort. Wir auch nicht mit ihr. Vorvorgestern war Gentz hier zum Diné bei Prinzessin Wilhelmine, der ältesten, — so folgen sie: Wilhelmine, Pauline, Jeannette; und so werde ich sie nennen. — Ich sah ihn nicht; er heißt Gentz mit noch einem Namen (wie Tornew bei unserem): so stand er im Fremdenblatt. Wilhelmine reist Donnerstag über Salzburg und dergleichen Orte nach Frankreich: hätte ich's nicht plötzlich erfahren, reiste sie nicht so sehr in die Welt hinein um: ich wäre mitgereist. Und doch hätte ich's gethan, hört' ich nicht seit gestern, und grade auch durch Pauline Hohenzollern, wie böse man sich in Frankreich gegen uns beträgt. Metternich hat der Gemahlin mit dem letzten Kourier geschrieben, sie soll sich nicht wundern, wenn nun lange kein Brief kommt; vor Paris würde er keinen schicken; weil sie zu unsicher gehen. Auch soll man die Monarchen selbst nicht schonen wollen: und sie nur unter großen Eskorten reisen.

Von Dir, mein herzgeliebter Freund, weiß ich seit dem 4. Juli, dem Tag Deiner Abreise von Hause, nichts. Nach Nancy solltest Du direkt. Mir zur Liebe wirst Du so vorsichtig sein, als es Deine Pflicht erlaubt; und nicht Muth und Blut folgen; Stägemann ist so leichtsinnig: das weiß ich aus den Reiseberichten, die er mir selbst machte. Auf mein Andenken bei Dir verlass' ich mich; und auf mein Glück: auf das Gefühl davon! Hast Du doch zwei Kriege überstanden. Also sei ruhig: persönlich für uns, ängstige ich mich noch gar nicht. Dieser Gedanke geht in meine Seele nicht ein: sie ist zu klein dazu. Drum bin ich noch ganz lustig; und erwarte auch noch jeden Augenblick einen Brief. (So eben erhielt ich einen, der mir die Schröder anmeldet; die badet nun auch hier; grüßt Dich sehr! ich habe sie zu 5 Uhr zu mir beschieden.) Vorgestern, Sonnabend, schrieb ich nicht nach Berlin; zum erstenmal; obgleich Du mich beschieden, für's erste alles dort hinzuschicken. Aber es kommen Dir von dort noch ohnehin genug Briefe von mir nach, — ich schrieb bis Sonnabend zweimal die Woche; und Markus schrieb mir einen Moment nach Deiner Abreise, er habe zwei Briefe zugleich von mir bekommen. Diesen schicke ich nun Otterstedt, der ist Dir um zehn bis zwölf

Tage näher, und wird mir auch ſchon eine ſichere Quelle finden! Jedoch ſchreib' ich auch Mittwoch an Markus, mit der Bitte, Dir auch ſeinen Brief zu ſchicken; damit Du, geliebter, beſter, treuer Herzensfreund, von mir hörſt. Ich ſchrieb Dir auf all dieſen Blättern nur von mir; das iſt Dir wichtig! Ich werde auch von Dir hören! Vom Ganzen nicht ein Wort. Du kennſt alle meine Meinungen: aber ſage mir nur Eins! Was iſt das mit den Engländern? Die waren die erſten, zu ſagen, daß ſie die Bourbons nicht mit Gewalt einſetzen wollten; und nun führen ſie ſie wieder hinter ſich her. Wie iſt das zu verſtehen? Und wenn eine Parthei Franzoſen ſie nicht will: zu welcher Zeit darf man Frankreich räumen, es ſicher genug für die Bourbons halten, mit wem, und worüber, Friede ſchließen? Ich verſtehe nichts mehr; weder zu fragen; noch eine Antwort. Im ruſſiſchen Polen ſoll man äußerſt unzufrieden ſein, und Konſtantin nicht geliebt. Die Berichte über unſere Siege, Heere, und ihre Aufnahme, klingen alle gut. Bignon hat für ſeine Franzoſen nicht ſchlecht kapitulirt; der hat bei uns gelernt, was man nicht bewilligen ſoll als Beſiegte. So etwas beißt mich. Doch ſagt man, wir hätten ſo kapituliren müſſen; welches ich nur zu gut glaube. Geſiegt haben wir: und das iſt dreimal gut; als Vortheil, als Nicht-Nachtheil (als Muth für uns, und Demuth für die, die immer kamen und ſiegten), und daß ſie aus unſerem Lande bleiben.

Beyme hat göttliche Dinge geſagt; ich danke Dir, mein Liebſter! Das von den Advokaten iſt *mein* Liebſtes. Auguſt, Du weißt es nicht, ahndeſt es nicht, aber glaubſt es mir, wie ſehr mein Herz Dich liebt und ſich nach Dir ſehnt. Ja, ja, Güſteken, Du lebteſt, um mit Anderen und anderem leben zu können, zu ſehr in, mit, und bei mir. I nun! Du wirſt es ſchon lernen, und ſchöner nuancirt. Der Brief muß heute nach Wien! Vielleicht bekomme ich wieder einen, ehe er noch von dort abgehen kann, ohne es Dir melden zu können! Nach dem Reiche kann man jedoch hier alle Tage ſchreiben. Lebe wohl: ſchütze meine Liebe, meine Wünſche Dich. Wir ſehen uns bald. Wenn es ſicher iſt, komme ich. Hier will das *ganze* Haus nach Paris. Könnt' ich nur in Deutſchland zu Dir kommen! Alle ſind mir gut; grüßen Dich; und kennen uns; die ich *nicht* kenne, ſogar. Ganz Deine R. Ich küſſe Dich, und Deine treuen Augen!

Liebe Guste! Die Frau von Arnstein läßt Dich gar zu ſehr um etwas aus Paris faillant Ausgeſchnittenes bitten. Dies will ſie ſtatt der Grüße. Für die Marquiſe Prié mußt Du mir auch etwas ſchicken. Adieu, adieu, Lieber!

An Varnhagen in Paris.

Baden, Mittwoch, den 19. Juli 1815.

Bei ſchöner Hitze, vor dem Bad. nach einer göttlichen Mondſcheinnacht, die wir bis 12 Uhr im. Park und auf dem Anfang der Berge genoſſen; welches mich ſehr ſtärkte, wie beſonders jetzt wieder die Nachtluft. Geſtern, meine liebe Guſte, erhielt ich Deinen erſehnten Brief aus Frankfurt; vom 9. kurz vor Deiner Abfahrt beendigt. Er ging lange: man ſagt mir — Leute, die man beſchuldigt, von der Polizei zu ſein, Vernehme — es ſei die Polizei, die ſie zurückhält; ich kann durchaus nicht bemerken, daß ſie offen waren, und glaube es auch nicht; wohl aber an die hieſige Poſtenunordnung. Doch werde ich nie von hier etwas ſchreiben, was ſie der Polizei werth machen könnte. Mit dem Brief, den Dir Julchen Saaling ſelbſt überreichte, iſt dies der dritte, den ich Otterſtedt ſchicke; alſo werde ich Nummer drei drüber ſchreiben; und ſo fort. Bis jetzt habe ich, außer dem letzten Sonnabend, alle Mittwoch und Sonnabend ſeit unſerer Trennung geſchrieben; und glaube nicht, daß Dir ein Brief fehlen wird. Es freut mich ſehr, daß Du Ohme geſchrieben haſt! Thue es ferner mit ein paar Worten; es freut und erhält ihn ſehr; und überhebt mich, Nachrichten, die ich doch erſt von Dir bekäme, zu geben. Obgleich Dein Brief lange ging, und nur aus Deutſchland iſt, beruhigte er mich ſehr, weil ich nun glaube, ihr ſeid vorbereitet, und werdet behutſam ſein; und die Dinge ſich immer ändern und wenden; und beſonders nicht ſo ſind, als man zu befürchten nöthig hat. Ich denk' in allem wie Du. Und mache meine alten Fragen an uns — Alliirte. — Wie freut es meine Seele! — doch eigentlich (Du weißt es) mit Goethe'n gleich zu denken und zu fühlen, über unſere Geſchichten und ihre Helden: nicht umſonſt, denn nicht ohne Grund empfand ich Welt und Licht, die Natur — eigentliche Geſchichte — wie er. Ich bin nicht vermeſſen; wenn ich mich auch vergleiche. So wie ich es

sage, sint' ich es wahr; und dann kann ich's auch sagen: und so sehe ich auch die Menschen an, auf die man merkt. Ja, es geht so weit, daß, hätte man mir die ganze Zeit das Gegentheil von Goethe berichtet, ich eben so gewiß in meiner Seele gewesen wäre, daß er's so nimmt, wie man es jetzt so eilig, patriotisch, kleingesehen, feig und selbstisch tadelt. Den Egmont schreibt man nicht von ungefähr, und ändert sich nachher. Wie die Anderen, die nichts geschrieben haben, in ihren oft dicken Büchern: nichts was sie wirklich wären! die immer einem Zeitalter nach, aber nie vor sprechen. Geschichte sieht man, konstruirt sie selbst: die geistige Entwickelung der Völker ist ihre Geschichte: und die bringen Sterbliche, wie Goethe, hervor, indem sie sie sehen, verkündigen, prophezeihen, auch rückwärts, wie Friedrich Schlegel in der guten Zeit wußte, und sie sind es, die ihr Volk umbilden. Aber aus eben diesen Ursachen murrt immer das Rohe im Volke gegen ihre Moses, Sokrates, Goethe'n! Soll ich an Christus erinnern? Wie freut es mich, Varnhagen, daß Du auch schweigen willst; nicht mehr reden kannst! Wahrstes Zeichen der Reife. Was man alsdann Einmal sagt, wirkt und nährt; auch wie reife, süßsaftige Früchte, die zwischen Blüthe und Reife auch schweigen; in Säure und Härte. — Goethe hat den Leopoldsorden bekommen. Wie freut das meine Seele! Daß Weisheit, innere große Gaben gekrönt werden, Meistergelingen der Natur; daß man Wirken in unserem Vaterlande erkennt, und nicht auf eine That wartet. Er dankt ihn wohl der Kaiserin; seiner Helden-Este Enkel! Heil ihnen noch jetzt! den geistreichen, edlen Fürsten! Sie und Goethe machen es wahr, was er im Tasso sagt, von der Schwelle, die ein Erker beirrt! So schließt sich Gutes an Gutes, und so mag es zur höchsten Glorie in Ewigkeit gedeihen!! und ein jeder Lebendige, wie jetzt Goethe, schon bei seinem Leben den Lohn genießen! Wird ihm Preußen keinen Orden geben? In solchen Dingen möge sich Oesterreich und Preußen beneiden! dann strahlen sie beide hell neben einander. Dann sind sie von Natur Eins.

(Nun geh' ich in's Bad.) Morgen nach Tisch fahr' ich mit Jettchen Pereira nach Hietzing, wo ich die Nacht bleibe, und übermorgen wieder herkomme: ich will die Frau von Schlegel und Frau von Müller sehen. Adieu indeß, lieber Guter!

Nach dem Bade, bald 1 Uhr. Also hab' ich's gut ausge-

dacht, Otterſtedt die Briefe zu ſchicken. Ihr fahrt alſo des Nachts, daß ihr den 8. ſchon in Frankfurt wart, bei all Euren Diné's und Feſten. Es freut mich ſehr, daß Du ſo angenehm mit den Herren reiſeſt, und gut mit ihnen biſt! Es iſt ein rechter Verdruß, daß ihr Frau von Stägemann grad krank gefunden habt. Weiß er nichts vom Sohn? Wißt ihr nichts von General Schöler und ſeinem Sohn? Jettchen Pereira iſt froh, Nachricht durch mich von Frankfurt zu haben. Es geht uns hier luſtig und gut: und ich bin dankbar und vergnügt. Möchte aber Ruhe: nämlich ein Leben mit Ruhe gefüttert: wär't ihr nur in Deutſchland, daß ich kommen kann, vor Frankreich fürcht' ich mich. Doch wird ſich's geben. Grüße ja die Herren verbindlich wieder; und bleib gut mit ihnen. Es freut mich ſehr, daß der Kanzler auf'm Wege ſo wohl iſt. Von welchem Miniſter Reck ſprichſt Du? ſind's die Barone, die ich kenne, und die ſo komiſch ſind? der, in deſſen Frau Fouqué ſo verliebt iſt? Oder ihr Onkel, der alte Miniſter Reck? — Ich gehe Deinen Brief durch. Ja, Guſte! Du haſt „das Glück, ſo mit mir zu ſtehen!" und verdienſt es ganz — wie Du ſagſt — ſchon durch Deine „Ehrlichkeit". Wie ſollten wir auch nicht ehrlich mit einander ſein! Wir *können* ja! Es iſt eine Kunſt. Nach unſerer Definition. Gott! wie lügen die Anderen! — ſo ſehr, daß ſie ein Klump Lügen ſind, den man mit dem Fuß auseinander ſtoßen kann. (Jetzt ſehe ich's wieder recht.) Aus ekelhaftem Stolz, aus ſtupider Dummheit: weil ſie Beſſeres wären, wenn ſie ihrem wahren Begehren lebten, dies und ihr eigentliches Vermögen gebrauchten und zeigten. Strafwürdige, gar nicht zu beachtende Kanaillen, die Andere zu tadeln ſich in ſtupider Frechheit erkühnen. Mit ſündhafter, karger Sittlichkeit, auswendig gelernter, der ſelbſt ſie noch in jedem Augenblick untreu ſind. Echtes Krob! Mir thut keiner nichts; glaube es *nicht*: aber ſie ſich, und einer dem anderen; und die verfaulte fleißige Ekellüge! Solche zuſammen, tadeln Goethe, wollen Solches richten. Verſtehen nicht, was ſein *letzter* Pöbel, nur zum Beiſpiel, im Egmont ſagt. Lumpen; deren „fahlen, ſchuldigen Scheitel" die Sonne, die hohe, große, in *anderen* Geſchäften — beſcheint —! Mündlich gebe ich Dir Belege für meine Empörung; was ſie alles ſagen, thun, erzählen: in dem Wahn, ich ſoll es *bewundern*!!! — Jetzt ziehe ich mich an, und gehe hinauf zur Ephraim, die ein geſchwollen Geſicht hat.

Donnerstag Abend 9 Uhr, in Hietzing.

Halb 6 fuhren wir von Baden. Ich komme von Frau von Müller, die so gut sein will, meinen Brief morgen mit dem österreichischen Kourier an ihren Gemahl gehen zu lassen, der ihn Dir gewiß gleich besorgt. Ich finde sie äußerst liebenswürdig, und tausendmal klüger, als die berühmt Klugen glauben, die so dumm sind. Sie weiß unendlich viel: und das Beste. Ja! man weiß nicht durch Eine Eigenschaft, durch ein Talent; sondern durch harmonische Uebereinstimmung der Gaben, durch das belebende, lebendige, rege, gesunde Herz. Ich freue mich sehr, daß Du diesen Brief so geschwind bekommen wirst! — da ich Dir ohnehin auf den aus Kaiserslautern antworten kann, den ich gestern Abend erhielt. Er hat mich sehr gefreut, obgleich er nur noch aus Deutschland ist. Wenigstens weiß ich, daß ihr mit Truppen gereist seid. Was mich noch mehr beruhigt, ist, daß Pilat eben der Frau von Müller sagen ließ, daß der Kaiser Franz und Fürst Metternich in Paris angekommen wären, daß die Leute sich unter der weißen Kokarde gut betragen etc., und daß Napoleon nach Rochefort unter Aufsicht englischer Schiffe ist. — Ich aber, theurer August, habe doch große Furcht in Frankreich zu reisen! da ihr habt mit Truppen reisen müssen. Wie soll ich reisen? besonders von Nancy nach Paris. Jedoch will ich baldigst nach Frankfurt. Dir nah, Deinen Briefen nah zu sein; den Rhein zu sehen, und Wiesbaden abzureichen. Heute in acht Tagen will die Arnstein mit Gewalt nach ihrem Garten (zwischen Wien und Schönbrunn, Dreihäuser genannt); wohin sie mich dringend mithaben will: dies kann ich aber nicht; ich nehme erst heute, weil ich nur so sparsam nehmen konnte, mein fünfzehntes Bad: welche seit einigen Tagen mir erst gut thun: nun will ich noch acht oder zehn Tage fortfahren, einen Brief aus Paris von Dir abwarten, und dann meine Reise nach Frankfurt antreten. Unterdeß schreib' ich Dir noch oft, und Otterstedten auch. Alle zwei Tage geht von hier an Metternich ein Kourier, mit dem kann ich schreiben. Ich werde mich nach meiner Gesundheit, den Nachrichten, und den Umständen richten, und es gescheidt machen. Ich schrieb Triti (Wiesel) heute Morgen mit einer Person, die in seinem Hause wohnt, er soll zur Frau von Müller kommen, und mir Natti bringen, die ich heute vor fünf Wochen verließ, und nicht wieder sah; aber er hat es nicht

gethan. Heute habe ich einen Brief, einen inſpiden — ſie ennuyiren ſich auch — von Fanny und Hanne aus Reinerz, ſie haben kein Quartier im Bade, nur in der Stadt. Die Mutter iſt nicht ganz wohl: aber Erneſtine mit ihrem Vater kommt hin: iſt ſchon da: (ihr Brief iſt vom 10., grade wie Deiner aus Kaiſerslautern:) und nun iſt es beſſer für ſie: die macht Geſellſchaft, und hat Pferde. Ich habe ſehr klug gethan, mit Jettchen hierher zu fahren; ich that es mit Bedacht. Nun habe ich doch den Kourier weg; und Neues vom Kaiſer!

Nun kann ich Dir nicht den Frankfurter Brief Punkt vor Punkt beantworten, wie ich wollte, ich ſchreib' Dir auch ein Wort mit der Poſt, um Dich von dieſem Brief zu benachrichtigen, wenn ein Unglück mit ihm geſchehen ſollte. Geſtern Abend kam ein Brief an von General Schöler: er und ſein Sohn ſind geſund: der Sohn hat die verlorne und die gewonnene Schlacht mitgemacht.

Du ſehnſt Dich nicht mehr, mich zu ſehen, als ich mich ſehne, Dich zu ſehen! Die Reiſe! die Reiſe! Ich werd's ſchon machen. Die Ephraim will gleich mit mir nach Frankfurt; wenigſtens ſagte ſie's. Geſtern Nacht iſt Herzogin Sagan abgereiſt. Es war ein göttlicher Abend herzufahren. Jetzt muß ich zu Tiſche! Adieu! Ich wohne ſehr ſchön dieſe Nacht. Morgen Abend 5 Uhr fahre ich wieder nach Baden. Tauſend Wünſche für Dein Wohl und herzliche Umarmung. Gott ſchütze Dich! Deine R.

An Rahel.

Paris, den 22. Juli 1815.

Sonnabends um halb 3 Uhr N.

Geliebte, theure Rahel! Eben verläßt mich Gruner, der mich anderthalb Stunden im Geſpräch aufgehalten hat, und ich werde Dir nun leider nur wenig ſchreiben können, denn ich muß beim Kanzler ſpeiſen, und den Brief vorher fertig machen. Ich bin heute Vormittag in mein neues Quartier gezogen, und ſchreibe jetzt in den Zimmern, die Du bewohnen ſollſt, ſie ſind recht ſchön, altmodiſch eingerichtet, mit ziemlicher Bequemlichkeit, und ich habe bereits die nothwendigſten Geräthe alle anſchaffen

lassen: in ein paar Tagen wirst Du gleich ganz angenehm eintreten können, nur daß ich alsdann meine wenigen Sachen eine Treppe höher zu bringen habe, wo ich auch recht gut, und in naher Verbindung mit Dir, wohnen werde; das Haus hat einen angenehmen Garten. Für Beköstigung ist auch eine sehr günstige Verabredung schon auf dem Wege. Kurz, ich bin bereit Dich zu empfangen, besser als in Wien, und, wenn es möglich ist, mit mehr Liebe und Sehnsucht! Komme, geliebteste Rahel, und lasse Dich durch nichts abhalten, durch keine Besorgniß keiner Art, ich bitte Dich dringend! Schreibe sogleich an Ottersted, wenn Du abreisen willst, damit er alsdann die für Dich bei ihm einlaufenden Briefe zurückhält, und nicht noch nach Wien schickt, wenn Du schon unterwegs bist! Wir wohnen rue de Varennes Nr. 22, dem Kanzler schräg gegenüber, Du kannst gleich verfahren, ja Du könntest noch heute einziehen, wenn Gott mir solches Glück möglich sein lassen wollte! Du schreibst mir aber wohl noch erst von Frankfurt, ohne aber meine Antwort abzuwarten, welches gar nicht mehr nöthig ist, da ich Dir bei einiger Zweifelhaftigkeit gleich von selbst dahin schreiben würde. Mit nächstem Kourier schick' ich an Ottersted noch einige Post- und Weg-Notizen für Dich, nach welchen Du Dich unbedingt richten kannst; ja vielleicht ist das Glück so günstig, daß Ottersted mit Dir zugleich reist. Ich bitte Dich nur, geliebteste Rahel, säume keinen Augenblick mehr! die Zeit ist kostbar, Du reisest ohnehin langsam, und ich möcht' doch um alles in der Welt, daß Du noch während der guten Jahreszeit hier wärest, nicht bloß zum Winter kämest, in welchen allerdings unser Aufenthalt sich verlängern zu wollen scheint. Wollte doch Frau von Pereira mit Dir zusammen reisen! ich darf behaupten, daß sie eine viel erwünschte, schöne Erscheinung hier sein würde! Ihr und den anderen verehrten Damen, die ich als Deine Freundinnen lieben darf, bitte ich meine verehrungsvollste Empfehlung zu machen.

Hier sieht es noch ganz so aus, wie ich es Dir beschrieben habe, nur scheint man aus lauter Verlegenheit und Ungeschicklichkeit mehr als je dahin zu neigen, die Bourbons wieder als Herrscher hier bestehen zu lassen, obgleich man sie nicht feststellen kann, und sich täglich mehr überzeugt, daß die große Mehrheit des Volks sie haßt und verachtet. Orleans, oder die Regentschaft mit dem weltgeschichtlichen Kinde, ist das Einzige, was die Franzosen zu dulden im Stande sind, mehr als je ist

die Nation von Freiheitsgedanken und Unabhängigkeitswunsch erfüllt; aber man sieht nicht nur das ein, daß die Franzosen ihr Interesse nicht bei den Bourbons finden, sondern auch wir das unserige nicht, und überhaupt niemand das seinige, nicht einmal die Bourbons selbst, die, wenn sie hier ohne fremde Truppen zurückbleiben, den furchtbarsten Schrecken entgegengehen; sie sind aber ganz verblendet und kaum ergeben sie sich darein, selbst Talleyrand und Fouché zu Ministern zu behalten, ohne die sie doch gar nichts vermöchten. Aber daher geschieht es denn, daß diese Leute dasjenige, was sie nothwendig macht, selber hegen helfen, und z. B. zwei Zeitungen hier „l'Indépendant" und „l'Aristarque", unter Fouché's Einfluß, und antibourbonisch schreiben! Die Unterwerfung der Armee unter Davoust hinter der Loire ist noch gar nicht richtig, die der Festungen noch weniger; ja was hilf' es uns auch, da die Bourbons selbst, wie in der gestrigen Zeitung wegen der Stadt Laon zu lesen ist, den Kommandanten befehlen, die weiße Fahne aufzustecken, aber keine Verbündeten hineinzulassen. Während die Regierungen so ungewiß mit einander stehen, finden sich aus den Völkern eine Anzahl von geschonteren und besseren Männern zusammen, die sich halt trotz Krieg und Haß, als Mitstreiter für dieselbe Sache erkennen, und ich kann Dir versichern, daß unter uns Preußen viele namhafte Leute in manchen Franzosen solche Bundesgenossen erkennen.

Vorgestern aß ich bei Pfuel, der ganz wie der alte Kamerad gegen mich ist, sein Bruder, Flemming, neben dem ich saß, und der mir sehr merkwürdige Sachen vom Kriege erzählte, Oetzel, Wagner etc. waren gegenwärtig; Adam Müller kam nach dem Essen hin, ich sprach ihn aber nur flüchtig. Mit Stägemann und Jordan aß ich neulich bei Jordis, die Frau gefiel mir nicht wie sonst, wurde aber im Laufe des Abends noch sehr einnehmend gut, und freut sich sehr auf Deine Bekanntschaft. Bollmann grüßt Dich herzlichst, er wird wohl in ein paar Wochen nach Amerika reisen, um zum Frühjahr mit seinen Töchtern zurückzukommen, seine Geschäfte glücken vorzüglich. Gestern aß ich mit Stägemann und Kneisebeck bei Bery, wohin uns der Kanzler geladen hatte, ohne jedoch selbst zu kommen, ich hatte mit Kneisebeck großen politischen Streit, der aber gut ablief, es war über eine Pairskammer bei uns, und wir kamen überein, die Sache weiter zu verhandeln. Stägemann zeigte sich als ein Deserteur seiner eigentlichen und sonst geäußerten

Meinung, und ich warf's ihm vor. Fürchte nichts von meiner Heftigkeit, geliebteste Rahel, es geht alles zum Besten, selbst zum versöhnlichen für mich. Auch mit Schlabrendorf bin ich leider sehr streitig gestellt, bei ganz übereinstimmender Absicht. Ich wollte, Wiesel wäre hier, der könnte seine Beredsamkeit und Kenntniß jetzt mit Glück walten lassen; der Aufenthalt hier hat unstreitig das größte politische Interesse.

Grüße alle bestens, geliebteste Rahel! Heute gab ich Dir nur einige Zeichen meiner Lebensart; bald schreib' ich Dir ausführlicher. Du glaubst aber nicht, wie mich das Großschreiben aus dem Geleise bringt!

Lebe wohl, geliebteste, theuerste Rahel, ewig einzige, liebe Freundin, Du Trost und Glück meines Lebens! Es gehe Dir recht glücklich auf der Reise! Sei vergnügt, gesund, unternehmend, herzhaft! nur nicht ängstlich, ich bitte Dich!

In Hanau ist Frau von Wolzogen, vielleicht schon in Frankfurt. Sie fragt nach ihrem Sohne, ich such' ihr Auskunft zu verschaffen.

Heute ist unsere Garde hier eingerückt! Leb wohl, geliebteste Rahel!

Ewig Dein

Varnhagen.

An Rahel.

Paris, den 23. Juli 1815.

Sonntag Nachmittags 2 Uhr.

Theure, geliebteste Rahel! Eine Anzahl schon geschriebener Briefe und dazwischen erhaltener Besuche hat mich so dicht an die Vorgeschäfte des Mittagessens beim Kanzler, zu dem ich schon früh eingeladen worden, hingedrängt, daß ich meinem gestrigen flüchtigen Briefe heute leider nur wieder einen solchen kann nachfolgen lassen. Ich schreibe Dir aber nur eigentlich, um Dir zu sagen, daß ich Deinen lieben Brief vom 7ten gestern Mittag beim Kanzler erhalten habe, nachdem der meinige schon abgegangen war; ich konnte ihn erst spät lesen, aber mit welcher Freude, mit welch inniger Zufriedenheit beschloß ich den Tag mit diesem wahrhaft festlichen Genuß! Liebe Rahel,

empfinde meine dankbare Liebe, meine ſich immer tiefer in mir wühlende Neigung, mein ganzes zu Dir in Wehmuth und Entzücken aufſchlagendes Herz! Deine Schilderungen führen mich wie in eine Zauberwelt, zu Lichtſtreifen und Gluthwegen des Lebens, denen ich, obwohl ich ſie nicht erzeugen noch finden kann, doch nicht minder angehöre, mit aller Innigkeit der Seele. Deine Spaziergänge, Deine Geſpräche, Deine Urtheile und Empfindungen ſind die Lebensfluthen, in die ich mich erfriſchend hineinſtürze, auf denen ich glücklich einherwoge, und es iſt wohl natürlich, daß ich keines anderen Dichters mehr bedarf, als dieſes Einen der höchſten Wirklichkeit. So ſieht, ſo faßt niemand in der Welt mehr auf, wie Du, ächte Seherin und Wahrſagerin! Schon in Deinem vorletzten Briefe die Beſchreibung des Abends, der, als er ſelber erſchien, das Gedicht, aus dem Du in täuſchendem Irrthum noch erſt eines gemacht wünſchteſt, in welch heiligem Zuſammenhange mit der Natur erſcheint da Dein liebevoller Sinn! Und jetzt wieder die tiefgehende Betrachtung der Anſtalten, des Treibens entſchiedener Werkmenſchen, die höhere Beziehung in Mirabeau'ſcher Umſicht, geliebte Rahel, Du haſt Recht, Andere ſehen und finden dergleichen nicht, ſie ſuchen todte Angaben in Büchern zuſammen, häufen ſie zuſammen, und ſuchen dann mühſam ein kümmerliches Licht der Ueberſicht und Anſicht daraus zu entzünden, Dir ſtrömt das bloße Leben in freier Bewegung die gründlichſte Anſicht und das reichſte Durchſchauen des Landes und der Menſchen zu. So ſollten die Geſandten ſein, ſo die Staatsführer überhaupt, die jetzt mit ihrem traurigen Wuſte von lebloſen Notizen ſich Wunder wie reich dünken! Laß mich Dir die Verehrung zollen, die Dir gebührt, nimm meine Einſicht darüber gütig auf, und laß meine Anerkennung Dir als Beiſpiel deſſen gelten, was die Welt nur anderen Verhältniſſen bethört darbringt, und Dir darbringen ſollte! Auch der Zettel an Johanna, der richtig an mich gekommen, verdient Dir großes Lob: wenn ein Geſandter einmal auch ſolcherlei erfahren und berichten ſoll, ſo kann es wieder keiner ſo wie Du! Das iſt zum Aufſchreien! ſolche Novellen in der Geſchichte!

Ich ſchicke heute an Otterſtedt ein Blatt mit Reiſenotizen für Dich, er ſoll es Dir bei Deiner Ankunft in Frankfurt geben, ich habe das Nöthigſte aufgeſchrieben, und glaube Du nimmſt am beſten den Umweg über Brüſſel, wobei Du zugleich bis Köln den herrlichen Rhein ſiehſt! Denn daß Du nun

kommſt, geliebteſte Rahel, das nehm' ich als gewiß an, nicht wahr, ich darf es hoffen? Alles iſt für Dich hier bereit; ich habe in Deinem Zimmer heute Nacht geſchlafen! Aber ſollteſt Du am Rhein bleiben wollen, es beſſer, heilſamer finden, auch das, geliebteſte Rahel! Einzige, Theure, thue was Du willſt, was Dir genehm iſt! Ich bin nicht weichlich zärtlich, und kann mit fröhlichem Muthe alles wollen, was Deinem Sinn entſpricht! Aber laſſe Dich durch ſonſt nichts abhalten, ich bitte Dich, ſäume nicht! wie glücklich will ich ſein, wenn ich Dich erſt mit Recht erwarten darf!

Grüße die Freundinnen alle herzlichſt von mir. Ich möchte unaufhörlich Gründe vertragen, daß auch ſie den Sommer benutzen und zu einem Fluge nach Paris verwenden ſollen! Es iſt doch ein reiches, großes Leben hier, und der Augenblick ſo günſtig!

Die vier großen Mächte halten die Bourbons noch unter Vormundſchaft, das franzöſiſche Miniſterium muß alle Tage in den Konferenzen unſerer Miniſter das Protokoll ſeiner Berathungen mittheilen. Die Partheien ſind betroffen, es bildet ſich ein parti français, das bloß das Land und Volk im Allgemeinen meint, und nach und nach ſtark werden wird. Talleyrand und Fouché ſind nicht gut mit einander; Chateaubriand feindet ſie beide an, und läßt ſie in engliſchen Blättern ausſchimpfen. Von Chateaubriand ein hübſches Wort; er ſagte in der Hitze: eh! j'ai été Ministre de l'intérieur pendant tout le temps que nous avons été dehors! und erſchrak über den unwillkürlichen Witz. Der Herzog von Berry fragte den verdienten Ingenieur-General Regnat: où avez-vous été pendant notre absence. — J'ai servi la patrie, comme toujours, ſagte dieſer. — Comment! vous vous êtes-trouvé à la bataille du Mont St. Jean? — und als er's bejahte, drehte er ihm den Rücken zu, worauf der General ſich vor ihn ſtellte, daſſelbe that, und hinausging, um den Vorfall aller Welt auf den Boulevards zu erzählen. Wegen eines ähnlichen Auftritts mit dem alten Kellermann ſind die Prinzen nun nicht mehr im Conſeil gegenwärtig.

Davouſt hat den Oberbefehl niedergelegt; aber die Armee hinter der Loire iſt noch trotzig da, und bildet die Reſerve der Nation, deren ſich nöthigenfalls ſogar die Bourbons bedienen möchten, denn ſie ſehen uns halb als nothwendige, halb als

läſtige Gäſte an. Die Verwickelung der Dinge iſt ungeheuer, und wird wohl einen langen Aufenthalt hier erfordern.

Der Frau von Wolzogen in Frankfurt habe ich Nachricht verſchafft, daß ihr Sohn lebt und geſund iſt; Schlabrendorf ſchreibt's ihr, und ich ſchicke den Brief an Otterſtedt.

Williſen iſt ganz wohlbehalten, ich habe erſt geſtern wieder von ihm bei Pfuel gehört, aber kann ihn noch nicht abreichen.

Lebe wohl, geliebte, theure Rahel! meine Freundin und Geliebte! Ich drücke Dich mit inbrünſtiger Liebe an mein Herz!

Ewig Dein treuer

Varnhagen.

Grüße Triti! Ich wollt' er wäre hier! Wenn Gruner ſeine Adminiſtration antritt, was hoffentlich geſchehen wird, kann es viel zu thun geben.

Unſer König hat die durch Blücher auf die Güter vieler Franzoſen (gegen 200, worunter Caulincourt, Maret etc.) gelegten Sequeſter nach dem Antrage des Kanzlers aufgehoben; ſehr recht, die Armee darf darein ſich nicht miſchen; nach den beſten Grundſätzen, ſehr zu unſerer Ehre! Es wird Dich auch freuen. Adieu, Geliebteſte!

N. S. Eben erfahre ich, daß Gruner nun ganz beſtimmt Chef der Polizei hier im Namen aller Verbündeten wird; mir ungemein wichtig!

An Varnhagen in Paris.

Baden, 1 Uhr Mittag, Freitag, den 28. Juli 1815.

Den letzten Sonntag erhielt ich Deinen lieben Troſtbrief vom 12. aus Goethe's Saarbrücken; heute vor acht Tagen ſchickte ich Dir einen nach Paris durch die Adam Müller. Dieſer ſoll wieder ſo reiſen. Aber ſeit Saarbrücken hab' ich keine Zeile. Sei ruhig, geliebteſter Freund! Ich ängſtige mich nicht. Ich weiß, wie es mit Briefen, wie es im Kriege geht.

Vielleicht wenn ich diesen abgeschickt habe, kommt grade einer an! Du willst von mir wissen! Höre! Seit dem Tag, wo ich nach Hietzing gefahren war, spürt' ich die alten Beschwerden, aber keine Schmerzen, im Kreuze. Ich badete fort, eben darum, obgleich es mich etwas angriff. Sonntag aber faßte ich in unserer Hausthüre einen unvermutheten Zug, von dem ich auf der Stelle fühlte und sagte, er schade mir; Montag fühlte ich alle Drüsen, und als wollte es Fieber werden, doch das letzte nur momentan; ich badete auch, Dienstag auch so: Mittwoch bin ich bei Mariane Saaling, die sich malen ließ; und da muß ich aufhusten: und in demselben Moment deklarirt sich meine alte Kourbatüre mit einem Stich. Aber es wurde ärger: ich ging gleich zu Bette; schwitzte heftig — welches Schwitzen gleich bei der sonntag'schen Erkältung eintraf, — nahm Räucherungen von Bernstein und Harz, die mir halfen: doch diese Nacht wollte es nicht ganz besser werden. Ich bin aus dem Bette, angezogen. In der Serre, wie Du ein Kamisol hast. Ein dreijähriger himmlischer Knabe ist seit halb 7 Morgens bei mir, in gewiß elf Repriſen. Ich muß ihm immer alle meine Halsbänder um Arme, Hände, Hals und Leib binden. Es ist das Kind der Frau von Hain, die im Frühling mit uns in Baden war, und die mit mir auf Terra Capricta fuhr: seit acht Tagen wohnt sie bei uns. Er dekurirt mit Dore von Bacherei (Kuchen).

Alle Hausdamen sind gütig und lieb gegen mich. Ich muß nun die Kourbatüre abwarten: ich soll mit Gewalt mit nach dem Garten. Jettchen Pereira soll seit gestern nach Spaa; nun soll sie, in ihrem Wagen, aber mit mir bis Frankfurt wenigstens: das will sie gerne. Mariane Saaling will aber auch mit mir: die Ephraim aber auch. Alle Damen, weil sie denken, mit mir ist gut reisen, und weil ich keine beeinträchtigende Prätensionen habe. Aber es ist großer Streit unter ihnen. Ich weiß nicht, welche mit wird. Die Baronin Arnstein will nachkommen, um nach Paris zu gehen. Diese will, Jettchen Pereira soll mit mir. Ich richte mich nach Deinem Brief und meiner Gesundheit. Verlaß Dich auf meine Einsicht und savoir-faire. Ich komme so bald es nur irgend von meiner Seite geht. Auch Graf Ferdinand Palffy, der überaus zuvorkommend gegen mich ist, geht über Brüssel zu euch.

Die Schröder ist hier, und stirt; und grüßt. Morgen

deklamirt ſie mit und für den Schauſpieler Krüger hier: vielleicht hör' ich's doch. Vorgeſtern ſprach ſie eben: ſie waren außer ſich. Ich hört' es nicht: ich lag ſchon.

Nun umarme ich Dich in der Gewißheit, Dich bald zu ſehen! Mit der größten Liebe und Ruhe! Du weißt, was ich bei jedem Zeitungsartikel denke. Der Brief eilt, er muß nach der Stadt mit Gelegenheit: dann nach Hietzing. Dazu muß ich Frau von Müller und Frau von Pereira ſchreiben. Liebes Güſtchen, beſorge ja richtig und ſicher die Einlage. Sie iſt von der Marquiſin Prié an ihren homme d'affaires wegen ihrer Hausvermiethung. Auch ohne viele Worte Deine, in Sehnſucht und Hoffnung zu Dir, Rahel. Ich werde ſchon Otterſtedt zur rechten Zeit ſchreiben, und auch Dich berichten.

An Rahel.

Paris, den 29. Juli 1815.

Sonnabends 12 Uhr Mittags.

Theure, geliebte Rahel! Alle dieſe letzten Abende wollt' ich mich hinſetzen, Dir Geliebteſte, zu ſchreiben, und jedesmal brachten mich Unbehagen, Verſtimmung und Müdigkeit um dieſen Vorſatz, der in meinen Empfindungen den ganzen läſtigen Tag hindurch, über alle trüben Wolken hinweg, womit Paris in öfteren Regengüſſen und der Sinn in Dunkelheit befangen war, jedesmal wie ein Sonnenſchein im Hintergrunde des Abends lag. Du ſtehſt mir als einziges, wahrhaftes und hehres Bild in der Seele, aus wirbelnden Rauchnebeln hervorragend; zu Dir iſt mein ganzes Daſein hingewendet, als zu dem Beſten und Theuerſten, was mir erſchienen iſt; geliebte Rahel, ich fühle ein wahres Verlaſſenſein nach Dir, und finde mich ganz verwaiſt, haltungslos und aus der Art geſchlagen ohne Dich; Vieles, was ich ſonſt ſo ziemlich zu beſitzen wähnte, habe ich mich nun ſo gewöhnt, nur in und mit Dir zu haben, daß ich es nun von Dir getrennt gar nicht habe, Urtheil, Betrachtung, Zufriedenheit gehören dahin. Ich glaubte auch und rühmte mich deſſen, ſchreiben zu können, und nun ſeh' ich jeden Augen-

blick mit erschreckener Ueberzeugung, daß es mir oft gänzlich fehlt, daß ich grade Dir nicht schreiben kann, und wenn ich nicht immer voraussetzen dürfte, Du wissest ohnehin schon alles, fast verzweifeln müßte, Dir es je zu sagen. Welches Verlangen nach Dir ich habe, magst Du nach allem diesen ermessen. Geliebteste Rahel, komme bald! Ich rufe Dich mit aller Inbrunst der erregtesten Liebe! Ich liebe Dich unaussprechlich. Ich bin heimlich und still in mir, und in meinen Gesinnungen vielleicht nur braver und redlicher geworden. Du kennst gewiß nicht zu einem, der sich verschlechtert hat. Dies fällt mir eben nur so ein, und soll weiter nichts bedeuten' ich dachte an Bäumen, an Gärten, Wohnungen u. dergl., die man in der Abwesenheit der Besitzer pflegen, verbessern, aufräumen läßt, damit die Wiederkunft einen heiteren Eindruck des Fortgeschrittenen, Wohlbefergten mache.

Dein Brief vom 11ten aus Baden ist der letzte, den ich von Dir habe, geliebte Rahel; vielleicht bekomm' ich aber noch heute einen neuen. Er hat mich unsäglich gefreut. Sage, Du liebe, in Natürlichkeit und Absicht gleich liebenswürdige und siegende Wahrsagerin, wie Du es machst, so glückliche Streiche zu verüben, und nachher so darstellend mitzutheilen, wie die Betheiligung der Franzosen nun wieder ist? ich bin wie verliebt in Deine Aeußerungen, mir ist dabei, als wenn ich tief Athem holte in frischer Luft, als wenn Waldesgrüne und Sonnenwärme mich umflössen! Ich danke Dir jedes Wort! jetzo, das Du über Dich, über Welt, Leben und Menschen sagst, ist eine ausgehauene Marmorbildsäule, ein Eroberer ließ es einpacken und transportiren! Dergleichen geschieht jetzt hier, doch nur mit unseren eigenen Sachen, die wir zurücknehmen; ist es nicht verzeihlich, daß ich Dir immer Deine Briefe entführen wollte?

Mit meiner hiesigen Stellung bin ich ziemlich zufrieden, ich werde offenbar, und von Allen, zu den Erwählteren gerechnet, die durch Mitsprechen, Einsicht und Kunde auch noch außer den Geschäften, und selbst ohne sie, thätig und nützlich sein können. So habe ich ohne Auftrag, aus beiderseitiger Verbindung zwischen dem Staatskanzler und Grenner Einiges bereiten helfen. Ich habe aber nun auch noch eine bestimmte, nicht unwichtige, tägliche Thätigkeit, ungefähr in demselben Kreise von Sachen, wie in Wien. Jordan ist ungemein freundschaftlich gegen mich;

auf Stägemann war ich ziemlich aufgebracht, weil er in einem Streite mit dem General Knesebeck mich und seine Meinung im Stiche gelassen hatte. Der Kanzler ist nach wie vor die Freundlichkeit selbst; ich esse sehr oft bei ihm, doch nicht täglich; vorgestern Mittag fragte er, nachdem er mich lange freundlich angesehen, mit seiner verbindlichsten Art, nach Deinem Befinden und Kommen, auch nach den Damen des Arnstein'schen Kreises, deren Anwesenheit hier er sehr billig fände. Humboldt habe ich seit einigen Tagen nicht gesehen, als ich ihn aber das letztemal sah, fragte ich ihn wegen des Briefes, den seine Frau Dir geschrieben hat, er wußte anfangs nichts davon, endlich besann er sich, daß dieser Brief ihm von Wien nach Berlin nachgeschickt, und dann von ihm mit Wissen seiner Frau durch die Post wieder nach Wien befördert worden, so daß er, nach dreimaliger Zurücklegung desselben Wegs, doch nun in Deine Hände gekommen sein muß. Gruner ist ein vortrefflicher Freund, und mir sehr wichtig; er ist an seine Stelle, theils wegen Unpäßlichkeit, theils wegen anderer Vorsehabereinigungen, noch nicht angetreten: seine Frau ist schon hier, nach einer ganz gefahrlosen Reise. Pfuel ist mir auch sehr angenehm als Kommandant, ich sehe ihn öfters, in bestem Vertrauen; er fragt mit besonderer Theilnahme nach Dir, sonst Dir, wie hübsch, auch General Bentheim sieht mit seiner Brigade hier; ich habe ihn aber noch nicht gesehen, da ich es erst seit ein paar Tagen weiß, und am Ende der Welt wohne; seinen Adjutanten sah ich bei Pfuel. Nostitz ist ebenfalls hier, und, so wie Lachmann, bei Czernitscheff; ich habe noch keinen von beiden gesehen, und auch der erstere scheint mir, aus mancherlei Erfahrnissen her, weniger aufzusuchen. Wenn ich Vormittags meine Sachen besorgt, und geschrieben habe, pflege ich selten weiter zu kommen, als zu Jordan, Gruner oder Pfuel, und gewöhnlich komm' ich erst Nachmittags, das heißt also nach 7 Uhr, da erst um 5 gegessen wird, auf die andere Seite der Seine, wo das eigentliche Leben ist, und selbst wenn ich nicht eingeladen bin, pflog' ich doch nur eben drüben nah am Ufer, bei Very in den Tuilerieen, zu essen, so daß nachher etwa ein Besuch bei Schlabrendorf den Rest des Tages hinnimmt, und ich weder Jortis, noch Jettchen Mendelssohn, noch Bellmann, noch andere Leute häufig sehe. Schlabrendorf ist höchst mißmuthig, aber darum nicht minder geistreich und gütig. Ich sehe an ihm, daß die Stimmung der Welt und die Ansicht derselben, die sich uns wohl in Wien tut

saur

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR 3-598-53028-5
VARNHAGEN VON ENSE,K.A. FN. 12186/011

früher auch anderwärts aufdrängte, das Zerrissensein ihrer Zustände und die allgemeine Gleichgültigkeit in den ausgetretenen Lebensformen, sich doch wohl nicht in uns begründet finden mußte, denn dieser Mann ist von demselben Gefühl ergriffen, und scheint in dem ganzen Zustande der Zeit diese Ungunst zu liegen, denn eine Ungunst ist es gewiß, so in die Geschichte gestellt zu sein, daß man deutlich sieht, was ablebt, und von dem neuen Leben nur die undeutliche Verwirrung hat, oder besser, daß man das Ergreifbare vergehen lassen muß, und das Entstehende noch nicht fassen kann. Die Wendung der Dinge in Frankreich ist ihm auch nicht erfreuend. Die Leute sind ganz irr geworden, und führen das unsinnigste Geschwätz von strengen Grundsätzen, während sie nach den leichtesten Zufälligkeiten handeln. In diplomatischen Karren lassen sich die Geschäfte der Staaten nun bald nicht länger fortschieben, das hast Du denn richtig prophezeit! Sie meinen hier die Revolution zu beendigen mit der Rückkehr zur sogenannten Legitimität: ach arme Kinder! das Werk ist jetzt anderen Arbeitern übergeben, aus allen Nationen zusammengebrachten, wenn auch wirklich die Franzosen davon entlassen wären, was ich doch nicht glaube; es geht hier, wie in dem Spiel mit dem Ringe an der Schnur im Kreise, sie suchen die Revolution hier, während sie schon längst beim Nachbar abgegeben worden! Die Bourbons sind übrigens jetzt anerkannt, und ihre Behörden eingesetzt, neben den unserigen; die Minister selbst und die Könige halten es nicht gerade für das Beste, aber man wußte es diesmal nicht anders anzufangen. Es ist kein Gedanke, daß Ludwig der Achtzehnte auf dem Throne bleiben könne, selbst wenn wir ihm 100,000 Mann jahrelang hier ließen, kein Mensch glaubt an die Möglichkeit, als solche Leute, die, weil sie selber die Schwindsucht haben, fest an langes Leben glauben. Die Partheien haben sich durch die Ereignisse, statt einander näher zu kommen, nur weiter von einander entfernt; die Bourbons meinen, sie wären nicht streng genug gewesen, die Nation, sie wären nicht freisinnig genug gewesen, und so erwarten beide das Gegentheil von einander, die Bourbons von der Nation größere Unterwürfigkeit als vorher, die Nation von den Bourbons größere Liberalität; wie soll das gehen? Die Prinzen sind über alle Beschreibung gehaßt, bald wird es auch die Herzogin von Angoulême sein, die zwar jetzt noch in Couplets unter ihren Fenstern in der Melodie des kleinen Matrosen als

héroine de Bordeaux besungen wird, aber schon in dem Volke als stolz, fanatisch und rachgierig bekannt ist. Die Freiheit ist hier noch sehr groß, und die Franzosen zeigen sich rege und muthig genug. Fouché sucht die revolutionaire Popularität nicht aufgeben zu wollen, da er die Bourbons wohl nicht für sicher genug hält, um sich nicht neben ihnen noch eine starke Stellung vorzubehalten. Die Proskriptionslisten sind sicher von ihm mißbilligt, wenn auch vielleicht angerathen; sie machen den übelsten Eindruck, und zwar ohne Nutzen, denn sie werden verlacht, und Fouché selbst sieht von den Geächteten mehrere bei sich zu Tische, so wie auch Carnot bei ihm auf dem Lande eine Wohnung hat; Arnault, der ebenfalls auf der Liste steht, wohnte noch dieser Tage einer Sitzung des Instituts, dessen Mitglied er ist, bei, und schreibt die in ihrem Tone sehr antibourbonische Zeitung „l'Aristarque" nach wie vor unter Fouché's Leitung fort. Die Emigranten schreien zwar gewaltig dagegen, und suchen durch Chateaubriand nun Talleyrand zu stürzen, der doch wahrhaftig in diesem Augenblicke wieder Frankreich, und also nicht uns, sehr gut dient. — Wir werden nun wohl bloß Geld und kein Land nehmen, worüber die öffentliche Meinung in Deutschland ungeheuren Lärm schlagen wird, die Minister wissen nicht, was sie sich für Verdruß bereiten. Auf jeden Fall ist unser Aufenthalt hier von langer Dauer, da auch in unseren Angelegenheiten alles noch sehr verworren ist, und wegen der Verwaltung, der Kontribution u. dergl. noch immer neue Verwickelungen entstehen, deren Beseitigung Zeit erfordert, und die Abmachung der höheren Verhältnisse verzögert.

Komme nur ja recht bald, geliebte Rahel! damit wir noch schöne Sommertage hier verleben und zusammen spazieren gehen! Gott, wie schön war es gestern in dem Garten der Tuilerieen! ich ging nur durch, und stand nur einen Augenblick stille, nach der Abendsonne gerichtet, über angenehme breite Spazierräume und reizende Blumenabhegungen blickend, ich mochte mich nicht verweilen, ich werde zu traurig in solchen Augenblicken ohne Dich zu sein, und kann nicht allein genießen! — Bei Otterstedt findest Du Reiseinstruktion; schreibe ihm nur gleich vor Deiner Abreise von Wien, damit er alsdann die Briefe für Dich nicht mehr abschickt. Metz hat die weiße Fahne aufgesteckt, Vitry hat sich ergeben, Du wirst nun reisen können, wie Du willst; ich bin aber doch für Köln, Aachen und Brüssel, damit Du den Rhein siehst, und den besten, zum Theil

schon bekannten Weg hast. O Gott, geliebteste Rahel, wie wird mir, wenn ich an die Freude denke, Dich hier zu empfangen! Wir wohnen sehr gut, nur etwas lärmvoll trotz der Abgelegenheit; es ist alles eingerichtet, und fehlt an nichts, selbst ein Koch ist schon halb und halb angenommen.

Meine innigsten Empfehlungen an alle die verehrten und lieben Freundinnen, die ich möchte, daß Du nicht verließest, sondern mitbrächtest! Von der Varenin Pereira mag ich es schon gar nicht mehr anders denken; sage Allen, wir wollten das vergnügteste Leben von der Welt hier führen; die Möglichkeit ist hier vorhanden!

Lebe wohl, geliebteste, theuerste Rahel! meine innige Freundin! Leb wohl, sei vergnügt und gesund! Kereff grüßt Dich. Der Husar Delmar, der mir eben „seine Aufwartung" machte, läßt sich Dir sehr empfehlen. Er war einmal Dein Reisegefährte, das giebt ihm etwas bei mir. Adieu, Geliebteste!

Ewig Dein

Varnhagen.

Grüße Dore! und Katti, was macht die liebe Katti? — Remy habe ich aufgesucht; es geht ihm gut, und wenn ich will, will er wieder in meine Dienste gehen.

Tettenborn erwart' ich täglich.

An Varnhagen in Paris.

Baden, Sonntag Nachmittag halb 5, den 30. Juli 1815.

Noch immer, Guste, kein Brief von Dir. Noch bin ich ruhig. Wer weiß, wo zu dieser Stunde einer für mich liegt: oder auch gar wohl in Wien selbst. Triti (Wiesel) schickte mir heute einen gestriggeschriebenen Brief aus Wien, worin er mir meldet, er wisse von einem würtembergischen gestern hier angekommenen Kourier, daß der Kanzler richtig in Paris angekommen sei. Aber auch Jordan hat hierher nicht geschrieben; und keiner: doch waret ihr den 12. schon in Saarbrücken. Mit Eskorte soll man langsam reisen. Heute sind wieder die sonderbarsten Neuigkeiten: die Souverains sollen aus Paris sein;

Manche ſagen, nach Fontainebleau; Andere, nach Caen: letzteren Ort nannte mir Triti in ſeinem Brief. Gentz ſoll morgen reiſen: dem mag ich nicht ſchreiben. Ich erfahre doch alles zur Zeit: über Deine Perſon kann er mich nicht beruhigen, und das dahin deutende Beruhigende weiß ich von der Adam-Müller.

Dieſen Brief ſchreib' ich nur, um Dir zu ſagen, daß es mit meiner Kourbatüre beſſer geht. Schwarze Salbe: Räuchern, und Schwefelpulver haben dieſem Höllenübel wieder auf's Beſte begegnet. Sage das Koreff; es wird ihn freuen. Noch bin ich inkommodirt. Aber ich ſteige Treppen, kann liegen, mich umdrehen, und lebe mit der Geſellſchaft. Aus war ich noch nicht: nicht Einmal in dem Deklamatorium. Aus gerechter Erkältungsfurcht. Dafür hat uns die Schröder heute, kurz vor dem Eſſen, zwei Gedichte von Schiller, Ceres, und das, wo der Freund ſich dem Tyrannen ſtellt für den Freund, wie die erſte Muſe deklamirt. Der ganze Salon weinte bitterlich. Sie iſt ein Gott. Wien iſt außer ſich über ihr Deklamiren von geſtern. Sie ſind noch Alle oben, ich ſchreibe bei Gelegenheit der Sieſta; muß aber hinauf. Fahren kann ich die erſten Tage mit dem Kreuze noch nicht: die Anderen ziehen übermorgen, wie es heißt, nach dem Garten. Ich werde nachkommen; in Wien mich in Ordnung ſetzen, und, ſobald es Deine Briefe, die Umſtände, die Nachrichten, meine Geſundheit willig erlauben, nach Frankfurt reiſen. Ueber mich ſei ruhig. Gott hat mir das große empfindliche Herz reif hämmern laſſen. Ich bin vergnügt: und kenne nun ſchon Reden; und Umſtandsentwicklung; und werde mich auch nach Deiner Zufriedenheit, kombinirt mit meinem Wohl, und Geſundheit, zu betragen und einzurichten wiſſen mit der Reiſe. Gott! es kommen ſo viel Kouriere zu Marie Louiſe, die nur fünf Häuſer von uns wohnt. Man ſagt auch, die Souverains gehen mit Kaiſer Franz nach Italien. Nun kommt es nach; aber auch die eingetroffenen Umſtände werden ſie wieder anders nennen; und neue durch den falſchen Namen lenken. Italien zu ſehen in Sicherheit, wäre ſchön; wenn auch nur einen Theil davon. Sei ja ruhig; wenn Du dieſen Brief bekommſt, hab' ich längſt einen von Dir. Adieu, adieu! Deine R.

Du warſt gewiß ein Sicherheitskommiſſarius, und haſt die Briefe über Berlin gehen laſſen. Ich weiß, Du denkſt immer

an mich. Alle grüßen Dich viel. Adieu, adieu! Vorgestern schrieb ich Dir auch; d. h. ich schickte auch der Adam-Müller einen Brief für Dich: sie ist äußerst gut gegen mich; geh zu ihm. Er sieht Pfuel und General Thielmann viel. Es freuen sich hier Alle, daß Pfuel Kommandant von Paris ist: wie anders mag es jetzt schon sein. Mariane Saaling trotzt als Freundin, daß er nicht schreibt. Tralalala!

An Varnhagen in Paris.

Baden, Montag Mittag 2 Uhr, den 1. August 1815.

Gestern Abend, mein Freund, mein geliebter, theurer August, war ich so glücklich, Deinen ersten Brief, vom 16. und 17., aus Paris zu erhalten. Antworten kann ich nicht darauf, wenigstens nicht in diesem Augenblick: weil plötzlich die Arnstein mit all ihren Damen und dem ganzen Haus, wegen einer Trakasserie, die sie mit dem Schwiegersohn Pereira der Reise wegen hat, gleich nach Tische nach dem Garten zieht, und alles hier im packenden Aufruhr ist. Ich aber bleibe noch geruhig, weil ich noch die Reste der Kourbatüre fühle, und auch nicht plötzlich weg will, noch könnte. Ich muß sich erst mein Kreuz erholen lassen, welches nicht die mindeste Fatigue ertragen kann; wie ich empfunden habe durch eine Art Rückfall, den ich mir gestern selbst bereitete, weil ich einen freien Augenblick das Uebel vergaß und mich ganz geheilt glaubte, und mir zum Einräuchern selbst etwas zurechtsetzte. Ich muß große Präkautien nehmen. Sei aber ganz ruhig, ich bin auf Ehre wohl, und reise in acht oder zehn Tagen bestimmt: und schreibe Dir und Otterstedt noch vorher. Wär' es nur eben so sicher reisen von Frankfurt nach Paris, und so sicher dort sein! Ich habe Deinen ganzen Brief gewürdigt und verstanden, und dank' Dir im Herzen. Aber ich habe auch einen Zeitungsartikel verstanden: einen Tagsbefehl an die Nationalgarde in Paris vom 17., den der Gouverneur Ludwigs des Achtzehnten giebt wegen der rothen Nelken. In Schiller's Maria ist eine solche Stelle, Elisabeth spricht mit dem Staatssekretair in der Art, als sie eben unterschrieben hat!

Heute schreib' ich nur, daß Du erfahrest, ich habe Deinen Brief! Schreib doch auch durch Müller, wenn auch die Briefe gelesen werden. Was nicht gelesen werden darf, schick auf dem andern Weg. Genz reist heute, sagte man; er wagt's. Halte Dir den mit der lispelnden Sprache, der mir Nervenschwäche machte, [Wilhelm von Humboldt] zur Hand: d. h. zum Ohr. Du weißt, wessen Vertrauen er hat; die Person wird wohl mit Talleyrand wieder sehr gut sein; der glaub' ich wünscht sie nicht übel. Dein Brief, und die Briefe darin, haben mich sehr unterhalten!

Meier (Maler Friedrich Meier aus Rathenau) schmerzt mich sehr. Doch ist er Gottes Sohn; er ist fromm und hat eine geöffnete Seele, er wird einen guten Tod haben. So seh' ich's im Großen an. Aber gräme mich: und für die Frau. Vielleicht werden wir ihr ein Trost. — Grüße Schlabrendorf, Jettchen Mendelssohn, Stägemann, Pfuel, Tettenborn, Jordan, und General Schöler. Adieu, adieu! Ich liebe Dich mehr, als Du's irgend denkst. Sehne mich momentweise unaussprechlich nach Dir. Halte mich für die Frau, die das größte Loos gezogen hat. Prahle mit Dir, und bin doch demüthig: kurz! durch Dich glücklich; in allem, was von Dir herkommt. Und auch dankbar. Sei auch ruhig über meine Einrichtung und Gesundheit. Ich werde alles auf's beste und schnellste machen; auch ich sehne mich nach Dir; fürchte aber, das sag' ich frei, Frankreich. Doch, warten wir noch! in Frankfurt werd' ich alles hören. Bis dahin. Leb wohl; sei auch unterdeß vergnügt. Sprich auch: es wird doch immer klarer. Dein Artikel über den Krieg freut mich. Ich kenne ihn nicht?! Alles grüßt. Deine R. Ich schreibe an der Armstein ihrem Bureau.

An Rahel.

Paris, den 2. August 1815.

Mittwochs Nachmittags.

Geliebteste, theuerste Rahel! Ich schreibe Dir nur, um Dir zu sagen, daß ich die Freude gehabt, Deinen Brief vom 19ten durch A. Müller zu erhalten; Du kündigst darin Deine Abreise als nah bevorstehend an: o geliebteste Rahel, wie durch-

schauert diese Nachricht mein Herz mit Entzücken! Ja, komm, Geliebteste, säume keinen Augenblick mehr, benutze die schöne Jahreszeit, und komme hieher zu einem vergnügten, schönen Aufenthalt! Die Straßen sind jetzt ganz sicher, auch bei Metz könntest Du ohne Gefahr vorbeireisen, aber ich ziehe doch den Weg über Köln und Brüssel vor, den jetzt beinah täglich Leute wohlbehalten hier ankommen, so der Finanzminister Bülow, der Kammergerichtsrath Eichhorn, der sogar durch Valenciennes gefahren ist. (Eichhorn war zuletzt beim Minister Stein, bei dem er Goethe'n sah, das bedeutendste Gesicht, das er je gesehen; Stein hat Goethe'n dringend zu sich eingeladen, als er hörte, daß er in der Nähe sei, und machte dann mit ihm eine Rheinreise nach Köln, sehr zufrieden mit dem herrlichen Mann, wie er ihn nannte.) Deine Briefe entzücken mich, liebe Rahel, aber ich fühle nur immer desto größere Sehnsucht zu Dir, und finde mich beinah unfähig, Dir noch lange zu schreiben, in der That, mir ist der Kopf davon jedesmal angegriffen, der in den Gedanken an Dich den schwindelnden Vorstellungen, zu denen er aufringt, beinah erliegt!

Heute schreib' ich Dir nur wenig, weil meine Nerven von den schon geschriebenen Briefen (an Beyme und Markus) und den dazwischen erlittenen Störungen schon ganz überreizt sind. Ich gerieth außer mir, ich wußte nicht, ob ich weinen oder losschlagen sollte, fünfmal hintereinander drangen immer unwillkommnere Menschen in mein Zimmer, und führten da ihre Gespräche, es wurde mir zu arg, die Uhr rückte unaufhörlich fort, und ich sah die köstliche, schon berechnete Zeit verrinnen! Endlich bekam ich freie Luft, und schloß mich ein, ließ mich aber doch irren, und machte einer neuen Störung auf; so daß ich in größtem Unmuth endlich meinen schon nicht mehr aufzuschiebenden Brief an Beyme abschnitt und schloß. Was soll ich bei Dir mit dieser Stimmung? Geliebteste Rahel, Du verzeihst mir, nicht wahr? Ich verspreche nur immer zu schreiben, und dann kommt es doch zu nichts rechtem: während ich von Deiner lieben Hand die reichsten und zahlreichsten Blätter beschämt an meinem Herzen fühle! Wahr ist's, ich habe auch viel zu thun, und bin vielfach gestört. Aber drum hebe das alles auf, geliebteste Rahel, sei bei mir! Ach, ich kann schon kaum mehr das Glück in meinen Gedanken fassen, Dich wirklich wieder vor mir zu sehen, zum Zusammenbleiben, zur reizendsten Gewohnheit!

Bentheim grüßt Dich herzlichst; ich aß neulich bei ihm zu Mittag; auch Eugen iſt hier. Er freut ſich theilnehmend Deines Hieherkommens!

Vor-vorgeſtern aßen Metternich und Zichy beim Kanzler, erſterer ungemein freundlich gegen mich, zuvorkommend, vertraulich.

Tettenborn hat mir geſchrieben aus Joinville: er muß bald kommen; ich habe den ruſſiſchen Annenorden, um den Hals, bekommen, dieſelbe Klaſſe, die Gentz hat.

Lebe wohl, geliebteſte, theuerſte Rahel! Ich muß ſchließen, weil ich das Schreiben nicht mehr aushalte! Sei geſund und fröhlich! Gott, wie freut es mich, daß es Dir etwas wohler geht! Ich küſſe Dich, Geliebteſte!

Ewig Dein treuer

Varnhagen.

Meine innigſten Empfehlungen an die wohlwollenden Freundinnen, die liebenswürdigen Frauen und Fräulein! Möchten Sie doch als Siegerinnen hier zu neuen Siegen einziehen wollen!

Graf Karaczay, Wallmoden's Adjutant, hat ſich auf dem Platze Vendôme in einem Fiaker erſchoſſen, man ahndet keine Veranlaſſung dazu. Bentheim rit' grade vorbei, und ſah es, er war ganz blutig davon geworden. Es weiß niemand eine Urſache zu finden: ich ſchreibe es Dir, weil gewiß viel Abentheuerliches darüber geredet wird.

An Rahel.

Paris, den 4. Auguſt 1815.

Freitag Mittags 12 Uhr.

Geliebte, theure Rahel! Der Rittmeiſter Herbert, Neffe des Baron Coëlenbach, reiſt als Kourier nach Wien und nimmt dieſen Brief mit, um ihn im Arnſtein'ſchen Hauſe abzugeben. Nach Deinem Briefe vom 19ten Juli zu ſchließen, könnteſt Du jedoch ſchon abgereiſt ſein, und ich ſchmeichle mir mit der Hoffnung, daß Dich dieſe Zeilen erſt bei mir finden! Du

hast hoffentlich längst meine Briefe aus Paris erhalten, und darin nur neue Beweggründe gefunden, Deine Reise zu beschleunigen. O geliebte Rahel, wenn meine Sehnsucht, meine Ungeduld Dich doch sogleich herbeizaubern könnten, denn es tröstet mich schon nicht mehr, daß Du in drei Wochen, in vierzehn Tagen hier sein kannst, jeder Tag mit seiner ganzen Lebensfülle von Jugend und Freude verlangt heftig sein Recht, und der tiefste Wunsch des Herzens versteht kein Warten, sondern nur seinen Augenblick! Wie ich auf Dich rechne, weißt Du; ich fühle es, daß ich bei längerer Entfernung von Dir mit meinem ganzen Wesen irr werde, und in anderer Richtung streben muß; die abenteuerlichsten Unternehmungen, die kühnsten Abweichungen könnten kaum den stillen, wahrheitleuchtenden Reiz ersetzen, an welchen Deine beglückende Gegenwart mich gewöhnt hat! — Ich wiederhole, was ich Dir schon in allen meinen Briefen schrieb, Du kannst ganz sicher reisen, von Frankfurt aus, wo bei Otterstedt eine Art Instruktion für Dich liegt, den besten über Köln, Aachen und Brüssel, der beste, sicherste Weg von der Welt, den täglich Reisende kommen. Hier findest Du eine geräumige, vornehme Wohnung, alles bestens eingerichtet, und mit allem versehen, ein Gartenplatz hinter dem Hause, zwar in einem abgelegenen Theile der Stadt, aber wo alle Preußen wohnen, und dann wirst Du ja auch, wenn Du willst, beständig Deine Remise haben können. Die Frau von Stägemann und Jordan, die in diesen Tagen ankommen, werden in demselben Hause wohnen, rue de Varennes Nr. 22. —

Ich schreibe morgen mit unserem Kourier einen größeren Brief, den ich an Otterstedt schicke, weil ich mir einbilde, Du bist schon unterwegs, und hast ihm geschrieben, daß er die Briefe schon nicht mehr abschicken, sondern Dir zurückhalten soll! Geliebte Rahel! wenn es wahr wäre, und Du schon unterwegs! ich fasse mich kaum vor Freude! Bis jetzt leb' ich hier noch gar nicht, sondern sehe nur, daß es möglich ist, hier sehr angenehm zu leben.

Gestern wurde hier der Geburtstag des Königs gefeiert, der Kanzler gab eine große Mittagstafel, Abends waren die preußischen Wohnungen größtentheils erleuchtet. Ein Gedicht, das Koreff hat drucken und vertheilen lassen, schicke ich Dir mit, es hat glückliche Stellen, aber auch unglückliche; doch ich will mich nicht dem Tadel überlassen, da ich selbst so wenig

geschickt bin, das Lob der Fürsten zu singen. Ueberhaupt taug' ich nicht zu höfischen Dingen, und Könige und Prinzen sind nicht meine Bekanntschaften. Da ist der Kronprinz von Würtemberg hier, und ich nehme mir alle Tage vor ihn zu besuchen, ohne je dazu zu gelangen.

Bentheim, der hier zur Besatzung gehört, läßt Dir die herzlichsten Grüße darbringen, und freut sich Deiner Hieherkunft. Tettenborn ist noch nicht hier, ich erwarte ihn aber; daß ich jetzt erst den Annenorden zweiter Klasse durch ihn erhalten, habe ich Dir schon geschrieben. Pfuel, der als Kommandant hier eine sehr wichtige Person ist, sehe ich sehr oft, in bester Freundschaft und Vertrauen; auch Gruner öfters. Stägemann habe ich etwas kälter genommen seit einiger Zeit, weil er seine Meinung, wo es Wahrheit galt, neulich in meiner Gegenwart und gegen mich verläugnete. Jordan ist fortdauernd äußerst freundschaftlich gegen mich; der Kanzler von außerordentlicher Güte, ich bin ihm aber in allem Ernst böse, die Ursache will ich Dir schon sagen, und trotz des Abstandes, der von mir zu ihm ist, kann mein Bösesein ihm wohl etwas bedeuten! In beifolgendem Journal „Des débats" ist der angestrichene Artikel von mir; sie wundern sich nun, daß ich auch französisch schreiben kann, und finden es sehr gut.

Ich bitte Dich, geliebte Rahel, die Baronin Arnstein mit meiner ehrerbietigsten Huldigung zugleich des Eifers zu versichern, den ich anwenden werde, um ihrem Wunsche gemäß etwas hiesiges Pikantes auszuschneiden; ich kann aber betheuern, daß ich bis jetzt noch nichts dergleichen habe fassen können. Inzwischen schicke ich das Schiff, das Bonaparte'n nach St. Helena bringen soll, den Bellerophon, der grade auf meinem Tische liegt; Du siehst an gutem Winde kann es unter solchen Umständen nicht fehlen.

Mlle. Mars ist vorgestern zum erstenmal wieder auf der Bühne erschienen, mit ungeheurem Beifall wurde sie aufgenommen, herausgerufen, bekränzt etc. Veilchen trug sie nun freilich nicht, aber auch keine Lilien, sondern allerhand andere Blumen, Coquelicots, weiße Rosen etc. Ihr Triumph war vollständig, und man konnte daran sehen, wie entfernt die Bourbonisten davon sind, die Oberhand zu haben.

Jette Mendelssohn ist wohl; sie freut sich sehr, daß Du herkömmst, und überläßt sich der freudigen Hoffnung, daß auch

die anderen Damen des dortigen Kreises, zum wenigsten Frau von Pereira, herkommen werden.

Lebe wohl, geliebte, theure Rahel! behalte mich lieb, und denke, daß Du mein Glück, meine Freude, und mein ganzes Leben bist! Sei gesund und fröhlich!

Ewig Dein treuer

Varnhagen.

An Rahel.

Paris, den 5. August 1815.

Sonnabend Nachmittags.

Geliebte, theure Rahel! Gestern schrieb ich Dir einige Zeilen direkt nach Wien durch den Rittmeister Herbert, der als Kourier dorthin reist; ich habe aber mehr Hoffnung, daß dieses Blatt Dich früher trifft, als bei jenem Briefe, weil ich gar zu gern glauben mag, daß Du schon abgereist und auf dem Wege nach Frankfurt bist, und Otterstedt schon die Weisung von Dir hat, die Briefe an Dich nicht mehr abzuschicken. O möchte doch die Hoffnung mich nicht täuschen, Rahel, geliebteste Freundin, ich erwarte Dich mit ungeduldigster Sehnsucht! Die Wege sind frei und sicher, das Wetter gut, der Aufenthalt hier anziehend und vielversprechend; gestern Abend kamen die Frauen von Jordan und Stägemann wohlbehalten hier an, sie sind auch über Aachen gereist, aber dann über Namur, da es über Brüssel eigentlich noch besser ist. Wir wohnen alle in demselben Hotel, Rue de Varennes No. 22, die Anderen haben das Hauptgebäude inne, natürlich die besten Wohnungen, ich den einen Flügel, auch sehr gut, hohe vornehme Zimmer, ganz bequem, mit allem versehen, nur die eigentliche Anordnung in Betreff unserer Eintheilung in die Zimmer kann ich nicht eher machen, bis Du kommst. Wie traurig saß ich gestern unter den Angekommenen da, sie sahen es, und ich durfte sagen, daß mich ihre Ankunft nur um so schmerzlicher auf das Gefühl verweise, wie sehr Du mir fehlst! Säume nicht, Geliebteste, komme so bald und so schnell Du kannst! Es wird recht angenehm hier sein. Und doch, wenn ich Dich nun so dringend gebeten habe, und Dir gesagt, wie ganz Du mein Glück und

meine Hoffnung bist, so lasse Dir fröhlich auch jeden anderen Beschluß gefallen, und wisse, daß es mich nicht kränkt, wenn Du lieber am Rhein bleiben, in Aachen oder Spaa Deiner Gesundheit pflegen, und was immer sonst vernehmen willst, sondern präge Dir wohl ein, daß alles, was Du wünschest, mir recht, mir lieb ist, und jede Entbehrung in dieser Hinsicht sofort aufhört mir ein Opfer zu sein, im Gegentheil, ich wäre gleich beruhigt, und ganz zufrieden in dem Gedanken, daß meine Rahel durch mich in ihren Wünschen gefördert wäre! Die Anwesenheit der Damen hier beängstet mich ein wenig; ich weiß nicht, wie ich mit ihnen stehen soll und kann, und weiß nur, daß es ein künstliches Verhältniß sein wird, wo die Natur der Sache leicht ihr Recht behalten, und doch unwiderstehlich offenbaren könnte, daß wir nichts mit einander zu thun haben. In Absicht Deiner bin ich ziemlich beruhigt, Du hast so ungeheure Gewalt und so reiches Talent des Lebens, daß es Dir leicht wird, sowohl den Umgang, als den Nichtumgang schön zu stellen und zu bedingen. Manche Dinge kannst Du zwar eben vermöge dieses Talents gradezu nicht, und ich aus umgekehrtem Grunde auch nicht, aber wenn es auf diese Dinge auch einmal gelangt, dann ist an allem anderen nichts gelegen. Ich will aber auf jeden Fall sehen, ob ich liebenswürdig und einnehmend sein kann, und Dir die Gesinnungen als die allergünstigsten vorbereite, wenigstens Dir nichts Verderbenes übermache. Liebe Rahel, meine gute Rahel! — Ueber die politischen Dinge schreibe ich Dir nichts, es ist eigentlich alles beim Alten, und was sich etwa Neues vorbereitet, wirst Du hier selbst sehen. Ludwig der Achtzehnte kann nicht bleiben, das sehen alle ein; ja selbst diejenige Macht, die ihn am meisten hegte, fängt an die Sache zu überlegen. Wie es mit unseren Verhältnissen zu Frankreich stehen wird, entwickelt sich langsam; eine Verwaltung wird aber eingerichtet, und Preußen bekömmt zu diesem Behufe, außer dem Striche an der Gränze, worin die Festungen liegen, ein Stück Normandie und ganz Bretagne. — Gestern im Garten der Tuilerieen, als der König sich am Fenster gezeigt hatte, war ich dabei, wie viele Leute das Geschrei der Menge Vive le roi! durch à bas les Bourbons! unterbrachen; das fällt alle Tage vor, ungeachtet die Leute jedesmal verhaftet werden. Mlle. Mars, die vor einigen Tagen wieder auf der Bühne erschien, und mit ungeheurem Beifall empfangen wurde

(ich war mit Pfuel eine Weile dort) trug im ersten Stück rothe Blumen, im zweiten weiße und nach dem Umziehen blaue; also die Farben der Nationalkokarde! Die Bourbonisten sind außer sich, daß ihr keine neue Demüthigung widerfuhr; sie spielte aber wie ein Engel!

Bollmann wird mich gleich abholen, um von mir bei Pfuel und Gruner vorgestellt zu werden, bei seinen wichtigen Verbindungen kann er ihnen, und sie ihm, von Nutzen sein. Er ist sehr rechtschaffen und menschenfreundlich in seinen Ansichten und Thätigkeiten. Ihn freut es ungemein, daß Dir ein solcher Mann, wie Bouton, den er genau kennt, so wichtig sein kann, und Du solche Bemerkungen darüber machst, wie die sind, die ich ihm aus Deinem Briefe erzählt habe; dergleichen hatte er Dir nicht zugetraut. Hernach muß ich noch zur Mendelssohn, die mich heute Morgen schriftlich um einige Nachweisungen ersucht hat, und dann bei Jordis essen, wo ich seit drei Tagen feierlich eingeladen bin, auch Stägemann und Jordan mit ihren Frauen sollten dort essen, sie sind aber noch zu müde von der Reise, und Stägemann wird allein mit mir hinkommen. Frau von Stägemann hat kurz vor Paris eine Achse gebrochen, aber ohne sich Schaden zu thun, und nur vom Schreck ist sie noch etwas angegriffen.

Leb wohl, geliebte, theure, englische Rahel! Ich grüße und küsse Dich recht von Herzensgrunde! Leb wohl, sei gesund und recht vergnügt, und komme!

Ewig Dein treuer

Varnhagen.

An den Freiherrn von Otterstedt in Frankfurt a. M.

Dreihaus, Arnstein'scher Garten vor Wien,
den 6. August 1815. Sonntag.

In der Bredouille des Abreisens, Besorgens, der Visiten, des Packens — Ihrem Freundesbrief auch nur ein Wort Antwort. Ich komme. Sie nur kenne ich in Frankfurt; das ist genug. Nach Frankreich kann ich mich nicht entschließen. Doch dies alles mündlich! Eine Welt haben wir zu sprechen: eine Welt ich mit Ihnen zu besprechen. Ihren Rath, Ihre Hülfe bedarf ich; und ich habe sie; ich weiß es. Wie

Sie meine hatten. Geld brauch' ich nicht. — Uebermorgen früh, Dienstag, reise ich mit Dore und Johann von hier; in einem anderen Wagen Frau von Pereira mit Jettchen Ephraim und ihren Domestiken; in einem halben Wagen Abbé Könen. Wir gehen über München, schlafen alle Nacht, bleiben einen Tag in Linz. Also werden Sie besser als ich berechnen können, wann ich nach Frankfurt komme. Ich fahre bei Ihnen vor, wenn ich keinen Zettel am Thore finde; in einem Wirthshaus wohne ich nicht: Sie haben mir chambres garnies in einem sicheren Hause, eine Stiege hoch, genommen. Es hat auch eine Aussicht. Ich sehe Frau von Otterstedt; die Kinder. Sie findet mich gut, ich weiß es. Ich sie auch. Sie sagen ihr diese Worte!

Heute ist ein Brief von Jordan hier angekommen; er erwartet Rue Varenne No. 22 — wo auch Stägemann und Varnhagen wohnen — seine Gemahlin, Frau von Stägemann und mich: unsere Quartiere sind bereitet. Die Damen gehen. Aber ich! . . . Ja ja, ja ja! Kurz, wir sprechen darüber. Varnhagen denkt's gewiß, daß ich komme. Das zerreißt mir das Herz. Ich bin zu furchtsam. Ich kenne Flucht. Pferdemangel, verfahrene Straßen: ich habe damals noch Septembriseurs gesehen. Adieu, adieu! Die Pereira geht nach Spaa, und nach den Bädern entweder in's südliche Frankreich oder nach Italien; die Mutter mit der Mutter Ephraim folgen. Dies alles mündlich. Ihre alte Rihle, jetzt Friedrike Varnhagen. — Gott! wie geht die Welt!! Wissen Sie denn meine Dachstube und Ihre Lieutenants-Geseires (Bekümmernisse) drin? und jetzt Arten Srores (Herrschaften)! . . .

An Friedrich August von Stägemann in Paris.

Haben Sie wohl die Gnade, Varnhagen diesen Brief nach seinem Zimmer zu schicken? Einen freundlichen Gruß auf Abschlag von mir anzunehmen? und mir diesen Auftrag zu verzeihen?

Friedrike Varnhagen.

Ich komme nämlich! Das ist der Abschlag.

An Rahel.

Paris, den 8. August 1815.

Dienstags Nachmittags 3 Uhr.

Inniggeliebte, theure Rahel! Vor einer guten Weile brachte man mir Deinen Brief vom 28sten Juli (Nr. 4), den Du durch Adam Müller geschickt hast. O liebe, arme Rahel, welch traurige Nachricht ist die von Deiner Krankheit! wie heftig erschüttert sie mich! Ich hatte mich so sehr gefreut, daß Du mir zuletzt wiederholt geschrieben, es ginge mit Deiner Gesundheit, Gott Lob, immer besser, und Bad und Luft bekomme Dir nun ziemlich gut, ich hatte die inbrünstigsten Bitten und Hoffnungen empfangen, Gott möchte Dich stärken, behüten und erfreuen, ich hatte so gern mein Glück, Dich bei mir zu sehen, in dem Troste verzögert sehen wollen, daß es Dir doch wohl ginge, daß Du doch vergnügt seist an dem Orte, wo Du Dich nun einmal befändest, und nun kommt diese traurige, übertraurige Nachricht! Rahel, meine Rahel! könntest Du doch die ganze Innigkeit des Herzens, die ich zu Dir strömen möchte, empfinden, die tiefe schmerzliche Theilnahme Deines Freundes! Erst, als ich Deinen Brief nur eben mit erschreckener Aufmerksamkeit gelesen hatte, sanken mir die Arme herunter, eine gänzliche Niedergeschlagenheit in allen Gedanken, die härteste Demüthigung aller in freudigen Bildern zu Dir aufwegenden Herzensschläge! Meine arme, arme Rahel! rief ich, soll immer ein neues Leid Dich fassen, niemals eine bessere Aussicht sich Dir leicht und fröhlich erfüllen? und dann mußt' ich sehr weinen, mit tiefem, wehklagenden Schmerz, nun war mir alles zurückgesunken, alles vergeblich, ich dachte mit unendlicher Inbrunst an Dich, mit heißester, unaussprechlicher Liebe. Ich war noch ganz geängstigt und konnte mich nicht fassen, mußte aber zum Kanzler, und ging traurig hinüber, auf der Treppe begegnet mir Koreff, den ich unverzüglich aufzusuchen gleich beschlossen hatte, und ich theile ihm gleich aus Deinem Briefe alles Nöthige mit. Höre, geliebte, theure Rahel, den doch einigermaßen tröstlichen Bescheit, den er mir gab! Er sprach auf das Theilnehmendste, und nimmt überhaupt nichts leicht, wie

Du weißt, aber er versicherte mir, es sei keine Wiederkehr des Hüftwehs vorhanden, sondern eine bloße Erkältung, die sich freilich auf diese durch jenes Uebel geschwächten Theile geworfen, aber gewiß nicht bedeutender werden, ja gewiß schon wieder vergangen sein würde, da Du gleich dazu gethan habest; wenn es jedoch im geringsten noch fortdauerte, möchtest Du gleich die schwarze Salbe einreiben lassen, es würde darauf gewiß vergehen. Das schreib' ich Dir nun in aller Eile, hoffentlich kann ich den Brief durch einen österreichischen Kourier schneller nach Wien befördern, als es auf dem anderen Wege möglich. Koreff sagt, Du würdest deshalb doch recht gut reisen können, Du dürfest nicht besorgt sein, es habe damit gar nicht so viel auf sich, so sehr er Dich auch wegen des Schmerzes und der Störung des gegenwärtigen Augenblickes beklagt. O möchtest Du doch schon völlig wieder hergestellt und fröhlich diese Zeilen durch die That bestätigt haben, und mit schon erfahrener Beruhigung ihre beunruhigte Besorgniß als eitel belächeln! Geliebte Rahel, wie sehn' ich mich jetzt bei Dir zu sein, wie möcht' ich Dich pflegen und hüten, mit Zärtlichkeit und Liebkosung Dir bereit sein! Wenn ich Dich wiederholt rufe, wenn ich Dich immer bitte, hieher zu kommen, und Deine Reise möglichst zu beschleunigen, so denke nicht, daß mein persönliches Sehnen, wie groß es auch sei, mich hierin bestimmt! Ja, ich darf es nicht verhehlen, denn das wäre auf der anderen Seite gesündigt, ich kenne kein anderes Glück, als Dich, geliebte, einzige Rahel, und Tag und Nacht verlangt mein Herz unausgesetzt nach Deiner beglückenden Gegenwart; aber darum bin ich nicht auf den positiven Wunsch beschränkt, daß Du nur kommen und nur immer kommen sollst: nein, meine Freundin, ich bringe Dir gern alles zum Opfer, es ist selbst kein Opfer mehr, es ist nur der verwandelte Wunsch meines Herzens, wenn ich Dich zu sehen verzichte, sobald Dir etwas anderes nothwendig oder heilsam, es sei für Körper oder Gemüth, erscheinen will; und ich bleibe dabei, thue ganz was Du willst, was sich Dir darbietet! Ich schrieb neulich von Spaa, wie durch eine Eingebung, denn ich wußte ja noch nicht, daß die Pereira dorthin gehen würde, und nun um so viel leichter Dir der Gedanke der dortigen Heilkur entstehen könnte: thu alles was Du willst, ich will alles zufrieden sein, will nicht denken etwas zu verlieren, wenn ich nur Deiner Absicht entsprechen

kann! Du wirst es doch auch gewiß thun? Liebe, theure Rahel, ich denke mit freudiger Entzückung an Dich, mit begeistertem Wohlgefallen und mit demüthiger Erkennung des Glücks, einer solchen Verbindung gewürdigt werden zu sein: mir darf nicht einfallen, dieses Glück mir unterwerfen zu wollen, nur mich ihm! — Ich glaube aber, Dir würde Paris wohlthun, gefallen; die Luft ist sehr gut, und ich empfinde schon vortheilhaft ihre Wirkung; das Leben, der Ort, auch trotz der störenden Verhältnisse und der harten Stellung des Augenblicks, reizvoll, angenehm und großartig, der Aufenthalt, so weit Vorsorge ohne Uebertreibung gehen darf, noch lange sicher genug! Darin glaube mir, trotz allen anderweitigen Berichten und Erzählungen! Die Rückreise machten wir endlich einmal zusammen! in Deinem guten Wagen. Wohnung, wie ich Dir schon schrieb, habe ich, eingerichtet ist alles. Ach wie niedergeschlagen bin ich nur immer noch von dem Gedanken, daß Du nun selbst im besten Falle doch erst in drei Wochen hier sein kannst, da möchte ich mich in Ungeduld verzehren! — Du hattest am 28sten Juli erst meinen Brief aus Saarbrück, der war Nr. 10, seitdem habe ich nun mit diesem acht Briefe geschrieben, die Du doch nun hoffentlich schon zum Theil haben wirst; sie gingen alle unter der gewöhnlichen Adresse, und Otterstedt mußte sie in Frankfurt auf die Post geben, mit Ausnahme von Nr. 16 vom 4ten August, wo ich Dir durch den österreichischen Rittmeister Herbert, einem Neffen Collenbach's, unter Adresse der Baronin Arnstein schrieb. Wenn die Briefe nicht ankämen, das wäre entsetzlich! Doch habe ich die Deinigen auf diesem Wege, wie es scheint, alle bekommen: Deine lieben Briefe, mit denen jedesmal ein anderes Wetter in meine Stube tritt, die ich wie ein Fest begrüße! — Den Brief von der Marquise beserg' ich noch heute. —

Höre, geliebteste, einzige Rahel! wie hübsch wäre das, wenn alle die theuren und liebenswürdigen Damen sich entschlössen mit zu reisen! Ich freue mich besonders über Jettchen Pereira, mit der Dich zusammen zu wissen mich so sehr beruhigt. Käme sie doch lieber nach Paris, statt in Spaa bleiben zu wollen! Die Frauen Stägemann und Jordan befinden sich in Paris ganz gut; mit letzterer war ich gestern viel aus, erstere ist nur gar zu schwach! Ich sehe sie alle Tage, da wir in demselben Hôtel wohnen, und in aller Artigkeit der besten Lebensart.

Jordan selbst ist fortdauernd recht freundschaftlich und bieder gegen mich, und ich kann mich von allen Seiten durchaus nur der feinsten Behandlung rühmen. —

Dieser Tage besuchte mich ein Graf Eglofsstein, der sich Deinen Freund rühmt, und mir, wie er sagte, einen Beweis seiner außerordentlichen Achtung und Werthschätzung geben wollte; er ist nach England gereist, wird aber zurückkommen. Ueber die Frohberg wollte er spötteln, ich ließ mich überhaupt wenig und darauf gar nicht ein. Der Kommerzienrath Czechel dringt darauf, Dir seine Empfehlung durch mich machen zu lassen. Koreff, Bollmann, Pfuel, Bentheim grüßen Dich bestens.

Hier sieht es noch sehr verworren aus, und ich glaube, es weiß noch niemand recht was werden soll, die Kabinetter scheinen denn doch auch ihre Irre etwas zu fühlen. Die Gegenwirkung gegen die Bourbons ist außerordentlich stark; alle Abende schreien Bewegene dem Könige unter den Fenstern der Tuilerieen, ja gar in's Gesicht: Vive l'Empereur! à bas les Bourbons! sie werden jedesmal verhaftet, aber es kommen immer wieder andere. Louis der Achtzehnte heißt nicht mehr le désiré bei den Franzosen, sondern l'inévitable, und bei den preußischen Soldaten mit großer Verachtung Louis tout de suite! In der Vorstadt St. Anteine, erzählte mir Pfuel, zogen sie neulich mit einem Schwein herum, dem sie an die Ohren große weiße Kokarden gesteckt, und sangen dazu: „Nous amenons le gros cochon!" Etwas feiner spielt das Wort in: „Vous croyez nous pouvoir imposer de si fortes contributions à cause de notre gros revenu!" So geht es fort, es ist ein Wetteifer unter allen Thätigen gegen diese Rückkehr der Bourbons, und die revolutionaire, konstitutionelle, nationale Parthei verstärkt sich alle Tage. Ich bin hier besser unterrichtet, als je; ich sehe alle Art Leute: und großentheils solche, die mir ganze Klassen aufschließen und ganze Gebiete auskunden; auch die heftigsten Aristokraten sehe ich, z. B. den Marquis de la Maisonfort, den Obersten von der Maison du Roi, d'Engente, Chamisso's Schwager, und viele Andere.

Geliebte, theure Rahel! noch gestern Abend (ich schreibe Mittwochs Vormittag) sollt' ich die unaussprechliche Freude haben, einen zweiten Brief von Dir zu erhalten, auch durch Adam Müller, den ich grade, wie zum Glück und Lohn der Absicht, aus Dank für den ersten Brief besuchte! Deinen Brief

vom 30sten Juli Nr. 5 habe ich also, worin Du mir Gott Lob wieder von Deiner Besserwerdung schreibst! Er war eben angekommen, dieser theure Brief: wie dank' ich Dir Deine fleißige, besorgte Liebe! Ich schreibe nun auch durch Adam Müller, dieser Brief geht also sicher, und ist in 8 Tagen in Deinen Händen! hoffentlich hast Du nun auch alle die anderen, die ich Dir durch Otterstedt an die gewöhnliche Adresse schickte! Geliebte, theure Rahel! Werde recht gesund, und komme doch sogleich! O ich schmachte nach Deiner Gegenwart! Alle die bösen Gerüchte sind nichts; wir bleiben noch so lange hier, daß es sich der Herreise noch nach Wochen lohnt, ja wahrscheinlich länger, als man hier denkt! Bringe die lieben Freundinnen mit! Sie werden sich hier doch gefallen, trotz aller Zerfallenheit der sonstigen blühenderen Hauptstadt-Verhältnisse. — Professor Bekker ist bei mir, während ich schreibe, und liest. — Flemming, der bei Pfuel arbeitet, grüßt Dich angelegentlichst, und alle die liebenswürdigen Frauen. — Der Brief von der Marquisin ist von mir selbst noch gestern abgegeben worden: Deine Aufträge, Geliebteste, sind mir heilig! — Die Herzogin von Sagan ist hier angekommen, ich habe sie aber noch nicht gesehen, Koreff aber. — Ich esse beim Kanzler; morgen mit Humboldt, Bülow etc. bei Jordis, wo ich übrigens, so wie bei Pfuel und Bentheim, alle Tage eingeladen bin. Jette Mendelssohn ist wohl, ich habe ihr in Betreff Sebastiani's Gefälligkeiten erweisen können. Ich schreibe das alles, weil wir verabredet haben, allerlei Namen auf gut Glück, vielleicht Anderen wichtig, zu nennen: wie Pilat damals meinen Namen Dir zum unverhofften Trost an Gentz! Leb wohl, Geliebte, Theure! Ich trage diesen Brief selbst zu Müller hin, es ist Zeit. Ich fand Müller gestern sehr liebenswürdig, eine angenehme Leichtigkeit des Umgangs, sobald er unbefangen ist und sein will. Meine Verehrung an seine gute liebe Frau, und viele Grüße an ihre Kinder! Auch Dorothea und die Schröder — die Muse — grüße sehr! Leb wohl, geliebteste, theuerste Rahel, ich küsse Dich! Komme bald, daß es wirklich geschehen könne!

Ewig Dein treuer

Varnhagen.

Rue de Varennes No. 22.

Wie froh bin ich, daß es sich mit Dir bessert, liebe Rahel!

Für wen läßt sich denn Mariane malen? Soll Koreff's Novelle, wie man hier sagt, in Erfüllung gehen?

An Varnhagen in Paris.

Hietzing, den 7. August 1815. Halb 3 Uhr.

Bei Frau von Müller; nur eine Minute darf ich hier bleiben. Mit der Arnstein Wagen. Morgen früh um 4 reise ich nach Frankfurt. Gebe Gott, ihr von Paris! Gestern hörte ich von einem Amsterdammer, meine Schwester wohne oder ziehe nach Brüssel; und heute von Triti (Wiesel), alle Menschen reisen über Brüssel! Könnt' ich die sehen. Gott segne Dich. Du hörst von mir. Zum Glück hat uns Gott Regenwetter geschickt, des Staubes wegen bin ich äußerst froh. Auch reise ich einen Dienstag; mein bester Tag. Reskripte habe ich für Arme schreiben müssen, alles Mögliche schon! Adieu, adieu! R. Ich bin heute recht wohl.

An Varnhagen in Paris.

Strebenberg, den 9. August 1815.

Lieber August! Ein österreichischer Kourier! ich kann ihn nicht vorbei lassen, ohne Dich zu grüßen. Es geht uns gut! Wir kommen heute nach Linz. Mehr Zeit ist aber nicht. Die Gegend göttlich. Das Wetter feucht.

Rahel.

Zwischen Mölk und Linz, den 9. August 1815.

Zwischen Pulverwagen.

Immer dasselbe, oder immer etwas anderes lieben, heißt beständig lieben. Nichts lieben können, ist unbeständig sein.

Cans, denselben Nachmittag.

Ich bin so glücklich, den Kourier noch Einmal zu treffen, da ich das Wichtigste vergessen habe. Nämlich, daß ich nur bis den 22. Juli Briefe von Dir habe. Zwei liegen gewiß nun in Wien. Trotz aller meiner Verkehrung schickte Gesmar Sonnabend einen nach Baden, den ich nun nicht habe. Er schrieb mir nämlich, er habe irgend einen geschickt, und einer liegt gewiß bei der Müller, den sie vorgestern nicht mehr zeitig genug haben konnte. Sie in Hietzing; ich im Garten. Trotz meines Botens. Adieu, Adieu.

Rahel.

An Varnhagen in Paris.

Altheim, eine Post vor Braunau, Sonnabend,

den 12. August 1815.

Hier sind wir, durch viele Ueberschwemmungen, und doch glücklich. Morgen oder übermorgen in München. Aber immer fort bis Frankfurt. Es ist Friede, denn die österreichischen Truppen, die vor acht Tagen vorgingen, begegneten uns zurückgehend. Lebe wohl! Der Brief aus Baden kam mir nach, war nicht Deiner. Adieu. Deine R.

In größter Eil.

An den Freiherrn von Otterstedt in Frankfurt a. M.

Augsburg, den 14. August 1815. Abends 7 Uhr.

Hier sind wir heute 4 Uhr von München hergefahren. Nun komme ich. Sie erwarten mich also! Donnerstag Abend oder Freitag früh kommen wir an; ich, um wenigstens eine Weile zu bleiben. Henriette Pereira läßt Sie sehr bitten, niemanden etwas von ihrer Ankunft zu melden. Sie bleibt nur einen Tag, und steigt in einem Wirthshause mit ihrem Gefolge ab. Ich freue mich zu Ihnen. Ich bin sehr fatiguirt und echauffirt: das legt sich in Frankfurt. Leben Sie

wohl! Lassen Sie mich ja am Thor wissen, wo ich hinfahre, sonst fahre ich bei Ihnen vor. Ich weiß so nicht, zu welchem Thore wir hineinkommen, da unsere Route noch nicht fix ist, ob über Würzburg oder anders. Adieu, adieu. Ihre alte R. Seit dem 22. Juli habe ich keinen Brief von Varnhagen, so war sein letzter datirt.

An Rahel.

Paris, den 12. August 1815.

Sonnabends Nachmittags.

Geliebte, theuerste Rahel! ich schreibe einen Augenblick vor Abgang des Couriers, und habe daher nur zu wenigen Worten Zeit; bis jetzt bin ich durch Bentheim, Gruner, Stägemann und die Geldstücker aufgehalten worden, denn diese arme, verzweifelte Frau ist seit zwei Tagen hier, und erschreckte mich durch ihre Anwesenheit, wie durch ihr Aussehen, als sie vor unserem Hotel abstieg, um die Räthe des Kanzlers zu besuchen; sie hatte Deinen Brief erhalten, und rief Dir allen Segen des Himmels herunter, so hast Du sie getröstet und gestärkt; sie weinte sehr, und trug mir alles für Dich auf! Sie dauert mich sehr, sie hat wohl einige Versprechungen, aber ich baue nicht darauf; gut ist wenigstens, daß Meierowitsch hier ist, der sich ihrer annimmt, und es mit ihr nicht zum Aeußersten wird kommen lassen, denn auch an Geld fehlt es ihr vielleicht bald; er wird auch mich besuchen, wie sie mir sagte. — Liebe Rahel, ich schreibe in der größten Unfreiheit, ich mag nicht glauben, daß dieser Brief Dich noch in Wien treffen könne, und darf doch auch nicht schon in der Voraussetzung, daß Du abgereist seist, stillschweigen; ich habe Deinen lieben, theuren Brief vom 1sten Juli (Nr. 6), worin Du versprichst, in acht oder zehn Tagen bestimmt zu reisen, und heute sind schon zwölf seitdem verflossen! O wärst Du abgereist, wie glücklich für mich! Lasse Dich, wenn der Brief Dich noch trifft, durch nichts irre machen, ich beschwöre Dich! es ist alles sicher, Du kannst mir glauben, ich sage die Wahrheit, alle Gerüchte sind nichts, Du kannst getrost und ruhig kommen. Wie ich mich nach Dir sehne, kann nichts ausdrücken! Ich lebe nur für Dich! nur

mit Dir! Geliebte, einzig theure Rahel! O Gott, wie glücklich werd' ich sein, wenn Du erst hier bist, Du Trost, Du Glück und Heil!

Lasse Dir nichts einreden, folge mir! geh über Köln, Aachen und Brüssel; ich sehe gern Deine Reise einen Umweg nehmen, wenn es Dir sie angenehmer macht. Morgen schreibe ich Dir nun nach Frankfurt, zum Aufbewahren für Ottersdorf, bis er Dir es geben kann.

Bentheim grüßt Dich herzlichst, er freut sich Deines Hierherkommens; ebenso Hedemann, den ich neulich bei Jordis fand, wohin ihn Humboldt mitgebracht hatte, er läßt Dir alles erdenkliche Schöne sagen, und freut sich außerordentlich auf Dich, wenn Du nur erst hier wärst, ich soll es Dir ausdrücklich sagen!

Geliebte Rahel, der Himmel schenke Dir frohe Gesundheit! O ich möchte alles darum geben, Dich glücklich zu sehen! Du arme, arme Rahel, die bösen Rückfälle! Vielleicht heilt die Reise Dich und Paris. Frischen Muth, geliebteste, theuerste Rahel! Ich liebe Dich unaussprechlich! Leb wohl!

Ewig Dein treuer

Varnhagen.

Rue de Varennes No. 22.

An Rahel.

Paris, den 16. August 1815.

Mittwochs Mittags gegen 1 Uhr.

Geliebteste, theuerste Rahel! Mit triumphirender Freude habe ich vorgestern durch Adam Müller, der es mir in Auftrag seiner Frau schrieb, die herrliche Nachricht erfahren, daß Du am 8ten von Wien abreisen, und in Gesellschaft der Frau von Pereira zuvörderst nach Frankfurt gehen würdest, um daselbst nähere Nachricht abzuwarten. Wenn nur keine Verzögerung dazwischen gekommen ist! Bist Du wirklich am 8ten abgereist, so kannst Du meiner Rechnung nach heute schon vielleicht in Frankfurt sein, und ich bin Dir also nun schon um so viel näher, um Dir bald ganz nah zu sein! Was mich

jetzt bekümmert, ist nur, daß Du meine vielen Briefe, von denen die ersten durch Otterstedt, die letzten durch österreichische Kouriere gingen, nun alle nicht erhalten wirst, und daher ungewiß bist, was ich Dir alles für Nachrichten geschrieben und Rathschläge gegeben habe: nun will ich sie alle sammt und sonders in die einzige, mit aller Besonnenheit und Sehnsucht ausgesprochene Beschwörung zusammenfassen: Komm, geliebteste Rahel, komm sobald Du kannst, eile hieher! wo ich mit unaussprechlicher Ungeduld Dich erwarte! Es sind jetzt zwar alle Wege sicher und ruhig, ich ziehe aber für Dich dennoch den über Köln, Aachen und Brüssel vor, damit Du den Rhein recht siehst und Vergnügen hast, und damit Du bekannte Straßen fährst. Es ist unterwegs gar nichts zu befürchten, und hier ist durchaus alles ruhig, lasse Dich durch kein Gerücht schrecken, und auch unterwegs durch keine Verspiegelung irren! Es sind hunderte von Reisenden schon angekommen, und keiner hat das Geringste wahrgenommen, was Besorgniß veranlassen könnte. Traue hierin ganz meiner Einsicht und Vorsorge, Du weißt, daß ich nicht leicht nehme, was Du nicht so nimmst, und für Dich nicht nach Maßgabe meines Gemüths, sondern nach Maßgabe des Deinigen, bekümmert bin und denke. Geliebteste Rahel, ich fasse kaum die Freude, daß ich Dich nun gewiß so bald sehen soll, ich denke immer es ist eine Täuschung, denn Dein Kommen ist mir nicht anders um's Herz, als stiege das Glück selbst in meine Lebenstage hinab, und wolle sie verherrlichen! Rahel, ich kann Dir es nicht sagen, wie sehr ich Dich liebe, aber Du weißt es!

Ich muß nun aus meinen vorigen Briefen, die Du vielleicht alle nicht erhalten, auch wiederholen, daß wir eine gute Wohnung im Hotel de Castries, wo auch Stägemann und Jordan mit ihren Frauen, freilich in den besten Theilen des Hauses, wohnen, mit einer ganz guten Einrichtung haben, einem Garten hinten am Hause, Bedienung etc., nur mußt Du selbst erst hier sein, um die etwas schwierige Eintheilung der Zimmer anzuordnen. Ich werde wohl wieder sehr getrennt von Dir sein, da die nächsten, und für mich bequemsten Zimmer Stägemann erst spätethin, und nicht mit rechtem Fug, eingenommen hat. Wir wohnen Rue de Varennes No. 22 im Faubourg St. Germain, wo die meisten Preußen wohnen, und auch der Kanzler nur zwei Schritt von uns, sonst aber entlegen von dem eigentlich lebendigen Theile der Stadt, das soll aber nichts

schaden, da ich mir vorgenommen, ungeheures Geld mit Dir zu verfahren! Wärst Du nur erst hier, geliebte Rahel, wärst Du nur erst hier! Das Wetter ist schön, die Luft gesund, ich hoffe, Du wirst Dich hier wohlbefinden! Schreibe mir nur sehr oft, und aus jedem Nachtlager in Frankreich, die Briefe kommen sehr schnell an, und wenn es möglich ist, komm' ich Dir dann zu rechter Zeit entgegen! — Liebe Rahel, mein ganzes Leben geht in den Wunsch auf, Dich bald bei mir zu sehen, aber ich fühle mich verpflichtet, Dir aus meinen früheren Briefen auch das zu wiederholen, daß es mir vollkommen recht, ja ein Vergnügen sein wird, Dich zu entbehren, wenn Du in Frankfurt, am Rhein, in Spaa zu bleiben einen inneren Wunsch hegtest! Ich kann nur wollen, was Dir genehm ist, Dir zu willfahren, Dir behülflich zu sein, das ist mein Beruf, nicht meinen Wünschen nachzukommen, es wäre kein Opfer, das ich Dir brächte, wohl eine Verwandlung dessen, was ich wünsche, in Deinen Wunsch. — Du denkst nun aber doch wohl nicht, es gäbe doch vielleicht gar geheime Gründe, um derentwillen ich es leichter ertrüge, daß Du diesmal zurückbliebest? Das wäre mir gar schön! O könnt' ich Dich nur erst mit diesen Händen ergreifen? wärst Du erst da! Geliebteste Rahel, komm, komm! —

Bollmann ist nach London gereist, er grüßt Dich auf das herzlichste! er war hier sehr gut bekannt mit dem Herzoge von Orleans, und steht auch in wichtigen englischen Verbindungen; ich fand ihn äußerst lieb und vertrauenvoll. Deinen Brief an die Dohmeyer hat er abgegeben, er fand sie in Trauer, ihr Mann war gestorben, und sie dachte nach Deutschland zurückzukehren, sie hatte Dir gleich antworten wollen.

Daß die Goldstücker hier ist, habe ich Dir schon geschrieben, aber der Brief wird in Wien liegen. Sie kam in acht Tagen von Berlin hieher, reiste Tag und Nacht mit schrecklicher Anstrengung, um hier beim Kanzler für ihren Mann etwas auszuwirken; es scheint ihr über Erwartung zu gelingen. Sie freut sich unmäßig über Dein Kommen, wenn sie nicht früher schon zurückreisen muß. Dein Brief ist ihr himmlischer Trost gewesen, sie gab ihn mir zu lesen, ich war auch zu Thränen davon gerührt; erst nachher las ich, wie Du mich lobst, geliebte Rahel, das durchschauerte mir das innerste Herz! — Meierewitsch ist auch hier, und grüßt Dich herzlichst! Bentheim, Hedemann, Tettenborn, der aber noch in Joinville ist,

Pfuel und Alle tragen mir die beſten Grüße für Dich auf, meine liebe, einzige Rahel! Hedemann drückt ſich über Dich mit einer Theilnahme aus, die mich in Verwunderung ſetzt; er freut ſich entſetzlich auf Dein Hierſein, und ich ſoll es Dir ſagen.

Ich muß ſchließen, weil ich den Kanzler noch ſprechen möchte, den ich in vielen Tagen nicht geſehen habe; ich bin eigentlich verdrießlich über ihn, er vernachläſſigt mich, wie ich's nicht leiden will, und ich biete Trotz. Auch Jordan und Stägemann muß ich heute noch ſehen, nachher bei Pfuel eſſen, weil ein Offizier von Tettenborn dort ſein wird.

Leb wohl, geliebteſte, theuerſte Rahel! meine einzige Freundin und Freude! Sei recht geſund und vergnügt, und reiſe glücklich! Ich rufe den Segen des Himmels für Dich an! Komm, Geliebteſte, ich umarme Dich mit inniger Liebe!

Ewig Dein treuer

Varnhagen.

Die verehrendſten Huldigungen an Deine liebenswürdige Reiſegefährtin, die ich beneide, daß ſie mit Dir reiſt, wie ich auch Dich beneiden könnte, daß Du mit ihr reiſeſt!

Für Dich allein, liebe Rahel!

Sage mir, möchteſt Du wohl, daß ich ſtatt nach Berlin zurück zu gehen (wo es Dir nicht anders als gräuelhaft vorkommen kann), Legationsſekretair in Stuttgart würde? Ich fände es ſehr ſchön! Es iſt im Werke, daß Gruner dort Geſandter werden ſoll, und alſo möglich, daß es mir gelänge, ſein Legationsſekretair zu werden (was übrigens bald zu Mehr führen könnte). Der Aufenthalt wäre mir in aller Rückſicht lieb. So wie ich geleſen hatte, daß Dir Stuttgart gefiel, macht' ich gleich meinen Plan. Alles dies iſt das größte Geheimniß vor Otterſtedt, ſowohl wegen Gruner, als wegen mir.

Antworte mir!

An Varnhagen in Paris.

Frankfurt a. M., halb 1 Uhr Mittag, den 18. August 1815.

Vor einer halben Stunde bin ich hier vor Otterstedt's Haus vorgefahren, der mir kein Quartier gemiethet hatte, obgleich er mir geschrieben, es sei alles zu meinem Empfang bereitet? Jetzt behauptet er, Du habest ihm geschrieben, ich würde hier nicht bleiben. Eine sehr faule Ausrede; da ich ihm von Wien und von München schrieb, daß ich komme, und in dem peltrenischen Sinne des Bleibens. Diese Wurst reichen wir ihm bei Gelegenheit wieder: nur bei Gelegenheit!!! Freunde soll er durchaus eben so ehren, als er Protektoren schmeichelt! Er sagt, aus Oekonomie habe er das Quartier wieder aufgegeben. Dies glaub' ich nicht, da er nichts Glaubliches dafür erwähnt. Ich wartete also ziemlich lange bei ihm, denn er schickte nach dem Quartier, welches Frau von Stägemann hier bewerkte, aber der Mann war nicht zu Hause: ich mußte den Henrietten (Ephraim und Pereira) nach dem englischen Hof nachfahren; wo ich derweile in einem großen Zimmer gut bin, und schreibe.

Deinen Liebesbrief vom 5. August habe ich bei Otterstedt gelesen. August, den Muth, nach dem Volk die weite beschwerliche Reise zu machen, fühle ich mir noch nicht! bin aber tief verletzt und gedrückt, Dir diesen Schlag beibringen zu müssen. „Vergebens spricht man viel um zu versagen, der Andere hört von allem nur das Nein." Ich fürchte, ich mache mit Dore und Johann -- dem Sack — die schwere Reise, und so eben, da ich komme, brecht Ihr auf. Nur Eins existirt dort für mich: dies Fremde und Kunstreiche mit Dir zu sehen und zu besprechen; Deine tröstende liebe Nähe; und daß ich Dich beglücke. Sonst — lebt nur Deutschland für mich, das Deutschland, welches ich jetzt sah! Wir sind wilde arme Wenden, unselige Slaven. Würtemberger sind Deutsche. Lustig aus Freundlichkeit und Landessegen, aber nicht aus Gedankenlesigkeit und wildem Blut, wie die lateinischen Völker, wie die Staël sie nennt. In einem Paradiese reist man von Augsburg nach Stuttgart: und dieser Ort ist der schönste, den ich sah. In einem lustiglichen ländlichen Friedensthal, zwischen Grünem die behaglichste Stadt: alles ein Spaziergang! Was hat unser

armer König? was ein unseliger Berliner? Eßlingen, wo der Neckar fließt, eine Wonne von Betriebsamkeit, und Wohlleben, und Schönheit! Wer spricht solche Reise aus? Gestern Nachmittag 4 Uhr, als wir von Heilbronn nach Heidelberg kamen, weint' ich vor rage, daß mich Gott in Berlin hat verschmachten lassen, wo ich die Tödtung als Krankheit ewig fühlte; das fühlte ich im Neckarthal bei seinen Zuströmungen. Als ich heute hier herein fuhr, weint' ich, daß ich Goethe'ns Wolken, Goethe'ns Stadt sah. Und hier ist er. Also schützt mich Gott doch. Und oft beten mir, oft die ganzen Nerven, daß ich ohne Dich den vielfältigen Zauber im Zauber, das Wetterspiel in der Gegend, allein ohne Dich, oft verkümmert, sehen mußte; denn die Pereira eilte unvernünftig durch; was wir noch sahen, setzt' ich mit Gewalt durch. Eins ist gewiß, wir machen den nächsten Sommer grade den Weg von München hierher zusammen! Mit sechshundert Thaler können wir's; mein Ueberschlag ist gemacht.

Eßlair spielte vorgestern im „Spieler" von Iffland: dies Stück mag ich nicht, sonst wär' ich doch geblieben. Auch wollt' ich nicht allein reisen, und die Bequemlichkeit — eine große, große Größe für mich, — daß der Abbé von Könen alles bezahlte und abmachte, nicht verlieren. Und so bin ich denn hier. Otterstedt schafft mir noch heute ein Quartier; die Pereira reist morgen; ich kenne nur Otterstedt und Julchen Saaling und Schlosser's, zu denen zu gehen mich die Frau von Pilat sehr bat. Ich gehe vielleicht etwas nach Wiesbaden. Muß auch wieder nach dem höchst berlinischen Darmstadt zurück. Du siehst, ich bin ganz verwirrt. So viel schöne bedeutende Städte in so wenig Tagen, so wenig schlafen! Einen Tag in Linz, dem göttlichen Ort, dann in München, den folgenden in Augsburg, den anderen in Stuttgart, und Ludwigsburg — wenn ich der König von Würtemberg wäre, so nennte ich Ludwigsburg die Stadt, und Stuttgart die Villa, denn so ist's. Ein göttlich Theater in letzterem Ort, wir besahen es: ich zwang sie. — Gestern in Heilbronn und Heidelberg, heute Darmstadt und Frankfurt: welches herrliche Deutschland! Ich bin gar nicht der Meinung, daß Preußen, oder irgend ein deutscher Fürst, Baiern zu fürchten habe, nun daß ich's sah, das düstre Land mit tückschen Menschen; aber der muntere, gute, kluge Würtemberger, der zutzhafte, kann alles. —

Denke nicht, Herzensfreund, daß ich gar nicht zu kommen gedenke: ich bedenke es viel, und hin und her, und werde auch mit Otterstedt noch sprechen. Noch Andere fragen, Reisegesellschaft suchen; wie gerne träte ich bei Dir ein, küßte Dich, und brächte Dir dieses Glück, und fühlte auch mich endlich beruhigt und befriedigt. Aber hin soll ich, wovon ich ewig weg will? Von Partheien, Soldaten, Truppentrain, Kongressen! Unter Leuten durchreisen, die mich für Feind halten. Ich weiß, die Damen sind gut durchgekommen! Fertig würd' ich mit denen gewiß. Unser einsames Leben, mit ein wenig Spaziren, Gemälden, Lesen, Sprechen, Schlafen, könnten wir immer führen; ich habe nur Prätension im Großen, und würde den Damen in nichts in den Weg treten; sie in meinem gar nicht finden. Mit dem Quartier wär' ich auch zufrieden, wenn's nur still zum Schlafen ist: obgleich mir das quartier Saint-Germain als abgelegen nicht behagt. Die Diné's und sonstige Assembleen gehen mir nicht ab.

Grüße Bollmann sehr und Jettchen Mendelssohn, und sei recht liebenswürdig gegen Frau von Jordis. O Gott, wäre kein Tumult, und ich mit Dir in Paris, und wir sähen und beurtheilten all unsere alte Lektüre im Orte selbst unter dem Vorvolk! Grüße die Herren von Stägemann und Jordan sehr! Und sage letzterem, den Brief, der jetzt an ihn geschrieben würde von Frau von Pereira, verdanke er meiner rasenden Thätigkeit, sonst wüßten die Damen nicht einmal, daß ein Kourier ginge. Bleibt ihr denn noch ewig! Also à bas les Bourbons schreien sie, und da soll ich hin! Sind denn die Armeen alle besiegt?

Morgen will mich Otterstedt auf das Landhaus (zum Geheimrath Willemer) führen, wo Goethe wohnt: ich weiß noch nicht, ob ich es thue. Otterstedt war gestern dort. Seine Frau —! — sah ich noch nicht. Lebe wohl, theurer, sanfter Geliebter! Nachgiebiger! Eins weiß ich: ich trenne mich nicht wieder von Dir: künftig reise ich gleich allenthalben mit. Fatiguiren hab' ich mich doch müssen; und das tüchtig! Adieu, bald, recht bald, mehr: und vielleicht Muthigeres. Mehr als Du irgend denkst. Deine

R.

Wie sah ich es auf der ganzen Reise! Hätte ich die mit Dir gemacht! An Ludwig Robert schrieb ich aus Stuttgart,

als wär' er Rahel und ich Ludwig. Sehr spaßig; aber kurz, ich war zu echauffirt, wie jetzt. — Otterstedt ist da, und schreibt! Ich habe von Deinen Briefen in Wien bis Nr. 12 erhalten. und der heutige ist Nr. 17. Sie kommen mir gewiß nach. Dies ist mein erster aus Frankfurt.

An Rahel.

Paris, den 19. August 1815.

Sonnabends Nachmittag 1 Uhr.

Geliebteste Rahel! Auf den Fall, daß Du noch in Frankfurt bist, sollen diese Zeilen Dir meinen Gruß bringen! Ich hoffe aber Du bist schon wieder abgereist, und auf dem Wege hieher! Mit welcher Ungeduld und Sehnsucht ich Dich erwarte, kann ich Dir nicht aussprechen, wenn es noch lange so fortdauert, wird meine Sehnsucht aus muthiger Fröhlichkeit in matte Trauer verwandelt, und schon jetzt bin ich nicht immer mehr im Stande, mich der hoffenden Freude zu überlassen, ich fürchte allzuleicht, daß eine neue Zögerungsnachricht dazwischen tritt. Geliebte Rahel, ich bedarf Deiner lieben, tröstenden Gegenwart, Deines freundlichen Daseins in tiefster Seele, das Gefühl ist mir immer gegenwärtig, wenn ich auch vielleicht der fortreißenden Kraft und Wahrheitsgewalt unmerklich, doch darum nur deste mehr zu meinem Schaden, entwöhnt würde. Schelte mich nicht, geliebte Rahel, sage nicht, daß ein Mensch sich nie so ganz an einen Menschen verlieren dürfe, ich kann das nicht ändern, und gehöre Dir mit meinem ganzen Leben! Ich fühle mich so glücklich durch Dich, so gerettet, daß ich oft wie vor dem größten Wunder in Betrachtung darüber versunken bin, Dich, theuerste Freundin, gefunden zu haben. Könnt' ich für Dich nur recht viel thun, Dich auch erfreuen, wie Du mich! — Ich habe mit großer Freude Dein Blatt aus Hietzing, am 7ten bei der Aram-Müller geschrieben, empfangen! Glück auf die Reise, meine Geliebte! Ja freilich mußt Du über Brüssel reisen, das war schon das Beste und stand in allen meinen Briefen, bevor ich noch vermuthen konnte, welch andere starke Ursache Dich dorthin rufen möchte! Grüße Deine Schwester herzlich von mir, sage ihr, wie glücklich mich ihre Schwester macht! Aber darf ich sogleich wieder mit ängst-

licher Besorgniß in Deine Empfindungen dabei störend einfallen? Wirst Du Dich nicht allzulang aufhalten lassen? Verzeih mir, einzig geliebte Rahel, wenn ich fürchte, die Schwester bringt mir Gefahr! Ich kann mich darein ergeben, Dich von Deinem Entschluß, Deiner Neigungswendung, mir vorenthalten zu sehen, aber nicht darein, Dich wegen bloß gelegentlichen Zurückhaltens nach so langer Vermissung noch wochenlang länger entbehren zu sollen! Zögere daher nicht, benutze das gute Wetter, und hier die ungewiß zugemessene Zeit! Es kann hier recht schön werden, wenn Du erst da bist; ruhig ist alles und sicher, das kannst Du meinem Urtheil glauben, erst nach verläufigen Erscheinungen, die jetzt fern sind, und deren Nähe wir gewiß nicht verkennen würden, können sich Dinge bereiten, die die jetzige Ruhe unterbrächen. Ich hoffe Dich bald zu sehen, und dann erst zu wissen, wie es mir hier gefällt! Koreff, der eben von mir weggeht, läßt Dich herzlichst grüßen, und trägt mir auf, Dir zu sagen, Du möchtest kleinen Unpäßlichkeiten nicht nachgeben, die Reise selbst, die deren wohl erzeugt, nimmt sie auch wieder weg. Er hat mir Arzneien verschrieben wegen einer Flechte, die ich nach plötzlichem Aufhören meines Hustens am Halse bekam, und die ich nicht will in das Gesicht aufsteigen lassen; auch Schwefelbäder soll ich nehmen, wozu ich aber ungern schreite, da mich das erste, das ich vorgestern nahm, so sehr abgemattet hat.

Ich habe jetzt viel zu thun; zweimal wöchentlich muß ich nun regelmäßig Vormittags zum Kanzler, der fortdauernd sehr gütig für mich ist, und dem ich es auch nicht nachtragen kann, daß er mich bisweilen etwas aufreizt. — Die Goldstücker habe ich in diesen Tagen nicht gesehen, ich kann nicht alles bestreiten, und da ich die öffentlichen Arbeiten nicht zurücksetzen kann, die eigenen nicht will, so müssen die persönlichen Verhältnisse darunter leiden, zumal da die Entfernungen so groß sind. Von Markus habe ich einen Brief vom 8ten, den ich heute beantworte, ich hoffe, er wird in Berlin geblieben, und nicht nach Reinerz gegangen sein, worüber er noch in Zweifel stand.

Der Minister Stein ist hier, und ganz vortrefflich gegen mich; um ihn dabei zu lassen, belästige ich ihn nicht. Auch er ist überzeugt, daß die Bourbons hier nicht bleiben können; was aber geschehen wird, weiß der Himmel!

Troxler hat mir einen herrlichen, großen Brief geschrieben, er grüßt Dich sehr: seine Frau ist von einem Knaben glücklich

entkunden worden, und nun denkt er in den Kanton Aargau zurückzureisen.

Lebe wohl, geliebteste, theuerste Rahel! schreibe mir von der Reise, nur bloß zwei Worte; damit ich weiß, wo Du bist, und wann Du kommen kannst. Gott, wie freue ich mich! Es ist alles hier bereit! Komme, Geliebteste! Ich küsse Dich, Herzensrahel!

Ewig Dein treuer

Varnhagen.

Rue de Varennes No. 22.

An Varnhagen in Paris.

Frankfurt a. M., Sonnabend 12 Uhr Mittags, den 19. August 1815.

Ottörstedt war schon hier, und sagte mir, er habe Dir geschrieben; wahrscheinlich einen unnützen Brief, wenn er denkt, daß er Dir von mir etwas zu explizíren hat. Laß ihn! Den Brief aber, den ich ihm den 16. von Augsburg schrieb, hat er wirklich, wie er schwört, noch nicht bekommen. Ich gab ihn dort, und die Pereira ihre, dem größten Banquier, Baron Eichthal, in die Hände, der gegen uns über wohnte, und die Banquierstochter besuchte, und mir sagte, der Brief ginge den anderen Morgen ab, mit welchem wir auch reisten, und uns doch sehr aufhielten, und alle Nacht stillelagen.

Vallentin's waren schon bei mir; recht angenehm. Sie wollen auch nach Paris. Geht es gut, und dauert Euer Aufenthalt noch lange, so reise ich mit denen. Unterdeß schicke ich Dir mit Hrn. von Caradoce, Pereira's Neven, der diese Nacht abreist, einen Schuh. Schicke mir gefälligst welche, nach diesem Maße; aber nicht nach seiner Form; aber um Gotteswillen, daß sie hinten mir nicht von den Füßen fallen! Ich laborire noch immer an Schuhmangel. In Wien ließ ich sechs Paar machen, die alle abfielen. Dann paßten mir der Pereira ihre, und ich bat sie, mir nun wie für sich welche machen zu lassen: und als sie kommen, in der letzten Minute, gehen sie mir nicht über den Spann. Diese ließ ich in Linz nun wieder Frau von Sebottendorf ab. Ich bin noch bis diesen Nachmittag im

Wirthshaus, ziehe aber zur Nacht in Capadece's Wohnung, nah an Klärchen Hertz. Gott, wie die wohnen! Soll mir das nie gelingen?!! — Dir sag' ich doch alles: wenn Du auch denkst, Du mußt es mir schaffen!! Sag Du mir, theuerster, treuster Freund, Einziger, auch alles was Dich krümmt. Ich will es willig mittragen.

Wir speisen heute wieder bei Klärchen; die sind rasend gut gegen mich: ich will es ihnen auch gedenken. Moses Hertz ist in Wiesbaden; Klärchen und Julchen sind mit meinen Damen einkaufen. Otterstedt hat Goethe'n nicht getroffen; er kommt erst heute von Offenbach zurück. Ich versäumte gerne das Bekanntschaftmachen, also ist mir's lieb; unschuldig, unbekannt kann ich doch nicht mehr zu ihm treten, Du hast mich verrathen, durch die ihm zugeschickten Briefstellen. Ich vergebe Dir dies mit dem besten Blick, und einem Kuß. Es lag Dir so nah am Herzen, war Dir so Bedürfniß, nicht Ruhe lassendes, als mir mein Drang vor neunzehn Jahren, Goethe'n zu sprechen; als mir meine namenlose Liebe, Anbetung, Verehrung. Wie meine Thränen, die sein bloßes Dasein mir aufpumpt; aus dem tiefsten, bewegtesten, dankbarsten Herzen. Und wie unwahrscheinlich, daß ich ihn je sehen sollte! Vielleicht lerne ich ihn natürlich kennen; bei Schlosser's, zu denen zu gehen mir die Pilat und Schlegel's sehr zuredeten. Deren Freund ist er. Wie es kommt, ist es mir recht. Da ich ein Lebenlang verschmachten mußte; und doch allen Trost, und so viele Seligkeit, und so vieles von ihm hatte. Fast sehe ich ein, daß es so besser war. Vorgestern ist unsere gewesene Prinzeß Louis, mit ihrem englischen Gemahl (Herzog von Cumberland), und unserer Frau von Berg aus Berlin, von hier nach Mainz und den Rhein entlang nach Brüssel gereist, um von dort nach England hinüber zu gehen: die wollten auch Goethe sehen, und Otterstedt war der Gesandte. Goethe wollte schwer: und die Damen mit dem Prinzen fuhren zu ihm auf ein Landhaus, wo er wohnt. Goethe hat Recht: und ich wollte, er sähe uns nicht: ich ängstige mich vor solcher Parade, wo der König und die Vorgestellten nicht wissen, was sie sagen sollen.

In München traf ich Karl Maria von Weber unverhofft in großem Gedränge im alten Hoftheater: er führte mich von da, wo der König und die Königin „Maria Stuart" sahen, nach einem anderen Theater, wo die Zauberzither gegeben wurde, die der Vicekönig Eugen mit der Gemahlin sah, die ich so gerne

sehen wollte: es gelang mir auch, wie dem besten Pöbel; ganz nah und lange. Sie ist hübsch, freundlich, sehr gut mit ihm, weiß, groß, und sieht ihrem Bruder im Hübschen und Regsamen ähnlich! Eugen ist geliebt; sie fuhren mit zwei Pferden und zwei Bedienten. Das alte Theater sieht wie eine altfränkische alte Muschelgrotte aus; das neue, auch große, nach dem an der Wien gebaute, sieht wie eine von einem Zimmermeister verlänftig zusammengeschlagene Bretterbude, unheimisch, wüst aus, arm. Alles ist trübe in Baiern; nur die Wege und Brücken auf's beste besorgt; mit wahrer Sorgfalt. Die Flüsse rissen des Morgens sie ab; zu hundert Menschen waren zur Warnung und Hülfe dabei; und Abends waren sie schon wieder für Frachtwagen und alles hergestellt. Sonst ist das Volk böse und tückisch; und alles trübe und morne, und drückend; wie nach einem bösen Schicksal vertrotzt.

Ich habe schon, außer den Vorbereitungen zur Reise, zweihundert Thaler Silbergeld bis hierher ausgegeben. Dabei ist auch mein vierzehntägiges Leben mit eingerechnet. Ich muß Dich alles wissen lassen, aber ängstige Dich auch nicht: und gieb nicht alles mir. Sonst darf ich nicht mehr reden. Auch in Wien bezahlt' ich schon Manches in Silber. Strümpfe, ein Kleid. Apropos! kaufe mir seidne Strümpfe, auch einige schwarze. Nicht zu schöne, weil ich sie immer trage. Die ich in Wien bezahlte, ließ mir Gosmar schon im Winter kommen. Ich habe ein Quartier für sechzig Gulden den Monat; eine Treppe hoch, auf der Promenade, die Allee genannt. Eben war Capadece hier. Er wird Dir den Brief selbst geben. Du schreibst mir, es sei sicher, und doch genau wie die Dinge stehen, was man ruft, wer nicht bleiben kann; das nenne ich nicht sicher. Wie ein Wind drehend eine finstere verheerende Wolke herstürmt, so kann eine Stadt umgewandt sein; im Augenblick; und keine Aehnlichkeit mehr von sich behalten. Wärst Du nur fort! Den Brief, der nicht mehr aus Frankreich ist, den will ich küssen, und ihn Gott mit Thränen in die Höh halten; ich fühl's. „Was man in der Jugend wünscht, hat man im Alter die Fülle!" Wie schmachtete ich nach Frankreich, nach Paris, nach einer Reise in diesen Landen, wo ich bin und war; nach einer Reise in einem geduldigten Verhältniß, wie unseres; wie wird sie mir geboten! In Zwietracht, Angst, Dünkel, Krieg, Mord, Zerstörung, Mißverstand auf allen Seiten. — Was meint denn Schlabrendorf jetzt. Wie kann er

anders denken? Was vertheidigt er denn? Behauptet er wie Karl Müller? [Unterdrückung der Franzosen, Zerstückelung Frankreichs.] Ich will nicht hoffen!!! Sage Adam Müller, daß er nicht hier durchgehe, ohne bei Otterstedt nach mir zu fragen. Ich habe auch schon dafür gesorgt, daß mir ihn die Oesterreicher schicken. Gentz, der bei Otterstedt in seiner Reiseangst war, sagte ihm, ich reiste wahrscheinlich mit der Herzogin Sagan??? Er hörte also etwas munkeln; dieser mein Freund. Zeige ihm, wie erbaut wir, ich von ihm bin. Den hat eigentlich der kommen lassen, von dem er mir sagte, es wäre ein gutmüthiger, kindlicher Mann, bis zur Schwäche [Metternich]. Das sage nur Unsern; Gentz ist dieses kindlichen Mannes faiseur, und halbe dupe.

Dein Brief, den ich gestern erhielt, ist vom 5.; letzten Mittwoch vor acht Tagen schrieb ich Dir unterwegs mit einem österreichischen Kourier. Gestern sahen wir „Die Schwestern von Prag": ein guter Sänger; Mlle. Amberg, bei uns geboren; mit allen Fehlern unserer sogenannten Schule; das Haus sehr proportionirt; das Publikum weit weniger elegant als in Wien. Das ganze Haus stinkt, darum werd' ich's nicht oft besuchen. Lebe wohl! Führe uns Gott schnell zusammen! Deine

R.

Grüße Bollmann, Müller, Pfuel, Stägemann's, und Jordan und Jettchen Mendelssohn. Sei sanft gegen Gentz, aber streng. Fördern nur mag ich ihn nicht mehr. Wie keinen, der sich ganz in mir fehlt. Adieu. Dies ist nur eine Ermahnung gegen Aufgebrachtsein, die Du mir verzeihen sollst! Und verzeihest. Alle Damen, Julchen, Klärchen, und die Henrietten (Pereira und Ephraim) grüßen, höchst freundlich die Schwestern. Dore will auch grüßen.

9 Uhr Abends.

Bei Klärchen, beim schönsten Gewitter! Wir kommen von Otterstedt; die Frau, wie Du sie kennst; mehr Verstand als ich dachte. Er — wie er. Goethe sahen wir denn Gott Lob nicht. Er kam nicht zur Stadt, ließ sich verläugnen, oder Otterstedt machte es dumm. Welches letzte ich glaube. Ich bin nicht genannt worden. (Julchen läßt nochmal grüßen: sie

ist sehr gut.) Ich bin in meinem neuen Quartier, bei Klärchens Friseur, Eichmeyer, drei Zimmer, eine Küche für mich allein, eine kleine Treppe hoch, an der Allee. Schreibe bald, Liebster! Mittwoch hast Du diesen Brief; sagt Capadoce. Sei gütig gegen ihn! In drei Tagen, sagt er gar, kommt er hin. Die Fürstin Bagration ließen wir in Augsburg, sie wollte nach Stuttgart und Baden-Baden. Adieu, adieu. Capadoce eilt. Herrlicher Regen in der herrlichen Aussicht und Gegend. O! wann sehen wir so etwas zusammen in unseren Zimmern. — Ueber die Zeiten und das Betragen ärgert man sich nur! Frau von Wolzogen ist in Wiesbaden, ich will sie sehen. Adieu, adieu. Deine R.

An Varnhagen in Paris.

Frankfurt a. M., den 20. August 1815.

Sonntag Abend, ein Viertel auf 11.

Nein, August, welches Glück! Ich kann auch nicht zu Bette gehen, ohne es Dir zu melden: wie weinte und bangte meine Seele schon, daß Du es nicht mitgenossest. Gestern, in einem Brief, den ich dem Chevalier Capadoce-Pereira mitgab, und den Du spätestens Mittwoch erhältst, referirte ich Dir doch unseren ganzen Aufenthalt hier; heute Nacht sind die Zetten weg, ich in einem angenehmen und angenehm gelegenen Quartier, in einem niedrigen Hause, meine Wohnstube nach der Allee, wo das Komödienhaus steht, mein Schlafzimmer nach einer anderen Straße, das Haus hat keinen Hof. Ballentin's im Schwan, grade gegen meinem Schlafzimmer über: bei ihnen aß ich, sehr gut, und bequem: schlief zu Hause, und fuhr um 5 in dem Götterort, in der Anmuthsgegend, mit ihnen aus; als ich hinab kam, saß noch ein Herr im Wagen; ich glaube Weiland stellten sie ihn mir vor (nein: Ellisen heißt er); ein Klavierspieler, der alles liest, weiß, gereist ist; kurz, ein gebildeter, neumodischer Mensch, der so viel weiß, daß es leicht an Narre gränzen kann; sehr dem Prinzen ähnlich mit den ausgestochenen Augen, dessen Namen wir nicht erfahren konnten. Ein Jude; dem man's nicht anmerkt. Er spricht sehr gut. Wir fahren zu einem herrlichen Thore hinaus, an einem

herrlichen Kai am Main vorbei, an kultivirten Gärten in der wohlhabenden Gegend, durch Weingefilde, im köstlichsten gesündesten Wetter (wie es in zwanzig Jahren nicht war), nach einem Forsthause, wo man Kaffee nimmt; dort gehen wir im Walde spaziren; wir treten endlich aus dem Wald, sehen eine weite schöne Wiese, am Ende ein hellbeschienen Dorf. Der Herr fragt, ob wir das sehen wollen. Ich sage, die Sonne sei zu stark, lieber später; er sagt, es ist Niederrad, das Dorf, wovon Goethe so viel schreibt, wo er immer mit seinen jungen Freunden hinging. Dann wollen wir durch die Sonne, sag' ich: und Schauder grieselt mir über die Backen. Getrost, fröhlich, ja zerstreut im Gespräch, gehen wir hin; es hat Straßen, wie die österreichischen Dörfer; ich tadle das; wenig Menschen gehen hin und wieder: ein niedriger halber Wagen mit einem Bedienten, fährt den langsamsten Schritt; ein Herr fährt vom Bock, drei Damen in Trauer sitzen drin, ich seh' in den Wagen, und sehe Goethe'n. Der Schreck, die Freude machen mich zum Wilden: ich schrei mit der größten Kraft und Eile: „Da ist Goethe!" Goethe lacht, die Damen lachen: ich aber packe die Vallentin, und wir rennen dem Wagen voraus, und kehren um, und sehen ihn noch Einmal; er lächelte sehr wohlgefällig, beschaute uns sehr, und hielt sich Kräuter vor der Nase, mit denen er das Gesicht fächelte, das Lächeln und das Wohlwollen uns, aber besonders seiner Gesellschaft, die eigentlich kikerte, zu verbergen. Der Wagen hält in seiner Langsamkeit endlich ganz, der Herr vom Bock wendet sich, und sagt: Das ist der Schwan! Nämlich, das Wirthshaus, von welchem Goethe schreibt, dort immer eingekehrt zu sein. Also auch Goethe ging heute in seine Jugend wallfahrten, und ich, Deine Rahel, trifft ihn, macht ihm eine Art Szene; greift ein in sein Leben! Dies ist mir ja lieber, als alles Vorstellen, alles Kennenlernen. Als ich ihn das zweitemal sehen wollte, sah ich ihn nicht: ich war so roth wie Scharlach, und auch blaß: ich hatte den Muth nicht. Und als er vorbei war, am Ende der Straße durch ein Fabrikgebäude und eine Pappelallee entlang aus dem Dorfe fuhr, zitterten mir Kniee und Glieder mehr als eine halbe Stunde. Und laut, und wie rasend, dankte ich Gott in seine Abendsonne laut hinein. Auch die Anderen konnten ihr Glück nicht fassen! sie hätten es gar nicht gewußt; Vallentin sagte, er sei der Büste ungeheuer ähnlich; sie ist ganz beglückt. Und noch Einmal

müſſen wir Gott danken und hoffen: er hat ſich in den zwanzig Jahren gar nicht verändert, ganz wie ich ihn ſah; und ſehr vergnügt beobachtete er uns. Ich bin ſehr tentirt, damit er nicht rathe, ihm morgen zu ſchreiben, ihm zu ſagen, wer ihn anſchrie, und wie ſo. Ich ſchrie ſo ſehr, aus Eile, die Anderen ſollten ihn auch ſehen, und weil man's gar nicht erwarten konnte! Ein Wagen, und das iſt er. Den Mainherrn nennen wir ihn: er iſt Herr hier. Das erfand ich gleich. Gott, Auguſt! ich bin ſo agitirt: wärſt Du hier! (jetzt wein' ich!) in dieſem Mond, heute! Wer gönnt es mir wie Du? Meine lieben Augen ſahen ihn: ich liebe ſie! Sollen wir in Berlins Thal leben, und Deutſchland entbehren? Hier iſt's ſchön, hier leb' ich; ich fühl's, hier würd' ich auch geſund. Aengſtige Dich nicht: lebe wohl! Gott ſegne Dich auch! Lieber Auguſt, welches Glück. Gute Nacht, Lieber! O wie weit, wie weit!

Réparation d'honneur an Otterſtedt. Heute brachte er mir meine beiden Briefe unentſiegelt, die von Wien und Augsburg. Die Oeſterreicherchen haben den Wiener nur über vierzehn Tage aufgehalten. — Geheimerath Willemer's waren die, welche mit Goethe fuhren. Gute Nacht, treue, liebe, gute Guſte!

An Varnhagen in Paris.

Frankfurt a. M., Morgens 11 Uhr, den 21. Auguſt 1815.

So eben geht der arme Otterſtedt von mir: wir haben an anderthalb Stunden geſprochen; er hat mir ſein ganzes Benehmen, ſein ganzes vollbrachtes und zu vollbringendes Geſchäft detaillirt vorgetragen, ich mußte in allem ſehr beipflichten; und bin durchdrungen von dem Gedanken, daß wenn wir allenthalben ſolche entſchloſſene, thätige und nachdrückliche Geſchäftsleute hätten, wir geliebt und kräftig in Deutſchland daſtünden: zu unſerer eigenen Geſundheit, und auch zum Troſt, Halt und Beiſpiel der Anderen. Ohne Prahlerei, noch Ungerechtigkeit oder lâcheté. Ich war ſehr zufrieden: und tief beunruhigt, daß ich ihm perſönlich vorgeſtern ſo Unrecht thun mußte! Hier ſind die beiden Rackerbriefe, die er mir geſtern, gleich als er ſie erhielt, noch verſiegelt ſchickte: heute erbrach ich ſie in ſeiner

Gegenwart; und er ſagte mir, nun begriffe er, daß ich ihn für raſend müßte gehalten haben, gar nichts beſorgt gefunden zu haben: er aber habe auch mich nicht verſtanden, und geglaubt der Schlag treffe ihn, als ich ihm ſagte: „Wenn Frau von Otterſtedt zu mir gekommen wäre, hätte ſie's anders gefunden! Boten wären für ſie ausgeſtellt geweſen!“ Denn dies habe ich ihm in der größten Wuth den erſten Morgen geſagt. Mehr noch verdrießt es mich, daß ich Dir in der Bosheit von ihm ſchrieb; weil, wie ich ſehe, ich mich ſehr von ihm zu loben habe. Er bietet mir ſeiner Frau Geſellſchaft, Wagen, alles an, Geld; beſucht mich täglich, beſorgt mir alle Zeitungen, ſorgt für alles: wir wollen es ihm gedenken. Er ſchrieb mir auch ſchon nach Wien, wie ſehr ihm Dein Betragen gefiele: ihr ſeid ſehr verſchieden, aber mit Einſicht gleicht man Verſchiedenheit.

Nun reiſen Deine Briefe nach Wien! Durch Frau von Müller hab' ich Dir wohl viermal geſchrieben, den 21., 28., 30. Juli, den 1. und 7. Auguſt; Einmal mit einem Kourier von unterwegs; von hier mit einem Kourier von Otterſtedt, vorgeſtern Abend mit dem Chevalier Capadoce-Pereira, den Du bei Jordan und Schöler finden kannſt; und heute mit dem Kourier, der dieſen Abend abfährt. Schreib mir nur auch, mein gutes Guſtecken. Geſtern erhielt ich dieſen Brief von Markus! titulire Du den Brief: in einem ganz kürzlich erhaltenen in Wien, ſchien er ganz ſicher über der Bourbonen Macht und Reich und die Sicherheit ihrer Hauptſtadt. Der Brief iſt non-avenu. Für die Theilnahme werd' ich danken.

Dieſen Mittag freiſe ich wieder bei Ballentin's; fahre um halb 6 mit ihnen aus: auch Klärchen Hertz und Otterſtedt haben mich gebeten: zu Frau von Buſch gehe ich auch; Schleſier's beſuche ich auch. Otterſtedt wird es dem Geheimerath Willemer ſagen, daß ich es war, die in Niederrad ſo aufſchrie. Ich kann es nicht vergeſſen! Gott, wie ſchön und reich iſt Frankfurt! ich dacht' es mir düſter und alt. Wie freut mich die Schönheit und Wohlhabenheit des Reichs; könnt' ich's nur Dir auslaſſen, es zerſprengt mir faſt das Herz! Wie fürcht' ich mich vor unſerem Land! Kein Weißbrot, keine Matratzen, kein Fleiſch; nichts auf dem Lande, in den kleinen Städten, als Verkümmertheit, Grobheit, Magerkeit, Zank mit den gierigen Poſtmeiſtern, auf den unkultivirten Straßen. Mit wahrem erſtarrenden Entſetzen denk' ich an die unnatürliche, mir unnatürliche Heimath. O! wie fühlt' ich es immer bis zur

ſtarken Krankheit. Wie komm' ich da hin; die muß ich nun als Brüder lieben; da ſind meine Erinnerungen: gewaltſam nur fühl' ich dieſe Süße. O! Auguſt, ich muß es ſagen. Jetzt verſtehe ich erſt Dein Lied, was mir ſonſt ſo gefiel! „An's Herz möcht' ich es drücken!" das Land: Deutſchland. Ich bin kein Neudeutſcher: aber wohl iſt mir hier, erfreut von der Ordnung und Wohlhabenheit, vom Aufblühen; die Gebäude ſproſſen hier nur ſo aus der Erde in den Gartengefilden, in deren Heiterkeit, und bequemen rüſtigen Fleiß. Wenn ich der König wäre, grämt' ich mich todt; hier war zum Theil unſere Königin erzogen. . . . O! wie wollt' ich wetteifern und nicht ruhen. Das Erſte wären Wege, und ein liberales ſtrenges Poſtweſen; ſtreng gegen die Verwalter: nicht zur Plage Europas, und zur Hemme jedes Verkehrs, inneren und äußeren.

Adieu, lieber, vermißter Freund: hier in Deutſchland, im Mittelpunkt, vermiſſ' ich Dich recht! Adieu. Deine

R.

Nachmittag 4 Uhr.

Dieſen Mittag bei Ballentin's erhielt ich drei Briefe aus Wien von Dir, die mir die Arnſtein mit liebreichem Schreiben an Otterſtedt ſandte: der mir. Einen vom 23. Juli; einen vom 4. Auguſt mit dem ausgeſchnittenen Schiff; einen vom 29. Juli; und einen kleinen an Otterſtedt vom 14. dieſes. Lieber, Lieber, wie weh thun mir Deine Hoffnungen! Doch Du wirſt alle meine Meinung leſen. Diesmal beantworte ich Deine unendliche Liebe nicht mit der That; doch ſchreib' ich nicht definitiv Nein. Ach! wenn nur nicht der Winter käme, da muß ich mich entſchließen. Wenn Ihr den dort bleibt: ich in kälterem Wetter hin, oder in Kälte zurück muß, — doch wie dumm, Dir das Herz ſchwer zu machen, da ich doch vielleicht noch komme. Mich graut nur vor einer ſchnellen Wendung der Dinge: vor einer Fluchtreiſe; oder kaum bin ich dort, geht's im Guten fort; oder ſie ſchreien Schlechtes, daß ich es höre, à bas les étrangers, und dergleichen. Doch Dich ſchmachten zu laſſen, da Du gar nichts genießeſt, iſt ein Gräuel! Ich weiß gar nicht, über welchen Brief Du mich ſo lobſt? doch freut es meine beſte Seele!

Dienstag, den 22., Morgens 10 Uhr.

Schon vor einer Stunde war Otterstedt bei mir, er fährt nach Offenbach, morgen zur Prinzessin Katharina nach Wiesbaden. Gestern war ich mit Ballentin's in dem Sandkrug, und auf dem Main hin und her, im göttlichsten Mond! Unsere Kammerjungfern mit. Nur Du nicht! Im Bette heute las ich noch Einmal Deine drei Briefe. Hast Du denn die durch die Adam-Müller nicht, an ihrem Bureau geschrieben: offen, zwei; mit ihren eingelegt! Otterstedt hat noch dem Geheimrath Willemer — der preußischer Kommerzienrath ist, meine Aventüre nicht berichtet. Ich habe nicht den Muth. Wenn Goethe nicht reist, sehe ich ihn doch. Wie sonst sah er aus. Dies Glück! Lebe wohl. Antworte mir! Ich erwarte Klärchens Kinder, die mich vergöttern, zur Chokolade. Liebe, heitere, gesunde, gute, glückliche Bälge! sie küssen mich mürbe; ich liebe sie sehr! Sie quälen mich, als wären sie meine, hier zu bleiben: die gute Madam nennen sie mich. Das schmeichelt mir die ganze Seele. Aber mein armer Sinn möchte bei Dir sein! Ich danke Dir mit meinem ganzen Leben, daß Du mich nicht willst, wenn ich nicht ganz gerne komme. Und Goethe gönnst Du mir mit der größten Aufopferung! Ich weiß es. Doch, auf Ehre, zögre ich nur aus Furcht, und Körperschwäche, die jene nicht erträgt. Was für ein Billet an Johann hast Du denn von mir? — Otterstedt will hier bleiben, und Darmstadt und Nassau haben, hilf ihm auch dazu. Dies möchte ich. Hierbleiben: in diesem schönen Mittelpunkt des Lebens. Mein ganzes Herz erschaudert, und engt sich vor Berlin, und der Mark, zusammen! an Polen, Mecklenburg und allem Elend gränzt. Ich fühl's. Sei aber ruhig, dies ist mein altes Schicksal: Du nur versüßest es mir!!! Der Kongreß in Paris, so nenn' ich es, kann mich nicht erfreuen. Du siehst wie ich. Die Arnstein schreibt mir beständig, äußerst zärtlich. Adieu! Grüße Alle: und lebe unterdeß. Lieber, Lieber! Deine R. Heute bin ich noch mit Ballentin's: ich bin ganz eingerichtet.

An Rahel.

Paris, den 23. August 1815.

Mittwochs Nachmittags 2 Uhr.

Meine inniggeliebte, theure Rahel! Eben verläßt mich Herr Capadoce, der mir Deinen Brief vom 19ten brachte, den vom 18ten erhielt ich gestern. Ich kann Dir den Sturm, in dem ich gestern ringen mußte, nicht mehr beschreiben, ich kann Dir nur noch zeigen, was er zurückgelassen hat; nichts so gar Schlimmes, er hat niedergeworfen, aber auch gereinigt und dem Sonnenschein vielleicht nur neue Bahn gebrochen. Erst weint ich ganz entsetzlich, schloß mich ein und ging händeringend in den Zimmern umher, es war mir, als sei mir das Herz aus dem Leibe gerissen; wohl tausendmal rief ich Deinen Namen mit der inbrünstigsten Sehnsucht, zugleich Ruf des Schmerzes und des Trostes! Du sagst in Deinem heutigen Briefe, geliebte Rahel, ich solle Dir alles sagen, was mich krümmt, Du wolleſt es willig hinnehmen: nun so lasse mich es denn aussprechen, daß mich Deine Nachricht, Du wolleſt nicht kommen, auf das Schrecklichste getroffen hat, ich war ganz todt, und alle noch übrige Regsamkeit diente nur dazu, mit dem Geschick zu hadern, und die Lebensverhältnisse zu beschuldigen. Ich war erbittert und empört, und rechtete heftig, ich fühlte mich schrecklich verrathen und betrogen, und rief Dich immer um Hülfe an, denn alles jenes hatte keinen persönlichen Bezug auf Dich, Dich liebte ich, prieß Dich, gab Dir Recht, bestärkte Dich in Deinem Entschluß. Gott soll mich in meiner letzten Stunde verlassen, wenn in meinem Schmerze und in meiner Erbitterung das Geringste von selbstsüchtiger Anmaßung und eitlem Anspruche lag, nein, geliebteste Rahel, wäre ich solcher Gefühle fähig, so würde ich jener überhoben sein. Gott Lob, Du mußt seitdem von mir, mit Ausnahme der nach Wien gegangenen, in Frankfurt noch zwei Briefe erhalten haben, in denen ich Dir sage, Du solleſt thun, was Dir das Herz gelüstet, Du sollst in Frankfurt bleiben, den Rhein bereisen, und Paris aufgeben, wenn es Dir im Geringsten so scheint, ich würde mich freuen, wenn Du Vergnügen dort hättest, ich würde gar kein Opfer zu bringen glauben, wenn ich Dich auch nicht

habe. So ist es auch jetzt und immer, geliebte Rahel, Du kannst Dich auf mein Wort verlassen, es ist die tiefste, in Reinheit aus dem untersten Quell des Gemüths heraufgeschöpfte Wahrheit, ohne ein Stäubchen von unaufrichtiger, wenn auch unwillkürlicher oder verhaßter Verstellung. Könnte ich Dir mein ganzes Herz aufschließen! Aber den Schmerz kennt' ich nicht meiden, das Gefühl kennt' ich nicht umstimmen, es war wie bei der Abreise, ich kennte sie wollen, aber nicht gleichgültig machen! Glaube mir, ich sehe alles ein, ich muß Dir völlig recht geben, ich muß Dir zurathen, wie ich es ja schon aus freien Stücken that; aber als ich gestern Koreff, Stägemann und Anderen sagen mußte: sie will nicht kommen! da stach es mir doch jedesmal in's Herz! Aber das thut meinem Willen und meiner Einsicht nichts. Ich habe es mir vorherbedacht, den Unterschied zwischen dort und hier für Dich überschlagen, Du sagst die Reize des hiesigen Aufenthalts sehr richtig, sie liegen großentheils in dem Gedankenschein, dort am Rhein, in dem herrlichen Deutschland, das Dir nun so wohlgefällt, ist die Fülle der Natur, mit ihrem durch nichts zu verderbenden Eindruck! Ich wäre untröstlich, wenn Du hier das lebendige Grün, die frische Lebenskraft der Rheinländer, die freundliche, spannungslose Stimmung am Ende doch durch nichts ersetzt fändest, und Dich zurücksehntest, dann vielleicht so lange vergebens, bis mitten im Winter nur noch das traurige Gerippe von all der Schönheit zu finden wäre. Geliebteste Rahel, bleibe Du dort, mein innigster Segenswunsch waltet über Dir, eine thränenschwere Wolke, aber doch zu freudiger Ergießung! Du thust mir kein Leid damit an, ich sehe es mit Fröhlichkeit, wenn Du dort bleibst, und möchte um keinen Preis Dir das Gegentheil anrathen, nicht aus stolzer Verwahrung, sondern aus inniger, liebevoller Wahrheit! Willst Du aber kommen, so weißt Du wie mein Herz Dir entgegenschlägt, wie mein ganzes Leben nach Dir schmachtet! Beschließe Du nun, was Du willst, oder bleib' auch unentschlossen, wenn es die Umstände so machen; ich kenne kein Glück für mich, als Deines, das wisse, geliebte Rahel, und halte fest! Nur Eines muß ich doch nun berichtigen in Deinen Briefen: Du sprichst von Unsicherheit und Gefahr, von baldigem Weggehen von hier, in beidem irrst Du Dich; wir bleiben dem Anscheine nach noch geraume Zeit hier, und kein Weg in Europa ist vielleicht jetzt so sicher, wie der von Brüssel hieher. Was aber Paris

und die hiesige Lage der Dinge betrifft, so dächt' ich, könntest Du doch mir wahrhaftig wohl eher glauben, als dem, was Du aus Gerüchten und Angaben, die ich Dir selbst schreibe, und denn doch wohl beobachtet haben muß, nach zufälligen Stimmungen herausfolgerst. Deine inneren Gründe sind mir ehrenwerth und gültig, Deine äußeren kann ich nicht gelten lassen. Die Verstellung der Angst kann ich nicht in alle Kombinationen verfolgen, noch weniger ihnen zuvorkommen, sie gerathen bald auf einen Punkt, wo ich sie nicht mehr verstehe. Es ist weder Krieg, noch Mord und Zerstörung hier, und wenn Eine Stadt sich plötzlich umkehren kann, so kann es eine andere auch; der Zufall am Ende kann inmitten der friedlichsten Ruhe das Haupt erreichen, das im friedlichsten Getümmel sicher wie in Abrahams Schooße wäre; alle Vorsicht kann nur bis zu einer gewissen Gränze gehen, über diese hinaus, hört alle menschliche Klugheit auf. Du willst Dich erkundigen? Leute sprechen? also eine Wahrheit an fremder Uebertreibung, Entstellung, Gleichgültigkeit, Unkunde prüfen? Du weißt, wie die Leute sind, Einer sagt „o in Frankreich da ist Mord und Todtschlag, da muß man sehr auf seiner Hut sein", und am Ende ist es gar nichts, er denkt sich selbst nichts dabei; ein Anderer sagt „ach die Franzosen! die sind so gedemüthigt und niedergeschlagen, daß sie im Leben nichts gegen uns anfangen", und dieser dürfte doch auch nicht ganz das Richtige gesehen haben. Thue daher, was Du immer willst, aber fordere nicht, daß ich andere Gründe annehme, als die Dein Gefühl betreffen; ich kann Dir glauben, daß Du Dich unberuhigt und also die Reise und den Aufenthalt nicht sicher fühlst, aber das kann ich nicht zugeben, daß Du nun auch objektiv recht hättest, und es wirklich nicht sicher sei; wenn 30 Grad Hitze Dir noch zu kühl sind, das muß ich gelten lassen, aber darum doch gewiß nicht, daß nun 30 Grad eigentlich kalt sei. Du siehst, ich bin sehr weise und ergiebig über diesen Gegenstand, aber ich möchte ihn auch gern ganz abgesprochen haben. Verzeihe mir, wenn ich Dich dadurch schelte, ich thäte hier durch Schmeichelei ja eigentlich Dir am meisten unrecht!

Geliebte Rahel, bereit ist alles für Dich hier, jede Stunde! Gehörige Wohnung, schöne hohe, vornehme Zimmer mit aller Bequemlichkeit, der rechte Flügel eines Hotels, im ersten Stock; zwei schöne Schlafzimmer eine Treppe höher im Hauptgebäude,

nach dem Garten hin in der Manſarde, die ich der Stille und Ruhe wegen expreß verbehalten habe, Du würdeſt nicht unzufrieden ſein. Die Gegend iſt abgelegen, aber alle Hotels der Vornehmen ſind hier, und grade die Gärten, die überall dabei ſind, machen die Straßen ſo weit gedehnt. Uebrigens würde ſich wegen eines Wagens auch ſchon nicht allzutheure Verabredung treffen laſſen.

Die Kunſtwerke ſind ſchön, die Stadt voller Annehmlichkeit, die Verhältniſſe durch ihre Wichtigkeit nicht ohne Reiz, die Menſchen zum Theil höchſt begünſtigend.

Allein, ich will Dich nicht verführen, geliebte Rahel! Soll ich Dir, die Hand auf's Herz, mein Innerſtes ſagen? Ich glaube Du thuſt beſſer, ſoviel ich in Deiner Seele und Deinem Sinne die Sachen betrachten kann, nicht hieher zu kommen! Und ich, wenn ich nur weiß, daß Du vergnügt biſt, daß Du geſund biſt, daß Du noch nach Heidelberg und nach Köln reiſen willſt, ich werde mich glücklich preiſen in dieſem Bewußtſein, ja ich werde Deine Anweſenheit durch dieſes Bewußtſein mir zum Theil erſetzt ſehen. Laß mich aber deshalb nicht darauf verzichten müſſen, Dir mein Sehnen und Verlangen, meine Liebe und meinen Schmerz immer wieder zuzurufen! Geliebte Rahel, einzige Freundin, Du mein ganzer Lebenstreſt und Glück!

Verſäume doch nicht die Bekanntſchaft mit Goethe zu erneuern; bedenke, was es ihm ſein könnte, laſſe wenigſtens der Gelegenheit freie Hand, ergreife er ſie dann oder nicht! Du mußt doch geſtehen, daß, wenn er Dich ganz erkennte, ihm kein größeres Glück widerfahren könnte! Dies ſag' ich nur um Dich zu beſtimmen, damit Du die Freude habeſt ihn zu ſprechen, denn mir kommt es nur auf Dich an, die Du mir mehr giltſt, als zehntauſend Goethe's zuſammen!

Ueber Otterſtedt bin ich ſehr aufgebracht; ich danke überdies ſeiner ungeſchickten Entſchuldigungsart einen großen Theil der Heftigkeit des Eindrucks, den Dein Brief auf mich machte; die beifolgenden Zeilen auf dem Umſchlagblatte Deines Briefes las ich zuerſt, und nun den ganzen Brief in dieſem einmal angeſchlagenen Tone. Die Zeilen ſind überdies ſehr unredlich, er thut, um ſein Unrecht abzulenken und einzuhüllen, als wäre er verpflichtet geweſen, Dich hieher zu ſchaffen, und könne nun für nichts mehr ſtehen; davon iſt ja gar nicht die Rede, Herr von Otterſtedt; ich habe ihm bloß geſchrieben, er ſolle Dir nicht

abrathen, ſondern zureden! Nun, das wird ſich auch ſchon einmal zurechtfinden!

Gentz habe ich noch nicht geſehen; Adam Müller ſagt mir aber, er ſei im Geringſten nicht zu politiſcher Wirkſamkeit berufen, ſondern nur um Paris zu ſehen, für welches Metternich ein noch größeres faible hat, als für Gentz.

Schlabrendorf, meine liebe Rahel, denkt wie wir, nicht wie Karl Müller, dem es am Ende auch mehr um das Wort, als um die Sache iſt. Ich habe zwar öfters Streite mit Schlabrendorf, aber nie über Hauptſachen; wir wollen für die Franzoſen nichts Schlechteres, als für uns Deutſche.

Strümpfe und Schuhe werde ich Dir kaufen; das Muſter zu letzteren wird mir Herr von Capadoce aber noch erſt bringen. Jette Mendelsſohn, die Dich beſtens grüßt, oder Frau von Jordis, ſoll mir helfen.

Ich ſchicke Dir einen Brief für den Senator Guaita, der auch eine Brentano zur Frau hat; die Jordis meinte, Du ſollteſt doch die Melline kennen lernen! Thue nun, wie Du willſt, und ſollte Dir der Brief nicht recht dünken, ſo zerreiß ihn. Die Jordis freut ſich ſehr auf Deine Bekanntſchaft; ſie iſt aber beſtändig leidend, und verzweifelt in kranker Langenweile und Zerſtreuung.

Die beſten Grüße an Alle! alſo die Pereira wird in 14 Tagen hier ſein! Viele Grüße an Julchen!

Ich muß zum Kanzler, die Briefe dort abgeben und ſpeiſen! Ich ſeh' ihn jetzt Vormittags oft; ich habe einiges geſchrieben, womit er ſehr zufrieden iſt.

Bentheim und Tettenborn grüßen Dich beſtens; erſterer beſucht mich oft, letzterer ſchreibt mir oft aus Joinville. Bollmann iſt nach London gereiſt.

Lebe wohl, geliebte, theure Rahel! Sei meiner heißen Liebe verſichert, glaube an mein gutes inniges Herz! Sei vergnügt, und thue ganz nach Deinem Gefallen, ich beſchwöre Dich! Mein ganzes Daſein neigt ſich Dir!

Ewig Dein treuer

Varnhagen.

Sei mir nicht böſe, daß ich Dich wegen der Beſorgniß geſcholten habe! ich mußte es thun, ich konnte es nicht auf dem Herzen behalten! Mißverſtehe mich nicht, Geliebteſte! vergiß nicht, wie ich es ja eigentlich meine, wie unſere Verbindung,

mein Vertrauen iſt! Gott, ich kann mich ganz in freudigem Taumel der Einbildungskraft verlieren, wenn ich mir denke, wie Du vergnügt in dem herrlichen Rheinleben herumreiſeſt, mit Deinem lebendigen Sinn alles faſſeſt und findeſt! Der Himmel ſchütze und ſegne Dich! Sei recht vergnügt; ich fühle ſchon den geſtrigen Schmerz nicht mehr! Lebe wohl, Geliebteſte, Einzige!

Apropos! Außer dem Gelde bei Markus, das Du Dir gleich kannſt ſchicken laſſen, habe ich hier ſchon 1000 Franken rein für Dich, über die Du disponiren kannſt.

An Varnhagen in Paris.

Frankfurt a. M., Donnerstag Abend, den 24. Auguſt 1815.

Nach 9 Uhr.

So eben komme ich mit Frau von Otterſtedt aus dem Theater, wo man drei kleine Stücke — ſehr ennuyant — gab: und wo nur im erſten Frau von Buſch gut ſpielte, wie die Bethmann. Vorher fuhr ich mit Otterſtedt um die wunderhübſch arrangirten Thore der Stadt, wo nichts Armes zu ſehen iſt, wie ich es nie bei einer Stadt ſah. Ich bin ſehr mit Otterſtedt's zufrieden. Glaub aber nicht, daß ſie, oder irgend etwas, mich halten. Nur meine Furcht, und endliches Bedürfniß und Liebe zur Ruhe. Kaum reiſe ich, ſo kommt Ihr. Geſtern erhielt Otterſtedt ohnehin den offiziellen, ſchon ausgerichteten Auftrag an den Magiſtrat, daß den 1. November hier der Bundestag beginnen würde — ich glaube wegen Einrichtung der Quartiere iſt der Auftrag. Meines Bedünkens muß er auch eine Art Kongreß werden. Wenn mich Gott ſo glücklich machte, daß Du dabei wäreſt!

Heute erhielt ich, da Otterſtedt geſtern bei Katharina in Wiesbaden war, Deinen Brief vom 16. Lieber Theurer! Ich ſollte zweifeln, daß Du mich dort haben willſt? — weil Du mir noch freie Wahl giebſt? Wenn in der Natur etwas vermögend wäre, einen Zweifel darüber zu erregen, ſo wäre es dieſe Vorausſetzung. Aber ich zweifle nicht, wie ich noch nie eiferſüchtig war, weil ich über alles, was Menſch im Menſchen

iſt, hell und gewiß bin: Du müßteſt ja raſend, ausgebildet raſend ſein, wenn Du ſo bäteſt zu kommen, und es nicht haben wollteſt. Wenn dies wäre, hätte ich hier kein gezerrtes ſchweres Herz! Ach! ich bin auch heute traurig, und zerſtört, verwirrt und wüſt, und erſchreckt. Höre nur! Geſtern bin ich mit Vallentin's zum letztenmal im Theater, ſie reiſten gleich heute früh unverhofft er als ſie dachten. Sie fängt im Theater ſo an: „Sie kennen doch die Bethmann?“ — Sehr gut. — „Darf man etwas von ihr ſagen?“ — Ja wohl, — „Aber Unangenehmes.“ Ich bin ſchon ganz geſpannt, ſie ſieht's. Ja, ſage ich. „Sie iſt ſehr krank“, ſagt ſie ſonderbar. — Iſt ſie todt? — „Ja, den 17. iſt ſie plötzlich geſtorben.“ Und beinah wäre ich geſtorben. Der Mann ſchalt ſie ſehr. Ich erholte mich, und ſah drei Stücke. Lieber Auguſt: Alle Jugendfreunde ſo weg! O Gott! es zerdrückt mir das Herz. Und die Liman. Das weißt Du nicht. Niemand. Ich ſelbſt komme mir ganz unſicher vor. So ſoll ich — werd' ich? — vor Goethe treten. Die Bethmann, Gualtieri, durch die, mit denen ich ihn ſo gut kannte, welche er in Gotha mit erziehen half, weg: und ich komme verwaiſt, allein, lebenraubend an. Ach! alles geht mir durch den Kopf! Zuviel hab' ich mit ihr erlebt, meine Hauptbataillen; ihre: alle Kunſt; Reiſen, Landfahrten; jedes Vertrauen, die meiſte, reifſte, heftigſte Jugend; Schmerz, Verrath; Verſöhnung; ein reges Herz: und fremm war ſie: ich weine. Marwitz, Prinz Louis, alles weg. Demeier auch, wie ich heut' höre. Und die Liman: dieſe, dieſe! Alles gieht ſich, ich weiß es. Und ſo wie ſonſt, liebt ſie ſie nicht: aber der Tod iſt ſolche Gränze: ſolche ſtumme, wilde, ſtille Gränze, ſo hart taub; er weiſt uns mit Gewalt, mit langſam ſtiller Gewalt auf das Verlebte zurück, und wir müſſen's konzentriren! Genug, Du weißt alles. Ich wollte nur ein ſchweres Herz entſchuldigen; und mit Dir auch davon ſprechen.

Was iſt denn das, daß Dir Adam Müller nur ſchreibt, daß ich den 8. reiſte? Fünf Briefe gab ich ihr ſelbſt, ich fuhr immer nach Hietzing, weil mir welche aus Frankfurt zehn Tage ausblieben, und ich meine ſchnell zu Dir wollte. „Schreiben Sie nichts Verdächtiges,“ ſagte ſie. Ich ließ zwei offen; zwei wurden mit ihrem Petſchaft geſiegelt, und den fünften ſchrieb ich, wie alle, den 7. Auguſt an ihrem Bureau. Frage ja Müller, und er ſie, genau. Ich ſchrieb durch ſie den 21., 28., 30. Juli, 1. Auguſt, und den 7. vor meiner Abreiſe.

Das iſt eine heftige Krümmung für mich geweſen, heute aus Deinem Briefe vom 16. zu erfahren, daß Du die alle noch nicht hatteſt. Unterwegs ſchrieb ich einen Gruß mit einem Kourier, der da ſagte, er müſſe ſich bei unſerem Kanzler für den Dienſt bedanken. Hier ſchrieb ich ſchon mit drei Kouriren, dies iſt der vierte. Zwei davon ſind Capadoce-Pereira und vorgeſtern mit einem Herrn von Bülow. Lauter Kouriere. So iſt's.

Geſtern Morgen war ich bei der Räthin Schleſſer, auf einem herrlichen Garten am Main; ſie war ſehr freundlich, und war gleich erbötig, mir Goethe zu bitten, der vorgeſtern in der Stadt bei ihr war, welches ihr ſehr leid war. Sie will mich beſuchen. Heute macht ihr Bruder Hochzeit. Viele Details muß ich der Eile wegen weglaſſen. Ich ſah die Hochzeitkleider: wies heute ein Mädchen nach dem Garten: dem einzigen, den ich kenne. Die Stadt iſt mir ganz behaglich, ganz bekannt, wie alles Gute. Freie Bürger! O! wie ſchön. Man ſieht's; an allem. Die Gegend, die Nachbarſchaft, die Kultur, der Wohlſtand.

Hier haſt Du die Briefe von Mutter und Tochter, ſieh wie ich mit ihnen ſtehe. Die Arnſtein ſchreibt mir immer, anſtatt ich ihr. Ich bin mit Frau von Otterſtedt ſehr gut: ſie iſt ganz geſcheidt; herzhaft, brav, und ſelbſtſtehend: und kennt ihn gut. Sie redet mir ſehr zu, nach Paris zu gehen. Dauert's ganz lange, ſo komme ich. Werde mir nicht gram; und glaube doch, daß ich allein bin, wenn Du weit biſt. Adieu. Deine

R.

Millionen Grüße an Meierewitz! Ich freue mich, daß er dort iſt: ſieh ihn; ich lieb' ihn ſehr. Thu der Goldſtücker Gutes. Sie hat Herz: ich liebe ſie auch; und ſage ihr viel Gutes von mir. Adieu, liebſte Guſte. Bleib nur leben! Deine R. noch Einmal.

Der Nil (Gentz) und Konforten ſollen uns Preußen ſehr haſſen. Otterſtedt ſchreibt's an Stägemann. Unterſuche es auf Deine Weiſe: man hat's ihm von Wien geſchrieben. Adieu!

Die Otterſtedt kann nicht freundlicher, er nicht freier und

lieber ſein, als in ihrer Gegenwart. Sie iſt wie tauſend Jahr mit mir intim.

An Rahel.

Paris, den 26. Auguſt 1815.

Sonnabends Nachmittag 1 Uhr.

Theure, geliebte Rahel! Ich habe heute keinen Brief von Dir bekommen, der zweite von Frankfurt iſt der letzte, den ich habe, vielleicht kommt aber, heute noch einer an, und übrigens will ich mich auch nicht ängſtigen, wenn einmal die erwartete Nachricht ausbleibt; wir haben es ja eigentlich ſo verabredet. Geliebte Rahel, kaum war mein Brief Mittwochs fortgegangen, als ich den ernſthafteſten Betrachtungen hingegeben war, die mich auch während der folgenden Tage feſthielten. Ich dachte immer, ich hätte den Brief nicht abſchicken, die hervorſpringenden beiden Gegenſtände deſſelben unterdrücken ſollen, weder mein Schmerz noch mein Zorn können Dir einen angenehmen Eindruck machen, und ich habe nicht einmal die Genugthuung, daß ſie als unmittelbare, ſchnelle Empfindung treffen, nein, langſam nach vielen Tagen, die hier wie dort ſchon alles anders gemacht und bedingt haben, kommen ſie an, und Du haſt vielleicht heute, in dem Augenblick, daß ich dieſen Brief jetzt ſchreibe, jenen noch nicht einmal empfangen! Dieſe Gedanken peinigten mich um ſo mehr, als ich mir kein anderes, als das helleſte, lebendigſte Bewußtſein fühlte, Dir Liebe zu erzeigen, Dir Freude zu machen! Und doch — mußt' ich mir dann wieder ſagen — ſoll ich nicht ſagen dürfen, wie mir's um's Herz iſt, mich mit meinem Schmerz und Leid nirgends hinwenden können, und kann ich wohlthätig zu meiner geliebten Rahel daſtehen und bleiben, wenn ich ihr eines ſage, und das andere verberge? wenn ich nicht ganz wahr gegen ſie bin? Dann reut es mich wieder nicht, daß der Brief ſo abgegangen iſt, wenn es mir auch leid thut, daß ich ihn ſo ſchreiben mußte! Nun aber fürcht' ich noch ein anderes; daß Du einen raſchen Entſchluß nehmen, und allzu eilig hieher reiſen könnteſt, obwohl ich es Dir im Ganzen abrathe. Führe der Himmel dieſen Brief hier noch zu rechter Zeit in Deine Hand!

Nicht wankelmüthig bin ich in dem was ich wünsche, aber in dem was ich sage stets geneigt, dem Besserbedachten beizupflichten. — — Geliebte, theure Rahel, eben bringt mir Herr von Bülow Deinen Brief vom 22sten; ich habe ihn gelesen, und falle Dir weinend um den Hals! Geliebte Rahel, was ich Dir ohnehin schon schreiben wollte, schreib' ich Dir nun mit erregtestem, in Bitten und Beschwörung aufwallendem Herzen! Bleib in Frankfurt! Sei vergnügt, freue Dich der Lebensfülle in Natur und Volk, genieße, was ich Dir selbst als das Beste ja auswählen und geben wollte! Wenn ich Dich hieher rief, so war es am Ende doch immer auf den Grund Deines eigenen, mir bekannten Wunsches und Verliebe für Paris und Frankreich, ich durfte Deinen Wunsch in meinem Herzen leidenschaftlich werden lassen, ich brauchte mir nicht zu versagen, wo ich für Dich Gewährung sehen durfte. Das ist jetzt alles anders, ich bin, bei Gott! nicht eigensüchtig; ich schwöre Dir den heiligsten Eid, daß ich Gott inbränstig auf den Knieen, wie für das größte Glück danke, daß er Dich dahin geführt hat, wo es Dir gefällt, wo Deine ersten und gerechtesten Ansprüche einigermaßen erfüllt, Dein Herz erfreut, Dein Sinn erheitert wird! Wahrhaftig ich will nichts anderes, nichts für mich, es ist mein höchstes Glück, das ich mit Thränen der Rührung erscheinen sehe, dieser Rahel, meiner geliebten, einzigen Rahel, von der ich, was sie mir bedeutet, noch nie habe aussprechen, es nicht von meinem erschaudernden Geiste habe ablösen können — als treuer Freund behülflich und fördernd zu sein, sie gutem Wetter und guter Gegend nach so langen Irrwanderungen zuführen zu helfen! Ja, geliebte Rahel, bleibe in Frankfurt, reise nach Heidelberg und Mannheim, den Rhein hinunter nach Köln, sehe den paradiesischen Rheingau; ich kann schon gar nichts anderes mehr denken, und habe eine Art Angst, Du möchtest nun doch noch nach Paris kommen. Thue es in keinem Fall jetzt mehr, bevor Du mir es geschrieben, und wieder Antwort von mir darauf zurückerhalten hast! Hörst Du, liebe Rahel? ich bitte Dich! Sei versichert, Geliebteste, es ist mir entzückend, mir vorzustellen, wie Du dort bist, Dein lieber Brief ist eine Ausströmung jener Natur, jener Lebensschimmer, die Du fandest, ich fühle es mit, und gönne Dir es mit hinzielendem Herzen! Wenn ich damit vergleiche, was Dir hier dafür zum Ersatz geboten wäre, so wird mir angst und bange, und ich sehe gleich die weißgepflasterten heißen Straßen, das

ſtinkende Gewühl, die verdorrenden Bäume, die zerſtreuten Menſchen. Ich bringe mich ſelbſt auch mit in Anſchlag, aber für dort, nicht für hier; hier könnte mein treues zur Seite-ſtehen höchſtens die Unluſt vermindern, dort, wie Du ſelbſt ſagſt, geliebte Freundin, Dein Glück erhöhen! Ja, ja, Du bleibſt in Frankfurt, Du erwarteſt mich dort, oder wo Du ſonſt willſt in jener Gegend! Nun noch eins, geliebte Rahel, zur Tröſtung auf die Zukunft, damit Du durch dieſe auch der Gegenwart ohne Herzklopfen genießeſt! Glaube nur nicht, daß Du jemals nach Berlin zurückkehren ſollſt; auf keine Weiſe, wenn auch ich dorthin auf einige Zeit angewieſen bliebe; davon will ich nichts wiſſen, was Du etwa gegenreden möchteſt, ſo lange mein Wort etwas gelten kann, brauchſt Du Dir keine Sorge dieſerhalb zu machen. Vielleicht ſind wir einen Theil des Winters in Frankfurt vereinigt; auf jeden Fall laſſe Du Dich daſelbſt des Schnees und Eiſes nicht verdrießen, aus dem der herrlichſte Frühling aufthauen und erblühen ſoll! — Wie mich das mit Goethe freut, kann ich Dir nicht ſagen; ich wünſche Dir Glück, geliebteſte Prieſterin, ob des Anblicks Deines Gottes! Aber rede mit ihm, beſuche ihn, ſchreibe ihm! ſoll er denn von Dir nichts haben? Wenn Du ihn ſprichſt, ſo frage ihn nach dem Paket, das wir ihm von Wien im Februar ſchickten, und worin mein Tettenborn'ſches Buch und Auszüge aus Deinen und Veit's Briefen enthalten waren.

Nun will ich Dir auch ſagen, wie es hier ſteht! Zuvörderſt in allen von den verbündeten Truppen beſetzten Ländern Frankreichs, und auch hier in Paris, iſt die größte Ordnung und Sicherheit, alle Wege und Straßen wie ſonſt. Die Abneigung gegen die Bourbons wird zwar immer ſtärker, aber die Zeichen davon ſind ganz unſchädlich, und irgend einmal ein Auflauf wegen ungünſtigen Lebensrufs, wovon man jedoch ſeit vielen Tagen auch nichts mehr hört, will gar nichts bedeuten. Es ſcheint zwar, als ob wir noch lange hier blieben, vielleicht bis tief in den Winter hinein, wenigſtens die Miniſter, wenn auch die Herrſcher früher weggehen ſollten; aber in keinem Fall bleiben auch die Miniſter ſo lange, daß ein Aeußerſtes nahe ſtünde, dieſes kann höchſtens die letzten, ſparſamen Truppenabtheilungen treffen, die wir vielleicht unvorſichtig hier zurücklaſſen könnten; ſo lange die Heere in ſolcher Stärke hier ſind, könnte die vereinigte Kraft der Franzoſen wenig ausrichten, und ſie ſind weit entfernt vereinigt zu ſein, und, wollten

ſte s, auch noch durch unſere Heere gehindert, es zu werden. Es giebt alſo drei Stufen der Gefahrloſigkeit, und erſt wenn wir von der dritten weichen müßten, würde der Boden unſicher, ſo aber ſtehen wir noch auf der erſten. Das ſchreib' ich nicht mehr Deinetwegen, es ſoll Dich wegen mir beruhigen, liebe Rahel! Ich denke mir übrigens den Aufenthalt im Winter ſehr fatal hier, und am meiſten, wenn Du in Froſt und Schnee dann am Ende doch die Rückreiſe machen müßteſt, denn es iſt ſehr wahrſcheinlich, daß wir nicht früh genug fertig werden, um noch im Sommer, und nicht ſpät genug, um erſt im Frühjahr wegzugehen. Die Verbündeten ſind noch nicht einig, ob Frankreich Länder abtreten, wie große Kriegsſteuern zahlen, und unter welchen inneren Geſtaltungen zurückbleiben ſoll. Preußen dringt auf die Abtretungen und große Geldzahlungen. Ich bearbeite die Sache in den Zeitungen ſehr thätig, der Kanzler ſchickt nun auch in die Berliner Zeitungen faſt an jedem Kouriertag einen Aufſatz von mir, den er vorher durchlieſt. Dieſes Geſchäft nimmt mir viele Zeit, da ich hier ſehr vorſichtig ſchreiben, und das Meiſte nicht gradezu, oder auch gar nicht ſagen darf, ſo daß mir oft die Gedanken fehlen, inmitten des Andrangs von Gedanken! Im Uebrigen geht alles, wie wir es von Wien und anderswoher kennen; alles klagt über Stockung, über Mangel an Durchgreifen, über Unentſchiedenheit; ſo iſt auch Gruner's Sache, die mir wegen der in meinem letzten Brief angedeuteten Möglichkeit jetzt ſehr wichtig iſt, trotz aller Zuſage noch zweifelhaft. Herr von Capadoce hat mir den Schuh, den er mir geſtern bringen wollte, noch nicht gebracht; ich muß ihn aufſuchen, obwohl er mir ſeine Wohnung zu nennen verweigerte, damit ich nicht einen bloßen Höflichkeitsbeſuch bei ihm zu erwiedern dächte. Ich werde Schuhe und Strümpfe beſorgen.

Mir geht es noch ſehr ſchlecht; meine rothen Flechten am Halſe ſtehen noch nicht ſtill; ſie breiten ſich noch immer etwas aus, und drohen mir das Geſicht zu verunſtalten; mir wäre das ſehr zuwider! Koreff meint zwar, es würde nicht ſo weit kommen, und auch alsdann dennoch weichen müſſen; ſeine Pillen und Tiſane nehme ich fleißig, was mir aber die Eßluſt verdirbt. Dagegen iſt denn freilich meine Bruſt völlig befreit, und athmet ohne Huſten leichter und voller, als je. Du haſt aber doch gewiß wegen der Flechten rechtes Mitleid mit mir!

Mich freut es, daß Otterstedt gerechtfertigt ist. Es soll ihm nun auch nicht zum Schaden gereichen! Wer kann aber immer auf widrige Zufälle rechnen? viel näher liegt das Uebel in menschlichen Gesinnungen; indessen sieht man gern in solchen Fällen ein, daß man sich geirrt habe, diesen zuzurechnen, was jene verschulden. Grüße ihn; doch schreib' ich ihm auch selbst, und von seinen Angelegenheiten. Lasse Dir von ihm den Pradt zu lesen geben, ich schick' ihn heute mit. — Mit Markus aber wird es zu arg; er empört mich unausgesetzt; er will Dir nach seinen dummen Zeitungsansichten rathen, während ich hier bin! es ist überdies eine Treulosigkeit gegen mich; ich schicke Dir den letzten Brief von ihm an mich, eine dritte Ansicht! Beiläufig muß ich noch erwähnen, daß er mir noch immer nichts von den 30 Dukaten schreibt, von denen er sagt, sie seien noch nicht bezahlt, und die nach glaubwürdigen Hamburger Briefen schon am 30. Mai an seinen Beauftragten in Hamburg bezahlt worden; es ist wenigstens eine Unordnung in seinem Verhältniß dabei, nicht in meinem. Schreib ihm aber nichts davon, denn ich habe es schon gethan.

Die Jordis ist in einem fort krank; ich sah sie gestern, wo ich an ihrem Bette, wo sie mit ihrem Manne eben abgegessen hatte, noch ein vollständiges Mittagessen zurückgebracht erhielt. Wirst Du ihre Schwester besuchen?

Der Zettel für Johanna, nach dem Du fragst, war der, worin von der Liebe Marie Louisens die Rede war, Du hast wohl vergessen, daß er auswendig Johannen um wollene Strümpfe bat. Die Sache ist jetzt ziemlich bekannt, aber doch nur in einem gewissen Kreise.

Rahel, wie beglückt es mich, daß Dich Alle so lieb haben, und besonders die Kinder von Klärchen! Geliebte, Herzensrahel, ich habe Dich auch so lieb, daß ich Dich gar nicht lassen mag! Bleibe nur ja in Frankfurt und dortiger Gegend, sei vergnügt, lebe! Ich liebe Dich unaussprechlich! Ich fühle es täglich mehr, ich fühle mich mehr und mehr durchdrungen von dem Hauche Deines Wesens! Ich küsse und umarme Dich innigst! Lebe wohl, geliebteste, einzige Rahel! Behalte mich lieb, und folge dem, was ich Dir sage! Leb wohl, leb wohl!

Ewig Dein treuer

Varnhagen.

Hedemann, Meierowitsch, die Goldstücker, alle grüßen sehr; auch Graf Westphalen, jetzt Adjutant bei Zieten; Bentheim, der Augusten kommen lassen möchte; Tettenborn, der nach der Revue hieherkommen wird, Graf Egloffstein etc. etc.

An Varnhagen in Paris.

Frankfurt a. M., Sonnabend 11 Uhr, den 26. August 1815.

Herrlichstes Wetter.

Gestern, lieber, theurer August, erhielt ich wieder zwei Briefe von Dir; einen vom 16. dieses von Wien zurück: einen vom 19. direkt. Wie peinigt es mich, Dich in dieser verzehrenden Erwartung zu sehen! „Nicht sehr", wirst Du denken, „sonst kämst Du." Aber ich habe nicht Kräfte genug, um eine Angstreise auszustehen, in einer Zeit, wo ich mich wirklich endlich erholen sollte. Bei Gott! ich konnt' es in Baden nicht: und in den sechs Wochen hab' ich es nur bis zu achtzehn erschwächenden Bädern bringen können, in einem Klima oder Wetter, welches mir ganz absolut entgegen war. Der ganze Aufenthalt in Wien war ein Unbehagen von Krankheit, Wetter und Sein. Ich sehe nur einem solchen in Paris entgegen. Immer auf dem Sprung, zu reisen, oder sonst etwas Entsetzliches zu erleben: ich weiß, ich hab's gesehen, wie in einer Stunde eine Stadt den vorigen vierundzwanzig gar nicht mehr gleicht: alles flieht, packt, wirthschaftet, Häuser sind verschlossen, nach den anderen Vierteln kann man nicht; die besten Theetrinker können und mögen einem nicht mehr helfen: nur die Vornehmsten haben dann Pferde. Und ich bin solchen Uebeln im Kreuze ausgesetzt, daß ich nicht einmal mit den Mitteln dazu fliehen kann. Denn, wird mir so wie in Baden mir war, und wie Du einen échantillon in Wien gesehen hast, so kann einer mir eine Pistole zum Abschießen vor den Augen halten, und ich kann mich doch nicht regen, und auch nicht regen lassen, vor Schmerz. Dies sag' ich Dir nur alles zur Entschuldigung, daß ich noch nicht bei Dir bin: dauert's wirklich noch lange, und ich finde gute Begleitung, so komme ich plötzlich. Dieser Zustand aber läßt mir keine Ruhe. Ich soll aber auch zu keiner mehr kommen: Gott will es nicht: ein gewonnener Krieg setzt mich in dasselbe

Dilemma! Meiner Schweſter ſchrieb ich natürlich auch nicht; wo ſoll ich ſie hinbeſtellen in dieſer Ungewißheit, und dieſem suspens. So werd' ich nicht einmal die Gegend hier ſehen, weil ich mich nicht auf einen Tag weg trauen werde, wegen Briefen, Nachrichten und Reiſegeſellſchaft. Verzeihe mir dieſen Unmuth: Du wirſt ſelbſt ſehen, wie er ſich gebären muß; und ich muß Dir doch mein Herz zeigen können. Man verſchweigt von weitem ſo alles Unangenehme, und kehrt nur das Gute hervor; wie es auch richtig iſt: denn ſo ſoll man zuſammenſummen; daraus wird die namhafte Geſtalt des Lebens: Du machſt es gewiß eben ſo.

Schreiben kann ich auch gar nicht, und muß der ganzen Welt ſchreiben; die Arnſtein zum Beiſpiel, die niemanden ſchreibt, aviſirt ſich, mir zu ſchreiben; Jette Pereira von Koblenz ſchon. Auguſte Brede beſtürmt mich mit den unſinnigſten Kommiſſionen, ſchreibt mir ſo, daß ich den 24. den Brief erhalte, ſie brauche zum 24. zwanzig Friedrichsd'or, und einen anderen erbalt' ich zugleich, worin ſie wieder ſchreibt, ſie bliebe bis Ende Monats in Prag, um von da nach Stuttgart definitiv zu gehen, alſo ſchickt' ich ihr heute das Geld durch Otterſtedt; ſehr gerne: ſie hat dies wenigſtens treulich verdient, und zahlt noch obenein; und ſoll ſolche latitude doch wenigſtens haben. Nur nicht ſo unſinnige Einrichtungen machen, da ſie zur Gnüge die böhmiſchen Poſten kennt. Auch ſchrieb ich's ihr, und Bayer, der auch ſo ſchrieb, daß ich geſtern den Brief in Auguſtens zweitem fand, er gehe Ende des Monats von Liebwerda nach Berlin, mehr um es zu ſehen und zu genießen, als um zu ſpielen, und will Empfehlungen nach einem Orte geſchickt, den er ſo undeutlich ſchrieb, daß ich ſie ihm, da es ohnehin zu ſpät iſt, nach Berlin ſchicken muß. Ohne ſchreibt mir auch die dümmſten Briefe, in ſo fern es nie Antworten ſind: meine ſind alſo immer in die blanke Luft geſchrieben. Dabei kribbelt mir das Federführen ſo, daß ich unſinnig davon werden könnte. Ich beſchwöre alſo Dich, theurer lieber Auguſt, wenn Dir ſchreibemüde iſt, mir nur zwei, nur Ein Wort zu ſenden, ſo klein geſchrieben als Du willſt. Es ſind unſere Mörder, die uns zum Schreiben zwingen, ſtrenge Dich ja nicht wieder ſo an! Und beſorge auch ja Deine Flechte. Nimm nur die Schwefelbäder, laß Dich ein wenig matt machen! Ich muß es ja ſo viel aushalten. Nun kannſt Du ſehen, wie es iſt. Trink nur keinen ſchädlichen weißen Pickelwein! und

schaff mir die Flechte weg, ehe sie in's Gesicht kommt: daß ich Dich herzen kann! Streng Dich nicht so an, Gusteken; der ganze produit ist zuletzt Deine Anstrengung. Mich gelüstet nichts zu hören, nichts zu sehen, vom Kongreß! Dem hier möcht' ich beiwohnen; wenn ich so glücklich wäre, daß Du ohne Abscheu von Deiner Seite und Schaden für Deine Position dabei sein könntest. Ich will Dir auch sagen, was mich eigentlich zu Anfang des Briefs so verdrießlich machte. Nach langer, geraumer, entsetzlich — wenigstens in ewiger Ungewißheit verbrachter, langer, langer, ganz kranker Zeit, bin ich endlich in einem wohlthuenden Orte und Gegend, wo das Klima, oder das erholte Wetter, mir wohlthut, wo ich bleiben möchte; und auch hier keine Ruhe; und auch für Dich keine; und kein Wohlthun. Verzeihe! Es ist zu arg, Dich in der aufregenden Ungeduld und Ungewißheit und Erwartung zu wissen; und sich den ganzen Plunder dort so in Detail denken zu können, vor Augen zu sehen. Wenigstens hast Du doch nun meine Briefe durch die Adam-Müller!

Du sagst mir im letzten Brief solche tiefe innige Worte, auf die ich nur mit meinem Dasein antworten kann, und also kommen sollte, um da zu sein: in demselben Sinn, oder vielmehr in derselben Bedeutung kann ich Dir nicht schreiben, konnte nie dasselbe sagen; fühlte aber immer, welche Antwort ihm gebührte, nämlich ich selbst; und war auch immer ganz da. Du weißt es. So wirst Du mich immer haben. Dies sei die Antwort! die ich Deinen hingebenden Liebesworten in einem Kuß gebe!

Lies in Goethe'ns Leben, erster Band, von Seite 427 bis herab Seite 437. Und wenn Du sie in's Auge fassest, wird die goldene Weisheit Dich verblenden; verstarren in Bewunderung! Er schildert ganz den Kongreß in Wien; die neuere Einquartierungsgeschichte; hebt durch den bloßen Blick, mit Worten ein solches Stück Geschichte aus dem Zeitenflusse, daß es sich wiederholen muß, wie vor wahren Propheten! Den Gährungsprozeß des Abgestorbenen, welches man in guter und schlechter Meinung erhalten will, mit der sich neu erzeugenden Mischung; wie das dumm, lächerlich und traurig wirkt, weil, der Masse nach, zu wenig Bewußtsein, als Sonne, es reinigt, bildet, und gestaltet. Auch ich dachte dadurch, und in welcher Zeit, in welchem Ort ich das Buch lese, viel nach. Und sehe in allem, was Menschen wirklich mitzubereiten im Stande sind,

nur das Eine: daß Weniges in der Natur gelingt, und ſich nach ihrer wahren Abſicht ausbildet; ſo auch in des Menſchen Natur; Alle ſollten ſelbſtſtändig und ſelbſtdenkend, daher ſehend und erfindend, ſein, das iſt ihr natürlicher Zuſtand. Aber der iſt ſo verweſet und verwirrt, daß die, welche naturgemäß ſind, Ausnahmen machen, und Genies ſein müſſen, oder genannt werden, und alle Anderen in trübem Daſein denen alles auf eine Weiſe nachmachen; immer wenn es ſchon unzeitig iſt, alſo verkehrt. Das geht auch wieder ganz deutlich aus Goethe's Buch hervor; dies nennt man beſtändig fort die alte und die neue Zeit: es wäre immer eine neue, wenn man nicht faul, dumm, albern, dünkelhaft-ſtolz übertragen wollte: denn in der ganzen Weltgeſchichte wirkten und ſahen nur, die groß, die friſch wirkten und ſahen, und belebt: und die belebten. Nicht wahr? Adieu, liebe Guſte! Sei mir nicht böſe! Auch nicht wegen der Flecke! Es iſt von einer ſaftigen Rheintraube. Goethe ſah ich nicht wieder. Geſtern ging ich in einer Götterabendſonne vor dem Bockenheimer Thor mit Dore und Johann. Nachher bei Herz'ens im ſchönen Aſyl. Heute Mittag eſſe ich bei Otterſtedt; nachher in „Figaro" von Mozart. Denke nicht, ohne Unruh und Sehnſucht. Wäre ich mit Dir hier, nennt' ich mich wirklich glücklich als Menſch. Adieu! Deine

R.

Ich liebe Dich! daß Du dem Kanzler nichts nachtragen kannſt. Seine menſchlichen Augen! — Markus'ens ſind ſchon zu Hauſe in Berlin. Grüße Alle, und à la tête die Goldſtücker und Meierowitz. Mir träumte von ihr.

An Varnhagen in Paris.

Lies dies Blatt zuerſt!

Frankfurt a. M., den 27. Auguſt 1815.

Morgens 8 Uhr. Ein ſtiller, heller, blumenathmender Sonntagmorgen.

Kaum, kaum, mein theurer Auguſt, hielt' ich's geſtern in der Komödie aus, ſo drückte mich das, was ich Dir zu ſagen

habe und Dir ſchreiben wollte, im Kopf. Auch war mir ſehr nervig, vom langen Sitzen; „Figaro“ wurde vom Orcheſter meiſterhaft gegeben, von den Akteurs trainirt, vorher hatte ich ein geſchnürtes aber ſehr gutes Diner bei Otterſtedt mit Herren vom Rath, wo gleich von den wichtigſten Dingen die Rede war, ja ich möchte ſagen der Streit; der beſte der Herren war meiner Meinung, und ſprach ſie in ſeinem Winkel wie ich in meinem aus; nach Tiſche wurde er mir wieder beſonders vorgeſtellt, und gratulirte ſich; ich bezeugte ihm meine Freude, daß er das geſagt hatte, was ich meinte. Die Anderen wollten nämlich meinen und beweiſen, der Bundestag hier würde den Frankfurtern ſchaden; und wollten alte Geſellſchaftsariſtokratieen gegen ſie auftreten ſehen; nicht einmal zugeſtehen, daß er einträglich ſein würde, ja behaupten, den Handel ſtörend; ich bewies ihnen ganz ſchreff das Gegentheil. Da ging's denn in's Tauſendſte und Erſte; natürlich. Ein würtembergiſcher Beauftragter, Herr von Plitt, Geheimerath, mit ſeiner Frau, war auch da, Frankfurter; unſer Kommandant. Hat Otterſtedt das große Diner meinetwegen gegeben, ſo iſt er raſend: ich ſagte es ihm auch. Nämlich, die vielen Weine und Schüſſeln. Nachher fuhren wir um die Stadt herum, und dann in die Komödie. Das alles fatigüirte mich äußerſt, mit meinem Gedanken an Dich: die endlich in die ſchmachtendſte Sehnſucht nach Dir übergingen. Wie kann es auch anders ſein? Da ich Dir mit einer Rede, mit einer Umarmung, einem Blick alles, was hier ſteif und hart ſteht, expliziren und mildern könnte! Und das Bedürfniß, die Gewöhnung, die Sicherheit — des Verſtehens —, Dir alles mitzutheilen: Deine Sehnſucht! So beſchwör' ich Dich dieſes Blatt erſt zu leſen, und nur ihm zu glauben. Denn indem ich die anderen Zeilen ſchrieb, dacht' ich und fühlt' ich ſchon dieſe. Du wirſt mich für uneinſichtig bei den anderen halten müſſen, unbedachtſam. Sehe ich denn Deine unendliche Hingebung für mich nicht ein? Beantwortet mein tiefſtes Herz ſie nicht? Und mein Brief, den ich nun gut zurückhalten könnte, aber nicht zurückhalte, iſt ganz ſo, als drängte ich Dich ohne Noth und im höchſten Mißverſtand: als merkte ich, läſe ich nicht, daß Du ewig nur ſchriebſt, ich ſoll auch bleiben, es machen wie ich will; Dich ganz opferſt und an mich hingiebſt. Aber auch ich möchte Deinen lieben Wünſchen willfahren, und dies ſteht ſo feſt in mir, daß ich ihm widerſtreite, und mich vertheidige, als wär's eine äußere Forderung: ſo entſtand der

Brief. Und aus unendlicher Irritation, die mich auch unwillkürlich mit Zaubermacht hypochondrisch und ängstlich macht. Das ging gestern Abend so weit, daß, obgleich ich mir meinen Brief an Dich hatte wiederholen lassen, der erst diesen Mittag geht, es mir unmöglich wurde zu schreiben; ich schlief krankhaft nach einem Nerven-Zähnklappern ein: schlief aber sehr gut. Und schreibe nun. Ich beschwöre Dich, August, mir zu glauben! und ganz nach Deiner Einsicht und Bedürfniß Deiner Amtsstellung zu verfahren! zu bleiben, und anzunehmen, was und wo es Dir für die Folge und das Ganze gut dünkt; und mir zu überlassen, daß ich mich ungebunden gegen meinen ersten, geliebtesten, gewiß anerkannten und geehrten Freund, gegen Dich, über alles äußern kann, wie es auf mich wirkt: wenn dies bei Dir Lohn verdienen kann, lohn' es damit, daß Du mir glaubst; glaubst, wenn ich Dir sage, daß ich mit Dir, in einer nur ganz mäßigen, stillen Einrichtung mich überall ganz beglückt fühlen werde. Jeder Ort hat sein Schönes, und sein Nachtheiliges; und zugeschlossen ist keiner. Kurz, Du siehst, wie wir's verabredeten, auf Einkommen; und ich bin allenthalben Dein. Gern Dein. Diese Ehre erzeige mir, und handle nach Deinem Talent, nach diesen Worten! Und nun keins mehr. Nur eine tief-herzliche Umarmung! Deine Liebe, Deine Anhänglichkeit und Ergebenheit ohne Namen — sollte ich nicht erkennen? Wäre es nur durch einen Akt, als: in's Schiff setzen, eine Gränze übersteigen, den Arm zur Verwundung hinhalten, geschehen: so wär' ich schon fünfzigmal bei Dir. Aber eine Serie von Anstalten, bemühenden, die sich in tausend und aber tausend Schritte zerspalten, zu treffen, zu etwas, was ich fürchte, das hält mich ab. Doch, sind' ich eine herzhafte Gesellschaft, und Ihr bleibt noch, so komme ich. Lebe wohl, Theuerster! Sei mir hold! und verstehe mich diesmal: und laß diesmal wo möglich Deine Ruhe obwalten, und Dich von meinem scheinenden Schwanken nicht stören; in Ansicht, in Ansicht meiner, und nichts! Deine

R.

Gestern ereignete sich noch etwas Komisches bei Otterstedt's. Er sagte nämlich, Cotta sei hier, er hab' ihn bitten lassen, aber er speise bei Baron Dufay und würde nach Tische kommen.

Nach dem Kaffee, als schon Viele sich verlaufen hatten, meldet der Bediente Herrn Cotta, die Thüre geht auf, eine kleine Dame, die sich gleich wegen ihrem Anzug, einem schwarzen Taftkleid, entschuldigt, tritt mit einem großen Herrn ein; ich sehe, es ist Mad. Cotta nicht; sie kommt neben mir zu sitzen; ich denke, es sind Verwandte von Cotta. Im Gespräch ergiebt sich, sie sind Nürnberger Verwandte von Dufay, sie als Mädchen lange hier gewesen, wollen gerne wieder Preußen sein, nennen sich gerne noch so, kennen sehr gut Prinzeß Louis, Egloffstein's, kommen von Hamm und Elberfeld, erzählen viel von der Leute Bemühen, und Freude Preußen zu sein: ich mache die ganze Unterhaltung mit der redseligen lebenerfahrenen Frau: Frau von Otterstedt spricht mit ihm von Wien, in was er mehr und weniger eingeht. Endlich gehen sie: und kein Mensch weiß, wer es war. Sondern, sie wohnen im Schwan Nr. 5. Wo Otterstedt sich fest einbildete, daß Cotta sei. So schickte er seinen Diener: und der bat die fremden Leute de but en blanc zum Diner. Nun wird sie Otterstedt besuchen, und es dabei lassen. Die gutgesinnten Preußen fühlen sich gewiß dadurch noch mehr zu uns! Wie alles untereinandergeht: hier hört und sieht man's recht; wo ganz Deutschland wie durch ein Herz durchströmt. Ein anderer würtemberger Mann — die Namen erst künftig, das behalte ich nach und nach — sagte mir, er habe Nachricht, im Würtembergischen sei alles in solcher äußersten Gährung und Spannung, daß man sich jeden Tag einen Ausbruch gewärtige. Als ich das Land und die Leute lobte, und ihn für einen Frankfurter hielt.

Heute fahr' ich mit Otterstedt's — ihr Benehmen kann ich nicht genug bewundern, weil es mich wundert: er sagt und erklärt in einem Augenblick vierhundertmal, welche Freundin ich von ihm bin, was er mir schuldig ist; und sie versteht's. Und ewig Dein Lob — nach dem Forsthause, wo die ganze Welt ist. Vormittag kommt ein stummer junger Arnstein'scher Engländer zu mir; den ich gestern habe umsonst kommen lassen. Voller Sitte; sieht Ludwig Robert im Brünetten ähnlich. Wir sahen ihn in Baden viel; er hat auch in Paris Verwandte. Adieu, adieu!

An Rahel.

Paris, den 30. Auguſt 1815.

Mittwoch Mittags gegen 1 Uhr.

Geliebteſte, theuerſte Rahel! Geſtern erhielt ich Deinen lieben Brief vom 24ſten, den ich küßte und entzückt in den Händen wog! Er ſprach von dem Tode der Bethmann, mir ſehr erſchütternd, wegen Deiner Erſchütterung und Betrachtungen! Geliebte Rahel, um ſo feſter laß uns zuſammenhalten, weil der Tod eine ſo wilde, ſtille Gränze iſt! Ich glaube zwar nicht, daß er es ſein kann, wenn man nicht will, dieſe Funken des Daſeins ſprühen hinüber; ich fühl' es, geliebte Rahel, daß meine Liebe, meine Beziehung zu Dir, ſtärker und umfaſſender iſt, als mein Lebensdaſein, das in dieſer Beziehung ſteht, und ſie bei weitem nicht erfüllt. — Zugleich bekam ich einen Brief von Troxler, ich las ihn zuerſt, weil ich nach Deinen Worten keine andere mehr vertragen kann; auch er ſprach vom Tode, er hatte eben ſeinen neugeborenen Sohn, am Keuchhuſten geſtorben, begraben laſſen, kurz vorher, ehe er Potsdam verlaſſen wollte, brach dort die Epidemie aus, der er alſo beinah entflohen wäre, nahm das jüngſte Kind hin, und hält die beiden anderen noch gefangen; nun verzögert ſich die Abreiſe bis zu deren Geneſung, die aber ſchon auf dem Wege iſt. Er ſchreibt mir hievon und von ſeinem politiſchen Verhältniſſe zum Vaterlande ſehr gedrückt. „Ich erinnere mich lebhaft an unſer Geſpräch in Steglitz über eine Stelle von Rahel", ſagt er, „doch ſteht dabei auch mein Glaube an eine göttliche Beſtimmung feſt, und ich ſehe darin in dieſem Unfall, der mich grade an meinem 35ſten Geburtstage traf, nur den Hochpunkt meiner Trübſale; meine Frau iſt in Schmerz verſunken; ich ſtehe allein und auch nicht aufrecht." Welche Stelle er aber meint, weiß ich nun nicht herauszufinden. Er grüßt Dich noch ganz beſonders.

Liebe Rahel, ich nehme nun als ganz ausgemacht an, daß Du nicht hieherkommſt, ſondern am Rhein bleibſt. Ich hoffe Dich dort zu finden, wenn wir von hier weggehen, denn wenn auch der Kanzler, was ich doch nicht glaube, gar nicht nach Frankfurt ginge, ſondern gleich nach Berlin, ſo nähme ich doch

Urlaub, um Dich, Geliebteste, zu besuchen. Ich denke schon jetzt mit dem höchsten Entzücken daran! Nach menschlicher Einsicht schätz' ich unseren Aufenthalt hier noch ungefähr auf sechs bis acht Wochen, Du weißt aber selbst, wie ungewiß dergleichen ist, vorwärts und rückwärts; aber allerdings sieht es diesmal so aus, als sollte bald alles abgethan sein. Wie es abgethan sein wird, läßt sich auch schon durchblicken; nicht viel besser als voriges Jahr, das heißt aber, in Rücksicht der Stimmung in Deutschland, tausendmal schlimmer. Die Bemühungen des Kanzlers werden schwerlich durchdringen, und die Leute werden gar nicht wissen oder glauben, daß er sich bemüht hat, Preußen nicht ohne Land und Geld aus dieser blutigen Anstrengung hervorgehen zu lassen. Ich für mein Theil wasche meine Hände in Unschuld, ich habe für die Stellung des Kanzlers in der öffentlichen Meinung mehr gethan, als er selbst weiß. Aber er bindet mir die Hände, nach einer kurzen Annäherung und Verheißung des größten Vertrauens vernachlässigt er mich wieder so sehr, daß es mir auffallen muß. Vielleicht hat es nur zufällige Ursachen, das kann sein, aber die Folgen werden wesentliche sein, wir sind auf einem Punkte, wo die geringste versäumte Thätigkeit sich unrettbar bestraft. Ich bringe meine Tage so hin, zwischen Arbeit und Zerstreuung, die beide nicht die rechten sind. Manche Tage bleib' ich ganz auf meinem Zimmer: einige Abende habe ich bei der Frau von Stägemann zugebracht, auch ihre Tochter gestern im Palais Royal herumgeführt. Am liebsten möchte ich eine geschichtliche Arbeit, die ich eben angefangen, fördern, aber die Unruhe des Aufenthalts, die Entfernung von Hülfsmitteln, und das tägliche Treiben in ungewisser Lebensart, sind solchem Geschäft wenig günstig; der Gegenstand ist die Geschichte des letzten Jahres, vom Pariser Frieden bis jetzt, und wenn ich mich eifrig daran machen kann, so dürfte das Werk wohl für die Gegenwart heftig anregend, für die Zukunft aufbewahrenswerth werden. Mit meiner Flechte am Halse geht es um vieles besser; sie nimmt ab, und ich hoffe, mein sonstiges Befinden, das durch die unerträgliche Hitze dieser letzten Tage und durch die Arzneimittel, die ich bis zum Uebelwerden nehmen mußte, gestört war, wird sich nun auch bald wieder ganz bessern.

Deine Briefe durch Adam Müller habe ich alle richtig erhalten, Du wirst inzwischen diejenigen, die ihren Empfang anzeigten und sie beantworteten, von Wien nachgeschickt bekommen

haben. Geliebte Rahel, wenn ich nur erst Antwort auf meine letzten Briefe hätte! Du darfst mir nicht böse sein, nein wahrhaftig nicht! Ich bin jetzt ganz darein ergeben, Dich erst in Frankfurt wiederzusehen: ich hatte zu gewaltsam gehofft, darum war mein Schmerz so heftig. Glaube mir, geliebte Rahel, einzige Freundin, daß ich schon ganz glücklich bin, Dich in Frankfurt wohl aufgehoben, vergnügt, und in gutem Umgange zu wissen. Freudige, segnende, gönnende Blicke werfe ich dorthin; liebliche Freundin, angenehme Begleiterin bist Du mir doch auch hier, für alle meine Gedanken, mein ganzes Herz regst Du mit immer frischem Andenken auf! Ich fühle es recht, daß ich nicht allein stehe auf der Welt; jeden Morgen und Abend, wenn das Tagesgewirr noch nicht begonnen oder schon verloren ist, beim Aufstehen und Schlafenlegen, wo der Athemzug der ursprünglichen Gemeinschaft mit der Natur und ihrem wahren, nackten Sein ungehemmt durch die Brust zieht, habe ich kein anderes Bild mehr als Dich, und der Name Rahel tönt mir in allem entgegen, und ich spreche ihn aus bei den anscheinend fremden Angelegenheiten. Liebe Rahel, ich fühle Deine beglückende Gegenwart, sie hält und stärkt mich, und giebt mir unaufhörlich Richtungen, die ich mir liebevoll aneigne in Geist und Gemüth aus Deinem unerschöpflichen Quell menschlicher Güte und Wahrheit und Treue! Gebe der Himmel mir den Segen Dich fröhlich zu wissen! ich bin ganz hingegeben zu Dir. Geliebte, Theure! Sieh, ich wäre zu glücklich, immer mit Dir zu sein; und dieses übergroße Glück wird mir ja doch in der Folge immer mehr zu Theil werden. Denn wenn ich auch eine Zeit lang noch ohne Dich nach Berlin muß, so wird sich in dem beweglichen Leben leicht eine glückliche Aenderung ergreifen und festhalten lassen.

Ich bitte Dich um Gotteswillen, überlasse die Sache mit Goethe'n nicht so dem Zufall; sei entschiedener, und ordne Dich nicht unter, wo Du von den Göttern begabt und berufen bist, als die Gleiche dazustehen. Erweise Du ihm die Ehre, gönne Du ihm die Freude auch, und lasse ihn wissen, er könne sich in Deiner erneuerten Bekanntschaft Großes und Bedeutendes aufschließen. Wer hat denn ein Recht auf ihn, auf seine Zeit und sein Vertrauen, wenn Du es nicht hast? welcher Vermittler ist da seiner Stelle werth? Wäre ich nur dort! Liebe Rahel, frage Goethe'n auch nach dem Paket: es ist doch zu

wichtig, um es ſo gleichgültig ſeinem ungewiſſen Loos heimzuſtellen!

Ich bitte Dich auch die Rheinreiſe zu machen in der ſchönen Jahreszeit! Jettens einladender Brief gefällt mir; Dein Verhältniß zu ihr und ihrer Mutter iſt ja ſo, daß es nicht beſſer ſein kann; das edelſte Uebergewicht gütiger Bildung, milden Geiſtes! Es freut mich innig: es ſtellt ſich um uns nichts ſchlecht; die Welt im Ganzen ſieht uns mit guten Augen an, nichts Unedles kann in unſerem Kreiſe ſein; ſelbſt die gewiſſermaßen wilden Menſchen, wie die Arnſtein, wie Tettenborn, vielleicht heißen könnten, geben ſich freundlich und liebevoll! Sieh, wie Tettenborn mir ſchreibt, über ſeine Frau, ich bleibe ihm noch ſein treuer Adjutant. Auch Troxler's erſten Brief leg' ich Dir bei, er iſt ſehr ſchön! bewahr ihn wohl; ich hatte ihn aufgefordert über Volksrepräſentation etwas zu ſchreiben, und im voraus geäußert, nur die Köpfe, das Volk der Inbegriff vernünftiger Weſen, nicht Land, noch Sachen, Gewerbe etc. dürften in die Repräſentation eintreten. Dagegen hat er Einwürfe, viel mehr aber iſt mir darin Schlabrendorf entgegen, zum Theil wohl nur, weil ich mich ihm noch nicht recht deutlich ausgeſprochen habe. —

Ich habe nun erfahren wo Capadoce wohnt, und hole den Schuh ab. Ich kaufe Dir alles, liebes Rahlchen! Nur muß ich die Mendelsſohn oder die Jordis dabei haben.

Gute, liebe Rahel! Grüße die guten Leute alle, mit denen Du lebſt! Ich ſehe Dich mit Entzücken in Frankfurt, die Szenen ſind mir alle, wie aus einem reichen, beruhigenden Roman, aus lieblicher Jugend der Menſchen und des Landes, ein ſonniger Schimmer liegt auf dieſen Gegenden! Leb wohl, leb wohl! Sei vergnügt! Ewig mit unausſprechlicher Liebe

Dein treuer

Varnhagen.

Ich kann Dir nicht genug ſagen, wie ich Dich liebe! — Den Brief von Troxler ſchicke mir zurück, ich brauch' ihn! — Liebe, liebe Rahel! ich rufe es Dir in Dein liebes Herz hinein!

An Varnhagen in Paris.

Frankfurt a. M., Mittwoch Vormittag 11 Uhr,
den 30. August 1815.

Wenn nicht künftig ein Unglück es zuwege bringt, trenne ich mich nicht wieder auf längere und unbestimmte Zeit von Dir! Dies hab' ich mir nun schon lange vorgenommen, und seit gestern ist es gewiß in mir zu mir selbst geworden. Die Sehnsucht von gestern, die zuletzt in Stupidität überging, und vorher alles bis zur deutlichsten Gegenwart und Erinnrung aufgeregt und alles in mir gesteigert hatte, vergess' ich nicht. Ich wartete schon immer auf Antwort auf die Briefe, die ich Dir von hier aus geschickt hatte, wiederholte mir hundertfältig den Eindruck, den mein letzter, und all diese Briefe auf Dein erwartendes Gemüth machen müssen, fand auch hier alles abgestandner und immer beziehungsloser für mich, nach dem ersten Erholen, von der in manchem verdrießlichen Reise; erwartete Otterstedt den Morgen vergeblich; ging mit der Gouvernante und den Hertzischen Kindern etwas aus — sie kauften —, und sah mir Stadt, werdende Messe, und Läden an; aß allein; überlegte und überlegte, und hätte hauptsächlich Dir in Deinem Kopfe denken helfen mögen, dachte immer an Dich, und immer: endlich kam Otterstedt, und brachte mir zwei alte von Wien angekommene Briefe von Dir; mit dem Bedeuten, er habe nicht kommen können, weil ein Kourier nach Paris habe expedirt werden müssen! Auf mein Geschrei antwortete er, Herr von Hänlein sei zu ihm gekommen, mit dem Kourier vor der Thüre; und habe ihm nur Zeit gelassen ein Wort zu schreiben: — er hätte doch zu mir schicken können! Er brachte mir ein Logenbillet: er und die Frau waren bei Gontard's: ich aber fuhr mit Julchen und Klärchen um halb 7 ein paar Stunden in der Gegend umher. Es war nicht warm, die Anderen fanden's. Ich war still, sah Himmel, Gegend, Menschen, Gärten, Gestalt der Berge, Lage des Flusses, überlegte mir der ganzen Stadt Verhältnisse, und alles in Bezug auf Dich, uns; fuhr mit ihnen nach Hause, trank Thee bei ihnen, die Kinder und Julchen brachten mich nach Hause. Klärchen geht früh aus Unpäßlichkeit zu Bette; Hertz liegt gleicher Erde rheumatisch krank, von Wiesbaden her. Vor dem Spazierenfahren las ich Deine Briefe

vom 8. und 12. August, die zwei einzigen, die mir noch gefehlt hatten! Welche Briefe! die, wo Du mein Hüftweh in Baden erfahren hattest. Wie und mit was soll ich auf solche Liebe, auf solchen Ausdruck antworten! O! immer ist man undankbar für so etwas, denn niemals kann man's verdienen. Deinem, einem solchen Wesen dankte ich, mit der höchsten Ungeduld, mit der ungeduldigsten Begierde, es zu beantworten! — daß es ihm möglich ist, irgend ein anderes in sich so aufzunehmen, ein solches für seine Liebe zu sehen, wie Du mich siehst. So quälte und freute ich mich mit Deinen Briefen. Magst Du, und Du kannst es, selbst abmessen, ob ich sie würdige, ob ich mich verpflichtet fühle: verpflichtet nicht! ob ich mich zu etwas Besserm brauchen kann und mag, als für Dich, für solche Atmosphäre von Liebe, wie sie aus Deinem Herzen für mich quillt, und in welcher Du lebst. Dann grämt' ich mich, daß ich keine frischere Briefe hatte, da doch alle Tage eine Post ankommt; und sah auch darin nur Dein Leiden, wie Du jeden Tag denkst, ich komme; ach Gott! und es schon so lange dachtest. Nun will ich mich nach Deinen Briefen richten; nur hören, ob ihr nicht bald kommt, und alles wagen.

Es ist eine Majorin Reuß hier angekommen, las ich heute; die Mutter des Herrn von Reuß (Stiefmutter), den wir bei der Frohberg sahen, die will gewiß auch nach Paris: sie ist mit einem Fräulein und einem Kriegsrath: ich werde mich erkundigen.

Frankfurt hab' ich nun auch schon weg: das Ganze ist wie eine Familie, die häuslich und glücklich lebt; das ist gut für sie, läßt aber keinen großen Verkehr, oder vielmehr keinen großartigen beizureichen zu, noch irgend eine solche exempelgebende Anstalt, die um sich griffe, weit und allgemein wirkte. Dies kann nur ein großer Staat; bis jetzt, mit allen seinen Mißbräuchen und Häßlichkeiten. So viel ist bei mir ausgemacht, die freien Reichsstädte dauren auch nicht mehr lange, die Fürsten mögen auch noch so human sie sich selbst wiederschenken: sie waren, meines Bedünkens, künstliche und natürliche Inseln des Freiheitserdreichs, welche aus jenem wühlenden, wüthenden Meere, der erobrenden Adelswelt, empor sahen, und strebten, die aber bald mit dem ganzen Erdreich zusammengehören werden, je mehr und mehr jenes Meer versiegt, und anderem Unbekannten weichen muß, und längst, längst weicht; nur die Sonne, die

Nahrung und Geiſt iſt, ſteht noch oben, und behauptet den alten Gang; noch.

Sonntag früh waren Schloſſer's bei mir, ſie fanden Otterſtedt und ſeinen Freund Jung — glaub' ich — aus Mainz, der ihm das Donnersberg-Departement regieren half: und dem er die größten Lobſprüche in's Geſicht ſagt, und weint; auch will er gerne, daß er mit mir nach Paris reiſe; er will mit Cotta hier eine Zeitſchrift unternehmen, und ſich desfalls mit den preußiſchen Herren beſprechen; Deine, und bei Dir meine, Fürſprache: obgleich ich nicht beſſer unterrichtet bin, als es hier ſteht. Es iſt ein nicht junger Mann, ohne alle Gemeinheit: er hat etwas Innerliches, und ſcheint rechtſchaffen. Mehr weiß ich nicht! Er iſt Montag nach Mainz gereiſt; Cotta wird's ſchon drehen: höre Du doch Einmal nach, ob es Dein Projekt nicht durchkreuzt, oder mit ihm zu vereinigen ſteht.

Es war den Sonntag natürlich die Rede von Goethe, und da erbot ſich dann Otterſtedt wieder, er wolle hin, und ihn ſchaffen; welches ich verbat; er ſollte ihn nur wiſſen laſſen, wer es war, der ihm in Niederrad nachſchrie. Frau von Schloſſer meinte, ich ſolle nur grade mit Otterſtedt's zum Kommerzienrath — der ein preußiſcher iſt — Willemer hinfahren, und dort die Damen beſuchen! Das fehlte mir! — Das alles mißfällt mir: Goethe muß ich anders, natürlich, ſehen: wie alles. Du weißt, im Leben hab' ich noch keine Bekanntſchaft geſucht, als eine, der mehr an mir, als mir an ihr liegen mußte. Man ſteht ſonſt zu dumm da; was ſollt' ich Goethen ſagen. Wenn er ſich's erinnert, weiß er wie ich ihn liebe; oder auch nicht: denn dies grade weiß er nicht. Povero vecchio! rief Einmal über das andere neulich, in den einfältigen Stücken, eine Italiänerin neben mir aus, die nicht ein Wort deutſch verſtand, und der ihr Gemahl, ein ruſſiſcher General, alles in's Ohr überſetzte; povero vecchio! wie ein Wucherer ein ſchönes junges Mädchen nicht bekam, und bekommen ſollte. Er ſah ihr ſo mitleidig aus. Bedauerlich! wollte ich jetzt auf Goethe ſagen: das heißt poveretto. Dies fehlt ihm; den Genuß ſchenkten ihm die Götter nicht; den reſüſirte das Schickſal. Ich habe Unendliches von ihm gehabt. Er nicht mich. Und ſo laſſ' ich es denn! Getroſt. Mich dünkt ſogar, es muß Wichtiges im Leben zurückbleiben, Wichtigſtes, worauf wir einen größten Werth ſetzen; mich dünkt es ſo, wenn das

Leben ſelbſt ſehr wichtig, oder vielmehr wir uns ſo bleiben ſollen. Sie hab' ich es kennen lernen, und erlernt; dazu hab' ich Kraft: im Gegentheil bin ich ganz ignorant, und verſtehe es wahrlich nicht; die größten Menſchen ſind gewiß die, welche im Vollgelingen des Glückes ergründen, ſich ausbilden, und Kräfte bekommen: ſolcher bin ich nicht, und ſolche Starke kenne ich auch nicht: auf ſolches warte ich nicht, aber ſolche möchte ich noch kennen: ſonſt „acht' ich keinen Mann mehr!" wie Schiller's Eliſabeth, ziemlich dumm und unverſtändlich, zu Poſa ſagt. Ihre Gaben, ihren Herzenskern, liebe und ſchätze ich noch: aber einen ganzen Menſchen bewundere ich nicht mehr. Im Ganzen ſind ſie nicht beſſer, als ich. Marwitz war der letzte, den ich über mich ſtellte; mit Thränen hat er's gebüßt; und ſteinern fand mich dieſer Engel; der aber nicht mehr war, als ich! — Verſtehſt Du mich? Nun will ich Dir aber in allen Dingen aus meinem Herzen keine Mördergrube machen, wie der ſelige Möllendorf zu ſagen pflegte. Auch über Gegend will ich Dir wahr ſprechen — (ſchöne Weintrauben! ſteckt' ich ſie Dir in den Mund! Ich gönne mir nichts allein, es freut mich nicht) — ſchon das letztemal, und auch vorletztemal in Teplitz fand ich, ein ſchönes, reizendes Thal wird mit der Zeit fade, durch ſeine beſtimmten Geſichtspunkte, als ein Berg, oder dergleichen Hauptpunkte, wenn nicht auch eine öde, unendliche, wüſte, weite, ernſte Seite zum Ausweg des beſchränktern Daſeins dabei gelaſſen iſt; ſo fand ich's in Baden, und hier. Und ſo ängſtlich das ärmliche Sandthal bei uns durch den Gedanken wird, daß man ohne unendliches Fahren zu nichts Wohlhabendem, Freundlichem kommt, ſo iſt doch die großartige Seite befriedigt, und affadirt fühlt man ſich nie. Dies, was ich hier nur ſkizzirt und ſchlecht ausdrücke, aber beſtimmt immer gefühlt habe, hat gewiß auf uns Brandenburger und Berliner gewirkt, und längſt ſchon behauptete ich, keine Provinz habe weniger Narren.

Die Schloſſer bat mich zu ſich, ohne mich einladen zu laſſen, welches mir lieb iſt. Ich werde Einmal hingehen. Sie ſagte, Goethe bliebe nicht mehr lange. Sie iſt angenehmer als in Wien. Otterſtedt's wollen auch Einmal hin. Sonntag war ich mit ihnen und Frau von Plitt und der Tochter, Kindern und Gouvernanten im Forſthaus: hübſch, viele Menſchen: aber großer Abſtand von dem Wiener Luxus, Staat, Anzug und höfiſcher Haltung. Frau von Plitt, die auch Wagen und

Pferde hat, bot mir Fahr- und Fußgänge an: ſie liebt Gehen und Luft über alles. Noch hab' ich's nicht benutzt. Beide Tage fuhr ich mit Julchen und Klärchen: vorgeſtern nach dem reizenden Offenbach. Mit Julchen geht es Klapp auf Klapp! Zum Beiſpiel nur: vorgeſtern, nach der Fahrt, gingen wir hinter dem Hauſe, nah den Wirthſchaftsgebäuden, ein wenig dem Garten zu; es war Feuerwerk um die Stadt, welches die Anderen gleichererde und vom Balkon anſahen; und ziemlich dunkel: ich fragte in Julchens Sprechen hinein etwas furchtſam: Iſt hier auch kein treuer Hund? — „Der wachſam beißt?" antwortete ſie weiterredend, „Nein!" So und noch ganz anders, geht es immer. Aber ich will nur bei Dir ſein! und alles mit Dir ſehen, wiſſen, und hören.

Ich glaubte, mein ſtummer Rougemont ſei böſe, weil ich ihn Sonntag nicht annahm, und nicht wiederſah; mir war's ſchon recht; Gott bewahre! Heute, bei dem erſten Wort „Cotta", tritt er in's Zimmer; ich etwas artig; er ging bald. Heute bring' ich ihn zu Klärchen: Marianen fand er ſehr ſchön, ſie und Julchen ſprechen auch engliſch, nun läßt er ſich's nicht nehmen. Glück auf! Dir auch, liebſter, beſter, einziger Auguſt! Verliere nur die Geduld nicht! Bleibe mit allem und Allen gut; mit der ganzen Liſte Menſchen: und ſehr aimable mit den Damen! Ich bin's leider nicht. Nur Frau von Otterſtedt findet mich gut. Adieu! Sag Herrn von Hedemann Schönes: und Adam Müller; es freut mich, daß Du ihn liebenswürdig findeſt: ſie iſt ein Engel. Laß ſie grüßen. Von uns beiden.

Donnerstag, 11 Uhr Morgens, den 31. Auguſt.

Geſtern Mittag, als ich eſſen wollte, erhielt ich Deinen Brief vom 23. Auguſt mit den Modekupfern: alſo ſieben Tage ging der. Kleinigkeit! Das bringt mir keinen guten Begriff von dem Poſtenlauf bei. Wenn er auch bis Aachen mit einem Kourier ging und dort etwas ſchmachten mußte. Auch ich mag und kann Dir weiter nicht mittheilen, was ſeit Deinem Brief in mir vorging. Sondern ich habe mich entſchloſſen zu kommen; habe es Otterſtedt gleich notifizirt, der aber erſt dieſen Morgen zu mir kommen konnte, wegen einer bei Dufay's im Garten, mit Damen beſetzten, umgeſtürzten Bank; wobei aber niemand beſchädigt iſt. Zu Schleſſer's geh' ich nicht mehr;

die wissen auch meiner großen Bescheidenheit wegen nicht, was sie mir schuldig sind: sie treffen Otterstedt, der sie nie besucht hatte, und dessen Frau ihr Gesicht sie nicht kennen, zufällig bei mir: ich amalgamire sie, wie immer: er spricht von sie besuchen; sie, nämlich ihre Eltern, bei denen sie wohnen, laden Otterstedt's zum Diner, und nicht mich. Wie erwünscht mir das Zuhausespeisen, und das Auslassen, weißt Du: die Grobheit ist aber dieselbe. Nie auch wär' ich hingegangen, hätten die Frau von Schlegel und Pilat mich nicht so sehr dazu ermuntert; und hätte ich nicht gehört, daß diese Familie Goethe'ns Schlesser's sind. Da ich nun ohnehin die Reise verhabe, so ermuthigt mich das nicht, zu Frau von Jerdis Schwester zu gehen, deren Haus freilich ans ganz anderen Leuten bestehen mag. Ich wiederhole es; man muß nur die suchen, die einen nöthig haben: und so that ich immer. Ich bin nicht eine Treiberin meiner selbst, obgleich ich viel getrieben habe.) Er hat mir versprochen, in den englischen Hof zur Majorin Reuß zu gehen, um zu erfahren, ob sie etwa auch nach Paris reist. Morgen erwartet er von Cotta aus Stuttgart einen Brief wegen des Geschäfts mit Jung, und dann wird sich's entscheiden, ob der mit mir zu gleicher Zeit reisen kann, oder ob ich andere, oder mehr Menschen dazu finde. Mit Tere und Johann, der mir ohnehin nur ein schwer theures Paket zum Aerger ist, kann ich die Reise nicht allein unternehmen; und jedes Essen, und Trinkgeld, und Pässe und alles, auf der mir furchtbaren Reise allein besorgen und besprechen. Künftigen Dienstag hab' ich mir vorläufig dazu angesetzt. Weil ich den Tag liebe; und ungefähr noch so viel Zeit brauche. Nun rede mir nicht mehr zum Bleiben zu! Ich habe alle gütige, aufrichtige Worte, in denen Du es schon thatest, beherzigt, erwogen, geschätzt, und gewiß erkannt: denn ich kenne.

Es ist mir unmöglich, Dir in einem anderen Ton zu schreiben, obgleich seit gestern die zärtlichsten, erziehigsten, hingebendsten und weichsten Töne in meiner Seele für Dich geherrscht, gelebt, und auch gewirkt haben: aber diesen Morgen grade hab' ich sehr geweint, seit langer Zeit. Auch ich habe mit dem Schicksal gerechnet. Wovon ich seit Kindheit an mit hoffnungslosen Ohren höre, eine Rheinreise, wird mir nun so geboten. Frankreich, welches mein Augenmerk für meinen ganzen Geist, Eitelkeit und Spannung aller Art war, hab' ich schon Einmal in Verzweiflung besucht, nach Finckenstein's Verrath, und von meiner

dummen Familie, wegen zwanzig Louisd'or weniger oder mehr — die mir zukamen — gemartert, ſo, daß ich gerne, und früh wieder wegeilte; und nur meine Kräfte und mein Weſen mich Genuß finden ließen! Wien, mein Augenmerk und meine Luſt, ſah ich nie, ſo lange meine munteren Freunde und Finckenſtein, die großen Sänger, und Mozart und die gute Muſik dort waren, und Luxus und Diplomatie, die mir damals gefielen, und als Gentz mich unaufhörlich lud. Gott behüte mich für Italien! — (So eben waren Otterſtedt's eine halbe Stunde recht freundlich bei mir: und ich muß es wiederholen, ſie tauſendmal geſcheidter, als man es irgend denken kann. Er zeigte mir einen Bericht Fouché's an Ludwig den Achtzehnten über den Zuſtand der Dinge; wundergut im neuſten Franzöſiſch geſchrieben: die dermalige Bedrückung, und Frankreichs Leiden, outrirt; aber alles Uebrige in die Augen fallend richtig ausgeſprochen, und wahrhaftig nicht beruhigend: denn was dieſer Mann darſtellt, ſah ich ohne ihn eben ſo ein; es geſchieht alles, wo etwas gethan werden ſollte, und ich fürchte, das Geſchehene wird in wilde That ausarten, und das allerwärts. [Nun eſſ' ich von der Wirthin geſchenkten Pflaumenkuchen: ſo geht's zu: auf das vorige Blatt fiel mir eine Thräne. Habe Geduld, Auguſt. Ertrage mich, ſei gütig!] Otterſtedt ſoll Dir ſeine würtembergiſchen Nachrichten ſchreiben; man ſchreibt ihm auch von Paris, man ſtritte es dort ab, und er ſelbſt, daß der Bericht von Fouché ſei, aber Fouché ließe ihn zirkuliren. Einige Stellen ſind meiſterhaft; zuletzt eine von der vengeance: und eine andere du désespoir du Nord et de la Prusse: Graf Truchſeß ſchickte es mit einem ſehr guten einfachen Brief voller faits und nur was zur Sache gehört. Réparation d'honneur: mir kam er zu ſtupide vor in dem Garten.)

Ich freue mich auf gar nichts, als wie ich mich mit dem Kopf an Deine Bruſt lehnen werde, und Dich anſehen werde, und die Reiſe werde überſtanden haben; und vielleicht geht auch die beſſer als ich denke. Bis Aachen gewiß! Und nun möcht' ich Dir danken für Deinen Engelsbrief! Zum Glück that ich es geſtern ſchon ehe ich ihn erhielt! O! was ſtürmte, wühlte und ſchmerzte ſeit der Zeit ſchon alles durch meine alte Bruſt: und was für Gedanken in den Kopf. Die Polen haben eine Deputation geſchickt? Baiern hält es mit uns und Würtemberg? weil Oeſterreich zu viel für ſich will? England iſt lau? Das alles mag ſchon wieder anders ſein; ſo lauteten Briefe

aus Paris. Ich traue Deinen Berichten; das siehst Du, denn ich komme: in beiden Kriegen waren Deine Nachrichten und Ansichten immer die richtig eintreffenden. Halte Dir nur Remi zur Hand, daß ich ihn finde: ein deutscher Klumpen hilft mir dort wenig. Du siehst, ich schreibe mir das Herz leichter. Kannst Du mich auch leiden? Spare Dir nur nicht alles ab! Ich danke Dir für Deine Sorgfalt. Das Meiste wird der Wagen kosten; ich kenne Faubourg St. Germain, am Ende der Erde, von allem weit. Wird man denn lange da sitzen? Und mitten im Winter reisen? In den kurzen Tagen, Schnee, Glatteis, Kälte? Alles nun wie Gott will! Nun ist es aus! Jetzt Adieu. Ich will essen: und weiß auch noch nicht, ob der Brief morgen eine Estafette findet, es ist der sechste, den ich von hier schreibe. Du schriebst mir einmal neulich, von jemand, er sei sogar über Mons gegangen. Was ist denn in Mons? Wenn man über Brüssel geht, kommt man über Mons, ich bin beidemale durch.

Ich habe Deinen Brief wieder gelesen: warum melirst Du Frau von Jordis das Leben nicht auf, und lässest sie in kranker Langenweile sterben? Das soll ich wohl thun. Ich danke Dir innigst für Deinen Brief an Senator von Gnaita! Der Brief ist mir sehr recht; Du fragtest. Schicke mir nun keine Schuh und Strümpfe! Moden haben die Pariserinnen seit der Zeit nicht erfunden. Adieu, adieu! Ich küsse Dich wohl millionenmal seit vorgestern! Noch Eins! Otterstedt war bei Frau von Reuß; sie ist gestern schon weg, macht den Tag nur sechs Meilen, hat ein krankes Kind von sechs Monaten mit sich, ist sehr schwach, und der Kriegsrath, der mit ihr reist, ist auch krank: sie bleibt etwas in Köln und auch in Aachen. Was Du mir auf dem Zettel, den ich allein lesen sollte und las, schriebst, davon hat mir die erste Hälfte Otterstedt schon vor einiger Zeit erzählt: nur die zweite, Dein Plan fiel ihm nicht ein, wohl aber mir; wir werden's ja nun besprechen: was Dir konvenirt! Es ändert sich ja alles von Tag zu Tag. Glück auf in allem!

Sonnabend früh, den 2. September, 10 Morgens.

Nicht wahr, lieber August? es ist unangenehm, einen Brief so lange vor sich zu haben, ehe er abgeht. Aber ein früheres Abschicken hätte nicht viel genützt, vielleicht hättest Du da-

durch den Brief um einen Tag früher erhalten, aber nicht so Spätgeschriebenes. Darum geb' ich ihn auch morgen nicht der Joseph Mendelssohn [Hinny] mit, die hier durchreist, und zu der ich gestern gleich ging, um zu hören, ob es ginge, mit ihr zusammen zu reisen; so wenig ich diese Frau — ein Seltenes! — auch leiden kann! Sie geht aber des Nachts, läßt hier den Wagen flicken, blieb in Weimar, in Leipzig, eilt, sagt, der Sohn eile sie, will im Wirthshause einen Lohnbedienten zum Begleiten miethen; so wenig Begriff hat sie vom Reisen; also konnt' ich mit der, so zuwider es mir auch von Natur war, und so erbötig ich's wollte, nicht reisen. Von Jung ist in diesem Augenblick noch von Mainz her keine Antwort; von Cotta, der ihm das Reisegeld geben soll, auch nicht: die Antworten können aber in jedem Augenblick kommen. Die Ministerin Bülow kommt aber heute hier durch, und nun will ich einmal sehen, ob ich mit meinem Wagen mich bei der anschließen kann. Kurz, ich will nun fort; und Leute kommen alle Tage, nun muß ich nur die mir Rechten abpassen. Die Mendelssohn war in den wenigen Augenblicken schon komplet unausstehlich altdeutsch. ‚Solcher Anzug! solches Benehmen: ich schwitzte gleich etwas. Jettchen bedaur' ich, die s. haben wird: und dergleichen Verrücktheiten doch nicht mehr gewohnt ist. Interessant spielen; Kitelaugen, ein ruppig gefärbt altdeutsch Kleid, ungekämmte, und doch frisirte Haare; schlechte Schuh, enge Handschuh, eine Tenüe von Ulrike von Falkenberg, auf Wartehausen. Als ich hinein trat, fand ich Otterstedt bei ihr und einen Herrn, von dem ich nicht wußte, ob ich ihn für einen Juden oder einen Brentano nehmen sollte. Ich war ihr natürlich gemeldet. Auch hatte sie bei Hertz'ens, wo ich wußte, daß sie war, von mir gehört; und als ich zu ihr trete, und sie ausgekikelt hat, so sagt sie mir in ihrer heiseren Sprache: „Ach! ich glaubte, sie seien Ihre Mlle. Schwester." — „Meine Schwester ist in Holland verheirathet!" sag' ich. „Oder Ihre Schwägrin Mlle. Varnhagen", — „die ist in Hamburg, und ich selbst habe sie noch nicht Einmal gesehen!" Wenn man die gehörige présence d'esprit hätte, sollte man auf so etwas ohne Verbeugung aufstehen und hinausgehen. Darauf werd' ich aber bei Gott im Himmel! mich exerziren, und vorbereiten. Ich blieb mit Bedacht, bis die Herren weg wären, weil ich wissen wollte, wer der Jude war. Denn als ich Otterstedt, weil der Herr zu

impertinent war, gefragt hatte: „Wer iſt der Herr?“ und mir der mit viertellauter Emphaſe geantwortet hatte: ein ſehr vornehmer Kaufmann (worauf ich halblaut ſagte: „Das bin ich auch!“, erfuhr ich doch nicht, wer es iſt. Dieſer Kaufmann, mit einem hübſchen gelben, konvulſiviſchen Geſichte, war ganz wie Brentano's, von allem was verging bis zu Nervenanfällen ennuyirt, daß es ihn nicht betraf, und nichts Höllen- oder Himmelartiges war; und ſo degoutirt von den Perſonen, und daß er ſich doch mit ihnen abgeben mußte, daß er lieber ſo viel grob wurde, als es anging; ſie ſo mißhandelte, daß er ſich wenigſtens in ſeinem Gewiſſen ſagen konnte, wenn ſie nur Menſchenverſtand hätten, müßten ſie beleidigt ſein; und doch ſolch Bedürfniß von menſchlicher Mittheilung in ſich, Talent zum Scherz, und Eitelkeit, — daß er das Ganze auf der Kippe von Scherz für ſich und die Anderen hielt. Dabei ein air-marquis et peigné, wie die Geſchwiſter nicht: denn als ich der Mendelsſohn ſage, der Herr ſieht aus wie ein Brentano, ſagte ſie: es iſt ein Brentano. Das Ganze drehte ſich um der Mendelsſohn ihre Reiſeroute, und den zu nehmenden Bedienten, wozu jener als empfohlener Rathgeber daſtand, es aber gar nicht beſprechen mochte, und immer Brentano'ſch lachend oberflächlich verſichernd abſprach, es ſei kein Bedenken, es gäbe kein Stehlen, man habe nichts Wichtiges mit ſich, es ſei nichts zu beſorgen für einen Begleiter und von einem Begleiter: dies alles in der beleidigendſten Verachtung, und nicht enthaltenem Lachen, und höchſter Langenweile.

Und der auch, hat mir denn wieder, einen ſolchen Eindruck von Aerger gemacht, mir ſeine Geſchwiſter ſo ganz hervorgerufen, daß ich mit keinen neuen mich einlaſſen will, als mit Deiner Freundin Frau von Jordis. Denn ich ertrag' es nicht. Und alle Tage weniger. Hat mir doch Clemens und Bettine die ganze angeborene Liebe für ſie ganz ausgeriſſen. Sie gefallen mir nicht mehr. Savigny's ſind hier: ich kombinire, er wird ſich beim Bundestag wollen anſtellen laſſen.

Weißt Du, wen ich noch in dem Fremdenblatt geleſen habe? Herrn Wolff aus Bonn mit ſeiner Tochter. Die hätte ich gerne geſehen. Bei der ganzen Szene mit Hinny und Brentano ſaß eine marketenderartige, nicht garſtige, etwas ſchielende Perſon, die Freundin von Hinny ſpielte, und mir auf der Treppe gefolgt war; zum Schämen gemeines Anſehen!

Vorgestern erhielt ich einen Brief von Ohme mit sechshundert Thalern oder hundert Karolin, die ich mir gefordert hatte: ich werde sie mir hier in Anweisungen geben lassen. Ach! nun möchte ich schon fort! Allein mit den deutschen Domestiken, die noch weniger vom Gelde und anderem verstehen, als ich, mag ich nicht. Die mindeste Unpäßlichkeit, und es kann kein Mensch mehr sprechen. Ich werde schon kommen. Otterstedt war hier; heute muß ein Brief von Cotta kommen; dann schickt er seinen Sekretair zu Jung; kommt dieser Brief nicht, so läßt er Jung gleich kommen. Adieu indessen! Ich hoffe noch immer, es kommt ein Brief von Dir, bevor dieser abgeht: bis 7 Uhr hab' ich Zeit.

Hab die Gnade, den Brief an Marquis Marialva ja sicher besorgen zu lassen. Faubourg Poissonnier ist für Dich selbst zu weit: sag ihm nicht, wenn Du's merkst, von wem er ist: ich habe mit Bedacht noch einen Umschlag machen müssen mit meiner Hand und Siegel. Adieu, Süßeken! Markus läßt Dich sehr grüßen, und schreibt mir, die Wege seien sicher, ich könnte reisen: es würde ihn sehr glücklich machen, wenn ich Rose sähe; mich auch. Adieu, adieu! Julchen Saaling sitzt hier und grüßt! Mittags 2 Uhr. Deine R.

Eine Viertelstunde später! Nach der Lesung Deines Briefes vom 26. mit den Hüten in Kupferstich. Nein! Nein! Mein zu geliebter August, zu dem ich fliegen möchte, und reisen werde! Das Blatt hat sich gewendet. Ich muß zu Dir! habe hier keine Geduld mehr; lebe zu einsam, zu unlitterarisch. Sehe Goethe nicht. Werde ihm aber nun schreiben, da ich weiß — nun Du es im heutigen Briefe nanntest, was er diesen Frühling von Dir bekommen haben soll. Aber nun komme ich, mein vielgeliebter Freund, der mir von bloßer Liebe das Herz zu entzünden weiß! Von unserer Zukunft laß uns nur mündlich sprechen. Wenn wir zusammen sind, ist mir, bei Gott dem allmächtigen Herzensseher, Berlin auch recht angenehm. Und Du wirst aus den geschriebenen Blättern sehen in wie fern; noch füg' ich hinzu, als gesellschaftlicher Ort und Grimmung des ganzen Lebens, und auch großer Wirkungskreis, als mein Ort. Nun, hier, fühl' ich, ohne Wirken kann ich doch nicht leben. Und nun befehl' ich Dir, Deine wahrhafte Rahel, Deine erste, stolze, glückliche Freundin, mich in Freuden zu

erwarten. Denn, auf Ehre, ich komme gerne: höre gerne die Orchester, sehe gerne die Statüen und Bilder, und Tragödien: und mit Dir! Sehe gerne mein doch geliebtes Frankreich! Warte nur eine gute Reisegesellschaft ab; da ich dort Zeit habe, und hier, ein paar Tage später nur, den Mondschein bekomme. Bereue es nicht, mein theures Kind, mir irgend etwas geschrieben zu haben!! Alles ist recht: denn alles ist lieb und richtig! Und von einem verständigen Herzen aufgenommen: ich schreibe ja auch alles.

Nun schicke ich Dir Markus' zweiten Brief mit: er hat dies grad so böse nicht gemeint, in Geldgeschäften muß er aber ordentlicher sein! Ich freue mich auf alle Freunde dort. Wenn nur meine Zimmer nicht weggegeben werden!

Jetzt schon möcht' ich Dich umarmen. Lebe wohl! und erwarte mich beruhigt, ich komme! Gern, gern, bei Gott! Ich schwöre Dir, Dich bis im Winter zu missen, kann ich nicht mehr denken. Lebe wohl. — Die Flechten müssen weg. —

Nach Baden schrieb mir auch Markus, ich solle nach Paris reisen. Er lügt nicht.

An Rahel.

Paris, den 2. September 1815.

Sonnabends Mittag nach 1 Uhr.

Geliebte, theure Rahel! Bis diesen Augenblick habe ich gewartet, ob nicht vielleicht noch ein Brief von Dir ankäme, allein da die Zeit verstreicht, und keiner kommt, so zögere ich nun nicht länger, und schreibe Dir diese Zeilen, um Dich zu grüßen, geliebteste, angebetete Freundin, Du ewiges Ziel aller meiner Gedanken! Ich sehe mit Entzücken durch die sonnigen milden Sommerwetter hinüber in Deine Frankfurter Tage, und theile jeden Reiz, den sie Dir in Gegend, Menschen und Vergängen darbieten! Ich genieße mit Dir alles Schöne einer scheidenden Zeit, vor deren Ablauf ich auch noch wieder bei Dir zu sein hoffe. Geliebteste Rahel, sei nur recht vergnügt, das ist das einzige, was auch mich erfreuen kann, darnach allein schlägt mein Herz sehnend hin, dieses Bewußtsein zu gewinnen und zu erhalten. Ich denke unaufhörlich an Dich, bei aller

Gelegenheit, und frage Dich um Deine Billigung und Einsicht bei meinem ganzen Thun und Lassen, leider wohl oft ohne sie zu bekommen fürcht' ich! aber darum doch nicht ablassend in meinem Eifer! Eigentlich träume ich die Tage so hin, und habe unwillkürlich bei Gutem und Schlechtem immer nur das Gefühl, es sei ja gar nichts daran gelegen, und komme lediglich darauf an, wie es sein werde, wenn ich wieder bei Rahel bin, dann freilich soll es schön, soll es erfreuend und nach Wunsch gehen. Diese Zeit ist vielleicht nicht mehr so sehr entfernt, ich glaube stärker als vorher, daß die Mitte des Oktobers uns nicht mehr hier finden wird; ja sollte der Kanzler von hier mit den Anderen nach Lyon reisen, so bin ich fest entschlossen, ihn um Urlaub zu bitten, und gleich in Frankfurt anzukommen! Rahel, wie freu' ich mich darauf! — Die Sachen gehen hier ihren einmal genommenen Gang fort, allen unseren Leuten zum Verdruß; die Franzosen würden uns auslachen, wenn nicht ihr Unglück immer noch groß genug bliebe, um ihnen das Lachen zu vertreiben. Wahrscheinlich behalten sie unsere deutschen Länder, Elsaß etc., trotz der preußischen Bemühungen, denen selbst England in der letzten Zeit etwas geneigter geworden; aber die mit einseitiger Lebhaftigkeit für klug geltende Dummheit eines Pozzo di Borgo, und die geschmeichelte Eitelkeit des außerhalb des Schlachtfeldes albernen Wellington's, behalten über jede bessere Gesinnung, als ihre Narrenliebe zu den Bourbons ist, die Oberhand. Wellington hat sich sogar mit Castlereagh, der ihm nicht genug bourbonisch ist, überworfen, und wird deshalb den Oberbefehl über das Heer, das, beiläufig gesagt, ihn keineswegs liebt, niederlegen. — Vorgestern war ich beim Kanzler in großer Gesellschaft, Stein, Gneisenau etc., und hörte von letzterem den Staatsrath Hoffmann schneidend abkanzeln, und ihm gradezu sagen, er sei immer ein Anhänger Bonaparte's gewesen, so daß dessen Verlegenheit und Röthe keine Gränze mehr hatte; ich denke immer, wir kommen auch noch einmal dahin, die Anhänger der Bourbons mit solchem Vorwurf arg zu ängstigen. Mir sind sie schrecklichst zuwider! — Gestern aß ich bei Jordis, der Kanzler war auch dort, zum erstenmale, ferner Humboldt, Bülow, Goltz, Pfael, neben dem ich saß und mit dem ich mich bestens unterhielt, Stägemann nebst seiner Frau, Bethmann aus Frankfurt etc., wir waren ganz unter, ich machte mir viel mit der Jordis zu schaffen, die es diesmal nicht ungern schien

geschehen zu lassen, brachte die Stägemann von Tische zum Theater des Variétés, und kehrte wieder zur Gesellschaft zurück, wo ich bis 11 Uhr blieb. Du denkst, ich war vergnügt? geliebte Rahel, eine wahre Schwermuth ergriff mich, ich dachte nur immer, und sagte es oft, wenn Du doch da wärst, und auf dem weiten Wege nach Hause, den ich aus Wahl zu Fuß ging, rief ich nur immer Dich mit sehnsuchtsvollem Rufen an! Das heißt, ich wünschte Dich herbei, daß Du da wärest, aber nicht, daß Du noch kommen solltest, mein Herz ist so gelehrig für Dich, daß ich diesen Wunsch gar nicht mehr darin finde, er hat sich ganz in das Verlangen, zu Dir zu kommen, umgewandelt! — Mir geht es täglich besser mit meinem Befinden, den flechtenartigen Ausschlag bin ich beinah ganz los, was mir ungemein lieb ist. — Caparece habe ich mit Mühe gefunden, und ihn seitdem auch wieder bei mir gesehen; er hat Dir Schuhe machen lassen, und will mir den Musterschuh wenigstens nicht eher geben, bis er die seinigen abgeschickt; ich lasse Dir auf jeden Fall auch welche machen, bei dem besten Schuhmacher, den mir Jette Mendelssohn empfohlen. Auch für Strümpfe gab sie mir die beste Nachweisung; sie grüßt Dich herzlichst! Ich glaubte erst, Caparece habe den Schuh verloren, aber er würde mich doch nicht so hintergehen, da er eine große Verwendung bei mir für seine Ordensangelegenheit beim König ansprich und hofft! Es könnte jedoch zur Sicherheit nicht schaden, wenn Du mir Dein liebes Füßchen auf einem Blatte Papier abgezeichnet schicktest! — Die Goldstücker habe ich lange nicht gesehen, ich will aber noch heute zu ihr, die arme Frau hat vom Könige eine abschlägige Antwort erhalten, giebt aber die Hoffnung zu einer besseren nicht auf. — Ich schicke Dir Ney's Vertheidigung; er wird gut durchkommen, man weiß es schon, und mir ist es sehr lieb! Sie hätten ihn doch nicht wegen seines Schlechten verurtheilt, sondern wegen des Zufälligen, das gegen ihn ist!

Geliebte Rahel, ich höre auf zu schreiben: ich kann heute nicht mehr, ich fühl' eine unsägliche Ungeduld im Körper; Du verzeihst es mir! Ich kann auch nicht noch an Ottenstedt schreiben, grüß ihn, theil ihm aus diesem Briefe Einiges mit, und sage ihm, Stägemann habe mir gesagt, es würde mit dem Gesandtschaftsposten wohl gehen, aber nicht übereilt! — Leb wohl, geliebte Rahel! Du verzeihst mir doch die abgerissene Art meines Briefs? Ich bin heute unfähig zu schreiben! Ich

liebe Dich unaussprechlich, mehr, als ich Dir es sagen kann, mehr, als Du es wissen kannst! Leb wohl, geliebte, einzige Rahel! ich küsse Dich mit aller Inbrunst eines glücklichen Liebhabers. Leb wohl, sei recht vergnügt!

Ewig Dein

Varnhagen.

Eben besucht mich Sieveking, der mit mir zusammen essen will (der Kanzler speist beim König heute, sonst wäre ich wohl bei ihm gewesen, was aber gar nicht alle Tage der Fall ist).

Freue Dich Goethe's! Pfuel sprach mir gestern ganz herrlich von ihm!

Reise nur nach Heidelberg und nach Köln, eh' ich komme! Denn es könnte sonst zu spät werden! Ich bitte Dich, Liebe, Rahlchen, Gutes!

An Varnhagen in Paris.

Frankfurt a. M., Mittag 3 Uhr, den 2. September 1815.

Nach einem gefährlich langen Brief, den Oersted durch Estafette nach Aachen und von dort mit einem Kourier abschickt, und in welchem ich Dir auch auf den vor einer Stunde erhaltenen vom 26. antworte! Weil ich glaube, daß Mad. Hinny Mendelssohn doch vielleicht früher ankommen kann, geb' ich auch diese Zeilen mit. Mein Herzensfreund! mein Lieber! Nach dem ich mich sehne! Ich habe alles erwogen: und komme. Ich fürchte mich gar nicht mehr. Freue Dich also. Ich freue mich auch. Ich warte nur auf Gesellschaft. Mad. Mendelssohn reist des Nachts, und das kann ich nicht.

Ich erwarte heute noch, höchstens morgen, die Ministerin Bülow, mit der werd' ich wohl reisen. Ich freue mich namenlos zu Dir! Zur Tragödie mit Dir: zu den Gängen im Mondschein; zu den Statuen. Zu den Symphonieen, Balletten; den Menschen, und zu dem doch geliebten Verräther Frankreich. Der Brief ist matt! Der, den ich heute fertig schrieb, ist zu groß. An vierzehn große Seiten. Adieu. Deine

R.

Die Mendelsſohn ſollte nur nicht leer ankommen. Dienstag gedenk' ich zu reiſen; ſchreibe noch hundert-, noch tauſendmal. Konferire mir nur das Legis! (Ich adreſſire, wegen Mendelsſohn, an Stägemann.)

An Varnhagen in Paris.

Frankfurt a. M., Dienstag Mittag 1 Uhr, den 5. September 1815.

Dieſen Augenblick, mein Auguſt, erhalt' ich Deinen Brief vom 30. mit Trexler's drin, den ich noch nicht geleſen habe: mit Thränen in den Augen ſetz' ich mich hin, Dir für Deine Liebe zu antworten. Ich war ſchon auf meinen Knieen — man ſollte ſo etwas nicht ſagen! — Gott zu bitten, obgleich ich in allen ſeinen Willen ergebner bin, als in meinen, daß er mich zu Dir führe.

Höre, Auguſt, was beſchloſſen iſt. Auf meine Ehre! In keinem erdenklichen Fall gehſt Du allein nach Berlin, oder wo es hin iſt: iſt es nicht eine Königliche Kourierreiſe; und iſt's eine ſolche, ſo folge ich Dir auf dem Fuß. Dies ſind unſere Kinder, daß wir zuſammen bleiben. Dafür wollen wir leben und depenſiren und einrichten: Du haſt es zu ſehr nöthig: ich leide zu ſehr, wenn Du entfernt biſt. Du wirſt dies auch alles aus meinen letzten Briefen ſehen; dieſen Entſchluß. Ich habe in einigen Tagen nicht geſchrieben, weil ich zu Ungewiſſes zu melden hatte. Noch habe ich keine feſte Geſellſchaft. Aber Delmar (von der Petrikirche) mit ſeiner Frau, einer Schweſter der Mad. Magnus, iſt hier, die erwarten nur einen Kommis aus Berlin, der ſtündlich ankommen ſoll, um ihren letzten Entſchluß zu nehmen: dann wollen ſie Freitag mit mir reiſen: er beſteht etwas drauf, nicht über Brüſſel zu gehen, und ſprach noch heute Herrn von Bethmann, der den anderen Weg ſehr gut gekommen iſt; wie, wann und wo ich gehe, ſollſt Du von hier und jedem Ort erfahren. Find' ich eine andere gute Geſellſchaft, ſo komme ich auch. Wiſſe noch, daß ich recht gerne nach Berlin gehe. Auf Ehre. Auch komme ich jetzt gerne: und wenn es auch nur auf vierzehn Tage iſt. Es wird ſich ſchon zögern. Ich bin über Dein, alſo unſer künftiges Schickſal ſehr ruhig; hat es ſich doch unter ſehr ungünſtigeren Um-

ſtänden gefunden. Der Kanzler wegt zu ſehr; er wegt auf der großen Stelle, die vielen Wellen machen ihn ſchwanken, wie Alle, die ſich auf ſo reichem Meere befinden. Ich glaube Dir auch, daß er viel kämpfte; aber es iſt wahrlich ein Kampf, und ein Einzelner kann ihn mit den größten Einſichten nur von ungefähr entſcheiden. Ueber den Tod denk' ich wie Du; wir wollen zuſammenbleiben. So eben erhielt ich wieder von der Arnſtein und der Ephraim die liebendſten Briefe, ich werde ſie Dir künftig ſchicken, weil ich ſie erſt Julchen Saaling mittheilen muß. Mach Dir kein Gewiſſen, treuſter, liebevollſter Freund, daß ich komme. Ich bin wahrlich allein; und ohne Beziehung, wo Du nicht biſt! Ich fühle es ununterbrochen. Ja, ja! man kann ſich einen Menſchen erobren; wenn's ein Menſch iſt: Du haſt mich Dir erobert in Liebe, und Einſehen meines Beſten in mir. — Schelte nicht! Ich weiß, wie Du, daß Goethe viel an mir hätte: eine Sorte, die er noch nicht hatte: und dreiſt ging ich zu ihm, könnte ich es ihm in einem Gefäß reichen, auf einem Korbe darbringen, lebte er in einem Walde, wo er nicht gerne iſt; aber hier in einer Familie, wo er ſich ausruht, hat was er will, allein ſein will; wie ſoll ich kommen, was ſoll ich ſagen. Und beſonders, da er nun die aufmerkende langjährige Liebe von mir kennt. Nun genire ich ihn. Denn dies, daß ich doch unſchuldig neben ihm ſitzen würde, kann er auch nicht gleich wiſſen. Hätte ich ihn von ungefähr getroffen, durch, mit Anderen geſehen; alles wäre gegangen. Viel eher fühl' ich in mir den Muth, ihm in Weimar, bei ſich in ſeinem Orte, die Erlaubniß, ihn zu ſehen, zu fordern. Mit Goethe mag ich nichts wagen: dem will ich wirklich nicht häßlich erſcheinen. Sonſt vertrag' ich viel; Du weißt es. Aber ein Wort ſchreiben will ich, fragen will ich ihn, ob er das Paket durch den Kaufmann Reichenbach erhalten hat; da es Otterſtedt von einem Tage zum anderen ſchiebt. Dies Intereſſe verſteht er durchaus nicht: wie ein Hund ein Buch nicht verſteht; und in dieſem Sinne verzeihe ich's ihm. Seine Frau iſt voller Karakter: ſie wird Dir ſehr gefallen, äußerſt brav und wahr; und ich bin gewiß, mir eine Freundin, dies Wort gebrauch' ich weder als Kind, noch Narr — an ihr erworben zu haben, weil ſie auch weiß, daß ich rechtſchaffen bin. Ich bin recht ungeduldig, eh' ich bei Dir bin! Ich weiß auch gar Goethen nicht in genug kurzen, anſtändigen Worten zu ſchrei-

ten! Doch will ich's. Adieu indessen, einzigster Freund! Ich umarme Dich! Gott Lob, daß die Flechte weicht!

Nachmittag 4 Uhr.

Ich komme von Otterstedt, der eine Estafette nach Aachen schickt. Ich wiederhole Dir, mein theures Kind, Du reisest nicht ohne mich nach Berlin. Ich komme nach Paris; mit Delmar's, oder sonst guten Leuten: denn auch ich glaube an keine geschwinde Abreise. Wollte aber Gott, daß, ungeachtet meines Entschlusses, ich nicht kann, so holst Du mich hier ab. Aber ich komme bestimmt. Aus einem Brief von Beguelin an Otterstedt, den er auch heute erhielt, sah ich, die Monarchen können vielleicht über die Schweiz nach Hause gehen; das paßt zu dem, was Du mir schriebst, auch. Drum ist's besser, ich komme. Ich komme nur auf eine gute Art, also sei ganz ruhig. Und hunderttausend Nachrichten hast Du noch vorher. Alle Augenblick. Tropler's Brief ist sehr schön, wenn sich auch drüber sprechen läßt, grüß ihn herzlich. Hier ist der, den ich Goethe'n heute schrieb. Ich weiß, daß man sich einem Minister anders unterschreibt; aber nicht wie; und wie es hier steht, fühl' ich es. Um halb 6 bringe ich ihn mit Julchen und Klärchen selbst ab. Lebe wohl! Ich muß essen. Mit der innigsten, ewigen Liebe Deine R.

An Goethe.

Frankfurt a. M., den 5. September 1815.

Im Monat Februar hatte der Legationsrath Varnhagen von Ense, damals noch Hauptmann, die Ehre, Ew. Excellenz durch das Reichenbach'sche Komtoir in Leipzig eine kleine Schrift, „General Tettenborn's Feldzüge", mit noch einigen Manuskripten zuzuschicken; da wir bis vor kurzer Zeit noch in Wien waren, und es uns schwer ward, von Leipzig über dieses Paket Nachricht zu erhalten, so werden mir es Ew. Excellenz hier in Frankfurt, wo mich, entfernt von Varnhagen, der in Paris ist, das Glück Ihnen nahe führt, zu gute halten und mir die Frage an Sie selbst gestatten, ob Ew. Excellenz jenes Paket

auch erhalten haben. Ich habe Manchen hier den Auftrag gegeben, dieſe Frage für mich zu thun, ohne daß ich es, wie es ſo oft geht, erlangen konnte; und ich kann, da ich in einigen Tagen wegreiſe, es nicht ſo bewenden laſſen, weßhalb ich noch recht ſehr um Verzeihung zu bitten habe. In tiefſter Ehrfurcht Ew. Excellenz ergebenſte Dienerin

Friedrike Varnhagen von Enſe.

An Rahel.

Paris, den 6. September 1815.

Mittwochs Nachmittags gegen 2 Uhr.

Theure, geliebteſte Rahel! Deinen lieben guten Brief vom 26ſten, nebſt dem ſorgſam liebevollen Vorblatt vom 27ſten, das ich zuerſt leſen ſollte und las, bekam ich am Sonntage, alſo grade den Tag darauf, als mein letzter Brief an Dich abgegangen war. Geliebte, theure Freundin, wie ſehr erkenn' ich Dein liebevolles, gütiges Herz! ich danke Dir aus innerſter Seele für alles, was Du mir Troſtreiches, Belebendes ſagſt, und bin mit allem zufrieden, was Du thuſt! Ich gab Dir gleich Recht, und gebe es Dir noch, daß Du in Frankfurt bleiben, und unſere Rückkehr dort abwarten willſt, nur darf Frankfurt hier nicht die Stadt, ſondern es muß die ganze Gegend in einem Umkreis von 20 Meilen bedeuten, ich bitte, ich beſchwöre Dich, geliebte Rahel, laß Dich durch nichts abhalten, durch keine Bedenklichkeit wegen verſäumter Briefe oder Nachrichten, die Rheinreiſe zu machen, im Rheingau herumzuſtreifen, und ſelbſt nach Heidelberg zurückzugehen, die Gelegenheit iſt ſo günſtig, wer weiß, wann ſie wiederkehrt! Das einzige Uebel wäre dabei, wenn ich während 14 Tagen keine Briefe von Dir erhielte — denn ich lebe von ihnen, ſie ſind meine Nahrung, ohne die ich nicht ſein kann — aber die kann ich ja von jedem Orte aus erhalten, durch die gewöhnliche Poſt, die ſogar von Frankfurt aus die Briefe viel ſchneller beſorgt, als unſere Kouriere; und meine Briefe kann Dir Otterſtedt gewiß immer abreichen. Rahel, Du mußt es mir verſprechen, daß Du die ſchöne, vergnügte Reiſe machen willſt, ich wäre untröſtlich, wenn Du ſie unterließeſt! Deine Briefe

brauchen übrigens nur Zettelchen zu sein, hörst Du, liebe Rahel? nichts weiter, keine ausführlichen Nachrichten, am wenigsten eine Reisebeschreibung, ich will ja nur die lebendige, frische Berührung nicht missen! — Du sagst wohl selbst, daß es unnöthig sei, Dich über Dein Nichtkommen gegen mich zu rechtfertigen oder zu entschuldigen, und ich sage es wohl auch; aber dennoch, wie lieb und innig sind mir Deine Worte hierüber! wie tröstend schmiegen sie sich an mein Herz! Du bist so gut, so liebenswürdig, so mit Leidenschaft gütig und einsichtig, geliebte Rahel, daß ich Dich nie genug lieben, Dir meine zärtlichste Bewunderung, die mit jedem neuen Tage als neue Blüthe frisch dasteht, nicht genug bezeigen kann! Liebes, freundliches Wesen, Du machst an Dich die Anforderungen, die Du von mir nicht gemacht weißt, und antwortest dennoch mir darauf? Du hast Recht: denn ich mache sie ja auch, nur eben in Dir selbst, in Deinem Sehnen, und in Deiner Sorgfalt, nur nicht außerhalb dieses Kreises! Wenn ich Dir sagen sollte, wie sehr ich nach Dir verlange, wie mich der Gedanke, Dich wiederzusehen, jedesmal wie ein Blitz erschüttert und gelähmt zurücklässt, wie ich verwirrt und hülfesuchend in einer wüsten Welt Deine Gegenwart anrufe, so müßte ich Dir ein Tagebuch schreiben, das mehr als seine Tage zum Schreiben erforderte. Aber so war mir ja auch, als ich Dich in Wien verließ, es brach mir das Herz, als ich Dich an der Treppe nun aus den Armen los ließ: aber ich konnte dennoch nicht bleiben, ich wollte sogar fort, ein Wollen gegen den Willen, und so ist es auch jetzt! ich kann nicht wollen, daß Du noch kommst, so sehr es mich schmerzen muß, daß Du nicht bei mir bist! Beruhige Dich hierüber ganz, geliebte Rahel! sei recht vergnügt, das ist auch mir das Liebste, ich bin ja doch unaussprechlich glücklich, Dich in der Welt, in so naher Beziehung zu mir zu wissen, Dich mein nennen zu dürfen! glücklicher, als ich mir je träumen lassen konnte, als ich verdiene! Laß mich Dir nur sagen dürfen, wie mir ist, und mich nicht fürchten, Dich dadurch zu stören. Das sei abgemacht! Ich küsse Dich, ich drücke Dich an mein Herz! Liebe, liebe Rahel!

Die Nacht, ehe ich Deinen Brief am Morgen bekam, hatte mir sehr lebhaft geträumt, ich käme in der Dämmerung nach Hause, und als ich über den Hof gehe, ruft man mir zu, Du seist angekommen, und oben auf dem Zimmer; ich fange an zu schreien, und indem ich heftig athmend laufen will, sink' ich

stöhnend nieder; das hemmte den Traum, mit dem ich mich halb wachend noch lange abmühete, was es sei, ob Traum, ob Wirklichkeit? Morgens beglückte mich Dein Brief.

Ich schlafe jetzt selten gut; ich glaube, die Arzneien, die ich noch nehmen muß, sind mit Schuld daran; meine Flechte ist fast ganz fort, doch darf ich noch nicht von den Mitteln lassen, ich nehme Schwefel innerlich, da mich die Bäder zu sehr schwächen, und ich doch meine Arbeit nicht aufgeben kann, also mich nicht zu sehr schwächen lassen darf, trotz der lieben Aufforderung, die Du mir dazu schreibst, meine gute Rahel! ja? mußt Du „es ja auch aushalten?" ich liebe Dich für alles, für jede Wendung Deines Gemüths, für jede Ausdrucksart Deines Wesens!

Julius Klaproth, der aus Italien seit einigen Monaten hier ist, und mich zum erstenmal wiedersieht, hat mich eben besucht und gestört; kurz vorher war Capadoce hier, und brachte mir den Schuh, der aber so groß ist, daß ich ihn für den unrechten halten möchte, ich warte daher die verlangte Abzeichnung Deines Füßchens ab, besonders, da nach diesem Muster schon einmal Schuhe fertig sind, die Capadoce nun doch mir zur Besorgung überschicken will. Strümpfe habe ich Dir gekauft; 14 Paar weißseidene, von 7 bis zu 16 Franken das Paar, und 3 Paar schwarzseidene zu 9½ Frank, ich nahm von verschiedener Gattung, die unterste ist noch recht schön. Auch drei hübsche Flacons habe ich Dir gekauft. Wie ich Dir das alles schicken soll, weiß ich noch nicht; ich hoffe aber Adam Müller nimmt etwas davon mit, der reist in einigen Tagen über Frankfurt nach Leipzig, wo er ganz nach seinem Wunsche die vortheilhafte Anstellung eines österreichischen Handelsagenten — ich weiß den Titel nicht — mit 3000 Gulden baar Geld jährlich erhalten hat; ich gönne es ihm von Herzen, und auch der Frau, die ihrem Dresden und norddeutschen Verhältnissen wieder nahe sein wird. Vielleicht hat Gentz ihn entfernen helfen, was freilich nur durch eine gute Stelle schicklich zu thun war. Diesen Sünder habe ich noch nicht gesehen; er hat niemanden von uns besucht; Jette Mendelssohn hat ihn auch noch nicht gesehen, obgleich er ihr ein mitgebrachtes Friedrich Schlegel'sches Buch abgeben soll. Er schwimmt gewiß in weichlichen, vornehmen Genüssen seinen letzten Rest von Menschlichkeit und Redlichkeit ab!

Bei der Mendelssohn fand ich gestern ihren Bruder, der

gestern, am 5ten, Briefe vom 1sten von seiner Frau aus Frankfurt hatte, wie viel schneller geht also die Post, als unsere Kouriere! Ich, weil ich Pakete schicke, muß jedoch diese noch benutzen.

Gestern speisten Alexander und der König beim Staatskanzler; heute sind sie, glaub' ich, zum Lager nach Vertus abgereist. Am 21sten September hoffen die Verbündeten einig zu sein über ihre Forderungen, und diese dem französischen Ministerium mittheilen zu können, dann geht die eigentliche Friedensunterhandlung los, die aber schnell gehen kann. Du weißt, wie unsicher alle Bemühungen sind, aber es ist nach meinem jetzigen Ueberschlag nicht wahrscheinlich, daß wir über die Mitte Oktobers hier bleiben. König Ludwig hat die Kammern auf den 25sten September zusammenberufen, dies macht mich glauben, daß er gegen diese Zeit die Abreise der Fremden nicht entfernt glaubt. Wenn übrigens, wie versichert wird, die Russen gegen Ende dieses Monats bestimmt nach Deutschland zurückgehen, um sodann weiter nach Rußland zurückzuziehen, so werden die Preußen nicht am Ende der Welt in der Bretagne vergraben bleiben wollen. Gott gebe ein schnelles Gedeihen! ich wünsche es aus tausend Gründen, zumeist aber um Dich bald in Frankfurt zu umarmen! Theure, liebe Rahel!

Alexander bringt seine Abende jetzt gern und viel bei Frau von Krüdener zu, der Verfasserin der „Valérie", wo sehr religiöse Unterhaltungen, ja mystische Ordensentwürfe, stattfinden; ein elender Advokat, aus den Revolutionszeiten bekannt, Herr Bergasse, kommt auch dahin. Ein Bischofswerder fände hier volle Arbeit. Im übrigen ist alles, wie wir's in Wien kannten, besonders was Preußen betrifft. Die Armee ist sehr aufgeregt, und macht große Forderungen, nicht für sich, aber für's Ganze, Blücher ist sehr trotzig, und mit dem Kanzler, der doch auch kräftig auf das Beste hinwirkt, mannigfach gespannt. Ich sehe leider, daß eine Art Opposition gegen den Kanzler täglich zunimmt, und er die Wirkungen derselben zu sehr außer Acht läßt. Ich sehe ihn jetzt wieder nicht oft, das wechselt ab. Jordan habe ich zufällig lange nicht gesprochen; bei Stägemann's bin ich zuweilen; Gruner seh' ich bei mir und bei sich; Schlabrendorf öfters, und Pfuel auch.

Herrliche Worte hast Du mir über Goethe, über ächte Menschen, und den naturgemäßen Zustand des Genies geschrieben; ich habe die angedeutete Stelle in Goethe's 1stem Band

noch nicht nachsehen können; mich hat aber im 3ten, den ich hier habe, auch eine Stelle ungeheuer ergriffen; S. 451 bis zu Ende des 14ten Buchs. Eine meisterhafte Darstellung des Geschehens im Menschen und in der Welt! Geliebte Rahel, ächte Seherin Du! weise, liebe Freundin! Du wirst doch nun endlich Goethe'n gesprochen haben?

Leb wohl, geliebteste, einzige Rahel! Sei vergnügt! ich grüße Dich viel tausendmal, und winke Dir Beifall! Ich liebe Dich unaussprechlich! Sei mir gütig! Ich küsse Dich, o Du mein liebes, liebes Rahlchen!

Ewig Dein

Varnhagen.

Grüße Otterstedt herzlichst; ich kann ihm heute auch nicht schreiben, theil ihm die Neuigkeiten mit!

Dein Auguste!

An Varnhagen in Paris.

Frankfurt a. M., Mittag halb 2, den 6. September 1815.

Vor einer Stunde ungefähr bekam ich Deinen Brief vom 1. September. Alle Antwort liegt in dem Wunsch, sie Dir an Dein Herz, auf Deine Lippen geben zu können. Hier verkümmere ich. An Wegreisen ist nun nicht zu denken; da alle Russen — und nicht zum freundlichsten — auf dem Weg sind und diese Gegend überschwemmt haben, und sich nach der, wo ich hin müßte, ziehen. Also wieder auf vier Wochen verwiesen; er erdrückte mir das Herz. Noch hoffe ich, es kommt anders! König, Kaiser, alles ist ja nun weg? Sind denn die alten Traktate noch nicht fertig? Macht man sie so fest, damit sie recht knallen, wenn sie brechen? Na! Nun hab' ich den Zorn und die Betrübniß wieder ausgesprochen: ich will in Geduld warten, warte Du auch in Geduld! und sei nicht böse auf mich!! Es ist wirklich arg, wie alles von jeher übereinander geht.

Laß Meierowitz nicht weg, ohne ihm hierher etwas mitzugeben; der thut's gerne, und Du bist's los. Die beiden Zeuge, die Du gekauft hast, sind sehr schön! Ueber Jettchen spreche

ich nicht. Ich habe Paulinen geschrieben, schicke es ihr nur gleich zu. Die besorgt mir alles. Kommt kein Hut, so schadet es auch nichts. An den Häubchen hänge ich mehr. Nein, Gustelinchen, fürchte Dich nicht, Du sollst keinen Auftrag mehr haben, liebe Putte! es ängstigt Dich sehr. Wenn man in unserem Schweinenest nur das geringste Hübsche, so wie in Wien zum Exempel, haben könnte, fiele mir's nicht ein. Bei uns aber ärgern mich die Kaufleute zu sehr, mit Aufdrängen ihres plumpen Inxes, ohne Sinn und Erfindung, bloß von Ungefähr und Impertinenz gemacht; aus Noth und Albernheit gekauft; bebrämt mit Grobheit, Hochmuth, und Ignoranz. Vielen, vielen Dank, meine Guste! für Deine Worte, Deine Liebe, und Deine Geschenke. Gutes werde ich heute nicht schreiben können; mich friert. Ich bin betreten, daß Du wieder von vier Wochen sprichst, da ich schon an vierzehn Tage dachte. Das Wetter ist rauh geworden; die Stadt voller Russen und Geschichten . . . von ihnen; und nichts was mich ermuntert, — und seit so lange, — als Dein Andenken, und das Bewußtsein von Dir. Denk' ich an zu Hause, so hab' ich auch kein Obdach. Dore ist auch krank! Kurz, ein staubiger grauer Tag; so nenne ich dies.

Hast Du denn so schöne Hoffnungen für Deine politische Bahn? Gewisses kenne ich nicht: und freue mich nur, daß wir zusammen sein können, zusammen bleiben wollen: und bin ganz zufrieden. Dies sage ich, weil Du von den nächsten Jahren so fröhlich sprachst. Ich glaube Dir gern, und gleich. Also Paulinen werde ich nicht sehen. Ich dacht' es. Die Couleur kenne ich. Mir macht keiner nichts weiß. Herr Schicksal auch nicht. Wer nicht wagen kann, kann keins haben; und wer nicht an Glück gewöhnt ist, kann nicht wagen. Ich muß nur aufhören: es wird heute nichts. Nimm es mir nicht übel! Auch gräme Dich nicht. Wenn Du dies lieseſt, ist es lange vorbei! Auch sind es nicht die letzten paar refus, des Herrn Schicksal. Nein, nein! Es ist immer das Bewußtsein einer langen unvermeidlichen Reihe, die einem die Tropfen aus dem Herzen destillirt. Weiß ich denn nicht, daß sich keiner mit mir vergleichen kann, ich mit niemanden tauschen dürfte! Daß niemand solchem Freunde, solchem schrankenlosen Menschen mit solchen Gaben, angetraut ist, daß niemand in der Welt mein Wesen auffaßte, als Du! Ehre, schätze ich nicht mein Glück in Dir? bin ich gerne glücklich? Aber auch Du kennst eine herbe

Berechnung; eine unaufgelöste, die nicht oft, aber manchmal vor einem steht, sich in einem erhoben hat, und die da fallen muß wie Sturm, von dem man auch nachher nicht weiß, wo er geblieben ist. Adieu für diesen Augenblick. Laß Dich nicht beugen; bedenk, ich muß einen Freund haben; und auch Du klagst mir, und mußt mir klagen können; mein Glückspender bist Du, aber mein Glücksbürge kannst Du doch nicht sein, für jeden vorübergehenden — ja ich möchte sagen, für die vergangenen Augenblicke: aus denen das Leben sich weiter spinnt. Adieu Lieber! Ich wollte ganz anders schreiben mit dem größten Bedacht; Otterstedt bat mich drum, ich versprach's, nahm's mir vor. Aber grade bei Dir ist das Herz noch mehr obenauf, vorne an! Adieu.

Dore hat keine bedeutende Krankheit, ein geschwollen Gesicht und Zahnweh. Arg genug. Heute giebt sich's etwas. — Nun bin ich schon viel ruhiger, und will auch gerne warten! Werde ich Dich doch wiederhaben: sind wir doch glücklich durch einander. Du kannst mich gleich erheben, wenn Du die Zeilen nimmst für was sie sind, vorübergehend: sie sind schon vorbei. Bei Gott! Es war ja nur Ungeduld. Unart. Adieu! Es freut mich, daß Du matrimonio segreto gesehen hast. Machst Du Dir denn Vergnügen? Gehst Du? Trinkst Du viel Kaffee? Bist Du bequem im Hause? — Knalle dem Nil (Gentz) eins auf. Zur Zeit, heißt das. Gott! Ich brauchte doch nur diesen Brief zurückzuhalten! Aber nein! Nicht wahr? Du bekommst zwanzig gute dafür: hast sie schon! Liebe Guste!

An Varnhagen in Paris.

Frankfurt a. M., Abends 10 Uhr, Freitag, den 6. September 1815.

Heute, mein Trost! wirklich nur zwei Worte! Es liegt ein anderer Brief an Dich fertig, den ich diesen Morgen schrieb, als ich Deinen vom 1. erhalten hatte, der mir wieder Deine Ankunft auf drei bis vier Wochen hinausetzt. Das betäubte mir das Herz; auch fror ich sehr, das Wetter war rauh, die Stadt und Gegend voller Russen, und Geschichten davon; reisen kann ich nun der Märsche wegen nicht, wenn ich

wellte. Dore, die arme, litt sehr an Zahnweh und geschwollenem Gesichte, wobei mir das kleine Logis sehr störend ist; ich an den Augen, und an Blutsteigen; und an Frankfurter Ennui. Diesen Brief sollst Du aber nicht haben; obgleich dieser nicht besser wird. Aber ich verwahr' ihn Dir, und kommentire ihn Dir mündlich, dann ist's anders. Deinen heutigen kann ich nur an Deinem Herzen, auf Deine Lippen beantworten! Die zwei Kleider, die Du gekauft hast, sind sehr schön und freuen mich. Das Andere ist auch vortrefflich. Du sollst keine Aufträge mehr haben, gute Guste! Es ist Dein Talent nicht: und Du thust wirklich Wunder. Gieb Meierewitz mit, was nur geht; er bringt es mir gerne, und Du bist's los. Er muß jedoch sicher hierher kommen. Schicke gütigst gleich Paulinen inliegenden Brief! Die versteht alles, und kennt mich und meinen Geschmack; wir haben einen. Noch hoffe ich, Ihr kommt früher, da Kaiser und Könige weg sind! Die Minister können's doch nicht halten; und die alten Traktate sind doch fertig! Warten thue ich in jedem Fall nun hier auf Dich, und will auch Geduld haben.

Ich war ein wenig aus, ließ mich zu Frau von Otterstedt führen, die war nicht da; ging zu Saaling's; ein wenig mit Julchen im Garten, dann hinauf, wo sie mich nicht weglassen. Das Allerärgste hier für mich ist, daß ich niemand zum Spazierengehen habe, und, ist Dore krank, ganz geklatscht bin. — Dein Brief verdient eine Gütterantwort. Aber heute kein Wort mehr; sonst steigt mir das Blut nach dem Kopf!

Ich freue mich, daß Du matrimonio segreto fahst. Gehst Du denn hübsch aus? Machst Du Dir Vergnügen? Trinkst Du viel Kaffee? Bist Du bequem im Hause? Adieu, adieu. Vielleicht morgen früh noch ein Wort; um 10 muß der Brief auf die Post. Vielleicht habe ich morgen Mittag noch ein Wort von Dir und Paulinen. Wenn die Zeit reif dazu ist, sonst nicht, knalle Nil (Gentz) eins ab! O! Ihr kommt gewiß früher! Unser König soll hierher kommen, sagt man; sein Haus wird bereitet. Adieu, adieu! Gute Nacht. Ich umarme Dich aus Herzensgrunde. Deine R.

Sonnabend früh 9 Uhr.

Schönen guten Morgen! Hier regnet es, und eben kommt mit Sang und Klang ein schönes Infanterieregiment Russen

herein, das macht mich immer ein wenig nüchtern. Ich wollte Dir noch sagen, daß, wenn der Hut nicht kommt, es nicht viel zu sagen hat: aber auf die Häubchen halt' ich mehr. Ich habe Pradt gelesen; der ist ja eine Art Marmontel, der sich bei ehrlich-gescheidten Leuten den größten Schaden thut. Ein Emigrant im Herzen, der dem Kaiser als Sklav huldigte, und gehorchte, mit heimlicher rage im Herzen, ihm selbst in der Zeit unbewußt; der die Sprüche der Zeit in der größten Taubheit des Verstandes in schlechtem harten Französisch vor- und nachkäut. Ohne Denkungsart, der das ganze Buch nicht würde geschrieben haben, wenn er es Maret vergessen könnte, daß der seine Depesche schlecht fand, und ihn antichambriren ließ. Unversehens hat er etwas Napoleon geschildert; aber nicht das von ihm, was er beabsichtigte. Wer daraus die polnischen Affairen kennen lernt, den will ich sehen! Carnot aber, der bei weitem nicht tief ist, und dem etwas, man möchte sagen wie Geist, wie Spiritusses in seinem Schreiben fehlt, hat den Muth, der bei den Rechtschaffenen vom Selbsteinstehen, vom Soldatenleben kommt; der macht mit dieser Vertheidigung selon moi einen neuen Abschnitt in dem Schreibegeschwätz. Er ist der erste, der blank und baar sagt, worauf es angekommen ist. Sein Land zu retten und zu schützen; und dies durch welche Art von Regierungshaupt es auch sei etc.; und nicht die abgebrauchte Lügensprache führt! Für die Allürten ist seine Schrift der kritische rapport Fouché's, an den müssen sie sich halten; so steht's mit dem Lande; so denken Franzosen. —

An Varnhagen in Paris.

Frankfurt a. M., Donnerstag Vormittag 11 Uhr,
den 7. September 1815.

Kaltes, trübes, sich nun in regnenwollendes Wetter auflösend.

Geliebtester armer Freund. Ach! Du bist gewiß auch geplagt; in Ungewißheit! Aber ich kann nicht dafür; und Du hast mir ja geschrieben, und meinst es, mein Wohlwollendster! ich könne auch in Ungewißheit bleiben unentschieden. Ich sehe

nun so aus, wie der Felsfuß bewegt scheint von den nicht ruhenden Wellen, die an ihn spülen. Du wirst es selbst beurtheilen. Was ich Dir vorgestern schrieb, wirst Du morgen lesen! Ich schrieb es in sehr kühl gewordenem Wetter, aus welchem doch die Sonne hervor schien, und Doren glauben machte, die Hitze sei so streng, als in den letzten Tagen. Ich forderte meinen Wattenrock zum Schreiben, sie aber fand mich darin nicht nett genug, gab mir mit Worten, von denen ich mich bethören ließ wie immer, einen dünnern. So saß ich still und schrieb Dir, und fühlte wohl Kälte; endlich war ich fertig, auch mit Goethe'ns Billet, und ging zu Klärchen Herz, zu verabreden, daß wir derthin fahren wollten, wo ich das Billet selbst abgeben wollte; ich ging um 4 zu mir essen, als ich bei der Suppe war, fühl' ich ein Ziehen von hinter den Ohren den Hals herab nach den Schultern und bis in die Arme, heftig rheumatisch krampfhaft, es wird stark, und ein drängender schmerzhafter Krampf; ich lasse mir warme Tücher auflegen, die mir helfen, es ging gleich bis zum Erbrechen. Um halb 6 kamen Klärchen und Julie, und ich fuhr doch: auf den Weg nach Offenbach, zu Goethe. Einem herrlich gelegenen Landsitz; dem schönsten bei Frankfurt; dort gab ich vor dem Thorweg, wo ein Bedienter uns, trotz unseren, den Schlag aufmachen wollte, nach der Frage, ob der Geheimrath Goethe noch hier sei, meinen Brief diesem Menschen. Worauf ich noch nicht die geringste Antwort habe. (Ich lasse ihn fragen, ob er ihn erhalten hat.) Wir fuhren zu Herz'ens (Dore sah „Fanchon" in Otterstedt's Loge). Dort legt' ich mich bis halb 10 hin und fuhr dann nach Hause.

Gestern ruhte ich mich in dem rauhesten, beinah stinkenden Wetter den ganzen Tag aus, und wagte es nicht, zu schreiben; wegen großer Angegriffenheit. Heute ist's besser, und ich war schon bei Mad. Delmar, die ich nicht traf, und auch eben so bei Frau von Otterstedt, wo ich nur einen Augenblick ihn sprach. Gestern Vormittag war Julchen Saaling und gestern im Nachmittag Otterstedt's bei mir. Den Abend bracht' ich bis 12 Uhr allein zu. Ich lebe hier natürlich sehr einsam; in die Komödie kann ich immer gehen, mit Klärchen alle Tage ausfahren, und den Abend unter den Kindern, *ohne* eigentliches Gespräch, aber bequem, sitzen. Julchen kann nicht von der Schwester, dem Hause, ihren Lehrern, deren sie genug hat. Otterstedt's Leben ist auch in einem Rahmen, aus dem sie nicht

können: doch kann ich auch mit ihnen angenehm ausfahren; welches heute wieder geschieht. Diese Leute leben aber alle selbst ungesellig und ohne Verbindungen; und Andere suche ich noch nicht, der Reise wegen. Cotta schickt dem Dr. Jung kein Geld, also bleibt der; Delmar's Kommis ist noch nicht angekommen; und er selbst ist noch so ungewiß, daß er mir nichts hat sagen lassen. Getroffen hab' ich sie heute nicht. Frau von Bülow ist noch nicht angekommen. Johann, welches mir sehr lieb ist, hat mir gestern aufgesagt. Unter anderen sagte er, er könne ohnehin nicht auskommen. Sein Lohn mit dem Kostgelde macht jetzt den Monat fünfundzwanzig Thaler; eine Unsumme für solchen schwitzenden Sack; nämlich, für ihn zu geben, der Sack mag noch mehr gebrauchen. Mit ihm allein hätte ich nie reisen können. Hier ist mir jeder andere lieber und wohlfeiler, und wenn Du kommst, hätten wir ihn doch nach Hause schicken müssen. Er ist nach dem Aufsagen äußerst sonnis: und bei diesem Vorfall ist mir deutlich geworden, daß, wenn sich einer aufzuführen, man gewiß denken kann, er hält sich für sehr lesirt. Er ließ es nie an Respekt fehlen: ist aber zu dumm, sprachlos, und theuer in allem, was er besprechen können sollte, und schwitzt zu arg.

Nun, Guste, kann ich trotz der nagendsten Sehnsucht, der tiefsinnigsten, mich ewig anpurrenden Gedanken über unsere Trennung, der größten, sich immerweg folgenden Gebetgedanken für unser Wiedersehen, nicht bestimmen, ob ich komme. Ach August, sei wenigstens gewiß, wie Du es bist und mir sagst: Du bist nicht allein. Den ganzen Tag begleite ich Dich, zieht mein Herz in Strömen zu Dir. Alles bezieht sich auf Dich! Und, wenn mir Gott nur eine schenkt, die Zukunft soll es beweisen; büßen, möchte ich sagen. In jedem Fall kommst Du hierher, wo ich im schlimmsten auf Dich warte, und Dich dann durch Eismeere begleite' Darin willfahrst Du mir; der Du mich so glücklich machen willst und dadurch so glücklich machst; wir bleiben zusammen. Du siehst, ich bin hypochondrisch: Du mußt, und kann ich alles sagen, und indem ich's sage, vergeht es schon; der Bethmann ihr Tod hat mich so gemacht: alle besten Bekannten sterben; das Leben scheint mir ganz unsicher. Ohne diese Hypochondrie könnt' ich ja ruhiger hier warten: ich bin überzeugt — wie man es über alles sein und nicht sein kann — daß, da Alexander abgeht, der König auch bald reist: und dann kann doch wohl der Kanz-

ler nicht länger als vier Wochen nach ihm reisen. Dies paßt auch zu Deinen letzten Nachrichten und Vermuthungen. Reistet Ihr wo anders hin, so komme ich hin, wo Du mich nur hinbescheidest. Denn, nach Berlin gehe ich in jedem Fall mit. Da muß ich auch dabei sein: und gerne. Dies schreib' ich Dir alles nur im Fall ich nicht käme: weil ich nicht sehe, daß ich Gesellschaft bekomme, und sehr lange mit der Reise, des ungewissen Aufenthalts wegen, nicht zögern kann. Wir werden schon noch miteinander reisen: weil wir es wollen. Macht es Dir nicht zu viel Chikane, wenn Du das Legis noch immer für mich behältst?

Habe Geduld, Auguste! Lieber! ich muß auch welche haben: und immerfort; in allen Dingen groß und klein. Heute hab' ich mich erst so wieder betracht; ich bin voller Geschmack in allen Dingen: in allem; in Betragen, in allem; und muß mich immerweg so geschmacklos betragen, und fein, und Geschmackloses annehmen: und bin selbst davon, trotz der reinsten schärfsten Ueberzeugung, wider Willen, wie jäh bergab gestürzt, solche Erscheinung geworden. Ohne alle meine zu dieser Betrachtung führende Gedanken scheint es ein Unsinn! Aber wir reden darüber. Ich habe ein graziöses Herz, und betrage mich auch ungraziös; aber was mir zu und an mich geschickt werden ist, war auch wahrhaftig lauter Verletzgewehr. Ganz kann ich nicht dafür! Gar nicht. Ich konnte mich nicht wehren: nur denken und in die Brust aufnehmen.

Lebe wohl, liebe theure Guste! Sobald ich kann, und eine Gelegenheit und etwas Neues habe, schreib' ich Dir. Lieber Freund! Ich büße es selbst, daß ich Dich hoffen und wieder entsagen lassen muß. Aber Einer von uns muß handlen wie es ihm genehm ist. Ich will es sein. Sei dies meine Delikatesse. Lebe wohl! Tausend Umarmungen. Deine R.

Es freut mich, daß die Mutter Dir Hedwig zum Herumführen gab. Die Generalin Schöler ist heute zu ihrem Mann, zur russischen Revue gereist. Führe uns Gott zusammen: besseres weiß ich nicht. Ich fahre mit Otterstedt's aus. Adieu!

An Varnhagen in Paris.

Frankfurt a. M., Freitag Mittag halb 3 Uhr, den 8. September 1815.

Dies ist den Brief werth. Nun wirst Du selbst Dich freuen, daß ich noch hier war. Guter theurer August. Goethe war diesen Morgen um ein Viertel auf 10 bei mir. Dies ist mein Adelsdiplom. Aber ich nahm mich auch so schlecht, als Einer, dem sein geehrter, über alles verehrter, tapfrer, weiser König den Ritterschlag vor der ganzen Welt giebt. Ich benahm mich sehr schlecht. Ich ließ Goethe beinah nicht sprechen! O! wie weissagte meine Seele gestern, als ich Dir schrieb, ich hätte den größten Geschmack, und müßte mich immer so geschmacklos, so ungraziös betragen: immer selbst so erscheinen! Und ich kann wieder nicht dafür; zwanzig Umstände, Ereignisse, reichten sich die Hände, um mich dazu zu zwingen, mich durch Ueberwältigung hinein zu stürzen. Höre nur! Als vorgestern und gestern keine Antwort von Goethe kam, beschäftigte es mich immer unter allem Leben heimlich, wie eine chronische Krankheit; und noch Einmal sei Dir diese größte Liebeserklärung gethan; nur Dir zu Liebe, nur Dir zu willfahren und zu folgen, mich und meine heimliche Leidenschaft aufopfernd, schrieb ich ihm — und ich dachte, der Brief sei ihm nicht abgegeben; oder, trotz der Unmöglichkeit! er käme lieber einen Moment zu mir, als daß er mir auch nur eine Zeile antwortete: oder, er habe schwer einen Boten: und so dacht' ich mir denn sein Kommen, oder Schicken, und dabei, daß es gewiß geschähe zur Unzeit, und wenn ich's gar nicht dächte; wie immer. Das aber konnte ich mir nicht denken: ein Viertel auf 10 ist zu arg. Ich hatte gestern ein erhitztes rothes Auge: und solche Beschwerden an den Augen, wie Du sie mir kennst; wozu mir denn die gestrige Komödie nicht half. Als ich den Morgen erwachte, so war das Auge nicht mehr roth, aber beide thaten mir weh, als wäre Staub darin; und um nicht zu lesen, und sie zu ruhen, blieb ich im Bette — sonst steh' ich jetzt ziemlich früh auf — frühstücke im Bette, nehle sehr, und stehe endlich um 9 auf. Grade im Zähneputzen, im rothen Pulver, mit meinen Flanellen angethan, kommt mein Wirth, und sagt Doren, ein Herr wolle mich sprechen. Ich denke ein Bote von Goethe. Noch

nie kam der Wirth, und nie in solcher Art Angst. Ich lasse fragen, wer es ist, und schicke Dore hinunter; diese bringt mir Goethe'ns Karte; mit dem Bescheid, er wolle ein wenig warten. Ich lasse ihn eintreten und nur so lange warten, als man Zeit braucht, einen Ueberrock über zu knöpfen; es war ein schwarzer Wattenrock; und so trete ich vor ihn. Mich erfarend, um ihn nicht einen Moment warten zu lassen. Dies nur blieb mir von Besinnung. Auch entschuldige ich mich nicht, sondern danke ihm! „Ich dank' Ihnen!" sagte ich; und meinte, er müsse wissen wofür! daß er kam. Entschuldige mich nicht; denn ich meine, er muß wissen, daß ich ganz schwinde, und nur er berücksichtigt wird. Dies — leider!! — war die erste Bewegung meines Herzens. Nun denk' ich in heftigster, ja komischer, quälender Reue anders! Er sagte mir, mit einer etwas sächsischen, sehr alten Sprache, er bedaure, nicht gewußt zu haben, daß ich bei ihm war. „Wir wollten nur wissen, ob Sie das Paket erhalten hätten. Wir hatten es einem Wiener Kaufmann gegeben, der es mit bis nach Leipzig nahm." Ich danke Ihrem Herrn Gemahl, sehr grüßen Sie ihn von mir; ich habe auch gleich antworten wollen, und legte es deshalb zurück, aber mit den interessantesten Sachen geht's einem am meisten so, man kommt nicht dazu. Ich danke Ihnen sehr! „O! das glaub' ich wohl, es geht mir ja sogar so. Ich wollte auch nur wissen, ob es in Ihren Händen sei." Er ließ Dich wieder grüßen, wohl dreimal, fragte, wo Du bist. Ich sagte ihm meinen Fall mit dem Nachkommen; wie der Kongreß auf mich gewirkt habe: dessen war er, ganz weise, und abgethan und zweihundert Jahr alt, einverstanden; und meinte auch, es sei nicht zum Nacherzählen, weil es keine Gestalt habe; ich sagte ihm, ich hätte erfahren, daß der Krieg umbringe, aber nicht zerstöre, und gestand ihm zu, daß man dies an Frankfurt sähe, dessen Umgebungen wir um die Wette lobten, und er meinte, es würde ja dort bald aus sein, und wir auch noch etwas Gutes davon erfahren. So glimpf! so hoffnungsreich auf die Natur; so gelassen, freundlich, und unsicher, so vague, und fest. Daß es mir eine Lust war! Er überredete mich, zu Biebrich, Wiesbaden, und dieser Reise; gestand, wo er wohne sei die bessere Seite von hier. Er lobte Heidelberg, und daß man noch sähe, daß es eine Residenz war. Und als ich von Lokal und seinem unbesiegbaren Einfluß sprach: bejahte er's; „Darin müssen wir ja einmal leben, das thut sehr viel." Er

fragte mich, wo wir immer wohnen. Im Ganzen war er wie der vornehmste Fürst: aber wie ein äußerst guter Mann; voller aisance; aber Persönlichkeiten ablehnend: auch vornehm. Auf Dich, ziemlich gespitzt; und äußerst verbindlich. Er ging sehr bald. Ich konnte ihm nicht von der Pereira, nicht von der Grotthuß, von nichts sprechen! Nur ganz zu Anfang sagte ich ihm: „Ich war es, die Ihnen in Niederrad nachschrie; ich war mit Fremden dort, eben weil Sie davon gesprochen hatten; ich war zu überrascht.“ Er ließ dies ganz durch. Es war mir recht. Ich fühle, daß ich mich im Ganzen so betragen habe, wie damals in Karlsbad. Mit der hastigen Thätigkeit: lange mein schönes stilles, bescheidenes Herz nicht gezeigt. Aber wenn man Einen nur einen Moment, nach so langjähriger Liebe, und Leben, und Beten, und Weben, und Beschäftigung, zu sehen bekommt, dann ist es so. Und mein Negligé, mein Gefühl von Ungrazie brachte mich ganz darnieder; und sein schnelles Weggehen. Aber nun besuche ich ihn: Otterstedt's wollen es so schon die ganze Zeit: ich aber wollte nicht. Im Ganzen ist es rasend viel, daß er kam. Er sieht keinen Menschen. Wollte Prinzessin Solms, des Königs Schwägerin, mit dem neuen englischen Gemahl durchaus nicht sehen. Kurz, ich fühle mich über die Maßen in meiner Erniedrigung geehrt. Nur ich weiß, wie elend ich war. Goethe hat mir für ewig den Ritterschlag gegeben. Beim Himmel! Er weiß es, der Himmel! Kein Olympier könnte mich mehr ehren, mir von meiner Ehre mehr bringen. Erst wollte ich Dir, meine Guste, die Karte schicken: aber ich traue sie keiner Post an. Nun höre ganz, wie lächerlich ich bin. Als er weg war, zog ich mich sehr schön an. Als wollt' ich's nachholen, retreffiren! — Ein schönes weißes Kleid mit hohem schönen Kragen: eine Spitzenhaube, einen Rautenschleier, den Moslauer Schal: schrieb Frau von Busch ob sie mich sehen will, und wollte doch einem Anderen würdig erscheinen!!! — Sie wollte mich: und ich fand eine liebe Freundin der Brede, die mich mit offnen Armen und Herzen empfing, eine liebe Nachbarin, eine reizende Frau, die Dir gewiß gefallen wird, und worauf ich mich freue. — Nun will ich Dir, wie Prinz Louis mir, sagen: „Nun bin ich Ihnen unter Brüdern zehntausend Thaler mehr werth; Goethe war bei mir!“ Liebe Guste, Theurer; meinetwegen ist es Dir, ich weiß es! Deinetwegen schrieb' ich; wisse es. Und nun er da war, kommt mir mein Billet nicht mehr so öde, so un-

periodisch, so gestaltlos vor; sondern gut. Gestern sah ich eine hübsche Oper göttlich gesungen von Mad. Graf, gebornen Böheim. Les acteurs ambulants, aus dem Italiänischen. Jetzt muß ich essen und ruhen. Ich war bei Otterstedt's und Herz'ens. Fahr' um halb 6 aus. Soll in die Komödie, Mad. Vohs spielen sehen, die alte Weimarin. Bin müde; und weiß noch nichts Näheres über meine Reise. Heute bist Du mir nicht böse! Als mir die Frau von Busch sagen ließ, sie erwarte mich: sagte Dore: „Nun! heute gelingt alles." Gleich betete ich laut: Gott soll Dich kommen lassen, und Preußen beschützen. So ist der Mensch. Man liebt sein Land! Ich mußte selbst drüber weinen. Adieu! Deine stolze, beschämte, ärgerliche, treue, kluge bei der Dummheit!

R.

An Varnhagen in Paris.

Frankfurt a. M., Montag Mittag halb 1 Uhr, den 11. September 1815.

Gestern Mittag, als ich von einem Sonnengang mit Doren zurückkam, fand ich Deinen mich überaus beglückenden Brief vom 2. September, mit den Modekupfern und Rey's Vertheidigung. Liebes „gelehriges Herz!" Du verheißest mir in diesem lieben, aus Liebe gewebten Brief die Mitte Oktobers zu dem nicht zu erwartenden Glück, Dich wiederzuhaben! Wenn ich nur leben bleibe! In keiner Krankheit hab' ich mich so vor dem Tode gefürchtet. Ich soll vergnügt sein! Einziger theurer Freund, ich bin es, (ich will Geduld haben!) da ich Dich bald sehen soll: wir werden hier, auf der Reise, allenthalben sehr vergnügt sein; zu Hause allenthalben; und die Welt geht ihren Gang, „wie Sonne und Mond und andere Götter", wir erleben das Ende nicht, drum wollen wir in der Mitte leben, und ihr zuschauen. Du denkst unaufhörlich an mich? fragst bei aller Gelegenheit um meine Billigung und Einsicht bei Deinem ganzen Thun und Lassen; leider wohl oft ohne sie zu bekommen, fürchtest Du; aber darum doch nicht ablassend in Deinem Eifer? Und ich —! konnte, eh' ich Dich hatte, gut, ganz gut, allein leben auf der Welt; hofft' es, erfah es, prätendirte es gar nicht anders, suchte es nicht mehr, in Gelassenheit, und Vergnügtheit, wenn sie mich in Ruhe ließen, und

ein ungraziöses Schicksal mich nicht aufzustören befliſſen war, „fand mein karges Futter“ vergnügt und reisefertig „auf jedem Hof“. Gott weiß es, Du auch; und es iſt wahr. Nur geneigt war ich nicht mehr, weil ich es nicht mehr fähig war, mein Leben wieder für ein Vierteljahr Zuſammengehen bei irgend einem Weſen vom Menſchengeſchlecht einzuſetzen; die Proben meiner unbedungenen Hingebung hatte ich mir, alſo allen anderen Freunden und Freundinnen, zur Genüge rein und völlig abgelegt; ein zum Narren haben an mir ſelbſt aus- und aufgeführt, war bei einer unſchuldigen Seele, bei einem unbefleckt, unerſchüttert redlichen Herzen unmöglich; ſo war meine Seele und Herz. Du haſt es erfahren, daß ich plump ſcheinen, und mir keinen Spaß mehr gefallen laſſen mochte. Aber nun ſollſt Du auch erfahren, wie ich ein ernſtes Herz in meines aufnehme. Mit meinem Leben erwiedre ich's. Wiſſe, ermeſſe, wie ich es anſehe, daß Du mich wieder in's Leben hinein geführt haſt. Ich will ja nur leben, weil Du es wünſcheſt, weil ich mit Dir leben kann. Von Dir hab' ich ja erfahren, daß auch ich geliebt und gehegt werden kann, wie ich Andere hege und liebe; daß ich kein verzaubertes monstre bin: worüber ich, Du weißt es, ganz gefaßt und vergnügt war. Ich liebe Dich Deiner Liebe wegen: und nicht, Du glaubſt es, weil ich der Gegenſtand dieſer ſchönen Herzensentwickelung bin: nein! weil ſie in Dir möglich iſt, weil ich dies ſchöne Spektakel ſehe; weil ich ſolchen gehaltenen, erglühten Ernſt nie ſah, und ſah ihn nie, weil er nur ſelten, weil er ſo ſchön iſt: ein Gelungenes! Ein Aechtes; und vom Schickſal Bejahtes mit einem Gegenſtand. Ich ſehe in Dir eine Unſchuld, ein Gewährenlaſſen, ein ſich entwickelndes Herzensgedeihen: ſo denk' ich mir hätte ich meinem Herzen zuſehen können, hätte man; in ächter, rother durchſichtiger Gluth nahm ich ohne Rückhalt, ohne Verdacht alles unſchuldig auf; und wurde nicht einmal natürlich begegnet. Angeſchrieen, überſchrieen, beſeitigt, unberückſichtigt, die ganze lange Jugend durch; das Andere mag ich gar nicht einmal nennen. Gott ſelbſt hörte mich nicht. Er wollte es ſo: und ich habe mich auch ſchon längere Zeit unterworfen. Sei auch nachſichtig, Auguſt, wenn Du jene Friſche oft nicht findeſt, die Einem Glück konſervirt, oder Untugend, und eitle Gedankenloſigkeit, loſer Geiz, der an die wahre Herzenskammer nie anfordert. Goethe ſagt ſo ſchön in ſeinem Leben, bei Gelegenheit der Kataſtrophe mit Gretchen: die Knaben- und Jüng-

lingspflanze war ihm aus dem Herzen gebrochen, und es bedurfte längerer Zeit, — so ungefähr — eh' Neues sich erzeugen konnte: dies ist der Sinn der letzten Worte, die ich nicht mehr weiß. Mir brachen Eltern, Geschwister, Freunde und Freundinnen, und elende Geliebte ganze Vegetationen hinter einander aus. Ich schwieg in meiner Jugend, in meinem Reichthum, und dachte es müßte so sein. Hielt ewig mich für ungraziös, und das so intim, so gewiß, daß ich's nicht einmal sagte, da doch, meiner Meinung nach, mir niemand auf solche Klage zu antworten hätte, wie auf die wegen eines Buckels, oder anderer Gebrechen. Ich bin aber nicht unglücklich, weder im Gefühl, noch in der Ueberlegung. Ein schönes Schicksal hatte ich nicht; aber gottgesegnet war ich doch; es war immer Feiertag in mir. Mit all diesem wollte ich Dir nur zu ermessen geben, wie Du mir mit Deiner Art und Liebe gegen mich erscheinen und sein mußt: und ob ich Dir erwiedere, Dich erkenne! Aber auch die Anderen. Denn wisse! — in Details will ich mich hierüber nur mündlich vernehmen lassen, und wie das nach und nach in mir vorgeht — jetzt, da ich gar nichts mehr mit ihnen zu schaffen habe, ich nicht mehr generös zu sein brauche, nicht mehr vor Gemüthsaufruhr, den der dringte Augenblick mit seiner Noth und zu nehmenden Entschlüssen erheischt, nicht überlegen kann, werden sie mir erst ganz verächtlich, zum reinen unbekannten Nichts, zum Ekelhaß aus Verweisung, zu meiner eigenen Befremdung, die auch schon vorüber ist. Die Lebens- und Denkresultate aber klingen und schmecken bei weitem anders. Diese sind, eine für's Mitleid doch zu kalte Betrachtung, der Menschensituation überhaupt. Wir sind in Verwerfenheit Alle; in einem solchen Zustand; und wahrlich, sich selbst ehrende Heldenarten gehören dazu, das sittliche Haupt, das Auge der Seele nur, aus all den Lügenbedingnissen zu erheben; welches so natürlich sein sollte, und ist, sobald der Fall wirklich eintritt. Man kann den schlechter Gearteten nur als einem minderen Gewürm ausweichen, und ihnen, wenn sie doch leiden, helfen; und dies geschieht auch von jedem in seinen Kreisen von Bewußtsein, bewußt und unbewußt. Es giebt ganz was anderes, was wir nicht fassen. Das weiß ich. — Und nun komme! Gott führe Dich zu mir. Ich hoffe: und komme, da Delmar nun so zögert, auf diese kurze Zeit nicht. Wir sehen ein andermal Frankreich besser mit einander. — Zum Spaß, aber laß Dich davon nicht gegen ihn aufbringen, schicke ich Dir

Markus' Brief; dieſen nichtigen, leeren, dürren, ſich ſelbſt widerſprechenden Lügenbrief. Mit dem er mir diesma' gar nichts beſonderes weis machen wollte, in dem er aber ſich ſelbſt, weil er doch einmal ſchreibt, als Lüge in ſeiner verlegenen Dürre aufſtellt. Und das mir: die ihnen immer aus der größten Fülle die größten Komplimente macht, die aufrichtigſten Aeußerungen ſchickt, und ſie mir gleichſtellt. Aber nun nicht mehr: ich werde ſehr ſelten, und ſehr karg ſchreiben, wozu die Verſchwendung von doch nie anerkannten Kräften? Schreib Du ihm aber manchmal, und theile dieſen meinen Zorn nicht. Mit Dir giebt er ſich noch Mühe; und iſt kokett. — Ney's Vertheidigung iſt das Schlechteſte was ich kenne: ich habe ſie noch nicht ausgeleſen. Aber vorgeſtern ſagte ich ſchon, er käme durch, weil ihn Marſchälle richten. — Der Hut gefällt mir ſehr, ich will ihn nachmachen laſſen. Heute iſt bei Otterſtedt ein Thee, wo auch Schloſſer's ſind; den Erfolg nächſtens. Geſtern fuhren Otterſtedt's und ich zu Goethe, — er hatte einen Brief vom Herzog von Weimar für ihn. Willemer's waren ſpaziren: Goethe ſeit Freitag in der Stadt, von wo er erſt den Dienstag zurückkommt. Otterſtedt war dieſen Morgen bei ihm ohne ihn zu finden; bringt ihm jetzt wieder den Brief, und will ihn zu dieſem Abend bitten. Er kommt nicht. Otterſtedt ſchickt dem Kanzler, Stein und Dir einen Bericht über Würtemberg, welchen er von dem heute Nacht hier durchgegangenen Grafen Waldeck erfuhr, der dort arretirt und vom Volke frei gemacht wurde. Einen Artikel wird Otterſtedt dem Kanzler privatim ſchreiben; das iſt der: daß ſie des Königs Bild in Stuttgart da angenagelt haben, wo man bei uns das entlaufener Offiziere anhängt. Das Uebrige alles im Bericht. Da dort völliger Aufruhr iſt, ſo ſchreibe behutſam dahin, weil gewiß der König alles erbrechen läßt, ſo lange er kann. — Schicke, liebes Gütchen, Taffetproben und den Preis von modiſchen, aber beſonders faſſionirten, quarrirten, die ich ſehr liebe, in Blau, Grün, Violet u. ſ. w. Du kaufſt mir auch etwas Blumen! zuvörderſt Federnelken, eine Guirlande davon. Schöne Roſen. Nimm Jettchen Mendelsſohn zu Rathe: und nicht bei den Theuerſten; ſage Jettchen: die Anderen hätten auch ſchöne. Und, entweder Du bringſt mir modiſche Federn, oder, einen Hut mit Federn. Er muß nicht ſchwer ausſehen, ſage Jettchen; und hübſches Band. Ich bin recht zahm, ich werde Dir ein Maß von meiner Kopfweite beilegen. Der iſt

dick. Ich möchte auch ein paar Hauben. Damit aber muß sich Jettchen sehr in Acht nehmen, denn die können gestickt und mit Spitzen ungeheuer theuer ausfallen, worüber ich einen wahren Gram hätte, und es in jedem Fall merkte. Mir ist es nur um die Façon zu thun. Es giebt auch gar artige Umschlagetücher, von Trikot oder florenem Zeug, kurz nach der Mode, viereckige, laß die auch von Jettchen kaufen. Sie thut's. Sie wollte so immer nicht zu mir kommen, und noch weniger bleiben: sie ist mir das noch schuldig. Auch wegen meiner Gesinnung. Denn, beim Himmel, nur daß ich Sie nicht sehen soll, nenn' ich Paris. Aber ein anderesmal! ein besseresmal. Nur um Gottes willen lassen Sie sich nicht überreden nach Deutschland zu kommen! Wenn Sie nicht den Muth haben, mit mir und Varnhagen zu wohnen, kommen Sie unter keiner Bedingung. Dieser Vorschlag ist wenigstens sechzehn Jahr in meiner Seele. Ich schwer mir, wenn ich je zu einer Situation komme, sie Jettchen anzubieten. Sie ist die Feinste und Zarteste, die ich kenne. Und nun steht der Vorschlag hier zu Ihren Diensten.

Schreibe mir oft, und wenig, und wie Du willst, und laß Dich von mir küssen! Ich thue es tausend- und tausendmal, liebe Dich unsäglich, und freue mich todt, Dich bald zu sehen.

Deine R.

Grüß die Herren von Pixel, Tettenborn, Bentheim, Stägemann, Jordan, Graf Schlabrendorf. Wo ist Ternite und Timm? Alles, was Du sagst, goutir' ich, und bin Deiner Meinung, und sehe es von hier. Stägemann's Gedicht will ich unbenamt besorgen. Die elligen Esel zu Hause. Sie können sich, mit allen Theater, Juden und Brühl, hängen! Mille choses à Mad. Goldstücker und den lieben Meierewitz. Deine Galanterie gegen die Damen Stägemann und Jordis lieb' ich!

An Varnhagen in Paris.

Frankfurt a. M., Dienstag, den 12. September 1815.
Mittag gleich 3 Uhr.

So eben komme ich krumm und lahm erhitzt und müde von der Messe nach Hause: und man giebt mir Deinen lieben eng-

lischen Brief vom 6. September. Otterstedt hat mir sagen lassen, ich hätte nur bis um 5 Zeit, dann schickt er wieder. Heute reiste endlich Frau von Schöler, und hat einen großen Brief von mir mitgenommen. Ich freue mich über nichts, als daß Du mir wiederholst, daß Du hoffest, Ihr bleibet nicht länger als Mitte Oktobers. Weil ich zu einem mittelmäßigen Leben, nur ohne Sorge und Krankheit, nichts will, als mit Dir sein. Ich weiß es ganz gewiß.

Ich weiß nun, daß ich nicht reise, und doch male ich mir, sage ich mir noch immer vor, wie ich komme, wie ich auch dort bei Dir bin. O! wärst Du erst hier! Doch Du kommst. Bist Du doch aus dem Krieg gekommen! Höre Guste! Du willst doch nur, ich soll Vergnügen haben! Alse, wenn ich Vergnügen haben kann, werd' ich ganz gewiß nach dem Rhein reisen. Aber ohne Vergnügen, allein, nicht. Wisse nur, wenn Du's noch nicht weißt: gesagt hab' ich's schon oft: je sehr ich Gegenden liebe, sie empfinden kann, so wenig ist es mir natürlich noch in der Art, noch macht es mir Vergnügen, nach welchen zu reisen, zu fahren oder laufen. Gebäude, Kunstwerke, darnach zu gehen ist eine Arbeit, aber ich kann es. Gegenden müssen mein Weg oder mein Spazirgang sein. In mein Leben mit einlaufen. Jedoch will ich hin, wenn sich's macht. Wir können es ja auch noch zusammen sehen, dann ist es ganz etwas anderes.

O! Liebe Guste! Das hab' ich Dir noch gar nicht gesagt. Ich vergesse den Gang gar nicht, den Du annahmst, als Du in Wien von mir mußtest; so schmerzvoll, und so stark, hab' ich noch nichts gesehen! Du hast Recht, daß Du sagst, ein Wille bekämpfe den anderen, da sah ich's. Dies vergesse ich nie, hundertmal hab' ich's mir wiederholt: hübscher warst Du nie: aus Vorurtheil schwieg ich oft davon: ich fürchtete mich vor dem Gang. Du lieber Freund! Schlafe nur: sei nur gesund! Gehe auch gehörig! Trinkst Du noch so viel Kaffee? Vermeide schädlichen Wein. Kann Dir Koreff den Magen bei den Mittlen nicht zu erhalten suchen? Ich spräch' ihn auch gerne: meine Augen sind sehr unartig, und das Drängen vom Hals herauf.

Gestern waren lauter altmodische Fexpöpel bei Otterstedt zu dem Thee; sie beide äußerst artig gegen mich: übertrieben. Man spielte; der Schlesser ihre Mutter war da; Frau Dusay,

eine alte, muntere, elegante Frau, die viel mit mir sprach, eh ich wußte, wer sie sei. Später kam die Tochter, der ich bereitet war zu antworten: „sie hätte mich nicht zu kommen enkouragirt", wenn sie mich früge; welches sie auch that; ich war aber zu krank, und fühlte, hätte ich's gethan, zu heftige Bewegung. (Ich hatte starkes Blutsteigen, Kopfweh, und wirklichen Schwindel, so daß ich an Blutigel und Aderlassen denken mußte; bis 6 Uhr Otterstedt's Wagen vor der Thüre warten lassen mußte, weil ich zugleich solche entwaffnete Nerven hatte, daß ich trotz alles Entschließens liegen bleiben mußte: und zu Dore sagte, wenn ich nun hinkomme, war Goethe dort: als ich hinkomme, finde ich nur Otterstedt's und Jacobi-Klöst, und Goethe war eben weggegangen. Sie sagte mir ganz unschuldig, wie leid es ihr sei, er sei aber menschenscheu, dem allein sei er sehr freundlich gewesen, wie er aber gemerkt habe, es kommen Menschen, und vor Jacobi-Klöst, sei er schon geflohen. Sie habe ihm gesagt, wie leid es mir thun würde. Noch ärger! Aber es that mir gar nicht leid. Diese Minute und so elend. Nur hätte ich mich ihm gerne menschlich angezogen gezeigt. Mir wurde bei Otterstedt's nach einigen Gläsern Eis besser.) Ich sagte nur, ich hätte es mich nicht unterstanden, und wollte doch noch hinzusetzen, was sie wissen sollte, als sie sich eben entschuldigte, daß und wie so sie noch nicht wieder bei mir gewesen wäre; also weiß sie auch unter anderen gar nicht, was sich schickt. Ich ließ auch meine Knulle wegen Goethe, den sie doch manchmal sieht, wie sie sagte, anstehen (und war gestern, durch Krankheit und Gedanken, in einem übernatürlichen Zustand, nach dem Brief an Dich; zum Strafen aufgelegt, zum donnernden Richten, obgleich hoch drüber; aber ganz gliedergelähmt.) Die Schlosser und ich saßen den ganzen Abend allein bei einander: alle Anderen und Delmar's spielten: man kann sehr hübsch mit ihr sprechen. Sie erzählte mir, Goethe besähe alle Sammlungen der Stadt, so klein sie auch seien: und spräche mit einer göttlichen Lebendigkeit davon. Doch trag' ich ihr ihr Betragen nach. Wie ich Gentz und niemanden verzeihe: denn ich kann sie nicht ändern: und es soll wirken, was sie thun, wenn ich auch längst es nicht mehr zu empfinden vermag, wie das oft der Fall ist. Der Elende, graue Lüderliche. Er ist's, der Adam-Müllern entfernt. Es ist mir lieb für sie, daß sie

unter Menſchen nach Leipzig kommen. Jenem gedenk' ich's doch. Der Kleine! Zuſammengeſchrumpfte! Beſſerwiſſende!

Siehſt Du die Herzogin Sagan nicht? Ich weiß, wie ſo etwas iſt, aber lieb wär' es mir. Man kann bekannter mit ihr thun, als man's iſt; ſie iſt ſo liebenswürdig als nur möglich: ich liebe ſie ſehr. Lieb wär' es mir, wenn der graue Böſewicht wüßte, wie ſehr aufgebracht ich auf ihn bin. Mir kommt er nicht unbeſchadet aus den Klauen. Es iſt gewiß, daß er als Reineke ſtirbt, ſo lang Jegrimm lebt! Merkſt Du meinen Haß, meinen Ingrimm auf längſt verſchollen Schlechtes? Es wirkt nach. Ich wußte das vorher ſelbſt nicht. Ich ſchrieb Dir geſtern davon. Grüße Müller ſehr! Es freut mich, daß ſie uns näher, ſo nah ſein werden.

Du häßlicher Menſch! Dir kann man gar keine Aufträge geben! Warum haſt Du mir ſo ſehr theure Strümpfe gekauft? Je wohlfeiler, je beſſer! Dazu iſt man in Frankreich an der Quelle Mach's nur mit meinen geſtrigen Kommiſſionen nicht auch ſo. Frage Jettchen Mendelsſohn; ich habe dort Frauen, die würden mir ſchon Wohlfeiles ſchaffen. Eine Mad. Faudel, eine Tante meiner älteſten Schwägrin. Eine Mad. Lazare, geborene Mlle. Holländer aus Amſterdam. Im Ernſt, Guſte, kaufe nicht ſo prächtig! Die Flakons freuen mich. Den Fuß, Lieber, kann ich nicht abzeichnen: weil die Höhe des Spanns darin nicht begriffen ſein kann. Herr von Capadoce hat den rechten Schuh, wenn es ein grünſeidener iſt, mit Band daran zum Binden. Die neuen müſſen nur nach ſeinem Maße ſein und nicht nach ſeiner Façon. Aber um Gottes willen nicht klein, oder kurz. Mit Umſchlagetüchern meine ich ſolche, die man in Geſellſchaft umſchlägt, etwa einen Stab groß, das iſt l'aune de France; ein größeres ſchadet nicht. Lebe wohl, ich bin zu müde. Ich weiß nicht, mit wem der Brief geht, weil ich Otterſtedt heute nicht ſprach. Siehſt Du hübſche couleurte glacirte Handſchuh, ſo denke meiner. Eine Maitreſſe mit Forderungen! Du biſt aber mein maitre. Sähe ich Dich nur erſt! Ich denke Abend und Morgen an nichts anderes. Ach wie ſchön drückteſt Du dies grade in einem Deiner letzten Engelsbriefe aus! ich zeige es Dir. Wie froh bin ich, Dich ſo ruhig über meine Reiſe zu ſehen, ſo engliſch. Adieu! Deine R.

Wir fahren wieder zu Goethe'n: er fuhr gestern wieder nach seinem Landsitz. Wie mir Otterstedt gestern sagte, läßt er seinen Jung aus Mainz heute nach Paris gehen; mit einem Hessen, mit dem er ihn spedirt. Laß nichts geschehen, wenn es Dir zuwider ist. Was sagst Du zu Würtemberg? Hat Otterstedt Dir keinen Bericht geschickt, so laß Dir ja den an den Kanzler geben. Stein hat er auch einen geschickt.

An Rahel.

Paris, den 13. September 1815.

Mittwochs gegen Mittag.

Geliebte, theure Rahel! Durch mehrere Tage hindurch hab' ich ganz in der glücklichen Erwartung gelebt, Dich zu sehen, und immer nähere Briefe von Dir zu empfangen; Geliebteste, mit welchen Schauern der Freude und Liebe hat mich Dein großer, vierzehnseitiger Brief durchbebt, diese Glücksurkunde, in der ich mich verlor, wie in einem Meere von Lebensfreude! Ich glaubte seinen Angaben mit hingegebenem Herzen, aber doch konnt' ich mich einer geheimen Mahnung nicht erwehren, die mir das allzukühne Vertrauen warnend verwies, und mir die Wandelbarkeit der Umstände vor Augen rückte. So war ich auf Verzögerung wohl gefaßt, indem ich mir alle Triebe der Hoffnung erlaubte! Ich bekam darauf einen anderen Brief von Dir, der die verspätete Abreise nur desto sicherer angab; ich überließ mich auf's neue der Schmeichelei des begehrenden Herzens, und schrieb gestern an Otterstedt mit der Post, ohne einen Brief an Dich beizulegen, ich dachte Dich unterwegs, oder doch vor Ankunft meines Briefes, abreisend. Kaum hatte ich meinen Brief auf die Post gebracht, als ich schon bereute, Dir nicht geschrieben zu haben, es that mir zu sehr leid, daß Du auf die doch denkbare Möglichkeit Deines verlängerten Aufenthalts in Frankfurt nun ohne Brief, ohne Freundes- und Liebesworte von mir sein solltest! Verzeih, geliebteste Rahel! ich wurde für die Versäumniß hart gestraft: abends, als ich von Pfuel, wo ich gegessen hatte, nach Hause kam, fand ich Deinen Brief vom 7ten, der mit der Post gekommen war, und aus dem ich denn nun wohl sah, daß ich

noch recht gut hätte schreiben können, ja es wohl noch öfters können würde. Ich war unröstlich darüber, daß nun Otterstedt Dir sagen müßte, für Dich sei kein Brief dabei; dies und noch mehr der trübe, in unbestimmter Aengstlichkeit beunruhigende Ton Deines Briefes, seine besorgnißvolle Heftigkeit, zu der ich alles sammelte, was in früheren Briefen dieser Art vorkam, brachte mich zuletzt außer Fassung, und ich brachte den größten Theil der Nacht, halb unter aufschreckenden Traumbildern, halb schlaflos unter großen Sorgen zu! Die Sonne brachte mich wieder, wie Goethe sagt, auf meine Füße, und, obwohl noch weich und reizbar in dem liebeschmerzlichsten Herzen, das in dem warmen Herbstgöttertag nur unbefriedigte Ahndungen und ungewordene Möglichkeit der schönsten Gegenwart empfindet, bin ich doch wieder thätig zusammengenommen, und sitze hier emsig, und schreibe an Dich, Geliebteste, das Versäumte nachzuholen, und Dich zu beruhigen und zu trösten! Auf diese Art thu' ich es auch mir! O was hab' ich diese Nacht für schwarze, lähmende Gedanken gehabt, in welche Nichtigkeit des Daseins war mir alles verloren, und wie sucht' ich in Thränen die Ansicht zurück, in der die Jugendaugen wohl sonst das Leben zauberisch erblickten! Einmal wacht' ich im heftigsten Schreck auf, es war mir, als hättest Du mich, in der Thüre stehend, stark angerufen, aber nicht hier, Du warst in Frankfurt, und wolltest mich nur, wie einen, der vergeßlich säumte, erinnern, daß ich bei Dir sein müßte! Liebste, gütigste Rahel, vergieb mir das Geschwätz; ich fühle mich kindisch hingezogen es Dir zu sagen, und bin fast neugierig zu erfahren, ob Du in dieser Nacht vom Dienstag auf den Mittwoch ganz ruhig warst?

Du lässest mir noch die Hoffnung Dich hier zu sehen, geliebteste Rahel: indem ich sie dankbar festhalte, hat sie aber sich schon verändert, sie ist von den schmerzlichsten Empfindungen angenagt, und ich finde in dem Ueberlegen des Geistes keine Erfrischung für sie. Ich konnte und durfte hoffen, aber ich mußte es aufgeben, ich that es mit liebevoller Geistesfreiheit, nun zu neuem Hoffen durch tausend Freudenschreie, in meiner Brust von Deinem Briefe erweckt, aufgerufen, muß ich wieder zu stiller Haltung mich leise zusammennehmen; ich kann jetzt nicht mehr jene erste Hoffnung wiederfinden, und ich traue nicht dem kündigenden Sonnenschein. Dazu kommt, daß die äußeren Umstände mit

Dir und mir ein tückisches Spiel treiben; die Sicherheit der Wege glaubst Du mir anfangs nicht, und ich selbst muß unglücklicherweise Dinge schreiben, die meinen Versicherungen zu widersprechen scheinen; dann willst Du kommen mit Ballentin's, und die reisen plötzlich ab, mit Anderen, die verhindert sind, zuletzt mit der Ministerin Bülow, und die war schon früher hier, als Dein Brief! Alle seh' ich ankommen, ja hin- und wieder reisen, alle Frauen, alle Leute, deren Gesellschaft Dir, wenn Du sie gefunden hättest, recht gewesen wäre, und nie trifft es sich, Du Arme härmst Dich indessen in Frankfurt ab, und es will sich keine Anstalt ergeben, keine Förderung! Inzwischen ist die Zeit großentheils vergangen, und es bleibt am Ende für die größte noch mögliche Anstrengung, für den herzhaftesten Entschluß und die unangenehmste Beschwerde zum Preise vielleicht nur der Verdruß, nach wenigen Tagen im allgemeinen Aufbruch wieder fortreisen zu müssen! Du verzeihst es mir', geliebteste Rahel, Du siehst keinen Mangel an Herzenskraft und Liebesinnigkeit darin, wenn ich die Hoffnung, Dich hier zu sehen, nicht mehr mit dem anfänglichen Feuer und Einbildungsglanze hegen kann? Das Herz thut mir zu weh, ich darf gar nicht daran denken, mit welchem Blitzstrahle der Seligkeit mich Dein plötzliches Hereintreten entzückte! Deine Gegenwart erhöbe mich in den Himmel! Dein Kommen jetzt regt alle Wehmuth in mir auf, Dich so lange vermißt zu haben, und dann doch nur nach vielem Ungemach und unter vieler Unlust der endenden hiesigen Dinge zu besitzen! Ich betheure Dir, geliebteste Rahel, daß ich weit entfernt bin, Dich zu beschuldigen; Du weißt es ja, ich war im voraus einverstanden mit allem, was Dir recht sein würde, denn ich will nichts anderes; ich muß allen Gründen des Augenblicks beipflichten, ich weiß, daß Du in jedem Recht hast, und das ist ja meine Freude, mein höchster Triumph, daß ich Dich nicht in der traurigen Nothwendigkeit sehe, das gestern Richtige in dem morgenden Handeln befolgen, ein Resultat der früheren Ueberlegung zur Richtschnur der späteren nehmen zu müssen! Diese Freiheit möcht' ich Dir vor allem errungen haben, durch unser Verhältniß noch mehr, als durch die armseligen Mittel, die ich Dir bis jetzt nur zu Gebote stellen kann! Ja, meine theure, meine einzige Rahel! ich bin Dein wahrer, einsichtiger Freund! ich möchte die Lobsprüche, die Du mir giebst, verdienen! ich fühle mein ganzes Wesen davon erschüttert, wenn Du

mich Deinen Freund nennst; das Wort trifft mich, wie der elektrische Funken das Eisen, ich bin sein Gebiet! Ich muß Dir aber auch mein ganzes Inneres ausschütten! Ich muß Dir doch sagen, was mich schmerzt! Du bist ja nur die Vermittlung, nicht die Ursache des schmerzlichen Leids! Ich will und kann Dir auch jetzt, geliebteste Rahel, nicht sagen, was Du thun sollst, nicht zureden zu irgend etwas anderem, als: thue, was Du thust! ich will Dich nicht anders, die Muse befehle Dir allein, was Du thust, ist mir recht! Aus vernünftigen Gründen könnte ich Dir rathen, mich in Frankfurt abzuwarten, ich gestehe Dir selbst, daß ich die Hoffnung, Dich hier zu sehen, ungläubig hege: aber Dir positiv zu schreiben: komme nicht! das ist mir unmöglich; mein ganzes Herz sträubt sich dawider! Ich will es Dir, den Umständen, dem Wetter und allen Einflüssen der Gedanken und Neigungen anheim stellen, ich kann nichts thun; das Deinige ist mir in allem recht. Auch Dein Schwanken tadl' ich nicht, ich finde es ja so natürlich! Ich weiß ja, wer Du bist, liebes, holdes, reizbares Wesen, empfänglichste, zarteste Natur! ich weiß, daß Du nicht reisen kannst, wie Andere, daß Du alles höher empfindest, das Gute, wie das Schlechte! Nur eines bitte ich Dich, geliebteste Rahel, meine theure Freundin! wenn Du in Frankfurt mich abwartest, so reise in den Rheingegenden; mache eine Fahrt zu Wasser, bis Koblenz wenigstens, Julchen macht sie gewiß gerne mit: ich bitte Dich, es wird Dich ungeheuer erfreuen! Lasse Dir meine Bitte zu Herzen gehen!

Wie schön schreibst Du mir über die freien Reichsstädte! wie treffend über Berlin und seine Gegend in Vergleich mit den üppig begabten! Nur was Du über Goethe'n schreibst, daß Großes unerreicht im Leben zurückbleiben müsse, wenn dies nicht an Bedeutung verlieren solle, freut mich nicht in der Anwendung, die Du davon machst, so sehr ich die Tiefe der Betrachtung darin bewundere! Ich schreibe hier nur erwähnend davon, damit Du nicht denkst, ich übersehe alles Herrliche, was Du mir, Verschwenderin! schreibst! Deinen Brief an Goethe finde ich, dem einmal gefaßten Vorsatze nach, ganz vortrefflich; ich würde aber den Vorsatz nicht so streng haben; doch das wäre eben meine Sache, ich finde, daß Du die Deine mit der schönsten Grazie führst.

Daß Du mit mir nach Berlin reisen willst, macht mich ganz glücklich! Liebe, theure Rahel!

Ich führe hier ein trostloses, zerrissenes, unfruchtbares, in keinem Augenblicke befriedigtes Leben! ich will mich schadlos dafür halten in Deiner lieben Nähe! Sieh, ich brauche daran, nur recht daran zu denken, und gleich wird mir heiter und fröhlich zu Muthe! Liebenswürdige Rahel, wie lächelt mir Dein Bild entgegen! — Könnte ich nur besser arbeiten hier, aber mein angefangenes Buch steckt schon früh. Es ist auch nicht gut anders möglich, bei der Ungewißheit in allem. Den Kanzler seh' ich jetzt wenig, ich bin doch ungehalten auf ihn, er zwingt mich dazu, trotz meiner Zuneigung für ihn.

Ich hoffe, es ist hier bald alles vorbei, die Monarchen sind von der russischen Revue zurück, und die Geschäfte können jetzt bald beendigt sein. Ende September ist doch wohl noch zu früh, aber die Mitte Oktober muß meines Bedünkens die Abreise herbeiführen. Willst Du noch kommen, Geliebteste, so ist alles noch auf 14 Tage wenigstens zu genießen; Deine gute Wohnung erwartet Dich; italienische Oper, Theater, Spaziergänge, Kunstwerke. Die italienische Oper war eingegangen, und fängt erst wieder an; neulich war das matrimonio segreto, ohne daß ich's wußte, was mir sehr leid war, meine liebste Musik!

Leb wohl, geliebte, theure Rahel, der ich gar nicht sagen kann, wie lieb ich sie habe! Leb wohl, sei gesund, und vergnügt! Habe mich lieb!

Ewig Dein treuer

Varnhagen.

Stein ist schon abgereist, um seinen Ruf sicher zu stellen. Wilhelm Humboldt war krank, Alexander Humboldt ist mit ungeheurem Hasse belastet. Gentz seh' ich nicht. Adam Müller ist noch hier. Meierewitsch war gestern bei mir, er grüßt tausendmal! Die Goldstücker ist noch hier, mit nicht viel Hoffnung! Sie dauert mich sehr!

Tettenborn soll morgen kommen; seine Frau ist von einem Sohne glücklich entbunden.

An Rahel.

Paris, den 13. September 1815.

Mittwochs Nachmittags gegen 2 Uhr.

Geliebte, theure Rahel! Eben habe ich einen Brief beendigt, den ich auf die Post gebe, und den Du daher schneller, als diesen bekommen wirst, den ich zu den Zeitungen an Otterstedt mit einlege, damit Du auf jeden Fall Nachricht von mir habest! Ich habe Dir geschrieben, Geliebteste, wie ich alles empfinde: ich habe Dir mein Leid, meine geringe Hoffnung, Dich hier zu sehen, geklagt: Du wirst mir nicht zürnen! Ich gebe Dir in allem, unbedingt, Recht; ich will, daß Du mit Freiheit jedem Antriebe folgen könnest, und nicht im Regen ausführest, was Du im Sonnenschein beschlossen. Ich tadle Dich auch nicht, wegen des Schwankens, in welchem ich freilich mit meinem armen Gemüthe von Einem Aeußersten zum Anderen geworfen worden: ich sage nur, was mir weh thut, sonst seh' ich sehr gut ein, daß Du nicht schwankest, sondern die Wogen, die Dich umschlagen. Geliebte, theure Rahel, meine geliebteste Freundin, ich betheure Dir, daß ich nur Liebe zu Dir empfinde, und Dich beschwöre, jedesmal zu thun, was Dir im Sinn ist! Es ist das einzig Rechte, auch für mich. Schreibe mir aber nicht so sehr hypochondrisch, ich halte es dann gar nicht aus, und habe dann gleich statt Blut Wasser in den Adern, daß ich ganz wie vernichtet bin! — Ich glaube nicht, daß unser Aufenthalt sich noch über die Mitte Octobers hinauszieht, wenn gar bis dahin. Kömmst Du, Geliebteste, so findest Du alles bereit; ich rathe Dir nicht zu, aber mein Herz sträubt sich unüberwindlich dagegen, Dir abzurathen. Ich fürchte nur immer, Du findest für das Ungemach keinen Ersatz; denn mich bring' ich nicht in Anschlag. Folge Deiner Eingebung, lasse Dich von den Eindrücken der Umstände und Gelegenheiten leiten: sei ganz frei, und liebenswürdig in Deinen Entschlüssen! Könnte ich Dir mein Herz aufschließen! ich liebe Dich unaussprechlich, und in nicht schlechtem Sinne, ohne Eigensucht, frei und edel, es ist das Beste in mir! — Deine lieben Briefe vom 30sten, 2ten, 5ten und 7ten sind in meinen Händen; letzteren bekam ich gestern von der Post. — Von

Bemme habe ich einen Brief, daß ich mich ſchämen muß. „Genie, Scharfſinn, Vortrefflichkeit", „gänzliche Beiſtimmung", dann ſchließt er: „Meine Frau und Tochter, welche letztere ihrer Erlöſung immer nur noch entgegenſieht, danken für Ihr freundſchaftliches Andenken, und empfehlen ſich Ihnen und Ihrer Frau Gemahlin, die ich um Erhaltung Ihres Wohlwollens ergebenſt bitte." Das geht Dich an, mein liebes Rahlchen! drum ſchreib' ich's ab. — Better ſagt mir, die Schleiermacher ſpreche mit der größten Liebe und höchſten Bewunderung von Dir! — Eben verläßt mich Grunner, der mich öfters beſucht, und zu ſeinen vertrauteſten Freunden zählt. Jahn iſt hier, der Theater-Schulz, Dr. Meyer vom Schinkenplatz, Rieſewetter und die Friedländer etc. Tettenborn ſoll morgen kommen! Darauf freue ich mich! Hedemann, Meierewitſch, der in 8 Tagen nach Frankfurt reiſt, Bentheim, Karl Müller, alle grüßen Dich! Lebe wohl, geliebteſte Rahel, einzige Freundin!

Ewig Dein treuer

Varnhagen.

Ich ſoll bei Pfuel eſſen, gehe aber vielleicht zu Jertis; die wartet recht auf Dich! Adieu Geliebteſte!

Die Mendelsſohn ungekämmt und doch friſirt! Das findet die Jertis himmliſch! ſie hat jene Frau einmal in Frankfurt geſehen! Ich ſah ſie hier noch nicht; ich thue ihr etwas.

An Rahel.

Paris, den 14. September 1815.

Donnerstags Mittag.

Geliebte, theure Rahel! Ich muß Dir durchaus heute einige Worte ſchreiben, und Dir ſagen, daß ich geſtern Abend Deinen lieben Brief vom 8ten erhalten habe, nachdem ich Dir den Vormittag zwei Briefe geſchrieben, einen mit der Poſt, den anderen mit dem Kourier. Die trübe, ſchwere Stimmung der Nacht, in deren Nachwirkung ich noch geſchrieben hatte, iſt Deinen lieben, theuren Worten von geſtern Abend gleich ge-

wichen, ich war fröhlich mit Deinem Brief, und seinem guten Inhalt, schlief sehr gut, und wachte munter auf, von den regsten Gedanken an Dich erfüllt! Geliebteste Rahel, Deine Briefe machen mein Wetter, sie sind mächtiger als alle nächste Umgebung; möchte diese noch so hell sein, eine dort oben herziehende Wolke hüllt sie gleich in Dunkel. Wie lieb' ich Dich erst, wenn Du fröhlich bist, und heiteren Himmel über mich ausbreitest! Ich will ihn mir hiemit aber keineswegs bestellt haben; ich stehe auch recht gut in Regen und Gewitter! Mich freut es in innerster Seele, daß Du noch in Frankfurt bist, ich habe kein Gefühl in mir, das sich dagegen auf die Wage stellte, und bei einem guten, Dich erfreuenden Begegniß, hört mein Sehnen für den Augenblick auf, ich fühle dann nicht mehr, daß Deine Entfernung mir schmerzlich ist. Solch reine Theilnahme kann ich für das schöne Glück hegen, das Dir in Goethe's Besuch geworden ist! Du liebe Rahel, Du nimmst es so hoch, mit Deinem reichen, liebeerfüllten Herzen, so groß und schön, daß ich davon mehr, als von der Sache selbst hingerissen bin! Wie herrlich treffend und anschaulich giebst Du mir von allem Bericht! Du habest Dich schlecht betragen, meinst Du? ich glaub' es nicht, aus dem, was Du sagst, geht es mir nicht hervor; die Umstände waren freilich verdrießlich, aber was konntest Du bei den besten Umständen in der kurzen Weile mehr thun? da kein Ereigniß die Unterredung veranlaßte und auf einen besonderen Standpunkt stellte? Fordern der nur hättest Du sein sollen, ihm die Persönlichkeit (die er doch nicht ahnden kann bei allem besten Schließen aus dem, was ihm schon bekannt ist, von Dir bekannt ist und überhaupt) vor Augen bringen sollen, und stolz bei jeder Gabe zugleich das Bewußtsein des Werthes derselben zeigen. Das ist aber Deine Sache, er weiß nichts davon; Du allein weißt es, wie Du mit Recht sagst, und bloß für Dich insgeheim ist es wahr, Du hättest Dich anders aufführen können — ob besser, ist vielleicht noch die Frage. Nun, da nur die Bahn einmal gebrochen ist, wird sich das Uebrige schon finden, verfolge sie nur, besuche ihn wirklich, geliebteste Rahel, und überlasse nicht alles den Zufälligkeiten der Umstände. Ich bin sehr davon erregt, daß er sich nach mir wohlwollend erkundigte, höchst geehrt von seinem Gruß! Ich trage Dir auf, liebe Rahel, Goethe'n zu sagen, daß ich mit tiefer Verehrung für das gütige Wohlwollen, daß er mir schreiben gewollt, danke, und mit Un-

gehalt den Augenblick erwarte, wo mir endlich vergönnt ſein würde, ihm perſönlich meine Ehrfurcht zu bezeugen, und wie ſehr es mich geſchmerzt, bei meiner letzten Durchreiſe durch Weimar, wo ich mit dem Fürſten Schwarzenberg bei dem Großherzog geweſen, in dieſer Hoffnung getäuſcht worden zu ſein. Das beſtellſt Du ihm, Rahel! Und, wenn er ſie bei ſich hat, ſo mögeſt Du ihm auch die damals überſchickten Papiere wieder abnehmen; oder wenn Du das nicht willſt, ihn doch fragen, ob ihm fernere Mittheilungen dieſer Art angenehm ſein würden? ich hätte noch großen Vorrath.

Du lieber Narr putzteſt Dich alſo nachher? Rahel, ich küſſe Dich todt! Du liebe, liebe Närrin! Indeſſen iſt es ſo unverſtändig doch nicht! Ich möchte Dir gleich die prächtigſten Sachen ſchicken, das ganze Palais Royal auskaufen. Auch Ringe und Deſen zu Geſchenken; mir wäre z. B. ſehr angenehm, wenn Du als Fürſtin Goethe'n beim Abſchiede zum Zeichen der Zufriedenheit einen koſtbaren Ring zuſtelleſt! Spotte nicht; Du biſt mir doch tauſendmal lieber eine Fürſtin, als er ein Fürſt! (Ich hatte ſtatt „lieber" das Wort „eher" geſetzt; das will doch hier unangebracht bleiben.)

Ich **hoffe** jetzt ſogar, Du bleibſt in Frankfurt! liebe, liebe Rahel! möcht' ich bald zu Dir kommen! Frau von Buſch freut mich auch! Die gute Auguſte iſt recht brav! Sie hat an Bentheim geſchrieben, ſie würde nach Stuttgart gehen, aber der Brief iſt ſchon ſehr alt, und neuere fehlen ihm; er fragte mich, ob ſie wohl Geld brauchen möge? ich ſagte, ich wiſſe es nicht! mit Bedacht! Ich habe durch ihn erfahren, daß der gute Liebich ſo ſehr krank geworden, daß die Frau das Theater förmlich übernommen hat. Will denn der Tod eine ganze Schauſpielertruppe zu irgend einem Feſtſpiel dort unten dies Jahr haben? Laſſe Dich nicht erſchrecken, geliebteſte Rahel! Wir **leben**! laß uns dieſem Zuſtand jetzt entſprechen, wie dem künftigen künftig! Meine liebe, theure Rahel, wie drück' ich Dich an mein liebeſchlagendes Herz!

Ich aß geſtern bei Pfuel, wo auch Koreff war, mit dem ich einen Zank hatte, den ausfechtend und ausgleichend wir bis ſpät auf dem Quai hin und wieder gingen. Er hatte mir etwas mich Betreffendes halb geſagt, und wollte es nicht ganz ſagen; ich war ſcharf, er weinte faſt, ich thäte ihm Unrecht, er berief ſich auf zehnjährige Liebe, die er innig zu mir getragen, rief Dich zum Richter an zwiſchen uns: ich war auch

weich, aber scharf mußte ich bleiben, er bekannte seinen Fehl, sagte mir alles, und wir schieden versöhnt: es war gar nichts Bedeutendes, doch hatte es ihm so geschienen, und er hatte mir allerdings einen Dienst erzeigt. Später besucht' ich noch die Mendelssohn einen Augenblick; sie litt an Zahnweh; sprach von ihrer Schwägerin, schlug mir vor, einen Tag mit ihr hinzugehen, was ich aber ablehnte: nach allen Reden kam es übrigens ganz so heraus, als nähme die Schwägerin an Dir wie an mir das größte Interesse, und glaubte alles in Ordnung und Freundlichkeit gemacht zu haben; das ist es eben! solch ein Thier hat keinen bösen Willen, aber ist ein böses Thier, und hat Pfoten, statt Hände!

Ueber die Sachen hier kann ich heute nichts Neues schreiben, es ist nichts vorgegangen. Die Geschäfte spinnen sich langsam an und ab. Ich hoffe doch, daß zur Mitte Oktober alles vorbei ist.

Viele herzliche Grüße an Otterstedt; seine Sache steht so gut, wie sie stehen kann. Sag ihm das.

Tettenborn ist noch nicht hier; er wird in Stein's Quartier, nicht weit von mir, wohnen.

Lebe wohl, geliebte, theure Rahel! Einzige, theure Freundin! Reise ja in der Gegend umher, ich bitte Dich! Du wirst doch Goethe's Weisung befolgen! Sei vergnügt, Geliebteste!

Ewig Dein treuer

Varnhagen.

Ich bin ziemlich gesund und munter heute; das Wetter warm; vielleicht geh' ich mit Stägemann's heute Abend nach Ruggieri zum Feuerwerk, Herwig hat in ihrem Leben noch keins gesehen. Adieu, geliebteste Rahel, ich umarme Dich! Dein Auguste! — Ich werde eben zum Fürsten eingeladen. — Adieu! —

Wie thöricht! wir hätten schon lange bloß mit der Post schreiben sollen!

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MÜNCHEN

An Varnhagen in Paris.

Frankfurt a. M., Donnerstag früh 9 Uhr, den 14. September 1815.

Heller Sonnenschein; wie ohne Lunge, ohne Atem mit Götter-Menschen.

Heute nur einen Gruß, mein theuerster Auguſt; und weiter nichts, als daß ich lebe und erstarre, wenn ich z. B. höre, die russischen Truppen blieben doch noch in Frankreich; wie mir gestern Abend Graf Rhevenhüller sagte; so groß ist mein Verlangen nach Dir, mein Bedürfniß, daß Du bei mir seiest; es ist nicht Zärtlichkeit allein, es ist auch Lebensbedürfniß des Lebens überhaupt, des Mittheilens, die Furcht, die Monarchen möchten noch wegen des südlichen Frankreichs zögern. Ich halte drei den Tumult, aus verfahrten Ursachen, mehr für einen genommenen Vorwand, und von Paris aus unterstützt, und fomentirt. Du wirst alles besser wissen. Nur nicht mehr lange bleiben! Das ist mein einziger Gedanke, mein Gebet, mein Rechnen, mein Hoffen, der ganze Pendel meiner Ueberlegungen.

Gestern wollte ich gerne ein wenig in die Luft, weil die Sonne, so lange sie währt, ohne mich zu bescheinen, nicht gut auf mich wirkt. Julchen Saaling konnte nicht mit; weil sie beinah nie kann; vor Lektionen, Geniren mit und ohne Grund, etc. mündlich. Ich ging also, wie die Sonne schon ganz weg und der schöne Mond da war, Otterstedt's hatten mich durch einen unzeitigen Besuch, auch noch über Gebühr, sowohl als die Korrespondenz mit Julchen, aufgehalten, mit Tore und Johann an's Ufer, und ließ mich auf dem Main fahren. Göttlich war der Abend. Ich wünschte nur Dich, und klagte, daß einem das Leben wegrinnen muß in lauter Bereitung dazu. Kurz, ich war vorher nicht ganz wohl gewesen, und ruminirte auf dem Wasser, in den Scheinen und Lichtern, in dem Lärm bei der Stadt, und in der Stille von der Stadt genug. Rief Dich! forderte Dich, erbat mir Dich. Ich ging einen schönen Weg das Ufer entlang über die Promenade zu Klärchen Herz. Die lag im Bette; da war Graf Rhevenhüller in einem anderen Zimmer, mit dem ging ich nach Hause, wollte noch Zeitungen lesen, las zwei. Und schlief dadurch die Nacht nicht. Abends darf ich leider gar nicht lesen. Kann also auch schlecht

allein sein. Mit Otterstedt's ist, trotz ihrer Güte gegen mich, nicht zu leben, so bedingt ist ihre Zeit, und so ganz ungesellig ihr Leben; besonders ihre Abende. Schlesser's hatten gestern wieder Otterstedt's gebeten und nicht mich. Die laufen mir, wenn es so kommt, nicht umsonst in's Garn. Mein Schiffer hielt vor ihrem erleuchteten Gartenhause, wo im ersten Stock die vielen Lichter hinter den geschlossenen Fenstern brannten: ich freute mich, nicht neben den Spieltischen zu sitzen; aber sie müssen es doch büßen.

Von Auguste Brede habe ich noch keine Antwort über die zwanzig geschickten Louisd'or. Frau von Busch aber hat mir gesagt, sie käme hier durch nach Stuttgart, und wolle sogar hier frieren. Also erwarte ich die jeden Tag. Es freut mich sehr, sie zu sehen. In das Theater, obgleich ich bei Otterstedt immer einen guten Platz habe, kann ich, des üblen Geruchs wegen, nur selten den Entschluß dazu zusammenbringen. Sogar Opern versäume ich. Stücke, ohne eine Schröder, kann ich gar nicht mehr sehen. Adieu, mein Auguste. Um 10 reist Herr Perez, und ich muß noch einen Auftrag Otterstedt's an Jette Mendelssohn schreiben. Adieu, adieu! Gott schicke Dich kalt!

Deine R.

Grüße Kreeff! den möchte ich auch sprechen. Ich bin aber nicht krank, bilde Dir nichts ein. Glück auf den Weg Deiner Rechte! Die Kanaille ärgerte mich. Lebe wohl, adieu, adieu! Kauf mir nicht alle Saiten so prächtig! Frage nur die Juden, wenn Du vor Deiner Ankunft etwas herschicken willst: Perez, Delmar z. B. — Adieu! — Nur nicht Ezechel. Der windbeutelt, und nie sieht man's wieder. Auch nicht Caparece.

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MÜNCHEN

Briefwechsel

zwischen

Varnhagen und Rahel.

Fünfter Band.

Aus dem Nachlaß Varnhagen's von Enſe.

Briefwechſel

zwiſchen

Varnhagen und Rahel.

Fünfter Band.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.
1875.

Das Recht der Uebersetzung ist vorbehalten.

1815.

An Rahel.

Paris, den 16. September 1815.

Sonnabends Nachmittag.

Ein gräuliche Hitze, zum Verſchmachten drückend! Ich komme eben nach Hauſe, meine geliebte, theure Rahel, und muß kalt wieder aus, zu Pfuel, wo ich eſſen und Tettenborn finden ſoll, der bei mir war, während ich ihn bei ihm aufſuchte, und den zu ſehen ich noch begieriger bin, da er nur bis übermorgen bleibt; ſeine Frau hat in München einen Sohn geboren, dem Alexander ſeinen Namen und einen großen Diamant geſchenkt hat. Ich kann Dir heute, meine einziggeliebte, theuerſte Rahel, nur wenige Worte ſchreiben, dieſe wenigen durft' ich aber nicht verſchieben. Höre nur! Vorgeſtern aß ich beim Kanzler, Bentheim war auch dort, Gneiſenau, Jahn etc. Der Kanzler ſagte mir die artigſten Sachen, klagte, daß er mich ſo ſelten ſehe, und nahm mich überhaupt ziemlich hoch, das nur nebenher!), nach dem Eſſen ſagt mir Stägemann, ihn habe jemand verſichert, Pauline*) ſei in Paris, und zwar bei Gentz, zu finden; ich ſchreibe geſtern an Gentz durch die kleine Poſt, ein paar Worte trocken und etwas ängſtigend; heute bekomme ich beifolgende Antwort, die Dich ergötzen wird; ich glaube natürlich es ſei ein leeres Gerücht geweſen, und gehe zu Stägemann hinauf, ihn davon durch Gentz'ens Brief zu überzeugen, bei ihm finde ich Eckarſtein, der mich eben verlaſſen hatte, und Rieſewetter; beide haben Paulinen geſprochen, ſie iſt mit zwei

*) Pauline Wieſel.

Engländerinnen hier, und soll, wie die Leute sagen, sich für eine renegat Bekehrte ausgeben, worauf denn die schlechtesten Witze gegen sie gemacht wurden, Plattheiten, daß ich mich ärgern konnte, aber nicht wollte, beiden hatte sie gesagt, sie wolle mich besuchen, sie habe an Gentz zu schreiben wegen eines Geschäfts, hatte ihre Wohnung genannt, die aber niemand behalten hatte, auch Ekartstein nicht, der einige Vorliebe für Pauline zu haben schien, und nicht mitschimpfte, wie Kiesewetter, Dr. Meyer, Ziechel etc., er will aber alles aufbieten, um sie mir zu verschaffen. Nun bin ich in äußerster Ungeduld, und kann es kaum erwarten Paulinen zu sehen, ich möcht' Dir gleich heute von ihr schreiben; es ist mir, als hätte ich einen Fund für Dich, geliebte, theure Rahel, einzige Freundin! ich gehe ihm nach, als wär' es mein eigenster Geschmack, da ich doch selbst noch ungewiß bin, wie ich mit Paulinen mich finden kann: aber es ist mir niemand jetzt in Paris wichtiger, um Deinetwillen! ich theile Deine Neigung unbedingt! Geht es mir doch mit Meierewitsch eben so! Wie gesagt, ich bin ganz unruhig, und das einzige tröstet mich nur, daß Pauline von mir weiß, und mich besuchen will. Wie es mit ihr steht, wohin sie will, wie lange sie bleibt, alles meld' ich Dir unverzüglich! Liebe, liebe Rahel, es ist ein Fest für mich, Dir zu dienen! Sieh, das hast Du nicht gedacht, daß ich Dir auf die Fintung Goethe's durch die Fintung Paulinens eine so bedeutende Wettmachung bieten würde! Ich brenne vor Ungeduld Dir mehr zu schreiben!

Der Kanzler hat mir selbst gesagt, in diesen Tagen würde alles entschieden, und er sei deshalb übermäßig beschäftigt. In drei Wochen gehen wir wohl spätestens fort; Gruner sagt mir, der russische Kaiser wolle durchaus noch vor Eröffnung der Kammern, also vor Ende dieses Monats, fortgehen. Ich glaube nun selbst, daß es Ernst wird. Die Sachen sind auch so schlecht gerathen, daß sie des längeren Bleibens nicht mehr werth sind! Es wird große Unzufriedenheit bei uns geben. Wie wird es nun mit Deinem Kommen? ich weiß nichts darüber zu sagen. Die Sache scheint mir durch die erste Zögerung verdorben; ich rechne nicht darauf, das kannst Du mir nicht verdenken! Du hast gewiß in allem Recht, ich denke auf meine Ehre! nie anders: ich gebe Dir Recht, und segne Dich beifallwinkend in allem, was Du beginnst, geliebte Rahel! Bleibe dort, ich will mich gern zufrieden geben! ich will Dich aber auch mit Entzücken hier ankommen sehen, und kämest Du auch nur heute

an, um morgen wieder mit mir abzureisen! Vernünftiger ist es, Du wartest mich in Frankfurt ab; Du läufst sonst wirklich Gefahr, 180 Meilen umsonst gemacht zu haben! Sieh nur die Rheingegenden, ich bitte Dich, im Fall Du bleibst! — Vielleicht kann ich Dir morgen schon Näheres über Pauline schreiben; wie schön, wenn sich mit der etwas kombinirten ließe!

Lebe wohl, geliebte, theure, einzige Rahel! Grüße Otterstedt bestens! Behalte mich lieb!

Ewig Dein treuer

Varnhagen.

Daß ich Deine lieben, lieben Briefe vom 3osten, vom 2ten, 5ten, 7ten und 8ten habe, weißt Du aus meinem vorigen.

Ewig Dein

Varnhagen.

Ich umarme Dich, Geliebteste!

An Varnhagen in Paris.

Frankfurt a. M., Sonntag Mittag, nach einem schönen Regen, den 17. September 1815.

Lieber August! Was hat man für Agitationen! Und alles durch Briefe! Armer! Du hast sie auch! Gestern zeigte mir Otterstedt den kleinen Brief an ihn — das Datum weiß ich nicht mehr —, in welchem Du denkst ich komme, das war ein bitterer Moment für mich: weil ich dachte es schon überstanden zu haben: aber ich faßte mich zusammen, nahm es hin, weil es so kommen mußte, und ich es in diesem Sinn verdient hatte; und bildete mir ein: nun hat er schon die Briefe, die ihm sagen, daß ich nicht komme. Nachmittag erhalte ich einen zweiten Brief von Markus, ohne auf den, welchen ich Dir geschickt habe, geantwortet zu haben: ich wollte es diesen Morgen thun, als ich einen dritten von ihm erhalte mit der Einlage der Liman, die ich mir gleich vornahm Dir zu schicken. (Ein Meisterstück von starkem, vorausgesetztem Schmerz.) Hier ist er, ermesse die starke Bewegung; ich antwortete ihr gleich, wiewohl ich noch nicht weiß, wann Mad. Telmar einer Unpäßlichkeit wegen nach Berlin geht; sie wollte morgen, und er, sobald sie weg ist, Tag und Nacht über Metz nach Paris. Als der

Brief an die Liman fertig ist, fang ich einen an Markus an, der mich um Neues und Meinung bat: und als ich sechs Reihen geschrieben habe, schickt mir Ottersiedt Deinen vom 12. an ihn, der mit der Post kam: wo Du von dem Kummer und den Schrecken sprichst, die ich Dir durch meinen Wankelmuth, laß es mich so nennen, denn so scheint es, mache. Laß es Dir nicht leid sein, Dich zu beklagen: laß es Dir lieb sein, daß ich sie lese, diese Klage. Ich nehme sie in Liebe auf: und grämе mich auch nicht mehr, als recht ist.

Ich muß Dir doch, um Dir die Art meiner heutigen Perioden und Phrasen zu erklären, sagen, daß ich, schon mehrere Zeit, bei allem Ausgehen am Magen leide, der mich immer zunehmend inkommodirte, und mich im Ganzen äußerst schwer machte. — Als es vorgestern deutliche Magenstiche wurden, die von Zeit zu Zeit kamen, spürte ich große Erleichterung im Gehen. Gestern kamen die Stiche häufiger, aber ich ging doch im schönsten Wetter und wohlverwahrt aus, und fuhr auf dem Main, mit Julchen Saaling und allen Kindern: göttlich, dachte ewig an Dich, und feierte Dich von den Göttern, der Nacht, der Sterne, des Monds, und allen guten Einflüssen. Ich hatte unterwegs seltener Stiche, und trank in einem Garten Kaffee, weil ich mit Bedacht den Tag nichts gegessen hatte, um dem Magen Zeit zu geben, und die große Spannung nicht zu befördern. — Seitdem ist das Gros des Uebels weg; nur noch ein Gefühl, mich entsetzlich hinten über zu biegen, welches ich schon die ganze Zeit kenne; auch schon öfter umgekehrt, nämlich, daß ich den Leib einziehen muß, gefühlt habe: im Ganzen war ich so attalirt heute, und alterirt, als hätte ich viel ausgestanden, und das ist doch nicht wahr; ich fühlte ein krampfhaft rheumatisches Hautspannen — woran ich vorzüglich jetzt leide — am ganzen Körper, besonders an den unwilligen Stellen. — Heute blieb ich auf dem Kanapé, mit Betten, angezogen. Und da kamen all die Briefe. Ich war geeilt und schwach, und schwitzte sehr. Jetzt im Schreiben wird mir besser. Ich genieße nichts, als dicke, ziemlich dicke, Grütze in Bouillon. — Also verzeihst Du mir die häßlichen Phrasen, und versiehst sie: hinter ihnen sitzt viel Liebe! Und ich glaubte noch immer, Du kommst im Oktober, sonst verging ich. Schreib mir nur wieder, liebe Seele! wirklich meine Seele!

Frau von Krüdener kenne ich sehr gut persönlich, seit langen Jahren, aus Teplitz, wo sie schon petite maitresse, mit

achtzig neuen Kleidern — vierzig aus Paris und vierzig aus London — war, mit Pelzen im Sommer, einem emigrirten Abbé, Nervenzuständen, Einsamkeit, Korrespondenzen, Bizarrerien, aber in einer sehr angenehmen Art hübsch, und Tournüre. Gewiß nun, nach Valérie, und der langen nicht fruchtbringenden Zeit, abgeschmackt und abgetragen; sie ist die Gönnerin des methodistischen Juden Aich, und gehört zu der Sekte in der Schweiz und England, und wer weiß wozu noch! Es geht ja herrlich in Paris! Ich möchte nur wissen, in wiefern jetzt Gentz Herrn Talleyrand für kindlich hält! Was sagst Du zu Würtemberg? Lies den „Rheinischen Merkur" vom 11. und 13. dieses Monats.

Weißt Du, was mir Markus heute schreibt? Schmalz würde gegen den Deutschen Bund (?) schreiben, und gegen Görres und Arndt auftreten. Mit dem Deutschen Bund muß er sich wohl irren. Schmalz aber wird schön bei Görres ankommen! Uebrigens muß man sehr ängstlich in Berlin sein, und Unrath merken; weil Ohme es mir schreibt, noch dreist scheint, aber doch auch fürchtet; dort weiß man nur erst, daß Rußland und England nicht mit uns ziehen wollte, aber nicht, daß wir Miene machten, allein zu fahren. Du wirst sehen, August, die Welt wird gegen England handlen müssen, wie es Napoleon allein, und vielleicht falsch that.

Also Friedrich Schulz ist in Paris. Ob er wohl klug genug ist, daß ihm das Gute am Theater gefällt! Ich weiß dies wirklich nicht. Delmar wollte morgen weg, wartet nun aber wieder wegen der Frau. Frau von Bülow ist noch nicht hier. — Es ist schon eine Broschüre vom Geheimrath Schmalz erschienen, schreibt Ohme. Lebe wohl! Werde mir nicht gram! Auch nicht einen Augenblick! Heute, nach dem schönen Regen, in dem grauen Tag, ging' ich gar zu gerne aus, ich könnte wohl: ich traue es mich aber nicht, und will mich schonen. Ach! kämet Ihr doch nur. Ihr richtet doch nichts aus. Adieu, adieu! Deine R. Sei gut! Nun bekomme ich noch in hundert Jahren keinen Brief. Donnerstag schrieb ich Dir auch. Mit einem schlesischen Juden, der Namen will mir nicht einfallen (Perez); Otterstedt besorgte den Brief. Adieu! Wenn ich lese, denk' ich auch an Dich: und schreibe dabei.

Montag Vormittag, den 18. September.

Ich bin schon bei Otterstedt gewesen, weil er Boten und Billette von mir mißverstand, nicht beachtete, und mir verkehrten Bescheid sagen ließ und schrieb. Nun war ich auch bei Mad. Delmar; sie reist morgen nach Berlin, er hat seine Pariser Reise wieder bis übermorgen verschoben. Ich schicke Dir also diesen Brief, der gestern mit Reisenden abgehen sollte. Heute war es wahrhaftig zum Schlagtreffen. Als ich das Paket an Ohme und die Liman in die Hand nehme um 8 Uhr, finde ich den Brief an Dich, den ich abgeschickt glaubte, und Dir habe ich der Liman Brief geschickt! (Ich bitte, sende ihn ihr gleich, mit einem Kourier. In Beihmann's Haus wohnt sie.) Ich hatte Deinen gestern zurückbehalten lassen, weil ich den, welchen die Liman mir geschrieben hat, einzulegen vergessen hatte: so geschah es in des Körpers und der Seelen Agitation. Ich beschwöre Dich nun, Dir etwa über meine hypochondrische Aeußerungen in diesem Briefe keine Gedanken zu machen. Du kennst mein Wogenartiges: in Augenblicken glaub' ich alles, wie alle Dichter, die Ver- und Erfindungslose! Gestern Nachmittag von halb 6 war Frau von Otterstedt bei mir, sie wollte mit mir ausfahren in dem Götterwetter, Julchen mit den drei jüngsten Kindern auch, die weinten, als sie nicht mitfuhren, das freut mich. Julchen blieb bis 8, Otterstedt's bis gegen 10. Heute ist die mildeste, koketteste Sonne, mit Nebeln und Weichen, auf dem neubelebten Boden, dem Grün, und allen Gegenständen, und ich fahre in jedem Fall in die reizenden Himmelsauen. —

Ich ängstige mich so, daß Du Dich über den Brief an die Liman ängstigen wirst. Auf Ehre, mir fehlt nichts Besonderes, und ich sprach nur im Ganzen von den Uebeln, die Du alle kennst. Auch wollte ich in meiner rage von Rührung Allen gleich antworten, wie ich es immer mache um es leer zu sein. Dadurch war ich in der Unpäßlichkeit exaltirt. Gott wollte haben, daß Dir der Brief zu Händen käme. Sei gescheidt, Güsteken! Minister Stein ist hier auf seinen Gütern, und meldete sich durch ein Billet an unseren Freund. Der meint ja, die Monarchen kämen noch diesen Monat! Ist es wahr, daß Talleyrand sich wieder hinter einen Gesandtschaftsposten nach Rußland retirirt? Wenn ich der Achtzehnte wäre,

müßte er bei mir bleiben. — Kommt denn Müller nicht? Adam. Adieu, Theurer! Deine R.

Ich habe Geduld, daß ich nun länger keine direkten Briefe von Dir habe; ich machte es ja selbst: und weiß doch von Dir und Deiner lieben Liebe! Adieu!

Montag 1 Uhr Mittag.

So breche ich meinen schon mit Johann auf der Treppe seienden Brief wieder auf! Deiner kam, vom 13. Theures Geschöpf, auf diesen Strom von Liebe vermag ich nicht zu antworten; die Kräfte und das Geschick des Schreibens fehlen mir, und ich bin hier kein reicher Künstler wie Du! Aber in einer Liebe antwortet Dir mein Herz, mit der Du zufrieden wärst; es wogt Liebe für Dich in meiner Brust, in meinem ganzen Wesen. Sei auch ruhig, mein einzigster Freund! Ich bin es auch. Ich erkenne ganz, ertränte sie in Liebe und Dankbarkeit, die Freiheit, die Du mir giebst: und will sie genießen; in jedem Sinn, das wird meinen August erfreuen. O, mein mit allen meinen Kräften nicht genug geliebter Freund! in welchen Worten schenkst Du mir diese Freiheit! mit welcher Einsicht! Aber auch Du bist frei; und wie Du einst sein könntest, mir leg' es in's Herz, und es wird gehegt, gut aufgenommen, was Du begehren und wünschen mögest! Du entschuldigst Dich noch! Sage, zeige mir alles; jedes Hoffen, jeden Schmerz, jeden Verdruß. Alle sind aus Deiner Liebe gemacht, die auch ich liebend verschlinge! Ich nehme alles richtig, willig, gut, mit Küssen auf! Ach, hättest Du doch diesen Brief erst! Fünf Tage geht er. Er muß auf die Post! Adieu, theurer Liebling. Ich erwarte Dich hier; Ihr kommt gewiß bald. Wie mir Dienstag Nacht war, kann ich mich nicht besinnen. Nun lese ich fünfzigmal den göttlichen Brief, vor dem ich mich schäme; und küsse ihn! und Dich.

Deine R.

Ich fahre mit Klärchen Hertz im schönen Thal umher. Adieu, adieu, Höre die Catalani. Genieße mir zu Liebe alles! Wetter, Luft. Und Gott führe Dich bald her! Dein, Deine R.

An Rahel.

Paris, den 18. September 1815.

Montag Vormittags nach 10 Uhr.

Geliebte, theure Rahel! Gestern sah ich Paulinen; Gentz schickte mir beifolgenden Zettel, den er von ihr erhalten hatte, gleich im Original zu. Ich mußte zu Hause auf Tettenborn warten, der mir gesagt hatte, daß er zu mir kommen würde, und gelangte erst gegen 3 Uhr zu Paulinen, die aber glücklicherweise zu Hause war, weil um diese Stunde Gentz ihr seinen Besuch angekündigt hatte, der aber ausblieb. Was soll ich Dir sagen? Der Anblick Deiner Freundin, die Fülle aller Erinnerungen einer Dir so reichen Zeit, rührten mich fast zu Thränen! Ich sprach einige Minuten, ehe ich meinen Namen nannte, der kaum heraus war, als Paulinе mit einem freudigen Schreck mich bei der Hand faßte, und neben sich niedersitzen hieß; ein tiefes abgewandtes, schnell umfassendes Ach! bezeichnete gleichsam eine Verwandlung, als träte nun etwas ganz anderes hervor! Sie fragte mit größter Liebe, mit wahrem Seelenbedürfniß nach Dir, erzählte mit dem frischesten Leben, mit karakteristischer Erinnerung von Dir, und — — hier bin ich durch Jung gestört worden, der mir Deinen lieben, herzerfreuenden Brief vom 12ten bringt, mit dessen Liebeswerten ich mich freue, wie ein Kind, der mich ganz beglückt, und in meinem Herzen Sonnenglanz erblühen macht! Geliebte Rahel, meine einzig theure Freundin! ich danke Dir! — jetzt höre weiter von Paulinen! Sie ist mit 30 geliehenen Louisd'or ohne Wissen der Mutter plötzlich hiehergereist, um Schuwaloff zu sprechen, der ihr geschrieben hatte, aber nicht, daß sie kommen sollte, und der nun einige Tage früher nach Petersburg abgereist ist; da sie ihn nicht findet, so will sie auch nach wenigen Tagen schon zurückreisen mit dem unglücklichsten Gefühl des Mißlingens! Sie wohnt bei einer Freundin, einer Französin, die in Egypten geboren ist, und äußerst freundlich mit ihr scheint, ein Verhältniß von der Art derjenigen, die starke Persönlichkeiten wohl außerhalb der gewöhnlichen Verhältnißrubriken eigenthümlich zu bilden und zu halten pflegen, es scheint mir keineswegs gemein, aber auch nicht edel und reth-

wendig. Diese Frau störte uns oft, sie schien vergnügt, uns sprechen zu hören, und ging ab und zu, so daß wir großentheils französisch sprechen mußten; ich war über eine Stunde da, Pauline immer außer sich, so oft sie auf Dich und auf die Vergangenheit kam, in Ausbrüchen von Erzählungen, schlicht hingesagt, und doch lyrische Klagelieder des vergangenen Glücks, im höchsten Styl, noch mit der Freude gepaart, doch glücklich gewesen zu sein. Dieser Unterschied, „damals war ich glücklich, wie hat mich der in meinem Glück gesehen!" und „jetzt bin ich nicht glücklich, mir geht es schlecht!" zog sich zuletzt von ihrer persönlichen Lage auf den allgemeinen Weltzustand hinüber, und ging durch das ganze Gespräch. Sie wahr sehr großartig in unscheinbaren Worten. „Innerlich", sagte sie, „bin ich fünfzehn Jahr, obwohl ich der Zeit nach alt geworden bin. Ich bin auch nie ganz unglücklich, und nie lange, jeder Glücksschein bringt mich wieder heraus, füllt mein Herz ganz, als sei das andere nie gewesen, und ich nehme das Glück nicht als Gebühr, sondern als Glück, das vom Himmel herabfällt, und Glück ist! So z. B. heute, daß ich Sie gesehen, daß ich so von Rahel gesprochen, ist mir ein solches Ereigniß, daß mir nun alles Unangenehme, was mir noch begegnen könnte, nichts ist, ich schreite drüber weg, wie über Wasser." Dergleichen sagte sie noch viel, sehr schnell hintereinander, oft zu mir gewandt, oft verloren sinnend zur Erde blickend. „Rahel hat Recht", sagte sie, „ich ertrage kein Unglück, und keine Langeweile, ich schaffe sie mir um jeden Preis fort." Ueber Deine Heirath wunderte, freute sie sich unaufhörlich; sie erinnerte sich meiner nun ganz gut, vom Grunewald her. Ich war tief angegriffen von der Gewalt der mir zuströmenden Gedanken und Betrachtungen. Sie hieß mich endlich gehen, weil sie sich anziehen mußte, ich soll aber alle Tage zu ihr kommen, und heute auch noch einen Brief für Dich erhalten, der aber erst morgen abgehen kann. Pauline thut mir schrecklich leid; sie ist sehr alt geworden, auch dick: ihr Gesicht hat seitwärts noch bisweilen den Schimmer zaubernder Liebenswürdigkeit, sonst aber sind ihre Züge häßlich gezerrt, ausgetieft, und selbst gemein, sofern sie die Forderung des edlen Ausdrucks noch erwecken und doch nicht erfüllen. Sie will nach der Schweiz zurück, wo es ihr himmlisch gefällt, wo sie wohlfeil lebt, und von Zeit zu Zeit nach Italien reist, von dem, was sie ersparen kann. Dich in Frankfurt zu besuchen, würde sie glücklich machen; wenn Du

dert länger bleibst, will sie es von der Schweiz aus möglich machen. Sie thut mir schrecklich leid. Wie sie ist, kann man ihr, ohne Riesenkraft an Geld und Unbekümmertheit um die Welt, nicht helfen; sie hat letztere gewiß mehr, als je, sie hat gar kein amour propre, wie sie sagt, der Namen und der Schein der Dinge sind ihr völlig einerlei. Sie hat das größte Gefühl für Realität, sie knüpft alles daran. Ueber manche Menschen äußerte sie sich mit der großartigen Menschenfreundlichkeit einer in's Elend gestürzten Prinzessin, ohne Nachtragen, ohne Anrechnen, bloß ihren Sturz vor Augen habend, und über den sinnend. Sie denkt an Louis und an die glückliche Zeit Deines Umgangs; sie möchte nun bloß die äußeren Vortheile des ehemaligen Glanzes als armselige Reste verbrauchen, fragte zweifelnd nach Prinz August, und sagte, sein Bruder habe ihm so sehr für sie geschrieben, der Brief sei in ihren Händen hinterlassen geblieben, sie habe ihn abgeschickt, aber als ob sie ein Stück Blei in's Wasser geworfen. Jeanville ist hier, sie glaubt ihn zu sehen. Ich werde hören, ob Gentz da war. Tettenborn will mit mir zu ihr gehen. Ich schreibe heute nur eilig, damit der Brief noch auf die Post kommt!

Deinen Schuh habe ich denn nun; ich werde alles besorgen, sobald ich den Brief der Generalin Schöler habe, vielleicht bekomme ich ihn heute.

Mir ist nun sehr lieb, daß Du nicht unterwegs bist, ich muß wahrscheinlich die Wohnung räumen, und weiß nicht, ob ich eine so gute wiederfinde. Auch bleiben wir vielleicht nur bis Ende September; es ist möglich, daß alles früher fertig wird, als wir denken. Wie freu' ich mich Dich wiederzusehen, geliebte, theure Rahel! Einzige Freundin, ich umarme Dich! sei recht vergnügt, ich bin es durch Deinen lieben Brief!

Ewig Dein treuer

Varnhagen.

Varnekow ist hier mit seiner Frau; ich sah sie beide Abends im Palais Royal, wo ich mit Tettenborn herumging. Ich esse heute bei Tettenborn.

Adieu, Geliebte! einzige Rahel, mein Glück! Vorher geh' ich zu Paulinen.

An Varnhagen in Paris.

Frankfurt a. M., Dienstag 11 Uhr Morgens, den 19. September 1815.

So eben erhalte ich Deinen Brief vom 14. (Gestern erhielt ich auch Nr. 28 ganz richtig, und antwortete Dir mit der Post.) Was kann ich Besseres thun, als Dir antworten! da ich schon ohnehin von selbst heute wieder schreiben wollte, und Delmar'n, der morgen reist, den Brief mitgeben wollte, welches ich doch auch thun werde. Recht! Güseken; gehe mit Hedewig zum Feuerwerk, zeige es ihr. Ich freue mich unendlich, daß Du, wie Du mir schreibst, „heute ziemlich gesund und munter" bist. Ich bin es in diesem Augenblick auch: so lange ich hungrig bin, geht's. Dove bringt mir aus Theilnahme, weil sie mich über Deinen Brief vergnügt sieht, kalten Hammel auf Butterbrot, ich lasse ihn aber wärmen. Unendlich gut schreibst Du mir über den Tod, und ich schwöre Dir, daß ich eben so gut drüber denke, und ganz so. „Laß Dich nicht erschrecken, geliebteste Rahel! Wir leben, laß uns diesem Zustande jetzt entsprechen, wie dem künftigen künftig." So gute, einfache, richtige, ganz erschöpfende Worte! So fühl' ich eigentlich immer von Natur aus. (Denk Dir! jetzt spielt ein Leiermann prestissimo ein großes Musikstück, welches eine Flötenuhr bei meinem Vater in meinem Zimmer tausend- und tausendmal spielte.)

Ich gebe Dir mein Wort, das was Du mir von Mad. Hinny Mendelssohn schreibst, und aus Jettchens Erzählen hervorgeht, sah ich gleich dabei: ich wollte es aber nicht mit anführen, um nicht immer zu mitigiren, und den Eindruck, wie er im Ganzen bleiben mußte, Dir mitzutheilen. Ja, ja! „Sie haben Pfoten", wie Du schreibst. Grüße Jettchen sehr! und Koreff! Und sag ihm, ich war auch mit auf dem Quai, und wenn ihr nicht von selbst in höchster Freundschaft geschieden wäret, so hätte er Recht, hätte ich es gewiß gemacht. — Den 16. ist die Arnstein mit der Ephraim und Mariane Saaling von Wien gereist, und werden etwa in vier Tagen hier sein. Die wird mich gut quälen, mitzureisen. Wenn es nur dabei bleibt, daß Ihr im Oktober kommt! — Nun nachträglich, endlich notirte Fragen, wegen ewigen Vergessens! Erstlich,

siehst Du Nosig? Ist er böse auf mich wegen Nichtantworten? er soll es nicht sein. Ist Termite in Paris? Sichst Du Timm gar nicht? (Eben hat mich Dore mit dem warmen Braten unterbrochen: den ich sehr vergnügt, und singend zu einer anderen kleinen, feinen Orgel unter meinem offnen Fenster, speiste: mit Gesten. Dore wollte sich todtlachen, und meinte, ich könne Theater spielen! „Ach! es ist ein lahmer Mann", sagte sie, ich trat an's Fenster, es war ein großer starker Bauer, das Bein hoch auf einer Krücke in die Höhe: als ich's sah, wickelte ich ihm mehr ein: er ist aus Aschaffenburg, und hat es von einem Unfall. Ach! wie lächelte er überrascht, und erröthend vor Freude. Er sah nicht bettlich aus; es waren nur etwa zwanzig Kreuzer! August, wie ist alles! Auch unser Dienstmädchen hab' ich heute mit vier Gulden sehr beglückt: ich zahlte heute grade den Wirth. — Zu Goethe wollen wir auch heute fahren. Ich freue mich so, weil Du etwas vergnügt warst; und das muß sich propagiren. Das Mädchen zahlt' ich vor Deinem Brief. Gott wird noch mehr Freude bescheeren!) Wo ist Frau von Tettenborn? Und nun?: — gratuli.. ich Dir nachträglich — aber dies mußt Du mir nicht nachtragen! — zu dem Wladimirerden! Ich vergaß es ewig. Und nun bitte ich Dich für Julchen Saaling und Klärchen Hertz, denen ich alle Artigkeiten schuldig bin: einige Schachteln pastilles de menthe, und eine aune de France schwarzes Schuhzeug, prunelle genannt, zu kaufen! „Sei geschickt!" ermahnt man hier die Kinder, wenn sie artig sein sollen; sei nicht böse! mein' ich damit.

Mir erzählte Karl Maria Weber in München, Liebich sei so krank gewesen: auch wußte ich es von der Schröder. Ist er etwa wieder krank? Von Auguste Brede höre ich jetzt nicht: und suche sie alle Tage im Fremdenblättchen; das Geld muß sie erhalten haben: es war durch Lämel, den ich selbst hier sprach, übermacht.

Theurer August! wie freut es mich, daß Du so sehr in meinen Sinn einzugehen weißt! und es mit mir verdrießlich nenn, daß Goethe so früh kam, so kurz blieb, mich so finden mußte; daß Du einsiehst, daß ich mich nachher mit Anziehen schadles halten mußte; daß Du alles einsiehst! Lieber Kerl! komm bald! Deine Bestellung soll in jedem Fall an ihn gelangen. Mit Deinen Worten. Du errathst mich in allem. Auch ich, und ehe ich ihn sah, wünschte Goethe'n etwas schenken

zu können, was ihn recht erfreute: wo findet man ein Niedliches, Köſtliches, Erfreuliches, was nicht leicht in Deutſchland, in ſeiner Nähe iſt, und was er angenehm beſchauen und gebrauchen könnte? Geſtern ſogar las ich grade in ſeinem Leben, als er von Herder und Undank ſpricht, wie er alle Geſchenke zuſammenhält, und gerne die Geber erwähnt. Das nun grade reizt mich gar nicht: nur das wiederholte Behagen, welches er daran haben könnte. Kaufe nur nichts allein! Liebe Guſte! Lebe hübſch wohl! Wenn ich nun noch kann, ſchreibe ich Dir auch mit Delmar. Otterſtedt wollte kommen: iſt aber noch nicht da: er ahndet nicht, daß ich nun mit der Poſt ſchreibe.

Deine R.

Geſtern Abend war ein ſolcher Götter-Horizent, wie ich mich keinen erinnre, nicht romantiſch von Gewölk unterbrochen, ſondern in der vollen Pracht der ganzen Sonnenfarben gelungen; wie eine Schönheit. Rein und fein. Klärchen goutirte es mehr: Julchen hat keinen Sinn; und zeigt einem immer Nichtiges, ganz Unweſentliches.

Otterſtedt war hier: er grüßt. Um 5 fahren wir zu Goethe'n. Ich ängſtige mich.

Nun ſingen wieder Zithermädchen: God save the king. Adieu!

An Varnhagen in Paris.

Frankfurt a. M., Abends halb 11, den 19. September 1815.

Auch Herr Delmar ſoll nicht ohne Brief ankommen, obgleich ich Dir erſt dieſen Morgen mit der Poſt ſchrieb. Liebes Auguſtken! Otterſtedt beſteht darauf, daß ich ihm den Brief, den Delmar mitnehmen ſoll, zur Einlage geben ſoll. Endlich ſagte er mir dieſen Abend, ich ſolle Dir ſagen, Du ſollſt nur immer erinnren; erinnren. Seine Frau iſt ſo wahrhaft und gradſinnig, daß ſie davon ganz geſcheidt iſt. Ich brachte wieder den Nachmittag mit ihnen zu, höre nur wie! Um 4 fuhren wir zu Willemer; ich ganz gut, einfach und zweckmäßig

angezogen. Ueber dem Thorweg auf einer hölzernen Laube, wie auf einer Warte, sitzt ein Bedienter, der herabsteigt uns das Thor zu öffnen. „Ist Herr Willemer zu Hause?“ fragt Otterstedt. „N-ein, sie sind aus-gegangen“, sagt der Bediente, nicht geschickt im Lügen. „Ist der Geheimrath Goethe zu Hause?“ — „Der ist verreist nach Heidelberg.“ — Otterstedt sagte sehr deutlich unsere drei Namen. Aber das hilft nichts: Frankfurter Leute bitten einen doch nicht; besuchen einen auch nicht wieder: denn wenigstens Frau von Otterstedt hätten Willemer's schon besuchen sollen, nach unserem ersten Besuche. Dir zur Liebe fuhr ich heute hin; Gott will es nicht. Ich freute mich sehr, daß Goethe in dem Himmelswetter in dem Engelsort ist, wo er gewiß geliebt, geehrt ist, wo Beisseree's sind: und daß er Lust hat, so thätig zu bleiben. Es war heute wieder solcher Ausbund von Himmel, obwohl kühl so um 5, dann wärmer, wie gestern. Wir fuhren ganz nach einer anderen Seite, nach dem Forsthause, in einem Walde, wo Sonntags Gedränge, heute kein Mensch war, da tranken wir Kaffee, und redeten und stritten bis zur Nacht, wir gegen Otterstedt. Dann fuhren wir in die elende „Schweizerfamilie“. Das Stück ist ein Gräuel von Nichtstimmung des Verfassers; ich dachte viel drin nach über Komposition; sah eine solche Aehnlichkeit von Marwitz, daß ich einen Schreck fühlte, als ob mir ein Glas kaltes Wasser im Busen umgegossen würde. Als ich nach Hause kam, war der süsseste Mond, ich holte Julchen Staling, und wir gingen zu Wachsfiguren in meiner Nähe. Dann trank sie Thee bei mir.

Heute Nacht träumte mir, Du seiest da; ich faßte Dich an's Herz und sah Dich an; und sagte: „Gott! nun ist es wahr, welch Glück!“ und sah Dir immer in die Augen: „aber ich wache gewiß auf, und es ist doch ein Traum, so wahr es auch ist.“ — „Das fürchte nicht!“ sagtest Du, und drücktest mich auch an Dich. Und dann bin ich doch aufgewacht! — Heute fuhr ich noch expreß zu Goethe, weil Dienstag ein so guter Tag für mich ist. Aber nein! Ich bin nicht ärgerlich. Ich dachte nur an Dich. Gute Nacht, theurer Freund! Morgen bekomme ich wohl einen Brief von Dir! Adieu! Deine

R.

Den 27. ist unser Hochzeittag. Ich wollte Dir mein Bild schicken — weil sich der Mensch soll malen lassen —, aber

den Maler, der ähnlich malt, konnt' ich nicht haben. Er war nicht hier. Gott segne Dich. Ich freue mich, daß wir uns geheirathet haben. Der dummen Leute wegen. Sonst dürften wir's nicht sagen. Adieu. Lieber, lieber August!

An Rahel.

Paris, den 20. September 1815.

Mittwochs Vormittags 11 Uhr.

Geliebte, theure Rahel! Eben bekomme ich Deinen lieben Brief vom 14ten mit der Einlage an Jette Mendelssohn; Deinen früheren vom 11ten und 12ten, wahre, theure Liebesbriefe, habe ich vorgestern bekommen, und mit der Post darauf geantwortet. Rahel, Rahel! was soll ich Dir sagen für das Lob, das Du mir giebst? ich ertrage es nicht, es macht mich zu glücklich, und ich muß mich aus der Scham und dem Glück mit Kraft zusammenraffen! Liebe, liebe Rahel! Heute schreib' ich Dir nur ein paar Zeilen, Paulinens Brief muß die Hauptsache thun, so sehr es auch nöthig wäre ihn zu kommentiren, was morgen unfehlbar geschehen soll! Geliebte Rahel, der Spaß mit Gentz ist das höchste Komische, was es je gegeben; er ist auf mich eifersüchtig, lobt mich ungeheuer, sagt, ich würde noch die größte Laufbahn betreten u. dergl. Ob ich mich dem Spaße entziehe, kannst Du Dir wohl denken, die schönste Rache ist mir für Dich geboten; er fiel vor Paulinen zur Liebeserklärung auf die Kniee, das nächstemal seh' ich es, in ein Seitenkabinet eingeschlossen; heute schrieb ich schon zwei Zettel, einen an ihn, den anderen an sie, genau von gleicher Form, so daß ich mich in den Aufschriften leicht irren konnte, da ich es einmal wollte, und nun jeder den unrechten erhalten hat; hier Paulinens Antwort.

Ich schicke Dir, meine geliebteste Rahel, beifolgend zwei grüne Kleider, die Tettenborn für Dich aufsuchte, als ich mit ihm einkaufen ging, er läßt sich das Recht nicht nehmen, als mein ehemaliger Befehlshaber meine jetzige Befehlshaberin zu beschenken. Grün sind die Kleider der Hoffnung wegen, das läßt er Dir ausdrücklich sagen, mit den besten Grüßen! Auch Bänder hat er für Dich gekauft, sehr schöne, modische, die ich

aber noch nicht habe. Ferner schicke ich 17 Paar feidene Strümpfe, und 3 Flacons, die sehr artig sind. Die andern Sachen werde ich alle bestens besorgen, mit Zettelchen, die aber erst in künftiger Woche mit mir ausgehen kann, weil ihr Zögling nicht wohl ist. Sie ist ganz ergriffen von Deinem liebevollen Andenken, und spricht mit wahrer Liebe von Dir. Bruder und Schwägerin fand ich dort, beide sehr artig. — Tettenborn's Anwesenheit bringt mich aus dem gewohnten Gleise, ich esse mit ihm, und opfre ihm gern die Zeit für die wenigen Tage seiner Anwesenheit. Gestern aß ich mit ihm, Windischgrätz, Wallmoden, Colloredo, Wartensleben, Hessen-Homburg: rasende Sachen wurden da gesprochen, gegen Metternich etc. Welche Gährungen in allen Stufen! welche Verwirrungen in allen Begriffen!

Rahel, ich hoffe wir kommen bald, die Sachen sind sehr gespannt, lauter ernste Gesichter, ein Zeichen, daß die Entscheidung nahe ist. Du denkst nun nicht mehr daran, hieher zu kommen, es ist zu spät, und ich muß auch vielleicht die Wohnung verlassen (doch bleibt die Adresse immerhin dieselbe!): Du wartest jetzt in Frankfurt mich ab. Einzige, geliebte Freundin, theure und treue Rahel!

Bollmann schreibt mir aus London; er geht bald nach Amerika; sein Brief ist voller Zärtlichkeit für Dich; ich schick' ihn Dir mit, wenn ich ihn nicht Schlabrendorf zeigen müßte.

Leb wohl, geliebte, einzige Rahel! sei gesund und vergnügt! Sehe Goethe'n, mit Gewalt!

Leb wohl, ich küsse Dich tausendmal!

Ewig Dein treuer

Varnhagen.

Die Stägemann reist übermorgen von hier nach Frankfurt zurück.

Die Bücher bewahre mir gut, sie sind zum Ausfüllen eingelegt, ich brauche sie aber nothwendig: Goethe'n kannst Du aber die Gedichte schenken, wenn Du meinst! Mir ist es anonym geschickt — von Schlabrendorf! ich erkannte es an einem Zeichen!

An Varnhagen in Paris.

Frankfurt a. M., Freitag Morgen 10 Uhr, den 22. September 1815.

Helles frisches Sonnenwetter.

Als vorgestern Delmar weggereist war, erhielt ich Deinen Brief vom 13., der mit dem Kourier ankam, und den mir der mit der Post schon angekündigt hatte. Ich habe Dir immer dasselbe drauf zu antworten, daß ich Dir danke, Dich einsehe; und mich wirklich frei fühle. Also so hypochondrische Briefe, meine arme Guste, schreib' ich Dir, daß Dein Blut zu Wasser wird! Nun will ich es nicht mehr thun, wenn es nur irgend angeht. Auch glaub' ich, hab' ich es indeß schon einigemal zu Wein gewandelt. Meines wechselt auch. Sie schmieren einen nicht für gewöhnlich mit Balsam, die Schicksalsmächte in ihren Schickungen. Ich habe eigentlich für nichts mehr Gedanken, als daß Du nun bald kommst! und Du, und alles, mir das täglich bestätigst! Mir geht täglich mehr die Geschicklichkeit ab, ein Leben anzufangen, in eines einzugehen, wenn ein ander festgestaltetes und bestimmtes schon meiner und ich seiner warte: und doch, mein Augustl, und ich ertrage es gewöhnlich gut, kommt mir seit vielen, vielen Jahren, seit Anno 6, nur dies zu. Sei nachsichtig. Du bist es immer zwar, und berechnest genau mein Gemüth und seine Geschichte, die Nahrung, die ihm gereicht wurde: nur kann man das in allen Nüancen, und in seiner Folge, und Abweichungen, nicht immer gegenwärtig haben, drum bitt' ich, dann und wann, von neuem um Gnade!

Der Brief von Beyme freut mich ungemein; Lob aus solchem Winkel erhebt und stärkt wirklich; ich bin ganz verwundert, daß er meiner gedenkt. Das kommt von Dir. — Wenn ich höre, daß unsere ganze bekannte Welt in Paris ist, dann freue ich mich immer, nicht dort zu sein; diese in Frankreich ist mir äußerst zuwider. Frau von Jordis hätte ich gerne gesehen. — Vorgestern Morgen kam auch Frau Schlosser zu mir, und bat mich zum Abend nach ihrer Mutter Garten, wo sie wohnt; weil es Mittwoch war, ein Tag wo sie Leute

sehen, und ich doch eine Frankfurter Gesellschaft sehen wollte, ging ich hin; es war aber niemand dort als etwa sechs Damen von der Familie, an einem runden Tisch arbeitend, wo Thee, Kuchen, Erdbeeren, Birnen und Weintrauben kamen. Wer klug oder dumm war, mündlich. Eine sehr gebildete lebhafte Schwester hat die Schlosser. Herr Dufay trank etwas Thee, war dabei beredt, und ganz ein guter Kelenie-Franzos. Schlosser trank eilig eine Tasse Thee, und entfernte sich. Als es Nacht wurde, ging ich auch. Wir waren in einem oberen Saal, wo kein Sopha war. Mündlich von dieser Gastfreundlichkeit!

Gestern Abend erhielt ich Deinen Brief, mein zarter, liebevoller Auguste, mit Paulinens Findung. Diesen Brief, mein Freund, send' ich Dir zurück. Du liest ihn Paulinen, daraus wird sie mit Eins und plötzlich sehen, wie wir leben; und dies soll sie. Ich bitte. In dem kleinen Brief an sie, den Du auch lesen sollst, habe ich ihr geschrieben, daß dies geschehen wird. Wenn es irgend geht, mit Meierowitz oder sonst jemand, oder auf irgend eine Weise, mache ja daß sie kommt. Ich füge nichts hinzu. Du und sie wissen alles hierüber. So viel wißt; ich dachte oft: Pauline kommt auch noch nach Paris. Aber was hilft das, wenn die Götter einem verschlagenen, an Wohlleben gewöhnten Menschen herrlich elegante Tafeln mit den kräftigsten Speisen grade so hoch in der Luft zeigen, daß er sie nicht greifen kann: mir ist's, als stünden sie im siebenten Himmel; und nicht einmal wie eine Neckerei ärgert's mich. Mich hat sich wirklich, und in der That, nach Einer Seite hin das Schicksal völlig ausgebildet; necken, kann es selbst, mich nicht mehr: ich habe das Greifen ganz verlernt. Ist das wieder hypochondrisch? — Frage Paulinen, ob sie sich noch des Morgens im Bette, wenn sie alles überlegt, „applaudirt"? Ob sie noch meine Goldtaube ist, ob sie noch schwatzt? Philosophirt, laut philosophirt, das weiß ich, hat sie seit mir nicht. Sage ihr, ich freute mich, ich lachte mich todt, wenn sie dem dummköpfigen Pöbel sich als eine Büßende darstellte. Sie kennt Frau von Krüdener; ich weiß es. Sie soll mir sehr genau über Genf schreiben. Sein Brief an Dich ist sechstausend Thaler werth. Er hat mich namenlos unterhalten. Deiner an ihn muß pfefferig gewesen sein. Frage sie, ob sie viel Wein trinkt, wie mir Trii (Wiesel) erzählt habe: ich glaube nicht, daß sie dergleichen nöthig habe, daß sie eine

Gewohnheit, ein Muß habe. — Deinen Brief können nur Drückküsse belohnen! Deine Liebe nur Liebe. —

Goethe iſt mit Boiſſerée's nach Heidelberg, und es iſt nicht gewiß, ob er wieder hier durchkommt: ich glaub' es. Geſtern war die Miniſterin Stein hier; zum Arrangiren, glaub' ich. Heute bekomme ich gewiß noch einen Brief von Dir, mit einem von Paulinens Klaue. Die liebe Junke! Gott, wie lachten und bemerkten, fänden wir ſchön und verachteten wir miteinander! „Ihre Mienen!" ſagte ſie immer zu mir. Sie verſtand, was ich verſtand; und ſah, daß ich's verſtand. In jedem Fall freue ich mich, daß Du ſie ſiehſt, daß ſie Dich ſieht. O! Gott! hätte ſie ſich doch nicht ſo mit Berlin entzweit: das Leben könnte ſie mir verſüßen. Laß ſie das Ränzelchen nehmen, wie Reineke, laß ſie Buße thun. Laß ſie ſie blenden, die Plumpen, die Stumpfen, ſich an ihr, an ihrer Ausgelaſſenheit Hervorthuenden. Blenden, in unſerem und Reineke'ns Sinn. —

Geſtern erhielt ich vom 18. aus Stuttgart einen Brief von Auguſte Brede, die den Tag zum drittenmal dort ſpielte: ſehr traurig iſt, von Bentheim wiſſen will, und von nichts weiß; von ewiger Trennung und Vorbereitung dazu ſpricht: meint, Du könneſt von Paris über Stuttgart kommen. Will Troſt von mir. Schickt mir meinen Wechſel zurück, weil er erſt vor drei Tagen ihr nach Stuttgart von Prag nachgeſchickt ankam. Sie ändert aber ewig Pläne, und dann folgen einem ſchlechte Poſten nicht richtig. Liebich ſcheint beſſer zu ſein. Grüß den Grafen Bentheim ſo liebenswürdig von mir als er iſt, und bitte ihn von mir, daß er Auguſten unverzüglich mit einem Kourier ſchreibe! Der König von Würtemberg ſah ſie mit großem Beifall, als ſie auftrat: alſo geht es ſeinen Gang; er bewilligt den Ständen ihre Bitte, und iſt verſöhnt mit ihnen, ſagt man hier, ſeit vorgeſtern. Nun will ich ihr gleich antworten.

Kauf mir gütigſt kamphrirten Eſſig zum Riechen. Hat man denn gar keine Nachricht vom Maler Meier aus Rathenau? Ich grüße alle Herren, die meiner denken. Freue mich raſend auf Meierowitz. Heute oder morgen ſoll die Arnſtein kommen.

Ich wohne Nr. 242, es iſt wegen dem Abſteigen. An der Allee, nicht weit von dem Theater. Lebe wohl, ich bin Dir ſehr gut! Deine R. Verwahr mir ja Deinen Brief! Adieu, liebe Guſteken!

An Rahel.

Paris, den 22. September 1815.

Freitags Nachmittags gegen 2 Uhr.

Geliebte, theure Rahel! Auch heute schreib' ich Dir nur wenige Worte, Tettenborn, der heute Abend abreist, nimmt mir bis dahin alle meine Zeit, und bei der kurzen Dauer seines mir übrigens so sehr freundlichen Aufenthalts kann ich es nicht einmal anders, als gern geschehen lassen. Gestern aß ich mit ihm beim Kanzler, heute zum Abschied bei Pinel, und nun muß ich noch vorher in die Stadt; an Otterstedt heute zu schreiben, ist gar keine Möglichkeit, theile ihm mit, was ich Dir Neues melde. Pauline habe ich auch seit vorgestern nicht gesehen; ihre wunderlächerlichen Geschichten mit Gentz will und muß sie Dir selbst erzählen, ich habe dazu die Gabe nicht: es glaubt es niemand, wie der mit all seiner Klugheit mystificirt ist, wie arge Blößen er giebt; wenn Pauline wieder abgereist ist, was sie doch immer noch im Auge behält, so darf ich alles sagen, auch ihm selbst, was ich aber nicht ohne Deine Zustimmung, und nur bei Gelegenheit, wenn es der Mühe werth und wohl angebracht ist, thun werde: es ist immer hübsch, einen Schrecken loslassen zu können, der ihn von der höchsten Staffel des eitlen Ueberhebens in vernichtende Demüthigung stürzen könne!

Gestern sagte mir der Kanzler, wir würden wohl noch bis Mitte Oktober hier bleiben, während die Herrscher schon in diesen Tagen abreisen wollen, wenn nicht die Bitten der Royalisten zu ihrem Schutze den Kaiser Alexander noch einige Zeit hier zurückhalten. Der Austritt Fouché's aus dem Ministerium macht große Sensation, als wäre er nicht erwartet gewesen; aber auch Talleyrand tritt aus, und die anderen Minister wollen sämmtlich diesem Beispiel folgen, Louis, Pasquier, Gouvion St. Cyr, und den Royalisten und Fremden das Feld räumen, damit sie untereinander das undankbare Geschäft abmachen, und Frankreichs Loos die in jedem Fall ungünstige Wendung von ihren Händen erhalte. Dabei sind die Mitglieder der Königlichen Familie im heftigsten Zwiespalt, die

Royaliſten bis zum Unſinn dünkelhaft und anmaßend, die Stimmung des Volks drohend und gährend; die Franzoſen ſind einig darüber, wer ihre Feinde ſind, wir ſind über die unſeren ganz unſicher. Inzwiſchen zieht ſich nach dem Abmarſche der Ruſſen die preußiſche Kriegsmacht in der Gegend von Paris zuſammen, und Blücher's Hauptquartier kommt nach Verſailles. Die Staatsmänner ſind in großen Verlegenheiten, ſie wiſſen nicht mehr, wohin ihre Richtung nehmen; nur die dummen oder unredlichen, wie Pozzo di Borgo, Capo d'Iſtria, Wellington, folgen ſtandhaft der unſinnigen, die ſie erwählt haben, und haben dadurch für den Augenblick einen ſcheinbaren Vortheil. Dieſe Tage müſſen große Entſcheidungen herbeiführen, ſo daß man endlich wiſſen wird, woran man iſt. Ich muß nur zu Deiner Beruhigung gleich hinzufügen, geliebte Rahel, daß auch nicht ein Schatten von perſönlicher Gefahr dabei iſt, alles, was ich ſage, bezieht ſich bloß auf die politiſche Verwickelung. Du vertrauſt doch meiner unbefangenen Einſicht? Laß Dich auch nur ja nicht durch Zeitungen irre machen!

Deine Aufträge beſorge ich alle: Jeachen Mendelsſohn hat mir ſchon ihre Hülfe verſprochen. Das Kiſtchen durch Herrn Siebert wirſt Du ſchon vor dieſem Briefe erhalten haben, mit zwei Kleidern, 17 Paar Strümpfen, 3 Flacons etc. Möge Dir die Wahl gefallen, meine Liebe!

Du kömmſt nun auf keinen Fall mehr hieher: es iſt in jeder Rückſicht zu ſpät, ich weiß auch noch immer nicht, ob ich meine Wohnung behalten kann oder nicht, da der Herzog von Caſtries zurückkommt. Die Stägemann reiſt morgen, über Mannheim nach Heidelberg. Sollten wir noch ſehr lange hier bleiben müſſen, ſo ſteh' ich nicht dafür, daß ich mich früher losmache, und in Deine Arme fliege! Geliebte Rahel, einzige Freundin! mein ganzer Inbegriff von Glück!

Vielleicht erhältſt Du dieſen Brief am 27ſten September, unſer Hochzeitstag! Geliebteſte Rahel, ich küſſe Dich mit tauſend Liebesküſſen, und ſinke in Dankesinnigkeit vor Dir nieder, daß Du haſt mein heißen wollen, daß Du Dich mir vertraut haſt! Der glücklichſte Tag meines Lebens, da hatte der Himmel alle Gnade und Segen aufgethan, deſſen Möglichkeit die Erde für mich zuläßt! O Rahel, geliebte Rahel, wär' ich doch bei Dir! mein ganzes Innre iſt von Dir erfüllt, alle meine Sinne kehren ſich zu Dir!

Leb wohl, Geliebteſte! Sei recht geſund und fröhlich! Er-

warte mich gewiß in Frankfurt; sei mir hold, Du lieber Engel!

Ewig Dein treuer

Varnhagen.

Ich schicke Dir Bethmann's Brief, Du Liebe!

An Varnhagen in Paris.

Frankfurt a. M., Freitag Mittag halb 3 Uhr, d. 22. September 1815.

Was soll ich Dir sagen, mein August! Zu Gott, dem unverständlichen, zu dem das noch lebende Herz flüchtet, wend' ich Aug' und Seele. Herz, Gedanken, Leben, Verstehen, Wünschen, alles steht still. Ich habe Deinen Brief und Paulinens Zettel an Gentz. Du hast sie gesehen, gehört, Du weißt wie ich (die auch nur Reelles und Wahres liebt und begreift, und gemalt wird von allem anderen) sie ansehen, sie lieben muß. Was ich sagen könnte, sagst Du! Ein unendliches Geld, eine Prinzessenschaft gehörte dazu, sie zu behalten; mit uns zu behalten. Auch mir rückt sie eine große, reiche Vergangenheit wieder in die Seele. Und ach! was ist seit Anno 6 vorgegangen! Eigentlich, mein August, mein großer Trost! schreib' ich Dir, weil Du mir sagst, sie reise bald wieder, — damit ihr ja alles, was ich Dir gestern, an sie und an Dich schrieb, sicher nachgeschickt wird. Laß sie den großen Trost haben, zu wissen, daß sie wahrhaftig lebt und lebt in einer anderen Seele, daß sie begriffen ist, und aufgenommen in einem Herzen, welches vielleicht sterben, aber sich nicht ändern kann. Sie hat Gefühl für Liebe, für das bekräftigende verstandene Dasein in einem Anderen, und ist roh und ausgelassen, weil sie die Schmerzen der Zartheit nicht dulden kann, wie ich: wie es bei mir bis zum Fehler ist.

Sie soll wissen, was ich an Dir für ein neues Glück, welch namenloses unverhofftes ich fand. Sie soll so viel von uns wissen als möglich. Weil sie weiß, wenn sie weiß. Aber sprechen kann ich heute nicht mehr. Wenn ich von Paulinens Unglück höre, und daß sie doch nicht unglücklich ist, so ist das, als ob ich von mir selbst höre. Und doch noch

ärger. Weil sie eine so erobrende, kriegrische, leichtsinnige (leichtlebende vielmehr) Natur ist, und — nichts!!!!! hilft hier. (Können wir sie denn nicht einem Reichen, noch zu seinem einzigen Glück, aufladen?) Und weil sie und ich mich erschüttern können, wie kein Mensch. Denn, tiefere, wahrere, heiter klarere, fand ich keine. Ja! Unsere Naturen stehen — Gott! welcher Frevel! — über dem Schicksal, außer seinem Gebiet; wir gehören der großen, dunklen, hellen, Leben und immer Leben wirkenden Natur! — Schick ihr auch diese Zeilen. Ich bin ganz beglückt, mein zärtlicher, einziger Freund, mein wahrer, wahrhafter Mensch, von den Worten, die mir verheißen, Dich bald zu umarmen! Gott gebe es! Mehr als je Deine

R.

Schreibe mir ja oft. Herrliches Wetter: ich war schon spazieren. Die Arnstein ist noch nicht hier. Adieu!

Du hast mir die Entrevue göttlich beschrieben; wie sie war. Ach!

An Varnhagen in Paris.

Frankfurt a. M., Sonntag Mittag, den 24. September 1815.

Es ist doch besser, ich schreibe Dir ein Wort! Gott, welch Wetter! Nach dem ergiebigsten, starksanften Regen das jüngste Sonnenwetter! Man muß glauben, es sei Mai. Geruch, alles. Schein, Flimmern, alles bestätigte es. Gleich ging ich mit Dore aus; gleich tritt man in schöne Haine; duftige Wolkenberge wollten ein Thal von zwanzig Abschattungen umgränzen; in deren jeder man alles wieder duftig und doch deutlich sah. Hunderttausendmal rief ich laut nach Dir! So etwas von Wetter erzeugt sich nicht oft im Jahr! Auch bei einem vollkommenen Aepfelkuchen, den wir in einem einsamen, zwar öffentlichen, aber nie besuchten Gärtchen verzehrten, rief ich nach Dir! —

Heute glaubte ich den gestern angekündigten Brief mit Paulinens zu erhalten. Wundre mich aber doch nicht, sondern denke, Meierowitz oder sonst einer bringt ihn: oder Pauline schickte ihn nicht, hätte ihn nicht fertig. Nachher sah ich Otter-

stedt; denn ich sagte, wenn ich Dich noch nicht geheirathet hätte, so heirathete ich Dich auf Deinen gestrigen Brief. Es freut mich, daß Tettenborn zu Pauline gehen will! Ist sie schon weg, so lies erst die Zeilen, die ich Dir vorgestern für sie einlegte, eh Du sie ihr nachschickst. Ich fahre mit Otterstedt's aus: er will immer gegrüßt sein: und nimmt den größten Antheil an unserer Liebe und Freundschaft, Wahrheit und Einsicht gegen einander.

Gestern hat ich Dich um kampharirten Weinessig. Heute bitte ich Dich auch um vinaigre des quatre voleurs. Letzteres ist mein größtes Kopfschmerz-Mittel. Adieu, theure Gustе. Auf baldiges Sehen! Deine R.

Die Armseln ist noch nicht gekommen. Aber Millionen russische Extra's. — Einen Göttergenuß hatte ich gestern Abend und heute Morgen in Goethe'ns Buch, wo er am Ende seines Aufenthalts in Straßburg die französische Litteratur, Voltaire, Diderot, Deutschland, Frankreich, Hof und Welt mit Firmamentslichtern erhellt! Solcher Geist kommt auch vom Himmel, solche edle Seele; denn, zu solcher Klarheit gehört diese Unpartheilichkeit, zu dieser die edle, unschuldvolle Seele! Adieu.

An Rahel.

Paris, den 25. September 1815.

Montags Mittags gegen 2 Uhr.

Geliebte, theure Rahel! ich küsse Dir die lieben Hände, mit welchen Du den Herzensbrief, den ich gestern Abend bekam, geschrieben hast! Eine tiefe heimliche Innigkeit entzündet mir Dein wohlthätiges Zumirwenden so herrlicher Seele, so seltner Natur; Dein ganzes Lebensdasein ist mir nur eine fortströmende Quelle süßer Erfüllung, und ich verliere mich in Liebe zu Dir, bis zu dem Ursprunge des Menschenseins zurück, wo einem die Betrachtung aufhört, das Leben nicht mehr faßlich ist, und ein Abgrund offen steht, in den ich mich freudig hineinstürze, als in die Unermeßlichkeit eines göttlichen Liebedaseins, aus dem ich Dich, geliebtestes Wesen, auf die Welt heraufgeschöpft sehe! Geliebte Rahel, mit welchen Sehnsucht-

blicken ſchmieg' ich mich zu Dir hin, welch glückliche Beruhigung finde ich in jeder Beziehung zu Dir! aber eben darum möcht' ich aus allen anderen Beziehungen ungeduldig herausſpringen, um nur dieſer zu folgen. Ich kann es Dir nicht ſagen, wie ungeduldig ich bin Dich wiederzuhaben, und doch wie gelaſſen dabei in dem ſeligen Gefühl der Sicherheit, die ich von mir, von Dir in der Seele trage, ſo daß ich gleich aufhöre unglücklich zu ſein, wie ich nur recht lebendig an Dich denke! Andere Vorſtellungen, die ſich mit Deiner leibhaften Gegenwart in meinem Gemüth verbinden, lernen ſich durch höchſte Innigkeit beſcheiden, in der Abweſenheit endlich, wie in der Gegenwart. Dennoch leide ich recht in der That durch die Trennung, in allem! ich kann mich kaum noch in der Welt zurechtfinden, ohne dieſe Heimath meiner geliebten herrlichen Freundin, meiner holden, gütigen Frau! O, in drei oder vier Wochen kann es ſich ſchicken, daß ich zu Dir reiſe, geliebte Rahel! wie zittern mir alle Glieder vor freudigem Erſchrecken über den nahenden Beginn einer neuen Glückszeit für mich! Möchte es doch nicht länger hier dauern, oder ich früher abkommen können! — Ich bekam geſtern zwei Briefe von Dir, einen Morgens, den vom 18ten, einen Abends, den vom 19ten, erſterer war rekommandirt, das thue nie wieder, liebe Rahel, erſtens mußt' ich ihn in Perſon auf der weiten Poſt abholen, zweitens kam er einen Tag ſpäter in meine Hände, drittens koſtete er ſechs Franken; die anderen Briefe kommen ſchneller und eben ſo richtig. Du mußt Dich bei dieſem Briefe, worin Du mir die Verwechslung der Briefe an mich und an die Liman ſchreibſt, abermals geirrt haben, denn der Brief der Liman, den Du mir als beiliegend nennſt, war nicht dabei. Auch iſt Deine Antwort an die Liman, die Du aus Irrthum an mich abgeſchickt haben willſt, noch nicht an mich gekommen; vielleicht weißt Du jetzt ſchon, wie alles zuſammenhängt. Ich habe mich daher nun gar nicht ängſtigen können über das, was Du ihr geſchrieben haſt, nur daß etwas vorhanden iſt, was Dir Anlaß giebt, dieſe Wirkung auf mich vorauszuſetzen, könnte mich in der That ängſtigen, wenn Du mich nicht ſo liebenswürdig, ſo eindringlich zuredend darüber beruhigteſt, liebe, gute Rahel! Nehme nur recht Deiner Geſundheit wahr, laſſe Dich in nichts geniren, und ſei recht vergnügt!

Hier iſt eine große Spannung in allen Köpfen; die Bourbons meinen ſich zu befeſtigen, indem die, freilich auch nicht

genug haltbaren, Nägel ausreißen, mit denen sie noch an die Franzosen geheftet waren. Sie gehen zu Grunde, und selbst Orleans, wenn er nicht bald kommt, scheitert als Bourbon, statt als Orleans zu retten, was vielleicht heute noch möglich wäre. Die Abreise der Herrscher ist noch verschoben, der Kaiser Alexander spielt sein Lustspiel am Ende doch nicht um großen Gewinnst; russische Generale zu französischen Ministern zu machen wäre ein Meisterstück der Kunst, wenn nicht die ganze Glanzstelle, die sie betreten, zu erlöschen drohte, dadurch wird die Sache beinah gleichgültig für uns, ob ein Russe, ein Preuße oder ein Engländer dasteht, wo morgen jeden, der da steht, doch der Teufel holen wird. So wie wir den Rücken wenden, bricht hier und in ganz Frankreich der Aufruhr aus, einige Wochen, und selbst Monate, die die Umstände noch zufällig der gegenwärtigen Ordnung der Dinge retten könnten, kommen dabei in keine Betrachtung. So lange wir hier sind, bleibt aber gewiß alles ruhig, darauf kannst Du Dich verlassen, und es ist nur aus ganz allgemeinen Gründen, daß die preußische Heeresmacht sich in der Gegend von Paris zusammenzieht: Du kannst mir glauben, liebe Rahel, wir sind hier in der größten Sicherheit, wie wir es in Berlin nur sein könnten, und wären wir es nicht schon ohnehin, so wären wir es noch erst recht durch unsere Truppen. Ob ich übrigens unterrichtet bin, magst Du daraus ermessen, daß Schlabrendorf, Gruner und Pfuel meine Freunde sind, und mir's von keiner der beiden Seiten an Daten fehlt. Doch möcht' ich Dich jetzt nicht mehr auffordern hieher zu kommen, und wenn Du auch den Wienerinnen eben nicht abzurathen brauchst, so lasse Dich doch auch nicht von ihnen bereden, zumal da unser Aufenthalt sich wirklich zu Ende neigt, und eine neue gute Wohnung zu bekommen nun auch schwierig werden dürfte. Deine Aufträge sollen alle besorgt werden; auch die Pastillen und das Zeug zu Schuhen; in dieser Woche hoffentlich alles; ich muß meine und Jettchens Zeit und das Wetter zugleich in Betracht ziehen, um unsere Gänge zu bestimmen. Gestern wollt' ich Jettchen sehen, fand sie aber nicht, und brachte darauf den Abend bei Paulinen zu, die Gentz'en erwartete, der nicht kam. Wir haben unsäglich geplaudert, sehr angenehm, ich mußte ihr erzählen, wie ich mit Dir bekannt geworden, und wie sich das fortgesetzt hatte bis zur Heirath; wir sprachen mit fröhlichster Innigkeit von Dir, Geliebteste! ich sagte ihr, daß Du mein ganzes Glück seist, sie

lobte Dich immer durch Erzählungen. Sie erzählte mir von allen Leuten, lebhaft, scharf und behaglich; von Gentz zum Todtlachen, was der ihr alles vertraut, und wie er sich hat, sich entschuldigt, zu verstehen giebt etc., er möchte sich die Frucht aneignen, die er doch nicht genießen kann; sagt, er sei ein rasender Libertin gewesen, jetzt „ein arger Schwächling". Das Wort, sagt Pauline, kam geradezu heraus. Doch das alles muß sie Dir selbst erzählen. Sie gefällt mir sehr, aber ich muß sie doch bedauern, ihr Flug ist oft zu niedrig, ihre Sitten verdorbener als ihre Sittlichkeit, das ist sehr Schade! Auch mit Gentz ist ihr Spiel doch geringer geworden, als es sich zuerst anließ. Mit ihr beständig umzugehen, würde Dich nicht mehr so wie ehemals erfreuen können.

Eben, geliebteste Rahel, kommen zwei Briefe von Dir an, der eine vom 19ten abermals, der andere ist der von der Liman, mit Deiner Antwort an sie zusammen. Ich besorge letzteren genau mit dem ersten Kourier. Mir thut der verfehlte Besuch bei Goethe leid! Sein Fragment im Cotta'schen Kalender dankt seine Erscheinung auch uns; sag ihm, wenn Du ihn siehst, ich freute mich, durch meine Anfrage im „Deutschen Beobachter" daran Schuld zu sein, daß es herauskommt! Ich habe an Cotta geschrieben, mir gleich den Kalender zu schicken. Sage mir, liebe Rahel, sollte Goethe wohl an meinen Ausschnitten einiges Vergnügen finden? ich denk' es mir fast! Willst Du ihm deren schenken?

Ich muß nun so schnell schließen, weil es spät geworden durch Lesen und Besuch! Nur noch eiligst Antwort auf Deine Fragen: Tettenborn's Frau ist sehr wohl in München, und er auf dem Wege zu ihr; Ternite ist hier, und ganz wie er in Wien war; Timm muß hier sein, aber gesehen habe ich ihn nicht, bist Du böse darüber? Verzeihe es mir! Nostitz ist in Troyes Intendant und Kommandant zugleich, und kam noch nicht nach Paris, er wird ganz gut mit uns sein, das hat nichts zu sagen! Sein Ruf hat etwas gelitten, er hat sich mit geheimer Polizei befaßt, das thut immer Schaden, und nun sagt man, er wolle um jeden Preis wichtig und bemerkbar werden, und durchaus seinen Weg machen, was doch am wenigsten gelingt.

Bentheim hat große Summen verspielt, und ist in einer Art Verzweiflung deshalb. Er thut mir sehr leid, aber ihm ist nicht zu helfen. Schon hat ihm der Altona'sche Freund

seiner Schwester Dehn hier mit 10,000 Franken aus der Noth geholfen, gegen das Versprechen, nicht wieder den salon des etrangers besuchen zu wollen, und nur ein paar Tage darauf bedarf er wieder 20,000 Franken, vielleicht um das Verrelte, Dreifache zu decken; welch schreckliche Leidenschaft!

Lebe wohl, geliebte, theure Rahel! Mit Deinem lieben Traume! wie schmeichelt er mir, wie weht er mich beglückend an! Leb wohl, geliebte, einzige Freundin! sei recht vergnügt und harre meiner!

Ewig Dein treuer

Varnhagen.

Tausend Grüße an Otterstedt! ich kann ihm heute nicht schreiben, so sehr ich es auch ihm auf seine Briefe schuldig bin!

Ich habe nun Deine Briefe alle! Leb wohl, mein theures Kind! Ich küsse Dich, Freundliche!

Lies den „Deutschen Beobachter" vom 8. September, aus Paris; es ist von mir auf Hardenberg's Befehl! in demselben Blatte steht noch von mir über das Elsaß.

An Varnhagen in Paris.

Frankfurt a. M., Montag, den 25. September 1815.
Morgens 10 Uhr.

Lieber August! ich weiß wie einem Reisenden zu Muth ist! und dem fortzuhelfen, steht unter den geselligen Tugenden obenan. Hier ist unsere Landsmännin Dorethea Utecht, Max. Frohberg's Dorothee. Sie reist nach Paris zu ihren Brüdern, Schneidermeistern dort; allein, ohne Französisch zu wissen. Hier traf sie Johann von ungefähr: ich logirte sie einen Tag und eine Nacht; und nun schicke ich sie Dir; damit man sie in Paris nicht zu falschen Leuten, anstatt zu den Brüdern, führt. Laß sie gütigst von Dir dort hinfahren! Sie ist ehrlich, und geschickt im Nähen und Schneidern, empfiehl sie Jettchen Mendelssohn, die es freuen mag, eine deutsche Dienerin oder Arbeiterin zu finden. Sie weiß ihr auch von des jünge-

ren Bruders (Abraham) Familie zu erzählen. Sie braucht keine Geldunterſtützung. Nur etwas Troſt, Anhalt, und deutſche Sprache. Du nimmſt es gut von mir. In dieſem Brief kein Wort mehr! Geſtern ſchrieb ich Dir durch Otterſtedt ein Wort. Heute wohl wieder. Adieu, Theurer, Lieber. Das Marktſchiff will weg. Adieu. Deine R. Empfiehl ſie auch Frau von Jordis.

An Varnhagen in Paris.

Frankfurt a. M., Montag Abend 10 Uhr, den 25. September 1815.

Nur wenige Worte, Herzensauguſt! Nur wenigen, aber großen Dank! Ich habe die Kiſte und Deinen und Paulinens Briefe vom 20. Heute iſt Frau von Arnſtein gekommen; unruhiger, ja ich möchte ſagen unglücklicher, als je; ſie will übermorgen ſchon weg. Nach Mainz, nach Heidelberg, allenthalben hin, nur nicht nach Paris; nur nicht hier bleiben, Menſchen ſehen! „Liebes Kind! Ruhe will ich haben, darum reiſe ich; wer macht ſich was aus Gegenden!“ Kurz, für jemand, der ihre Agitation ohne Theilnahme ſehen kann, komiſch. Die Pointe iſt die: ſie kann ſich nicht mehr beſinnen, warum ſie die penible Reiſe unternahm; und Jettens Vergnügen vergißt ſie ganz. „Warum Du das alles dort in Paris leideſt?“ und das fragt ſie im Ernſt. Mit Einem Wort, wie Du ſie kennſt, nur auf der Reiſe; und nun muß ich die zwei Tage mit ihr ſein; zum Troſt; ihr und der Ephraim. Alſo morgen „Punkte voir vor Hauptmanns Quarteir!“ gewiß um 10 ſchon; bei nur halber, oberflächlicher Toilette. Heute aß ich erſt halb 6 bei Klärchen Hertz: dann kamen ſie hin, dann ich mit ihnen im Wirthshaus bis jetzt. Nichts macht dümmer, wärmer! — Doch hatte ich einen göttlichen ſtillen Morgen genoſſen; in der Götterluft, mit Lektüre, und Deinem und Paulinens Brief; den ich Dir trotz des Poſtgelds ſchicke. Er iſt drei Franken Entree werth. Das Billet aber, was dabei liegt, verſtehe ich nicht! Iſt das auch ſupponirt? iſt es an Dich, oder an Nil (Genz)? Der wird ſpringen. Ich muß ihm dereinſt noch ſagen, daß es für meine Sprünge in Prag war. Wenn Pauline kommt, freue ich mich todt! Ich bin äußerſt ſtolz und froh, daß ſie Dich

liebenswürdig findet. Sie schreibt sehr schön; verwahre mir ja den Brief; und wie paßt, auf Nils (Gentz'ens) Erwähnung und alles was sie mir schreibt, schon mein Brief, der dem ihrigen begegnet, und zwar kommt! Das freut mich. Ach! nun sehe ich erst, daß auf Paulinens Brief an mich von Deiner Hand eine Adresse ist! Aber warum hättest Du ihn zugemacht, wenn sie Dir ihn offen gegeben hätte? Also ich schicke ihn. Sonst war es hier so schön mit den Posten! bis heute! Die Pariser kamen gegen 1 Uhr alle Tage, und antworten konnte man bis halb 3. Nun aber müssen die Briefe vor 11 auf die Post, und noch früher: also kann man erst den folgenden Tag antworten. Da sie aber nun über Straßburg gehen, so sollen sie doch früher ankommen; die Post geht früher, weil sie nun in Mainz um 3 ankommen muß, um gleich abgehen zu können. Dir dank' ich für die Strümpfe; sind die Bücher die Gedichte, von welchen Du sprichst? Die Zeuge von Tettenborn sind sehr hübsch. Dank ihm in meinem Namen; er ist auch mein lieber General, und so lieb, daß es mich ganz natürlich dünkt, und gar nicht genirt, Fahnen von ihm zu tragen. Er ist wirklich gemacht, zum Hoffen aufzumuntern! Es freut mich sehr, daß Du seinen und Paulinens belebenden Umgang genießest. Es wird Dir recht gut thun. Wenn die kommt, bin ich außer mir!

Gott, wie sind' ich Mariane Saaling bis in's tiefste affektirt. Ohne Rettung. Wie schwindlen mir alle diese Blendschatten, nur für einen Sinn nicht zum Fassen! Bei Eurer Korrespondenz, bei dem Bewußtsein von Euch, bei dem Andenken in Euch! Aber schreiben kann ich heute, nach dieser Ausmerglung und Fatigue, nicht mehr. Lebe wohl! Gedenke meiner. Sei meiner gewiß. Komme bald! Ich freue mich unsäglich, daß Du ein Amüsement hast. O! ich hatte ewig Recht mit Paulinen. Nicht wahr?

Goethe ist in Heidelberg, und kommt wahrscheinlich nicht wieder. Wir treffen ihn ja in Weimar. Und ich besitze ihn mehr, als einer denken kann. Ich habe ihn mir von neuem sehr durch Lektüre klar gemacht, und werde Dir es sagen. Ich bin ganz beruhigt, ihn nicht, und so gesehen zu haben. Wenn nur Pauline kommt! Gute Nacht, liebes Thier! Meine Augen thun mir weh von Chamissement; keiner macht Fenster auf; bei der Arnstein war's so warm. Otterstedt will gegrüßt sein, geschrieben haben, in Andenken sein! Die Flakens sind schön,

aber wieder ſo dickbäuchig. Kauf nur kein anderes! Wann kommen die Taffproben? Adieu, adieu! Deine R. Heute wird's kein Brief. Du ſollteſt nur des Kaſtens Ankunft wiſſen. Der Nil (Gentz) wird ſterben vor Bosheit. Und leb' ich, ſo thu' ich's ihm auch perſönlich. Adieu!

So eben hab' ich Paulinens Brief noch Einmal geleſen. Der iſt Millionen werth. Dieſe Götterworte, dieſe Anſicht, dieſe Wahrheit, dieſe Orthographie. Beſonders die Stelle, wo ſie ſagt, ſie weiß „plusieures langues!“ Und über Gentz. Namenlos! Grau! Wi. ein großes Muſikſtück unerwartet großartig manchmal endet. Grau. Grüße ſie millionenmal, dieſen Lebensliebling! Die friſcht mich auf. Fühlſt Du's? Einen wollte die Natur aus uns machen, und zwei mußte ſie machen; drum handelt ſie für mich, und ich bin ihr des Andern wegen lieb, wozu ſie kein Geſchick hat, wie ich zu jenem nicht den Muth, und nicht das Glück.

Meine Fenſter ſtehen offen bei dem ſchönſten, derbſten Regen; ein Mann und eine Frau ſingen ein artiges Duett zu einer Guitarre, ich glaube es ſind Schauſpieler, die ich zu Nachbarn habe. Wie ſchön wär's, hörten wir ſie zuſammen! Nun, ich habe Geduld. Wirklich gute Nacht! Liebe Guſte! Verwahre ja Paulinens Brief; ein Meiſterſtück.

Bald hätte ich Tilly vergeſſen, an den ich ewig erinnren wollte. Ich ſeh' ihn vor mir. Um Gottes willen, laß Dir den Berg zeigen, aus deſſen Aederchen alle Franzoſen gemacht ſind, wie Pauline ſagt: laß Dir den zeigen, der, wenn die Schuppen ab ſind von Vorurtheil und Meinungen, daſteht wie ein zweijährig Kind! Laß ihn Dir zeigen, den Redner. Mein Freund in ſeiner Art. Sie ſchimpfen auf ihn, aber ſind bloß für's Perſönchen berechneter. Nil (Gentz) und alle ſolche. Haſt Du ihn knieen ſehen? Ich kann die Briefe nicht erwarten. Wenn ihm nur Pauline meinen Gruß ganz wörtlich beſtellt. Die iſt die Einzige in der Welt, von der ich's will und möchte. Als Menſch — und den Menſchen will ich's wiſſen laſſen in ihm — ganz würdig dazu, und geſchickt, und als Perſon ganz unſchädlich, für den poltron fieffé.

Den 26. September.

Guten Morgen, Auguſt! Es iſt wieder 10 Uhr, aber Dienstag. Lebe wohl, lieber, lieber Sohn! Ich habe auch

Ärgern in mir, wo mir der Graue leid that. Aber kein Par-don! Er muß lernen, wie ich ihm hätte leid thun sollen, und da er im Herzen nicht fein genug war, so muß er derb angegangen werden; lernen muß er das. So wie ich schon Augusten dereinst in Prag schrieb, und Du es lasest: „daß, wenn ich unzufrieden mit einem Menschen bin, ich glaube das sei genug, und daß ich ihn nicht approbire im tiefen Herzen", so thut er mir jetzt leid, wie bloß und baar und allem ausgesetzt, und ohne jeden Liebesschutz, wenn ich den kleinen Fleck im Herzen preisgebe, wo ich mit ihm verwundbar bin; was soll ihn nun bedecken, ihm ein Schild gegen Angriffe und Verletzungen sein? Nichts. Und ich, stieße ihn verdammend, in dies rohe Gebiet; der Akt ist hart: weil er nicht auch seine Folge und deren Schmerzen ist! Aber diesmal exire ich den Punkt in mir; er beißt mich sonst wieder! Adieu!

Anmerkung von Varnhagen. Frau von Arnstein war in Frankfurt kaum angekommen, als sie schon ganz verzweifelte, wie und wo sie ihren Tag hinbringen sollte. Sie überschüttete Rahel mit ihren liebkosenden Klagen, und als sie Dore sah, fiel sie der weinend um den Hals, und rief immer: „Dore, liebe Dore! können Sie mir nicht sagen, warum ich gereist bin! Ach, sagen Sie mir doch, warum reise ich! Kinder, wißt ihr's denn nicht? Ich weiß gar keine Ursache mehr!" Welches sich alles unendlich komisch und doch nebenher wahrhaft traurig anhörte.

An Rahel.

Paris, den 26. September 1815.

Dienstag Vormittags 11 Uhr.

Geliebte, theure Rahel! In meinen gestrigen Brief kam, wie ich Dir auch schrieb, Dein lieber Brief vom 19ten Abends, ferner der Brief der Liman und Deine irrthümlich an mich abgeschickte Antwort an sie, ich las aber nur den ersten, und behielt mir die anderen auf den Abend, da ich auf die Post mußte und keine Zeit mehr hatte, den ernsten Inhalt mit gehöriger Ruhe aufzunehmen. Ich sah wenig Menschen, aß

bei der Jordis, die mir wegen einer unglücklichen Frau für den Kanzler geschrieben hatte, zu Mittag, hörte von ihr den ganzen Abend trübsinnige Gespräche über ihr eigen Schicksal, das aus Krankheit des Körpers und Leiden der Seele und aus Talent zur Fröhlichkeit zusammengesetzt ist, und kam spät in kaltem Wetter, dessen Regenwolken eben der Mond bemeistert hatte, nach Hause. Ich nahm die Briefe vor mein Bett, und fing nun, nach abgemachtem Tage, mit hingegebener Seele an zu lesen. Als ich bei der Liman Brief zu der Stelle kam, „und daß ich noch lebe, nachdem ich dieses erlebt, so weiß ich, daß der Mensch nicht stirbt, wenn es Gott nicht will", brach ich in lautes Weinen aus. Und nun Dein Brief, Dein herrlicher Trostbrief, geliebte Rahel, der mit dem Schmerze tröstet, mit allem Ernste der furchtbaren Wahrheit, und mit solcher Liebe! Ach wohl bedurfte ich der Stärkung, die Dein früherer Brief vom 18ten mir in Bezug auf diesen gegeben hatte, jetzt verstand ich plötzlich Deine sorgsamen, ängstlichen Ermahnungen, ich solle mich nicht ängstigen! Rahel, so was also denkst Du? und mir willst Du es verhehlen? Rahel, Du sollst so nicht denken, es ist unrecht, es ist ein Vorgreifen in undurchdringliche Rathschlüsse, Du sollst leben und fröhlich sein! Ich konnte mich aus den Thränenströmen nicht mehr retten, und kaum getrocknet, brachen meine Augen in neue aus! Liebe Rahel, wie rief ich Dich an, wie schwamm das Leben und die Welt mir klein zusammen! Mit Gewalt nahm ich die Gedanken auf, deren ganzes Geschlecht mir wie das Pflanzenerzeugniß einer Jahrszeit vorüberging. Ich las Deine nächsten früheren Briefe, mit ihren Liebesworten, mit ihrer schmeichelnden Güte, und hoffnungsreichen Tröstung! Nun mußt' ich erst recht weinen, ich küßte Deine lieben, innigen Worte, die immer schöner und schöner, wie die herrlichste, unschuldigste Blumenpracht vor mir aufblühten. O geliebte Rahel, welche Stunden waren diese! Aus zerreißendem Schmerz ging mein Herz in sanftes Verbluten über, ich sank an Deine Seite hin, und rief Dich nicht ganz vergebens um Schutz und Hülfe an. Du warst ja doch bei mir, als mein ewiger Engel! Dein Einfluß wurde mir sichtbar, in den geliebten Zügen Deiner Hand strahlte er mir hell in's Auge, und über alles Dasein hinaus begleitete mich noch die innen glühende Freudigkeit, daß es solches giebt, wie Du bist, geliebte, herrliche Seele! Ich schlief ziemlich fest und lange; beim Aufwachen war mir aber doch wüst und dumpf,

ich mußte Dir schreiben, und in diesen Zeilen schon ist nun um vieles besser geworden! Die bloße Beschäftigung mit Dir giebt mir neue Lebenskraft, und ich fühle das Herz gleich muthiger und freudiger die noch jugendlichen Pulse schlagen!

Die Sonne ist draußen hervorgebrochen, und Freunde gehen eben von mir, Bekker, Karl Müller und Bentheim; ich habe den ersten um 3 Uhr zu Schlabrendorf beschieden, und angenommen mit ihm später zu Mittag zu essen, er reist bald fort, und wird Dir wohl ein Paket nach Frankfurt mitbringen. Geliebte Rahel, wie eine Biene an den Blüthen, hing' ich an Deinen lieben Worten, Schriftzügen und Gedanken, ich konnte mich gar nicht ersättigen, Deine holden Lippen glaubte ich zu berühren! Du selbst lobest meinen Zuruf: „wir leben! laße Dich nicht erschrecken! laß uns diesem Zustand jetzt entsprechen, wie dem künftigen künftig", tausendmal rief ich es mir in den Sinn zurück, die Worte kamen jetzt von Dir! ich ließ sie mir gesegnet sein, ich verließ mich auf Dich, die Du sie mir sandtest! Daß ich Dir dies alles schreibe, was eigentlich unterbleiben könnte, geschieht in Kraft und mit dem Rechte Deiner eigenen Aufforderung, liebe Rahel; ich fürchte nicht, Dich zu betrüben; ich sage Dir alles, und Du nimmst gern den Antheil, der mir so große, einzige Stärkung ist! Liebe Rahel, Du wolltest mir Dein Bild schicken! O wie sehr hätte mich das gefreut! Thu es noch, Geliebteste, wenn es auch spät kömmt! Mein Rahlchen, mein liebes, theures Kind! Morgen ist nun unser Hochzeittag: „ich freue mich, daß wir uns geheirathet haben", zu heißen Thränen trifft mich dieses Wort; ich bin beschämt, und fasse nicht mein Glück! Deine Liebesversicherungen, Deine schmeichelnde Güte ertränken mir das Herz in Entzücken!

Im Oktober kommen wir, diese Hoffnung besteht noch; wie will ich froh sein, Dich wieder zu haben! Dein lieber, lieber Traum, wo Du mich auf das Herz küßtest! Wäre ich doch gleich bei Dir!

Morgen schicke ich den Brief an die Liman nach Berlin mit dem Kourier; an Otterstedt die Zeitungen und die neue Schrift von Carnot. Neues giebt es heute nicht. Ich muß noch erst zum Kanzler und zu Gruner, ehe ich zu Schlabrendorf gehe. Ich sehe den Kanzler jetzt nicht oft, ich halte mich zurück, und lasse mich rufen, es ist bequem, aber auch klug und gut. Jordan habe ich in vier Wochen nicht gesehen, da er

mehrmals, wenn ich beim Kanzler aß, zufällig dort fehlte. Stägemann aber sehe ich dort öfter, und er besucht auch mich. Ueberhaupt kommen viele Leute zu mir, unter anderen auch Jahn, der viel auf mich zu halten scheint. Metternich, dem ich neulich begegnete, war sehr freundlich; Gentz ist es schriftlich, sagt aber zu Paulinen, der bloße Name Preuße rege den heftigsten Haß in ihm auf, und Berlin möge er gar nicht erwähnen hören.

Lebe wohl, geliebte, theure Rahel! Sei nur gesund und fröhlich, hege keinerlei Apprehensien, es ist Sünde! Liebe, liebe Rahel! Sei vergnügt, ich bin es schon wieder nach diesem Briefe! Wir bleiben beisammen, ich will nicht einsam auf der Erde sein, ich lebe mit Dir und sterbe Du mit mir! Liebe, einzige Engelstochter! Leb wohl, und sei fröhlich!

Ewig Dein treuer

Varnhagen.

Diesen Abend seh' ich vielleicht Jettchen.

Die Schmalzische Schrift soll ich von Beguelin bekommen, sie ist gegen den an die Stelle des Tugendbundes getretenen Verein zur Verschmelzung aller Deutschen gerichtet; Jahn sagte mir davon. Die Fragmente aus Napoleons Elbaischen Denkwürdigkeiten kenne ich nicht, halte sie aber schon gleich im voraus für unächt.

An Varnhagen in Paris.

Frankfurt a. M., Mittwoch, den 27. September 1815.
Halb 10 Morgens im Bette.

Heil dem Entschluß! Wie freue ich mich meines vernehmlichen festen, Deines zitternden leisen Ja's von heute vor einem Jahre! Ich gratulire mir: denn ich bin glücklicher durch Dich und mit Dir, als ich es damals nur denken konnte; und kannte Dich ganz, und vertraute mich Dir! Und nun kann sich schöner und noch schöner unser Zusammensein ausbilden, da es schon geschehen ist, und wir wahr sein dürfen. Wahr, wenn wir uns auch schmerzten. Wie jeder mit sich selbst, so gegen den Anderen. Wahr, weil wir nur Liebes in uns für einander

finden, und das Wahre immer Liebes in sich — es sei was es will — in sich enthält. Ich umarme Dich mit freudiger treuer Liebe! Und gratulire Dir auch, mein lieber Herzens-August!

Gestern erhielt ich nicht den angekündigten Brief mit dem Hochbericht von Paulinen's Besuch! Heute mag er kommen! Aber dieser muß eher auf die Post. Adieu, theuerster, lieber Freund! Den Tag, wo ich Dir mein Bild schenke, ist es für heute. — Noch ein Würdiges für heute! Goethe kommt von Heidelberg wieder hierher, sagte mir gestern Baron Hügel, der ihn zwanzig Jahr kennt; und dem es einer von Heidelberg kommend erzählt hat. Ich rechne fest drauf, daß Pauline kommt, und ertrage geduldig und freundlich die Fatigue und den leeren Ennui des Arnstein'schen wüsten Aufenthalts, den mir auch Neigung und große Anhänglichkeit an sie versüßt. Gestern macht' ich gar, auf vieles Drämlen, Visiten mit ihr, und so ging ich auch zu Hügel's. Mir sind alle Sorten gleich, wo es nicht stinkt.

Mariane Saaling bringt mich in eine wahre Empörung. Durch die tiefe Lüge, die sie ist, und nicht müde wird aus der reinsten, glänzendsten Albernheit zu spielen. Bei Gott, ein monstre, wie es nur irgend eine hidense, ekelhafte Mißgeburt sein kann. Du denkst, sie hat mir etwas gethan? Nichts in der Welt, wir sind sehr gut. Sie lügt aber in meiner Gegenwart. Sie ist aber dabei durch meine in Grimm getauchte Forscherblicke, denen ich freien Lauf lasse, so entsetzt, daß ihre Blicke plötzlich abbrechen oder ablöschen. Das ist zum Sehen. Sie grimassirt auch schrecklich. O! Gott richtet die Strafen ein. Und wahr ist der Bibel Spruch: Missethaten rächen sich bis in's dritte Glied. Ist man häßlich geboren, oder mit Häßlichem, so sind das der Eltern Sünden, Fehler, und Laster, oder Unglück, von dort sich herschreibend. Ich weiß das ganz deutlich. Mein Studium. Ein Diner bei Klärchen Hertz, wo jene so gränzenlos albern war, bringt mich vollends so auf!

Adieu, theuerster Freund, lieber, bester August. Grüße Pölle (Pauline) und Alle. Und komme bald! Siehst Du, wie oft ich schreibe. Deine Dich liebende

R.

Dore grüßt sehr. Sie nur weiß von heute. Kein affek-

tirtes Krob. Adieu, adieu! Noch weiß ich nicht, wann Arnstein's reisen, sie weiß es auch nicht. Alles klagt und heult. Gott, wie glücklich sind wir. Schütze uns Gott!

Anmerkung von Varnhagen. Die Aeußerungen über Mariane Saaling sind mit früheren und späteren zusammenzufassen; sie gelten vollkommen, aber sie gelten nicht allein, sondern neben ihnen andere. In begabten Naturen findet sich leicht Doppeltes. So in Pauline Wiesel, in Bettina Brentano. Solche Begabung und dabei solche Einheit, wie Rahel selbst, ist die allergrößte Seltenheit; darin auch gründet sich der außerordentliche Reiz, die große Macht, welche ihr Wesen hatte. Ueber Marianen habe ich selber auch manches niedergeschrieben, wozu mir nur allzu viel Anlaß gegeben war. Gleichwohl ist mir vieles noch stets unerklärlich. (Januar 1836.)

An Rahel.

Paris, den 27. September 1815.

Mittwochs gegen Mitternacht.

Theure, geliebte Rahel, ich kann den heutigen Tag nicht vorübergehen lassen, ohne einige Zeilen an Dich zu schreiben. Es ist unser Hochzeittag, meine geliebteste, holdselige Freundin, und ich segne ihn, als den glücklichsten meines Lebens! Vor einem Jahre waren wir um diese Zeit noch beisammen, ich saß neben Dir, Geliebteste, mit einem Gefühl der Sicherheit in der Zufriedenheit des beruhigten Glücks, wie ich es vorher nie empfunden! Wie eine heilige Nähe durchströmt mich diese Erinnerung: die höchsten Schauer durchdrangen mich damals, das süßeste Bewußtsein erfüllte mich! Rahel, geliebte Rahel! all diese Liebe, und mehr noch dazu, soviel die inzwischen verflossene Zeit sie vermehren konnte in ununterbrochener Entwickelung, bring' ich Dir heute dar, mit entzücktem, dankbarem Herzen, mit heißem Flehen und unergründeter Innigkeit, Du liebe, herrliche Genossin, Du himmlische Beglückerin! Gott segne Dich mit allen seinen besten Gaben, er schenke Dir Wohlsein aller Art und die höchste Freudigkeit! er schenke auch mir alles,

und segne auch mich, daß Du Freude an mir habest, und ich Deiner würdig sei! Schlafe wohl, diese Nacht! Schlafe sanft in lieben freundlichen Träumen, die Dir sagen, daß meine Seele bei Dir ist, und Dich mit diesem Bewußtsein leise zum schöner, sonnigen Morgen geleiten! Gute Nacht, Geliebte! ja, wahrhaft Geliebte!

Donnerstags Vormittag 11 Uhr.

Geliebteste Rahel, gestern konnt' ich nur so wenig schreiben, der ganze Tag war mir durch Geschäfte und Verabredungen gestört; Jahn nahm mir den ganzen Vormittag weg, andere Besuche kamen dazwischen; ich mußte darauf an Beyme schreiben, ich konnte es nicht länger ansehen lassen, und mußte ihm die Carnot'sche Schrift unveraltet schicken; kaum damit fertig, hatte ich zur Mendelssohn zu eilen, wo ich zum Essen eingeladen war, zum erstenmal, bloß damit es doch auch einmal geschehen wäre, und zur Verabredung auf Samstag zum Einkaufen für Dich! Ich kam erst spät fort, und weil ich auf der nördlichen Seite der Seine war, so ging ich noch zu Paulinen, die mir hatte sagen lassen, sie müsse mich dringend sprechen, ich dachte wegen der Abreise, und wollte daher nicht fehlen, sie war aber in der Oper, und ich blieb mit dem Professor Bekker in wunderschönem Abendwetter auf dem nahen Boulevard sitzen, bis die Oper aus war. Dicht vor uns sangen Italiener, ich dachte an Dich, geliebteste Rahel! Als ich endlich Paulinen sprach, hatte sie mir bloß ihre Freude über Gentz zu sagen, der alle ihre Ausgaben bestreitet, und sie sogar verschwenderischer machen möchte, in Kaufen, Wagen, Speisen, Wohnung, Bedienung etc., ihr zu 50 Friedrichsd'or schenkt; mehrere hundert Louisd'or scheinen ihm ein Bettel zu sein, er sagt ihr unter anderen, er habe hier noch Geld von Baiern zu erheben, und ist ganz berauscht von seinem Reichthum und seinem Ansehen, das er Paulinen mit aller eitelsten Hingebung auseinandersetzt, wäre er ein Kaiser, so hätte er, sagt er, seinesgleichen, so aber stehe niemand, wie er! Dabei ist er weit, weit entfernt von Paulinen mehr zu verlangen, als den Schein, daß sie ihm angehöre, er entfernt ängstlich jede Beziehung, die auf Wirkliches führen könnte, klagt über Gicht im Arm, die ihm allen Muth zur Freude raube, ißt bei Tische nicht, um sich über Magenkrampf beklagen zu können, und bedauert wohl gar, daß

Pauline ſo leer ausgehen müſſe, gleichſam als müßte ſie das Gegentheil eifrig wünſchen! Du kannſt Dir denken, welch lächerliche Szenen ſie mir zu erzählen hat! — So kam ich denn geſtern erſt ſpät nach Hauſe, der Weg iſt im Cabriolet nur in einer halben Stunde zu machen. Ich ſchrieb obige Zeilen, und ſchlief bald ein, träumte von Dir, meine Rahel!

In dieſen Tagen ſoll der Frieden abgeſchloſſen werden; glückliche Nachricht! dann kann es nicht lange mehr dauern, höchſtens noch 14 Tage, und ich fliege in Deine Arme! Geliebte Rahel, welche Freude! Ich ſehne mich unausſprechlich zu Dir, o Du weißt es!

Meierewitſch war auch bei mir; er grüßt Dich herzlichſt; ſeine Abreiſe nach Frankfurt verzögert ſich noch, er läßt ſich aber gewiß in Berlin nieder.

Flemming bleibt hier bei Humboldt; beide deſignirte Opfer hieſiger Aufſtände; gefährlich iſt's in jedem Fall, indeſſen glauben ſie's nicht ſehr.

Leb wohl, geliebte, freundliche Rahel! Sei vergnügt und harre meiner! Bald ſehen wir uns! Dieſer Brief iſt nur wegen des 27ſten, meines erſten Feiertags! Lebe wohl, liebe, gute, herrliche Freundin!

Ewig Dein treuer

Varnhagen.

Profeſſor Bekker ſitzt neben mir und lieſt Zeitungen!

An Varnhagen in Paris.

Frankfurt a. M., Mittag 1 Uhr. Schönes Wetter.
Den 29. September 1815.

Nimm dieſe Weſte, theurer Auguſt, ſie gefällt mir ſehr! es iſt eine engliſche, laß ſie in Paris machen; die einzige Art, wie dieſe beiden Völker uns dienen — und auch nur ſich —, ſonſt haben ſie uns zum Narren. Du ſiehſt, ich werde heute nicht Herr über dieſen Gedanken: er kommt wie ein Stachel hervor. Richtig! hab' ich Deinen lieben Brief den 27. erhalten; und auch Dir den Tag geſchrieben. Nur der Gedanke, daß Du da biſt, und mir gut biſt, mich kennſt, von mir weißt, und wiſſen willſt, daß ich mich mit Dir wieder unterhalten werde — kann

das tobende Geschwür in mir lindern. Wisse nur, ich bin wie außer mir. Sonst fürchtete ich mich nur, ängstigte mich, bemitleidete die zur Schlacht Geführten; Bauern, Landleute. Jetzt bin ich in einer rage nicht gleich Rache nehmen zu können! an denjenigen, die nicht, wie man sie noch nachsichtig nennt, dumm sind; nein! versätzliche, fraudulöse Verschwender sind's, die sich mit Gewalt schmeichlen, so lange man es ihnen erlaubt, daß ihrentwegen, und ihrer Brut wegen, die Welt steht, die Natur sich bewegt, Gesetz sich aus dem Hirn windet. Genug!!! Du weißt alles aus und nach diesem Punkt. Was Mägde wußten, Fuhrleute sich auf den Wegen erzählen, wissen sie nicht. Ohne Kraft im Handlen, ohne Licht im Einsehen wollen sie regieren. Nicht jetzt: jetzt könnte es keiner ohne Krieg, aber seit lange. Wie wollen sie nun heraus, zurück aus Paris, aus Frankreich!... Ich bin außer mir vor Grimm. Abgemacht schien dem Emigranten-Volk alles für alle Zukunft. Sie vergaßen, warum sie sich hatten rüsten müssen. Der Prinz-Regent lacht sie nun aus. Brave! dicker Engländer! Eh' es bei Dir schlimm geht, stirbst Du! — Auf Dich verlass' ich mich: bleiben sie nur noch ein bischen lange, ein bischen ungewiß lange, so kommst Du allein. Sie behandlen Dich doch nicht schlimmer. Du kennst sie; helfen kann man nicht, theilen muß man nicht mit ihnen. Ich nicht: die Theilung ist zu ungleich. Ich mag die Höllenangst nicht ausstehen. Ich verlasse mich auf Dich. Und vom Uebrigen elle ich mich zu sprechen. Die größeren, großen Gesichtspunkte für uns, unsere alten, bleiben immer; von denen mag ich nicht reden. Auch bin ich vom hiesigen Ekel erdrückt. Ich sehe niemand als Otterstedt's, Arnstein's, und die dummen Hertz'schen Mädchen. Spreche also mit niemanden, wenn auch in Bosheit und Bedürfniß manchmal zu jemanden. Gott! was sind die Weiber elend. So wahr er mir in meiner letzten Noth beistehen soll, ich fasse sie nicht. Nur eitel; gräßlich! — wenn man sie so allein hat, was mir nie noch als hier geschehen ist. Gott verzeiht es mir, Du mußt auch: ich auch: aber sagen muß ich es: Mariane ist ein monstre! so schlecht sind' ich sie in ihren ewigen, gediegenen, schleimigen, Lügen, in dem unbewußten Lügen, in dem auf nichts sich beziehenden Putzen des Leibes, und jeder innren Faser, wegen dieser plumpen, gräßlichen, ja nicht glaubbaren Dummheit in dem Lügen, dieser völligen Kunstlosigkeit, Mäßigungslosigkeit. Verzeih mir! Ich mußt'

es Dir zeigen können. Verzeih mir, daß ich mich nicht immer bös gegen sie zeigen kann, und werde. Ich selbst will es mir vorwerfen, und kann es doch nicht. Denn den Rest Menschen ehr' ich in ihnen und aller Anderer Schlechtigkeit; die wollten sonst jene fressen, und sollten auch gespeist werden. Adieu, liebe Guste! Heute bin ich mit Arnstein's und Schlosser's und mehreren zum Thee bei Otterstedt. Morgen reisen die Ersteren nach Heidelberg, wo sie die Pereira erwarten. Du und Pauline schreiben mir nichts Ausführliches; und habt so Amüsantes. Ich bin nur der Narr. Grüße sie und Jettchen tausendmal; ich denke noch, Pauline kommt. Lange kann ich hier nicht mehr allein bleiben. Gestern und vorgestern hatte ich keinen Brief von Dir! Vorgestern schrieb ich. Adieu! Nach vielem Sehnen und Umarmungen Deine R. Schreibe wenigstens in den Zeiten.

Die Friedländer erzählte mir viel. Heute ist sie nach Hause gereist: sie und Riesewetter sind sehr mit Dir zufrieden. Alle Menschen gratuliren mir wegen meinem liebenswürdigen Mann. So schön führst Du Dich auf! Ich umarme Dich, liebe Guste!

Du siehst, meine schlechte Laune ist schon gute geworden durch's Aeußern. Ueberhaupt, wenn ich in Wuth bin, ist's nicht so schlimm mit mir. Heute will ich die Leute ärgern, und nicht mich: ich habe schon vorgestern etwas ausgeübt, welches ich Dir, weil es zu lang wäre, mündlich erzählen werde. Hügel's waren so grob, mich gestern nicht mit zu bitten, als sie Arnstein's baten, ich aber dachte mir das vorgestern schon, weil's mir hier immer so geht, und sagte Mlle. Hügel ihr fait wenigstens: über Musik, womit sie mich bis zu Nervenanfällen ennuyirt hatte; sie hatte nämlich eine Sonate ohne Sinn von Clementi auf einem englischen, mir odiosen Instrument mit angelernter und angedachter Salbung hören lassen; und ich bedut' ihr, was Musik ist. So hab' ich doch das Prävenire gespielt. Adieu. Warum schreibt Pauline keine Details?

An Varnhagen in Paris.

Frankfurt a. M., Sonnabend Abend 10 Uhr,
den 30. September 1815.

Nur ein paar, nur die nothwendigen Worte! Auf Deinen lieben Brief, deſſen Liebe und Schönheit ich gar nicht mehr beantworten kann, als mit der größten, Leiden bringenden, und doch glücklichen Sehnſucht! Auguſt, ich wiederhole es, lange halte ich es hier nicht mehr aus! Welch einen Schreck! als Du heute ſagteſt, es könne noch drei, vier Wochen währen! Und o! Gott! ich weiß was das heißt. Wenn es erſt raiſonirt, können ſie ewig bleiben; zieht einer die Augenbrauen, ſo bleiben ſie wieder, und die Truppen kehren den ganzen Winter um. Die Leute ſind unberechenbar. Es platzt wieder etwas los, eher geht keiner. Wenn Du das merkſt, reiße Dich los. — Heute war Balſamwetter: indiſches nannt' ich's, ſo lange dies iſt, ertrag' ich noch alles. Morgens um halb 9 ging ich ganz nah zur Arnſtein, die um 9 reiſte, nämlich nach an 10; großer Trouble, beinah Spaß. Von dort ging ich mit Otterſtedt ein wenig im lauesten Frühlingshauſe um die Theere: Nebelklarheit verſprach ein Schönes und ſchien an Vergangenes zu erinnren; man ſah wie es ſein könnte, und ein beſſerer Troſt flog durch die Bruſt, preßte ſich angenehm durch. Otterſtedt wollte mir erzählen, wo ihm ein Graf Pleß von unſerer Garde, von Paris kommend, erzählt hatte, der auch geſtern zum Thee bei ihnen war; es war nichts: ich wußte alles beſſer, und ſeine Anſichten brauchte' ich nicht. Doch waren ein paar Thatſachen, bei uns vorgefallen, dabei. Dann ging ich nach Hauſe, mich anzuziehen und waſſerplätſchen; dann las ich und ſchlief etwas, weil ich die Nacht aus Alteration nicht geſchlafen hatte; weil ein Ruſſe gräßlich ein Mädchen in meiner Straße gepriegelt hatte, die erſt keine und dann ſchlechte Hülfe bekam, ein Gräuel der Menſchennatur in einer großen Stadt!! Davon mündlich. Ich hatte, welches mir nie geſchieht, Herzrochen vor Angſt und Zorn. Kurz, meine Nacht war weg; nun ganz früh auf. Nach dem bischen Schlaf hatte ich häusliche Geſchäfte. Dann aß ich; ohne Sieſta fuhr ich gottlich um 4 mit Otterſtedt's ſpazieren: wunderſchön, da war die indiſche, an ſich wohlriechende Geſundheitsluft, in dem

blühenden Gartenthal. Denn, denk Dir, die Kaſtanienbäume wollen mit dicken, klebrigen, großen Knospen noch Einmal ausſchlagen! Dann ging ich mit Frau von Otterſtedt in ein Mordſtück, „Der Brautkranz". Einer aber ſpielte accurat wie Iffland: alle ſeine Fehler: und er war da! Nun kam ich mit Kopfweh nach Hauſe, ruhte mich, trank ein Glas Limonade, und ſchreibe Dir nur, weil morgen der Brief um 10 auf die Poſt muß, und ich lang im Bette bleiben will. Weil ich übermorgen mit Otterſtedt's nach Mainz fahre, und Dienstag über Wiesbaden hierher. Alſo werde ich Dir dieſe beiden Tage nicht ſchreiben können, und Du ſollſt nicht ohne Brief von mir ſein, weil ich Dich ſo ſehr lieb habe. So ſehr, ſo ſehr! daß ich mich wieder in Dich verliebe, und todt ſehne! Und weil ich Dir ſagen will, daß, trotz dem, was ich je über Pauline ſagte, und über ſie jetzt ſchrieb, ich ſie ganz ſo ſehe, wie Du; und, ja in ihrer Gegenwart, zu ihr ſchon ſchwur, ſie nicht zu ſehen; und auch weiß, wann, wo, wie, und warum, ſie prahlt; daß ſie geprahlt hat in dem Brief an mich, den ich Dir ſchickte: z. B. mit Geſundheit, mit Vergnügtſein, mit extraordinairen Begegniſſen; alles dies, und alles weiß ich, und nehme doch kein Wort von dem Guten über ſie zurück: ich bewundere nur, wie allſeitig und allpunktig Du ſie ſogleich urplötzlich ſahſt, und in welcher Virtueſität Du jedesmal, wenn Du von ihr ſprichſt, Dich ausdrückſt. Ich vermag dergleichen nicht; aber Du verſtehſt mich doch: und ich bin auch klug.

Du beglückſt mich unendlich, Auguſt, wenn Du mir ſagſt, daß Du mich liebſt, ich ſolch Glück in Dir ſehe, und weiß, Du haſt mein Menſchlichſtes, Beſtes empfunden und erfaßt; und daß Du dies überhaupt kannſt, erregt meine ganze Liebe; und das Glück! das Glück, ſo ungemein leben zu können! In Wahrheit, und dadurch in Liebe. Auch faſſe ich es nicht, wenn ich es bedenken will! Du ſiehſt's. Du ſiehſt, ich will beſonders von Deinem Brief vom 25. ſprechen; den ich erſt heute erhielt. Die „Allgemeine Zeitung" werde ich leſen, den Kalender mir ſchaffen.

Goethe war mit dem Herzog in Heidelberg; der iſt in Mannheim, jener noch in Heidelberg; Frau von Savigny auch. Timm hätteſt Du wohl ſehen können, der hätte auch manches für mich mitgenommen; ich hoffe, er kommt hierher. Von Meierowitz ſeh' ich auch nichts. Iſt die Goldſtücker ganz beſſer? Pauline muß meinen ſchönen Gruß Genz'en beſtellen:

ich will es; ich meine jene Bestellung an ihn, die böse. Halte darauf. Ich will es. Gott! der arme Bentheim! Warum schreibst Du denn mit der Post alles so grad heraus! Heute sprach ich einen Adjutanten vom Herzog von Richelieu, der erwartete ihn hier, um weiter mit ihm nach Rußland zu gehen, und weiß nun nicht was er machen soll. Zu schreiben rieth ich ihm.

August, ich halte es nicht mehr gut aus, Dich von weitem zu küssen! Sei es gewiß. Adieu! Mit tausend Liebe Deine

R.

Den 1. Oktober.

Guten Morgen, August! Es ist der 1. Oktober. Ach Gott, wärst Du wenigstens den 18. bei mir: das wäre mein achtzehnter. Schönes Wetter; ich bin noch im Bette, es ist gleich 10 Uhr: ich muß mich heute sehr hüten vor Kopfweh. Gestern Abend hatte ich starkes. Aber Ruhe und dann Schlaf, der gut war, halfen mir. Meine Augen leiden sehr: gerne sprach' ich Kreiff. Ich bin nun überzeugt, es ist von den zehntägigen heißen Umschlägen in Prag gegen die Halsentzündung. Seit denen hat sich die Anlage entwickelt, und am Halse bin ich häufig geschwollen. Zwischen Hals und Schlüsselbein, wogegen mir Zitronensaft, den ich zufällig beim Waschen brauchte, etwas zu helfen scheint. Also Orleans ist angekommen. O! beschleunigte doch der Cure Abreise. Du siehst, woran mir der Kopf, mein ganzes Wesen voll ist. Adieu! Lebe wohl! Geh ja aus! in schönem Wetter in's Freie! Schone Deine Augen. Schläfst Du noch so lange? Adieu, adieu! Ich küsse Dich! — Verzeih, daß ich den Bogen verkehrt anfing!

An Rahel.

Paris, den 1. Oktober 1815.

Sonntags gegen 12 Uhr Mittag.

Geliebte, theure Rahel! Das nenne ich Begrüßungen von Glück, das sind die Wirkungen seines Wesens, Zeichen seines

Daſeins! Gelacht habe ich heute vor Freude, mir gratulirt mit den beſten Ausrufungen ſtiller Wonne, ſo recht herzlich froh! Ich war eben aufgeſtanden, nach einer gut durchgeſchlafenen, aber kalten Nacht, und hatte mich zur Arbeit, deren ich eine beſtimmte, tägliche habe, verdrießlich hingeſetzt, als man mir Deine beiden lieben Briefe vom 22ſten und 23ſten brachte, mit dem an Paulinen und dem meinigen, den Du mir zurück ſchickſt, um ihn ihr zu zeigen. Wegen dieſer zwei Briefe von Dir war ich geſtern ſehr unruhig geweſen, denn ich hatte geſtern Vormittag in Otterſtedt's Paket Dein Blättchen vom 24. und Abends Deinen Brief vom 25. erhalten, die mich ganz beglückt hätten, wenn ich nicht daraus geſehen hätte, daß jene zwei mir aus der Mitte fehlten. Die kamen nun heute früh an, irgendwie verzögert, und löſten die Haupturſache meiner Verdrießlichkeit, ſo daß ich in unausſprechlichem Vergnügen mich dieſen Liebes- und Lebenswellen, die Du, Geliebte, auf mich ſtrömſt, überließ, und im Leſen Deiner Briefe an mich, des kleinen an Paulinen, des von mir, wie in dramatiſche Fülle verzaubert, in lauter inniger Zufriedenheit auflachte! Geliebte Rahel, muß ich nicht in Staunen verloren daſtehen, wenn ich nachdenke, welches Glück die Welt mir zuwinden konnte, aus allen den Verwickelungen des Lebens? Welche Reiche von Herrlichkeit und Schönheit und Wunder mir in Dir, in Dir, himmliſche Rahel, eröffnet ſind? ich ſinke in Thränen der Freude und Dankbarkeit nieder, und preiſe mich glücklich, ſofern ein Menſch es vermag! Empfind' ich dies jetzt, in ſolcher Abweſenheit, durch bloßes Andenken, durch geſchriebene Worte, o Gott, welche Seligkeit erſt in der beglückenden Nähe. Ich habe ſie gefühlt, ich habe ſie genoſſen; dieſe Seligkeit, mit ſtets wachem, regem Bewußtſein, das vielleicht das einzig ſtörende darin war, weil es zugleich immer Sorge und Angſt beigemiſcht enthielt, dieſes Glück auf Zeiten, wie jetzt geſchieht, wieder entbehren zu müſſen! Liebe Rahel, wir ſehen uns bald, ich hoffe es gewiß, und wollen uns, da Du es nicht willſt, nie wieder trennen, als aus freier Wahl, zu Vergnügen, und ohne Noth! Denn dergleichen ſprich mir nur nicht, wie in Deinem Briefe an Paulinen, daß Du ſie vielleicht durch Umſtände gezwungen, nicht wieder ſehen würdeſt: das exiſtirt nicht (Dein Ausdruck, mein lieber Sprechlehrer und Vorbildner!), nein, gewiß nicht! Du ſollſt alle Ausſicht hegen und genießen, unter Lebenden nichts abgethan glauben: ich freute mich ja unſäglich, Dir ſchöne

Reisen, und also auch in die Schweiz, so ganz festen Aufenthalt, wo es Dir gefällt, bereiten zu helfen, auch wenn ich beides nicht theilen könnte, es wäre kein Opfer für mich, nein, gar nicht! Und vielleicht kann ich Vieles theilen: es bieten sich nicht schlechte Hoffnungen für die nächsten zehn Jahre dar, es läßt sich für mich nichts schlecht an, ich darf Dich darauf anweisen, geliebte Rahel, wenn ich mich auch schäme, Dir nicht gleich alles zu Füßen zu legen, was mein Herz für Dich begehrt! Hierauf antworte mir nicht, liebes, theures Herz! ich darf Dir dergleichen sagen, aber es ist kein Gegenstand, der besprochen werden darf, ich weiß, wie Du es aufnimmst, es genügt mir, dies zu wissen, und nach Deiner möglichen Antwort soll dies alles gesagt sein, denn es liegt über jede mögliche hinaus! Geliebte Rahel, könnt' ich Dir aussprechen, was ich jetzt im Herzen fühle, einen wahren Zug zu Dir, ein Weben in der Seele aus ihren Bestandtheilen zusammengehaucht und über ihr schwebend, in glühendem Ziehen zu Dir die liebevollsten Gestalten anachmend!

Deine großartigen Worte über Dich und Paulinen, daß ihr, Eure Naturen, über dem Schicksal und außer seinem Gebiete steht, treffen meinen innersten Gedankenkreis! Ich habe Einsicht über Dich und sie, hätte ich sie nicht, so schlügen Deine Worte sie wie Funken heraus! Wohl hast Du Recht, immer Recht gehabt, über Paulinen! Ich erkenne es ganz, und erkenne auch, wie Du es fühlen mußt, wo mein eigenes Gefühl, wie hier doch geschieht, nicht ganz ausreicht; denn wenn die Natur Eins aus Euch machen wollte, und zwei machte, jedem Anderen zutheilend, so gehörte ich doch dem Ganzen nur mit demjenigen an, mit dem ich dem einen Theile davon, Dir angehöre! Ich würdige Paulinen sehr, gewiß mit großer Freiheit der Seele, aber ich muß doch lächeln, sie neben Dir zu denken! Liebe, liebe Rahel, einzig bist Du, mir einzig, auch nur von fern an Gleichstehendes zu denken, wäre mir thörichte Verirrung! Ich habe Pauline gestern Abend gesehen, sie machte mir auf, obwohl sie schon zu Bette war, denn ich hatte mir die Lust gegönnt, die letzte Vorstellung im Odeon, meine Lieblingsmusik, das allerliebste matrimonio segreto, bestens aufführen zu sehen von munteren Italienern, und hatte mich verspätet. Sie erzählte mir den fernern Verlauf mit Gentz, der noch grade wie am ersten Tage zu ihr steht, ganz richtig, wie Du es gesagt, nur daß die Verzagtheit und die

traurige Bewußtsein der eigenen Beschaffenheit alle Versuchung zu Gelüsten in ihm weit zurückschreckt! Noch weiß und ahndet er keine Silbe, daß ich der Vertraute bin, nicht bloß Paulinens aber, sondern auch Jettchens, der er sehr zugethan ist, weil sie ihn unverändert findet, und der er wieder über Paulinen sein Herz ausschüttet, ja diese ihr sogar zuführen will. Auch in dieser Beziehung, wie er sich über Paulinen gegen Jettchen ausläßt, erscheint er ganz erbärmlich, ein elender Prahler, untergegangen in vornehmem Wuste, und bei besserem Erkennen dieses Erkennen verläugnend, strafwürdig und verächtlich! Du hast Recht gegen ihn, liebe Rahel, aber auch ich habe eines gegen ihn, unabhängig von dem Deinen, als Preuße, was sag' ich als Preuße? — als Deutscher, und als ich selbst! Es kömmt heim von Dir und mir! Lasse nur erst Paulinen das Ihrige gethan haben, und fortgereist sein! — Ich bringe ihr heute die Briefe. Ihr Brief an Dich hatte bloß einen Umschlag ohne Ueberschrift, ich schrieb diese aus Pedanterie darauf! Ich danke Dir für den herrlichen Brief von ihr! also unaussprechlich liebenswürdig findet sie mich? Rahel, Rahel, laß Dir das gesagt, laß Dir Paulinen hierin Autorität sein: ich bin froh darüber, als ob es mich noch mehr sicher stellte mit Dir! Nennst Du das nicht einen Hahnrei, der sich der Liebe noch durch andere als ihre eigenen Mittel versichern will? Ich bin's, ein Hahnrei! man kann nicht sicher genug gehen in der Welt! Aber im Ernst, liebe, einzige Rahel! es wäre eine Kalamität für mich gewesen, wenn ich Paulinens Briefe hätte lesen müssen, „Liebste Ralle, wie haben sie solchen Menschen heirathen können!" Meine liebe, liebe, gute Rahel! mein Herzenskind! Das Billet von Paulinen, das ich noch beigelegt hatte, war das erste an Gentz, wodurch er ihre Anwesenheit erfuhr, und das er mir, der ich sie ja bei ihm erfragen wollte, zuschickte, also ein ganz im Ernst geschriebenes, ehe ich sie noch gesehen hatte.

Gestern Nachmittag bin ich mit Jettchen herumgefahren. Einen Hut bekömmst Du nicht, Hauben auch nicht, Jettchen hat nicht den Muth zu wählen, und ich kann die gröbsten Verirrungen machen, und die Sache ist doch zu wichtig! Tricot-Tücher bekäme man in Frankfurt eben so gut, sagt sie, und allerdings habe ich im ersten und reichsten Laden nichts Schönes der Art gesehen; Filoche, wovon die Hauben sein sollten, kennt Jettchen gar nicht. Mit den Tastproben habe ich mich geirrt, ich habe

mit wem ich reiſen werde! Doch das findet ſich alles. Ich freue mich unausſprechlich darauf, Dich zu ſehen! liebe Rahel!

Ewig Dein treuer

Varnhagen.

(Die Bänder von Tettenborn hab' ich auch noch.)

Tilly ſoll ich bei Paulinen ſehen, den Brief von Dir an Paulinen, den ſie erſt heute erhalten wird, und geſtern von mir angekündigt bekam, habe ich gleich geleſen, ich durfte es, Deiner Erlaubniß zufolge, und auch ihrer. Adieu, Geliebte!

An Rahel.

Paris, den 1. Oktober 1815.

Sonntag Abends nach 11 Uhr.

Geliebte, theure Rahel! Ich habe nun fünf Briefe von Dir vor mir liegen, und freue mich daran mit innigem Herzen! Als ich dieſen Nachmittag meinen Brief geſchloſſen hatte, und fort mußte, mit Beker bei Pfuel zu eſſen, dachte ich gleich, ich wollte dieſen Abend wieder an Dich ſchreiben, weil ich ſo weit zurück bin in der Antwort auf alle dieſe lieben, holdſeligen Liebesworte, dieſe Zuſtrömung von Leben und Geiſt, in der ich mich zu Glück und Freude emporgetragen fühle: aber ich ſoll Dir nicht nachkommen im Schreiben, Dir ſoll der Preis dieſer Liebenswürdigkeit, wie jeder anderen bleiben, dieſer, mein Brief hier, iſt wieder nichts weiter, als ein ſchuldiges Wiederſchreiben, denn, wie ich Abends nach Hauſe komme, finde ich wieder einen von Dir angekommen, den vom 27ſten, ein Triumph und Feſt für mich, noch eh' ich ihn aufmachte! Und als ich ihn nun erbrochen und geſehen hatte, daß er von unſerem Vermählungstage ſei — o geliebte Rahel! welche glänzende Freude überſtrömte mein Innerſtes! Rahel, meine Rahel, faſſe ich denn dieſes Glück? Giebt es ſolche Wirklichkeit in der Welt? Die Einzige, die Liebſte, die mir alles iſt, nach der mein ganzes Herz ſchmachtet, in deren Daſein das meinige erſt Leben wird, nach der es ſich durch ewige Gewalt, wie die Natur ſie ſchickt, unwiderruflich hinwendet, und für die ich doch

gar nicht entfernt der würdigste sein kann, die wird meinen Wünschen zu Theil, ich kenne sie ganz, darf mich an ihre Nähe fesseln, sie vertraut sich mir, heißt mein und will es sein, gütig und liebevoll, und Liebes und Gutes auch in mir findend! Kein schöneres Loos kann der Himmel schenken, die Erde kein solches ganz zerstören! Wer darf, wie ich, aus tiefster Fülle des Herzens, im erglühten Bewußtsein des Geistes so reich und voll ausrufen: ich bin glücklich? Ja, ich bin es, Rahel, durch Dich! Schon in dieser Ferne, da ich bloß an Dich denken, Dich nicht sehen und fassen, Deinen Augenstrahl nicht auf mich heften kann, fühl' ich durch und durch meine Brust von Glück beseelt! Es wird immer ärger mit mir: seit sieben Jahren, die ich Dich kenne, wächst meine Liebe zu Dir immerfort, nur immer theurer bist Du mir geworden, ohne daß je meine Neigung noch meine Hochachtung die kleinste Rückschwankung erlitt, — unsere Mißhelligkeiten waren anderer Art, Du sagst es selbst so schön, wenn wir uns schmerzten, war es aus Wahrheit, und leider ist diese ja oft nicht die himmlische, sondern eine irdische — und in diesem letzten Jahre nun vollends, wie hat sich so unendliche Vervielfältigung in diesem Schatze gefunden! Für mich, welch großes, unermeßliches und unschätzbares Glück, das unserer früheren Bekanntschaft noch fehlte, zu sehen, daß ich wirklich zu Deiner Zufriedenheit beitrage, daß ich Dir wirklich ein wahrer, treuer Freund bin, und es nicht bloß wünsche zu sein! Gott, wie entzücken mich Deine Billigungsworte, mit denen Du mir und Dir gratulirst! Rahel, ich schwelge auf dem Gipfel aller Freude, wie soll das noch besser werden! und doch wird es, die Erfahrung zeigt es ja, das macht mich verwirrt! Kömmt auch leise mahnend die Besorgniß, und fragt bei Deinen Liebesgrüßen und Lobsprüchen, ob sie nicht zu meinem Schaden so hoch steigen, ob ich sie immer so emporhalten werde, und nicht am Ende doch sich zeigt, daß Du bloß heraufziehst, was liebevoll sich an Dich schließt: ich trotze jeder Furcht und vertraue der ewigen Entwickelung, die fortschreitet, auch wo ich es nicht begreife! Ich bin durch Dich um so vieles besser geworden, Du hast mich so gefördert, geliebte Rahel, daß ich mich wie zu einem höheren Dasein berufen und mit Thränen heißer Rührung Dir als meiner ersten Wohlthäterin verpflichtet fühle! ich werde nun noch ganz gut werden, und Dir immer näher kommen. Nicht vergebens bist Du meine Frau geworden, mir zum Entzücken

und Heil! O wie ich den Tag preiſe, der dieſes Verhältniß beſtätigt in die Welt geführt hat! Ja, geliebte Rahel, ich nehme Dein liebes Bild, wann ich es auch bekomme, als an dieſem Tage mir gegeben! Wenn ich mir vorſtelle, daß ich es jetzt vor mir hätte, brechen mir gleich die Thränen aus!

Ich wollte heute Paulinen Deinen Brief bringen, fand ſie aber nicht, und thue es nun morgen. Wäre es nur möglich, daß ich ſie nach Frankfurt mitbringen könnte, ich wäre überglücklich Dir dieſe Freude zu machen! Aber ich weiß nicht, ob ſie jetzt können wird, ſie ſpricht ſo, als hätte ſie ihre Schweizerfäden künſtlich verſtrickt zurückgelaſſen, ſo daß ſie ihnen, da ihre Mutter gar nichts von der Pariſer Reiſe weiß, nicht lange fehlen darf. Indeſſen dring' ich in ſie, daß ſie über Frankfurt zurückreiſen ſoll, ihr iſt ſo die Art und Weiſe ziemlich einerlei, und wenn ſie alſo auch nicht mit mir reiſt. Ich thue mein Möglichſtes dazu, darauf verlaſſe Dich, meine liebe Rahel! Die Sache mit Gentz iſt, wie ich Dir heute ſchon ſchrieb, in einer Art von lauem Fortgang, der große Schwung im Anfang wird wohl erſt nur am Ende wiederkehren, Paulinen iſt es doch kein bloßer Spaß, die freie Unbefangenheit ihres Geiſtes iſt durch die Befangenheit ihrer Lage gehemmt, und ich kann mir nicht helfen, es giebt darin Einiges, was auch mir die reine Freude mißfällig verdirbt; das verſetzt mich denn in wahre Trauer! Uebrigens iſt es entzückend, wie natürlich ſie die Wahrheit hält, ſie läßt dieſelbe keinen Augenblick verloren gehen, und wäre ſie auch hart und roh! Du ſagſt ſehr ſchön, ſie ſei ausgelaſſen, weil ſie die Schmerzen der Zartheit nicht ertragen könne! Ich habe ihr völliges Vertrauen, ſie ſagt mir alles, was ſie diesmal gewiß nicht bei jedem thäte; ihre Erzählungen über Gentz genügen bis jetzt, Zeuge war ich noch nicht bei den komiſchen Auftritten, die Veranſtaltung dazu iſt ſchwierig, und auch lenkt er ängſtlich immer bei Zeiten ein, um es nie auf ein Aeußerſtes ankommen zu laſſen, wo erſt eigentlich das Zuſehen ſeinen Preis erhielte! — Der Brief Paulinens an Dich, iſt wirklich herrlich, es ſind erhabene Züge darin; daß ſie nie krank geweſen z. B., und daher auch immer ſo voll Empfindungen ſei. Ihre Empfehlung ihrer ſelbſt iſt prächtig, eigentlich eine wahre Kindesunſchuld, ſie denkt ſie kann es, was ſie von ſich ſagt, plusieures langues! casa amica! und ſie iſt ordentlich böſe davon affizirt, daß ihr Gentz, der ſie empfehlen ſollte, ſagt, es ginge höchſtens für einen einzelnen

Herrn, aber durchaus nicht für eine Dame, und sie kennt ja gar nicht schreiben noch sprechen, in keiner Sprache! Und hat sie etwa Unrecht, wenn sie das feinklich aufnimmt, wie wenn einem die entschiedensten Talente weggeläugnet werden? Denn was ist im Grunde alle Gentzische und alle Schönschreiberei und Schönrednerei gegen diese weichen, tiefen Naturspröche, die noch im Adernblute schwimmen, aber nicht aus der Tinte aufgefischt werden? der kleine, graue Atzelträger sollte sich die Augen aus dem Kopfe schämen! — Atzel heißt Perücke: Tettenborn spottete immer über Gentz'ens Atzel; — grau nannt' ihn Pauline, weil seine Haut grau geworden, er war schon betreten, und glaubte doch, sie meinte nur die Haare, und freute sich der Hinterlist mit der Atzel, als sie aber sagte, „nein, liebe Seele, ich meine den Teint, die Haut", da wurde er ganz unlustig, und blieb verstimmt, und warf ihr ihre Unart vor. Noch muß ich Dir noch sagen, daß ihr Modestanstellen, wovon sie spricht, wohl nur eine gutmüthige Einbildung ist, wenigstens das Modeste noch nicht zur rechten Uebung werden gekennt, ich habe eben nichts davon gespürt, sie glaubt es aber wahrscheinlich, und ihr fällt nicht mehr auf, daß ihre Sitte schlechter ist, als ihre Sittlichkeit, umgekehrt wie bei Anderen (Lügen-) Leuten!

Bei Pfuel aß auch Varnekow, der mich gleich nach Dir fragte, in diesen Tagen von hier abzureisen gedenkt, und Dich in Frankfurt besuchen will. Meierewitsch ist noch hier, aufgehalten durch Geschäfte mit dem Finanzminister wegen alter Forderungen; er war dieser Tage bei mir, ich war aber nicht zu Hause. Die Geldstücker habe ich zu meiner Schande sehr lange nicht gesehen; sie thut mir so sehr leid, aber ich kann ihr so wenig helfen, all meine Theilnahme müßte sich in Herzensfreundschaft verwandeln, um ihr wohlzuthun, und ich bin mit meiner Art um viele tausend Meilen von der übrigen entfernt! Beguelin sagt mir zu meiner großen Beruhigung, daß er in jedem Falle ihre Rückreise nach Berlin besorgen und auf sich nehmen werde; er beträgt sich in dieser Sache außerordentlich menschenfreundlich und brav.

Ich habe gestern im matrimonio segreto, wo ich zufällig mit Gruner und seiner Frau in derselben Loge war, auch den General Schöler gesprochen, der Dich grüßt; er hat für Arnstein's eine Wohnung gemiethet, und denkt sie kommen noch: über die Lage der Dinge in Frankreich mußte ich viel von

ihm hören, das mir seltsam genug vorkam. Außer gestern, war ich auch vorgestern im Schauspiel, im Théâtre des variétés, wo ich endlich ein langgewünschtes Stück la pièce qui n'en est pas une, nebst drei anderen, sehr ergötzlichen Stücken sah. Dies sind die einzigen beiden Male, daß ich expreß in's Theater gegangen bin, sonst ist es mir zu heiß, zu zeitraubend und zu kostbar. Ich wünschte Dich tausendmal herbei, meine geliebteste Rahel; im Jocrisse chef de brigands wurden die Tragiker herrlich parodirt, mit unendlich anmuthiger Ironie; im ci-devant jenne homme von Potier der Vornehmling mit wahrer Meisterschaft nachgeahmt, sittenbildend. Mein gutes, liebes Rahlchen, hätte ich doch das mit Dir gesehen, und alles frankfurtische Schöne auch! Gute Nacht, Geliebte! es ist spät! Gute Nacht! Ich träume schlafend wie wachend von Dir!

Dein August!

Montag, den 2ten Oktober, Vormittags; ich schließe diesen Brief, geliebte Rahel! Sei mir hold und gütig, geliebtes Herz! Ich schreibe noch ein paar Zeilen an Otterstedt, und dann will ich zu Paulinen, ihr Deinen Brief bringen, nachher zu Schlabrendorf, den ich sprechen muß; Bekker reist morgen über Straßburg und Heidelberg nach Frankfurt, dem geb' ich wenigstens die Bänder mit! Adieu, Geliebteste! Ich schlief herrlich die Nacht, und dachte beim Erwachen gleich an Dich! Neues weiß ich nicht; ich hoffe, daß wir wenigstens gegen Ende Oktobers, wenn nicht früher, fortkommen. Ich freue mich! Leb wohl!

Ewig Dein treuer

Varnhagen.

Vom Maler Meyer ist nichts zu hören! — Auguste soll munter sein! ich bestelle alles an Bentheim; auf der Rückreise von Frankfurt könnte Pauline in Stuttgart Auguste besuchen!

Den Kanzler seh' ich jetzt wenig; es ist mir eben recht! ich kann doch nichts Fruchtbringendes thun, und zum müssigen Schlendern in der Arbeit bin ich zu gut.

An Varnhagen in Paris.

Frankfurt a. M., Mittag 1 Uhr, den 3. Oktober 1815.

Wirklich nur Ein Wort wegen übertriebener Schreibemüdigkeit, obgleich Deine göttlichen Briefe, der vom 26., den ich vorgestern erhielt, und der vom 27. und 28. vor mir liegen. Englischer Schatz vom Himmel, ich küsse Dich! Das sei meine Antwort! Nur komme bald. Ich kann lange hier nicht mehr allein harren. Und bist Du den 19. nicht hier, muß ich allein reisen, weil ich im Winter um keinen Preis hier ohne Dich sitzen möchte. Dein heutiger Brief also giebt mir das Leben wieder. Daß Du vom Abschließen sprichst. Ist Gentz toll, daß er Paulinen sagt, er erwarte von Baiern Geld? daß sie's nur nimmt! Also den Schein will er? Ein Esel also ist er? Das dacht' ich nicht.

Gestern war ich in Mainz. Ein trauriger Ort. Vor dem deutschen Hause hatten unsere Soldaten die Wache beim Erzherzog Karl. Ach! das gefiel mir, bleib' es so! Oesterreich und Preußen müssen gut mit einander sein, wenn sie nicht eins sein können. Der Rhein ist klar und schön, neben den Weinbergen; bis Biberich sah ich ihn. Aber ich sah schon bei weitem Schöneres! Und wohl an vierzigmal auf meiner letzten Reise. O! armer Rhein! kannst uns Völker nicht trennen! nur locken zum unseligen Krieg! Abends 11 Uhr war ich wieder hier.

Heute mußt' ich schon der Arnstein antworten, von der ich eben aus Heidelberg einen Brief erhielt: und wie zärtlich und arg beklagte sie sich schon hier, daß ich nicht schrieb. Sie sah Frau von Stägemann dort, welche Goethe'ns Bekanntschaft gemacht hatte. Er ist mit dem Herzog nach Mannheim, und von dort nach Weimar, so sagt man. Die Arnstein wartet auf die Tochter, au désespoir, und etwas krank. Dann mußt' ich Augusten einen großen Brief groß beantworten, wegen einer dummen Aventüre noch von Karlsbad her: ich mußte sie trösten und zurechtrücken. — Noch Einmal! ich bin glücklich, Dich geheirathet zu haben! und nur, und ganz glücklich, wenn Du Dich so und frei fühlst, in dem Verhältniß. — Indisches Wetter war in Mainz. Orangen-Wetter! Ich ging zwischen

den Weingärten, mit Blumen duftend, und am Rhein, ganz allein mit Frau von Otterſtedt; er war beim Erzherzog. Auf dem Weg trafen wir zwei Prinzen Reuß, von Paris kommend, die erzählten, die Monarchen ſeien weg, die Pariſer böſe über die Ausräumung des Muſeums: und dort Gefahr. Ich nahm's wie es iſt, und nicht wie es ihnen Talleyrand's Leute ſoufflirt haben, durch die Salons.

Hier iſt ein Brief von Markus. Er iſt ziemlich gut. Lebe wohl! ich will in die Luft. Ich küſſe und herze Dich. Gott, gieb bald, leibhaftig! Ich halte es ſo nicht mehr aus. Grüße Stägemann, Pfuel und Meierewitz. A Berlin donc. Da will er wohnen. Deine treue R.

Schreib nur ja, wenn ich auch müde bin! Der geweſene Liebmann, Herr von Sonnenfeld, bringt Dir dieſen Brief. Iſt denn Adam (Müller) noch dort? Geht er erſt nach Wien, eh er nach Leipzig geht? So ſoll er mir einen Pelz mit nach Leipzig nehmen, den ich bei Liesneck ließ und den alten Oberrock; ſich ſelbſt (und nicht ſein Bedienter) des Pelzes bedienen. Zur Reiſe iſt's gut. — Pauline macht von jeher, als wenn ſie einem was Wichtiges zu ſagen hätte, und dann iſt's nichts, als daß ſie ſich ausſchütten will; und amüſirt einen. Millionen Grüße an den Schwan! das iſt ſie. — Wenn ein Baron Hake zu Dir kommt, ich habe ihn nur einen Tag geſehen; kenne ihn wenig: erſt wollte er hier bleiben, nun iſt er plötzlich weg. Er ſprach auch von Paris; kennt Dich von Rieſewetter's Zeit her. Mit ihm hatte Auguſte die Aventüre. Ich mache mir nichts aus ihm. Adieu.

Mittwoch Morgen 9 Uhr, den 4. Oktober.

Ich reiße meinen Brief wieder auf, mein theurer Auguſt, da Sonnenfeld erſt um 11 Uhr reiſt, um Dir zu ſagen, daß es keine mauvaise humeur oder rancune iſt, wenn ich ſage, daß ich allein nur bis den 19. oder 20. hier bleibe, ſondern ich fürchte mich, ſpäter allein zu reiſen, und nach dieſem Datum immer noch länger hier zu warten; ich weiß, wie kurz die Tage den 3. November ſchon waren, als ich zu Wien ankam. Wenn Du hier biſt und mitreiſeſt, wenn ich Dich gewiß abwarten ſoll, ſo wag' ich alles mitten im Winter. Ich muß mein Befinden immer auch ſehr berückſichtigen, welches jetzt

ziemlich ist, aber im Spätwerfte umschlagen kann. Kurz, sei versichert, was in dem Besinnungskreise des Vernünftigen liegt, wird von mir geschehen. Und Du kömmst ja nun bald! Hier länger allein, ohne Gesellschaft, geht bei schlechtem Wetter nicht an. Adieu, theure, liebe Guste. Lebe wohl. Schreibe mir immer, wenn auch nur zwei Zeilen. Deine

R.

Nun schreib' ich Dir noch auf einem anderen Blatt, damit Du's nach Berlin mit der Zeitung schicken kannst.

An Varnhagen in Paris.

Frankfurt a. M., den 3. Oktober 1815.

Hier, lieber August! lies diesen Aufruf des Prediger Breidenstein! Ich gebe sonst nie zu öffentlichen Sammlungen, sondern von Hand zu Hand, wenn meine Augen Elend sahen, und ich es beurtheile; weil ich mir immer einbilde, die, welche ich alsdann so recht elend sehe, sind ausgefallen aus den generellen Anstalten, und daher erst recht beklagens- und hülfewerth. Aber dieses Schreiben verdient jedes Herz und jeden Beutel zu öffnen. Wahr! lieber Prediger, man vergißt seine Gelübde, seine Noth, seine Angst; und läßt sich von tollem Luxus betäumeln, und von den rasenden Menschen, die ihn treiben. Ich also, lieber August, habe mich gleich bei der Lesung der Breidenstein'schen Ermahnung entschlossen — wie Hamlet der Mutter rathet — den schadhaften Theil meines Herzens wegzuwerfen, und thränenlebendig wurde das, was ich wohl Gutes schon gedacht hatte, in mir: ich gebe sogleich das Einzige, was ich besitze, den Ring, den mir Meierewitz zu meiner Hochzeit schenkte. Er wird wohl hundert Thaler werth sein. Nichts hab' ich sonst von Werth. Wozu auch. Bei Gott! so lange noch die Kriegstrümmern umhergehen, ist es keine Zeit zu blinkenden Kämmen in den Haaren, oder dergl. Du weißt, welch Gewissen ich immer habe, — die Schlegel sogar wollte mir dies in Wien immer ausreden, — Staat zu machen neben Armuth im Lande! — Aber es ist nicht genug, daß wir selbst geben. Ich schicke Dir zwei Exemplare gestriger Zeitungen. Eins schicke meinen Brüdern nach Berlin, mit meinen Worten;

und mit der Bitte, es allen meinen und ihren Bekannten herumzureichen, damit sie erschüttert werden, und geben; die Brüder sollen sich nicht schämen. Sie sollen Prediger Breidenstein's und meine Worte gebrauchen in unseren Namen! Du aber, behalte ein Exemplar in Paris, und spreche dort alle Deutsche an. Laß es sie lesen, Einen dem Anderen geben. Jetten Mendelssohn, Frau von Jordis, den anderen Mendelssohns; allen Weibern besonders; die mögen es besorgen. Es sind viele Preußinnen, Berlinerinnen dort. Sage es gleich Herrn von Sonnenfeld, wenn er Dir diesen Brief giebt. Er kennt Alle. Sage es Ezechel. Ich schicke die Zeitungen für die Brüder Dir, des Porto wegen: Du kannst sie mit einem Kourier schicken. Breidenstein's Ermahnung ist so sehr aus dem wahren Herzen, daß meines helfen soll, daß sie Erfolg hat. Er soll das Glück haben. Adieu, liebe Guste. (Du kannst mit diesem Blatt machen was Du willst, es auch drucken lassen, wenn es hilft.)

An Rahel.

Paris, den 5. Oktober 1815.

Donnerstag Vormittag gegen 11 Uhr.

Geliebte, theure Rahel! Ich habe vor einer Weile zu Paulinen geschickt, um sie fragen zu lassen, ob sie ihren Brief für Dich fertig hat; schon gestern sollte ich ihn abholen, fand sie aber nie zu Hause. Während mein Bote auf dem Wege ist, will ich die Zeit nicht verlieren, und Dir schreiben, Geliebteste! Ich hatte Paulinen alles mitgetheilt, was Du für sie bestimmt hast, und sie war ganz entzückt davon, von der zur Sehnsucht gestiegenen Hoffnung Dich zu sehen, von Deinem liebevollen Geiste, und besonders von unserer Verbindung, die ihr aus meinem Briefe, den ich ihr nach Deinem Geheiß vorlesen mußte, ganz klar wurde! Sie freute sich unmäßig, daß wir so gut stehen, ich sah es an Einer Aeußerung, daß es ihr Herz ergriff, und sie selbst wußte von dieser Aeußerung wohl kaum, die in anderer Lebhaftigkeit wie verloren mitging! Später kam Gentz, den ich hier in Paris noch nicht gesehen hatte; er nahm sich über allen Ausdruck schlecht, obwohl höflich, gegen mich, und eröffnete alle Thüren des erbärmlichsten,

stumpfesten Egoismus, daß man bis in alle Winkel der Lügenwerkstatt hineinsehen konnte. Was mich am meisten empörte, war, daß er, in anderthalbstündigem Gespräch, obwohl öfters im Vorbeigehen Dein Name genannt wurde, nicht ein einziges Mal nach Dir fragte, wo Du seist, was Du machest, sondern mit der Unerschütterlichkeit des gleichgültigsten Darüberhinwegsseins alles an sich vorbeigehen ließ, und nur seinen persönlichsten Kleinigkeiten eine wichtige Aufmerksamkeit lieh. Ich sah ihn zum zweitenmal wieder, auf kürzere Zeit, und es war eben so. Pauline hat ihm Deinen Unwillen mit den Worten Deines Briefs bestellt, was meinst Du, daß er darauf erwiederte? Er rührte sich nicht im geringsten aus seiner blasirten Gelassenheit, und sagte, ohne weiter etwas wissen zu wollen, das habe gar nichts zu sagen, Du seist immer exaltirt und drückest jedes mit Heftigkeit aus, es sei aber nicht so arg, Du seist ihm ganz sicher, und wenn Du jetzt in's Zimmer träteſt, so wäre alles gleich wieder gut, und er, sobald es ihm gelegen, wieder so gut Freund und so vertraut mit Dir, wie vorher. Natürlich weiß ich dies nur von Paulinen, denn sie war mit ihm allein, aber sie setzte immer noch hinzu, wie gelassen er dabei gewesen, wie wenig ihn die Sache beschäftigt habe. Also er weiß es noch eigentlich, und thut sich darauf noch etwas zu gute, wie sicher Du ihm seist, wie freundschaftsbereit, er rechnet darauf, daß, sobald es ihm gelegen, Du ihm nie fehlen wirst, der Niederträchtige! und er will, so oft es ihm nicht gelegen, davon nichts wissen, und, wenn es bloß Dir gelegen, sich nicht finden lassen? Ich bin ganz empört im Innersten! Es giebt keinen größeren Frevel, kein sündlicheres, nichtswürdigeres Gemüth! Und dabei will er Paulinen zureden katholisch zu werden, indem er sie zugleich verführen möchte, und nur nicht mehr im Stande ist zu verführen! Liebe Rahel! ich hoffe Du machst Dir aus allem, was ich hier schreibe, nichts mehr, da die Kränkung, wenn eine dabei sein könnte, schon früher, schon in Prag stattgefunden haben müßte; ich mußte es Dir aber ganz sagen, wie es ist, damit Du das, was Du im Kopfe darüber hegst, nach diesen Aufschlüssen zurechtstellest, und nicht milder seist, als die Sache. Ich schwöre Dir, daß ich für einen ganz fremden Menschen, wenn ich nur so unterrichtet wäre, über solche Atrocität bis zur thätigen Theilnahme empört sein könnte, bis zum unaufgeforderten Handeln. Urtheile, von welchem Fieber der Empörung ich nun geschüttelt bin! ich bin ergrimmt, und wenn ich noch streng

jedes Handeln mir untersage, so vermehrt dies nur meinen Grimm! Aber ich will Deine Leitung, Dein Urtheil abwarten, und was ich bei einer fremden thun dürfte, muß ich aus Scheu für Deine höhere Gesinnung unterlassen, damit nicht meine Wirkungsart den Raum der Deinigen schon weggenommen habe. Inzwischen thu' ich dem Elenden schon jetzt etwas an, das ihn schütteln soll, und nur meine Sache ist, also auch bloß von mir abhängt!

Eben erhalt' ich von Paulinen beiliegenden Zettel; ich erwarte sie also! — Stägemann hat mir einen freundschaftlichen Besuch gemacht, und wir haben gut und vielerlei mit einander gesprochen. Wir essen zusammen, bei Tehn, der ein großes Abschiedessen giebt, und viele Preußen geladen hat.

Gestern war ich bei Jordan, der immer, je länger ich ihn nicht gesehen habe, je mehr freundschaftlich gegen mich ist; ich hatte ihn wegen des von mir für Troxler geforderten preußischen Schutzbriefes zu sprechen, und hörte zu meinem Vergnügen, daß derselbe schon abgesandt worden. Nebenher sagte er mir, der Fürst habe ihm neulich geäußert, er würde mich doch nach Wien schicken, und die Gründe dazu fielen mir schmeichelhaft aus, es solle dort bei Krusemark ein gescheuter Mensch sein, und es wäre nöthig, jemanden in Wien zu haben, der zugleich für militairische Dinge ein offenes Auge habe etc. Ich erinnerte Jordan an die mir schon schriftlich ertheilte Bestimmung zu einer Anstellung in Berlin, an die von ihm selbst besprochene Absicht eines dortigen Zeitungsunternehmens, an die Einsprache der Oesterreicher gegen mich etc., und er meinte darauf, der Fürst habe wohl in dem Augenblicke nicht alles dies bedacht, auch sei seine Aeußerung nur zufällig und gelegentlich, und nichts weniger, als ein fester Beschluß, zu dem es gegen meinen Wunsch nun auch nicht kommen würde. Du siehst aber daraus, wie schwankend alles ist, und daß ich doch in den Fall kommen könnte, einer auswärtigen Sendung nicht ausweichen zu dürfen. Nach einem Orte, wo es Dir nicht gefiele, oder Du mir nicht nachfolgen möchtest, gehe ich aber durchaus nicht. Auch bestehe ich fest auf den Plan, den ich mir für Berlin gemacht, und denke es durchzusetzen, selbst kämpfend. Gruner geht nun bestimmt nach Dresden, er hat schon sein Creditiv; da Fouché und Gruner dort zusammentreffen, so sagen die Franzosen que Dresde sera aprésent la ville la plus policée de l'Europe. Möchtest Du jetzt in Dresden

sein? Ich glaube nicht; sollte ich aber nicht in Berlin bleiben und jenen Plan verfolgen können, so möchte ich für Dich doch lieber Dresden wählen als Wien. Indeß hat es damit noch gute Wege, es ist kaum glaublich, daß ich nicht jedes Unerwünschte abwenden sollte, wahrscheinlich schon mit den leichtesten Waffen, um wie viel mehr noch mit den schweren der schriftlichen Reklamationen! Doch wollt' ich Dich im voraus von allem unterrichtet haben, geliebte Rahel! Meierswitz, der in einigen Tagen reist, bringt Dir den Carten mit Blumen und Federn, zwei seidne Kleider und drei Dutzend Paar Handschuhe mit, worunter $1\frac{1}{2}$ Dutzend farbige kurze, 1 Dutzend weiße kurze, und $\frac{1}{2}$ Dutzend weiße lange, alles glasirte Handschuhe von Grenoble. Professor Bekker, der heute oder morgen über Heidelberg nach Frankfurt reist, bringt die pastille de menthe mit, und einige Bücher, die Du mir verwahrst. So kömmt nach und nach alles Eingekaufte zu Dir, zuletzt kömmt der Käufer selbst, und bringt auch noch einiges mit! Die Schuhe hat mir der Schuhmacher noch nicht gebracht. Die beiden Essige vergesse ich nicht! Soll ich Dir einen schönen französischen Shawl kaufen?

Ich bin in diesen Tagen sehr verstimmt; es mußte so sein, denn als ich Dir zuletzt schrieb, war ich in meinem Gefühl auf dem Gipfel des Glücks, kann man da bleiben? Ich bin aber doch vergnügt, und in Deinem Andenken, Geliebteste, ganz glücklich! Wenn ich nur nicht gehindert bin, mich ihm ganz hinzugeben, so thut mir alles Uebrige gar nichts! Liebe, Gute! einzige Rahel! mein innigstes Leben! Sei Du mir nun auch nicht böse, wenn ich Dir mitunter etwas melancholisch schreibe, wie heute vielleicht! es ist so arg nicht, aber ich bin doch nicht ganz in Ordnung mit meiner Stimmung! Ja wohl, Geliebteste, schreibe Du mir nur frisch Dein ganzes Leid! ich fühle es doch gern, wenn es mich auch schmerzt! Und Du hast Recht, meine Rahel, wollte mir das Blut bisweilen zu Wasser bei Deinen niederschlagenden Stimmungen werden, so hast Du es seitdem auch oft in Wein gewandelt! Du liebe, liebe Rahel! — Pauline kommt immer noch nicht! — Die Basis des Friedens ist unterzeichnet; ich hoffe, wir kommen in 14 Tagen von hier fort! Die fremden Fürsten und Minister gehen hier alle etwas angesteckt von dem bourbonischen und aristokratischen Verfinsterungsgeiste fort, sie meinen, das Neue, das seit 25 Jahren in die Welt gedrungen, lasse sich wirklich

wieder hinausdrängen, und könne bei gehörigen Maßregeln nicht um ſich greifen. Gentz hat darüber ein Memoire geſchrieben, und vor dem armirten Jacobinismus gewarnt; im Lager bei Vertus ſoll unter den Herrſchern eine Verabredung in dieſer Rückſicht zu Stande gekommen ſein, und das Chriſtenthum ſehr wohl dabei figurirt haben: nun glauben ſie ſchon ganz ſicher zu ſein, und, als wären ſie die Sorge endlich los, iſt es ihnen jetzt auch ſchon gar nicht mehr um die Konſtitutionen zu thun, ſie wollten ſchon fröhlich und ſorglos dem Gefühle des vollen Siegs ſich überlaſſen, ſiehe da! da rafft mein wackerer Marqueſito in Spanien Truppen zuſammen, nimmt Coruña ein, erklärt, Spanien ſei ohne König und Regierung, und beruft die Cortes zu neuer Verfügung darüber! Das dachten ſie am wenigſten," denn aus Spanien holten ſie ja den ſtärkſten Beweis, wie eine Revolution allerdings unterdrückt werden, und es mit unbedingter Herſtellung des Alten gehen kann. Jetzt haben ſie's, und ſtehen beſtürzt wie die Kinder da, wenn ſie ſich's nicht lieber noch eine Weile abläugnen! Mir iſt nicht bange! die Hauptnoth iſt überſtanden, das war die franzöſiſche; aus dieſen Stürmen geht eine durch ganz Europa durchgreifende konſtitutionelle Freiheit unwiderſtehlich hervor! Angenehm iſt es nicht, in die Zeit ſolcher Stürme zu treffen, aber was wollen wir machen, müſſen wir nicht die Geſchichte weiter bringen, und an dem Werke das thun, was grade zu dieſer Stunde zu thun iſt? Mein Sinn iſt friedlich, ſtill, zurückgezogen; mein Leben vielleicht nie! iſt das meine Schuld? — Ich weiß nicht wo Pauline mit dem Briefe bleibt, es iſt ſchon drei Uhr! — Wellington hat neulich im Theater Favart den Verdruß gehabt, aus der Königlichen Loge, worin er in Civilkleidern erſchienen war, und ſich ſetzen wollte, mit furchtbarem Geſchrei hinausgezijcht zu werden; man rief: milord à la porte! à bas! ja, wie mir Engländer ſagen, ſogar: à bas le voleur! — Mad. Krüdener hat für die Einwohner von Kehl, die für ihre niedergeriſſenen Häuſer Entſchädigung fordern, beim Kaiſer Alexander ihr Verwert eingelegt: „Eigentlich", ſagte das Thier zu den Bittſtellern, „hätten ſie's wohl verdient, daß ihre Häuſer niedergeriſſen worden, denn in Kehl — mit einem ſalbungsvollen Blick zum Himmel — ſeien des gottloſen Voltaire Schriften zuerſt zuſammen gedruckt worden!" — Ich ſetze nichts hinzu, die Sache ſpricht ſelbſt! —

Pauline läßt ſich noch immer nicht ſehen, ich muß ſchließen,

es ist 4 Uhr. Adieu, geliebte, theure Rahel! Einzige, liebe Freundin! Ich grüße und küsse Dich! Leb wohl, auf baldiges Wiedersehen!

Ewig Dein treuer

Varnhagen.

An Varnhagen in Paris.

Frankfurt a. M., Sonntag Mittag 1 Uhr, den 8. Oktober 1815.

Nach Regen kühles Sonnenwetter, in dunkelklaren Himmel getriebene Wolken.

Ich habe etwas Feuer machen lassen, aber trotz allem Oeffnen, Reinigen, Besprengen, stinkt mein kleiner eiserner Ofen: und dadurch wird mein Brief ganz anders; die Fenster stehen offen, die Füße frieren mir; mein sehr sensibler Kopf — wie nichts ähnliches sensibel — ist mir davon verwirrt. Es ist sonderbar, sie müssen sich hier, wie in Prag, eines Kitts oder Lehms bedienen, den sie bei uns zu vermeiden wissen; dies Elend hatte ich den ganzen Winter in Prag, ohne die Möglichkeit ihm, nach allen nur erdenklichen Versuchen dagegen, abzuhelfen.

Es nimmt kein Ende, das Trommlen, Ankommen und Wirthschaften. Alles muß bei mir vorbei: eine Straße mir gegenüber führt nach dem Bockenheimer Thor, wo man von Mainz herkommt, jetzt eben die schönste ennuyirendste Janitscharenmusik: die arme Musik wird gemißbraucht! Auch die Herzogin von Oldenburg (Großfürstin Katharina) kutschte mit vielen Wagen eben vorbei, aus Wiesbaden, sie bleibt nun hier. Was Du Ottersiedten von dem Kronprinzen von Würtemberg schreibst, darin gebe ich Dir ganz Recht. Was soll solcher Besuch? Hochstehende Fürsten müssen einen gebrauchen, und mit einem zu reden haben; man muß etwas Bestimmtes bei ihnen auszurichten haben; sie müssen genöthigt sein, uns unseres Ranges wegen zu bitten, Talenten wegen ist es schon unangenehm: oder sie sind von innen her unsere Freunde; sonst ist's albern zu ihnen zu gehen; weil es ohne Grund und ohne Zweck ist. Wer ist so müssig, ohne diese beiden etwas zu thun?! Solche Herren müssen einen also, wenn sie einen wollen, durch

besondere Herablassung dazu nöthigen, müssen Gedächtniß haben, und dürfen vermöge ihres Ranges gar nicht zerstreut sein, und gar nicht, mitunter, so viel Werth auf ein Diner legen, weil sie schon zu großmüthig damit umgegangen. Punktum! Es war ganz unnöthig dies, und dies Dir zu sagen; manche Dinge sage ich aber gerne, und besonders mit der Feder: dann, denk' ich, können sie doch zu eines jeden Gesicht kommen, und brauchen nie wieder wiederholt, noch bestritten zu werden, so platt wahr sind sie.

Gestern hatte ich den Pradt nur zur Hälfte gelesen, und mache ihm réparation d'honneur. Nämlich: ich sagte Dir doch, durch die Lesung dieses Buches würde man aus den Vorgängen in Polen nicht klug; das gilt, bis sie in Rußland ihre Unfälle haben, von da an versteht man's gut; so lange sie aber hingingen, und warum sie gingen, und was er, Pradt, da meinte, und worein er sich dann fügte, ist verwirrt vorgetragen, und so wird es auch wohl sein.

Wenn dieser Brief, welches ich noch nicht weiß, mit einem Kourier geht, schick' ich Dir ein gedrucktes Blatt an den hiesigen Magistrat von den hiesigen Bürgern mit. Wo es accurat drin klingt, als wenn Menschen in einer wohl und richtig gezimmerten Maschine ein großes, verheerendes, sorgenloses Thier eingefangen haben; wohlerdacht, es kann sich nicht mehr regen: eh ihm die auf den Leib rückte, von allen Seiten, dacht' es an nichts. Sieben sind unterschrieben, sprechen im Namen ihrer Mitbürger, und der ihnen vom Kongreß zugestandenen Rechte. Der große Advokat, der in Wien war, Jaffey, hat mit unterschrieben. Mir gefällt's sehr. Mündlich alle Ursachen. Die Inseln, von denen ich Dir neulich einmal sprach, kommen dadurch auch an den europäischen Wagen. Tout cela est bel et bon, aber keine deutsche noch angeführte französische Zeitung will etwas Gewisses von der Friedensunterzeichnung wissen; keine nennt bestimmt den Tag der Abreise unseres Königs! Der Bundestag ist offiziell bis zum 1. Dezember aufgeschoben; ich verschwöre! Alles kann dazwischen kommen; und Ihr noch ewig da sitzen. Hier wollt' ich schon mit Dir warten! Der Russenmärsche wegen kann man ohnehin nicht reisen.

Nun bin ich ganz zurück im Schreiben gegen Dich! Welche zwei Briefe liegen vor mir! der vom 1. Oktober, und der vom 1. und 2. Herzens-August! ich kann nicht mehr darauf ant-

werten. Gott laſſe Dich ſo glücklich! Und komme es wie es will, ſo haſt Du Dich doch ſo gefühlt, und ein Gelingen genoſſen! Verderben will ich Dir nichts! Nur ſorgen für das Glück; es hegen in meinem Herzen, wo Du biſt. Auch ſollſt Du mir alles ſchenken, „zu Füßen legen!“ aber Du ſollſt dabei nicht zu geizig ſein, in's Theater zu gehen! wie Du Dich äußerſt, Du gehſt „aus verſchiedenen Urſachen ſelten, und eine davon iſt, daß es koſtbar iſt“. Lieber kauf mir nichts! Du haſt Freude dran, im wüſten Ort. Gern hätte ich die Stücke mit Dir geſehen. La pièce qui n'en est pas une ſah ich, als ſie das erſtemal gegeben wurde; ſehr gut. Und die Tragiker paradiren ſie auch vortrefflich. Ja! das haben wir verloren! dies mit einander zu genießen. Es ging durchaus nicht. Frankreich im Frieden lieb' ich ſehr. Auch bei meinem Leben nicht mehr! — nicht mehr für mich zu ſehen. Zerſtört.

Ein ſonderbares Schickſal hat der Richelieu. Denk an den Kardinal, aber im Detail; an den Marſchall, an das was folgte; er, weit weg, im Slavenland, Deutſchland dazwiſchen, und jetzt geht er hin, in demſelben alten Gedanken, ſich ſeinem Schickſal ſtellen. —

Ueber Pauline läßt ſich zu dem, was Du ſagſt, gar nichts mehr hinzufügen! und dies freut mich ausnehmend! Alſo ich verſtand nicht unter „grau“ graues Geſicht? Darum gefiel es mir ja ſo. Grau. Und daß ſie es ihm ſagte! — und, der arme, eitle, verweichlichte, liebe Eſel! ſeine blonde Perücke damit gemeint zu glauben, kann mich ans Mitleid mit ihm verſöhnen; und weil ich das Kind, das kleine Kind, welches auch ſo ſtrafbar werden kann und muß, wenn es Macht hat, und haben will, darin erkenne. Du ſagſt recht von ihm: „willkürliche ſtrafbare Verblendung“; Strafe — muß ſein. Diesmal. Er ſündigt, wo ſie nicht erfolgt, beleidigend immer weiter, alles verletzend, das Beſte. Strafe. Diesmal.

Geſtern war der Doktor Heinrich Meyer aus Berlin von Paris hier; er reiſt, glaub' ich, heute weiter: ich habe ihn nicht geſehen: der erzählte, Grumer bekäme eine Geſandtenſtelle, nicht die, von der Du mir ſprachſt; ich mag ſie nicht nennen; da aber weder Du noch Stägemann in ſeinem großen geſtrigen Brief an Otterſtedt etwas davon meldete, ſo iſt es wohl nicht wahr. Adieu für heute, theurer, lieber Treſt! und Herzensfreund! Dore beſſert ſich, geht aber noch nicht aus: welches mich ſehr hemmt, da ich nicht allein mit Johann ſpazieren gehen

kann. Geſtern war ich mit Otterſtedt's im größten Regen in der Komödie; drei Stücke, denen ich nicht zuhörte: wir ſprachen. Adieu, lieber engliſcher Freund!

Eine Stunde ſpäter. So eben geht Otterſtedt; er iſt wieder entzückt von der Oldenburg: ſpeiſt die acht Tage, die ſie bleibt, bei ihr, ſeine Frau geht den Abend hin, — die nimmt's aber anders. Die Herzogin geht dann nach Berlin, wo ſie den Bruder trifft, der nicht hierher kommt.

Sieh dieſen Brief von Goethe an Otterſtedt; er mußte mir ihn ſchenken. Alſo erſt in Weimar! der Brief wird Dich freuen, ſeine Hand! Der Kronprinz von Würtemberg kommt auch hierher. Otterſtedt ſagt mir, dieſer Brief ſoll mit einem Kourier, iſt das bis morgen nicht der Fall, ſo ſchick' ich ihn mit der Poſt, aber Goethe'ns erſt nach. Adieu Lieber!

Montag, den 9. Oktober.

Ich muß mich eilen, weil Otterſtedt den Brief gleich haben will. Auch läßt er mir ſagen, er ſoll nicht dick ſein, alſo weiß ich nicht, mit welcher Gelegenheit er geht, Goethe'ns Brief halte ich alſo zurück. So eben erhielt ich ein Kouvert von Dir mit der Liman Brief. Den 4. war unſer König noch in Paris?! Ich zittre vor dem Bleiben! Ich war doch noch geſtern etwas mit Dore in der Luft. Vielleicht bekomme ich noch heute einen Brief. Es iſt Morgens 9 Uhr. Nun ſteht's in der Zeitung, daß Gruner nach Dresden ſoll. Noch ein Fouché. Adieu, adieu! Deine

R.

An Rahel.

Paris, den 9. Oktober 1815.

Montag Mittags gegen 1 Uhr.

Geliebte, theure Rahel! Drei Tage mußte ich vergehen laſſen, ohne Dir zu ſchreiben, ich konnte nicht dazu gelangen, äußere und innere Beſchäftigung riſſen mich auch ſelbſt in den müßigen Stunden davon ab, und ich trug eine mißmuthige

Unruhe wegen dieses Nichtschreibens immer heimlich in mir, ohne sie durch Schreiben entfernen zu mögen. Die Sache war wohl, ich mußte erst in meiner Seele Gewißheit über die Absicht des Kanzlers mit mir haben, die hab' ich nun, wenigstens so gut, wie sie vorher war, und darauf will ich denn schon weiter fortarbeiten. Ich sprach den Kanzler, und erhielt von ihm die freundschaftlichsten, wohlwollendsten Versicherungen, daß ich nach Wien nur gehen solle, wenn ich selbst es verläge, daß er jeden Wunsch in Rücksicht meiner Anstellung möglichst beobachten, und mir gern zu dem behülflich sein würde, was mir selbst am liebsten wäre. Ich sprach von der „Ministerial-Zeitung", er ließ sich die Sache erörtern, und willigte darein, daß ich ihm meine Gedanken und Vorschläge dazu schriftlich mittheilte; daran habe ich nun gestern den ganzen Tag gearbeitet, und werde es ihm heute geben. Ich zweifle nicht einen Augenblick mehr an dem Gelingen, und kann Dir fest versichern, daß ich mich durch eine besonders günstige und unerwartete Wendung nicht von Berlin entfernen lasse; denn dem ungünstigen, das sich zeigen wollte, habe ich noch viele frische Kräfte entgegenzusetzen. Meine Absicht wegen der „Ministerial-Zeitung" mußte nun auch aus dem Geheimniß hervorbrechen, ich theilte sie Stägemann, Pfuel, Eichhorn und Anderen mit, und erhielt den größten Beifall, es spricht sich nun herum, und gelingt nun so entschiedener, morgen sag' ich es Altenstein und Humboldt. Ich rückte dem Kanzler so rasch auf den Leib, daß ich mit der Bestätigung meines Wunsches zugleich um die Erlaubniß abzureisen bat, um die tausendfachen Anstalten zur Verbreitung eines solchen Unternehmens bei Zeiten einzuleiten; dies letztere lehnte der Kanzler höchst freundlich zuredend aus dem Grunde ab, weil wir ja nun in kurzem Alle weggingen, und er im Ernst nicht glaube, daß es hier noch über 14 Tage währen könne. Ich gestehe, daß ich es auch nicht glaube, die Grundlage des Friedens ist ja schon unterzeichnet, und an ein Ueberwintern hier ist gar nicht zu denken, davor kannst Du ganz sicher sein, geliebte Rahel! Deine Nachricht, daß Du am 19ten abreisen willst, hat mich sehr erschreckt; sie brauchte es zwar jetzt nicht mehr, da ich Dir solche Nachrichten geben kann, die Dich wahrscheinlich anders bestimmen, allein ich will Dir in keiner Art, außer dem Gewicht der Nachrichten selbst, noch persönliche Gründe des Zuredens geben, und lasse mir alles recht sein, was Du thun wirst; nur darf ich Dir nicht

verſchweigen, daß mich die Störung in den ſo lange mit Liebe gehegten Gedanken, Dich wenigſtens in Frankfurt wieder zu finden, und eine doch noch ſchöne Herbſtreiſe mit Dir zu machen, allerdings verwirrt, und ich mich erſt in neue Faſſung darüber beruhigen muß! Dies ſoll Dich jedoch in nichts hindern, meine geliebte Rahel, Du weißt es, daß ich durch ſolche Aeußerung nur meinem Herzen Luft mache, Deines aber nicht beengen will! — Müßte ich hier jetzt nicht meinen ſo wichtigen Zweck im Auge behalten, und hätte mir die waltende Flatterhaftigkeit nicht den üblen Streich geſpielt, den ich nun dergeſtalt abwenden muß, daß er mir nicht wiederkehrt, ſo hätte ich mich wahrſcheinlich dennoch ſchon losgemacht, und wäre zu Dir vorausgeeilt, wonach mein ganzes Herz ringt! Nun, ich tröſte mich, daß die Abreiſe nun doch gewiß nicht fern mehr iſt!

Vorgeſtern, geliebte Rahel, brachte mir Dorothea Deinen lieben Brief, Du gute, liebe Seele, mit Deiner hülfebereiten Sorgfalt! Wie lobte Dich das Mädchen, wie dankbar ſprach ſie! Sie will ein Briefchen einlegen, das ſie mir aber noch nicht gebracht hat. Ich brauche Dir nicht erſt zu verſichern, daß ich gern Deiner Abſicht entſpreche; das Mädchen war mit ihrem Bruder, den ſie ſchon früher gefunden hatte, als mich, kaum weggegangen, als Herr von Sonnenfeld kam, und mir Deinen Brief vom 4ten brachte. Geliebte Rahel, die Zeit, welche ich hätte anwenden können Dir zu ſchreiben, verbrauchte ich gleich (mehrere Stunden), um die nöthigen Anfertigungen wegen Deiner guten, ſchönen, wohlthätigen Ergreifung der Breidenſtein'ſchen Sorge fertig zu bringen, ich ſchickte eine Abſchrift Deiner Worte an Markus, wie Du es verlangt hatteſt, ich fügte ſie einer Aufforderung ein, die ich unter die Leute gelangen laſſen wollte: an Eifer habe ich es alſo nicht fehlen laſſen, und wenn die Sache hier dennoch unterblieben iſt, und die ganze Arbeit noch bei mir liegt, ſo hat es anderen Grund; ich bekam nämlich ſchon während der Arbeit mancherlei Bedenken über die Thunlichkeit dieſer Sache, und als ich fertig war, und zuerſt zu Schladrendorf damit gehen wollte, zog ich doch noch vorher Stägemann zu Rath, und fand durch dieſen meine Bedenken in ſolchem Grade beſtätigt, daß ich an dem Unterlaſſen nicht mehr zu zweifeln hatte. Alle Preußen haben ſchon zehn- und zwanzigfach für dieſe Invaliden beigeſteuert, und dieſe ſind ſchon von Staatswegen über und über reichlich verſorgt; wie ſollte man jetzt, aus ſpätem

Einfall, noch wiederholen, was den Augenblick der Begeisterung schon frühe erlebt und benutzt hat? Bei Auswärtigen aber noch so gradehin Sammlungen zu machen, ist durchaus nicht mit unserer Ehre vereinbar, da keine Noth mehr vorhanden ist, die nicht durch uns gestillt wäre, oder es doch leicht werden könnte. Ein anderes ist, wenn Auswärtige selbst den Trieb fühlen, uns dergleichen Mithülfe anzubieten, das können wir gern empfangen. Du hast also doch wohl Deinen früheren Grundsatz mit Unrecht verlassen, liebe Rahel! gieb nicht zu solchen Sammlungen, sondern gieb den Armen, wie bisher, von Hand zu Hand, den Nächsten, die Dir begegnen, und denen es ein Glück sein soll, auf ein mildthätiges Herz zu treffen! Hast Du den Ring noch nicht gegeben, so halte ihn für solche Bedürftige, die Du siehst, zurück, und bedenke, daß Du seinen Werth durch Urtheil und Einsicht in der Anwendung hundertfach erhöhen kannst. Ich muß Dir übrigens sagen, daß es mir unsäglich leid that, und mich empfindlich verletzte, Deiner lieben, schönen Aufwallung am Ende nur solches Beschwichtigen bieten zu können! Liebe, liebe Rahel! Du nimmst es mir aber nicht übel, nicht wahr?

Paulinen habe ich seit ein paar Tagen nicht gesehen; als ich sie zuletzt sah, war es spät Abends, und sie schon zu Bette; sie gefiel mir ganz und gar nicht, und mußte dies auch zu ihrer Beschämung, da sie sehr auf's Gefallen ausging, erfahren. Sie bleibt aber doch der Schwan, wie Du sie glücklich benannt hast! Und ich gönne Dir von Herzen, daß sie nach Frankfurt käme, welches sie bestimmt will, ohne jedoch schon Näheres festsetzen zu können.

Bentheim hat jetzt gute Hoffnungen, es wird für sein Haus ein eigener Artikel in den Friedensvertrag kommen, und dies Gelingen bringt ihm die besten Früchte. Er grüßt Dich herzlichst, und schickt beifolgenden Brief für Auguste, an die er auf anderem Wege schon mehrmals geschrieben hat, ohne der Ankunft gewiß zu sein. Tettenborn hat mir von der Reise geschrieben, und empfiehlt sich Dir auch bestens. Meierewitsch hat seine Abreise noch aufschicken müssen. Die Geldstücker kehrt unverrichteter Sache, aber doch mit Hoffnung, nach Berlin zurück. Lasse Dich nur das große Postgeld für diesen Brief nicht reuen, Geliebte; sieh, welche dickpapierne Antwort ich Dir von Genz einlegen muß! Ich schrieb ihm den beifolgenden Zettel, aus großem Verdacht so gestellt, wie er ist, scharf

und ſpitz, und eben erhalte ich dieſe Antwort! Was ſagſt Du? Iſt das nicht außerordentlich? Schreibe mir nun gleich, was Du von der Schmähſchrift weißt, und ihn wilſt wiſſen laſſen; daß ein Verzeichniß ſeiner Berliner Schulden dem Pamphlet angehängt ſein ſolle, haſt Du mir ſchon geſchrieben, und ich denke, wenn er dieſe bezahlt bei ſolcher Gelegenheit, ſo thäte ich ja wohl ein gutes Werk, dem armen Schelm aus der Noth zu helfen, und die Schmähſchrift zu unterdrücken, da ich glaube, daß mir dies gelingen kann. Liebe Rahel, Du ſchreibſt mir über dieſen Gegenſtand ganz in ſolchem Sinne, wie es ſich gebührt, nämlich klug, wie Du etwa auch für Andere geſchrieben haben möchteſt; hörſt Du? Aber darum gar nicht ängſtlich, das iſt keineswegs nöthig, nur die Hauptſache nicht durch Indiskretion entblößend, ſonſt wie Du immer willſt, denn die Poſt iſt ſicher genug im Ganzen. Geſtehe, daß ich meine Sache gut mache!

Karl Müller iſt bei mir und lieſt. Adam Müller iſt gleich nach Leipzig gereiſt, und hat mich, trotz ſeines Verſprechens, vorher doch nicht beſucht; vielleicht konnte er aber auch nicht; ich bin billig! — Ich habe die Nacht ſehr ſchlecht geſchlafen; vor vier Uhr ſchlief ich nicht ein, es war ſehr kalt; bei Tag iſt es jetzt ſchön hell und ſonnenwarm. Könnt' ich nur Dein indiſches Wetter mit Dir genießen! — Ich danke Dir für die ſchöne Weſte, Du liebenswürdige Schenkerin, gabenreiche Freundin! Ich habe die Bänder und die Schuhe noch für Dich hier, und bringe ſie wohl ſelbſt. Mein Engelsrahlchen! liebes, theures Kind, wie freu' ich mich Dich wiederzuſehen! Es geſchieht nun gewiß bald! Glaube in politiſchen Dingen meinen Urtheilen ganz, und ängſtige Dich wegen gar nichts, was ich Dir nicht in der Art mittheile; oft macht großen Lärm, was ganz unbedeutend iſt, z. B. die Schlägerei an der Brücke Notre-Dame, wohin Pfuel geſtern mit einem Bataillon Landwehr marſchirte; ich aß bei Pfuel nachher, und es war zwar eine heftige Schlägerei, aber in gar keiner vorbedachten Feindſeligkeit geweſen. Lebe wohl! Geliebteſte, einzige Freundin! Ich küſſe Dich tauſendmal!

Die herzlichſten Grüße an Otterſtedt! ich denke ſeine Sache nähert ſich jetzt auch der Abmachung; er weiß, wie es mit dergleichen langſam rückt. Von Cotta habe ich gute Briefe. Du fragſt, wann ich aufzuſtehen pflege? Liebe! zwiſchen 9 und 10 Uhr, immer ſpät genug! Kaffee trinke ich wenig, Eine ſchlechte

Tasse morgens; Abends gewöhnlich gar nichts, welches aber leicht angeht, da man gewöhnlich erst nach 5 Uhr Mittag ißt. Eine schlechte Gewohnheit! Adieu, adieu, geliebte, theure Rahel!

Ewig Dein treuer

Varnhagen.

An Varnhagen in Paris.

Frankfurt a. M., Mittwoch, den 11. Oktober, Nachmittag halb 5 Uhr, 1815.

Erst diesen Vormittag erhielt ich Deinen Brief vom 5. Sie lesen Deine Briefe gewiß auf jeder Post, sonst ist ihr langsamer Gang nicht zu begreifen. Mögen sie! Ich muß Dich nur pränumeriren, daß ich Blattfliegen nach dem Kopfe habe, und daß dann keine Herkules-Lunge von Lustigkeit sich halten kann: auch physische Herzensschwäche, so sing's nämlich heute an. Gestern erschrak ich mich nach einem holzernen Tag sehr, Abends um elf, über drei Russen in völliger Armirung, die betrunken auch an meine drei Thüren, die einzigen im Stockwerk, wo ich wohne, polterten und mit Gewalt herein wollten, da sie Kameraden zum Ausmarsch, dessen Ordre sie eben spät den Abend bekommen, abholen wollten. Das und ähnliche Angst, und dürres Leben, mag mir wohl geschadet haben: da, ich bemerke es, ich gar nichts mehr vertragen kann, und mein bisheriges, besonders letztjähriges Leben mir nun anheim kommt. Doch ist das nur momentan: und ich muß es Dir mittheilen können. Sonst leb' ich gar nicht. Also ich präsenire Dir, daß dieser Brief, ohne meine Schuld, nicht lustig werden kann. Ich erschrak auch, als ich heute Morgen in Deinem Brief las, „in vierzehn Tagen werden wir wohl reisen"; weil ich nicht gleich berechnete, daß sieben davon schon hingestrichen sind. Ach August, wie ist's mit unserem Leben, mit seiner Optik der Zeit! Ein Gedanke hämmert mir jetzt bald den Kopf entzwei. Der nämlich, daß die Zukunft uns nicht entgegen kommt, nicht vor uns liegt, sondern von hinten uns über das Haupt strömt. Da wehre sich einmal einer! tausendfältig bedenk' und bestätige ich mir dies, und kann es mit und aus allem, in der Geschichte, und Einzelner Leben,

bestätigen. Gestern, und das war eigentlich die erste Veranlassung zu der Herzensschwäche, hab' ich so über Goethe geheult, geschrieen, weil mir das Herz berst. Ich nahm ein Bändchen Lieder zur Hand, weil es mir an einem Buche gebrach, und las manches Lied, mit großem neuen Antheil, weil mir sein Leben, welches ich eben gestern hier wieder ausstudirt hatte, ganz gegenwärtig war; und las, bis ich an das kam: „Mit einem gemalten Bande". Ich freute mich, weil er selbst schreibt, er habe das Band gemalt und der Tochter in Sesenheim geschickt; ich kannte das Gedicht sehr gut; doch war mir nicht alles, und nicht das Ende gegenwärtig. Und so endet's:

Fühle, was dies Herz empfindet,
Reiche frei mir deine Hand,
Und das Band, das uns verbindet,
Sei kein schwaches Rosenband!

Wie mit verstarrendem Eis auf dem Herzen blieb ich sitzen! Einen kalten Todesschreck in den Gliedern. Die Gedanken gehemmt. Und als sie wiederkamen, konnt' ich ganz des Mädchens Herz empfinden. Es, er mußte sie vergiften. Dem hätte sie nicht glauben sollen? Die Natur war dazu eingerichtet. Und wie muß er gewesen sein, er Goethe, hübsch wie er war! Ich fühlte dieser Worte ewiges Umklammern um ihr Herz; ich fühlte, daß die sich lebendig nicht wieder losreißen; und wie des Mädchens Herz selbst, klappte mein's krampfhaft zu, wurde ganz klein, in den Rippen; dabei dacht' ich an solchen Plan, an solch Opfer des Schicksals; und laut schrie ich, ich mußte, das Herz wäre mir sonst todt geblieben. Und zum erstenmal war Goethe feindlich für mich da. Solche Worte muß man nicht schreiben; er nicht. Er kannte ihre Süße, ihre Bedeutung; hatte selbst schon geblutet. Gewalt anthun ist nicht so arg. Sieh, so geht es mir. „Aus der Leidenschaft kann ich nicht"; im Gegentheil, das Herz wird schwächer. Gentz hat Recht. Nun von Gentz, mein treuer Freund! den ich liebe, und immer wieder lieben muß; nicht weil Du grade mein Freund bist; nein, weil Du solch ein Freund sein kannst. Deine Empörung über Gentz ist richtig, Du sollst ihm auch alles anthun, nur den Zorn ist er nicht werth, der Dir selbst schaden kann; also behutsam, nur wo es mit ganzer Sicherheit für Dich geschehen kann; auch nicht das

kleinste rejaillement muß auf Dich, muß auf uns kommen können. In mir hat sich der Affe doch geirrt; weil kein Affe ein menschlich Herz beurtheilen kann, und dies gehört mit zum Verstande. Ich schadete ihm schon im Winter; und hier; und fahre fort und gebe Dir carte blanche, nur bedenke Dich: übereilt geschehe nichts hierin! Von mir mag er zu seinem Schaden denken, er habe mich auf immer. Wir wollen ihn ganz auf der Seite liegen lassen, außer wo wir ihm schaden können. Gebrauche auch seine Konfidencen, wegen seiner Geldquellen, an meine Freundin. Rücklings, alles! Auch meine Freundin setze nie ganz zu fait, was wir über ihn beschließen, sie mag mich ihm geneigt glauben. Es ist besser; von weitem kann ich sie doch nicht gehörig dirigiren.

Dresden, wenn Dir Gruner nicht unangenehm ist, den Du kennen mußt, ist mir auch recht. Wien, da Schlegel's gehen, Adam Müller's weg sind, Arnstein's auch, — wenn auch von wenigem Troste —, wegen der Gesellschaft arg. Die Baronin Mäaf, mit der ich gut war, ist auch weg; alles. Doch gehe ich wo Du magst und kannst: und hoffe mit Dir noch auf Deinen ersten Plan in Berlin: es freut mich, daß der Fürst in diesem Sinne an Dich dachte. Paulinens Zettels und Briefe machten mir viel Freude, grüße sie hunderttausendmal: und ist es Dir recht, so gieb ihr diesen Zettel. Aber nur im Fall es Dir zusagt, ihn zu geben. —

Wie findest Du dieses Giftpülverchen von Billet? Werde nur nicht mißtrauisch gegen mich. Dir bin ich treu. Findest Du's nicht sehr natürlich? Und den Tod, und die Krankheit, und die Religion, und Goethe'n und mich darin? Warum sollte ein Mensch nicht Affe spielen können!

Bei Otterstedt, wo ich diesen Morgen einen Moment war, ist jetzt der Kronprinz von Würtemberg: nachher, wenn es noch Zeit ist, wollen sie mich holen zum Theater: aber es ist jetzt schon zu spät. Der Prinz soll wundernd gefragt haben, warum er Dich in Paris nicht sah. Das hätte er dort thun sollen. Adieu für heute! Ach! reistest Du doch in sieben Tagen! Adieu, adieu! Deine R. Die zwei kleinen Blättchen sind abgerissen von Deinem Brief. Ich hatte kein dünnes Papier mehr.

Donnerstag früh 9 Uhr.

In meinem Bette. Ich muß doch noch etwas über den Affen zur Berichtigung ſagen, ſollte es auch eine Aehnlichkeit mit einer Entſchuldigung haben: es iſt aber gar keine, ſondern, wie geſagt, nur eine Berichtigung. Daß er ſo léger über meinen Zorn ſpricht, und ſagt, mit einem Wort hätte er mich wieder, dabei denkt er nicht den Fall, daß er mich nöthig haben könnte, dieſer iſt ganz außer dem Kreiſe ſeiner Möglichkeiten; er meint nur, wenn es ihm beliebte, meine Neigung zu ihm zu verſöhnen. Aber auch dies verdient ganz die Schweren ...

Auch der Kronprinz von Würtemberg erzählte die Geiſtergeſchichte ganz wie Du.

Wenn der Shawl ein viereckiger iſt, einen weißen Grund hat, und nicht zu theuer iſt, aber um Gottes willen nicht zu theuer! ſo kannſt Du ihn kaufen; ich habe hier ſchon manchen angefeilſcht, noch keinen ganz konvenablen gefunden. Aber ich kaufe, nämlich Du und ich, zu viel für mich; ich auch habe hier ſchon Manches gekauft. So viel Geld müſſen wir nicht für meinen Staat ausgeben. Im Ernſt! Wir brauchen doch, uns einzurichten, und zur Reiſe, viel. Sei nicht böſe, Herzens-Guſte! Du machſt mit dem Zettel an Paulinen was Du willſt. Ich finde ihn gut. Auch ihr habe ich nur geſchmeichelt. Ich hatte geſtern Abend Flußfieber, ſchlief aber ziemlich, und will es mit dem Bette kuriren. Adieu, theurer Freund! Gott bringe Dich bald. Deine

R.

An Rahel.

Paris, den 11. Oktober 1815.

Mittwochs Vormittags 11 Uhr.

Meine geliebte, theure Rahel! Der Briefwechſel mit Gentz geht ſeinen Gang, hier iſt wieder ein Brief von ihm; ſeine Betheurungen machen mir Vergnügen, ſei es nun, daß er ſie bloß zu machen genöthigt ſei, weil er ſie für nöthig hält, oder daß auch, wie ich doch glauben muß, etwas Wahres daran ſei; doch iſt der Schluß ſeines heutigen Briefs eine offenbare

Lüge, denn er weiß recht wohl, und will es sich nur jetzt selber verläugnen, wiefern und worin er gefehlt, zu Paulinen hat er es ja gesagt. Ich habe mir aber schon gedacht, daß ich Unrecht gethan, Dir alles, was er dort gesagt, so gradezu zu schreiben, geliebte Rahel! es kann Dich denn doch unangenehm berührt haben, und es thut mir unendlich leid, daß ich mehr meiner Aufgebrachtheit nachgab, als Deinen Unwillen bedachte! Liebe Rahel, Du vergiebst es mir, nicht wahr? Pauline sah ich vorgestern Abend, nur kurze Zeit, denn ich wollte weder Gentz noch Alexander Humboldt und Lafont, die alle noch kommen sollten, abwarten. Ja denk Dir, sie hat Lafont wiedergefunden, und ist mit ihm so gut wie sonst, auf wenige Tage freilich nur, weil bald seine junge Frau ankommt! So leben die Leute untereinander! Pauline wollte Dir schreiben, aber nun lebt sie in beständigem Zeitmangel, besucht auch Wilhelm Humboldt, und soll Jettchen besuchen etc. Die Details von Gentz meint sie nur mündlich mittheilen zu können, mit Mienen, Blicken, Betragen; den Verfatz nach Frankfurt Dich besuchen zu kommen, hält sie ganz fest, und spricht von naher Ausführung, vielleicht im Anfange der künftigen Woche; Geldsachen und Einkaufen halten sie eigentlich mehr zurück, als die Bekanntschaften. So unverholen wie sie mit mir spricht, giebt es gar nichts mehr: ihre letzteren Anlockungen, weit entfernt sie verlegen zu machen, sind ihr wie jedes andere, ein gleichgültiger Stoff, sie erzählt mir ganz unbefangen, daß Gentz auf mich eifersüchtele und ihr argwöhnische Vorwürfe mache, sie ihm aber antworte, sie habe wohl gewollt, aber ich nicht! Ihre Lebendigkeit und Art läßt sich gar nicht beschreiben, jede Darstellung muß daran verzweifeln; sie ist eine Frau in unserer Zeit, wie in der antiken die Männer waren, wer darf denen Gemeinheit Schuld geben? und doch hatten sie das, und Pauline hat es, was wir gemein nennen, weil es für uns es wäre. — Heute erst bring' ich dem Kanzler meine Denkschriften wegen der Zeitung, er war gestern in Versailles bei Blücher, und wenn ich ihn auch hätte sprechen können, so wollt' ich doch lieber einen freieren Tag dazu haben. Ich habe die beste Hoffnung; alle Welt billigt die Sache mit Eifer, auch Schlabrendorf nannt' es ein herrliches Unternehmen; ich glaube es wird keine großen Schwierigkeiten finden. Vielleicht entscheidet sich dann meine Sache noch vor den allgemeinen Angelegenheiten, und ich reise früher! Welches Glück! Aber auch wenn

ich nicht früher wegkomme, ſehe ich Dich in jedem Falle bald, ſehr bald, geliebte, theure Rahel! Es neigt ſich ſtark zum Ende hier, Alle ſagen es, und ich ſeh' es. Du ſiehſt, Geliebte, daß es Gründe gäbe, Deinen Aufenthalt in Frankfurt noch etwas zu verlängern, Du ſäheſt Paulinen, und machteſt nachher die Reiſe von mir begleitet, um einige Tage herbſtlicher, aber doch genußzevoller. Aber ich rede Dir nicht zu, thue ganz was Deinem Sinne, Deinem Gefühl der Umſtände gemäß iſt, daß Du dieſer und keiner anderen Beſtimmung zu folgen brauchſt, das iſt es grade, was ich Dir zum Heirathsgut gebracht haben möchte. Geliebte, einzige Freundin!

Eben bekomme ich zwei Ellen Prunelle, drei Paar Halbſtiefelchen, Bredekins genannt, und drei Paar ſchwarzlederne Schuhe für Dich, ich bringe es alles entweder ſelbſt mit, oder gebe es auch Meierowitz, der nun Sonntag reiſen will. Geſtern ſah ich die Goldſtücker, die wahrſcheinlich mit ihm reiſen wird; ich kann Dir nicht ſagen, liebe Rahel, wie peinlich ſie mir durch ihr Faſeln war, bis zur Verrücktheit faſelte ſie und ſprach ſie weiter, — das iſt das rechte Wort, ihr Weiterſprechen — mir erſtarb das Wort auf der Zunge, und ſie tilgte mir alle Verwürfe aus, die ich mir gemacht hatte, ſie ſo lange nicht beſucht zu haben; ihre Abſicht iſt hier zwar mißlungen, allein für ihre Lage öffnen ſich doch beſſere Ausſichten, und es kömmt nur darauf an, wie ſie dieſelben wiſſen wird zu benutzen; der Mann iſt ein elender Menſch und ein Verbrecher dazu, wie kann man um ihretwillen den begünſtigen?

Von meiner Schweſter habe ich einen Brief aus Hamburg mit ziemlich guten Nachrichten erhalten. Ihre Verbindung iſt noch verſchoben, aber, wie es ſcheint, außer allem Zweifel. Sie freut ſich meines Glücks, und grüßet Dich herzlich. Wilhelm Humboldt, den ich geſtern zu ſprechen hatte, fragte mit äußerſter Theilnahme nach Dir, und trug mir angelegentlichſt auf, ihn Dir zu empfehlen; er wird, noch ehe er ſeinen Geſandtſchaftspoſten in Paris antritt, vorher nach Frankfurt gehen, um dort einige Aufträge bei dem Bundestag zu beſorgen. Flemming wird hier ſein Legationsſekretair. Von Cotta habe ich Briefe, mit denen ich äußerſt zufrieden bin. Meine Erzählungen werden bald fertig gedruckt ſein; Du intereſſirſt Dich ja für ſie, geliebte, theure, einzige Freundin! O Gott, wie ſoll ich es Dir danken, daß ich ſolches Glück erlangt, dieſes liebe Weſen mein nennen zu dürfen! Leb wohl, meine Rahel!

Bebäte und segne der Himmel Dich! Ich denke ewig an Dich; gestern Abend vor dem Einschlafen mit ausschließender Beschäftigung, Rahel war das einzige Wort, das ich im Kopfe hatte, ich schlief damit ein, wie ein müder Schüler mit seiner wohlgelernten Lektion für den anderen Tag! Ich schrecke freudig zusammen, wenn ich denke, daß nun der Tag der Abreise kommen wird! Ich beruhige Dich völlig über die Furcht, wir könnten hier überwintern müssen; kein Gedanke, völlig unmöglich! Es geht zu Ende hier, und rasch, wirklich rasch, die Franzosen treiben so sehr sie können.

Hier noch ein Brief von Dorothee, sie schickt ihn eben; sie wird gestern bei Jettchen gewesen sein, ich weiß aber noch nicht, was die gesagt.

Liebe Rahel, vierzehn Tage heißt es nun freilich schon lang, und wenn man jeden Tag einen abrechnen, heute dreizehn, morgen zwölf, übermorgen elf und so weiter, sagen dürfte, wäre schon wenig mehr übrig; aber Du weißt, so geht es nicht, man sagt erst eine ganze Woche, immer 14 Tage, bis dieses Sagen gleichsam mürbe geworden, und dann gleich auf 8 Tage überspringt, die dann leichter abzuspinnen sind. Sei ruhig, mein liebes Herz! wir kommen schon, und gewiß bald! Ich küsse Dich, Geliebteste! O Du, die mein Herz ganz in Liebe verwandelt!

Ewig Dein treuer

Varnhagen.

Trübes, kaltes Regenwetter; ich will zum Kanzler gehen, dann zu Gruner, darauf bei Pfuel essen! Adieu Geliebte!

An Varnhagen in Paris.

Frankfurt a. M., den 13. Oktober 1815.

Guten Morgen, Gustekin! Es ist 10 Uhr; ich im Bette. Aber viel besser: ich habe gestern noch ein wenig gelitten, an Katarrhal- und Nerven-Verwicklung; habe mich aber selbst kurirt, geschlafen, und bin nur um 4 etwas schlecht aufgewacht, nun aber gut. Wahrhaftig.

Heute, lieb Herz, schrieb' ich Dir gar nicht, hätte ich nicht gestern geschrieben, ich habe Flußfieber. Jetzt aber auch erhielt

ich einen großen Brief von Markus mit den Einlagen an Dich; alle ganz verrückt zusammengelegt; also erbrach ich sie: aber ich habe nur Markus seinen Brief gelesen, der offen war; schickte sie Dir auch alle nicht, wüßte ich, daß dies mein letztes Schreiben an Dich wäre. Aber o Gott! heute steht es wieder in der Zeitung, daß unser König noch den 8. bei Eröffnung der Kammern war, und der Kaiser von Rußland erst den 24. in Berlin erwartet wird. Gott weiß, wann Ihr nun reist. Ich bitte und bete darum. Adieu, lieber Freund!

Ich habe mir Herder's prosaische Werke gestern holen lassen; und las auch. Julchen Saaling war bis 8 bei mir. Behüte Dich Gott, und schicke Dich bald. Deine R. Ich beschneide die Briefe des Porte's wegen. Adieu!

An Rahel.

Paris, den 13. Oktober 1815.

Freitag Nachmittags 2 Uhr.

Geliebte, theure Rahel! Deinen lieben Brief vom 6ten bekam ich vorgestern Abend ganz spät, gestern früh bracht' ich die Einlage an Paulinen, und holte Abends die beifolgende Antwort für Dich ab. Pauline wird alles bestens besorgen. Lasse Dich nicht irre machen, daß sie übrigens so wenig bestimmt von ihrer Reise zu Dir spricht, sie hat noch dieselbe Absicht, und ich glaube, sie wird keine Verhinderung finden. Sie schlug mir gestern vor, sie zur Mendelssohn zu bringen, die sie schon auf der Straße gesprochen hatte; ich war's zufrieden, und wir fuhren hin, und blieben den ganzen Abend da. Pauline war wie immer, Jettchen aber bei seinwollender Freundlichkeit unausstehlich haltungslos, wirr, grob und dumm, eine auf lauter unsichere Vorstellungen mit ängstlicher Niedlichkeit herumflatternde Seele, die von solcher Naturnähe erdrückt wird, und sich nicht entschließen kann, das einzige Mittel, welches schwächeren Naturen, um größere zu ertragen, übrig bleibt, die unbedingte Anerkennung, zu ergreifen. Die Voraussetzung, daß Pauline ein verlorenes Kind, liederlich und unsittlich sei, diese stand bei allem als abgemachte Sache im Hintergrund, und drängte sich bisweilen widerlich vor, man wußte nicht recht,

ek als Tadel, oder auch zugleich als Aufzeigung, daß man auch für solche Dinge einigen freieren Sinn habe, kurz, mir ungeheuer zuwider, keine einzig klare, tiefe, wahre Aeußerung des eigensten Wesens; Pauline merkte es nach ihrer Weise auch recht gut, ließ sich aber nicht dadurch stören, sondern war nur desto gesprächiger und prahlender mit ihren Erlangungen, Genüssen und Begegnissen. Ich war sehr schweigsam, und hatte auch etwas im Kopfe, das mich die ganze Zeit beschäftigte, und selbst die ganze Nacht hindurch bis an den hellen Morgen wach erhielt. Es hat nämlich ein Herr von Heß aus Hamburg, der gegenwärtig hier ist, mich in einer Schrift, „Hamburgs Aneneen" betitelt, wegen meiner Geschichte der hamburgischen Begebenheiten angegriffen, und mir Unrichtigkeiten in Betreff seiner vorgeworfen. Ich habe in der Sache durchaus Recht, in der Form auch, und außer anderen Gründen auch Tettenborn's und Pfuel's Autorität für meine Angaben, und kann in dieser Rücksicht mich nicht besser befinden, der Streit wäre mir eine wahre Lust, ein Fechterspiel, bei dem ich vorher weiß, daß des Gegners Waffen nicht aushalten, aber eben das bekümmert mich, daß der Mann, der gegen mich durch gereizte Eitelkeit zum Unrecht verblendet ist, sonst ein rechtschaffener Ehrenmann, ein wackerer Alter ist, dem auch manches Unverdiente in dieser Sache von hamburgischer Seite widerfahren ist; auch sind keine Beleidigungen vorgegangen, und Heß war noch heute früh, als ich schlief, bei mir, um mir seinen Ankunftsbesuch zu machen; ich muß ihm aber antworten, das ist nicht anders möglich, und da die Sache durchaus zu seinem Nachtheil ausfallen muß, so ist es mir höchst empfindlich, von ihm in die Nothwendigkeit versetzt zu sein, ihn bei allem guten Willen nicht schonen zu können. Bloß aus dieser menschlichen Rücksicht ist mir die Sache verdrießlich, und beschäftigt mich unangenehm, da mir die litterarische Fehde sonst wohl ein ganz bequemes Divertissement wäre.

Ich aß gestern Mittag beim Kanzler, dem ich meinen Entwurf zum Zeitungsunternehmen gegeben habe. Er war sehr gütig gegen mich, und versprach mir baldigste Antwort darauf. Daß wir binnen kurzem weggehen, versichert er ernstlich, er sagt, man sei fast einig, nur noch in wenigem und sehr wenig auseinander, er sprach zum erstenmal statt 14 Tage jetzt 8 Tage aus, das ist denn doch ein guter Ruck! Ich enthalte mich aller Bemerkungen, ich melde Dir was ich erfahre, und

füge nur hinzu, daß ich es glaube, wenn auch nicht so buchstäblich, daß 8 nicht auch 9 und 10 heißen könnte. Du thust ganz nach Deinem Bedünken, geliebte Rahel! Kömmt es von selbst, wie es jetzt scheint, daß Du mich in Frankfurt abwarten, deste besser! Ich vergehe fast vor Sehnsucht zu Dir! mir fehlt ein wesentlicher Theil des innersten Lebens, als ob ich mit einem abgeschnittenen Stückchen Herzen nur eben noch weiterkäme! Geliebte, einzig theure Rahel, wie lieb' ich Dich! Ich kann es nicht aussprechen! Du liebes Herzenskind! Ich küsse Dich! Daß Du Arme in Frankfurt Dich so allein langweilen mußt! Könnt' ich Dich sehen, Dich herumführen, Dir schmeicheln! Sehr trefflich schreibst Du über Pradt und Carnot, mit wenigen Worten; ich las sie Schlabrendorf vor. Sei recht gesund und vergnügt, mein größtes Glück ist das! Lebe wohl, Geliebteste! Stägemann, Gries, Jordis waren schon heute bei mir, und haben sich höflichst nach Dir erkundigt. Grüße Otterstedt. Leb wohl, geliebteste, einzig theure, gute, liebe Rahel! Ich drücke Dich mit Heftigkeit an mein Herz!

Ewig Dein treuer

Varnhagen.

In Paris ist jetzt alles still und ruhig. Aber in der Folge wird es doch losgehen. Die Kammern beginnen noch nichts rechtes, doch zeigt sich schon der schlechte Geist in dem, was der Graf Artois zu Gunsten des Jules Polignac gesprochen hat, und in vielen anderen üblen Vorbedeutungen. — Die Oesterreicher wirken im Süden sehr stark in dem Sinne, den Du und ich schon in Wien als den ihrigen kannten, und die Bourbons trauen ihnen daher im geringsten nicht. — Kaiser Alexander zog im Lager zu Vertus eine eigenhändige Schrift aus der Tasche, und legte sie den Herrschern persönlich vor, es betraf eine Art christlicher, herrscherlicher Konföderation zur Erhaltung des Friedens, um alle Kräfte gegen den armirten Jacobinismus (ein Ausdruck von Gentz) wenden zu können, zum Schutze der Regierung, der Religion etc. Kaiser Franz hatte jedoch kein rechtes Herz zu der Sache, die Bourbons fürchteten sich lächerlich zu machen, der Prinz-Regent von England denkt in anderer Richtung, doch soll irgend eine Art Verabredung, Traktat von Vertus genannt, zwischen den hohen Häuptern zu Stande gekommen sein. Lebe wohl, liebe, liebe Rahel! Theure, einsichtsvolle, einverstandene Freundin! Ewig Dein!

An Varnhagen in Paris.

Frankfurt a. M., den 14. October 1815.
Mittags 1 Uhr.

So eben erhalte ich Deinen Brief vom 9. Ein ſchöner Schreck! Da wieder darin ſteht „in vierzehn Tagen“. Aber ich bin ſchon gefaßter, da Dir dieſe Zeit der Kanzler nannte, als der 9. noch nicht war, an welchem der König ging. Der iſt heute von 7 bis 8 beim Pferdewechſlen auf der Poſt geweſen; hat niemand als Otterſtedt geſehen, Prinzeſſinnen und Barclay de Tolly nur grüßen laſſen; um die Stadtmauer herum im ſtrengſten Inkognito, eiligſt nach Berlin. Ich kann wegen des gehabten Faßfiebers heute, da ich großen Poſttag nach Berlin hatte, wegen unſerem Quartier, nicht mehr ſchreiben. Und auf alle Deine Liebesäußerungen nur mit einem einzigen Kuß antworten. Was Du über uns beſchließeſt, iſt mir recht. Feſt an einen Ort gebunden, kann man's nur mit guten Einkünften aushalten. Doch ſind wir beide niemals feſt, da wir uns bald wieder entſchließen, als Studenten zu leben, wie wir ſchon thaten, und welches jetzt immer beſſer ausfallen muß, als ſonſt. Alſo, was Du willſt, mein Freund. Hat Berlin eine tödtende Gegend und Lage, ſo iſt da unſere Königsſtadt, und unſer Wirkplatz, und meine Heimath etc., ſo kompenſiv iſt ja die ganze Erde.

Was Du mir von Paulinen ſchriebſt, wußte ich vorher. Sie würde „Rahe'ns“ Mann feſten wollen. Wie Eispunſch. Ich kenne ſie in allem. Sie bleibt der Schwan, und Du der Hahn — im Korbe!

Der Ring iſt weg: ich gab ihn gern; und in ſchöner Bewegung; und meinte Recht zu thun. Es wird wenigſtens nichts ſchaden. Ich erwarte Dich, Meierowitz, Paulinen. Für Genz, das ſag ihm, habe ich auch heute keine Zeit. So viel wiſſe er von mir; ich glaube die Sache geht von ſeinen Gläubigern in Berlin aus, die ich durch Einen zuſammengerottet und ſehr erbittert weiß, über ſein prächtiges Leben, welches erſt recht durch den Kongreß nach Berlin gekommen iſt: beſonders aber, weil kein Prager Advokat, zum Beiſpiel, einen Prozeß gegen ihn annehmen wollte. Andere Feinde in jetziger altdeutſchen Zeit mögen wohl auch daran helfen. Ich weiß das Ganze durch

unſeren Freund, den ich nicht nennen mag, der nicht allein hier in der ganzen Gegend alles was Polizei heißt an ſich hat, ſondern genau wie ein Berliner Polizeiminiſter auch von dort das geringſte Detail weiß. Mir theilte er's aus Liebe mit. Weil er mich für zart und heftig von Kindheit an kennt, mich unpaß weiß, und glaubte, eine Unannehmlichkeit für Gentz könnte mich ſehr erſchüttern. (Den machte ich zum Polizeiminiſter, aber ſtellte ihn nicht an, wo er ſteht; dazu hat er zu wenig Idee von Würde.) So etwas von Wiſſen und Spieniren und Konnexionen iſt mir nie vorgekommen! Was für Gentz zu thun iſt, weiß ich nicht, und kann ich auch heute nicht beſprechen. Ich bin erbötig, mich zu erkundigen, und, iſt es möglich, vorbeugen zu helfen; es geht gewiß noch. Sag es ihm. Aber laß Dich in keine Erörterung mit ihm über mich und Freundſchaft ein. Ich habe genug von ihm; wenn er's nicht weiß wodurch, ſo iſt er taub auf dem Herzen, oder er lügt; und beides iſt mir nun gleich. Wenn ich ihm dienen kann, thue ich's doch. Lebe wohl, Theurer, der Brief eilt. Ich glaubte, der geſtern ſei ſchon der letzte. Deine

R.

Alles dies, was ich hier für Gentz ſchrieb, kannſt Du ihm zeigen, wie aus Deiner Eingebung: ich hab's mit Bedacht ſo und nicht anders geſchrieben. Auf dies, und zu dieſem allen paßt der Zettel, den ich geſtern an Paulinen für ihn ſchrieb, ſehr gut. Seinen Brief fand ich nicht dumm: und gefaßt genug. Mich muß er immer in meiner alten Herzensſchwäche finden!

Lies den Brief von Markus, den ich geſtern erhielt, und heute beantwortete. Wie gefällt Dir Gräfin Münſter? den Zettel, wovon hier die Abſchrift, hat ſie heute mitbekommen. Au pied de la lettre iſt's mit dem Sekretair wie ich ſage. Nie kennt' ich ihn gebrauchen. Und Marwitz ſchämte ſich, als er das klapprige Unthier bei mir ſah. Ich wollte ihn ſchon Markus'ens Johann ſchenken, that's aber aus Ehrerbietung nicht, weil ich keinen Schnipper ſonſt von Marwitz habe. Moritz lieh ich ihn vorig Jahr zu alten Papieren. Von Freundſchaft und Zärtlich ſchrieb ich ihr, weil es ſie ärgert: dies war mir in der Bosheit das Entweihen werth. Ich lachte

mich gestern mit Doren bald todt. Die kennt den ganzen Hergang, und sah Marwitz'ens Betretensein, und mein Lachen und Trösten.

Adieu, lieber Herzensfreund! denke nicht, daß ich mauvaise humeur bin. Bloß geeilt, müde, erschöpft, Brennbacken, kalte Füße, hungrig; aber mit allem, was Du begannst, überzufrieden. Dich mit Liebe, Sehnsucht und Geduld erwartend. Adieu, Bester. Grüße Bentheim. Die Briefe von dem Fräulein Wolbrecht und Deiner Schwester lagen gestern bei Ohme ein.

Abends 7 Uhr.

Ich habe diesen Brief wiederholen lassen, weil er nun mit der Post erst morgen früh geht. Verzeih seine Klexe also!

Ich erklärte Marwitz'en einmal sehr erschöpfend, warum Pauline keiner Frau einen Mann zu lassen leiden kann. Sie fühlt nur ihre Persönlichkeit, und keines Anderen: um dies zu thun, muß man gleich zart sein, und sich für den Augenblick vernichten: dazu ist sie zu sehr Natur- und gar nicht zärtlender Mensch. Auch wurde eine Nichtigkeit, das ist jede Eitelkeit, von ihrer Mutter in ihr erzeugt, eh sie sich besann, und lange von ihr für Klugheit und Triumph gehalten. Ich kenne dies alles. Aber ihr Großes und für mich einzig Wahres, bei manchem Lügen, schwant bei mir obenauf. Champagner-Punsch kosten, sagte hier nicht alles.

Also Markus liest Schriften von Dir! Du mußt mir alles geben, wenn ich Dich sehe! Beffer ist noch nicht hier. Lebe wohl. Ich mache den Brief zu, weil ich ihn noch diesen Abend zu Otterstedt zurückschicke. Ich bin wohler, aber sehr allein. Doch warte ich gerne auf Dich; gewiß. Adieu, adieu!

An M. Th. Robert in Berlin.

(Beilage zum Briefe an Varnhagen, vom 14. Oktober 1815.)

Frankfurt a. M., den 13. Oktober 1815.

Frau Gräfin Münster wird sich, da es ohnehin bald geschieht, gütigst gedulden, bis ich nach Berlin komme; alsdann

ſteht ihr der Schrank, den mir Herr Alexander von Marwitz ſchenkte, zu Befehl; aus Zärtlichkeit für ihn konnte ich ihn nur, als das einzige Andenken, was ich von ihm habe, behalten wollen; hinwiederum brauche ich aber auch von dieſem geliebten Freunde kein Andenken! — und mögen mir ſeine Briefe genügen. Herr von Marwitz muß das Bewandtniß dieſes Schrankes in ſeiner Familie nicht gekannt haben; denn er gab ihn mir ſorglos, als ein altes für ihn unbrauchbares Möbel, obgleich in einem Augenblick, wo ich ihn an der Stelle eines, der mir, auch aus Bewandtniß, plötzlich genommen ward, gebrauchen ſollte: und als er ihn ſah, fanden wir den, wovon die Rede iſt, komiſch für ein Geſchenk; doch ſtand er einmal mit ſeiner ſchweren Platte zerbrechlich da, und ich tröſtete Marwitz und verſicherte ihn, ich könne ihn ſchon gebrauchen. Jetzt findet er eine weit beſſere Beſtimmung, als geerbtes Andenken; und ich freue mich, ihn konſervirt zu haben, und gebe ihn mit Vergnügen zurück. Du würdeſt mich verbinden, der Frau Gräfin dieſe Zeilen, die mich ihr gehorſamſt empfehlen mögen, zu ſenden.

Friedrike Varnhagen von Enſe.

An Rahel.

Paris, den 16. Oktober 1815.

Montags gegen Mittag.

Geliebte, theure Rahel! Nur um Dich nicht mehrere Tage ohne Nachricht von mir zu laſſen, ſchreibe ich Dir heute dieſe wenigen Zeilen! Geliebte Freundin, mein Herz verlangt nach Dir, die Tage werden mir hier je länger, je troſtloſer, und zur leeren Zeit, die nur eben zurückgelegt werden muß, um zu Dir zu kommen! Ich ſage es Dir nicht, wie ich mich nach Dir ſehne! Der Kanzler giebt mir keine Antwort auf meine Schriften, ich weiß nicht, ob er mir erlauben wird einige Tage früher zu reiſen, er liebt es nicht, daß man von ihm geht, und hält Grunner'n, der vor ſeiner Dresdener Geſandtſchaft noch erſt ſeine alte Mutter in Osnabrück ſehen möchte, eben ſo auf. Indeſſen mein Troſt iſt, daß es hier nicht mehr lange dauern kann, daß es wirklich ſichtbar zu Ende geht, und unſere Abreiſe

gewiß sehr nahe ist! Du kannst Dich darin auf mich verlassen, geliebteste Rahel! — Die Ursache, warum ich Dir gestern nicht geschrieben habe, und heute so wenig schreibe, ist, weil ich noch für ein paar Tage alle Hände voll zu thun habe mit meiner Streitsache gegen Herrn von Heß, gegen den ich eine ausführliche Widerlegung drucken lassen muß. Ich benehme mich sehr gut, mäßig und doch streng dabei, und denke bei jedem Worte, das ich schreibe, nur hauptsächlich daran, daß ich es für Deinen Beifall einrichte! Meine liebe, einzige Rahel! Du mein ganzes, liebes Glück! — Vorgestern war ich den ganzen Tag zu Hause; gestern wollt' ich Paulinen besuchen, fand aber nur beifolgenden Zettel, und ging darauf zur Mendelssohn, wo ich mit dem Kinde spielte. Zur Jordis, die ich seit drei Wochen nicht gesehen, war ich auf's Land eingeladen, mochte aber nicht meine Freiheit für einen ganzen Tag, und diesen nicht dem Müßiggang hingeben. Beim Essen traf ich Nostitz, der Dich außerordentlich grüßen läßt, und bei seiner Rückkunft nach Deutschland ein dreißig, vierzig Meilen seitwärts nicht scheuen wird, um Dich zu besuchen! Er bleibt als russischer Kommissair für das Worenzoff'sche Korps noch längere Zeit hier in Paris, unter sehr günstigen Umständen. — Ich sehe mit Ungeduld dem entgegen, was Du mir über Gentz antworten wirst; ich hatte alles noch suspendirt, damit es nach Deiner Bestimmung gehen könne; er hat Paulinen oberflächlich von der Sache gesprochen, und sich geäußert, davon sei er überzeugt, daß Du z. B. in dieser Sache der größten Freundschaftsthat fähig seist, und im Stande wärst, den bösen Pamphletschreiber mit solcher Kraft anzureden und auszuschelten, daß der beschämt abstehen würde! So denkt er von Dir, und meint grade deshalb, das würdest Du ihm nicht anrechnen, daß er Dir in äußerer Erscheinung wohl manquirt haben möge, in innerer Zuneigung aber treu derselbe geblieben sei! Ich frage, was dazu für Atrocität gehört, um sie als Unschuld zu besitzen, wie dieser Gentz doch offenbar in diesen Aeußerungen ganz unschuldig auftritt? Du bist zu gutmüthig, drum hat mich nicht umsonst das Schicksal an Deine Seite gesetzt, und ich versetze statt Deiner dem Unschuldigen unversehens eins, daß ihm die Schuppen von den Augen fallen, oder diese darunter weh thun sollen! — Doch fern aus diesen Zeilen an Dich jede Erinnerung an Härte! Ich wollte Dir nur Liebes sagen, theure Herzensfreundin! Ich habe nun in Goethe's Leben, er-

ſtem Theil, Seite 427 bis 437 geleſen, die Stelle, die Du mir bezeichneteſt; Du haſt Recht, geliebte Rahel! aus dem Fluſſe des Lebens geſchöpft iſt ſie, dieſe herrliche Stelle! Ich danke Dir, Du liebe Zuweiſerin, Spenderin! Lebe wohl, geliebte, theure Rahel! Sie ſtören mich beim Schreiben. Auf baldiges Sehen! Gewiß bald! Ich ſchaudere vor Entzücken bei der Vorſtellung Dich nun wirklich wieder zu ſehen! Leb wohl, Geliebte! Ich grüße Dich, ich küſſe Dich! Bald hoff' ich, bald!

Ewig Dein treuer

Varnhagen.

Meierewitz muß noch nicht abgereiſt ſein; er wollte noch erſt bei mir anſprechen.

Es iſt zweideutiges, feucht, kühl, hell und mildes Wetter; ich habe wohl zu früh Kaminfeuer! und daher einen häßlichen Schnupfen!

An Varnhagen in Paris.

Frankfurt a. M., den 16. Oktober 1815.

Dieſen Mittag brachte Otterſtedt Deinen Brief vom 11., der wieder ſechs Tage gegangen war, anſtatt der letzte in vier angekommen war. Ich hoffe, dieſer hier ſei der letzte. — Vielleicht trifft er Dich gar nicht mehr. Mündlich, wie es mir hier geht, und wie es hier iſt: ſolche Tage, wie geſtern, wo es ſo auf's Aeußerſte mit mir gekommen war, möcht' ich nicht, könnt' ich nicht viele erleben. Alles was böſe in meinem Leben war, fiel auf dieſen öden Tag, der ſich an eine Reihe öder ſchleß, in der ich nichts thun konnte, nicht ausgehen konnte, keinen ſah, und nicht wußte, was ich denken ſollte, und unpaß, und rein verzweifelte vor Ennui, welches mir nur ſelten geſchieht, aber doch auch endlich eintreffen muß. Ich bin noch ſo daran, daß ich nicht anders ſchreiben kann. Obgleich heute — coute qu'il coute — wieder ſpazieren war. Bis heute war ich zu unwohl, und es regnete und windete dafür zu ſehr; obgleich Marais dieſen Morgen als reußiſcher Oberſtlieutenant bei mir war, der die Nacht wieder reiſt, Dich ſehr grüßt, be-

hauptet wir müßten durch Gera — Mad. Heinsius kennt es — und sollen es ihr eine Stunde davon sagen lassen; und wenn es die Nacht wäre, so käme er. Er ist sehr zufrieden mit seiner Lage, und hat auch ganz die Tenue eines Vornehmen angenommen. Sieht wohl aus, aber nicht besser in der Physiognomie; ich konnte mich mehr zu ihm, als mit ihm freuen. Er ließ sich gestern melden. — Besser kam auch, und brachte mir Bücher. — Ich zwinge Frau von Otterstedt, in ein gewiß elendes Konzert um halb 7 Uhr zu fahren, bloß um nicht zu Hause zu bleiben.

Nun aber August, da es so weit ist, und ich in solchen Unmuth gerathen bin, eile nicht auf einen Tag oder einige früher, und gehe mit den Anderen. Nun will ich schon warten, nun kommen doch Menschen. Erstlich Beller; dann die Goldfüßer und Meierewitz, und dann Ihr Alle. Mache mir nur nicht den Verdruß einer Uebereilung. Ich genire ganz wie Dir die Goldfüßer war, ich kenne es, Dich; wie es auf Dich wirken muß, wie es auf mich wirkt. Ich kenne sie. Alle Pauline hat Talent wiedergesehen! Laß Dir sagen, wie wir ihn immer nannten. Ich weiß schon: Fanfan. Du weißt doch, er ist ein Vetter Murat's, und Alexander Humboldt rasend von ihm eingenommen. — Pauline kommt nicht, das weiß ich: ich bleibe bei meinem ersten Wort; bei Deinem: Fürstlich Geld müßt' ich dazu haben. So, hält sie bald dies, bald jenes, und sie nennt immer anderes; wenn ich sie abfrüge, käme die Wahrheit heraus. Nämlich, wenn ich ihr Geld reichen ließe, das brächte sie mir noch nicht; aber das, was durch, mit, vor und neben Geld entsteht. Sie hat ungeheure Wahrheit, aber sie ist nicht immer wahr. Manchmal so tief, so offen wahr wie kein Mensch, diese Augenblicke werden aber ein Schutz für andere. Ich weiß alles über sie, kann ich mit der größten Prätension sagen. Aber sie hat Recht. „Gemein?" Gemein ist das nur, wenn sie noch etwas verbirgt, wenn sie eins um des anderen willen thut, wenn sie mit etwas prahlen zu müssen glaubt; aber nie was sie ist, und thut was sie wirklich thut. Das kenne ich auch von ihr, was sie Dir erzählte: „sie wollte, Du nicht". Das ist ein Bewundernlassen in einer Art, wenn die andere nicht geht. Aber was sind diese kleine Kinderbewegungen, die noch dazu niedlich ausfallen in dem, was sie der Welt weißmacht, gegen ihr Großes; und gegen ihr Aeußern überhaupt.

Woran mag der Wilhelm Humboldt wieder freundlich gegen mich geworden sein? Etwa weil er mir in Paris nicht

zu begegnen brauchte? Wenn es die Gelegenheit giebt, grüß' ihn auch von mir. Wo mag sie sein? Kommt denn Koreff hier mit her? Nach dem schmachtete ich sehr. Ueber Gentz sein Billet, welches Du mich zu versöhnen schicktest, mußte ich lachen; ganz ordentlich lachen; das wirst Du wohl nicht glauben, da Du selbst nicht darüber lachtest. Ich will nur davon reden, wie er über seine Sache spricht. „Er sieht nun wohl ein, in welch schmutzigem Sinn dieser ganze Angriff gegen einen Mann, der niemanden je herausgefordert (herausgefordert ist zum Ersticken) hat, und jeden seine Wege gehen läßt, gestellt sein wird." Allerdings schmutzig, daß aber der Schmutz nicht an's Tageslicht kommt, davon ist die Rede. Ich möchte wohl wissen, wie er die, welche ihm den coup bereiten, will herausgefordert haben; mit Schriften freilich nicht, aber mit dem, was ihnen das Kneifendste ist, und daß er sie ihre Wege gehen läßt, das bringt sie ja eben so auf. Kurz, ich habe lange über nichts Schriftliches so gelacht, als über dieses sein Billet an Dich! Sag ihm, es sei schon sehr gesorgt, und Zeit gewonnen, und etwas besänftigt, und Furcht gemacht, alles gewonnen! Daß er über mich solch gutes Gewissen hat, darauf mag er ruhen, wenn er kann! Gut könne Einer wie er, Eine wie mich nicht mit Worten machen, nicht mit Schwüren, nicht durch Billette, nicht durch Erklärung, wie man sie den Kabinettern, oder noch verliebten Weibern mit Erfolg macht. Sondern, ich wolle mich schon gedulden bis wir beide, er und ich, uns wieder in Wien, oder in Prag träfen, und dann sehen, ob er dann gerade das Gegentheil gegen mich ausüben würde, was er dort ausgeübt hat, sollte er auch gerade bei diesem Gegentheil sein Gewissen verletzt fühlen; und wenn ich dies sehen würde, dann würde ich für den kleinen Rest Leben wieder gut. Zum Narren hat man mich nur, wenn ich will. Nämlich: ich bin gegen ihn gut, glaube ihm aber nicht.

Nun Gutsteken wird's Nacht. Vielleicht morgen früh noch ein Wort. Werd' ich Dich denn nun bald sehen! Wenn das Herz nur dann da ist; es ist manchmal schon zu tückisch, ganz weg, und gar nicht mehr zu besänftigen. Du wirst es auch merken. Sei nicht böse; Du kennst so was alles. Ein Herz läßt sich nicht zum Narren haben; das will geschmeichelt sein, seine Unterhaltung haben; oder es repetirt sich Schlechtes vom Kopf. Adieu, adieu! Deine R.

Ich muß noch ein bischen an diesem infamen Brief schreiben, den ich eigentlich gar nicht abschicken sollte. Ich konnte mich aber gar nicht über den gestrigen Katastrophentag fassen, und kann es besonders nicht, wenn ich schreiben soll, und gar nicht, wenn ich Dir schreibe: aber auch Du kannst mir in jeder Verfassung schreiben, Dich äußern wie Dir gerade ist. Ein für allemal. Sei nur ganz vergnügt, ich bin schon wieder ganz gut, und werde mich auch meiner Sehnsucht gemäß freuen können, wenn meine Augen Dich sehen, meine Arme Dich halten. endlich halten. Sei ganz ruhig, und worte alles ab. Ich will schon artig sein. Bin es schon. Ich komme aus dem Konzert, aus dem rothen Hause; ein großer, hoher, leerer, dreithüriger Wirthshaussaal mit uneleganten gestiefelten Leuten, und Künstler; Flötenspieler, die ich in Wien hörte, Vater und Sohn; maltraitiren das arme Hirteninstrument, zu kleinen Gesängen erschaffen: hetzen es zu großen Konvenienz-Konzerten: dann sang Mad. Graf gut; aber Häßliches; und dann mit einem Herrn, der nicht Italiänisch kann, und sapi mit einem weichen s fünfzigmal schrie u. s. w. Der Saal weiße, pure Wände. Die hiesigen Diplomaten und eine alte Prinzeß Stolberg, wie eine Fee, alle auf einem Klumpen; Gott, Du hast's gesehen! Hier in Frankfurt habe ich mir überhaupt in der Einsamkeit und bei Goethe'ns Leben, und bei Herder's Ideen zu einer Philosophie der Geschichte, sehr viel ausgedacht. Herder ist merkwürdig. Ganz weit, unbezähmt in seinen Ideen, in seinen Einfällen, Voraussetzungen; und alle zehn Zeilen ein heftiger Apologist für den lieben Gott, als guten Mann!? Wie bedeutend erscheint mir Herder überhaupt, und wie anders, nach Goethe'ns Beschreibung! — Dem was ich heute von Pauline sagte, fehlte noch, was ich gleich wußte: daß sie auch außerdem Gentz die Antwort, die sie ihm von Lust und nicht Lust haben gab, und Dir erzählte, darum gab, weil es ihr auch bequem ist, die Wahrheit zu sagen; ich bin eben so; mögen's die Anderen nehmen wie sie können; ohnehin hält sie Dich, und Gentz, und uns für die Allerklügsten. Augusten schickt' ich vorgestern gleich den Brief des Grafen; sie schrieb mir, er hätte ihr durch den Gesandten geschrieben, und sie ihm so geantwortet; aber das ist Sonnabend schon 14 Tage her. Das Memoire an Napoleon und der Brief an ihn (von Talvandy), die Du mir schon länger geschickt hast, und die ich

ſeit geſtern las, ſind ſehr ſchön; ich habe ſie der Herzogin von Oldenburg geſchickt. Sie lieſt viel. Dies iſt für Fürſten. Auf Deine Erzählungen, gedruckt, freue ich mich, dann werde ich ſie hintereinander leſen, und Manche leſen laſſen. Sie ſind tadelfrei, und das iſt bei anderem noch immer eine große Eigenſchaft bei den Deutſchen. — Als ich heute in's Bockenheimer Thor hinein will, kommt General Welzogen gereiſt, und geht nach Berlin; ich ſprach ihn. Morgen kommt General Schöler zu mir. Und bald Varnhagen! Dann traktir' ich. Weil ich traktirt werde. Gute Nacht, beſte Guſte! Nun trink' ich eine Taſſe Kaffee; und gebe Dir welchen ab. Ich küſſe Dich.

Der Kronprinz von Würtemberg hat wieder nach Dir gefragt, und begreift nicht, warum er Dich nicht geſehen. So ſind die Menſchen alle; nicht die armen Prinzen allein. Das kann aber alles nicht helfen! Wir müſſen Alle auf den Bettchen ſchlafen, die wir uns machen. Publiziſten, „Marquiſinnen, Prinzeſſinnen, Bauergretchen"; Leporelle in Don Juan. Mir fiel der Prinz nur ein, weil er einen großen Theil des Abends bei Welzogen, drei Treppen hoch in einem Wirthshauſe, zubrachte. Grüße Paulinen. Ich kann mich wegen Lafont nicht zufrieden geben! Er gefällt mir wohl; als Frucht iſt er mir angenehm, und hat für mich ein liebes verführeriſches Geſicht, ich gebe Alexander Humboldt Recht: aber ſo etwas von ſchwitzigen Händen iſt mir nie vorgekommen. Einen hagelneuen Ueberrock, terre d'Egypte, hat er mir mit einem Anfaſſen in den Aermeln alt gemacht. Ich wünſchte Du hätteſt ihn und Alexander geſehen, und zuſammen geſehen. Laß Dir das einmal von Paulinen erzählen! Adieu Guſte! Das iſt doch mein letzter Brief! Aber gräme Dich nicht, wenn er's auch nicht iſt: ich habe nun Geduld, da ich ſo unartig war. Adieu! Dorotheens Brief iſt ſehr ſchön. Ich habe ihn verwahrt. Leb wohl, Lieber, ſchlafe glücklich. Die Bücher, die Bettel brachte, habe ich noch nicht voneinander gemacht, ich laſſe es bis Du kommſt.

Guten Tag, lieber Auguſt! Heute iſt Mittwoch. Ich weiß nicht, ob ich den Brief noch abſchicken ſoll, eben iſt Johann mit einem Billette zu Otterſtedt, ob der den Brief nicht jemand adreſſiren kann. Wenn Du Gentz'en nur das zeigen willſt, was mich und ihn betrifft, hängt es von Dir ab, oder auch nichts. Wie Du willſt, und es in Deinen Kram paßt. —

Arien, bester Freund, welche Verfügung auch eintritt, sei ruhig, ich bin es auch. — Arien, Lieber.

An Rahel.

Paris, den 18. Oktober 1815.

Mittwochs Nachmittag 2 Uhr.

Geliebte, theure Rahel! Eben verläßt mich Pauline, die mir eingekaufte Sachen für Dich brachte, und mich bei dieser Gelegenheit zum erstenmal besucht hat; es ist nun alles beisammen bis auf den Hut und das Tricottuch, welche ich morgen bekomme, ersteren habe ich aber auch schon, nur ohne Federn, gesehen; Pauline will sich selber bei Dir wegen der Art, wie sie sich Deiner Aufträge entledigt hat, umständlich rechtfertigen, ich glaube es ist alles auf's Beste, und Deine Meinung ziemlich getroffen. Es bleibt jetzt nur der größte und einzigste Wunsch, Dir alles baldigst zu bringen! Die Erfüllung dieses Wunsches ist gewiß sehr nahe, aber jeden Tag, den ich noch nicht mit Sicherheit berechnen kann, möchte ich bittere Thränen über die einsame Hilflosigkeit, in der mein sehnendes Herz noch ausharren muß, aus den Augen reißen! Ich bin wirklich ganz aufgereizt über diesen Zustand ewigen Schwankens, das sich sogar über die weitere Zukunft noch hinauserstreckt, und nirgends den Gedanken einen Ruhepunkt giebt; im Grunde weiß ich meine Bestimmung in Berlin doch auch noch nicht so ganz gewiß, nur sehe voraus, daß ich mit tausend Zweideutigkeiten werde zu thun haben, die niemals übler Willen, aber in ihren Folgen eben so arg sind. Eine solcher Zweideutigkeiten muß ich heute wieder erleiden, die glücklicherweise aber nur die Persönlichkeit, nicht die Geschäfte betrifft: heute ist der 18te Oktober, das Fest der Leipziger Schlacht, der Kanzler giebt ein großes Mittagessen, und, denke Dir! ladet mich nicht dazu ein! Das hätte im Grunde gar wenig zu sagen, wenn dies Nicht-einladen ausdrücklich gemeint wäre, aber halb ist die Voraussetzung, ich könne kommen — obwohl ich auf die allgemeine Einladung des Kanzlers für alle Tage, eben weil sie mir zu allgemein war, mich nie eingefunden habe, und er es also wissen könnte, — halb die Gesinnung,

ich könne ja auch wegbleiben, mit Einem Worte ein ſchlaffes, elendes, feiges Nebelweſen die Urſache, ein geſtaltloſes, wie es durchaus nicht zu ertragen iſt, wo ich grade die ſtrengſte Klarheit und Gewißheit des Verhältniſſes haben will; aber es iſt darauf gerechnet, daß Zudringlichkeit ſchon die halbe Maßregel zur ganzen, und dann nöthigenfalls die Zurückſetzung den Uebelſtand, der bisweilen daraus entſtehen muß, wieder gut machen kann. Du weißt, wie ich ſchon in Wien darüber empört war, daß der Kanzler, bei feinerer Geſellſchaft, dann den täglichen Tiſchgenoſſen — mit Ausnahme der Miniſter — den Tiſch abſagen läßt, und da ich das ſelbſt den Erſten ſeiner Umgebung widerfahren ſehe, ſo gebe ich nie ohne beſondere Einladung hin, denn ich laſſe mich nicht auf ſolche Verhältniſſe ein; aber eben deswegen hätte mich der Kanzler heute nicht weglaſſen dürfen, und ich nehm' es ihm übel, als eine wahre Unſchicklichkeit, und warte nur die rechte Gelegenheit ab, um es ihm trocken zu ſagen, die Gelegenheit muß aber die rechte ſein, damit ſie es ſei, die die Umkehrung des Verhältniſſes macht, und ihn als denjenigen hinſtellt, der den Verweis empfängt! Solche Gelegenheit findet ſich wohl! Grade recht kommt mir zu dieſer Stimmung, was Du mir, geliebte Rahel, in Deinem Briefe vom 8ten über den Kronprinzen von Würtemberg ſchreibſt, und ich danke Dir, daß Du es mir zu ſagen zwar überflüſſig, zu ſchreiben aber nothwendig fandeſt! Ja wohl, dergleichen muß daſtehen, zum allgemeinen Beſten und gelegentlichen Gebrauch, fertig wie Waffen, die an der Wand hängen! Geſtern früh bekam ich dieſen Deinen Brief, und las ihn im Regen auf der Straße; Abends war noch einer angekommen, der vom 11ten, mit der Beilage für Paulinen, die ſie eben von mir erhalten hat. Liebe, theure Rahel, wie lieb' ich Dich, wie heg' ich Dich in liebesheißem Herzen! Wie dank' ich Dir Deine lieben, tröſtenden Worte! Ich vergehe vor Sehnen, und möchte ſtampfen vor Ungeduld! Ja, glücklich bin ich durch Dich, ganz glücklich, Geliebteſte, ſo ſehr es ein Menſch ſein kann! Und Gott läßt mich ſo glücklich, läßt es mich nur immer mehr werden, ich weiß es! Steigt denn nicht mit jedem Tage meine Empfindung für Dich? wenn Du mir nur hold bleibſt, fürchte ich nichts. Du mußt mich aber auch nicht ſo mit Deinen gewaltigen Gedanken erſchrecken, geliebte Rahel! Du kannſt damit ſpielen, ſie nehmen und fahren laſſen, nach Stimmung und Luſt, ich aber habe mit den einmal auf-

genommenen kein so tiefes Spiel! „Die Zukunft kommt uns nicht entgegen, legt nicht vor uns, sondern kommt von hinten uns über das Haupt!“ Rahel, ich fürchtete mich etwas, als ich das gelesen hatte, und die Hämmer, die Dir im Kopfe diesen Gedanken zurechtschmieden, fingen auch in meinem zu arbeiten an; ich schlief endlich ein, wachte aber dann plötzlich auf, und blieb die ganze Nacht ohne rechten Schlaf, bis gegen Morgen. Auch Pauline findet den Gedanken etwas ängstlich. Weißt Du was, liebe Rahel? lasse die noch so tiefe Andeute der Metaphysik! Meine liebe, theure, süße Freundin, Herzensrahel! Die Geschichte von Goethe, wie Du sie empfandest, hat mich sehr erschüttert, dergleichen kann ich ganz mitfühlen, und daß es unwiederbringlich ist, und nothwendig war, und, wenn so nicht, gar nicht war! Du arme Rahel, so leidenschaftliches Mitleid! aber das Mitleid ist immer das eigene! Liebes, gutes Herz! kennt' ich es erfrischen mit Liebesglück! Meine Theure! Geliebte! Pauline sagte heute, das Herz würde nicht mit einem alt, oder vielmehr sie sagte, es ist etwas, das nicht mit uns alt wird. Gestern hättest Du sie sollen über Liebesglut schwatzen hören; sie sprach von dem Abend, von welchem ich Dir geschrieben habe, wo sie mir so sehr mißfiel, und sprach sehr klug! „Reuscher Jesuit!“ hatte sie am anderen Tage einen Zettel an mich anfangen wollen, dachte aber ich hätte es ganz vergessen vielleicht; es sei übrigens nur der Augenblick gewesen, und die gänzliche Abwesenheit aller früheren Gedankenrichtung dieser Art haben den Augenblick etwas heftig gemacht, der völlig verdeigewesen wäre am anderen Tag, und auf andere Weise doch ebenfalls verdeigewesen wäre; sie habe aber, als ich fort war, etwas geweint! — Sie findet mich übrigens auch jetzt noch, ohne solchen Augenblick, ziemlich hübsch und liebenswürdig, und ich gestehe Dir, es ist mir lieb, daß Du einen Freund hast, der Anderen so erscheinen kann. Dies ist nun einmal die Grundbeziehung meines ganzen Seins, die meine Redlichkeit und meine Direktheit gleicherweise an sich gezogen, ich will gelebt sein, um Deinetwillen, einzige, geliebte Rahel! aber auch sein will ich alles um Deinetwillen!

Ich habe von Weltmann einen Brief aus Prag: es geht ihnen beiden wohl, und sie grüßen Dich herzlich. Auch von Tettenborn bekam ich gestern einen Brief, den ich Dir trotz des dicken Pariers mitschicken muß, er ist zu liebenswürdig! Ich

werde ihm die Umstände erzählen. Tettenborn meint es aufrichtig und grad, wenn auch die Verhältnisse, in denen ich zu stehen scheinen mag, unvermerkt Einfluß üben. Ist es doch ein gutes Zeichen, wenn man so steht, daß man neben der Person auch noch den Standpunkt zu berücksichtigen hat! Aber, wie gesagt, mein braver Feldherr ist aufrichtig und herzlich, jenes fällt mir nur bei ihm, nicht wegen ihm, ein.

Liebe Rahel, ich hoffe noch, daß ich Paulinen nach Frankfurt bringe, wenn ich nur einen Wagen bekomme! Wir gehen bald, ganz gewiß! wolle aber den Tag der Abreise nicht gesagt haben, es möchte dann doch ein anderer werden. Indeß der Frieden ist im Reinen, man macht nur noch einige Anordnungen in Folge desselben, und regulirt die Privatforderungen an Frankreich nach verschiedenen Klassen und Terminen; das eigentliche Friedenswerk im Großen ist wirklich schon abgethan! Heute ist Mittwoch: zwei Sonntage sind wir wohl nicht mehr hier! Ich freue mich unsäglich auf die Abreise! Wie gesagt, ich hoffe Paulinen zu bringen. Sie schreibt morgen ausführlich.

In Frankreich gährt es fort: jetzt stiller, weil so große Veränderungen, als unser Abmarsch, der Friede etc. nothwendig eine Abwartungsstockung in den Gemüthern machen. Mendelssohn's bleiben noch bis zum Januar hier, Jordis ganz: zu beiden hätte ich unter diesen Umständen doch wohl nicht viel Lust!

Schreibe mir nur ja noch immer hieher, geliebte Rahel! Es soll kein Brief verloren gehen! Schicke mir auch das Blatt der Frankfurter Bürger! Leb wohl, geliebteste, einzige Rahel! ich küsse Dich, ich drücke Dich an mein Herz und liebe Dich unaussprechlich!

Ewig Dein treuer

Varnhagen.

An Otterstedt die herzlichsten Grüße!

An Varnhagen in Paris.

Frankfurt a. M., Donnerstag, den 19. Oktober 1815.
Erster Regen Morgens früh 11.

Auf Gerathewohl zwei Worte, damit, wenn Du etwa noch bliebst, der letzte Brief kein verdrießlicher sei! Ich erwarte Dich bestimmt hier, weil ich mich vor den Truppen fürchte, und die vorbeilassen möchte, und weil ich nun so lange gewartet habe, und mit Dir reisen will. Gestern war der immortalische 18. Ich sah manches, hörte schlecht predigen, und viel singen. War diese Nacht durch Truppenaufmarsch sehr gestört, habe die Zeit verschlafen, und muß nun den Brief schnell, schnell wegschicken.

Gestern erhielt ich Deinen vom 13., wo der Kanzler Dir gesagt hatte, in acht Tagen. Lebe wohl! Nun sehen wir uns bald! und alles Schreiben hat ein Ende. Ich umarme Dich: und denke sogar, dieser Brief trifft Dich nicht mehr. Deine
R.

Grüße Paulinen, und laß Dir ihre Adresse geben.
Mein Meierewitz! Aber Theater-Schulz und dergleichen.

An Rahel.

Paris, den 20. Oktober 1815.

Freitags Mittag 1 Uhr.

Theure, geliebte Rahel! Eben kommt mein Bote von Paulinen zurück, und bringt mir beifolgendes Blatt; ein angefangener Brief an Dich, den ich heute sollte abholen lassen; sie hat Recht, besser heute so viel, als morgen das Ganze, und von solchem Grundsatze geh' auch ich aus, indem ich Dir diese Zeilen schreibe, geliebteste Rahel, um Dir zu sagen, daß ich vor einigen Stunden Deinen lieben Brief vom 14ten erhalten habe, mit den Nachweisungen für Genz! Ich wollte Dir gleich ausführlich schreiben, und schicke deshalb zu Paulinen, nun bin ich aber die ganze Zeit gestört worden, und ganz aus der in-

neren Gedankenordnung heraus! Ich soll bei Jordis essen, wo auch der Kanzler sein wird, und will vorher Paulinen, die in derselben Straße (rue Lepelletier beim Boulevard des Italiens) wohnt, einen Augenblick sehen; Gruner'n, der mich auch hatte einladen lassen, mußte ich abschreiben. Der Kanzler war gestern krank, ich wollte ihn sprechen, er ließ sich entschuldigen, er habe so sehr Kopfschmerzen, daß er auch nicht zu Tische hinunterkommen würde, er hoffe aber ich würde doch bei ihm essen? ich ließ mich wegen seines Krankseins bedauernd bei ihm äußern, und ihm trocken dabei sagen: „Nein, essen würde ich nicht bei ihm." Nun ist es mir lieb ihn bei Jordis zu sehen. Ich wollte ihm gestern zusetzen wegen meiner Abreise, und wegen der allgemeinen Anfragen; ich sehe aber kaum die Möglichkeit, daß ich früher fortkomme, grade weil es mit der allgemeinen schon so sehr Ernst wird; daß dies der Fall ist, kannst Du, geliebte Rahel, unter anderen aus dem Umstande erkennen, daß jetzt eben Frau von Jordan den gepackten Reisewagen vor der Thüre hat, und noch heute die Rückreise antritt. Auch ist in der That beinahe schon alles heruntergearbeitet, und nur Weniges, Unwichtigeres anzuordnen übrig. Jetzt steh' mir nur der Himmel bei, daß ich einen Wagen gelichen erhalte, um mit Paulinen reisen zu können; aber auch ohne sie kann ich nicht gut anders, da Stägemann mich wohl mitnehmen will, aber gar nicht gewiß auf Frankfurt geht, und auch das Auspacken meiner Sachen dort sehr beschwerlich sein würde, ja vielleicht gar nicht anginge. Ich spanne alle Verbindungen an, um einen Wagen zu bekommen, und hoffe noch, es soll gelingen.

Du arme Rahel hast schon Sorge wegen unserer Wohnung! Wir wollen uns aber schon einrichten. Ich bin alles zufrieden, wie Du es machst; das ist in einer Art wohl gut für Dich, aber in einer anderen auch schlimm, denn nun kann ich Dir in gar nichts helfen!

Gräfin Münster bekommt eine wohlerdachte Antwort; ist es ihr mit dem Gefühl Ernst, so wird es nicht verletzt davon sein, ist es eine bloße adliche Rücke, so bekommt sie einen zweifachen Klapp auf den Stolz, denn Du erscheinst als die intimste Freundin des Bruders, und gegen Sie als die Großmüthige. Uebrigens muß der Axel jetzt sorgsam alles alte Gerümpel zusammenhalten, sie mögen's nöthig haben, geistig und selbst — pekuniair, so daß ihnen der Kasten doch etwas ist!

Ich habe meine Antwort für Herrn von Heß um Druck nach Hamburg geschickt; sie wird von Dir gebilligt werden. Schlabrendorf, an dessen Mäßigung und Alter ich sie prüfend läutern wollte, hat keine Zeile darin zu ändern gefunden.

Ich bin auf Pauline böse, daß sie Dir von dem gekauften Schleier schrieb, indessen anstreichen wollt' ich's nicht. Herzensrahel, geliebteste Du, leb wohl! Auf baldiges Sehen! Sei vergnügt!

Ewig Dein treuer

Varnhagen.

Der Tag der Abreise ist noch nicht zu bestimmen; vergestern nannte zwar der Kanzler den 27sten, allein Du weißt, wie das ist. Hier ist übrigens jetzt alles ruhig; aber wie wird's in 6 bis 8 Wochen sein? Man thut doch endlich die Augen auf, und sieht was zu erwarten steht; Gneisenau, der nach Pisa wollte, bleibt nun am Rhein, weil er den Ausbruch neuer Dinge näher glaubt, als sonst.

Nessig geht heute nach Trewes; am Montag kommt er zurück, und giebt Dienstag Paulinen, mir, Pfuel, Stägemann und Hans Arvensleben ein auserlesenes Mittagbrot im rocher de Cancale.

Ich danke für die mitgeschickten Briefe! Hamms Brief ist wirklich gut!

An Varnhagen in Paris.

Frankfurt a. M., Sonnabend Abend, den 21. Oktober 1815.

Schon 10 Uhr, nach der Komödie, dem „Teufelsstein". Ich habe mich recht gut unterhalten. Ich war mit Ottenfurt's Kindern und der Bonnemanne drin; Beller und Schulz vor der Loge. Gestern sah ich Barnekow und seine Frau, und war mit ihnen in einem Konzert. Morgen früh reisen sie. Mündlich den Bericht über diese Entrevue. Sag, liebe Gusse, wie so gehen Deine Briefe immer sechs Tage? Heute erhielt ich wieder einen vom 16. Ich bin nicht erschrocken, daß Du noch

nicht kommſt: denn von hier würdeſt Du mich doch eilen, und ich wollte für alles in der Welt nicht mit den Truppen reiſen. Du haſt keine Idee von den Exceſſen; auch das mündlich, wie große neue Entdeckungen: über Gewiſſer Projekte, und Anderer Meinungen und Karakter, wobinter ich ganz unſchuldig gekommen bin. Keinem Briefe zu vertrauen, und dieſem gar nicht, weil ich wieder denken muß, er trifft Dich nicht. Ich ſchreibe nur, damit — im Fall — Du von mir höreſt. (Gehen denn meine Briefe auch ſo lange?) Und damit er Dich kajolire und Dich liebe, und Dir ſage, daß ich's thue. Geh doch zu Meierewitz (er iſt noch nicht hier), damit er mich aufſuche. Wie ich es mit Grau (Gentz) eingerichtet habe, damit wirſt Du ganz zufrieden ſein. Du mußt nun zwei Briefe von mir darüber haben. Siehſt Du? Schon längſt Einmal ſagte ich, die ſchlechten Leute kämen mir öfters ſo unſchuldig vor: und nicht weniger wahr iſt, was ich von Tieck lernte, und ſonſt nur als Empörung fühlte: zur Unvernunft gehört ein Entſchluß; und ſie iſt ſchlecht, weil ſie anbebt mit Willkür. Aergern thut mich Grau gar nicht mehr, aber friſch iſt die Wunde, ſoll ſie bleiben, die er mir ſchlug. Weil ein zweitesmal Jugend ich nicht bekomme, wo ich einen in mir aufnehme, als er einer zu ſein verſprach; und das ſoll wieder ungerechterweiſe er büßen; und weil ich mir feſt vorgenommen habe, Recht zu üben im Lohnen und Strafen für Herzbintanſetzung; wer das Herz nicht empfindlich genug hat, muß durch gröbere Mittel empfindlich gemacht werden. Er ärgert mich nicht; weil er mir jetzt nicht ſchadet; und ich ſeine Seele nun ſchon lange aufgegeben habe, weiß, was die leiſtet. Gehetzt, geſtoßen, gewalkt, verderben ſoll er von mir werden, wo es nur geht, mit der größten Verſtellung; und ſo jeder, der ſo fehlt, und immer dem Grad nach, wie er's ſelbſt trieb; Amen, bei Gott! Das dachteſt Du wohl auch nicht von mir! In allem, was ich bin, war ich früh gebildet; dieſer Keim konnte erſt jetzt aufgehen, aber ſeine Wurzlen ſind nichtsdeſtoweniger im ganzen Erdreich meines Herzens; und thaten mir lange weh, eh ſie blühten; ſonſt ſchmerzten ſie mich allein. Ich mußte noch Einmal von Grau ſprechen; weil ich Dich über den Eindruck, den ich jetzt von ihm habe, beruhigen wollte, und weil ich Dir bei dieſer Gelegenheit zeigen wollte, wie ich geworden bin; „ſo ſchmiedete mich die Zeit!“ ſagt Goethe'ns

Prometheus, „Deine Herrin und die meine!“ sonst sollt' er (Gent) unsere Briefe, durch Ernst über ihn, nicht entstellen. Adieu, theure Gute, auf baldiges Sehen! schönes Zusammensein! Lebe wohl! Deine R.

Mein Papier ist fertig, sonst wäre der ganze Brief anders. Grüße ja Paulinen! die soll meine Kommissionen machen. Adieu! Morgen Abend reist Bekker, Schulz, Jahn und ein Freiwilliger. Adieu, Lieber. Morgen geht erst der Brief.

Anmerkung von Varnhagen. Was diese heftigen und strengen Aeußerungen Rahels, diese Drohungen und Vorsätze bedeuten, das zeigt der Zusammenhang ihrer Gesinnungen deutlich genug, noch mehr aber der fernere Verlauf ihres Benehmens. Nie kamen solche Willensversuche, die von scharfer Einsicht und richtigem Gefühl ihr aufgenöthigt wurden, zur geringsten Ausführung. Je weniger sie zu täuschen war, je leiser und schmerzlicher sie empfand, desto mehr gab sie praktisch jedem Unrecht und jedem Schmerze nach; ihr ganzer Widerstand beschränkte sich darauf, dergleichen auszusprechen, wie sie hier thut. Ein edler, gerechter Zorn, aber ganz ohne Folge, und wie der eines Kindes in sich selbst erschöpft, bevor er wirken kann! —

An Rahel.

Paris, den 22. Oktober 1815.

Sonntag Nachmittags nach 2 Uhr.

Geliebte, theure Rahel! Heute ist Sonntag, und der letzte, der mich in Paris findet, denn im Laufe dieser Woche will ich abreisen, vor dem Kanzler, den einige Gründe vielleicht noch über diesen Monat hinaus hier zurückhalten. Ich habe noch weder Erlaubniß, noch Wagen zur Reise, allein höre, welche Hoffnung ich zu beiden habe. Am Donnerstag hatte ich Stägemann meine Noth geklagt, am Freitag aß ich mit dem Kanzler bei Jordis, ich schrieb Dir's an dem Tage, und auch, daß Frau von Jordan eben abreiste. Ich habe nicht einmal Ab-

schied von ihr genommen, und, verdrießlich über Manches, auch Jordan selbst seit langer Zeit gar nicht mehr gesprochen, er könne mir doch nicht helfen, dacht' ich. Aber sieh nur, wie eigensinnig für mich ähnliche Umstände gegen Erwartung ähnliche Früchte bringen; wie in Wien, geschah es auch hier, Jordan war auch bei Jordis, und ich, mir nicht des Besten bewußt, suchte ihn nicht grade, als er aber freundlichst an mich heran trat, ein Gespräch anfing, und um es fortzusetzen, beim Zutischegehen mich aufforderte, mit ihm zusammen zu sitzen. Humboldt saß auf seiner anderen Seite, Flemming auf der meinigen, wir waren recht lebhaft, und ich hatte mit Humboldt viel Verkehr; gleich im Anfange sagte mir Jordan, Stägemann habe gesagt, ich wünschte früher abzureisen — wobei ich mich dessen stiller Freundschaftsbemühung dankbar freuen mußte —, und als ich ihm diesen Wunsch eifrig bestätigte, war das Resultat, ich würde die Erlaubniß erhalten, auch einen Wagen, er müsse nur noch darüber denken, wen er mir zum Reisegefährten geben solle; ich erwiederte betroffen, leise, vertraulich, ich müsse nur gestehen, daß ich schon einen habe, und zwar, doch solle er mich nicht verrathen, Pauline, die ich Dir zu bringen dächte, da sie eine liebe Jugendfreundin von Dir sei etc. Das Resultat war wieder, ich solle schon einen Wagen allein haben, aber dann könnte ich nur die halben Reisekosten vergütet erhalten, ich war natürlich damit zufrieden, mir war aus aller Noth geholfen, und so gering die Umstände an sich alle sein mögen, so waren sie mir doch bis dahin von peinigender Schwierigkeit. Nach einer gestrigen Aeußerung Jordan's gegen Stägemann, sagt mir dieser, es würde jener es wohl so einrichten, daß ich auch wegen der Reisekosten nicht zu kurz käme. So stehen nun die Sachen, geliebte Rahel! Und ist es nicht wirklich, um mit allem Sinn am Rande zu sein, und mit der Verkehrtheit weiter zu leben? Ich versäume alles, und grade da, wo ich versäume, wird mir dargeboten, und wie abgemessen, das eine nach Verhältniß des anderen. Ich kann mir's aber am Ende doch wohl erklären, und begreife hinterher, was vorher auszurechnen keine menschliche Klugheit vermöchte! Ich will nun sehen, daß ich heute noch den Kanzler spreche, und hoffe mit dem Ende der Woche abzureisen, Paulinen neben mir im Wagen! Bei jenem Mittagessen hatte Humboldt doch ihren Namen gehört, und so sprachen wir lange von ihr, Jordan begierig sie kennen zu

kennen, Humboldt sie freimüthig anerkennend, nicht ein bischen verläugnend, was ich ihm hoch anrechnete, sagte, sie sei mit seiner Frau sehr befreundet, bei der habe er sie immer gesehen, sie habe die liebenswürdigste Lebhaftigkeit, und würde ohne Wiesel's bösen Einfluß niemals zu dem freieren Lebenswandel, den man ihr nachher vorgeworfen, gekommen sein, er sprach im Ganzen von ihr durchaus wie von einer Dame, ganz ordentlich, so daß ich großes Vergnügen hatte. Der Kanzler war durch die Frau von Berdis und Frau von Jasmund, zwischen denen er saß, angenehm unterhalten, er war auf's fröhlichste aufgemuntert: gegen mich betrug er sich mit Grüßen über Tisch, Ansehen, Zutrinken etc., so außerordentlich und merklich freundlich, als fühle er irgend ein geheimes Anregen, daß er mich durch Weglassen von seinem Feste wohl ein wenig unzufrieden gemacht haben könne, kurz, es war auffallend so, als ob er etwas gut zu machen habe und dies nun wolle. Humboldt und Gentz hatten übrigens bei dem Feste überall nach mir gefragt, in der sicheren Voraussetzung, ich könne nicht fehlen, Gentz hatte mich nämlich sprechen wollen, und Humboldt'en zum Mitaufsuchen veranlaßt. Beides, dies Suchen, und jenes Betragen des Kanzlers, ist eine kleine Satisfaktion, aber keine hinlängliche, und ich verzeih' es noch nicht. — Heute esse ich mit Paulinen und Stägemann, der sie zum erstenmal sieht, allein beim Restaurateur, in einem besonderen Zimmerchen. Hiebei ihr Zettel, den sie mir voll frischer Veilchen schickte! — Uebermorgen essen wir, wie ich Dir schon schrieb, mit Nestitz. — Gentz ist ängstlich, von mir Näheres zu erfahren, ich habe ihn bei Paulinen verfehlt, theile ihm aber morgen mit, was Du mir für ihn geschrieben, liebe Rahel! — Nicht wahr, heute ist's ein guter Brief? Nahe Abreise zu Dir, Pauline und ich! O geliebte, einzige Rahel, mein liebes, liebes Herz! Ich freue mich unaussprechlich!

Deine Briefe vom 13ten und 14ten sind so angekommen, daß ich den späteren einen halben Tag früher erhielt; ich sah es, daß ein anderer vorangegangen sein müsse, mit Briefen meiner Schwester und der Lauenburgerinnen, ich dachte aber er würde schon kommen, und wollte Dir nicht erst Besorgniß wegen des Ausbleibens machen. Dagegen hatte ich auch nicht bemerkt, daß Du Flußfieber gehabt; Du schreibst, es sei wahrhaftig besser; Gott Lob! Du arme liebe Rahel! Bleibe mir

hübsch gesund! O wie freu' ich mich Dich zu sehen, Dich an mein liebevolles Herz zu drücken! Geliebte, einzige Rahel! ich küsse Dich!

Auf diesen Brief antwortest Du mir nicht mehr; ich schreibe Dir aber noch einigemal von hier! Leb wohl, Geliebte, Theure! Ich muß schließen und mich ankleiden.

Ewig Dein treuer

Varnhagen.

Auf baldiges Wiedersehen!

Mit dem Eispunsche ist es nichts! er bleibt ungekostet.

Die herzlichsten Grüße an Otterstedt!

An Varnhagen in Paris.

Frankfurt a. M., Dienstag Morgens 9 Uhr, den 24. Oktober 1815.

Nebliz, und Hoffnung zu schönem Wetter.

Nur wenige Zeit hab' ich, weil die Post geht, und gestern nahmen mir den Tag Barnekow's; und Abends war ich und besonders meine Augen zu schwach. (So eben war Barnekow noch hier, eh' er in den Wagen stieg, und läßt Dich tausendmal grüßen.) Deinen Brief vom 18., lieber Englischer, erhielt ich gestern Mittag durch Otterstedt bei Barnekow's, mit denen ich spaziren gewesen war, und eben speisen wollte. Fouché wohnte neben ihnen an, in einem Zimmer, welches sie ihm abgelassen hatten. Den sah ich mit seiner ganzen Familie lange und deutlich. Nachher viele Russen bei Barnekow; dann Otterstedt bei mir. Dann fuhr ich mit ihnen in ein Konzert, dann bei ihnen soupirt. Die Relation von allem mündlich. Zum Gegenstück Deines Aergers wegen der Vernachlässigung am 18., den ich ganz mitempfand, wie ich auch das Leid, der ungewissen Lage, und ihrer Ursachen, ganz ausgekostet habe: (aber nun ist's auch vorbei, und freuen wir uns nur, uns wieder zu sehen; und zu denken wie wir denken, zufrieden mit uns zu sein, wir behalten immer Ressourcen, wenn nur Friede bleibt und das Unheil aufhört! Kurz wir wollen uns

ärgern, wenn wir müssen, und uns freuen, so oft wir können). Das Gegenstück ist nämlich, daß ich gestern das Glück hatte, wenigstens nach meiner Ueberzeugung sehr gut für unser Land gewirkt zu haben. (Jetzt muß ein Deutscher sein Land nennen; ich meine Preußen.) Ich war so glücklich, Dummheiten für dasselbe abzuwenden. Wie das geschah, kann ich Dir nur mündlich erzählen; und wenn Du alle Partheilichkeit für mich aus der Seele schafft, so wirst Du doch sagen müssen: ja, es ist Dir gelungen. Mir war Reineke's Beichte lebhaft vor dem Geiste; und so ging's. Gott! was ist es für ein Glück, für eine Wonne, wenn einen das Schicksal auf den Ort stellt, wo man die Gaben, die einem einmal die Natur ertheilte, anwenden kann. Dann ist das Glück fertig. Stünd' ich hoch in der Gesellschaft, wo zu übersehen, zu wählen, und rasch zu handlen ist! Ich macht' es richtig, stark, und zart. Ich weiß es. Ich fühl's, ich beweise es oft. Ambition habe ich gar nicht. Das ist ganz gewiß. Denn, so wie ich nur ahnden kann, ein Anderer weiß etwas, macht etwas besser, so lieb' ich's den machen zu sehen; und mit Wonne, mit Entzücken, wo und wie es nur ist. Nicht den entferntesten Neid habe ich auf Gaben, die ich nicht habe. Aber meine verderren zu lassen, ist hart: und das, was ich vermöchte, schlecht ausüben zu sehen, Höllenspeise. Lebe wohl! Sei bedankt für alle schöne Geschenke! Grüße General Tettenborn. Ich werde ihm schreiben, wie ich gar nicht wußte, daß die Generalin in München war, sondern sie bei Pyrmont auf den Gütern meinte, und hier erfuhr, sie sei in Mannheim. Seine Art freut mich sehr. Barnekow ist auch der Alte, will von keinem als mir wissen. — Heute bin ich bei Otterstedt's zum Thee mit Gräfin Pappenheim-Hardenberg. Grüße Polewna (so nannten wir Paulinen oft). Tausendmal Gentz, meinen alten Freund. Ich freue mich auf Dich. Adieu, mein Kind! Deine R.

Die Post eilt. Eine Verspätung hier ist mir jetzt recht, wegen der Truppen.

Reineke will jetzt das ruhige Wohl der Welt. Tralalala. Er sprach viel.

An Rahel.

Paris, den 25. Oktober 1815.

Mittwochs Nachmittags gegen 2 Uhr.

Geliebte, theure Rahel! Vorgestern und gestern habe ich Dir nicht geschrieben, weil ich Dir größere Gewißheit über meine Abreise geben wollte, und den Kanzler zu sprechen doch immer keine Gelegenheit fand, obwohl ich sie herzhaft suchte. Aber da auch heute diese Gelegenheit sich nicht darbieten will, indem der Kanzler des Kouriertags wegen selbst Stägemann nicht zum Vortrag kommen läßt, so zögere ich nicht länger, Dir, meine geliebteste Rahel, wenigstens das zu bestätigen, was ich Dir in dem letzten Briefe schrieb, nämlich, daß ich den nächsten Sonntag nicht hier zu verleben denke, und vielleicht schon Freitag oder Sonnabend abreisen werde. Du mußt wissen, liebe Rahel, daß, obgleich die Hauptsache, die Beurlaubung vom Kanzler, noch fehlt, doch diese Zwischenzeit nicht verloren ist, ich habe mit Jordan die Sache ganz abgesprochen, und nun wirklich einen Wagen erhalten, wobei allerdings manche Schwierigkeiten im Wege waren. Ich glaube nun zu wissen, warum Jordan meine Abreise begünstigt, es ist Gefälligkeit dabei, aber nicht ausschließlich. Man scheint mich im Ganzen lieber vom Kanzler, und von Berlin, entfernen zu wollen, und mir eine andere, als die besprochene und zugesagte Bestimmung unterzuschieben. So höre ich gestern von Eichhorn, daß, nachdem ich die Wiener Sendung abgewendet, nun auf's neue, und ohne daß man mich davon etwas merken läßt, davon die Rede ist, mich mit Oelssen nach Stuttgart zu schicken, eine Anstellung, die ich neben Gruner wohl gewünscht hätte, neben Oelssen aber bedenklich fände. Dabei sind die Gründe, die man anführt und auch, neben den persönlichen, wirklich hat, höchst ehrenvoll und ersprießlich für mich. Ich gehe aber bis jetzt auf nichts ein, und will erst sehen, ob mir die Berliner Absichten ganz entgehen, oder ob ich sie durchsetze, vielleicht bis zum Aufgeben aller anderen Verhältnisse durchsetzen soll. Das alles muß ich mit Dir besprechen. Stuttgart wäre in manchem Betracht ungemein wünschenswerth, auch für Dich erquickend. Doch wer kann die Umstände voraussehen? Auf

das Wandelbare ist jetzt alles Leben gestellt, und reisefertig muß man doch immer sein; Du hast Recht, lieber Student, daß Du auf ein Studentenleben mit mir auch gefaßt sein willst! Es scheinen bei uns jetzt zwei Gattungen Menschen, die bisher vielfach mit einander verflößt waren, scharf auseinander treten, und sich zum Kampfe stellen zu müssen; die Schmalzische Schrift giebt das Zeichen für die eine Parthei, und Anlaß für die andere, sich nach den Gleichgesinnten umzusehen. Wenn ich den Kanzler auch neutral annehme, was doch gewiß nicht richtig wäre, so bleiben doch auf der guten Seite Namen wie Stein, Gneisenau, Grunner, Stägemann, Bevme, Pfuel, Eichhorn, Görres, Jahn, Arndt, Grollmann, Niebuhr, Schleiermacher etc. etc. etc., während auf der anderen nur Schuckmann, Kircheisen, die Bülow's, Schmalz, Grete, Küster, Goltz, und andere solche stehen. Jordan gehört den letzteren vielleicht nicht an, aber den ersteren gewiß nicht. Der Sieg kann nicht zweifelhaft sein, sobald nur der Kampf wirklich eintritt. Ich bin dessen so sicher, wie meines Lebens! Uebrigens stehe ich persönlich so, wie ich es nur wünschen kann; habe Freunde, wie Grunner und Stägemann, à toute épreuve; guten Ruf; das Gefühl der Fähigkeit und Kraft; Achtung und Scheu, wenigstens so weit, daß, wenn man mich entfernen will, man nur durch Vortheile für mich dies zu können meint. Und am Ende, so lange ich nur die Feder führen kann, darf ich allem Trotz bieten, und denke gar nicht mit Besorgniß daran, eine Zeit lang ganz außer Diensten zu sein. Doch genug hievon; Du sollst bloß wissen, wie ich stehe und denke für Fälle, die jetzt noch gar nicht nahe scheinen. Sage auch niemanden davon; Otterstedt habe ich übrigens auch ihn selbst Betreffendes mündlich mitzutheilen; wenn er es noch nicht wäre, so machten ihn die Anderen zu unserem Verbündeten.

Gestern gab uns Nestitz das Mittagessen im rocher de Cancale: sehr gut und sehr angenehm, wir blieben bis halb 11 Uhr Abends beisammen; Pauline war munter, vortrefflich angezogen, und schien sehr zu gefallen. Heute Abend bin ich mit ihr, Stägemann und Pfuel im Théâtre des variétés, um die anglaises pour rire zu sehen, wo Brunet und Pothier Engländerinnen vorstellen. — Jordan hatte ich vorgestern von des Kanzlers Tisch auf sein Begehren zu Paulinen gebracht, wo er über eine Stunde sich von alten Berliner Dingen angenehm unterhielt. Meine Art von Paulinen zu sprechen und mit ihr

umzugehen thut ihrem Rufe wahrlich gut, meine Art setzt das Honnette so unbedingt und sicher voraus, daß dadurch gradezu imponirt wird, wo alle Apologie nur beschwichtigte! — Heute will Pauline mit Gentz Eindrücksprache wegen der Reise nehmen; ich hoffe sie macht mir keine falschen Sprünge, und verzögert mir die Reise nicht; ich bin entschlossen, ehe ich mehrere Tage noch über Sonnabend hinaus wartete, lieber allein zu reisen. Sie will aber so gern zu Dir, daß ich denke, sie wendet alles an, um zu rechter Zeit in Ordnung zu sein.

Gentz'en habe ich Deine Worte schriftlich mitgetheilt, da ich ihn nicht sehe; beiliegend seine Antwortzeilen, die er bloß als Empfangschein dem Boten zurückgab. Er bekommt von den Engländern hier wieder bedeutendes Geld, sagt man. — Liebe Rahel, eben war Pauline bei mir, sie benachrichtigt mich, daß sie Gentz'en vorläufig gesprochen hat, ihn aber jetzt gleich zu Hause erwartet, um alles zu beendigen: es wird also von dieser Seite wohl kein Hinderniß sein! Geliebte, theure Rahel! wie freu' ich mich Dich zu sehen! Sei recht munter, und muthig, und ganz oben auf! Geliebte, theure, einzige Freundin! Ich küsse Dich! Pauline freut sich auch sehr! Lebe wohl, ich muß schließen! Ich will bei Pfuel essen!

Ewig Dein treuer

Varnhagen.

Es ist trübes Regenwetter, und sehr unbehaglich; rheumatische Schmerzen im Kreuz necken mich auch, hat aber nichts zu bedeuten. Adieu, liebes, liebes Rahlchen! Ewig Dein!

Für Frankreich ist nichts zu hoffen; es bereiten sich sichtbar große Veränderungen auf's neue vor! Die Deputirtenkammer ist ganz toll, ärger als die Prinzen, wüthender Verfolgungsgeist beherrscht sie; sie macht jetzt ein Gesetz, das alle Konstitution zum Teufel wirft, eine neue terreur bricht an, eine für die weiße Farbe; der gänzliche Untergang aller Adlichen in Frankreich wird das Ende davon sein, bis dahin aber können noch große Zwischenstürme sein! Carnot ist zu uns nach Preußen gegangen.

Dein Briefchen vom 19ten erhielt ich vorgestern Abend, meine Liebe! nun erwart' ich keinen Brief mehr von Dir! Leb wohl! ich küsse Dich!

An Varnhagen in Paris.

Frankfurt a. M., Donnerstag, den 26. Oktober 1815.

Obgleich ich gestern einen Brief vom 20. erhielt, der mir Deine Abreise zum 27. ankündigt, also zu morgen, so wag' ich doch das bißel Tinte und Papier zu der Bitte, die Dich doch vielleicht noch trifft! Du möchtest um Gottes willen!! die finsteren Regennächte, in denen man gar nicht weiter kommt, und nur Gefahr aussteht, nicht reisen. Ein Kourier bist Du nicht; warten thue ich hier gerne; ich ängstige mich sehr: besonders wenn Du nicht mit den Anderen fährst. Paulinens Muth hab' ich wohl oft bewundert, aber in Reisenacht-Unfällen möchte sie Dir wenig helfen können. Diese Nacht ängstigte mich sehr. Ströme gossen in dicken Finsternissen vom Himmel. Wie werden dann die Wege, die Postilions, alles! Und Du schläfst dann noch ebenein. Ich beschwöre Dich!!! Lebe wohl, kein Wort mehr! Nun wirklich bald! Deine R.

Gräfin Pappenheim gefiel mir, mit den schönen Töchtern.

An Rahel.

Paris, den 26. Oktober 1815.

Donnerstags früh gegen 11 Uhr.

Geliebte, theure Rahel! Gestern Nachmittag bekam ich Deinen Brief vom 16ten, als ich eben zu Pfuel zum Essen ging; in diesem Augenblick erhalte ich den vom 21sten, der mir glücklicherweise wieder einige Beruhigung wegen der Stimmung giebt, die mich aus dem ersteren erschreckt und als heimlich fortwährende Angst befangen hatte. „Werd' ich Dich denn nun bald sehen!" schreibst Du, „wenn das Herz nur dann da ist: es ist manchmal schon zu tückisch, ganz weg; und gar nicht mehr zu besänftigen." Rahel, liebe Rahel, beruhige Dein liebes Herz, laß mich hoffen es zu finden! Und hoffe Du selbst, rechne auf das meine! Ja ich werde Dich nun gewiß bald

ſehen, ich reiſe hoffentlich übermorgen, oder ſpäteſtens Sonntag früh, mit Paulinen, von hier ab, wenn nur kein neuer Wankelmuth eintritt, der mich weſentlich hindert, wie geſtern Jordan's wetterwendiſche Beſtimmung, die mir den zugeſagten Wagen wieder entzieht, geſtern konnte, wenn nicht durch Stägemann ſich die Ausſicht zu einem anderen Wagen eröffnet hätte, worüber ich heute das Gewiſſe erfahre. Dein Schwanken, liebe Rahel, womit Du nach dortigen Augenblicken über eine Strecke von 60 bis 70 Meilen hin mein Thun abwechſelnd in Richtung ſtellſt, macht mich nicht mehr irre; Du ſchriebſt mir erſt, ich möchte mich durchaus losmachen, es würde mir, ich kennte die Leute, doch nicht bei ihnen ſchaden: hätte ich nun alle meine Bemühung und Sorge, die dahin zielte, bloß Deinetwegen, auf Deinen Antrieb und Dir zu Gefallen, gethan, ſo müßte ich über Deinen geſtrigen Brief, der mir ſagt, ich möchte nun nur hier bleiben bis die Anderen gehen, doch etwas ungeduldig werden; ſo aber, liebe Rahel, iſt es mein eigener Antrieb nicht minder, als der Deinige, und ich betreibe meine Abreiſe eben ſo lebhaft, wie vorher, wohl mit der ſtillen Vorausſetzung, daß Du am Ende doch ſelber beklagen würdeſt, wenn ich nun ſpäter und ohne Pauline käme!

Ach liebe Rahel! was iſt doch für Noth! Eben war der rothe Wolf aus Berlin bei mir, von welchem ich einen Wagen bekommen ſoll, und da zeigen ſich abermals hundert Schwierigkeiten. Der Kerl iſt der ſchamloſeſte Menſch, den es auf der Welt nur geben kann, ſpricht von Vergütigung, da der Wagen doch abgenutzt würde etc. und will noch eigene Sachen darauf packen etc., das wäre an ſich gar nichts, wenn ich nicht im Gedächtniß hätte, wie kriechend und dienſtfertig er hier anfangs gegen mich war, wie anerbietungsvoll er mich beſuchte, weil er glaubte, ich könne ihm hier nützlich ſein, wie ſehr er bemüht war mich zu dem Schein eines freundſchaftlicheren Verhältniſſes zu bewegen; hat er es jedoch *empfunden*, wie ſehr ich das alles damals ablehnte, ſo hat jetzt *er wieder Recht*, in der Kategorie zu erſcheinen, aus der ich ſelbſt ihn nicht herausheben wollte, jetzt iſt es *ſein* Vortheil. Du ſiehſt, ich bin eigentlich nicht über ihn empört, ſondern über die Unannehmlichkeiten, mit denen ich nicht aufhöre bei den kleinſten Dingen kämpfen zu müſſen, bloß weil ich nicht Geld genug habe, um mit dieſem die Lücken der Einrichtungen gleich auszufüllen. Ich will heute den Wagen beſehen, und geht es an, ſo nehm' ich

ihn doch, und Weiß's Bedingungen an, und reise mit Paulinen; wäre es mit dem Wagen nicht, so suche ich einen anderen zu erlangen, ich geb' es so leicht nicht auf! Der Kanzler kann noch vierzehn Tage hier bleiben: die Ursache mündlich, oder ich sage sie auch, was thut's? man will noch die Subsidien von England für den November ziehen, und darf daher den Frieden erst im folgenden Monat unterzeichnen; so sagen die Leute, denn Offizielles weiß ich natürlich darüber nichts, auch kömmt die Maßregel wohl nicht von Preußen, sondern von anderen geldbedürftigen Mächten her. Ich finde es aber im höchsten Grade unwürdig. Auf Deine Entdeckung bin ich sehr neugierig. Pauline schickt mir eben diesen Zettel. Du siehst wie sehr sie reisen will, sie weiß aber noch nichts von den Wagen-Mißgeschicken! Nestitz war eben bei mir, und grüßt Dich sehr, obgleich er meint, Klagen gegen Dich zu haben, was ich keineswegs zugestehe. — Liebe Rahel, meine Briefe gehen wohl deswegen um so viel länger, weil ich so weit von der Post wohne, und sie nicht immer noch denselben Tag auf das Hauptbureau gelangen, wohin sie durch expresse Boten zu schicken ich die Kosten nicht scheuen würde, wohl aber die Unsicherheit der richtigen Abgabe, da man keine Empfangscheine, außer mit vielen Formalitäten und großen Porteerhöhungen giebt, und ich also die Briefe lieber selbst in den Kasten der rue de Varennes werfe. Auch diese Unannehmlichkeit ist nur aus Mangel eines sicheren Bedienten! Wir müssen nun schon Geduld haben; wie vielem anderem sind wir schon enthoben!

Ich hoffe Dir morgen entscheidende Nachricht über meine Reise zu geben, liebe Rahel! Lebe indeß recht wohl, sei vergnügt und munter, und besänftige Dein Herz! Lebe wohl, geliebte Rahel!

Ewig Dein treuer

Varnhagen.

Viele Grüße an Otterstedt! sag ihm vorläufig, er könne auf den Mann, der Abends bei Arnstein's oft in einer Art Weinlaune die auffallendsten Dinge sagte, und den ich in meinem vorletzten Briefe mir als ausnehmend gefällig darstellte, durchaus nicht rechnen; das Umständlichere mündlich. — Der Brief an Cotta muß gleich auf die Post. —

An Rahel.

Paris, den 27. Oktober 1815.

Freitags gegen 10 Uhr Morgens.

Geliebte, theure Rahel! Gestern aß ich beim Fürsten, und dachte ihn nach dem Essen zu sprechen, er sagte mir aber, ich sollte heute um 9 Uhr zu ihm kommen. Eben bin ich von ihm zurück. Die Erlaubniß zu reisen habe ich, und wenn ich heute den Wagen bekomme, reise ich mit Pauline Sonntag Vormittag ab. Nun aber höre neues. Mit dem Ministerialblatte ist es aus triftigen Gründen nichts, der Fürst sprach ganz vertraut mit mir, ich wiederhole Dir es mündlich, jetzt nur das Resultat: ich soll in eine Laufbahn treten, wo ich auch höher gelangen kann, von meinen Talenten hat man nämlich große Vorstellung, und muß zu diesem Behuf auf auswärtige Sendung! Aber wie? — ich bin über alle Erwartung gut gestellt — nicht mit Krusemark nach Wien, nicht mit Oelssen nach Stuttgart — sondern allein, als Geschäftsträger nach Karlsruhe, wo Oelssen als Gesandter nur kurze Anwesenheiten machen wird, da sein Hauptort Stuttgart ist, ich direkt nach Berlin an den Fürsten berichtend, und mit Oelssen nur nebenbei in Verbindung. Gehalt 3000 Rthlr. In Frankfurt soll ich den Fürsten erwarten, oder ob ich nach Berlin vorher will, steht in meinem Belieben. Ich wünsche mir und Dir Glück, geliebte Rahel, ich hätte gleich vom Fürsten in Deine Arme stürzen mögen! Ich halte die Sache für außerordentlich gut; Karlsruhe eine Gartenresidenz, viele gute Verhältnisse dort, Theater, französische Prinzessin, Schweiz, Stuttgart, Frankfurt, Straßburg nahe, Baden-Baden wenige Meilen. Die Unabhängigkeit ist die Hauptsache! Rahel, ich freue mich für Dich! Laß es Dich diesmal nicht verdrießen, die schon nach Berlin gerichteten Gedanken wieder wenden zu müssen! Ich küsse Dich, ich liebe Dich, ich sehe Dich bald!

Ewig Dein treuer

Varnhagen.

Ich muß heute noch beim Fürsten essen; ich glaube, Freund Gruner hat bestens für mich gewirkt.

Tausend Grüße an Otterstedt!

An Rahel.

Paris, den 29. Oktober 1815.

Sonntags Vormittags 10 Uhr.

Geliebte, theure Rahel! Nach diesem Brief kommt keiner mehr, sondern ich selbst. Schon heute wollte ich reisen, allein eine Verzögerung im Auszahlen meiner zum Reisegeld bestimmten Taxgebühren, und nebenbei Paulinens Unart, die ihre Sachen noch nicht geschickt hat, sind Schuld, daß es heute unterbleibt, und dagegen unwiderruflich auf morgen festgesetzt ist, so fest und gewiß, daß ich eher allein abreise, als nochmals aufschiebe! Wann wir in Frankfurt ankommen, kann ich so gewiß nicht berechnen, da es auf das Wetter zum Theil ankommt, ob ich Paulinen bereden werde, wenigstens eine der Nächte durchzufahren, was ich bestimmt will. Doch komm' ich gewiß nicht lange nach meinem Briefe an, vielleicht mit ihm zugleich! Rahel, geliebte, einzige Rahel! wie freu' ich mich, Dich zu sehen! Für Wohnung hast Du gesorgt? Ich bei Dir, das versteht sich, und wäre es auch noch so eng! Liebe, liebe Rahel! — Du kannst sicher darauf rechnen, daß ich morgen reise, ich habe schon alles eingepackt, und gehe heute noch zum Kanzler einen Augenblick in schwarzem Halstuch, Abschied habe ich überall schon genommen. Das Packen! das Packen! Du kennst die unselige Wirthschaft, die ist also schon überstanden! Meierewitz war gestern bei mir, er reist heute nach Nancy, kommt aber hieher zurück, und hat deshalb die Sachen für Dich seinem Bruder mitgegeben. Schlabrendorf, Bentheim, Humboldt, Stägemann, Pfuel, Flemming, Nereß, alles grüßt Dich bestens, auch Frau von Jordis, die für Dich nicht leiden wollte, daß ich mit Paulinen reise! Meine liebe, einzige Rahel! Wie freu' ich mich, Dir zugleich gute Verhältnisse zuzubringen, alles das Gute, was mit meiner Karlsruher Stellung verbunden ist, Ansehen, Unabhängigkeit, leidliche Geldmittel, Gegend, alles nach den Umständen und persönlichen Erwartungen gar nicht schlecht zu nennen! und alles mir doppelt und dreifach lieb für Dich!

Alles Weitere besprechen wir! Ich muß vielleicht vor Karlsruhe noch einen Sprung nach Berlin machen, doch ist das keineswegs gewiß, und ich habe eigentlich keine Lust dazu!

Adieu, Geliebteste! Der Brief muß auf die Post; ich mache, daß dieser gleich heute abgeht! Pauline kommt diesen Vormittag noch her, um die Anstalten fertig zu sehen. Ich schelte sie, daß sie so spät kommt, überhaupt soll sie ein saures Leben mit mir haben. Sie denkt an nichts!

Lebe wohl, geliebte, herzensliebe Freundin! Ich sehe Dich bald! Frau Geschäftsträgerin, ewig Dein treuer

Geschäftsträger und Minister
Varnhagen.

Grüße tausendmal Otterstedt!

1816.

Verfügungen.

(Vorgefunden und zuerst gelesen nach dem 7. März 1833.

Frankfurt a. M., den 23. April 1816.

Ich fühlte mich in Mannheim so krank, daß ich mir gleich vernahm aufzuschreiben, wie es mit dem, was mir gehört, und worüber ich freies Walten habe, geschehen soll; sobald ich nur einen Tag es thun kann, ohne daß Du es, lieber August, siehest. Unterdeß sagte ich Tore manches Kleine, und ward schon dabei sehr vergnügt; und auch körperlich frei, für den Augenblick, von einem harten Anfall. So wenig verstehe ich eigentlich, hypochondrisch zu sein.

Die Hauptsache bei meinem Tod für mich hat mir Varnhagen auf Ehre versprochen; nämlich mich ohne allen Putz in einen schlechten Sarg legen zu lassen, welcher keinen zugenagelten, noch einen nur im mindesten schwer zu öffnenden Deckel hat: mein Sargdeckel soll von Glas sein, und wären es auch, welches ich sogar will, die kleinsten grünen Glasscheiben. Der Sarg selbst wird nicht in die Erde gegraben, sondern in ein wenn auch noch so kleines Häuschen gesetzt — etwa wie ein kleines ganz geringes Wachthäuschen bei Banten, oder dergl. — oder in ein Souterrain-Zimmer, oder sonst einen Ort ꝛc. Mein größter, wichtigster Wunsch ist der: sollte ich nach Varnhagen sterben, so ist der von meinen Geschwistern, der dafür nicht sorgt, mein ewiger, bitterer Feind!!!

Mein Klavier bitte ich sehr Schwester Rose zu schicken! — es geht zu Wasser. — Weil die mich sehr liebt, selbst spielt, und mich hunderttausendmal daran sitzen sehen, im väterlichen

und mütterlichen Hause; in Kinderthränen beim Lernen, in Mädchenthränen, das Herz voller Wünsche, und vaguem wenigen Hoffen; kurz, in allen nur möglichen Abstufungen von Leid, Freude, und Stimmungen, und Gedanken. An diesem Klavier dacht' ich mir beinah alles aus. Stirbt auch Rose, kann es Varnhagen zum Ansehen bekommen.

Dann besitze ich einen kleinen Ring von Smaragden und Perlen; so lange mein Vater lebte, war dies das einzige Geschenk von meiner Mutter; als ich sechzehn Jahr alt war, sah ich ihn in einem englischen Laden in Pyrmont; ich hatte gar zu große Lust dazu, Mama kaufte ihn mir für einen halben Louisd'or. Ich nannt' ihn in jüngeren Jahren Wieland's Pflaster, — Straßen-, oder Garten-Pflaster, wie es wohl in seinen Märchen vorkommt. Später dachte ich mir aus, ihn wegzugeben, wenn ich in unbedingtem Glück — ich hielt es auch für mich nicht unmöglich damals — mich selbst verlieren würde. Noch später hatte ich immer Verzürnungen, wenn ich ihn am Finger hatte; die Bemerkung drängte sich mir auf; ich verlor ganz den Muth, ihn zu tragen, welches ich trotz der schlechtgewerdenen Hände gethan haben würde; auch wollte ich's noch öfter versuchen, dacht' ich, wenn mir an meiner Umgebung eben nicht alles läge; aber sie schien mir im Verlauf doch nie gering genug zu dieser Probe. August, Lieber, Du weißt von diesem Ringe! und stellte er mich nicht als Mädchen vor, und käme er nicht von Mama, so würde ich Dich nicht bitten, auch ihn Rose'n zu geben: wünschest Du ihn aber besonders, so schenk' ich ihn Dir doch. Mein lieber Hans, meine älteste Schwägerin, weiß auch, wie ich ihn liebte. Dann hab' ich noch einen ganz kleinen Ring, von einem Rubin mit zwei kleinen Juwelchen: den gab mir mein Vater, als ich vier Jahr alt war, Markus eben solchen; ich erinnre mich des Akts. Markus ließ seinen vor unseren Augen in der Kinderstube, dem Rathhause gegenüber, fallen, und nie konnte er wieder gefunden werden. Meinen haben Johanna und Fanny als Kinder getragen, und Fritz Fromm. Den behalte Du, mein August; und Dank, Segen, Anerkennung, Liebe, und Trost ströme Dir daraus entgegen! —

— Meine armseligen, aber mir lieben Bijouterieen theilt August. —

— Wer mich liebt, sorgt für Line — Line Brack aus Wusterhausen, — die hat hundert und hundert Nächte bei mir

ſich gequält und gemacht; und allen meinen Jugendzorn und ungewitzigtes Weſen zu ertragen gehabt! Ihre Geſundheit und Jugend an uns verloren. Papa gedient, wir ein Pudel, in harten Winternächten, unverdroſſen; Mamsen; und Dir, Markus, in Krankheiten, Bäder getragen, alles. Ihre Fehler ſeien ihr, wie Allen, verziehen! — Auguſt, und Markus, Ihr ſorgt ſo lange ſie lebt für ſie. — Ich werde noch weiter unten von ihr und Dore ſprechen. — —

— Mein Vermögen iſt nie eine Fortüne, ſondern kann nur eine angenehme, oder nöthige Hülfe ſein. Meinem Gewiſſen nach bin ich es Dir, Auguſt, ſchuldig; Du theilſt aber die Zinſen gewiß gern mit Ludwig; und er nimmt es auch gewiß willig. Er hat nur mäßig zu leben, kein Etabliſſement; Sinn für Freiheit, eine gewertete Jugend; und eine gräßliche Krankheit in meiner Gegenwart erlitten, und eine Geiſtesangſt gekannt. Lebe wohl, lieber Robert. Ich denke wie Du über Leben und Tod, und werde beſſer und gütiger. Genieße die Muße, und die Natur; und ruf' auf mich, in ſchöner Gegend. Marwitz, Louis, Mama, alle ſind weg!

Dir, mein Auguſt, vermag ich nichts zu ſagen! Zehre an meinem Leben. Freue Dich Deines. Mache wie Du es kannſt. Je weniger Du Dich der Betrübniß hingiebſt, je mehr freuſt Du mich! Ich danke Dir; und liebe Dich; und ehre Dich, und ſehe Dich ganz ein. Lieber! Schene kein neues Leben! und widme mir nur, was Du mir nicht nehmen kannſt. Geliebter! einziger! ehrlicher Freund! Ich nehme Theil an allem. Wie ſonderbar! noch höre' ich den Orgelmann im Hof, ſehe hinten das Feld, die Sonne: und dieſe Blätter werden ſo angeſehen, wie ich Mama ihre anſehe. Ich bin ganz ruhig; recht vergnügt. (Man ſtörte mich oft. Senator Smidt; André, von Tettenborn's; Dore; Stamm.)

Moriz Robert, der Spaß machen ſoll, und ſich nicht erſchrecken noch grämen, und den ich ſehr liebe, und er weiß wie ſehr kenne, und wie ſehr ihm gleiche, bekommt meine beiden Spiegel mit den goldenen Rahmen: die kannſt Du zuſammenſetzen laſſen, dann iſt es ein ſchöner. — —

— Wenn Du mich liebſt und ehrſt, Auguſt, ſchickſt Du mit einem guten Billet meiner Freundin ihre Briefe an ſie zurück; mit freundlichen Grüßen von mir. Ich bin ihr freund; und nie böſe, wenn auch manchmal aufgebracht geweſen. Sie ſoll ſich nicht grämen, und denken was ſie mir noch ſagen

möchte: ich nehme alles Gute ſchon jetzt auf und an. Menſchen irren und übereilen, und verſtocken ſich; wir ſind Alle gedrängt. Ich umarme ſie in zärtlichſter Freundſchaft. — —

— Dann hab' ich noch ein Venetianer Kettchen, welches ich mir ſelber machen ließ. Von dieſem ſoll man nur wiſſen, was es war: ein wirkliches Zeichen der Treue: deren ich bis zum Tod fähig blieb. —

— Gott ſegne Euch Alle! Vorzüglich mit ruhigen Gedanken, und einem großen Naturgefühl. Keinen Abſchied! Adieu, adieu! Es bleibt alles wahr.

Rahel Antonie Friederike ꝛc.

Die armen Verwandten bekommen Zulage von Ludwig und Auguſt. Nicht wahr?

An Varnhagen.

(Verſiegelt vorgefunden und erſt nach dem 7. März 1833 eröffnet.)

Frankfurt a. M., den 24. April 1816.

Theuerſter armer Auguſt! Könnt' ich Dich tröſten, wenn Du dies lieſt! Aber ich kann es und thue es: durch Liebe, und Beiſtand, die noch wirken werden; durch hundertfältige Geſpräche, die wir hatten, über Daſein, und ſeine Geſtalt im Leben; über das Nichts, und Etwas. Ich war beim Aufzeichnen meines Willens, was mit meinen Beſitzthümern nach meinem Leben geſchehen ſoll, ſehr ruhig und ganz vergnügt. Im großen Sonnenthal von Frankfurt, nicht erſchütterter als immer von dem Gedanken des Todes. Wohl aber weinte ich ſehr, als ich von meinem alten Sopha ſprach; und von meinem Perlenring. Auf dem erſten ſtarb Papa, litt ich unendlich. Alle Krankheiten außer der Prazer; alle Geiſtes-, alle Herzens-Verzweiflung; alle Perplexitäten und Angſt des Lebens; den Reſt von Jugendleiden, alles, alles. Den Gedanken mit dem Ringe bekam ich nur, als ich ſchon dunkel aber gewiß wußte, mit mir würde es nichts; da erſchien mir die Bedeutung, das

Ausſehen des Ringes meinem innren Daſein ähnlich. Unſchuldig, jung, edlen Anſehens, und vornehm, und aparte, und auch wie verzaubert, ganz einſam, und in der tiefſten Tiefe wieder freudig und puzhaft-feſtlich, aber immer allein. Da dacht' ich mir, er bleibt als Bild und Zeichen bei mir, bis es anders wird. Du weißt, wie leicht und gern ich ihn gab: nur Bitteres ſollte gar nicht drunter ſein; Du Engel, mein Erdenengel, ſchienſt es zu verſtehen, und gabſt ihn mir willig wieder. Lob iſt die Geſchichte dieſes Ringes, kein Tadel oder Vorwurf. Ueberhaupt: ſo ſehr es möglich war, Deiner Natur möglich, eine wie meine zu verſtehen, verſtandſt Du ſie; durch großartigſtes, geiſtvollſtes Anerkennen: mit einer Einſicht, die ich nicht begreife, da ſie nicht aus Aehnlichkeiten der Naturen kommt. Unperſönlicher, großartiger, mit mehr Verſtand iſt es nicht möglich, daß ein Menſch den anderen in ſich aufnimmt und behandelt, als Du mich. Mehr im ganzen Herz des Wollens hat nie eine Einſicht in einem Menſchen gewirkt, als Deine über mich! Anerkannter kann das nicht werden, als von mir; und mehr in Liebe gewandelt dies Anerkennen auch nicht werden. Dieſe Worte ſind ſchwache Abriſſe, und Schatten der Schatten unſeres Lebens, welches wir miteinander führen, mein treuer geliebter Auguſt! — Wozu alſo? — und welches wir noch mit einander verleben werden!!!

Dieſe Zeilen ſchreib' ich Dir eigentlich nur, um Dich feſt und feſt zu beſtimmen, ja die Hälfte meines Vermögens zu nehmen, welche andere Hälfte ich keinem Sterblichen ſchuldig bin, als auch Dir; und nur Louis ſie aus Liebe, und Kenntniß ſeiner, bei ſeinem Leben laſſe.

Wegen * ſchreib' ich Dir! Vergiß ** nicht, und denke an ***. Mache gleich ein Teſtament. Ein Menſch iſt immer ſterblich. Thue es mir zu Ehren ſehr bald. Gleich. Lebe wohl, Geliebter! Gottes beſter Segen mit Dir. Mein reinſtes Gebet. Deine treue wohlwiſſende was Du biſt

Rahel.

An Rahel.

Mannheim, den 14. September 1816.

Nachmittags nach 4 Uhr.

Geliebte, theure Rahel! Gestern Abend, erst spät nach 8 Uhr, weil wir schlechte Pferde gehabt, kamen wir hier an, und wurden von Tettenborn in seiner einzig liebenswürdigen Art, wie Du sie kennst, empfangen! Wir erhielten gleich an dem Thore durch Philippsborn die gute Nachricht, daß Frau von Tettenborn am Abend zuvor glücklich entbunden worden; sie hat sehr gelitten, besonders durch die Rauhheit eines Arztes, aber keine Klage von sich gegeben. Jetzt ist sie zwar äußerst schwach, aber den Umständen nach doch auf dem besten Wege; das Kind, ein Söhnchen, ist außerordentlich stark und gesund, und gegen die Art neugeborener Kinder, ganz allerliebst, ein Ebenbild Poppels, der seinerseits auch im größten Fortschreiten der Anmuth und Schönheit ist. Tettenborn schreibt Dir selbst, Philippsborn auch, ich brauche also wohl über die Angelegenheiten des Hauses nicht weitläuftiger zu sein. Bachelu ist wohl aufgehoben bei uns, und bewohnt in freundlichster Genossenschaft mit uns die Wohnung, die wir ehemals einnahmen, er Dein Zimmer, Robert Dore's, und ich das meinige, dazu ist die Verbindung mit Philippsborn's Zimmer nun auch aufgethan.

Vom Grafen Arz und Jenny Kast, die einzigen, die ich schon besucht habe, tausend Schönes und Herzliches für Dich! letztere hat Deinen Brief aus Baden erst vor ein paar Tagen bekommen.

Wie leid that es mir gestern in der Zeitung lesen zu müssen, daß die Catalani am Tage vor Deiner Ankunft grade ihr letztes Konzert gegeben! Ich bin ganz davon niedergeschlagen, geliebte Rahel! doch nähre ich noch die geheime Hoffnung, es könne nach dem letzten Konzert noch ein allerletztes stattfinden, oder Dein Glücksstern, Deine Neigung, Deine Leidenschaft Dir eine andere Gelegenheit in Frankfurt zuwenden, um diese Sängerin zu hören!

Viele Grüße an die zahlreichen Freunde und Freundinnen, die uns jetzt in Frankfurt beisammen sind! Ich nenne sie nicht,

Du ſiehſt ſie ja Alle! Aber Oeſterr. nenne ich doch! Ich ſchreibe heute nur im Fluge, morgen ſicher! Tettenborn bittet den König von Preußen zum Taufpathen ſeines neugeborenen Sohnes, ich ſchreibe deshalb noch in meinem eigenen Namen an den Fürſten Wittgenſtein!

Ich habe Briefe von Küſter und von Schweighäuſer; letzterer grüßt Dich angelegentlichſt und durch Dich die Familie Humboldt, er konnte jetzt grade am wenigſten der Ladung nach Frankfurt folgen, weil ſeine Heirathsſachen ſich günſtig beſchleunigen. Küſter ſchreibt mir ſo gütig und vertrauensvoll, wie immer, und auch in Betreff meiner Angelegenheit in Karlsruhe ſehr beſtärkend.

Frau von Wechmar lag noch zu Bette, als wir abreiſten, ich habe die Schlüſſel in beſter Ordnung dem Bedienten überliefert; Dore hatte aber alles in ſolchem Durcheinander zurückgelaſſen, daß ich noch ſtundenlang zu thun hatte; wir fuhren um halb neun ab, bei ziemlich gutem Wetter, das heute vortrefflich iſt, und mich, ich kann Dir nicht ſagen, wie ſehr freut, da Du heute noch unterwegs biſt! Wo biſt Du jetzt, geliebte Rahel? In Darmſtadt, oder ſchon weiter? Aller Segen Gottes mit Deinem Wege! Geſtern Abend, als wir hier ankamen, warſt Du gewiß ſchon in Weinheim, nur drei Stunden von hier! O wie gern hätte ich mich auf ein Poſtpferd geſetzt, und hätte Dir noch gute Nacht geſagt! Warum that ich es nicht? Wie gern thäte ich es heute! Geliebte, theure Rahel!

Tettenborn's Brief an Dich iſt ſchon auf der Poſt; ich ſoll Dir aber noch ſagen, daß ſein Bübchen mit einem vollſtändigen Schnurrbart zur Welt gekommen, und es iſt wahr, ich habe ihn geſehen, Schnurrbart und Backenbart, und überhaupt ſehr hanzig, welches aber wahrſcheinlich in kurzem wieder vergehen wird.

Liebe Rahel, Du wirſt doch Dehn in Frankfurt ſehen, frage ihn doch nach Stägemann, und ſag ihm, daß wenn er etwas für Tettenborn Intereſſantes wüßte, er es ihm hieher ſchreiben, oder beſſer ſelbſt hieher kommen möchte. An Otterſtadt ſchreibe ich ein paar Worte.

Leb wohl, geliebte, einzig theure Rahel! Weißt Du wie ſehr ich Dich vermiſſe, wie ich von Sehnſucht zu Deiner Treſtgegenwart ergriffen bin? Leb wohl, Geliebte! Sei recht

fröhlich, verſage Dir nichts, brauche recht viel Geld, und kehre mir ſpät, aber vergnügt zurück! Mit aller innigſter Liebe

Dein treuer

Varnhagen.

Wen heirathet denn Kaiſer Franz?

Lies Weltmann's „Politiſche Blicke", ſo heißt ſein neueſtes Buch; meine Schrift über Sachſen und ich ſelbſt als Verfaſſer ſind darin gelobt.

Robert fährt mit Bacheln ſpazieren, iſt faul, und ſchreibt morgen. Mlle. Maas hat hier mißfallen; man findet ſie zu hoch, und nicht bürgerlich genug. Auguſte wird hier erwartet. Wie eifrig Bachelu Dich grüßt kannſt Du denken. Siehſt Du auch Gagarin's? Sie ſind noch in Frankfurt und wohnen im Schwan.

An Varnhagen in Mannheim.

Frankfurt a. M., Sonntag früh 10 Uhr, den 14. oder 15. September 1816.

Warum kann ich in dem Trubel — nicht trouble — nicht all die Zärtlichkeit, nicht all die Ausdrücke dafür wiederfinden, die unterwegs aus meinem Herzen für Dich ſtrömten! Ich überlegte mir, ich wiederholte mir da, Dein Betragen, all Deine Gebärden, Deinen Ton, Deine Blicke, womit Du es begleiteteſt! mit welchen flüchtigen Worten Du fagteſt: „Bleib nicht zu lang!" Deine Beſcheidenheit, und wie Du mir zu bleiben zureedeteſt! Wie Du den bedürftigern Bedienten vorzogſt; und mit welcher Art. Kurz, ich dachte tauſend- und tauſendfältig an Dich in Liebe, Freude, Rührung, und Zärtlichkeit; und auch mein ganzes Herz, theurer Auguſt, ſtrömte Dir zu! Und nun einen Herzenskuß! einen ehrlichen, zärtlichen, eine feſte Umarmung! — und meine Reiſegeſchichte, ganz kurz!

Ich hatte das köſtlichſte Wetter: hinter Durlach wird's gleich ſchön, und auch fühlbar beſſere Luft, die kleinen Sümpfe hören auf; man iſt in Wein- und Nußland; eine wahre Bergſtraße;

nur so bis Heidelberg; auf welchem Wege ich lauter Wagen mit Engländern auf den Böcken traf. In Heidelberg, vor dem Karlsberg, wo mein Kutscher gegen 4 hielt, wieder ein Landauer mit Engländern, die da abstiegen, accordirten, nicht einig wurden, denn sie fuhren weiter. Ich ging gar nicht in's Haus; denn ich hatte gegessen: goldene Flecken abendlicher Nachmittagssonne hingen an Gebäuden und Bäumen: Frischeres, herrlicher, ermunternder Kräftigeres sieht man nicht! Ich ging als freier Volontair auf dem Platz im reizendsten Bergschatten und Licht spazieren; bei dem Wirthshause standen Menschen, und sahen den Engländern zu; einzelne Studenten, viele Damen und kluge Herren gingen über den Platz; die letzten nur blieben raisonnirend dort. Ich liebte den Ort mehr als je. Ich ging auch nach Reizenstein's Platz; sagte dem Kutscher, er solle mir an der Brücke nachkommen, ging mit Doren hin, begegnete schon in der Straße den zwei ältesten Doren's mit einem Gouverneur und noch einem Knaben, sie sagten mir, wo die Mutter wohne, ich begriff's nicht recht, ließ es sein sie auf diese Minute zu suchen, fürchtete wieder meinen Wagen (wie schon früher einmal in Heidelberg) zu versäumen, stand lange am vortrefflichen Neckar, wo es tausendmal schöner als in Baden ist, sprach mit allerlei Leuten aus dem Volke, sah Familien gehen, Schiffe vorbeischießen, kurz es war ein Eclat: ein wahrer Sonnen-Abend; ein Ort, werth, daß sie ihn ansehe, durchgehe. Noch schöner war die Fahrt am Ufer hin. An alles dacht' ich, wer mit uns je dort war, zumeist an meinen liebsten August, und wie er mir's gönnt; und ich gönnt' es mir doppelt. Mit der Nacht kam ich nach Weinheim, wo ich reinlich, gut, mit guter Suppe, bei freundlichen guten Bäckersleuten billig wohnte. Letzteres führ' ich des Wunders wegen an. Weil ich den Engländern Recht gebe, weil sie einem im Badenschen für einen Kaffee mit zwei Semmeln einen Gulden zwölf Kreuzer abfordern, für welchen Preis man jetzt zwei Pfund kauft. Gestern um ein Viertel auf 5 war ich am hiesigen Thor. Mit dem eklatantesten Wetter. Zwischen Heidelberg und Darmstadt begegneten mir noch vier englische Kutschen, den Tag vorher drei. Eine war ein Landauer mit sechs Personen hinten, und vorne vier Frachtpferden mit Klingeln, und ein ordentlicher Frachtfuhrmann mit blauem Hemd und großer Schnalle ging neben an, wie auch die männliche Gentry, die, weil es bergan ging, abgestiegen war. (Hier, hat mir die

Mlle. Born zufällig erzählt, müſſen ſie vor dem Schwan, Weidenbuſch u. ſ. w. hauſen, weil auch die ſie, wegen Accordiren, nicht einnehmen. Ich gebe immer darin den Inſulanern Recht. Ein Recht muß ſein; es nimmt überhand mit dem Prellen; mir iſt diesmal nichts dergleichen geſchehen, ich ſah es nur.) Herr von Fürth und Mlle. Born nahmen mich wie eine Himmelsgöttin auf: ſie weinten — in der That — wie ich wo anders hin wollte: ich bin ſehr gut hier. Eichmeyer's wollen mich auch: und ſind neidiſch.

Otterſtedt'en ſchickte ich gleich die Depeſche: er begegnete Stamm, und obgleich der geſagt hatte, ich ſei ſchon aus, ſo ſtürzte er doch zu mir; ſtörte mich. Er iſt „gut, vortrefflich mit der Humboldt"; den Tag vorher war die Pappenheim nach Ems gegangen, „die meine (Rahel's) Freundin iſt"; Humboldt „iſt lax, geht beſtimmt nach Paris". Graf Flemming war eben abgereiſt: Humboldt's begleiten ihn bis Hanau; Otterſtedt kommt gewiß nach Darmſtadt, als Geſandter, mit ſechstauſend Thaler Gehalt, und fünfhundert zum Transport ſeiner Sachen. Alles mit „oſer" und „Chuzpe" [Dreiſtigkeit]. „Oſer iſt Chuzpe", ſagt er mir. Die Ausfertigung erwartet er, aber der Staatskanzler hat es ihm ſchon ſagen laſſen. Er ſchreibt Dir heute auch. Er hatte wieder viel Fürſten, und nennt das zu thun haben. Kaiſer Franz heirathet die Baierin, die der Kronprinz von Würtemberg zur Gemahlin hatte. Wir müſſen nun ganz mit Würtemberg ſein, er wird es ſchon einrichten! —

Endlich ging er; ich zur Gräfin Cuſtine, die war nicht zu Hauſe, Aſtelf in Mainz bei ſeinem Freunde Heß. Ich zur Schlegel, die in Wiesbaden: wieder zur Cuſtine, die wie außer ſich war, blaß, roth, Thränen in den Augen: „une compensation du sort!" Bärſtecher auch. Kaum bin ich dort, tritt die Humboldt ein mit den beiden Fräuleins, umarmt mich, fragt mich nach nichts: ich wieder nicht. Man ſpricht franzöſiſch; ich bin ſehr munter, allein munter, die Gräfin hielt es nicht aus, daß wir nicht allein geblieben waren. Schloſſer's und Mlle. Gontard kamen; ich mache alle frais: endlich ſpricht die Humboldt deutſch zu mir und nennt mich Sie: wie ſie geht, umarmt ſie nur die Gräfin und mich, ſagt aber nicht: „Beſuchen Sie mich"; nun gehe ich aber doch dieſen Morgen mit Karten hin; und werde ſehen. Ich bin nicht frappirt: und ſagte dem- — nicht zufolge, ſondern vorweg — nicht erſt

Du. Künftig vielleicht davon mehr. Ri gehet mir gut. Ordentlich angezogen: proportionirt stark, schöne Hände und Arme, schlimm an den Augen, natürlich und wenig gesprochen: die andere sagte nichts, war still wie ein Fräulein, kann nicht grüßen: auch ordentlich angezogen; blühend, und stark. Ich ging erst zur Gräfin um zu hören, wie es mit der Humboldt Abenden ist: weil ich nicht in fremden Kreis fallen wollte, da kam sie grad dorthin.

Hertz'ens waren mir zu weit, besonders für meine Demgleichen vor den Ohren, von Chauffement, zu viele Glieder. Heute war Astolf schon hier; um 11 kommt Oelsner, um halb 12 gehe ich zur Humboldt, um 12 zur Gräfin Custine, die mit der Catalani bei Graf Reinhard speist, — dann zur Schlegel, dann speise ich bei Hertz'ens, den Rest weiß ich noch nicht. Morgen bin ich schon für alles bei Custine's. Die sind ganz außer sich, daß ich da bin!

Zwischen Darmstadt und hier begegnete mir des Herrn von Barkhaus Gärtner: sein Herr ist mit dem Bedienten und Kutscher ganz allein in Leipzig, Pferde kaufen. Gewiß eine Spekulation, weil hier Messe ist. — Von Heidelberg hierher war es paradiesisch: und so viel Menschen und Cantvagen von Darmstadt hierher, wie eine Berliner Straße.

Grüße Phhhilippsbern. Sag ihm, die Einquartierung sei gut: aber die Wirthin, mit Thee, Kaffee, Kuchen, Brot, der kalten Taube, das Talglicht und die Kartoffeln fehlen! Robert ist mein alter Junge! und soll dem Grafen Arz hübsch vorlesen! Grüße Kath's, und lasse für den Bedienten ohne sie nichts machen. Warne ihn vor schlechtem Bedienten-Umgang und vor Feuer; er hat die Kanne in's Feuer gesetzt.

Da ist Oelsner. Adieu, Liebster! Auch muß ich gleich fort. Ich küsse Dich, Deine R. Der Stich unter „Deine" kam erst nachher in meine Gedanken. Alles Liebe an Tettenborn's. Ich werde nicht so viel schreiben. Aber alles Wichtige und Neue; das Andere erzählen. Ich bring auch der Frau von Berstett den Brief. Adieu!!!

An Varnhagen in Mannheim.

Frankfurt a. M., den 16. September 1816.
Montag.

Noch hab' ich keinen Brief von Dir, lieber August; aber ich weiß, daß Du mir geschrieben haſt; Otterſtedt behält gerne die Briefe aus Neugierde, bis er ſie ſelbſt abgeben kann; und als ich um halb 9 heute zu ihm ſchickte, war er ſchon aus. Wie lebt Ihr denn? Ich vergeſſe es dem General nicht, daß er mir gleich ſchrieb! Ich gratulire ihm zum zweiten Alexander! Alſo er hatte Recht; es war ein Sohn! Ich muß im Anfang täglich wiſſen, was die Generalin macht; dafür ſorgſt Du. Je me rendrai aussitôt possible à l'aimable, la toute aimable invitation du général!

Eben, es iſt halb 11, war Scholz bei mir, der weiß nichts Beſonderes, als daß es geht, wie es geht, und daß Koreff vom größten Einfluß iſt, welches mir auch geſtern Oelsner erzählte; der es aber aus einer anderen Quelle hat, nämlich vom Pariſer Doktor Friedländer, welcher in London war, und geſtern hier durch nach Paris zurück ging; ich weiß es von noch einem Orte, von Mariane Saaling, die mir aufgebracht ironiſch erzählte, Koreff habe den Dr. Wolfart zum Profeſſor des Magnetismus machen laſſen. Humboldt bleibt nicht: trotz der Mühe, die er ſich darum geben mußte, weil ſie durchaus nicht nach Paris wollte: ſo erzählte mir die Schlegel — (er, Schlegel, iſt in Aſchaffenburg, vergaß ich Dir zu ſchreiben; das paßt mir zur baieriſchen Heirath) — und ſeit dies définitivement mißglückt ſei, wäre ſie von Bitterkeit gegen alles was geſchähe erfüllt; und auch im Betragen gegen ſie anders; wie überhaupt; und habe gradzu nicht ſo viel Verſtand und Urtheil, als ſie ihr ſonſt in ihrer allgemeinen Blindheit zugeben. Sie lobte ſie doch ſehr, und iſt auch gut mit ihr: war geſtern Abend dort, weil ſie früher die Cuſtine nicht traf, wo ich nachher hinkam; wir wollten entweder zuſammen bleiben, oder zur Humboldt; die Gräfin und ich blieben aber, und gingen nicht hin.

Alle Hertz'ens ſehen beſſer aus; auch er nicht ſchlimm, nur eine kahle Platte. Bite (David) prächtig! Die beſten Grüße! (Die Frohberg iſt noch hier: ſieht auch gut aus.) Heute Abend bin ich mit der Gräfin dort, Mittag eſſe ich bei ihr: commo-

dément. Jetzt gehe ich zu Frau von Berſtett, und zu Smidt's.

Bei Frau von Humboldt war ich denn geſtern Morgen, wo die beiden Fräuleins zugegen waren; es ging wieder platt und freundlich ab; und blieb ſo: ſie lud mich zu Tiſch; ich ſagte ihr, ich könne heute und morgen nicht, wolle aber Dienstag; doch raviſirte ich mich, und ſagte, es ſei meine dumme Stunde, ich wolle, wenn ſie mir's den Abend erlaubte, lieber kommen. Heute ließ ich fragen, was Li's Zahnweh mache — beſſer —, gehe aber nicht hin, ſondern warte es ab. Werde es überhaupt machen, wie es mir einfällt, und zu Muthe iſt; und bequem oder vortheilhaft. Geſtern war bei Graf Buol ein Ball, wo nur er, Humboldt, war, und keine Dame von ihm. Bei mir iſt es doch noch nicht ausgemacht, daß er nicht bleibt; warum ſoll er's nicht durchſetzen wie Otterſtedt? Auch ſagte er geſtern Scholz, ob er ihn nun Viſiten führen ſolle, weil er ſelbſt nun erſt, ſeit wenigen Tagen, hier beim Bund accreditirt ſei. Den 3. November ſoll der Bundestag angehen. Die „freundſchaftlichen Beſprechungen" ſind aber ſchon angegangen. „Bundespräliminarien" überſetzte ſich Humboldt zum eignen Spott ſo. Aber ein Neues, und was ich nur von Einer Perſon weiß, — entweder wiſſen's die Anderen nicht, oder ſagen es mir nicht —: der Kanzler kommt gegen Weihnachten hierher an den Rhein; und Koreff mit: ſo ſagte mir die Gräfin Cuſtine. Nun Adieu! und zur Frau von Berſtett!

Ich war bei Frau von Berſtett: ſie war artig, beſitzt mich zu ſehen etc. Ich habe faſt ordentliche Krämpfe bekommen, von ihren, ſie zuckt unaufhörlich. Nachher ging ich zu Smidt's, die wieder am Rhein reiſen, und Montag zurückkommen. Auch begegnete mir Otterſtedt; ich ſah Deinen Brief an ihn; ich habe noch keinen; n'importe! Ich war auch bei Dorothea (Frau von Schlegel). Die ſagte mir, nach den größten Verſchwiegenheits-Verſicherungen, daß der Humboldt ihre Wuth, die ſo groß gegen Oeſterreich war, daß ſie keine Viſiten mehr machte, ordentliche Klubs von Anti-Geſinnten zu ihren Soireen hatte, und laut ſchimpfte und alles tadelte, ſich daher ſchreibe, daß auf den Artikel, der zu Humboldt's Lobe in der „Allgemeinen Zeitung" ſtand, und als habe er Oeſterreich zum Krieg gegen Napoleon bewogen, ein einfacher im „Oeſterreichiſchen Beobachter" ſtand, Herr von Humboldt ſei nicht zum Bundesgeſandten ernannt. Humboldt, ſagte ſie ferner, habe ſich äußerſt verhaßt

hier gemacht, und nicht bei Oesterreich, sondern nommément Würtemberg, Nassau, Mecklenburg, Niederland, wolle nicht traktiren, alle wünschten laut Küster: und wir wären so verblindert zu glauben, sie thäten es nur nicht, weil es ein einfacher guter Mann ist; er verstünde aber die teutschen Sachen, und prahle nicht. Der Würtemberger hätte geäußert — ihr, — wenn nun Humboldt etwas einginge, welches Goltz nachher nicht bestätige?! er wolle nicht mit ihm verhandlen. Das bezieht sich auf Humboldt's zweideutiges Hiersein, wo er noch nicht provisorischer Bundesgesandter war, und sich doch einmischte: und sogar immer unklug und laut — Dorotheens Worte — für Preußen die ganze Militairdirektion der teutschen Fürsten verlange. Oesterreich habe darauf gar nicht geantwortet; und ohne die Prampeurs wäre und bliebe es in der solidesten Freundschaft mit Preußen; solche Leute thäten dem herrlichen Einverständniß gar nichts; aber uns den größten Schaden in Aller Meinung. Das alles thue Humboldt, weil sie durchaus nicht nach Paris wolle; und erst vorgestern habe sie zu Dorotheen gesagt: „Endlich weiß ich doch nun wenigstens, daß ich den Winter hier bleibe!" Ich meine, Humboldt setzt es durch, zu bleiben; Dorothea meint es auch, aber dabei, daß der Bund dann nicht bliebe; sie kenne Aller Abneigung gegen den zu sehr. Hänlein hätten sie sogar lieber, ob der gleich, mit dem Entwurf zu einem Privattraktat mit Oesterreich, der den ganzen Bund umgekehrt hätte, in der Tasche, angekommen sei, und den nicht nur Oesterreich gezeigt, sondern allen Anderen davon gesprochen habe: und da war Feuer.

Mehr weiß ich nicht, nun muß ich gehen. Schaffe mir durch Jenny Kast eine Adresse, wo ich Dir schreiben kann, was nicht für die Post zu lesen ist. Adieu! Deine R. Ich umarme Dich, und muß gehen. Die Humboldt hat mit großer Freude zu Dorothea von mir gesprochen.

Humboldt's wohnen in Pappenheim's Quartier. Die Gräfin Pappenheim ist den Tag, wo ich kam, nach Ems gereist. Dehn war auch hier. Oelsner machte gestern das häßliche Kouvert, nicht ich. Frau von Berstett wußte schon von Poppel's Bruder, und grüßt sehr.

Eben erhalte ich Deinen Brief, Liebster! kann aber nicht mehr antworten. Tausend Grüße! Allen und dem Schnurrbart-Jungen.

Liebe Mad. Winterberg! Ich gratulire und grüße von Herzen! und bitte um Verzeihung des Briefs!

Friedrike Varnhagen.

An Rahel.

Mannheim, den 16. September 1816.

Vormittags 9 Uhr. Montag.

Geliebte, theure Rahel! Mein Briefchen von vorgestern, nebst einer Einlage von Philippsborn, wirst Du erhalten haben! Ich erwarte nun bald auch einige Zeilen von Dir; einige Zeilen nur, denn meine Freude, viel von Dir zu lesen, wäre doch nur gering gegen diese, Dir die schädliche Anstrengung erspart zu wissen! Heißt das Deine Briefe mehr lieben, als Dich, wie Du mir verwirfst? Liebe, liebe Rahel, wie denk' ich stündlich an Dein liebes Wesen, an Deine beglückende Nähe, an Dein ganzes Thun und Lassen! Mir hat sich, seit Du weg bist, eine Atmosphäre von der Trauer um's Herz gelegt, die ihm zur Abwehr der Freuden anderer Umgebung dienen will, und alle Strahlen nur gebrochen hineinläßt. —

Ich habe eben Tettenborn gesehen; die Generalin hat gestern das Milchfieber bekommen und die ganze Nacht hindurch stark gehabt, auch heute noch, aber mit dem allerbesten Anschein; das Kind ist vollkommen wohl. Ueber alles aber ist Poppel zu lieben, er entwickelt sich täglich, und das durch lauter Fortschritte nach innen, die erst als innerliche sich äußern, denn im Sprechen und Gehen ist er noch sehr zurück; er hat die ganze Eroberung Roberts gemacht.

Wir haben gestern Fräulein Edel besucht, die Dich ausnehmend grüßen läßt. Frau von Wambold sprach ich Abends zwei Worte im Schauspiel „Yodeiska", wovon ich den ersten Aufzug mit anhörte. Mlle. Maas trafen wir mit Mlle. Beck auf der Straße, freudige Wiedererkennung, höfliche, verbindliche Worte, eifrige Gunstbewerbung! Der Umgang mit Künstlerinnen, die auf der Bühne nicht ganz gefallen haben, ist der angenehmste von der Welt, sie wollen dann das Publikum im Detail schlagen! Mlle. Maas klagt sehr über die Hiesigen,

und wohl mit Recht! Auguste soll ihre Gastrollen hier abgeschrieben haben.

Wirst Du denn Mad. Catalani nicht mehr hören? Arme Rahel, wie leid thäte mir das? Ich hoffe aber noch!

Grüße bestens alle Freundlichen und Freundschaftlichen! Ich schreibe Dir heute nur dies kleine Blättchen, um Dir zu schreiben, weil mein Herz es verlangt! und um Dir Muth zu machen, zu den kleinsten Briefchen! Lebe wohl, geliebte Rahel! Alle grüßen Dich mit wärmster Anhänglichkeit, Tettenborn, Arz, Bachelu, Philippsborn; ich weiß nicht, ob Robert noch heute schreiben wird. Mlle. Maas empfiehlt sich Deinem Wohlwollen, sie will es zeigen, daß sie Deine Gunst sorgsam würdigt. Leb wohl, geliebte, theure Rahel!

Ewig Dein treuer, herzergebner

Varnhagen.

Was macht Linkemann? hat er einen Stock?

Geliebteste, theuerste Rahel! Eben erhalte ich Deinen herrlichen Brief, und reiße den meinigen wieder auf. Einzige, werthe Freundin! wie ergreifst Du mein innerstes Herz! Ich danke Dir mit Glück und Liebesfreundlichkeit. Heute schreib' ich nicht mehr! Grüße herzlichst Custine's! Ich bin erstarrt über die Humboldt! So also!!! Nun ja, es giebt wenig in der Welt, dies Wenige aber ist die Welt!

An Rahel.

Mannheim, den 17. September 1816.

Dienstags Vormittags.

Vor einer Weile brachte mir Mad. Winterberg Deinen lieben Brief vom Montag, geliebte, theure Rahel! Wie freu' ich mich über Deinen zärtlichen Eifer, mir so oft und so viel Nachricht zu geben! Meine einzige Rahel, wahre Herzensfreundin, ich fühle alles, was Deine Anwesenheit mir ist, in dem, was Deine Entfernung mich vermissen läßt; beide treten nur desto stärker hervor, indem ich Deine geschriebenen Worte mir zum Trost auf das Herz lege! Aber, wie viel schriebst Du, geliebte Rahel, darfst Du Dir so viel auferlegen? Schreibe

mir lieber von selbst weniger, und lasse mich in Deinem künftigen Kargen nicht zu meiner Reue den bloßen Erfolg meines eigenen Zuredens wahrnehmen! Wie reich sind Deine Briefe an allen Stoffen, die anziehen und zu denken geben; Du rafft ja gleich mit dem ersten Griff die ganze Fülle des dort entwickelten Wissenswerthen zusammen!

Daß Humboldt in Frankfurt bleibe, ist mir doch nicht wahrscheinlich, trotz seines Bemühens; Otterstedt's Beispiel entscheidet nicht, denn dieser ist allerdings entschlossener thätig, und dann ist mir das Gelingen seiner Bemühungen durch die erhaltene mündliche Zusicherung noch keineswegs ganz unzweifelhaft. Sehr merkwürdig ist das, was Du mir über die in Betreff Humboldt's waltende Stimmung sagst; ja, ja, es ist schwer jetzt in den deutschen Angelegenheiten mit Spaß durchzukommen! Ueber Koreff's Einfluß stimmen freilich alle Nachrichten überein, und ich kann es leicht glauben, allein ich kann Dir doch nicht verhehlen, daß ich ihn nicht fähig halte, den eröffneten Einfluß recht zu benutzen, er ist zu sehr Narr dazu, und zu sehr windbewegt, das hält die tausendfältigen Einzelheiten, auf denen ein bedeutender Einfluß ruhen muß, nimmer zusammen. Ich wollte, daß Gelt ankäme, während Du noch in Frankfurt bist; früher etwas anzuregen, außer etwa bei nichtpreußischen Leuten, z. B. Schlegel, Smidt etc., halte ich für nachtheilig.

Mit der Generalin geht es seit heute Nacht recht gut, das Fieber läßt nach, und die Kräfte nehmen etwas zu. Sie freut sich sehr Deiner Theilnahme und Grüße; wir werden heute zum erstenmal hoffentlich ihr unsere Glückwünsche selbst bringen dürfen! Die Kinder sind sehr gut, der Poppel voller Leben.

Wir stehen hier um 8 Uhr auf, General Bachelu bringt mir eine eingeschenkte Tasse Kaffee vor's Bett, dann schreiben wir ein paar Stunden und ich am meisten, und ein Spaziergang oder Besuch noch vor Tische führt uns aus. In kleiner Gesellschaft (gestern der von Würzburg zurückgekehrte Graf Wieser und der brave General Neuenstein) essen wir zu Mittag, fahren nachher im schönsten Wetter — gestern ein Abendhimmel von unaussprechlicher Pracht, zu dem ich unaufhörlich Rahels Zeugenschaft anrief — spazieren, Tettenborn der Kutscher, trennen uns zum Schloßgarten, Lesekabinet, Schauspiel, während Tettenborn bei der Wöchnerin ist, und den späteren Abend trinken wir in Bachelu's — Deinem — Zimmer einen

Männerthee mit lebhaften Geſprächen von Krieg und Frieden u. dergl. mehr! Da haſt Du unſere Lebensart!

Beifolgender Brief von Cuſtine kam eben an, ich habe ihn nicht geleſen, ſehe aber an der Tagabgabe, daß er ſchrecklich lange unterwegs war. Alle hier im Hauſe und außer dem Hauſe grüßen Dich! Ich werde Jenny nach einer Adreſſe fragen, ſei inzwiſchen nur dreiſt! Grüße von mir Alle! Die Humboldt iſt, wie ich ſagte, ſie iſt fanatiſch dumm geworden, was kann man dabei thun, wenn man ihr nicht — Genüge thun will?

Leb wohl, geliebte, einzige, theure Rahel! Du mein Glück und Segen!

Ewig Dein treuer

Varnhagen.

Tettenborn wünſchte zu wiſſen, wo Dehn von Ems hingehen wird? — Ich habe an Haber und an Trauttmansdorff von hier geſchrieben. — In den Geſängen von Schenkendorf auf die verſtorbene Kaiſerin von Oeſterreich heißt es unter anderen: „Wer wird nunmehr zur Seite ſtehn dem höchſten deutſchen Herrn?“ ein Jemand ſchrieb komiſch genug die Antwort an den Rand: „die Prinzeſſin von Baiern“.

An Rahel.

Mannheim, den 18. September 1816.

Geliebte, theure Rahel! Dieſes Wort wenigſtens muß ich zu Philippsborn's Briefe hinzulegen, Du ſiehſt es ſonſt dem Brief nicht an, daß er unter meinen Händen und Augen tauſend Segensrufe für Dich mitempfangen! — Wir fuhren geſtern drei Stunden weit nach Frankenthal und zurück, im ſchönſten Wetter, in mildeſter Luft, und reizendſter Gegend, die weite Thalfläche im Sommerſchein, den blitzenden, hochgeſchwollenen Rhein in der Mitte, auf beiden Seiten die blauſchimmernden Berge der Bergſtraße und des Wasgau's als ferne Einfaſſung: ich rief Dich, geliebte Rahel, ich rief Dich herbei, Du mußteſt es in mir mitſehen! Auch heute iſt es wieder ſchön!

Die Generalin nahm uns gestern zum erstenmale zum Besuch an, sie sieht sehr wohl aus, eine Heldin! Sie grüßt Dich bestens, und hofft Dich auf Deiner Rückreise zu sehen. Tettenborn ist die Liebenswürdigkeit selbst, und fragt jeden Morgen mit heiterstem, eingenommensten Gesicht: Keine Briefe von Ihrer Frau? Bachelu grüßt angelegentlichst! Er hat einen Brief von Montbreton bekommen, der sich gegen die Anklage heimlicher Kundschafterei rechtfertigt, während ein Anderer schreibt, Bachelu habe alle hier erfahrenen Unannehmlichkeiten Jenem zu verdanken, und dieser habe sich dessen in vermeintlich reiu königlicher Gesellschaft gerühmt!

Ein sehr artiger Brief von Trauttmansdorff sagt mir, daß Hacke als gestern, der Großherzog aber am 21. in Karlsruhe eintreffen würden; Trauttmansdorff behauptet, seine Versetzung nach Dresden sei eine Fabel.

Leb wohl, geliebte, einzige Rahel! Ich denke immer an Dich! mit welcher Innigkeit, und mit welchen Vorsätzen! Leb wohl, Geliebte!

Ewig Dein

Varnhagen.

An Varnhagen in Mannheim.

Frankfurt a. M., Mittwoch, den 18. September 1816.

Gestern gegen Mittag, mein treuer lieber Sohn, mein geliebter August, erhielt ich Deinen zweiten Brief! Ich muß mich grämen, Guste! wenn Du mich so sehr vermissest, daß Du Dein schönes Dasein nicht genießen kannst! Genieße alles, lieber Freund, und bedenke vielmehr meinen Antheil daran: so mache ich es auch. Ich mache es aber auch wie Du, ich denke beständig an Dich, und gönne mir nichts; oder vielmehr, ich denke beständig daran, wie ich es Dir mittheilen will! und auch sehe und genieße ich wieder für Dich mit, und, daß Du die Freude hast, mir den Genuß zu verschaffen. Dabei gebrauch' ich ganz die Freiheit des Bewegens der vereinzelten Persönlichkeit. Mit Einem Wort, ich durchwühle meinen Zustand, und das für Dich mit: und so machst Du's auch. Wie sonderbar, daß man auch bei den geistigsten Herzensgegenständen einen

Schritt zurück und aus sich heraustreten muß, um sie deutlich zu sehen; heißt hier empfinden: so sehe ich von hier aus erst von neuem und im Ganzen die Lage ein, in welche mein Verhältniß zu Dir mich setzt. Bei Allen ist es wohl so; aber Du kennst mich: mein namenloses Freiheitsstreben! Jede Nähe — mit allen Gegenständen — scheint wenigstens zu beengen; und so muß ich meine Lage manchmal von ferne beschauen, um sie von neuem mit Dir an's Herz zu drücken! Du kennst mich: ich bin Dir kein Geheimniß; und die Bedingung, das Element des Glücks in dem Verhältniß zu Dir, ist, daß ich Dir keins zu sein brauche! daß Du mich nicht für mehr gekauft hast, als ich bin: ich mich eigentlich vor Dir gar nicht scheue, den freiesten Beurtheiler an Dir habe. Und nun nur noch den liebsten Kuß; und lauter faits! Nur noch Eins, mein August! Auch ich sah mir unterwegs die Augen blind nach Mannheim hin, welches ich lange im Abendschein sah, von Heidelberg aus, ich glaubte Dich um 5 angekommen, und fuhr auch dicht vor dem Weg vorbei, den wir miteinander von Mannheim nach Heidelberg gekommen waren, dicht vor seinem Thor. Kutscher, Bedienter, Dore, Alle sahen und zeigten Stunden lang mit! Lieber Liebhaber, Gott segne die Kour, daß es keine Ehe werde! dumme Geliebte sprechen umgekehrt. Dies soll Tettenborn lesen, weil er's goutirt. Wie es da steht mit seinen Augen. — Nun die faits.

Vorgestern Abend sagte mir die Gräfin Custine, sie sei zu gestern bei Humboldt's eingeladen, weil ich da speiste: als ich dies hörte, und nun sah, daß die Humboldt meinen refus nicht auf das erste Diner verstanden, beschloß ich, anstatt nun absagen zu lassen, lieber hinzugehen. Vorher des Morgens kam aber erst Doktor Christian Schlosser sehr artig und angelegentlich zu mir, wo er ziemlich lange mit mir sprach, und das recht gut: wir konnten uns über Arel, Franzosen und Deutsche, sehr gut verständigen; und es schien ihm grade daran soviel als mir gelegen: über das ganze Gespräch schwebte als Atmosphäre das Wollen, als strebe er — und ich strebte gleich mit — die Besseren zu einem milden Willen und Verständniß zu vereinigen. Ich fand ihn ungleich weniger schroff oder pedantisch, als ich irgend denken konnte: sagte ihm, was er wissen sollte, und glaube ihn mit mir zufrieden gestellt zu haben: er kam schon mit ausgezeichneter Beachtung meiner zu mir. Ob mich dies besticht, weißt Du; noch dazu, wenn ich deutlich daran

denke. Auch ſagte mir Arſtelf nachher mit der größten Satisfaktion des Stolzes: „J'ai parlé de vous“, und als ich mich beſann: „vous avez eu une visite“. Schloſſer erzählte mir, daß Schlegel für den Bundespräſidenten Buol das Regensburger Archiv aus Aſchaffenburg hole, welches zur Hälfte dort, und ich glaube die andere Hälfte nach Mainz gerettet war: ich fragte, ob von keiner anderen Seite Einer mitgeſchickt ſei? Keiner. Wir laſſen alles den Oeſterreichern. Erzählt mir auch Oelsner ergrimmt. (Eben wieder einen Brief von unſerem Tettenborn! Sag ihm, wie ſauer mir Schreiben wird, wie mir Zeit hier beim Auflauren gebricht, wie ich alle Faits auch eben für ihn ſchreibe und ſammle; wie eingenommen ich von ihm bin, d. h. wie genau ich den Grund ſeines Herzens kenne, durch unmerkliche Züge, Mienen und Aeußerungen; daß mich der Kuß von Poppel an den Bruder beſonders entzückt: daß ich gar nichts Hübſcheres kenne! Daß ich Ludwig Robert erſt recht wieder für meinen rechten Bruder erkenne, da er Alexander ſo gontirt. Als ich das erſtemal mit dem Kinde ausfuhr, erkannt' ich gleich ſein Tiefmenſchliches! Sag dem General, daß ich dieſe Tage ſchon tauſendmal mit der behaglichſten Freude daran gedacht habe, daß Ihr grad jetzt bei ihm ſeid! Das ſind Freundesaugenblicke! Er ſoll die Frau von Tettenborn meines zärtlichſten Antheils und Anhänglichkeit verſichern, und daß ich in jedem Fall ſie beſuche von hier aus. Ich kann Tettenborn ſeine Briefe jetzt nicht genug danken: ſchreib' es aber an! Dem armen Doktor Renner gönne ich keine crève, eher der Mad. Crevenna die zwei Silben doppelt.)

Ich glaubte, Schlegel ſei zum Vergnügen gereiſt, und hatte ſie auch weiter gar nicht gefragt. Als Schloſſer weg war, kam der Sänger Eunike mit ſeiner Tochter Hanne, die hier auf dem Theater Singegaſtrollen ſpielte. Ein hübſches Mädchen mit ſchöner Sprache; Hanne heißt ſie, und iſt Schul- und Jugendfreundin unſerer Hanne (Robert). Sie kommen nach Mannheim. Thue alles was Du nur kannſt für ſie; bei Kaſt's, Tettenborn, Fräulein von Edel: und Deine Freundlichkeit, Landsleute, Freunde, Bekannte, Bürger, Künſtler, Fremde; die müſſen Troſt und Anhalt finden, und Vorzug in der Behandlung, wenn ſie mich gefunden haben! Sie wollen auch nach Karlsruhe, ſie werden Dir eine Karte von mir bringen.

Varnhaus iſt nach Berlin, wie mir Oelsner ſagt: er muß

es auch bei Gelegenheit, die uns nicht schadet, empfinden, daß er Dir davon nichts meldete. — Graf Flemming bekam mit einemmale seine Ausfertigung nach Brasilien, aber keine Geldanweisung noch Anstalt dazu: er wollte vorher seinen Vater in Galizien besuchen, wo er ist: und ging mit Otterstedt zu Rothschild um eine Anleihe zu machen: dieser antwortete, er habe nicht die Ehre ihn zu kennen, aber er wolle es thun, wenn Herr von Humboldt es bestätige: darauf setzte Flemming sich in Wuth und entgegnete: freilich könne er ihn nicht kennen, denn er esse nicht bei Juden! Dies nannte Otterstedt un pas de clerc, einen Jugendstreich, einen Studentenstreich, die, wenn der Philister ihnen kein Pferd borgen will, ihn schlagen. Ich nennte es Tollheit; wenn es nicht Gemeinheit wäre, die ihm angestrichen werden muß. —

Oelsner war bei mir (dem ich wegen Zeitmangel ordentlich Rendezvous geben mußte), als Eunike's kamen, und fand Hanne sehr hübsch und artig. Ich ging mit den Custine's zu Tisch (bei Humboldt's); mauvaise chère: Humboldt setzte sich zwar mit uns und den Hausgenossen zu Tisch, aß aber nicht mit, weil er mit dem Herzoge von Kent, den man von Homburg erwartete, um 6 bei Clancarty speisen sollte. Sie war freundlich, und doch kühl. Die Kinder mußten Shawls, Kleider, Emplettten, alles meiner Beurtheilung zeigen. Er war sehr freundlich. Spricht mit den Kindern wie mit den anderen Leuten in lauter Scherz-Widerspruch. Beim Kaffee las sie mit Gewalt und dem größten Entzücken August Becker's Rezension der Schriften der Frohberg vor (in der Zeitschrift: „Die Musen", von Fouqué, Berlin 1811); ließ sich von jenem unterschriebenen Namen irren, es nicht für Deine zu halten, welches sie vorher behauptete, immer Warnhagen sagend. Man lachte sehr. Sie fuhr mit den Kindern aus, bot es der Gräfin an, mitzufahren: nicht mir, wahrscheinlich weil die es refüsirte, denn sie wußte, daß wir den Abend bei der Schlegel seien. Ich ging mit Astolf um die Thore nach dem Palast, begegnete den kleinen Gagarin's, küßte ihnen mit Lippen und Augen die Hände, und ließ die Mutter grüßen. — Dorothea erzählte mir noch vorgestern, Humboldt habe ihr mit deutlichen Worten gesagt: er wäre am liebsten in Berlin, aber dort wäre, außer der Hardenberg'schen, keine Stelle für ihn. Haha! das dacht' ich ja immer. Er hat von dort aus plein-pouvoir, und gar keine Instruktion, hier zu beschließen, was ihm dünkt: diesen

großen Vorzug behandelte er mit Verachtung, weil er die Quelle als Nachläſſigkeit und Schwäche zu kennen meint. — Otterſtedt gedenkt ſeine Darmſtädter Stelle von hier aus zu verſehen. Schelz'ens Frau trennt ſich nicht gerne von ihm, und kommt nun doch hierher zu ihm. Nun kann ich nicht mehr!

Grobes Papier nahm ich, weil bei dieſer Tinte das feine ſo fließt. Nun gehe ich zu Frau von Otterſtedt, fahre mit der Schlegel aus, bin den Abend bei der Gräfin Cuſtine, die Dich herzlich grüßen. — Findet Ludwig auch, daß Rothkäppchen — ich ſehe Philippsborn ſo! — Moritz ähnlich ſieht? — Dites tout ce qu'il y a de plus aimable au général Bachelu! dites-lui que je suis enchantée de le savoir avec vous tous: ses amis et les miens. Je veux savoir s'il a du tabac frais! et il doit bien prendre garde à ma chambre: qui le traitera en amie. — Mille belles choses au respectable comte d'Arz: lisez lui ce qui peut lui faire plaisir. Bien des compliments à Mlle. d'Edel.

Deine R. und einen Kuß!

Die Schlegel kann es nicht begreifen, daß die Humboldt, ſo lange ſie hier iſt, ſie und den Mann nicht Einmal zu Tiſche hatten! — Schloſſer ſprach mir auch mit großer Freundlichkeit von der Tettenborn. —

An Varnhagen in Mannheim.

Frankfurt a. M., Mittwoch Mittag halb 3, den 18. September 1816.

Bloß weil mein Brief ſchon weg iſt, und ich Deinen erſt erhalten habe, und Du denken könnteſt, des Generals, aber nicht Deiner ſei angekommen. Aſtolf's Brief iſt vortrefflich: für jedes Journal. Du ſollſt ſehen! Ich bin über die Angelegenheiten und Anſtellungen Deiner Meinung, und habe ſchon angefangen, in Deinem Sinn zu handlen: nämlich in nichts direkt, und lobe, d. h. ſtelle mich zufrieden bei den Unſeren mit unſerem Aufenthalt. Mephiſtopheles (Humboldt) ärgert ſich, daß er ſo oft in den Zeitungen genannt iſt: ich ſagte ihm que cela n'était pas à séparer de sa position, die Rede war grade geſtern bei Tiſche franzöſiſch. Es iſt heiß,

ich komme von Tiſch, und kann Dir nicht einmal eine Liebe bezeigen, nur dieſe, daß Du nicht in Beſorgniß des Briefes ſeieſt. Deine R.

An Varnhagen in Mannheim.

Frankfurt a. M., Donnerstag, den 19. September 1816. 10 Uhr.

Guten Morgen, Schnauzenpeter! Heute wird doch wieder ein Biſſele geſchrieben, ſonſt wird's morgen zu viel, und man kann nit wiſſen, was man heute zu ſchreiben bekommt. Schrieb ich aber in ein paar Tagen nicht, ſo wundere Dich auch nicht: ich ging alsdann auf die Meſſe, wo ich noch nicht war, ſchrieb Ohmen, oder dergleichen. Es iſt nach drückender Hitze mildes mir angenehmes Regenwetter. Ich ſitze in der großen Stube, mit offenen Fenſtern, mit Blumen und Vögeln. Geſtern vor Tiſche war ich bei Frau von Otterſtedt im Garten, die ich wohlauf, freundlich, und ganz hübſch geworden traf; auch die Kinder ſind wohl; ſie hält die Anſtellung nicht für ſo gewiß, kann kein Quartier in Darmſtadt haben, und will hier wohnen bleiben: den Winter gewiß. Mit einemmale ſagt ſie: „Chatinka a fait une fortune"; man hätte ihr zwanzigtauſend Gulden geſchenkt, die ihr jetzt ſchon tauſend Gulden Zinſen bringen; die brauche ſie für ihre Erziehung: die Meiſter koſten fünf Gulden den Tag. Das Kind wiſſe nichts davon. Ich glaubte, von einem Onkel; ſie ſagte, ſie könne mir nicht ſagen von wem, oder vielmehr, ſie ſagte es nicht; und ich fragte nicht weiter, weil ich's wußte. Sie bat ſich aus, ich möchte dem Manne nichts ſagen; welches ich verſprach. Er aber, als ich nach Frau von Quandt fragte, hatte mir ſchon neulich geſagt, ſie ſei hier, „ſie ſteht vortrefflich mit meiner Frau: die höchſte Freundſchaft!" und die Frau beſtellte geſtern in meiner Gegenwart dem Bedienten einen häuslichen Auftrag mit einem Rezept an Frau von Quandt, als ob dergleichen alle Tage vorfiel. Nun wußt' ich alles: und auch, daß er in Geldſachen nicht aufrichtig mit mir iſt. Ich ging in höchſter Freundſchaft weg, und hinterließ Lob für unſeren Karlsruher Aufenthalt; aß bei mir, und fuhr mit Frau von Schlegel nach dem Sandhof, wo wir uns mit Wald, Wetter, Geſprächen und Zuſammenſein ſehr

amüſirten. Wir fuhren friedlich nach Hauſe. Von Dorothea erfuhr ich Folgendes. Nämlich von neuem die große Unzufriedenheit mit Mephiſtopheles (Humboldt) — welches ſie mir zum erſtenmale zu entdecken glaubte, aus Zerſtreuung —, und daß Schlegel ſchon ſehr oft in ihrer Gegenwart geſagt habe: Wenn die Preußen nun das Bundesprotokoll führen wollten, und wollten, ſo wär' ihm das auch gleich, am Ende, nur müſſe es doch ein Menſch ſein, der geſchickt und anſtändig dazu ſei; ſie hätten doch Leute, ſie könnten ja Varnhagen nehmen, dem wolle er's gerne cediren: warum ſie denn nicht Herrn von Küſter mit dem ſchickten! Ihr Gouvernement hätte ſich ja auch Leute von unbeſcholtenem Rufe, in Anſehung Deutſchlands, und der Dummheit, gewählt: ſie hätten auch Karlchens Liebhaber (Du weißt, wen ich nicht nennen will — [Gentz]), und dann nannte ſie noch einen geſchickten, aber nicht biederen und zu heftigen Mann, deſſen Namen ich nicht mehr weiß — nicht angeſtellt: Metternich habe ſich ſehr erkundigt, in welchem Geruch Schlegel ſelbſt ſtehe, bevor er den Platz bekam, etc. Ob denn Scholz! dazu bliebe: und was Graf Golz für ein Mann wäre. Ich glaube auf all dies das Gehörige geantwortet zu haben. Nehm' Du Dir auch das Beſte; für Dich und Herrn Küſter. Das Geſpräch wurde ſehr ample: es war herzlich; aber ich war doch nicht dumm, und ganz bedacht in allem.

Als ich nach Hauſe kam, fand ich einen dicken Brief von Oelsner an Dich; ich war etwas ärgerlich in meiner Unſchuld, daß er ihn nicht auf die Poſt gegeben hatte, beſah und beſah ihn, und dachte endlich: er könne etwas enthalten, worauf ich vierundzwanzig Stunden eher Maßregeln ergreifen könne: und erbrach ihn getroſt: denkend, Du würdeſt es mir aus dieſem Grund verzeihen; und da ſah ich, daß er mich galant zum Narren hält. Es iſt dies recht artig, und ſo nehm' ich's auch. Er iſt ſehr au désespoir über ſeine Behandlung von preußiſcher Seite: ſo ſprach er mir auch ſchon! — Er hat ein neues Töchterchen. — Sonderbar iſt's, daß ich in ſeiner Beurtheilung des Grafen Reinhard etwas Echo, Kolorit und Zeichnung finde von dem, was ich vorgeſtern von ihm ſagte. Ich erzählte ihm nämlich, daß Cuſtine's den Sonntag zu ungeſchickt waren, mich bei ihm zum Diner mitzunehmen, wo die Catalani war: und als ich ſie ſchalt, ſagten: Reinhard ſei ſo ſonderbar, man wiſſe nie, wie man mit ihm ſtünde, wegen ſeiner Anfälle von

Hypochondrie; darauf aber habe ich ihnen geſagt, an dieſe glaube ich nicht eher, bis er ſie auch gegen Prinzen oder Leute en place äußere: ſonſt hielt' ich ihm keine Zerſtreuung noch morgne zu gute, die alle nur bei ihm vorkämen, weil er ſich in beſtändiger Verlegenheit fände. Cuſtine's ſchrieen laut auf: und Oelsner auch. Der mir ſagte, er habe Reinhard in ſechs Monaten nicht beſucht, würde ſich aber doch chargirt haben, mich hinzuführen.

Die Gräfin hatte mich wiſſen laſſen, ſie ſei den Abend bei ſich: und ich ſolle nur vielleicht einen Augenblick mit ihr zu Frau von Humboldt, und nachher bei ihr ſein. Als ich zur Gräfin kam, war ſie zu Hauſe, und ich dachte, ſie ſei ſchon zurück; weil ich es hingezogen hatte. Ich fand den Prediger Witte mit dem Sohn aus Heidelberg bei ihr, mit dem Sekretair von Reinhard, der den Leuten Frau von Humboldt's Bekanntſchaft wünſchte: beim Durchgehen des Gartens hat der alte Witte mich, ihn vorzuſtellen, da ich Frau von Varnhagen wäre. Als wir hineinkamen, ſtanden alle die Ankommenden mit Bärſtecher im Klumpen an der Thür: ich wand mich, und ſtellte den Alten vor, da ſagte Humboldt, faſt unwillig, er kenne ihn ſchon: nahm die Leute in ſo ferne, daß niemand recht mit ihnen ſprach, ſchlecht auf: als ſie gingen, und man ihm Vorwürfe machte, ſcherzte er: und er möchte lieber einen ignoranten als ſolchen Sohn: war unerſchöpflich: Cuſtine's waren ſehr für die Leute; und Frau von Humboldt ſagte lachend, mit dem Sohn, das ſei ihm gelungen. Witte's gehen nach Leipzig und Berlin. Mittag hatte Prinzeß Wilhelm, mit dem Mann, Fräulein von Kalb und einem Adjutanten, bei Humboldt's geſpeiſt, ſie war zum Einkauf hier, ſah das Opferfeſt, und hatte ſich bei ihnen gemeldet. Otterſtedt war auch da; und Scholz. Letzterer, behauptet Humboldt, bloß, damit ſie leben blieben! — ſie wären ſonſt dreizehn geweſen. Du ſiehſt, ich gehe cavalièrement hin, wenn es mir bequem iſt: warum ſollen ſie mich nur nach Behagen und regellos behandlen. Er iſt ſehr freundlich gegen mich: viel beſſer z. B. als gegen die Gräfin und mit ihr. Sie läßt mir bequemere Stühle bringen, küßt mich: ſpricht von Burgsdorff mit mir, daß ſie Briefe habe, und er wie ahndete, daß ſie mich ſehen würde: mir etwas ſagen ließ! — je m'y perds! — Herr und Frau von Bethmann ließen ſich anſagen, à regret wurden ſie angenommen: er ſtellte ſie vor: ſie und die Humboldt wußten nichts

zu sagen: aus Gütigkeit rettete ich einigemal Mad. Bethmann, neben der und Humboldt ich saß. Sie ist viel hübscher geworden, und macht weniger Grimassen: er sprach ganz gescheidt, und ausfragend, wie ein Kaufmann, ein Jude, mit Humboldt, in viel besserem Französisch als der; ich hörte hin, und ließ mir von Humboldt mit Verdacht manches deutlicher machen. Ueber Rheinschiffahrt, wo Holland mit eigenmächtigem, präponderentem Vortheil fortfahren will zu handeln: da es selbst noch keine Gesetze hat, und von Anderen welche fordert. In den kurhessischen Domainensachen scheint Humboldt stark gegen den Kurfürsten gesinnt. Auch erfuhr ich, daß unser französischer Advokat, den ich schon hier wanken sah, Teste heißt. Humboldt'en von einem Pfälzischer — ich glaube Gelehrten — empfohlen ist: an einer politischen Zeitung schrieb: die Artikel auf Anderer Namen schob: so daß Humboldt nicht einmal glaubte, daß er noch ein Privatgeschäft hier habe, welches ich versicherte: sie sagten, er habe Verstand und spräche gut: ich bestätigte es. Humboldt'en war's alles gleichgültig. Bethmann sagte, Teste habe Empfehlungen an ihn, sei aber noch nicht bei ihm gewesen. — Mir war es genehm, Bethmann's bei Humboldt zu sehen. Als sie weg waren, fand man sie schön, nicht schön, dumm, ohne Lebensart; Kinder und alle. Ihrer Lebensart nahm ich mich an, wie ihrer Schönheit: sprechen kann sie nicht. Humboldt sprach von seiner Abreise im November, und daß er kein Haus für Geld sähe; die Oesterreicher wollten vielleicht das Möhlenz'sche, am Ende der Eschenheimergasse, kaufen. Sonderbar war auch das, daß Humboldt exactement zu Bethmann über Lord Exmouth's Sieg und Traktat sprach, ohne sich zu schonen, wie ich ihm vorgestern drüber redete: er gab mir gleich ganz Recht. Es ist ihm ganz gleich.

Frau von Schlegel sagte mir auch, Schlegel sei nach dem Archiv gereist: welches ihn ennuyire: er vergleiche es den Frankfurter Angelegenheiten, und nenne es alte Staubgeschichten. Er scheint gar Frankfurt nicht zu lieben, und einen anderen Bundesort zu wünschen.

Berni soll eine Universität werden. — Heute Mittag eß' ich bei der Schlegel. — Nun kann ich nicht mehr! Umarme Dich, grüße Dich, und bin Deine R. Wenn noch ein Brief kommt, antwort' ich heute nicht 'mehr. Adieu, Güstchen. Ich bin zu müde wegen schlechter Feder; und gehe ein wenig in die Luft. Lasse Oelsner dazu holen. Grüße unseren

Wirth: und ſeine Gäſte, und millionenmal Frau von Tettenborn! Ich küſſe Dich, Liebeſter!

Ich halte aus Vorſorge das Fremdenblatt.

An Rahel.

Mannheim, den 20. September 1816.

Freitag Mittags nach 12 Uhr.

Inniggeliebte, theure Rahel! Geſtern bekam ich Deinen lieben Brief vom 18., heute den noch lieberen vom 19. mit der Beilage von Oelsner. Wie aufmerkſam, wie fleißig, meine geliebte Herzensrahel! ich ſchäme mich ſo viel zu empfangen, aber meine Freude drückt die Scham wieder zu Boden, und ich genieße unverſchämt, wenn ich auch nicht ſo fordere. Ich küſſe Dich Rahel! Deine Mittheilungen ſind außerordentlich, das Wiſſenswürdigſte, das Geſtaltverrathendſte ſchöpfeſt Du aus dem Gewühl heraus, und man ſieht es in beſtimmten Zügen, wie es dort iſt, in ſeiner wirklichſten Farbe und Bewegung, um alles daraus zu abſtrahiren, was Andere ſchon fertig und daher von ſeinen Anfängen abgeriſſen geben wollen. Ueber Reinhard, Humboldt, Schlegel's, ganz vortrefflich! Die Eröffnungen Dorotheens ſind mir höchſt wichtig! Ich werde ſie mit Vorſicht benutzen. Ja, ja, Rahelchen iſt ein feiner Staatsmann.

Frau von Tettenborn war geſtern weniger wohl, iſt es aber wieder heute ziemlich. Auch Graf Arz, der zwei Tage zu Bette war, beſſert ſich heute. Alle grüßen Dich! Bachelu ſagt mir, ich ſolle Dir beſtellen qu'il avait du tabac très-frais, et à votre service! Oelsner's Brief iſt vortrefflich; ich habe ihm vorgeſtern geſchrieben, aber den Brief noch hier, er ſoll mit Gelegenheit gehen.

Ich habe geſtern nicht an Dich geſchrieben, heute nur ſo wenig! Ich war ſo beſchäftigt, um Briefe an den Kanzler u. A. zu ſchreiben, um ſie Bülknitz mitgeben zu können, der dieſer Tage nach Frankfurt gehen will. Das hat mich auch gehindert, die nothwendigſten Beſuche zu machen, ich war noch nicht bei der Crevenna, und noch nicht zum zweitenmale bei Frau von Wambold und Jenny, daher ich von letzterer auch

noch keine Adresse schicken kann! Morgen aber mach' ich alles ab! Schreibe indeß nur getrost unter meiner Aufschrift! Man hat hier jetzt mehr zu thun, als Briefe zu lesen, man weiß kein Geld anzuschaffen!

Sage Oelsner'n alles Liebe von mir! Wie sehr fühl' ich seine Verstimmung mit ihm! Ich schreibe ihm noch vor Wälleig'ens Abreise einen anderen Brief. Grüße Alle! Leb wohl, geliebte, einzige Rahel, meine liebe, liebe Freundin! Ich küsse Dich!

Ewig Dein treuer

Varnhagen.

Breche nur alle Briefe an mich auf, und fürchte nicht, daß ich aus der Erlaubniß für Dich ein Recht für mich herleiten werde! — Heute ist schönes Sonnenwetter, gestern regnete es, die Nacht war es kalt.

Lies über Fichte's Denkmal! ich werde in Deinem Namen dafür einen Beitrag unterzeichnen, aber es eilt nicht! Sei froh und vergnügt, Geliebteste, und genieße des Aufenthalts in Frankfurt so gut als möglich, helfe seiner Dürftigkeit mit Geld auf! und bleibe, wenn Du es willst — aber viele Seufzer drängen sich hier in meine Worte — den ganzen Winter dort! Wie Du es willst! wenn es Dir recht viel Vergnügen wäre, hörte es auf ein Schmerz für mich zu sein!

An Varnhagen in Mannheim.

Frankfurt a. M., Freitag, den 20. September 1816.

Erst wollt' ich heute passen und Dir nicht schreiben, weil ich voraussah, daß ich zu thun haben würde, aber nun war Oelsner hier, und der ist Schuld, daß ich doch schreibe. Liebes Puttelchen, was machst Du? Wie viel gedenk' ich Deiner und liebe Dich. Gestern aß ich bei Frau von Schlegel, dann half ich ihr einkaufen: sie ging mit mir nach Hause, wir wollten zur Gräfin Custine: die war unterdeß bei mir gewesen, ich fand Karten von den Damen Humboldt und Berstett: ich konnte nicht zur Custine gehen, ich fühlte mich unpaß: ging um 9 zu Bette, schlief bis 7, schwitzte unendlich, und befinde mich danach besser, als seit Baden. Abends bin ich mit der Schlegel bei

der Custine; von denen ich schon unendliche Billette erhalten habe; sie grüßen Dich Alle sehr. Astolf ist in Mainz, bei Wilhelm. Gestern war ich auch mit der Schlegel bei Brönner, wo sie Friedrichs (Schlegel) Gedichte auf mein Anrathen für Astolf zum Andenken kaufte; auf sehr schlechtem Papier vier Gulden! — Als wir im Laden waren, wo ich Deiner unendlich gedachte! kamen richtig Otterstedt's hinein: flüchtig, zerstreut, satt, verbindlich, intim sein wollend; er forderte Humboldt's Agamemnon, und auf meinen Blick mit seinem stoßend, sagte er mir wie in Klugheitsüberdruß: „Für Golofkin! in Stuttgart; ja ja, mein Kind!" Auch mit der Schlegel hatte er Chuchetagen wegen Buttlar, den ich hier sah, der seit vorgestern nach Stuttgart wegen Dienste ist, und wo er ihn empfehlen hat. Jetzt nach 2 Uhr hab' ich zu ihm geschickt, ob kein Brief von Dir da ist. Den gestrigen kleinen erhielt ich, nämlich den von vorgestern; mit Philippsbern seinem, dem ich sehr danke und viele gute Grüße schicke.

Hier ist ein Wechsel von Hertz von fünfhundert Gulden; ich will Herrn Haber nicht gerne schuldig bleiben; sei so gut und schicke ihn ab: Oelsner sagt, da er vom 18. ist, so sei's die höchste Zeit: sonst hätte ich bis morgen gewartet. Es ist besser, er hat ein paar hundert Gulden manchmal von uns in Händen. Besonders da ich ihm sagte, ich würd's bald schicken. Auch hat mir Oelsner eine französische Broschüre im Manuskript geschickt: „De l'église et ce qui y a rapport." Es ist doch ziemlich dick: schreib mir also, ob ich's gleich schicken, oder später mitbringen soll: auf zwei Tage wird es wohl nicht ankommen; es soll übersetzt in das Schweizerjournal; und auch wünscht er, Du ließest es abschreiben, er will das Manuskript wieder. Ich sah es etwas an: ich glaube nicht, daß es eine merveille ist: eine Ansicht der christlichen Religion geschichtlich genommen gegen den römischen Staatszustand gehalten. Vielleicht ist das den Franzosen frischer als uns. Du wirst sehen. Adieu, liebste Seele! Ich freue mich der Generalin Wohlsein: daß sie nur nicht dreist wird. Grüße sie und ihn: und Alle und Robert. So eben störte mich Oelsner, dem es einfiel, lieber das Manuskript selbst hier abschreiben zu lassen: auch findet er, es sei aus dem Zusammenhange mehrerer Aufsätze, und gar nicht geeignet, und verständlich dazu, in dieser Gestalt: einen Auszug selbst zu machen, hat er keine Lust: er habe auch das Ganze schon zu lange liegen: und einen zu großen Abscheu,

etwas von ſich noch durchzuſehen; ſo kenne er's heimab nicht mehr. Kurz, er nahm es mit plötzlich und eilend wieder. Er war den Morgen ſchon Einmal dageweſen. Lebe wohl, Auguſtchen. Otterſtedt hat keinen Brief; er iſt nicht da.

Der Moniteur meint, und Oeſtreich auch, Kaiſer Alexander, Franz und unſer König ſollen ein Rendezvous in Warſchau haben. Otterſtedt iſt nicht zu Hauſe: ich ließ auch nach Dein fragen.

An Rahel.

Mannheim, den 21. September 1816.

Samſtags Vormittags.

Eben erhalte ich Deinen lieben Brief vom 20. nebſt dem Wechſel für Karlsruhe, geliebte, theure Rahel! Ich wollte anfangs auch nicht ſchreiben heute, kannt es zum Geſetz wird, und ſich auch Dir nicht dazu aufdrängt, aber wie nun Deine lieben, freundlichen Buchſtaben, Deine herzlichen Worte vor mir liegen, wie kann ich da widerſtehen? Rahel, liebe Rahel, Du entfernſt Dich wohl bloß von mir, um wie die Prinzeſſinnen im Märchen, ſchöner und liebenswürdiger zu werden? denn jedesmal erſcheinſt Du mir ſo, wenn Du abweſend warſt und wiederkeheſt, meine entblößte Vorſtellung, ſich ſelbſt überlaſſen, bleibt zurück hinter Deinem wirklichen Anblick! Geſtern Abend ſah ich Dein Bild, aber es ſchien mir grade da am ſchlechteſten, weil Du nicht dabei warſt, und ihm halfeſt!

Hier im Hauſe geht es recht gut, die Generalin befindet ſich nach einem erquickenden Nachtſchlafe ſehr wohl, die Kinder haben das beſte Ausſehen, nur Poppel hat etwas Schnupfen, und dabei kommt ihm das Niesen ſehr lächerlich vor. Graf Arz iſt ebenfalls hergeſtellt, und wird heute wieder mit uns eſſen. Er und Alle, Bachelu, Fräulein Etzel, Frau von Wamtelt, grüßen Dich angelegentlichſt, bei einem Glaſe Frühſtückwein tranken wir, Bachelu dachte es aus, Dein Wohlſein! Deine Briefe warten mit beſſerer Ungeduld erwartet, als die Zeitungen, verſteht ſich, daß ich die Nachrichten mit gehörigem Maße nur Tettenborn und Bachelu mittheile! Der belgiſche Advokat hatte ſich hier mit angenommenem Namen Huart ge-

nannt, er heißt aber wie Du ſchreibſt; er ſoll die Sachen eines Herzogs von Lorz-Gorswaren, der gegen ſeinen älteren Bruder, Bentheim's Nachbarn, um die Erbfolge ſtreitet, beim Bundestage wahrnehmen. Ueber Otterſtedt ſchreibſt Du lauter Beſtätigendes für das, wie Du ihn ſchon beurtheilteſt und nahmſt. An Rothſchild's Stelle hätte ich den bewußten Herrn gradezu zum Haus hinausgeworfen auf die niederträchtige Nebensart! Was iſt da weiter? ich ſehe nicht ein, warum man nicht öfter die vielen Umſtände bei Seite ſetzt, und grade nach der Lage der Sache handelt! Aber Rothſchild wird in anderer Rückſicht nicht beſſer ſein, und da liegt das Unglück!

Ich weiß nicht, wo Wülknitz bleibt; er wollte von Heidelberg noch erſt hieher kommen; ich möchte ihm meine nun fertigen Depeſchen mitgeben, und den Brief für Oelsner! Sage dieſem, in der „Allgemeinen Zeitung“ vom 11. September ſtünde ſchon ein Artikel über die kleine Schrift des Einſiedlers, es würde aber noch ein zweiter, ſehr pikkanter und abgepaßter Artikel ebendaſelbſt erfolgen.

Heute iſt es wieder ſchön Wetter, geſtern war es beim Sonnenſchein doch zu kalt, und ich habe mich auch etwas erkältet; es iſt aber unbedeutend. Ich war heute ſchon bei der Crevenna, die mich ſehr eifrig aufnahm, bei der Wambold und Edel, alles mit Nebert. Doktor Renner iſt verreiſt. — Die Maas hat in „Maske für Maske“ doch gefallen, und wurde herausgerufen. Morgen iſt guter Lärm im Schauſpiel „Der Teufelsſtein“, wozu ich mich ein wenig freue!! — Aus Karlsruhe hör' ich nichts Neues; man ſagte Hacke wäre nach Frankfurt gereiſt, aber es ſcheint ungegründet, und iſt mir auch gleichviel!

Viele Grüße an Cuſtine's, Herz'ens, Schlegel's! Leb wohl, geliebte, einzigtheure Rahel! Sei vergnügt und geſund! Gott Lob, daß die Unpäßlichkeit ſo ſchnell vorüberging! Gottes Segnungen über Dich! Leb wohl!

Ewig Dein treuer

Varnhagen.

Der Bediente läßt ſich gut an; ich habe nur gar zu wenig für ihn zu thun, drum laſſe ich ihn ſchreiben nach Vorſchriften. Ich habe ihm noch nichts machen laſſen.

Humboldt's Agamemnon finde ich nicht 20jährige Arbeit werth! Dergleichen muß in Maſſe getrieben werden.

An Varnhagen in Mannheim.

Frankfurt a. M., Sonntag halb 2 Uhr, den 22. September 1816.

Das fehlte mir! den ganzen Winter weg zu bleiben. Nein, mein Guſtenkehn, ich will auch zu Dir laufen können, und ſehen, wie Du den Kopf ſchief nach mir umdrehſt. Weißt Du, was mir unendliches Vergnügen macht? Daß ich auf Deine Briefe eben ſo warte, als ſonſt! — ſie auf den Abend im Bette noch Einmal leſe, wenn ſie längſt beantwortet ſind, kurz, daß ſie die Pointe und Unterlage meines ganzen Tages ſind: und Du mein friſchgeliebter Auguſt! der alles verdient, und immer ein neuer Liebhaber iſt! Ich umarme Dich auf's zärtlichſte und tüchtig. Du wirſt ſehen, ich komme, eh Du es denkſt; doch ſchreib' ich es vorher; und will auch nicht ſo in das friſche Wochenbette der Generalin kommen: ich habe ſelbſt nicht Geſundheit genug, um in einer eingeſperrten Krankenſtube dauern zu können; wenn auch nur auf Stunden lang. Auch heute z. B. will ich nur das Allernothwendigſte ſchreiben, da meinen Nerven das Federführen die größte Anſtrengung iſt. Auch war ich zur Ruhe bis jetzt im Bette; und konnte einen Oelsner'ſchen Beſuch nicht annehmen, dem ich es ſchon wieder einbringen will. Smitt's verfehlten mich, ich ſie: auch die werde ich ſuchen: Johanna fand ich in einem Laden mit einer Bremerin, vertraut-engliſch angezogen; es ſind viele dicke Ladv's hier, mit krauſen Spencern; die den ganzen Braunfels anfeilſchen. Dehn iſt nach Berlin gereiſt von hier; Otterſtedt heute mit der Gattin nach Darmſtadt.

Vorgeſtern traten in die Buol'ſche Kanzlei, die gleicher Erde iſt, zwei Bauern mit Stöcken und entblößtem Haupte ein — was für heſſiſche es waren, konnte mir Frau von Schlegel nicht ſagen, aber heſſiſche waren es, — und fragten, „ob man hier nicht klagen könne?“ Mich ſchauderte vor Emotion, und noch. Wartet nur! Humboldt behauptet gegen Schelz, Eichhorn käme nicht: er geht aber; und Schelz hat vorgeſtern, wo ich mit ihm vor dem Gallusthore ging, für Gelz, der Ende Octobers ohne die Gräfin kommt, die den Winter in Berlin bleibt, eine erſte Etage auf der Zeil, dem Weidenhof gegenüber, vorgeſchlagen. Schelz iſt darauf gefaßt, nicht hier zu bleiben;

und ſieht beſonders die Möglichkeit nicht ein, wenn Eichhorn kommt, weil der ſeinen Titel haben müßte, wenn er nicht zweiter Bundestagsminiſter werden ſollte; er iſt es auch zufrieden, obgleich er ein Quartier, zwei Häuſer von Oelsner, für achthundert Gulden genommen hat und ſich einrichtet: wenn man ihm nur die Koſten bezahlt. Er will gerne ſterben: hat nicht den Muth ſich umzubringen; bittet mich darum; liebt mit Leidenſchaft Mathematik, und fragt mich immer, wie es möglich iſt, bei der Liebe kein Talent dazu zu haben: er ſpielt mit alten Juden Schach: geht nirgend hin; iſt wie er war, erwartet ſeine Frau; ſieht Otterſtedt durch. —

Auguſte Lengerfeld, Pilat's Schwägrin, iſt ſeit vorgeſtern bei Frau von Schlegel: ſie hat Adam-Müller's in Leipzig geſehen: Müller war ungenießbar wegen anhaltender Gewitter, ſie wünſcht ſich weg; und hofft auch in einigen Jahren wieder nach Wien zu kommen: in Geſellſchaft geht ſie nur, wenn ſie's nicht ändern kann; weil der Staat bei den Kaufmanns-Thee's zu groß mit Crêpe, Atlas, Beſatz, Petinet iſt: und der Stolz unleidlich. Allerwärts alſo gleich. Die Fräulein Lengerfeld reiſte mit einer Frau, zu der ein Frankfurter Kaufmann geſagt hatte: Fürſten müßten ſich's zur größten Ehre rechnen, wenn Frankfurter Kaufleute ſie bei ſich ſähen. Die Schlegel hörte die Antworten, auf mein Ausfragen über Müller's, mit größter Verachtung, bis zum Singen, an.

Um 3 Uhr gehe ich zu Tiſch zu Cuſtine's, die mich mit Freundſchaft, wie ich es thäte, begießen. Geſtern war ich mit Frau von Schlegel bei Willemer's: ſie wollte es durchaus: und hatte ihnen von mir geſprochen; wir fanden ſie, trotz wir um 4 hingefahren waren, nicht: ſie hatten uns vorgeſtern erwartet; wir werden noch Einmal hinfahren. Wir fuhren im ſchönſten Wetter nach Offenbach weiter, und kauften uns Pfeffernüſſe. Nachher bei der Cuſtine. Wo auch Saaling's waren. Den Morgen ſah ich Frau von Humboldt dort: die mich fragte, wann man mich denn träfe? zweimal wäre ſie ſchon bei mir geweſen: dieſen Abend will ich hin. Sie iſt ganz freundlich. Ich laſſ' alles in Gleichmuth — und zum Gebrauch — wie es geht.

Es iſt mir ungemein ſchmerzhaft, daß Tettenborn's Onkel (Graf Arz) litt. Sag ihm meine verehrende Liebe und Theilnahme. Die Generalin muß ſich ſehr hüten, als wäre ſie

krank! Sag das ihm, und Millionen Liebes von mir. Philippetern, Robert, grüßt die Wirthin (Rahel). Schicke mir Kutscher-Adressen von Kassel! Lebe wohl, treuer, lieber Sohn! ich küsse Dich in größter Liebe! Deine R. Zu erzählen behalte ich doch noch viel. Wo soll ich denn wohnen, wann ich komme? Unten? Oder soll ich mit Backeln aus Einer Dose schnupfen? Adieu, adieu! Stumm schneidet vortreffliche Federn. Vielleicht schreib' ich morgen nicht. Adieu, Herzens-Gustel! Wir haben Euer selbes Wetter, accurat. Adieu! —

An Rahel.

Mannheim, den 22. September 1816.

Sonntags Vormittags.

Mein Vorsatz, das Schreiben an Dich, geliebte, theure Rahel, nach Gelegenheit einzurichten, käme mir zu Gunsten, wenn ich nur alle acht Tage an Dich schreiben wollte, er ist aber eben so gültig, wenn ich es nun mehrere Tage hintereinander zu thun getrieben bin! Ich will Dir heute wenigstens mit zwei Worten meine innigsten, sehnsüchtigsten Grüße sagen, und wie sehr ich an Dich denke, Dich hege, Dich küsse! Eben war Emilie bei mir, und brachte mir Deine Karte unter dem versiegelten Umschlage von Deiner lieben Hand, die ich zärtlichst in Deinen Buchstaben küsse! Robert brachte ihn zu mir herein, den ächten Berliner! Ich werde sein Töchterchen diesen Nachmittag besuchen, und nach Deinem Begehren durch freundliches Zuvorkommen und gute Empfehlung möglichst hülfreich sein. Gleich darauf kam Lang zu Robert, ich erkannte ihn gleich, denn wir haben in Berlin Vorlesungen zusammen bei Schleiermacher gehört, er hat sich aber ungemein zum Günstigen verändert, und gefällt mir sehr; eine große Aehnlichkeit in Ansehen und Sprache von Dr. Veit!

Hier im Hause geht es recht gut. Die Generalin hat gut geschlafen und fühlt sich gestärkt; sie wird heute Fräulein Edel sehen. Alexander hat jetzt die Zähnchen reihenweis hervorstehen. Alle grüßen Dich bestens, und fragen nur immer, wann Du denn kommst; aber ich frage nicht so, liebe Rahel! und möchte in der That nicht, daß Du vor dem Winter einen

Aufenthalt verläſſeſt, den das gute Wetter und völlige Freiheit Dir dort mehr begünſtigen, als es hier doch ſein könnte!

Haber und die Seinigen grüßen Dich! Der ganze Hof iſt nun in Karlsruhe, und auch der Herzog von Kent iſt dort angekommen; ich bleibe unerſchütterlich hier, wenn ich nicht beſondere Veranlaſſung zur Rückkehr nach Karlsruhe durch Herrn von Hacke oder durch Küſter erhalte. Wülknitz iſt noch immer nicht hier, vielleicht kömmt er aber heute.

Die beſten Empfehlungen an Cuſtine's, an Schlegel's, Hertz'ens! An Oelsner die herzlichſten Grüße; ſag ihm, daß auch ſchon vor zehn Tagen die bewußte kleine Schrift an den Staatskanzler nach Dobberan mit einem begleitenden Schreiben geſchickt worden von mir. Die Handſchrift, die bei Dir war, ſollte dem ſchweizeriſchen Muſeum zu Gute kommen, ſag ihm, daß ungern dort auf ſein gütiges Beitreten verzichtet werden würde!

Dir, geliebteſte, herzinnigſte Rahel, alles Liebe und Schöne, was nur ein zärtlicher Mund der Geliebten gegenüber ausſprechen kann von Deinem treuen durch Dich beglückten und erhobenen Freund

Varnhagen.

An Rahel.

Mannheim, den 22. September 1816.

Sonntags Abends 11 Uhr.

Geliebte, theure Rahel! Nachdem ich heute einen Brief für Dich auf die Poſt gegeben, kam Wülknitz, um Abſchied zu nehmen, allein die bereiteten Briefe kann er mir nicht beſorgen, da er wahrſcheinlich mit Umwegen über Stuttgart und Würzburg reiſt, und dann allzu ſpät nach Frankfurt kommt. Ich fahre daher morgen mit Tettenborn über den Rhein nach Oggersheim in's Baieriſche und gebe dort dieſen Brief getroſt auf die Poſt; die baieriſchen Behörden mögen allenfalls meine Depeſche an den Staatskanzler und auch meinen Brief an Oelsner leſen, ich habe nur Gründe dießmal beide den badiſchen nicht preiszugeben. Schreibe mir aber nun gleich nach Empfang dieſer Briefe, geliebte Rahel, damit ich über ihren

richtigen Eingang nicht lange in Ungewißheit bleibe. Die Depesche gieb zur baldigen und guten Besorgung mit meinen besten Grüßen an Otterstedt.

Ich habe Oelsner'n nicht so zufrieden über den Karlsruher Aufenthalt geschrieben, mit Bedacht! Doch auch mit billiger Anerkennung einzelnes Guten. Du wirst übrigens hierin schon das Rechte nach Deiner Art in diesen Sachen ausüben!

Laß Dir von Oelsner die paar Worte zeigen, die ich ihm über die Humboldt'sche Uebersetzung des Agamemnon geschrieben!

Gute Nacht, liebe Rahel! Ich küsse Dir die lieben Hände, und drücke sie an mein Herz! Leb wohl, Geliebte, Theure! Sei vergnügt und gesund, daran ist mir vor allem gelegen, und behalte mich lieb!

Ewig Dein treuer

Varnhagen.

An Varnhagen in Mannheim.

Frankfurt a. M., Montag Mittag 2 Uhr,
den 23. September 1816.

Mein theurer Geliebter! Nur zwei Worte! So eben erhalte ich Deinen Liebesbrief von gestern! Du hast Recht, mein Kind, daß Du unerschütterlich in Mannheim bleibst. Ich war schon heute bei Smidt's; er hat Dir unter meiner Adresse geschrieben: hast Du den Brief? Sie grüßen herzlich und sehr: auch Johanna. Sie haben Senatorsleute aus Bremen bei sich, mit denen sie auch bis Koblenz waren. Astelf war auch schon bei mir, auch schrieb mir schon die Gräfin; aber ich esse nicht dort, weil ich mit der Schlegel ausfahren will, und doch mich auch ruhen will, wegen dem Mondschein.

Ich danke Dir herzlich, Liebherz-Kind, für Eumke'ns Empfang. Nein, mein Herzenssohn, ich bleib nicht lang mehr. Endes dieser oder Anfangs anderer Woche komm' ich. Mittwoch reisen Custine's. Oelsner war auch schon par citation heute bei mir: er wird „glücklich sein" mit einem Brief von Dir! Lang hätte ich gerne gesehen! Eigentlich schreib' ich, weil es so hübsch ist, alle Tage eine Antwort zu erhalten! und um Dir zu sagen, daß ich ganz wohl bin; weil mir, als ich

heute zu Smidt's ging, ein Korb auf den Kopf gefallen ist: worüber ich sehr erschrak und so bei denen ankam. Nun freue ich mich, daß der große accident keine Folgen, und nichts zu sagen hat; ich bin bloß mit dem Schreck abgekommen: Stamm, hinter mir, hielt den ganzen Pack Körbe auf; aber Du könntest, bei allen Teufeln, davon hören, und da will ich's lieber erzählen, wie es war. Solcher warnender Zufall, der einem die Zufälle recht deutlich macht, spornt mich noch mehr, bald zu Dir zu kommen. Ich bin mir Deinetwegen wichtig.

Oelsner'n fordern sie, trotz er von preußischer Seite hier ist, für seinen Aufenthalt alle Tage einen Kreuzer ab: er will ihnen, den Frankfurtern, eine alte Gegenrechnung von rückstehendem Gehalte machen, wozu er mir das Schema mit fünfzigtausend neunhundert und so viel Gulden angab, Interessen mitgerechnet: er meint, wenn General Tettenborn einmal hier kommandire, so könne der ihm das einkassiren lassen: und nicht im Scherze. Er ist sehr empört, daß unsere Regierung nicht ihren Beauftragten, wie die noch immer klugen Franzosen den ihrigen, Titel, Ansehen, und ihren Schritten Nachdruck zu geben wissen: und führt Reinhard und Montlezun zum Exempel an: ersterer sei nur Graf wegen Humboldt, meint er, etc. Er sprach mir klug über unsere persönliche Situation, und meint, wir müssen sie gebrauchen, und schöner ausschreien, als sie ist.

Gestern speiste unser Prinz August bei Humboldt; sie traf ich später nicht zu Hause. General Tettenborn soll es meiner Schwäche verzeihen, daß ich ihm keine besondere Briefe schreibe: meine Gesinnungen äußern sich auch in Deinen: alles Neue sammle ich auch besonders für ihn: und empfindsam sind wir beide nicht mehr. Der französische Advokat (Teste) hat sich wegen seines Privatgeschäfts mit Jaffey besprochen: es weiß aber die Personen, die es mir sagte, nicht, wovon die Rede ist. Es soll ein bekannter talentvoller, antibourbonischer Prampirer, uns sehr bekannt sein.

Ich empfehle mich tausendfältig der Frau von Tettenborn! Küsse Poppel trotz der lieben Zähne vor wie nach unter dem Ellbogen! Philippsborn soll ihm auch nicht solche große Küsse appliziren; und niemand. Ich nehme den größten Antheil an Graf Arz' Genesung! Fräulein von Edel, Frau von Wambold, Hanne Eunike, Kast's, und den ungesehenen Lautz, grüß' ich. Robert aparte. Deine, Dich liebende, und bald kom-

mente R. Die verfluchten Leiermänner machen einen wahnsinnig; drei zugleich: mit Gesang.

Vorgestern begegnete mir Gagarin: man hat ihnen die Bilder in Heidelberg nicht gezeigt: ich gebe ihnen einen Brief an Boisserée von Frau von Schlegel mit, sie reisen die ersten Oktobertage wieder hin. Scholz wollte von Humboldt seinen Agamemnon, weil er nicht Griechisch wisse: er ist nur für Leute, die Griechisch wissen, bekam er zur Antwort, und den Agamemnon nicht. Ich weiß es von Scholz selbst. Deinen vorgestrigen Brief hab' ich auch gestern nach dem Abgeben des meinen erhalten. Adieu. Mein Geliebtester! Der Brief war schon zu, als mir Bachelu's Gruß und alles dies einfiel. Adieu, liebster, bester August. Alter lieber Liebhaber.

An Rahel.

Mannheim, den 24. September 1816.

Dienstags Vormittags.

Geliebte, theure Rahel! Ich erhalte so eben Deinen lieben Brief vom 23., an welchem Tage ich nicht schrieb! freilich ist es so angenehm, von einem Tage zum anderen Antwort haben zu können, und morgen in Deinen Händen zu wissen, was ich jetzt schreibe. Meine liebe, einzigliebe Rahel, wie mein ganzes Innere Dir zugewendet ist, wie Du mich beseelst und erfreust! Aber weißt Du, daß ich ordentlich erschrocken bin, in Deinem Briefe zu lesen, daß Du schon so bald kommen willst? Liebe, liebe Rahel, übereile Dich nicht, ich bitte Dich dringend, so lange als es das Wetter und Deine Lust nur erlaubt, in den freien Ausflüge umzuschweifen, und besonders auf mich keine Rücksicht zu nehmen, da ich in der That sehr wohl aufgehoben, und auf mein Ehrenwort im Innersten ganz entzückt bin von dem Gedanken, daß es Dir ein bischen wohl sei! Bedenke auch Deine Gesundheit, und an die Verschiedenheit der Luft, die von Frankfurt nach Mannheim, und dann nach Karlsruhe, Dir immer weniger zuträglich wird, jeder Tag in der besseren Luft vor dem Winter ist als Gewinn für diesen anzusehen! Ich rede ganz im Ernste, geliebte Rahel, und weiß, daß, wäre ich in Frankfurt, ich mich zweimal besinne, ehe ich abreise,

besonders wenn ich mich kennte, und wüßte, daß ich den Entschluß zu einem neuen Ausfluge nicht so leicht fasse! Meine Sehnsucht trägt mich mehr zu Dir, als daß sie Dich zu mir ziehen will.

Die Frau Generalin befindet sich wundergut, und nimmt schon häufige, oft sogar lärmende, Besuche an. Alexander ist wohl, sein Brüderchen nur unbedeutend unpäßlich wegen der Milch, man sucht ihm eine Amme. Dagegen ist der arme Graf Arz wieder bettlägerig an einem Katarrhalfieber, das doch hoffentlich nicht ärger werden wird.

Ich habe einen großen Brief von Stägemann erhalten; ganz der alte, munntere, freundschaftliche! Er war lange krank, und litt sehr an den Augen. Auch Helmine Pappenheim hat sich einer Operation an den Augen unterziehen müssen. Koreff ist Professor in Berlin mit 1500 Rthlr. Gehalt, die medizinische Fakultät will ihn aber erst nöthigen, wie ich vermuthet hatte, sich durch Examen und Disputation zu habilitiren, weil er nur Doktor bullatus sei; laß Dir das von Oelsner erklären! Beyme läßt mich grüßen, und Altenstein, den ich vielleicht als Reisenden in hiesigen Gegenden sehen werde. Im Oktober will Hardenberg die Rheinprovinzen besuchen, welches Stägemann besser noch verschoben fände! Stägemann ist höchst unzufrieden mit dem Humboldt'schen Agamemnon, und findet, wie Humboldt, daß er nur für die sei, die keiner Uebersetzung bedürften. Fouqué's „Undine" hat nur getheilten Beifall, und Stägemann nicht gefallen. — Goltz, glaubt man, werde den Geh. Rath Himly mit nach Frankfurt bekommen. Der Brief schließt: Empfehlen Sie mich herzlich dem wohlwollenden Andenken Ihrer lieben Frau!

Von Küster habe ich ein höchst freundschaftliches Schreiben aus München, er bleibt auf Befehl des Staatskanzlers einstweilen dort, um nicht in Stuttgart zu sein. Er hat mir zugleich ein Schreiben an Herrn von Hacke mitgeschickt, das in Betreff meiner Sache wirken soll! Man kann nicht freundlicher und gütiger sein!

Eben geht Eunike von mir, und kömmt diesen Nachmittag, um dem General vorgestellt zu werden. Gestern sahen wir „Don Carlos", ich ging in die große Loge zur kleinen Eunike; die Maas als Prinzessin Eboli gefiel mir doch sehr! das ganze Stück ging nicht allzu schlecht!

Jenny wollte Dir gestern schreiben; ihre Adresse wäre wohl die beste, aber direkt an mich zieh' ich doch vor! Einen Kutscher Schmidt aus Mannheim beauftragt Herr Kast sich bei Dir in Frankfurt zu melden, und billig zu fordern. Was hat Jenny für schöne Haare! ich traf sie gestern mit aufgelösten, herunterhängenden! Alle, alle grüßen! Leb wohl, geliebte, einzige Rahel! Reise nicht zu bald ab, hörst Du? ich kann recht gut noch eine Weile mit ausgestreckten Armen stehen bleiben! Tausend Grüße und Reisesegenswünsche für Cuſtine's! Leb wohl, Geliebte! Ewig Dein treuer

Varnhagen.

Smidt's Brief habe ich noch nicht, er wird aber kommen. Sieh einmal, wie Philippsbern artig schreibt, und aus dem wenigen Stoff die ausgebreitetsten Gestalten macht!

An Varnhagen in Mannheim.

Frankfurt a. M., Dienstag Mittag 1 Uhr, den 24. September 1816.

Dunkles, feuchtes Regenwetter nach großen Nachtgüssen.

Freitag ist unser Hochzeitstag. That's Dir leid? Ich spring' Dir um den Hals! Heute Morgen im Bette dacht' ich mit großer Liebe an Dich; mit Sehnsucht: im größten Detail, wiederholte mir alles, machte mir alles deutlich. Ich werde auch alles mit Dir sprechen. Heute ist ein großer Festtag für mich; daß mir der Schlag auf den Kopf nicht geschadet hat gestern. Ich dacht' mir so oft und so ausführlich, seit der Zeit, das Gegentheil: das Liegen, die Botschaft an Dich, das krümmende, unverhoffte Unglück. Ich habe aber vortrefflich geschlafen, bin gestern gleich Probe auf den Steinen gefahren, bin ohne alle Beschwerde erwacht, habe ein Schnupftuch gestern bei Cuſtine's zwischen den Zähnen gehalten, und tüchtig daran ziehen lassen, ohne irgend einen Nachhall noch Schmerz in dem Kopf. Kurz, ohne irgend eine leiseste Empfindung, und bin auf meine Ehre ohne alle Appreheusion. Welch ein groß Loos!!!! — Einem solchen Schlag unbeschadet. Gestern ist mein wirklichster Geburtstag. Da hat ein wachender Geist mich Dir erhalten: ich bin ganz von der Unmittel-

barkeit der anscheinenden, sich aufdringenden, und der großen nahen, ja schon mich erreicht habenden Gefahr, dem enormen Schreck, und auch augenblicklichen Schmerz (aber ich fühle nichts: gar nichts; nicht innen, nicht außen), und deshalb sprech' ich Dir nur davon. Es geht Dich zu nah an: und Dir wurd' ich erhalten, losgerettet von wirklichstem Todschlag. (Eben war Astolf einen Augenblick lustig hier: sie hatten mir schon geschrieben: ich soll immer da essen: nun wollte er sehen, ob ich noch Menschenverstand habe. Sie reisen erst Donnerstag.) Nun freu'st Du Dich, mein herzgeliebter August, und denkst an nichts mehr! Ich bekomme gewiß noch heute einen Brief von Dir.

Nun muß ich Dir aber etwas, was uns nicht persönlich betrifft, entdecken. Ich hatte gleich zu Anfang, als ich Dir über Dorothea berichtete, eine Ahndung, daß das acharnement gegen Mephistopheles (Humboldt) von Friedrich (Schlegel) und Konsorten ausginge, obgleich nun die Anderen, von ihnen Genannten, nun auch gegen sie sich wider Mephistopheles äußern, wie sie mir's erzählte; doch schienen mir ihre Reden zu ausführlich für sie, und zu deutlich für das Interesse, welches sie an all dergleichen zu nehmen pflegt und vermag; aber ich wollte es auch für uns so nehmen, wie ich es Dir vortrug, und dachte, Du denkst Dir schon allein Dein Theil dabei, und rechnest selber ab und zu, da Du Menschen und Dinge davon kennst: auch schreibt und sagt man nicht alles! Gestern aber, fragt Dorothea mich mit einemmale, ob ich nichts gehört habe, wegen Mephistopheles? Ich sagte: nichts Neues: ich dächte noch immer, er bliebe; — das meinte sie sorgenvoll auch — aber für seinen Nachfolger sei schon Quartier genommen. „Wie auf einen Messias warte man auf den! Alle!" Endlich sagte sie mir mit einem Effort, sie wolle mir etwas vertrauen, welches ich aber um Gottes willen nicht verrathen solle: ich machte sie selbst auf die Unsicherheiten der Posten aufmerksam, und beruhigte sie. Nun! Mephistopheles habe so den Chef von Friedrich (Grafen von Buel) einzunehmen gewußt, in der Zeit, daß er nur durch ihn sähe: keinem mehr zuhöre, keinem mehr etwas vertraue, noch irgend einen etwas schreiben ließe vom ganzen Bureau: daß vorgestern die Herren alle wüthend gewesen, und gesagt hätten, sie wollten es nicht dulden — eine Dummheit: und bloß ein Prahlen und Toben bei der Partei — sie dienten dem Monarchen wie der Graf; aber nicht

ihm, und er könne seinem Sohn, der gar nicht angestellt wäre, nicht ihre Arbeiten geben. — Eine Dummheit! Das kann er wohl: er kann ihnen ja gar nichts zu thun geben, und alles selbst machen; das wird sein Gouvernement weder tadeln noch rügen. Ich sagte aber dergleichen nichts. Sie fuhr fort: es sei ein Unglück, daß Friedrich nicht hier sei, der könne ihm doch erwiedern, und einweisen, wenn auch die Anderen nicht klug genug wären; die sie alle nach der Reihe nannte (Herr von Handel, Herr von Bucholtz u. s. w.); ihren Chef hätte aber Mephistopheles ganz unter sich, jener hätte sich sonst mit ihnen berathen, aber nun spräche er gar nicht mehr mit ihnen, — ein Meisterstück! — und Friedrich müßte da sitzen!!! Ich bin nun gewiß, er hat seine Missien (nach Aschaffenburg) durch Mephistopheles, und muß da sitzen. Wie findest Du das? Ich zum Todtlachen, und sehr gut. Der Chef sei ein guter, auch das Rechte wollender Mann, aber dem nicht gewachsen: und hätte auch eine Instruktion — die ihre Augen mit Freuden gesehen — gewiß mißverstanden; denn was könnte am Ende nicht mißverstanden, und doch falsch gebraucht werden, wenn der Geist fehle, der auch errathen und motifiziren soll: nämlich, darin sei als vornehmlich befohlen, als erste Regel des hiesigen Benehmens, daß jenes Gouvernement sich durchaus einig mit dem des Mephistopheles verhalten soll; und nun meine jener, er müsse dem unbedingt folgen. Ist das schön? Mache draus, was Du kannst und willst. Noch eine Menge Details über Mephistopheles, was er versteht, was er nicht versteht; studirt etc. Sehr einseitig.

Ich ging zu Gräfin Custine; Frau von Humboldt war im „Käthchen von Heilbronn". Ich war mit Frau von Schlegel bei Frau von Gebhardt, einer Sächsin. Alles so was mündlich. Die Schlegel hatte einen guten Brief von ihren Söhnen, und grüßt Dich. Grüße Alle. Ich küsse Dich, und schreib' vielleicht noch. Deine

R.

Noch Eins! Obgleich sie so sehr für Deutschland und aller Kleinen Rechte sprach, so sagte sie doch am Ende wie ganz gewiß, daß die große zweihälftige Theilung kommen würde. Alle sie sehen's Alle: und streiten vorher doch noch. Mit Milde meinte sie Weisheit. Und Gelassenheit. Friedrich meint ganz etwas anderes: der will die Kleinen erst gebrau-

chen; und ſpricht ſowohl Dorotheen als Allen etwas vor, was ſie aufzunehmen vermögen.

An Rahel.

Mannheim, den 25. September 1816.

Mittwochs Vormittags.

Geliebte, theure Rahel! Gottlob über die guten Nachrichten, die Dein geſtriger Brief, den ich ſo eben erhalte, mir über Dein Befinden bringt! Ich hatte nach Deinem früheren Briefe den unglücklichen Zufall mit dem Korbe nicht ſo drohend geglaubt, als er nun in der glücklichen Wendung doch geweſen erſcheint; ich dachte mehr an Schreck, als an wirklichen Schmerz: Gottlob, daß ſolches Unglück ſich ſo noch abwendend vorüberging! Geliebte Rahel, Du mir Gerettete, Erhaltene, Du weißt es, wie ich dem Himmel für Dich danke! Ja, Geliebte, übermorgen, am Freitag, iſt unſer Hochzeittag; ja es thut mir ſehr leid, an dieſem Tage — alle verſäumte Zeit, die ich nicht mit Dir verlebt, alle geſtörte, die ich liebevoller, Dir angemeſſener, hätte bilden können, alle verbitterte, die ich mit aller Reue nun vergebens zurückkaufen möchte! Aber, daß ich Dich geheirathet, daß ich Dich für das ganze Leben gewonnen, das iſt der Glücksſtern, der über dieſem Tage ſtehend, vor- und rückwärts mein ganzes Leben erleuchtet! Geliebte Rahel, auch ich falle Dir um den Hals!

Geſtern gab ich Mlle. Maas meine Briefe mit; ſie wird ſie wohl noch heute, oder doch morgen früh abgeben; ihr iſt ſehr an Dir gelegen, und ſie bat mich in zu demüthigen Redensarten um Grüſſe für Dich, ſie hat ein unglücklich geſtelltes Gemüth, kalt, äußerlich, gehäſſig; ihr wird es ſehr ſchwer, auf ſolchem Boden etwas Liebliches zu erzeugen!

Hier iſt ein Brief von Markus an Ludwig, aber auch für Dich geſchrieben. Die Nachrichten über Stägemann und deſſen angebliche Schriftarbeit für die Juden dünken mir nicht ganz in richtiger Geſtalt überkommen zu ſein; es wird wohl etwas Wahres daran ſein, aber ſich doch anders damit verhalten! Alſo die Rezenſion in der „Allgemeinen Zeitung" über Ewald's

Buch findet mein Herr Schwager merkwürdig, und erkennt nicht ihre Urquelle?

Deine Nachrichten über Mephistopheles und den von ihm Verstrickten geben mir viel zu denken; ich gestehe, so wie sie Dir mitgetheilt werden, fasse ich sie noch nicht ganz; wäre es aber ganz auf diese Weise, so dürfte man außerordentliche Veränderungen erwarten. Ich denke aber auch an das, was mir Schmidt in Baden sagte, und was wir so gern warnend damals an Dorothea hinterbracht hätten: haben diese vielleicht, indem sie die Wirkung abseiten des Vorgesetzten empfinden mußten, die Ursache in der Ungewißheit zu schnell bei Mephistopheles' Einflüsterungen gesucht?

Hier im Hause ist alles wohl, eine Amme ist für das kleine Kind angenommen, die Generalin wird immer stärker und bleibt weniger im Bette, Graf Arz ist auch auf dem besten Wege. Alle grüßen Dich angelegentlichst!

Liebe Rahel, habe ich gestern auch zu sehr gefrevelt, indem ich Dich bat, noch in Frankfurt bis zur Gränze Deiner Lust und Bequemlichkeit zu bleiben? wenn gefrevelt, doch hoffentlich nur gegen mich! Geliebte Rahel, Du weißt es ja, wie es gemeint ist!

Deine Ankunft schreibe aber doch bei Zeiten hieher, da Bachelu und Robert andere Zimmer — ich weiß noch nicht welche — beziehen müssen! Tettenborn fragt nur immer, wann Du kommst, und grüßt auf das Herzlichste, ebenso die Generalin!

Leb wohl, geliebte, einzig theure Rahel! Bleibe recht gesund! Der Himmel segne und behüte Dich! Ich küsse Dich, Inniggeliebte, und drücke Dich heiß an mein Herz!

Ewig Dein

Varnhagen.

Warum antwortet Ottenfeld mir nicht?

An Varnhagen in Mannheim.

Frankfurt a. M., den 26. September 1816.
Donnerstag.

So eben war Fräulein Maas bei mir: Oelsner und Otterstedt haben beide schon ihre Briefe; ich werde alles thun, was nur der Maas helfen und nützen kann und angenehm ist. Sie ist wie sonst in Geist und Sinn; aber angenehmes Profil, Stimme, und Aussprache des R; ein wenig voller, ein wenig körperlich gesetzter; wenn Oelsner kann, soll sie diesen Abend Thee bei mir trinken — „schlabbrig Zeug", wie Achim Arnim sagt — da Custine's nun seit 6 Uhr weg sind: heute gehen sie bis Heidelberg, wo sie morgen die Bilder sehen; sie wollen, nämlich Astolf, über Karlsruhe und Baden; vier Tage in Straßburg bleiben, und dann nach Paris. Sie lassen Dir Alle viel Liebes sagen, und Astolf wird in Karlsruhe doch nach Dir fragen. — Gestern Mittag speiste ich zuletzt bei Humboldt's mit ihnen; wo Humboldt sich eine ganz neue Haut von wahrhafter Liebenswürdigkeit angezogen hatte. Gestern erreichte es nur seine Höhe, denn eine ganze Weile finde ich ihn schon so geschält. Er beherrschte ganz allein, und nöthig, und mild das Gespräch; ließ nichts Steifes, nichts Dummes aufkommen: ist in gleichem Ton mit Hausleuten, Gästen und Kindern; sagte unaufhörlich komisch-Frappantes, aber nicht wie im Winter und Sommer, aus tiefer Langweil, und in deren dennoch harten, ärgerlichen Tinten; diese alte Ueberzeugung der Dinge hat bei ihm eine wieder neue Wendung genommen; er ist von der tiefsten, sorgenlosesten Aufrichtigkeit über alle Gegenstände, und dies giebt seinem Benehmen und Sagen eine wahrhaft mild-heitre Grazie. Er gesteht Ennui, schlechtes Leben: schlechte Küche etc. etc. aber alles ohne Nachdruck, ohne Beichte: sondern ganz leicht, lose, und zufällig, und beiläufig, und wie es kommt. Mich dünkt, er hat mehr Verstand als je. Oder hab' ich mehr? Wir beide sind auch ganz weich, ganz leise, ganz milde, ganz wahr, und ganz weit, weit vorwärts in unseren Aeußerungen mit einander. Den Abend fand ich ihn noch wieder bei Gräfin Custine: eben so. —

Gestern, mein bester August, konnt' ich Dir nicht schreiben; ich war zu echauffirt, ich war etwas für die Gräfin zu kaufen

im schwülsten Wetter aus; fand Stadtbillette, allerlei Humbolteleien vor Tische vor: ärgerte mich ein wenig, mußte mich zu Tisch anziehen: amüsirte mich bei Tisch neben Humboldt, und nach Tisch auch, und so verstimmt' ich's gestern. Im Chauffement wußt' ich, Du genehmigst mein Schweigen.

Der Advokat Teste, vergaß ich Dir neulich zu schreiben, ist mit Gruner liirt; der viel auf ihn halten soll. Und die mir neulich erzählten, sagten mir auch, Mephistopheles sei mit Wessenberg sehr gut, und sie fürchten noch, diese beide bleiben hier; und der Andere (Graf Buol) muß ganz heraus. —

Der Knabe Linkemann hat mich vorgestern ganz reinlich besucht: er spricht nur von uns: will von keinen Pappenheim's und anderen Nachbarn wissen. — Vergiß nicht, Lieber, Herrn Rast zu sagen, daß ich einen Wagen haben muß, worauf meine Dame geht; diese und einen Bettsack hab' ich nun einmal hier. — Herr von Barkhaus ist seit vorgestern hier; er war nur in Hannover, nicht in Berlin. — Humboldt hat vom Kanzler ein Schreiben vom 15. aus Toberan: er bleibt von da an noch ungefähr vierzehn Tage aus: er ist zur Taufe auf einer Insel bei einem seiner Urenkel. Ich habe des Grafen Namen und der Insel Namen vergessen; weiß aber, daß Du es weißt. (Graf Holk auf Laaland). Gräfin Pappenheim kommt in weniger setzt als vierzehn Tagen hierher: und eilt dann nach Berlin. Die Operation von Helmina sind' ich gräßlich. Die arme Gräfin hat's hart mit den Mädchen! —

Liebe Kneine (Frau von Humboldt, die kein L aussprechen konnte, sondern anstatt dessen immer N setzte) hatte an der Gräfin Holtz eine harte Lächerlichmacherin und Aufpasserin im Karlsbad. Die Anekdoten mündlich. Ich habe Herrn von Barkhaus durch Oelsner von meinen zwei Treppen dispensirt. — Ich habe Dir auch von Deinem schönen Siegellak gekauft. — Man ist bei uns sehr für Beyme gestimmt: doch so etwas ist immer nur von denen wahr, die eben gestimmt sind. (Hier mußt' ich mittendrin ein Billet an eine fremde Dame schreiben, Mad. Pauli, geborne Brun, aus Kopenhagen, ich sah sie bei Frau von Humboldt.)

Liebes Gustchen! Auch ich war heute unwohl; drum hör' ich auf, bis mir etwa die Post noch etwas bringt. Mein ganzer Brief und Stil sitt vom Chauffement! aber Du fühlst doch meine Liebe, und Zärtlichkeit. Bald küsse ich Dich! und

bin sanfter als je. Du hast ja auch Vorsätze! Lieber Sohn! Adieu. Deine

R.

Dem General das Beste! Ich freue mich ihrer Kräfte! sie hat mehr als ich. Graf Arz' Fieber betrübt mich, das fehlt ihm noch! Fräulein von Edel und Frau von Wambold die schönsten Grüße! Unserem Skribenten Philippsbern erkläre, wie ich nicht schreiben kann: ja, so gar viel zu thun hab' ich hier; ich bewundere seine Briefe wie Du! und freue mich ihrer. Robert hat Recht, daß er stumm ist. Adieu. Ich erwarte Oelsner, und mache Rechnungen. — Dr. Schlosser und des Gesandten Häulein Sohn speisten auch bei Humboldt.

3 Uhr.

So eben geht Oelsner weg; und ich habe richtig noch einen Brief von Dir bekommen. Ich bitte Euch um Gottes willen, liebe Kinder, antwortet Markus! ich kann es in diesen Tagen noch nicht: und wünsche so sehr, daß er von uns gleich höre. Schreibt ihm, wie es uns gut geht. Warum hat er Ludwigs' großen Brief nicht? warum mein Wort nicht von Karlsruhe noch her? An Beyme's Brief, den ich den ersten Dienstag meines Hierseins auf die Post gab; er schrieb den 17.; nun weiß ich's. Liebe Guste, was ich Dir neulich als Folge von Mephistopheles' Umstrickung schrieb, betrifft nicht nur Friedrich, sondern seine Kollegen: doch mag Dein Vermuthen auch richtig sein. Herr von Berstett soll gestern Abend, oder heute früh, nach Karlsruhe auf einen schleunigen Ruf gereist sein, wegen wichtigen Angelegenheiten: sie (die Badener) und Würtemberger ängstigt die österreichische Heirath; und andere Dinge. Adieu.

Anmerkung von Varnhagen. Mad. Pauli hatte durch ehrenrührige Aeußerungen gegen Tettenborn, die sie auch dann noch, als Rahel erklärt hatte, sie dürfe, als des Generals Freundin, dergleichen nicht schweigend anhören, mit Beeiferung fortsetzte, sich die nachstehende Zurechtweisung zugezogen:

An Charlotte Pauli.

Frankfurt a. M., den 25. September 1816.

Nur aus Schonung gegen Ihre Exzellenz die Frau Baronin von Humboldt, wo ich gestern die ungebührliche Szene nicht fortsetzen wollte, die Sie angefangen hatten, forderte ich nicht auf der Stelle in Anwesenheit der Gesellschaft, die sich dort befand, von Ihnen, daß Sie die Reden gegen Herrn General von Tettenborn, die Sie dort ausgestoßen, sogleich wieder zurücknähmen. Ich bitte Sie jetzt, durch dieses Billet, dies in einem an mich zu thun. Ich bin des Generals von Tettenborn Freundin, und habe natürlich die beste Meinung von ihm. In meiner Gesinnung und Ansicht von Freundschaft aber denke ich: wer seine Freunde verläumden läßt, hilft sie verläumden, und giebt der Welt ihren losen Leumund zu; und nur auf diese Weise konsolidirt sich ein schlechter Ruf; der noch mehr begründet werden muß, als ein guter. Es thut mir leid, Ihnen eine unangenehme Lektüre durch dieses Schreiben zu veranlassen: aber Sie hätten sich, wie ich, nach den Mitgliedern der Gesellschaft vorsichtig betragen sollen; wie ich in Ihnen die Freundin der Frau Baronin von Humboldt schonte: sonst hätte ich Ihnen eben so heftig, als Sie redeten, widersprochen, und geantwortet: ich würde Ihre Reden heute dem Herrn General von Tettenborn schreiben, in acht Stunden würde er um den Beweis Ihrer Reden nachgefragt haben; weil er der Meinung ist, böse Nachrede muß man auf jedem Boden, wo man sie findet, tödten, und sich rechtfertigen. Ich habe mich gestern sehr gemäßigt, und bitte Sie inständigst, mir ein gütiges Wort über Ihren Irrthum zu schreiben! Verfallen Sie ja nicht in den Irrthum, als könnten Sie dies mein Schreiben als eine „weibliche Aufforderung" lächerlich machen, oder machen lassen, ich sage Ihnen lieber vorher, daß Sie dies nicht von meiner Bitte lösen würde. Mit all der Hochachtung, die mir die Freundin der Frau Baronin von Humboldt immer einflößen wird, Ihre gehorsamste Dienerin

Friedrike Varnhagen von Ense,
geb. Robert-Tornow.

Anmerkung von Varnhagen. Mad. Pauli ſandte den empfangenen Brief an Frau von Humboldt, und dieſe glaubte hier mit einigem Gewicht durchgreifen zu können, indem ſie an Rahel ſchrieb:

„Sie haben, meine Liebe, Mad. Pauli einen Brief geſchrieben, den dieſe mir als Mittheilung überſendet und meinen Rath begehrt hat. Ich habe ihr noch nicht geantwortet, weil in dem Augenblick Leute bei mir waren, finde aber das einzig Rechte, daß Sie den Brief als ungeſchrieben zurücknehmen. Das iſt um ſo billiger, da niemand im Zimmer war, der von einem übereilten Worte ſchlimmen Gebrauch machen könnte, und man auch Frauenreden keine Wichtigkeit der Art geben ſoll. Ich glaube, daß Sie mir das ſchuldig ſind, den Zuſtand einer ſo leidenden Frau durch Aerger nicht zu verſchlimmern. Ich habe überdem Mad. Pauli, nachdem ich mit ihr allein war, die Bemerkung gemacht, daß ſie unvorſichtig geſprochen habe. Nehmen Sie mir, Beſte, dies alles nicht übel, allein aller Streit dieſer Art hat etwas tief Widerwärtiges, widerwärtig und empörend iſt der Gedanke, daß Sie einen Mann gegen eine kranke Frau aufreizen könnten. Sie ſind deſſen unfähig. Das weiß ich, aber man darf es auch nicht denken. Auf Wiederſehen zu Mittag. Ihre

Karoline Humboldt.“

Anmerkung von Varnhagen. Rahel war unſäglich betrübt, zu erfahren, daß Mad. Pauli als eine Kranke zu betrachten ſei; doch änderte dies in der Hauptſache nichts, und durfte nicht Grund werden, einen achtungswerthen Freund als einen Elenden beſchimpft zu laſſen. Sie ſchrieb der unzeitig und falſch vermittelnden Freundin folgende kurze Antwort:

An Karoline von Humboldt.

Ich war nicht ſo frei, Sie um Rath zu fragen, ſondern Mad. Pauli that das, welches mir dennoch leid iſt; wie gewiß ihre Unpäßlichkeit: auch ich bin ſehr leidend, und leide jetzt: dies kann aber in ſittlicher Aufführung keine Aenderung machen; und ich erwarte von Mad. Pauli eine entſchuldigende Antwort, und hätte ſie Götter zu Freunden und Schutzherren. Ganz

flüchtig was ich Ihnen schuldig bin, und mit dem größten Respekt Ihre ergebene Dienerin

Friederike Varnhagen.

Anmerkung von Varnhagen. Mündlich sagte Rahel noch zu Frau von Humboldt, wenn jetzt in Mannheim, wohin sie zurückkehre, in Tettenborn's Hause irgend ein Gast sich einfallen ließe, gegen Herrn von Humboldt's Ehre zu sprechen, und z. B. behaupten wollte, derselbe habe sich in Wien besuchen lassen, oder anderes Schlimme der Art, — wie sie es denn finden würde, wenn Rahel dazu schwiege, und die ihr theuern Personen, von denen sie eben gastlich aufgenommen und als Freundin behandelt worden, feig und schamlos preisgäbe? Frau von Humboldt rief bestürzt, nein, das dürfe sie freilich nicht leiden! „Nun so ist hier der Fall mit Tettenborn!“ Max. Pauli, jetzt auch durch Frau von Humboldt aufgefordert, antwortete am folgenden Tage:

Frankfurt, Donnerstag Morgen.

„Sie verzeihen mir, daß ich Ihnen gestern nicht auf Ihr Billet antwortete, meine große Unpäßlichkeit war allein Schuld daran, und Frau von Humboldt übernahm gewiß schon meine Versicherung, daß ich sicher unfähig bin, Sie in einem Wort haben beleidigen zu wollen. Es ist mir eine Aufforderung an mich selbst, Ihnen dies schriftlich zu versichern, und ich würde es persönlich thun, wenn meine Gesundheit es mir erlaubte. Genehmigen Sie die Versicherung meiner Achtung.

Charlotte Pauli geb. Brun.“

Anmerkung von Varnhagen. Rahel aber schrieb hierauf, die Güte wie die Strenge gleicherweise bestätigend, nochmals diese Zeilen:

An Charlotte Pauli.

Es thut mir sehr weh, Ihnen in einer Unpäßlichkeit hart gewesen zu sein! Ich bin selbst sehr leidend, und habe davon gelitten. Ich sah es auch für mich als das unverbesserlichste Unglück an, da es meiner Natur ganz zuwider ist, und ich es mit der größten Ueberlegung nur vermochte. Aber unwürdig und

unbehaglich wär' ich mir ewig selbst geblieben, wenn ich meine Freunde nicht schützte, und sie beleidigen ließe, oder das Ansehen haben müßte, daß ich Freunde habe und frequentiren könne, die ich für unwürdig halten lassen kann. Ich halte mich für überzeugt, daß Sie mir mehr, als dem Hörensagen, über den Mann, von dem unter uns die Rede ist, von nun an glauben. In dieser Ueberzeugung nehme ich willig Ihre freundliche Versicherung an, gewiß, daß Sie mich nicht kränken wollten. Seien Sie auch dessen von mir überzeugt und genehmigen Sie u. s. w.

An Rahel.

Mannheim, den 26. September 1816.

Donnerstags Vormittags 11 Uhr.

Heute, geliebte Rahel, nur zwei Worte, damit Du morgen ein Zeichen von mir erhalteſt! Ich grüße Dich, ich küsse Dich, Geliebte, ich sehe Dich so, wie an jenem Nachmittage, ehe wir zur beinah versäumten Trauung gingen! Zittert' ich, als ich Deine Hand hielt? Du sagst es, ich will es glauben, denn einen solchen Schatz kann man nicht ohne Furcht empfangen! Jetzt aber halt' ich ihn fest, mit Hand und Herzen und ganzem Leben! Gottes reichsten Segen über Dich, Geliebteſte! Empfinde, wie er mir zu Theil geworden ist!

Ewig Dein treuer

Varnhagen.

An Varnhagen in Mannheim.

Frankfurt a. M., Freitag, den 27. September 1816.

Herzgeliebter Freund! So eben komme ich nach Hause — halb 1 Uhr — von Rouſsen mit Delsner und Doren, nach einem Trunk Schokolade, in einer Art Jeſty-Laden, den mir Delsner auf dem Römerplatz zuwies: und finde außer Deinem Brief noch zwei; ich erbreche die anderen erſt, da ich ihre Hände nicht

kenne; einer ist von Jenny Haas, der andere von Fräulein Varenhagen, beide äußerst freundlich; Jenny's wirst Du dafür mittheilen, was ich Dir in Betreff meiner schreibe.

Höre also, Pattenfehn! Liebes, treues, geliebtes Herz, mit der Zitterhand; mit der galanten; die mir so herzklebend schreibt! Lieber! Gestern Abend war vollkommener Polterabend bei mir. Denk Dir, einen erdentlichen Thee, im Füerth'schen Mittelzimmer, welches ich auch habe, immer. Ich lud Fräulein Maas, und zu ihr Oelsner, weil sie ihn sollte kennen lernen: der kam gerne, nur bat er mich, einen schlesischen Baron mitbringen zu dürfen, der ihm empfohlen ist, und den er für den Abend über sich hat; Kloch heißt er, eine Art Riesenmensch, mit schöner Gesichtsbildung, unendlich deutschem Ausdruck, langsamer westphälischer Sprache, Unschuld im Gesicht, aber zu deutliche Mienen und ungemischte Aufmerksamkeit; ehrlich in angenommenen Meinungen; von der Schweiz und England kommend, nach Hause über Bamberg etc. reisend. Den ließ ich kommen. Frau von Schlegel und Auguste von Mergefeld mußten auch kommen, auch wegen der Maas, und Jettchen Mendelssohn's Bekanntschaft. Ich lud auch Hrn. von Fürth. Alle kamen. Die Maas bedrückend: und beinah eben so Oelsner: es war das ununterbrochenste, lebhafteste, lustigste Gespräch. Mit Erzählungen, Lachen, Geben, Anekdoten; über Theater, Kunst, deutsche, französische, über die Bethmann, Schröder, Talma, Ellevien, Flock, Rancourt, Rollen, Stücke, Grüner, Mannheim, Karlsruhe, hier etc. etc. ohne alle Prätension, ohne allen Verlag. Scholz war auch da, der Fräulein Maas in Wiesbaden gesehen hatte. Alle hatten sich bis 10 Uhr, wo ich sie dann mit Oelsner und Fürth nach Hause brachte — die Maas wohnte noch im Weidenhof — vortrefflich amüsirt, sie sagten's, und äußerten's durch Lachen, Beleb-sein, und Bleiben. Frau von Schlegel sagte, für Auguste wär's ein Fest gewesen: eine Aktrice! — Auguste erzählte drauf, wenn Pilat's in Wien eine Loge hatten, habe ihr das Herz geschlagen, bis sie genußt habe, sie ginge mit. Alle bedankten sich; und die Maas so, — zum Schämen: ich will ihr ferner alles Gutes thun. Ein Landsmann in der Fremde, eingesehenste Pflicht seit Prag. Wenn ich kann, bring' ich sie zu Frau von Humboldt, die hat heute eine Migraine: und hat mich zum Abend zitirt. Es ist schönes Wetter, ich will mit Frau von Schlegel die Danneckersche Ariadne im Bethmann-

schen Museum vorher sehen: ich hab' sie schon gesehen: mündlich darüber. So viel: modern, also nicht bildsäulig. — Se, mein theurer Freund, war mein Polterabend: hundertfach fehltest Du!

Höre aber, was ich diesen Morgen ausgedacht, beschlossen, und zum Theil ausgeführt. Ich ließ mir Oelsner vor die Thüre rufen. Sagte ihm, Dienstags sei Komödie in Darmstadt, den nächsten wollte ich so hinfahren, daß ich gegen 5 Uhr dort sei; ob er mit wolle; dann wollte ich Dir schreiben, daß Du Dich zu ebenderselben Zeit dort einfindest, wir gehen mit einander in die Komödie, souriren, er fährt Mittwoch nach Frankfurt zurück, wir nach Mannheim. Er nahm den Vorschlag mit wahrem Entzücken an. Kommt der General mit: desto besser! Wir steigen in dem Wirthshaus ab, wo wir, als wir das erstemal nach Mannheim fuhren, gleicher Erde speisten. Gefällt Dir das? Mir sehr. Es ist sehr gut, wenn Du Oelsner sprichst: ja sogar, wenn der General ihn spricht. Mache nur, daß Kalb's Kutscher kommt, Gley spricht mir auch davon. Wenn der nicht kommt, nehme ich hier einen Wagen zu Dienstag. Adieu. Liebster Engel! Ich freue mich sehr. Zu allem: zu Darmstadt und Mannheim! Adieu, adieu! Deine

N.

Die kandirtesten Grüße an Alle. Dein Brief soll mit diesen auf die Post. Frau von Schlegel und er grüßen: er durch Briefe.

Der Mahler Büri ist hier, der geht gewiß auch, sich von Boisserée's in Heidelberg beschwagen lassen. Die Bilder bleiben am Ende noch für schweres Geld in Köln, welches wir nicht behalten; und die spanischen Violets (Romantiker) lachen die Berliner saubern Protestanten aus. Gerne schrieb ich dies an Stägemann! Weiß ich's weiß. — Der Oberhofmarschall Edelsheim ist alle Augenblick von Karlsruhe hier. Heute auch.

An Rahel.

Mannheim, den 27. September 1816.
Freitags Vormittags.

Geliebte, theure Rahel! Eben erhalte ich Deinen lieben Brief vom 26., und eile Dir zu antworten. Ich gehe morgen

saur

BIBLIOTHEK DER DISCH. LITERATUR
VARNHAGEN VON ENSE, K. A.

3-598-53028-5
FM. 1218/012

früh nach Karlsruhe, wo ich am Sonntag bei Hofe vorgestellt werden soll, wie mir Herr von Hacke in einer so eben eingetroffenen Antwort auf mein Schreiben, womit ich das des Herrn von Küster übersandte, anzeigt. Nach abgemachter Sache, die mich höchstens zwei Tage aufhalten kann, bin ich sogleich wieder hier, wie Tettenborn ausdrücklich verlangt.

Johanna Eunike sang gestern „Fanchen" mit größtem Beifall, und wurde eifrigst herausgerufen; ich lade sie zu morgen Mittag ein, um bei Tettenborn mit ihrem Vater, der schon seine Aufwartung gemacht hat, zu essen, wobei ich selbst aber nun nicht gegenwärtig sein werde. Deine Empfehlung hat Frucht getragen, wer weiß ob ohne Philippsborn's thätige Veranstaltung das Herausrufen so völlig gelungen sein würde!

Die Frau Generalin ist auf dem besten Wege mit ihrem Befinden. Auch das kleine Kind bessert sich, und Pappel, trotz des Zahnens, sehr munter. Graf Arz verläßt das Zimmer noch nicht. Alle grüßen. Leb wohl, geliebte Rahel!

Ewig Dein treuer

Varnhagen.

Kasi's schicken ja den Kutscher zu Dir, da kannst Du das Weitere abreden; wenn er keinen Wagen zur Bache hat, so wirst Du freilich bei einem Frankfurter Kutscher Rath holen müssen. — Bringe mir doch ein paar Ellen pour le mérite Band mit, und lasse bei Varrentrapp fragen, ob er etwas für mich hat! Das Fermat entschuldigt sich!

An Adolf von Philippsborn in Mannheim.

Frankfurt a. M., Freitag, den 28. September 1816.

Lieber Philippsborn! Jetzt bedarf ich Ihrer Klugheit! Ich habe gestern — welchen Brief er heute in Mannheim bekommt — Varnhagen geschrieben, ich würde Dienstag nach Darmstadt fahren, wohin er mir von Mannheim entgegen kommen soll, und von wo wir Mittwoch zusammen nach Mannheim fahren wollten. Heute erhalte ich nun einen Brief von Varnhagen, worin er mir schreibt, daß er Sonnabend nach Karlsruhe ginge, wo er den Sonntag vorgestellt wird, und den Montag noch etwa bleibt, und dann nach Mannheim zurück-

geht. Ich habe mich nun entschlossen — auch noch durch andere Bestimmungen — bis den Donnerstag gewiß hier zu bleiben. Wie mache ich nun, daß dies Varnhagen geschwind erfährt, und nicht etwa in seiner Güte für mich gradeswegs von Karlsruhe über Heidelberg nach Darmstadt zu meinem Rendezvous kommt? (Ich will gerne noch hier Gräfin Pappenheim sprechen, die herkommt und mich sehen will.) Ueberlegen Sie dies mit dem General, dem ich mich ewig von neuem empfehle, und trifft die Post von Mannheim Varnhagen nicht mehr sicher, so schicken Sie ihm meinen Brief gleich mit einem Expressen, und mit diesem Zettel dazu: das wird das Beste sein. — Auf baldiges und gutes Wiedersehen! Dienstag ist die erste bundvorbereitende Konferenz im Taxis'schen Palast, sagte mir heute Senator Smidt. Ich verlasse mich auf den Expressen! R.

Sagen oder schreiben Sie nur Varnhagen, Donnerstag, Dienstag und Sonntag wäre Komödie in Darmstadt, drum wollte ich solchen Tag hin: die Mlle. Maas hätte mir Gutes vom Theater gesagt. Und schicken Sie den Expressen gleich: und einen sicheren: und das Haus gut beschrieben. Waltherngasse Nr. 7. Zweiter Stock.

Frankfurt a. M., Sonnabend, den 28. September 1816.

Lieber Philippsbern, eben nachdem ich meinen heutigen Brief an den General abgeschickt habe, kommt jemand zu mir, der mir sagt, ich habe ihm heute unter dem richtigen Monatsdatum geschrieben, aber auch den Wochentag Freitag fälschlich dazu gesetzt. Nun fürchte ich, ich habe ebendasselbe in Ihrem und Varnhagen's Brief gethan: und dadurch eine Konfusion gemacht. Benachrichtigen Sie doch gütigst auch Varnhagen davon, durch diesen Zettel. Pardon, pardon! Ihre ergebene

Friedrike Varnhagen.

An Varnhagen in Mannheim.

Frankfurt a. M., Freitag (Sonnabend), den
28. September 1816. 11 Uhr.

Möchte Dich doch auch der Tag angenehm berühren! Aber es geschieht schon; denn eben jetzt ungefähr erhältst Du meinen gestrigen Brief mit dem Darmstädter Vorschlag — Eins bitte ich Dich, wenn es etwa ein wenig schwer ginge oder zu kombiniren wäre, lasse es! (Dies Papier mit dieser Feder macht mir Nervenirritation, ich nehme grobes!) trotz unseres Vergnügens. — Manche Tage fangen mit lauter Angenehmem an: beim Aufstehen erhielt ich ein überaus freundliches Billet von Frau von Humboldt, worin sie mich zu einem häuslichen Mahle zu morgen Mittag mit Mlle. Maas ladet: da ich sie ihr doch hätte bringen wollen etc. Ich war gestern Abend dort, und sagte ihr davon. Männlich mein und ihr ganzes Betragen. Es wird die Maas sehr freuen. Heute Abend bin ich mit ihr bei Frau von Schlegel. Kurz, sie hat ihren Trost gefunden: eingenommen bin ich gar nicht von ihr; sie ist begriffles, und un tant soit peu gemein: aber die Kunst, höhere, wenn auch dumpfe Stimmung hat sie berührt; Goethe das Aug' auf ihr gehabt: sie bedarf als Reisende, und Bürgerliche, Schutz, und muß ihn bei den besten Landsleuten am gewissesten finden.

Als ich auf der Humboldt Billet geantwortet, und meine schönen Haare um mich hingen, kam Senator Smidt, und brachte mir die hübsche hanseatische Denkmünze für Dich, mit dem hübschen Bande. Er weiß nicht recht, wie er das Diplom, welches dabei ist, auszufüllen hat: und trug es mir so vor, als wünsche er in den Zwischenraum, wo Dein Name und Stand kommen muß, etwas hinein zu setzen; zu drehen, nannt' er's. Nun will er von Dir wissen, wann Du in Bremen gewesen, wie das etwa war, und was Du damals warst; weil doch die Rede von Anno 1813 und 1814 ist. Ich schlug vor, Dir die Abschrift vom Diplom zu schicken, er ließ es mir; fand dies gut, und nun möchtest Du selbst vorschreiben, was er hinein setzen soll. Namen und Karakter in jedem Fall. Die Hamburger wollten sie Dir nicht geben. Er hat auch hier mit Perthes drüber gesprochen; also schrieb er nach Bremen: und hier ist sie nun. Hast Du eine brave Frau? die Dir alle

Tage etwas anderes schreibt? Und wenn es sich nur an mich anhakte, so wär' es, ist es Verdienst; wie jedes Glück.

Dienstag ist die erste hundvorbereitende Konferenz, erzählte mir Senater Smidt auch. Der Minister, der in Töplitz Stube an Stube mit uns wohnte (Herr von Plessen), brennnelte auch gestern schön mit Humboldt. „So ist die Politik! und so geht die Welt!" sagte Pauline einmal zu Gentz, bei dem ersten so blies sie leise hin, bei dem zweiten beschrieb sie mit den Armen große Kreise. Solch Brennnlen ist im Wind verkauft. Smidt meint, Du könnest immer inkognito Einmal hierher kommen. Nach Deiner Großherzog-Vorstellung mein' ich. J! nun, Du wirst schon Oelsner sprechen; der meint auch viel. Der will, ehe er die Tafel aufhebt, vom klarsten Wein einschenken. Er ist wähtend. Unserem Loschenkandesch-Reder (Otterstedt) hab' ich die Maas gar nicht vorgestellt; das dient und nützt zu nichts: von dem kann ich nur noch mimisch mündlich erzählen! so sehr ist er mit Vergabsgeschwindigkeit seine eigne Karikatur geworden. Ein künftiges Starrbild der Hohlform dieser Zeit, an dessen Möglichkeit ich für unsere Nachkommen schon zweifelte. Ein Hofmarschall-Lieutenants-Adjutant, als Polizeikommissairs-Minister, kurz, ein Militair- und Civil-Amts-monstre. Zeige das dem General. Ich grüße Alle herzlich: viele tausend Empfehlungen der Generalin! Deine R.

Vielleicht noch ein Wort auf Deinen heutigen Brief! Die Einlage an Jenny Kast siegle zu! Lieber! — Frau von Humboldt ist sehr eingenommen von Roberts „Kämpfen der Zeit": ich sagte ihr, „der König" sei das schönste: den Gesang kannte sie noch nicht. Sie las mir gestern göttlich aus der „Schuld" vor. Ich finde doch Goethe'ns neustes Buch bei Dir?

2 Uhr Mittag.

So eben, lieber Sohn, komme ich von Mad. Klee und Mad. Stephan Guaita nach Hause, die ich beide vergessen hatte; Mad. Guaita war mit Frau von Berstett bei mir gewesen, ohne mir eine Karte zu lassen; und sagte mir, Gräfin Pappenheim hätte sehnsüchtig nach mir gefragt, und ob ich nach ihr gefragt hätte? die Gräfin käme schon die andere Woche, denn sie müsse den 18. Oktober in Berlin sein, so habe Otterstedt, der gestern bei ihr war, berichtet. Das verdroß mich sehr nicht

gewußt zu haben! — Nun aber finde ich Deinen kleinen Brief, der mir sag', daß Du morgen dem Großherzog vorgestellt wirst, etc. Nun will ich Dienstag noch nicht abfahren; sondern Donnerstag. Aber Dir noch vorher schreiben: denn um zwei oder drei Tage noch erwarte ich die Gräfin Pappenheim. Adieu. Liebes Herz!

An Ludwig Robert in Mannheim.

Frankfurt a. M., den 29. September 1816.

Mit Bestechung geht alles, lieber Bruder! Ich habe Frau von Humboldt ein klein wollen koquelikot Tüchelchen (für Einen Gulden und vierzig Kreuzer) geschenkt: und sie will Deine Subskriptionsliste übernehmen! Ohne Scherz! Als ich Dich ihr gestern zu Füßen legte, sagte sie: „Grüßen Sie Ihren Bruder! Er soll mir sein Gedicht schicken!" Und da konnt' ich denn Dein Gesuch gut anbringen. Ich that's; sie meinte, sie wolle das Mögliche thun, aber sie hätte so wenig Bekanntschaft: ich sagte, diese würde, wenn sie ein Wort sagte, wieder das Mögliche thun. Sie will also. Schicke ihr nun das Gehörige. Auch er mußte mir den Agamemnon schenken, so sprach ich; ich bilde mich immer mehr aus! — Das ist keine Kunst! bloß ein Entschluß. Empfehle mich dem General noch Einmal zum Gesandten: ich prahle auch nicht, sag' ihm; denn ich hätte gleich gestanden, wie mir Frau von Humboldt zuvorgekommen ist. Muth hab' ich auch, das hab' ich mir diese Woche bewiesen. Ich adressire Dir den Brief, weil ich fürchte, der General könne über Land sein. Ich reise morgen Dienstag nicht ab. Deine R.

An den General von Tettenborn in Mannheim.

Frankfurt a. M., den 30. September 1816.

Nachdem ich gestern Mittag meinen Mannheimer Posttag an meinen Bruder besorgt hatte, fuhr ich zu Frau von Humboldt zu Tische, wo ich Herrn von Otterstedt fand; er sagte mir gleich: „So eben schickte ich Ihnen zwei Briefe, einen von

Berlin, den anderen von Mannheim.“ Mit dem letzteren, glaubt' ich, irr' er ſich; weil ich vor einer Stunde einen von Robert erhalten, und bereits geantwortet hatte. Als ich aber nach Hauſe kam, war es doch einer von Ihnen; der herzfreundliche, den ich gebührend in meine Seele aufnehme. Es that mir unendlich leid, nicht gleich nach Gneiſenau gefragt zu haben; welches aber heute oder morgen geſchehen ſoll; und Sie gleich von mir darüber unterrichtet werden ſollen. Ich bin gar gerne Ihr Geſandtſchaftsſekretair! — und überhaupt der Meinung, daß Geſellſchaftsfrauen an die Geſandtſchaftsorte ausgeſchickt werden ſollten; wie die Dinge einmal ſtehen. In dieſem Beſtreben dann, für Sie, hab' ich andere kleine Neuigkeiten ergattert. Erſtlich, fährt heute die Frau Großherzogin von Darmſtadt zum Beſuch nach Homburg; welches in ſeiner Art ein Evenement ſein ſoll; weil die Homburg'ſchen erſt ſouverain geworden, und ſonſt Darmſtadts Vaſallen waren: auch ſoll die Anweſenheit unſerer Prinzeß Wilhelm mit dem Gemahl doch auch zu der Ehre und dem Entſchluß beigetragen haben! Sie ſehen gewiß lachend — Sie lachen auch wenn Sie ernſt ſind —, daß neben dem Ackern für den reinen Waizen, den der Bundestag tragen ſoll, dicht, unbekümmert, und ſtolz ganz andere und alte Pflanzen treiben, wuchern, ſich vermehren; weder Ceres mit der Aehrenkrone, noch andere Götter mit Wage und Schwert fürchten; die Erde auch für einen Planeten halten, wo man auch Krone, Wage, und ſogar den Donner in Vierpfündern zu machen weiß; der Schwerter und anderer Dinge nicht einmal erwähnend! Morgen kommen die Herren im Taxis'ſchen Palaſt zu freundſchaftlichen Beſprechungen zuſammen. Unſer Miniſter (Humboldt) will zu Fuß hingehen, weil man es mit Freunden nicht genau nehmen darf; und ihm dann verzeihen muß, ſollte der Beſprechungsſaal Straßengruß durch die Fußbekleidung in dem Regenwetter erhalten: dem Syndikus Gries aus Hamburg iſt die Morgenſtunde 10 eine verhaßte: er rechnet ſie zum Sonnenaufgang, behauptend, der ſei für Städter zum Schlafen gemacht, und jede — ja ohnehin — zum Bundestage gut; er wollte ſchön ſagen; mein' ich. Der Saal ſoll unzuſammenhängend, ſtörend in Farbe und Form, dekorirt ſein. Ich halte dies für eine ruse zu künftigen Ausreden; ſo klug iſt man auch! Zum 18. Oktober hingegen ſoll als Feſt der neue Senat hier inſtallirt werden: Humboldt aber meinte ganz disappointed — er hatte ſich nach dieſem

Feste erkundigt — dies würde schwarz sein, und gar kein Fest; nun wolle er auch den Tag nach Mainz hinüber; da wären doch noch preußische Soldaten! Ich meine aber, diese Gesellschaft wählt er nur, weil sie ihn nicht kennen; er nichts mit ihnen zu thun haben, oder höchstens von ihnen traktirt werden kann. — Am gescheidtesten hat es Herr von Bethmann gemacht; der als nicht zu berechnender Geschäftsmann seit gestern Morgen, unverhofft und unverbereitet, einen schon längst vom Magistrat erhaltenen Paß auf unbestimmte Zeit, von Herrn von Ottersteht visiren ließ, da es Sonntag und die Rathsstube zu war, und so nach den Niederlanden sieh. Ohne Abschied von Humboldt, noch irgend jemand. Sollte das auf neuen Krieg deuten? oder, dem Bauer Adam Müller zum Trotz, und meiner Meinung nach, auf tiefe Friedensliebe in Bethmann's feinem Herzen; die schon Senat und Bundestag für angehende Fehde hält, und lieber zu den holländischen Handelsfreunden flieht: falsche Gevattern, Gesandtenfreundschaft, Rathsherrnkrause, Kaiser und König meidend! Mir giebt die Flucht zu denken. Es bleibt mir nichts, als meine Aufmerksamkeit auf alles zu verdopplen. Sie sollen von allem schnell, und gehörig unterrichtet werden. —

Meines Bedünkens könnten Sie wohl nach Darmstadt kommen; ich glaube, gegen Abend hinkommend, dann im finsteren Theater; Sie könnten's nachher abstreiten! Doch müssen Sie's besser verstehen: da Sie auch das Lokal kennen, und ich nicht. Ich gedenke noch immer, nun den Donnerstag Abend in Darmstadt in die Komödie zu gehen: warte aber noch auf eine Varnhagen'sche Antwort, und schreibe selbst noch Einmal bestimmt darüber. Heute Mittag bekomme ich gewiß noch Briefe aus Mannheim, und muß vielleicht hier noch ein Wort hinzuschreiben. Indeß empfehle ich mich besten Herzens; sowohl Ihnen, als der theuren Gemahlin! Bald nun werd' ich's mündlich versuchen. Ich glaube aber, als Kommissionair bin ich hier amüsanter?! Ihre ergebene Friedrike Varnhagen.

Dieser Brief ist auch natürlich für meinen Gemahl; wie seine immer für Sie. Dem theuren Onkel, Grafen Arz, meine besten Wünsche, und Empfehlungen! M. Bachelu et M. Philippsborn mille choses aimables. Noch Einmal! Morgen Dienstag reise ich nicht von hier ab.

An Rahel.

Karlsruhe, den 30. September 1816.

Montag Vormittag.

Geliebte, theure Rahel! Gestern erhielt ich Deinen lieben, lieben Brief vom 27., heute den vom 28., nebst dem an Philippsbern gerichteten von diesem überschickt! Ich wollte schon heute abreisen, um morgen in Darmstadt zu sein, aber mit der neuen Nachricht von Dir kam auch hier ein Hinderniß, nämlich eine Einladung zum Mittagessen bei der Frau Markgräfin heute um 3 Uhr. Nun will ich morgen fortgehen, es müßte mir denn zu Mittwoch Abend meine Vorstellung bei der Großherzogin, die ich noch nicht gesehen, angesagt werden, in diesem Falle bringt mich die Nacht zum Donnerstag früh nach Mannheim, und der Tag von dort zum Abend nach Darmstadt, wo ich am Donnerstag Abend in jedem Falle eintreffe, wenn Du es nicht inzwischen für einen anderen Tag bestimmst und verspätest, worüber ich in Mannheim, oder über Mannheim nach hier Nachricht empfangen würde. Daß die Großherzogin mich später als am Mittwoch sehen wollte, ist ein unwahrscheinlicher Fall, es müßte denn zum Samstage sein, und den erlaubte ich mir zu versäumen!

Daß Du Gräfin Pappenheim sprächest, fände ich auch sehr angenehm und vortheilhaft. Ich freue mich sehr auf Oelsner, und bin mit ihm entrüstet über die Behandlung, die ich für uns am beklagenswerthesten ausfallen sehen müßte, wenn wir ihn darüber zu verlieren das Unglück hätten!

Gestern wurde ich Vormittags dem Großherzog, Nachmittags der Frau Markgräfin und der Prinzessin Amalie vorgestellt. Vorgestern war ich hier eingetroffen. Herr von Hacke hatte schon mehrmals geschickt, ob ich angekommen wäre, und mich zu Tische gebeten. Ich fuhr mit Trauttmansdorff hin, der mir durch Frau von Wechmar ebenfalls schon im voraus seinen Wagen hatte anbieten lassen. Hacke war wie umgewandelt; meinetwegen! ich will erst sehen, ob es Bestand hat. Frau von Wechmar freute sich ordentlich mich zu sehen, ließ mir Kaffee machen etc., und zeigte sich überaus liebenswürdig, besonders in dem theilnehmenden Verlangen nach Dir, geliebt-

teste Rahel! Die besten Grüße von Allen! Frau von Freistadt hatte Dich mehrmals besuchen wollen, ihr Vater, der nach Berlin zurückreist, hat mich heute besucht, und bedauert, Dir nicht seine Aufwartung machen zu können. Herr von Maltitz sagte mir auch, daß er Dir seine Aufwartung habe machen wollen, und daß ihm Frau von Walich mit großer Werthschätzung von Deiner Bekanntschaft gesprochen.

Ich sage nichts Liebes mehr in diesem Brief; er soll bloß Nachrichten geben! Leb wohl, meine geliebte, einzige Rahel! Sei recht gesund und vergnügt! O wär' ich doch bei Dir!

Ewig Dein treuer

Varnhagen.

An Varnhagen in Mannheim.

Frankfurt a. M., den 1. Oktober 1816. Dienstag.

In drei Tagen hab' ich nichts von Deiner Hand gesehen! Es that mir sehr leid! Heute erwarte ich aber eine Zeile aus Mannheim, wo Du schon gestern warst, oder eine von vorgestern aus Karlsruhe. Arm Jüngcken! Wie ist Dir's denn gegangen? Ich habe recht gesorgt — und auch das mit Plaisir — für Kaffeemachen, Thee, Deine Bequemlichkeit, die wüste, öde, einsame Empfindung im Hause; den Ennui, oder etwanigen Aerger außer dem Hause; den Wagen, die Kleider, das Ankleiden! Die Hin- und Wegreise. Mit Einem Wort: alles!

Gestern im Theater, wo ich mit Mlle. Maas den Sänger Wild von Wien als „Don Juan" in seinem Benefiz sah, hab' ich Oehler vom Darmstädter Theater gesprochen, der mit Grüner, dem guten, dazu hergekommen war, und der sagte mir: es würde erst Freitag in Darmstadt gespielt, und nur bei Mlle. Maas Anwesenheit den Donnerstag als Ausnahme. Ich fahre also definitiv, und der Freund, der mitkommt, weiß es auch schon, den Freitag nach Darmstadt ab, wo ich Dich, liebe Seele! finde, und wir miteinander in das Theater gehen. Mit der Gräfin Pappenheim war es bei mir mehr geflissentliche Redensart für das Volk: kommt sie aber bis zum Freitag, so soll es mich freuen.

Sag dem General, mit Loschenkaudesch (Otterstedt) sei gar nichts mehr anzufangen; ich habe ihm diesen Morgen geschrieben, um zu erfahren wo Gneisenau ist, und die nächste Zeit sein wird, darauf läßt er mir mündlich sagen, er würde zu mir kommen. Das heißt nun gar nichts; der E...! denn er kommt nicht: er hat aber Unrecht. Er kennt die Puissancen nicht. Glaube nicht, daß ich persönlich gegen ihn aufgebracht bin; nein! Er hat sich nur bei Mephistopheles (Humboldt), wo ich mit ihm zusammen war, so entsetzlich pleutrig, sage pleutrig, aufgeführt; und dergleichen indignirt mich eine Minute. Ich werde aber doch noch heute über Gneisenau erfahren, was der General wissen will. Gestern war auch die Großherzogin von Darmstadt mit Prinz Georg von Mecklenburg-Strelitz in „Don Juan", und Prinz und Prinzeß Wilhelm in einer anderen kleinen Parterre-Loge. Nun weiß ich nicht, ob der Besuch der Großherzogin in Homburg schen Statt gehabt hatte, oder erst heute mit der Bundeseröffnung hervorstürzen wird. Baiern soll Mannheim wiederbekommen, sagt man; und da könne eine Ecke Darmstadt mit abgekratzt werden; dies soll Höflichkeiten, von sonst stolzen Leuten, gegen uns erzeugen, und sie visitig machen. Diesen Mittag speis' ich bei Baron Barthans, welchen ich noch nicht sah; und der so eben bei mir vorgefahren war; auch er war gestern in einer Parterre-Loge nicht gar zu weit von der Großherzogin. Es war brillant-voll. Wild ist ganz schlecht. Die Erbprinzeß von Darmstadt (Schwester des Großherzogs von Baden) ist eine sehr liebenswürdige Person; ich wollte beim Herausgehen Prinzeß Wilhelm aus vaterländischer Kunstliebe sehen — ich finde sie so sehr schön und angenehm —, und sah diese für mich neue Prinzeß, anstatt meiner Fürstin. Zum Thee bin ich heute bei der sächsischen Legationsräthin Gebhardt; mit der ich neulich eine Erkennungsszene von Dresden her hatte, die ich Dir vorspielen werde. Charmante Leute! Ich ginge aber auch hin, wenn sie's nicht wären, weil es Sachsen sind, und es unser Fürst Kanzler eben so macht. Man muß immer im Sinn seiner Regierung handlen. Mein eigentlicher Fürst aber, mein für die Sachsen portirtes Herz, wollte es ohne allen Kanzler auch; und Dresden ist mein Augapfel. Dann möchte ich heute auch noch Frau von Humboldt sehen, und weiß das nicht zu kombiniren; da auch das Wetter in allseitigem Sturm sich verdrießlich und uns Menschen unbequem abmüdet. Doch werd' ich im späteren

Abend hinzielen. Gestern war Stephan Gualtz mit seiner Gemahlin bei mir; sie ist klüger, als er; sie sind aber beide sehr von Frau und Herrn von Tettenborn eingenommen: sie also aus besseren Gründen: ich lasse sie also beide darum schon gelten. Auch Christian Schlosser, der Doktor, sprach mir mit großem Interesse, Achtung, und einer zu billigenden Neugier, und Lob, von der Generalin: und ließ sich gerne Gutes von ihm erzählen. Alle Menschen sind klüger, und dümmer, wenn man sie genauer kennen lernt.

Ich kann Dir gar nicht sagen, wie entzückt der Freund (Delsner) über den Zeitungsartikel, den Einsiedler betreffend, ist: er sagt, dieser Artikel sei ein Wechsel auf Preußen, welcher es acceptiren müsse; er lacht vor Vergnügen! und erzählt, daß er großes Aufsehen mache. Loschenkaudesch (Otterstedt) habe ihn schnell in alle Blätter befördert, wenn er auch nur dunkel wisse, was er bedeute. Auch Dorothea (Frau von Schlegel) fragte mich schon nach dem Zusammenhang; Du, meint' ich, wüßtest dergleichen an den Fingern, ich nichts: in zwanzig Tagen hätte ich kein Blatt gelesen. Dies, wovon die Rede ist, wies sie mir! Es freut mich sehr, daß Du den Freund sehen wirst: es ist für beide ersprießlich. Schreiben kann ich nicht mehr: es macht mir Augenkrampf; und dieser auf viele Stunden allgemeinen. Schreibt dies Markus; und, da ich heute zusammenrechnete, wer alles Antwort haben will, so waren es neunundzwanzig Personen, ohne die vergessenen; schreibt ihm, wie viel ich Euch aus der wichtigen Stadt, und meinem Standpunkte hier, mittheile: und, daß ich eine arme kranke Putte wäre. Und mich todt quälte mit den Gedanken an sie zu Hause. Bei Gott im Himmel wahr! Adieu donc! Deine R. Ich küsse und liebe Dich doppelt.

Halb 2 Uhr.

Der Briefträger war schon hier, und brachte mir, anstatt einen Brief aus Mannheim, den einliegenden hier an Dich adressirt. Was ist das für eine Dummheit, den nach Frankfurt an Dich zu schicken? Ich bin ganz disappointed. Vielleicht kommt doch noch ein Brief von Dir. Adieu! Warum antwortet Bollmann nicht?

An Rahel.

Mannheim, den 2. Oktober 1816.

Mittwoch Vormittags.

Deinen gestrigen Brief, geliebte, theure Rahel, empfange ich schon wieder hier, wo ich gestern Abend durch Sturm und Regen glücklich angekommen bin, und alles nach vorübergegangenen kleinen Unpäßlichkeiten wieder wohlbehalten fand! Ich habe mich von Karlsruhe schnell wieder aufgemacht, ohne die nähere Bestimmung meiner Vorstellung bei der Großherzogin zu erwarten, und dem Herrn von Hacke schriftlich angezeigt, daß ein unvollendetes Geschäft mich wieder nach Mannheim rufe, wie ich aus größerer Sicherung auch dem Großherzoge selbst und der Frau Markgräfin mündlich gesagt. Es ging in Karlsruhe alles recht gut; aber der Ort, die persönliche Einsamkeit, in der ich mich fand, waren mir diesmal besonders schrecklich!

Also am Freitage nun ganz gewiß treffen wir uns, geliebte Rahel, wie ich mich dazu freue, das kann Dir dieser Brief nicht sagen, dazu gehörten alle vorigen! Mir ist wie einem, der dem Ertrinken nahe und schon hinsterbend mit angstvollem Herzen sich dem Ufer genaht erblickt. Ich fahre am Freitage früh von hier ab. Außerordentlich freue ich mich auf Oelsner, dessen Zufriedenheit mit dem Bewußten mich sehr beglückt! Die blinde Geschäftigkeit des Mannes, den Du mit so schreienden Aehnlichkeitszügen bezeichnest, hat also diesmal gut gethan, aber ihm selbst am wenigsten, man kann ihn nicht anerkennen, er thut auch das Gute aus den schlechtesten Gründen.

Der General Bachelu grüßt Dich mit den schönsten und ehrerbietigsten Grüßen, und bittet wie folgt: Herr Teste, obwohl in häufigem Verkehr mit Humboldt, wagt es nicht, ihm ein Wort für die geflüchteten Liebenden zuzumuthen, er hat durch Bachelu den Umweg zu mir genommen, um Dich darum zu bitten; die Sache ist nämlich, daß der Fürst von Hessen-Homburg die für jene Liebenden erforderliche Naturalisation in seinen Staaten zu gewähren geneigt, aber noch etwas zweifelnd ist, welches durch ein Wort des Antheils, das Humboldt ihm

sagen möchte, gleich gehoben wäre: willst Du nun Humboldt's Theilnahme durch ein Zeichen der Deinigen dafür zu erwecken suchen? Ich denke Du sagst ja, und lasse daher den General an Teste schreiben, daß er sogleich morgen noch zu Dir gehe, um die Zeit vor der Abreise noch wo möglich nutzen zu können.

Ich denke heute und morgen noch recht fleißig zu sein; ich habe ein Schreiben vom Fürsten Staatskanzler (eigentlich die Abschrift eines Schreibens an Küster) erhalten, zufolge dessen ich meine Berichte an den Staatskanzler durch Küster einsenden, er aber alle Geschäfte in Karlsruhe an mich gelangen lassen soll. Ersteres ist aber ganz unmöglich, und ich muß darüber an den Staatskanzler und an Küster schreiben. Uebrigens ist das Schreiben sehr zu meinen Gunsten, und es wird obendrein mein Titel als Geschäftsträger und Minister-Resident angegeben, was aber doch wohl bei näherer Beleuchtung wieder verschwinden dürfte!

Daß ich die Sendung von Varnhans erhalten, ist mir sehr lieb, aber ich sehe nun, daß zwei frühere nicht angelangt, welches mir sehr verdrießlich ist! Lasse doch ja bei Varrentrapp fragen!

Alle grüßen! Deine Briefe sind vortrefflich, so viel Inhalt und solche Form, die wieder Inhalt wird!

Beifolgender Brief von Wangenheim ist mit einer Schrift von ihm durch Cotta an mich gelangt. Leb wohl, geliebte, theure Rahel! meine wahre, einzige Freundin, mein ganzes Herz und Leben!

Ewig Dein

Varnhagen.

Zum Freitag also in Darmstadt!

An Smidt's tausend Grüße, ich schreibe ihm bald!

Wilknitz war gestern hier, aber ich kam zu spät an; er ist heute nach Ems gereist, wo er Adelheid Pappenheim — sehen wird. Ich höre im geheim, daß er dem General Pappenheim als Schwiegersohn schon recht wäre.

An Varnhagen in Mannheim.

Frankfurt a. M., Mittwoch, den 2. Oktober 1816.

Nur zwei Worte, mein August! So eben halb 3, alſo ſpät, erhalte ich Deinen Brief aus Karlsruhe von Montag dem 30. September, und eben auch durch Otterſtedt einen von Philippsborn ohne Datum — worüber ich mich todt beße: ärgeres kann man mir nicht thun! Ich muß alſo nun kombiniren, daß Du geſtern, Dienstag, noch zum Poſtabgang nicht in Mannheim warſt. Ich wiederhole noch Einmal, daß ich den Freitag abreiſe, und um 4 Nachmittags mit Oelsner in Darmſtadt in dem Wirthshaus bin, wo wir gleicher Erde ſpeiſten, als wir das erſtemal nach Mannheim fuhren. Ich komme in einem guten Wagen; Du brauchſt alſo nur einen bis Darmſtadt; zurück kannſt Du ganz bequem mit mir den anderen Tag nach Mannheim.

Du wirſt aus den Berliner Zeitungen wiſſen, daß Herr von Jordan zu Gränzberichtigungen nach Warſchau gereiſt iſt. Gneiſenau iſt noch zur Zeit in Teplitz; und wird dann nach ſeinen Gütern gehen. Morgen ſchreib' ich dies noch genauer, und adreſſire es dem General, da es übermorgen erſt ankommt. Humboldt war in Stromregen wirklich zu Fuß nach dem Bundespalaſt gegangen. Sie wechſelten Vollmachten: wovon manche ſehr närriſch geweſen ſein ſollen. Viele Herren wollten einen Zug halten und zu Kathedralen und Kirchen wandlen vor dem ächten Anfang der Bundesverſammlung. Humboldt hat das beſeitigt, und ſich überhaupt durch Beſcheidenheit mehr Zutrauen erworben: er ſaß dem Grafen Buel links. — Nun bald mündlich meine ſchönſten Grüße für den General, und die beſten Wünſche für ſie. Nach Dir ſehn' ich mich. Deine

R.

An Varnhagen in Mannheim.

Mannheim (durchstrichen), Karlsruhe (das Nest will mir nie einfallen!), den 19. Oktober 1816.

Morgens 10 Uhr.

Haber's sitzen seit drei Viertelstunden, mitten in meinem Kämmen, hier! trotz, daß sie mich mit dem Kamm in der Hand trafen. Das kann einem doch die Laune verderben!!! — wenn man den Lohnlakai nicht haben kann, nur Ein Mädchen hat: und die Welt zusammenleben soll in kurzer Zeit. Ich habe sie endlich mit Fräulein Edel sitzen lassen, mich angezogen: ging mit den Gedichten zu Frau von Wechmar hinunter, wo alle Thüren zu, und keine Klingel waren!! Trauttmansdorff hab' ich nur gestern von weitem in seiner Loge gesehen, wo er mit der Generalin von Freistädt und Frau von Wechmar war; die mir einen unverständlichen Mickmack von Lügen wegen der Plätze machte. Sie hatte mir aber die vortrefflichsten, in des hannöverschen Gesandten Reden Loge sehr gute verschafft; vordere im ersten Rang. Nachher sollte sie bei mir, oder ich bei ihr Thee trinken: aber sie ließ mir absagen: sie läge schon mit Migraine. Dore sah aber um 10 Uhr den Schaden mit Licht über den Hof leuchten! [Graf Trauttmansdorff.] (Nun sind Haber's weg: wir gehen nachher mit ihnen und der Barenfels die Stadt besehen: diese speist bei mir.) Trauttmansdorff scheint mich zu scheuen, weil er mich gestern nicht zu seiner Loge hat: welches ich ihm nicht verdenke, da ich Fräulein Edel mit hatte. Essen, alles war auf's beste besorgt; Frau von Wechmar mich sehr gut empfangen. Sie, Fräulein Edel, Haber's, Millionen Grüße: er wunderte sich zu tod, daß General Tettenborn nicht gekommen sei! Ich grüßte ihn von dem und General Bachelu; er fragte mich, warum der nicht käme: ich sagte ihm, daß er gestern nach Paris sei; und daß General Tettenborn wegen der Gemahlin, die noch erst nach der Kirche soll, zu Haus geblieben ist. Die Großherzogin sah mich so an — ich war zwei Logen von ihr — daß ich sie nicht ansehen konnte: Madame de Walib war mit ihr und der Großherzog. Es war nicht gepfropft voll. Von der Catalani mündlich. Ich kann nur mit äußerst gerechten Menschen und den außerordentlichsten Kennern von ihr sprechen. Sie hat nur Eine Sache gemacht, die ich noch nie

hörte — und die mir niemand zu bezeichnen wußte: ich kann es mündlich. Die Schlegel sprach mir davon, aber nicht zum Verstehen. Dann hat sie noch Eins außerordentlich gemacht, welches ich aber schon kannte. Der Milder ihre Stimme (sage ich) ist schöner. Sie ist eine größte Sängerin, hat aber weder komische noch tragische Einfälle: und das hab' ich schon erlebt. Die Stimme und die Kehlenfertigkeit ist größer, als die Seele, beherrscht diese, und nicht diese jene; wie zur höchsten Kunstharmonie nöthig: so viel nur! Sie kommt heute auf den Museumball, wo ich sie sehen will. Auch die Großherzogin kommt hin. Alles inkognito, nämlich ich. Dieser Brief nur, weil ich ihn versprochen habe. Er kommt einige Stunden früher, als ich.

Der Generalin erzähl' ich auf den Punkt die Toilette. Ich küsse sie, Alexander und Friedrich. Auch den General. Grüße die Schlafgesellen! [Ludwig Robert, Philippsborn.] Fahre morgen um halb 6 ab. Die Pferde sind ganz wohl: das Wetter schön! Und solchen Mann hat kein Mensch! der so die Schlüssel bezeichnet und hinlegt. Liebes Herz! Tausend Küsse und Grüße! à demain! In größter Eil. Deine R. — Fräulein Edel ist sehr vergnügt, und schickt acht Dutzend Grüße zum Vertheilen. Wir schliefen und ruhten uns gestern vor dem Konzert. Adieu! Dore hat die Catalani auch gehört; und richtig beurtheilt.

1817.

An Varnhagen in Karlsruhe.

Mannheim, Sonnabend bald 1 Uhr, den 8. März 1817.

Hagel gegen die Fenster, Sturm!

Ich war schon so froh; das Wetter hatte sich ganz gemildert; durch blau und weißes Gewölk kam milde warme Sonne; ich lächelte schon meinem Reiseglücke! Gott! welche Furcht! so stürmte es noch nicht! Du auf dem freien Feld. Ich wollte ganz was anderes sagen. Wolkenbrüche. Die Generalin mit dem Kind ist auch aus. Ich habe mich schon sehr nach Dir gesehnt! So ist's. Wie abgerissen ist man gleich. Armer, lieber August. Du warst noch nicht zwei Stunden weg, so kamen schon diese Briefe. Ich möchte Dir lustigere schicken. Justinus Kerner's ist sehr trübe. Des Fürsten seiner muß Dich weder ärgern noch irren. So schreiben und halten sich solche. Auch glaubt' ich gleich wie er schreibt: eins nach dem anderen. Die Zeitungen habe ich noch gar nicht angesehen; aber einen Brief von Rösler gelesen, der das Postgeld für's Nachschicken nicht werth ist, aber zum Tollhaus reif macht. Er spricht von Stilling, Bibel, Hölle, Geistern. Im Ganzen verstand ich: Schlegel habe ihm, bis Minister Stein wiederkäme, das Abreisen zu dem König der Niederlande abgerathen. Acht Tage bliebe er noch. Ich könnte den armen Mann Rose'n meiner Schwester empfehlen, daß er da wenigstens umsonst ißt. —

Wie leer sind die Zimmer! Und auch auf der kleinen Reise und Entfernung, wie schwer, Dich zu langen! Man muß sich aber nicht so verweichlichen, und sich nicht sagen, wie

gut man sich ist, obgleich bei der geringsten Trennung man es selbst erst recht erfährt: und das nimmt zu, seh' ich. Das ganz erschreckliche Beziehen auf einander! — Da kommt die Generalin! mit vorgeschobenen Fenstern. Die Sonne scheinte schon wieder: nun tobt es wieder. Ohne dies Wetter hätte ich ganz anders geschrieben; ich wußte alles dazu schon anders. Und doch muß ich jetzt schreiben; nach Tische geht es nicht, weißt Du. Tekter Renner war hier; grüßt Dich sehr. Fräulein Edel war gestern bei Mar. Crevenna: und nicht hier. Also ist sie auch entrüstet. Ich erzähle es aber nicht.

Lieb Güstchen! Arm Jüngeken! Wenn ich Dir all meine Zärtlichkeiten schriebe, sehntest Du Dich noch mehr: aber sie fließen nur so hervor! Ich wollte erst den Brief Haber'n adressiren, weil die Post nicht prävenirt sein und das Paket wieder hierher schicken könnte. Aber Du wirst schon gleich dafür sorgen: und Haber könnte abwesend sein, und ihm die Briefe nachgeschickt werden. Grüße die Hausleute. Reden's ausführlich. Herrn von Mevern. Frau von Holzing und ihn. Haber's. Frau von Walsh wenn's geht. Und Dich mit tausend Küssen von Deiner alten, alle Tage Dich mehr liebenden

R.

Philippsbern singt neben mir an, weiß aber wie Alle nicht, daß ich Dir schreibe; es grüßen also Alle. Adieu, adieu! treuster Freund, lieb Güstken!

Lipps bin ich nur zwei Diné's schuldig. Zahle ihm nichts. Dem Miethkutscher eine, höchstens zwei Fuhren; ich glaube nur die zu Reden's. Sonst bin ich nichts schuldig. Der Bediente muß nach meinem Hut gehen: und zur Schneiderin Wolff, ob sie meinen Brief bekommen hat. Adieu, adieu, liebster Freund.

Philippsbern sagt, die Bücher möchtest Du nicht vergessen.

An Rahel.

Karlsruhe, den 8. März 1817.

Samstags Abends nach 10 Uhr.

Geliebte, theure Rahel! Unter abwechselndem Regen, Sonnenschein und Sturm kam ich gegen 5 Uhr in der Waldhorngasse an, der Hausschmetterling schmückte seine Flügel, um zu einer großen Versammlung zu Herrn von Edelsheim zu fahren, wo der Schauspieler Mayer als Kunstredner, Herr von Edelsheim und Frau von Holzing als Sangliebhaber auftreten werden; Balle, Thee's, Gesellschaften sind ununterbrochen, vielleicht häufiger als vorher; Mayer ist mit 2200 Gulden Gehalt und 600 Gulden Benefiz auf Lebenslang der hiesigen Bühne gewonnen; so ist denn alles auf's beste bestellt! Daß Herr von Maltitz abberufen worden (mit einer guten, in Deutschland zu verzehrenden Pension, aus Sparsamkeitsgründen, die auch bei anderen Sendungen eintreten sollen), daß Herr von Balaschess seit gestern hier ist, daß von Frankfurt nichts Günstiges verlautet, was will das neben den obigen Vortrefflichkeiten sagen? Herr von Marschall hat den Befehl mitgenommen, alles zu behalten und nichts abzutreten. Vielleicht ist aber das Mitgebrachte des Herrn von Balaschess noch nicht recht bekannt; Briefe der Kaiserin an die Frau Markgräfin, die er auch überbrachte, lauteten sehr angenehm; heute aber ist die Frau Markgräfin krank, und wird auch morgen die Sonntagscour aussetzen, sie leidet an Hüftweh und rheumatischen Kopfschmerzen, aber vielleicht nicht daran allein, mir sagte jemand, dem ich hierin Glauben beimessen darf, ihr Gemüth möge wohl über das nicht in allen Dingen nach Wunsch gestellte Verhältniß der russischen Verwandtschaft etwas angegriffen sein. Ich habe nur erst wenig Leute gesehen; ich aß im Kreuz etwas zu Mittag, und ging dann zu Reden's, die sämmtlich zu Hause, und nicht bei Edelsheim, waren, auch der Minister, der seit sechs Tagen, oder länger, denn er hat Stein nicht mehr dort gesehen, von Stuttgart zurück ist; sie waren ungemein freundlich, zutraulich und gutmüthig, und bezeigten sich besonders von Dir sehr eingenommen, wie mir auch der Hausschmetterling, Frau von Wechmar, gleich anrühmte, mit allen Versicherungen der eigenen

Zugethanheit und des traurigſten Vermiſſens! — Daß wir baldigſt wiederkommen möchten, hatte man hier im Hauſe und auch bei Reden's mehr Wunſch als Hoffnung, man wollte ſogar gehört haben, wir würden ganz in Mannheim bleiben. Herr von Hacke ſchimpft entſetzlich auf Karlsruhe, nennt es ein infames Neſt, die Einwohner dumm, die Frauen beſonders Klatſchen und Gänſe, miſerable Hülfsmittel: dies alles zu der Gräfin Reigersberg, die er, als eine Bekannte von Paris her, fleißig beſucht, ſo daß der Ausfall ſeiner Schuldigkeiten gegen Frau von Reden durch jenes Uebermaß gedeckt wird. Seine Gunſt beim Großherzog ſoll wieder etwas zweideutig ſein, der Großherzog iſt jetzt viel und lange bei der Frau Markgräfin. — So weit meine Nachrichten von heute, denen ich nur noch hinzuzufügen habe, wie alles dies von den erregteſten, innigſten Gedanken an Dich, geliebteſte Freundin, begleitet und durchdrungen war, um mit beruhigter Seele die ſchlafbedürftigen Sinne zu ſchließen, und morgen mit der frohen Hoffnung wieder aufzuwachen, Dir um einen Tag ſchon wieder näher zu ſein! Gute Nacht, gute Nacht! liebe, theuerſte Rahel!

Heute, Sonntag Nachmittag, nur wenige Worte! Ich habe den ganzen Vormittag Beſuche gemacht, einige Leute getroffen, andere nicht, bei Wechmar's gegeſſen, und muß nun ſchleunigſt noch einen neuen Kreislauf beginnen! Ueber Balaſcheff's gute oder nicht gute Botſchaft iſt großer Zweifel, doch bleibt nach allem Abwägen die erſte, in Mannheim erhaltene Nachricht die glaubhafteſte, mehr Gewißheit werde ich noch heute einholen. Balaſcheff geht übermorgen nach Paris, wo ſeine Ankunft bei Pozzo di Borgo's üblem Zuſtand ſehr zweckmäßig ſein kann. Er hätte gewünſcht, ſo ſagte mir Herr von Maltitz, den Herrn General von Tettenborn in Mannheim zu beſuchen, allein ſeine Reiſe iſt zu genau begränzt, da er in fünf Wochen wieder in Peterſburg zu ſein wünſcht. Reigersberg, Gremp, Edelsheim, Stetten laſſen ſich beſtens empfehlen! Ich weiß nicht, ob es der Mühe lohnt, noch viel zu ſchreiben, es iſt leicht möglich, daß ich vor meinem Brief ankomme, wenigſtens wünſche ich morgen abzureiſen, weiß aber nicht, ob ich nicht doch vielleicht bis übermorgen warte. Die Kommiſſionen der Frau Generalin und die Deinigen ſind beſorgt. Die herzlichſten Grüße an den Herrn General, die verehrendſten Huldigungen der Frau Generalin! Alles Schönſte und Liebſte an Alexander!

General Schäfer iſt in Petersburg krank geworden; Nachrichten von ihm, ſpätere als die von Balaſcheff mitgebrachten, melden im Allgemeinen eine ſehr graziöſe Aufnahme, allein was will das am ruſſiſchen Hofe ſagen! Hier aber will man ſich nun einmal ſchmeicheln! — Maltitz erhält 2000 Dukaten Penſion, ſcheint aber doch ungemein von dem Schlage affizirt. — Die Großherzogin iſt im zweiten Monate ſchwanger. — Nun ſind meine Nachrichten erſchöpft!

Adieu, geliebte, theure Rahel! Leb wohl!

Ewig Dein

Varnhagen.

Auf Wiederſehen baldigſt!

Dieſen Morgen ſtürmiſcher Schneeregen, jetzt Sonnenſchein!

An Varnhagen in Karlsruhe.

Mannheim, Sonntag Mittag halb 2 Uhr, den 9. März 1817.

Die Poſt thut mir einen rechten Poſſen, grade heute nicht zu kommen: oder vielmehr, die geſtrigen Briefe zwei Tage gehen zu laſſen! Geſchrieben, geliebtes Kind, haſt Du gewiß! Allmächtiger! was war geſtern für ein Wind! Und dieſe Nacht, um ein Viertel auf 3 ließ er mich noch nicht ſchlafen. Auch war ich durch meine eigene Gedanken ganz vorbereitet darauf, heute noch keine Nachricht von Dir zu erhalten. Alle haben es ſehr bedauert, daß Du weg warſt! Frau von Wambold behauptet, ich ſei empfindſam; das hätte ſie von mir nicht gedacht! Sie war geſtern zu Tiſch hier, mit einem hübſchen Neven Wambold. — Der General meint, der Herr aus Stuttgart könne noch länger dort bleiben: er habe Dir nur nicht abreden wollen. Sei es wie es will: wenn Du auch ſchon unterwegs ſein ſollteſt, und dieſer Brief umſonſt geſchrieben: bekämeſt Du ihn, er machte Dir zu viel Vergnügen! Das ſehe ich heute, da mir keiner kommen kann. Generals, Per-

reichen, Alle waren ſchon oben; ich unten: der General kam wie ein Wüthrich, die Dreiundzwanzigjährige (Mad. Abegg) ſei unten, und mache ſeine Frau weinen! Er ginge aus Zorn nicht hinein. Die Winterberg habe es ihm geſagt. Alſo ich! — ging mitten im Haarflechten hinunter: machte ſie beide lachen und eitel: und wie ſie en train waren, ging ich wieder heim, und berichtete es ihm; der gleich wieder zu mir gelaufen kam: und nun lacht er auch. Geſtern Abend war der blinde Onkel (Graf Arz) hier. Nun weißt Du alles. Daß ich jede Minute ausrechne, wie es Dir geht, was Du machſt, weißt Du auch. Daß ich Dich liebe, küſſe, mich wie in der Luft fühle, auch. Daß Du mich liebſt und miſſeſt, ich! Komme nur nicht in ſolchem gräßlichen Wind! Das iſt mein Feind. Angekommen iſt heute nichts: außer eine Bücheranzeige aus Straßburg, die ich verwahre. — Wo magſt Du denn eſſen? Bei Trauttmansdorff. Geſtern gönnt' ich mir nichts bei Tiſche: Abends blieb alle Milch übrig: bei Reden's wohl nicht! Alle gedenken und gedachten Deiner. Bring mir etwas Thee mit, den in der kleinen blechernen Theebüchſe; in Torens Kommode, im oberſten Fach. Wenn Du in dem Wandſchrank in meinem Zimmer, zunächſt meiner Schlafſtube, Chignonkämme findeſt, ſo ſei ſo gut und bring ſie mir. Leb wohl, lieb Herz! Ich ging immer in Deinem Zimmer ſpaziren, und ſah Dein Bett an, geſtern Abend. Theurer, Lieber! Adieu! Mit einer tüchtigen Umärmung aus vollem Herzen. Deine R. Es iſt noch immer ſtark windig. Wann magſt Du angekommen ſein?! Wenn Du dieſen Brief haſt, weiß ich es. Adieu!

An Rahel.

Karlsruhe, den 26. Juni 1817.

Donnerstags Vormittag nach 11 Uhr.

Geliebte, theure Rahel! tauſend und aber tauſend Grüße ſend' ich Dir nach! Jetzt biſt Du ungefähr eine Stunde fort. Ich blickte dem Wagen nach, bis er um die Ecke verſchwand, „da fährt all mein Glück hin" dacht' ich, und mein ganzes Herz drängte ſich in ſich ſelber zuſammen vor Freude. Es that mir nicht leid, daß Du wegfuhrſt, ich freute mich, und

wünschte grade in demselben Augenblicke den stärksten Wunsch, daß Du nicht gleich von Heidelberg umkehren, sondern erst meinen Rheinstrom in seiner Schönheit genießen möchtest!

Ich schrieb gleich an Tettenborn; der Brief ist schon fort. Im Hause ist schon etwas Ordnung. Ich ziehe mich gleich an, und gehe zu Haber, dann zu Friedrich etc. Ich werde überall an Dich denken müssen, geliebteste Rahel!

Nun noch eins! Du nahmst gestern unter meinem Gelde die in Papierchen eingewickelten Almosen wieder heraus, und sagtest, Du würdest sie noch brauchen. Unter diesen hast Du wahrscheinlich auch ein Papier mitgenommen, das ich gewöhnlich in der Tasche führe, und heute vermisse, es ist ein Napoleon, ein Dukat und ein Kupferpfennig (ein gefundener, der Aberglaube!) darin; hast Du es noch nicht angeworfen — es könnte durch seine größere Dicke und Schwere Dir doch aufgefallen sein — so sei so gütig und merke darauf; hat aber der Himmel irgend einem Armen statt Silberkreuzer Gold zugedacht und unser Versehen dazu gebraucht, so hab' ich auch nichts dawider.

Grüße mir bestens und angelegentlichst die lieben Deinigen! Ich hoffe sie zu sehen, und freue mich sehr darauf! Ich lasse Markus wissen, daß ich für Dich auf der Reise bis Koblenz bestehe, er soll Dich nicht so leicht loslassen von diesem Projekt. Sag ihm, daß ich ihn bitte, Deine Ausgaben recht verschwenderisch einzurichten, und nicht auf die Kosten, nur auf Dein Vergnügen zu sehen, Du bestellst es ihm, es ist ein Auftrag von mir!

Adieu, geliebte, einzigtheure Rahel! Sei fröhlich und vergnügt! Ich küsse Dich mit Inbrunst! Behalte lieb Deinen

Varnhagen.

Herr von Wessenberg, der doch nach Rom hinzieht, hat mir einen schriftlichen Abschied hier gelassen, worin er sich auch Dir sehr empfiehlt.

An Varnhagen in Karlsruhe.

Heidelberg, Donnerstag, den 26. Juni 1817. Abends 9 Uhr, im Karlsberg.

In Gruner's Zimmer. Den dicken vollſten Mond en face über dem Berg mir gegenüber: das großſtädtiſcheſte Gewühle — ohne Wagen — auf den Straßen. Gebirgs- und Waldgeruch: kurz, ein charme! Ich habe die göttlichſte, angenehmſte Reiſe gemacht; in einem beſtändigen Trab. In Bruchſal, — deſſen Schönheiten ich erſt heute ſah! eine Reſidenz! neulich fuhr ich hinten, einen Bauhof herum, — ſpeiſte ich zu Mittag, wurde von einem Herrn zu Tiſche geführt, auch dann an den Wagen —; der mir ein Bouquet reichte, welches göttlich roch, und hierbei folgt; mir den Grafen Maximilian Hochberg vorſtellte, den er kommandirt; mich ſehr gut unterhielt, nämlich viel von ſeinen Feldzügen, und allen faits, und von Napoleon. Ganz natürlich; weil es ihm das Gegenwärtigſte iſt; ohne alle und jede Prätenſion. Kurz, er trug ſich ſehr gut vor: und ich halte ihn, wegen ſchöner Aeußerungen gegen und von einem Geringen, für brav. Es war der Oberſt von Degenfeld, den auch Du in Baden geſehen haſt. Zur Belohnung erzählte ich ihm alles was nur in Baden vorgegangen war, damit auch er es der Frau Markgräfin erzählen kann, wo er meiſt des Abends iſt, und heute hingeht. — Die Geſchwiſter ſind noch nicht hier. Bis morgen gegen Abend muß ich ſie doch hier abwarten! Ich ſage Dir kein ſehnſüchtiges Wort! Theurer Geliebter! Ich habe alles in jedem Augenblick empfunden, was dahin gehört und ich vermag! und für meinen lieben, lieben Schnubelken mit! — Herrn von Wambold, den Domdechant, ließ ich dieſen Abend in Ruh, weil ich zu ſehr echauffirt bin und nur von halb 3 bis gegen 6 geſchlafen habe. Darum auch adieu! theurer Freund, treuer, einziger, und vielgeliebter, ganz geſchätzter! Ich werde Dir folgen, folge auch mir: gehe, ſuche Luft; und ſuche ſie in Baden, wenn ich länger bleibe. Ich kann Dir nicht einmal ſchreiben, wo Du hinſchreiben ſollſt. Grüße Alle! Vergeſſe die Ohrringe nicht. Ich denke an Dein Zimmer, an unſer Leben, an Dich! Und bin mit dem innerſten Herzen Dein und Dir ergeben. R. und küſſe Dich. Adieu!

An Rahel.

Karlsruhe, den 27. Juni 1817. Freitag.

Es ist so spät vor Postschluß, daß ich Dir nur diesen Liebesgruß sagen kann, geliebte Rahel! Da lies den Brief! Ich küsse Dich! Deinen Brief aus Heidelberg vom Ankunfts-Abend empfing ich vor einer Weile!

Dein treuer

Varnhagen.

Ich schrieb Dir gestern.

An Varnhagen in Karlsruhe.

Heidelberg, Freitag 7 Uhr, den 27. Juni 1817.

Vor einer Stunde sind sie angekommen. Wohl, und glücklich. Ich werde sie nach Ems begleiten: und Dir theurer, geliebter August, das Fernere genau mittheilen. Morgen und übermorgen wollen wir noch hier bleiben. Heute schreibe ich Dir nur unter dem größten Bruhaha, — unter dem angenehmsten jedoch, — weil Markus Dir schrieb, daß sie direkt nach Ems gehen. Ganz gewiß ist's doch noch nicht, weil sie nicht zu Wasser können, der Schwägrin wegen. Doch werden wir sehen. Du, mein treuer, einziger, fehlst mir. Ist auch solche Hitze? Hanne und Fanny ziehen sich bei mir an. Wir gehen noch aus. Mit Wambold speiste ich an table d'hôte: mit lauter Professoren und Fremden und Frauen. Herzens-Guste, warum bist Du nicht da? Schreiben kann ich jetzt nicht mehr. Theures Leben. Dore ist auch ganz außer sich. Ohne, die Frau, die Kinder, alles grüßt, liebt und regrettirt. Deine R. Adieu, adieu!

[Von M. Th. Robert.]

Den 27. Abends 11 Uhr.

Tauſend Herzens-Grüße, mein lieber, lieber Varnhagen, ich ſchicke Ihnen nicht nur Ihre Rahel, ſondern auch meine Hanne dazu; ich kann die Frauen nicht auf den Rhein bringen, und ſchicke Ihnen einen lieben Theil vor der Hand zu, und bringe Ihnen nach der Emſer Badekur den ganzen Reſt. Wie freuen wir uns Alle, Sie zu ſehen! Es thut mir leid, Ihnen geſtern einen Brief geſchrieben zu haben, der Sie befürchten ließ, Rahel habe eine Fehlreiſe gemacht. Leben Sie wohl! Ganz der Ihrige

M. Th. R.

[Von Rahel.]

Auguſtel! Mein Sohn! Es iſt 11 Uhr. Wir waren weit, weit; Hanne? und Fanny? — iſt's zu glauben? — und der Domdechant. Wir bleiben morgen und übermorgen hier; ich gehe auch noch nachher nach Mannheim; von Mannheim aber hierdurch zurück, weil der Weg ſchöner iſt. Mit den kränklichen, umſtändlichen Leuten die Rheinreiſe nicht zu Waſſer zu machen, iſt nichts. Lieber im Herbſt mit Dir und luſtigen Leuten. Hanne bring' ich mit. Alle Tage bis dahin ſchreib' ich meinem theuren Auguſt. Laß mir von Reutlinger eine Bettſtelle (nur eine Bettſtelle, keine Betten) für Hanne hinſetzen.

Du wirſt mich mündlich approbiren! und ich ſchwöre Dir, ich gehe noch nach dem Rhein. Adieu, engliſcher Freund. Die Goldſtücke hat als eingewickelte Kupferpfennige, wofür ich ſie nahm, eine Kolonie zurückkehrender Auswanderer bekommen. Gott wollte dies. Das Verurtheil der Heckpfennige habe ich. Adieu, adieu! Dein theurer, lieber Brief wühlte mir mein Herz auf. Gott ſchütze Dich!

An Varnhagen in Karlsruhe.

Heidelberg, Sonnabend den 28. Juni 1817.
Abends 10 Uhr.

Wir waren Alle mit dem Domdechanten (Herrn von Wambold) auf dem ganzen Schloßgarten umher. Alles dort haben wir gesehen: herrliches, nicht zu warmes Wetter, mit den abgepaßtesten Sonnenscheinen, gehabt. Kurz, alles war sehr gut. Alles ohne meinen Lieben! Hinauf fuhr die Schwägrin, herab ging sie. Morgen fahren wir nach Rohrbach; und ich will versuchen, ob die Beisserée's mir ein Bild zeigen wollen. Uebermorgen reisen die Eltern mit Fanny nach Ems. Ich nehme Hanne zu mir, welches ihnen sehr gewünscht ist. Nach der Emser Kur kommen sie auch nach Baden. Mündlich alles begründet und belegt! Montag gedenke ich mit Hanne und Wambold, welche es noch nicht wissen, nach Mannheim zu fahren, Abends wieder her; und Dienstag zu Dir, theures Leben! Jedoch schreib' ich Dir morgen noch Einmal. Reise ich aber auch den Montag nach Hause, so speise ich Mittag punkto 12 in Bruchsal an table d'hôte mit Tegenfeld und Hochberg, und bin also vor dem Einfall der Nacht bei Dir! Lebe wohl, Herzens-August! Mit Ohme habe ich gesprochen; es ist alles gut in meinen Geschäften. Das Geld, was Du bei ihm hatten, hat er mitgebracht; morgen wird er Dir noch schreiben, wem und wie Du Deine Quittungen nach Berlin zu schicken hast. Alle sprechen mit mir in den Brief hinein. Adieu, Lieber! Was machst Du? Lebe wohl, bald bin ich bei Dir. Schreiben echauffirt mich. Deine treue

R.

Hanne und Alle grüßen sehr. So eben, lieb Kind, giebt mir ein Kellner einen Brief von Dir, den er schon eine Weile hatte, sagt er; es ist Ohme seiner. Du weißt nun alles, Du Lieber. Adieu!

An Varnhagen in Karlsruhe.

Heidelberg, Sonntag den 29. Juni 1817.
Abends bald 11 Uhr.

Theurer, Lieber! Nur Ein Wort heute Abend. Bis jetzt hab' ich den göttlichen Schwetzinger Garten nicht gekannt. Heute ſah ich ihn in goldenem, üppigen, klaren Götterwetter, und in Blumen und Blüthen und Baumnetzen. In voller Pracht!!! Nach Dir ſchrie ich. Morgen früh um 7 fahren Hanne, ich, Tore, Wambold nach Mannheim. Robert's gehen mit uns zugleich auch über Mannheim; ich an der Rheinbrücke in den Schloßgarten, zu Edel, zu Frau von Wambold, zu Jenny Kaſt, zu Graf Arz, ſehe einen Akt vom „Schutzgeiſt", und fahre wieder hierher. Denn — es iſt morgen Komödie, ſagte mir Lieutenant Müller in Schwetzingen, wo er mit Würzweiler's war. Uebermorgen komme ich zu Auguſt! Laß Hannens Bettſtelle in den Saal ſetzen, und bei Lipps auf einem Zettel für zwei Perſonen Schotenerbſen mit Karbonade zum Abendeſſen beſtellen; um halb 9 ſoll's die Frau holen. Es kann auch Kälberbraten ſein. Invitire zu dem Abend keinen; genug, wenn welche von ungefähr kommen. Ich habe doch Einrichtungen zu treffen, und wir tauſend Dinge zu ſprechen. Heute, meine Guſte, grämte ich mich; grad weil's ſo zauberhaft ſchön und überirdiſch war! Ich bin echauffirt von der Luft und meinem vielen Plappren. Aber blühend geſund hier; mit Treppen, Laufen, Bergen, und allem! Adieu. Deine treue, damit meine ich immer Dich ſehr liebende R. Ich ſehe Doktor Renner und Alle in Mannheim.

An Rahel.

Karlsruhe, den 6. Juli 1817.

Sonntag Vormittags gegen 12 Uhr.

Windig und trübe, üble Regenluft, hinter der die Wärme und Helle der Sonne hervordringen will.

Theure, geliebte Rahel! Auguſte Brede, die ich geſtern am Wagen ſprach, dann Haber's, die Abends ſchickten und mich

der Gelegenheit, die ich vergessen hatte, als es zum Schreiben zu spät war, gedenken ließen, werden Dir meine innigsten, heißesten Grüße gebracht haben! Mit Verdruß und Kummer sah ich den Himmel überzogen bleiben, die Luft unfreundlich und kalt Deiner Fahrt entgegen wehen! War sie dennoch nicht gar zu übel? Ich hoffe, Du hast wenigstens keine Erkältung davongetragen! Liebe, liebe Rahel! — Ich schrieb gestern viel, fand später Reden's nicht zu Hause — die Lustfahrt nach dem Schlößchen, der Frau von Wechmar angeordneter Einladung zufolge, hatte auch jene mitgenommen — und ging dann weit mit Friedrich in's Feld hinaus, später tranken wir Thee bei mir, unter guten, ergiebigen Gesprächen. Ich schreibe Dir heute diese Grußzeilen mit dem eingegangenen Briefe von Deinem Bruder. Ich komme bald, recht bald, geliebte Rahel, vielleicht Dienstag.

Grüße mir Alle vielmals und bestens, besonders mein liebes Nichtchen, der es hoffentlich in Baden gefällt und gut geht!

Ich küsse Dich mit innigster Liebe! Auf baldiges Sehen!

Ewig Dein treuer

Varnhagen.

An Varnhagen in Karlsruhe.

Baden, Montag Mittag 1 Uhr, den 7. Juli 1817.

Hell-trübes Wetter nach unendlichen Regengüssen.

Heute, mein Geliebter, erhielt ich einen Brief von Dir, anstatt Dich: wie mich Auguste glauben ließ. Jedoch sei ruhig, denn ich bin es auch. Und vergnügt, wenn ich Dich auch wünsche. Mlle. Morgan ist komplet verliebt in Dich: darum lieb' ich sie nun. Unser Quartier, im Töpferhäuschen, ist das amüsanteste! Ich mag gar nicht ausgehen! Lauter Berge, und Königinnen! und Könige! und alle Welt Menschen. Heute essen wir zum erstenmal zu Hause. Die arme Tettenborn hat echauffirte Augen, liegt zu Bette: auf wenige Tage nur, sagt Rehmann. Demidoff's sind sehr gut mit mir. Sie warten Alle auf Dich. Sie hat mir ein schönes Flakon geschenkt. Auch Narischkin ist gestern angekommen; wie ein Bruder sich gefreut. Robert ist ganz galant gegen uns! — hat beim

König von Würtemberg geſpeiſt, iſt mit Geleſſtin auf der Hub; und ſehr recherchirt. Raſteptſchin merkt, daß ich ein Publikum bin. Die Königin von Würtemberg und die Großherzogin Stephanie ſehen ſich viel und gern. Man ſieht ſie Alle den ganzen Tag. Taſtet's von Straßburg ſind wieder hier, und ſprechen deutſch, und ſuchen meine Bekanntſchaft. Charlotte von Benningen; alle ganz gut. Mit Lotte von Menzingen und dem Mann frühſtückten wir in Raſtatt, die ſind auch noch hier: und immer auf dem Weg, wenn ich reiſe: zum drittenmal. Wöllwarth, Ende, Edelsheim, alles da. Jeder, und die Demidoff à la tête, außer ſich über die hohen Gäſte und das Kourmachen: bis zu Thränen. Und gehen beinah nicht hin!? Bring nur Deine Decke und ledernen Ueberzug und den „Libéral" mit; und ſchick zur Wolff, daß ſie preſſirt, daß das Kanapé kommt; und ich mit dem Bringer nichts zu ſchaffen habe. Du kommſt, wann Du kannſt, ich weiß es, und erfreuſt mich. Adieu, Liebſter, Theurer. Hanne bittet, wenn Briefe kommen, ſie gleich zu ſchicken. Adieu. Deine

R.

Mit Taſtet's aus Straßburg ſind Franzoſen, die ein Götterkind von achtundzwanzig Monat haben. Morgen leider reiſt es. Ich war auch auf dem Ball mit Hannchen, Robert, Philippsborn und Mlle. Morgan. Hannchen tanzte am beſten. Ich lachte viel. Adieu, adieu!

Etwas von Raſteptſchin. Wie fein, witzig, graziös er in ſeiner Ruhe und Würde iſt, weißt Du. Nun hab' ich aber geſehen, wie er mit allem dieſen auch grob ſein kann. Der Baron Gremp von Freudenſtein, der ihm ſchon lange zu dreiſt dünken mochte, ſprang in der Allee zu ihm heran, bewunderte die Dekorationen am Knopfloch Raſteptſchin's, die er nur heute des Königs von Würtemberg wegen trug — lauter Sternchen, wie Andere bloß Kreuzchen haben, — betaſtete ſie, ſpielte damit, wobei ihn Raſteptſchin ſchon mit grimmig lächelnden Augen bemitleidend genug anſah; als aber jener die auch im Tone verfehlte Bemerkung — denn er fiel mehr leste als ſcherzend aus — vorbrachte: Oh que ces petits crachats sont jolis! c'est comme pour des marionnettes! wurde Raſteptſchin's Miene plötzlich ganz ſanft und kalt: „Vous trouvez? eh bien, adressez-vous à moi quand-vous voudrez

joner le rôle d'Arlequin, je vous en prêterai un!" ſagte er, und ließ ihn ſtehen. Er dauerte mich; obſchon ich fand, daß ihm Recht geſchah, wegen ſeines Diplomaten-Dünkels überhaupt; war ihm doch ſein Schimpfen auf die Juden ungerügt durchgegangen. Aber ſolche ſanfte Kälte, das wurde mir nun auch deutlich, kann Moskau verbrennen. —

An Varnhagen in Karlsruhe.

Baden, Dienstag, den 8. Juli 1817.

Beſter! Ich habe nur Zeit, Dir zu ſagen, daß Bacheln, der Dreiviertel Deinetwegen gekommen iſt, vergehen will, daß Du nicht da biſt; Tettenborn mich todtfrägt, und übermorgen nach Karlsruhe fährt, wo Du mit zurückkommen ſollſt. Er will Dir mittheilen, daß das, worauf Du warteſt noch Monate dauern kann. Er weiß es, ſagt er. Sie beſſert ſich ſehr; wir eſſen dort, Hannchen und ich, ſonſt niemand. Es gießt. Ich liebe, und miſſe Dich, als mein Beſtes! meinen Halt. Adieu. Deine R. Hauptmann Neél war hier.

An Rahel.

Karlsruhe, den 30. Juli 1817.

Abends 9 Uhr.

Geliebte Rahel! Tauſend Grüße ſend' ich Dir nach Baden zurück, wohin der Kutſcher ſogleich wieder abfährt. Angenehme Fahrt, nicht zu heiß, ſogar kühl, und etwas Regenſäuſeln; über Ettlingen ein Gewitter!

Herr von Wechmar ſchon ausgezogen, Frau von Wechmar bei ihm. Morgen beſorge ich alles, den Brief an die Wolff noch heute.

Tauſend Gruß und Heil!

Dein

Varnhagen.

Viel Schönes für Johanna!

An Varnhagen in Karlsruhe.

Baden, den 31. Juli 1817. Ein Uhr; nach einem gräßlichen Gewitter gestern Abend 11 Uhr; noch schwül und feucht.

Diesen Morgen, theuerſter, einziger Freund, erhielt ich Deine Liebeszeilen! und freute mich der Nachricht Deiner Reiſe; bald nachher dieſen Brief von Ohmen. Ich habe ſchon ein ſchönes Quartier, unter den Darmſtädter Herrſchaften, für ſie. Geſtern verlebte ich gut. In der Allee mit der Demidoff und Bachelu, dann bei Tettenborn gut. Vorher auf der Großherzogin Gärtchen, mit Hanne und Lautz, der iſt Ludwig Robert beſuchen gekommen; die Relation mündlich: er kommt auch zurück nach Karlsruhe. Ich freue mich ungemein, kindiſch auf Fanny! Heute iſt ihr Geburtstag (zwanzig Jahr alt). Wär' ſie nur heute hier! Tettenborn giebt eine Fête mit Tanz, auf dem Jagdhaus, ſechzig Perſonen; alle Menſchen, nur die armen Prinzeſſinnen nicht; wohl die Prinzen; und die Brede. Ich habe ſchon Markus'ens geantwortet; ſoll eſſen, ſchlafen, und punkto 5 fertig ſein. Dieſen Morgen erhielt ich von der Poſt, von der Wolff geſchickt, inliegende drei Stück. Gewiß Miniſterveränderungs-Anzeigen. Es thut mir leid, daß Du ſie erſt morgen erhältſt: wegen des Antwortens. Montag, höchſtens Dienstag, will ich nun kommen: vorher ſchreib' ich noch, und Du noch. Ich bin heute — unbeſchrieen — geſund. Geſtern vom Gewitter — ſo ſtark war's — bald eine Ohnmacht. Bachelu, Demidowa, alles war krank davon; mir war gleich wieder wohl! Wie geht's meinem Augüſtel? Ich umarme und herze Dich! Alles grüßt Dich, die Demidoff, Bachelu, Tettenborn, Hanne. Adieu, adieu. Deine Dich immer mehr liebende R.

Grüße unſern ſchönen Hanſchmetterling (Frau von Wechmar). Reden's ſehr; Friederich; Graf Trauttmansdorff; iſt Herr von Vincenti da? Die hanſeatiſche Zeitung ſchicke ich wegen unſerem Staatsrath, die Berliner iſt nicht dabei. Die hanſeatiſche Beilage brauchſt Du nicht.

An Rahel.

Karlsruhe, den 31. Juli 1817.

Nach 2 Uhr Nachmittags.

Geliebte, theure Rahel! Meinen Zettel von gestern wirst Du mit dem Kutscher erhalten haben; heute werden auch offizielle für mich bei Dir eingetroffen sein, die ich sehnlichst erwarte, es sind die vermutheten, die hier — wie mir Herr von Hacke heute beim Begegnen sagte — im Hause des Herrn von Wechmar niemand hatte annehmen wollen! In unserer Wohnung war ich — heute erst fängt Herr Ludwig an auszuziehen, in 14 Tagen kann alles fertig sein, Herr von Wechmar behält uns recht gern noch so lange. Ich habe mit dem Schreiner Wagner und seiner Frau recht gezankt, letztere wollte nur von einem einzigen irdenen Ofen wissen, überhaupt schien es etwas sammselig damit, jetzt wird es gehen.

Diese Zeilen in aller Eil! Ich muß mich anziehen zur Frau Markgräfin; sie ließ mich gleich heute einladen. Haber, Friederich und Berstett fand ich nicht zu Hause. Graf Behlen war einen Theil des Vormittags bei mir, und sehr offenherzig.

Viele Grüße an den General und die Frau Generalin; ich hoffe ersterer kommt Freitag; es heißt für ganz gewiß, daß der Großherzog am 10. nach Griesbach geht.

Dem lieben Nichtchen alles Schöne; ich hoffe die Zahnschmerzen haben aufgehört? Vergnüget Euch! Adieu geliebte, theure Herzensrahel!

Ewig Dein

Varnhagen.

Die Nacht gewitterte es fürchterlich; die Stadt, unsere Straße, unsere Wohnung — sind heiß und öde!

Ich habe in meinen Geschäften noch keine Zeile vollbringen können. Natürlich!

An Rahel.

Karlsruhe, den 31. Juli 1817.

Donnerstags Abends gegen 10 Uhr.

Mit mehr Ruhe, als heute Mittag, wo alles meine Zeit beengte, kann ich Dir diesen Abend schreiben, meine theure, geliebte Rahel, die Du unter allen Zuständen mein ganzes Herz erfüllst!

Ich kam von der Frau Markgräfin, wo die Großherzogin von Weimar mit ihrem Hofstaat, die Herren von Gayling, Gräfin Walsch, einige Generale, auch Herr und Frau von Struve speisten, später als ich dachte nach Hause, fand Herrn Haber, der bei mir gewesen war, und nahm ihn mit mir zurück, kleidete mich endlich um, besuchte vergebens Ewald und Friederich, gab eine Karte bei Graf Trauttmansdorff ab — (Graf Reigersberg ist mit seiner Gemahlin auf die Güter in Franken gereist — und ging dann zu Reden's, wo ich Frau von Seldeneck traf, die kaum gehört hatte, daß ich zu Frau von Reden gesagt, Du brauchtest der Wohnung wegen erst in 14 Tagen hieher zu kommen, als sie sogleich einfiel: „Da kommt die Gräfin Schlabrendorf früher hieher!" Sie hatte diese in Wiesbaden täglich gesehen und sehr lieb gewonnen, und tausenderlei mit ihr von Dir gesprochen. Ich freute mich des Zufalls ungemein, hätte nur nicht Frau von Reden mit ihrer harten, gottlosen Richterei mir die Freude verdorben, indem sie viel von dem abscheulichen Rufe sprach, den die Gräfin ehemals in Berlin gehabt habe. Nun ließen zwar Frau von Seldeneck und ich die Gräfin nicht fallen, und Frau von Reden wußte am Ende nichts mehr zu sagen, aber die Störung blieb, und wir ließen gern das Gespräch eine andere Wendung nehmen. Ich würde verdrießlicher gewesen sein, wenn ich nicht gleich daran gedacht hätte, daß die Gräfin oft auch die Richterei zu scharf getrieben und der guten armen Frau von Reden in Ihresgleichen schon zum voraus ihr Theil reichlich gegeben haben mag!

Bei der Markgräfin konnte ich sehr zufrieden sein, meiner Aufmerksamkeit zeigte sich eben nichts Ungünstiges. Herr von Berstett, der nach der Tafel kam, ging gleich, als er mich be-

merkt hatte, sehr eifrig auf mich zu, und sprach artigst und höflichst mit mir. Ich traue ihm doch nicht zu sehr, und halte mir ihn scharf im Auge! Die Markgräfin fragte nach Deinem Befinden, und ob Du Bäder gebrauchtest und mit Erfolg? Das „Madame de Varnhagen" sagte sie in einer Art, als ob sie Dich längst und gut kennte; es lag ganz im Tone, den ich nicht weiter beschreiben kann.

Einen rasenden Verdruß habe ich heute gehabt, indem Herr Braun mir sagte, daß gestern Reimer hier gewesen, um mich zu sprechen. Er war eigens darum von Heidelberg gekommen, und voll Verdruß wieder dahin zurückgekehrt. Er schien solche Eile zu haben, daß Braun meint, er würde auch von Heidelberg die Rückreise nach Berlin gleich antreten. Was entgeht mir damit nicht alles! Was hätte ich durch ihn nicht alles erfahren!

Freitags, den 1. August Mittags.

Ich bekam heute Deinen lieben Brief, theure Rahel, mit allen Ein- und Bei-Lagen. Unter letzteren waren die erwarteten Schreiben, die ich schon beantwortet habe. Ich bin so sehr beschäftigt, daß ich nicht weiß, wo mir der Kopf steht, der auch von Husten und Schnupfen noch umhüllt ist! — Du schreibst, Du würdest nun bald kommen, liebe Rahel; aber mein gestriger Brief war noch nicht in Deinen Händen, aus ihm wirst Du sehen, daß das Ausziehen noch Zeit haben muß und hat. Reutlinger war heute bei mir, und ging von mir zu Wagner, um anzutreiben und behülflich zu sein; es scheint doch zumeist an den Umständen zu liegen, nicht an den Leuten, man muß sie aber in Athem erhalten.

Von der Absicht eine Lustfahrt zum Jagdhause zu machen, hatte mir Graf Bohlen erzählt; daß sie geschehen ist, und Du wohl und vergnügt warst, sehe ich aus Deinem Briefe mit theilnehmendster Freude! Die nahe Ankunft der Deinigen ist mir ebenfalls eine frohe Botschaft, und Dein Glück, gleich die Wohnung in der Nähe zu finden!

Ich schließe, weil ich noch viel Anderes schreiben muß. Leb wohl, geliebte, theure Rahel! meine einzige Freundin und Geliebte! Ich küsse Dich und drücke Dich an mein Herz!

Ewig Dein treuer

Varnhagen.

Alle beſten Grüße an Hannchen!

Den beifolgenden Brief von meiner Schweſter, der mich ſehr gefreut, muß ich wieder haben!

Der Blitz ſchlug hier vorgeſtern Nacht in das Haus der Königin von Schweden, und bog den Gewitterableiter krumm.

An Varnhagen in Karlsruhe.

Baden, wieder einmal der 1. Auguſt, 1817, 10 Uhr.
Halb trübes, gutes, regneriſches Wetter.

Ich fix und fertig angezogen, ſchon von Tettenborn's kommend. Seit vor halb 6 bin ich munter; um halb 11 war der Ball aus, um 11 fuhren wir, um 12 kam ich zu Bette. Ein ſehr ſchöner, animirter, proportionirter Ball; in allem. Hanne wurde wegen ihrer Tanzkunſt la reine du bal. Spaniern, Prinzen, Franzoſen, Hofmarſchällen, allen mußte ich erklären, wo ſie gelernt, wer der Lehrer war, und natürlich nannt' ich mit Vergnügen Scaleſi! den ſchlechtgewachſenen, bis zu meiner Zeit verkannten, grotesken. Prinz Emil, Fürſt Wittgenſtein aus Darmſtadt, Fürſt Schönburg, Fürſt Hohenzollern, waren alle beglückt, wenn die prima donna ihnen einen Tanz geben konnte. Es war ein wirklicher Spaß, daß Mad. Menou, als die berühmte Pariſer Tänzerin, reine ſein ſollte: und ganz à plat fiel: in dieſem Stück. Rochow ſah es noch als ein Stück von Anno 12, 13, 14 und 15 an! — und ſagte, Wuth in Freud' erſtickt: „So ſehen ſie doch auch, daß in unſeren nordiſchen Steppen kann getanzt werden!“ Alle Aeußerungen des Abends waren luſtig; und ich erzähle ſie noch wohl mündlich. Auch Auguſte Brede ärntete den Preis der Schönheit auf das beſtimmteſte ein; von den Damen auch: und war eine prima donna, und tanzte zum Bewundern für ihre Geſtalt, und gut für eine jede. Alſo ich war ſehr beruhigt für die Meinigen. Der Saal war ſehr ſchön mit friſchem Waldlaub und Blumen ausgeziert: Erfriſchungen in Fülle. Auch Geſpräch; und der heitere Matador von Wirth: auch ſie war eine ſehr gute Wirthin, und tanzte vortrefflich, ihr Triumph.

Alſo in vierzehn Tagen ziehe ich erſt. Auch gut! Ich ſchreibe Dir eigentlich, weil Tettenborn morgen nach Karlsruhe kommen und Dich abholen will; damit Du's nur wiſſeſt. Schönen Dank, Schnuchen, für Deinen lieben Brief! Ich rede Dir zum Kommen nicht zu, aus Beſcheidenheit. Rede mit Herrn von Wechmar, der doch ſo ſehr ordentlich iſt, ab, daß er Briefe in Deiner Abweſenheit für Dich in Empfang nehme! Du haſt Recht, den neuen Hauswirth Wagner muß man treiben. Laß ihn an Hütſchen und Fenſtertritte erinnen; Hannchen, alles grüßt. Der Spanier Gimbernat und Staatsrath Nehmann werden mich beſuchen. Tief wiſſenſchaftlich iſt der erſtere nicht. Er kennt Beguelin.

Die Demidowa in einem göttlichen Negligé-Anzug! Gute Heimfuhr, alles gut. Wir fuhren mit Rochow in Einem Wagen; Poſt; Auguſte Brede, Hanne und ich. Adieu. Deine

R.

An Rahel.

Karlsruhe, den 2. Auguſt 1817.

Samstag Mittag gegen 1 Uhr.

Schwüler Wolkenhimmel.

Geliebte, theure Rahel! Geſtern Abend bekam ich Deinen lieben Brief mit der guten, frohen Beſchreibung des Jagdhausballes. Alſo dort war es ſehr hübſch, und doppeltes Bedauern bleibt dem, der Dich zu ſehen ſchon für ein Glück hält, Dich vergnügt zu ſehen, aber für das größte! Indeß freue ich mich doch ſehr, und nehme mir meinen Theil von allem, auch von Hannchens und Auguſtens Tanz- und Schönheitsſiege! Tettenborn iſt noch nicht hier, ich erwarte ihn aber, und freue mich auf ihn; die Kleider ſind herausgeſucht, da jedoch drei von Kattun da ſind, und wir nicht wußten welche zwei Du davon meineſt, ſo ſchicke ich ſie Dir alle drei und das ſeidene ebenfalls. — Herr von Wechmar war heute Morgens ſchon bei mir, um mir zu ſagen, daß Herr von Ende ihm geäußert, der Großherzog wolle Herrn von Montperay's Zimmer auf dem Schloſſe ſogleich geräumt wiſſen, und er (Ende) habe ihm das nach Baden ſchreiben müſſen. Ich erwiederte in der Kürze, ich

würde ausziehen, sobald es möglich sei, und würde doch sehen, wie man der Unmöglichkeit begegnen wolle? Herr von Wechmar war sehr höflich, und stellte sich auf meine Seite, indem er sogar sich erbot Herrn von Montperay's Hausgeräthe einstweilen in seine Hinterzimmer unterzubringen. Die ganze Sache hat nicht viel zu bedeuten; indeß lasse ich Wagner'n treiben, und kann doch vielleicht in acht Tagen ausziehen.

Ich habe sehr viel zu thun; zu dem Vorhandenen kommt immer noch mehr hinzu; für mehrere Tage habe ich noch vollauf; ich kann also mit Tettenborn leider nicht kommen! Wie gern wäre ich bei Dir, das kleine Haus und die nahen Zimmer schweben mir beständig vor Augen!

Der Schnupfen, der mich noch immer nicht verlassen will, macht mich am Ende verdrießlich! Ich nehme eine Koreff'sche Arznei, esse wenig, und trinke keinen Wein. Ich hoffe Du bist damit zufrieden, geliebte Rahel?

Heute will ich Struve, Montlezun, Fahnenberg und Berstett besuchen, wenn ich Zeit dazu behalte; Marschall's haben meinen Besuch nicht erst erwartet, sondern mich gleich zu heute Abend einladen lassen.

Am Großherzoglichen Hofe war gestern große Mittagstafel; sie haben mich, wie schon Regel wird, wieder nicht eingeladen, sondern bloß die Gesandten. Ich werde aber bei jeder Wiederholung weniger bös über die willkürliche Anordnung, die sich das Volk in seiner dummen Anmaßung erlaubt; bald werde ich vielleicht nur darüber lachen, aber wenn die Leute klug wären, hätten sie grade das am wenigsten gern. Gemach, gemach!

Madame Quandt soll mir den ganzen Namen ihres Sohns und das preußische Regiment, worin er gestanden, aufschreiben, sonst kann ich den Brief, den sie mir durch Mad. Brede geben ließ, nicht mit Erfolg besorgen.

Beifolgender Brief von Pauline ist heute angekommen. Adieu, geliebte Rahel! Ich muß mich anziehen. Leb wohl, und sei recht vergnügt, besonders gesund! Ich küsse und umarme Dich!

Ewig Dein treuer

Varnhagen.

Ich grüße Hannchen herzlichst! Viel Schönes an alle

Freunde und Bekannte. Bachelu's Brief iſt gleich zur Poſt befördert worden.

Geſtern Abend waren Graf Trauttmansdorff, dann ſpät bis zur Nacht Friederich bei mir.

An Varnhagen in Karlsruhe.

Baden, Königsgeburtstag (3. Auguſt), 1817.

Theuerſter, geliebter Auguſt! Ich habe rechte Sehnſucht nach Dir; bei allem. Geſtern konnt' ich Dir nicht antworten, weil ich unvermuthet nach der Hub mußte. Tettenborn that es nicht anders: Hannchen ſollte erſt allein mit, da nur ein Platz war, aber er machte ſo lange mit Wagenarrangements hin und her, bis ich mit ihr und ihm auf der Wurſt fuhr; Hannchen und Robert mit Demidoff's, die drei Wagen, einen Einſpänner mitgerechnet, hatten. Götterwetter; bald Sonne, bald nicht: wir aßen vortrefflichſt; ich hielt Sieſta in unſerem Zimmer, mit der Götteransſicht; dachte an Dich, und den dort verlebten Abend! Die Anderen ſpielten; dies war ein ſehr guter Moment für mich; wir ſaßen noch ruhig, vergnügt, gingen hin und her, langſam; fuhren um 5 etwa ab, im Regen, das war auch ſchön; es hörte auf, wir kamen um halb 7 an; ich fand die arme Jenny Kaſt, die eine halbe Stunde nach meiner Abfahrt expreß angekommen war, mich zu ſehen: ſie hatte grade noch ſo viel Zeit, Thee bei mir zu trinken: befand ſich ſehr gut; war ſehr gut angezogen, hatte ein Fräulein aus Mannheim bei ſich; kommt vielleicht morgen wieder; und grüßt Dich ſehr; wie alle unſere Freunde. Tettenborn aber, der ſich als älteſter Bruder beträgt, kann ich nicht genug loben, da ihm wirklich jede Bewegung gegen mich aus der Mitte des Gemüths kommt, und ich ſehe, daß ihm wirklich nur ordentlich wohl wird, wenn er ſich bei und mit ſeinen wahren Freunden fühlt; wie mich das beſticht, kannſt Du denken! Morgen kommt er nach Karlsruhe: und frägt mich mit dem innigſten Intereſſe täglich nach Dir. Er iſt ſchon vorbeigeritten, und wir eſſen bei ihm.

All dieſe Tage vergaß ich Dir zu ſagen, daß ich mit Herrn von Gremp wieder verſöhnt bin: nämlich auf dem Jagdhaus-

ball überwand er ſich, mit mir artigſt zu ſprechen: und es war ihm ein Stein vom Herzen, als ich unbefangen, höflich und ſpaßhaft antwortete. Vorgeſtern, in „Unſer Verkehr“ — welches von drei annoncirten Stücken das erſte ſein ſollte, weßhalb ich mich entſchloß im ſchönen Wetter hinein zu gehen, und dann wieder ſpaziren (da Hannchen ohnehin wegen Zahnweh lieber ſaß) zu gehen; es war drückend voll, und beim Gedräng an der Kaſſe drehte ſich Herr von Maltitz (der Vater) lachend um, und rief: „Es iſt wie bei Germanicus!!“ Auch wurde es platt, und plump, hinter mir gefunden: da es unverſtändlich iſt, außer für Preußen, und Schleſier; und der Dialekt nicht gelang: keiner lachte ſo, wie Hannchen und ich; eben deßwegen! — aber vor dem Anfang trat ein Schauſpieler heraus, und bedeutete vernehmlich: „Auf hohen Befehl Ihrer Majeſtät der Königin von Baiern wird «Unſer Verkehr» zuletzt gegeben!“ (Dieſes einzige Feſt danken wir Gäſte der erlauchten Königin!!!) Nun ſah ich nur die Hälfte des erſten Stücks, und ging hinaus etwas allein ſpaziren. Herr von Gremp verwahrte mir mit ſeinem Hut meinen Platz, den gewöhnlichen, den Du kennſt; und geſtern Abend bei Tettenborn haranguirte er mich in größter Geſellſchaft ganz laut und poli, ob ich meinen Platz noch gefunden hätte, er ſei wegzugehen genöthigt geweſen, hätte es aber einem Herrn übertragen, etc. Er trat zu mir, ſprach Stunden mit mir, fragte nach Dir, wann Du kämeſt, gingeſt? Ließ ſich von mir abreden, heute nicht nach Karlsruhe zu gehen. Kurz, ganz poli, und attentif. Angenommen wird er, wenn nicht beſondere (oder auch keine) Urſachen obwalten, doch nicht. —

Voilà le monde comme nous le connaissons il y a des siècles! — Ich bin ja ſehr sensible à l'honneur de ce que Madame la margrave a bien voulu se rapeller de moi; que serait-ce si j'avais l'honneur de lui être présentée!! — Der Großherzog reiſt den 15., ſagte Herr von Ende aus; der geſtern wegen einem antiken Brunnen hier war, den ſeine Baulente gefunden, und, ihm zum Weinen, ſchon halb abgeriſſen haben. In Karlsruhe ſagt man, der General bliebe dort, und hätte Hacke's Haus gemiethet; der Großherzog ſelbſt ſagte dies Herrn von Ende; die Generalin mir; und fand es ſehr dumm! — Noch macht ihr nichts heiß; wegen: nicht weiß. —

Mit Deinem Schnupfen betrügst Du Dich sehr gut, Herzens-August! Ich danke es Dir. — Mit unserm Logis ist es ja kuriös! Wir lassen's sachte angehen: da Wechmar und die mechanischen Umstände für uns sind: der Großherzog kann ja Montperay's Geräthe in andere Zimmer setzen lassen. — Schick mir nur gleich Gräfin Schlabrendorf her! Ich möchte nur nicht gleich nach Karlsruhe, wenn Markus'ens angekommen sind: alles findet sich; ich bin ganz ruhig. Grüß mir ja besonders Marschalls: die sollen mir den Winter versüßen helfen: und nur sie dort zu wissen, ist mir schon lieb, und tröstlich. — Deiner Rosa Genesung und ihres Glücks freue ich mich sehr! Grüße sie ja! War denn dem armen Kind die Zunge nicht gelöst? Ich weinte, wie sie von der Liebe des Kindes zu Dir redete! Und hätte gerne von mir Dir eins zum Lieben gegeben. Doch regrettir' ich nichts dergleichen! eigentlich. — Mit Verstett sei gut, höflich, und doch auf dem Anstand. Leider ist man auf der Jagd: ich bin ein Gärtner, ein Musikus, ein Denker. Aber auch wenig stört mich; wenn's nicht in meinem Hause ist.

Lautz wird nun bei Dir gewesen sein; und Dir bestellt haben, wie ich gestern nicht schreiben konnte. Auch gegen den blinkte im Vorbeigehn Tettenborn's Freundlichkeit. Robert ist ganz höflich und freundlich gegen mich; und sagte mir gestern: „Du hast Recht, ganz Recht!" als ich eine leichte Klage wegen eines verfehlten Spazirgangs, gegen ihn und Hanne aussprach: alles dies nach Wahrheiten, die ihm Philippsborn einschenkte; bei Gelegenheit des Transports nach dem Jagdhause. — Ich werde alles an Mad. Guandt bestellen: und danke Dir, mein August. Grüße Herrn Friederich, und wacht wirklich nicht zu lange. Man muß doch noch warten, ehe es bricht; es blüht und mürbelt sich ab, zugleich. Schreib auch nicht zu viel hintereinander. Lebe wohl, ich drücke Dich in Liebe an mein Herz, und schätze Dich! Deine

R.

Pauline ist sehr herunter. Es fehlt ihr Geld, und Mittel, und Glück; da hat niemand mehr Muth, als ich. Ich wußte, daß es am Glück, an Schönheit lag, und nicht an mehr Elastik, und Stärke der Seele und des Geistes: es beugt mich: und ich schreibe, als hielt' ich nur an meine Satisfaktion.

Adieu, auf baldiges Sehen! Doch treib' ich Dich nicht. Lieber! Ich umarme Dich. Alles grüßt. Auguſte Brede ſaß bis jetzt hier. Mich echauffirte das mechaniſche Schreiben. Drum iſt es ſo kurz, obenhin und ſchlecht in jedem Sinn. Pardon!

An Rahel.

Sonntag Nachmittags um 3 Uhr.

Karlsruhe, den 3. Auguſt 1817.

Kühler Wolkenhimmel.

Nur wenige Zeilen heute, um Dich zu grüßen, geliebte Rahel! Du ſollſt heute nicht ohne einige Liebesworte von mir bleiben, ich denke ſo viel, ſo innig an Dich, und möchte ſo ſehnſuchtsvoll Dich an mein Herz drücken! Wie leer und ſtill iſt es in Karlsruhe, wenn auch Du nicht da biſt, iſt nichts mehr für mich da!

Hätte ich nicht den verzweifelten Schnupfen, wäre mir nicht ſo viel zu thun übrig, ich glaube heute flög' ich noch fort, um Abends bei Dir zu ſein! Aber ich müßte doch wieder hieher, und ſo unterlaſſe ich es. Auch morgen mit dem theuren General werde ich nicht kommen können, ich warte nun wohl die Bereitung der neuen Wohnung ab, auch möchte ich über des Kanzlers Reiſe ſichere Nachricht haben.

Tettenborn's Brief erhielt ich geſtern; Deine Beſtellungen heute früh durch Lautz, der dann gleich weiter reiſte. Die Kleider ſchicke ich Dir mit Tettenborn, Haber geht erſt Dienstag oder Mittwoch nach Baden.

Ich will dieſen Abend zu Reden's gehen. Bei Marſchall's war es geſtern ſehr voll, es wurde muſizirt, die Barenfels war dort, die ich aber nicht anſah, und auch nicht hörte, denn ich ging der Schnupfenbetäubung wegen früh fort, und hatte Abends Friederich bei mir.

Viel Schönes an Hannchen! Ich umarme Dich innigſt, geliebte, theure Rahel! Mit aller Sehnſucht

Dein

Varnhagen.

An Varnhagen in Karlsruhe.

Baden, Freitag Abend halb 11, den 3. August 1817.

Ausgezogen, nach Tettenborn's, bei einem averse-Regen. Nur einen zärtlichen Gruß, Theurer. Wenn Du mitkommſt, weißt Du, freut es mich unendlich. Doch rede ich gar nicht zu: Du mußt es am beſten wiſſen, wie es mit Deinem ganzen Dortſein zu kombiniren iſt. Herrn von Ende ſprach ich, er verſprach mir, den Marquis Montperay zu beſänftigen, der ihm geſchrieben hatte und allerlei Vorſchläge machte: Du wirſt es ſchon erfahren. Ich ſagte, der Herr von Wechmar wolle ihm Zimmer einräumen. Auf den Ball geh' ich des Regens wegen nicht: Hannchen will gar nicht, ſie iſt jünger als ich: das heißt, weniger nachſichtig in Prätenſionen an Amüſement und allem. Sie grüßt Dich ſehr. Demidoff's gehen: die haben auch einen Wagen, ſind Viele, und nicht ſo ſchläfrig als ich. Lebe wohl, Guſtchen! Wenn morgen nichts Beſonderes zu antworten iſt, ſchreibe ich nicht. Tettenborn ſchien mir ein wenig verdrießlich. Was mir das leid thut! Sieh Einmal nach. Adieu, theure Guſte. Ich umarme und liebe Dich ſehr. Deine R. Grüße mir ja Frau von Wechmar.

An Rahel.

Karlsruhe, den 4. Auguſt 1817.

Montags Nachmittag gegen 3 Uhr.

Trüber Himmel, etwas Regenträufeln, kalt und warm.

Dieſen Morgen erhielt ich Deinen geſtrigen Brief, theure, geliebte Rahel! Meine Freude, ſo viel und ausführlich von Dir zu leſen, läßt mich im erſten Augenblick immer vergeſſen, daß Dir die Anſtrengung die Wehen vielleicht noch dauern macht, während mir die Freude davon wird, muß ich wünſchen, daß Du nicht ſo viel und nicht ſo oft an mich ſchreibeſt! Liebe, gute, einzige Rahel!

Gegen Mittag kam unſer theurer General in all ſeiner Heiterkeit ſtrahlenden Erſcheinung: ich war gleich froh und höher geſtimmt bei ſeinem Anblick. Wir ſprachen eine Weile, dann ging er fort, kam wieder, und ging dann zu Herrn von Berſtett eſſen. Um 5 Uhr will er wieder fort, und nimmt das Päckchen Kleider und dieſen Brief für Dich mit. Wie gern käme ich ſelbſt, um Dich, geliebteſte Freundin, wieder zu ſehen, aber es geht noch nicht, ich habe wirklich noch viel zu thun, zu berückſichtigen!

Unſere Wohnung ſollen wir Freitag beziehen können; ich war eben dort, und fand Maurer und Schreiner in voller Arbeit. Der zweite irdene Ofen iſt mir wieder zugeſagt, aber ſo lau, daß man noch Schwierigkeiten machen wird, die Frau ſcheint böslich dagegen zu ſein, und der arme Mann findet ſich mir gegenüber, wie ich ihm, ſtillſchweigend ſagen unſere Blicke: „ja, wenn nur unſere Frauen nicht darauf beſtünden!“

Wäre es nicht gut, Du wärſt Donnerstag Abend hier? ich ſchreibe Dir aber noch genauer, ob die Arbeit wirklich ſo weit verrückte.

Geſtern Abend war ich nicht bei Reden's; der Hunger trieb mich in's Muſeum — ich hatte ſeit drei Tagen nichts Warmes gegeſſen, bloß Brot zum Thee und Kaffee — wo ich auch den politiſchen Freund einer Nachricht wegen ſprechen wollte. Der General wird Dir die Sache erzählen, wegen deren ich auch meinen erſten Brief heute nach Stuttgart ſchicke, den Dir nicht vorher zeigen zu können, mir entſetzlich leid iſt! Die badenſche Sache ſoll in Karlsbad abgemacht werden. Hardenberg kommt wohl erſt Ende dieſes Monats nach Frankfurt; der König iſt am 7. in Mainz.

Küpfer ſchreibt mir höchſt verbindlich für Dich, die Gräfinnen Goltz und Maltzan laſſen Dich beſtens grüßen.

Ich habe auch einen großen Brief von Smidt voll intereſſanter Nachrichten, von Profeſſor Schloſſer, der noch immer in Ungewißheit ſchwebt, ſonſt aber ſeinen Brief ſchließt: „wenn ich von Ihrer Frau Gemahlin, der Sie mich beſtens empfehlen werden, bei Ihrer Anweſenheit hier, ſo viel Gutes und Rühmliches gewußt hätte, als ich ſeitdem erfahren habe, hätte ich ihr meine Aufwartung machen müſſen.“ Nun ja, das fehlte noch! Als ob es an Oelsner und Bollmann nicht ſchon mehr als zuviel wäre!

Adieu, liebe, theure Herzensrahel! Adieu!?
Leb wohl, und sei gesund und vergnügt! Auf baldiges Sehen! Grüße lieb Hannchen, und sage alles Schöne der verehrten Frau Generalin, den anderen Freunden und Bekannten! Herr von Gremp? — ist Herr von Gremp!

Wir sind bieder und natürlich,
Und das ist genug gethan!

Es soll ihm sein Päckchen aber schon noch nachgetragen werden!

Ewig Dein treuer

Varnhagen.

Beifolgenden Brief des Dr. Friedländer aus Paris über den Tod und die Leichenbestattung der Frau von Staël schickt mir Küpfer für Dich, weil Du gewiß an allem, was Dein Geschlecht Ausgezeichnetes hervorgebracht hat, den Antheil einer „verwandten Seele nimmst", allein der Brief soll nicht zu sehr herumgezeigt werden. Lies ihn in guter Stimmung, wo es Dich nicht angreift!

„Lourdement et profondément" gefällt mir.

Brief des Dr. M. Friedländer zu Paris an seinen Vetter Herrn Bm. Friedländer zu Berlin.

Paris, den 15. Juli 1817.

Meine außerordentliche Kranke ist gestern früh ruhig eingeschlafen.

Ich habe diesen Morgen 9 Stunden nahe der Leiche der Verewigten verbracht, die unter meiner Aufsicht einbalsamirt werden ist, um in die Gruft ihrer unsterblichen Eltern, ihnen gegenüber, zu Coppet, niedergelegt zu werden. Dies war der wiederholt ausgesprochene Wille der Entschlafenen.

Wir haben die Einbalsamirung fast auf egyptische Weise unternommen; es ist des Kampferessigs und Kampferspiritus, der wohlriechenden Myrrhe, der Weihrauche, des Mastix und des Firnisses, sowie des Gerbestoffes und der Binden nicht gespart worden; auch haben wir die neuere Methode mit Sublimat zu Hülfe genommen. Unsere Chirurgen und Apotheker,

die ſich an Senatoren geübt hatten, waren hier beſeelt von der Würde der Perſon, deren Werke ſie mit Bewunderung geleſen hatten. Möge die angewendete Sorgfalt ihre Wirkung haben, und für Feuchtigkeit und den klimatiſchen Einfluß beſchützen.

Es war eine Schwierigkeit, die nahe Umgebung zu bewegen, das Bildniß der völlig unentſtellten Verewigten abformen zu laſſen. Mlle. Randall, die an Treue unerſchütterlichſte Freundin der Verewigten, hatte geäußert, daß die Seelige ſolche Abbildung nicht gewünſcht haben würde. Dreimal wurde, nach vielem Bitten der wichtigen und unwichtigen Umgebung, der Vorſchlag zurückgewieſen, allein ſo heilig die vermeintlichen Gedanken der Entſchlafenen auch ſein mochten, ſo glaubte ich, die Mit- und Nachwelt habe eine Stimme in ſo zweifelhafter Vermuthung, und es gelang mir, mit Hülfe des Herrn Wilhelm von Schlegel, nach vielen Vorſtellungen, noch in den letzten möglichen Augenblicken die Operationen des Profektors einzuhalten, um einen Gypsgießer holen zu laſſen. Ich benutzte unterdeſſen die Augenblicke, wo wir ihn erwarteten, um ein, wie ich mir ſchmeichle, kleines, aber ähnliches Bild, ſelbſt zu entwerfen, und bald darauf auch einen Abguß der Geſichtsformen und des ſchön gewölbten Schädels, dem Baron Auguſt von Staël, dem einzigen Sohne der Verſtorbenen, einzuhändigen.

Ein anderer Wunſch, der mir, dem Arzte, obliegen mußte, war der, die Urſache des Hinſcheidens zu ergründen; er wurde uns aber, als poſitiv gegen den Willen der Verblichenen, verboten. Indeſſen hat ohne beſonderes Zuthun die Operation des Einbalſamirens mich hinlänglich überzeugt, daß dieſe außerordentliche Seele auch in dem vollkommenſt organiſirten Körper wohnte, der allein bis jetzt ſo vieler Thätigkeit zu widerſtehen vermögend war.

Kein edler Theil war verletzt, Leber und Milz und andere Theile zeigten ſich verhältnißmäßig groß, nur das Zwergfell und andere Muskel, ſo wie die Gefäße und Nerven, die ſie verſorgen, ſchienen, wie ſonſt bei zarter Weiblichkeit, nicht ganz in der Stärke der übrigen weſentlicheren, zum Leben nothwendigeren. Die übrigen kleinen Abweichungen waren nicht vermögend über die Urſachen des Hinſcheidens Aufſchluß zu gewähren. Nie habe ich aber ein ſchöneres, geſunderes, vollkommener entwickeltes und mehr wohlerhaltenes Gehirn geſehen. Es war geſchaffen, um alles hervorſtechend bemerkbar zu machen,

was bis jetzt zu entdecken, dem Anatom möglich gewesen ist. Das Oeffnen des sehr wenig verborgenen Rückgrades war zum Einbalsamiren nicht nothwendig, und demnach nicht erlaubt. Es ist bekanntlich der Sitz fast aller Bewegungsnerven, und mochte wohl auch den Sitz des Uebels verbergen.

Die Verewigte entschlief, weil eine die unteren, und zum Theil auch die oberen Gliedmaßen lange einnehmende Lähmung nicht nur seit Kurzem die Blase und ihre Umgebung befiel, wo sie auch zuletzt den Brand einer anfangs unbedeutenden, durchgelegenen Wunde veranlaßte, sondern auch endlich die Brustmuskeln und das sehr dünne Zwergfell ergriff, wodurch die zum Leben nothwendige Wirkung nicht mehr unterstützt wurde. Die Lungen strotzten von Wut und Seresität. Das Hinscheiden war übrigens vielmehr ein nach und nach im Schlafe verzehrender Hauch, und ich erinnere mich, daß die Seelige schon in den ersten Tagen, da ich sie behandelte, den Schlaf fürchtete, und mich stets bat, aufmerksam zu sein, wenn er sie befiel, damit sie doch wieder erwachen möge für die theuren, treuen Freunde auf dieser sehr geliebten Erde. In der That verging stets beim Einschlummern Besinnung, und beim angehenden Träumen Hauch und Puls auf eine furchtbar erschreckende Art; und nur die reizenden Mittel hielten diese alsdann aufrecht. Die physische Kraft unterlag endlich der unterbrochenen Wirkung der unerschöpflichen Geisteskraft, die sie so zügellos durch's ganze Leben beherrschte.

Dieses ist ungefähr die Art, wie ich mir von dem, was vorgegangen ist, Rechenschaft ablege. Ich habe, wenn ich nicht irre, geschrieben, daß der Arzt aus Genf, glaub' ich, Jurine angekommen war. Wir hatten nach großen Konsultationen eine etwas kräftiger wirkende Methode versucht, die bald Reaktion hervorbrachte, die aber auch erschöpfenden Fieberkrampf betreibend bald Mäßigung gebot. Der alte Jurine nahm zum Theil meine Stelle; die Hülfe des erfahrenen Chirurgen war ohnehin besonders nöthig geworden, aber die Seelige erzeigte mir die Ehre, mich nebst dem alten Portal und Jurine an ihrer Seite zu behalten, indem die vielen gerufenen hommes noirs, wie sie sie nannte, sie zu erschrecken anfingen. Es war den 13ten vorigen Monats, um die Zeit, wo sonst die weibliche Epoche sich etwa angekündigt haben möchte, als die entsetzliche Engbrüstigkeit anfing, den 14ten ward ich gerufen. Ein ähnlicher Anfall kam den 13ten Juli, und ward um

2 Uhr Nachmittag ſo heftig, daß Jurine, der zugegen war, zu ſpaniſchen Fliegen und anderen kräftigen Mitteln ſeine Zuflucht zu nehmen ſich genöthigt glaubte. Um 5 Uhr Nachmittags fand ich die Kranke etwas ruhiger, und am Abend fanden wir ſie ſchwach, aber etwas beſſer. Die Selige ſchlief hernach bis 12 Uhr und beſtand wieder auf dem gewöhnlichen beruhigenden Mittel. Nach Mitternacht frug ihre Freundin Randall ſie, ob ſie ſchliefe; ſie antwortete lourdement et profondément, und dieſes waren ihre letzten Worte. Bald darauf bemerkte ſie die Herzogin, ihre Tochter, die nach 4 Uhr einige Aenderung im Athmen wahrnahm und Hülfe rief. Um halb 5 Uhr kam Wilhelm von Schlegel mich holen, und da ich ſchon auf war, ſo ſah ich ſie bald nachher. Allein Puls und Athmen waren geſchwunden, und die Todtenkälte verbreitete ſich ſchon über die Erblaßte. Sie war eingeſchlafen für die Ewigkeit, und ihre Umgebung theils in Verzweiflung, theils in Todtenſtille verſenkt.

Man hat in dem hermetiſch verſchloſſenem Sarge von Blei ein Spiegelglas dem wohlerhaltenen Angeſichte gegenüber angebracht. Morgen wird die Leiche von Herrn von Staël und Herrn von Schlegel nach dem Orte ihrer Beſtimmung begleitet. Die Familie und Freunde folgen in wenigen Tagen nach Genf.

An Rahel.

Karlsruhe, den 5. Auguſt 1817.

Dienstag Nachmittag nach 4 Uhr.

Sonnenſchein nach Regenträufeln.

Geliebte, theure Rahel! das Poſtgeld laſſe Dich nicht reuen, es iſt nur ein Gruß, den ich Dir ſende, aber ein herzlich liebevoller, wie nur je einer ſein kann! Ich muß Dir doch ſagen, daß ich an Dich denke, Dich liebe, Dich küſſe? Heute früh erhielt ich Dein Briefchen vom Sonntag Abend; angenehmes Erwachen, dem ſolcher Empfang bereit ſteht! Meine Theure, Liebe!

Geſtern Abend war ich bei Reden, ziemlich gut, Marſchall's kamen hin und Graf Trauttmansdorff, dieſer nach 10 Uhr

Abends auch noch unerwartet zu mir, er ſchien etwas zu wollen, da aber noch jemand bei mir war, ſo ſprach er nur Gleichgültiges.

Meine politiſchen Geſpräche werden von heute an ſtocken (durch Geheimerath Friederich's Abreiſe). Du weißt, was das heißt, aber es iſt mir angeboren lieb. Unſer themer General hat den Schlüſſel hiezu, wenn es Dir noch verſchloſſen iſt. Aber tiefe Stille, tiefe Stille!

Grüße Hannchen beſtens. Ich umarme und drücke Dich an mein Herz, geliebte, einzige Freundin!

Ewig Dein

Varnhagen.

Jean Paul iſt noch in Heidelberg, und kommt die andere Woche auf einige Zeit hieher!

An Varnhagen in Karlsruhe.

Baden, Dienstag 1 Uhr Mittag, den 5. Auguſt 1817.

Nach großem Regen den geſtern, ſchönes regneriſches Wetter.

Ich komme aus dem ziemlich leeren luſtigen Saal, wo nur unſere Leute ſpielten, und Raſt's mit mir waren, wo ich einen großen Thaler verſpielt habe, auf ſchönen Nummern: 17, 31, 11, und auch auf ein paar Linien, die ich nicht verſtand. Ich ging nur hin, um Tettenborn zu attrapiren; der geſtern Abend noch freundlichſt vor meinem Hauſe um halb 12 hielt; mir Deinen lieben engliſchen Brief reichen ließ, und mir verſprach, heute in der Frühe alles zu erzählen. Statt ſeiner kam aber Jenny Raſt, mit ihrem Fräulein: Tettenborn war ſchon in der Früh ausgeritten (er hat hundert Dukaten gewonnen), und doch wollt' ich nicht ſchreiben, bevor ich ihn geſprochen hatte, da Du mich auf ihn verwieſen hatteſt. Das iſt ja göttlich! Er iſt ganz glorios über ſeine That (die Sendung des Geh.-Raths Friederich nach Karlsbad an Kapodiſtrias), und ihr Gelingen: ſo fühl' ich mich auch darüber: aber dort heißt's, wie Marinelli ſagt: „Nur geſchehene Dinge ſind nicht zu ändern", und ſo glaub' ich auch nur an geſchehene. Marinelli's brauchen gar nicht klug zu ſein: ſie ſetzen es auch mit weniger durch. — Wie ſoll ich Dir grad

heute auf Deinen zärtlichen Brief antworten, den ich in einer besonders empfindlichen Stimmung, so tief besonders, gestern Abend empfand, da er mich schon sehnsüchtig traf! Ich bin heute zu schwach. — Ich wäre gestern gern mit Tettenborn gekommen; der eine Tag wäre genug gewesen, um alles zum Ausziehen zu bereiten: und dann hätte ich in Gottes Namen Mlle. Wolff und Reutlinger schaffen lassen; weil ich schon gestern, vor Empfang des hier einliegenden, heute angekommenen Briefes, die Schwierigkeit vor Ohme's Ankunft hinüber zu gehen, gut ermaß. Nun kommen sie Freitag, und ich gedenke Montag zu kommen; da Sonntag kein Arbeitstag ist. Schreib mir noch Deine Meinung. Montperay, und der Großherzog, warten wohl: sprich allenfalls noch ein Wort mit Herrn von Ende. Wär' Hannchen nicht hier, so wär' ich längst drüben: ich sehne mich sehr nach Dir. War gestern sehr empfindlich: war von einem Sonnenuntergang — wie er vielleicht alle dreißig Jahr sich macht: ich sah ihn mit Hannchen und Auguste: sie waren ganz hin davon — Gold, Feengold — wie von der rührendsten Menschenszene ergriffen; in größter Emotion: weinte den Abend ordentlich, als Narischkin russisch-spanische Lieder sang: aber war glücklich, das Herz aktiv zu fühlen. Darauf kam Dein liebster Brief, und der Staël ihr Tod! „Lourdement et profondément!" (Als man sie zuletzt gefragt hatte, ob sie geschlafen.) Freilich. So ist's. Nur ein tieferes Schlafen; das ist auch unser Leben: (dies fühl' ich alles, wie das Dasein) — ein Schlaf in einem größeren Leben; und man ist nicht gleich rein hinüber, von einem Schlaf in den anderen; wenigstens ist's gewiß selten so; und kann sehr gut anders sein. Das hab' ich alles an meinen Schlafzuständen sicher. Heute schlief ich zu erst hier schlecht; erwachte mit Kopfweh, und Zustand: hatte im Traum immer ein kleines Kind mit blauen Augen, ganz mager, ganz klug, verlor es immer: liebt' es unendlich; noch! fand es unter Matratzen öfters wieder; fuhr mit ihm zu Schlitten; es fror mir an: ich hauchte es wieder auf, mußte es oft suchen und in's Leben zurück bringen; hatte immer seine Gewänder fest angepackt, und das Kind verloren, entglitten: war außer mir, nichts zu haben, als ich erwachte: und es ist mir, als hätte ich wirklich etwas verloren. So quälte ich mich die Nacht: und Holzwürmer, Hitze, Agitation, ließen mich nicht schlafen. Ich schlief aber bis 10. Alles, tiefe Gedanken, Aufführung der Einbildungskraft, Ner-

ven, Blutumlauf: nichts! Alles, wenn Du willst. Ich weiß ganz gewiß, es giebt andere Konzeptionen, als unsere. Kleine Naturbläschen sind wir; ein einfacher großer Geist in uns eingesperrt. Ist doch, Angusichen! Freut Dich des Freundes neue Thätigkeit? Den Brief nach Stuttgart hätte ich auch gerne gesehen! Sei nur nicht zu wohlfeil mit Deinen Talenten, laß ihn schmachten, wünschen, mehr begehren; nichts bequem und wohlfeil haben: er bietet so so wenig als möglich, nur zu viel Arbeit an: Deine Ambition, meine muß er schmeichlen: und dazu braucht er mehr Mittel, als die Berliner Freunde. Kurz, man muß wahrlich alle Leute etwas kurz halten: es sind beinah keine Menschen unter ihnen; und alle Menschen haben ihre Momente, wo sie Leute sind. Lebe wohl, Theuerster!

Gestern sah ich erst wieder, daß wenn auch alte Grüfte sich in meinem Herzen erschließen, und ihre verhaltenen, nicht mehr gekannten Ströme loslassen, und eine Vergangenheit sich auf die Stelle der Gegenwart setzt, und diese nur als eine von Sehnsucht berührte Zukunft von neuem dem fast ihren Geiste zeigt, Du doch der gewünschte, gerufte, vermißte Vertraute und Freund vom Herzen gefordert wirst, dem es klagen, erzählen, erklären will. Lieber Freund, an Dich lehn' ich mich! wenn die ganze Seele in ungewohnter Hellung von Herzensglauben flammt! Adieu! Lebe Deiner Gesundheit! mir ist wohl. Ich will Hannchen den Eltern abliefern, diese hier installiren. Sie, Auguste, Bacheln, Alle grüßen Dich. Ich küsse und herze Dich. Deine

R.

An Rahel.

Karlsruhe, den 6. August 1817.

Mittwoch Nachmittag gegen 2 Uhr.

Kühler Sonnenhimmel mit fröhlichen kleinen Wölkchen.

Geliebteste Rahel! Ich glaube nicht, daß wir schon Freitag einziehen können, es wird zwar thätig gearbeitet von Tischlern, Maurern etc., aber der Tapezier soll erst morgen anfangen, wenn das Weißen heute fertig wird. Komme Du also

morgen noch nicht hieher, liebe Rahel! Verdrießlich iſt der ewige Aufſchub, und ich wollte, es wäre einmal in Ordnung; allein hier iſt nichts anderes zu machen, als Geduld zu haben. Ein gleiches muß auch Herr von Wechmar und Herr von Montperay.

Durch Herrn von Küſter erhielt ich geſtern die Nachricht, daß unſer Schauſpielkoffer auf dem Gensd'armen-Markt zu Berlin am 29. Juli bei hellem Mittage, wahrſcheinlich durch Unvorſichtigkeit einiger Tacharbeiter, in Brand gerathen und gänzlich abgebrannt iſt. Da von dem Theaterſchatz, der Garderobe, und den auf 400,000 Thaler geſchätzten Dekorationen nichts gerettet worden, ſo rechnet man den ganzen Verluſt weit über eine Million Thaler.

Der Admiral Kinkel hat in der Montlezun'ſchen Sache einen concilianten Brief an Herrn Montauban geſchrieben, den Herr von Küſter geleſen hat, ſowie die ganze mit Montlezun ſtattgehabte Korreſpondenz.

Ich war geſtern Abend bei Marſchall's, ſpäter noch einen Augenblick bei Reden's, wo ich Herrn von Gremp antraf. Neues giebt es nicht. Ich bin recht verdrießlich, nicht bei Dir ſein zu können, geliebteſte Rahel, und bin hier ganz verwaiſt! Doch habe ich auch außer dem Wohnungswechſel noch allerlei Grund, aus dem ich beſſer noch hier bleibe, auch fortdauernd zu arbeiten!

Die beſten Grüße an Alle! Dich aber, geliebteſte, einzige, theure Freundin, drücke ich mit aller Inbrunſt an mein Herz! Sei vergnügt und geſund! Adieu, Geliebte!

Ewig Dein

Varnhagen.

An Varnhagen in Karlsruhe.

Baden, Mittwoch 11 Uhr, den 6. Auguſt 1817.

Schönes Sonnenwetter mit kaltgründiger Luft.

Als ich heute Morgen Dein Liebesbriefchen geleſen hatte, mein theurer Auguſt, ſiegelte ich es ein, und ſchickte es dem Freund, weil er an der Nachricht zu vielen Antheil nimmt!

Noch hab' ich ihn nicht gesehen. Nun glaub' ich's auch, mit Marinelli. Lieb' Augustchen! Du sprichst ja gar nicht mehr von Kommen?! Hör' nun mich! Gestern Abend sagte mir Tettenborn, er würde Sonnabend wohl wieder nach Karlsruhe; alsdann sind die Geschwister schon hier, und ich will mit ihm hinüber, und meine Sache in dem einen Tag abmachen; wie ich Dir es schon meldete. Dabei hoff' ich, Du fährst Sonnabend Abend mit uns hierher! Wenn auch nur auf einen, zwei Tage. So hab' ich mich noch nie nach Dir gesehnt, und mich abgeschnitten gefunden. Erstlich, hab' ich weder irgend einen Ersatz für Dich, noch bin ich allein; und dann, schließt sich das Leben immer mehr an, bei Dir, und zu; und dann, lieb' ich Dich jetzt sehr. Eh' ich komme, schreib' ich's genau, und Du läßt mir die Wolff und Reutlinger mit den Trägern bestellen. Du sollst kein Ungemach davon haben. Ich lasse den Tag nur für mich Nothwendiges hinbringen, und besorg' und verabrede das Uebrige. Jean Paul kann ja auch hierher kommen. Es wird Tettenborn's interessiren, daß er so nah ist. Adieu, Theuerster, Geliebter! Ich bin recht wohl. [Ein Kreuz; soll heißen: unberufen!] Dore hat mir gestern zwei große Thaler gewonnen. Eben tritt Auguste Brede herein: die will auch den Sonntag weg. Nach Stuttgart; und von da nach München. Lebe recht wohl; esse, schone Dich, und Deine Augen. Bald muß ich Dich umarmen! Deine R. Bachelu schmachtet nach den Nummern des „Libéral". Schick sie mit Gelegenheit!

Nun fällt mir ein, daß der alte Reutlinger seinen Sonnabend wird halten wollen: kommen kann er aber doch, und die Träger besorgen. Eben geht Bachelu, und Haber tritt herein!

Halb 2 Uhr.

Ich grüße Dich noch Einmal! wir speisen beim General ganz en famille. Es ist Götterwetter: und Du nicht hier! Tettenborn grüßt Dich.

An Varnhagen in Karlsruhe.

Baden, den 7. August 1817. Donnerstag Vormittag 10 Uhr; das schönste Wetter von der Welt. Klare reine Luft, der Grund kühl, Sonnenschein.

Dein kleiner Brief, lieb Augustchen, den ich heute erhielt, ist ja fast verdrießlich!? Natürlich. Man ist eigentlich um nichts und wieder nichts getrennt, und iselirt. Hast Du denn alle meine Briefe bekommen? ich schreibe alle Tage. Heute um 12 fahren Tettenborn's, Demidoff's, Hanne, Robert, Auguste, Philippsborn und ich nach Gernsbach in den Bock zu Tische, über die Favorite zum Spiel wieder hierher: damit nimmt's überhand. Auguste und die Demidowa weichen nicht mehr. Alles spielt, außer ich und Therese (Frau von Tettenborn). Robert muß dabeistehen, sonst verlieren sie!

Mit dem Komödienhause in Berlin, das verdrießt mich: es wird kein klügeres gebaut werden: und jeder Schaden, der in die Luft geht, ist mir ein Gräuel. Und unser König hat am Rhein jetzt andere Millionen wegzugeben! Doch liegt alles außer der menschlichen Berechnung, und es leben und werden auch Viele davon reich. Maurer, Dekorateurs, Zimmerleute, Schneider, Fabrikanten, Notenschreiber; etc. etc. Die am schlechtesten sind, werden am besten wuchern. — — Der arme Timm wird es dem König sagen müssen. Oder ein trockener Bericht; und die Gespräche muß er doch aushalten. Hannchen hat auch Nachricht darüber; punkto 12 brach's aus; alle Nachbarhäuser, und die Seehandlung, und die Gendarmenthürme waren in Gefahr, und wurden mit Spritzen behandelt; viele hundert Schritte vom Brand soll die Hitze unerträglich gewesen sein. Lamprecht lief hin.

Wenn ich den Sonnabend mit dem General etwa nicht komme, so komme ich Montag, wie schon zweimal gesagt. Ich habe heute nach einer guten Nacht und frühem — halb 7 — Erwachen etwas Schwere in Gliedern und Seele, und etwas Blutdrängen; drum schreib' ich nicht luftiger, aber Gernsbachs Höhen werden mich heilen. Ich bin schon fix und fertig angezogen; Philippsborn war schon hier: wir vergaßen alle drei, Robert, Hannchen und ich, gestern Tettenborn's etwas von dem Brande zu erzählen, obgleich es uns unendlich frappirte: Robert

wußte es aus der „Allgemeinen Zeitung", wie er sagte, und der rothe Wolff hatte einen Brief. Wie so schrieb Küster Dir von Montauban??? Ist dahinter nichts, oder etwas? Nun ist Auguste Brede hier. Lebe wohl, lieb Augustchen! Ich bezahle Rechnungen. Du fehlst mir unendlich bei jedem Sonnenschein. Gestern Abend waren wir mit Auguste und Robert nach Lichtenthal: alle Menschen kamen hin. Lebe wohl, lieber Freund. Deine

R.

An Rahel.

Karlsruhe, den 7. August 1817.

Donnerstags Vormittags 10 Uhr.

Umzogener Himmel, kühl, kann aber heiß werden.

Gestern Abend, geliebte Rahel, erhielt ich Deinen lieben, liebevollen Brief vom 5., heute eben den vom 6., worin Du sagst, daß Du am Samstag kommen willst. Ich eile, Dir zu antworten, da sich in der Fahrt des Kirchenrath Ewald eine gute Gelegenheit bietet, Dir die Antwort noch heute zu übermachen. Mit den Arbeiten wird noch nicht alles fertig sein bei Wagner, aber es thut nichts, man setzt alles in ein paar Zimmer, und schließt die zu, während noch gewirthschaftet wird; das Zurechtsetzen späterhin ist dann leicht. Ich möcht' auch gern wieder nach Baden, und besonders nach Straßburg, um Reck und Stiefeln zu haben, in denen ich dem Kanzler vor Augen treten kann.

Geliebte Rahel, von Dir sag' ich nichts, wie Du mir fehlst, wie ich an Dich denke, Du bist mein ganzer Trost, mein Alles! Ich küsse und umarme Dich!

Ich schließe für jetzt. Leb wohl! Auf baldiges Sehen! Sei gesund und vergnügt, und sage tausend Grüße an Alle, besonders auch an Auguste, die ich nun wohl in Baden nicht mehr finden werde.

Ewig Dein

Varnhagen.

An Rahel.

Karlsruhe, den 7. Auguſt 1817.

Donnerstags Nachmittags 3 Uhr.

Geliebte Rahel, ich habe Dir ſchon ein paar Zeilen durch Kirchenrath Ewald geſchrieben, die Du vielleicht noch heute bekommſt. Ich erfahre jetzt eben, daß Samstag auch die Tapeten ganz fertig ſein werden, und wir alſo vollſtändig einziehen könnten, was ich heute Vormittag noch bezweifelte. Komme alſo, geliebte Rahel, nur ja mit Tettenborn herüber! Ich grüße, ich küſſe Dich, Du liebe, theure, einzige Freundin!

Ewig Dein treuer

Varnhagen.

Du ſiehſt die Eile! Der Bediente will weggehen, und ſteht wartend! Leb wohl, liebes Rahlchen!

An Varnhagen in Karlsruhe.

Baden, 11 Uhr Morgens, den 8. Auguſt 1817.

Schönes warmes Sonnenwetter nach einem geſtrigen Gewitter, mit noch einem in ſich.

Schon hab' ich Dein kleines Briefchen, lieber Auguſt, aber das von Herrn Ewald noch nicht, er ſelbſt iſt noch nicht angekommen. Es war geſtern beim General wieder ungewiſſer, ob er morgen hinüber fährt, heute weiß ich noch gar nichts davon, obgleich er ſchon vorbeiritt, und nun vorbeifuhr; auch eſſen wir dieſen Mittag dort. Ich glaube gar nicht, daß er morgen früh fährt: und wenn dies nicht um 5 Uhr des Morgens geſchieht, ſo bin ich in keinem Fall von der Parthie, weil ich zur Strapaze keine Geſundheit habe; wie ich erſt geſtern ſehen konnte, und heute noch fühle. Wir fuhren um halb 1 Uhr — ich obenan, in einer guten, herabgeklappten Kaleſche — nach Gernsbach, und um halb 5 von dort über die Favorite nach Hauſe; im Hinfahren fühlte ich ſchon den Sonneneffekt, durch

den Wagen durch, auf meinen armen Kopf, der verwirrt wurde; und meine Beine zitterten: beim Zuhausefahren hatte ich die Sonne links seitwärts, und bekam dumpfe Migraine, und war sehr zittrig; ich ging noch mit Doren in die Luft, aß Eis, und hielt mich so hin! bei Tettenborn nachher hatte die Generalin Migraine, die Mlle. Morgan, und Mad. Demidoff; ich bin sicher, Alle von der Sonne. Die unsinnige Stunde der Mittagshitze wurde des Spiels wegen gewählt, worauf sie Alle wie außer sich sind. Fürst Schönburg, der mit uns fuhr, wollte auch einschlafen. Nun aber kann ich unmöglich wieder auf dem offenen Wurstwagen in der Sonne fahren, und nachher in Karlsruhe wirthschaften. Also, lieber August, werd' ich wohl Montag früh hier abfahren, und dann alles in Ordnung setzen, bis es fertig ist; und Dich dann entführen. — Auguste Brede sitzt auch schon hier; und wartet auf die Spielstunde. Hannchen zeichnet Stickmuster. Gott! was ist das diesmal für eine lange, unangenehme Trennung! Mich dünkt, Du bist schon zwei Monat weg!

Astolf Custine hat mir eine große lange Variazion auf das Thema Astolf geschrieben, und alles, was ich darüber sagen könnte, auch gesagt. Wenn Du kommst, sollst Du den Brief sehen. Tettenborn bietet Theresen (Frau von Tettenborn) immer an, nach Pyrmont zu gehen, welches Rehmann vagnement, und in dessen Stelle Schwalbach, verordnet hat; Mad. Demidoff geht nach letzterem Ort, und redet den Anderen dahin zu; auch das will Tettenborn, alles wie Therese will, und in vierzehn Tagen. Du siehst, wo Wien steht; und wirst den Rest wissen. Ich habe jemand mein Ehrenwort gegeben, zu schweigen; und schweige. Er auch gegen mich. Lebe wohl, lieber Sohn! theuerster Freund. Ich sehne mich nach Dir: mir ist aber das Ausziehen widrig. Heute kommen Roberts. Adieu, adieu! Deine

R.

Auguste ist mit Hannchen nach dem Spiel; eben segelt Karoline (Mlle. Morgan) und Espérance (eine junge Russin) hin; ich halte mich ruhig im Schatten. Adieu, Lieber! Die Heimfahrt war übrigens gestern göttlich!

An Rahel.

Karlsruhe, den 8. Auguſt 1817.

Freitags Nachmittags 4 Uhr.

Ungeheure Wolken drängen ſich langſam am Himmel, es iſt ſchwül, weithin regnets, die Gewitter ziehen noch unentſchloſſen nach verſchiedenen Richtungen.

Geliebte, theure Rahel! Wenn Du morgen nicht früh von Baden abfährſt, ſo ſollſt Du noch erſt dieſen Gruß von mir dort empfangen. Ich denke auch, Du kommſt morgen doch wohl noch nicht, da auch heute die Geſchwiſter, nach ihrer Abfahrt von Koblenz zu rechnen, ſchwerlich ankommen werden, und Du dieſe doch erſt eine Zeit wirſt ſehen und ſprechen wollen. Alſo ich werde nicht ungeduldig, wenn Du nicht kommſt, aber die liebevollſte Sehnſucht, die theuerſte Gewohnheit verlangt nach Dir! Geliebte Rahel, meine theure Freundin! Wie haben Deine lieblichen Worte in dem vorletzten Brief meine innerſte Seele durchſchauert! Wie freu' ich mich Deiner, wie des Glücks, Dich zu beſitzen! —

Heute Vormittag war Hebel bei mir, um mit mir über einen Gegenſtand zu ſprechen, den die Königin von Würtemberg in Baden ihm angeregt, über ein Unternehmen volksgemäßer ſchriftlicher Belehrung, und wofür Kerner mich aufgefordert hatte, ihn auch in Anſpruch zu nehmen. So kommt alles von ſelbſt, auch dieſe Bekanntſchaft mit dem trefflichen, einfachen, herzensguten Manne!

Unſere Wohnung iſt faſt ganz fertig, und wird es morgen ſein. Mlle. Wolff iſt wegen der Schellenzüge dort.

Störe Dich nur nicht, geliebte Rahel, und laß mich allein das Umziehen beſorgen, wenn es Dir lieber iſt. Ich will dann ſchon ſorgen! Leb wohl, geliebte Rahel! Ich küſſe und umarme Dich! Die ſchönſten Grüße an Alle!

Ewig Dein

Varnhagen.

Gruner läßt nicht nach, Roberts Gedichte zu loben.

An Varnhagen in Karlsruhe.

Baden, Nachmittag Freitag, den 8. August 1817.

Theurer August! Es ist das Postgeld werth, daß Du morgen nicht denkest, ich käme doch wohl. Tettenborn fährt nicht; und ich komme Montag. Kannst Du früher mit jemand kommen, so reist Du Montag wieder mit mir zurück. Adieu, Geliebter! Ich erwarte die Geschwister, es ist sehr heiß. Deine R.

An Varnhagen in Karlsruhe.

Baden, Sonnabend halb 1 Uhr Mittag, den 9. August 1817.

Schönes Wetter ohne Sonne nach unendlichen Sündfluthen, von gestern Abend und der Nacht.

Theurer August, ich erhielt diesen Morgen Deine Liebeszeilen von gestern; und jetzt Deinen lieben Brief durch Herrn Ewald, mit den „Libérals". Ich war gegen 11 Uhr mit Andreas, still und vergnügt, beinah bis Scheuern, und durch Mühlen gegangen, um im Freien nach meiner Art zu sein, und weil es der erwarteten Geschwister und ein grader Weg ist. Hannchen wollte kramen; mir war's lieb. Nun hatte ich gräßlichen Hunger, und aß Erbsflen. Den Gang hatte ich nöthig, die Gewitter in der Luft hatten mich oppreßirt. Als ich nach Hause kam, fand ich das Ewald'sche Paket; ihn sah ich noch nicht. Daß Markus noch nicht kommt, ängstigt mich gar nicht; ich weiß, was auf Reisen alles abhalten kann: und glaube diesmal an seine falsche Berechnung, wie Du und Auguste — welche morgen reist; — ich wollte nur, daß er wüßte, wie ich diesmal mich nicht ängstige; dann wären wir Alle ruhig. Tettenborn reist nun, wie er sagt, auch erst Montag; aber ich komme, unabhängig davon, und von allem, was sich darin ändern kann: ich gedenke — wenn keine Hitze ist — in Rastatt oder unterwegs zu essen, damit ich nicht zu früh ausfahre, und im Nachmittag Montag anzukommen. Noch hab' ich leise

Hoffnung, Du könnest noch vorher hierher kommen: überhaupt komme ich nie nach Hause, wo ich nicht doch denke, Du könnest angekommen sein! Mit mir zurück wirst Du doch kommen? hierher. Tettenborn ist auch ganz ungeduldig, und begreift's gar nicht. — Gestern Abend waren wir zu Hause geblieben, Robert's zu erwarten; und saßen bis gegen 9 bei Platzregen in der Hausthür, wo uns alle Bekannte besuchten und mitsaßen. Als Tettenborn ging, wollte er uns mit Gewalt mithaben, versichernd in's Unendliche, sie kämen nicht, was er gar nicht wissen konnte: um 10 ließ er uns endlich mit dem Jäger, der Laterne und der Ausrede, wir sollten tanzen kommen, holen, und wir gingen richtig noch hin. Vom Tanzen war nicht mit einem Worte die Rede: wir sollten bloß nicht fehlen. Nur Demidoff's ohne Rastoptschin, und Schönburg waren da. Musik vor der Thür.

Es ist mir sehr angenehm, daß Hebel bei Dir war: und auch der Grund. Du weißt wie ich das Volk liebe: bloß weil es die Meisten sind, und die Aermsten; es muß ohn' Unterlaß für die Menge, für's Ganze geschehen. An mir ist ein Gesetzgeber, ein Pestalozzi, ein Moses untergegangen: ich bin sehr erfreut, daß man der Königin von Würtemberg diesen Sinn öffnen, oder offen finden kann: auch weil sie eine Königin ist, und auf Viele wirken kann. Besonders freut's mich auch, daß man Dich für einen Menschen hält, der in so etwas mitarbeiten soll. Ich kann keine andere Ambition leiden, als die sich auf unsere tiefste Meinung bezieht! — Deine Papierverschwendung hilft Dir nichts! Ich schreibe auf Deine leeren Papierhälften. Ich hatte kein dünnes mehr. Adieu, theuerster Herzensfreund. Ich schreibe Dir morgen noch Einmal: und will immer bei Dir bleiben! Deine. Ganz Deine

R.

Vier Uhr Nachmittag.

Die Geschwister haben schon bei mir gegessen. Alles sehr gut. Sie scheinen enchantirt von Dir! — Lieb Herz; und Freund! Jetzt wollen wir Alle ein wenig schlafen. Fanny ist noch hier. Jetzt stürzt Ludwig Robert herein. Adieu. Montag sehen wir uns. Deine

R.

An Rahel.

Karlsruhe, den 21. August 1817.

Donnerstags Mittags gegen 12 Uhr.

Regenhimmel.

Geliebte, theure Rahel! Gestern Abend gegen $^1/_2 5$ Uhr kam ich hier an, wohl und munter, doch unbehaglich und betrübt, weil ohne Dich in der neuen, leeren, sonst angenehmen Wohnung. Mit Packen, Einrichten, Nachsehen verging der Tag, der Abend im Museum, wo ich aß, dann legte ich mich frühe zu Bett, um doch nur unruhig zu schlafen. Heute morgen wurde ich geweckt durch einen Brief, den Gräfin Schlabrendorf mir mitgebracht, sie war gestern angekommen, wohnt gegenüber im Kreuz, von ihr komme ich so eben her, und gehe um 1 wieder zu ihr, um mit ihr an der Wirthstafel zu Mittag zu essen. Sie ist bloß Deinetwegen hieher gekommen, und sieht Dir mit Verlangen entgegen; nach Baden will sie nicht, und selbst eine schnelle Besuchsfahrt, zu der ich mich mit ihr wohl entschlossen hätte, schien unter den gegebenen Umständen besser zu unterlassen. Wir hoffen Dich baldigst hier zu sehen! Uebermorgen doch ganz gewiß? wo nicht morgen!

Tausend Grüße an die lieben Deinigen, besonders an die lieben Nichten! Alles Schönste für Neumann! Der General wird wohl morgen nicht in Baden sein, da der Großherzog heute, wie man sagt, nach Gießbach abgeht. Berstett ist nach Frankfurt.

Adieu, geliebte, theure Rahel! Komme bald!

Ewig Dein

Varnhagen.

Der Brief, den die Gräfin mir mitgebracht, ist von Stägemann, und wichtigen Inhalts!

An Rahel.

Frankfurt a. M., den 28. Auguſt 1817.

Donnerstags Abends 11 Uhr.

Geliebte Rahel! Heute Mittag traf ich hier ein, nachdem ich die Nacht im herrlichſten Mondſchein durchgefahren, zog mich an und ging zu Graf Goltz, wo ich gleich zum Mittageſſen blieb. Ging darauf zu Humboldt, den ich nicht traf, zu Herrn von Küpfer, und dann mit dieſem zu Smidt, den ich aber auch nicht fand, dann nach Hauſe, wo indeß auch Robert's eingetroffen waren — Hannchen leider mit Zahnweh, das ſie ſehr quälte — um 9 Uhr ging ich wieder zum Thee zu Goltz, wo ich Frau von Berſtett und Frau von Brints fand, die ſich beide nach Dir angelegentlich erkundigten, und nun komme ich nach Hauſe, vom Schlaf überwältiget!

Wann der Staatskanzler kommt, iſt noch nicht gewiß; wahrſcheinlich am 30., wenn ſeine Geſundheitsumſtände, die man als ſehr beſorgnißvoll ſchildert, ihn nicht zu größerem Aufenthalt unterwegs nöthigen. Ob ich ihn hier ſchon, wo ſein Vorſatz nur eine Nacht zuzubringen iſt, gehörig ſprechen werde, wird mir immer zweifelhafter; es ſchadet aber nicht, ich habe gute Hoffnung! Biſt Du vor mir in Mainz, und bleib' ich noch aus, ſo thäteſt Du am beſten, immerhin bis Koblenz vorauszufahren.

Freitags Morgens 9 Uhr.

Geliebte Rahel, die Poſt geht gleich, Robert's fahren erſt um 11 Uhr ab, und heute nur bis Gelnhauſen. Hannchens Zahnweh wird wohl bis dahin durch den Gebrauch von Blutegeln beſſer ſein. Ueber mich weiß ich noch nichts. Graf und Gräfin Goltz haben mich ſchon wieder zu Mittag einladen laſſen, auch Herr von Humboldt wird dort ſein. Adieu, geliebte, theure Rahel! Ich umarme Dich mit aller Innigkeit!

Ewig Dein treuer

Varnhagen.

An Rahel.

Frankfurt a. M., den 30. August 1817.

Nachmittags 2 Uhr.

Geliebte, theure Rahel! Noch ist es zweifelhaft, ob heute der Staatskanzler kommt, bestimmtere Anzeigen sind nicht gemacht worden; doch wird er erwartet. Ob und wie ich ihn hier sprechen werde, läßt sich zwar nicht bestimmt voraussehen, doch sind die Gesinnungen von allen Seiten günstig genug, und ich darf gute Hoffnung für die wenigstens theilweise Erfüllung meiner Wünsche hegen. Der Herr Graf von Goltz ist mir entschieden gewogen, und auf eine Weise, die in gutwirkender Thätigkeit geäußert wird. Ich brachte dort gestern beinah den ganzen Tag zu, die Gräfin wirklich von liebenswürdiger Güte gegen mich, das ganze Haus sehr behaglich. Vor dem Mittagessen war ich bei Herrn von Humboldt, wo ich Otterstedt traf, der aber, betreten über mein Erscheinen, und befremdet, daß ich in Darmstadt nicht bei ihm vorgesprochen — ich entschuldigte mich unbefangen mit der Frühe der Tageszeit — uns bald verließ. Herr von Humboldt wußte sich geschickt zu drehen, ich war aber noch geschickter, und ohne ihm lästig zu werden durch meine graden Vorschritte, gewann ich ihm dem Wesen nach ein Bekenntniß ab, das er der Form nach durchaus nicht von sich geben zu wollen schien. Was ich ihm von Seiten eines gewissen Verhältnisses, auf das ich eingewirkt, vortrug, hörte er mit dem gespanntesten, ernstesten Gesichte an, das seine Worte, die eine vollständige Gleichgültigkeit ausdrücken wollten, widerlegte; auch gestand er, daß es angenehmer sei, auf einem wichtigen, als auf einem unwichtigen Posten zu stehen, als einen der letzteren schilderte er — bedeutend genug — den Londoner; daß er in Gneisenau einen Gegner habe, wollte er nicht zugeben, doch ohne sehr darauf zu drücken, dagegen lobte er Gruner'n sehr. Kurz, es ist ohne Zweifel, daß unsere Nachrichten, wie unsere Ansichten sehr gegründet sind!

Ich esse heute bei Smidt. Schlegel'n fand ich nicht, darauf war er heute bei mir, seine Frau soll erst aus Schlangenbad eintreffen, Dich läßt er angelegentlichst grüßen. Auch Scholz grüßt Dich sehr, ich war heute dort, um mich in dem

ſchimpflichſten Lichte zu zeigen, daß ich geſtern den ganzen Abend bei der Gräfin Goltz mit ihr zuſammen geweſen und geſprochen, ohne ſie wieder zu kennen!!!

Auch Seiboltsdorf, den ich unvermuthet auf der Straße fand, grüßt Dich, er leidet noch immer, und gebraucht ein Bad hier in der Nähe.

Von Hertz'ens habe ich noch niemand geſehen; vielleicht geh' ich noch hin, vielleicht auch nicht.

Ich komme eben von einem Spaziergange vor dem Thore zurück, die Luft iſt mild, die Sonne ſcheint mitunter durch die Wolken, einſam ſtanden die grünen Bäume, kein Spaziergänger außer mir, die frühere Zeit war lebendig vor mir, ich dachte an unſere häufigen Gänge, ich dachte mit erregteſter Innigkeit, und rief Dich laut zu mir her, ich dachte Du müßteſt aus den Büſchen hervortreten.

Bald muß ich Dich aber ja ſehen, geliebte Rahel! Vorher erhältſt Du noch Nachricht. Herzlichſte Grüße an Neumann.

Ewig Dein

Varnhagen.

Ich bringe Schönes von Goethe, zur Naturwiſſenſchaft, mit, der ganze Menſch iſt darin, und hoch merkwürdige Bekenntniſſe. Leb wohl, Geliebteſte!

An Rahel.

Frankfurt a. M., den 31. Auguſt 1817.

Geliebte, theure Rahel! Ich komme morgen nach Mainz; der Staatskanzler kommt nicht hieher; von Würzburg aus hat er den Geheimen Rath Rether hieher geſchickt, der ein Schreiben an Herrn von Humboldt mitgebracht hat, worin der Staatskanzler ſagt, daß er wegen ſeiner Geſundheitsumſtände die ganze Reiſe nach dem Rhein vor der Hand aufgebe, und in kleinen Tagereiſen nach Pyrmont gehe, um dort ſich vorerſt zu erholen, in der Hoffnung, ſpäter nach Köln und Aachen reiſen zu können, und im Oktober in Berlin zu ſein. Er hat einen üblen Huſten, der ihn ſehr am Sprechen hindert. Geheimrath Rother ſetzt ſeine Reiſe fort, um den König zu finden, und ihm die veränderte Anordnung zu melden. Dieſe Neuigkeit

kam gestern beim Grafen Goltz Abends um 10 Uhr an, und setzte uns Alle in die größte Erregung. Ich glaube, daß noch andere Beweggründe walten, als die der Gesundheit. Begierig bin ich über die Wendung, die nun Herr von Humboldt nehmen wird. Nicht diesem, aber dem Grafen Goltz muß ich mich nun entdecken, weil ich völlig rathlos bin, wie die Sachen anzugreifen, und vielleicht, da er wohl auf jeden Fall den König spricht, einen Rath von ihm erhalten kann, der zum Ziele führt, und mich aus der Unterbrechung, die auf längere Zeit in unserem höheren Geschäftsgange entstehen kann, heraushebt. Ich werde schon vorsichtig sein! Zuerst will ich nun Dich sehen, geliebteste Freundin, aber heute muß ich noch hier bleiben, weil ich noch nähere Entwickelung der Sachen wahrnehmen, das Urtheil über ihre eigentliche Stellung näher berichtigen kann. Was sagst Du dazu? Das Unerwartete findet immer seine Bahn, und das Bestüberdachte wird zu Schanden. Indeß ist nur die Weitläufigkeit, nicht die Schwierigkeit größer geworden, und meine Hoffnungen sind nur auf größere Reisen geschickt! Adieu, geliebte, theure Rahel! Ich umarme Dich! Leb wohl!

Ewig Dein treuer

Varnhagen.

Tausend Grüße an Neumann!

Fürst Wittgenstein war von Karlsbad, an Kopfgicht krank, nach Dresden gebracht worden, und man zweifelte an seinem Aufkommen! Was soll das alles heißen? Was will sich ereignen?

An Varnhagen in Berlin.

Frankfurt a. M., Dienstag Vormittag 10 Uhr,
den 14. Oktober 1817.

Nicht ganz kühles, helles schönes Wetter.

Deine ganze liebevolle Art, Dein Gesicht, der Ausdruck, womit Du mich ansiehst, steht vor meinen Augen! Tausend Liebe! und liebevolle Vorsätze gegen Dich strömen Dir aus

meinem Herzen entgegen; und ich merke erſt recht, wenn Du nicht da biſt, daß mir gleich alle Beziehung fehlt, und das mir Theuerſtgewordene, die Vorſorge mit ihren in kleine Thätigkeiten zerfallenen Beſchäftigungen. Theurer, lieber Freund! Laß es Dich nicht wundern, wenn ich Dir dergleichen immer bei jeder kleinen Trennung wiederhole. Wir ſind ganz wie unſere äußere Organiſation: manche Dinge, Dinge die wir nah, und lange nah ſahen, müſſen ferner geſchoben werden, damit wir ſie wieder recht ſehen; beſſer ſehen. Liebes Guſteken! bei der kleinſten Trennung überlege ich mir Dein Weſen, wie gediegen es iſt, und ſich immer beſſert; und wie zu meinem Glück ſich zu mir ſtimmt: und in aller Freiheit! Ohne Vorurtheil. Und nun umarm' ich Dich!

Heute iſt endlich der Tag, wo ich denken kann, Du biſt angekommen. Wenn ich mich zu Bette legte, mußte ich immer denken, Du fährſt noch. Doch ängſtigte ich mich eigentlich nicht. Was wird Fanny ſagen! Theodor, Alle. Grüße ſie nur. Erneſtine, Moritz, Hannchen. Mad. Goldſtücker. Oppenheim's. Gehe zu Mad. Ephraim; zu Herrn von Beguelin, empfiehl mich ihm ganz beſonders, und danke ihm: vergiß die Goldſtücker ja nicht! Und die Dokterin Wolff. Siehſt Du Schleiermacher? Du kannſt! Hier iſt auch ein Brief von Fräulein Martens für Fännchen. Auguſte Mengershauſen gab ihn mir: Fräulein Martens iſt eine Freundin hier von Emma Scholz, und ich will ſie durch dieſe ſehen: ich muß Fanny's Freundin kennen. Daß es nur nicht in Vergeſſenheit geräth, daß Fanny dieſen Sommer mit mir nach unſerem Deutſchland reiſt. Sonſt tobe ich! ſag's alle Tage. Grüß Theodor beſonders, und ſag ihm, daß mich Roſe beſuchen wird, und er bei mir Rendezvous mit ihr haben kann. Liman, die Salomen, Nettchen, Hanne, richten nach von ihm gegebenen Liſten alles zum neuen Hauſe ein: und er iſt Einmal ein freier Mann. Schreiben kann ich heute keinem beſonders, weil ich viel zu ſchreiben habe. Von Röschen hab' ich keinen unter den zwanzig oder ſo viel Briefen gefunden, die ich geſtern Abend in einem großen Pakete von Karlsruhe erhielt. Ich ängſtige mich aber gar nicht: und werde ihr etwa morgen ſchreiben. Erzähle alles von ihr, von Karl, Brüſſel, und unſeren Umgang; und daß ſie mich alle zwei Jahr beſuchen ſoll: auf Karls eigenes Anerbieten; und daß er Dich ſo ſehr liebt. Und ſie ſollen mir unterdeß von Berlin doch ſchreiben: von hier aus

ist für sie nichts zu berichten. Außer, daß Eklair diese Woche hier spielt: ist seine Frau angekommen, heute schon die Schuld.

Als ich gestern mit Ende der Tagesbelle nach Hause kam — von Frau von Schlegel — um Julchen Saaling zu empfangen, die sich bei mir angesagt hatte — das unverständlichste Geschwätz über Steppdecken soll zur Brouillerie Anlaß gewesen sein! — dies ein andermal: ich werde sie des Vormittags weitläufig sehen. Julchen grüßt Dich mit einer Art Passion. Als ich nun nach Hause kam, fand ich ein Paket mit unendlichen Briefen. Ich habe eine Auswahl getroffen, von denen, die ich hier lassen kann; und schicke Dir die anderen, von denen ich denke, es ist gut wenn Du sie hast. Ich sprach gestern Abend mit Scholz, der bei mir war, ob er des Postgelds wegen Dir diese Briefe nicht durch das Departement könne zukommen lassen: der Unstandskommissarius meinte nein. Auch ist es durch Ohme schneller abgegeben und sicherer; ich überlegte nur in Scholz' Gegenwart. Ich bin ganz verwundert, daß Tir der Kanzler etwas von Pyrment schickte in einer Zeit, wo er wissen sollte, daß Du nicht in Karlsruhe bist. Sollte er Deine Schreiben nicht erhalten haben? Ich schicke Dir auch des armen Teste Brief mit, vielleicht ist doch etwas für ihn auszurichten. Von den anderen Sachen, glaubte ich, sei es doch gut, wenn Du in Berlin wüßtest, daß sie an Dich eingegangen sind. Heute schreibe ich noch an Schreiner Wagner, daß sie mir ferner alles einsenden: an den Schneider in Straßburg, der in zwei Briefen wissen will, ob Du sein Machwerk erhalten; und an die unselige Pauline, die auch in zwei Briefen verzweifelt, daß sie keine Nachricht von mir, und keine vom Schicksal über ihr künftiges Geschick erhalten kann. Die Geheimräthin von Rabe, Paulinens Schwester, kommt nächstens hier durch; bei Scholz'ens sehe ich sie. — Ich lebe natürlich hier still; mit dem Vetter, Schlegel's, und etwas mit Scholz'ens: in die Komödie kann ich auch gehen. Ich bin ruhig. Nur Deine Kalamität geht grade nun an: sei auch gelassen: wie es ausfällt, ist es gut; wenn nur kein ekliger Ort daraus wird. Karlsruhe ist Einmal gut: sonst ist alles recht. Du wirst mir schon berichten: sei sanft, und klug. Ich bin gar nicht besorgt. So eben geht Frau von Schlegel von mir weg, die einen Augenblick da war; Sonntag Mittag aß ich bei ihnen, und blieb den Abend dort. Du glaubst es gewiß gar nicht, welche Gespräche Friedrich willentlich jetzt auf die heiterste

Weise mit Gewalt anfängt. Ueber Theater, auf's gründlichste erörtert die Bedürfnisse darüber, der Spanier, Franzosen, Engländer, unsere, was es sein, was es werden kann, über Shakespeare, Schiller, Goethe, ganz gründlich und erörternd. Ungeheuer gerecht über Franzosen, Racine, und die Zeitalter; da in diesem Fach aber ich ein Ignorant bin, so ließ ich nichts nach, was wider meine Ueberzeugung war; und man kann wohl sagen, daß wir ein Gespräch hatten, während mehr, als lange zwei Stunden. Es kamen auch die jetzigen Völkerzustände an die Reihe; hin und her; und man mußte, und ich kennte, mehr errathen, durch die Zwischensätze und Verschweigungen seinerseits, als durch die wirklich, durch Eindringen der gelassenen Einsicht geistreichen Aeußerungen, was er eigentlich Tieferes und Neues meinte; welches ich ihm aber doch durch Hitze und Lebhaftigkeit des Gesprächs leszueisen mußte! Ueber alle andere Satisfaktion hatte ich aber auch noch diese, mir in meiner Geschichteignoranz erstaunlich schmeichelhafte, daß er mir zugab, daß das eigentlich unterscheidende Wesen der Zeit, in der wir leben, das ist, daß nie solch allgemeines Wissen auf der Erde, und ein so verbreitetes und schnelles der Völker von einander, regiert habe und dagewesen sei, als jetzt. Wie weit her wir darauf kamen, wo das hinführte, und welches Zugeben von seiner Seite mir dies eintragen mußte, wirst Du ermessen können. Wir sprachen auch weitläufigst über den Stil im Schreiben. Ueber seinen, August Wilhelms, Schiller's ꝛc. und über Stil überhaupt. Auch über Religion in Rücksicht der Staatsverfassungen. Er mußte in allem Berührten oft ihr (Dorotheens) Gegenpart sein. Das Ganze war ein wirkliches Gespräch, eine wahrhafte Erörterung; z. B. eine ordentliche Definition von Stil: alles gesprächsweise. Mir entgeht keiner der alten Freunde! Wenn sie nicht toll werden, und vergeben, Offenbarungen zu haben, die sich ihnen in Bildern, und nicht in Vernunftgründen, in mitzutheilenden, darthun. Dies schreib' ich Dir aus Stolz, was Du für ein Kabinetstück von Frau hast! Auch Scholz gefällt sich zu mir, und macht mir, wie sonst, seine Konfidenzen. Herr Küpfer ließ mich Sonntag Morgen fragen, wie ich geruht habe; gesehen habe ich ihn noch nicht: er mag auch Sonntag, als Dore und ich aus waren, dagewesen sein.

Mein Logis ist ein bischen kühl — mit Holz zu dämpfen — aber still und sonst gut. Grüße recht besonders Herrn von

Stägemann. Leider weiß ich nichts zu seiner Unterhaltung anzubringen; munteren Leuten erzähle ich gerne Munteres; bei denen hat man, außer ihrem freudereichen Genuß, noch große Interessen. Eins könnte Stägemann doch wohl amüsiren, ich müßte es aber sehr schön vertragen, oder er müßte es selbst von dem obengenannten Freund (Schlegel) hören: wie er glaubt, die griechisch-katholische Religion würde das nördliche Deutschland ergreifen; die heilige Allianz sei ein prämeditirter Anfang eines prämeditirten Plans davon! — und? — so könne eine neue Zeit als neue Sonne eintreten! Wie, wisse er nicht: aber im bittersten Ernst. Und die Pläne dazu sind sicher; die sieht er. —

Nun Millionen Grüße an Oelsner; da Du ihn siehst, laß' ich zwei Briefe von ihm hier: die so nur seine Reise betrafen. Sein protégé, der gerne einen Orden haben will (Herr von Lingrée in Paris), hat Bücher für uns, für Tettenborn und die Frau Großherzogin geschickt, die er princesse de Baden nennt. Ich werde auch eine Oberhofmeisterin. Tralalala! Nun umarme ich Dich innig und mit voller Seele, und seh' Dich an! Schreibe dem Schneider und Paulinen, und geh spaziren. Du gönnst es mir. Ich denk' an Dich! Deine

R.

Bessere Tinte hab' ich nicht. Du grüßest Oppenheim's, Nette Markuse, Liman's, Meierewitz, Alle, Alle. Ich grüße Dich, Ohme, und alle Unseren zehntausendmal! Heil zum Achtzehnten!! Und ferner. Ist August weg, so schickst Du mir den Brief wieder. Adieu. An Herrn Küpfer adressirt. Deine R. Ich bitte, dies gleich an Herrn Varnhagen zu besorgen. An Tettenborn's werde ich morgen schreiben.

An Rahel.

Berlin, den 16. Oktober 1817.

Donnerstag Abends 11 Uhr.

Nicht beschließen will ich diesen Tag, ohne Dir, geliebte, theure Rahel, gesagt zu haben, wie ich Dich liebe, wie ich Deiner im tiefsten Herzen eingedenk bin! Die fünf Tage, die

uns trennen, kommen mir schon vor wie eine Ewigkeit, der weite Raum, der zwischen uns liegt, schlägt sich zu dem Gefühl der Zeitentfernung vergrößernd hinzu — und doch bist Du mir auch wieder so nah, daß ich jeden Augenblick, mein' ich, Deine liebe Stimme hören, Deine segnende Gegenwart vor Augen haben könnte! Liebe, theure Rahel, einzige Freundin! wie sehr fühl' ich es, daß Du es mir bist! In heißem Andenken hegten Dich meine Empfindungen unterwegs. Trotz aller eignen Lust dazu, wagte ich es auch nicht, eine Nacht durchzufahren, ich machte mir ein Gewissen daraus, Deine sorgfältigen Wünsche für mich zu täuschen. Ich schlief in Schlüchtern, Eisenach, Naumburg und Dessau; bloß die letzte Nacht, hier in der Nähe Berlins, auf der besten Straße, fuhr ich einen Theil der Nacht durch, um morgens hier zu sein. Heute früh traf ich also ohne Unfall wohlbehalten hier ein, zwar ermüdet und äußerst durchkältet — wie tausendfach lobt' ich unterwegs Deine Versorge in Mitgabe des Pelzes! — aber gleich wieder ermuntert durch den Reiz des vor mir liegenden Tages. Ich stieg in der Stadt Rom ab, eilte zu Markus und Moritz, fand alle wohl, und sehr erfreut über meine unerwartete Ankunft; die Kinder schrieen sich, wie Du sagst, den Hals ab, Hanne sah mich zuerst, dann Fanny, dann der Vater. Das Bedauern, daß Du nicht mitgekommen, fing alsogleich an, besonders äußerte Moritz sich mit wahrhaftem Sehnsuchtsgefühl, wie ich es bei ihm noch nie wahrgenommen, ich sah in dem Augenblick, wie sehr ich einen Bruder von Dir, der es immer wäre, lieben müßte. Ich beschwichtigte ihre Vorwürfe, das Vernünftige Deines Nichtkommens leuchtete auch wohl ein, ich bin noch sehr zufrieden, daß Du die Reise nicht mitgemacht, sie war eine Winterreise, mit Schnee, Sturm und Kälte, mit vielem Ungemach verbunden, das selbst mir fast zu viel wurde. Ein wenig Sonnenschein hätte alles geändert, Du mußt in guter Jahrszeit reisen, liebe Rahel!

Ich eilte zu Stägemann, nachdem vorher Hannchen an meinem Besuch bei Jesti, zu dem jede Gelegenheit ihr lieb ist, Theil genommen. Den wahren Freund fand ich in Stägemann, wie immer, unverändert wieder, dieselbe Herzlichkeit, dasselbe Vertrauen, denselben munteren Geist — ich versprach auf den Abend wiederzukommen, und ging zu Jordan, der mit Geschäftsleuten umgeben, mich zum morgenden Tage beschied. Der Staatskanzler wird erst am Sonnabend in Glinicke

erwartet, und später in Berlin; ich werde ihn an ersterem Orte wahrscheinlich bequemer sehen. Ueber die Stellung meiner Sache weiß ich noch nichts zu sagen, es sind gute Aussichten verhanden, aber auch Schwierigkeiten zu überwinden. Wir wollen sehen; Du kennst meinen festen Versatz, nichts zu thun, was meine hiesigen Verhältnisse gleichsam als verwunschte zurückließe. Ich glaube auch nicht lange aufgehalten zu werden. — Beyme ist noch nicht wieder hier, Altenstein auch nicht; Wittgenstein ist in der Besserung, aber noch lange nicht im Stande, Dresden zu verlassen. Ich habe Oelsner gesehen, der sich außerordentlich freute; er läßt Dich tausendfach grüßen. Seine Frau bedauert sehr, Dich nicht gesehen zu haben; sie findet sich noch sehr unbehaglich, schiebt aber die Schuld weniger auf Deutschland, als auf den Deutschen, ihren Gatten — sie haben unterwegs viel ausgestanden, Wagen zerbrochen etc., von Leipzig aus sogar den Weg statt vorwärts nach Berlin zurück nach Frankfurt genommen, und erst nach mehreren Meilen den unseligen Irrthum eingesehen! Oelsner war auch bei Stägemann, und der würtembergische General Pfuel. Mittags aß ich beim Grafen Zichy, wo ich große Freude an den herangewachsenen Kindern hatte. Auch Zichy's fragten angelegentlichst nach Dir, und warum Du nicht mitgekommen. Es ist sehr spät, ich bin müde, und sage Dir innigst gute Nacht!

Sonnabend Vormittag, 9 Uhr. 18. Octeber.

Gestern sprach ich ausführlich mit Jordan, dessen Benehmen, obwohl aus vielen Gründen meinen Wünschen nicht völlig geneigt, doch im Ganzen mich sehr beruhigen muß. Es ist durchaus keine persönliche Abneigung gegen mich in den Einwendungen, die er zu machen veranlaßt war. Wenn ich auch nicht alles erreiche, was ich mich berechtigt glaube zu fordern, so bin ich doch nach Jordan's Aeußerungen nicht ohne Hoffnung einiges zu erreichen, er giebt bereitwillig zu, daß der Umstand ein außerordentlicher und höchst auszeichnender sei, und daß er selbst an meiner Stelle wohl nicht mindere Ansprüche darauf stützen würde. Indessen verwies er alles an den Fürsten, der heute in Glinicke ankommen soll, und zwar einige Zeit daselbst noch unsichtbar bleiben will, mich aber doch wohl durch Jordan's Vermittelung gleich in den ersten Tagen sehen wird. Ich muß nun sehen. In jedem Fall steht meine Sache nicht schlimmer, als ich es voraussetzte. Den Urlaubs-

überschreitung — sie beträgt freilich nur erst wenige Tage — ist gar keine Rede, sondern gleich der erste Empfang war äußerst freundlich. Die anderen Räthe des Departements habe ich, außer Eichhorn, noch nicht gesprochen, ich fand keinen zu Hause, ebenso keinen der Staatsminister, außer den Grafen Bülow. Ich war gestern in Besuchen verloren, und stürze mich auch heute noch hinein, ehe ich Mittags der Einladung Stägemann's zur Feier des 18. Octobers in eine große Gesellschaft folge, die wohl den Rest des Tages hinnehmen wird. Ich schließe deswegen meinen Brief heute früh. Du arme Rahel, mußt so lange auf Nachricht von mir warten, die Post geht erst heute! Von unterwegs mocht' ich nicht schreiben, und vorgestern angekommen, hör' ich mit Verdruß, daß zwei Tage hindurch keine Post nach Frankfurt geht. Ich hoffe Du hast Dich nicht geängstigt, liebe, theure Rahel!

Von den Deinigen schreib' ich Dir nichts, da sie wohl alle selbst schreiben. Von den inneren Angelegenheiten hieselbst nichts, da sie in Detail verfließen, das besser mündlich als schriftlich behandelt wird. Partheiungen scheinen nicht zu fehlen, ich halte mich daraus, da es keine von der Art sind, in denen man aus Pflicht und Gewissen nur der einen oder der anderen Seite angehören kann. Diese Stellung scheinen mir auch mehrere der ausgezeichnetsten Männer zu behaupten. Humboldt hat sehr entschiedene Freunde und Feinde hier. Doch sind viele Hauptpersonen, Gneisenau, Beyme, Altenstein, noch abwesend. Ueber diese Angelegenheiten mündlich! Sage dies auch mit tausend herzlichen Grüßen Herrn von Küpfer, der mich gewiß für entschuldigt hält, noch ehe er die Gründe von mir hört, die meine schriftlichen Mittheilungen beschränken.

Ich habe die Liman, Rettchen, die Cohen, und in der Thüre bei letzterer durch Zufall auch Karoline Goldschmidt schon gesehen. An Barkhaus' Kronleuchter ist schon gedacht; an die Pelze für Frau von Tettenborn und Dich auch schon. Frau von Crayen ist ganz wie sonst, sehr geistreich, sehr mittheilend, sehr spitzig, gegen uns aber besonders gütig. Sie sieht Stägemann's sehr oft. Bikteire ist aber von dem Schack'schen Ausgange tief zerschlagen. Riesewetter ist sehr krank, ich denk' ihn noch heute zu besuchen.

Man sagt, der König und die Königlichen Prinzen, so wie die Minister würden zum Reformationsfeste am 30., nach genommenem Abendmahl nach Wittenberg — Luther's Lehrsitz —

abreisen, um dort die Feier zu begehen. Von der Vereinigung der reformirten und lutherischen Glaubensgenossen ist hier alles voll; die ganze Sache an sich, so wünschenswerth und folgenreich, ist aber selbst mehr eine Folge religiösen Indifferentismus, als eine Wirkung religiösen Eifers. Schleiermacher hat einen schönen Beweis öffentlicher Achtung erhalten; er ist von den hiesigen Geistlichen, deren meiste er für seine Gegner halten muß, zum Präsidenten der hiesigen Synode gewählt worden; ein besonderer Gegensatz, die Versammlung wählt, wie keines der einzelnen Mitglieder gewählt haben würde!

Lebe wohl, geliebte, theure Rahel! Ich muß schließen. Grüße alle Freunde, besonders aber ermangle nicht, der gräflich Geltzischen Familie mich bestens zu empfehlen!

Ich küsse Dich, geliebteste Freundin, und drücke Dich innigst an mein Herz! Sei nur recht gesund und vergnügt! Lebe wohl, theure Rahel! Auf baldiges Wiedersehen!

Ewig Dein treuer

Varnhagen.

Gestern war ich zum Thee bei Frau von Jordan, wo nachher auch anderer Besuch, und Herr von Jordan selbst erschien; da hört' ich, daß Frau von Scholz hieher zurückkäme.

Theile ja Herrn von Küpfer alles mit, was ihn interessiren kann! Adieu, liebes, theures Herz!

Grüße Doren; Line ist sehr gesund und unverändert; sie fragt sehr nach Dir, ich geb' ihr etwas in Deinem Namen.

Schreibst Du an unseren theuren Tettenborn, so sage ihm alles Beste von mir, ich schreibe ihm nächstens selbst.

An Varnhagen in Berlin.

Frankfurt a. M., den berühmten 18. 1817.

Diesen Brief, mein geliebter August, schreib' ich ganz auf gerathewohl; da er fünf Tage gehen muß, und Du dann vielleicht schon hierher reisest. Gestern versäumt' ich zu wissen, daß auch Posttag war. Ich aber kann gar erst morgen einen Brief

bekommen, wenn Du nämlich zum Dienstag nach Berlin gekommen bist! Heute hab' ich ein ganz besonderes Bedürfniß nach Dir. Heute strömen unendliche Gedanken und Empfindungen durch meine Seele, wie das geputzte festliche Volk der ganzen Stadt, und auch der Umgegend, vor meinen Fenstern das Gallenthor hinaus den Stadttruppen vor und nach! Es waren musikalische Messen, kurz alles! Wie wird es erst bei uns sein; das Herz aller Selbstermuthigung, aller Demüthigung, Verstutztheit, Langmuth, und Lang-Grimms; fester, schneller, närrischen und erfolgreichen Ermannung; der Triebpunkt schneller Auffassungen, und auch schnellen Wechsels der Meinungen, Gedanken und Ansichten! Wo bist Du heute in der von Festen bewegten Berlinstadt? Ich bin erschüttert, etwas ängstlich; wie zuletzt bei allen großen Gemüthsbewegungen. Große Freude ängstigt mich, Festfreude; Stolz macht mich nachdenklich, und vorsorglich; wem werden diese geputzten, sich bravstimmenden Bürgertruppen zuerst folgen? Wer sie zuerst führen? dieser Gedanke bewegte sich bis zur unruhigen Qual in mir hin und her! — (Da kommen die Truppen trommelnd vom Felde zurück!) Ich habe sie wieder gesehen und sehr geweint: über eine mit Eichlaub schöngestickte Fahne. O! hätten wir Alle eine Fahne, alle nur Eichlaub; und edle Könige, hohe Bildung; Wohlthun; Freiheit, nur so viel, daß Alle sie gleich haben! dann will ich auch ein Patriote sein; dann kann einem ja nur das Leben unter den Seinigen lieb sein, und Werth haben. Aber wie roh, und eingebildet sehe ich alles: die Gesichter sogar. (Es strömen noch immer Truppen und Menschen, alle Fenster sind voll.) Ich stürze alle Augenblick an's Fenster: wie schwarz ist alles von Menschen, im hellen Sonnenschein! Ach, wenn Goethe seine veränderte Stadt sähe. Eine neue Kaiserkrönung. Gestern um 3 Uhr Mittags sind Gelt'ens unverhofft gekommen. Jetzt schickt' ich nach ihrem Befinden zu fragen: wohl; aber echauffirt: sie sind expreß wegen uns über Karlsruhe, und haben einen Zettel zurückgelassen, ließen sie mir sagen. Ich ging aus Bescheidenheit, sie ruhen zu lassen, noch nicht hin. Gestern verdroß es mich, daß sie angekommen waren, und ihr Haus noch in Unordnung, das Kind noch nicht geputzt fanden, kalte Zimmer. Nun freut es mich, daß sie hier sind, weil es einen guten populairen Eindruck hier, in Deutschland, und zu Hause macht. Man merkt sehr auf dergleichen. Vorgestern war ich zu einer Soirée bei Schlosser's: der Doktor

(Chriſtian) iſt auch hier: mit Schlegel's, Mariane Saaling, Mlle. Gontard, Hofrath Huge aus Göttingen — (Alle Geſandte und Magiſtratsperſonen fahren vorbei, Tremmlen nehmen kein Ende, die Soule iſt groß) — mit ſeiner Berliner Frau (Mlle. Mylius) und einem Bibliothekar von dort, Profeſſer Beneke. Beides ſcharmante Männer, die mir von Göttingen einen ſehr hohen Begriff machen. Der erſte a n, der zweite nah fünfzig Jahre. Wie die Schlegel'n und Schleſſer'n anhörten, das muß ich mimiſch e r z ä h l e n. Schlegel behauptete nämlich, Baden hätte nicht das Recht, das letzte Hausgeſetz zu machen: und Huge, mit wenig Latein, und auch wenig Teutſch, und großer verwunderter Geduld, bewies aus poſitiven Rechten, Teſtamenten und Geſetzen ja: er ahndete Schlegel's Gründe, oder den Grund ſeiner Gründe nicht, der auch es halb als eine doch auch vorzutragende Anſicht l a c h e n d, um es zu mildern, vortrug. So ſtaunte, wirklich ſ t a u n t e Beneke den Dr. Schleſſer an, und ſtand eigentlich auf, als der ihm alte und neue Reichszuſtände erörtern wollte, mit der fertigen Geläufigkeit, die nie da geſprochen hat, wo ein gelehrter, einfacher Widerſpruch herkommen kann. Der Abend war aber gut: und die Göttinger Leute gefielen mir ſehr, auch die zwölfjährige Dlle. Huge: lebhaft, natürlich, eigenthätig, im Auffaſſen und Bemerken. Ich für mein Theil hätte gleich Savigny für Huge verabfolgen laſſen. Er iſt aus dem Badenſchen; und war in Karlsruhe. Ich gratulire Dir zur Frau Großherzogin! Ich habe Tettenborn geſchrieben, weil ich von ihrer Geſundheit wiſſen will. Mehr ſchreib' ich nicht; ich bin vom Feſte zu zerſtreut. Will in die Sonne gehen, und eſſe bei der Schlegel, er bei Graf Buol. Sie ließ mich durch Auguſte b i t t e n. Adieu, adieu! Deine Dich Erwartende! Eil Dich in nichts! ich warte auch gerne. R.

Küpfer kenne ich g a n z nun; er kommt alle Tage ein bischen. Lauter eingekerkerte Maximen. Grüß Oelsner und Stägemann und Alle! —

An Rahel.

Berlin, den 19. Oktober 1817.

Sonntags Vormittag 9 Uhr.

Theure, geliebte Rahel! Ich stehe so eben auf, nach einer wüsten, schlafverwirrten Nacht, in der ich träumend Dich wiedergesehen. Erkältung in der scharfen Luft von gestern, und die Eindrücke mancher Gegenstände haben mir diese schlechte Nacht bereitet. Ich fühle mich in Berlin, grade in Berlin, dem mir so theuren und vertrauten, unbeschreiblich allein, und kann ohne Dich nicht hier leben! Alle Bekannte und Freunde und Gönner, mit ihrem herzlichen Empfang, ihrer theilnehmenden Art, ihrem vielversprechenden Benehmen, lassen mir eine Leere am Ende des Tages, aus der mein Herz mit Gewalt sich nur zu Dir retten mag und kann. O geliebte Rahel, Du mein wahrer Lebenstrost und meine Lebenszuflucht. Wie freu' ich mich der hoffentlich nahen Rückkehr zu Dir! Ich umarme Dich im Geiste, und drücke Dich innigst an meine Brust!

Die ¡Veränderungen aller Art in Berlin machten mich gestern so sehr schwermüthig, inmitten des festlichen Jubels machte ich traurige Betrachtungen, weil ich mich in die bloß förmliche Wahrnehmung der Zeitströme verirrte. Eine Verirrung ist das immer, aber Deine Abwesenheit, die Neuheit in allen alten Gestaltungen des hiesigen Lebens, das Großgewordensein aller Kinder, der so manchen früheren Bekannten seit ein paar Jahren furchtbar aufgedrückte Stempel des wahren Greisenalters, das Kommen und Vergehen mit Einem Wort, in dem sich auch die Zukunft auflösen wollte, alles das brachte mich gestern in eine Schwermuth, die mich lange wach erhielt, und die ich nur eben jetzt, seit ich an Dich, Geliebteste, schreibe, wieder völlig belächeln und als ein Phantasiegebilde der Dunkelheit, das dem heiteren Tage meines Rahellebens erlöscht, entfernen kann! Ich bin jetzt wieder ganz munter, und wenn ich nun an Dich geschrieben habe, folg' ich vergnügt den Besuchbahnen des Tages!

Ich sah gestern die Woltmann; sie grüßt Dich von ganzem Herzen und ist Deines Antheils an ihrem Schicksal mit Zu-

versicht gewiß. Sie unterdrückte die Thränen des tiefsten Schmerzes, erzählte mit Heiterkeit, weil es noch ein Lebensbild ihres Freundes scheinen konnte, sein Sterben. Sie ist in Geschäften hier nur auf wenige Wochen noch, arbeitet an der Sammlung und Herausgabe der Weltmann'schen Schriften, und kehrt nach Prag zurück, wo sie bleiben will, und eine österreichische Pension mit beinah unzweifelhafter Gewißheit zu hoffen hat. Seitdem sie hier ist, waren ihre beiden Schwestern tödtlich krank; die eine, Frau von Colomb, fängt nun eben an sich zu bessern. Die Thätigkeit, zu der das Leben von allen Seiten aufruft, ist der Weltmann aber angenehm und kräftigend. Sie wird sich fassen; unendlich hätte es sie gefreut, Dich jetzt zu sehen, geliebte Rahel!

Kiesewetter, den ich gestern sah, verspricht auch keine lange Dauer seiner leidensvollen Tage mehr; er sieht schrecklich aus, abgemagert und aufgedunsen, sein Haar schneeweiß geworden. Er und die Friedländer hatten uns in Karlsruhe besuchen wollen, und reisten, da sie uns nicht fanden, gleich weiter, uns beklagend, daß wir solchen Ort zum Aufenthalt haben müßten.

Nun auch Jugendliches! Ich sah gestern Ferdinand, der zu seinem Geburtstage von Wilmersdorf hereinbeschieden war. Ein heiteres, gutmüthiges, verständiges, angenehm aufblühendes Kind! Er erinnert sich der Tante Rahel gut, meiner auch, aber mehr nach behaltenen Zeichen, z. B. Namen, und daß ich das Licht in den Mund genommen, als nach dem Aussehen. Ernestine scheint den Knaben sehr zu lieben, ihr sieht er ähnlich, auch der Mutter Victor, die mit ihrem Gatten und Töchterchen jetzt hier ist. Ich würde den Jungen aber doch nicht auf's Land geben, nicht, daß er dort nicht sehr gut gehalten schiene, aber er entwächst der älterlichen Individualität, und wird, wie er schon kein Jude mehr ist, vielleicht auch kein Robert. Ist das vielleicht in manchem Sinne jedesmal gut und wünschenswerth? Es kann sein, aber meinem Herzen würde es nicht entsprechen, wenn ich sein Vater wäre. Doch was rede ich von solchen Suppositionen! Empfindungen ganz anderer Art werden mir hier zugestoßen, Empfindungen, die ich mir nicht herumlügen kann und will, und die mir gradezu einflüstern, daß ich als Vater die sogenannte Stimme der Natur viel weniger, als die der Gewöhnung vernehmen würde, und Gefühle, die man als gegeben denkt, erst langsam, ja mit

Mühe erwerben müßte. Indeſſen wer kann dafür? Wenn etwas nicht iſt! — So fühl' ich z. B. nach manchen Freunden zwar ein geiſtiges Verlangen, aber gar keine Herzensunruhe. Dieſe iſt ganz auf einen Gegenſtand verſammelt, auf meine geliebte Freundin, meine Rahel! Es giebt untheilbare Richtungen. Ich ſchweife immer ab; ich wollte Dir gleich neben Ferdinand von Herrn von Lamprecht ſprechen, den ich auch geſtern kennen gelernt. Ein feiner, regſamer junger Mann, von mehr gebildetem als hübſchem Geſichtsausdruck, guter Sprache, hellem Kopfe, beweglich, ſcherzhaft, ernſt, ziemlich wie ſein Brief an Dich, mit dem durchſchimmernden Bewußtſein der Anlage, ſeine jetzige Stufe künftig zu überblicken. Er hat mir im Ganzen ſehr gefallen, und ich glaube für Hannchen alles Beſte in ihrem künftigen Verhältniß vorausſehen zu können; er ſcheint mir milder und biegſamer, als ſie ſelber ihn geſchildert hat.

Der Staatskanzler muß geſtern angekommen ſein; ich werde wohl heute Näheres erfahren. Ich hoffe ihn ziemlich geneigt zu finden; in Jordan iſt ganz entſchieden keine perſönliche Ungeneigtheit für mich. Ueberhaupt iſt in ſeiner Art und Anſicht viele Freiheit, die gegen die Pedanterie Anderer vortheilhaft abſticht. Wenn er Gegner hat, ſo zieht er auch wieder Freunde an. Auch Oelsner würdigt ganz die Eigenſchaften, die manchen geprieſenen Männern fehlen. Ueberhaupt iſt in den Urtheilen, die über Perſonen umlaufen, ungeheure Verwirrung; die Wenigſten ſehen den wahren Menſchen, und ich getraute mich, Karakteriſtiken zu entwerfen, die eben ſo überraſchend als einleuchtend die Mißurtheile berichtigten. Aber ich werde mich hüten! Das möge Dr. Schlotmann beſorgen, wenn er ſeinen verheißenen diplomatiſchen Plutarch herausgiebt!

Einige Stunden ſpäter.

Ich habe alle Roberts geſehen, und viele andere Leute. Der Staatskanzler iſt in Glinicke, und Jordan hinausgefahren. Ich habe durch einen kurzen Brief meine Anweſenheit gemeldet, und hoffe den Fürſten bald zu ſehen. Einiges erlang' ich ſicher, da man die Umſtände, die mich zu Erwartungen berechtigen, wirklich höchſt bedeutend findet. Alles Nähere denn bald mündlich!

Sage Herrn von Küpfer meine angelegentlichſten Grüße. Herr von Jordan ſprach neulich Abends mit auszeichnendem

Lebe von ihm. Oelsner grüßt Dich herzlichst. Er spricht überall Deinen Lobpreis aus, aus wahrhaft erregtem Herzen.

Ich küsse und umarme Dich, geliebte, theure Rahel! Sei gesund und vergnügt! Nichts kann Dir ausdrücken, wie ich Dich liebe!

Ewig Dein treuer

Varnhagen.

Markus hat sich in seinen Angaben über Haber's Berechnung geirrt, er sagte mir's gestern: Haber's Rechnung ist aber doch richtig, das Weitere sagt er Dir selbst, oder ich mündlich. Alles grüßt Dich! Leb wohl, geliebte, theure Freundin!

An Rahel.

Berlin, den 21. October 1817.

Dienstags Vormittag 9 Uhr.

Seit vorgestern Abend trüb' und regnigt.

Vorliegendes Blatt war schon auf der Post, weil ich glaubte, es ginge auch Sonntags eine, aber nur Dienstags und Sonnabend geht sie nach Frankfurt. Gestern Mittag bekam ich Deinen lieben Brief vom 14., der mich, ich kann Dir nicht sagen wie, erfrischte und belebte! Meine theure Rahel, wie innig ist mein Herz zu Dir gewendet, wie fühlt es seine Entbehrung! Du fehlst mir so sehr, daß ich ohne Dich, wenn gleich äußerlich ein höchst thätiges, doch seinem inneren Werthe nach nur ein Traumleben hier zu führen glaube, das seine helle Selbstigkeit und seine gediegene Wirklichkeit erst wieder bei Dir finden muß. Daß Du mich lobest, macht mich ganz glücklich, mein größter Ehrgeiz ist Dein Beifall, Deine Achtung, geliebteste Rahel! Ich kann Dir heute nicht viel schreiben. Du glaubst nicht, in welcher Bedrängniß ich diese Tage zubringe, die durch so vielfache Verhältnisse, Absichten und Pflichten zehnfach in Anspruch genommen sind. Ich komme nie aus mit meiner Zeit. Jeder meint, ich hätte sie ganz nur für ihn, Markus scheint anzunehmen, die Abende könne ich wohl ganz bei ihm zubringen, Moritz desgleichen — ich war aber schon viel, auch Abends, bei Beiden. Und so ferner. Die vielen

Abwesenden retten mich noch; Beyme soll aber in Steglitz angekommen sein, Andere werden erwartet. Dehn ist nicht hier; Mad. Ephraim in Wien; die Hofräthin Wolf und Mad. Oppenheim sind unpäßlich, doch sah ich Marianen bei Ernestinen in all' ihrer gewohnten kindischen Art. Die Golda habe ich, nachdem ich schwer ihre Wohnung gefunden, besucht, aber noch nicht angetroffen. Ich vergesse die kleine Goldschmidt nicht. Auch suche ich Frau von Gretthuß auszukunden, die keineswegs todt, sondern hier gemüthskrank lebt, und von der ich Dir Nachricht bringen will, ihr Zustand soll nur ihr gewöhnlicher etwas gespannter sein.

Stägemann sehe ich viel und in aller Freudigkeit eines auf wahre innere Beziehung festgegründeten Verhältnisses. Gestern aber habe ich lange wichtige Gespräche mit Eichhorn und Jordan gehabt. Letzterer hat mir, obwohl er meine Hauptforderung zwar von meiner Seite billigt, aber von seiner Seite nicht unterstützt, die unzweideutigsten Beweise von persönlicher Geneigtheit und thatsächlichem Zutrauen gegeben. Der Staatskanzler hat mein Schreiben erhalten, und will mich in den nächsten Tagen sehen, er muß nur erst zum König, und also wahrscheinlich nach Potsdam, auf Einen Tag. Mein Verhältniß im Ganzen scheint mir in günstiger Stellung, der Ruf meiner Fähigkeit ist sehr verbreitet, mein Benehmen ohne Tadel. Ich brauche kaum klug zu sein, nur menschlich wahrhaft in meinem Gefühl und meiner Sitte zu handeln, und vieler guten Gesinnung versichert zu sein. Ich werde doch nicht vergebens an Rahels Seite gelebt, in der Wirkung ihres kräftigsten, ächtesten Wesens gestanden haben! Liebe, liebe Rahel! — —

Auch wenn ich, was der Himmel verhüte, noch längere Zeit hier jetzt verweilen müßte, reute mich nicht, daß Du nicht mitgekommen. Wir hätten wenig Gutes davon, beide hier zu sein, und viel Ungemach. Dies liegt in dem ganzen Zusammenhang des Augenblicks, und ich sage Dir's mündlich genauer. Die Stimmung, der Eindruck, den Berlin jetzt grade bietet, ist bei allem Merkwürdigen und Vortheilhaften darin doch nicht ganz wohlthätig. Du würdest selbst in dem Umgange der Deinigen nicht Ersatz finden für die einrichtungslose Fremdheit. Ich sag' es Dir zu Deinem Troste, wenn Du bisweilen bedauern solltest, in Frankfurt geblieben zu sein. Ich hoffe aber nicht' lange hier aufgehalten zu werden, man wird auch finden, daß

meine Anwesenheit in Karlsruhe nöthig ist. Die Großherzogin ist also niedergekommen! General Stockhorn habe ich gesprochen; er war im Umziehen begriffen, daher sah ich ihn erst spät; Donnerstag bin ich bei ihm zu Mittag geladen. Meyern war verreist, woran mir nichts gelegen, er gehört zum empfindsamen Volk, dem man gut sein möchte, und dem man böse werden muß. — Also Saaling's rühren sich wieder zu uns? — Wegen Teste will ich sehen, was irgend möglich ist. Alles grüßt Dich, Stägemann, Oelsner, Crayen's, die Cohen, Alles, Alles! Die Liman wird Dir schreiben.

Mit Friedrich Schlegel ist es in der That merkwürdig. Seine Gedanken sind mährchenhaft groß und geistreich. Allerdings habe ich ein Kabinetsstück von Frau, die ihre Liebhaber als Mitgift bringt. Ich habe hier erst jetzt von dem dunkelen Schachte Oelsner's, der neben Neuestem auch stets Aelteres unerwartet noch übrig herausgiebt, an's Licht gebracht, daß ein Gewisser (Wilhelm von Humboldt), den wir kürzlich gesehen, mich in Paris mit Eifersucht untersucht hat, was denn eigentlich an mir für Dich gewesen sein könne, und daher ein abgeneigtes Gefühl für mich trägt, das seinem Wesen nach die höchste Protektion werth ist. Ja, ja, ein Kabinetsstück von Frau! Liebe, einzige Rahel!

Heute reisen Victor's nach Posen ab. — Die Crayen erzählt, Minna Spazier sei in Dresden die Frau des Kanters an der katholischen Kirche geworden. — Theremin soll ein strenger Rechtgläubiger geworden sein, und die baldige Ermordung aller Juden hoffen; ein Kerl, dessen Christenthum ich weiß wie beschaffen ist! —

Pfuel scheint noch in Nennhausen. Von Fouqué's hör' ich nichts.

Daß der Kanzler mir aus Pyrmont nach Karlsruhe schrieb, geschah bloß in der Geschäftsordnung, ohne weiter daran zu denken. Ich schreibe schon ganz abgebrochen; es ist Zeit, daß ich wirklich abbreche und ausgehe. Leb wohl, geliebte, theure Rahel! Bleibe mir wohlbehalten und vergnügt, und behalte mich lieb!

Grüße Tettenborn, Schlegel's, Smidt's! Sage Herrn von Küpfer mit meinen besten Grüßen, daß ich über Politika nicht schreiben, sondern nur erzählen könne; es fehlt an Zeit, eine solche Ausarbeitung zu machen, zu welcher eine richtige

Darſtellung ſchriftlich anſchwölle. Leb wohl, innigſtgeliebte Freundin, auf baldiges frohes Wiederſehen!

Ewig Dein treuer

Varnhagen.

Schleiermacher habe ich nicht geſehen, aber ſeine Freunde Reimer und Eichhorn; ich kann zu jenem nicht gut ohne beſonderen Anlaß gehen. Geheimrath Wolf ſprach ich geſtern, der iſt wüthend auf ihn. Bei Erhard aß ich geſtern zu Mittag.

Gruner's Briefe, die Du mitſandteſt, waren mir ſehr angenehm. Treffe ferner eine Auswahl der zu ſendenden Briefe. Adieu, Geliebte, Theure!

Ich ſiegle bei Moritz; Erneſtine und Nettchen grüßen, Fanny bringt dieſes Blatt.

Die Goldſtücker traf ich endlich, ſie iſt wie ſonſt, außer ſich aus Neigung zu Dir; der Mann iſt frei, in Breslau, und macht gute Geſchäfte.

General Warburg traf ich unter den Linden, die ewige Jugend! Er grüßt Dich außerordentlich, er heirathet — 51 Jahr alt — Gräfin Blankenſee, Schweſter des jungen Grafen, den wir kennen.

Die Lüſtres für Barkhaus werden beſorgt, die Pelze auch. Adieu, geliebte, einzige Rahel!

Ewig Dein

Varnhagen.

An Varnhagen in Berlin.

Frankfurt a. M., Freitag Abend halb 12 Uhr, den 24. Oktober 1817.

Herzgeliebter Freund, ich bin ſo glücklich, heute einen Brief von Dir zu haben! wie ſo er heute ankam, weiß ich ſelbſt noch nicht. Küpfer brachte ihn mir ſelbſt ſchleunigſt, grad als man Licht anzünden mußte: er konnte nicht einen Augenblick bleiben, wegen Geſchäften. Ich las; und ſetzte mich gleich hin und ſchrieb Dir, wirklich nur ein Wort: um gewiſſermaßen meinen heutigen Brief zu widerrufen, konnte aber unerachtet alles Schickens keinen Brief mehr anbringen. Rothſchild und Hertz wohnen zu weit. In Berlin wär's mir gelungen. Die Ge-

ſandtſchaftsherren waren alle ausgegangen. Um 7 ging ich zu Göltz'ens, die ganz allein waren; ich theilte ihnen mit, was ſie intereſſiren konnte; wir blieben bis nach 10 ganz allein, ſehr vertraut. Sie ſchwur, ſie könne über niemanden ſo lachen als über mich; aber ſie finden auch Alles komiſch was ich ſage; und die Szenen der Arnſtein wiederholen ſich dort; Auguſtinchen (Gräfin Maltzan) war nämlich mit dem Kinde hinunter gegangen, und als ſie wiederkam, ſchrie ihr die Mutter entgegen; und bat immer: „O! Frau von Varnhagen! Nur noch Einmal, noch Einmal!" Und ſo mußte ich wirklich etwas wiederholen, was gar keine Geſchichte, ſondern nur eine Anſicht, eine Art ſie auszudrücken war. Wenn ich der Gräfin eine Nähnadel ſuchen helfe, und z. B. ſage: „Wir wollen es nur mit Gelaſſenheit thun!" ſo will ſie vor Lachen vergehen. Kurz, ein lebhafter natürlicher Menſch, und deſſen Kombinationen und Ausdruck, unterhält ſie hier, wo ſie gar nicht zu unterhalten iſt, ſehr. Aber auch Graf Goltz lacht herzlich: und das freut mich beſonders: weil mich dünkt, er darbt hier: und er macht mir ſehr den Effekt, den mir Ohme dieſen Sommer machte. Lamb wollte gar nicht gehen; und Auguſtinchen litt an Müdigkeit bis zur Bläſſe; endlich rettete ich ſie, und wir gingen: nämlich ſie und ich. Lamb blieb; Küpfer mußte mich bringen, konnte aber nicht mit hinauf; er mußte noch zum Grafen zurück, wo Lamb nur geſtört hatte, der Graf wollte ſchon früher ſeinen Herren etwas ſagen. Alſo hab' ich vorläufig nur erzählt.

Wie dank' ich Dir, mein Auguſt, daß Du die Nächte ſtill lagſt; nun kann ich ja ganz ruhig ſein. Wie lieb' ich nun den Pelz! da er Dir ſo wohlthat, mein theurer, geliebter Freund! mein großes Gut! Du haſt ja in den drei Tagen ſchon alles in der Welt gethan und geſehen. Sogar Karoline Goldſchmidt. Du wirſt mir von Allen erzählen. Die Frau von Sparre war auch wieder in Berlin. Ich danke es wahrlich recht eigentlich Deiner Liebe, daß Du gut gegen Line biſt! Aber damit thuſt Du auch mir einen Hauptgefallen. Sie hat viel in unſerem Hauſe ſeit ihrem ſechzehnten Jahr gelitten; alle unſere Krankheiten in den härteſten Wintern von Laſt, Arbeit, Wachen, Kälte, und eignem Zahnweh: ich ſelbſt nur ein unvernünftig ohnmächtiges, zorniges Kind. Meinen ganzen Jugendzorn. Der nicht gering war. Ich bin ihr alle mögliche Entſchädigung ſchuldig: und denke ſehr oft an ſie und ihr Alter,

und meine Schuld. Ich danke Dir alſo! ſehr, ſehr, Deine Freundlichkeit! Lieber!

Ich glaube wohl, daß Moritz mich zu ſehen wünſchte, er hat mir auch einen ſehr ſehnſüchtigen Brief geſchrieben; Du ſollſt ihn ſehen, er iſt auch komiſch. Laß Dir auch zeigen, was ich ihm ſchrieb. Röschen hat mir auch geſchrieben: ich ſoll Dich küſſen. Karl Aſſer grüßt Dich, und wird Dir nächſtens ſchreiben. Der Arme war gleich wieder krank in Holland: Bruſtkrampf, Furcht zu gehen; und zwölf Tage zu Hauſe. Van Maanen (der Juſtizminiſter) kam immer zu ihm. Roſe hat ihm angeboten, lieber eingeſchränkt von Advokatur in Brüſſel, nur geſund, zu leben; er hat aber Ambition, und will es noch ein Jahr abwarten. Theile dies und ihr übriges Vergnügtſein Ohme mit. Sie war in der Komödie mit ihrem Sohn Louis, und nannte mir die Stücke; und dankt mir noch mit der größten Leidenſchaftlichkeit, daß ich gekommen bin; wie recht that ich! — und danke Dir, Herzgeliebter! Seelenfreund!

Alles was Du mir von Berlin ſchreibſt, iſt mir höchſt beruhigend: beſonders die gelaſſene geſetzte Art, womit Du die Dinge anſiehſt, und behandelſt. Denk an mich, das beruhigt Dich immer mehr; und generaliſirt Deine Anſicht, obgleich Du ſie oft genereller und mehr aus dem Ganzen haſt als ich. Deine Damenthee's freuen mich beſonders! Auf unſerem Pflaſter gelten die Damen, und ſind nicht zu vernachläſſigen; empfiehl mich der Frau von Jordan und Frau von Stägemann. Ihn (Stägemann) grüße herzlich. Vergiß Herrn von Beguelin nicht. Oelsner, der zurückreiſte, iſt impayable: ich ſehe ihn: d. h. je le vois d'ici. Alſo ſo gefroren haſt Du unterwegs, arm Jüngeken. Nimm Dich nur hierherzu in Acht, und wickle Dich ein. Goltz'ens fanden dicken Schnee in Nancy. Daran erkenne ik mein Hanneken, dat ſie mit zu Joſty'n gung. Das iſt mein Blut! Haſt Du ihr von dem Koblenzer Kuchen erzählt? dem lang entbehrten. Fanny-Dochter verſteht es wohl gar nicht, daß Du gekommen biſt! Daß ſie ſich nur zum Frühling fertig hält: laß das nicht einſchlafen. Iſt denn die Schwägrin etwas beſſer nach Ems? Hat Markus keinen neuen Verdruß: ſchmort er wieder ein? Wie fandſt Du Ferdinand? Moritz ſchrieb mir ſelbſt, wie es mit ihm ſteht; Erneſtine hatte den Schnupfen: proſperirt ſie übrigens? Sie wird ſehen,

man kommt ehr als man schreibt: um den Preis erlaß' ich auch auf diesen Winter noch das Schreiben.

Weißt Du, warum ich heute in der Nacht schreibe? Weil ich morgen um 11 die arme Geyer im Gefängniß besuche: zum Trost; und ob man nicht etwas für sie thun kann. Rothschild hat schon vierzig Louisd'or gegeben. Gebenscht! heißt: gesegnet. Also vor 11 kann ich nicht wohl schreiben; nach 11 echauffire ich mich vor Tisch: denn zu morgen hab' ich mir eine fette Gans gekauft, die speise ich, und die Born ist um 2 Uhr mein Gast; und, ist es wärmlich, wie es sehr kältlich war, will ich vor Tisch und nach der Geyer ein wenig in's Freie. Gute Nacht, und guten Tag, und Tage! Und aller Segen, theurer, ehrlicher, einziger Freund! Lebe wohl, eile Dich in nichts, ich warte gern; und liebe Dich immer verdoppelt. Dore ist enchantirt gegrüßt zu sein. Die Gräfin Goltz schrie mir Grüße nach; und Du grüßest Köchin Hanne. Schlegel's grüßen. Adieu, adieu. Morgen noch ein Wort!

Deine R.

Sonnabend, den 25. Oktober 1817.

Guten Morgen, meine Guste! Es ist nach 10, ich bin schon angezogen, Mlle. Born schält Kastanien, die in den Bauch der Gans sollen, und die alte arme Geyer sitzt schon da, um mich abzuholen. Ich will doch sehen, was man für das Mädchen thun kann: einer muß sich doch um sie bekümmern, wohlfeil kaufen wollen Alle von ihr. „Hängen will keiner", sagt Kotzebue. Belli hat seinen Laden längst wieder offen: und ich habe mir auch ein weißes Shawl bei ihm gekauft. Sehr hübsch, vornehm, ohne Palmen mit einer edlen Borte, siebenundfünfzig Gulden. Gräfin Goltz findet es vortrefflich. Du siehst, ich gehorche Deinem Sinn, und Deinen verschwenderischen Wünschen für mich.) Die arme Geyer muß auch wieder handlen können; und wenigstens frei sein.

Tettenborn habe ich längst geschrieben; Wagner antwortete mir aber, seine Leute seien in Karlsruhe angekommen, ihn erwarte man, und daher müsse er den Brief verwahren, weil man ihn nicht nachschicken könne; noch hab' ich keine Antwort; morgen aber will ich wieder schreiben. Was sagst Du dazu, daß die Post den an Küpfer adressirten Brief einen Tag lang

zurückhielt; und er ſagte mir geſtern flüchtig, er ſei gewiß, daß der Brief geöffnet war: ich habe Kouvert, Siegel, alles behalten. Doch muß ich noch Küpfer ſprechen, um gewiß zu ſein, ob er mit der Poſt, und mit welcher er kam. Leb wohl, beſter, theurer Auguſt. Deine R. Es iſt kühles, beſonders rauhes Wetter. Ich pumple mich ſehr ein.

Halb 2 Mittags.

Ich war bei der Geyer: ich will ſehen, was für ſie zu thun iſt. Rothſchild gab ihr fünfzig Gulden um zu leben; eben ſo viel Klara Hertz. Dann ging ich zu Mad. de Ron neben der Poſt; und mit ihr und dem ſchönen, nur etwas veränderten Knaben, ſpaziren. Sie, und Goltz'ens, und alle nur mögliche Menſchen klagen über Frankfurts Geſelligkeit. Adieu, theurer Freund. Heute trink' und eſſe ich Deine Geſundheit.

Anmerkung von Varnhagen. Die Briefe aus Berlin, an Herrn von Küpfer adreſſirt, wurden nicht von der Poſtbehörde eröffnet und verzögert; ſondern durch andere Neugier, mit großer Ungeſchicklichkeit, und mit Ausreden, die Verdacht weckten, anſtatt ihn zu beſeitigen!

An Rahel.

Berlin, Sonnabend, den 25. Oktober 1817.

Vormittags um 9 Uhr. Schöner Sonnenſchein, milder Himmel, kalte Luft.

Eben erhielt und las ich noch im Bette Deinen lieben Brief vom 18., den Theodor mir ſchickte. Meine geliebte Rahel! Solche Blätter von Dir erquicken mich, wie die erſehnteſte Arznei den Schmachtenden, der krank liegt, wo ſie nicht wächſt; aber ſie kömmt glücklich an aus der weiteſten Ferne. Wie ganz anders ſeh' ich nun dem Tage in's Geſicht, nun ich von Dir ſo liebe Worte geleſen, und die lebendige Vorſtellung Deines ganzen Weſens mein Inneres erfüllt! Ich küſſe und umarme Dich, Geliebteſte, mit aller heißeſten Innigkeit. Ich

hoffe Dich nicht lange mehr allein zu laſſen, obwohl ich noch wenig hier erlangt habe, und beinahe alles noch erſt anzufangen iſt. Dauert es aber zu lange, ſo ſchneid' ich ab, und gehe auf meinen Poſten zurück, wie ich kam, den Anderen die Schmach laſſend, ſich mit Forderungen zurechtzufinden, deren Unbeachtung ihnen wie die größte Ungerechtigkeit das Gewiſſen belaſten wird. Ich ſpreche hier im Sinn eines Braminen, der, um ſeine Beleidiger am härteſten zu ſtrafen, ſich ſelber den Bauch aufreißt. Aber im Ernſte, mein Ehrgeiz, wie groß er ſei, iſt in gewiſſem Sinne keiner, wie ich hier auf's neue in täglich wiederholter Empfindung erfahre. Indeſſen ſteht noch alles ganz vortrefflich. Geſtern ſah ich den Fürſten Staatskanzler, ich war zu einem glänzenden Mittagsmahl eingeladen, wo alle Miniſter und erſte Staatsbeamte, Generale u. ſ. w. ihn auch zuerſt wiederſahen, ich glaube, ich war der Geringſte an Rang beim ganzen Tiſche; ich hatte dem Finanzminiſter, wo ich eſſen ſollte, abſagen müſſen. Der Fürſt ſieht ganz wohl aus, iſt munter, und in nichts zum Nachtheil verändert ſeit den zwei Jahren, die ich ihn nicht geſehen. Koreff hat ſich in dieſer Wiederherſtellung als Arzt trefflich bewährt, und es wird ihm von vielen Seiten erkannt. Ehe ich zu Tiſche fuhr, war Koreff — der geſtern nicht beim Kanzler ſpeiſte — bei mir; er hatte eine Karte von mir bei ſich gefunden, eilte zu mir, wir umarmten uns, ſprachen von Dir, von ſeinen Angelegenheiten, von meinen, und keine Spur von ſtattgehabten Zwiſchenſachen, die Freundſchaft in altem Walten. Was ſagſt Du dazu? Auf dieſe Art wenigſtens konnt' ich es nicht erwarten, wenn ich auch zuverſichtlich auf die Ueberlegenheit baute, die ein altes Verhältniß behaupten kann. Ich habe den Kanzler geſtern nun zwar auch geſprochen, aber meine Sache nicht berühren können, er griff mir gleich vor, und ſagte, er würde mich in einem ruhigeren Augenblick über meine Angelegenheiten — deren Gehalt er noch nicht weiß — ſprechen, und mir die Stunde heute ſagen laſſen; dies erwart' ich nun heute, nicht ohne die Beſorgniß, daß es doch heute noch unterbleiben, und ein neuer Zeitverluſt meine Geduld auf die Probe ſtellen möchte! Indeſſen ſteh' ich bei dem Fürſten, wie ich aus allem entnehmen muß, und faſt überall vortrefflich angeſchrieben; man hat eine wirklich ausgezeichnete Meinung von mir, und zeigt es mir. Ich ſaß neben Herrn von Jordan, deſſen Güte ich auch außerordentlich zu loben habe, und neben Herrn von Be-

guelin, mit dem das angenehmſte Geſpräch Statt hatte. Die Herren von Beyme und von Altenſtein ſaßen neben dem Kanzler, beide meine wahrhaften Gönnerfreunde, und mir bei Gelegenheit freundlich zublickend, zutrinkend. Du liebſt die Details, liebe Rahel, ich aber gebe ſie ſchlecht; laß mich lieber im Allgemeinen ſagen, daß ich mit dem geſtrigen Mahle, in Betreff meiner Verhältniſſe und ihres Erſcheinens, vollkommen zufrieden ſein mußte. Morgen ſoll ich mit Stägemann und Oelsner in Steglitz eſſen; ich freue mich ſehr darauf, bin aber noch ungewiß, ob ich werde hinausfahren können, wenn nicht der Kanzler mich wirklich noch heute rufen läßt, da ich ſonſt morgen in erwartender Bereitſchaft zu verharren hätte. Dieſe Ungewißheit, wann etwas zu Stande kommen werde, macht mich unſelig, wenn ich denke, wieviel noch erſt im günſtigſten Falle nach dem Geſpräche zu machen und abzuwarten iſt. Ein Ziel iſt zwar diesmal ziemlich nahe geſetzt; der Fürſt ſagte mir nämlich geſtern — was Dich in Erſtaunen ſetzen wird zu hören — daß er in ungefähr 14 Tagen nun doch die Reiſe nach dem Rhein machen wird, und nahm meine Aeußerung, daß meine Rückkehr ſich an ſeine Reiſe dann anſchließen könnte, verbindlich auf. Indeſſen hoff' ich doch, noch früher, als er die Reiſe wirklich antritt — wofür die 14 Tage nur als eine Zeitangabe überhaupt zu betrachten ſind, abgefertigt zu ſein. —

Was ſag' ich Dir aber von der bonne fortune, die ich gehabt und habe, unſere bewunderte Schröder hier als Freundin und Künſtlerin wiederzuſehen? Sie kommt von Hamburg und ſpielt hier Merope, Medea, Phädra; heute Merope, wozu ich für Alle eine Loge genommen. Ein Lärm von Freude des Wiederſehens! meine geliebte Rahel ſteht auch in dieſem Herzen und Gemüth als ein Erſtes und Theuerſtes da! Sie iſt ſtark und geſund, wie ich ſie früher nicht gekannt, tüchtig und erregt, wie ich ſie gekannt. Millionen Grüße für Dich! Sie denkt bei ihrer heutigen Rolle unaufhörlich an Dein Urtheil, Du haſt ihr in Wien geſagt, ſie habe der ſtrengen Würde dieſer Rolle durch bloße Leidenſchaftlichkeit Eintrag gethan, das fühlt ſie als wahr, und ſucht ſeitdem immer mehr den Geiſt Deiner Bemerkung in ihrem Spiel zu entwickeln, glaubt aber doch, ſie ſelbſt müſſe erſt älter dazu werden. Ein junger Maler aus Wien, Herr Daffinger, hübſch, gut geartet und talentvoll, begleitet ſie, ich glaube in einem wirklich zu Glückwünſchen geeigneten

Verhältniß. Ich freue mich sehr zu diesem Abend. Bei der Schröder sah ich Mad. Krickeberg, die ich seitdem besucht, aber nicht getroffen habe. Nein, es ist zu arg, wie Alle, wo ich nur als Dein Mann bekannt werde, mir freundlich entgegenkommen, wie Alle Dich lieben, an Dir Theil nehmen, Dir vertrauen und auf Dich rechnen! Meine liebe Rahel! Dich mehr lieben kann mich diese fremde Zuneigung nicht machen, aber sie regt alles auf, was ich in mir für Dich hege. Geliebteste, wahrste Freundin!

Vorgestern Mittag aß ich beim General Stockhern, wo auch der würtembergische Gesandte war und Dr. Stesch, Bruder der Frau von Woltmann. Es war langweilig; der gute Wille des Wirths und der Wirthin, die nachher sogar Klavier spielte, unverkennbar; an Meyern ist nicht viel, und er weiß nicht, woran er ist. Ich hatte Graf Zichy's und Beyme's Einladung abschlagen müssen, das war mir schon unangenehm. —

Mit Ernestine und Fanny war ich gestern weit im Thiergarten spazieren; wie schön war es da! Wie rief ich Dich, geliebte Rahel! Das innerste Herz schwellte hervor in Sehnsucht zu Dir, ich bot ein Opfer, um Dich sogleich an meiner Seite zu sehen; wir gingen weit umher, an den Zelten vorbei, wo der Anblick jenseits der Spree und nach Bellevue erfreute, wir bewunderten die schönen Gänge und herrlichen Bäume; Ernestine und Fanny sahen alles mit als Fremde an, untersuchend, und fanden in dem Altgewohnten die unbeachtet gebliebenen Vorzüge; auch in der Stadt gingen wir lachend als neugierige Fremde umher, und fanden sie sehr schön und verschönert. — Dennoch macht mir Berlin für die kurze Anwesenheit keinen günstigen Eindruck; es ist für mich etwas Unheimliches darin, ich bin wie an einem Gespensterort, meine Erinnerungen gehen wie Schatten unter den Lebenden herum, von diesen ungesehen. Vor Deinen Fenstern, geliebte Rahel, nach Deiner Dachstube blickend, mußt' ich eines Abends schrecklich weinen, und ging lang im Dunkel auf dem weiten Komödienplatz umher unter tiefen Empfindungen und Gebeten! Liebe, liebe Rahel, wie bedarf ich Deiner! Aber ich wünsche Dich nicht grade hieher; ich bin oft froh, daß Du nicht hier bist, der Aufenthalt selbst, wie die Reise, haben auf diese Art viel Unangenehmes, was Dir erspart wird.

Ich lebe heute in Erwartung der wahrscheinlich doch aus-

bleibenden Botschaft vom Kanzler; esse bei Moritz, gehe nachher in's Theater und dann noch zu Stägemann. Vorher will ich sehen, ob ich endlich den Obersten Pfuel, der von Rennhausen zurückgekommen, antreffe. Viele Besuche habe ich noch zu machen, Meierewitz, Eberty, und eine Menge von Leuten! Ich weiß mich kaum zu fassen in dem Gedränge. Karoline Goldschmidt habe ich besucht, es geht ihr ziemlich gut, ihre Anstalt scheint zu gedeihen. Von der Goldstücker schrieb' ich Dir. Oppenheim's besucht' ich noch gestern Abend, weil Ernestine dort war; sie lieben Dich Alle sehr, Mariane aber wird in ihrer Laune toller und toller, und setzte mich gestern in manche Verlegenheit.

Oelsner grüßt Dich von ganzer Seele. Er ist wirklich ein Anbeter von Dir. Von Stägemann's alle besten Grüße; was Du für ihn schriebst, machte erfreulichen Eindruck. Er hat wieder sehr schöne Gedichte geliefert. Beyme hatte meine „werthe Frau Gemahlin", falls sie hier wäre, mit eingeladen. Ich habe die Freude, daß alles hier mich an Dich, Geliebteste, mahnt!

Die Rückkunft der Gräflich Goltzischen Familie freut mich sehr. Sage der Frau Gräfin mit den Ausdrücken meiner ehrfurchtsvollsten Ergebenheit, daß hier Alles ihre Abwesenheit fühlt, und durchaus kein Haus das Ihrige ersetzt. Ueberhaupt hat die Geselligkeit hier eine andere, minder erfreuliche Gestalt angenommen, und sie wird hier, wie anderswo, von einem bon vieux temps sprechen müssen. Ueber manche Verhältnisse schreibe ich absichtlich nicht; alles Politische muß ich mündlicher Erörterung vorbehalten. Sage das auch Herrn von Küpfer mit meinen besten Grüßen.

Ich schließe, wieder bei Moritz, der nebst Ernestinen Dich herzlichst grüßt. Der Kanzler hat nicht geschickt, es verdrießt mich! Vielleicht seh' ich ihn nun noch morgen. Adieu, Geliebteste! Sei gesund und vergnügt! Auf baldiges Wiedersehen!

Ewig Dein treuer

Varnhagen.

(Von Ernestine Robert.)

Liebste Rahel. Ich hatte eben mit Varnhagen ein lebhaftes Gespräch über tugendhafte und verrufene Frauen. Sie

wiſſen, ich bin ein bischen zir, Robert liebt es, aber Varnhagen's ganzen Zorn habe ich mir zugezogen, pour comble de malheur hält er nun auch mich für keine Tugendheldin. Er behauptet manche Geſchichten von mir gehört zu haben. Ich bitte, bringen Sie ihm eine beſſere Meinung von mir bei, Sie ſind ja die einzige, die er reſpektirt. Heute ſehen wir die Schröder als Merope. Warum ſind Sie denn nur nicht mitgekommen. Adieu, theuerſte, gute.

Ihre

Erneſtine.

An Rahel.

Berlin, den 26. Oktober 1817.

Sonntags Abend nach 10 Uhr.

Naſſes Schneewetter! Seit geſtern!

Geliebte, theure Rahel! Schon der 26ſte Oktober und noch immer den Staatskanzler nicht von dem Zweck meiner Reiſe unterrichtet, geſchweige denn dieſen erreicht! Ich bin ſehr ungeduldig und verdrießlich über die Zögerungen, die ſich in der kleinſten Sache unvermeidlich einſtellen; oft muß man ganz den Faden verlieren, an dem man ſeine Gedanken binſpinnt! In dieſen nächſten Tagen muß nun alles geſchehen, denn geht erſt der Fürſt nach Neu-Hardenberg, ſo mag der Himmel wiſſen, wann ich ſeiner wieder habhaft werde. Ich wünſchte mich am liebſten ganz auf Herrn Jordan verlaſſen zu dürfen, aber dieſer grade verweiſet mich aus beſter Abſicht unmittelbar an den Fürſten. Verzeih, daß ich Dich mit meiner Verdrießlichkeit unterhalte, deren Aeußerung eigentlich unnütz, wie ſie ſelbſt vorübergehend iſt. Aber ich muß dieſelbe ausſprechen, und vom Herzen haben, ehe ich Dir weiter ſchreibe, geliebte Rahel! Auch ſollſt Du es wiſſen, wie ich mich hier fühle, und wie es mich ärgert, ſo Zeit und Geld hier zu vergeuden, die ich beide beſſer anwenden könnte. Ich wohne noch im Wirthshauſe, und werde hoffentlich nicht nöthig haben, wegen zu großer Ausdehnung des Aufenthalts eine Erſparniß durch eine Privatwohnung zu ſuchen, denn ich denke allerdings, daß ich noch raſch abgefertigt werden könne, wozu der Himmel

ſeinen Segen gebe! Moritz bietet mir zwar an, bei ihm einzuziehen, da durch Victor's Abreiſe Platz bei ihm geworden, allein ich finde mich doch bewogen, ſein Anerbieten unbenutzt zu laſſen. — Ich wollte eigentlich von Deinem Briefe vom 18. ſprechen, und von dem unendlichen Vergnügen, das mir ſein Rahel'ſcher Inhalt macht. Deine Betrachtung und Stimmung bei dem Feſte, Deine Schilderung des Geſprächs bei Schleſſer, das biſt ganz Du, ganz Dein Herz und Dein Geiſt, meine geliebte, theure Rahel! Glücklicher war nie ein Ausdruck, nie feiner und eigenthümlicher ein Merkzeichen, als wenn Du ſagſt, der Göttinger Profeſſer habe den Doktor Schloſſer wirklich angeſtaunt und ſei ordentlich dazu aufgeſtanden, als dieſer ihm alte und neue Reichszuſtände erörtern gewollt, mit der fertigen Geläufigkeit, die nie da beſprochen hat, wo ein gelehrter einfacher Widerſpruch herkommen kann. Oelsner, dem ich's bloß erzählte, fand es auch vortrefflich; leſen werde ich es erſt noch, ihm, Beyme'n und Stägemann. Uebrigens loben ſie hier die Schloſſer'ſche Schrift über Stände, nicht bloß Ancillon dem Kronprinzen, ſondern auch der Staatskanzler den Umgebenden. Indeſſen iſt Beyme, der gediegene, treffliche Mann, ganz eingenommen von Troxler's Arbeiten im ſchweizeriſchen Muſeum, die auch Altenſtein ſo großer Aufmerkſamkeit gewürdigt hat, das ſind freilich andere Werkſtücke als die Schleſſer'ſchen Stylübungen! — Ich aß heute mit Stägemann und Oelsner und einer großen Geſellſchaft in Steglitz zu Mittag, Beyme war vortrefflich, ganz wie ich ihn Dir ſonſt geſchildert und wie Du ihn ſelbſt geſehen. Gegen mich ganz freundſchaftlich, die Menge hinderte nur vertrautere Mittheilung, doch muß ich ihm beſonders meine Sachen vertragen, und ſeiner warmen Theilnahme entſprechen, er ſelbſt ſagt, es ſei ihm Bedürfniß, ſich mit mir recht ausführlich zu beſprechen. Nach Dir fragte er, wie die Großkanzlerin, mit herzlichem Antheil: er weiß, was mir das Theuerſte und Seelenbewegendſte iſt! Geliebte Rahel, was hätte ich wieder darum gegeben, Dich bei mir zu haben! Aber nicht bloß in einzelnen Augenblicken, in jedem, immer, ſehnt mein Herz ſich mit ungeſtümem Verlangen, mit freudig ſchmerzlicher Innigkeit nach Dir! Warum mußteſt Du geſtern fehlen, unſere Schröder als Merope zu ſehen! Sie ſpielte in koloſſalen Zügen, ergreifend, hinreißend; das ganze Publikum, keineswegs im vor-

aus günstig gestimmt, fand sich bewegt, und rief sie unter allgemeinem Beifall hervor. Die Schwägerin fand, seit Fleck habe sie nicht so spielen gesehen. Nur Moritz weigerte sich der Anerkennung, es war ihm unmöglich, jetzt eine Vortrefflichkeit zuzugestehen, gegen die er sonst so viele Jahre blind geblieben, er tadelte scherzhaft, ja possirlich, und machte dadurch auch die Anderen in etwas irr. Dann will er aber doch, da es ihm unruhig ist, seinen Tadel ernsthaft mit mir besprechen, und auch Dir darüber schreiben. Er meint, die Schröder könne nie eine Rolle als Ganzes fassen, sie trage ewig nur Einzelnes vor! Dieser Vorwurf gewiß unstatthaft, und grade bei dieser Rolle, die sie noch ganz anders, als in Wien, spielt. Ihre Bewegungen sollen zu heftig, ja gemein, ihre Deklamation gelernt, ohne Gefühl sein; sogar ihre Sprache soll nicht taugen, und sie unter anderen z. B. statt ich meistens isch sagen. Ich theile Dir dies nur zum Ergötzen mit. Uebrigens wachte Moritz heute mit solchen Vaterempfindungen auf, daß er gleich nach Wilmersdorf fahren mußte, um Ferdinand zu sehen; ich sage nun, das sei die Wirkung von dem gestrigen Spiel Mereyens und Aegisth's. Wir wollen nun sehen, wie die Medea wirken wird. —

Nachrichten aus Karlsruhe sagen, daß Herr Oberstlieutenant von Holzing nach Schwetzingen versetzt werden, und sich diese Ungunst zugezogen, weil er sich der Gunst des Grafen Behlen widersetzt habe, der nun als Kammerherr mit 2000 Gulden am Hofe lebt. Seine Mutter, Frau von Baudemer, ist von Stettin angekommen, in der Stadt Rom, und reist nach Karlsruhe; sie ließ mich rufen, ich habe sie schon zweimal besucht; sie hat durch Frau von Weltmann, die sie sehr kennt, erfahren, daß Du meine Frau bist, grüßt Dich mit lebhaftem Eifer, freut sich ausnehmend, Dich zu sehen! Die Weltmann besucht' ich heute wieder; sie ist wohl und thätig, und grüßt Dich innigst.

Was sagst Du zu den Studenten auf der Wartburg? Ihr Betragen soll sehr sittig gewesen, kein Betrunkener gesehen worden sein, kein Zank stattgefunden haben. Reden, Umzüge, Tafeln sind gehalten worden; gegen 36 Bücher öffentlich verbrannt, worunter Ancillon, Kamptz, Haller ꝛc., ferner ein hessischer Zopf, ein preußischer Offizierschnürleib und ein österreichischer Korporalstock ebenfalls dem Feuer übergeben. Baden, Hannover und Preußen, wie man sagt — sollen den Groß-

herzog von Weimar erſucht haben, die Zuſammenkunft nicht zu geſtatten; dieſer jedoch, anderen Sinnes, hat die Studenten bekomplimentiren laſſen, und ihnen das Holz zu den Feuern geſchenkt. Ein Vivat wurde ihm gebracht, als einem deutſchen Fürſten, der ſeinem Volke Wort gehalten, u. dergl. mehr. Was man auch davon denken mag, unbedeutend kann man die Sache nicht finden. — Ich ende hier für heute; gute Nacht, meine geliebte Rahel, meine theure, liebe Freundin! Der Himmel ſegne Dein liebes Haupt!

Montags Nachmittags 2 Uhr.

Beſſeres Wetter.

Geliebte Rahel, ich füge dieſem Briefe bloß einige Worte bei, weil er bald abgehen ſoll; General Stockhorn ſendet nämlich einen Kourier, und bietet mir die Gelegenheit an. Ich habe heute dem Staatskanzler wieder geſchrieben. Er will mir außerordentlich wohl, aber dieſes Zögern bringt mich doch um alle Geduld. — Harſcher hab' ich geſehen, heute früh; von ihm mündlich, er iſt wie ſonſt, nur in, wie es ſcheint, bedrängteren Umſtänden, ſieht niemanden, als Schede's. — Ich gehe jetzt zur Schröder. Heute Nachmittag noch mach' ich einen Verſuch beim Kanzler. Abends deklamirt die Schröder in der Stadt Paris unter anderen „Die Bürgſchaft". Wie werd' ich an meine Rahel zu denken haben! Leb wohl, geliebte, theure Rahel!

Ewig Dein treuer

Varnhagen.

Die Stägemann'ſchen Gedichte verwahre mir. Wie ſchön ſind die Gedanken und der Ausdruck!

An Rahel.

Berlin, den 27. Oktober 1817.

Montag Abends 11 Uhr. Heller Mondschein, der den trüben Nebel bezwingt.

Heute Nachmittag mußte ich meinen Brief, der gestern angefangen und für die morgende Post berechnet war, schnell abbrechen, um das Fertige mit dem Badenschen Kourier, den General Stockhorn absandte, schneller in Deine lieben Hände zu fördern, geliebte Rahel! Ich schreibe nun gleich wieder, damit auch die Post morgen Dir ein Liebeszeichen von mir mitnehme. Meine liebe, herzenstheure Rahel, meine einzige, ewig ersehnte Freundin, wie verlangt mich nach dem Augenblick, da ich erst selber wieder mich auf den Weg zu Dir begebe, und mich dem anderen Augenblick entgegeneilen fühle, da ich Dich wieder an mein Herz zu drücken vermag! Ich denke ohn' Unterlaß an Dich, Du bist mir lebhaft gegenwärtig, und ich mein' oft, es sei unmöglich, daß ich wirklich von Dir getrennt bin; hoffentlich nicht lange mehr! Wie wünscht' ich Dich diesen Abend herbei, geliebte Rahel, zu dem Deklamatorium der Schröder, wo ich mit Fanny war, und bei jedem Worte an Dich, Dein Urtheil, Deine Aufnahme dachte! Du hast wohl recht, die Bürgschaft von Schiller so vorgetragen, ist etwas Außerordentliches, Du hast nicht zuviel davon gesagt. Der Tyrann, gleich im Anfang in den wenigen Worten, die er spricht, durch Ton, Ausdruck und Blick leibhaftig dargestellt nach seinem ganzen Eigenwesen. Die Grausamkeit des Zustandes, die sittliche Nothwendigkeit in dem Betragen und Vertrauen der Freunde, die Angst der Versäumniß, die Anstrengung, das Volksgefühl, die Erschütterung des Tyrannen zuletzt, alles war vortrefflich ausgedrückt. Ich bewunderte sie in manchen Zügen, die vielleicht der Menge wenig aufgefallen sind, so drückte sie in den Worten, „der Tyrann fühlt ein menschliches Rühren", zugleich das erwägend zweifelnde Erstaunen darüber, und auch die sittliche Zuversicht aus, daß es allerdings möglich war. Ferner in der Elegie bei den Worten „des Kornes bewegte Wogen", gab sie weniger das Bild eines wogenden Kornfeldes durch den Ton und Geberde an — dies konnte schön, aber

mußte faſt gewöhnlich ſein — als daß ſie durch Blick und Ton das Gemüth des Hörers gleichſam in das Ganze der freien Natur, in ihre Friſche und Großheit, hinüberhob. Es war ein reicher Genuß, ich würde nicht enden, alles Einzelne zu wiederholen. Die Wahrnehmung einiger Tadelſeiten konnte ſich kaum erhalten in dem überfüllenden Andrange des Schönen und Erhabenen. Kurz, ich beklagte mit wahrem Jammer, daß meine Rahel fehlte! Der Beifall war einſtimmig und groß. Auch in der Stadt umher, und unter den Schauſpielern ſelbſt, iſt das gebührende Lob reichlich gewährt. Moritz iſt von der Wendung, welche die Sache nimmt, ſchon etwas betroffen, und lenkt etwas milder ein; beſonders unerwartet iſt ihm, daß die Schauſpieler ſo lobend von der Schröder ſprechen; es iſt ordentlich ſpaßhaft. Wir wollen nun das Weitere ſehen!

Nun bin ich begierig, ob der Staatskanzler mich morgen rufen läßt, ich habe ihn heute nicht geſehen! Mein Schreiben war eindringlich genug abgefaßt, und beſonders in Bezug auf die neubeabſichtigte Wegreiſe. Ich muß Dir aber nun eine Vermuthung äußern, liebe Rahel, die ich gleich anfangs faßte, und die in der Erwägung ſtärker werden will. Ich glaube nämlich, es iſt mit der Reiſe nicht recht Ernſt, und die Verſicherung darüber wird nur in's Publikum getrieben, um eine völlige Geſundheitserklärung abzulegen, und die Fähigkeit großer Schnellkraft anzuzeigen; wäre das wirklich der Fall, ſo hätte man mich lieber in's Vertrauen ziehen, als meinen Scharfſinn anregen ſollen. Es mag nöthig ſein, den vielen Gegnern — die auch mir mannigfach verſuchend genaht ſind — auch durch Liſten Trotz zu bieten, hernach findet ſich leicht ein Vorwand, der Sache ſelbſt wieder ledig zu werden. Uebrigens wiederhol' ich Dir, was ich ſchon früher geſchrieben, daß der Staatskanzler wirklich jetzt das geſündeſte und munterſte Anſehen hat. Er ging heute mit Herrn von Jordan Unter den Linden vorüber; dies fiel mir inſofern auf, als die obige Vermuthung einer ausgedehnteren Abſicht, ſich öffentlich zu zeigen, an dieſes hieſige Auftreten, das ziemlich einſtimmig von den Leuten gedeutet wurde, ſich anreihte. Die Meinungen und Urtheile des Publikums in Berlin ſind ſehr verwildert, man träumt beſtändig von Miniſterwechſel, oft mit der rohesten Unkunde der Verhältniſſe und Lagen, die Unzufriedenheit iſt vielartig und in ihren Aeußerungen oft verletzend; zu lang hat man die öffentliche Meinung ſaumſelig behandelt, man fühlt, daß man ſich hin und wieder

mit ihr abgeben muß. Ich schreibe über diesen Gegenstand nicht mehreres, weil er sich weiterhin nur besprechen läßt. —

Dienstag, den 28. Oktober 1817.

Vormittags. Schöner Sonnenschein.

Ich habe Mehreres zu schreiben gehabt, war aber auch schon aus, und habe weder Herrn von Jordan noch den Staatskanzler gesprochen, daher so eben an den letzteren wieder geschrieben, nicht ohne Salz, welches seinem Lesen eben so nöthig, als meinem Schreiben leicht ist. Dieses ewige Säumen ist gewiß das feindseligste Element der Handlungen eines Staatsmannes, es kränkt, reizt und erbittert jeden Einzelnen, und mindert im voraus den Werth alles dessen, das nachher doch erfolgen mag. Indeß waffne ich mich, neben dem, daß ich thätig bin und treibe, auch noch bestens mit Geduld! Verlierst Du sie nicht, geliebte Rahel, über mein Ausbleiben? Ich denke auch in dieser Beziehung mit Unruhe stets an Dich, Geliebteste! Aber vergieb, ich bin diesmal außer Schuld, und will vor allem dasjenige vermeiden, was mich in eine Alternative von Entweder — Oder stellte. Das Beste was ich bis jetzt hier erfahre, und das mich zum Theil über das Hinschleppen tröstet, ist die zunehmende Ueberzeugung von der vorzüglichen Beschaffenheit meiner preußischen Verhältnisse insgesammt, der guten Meinung, die auf entgegengesetzten Seiten für mich festgestellt ist. Freilich ist das Zögern unter so günstigen Gastirungen nur deste ärgerlicher! Indeß — Geduld und Muth!

Es heißt, der Kanzler würde nächstens manche größere Anordnung treffen; was damit gemeint ist, weiß ich noch nicht.

Grüße alle Freunde und Bekannte! Dich grüßen von hier alle auf's herzlichste. Ich will heute bei Markus essen. Leb wohl, geliebte Rahel! Verzeih meinen verdrießlichen Brief. Es werden auch heitere kommen, und hoffentlich bald ich selbst! Wie sehn' ich mich nach Dir!

Ewig Dein treuer

Varnhagen.

Die Pelze sind da.
Herrn von Barkhaus Kronleuchter werden bald abgehen.

An Varnhagen in Berlin.

Frankfurt a. M., Dienstag, den 28. Oktober 1817.

Raubes, sonnenloses, garstiges Wetter. Gestern Abend ein Nebel, wie in Holland; man konnte sich ein Stück davon mit nach Hause nehmen.

Liebster August! Ich denke beständig daran, wie Du heute meinen Brief erhältst, der da klagt, daß ich keinen von Dir habe: und erst morgen den, worin ich Dir sage, daß ich einen nach erhielt; seit der Zeit freue ich mich damit! Und Sonntag erhielt ich wieder Deinen großen lieben Brief! Wie soll ich auf alles das antworten, so antworten, wie ich es im Lesen und Wiederlesen aufnahm! Zum Glück hab' ich aus Versorge Ernestinen, Fanny und Hannen gestern schon geschrieben; Herr Küpfer bildete mir ein, glaubte es, und ich glaubte ihm, (unerachtet ich es richtig aufgeschrieben habe), die Post nach Berlin ginge erst morgen: und nun glaubte ich Zeit zu haben. Machte gestern noch große Reursen; ging mit Goltz'ens in Otte von Wittelsbach, wo Eßlair vortrefflichst spielte — den Mord, den Zorn! — daß man's einsah — war nachher noch bei ihnen; und das alles mit einem ächten Herbsthusten, der mich zu gewissen Stunden des Tages fieberartig alterirt; der oft ein Schnupfen werden will, den ich mit Emser traktire, und nun bald in Ordnung setzen will. Du kennst meine Konstitution; schon gestern faßte ich meine Worte an die drei Kinder kurz, weil mir das Federführen Fieberbewegungen, und komplete Dämlichkeit gab; sonst hätte ich doch wohl schon gestern Deinen Liebesbrief zu beantworten angefangen! Ich wollte es mehr als zwanzigmal in Gedanken. Noch nicht einen Augenblick, mein lieber August, hab' ich es bereut, nicht die kurze Reise, im dicken Herbst, nach Berlin mitgemacht zu haben: wenn ich auch öfter schon gewünscht habe, bei Dir zu sein; Dir zur Seite zu sein: so war mir, selbst daß dies nicht der Fall ist, schon sehr lieb, und ist es mir noch. In meiner Begleitung hätte Deine Reise schon ein ganz anderes Ansehen bekommen; schon gar nicht als eine eilige ausgesehen; als eine prämeditirte vielmehr, in der man auch auf Weiterwegen etwas erlangen könnte; man hätte in Karlsruhe geglaubt, wir kämen nicht wieder, hätten dies gewußt, und es verheimlicht, und sie hätten

uns dort alsdann nie so heimisch angesehen, als es nöthig und angenehm für uns ist. Wohingegen ich jetzt alle Woche, und mehr noch, hinschreibe, daß ich komme, und man alles für uns bereiten soll. (Von Tettenborn selbst weiß ich noch nichts Näheres, wohl aber von Frau von Rahe, die gestern von hier abreiste, und in zwölf Tagen in Berlin zu sein gedenkt, — daß er von Basel — wie sie sagt — immer vor ihr her gereist sei; mit einem prächtigen Jungen. Nun muß er mir bald antworten.) Berlin regrettire ich in diesem Augenblick gar nicht: die Geschwister hab' ich gesehen, Moritz'ens soll ich sehen: und die Stadt lieb' ich im Frühling und Frühsommer mehr, und wenn sie sich erst wieder wird gesetzt haben nach dem grossen Aufstand. Du weißt, wie ich Aufgeputztes hasse; Feste vermeide etc.!

Theremin kenne ich: d. h. von dem wundert es mich weniger als von manchem Anderen, wie allerlei aus ihm werden konnte: aber ich sehe doch nun erst, daß das, was ich in ihm für eine Seelenblüthe, für Milde hielt, auch nur Biegsamkeit aus Schwäche war: er pflegte meine Aeußerungen schon auf eine Art zu bewundern, die den höchsten Widerspruch in ihm offenbarte, und mich nur stutzig oder ungeduldig machte; er gab mir bewundernd zu, was ich behauptete, und reservirte sich einen nicht mit Gründen zu belegenden Widerspruch; ein dunkles Bedürfniß, etwas zu vergöttern, ließ sich bei ihm spüren, wozu ihm die Macht fehlte einen Gegenstand zu finden; weil das Bedürfniß der Vernunft, und der Sinn für das, was da ist, der Wahrheitssinn, bei ihm nicht scharf genug ist. Der faule Punkt im Geschlecht, woraus sich alle Geisteskrankheiten, Schwächen und Erhitzungen bilden: all jene Krankheiten! in all ihren ekelhaften und merkwürdigen Nüancen. Solche Elende können auch grausam werden; wie man längst darthat, daß Grausamkeit sich aus Schwäche erzeugt. Dieses ganze Gelichter von epidemischen Geisteskrankheiten wurde, in der verschrieenen Aufklärungsepoche, von den braven Aufklärern, heilsam und unschädlich durch Lächerlichmachen gehemmt; man sieht: nicht auskurirt; doch hoffe ich, eine Stufe tiefer im Volke. Ich wollte nur von Theremin sprechen, und spreche von Allen; sie empören mich zu sehr; und mein neuester Gedanke drängt sich auch hier wieder ein. Jeden großen Irrthum, nämlich der in seinen Folgen so groß werden kann, werden Nationen nur durch Blutvergießen los. Jemehr in Massen gehandelt wird

und geschieht, je schwerer wirken menschliche Gedanken: alsdann nur immer die der Natur; die sich aber immer nur ganz materiell für uns ausdrücken, wie sie in jedem Augenblick thut und wirkt, und wir sie gar anders nicht kennen. So sieht mein Geist ein reelles Unheil voraus, wenn die Narren noch länger fortarbeiten: und gelingt ihnen ihr läppisches Schulknabenwerk, oder auch nur etwas davon, so werden Schwerter geschwungen werden, Knüppel, Hacken: und beide Partheien an Wunden leiden: aber an den Wunden wird's genug sein, wie am Blitz, wenn er auch trifft: die Luft wird für eine Zeit gereinigt. Gelehrte Männer, Gesetzgeber, Männer der Regierung, können nur wie große Aerzte, naturkundige Geburtshelfer, die Entbindungen des Menschengeschlechts sanft begünstigen; ihm seine großen Schmerzen erleichtern, vorschreiben wie es sich betragen darf; aber die Art der Geistesgeburt können sie so wenig vorschreiben noch bestimmen, wie jene. Natur, Klima, alles wirkt dort wie hier. Und Theremin und Konsorten wollen Religionen, Ueberzeugung ꝛc. alles nur so herbei empfindlen! Der Handel z. B., der den ganzen Weltverkehr mit all seinen Entdeckungen und Bedürfnissen zum Grund und zur Folge hat, ist schlechtweg sündhaft: und mehr dergleichen dictons: ich kenne sie alle. O! armer Novalis, armer Friedrich Schlegel, der gar noch leben bleiben mußte; das dachtet ihr nicht von euren seichten Jüngern. Großer, lieber, ganz blind gelaufener Goethe, feuriger ehrlicher Lessing, und all ihr Großen, Heiteren, das dachtet ihr nicht: konntet ihr nicht denken. Eine schöne Säuerei! Aber auch wir sehen sie zu befangen, weil sie uns grad ärgert: welche kleine Biegungen im ewigen Strom des Seins; das heißt, des Werdens!

Was ich hier alles reden höre! Aber auch erst mündlich. Für mich genirt sich keine Parthei: weil ich mich wie eine Frage betrage, und in den meisten Stücken eine bin; und wo ich keine bin, eine befriedigende Antwort; keck, sehr bescheiden, und sehr für die Wahrheit; d. h. wahrhaft, oder so lügenhaft, wie sie's nicht merken können; von ihrem Gebiet nach meinem hin! Also ich erwarte Dich ruhig; da Du so ruhig, so klug Dich beträgst! und mir so schmeichelst, als wäre ich schuld! Theurer August. Auch von Augustchen mündlich. Ich fasse es. Ich freue mich unendlich, daß Dich die Geschwister, Nichten, Schwägerinnen so lieben. Sie schreiben es mir alle. So schön beträgst Du Dich, so sanft! Hättest Du mich sonst ver-

führt? könntest Du mich noch täglich, stündlich, in jedem Briefe wieder verführen? Mein geliebter August! Wenn Du etwa des Nachts nach Frankfurt kommst, oder wenn es finster ist: laß Dich nur nach der Gallengasse fahren. Ich wohne auf derselben Seite von der Gräfin Custine, eh man zu ihrem Hause kommt von der Allee aus; es steht ein Brunnen vor meiner Hausthür. Schneider heißt mein Wirth; ist ein Weißbinder, d. h. bei uns ein Stubenweißer. (So eben erhalte ich einen Brief von Friederich, aus Mannheim; da ist er jetzt: ich schicke ihn mit; andere hab' ich nicht zu schicken.)

Grüß ja die Weltmann aus innigstem Herzen! Sag ihr, ihr Brief war gelassen, stark, voll Herz, brav wie sie: und erregte meine ganze Liebe und Verehrung für sie; ich hoffte, wir sähen uns doch. Geh ja, Geliebter, zur Grotthuß: ach! sie ist nie ordentlich verwirrt, nur überreizt, und unter Menschen, die sie nicht verstehen: und krank. Sag ihr alles von mir. Ihrentwegen wär' ich wahrhaftig noch nach Berlin gereist: das ist man sich schuldig: dies hätte sie sehr erheben. Ferdinand und Lamprecht freuen mich; ich denke über das Kind wie Du: er müßte mir ein Robert werden; wird es auch wohl doch, und bald! Küpfer, Golz'ens, Schlegel's, alles grüßt Dich. Ich war Einmal bei Mad. Smidt, sie hat mich zum Glück nicht wiederbesucht — sie nährt ein Kind —, Johanna ist nach Bremen, zum Einsegnen. Sei ferner k' z, gelassen, vorsichtig. Ich freue mich, daß Du nicht mehr schreibst. Sag Theodor, ich hätte gestern in der Komödie Mad. Chevalier gesprochen, die heute nach Mainz geht, den Winter dort zuzubringen, weil Frankfurt zu ennuyant ist — sagt sie — und theuer ist, und sie künftigen Sommer nach Schwalbach soll: solche Veränderung hätte ich nur bei Major Kaphengst gesehen: sie ist eine Andere: und sieht der in Reinerz auch nicht ähnlich; sie hat Zähne, sieht aber aus, als hätte sie keine. Höflich und freundlich übrigens.

Thu mir den Gefallen, und trag ihm auch diese meine mir sehr am Herzen liegende litterarische Angelegenheit vor! Da die Neujuden es nun einmal — mit den Neuchristen in der Wette — durchgesetzt haben, ihre Mädchen einzusegnen — die bisher, rein unter Gottes Obhut blühten — und in besonderen Kapellen und Tempeln deutsch zu predigen und zu beten, und modernen Ceremonien zu folgen, so soll er mir helfen, daß auch das Gute davon entstehe, daß des Moses

Mendelssohn Uebersetzung der Bücher Moses in wirklich deutschen Lettern — aber nicht lateinischen, sondern deutschen wie Luther's Bibel — gedruckt werde. Es schreibt bis jetzt niemand besser Deutsch, als dieser wahrhafte Künstler in der Sache; Hebräisch wußte er gewiß sehr gut: ich bin gewiß, die Uebersetzung ist ein Meisterstück, ganz deutsch, und doch dem Originale nah. Wer aber kann sie mit den jüdischen Lettern lesen? Mache, daß dies durch Jakobsohn, den alten David Friedländer, Liebermann, Schlesinger und Andere solche durch eine Subskription bei den Juden zu Stande kommt. Ich unterzeichne gleich. Ich halte unendlich auf die Ausführung dieses Gedankens, der — Du weißt es — so ein alter von mir ist: wär' ich nicht nur ein teller, sondern auch ein reicher Engländer, ich hätte es längst allein gethan, und diese Uebersetzung mit deutschen Lettern drucken lassen. Es ist gewiß vortrefflich und ersprießlich; wie alles sehr Gute und Schöne. Ich will mal sehen, was Du vermagst. Lebe wohl, theuerster Geliebter! Morgen bekomme ich wieder einen Brief von Dir! Ich umarme Dich in Liebe. Deine R. Sechs Botschaften und Billete störten mich im Schreiben: von der Geyer, von Mariane Saaling: Adelheid Hertz ist unwohl. Mariane schrieb mir eine Verabredung ab. Das Schreiben hat mir nicht schlimm gethan. Adieu! — Dehn ist gestern Abend nach Berlin gereist. —

An Moritz Robert und Varnhagen in Berlin.

Frankfurt a. M., Freitag, den 31. Oktober 1817.

Lieber Moritz, dieser Brief ist an Dich und Varnhagen! Ich habe mit der Post von vorgestern keinen von ihm noch von Euch erhalten, kann mir also einbilden, er sei schon weg, oder dem Kanzler nachgereist, oder sonst etwas. Genug, ich ängstige mich nicht: bitte ihn, sich nicht zu übereilen, und alles bequem zu machen. Ich habe heute schon einen großen Brief an die Schauspielerin Schröder geschrieben; habe den Husten, bleibe zu Hause, und kann also nicht mehr schreiben. Dieser Brief wird Dir aus dem auswärtigen Departement überreicht werden. Ich bitte Dich! so lieb Dir mein Leben ist (wie: bei Deinem Leben!), ihn ihr sicher zu überreichen und

gleich. Sie ist nicht zu verfehlen. Bei dem Komödien-Kastellan zu erfragen. Willst Du sie kennen lernen? oder Ohme? So gebt ihr ihn selber an sie ab. Varnhagen hat sie gewiß besucht. Ich las gestern ihre Ankunft in unserer Zeitung. Adieu Möreken! Schreib mir. Und gieb bei Todesstrafe den Brief ab!!! Laß ihn Dir von ihr mittheilen, er ist etwas für Dich. Adieu. Deine

R.

August, ich grüße und umarme Dich.

An Rahel.

Berlin, den 31. Oktober 1817.

Freitag Abends 5 Uhr. Mildes, weiches Wetter, ermüdend.

Geliebte, theure Rahel! Gestern früh sandte mir Moritz Deinen Brief, den er vorgestern Abend, zu spät um ihn noch gleich mitzutheilen, erhalten hatte; gegen Mittag bekam ich den an mich gerichteten Brief vom gleichen Datum, mit der guten Nachricht, daß Du endlich doch meinen ersten Brief empfangen. Ich war schon ganz betrübt, nicht unruhig, über das Ausbleiben jener Nachricht, bloß der Wirkung wegen, nicht um der Ursache willen, denn ich setzte voraus, daß nur die schlechte, untreue Posteinrichtung an der einen oder der anderen Zögerung Schuld sein könne, und suchte daher keine schlimmeren Erklärungsgründe. Meine liebe Rahel, wie freuen mich Deine lieben, herrlichen Briefe, wie nähren und reizen sie meine Sehnsucht nach Dir, die oft so steigt, daß ich unaufhaltsam zu Dir eilen, und alle andere Absicht, Erwartung, Geschäft, weit wegwerfen möchte. Deine Schilderungen sind so lebendig, daß ich es nicht begreife, wie so ich Dich nicht neben mir wirklich sehe und fühle, ein wenig erneuerter Reiz in Deinen lieben Worten zieht meine ganze Seele zu Dir hin. Hoffentlich bleib' ich nicht lange mehr hier gefesselt, und wenn auch die Rückkehr sonst kein Resultat brächte, so wäre sie schon deswegen erwünscht und glücklich, weil sie mich aus dieser Trennung erlöste! — Ich konnte Dir am vorigen Dienstag nicht mehr hinzufügen, daß

der Staatskanzler auf mein dringendes Schreiben mich noch am nämlichen Tage zu einer Unterredung rufen lassen, die dreiviertel Stunden gedauert, und im Ganzen dasselbe Ergebniß gehabt, welches die erste Unterredung mit Herrn von Jordan mich damals hatte blicken lassen, nur vielleicht noch etwas schwieriger und ungewisser ausgesprochen. Der Fürst will nun meine Sache nächsten Donnerstag dem Könige vortragen, und mich den Erfolg unverzüglich wissen lassen; da ich, auf seinen Rath — hier so gut wie eine Bedienung — meine Forderungen gleich so mäßig gestellt, als sie Herrn von Jordan in jener ersten Unterredung gerecht erschienen, so hoff' ich, daß sie erfüllt werden. Sollte man mir auch diese bestreiten und auf die Außerordentlichkeit der Umstände gar keine Rücksicht nehmen wollen, so müßte mich das freilich sehr bestürzen; aber ich glaube, daß man, wenn auch nicht aus Wohlwollen, doch aus Klugheit nicht grade die äußerste Härte gegen einen Mann bezeigen wird, der am Ende auf eignen Füßen steht, und das Bewußtsein dieser Stellung hat. Indessen kann ich Dir sagen, daß mich die Unterredung mit dem Fürsten, nicht grade wegen der Behandlung meiner Angelegenheit, sondern wegen allgemeiner Betrachtungen, die daraus hervortreten, sehr tief betrübt hat. Hievon das Nähere mündlich, es eignet sich zu keiner schriftlichen Mittheilung. Dir wird es wohl weniger unerwartet sein, als es mir gewesen; jedoch braucht es auch für mich nicht mildernde Täuschung zu geben, und es ist mir sehr zuträglich, daß eine stachelnde Ueberzeugung meine Seele zur Stimmung reize, die in dieser Weltlage ihr unaufhörlich und in stets gleicher Stärke eigen sein sollte. Ich fühle eine triumphirende Hellung über die Geschichtszustände, deren Dunkel uns verwirren will, hereinbrechen, und kann mit stolzem Bewußtsein sagen, ich sehe besser und weiter, als so viel erbärmliche Leute, die sich auf der Höhe der Einsicht dünken, und denen die Geschichte des nächsten Jahrzehends eine fürchterliche Weisung geben wird! In meinem freien Blick, in meinem Verständniß und Erkennen der Zeit, in meiner Fähigkeit einzugreifen, liegt meine Kraft, und in ihr bin ich mehr als getröstet, für alles was mir Einzelnen persönlich vielleicht nicht nach Wunsche begegnet. — Der Kanzler hat den Brief von Cotta in der Urschrift behalten, um ihn dem Könige vorzulegen; ich glaube, er meint es fortdauernd sehr gut mit mir, und wird das Wenige, worauf mein Begehren sich hat herab-

setzen müssen, wohl für mich erlangen. — Ich wünsche vor allem aber Eile, denn der Boden hier, so wie ich jetzt hier bin, brennt mir unter den Füßen! —

Es ist nun, wie es scheint, ganz gewiß, daß der Staatskanzler auf zwei Monate nach dem Rhein verreisen wird; Koreff hat schon den Befehl erhalten ihn zu begleiten. Herr von Jordan wird inzwischen, wie ich heute als ganz gewiß erfuhr, in außerordentlichem Auftrage nach Wien gehen, man sagt, wegen Bundestagsangelegenheiten, es giebt aber auch noch viele andere Gegenstände, deren einer oder der andere gemeint sein könnte. Der Staatsminister Graf Lottum soll das Portefeuille der auswärtigen Angelegenheiten erhalten. Von allen diesen Neuigkeiten, theuerste Rahel, sage außer dem Herrn Grafen von Goltz und Herrn von Küpfer niemanden etwas; vielleicht sind sie aber schon in Frankreich durch andere Briefe bekannt, die Gesandten und Bankiers lauern in die Wette auf solche Neuigkeiten.

Das Fest der Reformation heute brachte alle Menschen in Bewegung; einen wahren Eifer habe ich aber doch nirgends bemerkt, es ging alles ziemlich lau ab, wie das Wetter, das sich heute Abend — denn heute Nachmittag kam ich nicht weit über die Anfangszeilen dieses Briefs, es ist jetzt, da ich ihn fortsetze, schon gegen Mitternacht — in matten Regen auflöste. Aber alles war in den Straßen und auf den Spaziergängen — auch ich mit Ernestine und Moritz ging unter den Linden und im Thiergarten — es war ein Festtag, das sah man. Der Einfall, heute den Doktor Luther — eine Szene aus Werner's altem Stück — auf der Bühne erscheinen zu lassen, dünkt mich nicht der glücklichste. Ich habe weder davon, noch etwas von den vielerlei Predigten, noch den Händel'schen Messias gestern in der frisch überweißten Garnisonkirche, genossen, dagegen vorgestern „Medea" und gestern „Phädra" von der Schröder gesehen; göttlich, mit hinreißender Gewalt! Denke Dir, auch Moritz ist ganz überwunden, und bekennt es. Der Beifall war von allen Seiten überschwänglich, das Klatschen und Bravorufen, als sie zuletzt sagte, sie hoffe einmal zu zahlreicheren Gastrollen wiederzukehren, bezeugten die leidenschaftliche Theilnahme des Publikums. Morgen Mittag reist die Schröder nach Wien ab, wo sie schon längst erwartet wird; ich will sie noch besuchen morgen, sie spricht mit wärmster Liebe und Sehnsucht von Dir, und ist mir so doppelt lieb. O wie

sehr hätte ich Dir hier gegönnt, den Triumph Deiner Musentochter hier mit anzusehen, geliebte Rahel! Mein Herz rief Dich unaufhörlich, und in den höchsten Augenblicken des Hingerissenseins war Kunst und Publikum mir in die Vorstellung des geliebtesten Gegenstandes wie zusammengedrängt und aufgelöst. Jetzt gute Nacht, geliebte Rahel! Schlaf wohl, meine theure Freundin! Gottes reichster Segen über Dein liebes Haupt!

Sonnabend, den 1. November.

Heiterer Sonnenschein durch milde Luft.

Ueberhaupt, welches schöne Reisewetter muß ich hier in müßigem Warten vergehen lassen, um nachher unter Schnee und Wintersturm abzufahren! Und doch, wenn ich es im geringsten überlege, darf ich diese Reise und diesen Aufenthalt nicht bereuen, es hätte sich doch auf keine Weise fügen wollen, die unerwarteten Eröffnungen des vorigen Sommers in Baden als gar nicht geschehen unbeachtet zu lassen, oder ohne Rücksprache mit den Hiesigen darauf zu antworten. Jetzt muß ich die Sache denn durchmachen! — Heute esse ich mit Stägemann in der deutsch-christlichen Gesellschaft, Abends soll ich mit ihm und den Seinigen bei Frau von Crayen sein, die grade 62 Jahr alt wird, grade so lange her ist auch das Erdbeben von Lissabon. Herr von Jordan ist heute nach Neu-Hardenberg gefahren, und kömmt erst morgen Abend wieder, der Fürst am Montage. Koreff reist ungern mit an den Rhein, er findet seine Lage beim Fürsten, wegen der Verantwortlichkeit, die die öffentliche Stimme ihm auferlegt, nicht angenehm. Seine Schwester, mit der ich gestern bei der Gelda in Gesellschaft war, sagte dort, der Kanzler sei in Eger eines Abends so krank gewesen, daß Koreff selbst auf die Nacht sein Verscheiden erwartet habe; dergleichen Reden mögen wahr, und für Koreff's Sicherstellung gern verbreitet gesehen werden, dem Fürsten aber können sie gewiß keinen erwünschten Eindruck machen. Ich schreib' es nur Dir. — Bei der Gelda war es unangenehm gestern, auch ging ich früh weg, weil ich freilich auch noch andere Gänge zu machen hatte. Sie grüßt Dich aber ungemein, wie Du Dir denken kannst. Auch die Schröder, die eben fortgereist sein muß, läßt Dir noch tausend Schönes sagen, und

will von Wien bald ſchreiben. Beifolgendes Briefchen gab mir die Liman auf der Straße. Alle grüßen Dich tauſendfältig!

Goethe's fünfter Theil iſt erſchienen; ich hab' ihn; ginge doch wieder ein Kourier! in Frankfurt iſt das Buch gewiß noch nicht angekommen. O liebe Rahel, wär' ich doch bei Dir! in dieſem, mir das Herz beinah zerſprengenden Wunſch bin ich ganz hingelöſt!

Ewig Dein treuer

Varnhagen.

Geſtern wollten die Studenten nicht leiden, daß Luther auf der Bühne erſchiene; der Lärm dauerte eine halbe Stunde, ehe die Gensd'armen und Polizeidiener Ruhe ſchaffen konnten.

Sei nur vergnügt Rahel! mir thut das Herz weh vor Verlangen nach Dir, und das macht mein ganzes Glück!

An Varnhagen in Berlin.

Frankfurt a. M., Sonnabend Morgen halb 11 Uhr. Wahrſcheinlich der 1. November 1817.

Werde nur nicht ungeduldig, lieber Auguſt! Ich will gerne Geduld haben, daß alles ſo langſam geht; wir kennen ja dieſe Gänge, und wenn es auch gar nicht geht! — ſo iſt es noch wie es war, und zu tauſenderlei gut, daß Du in Berlin warſt. Wundere Dich nicht, geliebter Freund, wenn ich Dir heute ſchlecht, oder wohl gar nicht auf Deinen lieben Brief antworte. So ſehr ich auch jedes Liebeswort, jede Mühe mir zu berichten, die Du Dir gabſt, in mein Herz einſenkte; als Liebesſamen. Ich habe meinen Winterhuſten; und hatte drei Tage bedeutende Nervenirritation davon und von noch etwas, — die darin beſtand, daß ich, obgleich ich Hunger hatte und gut ſchlief, beides in erhöhtem Maß, mich ſehr ſchlecht nach Schreiben befand, und das mehrere Stunden. Ich kenne dies bei mir. Nun mußt' ich aber doch dieſe Tage viel ſchreiben; auch heute noch muß ich Scholz ein oſtenſibel detaillirtes Billet für die arme Jüdin (die Geyer) ſchreiben, welches Rothſchild leſen muß; und darum werd' ich mich bei Dir, Geliebter, kurz faſſen,

obgleich mir unbeschrieen heute unendlich besser ist. Der Gräfin Goltz schrieb ich gestern noch Deine Neuigkeit von des Kanzlers bevorstehender Rheinreise und Deine Grüße ab; die Gräfin nahm es so gut auf, daß sie gestern expreß schickte, sich entschuldigen zu lassen, daß sie nicht schriftlich antworten könne, und heute schon vor 10, was ich mache, und daß sie kommen will: sie bitten mich Abends entweder zum Theater, oder zu sich. Seit Sonntag aber bin ich zu Hause geblieben. So lange es ihre Füße erlaubten, besuchte mich Frau von Schlegel, sie leidet aber zu sehr. Vorgestern sagte mir Küpfer, Schlegel würde zurückberufen. Bucholz habe es öffentlich gesagt. Nun wußt' ich wohl, daß er die Reise machen würde; aber Schlegel wußte nicht, daß das zurückberufen sei. Vielleicht ist es auch ein falsches Wort in der Uebersetzung dieses Ereignisses: ich kann es Dir mündlich anders geben. Graf Buol ist noch nicht von Wien zurück. — Ich glaube nicht an die Rheinreise; vielleicht soll es nur so gesagt sein; doch hab' ich dies niemand gesagt. Gestern erhielt ich auch einen Brief von Tettenborn, den ich hier beilege. Dem muß ich nun auch antworten, und weiß ihm von Dir nur Unbestimmtes zu sagen; jedoch kommt morgen wieder ein Brief von Dir, und er hat vielleicht etwas Näheres. Sei aber ruhig, ich rechne gar nicht darauf. Eins will ich nicht vergessen, und es darum gleich sagen! Wen Du auch hier etwa eher sprächest — etwa in der Nacht — als mich, vertraue niemand wie es Dir eigentlich in Berlin ging; und wer Dein Stangenhalter war. Mir zur Liebe! Auch ich mag nicht weitläufig auf Papier werden. Noch Eins, ehe ich es vergesse. Scholz bittet mich so sehr; daß ich's doch wenigstens bestellt haben will, Du möchtest doch zu erfahren suchen, was er dort für Feinde hat: er glaubt nicht, daß er nur keine thätige Freunde hat, und selbst nicht für sich zu sorgen weiß. Er hat mir vielerlei geklagt; unter anderen, daß er nie beim Staatskanzler, wie doch alle Anderen, eingeladen war etc.; hör doch nach, wenn's geht. Er dachte auch Du könnest ihn hassen. Von dem erzähl' ich Dir auch. Er hat keine Ambition.

Liebherzens-Gustchen! Du mußt den Brief, den ich an die Schröder schrieb, mitrechnen, als sei er an Dich. Mache ihn dann mit einem Phantasiesiegel von Ernestinen zu. Ich freue mich unendlich, sag dies Ernestinen, daß Ihr beide so lint mit

einander seid! in die Komödie, spaziren geht; und streitet! Sie hat mir göttlich naiv geschrieben. „Sie wissen, ich bin ein bischen zipp, Robert liebt es, aber Varnhagen's ganzen Zorn hab' ich mir zugezogen." Das ist göttlich! „Robert liebt es." Da will ich Moritz tüchtig für abschelten. Bei Ihnen wird Varnhagen seine gute und alte ruse nicht gelingen, dadurch Geschichten zu erfahren, daß er sagt, er wisse welche. Sie mit den ehrlichen dünnen Augenbrauen haben keine! Ich umarme Sie herzlich, Liebe! Es beglückt mich ganz, daß meine besten und natürlichen Freunde, meine Familie, so lürt mit einander sind; daß Varnhagen eine erfrischende Erscheinung unter Euch ist! Geht nur recht spaziren! in die Komödie! Lacht, streitet, lebt, eßt miteinander; und schwören Sie's ihm zu, daß Sie im Sommer kommen. Lieb Ernestinchen! Ich gönne Ihnen alles Glück! jede Freude! Liebevolle Gesinnungen unter einander, ist wahre Lebensfülle, wahrer Reichthum. Nehmt ja Fanny immer mit! Was macht Moritz dabei? Und wie befindet sich die älteste Schwägerin? Sie soll mir von der Schröder schreiben; Fanny'n diktiren.

Also Du hast für mich gemeint in der Jägerstraße! Ja. Da ist mein Mausoleum. Da hab' ich geliebt, gelebt, gelitten, mich empört. Goethe'n kennen lernen. Bin mit ihm aufgewachsen, hab' ihn unendlich vergöttert! da wacht' ich und litt viele viele Nächte durch: sah Himmel, Gestirne, Welt, mit einer Art von Hoffnung. Wenigstens mit heftigen Wünschen: war unschuldig; nicht unschuldiger als jetzt, dachte aber alle Leute seien vernünftig, können es sein. Ich war jung. (Eben war Mad. Schlosser hier; und störte mich bei dem Worte jung. Nun soll's auch dabei bewenden.) Du Lieber. Wir gehen noch Einmal zusammen vor dem Dachfenster vorbei! „Ach! wer ruft nicht so gern Unwiederbringliches an!" — „Reich' ich Dir doch kaum bis an die Schultern." Sagt auch Goethe Einmal von der Erfüllung der Wünsche. Reiche ich doch kaum dem Glück, in einer Verbindung wie die unsrige zu leben, an die Schultern, und fasse sie wirklich nicht immer, genieße sie nur. Adieu, mein theuerster August! Morgen kommt ein Brief von Dir! Grüße die Staatsräthe Stägemann, Beguelin! und laß Dir der Gelda ihre Hausnummer geben, wenn Du eben kannst, heißt das. Grüße alle Geschwister, Nichten und Freunde. Deine R. Es ist heute schönes Wetter. Adieu, adieu!

An Rahel.

Berlin, den 3. November 1817.

Montag Abends 11 Uhr. Warme, feuchte Luft.

Gestern erhielt ich Deinen theuren Brief vom 28. Oktober, geliebte Rahel! Ich kann es gar nicht ausdrücken, was ich beim Anblick Deiner lieben Schriftzüge, beim Lesen Deiner unnachahmlichen Worte empfinde. Die Sehnsucht, die mich den ganzen Tag emporhält, will plötzlich ihre Schwingen heben, und wenn doch die Bedingungen der Natur entgegenstehen, und ich noch allein bleiben muß, so weiß ich vor Verwirrung, Angst und Betrübniß mich gar nicht zu fassen. Ungestüm, mit allem Trotz der gerechten Forderung, gebietet mir das Herz zu Dir ohne Verzug hinzueilen, ich denke mir stets, wie ich mit Hinterlassung aller Angelegenheiten und ohne ein Ergebniß mitzubringen, nur das einzige, höchste, beglückendste Ziel — bei Dir zu sein, geliebteste Freundin — vor Augen habend, Dir jauchzend in die Arme stürzen könnte! Wie lange wird die kluge Ueberlegung noch diesen Ungestüm des Herzens mäßigen dürfen? Die Tage, in denen mir die Entscheidung zugesagt ist, rücken heran, ich sehe ihnen im voraus mit Unmuth entgegen, weil ich schon gewöhnt bin, auf keine Zusage mit Sicherheit zu rechnen. Doch werd' ich meinerseits nichts versäumen, sondern mit aufmerksamer Thätigkeit das Mögliche verfolgen. Ich bin auch auf Unerwartetes gefaßt, und entschlossen, mich aus meiner gelassenen Stellung nicht herausreizen zu lassen. Mit Dir Rücksprache zu nehmen, wäre mir jetzt mehr als je nothwendig, geliebte Rahel; ich zweifle oft, ob Du, wenn Du die Selbstansicht der hiesigen Dinge jetzt, wie ich genösse, so entschieden bei den Vorsätzen, die wir besprechen, beharren würdest; meine Gefühle kennst Du, sie stimmen ganz mit den Deinigen überein, ob die Ueberlegungen nicht eine andere Wendung nähmen, wenn Du hier wärest, das ist die Frage. Ich kann von dem, was ich Dir zu sagen hätte, fast gar nichts schreiben; die Sachen stehen aber sonderbar, in bewußtloser Spannung, den todten Gesetzen der Natur überliefert, jedem Lebensprinzip entsunken; es giebt Leute, die behaupten, der Zustand Preußens

vor der Schlacht von Jena könne wiederkehren, und nur eine neue Schlacht von Jena ihn aufdecken. Wenn dies auch übertriebene Besorglichkeiten sein möchten, so ist doch nicht zu läugnen, daß die waltenden Verhältnisse zu vielen Betrachtungen Anlaß geben, und die wiederkehrenden, mit dreister Offenheit eingestandenen Grundsätze nichts weniger als beruhigend sind. Die Ansprüche, die Herr von Otterstedt haben kann, grade diese, sind geeignet, ihn schleunigst zum — warum nicht? — Minister der auswärtigen Angelegenheiten zu machen; die Ansprüche entgegengesetzter Art dürften denn auch auf entgegengesetzte Art wirken. Arme Leute, die den Faden der Geschichte aus den Händen verlieren, und nicht sehen, wie sie sich die Füße darin zu nahen Fallen verstricken! Ich bin indessen sehr ruhig und will sehen, wie sich die Sachen entwickeln; an meiner Seele gleiten alle Gedanken, die mich zum Handeln bewegen könnten, ruhig ab, und wenn ich nichts anderes vermag, so eile ich zuerst zu Dir, bei Dir, geliebte Rahel, will ich mich zu jedem Entschlusse wiederfinden. Spreche ich räthselhaft, so laß es Dich nicht anfechten, und suche nicht zu viel dahinter, sondern nur das entnehme daraus, daß ich kein Otterstedt und kein Ramdohr bin, und mich weder in höhere Titel unerlaubt einschleiche, noch durch Weiberbitten wirklich erlange. Zu elend ist unsere Publizität, zu feig unsere Journalistik, sonst würden wir schöne Sachen hören müssen! Genug von diesem Zeuge, das vergänglich ist, wie alles, und mich nur wider Willen zu Aeußerungen verleitet, mit denen ich nicht noch Deine Stunden, liebe Rahel, erfüllen sollte!

Dein theurer Brief hat mich unendlich erfreut! Reich und schön ist alles, was Du über Theremin und bei Gelegenheit seiner sagst; ich habe es auch Anderen mitgetheilt, die auf gleiche Weise davon berührt sind, Oelsner besonders ist entzückt, so wenig sonst seine Stimmung dazu geneigt sein darf! Du hast Recht, nur durch Blutvergießen werden große Irrthümer und Fehler getilgt, es ist die Wäsche der Geschichte.

Ich war heute bei Eichhorn und Abends bei Stägemann, dann später bei Theodor, wo auch Moritz und Ernestine waren, wir haben viel von Dir in all diesen Tagen gesprochen, mein Labsal, meine Erfrischung! Auch bei Stockhorn war ich heute eine halbe Stunde, weil er gestern bei mir war und mich nicht getroffen hatte; die Langweiligkeit dieser hölzernen Leute geht über allen Begriff! Gestern Mittag aß ich bei Magnus in

großer Gesellschaft, wo es auch langweilig war, ich aber doch manches Bemerkenswerthe erfuhr. Abends besuchte mich Karl Müller, der Dicke, der ganz der Alte, und daher auch sehr Dein Verehrer ist. Später ging ich zu Moritz, und da erhielt ich Deinen lieben Brief! Moritz erzählte mir unter anderen auch Folgendes, worüber er Aufschluß von mir erwartete. Der Oberpräsident Zerboni sagte vor einiger Zeit zu Moritz bei irgend einem Anlasse: „Hören Sie, Ihre Schwester, die Frau von Varnhagen, an die denk' ich nur mit einer Art Furcht, wie ist es möglich, einen anderen Menschen so tief zu kennen und so sein Innerstes auszudrücken, als sie es in einem Urtheil über einen hiesigen Mann (Fürst Radziwill) durch wenige Worte gethan, die mir Stägemann wiedererzählt hat! Es ist wirklich zur Furcht." Moritz dachte, ich wüßte vielleicht, auf wen das gemeint gewesen, aber die Sache war mir unbekannt, auch Stägemann, den ich heute fragte, erinnerte sich von der Sache nichts. Solltest Du nichts vermuthen? wer weiß, welche zufällige Aeußerung, wie Du sie tausendfach in die Welt sendest, ohne Mühe und Anspruch, hier die mächtigsten Wahrheitskeime der höchsten Geistkraft auf einen empfänglichen Boden gestreut hat! Das ist aber mein einziger Trost hier, daß ich so oft und glücklich an meine geliebteste Freundin erinnert werde!

Es heißt nun, der Graf Lottum werde nur als Chef, nicht als Minister, an die Spitze der auswärtigen Departements treten, damit nicht Nenfner, sonst der Aelteste, in Herrn von Jordan's Abwesenheit an der Spitze erscheine. Jordan reist, wie ich nun höre, bestimmt in Bundesangelegenheiten nach Wien, sein dortiger Aufenthalt ist einstweilen auf drei Wochen abgesehen. Der Staatskanzler aber wird zwei Monate auf die Rheinreise verwenden, und die meiste Zeit, wie man sagt, in Koblenz verweilen. Man erzählt hier einen Witz der Rheinländer, der aber wahrscheinlich Berliner Erzeugniß ist, man läßt sie nämlich sagen, sie hätten den Vater gesehen (den König), den Sohn (den Kronprinz), nur der Heilige Geist (der Staatskanzler) sei ihnen ausgeblieben.

Dienstags, den 4. November. Morgens.

Das nämliche, erschlaffende Wetter.

Daß Du den Husten hast, geliebte Rahel, betrübt mich sehr. Wenn ich denke, daß Dir das Geringste fehlt, so wird

mir das Entfernt sein zur doppelten Last, unter der ich wehmüthig zu Dir seufze! Meine arme, gute Rahel! Wie ist es möglich, daß ich nicht bei Dir bin? — Wundere Dich nur nicht, wenn ich nach 14 Tagen etwa plötzlich zurückkäme, und von Berlin, von der ganzen Reise, keinen weiteren Ertrag mitbrächte, als die Ueberzeugung, daß ich nicht mehr so lange und so weit von Dir entfernt leben kann! In der That, das muß ich frei haben, wenn sie mir's hier zu toll machen, wenn sie mich nur immer auf's neue hinschleppen ohne Ende, so laß' ich sie sitzen, und es wird sich dann zeigen, wen dies am meisten zu verdrießen hat. — Vielleicht bist Du jetzt, da ich schreibe, schon wieder hustenfrei, und gesund und wohl! Ich will es so gern glauben, da Du Emser Wasser zu trinken angefangen, und schon sechs Tage seitdem angebrochen sind!

Ich stelle mir lebhaft und mit innigster Theilnahme vor, wie Du in dem Golzischen Hause bist. Das glaub' ich, solche Natur muß wohl wirken und gelten, sobald sie nur nicht auf versteinerten Lügenwillen trifft. Wo fände sich eine solche Individualität wieder? Nichts Aehnliches zeigt die Welt. Ich muß tiefgerührt und verwundert in Thränen ausbrechen, wenn ich das Glück bedenke, daß mein Leben sich an dieses Leben anranken durfte! Meine geliebte, einzige Rahel! sähest Du in diesem Augenblick mein ganzes Herz sich stürmend zu Dir aufregen! Ich fasse es nicht, mein Glück und die Schickung, aus der es kommt. — Vergebens habe ich bis jetzt nach der Wohnung der Grotthus gefragt, ich werde sie aber sicher erfahren, und dann hingehen. Frau von Weltmann grüßt Dich von ganzem Herzen; ich habe ihr gezeigt, was Du mir für sie auftrugst; sie ist gefaßter und stärker, als im Anfang. Ihre Beschränktheit aber fällt mir, wie sonst, unangenehm auf, sie ist eine freiwillige, aus Ansichten des Mannes und Konvenienzen der Gegenwart zusammengestellt, sie hätte es nicht nöthig; brav und gut ist sie aber gewiß, wenn sie auch glaubt Berlin schlecht finden zu müssen, um Prag zu loben, und die Juden zu hassen, um Weltmann's Bewunderer, den Professor Buchholz, nicht im Fehle zu finden. Ich drücke dies hier aber auch zu hart und ungerecht aus.

Die Reformationsfeier und die Vereinigung der protestantischen Glaubensgenossen beschäftigt die Leute. Das gemeine Volk nimmt herzlicheren Antheil, als die Gebildeten, deren vorsätzliche Erbitzung zu keiner Begeisterung gelangt. In den

feſtlichen Anordnungen ſind hier überhaupt zwei widerſtreitende Stoffe, der des Jugendlichen und der des Altklugen zuſammengebracht. Die Wiederholung des Auftritts aus Werner's „Luther“ auf der Bühne unterblieb, mit Recht, wenn auch die Gründe dagegen nicht bei Allen die richtigen ſind. Geſtern hielten Matheinecke und Schleiermacher lateiniſche Reden im Univerſitätsgebäude, der letztere ſoll kühn und vortrefflich geſprochen haben. —

Mendelsſohn's Ueberſetzung der Bücher Moſis iſt ſchon mit deutſchen Lettern erſchienen, vor zwei Jahren, durch zwei Lehrer der jüdiſchen Schule zu Deſſau beſorgt. Bücher ſind' ich bald auf; ich habe dieſes ſchon heute aufgetrieben, und bring' es Dir mit. Dein redlicher Wunſch iſt alſo ſchon erfüllt, liebe, gute, brave Rahel!

Sage Herrn von Küpfer, daß der Staatsrath, nach allgemeiner Verſicherung, auch während des Kanzlers Abweſenheit arbeiten, und wahrſcheinlich Herr von Altenſtein — nach Anderen Herr von Beyme oder Graf Gneiſenau — den Vorſitz führen werde. Manchen größeren Anordnungen ſieht man noch entgegen.

Delsner, Karl Müller, und beſonders Hauſcher, ſehe ich jetzt öfters. Letzterer war heute lange bei mir, ich freue mich ſeiner recht, er wird der Berliner Schlabrendorf; von Dir hält er die größten Stücke von der Welt, wegen Geiſt und beſonders wegen gütigen Herzens.

Leb wohl, geliebte Rahel! Ich küſſe und drücke Dich an mein ſehnſuchtsvolles Herz! Leb wohl, ſei geſund und fröhlich! Ich denke Dein unaufhörlich. Ich bin gut geſtimmt jetzt, beſſer, als da ich anfing zu ſchreiben. Freude mit Dir, Geliebteſte!

Ewig Dein treuer

Varnhagen.

N. S. Die Kronleuchter für Herrn von Barthaus gehen ab. Beifolgende Locke ſchnitt ich Fanny'n, die den Scherz nicht ſo nah am Ernſte glaubte, unvermuthet ab. Sie weinte faſt, und lachte doch. Die andere, blonde, Locke iſt von Ferdinand.

Eine traurige Nachricht von dem Präſidenten von Reck iſt vielleicht ſchon in Frankfurt. Er kommt hier an, will die Trümmer des Schauſpielhauſes ſehen, es gelingt ihm die Schild-

wache zu paſſiren, er geht über ein Brett, dieſes ſchlägt um, und er fällt in einen Raum von 12 Fuß Tiefe; das Bein iſt unter dem Knie gebrochen, Ruſt behandelt ihn, und weiß noch nicht den Zeitpunkt der Heilung zu beſtimmen. Ich ſchreibe es doch lieber, als daß ich es verſchweige, es iſt auch zum Inachtnehmen.

Adieu, geliebte Rahel!

Ewig Dein

Varnhagen.

An Varnhagen in Berlin.

Frankfurt a. M., Dienstag, den 4. November 1817.

Bald halb 11. Noch herrſcht Nebel, gegen Mittag wird wohl die Sonne ſiegen; wie all dieſe Tage her. Das Wetter iſt wie in Berlin.

Wenn ich Dich nur beruhigen könnte, mein geliebter Freund, über mich beruhigen! Wenigſtens erhältſt Du meine Briefe, die Dir nicht die mindeſte Ungeduld zeigen, und es auch ſchon gut finden, wie Du, daß Du nur in Berlin warſt, und überhaupt alle Deine Anſichten gewiſſermaßen im voraus haben. Ich bitte Dich noch Einmal hier! Dich in nichts zu übereilen; auch auf der Herreiſe nicht; wieder die Nächte zu ruhen; dort, wie Du es nennſt, nichts verwundet zurückzulaſſen; und — in Deine Anmahnungsſchreiben nicht zu viel Salz zu ſtreuen. Ich weiß, ich kann Dir das Fach der Schreibekunſt in größter Sicherheit wie das des Verhandelns überlaſſen, aber mein zaghafter Karakter läßt doch ein Wort mit einfließen; welches Du manchmal in meiner Gegenwart ohne Schaden zu Deinem Salze wirfſt. Wenn dieſer Brief kommt, hat die Sache ſchon ganz Deine Wendung, und ich brauche mir keine Vorwürfe zu machen. Ich bin ganz gelaſſen, und nehme nur Antheil an Deiner Unruhe und disappointement. Laß Dich diesmal die Ausgaben auch nicht verdrießen: mich dünkt, es iſt ausgeſtreuter Same; den Du zwar nur haſt müſſen fallen laſſen, der doch aber zu guter Zeit auf guten Boden fiel. Graf Goltz nimmt wahren Antheil an Deiner Reiſe; iſt wie über ſein Eigenes reſignirt; und erwartete das Warten wie ich; meint, wenn man berufen wäre, ſo könne einen das nicht einmal be-

fremden: er iſt ſehr offen, und ruhig; das ganze Haus ſehr freundſchaftlich, jeden Tag von neuem gegen mich. Von all dem mündlich. Herr von Küpfer hat Dir auf meinem ſonnabendſchen Brief angemerkt, daß der badiſche Kourier zwar ſchon angekommen ſei, ich aber den Brief noch nicht hätte und unſere auf die Poſt müßten. Im Nachmittag früh, theurer Auguſt, geliebter Freund, bekam ich Deinen Brief! Was er auch ſonſt enthält, wenn ich ſehe, daß ich Dir liebenswürdig bin, daß Du mich ſo nöthig haſt, ſo fühl' ich mich glücklich, und beſtärke mich in dem Beſtreben, immer und beſſer den Fund, einen ſolchen Freund zu beſitzen, recht zu verdienen, das heißt, ihm alles je mehr und mehr zu leiſten, was ihn beglücken kann; kurz, ich erwäge dann mein Schickſal, und muſtre an mir ſelbſt. — Ueber Koreff ſchrieb ich Dir neulich in der Eil und in den erhitzten Nerven nicht; Du glaubſt nicht, wie mich das freut. Unendlich die Sache ſelbſt, daß er nicht mehr böſe auf Dich iſt! Wunde Verhältniſſe ſchmerzen mich immerweg bis ſie heil ſind; und er ſoll nicht denken, wir könnten reell ihm weh thun, ſchaden wollen, oder dem Beſten in uns, bei ihm abtrünnig werden wollen. Alles dies iſt es aber noch gar nicht allein, was mir dabei ſo lieb iſt; ſondern es freut mich ganz überaus, daß in ſeiner Seele ſo ſchönes, ſanftes, geremigtes Gemüthswetter iſt, wo ſchlechte Dunſtwolken weichen, gar keinen Stand finden, weit abziehen müſſen, und dort eine reine leichte Sphäre, für alles beſſere Gedeihen iſt. Dies iſt wahrhaft weiter gekommen ſein; wenn unter gewiſſen Menſchen gar kein Entzweien haften kann, und ſie nur immer bei den höchſten und geiſtigſten Punkten ſich gewiß wiederfinden, wo alles Zufällige und Geſchehene, was geſchehen kann, zurückbleibt. Ich glaubte nicht, daß es mit Koreff ſo ſei; bloß, weil ich ihm keine Verbindungen kannte mit Menſchen, die ihm gewachſen wären. Réparation d'honneur! et volontiers. Es freuet mich ſehr. Wenn Du kannſt, grüß ihn noch. — Die Anſtellung des Grafen Bohlen in Karlsruhe macht mir viel Plaiſir! Doch ſchreibt mir Tettenborn kein Wort davon, der mir vorgeſtern ein zweitesmal durch einen Herrn, den er mir ſchickte, ein paar Worte ſchrieb. Geſtern ſchrieb ich ihm einen ſo amüſanten Brief, als ich hier nur immer einen zu ſchmieden wußte; er pocht auf Kommen. Der empfohlene Herr (Teſte) — ſein Hierſein und Anliegen gehört für keinen Brief; er iſt unglücklich — erzählte mir, Ludwig Robert ſei in Hei-

relberg. Nun wohl doch schon wieder in Karlsruhe. Gestern erhielt ich von dort ein uninteressantes Paket. Darin war aber ein Schreiben des Herrn von Jordan, Du möchtest dort suchen Atteste über Orden zu verschaffen. Ich werd's abschreiben: ich schicke es nicht, weil Du schon weg sein möchtest.

Das ist ein Wort von der ältesten Schwägrin: „Seit Fleck hat sie so was nicht gesehen!" Tausend Dank für die Berichte über die Schröder: ich freue mich, daß Fanny immer mit Dir geht! Was hält Johanna ab? doch nicht Flußfieber? Nur Liebesfieber. — Die Stägemann'schen Gedichte haben mich unendlich ergötzt: nämlich ich habe salzige häufige Thränen geweint. Göttliche Stellen und Bilder! Aber meine Lieblingsstelle ist: Messieurs les maréchaux! Blucher se met à cheval! „Marschälle Frankreichs insgesammt, der Blücher steigt auf's Pferd." Du weißt, ich bin nicht für Hohn, und kein Franzosenfresser: aber eine glücklichere Stelle, eine einfachere, tief aus der Sache selbst geschöpfte, und darum so schwer zu schöpfende, kenn' ich nicht. Und daß Blücher auch ein Marschall ist; und nur Einer, und sie Alle gerufen, gewarnt werden; wunderschön! Und der Fels, der sich wie ein Knie dem Strom entgegenstellt; und Schlesiens Schneehaupt eben, die schäumende Katzbach unten; und unser Gold, Eisen. Kurz, solche Thränen! ich weine jetzt. Grüß Stägemann.

Gestern sollte ich mit Frau de Ren die Räuber von Esslair spielen sehen, aber in die Komödie traut' ich mich noch nicht, auch ennuyiren mich die Räuber von Je. Ich bin darin genaturt wie Goethe. Mit Respekt zu sagen! sans comparaison! Gräfin Goltz ließ mich nach dem Theater mit dem Wagen holen, wo wir recht vergnügt waren, und Herr von Gagern von Italien erzählte: nämlich von lauter bekannten Menschen. Vormittag war ich weit spazirен: sah was Adelheid Hertz macht, sie ist noch nicht ganz besser: heute bin ich bei Frau de Ren zum Thee. Ich liebe die Frau.

Nun Augustel! kommen scharfe Kommissionen, wovon die erste, die da genannt wird, ausgeführt werden muß. Es giebt in der Flittner'schen Apotheke in der Jägerstraße ein Räucherpulver in Medizinflaschen zu kaufen: welches Königsräucherpulver heißt, davon wünschte Graf Goltz für einen Dukaten zu haben. Sonst kostete die Flasche acht Groschen, weiß ich, jetzt mag sie mehr kosten, wie alles. Dies bringst Du in einer Schachtel in Stroh im Sitzkasten mit. He? Ja! die Gräfin wünscht für

ihr Leben! einen Sack von den kleinſten Teltower Rüben: kannſt Du das, ſo verbindeſt Du mich: auch im Sitzkaſten. Wir ſterben vor Appetit nach Berliner Bier. Erkundige Dich, ob man Fredersdorfer ſchicken kann, und wie. Köchin Hanne beſorgt dies alles. Mir bringe eine Bouteille Weißbier mit! Ich ſcherze. Wir ſagen uns aber bei Goltz'ens lauter Berliner Gerichte vor bis zur Ohnmacht für Appetit; geſtern Morgen frühſtückten wir dort, Hirſe in der Milch! Wir Frauen nämlich. Da ich Dich nun geärgert habe, will ich Dich auch amüſiren. Es amüſirt Dich doch gewiß, wenn ich Dir ſage, daß ich nicht allein geſtern an Tettenborn, ſondern auch an die Perſon ſchrieb, die „wir kürzlich ſahen", und ſo amüſant, ſo gelungen, daß ich des beſten Eindrucks gewiß bin. Unter anderen, und ganz wie ſonſt, wie ein Billet in Berlin, unter anderer: ich hätte mich in unſerer letzten Unterredung ſo dumm betragen, wie eine närriſche Prinzeß, die nichts thut als fragen, ſie, die Perſon, hätte mir aber auch wie ein boshafter Miniſter in einer Privataudienz gar nicht nachgeholfen. Ich ſchrieb ihr, was ſie intereſſiren konnte, und beſonders auf eine amüſante Art, und ob ich ihr öfter ſo kommen ſollte. Die Veranlaſſung zu dieſem Briefe war Scholz, deſſen Gemahlin, wie Du bei Frau von Jordan hörteſt, nach Berlin kommen ſoll; der hatte meiner Perſon eine Privatſache zu ſchicken, und liebte es ſehr, aus alten Liaiſonserinnerungen, daß ich mit ſchrieb; wartete einen Poſttag auf mich. Kurz, es war ſehr gut im Ganzen; und alles drin enthalten, was ſie von uns wiſſen ſollte.

Moritzen müßte mein Geſchrei über die Schröder entgegenſtehen: dann wär's aber nicht mehr zum Lachen; ihr hielte den Lärm nicht aus. Ich grüße Moritz; er goutirt ſie gewiß noch: der Beifall, den ſie ärntet, macht mich ganz üppig. Deinen Brief mit der Poſt hab' ich auch: er kam wieder erſt geſtern, anſtatt Sonntag, weil er mit der Kaſſeler Poſt kam. Adieu! Lieber Auguſt! Theuerſter! Ich bin zu echauffirt vom Schreiben. Deine R. Wie freue ich mich Dich zu ſehen! Ich geh' ein wenig aus. Ich umarme Erneſtine! — Nicht wahr? „die Bürgſchaft" (von der Schröder deklamirt)! Ich freue mich, daß die Schröder gut ausſieht! Tauſend Grüße. Und an Dich! Adieu!

An Varnhagen in Berlin.

Frankfurt a. M., Sonnabends Vormittag, den 8. November 1817. Trübes, zugeschlossenes Wetter.

Heute denk' ich nun, geliebter Freund, ist dies der letzte Brief an Dich; mache Dir aber nichts daraus, wenn es anders sein sollte! Ich bin ganz gedultig; denn es ist wie Du in Deinem letzten Brief sagst: ich wußte dies alles vorher. Sogar Deine lichteren Nachrichten von dorther bestachen mich nicht weiter, ich war nur froh, daß Dich Angenehmes berührte, und daß man es der Mühe werth hielt, Dir la patte douce zu machen; daß man aber alles gleich so entscheidend auf den Fürsten Hardenberg schob, der allerdings der Form nach zu entscheiden hat, ließ mich die Sache gleich sehen wie sie steht; daß man bei ihm nicht zu wirken gestimmt war, wie man's in anderen Fällen beinah mit Selbstthätigkeit thut: und hinwiederum sein (Jordan's) Rath, des Herunterstimmens Deiner Forderungen, bei seinem Fürsten, zeigt mir auch nur wieder den ganzen Verrath seiner Gesinnung und Meinung für Dich. Aber, wie gesagt! — von Dir — im letzten Briefe: sie wissen nicht, wen sie vor sich haben: und so sehr die Gesinde Deiner Reise meinem innersten Gemüth, — und meiner Meinung, Forderungen zu machen bei der Gelegenheit, die Du und Deine Freunde für die einzig rechte hielten, — widersprachen: so sehr haben die Anderen dort Unrecht, Dich so knapp zu halten, wenn sie Schlechteren so frei gewähren lassen, daß sie z. B. Posten schaffen dürfen etc. Ich bin dafür, alle Ereignisse so gut im Großen, als im Einzelnen, still abzuwarten: und nur einzugreifen, wenn sie grad für unsere Absichten reif sind: nur dann sind sie süß, und leicht zu pflücken; wie die Früchte. Als ich die vorige Seite, aber nicht meinen Periclen fertig hatte, wurde ich von einem fremden Grafen, und dann von der armen Jüdin Geier ihrem Onkel, der sich zu bedanken kam für eine Verwendung, die ihr Hoffnung schafft, gestört, vorher schon v.n ihrem Geschäftsmann. So geht's dem, der sich in alles mischt. Aber ich finde, wir sind Alle eigentlich Gottes Statthalterchens hier, und so schaff' ich und treib' ich mit nach meiner Einsicht. Gestern war ich krank: ich war einen weiten

Ganz, zwar in Sonnenschein, aber Nordluft, die mir an den Kopf kam, und mir zum Abend Migränen-Zustand und Schmerzen machte; ich hielt es nicht lange aus, legte Meerrettig an den Hals. Dies half: doch bin ich nach einem guten Schlaf noch schläfrig und angegriffen; drum werd' ich auch nichts von Büchern, die ich lese, nichts von Diskussionen mit Schlegel — endlich über Religion, — schreiben; ich attakire keinen, wenn er sich auch nur hinter eine Religion wie hinter einen Schirm stellte; auch laß' ich mich lange necken; mit Einmal aber, und so ist's immer, kommt meine ganze Meinung mir unverhofft, und den Anderen zu größerem Schrecken, als von sonst Störrischen, zum Vorschein. So war's auch hier; und soll nun noch ganz anders kommen. Wir sind aber besser als jemals zusammen.

Es ist mir lieb, daß unser Briefwechseln aufhört, wegen dem diesmaligen Gang, den unsere Briefe nehmen; ich bin überzeugt, daß sie hier aufgebrochen werden. Den ich vorgestern von Dir bekam, und den Herr von Küpfer mir selbst brachte und in Schelz'ens und Schlegel's Gegenwart gab, war so mit Oblaten verklebt, daß ich alles zerreißen mußte; passe pour cela: aber wie gefällt Dir das, die inwendigen Oblaten waren noch ganz naß; die äußeren konnten trocknen. Der Brief war vom Sonnabend den 1. November, der Liman ihrer war unversehrt drin. Wie lieb ist es mir nun! meine von Dir getadelte Vorsicht, Dir noch das Eigentlichste aparte geschrieben zu haben, wo gewiß nichts aufgemacht wurde, weil nicht geahndet werden konnte, daß ich und Du schrieben; und daß Du mir so bedingt und vorsichtig in den Küpfer'schen Briefen schriebst, da seine Adresse so vigilant macht! — und ich das Beste auch aparte weiß.

Vorgestern also entschied der König. O! wär' ich den Tag bei Dir gewesen! Bloß Deiner Unruhe und Sehnsucht wegen. Sei meinetwegen ganz ruhig! Ich bin mit allem zufrieden, wenn Du Ruhe bei mir findest; und es geht uns ja recht gut.

Der Kongreß soll den 7. Dezember angehen, und entweder in Spaa oder Aachen Statt haben. Zwei eklige Orte; ich wünsche Mannheim: ich bin aber sicher, Humboldt in London stößt den Engländern den Ort ein, der ihm à portée ist; — wenn es etwas wird! — Hamlet's alte ahndende Seele. — Lebe recht wohl, theurer Freund. Fahre nicht die

Nacht! Nimm Dich in Acht, für mich! Und wenn Du auch noch länger bleiben mußt, rechne drauf, daß ich drauf rechne. Dieser Brief ist trocken und schlecht, weil ich nicht viel schreiben mag wegen der Nerven; weil ich mich spute um zur Gräfin Goltz zu gehen; weil ich gestört wurde, und weil ich dabei dachte, er träfe Dich vielleicht nicht. Rechne auf die Zärtlichkeit, die wächst und immer tiefer in mein Herz für Dich wurzelt. Zwanzigmal denk' ich mir Dein Ankommen aus. Adieu! Deine R. Grüß alle Geschwister herzlich.

Morgen esse ich bei Schlegel's. Gänsebraten. Adieu, adieu! Gestern Abend mußt' ich bei Graf Goltz'ens absagen lassen. Nun regnet es tüchtig.

An Moritz Robert in Berlin.

Frankfurt a. M., den 8. November 1817.

Lieber Moritz, verzeih diesen Brief, der gar nichts an Dich enthalten wird; weil ich nicht mehr heute schreiben kann. Sag nur an August, und gleich, daß ich ihm mit Bedacht in meinem heutigen Brief, den er durch das Departement erhalten wird, schrieb, als ob wir uns noch die ganze Zeit aparte auf anderem Wege geschrieben hätten. Adieu. Ich küsse Ernestine! Bist Du brav? Schreib mir Einmal. Deine

R.

An Rahel.

Berlin, den 8. November 1817.

Sonnabend Vormittag. Winterlich rauh und heiter, einiger Sonnenschein.

Geliebte, theure Rahel! Als ich eben das Blatt zurechtlege, Dir zu schreiben, erhalte ich durch Moritz Deinen theuren Brief vom 1., mit der Einlage an die Schröder. Acht Tage also geht ein Brief zuweilen von Frankfurt hieher! das ist doch wahrlich unerträglich! Aber bei der Post muß man ja

auf alles gefaßt sein, und alles einsame Klagen darüber ist Zeitverschwendung. Aber ich bin nun noch nicht gewiß, ob Du alle Briefe von mir erhalten hast, die am 1. in Frankfurt sein konnten; ich schrieb Dir am 16., 19., 21., 25. Oktober durch die Post, am 27. durch einen badenschen Kourier, das Eintreffen dieses letzteren Briefes meldet mir Küpfer noch auf der Adresse Deines heute angekommenen Briefes durch ein paar Worte. Dein Brief vom 31. Oktober an Moritz, den wir vorgestern erhielten, macht mich zweifelhaft, ob Du meinen vom 25. bekommen hast? Vielleicht verspätet! Ich habe keinen Posttag übersprungen, und schrieb seitdem namentlich noch am 28. und 31. Oktober und 4. November. Genug der Rechnung. Sie hat mich ohnehin schon in der Stimmung gestört.

Ich muß Dir nur eiligst sagen, geliebte Rahel, daß ich ohne großen Erfolg zurückkomme; der König will mich zwar gern in seinem Dienste behalten, giebt mir aber für jetzt noch keine Besoldungserhöhung, sondern legt mir bloß den Karakter eines Minister-Residenten bei; dies alles eröffnet mir ein gestriges Schreiben des Fürsten Staatskanzlers in den gewogensten, schmeichelhaftesten Ausdrücken; ich erwarte nun bloß noch meine Kreditiv, um dann sogleich abzureisen, es giebt diesmal Erläuterungen, die die Ausfertigung schon beschleunigen werden, und habe deswegen heute mit zuversichtlicher Erwartung an Herrn von Jordan geschrieben, der mir in der That sehr wohl will, doch nicht so sehr, als ich es verdiene, welches er freilich nicht ganz wissen kann. Ich enthalte mich aller näheren Berichte und Betrachtungen, die ich mich so sehr gedrungen fühle gegen Dich auszusprechen, aber doch einem ungewissen Blatte nicht vertrauen darf. Alles mündlich, und zuverlässig bald! Der Kanzler reist am 17. nach dem Rheine ab, und hat mir erlaubt, mich an ihn anzuschließen, ich hoffe aber noch früher abzukommen, was mir auch um so lieber ist, da ich sonst vielleicht während der ganzen Rheinreise beim Kanzler bleiben müßte — Du weißt, wie ungern er mich von sich läßt — was mir, wie wünschenswerth auch sonst, doch für den Augenblick nicht angemessen schiene. —

Mein Haupterfolg bleibt immer der, daß ich nun bald wieder bei Dir sein kann, daß mein entbehrendes Herz bald wieder in beglückendes Element zurückkehren wird. O geliebte Rahel, ich ginge heute nicht zu neuer Abwesenheit von Dir

fert, wenn mich auch mehr, als ich Anfangs hier zu erlangen hoffte, locken wollte! Ich bin ohne Dich gleichsam wie aus dem Leben, die von Dir getrennten Tage stehen mir wie Traumzustände da, in denen nur eben das körperliche Leben sich mechanisch fortsetzt, alles Tiefere aber in Schlaf gelegt ist. Gottlob, ich sehe Dich bald, ich juble dem Augenblick entgegen! Meine theure, einzige Freundin!

Ich soll heute den Staatskanzler noch sprechen; er will mich rufen lassen. Ich habe noch einige Begehren an ihn, die ich Dir mündlich sagen werde. Die Geheimen Räthe Rother und Eichhorn begleiten ihn nach dem Rhein, vielleicht auch Herr von Beyme, letzteres aber, und sogar ob Eichhorn, ist noch nicht ganz gewiß.

Die in der vorgestrigen Zeitung mitgetheilten Veränderungen in Personen und Geschäften will man nicht für so bedeutend halten, als sie scheinen. Viele behaupten sogar, es sei damit gar nichts verändert. Ich sage, wir müssen erst sehen, wenigstens sind die tüchtigsten Männer in neue Wirksamkeit gesetzt, und an ihnen wird es gewiß nicht liegen, wenn dennoch wenig erreicht würde; es giebt Umstände, die nur der Zeit nachgeben.

Gestern wurde Stägemann's Geburtstag gefeiert; allerliebste Vorstellungen wurden gegeben, ein maskirter Olymp, ein witziger Bürgermeister-Auftritt, von Schulz gedichtet und mitaufgeführt, voll der treffendsten Anspielungen auf alle neueste Gegenstände des Tags in Berlin und in Preußen. Ich sah Herrn von Beyme dort, und sprach fast den ganzen Abend mit ihm. Von diesem vortrefflichen Manne und seinen Aeußerungen gegen mich auch erst mündlich!

Koreff hat mir seine medizinische Schrift mit Zueignungsworten geschickt; auf der Straße sprach ich ihn vertraulichst. Meierewitz habe ich besucht. Rust gestern gesehen — dem Präsidenten von Reck geht es besser, es ist keine Gefahr mehr das Bein zu verlieren vorhanden. — Alle diese grüßen Dich bestens! Rust trug es mir ganz besonders auf; ein Schatz ist solch ein Mann für das Gemeinwesen! — Achim von Arnim sah ich Abends bei Reimer, sehr freundlich und mild. Brentano lebt verachtet und gehaßt jetzt als frömmelnder Bettbruder, und macht die Cour an Fräulein Hensel, Schwester des jungen Malers.

Dein Brief an die Schröder iſt göttlich, ich ſchick' ihn ihr nach, ſchreibe aber vorher einiges daraus ab. Sie konnte nur drei Rollen geben. Bei Robert's konnte ich ſie nicht gut einführen, die Zeit war ſo kurz, die Umſtände ſo wenig freundlich. In Deiner Familie iſt alles wohl, und grüßt innigſt; ich rede viel von Fanny's Mitreiſen nach Karlsruhe im Frühjahr, ſie hat auch große und größte Luſt, aber die Eltern ſcheinen wenig geneigt, weil die Lücke in Ertragung ſo vieler Mitlebenſchaft unausfüllbar ſcheinen will. Indeß wir wollen nicht nachlaſſen.

Oelsner grüßt Dich ſehr; er ſpricht mit wahrer Begeiſterung von Dir; ſeine Frau äußerte neulich gegen Moritz, wo ſie in der großen Geſellſchaft ſich angenehm unterhielt, daß doch alles ſeine Gränzen haben müſſe, und ſie mit Recht eiferſüchtig werde. Erneſtine war allerliebſt an jenem Geſellſchaftsabend, ſehr freundlich und einnehmend, auch Stägemann, den ich mit hin brachte, fand es, und äußerte es beſonders in der Bemerkung, daß ſie auch gar nichts von einer Jüdin habe. „Deſto beſſer", heißt das bei den Meiſten, bei mir aber nur „auch gut!"

Harſcher iſt ſeit einer halben Stunde bei mir, und lieſt während ich ſchreibe. Er wird Berlins ſchweizeriſcher Schlabrendorf, keine geringe Rolle, wenn ſie ausgeführt wird. Fortſchreiten thut er ohne Unterlaß, auf ſeine Weiſe. Auch ihm mißfällt das große Buch von Steffens, überhaupt iſt ſein Urtheil frei.

Leb wohl, geliebte, theure Rahel! Sei nicht ungeduldig, ich komme nun bald! Vertreibe den Huſten, der Dich quält, und nimm Dich recht in Acht! Geliebte Rahel! Wie lieb' ich Dich, wie möcht' ich Dich pflegen! Leb wohl, auf baldiges Wiederſehen!

Ewig Dein treuer

Varnhagen.

Die Aufträge wegen Herrn Scholz und Anderen werde ich mir angelegen ſein laſſen. Adieu, Geliebteſte!

Wegen der Berliner Studenten, die auf der Wartburg waren, ſoll, dem Vernehmen nach, eine Unterſuchung angeſtellt werden, die aber vielleicht doch noch unterbleibt.

An Rahel.

Berlin, den 10. November 1817.

Montag Abends nach 11 Uhr. Sternhell, weich, frisch. Die Sonne schien am frühen Morgen.

Geliebteste Rahel! Gestern kam ich vom Staatskanzler, wo ich zu Mittag gegessen, und vom Nachbesuch beim Geheimrath Wolf, wo ich auch eingeladen gewesen mit Delsner und Anderen, eiligst zu Moriz Robert, der zwar ausgegangen war, aber Deinen angekommenen Brief glücklich für mich hingelegt hatte. Welche Freude für mich am Schlusse des Tages noch diese Blätter zu empfangen! Gleich die erste Seite — es ist der Brief vom 4ten — zeigte ihren prophetischen Ursprung. Du meinst, wenn ich das Blatt empfinge, würde längst meine Sache ihre Wendung genommen, und Deine Mahnungen, Wünsche, Besorgnisse, schon überflüssig geworden sein; letzteres nun zwar nicht, denn was Du mir sagst, geliebte Rahel, das bleibt mir dauernd in der Seele, und trägt mich stark und leicht in den Bildungskreis meines wahrsten Daseins! Manches einzelne Wort von Dir hat wirklich so tief in mir Wurzel geschlagen und sich selbst so wuchernd verwahrt, daß ich ganz davon verändert werden. So auch das, was Du mir jetzt so wohlgelegen über die Richtung sagst, die ich hier zu behaupten habe. Ja, geliebte Rahel, Deine Milde war schon angewandt, und hatte schon so trefflich gewirkt, wie das frühere Salz, als ich Deinen Brief erhielt, und wenige Stunden vorher hatte ich über meine Sache das Entscheidende endlich vernommen. Für den Augenblick ist es zu meiner Zufriedenheit, ich will nicht klagen. Der Staatskanzler, der mich schon vorgestern hatte einladen lassen, berief mich eine Stunde früher gestern, und sprach ausführlich mit mir über manche Gegenstände, worvon mündlich das Genauere: hier nur so viel, daß er mir sagte, er habe dem Könige mein Kreditiv zur Unterschrift vorgelegt, nun ich könne dessen Empfang nun in der kürzesten Zeit entgegensehen, da ich denn meine Rückreise nach meinem Wunsche anordnen möge; was die Gehaltsvermehrung betreffe, so dürfe ich gewiß sein, daß ihm auch darin meine Verbesserung ein

baldiges Augenmerk sein würde u. s. w., alles dies von den Aeußerungen und den Zeichen der vortheilhaftesten Gesinnung und wirklich persönlichen Güte für mich begleitet. Dann kam Herr von Beyme, und ich ging hinauf in den Speisesaal, wohin der Kanzler und Beyme bald nachfolgten. Es war glänzende, für mich merkwürdige, Gesellschaft geladen, der Prinz von Hessen-Homburg, Fürst Schönburg, die Generale Rüchel und Köckeritz, alle Staatsminister etc. Ich saß in der Nähe Stägemann's und Beyme's, neben Herrn von Werther, unserem Gesandten am Madrider Hofe. Ich sah und hörte manches, was ich Dir mündlich sagen werde, ich sah mich zu Betrachtungen, die für mich persönlich sehr günstige Richtung zeigten, aufgefordert, über den Zusammenhang der Menschen, und die Quellen der Macht und des Ansehens. Doch war das Günstigste diesmal, wie immer, die Aussicht auf Dich, geliebteste Freundin, und daß ich nun durch die Aeußerungen des Fürsten den Zeitpunkt meiner Abreise zu Dir als wirklich nahe ansehen durfte. Meine heißgeliebte Rahel, wie freu' ich mich! Mein Kreditiv kann mir nun in der That jeden Tag zukommen, und die Sache ist so im Zuge, daß selbst, wenn ich den Fürsten nicht mehr sähe, und er inzwischen abreiste, kein Hinderniß mehr damit verbunden bliebe. Gute Nacht, Geliebteste! Ich lege mich zu Bette. Morgen schreibe ich weiter. Gute Nacht, aller Segen des Himmels über Dich!

Dienstag, den 11. November. Vormittags.

Schon haben mich Besuche gestört, die ich empfangen, und andere, die ich machen soll, drängen heran. Eben kommt inliegender Brief von der Goldstücker, ich riß ihn auf, weil ich dachte, es sei ein Einladungsbillet an mich. Ich bin gegen sie innerlich aufgebracht, sie beträgt sich ganz wie die Cousinen in Köln, aufdringlich bescheiden, anmaßend demüthig, nämlich bloß vom geselligen Betragen rede ich; zu jeder Hülfe und Arbeit laß' ich mich in Anspruch nehmen, aber der Anspruch, daß ich mit meiner Person als Unterhaltungsmittel bezahlen soll, wo man nur aus Dummheit glauben kann mir den gleichen Ersatz zu leisten, der empört mich. Ich weiß, es ist mehr müßiges Hinschwatzen, als ausgebildete Absicht, aber in jedem Fall eine empörende Unbildung, wenn z. B. die Goldstücker, die älteste Schwägerin, die Frau von Bandemer — hieri. alle auf gleicher

Linie — die Meinung blicken lassen, daß es ganz recht und billig wäre, wenn ich den ganzen Abend eines jeden Tages in ihrer nichtsnutzigen Gesellschaft als Unterhaltungsmaschine zubrächte; aber der Anspruch selbst ist schon ein Unsinn, nun gar, wenn das Volk weiß, wie die Umstände sind. Wie die Goldstücker in dieser Art faseln kann, davon hast Du keinen Begriff, sie weiß schlechterdings nicht, woran sie ist, ungemessen demüthig, daß es mich in Verlegenheit setzt, bald so aufgeweckt, daß man glauben möchte, sie habe eigentlich im Ernste böse zu sein, daß Du nicht gleich mitgekommen, und dabei hat sie gleich wieder vergessen, was sie eben mit Lebhaftigkeit erfragt. Alles das vor Leuten, mit denen sie auch nicht weiß wie sie daran ist; treff' ich sie allein, so ist sie doch etwas gehaltener. Nimm es nicht übel, daß ich hier so ausbreche, liebe Rahel, es ist nicht so übel gemeint, und verändert mein Betragen nicht! Warum schickt sie auch grade den Brief jetzt, und macht sich dadurch zum Gegenstande des meinigen! Sie ist mit Mariane Oppenheim jetzt sehr verbunden, die in ihrer Art auch toll mit ihr steht. Das Mädchen weiß vor Unseligkeit nichts mehr anzufangen, und neckt, zankt, klatscht sich so hin, bestellt mich zu sich, nimmt mich aus der Gesellschaft — bei ihren Eltern war's — allein in ein entlegenes Zimmer, und ich habe mich genug zu wehren, um nicht auf ihr ein störendes Ridikül lasten zu machen. Ich schreibe von ihr auch nur im Vorbeigehen. Sie war es, die erzählte, daß Bartholdy geschrieben habe, aus der Heirath zwischen Mariane S. und Mariatwa würde wohl nichts werden; dann sprach sie später davon, als habe ich es zuerst erzählt — ich merke dies für alle Fälle hier an! Morgen hat sie grad solche Klatscherei mit Talmar gemacht, sonst wäre mir jenes vielleicht nicht aufgefallen. Genug davon, zu Ernsthafterem! — Ich habe die Grotthuß aufgefunden, sie wohnt in der Taubenstraße Nr. 54 gleicher Erde, mit dem Mann zusammen, eingezogen, doch nicht dürftig. Ihr geistiger Zustand ist aber bejammernswerth, ihr Kopf ist zerrüttet, und sie sagt selbst, daß dies ihr Uebel sei; sie mag weder lesen noch schreiben, sie brütet vor sich hin, spricht dazwischen in kurzen Redensarten, und geht im Zimmer auf und ab. Der Mann ist beständig bei ihr, ein Mädchen zur Aufwartung in der Nähe, es wird ihr Sorgfalt und Pflege bewiesen, die wirklich nichts zu wünschen übrig läßt, sie erkennt es mit den gerührtesten Ausdrücken. Ich traf sie beim Mittagessen, sie

erkannte mich sehr gut, fragte nach Dir, und freute sich sehr der Fortdauer Deiner Theilnahme, und daß Du doch ziemlich glücklich seist. Ihre Verwirrung ist nur die höchste Steigerung ihres sonstigen früheren Zustandes, durch mancherlei Umstände auf diesen Punkt getrieben. Uebrigens versichert mir der Mann, der in diesem Verhältnisse mir äußerst gefiel und nach jeder Richtung brav erschien, daß das Uebel schon bedeutend nachgelassen habe, und auch fernere Milderung verspräche. Du kannst, dem Aeußeren nach, über die Arme ganz beruhigt sein, in diesem Zustande ist nicht Noth leiden und theilnehmend behandelt werden leider Alles! —

Räucherpulver hab' ich schon gekauft; das Glas kostet 12 Groschen. Wegen Teltower Rüben ist Auftrag gegeben; wegen Fredersdorfer Bier nach Erkundigung geschickt. Deine Aufträge sind mir Gewissenssachen! — Der Brief an die Schröder ist noch nicht abgegangen; ich gebe ihn vielleicht der Woltmann mit, die nächstens nach Prag zurückkehrt, weil sie hört, daß der Kaiser ihr eine Pension bewilligt hat; sie grüßt Dich tausendfältig. — Ich schicke den Brief an die Schröder doch wohl mit der Post. —

Kreeff traf ich gestern nicht: beim Kanzler war er vorgestern auch nicht, der Kanzler lobte ihn aber sehr gegen mich, worein ich einstimmte; Du sprichst sehr gut und wahr von ihm, er soll es nebst Deinen Grüßen erfahren.

Der Staatskanzler geht diese Woche noch nach Glinicke, um da, wie er mir sagte, noch manches aufzuarbeiten, dann baldigst nach dem Rhein; er wünscht seinen Sitz in Godesberg zu nehmen, nicht in Bonn, das schön liegende Bad seitwärts, einen Büchsenschuß von der Landstraße, wenn Du Dich erinnerst. Eichhorn wird ihn auch begleiten, Beyme nun wohl nicht. Herr von Jordan nimmt seine Frau mit nach Wien, und soll später auch noch am Rhein wieder zu dem Kanzler stoßen. Sonst giebt es wenig Neues, außer daß der Bischof Borowski zu Königsberg gegen die Kirchenvereinigung Einwendungen macht, und die Untersuchung wegen des Treibens der Studenten auf der Wartburg hier wirklich stattfinden soll, man scheint dem Könige gesagt zu haben, sie hätten, außer den bekannten Büchern, auch die Heilige Allianz verbrannt, welches jedoch nicht geschehen sein soll. Wie frei man übrigens hier spricht, davon hat man wirklich in der Entfernung eine zu geringe Vorstellung.

Die Deinigen sind alle wohl; mit Hanne und Fanny war ich gestern frazieren, der Kanzler kam im offenen Wagen mit Jordan gefahren, und grüßte uns mit sichtbarem Wohlgefallen. Ernestine und Moritz sind öfters mit mir zusammen Abends bei Theodor. Ich esse Mittags sehr oft bei Ernestine, die mir täglich mehr gefällt, sie hat die besten Eigenschaften, und ist durchaus unbefangen bei wenig innerer Freiheit, die sie ihren Gedanken gestatten will.

Liebe Rahel, wie soll ich Dir sagen, wie sehr ich Dich liebe! Mein Brief enthält nichts davon, er ist gestört und nur unwillkürlich nach Umständen abgefaßt, das Wesentliche alles zurückgeblieben. Meine Sehnsucht zu Dir will sich nicht mehr beschwichtigen lassen; ich möchte die Arme als Schwingen erheben! O liebe, liebe Rahel! Lange dauert es nicht mehr. Der König säumt nicht, und mein Kreditiv muß bald da sein! O König, König, schreib!!

Leb wohl indeß, geliebteste Rahel! Ich umarme Dich mit heißester Inbrunst! Liebe, unentbehrliche Freundin! O wie freu' ich mich Deiner beglückenden Nähe!

Ewig Dein treuer

Varnhagen.

An Rahel.

Berlin, den 13. November 1817.

Donnerstags Vormittag gegen 11 Uhr.

Trüb milde, regnerisch mit Sonnenhoffnung.

Ich schreibe Dir diese Zeilen, meine theure, geliebte Rahel, an einem ungewöhnlichen Posttage, um zu versuchen, ob Dir dadurch früher Nachricht zukommt, als wenn ich alles zum Sonnabend versparte: vielleicht will die Unordnung der Post nur Zutrauen finden, und ruhige Hingebung in ihre dunkle Fügung, um schnell und ordentlich zu dienen! Gestern hätte ein Brief von Dir kommen können, meine geliebte Rahel; vielleicht kommt heute noch, oder doch morgen, einer an, da zwar die meisten nur 5 Tage gehen, einige aber auch 8 Tage unterwegs bleiben. Es thäte mir nur leid, wenn Du durch etwaniges Ausblei-

ben meiner Briefe in die gespannte Erwartung gerietheſt, daß ich ſchon auf der Reiſe, und jeden Augenblick meine Ankunft möglich ſei. Wäre das nur erſt! wie ſehr ſchmacht' ich darnach! Mein Kreditiv iſt noch immer nicht in meinen Händen, ich habe ſo eben wieder deshalb an den Staatskanzler geſchrieben; die Ungeduld in ſchon fertigen Sachen iſt die peinlichſte von der Welt, und doch iſt es eine Art Troſt zugleich, daß die Sache ſchon fertig, das heißt, keinem zuſtoßenden Hinderniſſe mehr unterworfen iſt. Ein amtliches Schreiben des Kanzlers, mir meine Ernennung ankündigend, iſt ſchon in meinen Händen, es iſt aber nicht genug, und für mein Auftreten in Karlsruhe unzureichend. Uebermorgen geh: er nach Glinicke, von dort ſpäter nach dem Rhein, bis dahin werde ich doch in keinem Falle zu warten haben. Herr von Beyme reiſt nun doch wohl mit; der Kanzler wird aber — dies einſtweilen noch unter uns — nicht über Frankfurt reiſen, ſondern ſeitwärts vorbei über Wetzlar nach Koblenz gehen, um den Andrang der Beſuchenden zu vermeiden. Seine Geſundheit iſt für die eines 68jährigen Mannes in beſtem Zuſtande; Bewegung und Veränderung iſt ihm vor allem anderen zuträglich, die neue Einrichtung, die hier in den Geſchäften getroffen worden, ſoll ihm, nach ſeiner eigenen Aeußerung gegen mich, die Laſt der Arbeit vermindern, wogegen Andere jedoch Zweifel vorbringen. Mit welcher Freiheit und Dreiſtigkeit die neuen Einrichtungen hier beſprochen und zum Theil getadelt werden, das überſteigt alle Vorſtellung; und von welchen Perſonen! Es iſt ein ordentlicher Witz der Geſchichte, wie ſie grade diejenigen zur Oppoſition ſtellt, denen urſprünglich grade dieſe Oppoſition ein Gräuel war. —

Eben ſchickt mir Moritz Deinen lieben Brief vom 8. November! Liebe, gute Rahel! wie Du mich beruhigſt und tröſtend zuredeſt, im voraus tröſtend für alle mögliche Begegniſſe! Das iſt die wahrſte, wohlthuendſte Zärtlichkeit, deren eindringende Wogen ich auch im innerſten Herzen fühle, geliebte, theure Freundin! Du haſt wohl immer Recht, Dich von dem Schimmer vielverſprechender Worte in der richtigen, grauſamen Einſicht der nackten Wahrheit nicht ſtören zu laſſen, Du haſt auch die hieſige Wahrheit in Bezug auf mich ſcharf geſehen: aber wenn ich Dir alles mündlich erzählen werde, wirſt Du doch geſtehen müſſen, daß ich dem ganzen Zuſammenhang meiner hieſigen Verhältniſſe einen höheren Werth beilegen darf, als

der augenblickliche Erfolg ihn jetzt grade ausgeprägt hat. Ich kann Dir versichern, daß manches Günstige all meine Erwartung übersteigt, und für gewisse Fälle als ein wohlaufgehobener Schatz gelten kann. Ueberhaupt bin ich mit meiner Stellung zu den Menschen hier wahrhaft glücklich durchgekommen, und durch keine unberufene Theilnahme an ihren Persönlichkeiten und Partheiungen übel bezeichnet, ohne deswegen im Geringsten meine inneren Ueberzeugungen oder freundschaftlichen Verbindungen verhehlt oder gar verläugnet zu haben. Ich lasse hier gewiß keinerlei schlechten Eindruck zurück, und nehme alle Arten guter Erfahrung mit davon, in diesem Betracht ist meine hiesige Anwesenheit mir von großem Werth, der beste Samen für die Zukunft, wie Du es nennst! Ich kann bei dem unsicheren Gange der Briefe, die, ich bin es mit Dir überzeugt, in Frankfurt gelesen werden, mich auf nichts Einzelnes hier einlassen! —

Vorgestern und gestern Abend war ich bei Stägemann, der Deine Grüße herzlichst erwiedert, und Deines ächten Lobes seiner Gedichte innigst erfreut ist; auch Frau von Stägemann nahm warmen Antheil an allem, was ich von Dir zu erzählen und stellenweise zu lesen hatte. Den späteren Abend brach' ich bei Moritz zu, wo ich überhaupt sehr viel bin, und die beste Unterhaltung finde, sowohl durch ihn, streitend, als durch Ernestinen, galant. Bei Theodor ist alles meist auseinandergezogen und gestört, ich kann mit den Mädchen weder ganz jugendlich, noch mit den Eltern ganz verständig sein. Auch Hanne'n habe ich nun eine Locke abgeschnitten, die aber ganz trocken dazu einstimmte, und nicht wie Fanny auf ihr Haar hält. Es sind gute Kinder, die ich beide recht liebe habe; auch glaub' ich in ziemlichem Grade ihre Gewogenheit zu besitzen.

Die Sache wegen der Studenten auf der Wartburg macht hier stets größeres Aufsehen; die Hauptbeschuldigung gegen sie, das Verbrennen von Staatsverträgen, scheint jedoch durchaus unbegründet, aber die Diplomatiker sind durch das Gerücht einmal in Schuß gebracht, und betreiben die Sache mit einem Eifer, der für einen Unfug der Studenten in jedem Falle unangemessen bleibt. Von manchen Seiten möchte man gleich allen Studenten und Professoren insgesammt zu Leibe, und ein rechtes Treibjagen anstellen, aber man findet Schwierigkeiten in der Art, wie die Sache anzugreifen sein möchte. Die hiesige

Universität nimmt sich ihrer Studenten durch eine Anzeige in der heutigen Zeitung schon mit deutlicher Richtung an. Manche träumen nur mit Entsetzen von Bündnissen und Komplotten, und merken nicht, daß dies bei weitem das Geringere wäre, denn die lassen sich fassen und vernichten, aber was will man beginnen, wenn die Sache sich als Stimmung auswiese, die nirgends zu greifen, sondern nur überall zu finden ist? Ich glaube, daß diejenigen, welche so großes Aufheben von der Wartburger Zusammenkunft machen, die Regierung nicht auf den Weg der Klugheit führen, sondern die ruhige Ordnung, die sie erhalten wollen, durch Aufreizung aller jugendlichen Gemüther gefährden. Begangenen Unfug zu bestrafen ist gewiß nöthig, aber über zweifelhaften zu schreien keineswegs ersprießlich. Wenn Jünglinge Gesetzgeber spielen wollen, so ist das bloß lächerlich; jede wahrhaft politische Leidenschaft und Gefährlichkeit schlägt nur in älteren Gemüthern Wurzel, das zeigt alle Geschichte; die Deutschheit, wie unsere Jugend sie treibt und will, wird keine Umgestaltung des Vaterlandes bewirken. Ich bin aber begierig zu sehen, in welche Wege diese ganze Angelegenheit durch die Hitze der Partheien noch gerathen wird! —

Heute Abend bin ich wieder mit Stägemann in Gesellschaft; übermorgen bei Herrn von Renfner; da werd' ich auch von meinem Kreditiv hören, wenn nicht früher!

Ich schließe für heute! Leb wohl, geliebte Rahel! Ich sehne mich nach Deiner Gegenwart, wie ich es nicht sagen kann. Leb wohl, einzig theure Freundin! Sei gesund und vergnügt!

Ewig Dein treuer

Varnhagen.

Wenn ich manches nicht schreibe, so ist es nicht aus Uebersehen oder Vergessen, sondern aus Absicht. Vielleicht auch erhältst Du genauere Nachricht auf dem anderen Wege, den uns die Leute noch nicht nachgespürt haben. Leb wohl!

Ewig Dein

Varnhagen.

N. S. Bei Moritz nach dem Mittagessen, an Ernestinens Schreibtisch! Liebe Rahel, mein Schreiben an den Staatskanzler ist heute nicht ohne Erfolg geblieben, ich erhielt vor

einer Stunde mein Kreditiv, vom heutigen Datum unterschrieben! Herr von Küster bleibt indeß als Gesandter fortwährend akkreditirt, um der Ehre willen; ich habe gar nichts dawider, es ist mir gewissermaßen lieb. Alles mündlich! Ich reise nun bestimmt — wenn der Kanzler, wie ich nicht hoffe, keine aufhaltenden Befehle zu geben hat — Montag von hier ab; schreibe aber noch am Sonnabend. Gott, wie freue ich mich Dich zu sehen!

Dein

Varnhagen.

Liebste Rahel! ich bin Dir noch auf einen großen superben Brief Antwort schuldig. Du bekömmst sie nächstens, zugleich wollte ich Dir manches über die Schröder sagen, sie ist aber bei Dir über der Kritik, und also findet nichts Eingang. Uebrigens ist das Theater im Ganzen in einem so beklagenswerthen Verfall, daß die einzelnen noch so Vortrefflichen kein reges Interesse für mich haben. Komme nur ja im frühesten Frühjahr her. Du wirst doch manche angenehme Empfindung hier haben. Adieu, ich habe schon heute so viel gerechnet, daß mir lauter runde Sten vor den Sinnen schweben; dabei habe im Aerger Hausknechte hinausgeworfen. Kurz, wie Du mich kennst.

Dein Markus.

Ja, liebste Rahel, ich kann es bestätigen, er ist noch ganz wie Sie ihn kennen. Sie werden nun Varnhagen bald wiedersehen, und wir werden ihn sehr vermissen. Ferdinand ist wohl, und sehr liebenswürdig. Jeden Sonntag um 9 holt ihn Line, und um dieselbe Stunde wird er Montags zurückgeschickt. Sonnabend ist ein kleiner Ball bei Mendelssohn's. Nächstens bekommen Sie einen ausführlichen Bericht darüber. Adieu Liebste, ich liebe Sie ganz ungeheuer.

Ihre

Ernestine.

Wie schön war Ihr Brief an die Schröder; wie schön! wie wunderschön!!!

An Varnhagen in Berlin.

Frankfurt a. M., Freitag, den 14. November 1817.

Nebel, der schon von der Sonne durchdrungen wird; kotbig, nicht kaltes Wetter.

Obgleich mir gestern Abend Herr Küpfer sagte, der Staatskanzler reise nun selbst den 15., also morgen, so glaub' ich doch nichts gewiß; weder an den zu seiner Reise bestimmten Tag, noch daß alsdann Du unfehlbar auch kommen müßtest, wenn er reiset; und schreibe noch einmal. Ich fange damit an, daß ich Deinen Brief vom letzten Dienstag vor acht Tagen, vom 4. November, erst gestern Abend um 6 durch Herrn Küpfer erhielt; die Kasseler Post war schon Mittags hier, das wußt' ich durch Zeitungen, die angekommen waren, und durch Schelz; und wiederhole, daß ich gar nicht verstehe, wodurch Deine Briefe zehn Tage lang gehen, da die anderen nur fünf gehen. Auch muß ich fragen, ob Du den von mir bekommen hast, wo einer für die Schröder drin lag, und ein Billet für Fanny und Hannchen, und eins für Erneſtine; und ob Moritz meinen großen Brief erhalten hat, den ich ihm gleich zur Antwort schickte; und ob mir niemand antworten wollte; nicht Einmal anzeigen, ob meine Briefe angekommen sind? Hätte ich mich doch getraut mir die Nacht zu verderben, und hätte Dir gleich gestern Abend aus dem Herzen geantwortet, wie es von Deinem Liebesbrief und Deinen Schmeicheleien bewegt war: lieber August! Wie arm ist die Welt, wie stumpf die Menschen und faul im Aufregen ihrer selbst, wenn ich so viel gelten soll?! Erst neulich sagt' ich im hastigen Reden zu Schelz: „Ja, ich habe viel Verstand; aber ich merke es nur an der Andern große Dummheit; es däucht mir eigentlich nicht!" Bei dem Wort Verstand unterbrach er mich mit den Worten: „Sie dürfen auch nur das sagen." Du aber, mein eingenommener, ehrlicher, ehrlich weil Du eingenommen sein kannst — August, glaub den Andern nicht, wenn sie mich loben: im Augenblick müssen sie sich wohl gefallen lassen — Schlegel sagt, ich verstünde manches nicht: nämlich Brüderschaften, als Freimäurer, und dergleichen Getreibe, weil ich so éminemment eine Person wäre — wenn Du mich grade, und all meine Persönlichkeiten erwähnst; aber

sie lieben mich gar nicht: ich entgehe ihnen ganz: ich bin ihnen durch Güte, und Uebersicht ihrer, und nur so hinzunehmenden deutlichen Vortrag, durch Freundlichkeit und Prätensionslosigkeit zu bequem; und gar nicht wie da! Werden Sie mich aber gewahr, so hassen sie mich ehr. Ein Wahrhaftiger ist fast so verhaßt, als Wahrheiten: so lange ich mit meinem Generalisiren ihnen Belege für ihre Wünsche, kleine Leidenschaften, und Geschichten gebe, ist es ihnen recht; und sie meinen, sie hätten die Gründe der Rechtmäßigkeit dazu mit den Begierden, so obenein gefunden; widersprechen ihnen einmal diese Gründe, so bin ich ihnen fatal, als unbequemer Rebell, der ungebeten auch da ist. Glaub mir; ich schmeichle mir nicht; und darum seh' ich sie durch. Harscher z. B. hält jetzt Stücke auf mich. Weil ich ihm ganz als Abstraktum durch Briefstellen, und Dein Reden, Dein Bezeugniß, Dein glücklich Leben mit mir, gegenwärtig werde; und wie er mit mir lebte, war er schlaff genug, mir Begnemlen vorzuziehen. Geschöpfe, die sich keine wahre Rechenschaft über sich selbst zu geben vermögen, kein promptes Gefühl haben, hartherziger sind, als ich, die eitel sind: und aus dieser Eitelkeit nach Lob und Beifall streben und handeln, die ihnen gezollt werden. Ganz gut. Nur bleibe man dabei: und schwelge nicht an zwei Tafeln. Almosen kann man von meiner haben. Die Beschreibung, die ich hier von meinem Effekt mache, wiederholt sich nun mein ganzes Leben durch, durch alle Nüancen, die bei einem jeden Verhältniß zu Menschen aus diesen hervorgerufen werden, aber immer nach derselben Regel. Die Regel hier, bin ich: die sich längst einsieht, aber gar nicht ändern kann. Es mag Andern auch so gehen; aber noch niemals fand ich jemand, der mich ganz übersah, ganz meine Konstitution und meine Seele verstand, jedes Einzelne, die widersinnigsten Aeußerungen aus dem Ganzen; sonst müßte es sich ändern, und ich würde eine andere Regel. Du nimmst mich mit Liebe auf im Ganzen, und verstehst mich, und gleich ist es anders. — Was Herr von Zerboni mit dem treffenden Wort meinen kann, das ich soll gesagt haben, und das einen ganzen Menschen unwiderspreblich bezeichnen soll, weiß ich wirklich nicht: besonders aber weil es ihm Herr von Stägemann soll erzählt haben. Dem erinne ich mich nicht etwas gesagt zu haben; sonst sage ich dergleichen grade sehr viel; „in dem Fach bin ich ein Ignorant", und Gentz wollte darüber vor achtzehn Jahren schon verzweifeln; wenn ich ihm

mit Einem Wort Menſchen verhielt, die er alle Tage in den großen Häuſern ſah, und nicht kannte. Sollte es vom König geweſen ſein? Nur ſolchen Mann nennt man nicht gerne; warum hätte ihn Zerbeni nicht gradzu genannt? Geſtern ging ich mit Doren, ich hatte ſonſt niemanden, in Goltz'ens Loge den Herzog von Burgund ſehen. Sonſt hätte ich ohne Buch zu Hauſe bleiben müſſen. Auch iſt mir Abends Leſen ſchädlich: ſeit zehn oder mehreren Tagen ſind die Geſellſchaften angegangen, wo ich nicht bin, alſo allein. Einen Abend war ich mit Buols und Mehreren bei Miniſter Goltz; wo es hübſch war. Ich hatte Mariane Saaling mit. Geſtern Morgen war ich mit Goltz'ens ſpaziren. Ich traf ſie am Gallusthor.

Sei Du aber nur ganz ruhig; und boße Dich nicht! Denke auch nicht, anderswo ſei's beſſer; noch ärger. Die Länder befinden ſich nicht wohl, es iſt ihnen übel, und ſie nehmen immer noch mehr Süßigkeiten, und leben in der alten Unordnung, bis das Erbrechen eintreten wird; ein gräßlicher Krampf, abſcheuliche Operation: Viele werden doch der letzten Anregung dazu alle Schuld beimeſſen. Wie man zu einem Kranken ſagt; warum dreht er ſich auch um, davon kam der ganze Anfall wieder. Wenn ich die Konvulſion vermeiden kann, will ich's thun, da ich die ſchlechte Diät kenne. Sei geduldig, liebe Guſte! Wir wollen's zuſammen tragen. Man kriegt nichts auf dieſer Welt: jeder ſein Schickſal und damit gut. Frau von Wolzogen begegnete mir geſtern, ſie iſt ſchon vierzehn Tage hier, ſagt ſie. Mein Huſten iſt längſt beſſer, von Wein?! Du Häßlicher! warum machſt Du Fanny weinen? Gleich küß ihr die Hand! Ferdinands Locke freut mich, ſie macht mir eine Idee vom ganzen Jungen. Ich danke Dir für alle Deine Beſorgungen und Nachrichten! Küſſe Dich herzlich! Und muß Dich doch nun bald ſehen. Uebereile Dich nicht. Meine Feder echauffirt mich. Adieu! Deine R. Morgen ſchreib' ich Moritz, der, wenn er den Brief nicht gleich bekommt, auf das Bureau ſchicken muß, es iſt eine Aſſignation an Gebrüder Beit. Adieu, adieu. Ich grüße alle Geſchwiſter, und Freunde. — Was iſt das? Charlotte von England iſt todt? unangenehm. Ich erſchrak mich. Fräulein Mengershauſen erzählt's mir. Im Wochenbett ſterben iſt ſo häßlich. Die arme Mutter. Adieu, adieu!

Sonnabend Vormittag den 15.

Eben solches Wetter, nur trüber. Gestern das schönere Wetter machte uns Allen und mir viel Kopfweh: doch war ich den Abend noch aus, bei meinen ewigen Schlegel's. Der Prinzessin Charlotte Tod erregt hier alles! Schlegel z. B. sagte mir gestern auf dem Spaziergang, wo er eigenst bei mir zurückblieb; erst, was ich sage? ich sagte nichts beinah; und dann, daß nun Hannover an England bleiben würde, welches doch gewissermaßen nicht gut wäre; und dann: „Immer wenn jetzt so etwas Unerwartetes geschieht, als ein Sterbefall, oder dergleichen, so bin ich ganz gespannt, dann denk' ich immer, nun" — er stockte, — so müsse es losplatzen? sagte ich! ja! sagte er lachend, erhitzt, und occupirt. Mein Guter! Du wirst noch sehen, daß Heuchelei Flicken sind, die bald abfallen. Den kenne ich nun ganz. Es war ein wahres Studiren für mich die Zeit her: wie in einer Bibliothek war ich hier eingesperrt; aber ich las. — Ich dank' Dir sehr für Schleiermacher's amtlichen Synodenbericht. Schade! daß er wie mit den verrechten, noch nicht ganz aus ihrer Knospe gebrochenen Phrasen der Wissenschaft, und nicht mit mehr klarer Leichtigkeit geschrieben ist! Der Ton, die Kürze überhaupt darin, das virtuosische Auftreten, als gelehrtester Kompetent zwischen diesem nichtigen Gewebe von Streitpunkten, findet großen Anhang und Applaus in meiner Seele! So gelehrt, und karakter-tüchtig, müßten Regenten sich vor die Beschlüsse zu stellen wissen, die Einmal das Resultat ihrer Ueberlegungen sind!! Wie leicht schließt sich die große Masse, die nicht Ueberlegenden aller Klassen, an so bestimmte Beschlüsse, Verordnungen, und Thaten. Sie wollen gar nichts anderes, und bedürfen nichts anderes. Es frommt ihnen nichts anderes. Du ahndest auch noch nicht, wen ich alles der großen Masse beistelle!!! Ein Funken von einem Regenten, sitzt auch in mir: und das ist in meinem Geiste: die Ueberzeugung, die ich hier eben aussprach. Brave! Schleiermacher! Wie abgemacht sprach er von den Ceremonien, ohne sie zu nennen! Brave! wie klar und kurz von der Polemik der älteren Reformirten, die sich in der Behandlungsweise des Abendmahls aussprach. Wie erschöpfend für Ungelehrte; wie unwiderlegbar für Gelehrte, die auch alles Vergessene darüber auswendig wüßten! Edle Philosophie! Beurtheilerin, Ordnerin aller menschlichen und geistigen Angelegen-

heiten. Ein richtiger Gedanke von Dir, richtig angewandt, ist ein Tag der Sonne für ganze Welttheile. Diesen Ausruf pressen mir die Glaubensliebhaber aus: und Novalis, der mich dagegen stärken muß. Von Solger las ich philosophische Gespräche! — Schlegel lobte sie mir an. Mündlich davon. Von Frau von Woltmann, lieber August, hast Du mir nicht hart, nur in Kürze geschrieben; in meiner Jugend, als ich mehr taugte, als jetzt, konnte ich das auch; überhaupt da fertigte ich die Leute, auch mündlich in Kürze ab, und war herber, das taugt ihnen besser. Jetzt müßt' ich mir dies Verfahren erst anstudiren; und öfters nehm' ich's mir vor. Denn wirklich die, die sich vorsätzlich verstocken, sollten gar nicht glimpf behandelt werden. Und Deutschland hat jetzt eine ganze Klasse solcher, wovon Schlegel die brütende Klucke war! Wir in Brandenburg, nennen die alte Henne so. Jeder, der nur Einmal seine Ueberzeugung in sich zum Schweigen bringt: oder Einmal einem Andern nur nachspricht, und sie gar nicht zu Worte kommen läßt; ist unrein, geistlos, zu allem Schlechten fähig; denn die Möglichkeit und der Anfang ist da! In mir sind solche von je ewig verurtheilt, Du weißt es. Zu lange aber hab' ich die eine Seite, das Nachgeben, und die Nachsicht geübt: die Natur gab mir thätige Waffen: wie ein abgelebter in Zorn gebrachter Ritter, will ich sie hervorsuchen. Will, will!.. Ich mußte zu viel dumm Religiöses, Lügenhaftes, zu viel boshafte Angriffe die Zeit her hören!...

Seit Montag ist Wangenheim hier: in Mandelslohe's Stelle, welcher mit viertausend Gulden und einem schmeichlichen Judasbrief seinen völligen Abschied hat: er geht auf eine kleine Besitzung im Hannöverschen. Alle Minister sind empört wegen dem schnellen Wechsel, und spiegeln sich in dem Schicksal. Andere sagen, der Bund wäre das Ungnaden-Exil: Wangenheim sei man wegen der Stänke hier nur los geworden. Cotta ist auch geadelt; und reist nach Sicilien. Das sieht man eben so an. Ein altrömisches Exil. Lebe wohl, lieber theurer August! Wenn ich nur morgen wie die anderen Leute Briefe bekäme! Deine R. Nun geh' ich zu Frau von Welzogen. —

An Rahel.

Berlin, den 15. November 1817.

Sonnabend Vormittag, 10 Uhr. Trübes, windiges Wetter.

Ja es bleibt dabei, geliebte Rahel, übermorgen reise ich von hier ab. Der Kanzler scheint nichts mehr an mich zu wollen, und so sind' ich auch diesmal wohl keine mündliche Gelegenheit ihm das, was ich noch an ihn wollen mag, zu sagen. Ganz gut! Ich bin es gern zufrieden, mir sind alle anderen Wünsche matt geworden, unter dem einen, zu lang schen unerfüllten, bei Dir, geliebteste Freundin, zu sein! Wie sehr freu' ich mich!

Daß ich nicht heute, nicht wenigstens morgen, abreisen kann, reißt mir mein armes Herz schon schmerzlich genug hin und her. Aber es will nicht gehen, ohne Verletzung sehr schonbarer Verhältnisse, so plötzlich abzubrechen, ich muß heute und morgen in Abschiedsbesuchen herumfahren. Daß ich die Nächte nicht durchfahre, da Du es einmal so dringend beschlossen, geliebte Rahel! ist auch nicht nach meinem Sinn; indeß unterwerfe ich mich unter Deine liebevolle Sorgfalt, sei beruhigt. Ich werde froh sein, Berlin verlassen zu haben, der wünschenswertheste Ort wird als Wartaufenthalt unerträglich. Aber auch ohnehin ist der gegenwärtige Entwickelungs-Augenblick in dem Leben Berlins nichts eben Anziehendes, die feinere Bildung, wie reichlich auch vorhanden, läßt auf der Oberfläche den roheren Kräften und heftigeren Reizen der Zeit fast unbestrittenen Spielraum, und außerordentlich lose scheint alles durcheinander zu gehen. Ich möchte gern gesehen haben, wie Dir in diesem Augenblicke Berlin vorgekommen wäre, ich glaube kaum, daß es Dich vortheilhaft bewegt haben könnte!

Am Donnerstag Abend wohnte ich mit Stägemann und Oelsner — auch die Staatsräthe Süvern, Nicolovius, Geheimrath Wolf u. A. waren gegenwärtig — einer Festversammlung der hiesigen Gesellschaft für deutsche Sprache bei, wo ich Jahn einen freien Vortrag halten hörte. Sehr merkwürdig! — Gestern war ich mit Ernestinen und Hannchen im Puppenspiel „Doktor Faust"; Koreff mit der Fürstin Hardenberg und

deren Geſellſchaft zwei Bänke vor uns. Später war ich bei Markus, wo auch Moritz uns erwartete. — Heute Abend bin ich bei Herrn Renfner. — Nun nichts neues mehr ſchriftlich, geliebte Rahel! Alles bald mündlich! Ich grüße und küſſe Dich von ganzem Herzen! Gott ſegne Dich, geliebte Theure!

Ewig Dein treuer

Varnhagen.

Das Ableben der Prinzeſſin Charlotte von England wiſſen wir ſeit vorgeſtern Abend. Es iſt ein folgenreiches Ereigniß! Wie wäre noch vor einigen Jahren ein anderes Ereigniß auch wichtig geweſen, das jetzt verheimlicht, oder, geoffenbart, nur eben eine unterhaltende Mähre wird — es heißt nämlich, eine ehmals mächtige Fürſtin habe dem Grafen mit dem Einen Auge einen Sohn zur Welt gebracht. —

Von Koreff erhalte ich eben beifolgendes Billet; was ſagſt Du? als ob er mich verſöhnen müßte! Es iſt liebenswürdig! Erneſtine gab willig den beifolgenden Brief von Babette her, den ich Dir wegen der intereſſanten Nachrichten von den engliſchen Judenbekehrern zu ſchicken wünſchte. Adieu, Geliebteſte!

Ewig Dein

Varnhagen.

An Varnhagen und Moritz Robert in Berlin.

Frankfurt a. M., den 18. November 1817.

Trübes, warmes Kothwetter.

Vorgeſtern, lieber Auguſt, erhielt ich den Brief, der den letzten Sonnabend vor acht Tagen geſchrieben war, alſo elf Tage ging: das Adreſſiren an Scholz half alſo auch nichts: und meine alſo gehen auch acht Tage? Wie Du ſchreibſt. Uebrigens habe ich alle, genau nach den Datums, die Du an-

fürst. erhalten. Auch schon sehr viel! Aus gestern sollte der Fürst abreisen! Ich glaube an keine Reisefestsetzung mehr; und schreibe Dir daher noch dies; damit Du nicht ohne Briefe bleibest! Höchstens liest dann Moritz diese Zeilen allein: und das amüsirt ihn ohne Perte auch noch hinlänglich.

Es freut mich, Möreken! daß doch Einer von uns anfängt, groß Haus zu machen! und, daß Du das bist, wegen der niedlichen Ernestine! Wahrhaftig, der Muth, ein wenig zu prahlen, und es sorglos mit elegantem Gemüth zu thun, hat uns Allen gefehlt, und von je in unserer Familie. Wir müssen auch aufschneiden. La bombance dans les repas, et dans la causerie, est devenu besoin et, par-là même, ressort de la plupart des affaires. Ist dies etwa tadelnswürdig, so können wahrlich Einzelne mit gar keinem Vortheil für Alle sich dagegen stemmen, sondern nur mit dem bittersten Nachtheil gegen sich selbst. Nach dieser weisen Bemerkung komme ich aber dicht bei auf unsern Karakter, über den ich mich aber nicht wieder will vernehmen lassen; der Polenins-Briefe habt Ihr genug! Mich freut nur, daß Ernestinchen sich so gut ausnahm; die Honneurs so schön, und bei den Leuten einen so guten Eindruck machte: wie mir Varnhagen schrieb. Herr von Stägemann ist ihr neuster Anbeter! — und verglich sie mit den Abkömmlingen der beliebtesten Stämme. — Varnhagen schrieb mir sie sei einnehmend gewesen. Das alles muß ich nicht erleben! und sitze hier einsam, und ganze aus mein eigen Gehirn! Ich erlebe gar nichts Persönliches mehr! Mich drückt die Gährung meiner eigenen Geselligkeits-Bestandtheile. Doch ist mir heute schon etwas Angenehmes widerfahren, ein rein menschliches Betragen, deren gewöhnlich von mir nur ausgehen. Die Räthin Schlesser — bekannt für Intrigenhaß; aber mit Unrecht! — die ich gestern Abend in Gesellschaft um Fürsprache bei einem hiesigen Richter — nur um Nachlaß der strengeren Strafe, nicht des Richtens — für ein armes jüdisches Mädchen bat, der ich aus dem Gefängniß kommen half, wo sie wegen Bankrutt saß, war schon heute ganz früh bei mir, um Antwort zu bringen. Das stimmte mich sehr gut! Die gute Art! — Halb schreib' ich den Brief schon für Dich so deutlich, als würd' ihn Varnhagen gar nicht mehr lesen! Minister Wangenheim hat mir eben durch Scholz sagen lassen, er werde mich besuchen: ein alter Freund

Scholz'ens. Ueber Deine Geschäfte kein Wort, da sie aus sind! und ich, eh sie anfingen, ihr Ende wußte. Sei Du nur ruhig; ich bin's ganz und gar. Alle fragen mich todt nach Dir; die ich nur sehe. Gestern war Smidt bei mir, aber ich war nicht zu Hause. Ich lese Schleiermacher's Synodalverfassung, die ich von Schlegel habe — verdient angemerkt zu werden! wegen Büchergeiz —, ich wiederhole: das ist ein Regent, der im Sumpf auch die Dinge in Kürze und die Zügel zu fassen weiß. Der weiß, was Protestantismus ist. Mir befruchtet er ganze Geschlechter von Geschichtsgedanken. Adieu, liebester August. Deine

R.

Adieu, Moritz! Antwortet mir keiner! kein Moritz? keine Erneſtine? keine Hanne? keine Fanny?

An Varnhagen in Berlin.

Frankfurt a. M., den 19. November 1817.

Es will gern schönes Wetter werden. Nicht kalt; etwas trüb, kothig, neblig.

Diesen Brief schreib' ich nun in der That in der Meinung, daß er Dich nicht mehr trifft. Aber gar nicht, weil ich vorgestern, Sonntag, den Verdruß hatte, wo alle Menschen Berliner Briefe hatten, keinen zu bekommen; darin sehe ich nur Deine Festigkeit, Dich nicht nach meinen gegebenen Anweisungen, wie die Briefe auf die Post gegeben werden müssen, zu richten. Sonst bekam ich doch noch den Tag nachher den Brief mit der Kasseler Post, aber auch das erfolgte nicht, und ich kann noch auf heute hoffen, wie es schon Einmal geweſen, wenn auch die Kasseler zu spät kam. Jetzt muß ich ausgehen, und Herr von Küpfer will immer die Briefe zwei große Stunden, eh man sie hier nöthig hat auf die Post zu geben; sonst könnt' ich noch mit diesem warten, bis ich etwa einen erhalte. Adieu, lieber August! Eile und ängstige Dich in nichts, fahre nicht die Nacht! bald sehen wir uns; und ge-

ſchäbe es nicht ſo ganz bald, ſo ſei auch ruhig, wenigſtens meinetwegen. Deine

R.

Moritz, ich grüße Dich ſehr. Du kannſt mir auch antworten. Ich ſchreibe mich todt; und es ſchadet mir doch nicht. Adieu!

1818.

An Rahel.

Stuttgart, den 25. Februar 1818.
Mittwoch Morgens.

Geliebte, theure Rahel!

Gestern Abend um halb sieben kam ich nach wechselndem Schneegestöber und Sonnenschein und Sturm wohlbehalten hier an; ich stieg im König von W ——. ab; viel lieber wär' ich zu Hause ausgestiegen, und hätte den Abend bei Dir und Deiner Gesellschaft — R . . .'s kamen doch? — zugebracht! Ich ging noch sogleich zu Küster, zu Auguſten, zu Uhland, letzteren nahm ich zum Abendessen mit mir nach Hause — ich hatte in Vaihingen Mittags nur wenige schlechte Bissen genossen — Auguſte schrie laut auf, und sprang vom Sopha auf mich zu; hätte sie nicht noch einigemal vor dem Fastenschlusse zu spielen, sie käme gleich mit, nun aber doch bald nach. Sie ist ziemlich wohl und munter; Münch kam später auch. Ich blieb nicht lange, war müde und schläfrig, kam doch spät zum Schlafe wegen Bundesprotokollen, die ich lesen wollte, schlief nicht zum besten, und will mich jetzt anziehen. Wie geht es Dir, geliebte Rahel? Ich dachte immer an Dich! Der Kutscher eilt! Auf baldigstes Wiedersehen!

Ewig Dein

Varnhagen.

An Rahel.

Stuttgart, den 26. Februar 1818.

Geliebte, theure Rahel! Meine paar Zeilen durch den Kutscher wirst Du heute erhalten; diese heutigen sollen Dir nur sagen, daß ich wohl bin und an Dich denke! Mit Entzücken seh' ich den blauen Himmel und seinen Sonnenschein heute wiederkehren, mit doppeltem Entzücken, weil ich dies Wetter auch über Karlsruhe ausgebreitet denken muß, und meine geliebte Freundin darin herumgehen denken kann! Du bist doch bestens fortgeschritten in Deiner Besserung und Erholung, geliebte Rahel? Wie steh' ich täglich in tiefster Seele darum! Meine Hoffnung läßt sich so gern in diesem Sinne beflügeln, daß ich in der Entfernung für Dich beinah mehr Zuversicht als Besorgniß empfinden kann!

Ich schreibe Dir über die hiesigen Verhältnisse, über mein Verhältniß, aus Gründen kein Wort. Da ich noch immer gedenke übermorgen wieder abzureisen — ich glaube nicht, daß ich mich bewegen lasse, den Sonntag noch die Parade zu sehen — so kann ich Dir auch bald genug mündlich alles erzählen.

Viel tausend Grüße an den General!

Heute sollt' ich bei Küster essen, der mich durch seine Ungeschicklichkeit den gestrigen Tag fast ganz hat verlieren machen. Ich esse aber beim König.

Leb wohl, geliebte Rahel! Auf baldiges, fröhliches Wiedersehen!

Ewig Dein

Varnhagen.

An Varnhagen in Baden.

Sonntag, den 9. August 1818. Abends 9 Uhr
in Karlsruhe.

Ich muß ſchreiben. Ich werde Dir doch Papier mitbringen: ich laſſe vom Schlöſſer öffnen. Hitze hab' ich gar nicht ausgeſtanden; nicht einmal Staub, obgleich ein gräßlicher war, alles dörrt, und grau iſt wie Gentz; der Wind, der gnädige, wehte ihn weg. Solch purpurn Abendroth!!! Hier iſt al'es kühl und in Ordnung; Wagner's ſehr aufmerkſam. Angekommene Bücher erhältſt Du mit der fahrenden Poſt. Der Kutſcher hielt gar nicht an: ich kam, weil ich nicht allein durch den Wald wollte, den ennuyanten Weg über Raſtatt und Mühlburg. Ich eſſe Melone, und gehe zu Bette. Liebe Dich, küſſe Dich! Berechne Deine Stunden und Gänge, Speiſen und Schreiben: die ſaure Milch, alles. Grüße Adele-Schweſter, und Sophie-Schweſter [Dlls. Taſtet's]; all unſere Damen; und Herrn: und Tettenborn. Morgen um 7 fahr' ich. Adieu, adieu! Deine.

Wenn ich nichts Beſonderes, etwa wieder von Papier, zu melden habe, ſchreibe ich nicht wieder. Ich umarme Dich mit großer Liebe. Deine

R.

Von Karlchen möchte ich wohl was wiſſen. Aber es geht nicht. Vielleicht an Mad. Koch in Karlsberg. Oder an Wagner's.

Montag früh.

Weizelbaum iſt hier. Die ganze Nacht nicht geſchlafen; Gewitterluft bis halb 1. Geregnet, um halb 4 Gewitter. Jetzt prächtiger kleiner Regen. Geſtern hierherzu, eine Stunde von Raſtatt, begegnete mir die Markgräfin Mutter und Prinzeß Amalia. Du kannſt ihnen ſagen, daß ich ſie beſuchen wollte; den Tag über: das wollte ich nur ſagen. In Eil! Ich fahre. Adieu, adieu.

An Rahel.

Baden, den 10. August 1818.

Die Nacht regnete es milde, und kühlte sich ab, doch scheint es, als würde die Sonne der ziehenden Wolken bald wieder Meister werden.

Morgens 10 Uhr.

Geliebte, theure Rahel! Jetzt bist Du also auf dem Wege nach Heidelberg, wie schön wird der Weg sein, das erfrischte Grün, das ich nun nicht mit Dir sehe! Ich begleite Dich aber dennoch mit Gedanken, als wären es Kosaken, die noch in Baden füttern, und schon über Heidelberg hinaus spähen, in Karlsruhe, Bruchsal, überall ihre Posten haben! Eben bekomme ich einen Brief von unserem General; er kommt, wahrscheinlich Mittwoch, mit Herrn von Berstett selbst hierher, und ich gehe also nicht nach Griesbach. Man will mir in Griesbach äußerst wohl, meine Denkschrift hat allen gefallen, und Herrn von Berstett besonders, der mir auch für mein Geschäft alle mögliche Zuvorkommenheit verspricht. Nun hätte ich doch nicht gut mit nach Heidelberg fahren können, obwohl ich überzeugt bin, daß jener wahrscheinliche Mittwoch doch zum Donnerstag wo nicht gar Samstage wird. Tettenborn schreibt am Schlusse seines Briefes: „Für Ihre Frau: die letzten acht Tage täglich 25 Grad Hitze im Schatten, sehr trocken, die Abende kühl." Das ist ein General, nicht wahr? — Von Oelsner einen Brief aus Saarbrücken; er hat die unsrigen erhalten, ist entzückt davon, wir können nun begehen was wir wollen, sündigen in aller Art, sein Gemüth bleibt uns unverbrüchlich in Treue ergeben. Julchen Saaling und die blühende Braut des jüngeren Rothschild hätten seiner Frau noch unendliches Lob von Dir mitgetheilt, so daß sie nach Deiner Bekanntschaft stammt! Die Aussicht Dich in Paris zu sehen ist ihnen ein Lichtstrahl. — Von Cotta einen Brief, nach welchem das Königliche Paar wahrscheinlich nach Ems geht, um den Kaiser Alexander zu begrüßen. — So weit die Korrespondenz! — Ich ging gestern nach halb sieben zu Tastet's, die mich schon ab-

holen wollten, mich kaum aus den Augen ließen, und mich wirklich wie einen Verlaſſenen mit aller Zärtlichkeit behandelten; wir gingen auf den Berg nach der Hütte Türkheim's mit uns, dann nach dem Brünnchen in der Lichtenthaler Allee, ich ſprach faſt immer mit Herrn Taſtet, Poſitiv ſehr offenherzig, Lindner geſellte ſich ſpäter dazu. Wir blieben beim Abendeſſen bis halb 12 Uhr. Heute bin ich zu Mittag eingeladen, Philippsborn auch, Madame Taſtet und die Gräfin Lagorce thun dabei, wie verpflichtet, ſie ſehen mich ſo an, als ob ich der Mann aus den folies du siècle wäre; ich will doch nicht hoffen? Was haſt Du ihnen geſagt? — — Jetzt will ich mich allfachte anziehen, und die Gräfin Feſtetics beſuchen. Nicht wahr, das iſt recht? — Nun genug geſchrieben. Du grüßeſt mir mit tauſend und aber tauſend Willkommen Erneſtinen und Moritz und Ferdinand! Ich freue mich ungeheuer, ſie alle hier zu ſehen, in unſerem Kreiſe! Schade, daß Erneſtine nicht zweitheilig iſt, wie Hanne und Fanny, Eine müßte Moritz uns zurücklaſſen, wir behielten ſie gleich mit Gewalt, wir ſind klüger, als wir voriges Jahr waren, wo wir uns Fanny wieder entgehen ließen! Tauſend herzliche Grüße! Angenehmes Heidelberg: guter erſter Eindruck! Daß ich nicht mit dort bin! Aber nach Straßburg gehen wir zuſammen! Ich freue mich auch ſchon Erneſtinens Geſang zu hören, alles, alles! — Leb wohl, geliebteſte, theuerſte Rahel! Ich küſſe Dich mit aller Inbrunſt! Wie Du weg warſt, wußte ich gar nicht, was ich machen ſollte, der Reſt vom Tage war mir gleich als ein Ungeheuer von Zeit vergrößert, eine Wüſte, durch die ich gar nicht wußte durchzukommen, noch wozu. Bleibe mir nicht zu lange aus! Adieu, auf baldiges Wiederſehen!

Ewig Dein

Varnhagen.

Und ſpare nur nicht, wie Du immer thuſt! Meine Frau ſei verſchwenderiſch!

An Varnhagen in Baden.

Heidelberg, Dienstag Nachmittag 3 Uhr, den 11. Auguſt 1818.

Wunderwetter, nicht kalt, nicht warm.

Wunder über Wunder. Moritz'ens ſind noch nicht hier; ich ärgere mich aber gar nicht! Geſtern Abend ſchrieb ich ihnen nach Frankfurt durch den Senator Ihm, den ich in Wieslech traf, und der heute — jetzt — in Frankfurt iſt, daß ich bis morgen Vormittag 10 Uhr ſie hier erwarte, und dann nach Karlsruhe fahre, und Donnerstag nach Baden. Kommen ſie, bleib' ich wahrſcheinlich einen Tag länger. Geſtern Abend, als ich dies ſchrieb, treten Beizelbaum's mit den Kindern herein! — Die ſind nun bei und mit mir. Es iſt hier Meſſe. Recht ſchön! Um halb 5 fahren wir zum Chriſtuskopf, dann auf's Schloß. Wir waren ſchon auf der Meſſe, am Neckar. Aſſen zuſammen. Jetzt will ich ſchlafen, und bin Deine R. Ich wohne in unſerem alten Zimmer; hab' einen Lohnlakai, bin ſehr gut. Grüße alle Nachbarn und Freunde. Deine, Deine. Bei Dir iſt gewiß auch Neues. Brot, Waſſer, Luft, übt ſeinen Einfluß; ich fühl's ſchon, adieu, adieu!

R.

An Varnhagen in Karlsruhe.

Baden.

Lieber Auguſt! Die arme Mad. Quandt war bei mir: es geht ihr natürlich ſchlecht. Ich verſprach ihr drei Kleider, zwei kattunene und einen ſeidenen Ueberrock, der blaßgrün ausſieht und mit weißem Atlasband eingefaßt iſt. Dieſe drei Kleider liegen in einen Koffer gepackt, der in der ſogenannten Speiſekammer ſteht, es iſt der, der hinterwärts linkerhand ſteht. Die Wolff muß ihn aufſchließen, und die drei Kleider herausſuchen. Du giebſt den Schlüſſel dazu heraus, und gehſt mit

hinzu. Wenn Du die Kleider haſt, ſuchſt Du ſie, wenn Du nicht ſelbſt mitkommſt, Tettenborn's Leuten mitzugeben: ich werde ſie präveniren; wer auch mitkommt von ihnen. Nicht wahr, Guſte? Du thuſt es gern. Alter Lieber! Adieu. Lauty iſt bei uns. Ein Uhr.

R.

1819.

An Rahel.

Karlsruhe, den 24. Juni 1819.

Nachmittags um 4 Uhr; Sonnenschein mit Wolkenhimmel, Sonne warm. Wolkenluft kühl, angenehm.

Geliebte, theure Rahel! Du bist wohl heute und morgen in Straßburg, und erhältst diese Zeilen erst nach der Rückkehr; ich schreibe sie aber doch heute und schicke sie gleich ab, um nicht bloß der Wahrscheinlichkeit zu folgen, sondern auch der Möglichkeit etwas abzugewinnen, falls Du doch in Baden wärest! Du mußt eine angenehme Fahrt gehabt haben, gegen acht Uhr dacht' ich Dich in der Fülle von Grün schon völlig wieder eingewohnt; beim Jagdhause und der Weg weiter nach Baden hin muß herrlich gewesen sein! Ich gönnte Dir alles, geliebte Rahel, und mehr als hier zum Gönnen vorhanden war! Mit Innigkeit dacht' ich an Dich, es war so leer um mich, wie Du es gesagt hattest, auf dem Schloßplatze so leer, wo ich mit Weitelbaum lange herumging, das Ansehen und der Eindruck aller Gegenstände verändert und gleichsam gewichen! Bis gegen acht Uhr kam ich fast nicht zu Besinnung, so sehr hatte ich mit einer Depesche zu schaffen. Nach dem Spaziergange besuchte ich das Museum, wo ich Liebenstein und einige andere Ständemitglieder fand, auch den verrufenen Knapp beim Kartenspiel mit dem Staatsrath von Gulat, dem er das Geld abgewann! Robert kam später auch; Herr von Uechtritz ließ es an Unterhaltung nicht fehlen. Heute hatte ich wieder eine Depesche zu schreiben; sie ist fertig und ich gehe nun bald spazieren, damit Du nicht sagest, ich sitze ganz fest, wenn Du

nicht da biſt! O nein, ich ſitze viel ſicherer und feſter zu Hauſe wenn Du da biſt. Ich glaube in künftiger Woche können die Sitzungen mir erlauben Dich in Baden zu beſuchen, die Arbeiten ſind noch in den Ausſchüſſen gehäuft, und die allgemeinen Verſammlungen daher ſeltener. In der Hamburger und Aarauer Zeitung las ich geſtern Winter's Lob mit großem Vergnügen! Auch die „Allgemeine" ſprach nicht übel von den hieſigen Sachen. Im Uebrigen iſt alles hier wie geſtern, die Ultra's hoffen noch das Rechte zu finden, und ſehen nicht, daß die Liberalen es ſchon haben!

Für Mad. Milder, der ich die eifrigſte Huldigung bringe, iſt beifolgender Brief eingegangen. Ich hoffe er möge für ſie ſo angenehm ſein, als mir peinlich war, die Einlagen nun erſt ſpäter zu leſen. Wie gefällt Nanny'n unſer Baden, und unſer Straßburg? Sie ſoll nur nicht ſo ſehr wegeilen, und Lebewohl, Lebewohl nur ſingen, aber nicht ſagen! Die beſten Grüße! —

Adieu, meine geliebte Herzensrahel! Einzige Freundin! Iſt eine Spazierfahrt wohl der Mühe werth, wehmüthig und gerührt zu ſein wegen Trennung? Vergnüge Dich beſtens, ſei geſund und fröhlich!

Ewig Dein treuer Freund

Varnhagen.

An Varnhagen in Karlsruhe.

Baden, Donnerstag gleich 10 Uhr, den 24. Juni 1819.

Was kann ich wohl Beſſeres thun, Theuerſter, Geliebter, als Dir ein Wort ſchreiben! Als ich nur in die Gegend kam, war's mir, als ſeien wir noch hier. Tettenborn's, Alexander, der arme Großherzog, alles war wieder da! Soll ich Dich nennen? Um ein Viertel auf 7 war ich im Töpferhaus. Die Wirthe enchantirt! Alles in blühender Reinlichkeit; angenehm, in alter Gewohnheit, und Bekanntſchaft. Aber mir nichts gegönnt ohne Dich. Nicht die tauſend verſchiedenen Feldgerüche: nicht den Hanf, die Nußbäume, die Linden, das blühende Korn. Sonne ging, Sonne kam; und wühlte ordentlich in der Gegend mit Lichtern und Scheinen. Herrn von Ende, die Wechmar, die Milder, General Melk. Packen, Ordnen; Sieglen. Um

11 Uhr fahren wir, mit meinem Kutscher von gestern, nach Straßburg; logiren im Poële des vignerons, wenn wir Platz finden, sonst im Geist. Bleiben heute, morgen, und übermorgen: kommen Montag wieder. Dort in Deinem Straßburg sehne ich mich auf eine andere Art nach Dir. Lieber! Kein Wort mehr. Pflege Dich, gehe! Grüße Marie, Robert, Friederich. Den Leibeignen [Duttlinger, der in der Ständekammer gesagt hatte, er sei einer,] und Herrn von Rotteck. Hier sind schon etwas Menschen. Aber keine comme il faut's, wie Gentz sich vor fünfzehn Jahren über Behlen's Aussprache ärgerte. Die Milder grüßt, und ist sehr dankbar. Wir nehmen die beiden Jungfern mit; und fahren sehr sicher und gut. Sechs Gulden den Tag, dafür fährt uns der Kutscher dort. Unendlich liebend Deine alte R. Lieber August! Ich werde Dir von Straßburg mitbringen, was ich für Dich finde.

An Varnhagen in Karlsruhe.

Straßburg, Freitag Abend nach 11 Uhr, den 25. Juni 1819.

Du mußt doch wissen, wie es mit mir ist, Augustchen! Die Mildra hat hier gar nicht gesungen, der Theaterkonstellation wegen, und ich war ganz ihrer Meinung, und des hier soir hatte sie nun beschlossen, Sonnabend anstatt Sonntag wieder nach Baden zu gehen; wo sie nun den Montag singen wird: Markgraf Max und die Markgräfin Friedrich sind auch dort. Gestern Abend blieb sie zu Hause: ich ging mit Schweighäuser zu Mad. de Lagorce. Diesen Morgen kauften wir mit der ein; aßen Mittag, die Milder sah noch den unteren Münster, wir aßen. Schweighäuser's kamen. Sie, gescheidt, lebhaft, angenehm, französisch- und deutsche Art, dienstfertig, alert, thätig. Dann Siesta. In's Theater mit Schweighäuser's, und eine Nichte vom Wirth des Geists, wo wir wohnen. Edouard III. Voller Allusionen, und Applaudissements auf jedem Wort. Alle Details aus Baden! Dann l'opéra comique schlecht; wir sahen nicht das Ende. Gingen mit Schweighäuser's und dem Herrn Brack dem Vater — directeur des douanes — von Baden voriges Jahr — spazieren. Vor unserer Thür Adieu. Oben Mad. de Lagorce und Herr Tastet, die uns

erwarteten. Beide mit einer Art Leidenſchaft mir Grüße für Dich zu fünf- ſechsmalen aufgetragen. Taſtet kommt einen Sonntag nach Baden, und hofft Dich dort zu finden. In vierzehn Tagen reiſt er. Weil das Budget nicht zu Stande kommen konnte, war er aufgehalten. Die Gräfin Lagerce über- gut und freundlich. Morgen früh ſehe ich ſie noch, und den Dom unten, die Münſterkirche. Gott, wie dichteriſch, ehr- würdig, großartig, ſah er heute Abend an der Ecke aus, von da geſehen, wo Du mit Deinem Vater wohnteſt! Und das ohne Dich. Theuerſte Guſte. Jeden Blick, jeden Schritt, thu' ich in Deinem Andenken. Und wir ſehen uns auch bald! Und ich berechne immer, was Du, die Stände, die Zeitungen, Deine Depeſchen, machen. Adieu! Voilà minuit. Um 10 morgen fahren wir. Auch Herr Weiß, der Wirth vom Geiſt, läßt ſich Dir ſehr empfehlen, er war bei uns bei Tiſche. Künftig von ihm. Ich befinde mich trotz der Fatigue hier gut an der Ill, die die Luft reinigt und belebt, und die Drüſen ſind auffallend minder, als in Karlsruhe und Baden. Obgleich ich mich von der letzten Zeit fatiguirt fühlte, und das ſonſt ſie ſchwellt. Wir diniren beide wie die Ogres. Leb wohl; grüß die Braven; ich küſſe Dich, und lieb' Dich ſehr. Deine R. Die Milder grüßt und liebt Dich ſehr.

An Varnhagen in Karlsruhe.

Sonnabend Abend 8 Uhr, in Baden, eben bei Herrn von Ende, den 26. Juni 1819.

Kühle Abende, wie hier im Thal.

Ende quält mich mit Reden und Plaudern, General Moltke iſt artig und ſtill, Anna (Milder) ſieht mir auf die Hände. Geſtern ſchlief ich nicht, weil ich Dir ſpät ſchrieb; alſo nur zwei Worte! Unſere Reiſe, unſer Diné, war gut. Die Hitze ziemlich. Montag kommt Anna nach Karlsruhe; Mittwoch kommt ſie nach Mannheim, und bittet Dich, dem Geheimerath Friedrich dorthin zu melden, daß ſie kommen würde; und gerne ein Konzert dort arrangirt hätte, aber nicht geringer, als zwei Gulden vierundzwanzig Kreuzer das Einlaßbillet. Willſt Du das beſorgen? Markgraf Max geht die Nacht nach Karlsruhe,

und sein Kammerdiener nimmt diesen Brief mit. Ich fand heute hier Deinen lieben, allerliebsten Brief! Wie klug, Gustel, daß Du hierher schriebst. Anna ist sehr erfreut über Dein Andenken. Mad. Lagerce grüßt noch sehr, und Schweighäuser. „Lebewohl! Lebewohl!“ Es kommt eine Frucht, nämlich Du! [Uhland's Lied, das die Milder sang: „Lebewohl! Lebewohl! mein Lieb!“ — „Eine Blüth', eine Blüth' mir brich, — Keine Frucht, keine Frucht für mich, Kann sie nicht erwarten!“] Addio. R. Anna küßt mir die Hand aus Dank für den Berg, und den Brief im Echauffement. Graf Melk empfiehlt sich, Ende auch, aber er ist unartig [Er strich das „Un“ uns, und setzte hinzu: „wie immer.“] Er reißt mir immer den Brief aus der Hand!

An Varnhagen in Karlsruhe.

Baden, den 27. Juni 1819. Sonntag Mittag 2 Uhr.

Anna ausgezogen auf meinem Sopha. Nous allons diner. Liebenstein und die beiden Herren, die mit uns in Ettlingen waren, sind hier, und gehen heute Abend nach Karlsruhe. Frau von Küster und die beiden Töchter sind hier auf drei Wochen. Wohnen, eh Minister von Fischer hier ankommt, in dem renovirten Hause, wo wir hier zum erstenmale abstiegen. Ich schreibe Dir eigentlich, weil mir Frau von Küster sagte, unser Kronprinz komme den 15. Juli nach Stuttgart, und Baron Ende, er käme den 12. nach Karlsruhe, er (Ende) müßte auch hin. Die Volksrepräsentanten hab' ich gesprochen; Küster's auch sehr freundlich: die Wittwe Müllinen, die ich noch nicht sah, hat mir sagen lassen, Mad. Cesar sei mit der Tochter Streckeisen aus Basel hier. Es wird sich alles finden. Jetzt essen wir, dann Siesta, dann fahren wir aus, dann seh' ich von der alten Truppe eine Oper. Anna freut sich sehr, in Straßburg gewesen zu sein, mich freut's auch in jeder Rücksicht; sie fährt morgen um 6 nach Karlsruhe; und grüßt Dich sehr.

Es sind jetzt in Straßburg zweitausend Mann; es ist Artillerie eingerückt: ehr aber vier Monate vergehen, sind an sechstausend Mann dort; sagte mir Tastet selbst. Ueberhaupt haben sie wenig Truppen: können aber auf den Pfiff so viel

haben als ſie wollen Auch Taſtet's unbefangene Reden ganz diskurſiv: meine Kunſt! Alles klagt aber ſehr; und findet die vorige Zeit brillanter. Auf einem kleinen Ort in der Nähe ſitzen eine Menge Ci-devants beiſammen, und hoffen wirklich die fiefs wiederzuerhalten, weil neulich durch eine Maßregel der Regierung eine Art von Aufnahme der Beſitzungen geſchah, wem verkaufte Güter gehört haben. Dies weiß ich von der Frau, von der Du das Perlmutter-Andenken haſt [Gräfin Lagorce] für das pari à discrétion. Kurz, ſie hoffen alles. Des Vicekönigs Eugen Stallmeiſter geht wieder nach Paris, den erwartet ſie; der geht oft, dünkt mich. — Tauſend Liebes an Dich, mein Auguſt! Ich denk' an Dich, miſſe Dich, liebe Dich! Und ſag' Dir morgen mehr, wenn ich allein und in Ruhe bin. Deine R. Du ſchreibſt mir auch. Adieu, adieu!

An Rahel.

Karlsruhe, den 29. Juni 1819.

Abends halb 7 Uhr.

Eben komme ich hier an, geliebte Rahel! Ich finde einen Brief von Herrn von Küſter, der mir ſagt, daß der Großherzog geſtern Vormittag in Bellevue (bei Kannſtadt) zum Beſuche beim König von Würtemberg eingetroffen iſt, wahrſcheinlich iſt er jetzt ſchon wieder hier zurück. Zu Herrn von Berſtett bin ich auf Donnerstag Mittag eingeladen. Mad. Milder, ſehe ich aus der Zeitung, ſpielt morgen Abend noch die Emmeline, ich verſuche noch heute ſie zu ſehen, fürchte aber es wird zu ſpät. Es warten ſchon Männer mit Päſſen auf mich. Alles iſt rein und ordentlich. Marie freut ſich der Grüße. Zwei Brote, die ſie eben geholt, folgen hierbei.

Ich gebe dem Kutſcher ſein Trinkgeld. Sein Fuhrgeld aber bitte ich Dich von meinem vergeſſenen Gelde zu bezahlen, hörſt Du, Liebe?

Ich muß eilen, der Kutſcher fährt noch heute zurück. Die Fahrt war kühl, aber Land und Himmel reizend. Ich dachte an Dich, geliebte theure Rahel! Und denke an Dich! Lebe wohl, und ſei recht vergnügt!

Dein Varnhagen.

An Rahel.

Karlsruhe, den 31. Juni 1819.

Mittags nach 3 Uhr. Kühl und trübes Wetter.

Theuerste Rahel! Beifolgender Brief kam heute. Die Sitzung war ziemlich lebhaft; die erste Kammer bekam eine Zurechtweisung.

Es scheint es ist heute in irgend einer Schenke gegen mich eine Verschwörung betrieben worden, so viel betrunkene Leute, Sachsen und Fremde, die mich gar nichts angehen, wollen ihre Pässe von mir erneut haben! Jeden Augenblick werde ich unterbrochen!

Herr von Cotta schreibt mir, die Herren von Stein und von Humboldt wären durch einen Artikel vom Main in der Allg. Zeitung sehr stutzig gemacht.

Leb wohl, geliebteste Rahel! Ich muß noch viel schreiben; dann einen Augenblick nach dem Theater zur Milder, die morgen in aller Frühe reist. Adieu, sei vergnügt, Liebe, Theure!

Ewig Dein

Varnhagen.

An Rahel.

Karlsruhe, den 1. Juli 1819. Donnerstags.

Morgens 9 Uhr, regenkühl, doch bricht die Sonne heiter durch.

Geliebte Rahel! Ich wurde gestern den ganzen Tag unaufhörlich gestört, kaum setzte ich mich wieder zur ungeförderten Arbeit, so kam gleich eine neue Unterbrechung. Ich dachte nicht, daß mir die allerfreudigste noch vorbehalten sei! Gegen sechs Uhr brachte man mir einen Zettel von wohlbekannter Hand; wer war auf der Post angekommen? Freue Dich mit mir, liebe Rahel, unser Freund, von dem wir noch zuletzt sprachen, Prinz Bentheim, Wilhelm, der General! Er kommt

von Frankfurt, will nach Karlsbad, denkt hier nur kurze Zeit zu verweilen, beklagt es ungemein Dich nicht hier zu finden, wird aber, ich rechne darauf, mit mir nach Baden kommen, um Dich zu sehen. Vielleicht, und hoffentlich, morgen schon. Aber es hängt noch von den hiesigen Anordnungen ab, der Prinz hat sich beim Großherzog melden lassen, und das kann zu weiteren Hofobliegenheiten führen. Einstweilen essen wir heute zusammen bei Herrn von Berstett. Gestern Abend waren wir zusammen im Schauspiel, sahen Fürstenberg, hörten die Milder, die ich nachher noch besuchte um Abschied zu nehmen, und die mir die zärtlichsten Grüße für Dich auftrug! Beim Ausgang aus dem Schauspiel kam der Großherzog hinter uns, auf dem Platze ereilte er mich, um mit mir zu sprechen, Bentheim war seitwärts abgegangen, der Großherzog wußte schon von dessen Ankunft und fragte mich über ihn. — Unser Freund sieht sehr wohl und stattlich aus, nicht älter geworden, aber die beste Gesinnung, den edelsten Karakter nur noch mehr ausgebildet; hell in größeren Ansichten, in den Zwischenverhältnissen seines Standes nicht ganz unbefangen, aber im Stande über alles mit Ruhe und Ueberlegung zu sprechen. Wir sprachen den ganzen Abend von diesen Dingen! Ich möchte ihn wahrlich lieber mit einer Krone, denn als Mediatisirten sehen! — Die Familie befindet sich wohl, Prinz Louis ist in Steinfurt, Eugen in Ungarn, die Fürstin von Solms-Lich jetzt in Frankfurt, die Prinzessinnen Lotte und Sophie in Ems, wo erstere das Bad gebrauchen muß. — Liebe Rahel, Du wirst Dich freuen, unseren Bentheim wiederzusehen! —

Unser Kronprinz soll wirklich zum 12. ds. hieher kommen, unter dem Inkognito eines Grafen von Hohenzollern, um Fußreisen zu machen u. s. w. Von Heirathsschau wollen Unterrichtete nichts wissen. Ich glaub' es selbst kaum. — Adieu, liebe, theure Rahel! Bald seh' ich Dich auf jeden Fall! Sei vergnügt und recht gesund! Ich küsse Dich!

Dein

Varnhagen.

Ich muß den Drücker von unserer Glasthüre in Baden haben liegen lassen, auf dem Tisch oder in der Kommode!

Eben stürzt die angekündigte Engländerin aus Wien zu mir sträklings in's Zimmer, und überreicht mir beifolgenden

Brief für Dich, den man ihr aber schon in Wien aufgeschnitten hat. Sie wird ein Konzert geben — in der Art der Catalani, sagt sie — und ein Gemälde von Tizian ausspielen. Sie geht zur Königin von Schweden. Unseren König kennt sie ganz genau, wie überhaupt alle Potentaten, sie hat Briefe von vielen derselben, und führt den preußischen Adler im Wappen als Gräfin von Minden! Auch die Gräfin von Lichtenau, Haugwitz, Hardenberg, Lucchesini u. s. w. waren ihre vertraute Bekannte. Sie sieht der Klosterfrau Thekla im Lichtenthal ähnlich. Sie geht später nach Spaa, erkundigt sich aber auch sehr kräftig nach der guten Jahreszeit von Baden, nämlich wann es dort am gefülliesten sei. Und so weiter. —

Es regnet wieder in Güssen, unerquicklich kühl, erschlaffend!

Willst Du vielleicht lieber hieher kommen, um Bentheim sicher zu sehen?

An Varnhagen in Karlsruhe.

Baden, Dienstag, den 1. Juli 1819.

Donnerstag 12 Uhr Mittags. Ströme vom Himmel, Rauch von den Bergen.

Du schreibst mir ja so fleißig, mein geliebter August. Bald komme ich, wenn der Regen und das Einsperren so dauert. Vorgestern war ich mit Cesar's im Theater, ein Gräuelstück; gestern zum großen Thee bei Ende, mit Markgräfin Friedrich und allem was hier ist. Erbärmliche Gesellschaft; ennui, Doppelsonate, Gesang, am Ende Tanz. Küster's, Wechmar's, Cesar's. Ich war die Ressource der Markgräfin, und wahrlich sie meine. Die Streckeisen neben Fräulein Knebel, wie mit uns; auf ihre, und jener Leute geschlagen; ich litt und lachte etwas. Die Damen wollen vergehen, daß Du nicht bald wiederkommst. Nun ich! Theurer Freund! — Gestern hatte ich großen Skrupel, Du möchtest die dreieckigen (Hüte) nicht finden: einer liegt im Wandschrank im Saal. Die Rougement's sind gewiß bei Verstett; sie bringt mir Sachen mit,

wirſt Du aus Paulinens Brief ſehen: ſendet man ſie Dir, ſo ſchick ſie mir nur mit Gelegenheit. Die olle Mülinen kommt zu Rougemont's rüber, die kann ſie mir dann mit herbringen. Ich will ſie diesmal mit Vortheil verkaufen. — So viel Betrunkene haben Dich gequält! Armer Sohn. Das iſt göttlich, daß die Fürſtenberger dem Herrn Winter ein Vivat brachten. „Was ſagſt Du nun, Fleſch?“ Nenne mir den Artikel, der Stein und Humboldt ſtutzen machte. Kenne ich ihn, iſt's ein beſchnittener? Ich habe heute ſchon Paulinen geantwortet, und regnet's weiter, will ich morgen nach Hauſe ſchreiben. Geſtern um 10 Uhr in einem guten Moment ging ich zur Mülinen. Ihr Neven hat Nachrichten, der Großherzog von Weimar komme hierher. Man erwartet König und Königin von Baiern. Kommt die Großherzogin Stephanie nicht? Hörſt Du nichts von Ettlingen? Ich rechne Dir alle Tritte nach; und liebe Dich ſehr: bin wie eine Blume vom Stiel, entſtellt und nahrungslos. — Geſtern lernt' ich bei Ende Frau von Lotzbeck kennen, eine hübſche, muntere Frau, mit der mir gleich etwas Komiſches begegnete. Sie redete mich an, mit „Frau von Varnhagen“, ich nannte ſie „Frau von Lotzbeck“, und nach den erſten Reden ſagte ich: „Wird Frau von Liebenſtein nicht auch ein wenig herkommen?“ da lachte ſie munter, und verlegen die Fräuleins mit, und ich hörte unvernehmbare Worte. Ich glaubte mich geirrt zu haben, und ſagte ihr: „Sprech' ich vielleicht mit Frau von Liebenſtein?“ Der iſt nicht verheirathet, ſagten ſie lachend zugleich. „Ich meinte“, ſagte ich, „da ich mit ihm von ſeinem Knaben geſprochen habe.“ Er lebt in einem Verhältniß, — ſagte die hübſche Frau, heiter, und geübt, — wie Goethe, —!— „Oh!“ erwiederte ich, „mir recht! Er kann ja auch noch heirathen.“ — „O ja, und ich glaub' es auch; er liebt die Perſon ſehr.“ — War das nicht hübſch? Die Lotzbeck's ſind ſehr hübſche Leute, und waren bei weitem die eleganteſten, in Sitten und Anzug, der ganzen zuſammengeſteppelten Hofgeſellſchaft. — Lebe wohl, mein Auguſt: thu Dir Gutes an. Deine R. Grüße die Braven. Morgen kommt die Generalin Freiſtädt. Das Kind iſt beſſer. Schneide den Zettel hier für Marie ab. Adieu. Mein Liebſter. Es ſtrömt wirklich zur Furcht immer mehr: die Nacht immer durch: jetzt mit Wuth; und ſo dunſtig. Ich bin ziemlich wohl. Unbeſchrieen!

An Rahel.

Karlsruhe, den 2. Juli 1819. Freitags.

Vormittag gegen 10 Uhr. Wolkig und kühl.

Eben erhalte ich Deinen gestrigen Brief, meine geliebte, theure Rahel, der mich belebt und erfrischt! Doch ein Sonnenstrahl am trüben Morgen! Deine Langeweile wird zur reizenden Unterhaltung, sobald Du Dich mit ihr abgiebst. Das Geschichtchen von Frau von Liebenstein ist schon allein alles werth, es kommt so unschuldig zu Stande, und findet sich in der feinen Welt, wie ein Bastard, der eben wie Andere da ist und weiterlebt. Aber ich wollte nicht von dem Angenehmen und Unterhaltenden Deines Briefes reden, sondern von seinem Lieben und Guten! „Wie eine Blume vom Stiel.“ Du liebe Rahel, um Himmelswillen nicht! Willst Du meine Stelle eintauschen? wo soll ich dann bleiben? Nein, Du mußt stärker und selbstständiger sein, ich darf schmachten und sehnen! Und ehe ich mich's versehe, schelte und tadle ich gar, was ich als Liebes und Gutes innigst preisen, was ich mir an's Herz legen wollte! Mache ich es wohl öfters so, und ist das nur die nothwendige Form für das Glück, das sich im täglichen Leben nicht zu lassen weiß? —

Jetzt will ich Dir erzählen. — Gestern Mittag speisten wir bei Herrn von Berstett, ich saß zwischen Bentheim und Wessenberg, mit letzteren in starkem bitteren Zank wegen Sittengerichten, wo ganz der Pfaff herauskam, der unsere protestantischen Universitäten wegen zu großer Freiheit unsittlich, und dagegen klösterliche Zucht vortrefflich findet! Ich sagte ihm zuletzt, ich sehe nun, daß der Pabst ganz Recht gegen ihn habe, mit solchen Gesinnungen dürfe man nicht anders als unterwerfen sein! Wir lachten übrigens, aber der Ernst lag tief dahinter. Abends war ich bei Bentheim, der ziemlich verstimmt und unwohl war, ich glaube zum Theil vom unglaublichen Gastmahl, das wir gehabt. Fürstenberg und Andere schienen ihm in der Zwischenzeit auch nicht viel Erbauliches gesagt zu haben; daß ich es mit ihm gut meine, davon ist er überzeugt, aber er möchte, daß ich es in seinem Sinn besser mit den Mediatisirten meinte. Dieser Gegenstand erfüllt all' unsere

Gespräche; natürlich, die ganze Zukunft liegt darin! — Heute speist Bentheim beim Großherzog, der auch mich einladen ließ, wahrscheinlich aus wohlwollender Berücksichtigung unseres Verhältnisses, denn ein anderer Diplomatiker wird nicht dort sein. Ich muß also Friederich, der mich mit seinen Schweizerbevollmächtigten zu Gaste gebeten, absagen. — Morgen ist Sitzung der zweiten Kammer; Mittags kommt der König von Baiern und speist beim Großherzog im Privathause; wenn Bentheim dem Könige hier nicht vorgestellt wird, welches fast nicht möglich scheint, so folgt er ihm Sonntag nach Baden, sonst aber will er von hier gleich weiter nach Stuttgart, weil ihm mitunter vorkommt, er habe entsetzliche Eile! Ich habe aber schon gesehen, daß er in der Gottes Welt keinen Anlaß dazu hat! Uebrigens ist er nicht mehr Bevollmächtigter der Mediatisirten, deren Sachen immer schlechter gehen, nach seinem eignen Geständniß. Sieh mal in beifolgender „Allgemeinen Zeitung", wie keck die Sachen herausgesagt werden! Wie unbedenklich der Bundestag seine Abfindung erhält! Ich habe das Blatt nicht beschnitten, bewahre Du es aber doch! Der Artikel, der die Herren von Stein und von Humboldt stutzig gemacht hat, stand in einem beschnittenen Blatte, Du hattest ihn gelesen und Herrn von Rotteck angerühmt, Du erinnerst Dich wohl? —

Frau von Dubovs hat von der Frau von Tettenborn dieser Tage einen Brief erhalten, zufolge dem der General zur Vermählung des Markgrafen Leopold hier eintreffen will. Das glaub' ich nun endlich, der Anlaß ist entscheidend! —

Ich habe so viel zu schreiben, und komme immer noch nicht dazu! Ist das nicht arg? Und nun folgen Ereignisse auf Ereignisse, Pflichten auf Pflichten, Vermählung, Kronprinz, Baden mit seinen Königen u. s. w. Nun, es wird sich alles nach und nach abspinnen müssen, und ein Schelm thut mehr als er kann! —

Was sagst Du dazu? Herr Graf von Bernstorff hält viel auf mich, und hat meiner Berichte mit großem Lobe gegen Bentheim erwähnt, besonders auch meine Mittheilungen in der Kotzebue'schen Sache. Und auf meine dringendsten Anforderungen erwiedert er nichts! Leute! Leute! —

Aus Ettlingen sind die Nachrichten jetzt gut, sagt mir Herr von Edelsheim, der sich Dir sehr empfehlen läßt. —

Nachmittags um 4 Uhr.

Ich kam vom Großherzog, und erhielt Deinen Brief durch Jakob, eilte zu Bentheim, und komme nun zurück mit folgendem Resultat: Bentheim ist hocherfreut über Deinen Antheil, und dankt Dir und grüßt Dich herzlichst! Sieht er aber morgen den König von Baiern hier, so meint er keinen Augenblick mehr säumen zu dürfen, um nach Böhmen zu reisen. Indeß ist dieser Fall kaum anzunehmen, und Bentheim wird den König erst Sonntag in Baden sehen können, dann kommen wir zusammen dahin. Daß Du morgen hieher kämest, liebe Rahel, ist nun kaum zu rathen, es wäre vielleicht nur, um unseren Freund gleich in den Wagen steigen zu sehen. Indeß kann ich nicht mehr sagen, als ich weiß, und alles ist ungewiß, da Bentheim ganz irr ist, und genau genommen, am hiesigen Hofe, wie am baierischen, nichts zu thun hat, sondern einer selbstgemachten Nothwendigkeit folgt. Ich glaube aber, es wird sich so machen, daß er nach Baden muß; auch Graf Reigersberg ist davon überzeugt, denn der König steigt in der Privatwohnung hier beim Großherzog ab, speist mit ihm in der Stille, und fährt gleich darauf über Ettlingen, wo er die Frau Großherzogin besucht, nach Baden, da wird er nicht zwischendurch die Aufwartung von Fremden annehmen.

Jakob schicke ich morgen wieder ab, da der gegenwärtige Brief Dir doch heute nicht mehr zukommen könnte, und er morgen eben so früh durch die Post in Deinen Händen ist.

Lasse uns auf jeden Fall verabredet haben, daß wir, um uns auf der Straße nicht zu verfehlen, über Ettlingen und Rastatt gehen.

Mit herzlichsten Grüßen

Dein

Varnhagen.

An Varnhagen in Karlsruhe.

Baden, Freitag, den 2. Juli 1819. Morgens 9 Uhr.

So eben erhalte ich Deinen Brief von geſtern, was kann mir Erwünſchteres kommen als Bentheim; den ich liebe. Hätteſt Du mir nicht geſchrieben, daß Ihr heute kommen wollet, ſo hätte ich mich gleich in den Wagen geſetzt, ſo aber könnte ich durch den Wald, durch Raſtatt, und Ihr einen anderen Weg fahren. Ich ſchicke alſo einen Boten; und Du läßt mich genau wiſſen, ob und wann Ihr kommt. Bentheim nicht zu ſehen, wäre ein zu großer Schmerz für mich; um 7 iſt die Generalin Freiſtädt abgefahren, hätte ich nur dann Deinen Brief ſchon gehabt! Wie freu' ich mich, daß Du unſeren Freund ſo würdig findeſt. Ein edles, zartes Herz, ein ächtes, wird immer beſſer! Ich gratulire Dir, theurer Auguſt, zu dieſem General, zu dieſem Freund!

Auch ich bin Potentat! Ich kennte Mad. Plemmer nicht? Ganz genau. Aus Teplitz, wo ſie mit mir und der ſeligen Bethmann in demſelben Hauſe — wo immer der Großherzog von Weimar wohnte — wohnte. Es iſt die, die ihren italiäniſchen Bedienten ſchlug; und im Genre der Billington ſang: jetzt über zwanzig Jahre her. Sie verfolgte die Bethmann und mich ſehr mit ihrer Geſellſchaft; ſie war nicht übel, reh-engliſch. Adieu! Theurer, Lieber! Deine

R.

Wenn Du morgen kommſt, nimmſt Du Jakob wieder mit; wo nicht, kommt er zu Fuß.

An Varnhagen in Karlsruhe.

Baden, Sonnabend, den 3. Juli 1819. Morgens 10 Uhr.

Wolkendurchbrochenes Wetter, etwas wärmer, im Ganzen feucht, für's Auge ſchön.

So eben, liebe Guſte, erhalte ich Deinen Brief von geſtern. Ich warte es alſo hier ab. Es iſt Bentheim; den ich nicht

ließ in den Wagen steigen sehen will. Du kommst, wann Du kannst, und ich erwarte Dich immer. Herr von Lezbeck kommt alle Woche, sagte mir die Frau neulich. Ich sah sie nicht wieder. Mit Bentheim dacht' ich mir's accurat wie es ist. Kourier-Eile, in Friedenszeiten; Diplomaten-Tummel, bei allem Stillstand in dem Kreise, welchem die Geschäfte entgleiten, ohne noch einen anderen offiziellen gefunden zu haben; Geschäftseinbildung, bei abgemachten Dingen, wo jede Reise nur eine Plaisir-Reise, jedes Bewegen eine reine Motion wird, und nur das gehörige Geld ausgegeben wird. Unheilbar wie manches Alte, was schon dem Tode näher als seiner Geburt ist, und was wir, wenn es uns nicht paßt, alten Schaden nennen, und welches doch nur ein Regen und ein Theil der Natur ist, die viel größer ist, als wir irgend zu fassen vermögen! Du siehst, Polonius regt sich in mir: immer der alte, weise, unklinge Narre. Ich schreibe dies à tout hasard: vielleicht geht früher eine Gelegenheit, als die Post. Montag kommt die Familie Müllinen und Rougement auf einen Tag hierher. Vorgestern war ich mit Küster's Abends bei ihnen, mit den Damen Wechmar und Hacke, von Baiern letztere; mit den Herren von Welk, Hacke, und einem jungen Studenten aus Heidelberg, der einen Stich im Fuß vom Krieg her hat, ein Uckermärker Baron Arnim, ein hübscher brandenburg'scher Mensch. Wir spielten — à drei Kreuzer den Point — Hasard. Gestern fuhr ich mit der douairière Müllinen spazieren, sehr schön! dann ging ich; dann zu Cesar's, wo eine Frau von Berg aus Heidelberg, und eine Frau von Mandelslohe — eine preußische Militairfrau — aus Luxemburg war, geboren aus Warschau; nicht übel. Noch bin ich im Bette; um früher zu schreiben. — Was denkt sich Bernstorff? Lebt er Dich aus lächeté gegen Bentheim? Oder wirkt gute Meinung nicht in ihm! —

Grüße hundertmal den Fürsten Bentheim von mir: ich denke noch, er kommt hierher: und warte hier. Gewiß reist er nicht aus der Gegend, ohne daß ich ihn gesehen habe. Ich sag' ihm kein Wort von meinen Gesinnungen und meinem Herzen gegen ihn! Er liebt mich auch. Ich freue mich sehr, daß er gut aussieht, und so ist, wie Du mir ihn beschreibst. Weiß er, daß Auguste (Brede) in Karlsbad ist? Lebe wohl, liebster Freund! Ich bilde mir ein, Du kommst morgen. Gestern sprach ich Küster's nicht; vorgestern hieß es, er käme heute. Lebe wohl! Deine Dich immer mehr liebende R.

Cesar's wollen nicht, daß ich gehe; Du sollst kommen, wollen sie. Adieu, Lieber. Du Armer hast so viel zu thun, und so viel Störung. Doch geht etwas vor; auch gut! Adieu, Auguſtken!

Je n'ai rien donné à ce cocher, vous lui donnerez une bagatelle. Il part à midi, il arrive à 5 heures.

An Rahel.

Karlsruhe, den 5. Juli 1819.

Abends nach 7 Uhr. Noch warm, doch wolkenstreifig.

Eben angekommen, geliebte Rahel! Den ganzen Weg an Dich gedacht mit innigster Durchdrungenheit! — Ich finde viele Briefe, von Gruner, von meiner Schwester — sie und ihr Kind ist wohl — für Dich von Rose beifolgend einen aus Brüssel. Lindner's neue Zeitung. Die beifolgende Karlsruher enthält das Nähere über den Komet und über die neue Mordgeschichte! Also doch wahr!

Adieu, geliebte Rahel! Sei Du nur vergnügt und wohl, meine geliebte, einzige Freundin! Fahre spazieren, in's herrlichste Grün! Wie roch der Hanf heute, und alle Kräuter! Die Brust verwunderte sich über die Würze der Luft. Unsere Zimmer sind angenehm. Adieu, liebe, theure Rahel!

Dein

Varnhagen.

An Varnhagen in Karlsruhe.

Baden, Dienstag Vormittag 10 Uhr, den 6. Juli 1819.

Wie gestern, Hitze mit etwas Wind.

Wie ist Dir denn, theurer, lieber August? Noch so unsicher? War Deine Nacht etwas kühl? Mein Trost waren die Erdbeeren, die Du mit hattest; und ob Du auch im kühlen Mondschein gehen mögest, meine ganze Sorge. Jetzt schreibst und schwitzest Du! Gingest Du nur in mein schattig

Zimmer schreiben, bis bei Dir die Sonne weg ist! Ich schreibe in Dorens Kammer, wo es ganz gut und luftig ist. Als Du gestern weg warst, blieb ich liegen, aber ohne zu schlafen, ich las, und sprang immer auf, aus Hitze, bis nach 6 Uhr, dann ging ich im leichten Kleide nach der Allee; — vorher war Frau von Küster bei mir, sich zu entschuldigen, meine Einladung durch Arnim nicht angenommen zu haben: sie fuhr mit Mann und vier oder mehr Kindern in zwei Wagen nach Gerlsdau, weil der Herr von Küster gern in der Geschwindigkeit die Orte genießen will; ich stellte mich unwissend seines Hierseins; — wo mir Dore gleich folgen sollte, ich wollte nach Lichtenthal: ich ging zu Mad. Weiß, da kam Mad. Chevalier mit Tochter, wir saßen wohl dreiviertel Stunden, ich ließ Gefrornes holen; da hat die Fürstin Löwenstein mit Gemahl und Schwester heran, sie waren bei mir gewesen, sagte sie, und haben Karten gelassen. Ich höflich, sie auch. Dann kamen alle Leute und der König von Baiern — dem Arnim gestern Mittag noch vorgestellt wurde, und den er mündlich zu heute bat, so daß der ihm nun noch um 11 Uhr geschwind die Kour macht; sei aber nicht zu thätig, nämlich, nicht zu geschwind, — und die Damen Cesar, die da kehanpteten, sie hätten lange bei Grandi gesessen, welches ich nicht gesehen hatte. Ich schlug die Lichtenthaler vor, und ging mit den vieren hin, an unserer Ecke gesellten sich ein General und ein Kaufmann zur Chevalier, ich ging mit Lotte Streckeisen voraus, und Chevalier's mit Mad. Cesar und denen nach. Als wir umkehrten, saß Mad. Chevalier und Mad. Cesar mit Arnim, ohne jene Herren, die Chevalier ging weiter, wir nach der Allee, weil ich die Familie Neugement sehen wollte, die gefahren war. Die ich auch mit Zeppelin's traf, die Gräfin stürzte auf mich, an dem Arm eines Herrn, und flüsterte mir zu, wenn sie ihn nur los wäre! sie wolle gleich kommen. Ich sah alle Neugement's, aber Mülinen's nur von weitem, sie wurden mir nicht vorgestellt; bald fuhren sie ab; und Zeppelin's zu uns vor Grandi's Bude; es wurde kühl, dunkel, Mondschein: ich ließ Thee bringen vor der Primaresi ihren Laden unter den Kolonnaden, das Gesicht zum Schloß: zum Entzücken der Gesellschaft. Alle Zeppelin's, Cesar's, Arnim, Potemkin; Löwenstein's, die in den Saal gegangen waren, und welche die Gräfin für mich zu laden mit Mad. Streckeisen (Lotte) dort suchte, waren nicht mehr zu finden. Nun soll ich die und Schweighäuser's in der

Hitze besuchen! — Zeppelin's schien es kalt zu däuchten, und die gingen mit den Kindern zuerst. Dann wir, vor unserer Thür den Komet sehen, Cesar's gingen auch: und ich blieb mit Arnim vor der Thür bis 10, dann lahmte der Arme ab, er lahmte mehr, und klagte. Ich ging mit Dore und Liesel göttlich nach der Lichtenthaler: Jakob hinter uns. Vor 11 ging auch ich schläfrig hinauf, aß Schinken, mit Limonade, und legte mich auf dem bloßen Kanapee mit meiner Decke, und offenen Fenstern, schlief sehr gut, wenn auch mit Umdrehen: als es Tag war, erwacht' ich sehr heiß, ich machte die Laden zu, eh die Sonne ankommen sollte, und wollte die Wohnstubenthür dafür öffnen: sieh da! Liesel schon auf, die vor der Hitze waschen wollte, es war 4 Uhr; ich legte mich wieder, sah aber, daß es nur zum Schwitzen kam; stand auf, weckte Dore, zog nur einen Ueberrock an, Shawl, Hut, und ging aus. Prächtig! So erfrischend! Nur in den Anlagen, viel gesessen: gegen 7 Uhr hinauf, gefrühstückt, und noch ein wenig geschlafen, ehe das Frühstück kam. Von dieser Morgenluft fühl' ich mich sehr gestärkt, und zusammenhängender in den Nerven, als seit Besinnungszeit. Morgen thu' ich's auch, wenn ich aufwache. Dann wusch ich mich, nun schreib' ich. — Die Matratze ist da, aber der Kutscher ließ sagen, er würde noch etwas bringen, wenn er vom Heuen zurückkäme; vielleicht ist da etwas von Dir, beste Guste. Was magst Du alles zu thun gefunden haben!

Ehe ich etwas Neues von Dir habe, Herzensfreund, will ich noch eine alte, elegante, tiefe Phrase Deines letzten unbeantworteten Briefes vernehmen. Freilich!: „ist die nothwendige Form für das Liebe und Gute im täglichen Leben (etwas) Schelten und Tadlen." Lange nehme ich's von mir und Dir so an! Lieber Freund. Du kannst alles so schön sagen: wenn ich's auch lange weiß, oder gar, lange gesagt habe. Wäre jetzt mein Kopf eine Kammer des Deinigen, wie reife, frühe Dinge sagtest Du; bei mir bleiben sie im Pelz: und ich muß wohl gar in Geduld hinnehmen, wenn es heißt, ich widerspreche mir, im Juli 1819 hab' ich ja dies gesagt, und gewünscht; „ausgedrückt". Also, adieu für jetzt! mein Auguste: ich will Ihnen ein Wort schreiben: aber nur ein Wort; weil Du's noch nicht kannst; und er mir so scharf schrieb wegen den Affairen. Kommt noch etwas mit dem Kutscher, so schreib' ich noch hierzu. Ich umarme Dich, und sehe Dich! Deine R.

Ende fuhr bald nach Dir gestern nach Karlsruhe. Addio!

Doch ein Wort, ein liebes Wort von Dir! Theuerster Auguſt, ich werde die Zeitungen leſen. Sieh Roſe's alten Brief, in jedem Sinn. Welcher Pedant Karl! Der Herr Krauſe vom vorigen Jahr (aus St. Petersburg) war bei mir, und eben Herr von Küſter ganz fürſtlich. Er hat dem Großherzog in Kanaſtatt aufgewartet; er hatte ſich melden laſſen und wurde angenommen. Adieu, Liebſter: ich habe Ihnen geſchrieben. Deine

R.

An Rahel.

Karlsruhe, den 6. Juli 1819. Dienstage.

Mittags gegen 2 Uhr. Heiß, heiß.

Eben komme ich von der Ständeſitzung aus der größten Hitze. Kühler war es bei dem Großherzog, den ich darauf beſuchte, um ihm die Nachricht von der Reiſe unſeres Kronprinzen mitzutheilen. Er war ſehr gnädig gegen mich, auch vertrauensvoll, ich konnte und mußte vieles ſagen, hätte aber manche Ueberzeugung, wie bei unſerem weggereiſten Freunde, zum eignen Beſten ändern zu können gewünſcht! Ein gewiſſer Mann wirkt ſehr übel, und faſt allein! er wird die Sachen noch ſehr verwirren. — Wie geht es Dir, liebe Rahel? Iſt es Abends kühl? Ich hoffe Du fährſt ſpazieren! Meinen geſtrigen Brief und die Sachen wirſt Du erhalten haben. Den Kutſcher hab' ich bezahlt. Heute kam beifolgender Brief. Ich habe noch viel zu thun, und vor allem mich abzukühlen. Leb wohl, Geliebte! Ich umarme Dich innigſt!

Dein

Varnhagen.

An Varnhagen in Karlsruhe.

Baden, 10 Uhr Morgens, Mittwoch, den 7. Juli 1819.

Noch heiß, doch besser, als gestern.

Der Himmel ganz dunstig, fast grau: und seit einer Stunde die Sonne doch manchmal weg, wie eben jetzt. Ich sitze in Dorens Kammer, das ganze Haus naß gesprengt; um 5 war ich schon mit Liesel in den Anlagen; denn so wie man wegen Sönneken die Fenster zumachen muß, kann ich nicht mehr athmen, steh' lieber auf, und trinke Morgenluft; und bade Brust und Körper darin. Um 7 frühstückte ich an der ersten Bude in der Allee, neben uns, bei der freundlichen Frau, im größten Schatten. Da saß ich auch schon vorher, und las alle Zeitungen; Herr der Allee, ich ganz allein bis 8. Dann große Wäsche, ein wenig hantirt, Deinen gestrigen Brief erhalten; und nun meinem lieben armen August antworten. Du hast so heiß! Nun wird es wohl in Karlsruhe auch bewölkt sein. Gestern erhielt ich Paket, alles richtig vom Kutscher, und Deine lieben Zeilen; ich blieb den ganzen Tag oben, um 6 fuhr ich, Lotte, und Mad. Cesar, auf das Jagdhaus, ich holte sie mit meinem Wagen und Jakob ab; wie ich nur einstieg, war es schon kühl, und herrlich; sie fanden es göttlich, ich ließ sie oben Kaffee trinken; und sie sind überzeugt, ich hab' ihnen die größte Fête gegeben; wir fuhren spät hinab, und noch ein wenig gegen Lichtenthal, und dann nach der Allee, wo wir alle Menschen trafen; und wo Zeppelin's gleich auf mich kamen, sie wären bei mir gewesen, ich noch nicht bei ihnen. Manche wollen eigenst in Höflichkeit und Zuvorkommenheiten gut machen, was Andere in Grobheit ausrichten. Graf Reigersberg war mit einemmale da, und wollte Bestellungen an Dich; er fuhr in der Nacht ab, und war die vorige gekommen. Ich hatte aber nichts. Zeitungen hätte ich Dir zurückschicken können: daß sie nichts kosten: mit dem nächsten! Ende sah ich diesen Morgen wiederkommen. Küster's waren auch bei mir gewesen: wir setzten uns vor den Saal, und Lotte ließ Glacen geben. Sie und die Mutter hatten so großen Genuß von der Fahrt, daß ich selbst sehr viel Vergnügen davon hatte, ohne mein eignes. Nur gönnt' ich mir nichts ohne Dich. So ist's.

winnen; und drauf pochen, man wird ihnen doch nicht in's Gesicht schlagen?! Jeder soll sich an seine Regierung wenden, und die an den Bundestag Ordres geben, und der referiren rückwärts an den Wiener Kongreß! Der niedliche Schw....-....! wie Vetter die Sonne nannte. — Sehr gefiel mir die Beschreibung — in der Berliner Zeitung — des neu dekorirten Opernhauses in London; nun wird Graf Brühl das Schicksal des Fabelfrosches, wenn auch nicht haben, doch machen: etwas muß platzen! — Adieu! Lieb Kind! Bester, theuerster Freund! Könnt' ich Dir kühl machen, Dich herzaubern mit Gedanken! Hast Du den Brief gefunden, den ich Sonnabend, als Du kamst, einem Kutscher mitgab: er hatte Schweizerherren nach dem Kreuz gefahren, und ist aus Karlsruhe. Ich umarme dich in Liebeswünschen! Deine R.

Nun gehe ich hinunter. Wenn Marie nicht lesen kann, hilf ihr, Lieber. Es ist viel, daß der Großherzog Dir noch so wohl will: sie wünschen's gewiß nicht. Nun schreib' ich bald Augusten Brede, und sage dem Freund [Beutheim] sein Fait. Adieu!

Wenn ich dieser Tage Einmal nicht schreiben sollte, denk Dir nichts dabei. Dann bin ich über Land oder so etwas; oder weiß nichts. Oder es ist zu heiß. Adieu, liebe Guste!

2 Uhr Mittag.

So eben läßt mir Herr von Küster sagen, ob ich nichts nach Karlsruhe zu bestellen hätte; da Du diesen Brief dadurch schon heute bekommst, weil er um 6 Uhr fährt, so geb' ich ihn ihm mit, und lege die Karlsruher und Robert's Zeitungen mit bei. Ich war nicht unten, ich versäumt' es durch Lesen. Vincenti's waren ein wenig bei mir. Adieu, liebster Freund!

2 Uhr Mittag, den 7. Juli 1819.

Nun schreib' ich Dir im Kouvert, weil Herr von Küster meinen großen Brief mitnimmt, der auf die Post sollte, und Du morgen doch Grüße von mir erhalten sollst! Ist es Dir unangenehm, daß Küster kam? Störend gewiß. Was ist zu thun! Adieu. Deine R. Jetzt Hitze.

Die heutige Einlage war ein Taſtet'chen, von Adele; Du lieſt den Brief hier. Ich werde ihnen antworten.

An Rahel.

Karlsruhe, den 7. Juli 1819. Mittwochs.

Nachmittags 4 Uhr. Heiß, doch luftig; es wird vielleicht zum Gewitter kommen. Wolkig iſt es dazu genug.

Dieſen Morgen erhielt ich Deinen lieben, ausführlichen Brief, meine theure Rahel, eine tröſtende Erquikung im unſeligſten Zuſtande der Hitze und Unruhe, in denen ich mich die ganze Nacht hindurch bis zum Morgen gequält hatte! Du wollteſt wohl Herrn von Arnim zeigen, liebe Rahel, wie die Art Briefe, von denen die Rede war, noch nicht aus der Welt verſchwunden ſind? Wie angenehm und belebend Deine Schilderungen! belebend, denn ſie ſchildern nicht bloß Leben, ſie ſchaffen es. — Ich kann Dir nichts ſagen, weil ich zu viel zu thun habe, und keine behagliche Ruhe, wie ſonſt, beim Schreiben habe, ſondern wie hetzend und gehetzt bin. Geſtern Abend war ich auf dem Muſeum; Liebenſtein, Lotzbeck und ich waren die letzten; Liebenſtein war früher auch eine Weile bei mir geweſen, wir ſprachen viel Ernſthaftes, er über die Stände, ihren Gehalt, Zwek, Beſtand, ſo wie über die Gruppen und Einzelnen darin mit großer Umſicht und Beſcheidenheit. Die Dinge müſſen ſich abſpinnen, wie ſie aufgewikelt ſind, was kommen ſoll, wird kommen! Der Unverſtand und die Dummheit ſind der Geſchichte eben ſo werth, wie Genie und Klugheit. Heute war Friederich bei mir; er iſt noch aufgehalten durch ſeine Schweizer. Gruner will einſtweilen, um die Luft zu ändern, nach Konſtanz, er zweifelt, ob er die Reiſe nach Berlin aushalten könne. Hier iſt Lindner's Brief, bewahr ihn gut, liebe Rahel! —

Roſe's Brief iſt wahrlich ein bedauerlicher Beweis von ſelbſtgemachter Sittenſteifheit Aſſer's, die ihm doch, wie der Brief zeigt, nichts hilft. Ich hoffe es bleibt dabei, daß er Deine Schweſter, um den Schein abzuwenden, zu Dir kommen heißt. —

Oken's Papiere ſind auch verſiegelt worden, nach der heutigen Karlsruher Zeitung. Welche Gewaltthat! Was will man damit gewinnen? —

Die Geſchichte von Schwalbach macht wenig Aufſehen, ein Nachahmungsſtückchen, eine Ilias nach dem Homer!

Der Fürſt Staatskanzler hat ganz gewiß dem Könige einen Verfaſſungsentwurf vorgelegt. Die Sache ſteht nun bei dem Könige und ſeiner Umgebung.

Daß ich die Rougement's und Küſter'n verſäumt, werde ich — nicht ewig beweinen. Dem Könige von Baiern werde ich ſchon meine Verehrung bezeugen, die Gelegenheit wird nicht fehlen, auf ſie wart' ich. —

Leb wohl, geliebte Herzensrahel!

Ewig Dein

Varnhagen.

Den Kometen konnten wir geſtern nicht ſehen.

An Varnhagen in Karlsruhe.

Baden, 1 Uhr Mittag, den 8. Juli 1819.

In ſo weit die Hitze gemäßigt, daß ich doch alle Fenſter und Thüren offen habe; die Sonne ducke oft, und gleich ſpielte die Erde Rolle, von Natur kühlt ſie; doch iſt es noch ſehr heiß, alles ſchwitzt, klagt und ſeufzt. — Heute, mein theuerſter Freund, wenn ich nun ſchreiben wollte, würd' ich kein Wort hervorbringen, bis ich nicht die unangenehme Meinung, die mir Gentz eingeflößt, von mir geſtoßen! Felone! kann man im Italiäniſchen, im höchſten Stil ſchimpfen. Bis auf dieſe Kritik des Pradt'ſchen Aachener Kongreſſes, kannt' ich mich noch über Gentz täuſchen; hier ſehe ich betrügliche Böswilligkeit: er verläßt ſich hier auf Unwiderlegbarkeit, und ſie iſt ihm gleich, mit Ueberzeugung. Wie überaus elend. Wie ſchlecht auch im Stil; Plattitüden, wenn er ſcherzend oder witzig ſein will: Ausdrücke, wie „Fromme Wünſche", hält er für neue, noch zu

gebrauchende Ironie-Formen, wenn er den Pradt über vorgeblicher Sehnsucht nach Napoleon'schem abtappen will. Genug; und das öftere; die Stellen jetzt zu suchen, da ich sie nicht anstreichen durfte, ist mir zu warm. Man könnte ganz passend von seiner Kritik sagen, was er im Eingange derselben von der Pradt'schen Schrift im Allgemeinen sagt. Wo anfangen? um solche Verwirrung auseinander zu legen: sag' ich zu Gentz. Diebisch macht er sich Pradt's Fehler, Irrthümer und Verwirrung zu Nutze, um ihn da widersprechend zu zeigen, wo er es wahrlich nicht ist, und sich nur zu ungeschickt und verwirrt benahm, und wo Gentz seine Olympier nicht will widersprechen, widerlegt und in der Taschenspielergebärdung ertappt und entdeckt wissen, und sehen mag! Ich habe die Stellen meist mit Zeichen belegt, und schicke sie ein andermal. Tief muß er Pradt bei den Franzosen gesunken, ja verfolgt wissen, von denen er meint, sie seien die „Minister-Heerde", die hinfüro Frankreichs Hirten sein wird. „Indem er alle völkerrechtliche Waffen verbannt, und die Schätze der civilisirten Welt einer Heerde von Seeräubern preisgiebt? — Schon jetzt ist leider diese Klasse von Feinden, seitdem jeder Rebellenhauptmann Freibeuter und Kaperschiffe ausrüstet, für Schiffahrt und Handel furchtbar genug; und wenn die großen Seemächte nicht, selbst auf die Gefahr eines Bruches mit Herrn von Pradt, zu kräftigsten Maßregeln schreiten"; etc. Siehst Du! um nur eine Stelle zu citiren; solches hätte er sich nie unterstanden, wüßte er ihn nicht in seinem Sinne ganz à bas. Talleyrand, Fouché'n, sagte er noch dergleichen nicht; mit dem mindesten Geschmack, hätte er es einem attrapirten Taschendieb, der sich doch selbst auf die letzte Stufe bringt, nicht gesagt. Wie platt; arm und leer! Ein paar gesagte Dinge von Pradt müssen ihn bis auf die Knochen geschnitten haben. Daß er die Heilige Allianz, den Wiener Kongreß, und die Minister-Weisheit anfrechte; wie Du sagst, das Protokoll angriff. Gentz hat mit dieser Abhandlung meine Augen plötzlich geschärft, und mich klar in sein Inneres blicken lassen. Ich sah, er hat gar keinen Witz; keinen Scherz in der Seele: und, wie ich immer sagte, schreibt nur aus dem Dictionnaire und der Grammatik. Nun weiß ich aber evident, er hat gar keine Einbildungskraft, kann sich nichts verstellen, was nicht ist; und deswegen imponirt ihm das Bestehende, und die, die

herrſchen: nicht aus ſittlichem Grund: ſind ſie einmal weggeſtoßen, ſo ſind's ihm Andere; wie er mir's, hin und her, bewies, an mir bewies. Einen aufkommenden Welttheil, und einen abgelebten, welches doch nur Länder ſind, glaubt er nur der Geſchichte, weil ihn die nicht berührt — den body: Gentz — und weil ihm das gleichgültig iſt, in der Zukunft ſieht er's nicht: und hält Alle, die dergleichen zu ſagen wagen, für ſchädlich — ſie inkommodiren ihn — will ſie austilgen; und, vor der Hand, ſie unſinnigen, frühreifen Studenten gleichſetzen, die ſchon das Leben züchtigen und bändigen wird: und worauf Staatskanzler, Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten, Caſtlereaghe, Wellingtone, Kongreß- und Allianz-Leute gar nicht hören; weil die in den Myſterien Jovis goldne Strahlen wirklich alle Poſttage mit vom Olymp bringen. So ſehe ich ihn, in innren Gaben bornirt; und von da aus, de bonne foi: was ihm aber und ſeinem Troſt begegnet, und ihn ſtört, in Gründen oder Dingen, muß ſich beugen, und, wenn auch der Lüge, weichen! Er iſt mir heute, wo ich dies Gerede las, mit einemmale klar. Mündlich von ihm.

Geſtern um 6 ging ich in die Allee, und mit Fräulein Medikus und Emilie Friederich etwas gegen Lichtenthal, dann hin und her mit denen und jenen. Mit Küſter's, Cäſar's, geſeſſen; ein Glas Eis: dann an der Primaveſi-Ecke prächtig kühl, mit Küſter's, Cäſar's, Zeppelin's, Löwenſtein's und Vincenti's Thee: von Herren nur Arnim, im Anfang Vincenti; ſie ennuyiren mich alle, und ich verſichere Dich, wir Frauen waren viel familiärer und beſſer mit einander — Löwenſtein und Zeppelin, die Männer, waren etwas leidend, — wir lachten ſehr; beſonders Löwenſtein's über mich: über jedes Wort! „Nein! die Frau von Varnhagen!" ſchrieen die beiden Frauen immer, und ſchwitzten bis zur Klage von neuem im Kühlen. Allen ſchmeckte es! und lobten geröſt Brot, Biskuit, und den Platz! und dankten. Nun giebt alle Abend um halb 8 eine Frau von uns an der Ecke Thee; dieſe muß da ſein, die anderen ad libitum. Das hat die Streckeiſen aufgebracht; ich motionirt: angenommen mit großem Applaus. Heute Lotte. Jeder kann mitbringen wen er will. Alle freuen ſich, endlich einen point d'appui zu haben, wie ſie's nennen, und ſehr vermißten. Vorher gehen wir zur Quelle in der Lichtenthaler. Heute Morgen um 7 ging ich hinab, wieder ganz allein, und

las: die Nacht war skandalöser Lärm von den Marktleuten, die die Polizei fürchtete, ich sah und hörte es. Auch der König klagt darüber.

Deinen lieben Brief hab' ich heute erhalten. Was schrieb ich denn so Schönes? Lindner's Brief verwahr' ich. Ich schwitze zu sehr! Aber von weitem umarme ich Dich doch! Morgen schreib' ich nicht, es ist zu warm. Ich war bis 1 Uhr zum zweitenmal unten; und stellte mich Schweighäuser's selbst vor: sehr artige liebe Leute; der Bruder unseres will Sonntag, Montag, oder Dienstag, mit einer sehr hübschen Frau nach Karlsruhe, er will gern einem Theater und einer Ständesitzung beiwohnen. Wann soll er wohl gehen? —

Wenig Liebeswerte heute! Sie bleiben im warmen Pelz! Ich schwitze zu sehr beim Schreiben. Du Armer siehst auch so aus! Adieu, mein lieber August. Du fehlst mir immer, über jeden Ausdruck. Adieu! Deine R. — Abends, oder morgen, lese ich die Zeitungen. Hat Dich Küster gestört, warm gemacht?

Nach 1 Uhr Mittag.

In einem Nachlaß von Regen, und da Vincenti bei mir war, ließ ich mich von ihm in den Saal führen, um etwas für Dich zu erfahren; da zu viele Karlsruher mit einemmale hier waren. Nämlich die drei Markgrafen — Dore sagt, auch Fürst Fürstenberg, — Taxis, Neuenstein und Freistädt, Berstett, Reigersberg, Montlezun, Palfy, und das Diné oben bei der Königin wunderte mich. Ich sprach die beiden Generale, und Taxis: sie, und Alle, die ich hier nannte, speisen oben; sind aber meist zufällig hier: die Markgrafen, um vor der Hochzeit noch ihre Kour zu machen; Berstett, um den König zum Brautführen zu laden. So eben fuhr die Großherzogin Stephanie hinauf. General Neuenstein sagte Vincenti'n, sie wolle nun ihren Prozeß anfangen. Schöne Konfusion! Dazu rathen sie ihr nun gewiß, meinend der Prozeß ginge nun gegen jemand anders. Adieu! Mein geliebter August. Jeder Augenblick, den Du allein bist, macht mir peine. Freistädt brachte mir Grüße, und wollte mich besuchen. Adieu!

Der König von Baiern hat zum Fürsten Löwenstein und Grafen Zeppelin heute Mittag in der Allee gesagt, er habe die

Nachricht, seine Stände seien aus: zu aller Zufriedenheit. Neueste Nachricht. Fast vergaß ich sie! Es donnert hinter dem Murgthaler Berg, wie hinter ehernen Pforten, die Hitze deshalb auf's höchste, ohne Sonne, wie voriges Jahr. Adieu, Lieber! 4 Uhr: ich habe tüchtig mangirt. Ich gönne mir nichts allein, keinen Blätterteig, keine Aprikose, nichts!

Ich bitte Dich, theure Guste, schlaf auf meinem Sopha in meiner Schlafstube; die hat die Morgensonne nicht. Es ist kühler.

An Varnhagen in Karlsruhe.

Baden, Freitag 11 Uhr Morgens, den 9. Juli 1819.

Nur ein Wort, Gustchen! Ich soll mit Cesar's nach Eberstein. Es hat gewittert und geregnet gestern, ist noch windig, aber schön. Noch sind mir alle Glieder zittrig von der Hitze: es war beinah eine öffentliche Kalamität. Unser Thee war gestern im Nebenzimmer des Spielsaals, Mad. Friederich und Fräulein Medikus, und die Engländer auch. Wie geht's Dir? Wegen Küster schriebst Du mir gestern nicht. Adieu, Theuerster! Immer bist Du in meinen Gedanken! Deine

R.

Ich hatte solch schweren Traum von Ludwig Robert! Er fehlte schon zwei Tage, und sein Hut war da. Davon bin ich noch ganz hin. Adieu. Ich muß fort. Im Gewitter dacht' ich immer an Dich. Beim Ausbruch war mir sehr weh: um 4, gleich nach meinem Essen.

An Rahel.

Karlsruhe, den 9. Juli 1819. Freitags.

Nachmittags gegen 4 Uhr. Heiter Himmel, doch noch einige Wolken und Gottes Wind!

Geliebte, theure Rahel! Deine Briefe vom 7. und 8. erhielt ich gestern und heute beim Erwachen, als erste Zeichen eines guten Tages! Ich las sie mit innigster Freude, und vergegenwärtigte mir alles, was sie enthalten. Gestern vermocht' ich nicht zu antworten, die Sitzung hatte bis gegen 2 Uhr gedauert, die Hitze war fürchterlich, und ich mußte gleichwohl Einiges fertig machen; so verging die Zeit! Endlich brach der Himmel los, Regengüsse und Gewitterschläge bezwangen die Hitze, und ferne Gewitter mit anhaltenden Winden vollendeten die Kühlung. Man war wie neugeboren, ich lachte vor Erfrischung, und konnte mich nicht satt athmen! aus Vergnügen wieder im Freien zu sein ohne zu zerschmelzen, blieb ich bis halb zwölf auf der Straße, nachdem ich Liebenstein und Leybeck vom Museum nach Hause gebracht; bei Berstett's sah aus dem Dachfenster noch so spät eine weiße Frauengestalt heraus, war es Frau von Berstett, die vielleicht dort eben schläft? Den früheren Abend hatte ich bei Herrn von Struve zubringen müssen, da auch Herr von Küster mit seinen Söhnen dort war. Ich kam aber dort erst gegen acht Uhr hin, da ich noch eine Stafette an Herrn von Pourtales mit einem Schreiben des Kronprinzen abschicken mußte, der ihn wahrscheinlich an einen bestimmten Ort bescheidet. Ich weiß nicht anders, als daß der Kronprinz am 13. hieher und wahrscheinlich auch nach Baden kommt, auf Einen Tag. Was Herr von Küster eigentlich hier will, weiß ich nicht; will er den Hof pflegen, die Stände prüfen, den Kronprinzen erwarten? mir ist das alles recht, nur unbequem. Er war gestern mit mir in der Sitzung der zweiten Kammer, und ganz erstaunt und hingezogen, aber gleich darauf bedenklich und stutzig; sie werden ihm schon nachhelfen, und die rechte Ansicht geben, daß er ja nicht zweifle, sie seien Jakobiner, und daß er in diesem Sinne berichte und erzähle! — In Karlsbad kommt wieder ein großer

Miniſterhauſ zuſammen, von Rußland, Oeſterreich, Preußen u. ſ. w., der würtembergiſche Miniſter Herr Graf von Winzingerode — der morgen mit Herrn von Münchingen hieher und nach Baden kommen ſoll — reiſt auch dahin, Herr von Berſtett ſpäterhin ebenfalls! Was werden dieſe Leute dort anſpinnen, was daher mitbringen! Arzneien nicht, aber Gifte, Zaubertränke zur Beſchwörung von Geiſtern, deren ſie von Natur nie Herr ſein können. — Wie ſehr haſt Du Recht über Gentz! Du hebſt ihn mit der Wurzel heraus, und am Tageslicht iſt alles Gewürm, das ſich darum geſchlungen. Du haſt ihn treffend geſchildert. Allerdings war er tief verwundet. Herr von Pradt ſagt, er habe die Protokolle ſchlecht geſchrieben, das heißt ihm die Nahrung angreifen, denn wegen ſolcher Protokolle glaubt er ſich ja zu jedem Kongreſſe unentbehrlich! — Mich freuen ungemein Deine Thee's an der Ecke, und daß Du die Sache in Zug gebracht, daß Dir die Leute gut ſind, und Dich hegen! Siehſt Du, daß es gut iſt, wenn ich nicht immer dabei bin, ich ſcheuchte ſchon die Hälfte weg, und hemmte Dich bei der anderen. Doch iſt es nicht der Unterſchied der Geſinnung, der hier andere Wirkungen hervorbringt und zuläßt, denn Du ſagſt ja ſelbſt, ſie langweilten Dich alle, dieſe Leute, ſondern der Unterſchied des Talents, das Deinige hält für den Umgang ſich noch friſch und ſtark, wenn das meinige längſt gebrochen oder unterworfen iſt.

Ich kann faſt nichts denken und ſinnen, als die Gegenſtände, die Du weißt. Jeder Tag bringt neue Betrachtungen; nicht neue Maſſen, aber neue Lineamente in ihnen kommen zum Vorſchein. Das Auge des Geiſtes und des Gemüths gewöhnt ſich an innere Anblicke, die einſt für äußere das Herz geſtählt haben werden. Nach meinem Gefühle zu urtheilen, wankt in der Welt alles täglich mehr, es gehen in der metaphyſiſchen Welt neue Veränderungen vor, und die Seele drängt ſich zu neuen Oeffnungen ihres Kerkers, wobei tauſend frühere Gewohnheiten, ehmals angemeſſen und lieb, völlig gleichgültiger werden. Nach meinem Gefühle iſt das Leben jetzt gleichgültiger geworden, ſein Unglück weniger werth, wie ſeine Genüſſe. Wie ſo ich hier in's Philoſophiren gerathe, weiß ich auch nicht. Es iſt ja gar nicht nöthig, daß ich Dir zeige, wie gut ich mich hier zu unterhalten weiß; Du haſt wohl nicht gezweifelt, daß ich Zeitungen leſe, das Muſeum beſuche, und grüble in Zorn und Aerger! —

Es sieht fast aus, als bedürfe England eines Krieges; im Norden — Schweden und Rußland — und im Süden — Spanien und Portugal — sprühen allerlei Funken. Dort kann man noch etwas wollen, das dem eignen Vortheil entspricht; anderwärts ist man auch dazu zu schwach. —

Im Hause ist noch nichts geändert, liebe Rahel, meine Bettstatt ist noch nicht gerückt, es ist mir so grade bequem, auch war mein Zimmer während der Hitze noch eines der leidlichsten, Wassersprengen half sehr. —

Ich muß schließen, damit ich nicht, wie Graf Reigersberg gestern, die Post versäume. Herr von Küster war bei mir; Abends ist wieder Gesellschaft bei Herrn von Struve. Leb wohl, geliebte, theure Rahel! Gönne Dir nur alles, wie ich Dir es gönne! Sei froh und gesund! Ich denke an Dich, und genieße in Gedanken alles Grün und alle Luft mit Dir! Ich küsse Dich innigst, meine liebe Freundin! Auf dem Schloßplatze such' ich Dich Abends oft, ich denke Du müßtest mit Deren vom Garten her kommen. Leb wohl, Geliebte! Mit Innigkeit

Dein

Varnhagen.

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Briefwechsel

zwischen

Varnhagen und Rahel.

Sechster Band.

Aus dem Nachlaß Varnhagen's von Enſe.

Briefwechſel

zwiſchen

Varnhagen und Rahel.

Sechster Band.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.
1875.

Das Recht der Ueberſetzung iſt vorbehalten.

1819.

An Varnhagen in Karlsruhe.

Baden, Sonnabend Mittag halb halb 2, den 10. Juli 1819.

Abgekühltes Wolken-Sonnenwetter.

Bis jetzt war der König von Baiern mit drei Prinzessinnen in der Allee, und alle Menschen, ich auch: mit Fräulein Medikus, dann mit Löwenstein's und Zeppelin's. Mit Küster's kann man nicht bleiben; sie bleiben nicht. Fräulein Medikus ist eine genaue alte Bekannte aller baierischen Herrschaften; mit der Vicekönigin und der Kaiserin von Oesterreich erzogen; der König auf einem Spaß-Fuß mit ihr. Fürstin Löwenstein giebt heute den Thee in den Anlagen, wo solcher Tisch mit Bänken auf der Höhe steht; nicht in der Holzhütte. Graf Jennisson mit einem englischen Sohn ist hier; der ihm in Heidelberg, Stuttgart und Darmstadt so gelang! Er erinnerte sich meiner artig; kennt Zeppelin's ꝛc. und wird von unserem Thee sein. Seldeneck's sind seit vorgestern mit Fräulein Fischbach hier, und reisen gegen Abend nach Karlsruhe; die Fischbach wird zu mir kommen auf ein Weilchen: laß dies Dich nur nicht abhalten; denn erst jetzt hört' ich, Herr von Lotzbeck habe seiner Frau geschrieben, bis den 15. seien die Stände aus: dann sei das Budget heraus, und darauf würden sie vertagt. Seldeneck sagte wieder, den 20. seien sie aus.

Du erinnerst Dich, Gustchen, wie früh ich den Aachener Kongreß einsah! Ich will wieder prophezeihen, was ich in der Seele sehe, mit dem Geist, wie mit den Augen. Wie Hamlet, wollen sie gerne etwas Entsetzliches thun, wissen aber

nur noch nicht was. Dann kommen sie immer zusammen, und wie sie sich imponiren, erwarten sie diese Wirkung auch auf die Welt; auch erwarten die größeren Höfe etwa Einfälle, Witz, Gelehrsamkeit von den kleineren Ministern, und die kleineren, Gewicht und Exekution von den großen. Für's Erste giebt's Apparat, Aufschub, Dine's, Ordens, und Reiseketten für die Bäder. Das in Wien gegebene Versprechen der Verfassungen ist ihnen wie ein Kind erwachsen; mit Ansprüchen, Talenten, Kräften und Rechten, an welche die meisten Eltern bei Taufe und ihren Festen, und wenn das Kind noch ledige Härchen und Phantasiekleider trägt, und ihrer Eitelkeit schmeicheln muß, gar nicht denken. Nun wollen sie sich in Karlsbad noch nach ausdenken, welche Macht und Kraft der Bundestag haben soll; bis jetzt noch ihre generelle Maske für individuelle Machtausſprüche: sie wollen erfinden, was man gegen die Landtage, gegen die Stände, für Gesammtmaßregeln zu nehmen hat. All dergleichen will Einer von den Anderen erfahren. Sonst, bin ich überzeugt, führt die Deutschen nichts Bestimmtes: die Ausländer — wie sie auch Dein Brief heute einzeln nannte — haben bestimmten, positiven Vortheil, und Absichten, die sie dort mit hinbringen; und diese ihrem Ziele näher zu bringen, wird das Einzige sein, was dort ausgerichtet wird: außer Bestärkung in der alten Gesinnung, und neuen Furcht. Das sieht mein Geist: laß Dir das bischen Lesen seines Gesichts gefallen! höchstens hab' ich Unrecht.

Was Herr von Küster eigentlich wollen kann, weiß ich auch nicht, außer, Dir nicht ganz das baden'sche Feld zu überlassen. Ich verdenk's ihm weiter nicht; thu Du's auch nicht: die Petition ist falsch; und so organisirt sich ordentlich Falsches aus Falschem. So auch rückwärts hinauf. Ich begreife ganz Deine Gedankenrichtung, und Stimmung. Freilich, bringt einen die Winzigkeit und Verwirrung bis zu den höchsten Dimensionen und Punkten! Du glaubst nicht, Augustʼ, wie mir die Gesellschaft scheint! — mit dem Talent, was Du mir für sie zugiebst. — Die man kennen lernt, denken gar nicht: bekannte, ihnen zugekommene Phrasen haben sie, mit denen sie würfeln: „ja", sag' ich immer, „so!" und höre die ganze Geschichte, die ganze Behauptung nicht, die sie vertragen. So gestern; wo Lotte, und Mutter, Gernsbach hin, Gernsbach her, in dieser Art sprach. Arnim war mit uns, der in den Fuß geschossene: es war sehr schönes Wetter: hin, unten

gefahren; her, über die Berge; um ein Viertel auf 9 hier; dann mit Allen im Saal. (So eben hielt die Königin von Baiern an unſerer Ecke, die Prinzeßchen begrüßten ſie in den Wagen hinein, den ſie halten ließ; und gingen hinter dem her, zum König ſpeiſen. Wenigſtens der ſiebente große Sechsſpänner, der ankommt! und die Königin, die ſich doch die Wonne nicht macht, in einem unbepackten Wagen von dem kleinen Nachtlager zu kommen! Fürchterlich bepackt war ihr Wagen, und vier Menſchen wenigſtens drin.)

Da mir, nach der zu großen Hitze, die Glieder rheumatiſch weh thaten, wie nach einem Krankheitsanfall, nahm ich heute ein vorſichtiges, gelungenes, kurzes Bad; todtmüde bin ich doch noch, fühle mich aber erleichtert. Die Hitze war wirklich ein Unwetter.

Du irrſt, mein geliebter Freund, wenn Du denkſt, ich könne allein beſſer mit den Leuten fertig werden: vielleicht mit der Länge der Zeit: jetzt nicht. Und ich mag hin und her denken wie ich will: es bleibt bei der Blume vom Stiel. So fühl' ich mich. Geſtern war ich ſo erſchöpft von der vorgeſtrigen Hitze und der geſtrigen Fahrt, daß ich nach 10 zu Bette ging, und bis halb 8 ſchlief, etwa von halb 12 an.

Sei Du nur vergnügt, Theurer! Pflege Dich; vergiß mich nicht; d. h. komme, wenn Du kannſt. Aber quäle Dich auch deßhalb nicht!

Es war gewiß Gräfin Luxburg, die bei Berſtett's aus dem Dachfenſter ſah, denn ich ſehe ſie hier nicht mehr, und da oben pflegt ſie zu wohnen. Ich hab' ihr mein Kompliment nicht anbringen können: ein andermal: es iſt wirklich nicht einmal werth, daß man davon ſpricht: die That koſtet weniger Zeit, und iſt kompakter. Lebe wohl, Geliebter; wundre Dich nicht, wenn ich Einmal zu ſchreiben unterlaſſe. Geleſen hab' ich geſtern und heute nicht. Zu müde. Dore frug geſtern ganz im Ernſt, ob ſie ſich wohl unterſtehen dürfte, Dich grüßen zu laſſen. Ich drück' Dich an mein Herz und lieb' Dich ſehr!

Deine R.

An Rahel.

Karlsruhe, den 10. Juli 1819.

Mittags gegen 1 Uhr. Leidlich, Wolken und Sonne, Wärme und Kühlung kämpfend, letztere schwerlich siegend!

Theure Rahel! Ich komme eben aus der Sitzung, die wenig Werth hatte, es blieb einige Verwirrung ungelöst zurück, doch von keinem Belang. Herr von Küster, der heute bei Hofe speist, war nicht gegenwärtig. Er bleibt nun hier, bis der Kronprinz hier gewesen, da dieser nach neueren Nachrichten nicht mehr über Stuttgart reist, und der Herr General von Knesebeck dem Herrn von Küster den Wunsch geäußert hat, ihn im Badenschen zu sehen. Auch ich habe ein Schreiben des Herrn Generals mit beifolgender Mittheilung der Reiseanordnung des Kronprinzen erhalten. Herr von Küster meint, wir brauchten nicht entgegenzufahren, ist aber noch nicht sicher darüber. Mir ist alles Recht. Was mir bei der ganzen Sache zuwider ist, ist das Geklatsch, das wahrscheinlich nicht fehlen wird, die Mittheilungen und Aeußerungen über Stände, über mich vielleicht, u. s. w. Je nun, ich muß es gewähren lassen! (Herr von Berstett zeigte neulich ein Paar Briefe, die nach seiner Versicherung den Beweis enthielten, daß dieselben Personen, die hier die Stände in Flammen gesetzt, auch schon wieder in Ludwigsburg Wohnungen genommen hätten, um die würtembergischen zu verderben!! O Jammer über den Staatsmann! Er mag sich hüten, denn da er im Wagen Schiffbruch möglich glaubt, so ahndet er gewiß keine Gefahr im Schiffe.) Aber eine andere Nachricht muß ich Dir geben, über die ich gar nicht böse bin: die Stände bleiben höchstens noch 14 Tage beisammen, und werden dann vertagt, vielleicht schon im Februar wieder einberufen. Am Mittwoch kommt schon das Budget vor, und wird dann hintereinander abgemacht. Montag hält die erste Kammer ihre öffentliche Berathung über das Adelsedikt, da darf ich nicht fehlen, sonst käm' ich auf einen Tag nach Baden. Bald aber komme ich auf längere Zeit, und freue mich innigst darauf! —

Herr von Rotteck wird Dir morgen Bücher von mir bringen. — Mad. Milder hat mir geschrieben, ich lege das Briefchen bei. Ich werde ihr antworten. Briefe sind nicht für sie hier angekommen. —

„Ludwig der Baier" von Uhland, ist für Frau von Vincenti. Ich lasse mich bestens empfehlen! Auch der übrigen Gesellschaft!

Diesen Morgen erhielt ich Deinen lieben Brief vom 9. d. Liebe, theure Rahel! Ich bin Dir von ganzer Seele ergeben! Wie freu' ich mich, daß Du die Kühlung eben so genesset, wie ich hier! Eine Kalamität, ein wirkliches Unglück hatte ich die Hitze auch schon genannt. Noch ist es ziemlich kühl. Ich trage Nankin. Adieu, geliebte Rahel! Ich küsse Dich!

Dein

Varnhagen.

An Varnhagen in Karlsruhe.

Baden, Sonntag, den 11. Juli 1819.

Trüb aber schön.

Nur Ein Wort, theuerster, einziger, geliebter Freund: denn es ist gleich nach Tisch! und ich mußte viel mit Besuchen leisten, und an Pauline schreiben. Die Allee war brillant. Nur eine kleine Zeitung. Herrn von Rotteck hab' ich noch nicht gesehen. Berstett, Fürstenberg, Herr von Baden, Mülinen und Wintzingerode, und Gremp von Freudenstein, sind hier. Der König hat den Angekommenen allen gesagt, er habe keinen Platz sie einzuladen. Nur achtzehn könne er lassen. Um 4 ist Kour bei der Königin. Alle klagen über Stehen und Anzüge. Abends geht die Welt auf den Ball. Zum viertenmal war heute die Zeppelin bei mir, ich noch nicht bei ihr. Mit der bin ich am meisten. Küster's Aufenthalt während des Kronprinzen Anwesenheit ärgert mich, doch nehm' ich's wie Du. Auf Wiedersehen! Deine R. Nach Tisch

kann ich nicht. Ich sah auch keine Berstett'n: sie war nicht in der Allee.

An Rahel.

Karlsruhe, den 11. Juli 1819. Sonntags.

Nachmittags 4 Uhr. Es regnet.

Ohne Gruß sollst Du nicht bleiben, geliebte, theure Rahel! wenn ich gleich schon vom Schreiben übermüdet bin. Ich bekam heute Morgens Deinen lieben Brief mit der Dichtung und Wahrheit von Karlsbad! Ja wohl, will ich Dir glauben, liebe Rahel, es ist ganz so, wie Du sagst. Dichtung nenn' ich es nur, weil keine Wahrheit richtig auftritt und ihre Gestalt behält, außer durch Dichtung, und so nannten die Alten auch die treusten und wahrhaftesten Geschichtbücher des Herodotes und Thucydides große geschichtliche Dichtungen — Prüme, eigentlich Gebilde — Du aber hast ja zugleich die anmuthigste Personendichtung geliefert, das angenehme Kind, mit seinen schönen Locken und Spielen, das nun groß wird und stark, und auch als ein Großer leben muß! — Dies und Dein Urtheil über Gentz möcht' ich gedruckt sehen!

Ich fahre nun doch mit Herrn von Küster nach Bruchsal, aber im Frack. Deste besser. Er war gestern Abend bei Graf Mülinen, wo auch Graf Winzingerode und Herr von Berstett sich befanden, ich war nicht geladen, sondern auf dem Museum, wo ich Herrn von Liebenstein und Herrn von Lotzbeck sah, mit deren und Herrn von Sensburg ich nachher den Kometen betrachten ging. — Herr von Rotteck wird Dir heute die Bücher mit meinen Grüßen gebracht, und Dir allerlei erzählt haben.

Die Vertagung kommt mir gelegen; den geschonteren Ständemitgliedern auch, die Ursache liegt in Dingen, die das Ministerium nicht weiß, sonst würde es nicht auf Vertagung dringen. Dies einmal mündlich. Vor Ende des Monats wird aber das Budget schwerlich fertig. —

Graf Mentlezun war bei mir, und sehr erschrocken über eine Nachricht, die er aber auch noch nicht für ganz gewiß hält. Im Darmstädtischen sollen die Odenwalder Bauern die Steuer-

zahlung, weil keine Stände sie verwilligt, verweigert, und das gegen sie gesandte Militair zurückgeschlagen haben! Leicht möglich! Auf das Schlagen sollte man es nicht ankommen lassen, denn das Zurück ist dabei nicht zweifelhaft. —

Adieu, liebe Rahel! Ich freue mich, Dich in dieser Woche zu sehen! Sei vergnügt! Ich küsse Dich innigst. Leb wohl, meine einzige Freundin, nach der ich mich sehne mehr als ich es sagen kann!

Ewig Dein

Varnhagen.

Ich grüße Doren wieder! Marie hat mich eben gebeten, sie mit ihrer Schwester ausgehen zu lassen, in Gottesnamen. Der Bediente ist da.

An Varnhagen in Karlsruhe.

Baden, Montag Vormittag halb 12 Uhr, den 12. Juli 1819.

Kühles Wolken Sonnenwetter.

Vielen, vielen Dank, theurer August, für die schöne Lektüre, die mir gestern Nachmittag Herr von Rotteck schickte, den ich etwas später in der Allee sah, und mit ihm ging. Wie einem Griechen war mir zu Muthe, der im Barbaren-Lande einen Kompatrioten findet: „Barbaren" ist ein verzeihlicher Ausdruck; wenn man bedenkt, was solch Unseliger vermissen und entbehren mußte, bei denen, welchen Begriffe fehlten (Punkte, wo sie ausgehen konnten, wie Gualtieri forderte), und wo er tausend und tausend für den Geist unterhaltende Abschattungen treffen wollte, und nichts fand, als stumpfe Hörten! Es war eine gute halbe Stunde, in der ich Herrn von Rotteck sah, aber ich selbst war stumpf; gedrückt und abgespannt, und gereizt, noch von der Hitze her, die mir eine Krankheit durch einen Tag Verlängerung zugezogen hätte. — Er erzählte mir auch manch Unangenehmes: sie werden tollhaus-toll. Der Artikel in der „Allgemeinen Zeitung"

gefiel mir sehr, wo der Staatskanzler so gemüthigt wird; und diskursiv manches Andere. Gestern war es sehr brillant in der Allee: Nachmittags ging ich wieder nach einem Regen ein wenig hin: während der Kur, die Kurleute kamen nicht in die Allee; ich aß Eis mich zu ermannen, bei Gerger's, Vincenti's, und Lotzbeck's: doch wurde es mir zu still bei ihnen; nachdem Rotteck weg war, ging ich in die Lichtenthaler mit Deren, wo es sehr schön und ganz leer war; nur der König mit der Gemahlin und sechs Töchtern begegnete mir; ich bog aus, das nahm er sehr hoch, grüßte ungemein artig, da macht' ich — da ich gern Respekt bezeige — Fronte, welches er noch höher nahm; die Königin sah etwas weg, und mich dann an, ich machte es wieder eben so: und Dore behauptete — ich sehe nicht recht — sie habe es bloß mit Bedacht gethan, ich solle noch mal so grüßen! Mit Vergnügen, mach' ich ihr dies Vergnügen. Schweighäuser's (dreimal war ich nun schon unterbrochen: von der Medikus, Cesar's, Bränning's, die Dich alle grüßen!) begegneten mir auch: aber nur die Demoiselle mit dem Vater: die beiden anderen jungen Weiber mit dem Bruder waren nach Straßburg plötzlich, weil eine alte Pflegetante von ihnen sterbend ward. Dann ging ich nach Haus, wo die Medikus etwas kam: dann las ich in Rotteck's landständischem Archiv. Dann zu Bette. Nervenirritation: um halb 8 in der Allee, mich zu erholen mit Morgenluft, es gelang: aber es wurde kalt. Dein Brief, die Zeitungen, kamen: angezogen, Rechnungen: den Rest weißt Du: nun hinunter in die Allee. Heute holt mich Gräfin Zeppelin nach Lichtenthal, wo sie den Thee giebt; regnet's, so giebt ihn die Engländerin im Herzer'schen Hause. Keine Mülinen, keine Berstett sah ich: auf dem vollen Ball war ich nicht. Also bei Mülinen warst Du nicht geladen? mir scheint, wir sind im Verruf; oder hast Du ihn hart angefahren? — Ich freue mich unendlich, Dich zu sehen! Ich glaub' ich bin toll, daß ich ohne Dich hier bin! —

Ob ich unseren Kronprinzen werde kennen lernen? Ich kann mich weder treiben, noch drängen: die Anderen thun das gewiß. Er wird beim König von Baiern diniren, hieß es schon vorgestern. Lebe wohl, mein August! Vielleicht nach der Allee noch ein Wort! Auf der Allee war weiter nichts, als alle Menschen. Mülinen mit Gattin: er behauptend, er sei gestern

bei mir gewesen, welches ich glaube; sehr artig. Präsentationen; an König's. Gremp, der hardi und constamment thut, als kennt' er mich nicht: den behandle ich wirklich einmal als Esel. Vielleicht noch heute in Lichtenthal, wohin mich Gräfin Zeppelin um halb 5 holt; fahrend. Die Königin, Pfauen-stolz. Die Holzing aus Schwetzingen, unendlich zuthulich; mich sehr sechs Stunden von hier auf ihr Gut eingeladen, wo die Großherzogin Stephanie auch hinkommt: die ihr viel von mir erzählt und gesprochen. Holzing aus Karlsruhe ist auch hier. Markgraf Wilhelm kommt morgen. Fürstenberg gewann gestern vierhundert Louisd'or, sagten die Löwenstein'schen; ich glaub's nicht. Adieu, Auguſtchen! Sei gutes Muths, Hoffahrt, Kour, Dummheit, alles geht vorbei; man muß sie mehr als getriebene Marionetten ansehen, und sie mehr als à la Humboldt behandlen, wenn er großstilig lebt. Du bist mein Einziger. Leb wohl! Deine

R.

An Rahel.

Karlsruhe, den 12. Juli 1819. Montags.

Nachmittags 4 Uhr. Kühl und umwölkt.

Geliebte, theure Rahel! Diesen Morgen erhielt ich wieder richtig Deinen lieben Gruß. Ich erwiedere ihn für Morgen, wo Du diese Zeilen empfängst! Um halb sechs fahren Herr von Küster und ich morgen nach Bruchsal, im Frack; was weiter mit dem Tage geschieht, ist noch nicht zu wissen, auch nicht, ob wir den Kronprinzen nach Baden begleiten werden, doch wahrscheinlich. —

Heute Abend will ich einmal wieder versuchen zu Berstett's zu gehen, wenn auch nur auf eine halbe Stunde. Herr von Küster wird auch dort sein. Ich war bei diesem einen großen Theil des Vormittags, hernach traf ich Graf Montlezun auf der Straße, und ging mit ihm spazieren unter sanften Gesprächen über rauhe Gegenstände. Il n'aime pas les coups de fusil des paysans. Ich glaub' es. Die beifolgende „All-

gemeine Zeitung" erwähnt des Verfalls im Odenwalde ausführlich. —

Gestern Abend ging ich allein spazieren gegen 8 Uhr auf dem Wege nach Beiertheim; der Himmel war schön; sahst Du ihn? ich dachte Du müßtest ihn sehen, schickte Dir Grüße über Grüße zu, und dachte mit innigster Bewegung lange nur einzig an Dich! —

Ich muß schließen. Bauern warten auf eine Unzahl von Pässen, die ich visiren soll. Leb wohl, geliebte Rahel! theuerste Freundin und Gesellschafterin!

Ewig Dein

Varnhagen.

Lies den „Libéral", am Schlusse, aus Polen.

An Varnhagen in Karlsruhe.

Baden, halb 2 Mittag, den 13. Juli 1819.

Schönes Wetterwetter.

Obgleich ich Dich mit unserem Kronprinzen erwarte, will ich Dir doch ein Wort schreiben, im Fall Du nicht kämest. Lieber, Geliebter! Das Treiben geht hier entsetzlich! Ich habe beinah keine Ruhe. Gestern großer Thee in Lichtenthal: sehr hübsch, davon mündlich; dann im Saal, wo es unendlich voll war. Gelacht mit Löwenstein's; Markgraf Max, alle Leute. Die Königin von Baiern hat schon die ganze Gesellschaft indisponirt, durch Stolz; nimmt heute nur die Regierenden und den Kronprinzen an; läßt sich gar nicht gratuliren. Sie schickte Graf Taxis herunter, weil sie noch nicht angekleidet war, etc. Mündlich davon; ich war zu viel in der Sonne, kann also jetzt nicht so viel. Gremp konnte ich schon gestern gleich ein Gutes versetzen: ich hab' ihn von Lichtenthal laufen lassen, er wollte mit Zeppelin's fahren, mit denen ich war. Auch mündlich. Heute vor 11 war schon die junge Mülinen bei mir; Dore schickte sie weg; da ich ihr etwas zu bezahlen hatte, ging ich hin; und fand am Badischen Hof die Bürger mit

Gehrig in Trauermäntlen, den Großherzog zu empfangen! und mehrere Leute aller Stände: ich ging nach der Allee zurück, und las vor meiner Bude in der Allee, bei der Frau, Zeitungen; da schoß es, eine Weile drauf wußten die wenigen Leute, die da waren, nicht, ob der Großherzog durch die Stadt oder den Badischen-Hof-Weg kommen würde, ich war des letzteren gewiß, und blieb sitzen: die wenigen unbekannten Leute stellten sich auch an der Ecke und bei unserem Hause. Mit einemmale schreit's hinter uns am Spielsaal, da käme der Großherzog; ich streite, und sage, es wären ja keine Wagen gekommen! Aber von weitem sehe ich ihn selbst; Tore und alle kleine Leute laufen hin, er wollte hinten hinauf zu Ende, dort aber am Gitter neben dem Saal tritt ihm Gräfin Taxis entgegen: und spricht zwei Worte mit ihm: er geht weiter, die Allee herab nach unserem Hause: dort ging ich ihm langsam entgegen: und, als einzige ordentliche Bekannte, sprach er natürlich mit mir. Markgraf Wilhelm und Herr von Berstett waren neben ihm: er ging über die Brücke nach der Stadt. Eh er mich sprach, fragte er Doren, wie es gehe. Kaum war er vorüber, so kamen alle Menschen: Frau von Küster hatte er auch in den kleinen Gängen gesprochen, beim Komödienhaus, wo er sich abbürstete. So war es denn wieder eingerichtet, daß die Leute ihren Respekt nicht bezeigen konnten, außer par hazard. Es empfanden's Manche, und nannten's „Ungeschickt, wie immer". Markgraf Wilhelm sah zu meiner Freude sehr wohl aus. Es ist bei der Königin Diné, und auch im Hause des Königs, wegen Platz. Auf'm Schloß ist Platz. Keine Löwenstein's — sie sind Verwandte — kein Partikulier ist gebeten. Nun weiß ich nicht, — alle Menschen gehen — geh' ich hinauf zur Sessi Konzert, geh' ich nicht: ich fürchte, der Kronprinz kommt dann grade. — Der Artikel aus Warschau ist bedeutend. Die sie empfingen, scheinen die Verfassungen mehr zu studiren, als die, welche sie gaben; ich meine immer nur die hohen Beamten: die wollen nachwutschen; das geht nicht.

Eben fährt die Königin von Schweden ganz allein mit Prinzeß Sophie, und sechs Extrapferden hinauf. Den Prinzen Gustav und Polier sah ich noch vor dem Großherzog kommen. Sollte denn niemand unseren Prinzen empfangen? oder der in Bruchsal speisen? Der Großherzog sagte zu Frau von Küster, daß ihr Mann noch heute nach Heidelberg ginge: des-

halb glaub' ich, Du kommst nicht. Eben fährt Markgräfin Friedrich hinauf. Mülinen und Gramp — oder Gremp, wie er heißt — haben diesen Mittag eine Estafette zusammen expedirt: weiß ich, auf die sonderbarste Weise. Adieu, bester August! Bei allem fehlst Du mir; es ist ordentlich gut, zu sehen, wie lieb man sich hat. Ich hoffe auf unser Beisammenleben! Deine R. Um 5 gehen Mülinen's nach Karlsruhe. Adieu, Lieber! Grüße gütigst Herrn von Rotteck. Ist Friederich fort? Heute ist wegen dem Konzert kein Thee.

An Rahel.

Karlsruhe, den 14. Juli 1819. Mittwoch.

Geliebte, theure Rahel! Ich konnte Dir gestern keine Zeile schreiben! Schon um 6 Uhr früh fuhren wir nach Bruchsal, aus Irrthum, weil uns gesagt war, der Kronprinz träfe gegen 8 Uhr ein, und wir nicht ahndeten, daß der Abend gemeint sei! So warteten wir dort den ganzen Tag, speisten jedoch bei der Frau Markgräfin trotz unserer Reisekleider, und ungeachtet der Feier des Geburtstages der Prinzessin Amalie, wozu noch die Frau Großherzogin sich eingefunden hatte. Die Prinzessin sprach viel, und mit dem größten Antheil von Dir, gedachte Deiner vorjährigen Gabe u. s. w., schien aber nicht vergnügt. Wir gingen in unser Wirthshaus zurück: gegen 7 Uhr Abends langten der Kronprinz mit seinem Bruder Prinz Wilhelm und dem Prinzen Friedrich von Niederlanden endlich an, wir empfingen sie am Wagen, General Knesebeck war schon früher eingetroffen, im Sturm kleidete sich alles um und eilte nach Hof, Herr von Küster und ich beurlaubten uns und fuhren nach Karlsruhe zurück, wo wir sogleich die Einladung zur Abendtafel nach Hof erhielten, und uns daher umkleiden mußten; so erwarteten wir die Prinzen; der Großherzog aber, ungeduldig, kam mit Markgraf Wilhelm selbst auf die Post, und als die Prinzen endlich gegen 10 Uhr anlangten, ihnen zur Hausthüre entgegen. Der Kronprinz war äußerst betroffen, aber nicht verlegen, über den außerordentlichen Empfang; lehnte aber die Abendtafel ab, und der Großherzog fuhr allein auf's Schloß zurück. Nun wollte der Kronprinz aber doch noch den Besuch erwiedern, und fuhr auf's Schloß und dann in die

Privatwohnung des Großherzogs. Heute früh hat der Prinz allerlei besehen, wollte auch in die Ständeversammlung, ich weiß aber nicht ob es gelungen ist, denn die Leute standen heute, wegen des Vortrags über das Budget, bis auf der Treppe, und die Hitze war am kühlen Tag zum Ersticken! Heute ist Mittagstafel bei Hof, Herr von Küster und ich sind geladen, wir fahren hin. — Nachher noch einige Worte, theure Rahel! (Der Kronprinz will ganz inkognito sein, reist aber in 11 sechs- und vierspännigen Wagen, mit dem zahlreichsten Gefolge! Ist eilig, munter, rasch, vergnügt, ändert seine Absicht nach dem Augenblick; er wollte zuerst noch heute Abend nach Baden, wird nun morgen früh dahin gehen; insgeheim einen Abstecher nach Straßburg machen — sage davon nichts — und dann die verzeichnete Reise fortsetzen.) — Herr von Küster und ich werden ihn nicht begleiten, was unter den obwaltenden Umständen recht gut ist. Doch wird Herr von Küster früher nach Baden kommen, als ich, da er seine Familie wieder nach Stuttgart bringen will, ich aber noch hier viel zu thun habe. Deste sicherer hoffe ich Dich, geliebteste Rahel, zum Sonntage besuchen zu können! —

Nach der Tafel, in größter Eile! Es ist Postschluß. Die Prinzen haben schon beim Großherzog Abschied genommen, und wollen den Abend mit Schreiben zubringen, vielleicht auch einen Augenblick unbekannt in Calderon's „Leben ein Traum" gehen. Morgen um halb fünf gehen sie nach Baden, wollen alles sehen, bei den baierischen Majestäten nur frühstücken, und Nachmittags fort. Diesen Plan soll Herr von Küster, der daher noch diese Nacht fortgehen muß, nach Baden überbringen, welches diesem wenig genehm scheint! —

In der Ständeversammlung ist heute das Budget hart mitgenommen worden. Sie sind alle außer sich. Markgräfin und Großherzogin sollen jede 20,000 Gulden verlieren u. s. w.

Adieu, Geliebteste! Ich denke Dein mit Innigkeit! Leb wohl. Von Herzen Dein

Varnhagen.

Deine Briefe habe ich. Beifolgende kamen an!

An Varnhagen in Karlsruhe.

Baden, den 14. Juli 1819.

Trübes, doch schönes kühles Wetter.
Nach Tisch.

Nur zwei Worte, theurer August. Denn ich denke, nach der Sitzung kommst Du mit unserem Prinzen. Gestern konntest Du nicht schreiben. Graf Reigersberg bestätigte mir, daß Du nach Bruchsal warst. Ich erwartete bis Mittag unseren Prinzen, dann sagte mir Graf Reigersberg, Herr von Berstett habe dem König geschrieben, unser Prinz käme erst heute Abend, dies habe der König ihm gesagt. Du siehst, daß ich doch nicht gewiß erwarte, wegen meinem Brief hier. Ich wünsche Dich aber, und erspare mir das Erzählen von Kleinigkeiten. Gestern amüsirte ich mich bei der Sessi. Heute ist bei countess Caledon Thee, im Herzer'schen Hause. Lebe wohl, theurer Freund, auf Wiedersehen! Pflege Dich! In der „Minerve française" stehen hübsche Sachen. Deine R. Graf Wintzingerode ist noch hier: nun kenn' ich ihn von Berlin, wo er erzogen ist. Gräfin Zeppelin erklärte es mir gestern. Adieu. Meine schlimme Stunde nach Tisch. Adieu, adieu!

An Varnhagen in Karlsruhe.

Baden, den 15. Juli 1819. 2 Uhr Mittag.

Halb regnig, halb Sonne und warm.

Nur zwei Worte. Ich habe vor unserer Thüre unseren Prinzen in unserem Hauderer zum König fahren sehen: halb 12, jetzt, wo alle Menschen weg waren, und nur ich und Löwenstein's, Wechmar und Bolk. Er kam zu Fuße hinab mit dem König, den anderen Prinzen und Herren. Er allein hatte den Hut in der Hand: eine Stunde mochte er oben gewesen sein. Die Prinzessinnen in den einfachsten Kleidern und Hüten wie jeden Morgen; erst abwärts allein unter Bäumen. In der Allee jetzt, vielleicht sechs eilige Minuten — wir immer zwei Schritte davon — kaufte der König für alle

reisende Herren einfache Stöcke, und lief mit dem Prinzen, der auch kein Wort sprach, nur lachte. Durch die Promenaden ging's nach des Prinzen Quartier, oben, wo die Königin von Schweden vor zwei Jahren wohnte; der König begleitete ihn dahin. Ich finde die Eile zu groß. Mündlich alles Uebrige. Alle Menschen wollten ihn gerne sehen; vergeblich! Ich nur, aus Klugheit und Beharrlichkeit. Löwenstein's schlossen sich an mich an, weil die behaupteten, er kenne sie doch nicht: in dem Fall war ich auch. Auch fixirte er nichts. Das sah man gleich. Also den Sonntag seh' ich Dich. In Deine Augen. Herr von Küster geht noch heute nach Karlsruhe, und dem geb' ich diesen Brief. Morgen früh also erhältst Du keinen! Das thut mir leid. — Mich fragen hin und her Menschen nach den Freiburger Arrestationen. Wenige aber scheinen's nur zu wissen. Vornehme gar nicht. Adieu, Liebster! Ich war viel in der Sonne wegen dem Prinzen, und muß mich ruhen; und essen. Gestern hatte ich schon Brockelerbsen für Dich. Adieu, geliebter Freund! Deine

R.

Habe Geduld! Sonntag erzählst Du mir alles. Der Thee ist heute an mir, aber wegen dem unsicheren Wetter laß' ich's für heute. Adieu!

An Rahel.

Karlsruhe, den 15. Juli 1819. Donnerstags.

Mittags 3 Uhr. Umwölkt, aber wieder zur Wärme übergehend. Regentröpfeln dazwischen.

Geliebte, theure Rahel! Unsere Prinzen werden jetzt Baden schon wieder verlassen haben, wenn sie ihrem Vorsatze treu geblieben sind. Hier haben sie den auszgezeichnetsten Eindruck hinterlassen; alles Umständliche davon mündlich. Hast Du sie in Baden gesehen? Es muß dort alles in rasender Eile geschehen sein! — Deinen lieben Brief von gestern empfing ich heute früh zur gewöhnlichen Zeit, dieser Morgengruß fehlt mir nicht, und es ist das Beste des ganzen Tages! Ich danke Dir Deine liebe Sorge, theuerste Rahel! Aber sei darum nicht

verpflichtet, mir nun auch trotz Stimmung und Umständen zu schreiben! Ich schreibe Dir zwar auch täglich einige Zeilen, aber ohne ein Gesetz daraus zu machen. Alſo nach Luſt und Bequemlichkeit, Geliebteſte! — Wie ſehr ſehnt' ich mich geſtern Abends nach Dir, meine einzige, treue Freundin! Es war mir ſo ſchwer zu Muthe und doch ſo unruhig, ich hätte bei Dir alle Tröſtung gefunden. Wie gern wär' ich nach Baden gefahren, aber ich hatte heute hier zu thun! Vielleicht komm' ich aber doch zum Sonntage! — Die Vermählung Markgraf Leopolds iſt am 25. d. Am Tage darauf ein Maskenball im Theater, dann Ball bei Berſtett, Ball bei der Reichsgräfin, Abendeſſen bei Edelsheim, Ball im Muſeum, und wahrſcheinlich auch irgend eine Feſtlichkeit bei der Königin von Schweden. Herr von Berſtett reiſt gleich darauf nach Karlsbad. — Hier ein Brief von Mad. Milder; ich habe ihr auf den erſten ſchon geantwortet. — Ludwig Robert iſt ſeit vorgeſtern hier, ich vergaß geſtern es zu melden. Er grüßt. Beifolgende Anzeige Börne's voll Geiſt und Kraft ſendet er Dir. — Ich kann Dir nichts erzählen, liebe Rahel, es geht hier nichts vor, was vergnüglich wäre! Die Ständeſachen muß ich ſelbſt erſt wieder recht zuſammenfaſſen, ſie ſind mir etwas auseinander gegangen: Liebenſtein, Duttlinger, Rotteck, alle muß ich erſt wieder aufſuchen! — Friederich iſt noch hier, vielleicht kommen wir zuſammen nach Baden. — Lindner's „Tribüne" hat guten Fortgang. — Reigersberg und Montlezun beſuchen mich, und ſind ſehr freundſchaftlich, es iſt alſo doch nichts mit dem Verſchoſſe! [Das Wort kommt von verſchoſſen, verſchießen, nicht wie Müllinen meinte, von, mit Erlaubniß zu ſagen, ſcheuslich!] — Herr Gremp! Herr Gremp! — Lumpenpack! Der Knittel! — Leb wohl, geliebte Rahel! Mit innigſter Liebe

Dein

Varnhagen.

Ich grüße Dich aus Grund des Herzens! Sei geſund und fröhlich!

An Varnhagen in Karlsruhe.

Baden, Freitag Vormittag nach 11 Uhr, den 16. Juli 1819.

Kalte Luft, helle heiße Sonne. Ein Götter-Sternenhimmel gestern Abend: nach allerlei Wetter. Ball um 10 im Spielhaus, wo ich nicht war. Mit der Mülinen spaziren: dann Kaffee mit Lotte vor meiner Thür, dann mit allen Damen und Engländerinnen vor dem Saal, dann oben mit der Löwenstein zum Hinunter-sehen und Schwatzen; dann mit ihnen weg, jeder zu sich.

Mit unendlichem Vergnügen hörte ich gestern von Herrn von Ende, der einen Augenblick im blauen gestickten Rock hier war, die baierischen Herrschaften, und Frau Markgräfin Friedrich zur Verlobung einzuladen, daß keine fremde Minister dabei sein würden, und war nun gewiß, daß Du den Sonntag kommst: und doch schreibst Du mir in dem heut erhaltenen Brief wieder nur, vielleicht. Aber genire Dich nicht, wenn Du nicht kommst, so komme ich. Die Hochzeitfeste werden Dich nun wohl auch dort halten; jedoch haben sie noch während dem Ständewesen Statt, und geniren bloß. Du weißt doch, wie viel Schmuck Prinzeß Sophie von Schweden erhalten hat? Große Diamanten, vom russischen Kaiser. Perlen, vom König von Baiern. Sapphire, vom Großherzog. Smaragden, vom Markgrafen Leopold; und vielleicht etc. Hast Du denn die Großherzogin in Bruchsal nicht gesprochen? Du schreibst mir doch noch, ob ich Dich zu Sonntag sehe! Eben war ich bevor der foule etwas unten, um meinen Kopf vor dem Schreiben zu erfrischen, der gestern einen Augenblick, wegen unserer Prinzen, der Sonne ausgesetzt war; traf aber doch gleich Graf Messence-Lagarde, der wieder hier ist, und mir ein kleines Werk über Luisenbrunn von ihm und mit Kupfern nach Zeichnungen eines Grafen Münster gebracht hatte: und Gräfin Zeppelin, die zum sechsteumale bei mir war. Sie sagte mir, die zweite Küster sei krank: hat er Dir gestern meinen mitgenommenen Brief geschickt? Er ließ sich frisiren: ich mußte ihn also dem Bedienten geben. Es freut mich, daß Robert näher ist. Börne's Ankündigung ist prächtig! Ach! wie lebendig noch: sie reiben's einem ab! Der Milder will ich gleich nach diesem Brief antworten. Oelsner's Brief ist auch sehr schön.

Ach! wär' ich nur bei Dir! Mein Auguſt! Du taugſt Dir nicht allein! Hätten wir nur unſere Prinzen mit einander geſehen! Schreiben mag ich nichts. Die Empfindungen eines Bruders hat er mir gemacht. Nur Geſchwiſter können einen auf die Art freuen und ärgern. Er iſt ganz aus unſerer Preußenfamilie herausgeſchlagen: etwas von ſeiner und des Königs Mutter: ſeit ich ihn ſah, hab' ich unſeren König noch Einmal ſo lieb. Hat ihn Robert geſehen? Mad. Weiß hat Robert nach Mannheim vor mehreren Wochen geſchrieben, weiß aber nicht, ob er den Brief erhielt, ſagte ſie mir wohl vor acht Tagen. Für heute hab' ich nichts vor: weil ich meinen Thee anſtehen laſſe; die société ſoll erſt andere Tournüre nehmen; das Wetter auch. Die Sonne ducht eben jetzt. Brünning's (General von Brünning und Frau, aus Würtemberg) waren eben hier: nicht angenommen: vielleicht fahr' ich ein wenig mit ihnen. Zeppelin's gingen in der Sonne, er wollte es, nach der Weidenallee, da kennt' ich nicht mit: ſie wäre lieber ſtillgeſeſſen. Sie thut den ganzen Tag nicht was ſie will: er merkt dies nicht: das ſind die rechten Leute! Die „Minerve française" gefiel mir ſehr. Wie iſt die klar über Miniſter, Anwendung des Geldes, und Beſtimmungsgründe der Wahlen! Auch die Baiern blieben gut bei der Stange über ihre Militair-Ausgaben: trotz der beiden Baron-Vorſchläge: wann werden die Altfränkiſchen gewahr werden, daß ſie kein Menſch mehr für geputzt und ſchön angezogen hält? Dieſes Wann meine ich ohne alle hergebrachte Ironie: ich kann mir den Augenblick nicht denken, der es ihnen evident machen wird, daß dergleichen dumme Worte, wie ſie gebrauchen, keinen Sinn haben, und von niemand für eine Gegenrede oder Vorſchlag gehalten werden: welch Ereigniß muß ſich dazu einſtellen, lesbrechen, oder auseinanderlegen? Ich frage dies? Ich glaube, viele vornehme deutſche Beamte leſen alles dies nicht; und denken: „Dummes, gedrucktes Zeug! wir werden das ſchon beſprechen!" Sonſt müßte ihre Aufmerkſamkeit mit Bürſten wach gerieben werden! Es iſt unbegreiflich, den Feuerlärm nicht zu hören, wenn man auch keine Gluth ſieht, und fühlt. Es antwortet ihnen ja die ganze Welt! in allen Sprachen, auf jede dumme, oder Ausrede! Adieu! theuerſter und einziger und immer lieberer Freund! In jedem Fall ſehe ich Dich bald. Deine

R.

Wie dacht' ich in dem üppigen, Licht und Schatten hegenden Lichtenthal an Dich gestern. — Ehe ich Deinen Brief gestern erbrach, sagte mir Dore, der Kronprinz ginge den Mittag nach Straßburg. Herr von Küster hatte gleich von Straßburg gesprochen. Die Kaiserin von Rußland hat der Prinzeß auch einen Schmuck verehrt, vergaß ich. Addio.

An Rahel.

Karlsruhe, den 20. Juli 1819. Dienstags.

Nachmittags 4 Uhr. Die Sonne hat die Herrschaft doch nicht ganz allein.

Geliebte, theure Rahel! Hoffentlich war Deine Fahrt gestern doch nicht ganz unangenehm, die Hitze war bei uns zwar sehr groß, aber im Freien ging doch ziemliche Luft, und Abends kam wirkliche Kühlung, die Du auf dem Wege wohl besser und früher empfunden haben wirst. Ich dachte viel an Dich, begleitete Dich mit meinen Gedanken, und sandte Dir tausend, tausend Grüße nach! Gegen 7 Uhr ging ich in die Struve'sche Gesellschaft, wo es aber schrecklich heiß war, und Wessenberg und ich meist den Balkon einnahmen, der auch Frau von Freistädt und die Gräfin Mülinen anzog, mit der, ich glaube, ich noch nie so viele Worte gewechselt habe, wie diesmal, da wir das reizende Thema des Wetters besprachen! Der Fürst Koslofski, Gesandter am hiesigen und würtembergischen Hofe, kam spät von Baden, ich wollte eben weggehen, machte aber doch noch seine Bekanntschaft, und genugsam, um ihm heute in der Sitzung der Kammer mit allerlei Auskunft zu helfen. Dann ging ich auf's Museum, wo ich Liebenstein traf, dann nach Hause, und um 11 Uhr zu Bette. Um 7 Uhr mußte ich heute aufstehen, denn um 8 fangen jetzt die Sitzungen an; die heutige dauerte bis nach 12 Uhr. Sodann kam Friederich zu mir, ich aß zu Mittag, und nun schreib' ich dies, und später anderes. Das ist in der Kürze mein äußerer Lebenslauf. Könnt' ich Dir eben so den inneren erzählen! Aber ich könnte nur Wiederholungen geben von dem, was Du schon weißt. Ich dachte unaufhörlich an Dich, und vermißte Dich, aber froh im Vermissen selbst, daß Du im grünen Baden bist, wohin ich,

bis ich wirklich komme, einstweilen all' meine Gedanken sende' Liebe, theure Rahel! — In der heutigen Sitzung trug Liebenstein seinen Bericht über die Preßfreiheit vor, über eine Stunde dauerte er, sehr schön, aber noch mehr zweckmäßig als schön! General Schäffer vertheidigte in einer langen Rede, nicht ohne Wirkung, den Militair-Etat; es kam noch nicht zum Beschlusse. Die beiden Russen Koslesski und Potemkin lobten ohne Unterlaß den guten Geist der Kammer, ihre Haltung, Ordnung etc. und setzten sie über die französische, näher der englischen zur Seite! Ersterer ließ sich auch Herrn von Liebenstein durch mich vorstellen; hernach ging er zur Audienz und Mittagstafel zum Großherzog, und wenn er dort auch so gesprochen hat, so mag es sehr pikant geworden sein! — Lies in der Berliner Zeitung das Angestrichene! Ich glaub' es nicht recht. — Leb wohl, geliebte, einzige Rahel! Sei recht vergnügt, aber nur recht sehr! Es ist meine größte Freude! Leb wohl, und behalte mich lieb!

Ewig Dein

Varnhagen.

An Varnhagen in Karlsruhe.

Baden, Dienstag Mittag halb 2, den 20. Juli 1819.

Jetzt trüb, schwül und heiß; vorher kalt, windig, trüb, Sonne; und wieder trüb; und dies nun eben alles untereinander.

Hätte ich nur gleich noch vor Beiertheim zu Dir zurück schicken können, um Dir sagen zu lassen, daß gar keine Sonne war: nämlich sie war gleich rechts hinter mir; so, daß sie nur auf den Wagen schien: wir hatten die herrlichste Fahrt durch den würzigen Wald. Er roch ohne Unterlaß nach Ahlbeeren; schwarze Beeren, die nicht Heidelbeeren sind. Prächtig! stärkend. Immerweg! Dich wollt' ich dabei, und rechnete jede Minute, wo Du seist! Gegen Baden, eine Stunde davor, wurde es bedeutend kalt; vorher, schon kühl. Der Kutscher fuhr am Ende wie vorgestern wieder langsam. Robert ging noch in den Saal, und den Salm, mit Bekannten: ich bei mir, ließ alles zurechte machen: dann tranken wir ruhig Kaffee, und

gingen schön zu Bette. Gut geschlafen bis halb 4: dann erwachte ich in Transspiration, ging in's Wohnzimmer, sah daß es Tag war, etwas dunstig und heftig kalt. Es soll stark jenseits der Berge gewittert haben: ich hörte hier nichts: aber mein Schwitzen kam gewiß davon. Die ganze Atmosphäre ist mit Gewitter und ungewiß: manchen Augenblick göttlich, in Luft, Gerüchen und allem. Als es heute nach gutem Schlaf keine Sonne war, ging ich zur Gräfin Zeppelin, zu Cesar's, zu Frau von Vincenti, zu Mistreß Caulfield, letztere traf ich nicht, weil es schon 1 Uhr war: unterdeß war es zum Schmelzen heiß geworden, und ich mußte Lady Caledon lassen bis zum Nachmittag: und schnappte nur einen Augenblick Luft im Schatten der Allee dicht an meinem Hause, wo ich alle Menschen im Weggehen sprach. Als ich hinauf kam, fand ich Karten von Caledon's. So geht's. Heute giebt Mistreß Caulfield eine Kollation auf dem Jagdhaus, wovon Viele wegen der gestrigen Fatigue nicht sein wollen, als: Zeppelin's, Generalin Walther, die Hübsche mit der Tochter; und Cesar's wegen einem Konzert nicht, welches eine Italiänerin giebt. Ich will bloß ruhen, und weiß noch nicht, ob ich in's Konzert steige; in das Konversationshaus; um 7 Uhr. Freitag reisen Cesar's. Der junge Brack ist auch hier. Bei der Königin ist Cercle. Das ist alles. Wie werd' ich mich freuen, wenn Du hier sein wirst!

Habe Geduld! theurer Freund. — In erneuerter Liebe und Freundschaft und tausend ewigen Gedanken an Dich. Deine R. Alle grüßen. Zeppelin's, Cesar's, Alle. Graf Messence-Lagarde sah ich noch nicht. Er verfehlte mich.

Amigo! dites aussi à Marie qu'elle aie soin que la porte soit toujours fermée. Adieu, cher!

An Rahel.

Karlsruhe, den 21. Juli 1819. Mittwochs.

Nachmittags um 3 Uhr. Regen, nichts als Regen!

Seit gestern Abend, theure Rahel, wo ein anhaltendes prächtiges Gewitter nach 9 Uhr ausbrach, strömen Fluthen über Fluthen; die ganze Nacht und den ganzen Vormittag regnete

es ununterbrochen fort, und nur eben jetzt läßt es etwas nach, und hellt es sich etwas am grauen Himmel. Unendlich erquickend ist diese Nässe mit ihrer Kühlung, auch gewiß fruchtbar für Feld und Weinberg! — Ehe der Regen kam, ging ich gestern Abend im Schloßgarten spazieren, mit dem Geheimen Referendair Winter, den ich zufällig sprach, und mit dem ich anziehende Gespräche hatte. Abends auf dem Museum waren die Herren von Liebenstein, Letzbeck, Graf Palffy, Hilpert u. a. Erst nach 11 Uhr trat ein Nachlaß im Regen ein, so daß man nach Hause gehen konnte. Heute früh um 8 Uhr war wieder Sitzung; trotz Schäffer's talentvoller Bemühung ging der Militair-Etat doch nicht durch, sondern wurde um 100,000 Gulden vermindert. Auch die erste Kammer hielt eine Sitzung, und ich verließ die zweite um der ersten beizuwohnen. Herr von Türkheim war Berichterstatter über das Adelsedikt; Seneburg der Zweite! Er glaubte Winter's Bericht zu widerlegen, und gab ein stundenlanges elendes Gewäsch, voll Ausfällen und Bitterkeiten, aber ohne Haltung und Geist, armselig zusammengerafft, in eigenen Widersprüchen schon im voraus geschlagen! Er sticht fast dabei, so schwer wurde ihm das Athmen, und so lastete die Sache auf ihm. Retteck und Thibaut werden am Samstage gegen ihn sprechen. — Deinen lieben Brief bekam ich heute früh, geliebteste Rahel! Wie lieb war es mir zu erfahren, daß die Fahrt angenehm gewesen! Ich denke, der Regen jetzt ist Dir auch nicht unangenehm, und beklage nur, daß ich nicht mit Dir aus den Fensterchen ihm zusehen kann! Nun, es wird kommen! Diese Tage gehen bald vorüber. Meine theure Rahel, geliebteste Freundin! Wie denk' ich an Dich! — Leb wohl! Mit innigster Liebe Dein

Varnhagen.

Der Großherzog von Weimar ist hier, und wohnt beim Großherzog im Hause. Er geht auf einen Tag nach Baden.

Kiesewetter ist von seinen Leiden erlöst. Es thut mir doch sehr leid, daß er schon hat sterben müssen, indeß war's sein Wunsch. — Aus Berlin nichts Neues sonst; von Bernstorff gar nichts. Küster noch immer hier! Nebbich.

An Varnhagen in Karlsruhe.

Baden, Mittag 12 Uhr. Mittwoch, den 21. Juli 1819.

Mord-Schlagregen, der nie wieder aufhören kann: grau, so weit die Blicke reichen; und obgleich es seit gestern halb 9 reguet, so ist er noch immer heftig.

Das gestrige Wetter beschrieb ich Dir; so wechselte wahrhaft kalter Wind mit drückender Scirocco-Luft schnell und oft ab. Um ein Viertel auf 7, ich war eben mit Gräfin Mülinen von einer Lichtenfahrt heimgekommen — die mir gerade genügt und recht ist — als ein solcher Sturm entstand, daß ich einen Moment für's Haus fürchtete; schnell war er vorüber, und hatte die drückenden Wolken auseinander getrieben, und etwas Luft gemacht. Ich ging zu Zeppelin's, und Robert und Messence und Andere nach dem Saal; und war, da es doch wieder regnigt wurde, unentschieden über's Konzert; Berge steigen, zwei Florin zahlen, naß werden! — Aber in der Saalthüre begegnete mir Zeppelin, und fragte mich, ob ich mit in's Konzert wollte, redete mir zu, Du kennst meine Schwäche, meine Sänger- — wie Schmetterlings- — Sammlung, ich ließ mich gleich bereden; ging nur zu den Damen, und sagte ihnen, daß ich weggebe: und versprach, nach dem Konzert zur Gräfin Zeppelin zu kommen. Hinauf mit dem Mann! Passable Menschen. Cesar's. Die Königin von Baiern mit den sechs Töchtern; die alle, ich habe sie nun lange genau gesehen, schauende Gesichter haben, Physiognomie; unaffektirtes Aus-den-Augen-sehen; nichts Verzogenes an sich haben; ganz reine Naturen; und die gehörige natürliche Aufmerksamkeit auf alles was ihnen nur vorkommt; nichts Gänsiges, Anerzogenes, Familienartiges; was so leicht bei sechs vorkommen kann, und bei bestimmten Hofmeisterinnen. Sie sind nicht ein bischen verärgert, oder über irgend etwas je empört gewesen, sondern nehmen die Welt klug und gutmüthig auf. Sie gefielen mir sehr; Gott gebe, daß sie so bleiben! für alle Länder, wo sie hinkommen können! und für sich selbst. Ich versichre Dich, jede aparte, hat eine andere, und hübsche Physiognomie; einige auffallend bedeutend; alle angenehm und natürlich. Du siehst ich studirte sie den ganzen Abend. Dazu gab die Königin gute Gelegenheit, die die Pause unendlich verzögerte, erst mit dem französischen Gesandten Gra-

sen Lagarde sprechend, der im Ueberrock dicht hinter ihr saß, und mit dem sie oft während dem Konzert sprach: und dann zur Signora Spada hinschreitend, vor den Musikern vorbei, bis an den Kanapé und Spiegel an der Wand, wozu Signora Spada aus einem Nebenzimmer herein treten mußte; wo sie anderthalb Viertelstunden sich mit ihr unterhielt: ich begriff den Gegenstand des Gesprächs nicht, wenn auch den Grund. Die Königin mochte mit einer Dame (Prinzeß von Baden, vermählte Fürstin von Fürstenberg), die sich dort befand, nicht sprechen; das war zu deutlich! Unterdeß sprachen alle sechs Prinzeßchen, sich hin und her bewegend, stehend, anlegend, munter, und bescheiden mit Fürstin Fürstenberg, die auch in der ersten Reihe Stühle — die Abtheilung dazwischen — gesessen hatte; der Fürst mischte sich, weil es gar zu lange dauerte, auch endlich scherzend in das Gespräch. Endlich kam die Königin nach ihrem Sitz zurück geschritten; mit so langsamen, gemessenen Schritten, und mit solchem vorgesetzten Bedacht, wie ich wahrlich nur die Rancourt gehen sah, als Königin; und wie man sich es nur auf dem französischen, und nicht auf unserm Theater erlaubt. Sie machte es aber sehr gut, und mit großem Muth. Es war sehenswerth; denn es war unglaublich; also nicht zum Erzählen; sie sprach einige Worte mit Fürstin Fürstenberg im Zurückkommen, und setzte sich: das Konzert ging wieder an. Ich war zwei Reihen Stühle von der Königin entfernt: sie scheint auch nicht weit sehen zu können; sie lorgnettirte mich mehreremale sehr gütig; und das einemal, wo ich es nicht sah, attrappirte sie mich in Lob über ihre Töchter gegen Mad. Streckeisen. Fürst Fürstenberg sprach mit Graf Zeppelin angelegentlich: er wollte dies wenigstens, denn er kam so an ihn heran, der, weil wir miteinander waren, neben mir saß. Graf Reuß saß vor mir mit Mad. Cesar. Der lobte mir sehr unsern Kronprinzen: ich wußte, als er mit mir sprach, nicht wer er sei; und hielt ihn für einen baierischen Arzt. Mad. Spada singt rein, fertig, gut, italiänisch; ohne Passion, nur mit so viel Seele, als ihres Landes Schule mit sich bringt. Er, Spada, ist ein bukko, sie sangen drei solche Duo's, und müssen zur bukko-Oper gut sein. Als wir weggingen, regnete und gewitterte es sehr: daraus, weißt Du, mache ich mir nichts: ich wollte Gräfin Zeppelin zeigen, daß ich nicht alles Wetter scheue, und ging mit dem Mann und Mathilde zu ihr; fand Ludwig Robert, Generalin Walther mit Tochter, M. Brack fils,

und einen baierischen Militair. Es fiel nichts vor. Aber der Regen, das Gewitter, nahm so zu, daß wir beinah zwei Stunden blieben, es hörte aber gar nicht auf, und ich ging par le plus gros temps ab. Mit ledernen Schuhen, Jakob, Schirm, und Robert. Dies hatte ich mir schon auf das Konversationshaus mitgenommen. Wir tranken noch Thee zu Hause. Recht ruhig, an Dich nur denkend!

Heute Morgen hatte der arme Robert eine halbe Stunde heftiges Leibschneiden: es ist vorüber, er ist ganz besser. Warme irdene Stürzen, Kamillen, und Pfeffermünz-Thee, thaten ihre Schuldigkeit. Er wird mit Präkaution ausgehen. Ich schreibe es Dir nur, Geliebter, um Dich zu beschwören, Dich zu hüten! Sitze nicht in der abwechselnden Witterung zwischen Thüre und Fenster, ausgezogen, schwitzend! Die Liebe hast Du für mich! und nun kein Wort mehr! Es haben mehrere Leute diesen Zufall hier, und malaise, das Wetter ist so sonderbar. Robert hatte sich's durch Fensteraufmachen zugezogen. Es ist ganz vorüber.

Messence-Lazarde störte mich mitten im Brief eine kleine halbe Stunde. Die Art der Leute will ihm hier nicht gefallen: sondern sie etonnirt ihn. Das glaub' ich. — Der Artikel in der Berliner Zeitung ist eine blanke baare Ausrede: eine Verrede zu künftig arbitrairen Streichen; ungeschickt ausgedacht; stumpf und matt ausgeführt; wie aus dem Oesterreichischen Beobachter. Dort erträglicher, natürlicher, mehr auf seinem Grund und Boden; hier fremd, und etwas zum Lachen. „Sie haben ihn! sie haben ihn! Auf Kunzens Heuboden hat er gesteckt!" war lange aus einer Oper — wo sich ein Schulze breit machen wollte, und nichts attrappirte als Hohn und Lachen, wo er das Dorf in Gefahr bringen wollte, um es zu retten, — in Berlin ein Sprichwort. Ich glaub', aus Röschen und Colas. Wenn sie die Konspirateurs hätten, müßten sie sie richten. Sie wollen schweigen, um das Dutzend voll zu bekommen? Ich glaub' übrigens an gar keine Verschwörung der Art. Man müßte doch Einmal einen Verschworenen treffen: ich meine wir. So diskret sind ja gar die Menschen jetzt nicht! Ist es nicht einzig, daß ich Dir so große Briefe von hier schreiben kann? Und dabei noch nicht, wie ich Dich liebe, Dich misse, Dich wünsche! Lieber August! Sei geduldig, ich bin's auch; bald bist Du hier! Morgen ist der 22.; willst Du wohl dem Wirth hundert und fünfundzwanzig Gulden

ſchicken? Ich gebe ſie Dir wieder, theurer Sohn! Lieber! — Potemkin hat auch ſchon gegen Robert die Karlsruher Stände gelobt: und findet ſie wunder-mäßig und anſtändig in Vergleich der Pariſer, die er kennt. Das iſt hübſch! Mad. Friederich iſt heute weg, ich ſah ſie nicht mehr: ich ſchlief, als ſie geſtern Adieu ſagen wollte. Adieu, theurer Auguſt! Ich umarme Dich! Deine

R.

Es regnet noch, wird aber ein wenig heller. Adieu, mein Liebſter!

An Rahel.

Karlsruhe, den 22. Juli 1819. Donnerstags.

Vormittags 9 Uhr. Wolken, Sonne, Hitz!

Geliebte, theure Rahel! Eben las ich Deinen lieben Brief! Kurz vorher war Herr von Küſter hier, und bedauerte, daß er mir etwas nicht Angenehmes mitzutheilen habe. Was war es? Laß es Dir nicht leid ſein, geliebte Freundin, mir iſt es nicht ſehr leid; im Gegentheil mir iſt dabei ganz gut zu Muthe. Ich bin abberufen. Ein kurzes Schreiben des Herrn Grafen von Bernſtorff vom 13. d. zeigt mir an, daß der König dieſen Poſten einzuziehen beſchloſſen habe, ich daher dem hieſigen Hofe davon Anzeige machen und das Archiv dem Herrn von Küſter übergeben möchte. Weiteres iſt nicht verfügt, künftige Beſtimmung u. ſ. w. nicht erwähnt. Ein Kourier überbrachte an Herrn von Küſter den Befehl, ſich mit dieſem Schreiben hieher zu verfügen, und ſuchte ihn in Stuttgart. Er glaubt im Allgemeinen, man halte mich für zu liberal, betheuert aber von der Sache nichts Näheres zu wiſſen, auch der Großherzog und Herr von Berſtett hätten davon nichts geahndet, noch weniger dazu gewirkt. Ehe ich etwas beſchließe, will ich nun noch eine Zeit abwarten. Den Feſten hier wohne ich nicht bei, ich komme alſo nach Baden, habe nur vorher noch einige Anordnungen zu treffen. Ich überlaſſe es Dir, ob Du vielleicht noch heute oder morgen zuerſt hieher kommen willſt, denn die Papiere abzuliefern wird mich wohl noch aufhalten bis übermorgen. Ich mag dieſen Brief nicht verzögern, füge alſo nichts bei.

Leb wohl, geliebte Rahel! Sei gutes Muthes, ich kann Dir versichern, daß ich es bin. Als Philister habe ich nicht gerechnet fortzuleben, Vergänge sind hinzunehmen wie sie kommen, unangenehm und angenehm! Ich liebe Dich von ganzem Herzen! Ewig Dein

Varnhagen.

An Varnhagen in Karlsruhe.

Baden, Donnerstags Mittag halb 2, den 22. Juli 1819.

Helle schwüle Sonne auf naſſem Boden.

Mit einem großen Regenschirm ging ich aus, und als Mohr mußte ihn mir Jakob beim Zuhausegehen über den Kopf halten. Ich kann die Sonne locken, sag' ich immer. Ich machte mir das graue Wetter zu Nutze, und ging zu Cesar's, die morgen bis Sonntag früh zu Frau von Freistädt nach Karlsruhe gehen, und dann direkt nach Basel, wo sie Montag eintreffen: den 31. kommt Herr Streckeisen mit Emma: mir recht lieb. Dann ging ich einen Augenblick zu Mutter Mülinen, um zu sehen, was die Arme macht, die ganz beglückt ist, wenn man nach ihr sieht: sie kann sich nicht regen, und leidet nun noch an den Augen, so daß sie nicht lesen kann. Sie geht Sonnabend auch nach Karlsruhe, um Dokter Teuffel zu sehen, sich zu ruhen, und dem Sohn die Pferde zu den Festen zu bringen. Gestern strömte es den ganzen Tag. Um 7 fuhr ich zur Gräfin Mülinen bis drei Viertel auf 9. Ich las ihr etwas von Sappho und etwas zerstreute Sachen von Goethe. Dann ging ich noch — alles mit der Mülinen Wagen — zu Lady Calcroft, die mich par billet eingeladen hatte, mich immerweg besucht, und wo ich mich sehr unterhielt: Sie, sehr gut; die Mutter Engländerin mit den beiden Töchterlein Fanny und Harriet, wie die Vögelchen; der Gesandte Lagarde; ein interessanter Norweger Kundzen, der allenthalben war, alle Sprachen spricht; Löwenstein's, noch ein Engländer Baillie, Arnim, Guttenberg, Herzer's, noch ein paar Herren. Wir Frauen, Lagarde und der Norweger, saßen am häuslichen Wintertisch, besahen Albrecht Dürer'sche Kupfer und dergleichen aus Italien: die Leute haben alles, haben alles gesehen; man

kann also schön mit ihnen sprechen: schon aus bloßem Reichthum. Sind komplet ohne Prätensien, weil sie ihnen alle als Engländern, und Vernehmen, Reichen ihres Landes, erfüllt sind. Mündlich Notizen! und auch welche über Lagarde's Gespräche mit mir. Einen Demestiken möchte er mir: keinen Sekretair u. s. w. Auch lachte man über mich, und ich amüsirte mich in dem soliden, fröhlichen, wohlhabenden Hause bis nach 10 sehr gut. Dann zu Hause eine Tasse Thee mit Robert. Gut geschlafen. Die ganze Nacht Platzregens! bis 6 noch; dann trübe, dunstig, dunkel, warm, stickend: alle Menschen klagen über Mattigkeit und Hinfälligkeit. Jetzt Sonne; noch in manchmaligem Kampf mit Dünsten und Wolken. Ich freue mich, mein theurer Freund, daß Dir die Sonnenlosigkeit wohlthat. Hier fehlt Du's noch besser haben! Der katensche Artikel gefiel mir sehr. Streng, derb, unpersönlich, hübsch auf die dummen Finger. Der Großherzog von Weimar war mit dem König und der Königin in der Allee; ich sah sie nicht, weil ich nicht dort war: Mad. Bomben erzählte es mir; und in wirklichem und angestelltem Schreck, daß der König, in all der Herrschaften und Kinder Gegenwart, auf ihre Bonenkammer gestiegen sei. „Ein König!" sie könne nicht dafür, er habe gut thun! aber über sie schriee man dann! Er habe sehr ihre Einrichtung gerühmt ꝛc. und immer noch dasselbe wiederholte sie ein wenig anders. — Kiefewetter thut mir auch sehr leid: die armen Freunde! — Lies „Journal de Francfort" du 20., da steht aus einem Artikel aus Brüssel eine Erfindung Deines Vetters in Rio Janeiro, wie Pulver noch besser sprengen kann. Mad. Cesar wies mir die Zeitung. Krusemarck aus Wien geht auch nach Karlsbad. Gentz! Wenn Bernstorff sterben sollte, wird gewiß Krusemarck seinen Posten kriegen, fiel mir heute ein. Es muß ja hübsch in der ersten Kammer gewesen sein! Solche Reden, wie sie Herr von Sensburg hält, die höre ich noch gern. Il n'y a que la bonne cause qui en peut inspirer. Also hunderttausend Gulden vom Militair abgedungen! Alle Blätter, die Du heute schicktest, hab' ich noch nicht gelesen. Aber das Meiste. Lebe wohl, Theurer! Nimm Dich in Acht! Ich denke immer an Dich; Du weißt es. Deine R. Bald, bald sind die Stände aus. Adieu! Also der arme Küster? Amboß oder Hammer. —

Nachmittag gegen 4.

Nicht der Inhalt, lieber August, aber die Estafette hat mich sehr erschreckt. Ich glaubte, der König von Würtemberg, den man krank glaubte, sei todt. Mir ist's nicht unerwartet. Ich weiß, was sie vertragen können; was nicht; und ermahnte oft. Doch muß kommen was da kann; und dazu muß unser Karakter dienen, uns nicht zu desoliren, wenn etwas kommt. Auch wissen wir nicht, ob es gut oder schlecht ist. Ich gedenke sogar, Dich hier abzuwarten: was sollen wir in Karlsruhe? Für's erste kommst Du her. Mit einander, ist alles gut. Wir wollen dann sehen, was sie, und was wir beschließen. Den Versichrungen glaub' ich nicht, wenn auch nichts Positives geschehen ist. Aber Du mußtest allen denen mißfallen. Mündlich mehr, und alles! Ich bin auch gutes Muthes. Morgen kommt Robert. Ich, Geliebter, erwarte Dich hier.

Deine R.

Herr von Küster ist unschuldig, glaube ich. Als die Estafette kam, war ich eben jappend mit Robert nach dem Essen bei einem Gewitter, was noch währt, am Fenster. Adieu, lieber August, bald umarme ich Dich!

An Varnhagen in Karlsruhe.

Baden, Donnerstag, den 22. Juli 1813.

Halb 6 Uhr Nachmittag.

Ein solch allgemeines langes Gewitter hat man fast noch nicht erlebt, mit solchen ununterbrochenen, und doch sich verstärkenden Regengüssen, daß an kein Ausschicken noch Wegfahren zu denken war; mitten im Donnern hat es in diesem Augenblick etwas zu regnen aufgehört; viele Leute stehen auf der Brücke, den Wassersturz zu sehen. Prestissimo stürzt der Bach, und neben ihm entstandene, das Gewitter ist nicht vorüber, lange nicht aus. Ich komme nicht, geliebter Freund. Weil die Fahrt doch zu lange dauert, da ich zu spät abfahren müßte, des Wetters wegen: auch führest Du ja bald wieder mit mir her. Zu thun ist nichts; nur bei Dir möcht' ich sein,

kann hin und her schreiben. Ich beschwöre Dich, bevor wir uns gesprochen haben, auch grade nichts zu thun; kann ist noch Alles möglich. Erst wollen wir uns besinnen. Wir wollen sehen, was die nächste Zeit, die nächsten Tage für Mienen annehmen; und uns ein wenig nach Umständen richten. Es müssen doch auch noch weitere Befehle an Dich ergehen, über Aufenthalt, Geschäft und Gehalt. Ich kann nicht glauben, daß Herr von Küster wegen dieser Angelegenheit allein den Kourier sollte erhalten haben: wäre dies doch, so müßte noch eine grave falsche Anklage stattfinden. Wir wollen uns in nichts übereilen. Liebe Guste, daß ich auch grade nicht bei Dir sein mußte! Ach! darum schicktest Du mir wohl die Estafette. Die erschrack mich sehr; weil ich erst dachte, es könne nur etwas Gutes sein — denn, warum sonst einen Eilboten, dacht' ich: doch war ich so saisirt, und hatte so sehr den König von Würtemberg im Kopf, daß, wie ich den Namen Küster las, ich gewiß war, daß vom König die Rede sei. Mein Schreck im Ganzen — nicht über den Inhalt — war gränzenlos: unmittelbar nach Tisch, bei einem anbrechenden schweren Gewitter; dies, und das Sündflutwetter, hielten mich gleich zu kommen ab. Ich brauchte längere Zeit mich zu erholen, da ich weder weinte noch brach. Nun aber ist mir gut: ich bin zu Löwenstein's geladen; bin schon von neuem dazu aufgewickelt, und hoffe sie werden über mich lachen. Verzeihe also, daß ich nicht komme: müßtest Du länger bleiben, so komme ich natürlich, so wie ich das weiß. Kann ich diese Zeilen noch auf die Post anbringen, so sollen sie noch heute fort, wo nicht, so nimmt sie morgen der Erste, der abfährt, mit, Cesar's, Robert, oder Ellstetter. Also wieder in Eile Adieu! Sei getrost, liebste Guste; wir sind ja gesund an unseren Gliedern, und leben; wer weiß, ist es noch gar gut. Denke, ich umarme Dich, sehe Dir in die Augen, und werde den Abend munter sein: und, wären wir zusammen, ohne alle Sorge.

Deine N.

Robert weiß es: er, und ich, und Du. Adieu!

An Varnhagen in Karlsruhe.

Baden, Freitag Vormittag halb 11, den 23. Juli 1819.

Noch dunſtiges, feuchtes Regenwetter, nach wenigem Ausruhen.

Theurer, lieber Freund, Robert wird Dir dieſen Brief bringen: ſo bekommſt Du ihn doch früher, als morgen früh. Du haſt mir gewiß geſtern nicht einmal geſchrieben (wieder ein Platzregen!), weil Du meinteſt, ich käme zu Dir. Das Gewitter war zu allgemein und heftig; noch außer den Gründen, die ich Dir anführte. Ich könnte nur wiederholen, was ich geſtern ſchrieb. Gar nichts thun, und ein wenig warten, bis die Anderen reden, und wir etwas erfahren. Alſo habe ich Dir über unſere Kataſtrophe nichts zu ſagen, außer alles. (Der größte Platzregen.) Ich glaube, Du kommſt den Abend, ſogar die Nacht, nämlich etwas ſpät, oder morgen. Kämeſt Du unvermuthet nicht, ſo läſſeſt Du es mich wiſſen, und ich komme. So eben erzählt mir Robert, der aus der Allee kommt, er habe die Generale Freiſtädt und Neuenſtein geſprochen, die ſehr nach mir fragten, und letzterer wird mich noch beſuchen: er erzählte Robert, die Stände ſeien vertagt; und Mehreres von Stimmung, und Reden, die Dir Robert wiederholen wird. Ich dachte nur an Deinen Abend, und Deine Nacht. Und auch mitunter, ſie könnten ganz ruhig ſein. Ich legte mich unter tauſend Regen, und Dunſt, und Gewitter, die ſich wie Zugvögel folgten (ein Kind erſoff hier im Bach; und Schweine mit ihren Ställen kamen von Lichtenthal angeſchwommen: vom Rhein erzählt man dégats) nach meinem zweiten Brief an Dich ruhig auf den Kanapé, um zu ruhen; etwa eine Stunde; Robert kam, und ich ſchlug Kaffee vor: mitten im Wetter hing die Sonne an zuckerhuſs, unterzugehen; wir liefen von einem Fenſter zum anderen! Sieh da! Mad. Streckeiſen ſtapelt im größten Regen und Näſſe von der Allee her mit zwei Herren, einem ältlich dicklichen, zu mir. Das iſt ehrlich! ſchrei' ich ihr entgegen, denk' einen Augenblick, es iſt Streckeiſen; doch ſchien er mir zu klein, und da die Herren mit in's Haus treten, wundere ich mich etwas: ich geh' hinaus, vor meiner Stubenthür erkenne ich erſt den Großherzog von Weimar. Wir freuten uns ſehr. Er ſieht ſehr wohl aus: ganz wie ſonſt in Teplitz: mit vielem Ver-

gnügen sagt' ich ihm das. Frau von Hergenrother war wieder in der Schweiz; aber nicht über Karlsruhe, und ist jetzt in Weimar. Der Großherzog stellte sich gleich an's Fenster, und wollte jeden Menschen von mir wissen, die alte Neugier; über die Stunde des Kaffee's kennt' er sich nicht zufrieden geben, den Lotte, und ich getrost, und sie, als délicieux tranken. Ich behauptete, ich könne ihm schon Appetit machen: „Nur mit Kaffee nicht", meinte er, eben hätte er Schnaps genommen; ich tränkte mein Getränk als pousse-Schnaps, und wir erinnerten uns unserer alten Näschereien; und es war ein sehr vergnügter Besuch; der mich auch freute. Der andere Herr war sein Adjutant, aber den Namen weiß ich nicht, auch kennt' ich des Herrn wegen nicht mit ihm sprechen: aber er scheint mir doch alert, und dem Gespräch im Hören gewachsen. Dann zog ich mich an, und ging zu Löwenstein's, wo Caleden's, Coulicot's, les dames Walther, Arnim, Zeppelin mit der ältesten Tochter und Guttenberg's waren und Graf Kniephausen. Schwätzen und Kommercespiele: l'as qui court, und vingt-et-un. Um 10 Uhr wollten sie Alle auf einen Ball im Spielsaal — die jungen Mädchen! — und reteten mir so lange zu, bis ich mitging; nämlich Alle, außer Frau von Guttenberg und Lady Caleden, die weg war, und leider morgen reist. Der Ball war nur von Bekannten konvenirt, leer, fühl, sehr hübsch; ich blieb von halb 11 bis halb 12. Dann sprach ich noch zwei Stunden alte Sachen von Wien u. dergl. — über Mariane Saaling — mit Robert; schlief müde und gut ein, und hätte vortrefflich geschlafen, hätte man nicht mit Tagesanbruch an dem Hause uns gegenüber eine Bude! aufgeschlagen, die auch um 7 fertig war. Das kostete mich meinen Schlaf und meine Nerven. Doch bin ich gut. Bist Du zufrieden? Ich wünschte von Dir ein Gleiches! und hoffe es auch. Fürst Taxis sprach ich auch auf dem Ball: gut, wie Du ihn kennst. Wir sprachen von Beutheim: er findet ihn bis zum Lachen aufgeblasen und stolz. Ich vertheidigte ihn, und mußte ihn mit anklagen. Es muß etwas eben bei der Königin sein: ich sah wieder große Speisen hinaustragen. Der Großherzog von Weimar bleibt heute noch; er wohnt in Frau von Küster's Quartier. Neuenstein und Freistädt machen auch ihre Kour. Adieu! Theurer! Ich umarme Dich! Deine R.

1823.

An Varnhagen in Hamburg.

Dienstag Vormittag, den 15. Juli 1823, halb 11.

Regnerisches, graues, schwüles, dunstiges Wetter.

Ich schreibe auf dem Bogen, den Du gefaltet hast — „Du liebst sie ja" sagt Aemil — und mit Deiner Feder und Deinem Tintfaß in der Mittelstube. Theurer, lieber Freund! Augüstelken!? Es ist gut, sich Einmal zu trennen. Da erfährt man, wie lieb man sich hat: und wer man ist. Alle Deine Gedanken, Deine Sensationen, Dein Sitzen, Deinen Schlaf, das Wetter, alles rechnete ich nach! Es ist besser kein Sonnenschein. Hast Du wohl etwas geschlafen? den gestrigen Abend genoß ich mit Dir. Wie Du es wolltest, fuhr ich aus. Mit dem vorgestrigen guten Wagen, und vortrefflichsten, vorsichtigsten Meisterkutscher. Um 6 kam Mad. Gröbenschütz, um halb 7, mit der Sonne, der Wagen; ich nahm Karoline mit, weil sie Kopfweh hatte, die Fahrt heilte sie sichtlich, und ganz. Wir fuhren durch den Thiergarten die Mauer entlang nach Schöneberg, bis über's Dorf weg: ich wollte wahre Reisechaussée riechen: und dann umgekehrt. Göttlich grün, vielfach in Baum und Feld. Wunder-Prachthimmel von Bizarrerie, Lichter- und Wolkenwirthschaft; — jetzt regnet es Platz! — das hattest Du auch! Auch wollt' ich nach Tegel zu fahren, ich fürchtete aber das lange Pflaster nach dem Oranienburger Thor; bekam auch Bestätigung, daß ich nicht hätte reisen können. So entzückt ich von der Fahrt war, so gut sie unseren Nerven und Gemüth that, war es für mich eine anstrengende Reise. Prekavirt war ich genug. Mein kleines Kaffeesopé

schmeckte mir mit der Gelbenschütz vortrefflich. Bis zu 11 Uhr aber konzentrirte sich ein Pappenstiel bis zum Schmerz, und hinderte mir die nöthigsten Bewegungen. So trieb ich's, wachend und auch schlafend: als ich aber gegen 3 Uhr Morgens, nach dem heftigsten Schweißen, sah, daß es nicht rückte, sondern sich konzentrirte, und doch verbreitete, so fand ich, Baden könne es nicht zerstreuen, und legte auf den grimmigsten Ort eine grimmige spanische Fliege. — Als ich nur eine Lage finden konnte, schlief ich bis 8. Die spanische hat gezogen; die Krankheit des Schmerzes ist gebrochen: Wohlthun schadet nichts. Da sie auf einem hemmenden Ort liegt, so hindert sie mich auch sehr. Aber nicht am Komödiengehen. Ich sehe im großen Hause — Parterreloge — mit Oppenheim's den „Schiffskapitain" und „Je veller je besser"; sie haben mich bitten lassen; und ich sage Herrn Champi ab. Der Regen ist dazu gut. Auch könnte ich nicht so lange fahren. Voilà ma vie. Du bringst gewiß die Chokolade aus Heldenthum und Zärtlichkeit wieder mit; esse sie lieber, Auguftken! — Nun mach' ich Rechnungen, und dann lese ich: esse nur Suppe und Huhn. Habe recht viel Vergnügen! regrettire mich in dem schlechten Gesundheitsmoment nicht zu sehr, und genieße Baum und Strauch und Luft äußerst, dann ist's für mich mit. Gestern hatten wir ja einen Sonnenuntergang, und auch dieselben Gedanken. Adieu, theurer Freund! lieber Auguft!

Deine alte R.

Die Mädchen sprechen immer von dem Herrn. Ich werde mir lauter Vergnügen machen: Deinetwegen. Adieu, adieu! Grüße Mutter und Schwester, und Affing.

Dreiviertel auf 4. Nun hab' ich gegessen. Ich denk' an Dich, und Du an mich!

An Rahel.

Hamburg, den 16. Juli 1823.

Mittwoch Nachmittags 5 Uhr.

Theure, geliebte Rahel! Hier sitz' ich auf meiner Stube im Hause meiner lieben Schwester, die ich im Gärtchen, auf

welches meine Fenster gegen, unter den Ihrigen eben verließ, um noch den Augenblick vor dem Abgange der heutigen Post zu einem Worte an Dich, Geliebteste, zu benutzen! Fast hättest Du mich noch am Montage Abend wiedergesehen, und wie gern hätte ich mich deshalb jedem Tadel und jedem Verlachen bloßgestellt! Nur daß meine Schwester zufolge meines Briefes mich erwartete, hemmte meine Gedanken, sich dem gegebenen Antasse freudig hinzugeben. Denke Dir, ich konnte das Rückwärtsfahren so gar nicht vertragen, daß ich fühlte, ich würde die Reise auf diese Art nur als ein Kind des Todes zurücklegen, und auf der ersten Station zu bleiben dachte, oder vielmehr zu Dir zurückzufahren, und einen anderen Postag, wo ich den ersten Platz würde haben können, abzuwarten. Allein mit größter Bereitwilligkeit überließ mir ein Engländer seinen Vorderplatz, und so hörte jeder Vorwand zu jenem Freiheitsstücke auf, meine Seekrankheit verlor sich, und ich setzte gutes Muthes und sonder Störung die Reise fort. Die Nächte griffen mich gar nicht an, die Tage waren glücklicherweise kühl und bedeckt, die Reisegefährten erträglich. Die außerordentliche Schnelligkeit der Beförderung konnte zuweilen unbequem dünken, war aber im Ganzen höchst ergötzlich. Heute Mittag um 1 Uhr kam ich wohlbehalten hier an, fand Assing meiner harrend auf der Post, und dann zu Hause Schwester, Mutter und Kinder in bestem Wohlsein und vergnügtester Stimmung. Wir freuten uns beiderseits ungemein! Ich kleidete mich um, aß mit den Meinigen, trank im Gärtchen mit ihnen Kaffee, und nun schreib' ich! Noch kann ich Dir, geliebte Rahel, von Hamburg kaum ein Wort sagen; auch will Kopf und Hand noch nichts von Schreiben wissen; die Fahrt betäubt denn doch etwas! Aber wie ich durch die bessere Gegend kam, wie endlich die Stadt vor mir lag, und ich zwischen Gärten und Landhäusern unter himmlischen Würzgerüchen her'cher Linden und unendlicher Blumenbeete in die Stadt einfuhr, da jammert' ich sehr nach Dir, und hätte Dich um jeden Preis als Theilnehmerin jedes guten Eindrucks herbeigewünscht! O! ich unterwegs an Dich gedacht? Du wirst es nicht fragen! Deine Liebe, Deine Fürsorge waren mir gegenwärtig. Deinen Gedanken und Deiner Theilnahme zu Liebe hätte ich selbst es gern immer recht gut gehabt; wahrlich, nicht halb so viel um meinetwillen! Es ging aber recht gut im Ganzen. Ich war äußerst mäßig, genoß im Anfange erst Zuckerwasser, dann Kaffee und

nur Einmal ein wenig Fleisch, diese Diät bekam mir vortreff-lich. Das Wetter war erwünscht, nur den ersten Abend war große Hitze, hernach aber Kühlung, Wolkenhimmel und sogar Regen. — Ich muß schließen. Die Meinigen grüßen Dich alle herzlichst, und klagen sehr, daß Du nicht mitgekommen, es ist aber doch wohl gut. Meine Mutter und Schwester fand ich ganz unverändert: sie finden auch mich so. Ein stiller Frie-walket über dem Hause. Die Kinder sind liebliche Geschöpfe, ihre erste Scheu schwindet schon. Mein Zimmer ist ganz heim-lich; eben beleuchtet die Sonne eine Anzahl kleiner Gärten, die ich frei überblicke. Geliebte Rahel, diesen Sonnenblik mißgönn' ich mir allein! Was treibst denn Du wohl in dieser Stunde? Was machtest Du gestern, vorgestern? Es ist ein Raub an mir, daß Du in diesen Tagen der Trennung weiterlebst! Sei nur vergnügt, genieße alles, was der Tag bietet, schlafe gut! Ich werde nicht allzulange ausbleiben; sorge nicht, Du bleibst nicht lange Strohwittwe! Leb wohl, geliebtes Herz! Tausend Küsse send' ich Dir! Leb wohl, ich darf nicht länger schreiben, all meine Pulse schlagen, und ich will zur Beruhigung mit meiner Schwester noch einen Gang machen. Grüße die Dei-nigen Alle! Leb wohl, Geliebte! Meine einzige Freundin!

Ewig Dein treuer

Varnhagen.

Morgen mache ich einige Besuche. Heine ist hier und freut sich sehr auf mich; er hatte von meiner Schwester gehört, daß ich kommen würde, und blieb deshalb ein paar Tage lan-ger. Ich sehe ihn morgen. Adieu, liebe Rahel! Sei vergnügt und wohlauf! Aus Herzensgrunde!

Adr.: Herrn Doktor Assing, Pelsstraße Nr. 368.

(Der bloße Name genügt auch.)

An Varnhagen in Hamburg.

Donnerstag Vormittag halb 11, den 17. Juli 1823.

Nach Platzregen duftiger Regen, grauester Himmel, naſſeſte Straßen; alſo Ruhe über's Ausgehen! Nun haſt Du geſchlafen, alter lieber Auguſt! Wir rechnen, und rechnen, ob Du auch nun Regenwetter haſt?! Du wirſt's mir ſchreiben; und von allem. Vergeſtern kam dieſer Fouqué. Ich erbrach ihn hardiment, weil ich wußte, von was es handelt: und nun er umgehend Antwort haben will, iſt's mir lieb. Ich hab' ihm heute zwei Worte geſchrieben: wo Du biſt, und daß ich Dir ſeinen Brief ſende. — Die Komödie war erbärmlich; keine Ahndung von Scherz oder Leichtigkeit: in Leipzig war's ein Stück, hier ein Unſinn. Blume rettete mir das Leben; er wurde auch rausgerufen in „Je toller je beſſer". Die nahe Loge war auch Geld werth. Das Opernhaus ganz leer, erſter Rang, und über die Hälfte Sperrſitze, clairsemé d'officiers même. Was ſoll man im Theater? da der Graf- (Etcetera-) davon, nicht hier iſt; wenn es auch noch ſo ſehr regnet! Nach dem Theater war mir ſtille Ruhe ganz angenehm. Markus kam eine halbe Stunde: die Melone, die wir aßen, war nicht ſaftig. Ein andermal, lieber Auguſt! Geſtern um 2 Uhr ging ich mit Rieken in's Gärtchen und aß dann mit dort, als Gaſt. Aber es war unendlich gewitterdrückende Wolkenſenne; ich ſehr herab vom Beſikater-Leiden, und von gehabten Schmerzen. Nun iſt's beſſer, obgleich meine Nacht auch im Schlaf unruhig davon war; auch iſt mehr Luft in der Atmoſphäre nach dem großen Regen; des Sattlers Markiſen bewegen ſich munterer; und da bin ich gleich frohen Antheils. Geſtern Nachmittag hatte ich die Damen Fanny, Rike, und Jettchen Edeling im Gärtchen: es ward aber ſo greiflich feuchte, drückende Luft, mit minutenweiſe aufkämpfendem, ſchief herab ſtreifendem Oberwind, daß wir uns des Gartenfeſtes und des zu erwartenden Mondſcheins entſchlagen und gleich nach 7 nach Hauſe mußten; wo ich dreiviertel Stunden in einem, und die Damen im anderen Zimmer, zu meinem nöthigen Heile, blieben. Nachher kamen Markus, Henſel, Caſper, Ludwig Robert, Frau von

Bardeleben. Es war lebhaft; nur Scherz; und ich kam auch ein mit Ernst, Nerv ward hier schon Ernst. Sie hatten sich amüsirt: ich ging still und gut, und mit Dir, zu Bette. Schlafen hätte ich schreiben sollen. Den Schlaf hat man auch schon gemißbraucht. Der Reinste mißbraucht nichts: der Erhabenste braucht gar nichts. Kann ich den Hamlet nicht lesen werden! Ich hätte ihn schreiben müssen: wie Goethe den Werther, um mich mit ihm abzufinden; und zu Deinem Heil.

Heute Mittag essen Ludwig und Nike Schotensuppe, Sardellenfleisch, gebackene Hühner, bei mir; ich werde nicht zu viel essen, und Kirschkuchen gar nicht. — Deine Zimmer sind schon rein-blank: kaum trocken, und riechen nach Ettlingen; vor lauter Kunstluft, die ich anstellen lasse. Apropos! Ehre dem Ehre gebührt; meiner Nase, meinen Lungen, meinen Nerven! Casper hat in einem medizinischen Buch in Betreff Berlins gelesen, daß die Luft an der Schleusenbrücke zwanzigmal besser als die andere in der Stadt ist. . . . Nun mache ich mir die Locken, lege mich hin, lese die Zeitung. Dann Rechnungen. Dann Lascafes. Nachmittag lasse ich mich nicht ennuyiren. Lebe wohl, lieb Augustchen! Sei vergnügt. Laß Dich nicht mit Einladungen quälen: ich will Dir hier auch alles Vergnügen machen; mir. Alle Menschen grüßen Dich: Hensel wimmerte wegen des nicht genommenen Abschieds. Montag reist er. Morgen gehe ich mit ihm nach Königs Palais. Ich umarme Dich! Lieber Argust! Deine R. Grüße die Schwester; ich möchte die Kinder sehen! —

Anmerkung von Varnhagen. Der Graf von Brühl, als Intendant der Schauspiele, hieß in Berlin ächt berlinisch nur kurzweg der Graf von's Theater. Mit Etcetera ist der Hof angedeutet. In solcher Abwesenheit waren die Vorstellungen immer höchst vernachlässigt.

An Rahel.

Hamburg, den 18. Juli 1823.

Freitag Nachmittags, bedeckter Himmel, nicht unangenehm kühl, zwischendurch leichte Regenstreifen und leichte Sonnenblicke.

Geliebte Rahel! Du bist immer da, Du läßest einen nicht im Stich! Kaum vierundzwanzig Stunden bin ich hier, kaum besinn' ich mich mit Schrecken, daß ich mich hier ohne ein Blatt von Deiner lieben Hand befinde — es ist mir unbegreiflich, wie es zuging, daß ich ohne solche gewohnte Reisezehrung wegfahren konnte — und siehe da! ein Brief von Dir trifft schon ein, noch ehe der meinige in Deinen Händen ist! Liebe Rahel, eine größere Wohlthat hättest Du mir nicht erweisen können. Ich freute mich so sehr beim unerwarteten Anblick Deiner Zeilen, sie berührten augenblicklich so sehr mein innerstes Herz, daß mir die Thränen in die Augen traten. Ist das Schwäche? Immerhin! laß es für meine Stärke gelten. — Trennen soll man sich, um zu erfahren wie lieb man sich habe? Nimmermehr! ich erfahr' es am besten beim Zusammensein; man ist ja doch selten zusammen; sage ich Dir nicht immer, daß ich Dich so wenig sehe, wenn wir auch tagelang beide kaum ausgehen? Ich denke an Dich nicht mehr, als in Berlin; aber immer! hier wie dort! — In Hamburg ist man schon halb aus Deutschland hinaus, und gehört dem Meere und den fernen Küstenländern an. Der Anblick der Stadt selbst in ihrer seltsamen Eigenthümlichkeit, noch mehr der des Hafens und der Elbe mit allem Schiffsverkehr, giebt jenen Eindruck, und Berlin ist dagegen ein tief, tiefgelegener Binnenort. Beiderlei Städte und beiderlei Eindrücke einander näher zu bringen, in engere Wechselwirkung zu setzen, wäre unendlich heilsam! Ich möchte es sehen, wie das geschähe. Es ist mir hier vieles ganz neu, und ich habe alles Alte neu zu erfassen, um es festzuhalten. Die Thätigkeit rastet hier nie, ganze Schöpfungen sind erstanden. Dieses Ameisengewimmel einträglichen Handelsverkehrs hat hier seit drei Jahren alle Verwüstungen des Krieges und Davoust's — denn das sind zwei noch ganz unterscheidbare Dinge

hier — durch zahllose Bauten, Anlagen und Pflanzungen reicher als vorher überdeckt, alle Schulden der Stadt getilgt, alle Verluste ersetzt, Wohlstand und Gedeihen ausgebreitet! Der Staat selbst ist wohlhabend, befreitet durch mäßigen Zoll und geringe Accise sein großes Budget, und die Bürger hören auf, eigentliche Abgaben zu bezahlen! Das ist doch ungeheuer. Dabei aber klagen die Leute, wie natürlich, und meinen, es könnte noch besser gehen. Die sonstige Stimmung und Aussicht des Lebens kömmt mir von der in Berlin wenig verschieden vor; die Leute betrachten sich bei allen Vertheilen ihres Einzelzustandes doch eifrig als einen Theil größerer Gesammtheit, und lebhaft sprechen sich Wünsche und Theilnahme in dieser Hinsicht aus. Nachrichten strömen von allen Seiten zu; man hat sie großentheils anders als bei uns; Englands Stimmen hallen hier lauter wieder; Zeitungen und Bücher von drüber sind hier so gemein, wie bei uns selten. Ich habe heute in Perthes' Buchladen eine Welt solcher Neuigkeiten durchmustert, die bei Dümmler unter den Linden nie vorkommen! — Was mich sinzig machte beim ersten Ueberblick ist der Mangel an Schatten dicht um die Stadt, und das Verkommen der Bäume auf dem Jungfernstieg; diese hätten in neun Jahren ein gutes Stück gewachsen sein sollen; sie haben ihre Schuldigkeit nicht gethan. In der Stadt giebt es aber noch viele schöne Bäume; etwas weiter vor den Thoren die schönsten Wäldchen; und die Nähe ist mit den geschmackvollsten, kostbarsten Anlagen wenigstens für die Zukunft ausgestattet. Gestern war ich mit meiner Schwester in Altona bei Fanny Herz; die strotzenden Linden in vierfacher Reihe, welche die Pallmaille bilden, grünen, daß es eine Lust ist, und solche Düfte sind mir denn doch noch nicht vorgekommen; das ersetzte mir in einem Augenblick, was ich an Hamburg vermißte. Herzens wohnen prächtig; ein kleiner Garten hat eine himmlische Aussicht. Alle freuten sich ungemein meiner Ankunft; den jüngsten meiner ehmaligen Zöglinge will man aus Holstein kommen lassen, den älteren besuchte ich in seinem allerliebsten Hauswesen; die Frau gefiel mir sehr. Morgen esse ich mit Mutter und Schwester bei Fanny zu Mittag, es ist der Geburtstag des Alten, der mich mit Küssen beinah erdrückt hat! — Heute Abend bin ich bei Sieveking in großer Abendgesellschaft; Mad. Sieveking, die ich schon gesehen, erschien mir noch nie so sehr als völlige Dame, wie diesmal! Mich frappirte in Gesichtszügen und Sprache die größte Aehn-

lichkeit mit der alten Fürstin de Ligne, nur feiner und verständiger beides. — Ferner bin ich von unserem Gesandten Graf Grote zu Mittag geladen; ich war lange bei ihm; ich weiß nicht, ob Du ihn kennst. — — Nach einem langen Besuche verläßt mich eben Dr. Lappenberg, der mich um die Zeit gebracht hat, die diesem Briefe gehören sollte. Die Post geht ab. Ich muß eilen. Lappenberg empfiehlt sich Dir mit all der eifrigen Anhänglichkeit und treuen Gesinnung, wie Du ihn kennst. Meine Mutter und Schwester und Assing grüßen Dich herzlichst, und hoffen, Du kommst noch einmal hieher! — Leb wohl, geliebte Rahel! Sei vergnügt! Deine Fahrten und Schauspielbesuche gefielen mir besser, wenn sie ohne spanische Fliegen blieben. Du arme, arme Rahel! — Heine war schon mehrmals hier; ich habe Ernstes mit ihm gesprochen. Er grüßt angelegentlichst! — Herr Valentin soll hier sein. Bei Haller war ich noch nicht. — Leb wohl, leb wohl!

Ewig Dein treuer

Varnhagen.

Tausend Grüße an Brüder, Schwägerinnen, Fanny'n und Casper und alle Freunde! Doren und Karolinen nicht zu vergessen! In Eil, in Eil. —

An Varnhagen in Hamburg.

Sonnabend, den 19. Juli 1823. Ein Viertel auf 12.

Was thut's? Es regnet aus grauen Wolken oder vielmehr Himmel; nach bedeutender Kälte.

Ich habe ihn! Deinen Brief. Armer, lieber August! alle Pulse schlugen Dir! Hättest Du nur ganz wenig und nicht so schön geschrieben, Dich ein wenig in der Stube nach dem Garten niedergelegt. Genieße, was vor Dir ist; Düfte, Kinder, Laub, Blumen, Anblick des Wohlstands, alles, jedes: ich genieße es gewiß mit. Theuerster lieber Freund! Dein Gärtchen freut mich. Es beruhigt Seele und Sinne. Ich gratulire Deiner Schwester dazu. Täglich muß ich mehr einsehen, daß ich auf eine gute Weise wohl nicht hätte reisen können. In meiner Lebensgeschichte soll Wetter und meine Gesundheit

verkommen. Vorgestern, nachdem ich mit Robert's gegessen, und dann geschlafen und gelesen hatte, kam Mad. Krickeberg zu mir, ich hatte sie laden lassen; und es war mir recht; ich mußte Fenster und alles zuhalten, so stürmisch kalt war es; es war mein erster Tag, und Ruhe war mir nicht allein heilsam, sondern nothwendig. Ich ging in Liebe und Gedanken an Dich zu Bette. Markus war auch bei mir, noch lange nach der Krickeberg, und schüttete sein Herz aus. Gestern Morgen machte ich Geschäftchen, Rechnungen, Billetchen, und fuhr dann mit Rike nach Königs Palais, wo ich Herrn Hensel, Fanny und Beckchen Mendelssohn fand, — vorher viel Hin- und Herschicken der sehenden Partheien. Das Palais gefiel mir unendlich in seinem Bau; auch ist's, erfuhr ich des Abends, vom alten Schinkel, — von Schlüter nämlich: das war noch ein Schinkel! So müssen Menschen wohnen. „Menschen" kann man mit zehn Linien unterstreichen, und auf jede schreiben, worin es besteht, ein Mensch zu sein. Hensel's Bild hat unendlich gewonnen; mehr, als ich je glauben konnte: es war heilsam, daß man ihm das viele Blaue tadelte, er hat das Gelb eines Abendhimmels ganz am letzten Rande in dem Himmel seines Bildes angebracht, welches das Ganze rettet; hält, und sichtbar macht, und den Köpfen, Haaren, und der Oberstirn unberechenbar gut that. Die Timensien der Figuren bleibt die unglücklichste; und sieht kleinlicher aus, als wären sie kleiner. Angezogen sind sie vortrefflich: sogar die Fußbekleidung witzigst erfunden. Schuhe ohne Strümpfe; vortrefflich! — Aus Bescheidenheit war ich die Rampe nicht hinaufgefahren — reine Dummheit; Du kennst meine Königs-Ehrfurcht — das Palais war warm, und kalter Wind beim Einsteigen. Ich Shawl über den Kopf, Wattenreck. Auch aß ich gut; halb Hühnchen, Schotensuppe, Zuckerschoten; und legte mich — wegen, seit Mittwoch, unbändiger, plötzlicher Fliegen im Eß- und meinem Zimmer — in's Mittelzimmer, wo ich die Fenster vorher hatte schließen lassen; ich schlief etwas ein; erwachte bald, ging in mein Zimmer; alles mit geschlossenen Fenstern, die Kälte war ganz heftig: ich nieste, und bekam meinen momentanen, so gewöhnlichen Schnupfen. Ich schrieb nach drittehalb Jahren Frau von Reden nach Rom einen sechsseitigen Brief, wie diese. Doch war er kurz, und gar nicht ausführlich. Er gerieth mir trotz einiger Irritatien gut; besonders das Datum; und die Beschreibung mehr als Kritik des Schleier-

macher'schen Buchs, welches ich doch sende. Morgen um 4 reist Henfel. Der Brief und das Buch ist an die ganze Familie.

Während dem Schreiben entwickelte sich ein anderer starker Schnupfen, wie der sechswöchige vom vorigen Sommer. Ich mußte mich wundern. Den Abend gings doch an; ich ruhte mich bis nach 8, wo Robert und Rike kamen; nach dem Theater Mad. Krickeberg und Markus, der es sich zur süßen Pflicht zu machen scheint. Es war gut in der Stube. Gespräch etc. Als sie aber weggingen — alles mit geschlossenen Fenstern, — wurde mein Schnupfen toll; wie vorm Jahr — Prest!' ich nieſe! — Saliviren, Brechen, Schnaufen, Schnauben, luftlos. Qual; bis 2. Dann entschlief ich; bis gegen 7. Dann eine passable Attake; und nun ein ordinairer Schnupfen. An Ausgehen, an Gärtchen, an offen Fenster, ist nicht zu denken. Ich bin aber äußerst vergnügt mit dem lieben Brief neben mir, und meiner Ruhe zur Unpäßlichkeit. Morgen will ich Mlle. Schröder in „Pamina" sehen! Mein und der fremden Schauspieler Sonntagsschicksal! Sei ruhig; ich nehme mich sehr in Acht! und ist der Schnupfen nicht vernünftig, geb' ich's auf.

Gestern hatte mich Mad. Amalia Beer durch ihre Schwiegertochter, Mad. Heinrich Beer, mündlich — Mad. Heinrich Beer schickte nämlich, ich schrieb nachher, ich hoffte die Damen bei mir zu sehen — zu einer Lektüre nach dem Thiergarten bitten lassen, Mad. Heinrich Beer wollte mich abholen; ich mußte es abschlagen. Nicht nur weil ich unwohl war, — damals war der Schnupfen noch nicht, — sondern weil mich Mad. Amalia Beer noch nicht besucht hat; nicht geschrieben hat, und der junge auteur nicht selbst gekommen war. Haben einen Leute — Freunde sind Gleichgesinnte — wohlfeil, so denken sie auch gewiß, man ist nichts werth; und dies mit Mühe und Komplaisance zu erkaufen, wäre zu unkundig. Eine Sévigné, eine du Deffand, eine Staël, muß man kajoliren; auch wenn sie nichts geschrieben hat. Non seulement ma tête, mais mon caractère aussi est une puissance; je ne m'ennuie pas moi — facilement —, ce sont d'ordinaire les autres qui m'ennuient.

Gestern, als ich vom Palais kam, fand ich in einem fassionirten Kouvert einen Bettelbrief, den eine Dame gebracht hatte: aber ich war schön angeführt. Er war von Auguste Brede, der lieben! Mlle. Fischer, die Sängerin aus Stuttgart, hatte ihn mir gebracht, und wird wiederkommen, weil sie noch einen

von unserem Freund [Lindner] an mich hat, schreibt mir Auguste. Die ist den 22. dieses in Leipzig zu sechs Gastrollen. Sie schreibt lieb und gut. Ich werde ihr nach Leipzig schreiben, sie flieht drum. Vom Taufschein steht auch drin. Aber gut; und geduldig.

Heute Mittag ist Mad. Grétenschütz — Schotensuppe, Zuckerschoten und Fleisch, Fische, und Rindkarbonaden mit Ertoffeln, und Kirschkompott — bei mir. Siehst Du, wie ich auf Deine Gesundheit, und Deinen Beifall, verschwende?

Du weißt doch den Namen des wohlthätigen Engländers? Seine Kindskinder sollen von allen Barmhagens und ihren Gönnern und Klienten gepflegt werden! Mein Brüsseler Engländer, der uns seinen Bedienten nach Paris mitgab, hieß Cook. Darin ist das Schiffsvolk gut; mit ihrer Konstitution, und ihrer Aristokratie, und ihrer Meerwrannei. Ich erleb's!!!

Gestern Abend um 9 war Dein Brief schon in der Stadt. Nun aber bringt mir sie der Briefträger für Königlich Trinkgeld gleich. Er hat's versprochen. Bloß aus Plaisir, ängstlich bin ich gar nicht. Genire Dich nicht mit Schreiben! Also gefastet hast Du auch! Pfleg Dich nur! Das Gärtchen und die Kinder, das wär was für mich. Gott segne Deiner Schwester den Frieden, die Ruhe, die Muße! Dir die Reise! und mir die Krisis! Der Schnupfen ist die Wiederholung des vorjährigen, dem nur Ruhe nachher fehlte, die ich breit dies Jahr habe. Adieu, geliebter Herzensangust! Du fühlst wie Flügel meine Liebe, meine Wünsche! Kannst Dich drin einwickeln! Deine alte R. Ich werde Alle grüßen. Nun lege ich mich hin und lese Lascases. Addio, lieber August. Die Straßen sind schon wieder trocken. Der Himmel grau; meine Fenster zu: meine Gedanken Segen!

Dore grüßt schön.

Auguste Brede schreibt mir von unseren Freunden folgende Phrase, die ich nicht recht zu deuten weiß: „Lindner schreibt Ihnen auch mit Mlle. Fischer. Ich sehe sie wieder öfter als vor einiger Zeit — sie ist die alte — doch ist sie umgänglicher als sonst — und ich kann herzlich über sie lachen. — Er ist nicht mehr so ganz der alte — will es aber sein. — Die Zeit influirt auf ihn — und die macht nun einmal keine angenehme Menschen mehr." — Mein Schnupfen ist sehr vernünftig. Es ist halb 1 Uhr. Adieu.

An Varnhagen in Hamburg.

Sonntag Nachmittag, bald halb 3, den 20. Juli 1823.

Grau. Dann und wann Regen. Gestern wirklich unendlicher; in verschiedenen, besonders einem famösen Platzregen.

Siehst Du meine Klugheit mit dem Briefträger?! Mit einem allerliebsten Söhnchen schickte er mir jetzt eben Deinen lieben, lieben zweiten Brief. Du Herzensauguſt! Treuer, Lieber! Ich umarme Dich! Erstlich eile ich Dir zu sagen, daß der Schnupfen, von dem ich Dir schrieb, schon meist vorüber ist, nur noch Spuren. Das Glück! denn der erschrak mich wirklich. Sechs Wochen dauerte derselbe vorigen Sommer: und raubte mir jede Nacht. Und als ich neulich den großen Husten hatte, gratulirte ich mir immer laut, daß es doch der Schnupfen von vorm Jahr nicht ist! Gestern gegen Abend schon nahm er ab: ich hatte großes Unbehagen. Kurz, er ist vorbei, und ich bin heute beinah ganz gesund. Aber wie klug bin ich auch nun: ich exponire mich nicht gleich von neuem, sondern bleibe ruhig aus der Luft; und halte die Fenster zu. So will es mein Körper in diesem Augenblick; ich will ihn zu sich kommen lassen.

Der Regen war so unbändig gestern, daß Mad. Gröbenschütz, die nach der Siesta einen Gang machen wollte, richtig gleich den Abend bei mir blieb; eine liebe, bequemste Frau. Mr. Champy kam so um 6 auf eine Stunde. Gut. Dann Mad. Kricheberg und Sohn. Auch gut: wir vier sprachen Musik, Virtuosen: und in der Art war das Gespräch eins. Halb 11 ging alles. Heute las ich, dann kam Dein Brief. Dein lieber. Uebereil Dich nur aus Liebe nicht mit Kommen; und laß Dich von meiner nicht verführen; ich genire mich ordentlich in Ausdrücken darum: denn eben wollt' ich schreiben: wie werd' ich Dich empfangen, da Deine liebe Boten mir schon so lieb sind! Deine Beschreibung Hamburgs leuchtet mir ein. Ich freue mich, daß Du lebendig Neues in Dir aufzunehmen hast! Daß die Bäume nicht besser avanziren, ärgert mich. Es wird bald eine Zeit kommen, wo kein Wall und keine Festung mehr sein wird, aber lauter Bäume. Eben war

Scholz hier, und sagt mir, Donadieu sei in Barcelona gefangen: vielleicht ist das für Dich aus dem Siebenjährigen Krieg: ich erwähn's nur apropos von: „Es wird eine Zeit kommen." Altona muß schön sein. Hast Du denn unseren alten Hertz aus Frankfurt nicht gesehen? Wegen dem kann ich mir die Umarmungen des Deinen denken. Geburtstage in der ganzen Welt! Vergiß nur das Theater nicht ganz. Ich werde wohl, wegen Erkältung, und der „Zauberflöte" ihrem Ennui, doch heute Mlle. Schröder nicht sehen. In Dresden attrapire ich sie doch wohl: oder doch übermorgen in „Fidelio", als Mann: was ich vermeiden wollte. Gestern Mittag kommt doch noch Hensel gelaufen: ich hatte ihm unterdeß Brief, Buch und Abschied in einem Billet geschickt. Mit einemmale wollte er Zutritt zu Clary's (in Teplitz): ich gab ihm mündliche Anweisung: aber er wimmerte bescheiden: und ich schrieb ein fliegendes Blatt an Lole. Hensel wird in den Soireen wie gesunden sein, mit seinen Büchern und seinem Zeichnen. Er bleibt nur wenige Tage. Doch vielleicht hält ihn der König. Auch an Gentz gab ich ihm ein flüchtig Wort in einem Zettel: er wünschte es sehr. Seine hohen Gönner haben ihm nicht so schöne Empfehlungen gegeben! „So geht die Welt!" sagte Catti in Wien. — Noch weiß ich nicht, Augustli, ob der Brief heute geht; doch schreib' ich ihn, geht eine Post, so fliegt er ab. „Du liebst sie ja!" sagt Aemil. Es freut Dich ja; und Du wirst, mein Schnupfen ist weg. Hebst schöhne Frühchten? Champy behauptet, es gäbe hier keine: und noch eine Menge Dinge. Wir richteten gestern ganz neue Staaten ein: Religion, Erbschaften, Ehen, Kinder, alles anders. Er war sehr beredt. Mad. Gröbenschütz und ich sprachen mit. Adieu, Geliebter! Dore klappert mit Messern. Die Mädchen empfehlen sich. Sonst sah ich heute noch keinen. Ich grüße vielmal Mama! Schwester und Assing. Und Dich, und Dich! Mit herzlichen Küssen.

Deine R.

Heine'n viele schöne Grüße. Ernst hat der nöthig, aber keinen Mund, ihn zu verschlucken. Lappenberg soll wiederkommen! Mlle. Fischer hab' ich durch Herrn Krickeberg zitiren lassen. Er hat Unterricht bei der Mutter.

Ich weiß nicht einmal Deine Eßstunde, und kann nichts berechnen.

An Rahel.

Hamburg, den 22. Juli 1823.

Dienstags Vormittag um 9 Uhr.

Meine geliebte Rahel! Gestern mit dem Eintritte der Hundstage wich die bisherige Kühle dem heißen Sonnenbrande, durch den aber noch ein frischer Wind wehte; heute schläft aber auch dieser, und die drückende Schwüle kündigt ein Gewitter an; möge es uns nicht zu lange warten lassen! Gegen 10 Uhr gestern Abend kam ich mit Graf Grote in seinem sechsspännigen Wagen aus Harvstehude von einem großen Mittagsmahle zurück, und fand Deine lieben Briefe vom 17. und 19., die inzwischen gebracht worden. Mit sehnsuchtsvollem Eifer durchlief ich sie, machte dann mit Rosa und Assing noch einen schönen Spaziergang auf dem hohen Walle an der Elbe, wo der Mond über Strom, Inseln und Schiffe ein wunderbares Licht verbreitete, die beiden Städte mit ihren mannigfachen Lichtern einander gegenüber prangten, und fernes Wetterleuchten am Himmel hinzog; erst nach Mitternacht kam ich nach Hause, und nun las ich erst recht in Muße und Ordnung Deine lieben Briefe, meine Herz- und Trostblätter! Geliebte Rahel, ich sage Dir nichts von meinem Sehnen, von meinem Weh! Wie sehr ich mich hier, in dem Hause der geliebten Schwester, unter den vielen Freunden, heimisch fühlen dürfte — wo Du nicht bist, da ist mir die Fremde, und hundertmal im Tage frag' ich mich, ob es denn wahr sei, daß ich freiwillig von Dir weggereist, freiwillig auf alles, was ich entbehre, verzichtet! Die Rückreise steht mir schon lebhaft vor dem Sinn, und ich rufe tausend Segen dem Augenblicke des Wiedersehens! Der Himmel sei mit Dir indeß, geliebte Rahel, und gebe Dir alles Heil und alle Freude. Du Arme, daß Du wieder auf's neue mit solchen Erkältungsübeln zu kämpfen hast! Die Stadt bekömmt Dir nicht, Du mußt auf's Land! — Von den letzten Tagen muß ich Dir noch mancherlei hier berühren. Am Freitag Abend war ich bei Mad. Sieveking, die ich in meinem Briefe irrig mit der Fürstin von Ligne verglichen habe, ich meinte die Fürstin Clary, bei der mir immer der Name Ligne zuerst einfällt. Jene erwies sich auch diesmal als ächte Frau vom Hause, die

alles zum Gefälligen ordnete und in Gang erhielt, immer einige milde Worte anregend bereit hatte, und sie nach äußerem Bedürfnisse vertheilte, indem sie nur innerem Anlasse zu folgen schien; alles ohne Steifheit, Anspruch und Vornehmheit; sie fragte mit mehr Antheil und Werthlegung nach Weißenburg und Chateauneuf, als nach Gräfinnen und Fürstinnen, die wir zusammen kennen. Unser guter Lappenberg setzte sich zu mir, und sagte, er sei in einer Art Verzweiflung, daß Du nicht mit da seist. Viel sprach ich mit Herrn Bekelmann, dänischem Generalkonsul, der Dich besonders grüßen läßt; ein gescheuter vielerfahrener Mann. Am Sonnabend Mittag war ich mit Mutter und Schwester bei Fanny Herz; der 71ste Geburtstag des Alten wurde gefeiert; Adolf Herz wollte mich die Nacht beherbergen, um den anderen Morgen schöne Fahrten zu unternehmen, ich lehnte es aber ab; für künftigen Besuch bot Fanny mir und Dir schöne Wohnung in ihrem Hause an; es fehlte von keiner Seite an Freundlichkeit und gutem Willen; doch kam der Tag nicht recht in's Geleise, und wir traten ziemlich früh den Heimgang an. Den Sonntag hatte meine Schwester Gesellschaft geladen, liebe gute Leute, zum Theil mir schon bekannt; unser kleiner Heine mit darunter, den ich gern wieder sah, aber öfters etwas scharf werden mußte, damit er sich nicht bis zu schwindelnder Höhe verkletiere und dann allzugefährlich niederfalle. Das Nähere von ihm mündlich; er reist heute mit dem Packetboot nach Cuxhaven in's Seebad, wo er zwei Monate bleiben will, dann nach Berlin zurückkehren, dort eine diplomatische Anstellung haben, in Hamburg leben, seine venetianische Tragödie dichten, ein Buch über Goethe schreiben u. s. w. Jugend! „Sie sollen kein Brentano werden, ich leid es nicht!" Den Spruch von Dir gab ich ihm heute zum Abschied. Er grüßt Dich vielmals und ergebenst; nicht ohne Ertrag hegt er Dein Andenken und meines. Es gehe ihm wohl! — Den Abend bei meiner Schwester im Gesellschaftskreise abgerechnet, hatte ich Sonntag einen unseligen Tag. Zwei Stunden des Vormittags zermarterte mich der Besuch eines alten lieben Freundes, der mir seine schreckliche Lage ausführlich erörterte, dem ich nicht helfen kann, und der seine Hoffnung immer noch etwas in meine wirksame Theilnahme setzen möchte! Ich selbst quälte mich schon genug mit Anforderungen an mich selbst, deren Unerfüllbarkeit meine Einsicht, aber nicht mein Herz befriedigen konnte. Trauriges Verhältniß, das so oft sich erneuert auf-

drängt! Gegen Mittag aber widerfuhr mir das Härteste, was mir je geboten werden kann. Denke Dir Mülinen, als Hamburger Fleischer verkleidet, der mich über eine Stunde mit Reden vergiftet, deren Gemeinheit, Nichtswürdigkeit und Unsinn mir jede Faser empörte! Er wähnt, wir seien vom Kriege her befreundet, und da er eine Rolle spielt durch Absichten und Vermögen, so glaubt er mich noch durch seine Beiferung absonderlich zu ehren und auszuzeichnen. Da war ich mir Thränen schuldig! Und den ganzen Tag hindurch war ich in der Stimmung, sie mir zu bezahlen. — Gestern erging es mir noch leidlich; ich saß dem Grafen Grote zur Seite, und die Unterhaltung war diplomatisch, man erörterte die Vortheile des Dienstverhältnisses, der verschiedenen Anstellungen, verglich die Bezahlung, die Ehre, rühmte sich der persönlichen Gnaden, nannte allerlei Namen u. s. w. Graf Grote trank mir in der Stille die Gesundheit des Grafen Bernstorff zu, ich erwiederte darauf durch die des Fürsten Wittgenstein u. s. w. Ich hatte meinen Stern und meinen Trumpf so gut wie ein Anderer, und beides nicht ohne Wirkung. — Herr Dr. Julius verläßt mich eben; der Besuch war von Regen begleitet, der mich erquickte; jetzt hört er auf, die Luft ist aber noch schwül, und schwere Wolken hängen rings gedrängt vom Himmel, kein Wind regt sich. Ich sitze noch unangekleidet, aber auch die bloße Leinwand ist mir zu heiß. — Vieles was ich noch zu erzählen habe, und woraus Besuch und Störung mich nun herausgebracht, verspar' ich auf künftig. —

Meine Mutter ist für ihr Alter sehr rüstig und munter; sie freut sich meines Besuches, und hat nur die eine Sorge, daß ich die Freunde in Altona, mit denen sie auf dem besten Fuße steht, zu sehr verabsäume. Ich habe ihr das Konversationslexikon geschenkt, welches ihr längst ein Ziel der Wünsche war; an Kleidung und anderen Sachen, meinte Rosa, habe sie alles was sie brauche. Für meine Schwester weiß ich noch kein Geschenk. Sie ist eine liebe, treue Seele, von gesunder Thätigkeit und gradem, anspruchlosem Wesen; sie ist eifrig und fest in allem, was sie treibt; immer für Höheres bereit, und nie mit Gemeinem, auch wenn es nicht abzuweisen wäre, darum verknüpft. Die Kinder sind allerliebst, ihre Scheu verliert sich; die kleine Ludmilla ist ein drolliges Geschöpf; die ältere Ottilie hat lebhaften Sinn; beide lieben sehr die Großmama, und spre-

den wunderseltsam hier in Hamburg den ebendeutschen Dialekt, den meine Mutter in Tonfall und Ausdruck von Straßburg her mit Erfolg beibehalten. Assing ist ein vortrefflicher Mann, stets von innen angeregt, ohne Falsch und ohne Prunk; er ist ein sinnvoller Arzt, auch als solcher und als Mensch höchst geschätzt; er dichtet allerliebste kleine Lieder; seine Verhältnisse beglücken ihn. Es fehlt nicht an wackeren Freunden und Freundinnen, ein edler und feiner Umgang bewegt sich in aller Freiheit durch diesen Kreis. Dennoch kann ich mich hier nicht ganz wohl und zufrieden fühlen. Eine dunkle Unruhe treibt mich auf. Du fehlst mir, geliebte Rahel! Dich vermiß' ich. Du kannst mir alles andere ersetzen, anderes nicht Dich! Dieser ganze Theil meines Lebens, der sich auf Dich täglich und stündlich bezieht, liegt brach, und indem ich mich der hiesigen Gegenstände freue, meine Reise billige, ihre Gewährungen genieße, sehn' ich mich schmerzlich nach Berlin zurück, freu' ich mich im voraus der Wiederankunft, wünsch' ich nie weggereist zu sein! Was mich am meisten beruhigt, ist das Bewußtsein, daß, wenn ich entschieden will, jeder nächste Augenblick der Anfang der Rückreise werden kann, und diesmal kein fremder Zwang mich bindet! —

Jetzt regnet es wieder, und wird wohl fortfahren, womit ich sehr zufrieden bin. Alse Auguste ist in Leipzig? Und kömmt sie nicht nach Berlin? Wie angenehm wäre der Besuch! Ich bin ihr von Herzen ergeben, sie gehört zu den wenigen Rechten. Wegen des Taufscheins wird ja wohl nach meiner Rückkunft noch Zeit sein. Fräulein Fischer habe ich in Wien gekannt, wo auch Assing und Körner sie bei der kleinen Geldschmitt damals sahen. — Mad. de Sévigné hat Recht, daß sie sich nicht allzu wohlfeil mag behandeln lassen; sie mache nur ihre Ansprüche geltend, denn selbst die nicht erfüllten sind noch besser als die weggeworfenen. Inzwischen meinen es jene noch gut genug; ihr Mangel an Lebensart ist wenigstens besser, als der Mangel an Willen bei anderen. Ich habe hier auch solche Leute, die ich leicht nehme, und bei denen ich mich gleichsam unter der Maske glaube; ihr Zuwenig, ihr Zuviel ist ohne Bezug und Folge. Doch ist es angenehmer sogar von den Hunden, wenn sie einen anwedeln, als wenn sie einen anbellen. — Herrn Haller habe ich besucht; seine Einladung abgelehnt; das Töchterchen war nicht sichtbar, er aber höchst freundschaftlich, und Deiner bestens eingedenk. Auch Herrn Konsul Gabe

habe ich gesprochen; er scheint die portugiesische Bewegung darum, weil Palmela und Marialva Gutes davon ärndten, noch nicht in gleichem Maße für Lobo ersprießlich zu halten. Meinen Engländer Mutchell werde ich wohl in Altona besuchen. Im Theater war ich noch nicht; der Reiz dahin ist nicht groß, doch will ich es nicht ganz versäumen. Zum Lesen komme ich auch nicht. Die Tage füllen sich ohne diese Hülfe, mir nicht ganz recht! — Glückliche Reise für unseren guten Hensel! ich wünsche ihm von Herzen alles Gute! — Wegen der Lose will ich nachfragen. — Leb wohl, geliebte Rahel! Das ganze Haus grüßet Dich innigst! Lappenberg, Heine schließen sich an. Selbst Graf Grote gedachte gestern Deiner, und erregte mich innerlichst durch die unerwartete Zutrinkung Deiner Gesundheit. — Werde nur den bösen Schnupfen bald los! Und vergnüge Dich, geliebte Rahel! Empfinde nur kein zu großes Verlangen nach mir, sonst muß ich vergehen. Und schreibe mir nicht zu liebevoll, sondern etwas fest, damit ich die kurze Zeit der Trennung noch standhaft aushalte! Ja, meine geliebte Freundin, ja, Rahel, ich fühle Deine Liebe und Wünsche, und wickle mich in sie ein! Segne Du meinen Schlaf! Er ist ohnehin gestört, und wenn ich erwache, nachts oder morgens, immer fühl' ich dann erbangend, daß ich nicht bei Rahel zu Hause bin! Leb wohl, Geliebte!

Ewig Dein treuer alter

Varnhagen.

Es regnet stärker. Ich sehe über viele Gärten hin in lauter Baumgrün und auf weiten Himmel. Dabei denk' ich immer an die, welche das am meisten zu schätzen weiß. Grüße die zu grüßenden alle. Leb wohl, Herzensrahel. Es ist gegen 2 Uhr geworden, ich muß mich zum Essen endlich anziehen. — An Fouqué werd' ich von Berlin schreiben; nicht wahr? —

Um 4 Uhr Nachmittags. Es regnet in Güssen. Ich werde aber doch etwas ausgehen. Liebe Rahel, jede Stunde möcht' ich Dir Grüße senden, jeden Augenblick durch ein Andenken an Dich Dir bezeichnen! Ich denke an Dich in zärtlichster Liebe, mit innigster Sehnsucht! Alles Heil Dir! —

An Varnhagen in Hamburg.

Dienstag Mittag 2 Uhr, den 22. Juni 1824.

Helle Sonne, Westlichen Wind.

Themes Angstel. Gestern hatte ich keinen Brief, weil Du Sonnabend in Altona warst. Auch ich werde nur wenig heute sagen, weil ich schon viel gethan habe. Hannchen endlich geschrieben; und nun zwei lange Briefe (Kindner's) des Freundes des Herrn von Meyern (des Königs von Würtemberg) gelesen. Ich weiß nicht, ob ich sie Dir schicken soll; Wesentliches, gleich zu Berücksichtigendes enthalten sie nicht; als daß er schreibt, Herrn von Meyern sähe er nicht mehr. Ich bedenke etwas das Postgeld, woraus Du Dir nichts machst; und die zwanzig Pfund Schnellpost-Gepäck. Es wird ja immer mehr; und Dein Raum! Ich werde mich noch entschließen. Gelesen in Conversat hab' ich auch etwas, Rechnungen gemacht. Mlle. Fischer war lange bei mir, die mir sehr wohlgefiel: eine nicht große, richtige, volle Gestalt; bei weitem nicht dick, freies, offenes, artiges, heiteres Wesen; schöne Sprache und Stimme; nicht eine Spur von Theater-Tic — de leurs tics; — schöne Haare, schöne Zähne; bedeutende Gesichtsähnlichkeit mit der Pfeiffer, nur freundiger, richtigeres Augenblicken; ohne alle Manier; aber manierlich; farblos blaßblaue Augen; schöne blaßbraune Haarfarbe; äußerst reinlich und exakt im Anzug. Sonnabend Abend wird sie bei mir sein: ich bitte die Grebenschütz, Krickeberg — ihre Bekannte — und Victor's. Mlle. Fischer reist Montag nach Magdeburg Gastrollen spielen — hier keine; wie recht! — und von dort zu Augusten zurück. Gestern aß ich mit der Krickeberg — mit meinem Essen — im Gärtchen bei Markus. Fanny und Casper aßen auch beim Vater, es war heiß, und der erste Tag ohne Regen. Um 6 fuhr ich mit Mad. Krickeberg und Karolinen, die Kopfweh hatte, nach Steglitz, — Beyme's Garten wird, wenn er abwesend ist, nicht gezeigt. Solch Wetter, solche Lichter im Grün und auf den verschiedensten Feldern, solche Menschen, Wagen, Reisende alle Art! Wie tausend Meilen von hier; alles die Chausseen herrlich; und immer an Dich gedacht: für Dich genossen. Grad vor dem Wirthshaus vor. An fünfzehn bis zwanzig

herrschaftliche Wagen, ohne die Reisenden. In einen Garten hinein. Wo solche Blumenwuth war, wie ich noch nie sah. Gewiß zehn bis fünfzehn Lauben; alle besetzt, und doch versteckt. Eine Lindenlaube dreiviertel so groß wie mein Zimmer, außen und innen voller Blüthen; Linden. Eine Symphonie von Bienen. Millionarden Levkoien, und Levkoien aller Arten, dergleichen sah ich nie. Auf einem kleinen Hof eine kleine Allee hochstämmiger Rosen noch in völliger Blüthe. Der Garten nach dem Felde hinaus; blühendes, abendsonniges Korn! Herrrrrrlich! Ich machte entzückt le tour du jardin, der Kutscher trank Königsbier. Wir stiegen ein. Ein Abendwind packte meine Stirn. Ich war sehr verwahrt: die Fahrt köstlich, meine Begleiter laut entzückt; aber ich mußte doch nachher leiden, mit Schnupfen, halbstündigem Kopfweh, welches Kaffee tilgte; großes Schwitzen, die Nacht und den Morgen. Jetzt wieder ein Mensch. Ich werde mich sehr hüten. Die Fahrt war göttlich. Du fehltest. Wenn die Blumen nur blieben, bis Du kommst. Der Mondscheinabend vortrefflich, und der erste: ich mußte ihn verpassen.

Gestern Morgen war Mad. Herold zwei Stunden bei mir; wird nicht mehr vorgelassen. Keine Härte: sie hat keinen Takt. Wenn kein Brief heute kommt, so geht dieser doch ab: ich weiß nicht einmal, ob eine Post kommt. Ludwig Robert ist bei mir. Gestern blieb Mad. Rickeberg et Sohn bei mir. Alles grüßt Dich schön, meine gestrige Tisch- und Fahrgesellschaft. Und ich Dich. Dies ist mein fünfter Brief. Dienstag, Donnerstag, Sonnabend, Sonntag und heute hab' ich geschrieben. Doch will ich Baumann noch Einmal frazen, vielleicht ist es nur mein vierter. Adieu, bis ich weiß, ob eine Post kommt. Liebes Augüstchen! Ich gehe immer in Dein Zimmer; und räume, wenn auch nichts zu räumen ist. Ich weiß noch nicht, was ich heute mache: eben duft die Sonne. Gestern hatte ich Brief durch Herzog Karl von der Liman. Clary's und Lolo und Schick's sind in Karlsbad. — Vier Uhr, lieber August! Ich schicke nach der Post, um sie nicht zu versäumen. Adieu, Herzensaugust! Deine R. Grüße die Deinigen. Robert's sind noch da, und grüßen.

An Varnhagen in Hamburg.

Donnerstag Mittag halb 3 Uhr, den 24. Juli 1823.

Graues Wetter, oft Regen. Allerlei Luft.

Herzens-Auguft! Jetzt kam Dein dritter Brief. Millionen Dank! Wie erfreust Du mein Herz! Nein, Stöbchen! ich will nicht zu freundlich schreiben. Sei fest: bleibe, und genieße; ich genieße es mit. Mich freu'ts alles, was Du mir berichtest: und natürlich, ich sehe es alles! Gott gesegne es Deiner Schwester, — heute reist meine ab, — und laß' es ihr immer schöner und immer richtig weiter erblühen. Mamsell gratulire ich auch zu ihrer Munterkeit. Mad. Fanny Herz dank' ich auch schönstens. Deine grüne Gärtchen freuen mich. Dein Regen erquickt mich mit. Den Spaziergang im Monde-schein hätte ich gerne mitgemacht — da regnet's leis! — aber das geht nicht einen Abend. Vorgestern Abend waren Robert's, Markus, Herr von Wagner (der württembergische Geschäftsträger), der viel grüßt und sich sehr entschuldigte, und Herr Champy bis 11 alle bei mir. Es war lebhaft. Deutsch und französisch. Gestern Mittag aß ich mit Robert's bei Markus, in einem paar guten Wetterstunden — gegen 6 wurde es bedeutend kalt —, es wurde bei mir gefeuert: ich schlief, theurer Freund, in Deinem Zimmer. Aber alles ist schon wieder wie weggeblasen, und die höchste Ordnung; gegen 5 ging ich zu Hause schlafen, um 7 zu Frau von Stägemann. Jette Edeling kam just: um 9 kam sie wieder. Dort waren: eine Dame, die ich lange nicht kannte, am Fenster sitzend, das Licht hinter sich, viel und vieles sprechend — Gräfin Lottum, — Frau von Craven, — eine jüngere, nach der ich zu fragen vergessen, Mad. Förster. Die Herren: Wagner, Altenstein, ein Unbekannter; Ofers, von dem es Frau von Craven am runden Tisch kund machte, er sei Bräutigam; nämlich, ich solle gratuliren: ich stellte mich; sie sprach scherzend von Geburtstag, und ich ging ernst drauf ein. Kurz die Brautschaft wurde deklarirt. Auf's gauchste! dumme Entschuldigungen wegen des Annoncirens: „Der Mann sei abwesend. Nur Wenigen (?!!!) hätte sie's angesagt", und dann, seit sechs Wochen sei es. Ich machte es ihr durch Nicht-approviren und leichtes, zu leichtes

Nehmen noch saurer. Zu dumm darf man nicht sein. Sie sagte laut, und zu allen Menschen gerichtet, als entschuldigende Anrede: es sei so lange her, daß sie eine Tochter verheirathet, daß sie gar nicht mehr wisse, wie man sich betrüge! Hear him! „Die Neuheit — sagte ich auch laut, für Alle antwortend — sei für Alle der Schmelz der ganzen Begebenheit"; Beifall-brummen ward mir. Mit der lieben, armen, guten Gräfin Lottum ist mir aber etwas geschehen, was nur mir in edler Zerstreuung und Vergessenheit geschehen kann. Im Saale wandernd, wo ich mit Frau von Crayen gegangen war, setzt sich die gute Gräfin neben mich, und spricht Folgendes: „Wie befindet sich Ihre Nichte — ich berche! — Frau von Lamprecht? Frau von Stägemann hat mir gesagt, daß Sie ihre Tante seien." — Zu Ihrem Befehl! Ich habe Nachricht, sie ist ihrer Entbindung nahe: hat meine Nichte die Ehre von Ihnen gekannt zu sein? — Und sie muß mir erzählen, aber unschuldigst!!! — „sie hat den Neven meines Onkels (oder Schwagers, was sie sagte) geheirathet." Ich hatte „den ganzen schlesischen Krieg vergessen". Schade, daß es mir nicht mit den anderen Lottum's begegnet ist! Bessere Bürgerverwandte können sie sich ja gar nicht wünschen. —

Ferdinand war zwei Stunden bei mir. Er fragte sehr nach dem Onkel, und wollte gar zu gerne Ausgeschnittenes sehen! Es that mir leid, ihm das Vergnügen nicht machen zu können. Ich hab' ihm was versprochen. He? Lieb Gustekeu! Aber erst mündlich, wie lieb ich Dich habe.

Gestern ließ sich auch Mad. Rietz (ehmalige Varnhagen) und Mad. Gröbenschütz bei mir ansagen; aber der beschäftigten Mädchen und Stägemann's wegen beschied ich sie auf heute; sie kommen. Wär's erträglich: im Gärtchen. Aber man ist nicht eine Minute sicher. Jetzt scheint — nein, duckt schon wieder die Sonne nach verdoppeltem Platzregen; doch gehe ich vor dem Essen noch eine Straße. Ich frühstückte mit Ferdinand weißen Käse, Brot und Knupperkirschen. Uebermorgen große Parade bei mir mit Alle. Fischer; meine ist die zweite Tochter vom alten Fischer, die Du nicht kennst. Therese giebt jetzt Unterricht in Wien. Adieu, Herze! Wegen Deiner Sehnsucht, — nichts von meiner; nichts Zärtliches, alles so was mündlich. Man soll ja eine Reise machen können. Ist das deutsch?

Bekelmann war ja mein großer Freund! Lappenberg liebte mich doch hier nicht so sehr; meinte ich. Heine muß „wesent-

lich" werden, und sollte er Prügel haben. „Mensch, werde wesentlich!" Die Eva war auch diesen Morgen bei mir, und grüßt Dich. Morgen kommt ihr Enkel. Jenny geht's vortrefflich. Alle Geschwister grüßen! Und ich küsse Dich! bester Freund!

Deine R.

Hier ein Brief vom guten alten Fouqué, den ich gestern erhielt. Unsere Märchen grüßen den Herrn. Wenn ich nicht irre, werde ich Contorsen. Er ist zu weitschweifig. Adieu, adieu, Herzensfreund. — Solches Lexikon sieht sehr, wenn man sich es wünscht. Es ist mir lieb, daß es Mama nun hat. — Frau von Stägemann läßt angelegentlich grüßen. Adieu! —

An Rahel.

Hamburg, den 25. Juni 1823.

Freitag Vormittags, halb 10 Uhr. Regendurchschauerter Himmel, wie gestern; einzelne, schnelle Güsse, dazwischen kurzer Stillstand; ziemlich kühl.

Geliebte Rahel! Ich habe alle Deine Briefe, fünf; sie gaben mir Lebensnahrung! Der verletzte besonders, vom Sonntag dem 22., erschien mir ein Retter in der Noth; mit Jubel bewillkommt' ich ihn, mit innigster Wehmuth drückt' ich ihn an mein Herz! In welche Stimmung er traf, welche Gedankenreihe er unterbrach, das sag' ich Dir mündlich. Wir waren über Land gewesen, kamen Abends spät nach Hause, zum Schlafengehen brachte mir das Dienstmädchen noch den Brief, der inzwischen lange auf mich gewartet. Nun schlief ich vortrefflich! Gestern kam Dein Brief von Dienstag, er auch brachte mir süßes Heil, aber fand schon freudigere Stimmung vor. Ich war von der Post zurückgekommen, wo ich zu Mittwoch Abend (30. Juli) meinen Platz auf der Schnellpost bestellt, um zu Dir zurückzukehren! Glaube nicht, geliebte Rahel, daß ich nicht gern hier blicke und daß mir der Ort und die Menschen keine Befriedigung gäben: im Gegentheil, ich fühle mich den Meinigen mehr als je verbunden, das Haus meiner Schwester

giebt mir den angenehmsten Frieden, die anderen Verhältnisse des Ortes sind mir ein großer Reiz: aber von allem diesem kann gar nicht die Rede sein, wenn mich plötzlich — und dies wie oft hier! — das Gefühl überwältigt, daß ich ohne Dich hier bin! In den schlaflosen Stunden der Nacht hab' ich keine andere Empfindung, kein Gegenstand der Gedanken mag diesen alsdann verdrängen, unbegreiflich ist es mir dann, wie ich habe reisen können, und ich frage mich mit dringendem Erstaunen um die Auflösung dieses Räthsels. Jetzt ist es schon anders; mein Postzettel mit seinem zuverlässigen Datum giebt mir ein triumphirendes Bewußtsein. Am 1. August werde ich wieder bei Rahel sein; noch acht Tage, die sind abzusehen! — Wie freut es mich, daß Du wieder besser bist, geliebte Rahel, daß Dein Schnupfen nicht die geflüchtete Wendung nahm! Deine kleinen Gesellschaften und Fahrten zu wissen, ist mir auch ein lieber Trost; wie nehm' ich Theil daran, wie vergegenwärtige ich mir alle Deine Blicke, Deine Ausrufungen! Das Wetter ist freilich nicht günstig, hat aber auch uns nicht abgehalten, einige köstliche Ausflüge zu machen. Am Dienstag war ich mit Schwester und Schwager und meiner Schwester Freundin Amalie Schoppe bei Rainville; es hatte unendlich geregnet, alles triefte und tropfte noch; wir setzten uns vor einem hoch gelegenen Pavillon, und tranken Thee. Welch ein Anblick! Ueber ein dicht vor uns gedrängtes Meer von herrlichen Wipfeln und Kronen der reichsten Gartenwaldung — rechts und links zog sie erhöht über unsere Seiten hinaus, so daß wir in weitem, bogenförmig vertieftem Ausschnitte faßen, — blickten wir in ein anderes Meer, die wogende Elbe mit ihren zahlreichen Segeln, und weiter hinaus die grünen Inseln, die gebirgsähnlichen Ufer der gegenüberliegenden Seite! Schöneres, als dieser Anblick, das kann ich betheuern, ist mir doch nie vorgekommen. Diese Inseln, Sunde und Buchten mit ihrer wechselvollen, unaufhörlich neubelebten Schiffahrt rufen mir von Kindheit an reiche homerische Eindrücke in die Seele, die ahndungsvollste Sehnsucht. Wie hat hier die Pflanzenwelt ihre Schuldigkeit gethan! Fast zu sehr, die Wipfel sind zu dicht, die Gänge zu dunkel; die hellen Durchblicke auf den weiten Strom aber freilich nur um so überraschender. Ein großes Schiff mit vollen Segeln, das plötzlich von der Seite her seine Masthäume und geschwellten Segel, mit den Waldbäumen und seine Weiße mit der Grüne dicht vor unseren Augen vermischte, und uns durch seine

Erscheinung fast erschreckte, wirkte wie Zauberei auf unsere Sinne. Alles war unendlich schön; dabei wegen des Regenwetters sehr einsam. Von da zurückkommend war es, daß ich Deinen Brief vom Sonntag empfing, geliebte Rahel, der da anfängt: „Siehst Du meine Klugheit mit dem Briefträger", ein Anfang, der gleich alle düsteren Vorstellungen in mir niederschlug, und mich mit heißem Dank erfüllte, da sogleich Gutes daraus zu erkennen war. — Am Mittwoch besuchten wir in Altona den Dr. Steinheim, Assing's Freund, und fuhren in Gesellschaft mehrerer Personen nach Flottbeck, auch an der Elbe, mit einer herrlichen Aussicht und den schönsten Spaziergängen in einem Gehölze, wo uralte Bäume, junge Pflanzung, Acker, Gartengehege, Dorfschaft, Wiesen und Ufer unter mannigfachem Reize miteinander wechseln; liebe, gute Menschen, voller Freundlichkeit und Theilnahme, wissenschaftlich, harmlos, wohlhabend; es wurde fleißig dabei botanisirt. — Gestern war ich mit Mutter und Schwester im Schauspiel: „Elise von Valberg" wurde gegeben; Dlle. Wagner aus Dresden spielte die Elise, in Gottesnamen; Mad. Lenz, geborene Fleck, die Fürstin; Herrfeld den Bruder der Elise; beide nicht so übel; alle übrigen sehr schlecht, doch noch lange nicht so schlecht, als das Stück ist, welches für wahre Liebesleidenschaft, die aus Tugend aufgegeben wird, jedem der Betheiligten eine Noth- und Hülfsliebe unterschiebt, mit der sie sich denn auch ganz gut zu bequemen wissen. — Ich gehe nicht mehr hin, an dem Einenmale ist übergenug. — Meinen Tag willst Du wissen, liebe Rahel? Hier ist er. Um 9 Uhr aufgestanden, selten früher, weil ich beinahe alle Nächte bisher mit Schlaflosigkeit zu ringen hatte; dann hinuntergegangen zum Kaffee, der mir aber seit einigen Tagen bequemer auf's Zimmer gebracht wird; nun folgen Besuche, die ich annehme oder mache, zuweilen wird geschrieben. Das Mittagessen ist um 2 Uhr, wozu auch meine Mutter gewöhnlich sich einfindet; gute bürgerliche Kost, viel Milch, viel Erdbeeren, gute Fische. Nachmittags Kaffee; dann wird wohl ein Spaziergang gemacht, ich zuweilen allein; später wir alle, oder ich allein in Gesellschaft. Abends Thee, Früchte u. s. w. Nach 11 Uhr zu Bette. Doch haben wir auch schon bis nach Mitternacht geplaudert. Störungen, Mißberechnungen der Zeiten, Pflichten und Wünsche fehlen nicht. Die Herzsche Familie muß ich z. B. sehr versäumen. Allerdings ist es unser Frankfurter David Herz, den ich hier besucht habe; er traf mich heute nicht

an; nun nehm' ich noch Abschied von ihm, und gebe ihm Grüße nach Frankfurt mit, wohin er nächstens abgeht. — Graf Grote ist die Verbindlichkeit selbst. Auch er geht ab, nach Dobberan, am Dienstage. Sieveking's lassen gleichfalls keine Aufmerksamkeit fehlen. Mit Herrn Haller habe ich Mißgeschick; ich muß seine Einladungen versäumen, er die Zeiten, die ich frei bin, versagt sein. Ein ehrenwerther, tüchtiger Mann, und als solcher sehr hier geschätzt. — Du hast sehr Recht, liebe Rahel, mir die Briefe von Augustens Freunde nicht hieher zu schicken; ich finde sie zeitig genug in Berlin. Wegen der spanischen Angelegenheiten trau' ich unserem spanischen Leitträger kein Urtheil mehr zu. Donnadieu ist nicht gefangen; im Gegentheil, Morillo schließt sich, so heißt es hier allgemein, an die Franzosen an, und Cadix fällt! Die Nachrichten sind auch hier nicht immer zuverlässig, das ist wahr, aber dafür um so gehäufter und mannigfacher. — Wegen der hannöverschen Loose werde ich näher nachfragen; vorläufige Auskunft sagt, dieses Jahr finde keine Ziehung statt. — Von Dr. Klindworth habe ich hier allerlei gehört; er hat hier ungefähr dieselben Sachen getrieben, wie in Berlin; Herr Dr. Gurlitt klagte mir über ihn, und glaubte, die preußische Regierung habe ihn doch noch nicht verlassen. Er soll im Mecklenburgischen irgendwo Hofmeister geworden sein, durch Vermittlung des Professor Ahlwart in Greifswalde. — Ich war aus, und habe einige Gänge gemacht. Jetzt ist es zwei Uhr, und gleich Essenszeit. Nachher trinken wir bei unserer Mutter Kaffee. Abends soll ich bei Sieveking's sein, weiß aber nicht, ob ich hingehe. Noch stürmt es regnerisch, wird aber wohl gegen Abend besser; der Regen selbst hat nachgelassen. —

Leb wohl, geliebte Rahel! Alle grüßen Dich innigst! Wie aber grüß' ich Dich! O Du weißt es nicht, Du kannst es nicht wissen, wie ich Deiner gedenke! Liebe, liebe Rahel! Theures Herz, liebe Freundin! Nicht wahr? — Bald seh' ich Dich wieder; bald! Mein Herz schlägt freudigst dem Augenblicke entgegen! Leb wohl indeß! Leb wohl!

In treuster Liebe Dein

Varnhagen.

Des Pabstes Unfall! Ein trauriges Ereigniß, das unsere Verwickelungen noch mehr verwickeln kann. — Von Herrn Perthes sah ich einen Brief, worin er alle Hoffnung wegen Spa-

nien auf Merille legt, und sich freut, daß dieser sein Held sich von dem schändlichen Pact der Cortes losgesagt. Viele Andere denken aber nicht so, und rühmen die Cortes, mehr als man es in Berlin hören dürfte! — Man legt sich hier wenig Zwang auf; so sieht man hier auch alle Schriften auf Kaffeehäusern und Klubbs umherliegen, die bei uns verboten sind. Adieu, geliebte Rahel, auf Wiedersehen!

An Varnhagen in Hamburg.

Sonnabend, den 26. Juli 1823.

Schwüles, bezogenes Wetter, welches sich gewiß wieder zum gewöhnlichen ausbilden wird. Gestern Abend war Mondschein: eine kleine Genesung der Atmosphäre; wie ein jagend gestörter Mensch kommt sie mir vor; manchmal sieht man, was sie sein könnte. Neuige's Kinder schrieben ihm mit der letzten Post, sie machten alle Abend großes Kamingefeuer, wo sich das ganze Haus wärmte vor dem Schlafengehen. Dies ist ein Traum!

Heute, mein Augstchen, wird kein großes Schreiben werden. Ich habe zum erstenmal wieder gebadet: und da weißt Du, wie einem ist. Jedoch hat es mir vor der Hand, für diesen Augenblick vortrefflich gethan. Den Schweiß, und die Fieberbewegung genommen, plötzlich; die stät war. Gestern Nachmittag war ich einen Augenblick — welche Annehmlichkeit! — bei Böhm (er war krank); weil ich bei einem Schnupfen, der vorgestern Abend in's Lächerliche ging — aber nicht den Karakter, den er anfangs hatte — nicht zu baden getraute: er befahl's aber: und hatte Recht: und verschrieb Quassia zum Trank, dreimal im Tag, auf Wasser abgezogen. Weil ich zu herunter war. In diesem Augenblick ist mir schön zu Muthe: wie lange nicht. Auch brauche ich's heute zu meinen Gästen. Mad. Vieter und ihre Tochter Babette. Robert's, Fanny und Konsorten. Markus, der Dich eben par billet hundertausendmal schön grüßt. Mlle. Fischer, und Krickeberg's, zu Duetts. Mad. Grabenschütz. Frau von Barkeleben. Vielleicht noch Herr von Wagner, der Würtemberger. Frau von Barkeleben war vorgestern, den Platzregen-Tag, drei Viertel-

stunden, von 3 bis drei Viertel auf 4 in einen Therweg untergetreten, und kam nicht zu dem Besuch, den sie mir machen wollte. Wie die Gröbenschütz und Rietz zu mir kamen, war ein Wunder, und auch verspätigt. Ich war nicht aus dem Hause, und amüsirte mich, weil sie mir viel erzählten. Unter anderen, daß zu unserem vierzigtausendigen September-Manöver der österreichische und der russische Kaiser hierher kämen — Du kennst ihre guten Quellen — ich glaubte es durchaus nicht: besonders des Oesterreichers Kommen. Gestern aber hörte ich aus noch besserer Quelle — aus Polen — Rußland ziehe bestimmt Truppen gegen die Türken, und nun paßt es mir. Und heute las ich ein Schreiben aus Jassy in der „Allgemeinen Zeitung", in der vom 21. Juli, worauf es mir noch besser paßt. Dies meine Politik. Viel Details hab' ich noch von uns gehört, die aber für Lippen, nicht für Federn sind; und auch nur Häusliches, Lebensweise und Karakter [des Königs] betreffen. Gestern war ich zu Hause mit großen fiebrigen Hautbeschwerden, aber ruhig und vergnügt: nach dem Besuch bei Böhm ging ich mit einem kleinen Umweg mit Deren zu Eveling's, um halb 8, und nach 9 nach Hause. Es that mir nicht schlecht; ich hielt mir ein Schnupftuch vor die Nase; die Luft war bei weitem nicht trocken, aber besser, als lange, lange, lange! Heute las ich Zeitungen, badete, ordnete ein wenig, und nun schreib' ich. Ich erzähle Dir nicht, wie ich an Dich denke, wie ich Dich im Herzen trage! Stark sollst Du sein. Stark schrie ich. Bester Freund!

Was ich meinen Gästen gebe, will ich Dir erzählen. Thee mit Kuchen und Zubehör. Gebackene Aale, und Hechte mit Aspic-Sauce; kalte, mit Essig und Oel, etc.; Zunge, Kalbfleisch. Reisspeise mit Vanillen-Sauce; Kirschkuchen, Melone, Johannisbeeren-Bischoff. Wer mir es besser giebt, ist ein Schelm! Und dabei ist mein August nicht! — Ich habe aber eine Landparthie mit Schleiermacher's und Gröbenschütz'ens Kindern vor, zu unserer Milchfrau — großer Garten und gutes Haus — in Charlottenburg; die soll Dir gefallen: bis jetzt erlaubte es das Wetter durchaus nicht. Diesen Mittag esse ich bei Markus; er, ich, Bunim. Adieu, Herzensfreund! Ich will nicht schreiben, bis ich echauffirt bin: noch bin ich's nicht. Ein Moment Gesundheit ist ein Schatz. Adieu, Herzdruck! Adieu!

Deine R.

Grüße die Deinigen! Mathilde Cocling spielte die Olimpia-Ouvertüre zu meinem größten Ergötzen!

Drei Viertel auf 3 Uhr.

Gott grüß' Dich, geliebtes Herz! Alle meine Geschäfte sind gemacht, an Wagner geschrieben, alles! Ich bin noch wohl. Nach Regen hat es sich zu einem ernsten Gewitter entschlossen. Es donnert prächtig! Dunkel, starker Regen. Addio! — Wiesel! — Ich werde wohl zu Hause essen. Voyons. Gott! wie knallt es! Ich freue mich aber.

An Rahel.

Hamburg, den 26. Juni 1823.

Donnerstag Vormittags, gegen 10 Uhr.

Die Wolken von gestern stehen noch am Himmel, aber die Sonne scheint durch.

Geliebte, theure Rahel! Es bleibt dabei, daß ich Mittwoch Abend von hier abreise. Schon thut mir das Herz etwas wehe, daß ich meine liebe Schwester nun schon verlassen muß, aber freudigst schlägt es Dir entgegen, und voll sehnsüchtiger Ungeduld möcht' es die Zwischentage überspringen! Zu lange schon hab' ich Deine guten Augen nicht geschen, Deine liebe Stimme nicht gehört, einzige Rahel, Herzensfreundin! — Gestern Abend, da sich das Wetter aufklärte, fuhren wir, Alsing, Rosa und ich, noch zu Rainville; es war aber doch ziemlich stürmisch und feucht, Du hättest nicht mit sein dürfen, liebe Rahel; auch zogen wir uns aus dem Freien in den Pavillon zurück. Ein großes, dreimastiges Schiff segelte vorbei, und begrüßte ankommend die Stadt Altona mit seinen Kanonen. Ein prächtiger Anblick! Dann füllte sich das Fahrwasser mit vielen kleineren Schiffen, die den Gegenwind durch Lavíren täuschten, und durch ihr Hin- und Herfahren das bewegte Bild wie in Verwirrung erhöhten. Wir kehrten mit der Dämmerung heim, da ich noch zu Sieveking's geladen war, der mißverstandenen Bestellung nach zu großer und feierlicher Gesell-

schaft, es war aber nur sehr kleine; sogar Dr. Lappenberg fehlte; Bokelmann aber war dort, und beim Weggehen — er nahm gleich Abschied einer kleinen Reise wegen — trug er mir angelegentliche Grüße an Dich auf. Mad. Sieveking war unwohl, suchte es aber zu überwinden; die gute alte Frau! Denke Dir, sie hat noch Lessing hier gekannt. — Da regnet es plötzlich wieder mit Macht, in großen dichten Tropfen, daß die Gärten unter meinen Fenstern rauschend davon erschallen! — Heute Abend soll mein ehmaliger Zögling von Kiel eintreffen; ich gehe deshalb Nachmittag nach Altona, wo ich bei Adolf die Nacht bleibe, um am Sonntag in aller Frühe mit beiden Brüdern eine Fahrt nach Blankenese zu machen, wo außer der weiten Elbe auch noch ein prächtiger Garten zu sehen ist. Adolf erzählt mir, bei seiner Anwesenheit in Berlin habe sich Moritz Robert ihm vorstellen lassen und mit dem Bauer'schen Hause, dem Adolf angehört, Geschäfte zu machen gewünscht; dies ist durch Adolfs Empfehlung nun auch eingeleitet, aber er fürchtet die Verantwortung, und will nun von mir wissen, ob dabei keine Gefahr zu besorgen sei! — Der Regen hört schon wieder auf; aber nun ist alles wieder naß und feucht für den halben Tag, und jeden Augenblick droht ein neuer Guß. Meine Schwester hat einen schönen Regenschirm, den ich bei solchem Wetter wohl tragen muß, so sehr mir das Geschleppe sonst zuwider ist; er wird übrigens mir gleichsam zum Opfer gebracht, und sonst sehr geschont, so daß Affing behauptet, man dürfe ihn nur gebrauchen, wenn ein Regenbogen am Himmel ist. Schlimmer als der Regen selbst, ist aber der Straßenkoth, der mir jeden Augenblick verdirbt. Noch habe ich keinen neuen Hut, und bin stolz darauf, alles mit dem alten durchzusetzen. Auch habe ich noch keine Schuhe angehabt. Darin kömmt mir das Wetter recht zu Statten, für meine Garderobe kann es nicht günstiger sein! — „Du liebst sie ja!" sagt Aemil, freilich lieb' ich sie, Deine Briefe, geliebte Rahel! sie sind mein Trost und meine Erquickung! Ein Wort, ein Ton in ihnen, kann mich oft in Zaubergebiete versetzen, wo mir alles anders, neu und höchst beglückend vorkommt, und wo nur die besten Momente des weiten Lebens in schönem Zusammenhange übrig sind. Ich kann es nicht grade sagen, welches Wort, welcher Ton jedesmal diese Wirkung hervorbringt: vielleicht ist es oft nur die Zusammenstellung. Gleichviel, ich empfinde es, und danke Dir es, geliebte Rahel! — Wiederum Regen, ohne

Wind, die Ferne hell. Der Unterschied im Wetter von Berlin und Hamburg scheint nicht groß; bisjetzt stimmen unsere Briefe darin ziemlich überein. Du merkst es doch, liebe Rahel, daß ich Dir zu Gefallen in Deiner Art schreibe? Abgebrochen, einschaltungsweise, kurzweg? O ich treibe die Uebereinstimmung viel weiter! Auch ich ringe jetzt mit Tinte, mit Feder, mit Tisch und Sitz, und schreibe gezwungen und anders, als wenn ich in diesen Aeußerlichkeiten ungehemmt wäre, ganz andere Reden kämen heraus, wenn die Tinte besser flösse, ganz anderer Sinn entwickelte sich, wenn sie schwärzer wäre gleich im Beginn, denn nachher wird sie's wohl, wie ich sehe. Ich kann darin für die kurze Zeit hier nichts ändern, und ergebe mich in Geduld. Aber ein halbes Jahr lang möcht' ich Dir auf solche Weise nicht schreiben; auch aus dieser Ursache, andere ungerechnet! —

Gegen 2 Uhr.

Noch wechselt Regen mit kurzen Sonnenblicken. Es ist schwül dabei und kühl. Ich war nicht aus, sondern saß unten bei Mama und Röschen. Jetzt werden wir bald Mittag halten. Leb wohl, geliebte Rahel! Ich soll Dich von allen herzlichst grüßen. Ich küsse Dich tausendmal! Ich freue mich unaussprechlich Dich wiederzusehen! Ganz Berlin prangt mir im herrlichsten Sonnenstrahl, so erleuchtet Dein Bild mir den Ort! Mit der Natur, der sogenannten schönen und freien, ist es nichts, Menschen sind alles, das seh' ich nun wohl! Leb wohl, indeß, Herzensgeliebte! Theure Rahel! Ich küsse Dich!

Ewig Dein treuer

Varnhagen.

Viele Grüße an Alle, die zu grüßen sind! Und sei lustig! Ratti sagt's. Dies ist mein fünfter Brief. Ich schrieb am 16., 18., 22. und 25. dieses. Leb wohl, Raline! Auf Wiedersehen! —

An Varnhagen in Hamburg.

Berlin, Montag, den 28. Juli 1823.

Dummerweise versäumte ich gestern — weil ich immer nur einen Tag um den anderen schreibe! — Dir auf Deinen lieben Brief zu schreiben, der mir Deine Ankunft ankündigt. Nun hab' ich auch keine Lust mehr, Dir Berichte zu schreiben; kaum weiß ich, ob Dich dieser Brief noch trifft: ich schreib' ihn aber, wenn er etwa noch vor Mittwoch Abend ankommen sollte: es freut Dich doch, daß ich Dich mit meiner Hand noch Einmal grüße. Meine Soirée lief schön ab; mündlich davon. Ich habe drei Tage — heute eingerechnet — hintereinander gebadet, weil's mir gut bekam. Ich werde mich erkundigen, um welche Zeit Deine Schnellpost ankommt, und Dir vielleicht bis zur ersten Post entgegenfahren. Alle Liebe und Zärtlichkeit in einem Herzdruck! Gestern aß ich bei Ohme; dann war ich, schreibend, lesend, liegend, ruhig zu Hause. Jetzt, halb 3, hab' ich heute spät gebadet: vorher einige Laufgänge gemacht: weil früher das Wetter sicherer ist; jetzt druckt's schon; alle Mittag 3 Uhr Gewitter: welches sich gestern über den ganzen Tag hinzog. Eben hatte ich Brief von der Liman aus Karlsbad: eben solches Wetter. Gräfin Dufour (aus Wien) erwartete ihren Freund (Herrn von Stägemann) tagelang auf einer steinernen Bank vor seiner Thüre. Ri (soll für Li gelten, Fräulein Karoline von Humboldt) geht stolz und unzufrieden mit der Mutter spazieren. Ich werde Dich recht hätschlen! theurer Freund. Bald, bald! Hab Geduld. Grüße die Deinen, und allen Dank! Adieu, Herze! Deine R. Alle Meinen grüßen. Heute hab' ich noch keinen rechten Plan. Solmar's, Schleiermacher's, das Theater, alles schwebt mir vor. Donnerstag ist Fanny's Geburtstag im Gärtchen. Adieu, Herzensfreund!

Ich schrieb über Musik gestern manches auf. (Damit Du nicht zu sehr ratheſt!)

Ist August schon weg, so bitte ich, diesen Brief zu erbrechen und zu behalten.

An Rahel.

Hamburg, den 29. Juli 1823.

Dienstags Vormittags gegen 9 Uhr.

Jetzt Sonnenschein, zwischen Kühle und Schwüle ringend. Die Nacht Platzregen.

Geliebte Rahel! Gestern Abend von einer Spazierfahrt aus Eppendorf nach Hause kommend, fand ich Deine lieben Briefe vom Donnerstag und Sonnabend vor, und freute mich außerordentlich, noch am Schlusse des Tages solchen Trost und solche Befriedigung zu erfahren. Dies heute ist nun mein letzter Brief; morgen Abend sitz' ich im Wagen, am Freitag Abend hoff' ich bei Dir zu sein! Nun, ein langes Wiedersehen heilte die kurze Trennung! Sie bleibt noch frisch, und desto glücklicher geschieht die Zusammenfügung. Seit ich den Tag der Abreise bestimmt, halte ich den Herz wiederum höher, seit ich den der Ankunft im Auge habe, darf ich sogar des Leides inne werden, das mir mit dem Abschiede von hier verbunden ist. — Unsere Fahrt war gestern recht hübsch, nur durch Regen, wie noch alle, für Zwischenzeiten gestört; Mama und die Kinder waren mit. Vorgestern war ich in Blankenese, wo mir Adolf Herz die Gärten von Parish, Godefroy und Bauer zeigte; der letztere darf sich jedem fürstlichen Park vergleichen, die Lage ist einzig schön, das ganze Elbufer eine Folge von reizender Gegend! Ein Gewitter zog vom jenseitigen Ufer herüber, über die weite Wasserfläche hin herrlich anzusehen, den Regen warteten wir im Trocknen ab, und hatten eine prächtige Rückfahrt. Solm Herz war richtig von Kiel angekommen, um seinen alten Lehrer zu begrüßen, und ich habe mich herzlich gefreut, den treuen, biederen Jungen wiederzusehen. Die Nacht vom Sonnabend auf den Sonntag hatte ich bei Adolf in einem artigen Fremdenstübchen und englischen Bette himmlisch geschlafen. Das ganze Herzsche Haus war in Freude, alle wetteiferten, es mir zu zeigen. Nachmittags kamen Rosa, Assing und die Kinder, mich abzuholen. Es regnete wieder, während wir im Gartenhause beim Kaffee saßen, und des Anblicks auf die Elbe genossen. Einen Regenbogen sahen wir, wie ich noch nie einen gesehen; ein völliger Kreisschnitt, ununterbrochen, in

solcher Stärke der Farben, daß mehrfacher Wiederschein entstand, er schien gar nicht wieder vergehen zu wollen, über eine halbe Stunde dauerte das Schauspiel, und Jean Paul, der da meint, so lange sähe man keinen an, hat unrecht. — Nun aber liebe Rahel, um's Himmelswillen, wer ist denn Braut und Bräutigam, Fräulein von Crayen oder Fräulein von Stägemann, Graf Lottum oder Herr von Olfers? Aus Deinem Briefe geht es wahrlich nicht hervor! Doch muß ich späterhin wohl Frau von Stägemann im Spiele erkennen, deren Benehmen in Deiner Schilderung so wohlgetroffen als ergötzlich dasteht! Also wohl Fräulein von Stägemann und Herr von Olfers! Nun, ich wünsche von Herzen Glück. Also seit sechs Wochen, ei, ei! Und wir haben nichts gemerkt! — Dein Vergang mit Gräfin Lottum ist gar angenehm; Dein herablassendes Wesen gefällt mir; sich vergessener oder unbeachteter Dinge zu erinnern, ist immer eine Herablassung. Freilich wären die anderen Lottum's besser gewesen! — Daß ich die Verherrlichung am Sonnabend bei Dir mit all den schönen Gerichten habe versäumen müssen, kann ich kaum verschmerzen! Ich hoffe, Du hast mir etwas verwahrt, und wenn ich die Gäste vermisse, sind' ich doch um so sicherer die Wirthin noch! — Die Dlle. Fischer soll ich durchaus nicht kennen? Ich kannte zwei Schwestern in Wien, und vielleicht ist Deine die jüngere von ihnen, die damals erst die Bühne betreten sollte. Wir werden ja sehen! —

Daß die Welt nicht still steht, das ist klar; ob sie sich aber durch einen Kongreß in Berlin fortzubewegen habe, ist mir doch sehr zweifelhaft. Schwer kann ich an den Besuch der beiden Kaiser glauben; doch das ist ein Grund mehr, die Sache für wahrscheinlich zu halten. Auch hier gehen Gerüchte von neuen Kriegsaussichten in Südosten. Der Gang der Dinge in Südwesten giebt dafür neuen Spielraum; für lange Zeit scheinen Frankreichs Kräfte und Englands Aufmerksamkeit dort gefesselt. Man will hier die Nachrichten, welche durch die französischen Blätter über Spanien gegeben werden, gar nicht glauben, man widerspricht ihnen laut, und bezeigt der Sache der Cortes den eifrigsten Antheil. Indessen ist nicht wahrscheinlich, daß die Franzosen falsche Angaben über ihre Stellung machen, und dann sieht es doch für das „schändliche Pack der Cortes", wie Perthes sich ausdrückt, kläglich genug aus. In jedem Falle ist der jetzige traurige Zustand in Spanien eine

ernste Lehre für alle Revolutionairs, und ich danke Gott, daß wir in Deutschland sind, wo keine Inquisition herzustellen noch Jakobinerklubs zu bekämpfen sind! — Die Freiheit des Urtheils über öffentliche Angelegenheiten ist hier ganz ungemessen. Ueberhaupt herrscht hier große Freiheit, größere als man sonst in Deutschland kennt, jedoch besteht sie, das muß ich hinzufügen, nicht aus eigner Kraft und gewollter Absicht, sondern aus Umständen, als zunächst nicht bezwecktes, aber nebenher gedeihendes Erzeugniß; daher verspricht dieses Freistaatwesen auch keine übergroße Dauer mehr. —

Um 3 Uhr.

Ich komme vom Mittagessen. Vorher war ich in Altona, wo ich Abschied genommen. Die Luft ist wieder schwül und drückend; ein Gewitterregen muß bald losbrechen, alles ist düster umzogen. Der portugiesische Generalkonsul Gabe war bei mir, um mir einen Brief meines Vetters, des brasilianischen Oberstlieutenants von Varnhagen mitzutheilen, der grade in Lissabon ankam, als die letzte Veränderung vorging; er erklärte sich sogleich für den König, und wurde darauf zum Obersten befördert. Noch hat die Sache daselbst eine ganz konstitutionelle Farbe; inzwischen mag die Verwirrung nicht gering sein. Ich schließe meinen Brief. Was soll ich auch weiter schreiben? Ich sehe Dich bald, geliebte Rahel! Ich drücke Dich schon jetzt an mein Herz! Leb wohl! Auf baldiges Wiedersehen! Innig und ewig

Dein treuer Freund

Varnhagen.

Liebes, theures Herz!

An Varnhagen in Berlin.

Frankfurt an der Oder, Freitag Abend 9 Uhr,
den 10. October 1823.

Gesundheit und Wonne sprühendes Wetter! allerliebste Fahrt. Nicht einen Staubatom; Sonne, junges Korn, die schönsten Scheine, die beste Fahrt! Große Passage. Segenströmendes Götterwetter: und ich Dich segnend bei jedem guten Hauche! Sehr gut angekommen, etwa halb, oder ein Viertel auf 7. Lamprecht's gefunden; die sich unendlich freuten!!! Emil, als wäre ich nie weggewesen! Göttlich. Hannchen — aber das bleibt unter uns — unwohl, und sie und er außer sich für Glück, daß ich gekommen bin!!! Auch kann ich Dir schwören, daß sie seitdem andere Gesichtszüge hat! und sie wird schnell genesen. Sie litten nicht, daß ich in ein Wirthshaus ging. Unten im Hause sind Zimmer zu vermiethen; die nahm ich; Lamprecht wohnt aber unten, und ich in seinem Zimmer, Dore dicht bei mir; sehr gut und still; und geräumig. Den ganzen Tag dachte ich an Dich bei allem: war aber sehr glücklich und beglückt durch die herrliche Fahrt; die schönste Spazirfahrt. Viele Dörfer, viele Seen. In Müncheberg traf ich Hedemann's; wir waren die Vornehmsten, und in Einem Zimmer: äußerst freundschaftlich; ich fuhr erst, überließ ihnen das Zimmer; er führte mich an den Wagen: und sie wurde bei allem so roth, und war so — ich weiß nicht — unterwürfig, oder jugendlich, als wär' ich Mad. de Staël, oder eine Herzogin. Er sagte mir, er sei diesmal nur in Tegel, nicht in Berlin gewesen: das erstemal würde er kommen, er erinnere sich der glücklichen Abende in Wien noch mit großem Vergnügen, wo ich so gütig gegen ihn war. Kurz, viel besser tournirt: von Glück, und Aufnahme!!! Giebt's das? Kennt man die Menschen? Konfundirt haben mich beide. Ganz erfreut waren sie. Es verdient es, beschrieben zu werden. Adieu für heute! Ich umarme Dich! Weiß, wie Du an mich denkst. Wie ich an Dich. Das gute Doren-Thier redete auch beständig von Dir. Grüß Fanny, Nite, die Brüder, Freun.e, Freundinnen, Milder, Oppenheim's, Mendelssohn's, Bardeleben, alle, alle. Deine alte treue R. — Ich bin glücklich, daß ich so erwünscht hier gekommen bin. Sie grüßen Dich herzlichst

Mariechen ist ein feingenaturtes Kind! gut, gefällt sie mir. Wir grüßen Karoline und ihre Mutter.

An Rahel.

Berlin, den 10. Oktober 1823.

Freitag Nachmittags nach 3 Uhr.

(Das Wetter klärt sich wieder auf!

Also Du fährst noch, geliebte Rahel! Aber nicht lange mehr; noch ein paar Stunden, und Du bist am Ziel, und hast und bringst einen freudigen Abend. Der Himmel segne ihn Dir, und die ganze Reise! Das Wetter hat mich für Dich gefreut, erst schöner Sonnenschein, dann wechselnde Wolkenschatten, angenehme Luft; oder steigerte sich im Freien vielleicht der Wind in's Unangenehme? Hier nicht, im Gegentheil wurde mir in den Straßen die Sonne zu heiß. Jetzt überzieht sich der Himmel und droht mit Regen, aber ich hoffe, eh der kömmt, bist Du längst in Sicherheit! — Ich konnte nicht mehr schlafen nach Deiner Wegfahrt, so sehr ich es auch versuchte, las in Napoleons Denkwürdigkeiten, dann im Don Quixote, dabei und dazwischen immer mit Dir beschäftigt, und um Mittag ging ich aus; Deine Gänge, liebe Rahel, dazu trieb's mich, sonst wär' ich wohl bei den Büchern sitzen geblieben! Mad. Milder war nicht zu Hause; Mad. Oppenheim saß im Bade; Mad. Mendelssohn nahm mich an; es war aber trocken und dürftig dort, ungeachtet auch Fanny und Beckchen im Zimmer saßen, und Felix und Paul manchesmal mit großer Zugluft durchwogten; ich fühlte mich schläfrig, und nachdem ich Hensel's durchgezeichnetes Goethebild aufgeklebt — aber der Meister war schlecht und keine Freude dabei — empfahl ich mich mit den besten Grüßen für Dich beauftragt. Zu Haus fand ich den Tisch gedeckt, und aß zu Mittag, weil es doch sein mußte; die Unterhaltung war schlecht, meine Gäste wußten gar nichts Angenehmes aufzubringen, ich hob die Tafel schnell auf, und habe sie nun zum Kaffee mit in mein Zimmer genommen. Wer sie sind, meine Gäste? Nicht Mad. Liman, die hier war und von Karolinen erfuhr, was sie mit Staunen und Wunder erfüllte, nicht Herr Wiesel, der mich verfehlte, nicht

Chamisso, Neumann oder sonst so Einer, wenn es noch sonst so Einen gäbe — meine Gäste waren — nun Du hast sie mir ja selbst eingeladen, daß sie die acht Tage bei mir bleiben — Einsamkeit und Sehnsucht! Ja finde es nur albern, geliebte Rahel, aber kaum bist Du einige Stunden entfernt, und schon fang' ich an zu klagen! Ich werde Herrn Metke die Wohnung aufkündigen, sie ist mir viel zu weitläufig, was soll ich mit den vielen Zimmern, die kein Ende nehmen, und alle gleicherweise wüst und leer sind! Und die Straßen auch sind wüst und leer, ich bin keiner Seele auf meinem Vormittagsgange begegnet! Sind denn zehntausend Menschen heute zugleich mit Dir alle nach Frankfurt an der Oder gezogen? — Ich wußte bisher recht gut, wie es ist, wenn man zurückläßt; nun lern' ich auch, wie es thut, wenn man zurückbleibt; nun bliebe noch übrig, zu erfahren, wie man sich nach entgegengesetzten Richtungen trennt! Wenn das letzte nicht besser ausfällt, als die ersten beiden, so taugen sie alle drei nicht! —

Die herzlichsten Grüße an Hannchen, an Herrn von Lamprecht, und an den liebsten allerliebsten Emil! Daß es dem letzteren nur auch bestellt wird, redet ihm hübsch vom Onkel vor, und seid nicht so neidisch auf seine Gunst, um sie einzig unter Euch Anwesenden zu theilen! Liebe, theure Rahel, Du weißt, wie ich Dir die Freude mit dem Herzensbübchen gönne, sei recht vergnügt und freue Dich des lieben Kindes mit tausendfachem Segen! Du verabredest doch gewiß ein baldiges Hiederkommen, vielleicht einen früheren Vorausbesuch des Kleinen, wenn die Eltern etwa nur erst zu Weihnachten kommen könnten? Hannchen soll sich eilen, daß sie recht viel Kinder kriegt, und wenn es ihr dann auf eins mehr oder weniger nicht besonders ankömmt, so laß Dir den Emil ganz schenken. Hörst Du? Und dann hab' ich auch mein Theil an ihm! —

Neues giebt es eben nicht; wenigstens die Leute, die ich gesprochen, wußten nichts. Ich schreibe heute nur, damit Du morgen einen Gruß von mir habest, geliebte Rahel! Ich küsse Dich tausendmal! Sei wohlauf und vergnügt! Und lasse Dich auch meine Klage nicht zu sehr anfechten, es wird ja wohl so arg nicht sein, und heute ist es die erste Hitze! Das giebt sich, die verständige Lebenserfahrung lächelt zu dergleichen jugendlichen Schwärmereien! Könnt' ich nicht Taback rauchen und Weißbier trinken? Schach werde ich ohnehin spielen,

vielleicht morgen bei Neumann. Und was hilft es, wenn Du hier bist, um 11 Uhr ist ja doch alles vorbei! Heute werde ich noch im Don Quixote lesen, vielleicht zu Herrn von Stägemann gehen, und gewiß früh zu Bette. Einen dieser Tage werde ich Herrn von Beyme besuchen. Bevor ich mit meinen Vergnügungen herum bin, bist Du wieder da! Fast fürcht' ich schon, Du unterrichtest sie zu früh! Nun Du wirst doch Spaß verstehen? wenn ich auch nicht! — Leb wohl, geliebte Rahel! Nochmals tausend Grüße Deinen lieben Frankfurtern! Laß Dir die Feigen wohlschmecken. Mit innigster Liebe

Dein

Varnhagen.

Grüße Dore'n. Karoline macht schon auf Teltelhele rein. Gestohlen wird nicht. — Gr. in Hoym kommt wieder hieher im Winter, sagte mir, er [illegible] eine Rath Schultz. Frau von Brüne[illegible]dorf scheint noch nicht nach Posen abgereist. Frau von Hünerbein besuch' ich. Adieu!

An Rahel.

Berlin, den 11. October 1823.

Sonnabend Mittag gegen 1 Uhr.

Die Sonne scheint ungewiß über die schwach beträufelten Straßen, der Wind spielt mit den spärlichen Regenwolken, die aber doch hin und wieder den Sonnenschein dämpfen; wenn es nur nicht ziemlich kühl dabei wäre, doch dürfte der Nachmittag sich wohl noch erwärmen. Da hast Du das Wetter, liebe Rahel, auf das ich kaum noch Zeit hatte recht Achtung zu geben, und es für mich selbst auch gar nicht gethan haben würde. Nach Frühstück und Zeitung überfiel mich heute sogleich eine Botschaft von Herrn von Stägemann, daß heute noch ein Kourier nach Paris abgehe, zugleich die Einladung, im Thiergarten mit ihm zu essen. Bis jetzt habe ich emsig geschrieben, und nicht vergessen, auch in Deinem Namen für das Geschenk von Herrn Thiers gebührend zu danken. Nun muß ich noch mancherlei besorgen, und dann mich anziehen; da wird dies Briefchen sehr in's Enge kommen, denn schon vor halb 3 muß

ich fertig sein! — Du hast nun schon eine Nacht in Frankfurt geschlafen und hoffentlich gut nach der Luft und Fahrt, hast den lieben Emil gleich vor Deinem Bette gehabt, und gehst vielleicht spazieren mit ihm jetzt, da grade die Sonne wieder scheint, und zeigst und nennst ihm alles! Wann wird denn zu Mittag gegessen? Ich denke um zwei Uhr, denn an drei ist wohl in Frankfurt nicht zu denken! Und den Nachmittag und den Abend, was geschieht da? Das werd' ich nun bald genau erfahren! Und Abends um zehn schon zu Bett? — Schon? Auch in Frankfurt erreicht Dich dies gewohnte Wort; ich dachte, der Abend soll nun erst recht angehen u. s. w. — Gestern, nachdem ich meinen Brief auf die Post gebracht und noch etwas in den Straßen herumgegangen, mocht' ich keinen Besuch mehr machen; ging nach Hause, las im Don Quixote, schrieb dann einiges, trank Thee zur gewohnten Zeit, und brachte den Abend ganz vergnügt zu; ich stellte mir vor, Du seist noch in Gesellschaft, und würdest, wenn auch spät kommend, mir doch noch gute Nacht sagen. So betreg ich die Einsamkeit, doch, wie bei jedem Betrug zuletzt immer, nur mit ungefegnetem Gewinn. Endlich las ich noch einen trefflichen Geschichtsaufsatz über Philipp den Zweiten und Don Carlos, Antonio Perez u. s. w., den mir Herr Professor Buchholz auf der Straße gegeben hatte. Ich schlief sehr gut. — Im Hause geht alles seinen Gang; die Polizei wegen Thüren, Licht u. s. w. ist verstärkt, und so merkt man kaum die Abwesenheit der Fürstin Regentin. Wie aber die besten Könige oft schlechte Diener haben, so hat auch diesmal der selbstsüchtige Eifer von Fräulein Dore uns alle Wachslichter mitgenommen, bloß für die Frankfurter Beleuchtung besorgt, und uns hier im Dunkeln lassend. Zwar habe ich noch einige Wachslichter im Rückhalt, aber um diesen Schatz nicht anzugreifen, mußten welche gehelt werden. Heute ist einige Bestürzung in der Wirthschaft, weil ich angekündigt, daß ich nicht zu Hause esse. — Herr Baron von Champy wollte Dich gestern besuchen; ich hätte ihn zum Schach angenommen, aber er ließ sich bei mir gar nicht melden. Die Hofräthin Herz, die ich auf der Straße sprach, läßt Dich grüßen. Markus und Ludwig gingen an mir vorbei, wie ich an der Schleusenbrücke mit Buchholz redend stand, Fanny'n habe ich auch wandeln sehen. Sie sind also insgesammt wohlauf. — Dein Brief nach München ist besorgt. — Nun muß ich wohl machen, daß ich mich anziehe, geliebte Rahel, und dies Ge-

schreibe schließen, denn ich zweifle, ob ich früh genug aus dem Thiergarten zurückkomme. Tausend Grüße an Herrn und Frau von Lamprecht, tausend an den lieben Emil. Bringst Du ihn nicht vielleicht mit? Es war ordentlich eine glückliche Zeit bei Dir, wie Du ihn jeden Morgen erwarten konntest. Bring ihn mit! Später kommen die Eltern ja doch auch zum Besuch hieher. Er soll unterdessen hier sich in der deutschen Sprache vervollkommnen, es ist ja hier eine Universität!

Leb wohl, geliebte Rahel! Ich umarme Dich tausendmal! Sei vergnügt und laß Dir wohl sein; besuche das Schauspiel, fahre aus, iß Feigen und schöne Weintrauben. Bleibe auch länger, wenn Du magst, und komme nur im höchsten vergnügten wieder! Mit innigster Liebe

Dein treuer Freund

Varnhagen.

Von Paris scheint noch kein Brief gekommen; wenigstens habe ich nichts erhalten. — Meine Dichtung ist nicht eingegangen; sie stecken wir mir das Geld gemacht. — Sonst ist nichts Neues. Adieu, geliebte Rahel! —

Herr von Gerstenbergk wird abgereist sein. Ich habe seinen Abschiedsbesuch versäumt. —

An Varnhagen in Berlin.

Frankfurt an der Oder, Hannchens Stube, 11 Uhr.
Sonntag, den 12. Oktober 1828.

Wagen rumpeln von Taufen und sonntäglichen Verrichtungen; sonst ist es sehr still, drei Kirchen in der Nähe. Ich mit Hannchen ganz allein: Lamprecht schreibender neben an; Emil mit Doren in meinem Zimmer. Dein lieber liebenswürdiger Brief ist das größte Evénement hier; nämlich, auch äußerlich. Von der Stille und Einsamkeit hast Du wohl keine Vorstellung; ich hatte auch keine. Freilich war Hannchen im Kindbett, und nachher unwohl, und noch jetzt. Doch applaudir' ich mich unendlich, gekommen zu sein: selbst in dem Wochenbett wär' ich ihr nicht nützlicher und wohlthuender gewesen: ich

geneſe ſie wirklich und wahrhaftig: heute hab' ich ſie mit Autorität und dem höchſten Gelingen aus ihrem Schlafzimmer und Bette in ein ſchönes Zimmer, welches ich mit Luft und Bernſtein klüglich bereitete, gebracht. (Eben ſagt Hannchen: „Ach! ich bin ganz beſſer, ... wenn man nur mit vernünftigen Menſchen zu thun hat, wird man gleich beſſer!" Alſo denke Dir meine Satisfaktion. Sie leidet an Nervenzuſtand; und an Schonungsloſigkeit der Behandlung in dieſem Zuſtand durch ihren vorigen Beſuch, der dies nicht verſtand, etc.) Alles unter uns! Und mündlich Details, und wie ich alles und jedes hier fand, und von der glücklichen Revolution: denn gerne und froh laſſen ſich Alle gouverniren, welches plötzlich zum Guten gedeiht. Emil hat den ganzen Morgen die „Schnittdinger" beſehen, und ſich hundertmal explizíren laſſen, wie der Buh-Ochs Milch giebt und die Ziege, was alle Thiere thun, und wie ſie der Junge Abends in das Haus und in den Hühnerſtall treibt, und dann zumacht: nur dies konnte das ewige Perlſpiel unterbrechen. Zweckmäßigeres hätte ich nicht leicht bringen können. Geſtern Morgen war ich mit ihm und Lamprecht ſpaziren; ein hübſcher Gang, in Thälern von Bergen, recht hübſch. Nachmittag ſchlief ich, las, war mit Emil; bekam Abends Deinen Brief, der mir mein ganzes Herz bewegte, mir Dich, uns, zeigte, und mich auch herzlich lachen machte. Emil las ich heute früh ſeine Stellen draus, den Eltern auch. Geſtern ſchlief er ſchon. Heute hielt er mich lange beim Anziehen auf, nun iſt er geputzt: und dann gab ich mich mit der Mutter ab. Sah die Leute aus den Kirchen gehen; und nun ſchreib' ich Dir. Dann gehe ich die Stadt beſehen: und eſſen, ſchlafen etc. Hannchen grüßt herzlich, freundlichſt und dankbar! Und wenn ſie auch tauſend Kinder kriegt, Emil kriegſt Du gewiß nicht, vielleicht das tauſendſte: ſie würde ſich aber nicht übereilen. Lamprecht grüßt auch tauſend-ſchön. Unſer Junge auch auf ſeine Art. —

Geh auch hübſch mit Oppenheim's in „Dido": ſchicke hübſch hin! Ich möchte Dir gern eine Million Gutes anthun! Du biſt auch ſo lieb gegen mich: ich fühle jedes. Aber es iſt mir lieb, daß Du unter den vorgefundenen Umſtänden nicht mit biſt. Hannchen war wirklich unwohl, das Haus in größter Unordnung — große Wäſche mit drei, vier Etcetera's — jetzt aber alles beſeitigt, und jeder völlige Zimmerruhe; ich wohne am ſchönſten und zweckmäßigſten. Apropos! Laß Einmal in

meinem Zimmer und im Mittelzimmer heizen, daß ſich die Wände abſchrecken, und der Ofen abriecht; Du kannſt in mein Zimmer gehen, und bei Dir daſſelbe vornehmen laſſen: die Fenſter wieder auf.

Halt! Da iſt ein Brief von Dir, Auguſtchen! Dein Brieveken iſt ſo lieb, ſo charmant! Ich freue mich, daß Du im Thiergarten warſt, und wahrſcheinlich einen Kourrier bekommſt. Sie ſprechen mir zu viel, ich muß aufhören. Gott ſegne Dich! Für Dich und mich! Die Sonne likelt durch Wolken. Nun gehe ich aus. Wie freue ich mich, Dich zu ſehen; wie gefällt mir unſer Haus, und unſer Leben. Adieu, adieu. Deine R. Dore grüßt ſchön, ich Muttern und Karoline!

Nach Tiſche und nach Schlaf; halb 5. Schönſte Sonne. Schön gegeſſen! Hannchen mit bei Tiſche. Balſam bin ich ihr, und meine Verordnungen; alles iſt gut, nur dieſer hölzerne trockene Brief ein Skandal: ich fühle es wohl! räche Dich nur nicht!

Eine vortreffliche Promenade habe ich durch die Stadt gemacht, die wahrlich eine der hübſcheſten Provinzſtädte iſt; reinlich, tüchtig; ſicher, frei. Herrliche Häuſer: und ein Spaziergang, wie ihn wenige größere Orte aufzuweiſen haben: ein „Park" und eine „Linden" in der Stadt. So heißen die Orte: ich verſtarrte ganz. Ich war mit Doren allein. Mein Vergnügen. Alle gute Bürger fahren ſpaziren; wie in Berlin. Die Stadt würde Dich ſehr freuen und erſtaunen wie mich. Hannchen wohnt gut, aber weiter vom Hübſchen: aber doch frei und gut. Grünes, Kirchen, Komödie, lange Straße hinabſehend, die zum Markt führt: keine riecht übel. Ich regrettirte Dich tauſendfach. Bin aber wohl und vergnügt. Grüße Alle wieder. Und bleib mein alter Auguſt. Die Feder geht nicht. Ich gehe noch nach der Oder; und bringe auch dieſen Brief ab. Adieu. Heute Morgen ſtörten ſie mich während dem Schreiben. Adieu, adieu!

An Rahel.

Berlin, den 13. Oktober 1823.

Montag Vormittags gegen 11 Uhr.

Trüb anzogen, aber mild und still.

Geliebte, theure Rahel! Vorgestern Abend, wie ich aus dem Thiergarten zurückgekehrt war, brachte der Kutscher Deinen lieben Brief, den ich mit großen Freuden empfing! Ich kann Dir die Befriedigung nicht ausdrücken, die mir Deine schöne Fahrt, Deine gute Ankunft, die gegenseitige Erfreuung, Deine vergnügte Stimmung als Du schriebst, kurz die ganze Sache gewährte, weil ich Dir alles, alles so aus vollem Herzen und erregter Seele gönne! Schön, schön, liebe Rahel, daß Dir das Wetter gut bekam, ich hatte schon große Sorge deßhalb; auch ist es fortwährend günstig, obwohl heute der umzogene Himmel uns Regen verheißt, aber wenn es nur nicht kalt wird, darf es immer einmal dazwischen regnen; nach Deinen Grundsätzen, ich weiß, ist das erlaubt. Gestern und vorgestern waren schöne Tage, ich habe sie auch genossen. — Vorgestern Mittag bei Kämpfer's in der Buttmann'schen Gesellschaft ging es lustig her; nach dem Essen im Saale versammelte man sich um eine andere Tafel im Freien, ein tüchtiges Feuer in einem eisernen Becken seitwärts unter den Bäumen gab die Andeutung eines Biwack's, Kaffee, Punsch, Kuchen wurden dargereicht. Dabei hielt Buttmann eine Anrede an die Gesellschaft, Drolligeres und Possirlicheres kann man sich nicht vorstellen. Er bewies in derben Scherzen und Witzen, die sich unter herzlichem Gelächter übereinander stürzten, daß der 11. und nicht der 18. Oktober der Jahrestag der Schlacht von Leipzig sei, und daher heute von uns mit Recht gefeiert werde. Einer der Gründe war, daß ja die Rosenstiel'sche Gesellschaft die Feier am 18. begehe, nun sei aber bekannt, daß diese Gesellschaft immer um acht Tage zurück sei, folglich u. s. w. Dann wurde die Schlacht von Leipzig unversehens die Schlacht von Bellealliance, und die Einerleiheit eben so toll bewiesen. Die Kinder von Rental warfen Kastanien in's Feuer, deren starkes Zerplatzen als Kanonade eingerechnet wurde. Aber alles lag in Buttmanns Persönlichkeit; es läßt sich nicht erzählen, noch nachmachen; er ent-

[illegible] ein großes Talent, und mir wurde ganz klar, was ein [illegible]arr ehmals gewesen sein muß; nicht zur Herabsetzung sei [illegible] gesagt, sondern zur höchsten Ehre! Die Gesellschaft übrigens war vortrefflich, unsere besten und ehrenwerthesten Männer, auch mehrere Generale und Offiziere, unter anderen Herr Oberst von Bardeleben, den ich lange nicht gesehen hatte. Herr von Stägemann, der Dich tausendmal grüßen läßt, brachte mich nach Hause, ich besorgte meinen Brief an Dich auf die Post, und kehrte wieder heim, um zu lesen, wobei mir nichts abging, als daß keine Rahel herein kommen wollte, mir zu sagen, daß ich mich noch zum Dekter studire, oder: „Gott bewahre, wenn ich so schrie, verstünd' ich kein Wort!" — Gestern Mittag war ich bei Herrn von Rettel, der mich in der Buttmann'schen Gesellschaft unter starken Verwürfen für Dich und mich eingeladen hatte. Es war kleine Gesellschaft, Geheimrath Stelzer nebst seiner Frau, gebornen Reichardt, die Geheimräthin Schulz, deren Gemahl noch bei Goethe ist, ein Offizier, und die Kinder der Gäste. Frau von Rettel war wie immer in gleichmäßigem Betragen einfach und liebenswürdig, die anderen Frauen sehr gut, das Gespräch belebt, recht verständig und heiter, keine lange Geschichten, nichts Absichtliches von keiner Seite. Schon ziemlich spät gingen wir durch das Potsdamer Thor zurück, ich zu Neumann, der Vormittags bei mir gewesen war, und bei dem ich unter Gespräch und Schach bis nach 11 Uhr blieb. Vormittags war ich auch selbst ausgegangen, hatte Frau von Hünerbein, die Dich sehnsuchtsvoll grüßen läßt, besucht, Ludwig Robert, dessen Gattin beim Anziehen war, Markus, den ich nicht zu Hause fand. Herr Beckmüller hat Abschied genommen, und läßt sich Dir empfehlen. Wen ich aber noch nicht habe ausfindig machen können, und der schon seit sechs Wochen hier ist, das ist d'Alton! Professer Lichtenstein, der mir es sagte, wußte leider die Wohnung nicht. Schon sechs Wochen! Er ahndet nicht, daß wir hier sind; doch ist es ungeschickt von ihm. Zum Glück bleibt er noch vier Wochen, und Du wirst ihn auch noch sehen. Nun seh' einer einmal, was Berlin für eine große Stadt ist! Gestern war vielleicht d'Alton schon bei uns; Karoline berichtete von einem Fremden, der zweimal gekommen, aber seinen Namen nicht eben nennen mochte; in Schilderungen ist sie noch ungeübt, und ich kann ihr durch meine Fragen eben so gut das Bild eines Riesen als eines Zwerges, eines Jünglings als eines Greises ablocken.

Ein anderer Fremder aber, der bloß Dich besuchen wollte und mich noch gar nicht zu kennen meinte, ließ eine Karte zurück, auf der bloß der Name Cesar steht; er wird auch wiederkommen. Hier hast Du nun den summarischen Bericht von den Tagesereignissen. Soll ich mich etwa auch in das Künftige versteigen? Nun gut, für heute sind die Anordnungen so getroffen, die jedoch ein neuer Umstand leicht verändern kann. Nun werd' ich gleich etwas studiren, dann auszugehen, vielleicht zu Mad. Milder, auch zum Geheimrath Wolf wäre sehr wohlgethan, zu Graf Flemming, zu Frau von Bardeleben — wird aber schwerlich alles bestritten! Ich esse zu Hause, mir und Allen zum Troste. Vielleicht schlendre ich Nachmittags zu Oppenheim's, um mir für den 15. ein Opernbillet zu besprechen, später etwa zu Stägemann's, und dann doch früh nach Hause, und spät zu Bette; das Alleinsein Abends, sofern ich nicht mit Dir bin, ist mir zwar leid genug, aber sofern ich nicht mit Anderen bin, unaussprechlich lieb! Ich bin nun eng in mein Zimmer gedrängt; den ersten Abend trank ich Thee in der Mittelstube, aber das bekam mir schlecht, alles so leer, so unnütz! und in Deinem Zimmer mag ich gar nicht sein, für Millionen möcht' ich mich jetzt nicht auf den Nachmittagsplatz legen, den ich Dir, wenn Du hier bist, immer so gern zu bestreiten versuche! —

Ich war eben im guten spanischen Zuge, da kam Ludwig Robert, und las mir einen Aufsatz vor, den ich sehr gut fand, aber vielleicht noch besser gefunden hätte, wenn ich nicht unwillkürlich durch Betrachtungen über das Tabakrauchen zerstreut worden wäre. Dann erschien auch Markus, dem mein gestriger Besuch nicht bestellt worden war, und brachte mir über die spanischen Angelegenheiten die neuesten politischen — nicht Nachrichten, sondern Ansichten der Resource. Beide Brüder grüßen bestens. Markus bedauert, daß Du nicht im Wirthshaus wohnest, Du würdest dort, meint er, angenehmere Zimmer und sehr schöne Aussicht gehabt haben. Hierauf ging ich selbst aus. Mad. Milder, Graf Flemming, Geheimrath Wolf, alle nicht zu Hause! Mad. Oppenheim und ihre verheirathete Tochter traf ich auf der Straße und begleitete sie eine Weile; vielleicht bekomme ich noch ein Billet zu „Dido", wenigstens wird wegen der Loge noch geschickt werden, wenn nicht Mariane abräth, die etwas unpäßlich ist. Viele schöne Grüße für Dich! Frau von Bardeleben traf ich endlich daheim, und machte ihr meine Lob-

sprüche darüber. Sie läßt Dir alles Schöne sagen, und wollte sich gerne, meint sie, des Verlassenen annehmen, wenn sie nur wüßte, wie sie es machen soll. — Von d'Alten habe ich noch nichts Näheres in Erfahrung gebracht. —

Wie geht es Euch denn in Frankfurt? Alle lustig und vergnügt? Und ist denn Herr von Lamprecht von seinem Kopfweh frei? Wie ist es mit Gesellschaft? Denkt die Frau Generalin noch an die Tochter der Luft, so sei sie mir gegrüßt! Kommt Emil regelmäßig Morgens vor Dein Bette? Tausend Küsse dem lieben Kleinen! An Hannchen und Herrn von Lamprecht alles Schöne! Heute hoff' ich noch einen Brief von Dir zu bekommen, geliebte Rahel, der mich trefflich erquicken soll! —

Dein Zusammentreffen mit Hedemann's ist wirklich wunderbar! Und ich soll mich nicht in meinen Vorurtheilen bestärken? Ihr Benehmen wäre nicht einzig und allein Folge des Gespräches, das Du mit Graf Flemming gehabt? Zuverlässig! Nun wir wollen auch alles in der Folge mit Reden einrichten und anordnen! Ich bearbeite schon gegenwärtig einige Leute, die uns auf Händen tragen sollen, wenn es mit rechten Dingen zugeht. Ach, wie ich jünger war, da war ich muthiger und thätiger, da griff ich die Leute immer keck auf den empfindlichen Stellen an, und o wie liebten sie mich dafür! — Humboldt's sind endlich in der Stadt, seit ein paar Tagen. Ich habe aber noch nichts von ihnen gehört, außer daß es zum Sterben langweilig bei ihnen ist. Daß Herr von Humboldt eine Denkschrift eingereicht habe, wird vielfältig versichert. —

Vorgestern wurde die Leiche des Fürsten Hardenberg auf dem Wege von Potsdam nach Neuhardenberg in feierlichem Zuge mit Fackeln durch die Stadt geführt. Eine Anzahl Wagen und das ehemalige Bureaupersonal hatten sich angeschlossen. Da keine Anzeige vorhergegangen war, so hatten die Behörden auch keine Maßregeln genommen, und das Ganze blieb ziemlich gering. Das Volk drängte sich jedoch heran, und manche gute Theilnahme für den Verewigten wurde geweckt. Herr Präsident Rother wohnte der Beisetzung in Neuhardenberg bei, Herr von Stägemann aber war den Tag unwohl, und durfte die Landfahrt nicht wagen; durch die Stadt ging überdies alles zu Fuß. —

Es ist jetzt Nachmittags gegen 4 Uhr und regnet ganz sacht, die Steine wollen dazwischen immer trocknen. Die Luft

ist mild, aber sehr trübe, und kaum ist es an meinem Tisch noch hell genug zum Schreiben. Ich gehe wahrscheinlich doch noch etwas in den Straßen spazieren, wenn ich nicht etwa selbst wieder auf die Post gehen muß; aber Baumann wird wohl kommen. —

Liebe Rahel, meinst Du, ich werde die Einsamkeit nach und nach gewohnt werden? Da irrst Du sehr! Ach, ich könnte Dir vieles, vieles sagen! Aber bleibe Du nur in Gottesnamen, bleibe getrost und vergnügt in Frankfurt, so lange Dir es gefällt! Du weißt es ja nun schon lange genug, um es völlig zu glauben, daß Dein Wohlergehen und Dein Vergnügen und Deine Befriedigung mir das Wünschenswertheste sind, deren Bedingungen ich jederzeit freudig hinnehme! Jetzt z. B. würde ich nur Schreck und Leid davon haben, wenn Du früher von Frankfurt zurückkämest, als Du gesonnen warst. Uebe jede Freiheit hierin, geliebte Rahel, nur laß mich Dir nicht ganz verschweigen müssen, wie Du mir fehlst, und wie lieberoll sehnend ich Deiner gedenke! —

Eben kommt Baumann. Ich muß schließen! Herzliche Grüße an Alle! Leb wohl, geliebtes Rahlchen, sei vergnügt, und lasse Dich nichts anfechten, auch meine Briefe nicht, wenn sie etwa dahin ausarten wollten! Leb wohl indeß, auf baldiges frohes Wiedersehen, in treuester Liebe

Dein alter

Varnhagen.

An Varnhagen in Berlin.

Frankfurt an der Oder, den 14. Oktober 1823, halb 12.

Regenwetter, aber nicht unangenehm.

In einem sehr stillen aufgeräumten Zimmer, bei Hannchen. Sie auf dem Kanapé zugedeckt; ich vor ihr auf einem Lehnstuhl mit Kissen, ein Hütschchen. Guten Morgen, lieber guter Herzensauguft. Diesmal mußt Du der Geschwätzige sein! denn hier geht gar nichts vor. Hast Du eine Idee, daß in der ganzen Zeit, die ich hier bin, nicht Einmal eine Botschaft irgend einer Art in's Haus kam? In Lichtenthal, in Offezg,

in allen Klöstern, wo ich jemals war, ist bei weitem mehr, ja viel Verkehr. Glaube aber ja nicht, lieber Sohn, daß ich es bereue, gekommen zu sein. Nie noch wohl that ich von ungefähr etwas Zweckmäßigeres auch in seiner Wirkung. Eine richtigere Ahndung hatte ich wohl noch nie. Nichts konnte so genesen machen, als meine Ankunft; weil die Kranke hier wohl keinen kennt, der sie so liebt, den sie so leiden mag, und der mit so vieler Autorität und derselben Nachsicht, Zärtlichkeit und Einsicht sie zu behandlen versteht. Sie sagt es öfters ganz von selbst. Die Details mündlich. Nur Ein Beispiel! Seit vorgestern zwang ich sie, aus dem Bette zu gehen, und mit dem größten Erfolg: gestern bekam sie um 11 Morgens einen Nervenanfall: und gleich wollte sie dekentenanzirt wieder hinein. Ich konnte sie sehr geschwind soulagiren, ihr das Bette ausreden: sie aß bei Tische, und blieb bis 8 auf, wo sie zweckmäßige Suppe mit großem Appetit und Erfolg nahm, bis 10 wachte, und eine vortreffliche Nacht hatte. Alle Anderen ärgern sie — welches sie verschluckt, aber was nicht Heil bringt — weil sie ihre Unpäßlichkeit nicht verstehen. Zu mir sagt sie, und sagte sie gestern: „Na! Du verstehst es besser, gewiß!" Sie ist ganz munter, gar nicht pimplich; und die Räder des Haushalts gehen mit einemmale wieder; und das in Ordnung, und leise: sie bekommt alles zu rechter Zeit: ohne irgend ein Warten, noch Anstrengung: und dies heilt sie ganz allein. Ihr Uebel war nur zu gutes Befinden nach den Wochen; und keine weitere Rücksicht von ihr und der gastlichen Umgebung, auf diese Wochen. Also équilibre durch Ruhe, Ordnung, Stille, und Vermeidung der Anstrengung und Reize, bringt sie auf den Punkt, wo dieses Ausweichen nicht mehr so nöthig wird. Und das sehr bald; mit Siebenmeilenstiefeln; wenn man nur nicht gleich damit rennt! Denselben Tag, als ich ankam, hatte sie eben — erzählte sie mir frei vor Allen — zur Kinderfrau konfidirt: „Ach! wenn man gar keine Verwandte in einem Ort hat, kann man nicht besser werden: wenn Frau von Varnhagen hier wäre! die nähme mir Emil ab, und alles!" Und ein paar Stunden drauf komme ich wirklich! Solcher Zauber gelingt selten! —

Vorgestern Nachmittag hatte ich keine Lust mehr auszugehen; mein Kreuz sprach mit, ich blieb ruhig, und las: und Emil und das Haus und alles, mit der Ruhe, war mir hinlänglich. Gestern Morgen wollte ich ausgehen, und da ward eben Hann-

chen unwohl: ich blieb mit Satisfaktion. Wir aßen sehr gut: ich schlief: und ging an der Oder, dem Löwen vorbei, den Weg nach Kunersdorf — der Weg nach Breslau, — alle Menschen gingen hin nach Kunersdorf: da Kirmeß; welches ich alles nicht wußte, ich lief nur zur Oder nach: und alle Menschen kamen mir entgegen vom Schießhause; lauter Knaben von elf bis fünfzehn, bis sechszehn Jahren, mit Stolz und Behendigkeit der Väter Flinten tragend, und halbe Stunden voraneschreitend. Erst fürchtete ich mich vor den Flinten — Lotzgehen — und begriff es nicht. Aber nachher erfuhr ich alles: Damen, Knaben, Frauen, junge Mädels, alles wurde angeredet (jetzt trinken wir beide Chokolate, von meiner Jetty'schen, meinen Riechessig vor der Nase, auf dem Tisch; meine gelben Kissen im Genick, und gegen den Kopf: kurz, es ist eine Art wie bei mir; Emil tanzt mit; und spielt auf meinem Sopha hier mit meinem grün und gelben Kissen Schäferchen; und Schäferchen spielt mit Schnallenringen und Perlen! —); sehr gern: antworten sie hier, mit einer Art freundigem Stolze höflich gefragt zu werden. Große Spaziergänger sind sie hier. Mir gefiel die Brücke, die Aussicht, der Abend; ein grauer, mit rothen durchschossenen Wolken. Wir aßen um halb zwei; um 4 Uhr ging ich; dachte an Dich, und immerweg, wie Du da mitgingst, und was Du wohl thust. „Barnhagen soll noch Schnallenringe bringen, und Thalers! wo man so mit spielt, was er mir immer gibt.“) Lieber Freund! Sonnabend gedenke ich von hier abzureisen; das weißt, ich bitte Dich mir zu dem Tag Mad. Gerstmann ihren Wagen unter denselben Bedingungen zu schicken, unter welchen ich ihn hatte. Nämlich denselben Wagen und Kutscher, derselbe Preis. Kann er etwa erst Sonntag, oder Montag, ist's mir auch recht. Aber später denn auch nicht!! Du wirst mir schon schreiben. Jetzt scheint schön die Sonne, und Nachmittag lauf' oder fahr' ich aus. Was machst Du denn alles? Sprich hübsch! Wir essen heute gegen 3. Es ist heute Sessien. Ich lese also Walter Scott. Bin im zweiten Theil, und es geht mir in diesem Buche, wie in seinen anderen. Große Ungeduld, wenn auch etwas Neugierde, von einer Art Interesse erregt, so viel zuwege bringt, daß ich das Buch in die Hand nehme. Welch ein Unterschied! Pestalozzi schildert auch in Lienhard und Gertrud alltägige Zustände, Umstände und alltägige Menschen; nur überhaupt Geringes, wenn man will.

Aber aus welchem Herzenspunkt, aus welcher Veranlassung geht der aus? Nach welcher großen Menschenangelegenheit strebt und zielt der auf reinem Wege unaufhaltsam hin! Auch er führt uns durch accentuirte, scharf gezeichnete Details, ohne unnütz zu werden und sich daher in's Langweilige zu verlieren: im genauesten Sinne des Worts, verlieren. Nicht als Meister, überläßt es Walter Scott dem Leser, noch seine bessere Beabsichtigung fest zu halten. Er schildert Winkel, anstatt die Welt. Es ist wahr: daß wer einen Winkel absolut kennte, begriffe und schildern könnte, der würde der sein, der die Natur verstände wie sie lebt und ist; aber den Zusammenhang dieses Winkels mit ihr darf er nicht aus den Augen verlieren und ihn verbauen: mit je mehr Talent diese Vereinzelung ausgeführt wird, je peinlicher wird sie: und Walter Scott peinigt mich. Er wird es mir verzeihen; da er so sehr, so Vielen gefällt, die Einen Geschmack mit ihm haben, und ihm daher lieber sein müssen.

Es ist bald halb 2. So lange hielten mich Emil und Hannchen bei diesen Zeilen durch Redensarten und Lebensarten auf! Verzeihe das Schlechte davon! Lebe wohl, Augustchen! Ich freue mich zu Dir zu kommen! Es wird sehr schön sein, die Fahrt freut mich auch. Und alles. Hannchen, Lamprecht, Dore, grüßen schön, grüße Du auch alle Freunde! Morgen bist Du in „Dido". Laß Du frisch Wachslichte holen: ich bezahle alles. Karoline hat Geld. Die Kasse bleibt intakt. Esse nur schön: und nicht in Gedanken. Besorge mir in allen Stücken August sehr gut! Adieu, Bester.

Deine R.

Grüße Mutter; und Karoline soll dem Vater schreiben und ihm das Bewußte schicken, nicht durch die Mutter bringen lassen. Um 5 Uhr. Adieu, lieber August! Heute kommen noch Zeitungen und ein Brief von Dir. Es muß aber keiner kommen. Adieu!

An Rahel.

Berlin, den 14. Oktober 1823.

Dienstag Mittags, gegen 12 Uhr.

Ganz trüb umzogen, regnerisch, feucht die Luft; schmutzig, leer die Straßen.

Eben bekomme ich Deinen Brief von vorgestern, geliebte Rahel, den ich gestern Abend sehr erwartet und vermißt habe! Mich dünkt, er mußte auch schon hier sein, aber — ein Stückchen Segebarth steckt wohl noch immer in den Posten, und es wird noch lange dauern, ehe sie ganz Nagler sind! Desto mehr freut mich jetzt Dein lieber Brief, und ich kann nichts anderes beruhig treiben, bevor ich nicht einige Zeilen an Dich geschrieben. Also sehr still ist es in Frankfurt? Ich kennt' es wohl denken; in jeder kleinen Stadt lebt man mehr in den Verhältnissen, als in den Erscheinungen, in den Hauptstädten umgekehrt; wer also nicht in die Verhältnisse der Oertlichkeit mit eintritt und eigne Beziehungen anknüpft, der muß sehr abgeschieden an solchem Orte stehen. Aber dennoch wirkt auch hierin die Persönlichkeit gewiß ihre bedeutenden Ausnahmen. Grade gestern erst erzählte mir Frau von Varnhagen — ich nahm ihre Einladung zum Abend an, und ging nicht zu Stägemann — von ihrem Schwager in Frankfurt, von seinem gastlichen, stets besuchten Hause, seinen anregenden Thätigkeiten und Einrichtungen, und vielem anderen, damit Zusammenstimmenden, daß mir auf einmal die Stadt schon wegen dieses Einen Mannes in ganz neuem Lichte erschien. Und so mag noch vieles dort sein, was nur grade mit dem Kreise von Hannchens Leben in keiner nahen Verbindung steht. Kurz, wir würden auch schon an solchem Orte unsere gesellige Rechnung finden, und mir graute nicht eben so sehr vor solchem Aufenthalte, wenn grade kein politisches Interesse unmittelbare Theilnahme geböte. Sieh mal, liebe Rahel, wie weise und begnügsam ich Dir schreibe! Ich lache selber darüber, wollte aber im Grunde etwas ganz anderes schreiben, und mochte dann wieder nicht, und es wurde diese Betrachtung daraus. Was Herrn Dr. Varnhagen betrifft, so ist seine Adresse, die uns verwunderte, ganz richtig. Er ist ein natürlicher Sohn, der sich ohne Hülfe

des Vaters aus eignen Kräften emporarbeitete; als er ausgezeichnet von Kenntnissen und Ehren ganz selbstständig auf seiner Bahn fortschritt, da wollte der Vater, der sich bis dahin kaum um ihn bekümmert, ihn legitimiren lassen, aber nun mochte der Sohn nicht, und wollte auch kein Adelicher werden, wofür er doch nun den Meisten wider Willen gelten muß. Sein Bruder, der Oberst, war gestern auch in der Gesellschaft, ferner die Staatsräthin Kunth, und einen Augenblick Bettine Arnim; der Kobold blieb aber nicht lange, und war schon vor meiner Ankunft willens zu gehen, so daß ich ihn keineswegs verscheucht habe. Wir sprachen dann fast den ganzen Abend von ihr, und Frau von Bardeleben, die ihr eben den Text gelesen hatte, „wie ich ihn, sagte der Oberst, niemals vor der Front so stark vorbringe", machte sehr gut ihre Vertheidigerin, wobei sie sich auch auf Dich berief, die Du immer für sie sprächest. Ich ließ alles hingehen, und ereiferte mich nicht wider sie, bestand aber darauf, daß ihre Koboldere auf einem ethisch faulen Fleck beruhe, und sie die Lüge und Bosheit schlechterdings bezwingen müsse. — Von d'Alton habe ich noch immer nichts erfahren. Der Herr, der bei mir war, war ein anderer. Karolinens Menschenkenntniß, die ich bei dieser Gelegenheit zu sehr verkleinert, muß ich wieder zu Ehren bringen; sie meldete mir unseren Neumann auf das bloße Augenmaß als Herrn von Rebtel an! — Heute Abend dachte ich nun gewiß zu Stägemann zu gehen, siehe, da kommt eben eine Einladung bei ihm zu heute Mittag, die ich angenommen habe! Ich weiß nicht was damit gemeint ist, er nimmt seine Gäste sonst lieber in die Tischgesellschaften außer dem Hause mit. — Unsere Stadt ist sehr in Bewegung auf die zwei aufeinanderfolgenden telegraphischen Anzeigen des Herzogs von Angouleme, die eine sagt, der König von Spanien sei frei und werde alsbald im französischen Hauptquartier anlangen, und die andere, 24 Stunden später, meldet, es sei alles nichts, und die Feindseligkeiten gingen von vornen an. Dort muß auf beiden Seiten große Verwirrung und Spaltung sein, für deren Beurtheilung uns hier alle Angaben fehlen. Ich werde mich hüten, mit Markus, der in drei Tagen die Nachricht von der Einnahme von Cadix erwarten will, zu disputiren. Mit Herrn Geheimrath Beckedorf, von dem ich Dir mündlich eine Aeußerung mittheilen werde, käme ich schon eher auf's Reine. —

Mich freut unendlich, liebe Rahel, was Du mir von Hannchen und dem lieben Emil mittheilst; ich begreife wohl, daß

Du allen willkommen bist und wohlthust! Die herzlichsten Grüße an Alle, und tausend Küsse dem kleinen Schnanzenpeter! Aber Hannchen hat ja ein Felsenherz! Erst das tausendste Kind will sie uns geben, und dann noch nicht einmal den Emil? Und diese Hartherzigkeit gegen uns soll wohl obendrein Mutterliebe vorstellen? Oder ist es nur so eine Liebhaberei, wie manche Menschen nicht genug Zwiebeln, Bücher oder sonst dergleichen zusammenbringen können? —

Der Himmel klärt sich ein wenig, was mir sehr lieb ist, es war gar zu dunkel! Nun will ich mich anziehen, und ein paar nothwendige Gänge machen. Dein Zettel an Fanny wird besorgt. Das Einheizen soll morgenden Tages geschehen. Im Hause steht alles gut. Karoline und die Mutter grüßen Dich und Dore'n bestens wieder.

Leb wohl, geliebte Rahel! Brauch' ich Dir noch zu sagen, wie ich an Dich denke, Dich vermisse? Nein! Sagen nicht, verschweigen muß ich es jetzt! Lasse Dich in nichts stören, mache alles nach Belieben, und bleibe nach Gefallen. Du wirst es ja doch nicht übertreiben, hoff' ich! Seit mir zu Hause kein festes Mittagessen mehr mit Dir zusammen ist, hat der Tag gleichsam seinen Mittelpunkt verloren, und die Zeiten verwirren sich. Der Vormittag wird mir oft gestört, und nur den späteren Abend kann ich recht nach Wunsche fleißig sein. Leb wohl, Geliebte! Sei gesund und vergnügt! Ich küsse Dich tausendmal!

Dein unwandelbarer Freund

Varnhagen.

An Varnhagen in Berlin.

Frankfurt an der Oder, den 15. Oktober 1823.

Endlich kalt und regnerig; jetzt aber Sonne halb 4 Nachmittags: Ohneschlaf, wegen Bestien. Fliegen!

Ich eile mich, theurer Anzuft, weil ich zur Bewegung und Zerstreuung ausgehen will und diesen Brief selbst auf die Post bringen. Bald hör' ich auf, denn alle Lamprecht'schen Federkiele sind vom verkehrten Fittig und drehen sich, nervenangreifender giebt es — nach Tisch obenein — nichts!!!

Gestern Mittag, als ich nach dem Schreiben ausgehen wollte, war solcher Wind, daß ich zu Hause bleiben, oder vielmehr umkehren mußte! Hingegen bekam ich einen Brief von Dir, und diesen Morgen wieder einen! Wie soll ich Dir danken? Frankfurtversüßer! Zu schreiben habe ich von hier nichts. Als daß ich's nicht bereuen kann, gekommen zu sein, da es Hannchen so wohlthut. Das Kind ist ein wohlthuender Augenbalsam. Sonst ist auch rein nichts in diesem Hause. Durch Unwohlsein nun noch auf seinem Gipfel. Morgen gehe ich zur Generalin Zilinski auf eigne Hand. Hannchen will sie bitten lassen: aber mir ist jenes lieber. Es freut mich, daß Du viel ausgehst, und so schön schreibst. Bald, Söhnchen, sollst Du nicht mehr allein essen; und sein. Lamprecht's grüßen Dich unendlich und freundlichst. Dore dankt und grüßt. Ich bitte Dich, lasse Leim gegen die Fliegen setzen, weil ich eben, zum erstenmal hier, von ihnen litt. Alles in Deinen Briefen goutirte ich: nichts, kein Scherz, keine Liebe, keine Mühe, ist verloren, alles eingepflanzt im Herzen zur ersten Frühlingssonne! Bardeleben's Geschichte und Hauswesen gefällt mir. Bettine muß man abstrafen, wenn ich's auch nicht kann; und das rein deshalb, weil sie immer strafen — auf's Beste genommen — will. — Dies ist nur eine Anzeige Deiner lieben amüsanten, lieberollen Briefe! Ohne besondere Veranlassung schreibe ich morgen nicht. Und dann nur noch etwa Freitag! Kuß und Hand- und Herzschlag! und tausend Liebes. Ich will die Sonne nicht versäumen! — Sollte man es für möglich halten?! Ohne irgend eine außerhäusige Störung konnte ich diesen Vormittag nicht schreiben: Emil, Hannchen; es ist besser, ich bin bei ihnen: und sie sprechen immer: wimmern laut und stumm, wenn ich mich beabsichtige. Hannchen wird ganz wohl.

Deine R.

Sei ja vergnügt, und munter! Heute in „Dido". Grüße Alle! à tantôt! Sonnabend!

An Rahel.

Berlin, den 16. Oktober 1823.

Donnerstag Vormittags 11 Uhr.

Nach kalter Nacht warmer Sonnenschein aus heller Himmelsbläue.

Vielleicht trifft Dich noch ein Briefchen, geliebte Rahel, und so will ich es nicht fehlen lassen! Das schöne Wetter könnte Dich aber wohl zur Rückfahrt locken, damit die nicht geringer ausfalle, als die Hinreise. Oder benutzt Ihr es zu Spazierfahrten in die Gegend und Nachbarschaft? Das gefiele mir auch sehr gut, und wenn Du nur recht vergnügt bist, verlängere ich Dir gern den Urlaub, aber unter keiner anderen Bedingung! — Gestern Abend kam ich aus der Oper, wo ich mit Oppenheim's — Mutter und beide Töchter — in Benecke's Loge war, ganz entzückt nach Hause, nicht sowohl durch die Oper an sich, als vielmehr von dem himmlischen Gesang und Spiel der Milder, die eine wahre Dido war; in manchen Augenblicken, und auch in solchen, die sonst weniger beachtet schienen, entfaltete sie die Heldenfülle dieses ewigen Stoffes, dessen antike Gewalt schon in meiner Kindheit mich mit romantischem Zauber ergriffen hatte. Den Schmerz und die Hoheit wußte sie herrlich zu verbinden. Sie hatte Töne, die einem an das innerste Herz gingen. Ihr Anzug war vortrefflich; nur die erste Jagdbekleidung gefiel mir nicht, in derselben erschien auch die Schulz. Von der Oper selbst kann ich nur sagen, daß sie mir wie Stückwerk vorkam, worunter aber auch sehr köstliche Stücke; einige pathetische Stellen und ein paar kriegerische, sogar einige Uebergänge während des Dekorationenwechsels, dünkten mich vortrefflich, nur weiß ich freilich nicht, was eigen und was erborgt daran sein mag, vielleicht gefiel mir Righini oder Gluck. Die Ouvertüre schien mir ohne Zusammenhang. Unwillkürlich aber drängte sich mir eine große Unzufriedenheit mit der Aufführung selbst auf; es war als ob der Direktor es nicht recht verstünde, und ich dachte immer, was würde das vielleicht sein, wenn Spontini es in die Hand nähme! Das war mir aber auch um so unbegreiflicher, da ich fest glaubte, Klein selbst leite

die Sache, bis ich zuletzt erfuhr, es sei Schneider, da begriff ich's eher. Ob das Ganze gefallen hat, weiß ich nicht, denn ich habe noch keinen Menschen gesprochen, der großen Beifall aber galt zunächst wohl der Milder, die auch hervorgerufen wurde, aber nicht kam. Ich besuchte sie nach der Vorstellung noch in ihrem Ankleidezimmer, und brachte sie an den Wagen; heute esse ich zu Mittag bei ihr, auf Macaroni bin ich geladen. — Mad. Liman war auch gestern Vormittag einen Augenblick hier, um mich nach Dir zu fragen. — Sonst ist nichts vorgefallen; ich aß gestern Mittag zu Hause, Wiesel war vorher lange bei mir, nachher Ludwig Robert, der nebst Rike bestens grüßt. — Eben bekomm' ich Deinen Brief, geliebte Rahel, von vorgestern, dem 14ten! Du kömmst also! Tausend Willkommen ruf' ich Dir freudig entgegen! Ich habe schon nach dem Kutscher geschickt, und hoffe, es wird zum Sonnabend kein Hinderniß sein. — Also so ganz still ist es in Frankfurt! Das hätte ich doch nicht gedacht; Fanny, der ich Dein Briefchen brachte, wollte es zu ihrer Zeit etwas lebhafter gefunden haben, Lamprecht's wohnten und lebten nur so abgesondert, meint sie. Bei Stägemann's — wo die Mittagstafel nur die Familie, und auch die nicht ganz, weil Frau von Horn krank ist, und zwei Gäste vereinte — hörte ich, daß Frau von der Reck hier ist wegen Krankheit, und Frau von Wißmann noch in Königsberg, das macht schon einen Ausfall. — Unsere Zimmer und Ofen benehmen sich sehr gut, kein Geruch oder Dunst entstand vom gestrigen Einheizen, nur behagliche Wärme. Heute soll in meiner Stube geheizt werden. —

Nun ist also der König Ferdinand im französischen Hauptquartier. Niemand begreift die Sonderbarkeit der telegraphischen Zwischennachricht, daß die Feindseligkeiten wieder angingen. In Spanien wär' es also zu Ende! das heißt, nach Anderen, ginge es erst jetzt recht los! Wir leben glücklicherweise in Ruh und Frieden, und wollen dies Glück segnen, so lang es dauert; diese Dauer zu sichern ist freilich alle Sorgfalt der Einzelnen unzureichend, also auch ihre Bekümmerniß fruchtlos. —

Mad. Gerstmann läßt mir so eben sagen, der Kutscher werde morgen mit demselben Wagen, in dem Du gefahren, nach Frankfurt verlangter Weise abgehen, und übermorgen (Sonnabend) die Rückfahrt machen; ich könne mich darauf ver-

lassen, daß alles genau besorgt werden solle, wie das erstemal; derselbe Kutscher, Wagen, Preis etc. Also Sonnabend Abend kommst Du, geliebte Rahel! Gottlob; ich freue mich sehr! Zwar fällt mir ein, es könnte den Tag grade schlechtes Wetter sein, und Du den folgenden erst fahren wollen; auch aus anderer Ursache vielleicht, da ja tausend Umstände stattfinden können: aber dann sei nur ganz getrost, und ängstige Dich nicht, da ich auf solcherlei immer gefaßt bin! — Ich gebe nun diesen Brief nicht auf die Post, sondern dem Kutscher mit. — Leb wohl, geliebte Rahel! Auf baldiges frohes Wiedersehen!

Dein treuer Freund

Varnhagen.

Tausend schöne Grüße an Hannchen, Herrn von Lamprecht, und den lieben, lieben Emil!

An Rahel.

1823.

Donnerstag Abend nach 6 Uhr.

Ich komme nach Hause, geliebte Rahel, und finde Deinen Brief von gestern; dieser kam einmal schnell! Also Du kömmst, Du kömmst! Eben war der Kutscher hier, und fragte, ob er noch etwas mitnehmen solle? Freilich, diese Briefblätter, und tausend, tausend Grüße. Um 5 Uhr morgen fährt er ab. Und Sonnabend Du mit ihm hieher zurück! — Ich war bei der Milder zu Mittag, außer mir nur noch Mad. Liman. Es war sehr angenehm, alles harmlos und gut. Sie ist eine wahre Freundin. Sie sprach nur immer davon, was Du von „Dido" sagen würdest, von ihrer Haltung, ihrem Anzuge, und sie war überzeugt, Du würdest alles prächtig finden. Dann kam Geheimrath Philipsborn, mit dem ging ich weg, und brachte ihn zu seinem Bruder, wo wir allerlei gute Gespräche führten. Jetzt komm' ich nach Hause. Ich möchte eigentlich gern in's Konzert bei Jager, von Schoberlechner, wo auch die Milder das „Lebewohl" singt, aber gleich kommt Champy zum Schach, das ist nun unabänderlich! Ich

schließe, weil ich muß. Leb wohl, geliebte Rahel! Auf Wiedersehen, bald, bald! Im Hause ist alles gut. Nochmals tausend Grüße an unsere liebe Frankfurter! Von ganzem Herzen

Dein

Varnhagen.

Noch viele Grüße von Mad. Milder und Mad. Liman. Von Stägemann, von Frau von Bardeleben und Allen!

1824.

An Varnhagen.

(Zettel.)

Den 9. Mai 1824.

Ich bin nach dem Wedding gefahren, zur armen Maurerfrau, mit dem Geld — für die heutige Komödie oder Landparthie — vive Saint-Martin! — und mit Wäsche für die arme liebe Menschens.

1825.

An Varnhagen.

(Zelle.)

Hildesheim, Juni 1825.

Ich bin charmirt! Mit Tee in einer Treckte bis an's Thor; und zur Beer, wo die Dame auch ist. Ich wegen Morgenluft. Auf war ich ohnehin. Dich wollt' ich nicht aufschrecken; aus Schlaf, Ruhe, Unwissenheit, in die man schwer Unverbesstes aufnimmt. Nur vor 8, oder um, kann ich mit der Schwerfälligen erst weg! Addio! Vor der Hitze komme ich wieder.

1827.

An Varnhagen in München.

Dienstag halb 12 punkte, den 21. August 1827.

Halbhelles Wetter, nach großem Dunst, den ich alle Stunde die Nacht beobachtete; doch so gut, daß ich mit den Damen Henckel fahren werde. Willisen's Wagen ist noch nicht fertig: nach der Fahrt und Mlle. Schechner's „weißer Dame" will er kommen.

Theuerster August! Ich befinde mich wie vor vier Jahren bei Deiner Hamburger Reise, ohne Richtung und Beziehung; weil ich, Tag aus Tag ein, alles heimlich nach Dir thue, einrichte, projektire, ändere; Du magst's bezweifeln, ich weiß es. Jetzt scheint es mir: ich kann dies thun, ich kann's nicht thun: es ist alles eins; es entsteht mir nichts draus. Und auch um mir neuen Nerv, und neue Besinnung zu geben, ist solche arge Trennung gut: gut heißt hier heilsam. Jetzt, theurer Freund, bist Du von Düben abgefahren: ich wußte, wann Du in Treuenbrietzen, in Wittenberg, beim Wachtmeister im Walde: kurz, Stunde vor Stunde, wo Du bist. Ich war — wie alle Nacht — häufig an den Fenstern, nach den vordern und nach denen auf den Hof. Um 1 Uhr, um 4, 6, 7. Zuletzt war der stärkste Dunst: auch kühl war es früher. Ich denke, Du hast auch etwas geschlafen! Beständig dacht' ich, wie Du denkst. Theurer Geliebter! Um 1 bist Du in unserem Wirthshaus in Leipzig. Ich bin bei Dir: dort: das denke. Ich applaudirte Dir gestern, daß Du so guten Platz an meiner Seite hattest, den haben konntest: das war schon de bonne augure von den Mitfahrenden, wenn es nicht gar das ehrliche Hasard gethan hätte. Eins war komisch: als ich Dir die vielen

Grüße zuwarf, bemühte sich Einer vom Bock herab, mir eben so viele wenigstens zuzuwerfen: natürlich faßte ich ihn gar nicht in's Auge: und er ließ nicht nach! Dore sagte, es sei der Kondukteur — sie hätte es an seinen Zeichen, die er trägt, gesehen — gewesen. Das ist noch komischer; wie kann der nicht darauf kommen, daß einer seiner Gäste gegrüßt wird: und so! Apropos von komisch! Heute habe ich wieder Shakespeare bewundern müssen. Der Major von Böttticher auf der einen Seite unseres Hofes, und unser Wirth auf der anderen, haben heute Holz gefahren; beim ersteren arbeiten vier, bei dem anderen drei junge — nicht über zwanzig Jahre — Kerle. Die nichts thun, als jubeln, schreien, witzlen, prahlen, lachen — sich mitunter leise, wie junge Katzen, balgen — auf einem Casino geht's nicht eitler zu. Shakespeare hatte sie schon vor so viel hundert Jahren belauscht: errathen. Der eine kam auf des Majors Seite zurück: „Ihr könnt ja nischt!" Antwort von drüben: „Ihr seid stille! Elfene Jungens, ihr habt jo nich mal Büchen!" Wieder der erste: „Ihr müßtet jo de Nacht arbeeden, wenn wir euch nicht geholfen hätden." Und darauf: „Ihr müßt de ganze Nacht arbeeden, euch kriegt der Wächter!" (Kriegen, ist ertappen, bekommen.) — „Vor'n Wächter fürcht' ick mi nicht, wenn man der böse Grind nicht kommt!" — Anspielung, größtes Gelächter, von beiden Seiten; höchster Witz. — „Der Wächter wird euch helfen!" — Und so toben sie immer weiter; es war ganz wie bei Shakespeare; leider habe ich das Meiste vergessen: ich erhielt dazwischen einen Brief von der Liman aus Wiesbaden; Grüße; die Milder ist besser.

Gestern war es prächtig bei Mendelssohn-Bartholdy's! Ganz spät der Abenddunst, da saßen wir lange drin. Beckchen war im Theater, und kam erst, als wir schon bei Tische saßen; der Vater eine halbe Stunde vorher; — die Meyer etwas vor dem, von Charlottenburg; Fanny etwas vor der, von einem verfehlten Stadtbesuch: sie suchte Mlle. Magnus, die sie, und sie fanden sich dann im Garten. Ich also, mit der Demoiselle, mit Paul und der Mutter, bis zum Thee allein; recht gut. — Bartholdy verzweifelt, nicht mitgereist zu sein. Sagt selbst, es wäre eine Hypochondrie gewesen, er hätte sehr gut die städtischen Geschäfte übergeben können: er habe aber gefürchtet, Dich zu geniren — mit anderen Worten, die ich hinter seiner Stirn sah, sich zu ennuyiren, wenn er Dich nicht genirt,

— Du hättest in Orten wegen eines einzigen Mannes bleiben können, wo er nichts zu machen gewußt hätte; Du habest selbst gesagt, Du habest in allen Orten Bekannte. Er blieb aber auch im Ernste bei geniren: und meinte wirklich, er würde Dir lästig gewesen sein. Ich redete ihm das aus: mit dem Beleg, Du hättest ihm ja den Vorschlag gemacht: und wir hätten die etwaige natürlich immer zu erfolgende gêne des Beisammenseins erwogen. Aber er war damals krank; das ist wahr: denn ich sah es gestern, ehe er es mir sagte; und ich sagte es ihm erst; so bedeutend wohl sah er gestern gegen neulich aus. Auch Mad. Bartholdy thut es sehr leid. Jetzt muß man das Gute von dem Fall herausnehmen, der wirklich geworden ist. Auch er sagte, nun will er daran denken, daß er die ihm von Anderen übertragenen Geschäfte nun besorgt; und nicht wieder Anderen aufgetragen habe! Sie nannte ihn hypochondrisch, in Geschäften; und behauptete, kein Stadtrath mache es wie er. Die herzlichsten, freundschaftlichsten Grüße von jedem aus der Familie. Und tausend Millionen Küsse und Blicke von mir! Bartholdy redet mir so zu, zu bleiben, wie Du mir, zu reisen: und ladet mich zu täglich. Ich, theurer Freund, werde es so einrichten, wie es mir frommt (und ich schwöre Dir, ich habe noch nicht beschlossen zu bleiben), damit bist auch Du zufrieden. Du schreibst mir in jedem Fall, dreißig Meilen voraus, über welche Orte Du zurückkommst. Kommst wieder, so schnell Du magst: bleibst aber, wenn Du Dich eingereiset hast gehörig, fruchtbar weg. Wie Du nur magst: Ich bin hier und allenthalben sehr gut. Vorgefallen ist noch nichts: die Zeitungen ruhen nach Durchlesung für Dich. Die Mädchen grüßen schön. Essen thue ich Barse, und Schoten, und Artischocken. Elischen habe ich nicht gesehen: vielleicht lasse ich sie zur Fahrt noch langen. Wenn sie nämlich nach Charlottenburg, anstatt nach Friedrichsfelde, geht. Selon le temps: feuchter oder trockener. Ich habe auch Graf York einladen lassen: zum Abend. —

Ich drücke Dich fest an mein Herz; wie Du mich. Du bist mein einziger August; und ich liebe Dich. Bester Freund! — Nun kommt Gustav, und wird bei mir essen. Adieu, adieu!

Deine R.

Grüße Lindner millionenmal. — Nun gehe ich mit Friedrich Schlegel's Buch in den Garten. Adieu Liebster!

An Rahel.

Leipzig, den 21. August 1827. Dienstags.

Schöner Abend nach heißem Tag; erquickliche Luft in den Straßen.

Geliebte Freundin, theure Rahel! Da bin ich nun in Leipzig, nach einer schnellen, erfrischenden Fahrt, wohlbehalten, und — wie man in manchen Fällen zu sagen pflegt — den Umständen nach ganz gut! Heute Nachmittags gegen halb zwei Uhr trafen wir ein, bei der Post in der Stadt, und in der Mittagshitze nahm ich gleich gegenüber in der Stadt Berlin — schon der Name riß mich unwiderstehlich hin — mein Quartier. Nach eiligem Mittagsmahl ging ich aus; Adam Müller ist richtig noch in Wien, doch soll er in einiger Zeit wieder hieher zurückkehren, vielleicht nur um aufzuräumen; Adolf Wagner ist verreist; Mad. Heinsius seit vielen Wochen eine Viertelstunde vor meinem Anfragen nach Berlin abgereist; zwei Stunden weitläufigen Herumgehens hatten mich mehr erschöpft, als die ganze Reise, ich mußte aufgeben, die weiten Wege zu Brockhaus und zu Mad. Träger zu machen, und zu Wendt, Heinroth, Krug und anderen solchen Leuten, war mir die Lust vergangen. Nach einiger Ruhe ging ich dann in's Schauspiel, man gab zwei schlechte Stücke vor fast ganz leerem Hause mit ziemlicher Laune, das Beste war für mich das Orchester, dem ich in einem Sperrsitz ganz nah war, und meine bewegte Brust zur Stillung hinhielt. Wie sollte sie nicht bewegt sein! Rahel, wie leer und todt, wie verzweifelt einsam ist mir dieser Ort, muß mir jeder Ort sein, den ich zuletzt mit Dir zusammen gesehen, und nun allein wiedersehe! Diese beständige Vergleichung zwischen einem früheren Bilde und Eindruck und dem jetzigen verwundet mich unaufhörlich, denn alles ruft sie hervor. Ich sehe schon, ich muß es mit einem Orte versuchen, wo wir noch nicht zusammen waren, vielleicht ist da die Macht der Herbeirufung dem Gefühl der Abwesenheit überlegen. O wie ist die Welt da

draußen doch so weitläufig, abgedampft und verblaßt, ich fange an Hamlet und Werther für die ausbündigsten Portraitmaler derselben zu halten. Von meiner heutigen, hiesigen Einsamkeit hast Du wirklich keine Vorstellung; die Stadt ist buchstäblich leer, nur Kindermägde auf den Spaziergängen, nur Durchreisende in meiner Straße; besonders ist Müller's Abwesenheit mir wahrhaft schmerzlich, das Haus, wo wir vor drei Jahren so schöne, belebte Tage zubrachten, grinste mich ordentlich mit seinen öden Fenstern an, eben so das nebenstehende Hotel de Prusse, und meine Stadt Berlin, die, worin ich bin, nicht die bessere, die Dich noch hat, macht es mir ebenso. — „Warum bin ich denn gereist?" fragte Dich Frau von Arnstein; ach leider kann ich Dich so nicht fragen! könnte ich es, so wärst Du bei mir, und mir fehlte die Ursache so zu fragen, jetzt die Gelegenheit! Doch weiß ich es im Grunde recht gut, warum ich gereist bin, und deshalb reise ich denn auch weiter, wiewohl ich nicht läugne, daß ich noch heute Abend versucht war, mit der eben abgehenden Schnellpost wieder umzukehren, aber es waren nur noch Rücksitze zu haben. Ob ich München erreiche, ist dennoch die Frage; das verwünschte Nest wird mir inmitten von Deutschland und bei allen Schnell- und anderen Posten eine Art unzugängliches Tombuktu; die nächsten Schnellposten sind schon alle genommen, die ordinairen Posten sogar verweg bestellt, die Hauderer sind durch die Schnellposten fast verdrängt, und zur Extrapost müßt' ich einen Gefährten mit eigenem Wagen wünschen. Indeß hoffe ich doch, daß morgen sich eine gute Gelegenheit ergeben wird, eine andere als gute nehm' ich nicht an. Komm' ich auch nicht nach Tombuktu, Ehre genug wird es mir sein, so und so weit in die Wüsten eingedrungen zu sein! Körperlich bekommt mir das Reisen trefflich, ich fühle, wie mich die Anstrengung stärkt; ich schlafe im Wagen während des Rasselns ganz erquicklich, bin auf jeder Station munter heraus, und habe bei guter Eßlust wenig Bedürfniß der Nahrung; ich habe von Berlin bis Leipzig keinen Tropfen und keinen Bissen genossen, außer in Wittenberg eine Schale schlechten Kaffee und zwei Zwieback, es kam ohne Absicht und Vorsatz ganz von selbst so. Reisegefährten waren anfangs zwei Professoren der Berliner Universität, ächte Handwerksburschen der Gelehrsamkeit, Philister, welche es zur Unbegreiflichkeit machten, wie sie jemals konnten Studenten gewesen sein; sie widersagten aller Philosophie, es gäbe nichts als

Erfahrung, hatte der Eine ausgemittelt. Ich sprach mit den Lumpen natürlich kein Wort. Wie erschienen gegen diese Philister im höchsten Glanze zwei Juden aus Wörlitz, die sich später zu uns gesellten! Ich gab mich ihrem Gespräche ganz hin, und bedurfte aller Kunde und Klugheit, so gut wußten sie die Köthensche Zollstreitsache abzuhandeln; mit Vergnügen hörte ich den gescheidten Männern zu, und ich durfte wünschen, Herr von Jordan hätte sie auch gehört vor Abschluß der Elbschiffahrtsakte! — Liebe Rahel, wie ich Deiner gedenke, mich nach Dir sehne, Dich anrufe, zum Zeugen und Genossen jedes Begegnisses, jeder Empfindung und Wahrnehmung, brauch' ich Dir nicht zu sagen, Du weißt es! In einem langdauernden, tiefen Schmerze bin ich abgereist, aus freien Stücken mich von Dir, wenn auch nur auf einige Wochen, zu trennen, blieb meinem Herzen baarer Unsinn; ich hatte alle Mühe, Augen und Kehle zur Fassung zu zwingen, und doch war mir die letztere wie zugeschnürt. — Gleich beim Ausfahren aus dem Posthof wiederfuhr meinen Gedanken an Dich eine Störung — ein Wagen fuhr dicht an dem unserigen schnell vorüber, und deutlich erkannt' ich darin das liebe Beckchen — also Bartholdy's fahren in's Theater, dacht' ich, und Rahel bringt den Abend nicht mit ihnen zu, wie ich es mir vorgestellt und zum Trost eingeprägt! Als ich Dich dann bei Mad. Meyer, wie Du es verheißen, noch am Fenster sah, glaubt' ich aus dem Wagen springen zu müssen und Dir zu sagen: Es war nur Spaß! Daß Du mir zuwinktest und Küsse zuwarfst, wie auch ich Dir, das war von jederman in solchem Falle, daß Du aber in die Hände klatschtest, fröhlich und zuversichtlich, das war von Rahel, darin warst Du ganz, geliebte Einzige, und lange, lange begleitete mich der Eindruck dieses ermuthigenden, so glücklich und so ganz aus Deinem Sinne hervorgebrochenen Zeichens! Ich drücke Dich innigst und tausendmal dafür an's Herz! — Ich soll Dir keine langen Briefe schreiben, ich weiß es, aber die Zeit, die ich mit Schreiben an Dich verbringe, ist meine beste im Tage! Sieh, seitdem ich Dir dies alles geschrieben, ist mir schon weit besser zu Muth als vorher; das Alleinsein ist schon aufgehoben, Du weißt und theilst nun schon mein Erlebtes, es rankt sich wieder an Dich heran, und gewinnt seine hellere Bedeutung! Ich werde aber schon kurz sein, wenn es sich so fügt. Jetzt nehme ich noch ein Glas Limonade mit Zwieback, und dann will ich im guten Bette ausschlafen. Gute Nacht,

theure Rahel, aller Segen des Himmels senke sich auf Dein liebes Herz! —

Mittwoch, den 22. August.

So weit schrieb ich gestern Abend. Nach einem kurzen, aber gesunden Schlaf, der von Tag und Umständen nichts gewußt, fand' ich mich denn wieder in diesen wach! Hätte ich eine grausame, hartgesinnte Geliebte zu erweichen, so wollte ich Wunder thun mit Schilderung all der Gefühle und Stimmungen, die mich befangen; aber eine schon theilnehmende, weichherzige, will ich damit nicht noch mehr quälen, als ohnehin schon geschehen ist! Das erste auftauchende Bewußtsein, daß ich auf der Reise und mit dem Rücken nach Berlin gewandt bin, war kein schöner Gruß des neuen Tages. Indeß erfuhr dieser, freilich in dem Sinne, den nun alles einmal in der genommenen Richtung hat, sogleich eine Förderung, ich erhielt den ersten Platz in einer den Eilwagen nach Nürnberg begleitenden Beichaise, und reise nun heute um zwei Uhr Nachmittags getrost wieder ab. Ich sage, getrost; denn ich bin es schon in dem Gedanken, daß ich denn doch dieser Reisestärkung bedarf, und gegen Gefühle und Stimmungen, welche zu sehr wuchern, kein besseres Gegenmittel ist, als die kräftige Schüttelung und Betäubung solcher derben Fahrt. Ich werde auch sicher noch viel Vergnügen haben, freilich wie eben Vergnügen ist, das beste pflegt eine widersprechende Unterlage zu haben. Und wie freu' ich mich auf die Rückreise! Beste, liebste Rahel, lache mich nur recht aus, und frage jeden klugen Arzt, ob ein Mann, der gleich vom ersten Ruhepunct seiner Reise, seiner Vergnügungsreise, solche Briefe schreibt, wie dieser hier, nicht nothwendig zu seiner Herstellung reisen muß! Da ich nun einmal so sehr mit Dir beschäftigt bin, so kannst Du Dir denken, daß mir nichts so tröstlich und erheiternd sein kann, als die Voraussetzung, daß Du völlig wohlauf und vergnügt bist. Gestern wußte ich noch ungefähr, was Du machtest, heute geht mir der Faden aus. Aber ich denke mir das Beste, mit Gewalt, und ich bilde mir ein, die Vorstellung hilft die Sache zwingen! War die Fahrt nach Friedrichsfelde vom Wetter begünstigt? Ich beneide Dich um die schönen Abende, Fahrten, Besuche! Am liebsten denk' ich mir Dich in dem herrlichen Garten, am friedlichen grünen Tische bei Bartholdy's, wo ich auch selbst

am kriegerischen des Schachbretts gern mich einfände. Grüße mir bestens und herzlichst das ganze Haus; es wäre doch schön, wenn wir die Reise zusammen gemacht hätten, ich meine den Vater, aber auch die beiden Fräulein Töchter, denen ich hier ein prächtiger Cicerone sein wollte! Die Schlacht von Leipzig sollten sie kennen lernen, und Gellert's Fabeln, und die ehemaligen großen Messen, und andere Gewesenheiten, denn von Gegenwärtigem weiß ich selber nichts aufzufinden. Tausend Schönes an Willisen, der könnte mich auch freuen als Reisegefährte, aber ich gönn' ihn eben so Dir! Gehst Du denn noch nach Dresden? Wenn ich keine Rahel mehr zu Hause wüßte, würde mir es gleich um zu Hause wenig leid sein! Und nun zuletzt noch unserem Herzenskind, dem allerschönsten, theuersten Elischen tausend Grüße und Küsse; jetzt kann sie den Onkel nicht verklagen wegen zu sehr! Laß sie Dir fleißig holen, liebe Rahel, und sie soll ein guter Kerl sein, laß ich ihr sagen! Hat sie schon die Chokoladenplätzchen alle geerbt? Das theure, süße Kind! — Ich will mich anziehen, um noch einen Gang auszugehen. Wohlauf bin ich vollkommen, und ich freue mich auf's Fahren, also darin habe kein Mitleid, geliebte Rahel! Die Mäßigkeit im Essen und Trinken, deren ich mich gar nicht befleißige, sondern wie von selbst theilhaft finde, vereint sich sehr heilsam mit der Bewegung. Es läßt sich heute zu einem milden, wolkenbedeckten Tage an; etwas Regen sollte mich nicht verdrießen, denn gestern unmittelbar nach dem dichten Morgennebel wirbelte die Sonne wieder heißen Staub auf. — Ich war aus; die Luft ist kühl, aber dennoch drückend, sie heitert sich indessen mehr und mehr. Herrn Hofrath Wendt suchte ich vergebens auf, er war aber seitdem bei mir. Eine Geldwechselgeschichte kostet mich fast eine Stunde; ich habe für 150 Thlr. preuß. Cour. mir Zwanzigkreuzer holen lassen, und konnte mit Rechnen nicht fertig werden; nachdem ich mich überzeugt, durch Nachzählen meines übrigen Geldes, daß ich wirklich nur 150 Thlr. hingeschickt, blieb es dabei, daß ich 100 Thlr. zuviel bekommen. Der Wirth behauptete, ich müsse es behalten, in Leipzig werde dergleichen nie ersetzt, was gezahlt worden, bleibe gezahlt, große Bankiers, z. B. Frege, würden sogar das Geld zurückweisen, und zur Ehre der Kasse behaupten, dieselbe zahle stets richtig. Ich ging natürlich zu dem Bankier hin, der zwar das Geld wieder annahm, aber in der That sehr gleichgültig, und kaum dankte; freilich war es

der Kassirer, und der hätte vielleicht lieber seinen Irrthum durch den wirklichen Verlust seines Herrn unaufgedeckt gesehen! Mich ärgerte nur, zu hören, daß wenn ich zu wenig erhalten hätte, der Schaden aus der Kasse hinterher nicht ersetzt worden wäre. — Heute wird die „Vestalin" gegeben, Mad. Marschner Julia. Gestern war der „Kammerdiener", von Mad. Krickeberg, und „Das Alpenröslein", „Das Patent und der Shawl", in drei Aufzügen, nach Clauren; Mlle. Wagner spielte, Herr und Mad. Devrient; Herr von Ziegra machte einen russischen General noch viel zu gut für das Stück. — In einer Stunde reise ich. Leb wohl, geliebte Freundin, ich küsse Dich tausendmal! Sei gesund und vergnügt, und mache Dir Vergnügen, gemacht will es mitunter sein. Leb wohl, grüße Alle, auch die Mädchen.

Mit innigster Liebe Dein

August!

An Varnhagen in München.

Donnerstag, Berlin, den 23. August 1827.

Nach bedeutender Nachkühle so eben ein Regen; vorher Sonne, wolkig, bald hell. Wie Du's verlassen hast. Es ist bald bald 11.

Ich schlief wegen genossenem Kaffee — glaub' ich — nur sehr spät ein; untersuchte, weil ich wußte daß Du fuhrst, oft das Wetter: gegen 2 war es wahrlich winterkalt. Ich konnte nicht berechnen, theurer August, wo Du bist, weil ich von Leipzig nach Nürnberg nicht kenne. Um 9 Uhr als ich aufgestanden war, nahm ich meine alte Kriegeskarte, die von Anno 13, und sah da nach, wo Nürnberg ist; vierzig Meilen — nach meinem Ueberschlag — von Leipzig. Daß Du des Nachts die schönsten Gegenden nicht siehst, hatte mir erst Ranke wieder gestern in Erinnerung gebracht; das war mir fatal. Vielleicht kommt heute ein Brief von Dir.

Vorgestern war ich mit meinen Damen, die es noch nicht gesehen hatten, in Charlottenburg, anstatt in Friedrichsfelde; auch mir war es des Steinpflasters halber ganz recht. Wie freuten sich die drei Frauen: wie schön fanden sie Weg, Thier-

saur

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR 3-598-53028-5
VARNHAGEN VON ENSE,K.A. FN. 12188/013

garten, Charlottenburg, Schloß, Garten, alles! Auch ist es sehr schön. Vor der Wache und dem Schloß war ein See. Von Regen, den wir hier nicht so sehr gehabt hatten; dort soll er zweimal gesündfluthet haben. Ganz satisfaisirt kamen sie bei mir an; und sprachen es immer aus. Nachdem wir uns etwas erholt hatten, und schon Thee tranken, kamen Willisen und Graf York: beide berauscht von Mlle. Schechner; berauscht. Langes Gespräch über Gesang, Spiel, Singekunst, ihre Technik, ihre Bedeutung. Keine Uebereinkunft, als die, daß wir jeder ganz etwas anderes verlangten. Ich: die Behandlungsweise des Instruments — in Brust, und Hals, und Mund — der Italiäner, die ihre Beobachtungen als Regeln festgehalten haben; und dann, Eingebungen eines tief und leicht bewegten Herzens, und den Witz und Geist, der unendliche Rapports auf's schnellste zu errathen und auszudrücken versteht; und die hohe Seele, die das Erhabenste erfaßt, auf Einfaches und Großes immer zurückkommt, nachdem aller Uebermuth, und indem aller Uebermuth des glücklichsten Vermögens versucht worden. Weven meine Deutschthümler in der Musik nichts wußten. Mir ist dabei klar geworden, daß bei Willisen — der Vorfechter war — auch seine höheren Berührungen und Anklänge, die ihm Musik — eigentlich nur erst Gesang — gewährt, nur vermittelst eines ganz sinnlichen Behagens Eingang haben. Der Ton der Stimme an sich muß ihn schmeichlen. Er kann davon gar nicht abstrahiren. Die Natur selbst, gestehe ich am ersten zu, muß eigentlich mit einem einzelnen Ton, mit jedem aus der Skala, Musik machen: das ist schön, vortrefflich, glücklich, angenehm; aber auch dazu muß schon die Seele mitwirken — sonst ist der Ton nur bildschön: wie manche Gesichter, — die wahre Musik aber macht der Mensch selbst. Es kann die Natur einen ganz fertigen Sänger hervorbringen, — wäre das nicht, so wäre nicht einmal einer zu bilden: und nie wird solcher, wozu nur sie Mittel hat, gebildet werden können: Natur ist hier Universum, mit allen seinen Fällen — durch Stimme, Seele, und alle Requisite. Aber mehr als selten! fallen die Fälle zusammen; und auch hier, wie in allen Künsten, ist der menschliche Geist ein ersetzender; spielender, defizit-deckender, der Vernunft, Nachdenken, Mühe, Ernst, und wer weiß was alles zu seinem Spiele braucht: bedarf und gebraucht. Mit wie viel Menschen kann man auf die Weise über Kunst sprechen?! Mit Einem Menschen

alle Jahrhundert, in jeder Nation: und mit den Freunden. „Gleichgesinnte." Wir waren recht vergnügt: Du kamst oft vor: bei mir heimlich durchweg: um 11 gingen sie. (Das göttlichste Sonnen- und Wolkenspiel ist jetzt in unserer Straße, und herrlichster Friede in meinem Zimmer, in unserm Hause. Angenehm windig.)

Als ich gestern Morgen frühstückte, erhielt ich ein großes schönes Billet von Herrn von Tempelhof. Ohe! Bezahlen, Geldgeben, dacht' ich: er hat mich auf's höflichste, eilfhundert und zweiundzwanzig Thaler (von der Wildegans'schen Sache) baldigst in Empfang nehmen zu lassen, mit einer Quittung von mir und Dir. Ernestine hatte mich beweglich, in einem Billet, mit versprochenem Schlaf, zu Mittag eingeladen: où je me rendis; kompletes Diné: nur Alexander Mendelssohn und ich. — Vorher war ich bei unserem Kind. Schön im Thiergarten! Sie göttlich! Ich gab ihr Chokoladenplätzchen von Dir und eine halbe Feige, Jettchen Solmar'n die andere; „Bleib doch hier! warum gehst Du weg, Tante!" Göttlich! Ich explizirte ihr, Du seist in München. Wo Baiern sind; mit ihrem König. Es kam so. Heute lasse ich sie holen.

Da mir Moritz nicht ganz genügend antwortete, ging ich, ausgeruht, von mir aus, gegen 7 zu Herrn von Tempelhof, welcher mit seiner Frau ganz beglückt schien mich zu sehen: ich zeigte ihm die Vollmacht, die ich von Dir habe: er wird mir heute gegen 4 Uhr das Geld gegen eine Quittung, die er mir selbst aufgesetzt hat, schicken. Herr von Tempelhof explizirte mir, bei Stadtobligationen könnte ich verlieren, da man sie jetzt nur mit Agio kaufen könne — Mendelssohn-Bartholdy rieth vor einiger Zeit zu denen, — und ich bald gezogen werden könnte. Dies mir nicht gesagt zu haben, und den Ankauf auch nicht übernommen zu haben, war das Ungenügende bei Moritz. Ich werde also die besten Papiere kaufen, wobei man nichts verliert, und mir rathen lassen. Sei ganz sicher. Es ist gefundenes Geld. Ehe ich zu Elisen fuhr, schrieb ich Reden's, machte Rechnungen: las Berliner Zeitung. Nach Tempelhof's blieb ich lesend bei mir: glücklich. Nicht lange. Ranke kam, bis 10; Gespräch über Ehe. Geschichte. Was sie ist: warum er sie treibt. Alles gedankenvoll. Er liebt sie aber nur als Einfall, die Gedanken; und zu kurzem Gebrauch; nicht zu anhaltendem noch schärfstem Gebrauch; ward mir gestern ganz klar. Ranke hat all Deine Bücher geschickt.

Dein Zimmer ist rein. Bettine noch Mutter von sechs Kindern. Wer an Dich denkt, Dich crescendo liebt, Dich kennt und von Dir überzeugt ist, weißt Du: Deine Freundin, ich; R. Ich umarme Dich.

Uebermorgen, Sonnabend, reist Felix mit Umwegen zu Ludwig Robert. Schnellpost. Also muß ich morgen schreiben; wegen der Oper!!! Nun bin ich etwas echauffirt, und fahre zum Kind, es zu holen. Ich werde es grüßen. Bis Nachmittag lasse ich diesen Brief offen: weil einer von Dir kommen kann. Doch muß es nicht sein: ich bin ohne Angst. Morgen ist eine Oper mit Mlle. Sonntag; mit polnischem Namen. L'Argentchen, die bei Ancillon parterre wohnt, will mir Billette schicken! Ich sprach sie an ihrem Fenster gestern Abend. Ist das nicht göttlich? — Die Mädchen, Casper's, Willisen, alle Menschen grüßen. Künftige Woche will Ranke weg: nicht über München: so beschlossen wir. Adieu, theuerster, einziger lieber Freund! Grüße Lindner; da ich Dir jetzt schreibe, schreibe ich ihm nicht jetzt.

„Lieber Onkel komm doch 'rein! Von mir. Bitte, komm her." Das hat Elise geschrieben, und diese Zickzacks. Das denkt sie ist Schreiben: „A, B, Echts" will sie schreiben, und obige Worte sagt sie. Chokoladepläschen, Feigen, Bisquit. Sie hat ein kleines Reibeisen, und reibt unser Stück Brot, vom Friedrichsfelder Weg. Es ist 2 Uhr. Adieu, Augustel. Sie hat ein blau merino neues Kleid an. Ich gönne sie mir nicht; auch ist sie in der Küche. Adieu.

An Rahel.

Nürnberg, den 24. August 1827.

Freitags Nachmittag; umwölkter Himmel, einzelnes Regenträufeln, wie am Vormittag einzelner Sonnenschein, kühl und doch mild.

Hier gefällt es mir! Das nenn' ich mir eine Stadt! Außer Straßburg macht diesen Eindruck mir keine andere. Gleich wie wir zum Thor hineinfuhren, gefiel mir alles so gut, daß ich den früheren Vorsatz, lieber auf dem Rückweg hier zu weilen, ohne Zögern aufgab, und nach zwei hart durchreisten

Nächten mich so munter fühlte, um den ganzen Tag hier auf den Beinen zu bleiben. Nürnberg, das ganze Nürnberg ist gleichsam Ein großes Denkmal einer ungeheuren Vergangenheit, die sich mit ihm in die freundliche Gegenwart glücklich herübergelebt, nicht in diese aufgelöst hat, oder an ihr erstorben ist. Wirklich, in welchem Gegensatze auch das Mittelalter und die neuere Zeit sonst einander bestreiten, hier sind sie beide in kräftigen Zügen vereint; das heutige Bürgerleben, sein Gewerbfleiß, sein Frieden, seine guten Sitten, ja, wenn man will, sein ganzes Philisterthum, stehen hier in sichtlicher Thätigkeit, wie sie dem Umfange des Ortes wohl gemäß dünken mag, und diese Thätigkeit hat nicht nur vieles von dem Alten noch bestens in sich, sondern wendet sich auch mit Vorliebe wieder darauf zurück, umfaßt es, und setzt es fort. Diese Vereinigung hat einen unendlichen Reiz, den ich, wie gesagt, nur noch in Straßburg empfunden habe. Die alterthümliche Bauart und überall der frische Anstrich der Wohlhabenheit, die vieleckigen, verwickelten Straßen und eine Reinlichkeit wie die von Mannheim oder Karlsruhe, die rauhe fränkische Mundart, der alte reichsbürgerliche Trotz und eine gutmüthige Höflichkeit des monarchisch angewöhnten Staatsbürgers, alles dies giebt eine Mischung, in der ich wenigstens mich sehr behaglich fühle. Die einzelnen Denkmäler und Alterthümer sind gar nicht aufzuzählen, von der Burg angerechnet, aus der unsere Könige hervorgegangen, bis zu den Blättern, die den Griffel oder die Feder Dürer's tragen. In den Kirchen von St. Sebaldus und St. Lorenz ist mir unaussprechlich wohl; in den Straßen, bei den zahlreichen Brunnen, fühl' ich mich ganz zu Hause; auf der Burg mit der weiten Rundsicht auf Stadt, Gärten, reiche Fluren und ferne Berge, möchte man wohnen. An Gemälden ist ein Ueberfluß, und wenn auch die besten nicht mehr hier sind, so findet man unter der Menge noch köstliche Stücke; die Galerie hat das wenigste, das meiste ist noch — wiederum das wahre Leben! — an die mannigfachsten Oertlichkeiten vertheilt, oder in Privatbesitz mit eigenthümlichen Beziehungen, und erhält durch die Stelle und die Art seines Bestehens allerdings einen höheren Reiz, als die Klassifikation in einer Kunstsammlung ihm übrig lassen könnte. Und diese Denkmäler vermehren sich noch jetzt, wie in alter Zeit durch ehrendes Gedächtniß. Der Beschluß, dem Dürer ein öffentliches Standbild zu setzen, gereicht der ganzen Bürgerschaft zur Ehre. Neue Brunnen wer-

den gebaut, die alten hergestellt. In Frankfurt am Main giebt es noch keine Goethestraße, hier aber nicht bloß eine nach Dürer und eine nach Hans Sachs benannte, sondern auch eine Grübelstraße, dem erst vor einigen Jahren gestorbenen Blechschläger und Dichter Grübel zum Andenken. Und welche Männer hat diese Stadt von jeher gezeugt, gepflegt! Nur griechische Kreise solches Umfanges können solche Anzahl von solcher Bedeutendheit aufstellen; Paris und London, oder das alte Rom, liegen natürlich außer allem Vergleich. Mein dankbares Herz hat hier unseres trefflichen Erhard's nicht zuletzt gedacht; auch Hegel hat hier demselben Gymnasium eine Zeit lang vorgestanden, an dem einst Melanchthon gelehrt. Du siehst, geliebte Rahel, ich schwärme für Nürnberg, das nun im Ganzen auf mich wirkt, wie ehmals die einzelnen Spielzeuge, Bleisoldaten u. dergl. mehr, was sonst in meinen Kinderjahren von daher mir zu Gute kam. Urtheile nun, meine theure Freundin, wie ich bei solcher Stimmung erst recht bedaure, daß Du das nicht alles mit mir theilst, daß ich ganz ungewohnt, solches Vergnügen nur mit mir allein abmachen muß, nicht Deine Bemerkungen, Deine Theilnahme höre, nicht jeden Augenblick: „Rahel" rufen kann! Zwar ich ruf' es doch, aber vergebens! — Gereist bin ich sehr gut, mit leidlicher Gesellschaft, ja mit guter, ohne irgend eine Störung oder Mißverhältniß. Nagler's Wirken kann man nicht genug preisen, er hat die Sachsen fortgerissen und die Baiern, und weithin im fremden Lande hört man seinen Namen rühmlich für alle Preußen genannt. Wie das leichte und schnelle Fortkommen die Leute untereinander bringt, jeden Austausch der Einsichten und Kenntnisse, besonders der recht praktischen, wie es z. B. hier und dort ist und dort und hier sein könnte oder müßte, befördert, habe ich in vielen sprechenden Zügen bemerken können. Ueberhaupt habe ich mich der zunehmenden Gesittung im deutschen Volke, der billigen Denkart und gutmeinenden Verständigkeit, die mir bisher überall begegnet sind, recht gefreut. Wollte man zusammenrechnen, was in dieser Art, freilich in geringscheinenden Antheilen, unter den Deutschen im Umlauf ist, es würde ein großes Kapital herauskommen, gegen welches das anderer Nationen vielleicht verlöre, wenn solches auch, in wenigerer Vertheilung, leichter einen großen Schlag ausführt. — Weißt Du, liebe Rahel, wo ich eben herkomme? Du wirst es nicht rathen, aber ich komme vom Ball, den das Museum heute zur

Vorfeier des morgenden Geburtstages des Königs Ludwig giebt! Es ist 11 Uhr Abends, und noch ließ ich alles in vollem Wogen zurück. Ein Saal, so groß, wie die Dir bekannten Darmstädter Säle, die Herren sehr gemischt, doch meist in Schuh und Strümpfen, auch die Offiziere; die Damen in vollem Vortheil der Toilette, kein Unterschied mit den unserigen, eben so mannigfaltig und eben so übereinstimmend; auch hier sucht es manches Fräulein mit goldenen Aehren zu zwingen, eine andere Demoiselle mit silbernen Blättern zu rothen Blumen; auch hier hat in dem Wetteifer der Transpiration mit dem wenigen Kölnischen Wasser meist sehr entschieden die erstere den Sieg! Dieser letztere war es eigentlich, der mir das längere Zusehen verleidete, im Uebrigen, Du kannst es glauben, war alles so gut wie bei uns, recht hübsch, recht glänzend, sehr viele schöne Gesichter und schöne Gestalten, doch selten vereint. Den Preis als Tänzerin verdiente aber meines Bedünkens eine Fremde, die Tochter des Senators Merk aus Hamburg, eine Meisterin im Tanze, die jedoch, ihre Gesundheit zu schonen, nur äußerst wenig tanzte. Ich hatte die Familie am Vormittage auf dem Schlosse getroffen, wo wir zugleich die Gemälde besahen, und der Vater war auf dem Balle, wo ich ihn nicht erkannt hätte, an mich herangetreten. Vorher, ehe ich zum Ball ging, hatte ich mich durch den Magistratsrath Dr. Campe auf dem Museum einführen lassen, auch mit ihm das neue, binnen sechs Wochen ganz von Holz aufgezimmerte Theater besehen, in welchem übermorgen zuerst gespielt werden soll; es ist wirklich mit dieser Bude das Unglaublichste geleistet, das Ganze zweckmäßig, heiter und angenehm. Auch besah ich das Waisenhaus, eine Stiftung des trefflichen Campe, der als Buchhändler, Kunstsammler und Stadtrath für alles Schöne und Gemeinnützige unermüdet thätig ist. Auch da wünschte ich Dich recht herbei, geliebte Rahel, mit Deinem liebevollen Sinn, Du hättest Dich der Einrichtung und des Vielen, was mit den geringsten Mitteln hier bewirkt wird, herzlich gefreut! Morgen ist nun für den eigentlichen Geburtstag ein großes Volksfest mit Pferderennen und Spielen auf der Wiese vor dem Thor, das will ich noch mit ansehen, zumal der heutige Tag kein Ruhetag sein wollte, und dann übermorgen hoffentlich mit einem Miethkutscher, man verspricht mir ihn so billig als rasch, über Regensburg nach München fahren. Herr Campe sagt mir, es gingen die trefflichsten Wagen so schnell als bequem von Mü ch en

über den Splügen nach Mailand; ich denke aber nicht so weit vorzudringen, schon auf der Karte schreckt mich die Ferne! Wie glaubst Du, daß mir von hier unsere Mauerstraße sich zeigt? und das gute, nun schon ganz heimische Zimmer, nur durch wenige Schritte von dem entfernt, wo ich meine Rahel finde? und all die täglichen Gewohnheiten des Beisammenlebens? und unser liebes Kind mit seinen Arten und Unarten? Zum Gleichwiederumkehren kommt es mir vor, und das von Nürnberg aus wie von Leipzig, und wenn ich gleichwohl noch immer gehe, so zeigt das nur, wie der Wille anders sein kann, als der Wunsch. Es ist mir recht betrübt, daß ich Deine Tage nur so unbestimmt mir jetzt vorstellen kann, wie schön, wenn ich mit Dir bestimmte Zeiten zu gewissem Zusammentreffen der Gedanken verabredet hätte! Ich hoffe in München einen Brief von Dir zu finden; der meine aus Leipzig kann diesen Augenblick schon in Deinen Händen sein. Ich soll Dir keine großen Briefe schreiben, ich weiß es, aber sie wachsen ohne Zuthun, und ich möcht' immer noch tausenderlei hinzufügen. Jetzt aber will ich zu Bette gehen, der Schlaf wird mir herrlich bekommen, er war das einzige, was mir in diesen Tagen fehlte; ich befinde mich — unbeschrieen — im Uebrigen durchaus wohl. Gute Nacht, geliebte Rahel, der Himmel segne Dich in Fülle! Sei gesund, Geliebteste! Meine heißesten Wünsche umschweben Dich ohne Aufhören! — Eben bricht ein starker, dichter Regen los, die armen Ballgäste, deren wohl die wenigsten zu Wagen gekommen sein mögen! Bei dem Rauschen wird sich aber nur um so besser schlafen lassen. Nochmals gute Nacht, Rahel, liebe Rahel! —

Sonnabends, den 25. August.

Noch regnet es, doch allmählig schwächer, und wird wohl bald ganz aufhören. Hätten mich die Trommeln und Janitscharenmusiken der nahe vorbeiziehenden Truppen, die zum Fest in Parade ausgerückt, nicht erweckt, ich schliefe wohl noch, nach 9 Uhr. Die Truppen sahen schön aus, sowohl Reiterei als Fußvolk, wie denn jetzt alle Truppen schön aussehen, vielleicht die Franzosen ausgenommen, die wir in Straßburg ziemlich ruppig fanden. Diese Baiern aber kleidete heute noch insbesondere der Regen sehr gut, die Rücksichtslosigkeit, mit welcher der schönste Putz dem Verderben ausgesetzt wird, ein Vorbild

dessen, was mit den Truppen selbst im Kriege Statt findet! Die ganze Stadt ist in unruhiger Bewegung; der Wirthssohn war schon bei mir, um mir zu sagen, daß auch ein Pferd seines Vaters, ein hübscher Brauner, unter den wettrennenden sein wird, was kann es für einen Fremden Schöneres geben, als in einem Wirthshause zu wohnen, das so an den Ehren der Stadt unmittelbar Theil hat! Aber dies Pferdewesen macht wirklich die Sache zum Volksfest, denn das Pferd ist jederman wichtig und werth. Dergleichen verbreitet sich von München aus allmählig über ganz Baiern. — Ich werde, da der Regen wirklich nachläßt, noch nach einigen Bildern gehen; mit dem berühmten Bilde Dürer's im Holzschuer'schen Hause hab' ich Unglück, der Besitzer ist verreist, und es wird niemanden gezeigt. Von Dürer erscheinen nächstens köstliche Briefschaften in Druck, Herr Campe giebt sie heraus. — Liebe Rahel, bist Du Mittags allein bei Tisch, oder bittest Du Dir liebe Gäste? Elischen? Willisen? Die schönsten Grüße an Alle! Dürft' ich doch getrost versichert sein, daß Du an schönen Tagen entweder Spazierfahrten machst, oder doch bei Bartholdy's im Garten bist! An letztere besonders die schönsten Grüße, sage Fanny'n und Beckchen, es würde sie nicht gereut haben, mit mir gereist zu sein, ich würde sie auf der Schnellpost abwechselnd auf den Schooß genommen haben! — Unsere Herztochter küsse Du, und recht stark, das bitt' ich mir aus, damit sie „Es war zu sehr", schreit, wie ich es diese Nacht im Traume von dem lieben Stimmchen hörte! Grüße bestens Casper's! Auch Ranke'n viel Schönes. Gans ist wohl schon fort? Adieu, meine theure, inniggeliebte Rahel! Ewig Dein

Varnhagen.

Der Regen läßt nicht nach, sondern fängt de plus belle an! Ich habe guten Kaffee getrunken, mit Nürnberger Wecken dazu; Du wüßt ja auch solcherlei wissen! — Essen und Trinken laß' ich übrigens an mich kommen, auch geht es mir umgekehrt, wie den Kindern, fremder Kuchen ist mir nur Brot! In den Wirthshäusern hab' ich bis jetzt alles billig gefunden; ich glaube die Leute haben Schnellpost-Preise und Extrapost-Preise. — Nochmals Adieu, meine theure Rahel! Und Dresden? Mache Dir Vergnügen! —

An Varnhagen in München.

Sonntag Morgen halb 12, den 26. August 1827.

Halbhelles Wetter nach einem dicken stinkenden Windernebel.

Gestern aber, als die Sterne in ihrer ganzen Pracht waren, in der sie in unserem Welttheil nur sein können, war ein solches himmelgesandtes Wetter, eine solche nahrhafte Luft, daß diese zu athmen, zu riechen, allein schon einen schönen Grund der Existenz ausmachte, und abgab: ich lief bis nach 11 Uhr immer an's Fenster — an alle; — und roch die Luft auf: sah den Wunderhimmel an; und rechnete aus, wohin ich Dich zu setzen hatte, und ob Du wohl auch so gedehnte, wohlriechende Gesundheitsluft zu genießen hättest; wünschend, Du möchtest wissen, daß ich sie habe! Dumm war es von mir, zu vergessen, — aber glücklich, denn ich weiß es ja, — daß den Tag nach solchem Wetter immer Regen einfallen muß in unserem Spreethal: wenigstens Extranebel, wie ich sehe.

Vorgestern, liebender August, theurer Freund, erhielt ich Deinen treuen, geliebten Herzensbrief. Sei überzeugt, daß kein Wort aus Deinem Herzen heraus gekommen ist, das nicht eben mit demselben Werth in das meinige gefallen ist, erwogen worden ist, und Wurzel gefaßt hat. Frage nicht, einziger Freund, ob ich eben so mit Dir beschäftigt bin: auch ich will es hier nicht einzeln ausführen; gestärkt zu Deiner Reise sollst Du, im Gegentheil, werden! Ich bin der große Arzt, den ich fragen soll, „ob solch ein Mann nicht weiter reisen muß". Mich stärkte die Nachricht, daß Dir das Reisen, Schüttlen, Luft, Fasten, so wohlthut. Es ist gewiß vortrefflich, daß Du reisest, und allein reisest. Sonst hätten wir es ja nicht gethan: kennen wir uns denn nicht? Mit mir hast Du ununterbrochen noch tausend und unzählige Bequemlichkeiten, und Eßgenüsse, von denen Du einmal — wie zum Gesundheitsfasten — ganz entfernt sein mußt; Beziehungen, die abgeschnitten werden müssen; um zu probiren, ob das Verhärten in jedem Sinn, noch geht, nämlich leicht und geschwind geht. Wenn Du mit mir reisest: reise ich nur, nicht Du. So sehr ich Dich von neuem liebe, bei jedem Anlaß heranwünsche, in jedem Augen-

blick für Dich sorgen möchte, und alles fühle, was Du nur fühlst, und wünschen kannst, so sehr freue ich mich, daß Du reisest: und noch besonders nach Deinem geliebten Liebesbrief — einen solchen zu erhalten, wäre schon eine Trennung werth, aber nie geschähe sie deshalb, — daß Du Dich „wohlauf" fühlst, gestärkt, im Wagen, erquicklich schläfst, an Gesundheit zunimmst, ist mir von gar nicht auszusprechendem Troste. Wir haben dadurch ja das Stärkungs-, das Erhaltungs-Mittel aller Kräfte — der stockenden! — in Händen, und nur in Bewegung dürfen sie gesetzt werden! Es drückte mich zu sehr herab, Dich neben mir stocken, und wirklich endlich leidend zu sehen, weil ich die Kränkliche bin. Rasch auf! Wir wollen es nicht wieder so weit kommen lassen: und ich werde schon zu rechter Zeit in die Hände applaudirend klatschen! Herzens-August! Zuviel Ereignisse, hintereinander, stagnirten und drückten herab. Es fehlte, wie Schleiermacher von Frau von Savigny sagte, an einer „Satisfaktion". Wir sind Eins: von uns kann sie nicht auf uns kommen: von außen muß sie, muß die Bewegung kommen: ist's keine andere, — eine Ortsveränderung, mit der, die diese erfordert: die Reise vor zwei Jahren mit mir that das nicht: im Gegentheil: darum hatt' ich mir, trotz meines lächen Karakters, Separatreisen eingeprägt: Du selbst, theures Kind, wirst es mir danken; wolltest es ja schon selbst. Schade! daß Dir Leipzig gewissermaßen mißlang. Wenigstens ist es schön, daß Adam Müller wieder hinkommt; so kann man ihn doch langen! — Du sollst nächstens genau erfahren, ob und wann ich nach Dresden gehe. Gewiß jetzt sind keine anregende Güsse, und Nebel und Kühle, — so daß ich gestern die Fenster wegen Kälte zuließ: größter Beweis. — Soviel wisse, daß ich viel nach Deinem Zimmer gehe; all Deine Orte beschaue; Liebster! Dein Zeug ausstäuben, ausbürsten, in die Luft hängen lasse, Hände anlegend; wischen, fegen lasse; Zeitungen hinlege; mit Dir spreche; Dich umarme; und daß wir die mit Sehnsucht durchflochtene ganzliche Stille und Ruhe, dieses komplete mir selbst überlassen sein — wo mir, wie ich Dir schon sagte, Grund und Richtung zum Bewegen fehlt, und ich wie ein Schweres ruhe, — körperlich doch wohlthut. Mit welchen schönen Kräften zu Freude, werden wir uns wiedersehen! Es muß Dich freuen: mich sehr! Wenn ich nun zu schreiben aufhöre, fahre ich zum Kind,

und bringe ihr Chokoladenplätzchen vom Onkel mit ihren Grüßen. Vorgestern und gestern sah ich sie nicht. Vorvorgestern, als ich mein Geld abholen ließ, schickte ich sie mit zu Frau von Tempelhof, die vergötterte sie, dann brachte ich sie nach den Linden zu einer Droschke mit Baumann, und ging zu den sehr erfreuten dankbaren Friedländer's bis 9. Dann las ich; Thee; zu Bette; sehr gut. Vorgestern mit Erneſtinen, die mich invitirte und traktirte, Mlle. Sonntag in „König Stanislaus", Muſik von Stunz, sehr gut. Amüſirt. Guten Platz. Zu Hauſe, Thee, zu Bette. Sehr gut. Geſtern Morgen ein wenig aus, erfriſcht, Friedländer's mich herangerufen, ich etwas oben. Deine größten Anhänger: aber begründet, alſo lieb' ich ſie. Geſtern Abend ließ ich Frau von Crayen bitten, die wieder zweimal vergeblich dagewesen war. Ruhig zu Bette; beſſere Nächte. Nun zum Kind, Nachmittag zu Bartholdy's, heute reiſt erſt Felix. Dir tauſend Liebesküſſe, Grüße, Gedanken, Wünſche, Andenken, Applaudiſſements, Deine alte Dich erkennende, liebende Herzensfreundin. Alle Genannten grüßen Dich freundlichſt. Ich am beſten. Adieu, theurer Reiſe-Auguſt! Friſch zu! Grüße ja Lindner.

Deine R.

Geſtern war Karoline im Königſtädter, „Die polniſche Schenke" etc. Sie grüßen ſehr.

Nach 3 Uhr. Göttlicher Mittag im Thiergarten. Das Kind bei mir jetzt. Sie geht mit mir zu Bartholdy's. Spricht viel von Dir. Erbſenſuppe, Hühnknochen, Erteſſlen, Birnen — eſſen wir. Heute kommt der König; ſehr wohl, ſchreibt Lamprecht; die auch wohl ſind. Ich muß eilen; Karoline ſoll ausgehen ſo lange noch Sonne iſt. Metternich war vergnügt in Teplitz, ſchreibt Lamprecht, man glaubt wegen —. Addio. Gott ſegne Dich wie mich jetzt. Sie grüßt den Onkel. Caſper's und Jette Solmar auch. Und ich.

Ich habe ein Projekt. Mit Fanny und Eliſe Dir nach Dresden, oder wohin es ſein muß, entgegen zu kommen. Projekt, ſag' ich. Sie will Onkel allein ſchreiben, und fällt mir in die Feder. „Ich ſchreibe Onkel. Du kommſt bei uns. Eliſe." Eliſe drückt das Siegel zu: nämlich auch.

An Rahel.

Regensburg, den 27. August 1827.

Montags Abend, gegen 6 Uhr. Alles dicht umwölkt: von allen Seiten Regen, den ganzen Tag, mit kurzen nebeldünstigen Absätzen, die aber gleich wieder in Guß und Träufeln übergingen. Schon gestern Abend war es so, und die ganze Nacht hindurch.

Schon acht Tage sind nun dahin, seit ich von Hause weggegangen, acht Tage, geliebte Rahel, daß ich wie ein Toller nur immer die Meilen mehre, die uns trennen, anstatt rasch umzukehren und mit Jubelgeschrei: „Da bin ich wieder!" bei Dir einzubrechen! Zwar begleitest Du mich auf allen Wegen, bist mir gegenwärtig in Wachen und Traum, aber diese Bilder gerade wecken die Sehnsucht noch mehr, von der sie ausgehen. Immer möcht' ich Dich holen, und Deinen Namen ruf' ich wirklich unzähligemal des Tags, bei allem, was mir gefällt und mich erregt! Und so reis' ich denn in Gottesnamen weiter, noch immer weiter, — dieses „Und" ist keine mir besonders eigne, sondern der Welt angehörige Schlußfolge, so ist alles bestellt in ihren Verhältnissen, daß das Widersprechende sich als das Zusammengehörige zeigt, und so reis' ich denn, wie jener — ich meine es sei der heilige Augustinus — gläubet, grade der Verkehrtheit wegen! — Doch sollt' ich heute das Reisen eben nicht schelten; ich komme von dem befriedigendsten Ausfluge zurück. Von Nürnberg vorgestern mit einem Lohnkutscher abgereist, traf ich heute gegen Mittag bei hiesiger Stadt ein: nach Ersteigung beschwerlichen Gebirgs eröffnete sich plötzlich die Aussicht auf das weite Donauthal, auf die großen Windungen des gewaltigen Stroms und auf die zahlreichen Thürme dieser uralten Stadt, wir fuhren sogleich in die Ebene nieder, und längs dem Ufer, alles dies im Auge, geraume Zeit hin. Trotz des alles verschlingenden Regens, der nirgends einen helleren Streifen der Sonne durchließ, war der Anblick entzückend, ich genoß ihn mit größter Lust, ich hörte Dich, wie Du jauchzend in die Gegend Dein Vergnügen hineinschreien mußt, und ich schrie mit Dir! Wir fuhren über die Brücke, eine würdige Schwester derer von Dresden und Prag, und

durch die drohendere Gewalt des Stromes, den sie bezwingt, noch bedeutender, wenn auch nicht so schön und massenhaft; im Gasthofe wurde grade zu Mittag gegessen, und nachdem ich schon vorher mich in Kleidern und Wäsche erneut, eilte ich in die Stadt. Ich gerieth zuerst in eine uralte Kirche, die alte Kapelle genannt, die aber wahrscheinlich zum öfteren umgebaut und aufgefrischt, in aller blendenden Pracht reinlichster Neuheit dasteht; alle Zierrathen strotzen von Vergoldung, alle Wände und Kuppeldecken sind Frescogemälde; mag sein, daß diese bei genauer Prüfung den Werth nicht behaupten, in welchem sie mir zuerst erschienen, genug, der Eindruck des Ganzen, diese bunte Pracht, diese üppige Heiterkeit in so reinen klaren Verhältnissen, wie die des eigentlichen Baues, riß mich hin. Es war grade ein besonderer Gottesdienst zu Ehren irgend eines Heiligen, die Orgel, wie ich sie nie gehört, und ein Gesang, wie mich selten einer gerührt, erfüllten mit ihren Machtwogen, diese geschmückte Herrlichkeit, ich hörte über eine Viertelstunde zu, und die Thränen drangen mir in die Augen! Auch im Dom fand ich die Vesper im Gange, die mich aber nur störte, und an genauerer Betrachtung des erhabenen, schauervollen Gebäudes hinderte; doch sah ich genug, um tief ergriffen zu sein! Unerschöpflich ist die Mannigfaltigkeit des Eigenthümlichen in dieser Baukunst, jedes ist dasselbe im Ganzen mit allen anderen, und keines ist im Besonderen wie das andere. Die Freude, mit welcher diese Eindrücke mich erfüllt hatten, konnte mich indeß nicht über andere verblenden, die sich mit jenen andrängten; es waren die des Mißbehagens und Widerwillens, daß diese schönen Kirchen, mit ihren zum Theil so herrlichen Ausschmückungen zu dem niedrigsten Dienste der abscheulichsten Superstition herabgewürdigt sind, wie die rohesten Gebilde, die häßlichsten Verzerrungen, die gleich jenen edleren Zeichen, ja mehr als sie geehrt und gepflegt sind, beklagenswerth darthun. Dergleichen ist in dem protestantischen Nürnberg nicht zu sehen, wenigstens tritt es nicht so hervor, wenn es auch hin und wieder noch in einigen Spuren übrig ist. Die Kirche von St. Emeran war mir heute in diesem Bezuge, trotz ihrer schönen Frescodecke, mit ihren Reliquien, Kruzifixen, Wunderbildern u. s. w. ein wahrer Gräuel. Beim Nachhausekommen setzt' ich mich zu Wagen, und fuhr, Deines Auftrags treulich eingedenk, ungeachtet der Regen und Wind heftig abschreckten, auf's Land zu Benda's; ich fand nur die Frau, der ich Deine Grüße be-

ſtellte, und ſonſt viel Artiges ſagte; ſie ſchien herzlich erfreut, fragte vieles von Dir und von Schleiermacher's, auch ſonſt mancherlei, ſchon offen und vertraut wie ſich's geziemte, dabei durchaus verſtändig und liebenswürdig; ich fand die größte Aehnlichkeit zwiſchen ihr und ihrer Schweſter, in den Augen, in der Sprache, in dem Sinn; kurz ich habe alles Lob zu beſtätigen, was Du mir oft über ſie ausgeſprochen. Nach einer ſtarken Viertelſtunde empfahl ich mich, da ich den Wagen nicht allzulang im Regen warten laſſen wollte; auch hielt mich keine Einladung zurück, wohl aber wurde mir das Bedauern des Herrn von Benda, ſein noch heute gewiß erfolgender Beſuch im voraus angekündigt. Wirklich war er, inwährend ich Obiges ſchrieb, hier, und wir haben eine geraume Zeit gutes Geſpräch zuſammen geführt; Verſprechen für Widerſehen, Anerbieten für willfährige Dienſte etc. blieben nicht aus; es hat ſich eine Art von Gaſtfreundſchaft angeknüpft; die ſchönſten Grüße habe ich Dir zu beſtellen von beiden Ehegatten; hieher haben ſie ſich beide noch nicht recht gewöhnt, am wenigſten die Frau, die, ungeachtet der herrlichen Gegend und unvergleichlichen Sommerwohnung mit großem Garten, ungeachtet der guten Lage des Mannes und des Gedeihens der Familie, als geborene Norddeutſche doch manches hier vermißt und immer vermiſſen wird; ihr Entbehren und ihre Ergebung wußte ſie mit liebenswürdiger Milde auszudrücken. Sie wußte nicht, daß ihre Schweſter nach Karlsbad gereiſt war, und erklärte ſich nun deren Schweigen auf einen vor Kurzem ihr zugeſandten Brief. Die Bekanntſchaft war mir ſehr angenehm, und ich rechne ſie zu dem guten Ertrage der Regensburger Reiſe. Ich mag übrigens unbequem gekommen ſein, im Hauſe herrſchen die Maſern, wie Herr von Benda gelegentlich anmerkte, damit erklärt ſich die Unterlaſſung des Einladens, vielleicht auch dachte die kluge Frau, dergleichen ſo beſcheiden als verſichtig dem Manne vorzubehalten. Wir ſprachen viel von Schleiermacher, von Hofſachen, ja von Politik; für eine Viertelſtunde wurde alles Mögliche geleiſtet! Ich danke Dir, liebe Rahel, für den erſprießlichen Auftrag! Einen Menſchen mehr zu kennen, einen ſchon nicht mehr unbekannten, mit eignen Leibesaugen auch nur Einmal angeſchaut zu haben, iſt immer ein ächter Gewinn, den ich beſonders von jeher hoch angeſchlagen, und doch ohne darnach zu haſchen, denn ich ließ nur allzuviel dieſer Art unbenutzt vorübergehen. Hier thut es mir diesmal ungemein leid, den

Bischof Sailer nicht zu finden; er ist nach Wiesbaden gereist; ich hätte gern seinen Anblick mit davon getragen, und für immer gewußt, wie ein solcher Mann aussieht. Für ihn war übrigens das Bisthum, nach einigem, was ich höre, eine eben so schlimme Prüfung, wie für Wessenberg die Ständeversammlung, beide haben in dieser Prüfung nicht gewonnen, als freie Geistliche nahmen sie sich besser aus. — Morgen früh reise ich wieder mit demselben Lohnkutscher, mit dem ich hiehergekommen, nach Landshut, übermorgen bis München. Ich bin also an Goethe's Geburtstag leider unterwegs! Was macht Frau von Arnim? Brennt ihr Feuerwerk, so lange vorher an der neunmonatlichen Zündwurst angezündet, nicht zu früh los, bringt sie wirklich ihren Knaben erst am 28. zur Welt? — Geliebte Rahel, heut' eil' ich zum Ende! Es ist spät, und ich muß schlafen, denn die vorige Nacht habe ich fast kein Auge zugethan, obwohl Bette, Wirthshaus, Kost, Ermüdung und Lust dazu sehr einluden, aber um 1 Uhr fingen gegenüber drei Dreſcher zu arbeiten an, und als mein Schlaf diese einen Augenblick überbieten durfte, gleich darauf der gleiche Lärm im Hause selbst, und von da war alles Einschlafen fort. Also für heute genug! Für Dich allen Segen des Himmels, alle Lebensfreude und Wunscherfüllung! Ich bin in einem unsicheren Herumirren der Gedanken, weiß nicht aus noch ein, weil ich nicht erfahre, was Du machst, wie Deine Tage sind. Ich freue mich wie ein Kind auf einen Brief von Dir, den ich übermorgen in München gewiß zu finden hoffe. Nahrung, Nahrung! — Sei vor allen Dingen gesund, geliebte Freundin, pflege, schone und vor allen Dingen vergnüge Dich! Ich bin sehr wohlauf; das bischen Ungemach ist mir heilsame Uebung, und die Anstrengung stärkt mich; die Bewegung bekommt mir vortrefflich, ich ertrage durchgefahrene Nächte vollkommen wie sonst. Leichter Frankenwein, oder bairisches Bier, oder Kaffee, — versteht sich, alles mit Maß — ist mir gleichviel; zur Limonade ist jetzt keine Temperatur; vor Obst, auch dem schönsten, hüt' ich mich. — Lebewohl, theure, einziggeliebte Rahel! Die besten Grüße an Willisen! Alles Schöne an Bartholdy's, und wer sonst meiner in Wohlgeneigtheit gedenken mag! Lebewohl!

Ewig Dein innigster

August.

Ich bin nun doch sehr begierig auf München! Baiern gefällt mir diesmal, was sonst nie der Fall war; die Sachen sind wohlfeil, die Menschen höflich. Die Verfassung, d. h. der ganze Zusammenhang der Anstalten, wirkt gut in's Volk.

An Varnhagen in München.

Montag 12 Uhr. La veille du jour de naissance de Goethe 1827.

Kühles halbhelles Wetter. Wolkenspiel. Meine Fenster zu.

Ist es nicht fast komisch, daß ich Dir heute schon wieder schreibe, lieber, bester August? Das Postgeld macht nichts, und es macht Dir Freude: ich halte es für nöthig. Mir ist eingefallen, daß ich Dir gestern schrieb, ich habe ein Projekt — nur ein Projekt, — mit Fanny und dem Kind nach Dresden zu kommen: und daß Du wegen dieses Wortes eilen könntest! Ich beschwöre Dich bei Deiner Gesundheit, die auch die meinige ist, dies nicht zu thun: kann ich mit Fanny und dem Kind kommen, so warte ich ewig auf Dich, und komme Dir entgegen von Dresden aus: wohin Du nur willst. Richte Dich ganz nach Deinen Umständen, Kräften, Lust. Wie wohl wird es uns thun, wenn Du weit warst, viel Eindrücke eingenommen hast: wie wird uns das für den Winter bereichern, nähren, kräftigen, unterhalten, erfrischen; ja, Dir Gewicht geben. Bewegung, bringt Bewegung! Das wollt' ich Dir nur gesagt haben. Gestern erhielt ich wieder ein allerliebstes Briefchen von Henriette Reden. Eilig und kurz und lieb. Sie hat ein Wirthshaus ganz nah an ihrem Hause gefunden, die Stadt Weimar. Gut; billig. Doch schreibt sie ganz klug und erfahren darüber. Da geh' ich auch hin; wenn ich in Dresden ankomme. Die Nebel, die Kälte, die Regenschauer, schrecken einen nicht zum Reisen auf. Ich mache es gewiß zu meinem und Deinem Wohl.

Gestern vergaß ich, Dir zu schreiben, daß wir zu heute schon um 7 zu Amalie Beer geladen sind. Ich fahre hin. Ich wittre Gesang, Sonntag; so etwas. Bartholdy's sind nicht da: wo ich gestern war; mit der Nacht bei Lampenschein an-

kam; und wo es sehr gut war: sie lieben und grüßen Dich. Lauter junge Mädchen anstatt junger Leute waren dort; doch auch vier, fünf, solche: Fanny beethovte. Jettchen Mendelssohn war dort, floh zum Schach; wird morgen Mittag mit Willisen — der ehrlich grüßt, und sich dazu bei mir anmeldete — essen; ich ging mit ihr und Alexander Mendelssohn bis an mein Haus. Ich wollte noch bei Sonnenschein gestern mit der lieben Elise hin: die Gewohnheit kam aber, und Buttersemmel und Kaffee forderte sie nach meinem Schlaf: weil das Einmal so war. Husch! waren Wolken da, die schönsten Scheine, heller Regen, Regenbogen; nicht über Canitz Haus, sondern an unseren Ecken, nach der Dreifaltigkeitskirche hin: leichte Gewitterwolken, in denen Tauben bis zur Unsichtbarkeit flogen, welche uns Dore zeigte, ich mit der Lorgnette attrapirte, und Willisen erst später ersah; nur wann sie sich wandten, waren sie ein silberbewegtes, weißes helles Wölkchen magisch wunderbar: unterdessen entstand hinten über dem Garten ein frappantes Abendroth und Wolkenhimmel: Elise machte Willisen Millionen Fragen, die er wie eine Kinderfrau — entzückt — beantwortete: er mußte sie am zugemachten Fenster hüten und unterhalten: ich zog mich an. Dazwischen schnabelirte sie Kaffee. Willisen las die französischen Zeitungen. Bald Regen, bald nicht: nur Träuflen. Es ward Nacht; und Gas. Das Kind fuhr mit Baumann; ich ging mit Willisen, der mich — ein schöner Gang mit Scheinen — zu Bartholdy's brachte. Er wollte mit mir spaziren und bleiben: die Manöver, denen er doch! beiwohnt, hielten ihn bis jetzt ab. Denk Dir, das Kind frägt mich, ob Onkel da drüben nach dem kleinen Haus gereist ist! sie verwechselt München und Reisen mit Ausziehen, und wiederholt alle halbe, alle Viertelstunde: „Er soll kommen!" und „wo" er ist; und nun: sie reist hin. Den armen Willisen fragte sie todt. Von Wolken, Regen, Regenbogen, Trauerwagen — es fuhr einer, — Sarg, Himmel; ob sie hinkommt, was man da macht; ob es hübsch ist: und Millionen Etcetera's. — Morgen soll Jettchen Mendelssohn ihr Schachbrett mitbringen; dann sollen sie spielen, wenn ich schlafe. Dicken Reis mit Brühe; Beefsteake, Schoten und Dinger drauf, Hühnerbraten: Jettchen liebt den: Mutter [Dore's] ist heute von Zehdenik gekommen: und hat mir par hasard drei Hühner mitgebracht. Es fällt immer etwas vor. —

Wo bist Du, Freund! was machst Du? was siehst Du. Genieße nur alles froh und freudig wie ich: es ist alles auch für mich. Ich thue es auch zu Deiner Freude. Wenn ich Einmal länger nicht schreibe, so wundre Dich nicht: dann hab' ich nicht gekonnt zur Post: Schreiben strengte mich an; ich war aus: oder dergleichen. Hörst Du? — Dies ist mein vierter Brief. — „Wie heißt Du?" — Willis. „Das hast Du vergessen?" Nein, lieb Kind, mir. Du hast es nur noch nicht gesehen! — Ich: Herr von Willisen. — Willis. „Und ein Major bin ich auch." — Ich: „Herr Major von Willisen." — Elise, eine Pause, und einen blauen Rafaelsblick in Willisen's Augen: „Ich habe nicht so viele Namen." Das Lieben und Herzen kannst Du Dir denken. Gestern liegt ein neues Tuch auf meinem Sopha, das ich einmal für zwölf Groschen gekauft habe: sie knautscht es, spielt damit, nimmt es um: „Wem gehört das Tuch?" — Mir. — „Nein! Karolinen." — Sie glaubt es nicht; läuft hinaus, fragt Dore'n: „Der Tante", sagt auch die verschiedentlich. Sie riecht schnell dran; und sagt: „Nicht Tante'n!" und sie hatte Recht, es roch noch neu, nach Drucken; und war ein Domestiken-Tuch. — Als sie das vorletztemal hier war: „Soll ich Dir das Kniechen küssen?" — Ja! Ich will Dein Knie auch küssen. — Die Strumpfbänder waren offen: sie küßte mir die Kniespitze. „Riecht nach Tante!" sagte sie. Es roch nach Eau de Cologne. —

Adieu, August mein! Bleibe gesund und sei vergnügt, dann bin ich's auch. Ich küsse Dich herzlichst.

Deine R.

Vergiß Lindner nicht: und was zu ihm gehört.

Gans ist Freitag mit der Schnellpost nach Weimar und Celle gereist, vergaß ich. Adieu, chor Auguste!

An Varnhagen in München.

Mittwoch 12 Uhr, den 29. August 1827.

Ja, ja! August! Der boshafteste Novembersturm, aus Sonnenschein: der, aus hellwolkigem Himmel: ich wollte aus: umsonst! Jettchen Casper verläßt mich eben: die sich nach ihrer schlesischen Gebirgsreise nachbarlich bei mir meldete. Ein

rechtes Mädchen: mir also angenehm; sie war mit ihren Geschwistern auch bei Prinzeß Wilhelm in Fischbach: die einzig artig war. Der abscheuliche Figaro sagt schen, sich familiär um Graf Almaviva schlingend: „Wie das Unglück oder die Freude doch den Unterschied der Stände aufhebt!" Einsamkeit mit ihrem Ennui wird eines. Ich lästere! Prinzeß Wilhelm ist immer lieb und gnädig: sie wohnen nur eine Bellevue-Weite von Prinzeß Radziwill's; und sind täglich zusammen. Apropos! Heute hat Dich Prinz August zu Tische befohlen: natürlich ließ ich ihm meine unterthänigste Empfehlung machen mit der Meldung Deines Ausflugs. Dies alles war Datum.

Ich muß wieder applaudiren zu Deinem Nürnberger Brief (ein prächtiges Buchkapitel), den ich, durch Verabredung mit dem Briefträger, wie ein Komtoir-Herr, schon gestern Abend erhielt. Welche schöne Unterhaltung, welch Vergnügen, welche Freude, den zu lesen! Ich bin so mit Dir einverstanden, als wenn ich ganz Nürnberg mit gesehen hätte. Alles ist wie Du es sagst: und nie hätte ich es so gesagt! Anders: auch gut. Deines ist fix und fertig zum Abdrucken. Willisen und Jettchen Mendelssohn hatten sehr zufrieden bei mir gespeist; während ich schlief, still Schach gespielt: gegen 6 ging Willisen, der Dich freundlichst grüßt. Uns hielt Regen ab, allerlei vorzunehmen: endlich gingen wir, mit ihm und dem Gas, zu Ernestinen, die bei der Mutter war: Jettchen ging nach Hause; ich zu Gräfin Henckel: nicht zu Hause: ich zu mir: Friedrich Schlegel ausgelesen: bei den letzten zwei Blättern Dein lieber Brief. Nur zu! Freund! Lieber! Sieh; geh auf den Ball; in's Theater; zu Wettrennen. Tummle Dich recht, erfrische Dich, fatiguire Dich: werde recht gesund! (Mein Befinden erhebt sich wirklich: die Kühle, glaub' ich.) Unendlich schön fand ich Deinen Brief: dramatisch, gekräftigt, vollendet, heiter, wogig, wie die Vorfälle selbst; ruhig, reif, unpartheiisch, und liebevoll gesehen! Solch Schreiben ist allein schon die Reise werth. Bravo! Besonders weil er von Deinem Munterseín zeugt! Aber ich hatte ihn schon verdient mit einem, den ich geschrieben hatte. —

Gestern Morgen, wo ich Einmal nicht schreiben wollte, und Kopfweh von offen gelassenem Fenster-Versehen hatte — guter Ausdruck! später den Vorfall — und Henrietten Reden im Kopfweh kurz und komisch es beschrieb, in einem kleinen Antwörtchen, — kam ein Brief an Dich, mit einem

Stempel, der den Ort nicht ausgedrückt hatte: kurios zugelegt: die Unterschrift auch nicht zu finden; weil sie auf einem unscheinbaren Knäutschchen stand; und erst lange nachher erschien, als ich den ganzen Brief schon beherzigt hatte. Er war von Deiner sehnsüchtigen Freundin Eleonore Wolbrecht, aus Beckendorf bei Boitzenburg im Mecklenburgischen; sie hat endlich ihrem Sehnen gefolgt, und schreibt „dem Freunde", „der es noch sein muß". Giebt gute Nachricht von all ihren Schwestern und auch von ihrem Bruder. Lobt das adliche Haus, wo sie ist, und ihre beiden Zöglinge: die jüngste vierzehn Jahr. Will erst Deine Schwester besuchen, wenn sie nächstens in Hamburg sein wird, konnte vor Eil bis jetzt nicht. Liebt, ehrt Dich sehr, grüßt mich, ist zufrieden, und auch nicht: ich sehe, es fehlt ihr was sie hoffen konnte. Will etwa in zwei Jahren nach Berlin kommen, und fragt, ob Du sie wohl in dem Besuch aufnehmen könntest. Ich sah in dem Brief eine edle Person, voller Sitte; die — wie alle Menschen und Frau von Savigny — eine Satisfaktion haben muß: ich machte mir die, sie ihr zu geben. Setzte mich gleich nach Durchlesung des Briefs hin, und schrieb ihr einen, der anfing: „Varnhagen ist wohl, und auf einer Vergnügungsreise, die gleich aufhören, aber auch fast sechs Wochen dauern kann; sie solle nicht Zeit haben an ihm zu zweifeln" etc. Sie bestand fast ängstlich auf Antwort. Ach! die mit Dir verlebte Zeit schien mir in dem Brief ein Ankerpunkt für die jetzige, und auch für ihre unbeschriebene Zukunft zu sein. Was sie nur erfreuen kann, stand in meinem Brief: besonders bat ich sie auf's Wirksamste, grade vor Nr. 36 Mauerstraße, wann sie wollte, zum Besuch und zu bester Bewirthung bei uns vorzufahren. Beschrieb mit zwei Worten unser Hauswesen: daß sie Ruhe, Stille und Muße haben sollte. Und machte sie aufmerksam auf mein Glück, und unser Verhältniß, daß ich dies Anerbieten machen könne! Alles mit den zweckmäßigsten, gediegensten, kürzesten Worten. Der Brief war ein Meisterstück; den Geruch dieses Selbstlobes will ich etwas parfümiren: mit Willisen's Bestellung durch Dore an mich, vom Schachbrett zu meiner Mittagsruhe hin; er war neugierig, einen Brief von mir an eine *niegesehene Person* zu lesen: „*Stupend!*" ließ er mir sagen. Ich war wirklich eitel auf diesen Brief. Er war gar nicht wie von mir: klar im Ausdruck; kurz — nach lang — er gefiel mir.

Die Domestiken grüßen: und sind gut. Mein Fenster im Schlafzimmer war nach Beer's offen, davon bekam ich Kopfweh: heute nach dem Salzbade — mein „regen Beest" — sind sie vergangen, nur im Hereintreten. Addio!

Vorgestern, bei Mad. Amalia Beer, waren die beiden Schwiegertöchter, Doris und Betty; gut angezogen, — die drei Herren Söhne, — Minna mit einer Tochter im Kindbett, — keiner sonst von der Familie; Alopeus, Hugo Hatzfeldt mit zwei Prinzessinnen Nichten, Correa der Portugiese von der Legation mit zwei englischen Generalen — einer heißt Campbell — die expreß die Pferde wieder abbestellt hatten, um mit Mlle. Sonntag in Gesellschaft zu sein; ein schwedischer Oberst qui revient du grand tour, zum drittenmal Paris mit Frau und Blendling Tochter — Namen vergessen — er war sonst zu schwedischer Zeit Kommandant von Stralsund (und mit Boye dort; der mir alles berichtete, und auch erzählte, was er seiner Gemahlin schreibt: Futter aus der Hand ißt mir jeder: es muß an der Hand liegen!) wo sie élégantissime gewesen sein sollen: jetzt, sehe ich, sehr nordische Provinz: doch deutsch und französisch, und die Sicherheit des höheren Standes, und findegut; Mlle. Sonntag; Ludolf's; Frau von Olfers und Frau von Horn und Sisa'chen. Ein Königstädter neuer, gesunder frischer Mann mit starker Stimme, Guitarre, gutem Willen. Alexander Humboldt; der, die Hatzfeldt's, Doris, Betty, die Engländer, Meyer Beer und noch ein Herr saßen zusammen. Schönes Soupé, vorher reichste feinste Kollation. Mlle. Sonntag sehr hübsch gesungen: die Kammerdame und Gouvernante. Stegmeyer, Musikdirektor des Königstädters: Herr von Holtei und Herr Ludolf an einem anderen Tisch mit Sisa und dem Schwedenfräulein. Mlle. Sonntag, Mad. Ludolf, ein Engländer, der Portugiese, Amalie Beer abwechselnd, hinter mir an einem anderen Tisch. Nie sah ich es so gut und ungemischt dort. Der Prachtsaal natürlich sehr geräumig. Ich amüsirte. Viel Auskunft über Dich. Alexander Humboldt komisch. Unter anderen, er fürchte sich so vor seinen Vorlesungen, daß er sie übergern aufgäbe; „man kann doch nicht!" wenn er Nachts aufwache, überfiele ihn ein cauchemar von Angst: er würde gewiß nicht sprechen können! und in dem Stil bergströmte es silberhell hervor: und le ton fait la musique. Und wie er die zweite Hatzfeldt bei Tische mir gegenüber unterhielt, muß man gesehen haben, nicht allein gehört: von München sprach er viel,

was sein Bruder geschrieben hat, von dem neuen Westminster dort: und wer aufsuchen würde, wer dahin kommen sollte. Alles lachte. Er war den Tag vorher von Potsdam vom König gekommen, der ist Gottlob! wohl: doch er selbst will's nicht so loben. Nun ist er hier.

Adieu Herzensaugust! Alle Zärtlichkeiten sollten noch kommen! Die Narrationen nehmen allen Raum! Eigentlich schrieb ich Dir aus Skrupel. Ich fürchte, Du schickst oder gehst nur Einmal nach poste restante, und meine Briefe bleiben dort liegen: ich wollte heute an Frau von Knobelsdorf schreiben oder an Baader. Beide, fürchte ich wieder, sind verreist: und schreibe doch poste restante! Dies ist mein fünfter Brief. Gott segne Dich, wie ich! I shake your hand! Das Kind hab' ich gestern in Wind und Wetter nicht gesehen; heute will ich noch! Adieu. Ich küsse Dich!

Deine R.

Anmerkung von Varnhagen. Bei Schleiermacher war die Rede davon, Frau von Savigny sei ja ganz umgeändert, vorher so bösartig, düster, mißwollend, sei sie jetzt ganz heiter, freundlich, ‚werkkommend. Da sagte Schleiermacher, er könne das leicht erklären, es habe ihr immer an einer Satisfaktion gefehlt, das habe sie so verdrießlich gemacht; jetzt sei es bewirkt worden, daß sie an Hof ginge, nun habe sie eine Satisfaktion, nun sei sie gutgestimmt. Das Wort gefiel Rahel'n, und wurde oft von ihr angewendet.

Mein „eegen Beest" bezieht sich auf den Holländer, der im Bade einen Orden trug, den niemand kannte, und endlich bescheiden befragt, die trotzige Auskunft gab: „Düssen hier? Dat is min eegen Beest. Den hebb' ick sülvsten inventeert, gekommandeert, und betaalt." Rahel hatte sich die Salzbäder selber erfunden und verordnet.

An Rahel.

München, den 1. September 1827.

Samstag, Vormittag gegen 10 Uhr.

Blauer Himmel, ſchöner Sonnenſchein, aber kühler Oſtwind.

Als ich vorgeſtern einen Brief an Dich, geliebteſte Rahel, auf die Poſt brachte, bekam ich dort Deinen eben angekommenen zweiten! Ich empfand ſogleich eine wahre Herzſtärkung. Ich kann es gar nicht ſagen, was ſo ein Brief von Dir in der Ferne mir iſt; außer dem, was geſchrieben ſteht, reden noch andere, geheimnißvolle Stimmen daraus zu mir, und ich fühle, daß mein ganzes Weſen und Leben mit ihnen in tiefſtem Zuſammenhange ſteht. Dein lieber Brief iſt wieder ganz ein Abbild von Dir, ich ſehe Dich vor mir, ich höre Dich reden! Das Tägliche, deſſen Du erwähnſt, iſt mir ſo lieb, wie alles andere; die kleinen Begegniſſe machen ja den Tag aus, und dieſer iſt es wieder, der die Jahre trägt. Gern folgt' ich Dir nach, und meldete Dir auch alles, woraus Du meinen Tag erkennen möchteſt, aber es kann mir ſchwerlich ſo gelingen! Indeß höre weiter, wie es mir hier ergeht. Ich habe meine Gänge fortgeſetzt in dieſen Tagen, und wahrlich nicht unfruchtbar, die herrliche Glyptothek und die reiche Gemäldeſammlung könnten ſchon allein einen vielwöchentlichen Aufenthalt hier befriedigen. Nun giebt es aber der Sehenswürdigkeiten, Anſtalten und Lebensbeziehungen in aller Art hier die größte Fülle, und es liegt nicht an dem Orte, wenn ich mich nicht ganz außerordentlich ergötze; es liegt auch nicht einmal eigentlich an mir, denn ich bin aufgeweckt und friſch genug; aber der unſelige Katarrh verbittert mir das Leben! Er iſt auch nicht an ſich ſo arg, im Gegentheil, ich ſpüre ſchon bedeutende Milderung, aber die Sorge, ihn nicht erſt völlig arg werden zu laſſen, die Vorkehrung gegen die überaus rauhe Luft und jede anderweitige Anſtrengung, dies lähmt mich beinah nach allen Seiten, ich kann keine Einladung annehmen, muß jeden Beſuch, zu dem ich mich doch entſchließe, mit Entſchuldigungen anfangen u. ſ. w. Das alles wäre zu Hauſe eine Kleinigkeit, einige Tage ruhiges Daheimbleiben wären kein Opfer, hier aber, angewieſen auf Sehen,

Verkehr, Mittheilung und Thätigkeit aller Art, iſt dieſe Einſchränkung höchſt verdrießlich. Das Klima iſt wirklich ungemein rauh, und ſo anerkannt in dieſer Eigenſchaft, daß die Einheimiſchen zuerſt darüber klagen und ſchimpfen. Nächſt der Luft iſt mir in meinem Zuſtande das Eſſen und Trinken am meiſten zu beachten; ich eſſe nur Suppe und weniges Fleiſch, trinke keinen Tropfen Wein, ſondern ſehr viel Waſſer, und befinde mich dabei ſehr gut, ſehe aber zugleich, wie viel Verkehr des Lebens ſich mit dem Mittag- und Abendeſſen verknüpft, ſelbſt bei Tilier (Lindner), wo ich doch wie zu Hauſe ſein kann, fühl' ich mich als Gaſt unangenehm, und bleibe daher lieber auf meinem Zimmer. Herr von Küſter war bei mir, ich mag ihn aber noch nicht wieder beſuchen, ſein Thee wie ſein Mittageſſen wäre mir doch nur läſtig, und meine Schnupfenſtimme könnte der Geſellſchaft auch wenig frommen. Zu Baader nach Schwabing hinauszufahren, muß ich mich auch noch fürchten, ſo ſehr ich nach ihm Verlangen trage. Herrn von Niethammer habe ich geſtern beſucht, und über eine Stunde mit ihm geſprochen; er iſt ein Freund Jacobi's, Fichte's, Erhard's, und auch ein Mitglied unſerer Kritikſocietät. Thierſch iſt verreiſt; Beiſſerée und Friedrich Schlegel, wie auch Herr von Cotta, ſollen erſt wieder eintreffen. Der Oberappellationsrath Liebeskind, an den mir Herr von Stägemann einen Brief mitgegeben, iſt nach Landshut verſetzt, wohin ich ihm nun den Brief ſchicken muß, da ich ſelbſt dahin nicht zurückkehre. Durch die Umſtände ergiebt es ſich, daß ich hier bis jetzt noch kein Frauenzimmer zu ſprechen bekommen habe, als nur Mad. Tilier, und da doch die Frauen die Hälfte des Menſchengeſchlechts ausmachen, ſo iſt das der Zahl und der Art nach offenbar keine richtige Vertretung. Frau von Benda ſteht mir als die letzte norddeutſche Erſcheinung in dieſen Gegenden wie ein höheres Weſen vor dem Sinn! Was gäb' ich darum, Deine Fahrten mit Gräfin Henkel und Fräulein Brandt, Deine Abende mit ihnen, oder die bei Bartholdy's, mitzumachen! Und doch geht im Grunde der Tag mir noch leidlich genug hin, ich gehe Vormittags und Nachmittags aus, beſehe das zu Beſehende, mache einige Beſuche, ſpreche Tilier, leſe die Zeitungen, auch fehlt es nicht an Büchern, den neueſten und anziehendſten franzöſiſchen, ſo hab' ich z. B. die erſten Druckbogen der angeblich Hardenberg'ſchen Memoiren, welche Lindner durch Gunſt des Verlegers beſitzt. Geſtern war ich im Theater, die früheren Abende wurde nicht

gespielt; man gab ein ekelhaftes Ding „Der Wittwer" von Deinhardstein, und Töpfer's „Herrmann und Dorothea"; ich hielt doch bis zu Ende aus, nicht ohne Thränen, wie Du aus Erfahrung vermuthen kannst; es wurde im Ganzen recht gut gespielt, der Vater und die Mutter weit besser, als bei uns, auch die Dorothea theilweise besser, der Hermann ganz entschieden, man hielt das Ganze mehr aufrecht, übertrieb nicht so gemein, wie Herr und Mad. Wolff, und nicht so sentimental, wie Herr Rebenstein; aber das Publikum zeigte eine große Vorliebe für das Plumpe und Gemeine, und faßte das Komische der Situationen weit mehr als das Rührende derselben auf, so daß, wenn unsere obengenannten Schauspieler hier spielten, sie noch mehr Beifall haben würden, als die hiesigen, die jedoch alle gerufen wurden. Das Haus ist von außen imposant und schön, von innen groß und reich, aber nur zu groß, und doch nicht reich genug für diese Absicht, groß und reich zu sein, fünf Reihen Logen übereinander, gegen die Bühne hin sogar sechs, ist zu viel; die Sprachstimme hat auch die größte Mühe, den weiten Umfang zu erfüllen, ich saß ganz vorne auf dem Balkon — Sperrsitze auf Drehstühlen — und verstand nicht alles. Der Besuch war zahlreich genug für den ungeheuren Saal, man meinte aber, es seien großentheils Fremde; erkennen ließ sich im Publikum wenig, denn der Saal ist nur sehr schwach beleuchtet. Morgen, am Sonntage, wird eine Oper gegeben, da will ich wieder hingehen. Ueber Musik hab' ich Dich, geliebte Rahel, nie so gut verstanden, als in dem, was Du mir in Folge Deines Gesprächs mit Willisen davon schreibst; Du hast hier genau unterschieden, worauf es ankommt, und ich glaube, wenn Du Willisen diese geschriebene Stelle so vorlegtest, er müßte seine Gegenmeinung auf eine neue starke Probe gesetzt finden. Auch über Ranke's Geistesart hast Du mit ein paar Worten erschöpfenden Aufschluß gegeben, von einer Seite wenigstens. — Ich wünsche Glück zur eingegangenen Geldsumme; gewiß, das ist wie gefunden! Und wie die Sache an Dich gekommen, erzählst Du sehr artig. — Ganz entzückt bin ich von Elischens Grüßen, Wörtchen, Strichen! Das liebe Kind! wenn ich sie nur erst wieder auf den Armen hätte! Nun, so gar lange soll es nicht mehr dauern! Noch acht Tage in München, das wird genug sein, dann tret' ich allmählig die Rückreise an, ohne doch diese selbst allzusehr zu beschleunigen. Schreibe mir daher nach Empfang dieses Briefes nicht mehr

hieher, liebe Rahel! Ich gebe Dir vielleicht noch einen Ort an, wo ich ſpäter von Dir ein Wort finden kann. — Am liebſten iſt mir in Deinem Briefe das, was Du von uns beiden ſagſt, unſerer Vereinigung, unſerem Zuſammenleben. Ja, geliebteſte Freundin, wir gehören einander für das ganze Leben an, uns ſoll nichts trennen, auch der Tod nicht! —

Abends 9 Uhr.

Geliebte Rahel, ich habe Deine lieben Briefe vom 26. und vom 27. Auguſt, und juble vor Freuden! Das iſt Labſal in dieſer Wüſte; ſo lange ich leſe, bin ich geſund und fröhlich, bin bei Dir, lebe alles mit, was Du thuſt und lebeſt! Wirkliche Tage führſt Du mir vor, in all ihrer Friſche! Und Deine liebe Handſchrift, die nur anzuſehen mich ſchon froh macht! Wie viel haſt Du mir geſchrieben, ich prahle es mir recht ſtolz auseinandergelegt in die Augen, und freue mich, und danke Dir! Aber es wird Dir ſauer, arme Rahel, und mir thut wieder innig leid, daß Du Dir ſolche Mühe auferlegſt! Da bitt' ich Dich denn recht ernſtlich, ſchreibe mir nicht ſo viel! Ein Blättchen mit wenigen Zeilen ſchon genügt, auch iſt es mir lieber, öftere, als große Briefe zu empfangen, denn der Augenblick des Empfanges, des erſten Hineinleſens, iſt doch der lebendigſte. Was Du von unſerer Trennung, von meinem Reiſen ſagſt, iſt ſo weiſe, ſo treffend, daß ich nichts darauf entgegnen kann; auch bin ich ja gereiſt, und fern genug; aber ein andersmal geſchieht es von freien Stücken ſo leicht nicht mehr! Wenn ich mir vorſtelle, wie Du in meinem Zimmer umhergehſt, meiner gedenkſt, mich vermiſſeſt, wird mir gleich ſo zu Muth, als könnt' ich es nicht länger aushalten, und müßte ſogleich fort! Und ſo mit allem, ich finde mich neidiſch und eiferſüchtig auf jeden Vorgang, auf jedes Beginnen. In der Nacht gewöhnlich fahr' ich aus tiefen Träumen auf, die mich Dir nahe gebracht, und wenn ich mich dann beſinne, und in München finde, da ergreift mich ein Weh zum Vergehen! Erſt im völligen Wachen, mit Hervorrufung von Gründen und Betrachtungen, kann ich mich wieder etwas faſſen. Deine Beſuche, Deine Blicke aus dem Fenſter, Dein Verkehr mit Eliſchen, Deine Gerichte, von denen Du Meldung giebſt, alles gönnt' ich mir auch ſo ſehr! — Köſtlich iſt mir alles, was Du dies-

mal so reichlich von Elischen schreibst, dem lieben Herzenskind! Ich sehe sie leibhaftig vor mir, mit ihrem feinen Gesichtchen, ihren kindischen Bemerkungen, unerschöpflichen Fragen! Daß sie es unternimmt mir zu schreiben, von dem sie gar nicht weiß, wo er ist, find' ich allerliebst. Deine und ihre Striche zusammen hab' ich an meine Lippen gedrückt. Du weißt es, Rahel, ich liebe doch zumeist Dich in ihr, und sie in Deiner Erzählung doppelt. — Nun höre noch einiges von mir! Ich befinde mich — doch „unbeschrieen" sei dreimal vorangeschickt — seit heute Nachmittag bedeutend besser, und hoffe, es wird sich mit dem häßlichen Uebel nun bald völlig geben. Dann kann ich des hiesigen Aufenthaltes, der wirklich so reichen Gewinn bietet, noch erst recht froh werden, und darauf munter die Umwege zur Heimreise beginnen! Das Projekt wegen Dresden ist herrlich, doch nehm' ich es ganz nach Deinem Willen fürerst nur als Projekt, nicht als ein Versprechen; die weiteren Briefe werden das weitere sagen, ich nehme jede Richtung, die Du mir zum Zusammentreffen giebst, freudigst an. Ueber Leipzig oder Halle muß ich in jedem Falle nach Hause kommen, da kann ich im äußersten Falle selbst noch von einem der beiden Orte aus nach Dresden, oder wohin Du sonst willst, einlenken. Ich werde Dir schon weiterhin anzeigen, wo Deine Weisung mich treffen kann. — Ich habe heute viel besehen, Kirchen, Gypsabgüsse — worunter Sachen, deren ich noch sonst nirgents ansichtig geworden, die Bibliothek; Nachmittags, als die warme Sonne den kühlen Wind schon gehörig bearbeitet hatte, ging ich endlich nach Schwabing, zu Franz von Baader, der dort ein artiges Landhaus, bei dem auch Wirthschaft ist, bewohnt; freudigster Empfang, Fragen nach Dir, Gespräch und Mittheilung gleich im geläufigsten Zuge, Mutter und Tochter ungemein freundlich, voller Andenken an Dich, Dir tausend Grüße sendend. Alle sind, wie Du sie kennst, die Mutter wenig gealtert, nur das Töchterchen etwas schmal und welk aussehend. Baader begleitete mich vor Sonnenuntergang, wo es jedesmal hier außerordentlich kühl wird, nach der Stadt zurück, in Gesprächen seiner gewohnten Art. Die Universität hat ihm ein neues Leben angezündet, er schreibt und arbeitet auch mehr als je. Er kommt morgen zu mir, wird mich führen, mir zeigen, mich mit Menschen bekannt machen. Er bedauert sehr, daß der König nicht hier ist, der würde, so meint er, mich gern manches fragen und manches gern von mir hören. Mit Friedrich

Schlegel, der dieſer Tage kommen muß — die Frau iſt auch mit ihm — ſoll ich bei Baader zuſammen ſein. Auch Boiſſerée und Cotta müſſen nun bald eintreffen — und mein Katarrh gehen, vollends gehen, denn angefangen zu weichen hat er ſchon, — ſo wird es hier noch recht vergnügte, gewinnreiche Tage für mich geben. Du haſt Recht, geliebte Rahel, Bewegung iſt Ausſaat zur künftigen Frucht! O ich fühle den Vortheil des Reiſens ſehr gut, wenn nur — auch Rahel dabei wäre! — — Tilier und ſeine Frau grüßen Dich tauſendmal, ſie, wie Baader's, ſagen gleich mir, wenn nur auch Rahel dabei wäre! — Herzliche Grüße an Alle! Dich drück' ich inbrünſtig an's Herz, theure, einzig geliebte Rahel!

Ewig Dein

Auguſt.

Und Eliſchen ſiegelt die Briefe? reizend! Dem lieben Töchterchen ſeine „rüße" und ſeine — Chokoladenplätzchen! Liebe Rahel, was Du alles von dem Kinde ſchreibſt, iſt entzückend, entzückt mich Deinetwegen, wie des Kindes wegen! Sei vergnügt, geſund und friſchgemuthet, bald ſtreiten wir uns wieder um Eliſchen! Leb wohl, Theure!

Dein Auguſt auf ewig!

An Varnhagen in München.

Sonntag früh 9 Uhr, den 2. September 1827.

Schönſtes Wetter nach ſtarkem Nebel.

Dieſe Zeilen nur, um nicht zu ſchreiben. So viel mußt' ich dieſer Tage. Ranke'n, der heute fährt, Empfehlungen nach Wien, an Gentz und Andere. An Ludwig Robert, wegen ſeiner Papiere, von denen er Moritz ſchrieb. Von Pfuel den inliegenden Brief geſtern erhalten. Vor wenig Tagen einen langen elenden von Lüders aus Hamburg; dem ich nicht antworten darf, weil ich doch den Brief nicht darf geleſen haben. Einen dummen aus Freiburg in Baden, von dem Mann, der Dich und Ranke'n in ihre hiſtoriſche Geſellſchaft hat aufnehmen laſſen. Diplom erfolgt durch Buchhändlergelegenheit.

Ich bin auf Ehre! sehr wohl, nur schreiben kann ich nicht. Ich habe dieser Tage bis zur Irritation geschrieben: und muß mich davon nur ruhen. Gestern bei Bartholdy's entzückt von Deinem Brief; sie geweint und herzlich gelacht. Ich mit ihnen selbdritte. Beckchen Kopfweh, Paul zu Bette, Fanny nach Sakrow mit Magnus'ens. Millionen wahrlich Freundes-Grüße. So auch von Willisen expreß. Der ißt mit mir: vorher fahren wir spaziren. — Vorgestern ich in Mlle. Schechner's „Iphigenia" mit Moritz. Beide Willisen's Thee bei mir, bis 12 sehr gut: mit Deinem Nürnberger Brief. — Gestern Morgen, mitten im Schreiben für Ranke, Willisen bei mir auch geschrieben für den. Das Kind war mit den Eltern aus: ich konnt's bei Bartholdy's nicht haben. Heute, auf dringendstes Bitten, bei Bartholdy's. Morgen Henckel's und Horn's bei mir: nicht er. Eben ihnen geschrieben. — Ich fürchte, wenn etwa von Dir, geliebter Herzens-August, heute ein Brief kommt, daß ich noch mehr zu schreiben kriege, drum diese Zeilen. Diese Art Handschrift soulagirt mich, wundere Dich nicht, es ist eine Art Konservationsbrille der Hand.

Dresden! — Fanny, die mit mir sollte, ist schwanger. Sie freut sich: „Jemehr Kinder, jemehr Glück." So werd' auch ich zufrieden. Frau von Arnim hat ein Mädchen, kam er den 29. mir sagen: von 2 Nachts bis 8, also zwei Stunden später, als die Mutter wollte, pochte das Kind an: sie wollte zu Goethe's Geburtstag. Sie ist wohl. Ranke sieht sie: ich nicht: ich will nicht. Ranke vergleicht sie der Mutter Gottes in Schönheit im Bette der Befreiung: er glaubt an sie: und auf die Weise was sie sagt. Es ist ein Glück, was ich ihm gönne: im Ernst, im guten Ernst gönne.

Vorgestern habe ich einen Göttermorgen im sonnigen Thiergarten mit Elisen verlebt und mit Fräulein von Medem. Fanny war aus. Das Fräulein hat mir eine Liebeserklärung gemacht: ist glücklich, daß sie mich besuchen darf. Noch eine Dame, die ich vergessen habe: und Jettchen Casper — ja! Mad. Ludolf, — förmlich. — Wenn vor 3 kein Brief von Dir kommt, Herze! so geht dieser ab. „Onkel soll kommen!" Die Klugheiten, die die sagte! wie sie mit mir nach Hause wollte, nächstens. Also (dummes Also nach der Unterbrechung) Fanny nicht mit, und so bleib' ich auch wohl. August: ich werde doch nicht lügen? Mir ist wohl und behaglich hier, und mit Behagen erwarte ich Dich: und bin ganz gestärkt, daß Du

Dich erfrischest und reisest. Komm' ich, ist's gut; bleib' ich, so bin ich gut hier; ich erhole mich fühlbar; und die Nebel im schönen Hause abwarten, den Sonnenschein attrappiren, ist sehr schön. Seit zwei Tagen ist es nur erst erträglich. Bartholdy wimmert, nicht mit Dir zu sein; und freut sich, und sie!!!, daß es Dir wohlthut. Sie liebe ich, weil sie weinte und herzlich lachte. Ich hatte Recht; ich kannte sie besser, als alle dumme Leute. Ich bin der Menschenmagnet: mir fliegt das Pünktchen Mensch zu! Das ist auch meine Schönheit, mein Talent, mein Gesang, meine Gedichte, meine Grazie, etc. etc. etc. die ich nicht besitze. Großer Ersatz! Fühlte jeder seinen so wie ich!!!

Ueber die Goethefeier hab' ich nichts erfahren, als von Holtei ein Büchelchen mit Gedichten erhalten, wo Hitzig's Lied, das letzte, wohl das beste ist. Holtei sagte mir bei Beer's neulich einiges sehr schön her.

Theurer Geliebter, täusche Dich nicht über die Phrasenanstalt dieses Schreibens: die richten sich nach meiner Handesschrift. Ganz gefüllt bin ich mit wogenden Zärtlichkeiten, und Liebe, in meiner Brust für Dich, und Freude, daß Du reisest, siehst, in Dich aufnimmst, Dich erfrischest, mich mit Dir hast, in Liebe, und wie ein König nachher bei mir eintreten wirst. Unserer sieht Gott Lob! sehr wohl aus: in „Iphigenia" war ich mit Bedacht gegen ihm über. Die Fürstin Liegnitz immer schöner, prächtig blühend.

Adieu, theures Augüstchen! Nun ziehe ich mich an, dann kommt Willisen, wir fahren zum Kind. Ich sehe Dich an: küsse Dich! Reise weiter! stärke Dich: ich sehe es ja, es stärkt mich.

Deine R.

Ich werde mit zwei Worten Pfuel schreiben; Du, Gans und Hegel seien nicht hier: ich verwahrte seine Sachen. Adieu, einziger August: alle Menschen sagen's: einzig. Von mir gewußt. Theurer Freund! Addio! Weil ich morgen Rechnungen machen muß, und will, schreib' ich auch heute. Gestern wollte mich Willisen abholen, er kam mit dem Wagen: ich war schon weg: zu Bartholdy's, wohin ich das Kind vergeblich abholen ließ. Felix ist in Wernigerode, schrieb Mlle. Pistor gestern. Vielleicht geht Ranke doch noch nach München: er ist mit

Professor Ritter in einem Hauderer bis Dresden. Die Wiener Bibliothek ist im September geschlossen, sagt er.

Eben war Casper hier. Gestern Nachmittag ist die Solmar schnell und gut gestorben. Sie ließ sich Frikassé verwahren, trank Kaffee: kruck! weg war sie. Jette mit der Schwester und den Kindern waren vergnügt zu Wasser in Moabit. Casper's fuhren hinaus; das war die Spazirfahrt.

Nun fahr' ich. So lange zog ich mich an. Ferdinand; Casper; eingegangene Billette. Die brandenburgsche Staël; ärger ging's bei ihr nicht.

Um 3 Uhr.

Vortreffliche Fahrt mit Fanny und dem Kind. Willisen ist da. Moritz nimmt den Brief mit zur Post.

An Rahel.

München, den 3. September 1827.

Montags Vormittags um 9 Uhr.

Bedeckter Himmel, nebelhaft, ziemlich kühl.

Geliebte, theure Rahel! Meine Unpäßlichkeit schwindet so völlig dahin, daß es mir schon leid thut, Dir nur davon geschrieben zu haben. Die Wasserdiät bekommt mir sehr gut, meine Pillen, die ich hier wieder machen ließ, gaben der Sache den Rest, und etwas Heiserkeit abgerechnet, bin ich wiederum ganz wohlauf, heiter und rüstig. Auch hab' ich keinen Tag dem Unwohlsein ganz nachgegeben, stand immer früh auf, kleidete mich fertig an, ging aus, sah mich um, aber alles mit niedergeschlagenem, dumpfem Sinn, besonders auch verdroß mich die vorausgesetzte Langwierigkeit solchen Zustandes, der sich meiner Rechnung nach gerade über den ganzen hiesigen Aufenthalt erstrecken mußte; nun dieses sich glücklicherweise anders ergiebt, bin ich schon deshalb ganz vergnügt! Daß ich Dir aber meine Leiden klagte, wirst Du mir verzeihen! Ich hätte Dir gar nicht schreiben können, hätte ich in mein Schreiben irgend ein Verläugnen, eine Unaufrichtigkeit, aufnehmen sollen. Und am Ende wäre damit der beabsichtigte Zweck, daß Du

Dich nicht meinethalb ängstigen möchtest, doch insofern verfehlt worden, als Du es in der Folge gewiß ängstlicher empfinden würdest, wenn Du einmal wüßtest, ich verschwiege manches, als wenn Du gewiß bist, daß ich alles sage. Gestern hatte ich einen durchaus guten Tag, und der heutige wird eben so werden, ich habe sogar die Absicht, zum erstenmal mit an der Wirthstafel zu essen, — bisher ließ ich mir nur etwas Suppe auf's Zimmer bringen. Gestern, am Sonntage, rief mich der Lohnbediente früh hinab, um die vor dem Hause vorüberziehende Prozession mit anzusehen, die nicht prächtig, aber in ihrer Bedeutung schön war; es war ein Dankfest für die geschenkten Feldfrüchte, die weißgekleideten Mädchen, welche voraufzogen, trugen abwechselnd Blumensträuße und Aehrenbüschel. Wie ich so auf der Straße stand, kam Baader, und während das plärrende, abergläubisch eingefangene, und doch weltlich zerstreute Volk — ein widerwärtiger Anblick — vorüberwallte, hielt er mir die herrlichsten Reden über Aberglauben, Erstorbenheit, Verirrung in diesem Gebiet, voll Witz und Ironie, welcher letzteren grade in der Religion, sagte er, man am wenigsten entbehren könne, indem die höchste Versteigung sich immer gleich wieder bekennen müsse, daß sie noch auf der Erde ruhe, und so nahm er denn auch in diesem Augenblicke keinen Anstand, die kühnsten Scherze und lächerlichsten Anekdoten vorzutragen, unter anderen diese, daß der bekannte Piron, der bei einer Prozession den Hut vor dem Allerheiligsten abgenommen, von einem Freunde neckend angesprochen: „Eh bien, Piron, te voilà réconcilié avec ton Dieu?“ rasch erwiedert habe: „Oh, nous nous saluons, mais nous ne nous parlons pas!“ woran Baader denn doch wieder tiefsinnig die Bemerkung knüpfte, Piron habe in dem Witze mehr ausgesprochen, als er vielleicht gewollt, denn allerdings am Kennen habe es nicht gefehlt, aber am Sprechen, la parole, das Wort. — Hierauf machten wir mehrere Besuche, unter anderen bei Herrn von Schenk, einem geborenen Düsseldorfer, der hier dem Universitätswesen vorsteht, und als ein junger, geistreicher Mann bei dem Könige in Gunst ist; hier gab es mancherlei Anziehendes zu besprechen, unter anderen kennt' ich Ranke'n und Raumer'n in das gehörige Licht setzen, über den ersteren hatten Savigny und Hermayr schon wie ich gesprochen. Nachdem ich noch bei Tilier gewesen, der beim Grafen Montgelas speiste, und einen Spaziergang in's Freie gemacht — die ganze Stadt München

strömte im schönsten Sonnenwetter vor das Thor in den englischen Garten.— ging ich Abends in das Theater. Man gab „Aline", die Oper, ziemlich matt und schlecht, doch blieb ich bis zu Ende, aß dann zur Nacht ein Beefsteake mit Kartoffeln, und legte mich schlafen; ich habe ein sehr gutes, französisches Bette, dessen ich während meiner Unpäßlichkeit sehr froh war! Uebrigens aber ist es wirklich in den Zimmern schon sehr kalt, daß viele Leute einheizen, z. B. Baader, wie dann auch im Juni noch fast allgemein eingeheizt wurde, so daß man sich hier mehr wie irgendwo in Acht nehmen muß. — Seit ich meinen Brief angefangen, war Baader hier, der mir mehreres las und erklärte, unter anderen auch einiges, von dem er vorzugsweise Dich zu unterhalten wünschte; Du denkst, angenehme oder schwierige Lebensangelegenheiten? keineswegs! die tiefsten Aufgaben seiner mystischen Philosophie, z. B. über Koketterie, die Sache auf die geheimnißvollsten Gründe des gesammten Daseins und seines Verhältnisses zu der Gottheit bezogen! Ich werde Dir wohl außer dem Gedruckten auch noch etwas Handschriftliches mitbringen. Ein paar Besuche wurden abgewiesen. Dann ging ich auf die Bibliothek, unter deren unermeßlichen Reichthümern ich drei Stunden verweilt habe, mit dem gefälligsten Bibliothekar, unvermuthet fand ich auch den Hofrath Oken dort, der sogleich nach Dir fragte, und überhaupt den lebhaftesten Antheil bezeigte. Der arme Mann scheint sehr leidend, er hat im Sommer drei Kollegia gelesen, aber die Studenten zahlen hier wenig oder gar kein Honorar, und Besoldung hat er auch noch nicht, so daß er bei aller Thätigkeit und Anstregung nichts vor sich bringt. — Von Friedrich Schlegel und seiner Frau, von Beisserée und Cotta ist noch nichts zu hören, von des ersteren Eßlust und Eßsorgfalt wird aber viel erzählt; Baader sagt von ihm: „C'est un esprit tombé de l'empyrée dans une cuisine." — Ich habe heute zum erstenmal an der Wirthstafel gegessen, und meine hamburgische Familie wiedergefunden, ich hatte nicht gewußt, daß wir im selben Hause wohnen. Das Essen — ich nahm mich sehr in Acht — soll mir hoffentlich gut bekommen, ich war schon ganz verhungert. Jetzt scheint die Sonne etwas, ich werde bald wieder ausgehen. Als ich gestern Abend aus dem Theater kam, leuchtete der göttlichste Mondschein, und die Luft war mild; das heftigste Verlangen, Rahel sollte jetzt an meinem Arm sein, wurde wach, der Mondschein forderte Deine

Gegenwart, einſam wie ich war mocht' ich ihn nicht weiter genießen. O geliebte Rahel, wie fehlſt Du mir in jedem Betracht! Ich las geſtern Deine vier Briefe wieder durch, und wie überſchüttet war ich von Deiner Liebenswürdigkeit, Deiner Wahrheit und Aechtheit. Ich ſehe alles ein, was Du ſagſt, und habe ja ſchon im voraus in gleichem Bewußtſein gehandelt! Aber darum iſt doch alles, wie es iſt, und ich fühle das Leid, wenn es auch gut, wenn es auch nöthig war! Daß Du nur wohlauf und vergnügt biſt! Unter dieſer Bedingung iſt mir alles recht. Ich hoffe alles Gute, wie ich denn überhaupt ein unerſchütterliches Vertrauen für Dich in mir trage, an welchem auch ich ſelbſt Theil habe! — Fahre nur recht umher, und lade Dir liebe Gäſte, oder ſei nach Umſtänden ſelbſt ein lieber Gaſt! Grüße mir herzlich alle Freunde, ich beneide ſie alle! Was, Jettchen Mendelsſohn und Willſen ſollen bei Dir Schach ſpielen? Und ich bin hier, „ein gefeſſelt Weib!" (Johanna d'Arc). Aber warte nur, ich werde meine Ketten zerreißen, und mit Nagler'ſchen Eilwagen zur Schlacht kommen! Wenn Du nach Dresden reiſeſt, hol' ich Dich dort ab, oder wo es ſonſt ſein mag. Ich werde Dir doch von unterwegs oft genug ſchreiben. Sechs bis ſieben Tage bleibe ich wohl noch hier, Du kannſt mir alſo, nach Empfange dieſes Briefs, wie ich ſchon im vorigen bemerkt, nicht mehr hieher ſchreiben; unterdeß werden immer noch einige der geliebten Boten bei mir anlangen! Eine Verzögerung meiner Abreiſe wäre höchſtens möglich, falls Schlegel und Cotta noch ausblieben, denn ſprechen möchte ich beide doch gar zu gern! — Es hat ſich ein Bruder der Mad. Löwe, der Schauſpieler Gerſtel, den ich als Kind in Düſſeldorf, dann in Hamburg, und zuletzt in Prag gekannt, bei mir melden laſſen. Ich bin recht begierig ihn zu ſehen! — Jetzt leb wohl, geliebte Rahel! Eine Reiſe mit Elischen iſt alles, was ich Dir gönne! O führe das ſchöne Vorhaben aus! Grüße und küſſe das geliebte Kind tauſendmal! Ihre geſchriebenen Worte entzücken mich, meine Rahel führt dem Liebling das Händchen! Ich küſſe das Blatt! Solcher Kinder-Lakonismus iſt reizend! Leb wohl, Geliebte! grüß auch die Mädchen von mir wieder! Baader und Tilier, und Oken laſſen Dir tauſend Schönes ſagen! Ich aber küſſe und umarme Dich, daß Du's nicht aushalten kannſt!

Ewig Dein treuer

Varnhagen.

Der Sonnenschein dauert fort, ich freue mich dessen sehr! Adieu, liebes Herz! — Dies ist mein dritter Brief aus München, überhaupt mein sechster. —

An Varnhagen in München.

Dienstag Abend 11 Uhr, den 4. September 1827.

Mondschein hinter grauem Himmel. Bäckerrauch zum Ersticken. Nach gestrigem Himmelswetter.

Ich kam um 10 Uhr von Mad. Meyer-Mendelssohn, und von Moritz, der mich dahin brachte. Theures Herz! Gestern erhielt ich Deinen Brief aus Regensburg: heute, jetzt, fand ich Deinen aus München. Dies ist mein sechster. Einzig Augüstchen! Also auch krank warst Du schon! Dein armer rauher Hals! Schadet nicht! Jetzt bist Du schon besser. Unbeschrieen! ich wünsche es Dir an: Wünsche helfen. Weißt Du, weßwegen ich jetzt noch schreibe? Morgen nehm' ich ein Bad, und dann kann mein Brief bis 3 nicht zur Post. Auch nur noch wenig, und alle unendliche Zärtlichkeiten bleiben in meinem Herzen. Ich gratulire zu Benda's; zu Schelling! zu dem taxischen Haushofmeister! Freilich ist das etwas für mich. Zu Lindner. Sieh, hör, genieße nur alles recht. Alexander Humboldt kann jetzt gar nicht genug erzählen, was sein Bruder von München erzählt: die Mittelalter, und des sechzehnten und fünfzehnten Jahrhunderts Pracht und Efforts sollen gar nicht in Anschlag gebracht werden können: nur das alte Rom soll solches aufzuweisen haben, wie der König von Baiern jetzt für die Nachwelt aufbaut. Noch gestern wurde er bei mir höchlich belobt; eben auch von Alexander; der, die beiden Willisen's alles grüßt tausendmal —, Graf York, Medizinalrath Casper, Bartholdy, waren die Herren, Mad. Bartholdy mit Beckchen — Fanny war in Potsdam —, Gräfin Henckel mit Tochter und Fräulein von Brandt, Frau von Horn und Sisa, Fanny Casper und Jettchen Casper, waren den Abend äußerst befriedigt bei mir; — Karpfen, Nudlen, gebratene Hühner, knurprige Kuchen, Melone: aus! — Gesungen, gesprochen, geschrieen. Gräfin Henckel nach Hause gebracht, nachdem Frau von Crayen und Tochter weg waren; und alle übrigen; die Bringer waren:

ich, York, — den hatte ich engagirt, — die zwei Willisen, Humboldt. Dieses Spaßen von Alexander! dieses Lachen! Er und York brachten mich wieder zurück. Dir, theurer Freund, zu Gefallen that ich's; um es Dir melden zu können: Dich vermißt' ich, närrisch kam ich mir vor. Freilich werden wir das Zusammensein erst von neuem empfinden! Komm aber ja nicht übereilt wieder. Sehe, genieße alles. Ich bin hier sehr gut: auf den Händen getragen: jetzt lieben die Menschen mich wieder sehr. Und ich bin auch ein Verschwender; ich mache mir viel Vergnügen.

Heute Morgen erhielt ich ein kleines Briefchen — nach einem vorgestrigen noch ungelesenen großen — von Frau von Redtel mit wenigstens sechzig Pfirsichen: ich schickte Erneſtinen; ein Körbchen voll bracht' ich Bartholdy's, fand nur Fanny, gab sie ihr als ihr gestrig versäumtes Dessert. Fuhr zum Kind: Erneſtine war bei Jettchen Solmar, mit ihr und Gustav fuhr ich nach Hause. — Mad. Bartholdy schickte mir gleich einen lieblichen Knoten nach und bat mich zum Diné. Das mußt' ich verneinen. Morgen gehe ich zu Stägemann's: übermorgen im Opernhaus Macbeth von Mad. Stich die Lady sehen. Unser Kind ist eine Göttin. Es ist nicht mehr zum Schreiben. „Onkel bleibt aber so lange!" „Er soll kommen." „Wo ist er, was thut er, womit schreibt er?" „Ob er Tinte und seinen Tisch mitgenommen?" Heute wollte sie alle Bissen Butterbrot, die ich aß, haben: „Ist das meine?" — Nein! — „Wem denn?" — Rahel's — „Wann kommt der Onkel?" Fanny und ich hielten die combinaison nicht aus, so komisch war der Wechsel. Gestern war sie von 11 bis Abends 9 bei mir, mitten in die Fremden hinein. Ich rief ihr Mad. Brede zurück: sie erinnerte sich ganz: „Was thut sie in Wien?" — Was Deine Mutter thut; lesen, singen, nähen, ausgehen, kaufen. — „Was?" — Tücher, Zwirn, Band, Leinwand. — „Was nennt man Leinwand?" (Die Phrase!) — Wovon Du Hemden hast. — „Jah! wovon man Hemden hat." Und dann, wie ich sagte, des Onkels Tisch wäre zu schwer zum Mitnehmen: „Der muß auf den Wagen gepackt werden." — — Du mußt mich nicht so rühren mit: „Hör' ich ihn doch!" (den Schlitten). „Ich hab' aber so'n Vignigen!" sagt sie jetzt halb schelmisch zum Füße küssen; und springt immer über den Stuhl auf mein Bette. Ich küsse euch beide. Liebe Herze!

Meine Lampe dunkelt. Morgen noch ein Wort! Es ist

Blasemusik auf der Straße. Ich möchte Dich München und unsere Straßen, und mich und eine Abwesenheit, zugleich genießen lassen. Henriette Reden schrieb mir den vierten Brief. Ich glaube, ich werde doch nicht hin nach Dresden; bis zum 24. bleiben sie nur. — Fanny Casper ist schwanger. Jette Solmar in frischer Trauer, die Mutter starb plötzlich und leicht; das Wasser trat nach dem Kopf, Prognostik von Heim. — Jette Mendelssohn sagt, sie könne nicht mit, will gern. Ich bleibe auch sehr gerne hier. — Schreibe mir nur, ob Du über Weimar gehst. — Alexander schrieb ich erst gestern Morgen ein Wort; und er kam gleich. Bettinen geht's wohl; sie hat doch bewirkt, daß mir so überdrüssig vor ihr ist, daß ich auch Achim weiter ihr zu Gefallen nicht bat. Und Ranke's Verblendung, und die von ihr angewandte Verzaubrung seiner, und die Möglichkeit dieser Urtheilsaufhörung, bewirken bei mir immer mehr Nüchternheit. Auch ich bin und war von ihr eingenommen: Foches aber darf nicht vorkommen: zu dessen Wuchs gehört ein Pünktchen schlechter Boden. Basta! „Gemach! Du redest Dich ja ganz außer Athem!" sagt Königin Elisabeth zu Gräfin Rutland, als die den Essex so lobend schön findet: wonach die Königin, um sie zu ergründen, fragte. So mach' ich es. Grüß mir Lindner und die Frau. Ich bin bei euch! bei Dir, Herzensfreund! Werde ganz besser! Gute Nacht! Morgen noch ein Wort. Gestern schrieb ich zwei an General Pfuel. Daß die Pfirsichen so ohne Dich müssen gegessen werden, beweine ich: ich habe ein großes Glas voll in Branntwein eingemacht. Heute gleich. — Wenn die Post unsere Briefe aufbricht, findet sie Stoff!!

Gestern stand des Königs von Baiern Besuch sehr schön in der Zeitung, der Geburtstagsbesuch bei Goethe'n. Die ganze Stadt spricht von nichts anderem. Lange zündete nichts so. Ich, bin stolz drauf: gegen England und Frankreich: daß sie sehen, was bei uns vorgeht! Bald wird man das von einem König verlangen; ohne daß es ein Artikel der Charte sei. Parlez-moi des Allemands! ils galopent aussi! — Hier ist ein solcher Zug — Ziehen — nach dem Lager, daß wirklich die Stadt sichtbar leer ist. Die Leipziger Straße hingegen summt wie die Amsterdamer Börse, wie es von den Linden herfummte, als die Kosacken einzogen: es muß stauben, wider Willen. Gute Nacht, Augüstchen, theurer Freund, ich geh' noch in das unbewohnte Zimmer, und erfülle es mit Liebe und treuen

Wünſchen und Segen. Ich habe die Veſſiſche Zeitung für Dich. Adieu!

Mittwoch 9 Uhr Morgens.

Ganz graues, noch kühles, zum Gehen doch ſchwüles Wetter. Ganz wie in Süddeutſchland und allerwärts, Schritt vor Schritt. Drei Sachen muß ich Dir vor dem Bade noch ſagen! Einen Gutenmorgen-Nick! und daß Eliſe bei jedem Biſſen — es war ſo geſchnitten von mir — Butterbrot, welches ſie ſtibitzte oder erflehte und nach dem Munde brachte, ganz ängſtlich ſagte: „Werd' ich auch nicht träumen!“ und immer wieder; und auch: „Laß mich aber nicht träumen!“ und ſo immerfort, bis ſie alles auf hatte, was ich nur irgend nicht geſchwinder aß. Das liebe Unſchuldskind! glaubt wirklich, wir, Große, ich, die treue Liebestante, können das machen. So rührend; und es war ſo komiſch; grad in ſeinem ängſtlichen Ernſt. Sie träumt ängſtlich, und das benutzte die Mutter: auch kommt es von zu vielem Eſſen. (In Friedrich Schlegel's Philoſophie des Lebens iſt das eine ſehr ſchöne Stelle, wo er vom Gewiſſen ſpricht, und von dem, was wir von Gott wiſſen können, welches wir eigentlich in Zuſammenhang mit der Sprachfähigkeit erfahren; und er ſagt: ein Kind verſtehe zuerſt ſeine Mutter nicht: und verſtehe ſie doch; etwas davon. Wunderſchön. Saint-Martin'ſch: heiter-fromm; klar eingeſehen.) Drittens muß ich Dir ſagen, daß Williſen ganz eingenommen von Deinem Blücher iſt. Findet alles ſo richtig, ſo gut dargeſtellt: ſpricht oft und lange davon. Von ihm unendlich viel. Das Reden mein' ich. Noch Einer, jetzt fällt er mir nicht ein, lobte das Buch aus allen Flöten; der ſagte immer, es ſei ſo wahr, daß, was er von der Zeit geſehen, beigewohnt, ganz darin zu finden ſei: und alſo gewiß alles im Buche ſo ſei. Und mit Antheil an Deiner Reiſe ward' ich beſtürmt. Heute beſtell' ich Deine Münchner Grüße an Herrn von Stägemann. Adieu. Ich ſpring' in's Bad. — Ich habe Friedrich Schlegel mit Ranke'n über ſeine Philoſophie des Lebens lang geſchrieben; alles was er wiſſen mußte: freudigſtes Lob: und offenen Tadel. Nichts Verletzliches: das nicht Zuſtimmende mit größter Liebe', und auf das größte Geiſtergebiet hingeſtellt. Siehſt Du ihn, ſo grüße ihn. Auch mit Williſen ſprach ich viel im höchſten, alſo im beſten Sinn von ihm.

Halb 12. Nach dem Bade, nach eau de Cologne, nach Kaffee! Sehr gut! Ein Billett von Willisen, ob ich mit ihm die Schechner in Don Juan hören will: ich lud ihn zu Frau von Stägemann: übrigens singt die Schechner nicht, die Zeitung meldet sie unpaß, den Don Juan ohne sie. Jetzt geh' ich mit Doren einkaufen: ich fahre. Adieu, Herzensfreund; ich schreibe immer poste restante: sage ja Deinem Wirth, daß er nach Deiner Abreise auch nach den Briefen schickt. Lindner hat Recht mit ihnen; so war's in Baden. Gott schütze Dich!

Deine R.

Nun schreibe ich nicht, bis zum zweiten Brief aus München, weil ich wissen will wohin. Adieu, theures Augüstchen. Sei gesund, genieße; mir zur Liebe, wie ich es Dir zur Liebe thue. Grüße meinen Jugendfreund Lindner recht sehr; die rothe Mütze in Leipzig, in der ich ihn zuerst sah! Ich bin so kindisch und unschuldig als damals, wie alle Seelen. Adieu!

An Rahel.

München, den 5. September 1827.

Mittwoch, Morgens gegen 10 Uhr. Heller Sonnenschein, warme Luft.

Herzens-Rahel, geliebte Freundin! Gestern Abend, als ich aus dem Theater kam, fand ich Deinen herrlichen Brief vom 29. August, und hatte folglich noch ein Fest vor Schlafengehen! Ich schicke täglich auf die Post, oder gehe selbst, da sie nur wenige Schritte von meinem Gasthof ist. Also hast Du meinen Brief aus Nürnberg! Seitdem habe ich Dir wieder aus Regensburg, und von hier dreimal geschrieben, dies heutige Blatt ungerechnet. Ich bemerke dies nur wegen der Kontrolle. Gleich nach 8 Uhr wollt' ich heute schon zu schreiben anfangen, allein ehe ich noch die Feder gefaßt überfielen mich schon Besuche. Seit ich mich besser befinde — einiger Husten dauert noch fort, aber mit geringer Beschwer und ohne mich in irgend einer Sache zu hindern — drängen sich die Beziehungen lebhafter um mich her. Zuerst fand ich die Familie des Senator Merk aus Hamburg unvermuthet wieder, und wurde von ihr

freundlichst eingeladen, an einigen Parthieen Theil zu nehmen, die sie mit einem hiesigen Banquier und seiner Frau in die Umgegend machten. Der Banquier heißt Herr von Mayer, hat die einzige Tochter des verstorbenen Reichenbach hieselbst geheirathet, und war früher auf dem Komptoir des Herrn Merk in Hamburg; also schon ein hübsches Verhältniß! Wir fuhren in zwei Wagen nach Harlaching, einem schön gelegenen Dorfe, wo vor Zeiten Claude-Lorrain gewohnt und gemalt; es war das schönste Wetter, blendend weiße Wolkenschleier lösten sich im klaren Himmelblau verschwindend auf, während am südlichen Horizont dunkle Wolkengebirge sich über die Tyroler und Salzburger Berge in stets wechselnder Beleuchtung hinzogen. Die Gespräche waren leicht, gebildet genug, den gemeinsamen Reiseinteressen gemäß, also ganz behaglich. Abends besuchten wir dann die Vorstellung eines Taschenspielers, der Abendmahlzeit entzog ich mich. Dies war vorgestern. Gestern alsbald eine neue Einladung, auch von Herrn von Mayer, eine für den Abend in seine Loge. Wir besuchten im englischen Garten ein der verwittweten Königin angehöriges kleines Lustschloß, und fanden uns bei Zeiten im Theater ein. Herr Gerstel spielte als Gast, im „armen Poeten" und in dem „Schauspieler wider Willen", und hatte das gränzenlose Glück, nach beiden Stücken herausgerufen zu werden! Dem Abendessen konnt' ich diesmal nicht entgehen, es war das letzte, und einem fröhlichen Abschied durch Eleganz und Fülle gemäß. Wir haben eine Art Gastfreundschaft geschlossen, kommt die Familie nach Berlin, so besuchen sie uns, eine Gontard'sche Bekanntschaft! Der Mann, aus Franken gebürtig, ist an Weltkunde, Tüchtigkeit und Eigenbestand ein Hamburger, sonst heiter, gutmüthig und leicht angesprochen. — Die Frau, eine bürgerliche Edeldame, wie sie im höchsten Abbilde durch Mad. Sieveking repräsentirt wird, bürgerlich und doch vornehm. Die ältere Tochter Pauline hat einen Blick von Fräulein Lange und einen anderen von Fräulein Haller in Hamburg; sie zeichnet und malt. Die jüngere Tochter Molly, kaum 12 Jahr alt, ist ein sittsamer Wildfang, dabei die Musikalische der Familie. Vier andere Kinder sind noch daheim, oder anderweitig auf Reisen. Da kennst Du das ganze Haus, fast so gut als ich! Heute früh um 4 Uhr sind sie abgereist, nach Tyrol, Salzburg, Wien. Vor ungefähr sechs Wochen haben sie Kosloffsky'n in Wiesbaden gesehen, sie kannten ihn auch schon von Hamburg, nicht eben vortheilhaft, nah-

men ihn aber doch ganz milde; er scheint in gleichen Bahnen und Arten, wie wir sie an ihm kennen, mit gleichen Sprüchen und Launen in Gottesnamen weiterzugehen! Und im Grunde läßt sich für ihn schwerlich etwas Besseres wünschen oder auffinden! — Ein anderes Begegniß! Ich lasse mich gestern bei Herrn von Schenk melden, wie ich meinen Namen deutlich nenne, tritt aus der Reihe der im Vorzimmer Wartenden ein ältlicher Mann hervor: „Varnhagen von Ense?" fragte er eifrig und hastig, auf die Bejahung erwiederte er: „O dann hab' ich Ihnen auch ohne Auftrag tausend Schönes zu bestellen!" Er ist Herr Vogel aus Wien, ehmals bekannt als dramatischer Schriftsteller, jetzt anderweitig in Theatergeschäften thätig, Auguste Brede wohnt in Wien bei ihm, hat ihm von Dir und mir unendlich erzählt, er reist heute nach Wien zurück, sehr erfreut, ihr solch unvermuthete Grüße zu bringen; freilich war es ihm nicht recht, daß nicht auch Du hier warst. Alles dies ging im Fluge, denn ich wurde sogleich von Herrn von Schenk bewillkommt, und erst am Schlusse einer langen Unterhaltung trat auch Herr Vogel herein, da ich denn noch im Abgehen alles mögliche zum Lobe unserer Freundin zusammendrängte, auch daß es Herr von Schenk hören sollte, bei dem es ihr einmal von Nutzen sein kann. Diesen Vormittag nun war Herr von Baader bei mir, mit dessen Bruder, dem Mechaniker, ich wohl morgen nach Nymphenburg fahren werde, und noch früher der Maler Förster, der die Jean Paul geheirathet hat, von der er mir sagt, daß sie aus ihrer Kinderzeit meines Besuchs in Baireuth noch sehr gut eingedenk ist, und sich freut, mich nun wiederzusehen; noch erfuhr ich von ihm, daß Herr von Hase hier angekommen, wo er den Winter zuzubringen gedenkt, und daß derselbe, er von meinem Hiersein gehört, das größte Interesse mich zu sprechen bezeigt! Wird wohl so viel nicht dahinter sein! — Ferner ist endlich Boisserée angelangt, mit dem ich mich aber noch immer verfehlt, und dann auch Herr von Cotta, den ich gestern gleich gesprochen. Die Frau war noch mit Ankleiden beschäftigt, aber ein allerliebstes Fräulein erschien, eine Nichte, von jugendlichster Freiheit und Anmuth. Cotta wohnt hier in seinem eignen Palast, in fürstlichen Zimmern, die früher der Herzog von Leuchtenberg innegehabt; seine Umgebung stellt sich dem Manne nun erst allmählich seinem Wollen und Können gemäß, während er selbst in Thätigkeit, Unternehmungen und Betreibungen unverändert

derſelbe bleibt. — Von Friedrich Schlegel erſchallt noch keine Meldung, doch kann er uns ſchwerlich hier entgehen, und Baader hat mich im voraus zu einem Kaffee in Beſchlag genommen, wo ich mit Schlegel und den Frauen bei ihm in Schwabing ſein ſoll. — Zwiſchen all dieſem ſeh' ich Tilier täglich, der ganz der Alte iſt, aber doch hier zu ſehr mit Arbeiten beladen, um ſeine Zeit ſo mit Herumſchlendern hinbringen zu dürfen; er wollte zwar, aber ich leide es nicht, und im Grunde iſt es auch unbefangener für mich ſelbſt, nicht ſo ganz nach Einer Seite gewendet zu ſein. — Von den Sehenswürdigkeiten werd' ich doch ſehr vieles im Stich laſſen; Zeit hätte ich genug, aber ich will mich nicht zum Knecht all der Sachen verdingen, und von jeher iſt es mir zuwider geweſen, eine Stadt, ein Muſeum etc. ſo ganz bis auf den Grund auszuſchöpfen. — Liebe, theure Rahel, wie hübſch haſt Du das gemacht mit dem Brief an Eleonore Wolbrecht! Es iſt ein braves und wirklich gebildetes Mädchen, und ſie verdient Deine erfreuende Antwort gewiß. Du ſcheinſt indeß irrig anzunehmen, ſie könnte meine Bekanntſchaft wohl mit ſtärkeren Zügen in ſich ausgebildet haben, als dies die Wirklichkeit bewähren gewollt; ich habe davon nie eine Spur bemerkt, wenn irgend ein weiterer Bezug in ihrem Sinne ſtattfand, ſo ging dieſer wohl nur auf ihre jüngſte Schweſter, und vielleicht ohne deren nähere eigne Theilnahme. Ich ſah die drei Schweſtern während unſeres Kriegsaufenthalts in Lauenburg täglich in dem ſchönen Fürſtengarten, den ſie ohne männlichen Schutz inmitten aller Truppenwechſel und Kriegsvorfälle bewohnten; ich ſchrieb Dir davon, Du meinteſt ſcherzend, es müſſe wohl eine Hauptſchweſter unter den dreien ſein, allein dem war nicht ſo, ich wüßte noch heute nicht, daß ich Einer den Vorzug gegeben hätte; die verſtändigſte und umſichtigſte war unſtreitig Eleonore, die auch als älteſte dem ganzen Hausweſen vorſtand; wie ſich ihr Weſen nach vorübergegangener Spannung jener Kriegszeit, wo alle Extreme der Schickungen losgelaſſen waren, nachher in geordneter Ruhe ausgebildet haben mag, davon hab' ich keine ſichre Vorſtellung, doch vermuth' ich das Beſte, und muß ich nicht ſchon als Gutes rechnen, daß das Mädchen mich als Freund behalten wollte? Genug, meine liebe Rahel, Du haſt die Sache ſehr gut gemacht, und ich danke Dir dafür! Deinen Brief hätte ich aber für mein Leben gern auch geleſen! Williſen's „Stupend" macht

mich noch begieriger; das Mädchen muß ihn mir mitbringen, oder, da das noch im Weiten iſt, zuſenden! — Deinen Geſellſchaftsabend bei Mad. Beer haſt Du mir allerliebſt beſchrieben, mit allen einzelnen Umſtänden, die der Vorſtellung davon beſtimmten Halt und entſchiedene Richtung geben; ich ſehe alles mit, die Geſtalt des Ganzen und die Bewegung der Gruppen. Alexander Humboldt iſt vortrefflich mit ſeiner Angſt und ſeinem Alpdrücken; das iſt ja Himmelstroſt für Unſereinen! Ich empfehle mich ihm beſtens, und freue mich im voraus auf das, was ihm bange macht; eine edle Schüchternheit, hinter der Tapferkeit ſteckt! Auch an Williſen, an Bartholdy's, an Stägemann's, die herzlichſten Grüße; ferner an Casper's, Lamprecht's u. ſ. w., beſonders an unſer liebes Seelentöchterchen! Ich bin mißvergnügt, daß Du ſie nicht alle Tage ſiehſt! Tauſend Küſſe dem engliſchen Kinde! Ich hoffe, Deine Briefe, die ſchon unterwegs ſind, beſtimmen etwas Näheres über Deine Reiſe. In jedem Falle gebe ich Dir noch nähere Anzeige, wo mich ſpätere Briefe von Dir treffen können, ob in Weimar, Halle oder Leipzig. Ich habe meine Abreiſe von hier noch nicht beſtimmt, und will mich gern noch frei halten, zu thun was mir im Augenblicke lockend erſcheint, aber da mein Brief ſechs Tage läuft, und der Deinige ebenſo lange, ſo konnte ich Dir ſchon am 1. September ſagen, nach Empfang des Briefes von jenem Datum nicht mehr nach München darauf zu antworten, da ich dieſe Antwort erſt am 12. erhalten würde, und dann doch aller Wahrſcheinlichkeit nach nicht mehr hier bin, dies gilt nun noch mehr heute, da ich eine Antwort auf gegenwärtiges Blatt erſt am 17. empfangen könnte! Verloren ſoll indeß auch ein ſolcher Spätling nicht werden, da ja Freunde genug zur Beauftragung hier zurückbleiben. — Ich ſchließe den Brief Nachmittags, ohne etwas Neues hinzufügen zu können. Es iſt das ſchönſte, reinſte Wetter! Mögeſt Du es eben ſo haben, und recht fröhlich genießen! Im Garten bei Bartholdy's in Bellevue mit Eliſchen, im Thiergarten bei Jette Solmar, denk' ich mir Dich am liebſten! Pflege Dich nur recht, geliebtes Herz, und mache alles, was Dir Freude macht! Ich kann aus Deinem vorletzten Briefe nicht recht verſtehen, ob Williſen mit bei Bartholdy's war, oder Dich nur bis dahin brachte. Auch wegen des ſchwediſchen Oberſten, der Dir Futter aus der Hand frißt, iſt mir nicht klar leſerlich, ob er mit der Boye oder mit Auguſten in Stralſund war; doch die Schwierigkeit wird ſich

ja löſen, und raubt mir, ſo ſehr ich philologiſch geſinnt bin, den Schlaf nicht! Ich hab' es ärger gemacht, und Dir unbedacht geſchrieben, Herr Gerſtel ſei ein Bruder der Mad. Löwe! Im Gegentheil! Ein Bruder von ihm — vielleicht denn doch er ſelbſt, ich hab' ihn noch nicht geſprochen — hat eine Schweſter der Löwe geheirathet! Auch gut! Nicht wahr? — Ich ruhe jetzt noch etwas, gehe dann auf die Poſt, mache noch ein paar Beſuche, und dann ſtehen mir, außer Küſter's — den ich aber meide — noch Cotta's und Tilier's Theeabend offen. Letzterer grüßt tauſendmal, und iſt ſo jung wie je! — Leb wohl, geliebte, theure Rahel! Einzige Freundin, nach der ich mich ſehne zu jeder Stunde! Ich ſollte alles doppelt ſehen und aufnehmen, für Dich und mich, aber das geſchieht grade nur dann, wenn Du bei mir biſt, ohne Dich erlebe ich doch alles nur halb! — Sei vergnügt, geliebte Rahel, geſund und friſch! Ich umarme Dich innigſt!

Dein Auguſt.

An Rahel.

München, den 7. September 1827.

Freitag Vormittags, gegen 9 Uhr. Immer ſchönes Wetter, bei Tage herrſcht in heiterer, friſcher Luft die Sonne, bei Nacht der Mond.

Geliebte Rahel, ſchon geſtern wollt' ich, gleich im erſten Entzücken nach der Rückkehr von Nymphenburg, Dir davon ſchreiben; aber Beſuche und Störungen, auf einander folgend, machten es ganz unmöglich. Jetzt iſt denn das Entzücken zwar nicht vergangen, aber doch über Nacht ein wenig exydirt worden, und in ſo zarter Farbe, wie es zuerſt hatte, nicht mehr zu überliefern! Wiefern aber Anlaß dazu ſein konnte, magſt Du aus Folgendem beurtheilen. Ich fuhr mit den beiden Brüdern, Joſeph und Franz von Baader, geſtern Vormittag in lachend heiterem Wetter hinaus. Das Schloß liegt von München nicht ſo weit entfernt, wie Charlottenburg von Berlin; in weiter Ebene mit ſchönen Anwegen, prächtigem Garten, reichen Waſſerſpiegeln. Wir fuhren in den Garten hinein, der aus einem urſprünglich franzöſiſchen, durch glückliche Aenderungen

theilweiſe in einen engliſchen umgewandelt worden. Zuerſt wurden die Maſchinen beſehen, welche Joſeph von Baader ſelbſt erbaut hat, und welche das Waſſer durch Röhren bis zu der Oeffnung drücken, wo es inmitten ſchöner, klarer Becken gewaltig in die Lüfte ſpringt. Die Aufſeher und Arbeiter waren beſtellt, alles war im Gange. Dieſe koloſſalen Anſtalten zu beſehen, war ſchon an ſich höchſt anziehend, ſie aber mit dem geiſtvollen, erklärenden Meiſter zu beſehen, ein Feſt für mich; und dies um ſo mehr, da ich nur durch ſolche gefälligſt herabſteigende Willfährigkeit dieſe Dinge einigermaßen verſtehen konnte. Ich empfand im vollen Maße den Vortheil der Fürſten, deren Unwiſſenheit in allen Fällen durch ſolches Entgegenkommen und williges Herabſteigen der Meiſter zum angenehmſten Wiſſen, wenigſtens für den Augenblick erhoben wird! Hierauf gingen wir zu den Eiſenbahnen, welche gleichfalls nach Joſeph von Baader's neuer Erfindung verſuchsweiſe im Garten angelegt ſind. Hier hätteſt auch Du, theure Rahel, recht Deine Freude gehabt! Des Sinnreichen und doch Einfachen, des Weiteinwirkenden und Gleichanwendbaren, iſt hier eine Fülle, daß einem die Gedanken ſchwindeln! Unſere beſten Chauſſeen erſcheinen gegen dieſe Anlagen, wie die ſchrecklichſten Sumpf- und Sandwege gegen jene. Mit einer Hand ſchob ich einen Wagen fort, der auf anderem Wege für vier Pferde belaſtet war. Ich konnte mich gar nicht von Betrachtung dieſer Sachen trennen. Wenn man nur erſt auf ſolchen Wagen reiſen könnte, glatt und ſanft ohne Stöße, dreißig Perſonen mit Einem Pferd, ſo ſchnell als dieſes laufen mag, ohne Möglichkeit des Umwerfens! Eine große Mannigfaltigkeit von Erfindungen war zu demſelben Zwecke hier vereint. Auch andere mechaniſche Vorrichtungen hat Baader in Nymphenburg angeſtellt, ſo fuhr ich z. B. auf einem See mit unausſprechlichem Vergnügen ganz allein auf einem Stuhl ſpazieren, den ich mit künſtlichen Entenfüßen, wie Pantoffeln zum Eintreten angelegt, gar bequem fortruderte. Nun kehrten wir gegen das Schloß hin zurück, und ſiehe da! die Waſſerkünſte ſprangen, auf Baader's beſondere Veranſtaltung, in voller Pracht! Zwei Waſſerſtrahlen von mächtiger Dicke, einer vor dem Schloſſe, einer hinter demſelben, erhoben ſich brauſend zur einer Höhe von 80 bis 100 Fuß, und die bewegte Maſſe ſtürzte mit wildem Geplätſcher breit auf die Felſenſteine der Becken nieder. Das iſt bei jedem Springbrunnen, das Steigen und Fallen, allerdings, aber nicht die Höhe, nicht

die Menge des Waſſers, und hier iſt jede Veränderung dieſes Größenverhältniſſes eine völlige der Sache ſelbſt. Die berühmten Waſſerkünſte von Verſailles ſind bei weitem nicht ſo groß und eindrucksvoll. Unter dem Thorwege des Schloſſes ſtehend, ſah ich den Waſſerſtrahl des Gartenbeckens von der Sonne blendendweiß in den blauen Lüften glänzen, und auf der anderen Seite den Waſſerſtrahl des Beckens im Vorhofe ſchwarzſchattig die von der Sonne abgekehrte Seite gegen das ſchöne Blau abzeichnen; hiezu die Erklärungen und Belehrungen Joſeph's, die unabläſſigen geiſtreichen, tiefſinnigen Sprüche Franz von Baader's, und Du kannſt Dir denken, daß ich unter ſolchem Zudrange von Einflüſſen nicht unerregt blieb! Kurz, die ganze Fahrt mit ihrem vielartigen Reiz und Gewinn war einzig ſchön! Das Wetter allein hätte ſchon entzücken dürfen. Ich kam auch nachher geſtern wenig zur Ruhe, hatte Beſuche zu geben und zu empfangen; auf den Abend war ich zum Oberkonſiſtorialrath von Niethammer eingeladen, wo ich zahlreiche Herren und Damen fand, und bei der Abendmahlzeit — um 8 Uhr, bot man plötzlich, da ich auf ſo etwas noch gar nicht gefaßt war, den Damen den Arm, und führte ſie zu Tiſch — an guten, heiteren Geſprächen bequemen Antheil hatte. Der Miniſterialrath von Roth, der Herausgeber der Schriften Hamann's und Jakobi's und geiſtvoller Geſchichtsforſcher, war unter den Gäſten, und man erkannte ſich bald in dem fortgeſetzten Lebens- und Bildungsverkehr, der einſt um Jakobi verſammelt und vorherrſchend von ihm belebt geweſen. Bis halb elf Uhr blieb man doch beiſammen, und dann brachte ich im ſchönſten Mondſchein meine Tiſchnachbarin, die Hofräthin von *** nach Hauſe, deren Mann noch immer verreiſt iſt, und die mir als abſprechende, auf ihres Mannes Geiſtesroſſen überall mitreitende, profeſſoriſche Frau im Innern ſo zuwider war, daß ich ihr äußerlich eine Höflichkeit ſchuldig zu ſein glaubte. Sie mag übrigens doch eine ſehr gute und wackere Frau ſein, und ich will ihr durch meine verſchnelle Federzeichnung bei Dir nicht geſchadet haben! — Eben verläßt mich Herr von Roth, der mir ein angenehmer Beſuch war, und mich auch mit ſeinen neueſten Abhandlungen beſchenkt hat. Da es ſchon elf Uhr geworden, ſo hab' ich jeden Augenblick Herrn von Baader zu erwarten, der mir noch einige ſeiner mechaniſchen Werke zeigen will. Nachher eſſe ich bei Tilier, auf ausdrückliche Einladung, zu Mittag, und dann rollt ſich

der noch übrige Tag in schon bestimmten Abſätzen nur allzuſchnell zum Abend hin, den ich bei Cotta zuzubringen gedenke. — Baader ſäumt noch zu kommen, und ich ſchreibe weiter. Vorgeſtern, nachdem ich meinen Brief auf die Poſt gebracht, ging ich wieder zu Boiſſerée, und traf ihn endlich. Er empfing mich überfreundlich, und ſeine antheilvollen Fragen richteten ſich ſogleich auf Dich, nicht mit höflichem Wohlmeinen, ſondern mit wahrhafter Herzlichkeit. Wir ſprachen vielerlei, und ſelbſt bei abweichenden Anſichten mit freundſchaftlichem Einverſtändniß. Nachher kam auch Herr Bertram herein, und nach treuherziger Bewillkommnung fragte er voll Eifer nach Dir, warum Du nicht mitgekommen, was Du machſt und treibſt. Er hat von Deinen Beſuchen in Heidelberg und von Deinem Benehmen mit den Gemälden eine verliebte Erinnerung bewahrt, Du ſeiſt eine Erſcheinung geweſen, ſagt er, wie ſie ſich in all den Jahren nicht wiederholt hat, und die man nie aus dem Gedächtniß verlieren kann. Da ſeine Perſon und Aeußerungsweiſe etwas natürlich Drolliges hat, ſo waren wir, Boiſſerée mit, alsbald in lachende Fröhlichkeit verſetzt. Glaube nur nicht, liebe Rahel, daß ich durch dieſe Bezeichnung Deinem Liebhaber etwas anthun will, im Gegentheil, ſie ſoll ihn ehren und in's Licht ſtellen. Ein Wagen hielt vor der Thür, man wollte ausfahren, dies kürzte meinen Beſuch ab. Boiſſerée's ſind hier noch gar nicht heimiſch, der jüngere Bruder ſogar noch in Stuttgart, wo ſie ſich eingeniſtet hatten, ihre neue Niederlaſſung macht ihnen noch viel Ungemach und Unruhe; doch gefallen ſie ſich hier ſehr gut, und ſind mit ihrem Verkaufe ganz zufrieden, nur wären ſie mit ihren Schätzen doch lieber nach Berlin gekommen, wohin ſie nun, da es unbefangener als bisher geſchehen kann, doch wenigſtens einen Beſuch vorhaben, vielleicht im künftigen Jahre. — München iſt wirklich ſehr lebhaft durch die vielfachſten Regungen in Künſten, Wiſſenſchaften, bürgerlichen und politiſchen Dingen, und in aller dieſer Vielartigkeit iſt derſelbe kräftige Zug bemerkbar, der von dem beſtimmten Willen und Geiſte des Königs ausgeht, der von allen Seiten hört und nimmt, aber bis jetzt keiner Richtung und keinem ſeiner Räthe ganz hingegeben iſt; eine Haltung, die, wenn ſie dauerhaft iſt, eine wahrhaft königliche heißen darf. Und was ſagſt Du dazu, daß der König von dem Badeort Brückenau eigens zum 28. Auguſt nach Weimar gereiſt iſt, und dieſen Tag bei Goethe in deſſen Hauſe hat feiern wollen? Dieſer Zug

allein hebt den König über ganze Schaaren anderer Hochgeſtellten hinaus, und ehrt die Deutſchen, denen er angehört. Was Goethe alles erlebt! Ein ſolches Alter, eine ſolche Größe, ſind beiſpiellos. Was ein Mann, ein Dichter, ſeiner Nation, und durch ſie der Welt, werden kann, durch bloßes Bilden und Leben, ohne Gewalt und Günſtlingſchaft, bleibt eine merkwürdige Geſchichtsthatſache, und als ſolche nimmt ſie gewiß auch Goethe und freut ſich derſelben, mit erlaubtem Wohlgefallen. Und ich freue mich mit, gerührt und ſtolz, daß Goethe das erlebt, und die Deutſchen es ihn erleben laſſen. Dem König Ludwig aber ſchlägt dankbar mein Herz für ſeinen Antheil an unſeren Nationalehren! — Nachmittags. Baader hat mich ſitzen laſſen, oder vielmehr ich ſoll ihn mißverſtanden haben, und die Sache erſt jetzt vorgehen, ſo, daß ich wieder erwarte; auch Cotta wird mit uns ſein. Inzwiſchen war ich beim Maler Förſter und ſeiner Frau, geborenen Jean Paul Richter, wie an der Thüre ſteht. — Bei Tilier habe ich gut gegeſſen, baieriſche Dampfnudeln, die erſten, die ich diesmal genoſſen. Ich kann mich bei ihm nur immer nicht in die Gefährtin finden, und im Grunde doch, weil ich ſehe, daß er ſich eigentlich auch nicht darein findet. — Eine der intereſſanteſten Perſonen hier ſoll Mad. Spire ſein, eine Schweſter von Börne, und ſchon deshalb anziehend; vielleicht mach' ich noch ihre Bekanntſchaft. Börne's Vater iſt geſtorben, und die Erbſchaft für den Sohn anſehnlich genug, um ihn der Schriftſtellerei völlig fremd werden zu laſſen. —

Nun hab' ich Dir genug von mir erzählt, geliebte Rahel! jetzt wäre die Reihe an Dir! Herzensfreundin, wie geht es Dir, wen ſiehſt Du, was machſt Du in den ſchönen Herbſttagen, die mir, Gott verzeihe mir's, leider in ſolcher Trennung hingehen! Fährſt Du mit Elischen ſpazieren? Biſt Du bei Bartholdy's im Garten? Reiſeſt Du wohl gar ſchon? Kommt der treue Williſen fleißig, oder haben ihn ganz die Manöver? Iſt Pfuel gekommen, Steffens? Und ſelbſt an Büchern, was haſt Du jetzt? Auf dieſe und tauſend Fragen fehlt mir die Antwort! Ein Brief von Dir iſt nicht gekommen, mein Bote kommt eben von der Poſt. Aber ich bin nicht ungeduldig, ſchreibſt Du nicht, ſo denk' ich das Beſte, und habe den Troſt, daß Du, Geliebte, Dich nicht angeſtrengt. Auch hab' ich ja vor wenigen Tagen einen ſo lieben Brief von Dir gehabt! — Baader muß nun gleich kommen. Ich ſchließe. Mein Befin-

den ist ganz leidlich, ich mache alles, was ich will, ein bischen Husten, und wirklich nur ein bischen, verschlägt mir nichts, mein Aussehen ist vortrefflich, und meine Stimmung leicht. Auch nahet ja die Zeit des ersehntesten, glücklichsten Wiedersehens! — Meine besten Grüße an Alle, an Willisen insbesondere, und tausend Küsse dem lieben Elischen! Was wird sie zum wiedergekommenen Onkel sagen? auf den Finger beißend verstummen? Das Herzenskind! liebe sie recht, Herzensrahel! Und bleibe meiner Liebe, meiner Zuversicht, meiner innigsten Sehnsucht treulich versichert. Ich drücke Dich an meine Brust, ich blicke Dir in die lieben, treuen Augen!

Ewig Dein unwandelbarer

Varnhagen.

Aus München ist dies mein fünfter, im Ganzen mein achter Brief. Leb wohl, Geliebte, Theure! Mache Dir Vergnügen! Recht sehr, es ist das Beste, was Du thun kannst! Und sei bestens gesund! Liebe Rahel!

An Rahel.

München, den 8. September 1827.

Samstags Abends, gegen 10 Uhr.

Prächtiger Mondschein, doch sehr kühl. Den ganzen Tag schönste Sonnenhelle.

Geliebteste Rahel, ich komme eben aus dem Theater, wo ich „Macbeth" gesehen, und habe jetzt Deinen Brief gelesen, Deinen lieben, mir das Herz erquickenden Brief vom 2. d. Ich hatte ihn schon vorher, auf dem Wege zum Theater hatte ich ihn von der Post geholt, auf der Straße hastig den Anfang gelesen, ersehen, daß Du wohl bist, und nun beruhigt ihn da in der Brusttasche verwahrt; mit dieser glücklichen Gewißheit, die mir so buchstäblich am Herzen lag, fühlt' ich nun keine Ungeduld, ich konnte ruhig zusehen, denn die beste Freude war mir ja für den weiteren Abend sicher! Ich dachte, wohl Keinem steht nach dem Theater noch so Gutes bevor, und ich

mußte heimlich lachen vor innerem Vergnügen! Du sollst wissen, geliebte Rahel, daß heute ein Tag war, da mich die tiefste Sehnsucht bewältigte, ich konnte nichts anderes denken, als Dich, die Heimkehr, das Zusammensein. Der Tag war so heiter, die Luft so schmeichelnd, die Stadt so feierlich im Schmuck, es war ein katholischer Festtag, und alles folgte dem Zuge des Vergnügens. Am Vormittage hatte ich die Leuchtenberg'sche Gemäldegalerie besehen, die schönsten Bilder, einzige Murillo's, schöne Tizian's, Leonardo's, Luini's, kleine Rafael's sogar, der Niederländer gleichfalls eine gehörige Zahl. Nachmittags mocht' ich nicht mehr ausgehen, sondern sah nur von meinem Zimmer in den goldnen Tag hinein; las abwechselnd, Französisches und Deutsches, Deine Briefe, und nährte meine Sehnsucht mit jedem Gedanken, mit jedem Bilde, das mir vorkam! So bracht' ich eine herrlich-schmerzliche Zeit zu, bis die zum Theater heranrückte, da mir dann Dein lieber Brief eine trostreiche Erfüllung ward! Und wie mußt' ich Dich wieder im Theater vermissen! Ohne Dich den Macbeth von Eßlair zu sehen, war ein gar zu großer Verdruß. Eßlair spielte meisterhaft, ein wahrer Held, dem man es auf den ersten Blick glaubte, daß er es sei; Sonderbarkeiten, ja vielleicht Willkürlichkeiten mitunter, die er in seinem Spiel anbrachte, waren wenigstens die eines Meisters, der sich als solcher etwas erlaubt; den Widerstreit der Kraft, welche Macbeth in seiner Heldennatur besitzt, mit der Unzulänglichkeit, welche diese Natur in allem offenbart, was die Seele betrifft, diesen Widerstreit, der bald das Eine, bald das Andere hervortreten läßt, und zuletzt im körperlichen Wehkampfe, verlassen von der Zauberzuversicht und belastet mit dem Verbrecherbewußtsein, doch noch einen Riesen im Untergange zeigt, stellte Eßlair vortrefflich dar; die schönste Sprache, die mächtigsten Bewegungen standen ihm zu Gebot. Mad. Fries, als Lady Macbeth, spielte der Schröder nach, mit äußerlicher Geschicklichkeit, aber ohne das innere Feuer derselben, und ich mußte sehr die Pfeiffer vermissen, die hier sonst mit Eßlair zusammenspielte, ein Zusammenspielen, wie es uns in Berlin nie zu Gute kommen will, denn wenn wir auch eine Schröder oder Pfeiffer als Gast bei uns haben, so müssen wir gegenüber einen Rebenstein sehen! Eßlair wurde mit einem Sturm von Beifall hervorgerufen, und ich klatschte für Dich und mich tapfer mit. — Geliebte Rahel, schon zwanzigmal habe ich Deine Worte: „Ich bin auf Ehre sehr wohl!“ fest angesehen, um jeden ihrer

Züge bestätigen zu lassen, was das Ganze sagt, jeden leisesten Zweifel daraus hinwegzuprüfen, und nun die reinste Freude durch sie zu empfangen! Der Himmel erhöre meine heißesten Wünsche, und segne Dich ferner mit Gesundheit und jedem Heil! Ich küsse Dich, Geliebte! Schlaf wohl, ich gehe auch zur Ruhe, die Nacht ist schon weit vorgeschritten!

Mit treuer Liebe

Dein August!

Sonntag, den 9. September, Morgens vor 8 Uhr.

Der Tag läßt sich wieder prächtig an.

Mir ist nur lieb, daß meine Briefe Dir einiges Vergnügen machen, zum Ersatz für das unaussprechliche, das mir die Deinen geben! Ich sehe daraus wirklich, wie Du lebst, welche Gestalt und Art die Tage haben. Da nun doch, allem Ansehen nach, die Reise nach Dresden unterbleibt, so freut mich wenigstens, daß Du in Berlin einige gesellige Bewegung erfährst, und die einsame Stille des Sommers aufhört. Die neuen Bekannten, deren Du erwähnst, sind mir sehr lieb, und besonders, da sie alle zu Dir kommen, wie Lerse zum Götz, aus langgehegtem Wohlgefallen und guter Neigung, wie Kaiser Maximilian sich nicht rühmen kann, einen seiner Rekruten geworben zu haben! Ranke steigt bei mir im Preise, daß er Dich so fleißig besucht; ich habe hier indeß auch meinerseits ihm solche Drucker gegeben, daß, wenn irgend etwas der Art in der Welt von Nutzen sein kann, ihm der größte davon nicht ausbleiben wird, denn ich hab' ihn nicht nur außerordentlich, sondern auch höchst zweckmäßig gelobt, und am entscheidenden Orte; doch wünsch' ich, daß es ihm durch den Rückschlag zumeist bei uns nutze, denn nach Baiern übergehen soll er doch ja nicht! Er scheint den Frauen am meisten zugethan, wenn deren Männer fehlen; wer weiß, ob Frau von Arnim so eifrig von ihm gehegt wäre, wenn der Gemahl seine Residenz daheim hätte! Daß er aber Bettina'n der Muttergottes vergleicht, kann ich ihm nicht durchlassen, die Muttergottes war keine Lügnerin, und daß Bettina eine ist, macht sie durchaus unfähig, sei es in welcher Beziehung eine solche Vergleichung auszuhalten, sie zerstiebt darin, und da sie doch in so manchen wundervollen Gaben noch mit Erfolg fortexistiren kann, so thut ihr Freund

auch ihr ſelbſt Unrecht, ſie dem verzehrenden Brande ſolches Spiegels auszuſetzen. Zwar, ich weiß es ja nur zu gut, wir lügen Alle, und ſind dazu genöthigt und angehalten, und in ihrer Weltſtellung iſt manche Lüge mehr Wahrheit, als es die Wahrheit ſelber ſein könnte, aber das Lügen macht auch nicht den Lügner, ſondern die Frechheit und Schamloſigkeit darin, und Bettina, die reizende, tiefſinnige, geiſtſpielende Bettina iſt frech und ſchamlos im Lügen. Mit mir hat ſie verſpielt, durch Einen Zug; man gewinnt auch oft durch Einen! — Alſo verändert ſind' ich den Menſchenkreis in Berlin doch! Ein Fräulein Arnim iſt mehr auf der Welt, und die Solmar weg! Der leichte Tod iſt ſchön, und ſo ruhe ſie denn auch in Frieden. Für Jettchen wird der Schlag denn doch hart ſein, und der neue Zuſtand ängſtlich; ich grüße ſie von Herzen. Unſere Fanny freut mich aber; immer zu! Ich ſtimm' ihr bei: „Jemehr Kinder, jemehr Glück!" Ich wollte, ſie bekäme ſie dutzendweiſe, und wüßte gar nicht, wohin mit allen, dann wäre Eliſchen unſer. „Onkel ſoll kommen", ſagt das liebe Thierchen? Ja, ja, er kommt nun bald, drei bis vier Tage nur bleibt er noch in München, dann geht mit Jubel die Rückreiſe an, zunächſt über Augsburg, wo ich doch Friedrich Schlegel zu ſprechen wünſche, der noch immer dort weilt, dann über Nürnberg, Erlangen, Bamberg, Koburg und Jena nach Halle. Erlangen und Koburg und Jena ſind mir neu. Ob ich ein paar Tage in Weimar einkehre, weiß ich noch nicht, bis jetzt habe ich kein rechtes Herz dazu. In Halle hoff' ich Briefe von Dir zu finden, poste restante, über Leipzig denk' ich diesmal nicht zu gehen, Deine Briefe in Halle müßten mich denn dorthin rufen. Ueberall hab' ich einige Perſonen zu ſprechen, Sachen zu beſehen, denke aber doch nirgends länger als nöthig zu verweilen. — Ich danke Dir, liebe Rahel, für die bündigen Nachrichten über die eingegangenen Briefe, den von Pfuel haſt Du mir ohne Beiwort ſelber zugeſchickt, er karakteriſirt ſich alſo ſelbſt, außerdem ſind alſo noch ein dummer und ein elender da, ich erkenne ſie! den edlen und guten aus Mecklenburg, den Du beantwortet haſt, noch ungerechnet. — Daß Bartholdy's meiner ſo freundlich gedenken, ſchmeichelt mir ſehr; ich liebe wahrlich das ganze Haus, Du weißt, wie ich Dir immer in der Anerkennung ſo weſentlicher Vorzüge, die daſſelbe im Ganzen wie im Einzelnen auszeichnen, beiſtimme, es iſt alles Wahrheit dort, und, daß ich nur gleich den rechten Punkt hervorhebe, die Art,

wie die ganze Familie von jeher Dich genommen hat, ist für mich entscheidend. Auch mir thut es unsäglich leid, daß Herr Bartholdy die Reise nicht auch gemacht hat, er würde sich zuverlässig recht sehr vergnügt haben, wir hätten uns nach Umständen auf ein paar Tagereisen trennen und dann wiederfinden können, aber es wäre kaum nöthig gewesen, meine Unpäßlichkeit, die einzige Störung, die auch nur ein paar Tage gedauert, wäre wohl gar nicht eingetreten. Was hier alles zu sehen ist, läßt sich gar nicht sagen. Aber wir wären auch nach Mailand gereist; allein mocht' ich das nicht ausführen. Nun, vielleicht künftig! Meine herzlichsten Grüße dem ganzen Hause! Wie ist denn jetzt der Garten? Einzig schön in seiner nahenden Herbstlichkeit? Ich sind' ihn dann reizender, als im Frühling. Ich hoffe, Du bist oft dort, ich kann mir so gut vorstellen, welche Gestalt dort alles hat, was Dich umgiebt und berührt. Auch die liebevollsten Grüße an Willisen, und so auch an seinen Bruder! Nach Deinen Briefen nimmt die Freundschaft nicht ab; desto besser! Ich merke, daß man an den alten Freunden nun einmal was hat, was sich, verloren, in der Welt nicht wiederersetzt; das Erlebte wird mit zunehmenden Jahren immer unschätzbarer, einziger, auch Anderen geht es so mit mir, kann ich deutlich wahrnehmen. —

Vorgestern Abend bei Cotta war es recht hübsch, seit Berlin zum erstenmale wieder saß ich hier an einem Gesellschaftstheetische; Frau von Cotta ist sehr angenehm belebt, ebenso ihre Nichte, Fräulein von Hügel, das Gespräch war mannigfach, und der kluge Cotta, der so vieles kennt und weiß, nicht der wenigst Unterhaltende. Die Geschäfte fliegen ihm zu, einzelne Verluste schrecken ihn nicht ab, und im Ganzen gewinnt er bei seinen Spekulationen ungeheuer. Dr. Lindner war auch den Abend dort, er lobte sehr unseren Ancillon, wie er auch schon öffentlich in den politischen Annalen gethan. Er grüßt Dich von ganzem Herzen! — Ich soll hier noch so vielerlei besehen, daß ich nicht weiß, wie ich damit fertig werden kann. Aber ich werde manchem interessanten Plunder keck absagen; Schöneres als die Glyptothek bekomm' ich doch nicht zu sehen. Mein Landsmann Cornelius legt dort wahrhaft Ehre ein durch seine herrlichen Freskogemälde, die in leuchtender Farbenpracht eine ganze Welt antiker Gestalten gedrängt zusammenfassen. Der Statuen sind eine solche Menge in den Marmorsälen, daß man nicht begreift, wie binnen so kurzer Zeit das alles hat

zuſammengebracht werden können. Ich habe leider nicht ſo viel dort ſein können, als ich gewünſcht, denn die dumpfe Kühle des noch unvollendeten Gebäudes paßte zu meinem Zuſtande nicht. — Das große Bildungsaufſtreben iſt hier, außer dem Könige ſelbſt, faſt nur den Fremden und Proteſtanten vertraut, das alte Münchener Publikum iſt roh und ſtarr, und die katholiſche Volksgeſinnung widerſetzt ſich dem Neuen ablehnend und bekämpfend. Aber für die Bildner ſcheint es ein großer Vortheil, daß ſie auf eine ſolche rohe Maſſe zu wirken haben, und nicht auf ſchon feinere Schwäche, ſie bekommen ſelber dadurch ſtärkeren Halt, und können nicht ſo leicht in Philiſterei verfallen, wozu der Hang doch ſo leicht entſteht. Da mehrere Proteſtanten hier in derſelben Gegend eigne Häuſer beſitzen, ſo nimmt das altbaieriſche Volk dieſen Bezirk verächtlich als Proteſtantenwinkel, wie eine Art anderer Judengaſſe, und in kleinen, dunkeln Ortsblättern geſchieht dieſe Zuſammenſtellung in allem Ernſt; es hilft nichts, daß jene Proteſtanten Miniſterialräthe, Hofräthe, Künſtler u. dergl. ſind, und zum Theil ſchon an die 20 Jahre hier wohnen. Einiger Druck thut den Leuten doch ſehr gut, die hieſigen Juden ſcheinen demſelben etwas zu früh enthoben, denn ſie ſind ſehr ungebildet und geiſtlos, wie ſich mir von mehreren Seiten kund giebt; natürlich wird es nicht an einzelnen Ausnahmen fehlen. — Der Katholizismus iſt hier frech genug; es war die Rede davon, der Pabſt würde nach München kommen. „Wohl um ſeine Liebſchaften wiederzuſehen?“ fragte ein Herr. „Gott behüte“, ſagte eine Dame, „daran würde er eine ſchlechte Freude haben, das ſind jetzt lauter alte Hutzeln!“ Herr und Dame waren von denen, die zur Meſſe und Beichte gehen. — Nun geht mein Papier zu Ende! Du hatteſt am 2. erſt meinen Brief aus Nürnberg; gleich nachher muß der aus Regensburg gekommen ſein, aus München iſt dies mein ſechster. — Strenge Du Dich nur nicht an mit Schreiben, geliebte Rahel! Deine Konſervations-Handſchrift laſſ' ich mir gern gefallen, und ſo lieb mir Deine Briefe ſind, ſo verzicht' ich doch gern auf ſie, Dein Wohlbehagen iſt mir lieber! Nochmals tauſend Grüße! Dir den innigſten Kuß! Leb wohl, theure Freundin! Auf baldiges Wiederſehen! Dein

Varnhagen.

An Rahel.

München, den 10. September 1827.

Montags Nachmittags, gegen 4 Uhr.

Noch immer das schönste Wetter!

Theure, geliebte Rahel! Ich freue mich! Weißt Du weshalb? Weil ich kurz und gut beschlossen habe, morgen Vormittag nach Augsburg abzureisen, und dies ist ein Anfang der Heimkehr! Ich werde zu ungeduldig, ich kann so lange nicht als Fremder allein an demselben Orte weilen. Ich lasse vieles ungesehen, ungenossen zurück, aber das ist mir eben Recht, so behält doch München in der Einbildungskraft einen unaufgeschlossenen Zauber für künftige Wirklichkeit! Ich bin schon überall herumgefahren, und habe Abschied genommen; es ist mir dadurch ordentlich ganz leicht um's Herz geworden! An Robert hab' ich auch geschrieben, und ihn aus diesen Landen gegrüßt. Mich kränkt nur, daß ich wahrscheinlich mehrere Briefe von Dir, die noch alle hieher gerichtet sind, nicht unmittelbar empfange; wahrhaftig, beinah wär' ich bloß deswegen noch einige Tage hiergeblieben! Aber ein zurückbleibender Freund wird beste Sorge haben, daß, kommt morgen ein Brief von Dir, ich diesen noch in Augsburg erhalte, die nachfolgenden in Halle, und die ganz späten in Berlin. Verloren wird keiner sein, es ist die genaueste Vorkehr getroffen. Leider hab' ich von Dir, Geliebte, erst Antwort auf meinen Brief aus Nürnberg, nicht auf den aus Regensburg, nicht auf die aus München! Es ist natürlich gar nicht möglich in der kurzen Zeit, aber es ist mir, als müßte es doch sein. Du mußt wissen, geliebte Rahel, ich lebe von Deinen Briefen, Deinem Andenken, Deiner Gegenwart! Und nun tauch' ich gleichsam unerreichbar unter, dann auf dem langen, in kurze Fristen abgetheilten Wege kann ich erst in Halle wieder Nachricht von Dir empfangen. Gleichwohl hüpft mir das Herz vor Freude, daß ich wieder die Richtung einschlage, die mich Dir nähert, die mich zu Dir führt! Ginge von hier eine regelmäßige Schnellpost, auf der man sich gleich bis Berlin einschreiben lassen könnte, ich thät' es ungesäumt, aber da ich mich ohnehin aufhalten muß, weil die Eilwagen in jener Richtung zum Theil

noch fehlen, ſo will ich auch die Vortheile mitnehmen, die ſich hie und da noch darbieten. — Mir geht es hier, die Sehnſucht abgerechnet, ſo gut und angenehm, als ich es hoffen konnte. Die Stadt iſt groß und das Leben mannigfach genug, um auf weit längere Zeit reichhaltige Befriedigung zu gewähren. Geſtern war ich Abends wieder im Theater, wo außer einem Luſtſpiel auch ein Ballet gegeben wurde, das erſte, das ich hier ſah; es fiel mittelmäßig aus, aber an fremdem Orte kommt es weniger darauf an, ob die Sache gut iſt, als vielmehr wie ſie iſt, und ſo bin ich mit meinem Ergebniß durchaus befriedigt. Die Dame, die neben mir ſaß, hätte Rahel ſein ſollen, und ich hätte nichts weiter zu wünſchen gehabt! Das wäre doch eine Ueberraſchung geweſen! Aber nein, ich hätte dennoch dafür danken müſſen, ſie wäre mir vielleicht übel bekommen. Franz von Baader hat die Schrift, die er Dir ſchicken wollte, nicht fertig, wird ſie aber zuverläſſig in der Folge ſenden; er grüßt Dich freundlichſt, ich war heute bei ihm in Schwabing, wo ich aber ſeine Frau und Tochter nicht geſehen habe, weil die erſtere unpäßlich das Bette hütet. Joſeph von Baader war eben bei mir, um meinen Abſchiedsbeſuch zu erwiedern. Boiſſerée und Bertram laſſen Dich innigſt grüßen, der letztere beſonders bindet es mir auf die Seele, er kann Deinen Beſuch in Heidelberg nicht vergeſſen! Ich lade alle Welt ein nach Berlin zu kommen, und ſie verſprechen es Alle ſehr gern. — Als ich Dir neulich vom Könige von Baiern und Goethe'n ſchrieb, wußte ich noch nichts von dem Großkreuz des Civilverdienſtordens; nun ſieht die Sache noch ganz anders aus, nicht als ob der Beſuch nicht mehr wäre, als der Stern, aber die gewohnte Anſicht iſt bisher doch immer feſtgeblieben, dergleichen könne nur den Hof- und Staatsbeamten geziemen, Verdienſte in anderen Gebieten dürften nur mit geringeren Zeichen belohnt oder anerkannt werden. Ich ſehe bei ſolchen Ereigniſſen ſtets meine Rahel vor Augen, wie die das aufnimmt, was ſie dabei ſagt. Du biſt die größte Virtuoſin im Theilnehmen, im Gönnen. Drum biſt Du auch der „Menſchenmagnet", Dir „fliegt das Pünktchen Menſch zu". Ganz recht, meine Geliebte, und wie viel „Menſch" mußt Du in mir ſein, da ich Dir ganz und gar zufliege! —

Der Brief muß gleich auf die Poſt; er bleibt diesmal nur klein. In Augsburg, wo ich einen Tag bleibe, hoff' ich Friedrich Schlegel und ſeine Frau zu ſehen; es wäre zu arg, wenn wir

grade zu gleicher Zeit führen und uns kreuzten! Ich höre von mehreren Seiten, daß er überaus gern Wien mit München vertauschen würde, aber schwerlich dazu einige Aussicht ist. In Wien soll es fast niemand mehr aushalten können, wer irgend geistige Ansprüche hat; auch Hormayr möchte fort, er, der mit tausend empfangenen und selbstgemachten Fäden mit Oesterreich verstrickt ist! Leb wohl, geliebte Rahel! Die schönsten Grüße den Freunden allen, besonders an Willisen, Bartholdy's, Jettchen Solmar, Lamprecht's, Casper's. Mein Herzenstöchterchen vergißt Du ohnehin nicht; wenn ich an das liebe Stimmchen denke, werde ich ganz sehnsüchtig! Keine Nacht, da ich nicht träume, ich sei mit Dir und Elischen; das Erwachen ist dann gar häßlich! Sei wohlauf und vergnügt, meine theure, einzige Rahel! Leb wohl, und behalte mich lieb!

Ewig Dein

Varnhagen.

Sei nur ganz sicher wegen Deiner Briefe, mir geht keiner verloren! Schreibe mir nun ein Wort nach Halle an der Saale, poste restante. Dies ist mein siebenter Brief von hier. —

Der junge Herzog von Leuchtenberg soll sich mit der ältesten Tochter der Großherzogin Stephanie von Baden verloben. Die Mütter haben dieserhalb, ich glaube hier in der Nähe, eine Zusammenkunft. —

An Rahel.

Augsburg, den 11. September 1827.

Dienstags Abend, halb 8 Uhr.

Angenehme, milde Luft, nach großer Hitze.

Geliebte Rahel! Da sitz' ich hier im Wirthshause zum grünen Hof, demselben, wo Friedrich Schlegel sein sollte, aber siehe da! gestern ist er abgereist, nach München zurück. Ich wußt' es vorher, daß es so kommen würde, das Verfehlen war genau abgepaßt, grade die 14 Tage, die ich in München war, brachte er hier zu, ich mache mich nach Augsburg auf, und er ist gleich wieder dorthin, ich bin gewiß, ich hätte ihn zwingen

können, noch länger hier zu bleiben, es hätte dazu bloß meines längeren Wartens in München bedurft! Dieses Mißgeschick verdrießt mich wahrlich sehr, Friedrich Schlegel wäre mir ein Lichtbild mehr gewesen, einer der hellen Punkte, welche solcher Reise gleichsam zur Beleuchtung dienen. Er ist eigenartig, wechselvoll, und ausgezeichnet in seinem ganzen Wesen und Treiben, daß es immer merkwürdig ist, ihn von Zeit zu Zeit wiederzusehen. Mag er geworden sein, wie er will, für mich ist er in jeder Gestalt unendlich anziehend und bedeutend. Wie fruchtbar wären mir seine geringsten Aeußerungen geworden, welche Aufschlüsse würde er mir selbst wider Willen gegeben haben! Das ist nun alles verloren, und es ärgert mich höchlich, auch um Deinetwillen, liebe Rahel, da ich Dir so ausführlichen Bericht zu erstatten hoffte! Und was hätte ich Dorotheen alles von Dir zu erzählen gehabt, wie angenehmer Bote wär' ich ihr gewesen! Kurzum, es ist ganz verwünscht, und wir wollen von der Sache nicht weiter reden. — Ungeachtet dieses großen Verfehlens bin ich doch ungemein vergnügt hier, denn die eine, sichere Thatsache, daß ich Dir heute um 9 Meilen wieder näher gekommen, steht hoch oben in meinem Bewußtsein, und kein Umstand kann sie verdunkeln! Mein geliebtes Herz, innigste Freundin, Du hast keine Vorstellung, wie die Sehnsucht zu Dir mich bemeistert; ich muß mir tausendmal im Tage vorhalten, daß ich mit Ruhe und Ordnung die Reise vollende, denn tausendmal kommt mir die Versuchung, nun ohne weiteres Besinnen mit Kourierpferden plötzlich in Berlin einzutreffen! Ich muß mich vor den ersten Extrapost-Pferden hüten, es könnte mir dabei gehen, wie bei der Geisterfurcht, fängt man erst an zu eilen, so giebt es auch kein Halten mehr, athemlos geht es über Stock und Stein! — Nicht bloß Friedrich Schlegel's Abreise betrifft mich hier als Verdruß, auch noch ein anderer stellt sich ein, und muß erst beseitigt werden. Nach Tilier's Versicherung, der zwei Jahre hier gewohnt hat, und zum Ueberflusse noch das Postverzeichniß nachgesehen zu haben behauptete, sollte morgen Mittag ein Postwagen von hier nach Nürnberg abgehen, in Wahrheit aber geht er erst übermorgen Nachmittag. So lange nun in Augsburg, in dem noch dazu Schlegellosen, zu verweilen, würde meine Geduld auf die peinlichste Probe stellen; ich will mich also umthun, ob ich morgen Mittag auf gute Weise mit einem Lohnkutscher weiterfahren

kann. Man giebt mir Hoffnung, daß ein Reisegesellschafter sich finden wird; fahre ich, wie von München hieher, ganz allein, so wird es mir doch zu theuer für die zweitägige Fahrt, mehr als zwei Theilnehmer fahren unbequem. — Da ich Dir all mein Leid und Ungemach klage, und selbst das nicht schenke, was, wenn Du den Brief empfängst, lange vorüber sein wird, so will ich Dir auch das Angenehme, das dieser Tag dargeboten, mittheilen. Ich müßte mit den guten, wechselnden Stimmungen anfangen, die mir aus Sonnenschein und Himmelsbläue, aus Wald und Feld, aus Bach und Wiese, aus allen Anblicken der Natur und der Lebensthätigkeit unterwegs zuströmten, die mir tausend Bilder erweckten, und während des heißen Tages wahrhaft erfrischende Stunden gaben. Allein wie soll ich das mittheilen und schildern, was mir selbst gleichsam nur geliehen war, und sich in keinen scharfen Umriß fassen ließ? In Zusammenhang mit diesen Stimmungen setz' ich die andere Annehmlichkeit, daß der letzte Rest meines Erkältungsübels dem Einwirken der heilsamen Bewegung und der kräftigen frischen Luft völlig gewichen ist, und ich in diesem Betreff wie ein Fisch im Wasser bin! Daran nimmst Du, geliebte Rahel, ich weiß es, den größten Antheil, und deshalb verkünd' ich es Dir mit allem Stolze, den Elischen zeigt, wenn sie etwas Dir Gefälliges aufweisen kann. Dies war, was der Weg hieher geleistet hat; aber auch Augsburg selbst war mir schon fruchtbar! Ich begab mich sogleich, wie ich vom Wagen stieg, in die Cotta'schen Anstalten. Sie sind wirklich groß und sehenswerth. Zwei doppelte und eine einfache Walzenpresse, durch Dampf getrieben, übertreffen an Vollkommenheit und Machteindruck weit, was ich bisher in dieser Art gesehen. Die folgenden Theile von Goethe und die morgende Allgemeine Zeitung wanden sich grade durch das geordnete Labyrinth von Fäden, in deren Schlingen mit beispielloser Schnelligkeit die weißen Bogen sich zu bedruckten umwandeln, ohne andere Handhülfe, als daß zwei Genien — in Gestalt zerlumpter, schwarzer, schlechtbezahlter Druckerjungen — die Bogen der Maschine hinlegen und abnehmen. In einem oberen Saale sind vierzig Setzer beschäftigt. Die Menge der litterarischen Unternehmungen, ihr Reiz und ihre Wichtigkeit, erfüllen mit Staunen; ein flüchtiger Ueberblick hat mich an zehn verschiedene Werke sehen lassen, die ein nächster, noch ungekannter Zuwachs der Litteratur sind! Doch dies alles nur nebenher, jetzt zur Hauptsache!

Diesen sämmtlichen Anstalten steht ein Faktor vor. Herr Reichel, dessen Geschäftslast wohl mit der eines Ministers zu vergleichen sein möchte, wenn auch gewiß nicht seine Besoldung, denn der Freiherr von Cotta hat von jeher das Glück und den Verstand gehabt, die trefflichsten Gehülfen und unschätzbarsten Diener unter den knappsten Bedingungen zu erlangen und zu behalten. Jener Faktor nun, ein schlichter, aber einsichtsvoller Mann, hat bei dem Drucke von Goethe's Werken sein Geschäft mit solcher Aufmerksamkeit und solchem Antheil geführt, daß durch sein Bemühen — was gar nicht seines Amtes ist — eine Menge Uebelstände, Unrichtigkeiten, Versehen, die sich eingeschlichen hatten, beseitigt, Fehlendes ersetzt, und Schickliches zugefügt worden ist. Dies konnte Goethe'n nicht unbemerkt bleiben, er erkannte das schöne Verdienst des Mannes, der aus einer unteren Sphäre erfolgreich in eine höhere wirkte, nach Gebühr an, schrieb ihm einen Dankbrief, und sandte ihm die Denkmünze, die auch ich von ihm empfing, in Erz. In dem Briefe bespricht er zuerst manches Einzelne billigend und dankend, hierauf aber drückt er die Beruhigung aus, daß, da doch bei seinen hohen Jahren zu erwarten sei, er könne vor Beendigung der Ausgabe abgerufen werden, diese selbst in so treuen, kundigen Händen dadurch keine Störung erfahren dürfe, sondern die beste Förderung nach wie vor zu hoffen habe. Der würdige Mann, überrascht wie beglückt durch die ehrenvolle Zuschrift, glaubte in seiner Antwort jedoch bemerken zu müssen, daß nicht ihm allein, sondern großentheils dem Korrektor das Verdienst zukomme, welches so unerwartete Würdigung gefunden. Goethe aber sandte darauf auch dem Korrektor mit freundlichen Worten jene Denkmünze in Erz, dem Faktor aber eine andere, gleichfalls Goethe's Bild führend, in Silber, und auf dem Kästchen, worin sie liegt, stehen vom Buchbinder die Worte aufgedruckt: „Herrn Reichel, dem Sorgfältigen, von Goethe." Das alles hab' ich, Du kannst denken mit welchem innigen Antheil, betrachtet, gelesen; von dem Goethe'schen Briefe doch nur die Abschrift, denn den Brief selbst, sagt Herr Reichel, hat Herr von Cotta zu sich genommen. — Nun für heute genug! Ich esse noch einen Bissen, und gehe dann zu Bette. Gute Nacht, theure Geliebte, mein liebes Herz! Ich küsse Dich innigst, ich drücke Dich an meine Brust! —

Mittwoch, den 12. September. Morgens 9 Uhr.

Helles, warmes Wetter, wie gestern.

Triumph! Triumph! Das waren richtige Anstalten! Eben erhalte ich hier, durch Tilier's und Reichel's Vermittelung, Deinen lieben Brief vom 4. September, der gestern für mich in München ankam! Auch die anderen werden mir nicht entgehen, ich finde sie in Halle. Geliebte Rahel, wie mich Dein Brief erfreut, stärkt, erquickt! Mit dem hab' ich nun in Augsburg einen guten Tag; ich bin wie mit Dir zusammen, ich glaube alles mit Dir zu sehen, zu erleben! Und ich sehe wirklich in Deine Tage hinein, wie durch ein Fenster, und die Menge der Gestalten und Vorgänge, die Du wie mit elastischen Federn, in all' ihrer und Deiner Eigenthümlichkeit auf die Schaubühne schnellst, berauschen mir das Auge! Ich freue mich, daß Du Leute siehst, und diese, nicht Leute, sondern Freunde, Angehörige in jedem Sinn! Und Elischen, mein theures Kind! Tausend Grüße an Alle! Mich freut Willisen's Antheil; sein Beifall ist mir unendlich werth, so werth, daß ich in keiner Art ihm ein gutes Wort darum hätte geben mögen. Was Du von Alexander von Humboldt schreibst, ist mir gegenwärtig. Ich sehe ihn. Seines Bruders Nachrichten über München wirst Du zum Theil durch meine Briefe bestätigt finden; doch wundere ich mich fast, durch den strengbesonnenen Staatsminister an Wärme der Entzückung diesmal übertroffen sein zu sollen. Ich stimme mit vollem Lobe ein, jedoch dürfte München in Kunst und Wissenschaft überhaupt, wenn man nicht grade bestimmtes Einzelnes festhält, z. B. die wirklich staunenswerthen Sammlungen, sondern Geist und Anlagen im Ganzen überschauen will, eine nur nacheifernde Nebenbuhlerin von Berlin sein; in München ist der König allein alles, wir haben schon ein selbstständiges Publikum. Aber dennoch, Herr von Humboldt hat Recht, es ist herrlicher Reichthum dort beisammen, und Schönes und Großes mächtig im Werke. Mir war es immer zu Sinn, als ob uns das alles mitangehörte, und die beiden voranstrebenden Städte für gemeinsamen Gewinn arbeiteten. Ich kann Deinen lieben, mich beglückenden Brief jetzt nicht weiter beantworten, aber kein Wort bleibt darin ungenossen, auch die schönen Pfirsiche nicht, die Du mir gönnst! In der That, ich habe noch kein schönes Obst hier bekommen, gestern ein paar ärmliche Weintrauben. Jetzt will ich noch

einige Gänge in der Stadt machen, und dieſen Brief ſelbſt auf die Poſt bringen. Wahrſcheinlich komme ich heute Mittag noch fort; ein Lohnkutſcher hat einen Mitreiſenden auf der Spur, er geſteht aufrichtig, es ſei zwar ein Jud', aber ein ſchöner Jud'! ich kann mich darauf verlaſſen, ein ſchöner Jud', der reiche Bernhard von hier, den er ſchon oft gefahren hat! Wenn es alſo dem reichen Bernhard beliebt, ſo fahren wir zuſammen, wo nicht, ſo findet ſich im Laufe des Tages wohl noch andere Gelegenheit. Ich habe die Nacht nicht geſchlafen, weil in dem übrigens artigen Wirthshauſe von 3 Uhr an bis zum hellen Morgen nicht weniger als 16 Fremde abreiſten, und mit ganz unvernünftigem Lärm; doch bin ich leidlich munter, und die Stärkung und Erfriſchung Deines Briefes fühl' ich in allen Gliedern! Wie ſoll ich nur alles nachholen, was Du inzwiſchen lebſt? Ich werde ſchon ganz neidiſch, die lieben Freunde Bartholdy's, Willſen's u. ſ. w., kommen ja nun faſt in allen Deinen Tagen vor! Geliebte Rahel, ſei geſund und vergnügt! Gebe Dir freien Lauf, wirf das Geld mit vollen Händen nach ſchönem Vergnügen, jedes, das Du heruntertrifft, iſt den Preis werth! Der Himmel ſegne Dich, laſſe Dir Deine Bäder gedeihen! Die ſchönſten Grüße für Eliſchen, „der Onkel kommt nun bald!" Leb wohl, geliebte Freundin! Tauſend, tauſend Liebes für Dich!

Ewig Dein treuer

Varnhagen.

Der fatale Friedrich Schlegel! Er muß doch am Schluſſe meines Briefes vorkommen, wie beim Anfang. Es iſt recht ärgerlich! Doch ich ſcherze nur, mir iſt nichts ärgerlich, ſeit ich Deinen Brief habe! Adieu, Herzensrahel!

Schreibe mir nach Halle an der Saale poste restante. Aber Du wirſt ſchon geſchrieben haben; wenn Du dies empfängſt, möcht' es wohl ſchon zu ſpät ſein. —

An Varnhagen in München.

Abends 11 Uhr. Nachdem Lamprecht's, Willisen und Graf York weg sind, den 12. September 1827.

Mittwoch. Ganz warmes Wetter, eben will der Mond hervor.

Im Beisein der Gesellschaft erhielt ich Deinen fünften Brief aus München. Auf zwei vor diesem fünften antwortete ich schon nicht mehr: weil Du, theurer Geliebter, schon schriebst, Du würdest mir nächstens schon berichten, wohin ich schreiben soll; und nach Deinem lieben fünften überfällt mich nun Angst, daß Du Dir Sorgen machen könntest, warum kein Brief von mir kommt. Welch eine Bibliothek von lieben Gedanken und Anreden hättest Du, wären sie in Briefe gefaßt; die ich Dir auf all Deine lieben Briefe und Anreden zurufe, und sage, und denke. Theurer Freund, wo soll ich auf diese Fülle antworten! Eine Welt hast Du mir mitgetheilt, notirt! Bartholdy, Willisen, denen ich nur mittheile, sind ganz hingerissen. Sie, die Mutter — ich kenne Menschen besser, finde Herzen immer — lachte und weinte darüber, und wie sprach sie! Willisen solltest Du hören! die Bartholdy'schen Mädchen schreiben Felix davon! Treuer, theurer August. Du würdest meine Liebe erobren, und eroberst sie auch immer von neuem, wie es sein muß. Komm nur nicht zu früh! ich freue mich so! der vielen Berührungen, die Du erlebst, der vielen Gegenstände, Menschen. Wie dank' ich Herrn von Baader! für die herrliche Fahrt, für die Unterweisung. Ich, theurer Herzensaugust, werde nun nicht mehr ausreisen. Ich bin wahrlich hier sehr gut; z. B. jetzt riecht's komplet vom Garten her nach Wald in allen Zimmern. Bei Tage waren die Fenster der Hitze wegen zu. Ich bin so ruhig, kann mich wegen der vielen Damen, die noch weg sind, der vielen Herren, die fehlen, so schön ungestört halten; die mich, genau genommen, bald hie bald da stören, unterbrechen; ein bischen dem, ein wenig dem: und weg ist die Zeit, in der ich leben möchte. Es geht alles sehr gut, während es in Freundlichkeit von beiden Seiten geschieht. Unterbleibt's aber, so ruht's aus; dies merke ich eben wieder bei meiner Nichte Ankunft. Sie, er, die Kinder, sehen vortrefflich aus: kamen gestern Vormittag an; mit einer Art Passion

für mich: aßen gleich bei mir, haben mich hübsch mit Sachen aus Graf Buquoi's Fabrik beschenkt; kamen — eingeladen — heute Abend — (zu Erneſtinen, die ſingen wollte — ſie war aber unwohl — zu Williſen, York, und Fräulein von Medem, die nicht kommen konnte), waren göttlich amüſirt mit Williſen, York, mir, und vielem aus Deinen Briefen; aber es peſirt mich doch, ihrer immer gewärtig zu ſein, und ſie zu behandlen. Höre meinen Tag. Rechnungen: Eliſe um halb 11, vorher ſchon Guſtav mit dem Boten, den ich nach Erneſtinens Kopfweh fragen ließ; Line auch krank! Das Kind bei mir; auf den Hängeboden; dann in den Garten, mit Kaſtanien, und Bauſteinen; ich die franzöſiſchen Zeitungen umſonſt mit hinunter genommen: ſie ließen mich nicht, ich mußte bauen, befehlen, ordnen. Hinauf; ſie wieder auf den Hängeboden. Gegeſſen. Sie mit Dore'n zu Erneſtinen und Fräulein von Medem. Dore allein zurück: Erneſtine wollte mich um 5 mit den Kindern zum Ausfahren abholen: ja! wir fuhren: ſehr ſchön, kein Abendthau, es war bewölkt. Um 7 bei Fuchs gehalten: ich wollte Eis. Baumann mit mir. Ich guck' hinein, ob nicht Herren da ſind: es iſt Paul Ebers und Wilhelm Beer. Nur Vanille. Ich hinaus mit Paul: zu Kranzler. Prächtiges Nußeis mit Johannesbeeren melirt. Profeſſor Wach mit Schweſter (Majorin Paalzow), und noch acht Damen, Kinder, und gewiß zehn bis zwölf Offiziere. Paul und Wach ſchrieen immer: „Wie in Italien: und auch ſo gutes Eis!" Braucht man auszureiſen?

Wie mich das freut, daß Du des Baierkönigs Beſuch grade ſo anſiehſt wie ich, iſt wirklich nicht zu ſagen. Eben, ich die das nie thut, als Deutſche freute es mich ſo: nicht nur, oder wenig für Goethe: qui regorge d'honneur et d' Anerkennung, aber da England und Frankreich auf vielen Bahnen ſo viel Nationalſchritte vor uns voraus haben, ſo müſſen Deutſchlands Könige vorſchreiten. Heil dir König Ludwig von Baiern! „Bleib geſund!" ſagen die Juden. Grüß mir nur ja all die Herren, die ſo ſchön meiner gedenken. Ich bin ja erkenntlich Eine.

Vorgeſtern gab ein Herr um 9 Uhr Morgens einen ſchmutzig gewordenen Brief, von Deiner Schweſter an Dich, ab: er wollte nicht herein: ſagte, er ſei acht Tage hier, und reiſe morgen. Aus dem Brief ſah ich, es ſei ein Paſtor, der Namen iſt mir entfallen; ſie lobt ihn. Sie war bei Amalia Schoppe acht

Tage auf dem Lande, ist freundlich, und lieblich, sie sind Alle wohl: ich habe ihr gestern geantwortet. Deine Freundin Eleonore Wolbrecht hat mir nicht wieder geantwortet. Ich habe nichts gedacht, Auguſtchen, als daß das eine ſchöne Zeit für ſie und ihre Familie war, wo ſie ſo zu fürchten hatten, und Dich in einem Koſaken kennen lernten: dann muß man Dich lieben: d'amour ou d'amitié, das iſt ganz gleich, ſobald es nur Empfindung bleibt, und nicht Geſchichte war. Ich freue mich immerfort, ihr geſchrieben zu haben.

Gute Nacht, lieb Kind! Engliſcher Freund! Hätteſt Du nur dieſen Brief!!! Heute Abend brachte mich Paul Ebers von Kranzler nach Hauſe, ich fand ſchon Hannchen: dann Williſen: dann York: dann Lamprecht; bewegte, gute Geſpräche. Leb' ich nicht herrlich? Morgen Mittag eſſe und ſchlaf' ich bei Bartholdy's; um Ihnen aus Deinem Brief mitzutheilen; größtes Feſt: und dann fahre ich mit Erneſtinen „Fiſch, Affe und Bär" im Königſtädter zu ſehen. Leb' ich nicht vortrefflich! Ich ſchäme mich! Du kennſt das.

Du ſchickſt mir ja Auszüge mit Deinem Händchen aus meinen Briefen! ich verwahre ſie Dir.

Gute Nacht, einziger Auguſt: ich wünſche Dich, wie Du mich! Komme aber nicht zu früh. Sieh Friedrich Schlegel, Goethe, alles, alles! Erfriſche, ſtärke, ſehne Dich! Das iſt auch gut. Wir lieben uns. Adieu. Dies iſt mein ſiebenter Brief. Ehe ich ausfuhr, war General Pfuel hier; er geht mit den Manövertruppen ſechs Meilen weiter von hier: er bleibt aber nach allen Manövers noch vierzehn Tage hier, und beſucht mich noch nach der Wiederkunft vor den vierzehn Vakant-Tagen; grüßt, wie alle Freunde! und ich. —

Den 13. September.

Guten Morgen, Auguſtchen! Halb 8. Sonnenſchein. Gut geſchlafen; oft gewacht; Gaſſenhunde, Wärme; ſchöne Mondnacht, übrigens iſt Donnerstag. Ich vergaß Dir noch von der Kinder-Gartenſcene zu ſagen, daß ich mir ein Butterbrot geben ließ: ſie hatten dies eben oben gehabt, Feigen, Birne, und ſollten nun endlich durchaus nichts mehr. „Ein Stückchen!" Ich gebe es jedem; geſchwind auf. „Noch ein Stückchen!" Ich ſchlag' es ab: „Aber ich hab's ſo gerne!" Ich geb's: der Junge immer auch. „Tante, liebes Tantche, aber

es ſchmeckt ſo gut!" ſie laſſen mir in der That beinah nichts; ſo bekamen ſie an ſechs kleine Portionen: das letzte Stückchen nahm ich geſchwind in den Mund, Eliſe ſah dies nicht. „Noch was!" Ganz ſchnell. Es iſt nicht mehr da, zeige ich ihr, kauend; „Ja! in deinem Mund!" ſagt ſie, „gieb mir!" und will es daher. War aber ganz zufrieden, als ſie nichts bekam, und mich lachen hörte. — Was ich leſe, Auguſt? Schande! Nichts, als Deine Briefe und die Zeitung. Leſen und ſchreiben geht bei mir nicht mehr. Alle Tage will ich Hegel weiter leſen, und komme nicht dazu. Von Schiller hab' ich einen Theil, den ich von Ferdinand geliehen, eine Lebensſkizze dieſes lieben Mannes von Körner's Vater entworfen, mit Auszügen von Schiller's Briefen verherrlicht, und am Ende deſſelben mit ſechszehn Zeilen von Goethen. Heiliger Gott! Welche bronzene Worte! „Es glühte ſeine Wange roth und röther von jener Jugend, die uns nie verfliegt." Sie ſind aus dem Gedicht, mit dem er die Glocke aufführen ließ. Ich vergötterte Schiller aus dieſem Theile, weil er eine lehrſame Seele war, und all ſeinen Geiſt dazu gebrauchte; vortrefflichen Treffer hatte, — darin beſtand für mich ſein Talent: dies vergötterte ich z. B. in einem Gedicht: die Schlacht. Feſt antik in moderuſter Form, und Stoff: tief ergreifend, weil die Sache in ihrer Einfachheit erfaßt, eben dadurch ihren Graus, die Unabänderlichkeit zeigt. Undenklich ſchön! So liebt' ich, „Melancholie an Laura", alle an Laura; eines, wo er den Frühling „Lieber Jüngling" anredete. Ich liebte ihn ganz: war voller Freude, ihn ſo liebenswerth und würdig zu finden. Aber da kommt Goethe mit ſeiner Macht, ſeinen Zeilen, ſeiner Vollendung und Vorſtellung, Denken, Reife, Vollendung und Gewalt des Ausdrucks, kampfgekämpfter Weisheit, beſchauender überſchauender Melancholie, weiſer ausgerungener Heiterkeit, mit ſeiner vue d'oiseau, mit ſeinem Sternenblick, auf deutſch, — von einem Stern herab —, mit der Götterbruſt, an der man nicht allein ruht, ſondern Ruhe findet, — und allen anderen Dichtern fehlt etwas; — Großes. Kein Wunder, daß man noch täglich ihn expliziren muß: nach Maß der Gaben jedes ſeiner Zeitgenoſſen wird er nur gefaßt; wie die Welt ſelbſt: und doch kränkt, echauffirt's jedesmal. — Bartholdy ſetzte Shakeſpear's Weiber, gegen mich und ſeine tapfre tiefführende Frau, über Goethen's. Er ſprach Hymnen über Shakeſpear: Gutes. Ich konnte Goethe'n nicht leben: es gingen mir

meine eignen Gedanken in das Herz. Weil ein von allem Wissender Professor aus Bonn, und dem doch das Letzte und Erste nicht in sich Gefundenes war, da saß, und doch den redlichsten, bequemsten, alt aufgespeicherten, schon fabrizirten Antheil nahm. Nichts war bei dem wieder in die erste Materie zurückzuführen: und da verstummte ich bald. Immer unrecht: immer falsch. Was habe ich nur schon zu Tage gesprochen, zurecht geredet. Eigentlich menschlichste Pflicht. Geister haben kein Eigenthum: und ihr Mensch gehört ihnen nicht mehr an, als alle andere Menschen, sie müssen immer arbeiten. Nun will ich Kaffee trinken. „Der Onkel soll leben, hoch!" Gestern wurde sie sehr verdrießlich, daß Du noch nicht kommst. Eile Dich nur nicht, Augüstle! — Nach dem Kaffee. Ich freue mich, daß Lindner und Cotta so schön wohnen. Das hübsche Fräulein Nichte kenne ich. Grüße die Damen gütigst: grüße den lieben Oken. Mit Freuden denke ich noch an das von mir glücklich erfundene Glas Bier für ihn. Den sähe ich gerne in äußerst guter Lage. Er ist, im besten Sinn, leidensfähig. Große Eloge bei mir. Mittelpunktsanlage. Je me flatte moi-même, comme vous voyez. Was kann ich dafür?!

Denk Dir! Gans war bei Goethe'n im Zimmer, als der König von Baiern mit vier Pferden vorfuhr extra; hinein trat, und sagen mußte: „Ich bin der König von Baiern" dann auf und ab gehend zu Goethe'n sagte: „Haben Sie noch ein Plätzchen an Ihrer Brust zu einem Orden?" Ich gab Gans den Brief an Frau von Goethe. In der größten Migraine gab ich ihm den Glücksbrief! Mittags beim Essen; er wollte halb 6 reisen. Er schrieb mir nicht einmal! ich weiß dies von Anderen. —

Ja! Ja! reise nur weiter! Zu Goethe'n. Er freut sich gewiß sehr mit Dir: ich weiß es.

Ich habe den Brief so schlecht eingerichtet, daß ich nun doch ein Kouvert machen muß.

An Varnhagen in München.

Berlin ce 14 Septembre 1827.

Un temps équivoque après une pluie
averse qui tombait hier.

Dieſes Datum, heute Morgen zu einem Brief an Anne von Rettel geſchrieben, kann ich fortſetzen. Es war heute Freitag den ganzen Tag halbhelles Wetter. Den ganzen Vormittag ſchrieb ich. An Anna, und an Mad. Birch-Pfeiffer nach Riga. Was mir alles zukommt! Halb 4 Uhr aß ich: etwas Schlaf: zu Erneſtinen, die mir Wagengeld aufdringen wollte; wo ich Moritz nicht traf, der morgen nach Warſchau reiſt. Von da zu Frau von Kalb: den geiſtvollſten Abend voller Heiterkeit und Vorherſagen; nämlich: elle répétait mot pour mot ce que j'allais dire: ich konnte nicht aufkommen, und brauchte es auch nicht: über Frau von Humboldt hat ſie mit einer Milde, Nachläſſigkeit und Schärfe geſprochen, wie ein ſeliger Geiſt ꝛc. ꝛc. Dich läßt ſie nachdrücklich grüßen: ſie würde Dir immer „güter", läßt ſie Dir ſagen. Natürlich hatten wir vorher von Dir geſprochen; und ich ihr von Baader und mehr dergl. geleſen was ihr frommte. Mit der Neunuhr-Trommel ging ich mit Baumann nach Hauſe — das Gas brannte ſchlecht — kaufte mir zwei Mandelherze und ein Stück Baumkuchen bei Conradi für vier Silbergroſchen! — Kuchen muß man in Hungersnoth eſſen, — und fand Deinen theuren lieben Brief, den ſechsten aus München — dies iſt mein ſiebenter — den, wo Du Macbeth geſehen hatteſt. Wie ſoll ich Dir all Deine liebenswürdige Liebe erwiedern! mit meinem ganzen Weſen; da ſitzt die Liebe drin. Herzensfreund! ich verſtehe jedes Wort wie es entſtand, wo es herkam, was es bedeutet; da bedeutet, wo es ſteht. Geſtern ſchrieb ich Dir nach einer Pauſe wieder nach München: in zwei von Deinen Briefen ſtand ſchon, ich ſolle nicht mehr dahin ſchreiben. Thut nichts: Du bekommſt ihn nachgeſchickt: dieſer geht nach Halle. — Ich denke mir Dich nun in Augsburg mit Schlegel's. Eile nur nicht, Herzensfreund, und gehe um Gotteswillen zu Goethe'n. Es freut ihn, Du überläufſt ihn ja nicht. Grüße den Gott. Er wird mir zum Gott, ſo wie einer ihn nicht verſtehen kann oder will (das fließt mir zuſammen), nicht aus Widerſpruch. Irrig

nennt man dies Widerſpruchsgeiſt. Mein Himmel! den hat man ja gar nicht; geprügelt muß ja ein jeder nur dazu werden! Aber wenn ſie mir Goethe'n bezweifeln, ſtreitig machen wollen, einen anderen Dichter vorziehen wollen; dann muß ich das hochſtehende Bild! herabnehmen, antaſten, hie und da mit meinem Geiſt, meinem Verſtändniß, dann wird mir das im Einzelnen, wozu ich das ganze Leben brauchte, zu ſchwer; dann ſehe ich, daß er ein Gott iſt: von Gaben, Größe, Beherrſchung, Harmonie, Fülle, Weisheit, und ewigem Wachsthum. Du ſiehſt, daß das noch das Ende meines letzten Geſprächs bei Bartholdy's iſt, wo er die Shakeſpear'ſchen Frauen höher als die Goethe'ſchen ſtellen wollte. Er ſprach übrigens wie von einem Einzigen von ihm. Aber weil ſie ſein Menſchliches, Menſchlichſtes, dies ſein Größtes nicht faſſen; machen ſie lieber ein monstre der Vortrefflichkeit aus ihm: und er hat grad' die wahre Menſchengröße. Grad' das Zeichen für mich, daß Goethe ſo groß als irgend ein alter Dichter, aber der neue, moderne par excellence iſt. Verſtehſt Du? Die alten hatten das Weib: die Mutter, die Tochter, die Schweſter. Wir haben dieſe Urgeſtalten im Lichte der Frauen (Frauenlicht; ſollte es eigentlich heißen): wir haben Frauen; und die hat Goethe beim Schopf gehalten, und ihnen tief durch die Augen in's Herz geſchaut, jedes kleinſte Winkelchen im „Labyrinth der Bruſt". — Erkundige Dich doch, ob Gans wirklich dort war, als der König von Baiern eintrat. Tauſend Segen auf Dich! Ich küſſe Dich. Morgen mehr. —

Sonnabend, 10 Uhr Morgens. Schönſtes, poſitiv ſchönes Wetter, das ſich riechen läßt: das hat bei uns Regen im Leibe, wie Du weißt; obgleich noch die Sonne herrſcht.

In meinem vorgeſtrigen letzten Brief nach München ſchrieb ich Dir von einer Migraine, die ich früher nicht erwähnt hatte: es war eigentlich keine Migraine, nur ſtarke Schmerzen am Kopf, Stiche hin und her; und ſtrengt' ich mich an, gemeine Kopfſchmerzen im Kopf. Die aber mit der Mittagsruhe vergingen; obgleich ſich bei neuer Anſtrengung meldeten. Entſtanden waren ſie mir von einem Vormittagsausgang, und waren den Abend, zum Theater, oder ſonſt einem Vergnügen — ich weiß nicht mehr — gewichen. Gans aber attrappirte mich bei Tiſche noch mit ihnen: und ich ſchrieb den Zettel an

Frau von Goethe für ihn. Dies zu Deiner ewigen Beruhigung über meine Gesundheitsberichte, oder Nichtberichte.

Du hast mir meine eignen Briefstellen geschickt! Du fleißiger August; zwei Worte muß ich so schlecht geschrieben haben, daß sie nicht zu lesen waren: es heißt in der Stelle nicht: „Defizit-denkender", sondern: „Defizit-deckender". Und nicht: „Willisen war Verfechter", sondern: „Vorfechter". Sonst ist alles richtig. — Ich mußte gestern der Pfeiffer antworten, die uns aus Riga geschäftlich schrieb: und aus dieser Antwort sollst Du auch hierin eine abgeschriebene Stelle erhalten. — Von der Mutter Redtel hab' ich noch von vor zehn Tagen einen ungelesenen Brief zu Hause liegen, als ich vorgestern einen von Anna französisch erhielt. Recht gut, wenige manque d'usage, Ausdrucksfehler: ich korrigirte sie ihr, und schrieb ihr überhaupt auf ihrem eignen Brief zurück. Höchst freundlich, und doch mit dem Bescheid, nicht immer bald Antwort zu erwarten.

Ranke's Besuche sind nicht so sympathetisch, als ich sie wohl durch falschen Ausdruck habe erscheinen lassen. Er kam, wenn er etwas wollte und brauchte: immer als ob er gar keine Zeit habe: und immer bei Frau von Arnim sein müßte. Ganz richtig. In dem Maße, wie er mich eigentlich nicht vertragen kann, in demselben ist, und muß sie ihm die Nahrung sein, die er grade bedarf. Und aus demselben intellektuellen Urgrund, um den, und aus dem sich sein ganzer Karakter gestaltet. Er liebt Geist, und bedarf Geist: er findet Gedanken, und nimmt sie auf: aber „zu kurzem, nicht strengem Gebrauch". Dann, bedarf er, und ist er gewöhnt von Einigen, und von sich, für einen Kourmacher — schlechtestes Wort hier! — angesehen zu werden: und so auffahrend zimperlich auch Frau von Arnim, wenn wer, durch Wort oder That, ihr Hin- und Herzerren, Minaudiren, so bezeichnen wollte, sich gebärden würde, so giebt sie ihm doch zu dergleichen Veranlassung; dieses Ueben hat er nöthig, seine Feierstunden zu bewegen. So sehe ich das Ganze ein: mit allem Guten, Menschlichen, wirklichen Geistreichen, was es hat, und hervorbringt. Das Verhältniß geht aber nicht aus solcher Wahrheit hervor, die nicht einmal für sie Beide eine bessere, und also andere Einsicht über ihre Verbindung, und ihren Umgang zuließe. Dies ist der Fehler daran; aber keiner für ihre jetzige Zeit: weil er nur für den existirt, der ihn einsieht. Nicht der Rede werth! Nur für Dich und mich, die wir gerne einander unsere Einsichten — über welchen

Gegenstand es sei — begründen. Hilf ihm nur in allen Stücken! lieb Augüstchen! Das Diner mit den Eltern und beiden Töchtern in freier Luft, bei Bartholdy's vorgestern, nach Mittheilungen aus Deinen Briefen und des höchsten Beifalls, war sehr angenehm: wobei ich auch die schöngewordene Marie Lamprecht vorstellte mit größtem Erfolg. Ich ging hinauf schlafen. Dore half mich anziehen; wir, sie und ich, holten in einem starken Regen Moritz'ens alle vier ab nach dem Königstädter, wo Dore mit uns vorne im ersten Rang, „Fisch, Bär, Adler" und die „Sieben Mädchen in Uniform" zum höchsten Entzücken sah. Karoline war auch indeß im Königstädter, mit Mina Rosin'ens. Höre, was gestern geschah. Als ich noch im Bette liege, vor dem Kaffee, kommen beide Mädchen schreiend und mit Jubel, jede eine von meinen großen Glasvasen in den Händen, die überfüllt mit Blumen sind. „Geburtstag!" schrieen sie. Was ist das? was für ein Geburtstag? „Karolinens; Mine Rosin hat sie beschenkt." Ist das nicht rührend? Ein großes Kaffeebrett hat sie noch erhalten: ich schenke ihr Strümpfe, schöne; und bezahle einen Ankauf Blumen, den sie heute machte. Heliotroptöpfe, alles! ihre Leidenschaft: sie kauft sie immer erst für ihr Geld; und das ist immer mein Geld; die Freiheit hat sie obenein. Professor Lichtenstein und Zelter sind nach München, seit Montag. Ich habe mir notirt, was ich Dir schreiben will, drum kommt's bunt aber ohne Zusammenhang heute, jetzt. Henckel's reisen heute: nahmen gestern zärtlichen durchdrungenen Abschied, grüßen Dich eben so; und Bartholdy Vater noch ausführlicher, und désespéré nicht mit zu sein; nun soll er erst den gestern erhaltenen Brief von Dir sehen; wo so viel für ihn steht. Punkto 6 Tage gehen Deine Münchener Briefe, den sechsten immer Abends hier. Willisen ist nun fort, vier Meilen mit den Truppen. Lobte wieder Deinen Blücher so sehr! und nur deshalb unterstände er sich, die neuen deutschen Ausdrücke nicht gut zu heißen. Ich dachte eben so, weißt Du; aber jetzt denke ich: Einer muß doch anfangen: der wird erst getadelt; und dann rühmlich zitirt, und befolgt.

Varnekow's sind hier, noch hab' ich sie nicht gesehen. Der Schauspieler Winterberg war schon heute hier: ich ließ ihn wegen der Pfeiffer holen: recht artiger Mensch. Nichts Gemeines; und hübsch. Frau von Cotta, und sein Palast, freut mich. Die hübsche Nichte kenne ich: Cotta's beide Heirathe-

Entrepriſen waren äußerſt gut; gewiß wie alle ſeine, richtigſt unternommen. Elischen, mein theures Kind, ſoll heute Mittag kommen. Heute ziehen Caspar's erſt aus dem Thiergarten in die Stadt.

Wenn es kommode geſchehen kann, ohne daß Du Dich dann ſtreng darnach richteſt, ſo laß mich Deine Ankunft wiſſen. Adieu Herzkind! Lieber Auguſt. Lieber Keurmacher! Deine, immer von neuem,

R.

Ferdinand hat ſehr gute Zeugniſſe, iſt im Griechiſchen und Latein avanzirt; Erneſtine iſt ſehr glücklich deshalb. — So geſagt, ſo geſchehen! Es dunkelt ſchon, etwa halb 1 Uhr. Deine Matratzen, Decken, Kiſſen, hängen auf Leinen auf dem Hof. Das ſoll alles ſo! ſchön ſein! Adieu, adieu! Ich habe nicht immer geſchrieben bis jetzt, auch gewirthſchaftet.

Was ich heute thue, habe ich noch nicht beſtimmt. Bartholdy's, Theater. Wie's gut kommt. Ich bin nach 9 Uhr gerne allein zu Hauſe. Wie findeſt Du das? Auch laſſ' ich mir willig anderes gefallen: ſei nur ruhig!

Halb 2 Uhr.

So eben war Achim von Arnim eine große, große! halbe Stunde hier. Ich ließ ihr (Bettinen) ſagen: ich beſuche ſie nicht, weil ſie mir geſagt, ſie liebe es nicht: ſie ſolle mir aber wegen dieſer Beſtellung nicht „zu kommen" ſagen laſſen. Höflicher. Er, ſchien ganz mit ihr einverſtanden: als müſſe es ſo ſein: ſie iſt klüger als er, und als Ranke: und wer weiß, was ſie ihnen noch für Lügen einzureden. Er läßt Dich freundlichſt grüßen; bedauert, Dir keine Briefe gegeben zu haben an einen intereſſanten Arzt, Dr. Ringseis, vertrauten Arzt des Königs, und an den Architekten Herrn Klenze, unternehmenden Mann mit einer franzöſiſchen Frau, Bruder des hieſigen Profeſſors Klenze. (Auch des Königs Architekt.) — Die Arnim hat auch bei ihm, bei Arnim, ſo! viel Milch, als in Ranke'ns Erzählung: darauf iſt ſie eitel, ſehe ich an den Beiden. Ranke hat ihnen von Dresden Ein Wort geſchrieben: die Bibliothekare ſind dort verſteckt. Bettine konnte — nach meiner ausführlichen Nachfrage bei Ranke — ihm keine Empfehlung nach Wien geben: ich aber — mußte — dafür

schreibt er ihnen. Glaube nicht, daß ich irgend einen Brief will: ich danke Gott, wenn keiner kommt: wegen Postgeld, und Antwort. Was müßten das für Briefe sein, die ich noch wollte; Tettenborn's, Deine, Robert's, Goethe'us, und Marwitz'ens; die mir nicht schreiben. Lindner's freute mich. Auch übel nehm' ich's Ranke'n nicht: nur nehm' ich's: wie es ist. Aber das ist zu viel. „Ich bin heute geschwätzig" (Oelsner). Ich bat Achim zu Abend; und werde es ihm sagen lassen; ich entschuldigte mich, Bettinen nicht geschrieben zu haben. Louis der Vierzehnte wirkt noch in mir fort.

Nun die Stelle aus meinem Brief an Frau von Birch-Pfeiffer:

„Hier war und ist man berauscht von Mlle. Schechner: ich gar nicht: ihr fehlt in allen Stücken Grazie; in die sie auch eine starke, aber sehr einseitige, nicht viel Rapports auffassende Empfindungsweise einzukleiden hätte! welcher Mangel hier für tiefste Empfindung genommen wird, und so in den Zeitungen — als Glaubensartikel für einen Klumpen Menschen — steht. Ihre Scala ist schöner, als ihre Stimme: damit meine ich: der Ton jeder Note ist nicht so ausdrücklich süß, oder wohllautvoll, als vielmehr, daß alle Noten ihrer Scala — der seltenste Fall! — ohne Exercitium, von Natur gleich gut, gleich stark sind. Keine Stimme, weder die Sprech- noch Singestimme darf anders, als al fresco gebraucht werden: wie bei dem Maler das nachdrücklichste, noch so mühevollste Detail-Nüanziren nicht — von weitem gesehen — ausdrücken würde, was ein gut applizirter Farbenklecks thut. Spricht, singt, malt man für die Ferne nicht al fresco, so verschwendet man Stimme und Farben durchaus umsonst. Farben kauft man: Stimme muß blumenartig geschont erhalten werden [das für die Pfeiffer noch besonders hier!]; sie geht sonst häßlich werdend verloren. Dies ist einer der Sätze, die in den Pepinièren der Bühnen als Regel feststehen sollten. Das junge Mädchen kann nicht stehen; nicht gehen; keinen Mantel, keinen Schleier; weiß nichts von Vornehm — im besten Sinn. — Schaden Sie ihr, und allen Publikums, nicht durch dies mein Urtheil: es geht mehr die Direktionen und die Publikums unserer Nation an, als die junge gute Schechner: sie bilden solche begabte Anfängerin nicht, weil sie all ihre Mängel gar nicht als solche empfinden, sondern meist einem Vorschreier nachschreien; der selbst wieder mit einigem Geschrei, in jedem Sinn, zufrieden gestellt ist;

wenn's nicht gar durch eine Art von Wimmern, welches Gefühlvollheit verſtellt, bewirkt wird. Leben Sie wohl! Laſſen Sie ſich durch nichts in Ihrer Kunſt, in der Kunſt — par excellence; jede faßt alle in ſich — ſtören: ſo denk' ich auch, daß Riga, Memel, Mannheim, München, Berlin, jeder Ort, wo Sie deutſch, und unſere beſten Stücke ſpielen können, für die Entwickelung Ihrer Leiſtungen, Ihres Talents, gleich iſt. Das Pekuniaire iſt mehr zu berückſichtigen: und die Annehmlichkeit des Orts."

Sie ſchrieb mir nämlich von großen Roſinen in Riga; und ihre Zweifel. Adieu done! Vom hieſigen Zuſtand des Theaters und deſſen Verwaltung ſchrieb ich, daß ich's gedruckt haben möchte. Ohne Aerger, ganz verworfen. Ganz kurz.

An Rahel.

Nürnberg, den 15. September 1827.

Sonnabend, früh um 7 Uhr.

Wolkiger Himmel, dicht umzogen, regendrohend.

Alſo wieder in Nürnberg, geliebte Rahel, die Stadt gefällt mir wie immer, ſie hat einen beſonderen heimiſchen Reiz für mich. Erſt geſtern Abend kam ich hier an, denn in Augsburg habe ich einen ganzen Tag unnütz zubringen müſſen, und am Ende blieb doch nichts übrig, als einen Wagen für mich allein zu nehmen, denn der ſchöne und reiche Reiſegefährte, der mir verheißen war, wollte nicht, und ſtellte ſich zwar dennoch am frühen Morgen ein, aber um blind und nur einige Stationen mitzufahren, neben dem Kutſcher auf dem Bocke, was ich denn, in Betracht des Widerſpruchs, den der arme Schelm offenbar mit den ihm nachgerühmten Eigenſchaften darſtellte, gern erlaubte. Kaum waren wir bei Donauwörth auf das linke Ufer der Donau gelangt, als das Wetter ſich änderte, die große Hitze entladete ſich gegen Abend in ein prächtiges Gewitter mit ſtarkem Regen, der die Nacht und den geſtrigen Tag andauerte. Erſt als wir in der Nähe von Nürnberg eintrafen, hörte es auf zu regnen, und kaum war ich in der Stadt, ſo theilten ſich im Weſten die Gewölke, die Sonne ließ ihre reichſten

Strahlen hindurch, und vergoldete mit glühendem Schein alle Thürme und Spitzen, während der ganze Himmel sich röthete. Doch nur einen Augenblick dauerte das, die Gewölke schlossen sich wieder, und heute ist alles grau und düster. Ich bilde mir ein, jenes war ein Gruß für mich, und letzteres kann als solide Gefälligkeit dienen, denn unzweifelhaft ist mir solches Wetter jetzt das behaglichste, weil in der Feuchtigkeit eine kühle Milde liegt, der inneren Erhitzung eine Gegenwehr, und dann die Dämpfung des Staubes — die allein ist unschätzbar! Ich will heute bis Mittag hier ausruhen, und noch einiges Versäumte besehen, dann nach Erlangen fahren, und dort wieder die Nacht bleiben. Es kommt mir zwar schwer an, hier nicht die Schnellpost zu nehmen, und nach vier Tagen bei Dir zu sein; aber Dein letzter Brief mahnt mich so dringend, ja nichts zu übereilen, und alles zu sehen, was ich im Sinne gehabt. Der Umweg aber, den ich für die Rückkehr jetzt durch Thüringen mache, gehörte ursprünglich mit zu dem Besten meines Reisevorhabens. In Erlangen, in Koburg, in Jena und in Halle hab' ich namhafte Besuche zu machen. Ich nenne Weimar nicht, denn in der That, so sehr ich brenne, Goethe'n wiederzusehen, so sehr schreckt mich alles andere, was mir in Weimar bevorstehen kann, es schreckt mich nämlich in Absicht der Zeit, die ich dort weilen möchte; könnte ich mich entschließen, acht Tage dort zu bleiben, so würde mich alles eben so anreizen. Ist aber der Hof dort, und will ich im Geringsten meine Schuldigkeit thun, so kostet es mich wenigstens vier bis fünf Tage; ja, wenn ich einmal in Weimar bin, so wäre es wohl meine Schuldigkeit, die Erbgroßherzogin selbst auf dem Lande aufzusuchen, und welche Umstände, welche Verlegenheiten in Betreff des Anzugs u. s. w. sind damit verbunden! Anderntheils blutet mir das Herz, wenn ich denke, ich werde in Jena zwei Meilen von Goethe sein, und ihn nicht sehen! Ich lasse es noch dahingestellt, was ich machen werde, in Jena wird sich's entscheiden, je nachdem ich gestimmt bin und die Nachrichten lauten. Länger als etwa zehn Tage möcht' ich nicht mehr ausbleiben; kaum bring' ich noch diese auf, und könnt' ich mit einem Zauberschlage gleich auf der Stelle daheim sein, ohne Besinnen ließ ich alles noch Uebrige im Stich! Nur gescholten möcht' ich nicht gern sein beim Empfang, und ich erbitt' es mir, liebe Rahel, wenn ich etwa Goethe'n versäumt habe, so mache mir keine Vorwürfe darüber! Deine Freude und Theil-

nahme bei den neuen Ehren, die ihm wiederfahren, kann ich mir vorstellen; was Du bei der Gelegenheit schreibst, ist allerliebst; sehe ich Goethe'n, so zeig' ich ihm die Stelle, die ich einstweilen von Augsburg gleich an Tilier mit den ihm zugedachten Grüßen befördert habe! Und daß der König ihn einen König genannt, wie jetzt nachträglich gemeldet wird, darin liegt, wenn man es recht bedenkt, etwas außerordentlich Großes! — Ich habe Dir noch von gestern zu erzählen, geliebte Rahel. Um halb sechs kam ich hier an, um sechs Uhr sollte das Theater beginnen, da war keine Zeit zu verlieren. Die „Zauberflöte" meldete der Zettel, eine Benefizvorstellung des Sarastro, eine Antrittsvorstellung der Pamina, ersterer ein Herr Bürchl, letztere eine Mlle. Backofen vom Hoftheater zu Kassel. Das Theater war ziemlich gefüllt, in der Fremdenloge jedoch ich allein. In dem lieben Nürnberg gefällt mir einmal alles, ich fand das Ganze höchst angenehm. Eine hölzerne Bude kann nicht artiger und angemessener eingerichtet werden; es fehlt nichts, auf alles ist Bedacht genommen, das Publikum ist gut bedient, ein Raum für vierhundert Personen genügte, in der vorderen Reihe der Logenplätze, und mehr pflegt wohl kaum besetzt zu werden, haben etwa 50 bis 60 Personen bequemen Platz. In den Logen sind Stühle. Alles ist heiter, hinlänglich beleuchtet; an Dekorationen, Maschinerie, Lichteffekten thut man es den Größten nach, ja Graf Brühl könnte das Feuer, und besonders das Wasser dieser Zauberflöten-Vorstellung mit Nutzen für die seinige borgen. Das Orchester ganz gut; und Spiel und Gesang wahrlich nicht schlecht; das Publikum war befriedigt, beklatschte lebhaft, auch den Maschinisten, und was will man mehr? Unter den drei Damen der Königin der Nacht befand sich Mlle. Grollmann, die große, hübsche Person, die wir in Mannheim gesehen (nicht Mlle. Pohlmann, die einmal bei Tettenborn's war, und nachher in Hamburg Glück gemacht), sie zeichnete sich aus, durch Uebung, Gestalt und Sprache, und schien eines besseren Looses werth. Hättest Du neben mir in der Loge Deinen Platz gehabt, liebe Rahel, es wäre für mich ein ganz glücklicher Abend gewesen! Hundertmal aber fragt' ich, wie das Kind von mir spricht, warum ist sie denn nicht da? warum hat sie diesen guten Platz nicht? — Deinen letzten Brief, meine Theure, habe ich unterwegs von Augsburg hieher oftmals wiedergelesen, und mich in die hellen Fäden Deiner Tagesgewebe mit allen Sinnen gleichsam ver-

strickt; alles ſeh' ich deutlich und lieblich vor mir, Dich ſelbſt, das Kind, Deine Geſellſchaft, Deine Wege, Deine täglichen Vorgänge und Genüſſe! Lange halt' ich es nicht mehr aus, ich will wieder mit dabei ſein. Hörſt Du, liebe Rahel? Warum ſoll ich denn nur in Träumen an dem Theil nehmen, was mir das Liebſte iſt! Ich fahre früher von hier ab, als ich dachte, eben kommt mein Bote von Herrn von Holzſchuher zurück, und meldet mir, derſelbe bedaure recht ſehr, aber ich könnte das Dürer'ſche Bild, das er verwahrt, heute nicht ſehen, vielleicht morgen! Herr von Holzſchuher iſt ein Eſel, das haben ſchon Viele hier geſagt, und ich ſagt' es ihm gern ſelbſt. — Nun ſchließe ich daher eiliger, als ich dachte, wie ich den Brief anfing. Nun auf baldiges Wiederſehen, herzliches Umarmen, geliebte, theure Rahel! Leb wohl, meine innigſte Freundin! Grüße mir alle, der Reihe nach! Williſen, Bartholdy's, — es iſt mir immer, als gehöre dieſen meine Reiſe beſonders mit an, wegen des anfänglichen Vorhabens unſerer Gefährtenſchaft, — Lamprecht's, Casper's, und mein Herzens-Elischen, mit ihren allerliebſten Kindergeſchichtchen! Ich küſſe Euch beide mit Inbrunſt! Sei geſund und vergnügt, einzige Rahel! Immer in treuſter Liebe Dein

Auguſt.

Du kannſt mir nun nicht mehr ſchreiben, Theuerſte! Bis Halle reiſe ich nun auch ohne Briefe von Dir, dort ſind' ich aber gewiß einen! — Grüße auch die Mädchen beide. — Du ſchreibſt in Deinem letzten Briefe, Du wüßteſt nur gern, ob ich nach Weimar gehe; es thut mir leid, Dir nichts Gewiſſes ſagen zu können, aber ich kann es wahrlich noch nicht von hier aus beſtimmen, und muß erſt ſehen, wie ſich alles macht. Lebe wohl, theure Geliebte!

An Varnhagen in Weimar.

(Berlin, den 18. September 1827.)

Guten Morgen! Halb 10. Ich angezogen. Der Tag heißt Dienstag; es iſt der 18. September 1827. Sehr ſchönes, noch nicht den Morgennebel ganz überwundenes Wetter. Geſtern Morgen erhielt ich im ſchönſten Wetter Deinen Brief aus

München vom 10., der mir ankündigt, daß Du beschlossen, den Tag darauf nach Augsburg zu reisen. Glückliche Fahrt, theurer Freund! Sie ist vorüber. Ich hatte Dir schon vorgestern nach Halle geschrieben: war den Abend bei Mad. Meyerbeer, wo ich Frau von Frohreich, ihre Kinder-Duzschwester, mit noch zwei Damen fand, die ich sehr gut kenne, aber die Namen vergessen habe. Wir sahen sie beide oft bei Nernst'ens. Eine auch solche Schwester von Mad. Meyerbeer ist eines russischen Fürsten natürliche Tochter, hier erzogen und verheirathet. Die Damen gingen: und ich fand an Mad. Meyerbeer eine recht natürliche, gutgesinnte, zu allem was sie soll gefaßte Frau: die ihr ganzes Schicksal, und die Aufgabe, die sie von ihm erhalten, versteht. Es giebt immer mehr Menschen, als wir nur irgend vermuthen; und bei dem Besten, was wir gewöhnlich voraussetzen: es ist gewiß; wir sind Alle göttlich-adlichen Ursprungs, und haben viel vom Vater. Das sollen wir uns bei guten, und schlechten Gelegenheiten immer von neuem einschärfen. Das thu' ich hier, in Deiner Gegenwart.

Den ganzen Morgen war Elischen bei mir, oder vielmehr in der Küche: ihr Belvedere. „Kommt Onkel heute?" Nein. „Warum nicht? Morgen?" Den anderen Montag — tout par hasard — „Wann ist anderer Montag?" Ich rechnete ihr die Tage vor. „Ach!" traurig und verdrießlich. Das sagt sie seit acht Tagen jedesmal, wenn Du noch nicht da bist. Sie wollte beständig essen. Dann holte die Amme sie ab. „Ich hab' recht viel gegessen!" — freudig anklagend — „Sieh mal, den dicken Bauch!" und sie entblößte sich: neue Thiergarten-Gewohnheit; die schon bei mir mit Thränen endigen mußte, weil sie sich nicht entschließen konnte, sich verbieten zu lassen: Liman'sches Fanny-Erbtheil. Hat bei dem sanften lieben Engel gar nichts zu sagen! Seit vorgestern sind Casper's in der Stadt. Ich aß früh; ruhte; ging zu Ernestinen, die einen dicken Winterhusten unserer Art mit Katarrhalfieber hat: und dann zu Jettchen Mendelssohn; zu Frau von Kalb war mir's nach dem Bade zu hoch, erst wollte ich dahin. (Eben erhalte, und hab' ich Deinen Augsburger Brief gelesen. Wärst Du doch die neun Meilen zu Friedrich Schlegel zurück; er ist es werth; „Es ist geschehen; so sank meine Schwester in Aulis!" singt Orest: ich singe es auch: also weine ich wenigstens nicht. Nun schreib' ich weiter: Deine herrlichen, geliebten Liebesbriefe kann ich so nicht alle beantworten; längeres Vielschreiben greift

mir nach und nach die Nerven an.) Ich ging noch einen Augenblick zu Erneſtinen heran, war Dreiviertel auf 10 zu Hauſe; trank Thee, las Schiller's Gedichte, dachte an Dich; war froh, grüßte Dich.

Als ich vorgeſtern nach Hauſe kam, ſaß Willſen todtmüde bei mir — zur großen Freud! — und trank ſchon Thee, — das hatte ich auf dem vorigen Blatt vergeſſen — er war noch nicht, wie ich mißverſtand, in weiterem Lager, aber alle Tage an vier, fünf Meilen beim hieſigen geritten — wir waren harmlos, vertrauensvoll; ſtill wie Freunde. Geſtern Morgen er ab: bis Donnerstag: dann iſt er Mittag — iſt ſie beſſer — mit Erneſtinen bei mir, wo nicht, mit Jettchen Mendelsſohn: reiſt dann Freitag auf acht Tage in Geſchäften nach dem Ort, wo wir ihn ſuchten, und die Schweſter ſahen: Staßfurt. Heute fahr' ich um halb 1 mit Jettchen Mendelsſohn ſpaziren: und gehe Abends Nr. 19 die Wolff in „Kenilworth" ſehen. Spekulation für mich. Wie herrlich iſt die Geſchichte des Augsburger Setzers. Wie vollgültig. Und unſer Präſentmenſch (Gottesgabe, Dieudonné) in Weimar. Er iſt ein Fürſt. Er hat Orden zu vergeben; und in Klaſſen. Recht ſo! Brave! Was Du aber alles erſpähſt, berichteſt! herzgeliebter Herzensfreund! Geh nur nach Weimar; und verſäume das nicht, wie Friedrich Schlegel'n. Es krepirt mich. Koſtet mich vielleicht eine halbe Reiſe nach Wien: halb mache ich ſie wegen der italiäniſchen Oper; wenn eine gute Truppe dort iſt. Nous verrons: je ne m'engage à rien; rien iſt mein Wahlſpruch. Du ſiehſt, wie viel ich dabei thue und hanthiere: nur kein Treiben! — Willſen ſagte vorgeſtern — es entzückte mich — „Sie ſind aber jetzt ſehr wohl; unbeſchrieen!" Unbeſchrieen. Das iſt als wenn meine Freunde beim Datum das Wetter ſetzen. Iſt das Herrſchſucht? Gar nicht; ein Bedürfniß nach Liebesbeweiſen; die aus mir immer herausſtrömen.

Wie war der ſchöne Jude Bernhard? denn er wird Dich doch nicht abgewieſen haben. Der beſte Reiſekompagnon: ſchon der Sicherheit wegen, wenn man ihm nicht aufpaßt. Ich ſchwöre; ich fürchte nichts. Adieu! Geliebt Herz! Ich mag wirklich nicht ſchreiben, bis ich's fühle: und verſichere auf Ehre, ich bin ganz wohl. Etſch aus! Ich habe von ſelbſt bei Halle „an der Saale" geſchrieben. Längſt bin ich eingehetzt; aber ich danke Dir doch! bei mir iſt man niemals ſicher. Ich ſchicke dieſen Brief, ehe ich ausfahre, weg: damit er ja vor halb 3

auf der Poſt iſt: und Du ihn bekommſt. Nun werd' ich wohl keinen mehr hinſchicken; aber doch vielleicht ein kleines Lebenszeichen, ſonſt eilſt Du ohne Weimar nach Hauſe. Ich freue mich wie Du: aber Du ſollſt alles ſehen, und in Dir haben; ich genieße es mit, in jedem Sinn. Sehr richtig ſchriebſt Du über Friedrich Schlegel. Schade, daß er meinen Brief, den Ranke hat, ſo ſpät erhält! Deine Aeußerungen über München ſind denen von Robert ganz entſprechend. Ich danke Dir, daß Du ihm ſchriebſt. Ehrlicher, einziger Auguſt! Immerweg Deine R. Sollſt alles ſchön finden. Adieu! Grüße in Weimar.

An Rahel.

Weimar, den 19. September 1827.

Mittwoch Abend gegen 11 Uhr.

Bedeckter Himmel, über Tag einzelne Regenverſuche, im Ganzen mild und angenehm.

Aus Weimar, geliebte Rahel! Je näher ich dem Zauberorte kam, deſto ſtärker fühlt' ich die Anziehung, ich dachte, Goethe'n zu huldigen, ſei am Ende eben ſo Pflicht als Reiz, und raſch fuhr ich von Jena, wo ich noch zweifeln wollte, hieher. Doch bevor ich Dir ſage, wie es mir in Weimar erging, muß ich noch einiges von den früheren Reiſetagen berichten. Am 15. Vormittags fuhr ich von Nürnberg ab, und war zu Mittag in Erlangen, wo ich Karl von Raumer und Friedrich Rückert aufſuchte; erſteren hatte ich ſeit zwanzig Jahren nicht geſehen, ebenſowenig die Frau, eine geborene Reichardt, deren blühende Jugendſchönheit mir noch hell vor dem Sinne ſtand, ſie unkenntbar in ein altes Mütterchen verwandelt zu finden, aus dem eleganten Giebichenſtein in ein trübes Hausweſen verſetzt, von ſchmutzigen Kindern umgeben, jagte mir einen ganz eignen Schauder durch die Glieder! In Raumer fand ich ganz den alten, innigen, leicht- und ſanftbewegten Freund wieder, wir hatten vieles auszutauſchen, und leider konnt' es nur im Fluge geſchehen. Rückert iſt auch verheirathet, hat vier blühende, kräftige Kinder, und ſieht einem ſtämmigen Hausvater ganz gleich, der aus der Studentenverwilderung ſich doch noch nicht

hat losarbeiten können, er fragte mich eifrigst nach Dir, und schickt Dir die herzlichsten Grüße. Denselben Abend kam ich noch in Bamberg an, zu spät, um noch Merkwürdigkeiten zu sehen, und auch am anderen Morgen ließ ich mir keine Zeit dazu, weil ich noch vor Abend in Koburg sein wollte. Ich konnte nur das schöne Land betrachten, den fleißigen Anbau, den milden Herbsthimmel, die überall ausgesäeten Kirchen und geistlichen Gründungen aller Art. Gegen Koburg hin wird die Gegend immer schöner, die Stadt selbst hat eine einzig reizende Lage, in einem ausgedehnten Thale der schönsten Wiesen und Gebüsche, am Fuß einer Anhöhe, auf welcher die alterthümliche Festung alles weit überschaut. Es war Sonntag, ich traf überdies Jahrmarkt, und Festlichkeit. Der Minister von Wangenheim fuhr, als ich ihn durch eine Karte von meiner Anwesenheit unterrichtete, eben nach Hof zur Tafel, die im Freien unter einem Zelte gehalten wurde. Ich ging hin, und stand eine Weile unter anderen Zuschauern, schöner Hörnermusik lauschend, bald aber wurde die Tafel aufgehoben, und Wangenheim, der mich gesehen hatte, sprach nur noch wenige Worte mit dem Herzoge, der sich nach mir umsah, und verließ dann die Gesellschaft. Wir freuten uns sehr lebhaft miteinander, er nahm mich gleich in Beschlag, zeigte mir Gärten und Schloß, führte mich zu seiner Besitzung auf dem Glockenberg, wo Haus und Garten auf der geringen Anhöhe die entzückendsten Aussichten haben, ganz so, wie Du, geliebte Rahel, zu wohnen immer wünschest! Ich rief Dich tausendmal herbei, nicht bloß im Stillen, auch laut, und Wangenheim stimmte mit ein. Er grüßt Dich innigst, er hat wahre Freundesergebenheit für Dich, wir sollen beide die Reise wiederholen und längere Zeit bleiben. Da wir in Koburg auf klassischem Boden waren, so gab es viel zu erzählen; — Mad. Panam, die Herzogin, jetzige Gräfin von Belzig u. s. w. — er lobte den Herzog und den ganzen Hof sehr, die ungezwungene und doch sehr feine Lebensart, die sich mehr und mehr ausbreitende Bildung. Dann fuhren wir in seiner Droschke spazieren, nach dem Landsitze des Herzogs, der Rosenau, einer lieblichen Gegend und Anlage, unter mannigfachsten Gesprächen, erst mit spätem Abend jagten wir zurück, das Theater war schon angegangen, ich blieb ungefähr eine Stunde, und sah eine neue, einheimische Oper ziemlich abmartern, und empfahl mich dann vor dem Schlusse, um noch meinen Mantelsack zu packen. Am 17. früh fuhr ich durch den

Thüringer Wald, durch ſo ſchöne Gegend, wie ich ſie je geſehen, in tief eingeſchnittenem Thal, das bald lieblich erweitert, bald ſchauerlich verengt wird, manchmal an das Murgthal, und öfter an Alexisbad erinnert, zwiſchen den herrlichſten, acht Stunden weit fortdauernden Wieſengründen, — es war überall das duftigſte Heu unter den Rechen — und Bächen und Binſen, dann auch wieder über die höchſten Bergrücken, auf neugebauten Wagen in raſchem Trabe nach Rudolſtadt; die Schwarzburg, das wohlerhaltene Stammſchloß der Fürſten von Schwarzburg-Rudolſtadt und Schwarzburg-Sondershauſen, überraſchte mich unterwegs durch den ſchönſten Anblick, den ich ſeit der Wartburg geſehen; aus ſchattigen Baumwegen hervor um eine Ecke biegend hatte ich plötzlich von der Höhe dieſe Pracht vor Augen, die wahrlich in Deutſchland nicht viele ihres Gleichen haben kann! Es war ſchon dunkel, als ich in Rudolſtadt eintraf; das Theater — denn auch hier wird geſpielt, und zwar täglich — war ſchon angegangen; ich hatte nicht erwartet, auch dieſen Abend dergleichen zu haben, beſte gefundener alſo! Wie ich ging und ſtand ließ ich mich hinführen. Kaum bin ich in den nur wenig beleuchteten Saal eingetreten, ſo hör' ich aus der Fürſtlichen Loge her die Worte: „Ein Fremder, das iſt ein Fremder!“ und unmittelbar darauf deutlichſt von der Stimme der Prinzeſſin Albert: „Es iſt Varnhagen!“ Ich konnte ſie auch bald mit den Augen erkennen, ſie ſaß neben ihrem Gemahl, inmitten des ganzen Hofes, für den ich denn natürlich ein ſteter Gegenſtand der Aufmerkſamkeit blieb. Da es keine Möglichkeit gab, in meiner Lage und Beſchaffenheit eine nähere Beziehung anzuknüpfen, ſelbſt eine Verbeugung nicht von mir einſeitig an die Prinzeſſin zu richten war, ſo blieb unſer dennoch lebhafter Verkehr auf ſtets wiederholtes, bewegtes Anſehen beſchränkt, durch die Dämmerung und meine Kurzſichtigkeit ohnehin im Allgemeinen gehalten. Ich fand aber Gelegenheit, noch denſelben Abend durch meine Nachbarin, eine Frau von Holleben, deren Gatte, Hauptmann in ſchwarzburgiſchem Dienſte, mich angeredet hatte, der Prinzeſſin mein inniges Bedauern ausdrücken zu laſſen, daß die Umſtände mir nicht verſtattet, ihr meine Ehrfurcht näher zu bezeigen, und daß meine Eile mir nicht erlaube, mich dem Hofe anmelden zu laſſen; auch von Dir gab ich alles Mögliche zu wiſſen. Auch dieſer Hof ſcheint ſehr ungezwungen und angenehm, die Prinzeſſin durchaus glücklich, ſie ſcherzte und lachte mit ihrem Gemahl, mit

den Anderen; auch an der Vorstellung — „Der Bräutigam aus Mexico" von Clauren — nahm alles lebhaften Theil. Frau von Holleben, eine stattliche, geschiedte und wohlwollende Frau, von der angenehmen, noch nicht ganz vergeistigten, aber warmherzigen und bescheidenen Bildung, wie man sie in Deutschland so häufig in treuer Rechtschaffenheit findet, bestellt gewiß alles auf's Beste, und ich hoffe, liebe Rahel, Du bist mit meiner Aufführung zufrieden. Unsere Prinzessin wird in Rudolstadt geliebt und verehrt, „wir freuen uns des Glückes, sie zu besitzen", sagte Frau von Holleben, die übrigens selbst aus Dessau ist, und mit der regierenden Fürstin nach Rudolstadt gekommen. Der nächste Vormittag brachte mich nach Jena — alle sechs Meilen ein Hof oder eine Universität, das ist doch ein einziges Land, Deutschland, überall ein wenig Hauptstadt, überall ein eigner Pulsschlag — wo ich nur zu Mittag aß und Herrn Geh. Hofrath Luden kennen lernte (daß Mad. Schopenhauer im Sommer dort wohnt, erfuhr ich erst hier), und dann im schönsten Wetter eilt' ich nach Weimar! Wie ich unterwegs den großen Herrn gespielt gegen zwei barfüßige Mädchen, die ich in meinen Wagen einsitzen ließ, erzähl' ich Dir mündlich! Um 5 Uhr Nachmittags kam ich in diesem gesegneten Musenort an! Eine Karte sandt' ich gleich zu Goethe'n, er war spazieren gefahren, und ich freute mich innigst des guten Zeichens, daß er wohlauf und munter sei. Frau von Heigendorf ließ mich auf meine Anmeldung zu 7 Uhr bei sich einladen, sie kam mir schon im Flur mit lebhafter Bewillkommnung entgegen, fragte nach Dir, drückte den eifrigsten Antheil aus, wir sprachen nun rasch Berlin durch, Frau von Crayen, Frau von Arnim, auch ein Stückchen Weimar, die Schwester war anwesend, bald kam auch deren Sohn, dann ein Major von Geusau, Jagdfreund des Großherzogs. Als dieser selbst vorfuhr, wollt' ich mich empfehlen, aber Frau von Heigendorf litt es nicht, ich sollte ihn wenigstens erst begrüßen. Wohlaussehend, kräftig, theilnehmend, wie nur je, seit ich ihn kenne, war der treffliche Herr wirklich eine höchst liebenswürdige Erscheinung, er setzte sich zu uns, und nun wurde gefragt und erzählt nach und von allen Seiten; Dein Nichtkommen, Dein Befinden, Dein nach Dresden reisen u. s. w. mit allen anfügigen Dingen; meine Reise, München, der König von Baiern, sein Besuch, Wissenschaftliches, mein Blücher und Dessauer, Mlle. Sonntag, Frau von Crayen und Frau von Arnim wieder — der Groß-

herzog wollte nicht glauben, daß letzterer „des Gebährens Zeit noch nicht versiegt" — und tausend andere Personen und Sachen. Ich hatte das Glück, daß der Großherzog mich sehr gut verstehen konnte, er unterhielt sich trefflich; als ich gehen wollte, ließ man mich nicht fort, das Abendessen zog sich ungewöhnlich bis nach halb elf Uhr, der Großherzog selbst aß jedoch nichts, selbst den Champagner ließ er unberührt. Goethe war inzwischen spät nach Hause gekommen, und hatte mich auf den folgenden Tag (heute) um 10 Uhr beschieden. Ich war denn dort! Was soll ich Dir sagen, geliebte Rahel? Der achtundsiebenzigjährige Greis ist kräftiger, frischer, regsamer, als er vor zwei Jahren war. Seine Geisteskräfte sind in völliger Stärke, seine Wohlredenheit in schönster Blüthe. Dreiviertelstunden war ich bei ihm, länger wollt' ich nicht, ich hob die Sitzung auf. Was er alles gesagt, wie er manches aufgenommen, kann ich hier nicht ausführen; wir sprachen auch von der Helena und der Elegie, will ich Dir nur melden! Gleich hier aber sollen die Worte stehen, die er von Dir gesagt, und die ich mir genauer gemerkt, um sie Dir als Dein Eigenthum desto sicherer abzuliefern; er hatte sich mit freundlichster Wärme nach Dir und Deinem Befinden erkundigt, und als ich gesagt, Du seist selten ganz wohl, sagte er: „Nun ihre geistige Lebhaftigkeit und frische Theilnahme leiden doch nicht! bei solchen großen und schönen Gaben ist der Mensch immer hinlänglich versorgt." Als ich ging, entließ er mich mit zärtlichstem Wohlwollen, mit Händedrücken und Danksagungen. Ich sah Frau von Goethe nicht, sie erwartet ihre Niederkunft, mit ihrem Gatten verfehlt' ich mich. Zu Mittag war ich an Hof geladen, ich ließ erst melden, ich sei nur im Frack, der Großherzog ließ mir zurücksagen, es mache nichts, ich solle nur kommen. Der russische General Kapzewitsch, gewesener Gouverneur von Sibirien, und unser General von Wolzogen, der auch gleich nach Dir fragte, und sehr bedauerte, Dich nicht auch zu finden, waren Mitgäste, auch noch ein russischer Staatsrath Perowsky, Kurator der Universität Charkow, der von derselben ein Ehrendiplom an Goethe überbracht hat, „ihm, der Zierde Deutschlands". Ich saß zwischen der Frau Großherzogin und ihrer Oberhofmeisterin, Gräfin von Schulenburg; aus der früheren Zeit war ich beiden noch wohlbekannt, mit ersterer hatte ich große Gespräche; ich fragte sie nach der Frau Markgräfin, von der sie kürzlich Briefe empfangen, zwar eigenhändig ge-

ſchrieben, die aber ein beſorgliches Augenübel melden. Nach der Tafel wurde noch langer Unterhaltung gepflogen; der Großherzog pries dem ruſſiſchen General meinen Blücher, „ja, das iſt ganz vortrefflich", ſagte er, in Weimar ſcheint das Buch unerhörtes Glück gemacht zu haben, ſelbſt die Hofdamen haben ſich damit quälen müſſen. Nachmittags war ich noch einen Augenblick bei Goethe'n, dem ich meinen Abſchied jedoch nur beſtellen ließ, dann beim Kanzler von Müller, wo ich einen merkwürdigen Brief des Königs von Baiern las, worin er dem Kanzler dankend über Weimar ſchreibt und zugleich ein Gedicht über dieſen Gegenſtand mittheilt, höchſteigen und höchſt wunderbar! In's Theater kam ich zu ſpät; Fräulein Uhden und ihre Mutter waren die erſten Perſonen, die mein Auge beim Eintritt in die Fremdenloge wahrnehmen mußte, ich hätte jener, die zunächſt ſaß, um den Hals fallen mögen, ſo wohl that mir die Berlinerin! Inzwiſchen hatte ein Bote mich wieder zu Frau von Heigendorf eingeladen; diesmal war niemand da, als die beiden Schweſtern, der Großherzog und ich. Mlle. Greuhm, die mit Uhden's reiſte, und die Zeit, welche jene im Theater zubrachten, zum Beſuche bei Frau von Heigendorf benutzt hatte, wollte nicht bleiben. Der Abend war noch belebter, als der erſte, der Großherzog in beſter Laune, es wurde gelacht und erzählt, nach halb elf Uhr brach man auf, ich beurlaubte mich vom Herzoge und den Damen unter vielfachſten Wünſchen und Zuſagen und den eifrigſten Begrüßungen, die mir für Dich aufgetragen wurden! — Nun iſt es ſpät, ich habe mein Herz erleichtert, und gehe zu Bette! Morgen ſuch' ich Gelegenheit nach Naumburg. In Halle hoff' ich Briefe von Dir zu finden, geliebte Rahel! Bald umarm' ich Dich wirklich, wie jetzt im Geiſte! Ewig Dein treuer Freund!

Varnhagen.

Die ſchönſten Grüße an alle Freunde und Freundgeſinnte! — Hier iſt große Bewegung, der Kurfürſt von Heſſen iſt hier inkognito angekommen, von Leipzig, und reiſt morgen nach Kaſſel zurück, er wohnt hier in demſelben Wirthshauſe wo ich, im Erbprinzen. Auch den Legationsrath von Bülow aus Frankfurt a. M. hab' ich hier im Fluge geſprochen. —

An Varnhagen in Halle.

Mittwoch, den 19. September 1827.

Guten Abend, theuer Augüſtchen! 10 Uhr. Nach dem Thee und nach einem ermüdenden Othello, den Herr Babnigg vom Dresdener Hoftheater ſehr ſchön ſang: Mad. Kraus-Wranitzky, Seidler-Schweſter, ſehr gut in vielen Stücken, Desdemona: ich in der erſten Parquetloge mit Heinrich Beer, anſtatt ſeiner Frau: Mad. Gad aus Frankfurt an der Oder; und dann, Bartholdy unverhofft. — Ich ſchreibe bloß, theures Kind, um Dir zu ſagen, daß wenn Du nicht nach Weimar kommſt, Du Dir meintwegen gar nichts draus machen ſollſt: ich kenne ja zu gut die Gründe des Seinlaſſens. Du ſiehſt, ich habe Deinen Nürnberger Brief: worin Du Dir ausbitteſt „keine Schelte" deshalb. Nein, theuerſtes Herz! Nur Willkommen! Deine Reue wollt' ich nur vermieden wiſſen! Vorgeſtern erhielt ich den Augsburger Brief, wo Du Friedrich Schlegel verfehlt hatteſt, heute den Nürnberger. Dieſen ſend' ich nun wieder doch, weil der Nürnberger ſagt, Du denkeſt noch zehn Tage wegzubleiben, und er war vom 10. Nun kann Dich dieſer doch noch in Halle attrappiren. Wo nicht, ſo thut's nichts. Ich ſchreibe ihn jetzt: weil morgen um 11 Frau von Barnekow ſchon kommen will; er (Barnekow) vagirt in den Lagern umher: ſie war wegen ihres kranken Bruders Tod melancholiſch, und unwohl; und nun Einmal aus; im Theater. — Alle Deine herrlichen Herzensbriefe kann ich nicht mehr beantworten, als mündlich, mit Leben, und That. Gott geleite Dich! Es hat eben gut geregnet. Ich ſtehe vor Deinem Bette, und gebe Dir Gutenacht-Küſſe! Deine Pflegerin, mein Lieber! Gute Nacht. Geſtern aß Guſtav, heute Marie Lamprecht mit mir. Morgen Eliſe mit Williſen und Erneſtine. Gott grüß Dich!

Donnerstag 1 Uhr.

Lieb Augüſtchen! Eliſchen tobt bei mir. Barnekow anſtatt ſeiner Frau war bei mir: ſie kommt den Abend mit den Damen Craven! Ich küſſe und grüße Dich; will noch Kuchen holen, und für Karolinen Strümpfe. Hanne Friedländer tritt herein; der Brief ſoll um halb 3 Uhr zur Poſt. Gott ſoll Dich ſchützen! Es regnet.

1828.

An Varnhagen.

Den 12. November 1828.

Gräfin Kalckreuth kommt heute nicht zu Mad. Zimmermann: ich gehe — oder fahre, was doch auch schlimm ist, — nicht hin. Nach dem Nebel die zwei Treppen, das greift mich, um nichts, zu sehr an. Mit Frau von Helvig brauche ich ihr nicht beizustehen. Davon wollte ich Dich nur benachrichten, damit Du nun Herr Deiner Zeit, und Entschließungen bleibest. Wie sonderbar kommt es mir vor, Dir zu schreiben. Schlucke nur den Nebel nicht ein. Lieber August!

Deine R.

1829.

An Rahel.

Halle, den 30. Januar 1829.

Freitag Mittags.

Geliebte, theure Rahel! In demselben Zimmer, das wir einst zusammen bewohnt, habe ich eben ein Mittagessen verzehrt, dem die Studentenerinnerung nachhelfen mußte, der vortrefflichste Breihan sprach für sich selbst. Ich bin ganz wohlauf, habe die Nacht viel geschlafen, und wachend angenehme Gedanken gehabt, die liebevollsten für Dich und für das liebe Kind, das ich gestern Abend in seinem Bettchen noch küßte! Ich hoffe, die kleine Unpäßlichkeit ist ganz verschwunden, und Du hast sie bei Dir, die liebe Engelsseele, und heilst sie, und Dich mit ihr! Und Du selbst, geliebte Rahel, wie geht es Dir? hast Du endlich eine Nacht geschlafen? Dich erholt und gestärkt? Wenn Wünsche und Gebete so und unmittelbar auf der Stelle wirkten, Du müßtest die Folgen der meinigen überschwänglich gefunden haben! Pflege Dich, erfreue Dich, laß mich Dich gesund und heiter wiedersehen, und auch inzwischen Dich bald so wissen! — Ich muß eilen, die Pferde sind schon wieder bereit. Es ist gar nicht kalt, auch Johann klagt gar nicht. Alles ist auf's Beste, ich fühle aller Enden Deine liebe Vorsorge und Dein zärtliches Bedachtsein. Tausend innigen, zärtlichen Dank! Ich schlafe heute in Naumburg, überhaupt die Nächte fernerhin. Die Reise ist schön, in allen ihren Beziehungen, und der gestrige Tag beim Könige, diese milde, väterliche Gnade, hat ihr das schönste Licht mitgegeben. Ich freue mich des glücklichen Ereignisses, und werde alles thun,

um es zu verdienen. Leb wohl, Geliebte! Dir und dem theuren Kinde tausend Grüße und Küsse! Auch den Anderen alles Schöne! Doren und Karolinen nicht zu vergessen! Leb wohl.

Ewig Dein

Varnhagen.

Das Posthorn!

An Varnhagen in Kassel.

Freitag Mittag 2 Uhr, den 30. Januar 182[illegible]

Ich sehe Dein treues Gesichte! Es ging Dir gut die Nacht. Mir mitunter nicht. Alle zwei Stunden erwachte ich. Um 2 mit starkem Husten und Drang in der Brust, Meerrettig begegnete dem gleich. Dann schlief ich wieder, dann hustete ich wieder. Force Emser. Dann wieder Schlaf, dann tüchtig Schlaf bis 10. Dann kam Casper triumphirend, „nach Kassel seist Du; ein Gesandter hätte es ihm gesagt; wenn man 'rum käme wie er!" Und diese Sottise sagte er dreimal. „Jeder Kanzellist hätte es Ihnen sagen können", explizirte ich ihm. Er hörte nicht auf: und es wurde naiv.

Dann badete ich gegen 12, dann schlief ich wieder; nun schreib' ich Dir; ohne Echauffement: doch dabei will ich's lassen. Mittag esse ich Reissuppe, Huhn mit holländischen Zuckerschoten und Artischocken. Ewig denk' ich an Dich! Aber mit der größten Ruhe und Satisfaktion. Mich freut Reisewagen, ehrenvoller Auftrag, alles. Du siehst, was ich zuletzt lasse. Das Kind. Ich sehe es heute nicht. Casper schwört, es fehle ihm gar nichts: Du hast es ja gesehen. Aber auch darüber bin ich ruhig. Ich habe wie eine dicke Haut über meine gewöhnliche Reizbarkeit: das soll gewiß zur Genesung dienen. Uebermorgen wird schon an Ausfahren gedacht. Ernestine war gestern Abend noch bei mir. Ich nehme aber heute keinen als Brüder an. Alle schickten heute: Herr von Cotta hat die Zeitungen. Ich küsse, liebe und grüße Dich! Du fährst keine Nächte, und schonst meinen August mit Verstand. Ich bin bei Dir, neben Dir, und Dein.

R.

„Mompel! nach Deine Stube!“ — Die Mädchen grüßen; ich Johann: er ſoll Kaffee trinken.

Siehſt Du, wie aufrichtig ich geſchrieben habe!

An Rahel.

Getha, den 31. Januar 1829.

Sonnabend, vor Schlafengehen.

Durch wirbelnden Schnee, der den ganzen Tag nicht aufhörte, bin ich endlich wohlbehalten hier in den drei Mohren angelangt, habe mich mit Speis und Trank erquickt, und hoffe vortrefflich auszuſchlafen, in demſelben Zimmer, wo einſt Napoleon auf dem Rückzuge von Leipzig Nachtruhe hielt! Um aber vergnügter zum Schlafen überzugehen, muß ich vorher noch ein paar Worte der innigſten Liebe und des regſten Andenkens an Dich, meine theure Rahel, richten. Die Dichtung, daß Du mich begleiteſt, daß Du im Wagen neben mir ſitzeſt, iſt mir ſo lieb und ſüß, daß ſie ſchon dadurch mir zu einiger Wahrheit wird; ich denke nicht bloß an Dich, ich rede wirklich hundertmal im Tage mit Dir, frage Dich, und glaube oft Deine Antwort zu hören. Ich will nicht denken, daß die Krankheit, in der ich Dich verließ, noch fortdauern könne, ebenſowenig, daß Eliſchen nicht gleich wieder beſſer geworden ſei — es iſt mir unerläßliche Nothwendigkeit, dieſe Vorſtellungen abzuweiſen, ihr Gegentheil hervorzurufen, und mit den beiden liebſten Bildern des Lebens nur Heiteres, Tröſtliches zu verbinden! Die Winterreiſe konnte die in die Ferne gerichtete Empfindſamkeit abhärten, meinte ich früher, der Wechſel der Gegenſtände ſie zerſtreuen, — aber ich war im Irrthum. Erſt heute Abend, da ein Poſtillon, trotz Wind und Schnee, anhaltend auf dem Horn und ſehr hübſch blies, dacht' ich ſo lebhaft an das theure Kind, und wie das aufhorchen und was es dazu ſagen würde, daß ich in der Dunkelheit die Liebliche mit Augen vor mir zu ſehen wähnte, und Dich dazu, geliebte Rahel, herabgebogen auf das engliſche Geſichtchen! In Kaſſel hoffe ich Nachrichten zu bekommen, die meiner Einbildung die Nahrung friſchſter und beſter Wirklichkeit geben. Auch kann mich unterwegs jetzt keine Mannigfaltigkeit zerſtreuen; meine ernſtlichen Gedanken ſind ausſchließend

mit dem Gegenſtande beſchäftigt, welcher der Zweck meiner Reiſe iſt; für die Sinne iſt nach allen Seiten hin nichts als ein unendlicher, alles gleichmachender, ertödtender Schnee vorhanden, und außer Poſtleuten und Wirthen habe ich unterwegs noch keinen Menſchen geſprochen, ausgenommen den Herrn General von Natzmer in Erfurt, wo ich deshalb einige Stunden verweilte; ſelbſt in Weimar habe ich nur den Poſtwärter nach Goethe's Geſundheit gefragt! Und richtig wußte der Poſtwärter vollkommen ganz erfreulichſte Auskunft zu geben! Mir iſt ſolche Eile zwar nicht grade anbefohlen, aber ich finde meinerſeits doch freiwillige Zögerung nicht ſchicklich. Morgen komme ich noch nicht, wie ich dachte und es ſonſt leicht geſchehen könnte, nach Kaſſel, es ſei, ſagen die Leute, bei dieſem entſetzlichen Schnee nicht wohl ausführbar; ich werde daher noch ein Nachtlager machen, und erſt übermorgen in Kaſſel eintreffen. Johann ſitzt jetzt neben mir im Wagen; er hätte es auf dem Bock wohl ausgehalten, aber ich nicht, es mit anzuſehen. Der Wagen iſt trefflich im Stande, Thüren, Riemen, Taſchen u. ſ. w. auf's beſte, er fährt ſich leicht, iſt hübſch; aber ein Fehler den er hat, hebt jeden Gedanken des Ankaufs vollſtändig auf: man kann ſich ſchwer anlehnen, und fühlt ſich durch die ſteile Hinterwand immer vorwärts gedrängt, was auf die Dauer ſehr peinlich wird, mir jedoch diesmal, bei dem vielen Platz, leichter zu ertragen bleibt, als wenn wir mehrere gedrängt zuſammenreiſten. — Nun genug für heute! Leb wohl, meine geliebte Freundin! Der Himmel ſegne Dich und unſer theures Herzblatt! Gute Nacht!

Sonntag, den 1. Februar, frühmorgens.

Ich habe ziemlich gut geſchlafen. Aber wie wird Deine Nacht geweſen ſein, theuerſte Rahel? Jeder Zweifel an Deinem Wohlbefinden peinigt mich, und wie angehäuft dringen dieſe Zweifel auf mich ein, wenn ich an die Zuſtände denke, in denen ich Dich die letzte Zeit ſehen und wiſſen mußte! Meine innigſten Wünſche umſchwebten Dich geſtern Abend, unter ihnen ſchlief ich ein. Wird heute nicht Liſchen bei Dir ſein? Laß ſie nur an nichts Mangel leiden, ich meine an dem, was ſie hauptſächlich durch mich zu bekommen gewohnt iſt! Sag ihr, es ſei doch gut, daß ſie nicht mitgereiſt iſt; häßliches Wald iſt zwar weniger zu ſehen, aber häßliches

Schnee, häßliches Wind, und häßliches Geſtöber dafür; ſtatt aller Gegenſtände, die wir auf der Muskauer Reiſe anſchrieen, könnten wir immerfort nur „Schnee! Schnee! Schnee!“ nennen, ſelten ein Frachtwagen oder Bauerſchlitten fährt vorbei, Thiere laſſen ſich gar nicht ſehen, die zahmen ſind im Stall, die wilden in ihren Neſtern. Wie wird das Kind Dich plagen! Ich beneide Dich darum! — Da ich ſehr mäßig und vorſichtig bin, ſo geht es mit meinen Erkältungsübeln leidlich, die Schneeluft iſt wenigſtens weich, und thut den Lungen nicht ſo viel, wie trockne Kälte. Ich huſte Morgens wie gewöhnlich, aber nicht ungewöhnlich, und meine Stimme iſt ſo gut, wo nicht beſſer, als die letzten Tage in Berlin; zum Glück brauche ich ſie in Kaſſel wahrſcheinlich nicht ſogleich in voller Blüthe, ſondern habe die erſten Tage mehr zu hören. Spricht man ſchon von meiner Reiſe, und giebt man ihr allerlei abentheuerliche Zwecke? Mir iſt es eine wahre Befriedigung, daß die Sache während ſo vieler Tage in voller Verſchwiegenheit gehalten worden, ein bei uns gewiß ſeltner Fall! — Ich möchte immer Deinen Tag in allen ſeinen Stunden mitleben, im Zauberſpiegel mir vergegenwärtigen! Biſt Du ſchon ſo völlig hergeſtellt, daß Du Beſuch annimmſt? Siehſt Du Cotta's, Frau von Zielinski, Kalckreuth's? Und fährſt Du aus? In's Theater fleißig, darum bitte ich! Mit der Fürſtin Carolath, das vergnügt Dich! Grüße Alle beſtens von mir, beſonders alle Rebert's, Lamprecht's, Casper's, bei letzteren wieder zumeiſt — Du weißt wen. Auch Willisen herzlich, und wie gern ich ihn noch geſprochen hätte, aber es ſei unmöglich geweſen. — Vieles hätte ich Dir noch von der Mittagstafel beim Könige zu erzählen gehabt, aber die Zeit war mit ſo viel anderem Zudringlichen erfüllt. Nun, es bleibt für künftig! Und neues Erzählenswerthe ſammelt ſich dazu. — Glaube nur nicht, Geliebte, daß Du fernerhin ſo große Briefe von mir erhalten wirſt; dies hier iſt noch eine Frucht der Reiſemuße; künftig bin ich der Abrede eingedenk: drei Zeilen guten Inhalts ſind auch ein Brief, und ein Gleiches erwart' ich von Deiner Seite. — Jetzt will ich mich waſchen u. ſ. w., dann noch einen kurzen Beſuch bei Herrn Perthes machen, frühſtücken, und darauf in den Wagen, doch nur, des Schnee's wegen, zu einer kurzen Tagereiſe; morgen bin ich, ſo Gott will, in Kaſſel. Was mir dort an dem zweiten Orte meiner Beſtimmung gelingen wird auszurichten, darüber habe ich noch nicht die geringſte Meinung und Ausſicht, alles

hängt von Umſtänden ab, die nicht zu berechnen ſind. Was ich mir verſpreche, iſt: es an mir nicht fehlen zu laſſen, und nichts zu verabſäumen, um das Vertrauen, das in mich geſetzt worden, auch beim Mißlingen der Sache zu rechtfertigen. Du ſprichſt, nach wie vor, von dieſen Dingen aber mit niemanden, liebe Rahel! Nun lebe wohl! Geliebte, Theure, ich küſſe Dich innigſt! — Hier iſt Herr Elzholz Direktor des Theaters, und Herr von Oppel — unſer Oppel aus Wien, Karlsruhe, Berlin — Geheimer Rath und Miniſter. Ich habe keinen Beruf, ihn zu beſuchen, doch rühmt man ſein bisheriges Treiben ſehr. — An Stägemann's viele Grüße, an Arnim, an Ebers. Mir ſind alle Leute, mit denen Du umgehſt, ſo lieb in dieſem Schimmer! Nur ein Perſönchen, das oft bei Dir iſt, kann ich gar nicht leiden, mag ich gar nicht ſehen, das iſt na türlich die Schnudelpuppe, das Natzenloch, das Eisfätzchen .... Das Andere verſchweig' ich, obwohl es daran auch nicht fehlt. Du ſiehſt, wie kindiſch ich bin, wie abgeſchmackt es auf dem Papier ausſieht, wie allerliebſt im Leben, und wie Recht im Grunde Zinzendorf mit dem Seitenhöhlchen hat! Nun bin ich auf der rechten Höhe angelangt, nun verſchwinde ich! Lebe wohl!

Beifolgenden Zettel ſchicke Dienstags oder Freitags auf die Königliche Bibliothek; ich hoffe man giebt das Buch; ich hätte in Berlin daran denken ſollen! Auch Herr Profeſſer Gans ſoll Dir Bücher geben, beſonders den „Globe". Ich hoffe, in ſeiner Sache bleibt alles beim Guten. —

Ich komme ſo eben von Perthes, der Dich angelegentlichſt grüßt. Er hat eine angenehme, hübſche Frau, die lange in Wien gelebt hat. Sie wußte von daher, daß Frau von Müller eben bei Doretheen von Schlegel zur Kondolenz war, als Müller ſtark, und als ſie nach Hauſe kam, war ſie ſelber auch Wittwe! Eine Schreckensgeſchichte! — Nun eſſe ich noch einen Teller Suppe, dann fahr' ich nach Eiſenach ab, und ſo getroſt weiter. Bis jetzt bekommt mir die Reiſe ja ganz gut, ungeachtet der ungünſtigen Jahrszeit! Leb wohl, leb wohl!

Ewig Dein treuer Freund

Varnhagen.

Das Kind, das Kind ſei geküßt! Unter den zu Grüßenden Dore und Kareline nicht zu vergeſſen. Johann iſt ganz wohlauf.

An Varnhagen in Kaſſel.

Sonntag 11 Uhr, den 1. Februar 1829.

Dicker Schnee, Nordwind. Haſt Du ihn rechts, faſt im Rücken.

Geſtern Abend um 8 mit den beiden Kindern auf'm Sopha, kam Dein lieber unerwarteter Brief. Wie ein Frühlingsregen mit großen Tropfen erweichte und beruhigte und erquickte er mich. Nun bin ich über Dich ganz ruhig; ja vergnügt. Höre von mir. Die vorige Nacht war nicht ſo ſchön, doch mit zweiſtündigem Schlaf als mehrmalige Unterbrechung. (Du ſiehſt meine Dore'ſchen Federn.) Morgens viel Huſten, verpappt, viel Appetit. Das Kind wurde mir verſprochen: der Vater meinte, es könne kalt Fieber werden. Dann kam Rike, die ich zitirt hatte, und machte ſtill, gut, mir ganz angenehm, meine Rechnungen; um halb 2, in ihrer Gegenwart, aß ich mit großem Appetit — alles in der Mädchen Stube — zu Mittag: alles wie den Tag vorher; nur Huhn. Ich legte mich dann in meinem Zimmer ein wenig, und entſchlief einen Moment. Dann kam Bettine: ich nahm ſie gerne an; und hatte Recht. Liebender, vernünftiger habe ich ſie nie geſehen. Aufwartend, leiſe, voller Einſicht. Jeden Augenblick wollte ſie gehen: ich wollte nicht. Sie freute ſich z. B. ſo innig, natürlich, Deiner ehrenvollen Sendung; und fügte hinzu: es freut mich nur, daß man mal wieder ſieht, daß ſie an einen vernünftigen Menſchen denken; u. dgl. Nach drei Viertelſtunden kamen die Kinder. Da war ſie erſt göttlich. Sie hielt mich wahrhaft für eine Glückliche, und verehrte mich ordentlich, daß dies mein Glück war; betrug ſich wie eine mythologiſche Venne mit ihnen. Kurz, wir waren darin ganz eins. So müſſen Menſchen ſein: ſo iſt Freundſchaft; Menſchenliebe; Einſicht; geöffneter Sinn. Sie ſagte auch ſehr ſchöne Dinge: beſonders aber einverſtanden über Kinderbehandlung. Unſer Kind war nur ſtill: aber bibliſch-raphaeliſch ſchön: und Frau von Arnim rief es immer aus; Du warſt nicht da, es ging alles ſtill zu, die fremde Dame; ihre verſtimmte Nervchen! Karpfen hatte ſie eben gegeſſen, welches ich auch an ihren Händchen roch! — bin ich nur erſt wieder auf! — Endlich aber kam die Zinn-

ſchachtel; worans ſie Frau von Arnim alles wies, und die im Ernſt, wie ein Kind, die Sachen komplet ergötzlich fand, und wie ein anderes Kind ernſt mitſpielte; ich gab ihnen Schwarzbeeren-Kompotte mit warmem Waſſer und viel Zucker, anſtatt Kaffee. Als ich aber nach 7 Thee trank, wollte ſie Kaffee: mitnichten, und leicht ausgeredet. Mit dem letzten Tagesſchimmer ging Frau von Arnim, es war nicht ſo früh. Sie ging nur, weil ſie keinen Bedienten hatte. Mir ließ man die Kinder bis gegen halb 9 — aus Nachläſſigkeit. Ich habe ſie hin und her fahren laſſen. Ich machte ihnen Torte aus Apfel, Mandelherz und Zucker: als noch drei Löffel voll in der Taſſe lagen, ſagte ſie: was ſoll ich daran eſſen! Es wurde erzählt. Gelegen, gewälzt, gefragt: nach Dir, nach Kaſſel u. ſ. w. Mit einemmale kommt Dein Brief! Ich denke es iſt ein anderer. Das Glück! Nun Schreibzeug. Sie ſchrieb Dein ganzes Kouvert voll, ſiegelte es ein, und ſchrieb eine Adreſſe neben Deiner an mich. Und doch ſtand in dem großen Brief nichts, als Du ſollſt kommen. Der Engelskerl. Eine Geſchichte amüſirte ſie ſehr; wo ein Hund den Namen Menſch bekam, weil er ſo klug und gut war, dem Herrn, einem Bauer, die Leiter an den Baum zu ſchleppen, die ſein unvorſichtiges Töchterchen umgeworfen, und dieſe nun acht Tage Hund heißen mußte. (Line iſt gekommen. Sie iſt weg.) Mit tauſend Grüßen, Verſprechungen, Händeküſſen gingen die Lumperle's. Ich war ſchon ſehr leidend: dann kam Ludwig: und ich war verpappt und huſtete bis ſpät 11 Uhr. Dann zu Bette; und richtig bis gegen 4 geſchlafen. Kalt und in Schweiß erwacht, geklingelt: gewärmt, getrunken; eingeſchlafen bis 7. Rheuma in Schweiß an der Hüfte: dadurch allgemeine Erleichterung: dies auch vergangen, geſchlafen bis nach 9. Vortrefflich. Umgezogen: auf den anderen Sopha gezogen. Geſchrieben. Kaffee, ſchwach; Emſer. Freitag Morgen ſchickte Willſen. Es wäre ſchlecht von mir krank zu ſein, ich ſoll befehlen, wann er kommen ſoll, oder was er irgend ſonſt thun ſoll, da Du weg biſt. Er ſchickt täglich. Alle Leute, alle Damen ſchreiben, Jette Solmar, Fürſtin Carolath, alle, alle, alle, bieten alles an, Dienſte, Geſellſchaft, Hülfe. Bettine hat mir heute ein Rebhuhn geſchickt. Ludwig kann mir gar nicht zu erzählen aufhören, welchen Antheil Bartholdy an Deiner Reiſe nimmt. „Das wäre ein Freund!“ wenn Louis ſpricht! und von ſelbſt! Halle und der Breihan gefielen mir ſehr gut. Pflege Dich, dann

pflegſt Du mich. Ich thue beim Himmel auch alles Deinetwegen. Ich muß und werde mich ſehr ſchonen, und die Harmonie wird ſich wieder herſtellen. Ich fühle es ſchon. Segne Gott Dein redliches Unternehmen! Iſt es nicht komiſch, daß ich in ganz Kaſſel keinen Menſchen perſönlich, als den Kurfürſten kenne? — Ach ja! auch Gräfin Heſſenſtein. — Manchmal werde ich ein paar Tage gar nicht ſchreiben: oder nur ſehr wenig. Unſer Kind hat heute noch kein Fieber. Die Mädchen grüßen. Louis, Rike, ſehr. Ich küſſe Dich in treuſter Liebe.

Deine R.

An Varnhagen in Kaſſel.

Dienstag, den 3. Februar 1829. 9 Uhr Morgens.

Dicker Schnee. Nordwind; oft 9 Uhr Abends 11 Grad, und um 11 Uhr 2!

Ich will mir den Moment vor dem Bade mit Schreiben zu Nutze machen. Nachher will ich mich nicht erhitzen. Gebe der Himmel, daß Du ſo zwei glückliche Tage verlebteſt, wie ich! Vorgeſtern kam wieder Bettine von 5 bis 8 zu mir. Vortrefflichſt! wie es ſich nicht beſchreiben läßt. Voller Antheil. Freute ſich unſchuldig innig Deiner Reiſe. Las Deinen lieben unſchuldigen Kinderbrief. Sagte mir: „Sie ſind glücklich. Ich danke Ihnen. Ich habe keinen Brief geleſen, der mir ſo Freud gemacht hätte. Aber ſo Liebe und Zärtlichkeit iſt auch nur Anerkennung, das kommt nit von ſelbſt.“ Dann ſprach ſie übrigens die herrlichſten Dinge. Und dann meinte ſie wieder, Deine Biographieen hätten Dir Deine Sendung verſchafft. Geiſtreich genug; aber zwiel. Man hätte nämlich daraus geſehen, wie Du Dinge, wie ſie ſich oft gewöhnlich ſtellten, und ſogar den Tadel erwürben, im Großen und ganz anders zu nehmen wüßteſt, etc. Dann ließ ſie ſich aus, was Du für die Geſellſchaft ſein könnteſt, die ſo ſtrohern, ſo nichts würde, ſo rein verginge (die große), karakteriſirte das Element, welches Du da brächteſt, und ſagte: ſie denke ſich, daß es eine Reminiſzenz, ein Anklang, eine Erinnerung desjenigen ſein müßte, was in der Schlegel'ſchen Zeit herrſchte. Und zuletzt machte ſie noch gründlich, frei, edel, wahrhaft, die

ganze Apologie der Leute, die das Leibgericht essen, was wir immer mit Henriette Solmar und Dr. Gans essen; und strömte ihre ganze Vorliebe für sie aus. Wie wir es nur können. Bei Gelegenheit einer Gouvernante, die sie wollte: solche wollte sie. So alle Edlen. Um 9 Uhr kam Moritz, bis halb 11. Gestern Vormittag im himmlischsten Februarwetter um 11 Uhr mein Kind. Funkelnd von Gesundheit, und funkelnd von Grazie, Freude, Singen, guter Laune. Alles aus Gesundheit. Wir waren in Dorens Stube; helle Sonne. Alle Blumentöpfe, an dreißig, begoß sie, bis hoch am Hängeboden; nicht ohne Bärenschauer: ich lachte, Dore muß in blitzender Sonne mit hinauf. Dann in die blaue Stube, dann mit dem Schlafrock in die Küche. Nur etwas. Dann mit Bausteinen, mußte ich ihr bauen, wo und wie Löwen und Bären zu sehen sind: ich that's. Die kleinen Carolath's, stellte es vor, sahen aus Legen zu. Dann aßen wir Reissuppe mit Taube, Mehrrüben mit Spargel, Rebhuhn mit Aepfelkompott, bei Tische kam Fürstin Carolath, und aß mit. Nach drei ließ ich das Kind äußerst glücklich nach Hause tragen.

Die Fürstin grüßt Dich übernatürlich! Fürstin Pückler hat einen ganzen Neid- und Lobbrief über uns geschrieben. Die erste ist ganz erfreut über Deine Ehrensendung: und läßt Dir sagen, das wäre keine Kunst; aber von fremden Menschen in der Gesellschaft hätte sie das nämliche gehört, und das müsse Dich doch freuen: es wäre nur Eine Stimme: und die vortrefflich. Vorgestern war Cour. Fräulein von Savigny ward vorgestellt. Aber nicht dem Könige, der war klüger: er war Gottlob! nicht da. Er will sich nicht erkälten, aber erkältet sich mit Sprechen, und dann muß er durch den Saal. Vorgestern sorgte ich, als selbst krank, doppelt für ihn: gestern freut' ich mich unendlich, daß er weggeblieben war. Sein theures Leben ist besser als alle Cour. Dann schlief ich etwas. Um 6 kam Paul Ebers, bis nach 8. Mir lieb. Er thut mir alles in der Welt zu Gefallen und Dienste. Damen und Herren, meine Freunde erschöpfen sich! und ich merke: ich bin eine Frau bei der Stadt: d. h. selbst freundlich und dienstthuend. Alles schreibt, kommt, will dienen, schaffen, schenken. Inliegend ein Billet von Willisen. Heute lasse ich ihn von 12 bis 2 oder von 5 bis 8 kommen. Das sind die Stunden, in denen ich alle Tage zwei annehme: ich zitire sie: so muß ich's machen. Ich bedarf die genauste Prekautien: und will

ſie gebrauchen. Es thut mir wohl, es ganz nach meiner Krankheit zu machen. Ich habe zu viel gelitten. Bin aber ganz glücklich. —

Geſtern von 9 bis 10 kam Moritz, dann ging er auch zum Soupé zu Lamprecht's, wo Frau von Zilinski verherrlicht wurde, die heute die Zweite iſt die zu mir ſoll, und mir ſchon — krank von Lamprecht's Hitze — geſchrieben hat. Morgen ſoll Frau von Cotta kommen; die mit der Fürſtin Carolath bei der Kronprinzeß geſpeiſt hat. Heute Mittag eſſe ich mit dem Kind. Nun adieu! Theurer Herzensfreund. Nach dem Bad nur ein Wort. Vielleicht hab' ich heute einen Brief. Doch bin ich ganz ruhig, wenn er nicht kommt. Meine Zärtlichkeit iſt Deine Atmoſphäre! Nun in's Bad. Addio! Deine Alte, recht Vergnügte. Unbeſchrieen!

12 Uhr.

Gebadet, angezogen. Locken. Schwarze Beſuge gefrühſtückt. Casper hier. Beim König iſt jetzt déjeuner-dansant, wo alle Geſandten ſind; als revanche für die Kour. Casper's Nachricht; dies ſoll ſeit Friedrich dem Zweiten nicht geweſen ſein; welches ich nicht glaube. Ein winziger Brief aus Ziebingen, von Wilhelm von Schütz, iſt gekommen, mit dieſen auch in ihrer Art elenden Gedichten, Sonetten auf Friedrich Schlegel's Tod; leer, leer, leer, ſo, daß Liebe, Hoffnung und Glauben kommen müſſen. O! Nachplauderer, Lügner: der vergiebt, es iſt ihm etwas; der Brief enthält nur das Anliegen ſie in eine Zeitung einrücken zu laſſen. O! daß doch ſolche Menſchen, wo es eine Ecke herum geht, auch ſo viel Pöbel da mit herum laſſen müſſen! dünkelhaften, eitlen, lügneriſchen Pöbel, der nicht einmal ahnden kann, daß er ſich doch, unfehlbar immer zuletzt, ſelbſt an den Pranger ſtellt, wie der mit den Gedichten. Nichts, nichts, nichts!

Nachträglich vom Kinde. Wir haben ſechs blühende Hyazinthen-Töpfe: einen ganz kleinen: den wollte ſie ganz für ſich haben: bekam ihn gleich. Und nun ſtrahlte ſie vor unvermuthetem Glück. Dann: „Was iſt alles in Kaſſel?“ — „Was noch?“ — „Wie macht man Gold, Silber, alles?“ — Dann fragte ich: „Iſt Luft in den Zimmern gemacht, auch beim Herrn?“ — Ja, gnädige Frau. — Gleich ruft ſie: „Ach da muß ich hin! Wie ſieht's da aus!“ Mit einem Accent!

Adieu! Da ist sie! Nun schreibt sie; und frühstückt schwarze Beeren und Biskuit. — Die Striche hier, die sie gemacht, sollen heißen, er soll kommen, und er soll was mitbringen. Johanns Frau ist hier. Er hat ihr gesagt, daß sie von mir für ihn zehn Thaler (die ich für Dich auslegen will) erhalten soll. Er hat aber schon drei von mir, drei von Doren. — Adieu cher Auguste. Die Mädchen grüßen schön. —

An Rahel.

Kassel, den 3. Februar 1829.

Dienstags früh.

Geliebteste Rahel! Gestern Abend bei noch guter Zeit kam ich von Eisenach wohlbehalten hier an, durch unendlichen Schnee, der die Fahrt ungemein aufhielt, ja bisweilen ganz einzustellen drohte; mit Hülfe von Vorspann, bei steter Aufmerksamkeit und guten Versprechungen, ging indeß alles glücklich ab. Noch denselben Abend kam Herr von Hänlein durch seinen Besuch mir gütigst zuvor, und lud mich zu heute Mittag zu sich. Unter Gedanken an meine Angelegenheiten schlief ich ein, seit sechs Uhr heute wach, überdacht' ich im Bette denselben Gegenstand; eben um acht Uhr setzt' ich mich zum Frühstück hin, ein bunter Teller ließ mich innerlich die Worte hören: „Onkel, erklär' mir das Bild!" und nun weißt Du die ganze Reihe der Vorstellungen, die mich erfüllen! Daß ich da sogleich ein Liebeswort an Dich richtete, ist natürlich; daß es mehr als zwei Zeilen werden, ist zufällig. Auch werd' ich mich gleich ankleiden müssen, um ein paar Besuche zu machen. Der Kurfürst soll erst im Laufe des Tages von einer Landfahrt wieder eintreffen, da bleibt der heutige Tag wohl noch von allem eigentlich Geschäftlichen ledig. Kassel hat sich sehr verschönert, seitdem ich es nicht gesehen, und bietet, ungeachtet der winterlichen Decke, einen heitern, belebten Anblick. Ich wohne im Gasthofe zum König von Preußen, einem herrschaftlichen Hotel, das ehemals dem berühmten General von Schliessen gehörte, dem Freunde Johann von Müller's; da sind denn in der That prächtige Zimmer, aber auch Marmorkamine, die rauchen, Thüren die klappern, Schlösser, die dem Schlüssel trotzen, weite Räume, die durchschrieen oder lärmend durch-

rannt werden u. ſ. w. Indeß iſt doch alles leidlich, und ich bin ſchon zufrieden. Mein Huſten iſt nicht ſchlimmer geworden, im Gegentheil, wenn es nur ſo bleibt, acht' ich es ſchon für Gewinn; Abends Thee von Wollblumen thut mir ſehr gut. Der arme Johann hat aber auch einen argen Huſten, weil ich Hartherziger ihn eine Station zu ſpät vom Beck in den Wagen genommen, ich meinte es durchzuſetzen, den vornehmen Herrn zu ſpielen! — Geliebte Rahel, wie innigſt gedenk' ich Deiner, unſerer täglichen Lebensgewohnheit mit all ihrem Inhalt und Bezug! Es iſt nicht die Ferne, die mir erſt das rechte Licht darüber zu geben braucht, wie oft haben wir nicht ſchon vereint alles gewürdigt und anerkannt, — aber die Ferne fügt das ihrige hinzu, und verwandelt in Sehnſucht, was ſonſt ſo ſehr Befriedigung war, daß es ſogar für manche Unbefriedigung noch billigen Raum ließ! Ich will aber jede neue Erfahrung ſolcher Art für eine — will's Gott noch große und ſchöne Zukunft immer zu reicherem Vortheil anlegen, und ſchon deshalb muß ich davon ſprechen. Eben da ich dieſes ſchreibe — es iſt ſchon Nachmittags gegen 2 Uhr, und Beſuche fallen zwiſchen den Anfang und die Fortſetzung meines Briefes — bricht heiterer Sonnenſchein hervor, und das Wetter ſcheint ſich aufzuklären, ohne daß die Kälte darum ſtiege, das iſt mir die angenehmſte Wendung. Ueberhaupt iſt es ſchön, daß die mildere Jahreszeit anrückt; wir haben ja oft die himmliſchſten Tage ſchon im Februar, und die Gegend, die ich noch zu beſuchen habe, iſt auch keine rauhe. Wie ich reiſen werde, iſt noch nicht gewiß; Herr General von Natzmer hat mir den Weg über Marburg, Gießen, Wetzlar und Koblenz empfohlen — alſo doch nicht ſo weit an Frankfurt am Main vorüber, ich gebe Dir gern jede Genugthuung, wo ich kann oder muß, liebe Rahel, — der Bogen iſt unvermeidlich, ein grader Weg nicht vorhanden, ich werde aber doch auch einmal den nördlichen Bogen über Iſerlohn und Arensberg verſuchen. — Jetzt hab' ich genug von mir geſprochen, jetzt möcht' ich das Neueſte von Dir hören, geliebte Rahel, das Beſte von Deiner Geſundheit, das Schönſte von Deinen Tagesſtunden, daß Du ausfährſt, daß Du vergnügte Geſellſchaft haſt, daß Dich Eliſe quält mit unbegränzten Forderungen! Läßt Du nicht auch den Präſidenten kommen, oder iſt er, wie die Buttmänner, ganz verſchwunden? Einen anderen Karakter bekömmt er bei Dir gewiß; ob er aber dadurch nicht an Reiz der unter-

haltenden Spannung verliert, ist sehr die Frage; laß ihn immer etwas tyrannisch! Wer nur mit dabei sein könnte! Tausend Grüße und Küsse — sie sollen wirklich gegeben werden — unserem geliebten Engel! Auch den anderen Kindern alles Schönste! —

Dies ist mein dritter Brief. Ein flüchtiges Blatt schickt' ich Dir aus Halle, ein anderes aus Gotha; ich hoffe, beide sind richtig besorgt worden. Diesen Brief erbietet sich mein Wirth durch seinen Schwager, der morgen mit dem Eilwagen nach Berlin reist, wo er ansässig ist, abgeben zu lassen, und ich habe keinen Grund, der zugesagten sicheren Beförderung zu mißtrauen.

Lebe wohl, geliebte Rahel! Sorge für Deine Gesundheit, die auch die meinige ist; genieße und thue hübsch alles, was Dir gut ist, und spare nicht an Dir! Grüße alle Freunde; besonders Willisen und die Fürstin von Carolath; alle Robert's, versteht sich! Das Kind, das Kind noch viel tausendmal! Den Mädchen habe ich noch beim Weggehen empfohlen, sie sollen Dich gut pflegen und Dir alles nach Wunsch machen, ich hoffe, sie thun es. Leb wohl, geliebte, einzige Freundin, mit der zu leben mein Glück und Segen ist. Auf schönes Wiedersehen!

Ewig Dein treuer, liebeveller Freund
Varnhagen.

An Rahel.

Kassel, den 4. Februar 1829.

Mittwoch Vormittag. Heitere Kälte.

Jetzt erst, da ich Briefe von Dir habe, geliebte Rahel, bin ich wieder in meinem richtigen Zusammenhang, die Trennung herrscht nicht unbedingt, und ich fühle zum Weiterreisen gleichsam rückzu mich sichergestellt! Eben brachte mir Johann von der Post Deine beiden lieben Briefe zugleich, den vom 30. Januar und den vom 1. Februar, wie ein Zauber lachte mich Deine Aufschrift an, ich hatte sie doch nun vor Augen, Deine wirkliche Hand, fest, unwidersprechlich, und das Herz lachte mir vor Freuden! Noch ehe ich ein Wort lesen konnte, war ich schon ganz vergnügt, und konnte in dieser Stimmung ein Ge-

spräch mit Herrn von Hänlein, der grade zugegen war, ohne Ungeduld fortführen. Endlich blieb ich allein, und konnte lesen. Ein wahres Fest feierte ich, das Zimmer, die ganze Umgebung, der Tag und die Stunde nahmen eine andere Physiognomie an, wurden nun heimisch. Und doch giebt mir der Inhalt auch noch Betrübniß genug, Du arme liebe Rahel, bist noch nicht genesen, und selbst das theure Kind ist von Krankheit wenigstens bedroht! Daß Du noch an dem hassenswürdigen Husten leidest, daß Deine Nächte noch so schlaflos und gestört sind, macht mir wahren Kummer. Aber daß Du Besuche, wie die genannten empfängst, daß Du die Kinder bei Dir haben konntest, gilt mir doch als gutes Zeichen für Dich wie für Elischen, und nährt meine Hoffnungen, zu denen meine Wünsche wie mit Gewalt sich verdichten. Auch kann ich diese Hoffnungen in der That nicht entbehren; aber in die Luft hin darf ich sie auch nicht bauen, und so ist mir aufrichtige Wahrheit über jedes Vorkommende das Nöthigste. Ich glaube Dir auch, theure, einzige Rahel, und denke nicht, daß Du mir etwas verschweigst; selbst bei dem Unerfreulichen liegt darin eine unendliche Beruhigung. So glaub' ich jetzt mit aller Freudigkeit an Deine doch allmählich fortschreitende Genesung, und sehe besseren und besseren Nachrichten entgegen! Auch für Elischen ist meine Besorgniß durch den Ausspruch, daß ein kaltes Fieber im Anzuge sein könnte, eher vermindert! Das liebe Kind und die liebe Tante! Seid zusammen gesund und freudig, und genießet die glücklichsten Tage, die der Himmel in seinem Vermögen für die Erde hat! Und ich will auch daran Theil haben, so selbstsüchtig bin ich ohne Frage! —

Seit der vorigen Zeile war ich bei Sr. Königl. Hoheit dem Kurfürsten zur Mittagstafel. Er erinnerte sich meiner allerdings von Prag her, und war gegen mich sehr gnädig. Die Gräfin von Reichenbach empfing mich nachher in ihrer Wohnung; ich war ihr schon gestern Abend vorgestellt worden. — Das Mittagessen bei Herrn von Hänlein war luculisch; er meinte, seine Frau richte alles mit böhmischer Fülle ein, und sie gestand mir, sie habe jedes Gericht eigends angegeben und besorgt, was denn besonders bei den „gewissen gefärbten Nudeln" sehr einleuchtend war; sie scheint übrigens die Güte und die Tüchtigkeit selbst, in österreichischer Weise versteht sich, nicht in norddeutscher. Von norddeutschen Frauen habe ich hingegen auch wieder eigenthümliche Probemuster hier gesehen, gütige,

verständige, von der Seele her gebildete, und zum thätigen Leben hingewandte Frauen, mit denen sich sehr angenehm reden ließ; eine Frau von Meyer, Gattin des hiesigen Finanzministers, bei dem ich gestern in Gesellschaft war, gehört dazu, eine Verwandte von Laroche's in Berlin, sie hat etwas ungemein Feines, und sprach unter anderen über Bettinen von Arnim mit so viel Einsicht als Billigkeit; auch mit der Frau des Oberkammerherrn von Bardeleben hatte ich gutes Gespräch; ich stellte meine eignen Betrachtungen an, was Deutschland eigentlich ist und leistet. In der genannten Gesellschaft war es auch, wo ich der Gräfin von Reichenbach vorgestellt wurde, die aber zumeist von der jungen Gräfin von Hessenstein, derselben, die man vorigen Winter jedesmal bei Carolath's sah, beschäftigt wurde. Im Ganzen fand ich einen ungezwungenen, angenehmen Ton, und es scheint in der That hier viel guter geselliger Stoff vorhanden, und wirklich auch große Freiheit.

Schon wieder war eine große Unterbrechung. Ich komme von Herrn von Hänlein, wo ich nach dem Theater noch eingeladen war, und Herrn Wild und Mlle. Heinefetter fand, die auch mit Frau von Hänlein einiges sangen. Im Theater gab man „Die Kleinigkeiten" von Steigentesch und die „Schleichhändler" von Raupach, beides recht artig, und vielleicht so gut, wie in Berlin, wo ich beide Stücke nie gesehen. Das Haus ist sehr schön, geräumig und geschmackvoll ausgestattet. Wer kurz vor mir gekommen ist, und wen ich überall zum Genossen habe, bei Herrn von Hänlein, am Hofe, bei der Gräfin von Reichenbach, im Theater, — das ist der dicke Prinz Alexander von Solms-Lich, der mich gleich nach der Frau Gemahlin, der gnädigen Frau, fragte, wo sie sei und ob sie gesund und wohl sei? Ob er nach Berlin geht, weiß er noch nicht; er glaubt sich politisch unglücklich, und sucht für seine Leiden tröstende Zerstreuung, die auch über die Maßen gut anschlägt. —

Liebe Rahel, wie freut mich Bettinens Besuch bei Dir! Und was hast Du wieder für zwei Worte zusammengefügt, die sich gewiß noch nie in der Welt einander begegnet sind: „Eine mythologische Bonne", wer hat je so was gesagt! Ich erschrak ordentlich vor Vergnügen, als ich es las, und mußte laut lachen. Wie bezeichnend und wie würdig zugleich! Bettinens Gutes kann mich nie wundern, ich finde es an ihr so natürlich, und nur die gemachte Erfahrung drängt einem das Unbehagen auf, sich doch nie dabei recht sicher zu fühlen. Sonderbar, daß

ich auch grade hier so viel von ihr zu sprechen fand. — Von dem Antheil Bartholdy's bin ich überzeugt; er denkt gut von mir, und wahrlich mit Recht, denn zu ihm und den Seinigen habe ich von jeher große Zuneigung gehegt. Daß sich die Freunde gehörig um Dich bekümmern, ist mir lieb, und ich danke ihnen von Herzen. Auch grüße ich Alle bestens, von den Verwandten anfangend. Besucht Dich denn die Fürstin von Carolath fleißig, oder raffen die Karnavalswogen sie schon in den Strudel fort? Und Willisen kommt doch jetzt selbst? Aber am liebsten weiß ich Dich von Bettinen besucht, die bringt doch sicher etwas Aechtes und Nachhaltiges, wenn auch von Falschem und Zerstiebendem versetzt, und in des Kindes lieblichem Umgang, der alles Beste in sich faßt. Das liebe Engelchen! Es ist schon Trost, so etwas nur auf der Welt zu wissen, ich kann recht darüber in Erstaunen sein. Tausend Küsse dem theuren Wesen! Ich höre das Stimmchen, ich sehe das Seelenlächeln auf dem Gesichtchen! Ich bin wirklich verliebt, und kann nicht aufhören von dem Liebesgegenstande zu reden!

Mir geht es jetzt leidlich genug, ich will es aber nicht beschreien. Möge ich nur bald hören, daß Du wieder ganz gut bist, theure Rahel! Sorge nur recht für Dich, liebes Herz, und pflege Dich ordentlich, nicht bloß auf dem Sopha liegend, sondern auch in so vielen Gewährungen und Erfüllungen, die man sich gewöhnlich nur allzugern versagt; „man" bist vor Allen Du! — Liebe, einzige Freundin! —

Die Gräfin von Hessenstein, die Mutter, ist unpäßlich, und ich habe sie daher noch nicht gesehen. Mein Graf Hessenstein, der beim Regiment Vogelsang gestanden, ist wieder in österreichische Kriegsdienste getreten. Die Brüder Grimm besuche ich nicht, sie haben sich bei unseren kritischen Jahrbüchern im Grunde doch etwas alfanzig benommen. Andere Bekannte wüßte ich mir kaum noch hier.

Ich schließe meinen Brief, damit er gleich morgen früh zur Post kann. So überaus freundschaftlich mir Herr von Hänlein in aller Art sich bezeigt, so will ich doch, aus Gründen, für meine Briefe an Dich, seinen Einschluß nicht in Anspruch nehmen, sondern sie gradezu auf die Post geben, wo sie auch, seiner Versicherung nach, keiner Gefährde unterworfen sind. Ueberhaupt sind die Dinge nicht so schlimm als man sie macht; das Leben ist hier überhaupt so zwanglos und frei, wie im Durchschnitt in ganz Deutschland. Doch ich falle wieder in's

Reden, und will ja ſchließen! Auch geht mein Licht zu Ende. Gute Nacht, liebe Rahel, einzige Freundin und Geliebte, gute Nacht! Tauſend Segnungen für Dich und das liebe, zarte Herztöchterchen!

Ewig treulichſt Dein

Varnhagen.

Von Deiner Jugendfreundin habe ich, trotz alles Bemühens, noch nichts in Erfahrung bringen können. Vielleicht gelingt es mir noch, aber da es ſchon ſo lange her iſt, ſo wird es ſchwer ſein, wenn nicht der Zufall dabei zu Hülfe kommt. Indeß wirſt Du nicht ſagen können, daß ich Deiner Kommiſſion zu wenig Sorgfalt gewidmet. Ja, wenn Du mir noch einige Data liefern könnteſt! denn die vorhandenen ſind gar zu dürftig!

Den 5. Februar, frühmorgens.

Ich habe ziemlich gut geſchlafen. Möchten nur Deine Nächte, geliebte Rahel, endlich ſtörungslos und erquicklich werden! Mein erſter Gedanke beim Erwachen iſt jedesmal an Dich, und wie Dein Morgen ſich wohl geſtaltet zeige! Während der Nacht hat ſich die Kälte ſehr gemildert, das iſt Dir und mir gut. Johann freut ſich Deines Grußes. Die meinigen gelten, wie immer, auch den Mädchen. —

Du und das Kind, Ihr ſeid meine glücklichſte Vorſtellung!

Nach dem Gange meines Geſchäfts frage mich nicht; ich behandle daſſelbe mit aller Aufrichtigkeit und Diskretion zugleich, es wird aber wohl Zeit erfordern, ehe es ſich entwickelt. Ueber den Ausgang kann ich ganz ruhig ſein, denn mein Weg iſt mir ſtreng vorgezeichnet, und indem ich von ihm nicht ein Haar breit abweiche, bin ich der Zufriedenheit meines edlen Königs und der vortrefflichen Chefs, die ich als die meinigen zu verehren habe, für jeden Fall ſicher. Lebe wohl, Geliebte! Gedenke meiner beſtens, und erwarte künftig kürzere Briefe! Adieu, adieu!

An Varnhagen in Kassel.

Bald 2 Uhr Mittag, Donnerstag, den 5. Februar 1829.

Schnee, mäßig kalt.

Ich will Dir doch ein paar Worte schreiben. Mein Husten ist wie weggeblasen. Vorgestern ließ ich mir Koreff's Einreibe machen und Schwefelpulver dazu verschreiben; weil der Rheumatismus und Rippen- und Rückenschmerz nicht wich. Gleich halfen die Mittel. Zweimal nur täglich reib' ich mich, weil ich mich nicht mehr getraue und es hinlänglich hilft. Ich schicke Dir, mit Bedacht, das Rezept. Schwefelpulver muß man dabei nehmen; und die kannst Du immer haben.

Ich bin in Dorens Stube. Habe etwas Fasanensuppe gegessen. Bin ich nicht ein guter Arzt? Das Schwefelpulver aber setzte ich heute aus. Casper ist vernünftig, docile, und fleißiger in den letzten Tagen gewesen. Ich sah ihm Aufmerksamkeit auf Puls u. s. w. an. Gestern gestand er mir, ich habe noch etwas Fieber: heute sehr gering. Hunger, viel. Also er konnte das Fieber: vor Nervenaufruhr nicht im Anfang entdecken. Nach dem ersten Einreiben legte sich der Husten mit all seinen Beschwerden: also wie rheumatisch war er! (Eben geht Henriette Solmar, und kömmt Emil, der bei mir ißt.) Frau von Cotta und Fürstin Carolath waren auch schon hier; kommen heute Abend wieder. Dich lieb' ich, und Du mich. Dein Gotha'scher Brief erfreute mich herrlich! Das Kind aß alle Tage bei mir, und blieb bis halb 4; ich aß um 2. Sie war gestern göttlich. Ich werde Dir alles morgen nachträglich schreiben. Heute habe ich, wegen Neid, und aus raison, Emil. Alles, alles grüßt Dich; Willisen auch, der schon hier mit den Damen war. Adieu Theurer!

Jetzt esse ich mit Emil, Reissuppe, Huhn mit Zitronen-Sauce, Ertoffel-Klöße. „Du sollst ihn von mir grüßen lassen", sagt der große Junge. Paul Ebers schickt Keller und Küche. Uebertrieben. Dore und Karoline grüßen. Viele, viele, viele Grüße, sagt die dumme Dore. Herr von Cotta kriegt die Zeitungen. Cotta's sind an allen Höfen, auf allen Bällen.

„Sſe göht Weelt!“ ſagte das Wiener Kind Katti. Adieu, adieu, Herzensfreund! Genire Dich auch nicht mit Schreiben. Die Ruhe, die Stille thut mir gut. Ich will eine gründliche Konvaleſzenz machen. Deine Alte, Treue, küßt Dich!

Friedrike Varnhagen.

Jetzt eſſe ich ganz vergnügt: und wünſche Dir Vergnügen, Ruhe, und Glück. Und ſtählerne Geſundheit!

An Rahel.

Kaſſel, den 5. Februar 1829.

Donnerstag Abends, gegen 6 Uhr.

Es iſt zu meinem Vergnügen, geliebte, einzige Rahel, daß ich wieder die Feder zur Hand nehme, um Dir zu ſchreiben, zu meinem Vergnügen und zu meinem Troſt! Ich habe heute einen ſtillen und einſamen Tag nach dem geſtrigen bewegten, und kann nichts thun, als die Zeit vergehen laſſen, und das Kommande, was — glücklich oder unglücklich — nicht in meiner Macht iſt, ruhig abwarten. Dabei bin ich doch zu aufgeregt, um geſellſchaftliche Zerſtreuung, bei welcher ich mir Gewalt anthun müßte, oder geiſtige, bei der nicht mein ganzes Herz ſein könnte, heute zu vertragen; deshalb lehnte ich auch Herrn von Hänlein's Einladung zum Mittageſſen lieber ab, und nahm ſelbſt den Beſuch des Prinzen von Solms-Lich nicht an. Mich zu Dir zu wenden, Geliebte, iſt aber unter allen Umſtänden das Richtigſte und Befriedigendſte. Mit welcher Sehnſucht, theure Rahel, mußte ich heute Deiner ſchon gedenken, des lieblichen Kindes, des ganzen heimiſchen Zuſtandes! Alles war mir vor der Seele gegenwärtig, ich glaubte es mit Händen faſſen zu können, und mußte dann alles dennoch als ſo entfernt erkennen. Aber welch eine tröſtliche Ausſicht auf ein ſolches Zuhauſe, welch Glück in dem Bewußtſein, zu dieſem Ziele harmlos zurückzukehren! Und im Grunde doch ſchon bald, denn ſo langſam ein ſolcher Tag ſich ſchleppt, ſo ſchnell verlaufen ſolche Wochen und Monate. Heute iſt es ſchon acht Tage, daß ich Berlin verließ, und es naht die Stunde, in der ich Dir Lebewohl ſagte! auf erfreuliches Wiederſehen aber, deſſen

bin ich in meiner Seele gewiß. — Ich ging heute vielmals auf und ab in meinen zwei Zimmern, und führte Gespräche mit Dir. Durch innige Versenkung in Gedanken und Bilder zaubert man sich ordentlich Antworten hervor, die schon ganz dem Geiste des Anderen, nicht dem eignen, zu gehören scheinen. Und so vernehme ich von Dir, Geliebte, die treusten Worte der Liebe, des Trostes, der heitersten Erregung, die wirklich in gewisser Art die Deinigen sind. Könntest Du nur auch immer gleich empfinden, was ich Dir sage, zurufe, zublicke, oft ganz ohne Worte! Aber wenn Du es auch nicht im Einzelnen vernimmst, Du weißt es doch schon längst alles im Ganzen. — Und was macht Elischen, der liebe Engel? Ist er bei Dir, und hat seine Ansprüche und Genüsse vollauf? Es ist ein Meer von Lieblichkeit an das holde Wesen zu denken! O wie drück' ich das theure Geschöpf an mein Herz, das reine Seelchen, das zarte Körperchen! Tausend Liebes und Schönes dem einzigen Schatz und Liebling! Herr von Hänlein schickt mir eben die Staatszeitung, ich will sie lesen. Ich bleibe doch bei Dir, geliebte Rahel! Auch andere Zeitungen kommen eben, die Post ist dicht neben mir an; da habe ich leicht zu schicken, ob von Dir Briefe da sind. Doch erwarte ich nicht so schnell wieder neue, daß Du Dir nicht den geringsten Zwang auferlegst mit Schreiben! Hörst Du, Liebe, Theure? — Johann war spazieren, und hat sich die Stadt Kassel angesehen, die ihm gar schön vorkommt; da ich zu Hause blieb, konnte ich ihm den ganzen Nachmittag freigeben. —

Den 6. Februar, Morgens.

Ich las gestern noch einiges in Schiller's Briefen an Goethe, die schönen, reichhaltigen über den „Wilhelm Meister", voll feiner und eindringlicher Bemerkungen, — dann ging ich zu Bett, und schlief ziemlich gut, mein gestriges Kopfweh ist vergangen. Ich wache hier früh auf, und dann habe ich, bis es tagt, Zeit genug für meine Ueberlegungen und Betrachtungen, die nachher den Gang des Tages leiten sollen. Allein ich habe hier keine mannichfache Thätigkeit zu entwickeln, sondern nur eine sehr einfache, und daher ist mein Sinn wie meine Zeit gar nicht überfüllt. Meine politischen Gedanken werden leicht, wie Du weißt, von litterarischen abgelöst, und so hab' ich auch gestern, angeregt von Schiller und Goethe, wie ich war, einen

dichterischen Versuch erneuert, an dem ich in Tübingen — es sind jetzt an zwanzig Jahre — einmal fast krank geworden bin. Schwierigkeiten sind oft ein förderlicher Reiz für die Geschicklichkeit, Dichter wählen deshalb wohl ausdrücklich die schwersten Silbenmaße, auch mir ist öfters ein strenger bedingender Zwang zum Spiele der Kunst geworden; aber auch diesen Reiz kann man übertreiben, und dann tödtet er, anstatt zu beleben; den Attys des Catullus in gleicher Versart deutsch wiederzugeben, auch nur stellenweise, zeigte sich gestern wie damals unmöglich, und selber Voß vermochte nichts gegen diese Schwierigkeiten. Indeß lernt man immer schon viel beim bloßen Versuch, und kein Fleiß und redliches Streben darf einen je gereuen, denn die Frucht, die sich gradaus nicht findet, zeigt sich unfehlbar nebenan. Eine Rezension, die ich während der Reise zu schreiben vorhabe, über die erwähnten Briefe Schiller's und Goethe's, macht mir auch schon im Stillen zu schaffen, aber zum Abfassen dürfte es sobald nicht kommen. —

Herr von Hänlein geht eben von mir weg. Ich esse heute Mittag bei ihm, er wohnt dicht an der Stadt, in der Allee nach Wilhelmshöhe, in einem geräumigen Hause mit schönem Garten, mitten unter Gärten und Landhäusern. Für den Abend habe ich auch eine Einladung beim Herrn General von Haynau, einem Bruder des Hauptmanns, den wir von Prag her kennen. Es ist noch nicht gewiß, ob auch der Kurfürst dort sein wird. In seiner Differenz mit seinem Sohne gebe ich persönlich ihm mehr Recht, als ich eingestehen darf; es hängt dies mit den Vorstellungen zusammen, die ich nun beinah nothwendig mit den Worten Vater und Landesherr verbinden muß. Ich rede ganz unpartheiisch in dieser Sache, denn durch die Gnade, die mir erzeigt wird, kann ich nicht bestochen sein, sie ist eher spärlich zu nennen, wenigstens vergleichungsweise. Allein ich bin auch schon zufrieden, und gehe ruhig meinen Gang. Ich sollte Dir eigentlich von diesen Dingen gar nicht schreiben, denn sie sind in jeder Art mißlich anzurühren; aber Du sollst doch einigermaßen beurtheilen können, wie es um mich steht. Du, gute, liebe Rahel, sprichst ohnehin gegen keine Seele davon, und antwortest auch mir darüber lieber nicht! Ueberhaupt schreibe mir nur von Dir und Deinem Leben, das ist mir das Reizvollste, das Wissenswertheste, von Elischen, von den Freunden, von den Begegnissen des Hauses! Eine Schreckensgeschichte von Fiocati mit dem ehemaligen Obstmädchen von der Fried-

richſtraßeneck unter den Linden — die ſchon früher eine harte Schickung überſtanden — hat Pitt-Arnim an Herrn von Hänlein geſchrieben; es iſt eine der häßlichſten Verknüpfungen des Unglücks, die ſich kürzlich zugetragen! Dir iſt es gewiß um Deine arme Begünſtigte ſehr leid. —

Grüße mir alle Verwandte und Freunde herzlichſt; ich kann ſie nicht Alle aufzählen. Fragen möchte ich nach Mehreren, aber Du wirſt mir ſchon diejenigen, mit denen Du Verkehr haſt und von denen etwas zu melden iſt, von ſelbſt nennen. Die Fürſtin von Carolath wünſche ich aber doch ganz beſonders zu grüßen, ich hoffe, ſie befindet ſich wohl, und ſieht getroſt beglückenden Erfüllungen entgegen.

Was ich dem lieben Mompel alles ſagen laſſe, kann nur eine Beſtellerin wie Du, die ſchon alles von ſelbſt weiß, ausrichten! Dieſes Bild iſt in meine Seele mit unauslöſchlichen Zügen eingeprägt, und wenn auch das Original ſich verändert. Laß uns immer thöricht ſcheinen mit unſerer brennenden Vorliebe für dieſes Kind, wir wiſſen für uns genugſam, auf welchem tiefen Grunde der Wahrheit und Richtigkeit ſie beſteht, und wie rein und frei ſie hervorgewachſen iſt! Sag ihm alle unſere Wörtchen und Redensarten von mir in Fülle der Zärtlichkeit und Freude! Und ich trage dem Engelchen auf, alle mir zugedachten Küſſe Dir zu geben! —

Nun wird es Zeit, daß ich mich anziehe. Ich bin ganz wohlauf, und körperlich durchaus munter, habe Appetit, und verdaue gut. Von meinem Huſten ſind nur kleine Ueberbleibſel noch vorhanden. Es iſt wieder neuer Schnee gefallen, und die Luft weich, auch iſt die Kälte nicht groß. Auch Johanns Huſten iſt um vieles beſſer. Lebe wohl, Geliebte! Noch ſchreib' ich wohl vor Abend ein Wort hinzu. —

Abends nach 6 Uhr.

Eben komm' ich von Herrn von Hänlein, wo ich vortrefflich gegeſſen habe, 350 Mehlſpeiſen kann die überglückliche Böhmentochter machen, die ganz in Realitäten lebt, und ihre Eltern, Geſchwiſter, und ein ſechsjähriges Nichtchen mit bibliſcher Leidenſchaft liebt! — Ich finde Deinen lieben dritten Brief vom 3. Februar. O Dank ſei dem Himmel, daß Du von Deinem Befinden gute Nachricht geben kannſt, daß Du Eliſchen von Geſundheit funkelnd nennſt! In Thränen jauchze ich auf, da

ich dieſen Segen erfahre! Möge er dauernd beſtehen! Dein lieber Brief entzückt mich, ſolche Fülle, ich bin berauſcht von ihr. Und was ſoll ich von Bettinen ſagen? Iſt es nicht wunderbar, beinahe fabelhaft? Ich bin wirklich erſtaunt, ſelbſt nach dem gewohnten Staunen, das ſich ihr immer verbindet! Indeß mag dies alles ſein wie es will, mich freut im Innerſten, daß Du ſo ſchönen, erquickenden Beſuch, ſolch wahrhafte Geiſtesaufheiterung haſt. Nun muß ich abbrechen, ich muß mich anziehen zur Abendgeſellſchaft beim General von Haynau, wo möglicherweiſe auch der Kurfürſt hinkommen dürfte. Morgen bin ich zum Ball bei der Gräfin von Reichenbach eingeladen. Vorher hab' ich Geſchäfte, ſchreibe Dir aber doch wohl noch ein Wort. Und wie bewährt ſich unſer Kind! Nein, es iſt nicht zum Aushalten, ſolcher Engel! Tauſend Küſſe Dir und ihr! Adieu für jetzt!

Abends 11 Uhr.

Ich komme von der Haynau'ſchen Soirée! Muntre, angenehme Geſellſchaft, wo die Gräfin von Reichenbach die vornehme und liebenswürdige Mitte der Unterhaltung war. Auch widmet man ihr allgemeine Huldigung. Die Gräfin von Heſſenſtein, geborene Gräfin von Pückler, war ebenfalls zugegen, und wir erneuerten die Bekanntſchaft. Diesmal waren auch junge Männer zugegen, die ganz der neueren Zeit angehören, ein Sohn des Generals von Haynau, der nach Savigny fragte, und in der Litteratur unſere neueſten Richtungen kannte, und ein anderer junger Mann, deſſen Namen und Titel ich überhört habe, der ſich aber als geborenen Berliner angab, und viel Geiſt und Bildung zeigte. Nun ich mache Dich doch ordentlich bekannt mit Kaſſel! Herr von Cotta gäbe mir wohl viel Geld, wenn ich ihm ſolche Korreſpondenznachrichten für's Morgenblatt ſchicken wollte! Aber jetzt hör' ich im Ernſte auf. Ich muß mich zum Schlaf anſchicken. Vorher leſe ich aber noch Deinen lieben Brief wieder durch, der mich ganz glücklich macht! Gute Nacht, meine theure, einzige Freundin. Ich umarme Dich und unſer liebes Nichtchen!

Dein treuer

Varnhagen.

An Rahel.

Kassel, den 6. Februar 1829.

Freitag Vormittags.

Dieses Blatt, geliebte Rahel, kommt wahrscheinlich mit einem früheren zugleich bei Dir an, und ebenfalls mit der Post, aber unter anderem Verschlusse, und sicher hier nicht gelesen. Du wirst meine absichtlichen Aeußerungen in meinen letzten beiden Briefen sogleich erkannt und gewürdigt haben, und sie bedurften für Dich keiner näheren Erläuterung. Aber dennoch ist es mir sehr lieb, Dir in diesem Briefchen noch bestimmt sagen zu können, daß Du mir ja nicht auf die Bemerkungen, die ich über Personen gemacht habe oder noch machen werde, antworten mögest, auch nicht in meinen Sinn eingehend und ihn überbietend; denn in dieser Beziehung ist alles unberechenbar, und auch das Gutgemeinte und Bestgesagte kann höchst schädlich werden. Ich selbst kann die von mir ausgehenden Redensarten wenigstens nach Augenblicken einigermaßen einrichten, aber in der Ferne wird es unmöglich, das zu finden oder zu ahnden, was mir hier im Zeitpunkte des Eintreffens taugen kann oder schaden. Diese Regel gilt für die ganze Reisezeit, denn Briefe, die nach Bonn gerichtet sind, suchen mich vielleicht hier, andere hiehergesandte folgen mir vielleicht dorthin. Dieses Nothwendige, meine theure Freundin, wäre also hiemit abgethan. Nenne besonders den Kurfürsten und die Gräfin Reichenbach in Deinen Briefen nie. Deine letzten waren hier gewiß gelesen. Für unsere innigen Mittheilungen, für alles unser eignes Verhältniß Angehende, ist es mir zuletzt einerlei, wenigstens mag ich mir darin um des rohen Postbedienten willen, der darüber vielleicht seinen Witz macht, keinen Zwang anthun. — Mein Geschäft stellt sich nicht günstig, ich glaube kaum, daß es noch gelingen kann. Gestern hatte sogar eine Störung statt, die mir die größten persönlichen Verwickelungen drohte, und die heute ziemlich wieder beseitigt scheint. Der Kurfürst ist übelgelaunt gegen mich, hat mich mißverstanden, oder soll mich mißverstanden haben, es ist ein Unzusammenhang und eine Verwirrung in dem Ganzen, die kein Mensch ordnen kann. Daß der Kurfürst gestern und heute wohl den

Prinzen von Solms-Lich, aber nicht mich hat zur Tafel laden lassen, ist ein Zeichen genug, wie meine Aktien stehen. Ich lasse indeß alles ergehen, wie es will, und werde nicht irre; freilich bin ich in den Händen der Anderen und muß es darauf ankommen lassen, in welche Höhe oder Tiefe sie mich nachziehen. Doch hoffe ich, wenn auch ohne den erwünschten Erfolg, der kaum erreichbar scheint, still und friedlich abzukommen, und gewiß werde ich alles thun, was dies befördern, alles meiden, was dies hindern kann! In wenigen Tagen kann ich vielleicht schon die Reise nach Bonn antreten, wohin ich später wahrscheinlich ein zweitesmal reisen muß. — Herr von Häulein ist die Zuvorkommenheit und Willfährigkeit selbst, er thut alles Mögliche, mich zu fördern, mir beizustehen, mir alles angenehm zu machen. —

Sonnabend, den 7. Februar, früh 8 Uhr.

Ich habe herrlich geschlafen, geliebte Rahel, auf Deinen erquickenden Brief, ich wüßte keine andere Ursache! Die Stellen, wo Du mir wünschest, zwei so gute Nächte zuzubringen, als Deine letzten gewesen, und von dem Kinde sagst, es sei bei Dir, funkelnd von Gesundheit, Grazie, Freude, Singen, guter Laune, — diese Stellen haben mich durchblitzt, in mir gezündet, und nun brenne ich lustig so fort! Ich kann diese Freudigkeit mit nichts anderem vergleichen, sie erhellt mir die ganze Seele, und selbst Verdruß und Pein, die etwa vorhanden bleiben, müßten in diesem Schimmer einen Theil ihrer Widerwärtigkeit verlieren. Mit Einem Wörtchen vergegenwärtigst Du mir alles Liebe und Theure, ich sehe gleich alles vor Augen, was Du berührst, und die Versetzung, welche Deine Briefe mir bewirken, giebt ihnen für mich den unaussprechlichsten Reiz. Ich danke Dir zärtlichst für alle Deine Liebe, und erkenne stets auf's neue in Dir mein Glück! Jeden Augenblick kann mein Brief geholt werden, ich muß ihn daher stets fertig zum Schlusse halten. — In meinen Angelegenheiten ist noch nichts geschehen, ich habe noch keinen Stoff zu meinem ersten Berichte nach Berlin, indeß erwartet man auch keinen so eilig dort. Vielleicht ergiebt sich heute noch einiges, jedoch schwerlich von solcher Art, daß darauf Hoffnungen zu gründen wären. — Gestern Abend erschien der Kurfürst nicht in der Haynau'schen Gesellschaft, die Gräfin Reichenbach war zwar

sehr freundlich gegen mich, aber sie giebt mir doch keine Veranlassung zu näherem Vertrauen. Die übrige vornehme Welt bezeigt mir die größte Artigkeit; auch meiner litterarischen Arbeiten wird mit Ruhm gedacht, und ich könnte hundertmal erröthen, wenn ich dazu Lust hätte. Heute auf dem Balle bei der Gräfin wird wohl der Kurfürst nicht fehlen. Er ist im höchsten Grade mißtrauisch gegen alles, was von Preußen kommt, und es fehlt nie an Leuten, welche diese Verstimmung nähren. Der österreichische Gesandte, Herr von Hruby, ist zwar krank, so daß ich ihn auch noch nicht gesehen habe, arbeitet meinem Zwecke aber dennoch thätigst entgegen, schon um ein preußisches Unternehmen nicht gelingen zu lassen; auch anderen Personen mag die Aussöhnung nicht lieb sein, wenn sie auch zum Schein die dringendsten Wünsche dafür aussprechen. Da geräth denn der Kurfürst selbst, dem ich die aufrichtigste Neigung zum Frieden beilegen muß, leicht in ein Gedränge, wo in Verwerfung der jedesmaligen Mittel auch der ernstlich gesuchte Zweck immer auf's neue vereitelt wird. — Da muß man denn sehen, wie man hindurchkommt, und das Beste dem Schicksal überlassen, das man nicht meistern kann! Zum Glück weiß man diese Schwierigkeiten in Berlin zur Genüge, und hegt von meiner Ausrichtung keine übertriebenen Erwartungen, hoffentlich auch im Publikum nicht; da man einmal von meiner Reise so allgemein will Kunde nehmen, so möge man es wenigstens auch auf eine richtige Art, muß ich wünschen. Du aber, geliebte Rahel, beobachte über alles ein strenges Stillschweigen, wenigstens lasse nichts als meine Ansicht, als meinen Bericht auskommen. Verzeih, daß ich Dir so unnütze Lehren gebe! Du bist die Verschwiegenheit und die Klugheit selbst, und sie kosten Dich gar keine Mühe, weil sie nothwendige Fäden Deines innersten Gewebes sind. Aber man hat oft das Bedürfniß, auch das Unnütze zu sagen, nicht um des Anderen willen, sondern wegen der eignen Beruhigung, es auch gesagt zu haben. —

Deine Nachrichten von den kleinen Zuständen und Auftritten mit Elischen entzücken mich; der Hängeboden und die Bärenfurcht, hernach das Spiel, wo Löwen und Bären gezeigt werden. Die Neugierde mein Zimmer zu sehen, die Freude über den ihr geschenkten Blumentopf, alles ist wunderlieblich, eine Folge von leuchtenden Bildchen für mich. Ihr Gekritzel hab' ich geküßt; o Du liebes Händchen! Frau von Hänlein kaufte gestern in freudetrunkner Hast für ein kleines Nichtchen in Prag

allerlei Spielsachen, die ein unerwartet durchreisender österreichischer Offizier mitnehmen sollte, und darunter auch solches Kaffeezeug, wie Elise hat; sie forderte mich auf, auch etwas für mein Nichtchen auszusuchen: o wie gern hätte ich die schönsten Geschenke hingezaubert! Einstweilen tausend Grüße und Küsse! —

Bettine ist in der That ein einziges Wesen! Was soll man nun aus so viel Anerkennung, Einsicht, Billigkeit, und gutem Willen machen, wenn sie selber dies alles von Zeit zu Zeit immer wieder verläugnet, ja mit Füßen tritt? Ihre Aeußerungen über mich setzen mich in die größte Verwunderung; sie würden mich wahrhaft beschämen, wenn ich nicht in dem allzu großen Maßstabe, der mir angelegt wird, sogleich die stärkste Aufforderung zur gründlichsten Bescheidenheit erkennte. Will Frau von Arnim sich an den Versuchen ergötzen, wie viel die Menschen im Guten und Schlechten vertragen, annehmen und verarbeiten können? Und doch fühl' ich das Schmeichelhafte, das in dem doch unvertilgbaren Wahrheitskeim, der in jeder solchen Hülle ruht, immer mit durchbricht, sehr gut und dankbar. Mich freut Gutes, das in ihr sich zeigt, zunächst für sie selbst, denn ich möchte ja lebenslgern durchaus gut von ihr denken. Unschätzbar aber ist es mir, daß Du jetzt diese Besuche empfängst, diesen starken und doch milden Reiz der Unterhaltung genießest! —

Die Lobrede, welche Bettine den Liebhabern des Leibgerichts, das wir mit Henriette Solmar und Dr. Gans essen, gehalten hat, macht mich aus den Wolken fallen. Also dahin ist es gekommen! Nun ist nichts mehr unglaublich! Doch, als ihren Schmuck lasse ich ihre Aeußerung in höchsten Ehren gelten, und bezweifle die Aechtheit nicht; darauf als ein Pfand etwas zu leihen, würde ich mich noch sehr besinnen. —

An Willisen tausend Schönes; sein Billet ist doch nach seiner Weise galant, und herzlich ohnehin. Er soll mir die Stange halten, wenn in seinem Kreise von meinen Sachen geredet wird, und die Urtheile mäßigen! — Schütz'ens Sonette sind wirklich ohne Saft und Kraft; der Fall erschütterte seine Gleichgültigkeit nur so weit, um sich bei seiner Poesie — wie beim Schneider den schwarzen Anzug — schnell ein paar Sonette zu bestellen, und nun sieht man, wie sehr auch seine Poesie heruntergekommen! — An die liebe Fürstin von Carolath meine besten Grüße und den innigsten Dank für ihre

freundgesinnte Theilnahme! An Ludwig und Moritz Robert und ihre Gattinnen, an Lamprecht's, Casper's, und alle Freunde und Bekannte mein herzliches Andenken! Auch an Bartholdy's und an Ebers, die sich schon gegenseitig die Nähe hier müssen gefallen lassen. Auch an Dr. Gans, von dem ich einen trefflichen, gediegenen Aufsatz über das englische Parlament in der Staatszeitung als seine Arbeit erkannt, noch ehe ich die unterschriebenen Buchstaben gesehen. —

Jetzt muß ich mich endlich anziehen, um den etwanigen Vorgängen des Tages bereit zu stehen. Leb wohl, geliebtes Herz! Auf glückliches, frohstes Wiedersehen! Ich drücke Dich innigst an meine Brust, und den lieben Abgott dazu! Ich sehe Augen und Mund, ich höre das Stimmchen, und die lieben Hände und Füße — zum Fressen! Sie soll mir den kleinen Zeh recht wachsen lassen, denn wenn ich von der Reise zurückkommen werde, werde ich recht hungrig sein!

Adieu, theure Rahel! Ewig in treuester Liebe

Dein

Varnhagen.

Schreibe mir nur immerfort nach Kassel, denn wenn ich weiterreise, treffe ich Verabredung, daß mir alles nachgeschickt wird; doch rechne stets, daß auch Andere lesen können, was Du mir schreibst! —

In den Huldigungen für die Gräfin Reichenbach geht der Prinz Alexander von Solms-Lich so entschlossen und eifrig mit gutem Beispiele voran, daß uns Anderen fast nur das Verdienst der Nachahmung übrig bleibt. Mir im Ganzen sehr recht, nur im besonderen Falle diesmal weniger günstig, weil sie meine eigne Bemühung daneben schwerlich aufkommen lassen. —

An Varnhagen in Kassel.

Sonnabend Mittag halb 2, den 7. Februar 1829.

Der Schnee liegt noch. Bald kalt, bald warm.

Nur ein paar Notizen, Herzensauguſt, lieb Kind, bester Freund, den ich küsse. Frau von Cotta war freundlichst bei

mir: und hundert Grüße von ihnen! Wir ſprachen auf's intimſte von unſeren Männern. Cotta iſt ein vortrefflicher. Empfindſam: wie ich ihn dieſen Winter erſchaute. Sie ſind an allen Höfen; geſtern bei Prinz Albrecht, vierundzwanzig Perſonen, Cotta und Humboldt: dann bei Amalia Beer, wo ſie eingeladen waren; der Prinz ſpeiſt um 2. — Geſtern war Wilkſen und die Fürſtin Carolath bei mir (Paul Ebers täglich, ganz rührend), — Wilkſen ſagt, die ganze Stadt ſpricht nur, wie gnädig der König gegen Dich war, und man ſteigert's ſo, daß ſie erzählen, er habe Dich auf die Schulter geklopft. Ein Pareli zu der Umarmung (Winter's in Karlsruhe), der man Dich einſt beſchuldigte! Frau von Fouqué lobte mich geſtern an Frau von Cotta! — „Ich ſei die Freundin meiner Freunde.“ Frau von Cotta hatte nämlich von dem Bouillen erzählt, den ich ihr zur Reiſe gab: „daran erkenne ſie mich“; ſagte die Frau von Fouqué. Göttlich! Solche Freundin will ſie nicht. Jetzt war Hannchen, und Casper hier: der hat heute zweihundert Thaler Gratifikation bekommen, mit Belobung. „Heute haben Sie zum erſtenmal kein Fieber“, ſagte er dreimal laut und lauter. Nachmittag kommt Eliſe. Geſtern ſchrieb ich ihr einen Brief, von Dir: darin lagen rothe und weiße Chokoladchen, und blaue, rothe, gelbe, violette, weiße Zuckerplätzchen. Er kam mit einem großen Wappenſiegel, ſie erbrach ihn ſelbſt. Der Konditer Roſenmüller, der beſte in Kaſſel. Sie ſchrieb Dir Antwort. Es hieß: viele Grüße, er ſoll was mitbringen, bald kommen; und ſie wird Dir auch was ſchenken.

Geſtern brachte Herr Reimer einen Brief: er war von einem Doktor aus Bonn, ich kannte den Namen nicht leſen: der Mann will Dich quälen. Alle Univerſitäten, alle Gelehrten, alle Profeſſoren, taugen nichts: nur er und ſeine verkannten Werke. Du wirſt ihn wohl ſehen. Mir iſt er vom bloßen Brief zuwider. Von Kolberg kam auch ein Brief, den ich der Dame (Frau von Hünerbein) ſchickte. Heute Abend kommt — heißt von 5 bis 8 — Henriette Solmar: geſtern Henriette Mendelsſohn, ſehr gefaßt: auch die Schweſter (Dorothea von Schlegel) iſt nach Umſtänden gut: nur daß er früher ſterben würde, dachte ſie nie. Sie hat Fürſt Metternich geſprochen. Der war würdevoll, gehalten. Vierhundert Gulden ſoll die Penſion ſein, als Gnade! Die Adam-Müller aber hat ſechshundert gewiß; und achthundert Thaler von Köthen.

Heute ſind Cotta's auf Brühl's Ball: alle Tage we; morgen bei Tayler. — Der König von Frankreich hat auch eine ſehr ſchöne Rede gehalten! — Leſen kann ich nur wenig. Die Schlegel hat die ſchwärmeriſche Idee, des Mannes Schulden zu bezahlen: ſie hat nicht einen Sous. Darum glaub' ich will ſie zahlen. Gott verzeih mir meine Sünde! Adieu! Ich bin unſicher, ob ich dieſe Zeilen morgen oder heute ſchicke. Nun ruhe ich mich; dann eſſe ich. Deine Alte. F. B. Bald fahr' ich ſpaziren: Frau von Cotta redet mir ſehr zu.

Sonntag Morgen, halb 12.

Sonnenſchein. Dicker Schnee.

Ich geputzt. Schöne Haube, ſchönen Kragen, geſtreiften Shawl. Guten Morgen, lieb Augüſtchen! Geſtern Abend kam ein Brief mit der Stadtpoſt; ich ſage: vom Herrn; die Mädchen ſtreiten, Nein! Du weißt ſchon, — es war Dein erſter aus Kaſſel; Dein dritter überhaupt (dies iſt mein fünfter). — Du Lieber haſt mit Schnee zu kämpfen. Sei ſo vorſichtig, als wär' ich mit!! Nun mein Fieber weg iſt, wird mir Schreiben ſchwerer. Nun iſt die gewöhnliche Nervenſtimmung wieder vorherrſchender. Alſo wundre Dich nicht, wenn ich weniger ſchreibe, und ſkizzenhafter berichte. Vorgeſtern war Frau von Arnim hier; ich ſchlief aber, und ſie ging: und befahl, mir nichts von dem Beſuch zu ſagen. Sie hätte einen kranken Mann. Arnim nämlich hat wieder Rheuma im Bein. Apropos von Rheuma: Herr von Cotta ſpeiſte geſtern bei Herrn Reimer. — Dieſen Morgen bekam ich inliegenden Brief aus Venedig, in ihm lagen zwei, einer an den Kronprinzen, der andere an Herrn Geheimrath Ancillon, beide nicht kouvertirt. Ranke'us ſchicke ich Dir: Du kannſt dann von Dir aus, oder durch mich, verfügen. Ich hätte können (wären die Exemplare hier) alles beſorgen, wenn er ſchon gedankt hätte, wie er ſoll: ich hätte dem Herrn Ancillon ſchreiben können — in Deiner Abweſenheit —, Herrn von Humboldt zitiren; dem Kronprinzen ſein Exemplar durch Herrn von Maſſow, der ſehr oft zu Henriette Solmar kommt, abgeben laſſen, — ſeine Frau iſt Kouſine der Frau von Wahlert (die und Henriette grüßen ſchön, letztere war geſtern Abend bei mir). Aber nun ſoll alles ſein, wie Du es beſchließeſt. „Der weiß drauf zu laufen", iſt eine Berliner Redensart. Ranke lernt dies ordentlich. Der Brief an Herrn Ancillon iſt

unbedeutend, der an den Prinzen von ſeinen guten, lapidariſtiſchen, edelſten; ich ſpreche auch nur von ſeinem merkantiliſchen Regen, mit Rußland etc. vom Vertrieb.

Das Kind trank Kaffee hier auf meinem Sopha mit dem kleinen Geſchirr. Sehr glücklich: ſie und ich. Ich muß ihr, wie einem Alten, meine Briefe an Dich vorleſen. Sie zeichnete viel; Pauline auch. Lauter Grüße. Alle Menſchen, Robert's, alles. Die Mädchen. Der arme Johann! das kommt von Tyrann. Lieber Mempel-Auguſt! — Denk Dir, daß ich bis vor vier Tagen, wo Frau von Cranen zu mir ſchickte, mich nicht nach ihr zu fragen traute. Ich dachte, ſie ſei todt. Nun haben wir uns zärtlich geſchrieben: heute kommt ſie. — Alſe, wie Alexander Tettenborn, Veilchen trinkſt Du. Johann auch? Deine klapprige Palaſtſtuben gefallen mir nicht. Nimm Auguſt in acht. Schläfſt Du auf Deinem Kiſſen, Deinen Decken? Adieu, liebes Kind! Deine

Friedrike Varnhagen.

Sieh mal, wie Ranke ſiegelt!

An Rahel.

Kaſſel, den 10. Februar 1828.

Dienstag Vormittags, nach 9 Uhr.

Schnee und immer Schnee!

Heute iſt ein ſolcher Tag, meine geliebte, einzige Rahel, an dem es vielleicht bei einigen Zeilen ſein Bewenden haben muß! Ich erwarte jeden Augenblick einen Herrn, mit dem ich eine Konferenz habe, und ich kann nicht wiſſen, wie viel er mir jetzt oder nachher, vor dem Schluſſe des Pakets, mit dem dieſer Brief gehen ſoll, noch Zeit laſſen wird. Geſtern Mittag empfing ich Deinen vierten Brief vom Donnerstag, und war glücklich über die erſte Zeile, daß Dein Huſten wie weggeblaſen ſei; nachher aber war ich doch betroffen, daß Dir Caſper einiges Fieber fand, und blieb lange von allerlei Vorſtellungen hin und her geworfen, bis ich mir mit Gewalt zuredete, daß ich doch ruhig ſein könne, denn Du habeſt es mir zu hoch ver-

sprechen, als daß Du mir irgend etwas verhehltest, auch daß Elischen bis dahin täglich bei Dir gegessen, und den Tag selber ebenso Emil Dein Gast war, durfte mir ein sicheres Zeichen sein, daß doch alles noch leidlich sich verhalte. Deine Gesundheit, Geliebte, geht mir über alles! Wüßt' ich Dich stark und blühend, ich wäre selbst ein Anderer, oder früge nicht viel darnach, wenn ich auch kein Anderer wäre! Mir geht es übrigens körperlich ganz wohl, auch mein Husten ist so gut wie fort, und ich scheue weder die freie Luft, noch die Gesellschaftshitze; die Besorgniß, die ich in Berlin hatte, ich würde zu manchen Ausübungen, die mein Geschäft mit sich brächte, unfähig oder unlustig sein, ist ganz aufgehoben. Ich achte dies für ein großes Glück, und hätte ich die Versicherung davon bei der Abreise gehabt, ich würde sie um so getroster angetreten haben! Mein Geschäft neigt sich hier für jetzt zum Ende, und ich denke in diesen Tagen nach Bonn zu reisen, mit geringer Hoffnung, aber mit gleichem Eifer, als wenn die größte da wäre, und ich denke, man wird mir keine Schuld beimessen können, wenn der Erfolg ausbleibt. — Am 7. war ein prächtiger Ball bei der Gräfin von Reichenbach, der ganz als Hofball behandelt wurde, man erschien in Uniform; der Kurfürst selbst, von einigen Damen geholt, walzte ein paarmal durch den Saal. Da ich nicht tanze noch spiele, so hatte ich von halb 7 bis halb 1 Uhr allen Raum zu vielfachen Gesprächen, und sah mir altes und ganz neues Vertrauen reichlich zugewandt, besonders von Offizieren, die hier wie bei uns lesen und studiren, und der Freimaurerei der Litteratur nicht widerstehen. Die Gräfin von Reichenbach war an diesem Abend und am folgenden Tage, da ich wieder beim Kurfürsten speiste, ausgezeichnet artig gegen mich, worin ich indeß nur ein Zeichen sehe, daß sie dasjenige, was in ihr gegen mich sein mag, schon an besserer Stelle wirksam weiß! Den Prinzen von Solms-Lich an Aufmerksamkeit für diese Dame, die er auch, was hier nur die ganz gemeinen Leute thun, Exzellenz nannte, zu überbieten, ist unsereinem auch ganz unmöglich, man müßte ebensoviel oder mehr, als er, einzusetzen haben. „Wie wird man sich in Berlin wundern", sagte der Prinz, „wenn Sie zurückkommen, und den Leuten, die so nachtheilige Vorstellungen von dem hiesigen Wesen haben, die vortrefflichste Schilderung von allem machen!" — Gestern bin ich nicht aus dem Hause gegangen, sondern habe den ganzen Tag geschrieben, wirklich den ganzen Tag, mit wenigen Unterbrechun-

gen. Ich ließ Johann in's Theater gehen, wo Raupach's „Kritik und Antikritik" gegeben wurde. Vorgestern, nach der Tafel beim Kurfürsten, sah ich die Oper „Sargines", in welcher Wild, und die Dlle. Heinefetter und Schweizer glänzten, und stürmisch klatscht wurden; es ist nicht wahr, daß hier das Klatschen im Theater verboten sei; der Kurfürst war zugegen, und gab auch Zeichen seines Beifalls. — Mit dem österreichischen Gesandten, Herrn von Hruby und seiner Gemahlin, habe ich angenehme Bekanntschaft gemacht; sie können nicht aufhören von Otterstedt's Prahlereien, Mißgriffen und Treulosigkeiten zu erzählen, so daß ich ihn eigentlich vertheidigen mußte, sie hassen ihn franchement. — Liebe Rahel, die Nacht nach dem Balle war eine schreckliche für mich; ich war müde, aber konnte nicht schlafen, meine ganze Seele war nach Berlin gewandt, ich glaubte dort sein zu müssen, ich war trostlos über die Entfernung; meine Sehnsucht nach Dir, nach Elisen, nach all der süßen Gegenwart, stieg auf's Höchste. Endlich schlief ich doch, nachdem ich auch die Seele, wie früher den Körper, abgemüdet, *unter sanften Bildern ein.* —

Meine Konferenz ist vorüber, und nicht ganz unvergnügt abgelaufen; ich habe doch nun einiges erlangt, was wenigstens den Schimmer eines Vortheils hat. Ich kann nun abreisen, soll aber noch vorher bei dem Kurfürsten speisen, damit können noch ein paar Tage hingehen, da nicht täglich größere Tafel stattfindet. Ich reise doch nun besseres Muthes, als vorher! Auch nehme ich den zuerst beabsichtigten Weg, den mir auch Fürst Wittgenstein bezeichnet hatte, über Arolsen, Iserlohn und Elberfeld, mein Wirth versichert, es sei die trefflichste Straße, und Schnee würde nach Gießen und Wetzlar hin noch mehr liegen; später kann ich den letzteren Weg versuchen.

Wie mich das freut, daß das Kind Dich alle Tage besucht! Das ist Balsam auf mein Herz! Ich schwimme in Wonne, wenn ich daran denke. Ich lasse den Herrn Medizinalrath inständigst bitten, Dir diese Seelenarznei ferner alle Tage zukommen zu lassen, es hilft auch mir. Liebe, theure Elise, ich küsse Dich ganz entsetzlich, wenn Du auch schreist, denn ich habe Dich so entsetzlich lieb! Fürchtest Du Dich noch vor dem Bären? Ja, wenn einer da wäre! Nicht wahr, Du bist ein artiges Kind? Und Du bekömmst nie Schelte? Lieben und pflegen kannst Du doch noch vertragen? Wenn ich wiederkomme, will ich's mal probiren! Ich bringe Dir auch was

Schönes mit, darauf kannſt Du Dich verlaſſen; was aber, das ſag' ich noch nicht. Grüße Deine lieben Eltern von mir beſtens, küſſe die liebe Tante, und grüße auch Doren und Karolinen und Deine Karoline. Adieu, lieber Engel, Kuß, Kuß, noch 'nen Kuß! Auf Wiederſehen, mein einzig geliebtes Kind! So, liebe Rahel, da haſt Du ein Briefchen im Brief. Ich denke und ſinne ſtets Euch Lieben! Seid wohlauf und fröhlich, das iſt mein ganzer Herzensausdruck! —

Wieder eine Unterbrechung. Herr von Hänlein war bei mir, ſeine kleine Frau war ein paar Tage unpäßlich, jetzt iſt ſie wieder beſſer, und ich ſoll mit ihnen eſſen. Ein beſſerer Tiſch kann nicht gefunden werden. Die Herrin verſteht die Wirthſchaft meiſterlich. Ich wollte ohnehin zu Herrn von Hänlein fahren, um ihm meine Briefſchaften zu bringen, die von ihm ein preußiſcher Schirrmeiſter empfängt, ſo daß ſie gegen hieſige Hände und Augen geſichert ſind. Ich wiederhole meine Bitte, daß Du nichts, was ſich hieher bezieht, in Deinen Briefen berührſt, keinen Namen von hieſigen Perſonen nennſt, hätteſt Du auch nur Gutes damit zu verbinden. Die Biene ſaugt aus Giftblumen Honig, andere Thierchen auch aus Honigblumen ſogar Gift! —

Grüße mir alle Freunde. Es iſt mir die angenehmſte Vorſtellung, daß Du Frau von Cotta, Fürſtin Carolath, Bettinen, Willſen, die Generalin Zielinski ſiehſt; welch gute Geſellſchaft! Für unſere liebe Fürſtin habe ich hier ſo eifrig und lebhaft das Wort geführt, daß man mich ihren Ritter nennt! Die Gräfin Wilhelm Heſſenſtein, geborene Gräfin Oſten-Sacken, tanzt hier nicht. Die Gräfin Heſſenſtein Mutter iſt noch eine der angenehmſten Frauen hier, und ſehr umgänglich: ich habe ſie beſucht, aber nicht getroffen, auf dem Ball bei der Gräfin von Reichenbach ſprach ich ſie ausführlich.

Ich danke Dir, geliebte Rahel, für das Rezept. Es ſoll wohl aufgehoben ſein; anzuwenden brauch' ich es nicht, wenn meine Geſundheit ſo bleibt. Ich will nur nicht zu viel Rühmens machen, damit das nicht ſchade. Sonſt giebt es hier grade katarrhaliſche Krankheiten in Menge. Da ſind die wenigen Zeilen! Schon die vierte Seite wieder! Ja, ich könnte immerfort ganze Bogen mit Deinem und Eliſens Namen füllen, der reichſte Inhalt, der ſchönſte Wohlklang! Nun ſoll es aber dennoch genug ſein.

Lebe wohl, theure Herzensrahel! Pflege Dich, ſchone Dich, vergnüge Dich! Thue es alles mir zu Gefallen! Ich küſſe Deine lieben Lippen, Deine guten Hände! Leb wohl!

Ewig Dein treuer

Varnhagen.

Du kannſt mir nach Empfang dieſes Briefs ein- oder zweimal nach Bonn poste restante ſchreiben, aber auch die Adreſſe nach Kaſſel poste restante bleibt gut.

Was macht denn mein lieber Stägemann? Du hörſt und ſiehſt wohl nichts von ihm? Cotta's und Bartholdy's grüße ich beſtens, und Beer's und Ebers nicht zu vergeſſen.

Laß Dich durch mein Schreiben nicht unwillkürlich in die Vorſtellung verlocken, Du müßteſt mir auch viel ſchreiben! Nein, nein! Zwei Zeilen guten Inhalts ſind genug. Ich werde es eben ſo machen, ſobald ich Anlaß habe, mein Vergnügen abzubrechen! Adieu, Theure!

An Rahel.

Kaſſel, den 10. Februar 1829.

Dienstag Abends, nach 6 Uhr.

Wie ich eben von Herrn von Hänlein's trefflichem Mittagsmahl nach Hauſe komme, finde ich Deinen lieben Brief vom Sonnabend und Sonntag, einziggeliebte Rahel! Ein Feſt für mich, ganz beſeligend für meinen ganzen Abend! Es iſt noch eben Zeit, Dir vor Schluß der Poſt noch zu ſchreiben, zwar iſt ein anderer Brief ſchon für Dich anderweitig abgegeben; aber warum ſoll ich das Porto ſcheuen, und Dir nicht noch gleich heute ſagen, daß ich nun auch Deinen fünften Brief habe, und wie ſehr er mich freut! Alſo fieberfrei biſt Du? Gottlob, theuerſte Rahel! Ich bin von Dank dafür durchdrungen, und mein Herz frohlockt! Heute habe ich ſchon die heißeſten Wünſche ſo vielfältig für Dich ausgeſprochen, Dich mir ſelbſt angerühmt, vorgehalten, geprieſen; daß ich nun noch

Deinen Brief habe, macht mich glücklich! Du biſt mir zuvergekommen mit dem Brief an Eliſen, heut ſchrieb ich an ſie in Deinem Brief, und wahrhaftig, ich dachte für ſie auch an Mad. Teichmann zu ſchreiben; aber ich dachte es, und Du hatteſt es auch ſchon gethan! Daran erkenne ich Dich, das iſt wie Du, Frau von Fouqué hat Recht! — Mit Ranke'n haſt Du vollkommen Recht; ich werde ſehen, was ich in ſeiner Sache zweckmäßig thun kann. — Daß Dich die Freunde und Freundinnen beſuchen, iſt mir ſehr lieb; auch freue ich mich, daß Du ausfahren willſt. — Mit Frau von Schlegel und Fürſt Metternich iſt es arg genug; indeß läßt ſich darin auch eine richtige Vergeltung ſehen, ſo ſehr man ſie beklagen muß, die Vergeltung ſelber mein' ich! — Ich trinke keinen Wollblumenthee mehr, denn ich habe ihn nicht mehr nöthig; Johann aber, dem er noch nöthig iſt, liebt ihn wie Karoline das Waſſer von Ems! Eine Art Gift, denkt er, und doch fühlt er unmittelbar die guten Folgen. Johann erkundigt ſich beſcheiden nach Deinem Befinden, und getraut ſich eben ſo, Dir gute Beſſerung zu wünſchen. Ich bin ganz mit ihm zufrieden. Das Kiſſen, die Decke, alles iſt in gutem Gebrauch, und höchſt erſprießlich! Du Liebe, Gute, Fürſorgliche, Einſichtige! — Daß Williſen ſo Günſtiges hört, iſt mir lieb; ſelbſt die Uebertreibung dient hier nur als Gegenſatz einer anderen, und ſo mag ſie ſo mit hingehen. Aber was werden die Leute ſagen, wenn nun der Erfolg den Erwartungen nicht entſpricht? Je nun, ich kann's nicht ändern, und nehme dann auch das hin! — Ich ſchriebe noch lange, aber die Poſt wird pünktlich geſchloſſen! — vor Ende der Woche reiſe ich gewiß noch ab, zwar mit nicht groſſer, doch auch nicht ganz ohne alle Hoffnung. Der Himmel kann ja ein Wunder thun. — Heut gehe ich nicht mehr aus, ſondern früh zu Bette, ich bin müde vom geſtrigen und heutigen Schreiben. Grüße mir noch inſonderheit Henriette Solmar, Frau von Wahlert, Henriette Mendelsſohn und den lieben Williſen! — Zu Mittag war noch Wild der vierte Mann; er ſprach anhänglich und verehrend von der Fürſten Carolath, von Herrn Dehn, und Anderen, die er in Berlin früher gekannt. — Wir aßen unter anderen gezogene Strudel — es giebt auch gegeſſene, wie Lichter, — die was einziges waren! — Nun komm' ich in's Geſchwätz, nun end' ich! Adieu, theure, beißgeliebte Freundin! Ich drücke den Mompel an mich, bis er ſchreit, verzeih es mir! Sei geſund und fröhlich, ich bin

beides, letzteres durch Deinen Brief, der es von Dir aussagt! Ewig treulichst

Dein

Varnhagen.

An Varnhagen in Kassel.

Dienstag, Viertel auf 12, den 10. Februar 1829.

Dickster Schnee. Oft scharfe Kälte. Gestern Lichtmesse, ganz hell; heute grauer Schneehimmel.

Ich will nur mit Deinem Liebsten anfangen; der Wagen ist schon hin, und holt das Kind. Die Eltern haben heute Gäste, sie bleibt mit Pauline bis 5, dann wird sie dort präsentirt. Ueberhaupt ißt sie alle Tage hier: nur zweimal ausgesetzt, da war Emil hier; und Einmal, gestern, Marie Lamprecht: die sich herrlich betrug: und größten Beifall, von den Damen Arnim, Cotta, Horn, Carelath und Rickeberg, erhielt, die alle hier waren, aber nicht zugleich blieben. Vormittag, Frau von Zilinski, und die kleinen Standtke'ns. Vorgestern, Vormittag, Mad. Reich, und Mlle. Bauer. Des Heteregenen wegen schreib' ich dies. Den Rest des Abends war Louis Robert bei mir, und Mad. Rickeberg; er las mir den Pavian. Grundschlecht, ist das Gewächs. Auch las er wie der schlechteste, von ihm schon vor dreißig Jahren getadelte Histriene Deutschlands kleiner Städte. Er sagte mir, ich würde lachen, wozu meine Milz solch Bedürfniß hatte: da bat ich ihn darum: mit nichten! Sogar sagte ich ihm Dreiviertel der Wahrheit, wenigstens. Vorgestern war unser Kind bis 5 bei mir: dann blieb ich ganz allein: hatte eine der besseren Nächte. Schlief von halb 12 an bis 4 dann, nach Klinglen, etc. dreiviertel auf 7. Aber diese war mit wenigerm Schlaf besetzt — Du siehst wie exakt wahr in allem — und gestern Abend stellten sich auch manche Beschwerden ein. Ich darf nicht sprechen, und bedarf der reinsten Luft. Frau von Cotta, (Ich wurde unterbrochen. Apropos, was ich Dir empfehlen wollte wegen der Ofenröhren — auch für Johann — ist unnöthig, da Du die Geschichte, die garstigste des Jahrhunderts, des zu unglücklichen Fiecati, weißt. Aber zum Glück für mich ist das Mädchen ein unbekanntes

Blumenmädchen, und nicht ein schönes Fruchtmädchen, die ich kenne und liebe, und die mir auch schon voriges Jahr falsch genannt wurde als die Maitresse des Grafen Bentinck und verwundet von ihrem Musiklehrer;) — die mir so sehr das Ausfahren anrieth, hat mir gestern irgends wegen des komplet verrückten Wetters davon streng abgerathen. Da ich nur erst im Zimmer umher gehe, so war es so klug und liebenswürdig, als unnöthig; auch ist Casper etwas vorsichtiger als sonst: ich glaube er hat nach seiner Art einen Schreck bekommen, daß doch Fieber da war. Uebrigens, würd' ich in meinen gesündesten Tagen in solchem Februar nicht ausgehen. Ich gebe Dir aber mein Ehrenwort, daß ich mich z. B. in diesem Moment so gut befinde, wie in Jahren nicht: ich stehe aber in dieser — wie auch schon oft, oft! — Konvaleszenz mit meinem Befinden auf einem Faden, wo es jeden Augenblick in Zustände überschlagen kann, wie beim Tänzer auf dem Seil. Ich gebe Dir mein Wort, daß ich schönstens genese; vortrefflichst esse; alle zwei Stunden muß, aus Hunger; und mich sehr pflege, und pflegen werde. In allen Dingen. Nur muß ich künftig für Schreck, wie der Hünerbein'sche, bewahrt werden. Der gab allen meinen Uebeln den Ausschlag; und erweckte sie wie zum rasenden Tanze. Niemals anfangen mit „Ein Unglück", oder dergleichen. Du verzeihst es mir: es ist für Dich so nothwendig, als für mich zu sagen. —

Theures Herz, drei Briefe habe ich schon von Kassel von Dir. (Elise steht hinter dem Schirm, und ich muß machen, als wäre sie nicht mitgekommen; „Schwarze Beeren, schwarze Beeren!" schreit sie. Wir lassen uns alle drei Chokolade machen. Ich bin ganz glücklich, mit meinem leichten Gesundheitsgefühl, den Kindern von beiden Seiten auf Dorens Sopha, alle Deine herrlichen Liebesbriefe vor mir. Ich vermag auf all die Fluth von lieber Liebe nicht zu antworten, als mit mir selbst. Gestern erhielt ich vom 5. einen Brief, heute vom 7. Voller Liebe, voller Thatsachen! Kassel freut mich mit seinem Guten, seinem Leben, seiner Geselligkeit, Deiner Aufnahme! Gott gebe guten Erfolg Deiner Aufträge. Grüße die schöne Gräfin Hessenstein, geborne Pückler. Ich sprach oft viel mit ihr bei Frau von Stägemann. Alles grüßt Dich. Herr von Cotta und Herr von Arnim werden mich auch besuchen. Das liebe Herz grüßt Dich; und hat Dir vorgestern etwas ausgeschnitten: wahrhaftig nicht so schlecht! — „Tante, was essen

wir auf den Mittag?" Reisſuppe, Fleiſch mit Murchlen, Putenbraten, und Aepfelkompott. — Da iſt die Chokolade.) Mit dem größtem Gaudium genoſſen. Sie funkelt wieder, ſchwör' ich Dir, für Glück und Gewährung und Geſundheit: unbeſchrieen! Nun ſchreibt ſie Dir, die Ausſchnitte ſtellen einen Stachelbeerſtrauch — ihre Erfindung — und einen Berg vor; nun muß ich ihr immer die Feder einſtippen. „Er ſoll bald wiederkommen, und, und, und — ob noch Schnee iſt, und «ſchlechtes Wald», und er ſoll bald kommen!" Sie quält mich ſchrecklich mit Schreiben, ſo daß ich nicht kann. Begießen will ſie nicht, jetzt, da ich ſchreibe, nicht. „Lieber Onkel, komm jetzt wieder; und was ſagt denn der?" — Wer? frage ich. — „Der Kurfürſt." Du kennſt meine Erziehung mit Regentenreſpekt und Pietät, das ſind immer die Väter: von allen Heſſen, allen Preußen etc. Nun will ſie Blumen begießen. Paulinchen immer ſtill, und wirklich grundſchön, heute. In die Ausſchnitte hat ſie ſchon vorgeſtern einen Kuß hineinküſſen müſſen, von dem ich ihr ſagte, er würde Dir auf die Lippen ſpringen: Vormittag antwortete ſie nicht: Nachmittag ſagte ſie, er ſpringt doch nicht! Jetzt begießt ſie; und ſingt, nun kriegt der, nun der, nun meiner. Adieu mein theuerſter Freund, immer liebrer Auguſt. Beluſtige Dich, dichte, lebe, ſei geſund. Das ſchenke Dir Gott. Ich grüße Johann, und die Mädchen Dich. — „Du ſchreibſt auch, daß ich jetzt die Blumen begieße?!" „Dore! Du weißt, da iſt die ſchlimme Stelle!" Auf der Leiter nämlich, ſie aber lange nicht daran. Sie pappelt von Riechen, von prächtig, meine iſt die ſchönſte. Genug von ihr, oder vielmehr: ich muß abbrechen. Du hätteſt ſehen ſollen, wie Bettine und Frau von Cotta gut miteinander waren! Erſtere fein, freundlich, geſchmeichelt erfreut, imponirt, daß ſie ſie traf. (Kennt ſie von Savigny.) Letztere heiter ſcherzend, unbefangen, eingehend. (Nämlich Herr von Savigny, und ſie, lieben ſich.) Paul Ebers war auch dabei. Sehr gut. Dem habe ich heute freundlichſt ſchreiben müſſen, daß er mir ungefordert kein Diné, kein Gelee, keinen Wein mehr ſchicken ſoll. Adieu.

Deine Friedrike Varnhagen.

Mad. Milder iſt penſionirt; ich habe ſie nicht geſehen. Graf Boß kommt von Neapel zurück, und Graf Lottum kommt hin. Boß ſoll ſich nicht gefallen in Neapel: es iſt der Lottum, der die Putbus zur Frau hat. — Eben Frau von Zilinski! —

Nun prampirt ſie munterſt in der blauen Stube. Ich umarme Dich aus zärtlichſter Liebe! — Da iſt ſie wieder, „Tante, Tante!“ und pfeift; und ſpricht ſingend. —

An Rahel.

Kaſſel, den 11. Februar 1829.

Mittwoch Abends, nach 9 Uhr.

Ich komme aus der Oper, und kann den Tag nicht beſchließen, ohne einige Worte an Dich zu richten, geliebte Rahel! Schriftliche, die auch an Dich gelangen, denn mündliche, die verfliegen, habe ich heute unzählige Dir zugerufen! Ich hatte einen reinen Wartetag, der weiter nichts zu thun hatte, als vorüberzugehen; ich ſchrieb einiges, aber es wollte nicht damit fort; die ſchönſte, heiterſte Sonne ſchien den ganzen Tag in die ſchneeige Kälte wärmend hinein, aber ich mochte nicht hinaus; ich hatte Schlaf nachzuholen, etwas Dumpfheit wegzuruhen, und ſo warf ich mich auf's Bette, doch ohne zu ſchlafen, die meiſte Zeit ging ich auf und nieder, ſprach vor mich hin, ſprach mit Dir, Geliebte, und ſagte Dir tauſend Dinge. Ich dachte an Dich mit ſolchem Sehnen, und wünſchte mich ſo zu Dir hin, daß mir die Thränen ausbrachen; alles was Du biſt, liebes Herz, alles was Du mir biſt und ewig ſein wirſt, vergegenwärtigte ſich mir, und ſo war ich von Dir erfüllt, daß ſelbſt die geliebte Eliſe ganz in den Hintergrund trat. Das liebe Kind! es kommt dabei doch nicht zu kurz, denn es gehört ja doch zur Tante mit. Nachdem ich mir etwas hatte zu eſſen geben laſſen (Beefſteake und Kartoffeln), nahm der Nachmittag wieder dieſelbe Wendung, keine Unterbrechung kam, keine unerzwungene konnte ich machen, und als der Abend vorrückte, und ich hörte, daß Theater ſei, ſo faßte ich kurz den Entſchluß, dort andere Stimmung zu ſuchen. Leider war es die ewige „Schweizerfamilie“; aber gut gegeben, Wild und die Heinefetter ſehr gut. Auch war ich vom zweiten Akt an in derſelben Loge mit Herrn und Frau von Hänlein, hatte einiges Geſpräch, und kam wirklich gebeſſert nach Hauſe zurück, und bin nun auch um vieles beſſer, ſeit ich an Dich ſchreibe! Und iſt es nicht Thorheit, mit einer ſo elenden Tagesgeſchichte Dich zu unterhalten? nicht

doppelte Thorheit, da Dir ein ſolcher Bericht keine Freude machen kann? Ich fühle es wohl, und ſchäme mich! Aber ich kann nicht anders, ich muß mich Dir in jeder Schwäche zeigen, Dir alles klagen! Und Du mußt auch beim Guten und Muntern wiſſen, daß es ächt iſt; dies kann nur ſein, wenn auch ſolche Blätter kommen. Hier in Kaſſel geht es in zweien Aeußerſten für mich, entweder iſt große Welt und Ueberfülle, oder Stille und Einſamkeit. Morgen habe ich vielleicht kaum einen Augenblick frei, ich denke mich bei dem Kurfürſten zu beurlauben — ich hatte geglaubt, es würde heute geſchehen — werde den Abend bei Herrn von Hänlein Muſik hören, und übermorgen Vormittag, will's Gott, weiterreiſen! Weiter von Dir weg, meine Freundin, dem Raume nach freilich, aber der Zeit nach dennoch wieder näher zu Dir! Was habe ich heute für Gedanken gehabt über der Welt Herrlichkeiten! Sie reizt mich allerdings noch, aber ich ſtehe für nichts, wie lange das noch dauern mag; ich habe, ſeitdem ich Berlin verlaſſen, wieder Rieſenſchritte gemacht in den inneren Erfahrungen, die man gewöhnlich zu ſpät macht. Ich kann neben Dir noch vieles wünſchen, aber ohne Dich wünſch' ich nur Dich! —

Donnerstag, den 12. Februar, Vormittags.

Ich habe ſehr gut geſchlafen, geliebte Rahel! Möchteſt Du auch ſchöne erquickende Nächte haben, und jedem neuen Tag in heiterer Lebenserfriſchung entgegenſehen! Der helle Sonnenſchein, der an meine Fenſter prallt, thaut dieſe zwar auf, aber ſtrenge Kälte iſt um und neben ihm. Daß es wieder ſo kalt geworden, iſt mir nicht lieb; doch gehen wir der zunehmenden Wärme entgegen, und das Aergſte iſt gewiß überſtanden. Da ich in Bonn meine Perſon, beſonders meine Stimme brauche, ſo werde ich mich auf der Reiſe nicht unnöthig anſtrengen, und lieber einen oder zwei Tage mehr darauf verwenden. Du brauchſt in dieſer Hinſicht keine Beſorgniß zu haben, geliebte Rahel! Uebrigens befinde ich mich im Wagen immer gut, und die Bewegung iſt mir heilſam, ich merke das am beſten, wenn ich an irgend einem Orte eine Zeitlang wieder in's Stocken komme. — Ich hoffe nur, die Kälte hält Eliſen nicht ab, Dich zu beſuchen. Wird ſie noch immer verläugnet und verſteckt, indem ſie hereingebracht wird? Oder kommt ſie mit Geſchrei? Das liebe, herzige Kind! Ich ſehe alle ihre aufmerkſamen, ein-

verſtandenen oder Einverſtändniß ſuchenden Blicke, ihr geiſtiges Lächeln, ich höre ihr ſüßes, herzregendes Stimmchen! Unſer ſeelenvolles, unſer tugendhaftes Kind, wie Du zuerſt und o wie wahr, ſie nanntest! Küſſe ſie, liebe Rahel, und ſag ihr, daß es von mir Küſſe ſind! — Dein Fieber biſt Du doch vollkommen los, meine Herzensrahel? Nimm Dich bei der Kälte ſehr in Acht! Aber ich hoffe, Du ſollſt Dir mit dem letzten Krankſein eine gute Zeit des Wohlbefindens erkauft haben. Liebe, liebe Rahel, wie nöthig iſt mir Dein Wohl und Heil, Deine Ungeſtörtheit und Dein Vergnügen! —

Durch eine ſchriftliche Mittheilung erfahre ich ſo eben, daß ich noch einige Tage hier bleiben muß, denn es giebt noch unerwartet einiges zu erörtern. Ich ſtehe natürlich ganz dem Belieben des Kurfürſten und dem Intereſſe des Geſchäfts zu Befehl, und bleibe mit Vergnügen länger hier! Auch wegen der Kälte, die heute früh denn doch wieder auf 20 Grad ſtieg, ſehe ich meine Reiſe nicht ungern verſchoben. Heute iſt der Geburtstag des Kaiſers von Oeſterreich, und es ſollte große Tafel bei Hofe ſein; es iſt aber unterblieben, der Kälte wegen, weil der große Saal nicht gehörig geheizt werden kann, und ſchon wirklich einigen Perſonen deshalb tödtlich geworden ſein ſoll. Dieſer Hauptſchlacht bin ich alſo mitentgangen! Dagegen bin ich morgen Mittag beim öſterreichiſchen Geſandten, aber ohne Gepränge; und morgen Abend beim Herrn Miniſter von Schminke, in Uniform, weil auch der Kurfürſt die Geſellſchaft beſuchen wird. Schade, daß die Gräfin von Reichenbach nicht regelmäßig Salon hält, das wäre der Ort, der mir in Kaſſel am beſten gefallen könnte, nämlich Salon, nicht Aſſemblée; ich glaube die Unterhaltung würde ſich da am beſten geſtalten. —

Die Gebrüder Grimm haben ſich, wie ich höre, darüber gewundert, daß ich ſie hier nicht beſuche; ich dächte, nach ihrem Benehmen gegen die Berliner Societät hätten ſie kein Recht, ſich darüber zu wundern. Ich kann ihnen aber auch ohnedies nicht helfen, es hat jeder ſeine Rückſichten zu beobachten. Ueberhaupt habe ich mich hier der Perſonen zu erwehren, die es mit der Gegenſeite halten, und die gar thöricht vorausſetzen, ich könnte für ſie Parthei nehmen. Wäre dieſer unpaſſende Ausdruck hier durchaus zu gebrauchen, ſo könnte ich nur ſagen, daß ich für den Kurfürſten Parthei nehme, auf deſſen Seite

alles Recht und alle Billigkeit iſt, was ich nur ihm ſelbſt nicht ſo gradezu ſagen kann!

Nachmittags.

Herr von Hänlein war bei mir, dann habe ich mein ſparſames Mahl, wie geſtern, mit größtem Appetit verzehrt, und nun ſitz' ich wieder am Schreiben! Du ruheſt nun ein wenig, geliebte Rahel, und wirſt von mir nicht aufgehalten, noch allzu früh geſtört! Könnt' ich nur beides, ich wollt' es ja nicht thun, nur können! O welche Ausſicht hätte ich dann wenigſtens für den Abend! Wußt' ich es nicht ſtets, wenn wir ſo zuſammenſaßen, friedlich nebeneinander leſend oder miteinander ſprechend, wußt' ich es etwa nicht, was ich hatte? Mußte erſt die Entbehrung mich lehren, was das war? O nein, ich wußt' es ſtets, und ſagte es oft genug, daß das Glück war! Und es wird wiederkehren dieſes Glück, und nur noch höher und reiner empfunden werden. Nicht wahr, liebe Rahel? Die Hand darauf! Der Himmel geb' uns ſeinen Segen! —

Deine fünf Briefe — morgen kommt gewiß ein ſechster — habe ich der Reihe nach noch eben wieder durchgeleſen. Ich ſchwimme in ihrer Liebes- und Lebensfülle! Auch Deine Anmerkworte zum Angelus, den ich in dem ſo vermehrten Exemplar, das Du mir einſt geſchenkt, mithabe, ſind mir geſtern, wie Angelus ſelbſt, zur angenehmſten Erquickung geweſen. In Deinen Briefen beſchreibſt Du ein paarmal das Kind göttlich, ſo daß es leibhaft vor mir ſteht, wie es von Geſundheit und Grazie funkelt, von Freude und Singen, wie es auf der Hängebodentreppe die Blumen begießt, wie es ſtill und angenehm mit Dir und Bettinen auf dem Sopha iſt, bibliſch und rafaeliſch. Bettine, eine mythologiſche Bonne, iſt auch zum Aufſchreien! Heute war mir ſo lieb, weil ich es ganz fühlte und noch fühle, Deine Zärtlichkeit ſei meine Atmoſphäre! Ja gewiß, ich athme in ihr, ich athme ſie, und würde ohne ſie zuſammenſinken! Quäl' ich Dich auch nicht mit meinen Wiederholungen? und ſie ſind doch ſchon Variationen, denn das, was zum Grunde liegt, iſt ſtets nur das einfache Thema, das ich mit: „liebe Rahel!“ genug ausgeſprochen hätte! —

Sind die Ranke'ſchen Exemplare angekommen, ſo thue damit, wie Du ſchon verhatteſt; durch Herrn von Maſſow das

an den Kronprinzen, das an Herrn Geheimrath Ancillon durch ein Billet; das für Herrn von Humboldt in seine eigne Hand, und der soll auch das für den König besorgen, und den Brief dazu schreiben lassen, wenn er es für gut findet, daß letzterer von fremder Hand sei. Da ich die russische Sendung nicht besorgen kann, so lasse, der anderen Bestimmung nach, das eine Exemplar der Frau von Zilinski, das andere Herrn von Savigny abgeben. Ein nach Paris bestimmtes soll noch bei mir liegen bleiben, und eines bleibt ohnehin für mich. Das wären ja die sämmtlichen acht. Für diese Bemühungen soll er Dir ganz besonders danken, oder er ist trotz aller seiner Kenntnisse und Redlichkeit doch ein .....

Du sagst mir nichts von Gans; läßt der sich gar nicht sehen? fragt er nicht, erzählt er nichts von wegen Cotta's und der Societät? Er wird doch nicht schmollen, daß ich nicht Abschied genommen? — Ich schicke meinen Brief in Gottes Namen auf die Post, ob er noch heute abgeht, kann ich nicht sogleich erfahren. Uebermorgen schreibe ich wieder ein Wort. Grüße herzlichst alle Robert's, Lamprecht's, Casper's, die Freunde Alle, Willisen voran! Cotta's bestens, und ob denn Ehrhardt's „Denkwürdigkeiten" schon gedruckt werden und zu Ostern erscheinen, ich vergaß zu fragen? Frau von Zilinski, Frau von Arnim und Gatten, Jettchen Solmar, Bartholdy's, Alle, Alle! Die Mädchen versteht sich! Und wen noch? den lieben Herzbalg, das süße Thierchen! Anfang und Ende: Rahel und Elise! Leb wohl! Ich befinde mich ganz gut, und fahre bald zur Musik.

Ewig Dein treuer

Varnhagen.

Unsere liebe Fürstin soll nicht vergessen sein, ich bin ihrer wahrlich sehr eingedenk, und bin ihrer Güte innigst verpflichtet! Adieu, liebe Rahel, ich küsse Dir Mund und Hände!

An Varnhagen in Kaſſel.

Mittwoch halb 2, den 11. Februar 1829.

Bis jetzt, bei dickſtem Schnee, dicker Nebel.

Alle Menſchen klagen über die Sorte von Kälte, heute iſt ſie beſſer, ſagt Mad. Liman, die eine halbe Stunde weg iſt: Bartholdy war eben freundlichſt hier, und grüßt und nimmt Antheil mit wahrer Paſſion: er ſieht (unbeſchrieen) ſehr gut aus. Geſtern war bis 5 unſer Gott hier (jetzt zappelt er ſo neben mir an, auf meinem Tiſch, daß ich nicht ſchreiben kann); dann Erneſtine und Achim von Arnim; heute ißt Mad. Krickeberg mit mir. Klöß-Suppe, Kapaun mit italiäniſchem Reis, Rinderbrätchen mit prächtigen Roſinen, und Aepfelkompott, Kaviar. Abends kommt Henriette Solmar und Frau von Wahlert und Mad. Bartholdy. Geſtern war auch noch Frau von Crayen bei mir. Man fabelt über Deine Sendung: alles im Guten. Wegen Herrn von Cotta's Angelegenheit (dem Handelsverein) ſei ſie etc. Ich ſchreibe Dir heute flüchtig wieder, würdigſter Freund, um Dir alle Tage zu danken; und um Dich zu beſchwören, daß, wenn nun das Waſſer von dem Schnee kommt, Du Dich nie exponirſt: ſondern, lieber vierzehn Tage (— eben hat ſie eine Remiſe mit einem Wagen drin gezeichnet, ganz von ſelbſt; die ſchick' ich Dir —) drei Wochen länger ausbleibſt. Du bleibſt lieber in jedem Neſte liegen. Darüber muß ich, wenn ich vom Waſſer in den Zeitungen leſe, ſicher ſein. Mit Achim und Erneſtinen hatte ich geſtern rechte glimpfe Geſpräche. Dann muß ich Dir noch ſagen, daß ich geſtern Morgen Deinen Brief vom 3. erhielt, und den Abend noch eine Freude hatte, nämlich einen von Roſa-Maria's Bruder zu erhalten; er reiſt nach Deiner Gegend, und wird Dich ſehen; ſage ihm, er hätte bei Ralle (Pauline Wieſel ihre) ſeine Angelegenheiten in die beſten Hände gegeben. Sie iſt diskret, und wird alles machen, wie er es gerne haben will, und braucht. Grüße ihn beſtens. Jetzt kann ich ihm noch nicht antworten. [Verſtellte Ausdrücke.]

Witziger iſt nie etwas ausgedrückt worden, als Du von Bettinen ſagſt: „Der Schmuck iſt ächt, aber d'rauf borgen möchteſt Du nicht"; witzig, weil es nur richtig iſt. Aecht,

ſag' ich auch: aber borgte man d'rauf, ſo wäre der Schmuck Einmal verſteckt nicht da, verſchenkt, in einen Miſt vergraben. Addio! Mad. Krickeberg, die Kinder. Deine antheilvolle Dich herzlich liebende

Friedrike Varnhagen.

Frau von Hänlein lieb' ich wegen der Kinderliebe, Güte, Koch- und Muſikkunſt.

Voilà Casper. Non! Mad. Krickeberg. Lebe wohl für heute. Nein! ich ſchreibe noch.

Die Zeichnung von Eliſen bedeutet: eine Stube mit Aepfeln auf der Erde; und d'rauf ſitzt ein Kuß. Auf der anderen Seite: der Wagen in der Remiſe, oben Dachziegel!

An Varnhagen in Kaſſel.

Donnerstag Abend 10 Uhr, den 12. Februar 1829.

Es war die ſchärfſte Kälte.

Nur um Dir, geliebter Freund, guten Abend zu ſagen! Ich fürchte, Du reiſeſt. Und um zu referiren, wie der Tag war. Casper kam gar nicht: zum erſtenmal. Von halb 12 an, Fanny mit den Kindern. (Vorgeſtern Vormittag noch die Fräulein Henriette und Eliſe von Reden; beide Eltern waren auch krank: wir haben uns gelobt, uns viel zu ſehen.) Um Dreiviertel auf 3 ging Fanny; es waren den Vormittag noch da: Mlle. Maas, die Damen Olfers und Zimmermann; Williſen, dem ich alles anbefahl, und Grüße beſtellte: Cotta's ließen fragen, und l'Allgemeine holen: er hat den Huſten, darum kamen ſie nicht: heute Abend bis 8 die Damen Zilinski, Otte, Horn; und Paul Ebers. Eben nahm ich die franzöſiſche Zeitung in die Hand; kam Williſen; kaum konnten wir ſprechen; kam Moritz. Große Diskuſſion über die Zuſtände Englands, Frankreichs, unſre. Ich und Williſen auf der einen, Moritz auf der anderen Seite: ich ſprach nur wenig. Williſen ſehr viel. Moritz mußte nach zwei Stunden zum Scherz übergehen. Williſen Thee. Sie gingen brüderlich um 10 Uhr. Geſtern Abend waren Jette Selmar, Frau von Wahlert und General Pfuel, Rike und Ludwig hier, bis halb 10. Alles, alles grüßt,

antheilsvoll gesinnt. Das Kind war kern-gesund, singend, tanzend, begießend, zeichnend, zuhörend. Wie ein Gott führt sie sich auf; ganz herchend in der Gesellschaft. Chokolade, anstatt Kaffee, tranken sie aus ihrem Geschirr (in Dorens Stube), ohne alles Gewürz, Kakao mit Milch: dann schlief sie in meinem Arm ein, und als die Mutter sie abholte, ging sie ohne Weinen, wie ein holder Engel, mit röthesten Backen, in die dicke Kutsche vermummt. Man meldete erst, die Eltern seien unten: da sagte ich: Casper hätte wohl herauf kommen können! „Er wird nicht Zeit haben, liebe Tante!" sagte sie aus dem Schlaf beschwichtigend. Die Tugendtochter! So nannte ich sie, zum Ergötzen der Damen, denen sie sich noch höflich empfahl. Ich soll Dich grüßen. Alles bekommt sie, was nur nicht schädlich ist: Vormittag auch die gesunde Chokolade. Auf dem Hängeboden war sie mit Doren, und setzte, entzückend schön, alte Bonnets von mir auf. Pauline auch sehr schön. Heute, dachte ich, wird ein Brief kommen: aber ich bin weder verwundert, noch irgend ängstlich. Mad. Milder wird sich an ihren Kontrakt halten: der anders lautet, als zu solchem Abdanken: bis Juli soll sie ohnehin noch engagirt bleiben. Gesehen hab' ich sie nicht. Mir auch lieb. Ich versichere Dich, jede Dame, die kommt, macht mir einen leisen Schreck, wegen der Brustentzündungskälte. Die Kinder lasse ich immer fahren. Fürstin Carolath hab' ich in zwei Tagen nicht gesehen: Luciechen wollte krank werden; es waren aber nur vorübergehende Nesseln. Sie ist besser. Sie sind schon in's vorjährige Quartier gezogen: just vorgestern, als das Kind krank wurde. Gute Nacht, Augüstchen! Ich bin bei Dir. Adieu! Adieu! —

Guten Morgen! Augüstchen. Freitag früh, halb 12 bald. In Dorens Stube. Wisse nur, daß ich noch in keiner anderen, als in meiner und dieser war; in der ersten, weil es meine Einmal ist: in der zweiten, weil sie gegen Westen liegt; und Gnade vor den Augen der Menschen gefunden hat. Ich ziehe mich im Bett und warmen Zimmer an: dann gehe ich in Dorens Stube mit Kissen hinter mir, und Decke; Füße auf der Polster-Hütsche: gehe seit vier Tagen viel auf und ab; früher behagte es mir nicht. Esse sehr gut: schreite in der Besserung täglich: nur der Schlaf will sich nicht reguliren. Natürlich, drei Wochen Stubenluft und Bilderlosigkeit: Du kennst mich, auf die Wirklichkeit Gestellten, mit seiner ganzen Metaphysik und Poesie! und dabei, doch tüchtig gelitten. Meine Elastizität aber

iſt noch nicht eingebüßt, das beweiſt die Art der Herſtellung, und die zauberhafte Wirkung der — ſelbſtausgeſuchten — Mittel; und mir bleibt nichts, als „Unbeſchrieen, unbeſchrieen, unbeſchrieen", zu rufen! Nun weißt Du alles. Casper, der ſchon hier war, willigte in alles, was ich vom Dableiben der Mittel ſagte: nur empfahl er mir Gehen im Zimmer, welches ich gleich üben will. Ich eſſe in Dorens Zimmer, und nach Tiſche in meines zurück: die Sopha's ſtehen, wie Du ſie verlaſſen haſt. Adieu indeſſen!

Sonnabend. Dreiviertel auf 11 Uhr.

Seit geſtern 4 Uhr Thauwetter, und Regen: bekommt er aber den Schnee weg? mit nichten. Aber eine Erlöſung; aber doppelt in Acht zu nehmen. Ich meine nicht juſt mich. Geſtern Vor (an dem Klecks iſt Dore Schuld) Vormittag war Schnee mit Wind rings herum; und Dr. Gans bei mir; etwas Hüftweh. Läßt Dich ſehr grüßen. Er wird mir die Staatszeitung bringen; und war erfreut. Ich aß allein; die Mädchen am anderen Tiſch. (Johann grüße ich; ſeiner Frau geht's wohl.) Dieſe Damen, die ſich immer ihre Leibgerichte kochen, grüßen Dich auch. Vor 5 kamen Eliſe und Pauline; man hatte mir eben Deine beiden Briefe vom 10. Februar gegeben, ich wollte ſie vor der Lampe mit einer Kerze leſen. Das war wahrlich eine Strafe. Ich mußte ihr die beiden Briefe laut leſen. „Tantehhh! was ſchreibt der Onkel, ſag es, liebe Tantehhh!" Es blieb mir nichts übrig. Die Andere (Paulinchen) ſtumm wie eine Kanone vor der Hausthür — wegen der Wagen. — Du Lieber, Guter, treuer Auguſt, Herzensfreund. Ich ſchwimme zu Dir auf der Fluth Deiner Liebesäußerungen! „Was ſagt der Kurfürſt? was macht er?" Was unſer König macht, und dann erzähl' ich's. „Was noch?" — „Hat er Kinder? Was machen die?" Wieder erzählt. „Wo wohnt er?" Auf'm Schloß, wie unſer König. „Schöne Stuben?" Ja, mit lauter Spiegeln und Kronen, und rothatlas Sopha mit goldnen Troddlen. „Und Onkel? hat der eine helle Stube?" Und ſo ewig! Nun will ſie keine Geſchichten mehr hören; ſondern l'histoire. „Erzähl was, Tante!" — Es war einmal ein Junge, — „Nein! was die Leute thun: ordentlich!" — Denk Dir. „Wie man alles macht", etc. kurz, komplette Qual geſtern bei den kleingeſchriebenen Briefen. Kaum waren die geendet, trat

Erneſtine mit Guſtav ein. Freundlichſtes Kindergeſpräch, Antheil, Grüße, Mittheilung nach Umſtänden. Milchchokolade — die von Frau von Crayen immer noch, ohne Zucker und Gewürz — für die Kinder und Erneſtinen. Um 8 Uhr weg; Erneſtine um Dreiviertel auf 10. Ludwig blieb, und las mir ein wunderſchönes Gedicht, welches er auf eine Felix'ſche Fuge gedichtet hat; und guter Diskurs.

Sonnabend.

Ich umarme und küſſe und herze Dich, und wünſche den beſten Erfolg! Mad. Liman iſt heute bei mir. Der Brief von Mad. Aſſing iſt zu dick zum Nachſchicken. Ich hoffe doch viel! Adieu. Ich habe gut geſchlafen. Es iſt mir beſonders lieb, Dich viel in guter Geſellſchaft zu wiſſen.

Dieſer Brief ging geſtern durch ein Verſehen nicht ab; und nun iſt's faſt gut, da ich Deinen, mein theurer, lieber Freund, noch erhielt. Ich ſende ihn nach Bonn; und grüße beſtens unſeren Schlegel. Sage ihm, von der Erſten Ignorantin — le premier grénadier!!! — keines ſeiner Werke hätte mir mehr Vergnügen gemacht, als letzthin ſein Brief an Dich. Alle Arbeit, wäre der Grenadier überzeugt, zu einem Werke müßte lange vor deſſen an den Tag treten geſchehen ſein; in der Natur unſeres Geiſtes, wie in der ſichtbaren und Pflanzenwelt; wie hat ſie gearbeitet, wenn die zarteſte, künſtlichſte, duftendſte Blume erſcheint! So war es mit dem Briefe. Dieſes Farbenſpiel des Lebens von Scherz und Ernſt, und Kunſt des Vortrags, und Reife des Sehens, in einem großen Gehenlaſſen, iſt nur ein Produkt des regelmäßigſten Denkens und innren Schaffens! und den Grenadier erfreut's. — Die Doktorin Aſſing hat ein Paket mit geforderten Briefſchaften geſendet; Ludmilla, Ottilie, und ſie, haben die herrlichſten Briefe geſchrieben, und ein L, ein O und ein E in Blumen mit Vögeln ausgeſchnitten, für Eliſen. Aber das ſollſt Du zeigen: ich bin nicht ſtreng genug dazu. Ich antworte Mad. Aſſing: Du brauchſt es nicht: und ſage ihr was nöthig iſt. Adieu.

Deine Friedrike Varnhagen.

An Rahel.

Kaſſel, den 13. Februar 1829.

Freitag Mittags gegen 2 Uhr.

Ehe ich zu dem öſterreichiſchen Geſandten zu Tiſch fahre, will ich Dir noch ein paar Worte ſchreiben, geliebte Rahel! Der Tag ſcheint mir nicht in Ordnung, an dem ich Dich, Theure, Einzige, nicht ausdrücklich begrüßt! Die ſtrenge Kälte hat nachgelaſſen, ein milderer Wind jagt den feinſten Schnee; doch fühle ich gleich den Einfluß des ſtrengen Nordoſts, und huſte ſeit geſtern wieder etwas, doch iſt es wenig zu achten. Die Geſellſchaft dauerte geſtern bis Mitternacht, an Genüſſen für Ohr und Gaumen fehlte es nicht, ich ſprach viel mit einigen Herren, von den Damen hauptſächlich mit Mlle. Heinefetter, die ſtets mit Sehnen an Berlin denkt und von Berlin hören will, obgleich es ihr verſchloſſen iſt, denn ihr hieſiges Engagement iſt auf Lebenszeit. Ich ſaß auch bei Tiſche neben ihr, allein da war ich in ſchlechter Verfaſſung, die anfängliche Kälte und die nachherige Hitze thaten mir den Dampf an, und ich bin noch heute ein wenig davon verſchnupft. Nichtsdeſtoweniger ſchlief ich ziemlich gut, und erwachte mit heiteren Verſtellungen von Dir, Geliebteſte, ich hatte mit Dir geſprochen, und unwillig, daß Du Dich mit zunehmendem Wachen mehr und mehr zurückzogſt, bannt' ich Dich feſt, indem ich Briefſtellen und Fragmente von Dir las, dieſelben, die einſt Goethe'n mitgetheilt wären, und mir damit ein wahres Feſt bereitete, bei dem Du nothwendig zugegen warſt! Wie vieles war mir neu geworden, wie vieles ſprach mich anders an, als je vorher! Ich habe mich köſtlich dabei vergnügt, und auch geſtärkt. Und danke das alles ſo gern Dir! — Ich habe heute auch ſchon ſo mancherlei Geſchäftliches geſchrieben; ich hoffe binnen zwei Tagen doch hier fertig zu werden, und dann nach Bonn zu reiſen, wohin mich ſchon recht ſehr verlangt; auch der anderen Geſpräche wegen, die ſich dort finden müſſen, denn hier bin ich, die große Geſellſchaft abgerechnet, auf mein Zimmer und mich ſelbſt beſchränkt, weil ich mir keinen Umgang will anrichten laſſen, was ich nur dadurch ſichere, daß ich allen meide. —

Um ſo fröhlicher willkommen iſt mir alles, was Du mir von Deinen Tagen ſchreibſt, von Deinem Thun und Laſſen, den Beſuchen, die Du empfängſt, beſonders denen, die Du von Eliſen haſt! Wie gönne ich Dir dieſe guten Stunden, die beſten wahrlich, die man haben kann! Und wie gönnte ich ſie auch mir! Geſtern waren es vierzehn Tage, daß ich des Anblicks entbehre. Schon vierzehn Tage, auch im günſtigen Sinn! Auf ſchönes frohes Wiederſehen wollen wir anſtoßen, nicht wahr, liebe Rahel, und nicht wahr, Mompel? —

Abends nach 11 Uhr.

Von Herrn von Hruby kam ich nach Hauſe, und fand Deinen Brief, geliebte Rahel, den vom 10. (Dienstag). Ich triumphirte, daß ich nicht vergebens gehofft hatte, ich war glücklich über ſeinen guten Inhalt. Ja, ich glaube Dir, meine liebe Wahrheitsfreundin, ich glaube Dir, daß Du mir über Dein Befinden alles ſchreibſt, und daß es im Ganzen jetzt entſchieden zum Beſſeren geht! Dem Himmel ſei Dank dafür! Du arme, liebe Rahel, haſt immer ſo viel zu leiden, und biſt doch ſo gemacht zum Geſundſein! Ich hoffe, die Sorgſamkeit, die Du verſprichſt, wird doch endlich gute Frucht tragen. Aber wie ſollen Andere Dir den allerdings ſo ſchädlichen Schrecken erſparen, da Du ſo große Schreckensfähigkeit in Dir hegſt, und bei jedem Worte, gleich das Ungeheuerſte Dir verſtellſt, wie kein anderer Menſch? Was half es, daß ich Dir den Tod Adam Müller's ein paar Tage vorenthielt, die Ueberraſchung kam durch Andere! Wie ſoll Dich jemand hindern, bei dem erſten bedenklichen Worte gleich das Entſetzlichſte zu ahnden? Ich weiß da keinen Rath! — Ich hatte kaum Zeit, Deinen lieben, herzerfreuenden Brief zu leſen, mich mit ſeinen Erquickungen zu erfüllen, ſo mußt' ich mich gleich wieder anziehen, um zur Aſſemblee des Herrn Miniſters von Schminke zu fahren, wo auch der Kurfürſt erſchien. Eben komme ich von da zurück, wo es ſehr ſchön war. Der Kurfürſt war beſonders freundlich gegen mich; auch die Gräfin von Reichenbach entgegenkommender, als früherhin; es ſcheinen etwas beſſere Beziehungen einzutreten; doch läßt ſich noch nichts ſagen, und meine Abreiſe noch nicht beſtimmen. — Einen Lieutenant von Ochs, Bruder der Frau von Hohenhauſen, habe ich kennen gelernt, und ſeine Schweſter durch ihn gegrüßt; ſie hat noch einen zweiten Bruder

in hieſigen Dienſten. Der Gräfin von Heſſenſtein-Pückler habe ich Deinen Gruß beſtellt, den ſie mit lebhaftem Dank aufnahm und erwiederte. An Unterhaltung fehlt es überhaupt nicht. — Nun laß mich aber wieder von Deinem Briefe ſprechen! Welch herrliche Erfindung, daß mir der in Eliſens ausgeſchnittene Blätter von ihr hineingeküßte Kuß auf die Lippen ſpringen wird! Das iſt recht Dein lieblicher Anſchaulichkeitsſcherz! Ja, er ſprang mir wahrhaftig auf die Lippen, dieſer Kuß, denn ich hatte die Papierchen kaum bemerkt, und noch nichts von ihrer Bedeutung geleſen, als ich ſie ſchon geküßt hatte! Wie hübſch hat der Engel ſeine ungeſchickte Geſchicklichkeit dargethan, wie klug in ſolcher Art den Stachelbeerſtrauch und den Berg behandelt! Ich küſſe die ſanften Händchen tauſendmal! Und auch ſo brav geſchrieben hat das Kind! Unergründlich iſt alles, was ſich an dieſes Spiel und dieſen Ernſt eines ſolchen jungen Lebens anknüpft! Und wie hell blitzt und ſchwirrt das liebe Kind durch Deinen ganzen Brief! So weiß kein Menſch individuelle Züge aufzufaſſen und wiederzugeben, wie Du; das Wirklichſte und Wahrſte, das Kürzeſte und Leichteſte nimmſt Du, und eh man ſich's verſieht, hat man damit zugleich das Urſprünglichſte und Idealſte, das Beziehungsreichſte und Nachhaltigſte! Ich ſehe ja die theure Eliſe — funkelnd, wie Du ſie zu meiner höchſten Befriedigung wiederholt nennſt, von Geſundheit und Vergnügen, — lebendig vor mir in ihrem ganzen Treiben, und in ſo entſchiedenen Momenten, an welche alles vorige und nachherige ſich knüpft, daß die feſten Bilder mir den ganzen Tag vor der Seele ſchweben, und die Mittelpunkte vieler anderen, beweglichen Bilder werden! Hübſch iſt es, daß auch ich geſtern, noch lange bevor Dein lieber Brief kam, dem Kinde etwas auszuſchneiden angefangen, mein Handwerkszeug fiel mir in die Augen, und da mußt' ich.

Sonnabend, den 14. Februar, Vormittags.

Es iſt wieder ganz mildes Wetter und will thauen, was mir ſehr lieb iſt, wiewohl ich meinen Schnupfen von der Kälte richtig davongetragen, und nun damit redſelig und wo möglich ſogar liebenswürdig ſein ſoll! Beſonders heute, da mir mancherlei bevorſteht in geſchäftlicher und geſelliger Beziehung! Geſchlafen hab' ich indeß gut, wie gewöhnlich bei ſolchem Zuſtand. Ich bin aber unverzagt, und nehme das Uebel nicht ſo ſchwer,

und finde es auch weniger hartnäckig. Wollblumen thun ihre Dienſte, bis zu eigentlicher Arznei hab' ich mich noch nicht verſtiegen. — Was mich ſehr verdrießt, iſt die Penſionirung unſerer herrlichen Milder; wie eilig man iſt, das Beſte zu beſeitigen, und was ſoll denn an die Stelle kommen? Ich ſehe es als eine Uebereilung an, mag ſie auch noch ſo überlegt ſein. Für Mad. Milder iſt aber hoffentlich das Reich des Geſanges durch ſolchen Gränzabſchnitt, den man äußerlich gezogen, nicht geſchmälert. Ich wünſche nur, daß ſie keinen ſo herben Verdruß davon hat, und das freilich unangenehme Ereigniß doch leicht nimmt. Wie ſehr lobten noch neulich Abends Wild und ich ſie um die Wette! — Das Zurückkommen des Grafen von Voß aus Neapel iſt merkwürdig; faſt möchte ich glauben, er ſelbſt oder wenigſtens die Behörde findet ihn den Aufgaben, die ſich unvermuthet auch an einem Orte wie Neapel jetzt häufen, nicht gewachſen, und die Begünſtigung, die den Grafen von Lottum doch noch ſtärker als jenen verdrängt, giebt den Ausſchlag. Uebrigens kann ihnen auch die geliebte und einzige Welt des Berliner Geklatſches und Gemantſches in Neapel ſehr gefehlt haben. Und hätten nicht auch wir einen Schrecken, wenn wir plötzlich dort hin ſollten? —

Nachmittags.

So eben kehre ich von einer zweiſtündigen Unterredung mit der Gräfin von Reichenbach zurück. Der ärgſte Schnupfen und die ihn begleitende Verdumpfung durften mich nicht hindern, den höchſten Grad von Geiſtesaufmerkſamkeit und eigner Sprachgabe darzubieten. Ich bin ſehr zufrieden mit dieſer Unterredung, und in gewiſſem Sinne mehr durch ſie gefördert, als durch zehn Konferenzen mit den Geſchäftsmännern. Indeß muß doch alles zuletzt an dieſe kommen, und außer anderen Schwierigkeiten hält mich auch das Unwohlſein des Einen von ihnen auf, ſo daß ich den Tag der Abreiſe noch gar nicht vorausſehen kann. — Schreibe mir nur immerfort nach Kaſſel, wie bisher, es iſt doch das Sicherſte. Sollteſt Du ſchon einmal nach Bonn geſchrieben haben, ſo iſt mir dort eine Freude mehr aufgehoben. Ich bin wirklich nicht Schuld, denn ich war bereits völlig abgefertigt, und hatte ſchon im Wirthshauſe geſagt, ich reiſte morgen, als die neuen Erörterungen mir unvermuthet angekündigt wurden, welche ich noch immer erſt erwarte! Der

vorausſehende Fürſt von Mittgenſtein hatte mit Grund mir empfohlen, ich möchte nur hier nicht ungeduldig werden, ſondern gelaſſen alles abwarten. Ich thue es auch mit vollkommener Hingebung, und habe nichts im Auge, als das Intereſſe meines Auftrags. Ich muß um ſo ſorgſamer dabei ſein, als das Gelingen nicht in meiner Hand ſteht, ſondern nur der redlichſte Eifer, und an dem ſoll es nicht fehlen! —

Geliebte Rahel, ich leſe mit Beglückung jedes Wort in Deinen Briefen, das ſich auf Dein Wohlbefinden bezieht, ich werde gleich luſtig davon, wenn Du einmal eine Nacht, einen Tag, einen halben Tag rühmſt! Auf einem Faden befindeſt Du Dich, ſagſt Du, wo es, wenn es auch gut geht, doch jeden Augenblick umſchlagen kann in Zuſtände; o laß dieſen Faden zum Balken, zum ſichern breiten Boden werden! Und mich Dich auf dieſem wiederfinden! Ich ſchone mich auch möglichſt, und großentheils Dir zur Freude, geliebte, theure Freundin! — Mich freuen die Beſuche, die Du erhältſt, die Theilnahme, die ſie Dir bezeigen! Zum Leſen kommſt Du wohl gar nicht? ich auch nicht, hab' auch nicht einmal ein Buch, als Goethe's Briefwechſel und Angelus, und mag hier nichts anſchaffen. Zeitungen leſe ich, aber keine franzöſiſche, eine große Entbehrung! Iſt es denn wahr, daß General Pfuel zur ruſſiſchen Armee gehen ſoll? Seinen Anſichten nach hat er es nicht verdient; ſonſt iſt er gewiß ganz geeignet uns Ehre zu machen.

Ich ſchriebe Dir gern noch mancherlei, geliebte Rahel, aber es will ſich nicht nach Wunſch thun laſſen. Ich habe gar vielerlei Rückſichten zu nehmen. Dieſer Brief geht zwar unter Umſchlag des Herrn von Hänlein, aber ich muß dennoch vieles der mündlichen Mittheilung vorbehalten. Mein Schnupfen iſt auf der Höhe, wenn Du dieſen Brief bekömmſt, wohl ſchon ganz vorbei. — Ich gehe noch in's Theater; „Hans Sachs" wird gegeben, der Kurfürſt iſt jedesmal dort, und ich halte es für ſchicklich, mich auch einzufinden. — Lebe wohl! Tauſend Grüße an Alle, heute ohne Namenaufzählung! Nur Eliſe muß genannt werden, die und Dich küſſe ich mit innigſter Zärtlichkeit! Schone, pflege, erfreue mir meine Rahel, meinen Lebensſchatz! Mit treueſter Liebe Dein

Varnhagen.

Das Ausſchneiden will mit meiner Scheere nicht mehr gehen!

An Varnhagen in Kaſſel.

Sonntag 11 Uhr, in Terens Stube, den 15. Februar 1829.

Thauwetter, Plieder-Plabder.

Sehr gute Märzluft in der gelüfteten Stube: die Hängebeet-Treppe voller Hyazinthen; der Schnee noch da, nur erſt entamirt; Kaviar vor: den ich bedürftig mit Weißbier — das erſte Bier, welches ich genieße — Zitronen und Zucker genießen werde. Könnte ich alle Kranke laben! Ich ſchäme mich, allein zu genießen. Hannchens Amme ließ mir ſchreiben; ſie iſt in der letzten Krankheit: die beſorge ich womöglich! —

Verzehrt. Geſtern ſchrieb ich Dir nach Beun, mein liebes Herzensſöhnchen. Als ich Vormittags den Brief geſiegelt hatte, und in mein Zimmer zurückgegangen war (wo die Toilette jetzt da ſteht, wo der Siz-Sopha urſprünglich ſtand, und er wo die Toilette, ſo daß die Thüre nach dem Wohnzimmer verſperrt iſt. O wie ſchön, wie behaglich! ſchreien alle Leute. Heute aber wird Abends im Wohnzimmer empfangen), kam Gräfin Kalckreuth mit der Tochter Cletilde; als die gingen, Fürſtin Carolath, zwei Stunden: die mir einen herrlichen Brief der Mutter mittheilte, mit einer Stelle für Dich: die Du abgeſchrieben erhältſt; die beſten und häufigſten Grüße von dieſer Familie. Nun hat Adelheid auch den Ausſchlag, den Luciechen hatte. Kein Scharlach. Die Fürſtin wurde äußerſt vom König bei der Hofkomödie und Soupé ausgezeichnet, er ließ ſie an ſeinen elfperſonigen Tiſch fordern, und wies ihr den Platz rechts neben ſich an, als ſie ſich weitab ſetzen wollte: der Herzog von Strelitz war nur noch da: dann kam die Princeſſe — geborene Jeunert, le nom du mari m'échappe: et je ne sais que cela ordinairement, — die ſetzte ſich ohne weiteres neben den Monarchen — Roche-Aymon heißt ſie) — und winkte auch Gräfin Raczynſka, die auch an den Tiſch befohlen war, neben ſich; die anderen Plätze ließ der König leer: und unterhielt ſich ſehr gut von vielem mit unſerer Freundin. Kurz, ſehr gut alles. Aber zu viel für Papier. Als ich mit Adelheid alles abgeſprochen hatte, und zwei Stunden vorbei waren, kam die Generalin Zilinski und mein Freund Paul Ebers, als die gehen wollten, Mad. Liman, — die Maul-

taſchen-Suppe, Rinderzunge mit Gurken und Roſinen, italiäniſchen Reis und Roſtbeef und Kaviar und Champagner mit mir geneß. Zufrieden? Als ſie Kaffee hatte, ging ſie, ich zur Sieſta. Mit dem Licht las ich franzöſiſche Zeitungen von zwei Tagen (lieſt Du ſie auch?), mit Ruhepauſen und Spazirengehen. Nach 9 kamen vom Brühl'ſchen Ball die Damen Horn, Zilinski, Siſa, Otto; und Paul — ich wußte es —; die Zilinski Suppe von Mittag, die Anderen Feree Thee mit Feree Hunger; als das geſchehen war, traten geputzt Carolath's ein. Er brillant munter, lachend über was ich ſagte. Er ſah im Civil ſchön aus; das rühmte ich, und er mußte ſich mit Battiſt wiſchen, mir beweiſend, er habe kein Roth auf. Mit Sardinen! gebet ich oft: wir waren äußerſt munter: alles im Schlafzimmer. Viel Lachen. Er lauter Gläſer Weißbier: ſie das, und Limonade; Räucherzunge, und Backfiſche, verſchlangen alle Ballſiſten. Um 11 gingen ſie fröhlich ab. Adelheid kommt auch heute, wo möglich: weil Kalckreuth's zum Thee kommen. Du ſiehſt, mit dem Kinde pauſirte ich geſtern, des Vaters und ſeinetwegen. Jetzt eben — wie recht hatte ich alſo — kommt Karoline; ſie wollte nicht mit. Nachmittag muß ſie kommen. „Mach eine Empfehlung, ich werde morgen kommen; es iſt ſo ſchlecht Wetter!" Ein liebes Kind. Ich ſchickte nämlich jetzt Fanny'n — ſie ſollte es ſehen — Ottiliens und Ludmilla's Briefe, und Blumen-Buchſtaben, mit dem Beſcheide: ich müßte ſie Dir ſenden; Fanny las ihr die Briefe: und da ſagte ſie: „Das wird wohl an mich ſein", der Briefe wegen!!! Nun will ich der Dektorin Aſſing ihren Brief ganz leſen, und ihr antworten, nur wenig. (Es war nicht wenig.) Adieu! Geliebteſter Liebesfreund. Gott ſchütze Dich auf Weg und Steg; und in Deinen Gedanken! Ich bin über alles veller Hoffnung. Adieu indeſſen! Ebers kommen auch nach dem Theater.

Montag Vormittag halb 1 Uhr.

So eben geht Frau von Cotta von mir; die ganz vertraulich eine Stunde bei mir war: mit zwei ſpaniſchen Fliegen hinter ihren Ohren, wegen echauffirten Augen; er iſt wieder ganz beſſer, und war auf dem Brühl'ſchen Ball. Heute, wenn er nicht bedeutende Briefe zu beantworten erhält, gehen ſie in's franzöſiſche Theater, und kommen dann zu mir: Fürſtin Carolath, von der ich ſchon heute einen großen Brief hatte, will auch

kommen, — ich empfange ſchon im Mittelzimmer, — und Cotta's Tag mag ſich wenden wie er will, ſie kommt. Geſtern Abend kam niemand, als Gräfin Kalckreuth und Tochter; eine Stunde Moritz, der ſie unendlich unterhielt, Lachen, Witz, Scherz. Der General war, wie ſie ſagten, ſeit langer Zeit wieder einmal, bei Fürſt Wittgenſtein. Ich ſchicke Dir ein Stück aus Adelheids Brief — er ſelbſt iſt zu lang — mit, welches ihr die Mutter in dem ſchönen Brief, wovon ich Anfangs dieſem ſprach, ſchrieb, und um welche Stelle ich bat. Adelheid ſchrieb mir heute noch die erfreuliche Nachricht, daß Fürſt Pückler bereits zu Muskau angekommen iſt. Ich ſehe nun den wahren Punkt aller Fehler der Erde ein: es iſt, daß wir nicht lange genug für die einmalige Einrichtung auf derſelben leben. Sonſt, gliche ſich alles wieder aus, und ſtellte ſich in das wahre Geleiſe. — Dies iſt der zweite Brief, theurer Sohn, welchen ich nach Bonn ſende: Deine mir zuletzt zugekommenen ſind vom 10.; und haſt Du nur zwei Tage pauſirt, ſo kann ich erſt heute Abend, oder morgen früh einen erhalten; bin aber ganz ruhig, kommt keiner an. Das Kind kam geſtern um 5 von Baumann getragen an: mit einer komplett feinſtimmigen ſingenden anderen Sprache! „Wer ſpricht denn ſo, mein Kind?“ — „Ich weiß es nicht, liebe Tante.“ Immer geſungen. Engelsſchön und artig. Ich zeigte ihr doch die Blumen-Buchſtaben, und las ihr nochmals die Briefe zum größten Genuß. „Was ſoll ich machen?“ Die Damen Kalckreuth kamen; die laſen die Briefe, bewunderten die mit den Ausſchnitten; ſahen eine Million von Dir, die Eliſe zeigte: um halb 8 ging der liebe Engel. Vielleicht laſſ' ich ſie Nachmittag holen: die Stadt ſchwemmte von Thauwaſſer, und Polizei; die nämlich nicht da iſt. Ich habe der Dekterin Aſſing geſtern einen ſehr erfreulichen Brief geſchrieben. Mit allem was ſie wiſſen muß: und bedeutet, daß Du jetzt nicht korreſpondiren könnteſt: und ſie ſoll nicht ſchreiben.

Mit meiner Geſundheit geht's ſchreitend: an Ausgehen iſt aber, der ganz durchfeuchteten Atmoſphäre wegen, nicht zu denken. Himmel, Dach, Straße, und Mittelluft, iſt alles ein Nebel, Dunſt, und Näſſe. Casper, der Leichte, ſelbſt, empfahl mir, Trockenheit und Sonne abzuwarten. Ich kann warten. Mir iſt oft erſchöpft, und trink' ich auch nur etwas Champagner, erhitzt. Da muß man auch durch, wie auf ſchlechtem Wege. Ich ſchwöre Dir aber, ich bin vergnügt; und

ſchlafe beſſer. Nur ſo ſehr ignorant! Ich leſe nicht mehr, außer die Zeitungen: vor lauter Beſuch, und auch in Acht nehmen. Alles grüßt und liebt Dich: Alle, die ich nenne. Williſen iſt wieder unſichtbar geworden: er ſcheut Kälte; und dann Koth. Er verliert am meiſten, wenn er wegbleibt: denn ich bin es, die ſpricht. Ich freue mich, Theurer, daß Du Bequemlichkeiten durch mich haſt!!! Könnte ich Dir alles bereiten; als Schickſalsdame! Aber ich bin zufrieden; und hoffe. Ich küſſe Dich, und liebe Dich ſehr!

Deine Friedrike Varnhagen.

Nimm Dich ja in Acht! Auch mit Wein, beim Huſten etwa.

An Rahel.

Kaſſel, den 17. Februar 1829.

Dienstag Morgens, vor 9 Uhr.

Trübes Thauwetter, will hell werden.

Geliebte, theure, einzige Rahel! Durch die hieſigen Geſchäfte werde ich wohl noch bis zum Ende der Woche, das heißt noch vier bis fünf Tage, aufgehalten werden. In Beziehung auf dieſe Angelegenheiten bin ich auch gar nicht ungeduldig, wenn ich es in anderer Beziehung bisweilen bin, ſo iſt das meine Sache für mich allein. Ich habe die Zwiſchenzeit benutzt, um eine kleine Unpäßlichkeit abzumachen, geſtern und vorgeſtern, ein Flußfieber, das zweitägige ſtarke Transpiration erforderte, und nun vorüber iſt. Daß ich mich gleich im Anfang darein ergab, und nicht noch ein oder zwei Tage ihm Trotz zu bieten verſuchte, hat alles ſehr abgekürzt. Ich hatte mir Casper's Arznei machen laſſen, Herr von Hänlein ſchickte mir aber auch noch den Obermedizinalrath Harnier, der alles gut fand, die Arznei zu Ende brauchen ließ, und nichts neues verſchrieb, ſondern mir nur ſonſt guten Rath gab, z. B. daß ich auch bei weniger Eßluſt doch etwas genießen ſollte, um den Magen nicht ganz leer zu laſſen, wobei ich Deiner Rathſchläge gedenken mußte! Ich habe durch dieſe Unpäßlichkeit nichts verſäumt, als vorgeſtern die Kurfürſtliche Mittagstafel, wo ich

abſagen ließ, — der Kurfürſt ſchickte auf den Abend, um ſich nach meinem Befinden zu erkundigen, ſehr gnädig, — und geſtern einen Thee bei der Frau Gräfin von Heſſenſtein; in den Geſchäften habe ich ohnehin während dieſer Tage nichts zu thun, ſondern nur neue Mittheilungen abzuwarten. Heute halte ich mich aus Vorſicht noch zu Hauſe, morgen aber — es müßte denn abſcheuliches Wetter ſein — gehe oder fahre ich wieder in die Welt. Du ſiehſt, geliebte Rahel, daß ich mich wohl in Acht nehme, und Du von meiner Unvorſichtigkeit in keiner Art etwas zu fürchten haſt. Mein Auftrag ſelbſt erheiſcht es ja, daß ich mich ſchone, und nichts übereile. Ich gebe Dir mein Wort, daß ich bei eintretenden Hinderniſſen, ſeien es Unpäßlichkeiten oder Gefahren des Weges, oder gar Waſſersnoth am Rhein, ſogleich liegen bleibe, darauf kannſt Du Dich heilig verlaſſen! und ſo bei allen Zeitungsnachrichten in Betreff meiner ganz ruhig ſein! Ich will immer denken, meine Rahel ſitzt bei mir im Wagen. Inzwiſchen iſt nun ſchon der Froſt vergangen, und der Schnee löſt ſich auch ſchon in Waſſer auf, das größtentheils, bis ich reiſe, abgelaufen ſein wird. —

Was ich für Gedanken und Empfindungen während dieſer zwei Tage gehabt, wäre nicht ſo in der Kürze mitzutheilen. Wie liebevoll ich an Dich gedacht, meine Rahel, wie ich mich nach Dir geſehnt, Dich angerufen, das vermag ich nicht auszudrücken. Du warſt mein ganzer Troſt, mein einziger Lebensſchatz vor- und rückwärts, der Inbegriff aller meiner Beziehungen, Wünſche, Hoffnungen. Und doch empfand ich nichts Neues, nur das Bekannte, Gewohnte, durch Entbehrung geſteigert und Einſamkeit. Selbſt unſer himmliſches Elischen verſchwand mir in Dir, meine heißgeliebte Freundin! In meinem ſtärkſten Sehnen und Jammern, Sonntag Nachmittags um 5 Uhr erſchien Dein lieber, von mir mit Gewißheit erwarteter Brief, vom Mittwoch, den 11. Februar, mit den göttlichen Zeichnungen des geliebten Kindes, ich küßte mit Inbrunſt die geliebten Blätter, und konnte mich nicht ſatt daran leſen und daran ſehen! Wie hab' ich da mit Namen Dich gerufen, meine Rahel, wie mit Dir geredet, wie Dich und das Kind geküßt! So hätte nichts in der Welt mich erfriſchen können, keine Arznei, keine Nachricht, als dieſer Dein Brief, er lag neben mir, ſo lange ich zu Bette blieb, wie ein treuer Bürge alles Beſten, das mir in der Welt beſchieden ſein kann. Auch die übrige Zeit vorgeſtern, und beſonders geſtern, da mich die Transſpiration

ſchen weniger hinnahm, warſt Du außer dem ſteten Gegenſtande meines innigſten Andenkens auch mein einziger Schriftſteller, ich las in den Blättern von Dir, die ich mir klüglich mitgenommen, nicht bloß abgeſchriebene, ſondern auch einige von Deiner lieben Hand ſelbſt; ich las, was Du bei Angelus Sprüchen beigeſchrieben, in Schiller's und Goethe's Briefwechſel die Stellen, die Du angeſtrichen. So habe ich dieſe zwei Tage unglücklich-glücklich in gröſter Entbehrung und doch reichſter Fülle verbracht. Und wie günſtig mußt' ich noch alle Umſtände finden, wenn ich an die entſetzlichen Tage in Tübingen, an die grauſamen in Prag zurückdachte! Damals ohne zuverläſſige Ausſicht, ohne Rückhalt, jetzt in beiden ſo ſchön geſichert! Und dennoch, die Tage, die ich nicht mit Dir lebe, ſind mir wie Diebſtahl an meinem Leben, und ich muß jetzt lachen, daß wir in Berlin es noch als einen möglichen Fall beſprachen, bei ſich ſo geſtalteten Umſtänden eine Trennung von einem oder anderthalb Jahren etwa noch gelten zu laſſen! Nöthigung und Zwang können freilich eintreten, aber Einwilligung, überlegte, freie — nimmermehr! Was kann ich denn *wollen* im Leben, als *mein* Leben zu leben, und nicht das von Anderen? Ich *bin* der Lazzarone, von dem uns Goethe ſagt, daß er ſein geringes Loos in Neapel nicht mit dem eines Gouverneurs von Sibirien vertauſchen würde. Und damit Du mich nicht für gar zu überreizt halten mögeſt, nicht etwa zu ſehr Dich ängſtigſt, Du würdeſt mich nun auch keinen Tag mehr los werden können, ſo will ich Dir nur gleich zum Troſte ſagen, liebe Rahel, daß ſolche kleine, abſehbare Ausflüge, wie mein jetziger, oder wie der, den Du vielleicht dieſen Sommer noch nach dem Rheine machſt, denn doch nicht in die Rechnung kommen ſollen! Die jetzige Trennung giebt mir nur Anlaß, dergleichen Empfindungen in ihrer Geſammtheit aufzunehmen, und ich erkenne dankbar, wie viel noch fehlt, daß ſie uneingeſchränkt ihren Lauf nehmen dürften! — Heute Abend, Geliebte, darf ich wieder einen Brief von Dir hoffen. Meine Nahrung! Laß es Dich aber im geringſten nicht bekümmern, wenn Du vielleicht nicht geſchrieben haſt, ich lebe nicht bloß von den neuen, ſondern auch von den alten, und will auch fröhlich und getroſt ſein, wenn ich auch in acht Tagen keinen bekomme! Lieber gar keinen, als denken müſſen, daß Dich das Schreiben angreift oder beläſtigt. Hörſt Du, liebe Rahel, ganz nach Deiner Gelegenheit, nach Deinem Befinden und Deinem Belieben, ich

ängſtige mich nicht, denn ich weiß ja, wie ſich das machen kann, und daß auch ganz gute Umſtände ſehr trifftige Verhinderungen werden! — Herr von Hänlein war eine Stunde bei mir, und wir haben allerlei geſprochen. Auch ſeine Frau war unwohl, iſt aber ebenfalls wieder beſſer, und morgen ſoll ich dort eſſen. Du ſiehſt, wie völlig vorüber mein Uebelbefinden iſt. Dank dem guten Entſchluß, gleich das Schwitzen zu erwählen, wogegen ich mich ſonſt langmöglichſt ſträube. Das Wetter iſt fortwährend milde, es regnet etwas, und einige Hellung blickt durch; mir iſt das ſehr zuträglich. — Jetzt aber endlich muß ich von dem lieben Engel ſprechen, den ich oben ſo gottlos verläugnet habe! Er verſchwand mir in Dir, ſagt' ich, aber dadurch verſchwand er mir ja eben nicht! Du weißt ſchon, liebe Rahel, wie das alles iſt, nicht wahr? Tag und Nacht hab' ich des holden Kindes gedacht, und wirklich lebhaft von ihm geträumt, ſein Lächeln, ſeine graziöſen Bewegungen geſehen, ſein liebes Stimmchen gehört! Deine Berichte geben mir ſtets die entſchiedenſten Anſchauungen, mit Einem Strich — und da ſteht ſie, in der beſtimmteſten Wirklichkeit! Ihre Ausſchnitte ſind rührend, ihre Zeichnungen bewundere ich faſt; das liebe Händchen, das dieſen Wagen, dieſe Räder, dieſe Deichſel gezeichnet! Und die Dachziegel dazu, denen Du doch weislich das Wort beigeſchrieben! O ich nehme innigſt Antheil an allem Lieblichen, was zwiſchen Euch vorgeht, ich ſehe alles, ich genieße alles mit. An mein Herz drück' ich die Herztochter, und thue ihr alles zu Gefallen, was ſie will, Bilderzeigen, Ausſchneiden, Zinnſchachtel, anderes Spiel, alles will ich. Wie freue ich mich, daß Du ſie doch faſt täglich ſiehſt! Wie verſorgt weiß ich Euch beide da! Die kleine mit der großen Rahel, denn ſie iſt doch Du! Vermißt ſie mich denn ein wenig? Glückliche Kindheit, die zunächſt auf die Gegenwart angewieſen iſt! Tauſend, tauſend Küſſe dem theuren Herzblatt, und ſag ihr, daß ich ihre auf die Blättchen geküßten Küſſe alle richtig empfangen! Die holden Erdichtungen werden ja in der That zur Wahrheit, ſchon weil ſie erdichtet ſind. — Ich danke Dir wegen der angenehmen Nachricht von dem Briefe, den Du von Roſa Maria's Bruder empfangen haſt; Du biſt ſchon klug genug, und wirſt ihm alles ſagen was nöthig iſt; ich glaube jedoch, er wird noch aufgehalten werden, weil ſeine jetzige Geſellſchaft ihn ungern entläßt, und ſchon Vorwände finden mag, ihm ſeine Künſtlerlaufbahn zu verleiden, indeß wird

er ſich zwar, nachgiebig wie er iſt, aufhalten laſſen, aber auch beharrlich wie er iſt, nicht abhalten, und ſo wird er wohl kommen, nur ſpäter, und ich rechne nicht darauf, ihn hier noch zu ſehen. Nach Deiner Freundin frag' ich ſehr, aber ſtets vergebens; es iſt auch ſchon zu lange her, es wäre ein reiner Glücksfall, jemanden zu treffen, der ſie gekannt hat. Ich hoffe, Du wirſt Dich darüber nicht zu ſehr grämen! —

Kräuterſuppe und fikaſſirtes Huhn war heute mein Mittageſſen; ich habe von letzterem nur das Weiße genoſſen, und das mit Mühe; ich mache Karolinen ſehr mein Kompliment! Ueberhaupt, zu Hauſe, zu Hauſe! bei meiner Rahel Wirthſchaft und Obſorge! Du haſt es mir oft genug vorgehalten, aber mit Recht, mit Recht! Es zu genießen iſt keine Kunſt, es einzuſehen, nur Gebühr, es dankend zu vergelten, das wäre etwas! Geſtern aß ich nur Kräuterſuppe Mittags, aber Abends mit großem Geſchmack etwas Kalbshirn, vorgeſtern jedoch gar nichts, als gegen Abend, weil der Arzt es wollte, etwas Brodſuppe. Heute hab' ich auch gleich ordentlich Kaffee gefrühſtückt, und morgen iſt alles ganz im alten Zuge. Du ſchreibſt mir ja auch immer Deine Gerichte, und ich bekenne, es liegt was darin! Sieh, ſoweit hab' ich mich nun ſchon wieder in den Nachmittag hineingeſchrieben, das Schreiben greift mich gar nicht an, es iſt mein Vergnügen! — Daß Du immerfort ſchöne Beſuche empfängſt, iſt meine Freude. Alſo Herr und Mad. Bartholdy auch; ihnen, Jettchen Solmar und Frau von Wahlert meine beſonderen Grüße, weil ſie in Deinem letzten Briefe, der mir ein ſo großer Troſt war, genannt ſind; eben ſo Erneſtine'n, Armim, und Mad. Krickeberg. Außerdem aber, verſteht ſich, alle Freunde, die Verwandten darunter begriffen, und die Mädchen nicht vergeſſen. Iſt es denn wahr, was die Zeitungen melden, daß Alexander von Humboldt ſchon ſo bald nach Rußland geht? Da kann er ja einige Exemplare des Ranke'ſchen Büchleins kaufen und ſelbſt dort austheilen. Von Frau von Humboldt iſt wohl nichts Neues noch Erfreuliches zu ſagen? — Auch Mad. Liman iſt in Deinem Briefe genannt, ſie war kurz vorher bei Dir, eh Du zu ſchreiben anfingſt. Ich hoffe, die Penſion von Mad. Milder iſt nicht kürzlich ausgefallen, es wäre abſcheulich! Frau von Craven und Victoire'n empfehl' ich mich nicht minder, ſie werden wohl die friſcheſten weimariſchen Nachrichten haben.

Nach 5 Uhr Abends.

Johann kömmt eben von der Post wieder, es ist kein Brief da. Schadet nichts. Ich sinne und denke lauter Gutes, und bin ganz getrost. Vielleicht habe ich selbst Schuld, daß ich Dir übereilt schrieb, Du möchtest nun in Gottesnamen nach Bonn schreiben; übereilt, weil es sich so ergiebt, aber wer konnte ahnden, daß ich, schon abgefertigt, plötzlich zu neuen Mittheilungen zurückgehalten werden würde! Ich hatte auch noch einen Grund, den ich hier nicht erörtern mag. Genug, zürne mir nicht, geliebte Rahel, wenn ich verursacht habe, daß mir Dein lieber Brief heute ausbleibt. —

Ich lege noch ein Blatt bei, weil es mir das Angenehmste ist, mit Dir zu reden. Könnte ich Dir nur alles sagen, d. h. dürfte und vermöchte ich es, denn beiderlei Hindernisse stellen sich auf! Ich bin durch unser trautes Zusammensein ganz verwöhnt, und meine, ich müsse jemanden haben, dem ich alles sagen kann, wie auf der französischen Bühne eine Prinzessin nie ohne Confidente ist! Doch nur bei Dir wandelt mich diese Lust an, weil sich Dir alles so gut sagen läßt; bei keinem Menschen sonst fühl' ich die geringste Versuchung, im Gegentheil, da ist oft Schweigen meine beste Freude. Liebe Herzensrahel, sei mir recht gesund, und pflege Dich mit Annehmlichkeiten, mit allen erreichbaren! Ich hoffe, der neue Winteranlauf ist gnädig an Dir vorübergegangen. Hier ist die halbe Stadt krank, größtentheils katarrhalisch. Jetzt neigt sich alles zum Milden, auch heller ist der Himmel seitdem geworden, daß ich schreibe. Er schütze Dich und erfreue Dich auf allen Wegen! Ja, Du bist mein theurer Lebensschatz, ich liebe Dich unaussprechlich! — Küsse mir das liebe Elischen, sein Schwesterchen auch, und Emil und Marie, das liebe junge Volk. — Die Gräfin von Hessenstein, der Minister von Schminke, der österreichische Gesandte u. s. w. schicken, und lassen nach meinem Befinden fragen; Antwort: Gut, und ich hoffte morgen auszugehen. Du siehst an meinem Schreiben, daß das nicht gelogen ist! Dieser Brief muß nun bald auf die Post, sie geht zwar erst morgen früh, aber das Postamt wird heute Abend geschlossen. So kommt auch die Post oft schon nach drei Uhr, aber nach fünf werden die Briefe erst ausgegeben; da bleibt wenig Zeit, umgehend zu antworten, deshalb schreibe ich schon immer in Vorrath. Was soll ich Dir denn noch alles sagen,

was Du nicht ſchon wüßteſt? Ueber Deine Blätter, die ich geſtern durchgeleſen, möcht' ich Dir tauſend Komplimente machen, ſie gaben mir zu denken, mitzuempfinden und vor allem zu lieben den herrlichſten Stoff. Das Büchel war darunter, in das Du auf der Reiſe nach Leipzig im Jahre 1808 Deine Bemerkungen ſchriebſt. Welche innerſte Befriedigung für mich, die damaligen Ungewißheiten und Zweifel mit der jetzigen Gewißheit zuſammenzuhalten! Und dennoch war in dieſer größten Befriedigung ein Stachel, daß es nicht damals gleich ſo ſein konnte, daß durch vervielfachte Trennungen und Nöthen und Kämpfe hindurch das Ziel nach Jahren erſt erreicht werden konnte. Aber das kann ich Dir ſagen, meine Rahel, hätte ich geſtern, beim Wiederleſen dieſer Blätter, und mit demſelben geſteigerten Gefühl für Dich — was doch möglich geweſen wäre, nämlich, daß es auch ohne unſer Zuſammenleben nach vieljähriger Trennung ſo geſteigert für Dich hätte ſein können, — hätte ich geſtern mich fragen müſſen: „Und was iſt aus dieſer Rahel geworden, wo mag ſie ſein, wie haſt Du dieſe je wieder verlieren können?" — ich bin es gewiß, dieſe Betrachtung hätte mir auf der Stelle den Tod geben können! Nun ſiehſt Du, wie gut es iſt, daß Du meine Frau biſt. Nun kam ich mit einigen Thränen ab, und konnte hinter ihnen doch lachen! Ich küſſe, ich umarme Dich! Ich rufe Dir tauſend, tauſend Segen zu! — Leb wohl, einzige Freundin! Ich empfange ſo eben durch Herrn von Hänlein eine Depeſche aus Berlin, und muß ſchließen! Der Himmel ſei mit Dir!

Ewig Dein treuer

Varnhagen.

Das rothe Blättchen liegt zufällig auf meinem Schreibzeug, ich leg' es aus Scherz bei! Tauſend Küſſe Dir und ihr!

Ich habe mich in der Zeit geirrt, und kann noch etwas ſchreiben, es iſt ja meine größte Freude, meine Worte an Dich zu richten! Ich kann gar nicht aufhören Dir zu ſagen, wie mich Dein Brief befreit hat, er ſtellt gleichſam meine Lebensverbindung her. Und die armen in Bonn! wie gern möcht' ich ſie haben! Aber wenn ich einmal wünſchen darf, ſo wünſch' ich noch beſſer. Die Zeit der Rückkehr wird ja ſicher eintreffen;

und wer weiß, ob die jetzige Verzögerung nicht hinwieder manches andere abkürzt! Man weiß nichts, gar nichts, und wird von unbekannten Mächten hin- und hergeworfen. — Wie mir scheint, fährst Du noch gar nicht aus, meine Rahline, sondern schonst Dich zu Hause, und ichtest auch Deine Gesellschaft vorsichtig ein, o gewiß sehr recht! Aber thue dabei auch alles, was Dir Vergnügen macht, was Dich zerstreut. Nimm Rache an den Tagen, die ich verlebe, und häufe alle Lust, die sie haben könnten, dafür bei Dir an! Das wäre mir die schönste Befriedigung. — Für den lieben Mompel schick' ich Dir ein paar zufällige Schnitzeleien, es freut den Abgott doch einen Augenblick! Hält er sich dennoch, verliert er nicht seinen Reiz, muß man ihn nicht bald abschaffen, sich ein anderes Kind „anmiethen"? Ich habe gut fragen! Wenn alles so sicher wäre! Das theure Wesen! Der Zug, wie sie das Bild in Deiner Hand schlug, und es „Unart" schalt, und dann, nach einer Weile, Deine Hand berührte, und lieblich dazu sagte: „Art!" und das Jammergeschrei um Paulinen: „Schelte mir meine Pauline nicht! Schelte mir meine Pauline nicht!" dergleichen verheißt wohl einen Bund auf Zeitlebens! — Küsse mir die Herzliebe, und laß Dich von ihr küssen, zur Freude! Auch ein Wörtchen von ihr! — Nun muß ich doch aufhören, denn es dunkelt schon stark, und der Brief muß fort. An Willisen insbesondere tausend Schönes, ich möchte mich hier oft gar zu gern mit ihm besprechen. Er hat ja auch eine gerumme Zeit hier wider seinen Willen zugebracht. Ich will mir doch sein Gefängniß noch ansehen. — Leb wohl, leb wohl, geliebte Rahel, meine Rahel, mein Alles! Ich drücke Dich an mein Herz!

Treulichst Dein

August.

Dein Brief erfreut mich unsäglich! Welcher Liebesgeist gab Dir ein, ihn auf gut Glück, neben dem anderen nach Bonn, doch noch hieher zu schreiben? Das bist Du ganz und gar, ich weiß es wohl!

An Varnhagen in Kaſſel.

Dienstag 11 Uhr. Viel Regen, daraufgefallener Schnee, Dunſt; aber warm; den 17. Februar 1829.

Vor ein paar Stunden, liebſter Auguſt, erhielt ich Deine beiden Briefe vom 11. und 12. Mit den gar niedlichen mich amüſirenden Ausſchnitten. Unſer theures Kind ſoll ſie heute haben. Ach könnteſt Du mich und ſie doch lieben, ohne uns ſo herb, und auch ſo einſam, zu vermiſſen: wäre ich in Kaſſel, wir hätten allerlei Treiberei: ich bin es ſicher! Es tröſtet mich, daß Du behutſam reiſen willſt! Dein Katarrh iſt Dir doch zu attachirt! — Von dieſem Brief an will ich von neuem zu nummeriren anfangen: er iſt der Dritte, den ich nach Bonn ſende. Einen geſtern, einen vorvorgeſtern. Jetzt, habe ich auch einen kleinen Aviſsbrief nach Kaſſel geſchrieben; er ſoll mit dieſem zur Poſt. Du ſiehſt, welche abgebrochene Geſtalt mein ganzer Stil und Brief annimmt; da ich, erſtlich, nicht wie ſonſt alles ſchreiben darf: und weil, zweitens, ich nicht mehr weiß, wo Dich ſolcher Brief attrapiren kann. Du, treuer Auguſt, ſchreibe nur immer alles; wie es Dir iſt: alles iſt mir recht: wenn Du es genießeſt, im Guten, und Schlechten, muß und will ich es auch haben. Wahrheit nur iſt die Nahrung, die man nicht wieder — unverdaut — von ſich geben muß. — Welcher Verluſt, daß Du die genannten Zeitungen nicht lieſeſt. Iſt denn kein Caſino in Kaſſel? C'était apropos von Wahrheit. — Auch ich ſchreibe Dir alles, wie es kommt, unter-, hintereinander. Geſtern that mir abgekochtes Waſſer mit dem edelſten rothen Wein — von Paul Ebers — mit hinlänglichem Zucker, welches ich endlich, nach dreiwöchentlichem Enſer, bei Tiſche durſtig aber nicht kalt und übermäßig trank, lange Zeit ſchlecht: ſeit dieſem Morgen, nach Kamillen, Diät, und hinlänglichem Schlaf, iſt's vorbei. Nun werd' ich dünne Grütze trinken, mit dieſem Wein, und Zucker. „Mein eegen Bieſt; inventirt, und betaalt." Aber — unbeſchrieen — es geht mir beſſer. Wiederholen aber möchte ich meine Stelle über Erſchrecken; die Du mir in Deinem heutigen Brief beantwortet. Es iſt nicht zu viel gefordert; auch vom ſchreckhafteſten Menſchen, daß keine Anrede, zu der wir gerufen werden — zu der man ſich alſo vorbereiten kann — damit

anfängt: „Ein großes Unglück; vielleicht kann es noch redressirt werden", und der abgebrochenen Reden kein Ende; obgleich der Erschreckene immer sich das Herz haltend ruft: „Es schadet nicht; — sein Schreck — es schadet nicht!" Ist es möglich, was Ludwig wiederfuhr, oder vielmehr er strafbar zerstreut that? Ich bekomme Herzkrampf, Du und das Kind müssen abwärts gehen: nach dem Krampf explizire ich ihm, daß der von Schreck herrührt; er schweigt so lange man zwanzig zählen kann, und sagt in Gedanken — strafbar — um mich zu zerstreuen: „Was sagst Du zu Adam Müller?" (Er wußte, daß ich nichts las; fast nicht sprechen konnte: also auch keine Zeitungen: ich sagte es.) — „Friedrich Schlegel, willst Du sagen", ruf' ich. Da war Zeit, im halben Schreck, und Anrichten, sich zu fassen, — „Nein!" lächelt er, und erzählt's; „Adam Müller." Das ist nichts! Ich führte mich anders auf: ich unterdrückte den neuen ankommenden Krampf: und schrieb ihm Nachmittag unter schlechten Umständen und mit einer Ausrede, damit er sich nicht etwa über das mir Zugezogene ängstige! So fing auch mein vorgestriger Brief an Mad. Aiffing an: „Eine sehr fröhliche Nachricht!" und solches Wort auch im ersten Einschlag des Briefs. Es geht schon, wenn man dran denkt.

Nun mein gestriger Tag. Morgens, wie Du weißt, Frau von Cotta. Paul. Alle, die es versprochen hatten, kamen nicht. Wohl aber um 5 Uhr Hannchen mit Emil; bis 10. Gegen 9 Uhr Willisen; gegen halb 10 Lamprecht. Willisen sehr gesprächig, äußerst offen. Lamprecht ganz umgekehrt; alles, was ich hätte sagen können, sagte er. Nämlich die französischen Blätter lagen auf dem Tisch; er nahm sich der Mlle. Sontag an; mit einemmale: ich mußte sie fast anklagen: er sprach aber äußerst kurzes: und gut. Das erzähle ich Dir Einmal. Willisen fragte mir ein Loch, als er ein wenig länger blieb. „Se göht Weeks!" sagte unser Wiener Kind. Lamprecht kam so spät, weil er bei Onkel Lottum, wo er dinirt hatte, aufgehalten wurde. Willisen grüßt schön; und auswertete, er wäre wegen Kälte, Koth, Faulheit, Arbeit, nicht gekommen. Rechten kann man mit ihm nicht, wie mit niemand; sondern strafen. So rieth er mir gestern selbst, in Lamprecht's Gegenwart: alle Menschen, die da sagten, sie kämen, und thäten's dann nicht, auch zu bestellen, und dann wegzugehen: charité bien entendue commence par soi-même; lui-même. Ich bin gar

nicht erzürnt; denn jetzt wissen sie ja, bleib' ich zu Hause; und Frau von Cotta sagte mir ja die Schwierigkeiten den Morgen. Adelheidchen wird schon ein Entschuldigungchen haben. Ich war ja nicht allein: und Lamprecht war komplett unterhaltend: auch von dem schöne Grüße. Alle Menschen lesen der Kinder Ottilie und Ludmilla Briefe, und sehen die ausgeschnittenen Buchstaben mit Freuden. Die lieben, herrlichst erzogenen Kinder! Sehr schön, anschaulich, wahrhaft, und einfach, beschreibt die Mutter sie. Ich habe dies alles beantwortet. Kuß! jetzt giebst Du mir einen.

Von Graf Voß Changement hab' ich nichts Ferners gehört. Dem kleinen Cumberland geht es Gottlob seit gestern besser. Brustentzündung, Aderlaß, Estaffette an den Vater. Arme liebe Herzogin! Lamprecht's Arzt behauptet: Kindern ihre Organisation wäre noch nicht so beschaffen, als daß sie in der Kälte hinaus könnten. Sie ist auch in der Besserung. Hannchen Standtke war mir auch so krank. Unsere alle — auf den Knieen mit Thränen sag' ich's! — sind alle knüppel-wohl. Jedoch bin ich auf alles gefaßt. Auf einer Pulvermine stehen wir; mit der ganzen Erde. Ja sie ist in uns. Darum: gelebt; und heiter: und gehofft auf neue Wunder, wie dies Leben.

Ranke'ns Schriften habe ich noch nicht erhalten: es ist mir lieb; noch scheue ich so viel Mühe; für so viel Dank. Scherz! Es macht mir nichts. Ihre soll's machen. Alle Tage werd' ich rachsüchtiger: ausgebildete Gerechtigkeit; — aber man muß es dabei sagen. Eben schicken Cotta's und melden sich zum Abend. Gestern dauerte das Theater zu lange; dachten sie.

Adieu, mein zärtlichster Gatte! Freund, Geliebter, mein Augusterle! Deine R.

Frau von Cotta ist sehr — richtig — eingenommen von Frau von Arnim: ich lade sie ein zu heute Abend. Sie sah sie eine Stunde, außer bei mir, bei Frau von Savigny.

Gleich 2 Uhr. Frau von Arnim will kommen. Seit 1 Uhr sind die Kinder göttlich-glücklich hier — ungehetzt. Die Ausschnitte machten den größten Effekt. Elise war Taube: und Kuchen mußte Aepfel vorstellen, die sie mir aus den Gärten im Schnabel brachte. Sie machte Taubensprache. „Was Onkel thut." Und was der Kurfürst sagt, wenn Du müde bist, welches ich erzählte. Die Sonne scheint: die Kinder auch, ver

Fröhlichkeit! Nun sind sie — langentbehrte Wonne! — vermummt in der Küche, wo sie vergöttert werden. Hirse in Milch, Aepfel und Kuchen, ich gespeist. Adieu. Ich bin ganz erheitert, und gönne mir's alles nicht allein. Adieu, bester Sohn. Ich drücke Dir die Hand. Cumberländchen bessert sich noch. Graf Bernstorff ist auch wohl: ich habe den Portier fragen lassen, weil ich jetzt nichts von ihm weiß. Addio!

An Rahel.

Kassel, den 18. Februar 1829.

Mittwoch Abends gegen 9 Uhr.

Willst Du wissen, geliebte Rahel, wie mein heutiger Tag beschaffen ist? Hier ist er in seiner ganzen Unbedeutendheit! Um 8 Uhr aufgestanden, nachdem schon um 7 Uhr in einem eisernen Ofen Feuer gemacht worden, und fast die ganze Nacht dicht neben mir Lärm gewesen, von zwei Franzosen, Rothschildschen Kompteirleuten, die spät nach Hause gekommen waren und in aller Frühe wegreisten; leichten Kaffee gefrühstückt mit Zwieback; angezogen; einige Bestellungen angeordnet, geschrieben, lang und viel, denn ich hatte eine nöthige Arbeit; zur Erholung etwas im Zimmer auf- und abgegangen und dann in Schlegel's indischer Bibliothek gelesen; Deine Briefe nachgesehen; um 3 Uhr zu Tisch gefahren in die Wilhelmshöher Allee, wo Herr von Hänlein unsern des Theres wohnt; noch zwei Herren aßen mit uns, alles vortrefflich, Eis, Champagner, bestes Geflügel und Mehlspeise, ich aber sehr mäßig! Frau von Hänlein litt, an Zahnschmerzen, und weil ihr einiges nach ihrer Meinung nicht gerathen war, was außer ihr niemand merken konnte. Die liebe gute Frau wäre hier ganz glücklich, es gefällt ihr alles; was ihr aber den Aufenthalt völlig verbittert, ist der Umstand, daß man hier, selbst an Markttagen, nicht das für die Küche haben kann, was man in Prag täglich mit zwei Schritten vor der Thür findet; auch wird ihr alles noch von Prag nachgeschickt: Konfituren, Bonbons, Merfellen, Fasanen, Obst, und wer weiß was alles. Ich enthielt mich des Kaffee's und Likörs, und lehnte auch ab, heute das Schauspiel zu besuchen, um nicht, kaum genesen, neue Erkältung zu leiden. Gegen halb 6 Uhr nach Hause; zum Ueberfluß auf die Post geschickt; nichts; auf- und abgegangen, der

Bewegung halber; die Allgemeine und die Frankfurter Zeitung durchblättert; meine Papiere nachgesehen; Deinen letzten Brief mit aller Innigkeit durchlesen, — mancherlei überlegt — und nun ist mein glücklichster und reichster Moment, indem ich an Dich, Geliebte, dieses schreibe! Ist dies einmal in Deiner Art verfahren, liebe Rahline? Heißt das so Bericht geben, wie Du zu thun pflegst? Schwerlich! Ich fühle selbst den Unterschied gar zu sehr; Du hauchest jedem Einzelnen, das Du nur nennst, kräftiges Leben ein, ich zapfe ihm, so kommt es mir vor, sein Blut ab! Und doch, wer weiß, ob mein Bericht nicht grade so, wie er hier steht, für ganz treu gelten kann! Denn wenn er unlebendig ist, so ist es sein Gegenstand ja leider auch; die Episode des Mittagessens abgerechnet, habe ich keinen Menschen gesehen noch gesprochen, und ohne den guten Leuten zu nahe zu treten, kann ich fast sagen, daß es bei Tisch nicht viel anders war! — Meine Losung ist hier: Geduld! sie gehört wirklich in mein Geschäft, wie Schreibmaterialien, und ich betrachte sie auch wie eine meiner Arbeiten. Doch wünscht' ich nicht, daß noch acht Tage so vergingen, und doch kann es so kommen, denn der hiesige Geschäftsmann, an den ich zunächst gewiesen bin, und von dem ich seit sieben Tagen eine Mittheilung erwarte, ist nun auch erkrankt, und muß ein paar Tage das Zimmer hüten, die nun rein verloren gehen. Was ist zu machen? Wer kann alle Umstände berechnen, die sich bei solcher Gelegenheit ereignen? Meine Reise wird nun nicht so schnell abgethan sein, als wir glaubten. — Je weniger heute die Gegenwart mir bietet, deste eifriger wend' ich mein Sinnen und Denken in die Ferne, zu Dir, geliebte Freundin, die ich inmitten des schönsten Lebenskreises als den hellsten Stern weithin durch die Nacht wirklich funkeln sehe! Ich bin schon vergnügt, indem ich mir lebhaft vorstelle, was alles mit und neben Dir sich begiebt. Ich denke mir natürlich nur Gutes und Angenehmes, Dich wohlauf, in guter Gesellschaft, oder auch, nachdem Elischen da war, noch angeregt von dem lieben Kinde, still, mit Blättern und Büchern, harmlos dem Abend nach seinen Abschnitten hingegeben. Jedes störende Bild verscheuch' ich mit aller Kraft des innigsten Gedankenstehens. Und so, hoff' ich, wird es wirklich sein, Du bringst einen guten Abend zu, und gedenkst auch meiner mit liebevollem Sinn! Mir ist als fühlte ich die Nähe Deiner Grußesboten, und als müßten Dich die meinigen umschweben! — Der hellste Mond-

schein liegt draußen auf den Plätzen und Straßen, leuchtende Frühlingssonne blitzte auf den halbzergangenen Schnee den ganzen Tag, aber das milde Thauwetter ist auch schon wieder gelindem Frost gewichen! Indeß merkt man, daß der Winter nicht mehr so recht kann, und eine andere Jahreszeit ihn bewältigt. Von dem großen Hauptplatze Kassels blickt man nach Süden — wo er keine Häuser hat — frei über das Fuldathal auf die nahen Berge; vor einigen Tagen war noch alles ununterscheidbar in Schnee begraben, heute ist schon überall der Erdboden in seinen mannigfachen Abschattungen sichtbar und darunter ganze Strecken grünen Eindrucks. Das that doch wirklich meinem Auge wohl. O meine Reise wird noch sehr viel Hübsches haben, ich bin es gewiß! —

Donnerstag, den 19. Februar, Morgens.

Es ist neun Uhr vorbei, die Sonne prahlt recht am Himmel, und zeigt, daß sie Gewalt hat, und spielt mit dem bischen Frost von der Nacht. Ich trank gestern Abend noch schwachen Thee, las noch etwas, und legte mich dann schlafen; schlief sehr viel, zum Ersatz der vorigen Nacht, und mußte wiederholt von der Sonne gehöhnt werden, um aufzustehen. Unter den innigsten Gedanken an Dich, meine Rahel, war ich entschlafen, und heute zuerst auch wend' ich mich an Dich! — Ein Heftakai bringt mir so eben die Ladung zur Kurfürstlichen Tafel, um halb drei wird gegessen. Ich werde mit Wein und Speisen mich sehr in Acht nehmen! — Herr von Hänlein war lange bei mir, wir haben unter anderen viel von Otterstedt gesprochen, und waren zuletzt in lauter Lachen über das, was wir uns einander erzählten, doch ist alles noch nichts gegen das, was Herr von Hruby und Frau von Hruby wetteifernd über ihn mittheilen, aber nicht mit Lachen, sondern mit Ingrimm. Unser ehmaliger Freund hat wenig Freunde; nur immer, das ist wahr, einen oder den anderen Gönner an der rechten Stelle.

Abends 6 Uhr.

Ich war zur Tafel beim Kurfürsten; habe keinen Tropfen Wein und keinen Kaffee getrunken, wenig und mit Wahl gegessen, und befinde mich sehr gut darauf. Der Kurfürst war ungemein gnädig und freundlich gegen mich, sprach lange mit mir, erinnerte sich nun, mich nicht nur in Prag, sondern auch in Breslau gesehen zu haben, und schien überhaupt wohl-

gestimmt zu sein.' Gleich nachher empfing die Gräfin von Reichenbach in ihrer Wohnung kurzen Nachmittagsbesuch; diese Dame war heute die prächtigste Erscheinung, die man sehen konnte; auch ihre älteste Comtesse Tochter ist sehr ausgezeichnet, von munterem und feinem Wesen. Gewiß, der Kurfürst selbst und seine Familie sind die beste Gesellschaft in Kassel, und man hat nur zu bedauern, in ihr nicht seine Zeit zubringen zu können! Nun bin ich auf meine vier Wände und mein Papier beschränkt. —

Freitag, den 20. Februar. Nachmittags.

Gestern konnte ich nicht weiter schreiben, ich mußte eine Arbeit vornehmen, die mich auch heute Vormittag großentheils beschäftigt hat. Mein Befinden ist sehr gut (unberufen!, nur sehe ich wohl, daß ich dem hiesigen Klima gar nicht trauen darf. Gestern wollte ich dem Kurfürsten gar nicht zugeben, daß hier der Wind schärfer und rauher sei, als in Berlin; heute habe ich es erfahren müssen, als ich bei schönstem Sonnenschein und gar nicht sonderlicher Kälte, zu Fuß ausging, um einige Besuche zu machen, daß wirklich hier der Südwind so scharf ist, wie bei uns der Ostwind, Heiserkeit flog mich an, die Haut des Gesichts wurde mir angegriffen, und ich kehrte klüglich nach Hause zurück. — Mit welcher Sehnsucht ich Deiner gedenke, geliebte, einzige Rahel, ist gar nicht auszusprechen! Mein ganzes Herz ist von Dir erfüllt, ich seufze, ich jammere nach Dir. Die Tage kommen mir verlassen vor, die ich so ohne Dich verbringe, auch haben sie wirklich keinen wahren Inhalt, nur einen Hinhalt, ein Wortspiel, das ich nicht beabsichtigt habe. Dabei will ich durchaus, ich will und will es, die besten Gedanken von Euch haben, mir alles Beste vorstellen, jedes Unangenehme abweisen, und wirklich gelingt es mir, das größtentheils zu haben, was ich durchaus nicht entbehren könnte! — Freude, Freude! meine Geliebte, — da bringt mir Johann Deinen lieben, sehnlichst erhofften Brief von der Post, die verlorene Schildwache, vom 17., während Du zugleich Deinen dritten!!! Brief nach Bonn schriebst! Natürlich, ich hatte Dich ja darum ersucht, und wie gewiß kennt' ich meiner Sache sein! O wie glücklich, wie glücklich, daß Du das Blatt wie verloren auch noch nach Kassel wagtest! Seit Deinem Briefe vom 11. hatte ich keinen mehr empfangen, ich entbehrte der unentbehrlichsten Nahrung, des ersehntesten Trostes,

aber ich wollte mich nicht ängstigen; ich ängstigte mich auch nicht, doch jedes leere Wiederkommen von der Post schlug mir auf's Herz. Auch heute war ich schon wieder in mein Geschick ergeben — aber Triumph, da ist Deine liebe, segenreiche Handschrift, und mit Thränen begrüß' ich sie! Nun bin ich erquickt, gestärkt, nun seh' ich es schon wieder mit an. Also in Bonn liegen schon solche Güter für mich! Wann werde ich sie in Händen haben? Noch läßt es sich nicht bestimmen, und das betrübt mich über alle Maßen. Auch meinem Chef hatte ich schon am 10. gemeldet, ich reiste ab. Du kannst denken, wie gegründetes Recht ich zu dieser Anzeige haben mußte. Du hast Recht, Geliebte, ich bin zu einsam, viel zu einsam; wärst Du mit hier, es wäre alles anders. Und doch wünsche ich Dich nicht hieher, sondern nur zu mir! — Die Dichtung, Du säßest neben mir, sähest mich und hörtest mich, wird genugsam vorgestellt; ich rufe Dich, ich rufe das Herzenskind hundertmal mit Namen, bei allen Gelegenheiten. — Also Du Arme mußtest die erste Weinstärkung, die Du versuchtest, gleich wieder abbüßen? Ich darf mir, wie ich sehe, in dieser Luft hier, gar keinen erlauben! — Heute Abend bin ich noch in einer Gesellschaft bei einem ehemaligen englischen Gesandten, Mr. Heathcote, der hier seinen Ruhesitz aufgeschlagen hat. Die Gräfin von Reichenbach wird auch dort sein. — Herr von Lützerode, sächsischer Geschäftsträger hier, ist von Weimar zurückgekommen, wo er den Verlobungsfeierlichkeiten beigewohnt. Der Kronprinz und Prinz Wilhelm haben ihn gefragt, ob ich noch hier sei, und wie es mit meiner Verhandlung stünde? worüber er aber kein Wort wissen konnte. Im Theater gab man zur Feier Holtei's „Lenore"; welche Wahl! wirklich ausgesucht abscheulich, die Braut und der Bräutigam als Leichen! Haben die Leute den Verstand verloren? Und das geschieht nicht hier und dort, sondern aller Orten! — Mein Brief muß auf die Post. Dir tausendfachen Segen, alles Heil und alles Vergnügen! Unserem Elischen süße, herzige Küsse. Gruß an Alle! Rahel, ich bin außer mir vor Freude über Dein Briefblatt, wie herrlich, daß Du es schriebst! Dank, Dank Deinem ahnenden Herzen! Leb wohl.

Ewig Dein

Varnhagen.

An Varnhagen in Kassel.

Donnerstag 10 Uhr, den 19. Februar 1829.

Dies ist mein vierter Brief nach Bonn. Heller, wärmender Sonnenschein gegen meine Fenster; pipsende Vögel; frische Abtrocknungskälte; gestern, stoßiger Nordwind.

Guten Morgen, bester August! Geschlafen recht ziemlich: aber zu früh erwacht. Ich kann gar zu keinen Zärtlichkeiten kommen: weil ich zu viel zu berichten habe, und immer zu vergessen fürchte. Verstehst Du das? Für's erste also: der General Pfuel weiß von nichts, — (noch Antwort auf Deine Briefe vom 11., 12. bis 14.) — man erzählte ihm seine russischen Dienste, wie Du sie mir; er lief nach dem Casino, und las diesen Artikel in einer Zeitung. Er sagt (Henrietten Solmar), es könne nur dahin kommen, wenn Graf Nostitz eine zweite Kampagne nicht machen möchte, und er etwa in dessen Stelle gesandt würde. Ich sage: ich halte den Artikel für geschmiedet — ich habe ihn aber nicht gesehen; — entweder von solchen, die Pfuel'n hier haben wollen, oder solchen, die dem General Nostitz etwa einen Abgang zu erleichtern gedenken. Vielleicht auch — bin ich zu überklug. Alle Deine schönen Grüße sind bestellt, erwiedert. Vorgestern Abend blieb die liebe Engelstochter bis 5 Uhr bei mir; dann kam Frau von Zilinski im Vorabend zum Kaffee: und etwas Ludwig: um 8 kam Frau und Herr von Cotta; zu denen ich Bettine mit zwei Worten zitirt hatte: sie kam richtig, trotz, und aus, einer Komödienprobe von sich her, gelaufen. Rike und Mlle. Maas unverhofft; Fürstin Carolath unverhofft: weil sie mir wegen Adelheidchen's Krankheit den Tag vorher faux bond gemacht hatte, sich zu entschuldigen (sie hatte mir auch schon einen Angstbrief geschrieben, das Kind war recht krank); Paul war auch da. Einen schönern Abend hat man wohl jetzt nicht leicht in Deutschland! Es war ein Schmerz, daß er ohne Dich hinging. Frau von Cotta und Frau von Arnim in der schönsten Koketterie gegen einander. Bettine liebenswürdig, leise; voller Geist, Leben, Scherz, und tiefstem Ernst. Frau von Cotta'n nichts zu hoch: und mit graziöser Heiterkeit, und elegantem Gemüthszustand nach allen Seiten gelenkig, und hinreichend, sich schnell

wendend, mit Geist, Blick, und Reparticen; bewundernd, lachend, würdigend, ohne Verwunderung. Cotta goutirend und gandirend; und als er zuletzt blieb, wohl dartuend, daß er éditeur responsable ist. Vor einem Gericht hätte er Rechenschaft geben können, wie er sie uns, seiner Frau und mir, verlegte. Bettine vertheidigte Ignoranz: ihre; prächtig; putzig. Bewies, daß eine Mutter keinen Arzt an ihr Kind kommen lassen müßte; geistvoll, naturkundig, fortreißend, tief ernst, mit Beispielen; und mit dem Sonnenscheine des reichsten Scherzes darüber. Sie enchantirte die ganze Gesellschaft. Mann und Weib. Cotta tief gründlich, und kritisch: das gebildetste, liberalste Urtheil: auch über Adelheid: die wie ein Fürstenengel war: ich mußte sie mit Bettinen bekannt machen: Du kennst sie: eine Fluth der schönsten Reden strömten auf Bettine, die artig berührt, und ganz artig, wie jungfräulich, entgegnete, mit Wort, und Benehmen. Frau von Cotta ließ kein Wort unbenutzt, lachte auch öfters unverhofft über mich. Zum Beispiel! Deine Ausschnittchen — und der Assing'schen Kinder ihre — wurden gezeigt; und man stritt, ob, was der Schäfer zum Munde führt, eine Schalmei — ich kenne das gar nicht — oder eine Flasche sei: ich sah's noch Einmal an; und sage: „Eine Flasche; man sieht's ja: sie bringt ihm zu trinken; bei der Hitze!" Das wollte die Frau von Cotta nicht überleben; und mehr dergleichen. Adelheid war prächtig: die Damen enchantirt von einander! Bettine mit Mlle. Maas heftlichst, freundlichst sich einlassend. Bettine ging vor dem kleinen Soupé nach ihrer Probe zurück; — Frau von Horn hatte ich zu nennen vergessen, die auch komplett amüsirt, besorgt und satisfaisirt war, — Rike und Mlle. Maas auch. Nun blieben Cotta's, die Fürstin, Frau von Horn, und ich. Suppe in Tassen, kaltes Fleischwerk: und, weil Frau von Cotta vorigesmal Mehlspeisen in Berlin vermißte, eine der superbsten Zitronen-Mehlspeisen: sie ward verschlungen, selbst der rédacteur aß sie: und mein Triumph! Mad. Cotta forderte das Rezept. Alle aßen zweimal davon. Weißes Bier, weißer Wein. Nun fuhr die Fürstin mit Frau von Horn: ich blieb allein mit Cotta's. Nur von denen und Bettinen wußte ich, daß sie kommen würden. Wunderhübsch. Es freut Dich: und ich gönnt' es Dir.

Gestern um 11 kam schon Marie Lamprecht zu mir, und dann Professor Ritter: Ranke'ns Freund. Ein artiger, gescheidter, gewandter Mann. Er wollte sich erkundigen, ob wir

Näheres über die erwarteten Exemplare wissen, und was damit zu thun. Wir verständigten uns: und verabredeten, er würde gleich Herrn Perthes schreiben: daß die Exemplare im gebührenden Einband ankämen: ich kann dies nicht besorgen: und der Herr Ritter auch nicht; ich weiß nicht wie: und er auch nicht, und wollte auch lieber es Herrn Perthes überlassen. Kommen sie, so soll alles nach Deinem Wunsche damit geschehen. Er kennt Ranke sehr genau: schätzt und ehrt ihn wie wir: und stellt alle seine Eigenschaften auf den rechten Ort. Den Abend war Henriette Solmar, Victoire von Crayen — die Mutter bei Herzog Karl von Mecklenburg — Ludwig, eine Stunde Moritz (teller als je) da. Amüsant; gute Gespräche. Marie hat mehr Denkkopf als meine Nichten und Brüderkinder. Ich habe den ganzen Tag wunderbar mit ihr gesprochen; den logischesten Kopf; höchstes Sprachtalent. Schade! daß ich nicht die Mutter bin: aber ich werde sie mir nehmen. Höre nur Eins von dem vielen Vielen. Sie nimmt das Flakönchen von Holz von meinem Schap: und ich soll's öffnen und erklären: als ich das thue, sieht sie nicht hin; und bringt das Ei, zum selben Behuf. „Mein Kind! das geht nicht: so zerstreut darf man nicht sein, auf Anderer Unkosten; dabei ist es komplett sinnlos": kurz, ich bedeute ihr das angehende Laster. Ich nehme den beweglichen Spiegel von Frau von Martens (den von der Toilette), um eine Haube aufzusetzen: ohne weiters spielt sie daran, biegt ihn hin und her, und schwindelt mich entsetzlich! „Siehst Du! wieder ohne Gedanken; wieder nur an Dich denkend. So klug mußt Du schon sein: Du bist ja ein ganz kluges Kind, mit dem ich von allem spreche; viel klüger wird man nicht, als ein Kind von drei Jahren, nur besser können wir werden, klüger nicht." Eine kleine Pause; und dann Marie: „Besser werden, heißt klüger werden; bei mir wenigstens." Hat man das schon erlebt? von fünf und einem halben Jahr! In dem Stil sprach sie den ganzen Tag mit mir. Aber ich mußte doch Schwein — grade Schwein — mit ihr spielen: und die Pfoten, die nicht rauh waren, bewundern etc. Sie stellte sich häufig auf den Kopf. Ich sagte ihr alles auf französisch: sie prenonzirt vollkommen. Es klang wie von einer Französin: meines mir nicht so, leider; meine Organe sind nicht dazu. Und dann wie Elise: „Was macht Onkel: sag mir alles! jetzt: was macht er jetzt?" Und das große Problem, der Kurfürst. Sie schien geglaubt zu

haben, es gäbe nur einen König; unſern: ich explizirte alles. „Auf einem Schloß?“ begriff ſie faſt nicht: auch ein Schloß. Kurz, komplett Kind; und voller hellem Verſtand: den man brach liegen läßt. Vielleicht gut. Jetzt wird Eliſe gebelt, und ich ruhe mich. —

Eine Stunde ſpäter; in Dorens Stube unter den tobenden Kindern, die bei den Blumen behaupten, ſie ſeien trocken; Dore das Gegentheil. Hier mußt' ich ſchreiben: ſie will es. Luſtig, vergnügt! ich auch: „Sieht's jetzt der Onkel, daß Du ſchreibſt?“ mitten von der Hängeboden-Treppe herunter: Entfernung, Schreiben; ſie begreift's nur ſehr konfus. Hoch auf der Treppe; ſie grüßen Dich! Uebermorgen ſollen alle Kinder mit mir eſſen zu Deinem Geburtstag! Gott ſegne Dich!!! Ich küſſe Dich. „Glück und Heil!“ Weißt Du noch? in Wien? —

Sie ſchreit nach Waſſer. „Sprich nicht vom Bär!“ zu Doren. Sie pfeift; nun ſingt ſie. Gottlob!

Vorgeſtern ſchrieb ich auf einem offnen Papierchen Williſen zwei Worte franzöſiſch: die Damen Cotta und Arnim kämen, er ſolle auch kommen: et qu'il devait sentir que je le favorise; mais pas à minuit. Da ſchickte er mir Abends dieſe Antwort. — Sie hat Chokolade gekocht; die tranken wir zuſammen. Nun will ſie ſchreiben. Alſo adieu, theurer Freund, liebender geliebter Auguſt. Fanny Caſper kommt auch zu Tiſch. — Gott, welcher Mondſchein und Sonnenaufgang war gegen 6 heute. Muſterhaft! Adieu, adieu!

Deine R.

Dies Gekrizel iſt von Eliſe; ſie ſchreibt, daß die Amme hier iſt (Bertha's): Du ſollſt bald kommen; und Ludmilla und Ottilie grüßen. „Kann er auch leſen, was ich geſchrieben habe?“ —

Williſen's Billet:

Es fügt ſich unglücklich genug, daß ich grade heute ſchon ſeit acht Tagen bei Profeſſor Loebell zugeſagt habe. Ich erkenne aber das Favoriſiren ſehr an, und freue mich darüber. Das kommt aber zweimal von Ihnen her und nicht von den Anderen,

die ich nicht sehr kenne, und was ich davon kenne, stößt mich eben so weit ab, als es mich anzieht. Strengen Sie sich nur nicht mehr an, als Ihr Zustand es gern sieht und trägt.

Den 17. Februar 1829.

Ihr Willisen.

An Varnhagen in Kassel.

Freitag, den 20. Februar 1829.

Vierter Brief nach Bonn. Frisches, halbgefrorenes Märzwetter mit Sonne.

Ich gratulire Dir, zärtlichster Freund! Heute war ich ausgefahren. Paganini hat mich zumeist ausgebracht — jeder stinkt an seinem Karakter —, er ist hier, war gestern zum Quartett bei Heinrich Beer, zum Hören: und Donnerstag soll sein Konzert im Konzertsaal sein: dahin, dahinauf zu kommen, terreurisirt mich noch: also dacht' ich so: Du fährst zu Heinrich Beer, giebst ihm Dein Geld mit der Bitte um Billets: und gehst Du nicht in's Konzert, so bittest Du um eine Einladung bei ihm. So habe ich's eingefädelt; und Heinrich kommt vor Donnerstag noch zu mir, und bringt mir die Billets, zwei; à Stück zwei Thaler. Erst war Gaßner bei mir kreuzvergnügt, daß Du seine Mittel mit Bewilligung des Herrn Obermedizinalrath genommen, dessen Namen er wußte, ehe ich die Briefstelle las. Vermaledeites Flußfieber! Pflege Dich! Ich danke herzlichst für Deine Versprechungen, die sich darauf beziehen. Von meiner Gesundheit vergaß ich total mit Gaßner zu sprechen, so erfüllt war ich von Adelheidchens Genesung, die gestern fast schon todt war. Um 8 schickte mir Gaßner, als Antwort, ein langes Nachtbulletin von der Mutter. Schweiß ist gekommen. Da erst weinte ich lange. Dieses Bulletin wollte ich Gaßner'n nicht wiedergeben, weil es ein Meisterstück ist: ich bildete ihm ein, ich sendete es Dir; es ist aber auf einem großen Stück Papier: und zu lang. Die gute Adelheid schickte in der Noth mir noch immer Trostboten; heute früh um 11 einen. Vorgestern kam Gaßner, in Noth, und doch Gefaßtheit, um 3 Mittags zu mir: und war beinah ohne Hoffnung: Du weißt, bei ihm hat das bis jetzt tödt gebissen. Er will auch Rust holen, und mich assekuriren. „Gleich!" sagte

ich; „Sie riskiren, verlieren Sie diese Familie.“ Genug, er that's. Rust hat alles gutgeheißen, bei allem bleiben lassen. Ein warmes Bad gestern um 9 Uhr Abends half endlich. Dabei kalte Kopfstürze: Casper goß sie selbst: es waren Nöthen, und wurde heftiges Nervenfieber. Eins habe ich dabei erlangt: werden unsere Kinder, unser Kind, krank, so kurirt sie Casper nicht allein. (Wie das kam, mündlich.) Das Kind hat eine träge Natur, nichts wollte anschlagen. Casper agirt wieder allein dort. Alle Freundinnen, Zilinski, Hern, Krickeberg, Casper selbst, kommen zu mir, als wenn's mein Kind wäre. Ich fuhr Mad. Krickeberg abholen, dann zu Adelheid, mich durch Dere für Nachrichten bedanken lassen; sie schrieb: ich fuhr auf den Alexanderplatz, dann Mad. Krickeberg zu Hause; dann zu Heinrich. Sehr gut bekommen. Warum ich das Kind nicht mitgenommen? weil ich dann nicht weiß ich, sondern sie hin: und heute mußte ich noch ich im Wagen sein. Fast war mir Mad. Krickeberg zu viel. Höre einen himmlischen Zug von ihr (Elisen). Gestern Mittag aß sie doch mit Paulinen und der Mutter bei mir: nach Tische gehen wir in's Mittelzimmer: Sopha rauf, Sopha runter, Tanzen, Singen, Prätensionen, Liebkheiten ohne Zahl. Endlich finden sie die Bälle; und werfen sie immer auf die Erde: ich beachte es nicht genau: endlich fliegt einer von Elisen auf mein Schächchen: es klingt ganz fein; ich sehe nach, ein Fuß vom Hündchen, ein Loch im Glasglöckchen von der kleinen Puppe: „M, — brumme ich, — richtig! meine liebste Sachen entzwei! das verdrießt mich wirklich ganz ordentlich!“ Sie steht zwischen Piano und Fenster, Gesicht zur Stube: entschließt sich kurz; stampft etwas mit dem Fuß: und sagt sehr impertinent: „Warum gehst Du in die Stube!“ bleibt noch vier Sekunden stehen, und bricht in die reißendsten Thränen aus. Ich fliege zu ihr: hebe sie auf meinen Arm, küsse sie, wische sie, liebkose ihr mit tausend Ausdrücken: „Es schadet nicht, mein Liebling, mein Engel! theures Puttenkind! Du bist mir ja lieber als alles! Du darfst ja nicht dafür!“ — Thränchens abwischen! sagt sie. — Engelchen. Die Thränen weg! waren weg! Das hilft mir! Sie ist mir ja auch lieber; nein, sie soll alles zerbrechen; die einzige Herzsamme. A son corps et à son pauvre cœur défendant wurde das liebe Veilchen trotzig, und es ging nicht: wenn Du das gesehen hättest! Ich vergesse sie.

Ich hielt Siesta; als ich kurz erwachte, war die Mutter schon weg; sie kam wieder zu mir auf den Sopha, unglaubliches Erzählen, zehn Julie's von Rousseau können's nicht. Immer von Dir: was Du jetzt machst: „und der Kurfürst". Es ging so weit, daß sie endlich auf meinem Platz im Winkel lag, und ich vorne: und es kompletts lange dunkel war: und sie — sich ankuschlend — sagte: „O was ist das schön, wenn man so liegt, und so schön reden — reden? — spricht", sagte sie. Aber bald nachher: „Weißt Du, liebe Tante, warum ich immer nach Hause will? Weil Onkel nicht da ist." Und el sie das sagte: „Ich möchte Flügel haben; — de but en blanc — und möchte in die ganze Welt rum fliegen." Vorher: sie will nach Kassel: dann: „Wie macht man Flügel?" — Get: macht sie; — und wie man die auf dem Theater macht: sie verstand das; sehr amüsirt. „Liebe Zuckerpuppe!" wenn ich die ewigste Wiederholung abschlage. — „Was macht Adelheid jetzt?" „Kannst Du's sehn?" — Nein; „Ich auch nicht." — Liebe Zuckerpuppe!!" Das heißt: erzähle es mir nur nach Gutdünken. Dann sagte sie plötzlich: „Wie heißt alles — sag mir alles auf französisch!" und als ich anfing, „Wir wollen immer französisch sprechen." Ich redete fast eine halbe Stunde nur dies.

Gestern Abend waren die Frankfurter Freundinnen bei mir, Paul, und seine Schwester. Zum erstenmal Johanna liebenswürdig ohne Gesang. Morgen, theuerster Herzensaugust, Dein Geburtstag! Die Kinder werden Dich beschleken lassen: wie Du es ihnen lehrtest. Hoch! sage ich. Ich küsse Dich. Deine Liebesträume kann ich so nicht alle gefühlvoll beantworten: aber sie selbst sind Antworten. Adieu. Mad. Winkelberg ist hier, und grüßt; die Frankfurterinnen kommen noch: sie reisen morgen: und Frau von Hillmers kommt im März zu mir zurück: von Allen die innigsten Grüße. Von mir treue Küsse! Adieu! A demain. Recevez, Herr von Cotta antwortet, fast diplomatisch: „Es wird gewiß alles geschwind gedruckt werden." Ich laß es nicht dabei!

An Rahel.

Kassel, den 21. Februar 1829.

Sonnabend Vormittags 11 Uhr.

Trübes Regenwetter draußen, aber in meinem Herzen heller Sonnenschein, denn ich denke mit Innigkeit, Zutrauen und Hoffnung an Dich, einziggeliebte Rahel! Noch immer muß ich Deine verlorene Schildwache von gestern preisen, sie hat Wunder gethan, sie hat die Armee gerettet, und verdient wenigstens ein Ehrenkreuz. Auf welchem Boden befind' ich mich aber, wo das als richtigste Maßregel erschien, was mir selber dann auf eine Zeit alle Lebensmittel abschnitt! Aber nun ist die Verbindung hergestellt, und ich sehe nun Zufuhr und Zufuhr ankommen. Nimm jedoch, geliebte Rahel, um's Himmels willen nicht hieraus die Zumuthung, als solltest Du mir so ungemein viel schreiben; ein paar Zeilen, Gott gebe jedesmal des besten Inhalts, beglücken mich schon; eine Dir aufgebürdete Last würde mich unglücklich machen, und ich weiß ja, wie die kleinste Anstrengung in dieser Art zu unerträglicher Pein werden kann. Solch schöne Worte: „Mir geht's besser und besser", wie in Deinem gestrigen Briefe, und Dein Gruß, damit bin ich schon zufrieden gestellt. Nach meinem Schreiben darfst Du Dich nicht richten; und vielleicht faß' ich mich in der Folge selber kurz. Ich habe eben eine Depesche nach Berlin beendigt, und dieses Blatt soll mit, unter Herrn von Hänlein's Einschluß; ich esse bei ihm zu Mittag, und muß meine Sachen schon abgeben, ehe ich noch weiß, ob mir die heutige Post etwas von Dir mitbringt, vielleicht schreib' ich nachher aber noch eine Zeile, die ich dann unmittelbar auf der Post abgebe. Ich bin ziemlich wohl, der gestrige Wind hat mir weniger geschadet, als ich fürchtete, und ich habe sehr gut geschlafen, obgleich mit vielen Träumen. Daß die Luft wieder weich geworden, ist mir auch günstig, aber wie schnell und groß sind die Wechselungen! — Gestern Abend bei Mr. Heathcote war die gewöhnliche hiesige Gesellschaft, doch nicht sehr zahlreich. Die Gräfin von Reichenbach sehr schön und glänzend, nach ihr am elegantesten die Gräfin von Hessenstein, geborene Osten-Sacken, und Frau von Hruby, vorzüglich ausgestattet erschein auch

immer Frau von Hänlein als ächte Pragerin; Putz und Mode ſind überall dieſelben, kennen weder Parthei noch Denkart, die Königin von Spanien trüge, glaub' ich, harmlos einen Bolivar-Hut, und Herr von Kamptz einen Carbonaromantel, wenn es nicht ſchon geſchehen ſein ſollte; aber wenn Putz und Mode keine Partheien berückſichtigen, ſo machen ſie dafür welche, die genannte Gräfin Heſſenſtein z. B. ſcheint nicht geſonnen, diejenigen jemals für ihre Freunde zu halten, die es ihr gleich oder zuvor thun in ſolchen Dingen! Die ältere Welt ſetzte ſich zum Kartenſpiel, die jüngere ſpielte: „Wie gefällt Ihnen Ihr Nachbar?“ mit vieler Luſtigkeit und guter Laune. Ich ſah beiderlei Spiel eine Weile zu, fuhr aber ſchon nach 9 Uhr nach Hauſe, weil ich noch ſchreiben wollte. Vorher ſprach ich noch Herrn von Lützerode, der von Weimar viel erzählte. Er hat meine Grüße Goethe'n beſtellt, der ſich meines Andenkens freute, und ſogleich auch nach Dir fragte, was mir zu hören denn beſonders wohlthat! Goethe iſt ganz geſund und rüſtig, und ungemein fleißig, ſo daß ganze Zeiten hindurch auch die Hausgenoſſen ihn gar nicht ſtören dürfen, und wenig ſehen. Was ihn ſo ſehr beſchäftigt, iſt, wie Herrn von Lützerode vertraut worden, die Umarbeitung der Wanderjahre, die er ſchon weit gebracht haben ſoll, und bis zu einem dritten Bande fortzuführen hofft. Iſt das nicht köſtlich, liebe Rahel? ich ſehe mich ſchon im Triumphe Dir den neuen Leſegenuß überreichen! In Weimar war alles ſehr feſtlich und glänzend; der Herzog von Mortemar hielt ſich auf der Durchreiſe nach Rußland einen Tag dort auf, und auch die Politik hatte ihre Nahrung, — der Herzog hielt die Fortſetzung des Krieges zwiſchen Rußland und der Türkei für unvermeidlich — unſere Prinzen waren ſehr munter, nur der Kronprinz ſchien zuweilen etwas verſtimmt. Noch etwas ſehr Hübſches hat mir Herr von Lützerode mitgetheilt. Der Prinz Johann von Sachſen arbeitet an einer Ueberſetzung des Dante in reimloſen Verſen, und hat zehn Geſänge der Hölle drucken laſſen, ohne ſeinen Namen, und nur zum Verſchenken. Ein Exemplar hat er mit ſchüchterner Erwartung Goethe'n in die Hände gebracht, der aber noch nicht recht mit der Sprache heraus will, da er ſich auch für den Dante jetzt nicht Muße genug nehmen kann. Ein anderes Exemplar mit eingeſchriebenen Verſen von des Prinzen Hand beſitzt Herr von Lützerode, und ich habe es ſchon an-

hätte den Deputirten Winter nach seiner famosen Rede beim Austritt aus der Ständeversammlung öffentlich gekäßt! Nun, es trägt jeder sein Schicksal, und ich will das meine im Ganzen gewiß preisen. Hiebei denk' ich denn doch vor allem wieder an Dich, geliebte Rahel; daß mein Leben Dich gewinnen konnte, gewonnen hat, das macht es mir zu einem der auserwähltesten, die je auf Erden geführt worden! —

Ich muß enden, und noch vielerlei abmachen, bevor ich zum Mittageſſen fahre. Lebe wohl, meine Theure! Herzliche Grüße an alle Freunde; unserem einzigen Mompel unzählige Küsse, alles Schönste den Eltern, Lamprecht's, allen Kindern. Dore und Karoline seien gegrüßt; Du hättest immerhin letztere mir mitgeben können, um mir gute Gerichte zu kochen, und was würde sie nicht von Frau von Hänlein gelernt haben! Adieu, Herzensrahel! Ich bin vergnügt, Du siehst es, und sogar das Wetter wird hell, ohne hart zu werden!

Ich liebe Dich! Ganz Dein

August!

An Varnhagen in Kassel.

Sonnabend, den 21. Februar 1829. 11 Uhr.

Straßen schwemmen, Nachtregen, Thauwetter, trübtich.

Glück auf! mein geliebter August! Alle heilbringende Mächte und Kräfte bringen Dir, guten Tag, gute Tage, Jahre; bis jene Zukunft hinauf, die ohne Zeit ist! Heute reiset Du, nach Deinem Brief vom 17. In vier bis fünf Tagen, schriebst Du. Ich verlasse mich auf Deine zärtlichen treuen Versprechungen, daß Du Dich in Acht nehmen würdest. Baumann ist mit Troschke hin, das Kind, und Marie und Emil abholen; Paulinchen ist unpaß (unbedeutend); — mit denen werde ich den Geburtstag feiern. Reisejurye von Huhn. Höchstdaſſelbe mit Murchlen; Milchnudeln mit Zucker und Zimmt — für sie — Karbonaden mit Remrett; Baiſees, mit Champagner — jeder einen Tropfen. — Hohhhh! werden sie schreien. Gott segne uns. Gesundheit meine ich. Freilich sagt der Tagesblättchenzettel mehr, als Akademiker von ihm meinen. Ohhh! Es kommt eine Zeit! wo meine Theorien Neuts haben werden; man muß sie als Staatspapiere aufheben; und da wird man

sehr gewinnen! Ich weiß nur ihren Vertrieb nicht zu fördern: bei dem Mangel ist kein Kredit; wie immer. Ich weiß gar nicht, warum ich mich jetzt lebe: da Du es so überschwänglich thust. Sonst sag' ich immer: Es thut's kein Anderer. Theurer Freund! Du beschämst mich; und bürdest mir zu viel auf! Ich werde nun wahrlich die sein wollen, die Du schilderst und liebst: und ich weiß schon gar nicht, wie mich drehen, was zu erst, so recht Schönes machen, leisten, sein? Aber sei ruhig! Natürlich werd' ich nur zu geschwind wieder. Gestern Abend kam Willisen noch; liebenswürdig, gesprächig. Er hat eine neue Wendung genommen: er spricht vor Allen, z. B. von Mad. Krickeberg, und zu Allen grade das, was ihn beschäftigt. Nun liest er jetzt die englischen Blätter — und ich weiß nicht, mit wem er sich auch darüber unterhalten muß, muß sage ich — und ist durchaus von der Schwierigkeit der Emanzipation der Katholiken erfüllt. Sieht aber jetzt, alle Probleme des Lebens, und des Staatsmanns, nur als solche: also, als unzulösende, mit einer Art Vergnügen zweiflend an; angebend, man könne ja doch nie wissen, welche Folgen eine Beschließung haben würde; und diese Unberechenbarkeit verstützt, und vergnügt ihn, als ein neuer Gedanke! — Das dauert schon eine Zeit her: bis jetzt replizirte ich leise und abgebrochen: gestern aber nahm ich sein Gesagtes vor. Er mußte Stich halten. Und die einfache verkliche Behauptung siegte; daß eben, weil plumpe unzuregierente Folgen unberechenbar schienen, so müssen die ganz außer dem Spiel bleiben, wo von Recht die Rede ist: und eine Gesammtheit sowohl, als ein einzelner Mensch, müsse Schaden leiden lernen. Wirft nicht die halbe Welt schon den Engländern das Gegentheil vor? Verloren sagte er später, wieder problemisirlend, wie es nicht ausgemacht wäre, daß wir fortschritten: die Masse des Unglücks bleibe sich gleich u. s. w. Solches, Bekanntes, Plattgetretenes! Da schrie ich: Wir wären nicht besser dran, als unter Kardinal Richelieu? Stehlen auf dem Pontneuf als gentilesse: Duelle an den Ecken zu fünfzehn, sechszehn Paaren; Vergiftung bei Bällen; Morde aller Art; Auflehnung gegen König und Obrigkeit als Adelsbenehmen; Bartholemäusnacht vorher, Dragonaden nachher; Unrecht, Gewalt in Blüthe; Judenaustilgung, wenn ihr Vermögen Appetit machte; un coup dans le d... für ganze Klassen; jeter par la fenêtre, nicht allein als Drohung, sondern für That. — Jetzt, geliebtes, geehrtes

Jetzt; Europa im Aufruhr, wenn in irgend einem Winkel Unrecht oder gar Mord verkommt; Alle müssen besser werden, besser leben: Monarchen, die die größte Gewalt haben, tugendhaft! Nein, par exemple, so dumm bin ich nicht, daß ich das nicht täglich sähe, und einsehe, und einlese. Die Wege, die Erfindungen, die Sanitätsanstalten, Pflaster, Beleuchtung, Kanäle ꝛc. ꝛc. Das Hauptwort ungesprochen! Unser Freund gab auch hierauf nicht eine Antwort. Du kennst seine Milde, Wahrhaftigkeit, Uneigennützigkeit. Er liebt, will, thut nur Gutes. Hat aber eine Fähigkeit, frappirt zu sein, die ihn hindert; denn sie fördert ihn nicht; weil er's zu lange bleibt, anstatt von solchem Anschlag nur zu frischer Untersuchung getrieben zu werden. Und da will ich nun künftig ihn auch frapziren; aber weiter fort. Sieh wie geschwätzig! Du verführst mich durch Lob dazu; und durch Dein Gespräch in den Briefen. Warum sollten wir dies Postgeld nicht anstatt Komödiengeld ausgeben? Das ist es auch nicht allein, sondern die Geschwätzigkeit und das viele Schreiben.

Apropos! Nur ein Emser in der Welt! Das, lange gebraucht, rektifizirt alle Unterleibsverwirrung. Ich konnte gestern besser die Treppe hinauf, als in den gesunden Tagen. Ich kontinuire damit nach Gutdünken: und habe über zwanzig Flaschen herunter. Das mußt Du auch Einmal. Da ist Marie und Elise. Marie: „Ich gratulire zum Geburtstag; und wünsche recht viel Glück." Elise: „Ich gratulire Onkel zu Königliche Hoheit." Zum Todtlachen! Ich küsse sie. Hierbei folgt ein Löckchen von ihr zum Geburtstag. Nach Tische mehr Bericht. Die Mädchen gratuliren emsig. Herr Lüders schickte gestern einen Gratulationsbrief. Er hat wieder von reichen Verwandten nicht tausend Thaler zu einem einträglichen Geschäfte. Es ist dumm, daß ich das in diesem Briefe schreibe. Aber er klagt.

Der rothe Faden sind Elisen-Haar; der andere, Marie. Wegen Neid. Mad. Milder und Liman sehe ich nicht, kann sie also Deine Grüße, die schönen, nicht lesen lassen. Die Milder war unpaß, arrangirt aber wieder ihr Konzert — so dumm — weiß ich durch Mad. Krickeberg. Noch ist ihr Abschied nicht dezidirt.

Drei Uhr. Wir wollen essen. Gespielt, getobt, getanzt, versteckt, gekocht. Chokolade getrunken. Hochleben lassen. Hängeboden. Jetzt hör' ich sie in Deinem Zimmer jauchzen und lachen. Kurz, Geburtstag dans la force du terme.

Mit Adelheidchen geht's — dem Himmel alle Ehre — sehr gut: die liebe Adelheid schreibt mir immer treffliche Billets, aber auf grobem eiligen Papier: ich verwahre sie alle. Sie apotheosiren Casper. Empfehle mich wunderschön Herrn von Schlegel! Der Geschichts-Loebell ist nach Bonn versetzt. Die Universität muß ein Bad mehr anlegen. — Sie schreien: zu Tisch! Arien! Wir haben Alle vier die Löckchen jetzt geküßt. Erst Marie, dann Elise, dann Pauline, dann ich. —

Nun haben sie mit Toben und Lachen das alles gegessen, eine Champagner-Gesundheit geschrieen: und als ich jetzt sage: nun will ich des Onkels Brief zumachen: schreit Elise: „Schreibe ihm, jetzt sehe ich zu Einheizen." Sie thun's alle drei, im Mittelzimmer, singen und tanzen. Addio! Gottes Segen!

Deine R.

An Varnhagen in Kassel.

Montag Abend 11 Uhr, den 23. Februar 1829.

Leiser Frost diesen Morgen, stärkerer Nachmittags und jetzt. Abwechselnd wie bei Dir.

Eben als heute Abend Henriette Solmar kam, hatte ich Deinen Liebesbrief erhalten, theurer Geliebter! Vom 19. der 20. war auf den Umschlag gestempelt. Es bleibt mir nichts, als wieder nach Kassel zu schreiben. Denn da Du noch dort bist, kann es ewig dauern. Heute ließ ich einen Brief an August Wilhelm (Schlegel) auf die Post geben mit einem Robert'schen Gedicht: und Bedeuten an Dich, daß ich Dir morgen schreiben würde: auch ist ein halber Brief dazu schon fertig; der aber muß nach Bonn gehen. Dieser ist wieder ein Liebes-Avisbrief; den ich Herrn von Hänlein adressiren werde. Armer lieber Freund, das jammert mich, daß Du so Schildwach sitzen mußt! So allein: mit einem eisernen Ofen: ohne Sopha: denn warum lägst Du sonst immer auf dem Bette! Die Ausschnitte sind zu schön für's Kind: sie soll sie morgen haben, wo sie mit mir ißt, unser Liebling. Zartes Wesen! Tausend Züge: ich kann nicht alles schreiben. Pauline kommt auch. Adelheidchen geht's immer besser: ich war gestern Morgen bei der Mutter. Alles was Du mir von Frau von Hänlein

ſchreibſt, gefällt mir. Singe- und Kochkunſt, Güte, Kinderliebe, Wirthſchaftlichkeit, liebenswürdig. Ihren Geſang kenne ich, von Mad. Beer her. Sie hat Recht: in Prag ſind einzige Lebensmittel. Nirgends ſo! — Mendelsſohn-Bartholdy hat dem König einen ſchönen Altar verehrt, der zu des Schwagers Nachlaß gehörend ſich in Florenz fand. Unſer lieber König wollte ſich bedanken: und ließ ihn auf den Brühlſchen Ball beſcheiden: dies war Todesangſt für unſeren cyniſchen Freund; die er Alexandern Humboldt äußerte! — einſtweilen kam ein gnädiger Kabinetsdank: und Bartholdy ſchrieb nun wieder Alexandern, er hielte es nun für unbeſcheiden auf den Ball zu gehen etc. Alexander nahm das Billet und ging Fürſt Wittgenſtein fragen: deſſen Meinung war: Bartholdy ſolle dennoch nach dem Ball; und da hat auch unſer König länger, als ſo was pflegt, und ſehr gnädig mit ihm geſprochen. Von ſeinem ſeligen Schwager, von ſeinem künftigen Schwiegerſohn. Mich freut's. Moritz war hier: und ſagte uns: es ſeien ſchon Rimeſſen für Alexander Humboldt von St. Petersburg hier; nämlich Geld vom Kaiſer zu ſeiner ſibiriſchen Reiſe: wozu ihn der Kaiſer eingeladen — ohne alle Bedingung noch Anforderung, — und unſer König die Erlaubniß gegeben. Im April reiſt er; im Herbſt iſt er wieder hier. Frau von Wahlert und General Pfuel waren auch hier: jeder ſchickt die beſten Grüße. Ludwig war auch im Frühabend hier. Adieu, bis morgen! Ich ſchrieb dies, weil ich morgen Rechnungen machen muß, und das Kind kommt. Adieu. Ich gebe Dir den beſten Gutenacht-Kuß. Lieber einſamer Auguſt!

Guten Morgen! Dienstag halb 11; halb helles, wieder aufgefrorenes Wetter.

Vor einer halben Stunde erhielt ich Deinen Geburtstagsbrief: nämlich, den Tag geſchrieben, wo Du ſo vergnügt warſt, den 21. Du findeſt in Bonn einen, welcher Dir dieſen Tag von uns berichtet. Sage mir, lieber Freund, wie kannſt Du noch auf Briefe in Kaſſel warten oder hoffen: wenn ich Dir ſchon eine verlorene Schildwache ſchickte: und Du mir den 17. ſchreibſt, in vier, fünf Tagen würdeſt Du abgehen können! Dies iſt mein letzter Brief nach Kaſſel; ehe Du mir nicht ſchreibſt, wenn Du dorthin zurückgedenkſt. Das muß mich ja, trotz all Deiner Bitten um's Gegentheil, ſpornen zu ſchreiben.

Welches ich schon gestern von selbst beschloß: doppelt zu schreiben; von Deinen vorigen Briefen her. Ich werde suchen, alles, was Du von den Freunden ausgerichtet wissen willst, zu besorgen. Nur kommen sie nicht, wenn wir es wünschen, sondern wenn sie es mögen. Z. B. Frau von Crayen, die nie früh genug kommen kann, kommt jetzt, da sie früh kommen kann, gar nicht; ich aber werde sie bitten lassen; aus Interesse; und gar nicht schmollen. Willisen scheut auch alles: Koth, Nässe, Kälte etc. etc. und hat sich, wie alle Herren, ärger als eine Jungfer. Henriette ist alerter; ohne Pferde, und schlecht zu Fuß! Gans, nachdem ihm meine Einreibe vortrefflich that, — welches mir Ludwig von ihm nicht bestellte, als da ich gestern nach ihm fragte, — läßt sich nicht wieder sehen. Der zählt hier gar nicht. Ich werde aber Alle, die ich brauche, bitten.

Morgen kommt Heine mit der Schnellpost; und steigt im Hôtel de Brandebourg, wo Cotta's sind — par hasard — ab. Gestern brachte mir Ludwig den Brief, der dies meldet: ein trauriger, kurzer; zum Todtlachen, wir schrien immer auf. „Er ist so betrübt und ernst, fast tugendhaft.“ O! ganz anders gesetzt: und so immerfort. Ludwig soll hinkommen, ihn empfangen: wegen Reisemüdigkeit. Sie wollen etwas mit Cotta. Der stand im gestrigen Courrier français; ich schickte ihn ihm. Sein Geschäft hier ward genannt: die Douanen sollen innerhalb Deutschlands, für ganz Deutschland, aufhören: meint der Courrier.

Sei ferner vergnügt, wie den 21.! und freue Dich Deiner Aussicht in Kassel; und des kommenden Frühlings, der Reisefahrten, der so sehr gesunden. Und fühle Dich innen und außen! Es giebt Damen, die alle Moden kaufen, haben, und tragen: aber nur die sind gut angezogen, welche die Moden mißhandlen, und sie allenfalls selbst erfunden hätten: eine Dame, die ich vorigen Winter hier sah, verstand das Letzte nicht. Rousseau, der über alles selbst dachte, sagt: il faut savoir plier la mode à son avantage: und stellt die Pariserinnen darin zum Muster auf. Adieu! Lebe vergnügt; ich will es auch thun; ich erwarte das Kind: schreibe noch an dem Brief, den ich gestern anfing; und welchen ich nach Bonn sende. Handschlag, Kuß, Trost!

Deine R.

An Varnhagen in Bonn.

Montag, den 23. Februar 1829.

Schnee, den der Wind von allen Seiten treibt; näßlich, naß. Nicht kalt. Vorgestern schrieb ich meinen vierten Brief nach Bonn, glaub' ich, Du kannst es an den Tagesbulletins sehen.

So eben hab' ich Herrn von Schlegel geschrieben: Du wirst's schon sehen. Heute habe ich nichts zu melden, als daß ich mich gestern sehr ennuyirte, ich war von 3 Uhr an allein, mußte lesen: und das taugt mir zur Nacht nicht. In's Theater traue ich mich nicht; zu Leuten ist's schwer. Ihre heiße Zimmer, ihre Treppen, ihr Ausſein, ihr Ennui. Vormittag war ich bei Adelheid, die Dir Millionen Grüße sendet. Das Kind ist in der völligen Besserung: sie heben Casper in den Himmel: besonders wegen seiner contenance. Der Rest ist — manchmal — nicht Schweigen, sondern Denken. Ich will ihm aber keine konkrete Ehre nehmen. Dann fuhr ich zu Rike — um zu fahren; bei Adelheid in den Thorweg; so auch bei Rike, einen Moment. Dann zum Kind einen Moment; auch in den Thorweg. Adelheid hatte mich zu lange aufgehalten. (Erst wollte ich bei ihr nur ein Billet abgeben.) Dann, zu Hause, essen. — Vorgestern blieben die Kinder bis nach 8. Es giebt wohl in den Zimmern kein Kinderamüsement, welches sie nicht hatten. Um 6 kam Erneſtine, die ihnen noch vorsang. Sie waren komplett amüsirt, und beglückt. Ich doch etwas wüst: denn am Ende ist's doch nur Antheil. Erneſtine, mit der ich allein blieb, die die politesse, Anhänglichkeit, égarts, selbst ist, vermochte mich doch nicht zu unterhalten. Du siehst mich etwas ennuyirt. Ich kann nicht dafür. Se battre les flancs pour rire, est un travail: das ist, wie sich selbst frottiren gegen ein Uebel; die Erde muß uns auffangen, sagt Saint-Martin. Ich las vorgestern noch, und gestern viel in dem deutschen Buch über ihn und die Martinisten. (Magiken, von Kleuker). Welches mich tief unterhielt.

Heute kommt Henriette Solmar und Mad. Wahlert. Paul Ebers war gestern Morgen hier. Mache Dir nur kein Gewissen, daß Du nicht hier warst! Mir ist's ein Troſt, eine

Unterhaltung, ein Nerv für Leben und Tag, und immer wünschenswerth, Dich beschäftigt, auf Reisen: in Thätigkeit, die nicht selbstgewählt ist, zu wissen: wenn sie auch, zu großem Theil, aus Warten besteht. Wie oft sind auch in Deiner Nähe für uns beide solche stagnirte Tage: im Gegentheil, dann verbergen wir's uns, oder schweigen doch wenigstens bis sie vergangen: jetzt sag' ich's aus teller Aufrichtigkeit gleich; und auch das richtigst: ich könnte nichts anderes sagen, da ich doch Einmal schreibe; welches zu Hause beim Beisammensein nicht der Fall ist. —

Welche schöne Sachen stehen in meinen Blättern! den französischen Zeitungsblättern: ich zeichne sie alle an. Nun lese ich meine drei Zeitungen, die ich immer lese. Weißt Du, was mir eine Pein ist? Wenn man sich nicht offen und frei schreiben kann. Könnte man das, so wäre des Amüsement-Stoffs genug. Ich weiß noch gar nicht, ob ich diesen Brief heute auch abschicke, oder erst, wenn ich einen aus Bonn habe: ach nein! das dauert zu lange. Weißt Du, was ich gestern wünschte, und was doch möglich war? daß Fürst Koslofsky hereinträte. Solcher; Bettine, Vetter, Varnekow, Pauline, erfrischen mich: und da bin ich auch bumsstille. Ich will nicht brillieren: ich will Blitzendes sehen. Pardon! Pardon! Nimm das alles auf, wie ich Deine Flußfieberklagen; wie eine Wolke vor der Sonne, in einem Sommertag. Wenn ich nur wüßte, ob Du schon angekommen bist. Das ist eine andere Materie; aber ruhig bin ich ganz, eingedenk Deiner liebevollen Versprechungen. Nur wüßt' ich Dich gerne in Bonn des preußischen Bodens und der schönen Unterhaltung wegen etc. etc. Eben hör' ich die Reinmacherinnen von Deinem Zimmer herüber; denk Dir, Augüstchen, ich war noch nicht darin; wegen Kälte, die ich meide. Es soll alles recht schön werden; mein alter Zuckerfohn. „Zuckerpuppe", sagt Elise. Ich schwöre Dir, sie quoll vorgestern sichtlich auf, vor Lachen und Freude, und Amüsement: und es ist nicht Einbildung: sie kommt blaß et les yeux cornés an: und nach zwei Stunden ist das weg; und Leben und Frische in den Zügen. Ich habe mich ganz vergnügt geschrieben: und küsse Dich dafür! Ist es wohl bloße Eitelkeit, daß ich mir das mit dem Kinde nur so einbilde? Nein: ich sehe es. — Ausfahren werd' ich wohl doch nicht; das Wetter hat sich zu sehr verbeßt. Nun ist gar in Schweden Erdbeben. — Ich denke mir: den 20. bist Du abgereist;

alſo, noch nicht dort. Aber meinen Avisbrief nach Kaſſel haſt Du noch dort erhalten; das iſt das Beſte, beim Aufenthalt. Adieu, ami: lieb Freundchen! Sei recht geſund! jetzt bin ich's: ſchönes Gefühl!

Eine große, große Stunde ſpäter. Es wurde mir gleich belohnt, daß ich vergnügt war: Frau von Cotta kam. Und man kann ſich nicht inniger, heiterer, gründlicher, und mit mehr Zutrauen unterhalten. Von Saint-Martin: ſie wollte ihn ſchon ſtudiren. Von ihrem Leben in dieſer Hinſicht. Sie hat keine Vorurtheile; haßt Frömmlen. Sie iſt in die große Welt geſchleudert, und langt nun mit der Fluth alle Abend wo anders an; — ſehr gut aufgenommen. — Aber Herr von Cotta wird einen Abend beim Geographen Ritter ſein, den will ſie bei mir zubringen. Dann zitire ich Bettine. Ich liebe Mad. Cotta. Sie denkt auch gut von mir. Es hat mich ſehr unterhalten. Von mir ging's zu Frau von Fouqué. Alexander Humboldt ſieht niemand: ich frage viel: er arbeitet am Pendel, ſagt man. Am Hof iſt er wohl: von ſeiner Reiſe höre ich nichts. Adieu! Einziger Auguſt. Ich eſſe Taube, kalten Barſch mit Oel und Zitronen. A tantôt!

Dienstag, den 24. Februar 1829.

Frierliches Wetter. Bald 12 Uhr.

Ein Brief nach Kaſſel iſt ſchon zu: mehr kann ich aber auch nicht. Das Kind erwarte ich. Den vom 21. habe ich heute erhalten. Wie ſo, Lieber, hoffſt Du nun noch in Kaſſel auf Briefe von mir? Ich habe meinen heutigen dorthin Herrn von Hänlein adreſſirt: und zum Nachſchicken empfohlen. Heine kommt morgen; mit der Schnellpoſt; er hat Ludwig einen kurzen, traurigen Brief zum Todtlachen geſchrieben: er wird in Cotta's Hotel, par hasard, abtreten. Vorvorgeſtern iſt Graf Ernſt Schlippenbach abgereiſt; er ſagte mir adieu, ging zur Schweſter Reventlew, zu Fürſt Wittgenſtein: fuhr nach Potsdam, wo er Graf Hahn fand. Drei Monat in Wien. Adieu, ich bin zu ſchreibemüde, ſonſt iſt nichts: muß Leinewand kaufen bei einem alten Mann. Addio! Alles grüßt Dich: ich voran!

Deine R.

Sie ist schon da, der Lieblingsengel! Das Gekritzel stellt vor: er soll noch mehr Ausschnitte schicken. Sie wußte nicht, was sie schrieb, nun sagt sie das. „Mach schnell!“ schreit sie, „weiter braucht's nicht“: sie will Oblaten sehen; donc adieu, chérissime! „Nun sag's mir! wie alle Oblaten heißen.“ Pauline ist auch hier.

Ein Briefchen, ganz klein, von Rike an Dich!

An Rahel.

Kassel, den 23. Februar 1829.

Montag Vormittags 10 Uhr.

Geliebte, einzige Rahel! In einer Stunde reise ich über Arolsen, Iserlohn u. s. w. nach Bonn; ich befinde mich wohl, und bin guter Dinge! Vorgestern entschied sich hier die Sache, gestern speiste ich bei dem Kurfürsten, der mich nachher in sein Kabinet nahm, mir die gnädigsten Dinge sagte, und darauf mit Händedrücken und herzlichen Abschiedsworten entließ. Ich reise mit dem besten Vorhaben, dem redlichsten Willen, aber dennoch nur geringen Hoffnungen. Von Dir hab' ich keinen Brief mehr bekommen, ich finde nun alle in Bonn; die Du mir etwa wieder später nach Kassel geschickt hast, werden mir von dem hiesigen Postamt sogleich nachgesandt. Ich freue mich unsäglich, wieder in Bewegung zu kommen, ich saß hier gar zu fest, und schien es noch auf so lange! Es ist Wind und Schnee draußen, aber gar nicht so übel, und es geht nun immermehr zum Frühling hin. Du geliebte, theure Freundin, gestern wollt' ich Dir noch ausführlich schreiben, aber es war unmöglich, meine Depesche hielt mich bis in die Nacht hin. Wie ich aber an Dich denke, mich nach Dir sehne, Dich anrufe, unter allen Umständen, das brauch' ich Dir nicht zu sagen! Dem einzigen Kinde meine Grüße und Küsse! Laß der Himmel ihm ferner alle Liebe gedeihen! Ich küsse Dich zärtlichst, Geliebte, Dich und das Kind! Grüße alle Freunde. Meine Stimmung ist jetzt ganz anders, als die früheren Tage; das Starre löst sich auf, ich bin wieder flott, und die Welt sieht ganz anders aus! Ich reise weiter von Dir weg, und ich glaube mich Dir näher, und im Ganzen ist es auch richtig!

Heute alſo wirklich einmal ein kurzer Brief! Aber deſto beſſer! — Ich gebe Dir mein Wort, daß ich mich keiner Gefahr ausſetze, ſie träfe ja auch mein Geſchäft, meinen Auftrag; ich bleibe liegen, wenn Waſſersnoth oder ſonſtiges Unheil iſt, Du haſt darüber keine Sorge zu hegen. Lebe denn wohl, Geliebteſte! Ich drücke Dich an meine Bruſt! Sei geſund, herrlich geſund, und habe ſchöne frendige Tage! Mit innigſter, treueſter Liebe Dein

Varnhagen.

Es wäre viel Hübſches zu erzählen, aber die Zeit mangelt, und ſelbſt die gute Gelegenheit. Künftig einmal mündlich alles! Adieu, adieu! — Herrn und Frau von Hänlein habe ich vielen Dank zu ſagen. —

Große Rechnungen! Ich kann aber nicht dafür! — Nun ſteht gar in der „Hamburger Zeitung", daß ich wegen Handelsverträgen an einen ſüddeutſchen Hof gereiſt ſei! Herr Dr. Förſter hat das geſchrieben. —

Tauſend, tauſend Schönes Dir, Eliſen, den Freunden! —

An Varnhagen in Bonn.

Abends halb 9 Uhr. Mittwoch, den 25. Februar 1829.

Erſt größter Nebel bis gegen 4, leiſer Froſt.
Kurz, die tollſte und ungeſundeſte Abwechslung,
wie in Kaſſel, und gewiß wie in Madrid.

Ich will ein wenig im voraus ſchreiben, welches ich ſchon den ganzen Tag wollte, aber vor Schlaf nicht dazu kommen konnte. Vorgeſtern ſtellte ſich nach dem Tag vorher mein Huſten wieder ein — Dein Zimmer war geſchenert, und dieſer Geruch kam durch die große Spalte Deiner Thüre zu meiner — alles lieb Dorchen!!!! — ich roch es nur einen Moment, traf Anſtalten mit Matratzen legen, Fenſter öffnen, Bernſtein: kurz, ich roch Abends nichts mehr, aber der Einfluß war vollbracht. Auch Anlage, Gott weiß. Erwachen in der Nacht mit Bruſtkrampf, gleich Meerretting, Hülfe; viel Schweiß; geſtern Morgen Schwefelpulver wegen Einreiben: die Lieben Kinder: unſeres lieberoll, engliſch, bis 7. — Vormittag Lud-

wig; Paul, den ich wegen Echauffement, Störung, Billette, Leinewandseinkauf, nicht annahm; irritirtes kränkliches Fiebergefühl: schon ein physischer Aergernißzustand den Tag vorher; wie eine Vergiftung zu fühlen, weil Gedanke, und Vorsatz, und Einsicht, nicht darauf wirken. Um 7 kam Adelheid, mit der ich allein blieb bis kurz vor 11. Dies hat uns beide restaurirt; obgleich ich sehr heiser, und katarrhalisch auf der Brust war. Sie hatte eines ihrer Bücher mit: und las mir die allerliebsten Gedichte, lieblich, edel, naturverwandt; die sie lieblich und wahr wie vorbeigehend schilderten. Sie las auch Einiges aus Deinen Briefen. Wir sprachen ganz geheim, ganz uns überlassen: und sie erholte sich sichtlich. Wir schieden in lauter Dank für den Allein-Abend, und Liebesversicherungen: denen das bedachteste ausgesprochenste Anerkenntniß der Freundschaft von uns für sie vorherging. Sie sieht den Fund wohl ein: seinen materiellen Vortheil, dankt dafür; und will den Schatz sich erhalten. Fühlte sehr sein Wirken, auch in der Welt. Als sie ging, trank ich Thee: mit Appetit: ordnete allerlei in meinen Rechnungsbüchern: aß geschabte Aepfel. Und ging mit terreur und Verzweiflung zu Bette. Schlief wie ein Engel." Bin nur Einmal erwacht, zwar in Schweiß, aber ohne sonstige Beschwerde; und schlief wieder bis hoch 8 Uhr. In Monaten nicht so! Gott ist auch in den geringsten Kleinigkeiten klüger, als wir. „Und wie denn Hoffen immer besser ist, als Verzweifeln", — Goethe, Tasso, — so muß man wirklich Unsinne hoffen. Heute war mein Husten ganz weg, ein leiser Schnupfen; Vormittag Rechnungen machen, Billette empfangen, und dann immer schlafen. (Voilà Willisen! — Nun, wohl gleich 11 Uhr, fährt Willisen eben weg. Wir sprachen sehr viel beim Theetrinken, und nachher: er ganz debonnair; las von Dir was nöthig; und läßt Dich jetzt herzlich mit einem Handschlag in meiner grüßen! Er kam vom Kronprinzen, wo er — eingeladen — blieb, bis die Herrschaften zum Herzog Karl fuhren. Alexander Humboldt war wie immer erzählend dort, und erlaubte kein Gespräch; General Knieseck; Ancillon krank am kalten Fieber: die Prinzeß kam aus dem Konzert einer Pariser Harfenistin, welches, wie sie sagte, ennuyant war, und leer. Morgen sind alle meine Freunde bei Prinz August zum Ball. Willisen will, so wie der Prinz ihn gesehen, wieder seinen Thee hier trinken; welches er nach dem Kronprinzlichen heute mit drei Tassen that.) Als ich, nachdem

ich doch gelesen, mancherlei verrichtet, um dreiviertel auf 3 schlummernd lag, tritt Ludwig krumm herein — alles durch Dorens Zimmer — hinter ihm Heine. „Herr Jesus!“ Er umarmte mich. Er ist brünetter geworden; ich freute mich sehr; ich bilde mir immer dümmlich ein, wenn Einer ankommt, es muß Abends geschehen: darum vermuthete ich ihn nicht. Dicht hinter den Herren trat aus Moritz ein. „Ich habe die Ehre? das Original von dem Bilde draußen zu sehen!“ Bekanntschaft. Heine mußte nach der Stadt Rom, wo ihn sein Bruder erwartete zu Tisch; und dann schlafen: er starb bald aus Müdigkeit. Im Hôtel de Brandebourg konnte er keinen Platz bekommen. Er sprach in der Geschwindigkeit schön über, und gut von Italien. Grüßt Dich bestens, mußte schon in Hamburg von Deiner Reise. Dann aß ich, schlief viel, las gestrige und heutige Blätter; aber vieles darin nicht; fing an Dir zu schreiben; den Rest weißt Du. Meine Heiserkeit hat mich, beim aufpassendsten in Acht nehmen, doch mit einbrechender Dunkelheit befangen: rede ich nicht, so huste ich nicht: den Thee habe ich verschlungen mit dem besten Hunger. Nun esse ich noch einen Apfel, nehme ein Fußbad, und gehe voll Hoffnung zu Bette. Bester, liebevoller August! Gieb Dir nur nicht die Mühe, alle in Bonn vorgefundenen Briefe nun in Detail beantworten zu wollen. Nehme sie als ein Tagebuch hin: sonst kannst Du dort nichts thun, als mir schreiben. Sei glücklich, vergnügt! Meinetwegen! Adieu! — Eins habe ich durchaus zu schreiben vergessen. Gleich als Du wegwarst, augenblicklich de ma maladie, wurdest Du zu Prinz August zu Mittag befohlen. Mir fällt es bei seinem Ball wieder ein. Gute Nacht!

Donnerstag 2 Uhr.

So eben geht das lieblichste Elischen weg: sie ißt mit der Mutter; Pflaumen und Klöße; um halb 5 lasse ich sie wiederholen: ich mußte sie häufig suchen, immer auf demselben Ort versteckt: auf dem Sopha. Bloße Füße, Lumpen drum gewickelt; einer war Rose, der andere Asser: und die standen auf, gingen zu Bette. Sie nähte: Frau von Arnim kam, und war immerfort gerührt, wie es das Kind bei mir hat! — sie brach in Wünsche für ihre Kinder aus, daß die so eine Person haben möchten!!! sagte mir ihrerhalb deutlich heraus: mein Umgang sei ihr größter Gewinn: ich gab ihr Recht:

„Wenn Liebe und Verstehen ihn konstituirt.“ Nur Menschen schaden ihr; sie, — allein — will sie gerne kommen; sie warteten dann schon, sie solle etwas sagen; und dann thäte sie's auch. Und das wäre immer schlecht. Ich erzählte ihr, in demselben Fall zu sein; behauptete, so ermüdend es sei, daß wir doch Menschen sehen müssen. Heute, nach Prinz August, kommt Willisen; und dessen ohnerachtet will sie doch nach 8 Uhr kommen. Ich bin ganz unsicher, ob ich diesen Brief heute abschicken soll, oder warten, bis ich wieder einen von Dir habe. Ich überschütte Dich mit Briefen: und dann denke ich wieder, je mehr je besser. Wie das menschliche Herz: stolz und demüthig. Ich habe wieder sehr gut geschlafen; nur Einmal erwacht; und dann bis 7. Aber meinen Abendhusten erwarte ich doch. Es ist gelinde gefroren; Sonne und Nebel im Kampf. Mir scheint, die Sonne so zu nennen, disrespektirlich: sie in Kampf mit dem. Nun esse ich bald. Griessuppe, Taube, gelbe Erbsen und Rauchfleisch; superbe. Kompott; Aepfel. Adieu! Ich gedenke Dein!

Morgens 11 Uhr, den 27. Februar.

Sonne, die fast den Nebel überwunden hat,
die sich nur noch manchmal verbirgt; leiser
Frost, fast alle Steine zu sehen, nur an des
Dammes Seiten Politei-Eis.

Triumph! Heute im Bette kam Dein Brief vom 23., an welchem Du um 11 Uhr absuhrst. Glück! Alles Glück begleite Dich, mein guter Liebesfreund. Sonne, Frühling, Gesundheit, ihr Gefühl, ihr Frohsinn. Gute Geschäfte! guten Erfolg. Der große Hundebrief möge Dir helfen! Den nie zu vergessen! bei Geschäften. — Lies Dich nur nicht todt an meinen Briefen! Antworte mir nicht auf alles! Lore, sei vergnügt. „Große Rechnungen“, deshalb nicht ein graues Haar. Sei so generös, als Du es immer für Deine Rechnung bist. Wenn ich nur wüßte, wie lange man von Kassel nach Venn zu reisen hat! Nun, mein — Dein — Journal! — Ein Zauber-, ein Vergiftungsschlaf beglückte mich schon Vormittag: nach der guten Nacht; ich schlief nach des Kindes Weggehen bis 3; aß: Siesta; schlief nach der Siesta, und war weder so stark, das Kind holen zu lassen, noch diesen Brief abzuschicken: an welchen beiden mich auch noch sonst manches,

als Wetter, Boten, und so etwas, hinderte, welches ich aber, ohne Verzauberung, wohl überwunden hätte. Um 7, da, so süß mir das Schlafen war, mir es doch nicht natürlich vorkam, ging ich gewaltsam in das Wohnzimmer: auf und ab; und Zeitungen. Vor 8 schon kam Bettine: die traulichsten, unschuldigsten, innerlichsten, geistvollsten Gespräche; um 9 Thee, ohne Willisen — des Prinzen Ball ging nach dem französischen Theater und dem Souper des Königs zu spät an, — aber Moritz und Ernestine um 9. (Der nur wegen einem Gouvernanten-Geschäft, welcher wegen einer Französin, die ich ihm unterbringen soll, bei mir zitirt war. Es wird vielleicht bei Bettinen gelingen: welches ich als ein interim ansehe.) Dem hättest Du beiwohnen sollen. Bettine nicht zum Kennen. Mild, freundlich, zuvorkommend, schweigend unterhalten: sehr mittheilend, offen; so daß, als Moritz'ens immer zu ihrem Souper wollten, sie bat: „Bleibe Sie noch e bische; noch nit!" So paßten sie, so gefielen sie sich: aber auch Moritz — moritzte nicht; kopirte sich nicht: sondern lebte einen neuen Abend: und Bettine blieb in Lächlen des Behagens, und des Unschuld-Funds. Wir waren laut, und lebhaft: denn wir stritten, Moritz und ich: den großen Streit, den wir beide uns gelobten nie wieder zu führen. Ich mußte: und es war recht; denn ich siegte komplett durch Niederlage schlechter Behauptungen, durch strenge, ehrliche, deutlichgefaßte Gründe. Es ist nicht zu ertragen, wenn eine reife, allseitige Ansicht des ganzen politischen Civil-Lebens sich von unreifer Unkunde soll behandlen lassen, als hätte sie nur noblere Sentiments! — Bettine war auf Moritz's Seite: weil auch sie sich die Sache nie deutlich gemacht hatte: sagte aber abundend immer dazwischen: „Sie sind ehrlich: das freut mich; wir fühle alle sso, aber es gesteht's keiner." Als wir schon standen, und ich komplett Recht hatte: mir es gegeben wurde: war sie immer noch so amüsirt, so etwas Gründliches, Wahrhaftes, Lebendiges, von Witz, von zwei Seiten gehört zu haben; was doch auch so an's Leben greift — an alle Kehlen: — daß sie immer lachend und freudig ausrief: „Nu sehen Sie, Sie denke doch gleich: nein das ist wahr." Und dankte fast. Sagte mir auch von Moritz'ens: „Ich werde Ihnen denn gern auch das verdanken — die Gouvernante — ich bin Ihnen schon so viel schuldig." Auch allein hielt sie mir dergleichen Rede. Und so

prätensionslos, so ohne Wetteifer mit mir: wie ein Paar Seelen über der Erde. Mit den tiefsten, wohlwollendsten Gesprächen über die Menschen: nicht über Leute. Wirklich köstlicher Abend. O! theurer August, wie gönnt' ich ihn Dir. Wie gönnst Du ihn mir!

Ich habe auch eine gute Nacht gehabt: wenn auch nicht so vollkommen, als die zwei letzten. Aus eigner Schuld: erstlich gesprochen, gestritten: das ist aber nicht alles: Schabäpfel gegessen: und in entschiedenem Durst Bier getrunken: zwar mit Wasser; ich mochte auf die Früchte kein Emser. Ich sehe, der Magen ist die Werkstatt des Hustens. Morgens Schwefelpulver, mit Erfolg. Jetzt gut: ich werde ausfahren, und diesen Brief selbst zur Post kutschiren: erst das Kind dazu holen. Der Husten stellte sich gestern unregelmäßig ein, aber er fehlte doch nicht. Du kennst das abendliche Benommensein bei mir. Wenn ich mich dazu aufgelegt fühle, bin ich heute Abend bei Ernestine mit Heyse's und Mariane Saaling. Nur vielleicht. Ernestine sprach kein Wort mit. Ihr Takt. So hätte es Dr. Förster in der Hamburger Zeitung machen sollen. — Grüße von mir, allen Freunden, den Mädchen. Johanns Frau ist gesund, lasse ich ihm sagen: und immer noch in Dienst. Ich küsse Dich segnend! Lieber August,

Deine R.

Dem Herrn von Schlegel schöne Komplimente! et mille choses. Siehst Du d'Alten? — Schickst Du mir keine März-Quittung? Wie Du willst.

An Rahel.

Düsseldorf, den 25. Februar 1829.

Mittwoch Abends gegen 8 Uhr.

Geliebte Rahel, da bin ich in Düsseldorf, der geliebten Vaterstadt, habe mich umgesehen, im Flug einige Besuche gemacht, komme nach anderthalb Akten eines Lustspiels aus dem Theater, trinke Thee, und schreibe an Dich! Heute wird es aber nicht viel werden, das sehe ich schon, denn der Tisch ist mir zu niedrig, und ich muß mich zu sehr bücken. Mit der

Fülle der Gegenstände, die sich mir darbieten, beleben sich nur immer mehr meine Gedanken an Dich, einzige Freundin! Wie viel hab' ich in diesen paar Tagen an Dich gedacht, mit Dir gesprochen, Dich herbeigewünscht! Ich ertappte mich bei der Wegfahrt von Kassel und bei der Ankunft hier singend, und schnell war jedesmal das Bild unserer Muskaureise vor der Seele, wo unser Nachtigällchen sang, und ich hörte dies, und sah Dein Aussehen dabei, das wirklich eben so einzig war. Ich lasse dem lieben Kinde sagen, es soll recht viele neue Lieder lernen, um sie dem Onkel, wenn er wieder dort ist, vorzusingen. Liebe Rahel, in welchen ungeheuern Räumen muß Elischen sich fühlen in unseren Zimmern, — ein kleines Kämmerchen sah ich heute wieder, worin ich als Kind viel gewesen, und das mir damals ein großer Saal erschien; eine alte, bekannte Erfahrung, doch trifft sie jeden, der sie macht, neu; Straßenentfernungen hatte ich bei weitem richtiger abgeschätzt. Düsseldorf ist eine heitere, belebte, nicht klein geartete Stadt, gefällt mir ungemein, hat für jederman Reiz und Annehmlichkeit, schöne Gärten und Alleen, dazu der mächtige Rhein, der jetzt gelbe, angeschwollene Fluthen zürnend vorüberrauscht, — ich gewiß will der lieben Stadt nichts absprechen, — allein dies Bekenntniß muß ich Dir machen, meine Kindheit hier spricht mich wenig an, sie reizt mich kaum; mit den vielfachsten Betrachtungen nur, aber mit allzu wenig Gefühlen, habe ich die Stätten meiner frühesten Erinnerung besucht. Ich bin selbst verwundert darüber, aber es ist so. Viel mag daran Schuld sein, daß meine Erinnerung selbst nur lückenhaft ist, aber es ist dies nicht allein, es ist auch anderes dabei. Von vielem muß ich mir sagen, es konnte nur gelten, weil anderes nicht da war, und wenn ich mich noch so bescheiden ansehe, so darf ich doch nicht zweifeln, für diese beschränkten Kreise war ich nicht gemacht! Kurz, die harte Nuß, welche meiner heutigen Erfahrung zu knacken aufgegeben worden, hat den Kern zum Inhalt, daß ich in vielen Stücken gar nicht so sehr ein Düsseldorfer bin, als ich es zu sein glaubte; und dies Bekenntniß leg' ich Dir hiemit ab! Der Mensch gehört wirklich nicht der Scholle an; die Wanderjahre hat er von Geburt an schon angetreten, und zuletzt läßt er ja die ganze Erde! Glaube aber nicht, geliebte Rahel, daß ich nicht die mannigfachsten, seltensten, anziehendsten Eindrücke hier habe, im Gegentheil, alles redet mich heimlich und vertraulich hier an; aber grade die Empfindung fehlt, die ich als vor-

herrſchend annehmen wollte, die Empfindung des Hiebergehörens. Wenn Du bei mir wäreſt, könnte ich ſie vielleicht doch hier ſtärker haben, als an anderen Orten, ohne Dich gar nicht! — Ich habe die zwei Schweſtern Jacobi's, Lene und Lotte, beſucht, die eine iſt 78, die andere 79 Jahr alt; nachdem Jacobi in München geſtorben, zogen ſie wieder hieher zu einem anderen Bruder; beide ſind rüſtig, flink, luſtig und antheilvoll, als wären ſie nur 40 Jahre. Den ſchlagrührigen Benzenberg, der ſogleich nach Dir fragte, habe ich ſehr abgethan gefunden, er iſt an's Ufer geſpült, ſchwimmt nicht mehr im Strome. Der Direktor Schadow und ſeine Frau waren ſehr artig. Unſer Dr. Fichte war ſehr erfreut und eifrig bemüht, ließ mich aber ſeine Frau nicht ſehen, ging mit mir aus, und ſprach im völligſten Vertrageten, mit dem Fluſſe ſeiner in dieſem Tone geläufigſten Rede bildete das Stetternde ſeiner Gedanken den unangenehmſten Gegenſatz; ich kann ihm auf dem Wege, den er geht, kein ſonderliches Heil weiſſagen. Immermann bin ich vorbeigegangen, ich hätte ihm über ſeine neueſten Erzeugniſſe nichts Angenehmes zu ſagen gehabt. Bei Prinz Friedrich mocht' ich mich nicht melden, ich hätte morgen bleiben müſſen, und das erlaube ich mir nicht ſo von freien Stücken. Die Gräfin Bernſtorff, deren Tochter hier ihre Wochen hält, habe ich aus Beſcheidenheit nicht beſucht; wer weiß auch, welchen Augenblick ich da grade getroffen hätte, und ich reiſe ja nur durch! — Ich muß aber noch von Früherem einiges anmerken. Arolſen liegt vortrefflich, in angenehmer Waldhügelgegend; ein ſchöngebautes, gebildetes Städtchen, prächtiges Schloß, ſchöne Gärten: die verwittwete Juſtizräthin Varnhagen habe ich auf eine Viertelſtunde beſucht; außer ihrem Manne hat ſie kürzlich auch einen Sohn verloren, der eben nach Göttingen auf die Univerſität ſollte; ein artiger Knabe von elf Jahren war zu Hauſe, der jüngere, Robert, in der Schule, zwei treffliche Mädchen, Doris und Ismene, darf ich unbedenklich als ſolche bezeichnen; beide ſind ſehr hübſch, ganz fein und offen im Benehmen, verſchämt aus Blödigkeit und ganz dreiſt in vornehmem, geſchientem Bewußtſein: die eine iſt Braut mit einem Herrn Reichardt aus Gera, wo ſie künftig wohnen wird, ſie hatte ihn vorigen Sommer in Pyrmont, wo ſie bei Verwandten war, kennen gelernt. Ihr Onkel, der portugieſiſche Oberſt, iſt in Portugal, und hat eine Civilanſtellung im Forſtweſen, wobei die politiſchen Stürme ihn kaum berührt haben. Ich ſchied

ungern so schnell aus Arolsen, aber es wäre Sünde gewesen, nicht weiter zu fahren. In den waldeckischen Gebirgen war noch viel Frost und Schnee; herrlich aber öffnete sich das Ruhrthal, und entwickelte sich immer reicher; Arensberg liegt ungemein schön, ich wüßte diese Eigenthümlichkeit mit keiner anderen zu vergleichen; was giebt es für Aufenthalte, die gewählt zu werden verdienen! Ich habe Graf Flemming's Grab auf dem dortigen Kirchhofe besucht, und seinem abgeschiedenen Geiste nach jenseits in Deinem und meinem Namen zugerufen; er gehörte doch zu den Unseren im besten Sinne! Ein Waldbezirk bei Arensberg heißt noch nach dem Namen Varnhagen, dem Namen der ehemals dort gestandenen, aber schon im fünfzehnten Jahrhundert zerstörten Burg, von der jetzt auch keine Trümmer, wie doch noch vor zwanzig Jahren, mehr übrig sind. In Iserlohn ist der Name Varnhagen ausgestorben; ansehnliches Vermögen hatte sich auf eine Erbtochter angehäuft, deren Sohn, ein sehr reicher Mann, gewöhnlich in Brabant lebt. Die Betriebsamkeit in diesen westphälischen Bergländern, in Iserlohn, Hagen, Schwelm, und so weiter steigend bis zum höchsten Gipfel in Barmen und Elberfeld, hat mich in größtes Staunen gesetzt und ohne Unterlaß vergnügt; gestern Abend fuhr ich viele Stunden weit in einer illuminirten Gegend, Haus von Haus längs der Straße und weithinaus einzeln in die Thäler zerstreut, Mühlen, Schmiedewerkstätten, Eisenhammer, Wirthshäuser, alles leuchtete. Und diese Betriebsamkeit senkt sich bis hieher an das Rheinufer, wo sie neue Förderung empfängt. Ich glaube allen diesen Ländern ist die preußische Regierung der größte Segen. Was wird nicht alles veranstaltet, gebaut, befördert, geleitet! Wege, Brücken, Ueberbauten u. s. w. sind überall im besten Zustande. Johann, dem ich meine Kontremarke gegeben hatte, kommt eben ganz befriedigt aus dem Theater; er sitzt lieber auf dem Bock, als im Wagen, und findet es nicht leicht zu kalt, selbst dem Regen mocht' er sich heute nicht entziehen, obgleich ich es ihm wiederholt anbot, sich zu mir zu setzen; das Alleinsein ist mir natürlich angenehmer. Ich habe die besten, innigsten Gedanken heute gehabt, geliebte Rahel, ich sprach wahr und wahrhaftig mit Dir. Du bist mein Lebensglück, mein Lebensschatz! — Morgen früh reise ich vollends nach Bonn, Nachmittags bin ich dort, und finde Deine lieben, lieben Briefe! Der Rhein ist hier und bei Köln ganz vom Eise frei, und wird ohne die geringste Gefahr täglich

von Posten und Reisenden passirt. Ich werde bei Köln erst übersetzen. Dort bereitet sich alles zur Fastnacht, schon hier; man sagt, die Kurfürstin und der Kurprinz wären an dem Haupttage jedesmal in Köln, dann kann ich auch vielleicht dort sein. — Der Himmel segne Dich, Geliebteste, und gebe Dir Gesundheit vor allem! Ich hoffe zu Gott, Du bist wohlauf! Tausend Schönes dem Mompel, dem einzigen Herzenskerl! Ich grüße und küsse Euch! Allen Freunden Gutes und Liebes! Doren und Karolinen Grüße. Leb wohl, Geliebte, Herzensfreundin, einzige, süße, theure Rahlina! Von Bonn mehreres.

Ewig Dein treuer

Varnhagen.

Beifolgende Quittung, liebe Rahel, schicke gefälligst am 3. März durch Baumann unter Umschlag nach der kleinen Jägerstraße Nr. 2.

Ich schlafe in demselben Zimmer, wo ich vor 15 Jahren mit Tettenborn eine Nacht hier zubrachte, mit dem prächtigsten französischen Bette. Daß ich bei Tage in Düsseldorf war, ist schon 35 Jahre her!!

An Rahel.

Bonn, den 26. Februar 1829.

Donnerstag Abends gegen 9 Uhr.

Geliebte, einzige Rahel! Glücklich hier angekommen, vom Wagen gestiegen, auf die Post geschickt, und — o Glück, o Freude! — sechs Briefe von Dir! Diese reichen Mittheilungen, vollauf zum Lesen für anderthalb Stunden, beglücken mich unaussprechlich; sie haben mich ganz dahin genommen, und ich schwelge in diesen stärkenden Lebensfluthen! Antworten kann ich heute auf nichts, ich bin wie berauscht von der Fülle, ich kann nur fröhlich sein, aber auf keinen Gegenstand mich einlassen. Doch muß ich gleich heute Abend Dir ein paar Zeilen schreiben, denn ich bin auch zu glücklich, um nichts zu thun. — Heute früh gab ich einen Brief an Dich in Düsseldorf auf die Post; um 7 Uhr reiste ich ab; es schneite stark; zum Nachmittag war alles wieder thauig, und gegen Abend strahlte anhal-

tend der ſchönſte Sonnenſchein, den ich als gutes Zeichen begrüßte! Die Ueberfahrt bei Köln war gut und leicht. In Köln hielt ich mich nur ſo lange auf, als meine Geſchäfte es erforderten, ich hatte nämlich Verabredungen auf dem Poſtamte zu treffen, trank eine Taſſe Kaffee und fuhr weiter. Hier angekommen, las ich meine Briefe, auch eine Depeſche war darunter. Dann ſchrieb ich an Fräulein von Stockhauſen, die Schlüſſeldame der Kurfürſtin, und bat um Anmeldung, brachte meinen Brief ſelbſt ab, und hätte ich nicht noch allen Schmutz der Reiſe auf mir gehabt, ſo wäre ich vielleicht gleich zum Thee zur Kurfürſtin geladen worden, ich verhinderte es, indem ich den Kammerdiener verſtändigte. Gleiche Anmeldung ließ ich an den Kurprinzen gelangen, und ging dann, grade gegenüber, zu unſerem Schlegel, der aber ein Examen außer dem Hauſe hielt, jedoch bald nachher zu mir in den Gaſthof kam, eifrig nach Dir fragte, und nun ſogleich Deine ſchmeichelhaften Empfehlungen und Anerkennungen zu hören bekam, welches ihm in der That den angenehmſten Eindruck machte. Ich aß theilweiſe zu Mittag dabei, um 8 Uhr Abends, und wir ſprachen ſehr angenehm; über ſeinen Bruder denkt er etwas ſtreng, er tadelt deſſen letzte Bücher, als durchaus unwiſſenſchaftliche, worin die Philoſophie vernichtet und die Geſchichte verfälſcht werde, dadurch habe er ſich geiſtig vorhergetödtet, aber auch leiblich ſei er an ſeinem Tode ſchuld, indem er alles verſäumt habe, was er ſeinen Zuſtänden doch unentbehrlich wußte, als Schröpfen, Aderlaſſen u. ſ. w., denn ſchon vor ſechs Jahren, was ein Geheimniß geblieben, habe er einen Anfall von Schlagfluß gehabt, und ſein Arzt Malfatti ihm nur den erſchreckenden Namen der Krankheit, nicht aber die nöthigen Verkehrungsmittel verhehlt. — Schlegel macht einen Beſuch bei einer ruſſiſchen Dame, Frau von Meyendorf, in meinem Gaſthof, und will noch zu mir zurückkehren. Ich glaube aber, es wird zu ſpät; ich bin müde, und will mich in das herrlichſte franzöſiſche Bette legen! Gute Nacht, liebe Rahel! In Deinem Andenken ſchlaf' ich ein, Dich ſeh' und hör' ich, Dich küſſe ich! Eliſchen haſt Du auf dem Arm, ſie geht nicht leer aus. Gute Nacht, Geliebte! — Morgen mehr! —

Freitag, den 27. Februar, Morgens.

Gut geſchlafen, geliebte Rahel! Aber da es über Nacht wieder Froſtwetter geworden, auch wieder etwas Huſten; ich

kann das Uebel nicht ganz los werden; habe mir aber schon Emser Waſſer beſtellt, Dein gutes Mittel, tauſend Dank, einzige Rahel, Deiner lieben Mahnung! — Deine theuren Briefe ſind vom 12., 15., 17., 19., 20. und 21. Februar, ich habe ſie alle. Was enthalten ſie für Schätze von Mittheilungen! Meine Geburtstagfeier iſt wohl ſchön! Du machſt ein ganz neues Kinderleben, alles Kindliche auf alles Gebildete bezogen und dieſes wieder in jenes verſetzt. Göttlich iſt der Herzensengel mit dem Füßchen ſtampfend, und wie himmliſch erklärſt Du es, das heißt, wie einzig richtig! Ueberhaupt ſchilderſt Du das kleine Thierchen in aller ſeiner innigen, ſchwirrenden, glänzenden Lebendigkeit zum Küſſen und Auffreſſen! Aber ich kann nicht antworten auf alle Deine Briefe, jetzt nicht! — Eben verläßt mich der Leibarzt des Kurprinzen. — Nun hat auch die Frau Kurfürſtin geſchickt, um 12 Uhr ſoll ich ihr das Schreiben des Königs überreichen, um halb 3 Uhr bei ihr ſpeiſen. — Der Brief Roſa Maria's und die Ausſchnitte der Kinder freuen mich; wie brav, daß Du geantwortet haſt! Aber die arme Adelheid Carolath, Gottlob daß dieſer Schrecken vorüber iſt; ich bezeige der Fürſtin meine innigſte Theilnahme, meine verehrungsvollſten Grüße. Auch Caſper'n wünſch' ich von Herzen Glück. Was muß die arme Mutter ausgeſtanden haben! —

Ich ſchreibe Dir abſatzweiſe, wie die Gelegenheit es erlaubt. Die Frau Kurfürſtin war ſehr gnädig, hielt mich für einen Bruder des portugieſiſchen Obriſten von Varnhagen, den ſie kennt und ſchätzt. Auch der Kurprinz nahm mich günſtig auf. Von da fuhr ich zu Schlegel, Niebuhr, d'Alton; der letztere lebhaft und herzlich in alter Bekanntſchaft, fragte ſehr nach Dir, beklagte in Berlin uns nicht gefunden zu haben u. ſ. w. Niebuhr war grade in einer Vorleſung: Schlegel iſt hier, wie er in Berlin war, für mich unendlich anziehend durch ſein reiches und elegantes Wiſſen, mögen Andere auch über ihn ſcherzen, er bleibt auch ſeinerſeits im Scherze nicht zurück. Hier iſt litterariſches Leben die Fülle; bei der Frau Kurfürſtin ſind öfters Lektüren, Schlegel hält ſie meiſt, dieſer, Niebuhr, d'Alton und andere Gelehrte ſieht ſie an ihrer Tafel von Zeit zu Zeit: von Goethe's und Schiller's Briefwechſel hat ſie günſtig genutheilt, und nur bedauert, ſo viele Anſpielungen nicht zu wiſſen. Du ſiehſt, das iſt gleich ein anderer Boden, als der in Kaſſel, wo in den Umgang derer, auf die ich angewieſen war

oder beſchränkt bleiben mußte, keine litterariſche Blüthe ſproßte. Eben ſchickt die Frau Kurfürſtin, ich ſoll in Civilkleidern zur Tafel kommen; ſehr gnädig! um ſo freier kann ich athmen. —

Abends.

Sehr angenehm war es zu Mittag bei der Frau Kurfürſtin, nur kleine Geſellſchaft von ſieben Perſonen, aber freies, gebildetes, zum Theil ſcherzendes Geſpräch, alles von beſter Art, auch die Prinzeſſin Karoline iſt ausgezeichnet, ſpricht ſehr hübſch, verſtändig und freundlich. Ich ſaß neben der Kurfürſtin, und hatte die Ehre viel mit ihr zu ſprechen, auch nach der Tafel einiges Abgeſonderte, aber doch natürlich nicht allzu Unmittelbare, ich darf auch hier nichts übereilen. — Nachmittags las ich einige Zeitungen, dann beſuchte ich den Banquier Wolf. Er ſelbſt, der Vater, war ausgegangen, die zweite Frau, die er geheirathet, die ſchöne Schwiegertochter, der Sohn und einige Kinder deſſelben fand ich zum Kaffee verſammelt, man lud mich zum Setzen ein, und bot mir Kaffee und Kuchen an, ich rief die alte Bekanntſchaft zurück, Umſtand nach Umſtand, und des Wunderns, Lachens, Fragens, Scherzens war kein Ende. Die zweite Frau, die mich damals nicht geſehen hatte, genoß das meiſte Ergötzen, ſie lachte jedesmal wie über etwas zum erſtenmal vorkommendes Unerhörtes, ſo oft ich ein Wort leſchen kandesch einmiſchte, und als ich gar ſagte, ſie möchte es mir verzeihen, ich wiſſe wohl, es ſei eine Chuzke von mir, gab ſie ſich völlig gefangen! Ihre Art erinnerte mich lebhaft an Mad. Liman. Nachher kam der Alte, ganz munter und rüſtig, fragte, nachdem er ſich ſchnell in alles gefunden, trotzig auf ſeine Klugheit die ganze Familie, ob er denn nicht völlig Recht habe, mich für ſeinen Glaubensgenoſſen zu halten? Wir ſprachen dann noch vieles Angenehme, Kluge, Erläuternde, über Religion, bürgerliche Welt, Geſellſchaft. Die herzlichſten Anerbietungen erfolgten, Einladungen, Zuſicherungen. Ich werde auch wieder hingehen, und habe mich vorläufig, falls ich noch hier und frei bin, zu morgen über acht Tage auf Schalent eingeladen, denn ſo hochdeutſch wurde es hier ausgeſprochen, nicht polniſch platt Schelent, wie wir Polennachbarn ſagen. Dieſer Beſuch machte mir wahrhaftes Vergnügen; romantiſches Element, weltgeſchichtliches, Boden für alles Wirkliche und Phantaſtiſche, Freiheit, Aufregung. Die ſchöne Schwiegertochter

iſt noch ſchön, wiewohl ſie eine ſchon ſechszehnjährige Tochter und noch fünf andere Kinder aufweiſt. Mit Henriette Marx, geborene Haber, war ſie eng befreundet. Des Generals Tettenborn erinnerte ſie ſich mit Wohlgefallen und fragte mit Antheil nach ihm. In ihr Schickſal ſcheint ſie ſich gefunden zu haben, und wenigſtens einer gewiſſen Ueberlegenheit theilhaft geworden zu ſein. Das ganze Haus iſt hier ſehr angeſehen, und nimmt an allen Geſellſchaften der Gebildeten Theil, ſo wie es in Berlin geſchehen könnte. — Nun bin ich aber zu abgeſprochen, um noch bei Schlegel Thee zu trinken, wie ich ihm halb und halb zugeſagt hatte, ich ſchreibe ihm einen Zettel zur Entſchuldigung, und trinke behaglich daheim Emſer Waſſer mit warmer Milch und Zucker. Schon hab' ich ein Glas getrunken, es bekommt mir ſehr gut. Ich trinke es in Deinem Andenken, Geliebte, Theure! Jetzt ſollt' ich noch in Deinen Briefen nachſehen, und manches näher beantworten, aber ich vermag es heute nicht, ich gerathe dann in's Leſen, möchte jedes berühren, Dir für jedes danken, Dir alles erwiedern, und da ſchwindelt mir ob der überſchwänglichen Fülle! Mein Genuß iſt unausſprechlich! Meine Rahel! meine einzige Freundin, nach der ich mich ſehne in Leid und Freud, in Kaſſel und in Bonn, denn faſt kann ich dieſen Unterſchied ſo benennen! Du biſt ewig bei mir. Wie ich bei Köln auf dem Rheine war, mitten auf dem tobenden Waſſer, und mir Gefahr dachte, denn vorhanden war keine, — die abgerechnet, die wir alle auf der Pulvermine — wie Du ſagſt — jeden Augenblick beſtehen, — da mußt' ich mir ſagen, ich würde Dich denkend, anrufend, ſegnend — und ſo in aufgeregteſter Lebenskraft den Tod weniger empfindend — untergehen. Aber wir wollen es beſſer machen, wir wollen uns fröhlich wiederſehen, und glückliche Zeiten zuſammen leben! Wir werden es, der Himmel gewährt es uns, es muß ja auch ſeine Abſicht geweſen ſein, mich wenigſtens hat er auf Dich angewieſen. — Grüße mir den lieben Engel Eliſe! Alles, was Du von ihr ſchreibſt, entzückt mich. Und auch Marie freut mich in der Seele; es iſt zum Erſtaunen, das Stückchen, das Du von ihr erzählſt. Aber hinwieder auch Eliſe, die ſchon den Vater entſchuldigen will bei der lieben Tante! Ja wohl, Tugendtochter! ein klares Engelchen, vom Himmel geſendet, in einer Wolke, wie Du es ihr vorſagſt, am Ende iſt es ganz wahr und richtig, und die Naturforſcher finden es nach Jahrtauſen-

den auf ſolche Art! Ich bin es überzeugt. Was wird der Liebling nun über Bonn ſagen? Bonn, Bonn! Das klingt herrlich, nicht wahr, Eliſe? Ich bringe auch welche mit, wenn auch die Tante ein wenig ſchilt! Tauſend Küſſe dem ſüßen Nachtigällchen, unſerer Sängerin, Tänzerin, unſerem Freudenkind! Alles, worauf ich auch nicht unmittelbar antworte, geht in meine Seele ein, es iſt nur Zufall, daß ich nur eines erwähne, und anderes nicht! —

Ich werde morgen Niebuhr beſuchen und auch Nanny Arndt. Von Gelehrten habe ich wohl noch ein Dutzend hier anzuſprechen, wenn ich will. — Am Rhein iſt alles toll wegen des Karnevals, Düſſeldorf macht es den Kölnern nach, Bonn darf nur nicht dieſes Jahr, aber alles ſtrömt nach Köln, die halbe Stadt iſt ernſthaft närriſch, und die Behörden nehmen ordentlich Theil. Die Frau Kurfürſtin ſagte mir heute, ſie würde dieſes Jahr die Sache nicht wieder mit anſehen; in Köln glaubte man, ſie und der Kurprinz würden der an ſie ergangenen Einladung folgen. Der Verkehr zwiſchen allen dieſen Städten iſt außerordentlich, drei Schnellpoſten gehen täglich von Düſſeldorf nach Köln, und drei von Köln nach Düſſeldorf, eben ſo iſt es zwiſchen Bonn und Köln, und ſo weiter, Aachen, Koblenz, Mainz, ſelbſt noch Frankfurt und die ganze Umgegend ſind hier nahe Orte, weil ſie ſo leicht und angenehm erreichbar ſind. Die preußiſche Regierung iſt aber ein rechter Segen für dieſe Länder, ſie werden es in ſpäter Zeit einſt allgemein erkennen! — Wie lieb iſt es mir, daß die Nachricht wegen Mad. Milder noch nicht gegründet iſt! — Alſo Fürſt Pückler in Muskau! Die Stelle aus der Fürſtin Brief iſt ſehr gut! — Lebe wohl, geliebte Rahel! Grüße alle Freunde! Mit heißen Küſſen in innigſter Sehnſucht Dein lieber

Auguſt.

Sei geſund und fröhlich! Freue Dich Elischens und alles Guten!

Ich liebe Dich, Du weißt es!

An Rahel.

Bonn, den 28. Februar 1829.

Sonnabend, gegen 9 Uhr Abends.

Einzige Freundin! Mein Brief von heute war schon auf der Post, und ich dringend beschäftigt, als ich den Deinigen vom 23. Mittags empfing, ich konnte daher seine Ankunft nicht gleich in jenem melden, noch ein neues Wort nachschicken. Später gab mir Schlegel, gegen Abend, da er eben den hiesigen Damen Vorlesung halten wollte — er wiederholt ihnen die in Berlin gehaltenen — mit großer Feierlichkeit eine unter seiner Adresse an mich gekommene Depesche, es war das kleinwinzige Briefleinchen von Friederike Robert, was viel zu lachen gab, insbesondere auch das Siegel, man fand es schön, daß unser auswärtiges Departement jetzt, anstatt mit zwei wilden Männern, mit einem Amor siegelt, — dann gab er mir auch Deinen Brief und Robert's Gedicht und Verwert dazu. Ich finde das Gedicht sehr schön, den Wechsel der Versarten und den Gang der Empfindungen glücklich übereinstimmend, irgend einer Musik ganz empfänglich — die wirklich vorhandene kenne ich nicht. Was den Gedanken selbst betrifft, Musik in Worte zu setzen, so hab' ich ihm schon damals nicht ganz beipflichten können, als Du ihn zuerst äußertest, und ich Dich noch gar nicht kannte; es war im Jahre 1803, Koreff wollte nach Halle reisen, Du hattest ihm einen offenen Empfehlungsbrief an Reichardt gegeben, er las entzückt uns Freunden ihn vor, und der Gedanke war sehr neu und eigen darin ausgesprochen, die Art machte den größten Eindruck auf mich, obgleich ich dem Inhalt widerstrebte; meines Gefühls von jener Zeit bin ich noch, und ich glaube dasselbe durch Gründe unterstützen zu können, die gelungene Arbeit Robert's — dieser eine Fall, oder auch einige solcher Art, sind kein Beweis. In jedem Fall ist es ein schönes Gedicht und ein musikalisches geworden, wenn ich die Musik auch ganz bei Seite lasse. Wie Schlegel urtheilt, werde ich erst erfahren, das Gedränge war zu groß. — Dein lieber Brief war in trüber Stimmung angefangen, Du schriebst sie Dir zum Theil weg, wie Du sagst; Du klagst über Langweiliges, Unbefriedigendes, Unerweckendes. Ich kenne sie, diese

Stimmungen, man entflieht ihnen nicht, zu Hause und in der Fremde nicht, weder einzeln noch beisammen; aber sie verwehen, und bei uns (ich rechne mich diesmal mit Dir zu Einer Klasse) leicht bei jedem Anlaß, schon durch die Beschäftigung mit ihnen hebt sie auf, man hat einen Gegenstand, und der mangelte grade. Nun bist Du längst darüber hinweg, und fast ist es Unrecht, daß ich noch davon rede! Wo sind meine Kasseler Mißmüthigkeiten? In den Briefen an Dich stehen sie, mir sind sie fremd. Doch geht nun auch hier allmählig meine Noth an, die jedoch nie so groß werden kann, wie dort. — Ich will Dir aber lieber meinen Tag erzählen. Nachdem ich an Dich geschrieben, mußte ich an den Kurprinzen einen Brief schreiben, eine Antwort auf einen von ihm empfangenen. Nachher ging ich zu Schlegel, der seine indischen Sacher zeigte, einer Russin, Frau von Meyendorf, und ihrer Mutte, Frau von Hoguer, und dem Grafen von Turenne, ehemaligem Adjutanten Napoleons, den wir in Lüttich einmal im Fluge gesehen haben. Er und Frau von Meyendorf sind seit mehreren Wochen wegen des großen Augenarztes von Walthe. hier. Die Erkennung war gegenseitig. Ich fragte à propos d'éloquence nach dem Fürsten Koslofsky, Turenne hat ihn viel gesehen, im Herbste hat er in Bingen die Traubenkur gebraucht, aber entsetzlich dabei gegessen, jetzt soll er in der Schweiz sein, ich treffe ihn also diesmal nicht in diesen Gegenden, — Du nanntest ihn mit unter den Nichtlangweiligen. Die Russin Mutter liebt ihn nicht, die Russin Tochter hatte ihn nie gesehen, wußte aber ein herrliches Bonmot von ihm, — eine wegen ihrer Dummheit bekannte Fürstin Barclay war in den Rheinbädern, ihre Dummheit das tägliche Gespräch; irgend eine Nachricht gab ihr einen Schmerz, den sie in Thränen ausließ; man zeigte sie Koslofsky'n, da sitze sie und weine, er solle doch nun besser von ihr denken; er sah hin, wandte sich ab, und sagte: „bah! c'est de la bêtise distillée!" Ich lobte ihn nach Kräften, das gab dem Franzosen auch etwas Muth, denn er war schon ganz entschlossen, seine Anerkennung zu verläugnen, und die Russinnen tadelten weniger scharf; die Mutter nahm ihm zumeist übel, daß er, und zwar schon als Gesandter, von der griechischen zur römischen Kirche übergetreten, — das wußten wir nicht, wir dachten immer, er habe der letzteren von Kindheit angehört. — Um halb 3 Uhr war ich bei der Frau Kurfürstin zur Mittagstafel; Niebuhr war heute da und der Augenarzt Pro-

feſſor von Walther; alles hübſch und angenehm, lebhaftes Geſpräch; die Kurfürſtin und Prinzeſſin Kareline überaus gnädig gegen mich. Dann war von 5 bis 7 Uhr die Damengeſellſchaft bei Schlegel, Vortrag und Thee. Von da bis gegen 9 Uhr war ich bei Niebuhr, denn zu ihrer Abendgeſellſchaft, wo Schlegel und die Ruſſinnen waren, hatte mich die Kurfürſtin nicht geladen. Es war zwiſchen mir und Niebuhr alles auf einem guten Fuß, keine böſe Anſpielung, alles mild und ſogar zutraulich, er gab mir mancherlei Auskunft über Dinge, die mir jetzt wichtig ſein müſſen. Er iſt eine Miſchung von Schleiermacher, Voß, Achim von Arnim und Oelsner. — Morgen Vormittag bin ich zur Kurfürſtin zum Sprechen beſchieden, übermorgen zum Kurprinzen, es wird ſich ſo ſchnell aber noch nichts entſcheiden; auch ſteht der Erfolg nicht in meiner Hand, und ich wäre thöricht, auf ihn zu rechnen; indeß darf dies meinen Eifer nicht ſchwächen, ich muß das Meinige klar und voll gethan haben. — Wir haben hellen Sonnenſchein und Froſt, das Wetter ſieht herrlich aus, aber die Luft iſt ſcharf, und ich ſpüre es wohl; aber Emſer Waſſer, das ich nach Deiner Mahnung fleißig trinke, thut Wunder! Ich befinde mich dabei ſehr gut, und wenn nur das Wetter wieder aufgeht, werde ich auch nicht einmal Emſer mehr nöthig haben. Den Huſten abgerechnet, und auch ihn ſpüre ich ganze Zeiten faſt gar nicht, ich bin ganz wohlauf, und auch munter. Es iſt in Bonn große und reiche Zuflucht, man kann nicht verderben. Ich bekomme aber wahrſcheinlich ſehr viel zu thun, und auch das iſt recht gut. Ich theile ganz Deine Anſicht über meine Reiſe und alles damit Zuſammenhängende, Du weißt, ich nahm es auch gleich ſo. Aber die Augenblicke des Mißmuths machen ſich im Beſonderen doch durch das Allgemeine Platz, und die Wochen der Sehnſucht laſſen ſich nicht für anderes ausgeben, als ſie wirklich ſind. Geliebte, theure Rahel! Ich rühme mich zwar immer, Du ſeiſt mir gegenwärtig, ich redete mit Dir; aber dieſe Einbildung kommt mir theuer zu ſtehen, ich fühle nur um ſo herber, wie in Wahrheit Du mir fehlſt, und was in dem Du alles enthalten iſt. O dieſe reizende Gewöhnung des täglichen Daſeins an dieſe Wärme, an dieſes Licht, die ſich über alles verbreiten, was uns berührt, ſelbſt über das, was zuweilen als ihr Gegentheil ſich eindrängen möchte, dieſe reizende Gewöhnung iſt mir ſo nothwendig geworden, wie irgend ein Eingeweide dem körperlichen Leben ſein kann. Liebe, liebe Rahel, ich küſſe Dich

zärtlichſt, ich umarme Dich und laſſe Dich gar nicht wieder los! — Für den Liebling will ich ausſchneiden, wenn es ſich ſo fügt, aber ich bin hier ſehr überhäuft; ſein Gekritzel freut mich; ſein Löckchen iſt mir rührend anzuſehen, ſo ein kleines, zartes Geſchöpfchen, eine reine Gottesgabe, mit allen Gütern des menſchlichen Weſens ausgeſtattet, auch mit ſolchen Härchen! Ich küſſe ihn herzlich, den theuren Mompel, ſeine Aeuglein glänzen mir lieblich entgegen, ſein Stimmchen bezaubert mich. Wie glücklich machſt Du die Kinder, durch Vergnügen für jetzt, und durch Pflege und Saat hundertfältiger Art für künftig! Ich ſehe Dich mit Entzücken in dieſem Wirken, ich möchte ſelbſt Dein Kind ſein, um mir das alles widerfahren zu laſſen, auch als Kind, denn wie es ein Nichtkind kann, hab' ich es ja ſchon genoſſen, und genieß' es noch immer! Liebe, heißgeliebte Rahel! — Auch Frau von Cotta freut mich in Deinem Umgang, die Leute werden mir heller und deutlicher, wenn ich ſie von Dir beleuchtet ſehe, und wenn Du ſie lobſt, die ich lobte, ſo werden ſie mir erſt recht beſtätigt. — Alſo Heine iſt nun da? Grüße ihn beſtens von mir, ich denke Berlin ſoll ihn ſelbſt nach Mailand und Venedig erfriſchen! Er ſoll hübſch auf Dich hören und Dir folgen, laſſe ich ihm ſagen, zu ſeinem Beſten! —

Sonntag, den 1. März, Morgens 9 Uhr.

Guten Morgen, liebe Rahelina! Mögeſt Du gut geſchlafen haben, erquickt und froh dem angenehmſten Tag entgegenblicken! Ich habe gut geſchlafen, die Luft iſt milder, denn es ſchneit ſanft, mein Huſten weicht, ohnehin kann er dem tüchtigen Emſertrinken nicht widerſtehen. Mein erſtes Frühſtück iſt Emſer mit Milch, mein zweites Kaffee, erſteres bekömmt mir vortrefflich, letzteres nicht ſchlecht. Du, theure Geliebte, ſchreibſt mir alles ſo hübſch und genau, und ſo lebendig, dagegen komme ich nicht an! Gewiß haſt Du heute das Kind bei Dir, die Eltern ſind ausgebeten, oder ſchicken's Dir doch, den lieben Mompel, das ſüße Herzblatt, die Tugendtochter! Ich ſchreibe in Haſt, denn ich muß heute Vormittag bei der Frau Kurfürſtin eine Hauptunterredung beſtehen, und noch manches dazu vorbereiten. Zur Tafel bin ich heute beim Kurprinzen, und wahrſcheinlich iſt die Kurfürſtin auch dort. Dieſe hohe Dame wird hier allgemein verehrt und geliebt; ihr einfaches, freund-

liches Weſen, ernſten Dingen zugewandt und doch jedem feinen Scherze geneigt, ihr ſinnreiches, unterrichtetes Geſpräch über litterariſche wie über politiſche Gegenſtände, alles macht ſie den Bonnern ſo werth, daß dieſe mit Sorgen den Augenblick drohen ſehen, wo ſie dieſe Stadt verlaſſen könnte. Sie wünſchen mir hier kein Gelingen meiner Aufträge. Die Kurfürſtin geht täglich ſpazieren, mit der Prinzeſſin Karoline und mit Fräulein von Stockhauſen, ihrer Schlüſſeldame, oft auch ganz allein, ohne nachfolgenden Lakaien, auf die nahliegenden Dörfer, wo ſie mit den Leuten ſpricht und in der Stille wohlthätig wirkt. Die Prinzeſſin Karoline iſt bezaubernd, in großer Ferne mit Karolinen von Humboldt äußerlich zu vergleichen, innerlich aber in großer Nähe mit unſerer lieben Prinzeſſin Auguſte von Solms, jetzigen Prinzeſſin von Schwarzburg-Rudolſtadt, ſo verſtändig, ſo natürlich, ſo wohlwollend. Dom Miguel hat hier am Hofe keine Freunde, ich mußte noch das Entſchuldigendſte für ihn vorbringen. Niebuhr erzählte aus dem Hochtory-Journal die Drohungen dieſer Parthei gegen Georg IV., daß die Nation, falls er die Katholiken zu emanzipiren beharre, das Recht habe, ihn bei Seite zu ſetzen und den Prinzen Georg von Cumberland zum Könige zu machen; ob nicht dieſe Fraktion, fragte er, ſobald man ihr nicht allen Willen thut, die ärgſten Jakobiner wären? Dergleichen Geſpräche an einer Hoftafel ſind immer merkwürdig. Zuletzt verknitterte ſich Niebuhr mit Profeſſor von Walther in ein Allein- und Kleinigkeitsgeſpräch über einige baieriſche Adelseinrichtungen, die Kurfürſtin blieb aus Artigkeit ſitzen, überlang, ein Lächeln war kaum zu unterdrücken! Niebuhr, ohne alles Arg, brachte immer neue und ganz unerhebliche Redensarten, als wäre es die Aufgabe, nicht abzubrechen, ſondern fortzuſetzen — genug, die Kurfürſtin mußte doch endlich Gewalt brauchen; aber auch hierin gefällt mir ihre Nachſicht und eben ſo die Argloſigkeit Niebuhr's. — Nun hab' ich Dir doch wieder viel geſchrieben! Du klagſt mit Recht, geliebte Rahel, daß man nicht alles ſchreiben könne; aber hieher geht es nun ſchon, und ſollten mir auch die Briefe nach Kaſſel nachgeſchickt werden müſſen, ſo iſt Veranſtaltung getroffen, daß die von hier nachgeſchickten, mir dort nicht geleſen werden, der hieſige Oberpoſtdirektor war ſelbſt bei mir. Du kannſt mir jetzt alſo ohne alle die Rückſicht, welche Kaſſel auferlegte, frei ſchreiben. Laſſe mich auch beſonders wiſſen, wenn etwas Mißtönendes über mich zum Vorſchein kommt, denn ich kann viel-

leicht zu rechter Zeit entgegenwirken; ich habe gelernt, man darf ſich nicht unbewehrt unter die Leute ſtellen, ſondern muß den Wunden vorbeugen. Doch bin ich ſehr ruhig, und denke kaum die Möglichkeit, mir etwas Fälſchliches jetzt aufzubürden. Leb wohl, Geliebte! Tauſend Schönes an alle Freunde, an Mad. Ludwig Robert diesmal beſonders, meinen beſchämteſten Dank! Adieu, Herzensrahel!

Ewig Dein

Varnhagen.

An Varnhagen in Bonn.

Den 1. März 1829.

Guten März! anſtatt guten Morgen. Heute iſt Sonntag, der 1. März 1829. 11 Uhr. Graues Wetter ohne Sonne: niederer Nebel heute Morgen. Geſtern Morgen unverhofft alles voll Schnee; und nicht zu kalter Nordwind: heute kenn' ich ihn noch nicht.

Willkommen in Bonn! So gewiß bin ich, daß Du dort biſt. Gingen Deine Hausgeſchäfte wie meine: und hätteſt Du ſo gut geſchlafen! Höre mein Bulletin von vorgeſtern Abend an. Ich kämpfte mit Schlaf, ließ mir gegen 8 einen Wagen holen, fuhr zu Moritz, wo Heyſe's, Mariane Saaling, Mad. Krickeberg, Mad. Bitter, Dr. Gans und ich waren. Heitere, anregende, unterrichtende, behauptende, erzählende, luſtige, witzige Geſpräche; zwiſchen Moritz, mir, Gans, Heyſe: die Anderen fanden für gut zu ſchweigen; beſonders fiel das von den Saaling'ſchen Damen auf (denn die Anderen ne sont pas, mais ont payé pour se taire, croirait-on): aber die bekamen's auch von mir und Moritz. Ein Brief würde ein Buch werden müſſen, referirte ich den Gang des Abends. Auf mündlich! So viel aber muß ich doch ausſtoßen; daß ſich Dr. Gans nun vollkommen und unwiderruflich dargethan hat, als unfähig geworden auch zur beſten Geſellſchaft. Er konnte ſprechen, doziren ſogar; kein Gegenſtand war ausgeſchloſſen; die gelehrteſten Sprachforſchungen mit Dr. Heyſe, an denen von uns Allen der ſinnverſtändigſte Antheil genommen wurde — ſeltenſter Fall! —, kleine ſchöne Talente durfte er zeigen; und

erhielt den freieſten, wahrſten Beifall: er war in einer paſſenden, weder zu vornehm geſitteten, noch auf einer unteren Stufe der Unbequemlichkeit ſich befindenden Geſellſchaft von Menſchen: Freunde zu nennen. Hörte lauter Durchdachtes, und doch Friſches; konnte alles ſagen in der Gewißheit verſtanden zu werden; befand ſich in durchaus behaglichem Element: und war wie von der Tarantel geſtochen; bloß weil er nicht gering ſein durfte: weil er ſich leerer Anekdoten und eitler Geſchichten aus dem Sprechzimmer der Univerſität, bei gleich erfolgter Strafe des Lächerlichſeins, enthalten mußte; und nicht Boſton ſpielen konnte. Malgré lui war es, wenn es Momente gab, in denen er zeigen mußte, was er ſein könnte; mit rechtſchaffener Zucht, über ſeine Gaben, und Talente, ſeine guten Kenntniſſe, und ſeinen vortrefflichen Kopf. Geſellſchaftlich iſt nichts mit ihm zu machen, als ihn aufgeben; und von edlerer Nahrung ſpänen. Er floh, von einem Stuhl zum anderen. Moritz holte ihn mehreremale aus dem erſten Zimmer zurück; er nahm gewaltthätig den Dr. Heyſe dahin. Er lief allein umher, und auf und ab; hörte nicht, unterbrach; erzählte mir par exemple zweimal eine dumme Anrede an Heine, die er für witzig hält: und auch Moritzen ſchon mehrmals vorgetragen hatte; worüber Moſer ihn deutlich, gelaſſen und gründlich zurechtgeführt haben ſoll. „Sie ſind wohl hier, um Ihren Ruhm einzukaſſiren; Sie ſollten einen Kaſſier haben.“ Als er's mir zum zweitenmale ſagte, antwortete ich ihm das höchſt Einfache: „Laſſen Sie Heine zufrieden.“ Der Abend war gut; das Eſſen auch; einen Moment vor 11 fuhr ich ab.

Geſtern Morgen um 11 kam mein Kind. Welche göttliche Aufführung! Um halb 12 Mad. Duruiſſeau, um ſich Frau von Arnim zu zeigen, die ſich ſtellte, als unterſuchte ſie ſie für eine Freundin; ſie ſchielt, und die Sache iſt nichts. Sie kann nicht Pip auf deutſch ſagen. Mad. Duruiſſeau hatte nach abgemachter Sache nicht den Takt, zu gehen, ſondern ſchien es für artig zu halten, bis Frau von Arnim ging, zu bleiben, denn erſt, als die den Mantel nahm, ging ſie. Eine Stunde franzöſiſches Geſpräch, wo der liebe Himmelskerl wie ein ſtiller Engel ſaß: nicht ennuyirt. Ich wartete ſie doch neben mir auf der grünen Bank („Raſenbank“) ab. Bettine ſprach immer von dem Glück, was das Kind für ſeine Erinnrung haben würde!!! ſehr innig, heimlich, gut, wie zu ſich ſelbſt. Will immer eine Bonne, accurat wie ich: ſagt das jedem, der da

kennt: was aber zum Herausplatzen war, iſt, daß ſie zu der Demoiſelle ſelbſt ſagte: Est-ce que vous aimez les enfants? — „Oh oui, madame, j'aime beaucoup les enfants!“ — Mais — nun kam der rechte Ausdruck nicht — mais que vous soyez absolument avec les enfants comme madame de Varnhagen! Denk Dir! kurz, ſie machte ſich doch deutlich: ſie müſſe ſo fein wie ich mit den Kindern. Und ſolche, bittet ſie mich auch immer, ſoll ich ihr ſchaffen. Kaum war die Demoiſelle weg, ſo trat Frau von Cotta ein: Bettine mußte noch bleiben. Eine recht artige, luſtige, ernſte halbe Stunde. Frau von Cotta war von allen Fêten, Zug, und Hitze, einen Tag zu Bette geweſen: iſt aber wegen des Gemahls wieder im Zuge: ging, von Alexander Humboldt dazu gedrungen! auch bis 9 geſtern auf den Brühl'ſchen Ball. Mad. Cotta verſprach mir den Dienstag Abend, ohnerachtet ihn Bettine für Savigny's wollte. „Erſt Frau von Varnhagen“, ſagte ſie. Alſo Arnim's kommen auch. Mad. Cotta fragte, ob ſie Heine mitbringen könne. Er iſt ſchon eingeladen, ſagte ich. Moritz'ens: da ſie ſich ſterblich in Bettine und ſie in Moritz verliebt haben: ſterblich. Ludwig Robert, und Wilkſen; alles andere werde artiſtement und artificiellement abhalten. Mit Kunſt, und Liſt. Dich aber, mein Theurer, Verbannter, lade ich küſſend und ſchmeichlend ein: und Du biſt auch da. Mad. Cotta blieb noch vertraut eine Weile; ich kämpfte mit Todesſchlaf. Dann ſpielte ich mit Eliſe; was ſie wollte: ſie hatte gebadet, kam — von Baumann getragen — blaß an: wurde echauffirt (das Bad war ein wenig zu warm): drum ließ ich eine Kutſche beſtellen. Sie ſaß wie ein indiſch Kind, auf meinem Schrank, den Lampenſchirm auf dem ſchönen Kopf, und ſpielte von oben, glücklichſt, tüchtig lachend, Ball mit Doren: auch wollte ſie gar nicht herunter, bis der Wagen kam. Da brachte ich ſie, Thorweg 'rein Thorweg 'raus, nach Hauſe. — Sie nähte, während die Damen bei mir waren, und aß Schabäpfel mit Zucker, und Kaſtanien — von Moritz mitgebracht. — Ich ſollte bei ihr eſſen. „Eß mit mich!“ Der liebſte Engel. Das Grazienkind, aus Tugend. Um 11 kommen ſie; um 1 ißt ſie hier; weil ſie ſchon um 4 zum Geburtstag bei Emil ſind. Nun ſollen ſie verdaut haben, will ich.

Geſtern Abend kamen Louis's um 7, dann Moritz, dann Wilkſen. Sehr luſtig; dann nach dem Ball Carolath's. Bis 11. Amüſant. Tauſendſte Grüße von Adelheid und dem Für-

ſien, ſie hat ausgerichtet, was Du wünſchteſt. Williſen enorme Grüße, Rike noch beſſer. Louis keine, ſchrie er. Nun hör' ich vor Nerven auf: nur noch Eins. Ludwig thun wir Unrecht: er iſt nicht zerſtreut: er hört nur auf die Namen „Phylax" und „Robert" nicht; ruft man noch ſo laut und deutlich „Williſen", ſo kommt er geſtürzt. So that er vom Entrée zurück, als ich dreimal Williſen ſchrie, dem ich noch etwas ſagen wollte. Adieu, beſter Freund! Ich umarme Dich.

Deine R.

Geſtern ließen mich die Freunde nicht die Blätter leſen. Paul Ebers war im Frühabend da: Mad. Schröck noch früher, die ich, weil ich etwas litt und mich frottiren ließ, nicht annahm. Nach dem Mordſchlaf; den ich mit wenigem Eſſen vergebens bändigen wollte. Adieu! Les demoiselles vous saluent: moi, monsieur de Schlegel. Adelheit voller Antheil. Ach! ja; Frau von Hünerbein noch mehr wo möglich, mit Dank: die war auch bis 7 bei mir.

An Rahel.

Bonn, den 2. März 1829.

Montag Morgens, nach 8 Uhr.

Geliebte Rahel! Wenn es auch nur einige Zeilen ſein können, ſoll doch mein heutiger Gruß an Dich gelangen! Ich habe gut geſchlafen, von Dir und Eliſen geträumt, dann wachend mit unendlicher Sehnſucht Deiner gedacht, alle Deine Liebenswürdigkeit mir vorgeſtellt, alles Glück, das ich in Dir beſitze! Aufgeſprungen darauf, angekleidet, gefrühſtückt, und gleich kann ich wieder nichts Beſſeres und Lieberes thun, als wieder zu Dir hingewendet ſein! Mögeſt Du Dich wohlbefinden, dem ſchönſten, angenehmſten Tage jetzt entgegenlächeln! Wenn es dort wie hier iſt, ſcheint die Sonne jetzt an Deine Fenſter, und bezwingt leicht nur noch den geringen Froſt, der, ohne Wind, mir faſt gar nicht empfindlich iſt. Mein Huſten kann jeden Augenblick aufhören, ſo wenig iſt er nur noch, und er hindert mich an nichts, nur ſchone ich mich Abends mit Reden, da ich von Amts wegen, z. B. geſtern Vormittag anderthalb

Stunden, viel reden muß, und heute wieder, denn ich bin zum Kurprinzen bestellt. Gestern war bei ihm große Mittagstafel, die Frau Kurfürstin und die Prinzessin Karoline speisten ebenfalls bei ihm, ein Dutzend Gelehrte, Beamte u. s. w. Niebuhr, verständig und natürlich, wie fast immer, denn auch wenn er unverständig ist, ist er es aus natürlicher Grillenhaftigkeit, die er nicht unterdrücken kann; Schlegel fast gar zu geckenhaft, und im Gespräch streitend und scherzend oft nur dadurch noch im traurigen Vortheil, daß ihn selbst die Feinde „aus Mitleid" — wie Ranke sagt — noch schonen! Durch sein Haus will er eigentlich mit Goethe'n rivalisiren, oder besser ihn überbieten, denn daß man dessen Wohnwesen stets so gerühmt, muß einen tiefen Eindruck auf ihn gemacht haben, aber welch ein Unterschied zwischen dieser gesuchten, wenn auch übrigens geschmackvollen und gelungenen Eleganz, und jener hervorgewachsenen, einfachen und doch erfüllten, eigenthümlichen Anordnung! — Abends besuchte ich noch Nanny, wurde herzlich bewillkommt, sah die Kinder, von Siegrich an bis zu Leibold, aber bald war das alte Schweigen hergestellt, und da ich den Mann allein nicht wollte schreien hören, noch selbst zum Mitschreien Lust hatte, empfahl ich mich bald, in bestem Vernehmen, und mit dem Versprechen, wiederzukommen. — Heute ist ganz Bonn nach Köln gefahren, den Karnavalsaufzug zu sehen, wirklich ist die Stadt leer, und selbst vor meinen Wagen kein Pferd mehr zu bekommen, zum Glück ist es ganz trocken, und ich kann die kurzen Wege in Schuhen auch gehen. Meine Herrschaften, die sonst auch zu diesem Tage nach Köln zu fahren pflegen, sind diesmal hiergeblieben. — Nun muß ich schließen! Das Blatt ist als innigster Gruß doch sein Postgeld werth! Hiebei ein Vögelchen für den geliebten Herzengel! Ich küsse Euch, Geliebte! Alles Schöne an die Freunde, an Willisen, Carolath's, an alle Robert's!

Mit treuester Liebe Dein

August.

Welche heiße Wünsche send' ich für Dein Wohlsein, für Deine Freudigkeit zum Himmel! Geliebte Rahel! — Mein Geschäft ist noch ganz unentschieden, unendliche Schwierigkeiten, und doch nicht ganz ohne Hoffnung! Ich muß vielleicht nochmals zwischen Kassel und Venn hin- und herfahren; davon sage jedoch nichts. — Leb wohl, Geliebte! — Meinst Du Schlegel inter-

eſſire ſich für Robert's Gedicht? Ja, wenn es ein Gedicht an ihn wäre, und gleich gedruckt obenein! Doch billigt er durchaus den Gedanken, Muſik in Worte zu ſetzen. —

An Varnhagen in Bonn.

Montag halb 11 Uhr, den 3. März 1828.

Windloſes, duſchiges Wetter; an den Thürmen Nebel. Kein Wetter möchte ich das nennen.

Unendlich habe ich mich gefreut, mein theurer Auguſt, als ich geſtern Morgen Deinen Brief aus Düſſeldorf, den munteren, erhielt. Singe Du nur! dann tanze ich. Der Frühling muß ja auch kommen; und triffſt Dich in den ſchönen Gefilden. Ich kenne Schwelm, Elberfeld, die Spiegelſcheiben, alles. Und wie muß das in achtundzwanzig induſtriellen Jahren zugenommen haben. Spanien ſogar (wie unter einem tollen Gärtner Gottes Vegetation) proſperirt ja auch mit uns Uebrigen, und ſeine Kaufleute ſtiften allerlei Vereine, Anſtalten; Barcelona will proſperiren: und noch viele andere Plätze, und Städte, in dieſem mißhandelten Lande. Wie haben wir unſerem König zu danken! Du haſt Recht: aber ich verſäume dies bei keiner Gelegenheit! Naßäugig. Du weißt es: ich küſſe ja Friedrich dem Großen, unſerem großen Kurfürſten, noch mit aufſchlagendem Herzen den Saum des Mantels. Schönes, herrliches Gefühl: Verdanken! Reſpekt! — Ich ſage nicht: wo bin ich hingerathen; ſondern fahre fort.

Du thuſt Dir Unrecht mit der Forderung, die Du an Dich machſt, noch ſo viel Zärtlichkeit für Düſſeldorff empfinden zu wollen: und ich mußte ordentlich lachen über Deine Darſtellung, ſo einleuchtend, ſo lebendig ſie war. Lieber Auguſt! Du haſt aber Unrecht, nicht zu Gräfin Bernſtorff gegangen zu ſein — ſo Recht ich Dir mit Immermann gebe! — höchſtens hätte ſie Dir abſagen laſſen: im Gegenfall aber, freut man ſich immer der fremden Stadt mit einem Stadtgenoſſen von zu Hauſe. Doch war's nach Deinem — faſt hätte ich geſagt unſerem — Karakter, und darum gut. Nun biſt Du ſchon ein alter Einwohner Bonn's; und morgen gedenke ich Nachrichten von dort zu erhalten: ohne Sorge, wenn ſie nicht kommen. Eben als

ich ſchreiben wollte, kam ein dicker, oblaten-klebender! toller Brief an Dich an; ohne Datum, ohne Unterſchrift: ich las ihn nicht; weil ich an der Erwähnung Reimer's und Manuſkriptenweſen ſah, daß er wieder von Bonn iſt: denn ſelbſt auf dem Stempel iſt nur das B zu leſen. Laß Dich von dem tollen, prätenſionsvollen Menſchen auch keine Viertelſtunde quälen. Mich bringt er nur auf. —

Vorgeſtern Abend hatte es Moritz — und Tore — mit Bitten ſo weit gebracht, daß ich mit Moritz'ens in's franzöſiſche Theater — Sperrſitz! — ging. Amüſirt. Moritz ſich in Attentionen nicht erſchöpft, ſondern in Flammen geſetzt! Louis, der mich nicht zu Hauſe fand, war außer ſich vor Glück. Sie, und Tore, dachten, es ſei Hypochondrie, daß ich nicht auf ſolche Orte will. Bon Dieu! Ich konnte nicht: und noch geht's ſchwer und nachtheilig. Nachher überredeten mich noch Henriette Solmar, die Damen Crayen, Erneſtine ſtumm bei Henriette Thee zu nehmen. Ich that's, um letztere mir zu heute abwehren zu können. Richtig waren Crayen's geſtern bei mir. Wer heute kommt, weißt Du. Geſtern kam unverhofft Paul Ebers, mit Mutter und Schweſter: und Louis's, die ich zum Nothfall zitirt hatte: die Ebers'ſche und Crayen'ſche Familie haben ſich göttlich amüſirt; ſich einander die Kour gemacht, ewig geſprochen, diskutirt, gewitzelt, erzählt; viel gelacht. Louis war gut und witzig: Mad. Ebers bekam rothe Backen, parole! und wurde geſund. — Hühnerfrikaſſee, ſchöne Mehlſpeiſe; hausbackenen Kuchen zum Thee. Behagen. Ich war die wenigſte reell unterhalten, nur antheilweiſe: und doch auch ſehr gut; mißverſtehe das nicht; die Fremderen nahmen mehr Antheil an Erzählen; und Dingen, deren Art und Wirklichkeit ich ſchon kenne: und im Ganzen mußte es doch auf zweiten, dritten Stufen bleiben. Sie ſagten Alle vielemale, wie ſehr amüſirt ſie ſich hätten. Immer Triumph für eitle Wirthe, wie ich. Vormittags war Frau von Horn bei mir geweſen: lange, mittheilend, freundlich: die war alſo auch abgemacht; ſchöne antheilvolle Grüße von ihr. Es war Lektüre bei Hedwig geſtern. Herr von Olfers las Indiſches, überſetzt von Rückert, glaub' ich nur: den nannte Frau von Horn mit; enfin, für mich zum Fliehen. Adelheid war dort; ſollte hinkommen.

Heute ſchreibe ich nicht mehr: ich will mich zum Abend ſchonen, eben weil mir unbeſchrieen iſt: nach einer guten Nacht.

— Elischen war gestern liebenswürdigst von 11 bis kurz vor 3 bei mir. Ballspielen auf dem Spinde: spanisches Buch (Bilder): Brühe mit Ei, nach Schabeäpfeln. „Erkläre mir alles!" Seelenvergnügt. „Onkel", und „Onkel": und was Du schreibst, und wie es in Bonn ist; und hier Deine Stube. Göttertochter. Adieu, bester August! wohl bekomme Dir Bonn! wohl gelinge Dir alles!

Deine R.

Johanns Frau weinte heute bei mir. Zehn Thaler hat er ihr alle Monat versprochen: ohne uns eine Silbe zu sagen: er muß sich erklären; doppelt können wir nicht zahlen. — Dank für die Quittung. Deine liebe Aufmerksamkeit beschämte mich!

So eben, 1 Uhr, war Henriette Reden eine Stunde bei mir: sie wollte eine Viertel bleiben. Briefe mitgetheilt. Erzählungen aller Art. Hof-Feten, Familienangelegenheiten. Lauter Gutes: und gute Grüße für Dich. Adieu, bestes Augüsterle! Ich küsse Dich. Wir lobten Dich. Henriette sehr: ich auch sehr. Je saluo Mr. Schlegel.

An Rahel.

Bonn, den 3. März 1829.

Dienstag Abends halb 10 Uhr.

Heute Vormittag, meine innigstgeliebte Rahel, kamen zugleich Deine lieben Briefe vom 23. und 25. hier an, ersterer mit einigen Zeilen von Herrn von Hänlein aus Kassel. Ich freute mich wie ein Kind, als sie der Postbote, da ich schon die Zeitungen allein empfangen hatte, noch nachträglich brachte, und geweint hab' ich vor Freuden, über Deine gute, erquickende Nacht und über Deine himmlische Beschreibung Deines unschuldigen, vergnügten Zusammenseins mit Bettinen! Ja wohl, wie gönn' ich es Dir, meine Herzensfreundin, alles ächte Schöne und Wahre, Reine und Edle, wie es Dir auch so einzig gebührt! Dir sollte gar nichts anderes nahen, als dieses Dein Element, oder was wenigstens darin getaucht ist, und insofern demselben angehört! Und welch Wunder mit Moritz, von dem

ich noch nie gesehen, daß er nicht jedes Ausgezeichnete, das er bei Dir getroffen, zuerst aus allen Kräften verneint hätte, um es etwa nachher theilweise auf anderen Wegen dennoch anzuerkennen! Dies Wunder bewirkt Dein schöner Sinn also doch zuletzt, der bei jeder Ungebühr immer gleich bereitwillig bleibt, immer dasselbe Beste und Schönste liebevoll anbietet, immer unermüdlich und selbstvergessen mittheilt! O ich kenne Dich wohl, mir bist Du nicht entgangen! Meine theure, einzige Rahel! Wie freu' ich mich Deiner, wie unaussprechlich süß ist mir das Bewußtsein, Dir so fest und sicher für das Leben verbunden zu sein! Deine Briefe überschütten mich mit Leben, frische Quellen strömen sie mir zu, heitere, blitzende, balsamische Worte, die mit Kraft eindringen, und fortleben in der Brust, die sie aufgenommen hat! Ich danke Dir, Rahel, mit wahrer Rührung, für Deine herrlichen Gaben, für Deine unendliche Liebe, aber sei auch versichert, daß kein Zug Deiner lieben Hand seine Wirkung verfehlt, daß alles an seinen rechten Ort gelangt, und ein Herz diese Herzensfülle aufnimmt! Nun hab' ich hier schon acht Briefe von Dir, und zum Theil ganz große, ein Wald, in dem ich mich verliere! und dessen Blätterrauschen mich immer auf's neue anzieht! Du bist billig, und erlässest mir von selbst die Beantwortung des Einzelnen, sie wäre mir jetzt auch unmöglich, denn ich habe mich gar nicht so beisammen, als es dazu nöthig wäre. — Gestern hatte ich eine beinah zweistündige Unterredung mit dem Kurprinzen, eine Art Werkleistung, die für etwas gelten kann, wahrhaftig! Wenn die Bemühung vergeblich bleibt, so ist es nicht meine Schuld, aber versucht mußte ich sie haben. Ich sehe täglich mehr alle Hoffnung schwinden, aber mein Eifer bleibt derselbe. Der Zwiespalt dauert zu geraume Zeit, es ist zu viel Mißtrauen und Bitterkeit in den Gemüthern, zu viele Personen sind dabei im Spiele, hier können nicht Worte wirken, hier müssen Ereignisse die Stimmungen ändern, und dazu ist es noch nicht gekommen. Nachher aß ich bei Schlegel mit seinem gelehrten Gehülfen und Hausfreund Dr. Lassen, recht gut und erlesen, doch gar nicht üppig, unter wunderlichen Gesprächen, denn er ist einzig, unser Schlegel, in seiner Art sich zu haben und zu äußern. Gradezu fordert er sich sein Lob ein, wie eine Gebühr, die man zu zahlen hat, und selbst den freiwillig Gebenden glaubt er noch mahnen zu müssen, bald Hauptsummen, Steuersätze für's ganze Jahr, bald kleine Nebengefälle für ge-

legentliche Vorkommniſſe. Sein kritiſches Talent ſelbſt wird ihm durch dieſe Erpreſſungen angegriffen, er verwechſelt die Leute, die er vor ſich hat, und läßt am Ende nur die für tüchtig gelten, die ihm gute Zahler dünken. Wie vornehm er die Leute ignoriren will, das iſt zum Grimm oder zum Lachen, und nur will, denn es gelingt ihm doch nicht, ſondern oft iſt es nur die Rückwirkung davon, daß er ſehr gut weiß, wie ſie ihn ignorirt haben. „Wer iſt Rückert?“ fragt er als ein groſſer Herr, der ſich um alle die Kerls nicht bekümmern kann. Er lieſt faſt gar nichts, als was er unmittelbar gebraucht, und wo er ſich angeführt oder übergangen finden kann, das entgeht ihm nicht. Nachmittags fuhren wir nach Godesberg, tranken Kaffee in dem ſchönen Gaſthofe, wo auch noch andere Fremde waren, das Wetter war heiter, die Luft etwas ſcharf entgegen, aber ich hielt mir ein Tuch vor den Mund, und kam unbeſchädigt heim. Mein Huſten verliert ſich nach dem kräftigen Emſer Waſſer, das ich Deinem herrlichen Rath auch zu danken habe, völlig, und ich athme wieder ganz frei, trotz der noch anhaltenden Winterluft, des vielen Sprechens und der mitunter ganz heißen Zimmer. Die eiſernen Oefen ſind unerträglich; man hat gar keine andere hier, zwar giebt es ſehr ſchöne, geſchmackvolle, reichverzierte, aber ſie tangen ſo wenig als die anderen, eine gleichmäßige, nachhaltige Wärme zu bereiten. Nach der Zurückkunft machte ich noch dem Hofagent Weiſ einen Beſuch, und verplauderte mit ihm den halben Abend; es galt nicht bloß Unterhaltung, ſondern auch ernſte Anliegen, und der gute, wohlwollende Alte hat mir manchen brauchbaren Wink ertheilt. Ueber meine Brocken von leſchen kandeſch will die Familie noch ſtets vor Lachen vergehen, beſonders die Frau des Alten, die mir faſt am beſten gefällt, ſie iſt aus Metz, und hat zwölf Jahre in Paris gelebt, und ſpricht daher vortrefflich franzöſiſch, hat gelaſſene Haltung und erfreute Aufmerkſamkeit. Die Nacht, die ich darauf hatte, war abſcheulich, erſt tobte in meiner Nähe ein Kommers brüllender Studenten, ſolcher, die nicht Geld genug gehabt, um zur Faſtnacht nach Köln zu fahren, und die ſich daher um ein Billiges hier ſchadlos hielten; als dieſe endlich heimgingen, heulte ein ausgeſperrter Hund ſo gut und anhaltend, als ob er's in Berlin gelernt hätte! Genug, ich ſchlief nicht, und lag überwacht bis gegen Morgen. Daher ſtand ich ſpäter auf als gewöhnlich, und mußte gleich an's Schreiben, denn ich hatte zu thun; dann kam

der Hofagent Wolf mit allerlei Nützlichem, das mir zu Statten kam, der Mann kennt hier alles Oertliche auf's Genaueste. Ich machte ſodann ein paar unerläßliche Beſuche, und kam noch eben zur rechten Zeit nach Hauſe, um zur Frau Kurfürſtin zu fahren, mit Schlegel, der auch dort ſpeiſte. Nachher machte ich wieder Geſchäftsbeſuche, und endete im Schachklub, in den mich Schlegel führte — im Kölner Hof ſelbſt, wo ich wohne — und von wo ich mich zuletzt auf mein Zimmer zurückzog, um Dir zu ſchreiben; ich trank anſtatt Thee das nie genug zu preiſende Emſer Waſſer, mit Milch, Zucker und Zwieback. Da haſt Du, Geliebte, auch meinen Tageslauf, und nun gute Nacht, Dir, dem lieben Kind, und nochmals Dir! —

Mittwoch, den 4. März, Vormittags.

Vor Abgang der Poſt will ich Dir noch ſchreiben, meine theure Rahel! Ich habe Deine letzten Briefe eben beim Kaffee wieder geleſen, und die beſeelteſte Stimmung aus ihnen empfangen. „Und ſo prätenſionslos, ſo ohne Wetteifer mit mir: wie ein paar Seelen über der Erde, mit dem tiefſten, wohlwollendſten Geſpräch über den Menſchen: nicht über Leute"; ſo ſchließt Dein zweiter von den geſtrigen Briefen; goldne Worte, die mich das Ganze miterleben laſſen, denn es iſt darin wie in einem Keim enthalten, er braucht nur in fruchtbaren Boden zu kommen, um zu gedeihen! Daß Du aber Deinen Huſten wieder haſt, daß Du mit Terreur und Verzweiflung zu Bette gehen konnteſt den Tag vorher, das beugt mich tief; wenn auch alles ſo unerwartet gut ausging, und Gott wieder klüger war, als wir Alle! Ich leide Dein Leid mit, und es iſt wahrhaft das meine; noch überwiegen aber ſtets die Freuden, die ich gleicherweiſe als die Deinen habe. Nichts Angenehmeres hätte ich mir für Dich und mir ſelber zum Troſt ausdenken können, als daß während meiner Entfernung Bettine Dich erquickt, und für ſie ſelbſt freut es mich wahrhaftig auch, ich will ſie ja ſo gern lieben und verehren! Auch Adelheids Freundſchaft iſt mir ein ſchöner und reicher Kreis des innerlichen Lebens, in welchem ich Dich ſo gern weiß, ſo vertraut, ſo edel, ſo wahrhaft! Daß die kleine Adelheid geneſt, iſt mir unausſprechlich lieb, ich nehme an der lieben Fürſtin den innigſten Antheil, ihr Glück, ihr Segen und Gedeihen gehört mir zu meinen liebſten, ja nothwendigſten Vorſtellungen. Ich glaube

wohl, daß Deine Freundſchaft auch ihr ein Schatz iſt, für die Seele, wie ſie es nie beſſer finden kann, für die Weltwirkung, wie es vielleicht nie zum zweitenmale ſich ſtellt; daß ſie es einſieht und weiß, ſtellt ſie mir nur um ſo höher. — Alſo geſtritten habt Ihr, Du, Bettine und Moritz, über den großen Gegenſtand, welchen wir ruhen laſſen wollten? Aber warum wollten wir das? Eben weil man den Streit ſelten gründlich und ganz ausführen kann, weil man Verſchweigungen anwenden muß, die eignen wahren Waffen nicht gebrauchen darf, und dem Gegner die falſchen, gleißenden und gleißneriſchen nicht entreißen will. Iſt das alles glücklicherweiſe einmal anders, ſo ſei geſtritten in Gottes Namen! Ich glaube wohl, daß Du den vollkommenſten Sieg davon getragen: Bettine ſtritt wohl, weil ſie nicht gewohnt iſt, dergleichen aus einer Höhe zu behandeln, wo das blos Uebereinkömmliche der Welt nicht mehr hindert; Moritz aber ärgert mich dabei wieder: „Es iſt nicht zu ertragen, wenn eine reife, allſeitige Anſicht des politiſchen und bürgerlichen Lebens ſich von unreifer Unkunde ſoll behandeln laſſen, als hätte ſie nur noblere Sentiments!“ Rahel. Darum gaben wir ja gewöhnlich über dieſen Punkt allen Streit auf; behalten die Vortheile des Klugen, — Einſicht iſt immer der erſte Vortheil, ohne den alle anderen nichts gelten, und dem alle andere ſich anreihen laſſen, — und laſſen dem Dummen und Eitlen ſeinen Nachtheil zum eignen Verzehren! — Und nun haſt Du, außer den anderen klugen und geſcheiten Menſchen, die Dich erfreuen und unterhalten, auch noch Heine, den eigengearteten, herumgereiſten, friſchen Heine bei Dir! „Friſch“ braucht hier nicht zu heißen, wie er aus dem Meere kommt, auch eingeſalzene Heringe ſind ja als ſolche ſelbſt noch friſche genannt! Grüße ihn herzlichſt von mir; wenn er einmal glauben ſollte, ich meinte es nicht als Freund, als ächter, antheilvoller mit ihm, ſo ſoll er ſich nur die Stirne ſchlagen, und ſeinen Blödſinn bejammern! Ich hoffe, er bleibt eine Zeit lang in Berlin, und ich ſehe ihn noch dort. Es wäre Unrecht von ihm, ſich dort nicht gehörig umzuſehen, es iſt doch ſein eigentlicher Ort, wenn er ſelbſt auch zu denen gehört, die nicht immer an ihrem Ort ſein wollen noch dürfen. — Schlegel'n habe ich Deine Grüße beſtellt, er iſt ſehr dankbar und empfindlich dafür; es ärgert ihn aber doch ſehr, daß Du nicht mit hier biſt, und ſeine Küche, ſein Haus, ſein Bad, ſeinen Stall, ſein Schlafzimmer u. ſ. w. bewundern kannſt, er möchte auch das

Gewöhnliche als das Außerordentliche gepriesen sehen, und es ist wirklich Außerordentliches dabei, nun denke Dir, wie er es gepriesen sehen möchte! — Warum ich voraussetzte, Du könntest mir auch später noch wieder nach Kassel schreiben? weil ich dachte, in der Unsicherheit, ob ich wirklich abgereist sei, könntest Du dies noch vorziehen, da ich Dir früher geschrieben hatte, es sei auch diese Adresse fortwährend gut, da mir alles nachgeschickt würde, und die Briefe nach Bonn in jedem Fall durch Kassel gehen. Ich glaubte leider meine Abreise noch stets ungewiß. An meinem Geburtstage, da ich Dir fröhlich schrieb, war ich schon im Klaren, durfte aber, außer dem Vergnügen, noch nichts merken lassen, so hart es mir fiel, Dir keinen Wink zu geben. — Du empfiehlst mir den Hundebrief, geliebte Rahel? Ja, wenn es mit dergleichen gethan wäre! Aber der Hundebrief handelte vom Hund, hier müßten welche für Hunde geschrieben werden? Wie macht man das? Wie übersetzt man den Stock in einen Brief? und wie lehrt man den Empfänger, der den Stock allenfalls verstünde, nachher die fremde Sprache auch nur lesen? O wenn es darauf ankäme, machte ich mich selbst zum Hunde, wie die Missionaire zum Schein wohl Heiden werden, um desto gewisser zu bekehren. — Barthold's Gespräch mit dem Könige, wie die ganze Verhandlung freut mich; es ist so was Gutmüthiges von beiden Seiten darin. Der Himmel erhalte uns lange den theuren König! — Also reiset Alexander von Humboldt doch nun wirklich? Willst Du ihn vorher nicht rufen lassen, wegen Ranke's Schrift auch? Ueber Ranke spottet Schlegel wie über einen Schuljungen, und dabei über die Ausposaunungen der Hauptstadt, die von Zeit zu Zeit ein Genie stempeln wollen, und dabei sich arg vergreifen. (Daß Posaunungen stempeln und greifen, habe ich noch nicht gehört, hier aber steht's, und ich will es vertheidigen; wenn ich auch das nicht könnte, was könnte ich dann?) — Ich bin hier sehr beschäftigt, und darf mich dabei durchaus nicht übereilen, daher weiß ich über mein Bleiben nichts zu sagen, als daß es wahrscheinlich noch ziemliche Zeit dauern wird. — Nächstens geht schon die Dampfschiffahrt auf dem Rheine wieder an; die Jahreszeit mildert alles, selbst den Schnee, der über Nacht wieder gefallen ist. Ich befinde mich vollkommen wohl. —

Da sitz' ich am Rheine, am alten Rhein, und habe solchen Rückhalt weit in Berlin, Dich, meine Herzensrahel, das liebe

Kind, die Freunde alle! Unendlich ſüß, klar, ſicher, iſt dieſe Empfindung, die mich zu Euch trägt, und der ganze Lebensmoment wird davon getragen!

Was Du mir vom einzigen Herzensengel ſagſt, erquickt mich! Ich ſehe das Spiel, die unendliche Wiederholung, die ſtets friſche Dichtung! Ich umarme meinen geliebten Mempel, den herzigen Kerl! „Eliſe, ich möchte wohl ... gerne wiſſen ... ob Du — —.“ Das Nachtigällchen, die Tänzerin! Auch die anderen Kinder ſeien innigſt gegrüßt! Ich muß eilen, daß der Brief zur Poſt kommt! — An Willſen tauſend Schönes, ich bin ihm herzlich gut! — Leb wohl, meine Rahel, meine einzige, theure Freundin! Sei wohlauf, vergnügt, genieße alles Schönſte, und bleibe der heißeſten Liebe verſichert Deines

Auguſt.

An Varnhagen in Bonn.

Mittwoch halb 12 Uhr, den 4. März 1829.

Reſt von geſtrig unvermuthetem Schnee auf den Dächern — nämlich, daß die Dächer voll davon ſind, iſt der Reſt, — die Straßen naß patſchig, und doch noch ſteiflich; aber die Luft endlich linde, und Märzgeruch.

Dieſen Morgen im Bette, mein zärtlichſter Freund, kam — etwas ſpät, dünkt mich — Dein liebenswürdiger Brief aus Bonn an. („Bom, bom?“) Was ſteht da alles drin! Schon ehe ich ihn bekam, hatte ich beſchloſſen, heute etwas zu morgen im voraus zu ſchreiben; da ich nun aber ſehe, daß die Briefe von hier nach Bonn, und umgekehrt, ſo lange reiſen, ſo ſchicke ich dieſen wohl noch heute ab. Ich wünſche Dir Glück zu allem, was Du ſchon dort gefunden haſt, und vieles, vieles, was Du dort finden ſollſt! Ich bin voll der beſten Hoffnung; die mir der alte, unter uns berühmte Hundebrief giebt. Das glaub' ich, daß bei der Frau Kurfürſtin gut leben iſt. Aechte Berliner Preußenprinzeß vom edelſten, und alten Schlage! Apropos! Was man jetzt von unſerem König für himmliſche Geſchichten hat! Und keine kommt — für die Fremden; wir Alle wiſſen ſie; und wiſſen ſie auch im voraus — in ein Blatt! Will es der König nicht? Höre die engliſchſte! Des

berühmten Sanssouci-Müller jetziger Nachkommbesitzer dieser Mühle ist in der größten Detresse, und hat mehrere tausend Thaler Schulden. Er redet den König an: und stottert und fleht, Majestät möchte ihn von Verzweiflung retten, seinen Kindern aus der Noth helfen, und die Gnade haben, die Mühle zu kaufen! Der König sagt, das geht nicht. Der Müller kommt schriftlich bei dem König ein; und giebt noch nähere Details über seine Lage, wovon er den Hauptinhalt mündlich dargelegt hatte. Er bekommt den schriftlichen Bescheid: Diese Mühle hätte Friedrich der Zweite, sein hoher Ahnherr, schon nicht haben können, und er selbst könne sie auch nicht kaufen, weil sie der Geschichte gehöre; aus seiner Noth wolle er ihm aber helfen, damit er in seiner Mühle bleiben könne; und schickte ihm dazu die nöthige Geldsumme. He!? Gestern, als bei meiner Abendgesellschaft die Rede davon war, sagte ich, was Du auch wissen sollst: Als unser großer Friedrich so schön die Mühle aufgab, mußte man glauben, Schöneres könne nun mit dieser Mühle nicht vorgehen: nun aber müssen wir glauben, jeder künftige König könne eben so etwas Unerwartetes, wieder Neues, aus dem Herzen erfinden. Ich weine. Höre noch eine liebenswürdigere Anekdote! Nach Beendigung der Königlichen Tafel ertappt ein Tafelaufseher — den Titel weiß ich nicht: Fourier? — einen Lakaien, der eine Flasche Burgunder vor dem Kopf hat, und sie einklucken läßt, und sich aus Schreck ganz begießt; der Mann will sich etwas zeigen, und beginnt einen zu starken, und überlauten, schimpfenden Lärm; „gleich wegjagen", „Dieb", „unerhört", „auf der Stelle weg". Längere Zeit hört der König den Lärm, als er aber gar nicht aufhören will und nur stärker wird, tritt er in's Tafelzimmer, der Lakai will zu Füßen fallen, der Unerbittliche erzählt alles, und: — „Livree zu Grunde richten." „Nicht unglücklich machen!" sagt der König; und lächelt noch hinzu: „Ein andermal weißen Wein trinken." Händeküssen! Ein Fähnrich aus fremder Garnisen, den der König, in Portici, glaub' ich, mit einem Offizierreck und nider Anbefehl aufgeknöpft sah, veranlaßte ihn hinüber zu schicken, und nach seinem Namen fragen zu lassen. Der arme Knabe ließ sich das nicht zweimal sagen: und reißt aus. Unser König bemerkt, daß er fehlt; und erfährt, daß er auch nicht nach hinten getreten ist. Aus der Kommandantenliste erfährt der König Garnisen, und Regiment, und Wohnung: läßt ihm sagen, bis zur nächsten Vorstellung

der Oper zu bleiben, wozu er ein Billet erhält; der Fähnrich antwortet, den Urlaub habe er nicht: Majestät giebt ihm einen; nun hat er auch kein Geld zu bleiben: der gute liebe König läßt ihm so viel verabreichen. Und das Kind sieht die Oper. Und wir: brave! brave! den Accent auf der letzten Silbe wie in Paris, damit man's bis dort hin hört! Das war das Apropos! Nun von gestern Abend. Arnim's, Cotta's, Ludwig's, Moritz'ens, Willisen, Heine. Sich Alle sehr, sehr amüsirt. Alle öfters dafür gedankt. Bettine dreimal mit Phrasen wie Reden. Diese sehr viel mit Willisen. Frau von Cotta vortrefflich zu allem und in allem; Achim viel mit Cotta und Ludwig und Heine. Bettine dann expreß zu Moritz und Ernestine, welche drei sehr eingenommen von einander sind, saßen bei Tisch zusammen. Baron Cotta so liebenswürdig, witzig, erzählend und herzlich lachend, daß Mann, und Frau, als er weg war, jeder sein Lob ver- und bewundernd aussprach. Mich schmeichelte sein Lachen, und Aller Behagen. Jedes war zufrieden; und dankte dafür: ja! Moritz dankte; aber nicht nur aus Ceremonie; ganz satisfaisirt, aus Ernst. Willisen übertraf sich mit Sprechen, Heiterkeit und Biegsamkeit. Ernestinens Schweigen ängstigt nicht: man sieht Theilnahme und Bescheidenheit; und zum Sinn gewordenen bon goût möchte man fast fälschlich sagen; da es doch eigentlich nur umgekehrt hergehen kann; aber die gesellschaftlichen Regeln betete sie eher an, als sie Eigenfabrizirtes wirken ließ. (Wie geschwätzig: daran bist Du schuld!) Rike führte sich sehr gut auf: und war schön. (Jetzt steht das Kind auf einer Hütsche, und schreibt an Dich: „Ich schreibe ihm seinen selben Brief." — Was denn? — Lächelnd: „Er soll Bombem mitbringen." „Kann er's auch lesen?" — Ich werd's dabeischreiben. — „Nein, nein, ich will's dabeischreiben. Du sollst mir Aepfel schrapen, nicht Tore." — Ich muß schreiben. — Lächelnd: „Tore soll schreiben." — Ich habe doch den Apfel geschabt; ich schreibe im Wohnzimmer, welches ungeheizt noch von gestern warm ist: meine Schlafstubenthür offen. Elise tobend und lachend auf meinem Schrank, spielt Ball mit Teren; so vergnügt: „Er soll bald wiederkommen!" schreit sie mir zu.) Wir saßen: ich; Cotta rechts, Bettine, Moritz, Rike, Heine, Ludwig, Ernestine, Willisen, Frau von Cotta, Arnim mir links. Bettine rief mich vor Tisch, und bat mich, Achim bei Frau von Cotta zu setzen. Ich ordnete alle Sitze. Alle Damen — wie

unsere Prinzessinnen, ich mache es immer so — faßten sich an, und gingen an den Tisch: die Herren müssen dann nach. (Sie ißt Nudelkuchen, gewärmt, auf dem Spinde: ihre Wonne!) Sardellenfische mit belobten Erdäpfeln. Zunge, Kalbfleisch mit jus. Nudelkuchen, Perfektion — gelobt. Kastanien. Ich wollte kein Soupé. Baron Cotta hatte Bouillon, als die Anderen Thee hatten. Denk Dir, daß Bettine beim Wegzehen zu uns sagte, an mich gerichtet: „Bei Ihnen muß es so schön gewesen sein in Ihrem Haus; mit den witzigen, gescheidten Brüdern, Sie müsse sich da sehr gut unterhalte haben"; „Sie sind recht glücklich", fing es an. Und das im benignesten, unschuldigsten Ton. — Du weißt, daß ich, in fast umgekehrtem Sinn, Clemens nach ihrer Kinderstube fragte. Bettine (der Merkwürdigkeit wegen!) behandelt mich komplet mit der Zartheit und Zuthunlichkeit, als hätte sie Respekt vor mir; nicht weil ich dergleichen heische, noch gewohnt bin, sondern umgekehrt, bemerke ich es Dir; und nur, weil es sich mir aufdringt. Sie schickt mir immer Butter; will meinen Rath und Hülfe für Kinder, und Gouvernante: „weil Sie's verstehen". Du weißt, wie ich sie liebe; und überheben thue ich mich in nichts. Daher endlich wird mir Einsicht über meine Unschuld. Verzeihe, daß ich das Papier falsch nahm! contra natura Varnhagi! Lebe wohl! Adieu! Deine F. B. Elise grüßt.

Denke Dir Herrn von Hänlein seine unaussprechliche Artigkeit: gestern erhielt ich einen Brief durch die Stadtpost von ihm: worin er mir überhöflichst, und freundlich meldet, daß er den Brief an Dich gleich abgesandt: und ladet mich ein, nach Kassel zu kommen, um Dich dort zu empfangen. Wie artig! Das gute Vernehmen, welches diese excessive Artigkeit hervorbringt oder vielmehr erlaubt, freut mich ungemein! Voilà Paul. Er grüßt von Herzen, sagt er: und mit ihm gehe ich nach Paganini. „Fahren", schreit er. Adieu, Augusterle. Die Familie Wolff freut mich! Esse nicht zu viel Scholent. Amüsire Dich mit allem; und grüße bedächtig Herrn von Schlegel. Friedrich hat sich expedirt. Quo dire!

An Rahel.

Bonn, den 4. März 1829.

Mittwoch Abends, nach 10 Uhr

Heute Vormittag, meine geliebte Rahel, schlöß ich einen Brief an Dich, und ehe der Tag zu Ende ging, fange ich schon wieder einen an, aus bloßer Luſt Dir zu ſchreiben, ohne anderen Stoff, als den der Innigkeit und Sehnſucht! Ich mag es mir hin und her überlegen, umdrängt oder einſam ſein, Geſchäfte haben oder Langeweile, immer bleibſt Du das Beſte, was die Welt für mich hat, mein Lichtſtern, nach welchem ich mich hinwende, mein Heil, das mir nachſtrömt! Liebe Herzens-Rahelina, meine theure Freundin, wie ſoll ich Dir nur ſagen, wie es eigentlich mit mir iſt? Du weißt es glücklicherweiſe ſchon, denn ſonſt wäre ich übel dran; Du weißt, wie es mit uns beiden iſt, und kennſt mein ganzes Herz! Ich habe vor einer Weile in Deinen Briefen geleſen, und da recht meinen Sinn wieder erlabt; Deine Liebeswerte ſind mein Glück, und wenn ich überſchaue, was Du für mich thuſt, wie viel Du mir ſchreibſt, weil Du mir Liebes erzeigen willſt, ſo bin ich ganz gerührt und beſchämt. Daß Du Dir aber um's Himmels willen daraus keinen Zwang machſt, keine Beläſtigung, und Dich auf keine Weiſe anſtrengſt, ich wäre untröſtlich darüber, wenn ich Dir auch ſo weit weg noch eine Viertelſtunde verdürbe! — Ich las in den Briefen die Kindergeſchichten, von Marie, wie ſie ſagt: „Beſſer werden heißt klüger werden; bei mir wenigſtens"; und gleich darauf wie ſonſt ihr Spiel treibt, und von Elischen, wie ſie durch den Ballwurf unverſehens die Glasſächelchen beſchädigt hat, und nach vergeblichem Trotzverſuch in Weinen ausbricht! Das Himmelskind! Und Du liebe Tante, wie himmliſch haſt Du Dich gleich benommen, und wie reizend anſchaulich das Ganze erzählt! Ich habe dabei gelacht, und war ſelber dem Weinen nah. Du ſagſt, klüger wird man nicht, als man zu drei Jahren iſt; es iſt wirklich etwas Wahres in dieſer Behauptung; und man könnte faſt fragen, warum der Schöpfer die Menſchenerſcheinung nicht lieber gleich ſo kurz abgefaßt hat? Es muß aber doch etwas Beſonderes mit den Jahren gemein ſein, eine beſondere Verdichtung und Stärkung für anderweitige

Brauchbarkeit vielleicht! Und ſo möge denn auch unſeren lieben angenommenen Kindern eine vieljährige, zu glücklichem hohen Alter aufſteigende Lebensdauer beſchieden ſein, an der auch uns noch mancher Antheil werde! Unſer Liebling entzückt mir das Herz. Eine Energie iſt in dem Kinde, die ſich aus den zarteſten Beſtandtheilen zuſammenſetzt, und in den feinſten Schwingungen wirkt, und den für mich unwiderſtehlichſten Reiz hervorbringt; iſt da nicht auch die Aehnlichkeit der lieben Tante mit im Spiel? Unverkennbar. — Vielleicht bekomme ich heute noch einen Brief von Dir, aber ich kann dieſen nicht ſo lange zurückbehalten, um es Dir etwa noch zu melden, ich fürchte, daß dieſer die heutige Poſt verſäumen könnte. Leb wohl, Liebe, Süße, Theure! Ich drücke Dich in meine Arme, und laſſe Dich gar nicht wieder los! Grüße herzlich alle Freunde; die, welche obenanſtehen. Auch die Mädchen nicht zu vergeſſen. Johann fragt jedesmal nach Deinem Befinden. Er ſchmeichelt ſeinem Herrn.

Freitag, den 6. März, Morgens 8 Uhr.

Seit vorgeſtern liegt dieſes Blatt angefangen, und ich konnte es nicht fortſetzen. Geſtern ſchon am früheſten Morgen erhielt ich Beſuche, und zwar ſolche, die ich wünſchen mußte, dann ſchriftliche Mittheilungen von hier, eine Depeſche von Berlin, und zwiſchendurch immer wieder Anſprachen allerlei Art, bis die Zeit herankam, zur Frau Kurfürſtin zur Tafel zu fahren, wo auch der Kurprinz wieder ſpeiſte. Nach der Tafel gab mir die Frau Kurfürſtin beſonderes Gehör, und darauf wurde mir dringend nöthig, einen Ausflug in die Luft zu machen, meine Nerven geboten es. Im ſchönſten Sonnenſchein fuhr ich nach Godesberg, Johann mit, weil er es wünſchte. Während der Fahrt röthete ſich der Abendhimmel, einzig ſchön aber lag das Siebengebirge, auf das ich zufuhr, ſeitwärts hinziehend in der zauberiſchen Beleuchtung; es ſchimmerte der ganze Hügelrand des Rheins und beſonders jene Höhengruppe in zarter, brennender Röthe, die von innen durchzuleuchten ſchien, und unmittelbar drüber die klarſte, weißhellſte Luft. Der Anblick war entzückend. Ich rief immerfort: „Rahel! Rahel!“ ich wollte es nicht allein genießen, ich wünſchte Dir es mitzutheilen, auch unſere liebe Eliſentochter rief ich herbei. In Godesberg trank ich eine Taſſe Kaffee, Johann und der Kutſcher auch. Oben im Saale war ich ganz allein, genoß von Fenſtern und Balkon

der herrlichen Aussicht, und las mir zur Freude in Deinen letzten Briefen, von Arelheits Besuch, von Bettinen, und von den lieben Kindern. Bald erloschen die hellen Farben, statt ihrer zogen Nebeldünste auf, und noch war der Wechsel des Hellen und Dunkelen wunderschön. Die Bewegung des Nachhausefahrens that mir wohl, und als ich wieder angekommen war, konnte ich erquickt jede Arbeit vernehmen. Ich befinde mich Gottlob jetzt ganz wohl; Dein Emser thut Wunder, ich sehe, daß ich grade den anhaltenden Gebrauch nöthig habe; von Husten bin ich ganz frei; wenn sie es wollte, könnte ich der Frau Kurfürstin jetzt ganze Abende verlesen; Schlegel wird bisweilen dazu aufgefordert. Es wäre hier alles ganz angenehm, wenn nur das Geschäft eine bessere Aussicht gäbe; allein diese ist ganz verdunkelt. Es thut mir wahrlich leid, aber es war im Grunde schon vorherzuwissen, und der Versuch mur zu machen, damit er gemacht wäre. Deshalb lasse ich mich auch nicht stören, sondern wende gern noch mehrere Zeit daran, um die Ueberzeugung durch die That zu vervollständigen. Der Anschein, daß ich von Kassel noch ein zweitesmal hierher zurückreisen müßte, verliert sich mehr und mehr, aber mein hiesiger Aufenthalt verlängert sich noch. Dies alles ganz unter uns, Du weißt schon! Mein redlicher Eifer, meine bestissene Thätigkeit wird nicht verkannt werden; freilich wäre Erfolg schöner. — Einen der gescheitesten Menschen habe ich hier kennen gelernt, den Geheimerath von Rehfues, Regierungsbevollmächtigten bei der hiesigen Universität; er und alle Menschen gönnten mir und eben mir besonders die gelungene Lösung meiner Aufgabe. — Für Willisen, den ich herzlich grüße, habe ich viel Schönes aufgetragen erhalten vom Oberstlieutenant von Courcelles, dem hiesigen Kommandanten, der mit ihm in Breslau zusammen war. — Heute habe ich viel zu schreiben. Ich schließe diesen Brief gegen meinen Willen, aber es muß sein! — Lebe wohl, geliebte Rahel, meine einzigtheure Freundin, mein Lebenstrost! Sei gesund, das ist mein ewig wiederholter Wunsch, mein Gebet! Tausend Segen des Himmels auf Dein liebes Haupt! Tausend Küsse dem kleinen Liebling! Mit innigster Zärtlichkeit

Dein

August.

An Varnhagen in Bonn.

Sonnabend, den 7. März 1829. 11 Uhr Morgens.

Tuſchiacs Wetter: alles grau; Wind zu hören. Auch der März wird nichts. Aber in Finnland, und Italien, iſt es auch ſo.

Noch nicht eine Stunde her, bekam ich den achtzehnten Herzbrief mit dem ſilbernen Vogelbauer, und dem Papagai. „Papagai — erle"?! werde ich ſchreien; „Portugal". Gott grüß Dich! Nun habe ich auf zwei zu antworten. Geſtern ſchrieb ich nicht. Du mußt ja auch nicht regelmäßig Briefe erwarten: manchmal bin ich zu überhäuft oder muß mich ruhen etc. Heute z. B. habe ich ſchon viel in Mad. Milder ihrer Angelegenheit geſchrieben — keine Eingaben, Briefe; — und in Mad. Arnim's Gouvernanten-Angelegenheit, — alles im Bette, — und meine Augen ſind noch müde von der geſtrigen Alceſte. (Nun kommt was Unpaſſendes; damit ich's nicht vergeſſe! vergiß nicht, und nimm mir's Erinnern gut auf! dem Herrn, mit dem Du verhandelſt, unſeren König anzuführen, ſeinen Vater; und ſeine Großtante, die verwittwete Großherzogin von Weimar, und deren Kinder; wie dieſe Herrſchaften alle den Fall, in welchem er ſich befindet, behandlen. [Gräfin Lichtenau, Frau von Heygendorf u. ſ. w.] Und wenn Du Dir jetzt die Haare mußt ſchneiden laſſen, ja nicht mit einemmale zu kurz; wegen Erkälten.) Deine Briefe aus Bonn erquicken mich; da Du es darin zu ſein ſcheinſt — eine Phraſe, die Dir nicht aus der Feder gefahren wäre: „erquicken", und „erquickt", unter Einer Kappe: ſiehſt Du, ich lerne was; „haben mich erquickt", hätte ich ſetzen ſollen. Habe Vergnügen, freue Dich, lebe: Sonnenſchein komme Dir zu, und friſches Leben! Dann habe ich Vergnügen; und wir werden das alles zuſammen haben! Ich habe Mittwoch Paganini gehört. Lies womöglich, was geſtern in der Spener'ſchen Zeitung darüber ſteht. Ich kann gar nicht errathen von wem: und das iſt ein Troſt. In nichts könnte ich dieſer Beurtheilung widerſprechen: manches noch hinzufügen; alles anders ausdrücken (ich werde es auch aufſetzen). Ein Weſentliches hat der Verfaſſer, wie noch alle Beurtheiler, nicht bemerkt, und ein ſehr auffallendes, befremdendes! Paganini ſpielt durchaus auf einer einzigen Saite

beſſer, als auf allen. Richtiger, ſicherer, reiner, heimathlicher, kühner: und daher mit der meiſten Laune, mit dem dramatiſcheſten Ausdruck. Seine Geſchichte mag ſein, welche ſie wolle, ſo iſt mir gewiß; er befand ſich längere Zeit nur im Beſitz einer einſaitigen Geige. Er ſpielt auf dieſem Inſtrument eigentlich nicht Geige. Er hat nicht Rode's, nicht Durand's, nicht Haake's, nicht Gienervich's Ton, noch Töne. Aber er ſpricht, gradezu; er wimmert; er ahmt Meereswetter nach; Nachtſtille; Vögel, die vom Himmel kommen, nicht die zum Himmel fliegen; kurz, Poeſie. Er ſpielt die Preghiera aus Moſes von Roſſini; alle Stimmen, wie ſie nach und nach einfallen, und dann zuſammen. In Himmelsſphären. Und ich ſchwöre Dir! daß ich gezwungen war, immer des Harfenſpielers Lied: „Wer nie ſein Brot" dabei zu wiederholen, zu ſchaudern, zu weinen. Es war es ganz. Und nun genug. Das Parterre im Saal war nicht geneigt zu applaudiren. Aber mußte. Ich habe die, die ich, als er empfangen wurde, vor mir ziſchen ſah und hörte, in Applaus ausbrechen ſehen. Die Prinzeſſinnen, Alexandrine, Kronprinzeß, Großherzogin von Mecklenburg-Strelitz, Herzogin von Deſſau, alles hieb in die Hände, der Kronprinz in „les autres aussi", wie l'avare von Molière. — Er liefert jedem Bewunderung: und ſollte es auch nur Verwunderung ſein. Er ſieht alt aus, betrübt, verhungert, und luſtig. Eine Miſchung vom ſeligen Bartholdy, Oken und Wiesel, und meinem Leinewandsjuden, dem alten Mann; das Ganze neigt mehr zu dem letzten. Dieners wie aus der Urwelt: alles lachte; er auch. Pantomime dabei; im Ganzen beſcheiden.

Ich fuhr mit Ebers hin, blieb aber — der Treppen und Hitze wegen — allein unten, kam neben Fanny Bartholdy — (verſteckter Pedantism. Sie und er grüßen mit paſſionirtem Antheil: mit ihnen bin ich Einer Meinung; Henſel widerſprach Fanny'n ſogar!) — und Hinny Mendelsſohn, unter dem König auf Stufen. So wollte ich, wegen Zug. Rike'n und Louis, welches mich immer noch freut, hatte ich Billets beſorgt. Die waren mit Bartholdy's, alſo wir zuſammen. Nachher ich mit Louis bei Ebers: kalter Fraß ohne Thee; ſchlecht. Donnerstag Henriette Solmar mit ihrer Societät bei mir, Moritz'ens, Louis. Große Diskuſſion über das (preußiſche) compte-rendu in der Zeitung vom 5. Moritz dafür, wie ein Wüthender; aber Rahel ſelbſt; Fiktion, wahrſcheinlich wegen Brieferöffnung!],

der noch kam, ließ sich — wie immer nicht abweisen. Ralle sagte, er hätte am Morgen einen [wieder Rahel selbst] sagen hören: „Bei einem compte-rendu kommt es nicht auf die Summe der Ausgaben an; sondern auf den Grund der Ausgaben. Dies verwechslen Dumme aus Mangel an Bedacht; und Betrüger mit Bedacht.“ Kurz, es war amüsant: wir ließen diesen Ausspruch mit Carolather Landeswein leben. Hoch! schreie ich noch. Mir kommt das compte-rendu wie Markus Theodor Robert seines an uns vor: das war mein erster Gedanke. Eben diese Milde, diese Güte in der Form, in der Sache fast ein Hohn!

Gestern ging ich aus Pietät in Alceste; die Milder zu hören als Jury, und dazusitzen als Anhänger. Applaudirt, nicht gerufen; vortrefflich gesungen. Das ganze Königliche Haus, trotz französischem Theater, da. Voll, aber nicht erstickend. Ich hoffte auf mehr Muth und Wärme ihrer Anhänger. Spontini saß in seinem Käfig. Heute hat er in die Zeitungen einsetzen lassen, sie könne im Alcidor wegen ihrer Gesundheit nicht singen; da sie gestern fast schrie. Sie wollte in seinen Opern nicht singen: da er erklärt hat, sie könne dies nicht. Er war zweimal wegen Alcidor bei ihr, ohne angenommen zu werden. Darum der Zeitungs-Giftschuß. Erzähle es.

Wie schön beschreibst Du die Herren Gelehrten aus Bonn! Wenn Herr von Schlegel denkt, daß er mir nicht zu antworten nöthig habe, irrt er: ich nehme dergleichen übel, und nehme meine Rache. Exempel Ranke, und tausend, tausend. Kosloffsky lieb' ich. Ist nicht der Graf Turenne der, welchen wir beim Abfahren aus Lüttich, Du vom Bock herab, sprachen?

Von ungefähr kam Willisen gestern neben mir im ersten Rang: er fuhr mit: wir tranken Thee; er sprach von Dir: er grüßt herzlichst: Du sollst ruhig sein; man spräche nicht mehr von Deiner Reise: und lauter Gutes, wenn's geschieht. Adelheid grüßt; Louis's; Erneſtine; Pfuel; Mad. Wahlert: das Kind. Gestern aß es als Engel mit mir!!! „Erzähle, wie die Groben sprechen!“ Damit hetzt sie mich. Drückt und küßt mich. „Liebe schönste Tante!“ Bei Tische. Aber Nein.

Das arme liebe Kind! Gestern, als sie kam, sagte Dore, Du seist da: hat sie sich ordentlich erschrocken. Ich leide den häßlichen Spaß nicht mehr. Adieu, mein lieber einziger August! Weißt Du, ich komme mir ordentlich wichtig vor, seit Du mich

so lobst, so missest, mich Deinem Glück so nöthig preisest. Ich will auch recht artig sein; und immer besser werden, wie ich Marie Lamprecht ermahnte. Adieu! Ich umarme Dich. Ich habe etwas angegriffene Augen. Deine F. B.

Was ich heute thue, weiß ich noch nicht. Gestern Morgen war erst Heine, dann Gans bei mir. Ersterer, wie er war. Gans komplet liebenswürdig. Bloß um mich Lügen zu strafen: nun wird er wieder unleidlich sein. Er grüßt schönstens. —

Beilage.

(Spener'sche Zeitung vom 6. März 1829.)

Konzert von Niccolo Paganini.

Auch wir haben nun diesen Wundermann gehört, bei dem das nil admirari eine begründete Ausnahme erleidet, und können aus der durchaus originalen Weise, wie dieser Künstler das vielseitigste aller Instrumente, die Violine, behandelt, uns leicht den Wiener hoch aufledernden Enthusiasmus erklären. Paganini soll ein Schüler des berühmten Alessandro Rolla, und zu Genua geboren sein. Ein schicksalsvolles, sturmbewegtes Leben hat der geistigen und technischen Ausbildung des Virtuosen eine durchaus abnorme, eigenthümliche Richtung gegeben, und so ihn außer aller Vergleichung mit anderen Violin-Virtuosen gestellt. Gestalt und äußere Haltung bezeichnen den Konflikt, in welchen das Gemüth des Künstlers mit dem Leben gestellt ist. Düstere Schwermuth, die höchste Leidenschaft, Seelengröße und schroffe Kontraste von Ironie und Bizarrerie karakterisiren Paganini's Spiel und Kompositien. Sein Ton ist, des nothwendig schwachen Saiten-Bezuges wegen, nicht besonders voll und stark, dennoch schön und singend, voll Seele, oft bis zu Thränen rührend im dolente. Die Intonation ist stets geldrein, die Bogenführung abweichend von allen gewöhnlichen Regeln, sehr leicht und lang. In einem wahrhaft karakteristischen, grandiosen Konzert eigner Kompositien entwickelte Paganini seine Meisterschaft auf die glänzendste Weise. Im Allegro maestoso von edelm Styl besiegte der seltene und seltsame Künstler die gewöhnlichen Schwierigkeiten des Instruments mit spielender Leichtigkeit, indem schon im ersten Solo die reichen Funken seines Genie's ahnden ließen, daß bei diesem Virtuosen der gewöhn-

liche Maßstab nicht ausreicht. Das Adagio appassionato trug der tief bewegte Spieler mit der ergreifendsten Schwermuth und innigem Gefühl oft ganz einfach vor. Im Rondo brillante dagegen war der höchste Glanz, die unbegreiflichste Präzision, Keckheit und Schnelligkeit vorherrschend. Wenn Paganini schon alle nur denkbare Schwierigkeiten der bisherigen Violinschulen in höchster Vollendung ausführt, so ist er außerdem noch einzig in der Behandlung des Flageolet, das er auf unerklärliche Weise auch in Doppelgriffen anwendet, wie in der Benutzung des pizzicato, und vor Allem in dem sopra una corda. Ref. hält es für das Höchste der Kunstleistungen Paganini's, wie dieser die Preghiera aus Moses von Rossini und die sich anschließenden Variationen auf der einen G-Saite in den unbegreiflichsten Applicaturen ausführte. Auf das Thema „nel cor più non mi sento" folgten jedoch noch Variationen auf der vierfaitigen Violine, ohne alle Begleitung, welche die Art des Virtuosen bewundern ließen, neben getragenen Doppeltönen noch eine tremolirende Mittelstimme und einen pizzicato-Grundton hören zu lassen. Versteigt die Kunst hier sich auch nicht selten zur Künstelei, so rechtfertigt doch die Genialität des Virtuosen die vorher nie dagewesene und eben so wenig nachzuahmende Art der Behandlung seines Instruments. Zu erwägen ist dabei, daß Paganini zuerst in Italien glänzen wollte, und daher außer dem schönsten Gesange auch auf unerhörte Mittel denken mußte, um bei seiner Nation und der Menge Aufsehen zu erregen. In seiner Art steht der Meister daher unerreicht und in sich abgeschlossen da. — Der Konzertsaal des Königl. Schauspielhauses war, des ungewöhnlichen Preises und der sich durchkreuzenden Gerüchte über den wahren Werth des Künstlers ungeachtet, ganz gefüllt, und der Beifall bis zum übermäßigsten Enthusiasmus steigend. — Mad. Schulz hatte die Gefälligkeit für den fremden Künstler, sein Konzert durch den Vortrag der letzten Szene der Vitellia aus Titus, mit obligatem Bassethorn, auszuschmücken. Herr Krüger sprach ein wohlgewähltes Gedicht, und die zwei Ouvertüren, von denen die zur „Zauberflöte" sich als meisterhaft bewährte, und die von „Festa" durch Melodie und wirksame Instrumentirung ansprach, leiteten die Spiele Paganini's ein. Kann uns der Künstler zur Bewunderung entflammen und gleichzeitig zur tieferen Empfindung beseelen, so hat er das höchste Ziel seines Strebens auf eigenem Wege erreicht.

An Rahel.

Bonn, den 8. März 1829.

Sonntag Vormittags, gegen 8 Uhr.

In glücklichſtem Wohlbehagen las ich geſtern und vorgeſtern, meine einzige Rahel, Deine herrlichen Briefe vom 1. und vom 3. März; ihr lebensvoller Inhalt ſchüttete ſich über den Tag vom Morgen bis zum Abend aus, und ließ alles Drunterliegende nur durchſchimmern. Der Brief vom 1. kam vorgeſtern an, als ich meinen ſchon auf die Poſt geſchickt, ich hatte es am Schluſſe richtig angedeutet. Ich jubelte vor Vergnügen! Dein Beſſerbefinden, geliebte Rahel, entzückt mich, Deine Geſellſchaften ſind meine, Deine Begegniſſe und Schilderungen von jedem ſind mir näher, als was der Tag hier unmittelbar mir aufdrängt; die kleinen Geſchichten von Eliſe — wie Du das Kind behandelſt, ſo ſchilderſt Du es auch, einzig! wie auf einem Lichtſtrahl ſchießt leuchtend das Bildchen hervor aus Deinen Worten, ich ſehe den Liebling hell und noch in der beſtimmteſten Wirklichkeit des gegebenen Augenblicks — dieſe Geſchichtchen ſind mir die würzhafteſten Süßigkeiten. Es bleibt dabei, Bettinen ſeh' ich unausſprechlich gern bei Dir, und nun ſitzt ja gar das Götterkind zwiſchen Euch inne — beſcheiden ſtill, ſo lange Franzöſiſch geſprochen wird, und überhaupt voll Rückſicht für Anweſende! Der Abend, wo Moritz und Erneſtine mit Frau von Arnim bei Dir zuſammen waren, muß prächtig geweſen ſein, da er ſolche Geſtalt entwickeln konnte. Auch der Abend bei Moritz iſt prächtig — wenigſtens geſchildert! Von Dr. Gans braucht nichts mehr geſagt zu werden, er ſteht da mit Tugenden und Fehlern in ſeiner ganzen Erſcheinung, es bedarf nur des Hinweiſens: S. Rahel's Briefe, Numero ſo und ſo viel, vom 1. März 1829. — Alſo im Sperrſitz warſt Du! Ein Ereigniß! Und nun haſt Du auch längſt Paganini gehört, deſſen Konzert ich in den Zeitungen angekündigt leſe, und das Du wohl auch beſucht haſt, da Du Dich ſo leidlich in der letzten Zeit befandeſt. Wär' ich nur mit Dir geweſen, nun entgeht mir Paganini und Dein Enthuſiasmus. — Unſere liebe Fürſtin und Frau von Cotta hätte ich auch gern bei Dir geſehen; aus dem Abend bei Frau

von Olfers und dem weſtphäliſchen Vorleſen des indiſchen Gedichts würde ich mir, auch eingeladen, nur das Wegbleiben zu Nutze gemacht haben. — Ich muß eilen, wenn der Brief noch heute fort ſoll, Dir nun auch noch einiges von meinen Tagen zu berichten! Vorgeſtern war Herr Profeſſor d'Alton lange bei mir; vertraulich und geiſtreich; herzliche Grüße für Dich; etwas von Goethe'n: Der berüchtigte Witt-Dörring beſuchte ihn, brachte ſeine Geſchichten vor, und Goethe, nachdem er lange zugehört, entließ ihn endlich mit der ſchmeichelhaften Verſicherung, daß er wirklich, man müſſe es einſehen, ein gefährlicher Menſch ſei! Gefragt, wie ſo er den Burſchen nur angenommen, ſagte er mächtig: „Ich wäre ja ein Thor geweſen, einen ſolchen Menſchen nicht Einmal ſehen zu wollen, aber ich würde freilich ein Lump ſein, ſähe ich ihn ein zweitesmal.“ — Nach d'Alton hatte ich noch anderen Beſuch. Dazwiſchen ſchrieb ich viel. Nachmittags holte mich Herr von Schlegel ab, und wir fuhren in der Umgegend ſpazieren: „Wenn alles Grün iſt, und mit Rahel!“ dacht' ich. Abends machte ich noch einen Beſuch bei Herrn und Frau von Heinze. Wer dieſe Perſonen ſind, ſollſt Du ſogleich hören. Ein Ingenieur-Kapitain Herr von Heinze, läßt ſich bei mir melden, aus Dresden gebürtig, in preußiſchem Dienſte penſionirt. Ohne weiteren Umſchweif — er iſt der Mann meiner älteren Couſine, die auch hier iſt, und Mutter und Schweſter auch! Sie wohnen aber in Poppelsdorf, ein hierhergehöriger, nur einige hundert Schritt entlegener Schloßort! Es ſind zwölf Jahre, daß wir ſie geſehen, und ſeitdem iſt es mit ihnen nur ſchlimmer geworden — die beiden Schweſtern haben an der Seele gewonnen, ſie ſind brav, thätig, von tadelloſer und aufſtrebender Sitte, aber von Leiden aller Art eben ſo gedrückt als geprüft. Ich mußte mehr Antheil an ihnen nehmen, als je vorher. Ich war ihnen ein Engel des Himmels, durch Rath und That. Die Ehe der Frau von Heinze iſt — natürlich — keine glückliche, ich wurde heimlich befragt, ob ich nicht zur Scheidung riethe? Ich konnte dies doch im jetzigen Augenblicke nicht einmal gut finden. Ihre Lage war ſo, daß Zinzendorf oder Jung-Stilling an meiner Stelle hätte glauben können, die Vorſehung habe den ganzen Apparat meines weltlichen Geſchäftes nur veranſtaltet, um ihren höheren Zweck in dieſem Bezuge mir aufzutragen. — Daß meine Verſchickung erfolglos bleibt, iſt mir nun ausgemacht, allein ich muß dies Ergebniß durch die That völlig erhärtet

haben, und daher auf der Bühne bleiben, so lange nicht alle Lichter ausgelöscht sind; erst mit voller Dunkelheit kann ich weggehen. Wenn nicht eine Sinnesänderung noch wie durch ein Wunder in diesen Tagen erfolgt, so wird diese Dunkelheit unfehlbar eintreten. Auf diese Weise dürfte mein hiesiger Aufenthalt nicht lange mehr dauern, und dann auch der in Kassel nur wenige Tage. Ich habe es an mir nicht fehlen lassen, allein zaubern kann ich nicht; wo das Königliche Ansehen unzureichend bleibt, darf auch meine Geschicklichkeit sich unvermögend bekennen. — Gestern Vormittag war ich denn in Poppelsdorf, und habe den Hauptbesuch gemacht; der Weg ist die schönste, doppelte, zu beiden Seiten eines Bowlinggreens hinlaufende Schloßallée; das Wetter war, wie heute, milde, feuchtlich; der Gang bekam mir wohl. Ueberhaupt ist mein Befinden durchaus gut; meine Stimmung vom Körper her die Vortrefflichste. Mittags war ich zur Tafel bei der Frau Kurfürstin, wo auch d'Alton war, und eine Fräulein von Thümmel aus Gotha, es wurde viel gescherzt, ich durfte scherzen, satirisiren, und die Kurfürstin war davon sehr unterhalten. — Darauf besuchte ich die Damenvorlesung von Schlegel. Endlich den letzten Abendtheil bracht' ich beim Hofagenten Wolf zu, großes Nachtessen mir zu Ehren; statt unseres Scholent aber, aus Mißverstand, nur eine nicht gelungene Art Pudding. — Ich muß schon schließen, geliebte Rahel, sonst könnte der Brief zu spät kommen! — Leb wohl, geliebte, theure Freundin! Tausend Küsse Dir! Alles Schönste dem Kinde, dem Liebling! den Verwandten und Freunden allen! Herzensrahel, Du mein theurer Lebensschatz! Ich liebe Dich, Du weißt es!

Mit innigster, treuster Seele Dein

Varnhagen.

Gieb Johanns Frau 5 Thlr. Ich ersetze Dir alles Ausgelegte, welches dann 14 Thlr. beträgt. Er hat sich von mir 1 Thlr. hier geben lassen, und somit ist er für den ersten Monat ganz ausgezahlt. Es geht ihm übrigens nichts ab.

Adieu, geliebte Freundin! Die Cousinen sprechen mit Leidenschaft von Dir, Du hast ihnen den Eindruck der größten

Güte zurückgelaſſen, des ſtärkſten Wohlwollens. Schlegel und d'Alton grüßen eifrigſt! Die Poſt! Die Poſt!

Mit Gewaltdrücken und nicht loslaſſend

Dein Auguſt.

An Rahel.

Bonn, den 8. März 1829.

Abends gegen 10 Uhr. Sonntag.

Geliebte Herzensfreundin! Als ich meinen Brief heute Vormittag eben noch zu rechter Zeit geſchloſſen hatte, — nur aus Gunſt wurde er noch angenommen, — ging ich im trüblichen milden Wetter ſpazieren, im Schloßgarten und auf einer Baſtei, die aus der Zeit der Feſtungswerke noch erhalten und mit in die Anlagen gezogen worden iſt; ſie heißt der alte Zoll, und liegt ſehr hoch, hart am Rhein, mit der freieſten Ausſicht auf den prachtvollen Strom und das herrliche Siebengebirge, Godesberg und die zwiſchenliegende Landſchaft, zunächſt der Stadt voll Gärten und Wohn- und Luſthäuſer. Dies iſt einer der ſchönſten Punkte, die man ſehen kann; auch im Nebelduft war die reizendſte Mannigfaltigkeit, das friſcheſte Leben in dem Ganzen. Ich blieb lange dort, in Betrachtung dieſer fließenden und dieſer ſtarren Maſſen, gedachte an das Bonn der Römer, der Geiſtlichen, der Franzoſen und jetzt der Preußen; am Ende fühlt' ich durch alle Eindrücke nur meinen Tagesmuth geſteigert, ſetzte meinen Lebensaugenblick als meinen dem allen kühn entgegen, und wurde ganz vergnügt in der ſelbſtiſchen Stimmung. Kein Menſch war in der Nähe, laut rief ich Deinen Namen, geliebte Rahel, in die Lüfte, ich rief Dich herbei, Du ſollteſt an meiner Seite das alles mit mir ſehen! In Deinem Andenken ſah ich alles beſſer, fühlte lebhafter, antheilvoller. Auch den holden Liebling rief ich herbei, den wollt' ich auf den Armen tragen, mit ihm ſpielen im Freien, ihm alles erklären! Könnte man ſo ein Stück Land verſetzen, mitnehmen, was könnte dieſe Strecke von Bonn bis Godesberg z. B. für Berlin ſein! Und doch iſt die ſchöne Natur nur Boden glücklichen Daſeins, nicht deſſen Stoff ſelbſt; wie ſehn' ich mich nach Berlin, wo mehr als alle Gegenden, als alle Früchte des Südens,

mich ein kleiner Menſchenkreis erquickt! wo die Rahel und Eliſen wachſen, die einzigliebe! — Ich ſpeiſte heute Mittag wieder bei der Frau Kurfürſtin, wo es ungemein heiter und unterhaltend war. Die Frau Kurfürſtin iſt die Güte ſelbſt, regt das Geſpräch mit Kenntniß und Einſicht an, giebt jeder Eigenthümlichkeit freien Spielraum, und kann alles Mögliche anhören; man iſt ganz ohne Zwang. Die Prinzeſſin Karoline habe ich Dir ſchon geſchildert, ſie gewinnt nur, je länger man ſie kennt, ſie iſt edel, unterrichtet, verſtändig, munter. Ich ſaß heute wieder neben ihr, weil Niebuhr neben der Kurfürſtin ſaß, auch dieſer war heute ungewöhnlich gut, voll ſcherzender und belehrender Geſprächigkeit, mit Berückſichtigung und Hereinziehung der Anderen; es waren nur noch zwei Profeſſoren dort. Ich glaube, daß ich in einigen Gnaden ſtehe, und meine Geſellſchaft gern geſehen iſt. Für mein Geſchäft hilft das aber nicht das Geringſte, im Gegentheil, dieſe angenehme Geſelligkeit nimmt allen Raum für ſich, welcher für die mißlichen Erörterungen gegeben ſein ſollte. Auch ſind die Entſchlüſſe längſt im voraus alle gefaßt, und keiner zu ändern, durch Beredſamkeit und Macherei nicht, und wenn Cicero und Mirabeau in die Wette arbeiteten! Manche Dinge gehen einmal nicht; redet und ſchreibt nicht halb Europa ſeit vielen Jahren ſich arm an Witz, um den Sultan Mahmud und den Kaiſer Nikolaus in Frieden zu ſetzen? Und wer weiß, ob die Emanzipation der Katholiken in Irland durchgeht, der Herzog von Braunſchweig ſeinem beleidigten Oheim Genüge leiſtet? Unter dem Schwierigen dieſer Art ſteht für dieſes Jahr obenan mein Geſchäft! Auch geht der Verſuch nun allgemach zu Ende, und ich werde nicht mehr lange in Bonn zu bleiben haben. Wenn ich bedenke, daß fünf Tage vergehen, eh dieſer Brief in Deinen Händen ſein kann, und ebenſo viele, bevor Deine Antwort kommt, ſo darf ich nicht einmal zugeben, daß Du mir nach Empfange dieſes Blattes ferner nach Bonn ſchreibſt, denn zehn Tage dürfte ich ſchwerlich noch hier verweilen, vielleicht nur halb ſo viele. Es geht mich zwar ein Grauen an, wenn ich denke, daß ich mir vielleicht wieder die Lebensmittel abſchneide, — allein diesmal ſchneide ich ſie mir auch ab, wenn ich Dir wieder mich nähernd alles noch nach Bonn gehen laſſe, von wo es mir dann zurückgehend nach Kaſſel wieder folgen müßte. Nein, alles wohlbedacht, ſo ſchreibe nach Empfang dieſes Briefes nicht mehr nach Bonn, ſondern wieder nach Kaſſel, aber nur unter Um-

ſchlag an Herrn von Hänlein mit der Bitte, mir den Brief dort aufzubewahren, denn das dortige Poſtamt ſchickt alles, wenn auch poste restante darauf ſteht, unbarmherzig hieher! Verlängerte ſich, gegen alle Wahrſcheinlichkeit, dennoch mein Aufenthalt noch über zehn Tage hinaus, ſo könnte nur eine glückliche Wendung meines Geſchäfts daran Schuld ſein, und das wäre dann ſchon eine Vergütung, um derentwillen man ſich gern ein wenig verrechnet haben möchte! Allein daran iſt, wie ſchon geſagt, gar nicht zu denken, ganz und gar nicht. — Nach der Mittagstafel, während deren und des Kaffee's das Geſpräch ſich ſehr verlängerte, machte ich noch einen ſchönen Spaziergang nach Poppelsdorf, und begegnete den Couſinen, die ich hatte beſuchen wollen, auf dem Rückwege. Ich kann ihnen wohl im einzelnen Fall, wie diesmal, nach Kräften hülfreich ſein, aber mich doch nie eigentlich befaſſen, eine ſtehende Verbindung anzuknüpfen — dieſe ſchon alte Ueberzeugung muß ich als eine neubeſtätigte durchaus feſthalten. Wie oft, geliebte Rahel, denk' ich hier an Deine Lehre vom Deſizit! Sie durchdringt alle Beziehungen unſerer irdiſchen Welt. Ihren geiſtigen Theil hier bei Seite geſetzt, und nur den materiellen betrachtet, — welche Gränze, welche Enge überall! Und der reichſte Gewaltherrſcher wie der ärmſte Bettelbiener haben in ihren ſo ungeheuer verſchiedenen Lebensgebieten gleich weit zu ihrer Gränze, denn ſie weilen ſtets auf dieſer. Die Frau Kurfürſtin lebt in Bedrängniſſen wie meine Couſinen, und dieſe haben ihren Luxus wie jene. Der reiche Hofagent Wolf hier iſt nur reich, weil er nicht an ſeiner Gränze lebt, ſondern um vieles innerhalb, er ſagt es ſelbſt, und weiß wohl wie die Welt iſt! Er bewohnt ein ſchönes, etwas alterthümliches Haus, welches der Kurfürſt von Köln in damals herrſchaftlichem Styl für ſeinen Leibarzt bauen ließ; dieſer Leibarzt war der Vater meines Wolf; ein geiſtlicher Kurfürſt mit einem jüdiſchen Leibarzt, der zugleich eine Art Liebling war, iſt ſchon hübſch; dafür iſt denn auch in neuerer Zeit ein leiblicher Neffe Wolf's als Jude franzöſiſcher Maréchal de Camp, noch jetzt unter den Bourbonen, und der Banquier hat das Kreuz der Ehrenlegion. Will's Gott, ſo wird die Vermengung und Verwirrung noch größer, und daraus die ſchönſte Einheit! Heute Mittag war vom Ausſterben der anhaltiſchen Häuſer die Rede; die Kurfürſtin — ſie hat meinen Deſſauer geleſen — nannte die Föſin, ich bemerkte ausdrücklich, die jetzt regierende Linie ſtamme von der Apothekerstochter ab. „Wie

abscheulich!“ sagte die Kurfürstin, und zum Ernst lachte sie doch; ich fügte sanft und dienstfertig — Du kennst mein Gemüth — noch hinzu, o in vielen der regierenden Häuser seien ähnliche Fälle, nicht grade Apothekerstöchter — denn das fand ich selbst gar zu abscheulich — aber unebenbürtige Fräuleins oder bürgerliche Mamsells unter den Stammmüttern, der Name d'Olbreuse entschlüpfte den bescheidenen Lippen, die Frau Kurfürstin aber, schon in bester Laune erwartungsvoll, rief mir lachend entgegen: „Davon wollen wir lieber gar nicht sprechen, gar nicht sprechen wollen wir davon“, und erzählte nun selbst, wie der Herzog von York — oder war's ein anderer englischer Prinz — nicht in das Kapitel von Osnabrück habe aufgenommen werden können, weil ihm die nöthigen ebenbürtigen Ahnen gefehlt. Noch eine einzige prächtige Geschichte erzählte erst irrig die Prinzessin Karoline, und dann richtig die Kurfürstin. Ein Konsistorialrath Horstig in Bückeburg, der mit seiner Familie wegen unendlicher Absonderlichkeiten — gut verknüpft diese zwei Worte hier — weit und breit berühmt ist, z. B. daß er seine Kinder im zarten Alter in die Welt schickte, mit auf den Rücken gehefteten Schildern und der Inschrift: Kind des Konsistorialraths Horstig, dieser hatte auch ein Kind durch den Tod verloren, und im Garten begraben lassen; ein Schwein wühlte das Grab auf, und fraß die Leiche großentheils; der Thäter wurde — nicht deshalb, sondern im Lauf der Dinge — geschlachtet, Wurst gemacht, und davon an einen halberwachsenen Sohn in der Fremde ein guter Antheil geschickt, mit dem Bedeuten, diese Wurst würde ihm trefflich schmecken, denn das Schwein habe vom Schwesterchen gefressen! — Wer mag nur der tolle Kerl sein, der mir gelehrte Angelegenheiten von Bonn nach Berlin schreibt, und nicht weiß, daß ich hier bin? Bei mir hat sich niemand der Art blicken lassen. Ich bin auch nicht geneigt, mich von litterarischen Narren quälen zu lassen, es sind mir die schlimmsten. Doch dank' ich Deiner Warnung, geliebte Rahel! Den straft seine Unwissenheit arg; denn nachher wird er's doch erfahren, daß ich hier war. — Sehr gelacht hab' ich noch über Deinen Witz, daß Robert nicht zerstreut ist, sondern nur auf einen anderen Namen hört, als man voraussetzt, nämlich grade auf den seinigen nicht! — Nun, hoffe ich, werden doch auch wieder artige Sprüche von Heine in Umlauf kommen? Vielleicht kömmt morgen ein Brief, in welchem Du mir von dem Abend schreibst, wo er mit den anderen Aus-

erwählten bei Dir ſein ſollte. — Jetzt geh' ich zu Bette, es iſt in Bonn längſt tiefe Nacht. Morgen füge ich noch ein Wort hinzu. Gute Nacht, theure, einzige Rahel, meine liebe, liebe Rahel! Sei geſund und fröhlich morgen nach einer erquickenden Ruhe! Ich denke Dein unaufhörlich! —

Montag, den 9. März, nach 8 Uhr.

Und ſo denn auch wieder guten Morgen, geliebte Rahel. Er lache Dich dort ſo heiter an, wie hier mich! Es iſt der glänzendſte Sonnenſchein und frühlingslaue Luft, der Tag läßt ſich herrlich an! Wenn ich in meinen Geſchäften das Nöthige und Mögliche heute gethan haben werde, was leider wenig genug iſt, ſo will ich mich in's Freie machen, vielleicht mit Schlegel, vielleicht allein. Auf jeden Fall wird der alte Zoll beſucht, und vielleicht ſeh' ich das Dampfſchiff vorbeifahren. Wenn in Berlin ſolches Wetter iſt, fährſt Du gewiß aus, und nimmſt den Mompel mit? O liebe Rahel, wie freue ich mich, Euch wiederzuſehen! Seid mir Alle hübſch wohlauf! Ich küſſe Eliſen auf Backen und Hals, und Händchen und Füßchen! Grüße die Freunde, Willſen, Adelheid, Bartholdy's, Henriette Solmar, Frau von Cotta, Bettinen, Alle, Alle! Die lieben Kinder insgeſammt und ihre Eltern! Leb wohl, einziggeliebte, theure Rahel, meine liebe Rahelina! Ohne Wanken immerfort

Dein treuer

Varnhagen.

An Varnhagen in Bonn.

Montag Vormittag halb 11 Uhr, den 9. März 1829.

Immer duſchig; und weiter nichts! Zürnt uns die Sonne? Ich könnte Opfer bringen; es iſt nicht kalt: doch herrſchen Herbſt und Winter wieder, mitten durch langſam nahende Frühlingsdüfte.

Als vorgeſtern mein Brief an Dich fertig war, fuhr ich zu Ludwig — um zu fahren, meine Augen wollten kein Leſen — alles wegen der Theater, — da ließ ich Lamprecht's herum bitten; weil ich Straßentreppen zum Hauſe ſcheue, bei Rike

kann ich dicht an die Thüre fahren. Alles freundlich: Lamprecht kam auch; und grüßt Dich sehr herzlich. Alle Andere auch. Von da zum Kind. Lieblich: zu Gast gebeten: „Geh noch nicht!“ Ich gab ihr Kuchen; und erzählte, Du hättest ein Geschenk geschickt: der Vogelbauer hängt an einem Toilettenknopf. Zu Hause gegessen; Hannchen Friedländer dabei. Siesta; Augenruhen, endlich sehr interessante Blätter vernehmen — alles angezeichnet, — kaum fang' ich an: Herr Ebers und Schwester! Hinein in's Wohnzimmer. Sie melden mir Frau von Horn. Sie kommt mit Sisa; bald Moritz, nach dem Theater Adelheid. Paul hatte Baisers, mit Gefrornem gefüllt, mitgebracht; die Damen goutirten. Thee, kaltes Pökel und Zunge; Eier, Bier, Wein. Geschrei, Gespräch, Lachen: alles gut. Gestern Morgen hin und her schreiben mit den Damen Cotta und Arnim. Letztere wegen Gouvernante; erstere wegen Alcider, wo ich mit ihr litt, gestern Abend. Dann kam Mlle. Hartenstein, die Casper'sche gewesene Gouvernante — protégée von Ober-Konsistorialrath Nolte, — mit ihr Mad. Milder in ihrer Angelegenheit, — diese, dumm, wie alles von ihr; und inkorrigibel; denke nicht, daß wir sie verlassen deshalb: nur ist's nicht zum Nachschreiben. — Nun ein fait; pour sa curiosité! Ich erzählte Dir doch schon von dem geläuterten Betragen Bettinens gegen mich — vorgestern Morgen nahm auch Arnim Abschied von mir; und grüßt Dich recht sehr. — Nun kann ich Dir ein Portrait dieses Betragens, dieses Seins hier beilegen, welches Dir zeigen wird, daß meine Worte hierüber nichts übertrieben, nur Richtiges (hier bekam ich Deinen ersten gelbkouvertirten Brief. Welche Fülle! Dank, Dank, Dank, Liebe; das ist meine Antwort! Dieser nun gar ist ein komplett schöner Brief! Theurer Freund! Liebster August! Freue Dich meiner, Deines Lebens, Deiner Freunde, Elischens! Alles Guten. Trinke force Emser: ein Göttermittel, selbst für die Augen: etwas gewärmt. Und beim Husten auch: ist er noch unreif und boshaft, gewärmt: ist er reif und kann nur aus lâcheté noch nicht ganz weichen, kleine Schlückchen kalt; besonders nüchtern. Frage einmal einen klugen Arzt; er muß mir Recht geben. Ich gebe es auch dem Kinde viel — welches gleich kommt; — weil sie den Rest des Keichhustens noch als Nießen, wie Du's kennst, hat; sie liebt es sehr; „Embser!“ ruft sie. Auf den himmlischen Brief, wo so viel, so viel drin steht; so viel so gut gesagt von Bettine und

Schlegel; jetzt nicht mehr, weil meine Augen angegriffen ſind, und ich ſie Mittwoch zur Sebaſtian Bach'ſchen Muſik brauche, die ich mit Mad. Cotta hören will. Alſo hier den Adieu-Kuß, theurer, wirklich einziger Auguſt) — ausſagten. Ich ſchrieb nämlich Bettinen geſtern Morgen, ob ſie heute Mittag grüne Körner mit mir eſſen wollte: und ob ich Williſen bitten ſollte, darauf erhielt ich das erſte Billet — woven hier die Abſchrift, — dann kam Dlle. Hartenſtein, und ich ſchrieb ihr wieder, ob wir nicht lieber dieſe, als Williſen, bitten wollten: und darauf kam ihr zweites Billet. Sie — ſchreiben! — und ſo ſchreiben. Mich rührt es tief. Für meine Menſchheit; für Chriſtus ſeine, weine ich. Nicht, daß es an mich gerichtet iſt; das bedenke ich wieder beſonders; als die Gewalt der guten Intention; der beharrlichen Unſchuld (den Urpunkt der Menſchheit); die wir nicht verlieren können, die nur rein gewaſchen werden muß, wenn ſie, da ſie nicht rein gehalten werden kann! Mich rührt aber hier zuerſt — und zuletzt — der Kampf, der ewige, des Beſten, mit dem Rohen, Unverſtändigen. (Vortrefflich! ſchreibſt Du über den Hund, den Knüppel, die Sprache.) Widerſetzt ſich dieſem nicht allein, die gute, die beſſere Bettine? Wie iſt ſie von wirklich Sanftem, und Wahrhaftem, Eitelloſem, berührt? Wie ein Kind ordnet ſie ſich — gerne — unter! — Nein! Nur durch Liebe und wahre Gottesfurcht können die Menſchen in das Herzenselement zurückgeführt werden. Gottesfurcht beſteht in der Einſicht, daß wir Alle von ihm herkommen, und gleich ſind; und gleich gut und ſchlecht, behandelt werden ſollen! Täglich bekomme ich mehr und mehr Belege dafür: ein empfindlich Herz iſt eine Gottesgabe; das öffnet die Pforten dieſer Einſicht. Das brachte ich mit. Dies iſt aber auch mein ganzes Talent; für alle andere, die ich nicht habe. O! welch Surrogat! ich danke ſtolz, und auf den Knieen; daß ich adelig bin! — Bettine muß doch ſelten ächt berührt worden ſein: ſonſt wäre ſie lange heil. Das rührt mich ſo. Adieu, mein Freund. Wir lieben uns ſehr. Gott gebe Dir Gelingen! Für den König, für ſeine Familie; für Dich. Morgen reiſt Adelheid, ich fahre mit Elischen hin: ſie traf mich mit dem Fürſten geſtern nicht. Heute hat ſie keinen Wagen mehr. Um 2 Uhr kommt Bettine. Deine immer neu gewennene

F. B.

Erſtes Billet. „Mir iſt alles recht und lieb mit und ohne W. Ich komme mit gutem Appetit. B."

Zweites Billet. „Ich bin Ihrer Meinung, es wird mir eine große Gefälligkeit erzeigt, wenn ich Dlle. Hartenſtein morgen länger ſehen kann, und ihr zugleich meine Art, die Kinder zu behandlen, bekannt machen kann. Gott gebe, daß ihr Weſen und ihre Geſinnung Ihrer Güte, und Ihrem Geiſt entſpreche, dann bin ich gebergen: mit dankerfülltem Herzen werde ich mich morgen einſtellen. Bettine."

Halb 3 Uhr. Bettine, das Kind, ſind da. Ich war bei Adelheid: ſie war bei Stägemann's; ich konnte nicht warten, und fuhr nach Hauſe; vorher war ich in der alten Poſt nach einer Lorgnette. Um 2 erwartete ich die Damen. Alſo me voilà recht vergnügt, Dich grüßend! Deine F. B.

An Rahel.

Bonn, den 10. März 1829.

Dienstags Abend gegen 10 Uhr.

Seit ich Dir in meinem letzten Briefe geſchrieben habe, geliebte Rahel, Du möchteſt mir nicht mehr nach Bonn ſchreiben, fühl' ich mich ſchon wie abgeſchnitten von hier, denn ich weiß nun gewiß, die Lebensquelle verſiegt, die mich bisher erquickte! Aber Bonn verliert dadurch in meinen Augen, ich kann nur dabei gewinnen, da ich Dir wieder näher komme, zu Dir ganz zurückkehre! Ich wende mit Fleiß alle mögliche Säumniß an, um keinen Vorwurf der zu großen Beeilung auf mich zu laden, aber länger als acht Tage kann mein Aufenthalt dennoch nicht mehr dauern, denn das Ergebniß, ungünſtig und verneinend, iſt in meinen Augen unabänderlich fertig, leider! denn es wäre ſchön geweſen, hätte ich ein günſtiges bewirken können, aber es iſt nun einmal ſo. Dies alles nur im tiefſten Vertrauen, als wenn gar nichts davon hier geſchrieben ſtünde! Heute Mittag ſpeiſte ich wieder bei der Frau Kurfürſtin, und erzählte Deine drei ſchönen Anekdoten von unſerem lieben König, die mit hohem Vergnügen angehört wurden; über-

haupt war das Gespräch lebhaft und unterhaltend, man kann in dieser Art nichts Einnehmenderes finden, jeder Gegenstand darf anklingen, nach allen Richtungen ist Sinn und Kenntniß vorhanden, auch der Kurprinz war gegen mich ungemein gesprächig, und theilte mir halbheimlich scherzhafte Bemerkungen mit. Leider haben diese Gespräche und Annehmlichkeiten nicht den geringsten Einfluß auf die Geschäfte; diese werden vielmehr dadurch verdrängt und abgeschieden, mit Absicht! Die Frau Kurfürstin sprach mir auch von Lippe's und Theodor's Biographieen, nicht sowohl lobend, als vielmehr erwähnend und fragend, und so das Lob gleichsam als ausgemacht voraussetzend. Hier hat alle Welt diese Bücher gelesen, nicht nur die Professoren und Offiziere, sondern zum Theil auch deren Frauen und Töchter, der Gastwirth und sogar Schlegel's Reitknecht. Das nenn' ich doch berühmt! — Gestern Nachmittag bin ich wieder mit Schlegel in der Gegend umhergefahren, den Abend war ich beim Hofagenten Wolf, wo ich beim Thee die Kinder und die Großen durch mein Ausschneiden in Staunen und Entzücken versetzte. Ich schlief nicht ganz gut, weil Lärm auf der Straße, und im Hause immer auf's Neue mich aufweckte, stand aber nichtsdestoweniger diesen Morgen ganz frisch und munter auf, und machte rüstig meine Arbeit, denn ich hatte viel zu thun; als ich fertig war, konnte ich doch noch vor der Tafel nach Poppelsdorf gehen, und ebenso nach der Tafel wieder einen kleinen Spaziergang machen. Ich versäumte darüber den Besuch des Geheimen Staatsraths Niebuhr. Schlegel habe ich Deine Grüße wiederum bestellt, und er dankt freundlichst; aber in Berlin schwebt ihm jetzt nichts lebhafter vor, als wie ich seine gute Küche, sein Haus und Einrichtung, seine Scherzgedichte auf Niebuhr nicht zu vergessen, rühmen werde! Und doch hat er mich heute wieder wahrhaft mit Bewunderung erfüllt, durch seine Vorrede zu dem indischen Gedicht „Ramayana", das er in Sanskrit drucken läßt, und das ein einziges Werk wird, die Vorrede ist lateinisch, und ganz ausgezeichnet gut und tüchtig. Inmitten aller seiner Lebenszierlichkeit und Mitmacherei ist er doch von unglaublichem Fleiß, und sein ganzes Treiben ist wirklich eine Zierde der ganzen Universität. — Deine Abendgesellschaft, Cotta'e, Arnim's u. s. w., muß ja prächtig gewesen sein, geliebte Rahel, ich sehe es von hier ganz genau, wie durch das Fernglas, das Du immer erfunden wünschest! Das glaub' ich, daß man sich bei Dir unterhält, wann wäre es je anders

geweſen? Und welche Perſonen auch in dieſer Geſellſchaft! hat irgend eine Zeit an irgend einem Orte je beſſere verſammelt? Ich bin wahrhaft neidiſch auf alles, was mir in dieſer Art entgeht, doch am meiſten auf die ſtillen häuslichen Stunden unſeres glücklichen Zuſammenſeins. Wie könnte ſolcher Verluſt, wie dieſe in der Trennung dahingefloſſenen Tage, mir je erſetzt werden? durch welchen Gewinn? nicht durch alle Genüſſe der Welt, die ich inzwiſchen hätte, oder nachher bekommen ſollte! Ich kann es nicht ſagen, wie ſehr ich mich nach Dir ſehne, geliebte Rahel, nach der ſüßen Heimath, die Du biſt! Ich freue mich wie ein Kind auf das Wiederſehen! — Apropos von Kind — nun ja, ich hätte es ſonſt vergeſſen können, und das Gedächtniß braucht Nachhülfe! — vom geliebten Herzenskerl muß ich etwas fragen! Du ſchreibſt mir nun ſchon mehrmals, das liebe Pürpchen ſitzt eben auf dem Spinte, und lacht und jauchzt, daß es eine Luſt iſt anzuhören, mit Deren Ball ſpielend. Auf dem Spinde? Auf dem, neben dem Ofen? wo der Lampenſchirm zu liegen pflegt, den ſie als indiſches Kind auf dem Kopfe hat? Das iſt ja aber ein gefährlicher Sitz, ärger als alles, was ich wagend mit ihr vornehme, und ſtreitet ganz mit Deiner außerordentlichen Vorſicht; es fiel mir gleich auf, als ich es das erſtemal las, da es ſich wiederholt, muß ich doch fragen! Welch Entzücken Du in meine Adern gießeſt, Herzensrabel, wie geſund, ſtark und friſch Du mich machſt, wenn Du mir ſo ſchreibſt, Du habeſt eine gute Nacht gehabt, fühlteſt Dich geſünder, als ſeit langer Zeit, könnteſt das und das wieder thun, habeſt gute Geſpräche gehabt, ferner Liſchen ſei bei Dir, tobe und lache, komme blaß und welk an, aber ſtrotze nach einer Weile von Geſundheit und Vergnügen, — das kannſt Du Dir, meine geliebte, einzige Freundin, nicht groß genug vorſtellen! Wie elektriſche Funken ſchlägt es mir durch die Glieder, das Tageslicht wird heller, die Luft edler, und ein kräftiges Daſeinsgefühl belebt mich zu allem Guten. Eben ſo entzückt es mich, wenn Dich die Leute loben nach Gebühr, Dich lieben, Dir vertrauen; es iſt nur das Richtige, ich weiß es, aber eben darum ſoll es Dir nicht ausbleiben! — Bettine iſt einzig, das muß man geſtehen! Solche Aeußerungen, wie Du von ihr berichteſt, und dabei doch mitunter ſolch entgegengeſetztes Benehmen, wenn auch jetzt grade nicht! Vielleicht ſehe ich Clemens einen Augenblick in Koblenz. — Auch Herr von Hänlein freut mich ſehr, ſeine Artigkeit iſt übergroß,

und um ſo mehr, als ſie ohne Zweifel nicht ganz ohne ernſtliche Meinung iſt. Und Du, liebe Rahel, nimmſt das Ganze auch liebevoll gleich als ein gutes Zeichen meines Benehmens! O gewiß, wenn die Leute nur wollen, fehlt es an meinem guten Zurechtkommen mit ihnen nicht; ich bin in den meiſten Stücken, worauf ſie grade Werth legen, ihr Nebenbuhler nicht, und in denen, auf die ich ſelbſt Werth lege, weiche ich mit Freuden dem, der mich wirklich übertrifft! Sieh da, wie gut ich mich lobe! Aber wir kennen auch die andere Seite, die wir hier verſchweigen, nicht wahr? — Tauſend innigſte Küſſe Dir, meine Rahel, meine Rahelina! Ich liebe Dich mit allen Kräften meiner Seele! Du liebe, einzigliebe Freundin! Küſſe mir auch mein theures Eliſchen, das himmliſche Kind, das Klugheitstöchterchen und Tugendtöchterchen! Ich kann ihrer ohne die größte Rührung nicht gedenken, der kleinen Griechenſchweſter, des Nachtigälchens, der zarten Taube, des ſüßen Thränenengels! Liebe Rahel! und wie lieb' ich Dich, Deine edle Sorgfalt und Pflege, Deine zarte Seelenbehandlung, Deine Wünſche und Segensſprüche in dem theuren Kinde! Nun, bald bin ich wieder bei Euch! Ich freue mich unſäglich! Wer noch in der Welt kann ſo ankommen? Käme ich mit dem Triumphe noch des geglückten Geſchäfts, es wäre faſt zuviel! — In der Zeitung las ich von Paganini; Du warſt alſo mit Ebers da, und haſt gewiß Deinen reichen Lohn gehabt; daß ich das nicht miterlebt, iſt ewig Schade! — Nun gute Nacht, aller Segen des Himmels überſchwebe Dich heilbringend, liebe Rahel! —

Mittwochs, den 11. März, früh.

Iſt es nicht unangenehm, daß die Poſt beinahe zu derſelben Zeit kommt und abgeht jeden Tag? Ich muß wieder meinen Brief ſchließen, bevor ich weiß, ob ich von Dir einen habe. Aber wahrſcheinlich haſt Du geſchrieben, von Paganini, der Dir doch hoffentlich ſo viel angethan, um von ihm reden zu müſſen! Und haſt Du nicht geſchrieben, ſo tröſte ich mich gern mit dem Gedanken, Du habeſt ein leibliches Behagen von Stimmung und Befinden durch Anſtrengung nicht einknicken wollen. Ueberhaupt, ſehe ich Deine lieben Briefe, ſo überfällt mich in aller Freude doch zuweilen die Beſorgniß, ſie könnten Dir zu viele Schreibmühe verurſachen, von der ich weiß, daß Du ſie oft

ſchlechterdings nicht vertragen kannſt. Aber jedes Wort von Dir iſt mir auch die köſtlichſte Lebensgabe, Erfriſchung, Stärkung! — Ich ſtehe ſo eben auf, und mein erſtes iſt, dieſes Blatt zu fördern, meine geliebte Rahel zu begrüßen! Das Tageslicht iſt noch trüb' umwölkt, aber ſpäter kann doch die Sonne durchbrechen, die Luft iſt weich; geſtern ziemlich ſcharf, wie zum Frühling hin, für mich, der ich ganz ohne Huſten bin, nicht unangenehm. Ich habe heute vielerlei zu thun, und will gleich an die Arbeit. Grüße alle Freunde, die Kinder alle, die Mädchen. Mein Liſel hat aber ſtets ſein beſonderes Theil! Was ſoll ich denn mitbringen? Es giebt hier nichts. Köln wäre der Ort geweſen, da fuhr ich aber nur durch! — Leb wohl, geliebte Freundin, meine Rahel!

Ewig Dein

Varnhagen.

Viele ſchöne Grüße an Heine. Hoffentlich ſiehſt Du ihn oft, und er benutzt es zu ſeinem Heile! Er muß ſich in guter Geiſtesluft konſerviren, denn er hat viel in ſich, was leicht verderben geht. Er ſoll ſich vor dem Philiſterrichterweſen in Berlin hüten; wie haben er und Arnim ſich genommen? Und was Bettine von ihm und er von Bettinen geſagt? Gewiß zwei hübſche Urtheilsſprüche! — Adieu, liebes Herz!

An Varnhagen in Bonn.

Dienstag Abend halb 10, den 10. März 1829.

Windles, etwas verdeckter Mondſchein, reine Luft.

Ich mache es mir zu Nutze, daß ich allein bin, um ein wenig zu morgen, im voraus zu ſchreiben; da ich Vormittag ſpazirten fahren will mit den Kindern; unſeres und Pauline; einen Brief werde ich von Dir zu leſen, und zu beantworten haben, — wenn er nicht kommt, iſt's auch richtig, — und um 5 Uhr mit Mad. Cotta zu Mlle. Zelter fahre, die uns zu Sebaſtian Bach's Muſik um 6 Uhr hinauf führen will: nachher mit Mad. Cotta zu Stägemann's; die mich heute bitten ließen. Eigentlich ſchreibe ich heute noch, weil ich mir einen Sonnen-Nachmittag in der blauen Stube nicht allein gönnte; etwa gegen

2 brach Sonne hervor; um 3 aß ich, als Don Juan, allein; helle Sonne. Peterſilien-Kaſten, Monatsroſen, Ständchens, alles ließ ich noch vor der Suppe hinausſetzen; als ich vom Tiſch aufſtand, war es tauſendfach hell im blauen Zimmer, und ſo warm, daß ich eine halbe Stunde, und dann mit offenem Fenſter, darin auf und ab ging, den Himmel, die Bäume, meine Stauden betrachtend: den Winter los; Vorſtellung vom Frühling. Wie freute ſich die Peterſilie: ich ſprach zu ihr. Endlich Sieſta. Nicht zu lange. Noch leuchtende, helle, warme Sonne: ich wieder im blauen Zimmer — der ganze vorige Frühling überfiel mich. Wie Du immer das Hinterzimmer offen hatteſt; und dann der Flieder — alles! und ich gratulirte Dir zu dieſem Frühling! Mit herzlichſten, zärtlichſten Umarmungen. Man weiß gar nichts. Wußten wir beim vorigen Flieder, daß wir dieſen, wenn auch alle beide, doch jeder dieſen allein ſehen ſollten? wenigſtens wahrſcheinlich. Denke nicht, daß ich erinnere; ich betrachte nur. So viel aber ſei gewiß; ſehen wir dieſen Flieder nicht zugleich blühen, ſo reißt jeder von uns ein Stück ab, riecht daran, hält es zum Himmel; und ruft: „Es lebe Auguſt!“ „Es lebe Rahel!“ So küßt' ich in des Oberſtburggrafen Garten, in Prag, Veilchen auf der Erde im Sonnenſchein, neben mir am Berge: ich hatte bei Todeskampf, im Januar im Bette, mir gelobt, oder gewünſcht, die Erde zu küſſen, wenn ich ſie wiederſähe! So werden wir gewiß, das iſt das Gewiſſeſte, in unſer Element zurückkommen; wo Wahrheit und ungeſtörte Reinheit iſt. Das iſt unſer ganzes Seufzen: wir können keine Luft kriegen. Nun ging ich wieder in mein Zimmer, und als ich nach einer Weile wieder in das Mittel- und blaue trat, hatte ich den Thurm, und Caniz's Fenſterſcheiben in ſolcher Rubinenröthe nie geſehen!!! — Ich wimmerte nach Dir und dem Kinde. Thut nichts; ich genoß es völlig. Dore, Karoline mußten's ſehen. (Alle Augenblicke ſchreibe ich mit verkehrter Feder.) Der Himmel war normal klar, der Mond rein threnend, leuchtend da. Schönſtes Wetter; ſchönſtes Wetter verheißend. Ich blieb noch lange ohne Licht, dann las ich vier Zeitungen. Vortreffliches, alles roth angeſtrichen! Ich war etwas unwohl dabei. Mich frer, wie Fieber, dann auf der Stelle einen kurzen Schweiß; dann wieder ſo; und das abwechſelnd bis jetzt. Ich merkte es kaum, weil ich las und eine beſchäftigte Seele hatte. Nur ſtörte es mich mechaniſch. Ich dachte immer, welchen Theil Du daran

nehmen würdest! Veranlassung? keine. Gestern Ein Schwefelpulver; auch mit tüchtigem Effekt. Erkältung? keine zu muthmaßende. Ein Bad diesen Morgen: ich war nicht aus. Jetzt Schweiß. Also gut. Gestern Abend meine beiden Brüder. Wieder das Gespräch. Moritz hat es nöthig: er ist noch nicht weit; und ahndet: ich wollte gar nicht. Diesen Morgen: Ludwig mit einer Kritik für Eure Blätter: Gedichte eines Grafen Platen betreffend. Er ändert Einiges auf meinen Antrieb. Ich könnte wohl manches anders wünschen; oder vielmehr das Ganze: aber es ist gut; und wird so gefunden werden.

Nach 4 gingen gestern die Damen Arnim und Hartenstein. Sehr zufrieden. Bettine sagte zu Doren auf dem Flur: „So wie ich wäre sie doch nicht". Dore, die es mir erzählte, wollte vergehen vor Lachen; ich verstand ihre Erzählung erst gar nicht; weil Bettine zu mir immer gesagt hatte: „wie die Goldschmidt sei sie doch nicht"; und Dore sagte immer die, anstatt Sie. „Wie der Bruder", rief Dore immer; Clemens nämlich. Das Kind war aber noch besser: die fragte mich immer bescheiden, und still verzweifelt: „Gehen die Damen nicht bald weg?"; sie will nämlich, daß ich ihr be stän dig, erzähle, wie die Groben sprechen, und was Mad. Lehmann, deren Nachbarin, zu ihnen sagt, und ihnen anthut: die Hauptsache ist aber, wie die Groben sprechen. Nachmittag, als sie wieder zu mir hinein kam, konnte, wollt' ich nicht gleich wieder; das war zum Seitenschmerz! fiel sie mir um den Hals, küßte den, und sagte: „Liebe Schnudelpuppe! Ratzenlech, Eichhörnchen, P. P. E. E." alle die im Scherz von Dir verpönten Wörter! zum Sterben: und als die Damen noch da waren, und ich ihr kein Gehör geben konnte; nicht immer wenigstens: war sie hinter mir auf dem Sopha, und leckte mir den ganzen Hals, rauf und runter; halb Kuresse, halb Possen, Beschäftigung mit Gewalt! Ich vergöttre sie. Nun trinke ich eine Tasse Thee. Dir: Prost Emser! Als ich vorgestern sagte: „Soll ich Dir erzählen, was Dir Onkel alles schreibt?" — „Ich weiß schon!" Dann muß ich doch verlesen. Den ganzen Brief, verlangt sie oft. Vorgestern sah ich sie einen Tag nicht; sie brachte ihn bei Carolath's zu; richtig hat sie gestern ein triefend Aeugchen; das linke; Materie kommt heraus. Könnte ich sie haben: ich gäbe sie ja einem Bessern gleich mit Freuden. Meine Puttentochter. Morgen hole ich sie.

Hensel hat der Prinzeß Wilhelm ihren Sohn Adalbert en

miniature zu Füßen gelegt: sie nahm es sehr gnädig auf, und bat ihn, ihr seine Braut vorzustellen, die sie in Alceste, nicht weit von ihrer Loge, mit deren Familie mit Vergnügen gesehen haben wollte. Die Präsentation ist glücklichst vollführt. Humboldt sehe ich nicht: dies apropos von Mendelssohn's; für die er sich in vier Stücke legt: auch habe ich die Ranke'schen Exemplare nicht, bei Hofe soll er ennuyiren; des vielen Alleinsprechens, und Erzählens wegen: doch ist der Sumpf unter Asche, bis jetzt. Mit Mad. Humboldt geht es wieder nicht so sehr gut: auch soll dem Minister sein Rückenübel wieder kräftiger sein. — Durch kleine Hofbeamte soll erfahren werden sein, daß die Anstalten, den Kaiser Nikolaus zu empfangen, schon zu Ende Aprils fertig sein sollen. Von der Reise wurde gesprochen. Mit Graf Voß Rappell soll es sich bestätigen: sie hat geschrieben, die Ukermark sei ihr lieber, als Neapel. Gott sorgt für alle seine Vögel! Gute, schöne Nacht!

Guten Morgen! Mittwoch halb 10 Uhr, helle, wärmliche Sonne: auch an meinem Fenster, im Wohnzimmer, wo ich noch mit dem gestrigen Einheizen behaglich sitze.

Heine sehe ich fast nicht; er wälzt sich so in sich herum; sagt, er muß viel arbeiten; ist fast erstaunt, daß ihn so etwas Neelles, als des Vaters Tod, der Mutter Leid darüber, betraf; meint, er hätte außerordentlich mit diesem „herrlichen" Vater harmonirt, sei ganz von ihm verstanden gewesen; und wohnt tief in die große Friedrichsstraße, über die Brücke hinweg, dem Klinikum, und den Kasernen gegenüber, — eine Art Festung — viel zu weit. Aussehen thut er gesünder; klagt beinah nicht wieder; aber es ist manche sonst vorüberfliegende Miene festgestellt zwischen seinen Zügen, die ihnen nicht wohlthut; so im Munde ein Zerren, wenn er spricht, was ich sonst — auch schon — fast als eine kleine Grazie bemerkte, obgleich es nie schön Zeugniß gab. Glaube nicht, daß ich persönlich zu klagen habe; die Wahrnehmungen gewinnen nur, wenn sie zur Mittheilung gestaltet werden müssen, eine festere Form, als all dergleichen haben kann, und soll: im Leben selbst, fließt alles, wie sein großer Strom.

Ich habe unserem Kinde ein kleines — worauf es aber sitzen kann — Stühlchen gekauft; und eine kleine Puppe holte

sie sich vorgestern selbst vom Posamentier, und nahm aus Tugend, wegen der Kosten, eine kleine ohne Hut. Sie soll eine bessere haben. Der ausgeschnittene Vogelbauer hängt auch noch bei mir: alles verbleibt hier. — Ich habe de but en blanc, seit vorgestern Abend in meinem Zimmer den Husten bekommen: es ärgert, und inkommodirt mich. Dore sagt, es vergeht wieder. Ophelia: „Wir müssen nur Geduld haben"; Ich: „Wir müssen uns zerstreuen"; drum fahre ich aus; und Abends in's Konzert. — Adieu indessen. — Kaum legte ich nur die Feder weg, mein theuerster Herzensfreund, als Dein blauer Brief vom 6. ankam. Wie sonderbar und hübsch, daß Du mir auch grade einen schönen Sonnenabend beschreibst, wie ich Dir, in diesem Briefe! Genieße, sei gesund! Bleibe bei Emser. Ich bin stolz, heißt immer: froh. — Lies doch der Frau Kurfürstin etwas! Biete ihr etwas an, was ihr fremd ist. Vertiefst Du Dich nicht zu sehr mit meinen Briefen? Ich weiß es nicht. Macht es Dich nicht unfähiger, frisch, neu zu leben. Verzeih mir diesen Unsinn! Ich möchte alles zugleich für Dich. Schlimm, daß nichts im Geschäft gelingen will. Die viele Mühe; das Schreiben, das Reden: all das gut abgefaßte! Wie könnte das glänzend als Gelungenes Dir, und seinen Zwecken leuchten. Du nimmst es, dem Himmel sei Dank, sehr gut. Ich verzweifle noch nicht! wußte aber wohl, wenn noch eine Menschenhand einen Zipfel von dieser Sache hätte greifen können, sie sie keiner Hundeschnauze vorgelegt hätten! Auf Ehre! ich bin nicht ärgerlich! Adieu, bester Lieber. Sei herzlich umarmt. Alles grüßt.

Votre ami Wolff me fait plaisir; il n'y a que de tels amis! Dieu vous protège!

Viertel auf 2. Heine war hier, als ob er gekommen wäre zu bestätigen, was ich schrieb. Er ist so zerstört von des Vaters Tod. Ein Anderer empfindet das nicht so: z. B. seine Geschwister. Er wollte gegen Goethe sprechen: ich mußte lächlen; es ging nicht. Er wollte Gans tadlen; es ging nicht. Er wollte Wit-Dörring loben; das machte ich ganz zu Schanden, und ihn mit. Er wollte Lindner's Schreiben tadlen: ich bewies ihm das Gegentheil. Lauter kurzgestellte Persönlichkeiten. Proben. Vor allem diesen las ich ihm Deinen Gruß, der machte ihn betreten: er dachte, es hätte Dir jemand etwas von ihm gesagt: da Du schriebst, er solle sich auf Dich verlassen etc. Das war der einzige Ernst bei ihm. Dabei rochen seine Stiefel

nach Schuster, seine Kleider nach stockig. Also Fenster nach ihm aufsperren. Rike, Moritz, das Kind, sind da. Ich soll sagen: „Sie ist da, und näht.“ Gott segne Dich und sie! Nun fahre ich weg. Adieu! Rike will gegrüßt haben!

An Rahel.

Bonn, den 13. März 1829.

Freitag Abends, um 10 Uhr.

Heute nur weniges, geliebte Rahel, denn ich bin ganz übermüdet vom Schreiben, so muß den Sekretairen Napoleons zu Muthe gewesen sein, wie mir jetzt, und ich bin doch nur mein eigner! Daß ich jetzt noch an Dich schreibe, meine theure Freundin, ist mein Vergnügen und mein Lohn, eine andere Erfrischung wäre mir gar nicht einmal angemessen, ich muß mir leise Uebergänge ausbitten! Ohne Scherz; ich habe heute zwei Depeschen nach Berlin geschrieben, und noch vieles andere, was der Tag mir aufdrängte; ich habe den Schluß meiner hiesigen Aufträge gemeldet, und reise nun wirklich, wenn nicht gegen jedes Erwarten eine völlige Aenderung in den Sachen erscheint, in einigen Tagen ab, unverrichteter Sache, doch mit dem guten Bewußtsein, alles gethan zu haben, was in meinen Kräften stand, und ich hoffe, man wird dies auch billig einsehen. Ich danke Dir, geliebte, sorgliche, treue Freundin, daß Du mir noch mit guten Beispielen so redlich zu Hülfe zu kommen dachtest! Du hast ganz Recht, dergleichen findet fruchtbare Anwendung, und hätte auch hier trefflich dienen können, wie denn in der That schon gleich im Anfang etwas davon die Rede gewesen; allein die Verhältnisse liegen hier ganz anders verstrickt, und durch Beredsamkeit würde kein Cicero, durch Behandlungskunst kein Mazarin sie lösen! Das glücklichste Ergebniß bleibt hier, nur selbst ohne Schaden herauszukommen, und das hoff' ich. Wie durch ein Wunder geschieht es, daß der Kurprinz, dem ich zuletzt sehr Unangenehmes ausrichten hatte, mir darob nicht gram zu werden scheint! Die Frau Kurfürstin würde mir vielleicht gewogen sein, wenn nicht doch meine Aufträge mich für ihren Blick etwas verdüsterten. In Kassel denk' ich mich, wenn ich dort nicht andere Befehle finde,

auch nur wenige Tage aufzuhalten, und alſo wenigſtens in der letzten Woche dieſes Monats in Berlin anzukommen. Wie ich mich darauf freue, mein geliebtes Herz! Der Himmel gebe ſeinen Segen dazu! —

Am Mittwoch kam richtig Dein Brief mit der Schilderung von Paganini's Konzert, wie ich geahndet hatte! Ja, Rahlchen läßt einen nicht im Stich! Ich habe die Schilderung genoſſen, wie Du die Sache, mit innigſtem Behagen und Entzücken; das Meiſte habe ich Mittags bei der Tafel auch der Frau Kurfürſtin vorgeleſen, und alle Anweſenden nahmen lebhaft Theil daran, auch Schlegel, der ebenfalls von dem Künſtler zu erzählen wußte, aber ihn nicht gehört hatte. Früher hatte ich unſerem beweglichen und erfüllten d'Alton die drei Anekdoten vom Könige bei mir auf dem Zimmer vorgeleſen, und er ſich bei jeder die Augen wiſchen müſſen, ſo ſehr rührten ſie ihn. — Geſtern habe ich in großer Geſellſchaft bei dem Kurprinzen geſpeiſt, wo auch ſeine Mutter und Schweſter waren, und ich wieder neben letzterer ſaß, die wirklich eine ausgezeichnete Prinzeſſin iſt. Nachmittags ging ich mit Herrn Profeſſor Näke ſpazieren, einem Freunde unſeres Maler Meier aus Rathenau, den er in Dresden viele Jahre innig gekannt. Er rief manchen eigenthümlichen Zug des belebten Humoriſten zurück, und wir gedachten des armen Jungen mit herzlicher Theilnahme! Unter anderen iſt folgendes ſehr hübſch. Im Jahre 1813 zogen preußiſche Truppen vorüber, noch unvollſtändig gekleidet und bewaffnet, ein Bürger ſagt: „Sie haben noch keine Säbel!“ ein anderer bemerkt: „Auch noch keine Mäntel!“ Augenblicklich fällt Meier ein: „Freilich, ſie können's gar nicht mal bemänteln, daß ſie keine Säbel haben!“ — Wir gingen vor's Thor zu Nanny, wo ich doch noch einmal wollte geweſen ſein, ich nahm gleichſam einen verfrühten Abſchied dort; der Mann ſchrie, die Frau ſchwieg, und ſchwieg ſo, daß es mich empörte, es ging ſo weit, daß ich die gute, ſanfte Nanny, die beſungene, von Halle her mit ſo vielem Werthen verbundene Univerſitätstochter in meiner Stille gradezu für eine Sau erklärte! Oder wäre das nicht Sau, wenn ich der am Rhein zur groben Hausfrau gewordenen, mit einem Benehmen, als wäre ſie noch das jugendliche Mädchen, allerlei Hübſches ſage, und mir ihre Aufträge für Berlin erbitte, und ſie frage, was für Grüße ich beſtellen ſoll, und ſie mir gar nichts antwortet, auch nicht eine Seele nennt, ſelbſt für Dich mir keinen Gruß

giebt, ſondern mich anſieht und ſchweigt, und denkt, es iſt genug damit? Sau! Sau! ich kann's nicht anders nennen. — Um halb 7 Uhr ging ich in's Theater, das ſeit einiger Zeit zum erſtenmal wieder eröffnet war, ſah zwei Aufzüge der „weißen Dame", ließ den dritten im Stich, und ging nach Hauſe, um zu ſchreiben. Ich ging ſpät zu Bette, konnte ſchwer einſchlafen, und dachte mit Leidenſchaft an Dich, Geliebteſte, und an das Kind; ich vergegenwärtigte mir den Engel, bis mir die Augen naß wurden, ſo überdrang mich die Lieblichkeit, die geiſtige und ſittliche Beſeelung des holden Geſchöpfs! Und nun laß mich in denſelben Bildern zum Schlaf eingewiegt werden, ich muß aufhören, wie ſehr es mir auch leid thut, denn ich möchte die halbe Nacht ſo hinplaudern! Morgen werde ich nur einige Worte noch hinzufügen können, damit ich die Poſt nicht verſäume. Gute Nacht, meine einzigtheure, ſüße Herzensrahel! Ja wohl muß ich Dich leben, immerfort, hier wie zu Hauſe! Du biſt einzig! Leb wohl, theures Herz! Ich erdrücke Dich mit Küſſen! —

Sonnabend, den 14. März, früh 8 Uhr.

Ein ſchöner Tag iſt im Werden, die Sonne lacht aus dünnem, zerreißenden Gewölk, die Luft iſt friſch, aber klar und rein. Ich bin ganz geſund, liebe Rahel, nur noch etwas morgenmüde, denn ich hatte eine durch viele unruhige Träume geſtörte Nacht; ein Spaziergang auf die Rheinbaſtei wird mir gut thun, ich war geſtern nur im Fluge dort, der Anblick war herrlich, der Rhein, vor kurzem noch gelb und wild, iſt wieder ſchön grün in ſeinen gewohnten Ufern. Und Du, liebe Rahel? biſt Du wohl? vergnügt und heiter? wie ich es wünſche und erflehe? Aller Segen ſtröme auf Dich herab, Geliebte! Ohne Zweifel bekomme ich noch einen Brief von Dir; wäre es nicht, ſo hätte es auch nichts zu ſagen; ich rechne durchaus nicht auf ſo viele und große Briefe, als Du mir großmüthig und liebevoll zuwendeſt! Du ſiehſt hoffentlich heute, wenn es in Berlin ſo ſchönes Wetter iſt, unſer liebes Eliſchen; das theure Herzchen, das ſich ordentlich erſchreckt bei der ſcherzenden Nachricht, der Onkel ſei angekommen! Ach wenn der Abgott jetzt hier vor mir auf dem Tiſche ſäße! Ich herzte und küßte ſie todt! — Ich werde gemahnt wegen der Poſt. — Lebe wohl, geliebte

Rahel, Herzensfreundin. Grüße mir das Kind, alle Freunde! Mit innigſter Liebe

Dein

Varnhagen.

Ich werde heute viele Beſuche machen. Von den Couſinen erzähl' ich Dir mündlich, es iſt da ein Zuſammenfluß von Unſeligkeiten, wobei das Rechte nie geſchehen kann, und doch einiges geſchehen muß. — Unſere Grafen Schlippenbach haben hier einen Mutterbruder, Grafen Beuſt; ich habe aber nur bis jetzt die Gräfin geſehen. — Leb wohl, Geliebte! Mit Entzücken denk' ich des nahenden Wiederſehens! —

An Varnhagen in Bonn.

Freitag, den 13. März, Mittag 12 Uhr, 1829.

Duſchig und ſonſt gut.

Nun habe ich einen großen Brief unter Herrn von Hänlein's Adreſſe nach Kaſſel geſchrieben. Nun grüße ich Dich noch in Bonn. Alle Deine Briefe habe ich: liebe Dich: freue mich, daß Du ausgehſt. Thue es, ſei froh, trink Emſer. Ich auch. Ich bin ganz ſchreibemüde. Von Muſik, den Kindern, Cotta's, Heine, alles, alles.

Es grüßt Dich die Welt: ich auch. Ich grüße die lieben guten Couſinen. Freilich „Stilling!“ Hundebrief, Stilling. So iſt's grade. Eins auswendig, das andere inwendig. — Johanns Frau hat die fünf Thaler. Adieu. Ich küſſe Dich. Alles ſteht in dieſem Brief. Vielleicht biſt Du noch in Bonn. Ich habe auch heute Deinen zweiundzwanzigſten Brief erhalten. Adieu. Deine

F. V.

Die Mädchen grüßen. Mein Brief nach Kaſſel iſt groß. Adieu.

An Varnhagen in Bonn.

Freitag, den 13. März 1829. Halb 11.

Duſchiges Wetter, trockene Straße.

Alle Morgen einen Brief! Geſtern einen, heute einen! Es iſt ſonderbar, daß Du mir in dem geſtrigen von Wit-Dörring geſchrieben haſt, und ich Dir vorgeſtern. Dieſer fliegende ſtechende tolle Miſtkäfer. Wir wollen dann auch nie wieder von ihm ſprechen. Auch darum, weil ich nie mehr ſo gut ihn bezeichnen werde, als vorgeſtern für Heine'n. (Welcher ihn auch bis zum beſten deutſchen politiſchen Schriftſteller hinaufſtieb; denn nur er, Du, und Gentz, ſchrieben ſo; Lindner hätte keine Ideen. Auch von Heine wird es ganz verachtungswürdig, ſo, ohne Grund und Boden, und ohne alle Rechtſchaffenheit, zu ſprechen.) Ein Lump mit ſchlechten Eigenſchaften, ein ſich alle Augenblick anehrlichender Spitzbube, ein alberner Böſewicht; dem nur die Intrigue vornehm ſcheint, ganz unangeſehen ihres Inhalts; ein ungezogener Bube; der in alles ſich miſcht keck, „wie in's Mehl der Mäuſedreck". Vorgeſtern Abend ſprach ich mit Mad. Cotta von Heine's Beſuch und Geſpräch. Und da ſagte mir die, faſt zornig: in ihrer Gegenwart würde er ſich nicht unterſtehen, von dem Menſchen ſo zu ſprechen. Er hätte Heine'n den offenbarſten Schaden gethan. Plötzlich, durch ſeinen Umgang: und man beſchuldige Heine'n, ihm Materialien zu ſeinem Buche geliefert zu haben — ich glaube, ein zweites, neueres —, das Aergſte, was ſich ſagen läßt. Heine — ſag' ich — wird ſich immer von neuem beſudlen; denn auch dem iſt's genug, ein Aergerniß zu geben; ſollte er auch ſelbſt, als kothiger Arlequin, oder Henker, umherlaufen müſſen. Glaube ja nicht, daß ich minütlich auf ihn aufgebracht bin. Auf meine Ehre nicht! ich ſehe ihn nur.

Michael Beer iſt in franzöſiſchen Blättern wegen ſeines Struenſee gelobt, welcher überſetzt iſt: da ſagte Heine: „So lange er lebt, wird der unſterblich ſein." Von der Bach'ſchen Muſik, die er vorgeſtern auch hörte, ſagte er — ſagte er, iſt hier zu viel, — er hätte acht Groſchen Profit dabei; einen Gulden koſtete ſie, und für einen Thaler hätte er ſich ennuyirt.

Sehr gut das Erſte auch. Voilà ce que vous me demandez: de ses bonmots! — Auch ich hatte Langeweile in dieſer Muſik. Chöre gehen in Berlin — wo ſie ſo ſtolz drauf ſind — immer beleidigend ſchlecht; kompletes Blaſſen: ſie iſt voller Chöre. Erſtlich. Dann der bizarrſte ergiebigſte Text. Chriſtus letzte Tage und Tod, rein aus der Bibel. Aber wie hätte der behandelt werden müſſen! Da hätte der große Mann nicht längſterfundenes — auch von ihm nicht — Geſangsweſen gebrauchen müſſen, und was nun jetzt ſchon als ganz abgegriffene Münzſtücke längſt eingeſchmolzen, und anders gebraucht und abgebraucht, und von ſchlechteren Künſtlern, aber ſchöner geprägt in Umlauf iſt. — Mad. Liman hat Recht, die mir geſtern ſagte: „Es iſt wichtig es zu hören, wie man die Nibelungen und dergleichen lieſt, und den Ueberſetzern danken muß: aber die Poeſie iſt mit unſerem ganzen Leben weitergeſchritten; wir müſſen weder Einhalt thun, noch rückwärts verweilen, nur das Rückwärts kennen: Gluck und Mozart haben Sebaſtian ſtudirt; das Beſte von ihm benutzt, und ſind weiter.“ — Sebaſtian, ſage ich lange, iſt durchaus Kant: mit großer Dichtungsgabe, Phantaſie; ein Stück Saint-Martin in ſich: ein großer Architekt, in Urproportionen; eine reine, ſich zu Gottesgedanken ſchwingende Seele. Immer ſublim, und unterhaltend, wenn er dem Impuls ſeiner Eingebungen, und ſogar Meinungen und Verſätze, folgt. Nicht aber, wenn er Texte, Worte bemuſikt. Da iſt es ihm noch nicht eingefallen, alles Hergebrachte mit Eins zurückzulaſſen; bloß nicht eingefallen; und ich glaube, aus großer Muſikfülle. Er hat ſo viel Großes, Reiches, Ueppiges, Erhabenes, Richtiges, Neues gemacht, daß er ein Feld ganz vergaß zu überarbeiten; weil es auch nicht ſein eigentliches war. Denn, mir iſt es ausgemacht, daß Vokalmuſik nicht ſo rein, ſo himmelverwandt, ſo erhaben iſt, und ſein kann, als Inſtrumentalmuſik. (Ich weiß; jetzt, contra Welt: aber es wird ſchon ein Mann kommen, der es beweiſt in einem breiten ſich Platz machenden Buche.) Und auch daher muß erſt komponirt werden, und dann der Text gemacht: erſt iſt die Empfindung, die Meinung, der Eindruck aller Dinge vague da; und alsdann erſt kommt Grammatik, Logik; und alles das Gerüſte, und die willkürlichen Zeichen; weren die Sprachen noch nicht frei ſind. So haben dem Gluck, der revolutionairer mit den Texten umging, die Franzoſen ſo ſehr geſchadet, und ihn eingeengt; ſo groß, ſo keuſch, ſo weiſe, ſo erfindungs-

reich er war. Die, mit ihrer Sprechſprache! die derentwegen in weltlichen Dingen ſo voraus ſind, und auf deren Sprache wieder die Welt ſo eingewirkt hat; wie weit ab dies von Geſang, hat ihnen ihr Rouſſeau auf ewig geſagt. Cet orginal; heißt auf Deutſch: der Tolle. Richtig, daß er ihnen toll erſcheint. Er geht in allen Dingen, auf's Singen zurück; und ſie ſprechen ſo ſchön! Singen iſt bei ihnen ein Scherz: und ſoll es Ernſt ſein, ein Spaß, für uns, für mich, für Rouſſeau: und ein Leid, weil es nicht dafür angeſehen wird. Und wir Deutſchen nun gar auch deklamirende Opern hören, ſehen, und ſchreiben! Das heißt Empfindungen auf Grammatik, und Silbenzahlen ſpannen; und je weniger das geht, und Muſik ausbleibt, je gelungener, richtig-deklamirter es halten! — Mozart, der neuſte Revolutionair, zertrat das alles wieder; zwang aber den Geſang zu ſehr unter die Inſtrumente; war aber ſo muſiktrunken, ſo von Fluth der Eingebung gehoben, daß er immer ein Ganzes bildete; und in einem ſolchen muß, und kann manches unterliegen; um ſo größer! Da er Bach, und Gluck ſtudirt, und benutzt hat, mit dem größten Witz, und ſich unabhängig von ihnen gehalten. Dann kommt Spontini, den auch die Franzoſen erdrückt; der aber in Nebeneinanderſtellung der Inſtrumente neu, und im Beſinnen neu iſt: nämlich, er beſinnt ſich nicht etwa, wie Maria Weber, was er machen ſoll: ſondern, auf alles was er weglaſſen muß. Alle Andern können die Reminiszenzen nicht los werden; und haben nicht ſo viel Urſprüngliches um es nicht verſchwemmen zu laſſen. Mein Muſikunterricht beſtand in lauter Muſik von Sebaſtian, und allen Bächen, und der ganzen Schule, alſo wir, von der Zeit, kennen das alles genau. Wie das Publikum, das frömmelnde, war, mündlich. Ich ſaß unter allen Vornehmen, oben. Frau von Radowitz (Marie Voß), ein Engel! machte mir Platz, eine andere Dame der Frau von Cotta. Sie laſen das Stück Bibel als Text, nicht etwa gerührt! nein, ſie ſtudirten es mit Lügenmienen, als wäre es ſchwer: und Kant's Kritik der reinen Vernunft etwa.

Freitag, den 13. März 1826.

Ich war zu erhitzt, um im Briefe heute alles ordentlicher zu ſagen. Alſo nachträglich: Mozart iſt mir Shakeſpeare; Gluck: Aehnlichkeit mit Klopſtock; das nur oberflächlich: ſchon weil Gluck mehr

von Leidenſchaftlichkeit und Leiden weiß. Righini allein weiß von Liebe, verliebter Liebe; verſteht den Olymp, — was der ſagen will — den Tartarus; welchem Dichter vergleich ich den? Heiteres, lichtes Wetter auf Bergen, weiß er auszuſprechen, herzuzaubern; olympiſches; Zauber, Nymphen, Liebesgötter, Liebesrauſch. Zerriſſenes Herz. Meines Wiſſens im letzten einzig daſtehend. Für den Sänger der Größte; noch ſo Bizarres für Ohr und Gewohnheit, in bequemen, einfach zu findenden Tönen, ſo wie man's verſucht. Händel weißt Du ſchon. Alle dieſe Meiſter haben, wie alle Großen, ſchreckliche Nachahmer zu hundertjähriger Plage, für den der's verſteht. Taubert hat mir zwei hübſche Flakönchen, und einen ſchönen Brief von Frau von Zielinski gebracht; ſie kommt noch dieſen Monat; freut ſich ſehr. Frau von Cotta iſt ein rechtes Publikum von mir: über alles lacht ſie, was ich ſage. Solche hätte ſie nie geſehen. Fräulein von Schätzel war in Alcidor eine Sylphide. Trikot, Flügel am Rücken, Flügel am Haupt. Aber wie! Sie ſtand terze-auswärts. „Hat man je im Olymp Einen auswärts ſtehen ſehen!" liſpele ich empört Frau von Cotta zu. Sie lacht befremdet, und einverſtanden. „Ich meine im Musée Napoléon"; korrigire ich beinah. Sie konnte es gar nicht vergeſſen! Und ſo alles was ich ſage.

Guten Morgen, es iſt Sonntag Vormittag, 10 Uhr vorbei, der 15.

Schnee auf den Dächern und Straßen. Er verdunſtet aber ſchon; die dicken Wolken ſpalten ſich: Helligkeit, wenn auch nicht Sonne, dringt hervor.

Ich erwarte halb einen Brief von Dir dieſen Morgen, und weiß nicht recht, ob, wenn er nicht kommt, ich dieſen wegſchicke: da iſt er! Es iſt wieder Liebesbalſam auf mich wie ein Mairegen geträufelt; gegoſſen. Ich nicke Dir! — Eliſe ſitzt ganz ſicher auf dem Schrank; iſt auch furchtſam und vorſichtig, ich und Dore ſtehen unten: ſie wirft uns die Bälle in Schürzen, wir ſie ihr auf den Schrank. Auch wenn wir entfernt ſind, bleibt ſie behutſam ſitzen; er iſt ganz breit. Mit mehr Furcht, als ich!!! läßt ſie ſich hinauf und herab heben. — Von Heine'n — wollte ich Dir eben ſchreiben. Das Reſumé, was ich heraus habe, iſt und bleibt ſein großes Talent: welches aber auch in ihm reifen muß, ſonſt wird's inhaltleer, und höhlt zur

Manier aus. Aber begründete Kritik hat er nicht; weil ihm in der Tiefe der Ernſt, und das höchſte Intereſſe fehlt; welches allein Zuſammenhang, und zuſammenhängenden Ueberblick gewährt. Er kann ſich, und Goethe'n, ſeinen, und deſſen Ruhm verwechslen: denkt überhaupt an Ruhm! — kann Dich, Gentz, und den Lump zuſammennennen. Denkt überhaupt, was ihm entſchlüpft, was er ſagen mag, iſt für die Menſchen gut genug. Hat klätrige Geſchichten, — auch daher —, die er verſchweigt, und deren Lücken ihn in das größte Unbehagen verſetzen. Will noch immer ausziehen, ſucht Quartiere; will nach Potsdam, Freienwalde etc. etc. Vorgeſtern kam er ſchon um halb 7 zu mir. Ich nahm ihn, ohnerachtet der Stunde, doch an: weil ich mich nicht mit Leſen quälen wollte; und Ludwig's und Moritz'ens beſtellt hatte. Er ſprach und ſprach; und zeigte ſich mir, wie ich ihn Dir nur ſchildere. Rike kam um 8.

Wir ſprachen Alle viel. Einer oft à tout hasard: welches er aber doch noch anders meinen muß; ich nur, wenn es mit mir durchlief, wegen damaligem Huſtenkrampf. Die Rede kam auf Fräulein von Schätzel's Auswärtsſtehen. Rike erwähnte die ägyptiſchen Bildwerke. Ich nahm ihre ſteifen Haltungen in größten Schutz: ein Strom ergeß ſich aus mir — ein längſt zurückgedämmter — ich erwies, die Natur im Vagen, und alles, was die verſucht und zu thun gezwungen iſt, aus lauter nur für ſie geltenden Gründen nachahmen zu wollen, ſei durchaus falſch, und daher unthunlich; in eine menſchliche Schranke müſſe Kunſt ſich engen; in einen ſolchen, für den höchſten gehaltenen Menſchenzuſtand; in Beſchränkung, in Gränze ihre Einwilligung geben, das allein ſei ihre Freiheit; und ſo ſeien der Aegyptier Stellungen eine Art Bild ihres geſelligen Daſeins; nicht arbeitend, nicht ſtrebend, nicht noch bewegt. Der Gegenſatz davon ſei der Wiener Walzer; der oft ſo unſinnig angebracht ſchiene, nach jedem ernſten Kampf oft; mir aber immer guten Eindruck mache und gefalle — ohne daß ich lange den Grund deutlich gewußt — ſo wie ein Leid, ein Kampf, eine Verwirrung, ein Vollbrachtes geſchehen ſei: gewalzt! Was will der Menſch mehr. Schweben, Leben, Sein, Fertigſein! Heine ſchlug über die Fauteuil-Lehne, blutroth, ganz weg vor Lachen; er brach wider Willen aus. „Tollheit!“ ſchrie er, „toll, ganz toll; o wie toll! Tollheit, nein, das iſt raſend: ſeld er Unſinn ward noch nicht geſagt“: und ſo blieb er lachend. So wie er wieder zu ſich war, war es reinſter, lichter Neid. Ich ſagte ihm auch:

„Den Unsinn möchten Sie gemacht haben.“ Ich lachte auch. Die letzte Hälfte, die vom Walzer, mußte ich ihm erklären: er frug ganz ernsthaft; und fand es dann sehr gut. Aber dies Lachen! So natürlich sah ich ihn nie. Das wollte ich Dir erzählen, ehe Dein Liebesbrief kam. Um 9 Uhr ging Heine. Moritz'ens kamen: wir aßen Sardellenfische, und waren beredt und vergnügt.

Gestern Morgen war Frau von Horn hier. Hannchen mit Marie, unser Kind, und das Mittelkind. Die drei spielten so herum in allen Zimmern, daß ich unsere weniger sah: doch viel. Sie war ganz glücklich, bis 3. Marie aß bei mir: klug, lieb (Elise sollte auch wiederkommen), — aber Lamprecht, der Dich sehr grüßt, holte sie: weil die Mutter vergessen hatte, daß sie, uns gegenüber in der Französischen Straße, bei der Wittwe von Lamprecht mit allen deren Stiefenkeln zum Kaffee war. Da ließ ich Elisen auch zu Hause. Von morgen an ißt sie fünf Tage, die der Vater zum Examiniren braucht, bei mir. Jetzt lasse ich sie auch gleich holen. Ich esse bei Ebers; der Mutter Geburtstag ist heute: Ludwig's essen auch dort.

Gestern Abend kam Willisen, dann Paul, dann Louis von Fränkel's. Ganz gut und vergnügt alles. — Also re-fü-sirt! (Wie Fleck es deklamirte.) Der Rest ist Schweigen. Wie wird's aber den Leuten am Ende doch noch ergehen! Wir sehen uns wieder, und sehen uns gut. Sonst ginge es ihnen in jedem Fall besser, als uns: all denen; von beiden Seiten. Ich schicke also diesen Brief getrost nach Kassel: Herrn von Hänlein adressirt. — Ich habe auch nicht ganz gut geschlafen: ich hatte meine Betten lüften lassen, und auch räuchern, und doch marmeladirte es mir die Nerven. Doch bin ich wohlauf. — Paganini hören wir noch zusammen: er giebt noch drei oder vier Konzerte. Die entgegengesetztesten Menschen sind entzückt. Willisen auch. Er, und alle meine Familie grüßt. Dein Sopha kommt zum Erwärmen heute in mein Zimmer: Deine Matratzen und Betten auf den warmen Hängeboden. Alles ist gemacht, rein, in Ordnung. Willkommen! Gott schütze Dich! Deine F. B.

Erzähle der Frau von Hänlein von Paganini; und der Passion. Mad. Spontini hat Stendale mit Mozart's Biographie. Die nicht abonnirt hatten, und denen sie doch Exemplare schickte, schickten sie ihr häufig wieder.

Frau von Cotta läßt Dich grüßen, und Dir ſagen, es ginge alles gut. Mir ſagte ſie: „Nun können Sie mir das ſchönſte Seidenzeug frei und frank nach München ſchicken, und ich Ihnen auch was ich will.“ Es iſt mir lieb, daß Deutſchland le bas-ventre libre hat. So kommt es mir vor. Ich war vorgeſtern krank, und doch noch bei Stägemann's. Die Nacht war arg. Huſten, Bruſt; aber gleich geſtern Morgen gab mir Casper ein herrliches Mittel, das ſprach mit dem Uebel; und hemmte es. Jetzt ſchwitze ich nur, und erhalte mir Zollfreiheit durch Emſer. Geſtern unterhielt ich mich ſehr gut. Vormittag das Kind: brillant geſund: und dann auch ſingend nähend, in die Küche; ſich ſo verſteckt, daß Dore, ich, und Karoline, ſie nicht fanden und unten bei Liman's glaubten; tief hinten unter Dorens Bette. Dreht ſich, wie ein Luftſpringer, daß ich immer ſchreie; es hilft nichts! Sie tröſtete mich erdenklich, wie ein Großer. Auf den Abend Ludwig's, Mad. Krickeberg, Paul. Sehr gute Geſpräche. Millionen ſchöne Grüße; ich las Deine Stelle von Goethe: doch Deine, wegen des Vertrags. Schade! daß dergleichen nicht kann gedruckt werden — Robert wünſcht es —, der Käfer muß mit Goethe nicht genannt werden; auch ſpinnt er auf ſolches Nennen wieder Gift. Die lieben Couſinen! Ja, Du warſt ihnen geſandt! Auch in allem Uebrigen denk' ich in dieſer Sache wie Du. Deine Ausflüge erfriſchen mich. Alſo nach Kaſſel. Refü-ſirt!“ ſchrie Fleck unvergeßlich, in Eliſe von Valberg. „Nicht gelungen!“ ſag' ich ganz ſtimmenlos. „Mag's!“ ſetz' ich hinzu. Deine Chefs werden wohl erleſen haben, was Du dennoch thatſt und kannſt. Gott iſt klüger als wir. Sehe ich Dich bald. Gott ſegne Dich! Ich höre auf. Vielleicht fahre ich zum Kind und hole es. Wenn der Schweiß ganz vergeht. Ich küſſe Dich. Immer Emſer, dabei bleibe Du. Ich auch. Die Digitalis hat er mir in kleinſtem Maß verſchrieben. Mir bekommt nur Gift. Merkur. Das andere ſind keine Mozart's, Gluck's, Sebaſtian's. Ich muß Revolutienaire im Leibe haben. Heute ſpielt Paganini; ich gehe nicht in die Hitze.

Pitt-Arnim war eben hier: dann Meritz. Nun Eliſe und Pauline, jubelnd, ſchreiend, tanzend, Klavier ſpielend, lachend.

An Rahel.

Bonn, den 15. März 1829.

Sonntag Abends, halb 10 Uhr.

Richtig bekam ich gestern Vormittag, als mein Brief schon auf der Post sein mußte, Deinen vom 9. März, und heute, zur unerwarteten Wonne, gleich wieder den vom 10. O geliebte Rahel, auf Dich kann ich zählen, Du Theure bist wie mein lieber Schutzgeist mir stets nah. Verwirrt und beschämt bin ich über Deine Güte, Deinen liebevollen Fleiß, den schönen Umfang und reichen Inhalt Deiner lieben Briefe! Mein Dank stretzt in meinem Herzen, denn einen Ausgang findet er nicht. Was ich sage, ist alles nichts, es umschwirrt nur die Empfindungen, anstatt sie fortzutragen. Aber traue mir alles Erkennen und Würdigen zu; meine Geliebte, und Du sollst die Wahrheit in dieser Beziehung nicht überbieten können! Wie hast Du mich heut erhoben und gerührt, liebe Rahel, durch die Stelle vom Flieder, den wir brechen wollen! Mein Herz jauchzte, und mein Auge weinte, da ich die unschuldig reine und verheißungsvolle kräftige Mahnung und Betheurung las, und schon mitbetheuert hatte. Auch in Deinem gestrigen Brief ist eine solche Stelle, an der ich gleich besser werden muß. Du bist meine Wahre, Erle, Gute, Unschuldige und Unbestechliche, ein Lebenselement, in welchem alles unmittelbar richtig so wirkt, wie es seinem Wesen nach wirken muß in jedem Augenblick, ohne daß Vorgegangenes oder Nachfolgendes sich irrt! Wie gut urtheilst Du über Bettinen, und wie richtig behandelst Du sie! immer so, daß ihre guten Seiten hervor müssen, und dann auch leicht können, da für sie, und nur für sie alles bereitet ist. Ihre Billete freuen mich, zumeist um ihrer selbst willen, aber auch Deinetwillen, denn es ist, wenn auch zu ertragen, doch nie darein zu willigen, verkannt oder nicht erkannt zu werden. Noch eine Stelle anderer Art in einem früheren Briefe von Dir fällt mir hier ein: „Bei einer Rechenschaft kommt es nicht auf die Summe der Ausgaben, sondern auf den Grund der Ausgaben an; dies verwechseln Dumme aus Mangel an Bedacht, und Betrüger mit Bedacht:" Auch dies wie wahr, und wie getroffen! Ob ich Dir beipflichte in dem Streite, der zu

dieser Aeußerung Anlaß gab? Ich denke, Du fragst gar nicht erst! Und doch ist in diesem Fall auch der Schein gut, er enthält wenigstens das Bekenntniß, daß die Sache fein sollte! Insofern wollen wir ihn dankbar annehmen. — Nun laß mich einiges von gestern und heute erzählen. Nachdem ich Deinen lieben Brief gelesen hatte, kam d'Alton zu mir, und war herzlich, verständig, aufgeweckt. Er läßt Dich innig grüßen, mit wirklichem, ächtem Antheil. Wir sprachen auch von Schlegel. Denke Dir, der eitle Flegel hat sich hier vor ein paar Jahren in einer Mittagsgesellschaft von hiesigen Gelehrten herausgenommen, gradezu auf Goethe'n zu schimpfen, es sei erbärmliches Zeug, was der jetzt mache, das könne man im Schlaf, er selbst wolle gleich so hintereinander fortreden, wie jener schreibe u. dgl. Man nahm ihn beim Wort, er fing an, und blamirte sich völlig, die ganze Gesellschaft zischte, scharrte mit den Füßen u. s. w. Schlegel sagte zu seinem Tischnachbar Niebuhr: „Ich glaube, Herr Geh. Staatsrath, Sie scharren nun auch?" — „Ja freilich", erwiederte dieser, „ich habe gleich zuerst mit angefangen." Aber die Beschämung verschlug ihm nichts; das dicke Fell bedarf anderer, schärferer Maßregeln. — Mittags aß ich bei der Frau Kurfürstin, wo Niebuhr war, und zwar höchst gescheit und angenehm. Abends hielt Schlegel seine Damenvorlesung, die denn nichts ist als ein kurzer Thee mit langen Brocken, auf die er sich Wunder was einbildet, und mit denen er selbst hier dem Gespött nicht entgeht. Ich hatte auch flüchtig die Cousine gesehen, und einen Spaziergang an den Rhein gemacht, die Luft war aber unversehens wieder rauh geworden, sogar einige Schneeflöckchen sanken vom grauen Himmel, und ich dehnte meinen Gang nicht aus. Als ich Abends zum Hofagenten Wolf kam, fand ich das Haus in ungewöhnlicher Bewegung, die Damen in vernachlässigter Hauskleidung, die Dienerschaft nicht zur Hand, fremde Leute hin und her geschäftig, und ich erfuhr folgendes Ereigniß. Ein braves Dienstmädchen, im Begriff eine für sie überaus glückliche Heirath zu schließen, war erkrankt, das heftige Uebel hatte sich als ein Bruch ausgewiesen, die Operation war nöthig befunden worden, und so eben durch die Hand des eben so geschickten als menschenfreundlichen, in jeder Art preiswürdigen Professor von Walther glücklich geschehen! Das Mädchen wird wie eine Tochter vom Hause angesehen und gehalten, die ganze Familie war in größter Aufregung. Nun blieb ich um so lieber bei

den guten Leuten, nahm an ihrem ganzen Zustande Theil, besprach alles, tröstete und erheiterte sie, und so wurde es zehn Uhr, bis ich ging, eine späte Zeit für Venn, die ohne den außerordentlichen Fall gar nicht zu rechtfertigen gewesen wäre! Für mich war dieses unerwartete Hinzukommen zu solch einem Ereigniß wirklich auch eines, und ich rechne es mit zu den ansehnlicheren Plänkeleien, denen ich in meinen Lebensfeldzügen mit beigewohnt. Ich will Dir nur schnell sagen, geliebte Rahel, daß das Mädchen heute außer Gefahr ist, und der angekommene Bräutigam schon zum Trost an ihrem Bette sitzt; auch hat der Schnitt sie weit weniger, als vorher das Uebel geschmerzt. — Heute Vormittag erhielt ich dann Deinen lieben zweiten Brief, und war überaus glücklich damit! Nach einem Gang auf die Rheinbastei, wo ich drei verschiedene Wetter über Bergen, Fluß und Ebene ausgestreut sah, von denen erst das rauhere, nachher aber wieder das mildere siegte, besuchte ich Niebuhr, mit dessen Aufnahme und Gespräch ich sehr zufrieden sein mußte; seine unerschöpfliche Naivetät und jedesmalige Aufrichtigkeit macht gar leicht wieder gut, was er mit überscharfer Bitterkeit oft seltsam ausdrückt; es ist wahr, es kostet ihn gar nichts, von jemanden, den er hassen zu müssen glaubt, ganz gelinde zu sagen: „Wenn ich nur einmal das Glück hätte, ihm in's Gesicht speien zu können, und ihn mit Füßen zu treten!" Aber im Grunde ist's nicht mehr, als: „Ein paar Ohrfeigen und die Treppe herunter!" was jemand anders von meiner Bekanntschaft für ungelegene Besuche bereit hält, die dann mit aller gütigster Aufmerksamkeit empfangen und bestens unterhalten und bewirthet werden! — Da ich heute nicht zur Frau Kurfürstin eingeladen war, so lud ich mich bei Schlegel zu Tisch, und aß mit ihm und seinem Haus- und Studiengenossen Dr. Lassen. Aber was war mir da zugedacht! Erzählen läßt sich das nicht, ich habe selbst dergleichen so noch nicht von mir erlebt! Schlegel, gradezu besessen vom bösen Geiste, fängt an gegen Goethe loszuziehen; im frechen, boshaften Uebermuthe bis zum Wahnwitz steigend, verwirft er erst die neuen Sachen, dann auch die alten, endlich den Menschen ganz und gar. Ich hatte geschwiegen, abgelenkt, alles umsonst; da der dumme Geck gar nicht aufhört, brech' ich los, und nun sag' ich Schlegel'n alles, was nur gesagt werden kann, wenn ich so frevelhafte Bosheit hörte, könne nur er mich dauern, denn er rede sich sein eigen Gericht, so grade würde es ihm ergehen, und er auch

von denen, in deren Lob er sich gefallen habe, verworfen werden; ich sage ihm geradezu, er habe Goethe'n bestirt, um von ihm gelobt zu werden, da das nicht geschehen sei, räche er sich wie feiges Hofgesinde durch Lästern, und wenn der Herr erscheine, stürze es doch gleich wieder demüthig in den Staub; ich spreche ihm von Neid, Dünkel, Heuchelei, Betrug gegen das Publikum, Aufgeblasenheit, Verspottung, traniger Gestalt; ich warne ihn ernsthaft, es stehe schwach mit ihm, er solle nicht im Dünkel zum Kinderspott werden, vieles lasse man ihm so hingehen, trete er aber in frechster Eitelkeit ernstlich auf, so könnte ich ihn versichern — und ich kennte als ein Jüngerer den litterarischen Zustand und die Stimmung in Deutschland jetzt besser als er — daß er dermaßen würde in die Pfanne gehauen werden, daß er alle Viere von sich strecken und nie mehr auf die Beine kommen würde. Ich sagte ihm, was Fichte schon vor 25 Jahren über ihn und seinen Bruder geäußert; sie haßten Goethe'n, wie sie auch ihn, Fichte'n, haßten, und sie lobten nur aus Neid, aus Haß und Verzweiflung. „Ueber Fichte'n haben wir uns auch sehr lustig gemacht!" sagte der Schächer. „Das hat er Ihnen reichlich vergelten," bemerkte ich. „Aber er hat seinem Spott", erwiederte Schlegel, „nicht die unsterbliche Form geben können, wie ich!" So kolossal ist der Narr im Dünkel, und so erbärmlich führte er seine Sache! Zuletzt hatte er nur Angst, ich möchte das Vertrauliche wiedererzählen, er will ja öffentlich Goethe'n noch immer loben, und nur unter Freunden ihn herunterma:hen, er habe es um ihn verdient, nicht ein einzigesmal habe er ihn, wie doch so manchen Lumpen, „unseren Freund" genannt. Ich bekannte ihm, daß meine Achtung für ihn seit unserem Gespräch wenigstens um 50 Procent gesunken sei. Du magst es nun glauben, liebe Rahel, oder nicht, aber es ist die reine Wahrheit, mein Vortrag war seltsam und einzig, daß alles, was ich sagte, trotz der beleidigendsten Worte, doch nicht den Karakter von Beleidigung hatte, es war ein Lied, das ich als ein Begeisterter sang, mit kühler, erzählender, fester Prosa dazwischen, eine Reihe dichterischer Freiheiten, durch das Sylbenmaß entschuldigt, die Scheltworte selbst in Wohllaut. Schlegel schrie nur immer voll Wunder über die demosthenische Beredsamkeit, wie er es nannte, und die er hinter mir gar nicht suchte. Wir tranken noch Kaffee zusammen, und schieden mit Handgeben, freundlich genug. Doch mag es übel nachwirken, wenn er sich nachher

noch alles Einzelne zurückruft. Indeß, ich konnte nicht anders. Gegen Goethe'n hätte ich die Falschheit nicht auf dem Herzen behalten können, aber auch gegen Schlegel nicht, es mußte heraus, und es reut mich im Geringsten nicht. Wirklich zum Wahnsinn steigt der Dünkel in dem Abgeschwächten; er ist altersschwach, er ist breit und geschwätzig geworden, er bringt nichts mehr hervor im Gebiete der Dichtkunst! Wenn Iphigenie und Tasso nichts sind, was soll denn der Jon gelten? Thut er doch, als wäre alle Litteratur der Welt nur verächtlich, weil und seit er Sanskrit kann, als hätte er jetzt mit anderen wissenschaftlichen Dingen zu thun, als vermals, und verschwinde gegen dieses unerhörte Verdienst jedes andere! Ich habe ihm bemerkt, daß auch hierin er künftig einmal nur als ein Anfänger betrachtet werden würde, dem man viel zu Gute halten müsse. Doch ich bemühe mich vergebens, Dir die Szene zu schildern, sie war einzig. Vergleiche sie mit keiner früheren, die Du kennst; mißfallen könnte sie Dir eben so haben, aber anders war sie, auch darin schön, daß ich mir in ihr nicht, wie in früheren etwa, gefiel, sondern gleichsam über mir selbst befand, und die reinste Stimmung behielt. Nachher machte ich noch einen tüchtigen Spaziergang, besuchte darauf eine Weile das Wolf'sche Haus, und jetzt will ich zu Bette gehen! — Gute Nacht, geliebte, einzige Rahel! Der Himmel sei mit Dir, segne Dich tausendfach! Und mein liebes Elischen, das in diesem Briefe noch nicht genannt war! Wie himmlisch erzählst Du von ihr! Mit Innigkeit Dein lieber, guter und gar nicht böser August!

Montag, den 16. März, frühmorgens.

Da bin ich wieder, geliebte Rahel, frisch und munter, und wünsche, daß auch Du mit gutem Behagen erwacht seist, und einem schönen und freien Tag entgegensiehest! Die Sonne thut schon lange ihre Schuldigkeit, und da muß es warm und angenehm werden, wenn auch über Nacht einige Kälte herrschte. Ich werde heute viel zu thun haben, Abschied nehmen u. s. w. Wenn die Frau Kurfürstin und der Kurprinz mich nicht gegen alles Vermuthen noch zurückhalten, so reise ich wahrscheinlich morgen ab. Und in Kassel ist leider gar kein Grund mehr mich aufzuhalten, denn der Stoff der Unterhandlung ist erschöpft. Schade, Schade! doch was ist zu thun? Es wäre in

der That zu glänzend gewesen, hätte ich nach Berlin das volle gewünschte Ergebniß gebracht! Das Ausbleiben dieses Ergebnisses ist bei weitem nicht so arg; ich habe einen großen Gewinn nicht gemacht, aber darum noch nicht einen so großen Verlust erlitten. — Alſo, wenn's Glück gut iſt, reiſe ich morgen! Daß ich zu Dir zurückkehre, tröſtet mich über alles, läßt mich alles Uebrige vergeſſen, wie auch der glänzendſte Erfolg darüber in meinem Gefühl ganz verzeſſen ſein würde! Geliebte Freundin, theures, liebes Kind! Und wie freu' ich mich auf Elischen auch, unſer Herzlöchterchen! Alles was Du von ihr berichteſt, entzückt mich! „Wie die Groben ſprechen!" Der liebe Kerl! Hat ſein Haustheater, für ihn eigends angeordnet, läßt ſeine Truppe ſpielen! Ich küſſe ſie, die Zuckerpuppe, die verführeriſche Schmeichlerin! „Zur Freude", wie ſie das erfunden hatte, konnte man ihr ſchon nichts abſchlagen. — Wie ſchön iſt Dein Sonnenhimmel in Deinem letzten Briefe, ich ſah ihn wahrlich mit! Hier wechſeln die Wetterſcheine und das Anſehen der Berge, des Fluſſes und der Fernen auf die mannigfaltigſte Weiſe, man ſieht täglich die Gegenſtände neu. — Deine Nachrichten in Betreff Heine's könnten günſtiger lauten, ich hatte ſie in der That beſſer geheißt. Hier ſind nun ſo viele und reiche Anlagen, aber die Natur hat doch in der Haſt einige weſentliche Zuthaten verabſäumt, und nun gehen da die glänzend beleuchteten Mängel herum! Für keine giebt es nur Ein Heil, er muß Wahrheitsboden gewinnen, auf dem innerlich ganz feſt gegründet ſein, dann mag er ſein Talent in der Welt auf die Streife ſchicken, um Beute zu holen und Muthwillen zu üben; hat er aber jene Burg nicht im Hinterhalt, ſo wird er bald gar keine Stätte haben, kann ſeinen Gewinn gar nicht laſſen, muß ihn und ſich nach Umſtänden in die Schanze ſchlagen, wird endlich als gemeiner Ruheſtörer auf Steckbriefe eingefangen, und nimmt ein jämmerliches Ende! Warne ihn, wenn er noch hören will. Ja, ja, es iſt ſchwer, in der Welt ſo durchzukommen, körperlich, geiſtig, ſittlich, daß man mit Ehren vor der Natur beſtehen kann, denn vor Gott und Menſchen iſt es noch was anderes! Ich grüße ihn doch beſtens, und er kann auf mich zählen; z. B. neulich wollte Schlegel, dem er öffentlich gehuldigt hat, aus Scherheit und Feigheit an der Tafel der Kurfürſtin jene Huldigung lieber verwerfen und den ganzen Mann fahren laſſen, ich litt es aber nicht. — Von Schlegel habe ich in dieſem Briefe nur zuviel

gesprochen. Ich hatte das Meiste der mündlichen Erzählung vorbehalten sollen. Laß es Dich nicht verdrießen, liebe Rahel, zu sagen hat der Vergang weiter nichts, es ist alles beim Alten, denk' ich! — Alexander von Humboldt? Glückliche Reise! — Nun lebe wohl, Geliebte, ich muß enden, denn die Post geht bald ab. — Tausend Grüße Dir und dem Herzenskind, allen Freunden und Freundinnen!

Auf fröhliches, baldiges Wiedersehen!

Treulichst Dein

Varnhagen.

Dank, innigen Dank für Deine Rathschläge, wegen Emser Wasser, und Haarschneiden! Ich erkenne alles, Dich ganz wieder in jedem Wort! Theure Rahel!

(In Homburg, Juli 1844, aus der Erinnerung.)

In Bonn, bei August Wilhelm von Schlegel, als ich über Tisch gegen ihn losfuhr, und ihm eine leidenschaftliche Rede hielt, hatte er schon immer auf Goethe gestichelt, und zuletzt gesagt, seine neusten Werke, seit zwanzig Jahren etwa, taugten ganz und gar nichts, und als ich darauf nichts erwiedern wollte, setzte er frech hinzu: „Ja, und was ist denn an den alten viel mehr?" Da konnt' ich mich nicht länger halten, sagte ihm, wer Goethe sei, und was es heiße, den zu verunglimpfen, ich sagte ihm auch, welches seine eigne Stellung sei, und daß die gar keinen so festen Halt habe, er möge nicht das Beispiel geben, solche Größen herabsetzen zu wollen, sondern bedenken, was, wenn man sich an Goethe's Namen vergriffe, was dann aus seinem eignen werden müsse; schon sage man das und das und das zu seinem Nachtheile. Schlegel stutzte, faßte sich aber doch, und versuchte sich im Trotz, indem er mit Würde fragte, was mich berechtige, ihm solche Dinge an seinem Tische zu sagen? — „Was mich berechtigt?" — rief ich mit Leidenschaft, — „Antheil und Mitleid berechtigen mich, Antheil und Mitleid mit Ihnen! Indem ich Sie so gegen Goethe schmähen höre, denke ich gar nicht, daß Goethe'n damit etwas geschieht, wohl aber Ihnen! Ich denke, was ruft der Thor für Strafgerichte auf sein Haupt, eben so wie er jetzt Goethe'n, werden Andere bald ihm mitspielen, ja sie haben schon angefangen ihm Ver-

dienst und Ruhm abzusprechen, seine Fähigkeiten und Leistungen zu verachten, ich bin grade alt genug es noch zu erleben, daß diese Richtung überhand nehmen, daß diese Meinung die herrschende sein wird, und indem ich dies mir lebhaft vorstellte, dachte ich, wie ich dann Sie nicht würde vertheidigen können, sondern dieses Tages gedenken müßte, und mir sagen: «Es geschieht ihm zwar himmelschreiendes Unrecht, aber leider doch mit Recht, denn er hat es verdient, hat damals eben so gegen Goethe gefrevelt, wie jetzt gegen ihn gefrevelt wird.» Sehen Sie, das dachte ich, das trieb mich, Ihnen zu widersprechen, Sie zu hemmen, ich wollte Ihre Versündigung, Ihre künftige Strafe mindern." Schlegel wollte in Scherz einlenken, und sagte zu Herrn Dr. Lassen, dem Dritten am Tische, er freue sich meiner Beredsamkeit, er habe dieses Talent in mir gar nicht gekannt, und man müsse gestehen, solcher Eifer kleide mich gar nicht übel! Uebrigens, da ich gesagt, seine Freunde und Schüler würden von ihm abfallen und ihn höhnen, so möge Herr Lassen sich durch meine Verheißung wohl mitgetroffen fühlen, und was er dazu sage? — Ich fuhr fort, die Sache ernsthaft zu nehmen, und versetzte: „Warum nicht? Auch Herr Lassen kann bestimmt sein, Sie zu strafen, wenn er es auch nicht weiß noch denkt in diesem Augenblick."

Ich habe es wirklich erlebt, daß Lassen von Schlegel abfiel, abfallen mußte, und habe es erlebt, daß Schlegel mit mit ihm die ganze romantische Schule durch die Hegel'sche Schule abgethan und zu Grunde gerichtet wurde, und dabei viele Ungerechtigkeit mitunterlief! —

An Rahel.

Bonn, den 16. März 1829.

Montag Abends gegen 10 Uhr.

Die Frau Kurfürstin, bei welcher ich heute zur Mittagstafel war, befiehlt, daß ich auch morgen noch bei ihr speisen soll, und ich reise also nun übermorgen, denn zu morgen Abend wird es mir zu spät, und ich will nicht mit der Nacht anfangen. Geliebte Rahel, ich begrüße Dich freudigst als nun wirklich Zurückkehrender, denn der Zwischenaufenthalt in Kassel

kann doch so lange nicht andauern! — Ich habe schon heute hin und wieder Abschied genommen; bei d'Alten, der Dich wiederholt und herzlichst grüßt, traf ich Schlegel: „Es ist also wirklich wahr, daß Sie schon reisen?“ rief er mich an, ohne geringste Bitterkeit von gestern: „Ja ich komme aber noch zu Ihnen, und bring' Ihnen meine Vorrede“, fuhr er fort. Ich bedeutete ihn, das Kommen sei an mir, und ich würde meine Obliegenheit nicht versäumen; darauf kamen andere, heitere Gesprächsreden, voll guter Laune von Seiten d'Alten's, voll selbstsüchtiger Befriedigungen von Seiten Schlegel's, so zuversichtlich und unbefangen, als wäre gestern gar nichts vorgefallen. Auf den Abend war ich bei ihm, er hatte schon Befehl gegeben, mich ja nicht wieder weggehen zu lassen, wenn ich käme, sondern mich zu ihm hinaufzuführen, und wollte mich den ganzen Abend behalten, schwatzte, prustete, prahlte nach wie vor, und setzte mich wahrhaft in Erstaunen, denn, wenn es durchaus wahr ist, daß meine scharfen Reden gestern nicht eigentlich den Karakter von Beleidigung an sich trugen, so ist es doch nicht zu läugnen, daß sie die Empfindlichkeit wohl reizen müßten: ist dies nun so gar nicht geschehen, so mag es allerdings zum Theil durch das Verdienst meiner Rede sein, einen anderen Theil aber muß ich nothwendig auf das Verdienst des dicken Felles schieben, das den alten Gecken nun schon ganz undurchdringlich umhäutet! Er hat heute auf's neue Dinge ausgeben lassen, die zum Aufschreien sind; wenn auch die deutsche Litteratur ganz zu Grunde ginge, so würde, meinte er, von ihm doch immer noch ein gutes Stück übrig bleiben, sein Name sei europäisch! Ich erzählte, ich sei bei Professor Delbrück gewesen, und habe einen Jüngling dort gehört, der ein Gedicht in der Hand gehabt, wegen dessen er jenen wahrscheinlich habe zu Rathe ziehen wollen; sichtbar eifersüchtig rief Schlegel aus: „So? nun das ist ja schön, daß man auch Delbrück um Rath fragt, da kann ich ja künftig Alle, die mich plagen, an Delbrück verweisen!“ Und lachte laut auf, dann setzte er mit stolzer Miene hinzu: „Sogar schickt man mir aus England handschriftliche Gedichte, die ich durchsehen soll!“ Und erzählt, was er mir schon erzählt hat. Für den Bruder hat er gar kein Herz; den Trauerflor trägt er am Arm, aber den Namen nennt er nie ohne Mißbeliebiges, Herabsetzendes damit zu verbinden. Kurzum, es ist traurig mit ihm bestellt und ich sehe ihn als einen verlorenen Menschen an, dessen Talent den

gewesenen Menschen gleichsam zum Gestelle hat, und so lange das hält, nun so fortarbeitet. Daß ich doch noch einige Zärtlichkeit für ihn habe, wirst Du mir gern glauben; nicht nur aus Erinnerung, sondern auch aus seinen gegenwärtigen Eindrücken her, sofern er wirklich einen Gegenstand behandelt, und nur nicht einzig sich selbst daran spiegelt, ist er mir lieb und werth. — Später war ich noch zum Thee bei meinen guten alttestamentarischen Leuten, wo eben nichts Merkwürdiges vorkam, aber doch Unterhaltendes, da schon der ganze Zustand und die Beziehungen es sind. — Vormittag hatte ich einen Augenblick versucht spazieren zu gehen, aber ein rauher scharfer Wind tobte so gewaltig in den prächtigen Sonnenschein, daß ich nach einem Blick auf den grünen, wogenden Rhein sogleich wieder umkehrte. Die Frau Kurfürstin aber und die Prinzessin Karoline haben richtig ihre anderthalbstündige Promenade gemacht, wie es täglich geschieht, wenn es nicht zu stark regnet. An der Tafel heute Mittag wollte ein Professor Rasse gar sehr das Kunstwerk lebender Bilder preisen. Delbrück widersprach, die Frau Kurfürstin war für die ganze Gattung nicht, und ich stimmte lebhaft ein. Diese Herrschaften zeigen überhaupt so guten Sinn und richtiges Urtheil, dabei so gütiges Wesen in allen Vorzügen des hohen und begünstigten Standes, daß man sich in ihrer Nähe durchaus wohlbefindet, und schon beklage ich das nahe Scheiden aus diesem Kreise. Wärest Du und der liebe Mompel da, so möchte ich es wohl gern einen ganzen Sommer so aushalten! Aber so! Die Spree hat bei mir vollständig über den Rhein den Sieg erlangt! — Rahelina, daß unsere Himmelstochter aus Bescheidenheit — aus Tugend, wie Du sagst, ja bei Gott es ist wahr, sie wirkt in der kleinen Menschheit schon groß und edel, in der gottgesandten Seele, ich gebe Zeugniß davon — eine geringere, schlechtere Puppe aus dem Laden mit nach Hause gebracht, damit es nicht zu viel koste, das ist ein Zug, der ganz meinem Elischen ähnlich sieht! Ist es nicht dasselbe wie mit der Schlittengeschichte: „Hör' ich ihn doch." Und in beiden Geschichten bezieht sich das Schonen und Begnügen auf Dich; sie fühlt, die liebe Seele, daß sie grade da bescheiden sein muß, wo immer so gränzenlos und liebevoll gewährt wird, und wirklich zuweilen auch Schonung nöthig erscheint! Du theures, liebes Kind, ich segne Dich aus innigstem Herzen, ich grüße Dich mit freudigster Rührung, Du

mein zartes, ſüßes Weſen, liebe Blume, himmliſches Wolkenkind! An mein Herz, an mein Herz, nicht wahr, Du Liebling? Rahel, küſſe ſie, ich will es haben! Wenn ich an dieſe Lebenswogen gedenke, ſo vergeſſe ich leicht aller politiſchen und aller litteratiſchen Welt Herrlichkeit! — Liebe Rahel, nach Deiner himmliſchen Verabredung wegen des Flieders, — die mir das friſcheſte, ſchönſte, erhabenſte Gedicht iſt, — ſagſt Du noch: „So werden wir gewiß, das iſt das Gewiſſeſte, in unſer Element zurückkommen, wo Wahrheit und ungeſtörte Reinheit iſt. Das iſt unſer ganzes Seufzen: wir können keine Luft kriegen.“ Dieſe Stelle gefällt mir ſehr. Und in dem Briefe vorher ſteht: „Nur durch Liebe und wahre Gottesfurcht können die Menſchen in das Herzenselement zurückgeführt werden; Gottesfurcht beſteht in der Einſicht, daß wir alle von ihm herkommen, und gleich ſind; und gleich gut und ſchlecht behandelt werden ſollen! Täglich bekomme ich mehr und mehr Beläge dafür: ein empfindlich Herz iſt eine Gottesgabe; das öffnet die Pforten dieſer Einſicht. Das brachte ich mit. Dies iſt aber auch mein ganzes Talent; für alle andere, die ich nicht habe. O, welch Surrogat; ich danke ſtolz und auf den Knien, daß ich adelig bin!“ Auch für dieſe Stelle küſſ' ich Dich, meine Rahel! — Gute Nacht, für heute! Morgen kommt wieder ein kleiner Nachſatz in Eile. Sei geſund und froh, geliebte Rahel, ſchlafe ſüß und erquicklich, und werde den häßlichen Huſten los! Und Eliſchen ſoll ihr liebes Aeugelchen wieder klar und ſchön haben, dieſe Zauberäugelchen, aus denen dieſes Geiſtweſen hervorleuchtet! Gute Nacht, meine innigſtgeliebte Eliſentante! Der Himmel ſegne Dich! —

Dienstag, den 17. März, halb 9 Uhr.

Theuerſte Rahel, nur noch zwei Worte! Ich habe gut geſchlafen. Das Wetter iſt hell und klar, wie geſtern, nur ſcheint es ein wenig milder, zur Reiſe wird es recht ſchön ſein. Ich reiſe morgen Vormittag. Heute hab' ich nun noch allerlei zu thun, um halb zwei muß ich zum Kurprinzen, eine Stunde ſpäter bei der Frau Kurfürſtin ſpeiſen, vielleicht habe ich auch noch zu ſchreiben. So reiſe ich denn wirklich unverrichteter Sache ab! Und ich ſehe voraus, daß die Rückkehr der Herrſchaften nach Heſſen, die jetzt auf denn doch immer ganz annehmbare Bedingungen nicht geſchehen will, künftig ohne alle

Bedingungen geschehen wird! Wäre mein Auftrag gelungen, so hätte ich hundert Fehler dabei machen können, es würde mir nicht geschadet haben, jetzt wird man dennoch hin und wieder irgend einen unbekannten Fehler voraussetzen, und als Grund des Nichtgelingens gelten lassen wollen. Es hat aber nichts zu sagen, ich verlasse mich lediglich auf meine Chefs, und deren Einsicht wird mich nicht ungerecht beschuldigen. — Lebe wohl, geliebte Rahel, theure, einzige Freundin! Auf baldiges, frohestes Wiedersehen! Tausend Küsse dem kleinen Liebling! Ich umarme Dich!

Dein August.

Allen Freunden alles Schönste! Willisen hat seine Wette gegen mich durchaus verloren. Niebuhr hat gesprochen, und gründlich! Andere brauch' ich da nicht erst mitzunennen. —

Daß Graf Bernstorff wieder sehr leidend ist, betrübt mich tief. —

Die Kaiserin von Rußland kommt im Mai nach Breslau; das wird schön sein! Und Prinz Wilhelm, Sohn des Königs, hat sich schon wieder in Weimar gestoßen, das ist häßlich! — Leb wohl, Rahelina, auf Wiedersehen!

An Varnhagen in Bonn.

Dienstag, den 7. März 1829.

Helles Südostostwetter,

so, daß der Glasermeister heute, den ich nach dem Wind fragte, zur Antwort gab: „O! so'n rechter schlechter" — woher kommt der Wind? war mein Frage: — „Ost, so 'n rechter, knuffelicher, schlechter." So, daß ich hinschickte, man solle mir ja Elisen nicht schicken: ich wolle sie mit dem Wagen holen lassen; die Mutter aber bringt sie mit dem Wagen. Und in diesem Winde kam die arme, sich unbeschrieen befindende Mad. Olfers. Sehr gutes Gespräch: über höchste Dinge. Wir thaten ihnen Unrecht: sie hatte nicht den Muth, mich zu bitten, und kommt doch, beschwert wie sie ist, öfters, sagte sie mir

neulich, als ich sie bat. Ich kann diese Treppen auch nicht. Sie will indeß kommen; auch wenn sie die Kräfte beisammen hat. Es ist nach 1 Uhr. Ich wußte bis jetzt nicht, soll ich, soll ich nicht schreiben. Doch ist schreiben besser. Ich schütze Dich unterwegs: deshalb auch wohl kam heute kein Brief. Genire Dich nur im Schreiben niemals: nur Deine Ankunft möchte ich wissen: aber auch das ist auf ein, zwei Tage nicht nöthig.

Gestern waren die Casper'schen Kinder hier, und Marie Lamprecht. Der kompletteste Kindertag. Auch Weinen. Auf meinem Sopha stieß Elise Doren mit dem Kopf an die Nase; sie blutete: Marie brach in Weinen aus: Elise hielt sich, wie Du sie kennst; fragte nur: „Ist das Dein Blut?" Dore lief hinaus nach Wasser: da nahm Elise den Wärmstein — Marie weinte den Kopf in Kissen immerfort — und setzte sich ihn auf den Kopf. „Siehst Du! wieder unbedacht; Du mußt Dich besinnen"; aber ganz sanft; da ging's los. Nun beide bitterlich; da schwitzt' ich. Alles wurde weggeküßt: Dore kam und tröstete sie. Aber wie haben sie auch gelacht!!! Ganz weg waren beide. Wegen Hackepacke jede von einem Mädchen; geritten: alle vier. Wie die Narren; alle vier wollten nicht aufhören, und die großen Narren lachten und schrieen wie die Kinder. Vorher Tanzen, ewiges Erzählen, von den Groben. „Lumpen-Tante, Du mußt!" „Liebe Tante!" mit Küssen dann, die Titel nach der Reihe, von Schnudelpuppe an. Versteck gespielt: ich trommle, damit sie nicht hören, welche Richtung der Versteck nimmt. Elise wurde auf den Schrank gehoben, und Marie konnte sie nicht finden. Kurz, das Unendliche; jedes Amüsement. Auch bei Mad. Arnim waren sie alle, der ich etwas sagen ließ. Sie war vorgestern hier, als ich noch bei Ebers war. Um 6 kam ich schon. Ich saß neben Graf Raczynski. Kunst, Litteratur, Deutsch, Französisch. Sänger, Italien, Musik. Er will mich besuchen; hat es schon meinem Bruder gesagt. „Viel gehört", ich habe hier Freunde. On cause bien avec lui; il se plaint qu'on ne cause pas ici (da kommen die Kinder und Fanny: Frau von Olfers grüßt freundlichst sehr:), se plaint des femmes, und über das Bekannte der Klasse. Er selbst in Klasse, im strengsten Sinn.

Nun grüße ich Dich, küsse Dich, und schließe. „Er soll bald wiederkommen!" Nun wird sie vor der Mutter versteckt. Auf den Schrank. Lachen, lachen. Vorgestern Abend war

Moritz lange bei mir. Geſtern Jette Solmar ganz allein bis 11. Auch ganz gut. Gehe es Dir auch wohl! Nun iſt's ja bald aus! Eile Dich nicht um ein, zwei, drei Tage. Sehe, genieße, mach alles Gute auf der Reiſe. Das Wetter empört mich. Und ſchadet Menſchen und Pflanzen. Ich weiß nicht, warum ich den Brief wie eine verlorene Schildwach anſehe, da Du ihn gewiß bekommſt. Glückliche Reiſe!

Deine alte F. V.

Eliſe tobt zu ſehr zum Schreiben.

An Rahel.

Koblenz, den 18. März 1829.

Mittwoch Abends gegen 8 Uhr.

Wieder in demſelben Wirthshaus und in demſelben Zimmer, geliebte Rahel, wo wir einmal zuſammen gewohnt! Mit der herrlichen Ausſicht auf den Rhein, auf die Rheinbrücke, den Ehrenbreitenſtein! Wieder leuchtet, wie damals, der Mond auf den breiten Waſſerſpiegel und auf die hohen Ufermaſſen, aber ich bin ohne Dich, meine theure, einzige Freundin, und mit Thränen wend' ich mich von dem Anblick ab, und doch wieder zu ihm hin, mir wenigſtens die Erinnerung der glücklicheren Zeit ſtärker zu vergegenwärtigen! O geliebte Rahel, wie ſehnſüchtig ruft Dich mein Herz, wie entbehrt Dich mein ganzes Daſein! Ich möchte jedes Dargebotene für ein andermal aufbewahren, und nur einſtweilen annehmen unenthüllt und ungenoſſen, bis wir es zuſammen genießen können! Welche Fahrt habe ich heute gemacht, von Bonn hieher. Der prächtige Strom in allen ſeinen Abwechſelungen von nahen und fernen Anblicken, bedurfte nicht erſt der Frühjahrsgrüne, um zu entzücken; ſo wie er eben aus Eis und Schnee befreit zwiſchen noch winterlichen Ufern daherwallt, nahm er meinen ganzen Sinn gefangen. Rahel, rief ich immerfort, liebe Rahel, ſieh es mit mir! — Ich hatte erſt nach 8 Uhr von Bonn wegfahren können, um 2 Uhr war ich ſchon hier, mußte aber nun, einer Wagenbeſchädigung wegen, den Reſt des Tages hier bleiben. Mir iſt es nicht unlieb, ſchon dieſer Abend mit ſeiner

zauberischen Erinnerung ist den Aufenthalt werth. Alles wie vor zwölf Jahren, die großen Verhältnisse alle, und auch ich stehe richtig wieder auf dieser Stelle da! Ich kann es nicht sagen, was alles für Betrachtungen sich mir in dieser Situation aufdrängen, aber das Gefühl der innigsten Liebe, der heiligsten Freundschaft zu Dir, meine Einziggeliebte, schwebt herrschend über allen. — Als ich angekommen war, ließ ich fragen, wo Clemens Brentano wohnt, der Bote machte daraus mehr, und als ich zu Mittag aß, kam Clemens, ich begrüßte ihn und hielt ihn bei der Hand, aber auch an der Stimme kannte er mich nicht mehr, ich mußte meinen Namen nennen, und nun umarmten wir uns! Er setzte sich zu mir, wir fanden jeder den anderen sehr stark geworden, in den Gesichtszügen hat sich seine Aehnlichkeit zum seligen Bernhardi mehr und mehr ausgebildet, die zum Staatsrath Schulz in demselben Grade vermindert. Mit einer Art, in der sich erinnerungsvoller, wahrhafter Antheil mit einiger Schüchternheit, die denselben Ursprung hat, mischte, fragte er nach Dir, geliebte Rahel, freute sich Deines Lebens, Deiner Lebendigkeit, Deines guten Bestehens, und kam wiederholt mit ächten, nicht müßigen Fragen — sie waren ihm Bedürfniß — auf Dich zurück! Ob Du nichts geschrieben hättest? er hatte nämlich von Deinen Briefstellen über Goethe einiges gelesen, ob Du nicht mir bei meinem Schreiben hülfreich wärst? Wie es mit Deiner Gesundheit sei, Deiner Stimmung, Deiner Lebensweise? Daß er mich dadurch auf's neue für sich einnahm, brauch' ich Dir nicht erst zu sagen. Wir gingen zusammen aus, ich wollte mich umsehen, über die Rheinbrücke, vor ein paar Thore, durch die Straßen. Er sprach sehr eingenommen von Canitz, billig von Pfuel, mit hoher Anerkennung und doch fast ungerecht von Arnim, verehrend von Bettinen. Seine Laune könnte dieselbe sein, wie sonst, auch fehlt es nicht an Witz und Bildlichkeit in seinen Aeußerungen, aber sie sind minder scharf, er selber ist älter, gedrückter vom Leben, überdrüssiger und erwartungsloser, es kommt ihm weniger darauf an, einen ungewöhnlichen Eindruck zu verursachen. Er scheint im Ganzen einer traurigen Stimmung hingegeben, und für seine Unbefriedigung und seine Zweifel einen Trost in frommen Richtungen zu suchen, ohne sich diesen grade unbedingt zu überlassen; auch nimmt er sich dabei mehr das Thätige, kümmert sich um Armenwesen, Anstalten der Krankenpflege, Wirksamkeit der barmherzigen Schwestern; sofern er am Theo-

retiſchen Theil nimmt, verhehlt er die alte Zuneigung für Görres nicht, noch die neue für die meiſten der auf katholiſcher Seite wirkſamen Schriftſteller; er probirte mir dies Weſen gleichſam an, fragte nach meiner Bekanntſchaft mit ſolchen Leuten, oder doch mit proteſtantiſchen Frommen, betheuerte, daß ihn all ihr Gerede und Geſchreibe unſäglich langweile, aber ſchien doch zu wünſchen, daß ich etwas davon halten möchte. Daß ich von Geburt katholiſch, und mit Zinzendorf's Biographie beſchäftigt ſei, konnte für etwas gelten; er mochte aber doch finden, daß mein Zuſchnitt dem ſeinigen fremd bleiben müſſe, und nach anderthalb Stunden brachte er mich nach Hauſe, und verließ mich, um, wenn er nicht abgehalten würde, wiederzukommen. Er iſt aber nicht gekommen. Wir ſchieden herzlich, er hat nicht eine einzige Höflichkeit ſpielen laſſen, im Gegentheil, nur wahren, faſt wehmüthigen Antheil bezeigt, und ſein ganzes Weſen rührte mich tief! Auch nach der Brede fragte er theilnehmend; er hat nicht vergeſſen, noch will er verläugnen, was ihn einſt bewegt hat. Mir ſagte er das Schmeichelhafte, was in ſeinem Sinne faſt nicht größer ſein kann, der Ausdruck meines Geſichts bekomme etwas Aehnliches von dem Gneiſenau's. Mir iſt es unendlich lieb, ihn ſo wiedergeſehen zu haben, ſo durch die That verſöhnt, ohne nur erſt noch davon zu reden. Ich wünſche ihm alles Beſte; doch zweifle ich, daß er ſich aus der Art gedrückten Daſeins, in welches ihn Furchtſamkeit und Langeweile gebracht, je wieder kräftig erhebt. — Ich habe das Dampfſchiff Concordia eben von Köln hier ankommen ſehen, und war eine Weile darauf; es iſt die prächtigſte Reiſegelegenheit, die man ſich wünſchen kann, und ein großartiges Weſen durch Anſehen, Lärm, Waſſerwirkung, der ganze Strom iſt in Aufruhr, wenn die feuergetriebenen Ritter gehen. — Geſtern habe ich in Bonn noch einen dichterfüllten Tag gehabt; Abſchiedsbeſuche Vor- und Nachmittags; letzte Unterredung mit dem Kurprinzen, Mittagstafel bei der Kurfürſtin, große und bedeutende Unterredung mit dieſer ausgezeichneten, verſtändigen, ſinnvollen Fürſtin, dazwiſchen Verzweiflungsauftritte bei meiner Couſine, der verheiratheten, deren Mann grade in dieſen Tagen die unſinnigſten Poſſen treibt. Dieſer ganzen Familie iſt nicht zu helfen, ſie ſind Alle auf den unrichtigſten Bahnen, in der größten, drängendſten Noth, und ohne alle Ausſicht! Und wahrhaftig! ich habe es diesmal wieder deutlich geſehen, alles Geld, alle äußere Mittel, ſind die geringſte

Hülfe, oft gar keine, und wiewohl sie die einzige scheinen, und der größte Gewinn, die mächtigste Hülfe, die gründlichste besteht in sittlichen Keimen, in besonnenen Rathschlägen, wenn diese in ihrer tiefen Wesenheit aufgenommen werden können! Mündlich darüber noch vieles. — Schlegel hat auch bei der Kurfürstin gespeist; er ist im besten Vernehmen mit mir, scherzt, vertraut, lehrt, alles wie vorher, auch hat er mir eine Bestellung mitgegeben. Ich bin selbst etwas verwundert darüber; nach dem Heruntermachen, wenn es auch wirklich nicht eben als Beleidigung hervortrat! — Mit Niebuhr habe ich noch ein recht schönes Gespräch gehabt; er ist doch, alles wohl erwogen, der erste Mann in Bonn. — Aber, Rahel, liebe, einzige Rahel, wie hast Du mich gestern noch erfreut, durch Dein letztes Blatt nach Bonn! Schreibst schon nach Kassel, und doch, aus liebevoller Sorglichkeit, auch noch ein Blatt nach Bonn, für den möglichen Fall, der auch gleich der wirkliche ist! Ich habe Dich gesegnet und gepriesen, Dein liebevolles Herz, Deine menschenfreundliche Thätigkeit, denn Menschenfreundlichkeit ist der wahre Grund. O meine geliebte Freundin, meine ganze Seele strömt in Dankeswogen zu Dir hin! — Grüße und herze mir Elischen, auch mit ihr hab' ich heute im Wagen gesprochen, ich sah den Engel mir gegenüber sitzen, ich lächelte ihm zu. Alle Freunde grüß mir bestens, Willisen, der nun seine Wette wegen des Jesuitenzeichens völlig verloren hat, alle Robert's, Lamprecht's, Casper's, Barthold's, Henriette Selmar, General Pfuel, Heine nicht zu vergessen! Auch die Mädchen. — Es ist spät, und ich muß enden. — Wie der Rhein jetzt hell im Monde daliegt, gegenüber die Felsen- und Festungsmassen, die hinübergebogene Brücke, alles still, einsam, zauberhaft — sähest Du das mit mir, theure Rahel! Ich muß noch eine Weile aus dem Fenster sehen, es geht Dich mit an, meine Geliebte! — Schlaf wohl, einzige Rahelina! Der Himmel segne Dich, gebe Dir Erquickung, Gesundheit, Freude jeder Art! Ich reise morgen früh weiter, nach Wetzlar zu, schöne Gegend und guter Weg. Leb wohl, Geliebte! Ich drücke Dich mit zärtlichster Inbrunst an mein Herz!

Ewig Dein

Varnhagen.

An Varnhagen in Kaſſel.

Donnerstag 10 Uhr Morgens, den 19. März 1829.

Der zweite Frühlingstag, aber doch mit rundherumgehendem Winde. Allerlei Dunſt und Sonne. Im Ganzen nichts Rechtes; doch aber Winterabſchied.

Heute wird auf Deinen vortrefflichen Brief aus Bonn vom 13. und 14. immer ein klein Antwörtchen erfolgen können. Es iſt doch erfriſchendes Wetter, ich will ausfahren; und meine Nerven kräftigen; ich muß ausfahren, wegen Einkäufe; und will auch bei Herrn Courtin, wo ich neulich mit Eliſe war, eine ſchöne Kuchenart zu dieſem Abend beſtellen, wo ich eine kleine Geſellſchaft habe. Geſtern Mittag aß ich mit einer ſehr angenehmen Franzöſin und Jette Solmar bei Moritz. (Jette Solmar ladet mich eben par billet zu morgen zu Frau von Olfers: der Klavierſtimmer iſt da: Frau Wienerich mit einem Brief, die Rath will!) Eine Aktrize, von Warſchau, St. Petersburg, Moskau kommend. Singt wie ein Engel! hat alles Gute der Franzoſen, und Italiäner; beaucoup d'ame, beaucoup de jeu: beaucoup d'art, parfaite méthode. War acht mortels jours hier einſam im Wirthshaus; iſt wie im Himmel, jetzt. Tritt Mittwoch auf. Bleibt im Ganzen nur drei Wochen, heißt Mad. Dangeville, iſt ſehr bekannt in der franzöſiſchen Theaterwelt; Moritz'en empfohlen; hat Geld. Die bat ich alſo gleich zu heute Abend, Henriette Solmar, Moritz'ens auch. Und da Graf Raczynski mir gleich Dienstag die aimabelſte Viſite gemacht hat, ſchrieb ich geſtern Abend auch dem; worauf ich ein Billet à la fleur d'orange zurückerhielt. Pitt-Arnim hat mich auch beſucht, und ſich für karnevals-frei erklärt, und kommt auch dieſen Abend. Frau von Cotta muß ich einen Augenblick ſehen: ſie hat mir eben ſagen laſſen, daß ſie ſchon drei Tage unwohl ſei; das, ehe ich ſie einladen konnte. Und Du biſt nicht da! Auch in Deiner Abweſenheit veranſtalte ich dergleichen Deinetwegen. Bald, bald, nimmſt Du an allem leibhaften Antheil. Eliſchen kam um 4 zu Moritz, ſpielte mit Guſtavs unendlichen Geräthen, hörte die Damen — wie auf dem Theater — ſingen, ſah Ferdinands Vögel; hörte die ſchlagen, und ſingen; bekam Deſſert-Bonbons; wurde geliebt,

und gelebt, wenn auch auf Franzöſiſch; und fuhr dann mit mir und Mad. Dangeville nach dem Theater, wo ich die Damen hinfuhr. Vor meiner Thüre: „Liebe Tante, laß mich zu Hauſe bringen"; vernünftig, rückſichtsvoll, dringend, beſcheiden; „ich will gern vorne, zum Singethee!" Ja, meine edle Tochter; ja, Herzkind. Küſſe. Ich ließ ſie zu Hauſe fahren. Heute ißt ſie bei mir. Ich legte mich ein bischen zur Ruhe: denn ob ich gleich mehr als jemals eſſen muß, ſo bin ich doch ſehr nervös, oder was es iſt. Ich nehme mich mit Eſſen in Acht: ſei ruhig. (Nun wieder mein Schneider.) Abends kamen meine Brüder. Ludwig blieb. Ganz gut: ich war angegriffen vom Haus; doch von den höchſten Gegenſtänden das Geſpräch. Der Schneider ſagt, es iſt 12. Nun laß ich das Kind, und den Wagen kommen: lege den Brief ſelbſt auf die Poſt; und ſelbſt zu Courtin. Lieber theurer Freund, biſt Du wohl in Kaſſel? biſt Du noch in Bonn? O! wie hätte ich Dir Gelingen gewünſcht, obſchon wir das Gegentheil erwarteten. Aber Gott iſt durchaus klüger; und gewiß iſt es gut. Hier läßt man Dich Geſandter in Kaſſel werden! kurz, mit der größten Unkunde, das dümmſte Zeug. Wenn ich's noch wäre. Graf Bernſtorff hat mich neulich ſehr gelobt; und erzählt, wie lange er mich ſchon kennt. Vous voyez le mot pour rire est toujours sur mes lèvres. Alles erwartet Dich hier, mein lieber Auguſt; Deine Matratze liegt warm auf dem Hängeboden: Dein Kanapé ſteht warm, in meinem Wohnzimmer. Geheimrath Horn hat auch Mad. Ebers vor dergleichen gewarnt; je me le tiens pour dit. Sei vergnügt wie ich; übereile Dich nicht: und in nichts: komme ausgeruht an: alle Nächte tüchtig geſchlafen! Adieu! Brüder, Freunde, Mädchen, Kind, alles grüßt. Ich nicke.

Deine F. B.

Eben einen dicken Brief von Adelheid. Empfehle mich bei Frau und Herrn von Hänlein bitte ich.

An Varnhagen in Kaſſel.

Freitag, den 20. März 1829. Nachmittag 5 Uhr.

Schönes, etwas nordwindiges Wetter.

Eliſe und Marie mich mit „auch ſchreiben" quälend, an meinem Ebertiſch (dem von Paul Ebers geſchenkten). „Ich ſchicke ihm einen Kuß!" ſchrie Marie. „Ich will auch ſchreiben." — „Tante, ſchreibe, daß ich mir an der Lippe polke!" — So ausgelaſſen iſt ſie. Erſt wollten ſie mit Gewalt hinaus! da hörten ſie, ich will ſchreiben. Da ging's los. Trink' ich; trinken ſie. Erſt nahm ich ein Schwefelbad — reuſſirt —, dann fuhr ich mit Eliſe zu Fanny, holte die, zu Lamprecht's: Hannchen nicht zu Hauſe, Marie mit: nach dem Potsdammerthor-Blumengarten: nach dem Thiergarten; Fanny zu Mad. Kunde gefahren: mit den Kindern äußerſt vergnügt gegeſſen; getobt, gelacht, in den Sonnenſtuben. Sieſta. Mir fällt ein, dieſe verlorene Schildwach kann Dich noch in Kaſſel grüßen und tröſten. Ich küſſe Dich! Sage Dir, daß ich dieſen Morgen Deinen Brief mit der herrlichen Schlegel-Szene erhielt. Ganz recht. Ich zwar: hätte es anders gemacht. „Hören Sie, bei Ihnen kann ich länger nicht bleiben: Sie ſind nicht der Vernünftige, der ich dachte. In nichts. Und zeigen mir zu ſehr, daß Sie von der ganzen Natur nichts wiſſen, noch ſehen: eben dadurch, daß Sie gar nichts von Goethe'n ſehen. Leben Sie wohl." Du ſiehſt, noch ärger. Meine Soirée war ſehr gut geſtern. Der Kronprinz ließ aber Graf Raczynski befehlen; und der mir abſagen.

Lebe wohl! Reiſe glücklich, langſam, vergnügt! Und kommſt Du auch ſpäter; ich bin doch ruhig: man kennt ja keine Wendung von Geſchäften. Die Kinder quälen zu ſehr. Adieu, beſter, theurer Auguſt. Ausfahren bekommt mir jetzt ſehr.

Deine F. V.

Dieſen Abend bin ich bei Henriette Solmar. Adieu. Die Kinder grüßen und pappeln.

An Rahel.

Kassel, den 21. März 1829.

Sonnabend Nachmittags 2 Uhr.

Geliebte Rahel! Da bin ich wieder in Kassel, gesund und wohl! Ich kam gestern Abend gegen 10 Uhr hier an, fuhr noch gleich zu Herrn von Hänlein vor die Stadt, und empfing dort Deine lieben drei Briefe, zwei vom 13. und einer vom 17. Mit tiefstem Leid sehe ich, daß Du wieder Husten bekommen hast, und auch sonst mit Uebeln kämpfest, — geliebte, einzige Freundin, kein gesunder Augenblick ist mir beschieden, den ich nicht gleich mit Dir theilen, kein guter Blutstropfen, den ich nicht Dir geben möchte! Aber sieh auch das häßliche Wetter, den bösen Wind! Auch mich wollte der Einfluß wieder überschleichen, und hustend fuhr ich hier ein, aber Emser Wasser half gleich heute Morgen. Früh hat es schon drei Stunden stark geregnet, dann schien herrlichst die Sonne, jetzt umwölkt es sich wieder. Ich bin kaum eines Augenblicks noch recht mächtig, habe zu schreiben, zu sprechen, zu besuchen, und muß mich noch ankleiden, um bei Herrn von Hänlein zu Mittag zu essen. Morgen soll ich Audienz beim Kurfürsten haben; es giebt weder Fröhliches zu sagen, noch Wünschenswerthes zu vernehmen; tritt kein neuer Umstand ein, so werde ich schwerlich über sechs bis sieben Tage hier bleiben, doch läßt sich's noch nicht bestimmen. Einmal kannst Du mir aber nach Empfang dieses Blattes sicher noch schreiben, laß es zwei Grußesworte sein, damit Du nicht vergeblich große Mühe hast! Theure Freundin, wie reichlich versiehst Du mich mit Deinen Erfrischungen! Strengt es Dich aber nicht an? Mich entzückt es, von Dir zu lesen; alles andere entzückt mich, die Krankheitsnachrichten abgerechnet, die meine tiefste Seele zum lebendigsten Antheil aufregen! Ja, geliebte Rahel, es ist mir alles, als litt ich es selbst, und schlimmer, denn ich weiß, Du hast mehr zu leiden, als ich, Deine Natur ist schmerzempfänglicher, stärker zugleich und reizbarer! Arme, liebe Rahelina! Meine heißesten, zärtlichsten Wünsche steigen für Dich auf, meine brünstigsten Gebete! Habe gute Nächte, erquickenden Schlaf, gestärktes Erwachen, fühle Dich leicht und frisch, sei

heiter und froh! Laß mich Dich wohlauf finden, Geliebteſte, wenn ich nun zu Ende des Monats wiederkehre, denn ſpäter wird es hoffentlich nicht! Daß Du Eliſen ſo viele Tage hintereinander bei Dir haſt, freut mich in der Seele. Deine Nachrichten von dem lieben Kinde ſind ſtets das Lieblichſte, was man erſinnen kann, ich ſehe und höre alles mit! Auch die anderen Erzählungen ſind meine Freude. Ueber Heine ſagſt Du alles Richtigſte, ich ſehe ihn vor mir, wie er aus dem, was er war, noch geworden. Ich kann nur heute auf nichts antworten. Ich bin zu ſehr gehetzt von durcheinanderlaufenden Störungen. Der Abend wird mir vielleicht frei ſein. Dabei bin ich auch müde; habe in Gießen die Nacht ſchlecht geſchlafen, hier auch nicht ſonderlich, und zu wenig, denn um 6 Uhr wurde ich geweckt und mußte wach bleiben. Ich hole alles ein, bin ich nur erſt wieder in der geliebten Heimath, bei Dir, denn Du allein biſt ſie! — Von Koblenz nach Gießen war ſchönſter Weg durch reiche Gegend; Montabaur, Limburg, Weilburg, Braunfels, Wetzlar, — anziehende Orte, beſonders Weilburg, wo ich Dich anrief in ſchönſtem Mittagsſonnenſchein, die hohen Terraſſengärten am Schloſſe hingelagert zu ſehen, das auf hohem Felſen von dem tiefen Thal der Lahn umgürtet ragt. Geſtern war das Wetter hell, aber doch rauher als am Rhein, und die Gegend einfacher; herrlich liegt aber doch Marburg, und auch hier rief ich Dich an, wie denn auch ſonſt bei allen Gelegenheiten! Auch unſeres Lischens dacht' ich mit Innigkeit; wenn ich ſie bei mir gehabt hätte, auf dem Schooße, die liebende Herztochter! Die ganze Muskauer Reiſe lebte wieder auf in mir! —

Leb wohl, geliebte Rahel! Ich küſſe Dich tauſendmal! Ja, wir hören Paganini zuſammen! Wie ſchön ſchreibſt Du über Muſik, ich fühle die Wahrheit, ich ſehe, daß Gedachtes und Erſchautes zum Grunde liegt, und gewiß wird es einſt erkannt! Grüße die Freunde. — Sei vor allem geſund und heiter, das gebe Dir der gütige Gott! und behalte Du mich lieb, das gebe er mir!

Innigſt Dein

Varnhagen.

An Varnhagen in Kaſſel.

Sonnabend, den 21. März 1829.

Duſchig, feuchtlich, halsreizend, Sonne
hinter grauen Nebelwolken, 12 Uhr.

Dieſen Morgen erhielt ich doch noch einen Brief aus Bonn, nach welchem Du erſt Mittwoch von dort reiſeſt. Alſo ſchreibe ich dieſen noch, daß Du nicht wegen Briefmangel Deine Reiſe übereileſt! Schlegel iſt komplett. Aber weißt Du noch, als man vor einigen Jahren ſein indiſches Studium lobte, ich ſagte: ich mache mir nichts draus: es intereſſire ihn nicht Indiſches: nur ſein Ruhm, den es bringen kann.

Ich habe das Haus ein wenig zu ſehr benutzt, und bin zum Schreiben irritirt; ich werde lieber ausfahren, hole Deinen lieben Mompel, und fahre in der Stadt ſpaziren: draußen, ſah ich geſtern, iſt es feucht, und davon ſtockig. In der Stadt ſehr ſchön; auch liebt es Mompel. Gott! wie freudig! war er geſtern mit Marie; dieſes Lachen und Jauchzen! Die Mutter wollte ihn geſtern nicht gleich zu mir laſſen: — „Tante iſt aber ſo allein.“ — Sie wird Marie holen laſſen. — „Die hat ſie nicht ſo lieb“; und da kam er, ehe ich ihn abholen konnte. Fanny erzählte es mir im Wagen. Bei Henriette war es geſtern ganz artig. Ludwig's, Nernſt'ens, Mad. Steinbach; ein Baron Bauer: ein Offizier — Namen vergeſſen; nicht von den jungen, bekannten. Reiſe glücklich, liebſter, treuſter Freund! Langſam, bequem, vergnüglich. Frühling, Frühling! Athme ihn ein. Nimm Vorrath: wenn auch ich nicht dabei bin. Noch iſt alles zurück; ſogar eiſig: wir haben Zeit zum Flieder. Wenn Du nicht unvermuthet noch in Kaſſel bleiben mußt, iſt dies mein letzter Brief. Siehſt Du Goethe'n, ſegne ihn. Sag ihm meine Vergötterung: Ehrfurcht. Er iſt mein Lebensſtern, Zeuge, Bürge. War es in meiner Einſamkeit, und höchſtem Schmerz: inmitten des Anerkennens des Beſten unter den Wolken; wie Natur, die wir nur theilweiſe verſtehen, ewig zu ſtudiren. Ludwig hatte Herzpochen über Schlegel's Frechheit. Adieu.

Deine F. V.

Ich umarme Dich mit wahrer Liebe. Alles grüßt.

Ich habe heute nach Kolberg, ein bischen für Dich, ein bischen für die Dame (Generalin von Hünerbein) geſchrieben. „So geht Weelt.“ Schreiben bleibt nicht aus. Adieu, adieu!

An Rahel.

Kaſſel, den 22. März 1829.

Sonntag Mittags gegen 1 Uhr.

Obiges Datum war eben geſchrieben, als ich unterbrochen wurde, dann mich eiligſt ankleiden mußte, um bei dem Kurfürſten zu ſpeiſen, darauf Beſuche zu machen hatte, endlich das Theater nicht verſäumen wollte, und nun iſt es nach 9 Uhr Abends! Geliebte Rahel, Du warſt mir heute ohne Aufhören gegenwärtig, ich dachte ſchon am frühen Morgen, wie troſtlos ich vor fünf Wochen einige Tage in dieſen nämlichen Zimmern verbracht, ich ſelber katarrhaliſch krank, meine Reiſe ſtockend, die Welt voll Schnee und Froſt, jede Luftberührung feindlich und widerlich, die Wohnung voll Ungemach, in der kranken Einſamkeit nicht einmal Bücher, und wie Du da mein ganzer Lebenstroſt, meine Freude warſt, Dein liebes Andenken, Deine lieben Briefe! Wie anders nimmt ſich das jetzt aus, dacht' ich, wie blitzt die Sonne durch die winterfreie Gegend und Straßen, wie heitert ſich alles, ich bin wohlauf, mein Geſchäft, wenn auch nicht nach Wunſch gelungen, doch geendet, ich ſelber der Heimreiſe nah, in die ich um ein ganzes Stück Welt reicher zurückkehre, und nur das Eine war gleich, daß auch jetzt Du, Geliebte, mein ganzer Lebenstroſt, meine Freude, mein Ziel biſt! Jemehr ſich nun der Tag mit Angenehmem erfüllte, deſto inniger, heftiger gedacht' ich an Dich, meine einzige Rahel! Angenehmes aber brachte der Tag, und ſchon früh, lies aber das Folgende zuerſt für Dich allein, denn es iſt wohl angemeſſener, nicht ſogleich davon zu reden. Um 10 Uhr ſchon war ich beim Kurfürſten zur Audienz beſtellt, und wurde ſogleich eingeführt; ich hatte den ſehr unangenehmen Bericht über meine Verrichtung in Bonn und über den ſchlechten Erfolg derſelben abzulegen, und man hatte mir ſchon geäußert, daß man mich wegen dieſer Aufgabe nicht beneide! Ich aber ſagte frei und offen meine Sachen der Wahrheit gemäß, ließ

mich ganz von meinem Gefühl leiten, welches — Du glaubst es mir — redlich und würdig war, milderte das Verletzende, mied das Erbitternde, sprach sogar zu Gunsten der Gegenseite, und sah die Bewegung wohl, in welcher der Kurfürst sich befand. In der That äußerte der gekränkte Vater und Fürst alsdann seine Empfindung mit aller Stärke, und streifte an Wendungen, die für mich schwierig werden konnten, hart vorbei, lenkte jedoch freundlichst ein, und sagte, was mich beträfe, so sei er von meiner guten Gesinnung gleich bei meiner ersten Anwesenheit überzeugt worden, so wie von dem Eifer meiner Bemühungen, er wisse, daß das Mißlingen meine Schuld nicht sei, bei der ganzen Sache habe er wenigstens das gewonnen, daß er mich näher habe kennen gelernt, er bezeige mir seinen Dank und seine Achtung, und als einen Beweis davon gebe er mir das Kommandeurkreuz seines Hausordens vom goldnen Löwen. Ich hielt überrascht die Auszeichnung noch in der Hand ohne zu sprechen, als der Kurfürst sich schon zurückgezogen hatte. Unter den gegebenen Umständen ist diese Gnade wirklich überraschend groß, als Rechtfertigung vor der Welt dieses Ehrenzeichen gewiß unschätzbar, ganz besonders in meiner Lage, dasselbe hebt mich persönlich aus dem Mißlingen der Sache, die mir aufgetragen war, gleichsam hinaus, und läßt einen auch der Erfolglosigkeit selbst noch abgezwungenen Erfolg sehen. Nur Dir, meine theure Rahel, brauch' ich nicht erst Mehreres darüber zu sagen, Du weißt alle Beziehungen, unsere, die der Welt, wie alles wirkt und geht. Aber eben darum nimmst Du auch vollen Antheil an diesem guten Ereignisse, das mich beim Himmel! auch großentheils um dieses Deines Antheils willen freut! — Als ich aus der Audienz und von einigen nothwendigen Besuchen nach Hause gekommen war, wollte ich Dir schreiben, aber die Störungen ließen nicht nach. Die Mittagstafel dauerte sehr lange, und das Theater besuchte ich aus einer Art Schicklichkeit, um an einem Sonntage auch an einem solchen Orte mich zu zeigen. Trotz allen diesen Begegnissen habe ich heute aber doch Deine letzten drei Briefe abermals durchgelesen, und mit rechtem Behagen und Genießen. Ueber Musik und Musiker bin ich Dir mit aller Ueberlegung gefolgt; was Du von Righini sagst, muß wahr sein, denn solche bezeichnende Schilderung greift man nicht aus der Luft, auch ein Anderer machte sie so nicht aus Willkür, Du vollends gar nicht! Die Geschichte vom Walzen in den

Österreichischen Volksstücken freut mich endlich einmal in geschriebenen Worten fest zu haben, die Bemerkung ist tief, sie liegt wirklich der ganzen Sache zum Grunde, und leuchtet mir völlig ein; das Benehmen Heine's dabei spricht nicht für ihn, ich hätte ihn weiter — schneller oder reifer — geglaubt, und daß er den Neid für das Tolle, Tollgeglaubte, hatte, mehr als für das nachher Vernünftiggefundene, ist auch nicht schön. Jetzt ist es geschrieben — ich hab' ihn, sagt Hamlet, als er die passende Sentenz in seine Schreibtafel angemerkt — und Du wirst schon Recht bekommen. Wollte doch sogar Marwitz, Deine für Meister's Lehrjahre aus dem Buche selbst geschöpften zwei Texte nicht recht gelten lassen, bis endlich zum staunenswerthen, wirklich einzigen Wunder, — Goethe selbst in den Wanderjahren, glänzend und ausführlich, durch die That Dir Recht gab. Und ich will, es soll geschrieben dastehen, ich will sie alle haben, die Bösewichter, wie Hamlet den seinigen! — Die Witzworte von Heine sind artig, doch nur wie in Werkeltagskleidern, erkann besseren Staat machen. Hier hast Du ein Paar von den neuesten Launen Brentano's, die mir grade einfallen. Er sprach von Arnim, meinte, er sei einseitig und beschränkt geworden, gut preußisch gesinnt, und protestantisch, sie könnten beide nicht viel mehr an einander haben; „blühen", sagte er, „können alle Blumen recht lustig zusammen auf dem Felde, ist aber die Jugend vorbei, da kommt für jede ein ander Schicksal, eine wird abgepflückt und auf den Hut gesteckt, eine schießt in Samen, manche kommen in die Küche, manche sind offizinell und müssen in die Apotheke." Ich fragte ihn nach seinen Schriften: „Um Gotteswillen," rief er, „was soll ich daran denken? Ich denk' an's Sterben? Denken Sie nit an's Sterben?" Seinem erhabenen Ernst antwortete ich lachend, soviel als nöthig wäre, und so gar nöthig würde er's noch nicht haben. „Das sagen Sie nit", — fiel er ein, und der Scherz war ihm eben auch ganz recht — „es ist grad e bees Jahr für die Konvertiten, Schlegel, Adam Müller, Schlosser, das geht einem an die Kegle!" Das Schönste ist aber Folgendes. Er sprach vom Könige von Baiern, von dessen Richtungen, Auswahlen u. s. w. mit ungemeiner Laune, die Rede kam auch auf Eduard von Schenk, den er über die Maßen lobte, zu sehen ob ich es leiden würde, und er meinte, Goethe thäte gut, sich manchmal ein Gedicht von jenem machen zu lassen, worauf ich erwiederte, er möchte

ſie nur ja immer ſelber machen, da würden ſie doch immer friſche, natürliche Farbe haben, und nicht geſchminkt erſcheinen! Brentano, der nicht nur gehört hat, ſondern es auch für wahr hält, was man dem Herrn von Schenk nachſagt, ſieht mich höchſt bedenklich an, und ſagt mit einem Tone, der ſich in unvermeidliches Mißgeſchick möglichſt haltungsvoll ergiebt: „O weh, das iſt e bees Ding, daß Sie das nun auch ſchon wiſſen, daß ſich der Mann ſchminkt!“ Iſt das nicht köſtlich? Wir lachten dann ſehr; er mag ſich ſtellen, wie er will, klug iſt er im Hinterhalte denn doch, und will es auch zuletzt nicht heht haben. —

Montag Vormittags nach 8 Uhr.

Helle Sonne ſtrahlt auf meine Fenſter, und die Luft läßt ſich milder an. Ich ſtehe eben auf, und biete mir einen guten Morgen, indem ich an Dich, geliebte Rahel, hier meinen Gruß richte! Mir wird nicht lange zum Schreiben Zeit bleiben, denn ſchon um 9 Uhr ſoll ich Geſchäftsbeſuch erwarten, dann ſoll ich ſelber ausgehen, und Mittags bei Herrn von Hänlein ſpeiſen. Der Tag meiner Abreiſe kann nun nicht mehr fern ſein, ich denke mir Donnerstag oder Freitag, es kommt aber alles auf den Kurfürſten an, und Du darfſt auf keine ſolche Angabe rechnen, Geliebte! So früh es möglich iſt, laſſe ich Dich aber meine Ankunft wiſſen. — Den Tag vor meiner hieſigen Ankunft iſt zum erſtenmal hier auf der Bühne Robert's „Waldfreyel“ geſpielt worden, und mit allgemeinem Beifall, man erzählte mir es von mehreren Seiten, und zum Theil von ſolchen, wo man meine Beziehung zu dem Verfaſſer erſt durch mich erfuhr. Sage das Robert mit meinen beſten Grüßen. Auch die Aufführung lobte man ſehr. — Von Gentz iſt in den Beilagen zur Allgemeinen Zeitung ein wundervoller Aufſatz gegen einen früheren, ſehr geſchickten eines Kurländers abgedruckt; denn von Gentz muß der Aufſatz ſein! wie der Kurländer unzweifelhaft Lindner iſt, den jetzt auch Görres grimmig angefallen hat. Für Lindner iſt mir nicht bange, der hat in der Kürze an A. W. Schlegel, und ausführlicher an Herrn von Blittersdorf dargethan, wie er abtrumpfen kann, aber Gentz'ens Aufſatz iſt ein Meiſterſtück, ſo artig, ſo gewunden, ſo glatt und frei zugleich; ich habe ihn erſt hier geleſen. Wie kann Heine dieſen Großmeiſter der deutſchen Schreibekunſt

mit dem elenden Jungen vergleichen, den ich hier gar nicht nennen will! In Betreff meiner dürfte er ſich eher ſolchem Irrthum hingeben, ich bin ſo viel jünger, näher; aber arg iſt es auch. Frau von Cotta freut mich, eine ſolche heitere Seele hat auch einen richtigen Blick, denn ſie iſt ja aus tiefer Richtigkeit heiter. Auch Herrn von Cotta's gelingendes Geſchäft macht mir große Freude, und beſonders auch, daß ihm es gelingt, aus allen Gründen, ſchon um des Dünkels willen, mit dem die ordinairen Diplomaten meinen, ſo etwas müſſe ſtets in ihren Händen ſein. Ich hoffe Cotta's noch in Berlin zu finden. Seit langen Zeiten war in Deinen Briefen Stägemann's gar nicht erwähnt; ich glaube wohl, daß das Klima und die zu gewärtigende Geſellſchaft Dich nicht dorthin locken konnten, auch ſagſt Du nichts weiter von dem gemachten Beſuch; mich freut indeß, daraus abzunehmen, daß dort alles nach wie vor wohlſteht. Wegen Frau von Olfers will ich Dir gern in allem beiſtimmen; mit dem Herrn Gemahl aber iſt irgend etwas unrichtig dabei, man muß es wenigſtens wiſſen, wenn man es auch gut ſein läßt! — Vergebens will ich auf Deine Briefe antworten, ich verirre mich im ſchönen Wald, und reiße nur im Vorbeigehen einzelne Zweige ab! — Wegen Eliſens Schranfitzen bin ich nun beruhigt, aber auch neidiſch; wie ſolch neues Vergnügen der Kühnheit und Abentheuerlichkeit, und ich nicht dabei! Glaubſt Du wohl, liebe Rahel, daß einer meiner erſten Gedanken, als ich das ſchöne neue Ordenskreuz — amaranth und weiß emaillirt an amaranthenem Bande, es iſt aber auch eine Plaque dabei — betrachtete, der war: Was wird der liebe Mompel dazu ſagen? So iſt es mit dem Ehrgeiz: où diable va-t-il se nicher? wie jener Franzoſe vom honneur des Ehemänner ſagte. — Wie freu' ich mich all dieſes Wiederſehens! Liebe, liebe Rahel! — Deine Briefe wiederhallen ordentlich vom Lachen, Singen, Tanzen und Jubeln der Kinder, unſerer lieben Beſuchkinder, denn daß ſie noch ein anderes Zuhauſe haben iſt auch hübſch, wie Du richtig bemerkſt. — Das Heſſenſtein'ſche Haus hier iſt in Trauer verſetzt; eine Gräfin Heſſenſtein, die wir beide nicht kennen (auch den Mann nicht), iſt geſtern Nacht plötzlich im Kindbett geſtorben. Deshalb werd' ich wohl die ganze Familie diesmal nicht ſehen. Die geborene Oſten-Sacken iſt verreiſt, ſie begegnete mir auf der Landſtraße, nach Frankfurt am Main zu; ihr Gemahl iſt inzwiſchen hier am Hofe Oberhofmarſchall, Großkreuz und Ex-

zellenz gewerden. Die geborene Pückler ſoll noch immer von ihrem Gatten nach Oeſterreich abgeholt werden. Sonſt wüßt' ich von hier nichts Neues zu berichten, außer dem Allgemeinen, daß die Stadt und Umgegend mit jedem Fortſchritt der Sonne ſich immer prächtiger und reizender enthüllen. —

Montag, den 23. März, 1 Uhr.

Dein liebes, theures Briefchen vom 19. brachte mir Herr von Hänlein, als ich eben ausgehen mußte, um zu beſtimmter Stunde eine Unterredung zu halten, an der ſehr gelegen war. Erſt jetzt konnte ich Deine lieben Nachrichten mit Muße leſen. Arme, geplagte Rahel, immer noch Kämpfe mit Deinen Uebeln! Deine Nerven ſollen nicht angegriffen ſein, ſondern ausgeruht, ſtark und friſch! Aber es iſt jetzt eine allgemeine Verſtimmung dieſer Art, ich höre auch hier darüber ſehr klagen, und bei manchen Leuten wird es zur wahren Krankheit. Wenn ich komme, biſt Du auch ſchon längſt beſſer; und meine Gegenwart ſoll Dir auch gut thun, liebe, einzige Rahel! Ich glaube, ich kann noch früher abreiſen, als ich eben geſagt habe. Aber ich will, wie Du gut anräthſt, doch nichts übereilen, auch die Reiſefahrt ſelber nicht, denn ich will meinerſeits auch wohlauf ſein, und die erſten Tage in Berlin werd' ich mich ſchon nöthig haben ohnedies. — Von meinem Orden ſteht ſchon heute in der Kaſſeler Zeitung, zugleich mit meiner Ankunft; es iſt alſo dabei nichts mehr zu verſchweigen, und mir iſt nur leid, daß meine Depeſche nicht die erſte Nachricht davon giebt, ſondern die gedruckte wenigſtens zugleich ankommt. — Deiner Geſellſchaft möcht' ich gar zu gern beiwohnen; um meinetwillen erdneſt Du dergleichen an, geliebte, gute Rahel, auch wenn ich abweſend bin? Ja gewiß, ich weiß das ſeit lange ſchon, Dein natürliches Talent allein forderte Dich nicht genug auf, ihm Uebung und Stoff zu geben, Deine wohlwollende Rückſicht muß noch hinzutreten! Die Franzöſin freut mich, der Pole desgleichen, immer bunter, immer beſſer! Graf Bernſtorff's Aeußerung iſt auch hübſch; wunderlich ſetzt ſich uns Lob und Anerkennung oftmals an, hinterrücks, und in's Geſicht will ſich's faſt verläugnen! Aber es dringt von hinten auch nach vorne herum, allmählig, wer nur Zeit hätte, alles abzuwarten! Wir ſäen aber mehr, als wir ärnten können, und das iſt auch nicht ſchlecht, ehrenvoll gewiß, wenn auch oft etwas verdrießlich. —

Wie Du für mich sorgst, geliebte Rahel, alles Große und Kleine in Deiner Seele trägst, das fühl' ich im tiefsten Herzen; solches Gute kann man nicht verdienen, nicht danken, nur empfangen und genießen. Ich thue dies mit allem Glücke, das Du mir immer bringst! —

Dienstag, den 24. März, Vormittags.

Heiteres Wetter, doch ziemlich kalte Luft. Geliebte Rahel, ich bin zur kurfürstlichen Mittagstafel eingeladen, und wahrscheinlich werde ich von Seiner Königlichen Hoheit zur Heimreise beurlaubt, die ich dann morgen antrete! In diesem Fall kann ich im Laufe des Sonnabends in Berlin bei Dir, meiner Geliebten, sein! Gewiß kann ich es freilich nicht angeben, denn über meine Abreise entscheidet sich nichts, bis ich von der Tafel komme, dann aber tritt noch ein Pflichtbesuch bei der Frau Gräfin von Reichenbach ein, und nachher ist die Post schon zu. Vielleicht gelingt es aber dennoch, ein Briefchen mit einzuschieben. Sollte meine Abreise sich verzögern, so bekämst Du in jedem Fall noch einen Brief, ehe ich selbst eintreffe. Aber auch im Fall ich morgen abreise, will ich meine Ankunft in Berlin nicht zu bestimmt angeben; ich weiß doch nicht, wie früh ich hier fortkomme, und selbst die Tagesziele zu berechnen, ist unbequem, da ich sie alsdann so, wie ich sie Dir angegeben hätte, auch halten wollte, und Weg, Wagen, Ermüdung, oder selbst ein sich aufdrängendes, unerwartetes Interesse, eben so viele Querstriche machen können. Sei also ganz unbesorgt, Geliebte, wenn ich Sonnabend nicht ankomme, und erschreck nicht, wenn ich einige Stunden früher eintreffe. Am liebsten führe ich über Magdeburg, weil man von Magdeburg nach Berlin so erstaunlich gefördert wird; aber ich muß erst unterwegs erfahren, ob nicht der Weg zwischen Nordhausen und Magdeburg wieder ebensoviel Verzögerung macht; sonst geht es über Halle, und auch da recht gut; es sind von hier nach Berlin an die 50 Postmeilen. — Wie ich mich freue — unnütz und thörigt, es zu sagen! Viele schöne Grüße indeß, allen Freunden und Verwandten, dem lieben Kindchen, den Kindern allen, den Mädchen! —

Ewig Dein treuer

August.

Ach liebe Rahel, kaufe mir eine Puppe für den Mompel, und schönes Zuckerwerk, damit ich etwas mitgebracht habe; ich finde hier nur Schlechteres als in Berlin, muß es theurer bezahlen und mich mit schleppen! Schicke Teren, es soll für mein Geld und hübsch in meinem Sinne sein, das heißt, nicht zu sparsam! Oder fändest Du neue Bleifiguren besser als eine Puppe? dann müßte es auch etwas Rechtes sein. Adieu, geliebte, einzige Rahel! Lebe wohl indeß, sei gesund und fröhlich!

Dein

Varnhagen.

An Varnhagen in Kassel.

Dienstag, den 24. März 1829. Bald 11 Uhr.

Helles Wetter, welches eben bei diesem Worte dunkelt; wieder hell. Südostwind:

Gestern, beshaft hell und klar, mit dem leersten, schärfsten Nordostwind!!! Ich zu Hause. Vormittag Mad. Dangeville, Heine; nachher Moritz. Abends, dieselbe Dame. Graf Raczynski, Moritz'ens, Paul Ebers, Varnekow; — dieser, originaler, besser, neuer — fortgeschritten — als je! So daß vor einer Stunde ich laut lachen mußte zu verschiedenen malen: bloß in der Erinnerung was er und wie er es vorbrachte. Der Abend sehr amüsant. Du fehltest. Aber auch ich genieße und behalte alles mit für Dich. — Sonnabend Abend die Damen Cranen, Horn, Sisa: Paul. Sonntag ich mit Fanny und ihren Kindern zu Beuth, und dann zu Geerge, wo um 3 das Kind schon Musik hörte: und wo sie die Honneurs machte und der Mutter alles zeigte, weil sie vor wenig Tagen mit mir dort gewesen war. Die cranichlichste, mit jedem Augenblick stärkenste Luft. Ich war nervig hin gefahren. Das alte Rheuma. Himmlischer Stärkungs-Westwind; hell dabei. Alles sehr gut. Fanny mit den Kindern aßen bei mir. Vergnügt. Gegen 6 kam ich zur Ruh. Ruhend, lesend, schlummernd. Moritz kam: und ich war so gut wieder, daß ich mit zu ihm ging; zur Cranichung. Mend dabei. Mitunter leid' ich. Das ist ja von je; und gewiß richtig. Ich genieße

auch. Vor einer kleinen Stunde erhielt ich Deinen grünen Brief aus Kaſſel. Willkommen! Glück! Segen! Geſundheit! Gelingen, ſelbſt im Mißlingen! Strenge Dich nicht ſo an, Auguſterle! Du ſchreibſt zu enorm. Und warum zieht Dir Dein Wirth in Kaſſel kein ruhigeres Zimmer? Freilich! bei mir ſollſt Du Dich ausruhen. Sonne, Offen, Schatten, Schirme, was man will. Kaffee, Thee, Bouillon, Limonade, Emſer. Weiß, braun Bier, Wein. Alles, alles, und die Schaffnerin, ich. Eile Dich nur nicht! Etwas ſehen, hören, erfahren, iſt auch hübſch. Sieh einmal Koblenz! Ein halb Stündchen nach dem müden Kaſſler Brief erhielt ich den gelben Koblenzer vom 18. Der grüne Kaſſler iſt vom 21. So iſt der Gang der Poſten. Theurer Auguſt! Ich küſſe Dich wegen Clemens. Pauvre humanité. Niemanden wird etwas gereicht, der nicht herzhaft den bitteren Kelch vor die feine Zunge nimmt; und herunter, herunter; alles hinein! Unverhofft wird's veilchenartig, ambroſiſch, ſüß genug, und hell um uns her, und ruhig: und das nur, weil wir das Bittre abgetrunken, was wir ſelbſt hinaufgeſchafft; Ungeſehenes, Unwahres, Falſches ſogar; nach dem herben muthverlangenden Abtrinken iſt reiner Grund und Wahrheit da; und in uns; und dieſe iſt Himmelselement: weil ihr Weſen darin beſteht und zu erkennen iſt, daß ſie zu den nächſten Gliedern paſſen muß; und dadurch bis zum Himmel hinauf paſſen kann. Alles was wir thun können, beſteht in einem richtigen Erſchauen, nach innen und außen hin; daß wir uns wiederfinden neuem bereichernden Erfaſſen! Der Faule muß alles nachholen, noch Einmal beginnen, bei harter Strafe und Scherz; bei hartem Befinden. Wir verſuchen Alle, und oft, faul zu ſein; aber wir müſſen es nicht bleiben: Clemens ruht ſich wieder zu ſehr beim Katholicismus aus; vorwärts, armer Clemens! je eher je lieber. So viel Klügere auch wollen das große Defizit nicht ertragen: und mit Goethe'n nicht „verzweifeln, wenn ſie leben wollen.“ Beugt euch, Menſchen, tief; dann könnt ihr euch erheben. Auguſt, ich prahle hier nicht: ich ſträube mich alle Tage unartigſt im Einzelnen. Was heißt das aber? Ich ſträube mich in den Momenten des Lebens, wo aus Zorn oder Einzelwunſch mein Auge, erhitzt oder verblindert, das Ganze nicht erfaßt; aber — wenn wir an's Ganze denken, das vor unſeren Sinn gebracht haben, und dann uns nicht benger, nicht rein werden, nicht verzweifeln wollen, nicht unterwürfig ſind; in der eigenen Bruſt, und in dem

saur

BIBLIOTHEK DER DISCH. LITERATUR
VARNHAGEN VON ENSE, K. A.

3-598-53028-5
FN. 12189/014

Drang nach Vernunft, Recht, und Richtigkeit, keine Bürgen finden, dann müssen wir erst noch recht leiden — und werden. (Jetzt war Frau von Cotta eine sehr intime, interessante Stunde bei mir. Eine höchst wichtige Frau, das Höchste berührend, aufnehmend, bearbeitend, und elegant, heiter, gemessen!) Nun bin ich au pied de la lettre aus meinem Konzept. Vielleicht fahre ich den Abend auch zu Reden's, wo Mad. Cotta Visite machen will. Das Kind hab' ich noch nicht gesehen: auch wollte ich Rechnungen machen; nun aber kamen Deine beiden Briefe, Mad. Cotta, ich antworte, und alles ist anders. Frau von Humboldt war Sonntag schon sterbend; schlug die Augen auf, sagte zum Mann: „Es ist ein Mensch fertig!" selbst den Tod erwartend. Vergebens; sie lebt wieder; nimmt Antheil. Alexander erzählte dies der Frau von Cotta. Schönes Wort. Gott sei bei ihr! Sie soll viel gebetet haben. Ganz recht. Das heißt mit Gott sprechen. Anderes haben wir ihm nicht zu sagen. Wie die Kinder uns, müssen wir ihn ennuyiren. —

Unser König begegnete vor ein paar Tagen einem Mann im Thiergarten, steht vor ihm still: „Ich kenne Sie! wie heißen Sie?" — Ja, Ew. Majestät! ich heiße Schmidt aus Königsberg. — „Ganz recht, da wohnt' ich bei Ihnen." Kurz, es war grade den Abend französisch Theater, Ballet und Ball im kleinen Palais: der König sud den Mann mit Frau, Tochter und einer Verwandtin ein. „Sie werden abgeholt werden." Er wurde es. Frau von Cotta, der ich die Geschichte erzählte, wußte endlich wer die Leute mit der sehr hübschen, anständig einfach gekleideten Tochter waren: sie hatte sie dort gesehen. Größte Distinktion. Brave, König! Auch der Griechen Gastfreundschaft bringst Du wieder in's Leben. Herrlich, König; Edler Mann; der immer besser wird. Der König hat einen alten Papagai, den einer der Bedienten die Worte: „Bock ist ein Schwein" lehrte. Ein Offizier Herr von Bock ist bei ihm, und hört das verlegen immer, den König freut's auch nicht; er sieht den Bedienten aber nur an: zum Glück, wirft dieser etwas um. Vergnügt wendet sich der König um, und sagt hindeutend: „Von diesem Bock spricht der Papagai." He? Brave! Lebe wohl. Sei gesund. Freue Dich über alles! Dann freue ich mich mit. Alle, alle grüßen. Geschwister. Heine. Barnekow. Ebers. Morgen esse ich dort mit Barnekow, und wegen ihm. Gestern schrieb ich Adelheid und Mad. Zilinski. Deine

Dich sehr liebende Freundin, und verpflichtete Frau und Dienerin; Deine R. Adieu lieber August! Nun lange ich nach dem Kinde. Gott bei Dir!

Bettine sah ich längere Zeit nicht: ich will dieser Tage suchen, daß sie kommt. Freitag tritt Mad. Dangeville in les trois Sultanes auf.

Ludwig ist gekommen, liest das über Schlegel, und grüßt schön. Als ich Koblenz las, sah ich, ich schwöre es, alles; ja ich roch es. Glück zu: sei froh. Lieber Gott! Laß es sein; erlaube es! —

An Rahel.

Kassel, den 24. März 1829.

Dienstag Nachmittags.

Ich benutze einige noch freie Augenblicke vor der kurfürstlichen Tafel, um Dir zu sagen, geliebte Rahel, daß ich nun meine Abreise schon bestimmt weiß. Morgen früh sag' ich diesem schönen Kassel — grade heute leuchtet die Stadt prächtig im hellergossenen Sonnenschein — für diesmal Lebewohl! Aller Wahrscheinlichkeit nach bin ich Sonnabend bei sehr guter Zeit in Berlin, bei meiner geliebten Freundin, in der Heimath, die es mir durch sie ist. Ergiebt es sich, daß ich früher eintreffen kann, so soll es uns nicht leid sein, ich werde unterwegs nicht viel Geduld zur Ruhe haben, doch will ich nicht mehr eilen, als es mit aller besten Ueberlegung verträglich ist, und mir keine Beschwerde verursachen, die ja am Ende selbst wieder eine Hemmung ist. — Ich verlasse hier alles in freundlichen Gesinnungen für mich, und an mir soll es nicht fehlen, sie zu unterhalten und zu pflegen. Herrn und Frau von Hänlein habe ich den größten Dank zu sagen, zuvorkommender, gastfreier, neidloser kann man sich gegen jemand, der wie ich doch gleichsam als Eindringling in dem schon besetzten Gehege erscheint, wahrlich nicht benehmen. Auch des österreichischen Gesandten und seiner Gemahlin habe ich mich sehr zu rühmen. Von den hiesigen Personen selbst will ich lieber schweigen; von dem Kurfürsten an bis auf die unterste Stufe habe ich nur Gnädiges und Freundliches erfahren, und bin des mannigfach-

sten Vertrauens theilhaft geworden. — Der Himmel segne meinen Eintritt in Berlin gleicherweise, und schenke er mir vor allem anderen das Glück, Dich, Geliebte, gesund und froh anzutreffen! Ich bin dessen in meinem Herzen auch versichert. — Auf Wiedersehen denn, geliebte Rahel! Ich umarme Dich innigst, noch nur im Gedanken, bald wirklichst! — Alle Nachrichten stehen schon in meinem Briefe, der heute Morgen geschlossen und abgegeben worden, und den Du mit diesem zugleich empfangen wirst! Adieu, theure Herzensfreundin! — Wie schön glänzt hier diese Frühlingssonne, und wie stark ist sie schon! Sie reift den Flieder um so schneller, den ich mit Dir sehen soll!

Treulichst Dein

Varnhagen.

Elischen, Elischen, sei gegrüßt, das liebe Kind!

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Geschichte
der
Kriegszüge
des
Generals Tettenborn
während
der Jahre 1813 und 1814.

Von

K. A. Varnhagen von Ense.

Ἀγώνισμα ἐς τὸ παραχρῆμα.
Θουκυδ.

Stuttgart und Tübingen
in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
1814.

Varnhagen, Tettenborn

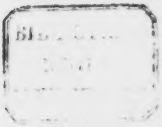

An

Seine Königliche Majestät

Friedrich Wilhelm III.

König von Preußen

ꝛc. ꝛc. ꝛc.

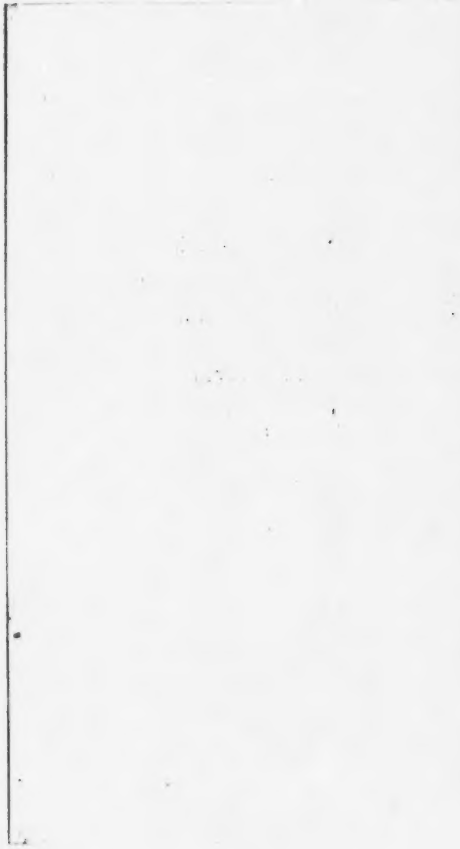

Allerdurchlauchtigster, Großmächtigster,
Allergnädigster König und Herr!

Ew. Königlichen Majestät huldreiche Erlaubniß, Allerhöchstdenselben die gegenwärtige Schrift zueignen zu dürfen, verleiht dieser die schönste Gabe, welche sie ansprechen durfte.

Ich habe gesucht, diese Geschichtsblätter, in deren Mängeln mehr meine Fähigkeiten, als meine Absicht, zu beschuldigen seyn möchten, durch Wahrheit und Freymüthigkeit des Allerhöchsten Beyfalls Ew. Königlichen Majestät so würdig zu machen, als mir möglich war.

Indem sie aber das Andenken einer nicht unrühmlichen Reihe von Kriegsereignissen zu den Füßen Ew. Königlichen Majestät niederle-

gen, dürfen sie zugleich den Ausdruck der Gefühle darbringen, mit welchen die Aussicht einer Zukunft mich erfüllt, deren Glück schon in dem Namen eines Preußen ausgesprochen ist. In dem Streben, diesen Namen zu verdienen, wage ich in tiefster Ehrfurcht mich zu nennen

Ew. Königlichen Majestät

Wien, am 19. Oktober
1814.

allerunterthänigst-treugehorsamster
Karl August Varnhagen von Ense.

Sallustus sagt, er habe bey Betrachtung der römischen Thaten und Schicksale oft überlegt, wodurch wohl am meisten unter so großen Erschütterungen der Staat erhalten und gerettet worden, und er bekennt, die Kraft und Trefflichkeit weniger einzelner Männer habe dieses vollbracht. Auch die deutsche Geschichte hat solche Zeiten, deren Schwere einzig auf das Daseyn einzelner Männer fällt, und nur durch die Größe eines Hermann getragen wird. So gehört der siebenjährige Krieg mit seinen reichen Thaten ganz Friedrich dem Großen an. Völlig das Gegentheil von dieser Erscheinung zeigt sich in unsern Tagen, da der Ruhm der Thaten, durch welche die deutsche Sache in so hartem und gefahrvollem Ringen glücklich emporgetragen worden, kein einzelnes Haupt findet, auf welches er in ganzer Fülle sich niedersenken könnte. Nirgend in diesen Begebenheiten steht ein Einziger für das umfassende Ganze da, dessen Ruhm in erhabener Gemeinschaft über den Völkern als namenloses Eigenthum schwebt, und über jede Persönlichkeit hinausragt, wie viele

wohlgesinnte Fürsten, einsichtvolle Staatsmänner und tapfere Feldherren auch ihre Namen darin wiederfinden mögen. Aus unendlichen Quellen strömten Kraft, Eifer, Kunde und Entschluß zu der gewaltigen Fluth zusammen, deren stürmende Wogen den trotzenden Bau der Unterdrückung verschlungen haben. In dieser Weltbegebenheit kann jedes Verdienst nur untergeordnet seyn, und die Umstände und das Glück, welche ein größeres Verdienst auf den, der an höherer Stelle wirkte, doch zu häufen scheinen, führen dasselbe eben dadurch, daß sie als Umstände und Glück erkannt werden, wieder auf bescheidene Leistung zurück. Ja, wenn man betrachtet, wie ordentlich unsere zusammengesetzte Befehlsmacht dem kriegerischen Alleingebieten des furchtbarsten Schlachtengewinners gegenüber stand, wie jedes neue Ereigniß, jeder neue Fortschritt immer noch wieder das Ganze aufs Spiel gesetzt ließ, wie der Feind selbst eben so viel zu seinen Niederlagen thun mußte, als die große Tapferkeit unserer Truppen, so kann man für unser glückliches Gelingen nur Gott danken und das Volk preisen.

Bey dieser Eigenthümlichkeit des vergangenen Kriegs, daß das Große der Erscheinung nicht in dem persönlichen, einzelnen Uebergewicht gegründet war, sondern sich geistig in der Gemeinschaft so vieler selbstständigen Fülle und Kraft erst zusam-

menſetzte, darf die abgeſonderte Erzählung jeder einzelnen Reihe von Begebenheiten nicht auf allen Reiz verzichten, da das Bild des Ganzen aus ſolchen ihm gleichartigen Bildern entſteht, und überall, nicht blos in einem großen Hauptquartiere, der geiſtige Inhalt vertheilt iſt und ſich wiederfindet. Wer die Feldzüge Cäſars, Friedrichs oder Napoleons, wo alles von Einem ausgeht, erzählen will, der findet bey der Perſon des Heldes, der an der Spitze ſteht, alles Merkwürdige verſammelt, und in jeder Beſonderheit nur die Wirkung des von dort ſtrahlenden Geiſtes; die Erzählung unſeres Befreyungskrieges hingegen findet in jedem Theile unſerer Anſtrengungen, mit der Anſchauung der Thaten, auch das Bild des Geiſtes, der ſie hervorrief, beyſammen, und iſt daher angewieſen, aus zahlreichen einzelnen Darſtellungen, wie Augenzeugen nur einzig geben können, das Allgemeine erſt zuſammenzuſetzen. Uns wenigſtens ſchien der Vorſatz, den ganzen Umfang dieſer Feldzüge geſchichtlich zu bearbeiten, für jetzt noch aufzugeben, und damit zu vertauſchen, daß wir vorerſt einigermaßen beytrügen, das zu liefern, was wir zur Ausführung jenes Vorſatzes ſo ſehr mangeln fühlen.

Wir glauben nämlich etwas weder Unnützes noch Unwillkommenes zu thun, wenn wir die Reihe der Begebenheiten, welchen der Zufall uns als Augenzeugen beygeſellt hat, unbekümmert um die

Wichtigkeit, die ſie der äußern Ausdehnung nach beſitzen oder entbehren mögen, mit treuer Wahrheit und freyem Urtheil zu ſchildern wagen, und von dieſem Standpunkte aus nach dem Ganzen uns bisweilen hinwenden, das wir durch viele ähnliche Bemühungen, wie die unſerige, gern möchten von allen Seiten erhellt und zugänglich ſehn. Die gegenwärtigen Blätter werden demnach die Kriegsbahn des Generals Tettenborn und des von ihm befehligten Truppenkorps, dem der Verfaſſer das Glück hatte anzugehören, auf dem wechſelnden Schauplatze raſtloſer Thätigkeit verfolgen. Kleinliche Erörterungen, auf die wenig ankömmt, und unbedeutende Abweichungen, die weder die Anſicht noch die Thatſache verändern, werden wir der peinlichen Ausführung entziehen, ſo viel nur immer das Weſen des Geſchehenen erlaubt; auf die gleichwohl geſuchte Genauigkeit in der Erzählung der einzelnen Vorgänge möge daher der Leſer auch nur jenen untergeordneten Werth legen, den ſie als Mittel zur treuen Bewahrung der Farbe und Geſtalt des Ganzen verdienen kann. In einer frühern Schrift hat der Verfaſſer diejenigen Ereigniſſe erzählt, welche ſeit dem Uebergange der Ruſſen über die Oder den vorauseilenden Zug des Generals Tettenborn begleitet, und in Hamburg durch das Gift argliſtiger Staatskunſt die Frucht der glänzendſten Unternehmung

zerstört haben. An jene Schrift reiht sich die gegenwärtige mit gleichartigem Sinne als Fortsetzung an, und fährt sogleich in der Entwickelung der Begebenheiten da fort, wo jene aufhörte.

Der Fall Hamburgs machte den erschütternden Beschluß einer Reihe von Kriegsbegebenheiten, durch welche die ersten Erwartungen, welche der Fortgang der russischen Waffen in Deutschland und der Beytritt der preußischen mit freudiger Sicherheit erregt hatten, zu bangen Zweifeln herabgestimmt wurden. Die Schlachten bey Lützen und Bauzen, die Gefechte bey Magdeburg, Halle und Hagnau hatten unser muthiges Heer, mit frischem blutigen Lorbeer, reicher, aber doch wieder zurückgeführt zu den Ufern der Oder, von denen die Schaaren erst kürzlich gegen den entfernten Feind ausgezogen waren, der jetzt mit unerhörter Anstrengung wieder nah, und gleich darauf sogar auch wieder Meister von Breslau war; Berlin schien jetzt nur noch verschont zu bleiben, um später desto gewisser der feindlichen Rache heimzufallen. Nicht gesiegt hatten die Franzosen, aber alle Früchte des Siegs sah man unbegreiflicherweise in ihren Händen, eingenommene Länder, unterdrückte Aufstände, befestigte und neue Bundesgenossen. Die russischen Heere konnten erstaunend gewahr werden, wie weit sie sich von dem Mittelpunkte ihrer Zuschüsse entfernt hatten, die preußischen mit Besorg-

niß im Rücken die geringe Landesstrecke ermessen, die den gewissen Schauplatz, aber nur unsichere Mittel des Kriegs darbieten konnte. Die schwedischen Truppen harrten, an die Küsten der Ostsee zurückgezogen, auf den Abschluß ihrer mit Rußland und Preußen vorbereiteten, aber von diesen zögernd verhandelten Verbindung; ihre Hülfe schien überdies für jetzt durch den neuen Feind aufgewogen, den sie in den Dänen diesem Kriege zubrachte. Oesterreichs räthselhafte Unentschiedenheit erregte mehr Unruhe, als Vertrauen. Das Verhängniß schien die Anstrengungen und das Flehn der Bessern zu verwerfen, und den französischen Kaiser nach kurzem Zürnen wieder als geliebten Sohn aufzunehmen; mit dem Fall Hamburgs wurde der letzte Anstoß der bestürzten Hoffnungen gefesselt.

Aber dennoch war der Muth und die Kühnheit nicht ermattet, sie lösten sich von der Hoffnung selbstständig ab, und unter uns führte keiner die Waffen, der nicht lieber an die Ufer der Düna zurück den unglücklichen Krieg fortgesetzt, als hier an der Elbe den unglücklichen Frieden angenommen hätte. In diesem Sinne bereiteten wir uns zur hartnäckigen, gespannten Fortführung der Feindseligkeiten. Der General Tettenborn hatte sich nach der Räumung Hamburgs bey Lauenburg mit seinen Truppen aufgestellt, und seine Vorposten gegen Holstein und Bergedorf vorgedrängt. In

Boizenburg ſtanden die wenig zahlreichen Truppen des Generals Wallmoden. Der Feind hatte eine große Ueberlegenheit an Mannſchaft und Geſchütz, denn obwohl die Angaben in der wieder franzöſiſchen Hamburgiſchen Zeitung die Anzahl der eingerückten Franzoſen mit prahleriſcher Lächerlichkeit übertrieben, ſo befanden ſich doch in Hamburg, nach ſichern Nachrichten, die uns von dorther nie fehlten, wenigſtens 6000 Mann, nebſt vielem Geſchütz, alſo beynah das Dreyfache der Unſerigen, und was in dieſen die Begeiſterung, das konnte in jenen für den Augenblick der Uebermuth des gelungenen ungeheuern Erfolgs wirken. Die Beyhülfe der Dänen vermehrte die Zahl des Feindes ins Unbeſtimmte, und verlieh ihm zugleich Reiterey, an der es ihm bis dahin gebrach. Wir ſahen in der That auch alsbald däniſche Huſaren gegen uns erſcheinen, und mit den Koſaken und hanſeatiſchen Reitern plänkeln, und obwohl die däniſchen Truppen überhaupt nur mit Widerwillen ſich den franzöſiſchen verbündet ſahen, ſo machte doch das, nach alter Erfahrung, in dem ſtrengen Gange kriegeriſcher Verhältniſſe keinen Unterſchied, da dieſer Stimmung keine tiefere Gegenwirkung volksthümlicher Kräfte, ſondern nur perſönliche Abneigung zum Grunde lag, und die Dänen fochten gegen uns wie die Franzoſen, denen untergeordnet zu ſeyn ſie ſich bald gewöhnten. Hätte man blos den Ein-

gebungen des Augenblicks folgen wollen, so hätte man, nachdem die Dänen einmal auf so empörende Weise sich unangekündigt als unsere Feinde entlarvt hatten, mit aller leichten Reiterey sogleich in Holstein einfallen, das Land überschwemmen, die Truppen zerstreuen oder niedermachen müssen, und die dänische Regierung, seit Kurzem so häufig umwechselnd, wäre durch diese Rache wenigstens aufs Neue stutzig geworden. Wie leicht jenes Einbrechen geschehen konnte, hat das Gelingen des spätern, viel schwierigern, Versuchs gezeigt. Allein man mußte die höhern Entscheidungen abwarten, die erst den Gesichtspunkt aufstellen sollten, aus welchem bey diesem neuen Verhältniß der Dänen zu handeln sey. Dieses verzögernde Abwarten und die Hoffnung, daß die Schweden jetzt in jedem Fall lebhafter den Krieg betreiben würden, in welchem sie ihre eigentlichsten Feinde nicht länger als Gegner vermissen sollten, erhöhte die Spannung nach dieser Seite außerordentlich.

Die Franzosen hatten kaum einige Tage damit zugebracht, sich in dem unglücklichen Hamburg festzusetzen und ihre vorhabenden Zerstörungen einzurichten, als sie auch ernstere Versuche machten, in das Lauenburgische einzudringen, durch dessen Besetzung wir nach ihrem Sinne noch in Frankreich waren. Der General Tettenborn sah die Unmöglichkeit, dem Vorrücken zahlreichen Fuß-

volks auf die Dauer mit Vortheil zu widerstehen, da die Einengung dieses Landstrichs zwischen der Ostsee und dem Elbstrom nicht erlaubte, den Feind mit der Reiterey durch rasche Angriffe auf seine Flanken und kühne Einfälle in seinen Rücken zu ängstigen und aufzuhalten, die einzige Art dieses gegen eine Uebermacht, der man von vorn nicht gewachsen war, möglich zu machen. Auf der andern Seite konnte man berechnen, daß der Feind, dessen Hauptmacht sich noch nicht unbedingt von Hamburg entfernen konnte, nicht weiter als bis in den Anfang Meklenburgs streifen würde, wo er zu der natürlichen Hemmung, welche die Gefahr größerer Entfernung ihm auferlegte, überdies noch an der Elbe auf den General Wallmoden, und längs der Ostsee auf die Schweden treffen mußte, von welchen, obgleich sie nicht vorgingen, doch nicht zu erwarten war, daß sie sich ohne Gefecht zurückziehen würden. Es schien daher das Beste, diese Gegend ganz aufzugeben, und die Truppen, die hier in erfolgloser Vertheidigung unnütz würden, anderwärts nützlicher zu verwenden. Den Spielraum, den das rechte Elbufer versagte, bot das linke desto herrlicher dar, und der nie rastende Unternehmungsgeist des Generals Tettenborn nahm sogleich dorthin sein Augenmerk, um in die rückwärtigen Länder des Feindes einzufallen, durch kühne Streifzüge gegen die Weser

und den Harz den Feind zu beunruhigen, und, zu rascher Wendung bereit, dessen Stellung an der Oberelbe und Niederelbe im Rücken gleicherweise zu bedrohen. Bevor jedoch dieser Zug unternommen werden konnte, wurden wir plötzlich durch die Ankunft eines französischen Offiziers überrascht, der in Begleitung eines russischen aus dem großen Hauptquartier kam, um auf der ganzen Linie die Feindseligkeiten, zufolge des geschlossenen Waffenstillstandes, einzustellen; er traf in dem Augenblicke ein, als die Franzosen von mehrern Seiten gleichzeitig einen ernsthaften Angriff auf unsere Vorposten zu machen im Begriff waren. Der nachtheilige Ausgang der Schlachten in Sachsen hatte die Gemüther heftig betrübt, aber nicht den unerschütterlichen Kriegesmuth bezwungen, der den Sieg, wenn er sonst nirgends zu finden wäre, im Tode aufzusuchen bereit und zu finden sicher war; die Nachricht des Waffenstillstandes aber erfüllte auch die Muthigsten mit Bestürzung, und wurde gleich der Nachricht einer Niederlage angenommen, gegen welche alles Unglück im Felde nur gering erschien. Lieber geschlagen werden, als zu fechten aufhören, war die Gesinnung aller Krieger. Die Bedingungen schienen im Ganzen vortheilhaft genug, doch in Rücksicht auf Hamburg konnten sie nur aufs Neue den unseligen Schmerz aufreizen, den der Verlust die-

dieser besten deutschen Stadt uns tief eingedrückt hatte? Breslau zu räumen, hatten die Franzosen eingewilligt; für Hamburg hätte die gleiche Bedingung möglich gewesen, allein weder Freund noch Feind wußte bey den Hauptheeren schon dessen Fall; die geringste Kunde hinwiederum, welche uns von dem wurde, was dort oben vorging, hätte diesen entfernen können, denn die Stadt wäre bey der Aussicht, daß der Waffenstillstand nach acht Tagen die erschöpften Kräfte ablösen würde, diese Zwischenzeit hindurch gegen alle Uebermacht zu behaupten gewesen, und hart an der Gränze des Verderbens gerettet worden. Diesen Schmerz noch mehr zu erhöhen, und das Schicksal schrecklicher darzustellen durch die Einsicht, daß sein zerschmetternder Schlag vielfach vorbeygeführt werden konnte und die Rettung möglich gewesen sey, kam auch erst in Lauenburg ein Schreiben des russischen Staatssekretärs, Grafen Nesselrode, an, das den General Tettenborn noch in Hamburg treffen sollte, und den dringenden Wunsch des Kaisers Alexander enthielt, Hamburg gerettet zu sehen, weshalb der General Wallmoden sein ganzes Fußvolk zur Verstärkung hineinwerfen und diese Zeiten selbst, nach dem Willen des Kaisers, bey der dringenden Eile als Befehl dazu ansehen sollte. Eines oder das andere, dieses Schreiben, oder jene Nachricht, um einige Ta-

ge früher, und Hamburg war gerettet, und blieb in ruhmvollem Stolze fortan unser, denn der Waffenstillstand hätte hier Alles geliefert, dessen man bedurfte, Zeit zur Befestigung der Stadt, zur Uebung der Truppen und Bürger, zur Anschaffung von Pulver, zur Ankunft angemessener Verstärkung, zur Entscheidung der dänischen und schwedischen Verhältnisse.

Zufolge gegenseitiger Uebereinkunft wurde die russische Waffenstillstandslinie von dem Ausflusse der Trave vorwärts Ratzeburg, Mölln und Lauenburg an die Elbe gezogen, die französische lief vor Lübeck und Bergedorf hin, die zwischen beyden Linien eingeschlossene Strecke wurde für neutral erklärt, und sollte von beyden Theilen unbesetzt bleiben. Es ist merkwürdig, daß die Richtung der Franzosen zur gewaltsamen Anmaßung und zur frechen Uebertretung der Verträge, so oft nur, nicht einmal immer ihr Vortheil, sondern bloße Laune aus Gewohnheit sie dazu aureizte, während aller wechselnden Zustände dieses Krieges keinen Augenblick unterbrochen, sondern unaufhörlich mit unermüdlicher Lust fortgesetzt worden. Als ein Beyspiel davon verdient hier angeführt zu werden, daß sie nicht aufhörten, das neutrale Gebiet zu verletzen und sich über erlogene Verletzungen von unserer Seite zu beschweren, und Mißhelligkeiten darüber anzustiften. Der General Tettenborn beant-

wartete ihre Ränke mit verachtendem Schweigen, und ließ ihre Eingriffe durch den seine Vorposten befehligenden General Denisoff kräftig zurückweisen. Er selbst nahm sein Hauptquartier in Bolzenburg.

Während dieses langen und verlängerten Waffenstillstandes entwickelten und gestalteten sich die Kräfte der Verbündeten in außerordentlichen Anstrengungen zu großem Umfang und neuer Thätigkeit, denen selbst Napoleon mit seiner ungeheuern Thätigkeit in den schon völlig darauf berechneten Verwaltungsmitteln seines großen Reichs, wie die Folge gezeigt, nicht gleichzukommen gewußt. Allein die zerstreuten Zurüstungen der Unsern konnten wir im Anfange nicht gleich so tröstlich übersehen und ermessen, um nicht in großer Besorgniß einen Zustand zu durchleben, den man überzeugt war von dem Feinde besser benutzt zu sehen, als von uns selbst, und der, neben der Aussicht eines zweifelhaften Kriegs, die Möglichkeit eines schlechten Friedens durch fortdauernde Unterhandlungen festgebannt hielt. Ja die besten Hoffnungen derjenigen, die der Beharrlichkeit der Fürsten vertrauten und von dem Volke überzeugt waren, blieben durch das Bängliche und Schwankende, dem jede Koalition hingegeben ist, gelähmt und zweifelhaft.

Die preußischen Rüstungen gaben das Bey-

ſpiel einer einmüthigen Stärke und heldenmüthiger Leiſtungen eines Volks, wie ſie ſeit dem Anfange des franzöſiſchen Freyheitskrieges nicht waren geſehen worden, die Zahl der Bewaffneten wurde zu einer Höhe gebracht, auf der ſie nur durch die weiſeſten Maßregeln der Regierung und den unermüdlichen Eifer des Volks erhalten werden konnte; die Zweckmäßigkeit und Fülle der Anordnungen und Leiſtungen gaben den preußiſchen Rüſtungen in ſchöner Stille einen ſo ſichern und großartigen Gang, daß man am Ende ungleich Größeres geſchehen fand, als man hatte bereiten ſehen. Der Anmarſch ruſſiſcher Verſtärkungen dauerte unaufhörlich fort: darunter befand ſich auch die ruſſiſch-deutſche Legion, die nach der Niederelbe beſtimmt war. Die Schweden machten nun wirklich einen Theil unſerer Streitmacht aus, da der Kronprinz von Schweden den Befehl eines vereinigten Bundesheers, zu welchem auch wir gehörten, noch vor dem Waffenſtillſtande übernommen hatte. Engliſche Truppen wurden an der mecklenburgiſchen Küſte ausgeſchifft. In Mecklenburg ſelbſt wurde die Errichtung einer Landwehr und eines Landſturms, nach dem Muſter der preußiſchen Länder, mehr betrieben als ausgeführt, der geringe Umfang des Landes, die Ungewohnheit kriegeriſcher Anſtalten, und die Auflöſung der innern Bande lieſſen den wiederholt

gegebenen Befehl des Kronprinzen wenig wirksam werden; beſſern Fortgang hatte die Errichtung und Vermehrung des eigentlichen Militärs, dem es ſpäterhin nicht an Gelegenheit fehlte, ſich auszuzeichnen. Ueber Oeſterreich und ſeiner Leitung der angeknüpften Verhandlungen lag noch ein Dunkel, welches vertrauenvolle Zuverſicht jedoch bald heller und heller eröffnen zu wollen ſchien.

Der Kronprinz von Schweden, deſſen Untheilnahme an dem Kriege Napoleons gegen Rußland ſich um die Ruſſen das größte Verdienſt erworben hatte, ſollte nun, zur Theilnahme an dem Kriege gegen Napoleon übergehend, ſich denſelben und größern Dank von den übrigen Völkern erwerben. Für die Verzichtung auf die Wiedererlangung des unverſchmerzten Finnlands war den Schweden von England und Rußland der künftige Beſitz Norwegens zugeſichert, eine Zuſicherung, welcher nun auch Preußen beyzutreten veranlaßt war. Wenn die Staatskunſt hier ſich zu Maßregeln gedrungen fühlte, die, gegen alles Recht, weil es der Verabredung mächtigerer Fürſten gefiel, einen Schwächern ſeines rechtmäßigen Beſitzes willkürlich berauben wollten, ſo kann man höchſtens zur Entſchuldigung anführen, daß Dänemark ſchon ein Jahr vorher gewarnt und ihm angekündigt worden war, wozu Rußland ſich, wenn Dänemark fortführe dem franzöſiſchen Bündniß

treu zu bleiben, gegen Schweden verpflichten müsse, weil Rußland bey dem bevorstehenden gewaltigen Kampfe nicht beyder nordischen Mächte zugleich unversichert bleiben könne. Die dänische Regierung schien jedoch der Wendung des Glücks folgen und sich den Russen und Preußen in dem Maße nähern zu wollen, als sich jenes von den Franzosen entfernte. In der Hoffnung wegen Norwegen eine gütliche Ausgleichung treffen zu können, und Dänen und Schweden gemeinschaftlich der guten Sache zuzuführen, hatte der Kaiser von Rußland die dänischen Annäherungen wohlwollend aufgenommen, und die preußische Regierung fand unter diesen Umständen den Abschluß mit Schweden nicht zu übereilen. Allein der Kronprinz fand in Beydem einen für ihn bedenklichen Anschein, der ihm desto unangenehmer war, als eine große schwedische Partey, welche den neuen Thronfolger die schwedische Staatskunst neue Bahnen führen sah, wohin jene nur mit Widerwillen folgen mochten, sich dadurch zu einem Mißtrauen berechtigt glaubte, das leichter zu tylgen, als zu widerlegen war. Die Blüthe der schwedischen Kriegsmacht war nach einer stürmischen Ueberfahrt in Pommern gelandet, zu einem Kriege bestimmt, in welchem Schweden nur auf Kosten Dänemarks gewinnen konnte; die Aussicht durch das geringste Versehen jene, für Schweden nicht

wie für andere Länder ersetzliche, Schutzwehr des Landes zu verlieren und um diese Truppen zu kommen, ohne jenes Land zu gewinnen, forderte allerdings zu einer Sorgfalt auf, die jedes vorschnelle Einlassen in rasche Thätigkeit verbot. Die Truppen, die schon auf dem Meere gelitten hatten, beysammen zu halten und das Weitere abzuwarten, schien unerläßlich, wenn nicht Schwedens eigne Sicherheit gegen Dänemark aufs Spiel gesetzt werden sollte. Der Kronprinz stand in doppelter Eigenschaft da, als schwedischer Thronfolger und als Feldherr; als jener sah er sich wegen des Vortheils seines Landes wenig beruhigt, als dieser seinen Erwartungen wegen des Bundesheeres, dessen Oberbefehl ihm zugesagt war, nicht gehörig entsprochen. Was er als unabhängiger Mann unter diesen Umständen seiner Neigung folgend dennoch gethan hätte, dürfen wir, nach der Kenntniß seines Wesens, von dem sehr verschieden glauben, was das schwierige Verhältniß, in welchem er sich als Schwede befand, ihn thun hieß. Schweden sah sich aller seiner Hoffnungen beraubt, seine ganze Bedeutung verloren, wenn nicht Dänemark der Feind der Verbündeten blieb, sondern mit diesen in wahrhaft friedliche Verhältnisse und mit Schweden blos in geheuchelte trat. Die Anmaßung und Zweydeutigkeit der Dänen unterstützen die schwedische Absicht am mei-

ſten, es bedurfte nur noch einer entſcheidenden Thatſache, die ein Verbrechen gegen die Sache der Verbündeten, und ſogleich ein großer Nachtheil wäre, um jene Abſicht ganz zu erreichen. Hätten die Schweden Hamburg gerettet, ſo würde ihnen der Dank für dieſe Wohlthat nimmermehr den Vortheil gegolten haben, den ihrer Sache der gegen Dänemark durch den Fall Hamburgs allgemein entzündete Haß zu verheißen ſchien. So lag in den Berechnungen der ſchwediſchen Staatsklugheit die herrliche Stadt fallen zu laſſen, damit jene ſolche Schuld auf ſich lüden, von welcher doch gewiß derjenige, der die That geſchehen ließ, nicht viel weniger zu tragen hat, als der, welcher ſie beging. Die allgemeine Untreue, mit welcher Staaten gegen einander zu verfahren pflegen, hatte Verwicklungen herbeygeführt, aus welchen rein hervorzugehen ſchwer war. Und doch wäre Hamburg durch ſchwediſche Hülfe, auch gegen die Abſicht, beynah gerettet worden; um deſto ſtrenger zeigte ſich die Unzufriedenheit mit den Schritten, welche die Möglichkeit herbeygeführt hatten. Der Kronprinz hatte den General Döbeln, welcher dem General Tettenborn drey ſchwediſche Bataillons in dem Augenblick der ſchrecklichſten Noth großherzig, ohne höhern Befehl abzuwarten, nach Hamburg geſchickt hatte, abrufen laſſen, und vor ein Kriegsgericht geſtellt; während des Waffenſtillſtan-

des kam nebst andern zahlreichen Widerwärtigkeiten, zu denen die Ruhe Zeit gibt, auch diese Sache zur Untersuchung. Vergebens zeigte der General Döbeln den ganzen Zusammenhang der Verhältnisse und das Dringende der Aufforderung dar, vergebens berief er sich auf die edeln Triebfedern, die ihn auch diesmal bestimmt hatten, wie schon früher, da er, gleichfalls ohne Befehl, zweymal das Vaterland zu retten geholfen, vergebens entblößte er seinen von Wunden zerschmetterten Schädel, um zu zeigen, welches Haupt man zu verdammen im Begriffe sey; er wurde zum Tode verurtheilt, und der entrüstete Mann vernahm nur mit Unwillen, daß ihn der Kronprinz auf die Festung begnadige. Er hatte gegen die Form gefehlt, aber wer an seiner Stelle der Aufforderung des Generals Tettenborn im Stande gewesen wäre nicht Folge zu leisten, der wäre vielleicht ein klügerer Soldat gewesen, als der General Döbeln, aber kein größerer Ehrenmann.

Während im Rücken vielfache Beschäftigung auf eine ereignißvolle Zukunft deutete, kamen täglich traurige Bothschaften aus Hamburg als lebendige Zeugen einer jammervollen Gegenwart an, mit welcher wir uns in so naher Berührung fühlten. Die Einziehungen, Untersuchungen und Bedrückungen nahmen kein Ende, und die Franzosen zeigten unverholen, daß diesmal sogar die

Gelderpressungen nicht blos Geld, sondern eigentlich den Untergang der armen Stadt zum hauptsächlichsten Zwecke hätten. Die Proscriptionen trafen die besten Männer des ganzen Gemeinwesens, jeder Hamburger war durch einen oder den andern Artikel der grausamen Rach-Edikte der Willkür scheuslicher Schergen verfallen, die reichsten Leute konnten durch kein Geld, die ehrwürdigsten weder durch Amt noch Alter sich vor der Schanzarbeit schützen, zu der man sie gewaltsam hinzog, um sie dem schändlichsten Hohn und mißhandelndem Spott bloszustellen. Wer konnte, wanderte aus; täglich erschienen Bürger, zum Theil mit Frauen und Kindern, die sich glücklich durchgeschlichen hatten, und begaben sich tiefer in das Mecklenburgische, wo sich ein Häuflein Hamburgischer Bürgergarden um Perthes und Mettlerkamp zu versammeln anfing; ihre Klagen über die unerhörte Bedrückung und die schnöde Mißhandlung, die gewaltsame Zerstörung der Häuser, ihre Schilderung des Umhauens aller Bäume und des Verwüstens der Gärten, gaben das traurigste Bild eines öffentlicher Unglücks, das in jedem einzelnen Leiden die Oberhand hatte.

Die Unterhandlungen Oesterreichs waren inzwischen so weit gediehen, daß die Verbindung mit Frankreich immer loser, die mit Rußland und Preußen immer fester wurde, und endlich selbst

dem Feinde, der hier zum erstenmale die unangenehme Wahrheit absichtlich hinter Täuschungen sich selbst verhehlen zu wollen schien, kein Zweifel mehr über den nahen Zeitpunkt bleiben konnte, der die österreichischen Heere den russischen und preußischen gesellen würde.

In dieser Voraussetzung gingen unsere Anstalten zur Wiedereröffnung des Kriegs mit erneuerter Kraft und Vertrauen vor sich, und die Bildung und Aufstellung der Heere wurde, in Folge des neuen Zuwachses, bedingt und angeordnet. Aus guten Gründen hatte man, um die Wahrnehmung abgesonderter einzelner Rücksichten und Vortheile bey den verbündeten Heeren dem höheren Gesichtspunkt des allgemeinen Vortheils so viel als möglich unterzuordnen, die Truppen der verschiednen Völker in die verschiednen Heere vertheilt, deren kein einziges aus den Truppen blos Eines Volkes bestand. Am mannichfaltigsten war diese Mischung bey der sogenannten Nordarmee unter den Befehlen des Kronprinzen von Schweden, die aus Russen, Preußen, Schweden, Engländern, Hanseaten und andern deutschen Kriegsvölkern zusammengesetzt war, und dies erschien wieder am meisten in dem Korps des Generals Wallmoden, unter dessen Befehl nebst den abgesonderten Truppen einzelner Länder auch die zusammengemischten von ganz Deutschland in

der russisch-deutschen Legion sich befanden. Ein solcher Korper war ohne Zweifel in dem Grade weniger beweglich und zuverlässig, als ihm Festigkeit und innere Einheit fehlten. Auch der General Tettenborn, welcher von russischen Truppen bey der neuen Vertheilung nur vier Kosakenregimenter behalten, und seine russischen Dragoner, Husaren, Jäger und Kanonen anderswohin abgegeben hatte, bekam statt dieser jetzt preußische Truppen, nämlich das gesammte Lützow'sche Freykorps, welches aus allen Waffengattungen bestand, und ein neuerrichtetes Bataillon Jäger. Er hatte die Bestimmung erhalten, die Avantgarde des Korps des Generals Wallmoden zu machen, dem die schwierige Aufgabe zu Theil wurde, mit höchst geringen und unzuverlässigen Kräften das Vorrücken der Uebermacht des Marschalls Davoust, dem zugleich die dänischen Hülfsvölker untergeordnet waren, mit möglichster Anstrengung aufzuhalten und zu lähmen.

Wir können nicht umhin bey dieser Gelegenheit, da wir des Lützow'schen Korps erwähnt haben, einige Worte über diese mannichfach beurtheilte Truppe hier einzuschalten. In der freyen Gesinnung, welche die Rettung des Vaterlandes unter jeder Gestalt und auf alle Weise zu erringen beschlossen hatte, hatten sich viele treffliche Leute schon frühe zusammengefunden, und, obgleich größtentheils Preußen, so hatten sie doch, in der Er-

wägung, daß preußische und deutsche Gesinnung, die jetzt eins waren, in manchen Fällen wieder gesondert scheinen könnte, vorzugsweise die deutsche erwählt. Diese Gesinnung trat bewaffnet als das Freykorps auf, an dessen Spitze der Major Lützow stand. Bey der Aussicht, daß der größere Theil Deutschlands sich zum allgemeinen Volksaufstand, den Regierungen entgegen, oder doch wenigstens ohne sie, sich erheben würde, konnte eine solche Schaar der Kern werden, um welchen ein großes deutsches Heer sich zu unabhängiger Streitmacht versammeln mochte; und in der That mögen solch glänzende Erwartungen vielen Mitgliedern der sogenannten schwarzen Schaar um so lebhafter vorgeschwebt haben, als dieses Freykorps in der Auswahl und Menge trefflicher junger Leute eher die Offiziere eines künftigen Heeres, als die Gemeinen einer vorhandenen Truppe zu besitzen schien. Der Ausdruck „schwarze Erde", welcher hin und wieder bey dieser Schaar vorkam, erinnerte mit absichtlicher Bedeutung an die rothe Erde der Vehme, und wies auf einen ausgebreiteten Wirkungskreis hin. Allein der Gang der Begebenheiten war der Entwickelung dieser Bestrebungen durchaus nicht günstig, und die verbündeten Regierungen selbst wollten lieber den langsamen Beytritt der Regierungen abwarten, als daß sie die rasche Kraft der Völker zur augenblicklichen

Theilnahme aufgerufen hätten. Jeder Sammelplatz allgemeiner deutschen Gesinnung mußte dadurch bald dem örtlichen nachstehen, der den Bayern, den Rheinländern, den Westphalen in seinem eignen Kreise zu den Waffen rief, und das Lützow'sche Korps so gut wie die deutsche Legion, kamen um ihre politische Bedeutung, und behielten blos, gleich andern Truppen, eine militärische. Jedoch wurde es schwer, jener Bedeutung sogleich zu entsagen, und ein unzufriedner Mißmuth über die getäuschte Erwartung bezeichnete noch lange ihr nicht gänzliches Erlöschen. Als bloße Truppe betrachtet, zeigte das Lützow'sche Korps aber bald unvereinbare Elemente; die herrlichsten Jünglinge und Männer, aus den Städten größtentheils den Studien und Staatsämtern entzogen, mit aller Unschuld und Begeisterung höherer Bildung ausgerüstet, fanden sich neben den rohesten Gesellen, denen Wildheit über Freyheit ging, und unter verschmitzten Heuchlern, welche in den Schein des Vaterlandseifers ihre Raubsucht hüllten. Daher die zahllosen Klagen über Gewaltsamkeiten aller Art, die man von den sogenannten Schwarzen wollte erlitten haben. Daher aber auch die Begeisterung, welche andere Mitglieder dieser Schaar an vielen Orten für sich erweckten. Allein auch die Bessern, die sich hier vereint fanden, waren nicht an günstiger Stelle; was vertheilt auf ganze Regimen-

ter als erfrischender Geist wirken konnte, verlor sich hier in sich selbst lähmender Gleichartigkeit. Kein Wunder, wenn unter solchen Umständen das auf blos militärische Verwendung beschränkte Korps auch in dieser bey aller Tapferkeit doch den aus Landvolk bestehenden Feldregimentern nicht gleichkam, da, außer der Tapferkeit, hauptsächlich die körperliche Ausdauer und die Marschfertigkeit die Brauchbarkeit des Kriegers entscheidet. Die Lützower aber waren williger zu jeder Anstrengung und Entbehrung, als fähig.

Die Zeit des Waffenstillstandes näherte sich ihrem Ende, und die gespannten Gemüther ergriff lebhaftere Thätigkeit; auf solchen Entscheidungen, wie jetzt ganz nahe waren, hatte unsere Sache noch nie gestanden. Der Kronprinz von Schweden hatte sein Heer in der Mark Brandenburg so gestellt, daß die Hauptstadt Berlin gegen den ganzen Lauf der Elbe hin umgeben, und vor dem Feinde, es mochte von Süden oder von Westen andringen, gesichert war. Seinen äußersten rechten Flügel an der Niederelbe und gegen Holstein bildete der General Wallmoden, unter dessen Befehlen die russischen Generale Tettenborn und Arentschildt, die englischen Generale Dörnberg und Lyon und der schwedische General Vegesack standen, welcher letztere jedoch besondere Befehle des Kronprinzen zu beob-

achten, und mit seinen schwedischen und mecklenburgischen Truppen die Rückzugslinie längs der Ostsee nach Stralsund zu nehmen hatte, während Andern die Richtung nach Berlin angewiesen war. Diese sämmtlichen Truppen mochten ungefähr 25000 Mann betragen, die man am Tage der Schlacht unter dem Gewehr zu haben rechnen konnte. Das Geschütz betrug kaum vierzig Kanonen, die nicht alle im besten Stand waren, und zum Theil noch erwartet wurden. Da nach den Anordnungen des Kronprinzen auf dieser Seite kein heftiger Angriffskrieg Statt finden konnte, so war im Voraus bestimmt, daß man der Uebermacht des Feindes, sobald sie vordränge, langsam weichen und sich in den oben angegebenen Richtungen fechtend zurückziehen solle. Dem gemäß, um die Stecknitz dem Feinde einigermaßen streitig zu machen, wurden vor Lauenburg noch in den letzten Tagen des Waffenstillstandes auf vortheilhaften Anhöhen drey Schanzen eiligst angelegt, und mit der Nacht vor dem Wiederausbruch der Feindseligkeiten glücklich vollendet. Eine neue Brücke über die Stecknitz bey Lanz versicherte die rückwärtige Verbindung dieses Postens; die sumpfigen und buschreichen Ufer des Wassers erschweren jeden andern Uebergang. Der General Wallmoden verlegte sein Hauptquartier von Gradow nach Hagenow, der General Tettenborn das seinige nach Bu[illegible]en, und

[illegible]

vertheilte seine Truppen auf der Linie von Mölln nach Lauenburg, welche beyde Städte er nebst den Schanzen bey letzterer besetzt hielt. Seine Stärke betrug etwa 3000 Mann Fußvolk, vier Kosakenregimenter, zusammen beynah 1500 Pferde, und ungefähr 400 Pferde von der seit dem Ueberfalle bey Kitzen nicht wieder ergänzten Reiterey des Lützow'schen Korps, drey Stücke leichtes Geschütz waren wenig brauchbar. Noch am 16ten August wusste man bey uns nicht, ob die Feindseligkeiten wirklich ausbrechen würden, oder der Waffenstillstand verlängert wäre, keine Anzeige, kein Befehl deshalb war eingetroffen, und der Zweifel wurde erst am folgenden Tage durch die That gehoben, indem der Feind die Feindseligkeiten wirklich begann.

Am 17ten August um Mittag bekam der General Tettenborn die Nachricht, daß der Feind von Hamfelde mit 3000 Mann, worunter auch Dänen, und 6 Kanonen durch das bisher neutrale Gebiet gegen Mölln vorrücke, und bald darauf, daß derselbe mit beträchtlicher Stärke auch gegen Lauenburg im Anzuge sey. Sogleich wurden Patrouillen von Büchen rechts und links vorgeschickt um den Feind in seinen Flanken zu beobachten. Gleich an diesem ersten Tage wurde durch Nachlässigkeit einiger Posten das zu Mölln aufgestellte Kosakenregiment überfallen, und von diesem Punkte

jedoch ohne den geringsten Verlust, zurückgeworfen, sonderbar genug, da seit Jahr und Tag bey uns dergleichen weder geschehen war, noch in der Folge je wieder geschah. Der Feind verfolgte jedoch auf dieser Seite seinen augenblicklichen Erfolg nicht; desto ernsthafter war es bey Lauenburg, wo zwey Bataillons Jäger und ein Kosakenregiment den Feind empfingen. Die Jäger verliessen ihre Schanzen und begegneten dem Feinde auf freyem Feld, warfen ihn nach einem hitzigen Gefecht, ungeachtet seiner Ueberzahl, zurück, und überliessen ihn den Kosaken zu weiterer Verfolgung; von beyden Seiten blieben viele Leute. Den Tag darauf verstärkte der Feind seinen Angriff, und rückte mit fünf Bataillons und drey Kanonen an, zwey der letztern wurden bald unbrauchbar gemacht, und während aus den Schanzen unsere Kanonen feuerten, brachen die Jäger und Schützen abermals in das freye Feld hinaus und schlugen sich den ganzen Tag mit dem überlegenen Feinde herum, der endlich im Walde Schutz suchen musste, nachdem er, vorzüglich durch die unter dem braven Riedel den Lützowern gesellten Tyroler Schützen, über 400 Mann verloren. Die Unsrigen hatten 100 Todte und Verwundete, worunter 11 Offiziere, die bey jeder Gelegenheit mit entbranntem Muthe vorangingen. Noch am nämlichen Abend versuchte der Feind durch einen neuen Angriff mit dem

Bajonett die Schanzen wegzunehmen, und wurde nochmals blutig zurückgewiesen; da jedoch seine ganze Macht nachrückte, und die Truppen zum Angriff sich stündlich vermehrten, so gelang es ihm am folgenden 19ten in der Frühe des Morgens die Hartnäckigkeit der Unsern zu überwältigen, und er nahm die Schanzen mit Sturm, wobey wir gegen 200 Mann an Todten, Verwundeten und Gefangenen verloren. Auf diese Art Herr der beyden Flügelpunkte unserer Stellung an der Stecknitz, drang der Feind endlich auch gegen die Mitte nach Büchen vor, wo er die Brücke zerstört und ebenfalls hartnäckigen Widerstand fand. Der General Tettenborn war bereits nach Gresse zurückgegangen, ließ aber den Uebergang noch durch den Rittmeister Grafen Bothmer mit 50 Kosaken vertheidigen, welche der Feind durch anhaltendes Kanonenfeuer bis auf den Abend, wo sie abzuziehen Befehl hatten, vergebens zu vertreiben suchte. Nachdem die Franzosen sich aller Uebergänge und der Stecknitz bemeistert hatten, konnten sie ungestört und rasch vorgehen; allein der General Tettenborn blieb mit seinen Kosaken immer so hart an ihnen, beunruhigte sie so sehr auf allen Seiten durch unaufhörliches Plänkeln, und gönnte ihnen so wenig Raum sich vorwärts aufzustellen, daß sie nur in ganzer Masse, wo das Fußvolk und selbst das Geschütz an der vordersten

Spitze immer zur Hand war, mit langsamer Vorsicht vorzugehen wagten. Unter beständigem Gepläukel von allen Seiten, wobey der Feind gegen die abgesessenen Kosaken jedesmal Geschütz aufführte, um sie zu vertreiben, und jedes kleine Gefecht durch Kanonenfeuer verherrlichte, zogen wir uns langsam und ohne Verlust über Gresse, Badekow und Schildefelde nach Wellahn, wo der General Tettenborn früh am 21sten August ankam, und, weil es ihm unerträglich fiel, die Zaghaftigkeit durch Ueberzahl dem persönlichen Muthe der Wenigen Trotz bieten zu sehen, den Feind, dessen Abtheilungen von Bächen und Boizenburg her hier vereinigt über 25,000 Mann betrugen, erwarten wollte. Der Feind war in vier vollen Tagen nur wenige Meilen vorgegangen, seine Reiterey wagte er kaum zu zeigen, alle seine Truppen machten gleichsam Vorposten, Kanonen Plänkler. Man konnte dieses Uebermaß von Vorsicht um so weniger begreifen, als man aus aufgefangenen Briefen wusste, daß Napoleon den Marschall Davoust angewiesen hatte, die Truppen des Generals Wallmoden als neuerrichtet und schlecht gar nicht für bedeutend anzusehen.

Die Gegend von Wellahn hat Höhen und Wald; hinter diesen legte der General Tettenborn, nach getroffener Verabredung mit dem General Wallmoden, der sein Hauptquartier in

Klodran genommen, und den General Dörnberg zur Mitwirkung auf die linke Flanke des Feindes gerichtet hatte, auf die zweckmäßigste Weise Reiterey und Geschütz in Versteck, um im rechten Augenblick unerwartet hervorzubrechen; das Dorf Wellahn wurde ganz mit Jägern besetzt, während vor demselben ein Theil der Kosaken sich ebenfalls versteckt hielt, und der andere Theil den Feind unter beständigem Plänkeln herbeylockte. Sein Vorrücken geschah jedoch an diesem Tage noch langsamer als gewöhnlich, und erst spät am Nachmittage verkündigten Kanonenschüsse seine Annäherung. Durch diese Zögerung des Feindes mußte die Reiterey des Generals Dörnberg zu früh erscheinen, und eher gesehen werden als Zeit zum Angriff war. Die Franzosen wandten ihre Aufmerksamkeit sogleich auf ihr linke Flanke, und das Gefecht entspann sich zuerst mit einem Bataillon der russisch-deutschen Legion, das von den Husaren der englisch-deutschen Legion und 4 Kanonen unterstützt wurde. Diese Truppen schlugen den Angriff, ungeachtet des feindlichen Kartätschenfeuers, tapfer zurück. Aber die Hauptsache war versäumt, und die Erwartung, den Feind zur vorbereiteten Niederlage näher zu locken, blieb getäuscht. Unter diesen Umständen nahm der General Tettenborn drey Kosakenregimenter zusammen, und sprengte er selbst, der Erste, unter lau-

tem Hurrah, auf die Franzosen ein, die in großer Ausdehnung und Anzahl hier zuerst wieder sich in Plänkler aufgelöst hatten, und bey diesem lebhaften Angriff in Menge niedergestochen wurden. Auch der General Wallmoden fand sich persönlich hier ein, und munterte, mit dem General Tettenborn vereint, die Kosaken durch das muthigste Beyspiel zu kühner Verfolgung auf, die auch beynah eine Stunde Wegs fortdauerte, ungeachtet des Kartätschen- und Kanonenfeuers, und der Bataillonsmassen, mit welchen die Franzosen den Flüchtigen zu Hülfe kamen; ungefähr 400 derselben blieben auf dem Platze, lauter Fußvolk, weil die Reiterey ängstlich zurückgehalten und zur Sicherheit von den Fußvölkern in die Mitte genommen war. Die ganze Linie des Feindes war im Feuer, das bis in die späte Nacht dauerte; unsre Truppen behielten ihre alte Stellung und hatten noch viel Boden überdies gewonnen; der Feind, stutzig geworden, hatte sich etwas zurückgezogen. Dieses Gefecht, in welchem kaum 5000 Mann gegen 20,000 gestanden hatten, so ruhmvoll als erfreulich für die Unsern, zeigte dem Feinde, was er von den neuen Truppen, die er verachten sollte, unter solchen Anführern zu erwarten habe.

An den folgenden beyden Tagen erwarteten wir vergebens, daß uns der Feind nach Toddin, wo unsere Truppen höchst vortheilhaft aufgestellt waren, nach-

folgen, oder bey Hagenow, wohin wir sodann zogen, angreifen sollte. Er nahm seine Richtung links auf Wittenburg, und von da weiter auf der Straße nach Schwerin vorwärts, während nur einzelne Abtheilungen sich unsern Plänklern entgegenstellten, und nach lebhaftem Kanonieren zurückgingen. Kaum war der General Tettenborn von dem Einrücken des Feindes in Wittenburg unterrichtet, als er sogleich Parteien in den durch diese Seitenbewegung eröffneten Raum schickte, die im Rücken des Feindes Gefangene machten, Fuhren wegnahmen, und Boten auffingen; ein Kosakenregiment blieb bey Wittenburg selbst an die Hauptmasse der feindlichen Truppen dicht angeschlossen, und beobachtete deren kleinste Bewegung. Eine andere Abtheilung wurde nach Schwerin selbst und von da vorwärts auf der Straße nach Wittenburg dem Feinde entgegengeschickt, der schon in dieser Richtung vorrückte und mit jener Abtheilung, die sich beobachtend zurückzog, fast zugleich in Schwerin ankam, gleich zuerst mit etwa 10,000 Mann, dann mit den übrigen Truppen, deren gesammte Stärke über 30,000 Mann betrug, und sich zwischen den Seen bey Schwerin lagerte. Der General Tettenborn ging nun selbst mit allen Kosaken und dem Lützow'schen Korps in den Rücken des Feindes, und auf derselben Straße, welche dieser genommen, über Wittenburg ihm nach gegen Schwe-

rin, allein der Feind hatte keine Truppenabtheilung zurückgelaſſen, ſondern Alles eifrig beyſammen gehalten, und den Nachtrab fleißig mitgenommen, ſo daß die Hoffnung, dieſen zu überfallen, fehlſchlug. Doch machten wir zahlreiche Gefangene, die von allen Seiten eingebracht wurden, und hemmten durch dieſen Marſch die Verbindung des Feindes mit ſeinem Rücken, indem wir zugleich alle nöthige Nachrichten über ihn einzogen. Von Warſow aus wurde der Major Lützow mit einer ſtarken Partey nach Tredbew abgeſandt, um den Feind ganz zu umſtellen, und ihm auch von dieſer Seite alle Nachricht abzuſchneiden. Dieſer letztere Zweck erhielt durch die Lage des Augenblicks die höchſte Wichtigkeit. Während nämlich der Marſchall Davouſt mit allen Truppen in gedrängter Stellung am Schweriner See ſtand, und nach jeder Richtung die leichte Umzäunung, welche die Koſaken dicht um ihn gezogen hatten, durchbrechen konnte, um mit ſeiner Uebermacht etwas Entſcheidendes auszuführen, ſo daß man mehr als gewöhnlich behutſam ſeyn muſſte, um ihn nach keiner Richtung unbemerkt einen Marſch gewinnen zu laſſen, kam die Nachricht bey uns an, daß der Feind mit ſtarker Macht gegen das Heer des Kronprinzen von Schweden aus Sachſen hervorgebrochen, und dieſer in der Nähe von Berlin bey Teltew ſeine Macht zuſammengezogen ha-

de, um eine Schlacht zu liefern, deren Vorspiel schon begonnen habe. Da zugleich auch von Magdeburg aus ein beträchtliches Truppenkorps auf der Straße nach Berlin im Anmarsch war, und der Kronprinz weder seine versammelten Truppen vor der nahen Schlacht schwächen, noch in seiner Flanke die gefährliche Bewegung des Feindes ungestraft geschehen lassen durfte, so sandte er dem General Wallmoden den Befehl, den Marschall Davoust zu verlassen, und schleunigst nach der Elbe gegen den aus Magdeburg vorgedrungenen Feind zu marschiren. Der General Tettenborn sollte mit seinen Truppen stehen bleiben und den Marschall Davoust über den Abmarsch der andern zu täuschen suchen. Der General Wallmoden setzte sich sogleich am 25sten August in Bewegung. Alle Anordnungen wurden der Schwierigkeit dieser neuen Lage gemäß getroffen, und unter Anderm auch das Gepäck weiter ins Land zurückgesandt. Der General Tettenborn zog sich über die große Ebene bey Schwerin aus dem Rücken des Feindes wieder rechts in das Antlitz desselben, sowol um nicht die Rückzugsstraße gegen Berlin und das Hauptheer des Kronprinzen zu verlieren, als auch um die schöne und vollkommen offene Ebene, welche sich von Schwerin gegen Ludwigslust unübersehbar ausdehnt, auf den Fall eines Treffens für seine Reiterey vor

ſich zu haben; er nahm ſein Hauptquartier in Fahrbinde, wo Bäume und Buſchwerk die Ebene zu unterbrechen anfangen, die zwiſchen dem Feind und den Unſerigen liegend jede Angriffsbewegung ſogleich entdecken ließ, auch im Fall die dicht um die feindlichen Lager gezogenen Poſten von Koſaken überfallen und verſprengt würden.

Der Marſchall Davouſt hatte während der Abweſenheit des Generals Wallmoden alſo nur höchſtens 5000 Mann vor ſich, von welchen er ſich nebſt mehr als 40,000 Mann, die ſpäterhin nach authentiſchen Liſten bis zu 51,000 Mann Franzoſen, ohne die 10,000 bis 15,000 Dänen, anwuchſen, glücklicherweiſe in der Enge halten ließ; er ahnete ſo wenig, was bey uns vorging, daß er noch ängſtlicher als vorher ſich in ſeiner Stellung hielt. Eine kühne Bewegung von ſeiner Seite und ein raſches Vordringen durch die Priegnitz in die Mark Brandenburg hätte in Verbindung mit den andern Bewegungen der Franzoſen von Wittenberg und Magdeburg her für Berlin höchſt gefährlich, ja bey ſeiner Truppenzahl für den Feldzug auf dieſer Seite entſcheidend werden können, wenigſtens würden ihm die Generale Tettenborn und Wallmoden, wenn ihm nicht gelungen wäre ſie zu ſchlagen, immer rückwärts haben weichen müſſen, und der Kronprinz, von allen Seiten bedroht, ja, für ſeinen Rückzug nach Strals-

ſund beſorgt, hätte vielleicht mit ſeinen Kräften nicht überall ausreichen können. Allein der General Tettenborn löſte glücklich die Aufgabe, von deren Wichtigkeit er durchdrungen war, und dieſe bangen Tage gingen vorüber, ohne daß der Feind unſere Lage erfahren hätte. Keine Nachricht drang zu ihm, kein Kurier fand einen unbeſetzten Weg, überall ſchwärmten Koſaken, deren Anzahl dadurch unberechenbar groß erſchien; die Patrouillen des Feindes, welche ſich in die nur wenig von dem Lager entfernten Dörfer wagten, wurden jedesmal angegriffen, verjagt, und lieſſen immer mehrere Gefangene zurück; ſo gewann es den Anſchein, als wenn wir, weit entfernt, einen Angriff zu fürchten, vielmehr ſelber anzugreifen bereit wären. Dieſe gewannte Lage dauerte jedoch nicht lange; ſchon am 26ſten Auguſt kam die Nachricht von dem Siege des Kronprinzen bey Groß-Beeren, und den Tag darauf kehrte auch der General Wallmoden mit ſeinen Truppen zurück, da der Kronprinz in die Gegend von Magdeburg nach der gewonnenen Schlacht bereits andere näherſtehende Truppen abgeſendet hatte.

Unbeſchreiblich, und vielleicht zu ſehr vergeſſen iſt der Eindruck, welchen dieſe erſte Siegesnachricht in den Gemüthern hervorbrachte; der Krieg hatte ſich für uns jetzt gleich im Anfang mit Glück eröffnet, das ſeitdem der Geführte un-

ferer Massen blieb, und nur bisweilen zu schlummern schien, um desto herrlicher aufzuwachen. Die Rettung Berlins, die dem Kronprinzen später noch Einmal durch den General Bülow bey Dennewitz gelang, hatte seinem Siege durch die Theilnahme einer dankbaren Menge einen erhöhten Glanz verliehen. Zwar nur Preußen hatten sich geschlagen, aber das Verdienst des Kronprinzen war um so größer, als er mit kriegskundiger Einsicht seine ganze Stärke in der kürzesten Zeit auf den bedrohten Punkt so versammelt und aufgestellt hatte, daß der Feind die Unmöglichkeit des Gelingens einsah, und die Schlacht nicht auf das Aeußerste kommen ließ, sondern mit der Niederlage eines Theils seiner Truppen zufrieden, die übrigen gar nicht ins Gefecht brachte. Auch unsere Stellung gegen den Marschall Davoust gewann nun eine andere Ansicht, sein Vordringen konnte weder so gefährlich, noch unser fernerer Rückzug so nachtheilig werden, da jenes keine andern Bewegungen mehr unterstützte, und dieser bey jedem Schritt auf größere Verstärkungen führte.

Unsere Partegen fuhren fort, den Feind nach allen Richtungen zu belästigen und seine Wirksamkeit einzuengen. Der Major Lützow überfiel bey Wittenburg einen großen Zug französischer Wagen, nahm ihn, und machte viele Gefangene;

die übrige Mannschaft der Bedeckung wurde größtentheils niedergehauen. Bey diesem Gefechte büßten wir auch Einige der Unsrigen ein, unter ihnen den Lieutenant Theodor Körner, bekannt durch die glückliche Dichtergabe, welche ihn inmitten aller Abwechslungen des Kriegslebens nie verließ. Er war von Wien, wo er in glücklichen Verhältnissen lebte und noch glücklicheren entgegen sah, dem frühsten Waffenrufe gefolgt, und nebst vielen seiner sächsischen Landsleute in das Lützow'sche Korps getreten, wo er sowol wegen seines frohherzigen Umgangs und heitern Dichtergeistes, als wegen seiner heldenmüthigen Tapferkeit allgemeine Liebe erworben hatte. Bey Kitzen durch mehrere Säbelhiebe in den Kopf gefährlich verwundet, dachte er zu sterben, und in der That verschob seine Genesung nur auf kurze Zeit den ihm zugedachten Tod. Mit eifriger Eile hatte er sich bey seinen Waffengefährten wieder eingefunden, mit ungestümer Verwegenheit stürzte er bey dem ersten Begegnen auf den Feind, und fiel, von vier Kugeln in den Leib getroffen, todt vom Pferde. Seine Lieder konnten der Gegenwart genügen, seine Gesinnung allen Zeiten; ein Gedicht von Stägemann feyert das Andenken von beyden mit milder Ueberlegenheit. Noch ein anderer Offizier von unschätzbarem Werthe, der Hauptmann Schäfer, dessen wir schon Gelegen-

heit fanden zu erwähnen, verdient, daß sein Name nicht sogleich vergessen werde; er war in diesen Tagen auf einem Streifzuge jenseits der Elbe, wo er, obgleich Ingenieuroffizier, und durch keinen Beruf dazu verpflichtet, mit kampfbegierigem Muthe auf den Feind eindrang, bey Dannenberg von einer Flintenkugel getödtet worden.

Inzwischen hatte der Marschall Davoust den General Loison gegen Wismar abgeschickt, und dieser nach mehrern Gefechten mit dem General Vegesack die Stadt besetzt. Die Beute war nicht so ansehnlich als man erwartet hatte, desto beträchtlicher sollten die Geldererpressungen ausfallen, die sich der General Loison daselbst nebst der schnödesten Behandlung der Einwohner erlaubte. Eine Unternehmung auf Rostock, wo große Waarenlager aufgehäuft waren, reizte die unbefriedigte Raubsucht, und ein Versuch, dahin vorzudringen, wurde sogleich gemacht. Allein der General Vegesack schlug die Franzosen bey Neubukow, und warf sie wieder auf Wismar zurück, welches sie auch früher räumen mußten, ehe die verlangten Geldsummen vollständig gezahlt waren.

Bey Schwerin hielt der Feind sich fortwährend ganz ruhig in zwey Lagern, bey Neumühlen und Wittenförden, an welchem letztern Orte die Dänen gesondert standen, da sie auf Märschen

und in Gefechten mit den Franzosen gemischt erschienen. Die Patrouillen, die der Feind in die nahgelegenen Dörfer nach Lebensmitteln, vorzüglich nach Vieh, ausschickte, bestanden immer aus Fußvolk, ja bisweilen aus ganzen Bataillons, hinter welchen Geschütz folgte, das bey jedem Angriff der Kosaken sogleich vorgefahren wurde und zu feuern anfing. Der General Tettenborn verlegte sein Hauptquartier nach Ortheng, näher nach Schwerin, um den Feind enger zu beschränken und noch mehr zu beunruhigen und zu neken. Nicht genug, daß er von hieraus fortfuhr durch Parteyen in klug gewählten Richtungen die ganze rückwärts gelegene Gegend durchstreifen zu lassen, auch in dem Leger selbst ließ er dem Feinde von nun an keine Ruhe. Nacht für Nacht wurden seine Pikets angegriffen, zurückgeworfen und in das Leger gesprengt. Durch die Papiere, welche ein aufgefangener Kurier bey sich gehabt, ersah man, daß der Feind in beständiger Besorgniß war von uns ernsthaft angegriffen zu werden, und daher die nordwärts des Schweriner Sees vertheilten Truppen zurückrief, um die ganze Stärke beysammen zu haben. Seine Pikets zog er nun aus Vorsicht alle ein, damit dieselben nicht aufgehoben würden. Der General Tettenborn gab nunmehr den Kosaken Jäger zu Fuß bey, damit der Feind auf den Vorposten Fußvolk erblicke,

und ließ jede Nacht die feindlichen Lager allarmiren. Die Jäger schlichen bis auf 30 Schritte zu den Wachtfeuern heran, durch Dunkelheit und Gebüsch gedeckt, und schossen ihre Büchsen ab, der Lärm durchdrang sogleich das ganze Lager und mittendurch hörte man das Gewimmer der Verwundeten. Nach Zurücklassung der Bulletins über die glücklichen Fortschritte der verbündeten Heere zogen sich die Unsern wieder auf ihre Posten. Der Major Lützow wurde mit einer Partey nach Boitzenburg gesandt, welches aber noch vor seiner Ankunft der Feind in eiligster Flucht verließ. Der Major Arnim hatte mit der hanseatischen Reiterey bey Bicheln einen guten Angriff gemacht, und den Feind geworfen. Durch alle diese glücklichen zwar kleinen, aber durch ihre Menge zu bedeutendem Vortheil anwachsenden Unternehmungen wurde der Feind immer mehr und mehr eingeschüchtert, und wagte zuletzt aus Zaghaftigkeit sich zu keinem Gefecht mehr hervor. Seine Lage wurde noch bedenklicher durch den Mangel an Nachrichten, der so groß und so peinlich war, daß der Marschall Davoust sogar ein Kind aus Schwerin nach der Berliner Zeitung ausschickte, ohne in diesem Stücke glücklicher zu seyn, als in andern. Abermals wurde ein Kurier aufgefangen, dessen Briefschaften zwar meistens Dienstsachen, jedoch

auch

auch einen merkwürdigen Brief der Marſchallinn Davouſt an ihren Gemahl enthielten.

Die Begierde ſich mit dem Feinde zu meſſen, war durch das Betragen deſſelben bey unſern Truppen täglich mehr entbrannt, es ſchien eine Schande, den nicht anzugreifen, der ſich vor unſerm Angriff ſo offenbar fürchtete. Auch den General Tettenborn koſtete es die größte Ueberwindung, nicht die ruhigen und zögernden Maßregeln des Generals Wallmoden zu überſchreiten; ja dieſer letztere ſelbſt bezeugte häufig Luſt, dem Gegner eine Schlacht zu liefern, und traf mancherley dahin zielende Anordnungen, die er aber jedesmal zu rechter Zeit noch zurücknahm; die Ueberzahl des Feindes, ſeine gute Stellung, und ſodann die Zuſammenſetzung unſrer Truppen waren Gründe, die bey jeder neuen Erwägung, mehr Gewicht zu erlangen ſchienen, um von jedem Hauptſchlage abzumahnen. Auch blieb es bey dieſem Zaudern und es wurde nichts unternommen, bis endlich der Feind Miene machte, ſich ſtärker gegen Roſtock hinaufzuziehen, und der General Wallmoden über Crivitz nach Warin zu marſchiren beſchloß, um mit dem General Begeſack vereinigt dem Feinde zu begegnen, während der General Tettenborn fortfahren ſollte Schwerin zu beobachten. Der General Wallmoden, bekannt als ein erfahrner Kriegsmann

von scharfem Verstand und gelassenem Urtheil, hatte in dem Ergebniß seiner Gründe unter den gegebenen Umständen vollkommen Recht; wir erlauben uns bey dieser Gelegenheit über die Neuheit der Truppen einige Bemerkungen einzuschalten, welche sich schon in früherer Zeit aufgedrungen und während dieses Kriegs nur bestätigt haben. Wenn Truppen neu sind, so ist dies ein Uebel, das man berücksichtigen muß, sobald es ein ernsthaftes Unternehmen gilt; aber das Uebel ist noch viel größer, wenn die Truppen neu bleiben, und dies Uebel kann der Feldherr entfernen, denn ihm liegt ob, durch seinen Geist die feste Gemeinschaft zu bilden, die aus verschiedenartigen Völkern Ein Heer, aus unversuchten Neulingen Vertrauen, mit Einem Worte, aus schlechten Truppen gute macht. Allein die meisten neuerrichteten Truppenkorps, besonders die sogenannten Legionen, haben immer eine schlechtere Rolle gespielt, als sie durch ihren innern Werth verdienten, weil das Behandeln der Begeisterung und des Volkssinnes in unser Zeit und Nation noch wenig reif, und durch tausend militärische und politische Vorurtheile gestört ist. Selbst die Thatsachen scheinen nicht lehrreich genug, und es erhält sich, trotz der überzeugenden Erfahrung so vieler Kriege und auch dieses letzten, eine militärisch-vornehme Abneigung gegen Landwehren und neue Bewaffnun-

gen, welche sich doch, wenn Freyheitsliebe sie zu ächtem Eifer entflammt, noch immer mit Erfolg den besten altgeübten Heeren entgegengestellt haben. Freylich gehört Zeit zur Bildung und Uebung des Soldaten, auch dürfen ihm beyde nicht fehlen; allein Begeisterung und Volkssinn kürzen die Lehrzeit bis auf ein oft erstaunenswürdiges Minimum ab, wie sich dies ehemals bey den Franzosen und jetzt neuerdings eben so bey den Preußen bewährte. Mit diesen letztern jedoch war der gröste Theil der Truppen des Generals Wallmoden nicht zu vergleichen, als deren Neuheit schwerer zu vernichten und deren Unzusammenhang kaum zu vereinbaren war. Der militärische Zunftgeist schien hier Recht zu haben und die Vorurtheile zu bestätigen, aus welchen die Tyroler im Gefühl ihrer Fremdheit mit dem Militär einst dringend ersucht haben, man möchte ihnen keine gedienten Offiziere zu Anführern geben, sondern sie ihren eignen überlassen; dasselbe Gefühl ließ in unsern Tagen jeden General wünschen, blos alte Truppen unter seinem Befehl zu haben.

Früh am 3ten September erhielt der General Tettenborn in Orthrug die Meldung, daß der Feind um Mitternacht Schwerin gänzlich verlassen und der Marschall Davouſt mit allen Truppen den Weg über Gadebusch rückwärts nach der Stecknitz eingeschlagen habe. Die Posten, die er hatte

stehen lassen, um seine Bewegung zu verdecken, wurden sogleich angegriffen, über den Haufen geworfen und größtentheils gefangen gemacht. Dem General Wallmoden, der schon auf der entgegengesetzten Seite des Schweriner Sees nach Warin in Marsch war, wurden Eilboten nachgeschickt, alle einzelnen Abtheilungen von Truppen schleunigst zum Vorrücken beschligt; der Rittmeister Herbert mit einem Kosakenregiment folgte dem Feinde auf dem Fuße über Gadebusch nach, der Rittmeister, Graf Münnich, mit einem andern Kosakenregiment, suchte demselben die Flanke abzugewinnen, der Oberst, Graf Kielmannsegge, rückte mit seinen hannöverschen Jägern von Neuhaus nach Bolzenburg vor, die gesammten übrigen Truppen des Generals Tettenborn wurden von ihm unverzüglich in gerader Richtung nach Wittenburg in Marsch gesetzt. Der General Tettenborn selbst traf mit dem General Wallmoden in Schwerin zusammen, wo das Volk sie mit dem größten Jubel empfing, und in der brausenden Aufwallung einen der Einwohner, der sich von den Franzosen zum Spion hatte brauchen lassen, beynah zum Tode mißhandelte, so daß man denselben mit Mühe der Volkswuth entriß, und zur Untersuchung gefangen setzte. Der Marschall Davoust hatte den Schwerinern gesagt, der Kronprinz von Schweden habe bey Berlin einige Vortheile

erlangt, dies veranlasse ihn eine feste Stellung Rückwärts zu nehmen, man möge sich wohl hüten, darin eine Flucht zu sehen, er würde früher wiederkommen, als man vermuthe. Zugleich hatte er ein Blatt mit Neuigkeiten von den Heeren in Sachsen und Böhmen drucken lassen, worin die Gefechte bey Dresden und das Eindringen in Böhmen, von welchen auch wir Nachricht erhalten hatten, auf das Vortheilhafteste geschildert waren. Er hatte jedoch nicht einmal die Vertheilung dieses Blattes abgewartet; die Nachrichten, die durch einen Zufall ihm diesmal zugekommen waren, begannen allerdings mit Vortheilen, die aber zu Niederlagen geführt hatten, und erschreckten den Marschall Davoust dergestalt, daß er seine ängstliche Lage nicht länger auszuhalten vermochte, sondern plötzlich, von Furcht ergriffen, die Stecknitz wieder zu gewinnen eilte. So beschloß dieser Feldherr seinen mecklenburgischen Feldzug, in welchem er seinen Kriegsruhm, den er etwa mitgebracht hatte, völlig und für immer einbüßte, und mit einer beträchtlichen Streitmacht einem geringen Truppenkorps gegenüber zum Gespötte wurde. Napoleon hatte ihm, so lautete die Sage, zur Belohnung der Thaten, die er ausführen würde, im Voraus das Herzogthum Mecklenburg bestimmt, allein das Schicksal wollte nicht, daß Albrecht von Wallensteins ruhmvoller Schatten das einstige Besitzthum seiner Heldengröße

in Schmach versunken dem unwürdigen Afterhelden des Auslandes verliehen sähe, und der Preis schmiegsamer Unterwürfigkeit würde, was einst der Preis großartiger Selbstständigkeit gewesen war. Auch schien der Ausländer selbst nicht genugsames Vertrauen auf diese Schenkung zu setzen, um in jeder Verheerung des Landes schon sein Eigenthum beschädigt zu glauben; die Franzosen hatten ungestraft sich allen Plünderungen und Ausschweifungen überlassen; die schlimmsten Klagen führte man über die Dänen, welche von den französischen Behörden durch mangelhafte Verpflegung absichtlich genöthigt wurden zu rauben und zu stehlen. Die dänischen Gefangenen, welche wir gemacht, klagten alle bitter darüber.

Der Feind hatte inzwischen durch seinen nächtlichen Marsch mehrere Stunden Vorsprung gewonnen und wurde erst jenseits Gadebusch erreicht, wo die Kosaken seinen Nachtrab angriffen und unter beständigem Plänkeln bis Groß-Turow verfolgten, wo der Feind sich wieder setzte, um nicht seinen Rückzug in eine völlige Flucht ausarten zu lassen. Der General Tettenborn erfuhr in Wittenburg am 3ten September, daß von Gadebusch ungefähr 2000 Franzosen, welche mehrere Kanonen bey sich führten, nach Zarrentin gezogen seyen, deren Absicht nur seyn konnte, durch Gewinnung der südlichen Spitze des Schaalsees die

Kosaken zu verhindern, den um die nördliche Spitze
Fechtenden Rückzug in der Flanke zu beunruhigen.
Sogleich eilte der General Tettenborn am fol-
genden Morgen mit etwa 1000 Mann Jägern und
Kosaken und 3 leichten Kanonen gegen dieses Korps,
das aber bey seiner Annäherung Zarrentin verließ
und den Weg nach Mölln einschlug. Erst auf den
Höhen hinter Gudow stellte es sich zum Gefecht, das
durch Kanoniren eröffnet wurde, während dessen un-
ser Fußvolk anrückte, und der Haupttrupp in Zar-
rentin eintraf. Man schlug sich mit Erbitterung,
und der Feind, welcher durch unsere Jäger aus den
Hecken und Büschen des offenern Feldes bald ver-
trieben war, schien sich in dem Walde behaupten zu
wollen, besonders da er bald merkte, daß er mehr
und besseres Geschütz habe. Aber eine plötzliche
und rasche Bewegung, welche der General Tet-
tenborn mit einem Kosakenregiment in die rech-
te Flanke des Feindes ausführte, entschied diesen
sogleich, seinen Rückzug auf Mölln eilig fortzu-
setzen. Der Major Lützow erhielt den Auftrag
ihn zu verfolgen, und drang bis vor die Thore von
Mölln, wo der Feind eine Verstärkung von 3 Ba-
taillons erhielt, und wieder vorrückte. Man schlug
sich bis spät Abends mit abwechselndem Glück und
beyderseitigem Verlust. Der General Tetten-
born hatte inzwischen auch eine Partey gegen Bü-
chen gesandt, und diesen Posten, so wie nordwärts

die Dörfer Kogel und Salem, dem Feinde abgenommen, der aber noch zum Zweytenmale daraus vertrieben werden mußte, ehe wir sie behaupten konnten. Der Feind, welcher seine Reiterey gegen die unsere nicht zu zeigen wagte, verlor deshalb bey jeder solchen Gelegenheit eine Menge Leute, die versprengt und flüchtig den raschen Kosaken nicht entgehen und in ihrer eignen Reiterey keine Hülfe finden konnten.

Während der folgenden Tage dauerten diese einzelnen Postengefechte lebhaft fort, ohne daß weder die Unsrigen noch der Feind eigentliche Fortschritte machten. Doch hatte der Feind auf diesem kurzen Rückzuge blos durch den General Tettenborn gegen 500 Mann an Gefangenen, und in den Gefechten eine nicht viel geringere Anzahl an Todten und Verwundeten verloren. Unser Verlust möchte über 200 Mann betragen, worunter viele der besten Lützow'schen Schützen. Auch in der Richtung von Lübeck war der Feind durch die hanseatische Reiterey mit vielem Glücke verfolgt und bis an die Thore der Stadt gejagt worden, wo schon im Zurückreiten nach dem letzten Angriff noch der Major Arnim durch eine Kanonenkugel getödtet wurde, ein Verlust, den die von ihm geführte hanseatische Reiterey schmerzlich empfand. Inzwischen waren die Truppen des Generals Wallmoden nach und nach angelangt;

allein die Verfolgung hatte bereits ihr Ziel gefunden, und der Feind den ernsten Entschluß gezeigt, die Stecknitz mit Anstrengung zu vertheidigen, weshalb er auch jeden unserer Versuche auf Mölln mit aller Gewalt vereitelte. Das Hauptquartier des Marschalls Davoust befand sich in Ratzeburg, wo er sich, wie in Schwerin, der durch Seen und sumpfiges Ufterland wenig angreifbaren Stellung erfreute, und zwar weniger bedroht, aber eben so unthätig blieb.

Der Beobachtungskrieg, auf welchen sich bald Alles hier beschränkte, was der Feind wollte und wir konnten, zeigte eine Aussicht, die sich unberechenbar in unfruchtbare Oede ausdehnte, und konnte weder unsern Generalen noch unsern Truppen angenehm seyn; in unruhiger Ungeduld erwartete man, daß sich eine Gelegenheit zu kräftiger Unternehmung eröffnen sollte, und gab scharf Obacht auf jede Bewegung des Feindes, durch welche jene Gelegenheit herbeygeführt werden könnte. Die vielen einzelnen glücklichen Gefechte hatten die allgemeine Kampfbegierde mehr gereizt, als gestillt, und man fand in dem Betragen des Feindes die dringendste Aufforderung, seinen freywilligen Rückzug in eine gezwungene Flucht zu verwandeln. Allein der Feind rührte sich nicht, und der Marschall Davoust begnügte sich in seinem ruhigen Aufenthalt zu Ratzeburg mit der

Anordnung unbedeutender Streifereyen, die selten über eine halbe Stunde weit geschahen und meistens übel abliefen. Der General Wallmoden hatte schon früh sein Augenmerk auf das linke Elbufer gerichtet, wo ein offenes Feld für rasche Unternehmungen und die Erwartung großer Bewegungen in dem ganzen Hannöverschen ihn zu seinen Landsleuten mahnend zu rufen schienen. Auch konnte der Feind durch unser nachdrucksvolles Vorgehen auf dieser Seite unmöglich in Hamburg und an der Stecknitz ruhig bleiben, sondern mußte für seine Verbindung mit Frankreich sowol als mit den französischen Heeren höchst besorgt werden, und dafür irgend etwas thun, zumal da noch nicht der Zeitpunkt war, wo er sich auf sich selbst beschränken und in die Einschließung innerhalb seiner Vollwerke ergeben konnte und durfte. Daß er unser Weggehen aus Mecklenburg zu neuem Vordringen benutzen würde, war nicht zu befürchten, da das Land, auch ohne Truppen, sich durch die Gefahr, welche der Feind in seinem Entfernen von Hamburg sah, hinlänglich geschützt, und überdies durch die in jedem Fall zurückbleibenden Truppen des Generals Begesack eine gute Stütze für seine Landwehr und Landsturm fand. Zufolge dieser Erwägungen verlegte der General Wallmoden-schen am 6ten September sein Hauptquartier nach Dömitz, wohin sich auch alle unsere Truppen ziehen

sollten. Kleine Abtheilungen Jäger hatten schon seit einiger Zeit Dömitz gegenüber größere und kleinere Streifzüge tiefer in das Hannöverische gemacht, und Dannenberg fast ohne Unterbrechung besetzt gehalten. Der Feind hatte alle seine Streitkräfte an der Stecknitz vereinigt, und diese Seite ganz entblößt. In diesen Tagen jedoch sandte der Marschall Davoust ein Bataillon nach Lüneburg, dem aber keine zahlreichern Truppen, wie man anfangs vermuthen wollte, nachfolgten. Der General Tettenborn war der Meinung Dömitz, welches nicht ohne Befestigung war, zum Mittelpunkte der Bewegungen zu machen, eine Brücke daselbst über die Elbe zu schlagen, einen starken Brückenkopf auf dem jenseitigen Ufer anzulegen, und mit gesammter Macht über die Elbe zu setzen, die Stellung an der Stecknitz aber einstweilen nur bewachen zu lassen. Jenseits traf man entweder auf den Marschall Davoust, im Fall er auf unsere Bewegung auch über die Elbe ginge, und konnte ihm, da er seine Macht wegen der Besetzung Hamburgs mehr, als wir die unsrige, getheilt haben mußte, mit vortheilhafter Aussicht eine Schlacht liefern, oder man hatte, im Fall er sich nicht rührte, freye Hand zu den wichtigsten Unternehmungen. Der General Wallmoden ließ in der That Alles zu dem Brückenbau in Bereitschaft setzen, und schickte größere Parteyen auf Kundschaft

über die Elbe hinüber. Er selbst aber mit allen Truppen kehrte den 12ten September nach Zarrentin an den Schaalsee zurück, weil es in den vergangenen Tagen auf der feindlichen Front vor Ratzeburg wieder etwas lebhafter geworden war, und größere Abtheilungen, mit Geschütz versehen, auf mehrern Punkten vorzurücken versucht hatten. Der General Tettenborn, welcher seit dem Gefechte bey Gudow und Mölln bald in Granzin, bald Voizenburg und Zarrensdorf gestanden, war schon Tags vorher in Zarrentin eingetroffen. Ein Versuch, dem Feinde eine seiner vorgerückten Partevon zu überfallen und abzuschneiden, wurde durch die Vorsicht des Feindes vereitelt, der sich schon früher zurückgezogen hatte, und fortan vollkommen ruhig blieb. Ihn im Ganzen anzugreifen konnte Niemand, der die Lage der Dinge vor Augen hatte, thunlich finden. Der General Wallmoden hatte überdies mit manchen innern Hemmungen zu kämpfen, die aus den höhern Verhältnissen herabkamen. Die Befehle, welche derselbe von dem Kronprinzen von Schweden erhielt, gesellten zu den vorhandenen Hindernissen oft neue; die Klarheit der eigentlichen Absicht und die Strenge der kriegerischen Aufgabe verloren sich häufig in ein Gewebe dunkler Einfälle. Sie alle zu befolgen war meist unmöglich, sie auch nur theilweise auszuführen immer mißlich. Diese dem

Kronprinzen häufig vorgeworfene Unbestimmtheit findet gleichwol wieder eine Entschuldigung in seinen höchst peinlichen Verhältnissen; sein persönliches Gewicht war zusammengesetzt aus dem der verschiednen Mächte, deren Bundesgenosse er war, und jeden Augenblick mußte er dasselbe gegen diejenigen geltend machen, die es ihm verliehen; die Schweden sahen mißtrauisch auf die künftigen Vortheile, welche sie durch im Voraus geleistete Dienste einst eintauschen sollten, die Gesinnungen der Fürsten waren entschieden genug, aber die Schritte ihrer Beauftragten nicht immer damit zu vereinbaren; die Generale, welche unter dem Oberbefehl des Kronprinzen standen, zeigten offenbaren Widerwillen gegen dies Verhältniß, das bald in lauter Mißhelligkeiten bestand, und in gemischten Rücksichten die unbedingte Macht eines gebietenden Feldherrn tausendfältig beschränkte. Dem Kronprinzen blieb nichts übrig, als durch alle Mittel diese Abneigung in ungewisser und nicht festzuhaltender Ansicht zu lähmen, in widersprechenden Redensarten das, was er eigentlich wollte und wünschte, bald auszudrucken, bald zu verhüllen, und dann, wenn die Gelegenheit sich darböte, dennoch nach seinem Willen auszuführen, wie er denn auch gethan. Wir können nicht läugnen, daß er im Ganzen der Kriegführung nie des richtigen Scharfblicks, der besonnenen Vorsicht und

des persönlichen Muthes und Entschlusses, welche nebst kundiger Erfahrung den Feldherrn bilden, bey irgend einer Gelegenheit entbehrt habe, und wenn er als Franzose für unsern Krieg, als Schwede für unser Bundes-Interesse fremd erschien, so war er als Mensch durch unverwüstliche Freyheitsliebe und Tyrannenhaß mit unsrer deutschen Sache nahe verbunden.

In diesen Tagen waren bey uns die Nachrichten von den Siegen der verbündeten Waffen in Schlesien, Böhmen und bey Dennewitz angekommen, und hatten eine unbeschreibliche Freude erregt, die nur dadurch noch verbittert war, daß wir uns gegen unsre siegreichen Waffenbrüder noch zurück fühlten, und der traurige Beobachtungskrieg uns wenig Aussicht zeigte, gleich ihnen den Feind mit entscheidenden Schlägen zu treffen. Zwar konnte die Lähmung und Festhaltung des Marschalls Davoust mit seiner überlegenen Macht leicht ein größeres Verdienst und ein bedeutenderer Vortheil seyn, als ein gleiches Truppenkorps sich noch bisher in dem wiedereröffneten Feldzuge erworben hatte, und jeder Kriegskundige wünschte dem General Wallmoden Glück zu der sichern Leitung seines Feldzugs, die noch niemals auf dieser Seite hatte Gefahr drohen lassen: allein im Kriege sucht jeder das Glänzende vor dem Wichtigen, und glaubt sich zurückgesetzt, wenn er die-

ses ohne jenes in seiner Verwendung zu sehen glaubt. Mit desto lebhafterm Eifer suchte man daher die Gelegenheit zu ergreifen, die sich uns endlich zu zeigen schien, einen größern Streich auszuführen, und in Einer Unternehmung an Tapferkeit und Ruhm zu vereinigen, was bisher in unzähligen theilweisen Erfolgen vereinzelt und zerstreut blieb.

Durch aufgefangene Papiere erfuhren wir, daß der Marschall Davoust den General Pecheux mit einer französischen Division von 7000 Mann auf das linke Elbufer sende, um aufwärts gegen Magdeburg das Land von den zahlreichen Parteyen zu säubern, welche täglich verwegener wurden. Es blieb zweifelhaft ob diese Absendung blos diesen Zweck habe, oder auch eine Verstärkung der Truppen in Magdeburg beabsichtige. Die frühere Bewegung des Generals Wallmoden nach Dömitz scheint den Marschall Davoust zu dieser Maßregel, die für uns nicht besser gewählt seyn konnte, verleckt zu haben. Der Entschluß des Generals Wallmoden war sogleich gefaßt. Der General Vegesack blieb mit seinen Truppen zur Bewachung der Stecknitz zurück, er hatte sein Hauptquartier in Grevismühlen; damit der Feind auf den Vorposten keine Veränderung bemerke, und über den Abmarsch getäuscht bliebe, ließ der General Tettenborn auch ein Kosakenregiment auf der Ebene zwischen Bächen und

Mölln zurück, einige Bataillons Lützower, die hanseatische Legion und das zweyte Husarenregiment der russisch-deutschen Legion besetzten die übrige Gegend zwischen Roggendorf und Bolzenburg. Das hanseatische Fußvolk war nämlich nun auch wieder, nachdem es durch englische, diesmal jedoch nur spärliche, Aushülfe sich einigermaßen erholt hatte, brauchbar befunden und in die Linie vor den Feind gezogen worden; man begreift nicht, wie man anfangs so wenig auf diese Truppe vertrauen wollte; sie hatte sich bisher immer trefflich geschlagen, und schlug sich auch jetzt wieder, nach so vielen niederschlagenden Erfahrungen, mit ausgezeichneter Tapferkeit.

Am 13ten und 14ten September marschirten wir über Vellahn, Langenheide und Lübtheen nach Dömitz, wo die Truppen sich sammelten und noch am Abend des 14ten über die Elbe gingen und nach Dannenberg marschirten. Der General Tettenborn führte die Avantgarde, ließ sogleich vorwärts gegen den Wald, die Görde genannt, den Feind ausspähen, und sandte, um sich in seinen Flanken zu erhellen, rechts und links Partepen gegen Bleckede und Uelzen. Der Feind war laut der eingezogenen Nachrichten bis zur Görde gekommen und hatte mit unsern Kosaken geplänkelt. Man schätzte ihn auf 8000 Mann nebst 8 Stücken Geschütz; die Einwohner des Landes leisteten uns durch Zutra-

gen

gen von Nachrichten und Verſchweigen unſerer Anweſenheit gegen den Feind die trefflichſten Dienſte; die Franzoſen erfuhren durchaus nichts, was ſie nicht durch Patrouillen, zu welchen ihnen die Reiterey fehlte, abreichen konnten. Wir erwarteten am folgenden Tage, der Feind würde vorrücken und in ſein Verderben hineingehen, weshalb wir unſere Truppen hinter den bogenförmigen Anhöhen, welche ſich wellenförmig über die Gegend erſtrecken, verdeckt aufgeſtellt hatten. Allein wir warteten den ganzen Tag vergebens; der Feind, ſchon ſtutzig gemacht durch das unvermuthete Zuſammentreffen mit Koſaken, hatte Halt gemacht, und ſchien ſich beſinnen zu wollen. Der General Pecheur, durch die frühere Bewegung unſrer Truppen gegen die Elbe irre geführt, hatte dem Marſchall Davouſt wiſſen laſſen, daß es ſehr gefährlich ſey weiter vorzugehen, dieſer, von der Anweſenheit des Generals Wallmoden in Zarrentin unterrichtet, hatte dem General Pecheur über ſeine zaghaften Beſorgniſſe hart geantwortet, und ihm eine Kränkung zugefügt, als deren Folge wir ſpäterhin die überaus hartnäckige Tapferkeit, mit welcher er Widerſtand leiſtete, zu erkennen glaubten. Die Koſaken hatte er als die Vorläufer anderer Truppen angeſehen, die Ruhe des ganzen Tages und der darauf folgenden Nacht hatte ihm aber dieſe Vermuthung wieder benom-

men, und während zweymal vier und zwanzig Stunden blieb dem Feinde jede Kunde unserer Nähe glücklich verborgen. Selbst wenn irgend Jemand aus verrätherischer und gewinnsüchtiger Absicht dem Feinde hätte Nachricht bringen wollen, so hätte er unsern Kosaken in die Hände fallen müssen, welche mit meisterhafter Geschicklichkeit einen ganzen Strich Landes in weitem Umkreis abzuschneiden verstehen.

Am 16ten September früh um 4 Uhr brachen wir endlich mit allen Truppen von Dannenberg auf, und rückten gegen die Görde vor, in der Hoffnung, dem Feinde in dieser Richtung zu begegnen, der Marsch blieb durch die zwischenliegenden Hügel und Waldgebüsche gänzlich verdeckt, und eben so nachher die Stellung, die wir von dem Anfange des Waldes nahmen, um den Feind zu erwarten. Allein er rückte keineswegs vor, sondern blieb in seiner Stellung rückwärts des Jagdschlosses Görde, welches er mit Jägern besetzt hielt, auf einer vortheilhaften Anhöhe vor dem Dorfe Oldendorf, sandte gegen die vorgeschickten Kosaken einige Plänkler aus, und als jene, um die seinigen zu verlocken, sich zurückzogen, ließ er sie nicht verfolgen, sondern zog auch die seinigen wieder ein, und man hörte schon kaum noch hin und wieder einen Schuß fallen. Als wir bis Mittag vergebens gewartet hatten, beschloß

der General Wallmoden den noch übrigen Theil des Tages zu benutzen, und den Feind anzugreifen. Wir hatten jedoch noch ein gutes Stück zu marſchiren, und konnten erſt gegen 2 Uhr Nachmittags zum Angriff kommen. Der General Tettenborn eröffnete das Gefecht; Abtheilungen Koſaken ſprengten, indem ſie rechts durch Thäler und Schluchten, links durch die Waldungen drangen, gegen die Flanken des Feindes vor, umſchwärmten denſelben plötzlich von allen Seiten, und machten ihm von dieſem Augenblick unmöglich ſich nach irgend einer Richtung aufzuhellen. Die preußiſchen Jäger warf der General Tettenborn rechts in den Wald, und ließ ſie, von Koſaken ſeitwärts begleitet, raſch gegen den Feind anrükken, der ſich bey dem Jagdſchloſſe ſtark geſetzt hatte, und zwar anfangs beſtürzt wich, bald aber in großer Ueberzahl das Gefecht mit Erbitterung im Walde erneuerte, der General Pecheur befand ſich in Perſon daſelbſt. Der General Tettenborn war unterdeſſen in Perſon vor die Hauptſtellung des Feindes mit einer Abtheilung Koſaken und Lützow'ſchen Reitern und 4 hanſeatiſchen reitenden Kanonen gerükt, und griff dieſelbe in der Front an. Der Donner des Geſchützes ließ den General Pecheur nicht länger in Zweifel, daß die Sache ernſthaft abgeſehen ſey. Er ſammelte ſeine Schützen ſo viel als möglich aus dem Wald, wo das

heftige Gefecht kaum noch zum Vortheil der Unſerigen erhalten worden war und mehrmals zum Nachtheil geſchwankt hatte, und ſuchte in einer Maſſe über eine ebene Strecke die Anhöhe zu gewinnen, wo ſein Geſchütz aufgepflanzt war, und ein überlegenes Feuer gegen das unſere richtete. Der Hauptmann Spoormann von der hanſeatiſchen Artillerie ſchoß gut und ſchnell, und richtete zuletzt, unbekümmert um das feindliche Geſchütz, mit großer Kaltblütigkeit ſeine Schüſſe in jene Maſſe Fußvolk, wo man das Einſchlagen der Kugeln wahrnehmen konnte, ſie kam nicht ohne Verluſt, flüchtig und zerſtreut auf der Anhöhe an. Während man ſich hier auf dieſe Weiſe ſchlug, und einige engliſche Kanonen den hanſeatiſchen zur Unterſtützung herbeykamen, ſo daß das unausgeſetzte Feuer des Feindes mit gleichem beantwortet werden konnte, und bald überboten wurde, marſchirte der Oberſt Pfuel, der an dieſem Tage eine Brigade der ruſſiſch-deutſchen Legion führte, mit dieſen Truppen und ſechs Kanonen rechts auf einem Umwege durch die Görde, um dem Feind in den Rücken zu kommen; ihm war aufgetragen worden, zuerſt nur das Fußvolk durch den Wald zu führen, die Kanonen aber am Eingange zurück zu laſſen, und erſt ſpäter, wenn das Fußvolk aus dem Walde vorgerückt und ihr Gebrauch vonnöthen ſey, nachkommen zu laſſen. In Betracht

aber der ſpäten Tageszeit und des weiten Weges durch den Wald nahm derſelbe die Kanonen vielmehr an die Spitze und beſchleunigte die Truppen ſelbſt auf dem Marſche ſoviel als möglich. Der Feind ſtand trotzig in ſeiner Stellung auf einer gutgewählten Anhöhe, um welche eine weit abgeflachte Vertiefung ſich bogenförmig hinzog, ſein Feuer war vortrefflich, ſein Fußvolk zeigte ſich unerſchrocken, und ein verſpäteter Theil deſſelben ſezte im Walde in unſerer linken Flanke ein heftiges Geplänkel lebhaft fort. Der Tag war ſchon weit vorgerückt, die Zeit verging in wechſelſeitigem Schießen, und die raſche Kraft unſeres Angriffs litt Gefahr gänzlich zu ſtocken, und ſich in ein gewöhnliches Kanonieren, das Niemanden etwas ſchadet, zu verlieren. Die übrigen Truppen des Generals Wallmoden hatten den weiten Weg noch nicht zurückgelegt, und der Oberſt Pfuel brach noch immer nicht aus dem Walde im Rükken des Feindes hervor; ohne ſeine verſtändige Eile wäre er erſt mit anbrechender Dämmerung erſchienen. Jezt aber im dringenden Augenblicke verkündigten Kanonenſchüſſe vom Rande des Waldes uns und dem Feinde ſeine Ankunft, gleich darauf ſah man das Blinken der Gewehre, und die Bataillons anmarſchiren; die Stellung des Feindes, der gänzlich umgangen war, wurde nun im Rücken und von vorn mit entſcheidendem Er-

folg beschossen, und sein Geschütz bald zum Schweigen gebracht. Der Oberst Pfuel erstürmte ein Dorf, das der Feind in seinem Rücken besetzt hatte, und drang immer näher heran. Zugleich erschienen die übrigen Truppen, die bisher noch zurückgewesen waren, und verstärkten den Angriff in der Front und in der linken Flanke des Feindes. Die Kosaken machten einen allgemeinen Anfall auf die noch übrigen Plänkler, von allen Seiten rückten unsere Truppen zum Sturm vor. Der General Pechenr hatte, sobald er sich umgangen und von der Straße nach Lüneburg abgedrängt ohne Hoffnung eines Rückzugs sah, den Entschluß der verzweifeltsten Gegenwehr gefaßt, und in seinen Soldaten dieselbe Gesinnung erweckt. Die Franzosen hielten mit unerschütterlichem Muthe Stand, und unterhielten ein mörderisches Gewehrfeuer, indem sie zugleich aus ihren noch brauchbaren Stücken Kartätschen in unsere Reihen schmetterten. Der Major Lützow sprengte mit seinen Reitern auf das feindliche Fußvolk an, wurde aber durch eine Kugel in den Leib schwer verwundet. Der General Dörnberg war inzwischen herangerückt, und erneuerte den Angriff; zwey Massen, auf welche der Oberstlieutenant Karl Nostitz, bekannt durch seine rücksichtlose Unerschrockenheit, an der Spitze einiger Schwadronen Husaren eindrang, wurden zusammenge-

hauen, zerstreut, gefangen; eine dritte Masse erlitt gleiches Schicksal durch den Oberstlieutenant Golz. Immer noch wehrten sich die Franzosen mit verzweifelter Entschlossenheit, ihr Gewehrfeuer tödtete uns viele Leute. Aber immer näher drangen die Unsern vor, preußische Jäger eroberten stürmend die letzte Haubitze des Feindes, unsere Kanonen schlugen von allen Seiten in seine Reihen, die schon durch kein eignes Geschütz mehr vertheidigt wurden. Unter diesen Umständen suchte der General Pecheur mit dem Rest seiner Truppen auf seiner linken Flanke gegen die Elbe hin sich zu retten, und zog sich von Anhöhe zu Anhöhe. Allein hier sollte seine Niederlage erst recht vollständig werden. Der General Wallmoden an der Spitze der Truppen drang unausgesetzt vor und ermunterte im heftigsten Kugelregen die Seinigen durch das Beispiel heldenmüthiger Ruhe. Der General Tettenborn führte eiligst alles Geschütz hart an die schon ungeordneten Reihen des Feindes, der jetzt nicht mehr hielt, sondern kaum hatte sich das immer schwächer werdende Häuflein mit einem Kriegsmuthe, der uns Bewunderung und Mitleid abnöthigte, auf einem neuen Hügelrande wieder gestellt, als es auch schon durch das furchtbare Feuer unserer Kanonen, die in solcher Nähe nachfuhren, jedesmal niedergeschmettert und wie weggehaucht war. Hiezu kam der Schrek-

ken; den der hier zuerst in diesem Kriege gemachte Gebrauch der Congreve'schen Brandraketen als etwas Neues und Unerhörtes in den Franzosen erregen musste, das unauslöschliche Feuer, das sausend durch die Lüfte fuhr, verbrannte mit weitem Sprühen Alles, was in seinen Bereich kam, bis zuletzt eine zerspringende Granate noch zerschmetterte, was jenes verschont hatte. Es waren in der That einige Franzosen durch dieses Feuer verbrannt worden, und die Flüchtlinge hatten in den Ortschaften, wo sie durchgekommen waren, mit Entsetzen über das Anwenden dieser höllischen Erfindung geklagt. Uns jedoch schien die Wirkung des Geschützes sicherer und größer zu bleiben. Der Eindruch der Nacht nahm die geringen Reste des Feindes in schützendes Dunkel, und in wegloser Waldung, die unsere ohnehin ermüdete Reiterey endlich vom Verfolgen abhielt, setzte er die Flucht fort. Der General Pecheux selbst und 600 Mann waren entkommen und gewannen noch in selbiger Nacht Lüneburg, wo sie nur kurze Zeit ruhten, und dann nach Hamburg aufbrachen. Die ganze Division von 6000 bis 7000 Mann war vernichtet, alle Kanonen, acht an der Zahl, alles Gepäck verloren und in unsere Hände gefallen. Die Niederlage konnte, außer daß der oberste Befehlshaber entkommen war, nicht größer seyn. Der General Pecheux verzweifelte und vergoß auf

der Straße in Lüneburg Thränen über sein schmachvolles Unglück, das wegen des großen Heldenmuthes, mit welchem die Schuld des gewarnten, aber starrsinnig beharrenden Vorgesetzten durch so viele Tapfere gebüßt worden, in wirklich tragischer Gestalt erscheint, und dem General Pecheur statt seiner verlornen Truppen unsere Hochachtung und unser Mitgefühl zu Begleitern gab. An Todten und Verwundeten verlor der Feind in diesem Treffen bey der Görde über 2500 Mann, die übrige Mannschaft war gefangen oder zerstreut, noch nach vier Tagen schleppten die Bauern aus dem Walde eine Menge Verwundete herbey, die theils dort getroffen worden, theils sich dahin verkrochen hatten. Der General Tettenborn ließ bestens für sie sorgen, und durch den verdienten hanseatischen Staatsarzt, Doktor und Ritter Redlich, ihnen alle ärztliche Hülfe zukommen, welche die Umstände gestatteten. Unter den Gefangenen befand sich ein polnischer General, ein französischer Oberst, beyde Adjudanten des Generals Pecheur, und viele Offiziere, die größtentheils in Spanien gedient hatten, und zu den Truppen in Deutschland versetzt worden waren. Ein sehr ausgezeichneter französischer Offizier, Major Ville, war auf dem Schlachtfelde an seinen Wunden gestorben. Wir verloren in diesem Treffen an Todten und Verwundeten gegen 1000 Mann. Dem Ge-

neral Wallmoden war ein Pferd unter dem Leibe erschossen, dem General Tettenborn das seinige gestreift worden; diese beyden Generale nebst dem General Dörnberg, hatten die Gefahr vielleicht begieriger aufgesucht und verwegener herausgefordert, als man den Feldherren gewöhnlich erlauben will; zwar haben die Gründe, welche man anzuführen pflegt, um die Anführer in der Schlacht unnöthiger Gefahr zu entrücken, Vieles für sich, allein wir gestehen offen, daß die ausgezeichnete persönliche Tapferkeit ein zu schöner und edler Theil des Kriegsruhms ist, als daß ihn selbst der oberste Anführer dem gemeinen Soldaten gern ganz überlassen dürfte, und alle ächte Feldherrn, Friedrich, Napoleon, Lord Wellington, Erzherzog Karl, Feldmarschall Blücher und Andere unsrer Zeit, haben wenigstens nicht verschmäht, immer mit Vergnügen den Ruhm zu erneuern, den zu erwerben schon nicht mehr nöthig war; und ist es nicht schon ein Vorzug, im Fall, wie wohl zu geschehen pflegt, der Ruhm des Feldherrn streitig gemacht würde, doch den Namen eines guten Soldaten zu behalten?

Wir brachten die Nacht in der Görde zu, wo der General Wallmoden die Nachricht erhielt, daß der Marschall Davoust, vielleicht unterrichtet, oder doch ungewiß über die Stärke der ihm entgegenstehenden Truppen, sowol gegen Bolzen-

burg, als gegen Zarrentin, im Vorrücken ſey. Auf dieſe Nachricht ſchickte der General Wallmoden gleich am folgenden Tage den größten Theil der Truppen über die Elbe zurück, er ſelbſt nahm ſein Hauptquartier in Dannenberg. Der General Tettenborn aber blieb in der Görde, wo noch immer Gefangene eingebracht wurden, und mancherley Erfolge der ausgeſandten Partenen abzuwarten waren. Der Rittmeiſter Herbert war bey Lüneburg vorbeygegangen, und hatte auf der Straße nach Celle einen hitzigen Scharmützel mit einer Abtheilung Franzoſen, die größtentheils zu Gefangenen gemacht wurden. An der Elbe war Alles ruhig, wenige Verſprengte von dem Treffen bey der Görde wurden in Bleckede aufgefangen, andere in den Waldungen aufgeſucht. Ueber Uelzen hinaus waren einzelne Partenen weit ins Land geſtreift, ohne irgend etwas vom Feinde erfahren zu können, das ganze Land, bis Braunſchweig und Hannover lag offen da. Der Lieutenant Schimmelpfennig war geradezu auf Lüneburg gegangen, und in die Stadt, welche der Feind in größter Eile früher befeſtigt, aber mit Uebereilung verlaſſen hatte, ohne Widerſtand eingerückt. Auf dieſe Nachricht brachen wir am 13ten September aus der Görde auf und marſchirten nach Dalenburg, wo das Fußvolk und die Kanonen zurückblieben, während der General Tettenborn mit

den Kosaken weiter ging, und noch denselben Nachmittag Lüneburg erreichte. Unverzüglich sandte er den Rittmeister Herbert von hier aus in die Richtung von Tostedt, auf die Straße von Hamburg nach Bremen; dieser ließ den Lieutenant Hochwächter auf der Straße von Haarburg nach Celle, wo derselbe sogleich einen Scharmützel mit Gensd'armen und Douaniers hatte, und mit großer Unerschrockenheit mehrere Gefangene machte. Andere Partheyen rückten schnell nach Wiesen vor, und besetzten an der Elbe Artlenburg, Brackede und Honsdorf, Lauenburg gegenüber. Die Stadt Lüneburg wurde auf das Sorgfältigste verschlossen und bewacht, um den Feind über unsere Stärke in völliger Ungewißheit und Täuschung zu erhalten. Durch dieses Vorrücken und Aussenden von Partheyen erhielt unsere bisherige Wendung gegen den Feind plötzlich ein ganz anderes Gesicht; seine Hauptverbindung rückwärts mit Bremen sah er bedroht und erschwert, seine Stellung an der Stecknitz in der Front durch Truppen bewacht, die wenigstens stark genug waren, um jeden Streifzug zu verbieten, und in der Flanke auf dem linken Elbufer durch ein Korps bedroht, dessen Stärke er nicht zu schätzen, aber, nach allen Anordnungen, die er machen sah, für sehr bedeutend halten mußte; die Hauptmasse der Truppen des Generals Wallmoden stand im Hintergrunde, und

konnte nach Willkür auf der einen oder der andern Seite der Elbe das Uebergewicht geben. Jeder Irrthum, jedes Verſehen konnte entſcheidend werden und zur Räumung des Feldes zwingen.

Inzwiſchen erhielten wir auf dem nächſten Wege über Bleckede die Nachricht, daß der Feind, ſobald er Boizenburg beſetzt geſehen, auf dieſer Seite Halt gemacht, auf der andern aber nach dreyſtündigem heftigen Gefecht Zarrentin genommen habe, worauf die Unſern auch Boizenburg verlaſſen hätten. Allein der Feind zog ſich auch von Zarrentin bald wieder zurück, und nach Boizenburg kam er gar nicht, ſo daß ſeine ganze Angriffsbewegung ein bloßer Scheinverſuch blieb, ſey es nun, daß er gleich anfangs nicht mehr beabſichtigt habe, oder durch die Beſetzung Lüneburgs und die Bewegungen des Generals Wallmoden von ſeiner frühern Abſicht abgebracht worden. Nichtsdeſtoweniger, weil der Feind fortfuhr an der Stecknitz mancherley Bewegungen zu machen, befürchtete der General Wallmoden ein neues ernſthaftes Vordringen deſſelben in das Mecklenburgiſche, und ſandte, da ihm daran gelegen ſeyn muſſte, auf ſolchen Fall alle Truppen beyſammen zu haben, dem General Tettenborn den Befehl, ungeſäumt nach Dannenberg zurück zu marſchiren, und bey Dömitz auf das rechte Elb-

ufer überzugehen. Alle ausgesandte Parteyen wurden demzufolge nach Dömitz beschieden, mit Ausnahme der von dem Rittmeister Herbert befehligten, und einer andern, die unter dem Lieutenant Schimmelpfennig in Lüneburg zurückblieb; der General Tettenborn wollte wenigstens so lange als möglich die Eifersucht des Feindes nach dieser Seite rege erhalten, und traf alle Anstalten, um ihn noch ferner zu täuschen und zu irren. Am 20sten September Mittags marschirten wir von Lüneburg ab, nahmen die in Dalenburg stehen gebliebenen Truppen unterwegs mit, und langten Abends in Dannenberg an. Die Bewegungen des Feindes hatten sich inzwischen aufgeklärt, sie waren eine Folge der Vorgänge, welche die Unsrigen ihm erregt hatten, und die Franzosen, weit entfernt etwas Kühnes vorzuhaben, zogen zahlreiche Verstärkungen von Lübeck und Ratzeburg nach der Elbe, um Lauenburg und die Hooper Schanze gehörig zu besetzen, und einem Angriff von dieser Seite widerstehen zu können. Wir kehrten daher nach erhaltenem Gegenbefehl am 21sten September sogleich wieder nach Dalenburg zurück, wo das Fußvolk und das Geschütz abermals stehen blieb, und rückten am folgenden Tage mit der Reiterey wieder nach Lüneburg. Die verschiednen Parteyen kamen wieder an der Elbe und gegen Haarburg in ihre alten

Stellungen, ehe der Feind ihre Abwesenheit bemerkt, oder benutzt hatte.

Lüneburg wurde nunmehr der Hegeort, aus dessen Mitte dem Feinde unendliche Anlässe zu Verdruß, Besorgniß, Nachtheil und Zweifel zuströmen sollten, für deren Größe man aus seinen Gegenwirkungen eine Art von Maßstab finden konnte. Seine Truppen wurden bald gänzlich auf Haarburg und die Hooper Schanze beschränkt, die Kosaken übten wieder einen Theil ihrer alten Schreckensmacht aus, und niemals wagten die Franzosen ohne die größte Ueberzahl ihnen die Spitze zu bieten; überhaupt hatte die Niederlage des Generals Pécheux, die im ganzen Lande noch vergrößert herumgetragen wurde, den Muth des Feindes sehr geschwächt, und das Vertrauen des Volkes zu unsern Waffen belebt. Das Volk in Lüneburg verbrannte mit großem Jubel auf öffentlichem Markte die Adlerzeichen der französischen Herrschaft, die sämmtlichen Schriften der Douanen, und dieses Freudenfeuer dauerte mehrere Tage. Nicht geringern Eifer bewies es in Aufsuchung versteckter Franzosen und Anzeigung französischen Eigenthums. Außer unserm eignen Siege brachten wir auch die ersten Nachrichten von den fortdauernden Schlägen, welche der Feind auf allen andern Seiten zahlreich erlitten hatte; diese Nachrichten hatte der Feind den Truppen

wie den Einwohnern mit strenger Sorgfalt vorenthalten, und seine erdichteten untergeschoben; sie wurden daher mit unglaublicher Freude und Begierde aufgenommen. Da in dem ganzen Lande bis an die Weser und über Hannover hinaus von dem Feinde nur wenig erschien, und sein Einfluß selbst äußerlich kaum vor dem unsern sich halten konnte, so war bald Alles mit den Kriegsberichten überschwemmt, die in Lüneburg zur Befriedigung des ungestümen Verlangens einigemal gedruckt wurden, und der Feind sah bis an den Harz und die Ems seine mühsamen Täuschungskünste zu Schanden gemacht. Am beschwerlichsten wurden ihm jedoch die unaufhörlichen Streifzüge unserer Parteyen, die bald hier bald dort plötzlich erschienen, sich vereinzelten und wieder zusammenfanden, und jedem feindlichen Begegnen gewachsen oder verschwunden waren; sie fingen Kuriere, Posten und Zufuhren auf, machten alle französische Verwaltung unmöglich, schnitten Nachrichten ab und verbreiteten welche, überfielen kleinere Truppenabtheilungen auf dem Marsch und in den Quartieren, und beunruhigten die ganze Gegend. Da man wegen ihrer Beweglichkeit stets in Ungewißheit über ihre Stärke blieb, und wenn man alle Kosaken, die an demselben Tage an verschiedenen Orten gesehen worden waren, zusammenrechnete, eine unglaubliche Zahl herausbrachte, so-

ver-

vermehrte dies nur die Schwierigkeit, etwas gegen sie zu unternehmen. Der General Osten marschirte mit Fußvolk und Geschütz gegen die Streifereyen des Rittmeisters Herbert nach Buxtehude und Welle aus Haarburg heraus, allein ohne etwas auszurichten, bey Hitfeld entstand ein heftiges Gefecht, worin der Feind eine Anzahl Gefangene verlor, und die Uebrigen im Schrecken nach Haarburg zurückflohen. Während auf der einen Seite unsere Patrouillen bis Celle kamen, drangen andere bis Zeven vor, um den Kurieren, die zwischen Hamburg und Bremen gingen, aufzupassen, so daß diese endlich zu dem Umwege über Stade und Bremervörde, ja sogar über Ritzebüttel und Bremerlehe genöthigt wurden. Von einem Grafen Salm, der zufolge der Briefschaften eines aufgefangenen Kuriers, mit 400 westphälischen Reitern einen Partengang gegen uns machen wollte, war nichts weiter zu erfahren. Etwas besser hielt sich der Feind zunächst der Elbe; die Besatzung von Haarburg war bis auf 4000 Mann verstärkt worden, und die Hooper Schanze und der Zollenspieker wurden mit mehrern Bataillons besetzt; auch wir hatten inzwischen einige Hundert Jäger aus Dalenburg herangezogen, und konnten den Angriffen, die der Feind von dieser Seite wagte, die Spitze bieten. Bey Wiesen, Artlenburg und Honsdorf schlug man sich

beynahe täglich, und der Feind verlor durch die Wiederholung so vieler nachtheiligen Gefechte im Ganzen sehr viele Leute; wir hatten bisweilen nicht einen Verwundeten, und der Feind allein an Gefangenen über 60 Mann verloren. Bey einem solchen Gefechte war im Dunkel der Nacht ein französischer Offizier mit sechs Mann versprengt worden, und wurde erst einige Tage nachher im Walde aufgehoben und nach Lüneburg gebracht; er hatte die Absicht gehabt, sich durch nächtliche Märsche bis nach Magdeburg durchzuschleichen, und war so überzeugt von der Niederlage unsrer Heere, daß er den Tagsbefehl, worin der Marschall Davouſt den Truppen das Einrücken Napoleons in Berlin anzeigte, als eine Neuigkeit dem General Tettenborn überreichte, und mit dem Achselzucken der Zuversicht hinzufügte: aber, es hat Leute gekostet, viel Leute! — Ein Adjutant des Generals Vichery, der Ueberbringer wichtiger Befehle war, wurde durch den Rittmeister Herbert gefangen genommen. Unsere Mittheilungen dagegen gelangten durch diesen letztern sicher bis zu den englischen Schiffen, die vor der Mündung der Elbe lagen.

Einen Hauptverdruß machte den Franzosen in Hamburg die Zeitung aus dem Feldlager, die in Lüneburg ihren Anfang nahm. Die Begierde der Einwohner nach unsern Nachrichten von dem

großen Kriegsſchauplatze machte es uns zur Pflicht, die Hauptſachen jedesmal ſchleunig durch den Druck mitzutheilen, um ſo gutem Willen möglichſt zu entſprechen. Das Zuſtrömen von guten Neuigkeiten nöthigte in Kurzem zu einer Reihefolge von Druckblättern, die von ſelbſt eine Art von Zeitung bildeten, und nur eines gemeinſchaftlichen Namens bedurften. Die durch den Zweck erzeugte Rückſicht auf die Oertlichkeit der nächſten Gegend gebot gewiſſermaßen, den Marſchall Davouſt ebenfalls mit zu erörtern, und er wurde bald ein Hauptgegenſtand dieſes Blattes, welches, mit dem Hauptquartier des Generals Tettenborn ſeinen Erſcheinungsort wechſelnd, und unentgeldlich ausgetheilt und verſandt, in Kurzem eine ungeheure Gunſt und Abſatz fand. Die Franzoſen waren bisher gewohnt, ſolche Feindſeligkeiten allein auszuüben, und ganz außer ſich, als man ihnen nicht das Gleiche, ſondern Beſſeres bot, und ihr erſchöpfter Witz nichts mehr zu finden wußte, um die treffende Wahrheit zu entkräften, mit welcher der Marſchall Davouſt bald als Genſerich, bald als Robinſon und hermite de Katzebourg erſchien. Dieſe Zeitung hat uns ſeitdem überall hingeleitet, nach Bremen und Dänemark, bis ſie zuletzt in Frankreich mit dem 10ten Stücke, das die fremde Sprache angenommen hatte, aufhörte, und noch ihr letztes Wort der Marſchall Davouſt

blieb. Wir haben dieser literarischen Nebensache hier vorzüglich deshalb gedacht, um dem General Tettenborn das nach unserer Denkungsart große Verdienst anzuerkennen, daß er mit kräftigem Sinne gewollt, daß offen und für immer mit dem Feinde gebrochen, und durch keine feigherzige Rücksicht die Möglichkeit einer Aussöhnung vorbehalten würde, die er unter jeder Bedingung zu verschmähen fand, während fast alle öffentlichen Blätter für ihre Regierungen und Minister durch allen Glimpf noch sorgfältig diese Möglichkeit zu erhalten bedacht waren.

Nicht unerwähnt vorbergehen dürfen wir hier ein Mädchen aus Lüneburg, Johanna Stegen, welche am Tage des Treffens, in welchem der General Dörnberg den Sieg über den General Morand hier erfocht, mit hochherzigem Muthe den preußischen Jägern, die sich verschossen hatten, inmitten des Gefechts Patronen in ihrer Schürze zutrug, und ohne an Gefahr zu denken, die größte freudig theilte. Als die Franzosen endlich wieder Meister von Lüneburg wurden, hatte sie sich verstecken müssen, und auch späterhin noch manche Bedrohung, manche Härte von Seiten der Fremden und mancher Einheimischen erfahren müssen, bis sich die Erinnerung ihrer That nach und nach in der Stille des untergeordneten Lebens verlor. Der General Tettenborn aber ließ sie

aufsuchen und zu Tische einladen, als eine würdige Kriegsgenossinn; ihr Betragen war hier eben so unbefangen sittsam, als es dort unbefangen muthig gewesen war. Um sie nicht neuer Rache des Feindes auszusetzen, wurde sie, die bald entschlossen war, alte Verhältnisse gegen neue zu vertauschen, mit für sie günstiger Aussicht nach Berlin befördert. Es ist ein Zeichen des Geistes, der unsern Krieg belebte, daß auch Weiber aus edlem Trieb sich zu dem berufen glaubten, was sonst nur Männern obliegt; eine Erscheinung, die schwerlich in andern, als wahrhaften Volkskriegen, gefunden wird, und unwidersprechlich die gerechte Sache zu erkennen gibt. Wir nennen bey dieser Gelegenheit noch Eleonoren Prochaska, ein Mädchen aus Potsdam, die der Ruf der Waffen und des Vaterlandes ihrem stillen Lebenswandel entführte, und unter dem Namen August Renz in unentdeckter Verkleidung den Lützow'schen Jägern beygesellt hatte. Sie war gleich im Anfang des Treffens bey der Görde durch einen Schuß verwundet worden, allein das heldenmüthige Mädchen war nicht blos als Mädchen, sondern wäre auch als Mann ausgezeichnet gewesen, und ging nicht aus dem Gefecht, bis ein zweyter Schuß in den Schenkel sie nöthigte, beydes, das Gefecht und ihre Verkleidung zu verlassen. Sie entdeckte sich einem Offizier, durch

dessen Vermittlung sie alle mögliche Schonung und Hülfe erlangte. Allein nach wenigen Tagen starb sie an ihren Wunden, beklagt von allen ihren Kameraden, deren Liebe und Achtung sie besaß.

Die Nachrichten von unsern großen Heeren enthielten fortdauernd die glücklichsten Vortheile, die von allen Seiten über den aus Böhmen, Schlesien und der Mark Brandenburg schon ganz nach Sachsen zurückgedrängten Feind erfochten waren. Große und zahlreiche Streifkorps zogen in seinem Rücken und auf seinen Flanken ungestraft umher, und besuchten Braunschweig und sogar Kassel, an welchen letztern Ort der Kronprinz von Schweden den General Czernitscheff mit 3000 Pferden geschickt hatte. Die Nachricht, daß Bayern dem großen Bunde beygetreten, kam ebenfalls in diesen Tagen. Alles forderte zu kühnern Unternehmungen auf, die immer festere Grundlage an den großen Ereignissen gewannen. Der Marschall Davoust hatte seine Hauptstärke an die Elbe gezogen, und im Ochsenwerder, beym Zollenspieker und bey Lauenburg versammelt, und schien äußerst besorgt wegen eines Angriffs auf Haarburg, dessen Befestigung er eilig vermehren ließ. Bey dieser Lage der Dinge ersuchte der General Wallmoden den Kronprinzen, die Stecknitz blos durch den General Vegesack beobachten zu

lassen, da der allgemeine Zustand der Sachen kein Vordringen des Feindes mehr auf dieser Seite befürchten lasse, ihm selbst aber zu erlauben nach Hannover vorzugehen, wo Alles nur auf sein Erscheinen wartete, um sich gegen den Feind zu bewaffnen. Allein der Kronprinz von Schweden war keineswegs damit einverstanden; und was er in Rücksicht des Marschalls Davoust wohl bewilligt hätte, konnte er wegen der Dänen unmöglich zugestehen. Diesen war bisher noch kein bedeutender Nachtheil beygebracht, und ihm war daran gelegen, diese ihm bleibenden Feinde nicht länger unangetastet in seinem Rücken zu lassen, wenn er, wie er schon am Ende Septembers ankündigte, über die Elbe ginge, um sich nach Halle und Leipzig zu wenden. Er sandte daher dem General Wallmoden den Befehl, einen Versuch an der Stecknitz zu machen, wo möglich die Dänen von den Franzosen zu trennen, und jene, von welchen man wußte, daß sie bey dem ersten Anlaß sich hinter die Eider zurückziehen würden, anzugreifen. Der General Wallmoden rief in Gemäßheit dieses Befehls den General Tettenborn von Lüneburg auf das rechte Elbufer zurück, und wollte seine Truppen bey Gadebusch zu einer kräftigen Angriffsbewegung versammeln. Der General Tettenborn ließ dies den Rittmeister Herbert und Lieutenant Klitzing mit einer ziemli-

chen Anzahl Kosaken in und bey Lüneburg zurück, ging am 5ten Oktober bey Bleckede auf Kähnen, die er früher hatte zusammenbringen lassen, über die Elbe und marschirte nach Boizenburg. Der folgende Tag war zu einem allgemeinen Angriff bestimmt; allein der Marschall Davoust hatte diesmal die Sache nicht unrecht vorhergesehen, und schleunig alle Truppen aus dem Ochsenwerder wieder an die Stecknitz gezogen, so daß die natürliche Schwierigkeit, welche die sumpfigen Ufer der Stecknitz jedem Uebergange entgegensetzten, durch die zahlreiche Stärke des Feindes zur Unmöglichkeit wurde. Die ganze Sache lief auf ein heftiges Kanonieren hinaus, das bey Büchen den ganzen Vormittag des 6ten Oktobers andauerte, ohne irgend etwas in der Stellung der beyderseitigen Truppen zu ändern. Auch in den folgenden Tagen blieb Alles in dem alten Zustande; der General Vegesack machte einen Angriff auf die ihm gegenüber stehenden Vorposten, bey welchem die hanseatische Reiterey sich sehr tapfer auszeichnete, allein ohne etwas zu bewirken. Ein trefflicher hanseatischer Offizier, der junge Godefroy aus Hamburg, war unter den Gebliebenen.

Aufs Neue der Langeweile eines Beobachtungskriegs, dem man nimmer entfliehen zu können schien, übergeben, mochte der General Tettenborn nicht länger einen Zustand ertragen,

der allen ſeinen Eigenſchaften widerſprach, und ſeine ausgezeichnetſten Gaben beynahe unnütz machte. Die Nachricht, daß der Feldmarſchall Blücher über die Elſter gegangen ſey, und den Feind fortwährend hart bedränge, ſo wie alles Andere, was man von der obern Elbe erfuhr, belebte immer aufs Neue die Ausſicht auf glückliche Partey-gänge, die gerade jetzt an der Zeit zu ſeyn ſchienen, während die Heere des Feindes noch hielten und doch ihr Rückzug ſchon unvermeidlich dünkte. Der Zug des Generals Czernitſcheff nach Kaſſel hatte Schrecken und Beſtürzung im Rücken des Feindes ausgebreitet, allein durch ſtärkere von Frankfurt her in Anmarſch befindliche franzöſiſche Truppenkorps bedroht, war dieſer General von Kaſſel eiligſt wieder aufgebrochen, und ſuchte ſchleunigſt, indem er ganz linkshin auf die Seite ſich wandte, die Brücke bey Dömitz zu gewinnen, um gleich wieder über die Elbe gehen zu können, und in Sicherheit zu ſeyn. Gerade in dieſem Zeitpunkte, als jene zurück eilten, und die Franzoſen auf allen Punkten aufgeweckt waren, faßte der General Tettenborn den Plan mit einem fliegenden Korps an die Weſer vorzudringen und Bremen zu überfallen. Der General Wallmoden, obgleich an dem Gelingen zweifelnd, willigte ein, um den Unternehmungsgeiſt eines ſolchen Mannes nicht länger zu lähmen. Allerdings

waren die Schwierigkeiten, die ſich dieſem Unternehmen entgegenſetzten, ungemein groß. Von Boizenburg bis Bremen waren, je nachdem größere oder kleinere Umwege nöthig waren, 20 bis 24 Meilen, alſo ein vierträgiger angeſtrengter Marſch durch zum Theil unwegſame Gegenden. Die geringſte Nachricht, die während dieſer Zeit der Feind von unſerer Bewegung erhielt, vereitelte deren Zweck. Bremen ſelbſt war mit Wall und Graben befeſtigt, die Thore durch Schanzpfähle geſichert; zwiſchen Bremen und Haarburg lag der Zwiſchenpoſten Rothenburg, der ſehr gut verſchanzt und ſtark beſetzt war; der Marſchall Davouſt konnte ohne alle Gefahr ein anſehnliches Korps von Hamburg aus abſenden, um uns auf unſerm Marſche in die Seite zu fallen, und uns, wenn auch erſt auf dem Rückmarſche, abzuſchneiden, während die Beſatzungen von Bremen, Nienburg und Minden uns auf der andern Seite entgegenrückten; gegen alle dieſe Gefahren blieb nur ein einziges Mittel, nämlich daß die Sache bis zur völligen Ausführung glücklich verheimlicht bliebe, wozu die Weite des Wegs und die Länge der Zeit wenig Hoffnung gab. Allein der General Tettenborn ließ ſich durch keine Betrachtung von Schwierigkeiten abſchrecken; was er mit großer Kühnheit entworfen, das führte er mit ſorgfältiger Vorſicht aus, und indem er dieſe beyden

entgegengesetzten Eigenschaften mit starker Kraft zusammenhielt, errang er bey allen seinen Unternehmungen den wohlverdienten Erfolg, der den Augen der Welt so gern als das Glück der Feldherren erscheint, und doch meistentheils die innersten Beziehungen auf dessen Karakter und auf das Zusammenfassen der Dinge in seinem Geiste hat. So war es hier, wo die Kühnheit ins Verderben führen, die Vorsicht in Unthätigkeit fesseln musste, und nur beyde in hohem Grade zur Einheit gebracht der Sache gewachsen waren.

Abends am 9ten Oktober versammelte der General Tettenborn auf dem linken Elbufer bey Bleckede die Auswahl von Truppen, welche er zu seinem Zuge nach der Weser bestimmt hatte, 300 Kosaken, eben so viel preußische Jäger, die zum Theil auf Wagen gefahren wurden, und 4 reitende hanseatische Kanonen, worunter 2 Haubitzen. Nachdem der Lieutenant Hochwächter mit einer Abtheilung Kosaken nach Welle geschickt worden, um allen Verkehr gegen Haarburg hin auf das Strengste zu sperren, und ein gleicher Befehl nach Lüneburg an den Lieutenant Klitzing ergangen war, brach der General Tettenborn am 10ten Oktober mit den genannten Truppen in aller Frühe von Bleckede auf und marschirte ohne Aufenthalt in Einem Zuge über Bienenbüttel und Amelinghausen nach Bieringen. Am zweyten Ta-

ge ging der Marsch nur bis Soltau. Am dritten über Visselhövede nach Verden, wo wir am 12ten Nachmittags eintrafen. Durch die tiefen Moore und wegloſen Oeden der Lüneburger Haide, unter unaufhörlichem Gußregen und allen Beſchwerden eines Marſches, der auf Nebenwegen unbemerkt ſein Ziel zu erreichen ſtrebt, war das Fußvolk, dem die Wagen ſelbſt bald zu hinderlich waren, und das Geſchüz mit unbeſchreiblicher Arbeit in eilendem Zuge fortgeraſſt worden, und folgte gleichwol nur langſam den Koſaken nach, die in einzelnen Partenen ſchon weit vorausſtreiften. Von Visselhövede aus ſchickte der General Tettenborn den Oberſten Pfuel mit einer ſtarken Abtheilung Jäger und Koſaken nebſt einer Kanone gegen Rothenburg ab, um dieſen wichtigen Poſten zu gleicher Zeit wie Bremen anzugreifen, und ihn zu verhindern ſowol Hülfe nach Bremen, als Nachricht nach Haarburg zu ſenden. Der Major Denisoff eilte mit einer andern Abtheilung Koſaken voraus, um bey Hoya über die Weſer zu ſchwimmen, und die Ausgänge von Bremen auf der andern Seite im Voraus zu ſperren. Die nach allen Seiten ausgeſtreuten einzelnen Koſaken hielten jeden Beobachter von unſerm Marſche entfernt, und ließen keinen Menſchen, der von da herkam, durch ihre ausgedehnte Linie; vermöge dieſer Anordnung konnte der Feind höchſtens er-

fahren, daß hin und wieder einzelne Kosaken gesehen würden, was ihn wenig beunruhigen konnte, da er schon gewohnt war, diese in der größten Entfernung von ihren Korps zu finden, was aber hinter diesen vorgeschobenen Streifzüglern sich in dunkler Masse bewege, das konnte Niemand ahnen und blieb unverrathen. Einige Franzosen, theils Gensd'armes, theils Beamte, die sich bey unserer Ankunft flüchten, oder nach derselben durchschleichen wollten, wurden glücklich entdeckt und angehalten, der General Tettenborn selbst wandte durch sein scharfes Auge die Gefahr ab, die unserm Unternehmen durch zu frühe Entdeckung drohte, und ließ einen französischen Beamten, der zu Pferde und im Begriff zu entkommen von ihm entdeckt wurde, noch glücklich wieder umholen und einfangen.

In Verden wurde den Truppen nur eine Rast von drey Stunden gegönnt; mit Einbruch der Nacht traten wir den Marsch wieder an, um mit dem frühsten Morgen vor Bremen zu seyn. Die vier Meilen von Verden nach Bremen sind eine fortwährende Sandstrecke, in welcher Menschen und Thiere nach den vorhergegangenen großen Anstrengungen vollends ermüdeten. Die Truppen rückten nur langsam fort, und der General Tettenborn, der mit den Kosaken an der Spitze des Zugs war, mußte schon in Arbergen ei-

nen geraumen Theil der Nacht auf die zurückbleibenden Jäger warten. Unterwegs war ein Postknecht in unsere Truppen hineingeritten, der ungestüm nach dem General fragte; zu dem General-Tettenborn geführt übergab er diesem, den er unbedenklich für einen französischen General nahm, da er sich nicht einbilden konnte, daß hier ein russischer seyn könne, ein Schreiben von dem Anführer eines französischen Postens in Ottersberg, worin dieser dem Befehlshaber in Bremen die Annäherung russischer Truppen anzeigte. Eine Patrouille wurde sogleich nach Ottersberg geschickt und hob den französischen Posten auf. Der Zufall, der hier sein Spiel ausgeübt hatte, galt uns für ein glückliches Zeichen, und wir setzten unsern Marsch getrost fort. Aber in Arbergen selbst drohte uns ein böser Verrath; der dasige Maire, getreu den schlimmen Gesetzen der Franzosen, welche die Furcht in Anspruch nehmen, wo die Liebe nicht ausreicht, um eine Leistung zu erzwingen, und jeden Maire zu verpflichten, das Erscheinen fremder Truppen in seiner Gemeinde auf der Stelle anzuzeigen, hatte während unsers Aufenthalts in Arbergen einen Boten mit der Nachricht, daß Kosaken anrückten (das Fußvolk und Geschütz war noch nicht angelangt) nach Bremen abgefertigt; allein dieser kam glücklicherweise nicht viel früher als wir selbst an, und jener Maire hatte

blos die Schande, wir nicht den Nachtheil seiner feigen Folgsamkeit.

Erst nach 7 Uhr am 13ten Oktober langten die Truppen vor Bremen an; der Feind, aufgeschreckt durch das Gerücht, daß Kosaken sich zeigten, glaubte es nur mit diesen zu thun zu haben, und schickte sogleich, da erst vor einigen Tagen 1200 Schweizer in Bremen eingerückt waren, eine starke Abtheilung derselben in die Vorstadt und das daranstoßende Dorf Hastedt, die auch alsbald mit den Kosaken ein lebhaftes Gepläntel begannen. Jeder Aufenthalt gab dem Feinde Zeit zur Besinnung und Gegenwehr, der General Tettenborn eilte, ihn über den Haufen zu werfen. In größter Schnelligkeit ließ er eine Kanone herbeyholen, abprotzen und feuern; kaum war ein einziger Schuß geschehen, als er an der Spitze der Kosaken kühn die Straße hinabsprengte und alles niedermachte oder gefangen nahm, was in den Häusern und Gärten sich zum Plänkeln zerstreut hatte; ganz richtig hatte er auf die plötzliche Wirkung gerechnet, welche der unerwartete Schrecken anwesenden Geschützes auf die Gemüther machen würde, die nun überzeugt waren, eine beträchtliche Macht gegenüber zu haben, und sogleich zur Flucht gewandt wurden. Die Flüchtigen fanden erst hinter den Wällen Schutz, von welchen ein heftiges Feuer auf die nachsetzenden

Kosaken gerichtet wurde, die bis an das Osterthor drangen, die Zugbrücke aber aufgezogen fanden. Gegen 300 Gefangene, worunter mehrere Offiziere, fielen in unsere Hände und ergaben sich ohne Widerstand unter Umständen, welche der Hälfte dieser Mannschaft erlaubt hätte, uns den ganzen Tag das Weiterdringen streitig zu machen. Inzwischen hatten wir hiemit noch immer nicht viel gewonnen, die Besatzung war uns an Stärke überlegen, durch ihre Stellung hinter Wall und Graben vortheilhaft gesichert, und die Stadt ohne Mitwirkung der Einwohner schwerlich einzunehmen, da der Augenblick des Ueberfalls schon versäumt war. Ein förmlicher Sturm sollte bis auf den äußersten Nothfall verschoben bleiben, weil der General Tettenborn der Stadt die Schrecknisse dieser harten Maßregel, die in diesem gegebenen Falle besonders fürchterlich werden zu müssen schien, zu ersparen wünschte. Man versuchte daher anfangs Folgendes: Das Osterthor, obgleich das stärkste, allein, wohin die Verfolgung uns zunächst geführt hatte, wurde sogleich angegriffen und aus den Häusern der Vorstadt ein heftiges anhaltendes Gewehrfeuer gegen den Feind, welcher den Wall besetzt hielt, gerichtet, wobey man beyderseits viel Leute verlor. Um in der Stadt die Bürger, bey denen man die beste Gesinnung voraussetzen mußte, zur thätigen Mitwirkung gegen

gen den Feind, der hier von vorn beschäftigt gehalten wurde, aufzureizen, und ihnen Veranlassung zu geben, die Thore gewaltsam von innen zu eröffnen, ließ der General Tettenborn ihnen die Gefahr zeigen, ihre Häuser in Flammen aufgehen zu sehen. Während mit Kartätschen von vortheilhaft gelegener Höhe die eine Seite des Walls bestrichen wurde, warfen die beyden Haubitzen unaufhörlich Granaten in die Stadt, und es dauerte nicht lange, so brach an mehrern Stellen Feuer aus. Der Hauptmann Spoormann bezeigte eben so großen Eifer als Geschicklichkeit, und machte mit dem wenigen Geschütz ein so wohl unterhaltenes Feuer, daß man unsere Stücke für zahlreicher halten mußte, als sie waren. Hanseatisches Geschütz half diesmal zuerst eine Hansestadt erobern und befreyen. Die Kosaken hatten sich inzwischen um die ganze Stadt vertheilt, und bewachten alle Ausgänge, auch auf dem linken Weserufer war jeder Zugang genau besetzt, und mehrere Wagen, die auf dieser Seite flüchten wollten, kehrten beym Anblick der Kosaken eiligst nach Bremen zurück. Von den Bürgern jedoch zeigte sich bald, daß nichts zu erwarten sey, das Unglück Hamburgs erhöhte die Furcht vor dem noch übermächtig scheinenden Feinde, und schwächte das Vertrauen zu unsern, diesmal allerdings nur im Fluge schimmernden Waffen. Der französische Befehlshaber, Oberst Thullier, ein

alter, geprüfter Soldat und Mann von Kopf, hatte überdies alle zweckmäßigsten Maßregeln ergriffen, um eine übelwollende Volksmasse unschädlich und im Zaum zu halten. Zahlreiche Patrouillen trieben die Leute von den Straßen in die Häuser hinein, welche verschlossen werden mußten.

Der General Tettenborn ließ daher, nachdem gegen 200 Granaten in die Stadt geworfen worden, das Feuer aus dem groben Geschütz einstellen, und blos das Gewehrfeuer dauerte mit abwechselnder Lebhaftigkeit fort. Er nahm sein Hauptquartier in Hasett und hielt die Stadt eng eingeschlossen, indem er den Obersten Pfuel mit den übrigen Truppen von Rothenburg her abwartete und inzwischen Erkundigungen über die besten Angriffspunkte einzog und Alles zum Sturme vorbereiten ließ. Gegen Abend kamen Kosaken von dem jenseitigen Weseruser schwimmend herüber, und kehrten mit Befehlen für den Major Denisoff auf dieselbe Weise wieder zurück, zur großen Verwunderung des Feindes, der von den Wällen zusah, wie der Fluß für diese Reiter überall Brücke war. Die eingetretene Waffenruhe benutzten die Unsern zu langentbehrter Erholung, jedoch nur auf kurze Zeit, denn gleich früh am andern Tage erneuerte sich das Gewehrfeuer, und durch einen der Zufälle, die so oft im Kriege entscheidend sind, wurde an diesem Morgen der französische Befehlsha-

ber, Oberst Thullier, auf dem Walle erschossen. Dieses Ereigniß, das wir erst am Nachmittage erfuhren, begünstigte unsere Sache ausnehmend, indem nicht leicht ein ihm an Ausdauer und Trotz gleicher Nachfolger zu erwarten war. Der Oberst Pfuel kam inzwischen mit den übrigen Truppen an; er hatte, als er zum nächtlichen Ueberfall gegen Rothenburg anrückte, die Wumme so stark ausgetreten gefunden, daß kein Wegweiser die Lage des Bodens mehr zu erkennen wusste, und daher das Unternehmen, nach einigem Versuch, den Feind durch List zur Uebergabe zu bringen, aufgegeben. Die Truppen waren nun alle versammelt, der Sturm in allen seinen Theilen angeordnet, alle Vorkehrungen getroffen, und die nächste Nacht vor Tages Anbruch zur Ausführung bestimmt. Um nichts unversucht zu lassen, schickte der General Tettenborn am nämlichen Tage den Rittmeister Herbert mit einem Trompeter an das Thor, um den feindlichen Befehlshaber aufzufordern. Gegen alles Erwarten wurde sein Antrag keineswegs verschmäht, sondern ein französischer Offizier kam aus der Stadt und verlangte zu dem russischen Befehlshaber geführt zu werden, um wegen der Uebergabe in Unterhandlung zu treten. Der Fall des Obersten Thullier hatte den Muth der französischen Beamten, welche am meisten besorgt gewesen waren und zur Vertheidigung aufgemuntert hatten,

gänzlich niedergeschlagen, die Truppen, größtentheils Schweizer, bezeigten keine sonderliche Lust zu fechten, und die Bürger fingen an unruhig zu werden. Die ansehnlichen Kassen und Vorräthe, welche sich in der Stadt befanden, erschwerten jedoch alle Anträge zur Uebergabe, weil die französischen Beamten Alles preiszugeben Bedenken trugen, und Manches zu retten hofften, wenn sie zögerten. Dazu kam, daß man noch nicht einmal gewiß wußte, ob nicht ein bloßes Streifkorps blos im Vorbeygehen einen Versuch auf Bremen habe machen wollen, und bey fortgesetztem Widerstande bald wieder abziehen würde. Um hierüber Aufschluß zu erhalten, verlangte der französische Offizier, den General Tettenborn, dessen Anwesenheit man bezweifelte, selbst zu sehen, um sich, da er ihn persönlich kannte, zu überzeugen, daß dieser General in Person gegenwärtig sey. Als man in der Stadt die Gewißheit erhielt, daß wirklich der General Tettenborn vor den Thoren sey, dachte man an keinen fernern Widerstand, sein Ruf war schon längst von der Art, daß man nicht zu hoffen wagte, er würde sein Unternehmen aufgeben, da man nicht voraussetzte, daß er es ohne hinlängliche Kraft der Ausführung würde begonnen haben. Man war sogleich zur Uebergabe bereit, nur über die Bedingungen konnte man noch nicht einig werden. Es verstrich darüber der Rest des Tages und der

größte Theil der Nacht, bis endlich der General Tettenborn, des langen Zögerns überdrüssig, gegen Morgen die Sturmkolonnen anrücken ließ, und Befehl gab, wenn nicht in einer Stunde die Kapitulation unterzeichnet wäre, die Stadt mit Gewalt zu nehmen. So kam denn die Sache baldigst zu Stande, der Oberst Pfuel und der neue französische Befehlshaber, Major Devallant, schlossen die Bedingungen ab. Der Besatzung wurde freyer Abzug mit allen Kriegsehren zugestanden, und das Versprechen abgefordert, binnen einem Jahre nicht wieder zu dienen, man wusste aber schon vorher, daß die meisten Schweizer bey uns Dienste nehmen, die übrigen sich zerstreuen würden. Alle Kassen, Vorräthe, Geschütz und sonstige Kriegsbedürfnisse wurden überliefert, die Reiterey musste ihre Pferde abliefern und zu Fuß abmarschieren. Wir fanden 14 Kanonen und 2 Bombenkessel von ungeheurer Größe, sie waren zur Vertheidigung von Hamburg bestimmt gewesen, und sollten von den Wällen dieser Stadt bis Haarburg reichen können. Die französischen Beamten erhielten russische Päße, um nach Frankreich zurückzugehen, sobald es die Umstände erlaubten. Gegen 10 Uhr Vormittags, am 15ten Oktober, besetzten die preußischen Jäger das Dsierthor, ein Paar Stunden darauf, nachdem die französischen Truppen mit klingendem Spiel aus-

marschirt waren, die übrige Stadt. Das Volk, das sich schon während der Unterhandlungen kaum gemäßigt hatte, brach jetzt unaufhaltsam los, stürmte jauchzend nach den Thoren und Wällen und erfüllte drohend die Straßen um das Präfekturgebäude, wo die sämmtlichen französischen Behörden um den Präfekten Grafen Arberg versammelt zitternd und zagend den Tumult des Volks anwachsen sahen. Schon war ein unglücklicher Douanier, der sich am Thore unvorsichtigerweise in seiner Uniform hatte blicken lassen, durch die Wuth des Volkes umgekommen, und der Präfekt sandte eine Bothschaft an den General Tettenborn, um denselben zu beschwören, so eilig als möglich hereinzukommen, und durch seine Gegenwart den Geängstigten sichern Schutz zu verleihen. Unter ungeheuerm Jubel zog der General Tettenborn in Bremen ein, die Straßen und Fenster waren gedrängt voll Menschen, Blumenkränze fielen herab, weiße Tücher wehten und des Lebehrufs war kein Ende.

Gleich nach Besetzung der Stadt sandte der General Tettenborn nach allen Richtungen zahlreiche Kosakenparteyen aus, um jede Bewegung des Feindes zeitig zu erfahren und in weitem Umkreis alle Nachrichten abzuschneiden, die er über unsere Stärke hätte erhalten können. Die Franzosen, als sie unsere wenige Mannschaft später-

hin übersehen konnten, waren betroffen über die voreilige Kapitulation und hielten sich für überlistet. Die Einnahme der Stadt schien aber erst recht im glücklichen Augenblick erfolgt, als Abends Kanonendonner nicht sehr entfernt die Annäherung feindlicher Truppen verkündigte. Der Feind hatte nämlich auf die Nachricht von Bremens bedrohter Lage sich von Rothenburg und zu gleicher Zeit von Nienburg aus in Bewegung gesetzt, um Hülfe zu bringen. Allein die Truppen von Rothenburg waren bald auf Kosakenparteyen gestoßen, vor welchen sie sich nach einigen gewechselten Schüssen eilig wieder auf ihre Verschanzungen zurückzogen; die zahlreichern Truppen von Nienburg kehrten auf die bloße Nachricht von der schon erfolgten Einnahme Bremens erschrocken wieder um, hielten sich selbst in Nienburg nicht sicher und zogen von da nach Sprengung der Weserbrücke gegen Minden ab.

Die Wegnahme von Bremen und das ungestrafte Schalten russischer Truppen auf beyden Ufern der Weser im Rücken des Marschalls Davoust und seiner ganzen französisch-dänischen Heeresmacht erregte weithin im ganzen Lande ein freudiges Erstaunen und muthige Gährung unter den Einwohnern, Furcht und Schrecken in allen französischen Beamten, die schon nicht mehr in Sicherheit auf ihren Posten bleiben konnten. Der

Marschall Davoust war jetzt völlig abgesondert und konnte nun gleichsam nur noch seinen Feldzug für sich allein fortsetzen. Als volkreiche Stadt, als fester Platz, als Mittelpunkt der Verwaltung, als Verbindung zwischen Hamburg und Holland war Bremen für die Franzosen von außerordentlicher Wichtigkeit, für uns gesellte sich die wiederangeknüpfte unmittelbare Verbindung mit England, die bald so höchst erfreulich werden sollte, die Wirkung in der öffentlichen Meinung, das gewonnene Geschütz und die ansehnliche Beute an Geld und Vorräthen dazu. Letztere wurde größtentheils den seit langer Zeit bedürftigen Truppen ausgetheilt, eine bedeutende Geldsumme aber dem Kaiser übersandt. Die Pferde wurden fast alle der Lützow'schen Reiterey gegeben. Die Schlüssel der Stadt überbrachte der Rittmeister Herbert dem Kronprinzen von Schweden auf dem Schlachtfelde vor Leipzig, der sogleich die glückliche Botschaft dem Kaiser Alexander zusandte, als den schönsten Glückwunsch zu dem schon entschiednen Siege, der durch die Erstürmung Leipzigs eben vollendet wurde. Wir aber blieben noch lange Zeit in Ungewißheit über die Lage der Dinge in Sachsen, und erhielten erst am 24sten October in Verden die Nachricht von den Ereignissen, die über Deutschlands Loos entschieden hatten.

Die städtischen Behörden in Bremen bestan-

den zwar größtentheils aus Bremischen Bürgern, behielten jedoch vorläufig ihre französische Gestalt noch bey, um nicht die Rachsucht eines Feindes, dessen Entfernung noch keineswegs als immerwährend verbürgt war, durch einen Schritt aufzureizen, der späterhin mit größerer Sicherheit und mehr Nutzen geschehen konnte. Der General Tettenborn selbst gab aus billiger Schonung den Wünschen vieler eifrigern und in ihrem Muthe durch keine Furcht gehemmten Bürger, welche sogleich die alte Verfassung wieder einführen wollten, kein Gehör, sondern vertröstete sie mit ihren Hoffnungen auf eine Zeit, deren schnelles Annähern Alles verkündigte. Dieses gänzliche Unberührtbleiben der innern Angelegenheiten zeigte den besorgtern Bürgern, wie wenig sie sich noch der Gegenwart vertrauen könnten, eine Ueberzeugung, die noch mehr bestärkt wurde durch alle Anordnungen, die man treffen sah. Nicht allein wurden aus allen Kräften und mit möglichster Eile die Werke von Bremen geschleift, woraus man schließen konnte, daß die Russen die Stadt nicht sowol vertheidigen, als vielmehr dem Feind schwer zu vertheidigen überlassen wollten; sondern auch das Fußvolk, dessen man gehofft hatte mehr und mehr nachkommen zu sehen, marschirte unverzüglich wieder ab, und nahm seine Richtung nach der Elbe zurück. Der General Wallmoden wollte

nämlich den General Tettenborn sogleich, nachdem der Streich auf Bremen gelungen war, wieder an sich ziehen, um seine Stärke beysammen zu haben, im Fall der Marschall Davoust etwas unternehmen sollte, welches mancherley Bewegungen desselben Anlaß gaben zu vermuthen. Nicht nur fanden seit Kurzem zahlreiche Scharmützel an der Stecknitz Statt, sondern der Feind zog auch, um durch das Eine oder das Andere zu täuschen, in Haarburg eine beträchtliche Macht zusammen. Ein großes Truppencorps unter dem General Kellermann war überdies in Kassel eingerückt, und man wußte nicht, welche Richtung es nehmen würde. Der General Tettenborn sandte daher sein Fußvolk mit allem genommenen Geschütz gegen Lüneburg zurück, und indem er weder Bremen ganz aufgeben, noch den erhaltenen Befehl vernachlässigen wollte, verlegte er sein Hauptquartier am 18ten Oktober nach Verden, nahe genug von Bremen, um die Stadt vermittelst einer Kosakenabtheilung zu behaupten, und nicht zu weit vom General Wallmoden, um nicht sogleich im Nothfall durch zwey Eilmärsche mit ihm vereinigt zu seyn. In Bremen blieb der Rittmeister Schulz als Befehlshaber zurück, und sorgte dafür, daß das Abtragen der Wälle und Ausfüllen der Gräben fortgesetzt würde, damit in keinem Falle der Feind hier sogleich wieder einen Stützpunkt

fände. Die Nachricht, daß 2000 Mann von Osnabrück her im Anmarsche wären, machte die Beschleunigung dieser Arbeit um so nöthiger. Unbegreiflich blieb die Gelassenheit, mit welcher der Marschall Davoust Alles ertrug, was in seiner Flanke und in seinem Rücken vorging; er konnte wenigstens den Ueberfluß seiner Truppen mit einigem Geschütz gegen uns absenden, und der General Tettenborn, ohne es zu fürchten, erwartete es; allein von dieser Seite blieb Alles ganz ruhig, außer daß die Besatzung von Rothenburg Verstärkung erhielt, und von Haarburg aus eine Streiferey nach Lüneburg unternommen wurde. Da der General Tettenborn jetzt nur allein Reiterey bey sich hatte, so befand er sich in völliger Freyheit, und konnte auf den hannöverischen Haiden, selbst wenn von Kassel, Haarburg und Minden zugleich feindliche Truppen heranrückten sollten, inmitten Aller jedem Abgeschnittenwerden Trotz bieten. Seine Parteyen waren dem Feinde auf der Straße nach Osnabrück entgegengegangen und zogen sich allmählich vor dessen Annäherung gegen Bremen zurück. Eine Partey unter dem Rittmeister Bothmer hatte Nienburg besetzt, die Weserbrücke herstellen und die Festungswerke schleifen lassen. Gegen die Mündung der Weser hinab, wo die beyden Schanzen bey Bremerlehe und Vieren stark von dem Feinde besetzt waren, zo-

gen Rothenburg und Haarburg hin streiften unaufhörlich Kosakenpatrouillen, die den Feind nicht nur beobachteten, sondern auch irre machten und schreckten, und ihm alle Nachrichten entzogen, die ihm zu einer vereinigten Bewegung aus allen diesen fernen Punkten zug ich nöthig gewesen wären. Da der Feind von Osnabrück her immer näher gegen Bremen rückte und schon in Bassum angelangt war, ohne daß man genau seine Stärke wußte, so ließ der General Tettenborn die Kosaken die Stadt räumen und den Rittmeister Schulz seine Aufstellung in Achim nehmen; zugleich wurde nach Celle der Befehl geschickt, die dortige Brücke über die Aller schleunigst herzustellen, um nöthigenfalls, statt eines Rückzugs, aufs Neue einen kühnern Seitenzug nach Hannover oder Braunschweig machen zu können.

Am 22sten Oktober rückten die Franzosen, 1500 Mann stark, unter dem General Laubardiere wieder in Bremen ein, allein ohne weiter vorzudringen, und ohne sich mit den andern festen Punkten, die durch Kosaken mehr noch als durch den Raum von einander getrennt waren, in Verbindung zu setzen. Der Feind wagte aus Vorsicht nicht einmal in der Stadt zu übernachten, sondern rückte Abends auf das freye Feld und frühmorgens wieder in die Stadt. Wir erhielten in diesen Tagen die Nachricht erst von

dem Siege des Feldmarschalls Blücher bey Großgugel, und dann durch den zurückkehrenden Rittmeister Herbert von dem großen allgemeinen Siege bey Leipzig. Das Viktoriaschießen aus unserm hanseatischen Geschütz bereitete den Feind auf die Nachrichten vor, die er am folgenden Tage durch die Seinen von der erlittnen Niederlage erhalten sollte. Der General Lauerdiere hielt nicht für rathsam, länger an der Weser zu verweilen, und verließ Bremen gleich am 26sten Oktober, nachdem er die Stadt vier Tage wieder inne gehabt. Der Major Droste folgte ihm mit einem Kosakenregiment sogleich über Hoya in der Richtung von Diepholz nach, und nahm ihm viele Gefangene ab; der Major Denisoff rückte wieder in Bremen ein. Die Partheyen gingen auf allen Seiten wieder aufs Neue weiter vor. Der Lieutenant Hochwächter meldete, daß sich der Feind sowol in Haarburg als beym Zollenspieker außerordentlich versammle, allein die Bewegungen des Marschalls Davouſt waren seit der Schlacht von Leipzig nicht mehr von großem Gewicht, und hatten blos zur Folge, daß der General Wallmoden einige Truppen unter dem Oberstlieutenant Karl Nostiz nach Lüneburg vorrücken ließ, und sein Hauptaugenmerk auf das linke Elbufer richtete, für den Fall nämlich, daß der Marschall Davouſt, weil dem Kaiser

Napoleon vielleicht in dem Augenblicke mehr an den Truppen als an dem Platze Hamburg gelegen seyn könnte, zur Deckung Hollands hätte abmarschiren wollen. Um dies auf jeden Fall zu erschweren, ließ der General Tettenborn in dem Straßendamme zwischen Ottersberg und Bremen zahlreiche Einschnitte machen, die den Feind wenigstens so lange aufhalten mußten, als nöthig dazu war, daß der General Wallmoden ihn einholen konnte. Allein der Marschall Davoust blieb durchaus ruhig und begnügte sich einige Truppenabtheilungen aus Stade nach Horneburg und Bremervörde zu schicken, die mit den verstärkten Besetzungen von Bremerlehe und Bleren eine Art Vertheidigungslinie vor dem südlichen Elbufer bildeten. Der General Tettenborn ließ diese blos beobachten, und sandte seine stärksten Parteyen nur immer vorwärts, um dem Feinde nirgends Ruhe zu lassen, und ihn in übereilter Flucht aus dem Lande zu jagen. Der Lieutenant Schimmelpfennig rückte in Oldenburg ein; der Major Droste, der von der Verfolgung des Generals Lauberdiere zurückgekehrt war, und eine neue Richtung erhalten hatte, warf den Feind in einem hitzigen Gefechte bey Westerstede, überfiel eine Menge einzelner Posten und flüchtiger Haufen, und drang nach Aurich und Emden vor; der Rittmeister Bismark ging über Osnabrück

bis nah an Münſter, wohin ſich der General Lauberdiere, nachdem er in Osnabrück die Beſatzung von Minden aufgenommen, zurückgezogen hatte, um mit dem General Carra St. Cyr vereinigt den Rhein zu gewinnen; der Rittmeiſter Bothmer beſetzte Minden. Eine beträchtliche Anzahl Gefangene wurden durch dieſe verſchiednen Parteyen, deren einzelne Gefechte und Ueberfälle hier nicht zu erzählen ſind, eingeſchickt; die Franzoſen muſſten überdies in der Eile der Flucht Alles zurücklaſſen, was ihre Regierung und ſie ſelbſt auf Koſten der armen Einwohner zuſammengebracht hatten. Das Volk empfing unſre Truppen überall mit den größten Freudenbezeugungen, und ſchlug ſich in manchen Gegenden noch vor ihrer Ankunft mit den plündernden Douaniers und Gensd'armen herum. Der General Tettenborn leitete, obwol unpäßlich, alle dieſe Bewegungen von Verden aus, wo er fortwährend geblieben war, bis er am 4ten November ſein Hauptquartier wieder nach Bremen verlegte.

Jetzt wurde nicht länger gezögert, den unheimlichen Zwang fremden Scheins abzuwerfen; der General Tettenborn zeigte den Bremern an, daß zufolge höherer Befehle die franzöſiſchen Behörden von dieſem Augenblicke an aufhörten und die Stadt wieder als freye Hanſeſtadt in ihre frühere Verfaſſung zurückkehre. Da jedoch eine

Menge neuer Thätigkeiten, auf welche diese Verfassung nicht berechnet seyn konnte, dem langsamen Gange gesetzmäßiger Verhandlungen nicht überlassen werden durfte, so wurde auf den Vorschlag des Generals Tettenborn die Leitung der Geschäfte während dieser dringenden Zeiten einstweilen einem Ausschusse von Rathsherren und Bürgern mit Einwilligung des Raths und der Bürgerschaft übergeben. Die erste Beschäftigung dieses Ausschusses bestand darin, den Bremischen Beytrag zur hanseatischen Legion schleunigst bewaffnet und gerüstet aufzustellen. Schon am 17ten Oktober hatte der General Tettenborn durch folgenden Aufruf dazu eingeladen.

Einwohner von Bremen!

Eure hanseatischen Mitbrüder in Hamburg und Lübeck haben euch das edle Beyspiel gegeben, und sich zahlreich zu den Waffen gestellt, um in diesem heiligen Kriege für die allgemeine Freyheit, und für die Freyheit der alten Hansa, die sich unter dem Schutz der hohen Verbündeten neu erhebt, ruhmvoll mitzufechten. Ihr könntet ihnen diese Theilnahme und diese Anstrengungen beneiden, aber der Gang der Ereignisse mußte euch von dem unmittelbaren Antheile eine Zeit lang noch entfernt halten. Endlich erscheint euch der

Aus-

Augenblick, edle Jünglinge und Männer Bremens, wo kein drohender Zwang mehr euern Entschluß und eure Neigung hemmen darf! Steht auf und greift zu den Waffen! Nur die, welche für die Sache des Vaterlandes mitkämpfen, sind würdige Söhne desselben, nur sie sind der Mitgenossenschaft an dem kunftigen Glücke werth. Schon haben die Krieger der hanseatischen Legion in vielen Gefechten sich rühmlichst ausgezeichnet; die Scham müßte Jeden von euch antreiben, wenn es nicht die Ehre thäte. Auf also, bewaffnet euch, sammelt euch zu den Fahnen der Hansa, und beweiset, daß auch ihr ein Recht habt an dem Ruhm und dem Glücke dieses Bundes! Eilt zu euern Mitbürgern, die euch mit Sehnsucht entgegensehen, und euch mit offnen Armen erwarten!

Tettenborn.

Die Stadt errichtete ein Bataillon Fußvolk, das der Major Weddig befehligte, und eine Schwadron Reiterey unter dem Befehl des Rittmeisters Gelking; die Truppen waren bald ausgerüstet und abgerichtet und zeichneten sich durch Haltung und Betragen vortheilhaft aus. Ein Bremer Kaufmann, Namens Böse, errichtete auf seine alleinigen Kosten überdies eine ganze Kom-

pagnie Jäger, die er auch im Felde zu unterhalten sich verpflichtete, nahm selbst die Büchse in den Arm und ging mit.

Die Folgen der Schlacht von Leipzig entwickelten sich indeß von Tag zu Tag immer herrlicher. Schon war die nächste Schlacht in weiter Ferne von jener durch den General Wrede dem Kaiser Napoleon bey Hanau geliefert worden, und so glücklich standen die Sachen, daß Napoleon, schon um zu fliehen, siegen mußte! Auf allen Straßen wälzten die zahlreichen Heere sich vorwärts in die befreyten Länder, im Vorrücken wachsend durch ungeheure Ströme neuer Kraft, während die feindliche Macht mehr und mehr versiegte. Alle Länder, zwischen Elbe und Weser, die Küsten der Nordsee bis an Holland, und das ganze Rheinufer bis hinauf zur Schweiz, sahen mit freudigem Erschrecken die alten Ketten abgefallen, in denen sie so lange geschmachtet hatten. Zwischen allen Festungen hindurch zogen die Schaaren unserer heldenmüthigen Truppen unaufhaltsam dem Rheine zu; der Sieg war diesmal Thatsache in tausend Segnungen, die keine List des Gegners, keine Unzulänglichkeit der Unsern mehr anhalten oder umwenden konnte. Im nördlichen Deutschland rückte das Heer des Kronprinzen von Schweden vor; die schwedischen Truppen marschirten nach Hannover, die Preußen gingen über Minden wei-

ler nach Weſtphalen, die Ruſſen zogen ſich an der Weſer hinab nach Bremen. Während die geſchlagenen und zerſtreuten Heerſchaaren Napoleons nach Frankreich entwichen, um dort in neuer Kraft und neuem Muthe wieder furchtbar angewachſen dazuſtehen, und die Geſammtheit Deutſchlands mit aller Anſtrengung dorthin die Kräfte richtete, blieb im Norden ein gefährlicher Feind zurück, auf den ſich das Augenmerk des Kronprinzen von Schweden vorzugsweiſe richten mußte; der Augenblick war gekommen, wo er das Bundesheer gegen die Dänen führen, und in dem allgemeinen Feind ſeinen beſondern unmittelbar bekämpfen konnte. Als eine Folge der großen Ereigniſſe hatte man, wie ſchon oben erwähnt, erwartet, daß der Marſchall Davouſt ſeine Truppen zuſammennehmen und nach Holland durchzubrechen verſuchen würde, und mehrere ſeiner Maßregeln beſtärkten in dieſer Vermuthung; die Generale Pecheux und Oſten ſtanden mit 3000 Mann in Haarburg, 3000 Franzoſen in Stade, die Beſatzungen von Rothenburg, Bremerlehe und Bleckede konnten ſich an dieſe anſchließen, und die noch übrige franzöſiſche Beſatzung in Hamburg entweder durch Dänen ergänzt, oder auch dieſe Stadt ganz den letztern überlaſſen und alle Franzoſen mitgenommen werden. Der General Wallmoden wandte ſeine ganze Wachſamkeit auf dieſe

Seite, um den Feind nicht unverletzt abziehen zu lassen, und der General Tettenborn hielt in gleicher Absicht fortdauernd die Weser besetzt.

Aber die russischen und schwedischen Truppen rückten bald näher heran, und machten jede Besorgniß in Rücksicht des Marschalls Davoust endlich verschwinden; der General Winzingerode traf am 12ten November in Bremen ein, und sechs Tage später der Kronprinz von Schweden. Die günstigen Nachrichten aus Holland, wo die Franzosen durch das aufgestandene Volk überall verjagt wurden, die Uebergabe der Schanzen bey Bremerlehe und Bleren, und die Räumung von Stade, liessen kein Hinderniß und keinen Zweifel mehr übrig, um zur Ausführung dessen zu schreiten, was gegen Dänemark beschlossen war. Alle unsere Truppen setzten sich in Marsch von der Weser nach der Elbe zurück, mit Ausnahme der Preußen unter dem General Bülow, der in den Niederlanden neue Siegesbahnen brach und eines Theils der Truppen des Generals Winzingerode, mit welchem dieser bey Düsseldorf über den Rhein ging.

Indem der Feldzug gegen Dänemark eingeleitet und angeordnet wurde, veränderten sich auch die Verhältnisse, unter welchen der General Tettenborn ihn mitmachen sollte, sehr günstig: der Kronprinz von Schweden nahm denselben unter seinen

unmittelbaren Befehl, und ertheilte ihm, am Schluſſe vielfacher Verabredungen, keine andere, als ganz allgemeine Beſtimmungen, die Art und Weiſe der Ausführung und jede Berückſichtigung neuer Umſtände ganz ſeinem freyen Urtheil überlaſſend. Das preußiſche Fußvolk und das hanſeatiſche Geſchütz gab der General Tettenborn ſeinem Wunſche gemäß ab, und behielt zu dem fernern Feldzuge blos ſeine Koſaken, mit denen er ſich am freyeſten bewegen und auf jede kühne Unternehmung ungehindert einlaſſen konnte. Dieſe Koſaken hatten ſchon die Vortheile regelmäßiger Truppen mit ihren eignen verbinden gelernt, ſich an ſtrengere Kriegszucht und beſtimmteres Gehorchen vor dem Feind gewöhnt, und nahmen es nicht nur mit jeder Reiterey auf, ſondern auch, ſobald es Plänkeleyen gab, mit den beſten Schützen zu Fuß.

Nachdem alle Truppen bey Boizenburg, wo eine Schiffbrücke geſchlagen worden, über die Elbe gegangen waren, und ſich längs der Stecnitz verſammelt hatten, brachen auch wir am 4ten December von Boizenburg auf, um als ein für ſich unabhängig beſtehendes Corps gleich in das Innere von Holſtein raſch einzufallen. Der Marſchall Davouſt hatte gleich bey Annäherung des Kronprinzen von Schweden ſeine Truppen von der Stecnitz zurückgezogen, während die Dä-

nen, 10,000 bis 12,000 Mann stark, unter dem Befehl des Prinzen Friedrich von Hessen sich bey Oldeslohe versammelten und daselbst eine gute Stellung nahmen. Es ist keinem Zweifel unterworfen, daß die dänische Regierung, durch diplomatische Vorspiegelungen und untreue Hoffnungen eingeschläfert, lange Zeit nicht an die Möglichkeit eines feindlichen Einbruchs in Holstein glauben mochte, und noch bis zuletzt überzeugt war, daß außer den Schweden keine andern Bundestruppen thätigen Antheil daran nehmen würden. Da es nun gleichwol Ernst damit wurde, und eine so große Macht, die man über 40,000 Mann schätzen konnte, plötzlich drohend an den Gränzen erschien, so fand sich nichts vorbereitet, um einen Widerstand zu leisten, welchen die Art und Weise des Landes so sehr begünstigt und die vereinigte Kriegsmacht Dänemarks auch wohl mit Glück ausgeführt haben würde. Aber weder war eine zu diesem Zwecke hinlängliche Anzahl Truppen zusammengezogen, noch die Landesvertheidigung gehörig angeordnet, noch eine der Festungen auch nur mit dem Nothwendigsten versehen. So stand die reichste und wichtigste Landschaft dem Beginn unglücklicher Verhängnisse offen, die den dänischen Staat an den Rand des Verderbens bringen sollten! Wir können nicht umhin, die dänische Staatskunst großer Fehler zu beschuldigen,

indem sie weder das Unglück abzuwenden, noch sich darauf vorzubereiten gewußt, und ihr Spiel so übel berechnet hat, daß blos die alte allgemeine Untreue europäischer Staatskünste sich darin offenbarte, ohne die Macht und den Gewinn, durch welche andere Staaten in solchen Fällen ihr Thun beschönigen, damit zu verbinden. Es ist übrigens eine alte Bemerkung, daß jede Staatsführung viel leichter anzugreifen, als irgend eine zu vertheidigen ist, und so konnten auch die dänischen Schriftsteller, welche gegen Wilhelm Schlegels über die dänischen Angelegenheiten erschienene Schriften aufstanden, durch Gegenbeschuldigungen am besten ihres Landes Sachwalter seyn.

Am 4ten December rückte der Kronprinz von Schweden mit allen Truppen über die Stecknitz nach Holstein vor. Der Marschall Davoust zog alle französischen Truppen zusammen und gegen Hamburg zurück, indem er die rechte Flanke der bey Oldesloh aufgestellten Dänen unbedeckt ließ. Die Besorgniß des Marschalls, daß die Dänen, um die drohende Gefahr abzuwenden, lieber dem Bündnisse mit Frankreich entsagen möchten, hatte ihn abgehalten, sie auf das Herannahende aufmerksam zu machen, und zu den Maßregeln aufzurufen, durch welche sie ihm widerstehen konnten. Er traute den Dänen schon seit langer Zeit nicht mehr recht, und überließ dieselben

den jetzt unbedenklich ihrem Schicksale. Während der General Woronzoff über Bergedorf die Franzosen gegen Hamburg verfolgte, rückte der General Wallmoden gerade auf Oldesloe, und der Marschall Stedingk mit den schwedischen Truppen gegen Lübeck vor. Der General Tettenborn eilte über Trittau in das Innere von Holstein einzudringen, schnitt alle Verbindung zwischen Hamburg und Oldesloe ab, und bedrängte die rechte Flanke der Dänen, indem er sich des Dorfes Elmenhorst bemächtigte, welches mehrmals genommen und wiedergenommen, zuletzt aber von den Kosaken behauptet wurde. Bevor die Vortheile auf dieser Seite verfolgt werden konnten, verließ plötzlich der Prinz Friedrich von Hessen die Stellung bey Oldesloe, die durch uns umgangen und durch den General Wallmoden schon von vorne bedroht war, und zog sich über Segeberg gegen Kiel zurück. Der General Tettenborn hatte nicht sobald Nachricht von dieser Bewegung, als er schleunigst aufbrach, um dem Feinde in der Flanke zu bleiben, und wo möglich zuvorzukommen. Durch die entsetzlichsten Wege, wo die Pferde oft bis an den Bauch in Morast sanken, dann über tiefe Graben setzten und häufig stundenlang sich durch Buschgewässer und einbrechendes Eis fortarbeiten mußten, ging nun unser Marsch in den folgenden Tagen ohne

Unterschied Tag und Nacht gegen die Eyder fort, indem nur in den zum Futtern unumgänglich nöthigen Stunden geruht wurde. Am 6ten December vor Tagesanbruch erschien der General Tettenborn in Bramstedt, zum größten Erstaunen der Einwohner, die noch kaum an einen Feind gedacht hatten. Einige dänische Offiziere, die sich ruhig im Rücken ihrer Truppen zu befinden meinten, wurden gefangen genommen; die wichtigsten Papiere aller Art fielen in unsere Hände. Das Merkwürdigste war ein Schreiben des Königs von Dänemark an den Prinzen Friedrich von Hessen, worin die ganze Lage des Staats auf das Deutlichste enthüllt wurde. Die Franzosen, hieß es unter Anderm, hörten schon seit drey Monaten auf, die festgesetzten Summen zu bezahlen, es fehle daher gänzlich an Geld wie an Truppen, und der Krieg könne unmöglich fortgesetzt werden, ohne selbst Jütland in Gefahr zu bringen, es müsse daher auf alle Fälle schleunigst ein Waffenstillstand geschlossen werden, damit der Graf Bernstorf inzwischen den Frieden einleiten könne. Von dem Marschall Davoust war weiter nicht die Rede, als daß er, falls die Verbündeten es wollten, mit in den Waffenstillstand eingeschlossen werden könne. Dieses Schreiben wäre auf jeden Fall zu spät gekommen, um dem Prinzen Friedrich von Hessen noch zu nützen, da er schon in völ-

ligem Rückzug war; dem Kronprinzen von Schweden offenbarte es immer früh genug den ganzen Zustand seines Gegners, um mit desto größerer Zuversicht das Angefangene durchzuführen. Von Bramstedt aus sandte der General Tettenborn eine Partey unter dem Rittmeister Bismark unmittelbar gegen Kiel vor, die häufig mit dänischen Abtheilungen ins Gefecht kam, und nachdem sie vor den Thoren von Kiel sich gezeigt hatte, inmitten aller Feinde glücklich ihren Rückzug bewerkstelligte; eine andere Partey, von dem Rittmeister Boxhmer, welcher der Gegend kundig war, geführt, ging seitwärts nach Itzehoe, drang plötzlich in die Stadt und überfiel eine Abtheilung von mehr als 200 dänischen Reitern, die nach vergeblichem Widerstande sämmtlich gefangen oder niedergemacht wurden. Mittlerweile war auch die französische Reiterey, welche unter dem General Vichery den General Woronzoff bey Wandsbeck angegriffen hatte, durch die russische Reiterey des Generals Pahlen mit großem Verlust geworfen und zum Theil niedergestochen worden. Lübeck hatte sich an den Marschall Stedingk ergeben, und die Schweden rückten den Dänen auf dem Fuße nach. Bey Bornhöft, einem durch eine frühere Niederlage der Dänen, wo auch hanseatische Bundestruppen gegen sie mitfochten, berühmten Orte, kam es zu einem heftis

gen Treffen, worin die Dänen geschlagen wurden. Unser Marsch ging nun über Neumünster und Mortorp eiligst gegen die Eyder fort, und zunächst auf Rendsburg, welches noch nicht gehörig besetzt war. Unterwegs nahmen wir dem Feinde eine Anzahl Pulverwagen, 120 andere Wagen, die von Altona nach Rendsburg gehen sollten, nebst deren Bedeckung und über 300 Gefangene ab. In einem Dorfe, welches von dänischen Truppen besetzt war, befand sich der General Tettenborn mit wenigen Kosaken mitten unter ihnen, ohne es zu wissen, bis sie entdeckt und als Gefangene hervorgezogen wurden. Vor Rendsburg hatte der Feind das Dorf Jevenstedt mit beträchtlichem Fußvolk und 6 Stücken Geschütz besetzt, und dasselbe gegen den Angriff der Kosaken behauptet; der General Tettenborn wandte sich daher, weil auf dieser Seite ohne Fußvölker nicht durchzudringen, und der General Wallmoden schon in vollem Vorrücken war, links an der Eyder hinab, um einen Uebergang zu suchen, und Rendsburg auf der andern Seite zu umgehen, die Zufuhren zu verhindern und in das Innere von Schleswig zu streifen. Am 9ten December Abends erreichte er Friedrichsstadt gegenüber das Ufer der Eyder, und ließ noch am nämlichen Tage eine Abtheilung Kosaken übersetzen und in die Stadt einrücken. Am folgenden Tage wurde auch Tönningen und gleich

darauf Husum besetzt, wo die dänischen Truppen eiligst abzogen und 10 Kanonen zurück liessen. Alle Kosaken des Generals Tettenborn befanden sich schon auf dem rechten Ufer der Eyder, und seine Partepen streiften rechts gegen Rendsburg und Schleswig, vorwärts auf den Straßen nach Flensburg und Tondern, links gegen die Nordsee hin, wo die den Ausfluß der Eyder beherrschende und mit 28 Kanonen vertheidigte Schanze von Vollerwieck eng eingeschlossen wurde. Schon bereitete sich der General Tettenborn zu einem kühnen Ueberfall auf die Stadt Schleswig selbst, und hatte eine starke Partey nach Flensburg abgeschickt, wodurch alle Verbindung zu Lande zwischen der dänischen Kriegsmacht und den rückwärtigen Gegenden aufgehoben worden wäre; allein ein unvorhergesehenes Ereigniß nöthigte denselben seine Truppen möglichst zusammenzuziehen und zwischen Rendsburg und Schleswig seine Aufmerksamkeit zu theilen.

Der General Wallmoden hatte den General Dörnberg mit dem größten Theil seiner Truppen zwischen Rendsburg und Kiel am 9ten December über die Eyder gesandt, um den in Kiel angelangten Feind von Eckernförde, wohin man glaubte, daß er seinen Rückzug nehmen würde, abzuschneiden. Schon war der General Dörnberg über Wittenser hinaus vorgerückt und hatte

7 Kanonen genommen, als der Feind plötzlich bey Gettorf den Weg nach Rendsburg einschlug und dadurch die Verbindung zwischen dem General Dörnberg und dem General Wallmoden, die über Kluvenäck Statt fand, unterbrach. Der General Wallmoden, der mit den übrigen Truppen dem General Dörnberg nachfolgte und am 10ten mit ihm wieder vereinigt zu ſeyn dachte, ſah ſich plötzlich durch das ganze däniſche Truppenkorps, das nach Rendsburg marſchirte, überraſcht und angegriffen. Das Dorf Sehſtedt wurde eine Zeitlang hartnäckig vertheidigt, allein endlich von den Dänen genommen, deren ganze Macht über 10,000 Mann betrug, während der General Wallmoden kaum 4000 beyſammen hatte. Die Gegend war den Dänen günſtig, und zur Entwickelung ihrer Streitkräfte hinlänglich offen, die Unſern ſtanden beengt zwiſchen Einhegungen, Gebüſch und Sümpfen, welche die alte Eyder bildet. Ein Bataillon rechts konnte nicht durchdringen zum Angriff und muſſte umkehren; die andern Bataillons ſtanden zwiſchen Sehſtedt und der Eyder und hielten die Straße beſetzt. Der Feind drang unaufhaltſam vor mit Fußvolk, Geſchütz und Reiterey, und das Treffen wurde lebhaft und allgemein. In dieſem Augenblick brach die däniſche Reiterey, welche ſich bey allen Gelegenheiten als eine vortreffliche Truppe bewährt hat,

mit solch ungestümer Verwegenheit hervor, daß Alles über den Haufen geworfen und versprengt wurde, was sich in ihrem Wege fand. Zwey Kanonen, die sich im unrechten Zeitpunkt zurückziehen und die Straße gewinnen wollten, wurden genommen, der General Wallmoden selbst war in das Handgemenge gerathen. Einige Schwadronen Husaren und die mecklenburgischen Jäger hielten den Feind endlich in seiner Verfolgung auf und machten selbst einen kühnen Angriff, durch den die Sachen wieder einigermaßen hergestellt wurden. Der Prinz Gustav von Mecklenburg wurde bey diesem Angriff, den er vortrefflich geführt hatte, verwundet. Zwey Bataillons des Generals Wallmoden, die links von ihm getrennt waren, schlugen sich inzwischen auf ihre eigne Hand mit dem Feinde herum, und nahmen 2 Kanonen, von denen jedoch eine wieder verloren ging. Das Gefecht dauerte bis spät Abends fort, während die Hauptmasse der dänischen Truppen ruhig nach Rendsburg vorüberzog. Vergebens hatte der General Wallmoden die Ankunft des Generals Vegesack gehofft, der mit schwedischen Truppen nahe hinter ihm folgte, aber erst nach dem Gefecht eintraf. Die Schweden hatten den Befehl, auf keinen Fall über die Eyder vorzugehen.

Dieses Treffen, in welchem jeder der beyden

Theile über 1000 Mann verloren hatte, schien anfangs nachtheiliger, als sich nachher fand. Der General Dörnberg blieb eine Zeitlang seiner nächsten Verbindung mit seinem Rücken beraubt, und der Kronprinz von Schweden, welcher fürchtete, der Feind könne von Rendsburg aus mit Uebermacht über denselben herfallen, sandte eiligst dem General Tettenborn den Befehl, seine Truppen bey Kropp zusammenzuziehen, um den General Dörnberg nöthigenfalls aufnehmen, und sich mit ihm den Rückweg über die Eyder bey Friedrichsstadt sichern zu können. Die Gefahr war aber sogleich wieder entschwunden, und der General Tettenborn eben im Begriff die Stadt Schleswig anzugreifen, als die Nachricht eines Waffenstillstandes, der zwischen Dänemark und dem Kronprinzen von Schweden auf 14 Tage abgeschlossen worden, unsern Truppen eine vollkommene und höchst nöthige Ruhezeit schenkte. Der General Tettenborn verlegte sein Hauptquartier nach Tönningen. Die wichtige Schanze bey Vokerwieck, welche anfangs keinen Vorschlägen zur Uebergabe hatte Gehör geben lassen, war durch den Lieutenant Behrens ernstlich angegriffen und aus dem bereits genommenen groben Geschütz so wirksam beschossen worden, daß sie noch vor dem Abschlusse des Waffenstillstandes sich ergab. Die Besatzung erhielt freyen

Abzug unter der Bedingung in Jahresfrist nicht wieder zu dienen. Große Vorräthe von Pulver, Kugeln und andern Kriegsbedürfnissen, nebst 28 Kanonen, fielen in unsere Hände.

Der Waffenstillstand war durch österreichische Dazwischenkunft zu Stande gekommen und der Graf Bombelles hatte den Auftrag, auch die Friedensunterhandlungen in der Eigenschaft eines österreichischen Vermittlers einzuleiten. Die Bedingungen waren hart, denn indem auf der einen Seite die Waffen ruhten, ging die Beschießung von Glückstadt und Friedrichsort ungestört weiter, und beyde Festungen fielen. Aber die Lage der dänischen Sachen konnte auch wahrlich nicht große Ansprüche begründen. Die eigentlich streitfertige Kriegsmacht hatte das Feld geräumt, und bildete die kaum hinlängliche Besatzung von Rendsburg, wo sie ohne Vorräthe von Lebensmitteln und Kriegsbedürfnissen in der unvorbereiteten Festung durch Uebermacht eingeschlossen war; die übrigen Truppen, in Schleswig, in Jütland und auf den Inseln vereinzelt, waren weder als Heer beysammen, noch selbst einzeln gleich im Stande zu fechten, alle Bedürfnisse fehlten, und ein völlig schlagfertiges Heer, das nur gerade in das unvertheidigte Land hineinzumarschiren brauchte, ließ auch die eiligsten Maßregeln zu spät kommen. Keine auswärtige Hülfe war zu hoffen,

denn

denn alle Mächte führten Krieg gegen Dänemark, keine innere Erhebung war möglich, denn das dänische Volk, das seinen Wohlstand schon lange leiden, und nun sein Letztes aufs Spiel gesetzt fand, suchte die Ursache seines Mißgeschicks nicht in den Fremden. In Holstein und Schleswig waren die Herzen der Einwohner unbedingt unserer Sache ergeben, die sie allgemein als die Sache der Freyheit ansahen; ja Viele wünschten jeden Frieden mit Dänemark entfernt, um die Hoffnung zu haben, bey fortgesetztem Kriege von diesem Staate abgerissen und deutschen Verhältnissen wieder zugetheilt zu werden. An die Errichtung eines Landsturms in den Herzogthümern konnte nur derjenige denken, der die allgemeine Stimme für sich hatte, in diesem Fall unbezweifelt der Anführer der Verbündeten, der selbst gegen die dänische Regierung, die es vergebens für sich versucht hatte, den Landsturm versammeln konnte. Erst in Jütland konnte die dänische Regierung auf einige Mithülfe des Volkes rechnen, das sie durch den General Wegener zu den Waffen aufrufen ließ; doch auch dieses begründete nur geringe Hofnung. Ohne Geld und Vertrauen, im Innern zerrüttet, die besten Landschaften vom Feinde besetzt, die übrigen zu Wasser und zu Lande bedroht, konnte Dänemark durch verzögernden Zeitgewinn nur neue Gefahren, neue Feinde

auf sich ziehen. Norwegen abzutreten schien in diesem Falle nur ein geringes Opfer für die Rettung des Uebrigen. Wie Dänemark und durch wessen Schuld es in diese verzweifelte Lage gerathen war, darüber galt jetzt keine Untersuchung, es befand sich einmal darin, und mußte im Gefühl derselben handeln. Allein sey es, daß die österreichische Vermittelung eine zu große Stütze dünkte, sey es, daß man hoffte, den Kronprinzen von Schweden durch die dringenden Wünsche der Verbündeten und vielleicht durch ihre Lage, bald nach dem Rhein abgerufen zu sehen, genug, der dänische Unterhändler, Bourke, willigte zwar sehr bald in die Abtretung Norwegens, forderte aber dagegen solche Entschädigungen, daß man darüber unwillig werden mußte. Die Hansestädte, ein großes Stück von Hannover und die ganze Nordseeküste bis Ostfriesland wären allerdings ein schöner Zuwachs des dänischen Staats gewesen, der jedoch seine neue Macht in Deutschland nicht dadurch sehr empfehlen konnte, daß er sie auf den Untergang der glücklichsten Freystaaten zu bauen dachte. Nachdem diese und ähnliche Anträge verworfen und der Waffenstillstand unter ungenügenden Verhandlungen beynah abgelaufen war, ohne daß man dänischer Seits ernsthafte Anstalten zum Frieden, wohl aber die eiligsten zum Kriege machte, so glaubte

der Kronprinz von Schweden in der dänischen Regierung keine andere, als die Pflicht zu erkennen, durch Zeitgewinn die Verbündeten gegen die Begehren des Kronprinzen zu stimmen, und denselben der Bundestruppen beraubt allein zu bekriegen. In dieser Meinung wurde er bestärkt, als vor dem völligen Ablauf des Waffenstillstandes der Unterhändler Bourke und der Graf Bombelles aufs Neue in seinem Hauptquartier zu Kiel erschienen, und Statt wegen der Hauptsache, nämlich wegen des Friedens, neue Eröffnungen zu machen, blos eine Verlängerung des Waffenstillstandes nachsuchten, für alles Weitere aber ohne Vollmacht zu seyn bekannten. Der Kronprinz fand in seinem Zorn, daß für eine blos militärische Anordnung, wie die Verlängerung eines Waffenstillstandes wäre, es hier mit einem Trompeter, der einen Brief auf den Vorposten abgegeben hätte, vollkommen genug gewesen wäre, und die Erscheinung von Ministern, die solch untergeordneter Sache wegen kämen, und, sobald man die Hauptsache berühren wolle, sich mit dem Mangel an Vollmachten entschuldigten, nur ein diplomatisches Gaukelspiel sey. Er versammelte die seinem Hauptquartiere folgenden Minister der verbündeten Mächte, und hielt in ihrer Gegenwart dem dänischen Unterhändler alles vor, was die dänische Regierung gegen die all-

gemeine Sache verſchuldet habe, und was ſie noch verſchulde durch das ſträfliche Hinhalten, durch welches ſie die verbündeten Waffen hier verzögere. Er führte mit ſtarker Beredſamkeit das Bild der gegenwärtigen Lage aus, rühmte ſich des treuen Beyſtandes ſeiner übereinſtimmenden Bundesgenoſſen, und erklärte die Vermittlung Oeſterreichs als eine Maßregel, die ebenfalls nur zu Gunſten Schwedens angeſehen werden dürfe, ſo ſehr auch die Dänen ſich und Andre von dem Gegentheile überreden möchten. Das Feuer der Rede führte dann in weiteres Feld und größere Ausſichten, und der Kronprinz ſchloß mit den damals kühnen und ſtets denkwürdigen Worten: „Aber was auch im Werke ſeyn und wie die Dinge ſich wenden mögen, ich erkläre hier feyerlich und betheure es bey meinem heiligſten Ehrenwort, daß nicht Napoleon in Frankreich herrſchen bleibt, und nicht der König von Rom; vielleicht glaubt Jemand, daß ich ſelbſt darnach ſtrebe, allein meine Blicke erheben ſich nicht dahin; das Volk wird wählen und ſich dem anvertrauen, den es dazu würdig hält.“ Die Verlängerung des Waffenſtillſtandes ſchlug der Kronprinz anfangs ab, bis er dieſelbe auf vieles Bitten endlich bis zum 7ten Januar zugeſtand, jedoch unter der Bedingung, daß in der Zwiſchenzeit keine däniſchen Truppen von den Inſeln auf

das feſte Land übergeſetzt würden. Eine neue Unannehmlichkeit reizte die Gemüther in dieſen Tagen auf. Der Prinz Friedrich von Heſſen hatte einen Kurier, der, aus dem großen Hauptquartier kommend, während des Waffenſtillſtandes durch Rendsburg ging, um den General Wallmoden aufzuſuchen; ſeine Briefſchaften abgenommen und erbrochen, darauf dieſelben an den General Wallmoden mit der Entſchuldigung weiter geſandt, daß er der Neugierde nicht habe widerſtehen können um zu erfahren, ob etwas über den Frieden darin enthalten geweſen.

Allein auch dieſe Verlängerung führte zu keinem Ergebniß, und die Dänen lieſſen es zum Wiederausbruch der Feindſeligkeiten kommen, um wenige Tage ſpäter am Belte die Bedingungen einzugeben, die ſie mit Verſchonung des Herzogthums Schleswig ſchon an der Eyder eingehen konnten. Der General Tettenborn hatte ſeine Koſaken, nachdem ek ihnen 4 Feldſtücke, welche ſie mit Geſchicklichkeit bedienen gelernt, zugegeben, bey Huſum zuſammengezogen, und brach am 6ten Januar nach Schleswig auf, welches der Feind bereits geräumt hatte. Der Marſch ging in den folgenden Tagen unausgeſetzt mit größter Schnelligkeit, weil die Dänen überall wichen, über Flensburg, Apenrade, Hadersleben und Chriſtiansfelde gegen Kolding, wo ſich der Feind zuerſt

wieder fehte. Eine ſtarke Parthey hatte der General Tettenborn eben ſo an der weſtlichen Küſte über Tondern nach Ropen vorgeſchickt. Unterwegs waren uns der däniſche Unterhändler Bonde und der Graf Bombelles begegnet, die eiligſt zu dem Kronprinzen von Schweden reiſten, der in Kiel geblieben war, um die Belagerung von Rendsburg in der Nähe zu betreiben; und außer dem General Tettenborn nur noch den General Stjöldebrand mit einiger ſchwediſchen Reiterey nach Flensburg vorgeſchickt hatte, alle übrigen Truppen aber an der Eyder beyſammen hielt. Schon waren bey Wönſild einige heftige Scharmützel vorgefallen, und der Feind, nachdem er durch den Major Droſte und Rittmeiſter Herbert aus dem Orte vertrieben und gegen Kolding zurückgeworfen worden, mit trefflicher Reiterey wieder vorgedrungen, ſo daß der General Tettenborn nun ſelbſt gegen ihn aufbrechen wollte, als am 9ten Januar Abends die Nachricht einlief, daß der Frieden ſo gut wie abgeſchloſſen und einſtweilen von beyden Theilen eine Waffenruhe anbefohlen ſey. Während der General Tettenborn die Entſcheidung der Dinge in Hadersleben abwartete, rückte ein däniſcher Oberſtlieutenant mit beträchtlicher Truppenſtärke von der Inſel Alſen aus in unſerm Rücken gegen Apenrade vor und wollte den Krieg für ſich allein fort-

ſetzen. Der General Tettenborn ſandte ſogleich ein Regiment Koſaken unter dem Major Droſte dahin, um den Feind zurückzuwerfen; dieſer fand ihn aber ſchon innerhalb der Linie zurückgezogen, die ihm der General Schöldebrand nachgiebig zugeſtanden hatte. Nach manchen Mißhelligkeiten und ſchwierigen Verhandlungen wurde endlich der Frieden unterzeichnet, und wir verlieſſen in Eilmärſchen das Herzogthum Schleswig, gingen bey Friedrichsſtadt über die Eyder, raſteten einige Tage, während welcher die Beſtätigung des Friedens von Seiten des Königs von Dänemark erwartet wurde, in Heyde, und traten am 25ſten Januar von dort unſern Marſch nach dem Rhein an. In dem däniſchen Kriege war unſerer Sache ein neuer Bundesgenoſſe erobert, und 10,000 Dänen vermehrten das Heer, mit welchem der Kronprinz nach dem Rhein eilte, während die Belagerung von Hamburg dem von der obern Elbe herangezogenen Heer des Generals Beningſen übertragen wurde.

Nach vorübergehenden Bedenklichkeiten waren die verbündeten Heere in Frankreich von allen Seiten eingedrungen und bewegten ſich langſam von dem ausgedehnten Bogen des Rheins zwiſchen den Niederlanden und der Schweiz mit großen Kräften gegen Paris als die Mitte des Landes vor. Die Neigung Frieden zu ſchließen ſtellte ſich

nach jedem glücklichen Fortſchritt mit den dringendſten Mahnungen regelmäßig ein, und hätte bey dauernden Unfällen unwiderſtehlich gebeten; der Anblick von Baſel erregte die Sehnſucht nach einem zweyten Baſeler Frieden, für den es doch kein Zeichen günſtiger Vorbedeutung ſeyn konnte, daß er unter den Kanonen einer franzöſiſchen Feſtung hätte verhandelt werden müſſen; die Reihen von Feſtungen, welche drohend im Rücken und ſelbſt dem ſiegenden Vordringen gefährlich blieben mußten, konnte leicht diejenigen ſchrecken, welche Alles an dieſen Kampf zu ſetzen noch nicht entſchloſſen waren. Allein die drängende Gewalt des allgemeinen Geiſtes und Muthes, ja die Entwickelung der äußern Verhältniſſe ſelbſt, riß jedesmal die Sache über die Bedenklichkeiten hemmenden Verſtandes hinweg und führte ſie muthig vorwärts zur größern Ausführung eines Krieges, der ſeine Vollendung nur im Herzen von Frankreich finden konnte. Im Gegenſatze jener zurückhaltenden und ängſtlichen Seelen wirkten andere, ſowol Staatsmänner als Feldherren, mit muthiger Begeiſterung und nachdrücklicher Beharrlichkeit tapfer fort, erregten die ganze Kraft Deutſchlands zu bewaffnetem Aufſtehen, errichteten Landswehren und Landſturm, ſoweit deutſche Völker befreyt ſtanden, und ſorgten mit unerſchütterlichem Ernſt und weiſer Einſicht, daß die ſtreitens-

den Heere unaufhörlich ergänzt, vermehrt und durch neue unterſtützt würden. Nie kann den Deutſchen vergeſſen ſeyn, wie glücklich ihr zerſtreuter guter Wille, ihre einzelne Kraft in dem ſtrengen Muthe des Freyherrn vom Stein aufgefaſſt und vereinigt worden. Ihm hatte das Vertrauen der verbündeten Herrſcher eine beyſpielloſe Verwaltungsmacht gegeben, deren Größe ſich erſt in Unfällen und Zwiſtigkeiten, die Gottlob nicht erſchienen ſind, zu Deutſchlands Rettung aufgethan haben würde, jetzt aber übereinſtimmend und ungetrennt mit den übrigen Staatsmännern der Verbündeten zu demſelben Ziele wirkte. Dieſen vereinten Bemühungen, in welchen, durch früh durchdachte und begeiſterte Thätigkeit, Männer wie Rühle und Eichhorn ihre vaterländiſche Stelle ſchön erfüllten, hatte man es zu danken, daß, ohne die preußiſchen und öſterreichiſchen Kriegsvölker, blos aus den früher den Franzoſen dienſtbaren deutſchen Ländern, im Frühjahr 1814 über 300,000 Deutſche ſtreitfertig unter den Waffen ſtanden, und im ganzen Lande für die Freyheit keine Hand mehr unbewehrt blieb. In allen Ländern, durch welche der Marſch nach dem Rhein uns führte, erſcholl der Ruf der Waffen und erhob ſich kriegeriſche Anſtalt. Ausgeglichen im Voraus ſchien durch das, was in Deutſchland geſchah, jeder Nachtheil, der uns in Frankreich betreffen

konnte. Es war nöthig, dieſe Zuverſicht in einen Kampf mitzunehmen, der bey aller begünſtigenden Hoffnung noch keineswegs entſchieden, und mehr als je gefährlich war. Denn der Kaiſer Napoleon bot ſeinerſeits alle Kräfte ſeines heftigen Willens und ſeines zu deſſen Folgleiſtung auf alle Weiſe ausgebildeten Volkes auf, um dem Andrange ſo vieler Völker zu widerſtehen; wie ſonſt die Lüge, gebrauchte er jetzt die Wahrheit und ſtellte den Ruhm und den Untergang Frankreichs neben einander; er ſelbſt, furchtlos und unerſchreckt inmitten alles hereinbrechenden Verderbens, verlangte mit heißer Begier und kaltem Entſchluß nur Krieg und Schlacht, ſein durch keinen Unfall ihm fremd gewordenes Element, in welchem er jetzt auf doppelt heimiſchem Boden ſtand und jedem Gegner doppelt furchtbar werden mußte. Seine aus Spanien zurückgeſchlagenen Kerntruppen zog er an ſich, das Volk regte er durch alle Künſte geübter Verlockungen gegen uns auf, und ihm gelang, die Stimmung der Franzoſen ungünſtiger gegen uns, als gegen ihn ſelbſt, zu erhalten. Was konnten wir ihnen auch bieten? Moreau war todt; die Bourbons ſtanden beyden Theilen in dunkler Ferne, und mit Napoleon ſelbſt hörten wir nicht auf zu unterhandeln. Unter dieſen Umſtänden konnte das Erſcheinen des Kronprinzen von Schwe-

den, als Bernadotte dem Volke noch in gutem Andenken und dem Krieger theuer, dem Vertrauen Aller am nächsten, den günstigsten Einfluß für uns haben und die Lage der Dinge in Frankreich zu bedeutenden Veränderungen führen. Er selbst dachte in der Richtung von Soissons vorzugehen und ordnete Alles zu einem Feldzuge an, den persönlich auszuführen spätere Entwickelungen der Verhältnisse ihn verhinderten. Seine Gesinnung sprach sich fortdauernd offen aus, und noch in Köln gab er den Abgeordneten der Stadt in einer schönen Rede die Versicherung, daß diese Länder, die er einst als französischer General für Frankreich erobern und jetzt davon abreisen helfen, dereinst für die Freyheit, niemals wieder an Frankreich zurückfallen würden. Der General Tettenborn blieb unter seinem unmittelbaren Befehl und erhielt den Auftrag vorauseilend zwischen dem Heere des Kronprinzen, von welchem ein großer Theil unter den Generalen Winzingerode und Bülow schon in der vordersten Linie standen, und dem des Feldmarschalls Blücher in Frankreich einzudringen, zwischen beyden die so dringend nöthige Verbindung zu erhalten, und vor deren Front und auf deren Flanken nach den Umständen thätig zu wirken.

Nachdem unsere Truppen durch angestrengte Eilmärsche am 11ten Februar den Rhein erreicht

und bey Köln übergesetzt hatten, rasteten wir wenige Tage in Bonn und setzten dann unsern Marsch über Andernach, Kaiserslesch und Wittlich nach Trier fort, ohne die Bremischen Hanseaten, welche auf ihr dringendes Verlangen dem Oberbefehl des Generals Tettenborn gleichfalls angehören sollten, abwarten zu können; da die Folge uns mehr und mehr ihrem Nachrücken entfernte, so blieben sie bey dem Kronprinzen in den Niederlanden zurück. In Trier hielten die Truppen, ermüdet von den entsetzlichen Gebirgswegen und den Beschwerlichkeiten der ungünstigen Witterung, abermals einige Rasttage, die um so nöthiger waren, als noch schlechtere Nebenwege in höherem Gebirg, einem Zuge der Ardennen, uns bevorstanden, und uns dicht unter den vom Feinde besetzten Festungen Luxemburg und Montmedy in der Mitte zwischen den beyden andern Sedan und Verdun durchführen sollten; unter allen diesen Festungen war nur Luxemburg, und zwar durch hessische Truppen, umstellt, die ganz neu errichtet und ohne Patronen nur eine schwache Schutzwehr gegen die häufigen Ausfälle des Feindes bilden konnten. Um den wieder deutsch gewordenen, aber durch französische Nähe am meisten beunruhigten Ländern Zuversicht und Ordnung zu geben, hatte der Generalgouverneur des Mittelrheins, Justus Gruner, seinen Sitz

in Trier genommen. Dieſer Staatsmann, den der Freyherr von Stein als oberſter Leiter der verbündeten Verwaltung vorzugsweiſe den Gegenden gab, wo Kühnheit und Geſchicklichkeit mit Gefahren plötzlicher Ereigniſſe zu kämpfen hatten, befand ſich auf dieſen vorgerückten Poſten gewiſſermaßen als ein Genoſſe der Krieger und erfüllte Alles mit der Sicherheit und dem Muthe, die ihn auch in zweifelhaften Dingen nicht verließen. Die einſichtsvolle Klugheit und der feſte Gang ſeiner Maßregeln hatte in der kürzeſten Zeit dieſe von Frankreich kaum abgetretene Landſchaft durch weſentliche Züge wieder einem deutſchen Lande ähnlich gemacht, und er war eben im Begriff, dem Volke, das ſich gern durch bewaffnete Kriegsmacht in ſeiner neuen Hoffnung beſtätigt ſehen wollte, dieſe Beſtätigung durch ſeine eigne Bewaffnung zu verleihen.

Der General Tettenborn verließ Trier am 19ten Februar und marſchirte über Grevenmachern, an Luxemburg vorbey, über Arlon auf Montmedy, welche Feſtung er, während die Truppen vorüberzogen, umſtellen und beobachten ließ und ſodann nach Stenay, wo er über die Maas gehen wollte. Dieſer ganze Marſch mußte mit größter Vorſicht geſchehen, da nicht allein alle Nachrichten über den Waffenzuſtand des Landes ſehr benutzigend waren, ſondern auch die

Besatzungen aus den zahlreichen unbenannten Festungen völlig freyes Spiel hatten, unvermuthet erscheinen und in den Gebirgen und Engwegen dem aus bloßer Reiterey bestehenden Truppenkorps höchst gefährlich werden konnten. Die Brücke bey Stenay, welche die Franzosen, die von Montmedy öfters herabkommen konnten, gesprengt hatten, war bald hergestellt und der Uebergang über die Maas am 23sten Februar bewerkstelligt. Am folgenden Tage, bevor wir Vouziers erreichten, hatten wir in den Waldungen ein heftiges Gefecht zu bestehen; die Förster der ganzen umliegenden Gegend, die Gensd'armen und was sich sonst an Kriegsleuten fand, hatten sich auf die Nachricht von dem Anrücken feindlicher Truppen, deren hier noch keine gesehen worden waren, zusammengerottet und wollten uns den Weg streitig machen. Sie griffen den Vortrab muthig an und wichen erst in die Wälder zurück, als sie merkten, daß die Haupttruppe nachkäme und sie es mit mehr als einer bloßen Streifpartey zu thun hätten. Die Einwohner des ganzen Landes schienen nicht abgeneigt bey erster Gelegenheit feindlich gegen uns aufzutreten, sie waren bewaffnet und zum Theil erst vor Kurzem von Seiten der Regierung mit allen Kriegsbedürfnissen versehen und zum Aufstande angereizt worden; aus den nahen Festungen konnten sie alle Hülfe er-

warten und im äußerſten Falle darin für ihre Perſonen und Habſeligkeiten eine ſichere Zuflucht finden. Hiezu kam noch, daß durch die eifertige Sorge der franzöſiſchen Regierung bereits die Nachricht von den Unfällen, welche der Feldmarſchall Blücher bey Montmirail, Eteges und Champaubert erlitten hatte, und die wir zuerſt in Vouziers erfuhren, ausgebreitet war und nur den prahleriſchen Verkündigungen dieſer und früherer Ereigniſſe hatten wir es zu danken, daß das Volk, im Zweifel an der völligen Wahrheit derſelben, den Lockungen zum Aufſtande noch nicht folgte. Dieſer Eintritt in Frankreich zeigte uns gleich anfangs, welch ernſte Art der Krieg hier annehme, und der General Tettenborn verdoppelte ſeine Vorſicht, Strenge und Aufmerkſamkeit.

Am 25ſten Februar erreichte der General Tettenborn endlich, nachdem er ſich ohne irgend einen Verluſt zwiſchen allen Feſtungen und durch das gährende Land durchgewunden, wieder die erſten ruſſiſchen Truppen und traf Abends in Rheims ein, wo der General Winzingerode ſein Hauptquartier hatte. Die Lage, in welcher wir die Dinge fanden, wollen wir in Kürze mittheilen. Der Feldmarſchall Blücher hatte ſeinen Rückzug auf Chalons ſehr glücklich bewerkſtelligt und ſein Heer durch die Verbindung mit dem Hauptheere des Feldmarſchalls Schwarzen-

berg, das ſich zu dieſem Behuf etwas zurückgezogen hatte, wieder in Stand geſetzt dem Feinde die Spitze zu bieten. Napoleon mit ſeinen Schaaren bewegte ſich ihnen gegenüber in ungewiſſen Entwürfen, und obwol übermüthig ſich brüſtend auf die zuletzt errungenen Vortheile ſchien er gleichwol eine allgemeine Schlacht in dieſem Augenblicke nicht gerade erzwingen zu wollen. Nie hatte man ein entſchiedneres Bedürfniß nach dem vereinigten Heere des Kronprinzen von Schweden gefühlt, als gerade jetzt, da eine ſolche Macht unter einem ſolchen Anführer in Napoleons linker Flanke aufgeſtellt deſſen Aufmerkſamkeit hätte theilen und ſeine freyen Bewegungskünſte hemmen müſſen. Die beyden Abtheilungen, welche allein von dieſem Heere vorgeſchoben waren und weit entfernt von aller Unterſtützung einzeln bey Rheims und Soiſſons ſtanden, waren zu ſchwach, um nicht, im Fall Napoleon ſich auf ſie würfe, eiligſt bis nach den Niederlanden entweichen zu müſſen, und der General Winzingerode hatte demzufolge alle ſeine Maßregeln mit größter Vorſicht getroffen. Soiſſons hatte er mit Sturm genommen, aber ſpäter dem Feinde wieder überlaſſen, um ſeine ganze Aufmerkſamkeit gegen die Marne und Aube zu wenden. Der General Benkendorf, der die Vortruppen auf dieſer Seite befehligte, hielt

Eper-

Epernay beſetzt und ſandte Parteyen aus, die jedoch, ohne etwas vom Feinde zu entdecken, wiederkehrten. Die Stille und Ungewißheit, welche in den Kriegsbegebenheiten herrſchte, gab dem ganzen Zuſtande etwas Bedenkliches, das durch die fortdauernden Unterhandlungen mit Napoleon und durch die mancherley Anzeigen von unentſchloſſenem Wanken ſo großer Kräfte unangenehm vermehrt wurde. Napoleons unermüdeter Unternehmungsgeiſt, und mehr noch ſeine durch alle Unfälle nicht unterdrückte freche Sicherheit in behaglichem Feldherrengefühl, ſtörte ſchreckend fort, auch als ihm ſchon in dem Sinken und Abnehmen ſeiner Heere das Werkzeug ſeiner Arbeit zu verſagen begann. In einem ſchnellen Frieden, den man jetzt noch ziemlich vortheilhaft zu machen hoffen konnte, ſchien den Meiſten die beſte Auskunft für alle mißmüthige und ängſtliche Betrachtung, und dies Verlangen nach Frieden gewann um ſo leichter laute und freye Stimme, als Jeder die Ueberzeugung haben wollte, nur das Allgemeine, dem er ſeinen perſönlichen Wunſch nachſetze, damit zu berathen.

Nachdem der General Winzingerode die anfängliche Beſtimmung des Generals Tettenborn für den gegenwärtigen Augenblick beſonders zweckmäßig befunden und demſelben völlige Freyheit gegeben hatte, ſich nach eigner Beurtheilung

zu leiten, marſchirte dieſer ſogleich an die Marne und übernachtete am 26ſten Februar in Ay, nahe bey Epernay. An dieſem Tage war bey dem General Benkendorf, nach längerer Ungewißheit über die Ereigniſſe bey den großen Heeren, die Nachricht eingetroffen, daß der Feldmarſchall Blücher die franzöſiſche Heeresmacht dem Hauptheere des Feldmarſchalls Schwarzenberg gegenüber habe ſtehen laſſen, die Verbindung mit dieſem freywillig aufgegeben habe und mit dem ganzen ſchleſiſchen Heere in ſtarken Märſchen in der Richtung nach Paris auf Meaux vorgerückt ſey. Dieſe kühne herrliche Bewegung, vielleicht die richtigſte in dem ganzen Feldzuge und ein erfreulicher Beweis, daß weder der Feldherr noch ſein Heer, ſelbſt nach den letzten Unfällen, ſich durch das Anſehen Napoleons ſchrecken laſſe, wurde gleichwol anfangs verkannt und erregte einige Beſorgniß, indem man das Hauptheer des Feldmarſchalls Schwarzenberg ſowol, als auch die einzelnen Korps der Generale Winzingerode und Bülow dadurch der Ueberlegenheit Napoleons nach deſſen Willkür preisgegeben zu ſehen meinte. Aber vielmehr Napoleons eigne Flanke und ſeine Hauptſtadt Paris waren durch den kühnen Entſchluß des alten, unerſchütterlichen Feldherrn, der, ohne zu zaudern, wieder zum kräftigen Angreifen überging, gefährlich

bedroht, und Napoleon durfte dies nimmermehr ruhig zugeben. Was jedoch diesem gemäß bey dem französischen Heere verging, darüber war man in völliger Unwissenheit, da man gar nicht einmal mit dem Feinde in Berührung stand. Der General Tettenborn faßte sogleich seinen Entschluß, brach am folgenden Morgen mit seiner Kosakenschaar auf, ging bey Epernay über die Marne und nahm seinen Marsch in gerader Richtung gegen die Aube nach Arcis, mit dem Vorsatz nicht eher anzuhalten, bis er auf den Feind stieße, überzeugt denselben auf dem Marsche rückwärts gegen Paris, oder vielleicht gar noch in seiner Stellung zu finden. In Vertus traf er den General Langeron, der von Chalons mit etwa tausend Reitern dem Feldmarschall Blücher nachfolgte und von den Bewegungen des Feindes ebenfalls nicht das Geringste wußte. Der General Tettenborn setzte jedoch mit Gewißheit voraus, daß Napoleon auf eine so große Bewegung, wie die des Feldmarschalls Blücher, eine entsprechende Gegenmaßregel genommen haben müsse; seine Beurtheilung sagte ihm, daß jene Gegenmaßregel nur darin bestehen könne, daß Napoleon dem schlesischen Heere eilig nachgehe und dasselbe seitwärts einzuholen trachte, und er setzte daher seinen Marsch unverändert in der Richtung fort, die sich mit der des Feindes

kreuzen mußte. Abends langte er in Fere Champenoise an und gedachte erst am folgenden Tage mit dem Feinde zusammenzutreffen. Nichtsdestoweniger sandte er alsbald den Rittmeister Bismark mit einer Abtheilung Kosaken auf die Straße, die schräg vor uns von Arcis nach Sezanne führte und noch in der Nacht kam dieser mit dem Feinde ins Gefecht. Andere Parteyen waren nach Haussimont, Mailly und Sezanne abgeschickt worden. In Fere Champenoise kam Nachts Feuer aus, und der Umstand, daß dasselbe in einem unbewohnten Gebäude entstanden, führte zu der Vermuthung, daß die hochaufschlagende und in der Ebene weitgesehene Flamme als ein absichtliches Zeichen unser Einrücken verkündigen sollte. Wir waren jedoch gegen jeden Ueberfall vollkommen gesichert und brachten die Nacht, ungeachtet des Gefechts, welches der Rittmeister Bismark ganz in unsrer Nähe unterhielt, ziemlich ruhig zu. Mit anbrechendem Tage aber wurde dieser plötzlich durch die größte Uebermacht gedrängt und ein starkes französisches Truppenkorps von mehrern tausend Reitern und vielem Geschütz warf sich gegen uns herüber. Wir verließen Fere Champenoise und zogen uns auf die Ebene, die sich von diesem Orte rückwärts gegen Vertus wellenförmig hinzieht. Die Franzosen rückten nach, und wurden hier, ungeachtet sie zum Schwadro-

nen entwickelten und vier Stücke Geſchütz ſpielen lieſſen, von zwey Regimentern Koſaken im Zaum gehalten und einigemal mit gutem Erfolg gejagt. Unter den Plänklern wurden viele zuſammengeſtochen, viele gefangen, Mammelucken und Dragoner der kaiſerlichen Garde. Bald aber bedeckten ſich die Höhen ganz ſchwarz mit Reitergeſchwadern und man unterſchied deutlich ſieben Regimenter, der Ausſage der Gefangenen nach ſämmtlich von der Garde. Auf die erſten Schüſſe war Napoleon herbeygeeilt, um zu ſehen, was es gebe, hatte eine große Maſſe Reiterey hier vorgeſchoben, die Plänkler angetrieben und die Kanonen gerichtet, während ſein ganzes Heer auf der Straße nach Sezanne unaufhaltſam fortmarſchirte, von unſern Parteyen aufmerkſam begleitet. Die Koſaken zogen ſich in guter Ordnung und im Schritt zurück, indem ſie von Zeit zu Zeit umkehrten, um die vorgeſandten Plänkler zu überraſchen, die der Haupttrupp des Feindes ihrem Schickſale überließ, indem er weder geſchloſſen hervorzubrechen noch ſich aufzulöſen wagte. Der General Tettenborn befand ſich zunächſt am Feind, und ſeine Entſchloſſenheit hatte die Wirkung, daß der Feind nicht weit über Fere Champenoiſe vorging, ſondern bald ſtehen blieb und gegen Abend den andern Truppen nach Sezanne nachfolgte. Napoleons Bewegung war durch

dieſes Gefecht entdeckt und ſeine ganze Abſicht enthüllt. Die wichtige Nachricht von dieſem Marſche, den Napoleon mit etwa 30,000 Mann Garden und anderer alten Truppen vollführte, theilte der General Tettenborn ſogleich den verſchiednen Befehlshabern der zunächſtſtehenden Truppen mit und ſandte Kuriere zu dem Feldmarſchall Schwarzenberg einerſeits, und zu dem Feldmarſchall Blücher auf der andern, hier das Annähern, dort das Weggehen des Kaiſers meldend. An beyden Orten war man höchſt erfreut, die Gewißheit von dem zu erfahren, was man einigermaßen vermuthet hatte, ohne darauf rechnen zu können. Napoleon ſah ſeine doppelte Hoffnung getäuſcht, indem er weder den Feldmarſchall Blücher überraſchen, noch den Feldmarſchall Schwarzenberg länger über die Stärke der ihm gegenüber ſtehengebliebenen Truppen in Irrthum erhalten konnte.

Der General Tettenborn folgte in den nächſten Tagen unabläſſig der Bewegung des franzöſiſchen Kaiſers in deſſen Flanke nach, ſandte Parteyen voraus und hinterdrein, und behielt ſo die genaueſte Kunde von der Richtung des Marſches mit jedem Schritte bey. Unſer Haupttrupp ging über Vertus, Champaubert nach Montmirail, die Parteyen von dort gegen Reveillon, la Ferté Gaucher und Rebais. Sie brachten alsbald

die Gewißheit, daß die franzöſiſche Macht die Richtung auf la Ferté ſous Jouarre nehme und dort über die Marne gehen werde. Der General Tettenborn beſchloß ſogleich den Feind auch jenſeits zu begleiten und zu dieſem Zwecke höher hinauf ebenfalls über die Marne zu gehen, und marſchirte noch Abends am 2ten März von Montmirail nach Chateau-Thierry ab, wohin ſchon früher der Major Droſte mit einem Koſakenregiment vorausgegangen war und jenſeits den preußiſchen Major Falkenhauſen, der eine Streifpartey des ſchleſiſchen Heeres befehligte, getroffen hatte. Durch dieſen Offizier ließ der General Tettenborn dem Feldmarſchall Blücher aufs Neue die Nachrichten von dem Herannahen Napoleons mittheilen. Die Brücke bey Chateau-Thierry war aber leider ſchon geſprengt und der General Tettenborn muſſte noch höher hinauf an der Marne einen andern Uebergang ſuchen, der am 3ten März bey Dormans auf Kähnen geſchah, wodurch freylich beynah der ganze Tag verloren ging.

Auf dem Wege nach Montmirail hatte der General Tettenborn einen Kurier aufgefangen, der von Paris nach Troyes gegangen, und weil er den franzöſiſchen Kaiſer dort nicht mehr gefunden hatte, umgekehrt und ihm gegen die Marne hin nachgeeilt war. Seine Briefſchaften und ſon-

sigen Papiere waren eben so merkwürdig als zahlreich. Alle laufenden Dienstgeschäfte, sowol des Kriegsministers als die des Ministers des Innern, Listen von Truppen und Nationalgarden, Berichte über die Fortschritte Lord Wellingtons im südwestlichen Frankreich, über die schlechten Erfolge der Bewaffnungsanstalten und vieles Andere, das zur Enthüllung des wahren Zustandes der Sachen Napoleons beytrug, befand sich in unsern Händen. Das Merkwürdigste waren jedoch Auszüge der auf der Post zu Paris geöffneten Briefe; von den Schwestern Napoleons an bis zu den geringsten Beamten und Krämern mußte Jedermann dieser geheimen Untersuchung anheim fallen. Lobreden und Schmähungen, Klagen und Hoffnungen gelangten auf diese Weise reichlich an den französischen Kaiser, dem jeder Kurier eine Anzahl Personen zum Opfer früherer oder späterer Rache darbot. Aus einem Schreiben der Königinn Hortensia sah man, daß Napoleon selbst einen Augenblick Alles für verloren gehalten, nämlich nach der Schlacht bey Brienne, bald darauf aber neue Hoffnung gefaßt, und nach der Zurücktreibung des schlesischen Heeres seine alte Zuversicht wiedergefunden und das Volk wieder mächtig aufgeregt habe.

Ueber die Bewegungen des Feldmarschalls Blücher blieben wir in den folgenden Tagen

völlig ungewiß; aller Vermuthung nach zog er sich über la Ferté Milon gegen Soissons zurück, welche Stadt der General Winzingerode, der auf die Nachricht von Napoleons Marsche sich von Rheims dem Feldmarschall Blücher näher gezogen hatte, entschlossen gewesen war zu nehmen. Zwischen diesem und uns befand sich das französische Heer, in dessen Flanke wir auf dem rechten Ufer der Marne an den Fluß gedrückt alle Bewegungen beobachteten. Allein Napoleon war mit außerordentlichen Eilmärschen, auf welchen die Truppen kaum einige Stunden Rast halten konnten und haufenweis ermattet liegen blieben, sogleich weithinaus rechts marschirt, und als wir am 4ten März nach Fere en Tardenois marschiren wollten, fanden wir diesen Ort schon vom Feinde besetzt und uns bereits in seinem Rükken. Von Chateau-Thierry rückte der Feind, der uns entdeckt hatte und hier unser ungestörtes Walten nicht dulden durfte, längs der Marne herauf gegen uns an, und da die Gegend der Reiterey nicht günstig, auch der Feind überlegen und mit Geschütz versehen war, so zogen wir ebenfalls rechts ab nach Ville en Tardenois, um von da über Rheims die Verbindung mit dem General Winzingerode im Bogen wieder zu gewinnen. Am 5ten März marschirte der General Tettenborn von Ville en Tardenois nach

Rheims, wohin ſchon in der Nacht eine Partey vorausgeſandt worden war. Nahe bey der Stadt erfuhr er aber, daß ſchon am frühen Morgen die Franzoſen auch Rheims überfallen und beſetzt hätten, wobey die dort zurückgelaſſene geringe ruſſiſche Beſatzung durch Mithülfe der Einwohner in ihre Hände gefallen ſey. In demſelben Augenblicke wurde er ein Regiment Dragoner gewahr, das mit 6 Kanonen auf der Straße von Fismes auf Rheims zu marſchirte. Unverzüglich warf er ſich mit zwey Koſakenregimentern auf dieſe franzöſiſche Reiterey, die zur kaiſerlichen Garde gehörte und ſprengte dieſelbe nach verſchiednen Angriffen in die Flucht, eine Schwadron, die länger Stand halten wollte, wurde gänzlich vernichtet, viele Offiziere und über 60 Dragoner gefangen. Die Nähe von Rheims rettete die Kanonen, indem Fußvolk und Geſchütz aus der Stadt zu Hülfe kam, die verfolgenden Koſaken nahe vor den Thoren abhielt und geraume Zeit ein ununterbrochenes Feuer fortſetzte. Durch die Gefangenen erfuhren wir, daß Napoleon den Tag vorher in Fismes geweſen war und dieſen Abend in Bery au Bac ſeyn wolle, indem er mit ganzer Macht unaufhörlich rechts hinaufziehe, um den linken Flügel unſers Heeres zu umgehen, oder daſſelbe um ſeine rückwärtige Verbindung beſorgt zu machen und zu eiligem Rückzug zu veranlaſſen.

Uns blieb nun, da wir Rheims in der Gewalt des Feindes fanden, nichts übrig, als auf dem nächsten Wege Epernay zu gewinnen und uns jenseits der Marne in Sicherheit zu stellen. Von dem nördlichen Heere gänzlich abgeschnitten und ohne Hoffnung daſſelbe noch auf den unberechenbaren Umwegen zum Tage der unvermeidlich nahen Schlacht zu erreichen, konnte der General Tettenborn seiner Bestimmung zufolge jetzt nichts Zweckmäßigeres thun, als im Rücken Napoleons zu bleiben, seine Bewegungen zu beobachten und dem südlichen Heere genaue Nachrichten zu geben. Dieſes Heer war nach der Abwesenheit des französischen Kaisers und seiner besten Truppen nur wenig vorgerückt, und wartete ab, was auf dem rechten Ufer der Marne erfolgen würde. Jedoch war Troyes wieder genommen und die alte Stellung an der Seine wieder besetzt worden, und der Attaman Platoff sollte mit einigen tausend Kosaken über Sezanne gegen la Ferté Gaucher vorrücken, blieb jedoch in Fere Champenoise stehen.

Bey Epernay war Alles zum Sprengen der Marnebrücke bereit, im Fall der Feind von Rheims ein Truppenkorps hierher absenden würde. Ein Kosakenregiment von den Truppen des Generals Marlschkin, welches sich verspätet und Rheims ebenfalls schon besetzt gefunden hatte, kam nach

Epernay zurück und schloß sich an den General Tettenborn an. Gleich am folgenden Tage erhielt derselbe durch den General St. Priest die Nachricht, daß dieser General mit 6000 Mann russischer und preußischer Truppen und 26 Kanonen von Chalons gegen Rheims vormarschirt sey, und in Beaumont sein Hauptquartier habe. Dieser gab die Stärke des Feindes in Rheims auf 1000 Mann und 6 Kanonen an und forderte den General Tettenborn auf, mit ihm zur Wegnahme dieser Stadt am 7ten mitzuwirken. Obgleich dies nicht in des Letztern Plane lag, so war er doch sogleich dazu bereit, erschien am frühen Morgen vor Rheims, zog die Aufmerksamkeit des Feindes durch Angriffe und heftiges Plänkeln nach der westlichen Seite, und dehnte seine Kosaken auf der Straße von Fismes aus, um das Entfliehen der französischen Reiterey zu verhindern. Ein Dorf vor der Stadt, welches von den Franzosen mit Fußvolk besetzt war und auch von den Einwohnern heftig vertheidigt wurde, nahmen die Kosaken mit Sturm; die französischen Dragoner wurden, so oft sie sich auf dem Glacis zum Plänkeln vorwagten, sowol einzeln als in Masse in die Flucht gejagt. So verging die Hälfte des Tags und der General St. Priest kam nicht, obwol er nur einige Stunden entfernt gewesen war; erst nach Mittag sandte er den General

Emmanuel mit einigen Truppen und 4 Kanonen vor, ohne jedoch Anſtalt zum Sturm zu treffen und der Tag verging in mattem Kanoniren, wobey viele Leute verloren wurden. Als der Feind, der den ganzen Tag Zeit gehabt hatte, die Truppen in der umliegenden Gegend zu benachrichtigen, endlich gegen Abend ungefähr 1000 Mann Reiterey zur Verſtärkung von der Seite von Bery au Bac erhielt, ließ man dieſe ruhig nach Rheims einziehen, und der General Emmanuel zog ſich mit eindrechender Dämmerung auf den General St. Prieſt zurück, wobey der Major Droſte mit einem Koſakenregiment ſeinen Rückzug decken muſſte. Der General Tettenborn fand keinen Beruf zu ſolchen Unternehmungen ferner mitzuwirken und ging am 9ten März nach Epernay zurück, indem er jedoch ſowol Rheims als Fismes durch Partieyen fortdauernd beobachtete.

Schon am 7ten März hatten wir vor Rheims eine ununterbrochene entfernte Kanonade aus der Gegend von Soiſſons und Laon gehört, die am folgenden Tage fortdauerte und am 9ten noch heftiger zu werden ſchien. Durch den Rittmeiſter Bismark, der im Rücken des feindlichen Heers bis über Fismes hinaus geſtreift war, einige glänzende Gefechte gehabt und mehr als 100 Gefangene gemacht hatte, erfuhren wir einige vorläufige Nachrichten über den Ausgang der Er-

eignisse und sogleich eilte der General Tettenborn am 10ten März von Epernay, welches er durch den Major Droste besetzt ließ, längs der Marne hinab nach Port a Bainson, von wo er den Obersten Pfuel mit zwey Kosakenregimentern noch weiter nach Dormans vorschickte, um die Marne auf allen Punkten zu beobachten und den Rückmarsch Napoleons über diesen Fluß keinen Augenblick unentdeckt zu lassen. Inzwischen hatten der Major Falkenhausen und der Major Lützow mit Streifpartepen über Montcornet sich wieder in Verbindung mit dem General St. Priest gesetzt, der durch den General Gneisenau den Befehl erhielt, mit allen seinen Truppen, die jetzt durch die von Vitry und Chalons nachgerückten Verstärkungen über 11,000 Mann, betrugen, gegen die Aisne vorzudringen, um dem Feinde den möglichst großen Schaden zuzufügen. Auf diesem Wege erhielten wir endlich auch bestimmte Nachrichten über die Vorfälle vom 7ten und 9ten, die uns, weil weder die Franzosen noch die Unsern gleich darauf entscheidende Bewegungen machten, ziemlich zweydeutig geblieben waren. Es wird zum völligen Verständniß nöthig seyn, dieser Vorfälle in einigen Worten zu erwähnen.

Der Feldmarschall Blücher hatte von Meaux seine Parteyen schon bis Lagny, 6 Stunden von Paris, vorgeschickt, als die Annäherung des fran-

zösischen Kaisers auf seine linke Flanke ihn nöthigte, zurückzugehen und sich mit den Generalen Winzingerode und Bülow zu vereinigen, wodurch er in Stand gesetzt wurde mit 100,000 Mann die Schlacht zu bestehen, die Napoleon, welcher schon mit den Marschällen Marmont und Mortier vereinigt war, erzwingen zu wollen schien. Soissons hatte sich dem General Bülow am 3ten März übergeben und die Vereinigung fand ohne Hinderniß Statt. Da jedoch Napoleon mit einer ihm gewöhnlichen Bewegung, deren Zweck er auch diesmal nicht ganz verfehlte, den äußersten linken Flügel unsers Heeres zu gewinnen suchte, um dasselbe für die Verbindung im Rücken besorgt zu machen und von dem andern Heere bey Troyes völlig zu entfernen, und längs der Front ganz rechts hinauf marschirte, bey Fismes über die Vele, bey Bery au Bac über die Aisne ging, wo er durch den General Nansouty in einem hitzigen Gefecht sich der Brücke bemächtigte und endlich sogar über Corbeny und Craonne schon gleichsam von hinten gegen Laon vorrückte, so sah sich der Feldmarschall Blücher genöthigt, seine vortheilhafte Stellung zwischen Soissons und Vailly zu verlassen und dem Feinde nachzugehen, um ihm bey Craonne zu begegnen. Hier sollte es am 6ten März zur Schlacht kommen, allein Napoleon hatte auch

dieſe Stellung bereits überflügelt, Craonne und die umliegenden Wälder beſetzt und ſeine Hauptmacht ſchon gegen Laon vorgeſandt. Dahin zog nun auch eilig der Feldmarſchall Blücher ſeine Truppen zuſammen. Auf dieſem Marſche wurde am 7ten März der General Winzingerode, der größtentheils Reiterey und reitendes Geſchütz bey ſich hatte und zunächſt an dem Feinde hinaufziehen ſollte, um denſelben einſtweilen abzuhalten, von der ganzen franzöſiſchen Macht unweit Craonne angegriffen. Das Treffen wurde von den ruſſiſchen Truppen mit größter Tapferkeit eine ziemliche Zeit beſtanden, bis ſie endlich, nachdem die übrigen Truppen genug Zeit gewonnen hatten, ſich gegen Laon zurückzogen, nicht ohne bedeutenden Verluſt, der jedoch bey den Franzoſen nicht geringer war, unter deren Verwundeten man auch den Marſchall Victor und den General Grouchy zählte. Inzwiſchen war auch Soiſſons von den Unſrigen verlaſſen worden und die Franzoſen rückten auch von dieſer Seite gegen Laon vor, wo es am 9ten März früh zwiſchen den beyderſeitigen Heeren zur Schlacht kam. Die Franzoſen nahmen die Dörfer Semilly und Ardon, die ganz in der Nähe von Laon gegen Soiſſons hin liegen, allein der General Winzingerode eroberte dieſelben noch am Vormittage wieder. Der Hauptangriff der Franzoſen geſchah

ſchah jedoch von der Seite von Corbeny auf den linken Flügel des verbündeten Heeres, wo die Generale York und Kleiſt mit ihren Truppen ſtanden. Der Feind drang Nachmittags aus Feſthieux vor und ſchickte ſtarke Abtheilungen Reiterey noch mehr rechts, um auf die Rückzugslinie nach den Niederlanden zu gelangen. Bey dem Dorfe Athies, wohin die Preußen hatten zurückweichen müſſen und nun Stand halten wollten, kam es zu einem mörderiſchen Gefecht, das unentſchieden bis zum Abend dauerte, indem beyde Theile ein Stück des Dorfes inne behielten. Aber noch gegen Ende des Tages griff der General York, in Gemeinſchaft mit dem General Kleiſt, den ſich zum Ausruhen anſchickenden Feind unvermuthet an und warf denſelben nach einem kurzen Gefecht, in welchem die Preußen mit dem Bajonet in das Kartätſchenfeuer vorgingen und auf das Geſchütz eindrangen, gänzlich über den Haufen. Die beyden Korps des Marſchalls Marmont und des Generals Arrighi wurden geſprengt, 36 Kanonen genommen und mehrere Tauſend Gefangene gemacht. Der franzöſiſche Kaiſer hatte inzwiſchen fortdauernd vor Laon den Haupttruppen des Feldmarſchalls Blücher gegenüber geſtanden und griff am 10ten März dieſen wiederholt an, zuletzt die Stadt Laon ſelbſt, mit aller Wuth und Verzweiflung, die er ſeinen

ermatteten Soldaten noch einzuflößen gewußt, er selbst war im Eifer vom Pferde gesprungen und hatte eine Kanone gerichtet; allein alle seine Anstrengungen waren vergebens, seine Angriffe wurden überall kräftig zurückgeschlagen und in der Ueberzeugung hier nichts ausrichten zu können, zog er am Abend seine Truppen aus dem Gefecht. Napoleon hatte sein Vorhaben aufgeben müssen und war bey Laon in seinem Unternehmen gescheitert, aber keineswegs konnte man dies eine Niederlage nennen, nach allen seinen Verlusten stand er noch immer bereit und zog sich weder nach Soissons noch an die Marne zurück. Es vergingen mehrere Tage in einem Stillstande, in welchem Napoleon neue Plane sann und neue Gelegenheiten erspähte; die Erwartung dessen, was er nun thun würde, hielt alle Gemüther in höchster Spannung. Denn noch wagte Niemand ihm die Einleitung der Ereignisse zu entreißen, und die Ruhe, die er sich gab, ließ man ihm ungestört.

Es trat nun eine sehr schlimme Zeit ein, in welcher unser nördliches Heer nach so vielen Märschen und Schlachten nothwendig einiger Erholung bedurfte, wenn es nicht ganz aus aller Ordnung kommen sollte, das südliche Heer aber nach den Gefechten gegen den Feldmarschall Blücher der Zurückkunft des französischen Kaisers erwar-

tungsvoll entgegenſah, und dieſer in der Mitte zwiſchen beyden ſein wunderbares Spiel eine Weile eingeſtellt hielt. Seinen nächſten Bewegungen ſah man mit außerordentlicher Aufmerkſamkeit entgegen, die Verbindung zwiſchen den getrennten Bundesheeren wurde täglich eifriger geſucht und das Einziehen von Nachrichten gewann die größte Wichtigkeit. Niemand war ſo ſehr im Stande dem allgemeinen Verlangen hierin Genüge zu leiſten, als der General Tettenborn, der an der Marne recht eigentlich im Rücken des franzöſiſchen Heeres ſtand, und mit unglaublicher Thätigkeit nach allen Richtungen die glücklichen Streifzüge ſeiner kühnen Partheyen ausdehnte. Rechts ſtand er mit dem General St. Prieſt, der noch immer in der Gegend von Rheims war, über Epernay in Verbindung, links mit dem General Kaiſſaroff, der jetzt ſtatt des Attamans Platoff die Koſaken in Fere Champeneiſe befehligte, über Vertus; jener gehörte zu dem Heere des Feldmarſchalls Blücher, dieſer zu dem des Feldmarſchalls Schwarzenberg, und ſo war eine zwar loſe und weitläufige aber doch zuſammenhängende Verbindung längs der ganzen Heereslinie zuwege gebracht. Die Nachläſſigkeit, welche zuweilen im Beſorgen der Briefe Statt fand und bey ſo vielen Zwiſchenpoſten einer ſo verſchiedenartig zuſammengeſetzten Kriegsmacht unvermeid-

lich war, machte nur oftmals die eingezogenen Kunden durch Verspätung fruchtlos, und manche gelangten wenigstens nicht an Alle, denen sie bestimmt waren. Auch wurde die Einziehung und das Mittheilen der Nachrichten durch einen Umstand, der mit jedem Tage bedeutender wurde, schwierig und gefahrvoll. Das unverhinderte Hin- und Hermarschieren und beliebige Vorrücken Napoleons hatte, wenn auch keinen andern, doch den Erfolg, daß es seinen heftigen und unablässigen Anregungen mehr und mehr gelang, das Landvolk gegen uns zu bewaffnen. Anfangs beschränkte sich dies ganz allein auf die Ortschaften, wo er mit seinem Heere erschien oder unmittelbar hinreichte, in diesen waren die Einwohner gezwungen mit den Soldaten gemeinschaftliche Sache zu machen; fast überall hätten sie lieber vermeiden mögen, ihr Leben und ihre Habseligkeiten durch diese Theilnahme aufs Spiel zu setzen, allein in Napoleons Wille lag zwingende Gewalt, er mißhandelte die Maires, schmähte und strafte die Gemeinden, welche seinen Aufforderungen nicht Folge geleistet hatten und brachte es am Ende dahin, daß die Leute den Schein und das Verdienst freywilligen Aufstandes dem Zwange der Nothwendigkeit, der sie doch nicht entgehen konnten, vorzogen. Einmal bewaffnet und der Theilnahme am Streit schuldig gewor-

den, ſahen ſie ſelten einen Rückweg offen und muſten nun für ihr eignes Heil ſortiren, was ſie für fremdes ungern begonnen hatten. Die Ausſchweifungen unſrer Truppen, von welchen die franzöſiſchen Blätter ſchreckliche Beſchreibungen machten und Napoleon nicht aufhörte dem Volke vorzureden, waren weit geringer, nicht nur als jene Beſchreibungen, ſondern ſogar als dasjenige, was ſich die franzöſiſchen Soldaten in ihrem eignen Lande Unerhörtes erlaubten; allein der Eindruck des Schreckens, der durch dieſe wiederholten Vorſpiegelungen entſtand, begann allmählig diejenigen Unordnungen und Gewaltſamkeiten hervorzurufen, die früher blos erlogen waren. Niemals nämlich kann ein unklügeres und blödſinnigeres Betragen gefunden werden, als das von dem nicht ſtreitenden Theile der Franzoſen in dieſem Kriege beobachtete. Kamen wir in ein Dorf oder in eine Stadt, ſo waren alle Thüren und Fenſterladen dicht verſchloſſen, die Menſchen von den Straßen verſchwunden, die Behörden der Stadt verſteckt; hatte man den Maire endlich aufgefunden, ſo hieß es jedesmal, es ſey nicht das Geringſte zur Verpflegung der Truppen vorhanden, vielfache Plünderungen hätten Alles erſchöpft, man bitte um gehörige Zeit, um zu verſuchen, ob aus den umliegenden Gemeinden etwas herbeyzuſchaffen ſey. So verging gewöhnlich

eine geraume Zeit, während welcher nichts geschah als Wortemachen, und nach langem Warten erschienen noch immer weder Lebensmittel noch Futter. Der Soldat, der selten eines Augenblicks versichert ist und Ruhe und Erholung kaum verschieben darf, ohne Gefahr zu laufen sie ganz zu verlieren, wurde ungeduldig, suchte nach und fand gewöhnlich Alles im Ueberflusse, und erbittert zu persönlicher Rache und übermüthiger Schadloshaltung nahm er aus Küche und Keller das Beste den Leuten weg, die ihn durch einen Bissen Brot würden befriedigt haben. Nahm ein Kosak ein Bund Stroh vom Hofe, so schrie Alles über Plünderung, forderte er einen Kessel ins Lager, so klagte man über Gewalt, bis dann endlich Plünderung und Gewaltthätigkeit durch solches Betragen in reichlichem Maße entstanden. Daß die Wegweiser an Stricken um den Hals mitgeführt wurden, war eine Folge ihres häufigen Entspringens, und diese Maßregel, die man im Moniteur als unerhörte Menschenherabwürdigung darstellte, hatten die Kosaken in Rußland von den Franzosen abgesehen. Bisweilen war die Art, wie sich die französischen Bauern anstellten, nur lächerlich; begegnete man z. B. unvermuthet auf der Landstraße einigen Bauern, so war in der ganzen Champagne keine Gegend, wo nicht alle sogleich anfingen zu hinken, um nicht

als Wegweiſer mitgehen zu müſſen. An denjenigen Orten, wo wohlgeſinnte Maire's und kluge Bürger den Bedürfniſſen der Truppen bereitwillig entgegen kamen, ging Alles in gröſter Ordnung und beſter Freundlichkeit ab; die Mehrzahl der Ortſchaften jedoch blieb in jener verderblichen Halsſtarrigkeit. Die Einwohner flüchteten ſich häufig in die Wälder, wo Weiber und Kinder bey den beſten Habſeligkeiten im Buſch verſteckt lagen, die Männer aber, mit Flinten und Büchſen bewaffnet, am Rande des Waldes den vorüberziehenden Parteyen, Zuführen und Kurieren auflauerten. Entſprungene Kriegsgefangene, ausgediente Soldaten, Förſter, Gensd'armen und ſelbſt Offiziere geſellten ſich nach und nach zu ihnen und brachten ſie in mehr militäriſche Ordnung, für die der Franzoſe bis zu einem gewiſſen Grad überhaupt leicht empfänglich iſt. Aus den Feſtungen, die gröſtentheils nicht umſtellt, ja ſogar kaum beobachtet waren, erhielten dieſe Volksbewaffnungen immer mehr und mehr Unterſtützung, Antrieb und Zuſammenhang. Wirkliche Parteygänger mit alten Truppen ſtreiften im Rücken unſerer Heere und waren an jedem Ort ſogleich durch die bewaffneten Bauern verſtärkt. Da die franzöſiſchen Bauern faſt ohne Ausnahme blaue Kittel tragen, ſo gaben ſie oft den Anſchein von wirklichen Truppen, nach deren Art ſie Poſten

zuge gewesen seyn, der uns vielleicht näher be-
verstand als Manche glauben mögen; dasselbe,
was die Wiederkunft der Franzosen nach Deutsch-
land unmöglich machte, das bewaffnete Volk,
konnte auch unsern Waffen in Frankreich zunächst
verderblich werden. Der General Tettenborn
hatte vorzüglich mit diesem Uebel zu kämpfen; in
der beständigen Entfernung von den großen Hee-
ren, und oft unter und hinter den feindlichen
Truppen, konnte er weniger auf den Eindruck
rechnen, der den allzugroßen Eifer durch den An-
blick der Gefahr und Uebermacht mäßigt. Häu-
fig wurden seine Parteyen angegriffen und durch
Sturmgeläut auf ihren Streifzügen begleitet, die
Verbindung mit dem General Kaissaroff koste-
te regelmäßig einigen Kosaken das Leben; in dem
Walde zwischen Epernay und Rheims, jenseits
der Marne und diesseits in den Gehölzen zwi-
schen Epernay und Montmirail hielten sich Tau-
sende von bewaffneten Bauern auf. Die Anstren-
gung und Thätigkeit wurde durch alles dieses nur
desto höher gespannt.

Der General Kaissaroff hatte am 10ten März
einen Kurier aufgefangen, aus dessen Papieren sich
Napoleons Absicht ergab, sobald er bey Laon ge-
schlagen hätte, wovon er den Ausgang natürlich als
gewiß annahm, sich sogleich über Chalons gegen
Arcis zur Aube zu werfen, um das Hauptheer der

Verbündeten in seiner rechten Flanke zu fassen und zu schlagen. Dieses dünkte unter den jetzigen Umständen nicht sehr wahrscheinlich und wurde von Vielen gänzlich bezweifelt, indem man voraussetzte, daß er nach den erlittenen Unfällen keinen neuen Angriff unternehmen und sich nur auf demselben Wege, den er gekommen, zurückziehen könne. Der General Tettenborn legte sich dem Heere Napoleons längs der Marne in den Rücken und bewachte jede seiner Bewegungen so genau, daß ihm auch nicht die geringste entgehen konnte. Vom 10ten bis zum 14ten März sandte er täglich zahlreiche Parteyen aus, die mit beyspielloser Verwegenheit bis in den innersten Bereich des französischen Heeres eindrangen und im ganzen Lande unbeschädigt einherzogen. Von Epernay aus gingen beständig Parteyen nach Rheims und auf die Straße nach Fismes, wo sie sich mit andern, von Dormans aus abgesandten, begegneten. Das ganze rechte Ufer der Marne wurde durchstreift, und über Fere en Tardenois, Oulchy le Chatel und Villers-Coterets bis hart an Soissons und andere Punkte der Aisne täglich der Feind aufgesucht und beobachtet. Gegen Chateau-Thierry gingen täglich mehrmals auf beyden Seiten der Marne Patrouillen. Auf dem linken Ufer der Marne hielten unsre Parteyen über Orbais die Verbindung mit dem General Kais-

saroff offen; andere streiften über Vieux-Maisons, Montmirail bis nach Coulommiers und la Ferté Gaucher. Die Nachrichten, welche auf diese Art von allen Seiten bey dem General Tettenborn zusammenströmten, bestätigten auffallend, daß Napoleon noch keineswegs an einen Rückmarsch über die Niedermarne denke, wo zwar bey la Ferté sous Jouarre die Brücke wohlerhalten und die zerstörte bey Chateau-Thierry hergestellt war, aber am 10ten und 11ten eine große Anzahl Truppen noch immer eiligst die Richtung nach Soissons nahmen, wohin auch alle Nationalgarden der Gegend plötzlich aufbrachen. Es scheint in der That Napoleons Absicht damals noch gewesen zu seyn, die Angriffe gegen den Feldmarschall Blücher nachdrücklicher fortzusetzen. Unsere Parteyen mußten sich bald durch Wälder durchschleichen, bald in den Dörfern gegen die Bauern schlagen, bald im offnen Felde feindliche Truppenabtheilungen bestehen, das Glück war uns jedoch immer günstig; selbst am 12ten März, als der Feind von Chateau-Thierry aus mit ziemlicher Stärke Dormans gegenüber erschien und die Einwohner des Städtchens sich schon zu regen anfingen, wurde derselbe durch die guten Anstalten des Obersten Pfuel mit großem Verluste zurückgeschlagen. Bey aller Gewandheit und Kühnheit der Kosaken hätte der General Tettenborn

gleichwol nicht mit ihnen allein dieſe glücklichen Züge ausführen können, die Unkunde der Sprache, der Sitte des Landes und ſelbſt der Mangel höherer Umſicht, die durch die ſchärfſte untergeordnete nicht erſetzt werden kann, hätten unüberſteigliche Hinderniſſe entgegengeſetzt. Er hatte aber eine treffliche Anordnung getroffen, die in dieſer Rückſicht nichts zu wünſchen ließ und außerordentlichen Nutzen brachte. Alle Koſakenparteyen wurden nämlich von deutſchen Offizieren geführt, denen die Koſaken bald eben ſo gern folgten wie ihren eignen, und durch dieſe glückliche Miſchung wurden ſelbſt die ſchwierigſten Dinge möglich. Die Rittmeiſter Herbert, Bismark und Bothmer, ſo wie der Lieutenant Redlich, leiſteten diesmal vorzüglich gute Dienſte.

Inzwiſchen hatte auch der General St. Prieſt, um an der Spitze von 11,000 Mann nicht unthätig zu bleiben, am 12ten März frühmorgens die Stadt Rheims angegriffen, und da dieſelbe ganz unbefeſtigt und nur ſchwach beſetzt war, nach einem kurzen Widerſtande, alsbald genommen. Die Reiterey des Feindes wurde gefangen genommen und ein großer Theil des Fußvolkes, zuſammen etwa 1000 Mann, und 11 Kanonen. Die Unſrigen hatten nur wenig Leute verloren. Der General St. Prieſt ſandte ſogleich Parteyen gegen Jſmes und Bery au Bac, um die Verbindung

mit dem Feldmarschall Blücher auf dem nächsten Wege zu finden, sie wurden aber durch feindliche Posten zurückgewiesen. Der Kaiser Napoleon, dessen frühere Vorsätze nur verzögert, aber nicht aufgegeben waren, duldete nicht lange den Feind in seiner rechten Flanke und auf seinem vorhabenden Wege; schon den Tag darauf, am 13ten März, ließ er den Marschall Marmont gegen Rheims vorrücken. Die Truppen des Generals St. Priest wurden unvermuthet überfallen und geriethen in die größte Unordnung; die Kanonen standen auf dem Felde abgespannt, während die Pferde sich in der Stadt zur Tränke befanden, die Reiterey hatte größtentheils abgesattelt und bey allem diesen waren die Vorposten nur obenhin ausgestellt. Unter diesen Umständen konnte kein großer Widerstand geschehen. ein Theil der Truppen, vorzüglich die Preußen unter dem General Jagow, zog sich in guter Verfassung gegen die Aisne zurück, ein anderer Theil wurde gegen die Marne geworfen. Die Stadt Rheims, 10 Kanonen und 2000 Gefangene blieben in den Händen des Marschalls Marmont.

Auf die Nachricht von diesem Ereigniß konnte der General Tettenborn nicht länger in Port a Bainson bleiben, zumal er dasselbe weniger für ein einzelnes, als vielmehr für ein in größerm Zusammenhange stehendes Unternehmen ansah. Er

zog daher alle seine Partepen, die noch bis zum letzten Augenblick in der ganzen Gegend der Niedermarne keine Anstalten zum Rückmarsche Napoleons bemerkt hatten, wieder an sich und marschirte am 14ten März gegen Abend nach Epernay, um die obere Marne genauer im Auge zu haben. Die von Rheims versprengten Flüchtlinge sagten einstimmig aus, daß eine große Uebermacht dort gegen sie erschienen sey und die Verfolgung auf beyden Straßen nach Chalons und Epernay fortgesetzt habe. Man konnte daher eines Angriffs in Epernay gewärtig seyn, wenn die Absicht des Feindes in Rheims auch nicht weiter ginge, als seine Flanken bis dahin aufzuhellen und zu reinigen. Zur rechten Zeit fand der General Tettenborn eine Verstärkung hier in dem preußischen Major Falkenhausen, der mit zwey Schwadronen schlesischer Landwehr von dem Feldmarschall Blücher die Verbindung mit dem Hauptheere zu unterhalten abgesandt worden war. Dieser durch Muth und Entschlossenheit in vielen glücklichen Unternehmungen höchst ausgezeichnete Offizier schloß sich an den General Tettenborn, den er mit demselben Geschäft beauftragt sah, willkommen an. Am folgenden Vormittage erschienen bereits französische Truppen auf der Höhe des Waldes von Rheims und zogen in das Thal gegen die Marne herab; un-

sere zerstreuten Posten waren nach leichtem Plänkeln bald zurückgedrängt und schon näherte sich der Feind etwa 300 Mann Fußvolk und 3 Schwadronen stark der Brücke von Epernay. Als derselbe nahe genug herangekommen war, ließ der General Tettenborn das Kosakenregiment Parabantschikoff über die Brücke sprengen und den Feind anfallen, den Ungestüm dieses Angriffs hielt dieser nicht aus; seine Reiterey wandte sich augenblicklich zur Flucht, wurde aber eingeholt und größtentheils niedergemacht, das Fußvolk war abgeschnitten und streckte das Gewehr. Während dieses Gefechts hatte sich ein Vortheil ereignet, der unter minder günstigen Umständen höchst nachtheilig hätte werden können. Die steinerne Brücke über die Marne war so eingerichtet, daß sie jeden Augenblick in die Luft fliegen konnte, sobald das Anrücken des Feindes dies nöthig machte. Unglücklicherweise wurde das Pulver durch einen Zufall zu früh entzündet und die Brücke flog mit großem Knall zusammen, eben als unsere Kosaken jenseits im Verfolgen begriffen waren. Der General Tettenborn ließ eiligst zwey Kanonen auf der Wiese vor Epernay auffahren, um die Rückkehrenden, Falls sie auch ihrerseits wieder verfolgt würden, in Schutz zu nehmen, zugleich ließ er schleunigst die Brücke, deren einer Rand stehen geblieben war, soweit in

Stand setzen, daß einzelne Reiter übergehen konnten und so kamen alle wohlbehalten nebst einer großen Anzahl Gefangenen zurück. Nicht lange nach diesem Gefecht sah man von den Waldhöhen aufs Neue feindliche Truppen herabkommen, aber jetzt in stärkster Anzahl, indem gedrängte Massen Reiterey einander in unabsehbarem Zuge folgten, mit vielem Geschütz und einigem Fußvolk untermischt. Es war sogleich unverkennbar, daß der Feind eine Hauptbewegung nach dieser Seite mache und den Uebergang über die Marne sich nicht lange werde bestreiten lassen. Dennoch beschloß der General Tettenborn, ihn so lange aufzuhalten als möglich, um ihn zu zwingen sein Geschütz aufzufahren und einen größern Theil seiner Macht zu entwickeln. Er vertheidigte daher die Brücke mit 2 Kanonen bis der Feind deren eine große Ueberzahl spielen ließ, und zog sich erst gegen Abend ohne Verlust und unverfolgt zurück; der Feind konnte die Brücke an diesem Abende nur erst für Fußvolk gangbar machen und mußte mit seiner ganzen Reiterey jenseits in der Ebne übernachten.

Jetzt blieb fast kein Zweifel mehr, daß Napoleon seinem anfänglichen Vorsatze gemäß über Chalons und Epernay gegen Arcis sur Aube vorrücken wolle; die völlige Gewißheit hierüber zu erhalten, sandte der General Tettenborn noch in der Nacht ei-

eine Partey nach Chalons, um sich über den dortigen Zustand der Dinge zu unterrichten; er selbst zog sich von der Marne ab gegen Velie, am Flüßchen Somme Soudé, wo er zwischen Chalons und Epernay in beynahe gleicher Entfernung beobachten und nöthigenfalls noch zeitig genug rechts gegen die befestigte Stadt Vitry ausweichen konnte. Am folgenden Morgen, den 16ten März, erhielt der General Tettenborn durch jene zurückkehrende Partey die Nachricht, daß der General Dawidoff, welcher mit einigen tausend Mann und zahlreichem Geschütz Chalons besetzt gehalten, die Ankunft der Franzosen nicht abgewartet, sondern sich mit allen Truppen nach Vitry zurückgezogen habe, worauf jene ohne Widerstand so eben eingerückt seyen, die Anzahl derselben ließe sich nicht genau schätzen, doch müsse sie sehr beträchtlich seyn. Der General Tettenborn, welcher schon am vorigen Tage den Feldmarschall Schwarzenberg von dem Anrücken des Feindes benachrichtigt hatte, eilte demselben die Gewißheit davon zu bestätigen. Auch dem General Kaissaroff, der noch bey Fere Champenoise und Sezanne stand, theilte er schleunigst diese wichtigen Nachrichten mit. Er selbst zog sich aus der Marschlinie des Feindes rechts nach Coole, um zum Wiederanknüpfen der Verbindung mit dem Heere des Feldmarschalls Blücher die Hand bie-

ten zu können und in der Flanke der feindlichen Bewegungen zu bleiben. Ueberall auf diesem Marsche trafen wir die Vorposten des Hauptheeres, welche nach dieser Seite in weiter Ausdehnung vorgeschoben waren, um frühzeitig den Feind zu entdecken, auf dessen Kommen man schon durch mancherley Anzeigen, die man jedoch noch bezweifelte, vorbereitet und mit höchster Aufmerksamkeit gespannt war. Da sich auf dieser bisher am meisten gesicherten Flanke des Hauptheers keine leichte Reiterey befand, so mussten die Garderegimenter, die am nächsten standen, hier den Vorpostendienst versehen. Der General Tettenborn war daher mit seinen Kosaken doppelt willkommen, indem er jene zum Theil ablösen konnte. Er befand sich nun an das Hauptheer des Feldmarschalls Schwarzenberg angeschlossen, und verweilte zwey volle Tage hier, um die Vorpostenkette zu bilden. Seine Parteyen durfte er in dieser Lage wenig ausdehnen, noch viel weniger aber konnte er selbst mit dem ganzen Truppenkorps seinen Standpunkt verlassen, um dem Feind in den Rükken zu marschiren und dort seine Stärke und Richtung zu erfahren. Der Mangel an Uebereinstimmung in den Befehlen, welche er von verschiedenen Seiten erhielt, wurde zu einer neuen Schwierigkeit, die sich nicht ohne Unannehmlichkeit lösen liess. Der General Tettenborn hatte entschie-

den behauptet, der Feind würde mit aller Macht von dieſer Seite gegen die Aube vorrücken; allein da ſich dies um einige Tage verzögerte, wahrſcheinlich weil Napoleon die bey Chateau-Thierry und la Ferté ſous Jouarre übergegangenen Truppen erſt auf gleicher Höhe wiſſen wollte, ſo hatte man dieſes Vorhaben wieder ganz bezweifelt, und unglücklicherweiſe auch die thätigen Ausforſchungen des Generals Tettenborn gehemmt. Der General Kaiſarow war während der letzten Tage mehrmals in Sezanne von überlegener Reiterey, welcher Geſchütz und Fußvolk zur Unterſtützung folgte, angegriffen und zurückgedrängt worden, konnte aber, da er blos in der Front des Feindes ſtand, eben ſo wenig etwas Genaueres über denſelben erkundigen.

In der Vorausſetzung, daß die Wegnahme von Chalons und Epernay nur ein ſtarker Seitenverſuch des Feindes geweſen, der ohne weitere Folgen bleiben würde, erhielt der General Lambert den Befehl mit den beyden Truppenkorps der Generale Tettenborn und Dawidoff einen Verſuch zur Wiederbeſetzung von Chalons zu machen. Der General Tettenborn zog ſich daher am 18ten März von Coſle nach Tognp an dem Flüßchen l'Iſſon und wollte auf dem linken Ufer der Marne nach Chalons hinabrücken, wohin ſchon Partepen vorausgeſandt waren. Inzwi-

schen lief die Nachricht ein, daß die Franzosen in starker Anzahl durch Vatry gegen Sommesous, also gegen die Aube, marschirten, und jenseits Vatry auf mehreren Punkten ein lebhaftes Plänkeln gehört würde. Der General Lambert veränderte sogleich das bisherige Vorhaben, übertrug dem General Tettenborn allein den Versuch gegen Chalons; und die Sorge, sich mit dem Feldmarschall Blücher wieder in Verbindung zu setzen, und setzte mit den übrigen Truppen nach Vitry zurück, um diesen wichtigen festen Punkt bey dem allgemeinen Vorrücken des Feindes nicht entblößt zu lassen. Der General Tettenborn ging indessen mit allen seinen Truppen durch die Marne und marschirte nun auf dem rechten Ufer gegen Chalons hinab.

Napoleon hatte bey Soissons dem Feldmarschall Blücher gegenüber die beyden Marschälle Marmont und Mortier stehen lassen, und mit etwa 30,000 Mann seiner besten Truppen und einem großen Theil neuer von Paris zekommener Verstärkungen sich wieder gegen Süden gewandt, um das Haupthee der Verbündeten anzugreifen. Er marschirte in vier Abtheilungen, die bey la Ferté sous Jouarre, Chateau-Thierry, Epernay und Chalons über die Marne gingen. Indem er den Bogen seines Umschwungs jedesmal ausdehnte, und die Linien, um nicht zu

ſchlagen, zurückwichen, gewann er auch ohne Sieg immer mehr Boden, und konnte das nächſtemal, wenn er ſich wieder vorwärts wendete, ſogar ſchon die Maas erreichen. Sein Kunſtgriff war ganz einfach, er nahm jedesmal die innere Flanke unſerer Heere zum Ziel, warf ſeine Spitze keck zwiſchen beyde vor, hielt ſie dadurch getrennt und ſchreckte mehr zum Rückzug als er dazu nöthigte. Auf dieſe Weiſe kehrte er die Champagne nach beyden Seiten rein, und dies konnte noch eine geraume Zeit fortgehen. Wenn Jemand bezweifeln möchte, daß unſere Sachen damals wirklich nicht glänzender ihm gegenüber geſtanden, ſo braucht derſelbe nur zu erwägen, daß Napoleon mit 30,000 Mann noch immer unangegriffen und unaufgehalten in dieſem Mittelraume nach Willkür umherzog, vor ſich ein freyes Feld, hinter ſich den ſichern Rückzug, und gleichwol auf jeder Seite rechts und links ein Heer von 100,000 Feinden hatte. Auch diesmal wäre ſeine Abſicht wieder vollkommen gelungen, wenn nicht der Zufall die Schlacht von Arcis ſur Aube gegen unſern Willen herbeygeführet hätte. Als nämlich das Anrücken Napoleons endlich nicht länger zu bezweifeln war, verließ das Heer des Feldmarſchalls Schwarzenberg ſeine bisherige Stellung, und ging eiligſt an der Aube hinauf gegen Bar ſur Aube zurück, wo das Hauptquartier am 20ſten März eintreffen ſollte, nach-

dem es den Tag vorher in Pougy geweſen. Allein der Rückzug der an die Seine vorgeſchobenen Truppen war durch einen verhängnißvollen Zufall verſpätet worden, ein Befehl des Feldmarſchalls Schwarzenberg dort nicht angelangt, wie dergleichen Dinge bey fremdartig zuſammengeſetzten Truppen ja wohl geſchehen, und jene Truppen abgeſchnitten, wenn man nicht den Feind bey Arcis aufhielt. Der Feldmarſchall Schwarzenberg ging daher neuerdings dem Feinde mit aller Macht entgegen, fand ihn ſchon bey Plancy und Arcis dieſſeits des Fluſſes und griff ihn entſchloſſen an. Nach heftigen dreytägigen Gefechten, in welchen unſere Truppen mit größter Tapferkeit den Feind überall ſchlugen, ohne daß eine förmliche Schlacht zu Stande kommen konnte, zog dieſer unverrichteter Sache und mit einem Verluſt von 11 Kanonen und vielen Gefangenen am 22ſten März von Arcis ab, wo er ein zweytes Laon gefunden hatte.

Inzwiſchen hatte der General Tettenborn Chalons vom Feinde ganz verlaſſen gefunden und am 20ſten März Abends beſetzt, die nöthigen Erkundigungen eingezogen und nach allen Richtungen Parteyen ausgeſandt, vorzüglich aber gegen Epernay und Rheims. Schon am folgenden Tage war die Verbindung mit dem nördlichen Heere glücklicherweiſe ganz hergeſtellt, indem die Parteyen

des Generals Tettenborn in Rheims auf die Truppen des Generals Winzingerode stiessen, der auch bald selbst dort einrückte. Der Feldmarschall Blücher zog sich nun mit allen Truppen näher an die Marne und wollte sich aller Uebergangspunkte versichern, um sie dem Feinde zu zerstören, falls er sich hierher zurückwendete, für seinen eignen Gebrauch aber die Brücke bey Epernay behaupten. Diesen Ort hatte jedoch der Feind noch mit 800 Mann Fußvolk und drey Schwadronen Reiter besetzt. Der General Tettenborn sandte den Obersten Pfuel mit zwey Kosakenregimentern dahin, um den Feind zu verjagen. Der General Vincent, welcher in Epernay befehligte, rückte anfangs mit seiner Reiterey uns vor die Stadt entgegen und hielt gegen mehrere Drohbewegungen Stand, bis unvermuthet die Kosaken mit lautem Geschrey zu ernstlichem Angriff heranstrengten, die drey Schwadronen über den Haufen warfen und in die Stadt jagten; das Fußvolk, welches den Eingang derselben besetzt hielt, wurde niedergemacht und unter beständigem Gemetzel der Feind durch die Stadt wieder auf das Feld verfolgt, wo sich der General Vincent mit einem geringen Ueberreste in die Wälder rettete. Während dieses glänzenden Gefechts erschien jenseits der Marne schon der Vortrab der Truppen des Generals Winzingero-

de, die nach hergestellter Brücke in Epernay einzogen.

Schon am 22sten März fand der General Tettenborn aus den Berichten seiner verschiednen Parteyen zu vermuthen Anlaß, daß der Kaiser Napoleon nach den Gefechten bey Arcis sur Aube, deren Ausgang wir demzufolge nicht ganz ungünstig für uns glauben mußten, sich neuerdings gegen die Marne und zwar auf Vitry wende, wo die Marne überall zu durchwaten ist, und er daher ohne Schwierigkeit die Straße von Nancy gewinnen, oder auch zunächst unserm Hauptheer in den Rücken kommen konnte. Ueber diese Bewegung so schnell als möglich bestimmte Sicherheit zu erlangen, war nun eine der wichtigsten Aufgaben, von deren Lösung der ganze Feldzug eine andere Wendung erhalten konnte. Der General Tettenborn sandte daher auf beyden Seiten der Marne mehrere Parteyen aus, um gegen Vitry hin den Marsch des Feindes zu entdecken, und über Coole und Sommesous, falls der Feind schon wirklich über die Marne gegangen, in seinem Rücken Nachrichten einzusammeln und Kuriere aufzufangen. Der hanseatische Lieutenant Redlich hatte das Glück einen Kurier nach langem Verfolgen einzuholen, und lieferte Abends dessen Papiere nach Chalons. Sie waren von der allergrößten Wichtigkeit. Außer einem durchge-

beſſerten Bulletin von der Schlacht bey Arcis, das einen Sieg auf ſolche Art verkündigte, daß uns kein Zweifel über den Vortheil der Unſrigen bleiben konnte, befanden ſich darunter die merkwürdigſten Briefſchaften in größter Menge; der Marſchall Lefebvre z. B. ſchrieb an ſeine Gemahlinn, Napoleon ſey bey Arcis mit ſeinem Gefolge durch den Angriff eines ungariſchen Huſarenregiments, das ohne Zweifel nicht wuſſte, wen es vor ſich habe, in größte Gefahr gerathen und habe ſelbſt nach Degen und Piſtole gegriffen, ein Pferd ſey ihm unter dem Leibe getödtet worden, er wolle aber nicht, daß man es wiſſe, und Anderes dergleichen. Die Hauptſache war aber ein eigenhändiges Schreiben Napoleons ſelbſt an die Kaiſerinn Marie Louiſe, worin er ausdrücklich ſagt, daß er, auch ohne bey Arcis vollſtändig geſiegt zu haben, dennoch weiter vormarſchire, um ſich ſeinen Feſtungen zu nähern, und die feindlichen Heere ſowol getrennt zu halten, als auch immer weiter von Paris abzuziehen.

Nach dieſen Aufſchlüſſen war keine Zeit zu verlieren. Der General Winzingerode nahm die ſämmtliche Reiterey ſeines Truppenkorps, etwa 7000 Pferde, nebſt 46 reitenden Kanonen, und rückte am 23ſten März von Epernay gegen Vitry vor, zog den General Tettenborn aus Chalons an ſich, und marſchirte am folgenden Tage

gegen die Feſtung Vitry; die Verbindung der beyden großen Heere war nun auch ſchon ohne Hinderniß über Verrus und Fere Champenoiſe hinter dem Rücken Napoleons bewerkſtelligt, und beyde Feldherren, von Allem gegenſeitig benachrichtigt, kamen überein, mit verbundenen Kräften ſich von beyden Seiten gegen Napoleon zu werfen und mit einem Schlage zu endigen. Der Feldmarſchall Blücher zog daher von Rheims auf Chalons, der Feldmarſchall Schwarzenberg von Arcis ſur Aube auf Vitry dem Kaiſer Napoleon nach, und ſchloſſen, ſtatt ſeitwärts in größere Trennung ſich vor ihm zurückzuziehen und ihm, wie er erwartet hatte, größere Landſtrecken freyzugeben, mit kühner Einſicht ihre geſammte Heeresmacht hinter ihm zuſammen. Man hatte eben ſo ſehr gehofft, als vermuthet, Napoleon könne vielleicht dennoch ſogleich wieder umwenden, ſobald er ſeine Erwartung nicht in Erfüllung gehen ſähe, und dann wäre es in der großen Ebene zwiſchen der Marne und Aube zur Schlacht gekommen, wo unſere zahlreiche und vortreffliche Reiterey, die bisher wegen mißlicher Vertheilung häufig im Nachtheile gegen die weit ſchlechtere Reiterey der Franzoſen geſtanden hatte, in Maſſe hätte wirken können. Allein Napoleon war bereits auf dem Wege nach St. Dizier, und hatte nur eine ſchwache Abtheilung hinter ſich zurückgelaſſen, welche zu-

nächſt an Vitry einige Dörfer auf der Straße beſetzt hielt.

Das Hauptquartier des Feldmarſchalls Schwarzenberg war am 23ſten März in Pongy geweſen, und kam am 24ſten nach Vitry, wo auch der Kaiſer von Rußland und der König von Preußen eintrafen. Hier wurde beſchloſſen mit vereinigten Kräften unmittelbar auf Paris zu marſchiren, wohin der Weg jetzt offen war, und dies den General Winzingerode mit Reiterey und reitendem Geſchütz dem Kaiſer Napoleon folgen zu laſſen, um denſelben nicht aus den Augen zu verlieren, ſeine Truppen zu necken, zu ermüden und einzeln aufzureiben. Wenn man die Lage der Sachen im Ganzen überſieht, ſo wird man nicht umhin können, dieſem Entſchluſſe das Lob großer Kühnheit zu geben. Napoleon hatte den Kern ſeiner Truppen bey ſich und konnte ſich mit den zahlreichen Beſatzungen ſeiner Feſten vereinigen; der General Maiſon in den Niederlanden hatte ſich ſchon in Verbindung mit dem General Carnot geſetzt, bedrohte Brüſſel und konnte ſeinem Kaiſer die Hand bieten; hinter unſerm Heere war Alles im Aufſtande, der durch Napoleons Erſcheinen aufs Höchſte ſteigen muſſte; der Marſchall Augereau hatte noch ein zahlreiches Heer im Süden; unſere Heere verloren ſich immer tiefer in Frankreich, getrennt

von ihren Hülfsquellen, in einem verwüſteten Land ohne Verbindung, Zufuhr, Erſatz, Stützpunkte und bald vor der Hauptſtadt des ganzen Reichs, deren Volksmenge hinreichte, ein großes Heer zu beſchäftigen, zu vernichten. Alles dieſes konnte die größten Bedenklichkeiten erregen, allein nie iſt das Weſentliche von dem Scheinbaren beſſer unterſchieden worden, und die erwählte Maßregel war die rechte, auch im Fall ihr Erfolg minder günſtig ausgefallen wäre. Paris und Napoleon hatten ihre bisher vereinte Bedeutung ſchon von einander getrennt. Noch war nichts für die Bourbons, wohl aber Alles gegen Napoleon entſchieden. Die großen Heere brachen am 24ſten und 25ſten März von der Aube und Marne nach Paris auf, trafen am 25ſten bey Fere Champenoiſe die vereinigten Truppen der Marſchälle Marmont und Mortier, die von Soiſſons dem Kaiſer Napoleon nachrückten, ſchlugen und vernichteten dieſelben und ſetzten ihren Marſch unaufhaltſam fort.

Der General Winzingerode rückte noch vor dem Abend des 24ſten März mit ſeiner Reiterey aus Vitry gegen St. Dizier. Der General Tettenborn bildete die Avantgarde mit ſeinem Truppenkorps, das jetzt aus fünf Koſakenregimentern, dem Iſum'ſchen Huſarenregiment und acht reitenden Kanonen beſtand. Der Feind hat-

te ſich ſchon am Nachmittage aus der Nähe von Vitry weggezogen und wurde erſt mit einbrechender Nacht in dem Dorfe Thieblemont erreicht, wo ſein Fußvolk noch ein lebhaftes Geplänkel zu beſtehen hatte. Am folgenden Tage wurde die Verfolgung heftiger fortgeſetzt, und eine größere Abtheilung des Feindes in St. Dizier eingeholt, wo das Gefecht ſogleich hitzig erneuert wurde. Der Feind hielt St. Dizier mit Fußvolk ſtark beſetzt, um den Marſch der andern Truppen, welche daſelbſt wieder über die Marne gegangen waren, und längs des Fluſſes zurückmarſchirten, zu decken. Aus dieſer Richtung des Marſches ſchien hervorzugehen, daß Napoleon ſeine Truppen aufs Neue gegen unſere großen Heere werfen wolle. Jenſeits des Fluſſes ſah man die gedrängten Maſſen des Feindes, gleichſam uns entgegenkommend, längs des Ufers die Höhen hinauf ziehen. Der General Tettenborn ließ ſogleich ſein Geſchütz hart am Ufer aufpflanzen, und begann ein mörderiſches Feuer mit Kugeln und Granaten in die franzöſiſchen Kolonnen, die alsbald voller Angſt und Schrecken und mit Verluſt vieler Todten in die Wälder zerſtoben. Da zugleich ein Koſakenregiment durch die Marne ſetzte, und die zurückgebliebene Abtheilung, welche St. Dizier bis dahin gehalten hatte, abzuſchneiden drohte, ſo ſuchte auch dieſe in den Wäldern

Schutz. Der Feind hatte jedoch nicht lange dieſes Feuer ausgehalten, als er auch einen Theil ſeines Geſchützes wieder zurückholte, und auf den vortheilhaft beherrſchenden Anhöhen bey dem Dorfe Valcour, durch welches ſeine Straße als Engweg hinaufführte, über 16 Kanonen ſpielen ließ, die bald das Feuer der unſrigen überboten, und den General Tettenborn daſſelbe einzuſtellen nöthigten. Der Feind behielt jene Höhen bis gegen Abend beſetzt, da er ſeinen Rückzug gegen Waſſy fortſetzte. Der General Tettenborn folgte ihm auf dem Fuße nach, und vertrieb ihn noch aus dem Dorfe Humbecourt, fand aber unmöglich weiter vorzudringen; die nächſten Dörfer waren ſämmtlich ſtark mit Fußvolk beſetzt, das die hartnäckigſte Gegenwehr leiſtete; ein Zeichen, daß die Hauptmacht des Feindes ſehr in der Nähe ſeyn mußte, und kein größeres Annähern unſerer Truppen erlauben durfte. Das Plänkeln dauerte jedoch die ganze Nacht, während welcher man die ganze Gegend bis Waſſy in weiter Ausdehnung durch unzählige Wachtfeuer erhellt ſah, die ſich beſonders auch zu unſerer Rechten längs des Waldes bis in unſere Nähe erſtreckten. Der General Tettenborn brachte die Nacht in Eclaron zu; der General Winzingerode hatte ſein Hauptquartier in St. Dizier; eine beträchtliche Anzahl Truppen unter dem Befehl des Gene-

als Czernitſcheff hatte er ſchon von Vitry aus gegen Montierender geſchickt, ſeitwärts von Waſſy.

Frühmorgens am 26ſten März fand der General Tettenborn die Dörfer, welche der Feind am vorigen Tage beſetzt gehalten, keinesweges verlaſſen, ſondern die Franzoſen rückten aus denſelben mit viel ſtärkerer Mannſchaft dem Angriffe der Koſaken ſogar entgegen. Sehr deutlich unterſchied man große Truppenmaſſen in der Ferne, welche immer näher kamen, und denen immer andere nachfolgten. Der General Tettenborn ſchätzte ſie wenigſtens auf 30,000 Mann, worunter ſehr viele Reiterey. Schon gingen die Franzoſen auf allen Punkten zum Angriff über, und zwangen die Koſaken mit Gewehrfeuer und Kanonenſchüſſen zum Weichen; eine beträchtliche Reiterey entwickelte ſich zu beyden Seiten. Der General Tettenborn hatte gleich im erſten Augenblicke den General Winzingerode von dem Vorgehenden benachrichtigt, und denſelben verſichern laſſen, daß das ganze franzöſiſche Heer umgekehrt ſey, und gegen ſie heranrücke. Das Vordringen der Franzoſen geſchah ſo ſchnell und in ſo großen Maſſen, daß an kein Aufhalten zu denken war; gegen 2 Kanonen, die der General Tettenborn zur Unterſtützung der Koſaken feuern ließ, fuhren gegenüber ſogleich 10 Kanonen auf. Der An-

genblick wurde dringend, die örtliche Lage gewährte nicht Spielraum für ein einziges Kosakenregiment, und im Rücken befand sich jener Engweg durch das Dorf Valcour, den der Feind mit seinem Fußvolk durch die Waldung nur unvermerkt früher als wir zu gewinnen brauchte, um uns ganz abzuschneiden, es blieb nichts Andres übrig als ungesäumt über die Marne zurückzugehen, welches der General Tettenborn auch augenblicklich that, nachdem er so lange als möglich auf dem linken Ufer Stand gehalten, um dem Generale Winzingerode Zeit zu geben, seine Anstalten zu machen. Dieser General hatte vergebens die Meldungen des Generals Czernitscheff von Montierender erwartet, welche über die Bewegung des Feindes erst vollen Aufschluß geben sollten; der General Czernitscheff war einer andern Richtung gefolgt. Indem der General Winzingerode daher noch zweifelnd erwog, ob wirklich das ganze Heer des Kaisers Napoleon heranmarschire, und noch anstand, den Meldungen des Generals Tettenborn vollen Glauben beyzumessen, sah er diesen plötzlich von großer Uebermacht zurückgedrängt, und sich selbst fast im nämlichen Augenblicke angegriffen. Mit unglaublicher Schnelligkeit entfaltete sich die französische Macht, Truppen drängten sich an Truppen und wogten in die Ebene herab, und in

wenigen Minuten ſtand Alles im Gefecht. Eine groſſe Anzahl Geſchütz beſtrich die Ebene und beſchoß die Stadt St. Dizier. Die Gegend war zwar eine ziemliche Strecke eben, aber doch zu ſehr durch Weingärten und Zäune durchſchnitten und zu nah auf allen Seiten durch Gehölz und Niederungen umſchloſſen, als daß möglich geweſen wäre, eine ſo zahlreiche Reiterey mit Vortheil zu gebrauchen. Noch wäre es möglich geweſen, durch einen ſchleunigen Rückzug einem Gefechte zu entgehen, das keinen glücklichen Ausgang haben konnte. Der General Tettenborn machte dringend darauf aufmerkſam; allein unglücklicherweiſe befanden ſich in St. Dizier 700 ruſſiſche Jäger zu Fuß, das einzige Fußvolk, welches der General Winzingerode bey ſich hatte, dieſe wollte er nicht verlieren, und daher den Rückzug noch aufſchieben, er ſandte alſo dem General Tettenborn den Befehl, die Straße nach Vitry zu behaupten, während er ſelbſt die Stadt St. Dizier vertheidigen und im Nothfall ſich auf Bar le Duc zurückziehen würde. Unterdeſſen hatte der Feind unter fortdauerndem Kanonenfeuer von den Anhöhen bey Valcour zwiſchen dieſem Orte und St. Dizier mit groſſen Maſſen Reiterey, mit Fußvolk und ſelbſt mit Kanonen durch die Marne geſetzt, und rückte unaufhaltſam gegen die Straße von Vitry vor. Die ruſſiſche Reite-

rey und reitenden Kanonen waren hinter dieſer Straße auf der Ebene vertheilt, hinter ihnen der Wald, vor ihnen der Feind, der mit heftigem und überlegenem Kanonenfeuer immer näher in ihre Reihen ſchmetterte; das Gepäck und die Handpferde waren noch nicht zurückgeſchafft, und vermehrten die Unordnung, welche bey ſolch unerwarteter Wendung der Sachen nicht ausbleiben konnte. Vor jener Straße rechts ſeitwärts hielt der General Tettenborn mit etwa 1000 Pferden, worunter vier Schwadronen Huſaren, das Uebrige Koſaken. Eine Maſſe von wenigſtens 10,000 Pferden war bereits dieſſeits der Marne und zwiſchen ihm und dem General Winzingerode, er ſah den Augenblick, wo ſie ſich plötzlich entfalten und Alles über den Haufen werfen würde, auch rückte immer mehr Fußvolk und Geſchütz über den Fluß und ſtellte ſich auf. Umzukehren war nicht mehr, indem jene Reitermaſſen ſchon ganz nah und durch die Fliehenden nicht mehr, kaum noch durch die Standhaften einigermaßen in Schen gehalten waren. Der General Tettenborn faßte daher ſeinen Entſchluß, nahm ſeine 1000 Pferde zuſammen und warf ſich an ihre Spitze mit heftigem Ungeſtüm auf jene Maſſen, die eben anfingen ſich zu entwickeln; mit unerſchrockner Tapferkeit fielen die Huſaren und Koſaken in die franzöſiſchen Reihen und jagten die fliehenden

Schaaren vor ſich her, das erſte Treffen wurde geworfen, das zweyte desgleichen, und ein groſſes Blutbad in dem wilden Gemenge angerichtet. Allein plötzlich entfalteten ſich zu beyden Seiten neue Maſſen franzöſiſcher Reiterey, deren immer mehr und mehr aus dem Hintergrunde herbeykam, das Mißverhältniß der Zahl war zu ungünſtig für die Unſrigen, und konnte durch alle heldenmüthige Tapferkeit nicht aufgewogen werden; ſie kamen unglücklicherweiſe zugleich in das Feuer des feindlichen Geſchützes und konnten der Uebermacht nicht länger widerſtehen, ſie wurden nun auch geworfen und von dem Feinde auf der Straſſe nach Vitry verfolgt, wo das Gepäck und die Handpferde große Unordnung verurſachten. Der General Tettenborn, welcher der Letzte das Gefecht verlaſſen hatte und lange perſönlich vom Feinde verfolgt worden war, ſammelte ſeine Truppen bey dem Dorfe Perthe, plänkelte noch den nämlichen Abend mit dem Feinde und zog ſich die Nacht nach Marolles gegen Vitry. Sein ganzer Verluſt betrug etwa 40 Mann. Die übrige auf der Ebene bey St. Dizier aufgeſtellte Reiterey, welche den Angrif der Franzoſen auf ſich zukommen ließ ohne ſelbſt anzugreifen, wurde ſchlimmer geworfen und zerrüttet, ſie verlor beträchtlich an Mannſchaft und mehrere Kanonen. Der General Winzingerode verließ nach einer helden-

mürdigen Vertheidigung am Nachmittage St. Dizier und zog sich nach Bar le Duc, von dem Feinde beständig verfolgt, den er jedoch jedesmal, daß er zu nahe kam, mit gutem Erfolg zurückwies. Dieses Gefecht, obwol es einen ungünstigen Ausgang nahm, ist für eines der glücklichsten des ganzen Feldzuges zu halten, weil es mit dem Irrthum verknüpft war, durch welchen Napoleon drey volle Tage verlor, während welcher Zeit seine Hauptstadt preisgegeben blieb. Er war nämlich überzeugt gewesen, daß das ganze Heer des Feldmarschalls Schwarzenberg hinter ihm herzöge, und der General Winzingerode hatte diese Ueberzeugung dadurch klüglich genährt, daß er in St. Dizier Wohnungen für den Kaiser von Rußland und den König von Preußen hatte nehmen lassen, indem er selbst sich nur für die Avantgarde ausgab, wie auch allerdings ganz glaublich schien. Napoleon, der dieses auf der Stelle durch seine Ergebenen erfahren mußte, machte daher in Wassy Halt, rief die vorausgegangenen Truppen wieder zurück und dachte eine Schlacht zu liefern, bey welcher Boden, Stellung und Wirkung auf die Gemüther durchaus zu seinem Vortheil waren. Er befand sich in Person bey der Reitermasse, auf welche der General Tettenborn einsprengte, dessen beherzten und von richtiger Kriegserfahrung zeugenden Angriff er

noch besonders rühmte, als er schon auf der Reise nach Elba mit Unbefangenheit die Ereignisse, die seinen Sturz herbeygeführt hatten, besprach. Noch am folgenden Tage wollte er sich nicht eingestehen, daß er sich geirrt und in die Luft gegriffen habe, er rückte noch bis gegen Vitry vor, wo man bereits anfing sich auf einen Sturm gefaßt zu machen, und verwandte seine kostbare Zeit in unnützen Bewegungen. Plötzlich erfuhr er die Niederlage der Marschälle Marmont und Mortier, und den Marsch der Verbündeten auf Paris, und eilig raffte er die ermüdeten, halbverhungerten Truppen in Eilmärschen fort, um über Troyes, Sens und Fontainebleau der bedrohten Hauptstadt zu Hülfe zu kommen. Ein Theil der Truppen blieb auf der Straße liegen, eine Menge Pferde fielen um und eine Anzahl Kanonen wurden ins Wasser versenkt, weil die Bespannung mit jedem Tage schlechter wurde. Nichtsdestoweniger kam Napoleon nur um wenige Zeit zu spät, er war schon in Fontainebleau, als er die Uebergabe der Stadt Paris vernahm.

Welches auch am Ende der Ausgang gewesen wäre, so viel ist gewiß, daß sich Paris nicht ergeben hätte, wenn Napoleon zu rechter Zeit erschienen wäre, daß die Erstürmung dieser Stadt bey einem dann gewiß allgemeinen Aufstande der Bürger zu den mißlichsten und zweifelhaftesten

Unternehmungen gehört, und Napoleon, durch 100,000 Nationalgarden aus Paris und der nächsten Gegend verstärkt, den Krieg mit neuer Kraft und Hoffnung fortgesetzt hätte, und in Rücksicht alles dieses war es, daß der Kaiser Alexander die schmeichelhafte Aeußerung machte, er danke es dem General Winzingerode, daß er schon in Paris sey.

Nachdem die Generale Winzingerode und Tettenborn sich in Chalons wieder vereinigt hatten, brachen sie am 28sten März über St. Dizier und Montierender nach Troyes auf, wo sie am 30sten März ankamen ohne jedoch den Nachtrab Napoleons zu erreichen; eine Menge Spuren seines Durchmarsches fanden sich auf jedem Schritte. Eine Post hinter Troyes hatte er die Truppen ihren Marsch allein fortsetzen lassen und war mit Kurierpferden von einem einzigen Adjutanten begleitet nach Fontainebleau vorausgeeilt. Welche Wendung sodann dort und in Paris die Begebenheiten nahmen, die Berufung der Bourbons, der Uebertritt des Marschalls Marmont, die eigenthümliche Abdankung Napoleons und sein persönlicher Vertrag mit fast ganz Europa, das Alles gehört nicht hierher, und bedürfte einer Erörterung, die vielleicht die noch zu nahe Gegenwart jener Ereignisse nicht erlaubt. Wir wollen der Vollständigkeit wegen noch einiger Vor-

gänge erwähnen, welche den General Tettenborn betreffen, und ſodann dieſe Schrift mit einigen allgemeinen Betrachtungen über Paris und Frankreich beſchließen.

Von Troyes ging der General Tettenborn über Villeneuve l'Archevêque an die Yonne nach Sens vor, welche Stadt noch vom Feinde beſetzt war und neue Verſtärkung durch den General Allix erhielt. Nachdem zwar die Vorſtadt durch die Koſaken weggenommen worden, die Stadt ſelbſt aber durch Beſchießen mit Granaten nicht zur Uebergabe zu bringen war, wollte der General Tettenborn einen andern Uebergang über die Yonne ſuchen, um gegen Fontainebleau vorzudringen, allein die Nachrichten von den Ereigniſſen in Paris hemmten jede weitere Unternehmung, und es trat eine allgemeine Waffenruhe ein. Der General Allix verhehlte jedoch durch ſein Betragen nicht, wie unangenehm dieſe Wendung der Dinge ihm ſey, und wie gern er wenigſtens noch die Zwiſchenzeit, ehe die vollſtändige Beſtätigung einträfe, in der Ausübung des widerſpenſtigen Trotzes, der ſich bald in allen franzöſiſchen Truppen zur herrſchenden Stimmung erhob, genießen möchte, ohne deshalb etwas Muthvolles und Thätiges zu beginnen. Dieſe Ruhe wurde für uns aufs Neue unterbrochen, indem wir in Brap an der Seine den Befehl erhielten,

unverzüglich auf die Straße von Auxerre zu marschiren, um den Kaiser Napoleon, der damals noch nicht abgedankt hatte, in seinem vermuthlichen Vorhaben nach dem Süden zu flüchten, wo er noch zahlreiche Truppen in ein furchtbares Heer zusammenziehen konnte, zu verhindern. Wir marschirten eiligst von Brai in einem fort bis Villeneuve le Roi, wo wir bereits österreichische Truppen fanden, die sichere Nachricht von Napoleons ruhiger Anwesenheit in Fontainebleau, darauf von seiner Abdankung und seinem Vertrage und endlich den Befehl zum Rückmarsche erhielten. Die Truppen wurden nach Sens und Pont sur Yonne verlegt, von wo sie bald nachher den Weg nach dem Rhein antraten.

Paris wurde nun der Sammelplatz thätigen und müßigen Gewirrs, fremden und einheimischen Treibens alter und neuer Gährung; die Krieger fast aller Völkerschaften Europas waren als Sieger, doch nicht wie Sieger dort; schon übte die verführerische Hauptstadt den alten Zauber durch die der Eitelkeit zugänglichen Gemüther, und der, man möchte sagen listige, Beyfall der Besiegten wurde bald der höchste Preis des Sieges. Die tapfere Persönlichkeit trat vor der glerlichen zurück, die staatskundige Würde und Strenge vor gesellschaftlicher Anmuth. Wir schlossen einen Frieden, in welchem Güte und Mäßigung nicht zu verken-

nen

nen ſind, aber der kein Zeichen der Waffen an ſich trägt, durch die er erobert worden; die Fahnen und Kunſtwerke lieſſen wir zurück, für welche durch manchen edeln Tropfen Bluts in dieſem Kampfe reichlich mitbezahlt worden, und die vergeſſen zu haben wir uns ewig erinnern werden.

Frankreich blieb in Gährung zurück; die kriegsadelichen Offiziere und Soldaten, die zahlreich aus der Kriegsgefangenſchaft zurückkehren, können ſich in das neue Alte nicht finden, und halten feſt an Napoleon, den ſie doch nicht lieben; die ausgewanderten Altadelichen, die aus der Verbannung wiederkommen, fühlen ſich unheimlich in dem alten Neuen und ſtützen die Bourbons, mit welchen ſie unzufrieden ſind; zwiſchen beyden Parteyen ſteht die Freyheit, welche einſt von hier ausging, und ſich hier nur verloren zu haben ſcheint, um in ganz Europa herrlicher wiedergefunden zu werden. Denn unſere Fürſten, Staatsmänner, Heere und Völker führen jetzt die Sprache der Freyheit, derſelben Freyheit, die von den Franzoſen im Anfang gewollt, geſucht, erfochten worden iſt, für die jetzt ganz Europa in Waffen ſtand. Die Geſchichte geht ihren großartigen Gang, um einzelne Völker unbekümmert, und trägt ihre Aufgaben oft unvermuthet über, indem Ein Volk vollendet, was ein anderes begann. Wir haben den Freyheitskrieg der Franzoſen fortgeſetzt, und

wie sie damals, so jetzt wir in dem nämlichen Werke gesiegt. Die Enge der Zeit läßt den Mitlebenden nicht immer zu, die Einheit der Richtung in dem Mannichfaltigen der Ereignisse zu erblicken, aber die Geschichte führt öfters ihre eignen Standpunkte herbey, von welchen sie sich nie von Anhöhen herab übersehen läßt. Wir sind dahin geführt worden, wo die Uebersicht leicht ist, und wir haben Gelegenheit durch den Rückblick bestätigt zu sehen, was vor vierzehn Jahren schon der scharfsinnige Geist Friedrich Schlegels inmitten alles Getümmels der Zeit erkannte und verkündigte: daß die französische Revolution eine Tendenz des Zeitalters sey, und nicht die französische bleiben könne; was zehn Jahre früher mit wahrsagendem Geiste Mirabeau gemeint hatte, als er den tiefen Ausspruch that, die französische Revolution würde den Erdboden umwandern.

6

Deutsche Ansicht

der

Vereinigung Sachsens mit Preußen.

Ita imperium semper ad optumum quemque a minus bono transfertur.

Sallustius.

Deutschland 1814.

Kgl. Bibl. Staatsbibl. Berlin.

Univ. Bibl. München

Sachsens Vereinigung mit Preußen ist ein Gegenstand lebhafter Streitigkeiten in der öffentlichen Meinung geworden, und hat allerdings zu wichtige Beziehungen auf die deutschen Angelegenheiten überhaupt, als daß der Gesichtspunkt, aus welchem dieselbe beurtheilt wird, gleichgültig sein könnte. Wenn die Rechtmäßigkeit und Nothwendigkeit dieser Vereinigung hin und wieder in öffentlichen Schriften bezweifelt wurde, so lag offenbar dabei die Absicht zum Grunde, der Sache selbst möglichst entgegen zu wirken; jetzt, da die Entscheidung erfolgt und die Vollziehung derselben gewiß zu sein scheint, kann die Erörterung der streitigen Fragen mit völliger Unbefangenheit geschehn. Indem wir uns diesem Ge-

ſchäft durch die folgenden Blätter unterziehn, ſehn wir uns genöthigt einige Betrachtungen voraszuſenden, um den Standpunkt zu erreichen, von welchem ſich die richtige Anſicht der Sache finden läßt.

Mit dem Anwachſen der franzöſiſchen Herrſchaft und ihres gewaltſamen Einfluſſes auf andere Staaten zeigte ſich bald in den meiſten Staatsverhältniſſen etwas fremdartig Aufgedrungenes, das durch kein ſcheinbares Beſtehn hergebrachter Formen verläugnet werden konnte. Nicht nur die frechſten Beeinträchtigungen offenbarer Rechte und das willkürlichſte Durcheinanderwerfen gemißhandelter Völker geſchahen durch die Gewalt der Waffen, ſondern das Uebergewicht dieſer nöthigte die Bedrängten auch zur Annahme eines Scheins, der künſtliche Afterbilder des Rechtmäßigen an die Stelle der Gewalt ſetzte. So ging nach und nach der Unter-

schied dessen, was erzwungen war, von dem, was freiwillig geschah, in den meisten Staatsverhältnissen verloren, und es entstand ein verworrenes Gemisch, aus welchem nicht mehr das Rechte überall herauszusondern war. Oft mußte für den Vortheil und die Gesinnung eines Staates gelten, was beiden entschieden widersprach, oft der Form nach als ein Verbrechen bestraft werden, was dem Wesen nach für edle Vaterlandsliebe erkannt werden mußte. Diese Doppelwege der äußern Form und der innern Wahrheit führten zu einer Zerrüttung, die nach und nach alles würde verschlungen haben, wenn nicht Napoleons Macht in dem Angriff gegen Rußland gescheitert, und sein unbezwinglich geglaubtes Heer dort untergegangen wäre.

Von diesem Wendepunkt der französischen Uebermacht beginnt eine neue Zeit des Auflebens und der Wiederherstellung. An die siegreichen

ruſſiſchen Waffen ſchloſſen zuerſt ſich die Preußen an, dann die Oeſterreicher, und nach und nach die übrigen Deutſchen, bis nach ungeheuerm Ringen und erſtaunenswürdigen Erfolgen Deutſchland von den Franzoſen, und Frankreich von dem verderblichen Herrſcher befreit war. Jetzt liegen die Trümmer der zerſtörten Tyrannei umher, und der erſte Gedanke iſt natürlich der, das Früherbeſtandene daraus wieder zu erbauen. Aber hier findet ſich ſogleich eine unüberwindliche Schwierigkeit. Die Welt iſt in zuſammenhangender Zeitfolge weiter geſchritten, und in dieſer bietet ſich kein allgemeingültiger Abſchnitt für dieſes Frühere dar. Kein alter Zuſtand iſt plötzlich in einen ganz neuen verwandelt worden, ſondern nach und nach, durch zahlloſe Zwiſchenzuſtände, in welche jedesmal etwas Rechtmäßiges und Gewährleiſtetes verflochten wurde, ging jede bedeutende Veränderung vor ſich; aber in allen dieſen Zuſtänden lag auch etwas Unrechtmäßiges und

Gewaltſames, das jedoch mit jenem geſchichtliche Conſiſtenz gewonnen hat, und keineswegs unbedingt zurückgenommen werden kann. So ſehn wir in der That die verſchiedenen Mächte, welche in den letzten Begebenheiten zur Wiederherſtellung des Alten hauptſächlich thätig waren, und denen deßhalb die Leitung der Dinge zuſteht, eine ganz verſchiedene Norm beobachten, und nach den Umſtänden aus den verſchiedenen Zeiten dasjenige auswählen, was ſie der gegenwärtigen gemäß glauben; ſo behält Oeſterreich Venedig, und verzichtet auf Belgien, Baiern nimmt die Pfalz in Anſpruch, und behauptet Baireuth. Es iſt kein Friedensſchluß, ſeit dem von Campo-Formio bis zu dem von Wien, der nicht in dem gegenwärtigen Zuſtande noch Spuren übrig ließe. Altes Recht und neues Verdienſt beſtehn neben einander, und während verſchwundene Staaten wiederkehren, neuentſtandene ſich durch zeitig eingegangene Bundesverträge erhalten, gehn nur

diejenigen unter, die ihre neuern Ansprüche durch kein Verdienst um die gute Sache retten mochten, oder ihre alten Ansprüche durch fortgesetzten Mißbrauch verlieren mußten.

Diese Gestaltung der Dinge, in welcher man mit Unrecht bloße Willkürlichkeit würde erblicken wollen, beruht auf den richtigsten Grundsätzen des allgemeinen Staatsrechtes. Denn alle abgeleiteten Rechte, die nicht aus der reinen Vernunft als unveräußerliche Menschenrechte hervorgehn, sind ihrer Natur nach veränderlich, und alle gesellschaftlichen Uebereinkünfte, welche von den Menschen nach den Umständen und Bedürfnissen ihrer Zeit getroffen worden, können mit Recht aufgehoben werden, sobald sie den Umständen und Bedürfnissen der folgenden Zeit nicht mehr entsprechen; wären sie auch durch die Dauer von Jahrhunderten geheiligt, so vermag dies doch nicht die Befugniß zu neuen Uebereinkünften zu schwächen, und das Recht, welches vor

Jahrhunderten jene Menſchen hatten, beſitzen die Menſchen einer jeden Zeit unbezweifelt für dieſe, ohne eben ſo wenig die folgenden Geſchlechter dadurch zu binden. Da jedoch ſelten ſo viel klares Bewußtſein ein ganzes Menſchengeſchlecht gleichzeitig durchdringt, um aus übereinſtimmendem Entſchluſſe der Vernunft ruhige Entwickelungen zu erfahren, ſo tritt die Natur hinzu, und erregt durch Leidenſchaften große Erſchütterungen, in welchen Krieg und Gewalt die freie Fortbildung der Staaten zu höheren Abſichten fördern, indem ſonſt, wenn die einmal angenommenen Zuſtände nun für immer bleiben ſollten, das Menſchengeſchlecht nach und nach zum völligen Stillſtand ſeiner Bildungskraft gelangen, und zu moraliſchem Tode erſtarren müßte. Daher in allen großen Verwandlungen der politiſchen Welt einzelne Elemente ſind, deren gerechte Nothwendigkeit mit dem Vorhergegangenen in den alten Formen nicht zu vereinbaren iſt.

Diese Betrachtungen sind es, welche uns bei der Ansicht des jetzigen Zustandes der Welt vorzüglich leiten müssen. Daß etwas ganz Außerordentliches vorgegangen, daß ein großer Theil ehemaliger Formen zerfallen und die noch vorhandenen von anderem Inhalt erfüllt sind, daß namentlich das gesammte Staatensystem Europa's nach seinen innern Beziehungen verändert ist, daß eine neue Gesinnung und Denkungsart in den Völkern erweckt worden, wird kein Vernünftiger läugnen. Die Wechselwirkung der verschiedenen Staaten und Völker auf einander ist in größern Umfang getreten, und findet fast nur in kolossalen Berührungen Statt. Die Richtungen der Politik, die Gefahren des Krieges und die Bewegungen der Meinung zeigen sich jetzt nur in großen Massen, in welchen das Einzelne untergeht, und keine zerstückelte Anordnung genügen kann. Wenn jemals eine Zeit, so ist es eine solche, so ist es die gegenwärtige, die das

Recht hat, den ängstlichen Gang kleinlicher Rücksichten und Bedenklichkeiten, der sich langsam an dem Faden äußerer Form und rechtlichen Scheins herabwindet, zu verlassen, und sich selbst, statt nach einem nicht mehr passenden Maßstabe des Vergangenen, nach ihrem eigenen Inhalte der Gegenwart zu beurtheilen und zu berathen. Es ist nicht genug, daß Altes zurückgerufen werde, es muß auch etwas Neues geschaffen werden.

Eine höhere Ansicht Europa's überhaupt wird uns durch die gesammte Folge der Ereignisse und durch die gegenwärtige Lage der Sachen aufgedrungen. Eine höhere Ansicht Europa's muß alle politischen Handlungen leiten, wenn diese der Zeit entsprechen, und von ihren bewegten Wellen nicht sogleich verschlungen werden sollen. Wenn der Sturm drohend hereinbricht, darf nicht lange gefragt werden, wem die Ballen gehören, die in das Meer geworfen werden sollen,

um das Schiff zu erleichtern und die Wogen zu versöhnen. Nicht bloß das wüthende Element und der fortraffende Krieg fordern mit unerbittlicher Strenge, auch der Friede hat seine Schreckenszustände und dringende Gefahren, in deren Vernachlässigung der Krieg sich entzündet, und zu deren Abwendung alles aufgeboten werden muß. Ist Europa im Innern jetzt weniger bedroht, als da es in heißen Kämpfen mit den Waffen rang? Sind die Gefahren nicht dadurch gerade gestiegen, daß der Feind aus dem Felde verschwunden ist, und man nicht weiß, von wannen er wieder erscheinen wird? Die Freiheit und Selbstständigkeit, welche so mühsam und ruhmvoll errungen worden, würde von keiner Dauer sein, wenn sie nur dazu dienen sollte, jeden Vortheil des Einzelnen auf Kosten des Ganzen herzustellen. Wohl mag jedem Gliede des Körpers sein Recht widerfahren und sorgfältige Pflege zu seiner Erhaltung gewährt werden, aber keinen

Augenblick länger, als es ohne des Körpers Gefahr geschehn kann. Nur allein von diesem Standpunkt aus läßt sich die wahre Einsicht dessen, was geschehn muß, und die wahre Würdigung dessen, was geschieht, finden.

Und von diesem Standpunkte aus waren die großen Mächte, welche das Uebergewicht der französischen Herrschaft zerstört haben, von dem ersten Augenblicke günstigen Erfolgs sorgsam bedacht, in dem europäischen Staatensystem ein neues Gleichgewicht zu gründen, das die künftige Freiheit und Ruhe sicherte. Aus Deutschland eine völlige Einheit zu bilden, welches für dieses wie für Europa allerdings das Glücklichste gewesen wäre, fügte sich deßhalb nicht, weil größere Umwälzungen dazu hätten geschehn müssen, als die waren, gegen welche man den Krieg geführt hatte. Was unter diesen Umständen für Deutschland übrig blieb, war die verhältnißmäßige Ver-

größerung derjenigen Staaten, welche seine Grundfesten bilden. Der Zuwachs Oesterreichs in Italien, die Ausdehnung Baierns und Hannovers, die Vereinigung Belgiens mit Holland erfolgten in dieser Absicht. Der preußische Staat jedoch, dem seit Friedrich dem Großen ein so hoher Beruf zur Erhaltung der deutschen Freiheit auferliegt, und dem jetzt eine so bedeutende Rolle in dem europäischen Staatensystem durch die Wendung der Sachen zu Theil geworden, hatte einen seiner größten Bestandtheile in den, erst durch Frankreich, und dann durch Rußland eroberten, polnischen Provinzen verloren, und sah durch allen Zuwachs, den die beiden Rheinufer ihm darboten, sich keineswegs für den Verlust dieser und anderer Länder, die es in Anspruch zu nehmen hätte, entschädigt. So war in dem Augenblicke selbst, da Preußen durch die außerordentlichsten Thaten des höchsten Lohns, und durch die Aufgabe eines für das Ganze wichtigeren Daseins

der größten Mittel würdig und bedürftig geworden, die seltsame Stellung der Verhältnisse eingetreten, daß Preußen zur Vergrößerung aller Andern thätig beigetragen, und selber inzwischen nicht einmal seine vorige Größe wiedererlangt hätte, wenn nicht eine anderweitige Ausgleichung zu Hülfe kommen sollte.

Zu dieser Ausgleichung bot sich das durch die Waffen der Verbündeten eroberte Königreich Sachsen dar, dessen Vereinigung mit Preußen von mehreren Seiten in Vorschlag gebracht wurde.

Das Recht der Eroberung kann hier unbezweifelt seine Anwendung finden; alles was man hin und wieder dagegen anführet, beschränkt sich auf die Anrufung der Großmuth bei dem Sieger, und auf dessen früheres Versprechen, nicht erobern zu wollen, allein dieses Versprechen, wel-

ches den Rechtsanspruch an und für sich selbst nicht aufhebt, findet sich nur in den bei der ersten Besetzung Sachsens erlassenen Proklamationen, nach welchen aber Sachsen noch immer auf der feindlichen Seite beharrte, und sodann zum zweiten Male vollständig erobert wurde. Doch um die wahre Lage der Dinge in klarem Zusammenhange zu übersehn, ist es nöthig, die früheren Ereignisse in ihrer geschichtlichen Folge bis zu dem gegenwärtigen Augenblick zu entwickeln.

Die nach dem Preßburger Frieden durch Oesterreichs Abdankung der deutschen Kaiserwürde und durch Frankreichs Gründung eines Rheinbundes erfolgte Umänderung in den deutschen Verhältnissen, beschränkte jeden deutschen Staat, der sich der ausländischen Herrschaft nicht unterwerfen wollte, auf sich selbst, und wies drohend und warnend auf die eigene, selbstständige Kraft zurück. Preußen war noch unerschüttert, und

zog zunächst die Augen aller noch freien nord-
deutschen Staaten auf sich, als die einzige Stütze,
welche ihnen gegen die wachsende Uebermacht
Frankreichs, dessen nächste Beute sie sein konn-
ten, noch übrig wäre. So kam auf Preußen
eine mit seinen Kräften unverhältnißmäßige Last,
indem es sich die Sorge für die Sache des ge-
meinsamen deutschen Vaterlandes übertragen fühlte,
ohne von dessen Kräften den geringsten Beistand
erwarten zu können. Vielleicht konnte Preußen
sich dieser Aufgabe entziehn, und indem es die
Uebrigen preisgab und bloß an sich selbst dachte,
in fremder Bundesgenossenschaft Sicherheit und
Vergrößerung finden: allein schon damals nahm
es die letzte Hoffnung deutscher Gesinnung willig
auf, und wurde der Schutz derselben in Nord-
deutschland. Sachsen selbst, welches nach der
Abdankung des Kaisers Franz die deutsche Kai-
serwürde für erledigt, und sich selbst, den Reichs-
gesetzen zufolge, als Reichsverweser erklären mußte,

entsagte dieser Rolle, und suchte dieselbe der That nach dadurch in Preußen, daß es sich diesem auf das Eindringlichste anzuschmiegen suchte. Die Umstände waren jedoch von so bedenklicher Art, daß eine feste und durchgreifende Richtung in der preußischen Politik unmöglich wurde, und kein gerader Ausweg aus der vorhandenen Krisis offen stand. Die französischen Truppen aus der nahen Nachbarschaft in Norddeutschland zu entfernen, schien unter jeder Bedingung nothwendig, und wenn auch in dem angewandten Mittel ein großer Fehler lag, so wird man doch zugestehn müssen, daß die Verstärkung Preußens für Deutschland höchst wünschenswerth war, und sehr erfolgreich geworden wäre, wenn nicht tieferliegende Weltentwickelungen den so über alle Erwartung unglücklichen Ausgang des Krieges vom Jahre 1806 verhängt hätten.

Die ganze Welt weiß, wie sehr der abgesonderte Vortheil Preußens damals für eine nä-

here Verbindung mit Frankreich sprach, und wie eifrig diese Verbindung durch Männer, denen man Geist und Einsicht nicht absprechen konnte, angerathen wurde, daß aber dieser einzelne Vortheil unbedenklich bei Seite gesetzt, und dem allgemeinen Besten Deutschlands untergeordnet wurde, indem Preußen, ohne den französischen Anerbietungen, die allerdings Sachsen beängstigen mußten, Gehör zu geben, sich mit diesem fester verband, und vor allen Dingen die Räumung Deutschlands von französischen Truppen verlangte. Sachsen, welches in seiner eigenen Macht keinen Schutz gegen die französischen Anfinnungen fand, und diese täglich drohender werden sah, gesellte seine Truppen zu den preußischen, und der Krieg von 1806 brach aus.

Wie man auch über die persönlichen Triebfedern Einzelner, welche beim Ausbruche und während der Führung dieses Krieges thätig waren, urtheilen mag, so wird man doch nicht

läugnen können, daß in dem preußischen Volke wenigstens eine höhere Gesinnung schon damals rege war, indem sich viele ächte Deutsche mit ihren Wünschen, Gebeten und Hoffnungen innig an das preußische Heer anschlossen, mit einer treuen Standhaftigkeit, die durch das anfängliche Unglück nur vermehrt wurde.

Der entscheidende Schlag, welcher den Schauplatz des Krieges von der Saale an die Weichsel versetzte, und Preußen in seinem beharrlichen Widerstande mehr lähmte, als wankend machte, veränderte plötzlich die Stimmung Sachsens; durch einen Frieden, in dessen Begünstigungen der Dank für die Leichtigkeit seiner schnellen Umwendung zu erkennen war, trennte es sich nicht allein von seinem Bundesgenossen ohne Bedenken, sondern nahm auch auf der Stelle den entgegengesetzten Antheil am Kriege, und kämpfte an der Seite der Franzosen eifrigst gegen diejenigen

Truppen, die es unlängst gegen die Franzosen an seiner Seite gesehn. Von diesem Augenblicke an, der viele scheinbare und wenig wirkliche Vortheile für Sachsen erzeugte, hat dieses niemals in dem französischen Bündnisse gewankt, sondern so wetterwendisch es für die Deutschen war, so treu blieb es den Franzosen, und lieh seitdem in allen Kriegen gegen die gute Sache seine tapfern und zahlreichen Truppen mit gefälligem Eifer dem Dienste des Unterdrückers. Weder die Begeisterung noch die günstige Aussicht des deutschen Vaterlandes in einzelnen Augenblicken dieser Zeiten machten irgend einen guten Eindruck auf die sächsische Regierung, die mit fester Anhänglichkeit selbst dann noch, als alle Sachsen laut für die gute Sache sich erklärt, und die sächsischen Krieger ihre Waffen gegen den allgemeinen Feind gekehrt hatten, diesem zugethan blieb. Wir übergehn alle die gehässigen und feindlichen Regungen, welche sich Sachsen gegen

Preußen während dieser trauervollen Vergangenheit auforingen ließ, die schreienden Ungerechtigkeiten, welche in Polen ausgeübt, die Stimmungen, welche genährt, den Uebermuth, der geltend gemacht wurde; alles dies ging ursprünglich freilich von den Franzosen aus, aber die sächsische Regierung machte dasselbe zu dem Ihrigen, und setzte bis zu dem letzten Augenblick als ihre eigene Gesinnung fort, was aufgehört hatte fremder Zwang zu sein.

Mit dem Frühjahr 1813 näherte sich für Deutschland eine neue Ordnung der Dinge, die dem sächsischen Cabinet zu wichtigen Prüfungen seiner bisherigen Politik Veranlassung gab. Die Macht der Franzosen war gebrochen, und ihre und ihrer Bundesgenossen Anstrengungen sollten erst wieder eine neue bilden. Rußland und das mit ihm in jugendlichem Muthe aus der Unterdrückung sich erhebende Preußen riefen alle Deut-

Univ. Bibl. München

schen zur Freiheit auf; sie brauchte damals nur ergriffen zu werden, und ohne blutigen Kampf, ohne die Wuth fortgesetzter Verheerungen konnte die Sache entschieden, konnten alle bis zum Rhein wohnenden Völker dem Joch entrissen sein. Preußen hatte den ersten Schritt mit heldenmüthigem Entschluß gethan; das nach diesem Beitritt schon viel minder zweifelhafte Werk erwartete den zweiten Schritt von Sachsen, und in schneller Entwickelung wären alsbald die andern alle nachgefolgt; ja Hamburg, Mecklenburg und ein Theil Hannovers waren sogar schon mit preiswürdigem Beispiel vorausgeeilt. Frühzeitig erging an den König von Sachsen die Aufforderung und Ermahnung der verbündeten Herrscher, sie rückten an der Spitze großer Heeresmacht in Sachsen ein, um die innern Bestimmungsgründe für dessen Fürsten nicht ohne den äußern Nachdruck zu lassen, der Zutrauen einflößen könnte; frühzeitig wurde die deutsche Stimme des biedern

Volks der Sachsen laut: allein vergebens! Der König von Sachsen blieb dem Volke wie den Herrschern taub, und der französischen Sache, so lange diese noch einen Funken von Hoffnung hatte, getreu; er verschmähte, der deutschen Sache durch seinen Beitritt den Ausschlag zu geben, der ihm für die französische nicht möglich war. Umsonst sucht man zu beweisen, daß die Entscheidung lediglich auf Oesterreich beruhte, und Sachsen gar nicht in Betracht kam; die Schlacht von Lützen wurde ohne Oesterreich geschlagen, und der erfochtene Sieg wäre durch den Besitz von Torgau und den Zutritt von 10,000 Sachsen und die dadurch erregte Sensation vollkommen befestigt worden. Allein der König, nach augenblicklichem Schwanken, das durch die Fortschritte der Russen und Preußen entstehn mußte, entschied sich alsbald wieder für die Franzosen, denen er Truppen und Festungen aufs neue hingab. So fiel auf den kleinen Theil nordöstlicher Deut-

schen fast an Deutschlands Gränze die ganze Last des großen Kampfes zurück, der für alle und auch von allen mußte unternommen sein!

Wir wissen wohl, daß eine Menge äußerer Gründe angeführt werden, um das Betragen des Königs von Sachsen durch jenen ganzen Zeitraum hindurch Schritt vor Schritt zu rechtfertigen; man entwickelt ganze Reihen von Ueberlegungen und Ansichten, zufolge deren jede seiner Maßregeln eben so klug als weise erscheinen soll, und fügt wohl gar noch als einen Grund, der die Ansprüche des Königs auf seine Wiedereinsetzung vermehren könnte, die Betrachtung hinzu, daß er sich geirrt habe, und unglücklich sey. Allein auf solche Weise, daß man aus unrichtigen Vordersätzen richtige Folgerungen ableitet, beweist man weiter nichts, als die logische Möglichkeit und Art des Entstehns, keineswegs aber die moralische Richtigkeit der Handlungen. Mit

solchen Gründen, wie die des Verfassers der schlechtgeschriebenen Apologie de Fréderic Auguste Roi de Saxe, und der etwas bessern Lettre à un Saxon sur la reïntégration de la Saxe et de son Souverain, beweist man alles, was man will, und daher eigentlich nichts. Der ganze Inhalt dieser beiden Schriften läuft am Ende darauf hinaus, daß Friedrich August, wenn er nur den Ausgang hätte vorhersehn können, ganz anders gehandelt haben würde, für die gute Sache aber etwas zu wagen keineswegs Lust gehabt habe. Der gute Wille, den man ihm beilegt und wir ihm übrigens nicht eben allzustreng abläugnen wollen, bezog sich einzig auf das eigene Beste, ohne jemals in der Ausübung etwas Höheres, Allgemeineres zu umfassen. In Betreff der angeblichen Klugheit seines Betragens liegt das Urtheil in den Thatsachen klar vor Augen. Sollte auch der Anspruch des deutschen Vaterlandes und die Forderung der deut-

schen Gesinnung und Freiheit, welchen sich der König von Sachsen hartnäckig entzogen und widersetzt hat, hier für gar nichts gelten, so bleibt doch noch immer folgende Stellung der Verhältnisse. Dieselbe Krisis, welche für Sachsen im Jahre 1806 von der einen Seite eintrat, ereignete sich im Jahre 1813 von der andern Seite; um jener zu entgehn, und nicht alles zu verlieren, schloß sich der König von Sachsen an Frankreich an; es wäre folgerecht gewesen, bei dieser aus gleichem Grunde sich mit Rußland und Preußen zu verbünden, es wäre dazu nichts weiter erforderlich gewesen, als was damals ohne Bedenken geschah, nämlich den früheren Bundesgenossen aufzugeben. Dies war, abgesehn von dem Unterschiede der guten und bösen Sache, die wahre Staatsklugheit. Hielt er die zweite Gefahr für geringer, als jene, und gab er unvaterländischer Furcht mehr Gehör, als der vaterländischen Hoffnung, so trägt er die Schuld seines Irrthums,

und eines politischen Systems, dessen Schlechtigkeit diesmal auch Unklugheit war. In beiden Fällen ärntete er die natürliche Frucht seines Betragens, damals Vortheil, diesmal Schaden, die bei einem ganz gewöhnlichen Kriege, wo nicht gerade die Freiheit Europa's, das Heil und die Ehre der Deutschen auf dem Spiel gestanden hätten, auf gleiche Weise aus den Verhältnissen hätten folgen müssen.

An der Hartnäckigkeit des Königs von Sachsen stockte gleich im Anfange die kaum erhobene Sache der deutschen Freiheit in ihrem vielversprechenden Fortgange, sie lief Gefahr gänzlich daran zu scheitern; sein eigenes Volk flehte vergeblich um Aenderung des verabscheuten Systems, das aller Herzen mit Trauer erfüllte; seine Truppen wandten sich von ihm ab, und gingen inmitten der Schlacht zu den Streitern der guten Sache über; ganz Sachsen wurde von den ver-

bündeten Waffen erobert, nach dreitägiger Schlacht der König selbst im Sturm seiner letzten Stadt fast noch an des Erbfeinds Seite gefangen genommen; dies sind die Thatsachen, die unwiderleglich sprechen. Durch welche künstliche Redensarten einer veralteten Diplomatik könnte man diese vergessen machen oder beschönigen?

Mag man die Privattugenden Friedrich Augusts immerhin preisen; wir alle sind bereit, den edlen Eigenschaften, die er als Mensch besitzt, zu huldigen, wir sind weit entfernt, die Ehrfurcht, welche uns sein gegenwärtiges Alter und ehemaliges Herrscheramt auferlegt, zu verletzen: aber ihm als deutschen Fürsten haben wir Deutsche eben nicht Ursache große Huldigungen darzubringen. Die Grundsätze, denen sein politisches Betragen folgte, waren dem Heil des Vaterlandes entschieden zuwider, dem Feinde willkommen, den Freunden verderblich. Hätte überdies die böse Sache, der Friedrich August

bis zuletzt mit einer Gewissenhaftigkeit, die für die gute Sache in früherer Zeit keineswegs eben so zart gewesen, anhing, den Sieg davon getragen, so würde dieselbe Furcht, die bei allen Gelegenheiten jetzt seltsam genug als Rechtfertigung angeführt wird, alle die gepriesenen Tugenden nichtsdestoweniger zu allen grausamen und schändlichen Schritten, die Frankreich verlangt hätte, hingezogen haben. Wenn Preußen, statt seines heldenmüthigen Entschlusses, der allen Gefahren Trotz bot und sie mit Gott zu besiegen vertraute, ähnliche Grundsätze wie Sachsen befolgt, immer nur seine einzelne Lage mit ängstlichem Abwägen der Bedenklichkeiten berathen, das erzwungene und verhaßte Bündniß vorgeschützt, und den Eingebungen des Muthes, der Wahrheit, der Gerechtigkeit und Freiheit widerstanden hätte, wie sähe es nun in Deutschland aus, wo führten jetzt unsere erniedrigten Waffen in Schmach und Elend den Krieg der Unterdrückung!

Der König von Sachsen hat nach allen bisherigen Grundsätzen des Völkerrechts jeden Rechtsanspruch auf den vorigen Besitz verloren, sein ganzes Land ist erobert, er selbst gefangen genommen worden, und das nicht etwa durch einen plötzlichen Ueberfall, sondern durch einen weit vorausgesehenen Krieg, in welchem die Sieger ihm Freundschaft und die Gewährleistung seiner Staaten, ja vielleicht neue Besitzthümer darboten, und nur allein verlangten, daß er ihren bittersten und unversöhnlichsten Feinden nicht länger als Bundesgenosse beistünde. Wie kann er sogar bei der Großmuth billigerweise das wieder verlangen, was er selbst ihm abzunehmen nöthigte, während man es ihm lassen wollte? Wenn aber die Rechtsansprüche des Königs von Sachsen aufhören, so müssen auch diejenigen erlöschen, welche sich auf die seinigen gründen, oder schon durch diese ausgeschlossen waren. Würde die deutsche Sache noch in staatsrechtlicher Form

durch Kaiser und Reich vorgestellt, so hätten diese, zufolge vieler Beispiele der deutschen Reichsgeschichte, die vollkräftige Befugniß, auch ohne das Recht der Eroberung, den abtrünnigen Churfürsten, der in dem heiligsten Kampfe um Dasein und Freiheit des Vaterlandes bis zuletzt an der Seite des Reichsfeindes treulich verblieben, seiner Stelle zu entsetzen, und nach dem Besten des deutschen Reiches über die erledigten Lande zu schalten. Die diplomatischen Sophisten, die nichts anders kennen, als todte Form, und ewig den Buchstaben gegen den Geist empören möchten, werden begierig einwenden, daß das Reich längst aufgelöst und ohne Kaiser sei, und der König von Sachsen ein unabhängiger, an keine deutsche Gesammtheit gebundener Herrscher geworden. Ja freilich bestehn Kaiser und Reich schon längst nicht mehr in äußerer Erscheinung fort, aber diese selbst war nur der Ausdruck eines innern Bedürfnisses und Gefühls, in dem

von jeher alle Deutschen, auch in den Zeiten des aufgelösten äußern Zusammenhangs, herrlich vereinigt waren. Wer dürfte zu läugnen wagen, daß, inmitten aller Trennungen, eine tiefe, große Einheit durch die gesammte deutsche Nation geht, daß das Reich ruhmvoll erstanden ist in dem großen Waffenverein, der alle deutsche Völker für denselben Zweck in Eintracht versammelt hatte, daß das Kaiserthum unsichtbar über diesen Völkern schwebt, und daß es herrscht und waltet in allem, was zum Heil und Frommen der Gesammtheit innerhalb derselben lebt und geschieht? Wenn ist der Anspruch erstorben, den diese unsichtbare Herrschaft auf jeden Deutschen, er sei Fürst oder Knecht, zu machen hat? Wann hat sich ihr Dasein größer gezeigt, als in unsern Tagen, die das zweite große Interregnum unserer Geschichte hoffentlich beschließen? Nur ein böser Frevel könnte den rechtschaffenen, kühnen und großmüthigen Anstrengungen, die mit rührender

Gewalt jede deutsche Seele zum gemeinsamen Werke trieben, des tröstenden Gedankens und der glücklichen Ueberzeugung berauben wollen, daß ihr Wille und ihre That der im Geiste lebendigen Bedeutung von Kaiser und Reich stets vereint gewesen. Das aber ist das Eigne und Hohe der außerordentlichen Zeiten, die wir erleben, daß der Geist der Wahrheit und des Rechts nicht bloß in einzelnen Formen gebunden ist, sondern frei und fesselles in den Menschen waltet. Eben deshalb, weil Kaiser und Reich auf andere Art noch nicht wieder da sind, ist deren unentbehrliches Amt und Recht allen denjenigen übertragen, die für Deutschland zu wirken durch innere Kraft, oder durch äußere Umstände berufen sind. In diesem Berufe stehn zunächst die großen Mächte, durch deren Verein die verlorene Freiheit wieder errungen worden, und deren Kraft und Weisheit bis jetzt noch als Bürgschaft für die Fortdauer derselben eintreten müs-

sen. Auch die Vereinigung Sachsens mit Preußen, welche durch das Recht der Eroberung möglich geworden, ist eine Maßregel, die aus jenem Berufe hervorgeht, und deren Vollziehung zur Festigkeit und Sicherheit Deutschlands gereichen muß.

Betrachten wir den Widerspruch, den einige Schriftsteller gegen diese Vereinigung erhoben, so finden wir zuvörderst, daß kein einziger derselben die Sache aus einem andern, als abgesondert sächsischen Gesichtspunkt gefaßt hat, und es erweckt eben kein gutes Zutrauen zu ihrer Sache, daß sie durch diese auf keine Weise zu einem deutschen Gesichtspunkte gelangen konnten, der hier allein gültig und unserer Lage gemäß ist. Diese Schriftsteller, unter welchen, beiläufig gesagt, sich kein einziger durch Talent und Geist auszeichnet, wohl aber, wie der Verfasser des mit dem Motto Suum cuique erschienenen

Pamphlets, durch verläumderische Bosheit, haben zum Theil nicht nur einen beschränkten sächsischen überhaupt, sondern einen rheinbündnisch-sächsischen Gesichtspunkt, der freilich bei Vielen derselben, deren früherer Wandel bekannt ist, nicht befremden darf. Sie verhüllen in ihrem dringenden Bestehn auf Sachsens Unabhängigkeit und die Wiederkehr des Königs nur sehr schlecht die Voraussetzung, daß das Ausland die Stütze, und das Vaterland der Feind sein würde.

Aber sie verkennen in dieser Einseitigkeit nicht bloß die deutsche Sache, sondern auch die ihres eigenen Volkes, der Sachsen. Dieses edle und tapfere Volk war seit geraumer Zeit, nicht zwar in allgemeiner Bildung, aber desto mehr in Staatsbildung zurückgeblieben, und ein pedantischer Geist veralteter Anordnung schleppte hier, der Aufklärung des Volkes zum Trotz, sein verfallendes Dasein fort. Die Sachsen nährten

schon lange vorher in tausend stilleren Erscheinungen einen ganz andern Sinn, als ihre Regierung. Als die Prüfung der Geschichte in den außerordentlichen Begebenheiten des letzten Jahres für Sachsen herannahte, brach dieser Zustand zu auffallendern Erscheinungen aus. Die Stimme des Volks in Sachsen war laut für die Sache der Russen und Preußen, und verabscheute die französische Unterdrückung, deren Joch ihnen als mitsiegenden Bundesgenossen nicht leichter auflag, als den Feinden, die sie bisher hatten überwinden helfen. Aller Herzen schlugen den herannahenden Befreiern entgegen, mit begeisterter Freude empfing man sie bei ihrem Einzug in Dresden, niemand zweifelte, daß die Regierung sie bald öffentlich für Bundesgenossen erklären würde. Mit Schrecken und Betrübniß sah das Volk seinen Gefühlen und Hoffnungen durch die Handlungsweise des Königs widersprochen, seine Wohlfahrt und Ehre verkannt und

preisgegeben, alle öffentlichen und geheimen Bitten, mit welchen es seinen irrenden König bestürmte, achtlos verworfen. Aber das Volk blieb seiner Sache, die auch die des Königs sein mußte, darum nicht weniger getreu, daß dieser sie verkannte; das Volk war nicht zu täuschen, seine Stimmung war deutsch, und blieb es. Die Sachsen fuhren fort, die Heere der Verbündeten als Freunde, die Franzosen als Feinde anzusehn und zu behandeln. Zahlreiche Jünglinge, die edelsten an Geist und Bildung und Vaterlandsliebe, eilten unter den preußischen Fahnen die Ehre ihres sächsischen Vaterlandes zu erhalten, und für eine Sache zu fechten, in welcher die ihrige hell emporleuchtete. Ihr verströmtes Blut floß mit dem preußischen zusammen, und zeugte früh für den Bund der Gesinnung in beiden Völkern. Die Sachsen trennten sich mehr und mehr von ihrem abtrünnigen Herrscher, und die Trennung vollendete sich in

den ruhmvollen Tagen von Leipzig, da die sächsischen Kriegsschaaren in einmüthigem Entschluß die Sache des Feindes und ihres Königs verließen, und ihre Waffen gegen diejenigen wandten, an deren Seite sie den letztern zu seinem Verderben noch ausharren sahen. Aber die Frechheit und der Wahnsinn geht so weit, daß einer der Vertheidiger des Königs von Sachsen diese größte Ehre der sächsischen Truppen, dieses ruhmwürdige Beispiel siegenden Nationalgefühls ihnen zur Schande anrechnen, und diese ächt deutsch gesinnten Helden als Verräther bezeichnen darf!

Das Volk der Sachsen wird nach dieser, seiner eigenen, Stimmung gewürdigt und behandelt; es wird nicht unterjocht, es tritt als Genosse, nicht als Knecht, einem freien Volke bei, das in seinem tugendhaften König den deutschgesinnten Fürsten, den ruhmgekrönten Streiter

für deutsche Freiheit und Wohlfahrt verehrt, das die schönsten Güter, die eine liberale Regierung und eine hochstrebende Volksgesinnung hervorbringen können, den neuen Brüdern verheißt, die mit andern schönen und großen Eigenschaften ihm gleichstehn. Die Sachsen, sofern sie Deutsche sind, müssen diese Vereinigung wünschen, und sie wünschen dieselbe bestimmt, wo nicht blindes Vorurtheil und engherziger Wahn die richtige Ansicht zerrüttet haben. Nicht sie verlassen ihren König, dieser hat sich von ihnen abgewendet, und es heißt die Treue mißverstehn, wenn sie sich ihm durch irgend ein dunkles Gefühl noch verpflichtet glauben. „Unsere blinde Liebe, ruft Mirabeau aus, ist schon keine Tugend mehr, sondern eine Untugend, die uns von Fehler zu Fehler führt.“ Inmitten der Waffen und Schlachten ist die wahre Gesinnung der Sachsen kund geworden, da hat die ursprüngliche Kraft des Gemüths alle kleinlichen Rücksichten durchbrochen,

und sie zeigten sich als Deutsche, ihrem beklagenswerthen Könige entgegen. Diese freie That straft alle die Versicherungen Lügen, mit welchen ein von falschen Eingebungen bethörter Sinn den alten Zustand zurück zu wünschen vorgiebt. Wenn auch in diesem Augenblick über das Verhältniß und den Beruf der Sachsen unter ihnen selbst noch nicht überall die richtige Ansicht verbreitet, das rechte Gefühl noch nicht überall ausgesprochen wäre, so darf dies eben nicht befremden, denn die Ereignisse folgten sich in zu schneller Entwickelung, und fanden mehr Kraft als Sinn, indem jene schon ausführen half, was dieser noch nicht durchgängig faßte. Ueberhaupt ist unter den Deutschen das politische Urtheil als solches im Einzelnen noch wenig reif, aber die That spricht desto deutlicher und kräftiger, und sie hat auch dies Mal, bevor es an ein Sichten und Untersuchen kam, ihren unbezweifelten Ausspruch gethan; an sie halten wir uns fest, sie ist uns

mehr, als tausend äußerliche Formen, welche nur der Ausdruck des Innern sein sollen, und ohne dasselbe, wie die Geschichte aller Zeiten beurkundet, nichts sind. Viele erleuchtete und wohlgesinnte Sachsen, welche eine schätzenswerthe Majorität der Einsicht und des Ansehns bilden, und die Vereinigung Sachsens mit Preußen als das Heil und Glück ihres Landes betrachten, sind die Repräsentanten des bessern Willens und der wahren vaterländischen Richtung ihres Landes, ihre Stimme vereinigt sich mit jenem Ausspruche freier That, und ist durch kein feindliches Streben, durch keine künstlichen Ränke zu verwirren. Der Gehalt an Wahrheit, der auf ihrer Seite ist, wird sich immer mehr entfalten und ausbreiten, und alle Gemüther vereinigen, denn wir sehn in allen Zeiten, und besonders in den unsrigen, daß das, was gerecht, wahr, nothwendig ist, nicht lange als unrechtmäßig, falsch und gefährlich bestritten werden kann, daß die Vor-

urtheile durch untersuchendes Besprechen sich abnutzen, und endlich erliegen. Der Erfolg wird lehren, die Sachsen selbst werden urtheilen, ob das Beste Deutschlands, das Heil Sachsens, beeinträchtigt oder gefördert worden. Dieser Gehalt an Wahrheit wird sich in Preußens Deutschheit aussprechen müssen, welche das Höchste ist, wonach alle deutschen Völker ringen sollen. Die Geschichte ist das einzige Gericht, das über Staaten besteht; wird Sachsen durch die Vereinigung mit Preußen mehr deutsch, als es ohne dieselbe sein konnte, wird Sachsen kräftiger, blühender, ehrenvoller dastehn, als es für sich allein vermochte, dann wird das Volk und wird die Welt mit segnendem Zuruf die Staatsmänner preisen, die den tiefen Beruf, das wahre Recht, erkannten und emporhielten.

Wer diesem widerspräche, und von Sachsen behauptete, daß es allein stehe unter den übri-

gen Staaten Europa's, und keine Verpflichtung habe, mehr deutsch, als sächsisch zu sein, der würde wahrlich nicht als ein Freund der Sachsen so sprechen können. In Sachsens Unabhängigkeit würde er nicht die alte, reichsmäßige meinen können, denn diese selbst war ein deutsches Verhältniß, und in der ehemaligen Zeit dem Ganzen so ersprießlich, wie sie es jetzt nicht ist; sondern die neue, während des vaterländischen Unglücks durch den Reichsfeind erlangte, und durch die deutschen Waffen bezwungene, deren Wiederherstellung offenbar dem gefährlichsten Feinde die Waffen in die Hände geben hieße. Die Selbstständigkeit des Einzelnen auf Kosten des Ganzen wäre die Fortsetzung des bisherigen zerrütteten Zustandes, in welchem eben so gut wieder die Lausitz sich von Sachsen, wie Sachsen von Deutschland trennen wollen dürfte. „Es würde allerdings unrecht sein, sagt der Verfasser des trefflichen Aufsatzes im Rheinischen Merkur über

Sachsens Pflicht und Recht, dies Land in der Behandlung den Andern nicht gleich zu setzen; allein da die Anerkennung einer anmaßlichen Unabhängigkeit der Andern selbst das allergrößte Unrecht gegen die Wohlfahrt des Vaterlandes sein würde, so muß wieder ein Recht, das sich auf solches Unrecht gründen will, als gänzlich nichtig verworfen werden." Könnte Sachsen jetzt, wie Preußen es kann und muß, durch Kraft, Geist, Größe und Willen an die Spitze treten, und die Deutschen um sich versammeln, so würde Preußens erste Pflicht sein sich ihm anzuschließen, und es müßte es auch noch jetzt jedem deutschen Staate, der mit größerem Verdienst, regerem Geist und gewaltigerer Kraft als Gewähr deutscher Gesinnung und Freiheit in unserem Vaterlande aufstünde.

Denn es ist ein ewiges, in der Geschichte begründetes Entwickelungsgesetz, daß die Völker

sich nach und nach in immer kleinere Stämme und Geschlechter gliedern, und darauf umgekehrt sich wieder in immer größere Staatenkörper versammeln. Der Geist, der allem Großen, das die Welt gezeigt, vorwaltete, hat unaufhörlich diesen Weg verfolgt, und zur größten Wohlfahrt und Bildung der Menschheit im Ganzen. So entstand ein deutsches Reich, ein spanisches und russisches, und so haben die Italiener immer unglücklich gerungen und nie aufgegeben ein italienisches zu gründen. So sind Irland und Schottland mit England, so ist Ungarn mit Oesterreich vereinigt, und in gleichem Geiste wurde Belgien in unseren Tagen mit Holland verbunden. Auch in Deutschland kann diesem naturgemäßen und in jedem Fall unausbleiblichen Gange der Geschichte nicht länger ohne die größte Gefahr, durch das Ausland vollzogen zu sehn, was das Inland versäumte, widerstrebt werden. Wie jetzt bloß Sachsen, so würde bald auch Preußen

für sich allein zu schwach gegen das Ausland sein, und zurückgeblieben hinter dem verhältnißmäßigen Anwachsen anderer Staaten würden endlich beide der Blindheit zum Opfer fallen, mit welcher sie die feste Vereinigung, als das einzige Mittel, innerhalb der gemeinschaftlichen Nationalität frei und groß zu bestehn, verkannt hätten. Sachsen muß sein Geschick preisen, das ihm gleich jetzt, durch das Betragen seines ehemaligen Herrschers, der in dieser Rücksicht dennoch am Ende sein Wohlthäter ist, möglich macht, was für alle deutschen Staaten mittlerer Größe wünschenswerth ist, nämlich in einen größeren Verein gezogen zu werden. Die Absonderung der einzelnen Stämme oder Landschaften ist ein tiefes Unglück, das gewaltsam ausbrechen und blutige Kämpfe hervorrufen wird. Bei unseren Nachbarn hat ein Wechsel der Regierung statt gefunden, aber in Bezug auf Deutschland kein Wechsel ihrer Grundsätze, und wer immer an

jener Stelle waltet, wird an dieser Stelle in derselben Richtung handeln, aus der seit Jahrhunderten ununterbrochen das Unglück Deutschlands herkommt. Wir werden des Vereins, welchen wie durch ein Wunder der letzte Krieg allen Deutschen gab, in der Folge noch oft bedürfen, und wohl uns, wenn die wieder vereinzelten Völker im Andrange der Noth dann wieder sogleich den rechten Vereinigungspunkt zu finden wissen! Deutschland hat von jeher nicht bloß die äußern Feinde zu bekämpfen gehabt, mit welchen es bald fertig werden würde, sondern stets haben sich in seinem eigenen Schooße auch innere Feinde gebildet, und mit schmerzlicher Wehmuth sieht es selbst in diesen Tagen viele der Seinigen fremd thun gegen das Vaterland, und seinem Rufe sich weigern. Verderblich droht die Gefahr für alle, die nicht in sich selbst mächtig und stark genug sind, um durch Schlachten die Freiheit zu sichern, welche Verträge nicht

sichern. Wehe den armen Ländern, wo die geringe Volkszahl und die unbeschränkte Herrschwillkür in unbefestigtem Alleinstehn schon sichere Zeichen sind für den Feind, wo die erste Beute für ihn zu gewinnen sei.

Von unsern andern Brudervölkern, deren Schicksal gegenwärtig in angstvollem Schwanken ringt, zu schweigen, welches würde wohl das Loos des einzeln stehenden Sachsens, das uns hier zunächst bekümmert, in einer solchen Crisis sein, wie jeder folgende Krieg in Europa sie fast unvermeidlich auch in Deutschland hervorbringen muß? Seitdem das Staatensystem Europa's zu einer gewissen Ausbildung gediehen, konnte Sachsen darin niemals auch nur eine augenblickliche Unabhängigkeit erlangen. In früherer Zeit bald von Oesterreich bald von Preußen abhängig und mit dem einen oder dem andern verbündet, sodann nach dem Posener Frieden bis zur

Schlacht von Leipzig unter Napoleons eiserner Obermacht, hat Sachsen keinen einzigen Augenblick wirklicher politischer Freiheit gezählt, und keine dieser Verbindungen durch Glück und Heil, sondern alle nach einander durch die größten Unglücksfälle bezeichnet gesehn. Seit sechzig Jahren scheint dieses schöne Land einzig auserwählt, den traurigen Schauplatz für die Kämpfe seiner Nachbarn darzubieten, und bei allem Wechsel des Kriegsglücks immer nur die Verwüstung davon zu tragen. Eifersüchtig auf seine scheinbare, stets bedrohte Selbstständigkeit, würde Sachsen auch in Zukunft sich immer vorzugsweise der entfernteren, und daher besonders der ausländischen und für Deutschland gefährlichen Macht verbünden müssen, um für jenes eitle, nur in der Einbildung bestehende Gut einen am Ende doch auch nur eingebildeten Schutz zu finden. Zu schwach, um den Ausschlag zu geben, und doch stark genug, um jeder Partei Ursache

zu geben sich dieser Hülfsquellen zu versichern, würde Sachsen immer zuerst eine militärische Besetzung von einer oder der andern Seite erfahren, eine Maßregel, die den Anfang der Kriegsereignisse stets wieder in dieses Land versetzte, das durch Gebirge, Flüsse und Festungen sich so sehr eignet, den Krieg in seinem Innern auf längere Zeit hinzuziehen. Als Sachsen untergeordnet, als Deutsche verstoßen, würde das biedere und ehrenwerthe Volk niemals ein Loos finden, das seiner würdig wäre, und tief unter dem bleiben, wozu sein Beruf, den es nicht verkennen darf, es erheben kann. War etwa Sachsens bisheriger Zustand besser, oder dürfte es einen besseren hoffen, indem es abgesondert und sich selbst überlassen bliebe? Könnte es hoffen, sich dergestalt zu erheben, daß es in fremden Bunde die erste Rolle spielte, seine Staatsmänner die Führer, seine Feldherren die Befehlshaber wären? Nein wahrlich, nicht solche Entwickelungen stehn be-

vor, daß ein dem Grabe naher Fürst und eine bei dem allgemeinen Fortschreiten der Welt weit zurückgebliebene Regierung einen mittelmäßigen Staat auf höhere Stufe heben könnten. Und ist nicht schon das Volk in die unerhörte Lage, in die traurige Nothwendigkeit gerathen, daß es verschiedene Richtung von der seines Herrschers nehmen, und diejenigen als Feinde bestreiten mußte, auf deren Seite es ihn sah? Ja gewiß, das Glücklichste und Ehrenvollste, was Sachsen auch in der Folge zu thun vermöchten, wäre immer nur die Wiederholung des von ihnen diesmal herzhaft ausgeführten, aber schmerzlichen und nicht stets ohne Zerrüttung ausführbaren Entschlusses, der deutschen Sache getreu zu bleiben, und diese gegen alles andere zu behaupten. Aber eignet sich eine Erfahrung dieser Art zur Wiederholung? kann sie auf der andern Seite vergessen werden? und können die Sachsen darauf rechnen, immer mit gleicher Kraft, wie in

diesem letzten Kriege, ihre Meinung empor zu halten?

So war die Vergangenheit Sachsens, so ist seine Gegenwart, und so würde seine Zukunft sein, wenn es ferner in seiner Abgesondertheit beharren müßte, und nicht in der Vereinigung mit Preußen die Erfüllung seines bisher vergeblichen Strebens zur glänzenden Aussicht vaterländischen Heils erweitert sähe.

Und so wenden wir denn nun auch einen geschichtlichen Blick auf dieses Preußen, um klarer einzusehen, welche Gemeinschaft Sachsen mit ihm eingehe und welcher Vortheile es in derselben theilhaftig wird! Oftmals in früheren Zeiten hat man diesem Staate, der seit anderthalb Jahrhunderten jugendlich aufstrebte, und sich mit kühner Kraft in die Reihe der ersten Staaten Europa's zu stellen wußte, den Vorwurf gemacht, daß vorzüglich er es sei, welcher das Zusammenhalten der Deutschen mehr und mehr ge-

trennt, und die doch nur scheinbar verbindende Reichsverfassung erschüttert habe, damit nur er desto ungehinderter seinen abgesondert emporführenden Weg verfolgen könnte. Dieser Vorwurf, durch welchen man besonders Friedrichs des Großen bewundernswürdige Laufbahn zu verdunkeln bemüht war, hatte für die Zeitgenossen einzelner Begebenheiten, in deren Umkreis der Blick befangen blieb, einigen scheinbaren Grund, und ist dem abgeschiedenen Geschlechte wohl verzeihlich. Preußen bedürfte nach den neuesten Thaten bei den Mitlebenden keiner Rechtfertigung jener Zeiten, und könnte jenen Vorwurf ohne Scheu gelten lassen, wenn er gegründet wäre, denn die jetzigen Preußen selbst würden in diesem Fall die heftigsten Ankläger der damaligen sein. Die Geschichte aber, welche in ihren ausgedehnten Entwickelungen unaufhaltsam zu einem Ziele fortschreitet, das sie früh, über mehrere Geschlechter hinaus, ins Auge gefaßt, zerreißt nach und nach

die Nebelschleier, die die kurzsichtigen Täuschungen veranlaßten. Sie führt in ihrem einsamen Gange ein ganz anderes, verhülltes Urtheil mit, das sie dann plötzlich einmal in hellem Lichte aufdeckt. Wir sind inmitten solcher Entwickelungen, deren Anfang wir nicht erlebt, doch zu einer der Grenzhöhen gelangt, von wo aus die Bahnen, die wir in den rückwärtsliegenden Thälern und Ebenen gewandelt, sich übersehn lassen, und deutlich werden. Manches, was in dem drängenden Treiben des Augenblicks uns als undurchdringliches Dunkel verwirrte, und uns über das Wozu? rathlos ließ, steht jetzt schon in beruhigender Klarheit da. Mit vielen falschen und wahnvollen Urtheilen verschwindet denn auch jetzt jener Vorwurf, welcher Preußen des Abfalls von dem gemeinsamen Vaterlande beschuldigt, und wir sehn statt dessen, daß dieses gemeinsame Vaterland sich vielmehr noch Preußen zusammen gezogen und fast nur dort als stillbe-

wahrter Schatz durch die Nacht der Zeit fortgedauert hat. Was uns in abgerissenen Thatsachen als solches Vergehn erscheinen konnte, gewinnt durch den Zusammenhang ein ganz anderes Ansehn. Wenn auch das helle Bewußtsein, das deutlichen Ausspruch gibt, nicht bei jeder Handlung und nicht allen Handelnden vorleuchtete, und diese deshalb nicht unmittelbar jenen Vorwurf immer zu widerlegen verstanden, so lag doch das Richtige und Große der von der Geschichte beabsichtigten Entwickelung unläugbar dem dunklen Gefühl zum Grunde, mit welchem die Preußen, indem sie die Form des deutschen Vereins zu verletzen schienen, emsig und angestrengt alle Elemente des Deutschen vor allen andern bewahrt, gepflegt und emporgebracht haben. Als Preußen sich abzusondern und eigener Kraft selbstständig zu vertrauen begann, war das deutsche Reich schon längst zerfallen; nur noch ein Schein losen Zusammenhalts bestand

bestand zur Bequemlichkeit fremder und ausländischer Mächte; nichts Wirkliches wurde zerrissen, nur ausgesprochen, was schon war, nur lügenhafte Formen zerstört, an welchen die Wahrheit fast gar keinen Theil mehr hatte. Immer tiefer und tiefer sank das Reich, und die zerstreute, verwaiſete deutsche Nationalität suchte in dem allgemeinen Zusammenstürzen lebenloser Gestalten sich hie[illegible]in und dorthin zu retten. Inmitten dieſes trostlosen Zustandes wollte die Geschichte früh sich einen festen Kern auswählen und vorbehalten, der dem gänzlichen Verderben entzogen und der künftigen Wiederbelebung ein fester Anknüpfungspunkt würde. Deshalb mußte in gleichem Grade, wie das Reich zerfiel, sich Preußen davon loswickeln und selbſtſtändig bilden, und was jenem verloren ging, diesem gerettet werden. Nicht weil Preußen sich erhob, sank das Reich, wie das beschränkte Urtheil vorübergehender Augenblicke wähnte, sondern Preußen mußte sich

erheben, weil das Reich sank. Friedrich der Große wandelte als leuchtender Stern durch die Nacht Europa's; sein Wirken war groß und gut: aber die Kraft, durch welche er sein Volk selbstständig machte und hielt, konnte nur dieses nächste und erste Ziel erreichen, und mußte die darin schon im Keime lebende Aufgabe der Wiedervereinigung den späteren Geschlechtern überlassen. Aber so getrennt von dem übrigen Deutschland war Preußen gleichwohl nie, daß nicht auch jeder der Unfälle des erstern von ihm wäre mitgefühlt worden, und die Zerfallenheit und Zerstreuung der Deutschen offenbarte sich auch in ihm durch die traurigen Ereignisse eines Kriegs, der es würde vernichtet haben, wenn es nicht schon früh sich zu einer Bedeutung empor gehoben hätte, die selbst in dem tiefen Unglück nicht ganz verschwinden konnte.

Die Zeit der Prüfung dauerte lange, und das Unglück, das mit dem prahlerischen Glücke

der Nachbarn, die im Grunde eben so litten, in nur scheinbarem Gegensatze stand, lastete schwer auf dem Fürsten und auf dem Volke. Aber von dem ersten Augenblicke dieser Prüfung nahm der glänzendste Zeitraum Preußens seinen Anfang, und es begann die hohe Würde und Bestimmung, welche die Geschichte ihm zuführte, sich vorzubereiten und zu entfalten, ein Zeitraum, der die Regierung Friedrich Wilhelms des dritten in die Reihe der glorreichsten Abschnitte der Weltgeschichte setzt. Hier war es, wo Gesinnung und Kraft zuerst wieder eifrig zusammen traten, wo die heimathlose Vaterlandsliebe wieder eine Zuflucht, der verfolgte und bedrohte Volksfreund eine Freistätte fand. Hier war es, wo die Gedanken großer Anstrengungen erzeugt und geübt wurden, wo der kühne Muth in ausdauernde Begeisterung entbrannte, wo alle Hoffnungen und Wünsche aus dem ganzen Umfange des deutschen Vaterlandes sich begegneten. Hier, wo

inmitten jener Trübsal alle deutschen Anlagen herrlicher als je fortblühten, wo rastloses Fortschreiten in jeder Art der Bildung, lebendige Regsamkeit, bereite Thatkraft, Fülle der Einsichten, höherer Geistesschwung und edlerer Freisinn aus den verödenden Landen sich zusammendrängten und in dem engumhegten Boden herrlich gediehen, hier hat Deutschland geraume Zeit sein einziges Dasein gehabt. Nicht, daß andere Gegenden ganz ohne Kraft und Sinn und Muth für die deutsche Sache gewesen, aber die Art, wie alle den Blick sehnsuchtsvoll nach Preußen richteten, wie alle dahin ihr Streben bezogen, wie alle an seinem Bestehn mit banger Sorge hingen, wie alle einzig von daher Rettung erwarteten und genähret und gestärkt wurden, das beweist genugsam, daß Preußen der geistige Mittelpunkt des gemeinschaftlichen Vaterlandes war. Wenn deutscher Geist an andern Orten in mühevollem Ringen kaum ein bedrängtes Da-

sein fristete, so war in Preußen seine unumschränkteste Herrschaft in allen Gemüthern siegreich begründet. Wer es mit dem Vaterlande gut meinte, der konnte nicht zweifeln, wohin er sich zu wenden habe, wer einzeln stand, wo er Genossen fände.

Und als nun die Zeit hereinbrach, da die Freiheit aus Osten, wohin einzelne tapfre deutsche Männer ihr entgegen gegangen waren, an Deutschlands fernstem Horizont erschien, und alle Länder in betäubenden Fesseln noch lange erstarrt blieben, da war es Preußen, das zuerst wach wurde, und mit kühnem Muthe das Schwert für die neue Erscheinung zog. Aus tiefem Elend, das nur der frevelnde Wahnsinn undeutsch fühlender Menschen verspotten konnte, hat Preußen, gleich Spanien, sich herrlich ermannt, und den großen, blutigen Kampf unternommen. Alles

griff zu den Waffen, das ganze Volk wurde ein gerüstetes Heer, all' entbrannt in einer und derselben Gluth, das Vaterland zu befreien, und nicht eher zu ruhn, bis der verhaßte Feind den deutschen Boden verlassen oder mit seinem Blute gesühnt. In dieser Gesinnung gingen die Heldenschaaren, oft erneuert, von Schlacht zu Schlacht siegreich vorwärts, ein furchtbarer Gewittersturm, der dunkel über das Land flog, und erst als seine Donner über den Zinnen von Paris gerollt, in seinem Zorne nachließ. Deutsche Tapferkeit, deutsche Vaterlandsliebe ergossen sich unversiegend in immer neuen Strömen aus den preußischen Gefilden über Deutschland hin, das zweimalhunderttausend preußische Krieger den Heldentod sterben sah, und das, wenn es die Zahl der Lebenden nach den Todten messen sollte, Preußen für die Mehrzahl seiner Völker halten müßte. Als der Kern der Deutschen sind die

Preußen in diesem Kriege erschienen, als freies, muthiges Volk durch alle Tugenden bewährt, einen ritterlichen, tapfern König an der Spitze, dem es mit hingegebener Liebe und durch die unauflöslichen Bande gleicher Gesinnung verknüpft in einmüthigem Streben zu dem großen Ziele folgte. Deutsch, wie sein Volk, hat dieser König nie einer andern Seite, als der seines Volkes, angehört, nie hat der Kraft des letztern die Führung des erstern gefehlt, und so ragt auch in dieser Rücksicht Preußen, durch Eintracht und Treue in seinem Innern, als ein wahrhaft deutscher, und in seiner Ganzheit blühender Staat empor.

An Ruhm und Ehre, an edler Gesinnung und kräftiger Regsamkeit vergleicht sich Preußen den besten Völkern der Welt. Der Geist der Liberalität schwebt über allen seinen Bestrebun-

gen, und beherrscht das innere Leben wie die äußern Anordnungen. Die außerordentliche Kraft einsichtsvoller Verwaltung, welche unter den unerhörtesten Umständen den Staat erhalten konnte, wird denselben unter den jetzt eingetretenen günstigen zu niegesehener Blüthe erheben; bis jetzt bloß die Bewunderung der Feinde, wird sie der Segen der Freunde sein. Die Pflege der Wissenschaften und Künste und jeder freien Bildung kann nirgends besser gedeihen, als in dieser edlen Geistesfreiheit, die im Denken und Glauben Jedem das Eigne gestattet, und von jeher das schönste Kleinod des deutschen Lebens, aber in dieser Ausdehnung nur in Preußen zu finden war. Die Gesetzgebung ist allen benachbarten vorangeschritten, und fährt fort in Grundsätzen wie in der Ausübung sich immer trefflicher zu gestalten. Der Handel und Verkehr aller Art wird auf alle Weise begünstigt, und durch die

freisinnigsten Anordnungen der in keinen Vorurtheilen befangenen Regierung aller der Erleichterungen theilhaftig werden, von denen blühender Wohlstand unzertrennlich ist. Die Kriegsverfassung wird volksmäßig und gerecht eingerichtet, dem Innern keine Last, und nach außen eine unüberwindliche Gewähr der Sicherheit sein. Das gesammte Abgabenwesen erwartet eine Umgestaltung, die schon längst vorbereitet ist, und dem Karakter und der Würde eines freien Volks entsprechen wird. Nicht fromme Wünsche, sondern die reifen Beschlüsse der erleuchtetsten Staatsmänner Preußens sind es, die wir hier verkünden.

Ein solcher Staat, eine solche Regierung, ein solches Volk ist es, dem Sachsen sich anschließen soll zu gemeinsamer Deutschheit, und dem es binnen wenigen Jahren ein herrlicheres Dasein danken wird, als es noch jemals gehofft

hat. Die einzelnen Vortheile für Preußen lassen sich aufzählen, die für Sachsen sind unermeßlich und einer besondern Darstellung vorbehalten; was sind aber die Vortheile beider erst gegen die Wohlfahrt und das Heil, die für das geliebte Vaterland aller Deutschen aus dieser Vereinigung blühend erstehn werden!

Deutsche

Erzählungen

von

K. A. Varnhagen von Ense.

Stuttgart und Tübingen
in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung
1815.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Zueignung

an den Herrn

Reichsgrafen Wilhelm zu Bentheim,

Kaiserl. Königl. Oesterreichischen General-Feldwachtmeister und Brigadier, Ritter des Marien-Theresien-Ordens, des Königl. Preußischen Johanniter-Ordens ꝛc. ꝛc.

Darf ich nur mit dem Gefühl schüchternet Besorgniß diese Erzählungen dem ungewissen Schicksal öffentlicher Erscheinung überliefern, so bleibt doch jenes Gefühl von dieser Zueignung fern, bei welcher im Gegentheil das kühnste Vertrauen mich beseelt! Denn sowohl Ihnen, als der Welt, die darüber urtheilt, kann wenigstens die Absicht nicht mißfallen, welche mich bewegt, die stillen Erzeugnisse eines zweifelhaften Berufs mit den regen Gesinnungen dankbarer Verehrung und liebevoller Anhänglichkeit zu verknüpfen.

Dem theuren Wunsche, Ihnen den Ausdruck dieser Gesinnungen öffentlich darzubringen,

konnte ſich nichts vertrauter anſchmiegen, als dieſe Erzählungen, die größtentheils in jener Zeit entſtanden ſind, da mich das Verhältniß des Kriegsdienſtes in Ihrer begünſtigenden Nähe hielt, und ich das Glück hatte während eines freundlichen Aufenthalts auf ihrem heimathlichen Schloſſe mich der ſchönſten Muße zu erfreuen!

Empfangen Sie mit gütigem Wohlwollen dieſes Buch, an welchem vielleicht vieles zu tadeln, aber in jedem Fall dieſes Blatt eines der beſten iſt.

Berlin, im Februar 1813.

K. A. Varnhagen von Enſe.

Inhalt.

		Seite
I.	Mord der Jugend.	1
II.	Das warnende Gespenst.	81
III.	Die Drangsale unsittlichen Gefühls.	91
IV.	Reiz und Liebe.	153
V.	Die Strafe im Voraus	233
VI.	Aus Moritz Leben.	255
VII.	Kriegsabenteuer.	265

1.

Mord der Jugend.

Stella spricht:

Daß ich an das Gestade bin entronnen
Aus bitterer Leiden wilden Meereswellen,
Kann nicht mein kummernächt'ges Herz erhellen,
Fern abwärts glühn des Lebens goldne Sonnen.

Was ist mir in dem Frühlingsland gewonnen,
Wenn ver'ger Schmerzen Fluten mich umstellen,
Und diese Wehmuth trüb' an's Herz mir schwellen,
Daß nicht in Glück mein Leben hat begonnen?

Ich senke in mich selbst die Augen nieder,
Und finde nicht die duft'gen Blüthestunden,
Die mit des Frühlings Au'n das Herz umkleiden.

Nicht wollet nun den äußern Lenz mir neiden!
Aus spätem Glück ist früh das Glück entschwunden,
Noch spät regt früher Schmerz die müden Glieder.

Mord der Jugend.

Vor nicht geraumer Zeit lebte in Halle ein wunderschönes Kind von sechszehn Jahren, eine Waise, die Vater und Mutter früh verloren hatte, und in dem Hause eines Oheims erzogen wurde, der zugleich als Vormund das ansehnliche Vermögen verwaltete, das ihr von den Eltern war hinterlassen worden. Stella, denn so wollen wir sie nennen, war in lieblicher Unschuld aufgewachsen, ohne in ihrem eingezogenen Leben, das sie mit einem glänzendern kaum vergleichen konnte, irgend eine Entbehrung gefühlt zu haben; in blühender Gesundheit empfieng sie mit fröhlichem Gemüthe die leichten Gaben, welche der enge Kreis ihrer Umgebung darbot, und deren Dürftigkeit ihr oft als Fülle erschien. Sie hörte wohl unter den wenigen Mädchen, die ihr Gespielinnen waren, von mancherlei Dingen erzählen, die ihre Neugierde reizten, und ein Verlangen nach der Welt in ihr erweckten, aber der Eindruck war jedesmal nur vorübergehend, und erlosch bald wieder in der gewohnten Stille. Mit unbefangener Aufmerksamkeit konnte sie von ihrem Fenster herab an Som-

mertagen die geputzten Damen nach den öffentlichen Lustörtern wandeln sehen, oder an Winterabenden auf das Gerassel der Kutschen horchen, in denen ihre Freundinnen zum Ball fuhren, während sie in friedlicher Ruhe die langen Stunden bei dem finstern Oheim zubrachte. Dieser sann einzig und allein, wie er sein nicht unbeträchtliches Vermögen auf alle Weise vermehren könnte, und keine Gelegenheit ließ es vorübergehen, wo dies durch Sparsamkeit oder Erwerb geschehn konnte. Als eine solche betrachtete er auch seine Vormundschaft über Stella, deren Vermögen er schon früh seinem eigenen Bruder beneidet hatte, und nun als einen glücklichen Zufall nicht mehr aus den Händen zu lassen dachte. Jedoch war er nicht ohne Sorge, wie er es anfangen sollte, denn er selbst war zu hoch in Jahren, um sie noch heirathen zu können, einen Sohn hatte er nicht, und im Fall ihres Todes traten ihm andere Erben vor. Indessen hielt er sie von allem Umgange soviel als möglich bei häuslichen Geschäften zurück, hütete alle ihre Schritte durch Aufsicht und Arbeit, und erzog sie in der Meinung, ihr Vermögen erlaube ihr keine freiere und angenehmere Lebensweise. Auf vieles Zureden einiger Bekannten hatte er ihr doch endlich einigen Unterricht in der Musik und im Singen ertheilen lassen, welches ihr die süßeste Erholung von den mancherlei Geschäften des Hauswesens gewährte, womit sie die größte Zeit des Tages zubrachte, in-

dem nur weniges Wichtigere der Oheim seiner eigenen Besorgung vorbehalten hatte. In dieser Einfachheit war gleichwohl des stillen Mädchens Verstand und Sinn nicht unausgebildet geblieben, die angeborne Lebhaftigkeit faßte schnell und ordnete leicht die wenigen Gegenstände, die in ihre Nähe kamen, aber manche Geschicklichkeit und Sinneswendung lag noch in ihr als schöne Knospe, die der nächste warme Sonnenstral öffnen mußte. Ihr klares Bewußtseyn verhehlte ihr nicht, daß sie für den Oheim gar keine Liebe empfinde, und er ihrem ganzen Wesen fremd sey, doch blieb sie gleichgültig in der Gewohnheit, ihn als Vorgesetzten anzusehn, dessen Anordnungen sie gehorchen müsse, ohne daß ihr dieses eben sehr schwer gefallen wäre. Ihr Vertrauen zu ihm war daher blos äußerlich, aber es genügte ihr, und erfüllte sie, weil ihr Inneres mit den stärkern Regungen des Mädchenherzens noch nicht erwacht war. Sie kannte keine Männer, als solche, die wenigstens an Alter ihrem Oheim glichen, und was sie von den Studenten, die ihm zum Maßstabe aller Jünglinge dienten, sah und hörte, war genug, um die natürliche Mädchenscheu zur ängstlichsten Furcht zu steigern. Eines Tages kam sie von einer Freundin aus dem Stift zurück, die krank geworden war, und bei welcher sie deßhalb Nachmittags einen Besuch hatte ablegen dürfen; in reinem weissen Anzuge, einen Strohhut auf dem Kopfe, und die Hände voller

Blumen, die ihr dort waren geschenkt worden, trat sie zu dem Oheim ins Zimmer, wo sie aber zu ihrem großen Erschrecken einen jungen Offizier fand, welcher mit einem fragenden Blick auf den Oheim seinen Sitz verließ, ihr entgegen kam, und als sie wegen der vielen Blumen, die sie mühsam mit beiden Händen zusammenhielt, in der Eile die Thür nicht zumachen konnte, ihren vergeblichen Bemühungen zu Hülfe sprang, worüber verwirrt sie einen Theil der hindernden Blumen in seine grade dicht an ihr vorübereilende Hand drückte, und nun schnell selber die Thür in das Schloß fügte; aber nur noch verlegener stand sie mit gerötheten Wangen da, als der Offizier, dem sie die Blumen darauf wieder abnehmen wollte, sie mit artiger Verbeugung verweigerte, und zugleich einige Worte sagte, von denen sie nur den lieblichen Ton vernahm. Der Oheim zeigte ihr jetzt verdrießlich an, daß ihr Vetter, als welchen er den Offizier vorstellte, zum Mittagessen bleiben würde, und trug ihr auf, die nöthigen Veranstaltungen deßhalb zu treffen. Sie schlüpfte hinaus, froh die Gelegenheit zu finden, sich zu sammeln, und versprach sich fest, nicht wieder so ungeschickt zu seyn, denn es verdroß sie, daß der Fremde diese ihr von der kranken Freundin geschenkten Blumen, die sie im Wasser frisch zu erhalten dachte, nun behalten sollte. Gleichwohl konnte sie nicht umhin, die Art und Weise des jungen Mannes angenehm

zu finden, und unschuldig genug suchte sie den Grund ihres Wohlgefallens zunächst darin, daß er ja nach des Oheims Aussage mit ihr verwandt sey. Der Offizier wurde Arnold genannt, und stand in sächsischen Diensten, brachte aber einen großen Theil des Jahres in der Nähe von Halle auf einem Gute zu, das eine freundliche Tante, die er einst beerben sollte, ihm gütig schon jetzt übergeben hatte. Auf ihn hatte Stella den lebhaftesten Eindruck gemacht, als er sie vor einiger Zeit unbemerkt in der Kirche gesehn, und er war aufs angenehmste überrascht, sie in dem Hause seines Verwandten wieder zu finden, den er Geschäfte halber besuchen mußte. Sie kam in das Zimmer zurück, aber nicht verschämt mehr und verlegen, sondern mit unbefangenem freien Sinn, der sie nicht mehr verließ, und sich zu jenem ersten Augenblicke wie die Sonnenhelle eines schönen Tages zu der dämmernden Morgenröthe verhielt. Er redete mit ihr, und die lieblichen klaren Worte, die sie sprach, drangen tief in sein Herz, welches ihm bald sagte, daß er das schönste Kleinod des Lebens, die geliebte Freundin, die es theilen soll, jetzt gefunden habe. Der edle Sinn, den Stella in jedem unscheinbaren Thun mit holder Lieblichkeit entfaltete, stimmte vollkommen mit Arnolds ganzem Wesen überein, so daß ihm jedes der beiden Gemüther gleichsam nach dem andern erschaffen schien, und was ihm Kenntniß und Bildung auf seiner festen Lebensbahn reich-

lich zugetheilt hatten, das erblickte er mit frohem Erstaunen in ihr vollkommener aus der Tiefe des schauenden Gefühls erzeugt, das edleren Naturen eigen ist. Nicht allein erhöht und ergänzt fühlte er sich durch dieses jungfräuliche Mädchen in seinem ganzen Wesen, sondern auch hinausquellen sah er die weibliche Fülle über die Grenzlinien seines eigenen Gemüths nach allen Seiten, und sein Innres gleich einer blühenden Insel von schützendem Meer umwallen, in das alle seine Kräfte gleich muthigen Strömen sich weithinaus ergossen. Die schönen Blüthen, die in ihm aufbrachen, die Wogen des Liebesmeers, welches sie tränkte, der begeisterte Zweifel, der darauf umherschwankte, und die entzückende Gewißheit, welche diesen immer versenkte, beschäftigten abwechselnd ihn mit seinem eigenen Anschaun dergestalt, daß er dem geliebten Gegenstand gegenüber in einer freundlichen Ruhe blieb, und nicht ahnen ließ, was innerlich wie ein heranstürmender Frühling ihn veränderte und erfüllte. Er war von der tiefsten Leidenschaft ergriffen, aber frei durfte sie in dem lieblichen Bette, das ihr bereitet war, hinströmen, wo keine entgegenstehende Felsen sie zur Gewalt aufriefen, durch die sie erst fürchterlich wird; keine Ungleichheit des Alters, keine des Standes und Vermögens war bei dieser innern Gleichheit vorhanden, von allen Seiten schien das Glück seine Gaben in voraus hingelegt zu haben, um das schönste klarste

saur

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR 3-598-53028-5
VARNHAGEN VON ENSE,K.A. FN. 12190/015

Leben, ohne Mühe und Arbeit, ohne Schmerz und Trübsal zu genießen und fortzudauern. Ueberall wohl und unter jeder Bedingung durfte ein Mann wie Arnold, der mit allen äußern Gütern den hellsten Verstand, das lebhafteste Gefühl und den frischesten Lebensmuth vereinigte, einem heitern, wohlgefügten Leben entgegen blicken: aber jetzt flog es wie ein Schiff im Hauche der Fortuna dahin, und das herrlichste Glück, der seligste Zustand, die vollkommenste Erfüllung sterblicher Wünsche lag wie ein entzückendes Land vor ihm eröffnet; und wirklich war die Anlage zum Glück diesmal zu groß, als daß sie ganz hätte getrübt werden können, aber eine feindliche Hand mußte Gift hinein zu mischen, das, wenn auch nicht tödten, doch der schönen blühenden Gestaltung langwierige, die Blüthe verzehrende Krankheit zuzumenden vermochte! — In Stella's Innerm blieb es ruhig und still, denn nichts Ungewohntes ging darin vor, die heitere, thätige Liebe, deren Daseyn die frühesten Tage der Jungfrau in heiligem Dunkel erfüllt, wurde lebhafter und freier, aber ohne von Stürmen aufgeregt zu seyn, vielmehr schien die aufwachsende Leidenschaft zu dem lieben Manne nur der freigelassene Grundtrieb ihres ganzen Wesens und ihrer schon verlebten Tage zu seyn, ungleich darin der Liebe des Mannes, die von der Gewalt des Reizes gefordert siegtrunken und plötzlich in das Leben eintritt. Sie sah in dem wohlgebildeten, treff-

lichen Manne einen schönen Gast, den man begehren muß wie die Wiederkehr des Frühlings, die wohl das Schönste und Lebendigste ist, was dem Menschen außerhalb des menschlichen Kreises zu Theil werden kann, aber doch Lebensfülle genug den andern Zeiten überläßt, um nicht gänzlich in ihnen zu vertrauern. So lebte sie in der Gegenwart des flüchtigsten Augenblicks, der durch ein Wort, eine Bewegung Arnolds erleuchtet war, heiter und fröhlich fort, wie in der Zeit, die ihr eigenes Thun ausfüllte, und nur langsam stieg ihre Liebe in flammendere Regungen auf. Der Oheim war zu sehr beschäftigt mit den Vorschlägen, die ihm Arnolds Tante wegen gewisser Güter hatte machen lassen, als daß er das innige Zusammensein, das sich im Stillen unter den Beiden gebildet hatte, hätte bemerken können, und überdies gefiel ihm Arnolds ernsthafte Führung des Geschäfts und sein verständiges Wesen so sehr, daß er ihm endlich sogar erlaubte, was früher nie geschehn war, Stella eines schönen Tages auf den Jägerberg zu führen, wo mehrmals in der Woche sich die gewählteste Gesellschaft von Halle zu versammeln pflegte. Vergnügt ging Stella neben dem geliebten Begleiter, der ihren Arm fest an sich gedrückt hielt, und mit inniger Rührung zusah, wie sich ihr unschuldiges Herz immer mehr eröffnete, und dabei besonders die Ueberraschung lieben mußte, mit der sie oft über ihre eigenen Worte verwundert war,

die ihr ſelber unerwartet dunkle Schleier vor den Augen weghoben. Mit Entzücken erkannte er deutlich, daß noch keine Liebesneigung dieſem friſchen Gemüthe Freude oder Schmerz bereitet habe, und er ſchwelgte in der Gewißheit, daß ſeiner heftigen Leidenſchaft gelingen müſſe, die reiche, mächtige Säule ihrer Liebe, die jetzt noch in ſich beruhigt grad aufrecht in ihrem Buſen ſtand, ſeinem Herzen entgegen zu neigen, ein ſchönes Bild des Eingangs in die Wonnegefilde der Vereinigung, die ſolchergeſtalt beſtehn macht, was einzeln fallen müßte. Seitwärts gegenüber den Trümmern der alten Moritzburg, tief unten an dem ſchönen, getheilten Fluß, über welchen hinaus die Blicke ſich in weite ſonnenbeſchienene Felder und Wieſen verloren, ſtanden Arnold und Stella lange Zeit von den übrigen Geſellſchaft abgeſchieden in Betrachtung der ſchönen Natur, worüber ihr Geſpräch ausgegangen war. Aber lange ſchon hing Arnolds gerührter Blick an dem herrlichen Antlitze Stella's, die ſehr ernſt mit geſenkten Blicken in der fernen Gegend ſchweifte, und ſelber das Auge und die Blume der ganzen Landſchaft zu ſeyn ſchien. Dichtes, ſchwarzes Haar, wie man ſonſt nur bei ſchönen Jüdinnen zu finden pflegt, wölbte ſich zu beiden Seiten zurückgeſchlagen um die kleine Stirn, lange Augenwimpern blitzten über dem tiefen Auge auf und ab wie ein ſchattiges Gitter, und der dunkelrothe Mund ſchien gleich einer Knospe

aus zarten Träumen zu erblühen. Jetzt kehrten ihre Blicke zurück aus der Ferne, von einem ängstlichen Gefühl gerufen, das in feingewebten Naturen durch dauerndes Anschaun von fremden Augen unruhig zu entstehn pflegt, und fielen auf den Freund, den sie fand, wie er sie innig und unverwandt betrachtete. Und ihr herrliches, von der göttlichen Natur noch erfülltes Antlitz überwältigte den Liebenden dergestalt, daß er sie mit den Worten: Stella, meine Stella, ich liebe dich! feurig umfaßte, und ihren Mund mit Küssen bedeckte. Sie drückte den geliebten Freund an sich, und versagte nicht ihre Lippen den seinigen; Thränen entstürzten ihren Augen, und sie wußte nicht, warum sie weinte. Doch bald weckten Stimmen in ihrer Nähe sie aus der süßen Vergessenheit, und mit Seligkeit im Herzen trafen sie bei der Gesellschaft wieder ein, wo der indeß nachgekommene Oheim schon ängstlich sie gesucht hatte. Unter Musik und Tanz verging schnell der noch übrige Theil des Tages, und Arnold trennte sich spät mit dem festen Vorsatze von Stella, am andern Tage sogleich ihr alles zu sagen, was er ungern und doch mit inniger Lust heute noch in seiner Brust verschließen mußte. Kein Hinderniß schien seiner Absicht, förmlich um sie anzuhalten, in den Weg treten zu können. Wie erschrack er daher, als er zu Hause unerwartet Briefe vorfand, die ihn ungesäumt aufs Eiligste nach Dresden beriefen! Sie konnten jedoch der Aufsätze

rung ſeines Entſchluſſes keinen Aufſchub ſondern nur Beſchleunigung geben, und am andern Morgen, da ſchon lange der Wagen aufgepackt vor ſeiner Thür hielt, eilte er zu Stella, um zugleich mit dem Abſchied die gewiſſe Hoffnung mitzunehmen, daß ihre Hand ihn beglücken werde. Sie war ſchon ausgegangen, um im Stift die kranke Freundin zu beſuchen, die ſchlimmer geworden war, und ſie hatte rufen laſſen. Betäubt durch dieſe Nachricht ging Arnold zu dem Oheim aufs Zimmer, um wenigſtens mit dieſem zu reden, und ſein Verlangen zu eröffnen; allein er fand ihn ſehr verdrießlich, und machte ihn durch die Ankündigung ſeiner unerwarteten Abreiſe ganz beſtürzt, ſo daß nun an gar kein vertrauliches Wort mehr zu denken war, ſondern der eigennützige Geſchäftsmann nur eilte, ſich in dem gemeinſamen Geſchäft noch ſchnell gewiſſe Vortheile auszumachen, die Arnold, um nur auf das zu kommen, was ihm einzig am Herzen lag, mit Unwillen ihm alle zugeſtand. Aber als der Alte nicht aufhören konnte, von den widerwärtigſten Dingen zu reden, zu immer kleinlicheren Einzelheiten überging, und Forderung auf Forderung häufte, vermochte jener zuletzt nicht mehr das innere Feuer, das ihn belebte, in ſo ſchlechtem Augenblick der rohen Berührung dieſer Gemeinheit auszuſetzen, und ohne ein Wort von ſeiner Liebe geſprochen zu haben, nachdem er jedoch tauſend Grüße für Stella zurückgelaſſen,

verließ er in Eile das Haus und die Stadt, schon halb getröstet für die verfehlte Stunde durch die feste Hoffnung, nach kurzer Zeit zurück zu kommen, und beschäftigt mit dem freundlichen Gedanken an die Briefe, die er von dem ersten Ruheorte an seine Geliebte und an den Oheim schreiben wollte, und zum Theil in seiner Einbildung schon abfaßte. Betrübt über die Verschlimmerung ihrer Freundin, an deren Aufkommen man gänzlich verzweifelte, kam Stella nach Hause, wo sie die traurige Nachricht von Arnolds plötzlicher Abreise dergestalt überraschte, daß in Strömen von Thränen sie ihr armes Herz erleichtern mußte. Vergebens fragte sie nach seinem Abschied, was er gesprochen, und ob er wieder kommen werde: der finstere Alte verwies sie zuletzt ungehalten an ihre häusliche Arbeit, und sie konnte nichts von dem Geliebten erfahren, der ihr so grausam verschwunden war. Von diesem Augenblick feindseligen Auseinanderreissens der jungen Liebe fand Stella nie wieder die vorige friedliche Ruhe, und indem das kindliche Spiel unschuldiger Träume von dem ringenden Herzen Abschied nahm, verwandelte sich bald ihre leichte und fröhliche Natur in eine schwermüthige und dunkle Traurigkeit. Das Haus des Oheims wurde ihr ein ängstlicher Aufenthalt, er selbst erschien ihr wie ein böses Gespenst, vor dem jede Lieblichkeit erstarb, und in unendlicher Oede, wo nichts ihr vertraut, nichts heimlich war, glaubte sie

untergehn zu müſſen. Ihre Freundinnen ſelbſt ſchienen abwärts geſtiegen, und konnten von ihrem neuen Weſen nichts verſtehen, das geiſtig vorgerückte Leben hatte zwiſchen dieſe und Stella eine Trennung geworfen, als wäre ſie ein Kind von höherm Stande, das lange mit den andern vertraulich geſpielt hat, aber bei zunehmendem Alter plötzlich in die Bedeutung ſeines Ranges gehoben wird, und jene nicht mehr kennen ſoll. So verbrachte ſie eine geraume Zeit allein und troſtlos, und mit jedem Tage verſchwand immer ein Theil ihrer Hoffnung, von der ſie zuletzt ganz verlaſſen blieb, als ſogar in den Briefen, die der Alte erhielt, keine Zeile für ſie ſtand, und endlich auch dieſe aufhörten, weil die Geſchäfte, wie jener ſagte, abgethan waren. O hätte die Arme gewußt, was dieſe Briefe enthielten, ein ganzes Leben wäre dem Glücke gerettet worden. Vergeſſen von ihm, fühlte ſich das tief getroffene Herz, das gleichwohl nicht aufhörte ihn liebevoll zu entſchuldigen, wie aus der Welt verloren, und die Schwermuth wühlte ſich immer tiefer in das zerriſſene Gemüth, das in der zweifelvollen Verwirrung von frohen Hoffnungen gleicherweiſe verwundet wurde wie von feindſeligen Ahnungen. Oft hatte Stella den Vorſatz gefaßt, an Arnold zu ſchreiben, ihm zu ſagen, was ſie leide, ihn zu fragen, warum er nicht wiederkomme ſie zu beruhigen, und oft ſtanden ſchon einige Zeilen auf dem weiſſen Blatt; aber dann ent-

sank ihr plötzlich wieder aller Muth, und überkam sie die entsetzliche Verzweiflung, wie er über ihre mit Thränen benetzten Worte vielleicht spotten, und über die Thorheit lachen werde, mit der sie sein flüchtiges Wohlgefallen als eine ernste Liebe aufgenommen habe, so daß sie zitternd und zagend mit gemartertem Herzen jedesmal von dem Versuche wieder abstand, zu dem sie ein durch alle Zweifel nicht zerstörbares Vertrauen immer aufs Neue hinzog. Eines Abends trat sie an ein Fenster, um es zu öffnen, und den Himmel zu betrachten, der von der untergehenden Sonne mit den herrlichsten Farben geschmückt war, und wie sie sich vorlehnte, und den Vorhang ein wenig zurückschob, fiel ihr auf einmal ein Blumenglas in die Augen, welches seit jenem Tage, da sie Arneld zum erstenmal gesehn und mit einem Theil der Blumen unwillkürlich beschenkt hatte, unbemerkt hinter dem Vorhang in der Ecke des Fensters mit den übrigen Blumen stehen geblieben war. Sie erinnerte sich augenblicklich, welche Blumen diese seyen, und ein tiefer Schreck durchbebte lähmend ihre Brust. Das Glas war trocken, die Blumen häßlich zusammengeschrumpft, und fielen beim Berühren knisternd in kleine Stücke zusammen. O unglückselige Blumen, rief sie aus, müßt ihr, die ihr in eurem freudigen Blühen mir bedeutende Zeichen waret, nun verwelkt noch bedeutender zu mir reden? Ja, wie ihr hat mein Herz geblüht, und zu gleicher Zeit nun ist es

verwelkt mit euch, ach einsam verwelkt in stiller Oede, und seufzte vergebens zum Himmel um frischen Thau, wie auch eure leise Stimme nicht durch die dunkeln Wolken drang! Es ist vorbei jetzt mit euch und mir! — Und somit nahm sie weinend die Blumen, trug sie mit niedergesenkter, abgewandter Hand hinaus, und verbrannte sie auf dem flammenden Herde. Vergebens suchte sie nach und nach die alte Ruhe wieder zu ergreifen, in deren Stille sie einst so kindlich gelebt hatte; diese Ruhe floh vor dem erwachenden Bewußtseyn, das nach ihrem Herzen strebte, und die Stille tödtete darin jeden Lebensfunken. Mit jedem Tage wurde das Haus ihr mehr zuwider, und freie Luft und Zerstreuung unter Menschen Bedürfniß; mehr als je dankte sie es ihren Gespielinnen, wenn diese sie zum Spazierengehn abholten, und aus diesem Grunde auch freute sie sich der Anwesenheit eines Mannes, der seit Kurzem aus Berlin den Oheim zu besuchen gekommen war und als Hausgenosse diesen mit in seine Lebensart zu ziehen wußte, so daß Stella durch ihn fast täglich in die freie Natur und in Gesellschaft kam, oftmals auch auf den Jägerberg, wo ihr zumeist wohl war und weh. Dieser Freund war ein preußischer Geheimrath, von mittlerm Alter, ein geborner Berliner, der eine Art dortiger Liebenswürdigkeit zur Schau trug, immerfort behaglich und leichtfertig war, und in der Gesellschaft für einen galanten, angenehmen Mann galt.

Nach seinen Grundsätzen war eine gewisse Klugheit das Höchste, die ihn ein üppiges Leben lieben machte, und zugleich die Mittel finden ließ, es zu führen. Sein Betragen gefiel Stella'n keineswegs, und am wenigsten seine Art mit Frauen zu scherzen, ja es bedurfte seinerseits nur einer fortgesetzten Bewerbung bei ihr, um ihr durchaus zum Abscheu zu werden, allein er hatte gleich beim ersten Versuche gemerkt, was er damit ausrichte, und blieb daher gegen sie in einer gleichgültigen, gefälligen Laune, und so ertrug sie seine Gesellschaft um so leichter, da sie ihr den Vortheil verschaffte, freier in ihrer sonst so düsteren Umgebung aufathmen zu können. Ach man weiß nicht, was ein armes Mädchen oft zu leiden hat durch die geringe Beweglichkeit, die unsre Sitte den Frauen gestattet, und welch ein wichtiges, belebendes, wohlthätiges Ereigniß oft ein bloßes Ausgehn ist, das von dem guten Willen Anderer, oder vom Zufall, abhängt, während das sehnsüchtige Gemüth im engen Kerker verschmachtet, zu dem grade dem häuslichsten Sinne das Haus endlich werden kann! Bei diesem Betragen des Geheimraths mußte es ihr um so unerwarteter seyn, als dieser mit einmal ihr seine Liebe erklärte, und die Absicht eröffnete, daß er sie heirathen wolle, wozu er schon die Einwilligung ihres Oheims und Vormunds erhalten habe. Sie erschrack heftig, und rathlos und hülflos sah sie einem Kampfe sich ausgesetzt, den sie

mit ihrer dringendſten Weigerung, wie ſie wohl wußte, nur ſchwach beſtehn konnte. Als ſie zuerſt wagte, dieſe beſtimmt auszuſprechen, brach der Oheim in ſo fürchterlichen Zorn aus, daß es ſchien, als würde er den Vorwürfen und Schmähungen, die er gegen ſie ausſtieß, noch Mißhandlungen hinzufügen, und der Geheimrath ſelber ſich ihrer annehmen, und ſie beſchützen mußte. In tauſend Thränen brachte ſie die Nächte ſchlaflos zu, und rang in der tiefſten Verzweiflung, die ſie am Tage kaum in leiſen Seufzern ausſtoßen durfte. Der Geheimrath bemühte ſich ſie zu tröſten, und indem er ſich ihr zu nähern ſuchte, verſchonte er ſie klug mit aller Zärtlichkeit, die ihr zuwider war, und die ſie hätte erinnern können, welchem Verhältniſſe mit ihm ſie entgegen ſehe; ſeine gleichgültige Kälte machte ihn erträglich, und, indem er auf dieſes vertraute, gab er die Hoffnung nicht auf, noch endlich auch Stella's Wohlwollen zu erlangen. Indeſſen da ſich alles in die Länge ſchien ziehen zu wollen, ſo machte er eine Reiſe nach Berlin, und überließ dem Oheim allein die Sorge, das unglückliche Schlachtopfer an die Schwelle des Verderbens zu drängen, und er wußte wohl, welche dringende Gründe dieſer hatte, mehr als einer zu wünſchen, daß dieſe Heirath zu Stande käme. Seit Arnolds Abreiſe waren fünf Monate verfloſſen, und auch der letzte Funken von Hoffnung auf ſeine Wiederkehr erloſchen, auch wehrte ſich Stella gegen das, was man

mit ihr verhafte, nicht deßhalb, weil sie noch auf Arnold hoffte, denn sie hatte ihm längst unter tausend Qualen entsagt, sondern um sein Andenken, und das Andenken dessen, was in ihr vorgegangen war, und so schön und licht vor ihrer Seele stand, für ihr eigenes Bewußtseyn nicht zu schmähen und zu verlieren. Allein der grausame Mensch, der Vaterstelle bei ihr vertrat, verzweifelte keinen Augenblick, sie zu dem zurückzuführen, was er ihre Pflicht nannte, und wandte alle Mittel an, die ihm zu Gebote standen. Eine fortgesetzte Kette von Leiden zog er durch jeden Augenblick ihres geängsteten Lebens, und wußte mit so teuflischer Geschicklichkeit Drohungen, Bitten, Gewalt, Zanken und Weinen zu dem Einen Zweck anzuwenden, daß endlich Stella, betäubt, ermattet, von Qualen aller Art zerrissen, krank und elend, in der Rückkehr des Geheimraths eine Art Erlösung erblicken mußte, und die traurige Entschließung faßte, ihr verlorenes Leben in der freudelosen Wüste einer gleichgültigen Ehe fortzuschleppen. In kurzem ward sie des Geheimraths Gemahlin. So haben wir oft die sinnvollsten, gefühlreichsten und verständigsten Mädchen, die ganz Anderes von sich erwarten ließen, und in früheren Tagen Ahnungen wahrhafter Liebe und Heiligkeit offenbarten, mit unbegreiflichem Wahnsinn, der die Gestalt edler Vernünftigkeit führt, sich in den dunkeln Abgrund einer Ehe stürzen sehn, deren Niedrigkeit sie hätte empö-

ren müſſen, wenn nicht jener Wahnſinn ihre ganze Natur beherrſcht, und aus dem Zauberſchloſe erſt dann losgelaſſen hätte, wenn die Rückkehr unmöglich geworden iſt. Und wahrhaftig! Unkunde und Unerfahrenheit allein erzeugen jenen Wahnſinn, der weder der Einſicht noch der Ueberredung Anderer weicht, ſondern nur dem aufdringlichen, nie weichenden und das innerſte Herz durchbohrenden Beiſpiel älterer Schweſtern, die ihr geworfenes Loos mit unverſiegbaren Thränen beweinen, bis Alter, Eitelkeit oder Ausſchweifung das zartere Gefühl getödtet, und das Bewußtſeyn mit ſelbſtgeſponnenen Lügen umſtrickt haben. — — Stella kam nach Berlin, in die herrliche Königsſtadt, die durch eine freundliche Zuſammenſtimmung des Einzelnen zum Ganzen, einen eigenthümlichen Reiz beſitzt, der ſie würdig macht, auch mit denjenigen Hauptſtädten, denen ſie im Einzelnen an Reichthum, Größe und Pracht nachſtehn muß, dennoch im Ganzen zu wetteifern. Das große, gebildete Leben in den vornehmen Geſellſchaften, das lebhafte Ineinanderwirken aller Stände, der allgemein verbreitete Sinn für Kunſt, welches Berlin vor andern Städten auszeichnet, weckte nach und nach bei ſeiner ſtets wiederholten Wirkung Stella's Gemüth aus der Betäubung, in welche es die demüthige Wendung ihres Schickſals verſenkt hatte, und es war bald ſichtbar, daß ſie mit großen Anforderungen an die Welt und mit heller Lebensfriſche ge-

voren war. Die Neigung des Geheimraths brachte sie bald in die vorzüglichsten Bekanntschaften, die ihrem Stande und Vermögen angemessen waren, und unmerklich sah sie sich in das größte Gewirr hineingezogen, ohne es gewollt zu haben, und war genöthigt, die mancherlei Feste, die man ihr zu Ehren veranlaßt hatte, auf eine glänzende Weise zu erwiedern. Die Beschäftigungen, die ein ausgebreiteter Gesellschaftskreis auferlegt, sind zu reizend und zu nahe aufdringlich, als daß große Reihen anderer flüchtiger Vorstellungen daneben bestehn könnten, und so pflegt das zarte Gefühl, dem es Bedürfniß ist mit inniger Seele in tiefe Andacht und Besinnung hinabzutauchen, bei den schwächern Weltmenschen, die mehr fortgerissen werden als selber mitthätig das Leben fortbilden, aus Mangel an Sammlung bald zu ersterben, bis etwan ein heftiger Unglückstag ihm ein neues, dann schmerzliches Daseyn verleihen will. Diesem Loose mußte auch Stella gewissermaßen erliegen, um so mehr, da jede Schmerzlichkeit im Gemüth eine leere Ermattung zurückläßt, aus der bald ein neues frisches Verlangen nach den Dingen der Welt aufzusteigen pflegt. Ihre Schönheit zog die ausgezeichnetsten Männer zu ihr hin, und die Gesellschaft, die sich bei ihr zu versammeln anfing, gehörte bald durch die Auswahl der Personen, und den geschmackvollen Umfang, mit der sie bewirthet wurden, zu den angenehmsten und glänzendsten der

Hauptſtadt. Stella hatte kaum eine Welle unter dieſen neuen Gegenſtänden gelebt, als ihre Aufmerkſamkeit ſchon das Wahre faſt überall erforſcht, und ihr richtiger Verſtand mit ſcharfſinnigem Urtheil jedes nach ſeinem Werthe zu ſchätzen gelernt hatte, und ſo übte ſie in Kurzem ein Talent, das früher in eben ſolcher Vollkommenheit an den kleinſten Gegenſtänden ſich verloren hatte, in dem größten Maßſtabe, indem ſie unbemerkt das ganze Gebiet der Geſelligkeit beherrſchte, als wenn ſie in der größten Schule der Welt wäre erzogen worden, und mit milder Hand ihrer ganzen Umgebung die wohlgefälligſte Geſtalt gab. Der Geheimrath, erfreut über ihre unvermuthete Sinneswendung, und nun erſt ſtolz auf den Beſitz einer in der Geſellſchaft ſo bewunderten Frau, und ſelber glücklich im ſchwelgeriſchen Genuſſe aller Lebensfreuden, ließ ihr in jeder Art alle Freiheit, und begnügte ſich mit den Rechten, die er auf ihr Vermögen erlangt hatte, ja ſeine Unbekümmertheit ging ſo weit, daß er nicht ſelten ihr ſelber ſcherzend zu ſagen pflegte, wenn Leute ihres Standes glücklich in der Ehe ſeyn wollen, müſſe der Mann ſein Liebchen haben, und die Frau ihren Liebhaber, und er ſeinerſeits ſchien auch nach dieſem Grundſatze ſchon eingerichtet. So verging der Winter unter allen möglichen Luſtbarkeiten, und es blieb Stella'n keine Zeit, ſich aus dem raſchen Taumel unter die traurigen Geſtalten ihres Innern zu verſenken. Als der

Sommer wieder erschien, und man, um die schöne Jahrszeit auf dem Lande zu genießen, die Stadt zu verlassen begann, verändert sich auch Stella's Lebensweise. Der Geheimrath besuchte die Bäder, wohin sie mitzugehn wenig Lust bezeigt hatte, und er schien sehr damit zufrieden, daß sie ihn allein abreisen ließ, und für die Zeit seines Ausbleibens ein geschmackvoll eingerichtetes Landhaus im Thiergarten beziehen wollte, wo sie von ihren zahlreichen Bekannten häufigen Besuch zu erwarten hatte. Die heitre, warme Sommerluft erweichte wieder ihr Herz, und lenkte ihren Sinn von dem kalten Anschaun scheinsamer Bildung, auf die liebevollen Gegenstände der Natur, die das Menschliche im Menschen mit der treusten Freundschaft anspricht, und durch ihre milde Anrede den heftigen Schmerz besänftigt, die ungestüme Freude in dauernde Lieblichkeit verwandelt, und aus der todten Gleichgültigkeit selbst innige Theilnahme zu erheben weiß. Mit Thränen der Wehmuth empfing Stella das wiederkehrende Gefühl, und gab den gereiften Verstand, die durchdringende Einsicht willig den erwachenden Empfindungen hin, die in den glänzenden, frühen Morgenschimmern, und in den lauen, hindämmernden Abendlüften durch ihre Brust streiften, und die Unschuld ihrer Jugend heraufriefen. Zwar hatte sie oft ihr Inneres zu betrachten gesucht, und lächeln müssen über den kindischen Wahn, mit dem sie ein erstes

Ereigniß lebhaft ergriffen, und ihre ganze Zukunft auf dieſe vorübergehende Erſcheinung, die wie ein heller Tag zwiſchen dunkeln Sturmnächten einzeln dageſtanden, bezogen hatte: aber es geſchah, daß ſich unvermerkt jedesmal Thränen in dieſes Lächeln drängten, welche alle Schmerzen, die ſie über den erlittenen Verluſt empfunden, auch dann rechtfertigten, wenn er bloße Einbildung geweſen war, und die verſtändige Tröſtung zum Schweigen brachten. Hab' ich doch ſolches gedacht, ſagte ſie, ſolches gefühlt, und dadurch iſt es in mir wirklich geweſen; o wenn die Welt ſo Großes nicht geben kann, und nie geben will, warum läßt denn die Natur ſo grauſame Verlangen entſtehn, die ſie nicht befriedigen will, warum ſchärft ſie die Augen für eine höhere Welt, in der ſich nichts ergreifen läßt! — Bei ſolchen Empfindungen, die ſie einſam in ſich verſchließen mußte, fühlte ſie nur deſto heftiger das Verlangen nach einem Weſen, dem ſie mit Haltloſem Vertrauen ſich hingeben könnte, und deſſen Daſeyn ihr das traurige Bewußtſeyn vertilgte, ſich inmitten aller Menſchen verlaſſen und allein zu fühlen, ein Verlangen, dem das Geſchick, um ſie deſto wildern Stürmen entgegen zu führen, nicht durch eine milde Freundin, die ſie vergebens ſuchte, wollte Gewährung gönnen. Unter den vielen Leuten, die ſich in ihrem Hauſe eingefunden hatten, konnte es nicht an Männern fehlen, die ſich im Vertrauen auf ſonſti-

ges gutes Glück um die Gunst der schönen Frau bewarben, deren ehliches Verhältniß jedem Versuche den besten Erfolg zu versprechen schien, allein Stella hatte niemanden unter ihnen einige Neigung zugewendet, sondern war standhaft jedem Verhältnisse ausgewichen, das mit verführerischer Lockung ihr entgegen kommen wollte, sie blieb eben so wahrhaft gegen die Andern als gegen ihren Gemahl, den sie zwar mit Achtung behandelte, aber zu lieben auf keine Weise den Schein annahm, und mancher leidenschaftliche Auftritt war an ihrer kalten Wahrhaftigkeit unwirksam vorübergegangen. Was ihr aber der vorstand, konnte sie nicht ahnen, und kein Auge voraussehn, der Zufall führte es unvermeidlich herbei. Einsmals kehrte sie von einem Gange in die Stadt nach dem Thiergarten zurück, und ging ganz allein von dem Schlosse her gegen das Thor. Dieser Weg, vielleicht einer der schönsten in der Welt, hat einen durchaus eigenthümlichen Reiz, und gewährt einen so freudigen Anblick, wie der eines gelungenen Kunstwerkes. Die schönsten Plätze, durch Brücken aneinander gereiht, gehn in die breite, mit vielen Baumreihen geschmückte, in der Mitte zum Lustwandeln geebnete Straße über, die groß und frei zu dem prächtigen Thore führt, außerhalb dessen sogleich der Thiergarten anfängt. Und die verschiedenen Gebäude, in so verschiedener Absicht und Zeit erbaut, sind in einer wundervollen Ueber-

Einſtimmung, daß jedes den Eindruck des Ganzen erhöht, als hätte eine kunſtreiche Hand es abſichtlich ſo angeordnet. Es iſt aber in dem Ganzen eine holde Unentſchiedenheit, daß man nicht ſagen kann, ob es mehr einem Geſellſchaftsſaal oder einer Gartenanlage zu vergleichen ſey, und mehr die vertrauliche Umſchloſſenheit des einen, oder die freie Ausdehnung der andern darſtelle; offenbar iſt ein wetteifernder Hervorringen grüner Bäume und edler Gebäude, und wenn dieſer Gegenſatz in der Mitte des Weges milder hervortritt, ſo iſt er dagegen an beiden Enden mit dem größten Wetteifer geſteigert, einerſeits das ehrwürdige, königliche Schloß, welches ſchräge die ganze Bahn aufnimmt, aber dabei auch der ſchöngeſtellte Luſtgarten mit den hohen ſchlanken Pappeln, und auf der andern Seite der weitragende Wald des Thiergartens, aber auch das gewaltige Säulenthor, das über die andern Gebäude hinaus mit dem Schloſſe ſich in gleicher Höhe zu begrüßen ſcheint. Die Sonne war ſchon hinter das Thor gewichen, und ſchien nur zwiſchen den Säulen durch mit goldenen Strahlen auf die fernen Fenſter des Schloſſes, während der Himmel weithin mit rother Gluth erfüllt war. Stella ging eben an dem Opernhauſe in ſtiller Wonne jugendlicher Träume langſam vorüber, als plötzlich ein Geſchrei ſie aufſchreckte, und ſie ein Pferd erblickte, das ſich losgeriſſen hatte, und wild nach der Brücke lief, durch die von dort kommenden Leute geſcheucht

aber seine Richtung veränderte, und grad auf sie los-
stürzte. In einem Augenblicke wäre es um sie ge-
schehn gewesen: da warf sich kühn ein junger Mann
vor sie hin, ergriff mit starker Hand das Pferd, das
ihn nur wenige Schritte mit fortriß, im Zügel, und
kehrte dann, als viele Leute sogleich das Thier bän-
digten, im leichten Sprunge zurück, um Stella'n,
die vor Schrecken niedersinken wollte, zu unterstü-
zen. Sie erholte sich bald aus der Betäubung, in
welche die schnelle Gefahr sie gestürzt hatte, und nahm
das Erbieten des jungen Mannes, der bescheiden
und auf die feinste Weise sich zu ihrem Begleiter an-
trug, mit dem lebhaftesten Dank an. Sie gingen
eine Weile still neben einander, doch merkte er bald,
daß sie noch schwach war, und ihr bei jedem Schritte
die Knie einsanken, und da sie durchaus weiter gehn
und keinen Wagen wollte, so bat er sie, wenigstens
seinen Arm anzunehmen, und sich auf ihn zu stützen.
Sie äußerte, er müsse wohl fremd seyn in Berlin,
und er bejate es. Ich bin ein Franzose, sagte er,
und heiße Chevalier Campan; mit meiner Familie
bin ich früh ausgewandert, und habe schon lange ver-
gebens auf die Rückkehr in mein Vaterland gehofft;
doch lieb' ich Deutschland, und vorzüglich die deut-
sche Sprache, die ich nur, wie sie hören, trotz un-
säglicher Uebung, nie recht aussprechen lerne. Stella
fragte theilnehmend nach seinen bisherigen Schicksa-
len, und er erzählte offenherzig, wie es ihm bis zu

ſeiner Ankunft in Berlin an kleinen deutſchen Höfen ergangen war, und die mannigfache Noth, mit der er hatte kämpfen müſſen, eine Schilderung, die ſie nicht ohne Rührung anhören konnte. Inzwiſchen waren ſie bis zu dem Platze gelangt, wo unter den Linden den Tag über Blumen zum Verkauf ausgeſtellt zu ſeyn pflegen, die jetzt eben weggeräumt wurden. Ein ängſtliches Gefühl drängte ſich bei dieſem Anblick in Stella's Buſen, und ihre Blicke ſchwebten ſorgſam auf den ſcheidenden Blumen; ſeltſame Verwirrung umfing ihre Sinne, es war als ob eine alte Bekanntſchaft aus frühen Träumen ſie umſchwebte, und rief ihr wehmüthige Thränen in die Augen. Campan, der ihre Bewegung ſogleich bemerkte, heftete ſeine Blicke feſt auf die übrigen, und fragte freundlich, was ihr ſey? — Sie aber nahm ſich zuſammen, lächelte ihn an, und verſicherte, ſie befinde ſich wohl; als er aber wiederholt in ſie drang und ſich ſo theilnehmend bezeigte, geſtand ſie ihm, was ſie in dem Augenblicke gerührt habe, doch ſey es eine von den unbegreiflichen Wirkungen entfernter Gefühle, die dunkel in der Seele liegen, und ſey ſchon ganz vorüber. — Wie ſonderbar, begann hierauf Campan, daß auch ich eben jetzt eine ſolche dunkele Wirkung in mir verſpürt habe, und in einer ſolchen Verwirrung des Nachdenkens darüber bin, die es mir noch unbegreiflicher macht; wie ſo und woher, kann ich Ihnen nicht ſagen, aber das iſt gewiß, daß

mein ganzes Leben ſeit jenem Augenblick, da ich Sie in Gefahr ſah, eine andre Richtung nimmt, und der Zufall, der für Sie nur ſchlimme Bedeutung haben kann, für mich ein Glück wird. Schon ſeit langer Zeit dringen meine Verwandten in mich, ich ſoll nach Rußland gehn, und dort in Kriegsdienſten mich meinem Range gemäß aufzuſchwingen ſuchen, lange zwar hab' ich ihnen widerſprochen, weil das barbariſche Volk wie das Land mir zuwider iſt, aber endlich müde der täglichen Mahnungen und unwillig über mein freudeloſes Daſeyn, entſchloß ich mich, wenigſtens den Meinigen mit dem Leben, das für mich mit jedem Tage gleichgültiger wurde, eine Freude zu machen, und eben war ich auf dem Wege, dieſen meinen Entſchluß meinem Oheim anzukündigen, und dadurch für mich bei meinen Grundſätzen unwiderruflich zu machen, als eben das Glück mich Ihnen zu helfen berief, und durch die wunderbarſte Verkettung der Gefühle, die zu ergründen vergeblich iſt, finde ich mich jetzt von meinem Entſchluſſe wie von meinem Wege abgeleitet, und wie durch eine Eingebung entſchieden, nicht nach Rußland zu gehen, und ich werde wieder innerlich leicht und froh! Und warum ſollte ich nicht, ſetzte er gerührt hinzu, an eine Eingebung des Himmels glauben, da ſie mir durch einen ſichtbaren Engel gebracht wurde. — Er ſprach dieſe Worte mit ſo innigem, unſchuldigem Tone, und drückte ihr dabei mit ſo herzlichem Dan-

te die Hand, daß Stella nicht über ſich vermochte, dieſem Vertrauen auszuweichen, ſondern aus vollem Herzen ihre Freude darüber äußerte, daß ſie die unabſichtliche Veranlaſſung zum Widerruf ſeines unfreudigen Entſchluſſes ſey, und ihm Gelegenheit gegeben habe, die innere Stimme ſeines eigenſten Weſens zu vernehmen. Das Geſpräch wurde nun immer freundlicher; Stella erzählte unbefangen, welche Lebensart ſie führe, und lud ihn verbindlich ein, ſie in ihrer Sommerwohnung oft zu beſuchen, da ſie einmal auf ſo gute Art ſich kennen gelernt hätten. Er nahm es mit Freuden an, und wußte zur Erwiederung ihrer Dankbarkeit das Schicklichſte mit ſolcher Feinheit und Anmuth zu ſagen, daß Stella ganz davon eingenommen wurde. Wie es der empörendſte Anblick iſt für den reinen Sinn, einen jungen Franzoſen auf der Höhe zu ſehn, zu welcher die Laſterhaftigkeit ſeines Volks hinaufgebildet worden, ſo iſt dagegen, wir können es mit Recht ſagen, kein liebenswürdigeres Geſchöpf zu finden, als ein junger Franzoſe von unſchuldigem Gemüth und feinen Sitten, wie beſonders die frühere Zeit uns manchen mitten im Gewirre der ſchlechten gezeigt hat; es iſt ſchön, wie Ehre und Adel eines alten Geſchlechts wohlthätig ſchon in früheſter Kindheit jede unedle Begierde in dem Begriff des Unziemlichen unterdrücken, das Gefällige und Hülfreiche aus dem menſchenfreundlichſten Sinn ſchnell und feurig in jedem Erſcheinen

hervorzaubern können, und indem sie den edeln Geist der Ritterlichkeit bewahren, der in diesem Volke auch in auf einander gefolgten Jahrhunderten der größten Sittenlosigkeit nie ausgestorben ist, die zarteste Milde der Behandlung mit der gewaltigsten Kraft der Tapferkeit zu vereinigen wissen. Dieses edle Blut strömte in Camyans Adern, und wallte jetzt in der Bezauberung, die Stella's ganzes Wesen in ihm hervorgebracht hatte, freudiger durch die Adern. Die Gelegenheit war so liebreich gewesen, und hatte Beide einander gleichsam überliefert, ohne zwischen sie die Fremdheit zu stellen, welche sonst die Menschen, selbst solche, die vom Geschick zur Freundschaft erlesen sind, anfangs wie auf entgegengesetzten Ufern eines Flusses, über den jeder hinüber möchte, getrennt hält. Ihr Verhältniß war gleich so nothwendig erschienen, und so geschenk auf getreten. Es war eine unendliche Süßigkeit in Beider Herzen, nicht das Gefühl der Liebe, aber das reizvolle, zarte Gefühl, daß hier Liebe möglich, und das Gemüth des Mitwandelnden von wahrhaft menschlichen, geweihten Regungen ergriffen sey. — Aus diesen Empfindungen wurden sie in dem Tannengange, der vom Thore tiefer in das Gehölz führt, von einem Schwarm Herren und Damen erweckt, die Stella'n auf ihrem Landhause hatten besuchen wollen, und da sie gehört hatten, sie werde bald aus der Stadt zurückkommen, ihr entgegen gegangen waren. Diese

ſtarren einen Augenblick über den jungen Fremden, an deſſen Arme Stella ſo vertraulich daherkam; als ſie aber erfuhr, was ihr begegnet, und welcher Gefahr ſie durch ſeine heldenmüthige Aufopferung entgangen ſey, überſtrömten ihn Alle mit ſchmeichelhaften Lobſprüchen und ſeinen Dankſagungen. Ihn aber rührte der Beifall wenig, ſondern regte nur tiefer eine Traurigkeit in ihm auf, die er kaum zu verbergen wußte. Stella war ihm kamiten der zahlreichen Geſellſchaft gleichſam untergegangen, und ein feſtes Band, welches ihn bisher an ihrer Seite in der Höhe des reinſten Glücks erhalten, ſchien ſich zu löſen, und ihn in einen weiten Raum von Ungewißheit fallen zu laſſen. Er fühlte ſchmerzlich, daß er ſchon von Anfang her ſeinem Anſpruch und ſeine Hoffnung gehabt, einen Abendgang, den Muth, Freundlichkeit, Leutſeeligkeit, Luſt, Sonne und Gegend ſo zauberiſch im Verein ausgebreitet hatten, aber ſeine natürliche Dauer auszudehnen, und er verwünſchte verdrießlich die Gleichmüthigkeit, mit welcher der Verlauf der Dinge ſolche Blumen, die einzig dem Leben ſeine Reize nehmen, herabträgt und zertrümmert. Von ſolchen Gedanken durchdrungen, ſuchte ſich Lampon der Geſellſchaft zu entziehen, und als nun der ganze Schwarm wieder mit Stella umkehrte, und die untergehende Dämmerung in dem ſchwarzen Tannengrunde ſich verbreitete, lenkte er heimlich in einen Seitenweg, und verlor ſich traurend in die

dunklen Schäfte, und sein verletztes Gefühl. Warum kann man nicht, dachte er, immer leben in solch ätherischem Wandeln, wo die süßeste Innigkeit uns eins macht mit der ganzen Natur, die mit Grüne, Wärme und farbigem Himmel uns schmeichelnd umfaßt, und die gedrängten Gefühle heitern, frischen Lebens einträchtig in der freien Brust spielen läßt, daß in dieser Lieblichkeit selbst Liebe, Freundschaft, und was es sonst Schönes gibt, nicht mehr als ein Einzelnes erscheint, und ohne bestimmte Unterscheidung doch jedes, in höhern Wohllaut verflößt, mitempfunden wird! Und damit wir ja nicht zweifeln, ob es auch so Göttliches gebe, müssen wir es mit allen Sinnen auf Augenblicke erleben! Ach ich kann das liebliche Weib nicht wiedersehn, ohne mich zu entscheiden, was ich ihr in Zukunft seyn soll, und was war ich ihr denn jetzt? Nicht Geliebter, nicht Freund, nicht Bruder, und doch war ich ihr Alles, wie sie mir Alles war! — Er kehrte nach der Stadt zurück, ohne noch zu wissen, ob er jemals die schöne Frau wiedersehn solle, deren Bekanntschaft, ungleich der gewöhnlichen Weise, da man im Anfang einer Verbindung den Reiz einer eröffneten Zukunft empfindet, mit dem ersten Schauen auch das Beste und Schönste dem Gefühl schon dargereicht hatte. Stella vermißte ihn zuerst an ihrer Seite, und blickte ellend umher, ihre Bestürzung ihn nirgend zu finden konnte sie kaum verbergen, und die ganze

Geſellſchaft nahm Theil daran, man erſchöpfte ſich in Muthmaßungen über den Beweggrund zu dieſer ſonderbaren Flucht, und die meiſten ſchrieben ſie endlich einer ſtolzen Beſcheidenheit zu, die ſich dem verdienten Lob entziehen wolle; aber in Stella's bewegtem Innern ſtiegen geheime Ahnungen auf, die den Tag beſchloſſen wie fernes Wetterleuchten am Horizont, das ein Gewitter droht, von dem man nur nicht weiß, ob es die nächſte Nacht ſchon, oder ſpäter heraufkommen wird. Es vergingen mehrere Tage, ohne daß ſie von dem edeln Flüchtling einige Kundſchaft einziehen konnte, und alle ihre Bemühungen würden fruchtlos geweſen ſeyn, wenn nicht endlich der Zufall einen ſeiner Bekannten zu ihr geführt hätte, der durch Nennung ſeiner Straße und ſeines Hauſes ihrer peinlichen Unruhe ein Ende machte. Lebhaft ſchrieb ſie ſogleich eine Einladung an Campan, worin ſie ihn mit den freundlichſten Worten bat, ihr nicht länger die Freude zu entziehn, ihm den Dank, welchen ſie ihm auf ſo vielfache Art ſchuldig ſey, ſelber perſönlich und wiederholt zu verſichern. Er kam noch denſelben Tag, und obgleich anfangs noch ſchüchtern, und in Zweifel, ob er ſeiner vollen Empfindung folgen dürfe, ſah er doch bald jedes Gewölk von ſeiner Seele verſcheucht durch die neubelebenden Strahlen der aufgehenden Liebesſonne. Stella's Herz ſchien ſich in Unſchuld zu erneuen, um ohne Erinnerung des Schmerzes dem neuen Freund

anzugehören, der mit unbefangener Klarheit lebhaft seine Neigung zu ihr aussprach. Von diesem Abend an besuchte er sie beinahe täglich, widmete ihr alle seine Zeit, und wenn er einen Tag verhindert wurde, zu kommen, was selten geschah, so wurde ihnen dieser ein wüster, ängstlicher Tag. In den Gesellschaften, die sich häufig bei Stella versammelten, war er bald die willkommenste Erscheinung, seine Liebenswürdigkeit war allen eine Freude, und er wurde überall, wo man Stella zu sehn wünschte, eben so sehr um seiner selbst willen, als um ihretwillen eingeladen. Stella machte sich die zärtlichste Pflicht daraus, ihn in den Stand zu setzen, äußerlich so zu erscheinen, wie es seiner Geburt und seiner Erziehung gebührte. Man nahm als eingestanden an, daß er ihr förmlicher Liebhaber sey, und freute sich, die gute Frau, die bisher so spröde gewesen war, in das allgemeine Betragen herabgezogen zu sehn, während zugleich Viele das glückliche Verhältniß, in dessen inneres Wesen doch kein Blick zu dringen vermochte, mit neidischen Augen betrachteten. So ist ja die Welt, und ihre Nachrede, daß sie nur dann etwas begreift, wenn sie es auf gemeine Art erklären kann, da doch jedes menschliche Verhältniß ein unendliches ist, und meist aus solchen innern Bewegungen besteht, die dem blöden Auge der Menge sich auf immer entziehn, und es darf uns nicht wundern, wenn grade das

Heiligſte durch das elende Geſpenſt, das man den Ruf nennt, für das Abſcheulichſte gilt. Die erfüllten Tage, die Stella und Campan in dieſer Zeit des Glücks genoſſen, und die wir uns billig enthalten zu beſchreiben, wurden leider nur zu früh unterbrochen, als der ſcheidende Sommer ſie nöthigte, den Thiergarten zu verlaſſen, und mit dem Herbſte auch der Geheimrath wieder in Berlin eintraf. Wehmüthig blickte Stella auf den ſchönen Sommer zurück, und als mancherlei Geräthſchaft aus dem angenehmen Sommerhauſe nach der Stadt geſchickt wurde, die Zimmer allmählig leer wurden, und ſie ſelber ihre kleinen Sachen ſorgſam einpackte, dünkte ihr, als ob mit dem nun völlig abgeſchloſſenen Bilde alles Glück und alle Freude von ihr wichen. Sie war einige Tage vor der Rückkunft des Geheimraths in die Stadt gezogen, und Campan beſuchte ſie auch hier nach wie vor, aber ohne daß ihr durch ſeine Anweſenheit gleiches Genügen und Ruhe, wie draußen im Freien, zu Theil geworden wären; und wahrlich nur zu ſchnell zeigte ſich, wie ihr ahnendes Gemüth mit Recht gezweifelt hatte, ſich dem vorigen Glücke zu überlaſſen, denn kaum war der Geheimrath in ſeinem Hauſe zurückgekommen, als Campan plötzlich fortblieb, und keine Silbe von ſich hören ließ. Stella's Beſtürzung und Verwirrung waren unausſprechlich, ſie begriff nicht, was in ihm vorgegangen ſey, und ſchwankte in tauſend qualvollen Zweifeln. Ver-

gebens sandte die Verlassene häufige Boten aus, und schrieb die zärtlichsten und verzweiflungsvollsten Briefe an ihn, er hörte die erstern mitleidig und traurig an, trug ihnen die besten Grüße auf, aber nie gab er ihnen eine weitere Antwort, und legte auch die Briefe schweigend bei sich nieder. Gleichwohl konnte sie an seiner dauernden Zuneigung und Liebe nicht zweifeln, denn jedem, der ihn sah, war es nur allzu sichtbar, wie viel er litt, und wie schwer er sein Geschick ertrug. Es konnte nur sein sorgsames Ehrgefühl ihm diese peinvolle Entfernung auferlegt haben, das nicht ertragen wollte, einen Andern im Besitze der Güter zu sehn, die er begehrte, und eben so wenig gegen diesen durch Eingriffe in dessen Rechte fehlen, und verdiente Vorwürfe, so durchaus unwahrscheinlich sie waren, auch nur als möglich denken mochte. Zurückgezogen aus allen Gesellschaften, die sich nur desto lebhafter um ihn bemühten, verbrachte er seine Tage in stiller Trauer, welche bald das Feuer seiner Augen erlöschen und die blühende Farbe seiner Wangen erbleichen machte. Nach einiger Zeit wurde er krank, und die Aerzte, die alle ihre Bemühungen vergeblich fanden, erklärten seinen Zustand für bedenklich. Als Stella davon Nachricht erhielt, vermochte sie nicht länger die heftige Sehnsucht zu ertragen; begleitet von einer Vertrauten eilte sie eines Abends zu ihm hin, und stürzte mit ängstlicher Bewegung auf sein Bette nieder. Er aber,

obwohl ſehr matt, faßte ſich auf, und nahm ſie außer ſich vor Freude in ſeine Arme, indem er mit den ſanfteſten Worten und zärtlichſten Liebkoſungen ſie zu beruhigen ſuchte. Weinend in der Freude des Wiederſehns ſagte ſie endlich ſchmerzlich dieſe Worte: Nein! ich habe es nun erfahren, ich kann nicht ohne dich leben, mein Freund, mein Geliebter! Und wie haſt du es über dich vermocht, mich zu verlaſſen, mich, die dich über Alles liebt, und von der du nur fordern kannſt, was ſie thun ſoll um dir ganz zu gefallen, um dich zu behalten. Brich dieſes Schweigen, das einen geheimen Schmerz verräth, und mich ſo unendlich gequält hat, und ſage mir frei, was dich verletzt und betrübt? Iſt es mein Gemahl, deſſen Anweſenheit dir unerträglich iſt? O ſo erkenne doch, wie nur in jugendlicher Bethörung ich ſeine Frau werden konnte, komm und ſieh, wie ſein ganzes Betragen ununterbrochen zeigt, daß er kein Recht auf mich zu haben glaubt, und mir nie beſtreiten kann, was wahrhafte Anerkennung einmal zugeſtanden hat. Und hätteſt du nur früher geſprochen, mein Geliebter, das verhaßte Band wäre ſchon aufgelöst, und ich auch vor den Augen der Welt und dem Scheine nach ſo frei und unabhängig, wie ich es in Wahrheit für mich ſchon lange bin. Oder hat mich vielleicht, was ich doch nimmer glauben mag, zugleich dein Herz verlaſſen? Iſt deinen geliebten Augen in mir vielleicht ein Fle-

ten sichtbar geworden, der deinen keinen Sinn gekränkt und von mir abgewendet hat? Auch dann sag' es frei, mein Geliebter; und wenn es möglich ist, daß man heilig und rein werden kann, so sollst du was die Kraft der Liebe vermag erfahren, und verschwinden sehn, was dir mißfällt, und was doch nur ein Aeußeres, ein Zufälliges seyn kann, denn mein wahres Innere liebst du, das weiß ich, und mußt es lieben, wie es dich liebt! — Die hervorstürzenden Thränen hinderten sie weiter zu reden, und überströmten seine Hände, die er liebkosend auf ihre Wangen gedrückt hatte; nach einer Weile, da er sich mühsam gefaßt hatte, antwortete er folgendes, indem er sie fest an sein Herz drückte: Wenn du, meine Theure, in dir fühlest, daß du nicht ohne mich leben kannst, so siehst du davon, daß ich ohne dich nicht leben kann, den Beweis vor Augen in meiner Krankheit, und hättest ihn, wenn nicht dies dein Wiedersehn und deine Versicherung mir das Leben wiedergäbe, durch meinen Tod bewährt gefunden in kurzem, denn ich durfte ihn nicht entfernt mehr glauben. Jetzt aber, geliebte Stella, da ich dich also wiedersehe, und dich so reden höre, wie mein Herz nicht wagen wollte zu hoffen, lebe ich auf, und will deiner Liebe und deinem Glücke leben. Ja, löse dieses unselige Band, und gehöre vor Gott und Menschen mir, dem es einziges Trachten, einziger Beruf seyn wird, in deinen Wünschen meine Freude

zu finden, deine Lieblichkeit zu warten und zu pflegen. Ach! nicht hier, nicht jetzt, dachte ich die herrliche Gattin zu finden, die mein grausames Vaterland mir nicht gewähren wollte. — Nun machte er sich Vorwürfe, daß er einen Augenblick an Stella gezweifelt, und ihr nicht gleich jede Kraft der Liebe und Wahrheit zugetraut habe, er bat sie auf die rührendste Weise um Verzeihung, und sie mußte alle schmeichelnde Tröstungen anwenden, um ihn zu beruhigen. Spät erst, da die sinkende Nacht es gebot, trennten sich die Liebenden, nachdem sie noch vieles besprochen und verabredet, in der Gewißheit, sich am andern Tage wiederzusehn, und in der beglückenden Hofnung, nach kurzer Zeit einander ganz anzugehören. Es bedurfte nur weniger Tage, so verließ Campan das Bette, und bald auch das Haus, in jugendlicher Kraft, und der Geist in voriger Lebhaftigkeit, seine Wangen röthete sich wieder, die Glieder bewegten sich wieder. Doch besuchte er Stella's Haus nicht, und wollte auch von ihr, aus zarter Besorgniß für ihren Ruf, nicht ferner besucht seyn. Er sah sie nur am dritten Ort, und Beide waren um so leichter über diesen noch waltenden Zwang getröstet, als schnell der glückliche Zeitpunkt, der sie auf immer vereinigen sollte, zu nahen schien. Denn Stella, gekräftigt durch das starke Gefühl der glücklichen Liebe, hatte mit besonnener Klugheit und Thätigkeit in Kurzem alles eingeleitet, um von dem

Geheimrath in der Stille geschieden zu werden, an dessen Einwilligung sie um so weniger zweifeln konnte, da sie ihm über die Hälfte ihres Vermögens abzutreten gesonnen war. Unerwartet aber setzte ihr dieser, als er ihr Vorhaben erfuhr, die größten Hindernisse entgegen, um sie auf alle Weise durch Bitten und Drohungen davon abzulenken; wenigstens hoffte er sie durch seinen Widerstand dahin zu bringen, daß sie ihm das ganze Vermögen zurückließ, wovon er nichts verlieren wollte, vielmehr sah er alles, was sie behalten wollte, für einen Raub an, der an ihm verübt werde. Niemanden war die niedrige Gesinnung, die seinem Verfahren zum Grunde lag, verborgen, als nur Stella'n selbst, die er mit den künstlichsten Schmeichelreden täuschte, als sey er nur einzig auf ihr Bestes bedacht. Jedoch würden an ihrem festen Entschluß, den Liebe erzeugt und Liebe gefördert hatte, alle seine Bemühungen gescheitert, und da die Gesetze zu bestimmt für sie sprachen, der Spruch zur Scheidung erlassen worden seyn, wenn nicht ein ihm günstiges Ereigniß eingetroffen wäre, das die lebhaft Hoffende, und schon mit seligen Blicken an der Zukunft Hangende, dergestalt zerschmetterte, daß der gelähmten Seele alle Thätigkeit ersterben, jede Weise des Lebens ihr schrecklich werden mußte, weil ihr das Leben schrecklich war, und jedes Glück einer Aenderung in fürchterlicher Gleichgültigkeit verloren ging. Zwei Tage

hindurch hatte ſie ihren Freund nicht geſehn, und erwachte jetzt am dritten Morgen mit der freudigen Gewißheit, ihn Abends in einer Geſellſchaft zu finden, zu welcher ſie Beide eingeladen waren, ja ſie hoffte ihn vielleicht ſchon Vormittags zu ſehen, da bei ſo ſchönem Wetter die ſchöne Welt in den Wintermittagsſtunden ſich unter den Linden zu ergehen pflegte. Sie war eben aufgeſtanden, als man ihr einen Brief übergab, in deſſen Aufſchrift ſie ſogleich Campans Hand erkannte; ſie erbrach haſtig das Siegel mit ſtockendem Herzen und vorbedeutender Ahnung, und las folgendes:

Möge mir der gütige Gott ſeinen Beiſtand verleihen, damit ich dieſe Zeilen zu Ende ſchreiben könne! Vernimm, geliebte Stella, du, die ich lieben muß, ſo lange mir Lebensathem bleibt, vernimm das entſetzliche Geſchick, das deinen Freund getroffen hat! Marie Adelaide, meine Verlobte, die ich lange als todt beweint habe, ſie lebt! Eine wunderbare Fügung hat ſie dem Beil der Guillotine, das ihre Eltern und Brüder dahin raffte, und auch ſchon ihrem Nacken drohte, entzogen. Sie ruft mich jetzt, ihren Verlobten, und fordert mich von mir wieder, ich hab' ihr Alles zu erſetzen, den Vater und das Vaterland, die Geſchwiſter und die Freunde, ich bin das Einzige, was ihr auf dieſer Welt übrig iſt. Wenn du dieſe Zeilen lieſeſt, bin ich ſchon auf dem Wege nach

Frankreich. Stella! die Liebe, die ich so heiß zu dir getragen, iſt nur eine Fortſetzung jener Liebe, die nur der Tod löſen konnte; aber meine frühere Geliebte lebt! Stella, ſie lebt! Wirſt du mir verzeihen? Wird nicht dein Fluch mich verfolgen zugleich mit deinem Schmerze? Ich ſollte glücklich ſeyn, und ich bin elend: du haſt mich vom Tode gerettet, und ich gehe! Mein Herz zerreißt! Dein Andenken kann ich niemals laſſen, aus den Armen der liebenden Gattin wird es mich aufſchrecken, und mich niederwerfen in den Staub. Thränen und Klagen werden der Inhalt meines Lebens ſeyn, das nicht lange mehr dauren möge! Lange hab' ich unter Qualen der Verzweiflung den unentſchiednen Kampf gekämpft — er iſt entſchieden, ich muß gehn! O dich zu verlaſſen, dich geliebtes Weib! mich überfallen eiskalte Schauder! Rechne ſie mir nicht an, die öden Jammertage, ich theile ſie mit dir, und werde bald auch Jene ſie theilen machen, von der alle Morgen und alle Abend dein liebes Bild mich wird trennen wollen. Leb wohl! leb wohl! Mein Blut möcht' ich gern verſtrömen, um nur Einen Augenblick der Freude in dein Leben gießen zu können. Ich durfte dich nicht ſehen, um Abſchied von dir zu nehmen, dein Anblick wäre mir mehr als zehnfaches Sterben geweſen. O ich Wahnſinniger flehe noch zu dir, daß du nicht vergeſſen mögeſt, wie ſehr ich dich geliebt!

Ja, wiſſe, ich bin dir ewig ergeben, kann nimmer von dir laſſen, werde ewig klagen müſſen, daß im Herzen von Deutſchland die Blume meines Lebens ſo herrlich blüht, und meinem Leben ach! verblühen muß. Leb wohl, Stella! Zum Letztenmal umarm' ich dich! In jenem Gericht fordere mich, ſag' ich ſey dein, und ich werde dich nicht verläugnen. Jetzt verlaſſe ich dich, und ſtürze taumelnd in den Abgrund meines dunkeln Geſchicks.

Campan.

Was die Verzweiflung ſey, man glaubt es wohl allgemein zu wiſſen, aber nur wer ſie erfahren hat weiß es, und vergißt es nie; denn wie vielen Wechſel auch Zeit und Geſchick dem Leben herbeiführen, und wie viel Göttliches auch Weisheit und Andacht darbieten mögen: das Herz, das einmal von jenen Schrecken ergriffen worden, wird in dieſem Leben nie wieder ganz geheilt, Ein Punkt wenigſtens bleibt auf ewig darin erſtorben, und in unfruchtbarer Oede ein ewiges Andenken der erlittenen Qual, ein Andenken, das zwar umſchleſſen werden kann von reichen Lebensgefilden, aber nie ſelber mehr zum gedeihlichen Boden durch ſie wird, ſondern ewig nur Todesfrüchte trägt er dem Leben. Wir wollen nicht verſuchen, das Leiden der unglücklichen Frau zu beſchreiben; ſie ſelber ſchwieg verſchloſſen ſtill, nur Thränen verriethen ihren Jammer, und keine wohl-

thätige Krankheit schaffte ihr Erleichterung, unwillig warf der Körper den Schmerz, der auch ihn erdrüngen wollte, stets auf das Gemüth zurück, und nahm nur spät und langsam daran Theil, als durchwachte, von Qual erfüllte Nächte, vernachläßigte Nahrung, und Mangel an freier Luft ihn endlich dennoch erliegen machten. Niemand pflegte sie mit freundlicher Sorgfalt, niemand erhob mit trostreicher Hoffnung ihr sinkendes Leben, nur Musik und wenige Bücher, die sie jetzt verstehn lernte, schienen auf Augenblicke sie dem Grame zu entziehn, welchem sie doch unvermerkt sie immer wieder übergaben. Sie verblühte in der Zeit der schönsten Jugend, und als endlich nach einem langen Winter der Frühling kam, und die frischen Blumen brachte, die heitern Tage, und die milden Lüfte, da schien erst recht ihr Winter gekommen zu seyn; nie verließ sie das Zimmer, jede Lieblichkeit der Natur ängstigte sie. Erst gegen den Herbst begann sie wieder auszugehn, und schüttete in tausend Thränen ihren nie rastenden Schmerz in den Schooß der absterbenden Natur, die wie ein Meer von Wehmuth ihren Sinn umwogte; jeder Baum, jeder Gang, der ein Zeuge glücklicher Tage gewesen war, wurde es nun der unglücksvollen, und bald hielt weder Wind noch Regen, noch das raubeste Wetter sie ab, auf den verlassenen Wegen nur von einem alten Bedienten begleitet, umherzustreifen. Wohl mit Recht sagt der Dichter, daß bald allein ist,

der ſich der Einſamkeit ergibt: aber dieſer kann doch keiner ſich ergeben, der nicht ſchon einſam war in ſeinem Herzen. So erblickte auch Stella in ihrem Verlaſſenſeyn, da das freudeloſe Haus nach und nach von jedermann, ſelbſt von dem Geheimrath, der ſeine Luſtbarkeiten anderwärts aufſchlug, gemieden wurde, nur die wahre Beſchaffenheit ihres früher geführten Lebens, wie es von je innerlich geweſen, auch in ſeiner äußern Geſtalt, die durch den falſchen Schein lügenhafter Anhänglichkeit verdeckt geweſen war, treulich abgebildet. Sie erkannte, wie alle jene Menſchen ihr nichts geweſen waren, und wie gleichgültig ſie nebeneinander hingelebt hatten. Dieſe Zeit der Trübſal, von der die Jugendblüthe des Körpers unwiederbringlich zerſtört war, brachte auch der harmloſen Jugend ihres Gemüths, und der freudigen Weiſe, wie es die Welt fühlte, ein ſchmerzliches Ende, denn ihr Geiſt, der lange geſchlummert hatte, erwachte nach und nach, und entfaltete die neuen Schwingen des Leids in ſcharfſinnigen Unterſuchungen, und die tiefe Einſicht in das Leben, das Verſtändniß der Natur, das Gefühl des ewigen Zuſammenhanges, die Bedeutung des dem Scheine nach Verkehrten wurden herrlich von dem großen, der Menſchheit ſo zugehörenden und gleichſam eingebornen Schmerze in dem aufgeſtürmten Gemüth zu Tage gefördert. Die Thränen, die aus einem zerriſſenen Herzen ſtrömen, fließen befruchtend in das

reiche Lebensgefild, und nur nicht ganz verläugnen können die durch sie gereiften Früchte, daß Thränen ihre Nahrung waren. So näherte sich Stella durch ihr Leid selbst wieder den äußern Gegenständen, die schon alle in ihren Gram hineingetaucht standen, und so gewöhnte sie sich nach und nach durch ihren Geist an die Menschen, die ihr Herz ihr entfremdet hatte, und deren ja doch so viele, wie sie nun theilnehmend erkannte, unter dem Gewande der Freude ein leidenschweres Herz durch das trübe Leben tragen. Aber auch auf eine andere Art gestaltete sich nun ihre Umgebung, die nicht mehr nach der blinden Willkür des Zufalls aus dem bloßen Wechsel des Kommens und Gehens bestand, sondern nach der Leitung eines höheren Sinnes aus inneren Beziehungen sich in einen kleineren Kreis bildete, der dem Vertrauen, ohne es zu besitzen, näher war, und bescheiden und mäßig die Güter der Freundschaft verwaltete, nicht mahnte um das Ausbleibende, aber das Dargebotene als eine Gebühr empfing. Die Beruhigung und die Sicherstellung, welche solche Verhältnisse gewähren, empfand Stella besonders in der Freundschaft einer ältlichen Dame, die sich ihrer mit mütterlicher Sorgfalt annahm, und auf Antrieb ihres Mannes, eines verständigen, erfahrnen Rechtsgelehrten, der mit Stella's Vater befreundet gewesen war, in einer besondern Zusammenkunft sie auf die ungeheuren Verschwendungen

des Geheimraths aufmerksam machte, und sie darüber zur Rede stellte, daß sie leichtsinniger Weise diesem allein die ganze Verwaltung ihres Vermögens anheimgestellt habe. Zwar wußte niemand, ob der Aufwand in Verhältniß zu ihrem Vermögen wirklich zu groß sey, weil der Zustand des letztern unbekannt war, und man schlug ihn, wie zu geschehn pflegt, eher zu hoch als zu niedrig an; aber es war doch aufmerksamen Augen nicht entgangen, daß der Geheimrath mehrmals auf Augenblicke sich in Verlegenheit um Geld befunden habe, die zwar immer glücklich vorübergegangen, aber seit einiger Zeit in kürzern Zwischenräumen wiedergekehrt waren; ja er hatte sogar kleine Summen bei guten Freunden aufgenommen, und jedesmal nach der Wiedererstattung ungewöhnlichen Aufwand gemacht, daß die Absicht unverkennbar war, wie er dadurch die aufkommende Meinung von der Verschlimmerung seiner Vermögensumstände unterdrücken wolle. Stella war über diese neue und unerwartete Sache nicht wenig bestürzt, jedoch mehr wegen der verdrießlichen Maßregeln, die nun nothwendig wurden, als wegen der von ihren Freunden befürchteten Verarmung, von der sie keinen rechten Begriff hatte, und nur erst spät, durch wiederholte, dringende Rathschläge konnte sie bewogen werden, diese unangenehme Angelegenheiten gegen den Geheimrath zur Sprache zu bringen, und von einem vertrauten

Geschäftsfreund untersuchen zu lassen. Nichts glich dem wüthenden Zorn, in welchen der Geheimrath zuerst ausbrach, als Stella mit ihm davon zu reden anfing, und nichts seiner Kleinmüthigkeit, als er, um größerem Aergerniß vorzubeugen, endlich in die vorgeschlagne Untersuchung einwilligen mußte. Es fand sich alles in der größten Unordnung, und es kostete viele Mühe und Arbeit, um endlich zu der klaren Einsicht zu gelangen, daß beinahe die Hälfte ihres Vermögens fehle, und der Weg, auf dem es verloren gegangen, nicht einmal immer deutlich nachzuweisen sey. Besonders war man um Aufschluß begierig, wohin ein Kapital von zehntausend Thalern gekommen, das gleich in dem ersten Monat ihrer Verheirathung ausfiel, und in der vorgefundenen, sorgfältigen Vormundschaftsrechnung des Oheims genau bezeichnet war, bis man endlich von dem letztern eine an Stella's Hochzeittage ausgestellte Quittung über diese Summe fand, welches zu sonderbaren Vermuthungen Anlaß gab, und Stella'n vollkommen überzeugte, daß sie für diese Summe sey verkauft worden. In diesem Schmerz vernichtet, vernahm sie den übrigen Verlust mit dem größten Gleichmuth, und mußte nur weinen die große Theilnahme zu sehn, die ihr darüber bezeigt wurde, da sie über den ungeheuren Verlust, den sie erlitten, kaum irgend ein flüchtiges Bedauern erfahren hatte. In der Betrachtung, daß sie kinderlos, und nur für

ſich ſelbſt zu ſorgen verpflichtet ſey, litt ſie durchaus nicht, daß man gewaltſame Maßregeln, die ihr auf hundert Arten vorgeſchlagen wurden, gegen den Geheimrath in Ausführung brächte, und nur mit großer Mühe gelang es dem Manne ihrer Freundin, deſſen Thätigkeit unermüdet war, ihr ein kleines Kapital unantaſtbar ſicher zu ſtellen, während alles übrige dem Geheimrath, der freilich mit Thränen verſprochen hatte ſich zu beſſern, preisgegeben blieb. Wirklich verfloß eine geraume Zeit unter den ernſtlichſten Bemühungen ſich einzuſchränken, und er gefiel ſich endlich darin bis zu ſolcher Uebertreibung, daß Stella ſelbſt darauf dringen mußte, dem Hauſe nicht allen äußern Glanz zu nehmen, und nicht allen Annehmlichkeiten des Lebens zu entſagen. Aber es entwickelte ſich für ſie aus dieſer geordneten Lebensart bald ein neues Uebel, weit ſchlimmer, als alles, was dadurch hatte ſollen vermieden werden. Nach Art der ſchwachen und elenden Menſchen, die man nur ſchlechtweg gute zu nennen pflegt, hatte der Geheimrath aufrichtige, kleinmüthige Reue über das Vergangene empfunden, und indem er ſich mehr und mehr der Häuslichkeit ergab, fühlte er eine ſteigende Rührung in ſich, die ihm nach und nach das Herz ſo ganz erfüllte, daß er nichts mehr zu entbehren, ſondern alle verſagten Freuden reichlich erſetzt glaubte in dem ſtillen Kreiſe der behaglichen Wohnſtube, wo er nun die meiſten Abende mit Leſen, Rauchen und

Schlafen zubrachte. Seine Rührung fand neue Nahrung in aufwachender Zärtlichkeit gegen seine Gemahlin, die so lange vernachläßigt zu haben ihm jetzt der bitterste Vorwurf dünkte, den er durch weichliches Anschließen abwenden zu müssen glaubte. Er fing an, sich eifriger um sie zu bemühen, nannte sie mit vertraulichen Namen, und indem er laut die Häuslichkeit und eheliche Eintracht pries, wollte er seinerseits nichts fehlen lassen, um für ein Muster von Ehemann gelten zu können. Sie fing an ihm zu gefallen, und es befremdete ihn selbst, ihre Annehmlichkeiten bis jetzt nicht bemerkt zu haben. Stella konnte sich kaum von ihrem Erstaunen über diese unerwartete Wendung erholen, und indem sie einen tiefen Blick in sein Gemüth warf, wurde sie mit solchem Abscheu erfüllt, daß sie ihren entschiedenen Widerwillen gegen ihn aussprechen mußte, erst mit kaltem Ernst und dann mit glühendem Zorn die unwillkommene Bewerbung zurückwies, und jetzt mit förmlicher Scheidung drohte, die sie des Vermögens wegen, als mehrmals davon die Rede war, nicht hatte fordern wollen. Wie, sagte sie lebhaft, ist es nicht genug, daß ich in der Zaghaftigkeit der Jugend ein Spiel fremder Gewalt war, und zum Mittel gebraucht wurde, daß Sie die unwürdigen Absichten auf die Glücksgüter erreichen könnten, die mir dadurch Unglücksgüter geworden sind? Sie fanden es nicht für nöthig, mich zu täuschen, und haben mir

nie eine Spur von Zuneigung gezeigt, und wahrlich bei allen Uebeln, in die ich mich täglich mehr durch dieſe Heirath verflochten ſah, war dieſe Wahrheit in Ihrem Betragen mein einziger Troſt, ohne welchen ich es nicht ausgehalten hätte. Jetzt wollen ſie zu unwürdiger Schwäche noch die verbrecheriſche Lüge geſellen? Oder glauben Sie wirklich durch eine Laune ihres irrenden Sinnes auf eine volle, lebendige Erwiederung Anſpruch zu haben, durch eine weichliche Regung ein volles, quellendes Leben zu gewinnen? Ich habe nichts mit Ihnen gemein, ich fühle mich frei, und bin es dadurch; mögen Sie mit Andern Ihr ſündhaftes Leben fortſetzen, mir dürfen Sie weder Schmeicheleien, noch Liebkoſungen zuwenden, und nimmermehr zur Vertrauten Ihrer Gefühle erwählen, am allerwenigſten aber derjenigen, die, weil ſie mich betreffen, mir doppelt zuwider ſind. — Durch ſolche Worte, die der Geheimrath mit dummer Verwunderung anhörte, und auf die er nichts zu erwiedern wagte, hatte Stella ſogleich auf immer die Zudringlichkeit entfernt, die ſie ſeit langer Zeit nie in dem Fall geweſen war, auch nur vermuthen zu dürfen, und der Unglückſelige, der ſich bedauerte, daß es ihm mit der Häuslichkeit nicht habe glücken wollen, ergab ſich alsbald wieder ſeinem vorigen Leben, das ihm durch die Unterbrechung den Reiz der Neuheit gewonnen hatte, und ſeine Ausſchweifungen fanden leicht die gewohnten Geleiſe wieder, nur

daß er vor den Augen der Welt sie mehr verbergen lernte. Stella aber fand sich in der Fortsetzung ihres gewohnten Lebens mit jedem Tage unglücklicher. Sie hatte genau das wahre Verhältniß ausgesprochen, und es war als wenn im lauten Tönen der Worte das längst erwachte Gefühl erhöht und die Einsicht deutlicher geworden wäre, wie es mit allem geht, was man einmal den Muth gehabt hat sich zu sagen; indem der Schein nun völlig verschwand, und sich jeder Pulsschlag in ihr von dem Manne abwandte, den sie nie lieben und nicht lange achten gekonnt, ergriff die freudenlose Einsamkeit, der sie inmitten aller geselliger Umgebung sich überlassen sah, um desto heftiger ihr Herz, als dieses in jeder zunehmenden Bildung des Geistes, weit entfernt Ersatz zu finden, nur neue, dringendere Ansprüche fand auf jedes Glück, das die Welt darbieten kann. Und wenn schon die Jugendknospe des Gemüths von Ahnungen öfters beunruhigt wird, durch die der schlummernde Sinn dem Erwachen nahe steht, und kaum noch die Knospe, die in lauer Luft und schönem Sonnenschein auf und nieder bebt, zusammenhält: wie viel weniger kann die aufgebrochene, von Thau schon getränkte, von Strahlen schon erglühte Blume die Augen ihres erwachten Sinnes schließen, und ihre Düfte hemmen, so lange noch golden der Tag an ihr vorüberzieht! Stella stand offen jedem kommenden Ereigniß, und ein Glück ist es, nicht ein

Verdienſt, wenn in dieſem Zuſtande der Leerheit eine Frau nicht ins Verderben ſinkt, denn ihr ſteht nicht zu Gebote von allem dem, was einen Mann in kräftigem Daſeyn erhält, der Staat berührt ſie nur von ferne; Kunſt und Wiſſenſchaft wollen lieber geyſegt als erzeugt werden von Frauen, und ſelbſt die Andacht bedarf für ſie einer nährenden Mittelsperſon. Stella vermißte ſchmerzlich, daß nicht die zärtliche Sorge für ein aufblühendes Geſchlecht ſie in eigenen Kindern üben konnte, und ſuchte vergebens in andern Dingen die Ruhe und Freudigkeit des Daſeyns, die nur durch innige Liebe, es ſey als Mutter, Gattin oder Schweſter, eine Frau erreichen mag. In dieſer Zeit lernte ſie einen Mann kennen, der ihrem Leben eine neue Wendung geben ſollte, eine am Ende zwar glückliche, die aber durch neue, aus dem Herzen ſchwer heraufgezwungene Leiden erkauft wurde, und wenig hinüberrettete von der fröhlichen Jugendkraft, mit welcher dieſes lebendige Gemüth ſo reichlich war ausgeſtattet geweſen. Ein Herr von Winterfeld, der von einem entlegnen Regiment nach Berlin war verſetzt worden, und ſich durch viele lobenswerthe Eigenſchaften im Kriege hervorgethan und in der Geſellſchaft ausgezeichnet hatte, fing an ſich leidenſchaftlich um Stella's Gunſt zu bewerben. Er war ein ſchöner, großer Mann, voll Feuer und Kraft, und verrieth in ſeinen Reden eine ungewöhnliche Bildung des Gei-

stes, die nur mit einer gewissen Härte, deren er in seinem Benehmen nie ganz Herr werden konnte, einen sonderbaren Gegensatz machte. Von früher Kindheit an zu den Waffen erzogen, und durch Reichthum und Stand hinlänglich, wie sein Vater glaubte, ausgerüstet zu den höchsten Ehrenstellen, hatte er von jeher der wohlthätigen Hülfe festen und geordneten Unterrichts entbehren müssen, und nur aus eigener Kraft diejenigen Kenntnisse, die der Zufall in seine Nähe brachte, mit glühendem Herzen an sich gerissen, so daß wohl alles, was er gefaßt hatte, aus dem Leben und in ihm lebendig war, aber es ihm an freier Uebersicht, die nur auf wissenschaftlichem Wege erlangt wird, desto mehr fehlen mußte, je genialischer sich die auf dem eigenen Wege gewonnenen Anschauungen mit den gewöhnlicheren Formen des Lebens bisweilen im Widerstreit befanden, den er nicht zu lösen wußte. Bei vielen durch gelehrte Uebertragung längst jedem aufgeschlossenen Dingen, suchte er daher oft die allbekannte Bahn des Zusammenhangs vergebens, während bei andern er unerwartet und leicht das Dunkel brach, welches sie für alle noch umhüllte. Ueberall war sein Hang auf das Kräftige und Scharfe gerichtet, und die Milde und Stille freundlicher Betrachtung, die allgemeinere Bildung einem großen Gemüth ertheilt, waren von ihm so sehr entfernt geblieben, daß er oft durch wahre Rohheit diejenigen in Erstaunen

gegen, welche kurz vorher seinen Charakter heraus-
bert hatten. Die reinste Thätigkeit, in welcher die
seiner Kräfte sich immer prüft, und nur indem er
jedes Werk, jedes Geschäft vor den Augen Anderer
vollführt erscheinen läßt, muß mehr als jedes künstle-
rische Talent, das doch vorzüglich nur bei im
Großen Eingriffe mitgetheilten vermag, die Zuf-
merksamkeit der Gesellschaft erregen; um wie viel mehr
berechtigen mußte der Gedanke auf Größe sein,
sich der Gesinnung der ganzen Nation versichernden
Volksthümlichkeit bestrebte, und für seine Augen von
den schönsten Ziel die Freiheit überhaupt waren,
die er gekämpft mit sich herrieb! Wie er erstieg,
und Griechenland erstand, traumten für seine Augen
entgegen aus dem glänzenden Gefolge, und die wie
aus heutige Hellas erwachsen schwebgestalten spielten
in mannigfaltigen Verwandlungen von seinen Lip-
pen, von seinen Bewegungen aus. Gie sank in Ihn
auf einen angenehmen Gesellschafter, und kann ei-
nen geschickten Freund, der sie mächtig und der um
mäßigen Dienst anfrieb, in der sich ihr Leben dingt.
Mit der reife Schmerz über die schmerzliche Trennung
von dem edeln Jüngling in Verbindung versetzen
hat. Nichts den verwaisten Mädchen macht das sie
über Glück, das sie in dem Thron reicht, hob immer
Mitter dem Herzen neue Knospen. Die sie, geschützt
und zum Theil gebauet von den abgeschiedenen,
Ihnen aufgeschossen, daß das Herz wie im Herzen

zwischen Frühling und Herbst unentschieden steht; als der neue Freund Stella'n zur Seite stand, fielen die welken Blumen in Staub nieder, und von derselben Glut wurden die jungen, harrenden erschlossen. Aber das Bittere führt jede spätere Liebe mit sich, daß sie beginnt mit Schmerzenstringen, welches das verödete Herz reinigen, und die Trümmern, die aus der Herrlichkeit früherer Tage noch übrig sind, ausstoßen muß. Alles Leid, jeder Verlust, den sie erlitten, wachte noch einmal in ihrer Seele auf, und nachdem die Wolken des Grams sich der scharfen Blitze und des rauschenden Thränenregens entledigt hatten, zogen sie zum ewigen Abschied fernabdonnernd hinweg. Mit der süßesten Innigkeit wurde der neue Freund empfangen, mit jenem Reichthum der Gedanken, mit jener Kenntniß und Fülle des Lebens das Verhältniß genährt, die der Wechsel des Geschicks in dem Glück der Liebe und in dem Unglück derselben, im Geräusch der Welt und in der Einsamkeit, ihr vielseitig gegeben hatte. Nicht jene selige Freudigkeit, nicht jene Hoffnungswogen, die ehemals das liebende Herz in sanftem Schlummer aus dem Gewirr der Welt an himmlische Gestade geführt hatten, schlugen in ihrer Brust: aber das Bewußtseyn strenger, harter Nothwendigkeit in den Dingen des Lebens, und geschickte Erfahrenheit in der Behandlung aller Verhältnisse, der Verstand statt der Fantasie, wurde das große Meer, aus dem

jeder ihrer Tage seine Lebensfluth schöpfte. Doch konnte sie selber ihr Gefühl bei der neuen Verbindung nicht Liebe nennen, es war ein beruhigendes, ernstes Wohlgefallen, und nur die leidenschaftliche Gewalt, mit der Winterfeld alles ergriff, gab ihrer vertrauten Nähe alle Rechte und die äußere Gestalt der Liebe, und einseitige Neigung maßte sich an, was nur aus dem Begegnen beiderseitiger entstehn soll. Zwar mußte ihr bald die Unrechtmäßigkeit und Falschheit in ihrem Verhältnisse auffallen und drückend werden, wie sie denn auch frühzeitig versuchte, die wahre Geltung ihres Zusammenseyns zurückzuführen, und die Grenzen zu erhalten, über welche hinaus ihre Zuneigung aus jedem Genusse mit Unruhe aufgescheucht wurde: allein jeder Versuch reizte durch das Hinderniß, welches er Winterfelds Liebeswuth vorsichtig entgegensetzte, nur um so heftiger die Leidenschaftlichkeit, mit welcher dieser den völligen Besitz der Geliebten behaupten wollte. Vergebens war alle Klugheit, die sie anwandte, vergebens die Sanftmuth, mit der sie seine Heftigkeit, die Strenge, mit der sie seine heißen Bitten aufnahm: er wußte ihre Klugheit zu umgehen, die Sanftmuth richtete nichts aus, und die Strenge stürzte ihn in den wildesten Zustand zerreißender Schmerzen, indem er alsdann an ihrer Liebe zweifelte, und alle Ausbrüche der fürchterlichsten Wuth auf ihn selbst zurückkehrten, daß um jeden Preis die Freundin den geliebten

Freund aus einem Zustand riß, der ihr selbst noch schmerzlicher fiel, als das Gefühl des Unschönen in ihrem Verhältnisse, dem sie hatte entgehn wollen. So fest waren in ihrer Verbindung die falschen Fäden mit den ächten verwebt, daß jene nur mit Zerstörung dieser konnten zerschnitten werden. Doch Stella vermochte nicht immer zu verläugnen, was in ihr vorging, und tausend Mißtöne klangen unwillkürlich in die freudigsten Stunden; sie war sich oft wider Willen ihrer Aufopferung bewußt, wodurch Unfreundlichkeit und Bitterkeit entstand, die zwar die größte Liebe voraussetzte, aber in einem Charakter wie Winterfelds, der seine Liebe niemals recht erkannt glaubte, nur wieder Härte und Bitterkeit hervorbringen konnte, und so fuhren Beide nach und nach sich in die unselige Spannung versetzt, da jedes mit seiner Liebe trotzt, und dadurch nur allzuschnell in dem Gemüth des Andern wirkliche Feindseligkeit erzeugt, die lange noch das Gewand der in der That erstorbenen Liebe trägt. Allein Stella war endlich durch das lebhafte Gefühl ihres unglücklichen Daseyns zu schwach geworden, um diesen Kampf länger fortsetzen zu können, die sündliche Ueberzeugung, daß es ihr mit nichts mehr glücken werde in der Welt, und sie aus einer Zerrüttung in die andere fallen müsse, da einmal ihr Eintritt in das Leben so begonnen habe, lähmte ihr mit jeder Hoffnung auch alle Kraft, die doch ihr Geist von ihr

nicht aufhörte zu fordern, und es schien ihr thöricht, Anstrengungen zu machen, die im besten Fall mit dem Erfolg in keinem Verhältnisse standen. Winterfeld erlangte über sie die unumschränkteste Herrschaft, ohne sich derselben zu freuen, und ohne sie zu etwas anderm als zum bloßen Herrschen zu benutzen. Unverträglich und hart blieb er auch, als sie schon ganz in die äußerste Abhängigkeit sich begeben hatte, und die heißen Thränen, die sie ihrem trostlosen Geschick mit stillem Leiden weinte, brachte ihn durch die Einsicht, daß sie durch seine Liebe nicht glücklich sey, zur heftigsten Wuth, zu einer Wuth, die sich in die grausamste Qual der Unglücklichen verkehrte, alle Zartheit und Innigkeit zertrümmerte, und ihn selber zur Verzweiflung brachte. Auf diese Weise verlebte sie lange Zeit die elendesten Tage, mit gebeugtem Gemüth und erstarrtem Herzen, das in täglich erneuerten blutigen Wunden hinstarb, und nur wieder auflebte, um zitternd in die neuen Stiche hineinzuschlagen. Mit leisen Thränen gehorchte sie in allem ihrem Gebieter, der grade in den kleinsten Dingen des Lebens, wo die fremde Einmischung am unwilligsten gefühlt wird, seine peinigende Herrschaft ausübte, und sich bei dem geringsten Widerspruch einem Zorn überließ, in welchem er weder ein Maß noch irgend eine Rücksicht auf die Gegenwart Anderer kannte. In dieser Trostlosigkeit war Stella's einzige Stütze jene Freundin, die jetzt mehr als je mit

der zärtlichsten Theilnahme ihr zur Seite stand, und da die Freundschaft nicht nöthig hatte, der Leidenden über ihr Geschick, welches sie ja klar genug einsah, die Augen zu öffnen, sondern nur zu geringe Kraft fand in der schon Erschöpften, so bemühte sie sich doch treulich, den tiefen Kummer mit sanfter Schonung tragen zu helfen, und für Augenblicke zu lindern. Unzähligemal hatte Stella den Versuch von ferne gewagt, sich der unleidlichen Herrschaft zu entziehen, aber nur tiefer war die Hülflose jedesmal in das alte Elend zurückgesunken, und die größere Pein, die sie nach jedem fehlgeschlagenen Versuch empfand, machte bald, daß sie fast mehr vor dem Versuche zur Freiheit zitterte, als vor der Gewalt ihres Tyrannen. So ja leider ist es beschaffen zwar mit jeder Schwachheit, aber noch vorzüglich mit der weiblichen, daß das kleinere Uebel wirksamer ist auf das angegriffene Gemüth, als das größere, und zum Erdulden die Kraft verbraucht wird, die zum Handeln in die Seele gelegt ist, ein Mißbrauch, den nur die verkehrteste Ansicht fälschlich zur Tugend erheben kann. Auch die theilnehmendste Thätigkeit ihrer Freundin vermochte nichts über den niedergeschlagenen Muth, und konnte nichts, als im Stillen weinen über den unabsehbaren Leidensweg, auf dem sie die Arme unaufhaltsam fortschreiten sah, während zu beiden Seiten die herrlichen, ersehnten Gefilde der Freiheit in Blumenglanz sie anlachten.

Ich weiß es, erwiederte Stella den eindringlichen Vorstellungen, indem sie weinend die Freundin bei der Hand nahm, ich weiß es, wie elend ich bin, und keine Worte können den Schauder wiedergeben, mit dem ich in die unbegreifliche Zukunft sehe, so erstarrt schon von dem gegenwärtigen Jammer meiner Lage, daß ich fast mit kalter Neugier jeden folgenden Tag erwarte, um zu sehn, was er noch für Schrecklichkeiten hinzufügen will, weil ich es nicht ärger denken kann, und doch hat bisher fast jeder Abend grausvoll mich gelehrt, es könne schlimmer mit mir werden. Das alles weiß ich, und kann es nicht ändern, mein Wille sinkt ohnmächtig zurück, und jede Sehne scheint mir durchschnitten zu seyn! — Nach langem Sinnen gab endlich die Freundin ein Mittel an, wenn auch nicht ganz, doch sicher auf einige Zeit die langersehnte Freiheit verschaffen mußte, und heimlich hegte sie das Vertrauen, daß wenn nur einmal ein Punkt außerhalb der Sklaverei gegeben sey, von diesem aus leicht und unfehlbar die Grundfesten dieser gänzlich zu zerstören wären. Sie schlug eine Reise vor, auf der Stella sie begleiten sollte, eine Reise nach Dresden, die nicht allein durch die Entfernung von allem Störenden, welche für sich allein schon wohlthätig gewesen wäre, sondern auch durch die glückliche Wahl des Ortes, der durch Gegenden, Kunstschätze, Lebensweise und Zusammentreffen der Fremden der reizendste Aufenthalt

ist, den sichersten Erfolg für Stella's und ihrer Freundin Wünsche versprach. Schon war alles abgeredet, und die Einrichtung heimlich so getroffen, daß sie jeden Tag in den Wagen steigen konnten, und doch verzögerte sich ihre Abreise von einem Tage zum andern, weil Stella noch keinen Augenblick gefunden hatte, der ihr günstig geschienen hätte, Winterfeld von ihrem Vorhaben zu unterrichten, und sie besorgte im voraus, daß er nimmermehr einwilligen würde in ein Unternehmen, das ihn der Bequemlichkeit ihres Umgangs, der ihm zur unentbehrlichsten Gewöhnung geworden, auf längere Zeit berauben sollte; ja es stand am Ende zu befürchten, er würde sie begleiten wollen, ein Antrag, dem sie auf keine Weise sich fähig fühlte etwas entgegenzusetzen. Endlich jedoch gedrungen durch die Ungeduld ihrer Freundin, und überwunden von den siegenden Gründen derselben, wagte sie eines Abends, da Winterfeld in ziemlich sanfter Stimmung sie zu einem Konzert abzuholen kam, ihm die ängstliche Nachricht mit festem Ton, der ihr inneres Zittern verbergen sollte, mitzutheilen, und war nicht wenig erstaunt, ihn ganz gelassen, ja gleichgültig dabei zu finden, und kaum getraute sie sich ihn seitwärts anzusehn, als er ihr von Herzen Glück zu ihrem Entschluß und viel Vergnügen auf die Reise wünschte. Aber, o Himmel! sie hatte mit dem halben Blicke genug gesehn, um in heftigem Schrecken dermaßen zu erblassen, als sein

zornvolles Geſicht mit brennender Röthe überflogen war; ſie erkannte ſogleich die Bitterkeit ſeines gelaſſenen Tons, und indem ſie den ganzen Umfang der fürchterlichen Auftritte, die ihr nun, wie ſie nur zu gewiß wußte, auf lange Zeit bevorſtanden, mit bebender Furcht überſchaute, verlor ſie alle jene erkünſtelte Kraft, und fiel mit heftigem Weinen ihrem Gebieter um den Hals, indem ſie ihn mit tauſend Bitten um Verzeihung anflehte, und an die Reiſe nicht weiter zu denken verſprach. Allein mit dem kälteſten Lächeln ſtieß er ſie ruhig zurück, als eine Thörin, die nicht wiſſe was ſie wolle, wobei er ſich ganz befremdet ſtellte, daß er ihr etwas zu verzeihen haben ſollte, die Sache fallen ließ, und nur eiligſt nach dem Konzerte zu gehn verlangte, mit ſcheinbarer Wichtigkeit, um den Anfang nicht zu verſäumen, ſo wenig ihm ſonſt auch an dergleichen gelegen war. Stella, der nun über die wahre Aufnahme ihrer Mittheilung nicht der geringſte Zweifel übrig blieb, folgte ihm niedergeſchlagen durch die weiten Straßen, und faßte mit Mühe ſoviel Muth zuſammen, um den Wagen zum Abholen zu beſtellen, da ſie fühlte, daß ihr die Kräfte zum Rückweg fehlen würden. Kaum noch hielt Winterfeld unterwegs die Ausbrüche des wilden Zorns zurück, der mit wilden Flammen in ihm tobte, ſeine erzwungene Mäßigung ſelbſt verrieth die heftigſte Wuth, er glaubte ſich verrathen, ſah ſich zurückgeſetzt, aus

allen Hoffnungen herausgeworfen, und in dieser Reise Stella's, die einer Flucht nur zu ähnlich war, eine unauslöschliche Schmach, die ihn so erhitzte von Gedanken zu Gedanken, daß er bald alle Besinnung zu verlieren schien. Vergebens bat Stella mit den süßesten, liebkosendsten Worten, die ihr Schmerz und Angst eingaben, er möchte mit ihr umkehren nach Hause, und stellte ihm vor, wie wenig sie Beide in der Verfassung wären öffentlich zu erscheinen, und wie große unnöthige Qual sie sich auferlegten durch einen Zwang, der nicht einmal gelingen würde; vergebens klagte sie über ihre Schwäche und Hinfälligkeit, die so groß sey, daß ihre Kniee sie kaum noch trügen: er kannte keine Schonung mehr, und mit einer kurzen heftigen Antwort riß er sie mit sich fort in so eiligen Schritten, daß sie athemlos an seinem Arme hing, und mehr geschleppt wurde als von ihren Füßen getragen. In den vollen Saale, wo fast lauter Bekannte Stella's oder Winterfelds sich befanden, machte das verstörte Wesen dieser Beiden gleich anfangs einigen Eindruck, und es war unvermeidlich, daß nicht fremde Augen in das Innere ihrer Zwistigkeit gedrungen wären. Jemehr also schon die aufmerksamen Blicke auf Stella gerichtet waren, desto deutlicher wurden die oft lauten Grobheiten bemerkt, welche Winterfeld in der Raserei seines Zornes sich erlaubte, und die Stella'n in das fürchterlichste Leiden stürzten, denen zu entrinnen sie keinen

Ausweg sah. Schon flossen ihre Thränen nicht mehr ungeheim, und überwältigt endlich von dem Gefühl, das Mitleiden zu verdienen, das sie in Vieler Augen sah, wollte sie sich aufraffen, um nach Hause zu eilen, als Winterfeld, seiner nicht mehr mächtig, indem er wirklich schien den Verstand verloren zu haben, sie mit stürmischer Gewalt zurückriß, und ihr zu bleiben befahl. Mit einem Laut des Schmerzes sank sie auf den Stuhl hin, und verhüllte das bleiche Gesicht. Gleich darauf aber fühlte sie sich sanft am Arm ergriffen, und als sie die Augen aufschlug, erblickte sie ein junges Frauenzimmer an ihrer Seite, die ihr liebreich zuredete, und um die Erlaubniß bat, sie nach Hause bringen zu dürfen, welches Stella innig gerührt annahm, und gestützt auf ihre Schützerin nach der Thür wankte. Im Vorbeigehn erblickte sie seitwärts Winterfeld, der wüthige Blicke auf sie schoß, und in der heftigsten Bewegung leichenblaß einem jungen Mann in schwarzer Kleidung folgte, und von diesem so ungestüm am Arm fortgerissen wurde, daß er eher gezwungen als freiwillig zu folgen schien. Stella zitterte, und die junge Dame, die ihre Angst bemerkte, flüsterte ihr leise zu: es ist mein Bruder! seit einer Viertelstunde wüthet er in mich hinein über das unerhörte Betragen Ihres Begleiters, gegen dessen Rache sie jetzt gewiß sicher seyn werden. — Stella kam erschöpft nach Hause, und schickte sogleich nach ihrer Freundin, die mit

großem Schrecken herbeieilte, und in Verbindung mit der fremden Dame auf alle Weise zu trösten suchte, welches aber kaum einigermaßen gelungen war, als diese nun an sich selber zu denken Zeit gewann, und die ängstliche Sorge nicht verhehlte, die sie für ihren Bruder empfand, der vielleicht schon in diesem Augenblick seine edle Kühnheit mit tödtlichen Wunden büßte. Jetzt erfuhr Stella, was ihre Freundin schon gewußt, daß die junge Dame mit ihrem Bruder von Dresden auf eine Reise in das nördliche Deutschland gemacht, und sich jetzt auf der Rückreise einige Tage in Berlin aufgehalten habe; aber mit schaudervollem Entsetzen vernahm sie den Namen Arnold, und daß jener Offizier in sächsischen Diensten sey. Doch ehe sie noch recht darüber zur Besinnung kommen konnte, kam schon von diesem ein eiliger Bote an Fräulein Arnold, der einige Zeilen übergab, worin folgendes stand:

Eile sogleich zu mir, geliebte Schwester, die Minuten sind kostbar, und jede versäumte vermehrt die Gefahr. Ich bin unverletzt und wohl. Sage der schönen Dame, ich hoffe sie nicht zum Letztenmale gesehn zu haben. Jetzt gehn wir eiligst nach Dresden!

Arnold.

Auf dringendes Zureden faßte Stella den Beschluß, gleich am folgenden Morgen die längstvorbereitete Reise anzutreten, weil nur ein gewaltsames

Herausreißen aus dem Alten und Ueberfüllung mit neuen Gegenständen die übeln Folgen so mannigfaltiger Ueberraschungen tilgen konnten. Unter vielem Weinen und Lachen, vielfach verwirrt durch die gedrängten Ereignisse, trennten sich endlich die neuen Freundinnen, mit der Hoffnung jedoch und dem Versprechen, sich bald in Dresden wiederzusehn. Noch wollte Stella vieles sagen; aber sie war schon allein mit ihrer sorgsamen Freundin, und geängstigt von schmerzvollen Empfindungen, die aus den frühern Zeiten ihr der Name Arnold wiedererweckt hatte, fiel sie dieser mit Thränen um den Hals, und theilte ihr in rückhaltlosem Vertrauen die Geschichte jener ersten Liebe mit, deren zwischen ihnen bisher nur flüchtig als eines kindischen Traumes war gedacht worden. Die Freundin, welche sah, wie Stella sich aus Freude und aus Schmerz, aus glänzender Hoffnung und aus angstvoller Furcht nicht zu fassen wußte, sondern in gewaltiger Bewegung aus diesem zerrütteten Leben in den Frühling jener Liebe hinüberrang, wußte kein besseres Mittel, um die Arme zu beruhigen, und Licht in alle Verhältnisse zu bringen, als daß sie dringend und fest auf der morgenden Abreise bestand, die Stella aus trüber Schwäche des Gemüths aufs Neue hatte verschieben wollen. In der That mußte der Aufenthalt an einem Orte, wo jener öffentliche Auftritt sie der Schmähsucht und den Fingerzeigen der ganzen Stadt blos-

gestellt hatte, für die Unglückliche vernichtender noch seyn, als selbst der innere Schmerz, den sie erlitt. Sie reisten am andern Tage, in Begleitung eines edeln jungen Mahlers, der nach einem bei den Seinigen in Rathenau abgelegten Besuche zu der Stadt seiner Studien zurückeilte, und bis jetzt von Stella's Freundin durch vieles Bitten war aufgehalten worden. Er glühte mit innigem Verlangen für die Kunst, seine Brust war von dem tiefsten, wahrhaftigsten Gefühl belebt, sein Gemüth von der treuesten Menschenfreundlichkeit durchdrungen, und wie sein Geist durch vielartige Kenntnisse, so erfreute sein Sinn durch den unschuldigsten, heitersten Witz, der solchen lieb- und schmerzfrohen Menschen als schönste Göttergabe eingeboren ist; kurz, er war der wohlthätigste Trostmensch, den Stella unter Tausenden hätte finden können, und an dessen mildem Wesen ihr nagender Schmerz gleich am ersten Tage sich besänftigen mußte. Sie hatten bald die öden traurigen Gegenden, die von der Natur zu wenig begabt sind, als daß sie einer kunstvollen Hand zum Anbau würdig schienen, zurückgelegt, und schon hatte die veränderte Lage, das Beruhigende ihrer Gesellschaft, und selbst die aufdringliche Sorge des Reiselebens, den unruhigen Drang der Gefühle in Stella's Herzen entschlummern lassen; aber neue Freudenkeime wurden bald darin belebt, und eine reichhaltige Erwartung der Zukunft erweckt, als sie nun weiter in

das fruchtbare, wohlhabende Sachsen hineinführten, und die schönere Natur, die höfliche Umgänglichkeit und gemäthliche Art des Volks die erfrischten Sinne anredeten, denen aus der vorigen Gleichgültigkeit sich immer mehr Leben und Fülle enthob. In Dresden angelangt, war ihre erste Sorge, sich nach Arnold und dessen Schwester zu erkundigen, dessen Name sie aber kaum ausgesprochen hatten, als der Mahler mit frohem Erstaunen erklärte, er kenne ihn sehr gut, und besuche ihn sehr oft, wie denn in der ganzen Stadt kein Umgang ihm lieber sey, auch habe er ein Gemählde für denselben beinahe vollendet, dessen Gegenstand jener selbst gewählt habe. Er gab noch mancherlei Nachricht über seinen verehrten Freund, und alles, was er von dessen Lebensart und Sinnesweise erzählte, schien tröstlich und beruhigend für die beiden Freundinnen. Dann eilte er ihn aufzusuchen, fand aber weder ihn noch die Schwester, ein alter Bedienter konnte ihm nur die Auskunft geben, sie würden täglich erwartet, wie ein eben aus Leipzig eingelaufenes Briefchen von der Fräulein ihn benachrichtigte. Während der Tage, die Arnold noch ausblieb, fand sich für unsere Freundinnen von selbst die angenehmste Beschäftigung. Die schönen Gegenden erschienen doppelt reizend durch das heiterste Wetter, welches der warme Sommer ununterbrochen über sie ausbreitete, und den sanften Eindrücken der Natur gibt ein genesen-

des Herz mehr zu sich hin als ein ganz gesundes. Bei den Gemählden verweilten sie fast täglich einige Stunden, und konnten nur, während sie Beide durch die Anschauung dieser herrlichen Werke die vielbewegteste Begeisterung empfanden, den Mahler nicht begreifen, der grade hier, wo sie auf seine Leitung so billig gehofft hatten, am wenigsten zum Sprechen zu bringen war, sondern in dunklem Schweigen betrachtend neben ihnen her ging. Die Antiken und Gypsabgüsse, die Edelsteine und altes Waffenwerk, alles wurde fleißig beschn, das Merkwürdige mit dem Schönen, das Nützliche mit dem Ueppigen, und auf tausend Mannigfaltigkeiten das Gemüth zerstreut, das gesammelt nur der Schwermuth anheimfallen konnte. In diesen wohlthätigen Einflüssen erblühte Stella in Kurzem wieder sichtbar an Körper und Geist, ihren Adern schien neues Blut, neuer Lichtstrahl ihrem Auge zu werden, und jugendliche Regungen durchzuckten dieses sturmgerettete Gemüth, als sollte es wieder werden wie vor langer Zeit, die ihr früher fast aus dem Gedächtniß entschwunden gewesen war, die Zeit ihrer aufblühenden Liebe zu Arnold, da sie noch keine Vergangenheit zu beweinen hatte. Ein lichter Aether schien ihr Gemüth zu tragen, und als segenvolle buntgefärbte Wolke betrachtend über die schöne Erde zu führen: mit Heiterkeit sah sie Arnolds Wiederkehr entgegen, den sie erwartete, wie eine gebannte Seele

den Zauberer, der ihr Verhängniß in Händen hat, und lösen soll. Erfüllungsreiche Wirklichkeit strömte aus ihrer Einbildung hernieder, die Vergangenheit flüchtete sich in die Zukunft, und der bunte Regenbogen war das Thor, in das alle Lebensbilder einzingen. In dieser Stimmung sah sie endlich unerwartet, weil sie ihn täglich erwartet hatte, eines frühen Morgens Arnold mit seiner Schwester auf der Bildergallerie gegen sie daher kommen. Mit unsäglicher Freude umarmten sich die Frauen, und besonders überhäufte Arnolds Schwester Stella'n mit den zärtlichsten Liebkosungen, und fragte mit schwesterlicher Sorgfalt nach allem, was sich mit ihr zugetragen, voller Freude sie so wohl und schön zu sehn. Weniges konnte Stella dem Bruder sagen, ihr Herz glühte in zu mannigfachen Empfindungen, als daß es einer sich hätte überlassen können. Sie dankte ihm mit edlen, rührenden Worten als ihrem Retter, und bekannte ihm gern, daß ihr ganzes Leben seit jenem Augenblicke aus der dunkelsten Knechtschaft in himmlische Freiheit emporgetragen sey. Während die Frauen in lebhafter Zärtlichkeit sich besprachen, und der Mahler ein wohlgesinnter Zuschauer dabeistand, verlor sich Arnold, ein wenig seitwärts zurückgezogen, in das bezaubernde Anschaun Stella's, und schien wehmüthig aus ihren Worten herauszulauschen, was unter den lieblichen Tönen ihm für Hoffnung entgegen klänge. Er gedachte lebhaft jener

Szene auf dem Jägerberg vor mehr als zehn Jahren in Halle, und gleich zwei zusammengehörenden Bildern traten jene Vergangenheit und diese Gegenwart vor seine Augen, daß er kaum wußte, welches näher stehe, und jene Umgebung der reizenden Natur nicht entfernter glaubte als die Fülle der schönen Kunstbilder. Nur Ein Bild sollten ihm dann beide seyn, er wollte jenes in dieses, und dieses in jenes willkürlich umsetzen, und doch jedesmal dasselbe haben. Nur leise Schläge des Zweifels hallten in dem bewegten Herzen, aber sie weckten bald das schlummernde Bewußtseyn wieder auf, und vergebens wollte er sich ferner dem schmeichlerischen Wahne hingeben, als sey nur Eine Nacht zwischen jenem Tage und diesem hingegangen, und als sey das Glück, das heute noch erlangt werden konnte, dem gleich, das gestern ausgebreitet gewesen: die strenge Einsicht litt diese Täuschung nicht, und die Wahrheit der Gegenwart zerstörte die Anmaßung der Vergangenheit. Nicht mehr das knospende Jugendbild, nicht mehr das unverletzte, frische Kinderherz konnte er erblicken; ein schönes Weib, ausgeschmückt mit allen Gaben der Bildung, und mit einem von dem feindlichsten Geschick verwüsteten Herzen stand vor seinen Augen, fremde Liebe hatte zerstörend, nicht die seinige wohlthätig, dieses schöne Gemüth durchzogen, und überall auf ewig waren die Spuren dieses Unheils, wie er wohl wußte, darin verborgen.

Ja der Ort selber schien ihn zu mahnen, daß es anders sey als damals, wo die glühende Natur feiernde Zeugin ihrer Liebe war. In tiefe Wehmuth versenkte ihn diese Betrachtung, und wie ein düsterer Nebel zogen langsam aus der Vergangenheit die von ihm öde verlebten zehn Jahre auch über seine kommenden Jahre hin. Und wie er nun gedachte, daß aufs neue Stella von ihm getrennt werden könnte, daß ganz unter Fremden dieses ihm so werthe, ja zum Ersatz und zur Ergänzung gleichsam angehörende Leben vergehn sollte, überfiel ihn eine Angst, die ihn unbeschreiblich trieb, die geretteten Trümmer von ihrer Beider Leben noch zusammen zu fügen, und der Entschluß ging in seiner Seele auf, noch einmal Stella'n seine Hand anzutragen, da er die ihrige als frei ansehn mußte. Es vergingen mehrere Tage des geselligen Frohseyns und der lieblichen Zuneigung, in denen diese sich einst so nahen Herzen gegenseitiges Vertrauen gewannen. Daß Stella ihn liebe, daß sie glücklich an seiner Seite, wie er an der ihrigen leben würde, durfte Arnold bald mit Gewißheit annehmen, und er lebte nur in der Hoffnung sie zu besitzen. Mit neuer Anmuth empfing Beide jeder neue Tag, der reicher und reicher in das erhöhete Leben sich heraufschwang, und den goldenen Sonnenschein in die weiten Gefilde warf. Schönere Blüthe des Geistes eröffnete sich, und näher schloß sich die Eintracht der Gemüther.

Stella gewann gleich Arnold in dem gegenseitigen Austausche der Gedanken und Empfindungen, die jedem auf seinem besondern Pfade zu Theil geworden waren, und die sich wie für einander vorbereitet zusammenfügten. Nur dumpf schauderte der Gedanke hindurch, daß nicht mit einander und in gleichem Geschick diese Fäden sich gesponnen, die sich jetzt so lieblich zusammenwoben. Auf Arnolds Herz hatte seit jenem Tage in Halle kein Mädchen wieder einen Eindruck gemacht, und obwohl die männliche Kraft ihn bald thätig in das Leben zurückgeführt hatte, war ihm doch eine dunklere Ernsthaftigkeit, als er sonst gehabt, seit der Zeit geblieben, da er äußerlich verloren glaubte, was er im Innern ewig treu als Heiligthum bewahrte. Den Krieg hatte er mit Auszeichnung mitgemacht; als er kaum zurückgekehrt war, raffte der Tod seine Tante dahin, und er ward Herr ansehnlicher Besitzungen, die ihm die geliebte Schwester verwalten half. Dem häuslichen Glück hatte er entsagt, er dachte nie zu heirathen, und mußte sich deßwegen in der Ausübung der Landwirthschaft, die er mit Eifer und Tüchtigkeit betrieb, nie ganz beruhigt fühlen. Sein Geist war wohl nicht in gleichem Maße fortgeschritten als sein Charakter, aber er liebte und ehrte die Kunst in treuem Herzen, und seine Unterhaltung war angenehm und lebhaft. Er war deutsch in allem, was er sprach und that, und der mußte sehr schlecht seyn, dem nicht bei ihm wohl

ward. So war der Mann, deſſen Beſitz ein günſtiges Schickſal gleich anfangs Stella'n zugedacht hatte. Warum er ihr damals nicht zu Theil geworden, das mußte ſich jetzt ſchrecklich aufklären. Die zwiſchenliegende Zeit hatte in Stella den Unwillen verwiſcht, den ſie damals empfunden, als ſie ohne alle Nachricht von ihm der übeln Gewalt des Oheims überlaſſen geblieben war, und jetzt hatten ſich Beide dem wiedererweckten Gefühl unſchuldig überlaſſen, ohne daran zu denken, daß in Beider Meinung jenes Verhältniß unaufgelöst verſchwunden war. Die heitre Ruhe ihres Beiſammenſeyns, die Nähe in der ſie zu einander lebten, und endlich die freundliche Miſchung, die dieſer die Geſellſchaft der wohlwollenden Schweſter und der Freundin und des edlen Mahlers gaben, erregte nach und nach, mehr zwiſchen den letztern als zwiſchen Stella und Arnold ſelbſt, eine forſchende Aufmerkſamkeit auf die Art, wie damals alles auseinander gegangen ſey, und es ergab ſich bald, daß Arnold bei dem Oheim dringend um Stella angehalten, auch an dieſe wiederholt geſchrieben habe, von ihr aber ohne Antwort geblieben ſey, und von dem Oheim nur die erhalten habe, daß ſie bereits ſehr glücklich verlobt und keineswegs geneigt ſey, jenes frühere Verhältniß zu brechen. Arnold gab dieſe Antworten des ſchändlichen Oheims dem Mahler, der ſie Stella's Freundin mittheilte, und ſo entdeckte ſich bald das ganze Komplott, das niedrige Habſucht

gegen das Lebensglück dieser Menschen geschmiedet hatte. Als sie dieses zuerst erfuhren, und die Gewißheit des grausamsten Betrugs vor Augen sahen in den schriftlichen Beweisen, glaubten Beide vor Verzweiflung zu vergehen. Betäubt blickten sie auf das unaussprechliche Glück, das für sie möglich gewesen war, und an dem die furchtbare Nemesis sie so nahe vorbeigeführt hatte. Welche niederbeugende Demüthigung, welche Verzweiflung an der Welt und Menschheit! Sie trugen die tiefste Beträubniß in dem Gemüth und auf dem Gesicht, und wagten nicht gegen einander von diesem Ungeheuren, das sie getroffen, zu sprechen. Aller Schmerz, alles Elend, das Stella erlebt, und das jetzt von frecher Willkür auf ihr Leben herabgerufen schien, drängte sich ihr neulebendig in das Herz, und ihre Empfindung war tausendfach die eines Unglücklichen, dem man ein köstliches Glied des Körpers unter langen Qualen abgelöset hat, ohne daß es, wie sich nachher findet, nothwendig gewesen war. Am ersten erhob sich Arnold wieder muthig aus dieser Betäubung, er sah sich unauflöslich mit Stella verbunden, jeder Augenblick, den er noch von ihr getrennt lebte, schien ihm eine Versündigung an der Güte Gottes. Er wußte, daß Stella sich auf jeden Fall von ihrem unwürdigen Gemahl trennen wollte. An einem schönen Morgen, da sie seine Schwester zu besuchen kam, ging er ihr entgegen, führte sie in die Gartenlaube, und fing,

indem er ein kostbares Kästchen öffnete, so zu reden an: Sieh diese Blumen hier, Stella, die ich einst als liebliches Geschenk aus deiner Hand empfing! O welch unvergeßlicher Augenblick! Ich sehe dich noch, wie du in das Zimmer tratst, ein Frühling selbst, und einen in den Händen tragend, und wie du verwirrt mit unschuldiger Beschämung einen Theil der Blumen in meine Hand drücktest, und ich fühle noch das innige Entzücken, mit dem ich das unerwartete Geschenk als ein höheres Sinnbild dessen erkennen mußte, was dein Erscheinen in mir erregte. Dies Andenken ist mir geblieben, das einzige von dir, und so viele Jahre, seit ich dich verlor, das einzige Zeichen, an welches mein namenloser Schmerz, meine stets neue Wehmuth sich vertrauend anknüpfte. Blicke nicht weg, Stella, von diesen Blumen, die auch jetzt noch, da du mir selbst zur Seite stehst, mir lieb und theuer sind, blicke nicht weg, und traure nicht, sie verwelkt zu sehn und in Staub zerfallen; Ihr Welkseyn lügt, denn ich habe nicht aufgehört dich zu lieben, und kein Frühling ist im Wechsel der Jahre heraufgekommen, der mit neuen Blüthen mir diese verdrängt hätte. Aber wohlan, bist du gesinnt wie ich, so beweinen wir nicht länger die frühe Jugend, die uns so traurig verblüht ist, noch glücklich uns jetzt, da noch kräftiges Leben vor uns liegt, wieder gefunden zu haben, gleichen wir aus und verbessern in die Vergangenheit zurück das schwere Verhängniß, dem

unſre ſo innig zu einander ſtrebenden Lebensbahnen für eine Zeit erlagen. Stella, ſey du mein liebes Weib, und empfange mit meiner Hand ein Herz, das nie aufgehört hat und nie aufhören kann, für dich zu ſchlagen! — So ſprach Arnold. Was konnte Stella dem geliebten, edlen Mann entworten? Sie fiel weinend an ſeine Bruſt, und alles Glück der Erde ſchien ſich um ſie zu verſammeln. Das von grauſamen Stürmen gerettete Herz jauchzte auf, und es entſtrömte die Fluth des Leides in häufigen Thränen, daß in die beruhigte Seele der neue Tag hell und freudig ſchimmern möchte. Arnolds Schweſter trat herein, und ſogleich erkennend was vorgegangen, umarmte ſie glückwünſchend die geliebten Beiden. Ihr folgte der Mahler, der ein Gemählde trug, das er grade jetzt vollendet hatte; zögernd nahte er ſich, auf ſeiner Stirn lag ein ſchmerzliches Sinnen, während Ueberraſchung ſeinen Blick belebte, und ſo ſchien ſein Geſicht die Stimmung ſeines Gemähldes auszuſprechen, das die Rückkehr des Ulyſſes zur Penelope darſtellte, ein Bild, das er wiederum lebendig vor ſeinen Augen zu erblicken glaubte in Arnold und Stella, die gleich jenen, nach viel erduldeten Verhängniſſen, ſpät wieder vereint worden. Der Ausdruck des Bildes war wohl mehr der Schmerz, über die lange Trennung, als die Freude des Wiederſehens. Ihm hatten, als er es mahlte, die Verſe Homers beſtändig vor der Seele geſchwebt, wo geſagt wird: „Die Götter ſchickten Trübſal, die abgünſtig uns verlagten, beſtimmen bleibend der Jugend uns zu freun und zur Schwelle des Alters zu gelangen.“

II.

Das warnende Geſpenſt.

Das
warnende Geſpenſt.

Ein deutſcher Graf, der mehrere Jahre in dem preußiſchen Heere mit Auszeichnung gedient hatte, ſah ſich nach dem eben geſchloſſenen Frieden veranlaßt, ſeinen Abſchied zu nehmen, da ihn ſowohl eigene Neigung als auch äußere Gründe zur Bewirthſchaftung großer Güter beriefen, die ihm durch den Tod ſeiner Mutter frühzeitig zugefallen waren, aber ſeitdem während ſeiner Minderjährigkeit, zufolge der Einrichtung der Verſtorbenen, von ſeinem Vater verwaltet wurden, dem ſie auch verbleiben ſollten, im Fall der Sohn ohne Kinder früher ſtürbe. Dieſer hatte als Kind nur ſelten, und nie ohne Scheu, ſeit der Mutter Tode aber gar nicht den Vater geſehn, und konnte den, ihm ſtets unfreundlichen und gegen die Mutter oft grauſam harten, Mann um ſo weniger lieben, als alle Gluth ſeines Herzens nur jenes zugewandt war, die er mit unendlichem Schmerz endlich als ein Opfer vieljähriger Duldung hatte er-

liegen sehn. Nachdem er noch einige Wochen vergnügt unter seinen gewesenen Kameraden zugebracht, und halb und halb versprochen hatte, nicht für immer das Regiment zu verlassen, reiste er ab, von tausend Wünschen seiner Freunde, die ihn ungern scheiden sahen, begleitet, und nahm seine Richtung gradezu auf ein altes Schloß, das ihm gehörte, um dort mit seinem Vater, der es bewohnte, zu der bevorstehenden Veränderung das Nöthige abzureden. Ungern näherte er sich der väterlichen Wohnung, und ein abmahnendes Gefühl hätte ihn fast beredet umzukehren, wenn nicht die Ueberzeugung der Nothwendigkeit, doch einmal diese Zusammenkunft halten zu müssen, ihn gleichwohl in der Fortsetzung seiner Reise bestärkt hätte. Der Vater hatte sich wieder vermählt, und mit der zweiten Frau mehrere Kinder gezeugt; dem Sohne, welcher das Andenken seiner geliebten Mutter schon an sich durch eine Stiefmutter gekränkt fühlte, war diese nur noch unangenehmer dadurch, daß er wußte, wie noch bei Lebzeiten seiner Mutter sie mit dem Vater in geheimen Verhältnissen gestanden und der Verstorbenen vielen Kummer verbreitet hatte. Indeß die wenigen Tage überstanden, die er sich dort aufzuhalten dachte, und das Geschäft einmal abgemacht, eröffnete sich ihm die lachendste Aussicht zu einem unabhängigen, wünschenswerthen Leben, in freier, selbstgewählter Thätigkeit, die er stillen Schöpfungen in dem rei-

chen Boden seiner Ländereien zu widmen dachte. Von diesen Gedanken ergriffen, und desto heiterer mit ihnen beschäftigt, je näher er seinen Gütern kam, von denen er schon Waldungen auf der einen Seite, und im Hintergrunde grüne Hügel als die seinigen erkannte, verlor er nach und nach jenes unangenehme Gefühl, das ihn begleitet hatte, und überließ sich ganz der glücklichen Stimmung, die ihn an der Schwelle seines künftigen Lebenswandels empfangen wollte. Und in der That, Glück wünschen kann sich der, welchem, wie ihm, der Sinn zu dem schönen Beruf geworden, die Bildung der Erde in ihrem unmittelbaren Anbau zu fördern, und auch in diese ernsten und dringendsten Bedürfnisse des Lebens Kunst und höhere Kenntnisse einzuführen, für die erst, nachdem jene besorgt worden, das wachsende Menschengeschlecht Muße finden konnte. Die Natur ist dankbar gegen jede ihr gewidmete Neigung, und nur dem beschränkten Sinn, der weder warm an ihr hängt, noch sie vielseitig umfaßt, kann sie in Regen und Dürre, in Mißwachs und Hagelschlag zu zürnen scheinen: den rechten Landmann, der reichlich, was er mit den Seinigen bedarf, vorzubereiten versteht, wird sie nie zu Grunde richten, und die Noth hat kaum noch ein Recht an seinem Geschäft. Es ist in seinen Gedanken keine kleinliche Zerstückelung, sondern er umfaßt stets einen größern Zeitraum, über die Gegenwart hinweg, und lebt

nach dem Maßstabe der Erde im Frühling den Morgen, und im Herbste den Abend seines großen Arbeitstages. Unter solchen Betrachtungen war er mit einbrechender Nacht auf dem Schlosse angekommen, und hatte sich beim Hereintreten eines Schauders nicht erwehren gekonnt. Der Vater, dem er seine Ankunft schriftlich vorgemeldet hatte, war abwesend, wurde aber stündlich erwartet. Unterdeß besuchte der Neuangekommene den Garten und das nahgelegene Feld, weil er seine Stiefmutter jetzt nicht sehn mochte. Spät, wie es längst ganz dunkel war, meldete man ihm des Vaters Zurückkunft, er ging hinauf, und fand einen frostigen Empfang. Bei Tische war es einsilbig und unheimlich, gleich nach dem Abendessen wünschte man sich gute Nacht, und ging auseinander. Ein Bedienter des Hauses leuchtete ihm nach seinem Zimmer, wo er in kurzer Weile, von der Reise ermüdet, unter unangenehmen Bildern, die ihm der Anblick der fremden und ihm doch so nahen Hausgenossenschaft erweckt hatte, einen unfreundlichen Schlaf fand. Es mochte ungefähr ein Uhr seyn, als er aus tiefen Träumen erwachte. Ein kleiner Hund, der ihm sehr lieb war, und ihn auch auf dieser Reise begleitet hatte, sprang ängstlich an dem Bette herauf, und mit klaglichem Winseln schien er seinem Herrn etwas anzeigen zu wollen. Dieser richtete sich auf, und nachdem er den Hund auf das Bette genommen und gestreichelt,

ohne daß der aufhörte furchtsam zusammenzukriechen und leise zu winseln, gab er genauer auf ihn Acht, und bemerkte bei dem durch die Bäume fallenden Mondlicht, daß die Augen des Hundes immer nach der einen Ecke des Zimmers gerichtet blieben; er blickte hin, um zu erfahren, was wohl den Hund schrecken könne: aber entsetzlich! das Blut starrte ihm in den Adern, und die Haare sträubten sich ihm empor, er sah eine neblichte Gestalt, die seiner verstorbenen Mutter in allen Zügen ähnlich war, und zusammengedrückt in dem Winkel unter einem schweren Kummer und banger Besorgniß zu erliegen schien. Sie blickte ihn traurig an, und dann mit hörbarem Seufzen nach der Thür, indem sie die Arme jammernd und warnend erhob. Der Graf war außer sich, und nicht im Stande, das Gespenst anzureden, seine Brust hielt den Athem gepreßt zurück. Draußen hörte er schwere Tritte auf und nieder gehn, dann dicht vor seiner Thür innehalten, als zweifelte man, ob man hineingehn solle oder nicht. Dieses dauerte abwechselnd eine geraume Weile, und verwirrte seinen betäubten Sinn noch mehr, es war ihm weder zu schreien möglich noch eine Hand zu rühren. Nach und nach suchte er sich wieder zu fassen, und als er aufs Neue in den Winkel blickte, war die Erscheinung nicht mehr zu sehn, aber das Auf- und Abgehn draußen, und das zweifelhafte Innehalten vor der Thür dauerte um so deutlicher fort.

Da faßte er plötzlich Muth, sprang auf, ergriff seinen Degen, und riß mit den Worten: „Was wollt ihr?“ die Thür auf. Sehen konnte er nichts auf dem dunkeln Vorplatze, aber er hörte etwas in seiner Nähe fallen, und Jemand fliehend die Treppe hinabspringen. Als er nachsuchte, hob er ein großes Messer auf, das er zu sich steckte, und ging in sein Zimmer zurück, wo er den übrigen Theil der Nacht in tausend qualvollen Gedanken durchwachte. Am frühen Morgen, als der Bediente mit dem Frühstück kam, fragte er diesen, was denn diese Nacht für Unruhe im Hause gewesen sey? — So sind Sie auch davon wach geworden? versetzte der alte Jäger, ich dachte schon, es wären Diebe, und wollte Lärm machen, aber als ich sah, daß es der gnädige Herr war, der, wahrscheinlich weil er nicht schlafen konnte, im Hause herumging, blieb ich ruhig im Bette liegen und schlief wieder ein. — Als der Jäger fort war, zog er das Messer aus der Tasche, und fand seines Vaters Namenszug darauf; ein eisiger Schauder überlief ihn. Er bestellte sogleich Pferde. Der Hund war beim ersten Eröffnen der Thür hinausgesprungen, und weder durch Liebkosungen noch durch Drohungen in das Zimmer zurückzubringen. Erst als der Wagen vorfuhr, sprang er wieder freundlich an seinem Herrn hinauf. Der Graf reiste fort, ohne Jemanden zu sprechen, und kehrte tiefsinnig in die Stadt zurück; der fürchterliche Gedanke,

daß ihn sein Vater habe ermorden wollen, und ihm der Geist seiner Mutter erschienen sey, um ihn zu wecken aus dem sorglosen Schlaf und zu warnen, verfolgte ihn unaufhörlich mit entsetzlicher Pein. Seinen Freunden ein Räthsel, da er das Greuelvolle Niemanden entdecken mochte, durch nichts aus seinem finstern Nachdenken aufzuscheuchen, mußte er bald der Sorgfalt eines geschickten Arztes übergeben werden, wiewohl auch dieser nichts von ihm über die Ursache seines düstern Wesens erfahren konnte. Ein grausames Verhängniß warf grade den Sinn den unterirdischen Mächten zur Beute, der mit so heiterer Aussicht der hellen Tagesseite der Erde sich gewidmet hatte. Er starb in tiefer Schwermuth nach wenigen Monaten, nachdem er vorher noch den plötzlichen Tod seines Vaters, und den schlechten Zustand des durch denselben verwalteten Vermögens erfahren hatte. Unter seinen nachgelassenen Papieren fand man diese Geschichte aufgezeichnet, mit den nämlichen Umständen, wie sie hier erzählt worden.

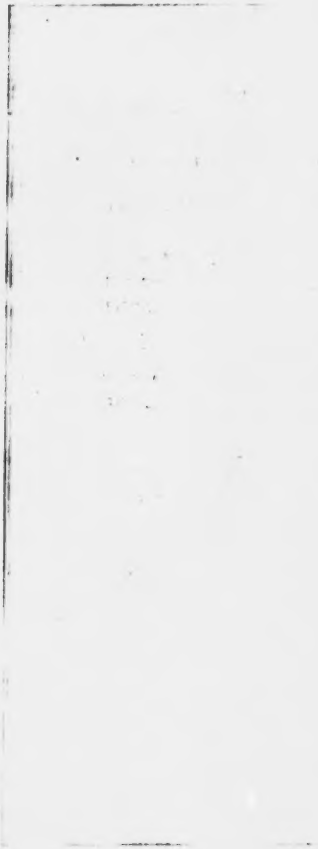

III.

Die Drangsale unstäten Gefühls.

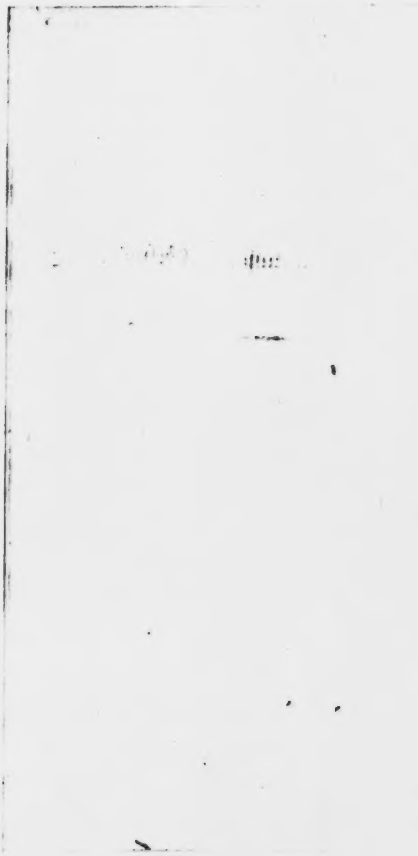

Die Drangsale unstäten Gefühls.

Wir theilen hier die Geschichte eines Jünglings mit, der zu der schönsten Ausbildung sittlicher Kräfte schien bestimmt zu seyn, aber, von ungünstigen Umständen in das Leben zu früh verwickelt, gleich in seinen ersten Begegnissen aus Mangel an innerer Haltung zu Grunde ging. Wenn unsre Darstellung Theilnahme erregt, so braucht diese durch den etwa zu erregenden Zweifel an der wirklichen Wahrheit der Geschichte sich nicht stören zu lassen, indem fast alle Züge derselben vor unsern Augen gelebt haben, und nur, um ein unschickliches Erkennen zu verhüten, hin und wieder verkleidet wurden. — Auf der Universität zu Halle studirte der Sohn eines adlichen Hauses aus dem nördlichen Deutschland, Namens Ferdinand, und alle vortrefflichen Anlagen des Geistes und des Herzens vereinigten sich in ihm, um ihn die Freude seiner Eltern, der Stolz und die Erwartung aller, die ihm angehörten, werden zu lassen.

In einem Alter von neunzehn Jahren hatte er schon einen guten Theil seines akademischen Studiums zurückgelegt, und war durch fortdaurenden Fleiß eben so ausgezeichnet, wie durch lebhaften Geist, der sich zur größten Zufriedenheit der Seinigen nie auf leichtfertige Dinge gewandt hatte, sondern allen mannigfaltigen Verführungen des jugendlichen Lebens glücklich entgangen war. Seine Gestalt war wohlgebildet, voll Anstand und Leichtigkeit, sein Gesicht außerordentlich schön; blondes Haar und blaue Augen, eine weiße mit feiner Röthe untermischte Haut, zeigten den nordischen Deutschen in ihm an; sein Betragen war überaus einnehmend, und von der fröhlichsten Jugend durchdrungen. Eben zurückgekehrt von einer Ferienreise, wollte er sich anschicken mit verdoppeltem Eifer die vorliegenden Arbeiten zu beginnen, und das frische Gemüth in die Tiefen der Wissenschaft zu versenken, als die Kriegesflamme unvermuthet über Halle hereinbrach, der Herzog von Würtemberg dort mit der Reserve einzog, und schon nach wenigen Tagen von dem französischen Heer überfallen und geschlagen wurde. Man focht in den Straßen, und alle Greuel fanden Statt, die einem mit Sturm eroberten Orte zu Theil werden können. Die Eile, mit der das Gewitter zog, schien indeß eine baldige Erholung zu verheißen. Ruhe und Ordnung waren schon hergestellt, der Kaiser selbst war angekommen, und mehrere Professoren dachten im

Ernste ihre Vorlesungen anzufangen, als auf einmal der Befehl vom Kaiser bekannt wurde, daß alle Studenten binnen vier und zwanzig Stunden die Stadt verlassen sollten. In der allgemeinen Verwirrung faßte Ferdinand den Entschluß, die Zeit der Verbannung, von der damals Niemand glaubte, daß sie lange dauern würde, bei einem Oheim in Franken zuzubringen, der ihn schon oft liebreich eingeladen hatte; dazu kam noch die Annehmlichkeit, daß er die Reise nicht allein machen durfte, sondern einen Freund, der aus Nürnberg zu Hause war, und Erhard hieß, zum Begleiter hatte. Ihre Einrichtung war bald getroffen, und sie traten bei hellem Wetter die Wanderung an. Unterwegs begegnete ihnen nichts Merkwürdiges; Ferdinand schien wenig ergriffen von den stürmischen Ereignissen, und schweifte mit seinen Gedanken weit darüber hinweg, der Sinn war ihm für alles Gegenwärtige aufgeschlossen, und wo dieses nicht zureichte, fanden sich tausend Fantasieen ein, die jedes Gewölk von seiner Seele scheuchten. Erhard hingegen war ernst und still, seine Besonnenheit mäßigte Freude und Schmerz; in seinen Gedanken war die größte Klarheit, und mit scharfem Blicke durchschaute er alle Verhältnisse, nur im Handeln hatte er weder Anmuth noch Geschicklichkeit. Die Freundschaft hatte hier, wie sie gern thut, die widerstrebendsten Stoffe besiegt, doch nicht so völlig war es ihr gelungen, daß nicht dis-

weilen sich Streit oder Kälte zwischen Beiden erheben hätte. An einem schönen Nachmittage, da die Sonne sich schon zum Abend neigte, gelangten sie in ein freundliches Dorf, das von den Franzosen verschont geblieben war. Sie beschlossen dort zu bleiben, und lagerten sich vor der Thür des Wirthshauses unter einigen großen Eichen; Erhard saß ernst und schweigend, die schwarzen Augen auf die wogenden Felder gekehrt, während Ferdinand, im hohen Grase ausgestreckt und den Kopf auf den einen Arm gestützt, mit den muntern Augen den Zug der leichten Wolken verfolgte, und endlich so zu reden anfing: Gewiß ist es ein großes Unglück, das uns hier auf diese Wege als Flüchtlinge treibt, und ich empfinde den größten Schmerz, wenn ich bedenke, welch reiches Leben auf dieser Universität versammelt war, das nun zerstoben ist; aber ich kann doch nicht verhehlen, daß mein eigenes Glück mich des allgemeinen Unglücks fast vergessen macht, indem es überall mir zauberische Bilder zeigt, am wenigsten aber an Tagen, die so heiter und fröhlich wie dieser sind, kann ich mich der düstern Trauer hingeben, jeder frische Athemzug kühlt und beruhigt meine Brust. Du siehst mich verwundert an? Höre, mein geliebter Freund, was ich dir längst schon vertrauen wollte, welche Sonne meinem Leben scheint! Vor einem Jahr, wie du weißt, besuchte ich meine Eltern, und machte mit ihnen viele Besuche in der umliegenden

Gegend, unter andern auch bei einer befreundeten Familie, die ein Landgut nah an der See bewohnte; wo wir längere Zeit verweilten. Dort sah ich ein himmlisches Mädchen, und fühlte sogleich die tiefste Leidenschaft in mir aufglühen, sie erkannte meine Liebe, und ich war so glücklich sie erwiedert zu sehen. Ich war viel mit Rosalien allein, wir gingen oft am Abende, wenn die Andern sich zum Spieltische setzten, und sie uns nicht zusammen glaubten, zu einem Hügel, der am Meere lag. Auf diesen Gängen, wo ihre jugendliche Schönheit verdunkelt war, entfaltete sich vor meinen Augen desto herrlicher ihr Gemüth, das wie ein blühendes Stromthal alle meine Gedanken fesselte, und mich in Einem Ueberblick die herrlichsten Mannigfaltigkeiten genießen ließ. Ich müßte dir hundert Gespräche wiederholen, tausend Auftritte erzählen, um dir das tiefe Gefühl, das englische Herz, die lichten Gedanken und die einzige Treue in ihrem ganzen Wesen schildern zu können. Sie war mein, wir vermählten uns im Angesicht des nächtlichen Himmels, und alle Sterne waren Zeugen unsres heiligen Bündnisses. Wir trennten uns im festen Vertrauen auf uns, in heiterer Hoffnung auf günstige Glückssterne. Wie unbedeutend gehn nun an diesem Zauber, der mein Leben erfüllt, alle wechselnden Erscheinungen der Zeit vorüber! sie kommen mir vor wie aus einem längst verflossenen Jahrhundert, das mich in den Geschichtbü-

chern anspricht. — Erhard hatte sich, während Ferdinand dieses sprach, neben ihm im Grase niedergelassen, sah ihm mit freudiger Theilnahme in die Augen, drückte ihm die Hand, und fragte mit sanfter Stimme: Wie kannst du dich aber denn entschließen, mit mir nach Franken zu gehn, da dich jeder Schritt von Rosalien weiter entfernt? Sonst begreife ich wohl, daß du in diesem Zustande von Liebe und Sehnsucht nicht den Schmerz empfinden kannst, den ich unaufhörlich fühle! — Schon lange versetzte Ferdinand, trug mir Rosalie auf, die schönen Gegenden des Mains zu besuchen, wo sie geboren ward, und die ersten Eindrücke des heitern Kinderlebens empfing. Ich wollte nicht zurückkehren, ohne ihr erzählen zu können, wie ihr Vaterland mich entzückt hat, ich will das Haus, das ihr erstes Lächeln sah, betrachten, und den Garten durchstreifen, wo an Blumen und Laub sich ihr Auge weidete. Viele ihrer Bekannten, ihrer Gespielinnen hoffe ich anzutreffen, und will sie nach allen huldreichen Zügen ihrer Jugend ausfragen. Ich beneide den Andern den Theil von Rosaliens Leben, den ich nicht mitgelebt, vielleicht lebe ich ihn jetzt glücklicher in der Erinnerung nach, und mich entzückt der über uns ausgebreitete Himmel doppelt in dem süßen Bewußtseyn, daß sie als Kind ihn hier angeblickt. O geliebter Freund! du bist ernst und kalt, aber deine ruhige Brust entweiht nicht das innige Vertrauen meiner

heißen Liebe, und grade weil du besonnen und klar bist, schätte ich mein Herz gegen dich um so lieber aus! Sey du schon jetzt ein Priester unserem Bunde, dein Gemüth trage das Abbild dieser Liebe, und sey Zeuge und Pfand wechselseitiger Treue, ein Rächer der verletzten! — Erhard hatte Ferdinands Hand mehrmals gedrückt, und ihn liebevoll mit den dunkeln Augen angesehn, doch schwieg er, und schien von tiefem Sinnen erfüllt, als er plötzlich des Freundes Hand los ließ, ihn umarmte, und herzlich an seine Brust drückte. Ja, sagte er, ich will gern um eure Liebe wissen, ich will wie ein ernster Freund euren Taumel bewachen. Zwar unauflöslich sollen nicht die Bande seyn, die vielleicht zu früh geknüpft sind, und das ganze Leben zerrütten würden, wenn ihr eigensinnig sie behaupten wolltet; aber in unserer Zeit, reißt Leichtsinn und Gelegenheit nur zu leicht die edelsten Bande entzwei, und dagegen kann ein Freund warnen. Deine Leidenschaftlichkeit, Ferdinand, thut mir, wie liebevoll ich sie auch pflege, dennoch weh, ich habe es oft gesehn, daß der Augenblick in dir das tiefere Wollen plötzlich übermältigte, und wie leicht kannst du dich und Andere ins Unglück stürzen! So viele Zeiten, so viele Ereignisse in ihnen wird deine Liebe noch durchwandern müssen, so viele Hindernisse werden ihr entgegenstehn, dich den Jüngling ergreift leicht ein anderes Lebensbild, aber das Mädchen bleibt still daheim, und hat und findet kein

anderes; daß sie nicht leichtsinnig von dir gegen deinen bessern Willen geopfert werde, das will ich als dein treuer Freund überall dir vor Augen halten, wo es nöthig ist. — In Ferdinands Auge war eine Thräne, die aber sogleich verschwand, er lächelte beruhigt über des Freundes Besorgniß, dachte lebhaft Rosalien vor sich, und sah für unmöglich an, daß er jemals weniger lebhaft an sie denken könnte, ein ganzes Jahr hindurch hatte ja die Trennung seine Innigkeit nur vermehrt. Wie wird sich Rosalie freuen, rief er aus, wenn sie nun erfährt, daß ich jetzt von allem mit dir reden kann! Oft hab' ich in Briefen ihr meine Freunde geschildert, aber sie zeichnete immer nur dich aus, und wollte von den Andern nichts wissen; nur dir darf ich auch unser Geheimniß sagen, das um so sorgfältiger bewahrt werden muß, da ein reicher Graf sich bei der Familie um sie bewirbt, und jede Entdeckung zur Folge haben würde, daß man heftiger in sie dränge. Habe ich aber nur erst die Universitätsjahre zurückgelegt, dann werde ich öffentlich auftreten, und niemand soll sie mir entreißen; ich will auch meinen Oheim prüfen, ob ich mich alsdann, wenn meine Eltern mir entgegen sind, vielleicht seiner Unterstützung erfreuen darf. — Erhard schüttelte bedenklich den Kopf, er zweifelte noch, ob er reden solle oder nicht, auch seine Brust bewahrte eine Leidenschaft, aber dunkel und hart verarbeitete er ihre tiefen Regungen; ganz an-

bers empfand er, als Ferdinand, und er konnte deſſen roſenrothes Gewölk nicht mit ſeinem ſchwarzen Himmel vergleichen. Ferdinand kam ihm wie ein Kind vor, aber wie ein gefährliches Kind, deſſen Spiele den Ernſt Anderer fortreißen; er las die letzten Briefe Roſaliens, die jener bei ſich trug, und wurde gerührt von dem unſchuldigen, treuen Herzen, das darin ſprach, ihm that leid, ein Vertrauter zu ſeyn in einem Verhältniſſe, das er weder ſtützen noch brechen konnte, und von dem er gleichwohl einſah, daß es nicht gut enden könne. Doch Ferdinands lebhafte Fröhlichkeit riß ihn bald wieder aus dieſen trüben Betrachtungen, und indem er die Anmuth und unwiderſtehliche Liebenswürdigkeit deſſelben vor Augen hatte, konnte er doch nicht aller Hoffnung entſagen, ſeinen Freund das erwünſchte Ziel glücklich erreichen zu ſehn. Sie ſetzten ihre Reiſe munter fort, das heiterſte Wetter begünſtigte ſie, und ſo erreichten ſie in wenigen Tagreiſen die Stadt, der zunächſt das Landgut lag, auf welchem Ferdinands Oheim lebte, und die zugleich Roſaliens Geburtsort war. Sie hatten eben den letzten Hügel erſtiegen, und ganz nahe zu ihren Füßen lag nun der lebensvolle Ort mit ſeinen Thürmen und Dächern und dem ganzen Flußthal umher im glühenden Sonnenſchein, daß Ferdinand von dem Anblick entzückt in ſeiner dichteriſchen Freude folgende Worte aufzeichnete:

O Stadt, wo ſchön die Prachtgebäude prangen
In breiter Straßen Anmuth und der Plätze,
Du hier von blüh'nder Gärten grünem Kranze,
Dort von dem Blau des hellen Stroms umfangen;

Wie viel auch Pilger je zu dir gegangen,
Wie reich du auch darbieteſt tauſend Schätze,
Wie freier Sinn, Natur und Kunſt erquicke:
Nie haſt du wen huldvoll wie mich empfangen!

Wie leiſe Grüßen reden deine Mauern,
Die Lüfte Liebesahnung weh'n entgegen,
An ſel'ge Rührung bin ich ganz verloren.

Was kündeſt du mir tiefen tiefen Schauern?
Jedweder will dies Ein' an's Herz mir legen:
Sieh! deiner Herrin ward allhier geboren!

Es that ihnen Beiden ſehr leid, ſich nicht aufhalten zu dürfen, aber ſie beſchloſſen nächſtens hierher zurückzukehren, und längere Zeit zu verweilen, indem Erhard eben ſo ſehr von dem alterthümlichen Reize der Stadt angezogen wurde, als Ferdinand von dem neuern, den ſie für ihn durch Roſalien hatte. Sie nahmen hier Pferde, um deſto ſchneller ihre Reiſe zu vollenden, und es war eben Mittag, als ſie auf dem Edelhofe eintrafen. Der Oheim, mit dem Erhard ſchon bekannt war, der ſeinen Neffen aber zum Erſtenmal ſah, empfing Beide mit der herzlichſten Freundlichkeit, und konnte ſich an Ferdinand nicht ſatt ſehen, in deſſen Zügen er immer mehr Aehnlichkeiten mit ſeiner Schweſter, Ferdinands Mutter, fand. Er war in Kriegsdienſten alt

geworden, und hatte ganz die ſoldatiſche Treuherzigkeit, die dieſem Stande eine ſo ſchöne Auszeichnung iſt, während in den meiſten andern Ständen dieſe Tugend immer mehr oder weniger untergraben wird. Er liebte die Studenten, und hörte gern von ihren luſtigen Stückchen und wunderlichen Einrichtungen erzählen, und dieſe hatten nun gar die kriegeriſchen Auftritte mit angeſehn. Nachdem ſie eine Weile geruht hatten, hohlte ſie der Oheim ſelbſt ab, und führte ſie in den Speiſeſaal, wo die übrige Geſellſchaft ſchon verſammelt war. Außer zweien Töchtern des Hauſes waren noch mehre fremde Herrn und Damen gegenwärtig, unter denen Erhard Bekannte fand, und auch Ferdinand bald einheimiſch war. Die Aufmerkſamkeit Aller richtete ſich auf ihn, deſſen edles Benehmen, ſchöne Bildung und angenehmes Geſpräch vorzüglich die Damen bezauberte, und den Männern ſelbſt Beifall zu entlocken wußte. Nur eine kleine, lebhafte Dame, die eifrig und ernſt mit Erhard ſprach, ſchien ſich weniger um Ferdinand zu kümmern, und ob es nun Laune, Abſicht oder Zufall war, genug es wurde dieſem bemerklich, und er glaubte auffallende Kälte in ihr zu ſehn, die von der gutmüthigen Wärme, womit die Andern ihm entgegen kamen, übel abſtach. Dieſes reizte ihn, ohne daß er es grade wollte, zu einiger Schärfe gegen ſie, indem er faſt alles, was ſie ſagte, zu nichte zu machen ſuchte, und jedem fernern Geſpräche mit

ihr ausgezeichnes bewährt war. Indessen entfernte er sich zu seinem Vortheil, daß er eigentlich zu den Andern nur für sie rede, und entzweckte seinen Überwillen eigentlich mit der im Gegensatz entstehenden Frey, (s daß er sich nun gestehen an sie wandte, und manche Freundlichkeit gegen sie spielen ließ, und also in dem Maße abnahm, als er sie beim Reden anders machte. Dennoch verbreitet sich, daß Hebbel sie in all Beziehungen, und ihr überhaupt die ganze Erziehung besorgte, die schon eine Art von innerer Vertraulichkeit hervorbringen ließ. Für seine Zwecke, die nur Mittelbar genannt werden, scheint das Gegenstand recht und lebendig sind, aber Jemanden in seiner Art gerecht zu lassen, ihn vielleicht sein Freund wird, und wo einem die Worte einmal zu scharf von Ihren Lippen fliegen, warum sie von dem Lächerlichen, grimmächtigen Bilde, der leidenschaft und verfinstert und den traurigen Augen sind. Im gleich gewichen. Wenn sie scherzt, sollen sind sie ihr entgegnahm, aber mit der Liebe wurde wird sie ihr heiter und sittlich, bis auf die schönen Linien, die ihr auf Stirn und Wangen erglimmen. — Vielfach schon hatte das Gespräch sich um Liebe gewandt, und Ferdinand in jugendlicher Verwirrung sich verleiten lassen schwerlichen, als wichtig war, von diesem Gegenstande zu sprechen, den man sich mehr noch scheut zu entfernen, als zu suchen, und der dem Verstande beinahe entgehen ist, auf dem

wands Geſicht, und er konnte ſeine Waffen nicht gebrauchen, ohne zu zeigen, daß er verwundet worden. Sie erkannte ſeine Verwirrung, und ſchonte ihn, indem ſie das Geſpräch anders leitete, wodurch die Bitterkeit in ihm aber nur vermehrt wurde; feindſelig blickte er zu ihr hinüber, und ward unmerklich angezogen von der liebenswürdigen Beweglichkeit, die ihrer anmuthreichen Geſtalt eben ſo wie ihrem ſchnellen Geiſte eigen war. Sie ſcherzte eben mit den Mädchen, die Locken ſpielten auf der reinen Stirn, und das ſtätige Zittern der Augenwimper milderte den ſtarren Blick zu ſanftem Schmeicheln, Ferdinands Miene war aus der böſen Strenge nach und nach in gütiges Lächeln verändert, und ſo betrachtete er lange das wunderbare Weſen. Seine Seele war in ſüße Traumbilder verſunken, die alles verſöhnten, das Feindliche befreundeten, das Widerſprechende einigten, und alle Störung der Wirklichkeit aufhoben, als das Geräuſch der rückenden Stühle ihn aufweckte, denn man ſtand von Tiſch auf, die ſeidenen Kleider rauſchten an ihm vorüber, der Oheim war ſchon voraus, und Erhard drängte ſich neben ihm weg, noch im Abgehn mit Mathilden in leiſem Geſpräch begriffen, deſſen Gegenſtand Ferdinand zu ſeyn glaubte, und deßhalb erzürnt weniger herzlich dem Freunde die Hand drückte, die dieſer ihm im Vorübergehn darbot. Man ging in den Garten, deſſen hohe Bäume ſchon mit allen Farben des Herbſ-

ſtes prangten, und mit lichterem Laub die Sonnenſtrahlen weniger abhielten. Es war ein ſchöner, warmer Tag, allen gefiel es im Freien, und die muntre Luſt zu laufen und zu ſpringen ſtellte ſich ein. Ferdinand und die Mädchen ſchlugen Ball, und er brachte durch die ſtarken Bewegungen ſein Blut nur noch mehr in Wallung. Erhards vertrauensvolles Reden mit Mathilde verdroß ihn ungemein, er glaubte, ſein Freund müſſe ihm gegen dieſe dreiſtehen, ſtatt deſſen ließ dieſer ihn jetzt mit ſeinen Gefühlen gehn, und ſchloß ſich treulos an jene an, ja es kam ihm vor, als betrachte er ihn mit einer Art von Ueberblick, und ſein Stolz fühlte ſich dadurch ſo empfindlich beleidigt, daß alle Zärtlichkeit ſich zurückzog aus ſeinem Herzen. Nachdem das Spiel geendigt war, trat er noch ganz heiß und mit gerötheten Wangen zu Mathilden hin, die indeſſen ſtillſinnend auf einer Raſenbank an einer kleinen Stickerei, wie zum Scherze, gearbeitet hatte. Er fing an, die verwundert Aufblickende bitzig zur Rede zu ſtellen über ihre Freigeiſterei, wie er es nannte, und ſuchte ſie zu verwirren und zu ängſtigen, durch allerlei Fragen und Zweifel, die ſie mit Lachen beantwortete. So dauerte der Streit eine Weile fort, und Ferdinand, der ſich erſchöpft fand, und wohl fühlte, er würde durch fortgeſetzte Feindlichkeit am Ende nur lächerlich werden, ergab ſich den Umſtänden, und Mathildens fröhlicher Laune. Er war ihr lieb ge-

worden durch diesen Angriff, und statt wie er gewollt hatte, Bitterkeit hervorzulocken, regte er ihre tiefste Theilnahme auf, die sich als überschwängliche Mildigkeit in jedem ihrer Worte aussprach, und er mußte sich willig der Innigkeit unterwerfen, die ihm aus diesem Wesen, das er blos talentvoll geglaubt hatte, so überraschend entgegen wallte. Sie sprachen herzlich, und er mußte sie gerührt um Verzeihung bitten, daß er ihr in gänzlichem Verkennen so aufgebracht entgegen getreten war. Wie unrecht ist es doch, rief er aus, alle Menschen nach Einem Maßstabe zu messen! wie gefährlich, die innerste Sitte eines Gemüths nach den äußern Stellen zu beurtheilen, durch die man, und selten genug, einen Theil, nur einen Theil des dunklen Baues erblicken kann! — So ist es recht, versetzte Mathilde, Sie haben sich in mir geirrt, daß Sie dies einsehn, freut mich herzlich! — O wenn Sie wüßten, sagte Ferdinand leise, wie tollem Wahne ich mich gegen Sie noch vor wenig Augenblicken überließ, Sie würden mich nicht so gleich und ungestraft übergehn lassen in das klare Zusammenseyn, das ich mit Ihnen von nun an hoffen darf. — Mit Streit, versetzte Mathilde, fangen oft diejenigen an, die bestimmt sind, nicht nur friedlich, sondern gleichsam als Bundesgenossen mit einander zu leben, und es ist als wenn die Naturen das, was unauflösbar in ihnen ist, gleich anfangs aus sich herauswerfen wol-

ten, damit für die Folge nichts Störendes übrig bleibe. Von Ihnen durfte ich es wohl erwarten, ich habe Sie gleich nach den Briefen an Ihren Oheim, der sie mir gütig mittheilte, so erwartet. — Sie haben meine Briefe gelesen? sagte Ferdinand verlegen, das macht mich scheu, in dem Augenblick des Zutrauens selber! — Warum denn das? erwiederte Mathilde mit sanftem Ton, wenn Sie gegen mich offen und wahr seyn wollen, wie ich es immer bin, kann Ihnen jenes nur lieb seyn. — Ferdinand brachte das Gespräch jetzt auf Erhard, auf den er mit wohlmeinendem Lächeln herabsah, und dessen Förmlichkeit und Einseitigkeit in der Betrachtung der sittlichen Verhältnisse er mitleidig tadelte. Er wird nimmer begreifen, sagte er, wie Sie und ich jetzt gegen einander stehn, nach so kurzem Kennen, nach so bösem Widerstreben: es ist ihm gewiß unerklärlich, was zwischen uns ist, da er es weder Liebe nennen kann noch Freundschaft: wie kläglich, das Schöne und Gute, überall der Gewinn freier Geister, nur in einer bestimmten, unwandelbaren Form erkennen zu wollen! — Sie irren aber doch wohl, versetzte sie sehr ernsthaft, wenn Sie glauben, in Ihrem Freunde wären diese Formen so ängstlich aufgestellt, ich finde ihn billig, und glaube, er wird selber an Ihnen tadeln, daß Sie eigensinig den Durchbruch Ihrer freieren Natur vorhin hemmen wollten; er überläßt sich gern und unbefangen jedem lebendigen Verkehr, und ist um den Na-

men eines Verhältniſſes nicht verlegen, da er wohl weiß, daß jedes ein anderes iſt, und das, was man ſich unter Freundſchaft oder Liebe gewöhnlich denkt, ſelten paßt. — Dieſes dem Freunde gegebene Lob verdroß Ferdinanden in dieſem Augenblick ungemein, er fühlte ſich ſogar beleidigt, und hätte ſchwerlich ſeine Verſtimmung ganz verbergen können, wenn es nicht Zeit geweſen wäre, nach dem Schloſſe zurückzukehren, und die Andern ſich zu Ihnen geſellt hätten. Sie fanden den Oheim mit Erhard ſchon am Schachbrett vertieft, die Meiſten ſetzten ſich zum Kartenſpiel nieder, und Ferdinand, der ausgeſchlafen hatte, mitzuſpielen, ging, da die Mädchen ſich zerſtreuten, ganz allein im Zimmer auf und nieder. Es wogte in ſeiner Bruſt eine Fluth von unruhigen Gedanken, er fühlte neues Wohl, neue Begeiſterung in ſich, und freute ſich der Möglichkeit, an das viele Herrliche, das ſeinem Leben gehörte, noch viel, ja alles Herrliche anzuknüpfen. Roſalien, die ihm bisher einzig allein ſchon der überſtrömende Born alles Erdenglücks geweſen war, verſetzte er in blühende Gärten, an glänzende Feſte, und begehrte ihre Schönheit, ihre und ſeine Liebe zurückſtrahlen zu ſehn aus tauſend Spiegeln. Mathildens liebender Geiſt ſollte ihm ein ſolcher Spiegel werden, und er freute ſich unſäglich darauf, ihr, der alles Verſtehenden, von Roſalien zu erzählen. In dieſem Sinne ſchrieb er heimlich mit Bleiſtift auf einem Ec-

tische folgende Zeilen nieder, die er Mathilden geben wollte.

Verlängst in glanzumflossnen Sonnentagen,
Die glüh'nd um Wald und Wasser sich geschlungen,
Ward mit Verwähnenden ein Bund geschwungen,
Treubrennend in den Busen eingeschlagen.

Nicht andres Sinnen kann ich innen tragen,
In blüh'nder Frauenliebe Liebesinnern
Ist jeder Wünsche sel'ger Fried errungen,
Sind aufgelöst mit alle Räthselfragen.

Nun dich, o schöne Frau, von tausend Blüthen
Der schönsten Bildung überschätzt schauend,
Die frommer Liebe Duft andächtig hegen,

Muß ich wohl jene Lieb' in Treue hüten,
Doch mit ihr einig dir innig vertrauend
Immerdar folgen auf der Sehnsucht Wegen.

Es war ihm nicht möglich, sie allein zu sprechen, den ganzen Abend blieb sie zu nah von den Andern umgeben, und er mußte sich selber in die fröhliche leichte Unterhaltung mischen, die von ihr ausging. Sie übte eine unbemerkte Herrschaft über alle gesellige Thätigkeit aus, und wurde jedem dadurch eine Wohlthäterin; Ferdinand, der ungemein liebenswürdig an diesem Abend war, übte nur aus, was ihm ihr Zauber gebot, er erfuhr den glücklichen Einfluß von ihr, geistvoller und witziger in ihrer Nähe zu werden, welches eine Art von zauberhafter Zuneigung hervorbringt selbst zu solchen Personen, die man sonst nicht leiden kann. Zwischen ihm und Ma-

thilden war die größte Wechselwirkung ſichtbar, und die Allgemeinheit des Geſprächs hinderte nicht das lebhafteſte Geiſtesſpiel, unaufhörliche Beziehungen, und tauſend Einverſtändniſſe, die den Andern entſchlüpften, und ſie hatten ſich unter dieſem Zwang einander in wenigen Stunden mehr genähert, als ſonſt in vielen Tagen unter vier Augen möglich iſt. Erhard indeß ſprach ziemlich leiſe mit einem alten Prediger, der neben ihm ſaß, und nahm wenig Theil an der übrigen Unterhaltung, ja hatte gefliſſentlich den Zuruf ſeines Freundes, der ihn hineinzuziehen ſuchte, mehrmals überhört, bis dieſer ihn ſeiner verdrießlichen Laune überlaſſen mußte. Doch hatte er auch einigemal ſehr angelegentlich mit Mathilde geſprochen, und dieſe nachdenklich gemacht, Ferdinand glaubte, es ſey von ihm die Rede geweſen, und war darüber bei der Kälte, die er in jenem gegen ſich bemerkte, ziemlich ungehalten. Beim Aufſtehn von der Abendtafel gab er das beſchriebene Blatt unbemerkt in Mathildens Hand, und ſie verwahrte es, nachdem ſie einen flüchtigen Blick darauf geworfen, an ihrem Buſen. Ich habe Ihnen ſehr vieles zu vertrauen, ſagte er innig, als er ſie aus dem Saale führte. — Ich weiß ſchon, flüſterte ſie. — Ferdinand erſchrak, es war ihm ſonderbar, daß Erhard ſo vorwitzig über ihn ſchwatze, und ſeinem Vertrauen vorgreife; aufgebracht ſah er ſich nach ihm um, konnte ihn aber nirgends erblicken, und erfuhr mit Er-

ſtammen, daß er mit dem alten Prediger davongefahren, um einige Tage in deſſen Hauſe, wo ſeine Schweſter erzogen wurde, zuzubringen. Warum er ihm dies nicht geſagt, und ihn, wie ihm dünkte, ſo kalt und feindlich verlaſſen habe, war ihm unerklärlich, und die Wunderlichkeit dieſes Verhältniſſes ärgerte ihn zu ſehr, um nicht den Vorſatz zu faſſen, ſich lieber ganz ſeinem Einfluſſe zu entziehen, als wie ein Kind dazuſtehn, und mit allem vorlieb zu nehmen. Dieſe Bitterkeit trug ungemein dazu bei, ihn an Mathilden zu feſſeln, und jenen, deſſen Ungerechtigkeit er ſo ſehr fühlte, aus ihrem Sinne zu verdrängen, wo er ſo empfindlich von ihm war gekränkt worden. In der That iſt nichts für ein ſchwaches Gemüth, wie Ferdinands war, gefährlicher, als ein ſolcher Zuſtand innerlichen Gereiztſeyns, wo Liebe und Haß ſich nicht ausgleichen wollen, und der kleinſte Funke ſchädlicher Empfindung, blos weil niemand ihn auslöſcht, in die wüthenden Flammen endlich ausbricht, daß es faſt eine klägliche Lächerlichkeit wird, wie ſo Kleinliches und Armſeliges zu ſolcher Gewalt aufſteigen konnte. Wir können Erhard freilich nicht ganz entſchuldigen, aber es war natürlich, daß eine Seele wie die ſeinige, dieſen ganzen Tag über in Ferdinand nichts erblicken konnte, was ſeine Liebe angeſprochen hätte, vieles aber, was ihm Widerwillen und eine Art Eiferſucht einflößte, die nicht ſowohl den Raub als die frevelhafte Antaſtung

des geliebten Gegenstandes fürchtet. Doch meinte er es im Innern gut und redlich mit ihm, und dachte nicht ihm auf irgend eine Art weh zu thun. — Es vergingen mehrere Tage, während welcher das gastliche Haus des Oheims von mehreren Bekannten heimgesucht, und die Gesellschaft immer belebter wurde; so viele versammelte Jugend ließ den Kummer über die schnell auf einander folgende Unfälle der deutschen Waffen nicht ganz aufkommen, und hier von dem eigentlichen Kriegsgetümmel entfernt schien man von dem in der späten Jahrszeit noch so freundlichen Himmel eigends angemahnt, noch so lange, als es vergönnt sey, der Freude recht zu genießen. Ferdinand gefiel allgemein, und es war schwer zu entscheiden, ob ihn die Männer mehr liebten oder die Frauen: denn wenn auch von diesen einige sehr zuvorkommend ihm gleichsam den Weg zu ihrer Gunst gezeigt hatten, so war dagegen der Oheim so hingerissen von der frischen Jugend seines Neffen, daß er ihm alles würde gewährt haben, was dieser nur von ihm hätte wünschen können. Die Nähe Mathildens und die Entfernung Erhards gab ihm eine sorglose Sicherheit und ein ruhiges Wohlbehagen, das seine ganze Seele erfüllte, und dabei täuschte er sich noch mit der Sehnsucht nach dem Freunde, dessen Abwesenheit ihn so erleichterte. Er lebte fast nur in Mathildens Gegenwart; auf sie war alle seine Aufmerksamkeit gerichtet, auf sie bezog sich alles, was er

that und ſagte, und auf ſie allein unter den Anweſenden Damen war er eiferſüchtig mit jenem Neide, der allen Andern jede Freundlichkeit mißgönnt, die von der Erwählten herkommt. Allein er konnte ſich gleichwohl nicht immer verbergen, daß in der Tiefe ſeines Gemüths ein dunkler Schmerz liege, der ihm alle Gedanken an Roſalien unruhig zerſtreute, und jeden an Erhard verbitterte. Er träumte einmal, dieſe Beiden ſtünden beiſammen, und er habe eine große Angſt, daß ſie ihm Vorwürfe machen wollten, gehabt; da wären ſie verwundert näher gekommen, und hätten gefragt, ob ſie ihm denn welche zu machen hätten, ſie wollten ihn nur lieben. Dann ſah er Mathilden im Traum, die ihn aus aller Niedergeſchlagenheit erweckte, und mit liebevollem Verſtehn Troſt in ſein Gemüth ſcheinen ließ; aber auf dieſen Strahlen ſenkte ſich Erhard hernieder, daß er ſich unwillig abwandte, und darüber erwachte. Dieſer Gedanke, doch immer nur den zweiten Platz in ihrer Freundſchaft einzunehmen, und ſich in geringeren Vertraulichkeit zu ſehn, war ihm ganz unerträglich. Er vermied des Freundes zu erwähnen, und konnte kaum ſeinen Mißmuth verbergen, wenn Mathilde von ihm ſprach, welches jedesmal mit Bedeutung geſchah, gleichſam um ihre eigene Rede über irgend einen Gegenſtand durch Anführung eines Wortes von ihm zu unterſtützen. Er ſah wohl, daß jener, ohne es geſucht zu haben, von ſelbſt in ein tieferes,

äußerlich freilich wenig scheinsames, Verhältniß getreten war, während er selbst sich mit einem äußerlich zwar freundlichern aber eigentlich doch losen Verhältnisse geselliger Zuneigung begnügen müsse. Diese Betrachtung stachelte ihn unaufhörlich, sich Mathilden mehr und mehr zu nähern, und seinen Umgang mit ihr persönlicher zu machen; er dürstete nach einem Geheimniß mit ihr, drückte ihr heimlich die Hand, ließ nie auf Spaziergängen ihren Arm nachlässig in dem seinigen ruhen, sondern schloß ihn fest an seine Seite; er sah sie oft und lange an, als wolle er sie zum Sehn auffordern, und eines Abends, da sie durch ein Gebüsch zurückkehrten von einem Spaziergang, gab er ihr, nur aus diesem Verlangen nach einer Heimlichkeit mit ihr, einen heftigen Kuß, über den sie nicht wenig erschrocken war. In seinem trunkenen Uebermuthe trotzte er dann mehrmals in der Gegenwart Aller, doch ihr allein verständlich, auf das Vorgefallene. Gewiß, ein einziger Punkt, auf diese Art gewonnen, giebt eine unabsehbare Reihe von Eroberungen zu hoffen, denn er ist nie wieder zu gewinnen, und für jeden spätern Unfall eine sichere Zuflucht. Von Rosalien zu sprechen, fand er jetzt keine Neigung, so sehr auch früher sein Sinn von dem Gedanken grade dieser Mittheilung geschmeichelt war, und so dringend er auch in dem obenstehenden Gedicht dieses Vertrauen angekündigt hatte; er scheute sich, das Gemählde, das Erhard

von ſeiner Liebe wohl mochte entworfen haben, auszuführen, und ein anderes, falſches darzuſtellen war er noch zu gewiſſenhaft. Mitten in dieſem zerrütteten Zuſtand erhielt er einen Brief, der ihm von Halle war nachgeſchickt worden. Er erkannte mit Beſtürzung Roſaliens Handſchrift, und das ſchwarze Siegel ließ ihn wenig Tröſtliches erwarten. Aber wie ſtürzte er in ſich zuſammen, als er den traurigen Bericht las, wie ſeine Schweſter in den Armen ſeiner Geliebten verſchieden ſey; eine Schilderung, die ſo rührende Umſtände enthielt, daß er in lautes Weinen ausbrechen mußte; und die innige Hoffnung und Demuth, womit der Brief von ihrer Liebe ſprach, löſte ihm ganz das Herz in Wehmuth auf; der Schmerz jenes Verluſtes durchflocht ſich wunderbar mit der Freude dieſes Beſitzes, und von ſolchem unklaren Gefühl gedrängt, eilte er, ſobald er ſich einigermaßen gefaßt glaubte, in heftiger Bewegung zu Mathilden, die er auf ihrem Zimmer beim Frühſtück fand, und durch ſein verſtörtes Hereintreten erſchrocken vom Sofa aufſtehn machte. Er warf ſich weinend in ihre Arme, und konnte anfangs kaum reden; die Sinne vergingen ihm, und was ihn ſo heftig betrübe, wußte er nicht eigentlich recht; die Todesnachricht, ſo weh ſie ihm that, hatte doch im Grunde nur die wilde Verwirrung früherer ungeordneter Empfindungen aufgeſtürmt, und verdeckte ſeinen Augen in etwas die ſündhaften Irrgänge, denen

er ſich überließ. Mathilde, die ſich zurücklehn, und der Heftigkeit des unerwarteten Auftritts ausweichen wollte, glaubte ihn im Ernſte krank, und redete ihm freundlich zu; er aber rief leidenſchaftlich aus: O vergeben Sie, Theure, dem ungeſtümen Freund! Mein Herz iſt gepreßt von namenloſen Gefühlen, mein Kopf und Sinn entſetzlich angegriffen! — Was iſt Ihnen, Lieber? fragte ſie ſchmeichelnd, indem ſie ihm die Stirne mit ihren kleinen Händen drückte. — Er erzählte mit wenigen Worten den Inhalt ſeines Briefs, und dennoch, ſetzte er ſchmerzlich hinzu, iſt es mehr noch als dieſes, was mich ſchmerzt, mir war ſchon vorher ein unerkanntes Weh in der Bruſt, ein unergründlicher Zuſtand voll Angſt und Wildheit, eine unſägliche Traurigkeit, daß ich gar nicht weiß, wie mir iſt. Laſſen Sie mich, Mathilde; laſſen Sie mir Ihre Hand! ich werde ruhiger an ihrer Seite; aus Ihren lieben Augen ſtrömt Süßigkeit in mein Herz; ach! mir fehlen alle Worte, ich kann nichts ſagen, und Sie ergründen nicht, was in mir iſt! — Er küßte ihr Stirn und Augen, Mund, Wangen und Hals mit Innigkeit, ſeine Bruſt athmete ſchwer, er drückte ſie feſt an die ihrige, und ſie konnte es nicht wehren. Sie blickte ihn mit ernſthaftem Mitleid an, und bat ihn ruhiger zu werden, ſie fühle ſein Leid, er habe an ihr eine treue, verſtändige Freundin, ihr dürfe er alles vertrauen. — Ich kann nicht, ſprach er endlich mit tiefem Nachſinnen, aus der

Dämmerung, die in mir iſt, lichte Worte nehmen; aber ich fühle einen ſchwarzen Abgrund in mir, von deſſen Rande alle Schönheit und Lieblichkeit der Welt und Poeſie fürchterlich in die grauſe Tiefe hinabſtürzt! Und, wenn ich ſo thöricht reden darf, ſo iſt mir, als wenn durch ein inneres Erdbeben aus dieſer Tiefe plötzlich ein Garten aufſtiege, und die Seele Frühling empfände, ſobald ich — ſagte er leiſe und zaghaft, Sie und Roſalien als Eins denke, denn ich liebe ſie Beide treu und innig, wie man nur Eine lieben ſoll! — Wehe Ihnen! rief Mathilde aus, mein Freund, wie konnten Sie ſich ſo verwahrloſen, um in ſolche Irrſale zu verſinken! Jede veränderte Gegenwart muß Ihnen neue drohen! Sie geben einer augenblicklichen Schwäche nach; raffen Sie ſich auf, und erkennen Sie, daß ſo keine göttliche Kraft ſich äußert. Vieles, was mächtiger iſt, als der Moment, und einen weiten Raum einnimmt im Leben und einnehmen ſoll, wie jedes menſchliche Verhältniß, wird durch den Moment bedroht, eben weil er alle ſeine Kraft beiſammen hat, und es iſt die Sache der Vernunft und des Geſetzes, wo das Gefühl zu ſchwach iſt, alsdann alle in jene Lebensweite ausgedehnte Kraft des Beſſern auf jeden Punkt zu verſammeln, und dem Moment entgegen zu ſtellen, wenn nicht in jedem das Leben der ſchrecklichſten Zerrüttung, dem peinigendſten Nachgefühl, ja dem Tödten des Schönſten ſoll ausgeſetzt ſeyn. — Ferdinand

war bei diesen Worten, die zuletzt ganz streng geworden waren, zurückgesunken, seine Hand hatte sich der der Freundin entzogen, seine Augen sich schmerzlich zu Boden geschlagen, seine Wangen waren bleich geworden, und abgewandt sagte er mit schauderhafter Kälte: Ich weiß, daß es so ist, aber ich habe keine Hoffnung, daß es anders werden wird; mir ist seit einiger Zeit so unheimlich im Leben, als hätte ich schon eine Weile in der Erde gelegen! — Mathilde, erschreckt von diesen Worten, gab ihm innig die Hand, wandte sich aber gleich wieder ab, als er dadurch aus der tiefsten Herabgesunkenheit in die heftigste Gluth erhoben wurde. Sie trat an das Fenster; Ferdinand sah ihr schweigend nach; dann wollte er, indem er seufzend Rosalien nannte, seine Thränen zu verbergen, das Zimmer verlassen. — Nicht so! sagte Mathilde sanft, bleiben Sie noch bei mir; ich habe gern, daß Sie bei mir sind, und es muß mir noch gelingen, Sie so bei mir zu sehn, wie ich Sie wünsche; nichts Herbes soll von mir in Ihrer Seele seyn; kommen Sie, wir gehn in den Garten, das Wetter ist so schön! — Sie warf einen Schal um, pflückte einige Orangenblätter in der Hand zu tragen, und war eben im Begriff, das Zimmer zu verlassen, als unerwartet der Oheim hereintrat, und zwei Damen, Mutter und Tochter, die eben zum Besuche angekommen waren, zu Mathilden führte, die nun zurückbleiben mußte, und

Ferdinand mit einem freundlichen Blick voll theilnehmender Unruh entließ. — Er war kaum zehn Schritte von der Thür entfernt, als ihn ein Mann ansprach, den er schon gestern in der Gesellschaft gesehn, aber wenig beachtet hatte; er war ein Italiener, und wurde Franzesco genannt; er trug Jagdkleidung, schien etwa dreißig Jahr alt, und hatte in seinem Aeußern neben vielem Anstand einen geheimnißvollen Ernst. Ferdinand war überrascht, da mit einmal diese Gestalt vor ihm stand, und verwunderte sich, so bedeutende Züge und Blicke nicht eher aufgefunden zu haben. Der Italiener ließ ihm nicht lange Zeit, er fragte ihn ganz kurz, wo er her komme, und da jener mit der Antwort zauderte, höchst verlegen und noch ganz in seinem Innern verwundet, fuhr Franzesco mit unterdrücktem Unwillen fort: Sie kommen von Mathilden! Ich weiß, daß Sie um ihre Liebe buhlen, aber ich leid' es nicht! Entweder Sie entsagen ihr sogleich für immer, oder folgen Sie mir! — Ferdinand, dessen Feuer aus seiner von ermattendem Schmerz gereizten Seele um so heftiger entloderte, machte eine Bewegung; der Andere aber legte kalt und kräftig ihm die Hand zurück, und bat um Antwort. — Unverschämter, rief Ferdinand aus, mit welchem Rechte machen Sie Voraussetzungen, die mich und die Dame beleidigen und Sie nichts angehn? — Mich nichts angehn? fuhr dieser wildlachend auf; entsagen Sie, oder ver-

nen Sie mein Recht kennen! — Sie sind unsinnig, entgegnete Ferdinand milder, Sie wissen nicht, mit wem Sie's zu thun haben; gesetzt, mir wäre die Dame ganz gleichgültig, oder sie mir nicht gewogen, meine Ehre fordert, auch dann Sie zur Rechenschaft zu ziehen, daß Sie sich solcher Fragen gegen mich angemaßt haben. — So sind wir ja einverstanden, sagte der Jäger ungeduldig, kommen Sie! — Ferdinand, der sich nicht fürchtete, aber in seiner jetzigen Stimmung nicht gefaßt war; sich um eine Liebe zu schlagen, die er sich selbst nicht recht bekennen mochte, in jedem Fall aber verdammen mußte, und verschmäht sah, besorgt wegen des Aufsehns, und zerrissen von den quälendsten Gefühlen, wollte den Gang noch aufschieben, und faßte alle Besonnenheit zusammen, deren er fähig war; jener aber erklärte zornig, er müsse ihn für einen Nichtswürdigen halten, wenn er noch einen Augenblick zögere. Da eilte der erbitterte Jüngling, seinen Degen zu holen, eine schöne Waffe, die ihm der Oheim erst gestern durch Mathilde hatte überreichen lassen; komm, du theurer Stahl, sagte er, du bist durch ihre Hände gegangen, du sollst deine Weihe jetzt bewähren. — Sie gingen Beide rasch durch den Garten, an dessen Ende sie einen freien Grasplatz fanden, der gegen das Schloß zu durch ein dichtes Gebüsch gedeckt war. Ein Wundarzt, den der Jäger im voraus dorthin beschieden hatte, näherte sich traurig, und bat sie

rührend, von ihrem grausamen Vorhaben abzustehn; zugleich stellte er Ferdinanden vor, sein Gegner habe um gleicher Ursache willen schon drei Menschen zum Theil sehr schwer verwundet; der Jäger blickte zornig auf ihn hin; Ferdinand aber, erbittert durch die Warnung, schwur, auf keine Weise seine Hülfe zu gebrauchen. Sie fochten. Der Jäger war schnell und heftig, Ferdinand kalt und ruhig, sie schienen die Rollen getauscht zu haben, der letztere mußte alle seine Geschicklichkeit, alle Fassung zusammennehmen, um den Gegner zu widerstehn, der voll Aerger sich von dem Jüngling das Gleichgewicht gehalten sah. Er blutete schon an mehreren Wunden, schien aber entschlossen, den Kampf bis aufs äußerste fortzusetzen, bis ihn ein Stich durch den Arm außer Stand setzte, den Degen zu führen. Er schien bestürzt über diese Wendung, und sagte zu Ferdinand: Triumphiren Sie nicht zu früh; wir sehn uns wieder, junger Mann! — Dabei verschmähte er alle Theilnahme, ließ sich von dem Wundarzt kaum verbinden, und dann wegführen, ohne ein Wort zu reden. Ferdinand ging heftig bewegt nach dem Schlosse zurück, und da er hörte, der Besuch sey noch bei Mathilden, traurig auf sein Zimmer. Ermüdet stützte er den Kopf auf seinen Arm, und sah düster zum Fenster hinaus; die plötzliche Kraftanstrengung inmitten dem wilden Gewirr schwächender Gefühle hatte ihn vernichtet, in tobendem Wechsel rauschten zerstörte Bil-

der durch seinen Sinn, und er saß noch in dumpfem Träumen, als der Wundarzt zu ihm hereintrat, der ihm Nachricht von des Jägers Befinden zu bringen kam, der, wie er meinte, an seiner doch nicht gefährlichen Wunde lange würde leiden müssen. Er erzählte, daß Franzesco sich vor geraumer Zeit sterblich in Mathilden verliebt, und ihr seine Hand angetragen habe, die aber von ihr sey ausgeschlagen worden; dadurch wäre seine Neigung, die sie anfangs mit einigem Wohlgefallen anzusehn geschienen, in die gräßliche Leidenschaft verwandelt worden, daß sie ihn mit Abscheu fliehen müssen, er aber beinahe in Wahnsinn versunken sey, bis er gehört, daß sie die Bewerbung eines jungen Mannes sich gefallen lasse, der von Gestalt sehr schön, aber von niedrigem Geiste war; da habe er geschworen, es solle nur einer, der würdiger sey, als er, sich ihr auf diese Weise nähern, und er wolle wie ein prüfendes Feuer sie umgeben; nur wer die Gluth seines Arms bestehe, werde zu ihr dringen, und er habe mehrmals Gelegenheit gehabt, zu zeigen, daß er seinen Eid streng zu halten gesonnen sey. Jenen schönen Mann habe er getödtet, andere aber verwundet, und als nichtswürdige Menschen dargestellt, denn sie hätten sich zur Entsagung bequemt. — Ferdinand, höchst erstaunt und ergriffen von der sonderbaren Gemüthsart, aus der ein so abenteuerlicher Entschluß, dem er eine gewisse Größe und Erhabenheit nicht abspre-

chen konnte, hervorgegangen war, glaubte eine höhere Bedeutung darin zu erkennen, daß grade bei ihm zuerst diese günstige Wendung eingetreten war; ihm schien, als wolle das Schicksal selbst durch einen unverlangten Ausspruch ihm ein Recht verleihen auf Mathilden, und sein Leben auf das ihrige beziehen, aber ihm war doch etwas unreines dabei, und er konnte in sich nicht ruhig werden. — Aber mit welchen Augen, ich bitte Sie! fragte er, kann Mathilde diesen grimmigen Rächer ansehn, und diese Eingriffe in die Freiheit ihres Lebens, das auf diese Art, so lange ihn das Glück der Waffen begünstigte, fast ganz von ihm beherrscht werden mußte? — Sie scheint sich darein ergeben zu haben, versetzte der Andere, und doch auch die große Gesinnung zu verehren, die jenen zu dem rasenden Entschluß bewegen konnte; seine Liebe offenbart sich doch dadurch gewiß, und was bleibt einer verschmähten übrig? Ihr starker Geist, und ihr untadlicher Wandel gibt ihr übrigens die Kraft und das Recht, sich über die blutigen Folgen keine Vorwürfe zu machen. Man spreche in der Gegend nie vor ihr von diesen wohlbekannten Dingen, weil sie bei jeder Erwähnung heftig ergriffen werde, und überhaupt erkläre sich manches Freie und Eigene in ihrem Betragen aus den seltsamen und ganz unerhörten Auftritten, die sie mit diesem Italiener erlebt habe. — Als der Wundarzt ihn verlassen, überließ sich Ferdinand den weh-

müthigsten Betrachtungen. Wie sonderbar! sagte er zu sich selbst, ich komme wieder mit der Aussicht eines stillen, einfachen, schönen Lebens, so übermüthig in Glück schwelgend, daß ich die herbsten Unfälle meines Vaterlandes kaum empfinde, und in den wenigen Tagen hat sich alles in mir so verwirrt, daß ich glauben möchte, ich sey während des Schlafs in eine andere Welt hinüber getragen. Wer ist diese Mathilde, von der ich vor wenigen Tagen noch nichts wußte, und die jetzt in allen meinen Gedanken lebt? Stille, glückliche Universität! Geliebte Studien, wie fröhlich und unbefangen lebte ich in eurem Schutze, von hohem weitaussehenden Fenster auf den bewegten Markt des Lebens blickend, und das weite unendliche Grün der erfrischenden Natur! Wie süß und lieblich alles, was mein Gemüth traf, welch heitre, einfache Kraft gab mir die Liebe zu Rosalien! Ach, jene Zeit scheint so weit entfernt; jetzt dringen herbe Gefühle gewaltsam auf mich ein, alles ist mannigfaltig, verworren, eines dem andern entgegen, und meine Einbildung selbst von dem schwirrenden Flug der seltsamsten Bilder betäubt! — Die Wehmuth, die das Anschaun der Vergangenheit im Gemüth erzeugt, ist zugleich eine Besänftigerin alles Zorns; jedes Ereigniß gibt sich dem Blicke auf die menschlichste Art zu erkennen, und gegen die große Trübsal des menschlichen Geschicks im allgemeinen, verschwindet aller Uebermuth, alle Härte, alle Keckheit Einzelner;

und was ſonſt den Unglücklichen kränkt und beleidigt, wie ein träber Funken auf der großen Waſſerfluth. So erging es jetzt Ferdinand mit ſeinem Freunde Erhard, der mit ſeinen Geheimniſſen eigenmächtig geſchaltet, ihn unverzeihlich vernachläſſigt, und nicht einmal zum Abſchiede der Rede werth gehalten hatte; er vergab ihm alles, wie ſehr er auch im Sinne gehabt, ihn dafür büßen zu laſſen; mit der innigſten Liebe und Sehnſucht dachte er an ihn, und fühlte ein frohes Entzücken, einen ſolchen Freund zu haben, von dem er die tröſtende Ahnung faßte, daß deſſen Liebe, deſſen Kraft und Geiſt ſeiner Bruſt die Ruhe wiedergeben würde. Er nahm ſich vor, an ihn zu ſchreiben, ihm alles zu ſagen, ihn ſchleunig herbeizurufen, und an ſeinem ruhigen Bewußtſein die Entſchlüſſe zu prüfen, die ihm den Sinn durchkreuzten; es war, als ob ſeine Innigkeit ihm unzählige Gedanken zuſtrömte. Er ſchloß ſich ein, und ſetzte ſich zum Schreiben. Das Papier lag vor ihm, er hielt die naſſe Feder in der Hand, er freute ſich der Begeiſterung, die er empfand, und wollte jeden Augenblick anfangen zu ſchreiben. Wie erſchrack er, als er bemerkte, daß er es nicht könne! Er fand keinen Anfang, und indem er ſann, nahmen die Dinge eine ſo veränderte Geſtalt an, daß er zuletzt deutlich einſah, er habe nichts zu ſchreiben, weil ſich nichts in ihm geſetzt hatte, ſondern unaufhaltſam alles ineinander wogte. Es blieb ihm nichts anderes übrig,

das Sofa nieder, Ferdinand ſetzte ſich auf einen Stuhl neben ihr, und ſah ſie ohne zu ſprechen lieſtesmegt mit ſtrahlenden Augen an. Inzwiſchen kamen die Töchter des Hauſes und einige andere Damen, die den Abend bei Mathilden zubringen wollten, um ihr Geſellſchaft zu leiſten. Die Geſpräche fielen ſchleppend und langweilig aus, die Verſtimmung war ſichtbar, und ſo ſehr ſich auch Ferdinand Mühe gab, munter zu ſeyn, ſah man doch bald, daß es ihm nicht recht darum zu thun war. Die äußerſte Unruhe trieb ihn hin und her, er ſetzte ſich, ſtand wieder auf, und wußte nicht, ob er bleiben oder weggehen ſollte. Es war immer im Begriff, etwas zu ſagen, es war, als zuckten ihm die Lippen von zurückgehaltenen Worten. Mathilde, um dieſem peinlichen Weſen ein Ende zu machen, ſchlug vor, etwas zu leſen, wozu Alle gern einſtimmten, eine der Damen holte das ſpaniſche Theater herbei, und ihre Wahl, die auf die Schöne und die Blume fiel, hatte den Beifall von Allen. Ferdinand mußte leſen, und obwohl anfangs einiger Widerwille bei ihm war, kam er doch bald ſo hinein, daß er alles durch den Silberklang ſeiner Stimme, den richtigen Ausdruck und die Deutlichkeit bezauberte, mit der er die im Deutſchen noch nicht ganz einheimiſchen Verſe vortrug, deren künſtliche Bildung nicht immer ganz neben dem gewöhnlichen Fortgange der Rede herauskommen und wirken will. Er überließ ſich immer

mehr ſeiner eigenen Stimmung, und konnte den Ton der ſüßeſten Innigkeit, der unruhigen Beſorgniß, und des ſtillen Schmerzes nicht verfehlen; jeden Laut fühlte er in der innerſten Seele wiederklingen, ſeine Nerven zitterten, er war auf dem Wege alles zu verrathen, wenn er oft von dem Buche weg mit dem Ausdruck der höchſten Leidenſchaft auf Mathilden blickte, und die Verſe auswendig ſagte, ganz entzückt, in den Worten des Dichters ſein Inneres laut auszuſprechen. Vergebens aber hatte er gehofft, ſie noch allein zu ſprechen, er mußte ſich mit den Andern entfernen, und fand nur mit Mühe die Gelegenheit, ihr noch am ſpäten Abend folgende Zeilen zuſtellen zu laſſen:

Ich muß, Geliebte, dir mein Leiden klagen:
Arm Wort, dein Zeichen war vergebens hier;
Daß ich die Lauſcherblicke noch vermiede,
Mocht' ich vergebens Scherz im Schmerze wagen.
Nichts mochte mir die ſchlimmen Feinde ſchlagen,
Durch Zufall Freude mir bei Freundesnähe,
Und mir kein Zagen, kein Bewegen bliebe,
Daß dir mein Denken heimlich konnte ſagen.
Da wurde Einheren willkommner Beut!
Ein glauben All', ich habe vergeſſen
Sein göttlich Werk, die Schöpfe und die Blume;
Doch war dies nur das Äußerliche, roher,
Das tra'rte, wahrer Leben dieſem Leben
War Liebesbuch, nur dir zum Eigenthume!

Er brachte einen großen Theil der Nacht ſchlaflos hin; Roſalie dämmerte vor ihm auf, aber verſank

bald in dunkle Tiefe. Die Nähe, die zwischen ihm und Mathilde geworden war, riß alles an sich, was die glühende Einbildung von reizenden Bildern schuf, und taumelnd stürzten ihm alle Vorstellungen in Ein Verlangen; die schöne Frau stand unausgesetzt vor seinen Augen, und alles, was sie nur berührte, schien ihr angeeignet; auf diese Weise war ihm die ganze Welt durch sie verschönert und erhöht, überall sah er von ihrem Blicke leuchtende Gluth entzündet. Unaufhörlich betrachtete er ihren Geist, ihre Lieblichkeit, ihre Anmuth, ihre Milde, und bezog dies auf sich, auf sein Leben und sein Glück. Lange hatte er gezaudert, sich klar einzugestehn, wie sein Herz gewendet sey, jetzt ergab er sich ganz diesem Bewußtseyn, und überließ sich ohne Reue seinem Liebesgefühl. Am frühen Morgen, als ihn der helle Sonnenschein, der durch die Fenster hereinbrach, weckte, fand er sich schwer in die wachen Gedanken, die ihm seine Träume zerstörten. Schön leuchtete die Luft im goldnen Licht, dessen ewiger Quell von weißen Wolken dichtgedrängt in weitem Kreise umfaßt war. Die Augen auf den herbstlichen Garten gerichtet, stand Ferdinand lange am geöffneten Fenster. Mancherlei innere Mahnungen redeten gegen seine Neigung, und selbst in der Erfüllung seiner trunkensten Hoffnungen konnte er sein Leben nicht ohne unheimliche Besorgniß denken. Der Tag mit seinen hellen Lichtern schien das Widerspiel der Nacht werden zu

wollen, er machte erbleichen, was ihm während dieſer mit ſo zauberiſchem Lichte geglänzt hatte. Die Natur lockte ihn ins Freie, er durchſtrich den Garten, ging über Wieſen hin, und gelangte endlich zu einem großen Ackerfeld, das am buſchigen Rande des Waldes hinlief. Er mochte einige hundert Schritte darauf fortgeſchritten ſeyn, als er eine einſame Bauſtelle fand, die mit hohen Bäumen und vielen Sträuchern umgeben war. Er hatte ſich kaum hingeſetzt auf einiges behauene Holz, was da lag, als ein kleiner alter Mann ſich langſam aus dem Gebüſche näherte, und ihn ehrerbietig grüßte. Ferdinand dankte ihm freundlich, und ließ ſich mit ihm, da ſein ehrwürdiges Anſehn ihm gefiel, in ein Geſpräch ein, worin der Alte ihm Auskunft gab über den Zweck des Baues, den Eigenthümer, und die Zeit, wann dieſer darin wohnen wolle. Der Alte war der Bauwächter, und ließ ſich die ganze Art ſeines kärglichen Lebens Stück vor Stück abfragen. — Er wacht alſo den ganzen Tag über hier? fragte Ferdinand endlich, und jener bejahte es. — Und die Nacht, wer wacht dann? fragte er weiter. — Ich! war die Antwort. — Aber mein Gott! ſagte Ferdinand mit theilnehmendem Eifer, wann ſchläft er denn? — Wann ich todt bin! ſagte der Mann mit ſchauderhafter Kälte, und, ſetzte er milder hinzu, bisweilen ſo des Mittags. Ferdinand ſtand erſchüttert. Dies Wort hatte ſeine innerſte Seele getroff

ſen, ein Donnerſchlag war es der ſchwülen Laſt ſeiner Gedanken, die kein Spruch von der Kanzel, keine weisheitsvolle Rede ſo hätte plötzlich wenden gekonnt, als es das unabſichtlich hingeworfene Wort des grauen Alten that. Den leichtſinnigen Bildern war er wie mit einem Zauberſchlage entrückt, und der ernſten Betrachtung des Ewigen hingegeben, die Strenge des Geſetzes, und die Gewalt der Natur ſchlugen an ſeine Bruſt, und ſie konnte, wie ſonſt der augenblicklichen Wirkung jedes andern Reizes, auch jetzt dem plötzlichen Eindruck des Bildes der Tugend nicht widerſtehn, er fühlte ſein Herz ermuthigt, ſeinen Sinn gereinigt, und meinte redlich den Vorſatz auszuführen, der verderblichen Verwirrung durch die Flucht zu entgehn, die reizende Frau zu meiden. Glücklich pries er ſeinen Freund, der in ſicherem folgerechtem, und darum nicht minder reichem Leben alles Leid und Freude mit ſich ſelbſt einig aus der Hand des Geſchicks empfangen, und durch jeden neuen Gegenſtand des Lebens nur kräftiger und reiner werde. Kaum traute er ſich zu, ſolchen Daſeyns fähig zu werden, er wußte nur zu gut, in wie fieberhaftem Wechſel ſein Gemüth hinzitterte. Doch ſollte der Verſuch geſchehn; er gab dem Alten was er an Geld bei ſich hatte, und eilte nach dem Schloſſe zurück, wo er ohne jemanden ein Wort zu ſagen, ein Pferd für ſich ſatteln ließ, und blos mit Zurücklaſſung einiger Zeilen an den Oheim (es koſtete ihn

die schwerste Ueberwindung nichts für Mathilden hineinzusetzen) von dem Schlosse wegritt, um Erhard aufzusuchen, zu dem seine ganze Seele verlangte. Doch konnte er nicht von den frühern Bildern ganz scheiden, die seine Sinne durchflogen, und die Entfernung von Mathilden schien desto sicherer zu erlauben, daß er ihr Andenken mit allen Farben belebe. Dort geht sie jetzt, dachte er, dort tönt ihre wundervolle Stimme, dort wirkt ihre unaussprechliche Gegenwart! Und ich hier einsam auf dem Wege zu dem vielleicht hartherzigen Freunde, der vielleicht nichts verstehn will von allem was ich leide, der mein Weinen verachtet, meinen nagenden Schmerz mit kalten Worten zurechtsprechen will. — Laut weinend stürzte er von dem Hügel herab, von dem er zum Letztenmal nach dem Schlosse umsehn konnte, und ritt in den Wald hinein, der vor ihm lag. Fürchterlich erwachte jetzt in ihm der Gedanke, daß Mathilde ihn vielleicht liebe, er wagte nicht auszudenken, was ihm dadurch für eine Seligkeit aufgeschlossen wäre. Grausam sind wir, rief er, grausam, alles Schöne, alles Liebliche zu zerstören, jede Neigung in uns verschmachten zu lassen, jede Innigkeit hart und schmähend zu zertrümmern! Und was kann es Schöneres, Reineres geben in der Welt, als daß zwei Herzen sich wohlthuend erquicken in gegenseitiger holder Neigung? Wo ist Sünde in diesem Glück, das die schönste Gabe des Himmels ist?

O man ist wahnsinnig, das Leben anders zu betrachten, als in der Gegenwart, Ein Tag ist das ganze Leben, Ein Schein in das Herz, und wir sollten der inneren Eingebung der Liebe folgen, glücklich seyn auf jeden Tag, und dem albernen Rechnen entsagen, durch das wir alle unsre Tage in eine Summe bringen und jedem kärglich seine Freude zutheilen nach weiten Verhältnissen! Welche frühere Regung hat denn das Recht einzugreifen in spätere Beglückung? Ist nicht eine wie die andre? quillt nicht jede aus unsrer Natur? Daß sie da ist, ist ihre Rechtfertigung. O wüßte ich nur, daß Mathilde mich liebt, kein thörichtes Gewissen sollte mein Glück hindern! aber sie liebt mich nicht, das ist nur allzuklar, sie liebt wohl überhaupt nicht, und vergebens schmiegt mein Gefühl sich an die Felsenmauer an, die ihr Geist um ihr Herz gezogen hat; darum muß ich fort, darum bin ich unglücklich! — Seine Fantasie trug ihn in die wildesten Verhältnisse, die sich gleich selbst wieder zerstörten, die ganze Welt zog ihn an, und stieß ihn ab, auf alles fühlte er in sich unerfüllbare Ansprüche, und sah verwundert seinem Leben eine sonderbare Gabe mitgegeben, die Schritt vor Schritt sein Daseyn hindernd begleitete. Schon kam es ihm thöricht vor, daß er Erhard aufsuchen wolle, um Trost und Belehrung durch ihn zu finden, da er die Hoffnung aufgab, nur sagen zu können, was ihn quäle, und sein Uebel, an einer Stelle geheilt, alsbald wieder an

einer andern ausbrechen müſſe. Inzwiſchen ritt er langſam weiter, der Weg führte noch immer durch dichten Wald, und er erinnerte ſich dunkel, daß viele Seitenwege rechts und links abgegangen waren, und er vergeſſen hatte, die Zeichen zu beachten, auf welche ihn eine früher eingezogene unſichre Auskunft aufmerkſam gemacht hatte. Eine Krümmung, die ihm die Ausſicht beengte, legte er ſchnell zurück, und befand ſich nun auf der großen Straße, die weithinauf in grader Richtung fortging. Einige hundert Schritte vor ihm fuhr eine Kutſche, der er von weitem folgte. Eben aber, da er raſcher hinausſprengte, um nach dem Wege zu fragen, lenkte der Wagen in einen Seitenweg ein, und blieb durch die vielen Krümmungen des engen Waldweges verdeckt, er ſetzte daher ſeinen Weg gelaſſen auf der großen Straße fort, bis ihm endlich ein Bauer begegnete, der Holz auf dem Rücken trug. Ferdinand hörte von dieſem mit großem Verdruß, daß er eine Meile weit von dem Wege abgekommen ſey, der von der großen Straße nach dem genannten Dorfe führe, und dahin durch die verſchlungenen Holzwege ſich wohl ſchwerlich ohne Führer finden würde. Dem Rathe des Mannes zufolge ritt er um Mittag zu halten nach einem nahen Jägerhauſe, es war derſelbe Weg, den auch die Kutſche gefahren war. Auf einem freien Platze, von uralten Eichbäumen beſchattet, ſtand ein ſtattliches Haus, das durch die über den Thüren angebrachten

Hirschgeweihe, und das Horn im Schilde seine zwiefache Eigenschaft zu erkennen gab. Ferdinand stieg ab, und begab sich sogleich auf das ihm angewiesene Zimmer; nach den Fremden, die in der Kutsche, welche er vor der Thür stehn sah, angekommen waren, hielt er nicht der Mühe werth zu fragen. Er hatte aber eben die letzten Stufen der Treppe erstiegen, als er zwei Damen erblickte, die zu einem blumenreichen Altan gehen wollten, und ihm den Rücken zuwandten; da sie auf das Geräusch seiner Tritte sich umkehrten, machte er im Vorbeigehn eine höfliche Verbeugung, aber indem sein Fuß sich fortbewegte, blieb sein Auge gefesselt, und erkannte mit staunender Freude Mathilden, deren schönes Antlitz erblassend ihm entgegen lächelte. — Welch ein Zufall! Sie hier! waren die einzigen Worte, die er hervorbringen konnte, aber sein Gesicht glühte, seine Augen strahlten Entzücken, und seine trüben Gesichtszüge wurden von so kindlicher Fröhlichkeit belebt, daß Mathilde von ihrem ersten Verdacht, er sey ihr absichtlich nachgeeilt, sogleich zurückkommen mußte, und selbst gerührt wurde von der lebhaften Wirkung, die dies zufällige Finden auf den leidenschaftlichen Jüngling machte. Das Fräulein, das Mathilden begleitete, trat herzu, und sagte fröhlich: Sie sind wohl recht erstaunt, unsre Freundin so wohl und munter zu finden? ja wir Alle waren freudig überrascht, als sie diesen Morgen ganz gesund her-

unter kam, und man hätte ihr wohl gar eine kleine Unpäßlichkeit noch gewünscht, um sie länger auf dem Schlosse zurückzuhalten. — Sie müssen wissen, sagte Mathilde zu Ferdinand, der noch wie betäubt da stand, ich habe bisweilen Launen, deren Befriedigung mir das höchste Bedürfniß ist, und denen ich ohne Gefahr für meine Gesundheit nicht entgegenstreben darf. So hatte ich heute ein unwiderstehliches Verlangen nach der Stadt zu fahren, das Fräulein war so gut mich begleiten zu wollen, und so fuhren wir nach wenigen Minuten fort. Haben Sie nicht einen Zettel erhalten? ich ließ ihn für Sie zurück, und bat Sie mich nach einigen Tagen mit Erhard bei meiner Tante zu besuchen. — Ich habe nichts erhalten, sagte Ferdinand verlegen, ich bin früh ausgeritten, um Erhard aufzusuchen, verirrt komm' ich hieher; aber ich sehe, wenn ich mich verirre, treffe ich grade das Rechte, es ist so viel besser! Ich sah es gleich ein, wie mein Weg zu jenem ganz umsonst sey, denn ach! der innerliche Kranke wird nie durch einen geheilt, der ganz mit ihm vertraut ist! — Das Fräulein bat ihn nun dringend, ihnen lieber gleich nach der Stadt zu folgen, Erhard könne ja nachkommen. — Das kann er auch, versetzte Ferdinand entschieden, denn ich kehre jetzt auf keinen Fall um. — Mathilde erschrack; sie hatte, da sie die Nothwendigkeit einsah, das Verhältniß aufzuhalten, das Ferdinand mit hingegebener Seele heftig ver-

folgte, und blos deswegen von dem Schlosse wegfahren wollte, sogleich an Erhard geschrieben, ihm die ganze Gefahr, in der sein Freund schwebe, geschildert, und ihn aufgefordert, unverzüglich zu diesem zurückzukehren, und ihm die Lücke auszufüllen, die ihre plötzliche Abreise ihm machen würde, denn sie sah nur allzugut ein, daß er allein ohne Aufsicht sich den äußersten Entschlüssen überlassen könnte. Ihrer Rechnung nach sollte Erhard noch am selbigen Abend auf dem Schlosse eintreffen, und nun bestand Ferdinand darauf sie zu begleiten! Sie konnte nichts anders, als dem Augenblick der Kraft übel Dank wissen, der zu gleicherzeit mit ihrer Flucht auch die seinige veranlaßt hatte, und jetzt durch beiderseitige gleiche Absicht das vernichten half, was jeder allein für sich erreicht hätte. Sie versuchte vergebens alle Mittel, ihm sein Vorhaben auszureden, er war zu froh sie wieder gefunden zu haben, er hatte in den wenigen Stunden zu schmerzlich gefühlt, wie er von ihr getrennt kein tröstliches Daseyn finde, um jetzt so leicht aufs neue sich diesem Zustande zu übergeben. Sie hielten zusammen Mittag, und Mathilde gelang es einigermaßen, sein aufgereiztes Gemüth, das sie heftige Auftritte besorgen ließ, in eine leichtere Fröhlichkeit zu stimmen, doch blieb in allem, was er sagte, eine eigene Wehmuth, die er nicht unterdrücken konnte. Das Fräulein hatte endlich kaum das Zimmer auf einen Augenblick verlassen,

als er im Ausbruch der gewaltsamsten Leidenschaft ihr zu Füßen stürzte, ihre Hände faßte und mit Küssen bedeckte, und mit vielen Seufzern diese Worte ausrief: Wie könnte ich fort, jetzt wieder fort von Ihnen, da ich glaube das Leben wieder zu haben seit dem Augenblick, daß ich wieder bei Ihnen bin? O Sie zu sehn, nur anzusehn in allem Zauber der Liebesgewalt ist ja schon Fülle der Seligkeit; ich liebe Sie wie ein Kind liebt, wie ein Freund, wie ein Geliebter, Sie sind mir alles, ohne Sie ist mir alles nichts, nur Ketten und Gefängniß können mich von Ihnen zurückhalten. Wie? hat nicht der Himmel selbst mich Ihnen wieder zugeführt? Mein innerstes Herz konnte es nicht deutlicher wollen, als es jetzt mein Schicksal gewollt hat; dem sollt' ich widerstreiten? leichtsinnig seine Güte verscherzen? Nein, nein, Mathilde, das können Sie von mir nicht fordern! Wie wenig kennen Sie mein Inneres, die tobende Fluth meines Herzens, wenn Sie glauben den unaufhaltsamen Strom zu dämmen durch Sandkörnchen, die Sie hineinwerfen; hören Sie auf, die edelste Kraft der Natur zu verkennen, sehn Sie all mein Jugendlieben, jeden Gedanken meines Geistes, und jede Faser meines Leibes in einer einzigen Gluth entbrennen! — Mathilde befand sich in der peinlichsten Angst, ihr schwankender Sinn neigte sich zu gütiger Milde, aber ihre Besonnenheit siegte, und mit unwilligem Ernste erwiederte sie ihm, daß das alles

recht schön seyn könnte, wenn sie eben so ihn liebe, aber da dieses unglücklicherweise nicht der Fall wäre, so bäte sie ihn recht dringend, solche unangenehme Auftritte zu vermeiden, sie habe viel Antheil genommen an ihm, so lange sie habe hoffen dürfen, er werde durch sein Verhältniß Rosalien das ihrige in Ehren halten. — Wie vernichtet sank er auf einen Stuhl, und blickte mit erloschenem Auge starr vor sich nieder. Als das Fräulein wiederkam, und die Damen sich zur Abfahrt anschickten, und Ferdinand gleichfalls sich fertig machte sie zu Pferde zu begleiten, sagte er im Weggehn leise zu Mathilden: Nun kann ich noch weniger zurückbleiben; Sie sind mir mehr als Geliebte, ich ertrüge sonst die Schmach nicht, nein bei Gott! ich ertrüge sie nicht, mich so verstoßen zu sehn! — Unter einer frohen Musik von Waldhörnern fuhren sie weg, der Kutscher pfiff ein lustiges Stückchen, und das Fräulein war lauter Munterkeit; Mathilde inzwischen saß in Sorgen, wie sie dieser Verwirrung entgehn solle, und hatte für den Unglücklichen keine andre Hoffnung, als die von Erhard kommen konnte. Das schnelle Fahren erlaubte nur wenig und abgebrochnes Gespräch, und Ferdinand konnte das, was er einzig sagen mochte, nur in brennenden Blicken aussprechen. Sein schmerzlicher Zorn flammte immer höher auf, je mehr er in Mathildens Gemüth die vorige Güte und Freundlichkeit, das duldende Mitleid und die ge-

rührte Theilnahme erlöschen, und einem unverhohlenen Mißfallen und Verdruß weichen ſah. Seine Verzweiflung ſtieg auf den Punkt, daß er mit krampfhaftem Lächeln alles, was ihm Liebe eingegeben hatte, verläugnete, und ſich anſtellte, als reite er aus der gleichgültigſten Laune von der Welt dieſen Weg, der die freie Landſtraße für jedermann ſey, und ihm ſo gut angehöre wie andern. Dann baten wieder ſeine flehenden Blicke um Verzeihung ſeines Wahnſinns, aber Mathilde ſchwieg zuletzt ganz, und gab weder Zeichen des Mißfallens noch der Güte, ſchon beides für gleich unnütz und thöricht haltend. So gelangten ſie mit einbrechender Nacht in die Stadt, jeder auf andere Weiſe verſtimmt und unruhig. Die dunklen, nur von wenigen Laternen erleuchteten Straßen machten auf Ferdinand einen ſonderbaren Eindruck; er erinnerte ſich, wie er vor nicht langer Zeit die Stadt mit ganz andern Empfindungen begrüßt habe, und welche Fülle von lieblichen Forſchungen ihm damals gegenwärtig geweſen ſey; Roſaliens Name wurde ihm auch jetzt von jedem Stein entgegen gerufen, aber er mochte nicht hören, und hatte keine Wahl mehr. Die Damen ſtiegen aus, und Ferdinand begleitete ſie zu Mathildens Tante, wo auch er den Abend zubrachte. Die kleine Geſellſchaft, die ſich dort fand, war ihm bald gänzlich zuwider, er glaubte nie in ſeinem Leben

so geringfügiges Geschwätz gehört zu haben, und litt unsäglich, Mathilden darein so vielfach verflochten zu sehn. Wie ein sorgsamer Gärtner, dachte er mit innigem Blicke, die zarte Blume aus der Nähe giftiger Pflanzen wegträgt, so möchte ich dich diesen Leuten entrücken, und in ihrer Erinnerung jede Spur von dir tilgen! — Er war einer der letzten, die sich entfernten, und Mathildens kalter Abschied, bei dem sie voraussetzte, er würde am andern Morgen zurücktreten, brachte ihn aus aller Fassung. Kein Augenblick der Erholung wollte sich ihm zeigen in dem raschen Wechsel der Kränkungen, die ihm widerfuhren; jedes unbedeutende Wort wurde ihm zur Furie, und wenn schon an sich selbst seine Stimmung ihn alles um sich her hassen machte, so that der Zufall alles mögliche, um ihn in dieser Stimmung höher und höher zu treiben. Er eilte durch die unbekannten Straßen zu dem Gasthof, wohin er schon früher sein Pferd hatte bringen lassen; aber er ging noch nicht hinein, sondern durchstreifte, nachdem er das Haus eine Weile stumm und unentschlossen betrachtet, viele Straßen und Plätze an den schwarzen Häuserreihen vorüber, die alle in Todesstille dastanden. Schauerlich löste sich das Dunkel gleichsam von den großen Steinmassen in seine unmuthige Seele. An einem Brunnen blieb er lange Zeit stehn, und hörte gedankenlos dem Rauschen des Wassers

zu, das einzig diese Stille brach. Dann sah er scheu zu einigen alten Bildsäulen auf, die auf umgitterten Postamenten standen, und sich aus dem schweren Marmor in schwebende Geister verwandelt zu haben schienen. Bäume rauschten von Zeit zu Zeit, und dürres Laub säuselte am Boden. Eine rege Flamme trieb ihn unruhig fort, die Stille ängstigte ihn schrecklich, und er hätte vieleg darum gegeben, irgendwo eine rauschende Musik und lärmende Freude anzutreffen. Sehr spät kehrte er endlich zurück, ermüdet durch seine Seele, und mußte noch lange herumirren, eh er den Gasthof wiederfand, wo ihn ein schläfriger Hausknecht verdrießlich einließ. — Als er am andern Morgen erwachte, mißfiel ihm sein Zustand aufs äußerste, ein heller Blick in sein zerrüttetes Gemüth ermunterte ihn plötzlich, und erweckte ihm den raschen Trieb, etwas Entscheidendes zu unternehmen; er verglich seine Leidenschaft einer brennenden Sonne, um die sich alles andere umschwingen und ordnen muß. Jetzt erst wurde ihm vollkommen gewiß, daß ihm jeder Strahl in dieser Dunkelheit erloschen sey, wie dem Ergriffenen weder Verstand noch eine andre Seelenkraft zu Gebote stehe, und in unaufhaltsamen Lebensschlägen sein Schicksal erfolgen müsse. Sein Herz that ihm weh, es zogen deutlich Wogen des Schmerzes durch seine Brust, und sein ganzer Zustand war unaus-

sprechlich. Der Lärm vieler Trommler, der mit Musik abwechselnd immer näher kam, zog ihn ans Fenster. Französische Regimenter marschirten durch, um sich zur großen Armee zu begeben. Das frische, muntre Aussehn der muthigen Truppen, der wilde Lärm der Trommeln, das Rufen der Offiziere, alles diese stürzte sich wohlthätig in seine Trauer, und brach sie. Ihm stellten sich die großen Bilder des Kriegs, der Tapferkeit, des Todes, und des leichten Muthes, der ihn auf jedem Schritte erwarten darf und nicht fürchten, lebhaft vor Augen, eine kühne, freie Thatkraft leuchtete ihm entgegen. Er prüfte sich genau, wie sein Leben, das er bisher nur in Rücksicht auf das Leben betrachtet hatte, ihm denn jetzt in Bezug auf den Tod erscheine, den er sich ganz nahe dachte. Mit Reue sah er sich aus der Welt scheiden, mit Reue sein Leben auf eine weite Zeit angelegt, da doch jeder Vorfall diese abkürzen könnte. Er fühlte, daß ihm der Tod süß wäre in Mathildens Nähe, aber der grausamste Hohn, wenn er ihn von ihr entfernt träfe, jeder Augenblick würde er bereuen, den er seinem Glück entzogen hätte. Das Bild eines Kranken schwebte ihm vor, dem der Arzt das Leben abgesprochen hat, und der keinen Zweck mehr finden kann, peinvolle Vorschriften zu seiner Erhaltung zu erfüllen. Er überließ sich einer taumelnden Begeisterung, zum Erstenmal fühlte er

ſich als Herr, und ſah ſich als den Mittelpunkt von allem, jedes ſollte ihm dienen, und ſein Glück, ſeine Freude ihm das höchſte ſeyn, weder Vergangenheit noch Zukunft ihn ſtören, da der Menſch doch nichts habe als den Augenblick der Gegenwart. Die Truppen waren längſt vorbey, die kriegeriſche Muſik verhallt, als er von heftigen Bildern der Kraft, des Sieges und des Glückes überreizt in brauſender Eile zu Mathilde flog; er fand ſie allein: mit aller Gluth der verzehrendſten Liebe ſtürzte er zu ihren Füßen, mit verzweiflungsvoller Beredſamkeit ſuchte er ihre Härte zu erweichen, er ſchilderte ſein mögliches Glück, ſeine vorhandene, unausſprechliche Trauer, er meinte es müſſe doch endlich, endlich ſeinen Thränen, ſeinen Bitten ihr Herz ſich eröffnen; nur ihn nicht zu verſtoßen flehte er mit einer Art, daß Mathilde ſich vor ihm zu fürchten anfing; ſie blieb in kaltem Unwillen, und verleugnete keinen Augenblick, daß ihr ſeine Gegenwart das Unangenehmſte von der Welt werde. Da wußte er ſich endlich nicht länger zu bezähmen, Wuth, Schmach und Verzweiflung traten in ſeine flammenden Augen, wie ein Raſender ſtürzte er auf ſie los, und drückte ſie feſt in ſeine Arme, es war als halte er ſein Leben über einem Abgrund feſt; mit Gewalt wollte er erringen, was die Liebe ihm verſagte, daß Mathilde mit Abſcheu ihm entfloh, und er einſam zurückblieb, eine Hölle in der Bruſt,

von allen Qualen zerrissen, ohne Hoffnung, ohne Stütze, in unaussprechlichem Elend. Vergebens rief er, sein Bitten, sein Jammern verhauchte an der verschlossenen Thür, durch die Mathilde geflohen war, und spät ging er fort, ohne auch nur einen Blick der Gnade mitzunehmen, verstoßen aus ihrem Gedächtniß wie aus ihrem Hause; ein Bedienter hatte ihm die Botschaft gebracht, er möchte sich für diesmal entfernen, die Dame würde ihn rufen lassen, wenn ihr besser wäre. Zu Hause stürzte er sich auf das Bette nieder, die Hände auf das Gesicht gedrückt, als wolle er den Tag nicht sehn, blaß wie ein Todter lag er ausgestreckt, und das Herz sandte nur Wellen des Jammers in seine erstarrten Glieder. — Erhard indessen hatte nicht sobald Mathildens Brief erhalten, als er ungesäumt nach dem Schlosse eilte. Als er dort seinen Freund nicht mehr fand, ahnete ihm sogleich, er würde Mathilden gefolgt seyn, und ein Jägerbursche, der im Walde Mathilden gesehn und zufällig auf dem Schlosse erzählt hatte, sie sey von einem Herrn zu Pferde begleitet gewesen, bestätigte seine Vermuthung völlig; er machte sich auf, und folgte ihm nach. Seine Ankunft bei Mathilden traf grade in die unselige Zeit, da Ferdinand sie nach seiner wahnsinnigen Gewaltthätigkeit verlassen hatte. Er traf sie weinend und zerstört, und erfuhr von ihr alles, was geschehn war. Der

Anblick ihres Leidens regte allen Zorn in ihm auf, er hörte nicht auf ihre Bitte, ihn zu ſchonen, er flog zu Ferdinand, und trat in das Zimmer, als dieſer noch in jenem Zuſtande lag. — Ich weiß alles, ſagte er mit unerbittlicher Strenge und mit einem Blick, der dem Unglücklichen das Bewußtſeyn des verworfenſten Sünders in die Seele ſchleuderte, ich weiß alles, du ſchändlicher Menſch! ich komme von Mathilden, zu deren Namen, der meinetwegen mich aufruft, ich noch für dich nach deinem eigenen Auftrage den Namen Roſaliens hinzufüge, daß die Scham dich vernichten möge! Aber wohlan, hier muß einer von uns fallen, komm! — Ferdinand wollte ſchluchzend auf ihn zueilen, aber wie einem, deſſen Berührung verpeſtet, wich ihm Erhard aus, und fluchte ſeinen Thränen und ſeiner Freundſchaft. — Komm! komm! rief Erhard. — Nimmermehr, ſagte der Andre ſchmerzlich, ſoll ich auch den Freund noch tödten? Der Teufel iſt dein Freund, ſcholl es ihm entgegen, du nichtswürdiger Menſch! und damit fuhr Erhard zur Thür hinaus. — Von Freund und Geliebten verſtoßen, mit ſich ſelbſt zerfallen, ohne Anſpruch mehr auf das Leben, wünſchte Ferdinand ſich dieſem Elend zu entrücken, er konnte nicht länger mit ſich leben, im Gefühl des entſetzlichſten Schmerzes trank er ein Fläſchchen Opium aus, das er bei ſich zu tragen pflegte, und erwartete ſehnlich

den Tod als seinen Befreier; er wagte nicht Erbarmung zu hoffen, aber nach dieser scheute er keine Qual. Das Gift wirkte nicht sogleich tödtlich, und brachte solche Zufälle hervor, daß der Wirth, der wohl merkte, hier müsse etwas außergewöhnliches vorgehn, sogleich einen Arzt rufen ließ, und einen Eilboten zu dem Oheim aufs Land schickte. In halbem Schlaf, in halber Ohnmacht brachte er die Nacht hin, dem Arzt gab er wenig Antwort, er wolle sterben, wiederholte er mehrmals. Als er sich schwächer fühlte, schickte er gleichwohl noch um Erhard, und dann zu Mathilden, aber jener war nirgens zu finden, und diese sey krank, brachte man zur Antwort. Spät kam der Oheim, der angstvoll ins Zimmer stürzte, und mit der größten Zärtlichkeit seinen Neffen umarmte. O mein Sohn, mein geliebter Sohn! rief er aus, ja ich dachte dein Vater zu werden, auf dich waren meine schönsten Hoffnungen gebaut! — Er ging die Hände ringend auf und nieder. Ferdinand aber winkte ihm, und bat um eine Brieftasche, die ihm gegeben wurde, und aus der er einige Briefe nahm, eine Locke, und einen Ring, den er die letzte Zeit nicht mehr am Finger getragen hatte. — Dies alles, begann er zu reden, dies alles senden Sie an Rosalien zurück, lieber Oheim! Die Addresse werden Sie finden, und erzählen Sie ihr meinen Tod, sagen Sie ihr, sie

möge mir vergeben, aber die Thränen, die sie um mich weinen wird, verdiene ich nicht! — Der Oheim nahm alles schweigend zu sich, Ferdinand aber fuhr fort: Das sey abgethan! aber nun, mein Oheim, gehn Sie gleich zu Mathilden, und sagen ihr, daß ich todt bin! Ich bitte sie rezig um Verzeihung, und sterbe in den Qualen, von ihr getrennt, von ihr verstoßen zu seyn. O ich bin ein elender Mensch geworden, aller Sünde hab' ich mich nach schwachem Widerstand ergeben; aber grausam hat das Geschick mit mir gespielt, dem reinsten Leben sah ich entgegen, Glück und Freude lagen auf meiner stillen Bahn, als ich von ihr weggerissen und allzugroßen Prüfungen entgegen geworfen wurde. Mußt' ich Franzesco'n überwinden? O zu Spott bin ich durch meinen Sieg geworden! Die Vorsehung hat meiner gelacht, ein Scherz war ihr meine Tugend, die Flucht selbst schlug mir zum Finden dessen aus, was ich meiden sollte! So fluch ich denn dieser grausamen Hand! so fluch ich der Erde und ihrem Glück, dem Himmel und seiner Tugend, und stürze in den Abgrund, der meiner harret! Die Anstrengung ließ nach, er sank todt zurück, seine Augen blieben verdreht und konnten nicht geschlossen werden, seine schönen Lippen verzerrten sich. Der Oheim ging zu Mathilden, keine Thräne netzte sein Auge, bis er den schrecklichen Zusammenhang erfuhr. Erhard hatte

[illegible]

II.

Krieg und Liebe.

Reiz und Liebe.

In den Denkwürdigkeiten eines österreichischen Offiziers, der eine geraume Zeit nach dem Wiener Frieden an seinen bei Aspern erhaltenen Wunden starb, und seinen Freunden ein theures Andenken in dem Buche, wovon die folgenden Blätter ein Bruchstück sind, hinterließ, findet sich unter andern anziehenden Bildern aus seinem Leben auch folgende Erzählung, die den Leser nicht ohne Theilnahme lassen wird. Er redet mit seinen eigenen Worten, und hebt das letzte Buch seiner Lebensgeschichte also an.

Die zärtliche Neigung des Herzens hat sich mir niemals liebenswürdiger offenbart, als in dem Anfang eines angenehmen Verhältnisses, das ich mit einer Schauspielerin hatte, und dessen kurzen Verlauf ich hier getreu schildern will. Die heftige Leidenschaft, von der ich im Vorhergehenden gesprochen habe, und in deren verwickeltem Ausgang alle meine Kräfte und Wünsche wie in einem heißen Kam-

pfe um Leben und Tod niedergeworfen waren, hatte mich einer seltsamen Ruhe überlassen, die jeden neuen Liebesreiz unmöglich zu machen schien, und so hatte ich bereits mehrere Jahre verlebt, ohne mich in der Gleichgültigkeit, mit der ich an das dachte, was ich nun noch erwarten könnte, unglücklich zu finden; mein Herz war auf seiner stolzen Fahrt gescheitert, die glücklichen Ufer mir auf ewig entrückt, meine Sorge war nur, den alten Hafen wieder zu gewinnen. Die kleine Garnison in Oberösterreich war meiner Sinnesart jetzt ganz gemäß, der halb städtische, halb ländliche Aufenthalt gab mir eine stille Zerstreuung, ich sah dann und wann einige benachbarte Edelleute, die mich äußerlich dann wohl etwas beschäftigten, aber in meinem Innern, so wenig wie ihre Frauen und Töchter, nicht den geringsten Eindruck hervorbrachten. Nähere Anhänglichkeit an meine Kameraden, ein vertraulicherer Umgang mit meinen Vorgesetzten, und nebenher mancherlei Liebhabereien, denen ich mich ergab, füllten die Zeit genugsam aus, die mein Beruf mir übrigließ, und ergänzten nach und nach mit einem alltäglichen Reize den Mangel, der durch die Entziehung eines so gewaltigen und so gewohnten Reizes in meinem Innern entstehn mußte. Die Tage kamen unvermerkt und gingen unvermerkt, eine Stunde löste die andre harmlos ab, und ich gefiel mir eine Zeitlang ganz gut in der armseligen Folge von un-

wichtigen Ereigniſſen. Hätte man mir in früherer Zeit geſagt, ich würde ein ſolches Daſeyn führen können, ohne mich höchſt unglücklich zu fühlen; ſo würde ich es für unmöglich gehalten, und die Gefahr eines ſolchen Abſterbens verlacht haben; auf gleiche Weiſe ging es mir im Gegentheil auch jetzt, wenn ſcherzend meine Freunde behaupteten, die Liebe würde noch Anſprüche auf mich geltend machen, die ich gegenwärtig ableugnen wollte. Nichts ſchien mir lächerlicher, als daß ich mich wieder verlieben könnte. Dies geſchah denn auch freilich nicht im eigentlichen Sinne des Worts, denn jene Leidenſchaft, deren ich fähig geweſen, war in mir bis auf die letzte Spur verſchwunden, aber doch hätte ich nicht geglaubt, daß Gefühle, die ihr ähnlich ſind, noch ſo großen Antheil in mir erwecken, und mir noch ſo peinlichen Verdruß und Kummer bereiten könnten, als das Folgende darthun wird.

Die Zeit des Faſchings war herangekommen, und Wien mit ſeinen bunten, raſchen Bildern fing an, unſre unbefriedigte Einbildungskraft lebhafter anzuregen. Die hellen Kreiſe glänzender Geſellſchaft, das fröhliche Gewühl und der laute Schall feſtlicher Tänze, die Bequemlichkeiten und Vergnügungen aller Art, die in dieſer üppigen Hauptſtadt mit ungeheurer Mannigfaltigkeit abwechſeln, kamen jeden Abend mit Zauberſtrahlen durch das traurige Schneegeſtöber und über die eisblinkenden Straßen in verführeriſchen Bildern bei unſern Verſammlungen an,

die wir im einsamen Wirthshause am Markte hielten, und vergebens den stillen Abenden und frühen Nächten unsrer langweiligen Tage entgegensetzten. Eines Abends wurde von Einigen beschlossen, nach Wien zu gehn, und einer meiner Freunde, der dort ernsthaft verliebt und voller Heirathsgedanken war, beredete mich, ihn zu begleiten, welches ich endlich ihm zu Gefallen zusagte, während aus meiner Seele der flüchtige Reiz des Vergnügens, dem wir entgegen gingen, mit dem ersten Aufwallen auch wieder entschwunden war. Die aufgehende Sonne fand uns schon zu Pferde, um gegen den schneidenden Ostwind auf dem harten Schnee gegen Wien zu traben, wo wir wohlbehalten anlangten.

Die Stimmung der Freude läßt sich nicht erzwingen; ich vermied die häufigen Einladungen meiner zahlreichen Bekannten, und lebte sehr eingezogen. Wenn mein Freund, durch seine Angelegenheit immer beschäftigt und dem süßesten Glücke nachhängend, mich Abends allein ließ, fiel meine Wahl unter allen Unterhaltungen meist auf das Schauspiel, das zu der Zeit in Wien nicht eben schlecht war. Die Bühne, wenn man sie täglich besucht, erscheint bald in einem ganz andern Lichte, als wenn man ihr nur zufällige, von Mißmuth und Zerstreuung aufgelöste Stunden schenkt; die mannigfachsten Bedingnisse wirksamer Aufführung werden nach und nach deutlich, man erkennt die oft sehr verhüllten

Triebfedern, welche den angenehmen Eindruck hervorbringen, der Verſtand lernt genau und ſchnell den Antheil, welchen Ueberlegung, Bewußtſeyn, Laune, Uebung, Gewohnheit und Zufall an einer glücklichen Vorſtellung haben, abſondern, neben dem Ganzen treten zugleich die einzelnen Beſtandtheile deutlicher vor Augen, und indem die Gegenſtände der Vergleichung in dem kürzeſten Zeitraum zuſammengedrängt folgen, bildet ſich unmerklich der größte Scharfſinn der Beurtheilung, die genauſte Ueberſicht des Ganzen, und die leiſeſte Würdigung des Einzelnen, mit einem Worte, es entſtehn Vertraute und Liebhaber der Bühne, wie deren die franzöſiſche in Paris zu ihrem größten Vortheil ſo viele zählt, und wie Goethe deren einige als Serlo's größten Beiſtand im Wilhelm Meiſter ſchildert. So ging es auch mir, ich lernte das Vergnügen begreifen, mit welchem die täglichen Schauſpielfreunde auch den abgeſchmackteſten und wiederholteſten Vorſtellungen zuſehn, und erſtaunte über die zahlloſen Bemerkungen und Aufſchlüſſe, die jeder neue Abend mir gab. Ich nahm unwillkürlich Theil an allem, was das Schauſpiel bedarf, las eifrig die Berichte darüber in den öffentlichen Blättern, denen ich zuweilen Beiträge gab, und da mein Eifer in ſeiner Unruhe alle Gelegenheit ſuchte, die erlangte Kenntniß in Thätigkeit zu bringen, ſo war ich bald mit den vorzüglichſten Schauſpielern und Schauſpie-

lerinnen in näherer Bekanntſchaft; ich wurde von ihnen in ihre Heiligthümer gezogen, und befand mich eben ſo oft während der Vorſtellung auf der Bühne und in ihren Ankleidezimmern, als unter den Zuſchauern.

Zwei Frauen theilten damals die allgemeine Gunſt des Publikums, beide waren ſchön von Geſtalt, angenehm im Betragen, und von ausgezeichneten Talenten für die Darſtellung, doch in jedem dieſer Stücke entſchiedene Gegenſätze von einander. Die eine, Thereſe, glänzte durch feinere Bildung, Klugheit und Verſtand, durch freien Sinn und glückliche Beleſenheit, dabei lebte ſie ihre muntern Jugendtage mit vergnügtem Herzen offen und anſpruchlos dahin. Die andre, Eugenia, ſuchte mehr die ſtille Verborgenheit; ihre Handlungen zeugten von einer eigenwilligen hartnäckigen Gemüthsart, ihre Freundlichkeit verläugnete niemals einigen Ernſt, welcher bewundernde Achtung dem erregteſten Wohlgefallen vorzog, Verſtand hatte ſie weniger, aber in jedem Tone, den ſie ausſprach, klang eine geheime Innigkeit des Gefühls, und dieſe goß über alle ihre andern Eigenſchaften eine ſolch ſittſame Anmuth, daß ſelbſt die ungefälligen Seiten ihres Weſens den Herzen gefährlich wurden, eine Anmuth, die durch den außerordentlichſten Reiz körperlicher Vollkommenheiten unwiderſtehlich wurde. Hörte man jener zu große Freiheit vorwerfen, ſo durfte man

an dieser wohl eine zu große Befangenheit tadeln, die ihren Umgang wie ihr Spiel mitunter etwas peinlich machte. Als ich beide persönlich kennen lernte, war mir dieser Unterschied schon großentheils von der Bühne herab klar geworden, denn man konnte, so schien es mir, mit Recht sagen, daß jede genau sich selber spielte, so daß man eben so gut hätte glauben können, ihr Rollenfach habe ihre Gemüthsart bestimmt, als umgekehrt. Dies hatte ich oft in Ueberlegung gezogen, und mir schien, als sey die Aufgabe, einen Charakter darzustellen, den man in einigen Zügen der eignen Seele nur angedeutet besitzt, einer schönern Lösung fähig, als diejenige, etwas zu spielen, das, weil man es ganz ist, man eher versucht ist, mit der Natur zu machen, als mit der Kunst, und weil alsdann nur das gemeine Bild des wirklichen Daseyns statt des höheren eines veredelten Seyns erscheint, so beklagte ich, daß diese beiden Frauen eigentlich ihren besten Vortheil nicht verstünden, und nahm mir vor, darüber, wie über so manches andere, was ihre Kunst betraf, mit ihnen gelegentlich zu reden.

Mit Theresen hatte ich eine lebhafte Unterhaltung, in welcher sie mir Recht und Unrecht gab, und ihren Verstand nur anwandte, mich zu verwirren, worauf sie mit scherzender Gleichgültigkeit die Sache fallen ließ. Ich wollte nun sehn, wie es mit Eugenien gelingen würde, ob die mir eben so entschlüpfen

würde, und so freute ich mich des Zufalls, der noch spät an demselben Abend, als Thereje fortgegangen war, Eugenien in die Theaterloge führte, wo ich sie zuvor nie gesehn hatte, und sie sich auf denselben Platz, den jene verlassen hatte, neben mich setzte. Eugenie antwortete gut und geläufig auf manches Schmeichelhafte, das ich über ihre bisherigen Vorstellungen sagte, und was man mit dem bloßen Gefühl wissen kann, das schien sie recht gut zu wissen, nur wo es auf etwas Erlerntes ankam, da wurde ihr Sprechen mangelhaft, und gab selbst bei den nothwendigsten Dingen, von denen sie hätte unterrichtet seyn sollen, die ärgsten Blößen. Ganz und gar nichts aber wollte sie von meinem Vorschlage hören, statt der weichen, traurigen Heldinnen einmal die muntern und bösen zu spielen. Ich sah mich unerwartet darüber in Scherzreden mit ihr verflochten, und weil doch einmal statt vernünftiger Gründe nur Laune und Witz den Streit führten, so kehrte ich aus Bosheit meinen Satz um, wie er denn in der That ziemlich zweifelhaft und in beiden Fällen gewissermaßen wahr seyn mag, und sagte: deßwegen müssen Sie die bösen Rollen spielen, weil man doch am besten das spielt, was man selbst ist, warum ein Talent immer in fremdartige Form zwingen? Wie sehr dies Ihnen auch gelingt, und wie entzückend Sie uns die Johanna d'Arc geben würden, so möcht'

ich Sie doch vor allem andern auch als Königin Jsabeau sehn.

Was sie zunächst antwortete, habe ich überhört; ein Wunder, daß ich nicht auch meine eigne Rede ungeendigt ließ! denn ich hatte eben angefangen, der lieblichen Frau ins Gesicht zu sehn, und empfand je mehr und mehr das Feuer ihrer Anmuth in meine Adern übergehn, jede ihrer Bewegungen, das Aufschlagen, Niedersenken und Wechseln des nahen Blicks, das Zittern ihrer Haare, die von beiden Seiten der Stirne in Locken wunderschön herabfielen und jedem Wurfe des allerliebsten Köpfchens nachschwankten, das zauberische Oeffnen der Lippen, und die sanfte Erhebung und Senkung der belebteren Züge, alles das zog meine Aufmerksamkeit in dem Grade hin, als ob ich den feinen Wunderbau des Körpers in diesen Werkzeugen zum Erstenmal wahrnähme. Mein wie in Neugier verlorenes Zusehn muß jedoch zugleich ein freudigerstauntes Lächeln gewesen seyn, denn ich sah ihr holdes Gesicht plötzlich eine Heiterkeit annehmen, wie sie von den Gegenständen auf die Augen überzugehn pflegt, und noch kann ich nicht ohne Entzücken an den sanftglühenden, duftigen Schein des blühenden Antlitzes denken, das in Jugendfrische so warm und kräftig vor mir schwebte. Ich weiß nicht, wie lange dieser träumerische Zustand gedauert haben mag, genug, daß er meiner Sehnsucht zum Trotz, die gewünscht hätte so anse-

hend und angesehn zum ewigen Bilde zu erstarren, in schnellem Wehen auseinander stob, und ich mich mit scharfen Vorwürfen angeredet fand, die meine Anschuldigung für eine himmelschreiende ausgaben, und mir alle Strafen drohten, die solcher boshaften Feindseligkeit gebührten. Woher kennen Sie mich denn schon? rief sie aus, wo haben Sie meine Seele belauscht, um Ihr so voreilig auf der Bühne einen Platz anzuweisen, der zugleich den im Himmel bestimmte? Aber Sie sollen Recht haben, fügte sie hinzu, Sie sollen Ihre Behauptung, daß ich böse sey, dadurch bestätigt sehn, daß ich es gegen Sie recht sehr seyn will! — Ich erinnerte sie, daß sie die Böse aber doch nur spielen dürfe, und damit, wenn es auch ein böses Spiel für mich wäre, könnte ich noch wohl zufrieden seyn. Aber mein Witzeln war ohne Erfolg, sie wollte sich nicht einreden lassen, daß alles nur Scherz gewesen, und bezeigte mir, obwohl mit vielem lebhaften Muth, ewige Empfindlichkeit über das vorgefallene Gespräch. Alle nur ersinnliche Feinheit und die eindringlichste Schmeichelei, die ich anwandte, um sie zu besänftigen, brachten nur die halbe Wirkung hervor, und ich blieb untröstlich über eine Stimmung, die ich nie hervorbringen gewollt, und die ich jetzt um so mehr verwünschte, da mir indessen selbst jeder Muthwillen vergangen, und die sonderbarste Hinneigung voll Sehnsucht und Wehmuth an dessen Stelle getreten war.

In halb rechthaberischem, halb galantem Gespräch übereilte uns das Ende des Stücks, der Vorhang fiel, und das aufstobende Geräusch der Menge, die sich zum Ausgang drängte, erweckte uns aus dem streiterden Eifer, und erinnerte, daß es Zeit sey wegzugehn. Eugenie stand auf, schlug einen schwarzen Mantel um ihre Schultern, und wünschte mir mit niedergeschlagnen Augen freundlich gute Nacht; ich aber durch die unerwartete Freundlichkeit aufgemuntert, bot ihr höflich meinen Arm, und wurde wider Verhoffen ihr glücklicher Begleiter. Ungeachtet unsrer beiderseitigen genauen Bekanntschaft mit dem Schauspielhause kamen wir an einen Ausgang, der für unsern Weg nicht der rechte war, an Umkehren war nicht zu denken, und so geriethen wir mitten in das Gewirr der Wagen, die unter dem Geschrei der Kutscher und Schnauben der Pferde elend durch einander fuhren. Wir befanden uns in augenscheinlicher Gefahr, die blendenden Lichter machten uns irre in Rücksicht des Weges, und nur mit äußerster Mühe hatte ich Eugenien eine Strecke weit geführt, sie wollte nicht einen Augenblick warten, sondern drängte unaufhaltsam ihrer nahen Wohnung zu; schon waren wir zu der gegenüberstehenden Reihe Häuser beinahe durchgedrungen, als ein Wagen schnell einlenkte, und dicht an diesen vorüberrasselnd uns in das Gedränge zurückscheuchte. Sie lachte, und wollte einen zweiten Versuch wagen, es war nicht mög-

lich, die Räder flogen vor uns, neben uns vorbei, Pferde sahen plötzlich über unsre Schultern, und indem mir selbst bange wurde, ergriff ich, der Himmel weiß von welchem Dämon geleitet, den ersten besten Kutschenschlag, öffnete ihn, hob Eugenien hinein, und der Kutscher führte uns sogleich vor ihr Haus, wo sie mir auf das verbindlichste für meine Hülfe dankte, und dann meinen Blicken verschwand. Der Kutscher weckte mich aus dem träumerischen Sinnen, mit dem ich vor ihrer Thür wie eingewurzelt stehn blieb, indem er mich erinnerte, für welche Bereitwilligkeit er belohnt zu werden erwarte, ich reichte ihm mit Freuden ein ansehnliches Trinkgeld, das er dankend empfing, und eilig trieb er die Pferde an, um seine Herrschaft, die er indeß im Stich gelassen, wo möglich noch aufzunehmen. Ich weiß nicht, wie so es mich nicht befremdete, daß er von selbst ihr Haus gefunden, mir fiel dieser Umstand erst späterhin auf, wo ich seiner auch bald wieder vergaß.

Aeußerst gestört und mißmuthig kam ich in meiner Wohnung an; ich machte mir die bittersten Vorwürfe, daß meine unselige Gemüthsart mich wieder verleitet habe, die angenehmste Bekanntschaft mir durch unnöthiges, neckendes Versuchen gleich anfänglich zu verderben. Ich hatte freilich nicht geahnet, wie wichtig diese Bekanntschaft mir erscheinen würde, aber desto mehr ärgerte mich nun, daß ich, der ich alles aufzubieten im Begriff sey, um Eugenien für mich

einzunehmen, nun noch lange die zweifelhafte Bemühung fortsetzen müsse, den nachtheiligen Eindruck, den ihr mein Betragen gemacht hatte, auszulöschen. Ihr Bild schwebte unaufhörlich in unbeschreiblicher Anmuth vor meinen Augen, und indem ich für sie Parthei nahm, und mich selbst mit aller Bitterkeit gereizter Eigenliebe verfolgte, suchte ich mich über das Gefühl zu täuschen, das immer deutlicher in mir wurde, ich glaubte eine Ungerechtigkeit gut machen zu müssen, und überschritt in meinen Gedanken alle Gränzen der Gerechtigkeit so weit, daß ich auf die übertriebenste und abenteuerlichste Schadloshaltung verfiel, die ich ihr zu leisten schuldig wäre. Bei jedem andern hätte ich keinen Augenblick angestanden, diese Stimmung, sobald sie mir sichtbar geworden wäre, für ein Verliebtseyn zu halten, und doch kann ich mich noch jetzt nicht entschließen, meinem damaligen Gefühl den Namen der Liebe zu geben. Es war die sonderbarste Mischung, alle einzelnen Merkmale der Liebe schienen vorhanden zu seyn, und nur ihr Wesen fehlte; der wärmste Reiz, die zarteste Innigkeit, die Gewißheit befriedigter Ruhe, die meiner Sehnsucht nach ihrer Gegenwart vorschwebte, alle erregenden Triebfedern eines getroffenen Herzens, wirkten und kämpften in mir, und doch war das Herz nicht getroffen, das alte, verödete Herz war noch wie sonst, es war nur umwogt von dem glühenden Morgenrötheschein, den diese himmlische An-

muth umher verbreitet hatte. Daß ich damals nicht ganz aufrichtig mit mir umging, und mich zu täuschen suchte, kam daher, daß ich mein Inneres nicht genau erkannte, und insgeheim eine neue Liebe fürchtete; hätte ich die feinern Abschattungen der unendlichen Mannigfaltigkeit von Gefühlen, die unter diesem Namen begriffen sind, sogleich erfaßt, so würde ich mir viele Sorge haben ersparen können!

Die Mißhelligkeit, die sich zwischen uns festgesetzt hatte, wollte lange nicht verschwinden; ich fand mich eifriger, als je, im Schauspiel ein, und regelmäßig erschien auch Eugenie, doch alle Gespräche, alle Bemühungen blieben lange vergebens, selbst, da ich einige Güte von ihr endlich errungen hatte, kehrte noch oft ein Zug bitterer Unzufriedenheit zurück, der nicht mir allein zu verstehn gab, wie sehr sie der erlittenen Kränkung, wie sie jene Neckerei nannte, eingedenk sey, allein sie litt auch wieder nicht, daß diese herbe Erinnerung in mir Wurzel faßte, unmittelbar darauf zog sie mich in ihr innerstes Vertrauen, redete leise mit mir, fragte mich um Rath, gab mir kleine Aufträge, und behandelte mich in allen Stücken wie einen wohlgesinnten Freund, dessen man ganz versichert ist. Wie glücklich mir einige Abende auf diese Art vergingen, kann ich nicht aussprechen, mir schien alles Nebensache, was diesen Stunden vorherging, ich bedurfte für den ganzen Tag keines andern Reizes als nur der

Aussicht auf den Abend. Daß sich dieses glückliche Gefühl nicht verbarg, sondern auch andern sichtbar wurde, erfuhr ich nur allzu deutlich aus den scherzenden Fragen der klugen Therese, der meine Liebe ein Gegenstand der fröhlichsten Unterhaltung wurde, in die ich oft kühn genug einging, indem ich ihr zu beweisen suchte, daß ich nur sie, und niemals Eugenien lieben könne. Nach einiger Zeit, als ich mich gegen Eugenien beklagte, daß sie einen Abend weggeblieben sey, und ich des Glückes sie zu sehn habe entbehren müssen, meinte sie, ich könne sie ja besuchen, und das würde wohl um so besser seyn, als sie jetzt des rauhen Wetters wegen wohl öfters zu Hause bleiben müsse. Diese Einladung setzte mich in Entzücken, ich dankte ihr auf das lebhafteste, indem ich wiederholt ihre Hand küßte; dennoch stand ich am folgenden Abend, als ich sie lange genug erwartet hatte, in unruhigem Zweifel, ob ich den geliebten Eindruck, den sie mir bisher gemacht, durch einen Besuch aufs Spiel setzen sollte. Denn, sagte ich mir, wenn die abendliche Erregung meines Bluts und die Leichtgläubigkeit meiner Einbildungskraft beim Lichterschein der Bühne mich täuschen halfen, warum soll ich das schöne Bild in der abgespannten Häuslichkeit zu verlieren wagen? Die dichterischen Marianen und Philinen haben dich schon oft zu den Töchtern Thaliens hingezogen, in der süßen Hoffnung, das nun mit doppeltem Entzücken lebend vor

dir zu sehn, was du mit unruhigem Vergnügen bisher nur gelesen hattest! Und was fand ich? Gott danken konnt' ich noch, daß meine schwärmerischen Gedanken noch nicht über die Lippen gekommen waren, und ich mich noch zu rechter Zeit ohne Scham und Auslachen zurükziehn konnte. Solche Dinge hielt ich mir vor, um mich in dem Gedanken zu stärken, daß es besser sey, nicht hinzugehn. Ich wurde aber in meinen Selbstgesprächen gestört, durch eine Thüre, die sich vor mir aufmachte, daß ich ganz erschreckt in dem hellen Lichte stand, das man mir entgegenhielt. Ich hatte, um jene Gedanken zu verfolgen, das Schauspiel verlassen, war einige Straßen auf- und abgegangen, und fand mich nun zu meinem Schrecken vor Eugeniens Wohnung, wo ich schon die Schelle gezogen hatte, ohne meine Gedanken in ihrer Richtung gehemmt zu haben. Ich verlachte im Stillen die stolze Anmaßung der Vernunft, war sehr zufrieden über die tolle Wendung, die nun doch gekommen war, und ging vergnügt die Treppe hinauf. Die Magd öfnete das Vorzimmer. Ich sah zwei holde Engelskinder vor mir spielen, das Mädchen lächelte mich mit muntern Augen an, während der Knabe schon seine Händchen an meinen Degen gelegt hatte. Mein Herz war gleich beruhigt durch die schönen Kinder. Die zweite Thür ging auf, ich hörte die günstige Antwort durch die Oefnung, noch ehe mir sie die Anmelderin wiederholte,

und trat nicht ohne geheime Beklommenheit zu Eugenien ins Zimmer. Sie saß ruhig an einem kleinen Tisch, und nähte, sie begrüßte mich anmuthig, und hieß mich ihr gegenüber Platz nehmen. Ihre Umgebung war beruhigend, alles athmete eine stille Ordnung, das Zimmer war einfach aber mit angenehmer Fülle verziert. Nirgends zeigte sich herumfahrendes Flitterwerk, nirgends vernachlässigte Bühnengeräthschaft. Sie besaß, was nur immer eine anmuthige Frau vergnügen kann; ein Kästchen mit ausgesuchten Kleinodien stand geöffnet auf dem Tische, die schönsten Ringe schmückten ihre Hände, die feinsten Spitze lagen ausgebreitet auf dem Sopha, geschmackvolles Theegeräthe wurde hereingebracht, eine Fülle ausländischer Blumen prangte an den Fenstern, englische Kupferstiche hingen an der Wand, und der schönste, geschmackvollste Hausrath enthielt zugleich einen Schrank voll Bücher in den prächtigsten Bänden. In ihrem Anzug war etwas Eigenes von zierlicher Bescheidenheit, alles saß ihr gut und genau wie es sollte, der schönste Körperbau war sichtbar und verhüllt, ein hinreißender Anblick! Nach wenigen Worten schien unser Zusammenseyn schon eine lange Gewohnheit, sie war überaus gütig, ja so zuvorkommend mit vertraulichen Aeußerungen, daß ich ganz wie ein alter, vieljähriger Bekannter war, und mich nicht erinnere, jemals wieder ein so zufriedenes Behagen, eine so heimische Ruhe em-

pfunden zu haben. Die Kinder kamen herein, und durch ihr vergnügtes, ſpielhaftes Anſchmiegen erhielt unſer Geſpräch die munterſte Bewegung, ſchwankend in willkommenen Störungen. Der tiefſte Ernſt wechſelte mit kindiſcher Luſt, und Eugenie und ich befanden uns dabei nicht ſchlimmer, als die Kinder, die außerordentlich zufrieden waren. Mir entfuhr dazwiſchen eine Redensart, die, ſobald man ſie mit Abſicht geſprochen glaubte, einen dreiſten Vorwitz auszudrücken ſchien; mich verdroß es ungemein, den Ausdruck gebraucht zu haben, der mir doch nie entſchlüpft wäre, wenn meine Seele irgend ein Arg dabei gehabt hätte. Allein Eugenie befreite mich auf die liebenswürdigſte Weiſe aus meiner Verlegenheit, indem ſie meine Frage, die den Vater der ſchönen Kinder in Anregung brachte, mit der größten Gutmüthigkeit beantwortete, und durch die natürlichſte Offenherzigkeit in fernere Fragen erweiterte. Sie ſchien vor mir kein Geheimniß haben zu wollen, und ich erfuhr an dieſem Abend einen großen Theil ihrer Lebensgeſchichte, deren Mittheilung in ihrem Munde einen zauberiſchen Reiz hatte, und eine Gewalt der Wahrheit offenbarte, die nur Natur ſeyn kann, oder wenn Kunſt, die höchſte und ſeltenſte. Ich erfuhr, daß ſie von zarter Jugend an für die Bühne und auf derſelben erzogen, und lange von den Launen des Zufalls herumgeworfen worden, ſchon ehe ſich ihr Blüthenalter entwickelt

habe. Dann ſey aber mit ſichtlichem Zunehmen ihre Schönheit aufgeblüht, und zu ihrem eigenen Erſtaunen ihre körperliche Erſcheinung mit Glanz und Reiz je mehr und mehr überſchüttet worden, ſo daß ſie ſich in die plötzliche Anbetung und Bewerbung kaum habe finden können, wie denn auch der kümmerliche Zuſtand ihrer Eltern von dieſer Zeit gänzlich aufgehört, und ſie plötzlich in ungewohnter Sorgloſigkeit und Fülle ſich nicht zu laſſen gewußt. Ein Jahr ſey ihr auf dieſe Weiſe als die glücklichſte Lebenszeit vergangen, wo ihr jeder Wunſch erfüllt geweſen, wo alle Schmeichelei und aller Beifall ſie nur innerlich zufrieden und nicht eitel gemacht, ſondern die Erhaltung ihres Weſens liebreich befördert habe. Mit den unſchuldigſten, hinreißendſten Worten ſchilderte ſie dieſe frohe Jugend, ſie ſchien ſie noch nicht verloren zu haben, indem ſie mit ſolcher ſanften Wehmuth den Verluſt derſelben beklagte. Eine ſchnell aufgeſchoſſene Leidenſchaft zu einem Schauſpieler habe ihr das erſte Leid gebracht; über ſeine Trennung, da der beſorgte Vater ihn wegzugehn zwang, habe ſie ſich ſchrecklich abgehärmt, doch trockne die Jugend Thränen bald, und ſie ſey nach einiger Zeit einem Grafen geneigt geworden, der leidenſchaftlich verliebt nicht eher geruht habe, als bis er durch die Ehe zu ihrem Beſitz gelangt ſey. Zwei Jahre habe dieſes Glück in ſtiller Verborgenheit gedauert, da hätte der Vater ihres Mannes das Ge-

heimniß erfahren, ſey in den fürchterlichſten Zorn ausgebrochen, und habe die Ehe durch erſchlichene Urtheile als ungültig getrennt; ſeinem Sohn ſey nur unter der Bedindung die Freiheit wiedergegeben, daß er ſich um ſeine ehemalige Frau und Kinder nie bekümmere, ſondern die Sorge für dieſelben ſeinem Vater überlaſſe. Sie habe, da ihr Gemahl ſich ſo ſchwach gezeigt, die Bedingung einzugehn, in alles gewilligt, aber ihr Vater, der ein entſchloſſener Mann geweſen, habe mit äußerſter Erbitterung gegen den Grafen einen Prozeß geführt, über deſſen endlich doch ſchimpflich ausgefallenen Verluſt er ſich zu Tode gegrämt. Seitdem lebe ſie wieder bei der Bühne, wo ſie der angebotenen Unterſtützung nicht bedürfe, und ihr unglückliches Schickſal durch das Glück, das ſie in ihren Kindern empfinde, täglich mehr vergeſſe. Sie küßte das Mädchen, das auf ihrem Schoße eingeſchlafen war, dann ſah ſie mich mit einem Blicke der ſanftmüthigſten Ergebung an, und lächelte freundlich durch die Thränen, die ihr in die Augen gedrungen waren. Nicht leicht hat eine Mittheilung mich ſo tief ergriffen, wie dieſe; meine Augen konnten meine Rührung nicht verbergen: die ſchöne Unſchuld, die menſchliche Wahrheit, und die von ſolchen Stürmen doch nicht allzu erſchütterte Ruhe, womit ſie ſo einfach als anmuthig dieſe Geſchichte erzählt hatte, waren unwiderſtehliche Zauberkräfte, denen jedes fühlende Herz hätte erliegen

müſſen. Ich war ihr unausſprechlich gut, niemals hatte ich ſolche Anmuth geſehn; ja in der höchſten Gluth meiner vorigen Leidenſchaft hätte ich Eugenions Anmuth, wenn ſie mir damals begegnet wäre, meiner Einſicht nach hoch über die des angebeteten Gegenſtandes ſetzen müſſen, obgleich für mein Herz ohne Wirkung.

Ich wiederholte meine Beſuche nun öfters, und fand mich mehr und mehr angezogen, ſo daß ich in Kurzem die ganze Einrichtung meiner Stunden, deren man ſich in einer ſolchen Zeit der Lebensluſt an einem ſolchen Orte ſo leicht durch Zerſtreuung beraubt ſieht, lediglich auf dieſe Abendbeſuche bezog, und auch abweſend alle meine Gedanken mit den Bildern von jenen erfüllte. Bald fand ich Eugenien allein, bald traf ich ſie in Geſellſchaft von andern Perſonen, die mir nicht immer gefielen, ja wohl gar oft beſchwerlich wurden, allein ſie ſchienen mir in einer Art von Untergebenheit gegen Eugenien zu ſtehn, und manche, mir beſonders einige ihrer Kunſtgenoſſen, waren, wie ich gewiß wußte, hülfsbedürftig, und fanden bei ihrer edlen Großmuth eine willkommene Zuflucht. Unter dieſen Umſtänden konnte meine beſſere Menſchlichkeit nicht anders als den aufwallenden Launen und die böſe Laune, die mir der Anblick ſolcher Umgebung unwillkürlich bereitete, geſſiſſentlich unterdrücken wollen, und dies gelang um ſo mehr, da Eugenions Heiterkeit mir inmitten dieſer Leute un-

Gleichviel mit jedem sittlichen Schein selbst begleitet war will, ganz Nichts beschönen können. Schon damals wurde ich so manchen Vorgesetzten aufmerksam, und mein Benehmen zog sich allerorts strenger zusammen, aber die unaufgeforderte Demuth, die unverbrüchliche Verschwiegenheit und die einschmeichelnde Güte der schönen Frau riefen mich immer auf neue in andern Kreise, wo mich bald genug ein Tummelplatz suchte, den ich viel ferner hatte.

Mein Verlangen wurde nach und nach ernster, persönlicher, in unabsehbare, gleichgültigen Handlungen trübte sich oft ein wärmerer Antrieb ab, als gewöhnliche Empfindung schönen Dingen zu geben pflegt, und meine lebhafte Einbildungskraft veranlaßte mich historische zu Anspielungen, die nur aus höchstvertrautem Verhältnisse herausgehn zu können. Zufällige Erinnerungen sind nur aus einem Gefühle gültig, das in dieser Nähe beherrscht mitwirkte. Es war spät am Abend, die Gesellschaft hatte sich entfernt, und auch die Kinder schliefen längst. Eugenie saß in stillem Nachdenken neben mir, und sprach endlich von dem Schicksal einer Verlassenen, die durch Liebe unglücklich geworden. Es drängte sich mir die Betrachtung auf, daß im Grunde nur so äußerst wenige Menschen von der Liebe, im höchsten Sinne, wüßten, und nach einigen alten klassischen Andeutungen fragte ich persönlich, ob Sie je lieben könne, wie eben bestimmt werden, daß Liebe sey? — Ich habe

mir es eingebildet, erwiederte ſie lächelnd, doch ſeit dem ich Kinder habe, ſcheint es mir unmöglich, wenigſtens geht eine Liebe als Leidenſchaft außerhalb meines Kreiſes. — Aber es giebt auch neben der Leidenſchaft, entgegnete ich, ſchöne, reiche Liebesverhältniſſe, und ich ſchilderte lebhaft die klare und verſtändige Vereinigung, die man mit heiterer Lebensanſicht ſollteſt, und beſonnen behaupte ja beiderſeitigem Glück. — Sie meinte, es bliebe nur ſchön, und bringe nur Glück, ſo lange es klar ſey, das dauere aber ſelten lange. Sie ſagte hinzu, ein Mann, der ſie nicht liebe, könne auch nicht ihr Freund ſeyn; denn das Wohlgefallen ſey das erſte, die Achtung nur das zweite, ſie wolle ſich lieber auf das erſtere verlaſſen, doch ſey das andre auch recht gut. — So hätte ich ja eben einen höchſt glücklichen Ausſpruch von Ihnen gehört, rief ich aus, Eugenie! wie ſehr Sie mir gefallen, das haben Sie tauſendmal gehört, aber jetzt laſſen Sie mich noch fragen, ob ich Ihnen auch gefalle? Ich bog mich zu ihr hinüber, ſie blickte auf, ſah mich eine Weile gelaſſen an, und blickte dann wieder ruhig vor ſich nieder, indem ſie ſagte, ich müßte ihr nicht. — Nach einem Wechſelſprechen von beiden Seiten fragte ich ſie ferner, ob ich nicht auch ihre Achtung beſäße? Sie erwiederte, aber diesmal ohne aufzublicken, ſie glaube, ich ſey derſelben werth. — Und ſo geht mir denn, ſobald ich begehrt ſoll, meine Eigenſchaft ab,

Ihr Freund zu ſeyn! — Vielleicht nicht, erwiederte ſie; ich fragte raſcher: warum nur vielleicht? warum nicht gewiß? — Nun denn, alſo auch gewiß! gab ſie mir zur Antwort, und ſah mich dabei ſo ſeltſam vergnügt und freundlich an, daß ich beinahe in Verwirrung gerieth. Ich bedeckte ihre Hand mit heißen Küſſen und ſagte mit inniger Bewegung: Ich bin Ihr Freund, ich bin es auch ohne Ihr theilnehmendes Wollen, doch, wenn mich nicht alles täuſcht, auch bald mit dieſem! Ich weiß es, welch ein Werth der Zeit gebühret, ich verkenne nicht, wie gefährlich es bleibt, ſie zu übereilen; aber ſoll ich denn thun, als ob die Gewißheit, die ich habe, daß Sie jetzt mich anerkennen würden als Freund, wenn ich Sie ſchon vor einem Jahre kennen gelernt hätte, als ob das Bewußtſeyn, daß es ſo ſeyn wird nach einem Jahre, nicht vorhanden wären in mir? darf nicht durch dieſe Einſicht, die mir die ſchönſte Entwickelung unſerer ſchönen Bekanntſchaft verſpricht, die Gegenwart mit Recht der Zukunft vorgreifen? — Während meiner Rede war Eugenie aufgeſtanden, und nachdem ſie aufmerkſam zugehört und in einem nachdenklichen Schweigen eine kleine Stille abgewartet hatte, ſagte ſie mit nachdrücklichem Ernſt folgende Worte: Ich überlaſſe es gern Ihrem Gefühl, wie früh oder ſpät Sie ſich meinen Freund nennen wollen, wenn Sie nur eben ſo freies Walten meinem Gefühl erlauben, und nicht vermeinen, ich müſſe

eben ſo ſchnell mich für Ihre Freundin erklären; wie Ihnen das Zurückhalten, ſo wäre mir das Voraus-eilen unangenehm, und machte dadurch vielleicht un-möglich, was in der ruhigen Ordnung natürlicher Folgen wohl von ſelbſt entſtehn wird. Denn wie könnt' ich es läugnen, daß Sie mir vor vielen aus-gezeichnet und werth erſcheinen, daß ich ſo mit Ih-nen rede, beweist es genug! — Hiemit ſagte ſie mir freundlich gute Nacht, drückte mir die zarte Hand zum Kuß an die Lippen, und verſchwand mei-nen ſehnſüchtigen Augen, die ihr noch lange mit ſtaunender Freude nachſahen. Niemals hatte ich einen ſolchen Eindruck von ihr empfangen, wie an dieſem Abende, wo ihr ſchönes, in mildem Ernſte ſchwebendes Geſicht von einem geiſtigen Hauche er-höht und erfriſcht war, und ihre letzten Worte die Gränzen deſſen, was ich ihr an lebendiger Einſicht möglich geglaubt, weit überſchritten hatten. Wenn mein Gefühl beim Nachhausegehn nicht unbedingte Bewunderung war, ſo lag dies blos in dem heimli-chen, tieferen und unwiderſtehlichern Reize, den flüchtige Berührung ihrer Fingerſpitzen meinen Ner-ven mitgetheilt hatte. Die Stimme des Verlan-gens tönte leiſe in meinem Innern herauf, in hun-dert unwillkürlichen Bildern flogen die perſönlichen Hoffnungen verſtohlen durch meine Seele, die zu gleicher Zeit mit begeiſterter Andacht ſich die hellig-gen Vorſätze und edlen Entſagungen, welche eine

davon ergriffen wurde. Aber gleichwohl war es nichts weniger, als Liebe, was ich empfand, ich hatte so ungleich Höheres und Mächtigeres empfunden, als daß mir mein jetziges Gefühl dieses Namens würdig geschienen hätte, und doch war es eben so wenig ein bloßes Aufwallen erregter Sinne, denn es verhielt sich durchaus in den Kreisen der Seele, aber vielleicht in denen, die den Sinnen am meisten entsprechen mögen. Wie dem auch gewesen seyn mag, genug, mein Betragen verrieth immer zu viel Wärme und Zudringen, als daß es nicht den Schein einer Leidenschaft hätte begründen sollen. Nur glaubte ich Eugenien vor diesem Schein hinlänglich bewahrt; meine rückhaltlosen Bekenntnisse, das zunehmende Vertrauen, mit welchem jede meiner geheimsten Regungen sich gegen sie äußerte, und die überlegte, abrechnende Besonnenheit, die sie bei den zartesten Erörterungen in meinem Geiste gewahr zu werden bekannte, hätten ihre Ansicht im Klaren erhalten, und ihr Gemüth, das auch seinerseits mit großer Ruhe sich frei mittheilte, keinen Anstoß nehmen lassen sollen, wenn mein lebhafteres Ergreifen zufälliger Aeußerlichkeiten neben jener innern Besonnenheit, ohne sie zu stören, herging.

Die gute Meinung, die ich eben so überrascht als bereitwillig von Eugeniens Verstand gefaßt hatte, konnte freilich nicht in ein ruhiges Geleis kommen, sondern zeigte sich absatzweise, indem häufig neben

den geiſtigen Aeußerungen, die meine Erwartung im Guten überſtiegen, plötzlich querfeldein ſolche hervorſchoſſen, die weit unter dem waren, was man von gewöhnlichen Menſchen fordern kann. Ich kann nicht ſagen, welch peinliches Mißbehagen, welche aufgeregte Unruhe mich überfiel, ſo oft meine Bewunderung, die ſich gern unaufhaltſam in dieſer Richtung fortbewegt hätte, an ſolchen Hemmungen ſtockte, und in irrem Zweifel nicht wußte, wohin ſie ſich wenden ſollte. Fand ſich ihr Kopf wieder etwas zurecht, ſo machte ihre Anmuth alles wieder gut, und es war, als ſey nichts geſchehn, aber bisweilen beharrte ſie mit Eigenſinn auf unwürdigen Irrthümern, die mir bei ihren übrigen Eigenſchaften unbegreiflich waren. Denn ſie hatte große Fähigkeit des Auffaſſens, und ein Gedächtniß, das deſto geſchickter das Gute bewahrte, je weniger ihm bisher geboten worden war; ſie war aufmerkſam auf jeden Unterricht, und deſſelben eben ſo werth, als bedürftig. Mir blieb nicht lange verborgen, daß alles, was von ihr ausging, eigentlich Laune war, die auf und ab wogte, und bald dieſes, bald jenes mit ſich führte, das aber immer anmuthig erſchien, und durch ſeinen nichtigen Gehalt ſchon ſehr auffallen mußte, um die Freude an der lieblichen Form zu zerſtören. So war ſie denn launenhaft geiſtreich, und dabei von einer ſo ſtillen Ruhe, daß man es für einen immerwährenden Zuſtand halten konnte, und auf glei-

che Weiſe erſchien ſie aus Laune dumm, ohne es in der That zu ſeyn. Ich ſah ein, daß dieſes Schwanken und Schweben, Steigen und Fallen, Treffen und Verfehlen im Grunde ein ſehr oft vorkommender Zuſtand ſey, deſſen ſich die meiſten Menſchen, jedoch vermittelſt einigen empfangenen Unterrichts, der ſondern und verſtecken hilft, mit Glück erwehren, wobei denn aber oft mit dem Schlimmen durch leichte Verwechſelung auch das Gute unterdrückt wird. Durch dieſe Erklärung beruhigte ich mich zwar für mein eigenes Bewußtſeyn hinlänglich, aber für die Andern, denen Eugenie in meiner Gegenwart bisweilen die unverzeihlichſten Blößen gab, überfiel mich jedesmal das peinlichſte Schaudern, die unſeligſte Ungeduld. Am meiſten geſchah dies bei Gelegenheit der Geſpräche, welche die darſtellende Kunſt, Schauſpiele und überhaupt die Bühne betrafen; das verbiſſene Lächeln, welches ich wohl zuweilen bemerkte, wenn ſie bei Dingen, die man nur einfach gehört zu haben braucht, um nicht zu fehlen, die auffallendſten Mißgriffe that und Verwechſelungen vornahm, brachte mich faſt zur Verzweiflung, und es half kein Vorbeugen, kein Ablenken, womit ich ihr zu Hülfe zu kommen ſuchte. Zum Glück verlangten die andern Leute, meiſt gute Wiener, die ſich in ihrer Behaglichkeit über geiſtige Begriffe wenig Rechenſchaft zu geben pflegen, bei weitem nicht ſo viel, als ich ſelbſt, der ich die lebhaftere Geiſtesregſamkeit,

die mir als einem Reichsländer, oder, wie man in Wien sagt, als einem Reicher, zu gute kam, durch mancherlei Arbeiten geschärft, und schon oft siegend dargethan hatte, daß ich Reinhold und Fichte gehört, obschon von ihren Sätzen mir nichts mehr erinnerlich war. Das grade Gegentheil von Eugenien war in dieser Rücksicht Therese, die eine sorgfältige Erziehung genossen hatte, und in dem Gebiete ihrer Kunst wie in den verwandten Kreisen der Dichtkunst und Musik schöne Einsichten besaß, denen überall ein geübter Verstand Anwendung und heitres Leben gab. Sie mußte mit festen Gedanken die Rollen, welche sie zu spielen hatte, zu durchdringen, und mit bewußter Ueberlegung die Mannigfaltigkeit als Einheit festzuhalten, wodurch denn ihr heitres, bewegliches Spiel, das im Einzelnen gern augenblicklichem Gefühl folgte, in seiner Natürlichkeit nur desto schöner wurde. Wahr ist es, Eugenie machte den größten Eindruck auf das Publikum, und wurde mit rauschendem Beifall aufgenommen, so oft sie auftrat; allein dies geschah auch dann, wenn sie die ganze Bedeutung ihrer Rolle offenbar verfehlt, Auftritte falsch genommen, Verse unrichtig hergesagt, ergreifende und wichtige Stellen untergeordnet, Zufälliges hervorgehoben, und so nicht selten ein schönes Kunstwerk verzerrt, statt dessen aber freilich alle ihre Anmuth und persönliche Liebenswürdigkeit glücklich vorgetragen hatte, daß die entzückten Zuschauer

eines über dem andern vergaßen: wie müßte erst ihre Erscheinung herrlich seyn, dachte ich oft, wenn ihre Kunstgaben denen, mit welchen sie die Natur so reichlich schmückte, nicht mehr in den Weg traten, sondern sie vielmehr erhöhten! Ich wagte es, mit ihr darüber zu sprechen, und war eben so verwundert als gerührt, sie von dem Erfolg ihrer Vorstellungen als von etwas reden zu hören, das sie verlegen mache und beschäme; ihre Bescheidenheit stand bereitwillig von dem Anspruch ab, zu welchem die Stimme des Publikums sie berechtigen konnte, und sie kam mit Aufzählung dessen, was ihr zur guten Schauspielerin fehle, so unumwunden meinen leisen Bemerkungen entgegen, daß ich ihr nicht anders als mit wahrer Verehrung zuhören konnte, und die Freiheit bewunderte, die ihr sonst so befangenes Urtheil in einem Gegenstande behauptete, der gewöhnlich die meiste Befangenheit erzeugt. Dieses Benehmen war einzig sanft und liebenswürdig, ja in Rücksicht der Seltenheit solcher freien Geständnisse, im allgemeinen, und in Betracht der besonderen Umstände, die diesen Fall noch mehr auszeichneten, wohl groß zu nennen, denn welche Kraft gehört nicht dazu, dasjenige, was man als ein Erstrebtes besitzt und strebend zu erhalten wünscht, was niemand anzutasten wagt, sich selber abzusprechen? Gleich mußt' ich mir meine schwankende Meinung von ihr aufs härteste verweisen, indem ich ihr in

Gedanken Abbitte that für jedes allzuschnelle Urtheil, das ich über ihre Seeleneigenschaften früher gefällt, ich begriff nicht, wo meine Sinne gewesen seyn mochten, als sie einen ungünstigen Eindruck von ihr in meine Seele gebracht, und wollte mir durchaus nicht verzeihen, solch ein Unrecht begangen zu haben. Ich war im innersten Herzen gerührt, und fühlte mich gedrängt, ihr einen Ersatz, den ich als Schuld ansah, dafür zu geben, und sie durch recht viel Liebes und Gutes für das, was sie unbewußt erlitten, schadlos zu halten. In diesem Gefühl ergriff ich jede Erinnerung, die mir von ihrem angenehmen Spiel in in der Seele lag, um ihr aus dem Lobe, das sich mit Wahrheit daran knüpfen ließ, einen Kranz zu winden, der sie für das Tadelhafte desto schöner trösten sollte, als ersteres von mir, dies aber nur von ihr ausgesprochen war. Die günstigen Augenblicke ihrer Darstellungen, die wirklich glücklichen Seiten ihrer Gaben wußt' ich ihr angenehm zusammen zu stellen, mein Gedächtniß versagte mir diesmal nichts, und meine Beredsamkeit lieferte ein kleines Meisterstück von Lobrede, die den erfreulichsten Eindruck hervorbrachte, und doppelt wirkte durch den guten Willen, den sie, auch wenn es eingebildete Schmeichelei gewesen wäre, anzeigen mußte, und durch die Kraft der Wahrheit, die doch, wie nicht zu läugnen war, überall zum Grunde lag. Sie war auf eine liebreiche Art, die ihr sehr wohl anstand, dankbar

für die gelungene Bemühung, ein von ihr ſelbſt ſo herabgeſetztes Talent wieder zu Ehren zu bringen, und ſie fand leicht und ſchnell tauſend Wege, ihr Wohlwollen empfinden zu laſſen; ich wurde unausſprechlich entzückt von allem Freundlichen, das ſie mir ſagte, von allem Angenehmen, das ſie mir erwies, und eine überſtrömende Fröhlichkeit bemächtigte ſich meines ganzen Weſens. Das Geſpräch über die Bühne, über jeden fremden Gegenſtand, konnte meiner Innigkeit nicht mehr genügen, und mein Herz drängte ſich zärtlich heran, um mit ſeinen lebendigen Kräften jene todten Ueberlegungen zu erſetzen, ich mochte nur von dem reden, was zwiſchen uns obwalte, von der Schönheit unſeres Zuſammenſeyns, von der nächſten, uns betreffenden Gegenwart, von dieſem Abend. Und doch war mein Gemüth ſo ſanft und lenkſam, daß es wieder leicht und gern in die verlaſſene Bahn zurückkehrte, als Eugenie die Gegenſtände, denen ſie größere Aufmerkſamkeit ſchenkte, als unſerer Neigung, nicht wollte fahren laſſen. Wie rein und unbefangen ich mich der heitren Lenkung überließ, mag das bezeugen, daß ich arglos über Thereſen meine wahre Geſinnung äußerte, und auf Eugeniens liſtige, ſchon im voraus Schadenfreude verrathende Fragen, in unverhohlenen Lobſtrömen antwortete, die um ſo unſchuldiger waren, als ſie nach Richtungen gingen, die mit dem Eugenien zugetheilten Lobe in keine Berührung

kamen. Unglücklicherweise war ich zu sehr von meiner freudigen Empfindung hingerissen, als daß ich sogleich gewahr geworden wäre, wie meine Ergüsse aufgenommen wurden. Erst als ich ganz zu Ende gesprochen, und mit so vielen Gründen Thereiens Vortrefflichkeit dargethan hatte, daß ich selber nichts mehr davon umstürzen konnte, bemerkte ich die Veränderung, die mit Eugenien vorgegangen war. Sie war blaß geworden, ihre Augen drückten verdrießliche Langeweile aus, der Mund hatte sich in spöttischen Widerwillen verzogen, und die behende Geschäftigkeit ihrer Hände war in ein nachläßiges Spiel mit einem Hündchen verwandelt, daß sie auf den Schoß genommen hatte; den Kopf ließ sie matt zurücksinken, und gönnte mir kaum noch einen unfreundlichen Blick. Ums Himmelswillen, Eugenie! rief ich aus, indem ich vom Stuhl aufsprang, was ist Ihnen? noch nicht ahnend, daß ich durch mein unvorsichtiges Reden diese Veränderung angerichtet; sie war aber, als ich mich um sie bemühte und theilnehmend bewies, so kalt gefaßt, so herb und kurz in ihren Antworten, und so entschieden in ihrem Ablehnen meiner Theilnahme, daß sie jeden Gedanken, als sey ihr nicht wohl, weit entfernte, und mich durch ein paar hingeworfene bittere Silben doch zu früh über den Grund ihrer heftigen Verstimmung zu meinem größten Erstaunen aufklärte. Mir schien unmöglich, daß diese Empfindlichkeit über ein gerechtes

Lob mit ſolch harter Selbſtverläugnung in Einem Gemüth vereinigt ſeyn könnte. Alle Vorſtellungen verwirrten ſich in mir, ich wußte nicht wie mir geſchehn war, und ſtand in ſtaunender Verwunderung verlegen vor ihr, wie vor einem Räthſel, das mit abenteuerlichem Widerſpruch den Geiſt betäubt. Sie ſah mich ſtehn, und kümmerte ſich ſo wenig um mein Erſtaunen, wie vorher um meine Bemühung, und ſtreichelte gleichgültig ihren Hund, der mich wegen des plötzlichen Aufſpringens noch knurrend im Auge hatte. Dieſe äußere und die innere Betrachtung des gewaltigen Abſprunges, den mein Urtheil in ſo kurzer Zeit hatte machen müſſen, führte mich leiſe durch die Lächerlichkeit meines erſchrockenen Zuſtandes zur Beſonnenheit zurück, und indem ich für den Augenblick die Sache leichter nahm, und herzhafter behandelte, als mir ſpäter möglich war, ſuchte ich alle Quellen des Geſprächs zu eröffnen, um der tief Beleidigten verſöhnende Eindrücke zuzuſtrömen, was mir auch endlich in ſo weit gelang, daß ſie, nach einigen heftigen und eiferſüchtigen Ausbrüchen gegen ihre Nebenbuhlerin, meinen Verſtand und mein Urtheil bitter angriff, und ſich in höhnendem Scherz auf eine Art ausließ, die den Streit wirklich erſchöpfte. Mich traf das alles aber keineswegs tief, und ich begreife nicht, wie ſo mich ihr Zürnen nicht mehr ängſtigte, da mir doch an ihrer Gunſt ſo unendlich gelegen war; aber ſey es nun,

daß das Launenhafte zu sichtbar darin vorwaltete, oder daß die Wahrheit dessen, was ich gesagt hatte, noch zu lebendig in mir war, genug, die ganze verdrießliche Wendung ertrug ich mit ziemlich munterer Standhaftigkeit, und ließ mir die Zeichen ihrer ungerechten Feindschaft viel weniger zu Herzen gehn, als nachher in der Erinnerung geschah. Sie hatte hierüber aufs neue Verdruß, verachtete nicht den Grund ihres Aergers, warf mir Mangel an Theilnahme und Gefühllosigkeit in eben dem Maße vor, als sie vorhin mir Befangenheit des Urtheils und schiefe Ansicht Schuld gegeben hatte, klagte über Kopfweh, sagte sie fühle sich schläfrig, sie wisse nicht ob sie mich morgen würde sehn können, trieb mich zum Weggehn, und hielt mich gleichwohl noch eine geraume Zeit auf. Als ich sie verließ schien sie auf dem besten Wege sich zu beruhigen, und es kam mir vor, als sey sie weniger gegen mich aufgebracht, als überhaupt unzufrieden und verstimmt. Ich hatte nun Zeit zu allen möglichen Betrachtungen, zu denen mich die wechselnden Erscheinungen eines so sonderbaren Gemüths aufforderten, und mit denen ich einen großen Theil der Nacht beschäftigt blieb. Bald mußte ich die Kleinheit und Schwäche tadeln, welche in dieser unverständigen Eifersucht lag, bald wieder zog mich die freie Leidenschaftlichkeit an, die so gewaltsam hervorbrechen ließ, was man sonst sorgfältig zu verstecken pflegt; in dem Unverstande

ſelbſt, der ſich anmaßte, mich gebieteriſch zu lenken, wirkte ein geheimer Reiz, der mich tief durchdrang. Mit welchem Rechte, fragte ich, mag Eugenie ſich einbilden, wie käme ſie nur auf die Forderung, daß ich den Geiſteszwang gehäſſiger Laune ertragen würde, könnte ihr das je einfallen, wenn nicht ihr Herz den größten Antheil für mich, in ſeinem Tiefen ſo viel Gutes für mich bewahrt fühlte, daß es ein vorausgenoſſener Erſatz, eine übergroße Vergeltung für jene Ungebühr dunken kann? In der That, was iſt liebenswürdiger, als ein Unwillen, der Anſprüche als beſtimmt vorausſetzt, die man früher eben ſo ſehr wünſchte, als bezweifelte? War ich durch ſolche Gedanken bald in meinem Innern zufrieden geſtellt über das, was mich bei der Sache perſönlich betraf, ſo gewann ich nun auch leicht bei meinem Geiſte, ſein Mißfallen und ſeine Forderungen diesmal nicht ſo genau zu nehmen, ſondern in Gottesnamen alle Thorheiten, die mir ſolche Gunſt brächten, geſchehen zu laſſen. Die ganze Liebesanmuth Eugeniens trat in immer helleres Licht, und durch die ſeltſame Verwickelung der Vorſtellungen fand ſich mein Herz durch einen Vorfall, der ſo manche Täuſchung zu haben ſchien, nur mehr und mehr von ihr eingenommen. Das Schwierigſte jedoch blieb nun noch zu thun übrig, ich mußte ſie verſöhnen, und auch in ihr die Stimmung zurückführen, deren ich

mich aufs neue erfreute; dieses schien aber desto schwerer, als die Leichtfertigkeit, mit der ich ihren Vorwürfen zugehört hatte, alles verdorben haben konnte; um so eifriger mußt' ich mich jetzt bezeigen, um so gerührter, und reuiger, und so eilt' ich denn, mit diesen Gefühlen, die mir ernst genug wurden, am folgenden Vormittage zu ihr. Sie sey ausgegangen, hieß es, und werde wohl bald wiederkommen. Daß sie also nicht unpäßlich sey, und die gestrige Aufreizung keine nachtheiligen Folgen für sie gehabt, erfuhr ich dadurch wohl zu meiner Beruhigung, aber, so sehr ich mich auch deßhalb geängstigt hatte, jetzt hätte ich ihr lieber ein kleines Kopfweh gewünscht, als sie so zu verfehlen. Das Mädchen, schon gewöhnt mich als einen Hausgenossen zu betrachten, wollte mir das Zimmer öffnen, um die Rückkunft Eugeniens abzuwarten, allein meine Ungeduld ließ mich nicht ruhen, ich rannte fort, und versprach in einer Stunde wiederzukommen. Ich beschloß einen Spaziergang auf der Bastei zu machen, wo die freie Aussicht nach den im Kreise herum aufgethürmten Vorstädten und die vom Lande frisch heranströmende Luft meine beklommene Brust erleichtern sollten. Die Sonne schien prächtig auf den hohen Schnee herab, der Himmel war rein, nur die Ferne schwebte in glänzenden Nebeln. Eine große Anzahl Spaziergänger eilte schon durcheinander hin, und nahm mit jedem Augenblicke zu, so daß ich bei der kaiserlichen

Burg, wo der Zuſammenfluß am größten iſt, aus dem Gedränge hinweg und einen einſamern Theil des Walles zu ſuchen ging. Kaum war ich eine Strecke fortgeſchritten, als ich zwei Frauenzimmer daherkommen ſah, und meinen Augen nicht trauen wollte, die Thereſen und Eugenien in ihnen zu erkennen glaubten. Das fremdartigſte Erſtaunen hemmte meinen Schritt, ich blieb verwundert ſtehn, und indem ich noch ungewiß überlegte, ob ſie es wären, wurden mir alle Zweifel benommen durch die lachende Anrede Eugeniens, der das überraſchte und verlegene Weſen, womit ich ſie, nachdem ich ſie endlich erkannt, begrüßte, noch lange zur Beluſtigung diente. Thereſe, die von meiner irren Bewegung keinen Grund wußte, lachte mit, und fragte, was denn Außerordentliches an unſerm Begegnen ſey? Eugenie, der in dieſem Augenblick das geſtrige Geſpräch einfallen mochte, ward über und über roth, ein Feuer, das ſich meinem Geſichte ſogleich mittheilte, und Thereſe, die uns Beide ſo plötzlich erröthen ſah, wurde gleichfalls roth, ſo daß wir ſeltſam genug alle drei denſelben Zuſtand äußerten und gewahr wurden. Ich mußte nun mit umkehren, und die vielen Menſchen, die uns entgegenkamen und ſtörten, ließen glücklicherweiſe kein Geſpräch zu, in welchem meine Verlegenheit ſich unfehlbar offenbart hätte, denn die Dinge, die ich vorgehn ſah, hörten nicht auf, mich zu verwirren. Ich wußte nicht, wie ich Eugeniens

Munterkeit, die keinen Groll im Hintergrunde zeigte, zu nehmen habe, denn ich konnte keinen Grund erſinnen, der ſie heute ſo innig verſöhnt mit derjenigen ſpazierengehn ließ, durch deren bloße Erwähnung ſie noch geſtern ſo feindſelig angeregt wurde. Thereſe machte mir freundliche Vorwürfe, daß ich ſie ſo lange nicht beſucht, und auch im Schauſpiel faſt gar nicht mehr zu ſehn ſey; ſie habe geglaubt, ich ſey krank, oder vielleicht nicht mehr in Wien, bis ihr heute auf der Probe, von der ſie eben herkämen, Eugenie geſagt, o ich ſey noch gar ſehr hier, denn ich habe ſie erſt geſtern Abend tüchtig geärgert. Das geht doch zu weit, dachte ich, alſo mit gutem Bewußtſeyn übt ſie dieſe Freundlichkeit, und hat wohl gar des Gegenſtandes erwähnt, über den wir geſprochen? Iſt das angelegte, weitausſehende Verſtellung, oder unbegreiflicher Leichtſinn? Thereſe fragte darauf näher, wie ſo mir es denn eingefallen wäre, eine ſo ſchöne Frau zu ärgern, und als meine Antworten ſchwankende Wendungen ſuchten und grade im Gegentheil unwillkürlich die allertreffendſten fanden, wollte Eugenie gar nicht wieder aufhören zu lachen, und trieb ihre ausgelaſſenen Tollheiten fort, bis wir vor ihrem Hauſe ſtanden, wo wir uns trennen mußten. Ich verbeugte mich gegen Thereſen, und wollte Eugenien hinaufbegleiten, ſehr begierig Aufſchluß über ihr ſonderbar wechſelndes Betragen zu erhalten; allein ſie drängte mich eiligſt zurück,

und beſtand darauf, daß ich vorher Thereſen als ein artiger Herr nach Hauſe bringen müſſe, und dann wiederkommen könne, worauf ſie unter vielem Lachen, indem ſie auf allerlei Scherzreden zurückkam, und immer noch etwas Launiges zu ſagen hatte, Abſchied nahm. Dieſer Wankelmuth, der mit leidenſchaftlichem Streben von einem Aeußerſten zum andern ſprang, fing an mich im Innerſten zu empören, und es gehörte die verſtändige, anregende und ſanfte Unterhaltung Thereſens dazu, um mich nach und nach wieder in eine Stimmung zu verſetzen, die mir möglich machen konnte, zu Eugenien zurückzukehren. Thereſe ſprach von dieſer mit großer Ueberſicht, und obgleich ihr Urtheil nichts weniger als günſtig war, ſondern den Geiſt und das Herz der launenhaften Frau ſehr gering anſchlug, indem ſie ihr die kälteſte Eitelkeit, und unverzeihlichſte Gefallſucht Schuld gab, ſo trug ſie dieſes doch mit ſolcher Milde und ſo unabſichtlich vor, daß es mein Gefühl weniger verletzte, als meinen Verſtand zur Unterſuchung zwang. Ich lächelte über eine Beſchuldigung, die mir nur allzuſehr zeigte, daß Thereſe meine anmuthige Freundin wohl niemals in ſolch glücklichen Augenblicken geſehn habe, als mir zu Theil geworden waren, und für die tiefe Wahrhaftigkeit, das reine Erglühn und die ſtille Frömmigkeit ihrer Seele Bürgſchaft leiſteten, der bisher durch ihr unbegreifliches Betragen wohl widerſprochen worden war, die aber doch nicht aufgehoben

werden konnte. Dagegen schien Thereſe wieder über die Einfalt meines frommen Glaubens zu lächeln, und ſich über die Verblendung zu verwundern, in welcher mir Dinge als herrlich vorkommen konnten, die ſie mit geſunden Augen anſah. Sie lachte, als ich ihr verſicherte, man müſſe Genien ganz kennen, und alles von ihr, wie ich, aus ihrem Munde wiſſen, um ihren Werth zu erkennen. Und was wiſſen Sie denn? fragte ſie lebhaft, doch wohl nur, was Sie wiſſen ſollen? Was gilt die Wette, ich erzähle Ihnen hundert Geſchichten, von denen Ihnen neun und neunzig neu ſind! Und nun fing ſie an, mir Begebenheiten und Perſonen flüchtig zu beſchreiben, von denen ich eine nach der andern als mir unbekannt eingeſtehn mußte. Betreten ſtand ich vor ihr, wünſchte aber nur um ſo eifriger etwas Näheres zu erfahren, allein Thereſe war meinen inſtändigen Bemühungen unerbittlich, und verſicherte, es ſey zum Verſuche, meine Augen ſehn zu lehren, genug, ſie wolle mir nicht eine Täuſchung gänzlich verderben, in der ich mich wohl zu befinden ſchien, denn was ſie bis jetzt geſagt, würde ſich gleich wieder verlieren, wenn ich der Ueberzeugung zu entziehn wüßte. Dieſe Aeußerungen hatten mir die Gedanken an Genien ſehr verrückt. Ihr Bild war mir gefährdet, jeder ſeiner Züge ungewiß, ſeine hellſten Farben verdunkelt, und in tiefſtem Unmuth ging ich zu ihr zurück, um an dem Urbilde Wahrheit und Irrthum

mit schärfster Aufmerksamkeit zu prüfen! Am auffallendsten wurde mir die Behauptung, die ich auf den gegebenen Blättern deutlich genug entwickelt konnte, daß Cagliostro noch gegenwärtig in einem Verhältniß stehe, das nichts weniger als fabelhaft genannt werden könne. Ich hatte in der ganzen Zeit, da ich fast täglich und zu verschiedenen Stunden ihr Haus besucht und die vertrautesten Gespräche mit ihr gehabt hatte, nicht das geringste hierauf Bezügliche, und es schien mir unmöglich, daß sie, die mir so vieles gesagt, gerade hierin verschwiegen haben sollte, da ein solches Bekenntniß für mich, der ich stets von Freundschaft sprach und aufrichtig diese empfand, nichts Kränkendes haben konnte. Als ich zu ihr kam, bedurfte es all der zuvorkommenden Freundlichkeit, mit der sie mich empfing, um mein trübes und gedrücktes Gemüth von dem Eindrucke, den es unter Willen gelegt hatte, abzulenken. Sie sagte meine Stimmung, die bereits war der geringsten Heftigkeit heftig zu begegnen, und selbst ihre Wangenröthe schnell zu erwidern, gar nicht auf, sie war im Gegentheil sanft und gutmüthig, gefällig und nachgiebig. Es sollte an diesem Tage die Jungfrau von Orleans gegeben werden, Cagliostro hatte die Güte, schleunigst Aufgebot, zum Erstenmal die Johanna zu spielen, zwar vor einem ausverkauften, aber dießmal auch mehr als gewöhnlich gespannten Publikum. Die Frauen wunderten sich von dem Un-

der sich den Vorübergehenden Vorzeigte, die in mannigfaltige Thätigkeit des Redens und des Hörens in vielen mündlichen Auftritten Abwechslung hatte, endlich gern abbrechen wollte, wurde mehr als sie dachte, von den Heimwehen Wogen beunruhigt und entführt, als daß sie zugleich das gastfreundliche Ufer hätte fassen können. Ein edler Taumel ergriff sie, sie sagte ihr Lieben, und drückte sie innig in meine Arme; sie schien wenigst zu erröthen, als sie aussprachen, eine seltsame Zweideutigkeit schwebte über diesem Auftritt, den nicht lange; nach ein Paar Augenblicken sahen Viele sie das zärtliche Mädchen, meine liebe Carle gelangen zu lassen schien, und ein Blick Ernst verbreitete das eben noch so muntre, sittliche Gesicht. Sie beruhigte sich viel beleidigt durch meine Kaltsinnigkeit, sie beklagte bitter, daß eine so schöne Freundschaft, als sie empfunden, solch häßliche Trennung erleiden, so einen bösen Reiz, die sorgliche Aufmerksamkeit verlieren sollte, niemals verhoffte sie, könne sie wieder mit jenem ruhigen, heiteren Gefühl, das meinen Umgang ihr so werth gemacht, mich bei sich sehen. Jene Reden machten mich äußerst bedürftig, ich konnte diese Vorwürfe nicht ungerührt hören, und ich sah, daß sie zu große Zärtlichkeit auch in mir ein Gefühl, das ich als das höchste und reinste zu empfinden glaubte, herabstimmen, selbst stören sie abwechselnden Ernst, und ihr bewilligend Lächeln sitzen sich mich verschönerlichten

Reiz auf meine Augen, daß ich nicht aufhören konnte, sie mit Wohlgefallen zu betrachten, und nachdem ich mich vergebens bemüht, sie zu beruhigen und auszusöhnen, mit dem heitersten Eindruck sie endlich verließ; statt meines Unrechts schwebte mir ihre Anmuth, statt der bevorstehenden Kälte die warme Erinnerung vor, und in dieser glücklichen Mischung von fürchtender Besorgniß und neigungsvollem Andenken an das Geschehene entstanden folgende Zeilen, die ich mit dem Frühesten abschickte:

Die lieblichsten von allen Frauen,
Die mit der zarten Schönheit süßer Macht
Mein Herz in Flammen setzt,
Mein Auge selbst in glücklich'rem Schauen,
Die hab' ich mich zum neuen Feind gereiht,
Die edler Neigung Fülle dargebracht;
In schönem Frieden, allen Harms befreiet,
Erfüll' ich des heitren Umgangs blüh'nde Bahn
In süßer Pflicht und ernster Treue wandeln,
Und sanfter Treue Hand
Die reine Glut des Herzens nie verwandeln:
Allein du selbst der Himmelsgöttin eigen
Hast im Triumphe deiner Zauberkunst,
Getreten zu dem blöden Haufen,
Bestimmt, zum Himmel glorreich aufzuzeigen,
Unwiderstehlich kämpft der liebe Gunst
Das stolze Herz bezwingen?
Gezwungen mußt du selber zeigen,
Wie Menschliches das Göttliche bezwingt.
Dein Arm reicht Freud zum Tode nieder,
Doch seines Auges Pfeil dem Herz durchdringt.

Und Aller Augen sind in Thränen,
Und jede Brust von Wehmuth sanft erklingt!
Die Röckchen nicht zu bitterm hohen Schmerz
Ergreifen wie dies Eine!
Weißt du dem Bilde menschlichholder Schwächen,
Die knospend aus dem sehnsuchtsvollen Innern brechen,
Solch übergroßen Reiz zu leihen,
Und wollust, ungetrübt nur du allein,
Solch lieblichs Vergessen nicht verzeihen?

Die Art der Frage gefiel, ich erhielt durch ein artiges Zettelchen Verzeihung, und wurde eingeladen, sie bald selber abholen zu kommen. Mir schmeichelte der gute Erfolg meiner Reimkünste, und ich unterdrückte ein mißbehagliches Gefühl, welches doch mit dem Leichtsinn oder der Eitelkeit, die Eugenien von ihrer gestrigen, wie mir selbst schien, so gerechten Strenge zurückkommen ließ; nicht ganz zufrieden war. Ich ergab mich darum nicht minder lebhaft den Freuden, mit welchen ihre günstige Nähe mein Wesen erfüllte. Einige Zurückhaltung, die sie in den ersten Tagen zeigte, war nur ein Reiz mehr, die solche Vertraulichkeit, deren Wirkungen sich liebkich genug offenbarten, und die ganze süße Gewohnheit unseres innigen Umganges wiederherzustellen. So verglugen einige Tage unter dem heitersten, glücklichsten Streben, und es wurde bald offenbar, daß der augenblickliche Einbruch losgelassener Leidenschaft, statt uns zu entfremden, nur näher und sicherer unsere Gemüther vereinigt hatte. Wir erklärten uns

über mancherlei, und nachdem wir uns über unser gegenseitiges Verhältniß bestimmt und schön ausgesprochen, hielten wir keine Gefahr mehr für möglich, und es erfolgten unter diesem Schutze Vergünstigungen, die friedlich gewährten, was jener Kühnheit, die uns in Streit gebracht, nicht eingefallen war. So kündigt wohl ein Manifest den Krieg um solcher Ursachen willen an, die durch den Friedensschluß erst recht befestigt werden!

In diesen Tagen war es, daß ein Freund, den ich sehr liebte, aber seit vielen Jahren nicht gesehn hatte, durch seine unvermuthete Ankunft den Gang dieses Verhältnisses etwas unterbrach. Wir hatten in früher Jugend innigst zusammengestimmt, durch unsre Briefe war unser Einverständniß inmitten aller Trennungen erhalten, und ausgebildet worden. Er war auf einer Reise nach Italien begriffen, seine Gefährten waren nach Triest vorausgeeilt, und er dachte ihnen binnen einem Monat nach Venedig zu folgen, solange Zeit wollte er mir zum Abschied noch schenken. Anton, so hieß er, war mit den glücklichsten Anlagen, und in der günstigsten Lage geboren, eine gute Erziehung hatte ihn schön entwickelt, und er war mit eben so ehrlichen als heitern Ansprüchen in das Getümmel des Lebens getreten. Er fand viele Freunde, die Gunst der Frauen zeichnete ihn vor vielen aus, und er behauptete in jedem Umgange eine seltene Strenge und Wahrheit. Leider

gerieth er in lauter solche Liebesverhältnisse, die er vor sich selber nicht ganz rechtfertigen konnte. Sein theilnehmendes Gemüth widerstand nicht dem Unglück einer verheiratheten Frau, die ihn an sich zog als einen Retter und Helfer. Was er für sie empfand, wurde ihm bald, weil er es für unrechtlich hielt, zur Qual, und sein erstes Unrecht, das er nun behaupten mußte durch anderes, führte ihm das traurige Verhängniß zu, daß er den Gemahl seiner Geliebten im Zweikampf erschoß. Ein anderes Verhältniß, mit einer italiänischen Sängerin, der sein Herz fünf Jahre hindurch treu geblieben war, zerschlug sich auf eine häßliche Art; eine standesgemäße, und, wie es schien, glückliche Heirath, welche seine Verwandten ihm vorbereitet hatten, verhinderte der Tod. Durch diese Unfälle hatte sich ein trauriger Schleier über sein Leben hingezogen, er wußte nicht mehr, wie er es angreifen sollte, denn er war in seinen Forderungen irre geworden. Da sein Verstand allein Herr des Gebiets blieb, wo sein Gefühl nur Böses erfahren hatte, so war er gegen sich selbst ungemein streng, gegen die Welt nachsichtig aber auch verschlossen geworden; es bedurfte der herzlichen Liebe, die er zu mir aus [illegible] Jahren trug, um gegen mich niemals die kalte Rückhaltung auszuüben, die ihm schon zur Gewohnheit geworden war. Mein in dem Genusse der alten Freundschaft erfreutes Gemüth entbehrte jedoch ungern den Reiz des jungen

Umgangs mit Eugenien, die ich in den ersten Tagen etwas zu vernachlässigen gezwungen war. Was ich meinem Freunde von ihr erzählte, nahm er zwar meiner Meinung nach viel zu kalt auf, er sollte neugieriger seyn, und größern Antheil nehmen, doch war er es wohl zufrieden, als ich ihm den Vorschlag machte, sie zu besuchen. Meine schriftliche Anfrage bei ihr erhielt die artigste Antwort. Dieser erste Besuch mit Anton machte mich ganz glücklich; ich hatte Eugenien eine Zeitlang nicht gesehn, ihr Bild, glaubte ich, sey der glühendsten Einbildungskraft lebendig eingedrückt, allein wie sehr beschämte sie es! Sie dünkte mir schöner, edler, anmuthiger geworden, und ich machte seitdem oft die Erfahrung, daß die Abwesenheit mich sie jedesmal etwas vergessen machte, und das Wiedersehn immer aufzufrischen fand. Sie war äußerst gütig und zuvorkommend gegen Anton, sie schien ihm gern einzugestehn, daß sie um meinetwillen ihn gleich als einen von ihren Freunden aufnehme, und sie bezeigte mir so viele Aufmerksamkeit, Zuneigung und Vertrauen, daß ich mir zu dem mitgebrachten Zeugen Glück wünschte, der durch seine Gegenwart, weit entfernt jene Aeußerungen zu hemmen, sie im Gegentheil beförderte. Anton befand sich in dem allergrößten Wohlbehagen, und entfaltete zu meiner angenehmen Ueberraschung die schönsten Gaben gesellschaftlicher Unterhaltung, ohne daß jedoch die verschlossene Kälte, deren ich

früher erwähnt habe, von ihm gewichen wäre. Es kamen nach und nach noch einige andre Personen, unter andern auch Therese, und das Gespräch wurde lebhafter, besonders ließ sich Anton mit Theresen in mancherlei angenehme Erörterungen ein, und schien durch ihren Verstand sehr angezogen. Kaum hatte Eugenie das bemerkt, als sie es sich zum angelegentlichsten Geschäft machte, ihre Gespräche zu stören, den Gegenstand zu verwechseln, andere Beziehungen unterzuschieben, und durch hundert Einfälle und Anregungen aller Art, wobei sich die Kraft ihrer Anmuth glänzend offenbarte, die ganze Aufmerksamkeit der Gesellschaft auf sich selbst zu versammeln. Mit einem entschiedenen Uebergewicht trug ihre reizende Geschäftigkeit den Sieg davon, der ihr jedoch von Theresen, die eigentlich keineswegs minder hübsch war, keinen Augenblick bestritten wurde; vielmehr gestattete diese jener den gewünschten Vorzug mit solch edler, freiwilliger Nachgiebigkeit, daß sie dadurch meinen Augen ein anderes Uebergewicht offenbarte, nämlich das eines erhabenen Geistes, der über das Kleine hinweg ist, und seine würdige Herrschaft nur in großartiger Ruhe sucht. Mein Freund wollte jedoch nicht sogleich der willkürlichen Laune Eugeniens gehorchen, sondern setzte zwischen Lachen und Störung aller Art noch eine Weile seine Unterhaltung mit Theresen fort, indem ich nicht ohne einige Verlegenheit seinen Trotz zu mäßigen suchte.

Allein, da dieſe ſelbſt, indem ſie ſich zurück zog, ihn mehr und mehr Eugenien überlieferte, ſo blieb er endlich in deren Händen zurück, und konnte bei dem Eifer, mit dem ſie es ſich angelegen ſeyn ließ, ihn zu vergnügen, wohl nicht lange ſein Schickſal beklagenswerth finden. Ich, der ich jetzt eine Weile ziemlich unbeachtet blieb, näherte mich Thereſen mit unbefangener Anerkennung, und ihre ernſthafte Freundlichkeit, ihre milde Einſicht berührten mich äußerſt wohlthätig, allein im Grunde wollte ich doch etwas anderes, und war doch keineswegs durch mein Urtheil befriedigt, denn dieſe Hochachtung, die ich in mir fühlte, ſollte mich eigentlich nur für die kleine Kränkung, die mir Eugenie durch ihr Unbeachten jetzt zufügte, Erſatz ſchaffen. Wir gingen ſpät auseinander. Anton begann ſogleich, als wir allein waren, eine ſchöne Lobrede auf Thereſen. Nein, rief er aus, was dieſe Frau für große Eigenſchaften hat, das glaubt man nicht! welche Zähigkeiten hat die in ihrem Geiſte, welche Eigenthümlichkeit in ihrem Empfinden! und ſo fuhr er fort, mir manches Einzelne anzuführen, was ihn aus ihrem Munde überraſcht und in ihrem Betragen erfreut hatte. Mir war das alles ganz recht, ich konnte nicht umhin einzuſtimmen. Doch bracht' ich zuletzt ungeduldig die Rede auf Eugenien; er antwortete nach einigem Beſinnen ziemlich kalt, ſie ſey einnehmend, ja ſehr lieblich, doch müſſe er beklagen,

daß er mehr einsehe, wie sie dies für Andre seyn müsse, als es selbst unmittelbar zu empfinden vermöge, um so mehr, setzte er hinzu, als die Unwahrheit ihres ganzen Wesens und ihr ärmliches Heucheln mir niemals die Täuschung erlauben, als dürfte ich hier Liebe erwarten. Ich erschrak heftig über die unerwartete, harte Anklage. Ich muß gestehn, äußerte ich mit feindseliger Gleichgültigkeit, daß der Grad des Scharfsinns, den du dir zuzutrauen scheinst, mir etwas zu hoch dünkt, als daß ich ihn nicht gegenwärtig ein wenig bezweifeln sollte; du siehst Eugenien zum Erstenmal, einige wenige Stunden und schon ist alles ausgemacht, das Verdammungsurtheil fertig, der Stab über sie gebrochen! — Das Verdammungsurtheil? fuhr mein Freund verwundert auf, das hast du ja selber schon gegen mich ausgesprochen; oder was hast du mir denn von ihr gesagt, daß nicht mein Urtheil vorbereitet hätte? — Ich? schrie ich auf, indem ich ihn losließ. — Freilich, erwiederte er; oder erinnerst du dich nicht mehr, wie du meine Nachsicht für sie im voraus in Anspruch nahmst, mir sagtest, sie sey unverständig, launenhaft, wetterwendisch, die Wahrheit breche sich an ihrem Eigensinn, sie wehre die Ueberzeugung von sich ab, und dergleichen mehr, dessen auch heute genug sichtbar war? Du hast vielleicht geglaubt, dies alles nur als Zweige ihrer Liebenswürdigkeit vorzustellen; allerdings ist sie sehr

artig, und von reizender Anmuth, das habe ich ja auch bestätigt, aber mir scheint, du hast ihre Fehler, und wahrlich große Fehler, in ihre Vollkommenheit flüchten wollen, das geht denn freilich wohl nicht! — Ich konnte mich nicht zufrieden geben, daß ich selbst diese schreckliche Meinung in ihm erzeugt haben, und, was noch ärger war, unbewußt in meinem eignen Herzen verrätherisch genährt haben sollte, und doch konnte mein bewegtes Gemüth sich der eindringenden Schauder einer verborgenen Wahrheit nicht ganz erwehren. Meine Neigung zu Eugenien war jedoch schon zu gewaltig, als daß sie nicht am Ende doch alle Schuld auf den Freund gewälzt, und wegen des unseligen Verdrusses und der peinlichen Verstimmung sich ganz an ihn gehalten, ihn angeklagt hätte. Je mehr ich an Eugenien dachte, je mehr ich ihr Betragen mir zurückrief, ihre Aeußerungen überlegte, desto mehr verschwand mir die Möglichkeit, den Tadel, den Anton ausgesprochen hatte, an ihr wahrzunehmen. Ich suchte vergebens zu ergründen, was ihn oder mich zu solchem Irrthum verleiten könnte, der doch einen von uns nothwendig befangen mußte; doch eigentlich war ich mit großer Selbstzufriedenheit überzeugt, daß ich gewiß davon frei sey; darin mußte mich übrigens sein Nachgeben bald bestärken, das nach Maßgabe meiner Hartnäckigkeit zunahm, und mir die Frucht der siegenden Berichtigung zu seyn schien, da es doch nur aus Ueberdruß und Gleichgül-

tigkeit geschah, und weil er einsah, wie sehr es mir darum zu thun war. Wenn ich dir erzählte, dachte ich bei mir selbst, was alles ich von ihr weiß! wenn ich dir es sagen dürfte, sagen könnte! aber es wäre ja ein Verrath, wenn ich die schönsten Heimlichkeiten ihrer Seele dem Schlechtgesinnten mittheilte! Nein, selbst um den Preis, dich ganz für sie zu gewinnen, soll es nicht geschehn! Ich hielt Wort, und ungeachtet Anton, der jeden neuen Menschen als eine zu lösende Aufgabe betrachtete, mich oft über Eugenien näher befragte, so erfuhr er doch nichts mehr durch mich. Eine warme Theilnahme hätte mich zu jedem Vertrauen gebracht, seiner kalten Neugier blieb ich verschlossen. Ungeachtet der zahlreichen Zerstreuungen, welche die große Stadt Anton darbot, und der freundschaftlichen Ansprüche, die man von allen Seiten an ihn machte, wußte er seine Zeit doch meistens so einzurichten, daß er einen Theil des Abends mit mir bei Eugenien zubrachte, und wenn er anderswo festgehalten war, noch spät mich wenigstens abzuholen kam. Sie fuhr fort, sehr gütig gegen ihn zu seyn, und verhehlte mir nicht, was sie zuweilen sogar ihn selbst merken ließ, daß es vorzüglich meinetwegen geschah; da er eben so heiter und vergnügt war, als geschickt die Andern zu vergnügen, wozu seine vielen Erfahrungen, Kenntnisse und Gesichtspunkte, deren Darstellung immer etwas Neues und Anziehendes hatte, ein unerschöpflicher

Schatz waren, und er überdies in Gesellschaft stets guten Willen hatte, so war uns seine Gegenwart höchst willkommen, und wir brachten die angenehmsten Stunden mit ihm zu. Er fand sich bald wie zu Hause, erzählte und scherzte, spielte mit den Kindern, überließ sich dem glücklichsten Wohlbehagen, und alles wurde ihm bei Eugenien so bequem, jedes dünkte ihm so bunt und angenehm, daß er nirgends lieber war, hier das Ziel seiner unstäten Wanderungen nahm, und die glückliche Verborgenheit dieses Schutzortes unaufhörlich pries. Dabei hörte er nicht auf, Theresen mir bei jeder Gelegenheit zu loben, und dagegen Eugenien herabzusetzen, die er eine liebenswürdige Lügnerin nannte, ein kleines Ungethüm, vor dessen Tücken man sich in Acht nehmen müsse. Ich lächelte über die Reden, die mir um so geringern Eindruck machten, als seine Handlungen ja offenbar das Gegentheil davon zeigten. Neue Veranlassung mich zu quälen gaben ihm jedoch die abwechselnden Launen, welche Eugenie, vorzüglich gegen mich, von Zeit zu Zeit, annahm, und die so seltsam Anziehn und Abstoßen vereinigten, daß ich in den peinlichsten Zustand dadurch gerieth, ohne zu wissen, woran ich eigentlich sey. Sie schien oft Gunstbezeugungen von sehr ausdrücklicher Art nur in der Absicht an mich zu verschwenden, um die gleichgültige Kälte, die darauf nachfolgte, desto merklicher zu machen. Meine heißesten Versicherun-

gen einer unbegränzten Verehrung, einer innigen Zuneigung, dienten ihr bald zum Spott, bald zürnte sie beleidigt, daß ich dieselben nicht feierlichst wiederholte. Mein Freund wollte diese Mißhandlung nicht zugeben, ich aber ließ sie mir still gefallen, und fand einen unwiderstehlichen Reiz, eine stets erneuerte Anmuth in diesen Ausdrüchen unverständiger Herrschsucht, die mir mit dem Wahn schmeichelten, sie liebe mich, und ihre Ungeduld äußere sich zürnend auf diese Art, daß ich das Wort noch nicht auf ihre Lippen gerufen, sondern zu hören wie zu sagen vermieden habe. Es konnte nicht an leidenschaftlichen Auftritten fehlen, ich suchte nicht immer glücklich der Gelegenheit zu entgehn; ihre Vorwürfe über meinen Mißmuth, meine Gleichgültigkeit, meinen Unbestand, lauter Dinge, die in mir nur entstanden aus dem Schmerze sie in ihrem Betragen gegen mich zu sehn, brachten mich oft zur Verzweiflung, welcher ihre Thränen gewöhnlich durch wehmüthige Rührung und daraus erfolgende Aussöhnung ein Ende machten. Die schönen Zwischenzeiten freudiger Theilnahme und verständigen Vertrauens gewannen ihr immer die Macht zehnfach wieder, von welcher mein Herz im Unwillen sich losgesagt hatte. Daß ich ihre Verkehrtheit, außerdem, daß sie an sich mir in jeder einzelnen Regung noch liebenswürdig erschien, auch noch für ein günstiges Zeichen nahm, war um so eher zu entschuldigen, weil ich nur auf

mich allein, und niemals gegen Anton, noch sonst jemanden, dieses sonderbare Wesen gerichtet sah. Zur besondern Qual gereichte mir noch, daß mein Freund, den sie von unsern Zwistigkeiten mit großer Entstellung der Thatsachen unterrichtete, oft von ihr aufgefordert wurde, zwischen uns zu entscheiden, oder uns zu vermitteln, und er dann mit galanter Weisheit vor ihren Augen mir mein Unrecht vorhielt, zu Hause aber, oder schon auf dem Wege dahin, mich mit Vorwürfen überhäufte über meine Nachgiebigkeit, und hell und klar zu überzeugen trachtete, wie nichtig und unwahr alles in dieser Frau sey. Was sollte ich ihr nun erwiedern, wenn sie gegen mich den Beifall Antons triumphirend anführte, und mich mit seinem Ansehn bestritt, das ich in seiner Wahrheit, wo es für mich gesprochen hätte, nie darstellen dürfte, ohne sie aufs äußerste zu beleidigen? Und er lächelte scherzend über meine ängstlichen Verlegenheiten, ohne jemals weder gegen mich sein warnendes Abmahnen, noch gegen Eugenien sein gefälliges Nachgeben einzustellen; ihre muntre Lebhaftigkeit und die thätige Laune, mit der sie immer Neues anregte, gaben ihm ein beständiges Schauspiel, das ihn unterhielt, und das ganze Zusammenseyn, die Art der Gespräche, die Einrichtung, der Ort, alles war ihm ganz zusagend und bequem. Theresen, deren nähere Bekanntschaft er eifrig gesucht hatte, vernachlässigte er mehr und mehr, ob-

gleich er, so oft nur ihr Name genannt wurde, ernsthaft und feierlich mit immer zartern Ausdrücken ihre Vortrefflichkeit pries, und versicherte, daß er nie aufhören könne, sie mit tiefster Hochachtung zu verehren, weil er selten ihres Gleichen gefunden. Hätte ich doch auf gleiche Weise mit besonnener Kraft die Wahrheit im Innern festgehalten, und der Täuschung mich äußerlich hingeben können! Anton ließ sein Urtheil durch keine Annehmlichkeit irre machen, aber eben so wenig brauchte er einer reizenden Hinneigung zu entsagen, weil sie nur das, und nichts Tieferes war. Einzeln werden die Güter des Lebens dargeboten, sagte er oft, einzeln wollen sie genommen seyn, wer sie verschmäht, um sie als ein Ganzes abzuwarten, der wird alles versäumen; nimm doch jedes noch so geringe Gut dankbar an, kein Augenblick geht verloren, als den man verschmäht; sieh nur, ich richte mich nach der Zeit, mir ist eine außerordentliche Anmuth erschienen, eine überglückliche Behaglichkeit, und ich will mich ihr mit Freuden überlassen, ohne daß ich nöthig hätte, dies durch Täuschung und Wahn höher zu stellen, als es ist und seyn soll! — Sonderbar jedoch, ich konnte ungeachtet dieser deutlichen Erklärung sein Betragen nicht einsehn; die Widersprüche seines Urtheils und Gefallens waren zu auffallend, als daß ich nicht andere Erklärungen derselben gesucht hätte, als die er selbst angab. Es konnte mir wohl

manchmal vorkommen, als bewerbe er sich aus derselben Absicht um die Gunst der schönen Frau, aus welcher er mich von ihr zu entfernen trachtete. Ich wurde eifersüchtig, und litt in den neuen Qualen, die ich mir bereitete, um so mehr, als es mir nicht immer gelang, die Störungen, die ich in meinem Innern fühlte, zu verbergen. Dadurch wurde mancher Verdruß, mancher Zwist, manche gespannte Entfremdung veranlaßt, und durch die glücklichsten Augenblicke, selbst durch ausdrückliche Versöhnung, selten vollkommen ausgeglichen. Eines Tages jedoch, da ich diesen ungewissen Zustand nicht länger ertragen mochte, und Eugenien glücklicherweise allein fand, eröffnete ich ihr mein ganzes Herz, meine Wünsche, wie meine Zweifel, ja ich erklärte mich bereit, ihr meine Hand anzubieten, falls ich hoffen dürfe, sie dadurch glücklich zu sehn. Es erfolgte ein langer, heftiger Auftritt. Sie machte mir herbe Vorwürfe über meine Eifersucht, über den beleidigenden Verdacht einer Falschheit, die ihr die abscheulichste von der Welt dünke. Ich liebe Sie zu sehr, rief sie aus, um es Ihnen jetzt, wie ich vielleicht sollte, zu läugnen, daß ich Sie liebe! Was Ihre Frage betrifft, ob frühere Verhältnisse mich vielleicht noch binden, oder sonst ein lästiger Zwang meine Freiheit beschränke, so kann ich Ihnen nur sagen, daß die höchsten Betheurungen und Schwüre Sie nicht besser überzeugen sollten, als ihre eigene

Erfahrung, ihre offnen Augen, denen ja nichts entgehn kann, was mich betrift und in meine Nähe kommt. — Ihr schönes Gesicht glühte von edler Röthe, ihr Auge sprach zürnende Liebe, ihr ganzes Wesen war bewegt, es war ein himmlischer Anblick! Doch hielt ich noch mein ungeduldiges Gefühl, das mich zu ihren Füßen niederwerfen wollte, zurück, und fragte nochmals: Eugenie! dieser Augenblick ist entscheidend, es muß auch das Letzte noch heraus, das in mir nagt und wühlt, noch diese Frage erlaube mir: Bist du wirklich in keiner Verbindung, die du mir verhehlst? Besinne dich wohl, ehe du dich zur Lüge entschließest! Bedenke, ob du mir nicht alles sagen kannst, ob ich nicht dein Freund bin mehr noch als dein Geliebter! Sey aufrichtig, und meiner Theilnahme, meiner Hülfe in jedem Fall versichert, mir kannst du alles sagen! — Sie sah mich erstaunt an, dann ließ sie einiges Mißvergnügen blicken, und betheuerte wiederholt die reine Unschuld ihres Herzens; die Stille und Eingezogenheit, sagte sie, in der ich lebe, das Offenbare aller meiner Stunden, meines Umgangs, Ihre eigene Anschauung selbst kann mich also auch nicht bei Ihnen gegen solche Verläumdungen schützen? O gewiß, wenn Sie noch zweifeln, so giebt es keine Sonnenklarheit für Sie, und alle Mittel, Sie zu überzeugen, sind vergebens! — Es braucht deren auch nicht mehr, rief ich aus, ich glaube an dich mit unerschütterlichem

Festigkeit; Eugenie! ich bin ja als der glücklichste Mensch hier zu deinen Füßen!

Wie könnte ich beschreiben, in welchem Taumel trunkener Gedanken ich endlich sie verließ, in welcher Fülle wonniger Empfindungen ich meinen Freund aufzusuchen eilte! Das Bild ihres Liebreizes schwebte unaufhörlich vor mir, und erhöhte jede trübe Gestalt meines frühern Lebens, ich glaubte eine schönere, tiefere Liebe zu empfinden, als jene entsetzliche Leidenschaft gewesen war, die mit Heftigkeit in mir gewüthet hatte, ohne mich zu beglücken. Anton war lange nicht zu finden, endlich hörte ich, er sey bei einem großen Mittagessen im Prater, und fuhr eilig dorthin. Eine zahlreiche Gesellschaft von lauter Herren war fröhlich versammelt, und feierte den Namenstag eines ihrer Mitglieder. Viele meiner Bekannten riefen mich sogleich an, ich wurde mit lautem Beifall bewillkommt, und zum Niedersitzen gezwungen, ehe ich mich noch nach Anton umgesehn hatte; er saß am andern Ende des Tisches, und winkte mir vergnügt zu. Der rauschende Lärm machte jeden Gedanken an vertrauliche Mittheilung unmöglich. Ich mußte wider Willen an dem Feste Theil nehmen, man zwang mir Gesundheiten auf, es wurde ein schallendes Lebehoch nach dem andern ausgebracht, es galt der Armee, dem tapfern Erzherzoge, und solch aus dem Herzen dringenden Ruf hätte ich nicht mögen vorbeigehn lassen, ohne Be-

scheid zu thun, selbst wenn es schicklich gewesen wäre. Der Wein, der auf diese Art nicht gespart wurde, erregte uns immer mehr, und wie es zu geschehn pflegt, wenn junge Leute ohne irgend einen Zwang zu empfinden versammelt sind; man fing an auf ziemlich freie Weise von seinen Abenteuern und Liebschaften zu sprechen, wobei jeder sein Glück und sein Unglück rücksichtlos offenbarte. Ich hatte eine Weile ohne sonderliches Vergnügen diesen meist gemeinen Erzählungen zugehört, als ein junger Uhlanenoffizier, der durch sein hübsches Aussehn wie durch seine geistreichere Munterkeit meinen Antheil schon mehrmals erweckt hatte, in einer beißenden Spottrede neben den bekanntesten Namen leichtfertiger Mädchen unerwartet auch den Namen Eugeniens nannte, und die Zuhörer zu dem beifälligsten Lachen erregte. Es war nicht anders, als wenn ein Todespfeil plötzlich durch meinen Sinn durchbohrte, als ich den theuren Namen in dieser entsetzlichen Verbindung erschallen hörte, ich glaubte noch es sey unmöglich, als ich schon einer Ohnmacht nahe war, denn die Leichenblässe, mit der ich mich erhob, erschreckte meine Nachbarn dergestalt, daß sie mit aufsprangen, in der Meinung ich würde sogleich hinstürzen. Ich aber nahm alle meine Kräfte zusammen, schoß tödtliche Blicke auf den Uhlanen, der sich auch dagstillt herbeigedrängt hatte, und sagte mit bebenden Lippen, für diese schändliche Verläumdung wolle ich ihn zur

Rechenſchaft ſtehen, und jeden, der es wagen würde, die Ehre einer Frau anzutaſten, für deren Freund ich mich bekennte, und der man ohne die niederträchtigſte Lüge zu begehen, nichts Böſes nachſagen könne. Als ich dies geſagt, entſtand eine allgemeine Verwunderung, man ſuchte mich zu beruhigen, und der Uhlane blickte mich mehr mit beſorgter Neugier, als mit Zorn an, ich ſah, wie er ruhig lächelnd auf die Fragen, mit denen man ihn beſtürmte, leiſe antwortete. Dann bat er mich ihm in ein Seitenzimmer zu folgen, und ſprach folgendermaßen: Hätte ich gewußt, wie nahen Antheil Sie an Eugenien nehmen, ſo hätte ich den Namen wahrlich nicht genannt; allein ich muß Ihnen bekennen, daß mich Ihr Betragen befremdet, wenn Sie eine Liebſchaft mit der Frau haben, ſo werden Sie ja am beſten wiſſen, daß ſie keine Heilige iſt; und wer ſich mit ſolchen einläßt, muß ſich auch ihren Ruf gefallen laſſen. — Und wenn der Ruf wirklich ſo wäre, fuhr ich auf, wie dürfen Sie ſich unmaßende Gerüchte ſortpflanzen und verbreiten? — Was ich darf, verſetzte er gelaſſen, das wollen wir beſonders beſprechen, hier aber will es mir gefällig, daß ich Ihnen außer jener noch eine andre Antwort geben kann, die Ihnen in der That unerwartet genug ſeyn wird; wiſſen Sie denn, daß ich Eugenien genau kenne, ſo genau wie nur immer ein beygeſchlafener Liebhaber ſeine Geliebte kennen kann, daß ich ſie aber gering ſchätzen muß, weil ſie

kommodiglich, indem er auch Gelegenheit verschafft, daß ein Mensch, welcher in ehrgeitzigen Absichten und in allen Begierden aufhört, nicht in der einen Begierde eine abgeschmackte Leidenschaft bleibt, und als dann auch ein Exempel über die Tugend einer Frau seyn mögte. Es werden es doch wohl Gemälde, welche solche Künstler von ihrer Hochgeehrt übergeben werden.

Die Art des Verdienst war gleich verschieden; Sie sind Lehrer als Lustbarkeiten besuchten ehemahls Comig Hof, und jetzt, da ich ihnen von einer artigen Einladung selbst gleich empfangen hatte, blieb sie meinem Aufenthalt in Wien wieder Comig, und auch war hätte angeführt, gestalten diese die ein Lehrer Tanzung von einer Gesellschaft, und jene Theil auch von einem Freunde, hätte vorhändigen Comig. Meiner Gedanken richteten sich jetzt einzig auf die grosse Weltbegebenheiten, deren Entscheidung meiner erwartete wurde, und der letzte Tag gen der Freude eines Gemeinden Herz bekannt gab, daß wunden, den jetzt höchst Theil nahm, einem Verhängnis entgegen ging. Daß in der gewöhnlichen Ordnung der Natur sie auch nicht haben würde, Eine beunruhigende große Kampf, in welchem Oesterreich Gefahr standen sich in auf viele Jahre hätte entschieden werden, war schon meiner Herz zu den Waffen, und eine kleine Begeisterung belebte die meisten Gemüther der gesamten Jugend, als den

langen Muth der neuen Landwehr; jeder Bewohner des glücklichen Landes wollte auch ein Vertheidiger desselben seyn; schon strömten Deutsche aus allen Kreisen herzu, um unter den glorreichen Fahnen des Fürsten, der einst ihr Kaiser gewesen, die allgemeine Freiheit zu verfechten! Eine höhere Bestimmung rief mich von meinem Regimente nach Prag, wohin ich eiligst abreisen mußte. Als meine Einrichtungen waren getroffen, den andern Morgen sollte ich nicht mehr in Wien ſeyn, ich hatte schon früh herzlichen Abſchied von Natan genommen, und da hierer bei Tagesanbruch verlegt, und ich dadurch für den Abend allein war, ſo beſchloß ich die Zeit im Schauſpiel zuzubringen, wo ich auch noch Theresien zu ſehen hoffte, welche meine letzten wiederholten Beſuche nicht angenommen hatte. Sie war in der That ganz allein als ich ihr meine morgende Abreiſe ankündigte, konnte ſie einige Beſtürzung nicht ganz verbergen, und bedauerte von ihrer Theilnahme erzählte ich ihr den Ausgang des Verhältniſſes mit Eugenien. Ihre Gemüthsſtimmung war bloß gespannt, der wunderbare Zufall, daß ich gerade an jenem Abend den unglücklichen Lucchesi wiederſinden mußte, durch den ich ſchon im erſten Augenblick hätte alles erfahren können, machte ſie nachdenklich, und endlich fragte ſie, ob es mir denn lieb geweſen wäre, gleich anfangs alles zu erfahren, oder ob ich nicht doch die glückliche Täu-

stung, die dann unmöglich geworden wäre, vorgeht? Ich aber versicherte, daß die Wahrheit mir um keinen Preis zu theuer sey, und ich den Verlust meines Wahnes schon gar nicht mehr auf die wirkliche Eugenie, die mich nie glücklich gemacht, beziehn könne. — Wir sprachen noch mancherlei über die plötzliche Auflösung der Geschichte, über das seltsame Betragen Antons, und den eben so lügenhaften als verführerischen Reiz Eugeniens. Ach, wie hätte die glücklich seyn können! rief Therese mit einmal vor sich hin, ohne gerade zu wollen, daß ich es höre. — Wie so? fragte ich, Sie haben doch nicht Ursache, dies zu finden? Sind Sie denn nicht ganz glücklich? Dafür hielt ich Sie ganz! Solche Worte können nur von jemand herkommen, der sich zu beklagen hat; Sie sind ja liebenswürdig genug! — Das sagen Sie? versetzte sie ernsthaft, ich sage Ihnen, ich bin nicht liebenswürdig genug, gerade nicht liebenswürdig genug. — Ich sah sie fragend an, als sollte sie weiter reden, allein heftig rief sie aus: Nicht ein Wort mehr! nicht eine Frage mehr! und das mit einer Bewegung, die mich wirklich hinderte, weiter zu fragen. Wir sahen Beide vor uns hin, nach einer Weile nahm ich wieder das Wort: Aber Dornröschen habe ich Ihnen zu machen, warum haben Sie mir nicht alles gesagt, da Sie's doch wußten? Sie mußten doch unterrichtet

ſyn, warum haben Sie mir es nicht geſagt, wie es mit ihr ſteht, und in welchen Verbindungen ſie lebt, die Ihnen kein Geheimniß ſeyn konnten! Sie müſſen es mir ſagen! — Was ich Ihnen ſagte, erwiederte Thereſe mit Ruhe, war genug, um Sie aufmerkſam zu machen, mehr konnte ich Ihnen nicht ſagen, ich nicht! — Und warum nicht, verſetzte ich, ſolche Urſachen kann es nicht geben; reden Sie, ich bitte Sie, reden Sie! — Thereſe weigerte ſich lange, ich ſah ſie noch ängſtlichen Ausflüchten ſuchen, und wurde nur deſto dringender, ich bat inſtändigſt, mich nicht abreiſen zu laſſen, ohne mich über ein Geheimniß, das hier zu walten ſchiene, und das meine Gedanken unaufhörlich quälen würde, zu beruhigen. — Nun ſo hören Sie! ſagte ſie endlich, und ſah mich lange an, indem mein Auge mit geſpannter Erwartung an dem ihrigen hing, ſie ſchien zu ſtocken, doch nicht zweifelnd, und ſah einer großen Stille fuhr ſie fort: Auch ich war ſchwach genug, mich dieſer Zartheit ſchuldig zu machen, aber es war nicht Zartheit, es war Unmöglichkeit; Neigung, ſtrie Neigung hielt mich zurück. — Sie liebten Eugenien, ſie gefiel Ihnen, ſie quälte Sie; mehr liebt' ich Sie, mehr quält' ich mich! Nun, da Ihr Glück unmöglich iſt, da Ihr Auge mich morgen nicht mehr treffen kann, habe ich auch den unglücklichen Muth, Ihnen zu ſagen, wie es mit mir iſt und war. Schon, da-

glück, das Glück, Sie zu ſehn, alles iſt verloren. Ich ſchone mich nicht mehr; jetzt iſt es zu ſpät: Sie kennen die Verwirrung der Welt noch nicht, ſie iſt größer, als Sie denken. Damit Sie mich jetzt nicht für beſſer halten, als ich bin, ſo wiſſen Sie denn, auch ich wurde inzwiſchen heftig geliebt, und ergab mich, und bin jetzt gebunden nach meinem innerſten Gewiſſen. So iſt es mit mir, denken Sie davon, was Sie können, und wie Sie wollen! — Erſchüttert von einem ſolchen, unerwarteten Bekenntniß, bedurfte ich einiger Zeit, um mich zu faſſen und den ganzen Zuſammenhang ſo trauriger Mißverhältniſſe zu überſchauen; alles Lob, das Anton jemals über Thereſe ausgeſprochen, das ich ſelbſt mit unbefangenem Herzen ihr gezollt, trat mir jetzt aufs neue entgegen, und hielt mir nur herrlicher die glückliche Möglichkeit vor, die ungenützt an meinem geblendeten Sinne vergebens vorbeigegangen war. Doch war es mehr eine Verwunderung, was ich fühlte, als ein Schmerz, denn was ich nie beſeſſen noch zu beſitzen geſucht, konnte ich nicht für verloren halten; das Geſtändniß Thereſens hatte auch ſie über jedes Gefühl der Wehmuth erhoben, und nur der ſchwere Ernſt einer demüthigenden Betrachtung ſchwebte über uns, daß der Menſch einer fremden, Schickung gehorche, die höchſtens einzuſehn, aber wie zu lenken, ſeinem Verſtande gelingen mag. Das Schau-

ziel war zu Ende, ich faßte Thereſens Hand, und wir verließen die Loge. Wir ſollten unſre Rollen tauſchen, ſagte ſie im Herausgehn, ſo verlangten Sie einſt an dieſer Stelle: es iſt geſchehn in einem andern Sinne, als Sie es damals meinten, doch ſehn Sie nun ſelbſt, wie nichts damit gebeſſert iſt, daß jede etwas anderes ſpielte, als ſie war! — Ich brachte Thereſen bis zur Thür ihrer Wohnung, wo ſie meine Hand zugleich drückte, und mich zurückſtieß, und mir ein ewiges Lebewohl ſagte.

V.

Die Strafe im voraus.

Die Strafe im voraus.

Wenn schon in dem sorgenlosen, zu allen muntern Streichen aufgelegten Studentenleben die Leichtfertigkeit, mit welcher es die ringsbestehenden Ordnungen des gesetzteren bürgerlichen Lebens fröhlich durchbricht, einen ergötzlichen Anblick gewährt, dem nur selten ein finsterer Mann ein unmuthiges Auge zuwendet: so gewinnt diese frische Aeußerung kräftiger Jugendlichkeit in dem Leben der Offiziere noch einen neuen, schauerlichen Reiz durch die daneben gestellte äußerste Gesetzesstrenge, die bis zur Grausamkeit beobachtet wird. Selten gewiß finden sich beide auf eine so glückliche Art mit einander ab, wie es in der folgenden Geschichte sich gefügt hat, die uns von glaubwürdigen Personen ist erzählt worden. — Noch unter der glorreichen Regierung Friedrichs des Großen war Julius, dessen Geschlechtsnamen wir aus vielen Gründen verschweigen, als Kornet in die so hochgeachteten und ehrenvollen preußischen Kriegsdienste getreten, die ihm seither manche Gelegenheit

geben haben sich rühmlich auszuzeichnen, welches ihm auch noch in dem letzten, obwohl höchst unglücklichen Feldzuge gegen die Franzosen gewährt wurde. Damals war Berlin der Mittelpunkt einer schönen Kriegsverfassung, deren Geist tief in das Gemüth der Nation eingedrungen ist, und durch sein inneres Leben reichlich vergütete, was die damit verbundene Frömmigkeit Lästiges hatte. Die Offiziere, welche bei der Reiterei dienten, hatten, als die reicheren und darum zugleich freiwilligern, sich von jeher hervorgethan durch Theilnahme an den vorhandenen Lustbarkeiten, und Einrichtung neuer, durch engeres Zusammenhalten und brüderlichere Kammeradschaft, und durch gemeinschaftliche Verübung allerlei lustiger Ausschweifungen; und wie das Regiment, bei welchem Julius stand, hierin den meisten Ruf erhalten hatte, so haftete dieser hinwiederum noch ganz vorzüglich auf Julius. Obgleich er ein ansehnliches Vermögen besaß, hatte er doch niemals Geld, und bei vortheilhaftem Aeußern wenig Glück bei dem Frauenzimmer, welches ihm wenig zu trauen schien, und in der That besaß er zu geringe Geduld, um sein Unglück, das er mißmüthig genug ertrug, durch beharrliche Klugheit zu verbessern. Seine unerschöpfliche Laune, die ihn noch jetzt ziert, da ihm das noch übrige Haar schon grau geworden, wandte sich daher um so rüstiger zu tausend sinnreichen Streichen, die jedoch, da sie fast immer in die Rechte An-

derer eingriffen, oft peinliche, langwierige Strafen von seinen Obern nach sich zogen, so unverhältnißmäßig auch gewöhnlich der Schaden der Andern zu seinen und seiner Freunde Lustbarkeiten war. Denn er pflegte das billige Bedenken zu äußern, ob nicht Jeder, freilich nicht durch Recht, aber durch eine höhere Menschenfreundlichkeit, verbunden wäre, ein ganz geringes Leiden zu tragen, wenn es Andern ein ganz ungeheures Vergnügen machte, und er sammelte zur Beruhigung seines Gewissens hierüber gern die Stimmen seiner Kameraden ein. Dabei gedieh er sichtlich, und nahm an körperlichem Wohlseyn täglich zu, welches den Kommandeur des Regiments, einen strengen Mann, noch mehr als die häufigen Klagen verdroß, da er selbst, bei der regelmäßigsten Lebensart, es nur, wie Julius sich über ihn ausdrückte, bis zur Dicke eines Fadens zu bringen vermochte, der einem Schneider davongelaufen, sein Glück als Soldat gemacht habe. Kein Wunder daher, wenn der Kommandeur, dem der General alle inneren Angelegenheiten des Regiments völlig überließ, die Gelegenheit, den übermüthigen Kornet mit Arrest zu bestrafen, die dieser so häufig darbot, nie versäumte, indem er sogar die Hoffnung hegte, durch fortgesetzte Strenge die freche Jugendwildheit in gesetztes, vernünftiges Wesen zu verwandeln. Aber der arme Kommandeur! er hätte es nicht erlebt, wenn er auch mehr, als geschehn ist,

mit dem Kornet in die Wette gelebt hätte! — Eines Tages begab es ſich, daß mehrere Offiziere dieſes Regiments nach Charlottenburg geritten waren, und nachdem ſie ſich dort aufs beſte vergnügt, im Hereinreiten von guten Freunden aufgefangen, und beredet wurden, an einer fröhlichen Geſellſchaft Theil zu nehmen, die in den Thiergarten beſtellt war, mit welcher ſie unter ſchallender Freude ein feines Mahl verzehrten, worüber die Dunkelheit, obwohl an einem langen Sommertage, vollends hereinbrach, und glücklicherweiſe die große Trunkenheit verhüllte, welcher Einige ganz hatten unterliegen gemußt. Sie waren bereits glücklich zum Thore hereingeritten, als Einer von ihnen, den der Rauſch nur deſto ſtörriger machte, je weniger er als ein ſonſt verſtändiger und ſtiller Menſch deſſen gewohnt war, mit einmal den Lärm, den ſie ſich in den Wegen des Thiergartens erlaubt hatten, unter den Linden erneuerte, und einen Schwur that, er wolle nicht ohne Klang zu Bette gehn, worauf er ſein Pferd ſeitwärts an die Häuſer lenkte, und mit dem dicken Ende der Reitpeitſche friſch einige Fenſterſcheiben zerſchlug. Seine Geſellſchafter riſſen ihn noch zu rechter Zeit, da ſchon die Leute herauskamen, mit lachender Furcht fort, und gaben den Pferden die Sporen. Ein Bürger jedoch hatte im hellen Schein einer ſchon fernen Laterne, an der ſie vorbeiritten, noch genau die Uniform des Regiments erkannt, und da er glaubte,

ihm ſey dieſe Beleidigung mehr aus Feindſchaft und Perſönlichkeit, als aus Muthwillen und Zufall zugefügt worden, ſo beſchloß er ſogleich, den Herren nichts zu ſchenken, ſondern eilte am andern Morgen zum Kommandeur, und erſuchte ihn heftig, den Thäter bei ſeinem Regimente auszumitteln, dem es eine große Schande wäre, ſolche Dinge unbeſtraft zu laſſen, wodurch er den alten Mann, der es ſchwer ertrug, wenn das Militär einen Vorwurf bekam, und dieſen nicht ableugnen konnte, in ſolchen Zorn ſetzte, daß er ihm nicht nur die ſtrengſte Genugthuung verſprach, ſondern auch alsbald, da er gänzlich überzeugt war, daß Julius die Scheiben eingeſchlagen habe, dieſen ohne weitere Erklärung in Arreſt ſchickte. Ohne zu wiſſen warum, verharrte der Unſchuldige drei Tage auf der Wache, glaubte aber doch, es müſſe eine der vielen Sachen, deren er ſich außer den bekannt gewordenen ſchuldig wußte, verrathen worden ſeyn, und fügte ſich mit möglicher Geduld in ſein Schickſal, bis ihn der Kommandeur durch einen Offizier, der ihn fragen mußte, ob er endlich bekennen wolle, in nicht geringe Verlegenheit ſetzte, aber zugleich auf die Vermuthung brachte, daß hier ein Irrthum ſeyn könne. Seine Antwort, er habe nichts zu bekennen, erbitterte den Kommandeur aufs neue, und er nahm ſich vor, dieſe Starrköpfigkeit noch härter zu beſtrafen. So vergingen acht Tage, und Julius blieb in engem Arreſt, indeß

der Kommandeur vergebens erwartete, daß er ihm demüthig schreiben sollte, und sich endlich mit unverhohlenem Aerger gegen andere Offiziere gelegentlich über solche Hartnäckigkeit ausließ. Dadurch wurden Einige aufmerksam, und durch stilles Vergleichen der Umstände wurde endlich ganz klar, daß Julius wegen jener nicht von ihm verübten Ungebühr schon lange im Arrest sey. Der Offizier, welcher die Strafe verschuldet hatte, und sich nicht wenig gepeinigt fühlte, einen Kameraden für sein Vergehn leiden zu wissen, trat nach der Parade furchtsam und verlegen an den Kommandeur heran, und erbückte ihn mit niedergeschlagenen Augen um einen besondere Unterredung, die ihm auch gewährt wurde, und zwar auf der Stelle, wo er dann nach vielen Umschweifen und verlegenen Wendungen endlich die ganze Sache herausbrachte, die durch das Neue und Unerwartete den Kommandeur so völlig ergriff, daß für den Zorn, den jener erwartet hatte, kein Raum übrig blieb. Anfangs wollte er durchaus nichts davon glauben, und tadelte sehr väterlich die sonst löbliche Gesinnung, den Fehler eines Kameraden hienieden tragen helfen zu wollen, bewies aber, daß das Mitleid und die Aufopferung hier gar nicht an ihrem Platze seyen, indem der frevelhafte Trotz des Julius die Sache erst recht schlimm gemacht habe. Und wie dachten Sie mir nur einzureden, fügte er hinzu, daß ich so etwas von Ihnen glauben sollte, einem so ge-

ſetztem Mann, über den niemals eine Klage eingelaufen iſt! — Jedoch als jener ihm bei ſeinem Ehrenworte heilig betheuerte, es ſey alles genau wahr, wie er es erzählt habe, und noch mehreres, damit es einleuchtender würde, hinzufügte, machte der Alte ein finſteres Geſicht, und blieb eine zeitlang mit ausgebreiteten Beinen ſtille ſtehn, die Hände über einander auf den Stockknopf geſtützt, und mit Augen unverwandt den Offizier verdrießlich anſehend, den er endlich mit den Worten: eine ärgerliche, ſehr ärgerliche Sache, ich werde noch um Verzeihung bitten müſſen! aus dieſer Verlegenheit entließ. Kaum nach Hauſe gekommen, ſchickte er nach Julius, der bei ſeiner Ankunft über das freundliche Geſicht ſehr verwundert war, mit welchem er empfangen wurde. Ich muß mich ſehr über Sie beklagen, fing der Kommandeur milde an, daß Sie mich dahin gebracht haben, ſo wie mir eine anonyme Sache vorgebracht wird, ſie auf der Stelle unter Ihren Namen zu ſchreiben. Hören Sie, ich habe Ihnen dasmal Unrecht gethan, der Thäter hat ſich ſelber gemeldet, Sie ſind des Arreſtes frei, und der Roſenberg geht hinein! Indeſſen, hören Sie! Die Sache iſt mir fatal, ich will Ihnen einen Vorſchlag thun; wenn Sie nicht weiter den Vorfall in Anregung bringen wollen, und ihn unter uns bleiben laſſen, ſo bin ich erbötig, dem Roſenberg alle Strafe zu ſchenken; da Sie ſein Freund ſind, ſo dächte ich, Sie ließen die

acht Tage ihm zu Gute kommen! — Julius in der Fröhlichkeit seines Herzens war sogleich alles zufrieden, und pries sich glücklich, nun den folgenden Tag, auf welchen eine polnische Gräfin, die ihn ein wenig umstrickt hielt, ihre Abreise festgesetzt hatte, in aller Gierie dieser eine Strecke das Geleit geben zu können; und das Erlittene war ihm, so wie es aufhörte, gleich vergessen; außer einer leichten Bemerkung, die er machte, daß schuldig oder unschuldig leiden von ihm, der Meinung der Weltweisen entgegen, gleich hart gefunden werde, war in der Folge nicht mehr die Rede davon. — Die polnische Gräfin war ihrem Vorsatze treu geblieben; es war alles zur Abreise fertig, und der aufgepackte Reisewagen stand vor der Thür, so sehr auch Julius noch am vorhergehenden Abend alles angewandt hatte, sie zu einem längern Aufenthalte zu bewegen, wenigstens nur so lange, bis sich eine Reisegesellschaft gefunden hätte, da sie ohne männliche Begleitung war, außer einem einzigen Bedienten; allein die Gräfin verwarf alle Gründe, und hatte von dem Heroismus, der den Polinnen eigen zu seyn pflegt, genug Proben gezeigt, um sich auf dieser Reise keineswegs fürchten zu dürfen. Der Morgen war schön, die Sonne schien hell und freundlich, die Dame stieg in den Wagen, und Julius ritt am Schlage, den er auf einige Schritte nur verließ, um öfters durch ausgezeichnete Reiterkünste sich vor der

ſchönen Gebieterin Ehre zu erwerben. Vor dem Thore wurde das Geſpräch freier, und ſeltener unterbrochen, und wie der nahe Abſchied Julius in zärtliche Galanterie verſetzte, ſo ſchien er der Gräfin ernſtes Nachdenken zu geben, und ihr Auge blieb öfters lange Zeit mit fragendem Ernſt auf ihren Begleiter geheftet, als forſche ſie zweifelnd in ſeiner Seele. Sie waren indeß ſchon an Friedrichsfelde vorbei, bis wohin nur die Gräfin die Begleitung hatte erlauben wollen, und Julius, ſchon ergeben in ſein Schickſal, das ihn nicht gar zu ſehr unglücklich machte, bereitete ſich zum Abſchied, indem er die artigſten Worte ſagte, bei deren Schluß er näher an den Schlag ſich drängte, und der Dame die Hand küßte. Schon wollte er die ſeinige zurückziehn, und den Rückweg antreten, als die Gräfin ihm die Hand feſt drückte und nicht losließ, den Wagen halten machte, und ſo zu reden begann: „Noch eine kleine Weile! Sie müſſen vorher einige Worte von mir hören, die früher nicht geſagt werden konnten, und ſpäter vergebens zu Ihnen kämen! Ja, ich kann es nicht leugnen, ich liebe Sie! Vergebens habe ich geſucht, den Reiz zu erſticken, der immer erneut nur deſto heftiger wurde, und nicht zugab, gegen Sie hart zu ſeyn, ohne nicht auch gegen mich ſelber grauſam zu werden. Aber mit Bedacht hat mein ſtolzes Herz ein ſolches Bekenntniß auf dieſen Augenblick verſpart, da es Ihnen nicht mehr gelingen

kann, mich zu hintergehen, und einem flüchtigen Wohlgefallen das zuzueignen, was nur einer gleichen Leidenſchaft gebührt, wie die iſt, die mich alles hingeben macht; und weil ich geblendet bin von dem Schein meiner eigenen, wahrhaften Flamme, ſo will ich die Wahrheit Ihrer Verſicherungen erkennen durch ein Opfer, das jedem andern Gefühl zu groß ſeyn muß, und nur der Liebe nicht. Steigen Sie ſogleich in meinen Wagen, reiſen Sie mit mir, und begleiten Sie mich nach Warſchau! Haben Sie Bedenklichkeiten, ſo wünſch' ich Ihnen ein freundliches Lebewohl, und darf kein gekränktes Andenken mitnehmen. Haben Sie keine, ſo bleibt mir nichts zu hoch, ich bekenn' es frei, Ihren Entſchluß zu belohnen, der meinem Stolze weniger, als meinem Herzen wohlthun wird." — Julius, der aufmerkſam und mit ſteigendem Entzücken zugehört hatte, und noch trunken auf Worte, die ſeligen Sollten, horchte, ſtieg, da ſie nichts mehr ſagte, eilends ab, ſagte ſein Pferd fort, ſprang in den Wagen, und fiel in die Arme der ſchönen Dame, die ihn mit allem Feuer der brennendſten Leidenſchaft empfing, und durch die zunehmende Lebhaftigkeit ihres Geiſtes, weit entfernt dem ſeinigen Zeit zur Reue zu laſſen, ihn mehr und mehr feſſelte, wo er zurückblieb, vergeſſen machte, und Berlin ſeinem Sinne nach Maßgabe der Entfernung entrückte, die ſie mit raſchen Pferden Tag und Nacht eiligſt zurücklegten, indem

ſie ſich nur ſelten die Erholung nächtlicher Ruheſtatt vergönnten. — Julius Pferd hatte indeß im Galopp glücklich durch die Stadt geſetzt, und kam wohlaufgezäumt, doch herrenlos, bei dem gewohnten Stall an, wo der Reitknecht es in Empfang nahm, anfangs etwas bekümmert um ſeinen Herrn, aber ſchon zu ſehr an ſolche Außerordentlichkeiten gewöhnt, um ſich nicht bald zu beruhigen; daher er auch am andern Morgen, da ſein Herr noch nicht gekommen war, und die Zeit der Parade herannahte, als ein entſchloſſener Menſch, den Herrn Kornet krank meldete, und als darauf mehrere Offiziere ihn beſuchen wollten, dieſen, den wohlbekannten und treuen Kameraden und Freunden ſeines Herrn, die Wahrheit achſelzuckend eröffnete. Dieſe lobten ihn einſtimmig wegen ſeiner verſtändigen Maßregeln, und tröſteten ihn lachend, das Ausbleiben würde wohl nicht lange dauern; ſie vermutheten ein intereſſantes Abenteuer. Der Reitknecht benahm ſich auch wirklich ſo klug, daß niemand, außer den Vertrauten, etwas merkte; dieſe aber gingen ab und zu, und erkundigten ſich, ob Julius noch nicht gekommen ſey, bis endlich das immer wiederholte Nein ſie denn doch ängſtig machte, und auch der anfangs unerſchütterliche Reitknecht, da ſchon der dritte Tag ohne Nachricht verfloſſen war, bedenklich wurde, und nun zornend behauptete, es müſſe ſeinem Herrn etwas Schlimmes begegnet

[illegible]

auf den Wasser zu setzen, und neben den Verbrannten, die ihren einzelnen, um allen in einer Verbrennung beisetzen zu können, die Verstorbenen und Thiere ver-brannt ab, die auch noch Gäste, besonders seinem Diener, und seiner allgemeinen Liebe, der sich über-haupt so warmen Antheil daran genommen hatte, auch den heftigen Wunsch beerdigt begraben. Von seinem Tage gingen die Julius wieder an Abwechslung ein, und ich wurde Einsiedlerinn, Verlassen und Ver-lassenlassen entgegen.

VI.

Aus Moritz Leben.

Aus Moritz Leben.

Freundlich ist mich an Schriftsteller, die durch Form und eigenthümlichere Art dem Range der Wissenschaft und Kunst doch nur so ungewiss nahe stehen, oder sich ihrer Kreise, welche Einige darin für heiligen Heimath ist. Ein wackres gründliches Werk wachse, und nur ihrem schönsten nur der Licht, das gehört ihnen auf eine Zeit. Was sie bestehen, gemeint eine neue Gestalt, welche sie ihre Tage werden, so leben sie nur, und man sie vergessen, es ist nun Gebiet, Leben oder Forderung, Leidenschaft in eigenthümlichen Situationsreihe, weil es gesellschaftlich bedeutet, daß es der neuen Gestalt sich bemeint, die andern Gestalten schwerlich verdrängt, so bleiben es auch kaum erfreuliche Namen. Weil sie Einzelne und äußerlicher Zustände ihrer Schriften auch abhängig, und diese Kreise oft nur eine vorübergehende Rolle spielen, so ist es nöthig, daß man diese ausführlichen Bilder von Zeit zu Zeit herausgeben wiederholen, und befreundet den Menschen in ihnen

brauche, um den Einfluß ihres Lehrers richtiger zu würdigen. Jeder vertieft sich mit Lust in seiner Wanderleben auch ein Lieblingsbuch, und da könnte man sie als den reinen Gegensatz einer anderen Art Schriftsteller betrachten, die man einzelne nennen könnte, wenn, wie z. B. bei Kant, der ein ganz Lebensalter hindurch, Luft und Thorheit seiner Zeitgenossen bekämpft, Luft und Thorheit seiner Zeit bekannt. In der ersten Art gehören, bei aller verschiedenen Mannigfaltigkeit unter einander selbst, Lessing und Herder, als Johann und Friedrich Schlegel, Winkelmann, Jung und Heinrich Stilling, der an seinem Leben, glücklichem Vorbild, seinem Irrthum und eigenen Bilde gemäß seinem Lehrer nachstrebt. Seine Zwischengänge gehören zu den freundlichen, liebenswürdigen Erzählungen seiner Phantasie, es mag von Bürgerkunst, philosophischen Erzählungen, Bildungen der Sprache, verschiedenen Vorlesungen, oder der persönlichen Verhältnisse der Völker berichtet, oder gar er einen lebhaften Krieg als augenscheinen gemacht, der ihn in jede Thätigkeit begleitet. Seine lebhafte Thätigkeit hat ihn eine Zeit für sein Land und durch viele Verbindungen gebildet seinen großen Vorzug Schriften schrieb, denen seine anziehende ist, am merkwürdigsten bleibt wohl der Versuch Deutschland sagt, obwohl wegen der eigenthümlichen Mannigfaltigkeit des Buches selbst, als auch in Bezug auf den Verfasser, der sich dort, wie er schreibt, von seinem Werke am wenigsten absondern konnte,

den meisten höheren Werth aber hat endlich die deutliche Predigt, eine gründliche Unterrichtung, aus der Lesung und Erwägung aller [illegible] Bücher Gott geworden ist.

Von der Wunderschrift Lehrt Christus auch den allerschwierigsten [illegible] Lehrer hat man die auch wörtlich die englischsten Züge wollen thun, und überall erscheint er als ein [illegible] gar, tiefer Mensch. Eine gründlicher Zug ist [illegible] den Redestreit erlaubt, Jung-Stilling in die bekannte Stelle de la Dominaye; da kann den Einen [illegible] man zu einer Vergleichung des jüngern Plinius mit Moritz Gelegenheit nehmen, wobei natürlich [illegible] Beschaffenheit und Lebensverhältnisse [illegible] Briefe, aber die innerliche Wärme des Gemüths und des Geistes [illegible] beigemessen müssten. Die edle, sinnende Geistigkeit des Moritz ist [illegible] wunderbar Stoff, auch entlehnt bei Namen jenes [illegible] [illegible] Gestalten des griechischen Alterthums entlehnt, denen gleichend Vorgänge mit seinen übrigen Schöpfungen eine in merkwürdiger [illegible] [illegible] macht.

Folgende Züge sind Merkmal seiner, die oft auf [illegible] Selbstbetrachtung haben, und noch eigentlich [illegible] sind, welche dem Leser nicht unwillkommen sein.

In einer an die [illegible] Schwester be-

Sie wir es nun, sagen Sie mir es frei heraus, wie lange ich noch zu leben habe? — Auf solche Weise verschlimmerte er seine Krankheit durch die schreckliche Furcht von Tage zu Tage, so daß der Arzt endlich in Verlegenheit gerieth, und da das Uebel sich beständig vermehrte, nun schon wirklich anfing die Hoffnung aufzugeben, als er noch zu rechter Zeit auf nachfolgendes Mittel verfiel. Er trat einen Tag zu dem Kranken und sprach, nachdem sich mit traurigem Miene dem Bette, untersuchte den Puls, und bedauerte ihn die gefährlichste Verfassung an, daß er Hülfe verzweifelt sey, auch er nur noch wenige Tage zu leben habe. Mancher hätte sich entsetzen, und sterbte doch nicht die schlechte Botschaft, die er so sehr fürchte, aus dem Munde des Arztes, der ihm bevorstehe hätte, vernehmen; er sagte noch, daß es eine unerhörte Grausamkeit bei Schicksal sey, ihn gerade jetzt sterben zu lassen, wo die Gewißheit des Besitzes hatte seiner Furcht verscheucht, und anstatt ihn der Angst verzweifelt einer Hoffnung zum Wiederaufleben bestimmt, daß er nicht nur mit Gleichgültigkeit, sondern sogar mit freudiger Bereitwilligkeit dem Tode entgegen, und wenn er, da seiner eigner früher Arzt nicht wußte die Wirksamkeit des Mittels hatte, so seiner Genesung möglich hatte. Eine Sache ist doch nicht mir Recht behauptet: Der Arzt zu sterben ist es soll gestorben,

Bei aller Verschiedenheit des Mittel, und bei

eine Wandelbarkeit seines Herzens war Moritz bei
beste gesonnen zu heirathen, und zwar einzig und
Mädchen, das in unermüdlicher Treue für seine
Eigenthümlichkeit schwärmte. Viele suchten
ihm es, unter diesen auch eine verschwiegene Freun-
din, zu welcher er sich das größte Vertrauen trug;
aber selbst über die Orte seiner Zusammenkünfte mit
seine, die eingeweihte Mutzel schwieg, denen seine
Gestalt Verlegenheit ist, gaben sich am schwächsten dem
Christenthume hin, wo sie denn die erwartete Ruhe
und Festigkeit, weil sie vielleicht nicht mitgetheilt,
am wenigsten fanden. Auch am Tage der Hochzeit
schrieb er seine Gattin an jene Freundin, der er sie
empfahl, und dabei sehr viel Ehr äußerte: Ich
glaube, da habe einen besonnen Christ gemacht!
Seine Schwester, die sehr weich und empfindsam war,
und ihm freundlichst Briefe gaben dieses Mannes
einen ganz liebenswürdigen Charakter.

Die Ehe war nicht vorteilhaft, als glücklich; die
Frau ging nach einer Weile mit einem Liebhaber da-
von. Moritz ist außer sich, da er auch Hanne kennt,
auch das Kind sehr liebt, er eilt in der Welt
einer angelobten Pflicht, und sieht nach. Einige Wo-
chen von Berlin hat er die Flüchtlinge ein, reist ihnen
über in einem Nimmer allein, verweilt sich mit ihr,
und findet sie noch gleich bereit mit ihm umzuziehen.
Diese empfindet indessen den Entschluß, sie genauer
kennen zu lernen, da endlich ein unendlich-

rückert Lebens anzeigt, er finde unter einem großen Haufe. Mensch sucht vergebens das Herz aufzubehalten, an dem schweren, plumpen Gehäuse findet sein Herz keinen Halt; da erblickt er das Eigenthümliche, hält die angelehnte Pistole hinein, und schießt, er werde todtschießen, wenn nicht der betrunkene Eindringer sich bekehrte, niemals wieder an die Thüre zu klopfen. Der Betrogene, der sich bei allen Erkundigungen, die er an den Wänden des Hauses machte, von dem Schuß einer Pistole glaubte, schrie ganz kläglich, man solle ihn des Lebens schenken, und versprach alles, was man forderte. Da öffnete Mensch seine Thüre siegreich und heraus.

Jemanden nur er in seinem Interesse verstanden, und lebte mit merkwürdigen Eigenheiten ganz in seinen Büchern. Die erschöpfte Brunnstube hatte ihn einmal in Verlin auf einer Brücke am Geländer stehn, und übergesehen einen Mann in das Wasser blicken. Sie redete ihn an, und bezog einige Belangreich, die ihn zum Eintritt in Gesellschaft zu ehren; er aber gelüstete so freundlich, und sagte, auf das Wasser zeigend: Da unten sind viele Gesichter, und sind heute, und alle ganz besonders gestillt, sieht mich immer sehr schön an, und wenn's mir auch lange so gefällt, so muß ich es thun. — Gesellschaft war in ihm der größte Trieb, und seine Freunde suchte er, und alle Verabredungen sie einzuhalten, allein auf der Straße zu durchkreuzen.

Ein gedankenreiches Leben hinter sich, vielseitiger Männer oder sehr wohlwollend, er war in England und Italien, mit den ausgezeichnetsten Männern Hand in Verbindung. Ein schätzbarer Briefwechsel zwischen ihm und Goethe ist noch vorhanden. Was er gelehrt, gesprochen und gewirkt hat, ist lieb und werth, und alles, was an ihn erinnert, einer frommen Andenkens würdig.

VII.

Kriegsabentheuer.

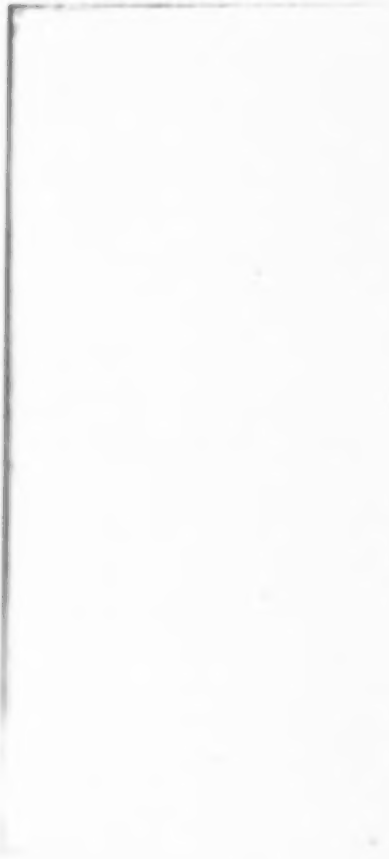

Kriegsabenteuer.

Die natürliche Neigung des Menschen, sich vor einander Zwerge an den Nebenbuhler einer besitzen Tapferkeit hervorzuthun, auch das auf die natürliche Liebe eines zu seinem Vaterland zu thun, bedarf so wenig einer Entschuldigung, daß vielmehr zu verwundern ist, wie man sie so seltner Recht von Menschen die nöthige Aufmerksamkeit bezeugt vernommen, und die Kunde seiner Großthaten die von andern Leuten gleichfalls hervorgebracht hat. Also kann also nicht abwenden, daß diese andere eben solche Hochachtung zu erwerben suchen, denn wie es ja so des andern menschlichen Thätigkeiten leicht geschieht, daß die andere Bestrebung derselben nach und nach entschwindet, und nur die äußerliche Nachahmung fortgeht, so kommt es auch dem ihres Lobes wenigen bekannt an, und dann von seinen Verdiensten weiß, als einander bekannt, daß dann von ihnen weiß, und als ein solcher bekannt, der seinen Neigung recht genugthuen kann. Denn nun jener

[illegible] folgenden Erzählung auf, deren nähere Umstände mehr noch außerhalb des Bereichs, den sie gewöhnlich einnehmen, entwickelten werden.

In einer kleinen Stadt an der Elbe, die durch den Fleiß und Eifer an den angesiedelten Mennoniten gewonnen hat, lebte ein angesehener und wohlhabender Bürgersmann, Namens Georg Bertram. Der ist hier noch dem Tode seiner Frau gar sehr geehrt hatte, und war für eine Heirat bereits, seine beiden Kinder zu erziehen. Er hatte die beiden [illegible] und [illegible] [illegible] [illegible]

saur

BIBLIOTHEK DER DISCH. LITERATUR
VARNHAGEN VON ENSE, K.A.

3-598-53028-5
FN. I2191/016

That alles für dieſe Annahme zu ſprechen ſcheint, daß die beiden Jünglinge bei ihrem unvermutheten Begegnen ſich ganz anders betragen, und vielleicht der Gewalt des böſen Dämons, der von ihrem Vorfahr auf ſie herabgewirkt, ſich allzu begierig würden unterworfen haben, wenn nicht die mitgetheilte Erzählung ihnen vorgeſchwebt hätte, ſo wäre ja wohl der gute Alte bei dieſem Vorfall, der zugleich ſeine ſonſtigen Meinungen auffallend beſtätigte, durch die Erhaltung ſeiner Kinder reich belohnt worden für die ſorgliche Familienkunde. Denn das klare Bewußtſeyn über die Sache hatte hier ſchon größtentheils die Wirkung derſelben zerſtört, und den Zauber gleichſam gelöst, wie ja auch auf ähnliche Weiſe ſo vieles, weil es recht zur Sprache gekommen iſt, durch das klare Bewußtſeyn darüber zu unſerer Zeit in den Gedanken der Menſchen gelitten hat.

General Seydlitz.

Leben
des Generals
Freiherrn von Seydlitz.

Von

K. A. Varnhagen von Enſe.

Mit Seydlitz's Bildniſſe.

Berlin, 1834.
Bei Duncker und Humblot.

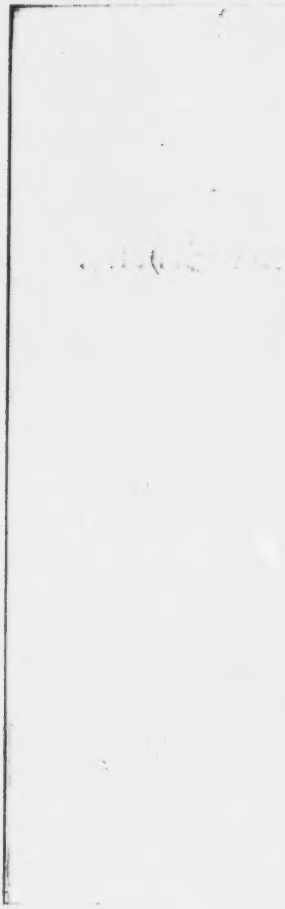

Seinen innigſtverehrten Freunden

Wilhelm von Williſen,

Königlichem Oberſtlieutenant, Chef des Generalſtabes des fünften Armeekorps, Ritter des Eiſernen Kreuzes erſter Klaſſe,

und

Adolph von Williſen,

Königlichem Hauptmann im Generalſtabe des General-Kommando's des zweiten Armeekorps,

widmet dieſe Lebensbeſchreibung als Denkzeichen treuer Zuneigung

K. A. Varnhagen von Enſe.

Friedrich Wilhelm Freiherr von Seydlitz, eines altadlichen, in Schlesien und Böhmen heimischen Geschlechtes, das aber auch längst in Sachsen, Preußen und Hessen verbreitet war, kam zur Welt den 3. Februar 1721 zu Kalkar im Herzogthum Kleve, wo sein Vater, Daniel Freiherr von Seydlitz, als Rittmeister im Dragoner-Regiment Sonsfeld stand. Seine Mutter war eine geborne von Ihlow. Ueber beide findet sich nichts weiter Bemerkenswerthes mitgetheilt. Die Jugend und Erziehung des Knaben waren ohne Zweifel dem Berufe gemäß, der sich aus den Verhältnissen des Vaters am natürlichsten folgerte; dem Sohne des Offiziers mußte der Kriegsdienst die nächste Aussicht bieten. Strenger Unterricht wurde damals den Edelleuten nicht erlassen,

durfte aber die Ausbildung körperlicher Anlagen nicht hindern, und die Augenblicke harten Zwanges vergütete aufsichtslose Freiheit. In vollen Maßen genoß Seydlitz der großen Begünstigung, daß die Lust und Kraft seiner frühsten Jahre ungehemmt der Bahn zugewiesen waren, wo seine Neigung befriedigt wurde, und Glück und Ruhm ihn erwarteten. Im siebenten Jahre saß er schon zu Pferd, ritt bald mit Erwachsenen in die Wette, und scheute keinerlei Gefahr. Der Vater, der inzwischen im Kürassier-Regiment des Markgrafen Friedrich Wilhelm von Schwedt eine Schwadron erhalten hatte, freute sich des muthigen Knaben, und erzählte von dessen kühnen Uebungen dem Markgrafen, der an Wagnissen jeder Art das größte Gefallen hatte. Doch starb der Vater, bevor der Sohn das achte Jahr erreicht hatte, und die Erziehung desselben fiel nun ganz der Mutter anheim, die zwar wenig für ihn thun konnte, aber ihn doch zu Freienwalde in der Neumark die Schule besuchen ließ. Hier scheint weder sein Lernen zugenommen, noch seine Wildheit sich gemindert zu haben; der Markgraf von Schwedt aber blieb aufmerksam auf den verwaisten Knaben, und wählte ihn, da er noch nicht vierzehn Jahre alt war, zu seinem Pagen.

Dieſer Prinz, Neffe Königs Friedrichs I und mütterlicherſeits des Fürſten Leopold von Anhalt-Deſſau, hatte die Ausgelaſſenheit ſeiner ungezähmten Jugend auch in das Mannesalter mit herüber genommen, und übte fortwährend die tollkühnſten Streiche, den gewaltſamſten Uebermuth aus. Weder die ſtrengen Formen des Kriegsdienſtes, noch das Mißfallen Königs Friedrich Wilhelms I, deſſen jüngſte Tochter ihm vermählt wurde, konnten dieſen ungeordneten Geiſt mäßigen. Die roheſten Pferde wurden beſtiegen, die halsbrechendſten Sprünge gewagt, überall Gefahr und Schwierigkeit aufgeſucht, jeder Ordnung getrotzt; ſogar in Liebesabentheuern nur Wildheit und Gewalt geſchätzt. Solchem Herrn und ſolcher Lebensweiſe wurde Seydlitz übergeben, und dieſe Schule, welche ſein Verderben zu werden drohte, half ſeine größten Fähigkeiten entwickeln. Die gewandte Kühnheit, deren vervielfachte Proben jeden Zeugen ſtaunen machten, entzückte den Markgrafen, und Seydlitz wurde ganz ſein Liebling. Hiemit war indeß keine Schonung und Sorgfalt verbunden, im Gegentheil, nur vermehrte Anforderung und Rückſichtsloſigkeit. Nicht zufrieden, dem Jünglinge das Zureiten der unbändigſten Pferde zuzumuthen, zwang er ihn ſogar Hirſche im Thier-

garten zu besteigen, und bei deren wildem Toben und Rennen sich als Reiter zu behaupten. Bei Spazirfahrten ließ der Markgraf meist in's freie Feld lenken, und den Wagen dort anhalten, Kutscher und Vorreiter mußten absteigen, die Zügel allen vier Pferden über den Hals werfen, und diese dann heftig anpeitschen, daß sie über Stock und Stein dahinflogen, bis der Wagen zerbrach oder umfiel, da denn der Prinz wie der Page, der nach damaligem Gebrauch im Wagentritte stand, im rechten Augenblicke durch kühnen Sprung sich retten mußte, worin beide solche Fertigkeit erlangt hatten, daß es nie verunglückte. Auch zwischen den sausenden Flügeln einer großen Windmühle ritten sie öfters durch, wo Roß und Reiter jedesmal Gefahr liefen, beim geringsten Verfehlen in die Luft geschleudert zu werden; ein berühmtes Wagestück, welches Seydlitz noch in späteren Jahren, da er schon General der Reiterei war, in Woisselsdorf bei Grottkau vor vielen Zeugen wiederholte. Die Tollkühnheit erzog sich in solchen Ausübungen Gewandtheit und Geistesgegenwart zu Begleitern. Diese Eigenschaften dienten dem Markgrafen, der, obwohl General, doch nie eigentlich Kriegsmann gewesen, nur zu unfruchtbarem Spiel; für Seydlitz wurden sie

die Grundlage der höchſten kriegeriſchen Tüchtigkeit, die keines Hinderniſſes und keiner Gefahr achtete, und indem jener ein toller Waghals blieb, ſo bildete ſich in dieſem der freieſte und muthigſte Reiter aus, dem an feſtem Sitz und ſichrer Führung kein anderer gleich kam, und der zugleich durch Maß und Haltung ſich in kraftvoller Schönheit darſtellte. Verderblich dagegen wurde für ihn die frühe Bekanntſchaft mit ſinnlicher Ausſchweifung, zu der ein üppiger Hang ihm ſein ganzes Leben hindurch verblieb, den er wenig bemeiſtern lernte. Auch die früh erlangte Gewohnheit des Tabackrauchens behielt er aus ſeiner Pagenzeit als unbezwingliche Leidenſchaft, die nicht ſelten unbequem, wo nicht gar nachtheilig wurde.

Vier Jahre führte Seydlitz dieſes Leben bei dem Markgrafen, der ihn ſodann, im ſiebzehnten Jahre, als Kornet in ſeinem Küraſſierregiment anſtellte, das ſeinen Standort zu Belgard in Pommern hatte. Der Befehlshaber des Regiments, Oberſt von Rochow, war mit dem Markgrafen geſpannt, und ſah den Günſtling deſſelben mißtrauiſch an; er glaubte ihn beauftragt, alles, was im Regimente vorging, an ſeinen Herrn einzuberichten, und ließ den vermeinten Aufpaſſer die ganze Strenge

der Unterordnung und alle Mühsale des Dienstes fühlen. Doch durfte Seydlitz hier nur wenig über ein Jahr seine Geduld in den harten und reizlosen Friedensbeschäftigungen üben, denn König Friedrich II, der im Jahre 1740 den Thron bestiegen hatte, fing bald nachher an, seine Truppen zusammenzuziehen, um die Ansprüche, die er auf Schlesien hatte, mit Waffengewalt durchzusetzen. Das Regiment des Markgrafen rückte mit in den Krieg, der im Jahre 1741 unter dem Namen des ersten schlesischen so rasch als erfolgreich gegen Oesterreich unternommen wurde, und Seydlitz konnte den kühnen Muth und schnellen Ueberblick, die er bisher in so manchen Anlässen gezeigt hatte, nun vor dem Feinde darthun. Der muthige, aber auch ungestüme und vorwitzige Kornet fand jedoch jetzt eben so wenig wie vorher ein gutes Vernehmen mit seinem Obersten.

Ein unglückliches Ereigniß betraf ihn schon im Beginn seiner Laufbahn, und schien die Hoffnungen des Jünglings weit hinaus niederzuschlagen. Der König hatte sich im April des Jahres 1742 aus Mähren, wohin er vorgedrungen war, zurück nach Böhmen gewendet, und Schlesien gegen Mähren hin ziemlich entblößt gelassen. Die leichten unga-

riſchen Reiter ſtreiften in beträchtlichen Schaaren aus dem Gebirge hervor, und wurden den Preußen ſehr beſchwerlich. Der Oberſt von Rochow hielt mit ſeinen Küraſſieren das Städtchen Kranowitz unfern Ratibor beſetzt, und hatte dort einige Verſchanzungen angelegt, aus denen er nicht ohne dringenden Anlaß hervorrücken wollte. Als nun gemeldet wurde, daß 5 bis 6000 Ungarn im Anzuge wären, beſchloß er, um noch ſicherer zu ſein, einen Poſten nach einem Dorfe vorzuſchieben, welches in einem engen Thale gegen den Feind hin lag, aber von dieſem noch nicht beſetzt war. Der Kornet Seydlitz erhielt den Auftrag, mit 30 Küraſſieren in das Dorf zu rücken, und ſich dort ſo lange zu halten, bis Fußvolk zu ſeiner Unterſtützung ankommen könnte. Dem jungen Offizier dünkte dieſer Auftrag verfänglich, er ſah kaum die Möglichkeit eines Erfolgs, dagegen Niederlage und ſogar Gefangenſchaft faſt unvermeidlich, und weil er argwohnte, der Oberſt habe gerade deßhalb ihn, und außer der Dienſtreihe, für das Unternehmen gewählt, ſo wagte er den letztern Umſtand hervorzuheben, und äußerte freimüthig, zu einem Ehrenpoſten dieſer Art ſei er noch zu jung, und es gebühre ihm nicht, ſeinen Kameraden außer der Reihe vor-

zutreten, da es aber einmal so befohlen sei, so werde er entschlossen seine Schuldigkeit thun, und der Herr Oberst könne versichert sein, daß er Leben und Freiheit theuer verkaufen werde. So zog er mit seiner Mannschaft ab, und besetzte das Dorf, dessen Lage und Umgegend er bei genauer Prüfung nur stets nachtheiliger fand. Die Zugänge ließ er sogleich verrammeln, seine Leute absitzen, die Pferde gekoppelt in einen Hof zusammenbringen, und stellte nach beiden Seiten des Dorfes je zwölf Kürassiere hinter Hecken und Zäunen auf. Der Feind erschien, und wurde mit lebhaftem Karabinerfeuer empfangen, das ihn eine Zeit lang abhielt. Allein seine Schaaren rückten stärker heran, und umzingelten und beschossen das Dorf von allen Seiten. Mehrere Stunden dauerte das Gefecht, und Sevdlitz hielt sich gegen die Uebermacht. Als aber ein Theil der Kürassiere verwundet, das Feuer wegen Mangel an Patronen nicht fortzusetzen, und nirgends ein Ausweg mit dem Degen möglich war, lieh er dem Zurufe des Feindes endlich Gehör, und ergab sich mit seinen Leuten kriegsgefangen, doch mit der ehrenvollen Bedingung, daß ihm seine Waffen, Gepäck und Pferde, den Kürassieren aber Montirung, Mantelsäcke und Ledertaschen verbleiben sollten. Der

Oberſt von Rochow hörte das Gefecht, ohne ſich in ſeiner Ruhe zu ſtören; der General aber, der hier den Befehl führte, kam ſelbſt herbei, und rückte mit drei Schwadronen Küraſſieren gegen den Feind, ſah ſich indeß beim Uebergang einer ſchmalen und ſchlechten Brücke unvermuthet von mehr als 3000 Ungarn angegriffen, die plötzlich hinter den Anhöhen hervorbrachen, und konnte nur mit größter Tapferkeit und vielem Verluſt den freien Rückzug erkämpfen. Dieſer Umſtand erhöhte die Theilnahme für Seydlitz, und zeigte die ganze Uebermacht des Feindes, gegen welchen ſeine lange Vertheidigung nun wie ein Wunder erſchien. Als nach einigen Stunden die Gegenwehr noch immer anhielt, wie ſich aus dem Schießen deutlich ergab, ſo wurden endlich ein paar Kompanieen Fußvolk abgeſchickt, ihn zu befreien; allein zu ſpät, denn bevor ſie an den Feind kamen, war Seydlitz ſchon kriegsgefangen. Der König ſelbſt hatte den Hergang des Gefechtes genau vernommen, den tapfern Kornet beklagt, und befahl, deſſen Auswechslung zu veranlaſſen, indem er für ihn, wenn es nicht anders wäre, einen öſterreichiſchen Rittmeiſter loszugeben willigte. Dies war gegen Ende des Mai 1742.

Seydlitz war indeß als Kriegsgefangener nach

Ungarn abgeführt worden, und verlebte seine Tage wohl nicht sehr glücklich; denn wie sehr auch sein Bewußtsein ihn von jeder Schuld freisprechen durfte, so mußte er doch seinen Unfall hart empfinden, und über die Eindrücke und Meinungen, die sich damit verknüpfen würden, in manchem Zweifel schweben. Man glaubt, Raab sei der ihm angewiesene Aufenthaltsort gewesen, und daß er in der Stadt aufsichtslos habe umhergehen dürfen; denn es wird erzählt, er habe einen Plan der Festungswerke daselbst aufgenommen. Doch möchte diese Nachricht kaum zu verbürgen und nur dem guten Willen späterer Lobredner beizumessen sein, welche den Männern, deren Verdienst eine frühere Zeit nach Kriegsthaten maß, gar zu gern auch den Schmuck der Kenntnisse und der Bildung zu leihen wünschten, zu denen im Verlaufe des achtzehnten Jahrhunderts und im Frieden der Sinn und die Ansprüche sich mehr und mehr gesteigert hatten. Es ist nicht wahrscheinlich, aber auch nicht nöthig, daß Seydlitz Pläne gezeichnet habe. Die Auswechslung erfolgte noch während der Kriegszeit, und kaum angelangt im preußischen Lager, wurde er sogleich zum Könige geführt. Hier mußte er den Hergang des Gefechts, durch das er in Gefangenschaft gerathen,

umſtändlich erzählen, und konnte, ſogar durch Vorlegung der ehrenvollen Kapitulation, die er mit dem öſterreichiſchen Befehlshaber abgeſchloſſen, und ſorgfältig bewahrt hatte, dem Begehren des Königs genügen, der ſtreng die Wahrheit wiſſen wollte, und jede Angabe genau prüfte. Da die gute Meinung, welche der König von der Sache ſchon gefaßt hatte, ſich durchaus beſtätigte, und ihm der junge Offizier ſowohl Belohnung als Aufmunterung zu verdienen ſchien, ſo fragte er ihn: was er lieber wolle, der erſte zu ernennende Lieutenant in einem Küraſſierregiment, oder Rittmeiſter und Befehlshaber einer Schwadron Huſaren ſein? Die Huſaren ſtanden damals der andern Reiterei in der Meinung ſehr nach, als eine neue, noch nicht genug bewährte Truppe, die der König aber gern heben wollte. Seydlitz wählte von beiden Anerbieten das letztere, welches dem Könige zu gefallen ſchien, der ihn ſogleich dem Regimente von Natzmer, den ſogenannten weißen Huſaren, zutheilte. Durch ſo viel Gnade ermuthigt, empfahl Seydlitz dem Könige nun auch ſeine braven Küraſſiere, durch deren heldenmüthige Ausdauer allein es ihm möglich geworden, dem überlegenen Angriffe ſo lange zu widerſtehen. Der König nahm dieſe Bitte gut auf, ließ jene Leute beſonders aus-

wechseln, und beschenkte sie. Der Oberst von Rochow hatte von allem diesen keine Ahndung, und empfing den aus der Gefangenschaft wiederkehrenden Korner, als dieser, von dem Könige entlassen, nun auch bei ihm sich meldete, mit heftigen Vorwürfen und strengen Drohworten; durch jene Kapitulation, meinte er, sei die Ehre des Regiments verletzt, er müsse dem Könige den Vorgang melden und auf Bestrafung antragen. Zu sehr im Vortheil, um sich so leicht aus seiner Fassung bringen zu lassen, erwiederte Seydlitz mit größter Ruhe, es bedürfe keiner Meldung mehr, der König sei von allem unterrichtet und er selbst komme nur, um dem Herrn Obersten zu danken, daß er durch jenen Auftrag, der so unglücklich geschienen, ihm den Weg des Glücks eröffnet habe; denn der König habe ihn jetzt eben zum Rittmeister ernannt, und ihm eine Schwadron verliehen.

Auf diese Weise, nicht wie gewöhnlich erzählt wird, machte Seydlitz den ersten außerordentlichen Vorschritt in seiner Dienstlaufbahn, den großen Sprung vom Korner zum Rittmeister. Einer Sage zufolge wäre er dies bei ganz andrem Anlaß geworden. Er soll nämlich zu Berlin im Jahre 1743,

nach geſchehener Truppenſchau, im Gefolge des Königs noch als Kornet mitreitend, auf dem Heimwege zu andern Offizieren, die neben ihm ritten, die Umſtände ſeiner Gefangennehmung erzählt, die Schuld derſelben auf die Nothwendigkeit, zu Fuß und auf geſchloſſenem Boden zu fechten, geworfen, und laut und keck behauptet haben, ein Reiteroffizier, der noch zu Pferde ſei, dürfe ſich nie gefangen geben; der König habe dies gehört und nichts geſagt, bei der Brücke des Zeughauſes aber ſei er allein vorgeritten, habe Seydlitz herbeigerufen, und dann die in der Mitte der Brücke befindlichen Aufzüge emporheben laſſen, wodurch das übrige Gefolge abgeſperrt worden: dann habe er ſich zu Seydlitz gewendet, und lächelnd geſagt: „Nun hat Er ja noch ſein Pferd, und iſt doch mein Gefangener?“ dieſer jedoch, wie ſehr auch überraſcht, ſei keinen Augenblick zweifelhaft geweſen, habe ſein Pferd geſpornt, im hohen Sprunge ſattelfeſt über das Brükkengeländer in den Fluß hinab geſetzt, und glücklich wieder das jenſeitige Ufer erſtiegen. Der König ſoll ihn darauf als Rittmeiſter begrüßt, und ihm bei den weißen Huſaren eine Schwadron gegeben haben. Es klingt ganz artig: „Als Kornet ſprang

er in die Spree hinein, und als Rittmeiſter ſchwamm er an's Land;" aber das Geſchichtchen iſt nicht wahr.

Durch den Frieden von Breslau war Schleſien eine preußiſche Provinz geworden, und eine anſehnliche Truppenſtärke blieb zur Hut dieſer neuen Erwerbung dort zurück; darunter auch das Huſarenregiment Natzmer, in welchem Seydlitz ſtand; er ſelbſt rückte mit ſeiner Schwadron nach Trebnitz, einer kleinen Landſtadt, auf dem rechten Oderufer. Hier traten die gewöhnlichen Friedensbeſchäftigungen wieder ein, und neben der Zucht des Dienſtes und der Einübungen, welche beſonders für die noch nicht ganz geregelten Huſaren nöthig ſchienen, und wobei Seydlitz mit aller Strenge und ſogar Härte verfuhr, die einem Befehlshaber damals gegen ſeine Untergebenen gewöhnlich waren, beſtand zwiſchen ihm und ſeinen Offizieren ein lebensfrohes und freundſchaftliches Verhältniß, in welchem es an gemeinſamen Wagniſſen und kleinen Abentheuern nicht mangelte. Doch dauerte die Friedensruhe nur kurze Zeit; im Jahre 1744 begann der zweite ſchleſiſche Krieg, und Seydlitz rückte mit ſeiner Schwadron in's Feld, wo er meiſtens im Vortrab der von dem Generallieutenant von Naſſau befehligten Trup-

pen mit dem Feinde hart zu thun hatte. Der Oberſtlieutenant von Schütz befehligte die weißen Huſaren, und führte mit ihnen manchen verwegenen und geſchickten Streich aus. Er war als Partheigänger berühmt, und ſeiner guten Dienſte wegen dem Könige wichtig, aber ſeine ſchonungsloſe Grauſamkeit hatte ihn zugleich furchtbar und verhaßt gemacht. Man erzählte von ihm die gräßlichſten Züge von Unmenſchlichkeit, die er gegen Freund und Feind verübte; ſo pflegte er bei ſeinen heimlichen Märſchen die armen Landleute, welche von ſeinen Partheien, theils um ſie als Wegweiſer zu gebrauchen, theils um dem Feinde jede Erkundigung abzuſchneiden, eingefangen und ihm gebracht waren, eine Zeit lang ruhig mitzuſchleppen, ſobald ſie ihm aber unnütz und beſchwerlich wurden, und es doch noch gefährlich ſchien, ſie freizugeben, ſo ließ er die ſchuldloſen Leute jämmerlich niederhauen, und ſein Weg war faſt immer durch ſolche Mordthaten bezeichnet. Der König wollte dieſen Gräueln Einhalt thun, und ordnete daher an, daß Seydlitz, auf deſſen Gemüthsart er bei dieſer Gelegenheit ein ehrenvolles Vertrauen ſetzte, bei der Perſon des Oberſtlieutenants verbleiben, demſelben in Kriegesſachen gehorchen, die unnützen und ſchändlichen Grau-

samkeiten aber verhindern sollte. Es gelang ihm in der That, jenes gräßliche Niedermetzeln völlig abzuschaffen, und diese Art von Gefangenen wurden fortan bis zum Ablaufe der Zeit, innerhalb deren ein Verrath schaden konnte, genau bewacht, dann aber, ohne daß ihnen ein Leid geschah, heimgeschickt. Auch andere Grausamkeiten, welche Schütz durch zwecklosses Niederbrennen der Wohnstätten so wie durch körperliche Peinigungen sonst vielfältig ausübte, wußte Seydlitz meistens glücklich abzuwenden. Er war hiebei allerdings auf die Befehle des Königs gestützt, allein daß diese so gut und leicht befolgt wurden, war sein eignes Verdienst, und hauptsächlich der Achtung zuzuschreiben, welche der junge Rittmeister durch seine schon anerkannten und immer mehr sich bewährenden militairischen Eigenschaften dem wilden Anführer einflößte, der über dem tüchtigen Gefährten den lästigen Aufseher vergessen mochte. Im nächsten Feldzuge während des Jahres 1745 wurde Seydlitz den Wütherich los, indem derselbe bei einem Zusammentreffen mit dem Feinde, der keinen Pardon geben wollte, in Stücken gehauen wurde.

Seydlitz hatte an vielen größern und kleinern Gefechten, welche gegen die zahlreichen leichten Truppen

pen der Oeſterreicher zu beſtehen waren, den glücklichſten Antheil, und zeichnete ſich durch Muth und Geiſtesgegenwart jederzeit aus. Seine Huſaren bildeten ſich nach ihm, und folgten vertrauungsvoll dem Anführer, der alles, was er von Andern forderte, auch ſelbſt leiſtete. Als bei Landshut in Schleſien am Pfingſttage 1745 die Oeſterreicher durch ein ſcharfes Gefecht aus dortiger Gegend zurückgedrängt wurden, rückten die weißen Huſaren in der zweiten Linie gegen Reich-Hennersdorf vor, und der Oberſt Soldan, der mit ſeiner Truppe in erſter Linie war, ließ die feindlichen Huſaren den Engweg durch das Dorf ruhig zurückziegen. Seydlitz, Malachowski und Warnery, alle drei jung und feurig und der Gegend kundig, wollten dies nicht dulden, zogen ſich mit ihren Reitern durch die Zwiſchenräume der erſten Linie durch, fielen über den Feind her, und jagten ihn. Sie ſchickten ſich eben an, auf gleiche Weiſe 10 Schwadronen feindlicher Huſaren in dem Engwege von Fallbrück anzugreifen, als der Oberſt Soldan, der eine ſeiner Schwadronen nachfolgen ſah, Appell blaſen ließ, worauf alles umkehrte, und in Unordnung, und nun ſelber vom Feinde verfolgt, zurückkam; damals wurde die durch das Gefecht aufgelöſte Reitertruppe immer rückwärts wieder ver-

eint, wovon Seydlitz hier den Nachtheil empfinden mußte, und es war ganz im Sinne seiner Bemerkungen und seiner Kühnheit, daß der König in den nächsten Jahren bei seiner Reiterei durchgängig anbefahl, die Sammlung der zerstreuten Truppe stets vorwärts und gegen den Feind gerichtet zu bewirken. Der König scheint in dieser Zeit den jungen Offizier stets günstiger in's Auge gefaßt zu haben, da derselbe bei jeder Gelegenheit in seiner Person die Eigenschaften glänzend bewies, welche der preußischen Reiterei noch am meisten zu wünschen waren; denn der König fand, daß diese im Vergleich des Fußvolkes in ihrer Ausbildung und Brauchbarkeit noch sehr zurückstünde, und war eifrig bedacht, größere Gewandtheit und rascheren Ungestüm in ihre Bewegungen zu bringen. In der Schlacht bei Hohenfriedberg, am 5. Juni 1745, wo die preußische Reiterei die staunenswürdigsten Erfolge durch Wunder von Tapferkeit errang, focht Seydlitz auf dem rechten Flügel gegen die den Oesterreichern verbündeten Sachsen, und nahm persönlich den sächsischen General von Schlichting gefangen. Gleich nach diesem großen Siege wurde er zum Major ernannt, erst vierundzwanzig Jahr alt, aber schon über sein Alter hinaus im Kriege gereift und namhaft ge-

worden. In der Schlacht von Sorr, am 30. Sept. 1745, führte er ſeine Huſaren mit glänzender Tapferkeit auf's neue zum Sieg, und wurde bei einem heftigen Angriff gegen feindliche Reiterei durch den Schuß einer Karabine in den linken Arm verwundet. Dies hinderte ihn nicht, an den weiteren Kriegsereigniſſen, die bis tief in den Winter fortdauerten, bald wieder Antheil zu nehmen. Bei Zittau überfiel er mit Warnery gemeinſchaftlich die öſterreichiſche Nachhut, die unter dem Grafen von Burghauſen bei ſchlechtem Weg und Wetter langſam einherzog, und durch die raſchen Angriffe der Huſaren gänzlich aufgerieben oder verſprengt wurde. Noch vor dem Schluſſe des Jahres aber, nachdem die Preußen noch die Schlacht bei Keſſelsdorf gewonnen, kam der Frieden von Dresden zu Stande, durch welchen der zweite ſchleſiſche Krieg beendigt wurde. Seydlitz kehrte mit dem Frieden in ſein früheres Standquartier nach Trebnitz zurück.

Die Preußen hatten in dem eroberten Lande noch immer vielfachen Widerſinn zu bekämpfen, und beſonders war ihnen die katholiſche Geiſtlichkeit ſo wie ein Theil der ehemals öſterreichiſchen Beamten hartnäckig abgeneigt; dieſe Stimmung zeigte ſich nicht ſelten in unverhohlenem Trotz, öfter in kalter

Zurückhaltung und Unfreundlichkeit. In Trebnitz befand sich ein weibliches Cisterzienserkloster, dessen Aebtissin der neuen Ordnung der Dinge nicht hold war, und nun auch durch die Nähe der ketzerischen, zu Abentheuern aufgelegten und dabei höchst einnehmenden Offiziere, wie Seydlitz und seine Untergebenen waren, die Klosterzucht mannigfach gefährdet sah. Eine Folge dieser Verstimmung war, daß der Schwadron von den Klostergütern für die Pferde nur sehr schlechtes und kaum zureichendes Futter geliefert wurde; der Landrath ließ die deßfallsigen Klagen unbeachtet, und so glaubte Seydlitz dem Uebel andere Abhülfe suchen zu müssen. Die Aebtissin pflegte jeden Tag mit einigen Nonnen auf die nahen Klostergüter spaziren zu fahren, in einer großen schweren Kutsche, die von vier wohlgenährten Hengsten nicht allzu rasch gezogen wurde. Auch Seydlitz fuhr mit vier Hengsten, die aber mager und muthig, mit den klösterlichen gar nicht zu vergleichen, den leichten Wagen im Flug entführten. Zur wohlberechneten Stunde kam Seydlitz in einem Hohlwege, wo kaum auszuweichen war, mit seinem Viergespann dem der Aebtissin entgegen, und kaum wurde sein Kutscher des Klosterwagens ansichtig, als er seiner Pferde scheinbar nicht mehr mächtig

ſie nur noch heftiger antrieb und wild in die entgegenkommenden hineinjagte, ſo daß unter den acht aufgereizten und einander bedrängenden Thieren ein furchtbares Getümmel entſtand, in welchem die Frauen ſich ſchon verloren glaubten, und ſelbſt ihr Kutſcher und Bedienter, von Schreck erſtarrt, an keine Hülfleiſtung dachten. In dieſem Augenblicke der größten Noth ſprang Seydlitz herbei, und indem ſeine Leute geübt und beherzt ſich der Pferde zu bemeiſtern ſuchten, hob er die Damen aus dem Wagen, und jede von ihnen glaubte ihm ihr Leben zu verdanken. Er beklagte den widrigen Vorfall, und verſicherte, ſein Kutſcher ſolle auf das härteſte beſtraft werden; da jedoch die Aebtiſſin dies feierlichſt verbat, und ihn mit den freundlichſten Worten begütigte, ſo ließ er ſich nachgiebig finden, antwortete verbindlichſt auf die ſchönen Dank- und Freundſchaftsverſicherungen, und ſchloß endlich mit der Bemerkung, er glaube wirklich, ſein Kutſcher habe weniger Schuld, und ſeine Pferde ſeien aus einer Art von Neid und Eiferſucht gegen die der Frau Aebtiſſin losgeſtürmt, weil ſie wohl ſähen, daß dieſe das gute Futter von den Kloſtergütern bekämen, ihnen aber nur das ſchlechte zu Theil würde. Der Scherz wurde in ſeiner ganzen Bedeutung auf-

gefaßt; das Futter gab keinen Anlaß zur Klage mehr, und es fand forthin zwiſchen beiden Theilen ein leidliches Vernehmen ſtatt.

Schlimmer, als den guten Kloſterfrauen, war dem widriggeſinnten Landrath zu begegnen. Dieſer hatte, um gegen die ihm verhaßten Offiziere deſto ſicherer im Vortheil zu ſein, ſich bei dem General von Natzmer einzuſchmeicheln geſucht, der ohnehin ſehr peinlich war, und ſeine Untergebenen gern tadelte und beſchränkte. Alles, was bei der Schwadron vorging, war dem General gleich bekannt; die Beſchwerden über ſchlechtes und mangelndes Futter beantwortete er mit Ermahnungen gegen das zu raſche Reiten und unnütze Anſtrengen der Pferde, und bei jeder Beſichtigung fand er ihren Futterzuſtand nicht mäßig genug. Die Angebereien waren bisweilen falſch, meiſt übertrieben, aber auch oft nur zu ſehr begründet, und in allen Fällen höchſt läſtig und verdrießlich. Lange war es verborgen, wer dem General alles zutrage, endlich entdeckte Seydlitz durch einen Zufall den Landrath als den Kundſchafter und Ankläger. Dieſes Handwerk ſollte ihm verleidet werden; und da hier kein offenbares Entgegentreten zuläſſig war, ſo erſann Seydlitz folgenden Anſchlag, in welchem ſich Strafe und Warnung in

wünſchenswerthem Maaße zu vereinigen ſchienen. Der Landrath ritt an beſtimmten Tagen von ſeinem Gute zur Stadt, und pflegte hierbei die ebene Landſtraße zu verlaſſen, um ſeitwärts einen Fußweg einzuſchlagen, der über ungleichen Boden, aber um vieles ſchneller an's Ziel führte. An einem trüben Nebeltage, da der Landrath ſich in der Stadt befand, und nach dem Gute wieder zurückreiten mußte, rückte Seydlitz mit ſeiner Schwadron zu einer Feldübung aus, theilte die Huſaren in zwei Partheien, von denen die eine den Feind vorzuſtellen hatte, und ließ jenen Fußweg zwiſchen beiden die Scheidelinie ſein, welche demnach längs ihres ganzen Verlaufs, bald von der einen, bald von der andern Seite, durch vorgeſchobene Poſten beſetzt oder beobachtet war. Der Landrath kam angeritten, ſtieß auf eine Vedette, wurde angehalten, und trotz aller Widerrede zu dem nächſten Poſten gebracht; der hier befehlführende Unteroffizier entſchuldigte die Huſaren, die nur ihre Dienſtvorſchrift befolgt, auch wohl den Herrn Landrath nicht gekannt hätten, und ließ ihn auf den Fußſteig zurückbringen. Kaum hundert Schritt weiter geritten, findet er abermals eine Vedette, die ihn gleichfalls anruft, und da er ſich auf die ſchon gehabte Erörterung ſtützen will, ſo wird

er, als von dem Feinde herüber kommend, nur um so strenger auch hier zu dem nächsten Posten abgeführt. Abermals mit Entschuldigungen entlassen, und seinen Weg fortsetzend, fällt er alsbald in dasselbe unvermeidliche Begegniß, muß wieder auf jener Seite die gleichen Weitläufigkeiten bestehen, und so fortan zwischen beiden Partheien wechselnd bergauf und bergab die öfters weit zurückstehenden und mühsam erreichbaren Posten besuchen, und kommt auf diese Weise zuletzt ermattet und ergrimmt bei dem Hauptposten an, wo der Major sich befindet, gegen den er seine Klagen über die ausgestandene Behandlung ausschüttet. Seydlitz aber entgegnete mit großem Ernst, er bedauere das Mißgeschick des Herrn Landraths, aber seine Husaren hätten darin nur ihre Pflicht gethan, daß sie ihm mißtraut hätten, denn man könne niemals sicher sein, unter welcher Gestalt ein Spion erscheine, und sein Ritt auf solchem Nebenwege habe ihnen verdächtig sein müssen, da jeder, wer nichts Heimliches im Dunkeln zu betreiben suche, an solchen trüben Tagen die offne Straße hielte. Der Nachdruck, welchen Seydlitz auf seine Worte legte, machte sie dem Landrath vollkommen verständlich, und sie blieben nicht ohne Frucht; er fand es gerathen, manche bei der Schwadron vor-

fallende Dinge unerwähnt zu laſſen, und ſelbſt dieſen ihm geſpielten Streich mochte er nicht anzeigen.

Die bedeutende Stufe, zu welcher Seydlitz ſo früh emporgeſtiegen, der Ruf, den er ſchon erlangt, und die gute Meinung, deren er bei dem Könige genoß, der ihn und gleichzeitig den Major von Warnery deſſelben Regiments nach der Herbſtmuſterung des Jahres 1746 mit koſtbaren türkiſchen Säbeln beſchenkte, und ſeinen Eifer wie ſeine Leiſtungen ſtets zu loben fand, mußten ſeinen Ehrgeiz mehr noch ſpornen als befriedigen, und ſcheinen auf ſein Benehmen den größten Einfluß gehabt zu haben. Er fühlte wohl, wie ſehr bei ſo ungewöhnlicher Auszeichnung er ſich zuſammenzunehmen habe, um nicht nur das Erlangte zu behaupten, ſondern auch den verheißungsvollen Ausſichten, die ſich ihm für die Zukunft weit eröffnen durften, ſeinerſeits in völliger Bereitſchaft entgegen zu ſchreiten. Das Gefühl perſönlichen Werthes und kräftiger Selbſtſtändigkeit, verbunden mit der Vorſtellung, noch zu Höherem berufen zu ſein, bewirkte eine Haltung von Ernſt und Würde, die bei ſolcher Jugend auffielen, ohne deren Anmuth und Wohlgefälligkeit zu ſtören. Das wortkarge, ja bis zur Beunruhigung ſchweigſame und ſchroff abgeſchloſſene Verhalten, welches

Seydlitz in unvertraulichen oder gar fremdartigen Umgebungen, wie am Hofe, und selbst vor dem Könige, späterhin bezeigte, dürfte schon in dieser früheren Zeit begründet worden sein. Ganz und gar Soldat, und Reiter insbesondere, hatte er das Glück, in seinem Dienstberufe die vollständigste Befriedigung zu finden. Um nichts bekümmert, was außerhalb der diesem Beruf angehörigen Lebensweise lag, empfand weder sein Ehrgeiz noch seine Neigung einen Antrieb, diesen Kreis zu überschreiten. Gegen Vorgesetzte benahm er sich mit der Gemessenheit, welche dem Bescheidenen geziemen mag, aber auch dem Stolzen vortheilhaft ist, und seine Untergebenen ließ er zwar keinen Augenblick den Befehlshaber in ihm vergessen, allein bei aller unerbittlichen Strenge, die er ausübte, vermied er willkürliche Härte und gehässige Peinlichkeit. Er selbst gab in allem das Beispiel pflichtmäßigen Sinnes und unermüdeten Eifers, er leistete mehr, als von ihm gefordert wurde, und forderte nichts, was er nicht selber leistete. Unverdrossen widmete er sich allen Obliegenheiten des Dienstes, der bei der Reiterei so mannigfaches Einzelne und Kleinliche umfaßt, und sich in seinen scheinbaren Geringfügigkeiten doch unmittelbar wieder auf die größten Erfolge bezieht.

Die vervielfachten Uebungen, welche der König auch aus der Ferne durch unabläßlich eingreifendes Mahnen und selbſtprüfende Aufmerkſamkeit vorſchrieb und leitete, hatten nicht überall den gewünſchten Fortgang; bei den Reitern, welche Seydlitz befehligte oder unterwies, ſtiegen ſie zur größten Vollkommenheit, und nach ſeiner Schwadron bildete ſich das ganze Regiment, wiewohl der General von Natzmer den Sinn des Königs nicht in gleicher Weiſe zu faſſen ſchien, ſondern oft mit den Anordnungen ſeines Majors unzufrieden war, und darin nur das Verderben der Pferde und unnöthige Gefahr für die Mannſchaft ſah. Doch Seydlitz, der Zuſtimmung des Königs gewiß, ließ in ſeinem Eifer nicht nach, und wußte ſich, bei allen Rückſichten der Unterordnung, die er zu beobachten ſuchte, von dem hemmenden Einfluſſe meiſt unabhängig zu erhalten. Was er ehemals aus verwegener Luſt für ſich allein vorgenommen, wurde jetzt für die ganze Truppe zur Aufgabe geſtellt, und ſeine Reiter, faſt nie durch Stockſchläge, ſondern durch Beiſpiel und Ehrgeiz getrieben, zeichneten ſich bald durch außerordentliche Rüſtigkeit und Gewandtheit aus. Er lehrte ſie den Säbel mit Geſchick zu gebrauchen, ohne Bügel aufzuſitzen, auf dem Pferde jede Stellung zu nehmen,

ohne deſſen Lauf inne zu halten. Roß und Mann ſollten hier völlig in Eins verſchmelzen, die Ungleichheiten des Erdbodens wie zur Ebene werden, im Sturme der Bewegung beſonnene Geſchicklichkeit walten. Das Pferd ſchulmäßig abzurichten, auch das wildeſte folgſam zu machen, und des unbändigſten noch Herr zu bleiben, war die Aufgabe jedes gemeinen Huſaren; über tiefe Gräben, über hohe Hecken und Zäune hinwegzuſetzen, durch Gebüſch und Gewäſſer vorzudringen, das mußte, ungeachtet aller Zufälle und Beſchädigungen, raſtlos verſucht und geübt werden; das Gewehr im vollen Reiten zu laden und wohlgerichtet abzufeuern, war ein noch ſchwierigeres Ziel der Vollkommenheit. In allen dieſen Stücken ging Seydlitz mit glänzendem Beiſpiele voran, das ſeinen Untergebenen wie ſeinen Kameraden zur Nacheiferung diente.

Doch war er mit den ihm naheſtehenden Perſonen nicht immer ſo ſchweigſam und ernſt: außer dem Dienſte, bei Spazirritten und auf der Jagd, die er leidenſchaftlich liebte, oder wenn Geſellſchaft, wo man Damen fand, beſucht wurde, liebte er freie und muntere Unterhaltung. Er hielt auf gutes Anſehen in allen Dingen, auf geſchmackvolle, vornehme Einrichtung, und ſeine Tafel mußte ſtets gut und

reich beſetzt ſein, ungeachtet er ſelbſt im Eſſen und Trinken ſehr mäßig war. Insbeſondere ſorgte er für gute und vielfache Weine, und konnte es nicht leiden, wenn ein Gaſt aus Beſcheidenheit die Sorte verſchwieg, die er am liebſten trinken mochte; womit der General von Natzmer ſeinen Unwillen aufzuregen pflegte, denn dieſer, ſo oft er zur Beſichtigung der Schwadron nach Trebnitz kam und bei dem Major zu Tiſche blieb, forderte jedesmal, um zu zeigen, daß er nicht ſo vornehm lebe und die Ueppigkeit mißbillige, gewöhnlichen Franzwein, der ihm dann auch gereicht wurde; aber um der unwillkommenen Lehre durch die That gleich wieder zu begegnen, ließ der ſtolze Wirth für ſich ſelbſt und die andern Gäſte gerade dann die feinſten und koſtbarſten Weine geben. Seine untergebenen Offiziere pflegten ihn häufig zu beſuchen, und brachten in der Regel jeden Abend bei ihm zu. Hier wurde ſtark Taback geraucht, wenig getrunken, und nie geſpielt; die Unterhaltung beſtand in freundſchaftlichem Geſpräch. Der Vorgeſetzte trat alsdann ganz zurück, und jede Meinung und jedes Urtheil durfte ſich zwanglos äußern. Man ſprach von den Angelegenheiten des Dienſtes, von Kriegsvorfällen, man erörterte ſchwierige Verhältniſſe, mög-

liche Aufgaben und Leiſtungen. Auch die Jagd und ſcherzhafte Abentheuer kamen zur Sprache; allein ſo gern Seydlitz eine ſoldatiſche Munterkeit geſtattete, ſo litt er doch nicht, daß in ſeiner Gegenwart ehrwürdige Vorſtellungen zum Geſpötte mißbraucht wurden, und eben ſo wenig konnten rohe Unanſtändigkeiten ſeinen Beifall gewinnen, obgleich er ſeinen Hang zur Sinnlichkeit nicht verhehlte, und alle Rückſichten, welche dieſem entgegenſtanden, als Vorurtheile behandelte. Von den Offizieren, welche in dieſer Zeit am meiſten um ihn waren, ſind drei namhaft geblieben, die damaligen Lieutenants von Loſſow und Zetmar, und der Kornet Hohenſtock, welche ſämmtlich bei ſeiner Schwadron ſtanden, und denen er ſpäterhin, als er das Regiment verlaſſen mußte, das Verſprechen gab, ihrer ſtets eingedenk zu ſein, und ihnen nach ſeinen beſten Kräften die Wege zu eröffnen, auf denen ſie ihr Glück und Verdienſt erproben könnten. Dieſe Zuſage erfüllte er auch treulich, und er gedachte noch im Jahre 1768, als Hohenſtock, der von bürgerlicher Herkunft und vom gemeinen Huſaren zum Major aufgeſtiegen war, die Befehlführung des Huſarenregiments von Uſedom erhielt, der frühen Verheißung mit Wohlgefallen. „Ich habe," ſagte er zu Hohenſtock, „mein in Treb-

nitz gegebenes Wort zu erfüllen gesucht, so gut ich konnte. Lossow, bereits Generalmajor, hat seinen Weg gemacht; Zetmar, der darauf gesetzt war, ist darauf umgekommen, und ihnen ist der Wagen angespannt.“ Zetmar war nämlich in der Schlacht von Torgau an der Spitze des Husarenregiments von Zieten tödlich getroffen worden; von den beiden Andern aber wurde Seydlitz überlebt, Lossow starb als Generallieutenant, Hohenstock als Generalmajor, und aus den dankbaren Erinnerungen des letztern rühren die Nachrichten her, welche von diesem Verhältnisse treuer Kammeradschaft auf uns gekommen sind.

Im Herbste 1752 wurde Seydlitz zum Oberstlieutenant befördert, blieb als solcher aber in dem Husarenregimente von Natzmer nur noch einige Wochen. Denn der König, unzufrieden mit dem Zustande, in welchem er bei der letzten Musterung das Dragonerregiment Prinz Friedrich von Würtemberg gefunden hatte, wollte demselben einen Befehlshaber geben, der es, wie der König zu sagen pflegte, in Ordnung brächte. Hiezu wurde Seydlitz ersehen, der seine bisherigen Kammeraden nun verlassen, und seinen Aufenthalt zu Treptow in Pommern nehmen mußte. Auch hier blieb er indeß nicht

lange, denn schon im Anfange des Jahres 1753 wurde er als Kommandeur zu dem Kürassierregimente von Rochow, und hiedurch wieder nach Schlesien versetzt, wo das Regiment in Ohlau seinen Stab hatte. Die Verschiedenheit des Dienstes und der Fechtart, bei Husaren, Dragonern und Kürassieren, nahm der König hiebei vorsätzlich in Betracht; er setzte voraus, daß ein tüchtiger Reiteroffizier, besonders in höherer Stellung, an keine einzelne Waffengattung der Reiterei gebunden sein dürfe, sondern den Vortheil der Schnelligkeit und des Anstürmens, worin ihr Wesen im Allgemeinen beruhe, in jedem ihrer Zweige müssen finden und anwenden können. Die Bedingungen jeder Waffenart sollten von dem Anführer beherrscht werden, aber hiezu grade mußten sie ihm genau bekannt und vertraut sein, und deßhalb brachte der König bei Beförderungen und Versetzungen der höheren Offiziere den für Einzelne oft unbequemen Wechsel von Husaren zu Dragonern und von diesen zu Kürassieren absichtlich hervor, damit in deren verschiedener Dienst- und Gebrauchsweise gleiche Fertigkeit erlangt würde. Bei Seydlitz fand sich diese schon ausgebildet. Er hatte als Kürassier angefangen, war dann lange Husar gewesen, darauf kurze Zeit Dragoner, und endlich

lich wieder Küraſſier geworden, und wiewohl er äußerlich bei dieſer Waffe verblieb, als Inhaber eines Regiments zunächſt ihr ſeine unmittelbare Sorgfalt widmete, und forthin nur in dieſer Uniform und Rüſtung erſchien, ſo hielt er ſich doch von partheiiſcher Vorliebe frei, blieb insbeſondre doch den Huſaren günſtig, ließ aber jeder Waffe ihr Verdienſt und ihre Ehre, und verlangte nur von aller Reiterei, daß ſie neben ihrem beſondern auch dem allgemeinen Zweck entſpreche, und zum ungeſtümen Angriff muthig und brauchbar ſei. Wirklich hatte er die Huſaren zum geſchloſſenen Einhauen gleich ſchwerer Reiterei ausgebildet, und jetzt bildete er dieſe zum kleinen Krieg und in zerſtreuter Fechtart aus. Im Sommer des Jahres 1755 wurde er in dem genannten Regiment Oberſt, und auf dieſer Stufe fand der im folgenden Jahre ausbrechende ſiebenjährige Krieg den jungen Helden, der beſtimmt war, eine der glänzendſten Erſcheinungen dieſer thatenreichen Feldzüge zu werden.

Beim Einrücken des preußiſchen Heeres in Sachſen war Seydlitz mit ſeinem Regimente in dem Truppenzug, welchen der Herzog Ferdinand von Braunſchweig am 29. Auguſt 1756 von Halle über Leipzig gegen Pirna hinanführte. Seydlitz verweilte ei-

nige Tage in Leipzig, wo er mit Beitreibung von Kriegssteuern und Brotlieferungen, welche der Stadt auferlegt worden, zu thun hatte, und hierüber unmittelbar an den König berichtete. Bald aber befand er sich wieder bei dem inzwischen von Pirna nach Böhmen vorgerückten Theile des Heeres, der die Oesterreicher, welche zum Entsatze der bei Pirna eingeschlossenen Sachsen heranzogen, beobachten mußte. Der Herzog Ferdinand von Braunschweig befehligte hier die Vorhut, der Feldmarschall Graf von Gesler die Reiterei, der Feldmarschall Graf von Keith den ganzen Heertheil, bis der König selbst hier eintraf, den Oberbefehl nahm, und den Feind anzugreifen beschloß. Am 1. Oktober bei dem Flecken Lowositz kam es zur Schlacht; der König ließ die Reiterei zwischen dem Fußvolk durch in drei Treffen aufrücken, und zuerst, um die Stellung und Stärke des Feindes aufzuhellen, erhielten 15 Schwadronen Dragoner den Befehl zum Angriff. Sie trafen auf 25 feindliche Schwadronen, schlugen diese augenblicklich in die Flucht, sahen aber bald im Verfolgen ihre Flanken feindlichem Fußvolk und Geschütz bloßgegeben, und mußten deßhalb zurückweichen, worauf die österreichische Reiterei verstärkt wieder vorrückte. Den Dragonern, die schnell wieder in Ordnung stan-

den, hatten ſich indeß die Küraſſiere, bei welchen auch Seydlitz mit ſeinen 5 Schwadronen war, ſo wie auch die noch übrigen Dragoner und Huſaren, kampfbegierig angeſchloſſen, und dieſe geſammte Reiterei, 71 Schwadronen ſtark, fiel mit Ungeſtüm abermals auf den Feind, der dieſer Uebermacht keinen Augenblick widerſtehen konnte, ſondern in Verwirrung die Flucht ergriff. Ein tiefer Graben, hinter welchem das öſterreichiſche Fußvolk geſichert ſtand, hemmte die Verfolgung, zugleich hob in der Front und auf beiden Flanken ein heftiges Gewehr- und Geſchützfeuer an, während herbeigeeilte friſche öſterreichiſche Reiterei drohend in die rechte Flanke vorrückte, die preußiſchen Geſchwader mußten nun wieder ihrerſeits in Unordnung das Feld räumen, und konnten erſt im Schutz ihrer Kanonen am Fuß einer Anhöhe ſich wieder aufſtellen. Sie hatten großen Verluſt erlitten; unter den Getödteten waren zwei Generale, von Lüderitz und von Oertzen; und mehrere Offiziere und viele Gemeine, die ihre Pferde verloren hatten, waren in Gefangenſchaft gerathen. Der König, deſſen durch einen Adjutanten abgeſchickte Befehle dem unzeitigen Angriff nicht hatten vorbeugen können, zog ſeine Reiterei hinter das Fußvolk zurück, führte nunmehr dieſes in den Kampf,

eroberte Lowoſitz, und nöthigte den Feind zum Rückzuge, der in guter Faſſung geſchah, indem die Schwierigkeiten des Bodens dem Sieger nicht erlaubten, ſeine Reiterei zum Verfolgen zu gebrauchen. Da Seydlitz in dieſer Schlacht nicht ſelbſtſtändig zu handeln hatte, ſo darf ihm die Unzeitigkeit des Angriffs nicht zur Laſt fallen, wohl aber ihm wie den andern Ausführenden der augenblickliche Erfolg zur Ehre gelten. Auch ſcheint der König, wenn ſchon den Angriff mißbilligend, den Eifer und Ungeſtüm ſeiner Reiterei als Zeugniß ihrer Tüchtigkeit nicht ohne Wohlgefallen erkannt zu haben.

Nachdem der König durch den Sieg von Lowoſitz die Oeſterreicher abgewehrt, ließ er ſeine Truppen zur Beobachtung in Böhmen ſtehen, und wandte ſich gegen die Sachſen zurück, denen jeder Ausweg und jede Hülfe verſperrt wurde, und die endlich das Gewehr ſtrecken mußten. Das preußiſche Heer nahm ſeine Winterquartiere in Sachſen und Schleſien längs der Gränzen von Böhmen. Seydlitz bekam in Dresden ſeinen Standort. Ein Schreiben, welches er am 24. Januar 1757 von dort an den König gerichtet, hat ſich erhalten, und verdient, daß wir es auch hier aufbewahren, da es einen bezeichnenden Ausdruck ſowohl für die Perſon als für die Ver-

hältniſſe liefert; daſſelbe lautet: „Ew. Majeſtät ſage im Namen ſämmtlicher Offiziers Rochow'ſchen Regiments den allerunterthänigſten Dank vor die Winterquartier-Gelder, ſo Hochdieſelben gnädigſt geruhet uns auszahlen zu laſſen. Wir haben dieſer abermals empfangenen Wohlthat nichts als den ohndem ſchuldigen Eifer vor Ew. Majeſtät Intereſſe entgegenzuſetzen, welcher bei uns unauslöſchlich ſein ſoll. Ein ungleich größerer Gewinnſt wird es vor immer ſein, wenn Ew. Majeſtät den heutigen Tag noch oft ſieghaft und geſund zurücklegen." In jener Zeit war das Schreibeweſen dem Kriegsmanne meiſt nur nothdürftig kund, aber der Karakter trat um ſo leichter an die Stelle des Talents, kurz und einfach ſprachen Geſinnung und Sache ſich aus, und man ſieht in obigen Zeilen, bei aller Wortkargheit Seydlitzens, den Dank wie die Gelegenheit des Tages mit einer ganz guten Wendung ausgedrückt, die nicht ohne Anmuth iſt. Daß die Ruhe der Winterquartiere für die Truppen nicht ungenützt verſtreichen durfte, und beſonders Seydlitz nichts verabſäumte, um ſeine Reiter in beſten Stand zu ſetzen, und ihre Brauchbarkeit auf alle Weiſe zu erhöhen, iſt mit Gewißheit anzunehmen, da der König dies wiederholt allen Befehlshabern einſchärfte, und ſchon der Umſtand,

daß jede Kürassierschwadron während des Winters um 24 Köpfe vermehrt wurde, die thätigste Sorgfalt forderte; wobei den Vergnügungen, welche Dresden darbot, immer Zeit genug verbleiben konnte.

Den Feldzug des Jahres 1757 eröffneten die Preußen mit gerüsteter Kraft schon im April, und drangen mit vier Heertheilen zugleich von vier Seiten in Böhmen ein. Seydlitz war bei den Truppen, welche unter dem Oberbefehl des Fürsten Moritz von Anhalt-Dessau vom Erzgebirge her nach Kommotau und in dieser Richtung weiter gegen Prag vorrückten. Der General von Zieten befehligte den Vortrab dieses Zuges, und Seydlitz hatte sich bei dem Könige als besondre Gnade erbeten, mit seinem Regimente bei diesem Vortrab unter dem Befehl jenes von ihm sehr verehrten Generals dienen zu dürfen. Es fielen zahlreiche Reitergefechte vor, in welchen Seydlitz neben Zieten sich als tapferer Anführer auszeichnete; zum Theil unter den Augen des Königs, mit dessen Hauptstärke jener Truppenzug sich bald vereinigte. Bei Prag, wohin der Feind zurückgewichen war, folgte Zieten für seine Person dem Könige auf das rechte Ufer der Moldau, wo es am 6. Mai zu einer großen Schlacht kam, deren Verlauf hier um so weniger zu wieder-

heiten iſt, da die Truppen, bei welchen Seydlitz verblieben war, keinen Theil an ihr nahmen, denn Fürſt Moritz, der auf dem linken Ufer der Moldau weilte, hatte zwar vom Könige den Befehl erhalten, an jenem Tage bei Klein-Kuchel oberhalb Prag über die Moldau zu gehen, um den Feind im Rücken anzugreifen, allein die vorhandenen Brückengeräthſchaften reichten nicht aus, und dieſe Truppen, welche den geſchlagenen Feind durch ihren Angriff hätten vernichten können, mußten den jenſeitigen Vorgängen müſſig zuſehen. Seydlitz, von Ungeduld ergriffen, wollte bei Brankk mit ſeiner Reiterei ohne weiteres durch den Fluß ſetzen, allein er wurde berichtet, die Schnelligkeit des Stroms und der bewegliche Triebſand erlaubten dies nicht; um zu erproben, wiefern dieſe Angabe richtig ſei, wagte er ſich perſönlich in die Fluthen, gerieth aber alsbald in Lebensgefahr, denn zum Schwimmen war das Waſſer zu ſeicht, und ſein Pferd verſank bis an den Hals im Triebſand, der ſogar ſchon in die Piſtolenhalfter einlief, und der Widerſtrebende konnte nur mit großer Anſtrengung und Gefahr durch einige ſeiner Leute vom Pferde geriſſen und wieder auf's Ufer gebracht werden.

Nach gewonnener Schlacht hielt der König den

Feind in Prag eingeſchloſſen, und traf Anſtalten, die Stadt durch Beſchießung zur Uebergabe zu zwingen. Ein Theil der öſterreichiſchen Truppen hatte ſich aber tiefer in's Land zurückgezogen, und ſowohl dieſe, als andre unter dem Feldmarſchall Grafen von Daun heranrückende Truppen, die ſich mit jenen zum Entſatz von Prag vereinigen konnten, mußten beobachtet werden. Dieſen Auftrag erhielt Zieten, der mit 40 Schwadronen vorrückte, dann aber der Herzog von Braunſchweig-Bevern, dem außer dieſer Reiterei noch Truppen von allen Waffen zugetheilt waren. Da jedoch Daun täglich neue Verſtärkungen erhielt und dreiſter heranrückte, ſo beſchloß der König, ſich ſelbſt an die Spitze jener Beobachtungstruppen zu ſtellen, und nachdem er auch ſeinerſeits noch einige Verſtärkungen herangezogen, glaubte er es mit dem wenn auch zahlreicheren Feinde aufnehmen zu können. Bald aber zweifelte er wieder, ob wirklich Daun, und ſo ſtark wie ihm gemeldet worden, gegenüberſtehe; doch beſtätigten alle Nachrichten dieſe Thatſache, und der verneinende Eigenſinn des Königs veranlaßte unangenehme Auftritte und bedenkliche Stimmungen. Am 17. Juni Mittags, als der König mit ſeinen Truppen aus der Gegend von Kaurzim gegen Kuttenberg vor-

rücken wollte, erblickte er endlich mit eignen Augen das ganze feindliche Heer vor ſich, auf den Anhöhen vorwärts von Kriechenau ſehr vortheilhaft gelagert, in einer Stellung, die in der Fronte durch ſumpfige Niederungen gedeckt, in der linken Flanke aber deßhalb nicht anzugreifen war, weil die dazu erforderlichen Bewegungen des preußiſchen Heeres ihm die Verbindung mit Prag und Schleſien unterbrochen hätten. Nur die rechte Flanke der Oeſterreicher ſchien einen Angriff zuzulaſſen, und dieſen wollte der König ſogleich unternehmen, entſchloſſen wie er war, eine Schlacht zu liefern, zu der allerdings die wichtigſten Beweggründe ihn drängten. Noch am nämlichen Nachmittage ließ er ſein kleines Heer links abmarſchiren, und die Richtung auf Planian nehmen. Dann jedoch erkannte aus dieſer Bewegung die Abſicht des Königs, hob noch am Abend ſein Lager auf, und nahm während der Nacht eine neue Stellung auf den Anhöhen hinter dem Dorfe Chotzemitz, in welcher ihn die Preußen am andern Morgen vorfanden. Der König ſetzte aber deßungeachtet ſeine Bewegung fort, und entwickelte ſeine Truppen längs der Kaiſerſtraße zwiſchen Planian und Kollin. In dieſer Stellung wurde fürerſt Halt gemacht. Aus den obern Fenſtern eines an

der Straße gelegenen Wirthshauſes, zur goldenen Sonne genannt, prüfte der König durch ſein Fernrohr nochmals genau die nunmehrige Stellung des Feindes, deren außerordentliche Stärke er ſehr wohl erkannte, ſo daß er eine Weile ſein Vorhaben aufzugeben ſchien; da jedoch die rechte Flanke Dauns wiederum als der verhältnißmäßig ſchwächere Theil ſeiner Stellung erkannt wurde, und eine Entſcheidung durchaus nothwendig war, ſo blieb der frühere Beſchluß feſt, und ſeine Ausführung wurde nach der neuen Lage der Sachen durch den König ſelbſt angeordnet, der den verſammelten Generalen ſogleich mündlich die näheren Befehle gab.

Es war ſchon über die Mittagszeit des 18. Juni, als die Preußen ſich abermals in Bewegung ſetzten. Der König wollte mit ſeinem linken Flügel den rechten Flügel des Feindes angreifen, und hiezu ſeine ganze Stärke dorthin verfügbar haben; er befahl daher, ſein rechter Flügel ſolle ſich von dem gegenüberſtehenden Feinde ganz zurückhalten, um zur Unterſtützung jenes Angriffs friſche Truppen liefern zu können. Die meiſte Reiterei, 100 Schwadronen, wurde gleichfalls auf den linken Flügel gezogen. Hievon ſollten 50 Schwadronen Huſaren, unter Zietens Anführung, die feindliche Reiterei, welche unter Nadasdy's Befehl die

linke Flanke Daums deckte, aus dem Felde vertreiben, die andern 50 Schwadronen ſollten zum Hauptangriff mitwirken. Dieſer wurde durch den General von Hülſen mit 7 Bataillons, 30 Schwadronen und einigem Geſchütz gegen das Dorf Krzeczhorz, welches der Feind vor ſeinem rechten Flügel ſtark beſetzt hatte, lebhaft eröffnet. Der Widerſtand war aber größer als man vermuthet hatte. Denn der öſterreichiſche Feldherr, aufmerkſam gemacht, daß hauptſächlich ſein rechter Flügel bedroht ſei, hatte frühzeitig ſeine Stellung verändert, ſich mit allen Truppen mehr rechts gezogen, und ſeinen rechten Flügel durch Geſchütz und eine gegen Krzeczhorz gerichtete Flankenſtellung geſtärkt, ſo wie auch den rechts von dieſem Dorfe liegenden Eichbuſch mit Fußvolk beſetzt. Nadasdy wich vor dem Angriffe Zietens hinter den Eichbuſch zurück, kam aber bald wieder hervor; Seydlitz, anfangs 15 Schwadronen befehligend, wurde jetzt mit 25 Schwadronen vom Könige zur Unterſtützung Zietens abgeſchickt, und ein heftiger Reiterangriff warf Nadasdy's Truppen weit zurück, die Preußen aber, durch den Boden gehemmt, und aus dem Eichbuſch in Flanke und Rücken beſchoſſen, konnten ihren Vortheil nicht behaupten, ſondern zogen ſich in ihre frühere Aufſtellung zu-

rück. Mittlerweile hatte Hülsen das Dorf Krzeczhorz erstürmt und 7 Kanonen genommen, stieß dann auf die österreichische Flankenstellung, und für sich allein nicht stark genug zu neuem Angriff, behauptete er sich wenigstens in guter Stellung, indem er das Feuer fortsetzte, und das Herankommen von Unterstützung erwartete. Allein der König hatte das nachrückende Haupttreffen zu früh Halt machen lassen, und der Vorstellungen des Prinzen Moritz nicht geachtet, welcher meinte, daß die von ihm befehligten Truppen, um den bestimmten Angriffspunkt zu erreichen, noch länger im Marsch bleiben und bis gegen den Eichbusch vorrücken müßten. Da im Laufe des Tages Daun sein Heer stark rechtshin gezogen hatte, so befanden sich die preußischen Fußvölker, die jenem die Flanke abgewinnen sollten, nur erst vor dessen Front, und als der König bald darauf den Befehl gab, die Truppen sollten aufmarschiren und den Feind angreifen, erneuerte Prinz Moritz seine Vorstellungen ohne Erfolg. Der König gerieth in Zorn, und duldete keinen weiteren Widerspruch. Das Fußvolk, 22 Bataillons stark, marschirte auf, und stand dem Dorfe Chotzemitz gegenüber; der linke Flügel dieser Linie mußte sogleich vorrücken, der rechte, unter dem General von Manstein, sollte noch

außer dem Gefecht bleiben; dieſen letzteren Befehl erhielt auch der Theil der Reiterei, der auf dieſer Seite noch zurückgeblieben war. Ungeachtet große Lücken zwiſchen der Reiterei Zietens, der Stellung Hülſens und den Truppen des Prinzen Moritz bemerklich waren, und die letztern, welchen im Vorrücken ſogleich vom Könige befohlen wurde, ſich links zu ziehen, dadurch neue Zwiſchenräume entſtehen ließen, zu deren Ausfüllung man einige Bataillons aus dem zweiten Treffen heranzog, ſo ließ doch im Ganzen die Sache der Preußen ſich vortheilhaft an; Hülſens Grenadiere drangen in den Eichbuſch, und er ſelbſt und Prinz Moritz, als dieſer mit 9 Bataillons hieher gedrungen war, erſtürmten die große feindliche Batterie bei Krzeczhorz, und warfen einen Theil des öſterreichiſchen Treffens in Unordnung zurück. Die preußiſche Reiterei ſchien jetzt einen Hauptſchlag ausführen zu müſſen, allein ſie verſäumte den Augenblick, ſei es, daß die Schwierigkeiten des Bodens ihr zu groß dünkten, oder daß neuer Befehl und weitere Entwicklung der Sachen ihr nöthig ſchienen. Auf öſterreichiſcher Seite dachte man ſchon an Rückzug, und die Preußen waren im Begriff, den Sieg an ſich zu reißen, allein Daun hatte ſeine Mittel noch keineswegs er-

ſchöpft. Sein Fußvolk eroberte den Eichbuſch wieder, und ſetzte ſich darin feſt; auch Nadasdy's Reiterei drang nach erhaltener Verſtärkung auf's neue vor, und wiewohl ſie durch Zietens raſchen Anlauf ſogleich geworfen wurde, ſo mußte dieſer doch ebenfalls gleich wieder aus dem mörderiſchen Flankenfeuer des Eichbuſches ſich zurückziehen. Mit dieſem Augenblicke begann die für die Preußen ungünſtige Wendung der Schlacht. Der König wurde beſorgt, und ließ von Zietens Reiterei 15 Schwadronen unter dem Befehle von Seydlitz als Rückhalt hinter dem linken Flügel des vorgedrungenen Fußvolkes ſich aufſtellen. Unglücklicherweiſe konnte dieſes Fußvolk durch kein friſches mehr unterſtützt werden. Denn faſt gleichzeitig mit dem linken Flügel hatte der General von Manſtein, gegen den Befehl des Königs, aber durch die Aeußerung eines Adjutanten deſſelben irr geworden, mit den Bataillons der Mitte einen Angriff gemacht; anfangs nur in der Abſicht, das vor der Fronte liegende Dorf Chotzemitz einzunehmen, allein das Gefecht wurde bald allgemein, und alle Bataillons kamen ins Feuer. Der Feind wurde auch hier geworfen, die Preußen drangen muthig vor; allein ihr Vorrücken brachte ſie nur unter die feindlichen Kartätſchen. Der König

eilte herbei, konnte aber den Kampf nicht mehr entwirren; auch mußte seine Aufmerksamkeit sich wieder dem linken Flügel zuwenden, in dessen Flanke zwei Linien österreichische Reiterei sich zeigten. Ein vom Könige befohlener Reiterangriff des alten Generals von Pennavaire mußte gleich den früheren, bei anfänglichem Erfolg, vor dem Gewehr- und Geschützfeuer aus dem Eichbusch allen Vortheil wieder aufgeben. Nun bricht Seydlitz, hier zum erstenmal selbstständig an der Spitze einer Brigade, aus seiner Stellung hervor, mit 10 Schwadronen Kürassieren und Dragonern dringt er in den ebenen Raum, der sich zwischen dem Eichbusche und dem feindlichen rechten Flügel darbietet, deckt dadurch die linke Flanke des preußischen Fußvolks, hält sich aber dabei nicht auf, sondern fällt stürmend in den Feind, wirft zuerst ein Regiment Fußvolk in die Flucht, dann zwei Reiterregimenter, die ihm entgegen kommen, und dringt in das zweite Treffen der Oesterreicher, wo er ein zweites Regiment Fußvolk niederrennt, und dessen Fahnen erobert. Allein dieser Sturm läßt sich nicht fortsetzen, die Pferde sind athemlos, die Schwadronen auseinander, und da feindliche Uebermacht abermals die linke Flanke bedroht, so wird auch diese glänzende Waffenthat nun-

los, und Seydlitz muß seine Reiter bis hinter Krzeczhorz zurückführen. Ein erneuter Angriff Pennavaire's gelingt nicht, so wenig wie zwei andre, welche der König selbst und dann Prinz Moritz mit wenigen und schon erschütterten Schwadronen versuchen. Noch behauptet sich auf der eroberten Anhöhe das Fußvolk im hartnäckigsten Kampfe, allein das Pulver fängt an zu fehlen, Unterstützung erscheint nicht, von Gewehr- und Geschützfeuer getroffen, durch die eigne Reiterei in Unordnung gebracht, und unvermuthet nun von der feindlichen angefallen, sehen die heldenmüthigen Schaaren sich überwältigt, und die Schlacht ist verloren. Vergebens will der König, so tapfer wie seine Grenadiere, einen kleinen Haufen noch zum Sturm führen. Daun rückte mit ganzer Macht vor, und auch die Mitte und der rechte Flügel der Preußen wurden nach großem Kampf und Verlust geschlagen. Auch Nadasdy zeigte sich nochmals, den aber die Reiterei von Zieten auf's neue zurückwies, und diese deckte, das Schlachtfeld bis zur Dunkelheit behauptend, den langsamen Rückzug, den keine Verfolgung störte. Zieten selbst war beim Angriff auf eine österreichische Batterie, wozu Prinz Moritz ihn aufgefordert, verwundet worden. Jede Reiterschaar folg-

folgte nun ihrem beſondern Anführer. Der General Werner, Seydlitz und Warnery blieben die Nächſten am Feind. Seydlitz, der ſich auf die Kaiſerſtraße gezogen, rückte auf dieſer, längs der ganzen öſterreichiſchen Fronte, die beträchtlich vorgegangen war, ruhig gegen Planian, wo die Truppen ſich wieder ſammelten. Die Preußen hatten 45 Kanonen, 22 Fahnen und von 18,000 Mann Fußvolk über 12,000 verloren, von der Reiterei kaum 1500 Mann. Der König hatte für ſein Unternehmen zu wenig Fußvolk, er ſelbſt war von ſeinem erſten Angriffsplan, Manſtein von dem erhaltenen Befehl abgewichen, deßhalb ging die Schlacht verloren; die Truppen jedoch hatten ihre Schuldigkeit gethan, und nur die Reiterei ihrer Aufgabe nicht ganz entſprochen. Der König war unzufrieden mit ihr, und nicht zu Lob und Anerkenntniß aufgelegt; aber Seydlitz hatte durch die kühne Sicherheit und unwiderſtehliche Gewalt, mit denen er eingewirkt, als ein großes Beiſpiel hervorgeleuchtet, das nicht unbelohnt bleiben ſollte. Am 20. Juni, zwei Tage nach der Schlacht von Kollin, erhielt Seydlitz die Ernennung zum Generalmajor. Er war erſt 36 Jahr alt, und alſo für dieſe Würde noch ſehr jung; als aber der um 20 Jahr ältere Zieten, der nach der

Schlacht bei dem Könige ihn beſtens gerühmt und zu ſeiner Beförderung redlich beigetragen hatte, wegen derſelben ihm jetzt Glückwünſche brachte, ſoll er lächelnd erwiedert haben: „Wenn etwas aus mir werden ſoll, Ew. Excellenz, ſo war es Zeit, denn ich bin ſchon 36 Jahr alt.“

Die nächſte Folge der verlorenen Schlacht war die Aufhebung der Belagerung von Prag, und die allmählige Räumung Böhmens. Die bei Kollin geſchlagenen Truppen übergab der König dem Befehl ſeines Bruders Auguſt Wilhelm, der mit ihnen, von der öſterreichiſchen Hauptſtärke bedrängt, den Rückzug nach der Lauſitz antrat. Die Geſchichte dieſes Rückzuges und ſeine traurigen Folgen ſind anderweitig erzählt, und wir haben hier nur nachzutragen, was Seydlitz dabei betrifft. Er gehörte mit ſeiner Brigade von 10 Schwadronen zu den Truppen, welche der General Graf von Schmettau dem Heere vorausführte. Als dieſe am 19. Juli in der Lauſitz bei Zittau anlangten, fanden ſie den Eckartsberg von feindlichem Fußvolke ſtark beſetzt, und etwa 40 Schwadronen Reiterei rückten in der Ebene heran. Hier beherrſchten Einſicht und Beſonnenheit den kühnen Kampfesmuth, und Seydlitz erklärte, einer ſolchen Uebermacht in dieſer Lage mit 10 Schwadronen zu

widerſtehen ſei ganz unthunlich. Die Preußen wichen demnach aus, und zogen in die Stadt. Am folgenden Tage erſchien die ganze Macht des Feindes, und beſetzte die Anhöhen ſo wie die Ebene bei Herwigsdorf, wodurch die Preußen in Zittau für den Augenblick von der Hauptſtärke des Prinzen Auguſt Wilhelm, die noch zurück in Böhmen war, ſich abgeſchnitten ſahen. Schmettau mußte erwarten, daß die Stadt würde angegriffen und beſchoſſen werden, wobei die Reiterei von keinem Nutzen ſein konnte, ſie ſollte daher verſuchen, zu dem Heere des Prinzen zurückzukehren. Seydlitz machte ſogleich ſeine Anſtalten. Die Vorſtadt von Zittau gegen Herwigsdorf wurde mit Fußvolk beſetzt, darauf 100 Huſaren, die bei Schmettau verbleiben ſollten, und die Packpferde der Offiziere nebſt den Zugpferden des Geſchützes in die nächſten Felder geſchickt, wo das Getraide raſch gemäht und auf die Pferde geladen wurde. Bei dieſem Erſcheinen der Preußen rückten die Oeſterreicher aus ihrem Lager, und ein vorgeſchobener Wachtpoſten von beinahe 1200 Reitern ſaß augenblicklich zu Pferde. Da jedoch die geſammte preußiſche Reiterei bereits abgeſeſſen war und nur mit Futterholen beſchäftigt ſchien, ſo kehrte das öſterreichiſche Fußvolk bald in's Lager zurück,

und die Reiter saßen wieder ab: mittlerweile hatte Seydlitz mit seinen Schwadronen längs der Vorstadt hin eine Kette gebildet, und als das Futterholen beendigt war und die beladenen Pferde wieder zur Stadt kehrten, ließ er plötzlich Appell blasen, seine Reiter vereinigten sich rasch von beiden Enden gegen die Mitte, brachen ungestüm hervor, und überrannten in geschlossenem Angriff die feindliche Reiterei, bevor sie nur zum Aufsitzen kam; sie wurde zersprengt, und konnte gänzlich aufgerieben werden; allein Seydlitz durfte nicht säumen, die kurze Frist für sein Entkommen zu benutzen, er brach in geschlossener Ordnung grade durch, ließ dann seine Linie abbrechen, und eilte im schärfsten Trabe seinen Weg dahin, der ihn dem erstaunten Feinde schnell aus dem Gesichte, und mit aller seiner Mannschaft glücklich zu dem Prinzen August Wilhelm führte.

Der König mußte sich alsbald gegen die Franzosen wenden, welche gegen seine Verbündeten in Westphalen und Hannover eingedrungen waren, und auch von Thüringen her gegen ihn anrückten. Er sandte von Dresden zuerst Seydlitz mit 10 Schwadronen Husaren und 5 Schwadronen Dragonern nach Leipzig voraus, um den französischen General Turpin zu verjagen, der sich mit seinen Husaren

in die Gegend von Halle vorgewagt hatte. Seydlitz hoffte denſelben in der Nacht zum 4. September in Merſeburg aufzuheben, fand aber den Feind nicht mehr, und ſtieß bei Grimma wieder zu den Truppen, welche der König in Perſon gegen die Franzoſen und die mit ihnen vereinigten öſterreichiſchen und Reichstruppen heranführte. Er machte den Vortrab, und traf zuerſt den Feind am 7. September in Pegau, wo das Thor jenſeits der ſteinernen Elſterbrücke verrammelt und das nächſte Gemäuer durch Schützen vertheidigt war. Seydlitz hatte kein Fußvolk, ſeine Reiter aber waren zu jedem Dienſt eingeübt; er ließ 100 Huſaren abſitzen und das Thor angreifen, welches auch ſogleich geſprengt wurde, worauf er mit ſämmtlicher Reiterei im Galopp über die Brücke eindrang und durch die Stadt durchjagend auf der entgegengeſetzten Seite wieder in's Feld gelangte, dort zwei öſterreichiſche Huſarenregimenter, die hinter einem Engwege vortheilhaft geſtellt waren, ohne Säumen angriff, warf, bis Zeitz verfolgte, und mit 350 Gefangenen zurückkehrte. Am folgenden Tage zeigte ſich ein Theil dieſer geſchlagenen Truppe wieder bei der Brücke über die Saale, unfern Schulpforta, wurde aber auf's neue mit Verluſt geworfen und zerſtreut. In Butt-

ſtädt erfuhr der König den unglücklichen Vertrag von Kloſter-Seven, wodurch die hannöverſchen Truppen wehrlos wurden, und nun auch das franzöſiſche Hauptheer unter dem Herzog von Richelieu gegen ihn heranrücken konnte. Die kleine preußiſche Heerſchaar durfte nun nicht weiter vorgehen, doch wollte der König gern die bei Erfurt unter dem Fürſten von Soubiſe verſammelten Truppen aus dieſer Nähe zurückdrängen, und führte in dieſer Abſicht 2000 Reiter und 3 Bataillons Fußvolk dorthin. Der Verſuch gelang, Soubiſe wich zurück, und der König folgte ihm den 15. September mit ſeinen Reitern nach Gotha, wo die öſterreichiſchen Huſaren nochmals geworfen und bis gegen Eiſenach verfolgt wurden. Seydlitz blieb mit 20 Schwadronen zur Beobachtung des Feindes ſtehen, der König aber begab ſich wieder nach Erfurt zu ſeinen übrigen Truppen, über deren Schwäche er den Feind auf alle Weiſe zu täuſchen ſtrebte. Am 17. September meldete Seydlitz, der mit ſeinen Huſaren über Gotha hinausgerückt ſtand, ſeine Dragoner aber rückwärts theils in dieſe Stadt, theils nach Gumbſtädt geſtellt hatte, die feindlichen Truppen verſchanzten ſich bei Eiſenach, und wollten dort den Angriff des Königs abwarten, froh daß ihnen

dieſe Stellung verblieben. Da Seydlitz an dieſem Tage den Tod des Generals von Winterfeldt erfahren, ſo gedachte er in ſeinem Schreiben auch dieſes Ereigniſſes, das ein jeder, dem des Königs Intereſſe zu Herzen gehe, beklagen werde; ſein Antheil war aufrichtig, Partheiſucht und Neid lagen ihm fern, er ſchmeichelte der Gunſt nicht, wie er keine Feindſchaft fürchtete; mit Winterfeldt hatte er in beſtem Vernehmen geſtanden, und in ihm die großen Eigenſchaften des Kriegers wie den edlen hohen Sinn des Menſchen verehrt, ohne deßhalb Schmettau's oder Zietens Verdienſt weniger zu achten.

Die Franzoſen glaubten, der König ſei noch in Gotha, und Seydlitz ſuchte ſie darin zu beſtärken, indem er ſie angriffsweiſe beunruhigte, ihre vorgeſchobenen Poſten in der Nacht überfiel, und bis Mechterſtädt zurückjagte. Der Prinz von Hildburghauſen, der die Reichstruppen befehligte, hatte jedoch beſſere Kundſchaft, und forderte Soubiſe auf, mit vereinten Kräften die Preußen aus Gotha zu vertreiben. Sie rückten daher mit 6000 Mann zu Fuß und 4000 Reitern nebſt einigem Geſchütz am 19. September früh von drei Seiten gegen Seydlitz an. Dieſer, bei Zeiten benachrichtigt, zog ſich in beſter Ordnung allmählig weit hinter Gotha zu-

rück, ließ dann seine Schwadronen gegen den Feind aufmarschiren, die Husaren von Szekely im ersten Treffen, das Dragonerregiment Meineke im zweiten, und weiter rückwärts mußte das Dragonerregiment Katt sich zu einer langen eingliedrigen Reihe ausdehnen, die für die Ferne das Ansehen einer großen Truppenstärke gab. Er hatte es so eingerichtet, daß diese lange Reihe, im Fall es nöthig würde, auf das erste Zeichen wieder geschlossen dastehen und ihm den Rückzug decken könnte. Wirklich glaubte der Feind, eine bedeutende Macht vor sich zu haben, und Seydlitz bestärkte ihn darin durch Abschickung eines Dragoners nach Gotha, der dort als Ausreißer ankam und erzählte, der König sei mit ganzer Macht im Anzuge. Als der Feind unentschlossen in seinen Bewegungen innehielt, ließ Seydlitz einige Schwadronen Husaren absitzen, schob sie als Fußvolk in die Zwischenräume der Reiterei, und begann hierauf mit der ganzen Linie vorzurücken. Nun zweifelte der Feind nicht länger, da er Fußvolk sah, daß die Hauptmacht nahe sei; er bestand die wiederholten Angriffe nicht, welche die vordersten Schwadronen, erst lässiger, dann ungestümer, auf ihn machten, bis zuletzt eine Schaar Husaren und Dragoner mit verhängtem Zügel in die Stadt

ſprengten, wo die Reichstruppen ſchon in vollem Rückzuge waren, und Soubiſe, der auf dem Schloſſe zu Mittag ſpeiſte und der Herzogin mit größtem Lobe von den preußiſchen Huſaren ſprach, nicht eilig genug auf's Pferd kommen und das Freie gewinnen konnte. Ueber 60 Mann wurden in Gotha gefangen, dazu 4 Stabsoffiziere, 4 Lieutenants, und große Beute an Pferden und Gepäck, unter letzterem ſehr viele Putz- und Bequemlichkeitsſachen, welche dem Spott und Scherze reichlich Stoff gaben. Seydlitz griff jenſeits Gotha den Nachtrab des Feindes nochmals an, brachte ihm neuen Verluſt bei, und ließ ihn bis gegen Eiſenach nicht zu Athem kommen. Dieſer glänzende Erfolg, wo die Reiterei alles geleiſtet, was man von ihr und dem Fußvolk vereint nur erwarten durfte, wurde von dem Könige mit beſonderem Wohlgefallen gewürdigt, ſo daß er einen eignen Zeitungsartikel darüber anfertigen ließ, und noch lange nachher, bei Abfaſſung ſeiner Geſchichtbücher, das an dieſem Tage von Seydlitz erworbene Verdienſt umſtändlich zu deſſen größtem Ruhm erörterte. „Jeder andre Offizier, heißt es daſelbſt, wäre mit ſich zufrieden geweſen, aus einer ſo ſchwierigen Lage ſich ohne Verluſt herauszuziehen; Herr von Seydlitz würde nicht begnügt gewe-

sen sein, hätte er sich nicht mit Vortheil herausgezogen. Dieses Beispiel beweist, daß die Fähigkeit und Entschlossenheit eines Generals mehr im Kriege entscheiden, als die Zahl der Truppen. Ein mittelmäßiger Anführer in solcher Lage wäre durch die sichtbare Uebermacht des Feindes entmuthigt worden, hätte sich bei deren Annäherung zurückgezogen, und die Hälfte seiner Leute in einem Nachtrabsgefecht verloren, welches die überlegene feindliche Reiterei schleunigst anknüpfen mußte. Die treffliche Verwendung des in breiter Ausdehnung dem Feinde von fern gezeigten Dragonerregiments gab dem Herrn von Seydlitz Gelegenheit, großen Ruhm in einer so mißlichen Sache zu erwerben." In seinem Bericht an den König von diesem Vorgange bat Seydlitz für's Künftige um Verstärkung, „denn das heutige Manöver, sagt er, wird schwerlich zweimal gelten." Der König rief ihn aber schon am 20. September Abends mit allen Truppen von Gotha zurück, und da meinte Seydlitz, er getraue sich mit seiner schwachen Schaar am hellen Tage ohne Verlust abzuziehen, „denn die Furcht vor Ihro Majestät Waffen, so schrieb er, ist bei dem Feinde nicht geringe."

Die Lage des Königs war in dieser Zeit über-

aus ſchwierig geworden, und es bedurfte großer Aufmerkſamkeit und Anſtrengung, um gegen die Menge ſeiner Feinde überall aufzukommen. Böhmen hatte er räumen müſſen, Sachſen und Schleſien waren von den Oeſterreichern bedroht, in Preußen rückten die Ruſſen vor, die Schweden beunruhigten Pommern, und die Franzoſen und Reichstruppen ſtanden gegen die Elbe und in Thüringen. Der öſterreichiſche General von Haddik, mit 3000 Mann leichter Truppen, erſchien am 16. Oktober ſogar vor den Thoren Berlins. Der König mußte ſeine nächſten Truppen, um Spree, Elbe und Saale her, vielfach in Bewegung erhalten, bald hier bald dort ſeine Abtheilungen zu ſtärkerer Macht vereinigen, und den Franzoſen und Reichstruppen blieb dabei das linke Saaluſer eine Zeit lang preisgegeben. Als der Feind aber auf das rechte Ufer herüberkam, und gegen Leipzig anrückte, wandte ſich der König wieder ebenfalls dahin, und wollte, bevor ihn andre Bedrängniß vielleicht bald in größere Ferne riefe, wenigſtens auf dieſer Seite durch einen ſtarken Schlag freien Raum ſchaffen. Der Feind zog ſich bei des Königs Anmarſch über die Saale zurück, und die Preußen, nachdem ſie bei Halle, Merſeburg und Weißenfels den Uebergang erzwungen, folgten auf das linke Ufer

nach. Die Franzoſen und Reichstruppen unter Soubiſe und dem Prinzen von Hildburghauſen, waren jetzt gegen 64,000 Mann ſtark, indem auch eine Abtheilung des franzöſiſchen Hauptheeres, das unter Richelieu jenſeits des Harzgebirges blieb, ſich mit ihnen vereinigt hatte. Die Stärke der Preußen betrug höchſtens 22,000 Mann. Der Feind hatte ſeine Macht bei Mücheln zuſammengezogen, wohin der König am 3. November über Braunsdorf und Roßbach vorrückte. An der Spitze einiger Reiterei beſichtigte er die feindliche Stellung; ihre Schwäche, ſo wie die Sorgloſigkeit des Feindes, aus deſſen Zeltenreihen die preußiſchen Huſaren Pferde und Gefangene herausholten, gaben günſtige Ausſicht für den Angriff. Allein noch in der Nacht änderte der Feind ſein Lager, und als am 4. November in der Frühe des Tages die Preußen anrückten, fanden ſie ihn in einer ſo vortheilhaften Stellung, daß der König ſie unangreifbar erachtete, und daher durch das Dorf Schortau wieder zurückging, um hinter demſelben ein durch unwegſamen Sumpfboden gedecktes Lager zu beziehen, deſſen rechter Flügel an das Dorf Bedra, der linke an Roßbach ſich anlehnte. Dieſer kleine Rückzug wurde durch die Franzoſen mit Geſchützfeuer und mit dem Lärm von allen Trom-

meln und aller Muſik, die ſie zuſammenbringen konnten, jubelnd begrüßt; die feindlichen Generale waren der Meinung, der König wolle ſchleunigſt über die Saale zurückweichen, und es dünkte ein trefflicher Anſchlag, ihm nach Weißenfels und Merſeburg zuvorzukommen und den Rückzug abzuſchneiden, ja man ſah ſchon voraus, daß er, durch die Uebermacht eingeſchloſſen, ſich würde ergeben müſſen. Am folgenden Tage, den 5. November, ſollte dies ausgeführt werden.

Um die eigne Bewegung zu verdecken, und die Preußen in ihrer Stellung zu beſchäftigen, ließ der Feind ihrem rechten Flügel gegenüber einige Truppen ausrücken, die auch zu feuern anfingen, jedoch aus der Ferne ganz unwirkſam. Seydlitz mit einigen Schwadronen beſichtigte dieſe Truppen, doch ohne weiteres Ergebniß. Mittlerweile zog die feindliche Hauptmacht treffenweiſe rechts ab, und bald kamen Meldungen, daß dieſe Bewegung ſich dem Dorfe Zeuchfeld vorbei gegen Pettſtädt richte, und alſo die linke Flanke des Königs zu gewinnen ſuche. Nach einigem Zweifel über die Abſichten des Feindes, erſah der König mit eignen Augen von dem hohen Schloſſe zu Roßbach durch ſein Fernglas die Gewißheit jener Richtung, und daß die Truppen-

züge, wiewohl ſie nur langſam fortſchritten, ſchon über Pettſtädt hinaus den Weg nach Reichertswerben einſchlügen. Die Preußen hatten bis dahin ſtill gewartet, jetzt um 2 Uhr Nachmittags erging der Befehl, die Zelte abzubrechen; das Lager war augenblicklich verſchwunden, und die Truppen ſtanden im Gewehr. Der König ſetzte ſich an die Spitze des Fußvolks, das mit einer Viertelsſchwenkung links treffenweiſe abmarſchirte, und derſelben Richtung folgte, in welcher Soubiſe vorrückte; die ſämmtliche Reiterei, mit Ausnahme einiger Schwadronen, die bei dem Dorfe Schortau zur Beobachtung des gegenüberſtehenden Feindes zurückblieben, erhält Befehl dem Feinde die Straße nach Merſeburg zu ſperren, ſie ſchwenkt aus dem dritten Treffen gleichfalls links ab, und eilt in raſchem Trabe dem Fußvolke voraus; Seydlitz befehligt ſie, obgleich der jüngſte Reitergeneral, in den aber der König ſein ganzes Vertrauen ſetzt. Beide Heere trennt erſt die moraſtige Niederung, die von Braunsdorf im Halbbogen nach Roßbach und Lunſtädt zieht, dann eine leichte Erhöhung, die ſich hinter Lunſtädt und Reichertswerben erſtreckt, und als höchſten Punkt den Janushügel bildet. Der König behauptet ſich im Vortheil dieſer Höhen, welche den Truppenzug ver-

decken, und läßt auf dem Janushügel unter dem Befehl des tapfern Oberſten Moller eine ſtarke Batterie auffahren, die den Feind heftig beſchießt, der unterhalb marſchirt, und das Feuer ſeines Geſchützes ohne Erfolg aufwärts richten muß. Die Spitzen beider Heere, die preußiſche ungeſehen, kommen einander ſtets näher; auch auf franzöſiſcher Seite iſt die Reiterei voraus, ſie eilt, damit die Preußen nur nicht entkommen mögen, ohne Vortrab leichtſinnig einher, ſie ſchwenkt bei Reichertswerben links, und zieht gegen den Janushügel an, ſich ſchon im Rükken der Preußen und des Sieges gewiß glaubend. Plötzlich dringt Seydlitz mit ſeinen Schwadronen im vollen Trab hinter dem Hügel hervor, ſieht ſich in der rechten Flanke des Feindes, erkennt die Wichtigkeit des Augenblicks, und beſchließt, ohne das Fußvolk abzuwarten, ſogleich den Angriff. Er läßt einſchwenken, 15 Schwadronen ſtellt er in's erſte Treffen, 18 in's zweite, 5 Schwadronen Huſaren decken die linke Flanke. Zum erſtenmale ſteht hier, wie fortan immer, die preußiſche Reiterei, anſtatt wie bisher dreigliedrig, jetzt nach Seydlitz Neuerung in zwei Glieder gereiht. Beim Aufmarſch aber, der in größter Schnelligkeit geſchieht, fällt noch ein Unheil vor; eine Schwadron vom Leibkürraſſierregiment,

weil das Pferd des Rittmeisters scheu geworden, kommt etwas aus der Ordnung, die sich zwar augenblicklich herstellt, allein Seydlitz hat es gesehen, er sprengt heran, und im Vollgefühl des Meisters und Befehlshabers jagt er mit grimmigem Gebote, „er solle sich zum Teufel scheeren," den bestürzten Rittmeister vor der Fronte weg, der sich auch niemals wieder beim Regimente hat sehen lassen! eine Gewaltsamkeit und Eigenmacht, deren anmaßliches Beispiel der König zu rügen unterließ, vielleicht weil er darin nur denselben Heißzorn sah, der sich eben so unbezwinglich in den Feind stürzt. Jetzt ist alles bereit, noch aber das Gewehr nicht aufgenommen, was Seydlitz stets dem letzten Augenblicke vorbehält; er reitet weit voran, der ganzen Linie sichtbar, und durch Emporschleudern seiner Tabakspfeife giebt er das entscheidende Zeichen, worauf alles die Säbel zieht und im vollen Rennen ihm nach auf den Feind eindringt. Dieser ist 52 Schwadronen stark, die der Herzog von Broglio befehligt, sie versuchen in der Eile rechts aufzumarschiren, allein Seydlitz läßt ihnen keine Zeit: ehe sich die Schaaren nur aufstellen, sind sie niedergerannt und zusammengehauen; zwei österreichische und zwei französische Reiterregimenter wollen dem Sturm begegnen,

nen, eines der franzöſiſchen wirft in der That ein preußiſches einen Augenblick zurück, aber im nächſten Augenblick ſind auch ſie gleich den übrigen geſchlagen, und alles flieht in größter Verwirrung. Der Hohlweg bei Reichertswerben hemmt die Flüchtigen, und viele werden hier gefangen. Die geſchlagene Reiterei flieht bis zur Unſtrutt, und zeigt ſich an dieſem Tage nicht wieder; Seydlitz, der ſie bis jenſeits Reichertswerben verfolgt, ſammelt nun ſeine athemloſen Schaaren, führt ſie links über Tagewerben weiter vor, und ſteht jetzt im Rücken des feindlichen Fußvolkes.

In gleicher Weiſe, wie die Reiterei, hatte auch der König mit dem Fußvolke die rechte Flanke des Feindes gewonnen, ließ links einſchwenken und die ganze Linie nebſt dem Geſchütz vom Janushügel zum Angriff vorrücken, wobei der linke Flügel ſich immerfort weiter links zog, der rechte anfangs zurückgehalten blieb. Der Feind rückte auch mit ſeinem Fußvolke ſorglos eilend gegen Reichertswerben vor, ohne die Möglichkeit eines Angriffs zu denken; er wurde durch die preußiſche Linie völlig überraſcht, ſeine Bataillone fanden keinen Raum ſich zu entwickeln, ihre tiefen Reihen wurden durch das preußiſche Geſchütz heftig beſchoſſen, ihre rechte Flanke

war preisgegeben, im Rücken erschien die preußische Reiterei. Vergeblich suchten sie gegen die letztere eine Linie aufzustellen, vergeblich durch gedrängte tiefe Schaaren den König zu hemmen; das herangekommene Geschütz des preußischen linken Flügels schmetterte sie durch Kartätschen nieder, das Fußvolk eröffnete sein wirksames Gewehrfeuer, und nach kurzem Kampfe wandte sich alles zur Flucht, indem die vordersten Truppen auf die folgenden geworfen und diese in größter Unordnung mit fortgerissen wurden. Diesen Augenblick ersah Seydlitz, und stürmte auch seinerseits auf die Fliehenden los, die in ganzen Schaaren gefangen wurden. Noch zuletzt suchten einige französische Regimenter den Kampf zu erneuen, und der linke Flügel der Franzosen sandte einige Reiterei den Rückzug zu decken, allein auch dieser Widerstand war bald überwunden, und nach einem Kampfe von kaum zweistündiger Dauer, bevor noch die völlige Dunkelheit eintrat, der vollständigste Sieg erfochten. Von dem preußischen Fußvolke waren nur 7 Bataillons, unter der Anführung des Prinzen Heinrich von Preußen, zum Feuern gekommen, 10 Bataillons auf dem rechten Flügel hatten, gleich dem linken der Franzosen, gar keinen Theil an der Schlacht genommen, sie war durch die

klugen Anordnungen des Königs, die richtige Bewegung der Truppen, durch die gute Aufstellung des Geschützes, und vor allem durch den entschlossenen Angriff der Reiterei gleich im Beginn entschieden worden. Der Feind hatte gegen 3,000 Todte und Verwundete, über 5,000 Gefangene, worunter 5 Generale und 300 Offiziere, 67 Kanonen, 7 Fahnen und 15 Standarten nebst unendlichem Gepäck verloren; die Preußen zählten 165 Todte, worunter 3 Offiziere, und 376 Verwundete, eingerechnet 20 Offiziere, unter denen auch Seydlitz war, der beim Einhauen in das feindliche Fußvolk einen Flintenschuß in den Arm bekommen hatte.

Selten ist eine Schlacht so rasch und vollständig gewonnen worden, selten ein Sieg so glänzend erschollen, so eindrucksvoll und weithin genannt worden; die Schlacht von Roßbach wurde durch ihre Folgen, wie die Flucht der Franzosen durch ihre lächerlichen Umstände, zur deutschen Volkslustbarkeit, an der sich jedes von den Franzosen verletzte Gefühl labte. In Frankreich selbst sah die Nation den Krieg gegen die Preußen mehr als Sache des Hofes an, dem allein die Schmach der Niederlage angerechnet und sogar gegönnt wurde, während Neigung und Bewunderung sich vielfach und laut für Friedrich

und seine Helden aussprachen. Auch die gefangenen Generale und Offiziere, welche der König ehrenvoll behandelte, theilten diese Gesinnung; nach dem Könige stand Seydlitz in ihrer Meinung am höchsten, von dem es mit Bezug auf seine noch so jungen Jahre hieß: „que ce garçon était né général.“ Der König dankte allen Truppen für den erfochtenen Sieg, insbesondre doch der Reiterei, die an diesem Tage in einer vorher nie gesehenen Größe erschienen war, und im neuen Vollbewußtsein ihres Vermögens unter solchem Anführer sich fortan unüberwindlich glaubte. Seydlitz empfing vom Könige mit den huldreichsten Worten, denen dieser eine so ganz eigene Anmuth leihen konnte, den schwarzen Adlerorden, den noch niemals ein Generalmajor bekommen hatte. Nach einigen Tagen wurde er auch Generallieutenant, und zugleich Inhaber des Kürassierregiments, das bisher seiner Befehlführung anvertraut gewesen, und grade jetzt erledigt worden war.

In der kurzen Zeit eines halben Jahres von der Stufe eines Obersten zu der eines Generallieutenants aufgestiegen zu sein, und noch vor der letztern den höchsten Orden empfangen zu haben, dessen mancher Generallieutenant nach langen Dienstjahren

noch entbehren mußte, war eine Auszeichnung, deren bis dahin niemand im preußiſchen Heere ſich rühmen konnte, und auch ſeitdem niemand wieder. Seydlitz bezeigte ſich in ſeiner Erhebung dankbar und beſcheiden, und ſuchte das Verletzliche zu mildern, welches ſie für verdiente Kammeraden haben konnte; ſo benachrichtigte er den tapfern General von Meineke, der ebenfalls bei Roßbach war verwundet worden, von der außerordentlichen Beförderung, durch welche dieſer ältere General nun ihm nachſtand, mit der treuherzigen Verſicherung, daß dieſer Vorzug, den die Gnade des Königs ihm verliehen, ihn nie der Achtung werde vergeſſen laſſen, die einem der bravſten Generale gebühre, der älter als er im Dienſte ſei, und deſſen Freundſchaft ihm ſehr am Herzen liege. Jedoch fand er ſich in ſeinem neuen Verhältniſſe ſogleich bequem, als ein Mann, der ſich jeder Aufgabe ſeines Faches gewachſen fühlte, und mit der höheren Stufe nur ſeinen wahren Boden betrat. Seine erſte Sorge war, die tapfern Offiziere zu bedenken, die ſich unter ihm ausgezeichnet hatten, und er ſäumte nicht, dem Könige mehrere Beförderungen vorzuſchlagen, welche dieſer auch ſofort genehmigte.

Seine Wunde, zwar an ſich nicht bedeutend,

aber von langsamer Heilung, hinderte ihn, an den nächsten Kriegsbegebenheiten, welchen der König nach Schlesien entgegenzog, Theil zu nehmen. Er blieb in Leipzig zurück, wo er alsbald die Nachricht von dem glänzenden Siege vernahm, den der König am 5. December bei Leuthen über die Oesterreicher davongetragen. Der König ließ ihn durch den Prinzen Heinrich von den in Schlesien erfochtenen Vortheilen eigends benachrichtigen, und Seydlitz fühlte sich durch die Sache selbst, wie durch das schmeichelhafte Gedenken des Königs, freudigst angeregt. Inzwischen mußte er sich in Geduld ergeben, und die Zeit der Winterquartiere ferner in Leipzig auf Herstellung seiner Gesundheit verwenden. Der Geheimrath Dr. Cothenius fand leichter die Wunde, aber schwieriger den übrigen Krankheitszustand, in welchen Seydlitz verfallen war, zu behandeln. Es ist schon oben angedeutet worden, daß sinnlicher Reiz ihn früh bemeistert hatte, und ihm die nachtheiligen Folgen achtloser Neigungen nicht erspart geblieben waren. In Schlesien hatte besonders der Umgang einer zwar von Geburt vornehmen, aber in ihrer Aufführung gemeinen Dame höchst verderblich auf ihn eingewirkt, und der bald darauf ausgebrochene Krieg durch seine heftigen und un-

aufhörlichen Anſtrengungen jede Sorgfalt für die tief angegriffene Geſundheit unmöglich gemacht. Je mehr der Körper, ſo lange die Spannung der Thätigkeit waltete, mit gebotener Rüſtigkeit geleiſtet hatte, um ſo mehr verfiel er, ſobald jenes Gebot und Leiſten einen Augenblick aufhörte. Durch angewandte Mittel trat nach und nach einige Beſſerung ein, doch hinderte ein örtlicher Umſtand, der mit Erſchlaffung der Gefäße und Schwäche der Nerven zuſammenhing, noch längere Zeit am Reiten; der König erkundigte ſich mehrmals theilnehmend, und Seydlitz berichtete mit unbefangener Aufrichtigkeit ſein Uebel, das ihm noch nicht erlaube zu Pferde zu ſein, indem bei allen bisher gemachten Proben eine gänzliche Verſagung des Athems erfolgt ſei. „Sobald dieſer Umſtand, ſetzt er hinzu, nur bis zum Erträglichen gehoben, ſo hoffe mein Metier, welches mich ein ziemliches Glück, noch mehr aber Ew. Majeſtät Gnade ſchätzbar gemacht, mit der größten Treue nach wie vor zu verrichten, und in ſolchem zu erſterben ꝛc.“ Auch dieſe Worte, gleich den früher angeführten, bezeugen einen feinen Sinn, der ſich bündig zu faſſen weiß. Unter Beihülfe des Frühjahrs, und nachdem er zur Beſchleunigung der Kur, wie er gegen Ende des März aus

Pforten an den König schrieb, noch den Buchdorfer Müller angenommen, fand er sich genugsam hergestellt, um sich zu dem Heere des Königs zu begeben, der in Schlesien, nachdem er den Feldzug des Jahres 1758 durch Belagerung und Erstürmung der Festung Schweidnitz begonnen hatte, sich zu ernstlichern Bewegungen rüstete. Er wußte den Feldmarschall Daun, welcher einen Angriff gegen Böhmen fürchtete, und deßhalb sein Heer dort in fester Stellung zusammenhielt, geschickt zu täuschen, und rückte im Anfange des Mai mit seiner Hauptstärke über das Gebirge nach Mähren hinab.

Das nächste Ziel der Unternehmung war Olmütz. Allein diese Festung wurde durch den österreichischen General von Marschall gut vertheidigt, die Anstalten zur Einschließung und Belagerung entsprachen dem Zwecke nicht, und für die mannigfachen Verwickelungen, die hier eintraten, war selbst die Truppenzahl der Preußen viel zu gering. Seydlitz erscheint im Gange dieser Kriegsereignisse nur auf Augenblicke, in untergeordneten Vorgängen, wobei keine bedeutende Reitermasse zu vereinigen, noch eine große Entscheidung zu bewirken war. Alle Befehle und Anordnungen ertheilte der König selbst, und auch das Verdienst der Ausführung konnte

ſich zu keinem Glanz erheben, da der Feind jedem größeren Gefecht auswich. So marſchirte Seydlitz am 12. Mai mit 2 Dragonerregimentern und 300 Huſaren ſüdlich von Olmütz nach Tobitſchau, und nachdem Fußvolk ihm dahin gefolgt, weiter bis Kremſir, nahm aus dieſer Gegend und vom linken Ufer der March zwiſchen Prerau und Holeſchau alle Lebensmittel und alles Futter weg, damit der Feind auf dieſer Seite nicht vordringen könnte, und rückte am 17. wieder im Lager bei Neuſtadt ein. Am 29. Juni ſandte der König ihn nur mit einigen Schwadronen Huſaren und Dragonern in dieſelbe Gegend, um Gewißheit über eine gemeldete Annäherung feindlicher Truppen zu erhalten, die ſich aber nicht zeigten. Die Lage des Königs war inzwiſchen durch das Heranrücken Dauns, in deſſen Heere beſonders der General von Loudon durch ſeine Thätigkeit und Einſicht den Preußen verderblich zu werden anfing, ſehr verſchlimmert, die Feſtung ſo gut wie befreit, dagegen ſeine Verbindung mit Schleſien abgeſchnitten, und nachdem Loudon in dem Engwege von Domſtädtel am 30. Juni die Truppen Zietens geſchlagen, und große preußiſche Zufuhren theils genommen theils zerſtört hatte, blieb nichts übrig, als Mähren zu verlaſſen. Der König hob

die Belagerung auf; anſtatt aber nach Schleſien ſich durchzuſchlagen, wie zu beabſichtigen er den Schein gab, nahm er unerwartet die Richtung nach Böhmen, ſelbſt im Rückzuge wieder in Feindesland eindringend, von deſſen Mitteln lebend, und die Vortheile der Stellung und Uebermacht des Gegners noch eine Zeit hindurch vereitelnd. Bei Ausführung dieſes ſchwierigen und gefahrvollen Marſches beſtand Seydlitz ein rühmliches Gefecht bei Chlumetz, und deckte ſpäter an der Spitze der ganzen Reiterei den weiteren Rückzug, der nur ſehr langſam der Gränze von Schleſien ſich näherte. Endlich zog das Heer glücklich über das Gebirge, und ſtand am 8. Auguſt wieder im Lager bei Landshut und Grüſſau. Doch war hier keine lange Raſt gewährt.

Wie im vorigen Jahre die Franzoſen, hatten in dieſem die Ruſſen mit großer Macht den Kriegsſchauplatz betreten, und ihre drohenden Fortſchritte zwangen den König, mit ſeiner Hauptſtärke ſich ihnen entgegenzuwerfen. Das ruſſiſche Heer, über 50,000 Mann ſtark, unter dem Oberbefehl des Generals Grafen von Fermor, war durch Preußen und Polen in die Neumark bis zur Oder vorgedrungen, auf das rechte Ufer der Warthe übergegangen, und bedrohte die Feſtung Küſtrin, nachdem die Stadt

am 15. Auguſt bereits durch Wurfgeſchütz in Brand geſchoſſen worden. Die preußiſchen Truppen, unter dem Befehl des Generals Grafen von Dohna, hatten ſich vor der Uebermacht allmählig zurückgezogen, und ſtanden bei Gorgaſt zunächſt der Feſtung hinter der Oder; ſie waren durchaus zu ſchwach, um den Feind im offnen Felde zu bekämpfen. Schon am 11. Auguſt aber war der König mit 16 Bataillons und 28 Schwadronen ſeiner beſten Truppen, zuſammen etwa 14,000 Mann, aus dem Lager bei Landshut der bedrängten Mark zu Hülfe geeilt, ging bei Frankfurt über die Oder, und traf am 21. Auguſt in Gorgaſt ein. Er muſterte hier die vorgefundenen Truppen, und ſagte zu Dohna: „Ihre Leute haben ſich außerordentlich geputzt; ich bringe welche mit, die ſehen aus wie die Grasteufel, aber ſie beißen.“ Auch war er ſogleich entſchloſſen, nachdem er die Lage der Dinge genau erforſcht, den Ruſſen ungeſäumt eine Schlacht zu liefern, um auf dieſer Seite neuen Raum zu gewinnen, und dann wieder gegen die Oeſterreicher ſich zurückzuwenden. Er wußte den Feind zu täuſchen, als wolle er bei Küſtrin nur zum Schutze dieſer Feſtung über die Oder gehen, zog aber indeß längs des Stromes hinab, ließ bei Güſtebieſe eine Brücke

ſchlagen, die binnen drei Stunden fertig war, und befand ſich am 23. Auguſt mit etwa 32,000 Mann, wovon beinah ein Drittheil Reiterei, und 117 Geſchützen, auf dem rechten Oderufer im Anmarſche gegen den Feind.

Dieſer ſtand gegen Küſtrin, wandte ſich aber eilig, als er in ſeinem Rücken das Heer des Königs erkennen mußte, und machte Front dorthin, woher der Angriff drohte. Er nahm eine gute Stellung hinter den Dörfern Quartſchen und Zorndorf, den linken Flügel an die Mietzel, einen durch jenes Dorf zur Oder fließenden Bach, geſtützt, den rechten an die Drewitzer Heide, die ſich gegen Küſtrin zieht, angelehnt; vor der Front erſtreckte ſich zuerſt der Zabergrund, eine ſumpfige Vertiefung, von Zorndorf nördlich gegen Quartſchen hin, dann nach einigen Zwiſchenräumen der Einſchnitt des Galgengrundes, der von Wilkersdorf faſt in gleicher Richtung läuft, und noch weiter eine dritte Tiefe, welche nordwärts in dem Hofebruch ſich gegen Quartſchen zurückwendet, wo alle dieſe Niederungen an der Mietzel zuſammenſtoßen. Als die Preußen auf der linken Flanke dieſer Stellung jenſeits des genannten Baches bei Darmietzel erſchienen, und von hier aufwärts bis zur Neudammer Mühle lagerten, rich-

teten die Ruſſen gegen dieſe Lagerung noch eine Hakenſtellung, welche das Hofebruch und weiterhin einen großen Bogen der Mietzel vor ſich hatte. So war die Stellung am 24. Auguſt Nachmittags. Der König aber beſchloß, den Angriff nicht von dieſer Seite, ſondern von der ganz entgegengeſetzten, auf den minder ſtark angelehnten rechten Flügel des Feindes zu machen, wobei er zugleich den Vortheil im Auge hatte, ſich zwiſchen den Feind und Küſtrin einzuſchieben, und im Nothfalle ſich auf dieſe Feſtung zurückziehen zu können. Hiezu mußte die ganze Stellung des Feindes umgangen werden, wozu die Gegend ſich günſtig genug darbot. Bei der Neudammer Mühle wurden in der Nacht Uebergänge über die Mietzel bereitet, die Truppen ließen das zunächſtliegende Dorf Zicher rechts, zogen ſich links in die Heide von Maſſin, und am 25. Auguſt frühmorgens marſchirte das ganze Heer, durch die Waldung verdeckt, in drei Treffen heran. Fermor hatte jedoch in der Nacht ſeine Stellung geändert, war über den Zabergrund hinausgeſchritten, und ſtand jetzt, zuſammengedrängt in ein unregelmäßiges Viereck, zwiſchen dieſem und dem Dorfe Zicher, im Rücken das Hofebruch, die Front gegen Wilkersdorf. Die Preußen kamen bei Batzlow aus

dem Walde in die Ebene, rückten ſchlagfertig über Wilkersdorf gegen Zorndorf vor, und der König, der die neue Stellung des Feindes beſichtigt hatte, fand auch jetzt noch deſſen rechten Flügel als beſtes Ziel des Angriffs. Die drei ſumpfigen Niederungen aber, welche den vorliegenden Boden durchſchnitten, und die zu umgehen die Abſicht geweſen, deckten nicht mehr die Fronte der Ruſſen, ſondern liefen grade auf ſie hin, und die Fronte des Angriffs mußte dadurch ebenfalls, je weiter ſie vorrückte, deſto mehr getheilt werden.

Die preußiſche Vorhut drang über Zorndorf hinaus, und eröffnete den Kampf durch wirkſames Geſchützfeuer gegen die rechte Eckſpitze der ruſſiſchen Aufſtellung; die Bataillone, links an den Zabergrund geſtützt, drangen muthig vor, und warfen die erſte Linie des Feindes zurück. Die beiden Haupttreffen ſchloſſen ſich dieſer Bewegung an, in ſchräger Richtung vorſchreitend, mit verſagtem rechten Flügel, der erſt ſpäter am Gefechte Theil nehmen ſollte. Faſt alle Reiterei war unter Seydlitz Anführung auf dem äußerſten linken Flügel aufgeſtellt, noch jenſeits des Zabergrundes, der ſie von dem Fußvolke, dem ſie Unterſtützung ſein ſollte, beim weiteren Vorgehen deſſelben mehr und mehr trennte; gleich

im Beginn des Gefechtes erhielten aber drei Küraſſierregimenter und bald darauf noch zwei Dragonerregimenter Befehl, ſich auf den rechten Flügel hinzuziehen. Der König, welcher die ganze Truppenlinie überſehen konnte, bemerkte, daß die Reiterei nicht gehörig vorgehe, und ſandte den Befehl, ſie ſolle dem Fußvolke nachrücken. Allein Seydlitz wollte ſeine Reiter, für die es noch nichts zu thun gab, nicht unnütz dem feindlichen Kanonenfeuer ausſetzen, und weigerte ſich, ſelbſt dem wiederholten Befehle des Königs zu folgen; er antwortete, es ſolle von der Reiterei nichts verſäumt werden, er hoffe überall, wo und wann es noth thue, mit ihr zur Hand zu ſein, und nach der Schlacht werde er ſich rechtfertigen. Friedrich ſandte nochmals, und ließ ihn wiſſen, er werde es nach der Schlacht mit ſeinem Kopfe zu verantworten haben, worauf Seydlitz ruhig erwiederte: „Sagen Sie dem Könige, nach der Schlacht ſteht ihm mein Kopf zu Befehl, in der Schlacht möge er mir aber noch erlauben, daß ich davon für ſeinen Dienſt guten Gebrauch mache.“ Im Vorrücken hatte jedoch das preußiſche Fußvolk die befohlene Linie nicht gehörig eingehalten, und die linke Flanke, welche dem Zabergrunde angelehnt bleiben ſollte, dem feindlichen Feuer bloßgegeben, das

Vordertreffen fand sich in seinem Angriffe nicht unterstützt, indem das Fußvolk, welches hinter ihm nachfolgen sollte, neben ihm in dieselbe Linie eingerückt war; so vermochten denn die wenigen Bataillone die zweite russische Linie nicht gleich der ersten zu werfen; im Gegentheil, der Feind, in dichten Massen aufgedrängt, fühlt seine Uebermacht und ersieht seinen Vortheil; das russische Fußvolk bricht mit großem Geschrei hervor, wirft das preußische zurück, und die russische Reiterei stürmt in diesem Augenblicke rasch heran, und vermehrt die Verwirrung, die schnell über den linken Flügel der Preußen sich ausbreitet und ganze Bataillone zur Flucht fortreißt; die Russen nehmen 26 Kanonen und verfolgen ihren Sieg. Seydlitz aber, der mit 31 Schwadronen jenseits des Zabergrundes hält, hat mit scharfem Aug' und Urtheil den Gang des Gefechts beobachtet; der Befehl des Königs, das feindliche Fußvolk, sobald es erschüttert zu weichen anfinge, mit allem Nachdruck anzufallen, findet sich durch die Nothwendigkeit überboten, den siegstrunken und auch hie und da schon ordnungslos vorrückenden Feind zu hemmen, und den auf dieser Seite fast verlorenen Kampf herzustellen. Mit heller Einsicht erkennt er die Größe des Augenblicks und seiner Aufgabe, mit

mit Ruhe ordnet er ſeine Mittel, mit der Sicherheit des Meiſters ſchreitet er zur Ausführung. Schon iſt er mit ſeinen Schwadronen näher herangerückt, einige Stellen des Zabergrundes, wo Reiterei durchzudringen vermag, ſind aufgefunden, im ſchnellen Fluge ziehen die Schaaren hinüber, ſtehen drüben gleich wieder ſchlagfertig, und auf das gegebene Zeichen ſtürzt alles mit verhängtem Zügel dem voranſtürmenden Führer nach. In ſeiner kundigen Beſonnenheit hatte er den Angriff gleich zwiefach geordnet: er ſelbſt, an der Spitze zweier Huſarenregimenter und ſeines Küraſſierregiments, fällt mit erhobenem Säbel in die ruſſiſche Reiterei, die von dem ungeheuren Stoße zerſtiebt, in die ſumpfigen Wieſengründe verſprengt und auf der Flucht niedergemacht wird; die Gardedükorps und Gendarmen aber wenden ſich gegen das ruſſiſche Fußvolk, das unter den preußiſchen Klingen blutet, von den Roſſen zertreten wird, aber nicht weicht, ſondern hartnäckig im Kampfe beharrt. Seydlitz überläßt die ruſſiſche Reiterei ihrer wilden Flucht, und greift mit ſeinen wieder ſchnell geordneten Schwadronen nun gleichfalls das feindliche Fußvolk an. Zu gleicher Zeit brechen 15 Schwadronen hervor, die hinter dem preußiſchen linken Flügel nachrückten, und 2 Dra-

gonerregimenter, die vom Könige nach dem rechten Flügel beordert waren, und ſchon im vollen Trabe durch das brennende Zorndorf eilten, jetzt Gegenbefehl erhalten, und gleichfalls in dieſen Kampf geworfen werden, der einer der blutigſten und verzweifeltſten iſt, die jemals zwiſchen Reiterei und Fußvolk geſtritten worden. Die Ruſſen ſchaaren ſich in dichte Klumpen, aus denen kein Entweichen, in denen keine Schonung möglich iſt, die Getödteten und Verwundeten ſtürzen, aber die Stehenden rükken immer auf's neue dicht zuſammen, und nähren die Wuth des Kampfes mit ausdauernder Gegenwehr. Huſaren von Zieten dringen in ſolche Klumpen ein, werden darin umzingelt, und müſſen ſich mit größter Anſtrengung wieder heraus hauen. Endlich aber ſiegte dennoch der Grimm und die Kraft der preußiſchen Reiter, ganze Maſſen des Feindes werden vertilgt, die runden Ungeheuer, in welche die zerſtörten Ordnungen ſich aufgeſchaart, erliegen dem Schwerte, Tauſende bedecken den Boden, wenige letzte Haufen fliehen, und in dem ganzen Raum zwiſchen dem Zaber- und dem Galgengrunde ſteht kein Feind mehr. Hinter dem Galgengrunde jedoch ſteht die ruſſiſche Hauptſtärke noch unerſchüttert, und durch die ſumpfige Tiefe gegen den Reiteran-

griff geſchützt; ihrem nahen Feuer würde Seydlitz ſeine Reiter nutzlos bloßſtellen, ſie müſſen ohnehin nach ſo furchtbarem Kampfe ſich ſammeln, ordnen, erholen, und er führt ſie zu dieſem Zweck hinter Zorndorf zurück, wo er die Regimenter alsbald in neue Bereitſchaft ſetzt, und aufmerkſamen Blickes die weitere Entwickelung der Schlacht abwartet.

Seit 9 Uhr Vormittags hatte der Kampf auf dieſer Seite begonnen, und es war jetzt ungefähr 1 Uhr, als hier die Erſchöpfung beider Theile einen kurzen Stillſtand gebot. Das Fußvolk des preußiſchen linken Flügels war unfähig, ſogleich wieder zum Angriff vorzugehen, und der König beſchloß, den durch Seydlitz und ſeine Reiter ſo kühn als unerwartet errungenen Vortheil zu verfolgen, und den bisher zurückgehaltenen rechten Flügel in den Kampf zu führen. Das Geſchütz dieſes Flügels rückte vor, und beſchoß die zwiſchen dem Dorfe Zicher und dem Galgengrunde noch ſtehende ruſſiſche Schlachtordnung, gegen welche bald auch wieder die Batterien des linken Flügels ihr lebhaftes Feuer richteten. Die Kanonen des rechten Flügels waren aber unter zu ſchwacher Bedeckung der nachrückenden Linie zu weit vorausgegangen, ruſſiſche Reiterei überfiel ſie, bemächtigte ſich ihrer, und warf

ſich alsdann mit Ungeſtüm auf das Fußvolk. Hier aber ſtanden die Kerntruppen des Königs, die er aus Schleſien mitgebracht hatte, ſie ſchlugen den Anfall muthig zurück, und bald auch trabte die preuſſiſche Reiterei dieſes Flügels heran, warf die feindliche, und verfolgte ſie bis über Zicher hinaus. Hiedurch war das Geſchütz wieder befreit, und die ganze Linie der Preußen bewegte ſich auf's neue vorwärts. Allein die Ruſſen konnten bei ihrer Ueberzahl den Kampf immer noch mit friſchen Truppen aufnehmen, und die Niederlage eines Theiles ihrer Reiterei hinderte nicht, daß ein andrer ſogleich wieder hervorbrach, und den linken preußiſchen Flügel mit Ungeſtüm angriff. Die erſten Bataillone, noch erſchüttert vom früheren Unfall, erwarteten den Stoß nicht, und ihre Flucht riß die übrigen mit fort. 13 Bataillone, welche bei Groß-Jägerndorf rühmlich gekämpft hatten, hier aber von plötzlichem Schrecken erfaßt wurden, flohen in völliger Auflöſung gegen Wilkersdorf: die Stimme der Befehlshaber wurde nicht gehört, die Gegenwart des Königs vermochte nichts, und das Beiſpiel ſeiner auch diesmal ſtandhaften ſchleſiſchen Bataillone blieb vergebens. Keine friſchen Truppen waren heranzuführen, alle ſtanden im Feuer, und die große Lücke,

welche dieſe unerwartete Flucht riß, ſchien dem Feinde den Weg des Sieges unwiderruflich geöffnet zu haben. Aber die Ehre und der Vortheil dieſes blutigen Tages ſollten dennoch für Preußen gerettet werden! Seydlitz hält hinter Zorndorf an der Spitze ſeiner Reiterei, die nach allen Mühſalen und Thaten dieſes Tages noch unverdroſſen und geſpannt neuer Vollbringungen harrt. Er hat 61 Schwadronen vereinigt, die Gefahr des Augenblicks entgeht ihm nicht, er muntert die Truppen auf. „Kinder folgt mir!“ ruft er ihnen zu. „Wir folgen,“ antworteten ihm die vertrauenvollen Krieger; ſein Befehl erſchallt durch die Reihen, ſein Beiſpiel leuchtet voran, und dieſe ganze Reitermaſſe wirft ſich in jene Lücke, und ſtürmt in vollem Rennen auf den Feind, der durch ſein eignes Vorrücken ſchon zerrüttet ſolchen Anfall nicht beſteht; die ruſſiſche Reiterei flieht in größter Verwirrung, und wird über das Schlachtfeld hinaus in die Moräſte bei Quartſchen gejagt. Jetzt führt der König den Kern ſeines Fußvolkes vom rechten Flügel gegen den ruſſiſchen linken, durchbricht deſſen Linien, findet aber immer neuen Widerſtand, und die Tapferkeit der Ruſſen macht jeden Augenblick das Gefecht wieder zweifelhaft. Da wendet ſich Seydlitz von der Ver-

folgung, läßt seine Schwadronen, die er schnell auf's neue geordnet, links einschwenken, und stürzt mit aller Heftigkeit in die feindlichen Fußvölker. Kartätschen- und Gewehrfeuer schmettert entgegen, doch seine Reiter wanken nicht, sie dringen mitten in den Feind, und ein furchtbares Gemetzel entsteht, wo Reiterei und Fußvolk beider Theile in wildem Gemenge ficht, Schonung nicht gegeben noch gefordert wird, und zuletzt doch die kriegsgeübteren Preußen, deren Tapferkeit leichter sich wieder ordnet und einigt, den hartbestrittenen Sieg behaupten. Gegen 8 Uhr Abends war der Feind in vollem Zurückweichen, seine ungeordneten Haufen zogen theils gegen die Mietzel, wo sie die Uebergänge zerstört fanden, theils hinter Zorndorf und in die Heide von Drewitz, nur auf dem Fuchsberge, zwischen dem Galgengrunde und dem Zabergrunde, hielt noch eine streitbare russische Schaar von allen Waffen, die sich unter dem General Demikoff wieder gesammelt hatte. Der König ließ sie in der Front und in der rechten Flanke angreifen, jedoch erfolglos, sein Fußvolk war erschöpft und verschüchtert, einige Bataillone, vom russischen Geschütz erreicht, wandten sich abermals zur Flucht, andre blieben im Galgengrunde mit Plünderung beschäftigt. die Reiterei war durch den sum

pfigen Boden gehemmt. Erſt in der Nacht verließ Demikoff ſeine Stellung. Die ruſſiſchen Streitkräfte waren indeß am folgenden Tage noch bedeutend genug, um eine Erneuerung des Kampfes zu wagen, der ſich aber auf einiges Geſchützfeuer und einen verfehlten Reiterangriff beſchränkte, nach welchem das ruſſiſche Heer in der Nacht zum 27. Auguſt ſeinen Rückzug gegen Landsberg antrat. So verblieb den Preußen die Ehre und der Vortheil dieſes denkwürdigen Kampfes, der in mehreren ſeiner Wendungen ihnen verderblich zu werden drohte, und deſſen endlicher Erfolg nur mit den größten Opfern errungen war; ſie hatten an Todten und Verwundeten faſt 12,000 Mann, unter dieſen 324 Offiziere, verloren. Der Verluſt der Ruſſen war größer, doch bei ihrer Ueberzahl minder fühlbar, er betrug über 21,000 Mann und darunter 941 Offiziere; Gefangene gab es wenige, und faſt nur ſchwerverwundete, da Wuth und Erbitterung auf beiden Seiten während der Schlacht kein Leben ſchonten. Die Preußen hatten 26 Kanonen verloren, dagegen 103 Stücke ruſſiſches Geſchütz erobert, und 27 Fahnen und Standarten genommen, jener Verluſt war zunächſt dem Fußvolk anzurechnen, dieſer Gewinn aber hauptſächlich der Reiterei zu dan-

ken, welche hier abermals auf dem Gipfel ihres Ruhmes in ihrer kraftvollſten Entſcheidung erſchienen iſt, und nach den Tagen von Roßbach und Zorndorf in aller neuern Geſchichte keinen ähnlichen zu nennen hat. Sie hatte jeden Preis errungen, den des Muthes, des Ungeſtüms, der Ausdauer: mit jeder Waffengattung war ſie im Kampf geweſen, gegen jede ſiegreich geblieben, und jede Probe hatte ſie doppelt und dreifach geleiſtet. Keine Schwadron hatte gewankt, keine gezaudert, kein Angriff mißlang, keiner war fruchtlos, ſondern nothwendig, wohlzeitig und entſcheidend jeder.

Im Glanze des Sieges ſtrahlte vor Allen Seydlitz, deſſen Name mit Begeiſterung genannt wurde. Nach der Schlacht umarmte der König den Reiterhelden, dankte ihm in den gnädigſten, rührendſten Ausdrücken, und ſagte in der unwiderſtehlichen Anmuth, die er ſeinen Worten voll Hoheit und Innigkeit zu geben wußte: „Auch dieſen Sieg hab' ich Ihm zu danken.“ Seydlitz aber, im Gefühl der Anerkennung fremden Verdienſtes mit dem Könige wetteifernd, rief bewegt: „Nicht mir, allergnädigſter König! ſondern den braven Leuten, die ich anführte, Ew. Majeſtät Reiterei hat den Sieg erkämpft, und ſich der größten Belohnungen werth

gemacht; vor Allen der Rittmeiſter von Wakenitz, der wie ein Löwe gefochten und die größten Thaten verrichtet hat.“ Wakenitz war nämlich an dieſem Tage als älteſter Schwadronsführer an der Spitze des Regiments Gardedükorps, welches beſonders im Uebermältigen des ruſſiſchen Fußvolks den unerſchrockenſten Muth und beiſpielloſe Kraft gezeigt hatte. Der König ernannte ihn ſogleich zum Oberſtlieutenant, und die beiden andern Schwadronsführer deſſelben Regiments, von Poſadowski und von Schätzel, zu Majors. Noch viele andre Offiziere, die Seydlitz zu Belohnungen vorſchlug, erhielten Beförderung, andre den Verdienſtorden, die Ausgezeichnetſten beides. Noch auf dem Schlachtfelde traf den König mit ſeinen Generalen der großbritanniſche Geſandte Sir Andrew Mitchell, der ihn im Kriege begleitete, und begrüßte ihn mit den Worten: „Der Himmel hat uns einen ſchönen Tag gegeben;“ der König aber, noch ganz erfüllt vom thatſächlichen Eindruck, zeigte auf Seydlitz, und ſagte: „Ohne dieſen da würde es ſchlecht mit uns ausſehen.“ Es wird erzählt, Seydlitz habe die Beförderung des Rittmeiſters von Wakenitz, welchen der König auf jene Empfehlung ſogleich zum Major ernannt hatte, nicht genügend gefunden, worauf

ihn der König auch noch zum Oberſtlieutenant gemacht; als jedoch auch hiemit Seydlitz nicht zufrieden geweſen, und noch ferner in den König gedrungen ſei, habe dieſer mit einiger Ungeduld ausgerufen: „Ich werde ihn doch nicht gleich zum General machen ſollen!“ Die Verſchiedenheit des Standpunktes erklärt in ſolchen Fällen hinlänglich den Unterſchied der Beurtheilung, ohne daß man deßhalb auf der einen Seite übertriebene Forderung oder auf der andern unbillige Kargheit anzunehmen braucht. wir finden hier, ſowohl Seydlitz als den König, jeden in ſeiner ihm zuſtändigen Weiſe, und der Groll, welcher in Betreff des Empfohlenen ſpäterhin erwuchs, hat wenigſtens hier noch keinen Grund. Ein andrer Umſtand, die Schlacht von Zorndorf angehend, ſei gleichfalls hier mit einigen Worten erwähnt. Der König ſagt in ſeiner Geſchichte des ſiebenjährigen Krieges, er habe zu dem Angriff, welchen Seydlitz ausgeführt, dieſem den Befehl geſandt. Alle andern Nachrichten aber ſtimmen dahin überein, daß Seydlitz nach eigner Einſicht und Entſchließung gehandelt. Beides iſt ſehr wohl zu vereinbaren. Daß der König gleich anfangs Befehle zum Vorrücken an Seydlitz geſandt, iſt auch von uns erzählt; die Richtung und Aufgabe der Reiterei mußte

dadurch im Allgemeinen bestimmt sein, und was Seydlitz in solchem Sinne vollführte, darf hiernach wohl geboten heißen; daß er im Besondern grade nicht folgte, sondern Zeitpunkt und Oertlichkeit nach eignem Urtheil wählte, ist zugestanden, und als sein Verdienst und seine Größe anerkannt; der Ausdruck des Königs spricht nur die erstere Thatsache aus, ohne die letztere zu verneinen; überhaupt ist der ganze Schlachtbericht des Königs äußerst kurz gehalten, und das Einzelne so wenig entwickelt, daß die wiederholten, in allen andern Nachrichten sehr unterscheidbaren Angriffe nur als eine einzige Großthat der Reiterei zusammengefaßt werden. Man will vermuthen, der König habe die umständliche Schilderung unterlassen, weil ihm zu peinlich und doch unvermeidlich gewesen wäre, auch das schlechte Benehmen eines Theils seiner Fußvölker nach aller Strenge zu erörtern. Aber auch andre Berichte über die Schlacht von Zorndorf sind nicht sehr ergiebig, und wir müssen ausdrücklich bemerken, daß über das Einzelne der taktischen Bewegungen, durch welche Seydlitz eine so große Reitermasse auf dem schwierigsten Boden kunstmäßig geleitet, so wie über die Befehlsworte, deren er sich bedient, ja sogar über die bestimmten Ausgangspunkte jedes einzelnen

Angriffs, gar keine näheren Angaben übrig sind, und alle Vermuthungen hier der geschichtlichen Zuverlässigkeit entbehren. Wer den Plan einer Schlacht zeichnet, kann freilich die Truppen, die er auf dem Blatte anzubringen hat, nicht im Ungewissen darüber schweben lassen, sondern muß sie einem ganz bestimmten Punkte zuweisen, ohne dadurch seinen eignen Zweifel aufzugeben; sehr zu tadeln aber wäre es, wenn die erzählende Darstellung aus der gezeichneten einen solchen Behelf ohne Noth in sich aufnehmen wollte.

Während die Russen ihren in Folge der verlorenen Schlacht angetretenen Rückzug fortsetzten, mußte der König sein siegreiches Heer alsbald wieder nach Sachsen wenden, wo die österreichische Macht unter Daun vorgedrungen war, und die preußischen Truppenschaaren unter Prinz Heinrich zum Widerstande nicht hinreichten. Der König eilte nach der Niederlausitz, zog Keith und den Markgrafen Karl mit den Truppen aus Schlesien an sich, besprach sich mit dem Prinzen Heinrich in Dresden, und stellte sich mit vereinter Macht dem Feinde gegenüber, hoffend, da Daun bei aller Ueberlegenheit an Truppenzahl doch keine Schlacht liefern wollte, durch fortgesetztes Andringen ihn nach Böhmen zu-

rückzutreiben. Unter ſolchen drängenden Bewegungen hatte Daun zwiſchen Bautzen und Löbau die feſte Stellung bei Kittlitz genommen, und der König, am 10. Oktober über Bautzen nachrückend, ſein Lager faſt im Bereich des feindlichen Geſchützes bei Hochkirch aufgeſchlagen. Durch Kundſchafter getäuſcht, rechnete er mit Sicherheit auf den weiteren Rückzug Dauns, und achtete nicht der Warnungen Keiths und ſeiner andern Generale, welche dieſen Stand der Sachen für höchſt gefahrvoll hielten. Der König hatte zwar in beſondrer Abſicht den Aufbruch ſeines Heeres für den 14. Oktober Abends beſchloſſen, glaubte aber bis dahin keine Beſorgniß haben zu dürfen, und verwies Seydlitz und Zieten, welche anders urtheilten, und ihm am 13. dringende und flehentliche Vorſtellungen machten, mit ungehaltenen Worten zur Ruhe, ja befahl ſogar, anſtatt, wie es dieſe Generale wünſchten, die Truppen für die nächſte Nacht unter Gewehr ſtehen zu laſſen, ſie ſollten ausruhen, und die Reiterei ihre Pferde abſatteln. Letzteres ließ Zieten nur zum Schein ausführen, und auch Seydlitz hielt ſeine Leute im Stillen vorbereitet. Wirklich blieb Daun, der ſonſt einer ſolchen Nähe des Königs gern auswich, diesmal in ſeiner Stellung, benutzte die trotzige

Sicherheit des Gegners, und überfiel denſelben in der Nacht zum 14. Oktober mit ganzer Stärke. Die Preußen fochten im größten Nachtheil, und nur ihre ſchnelle Kampfbereitſchaft, ihre heldenmüthige Ausdauer und Hingebung vermochten die ſchrecklichſte Niederlage noch abzuwenden. Die Dunkelheit der Nacht mehrte die anfängliche Verwirrung der Preußen, ihren Verluſt an Mannſchaft und Geſchütz. Keith ſank tödtlich getroffen, Prinz Franz von Braunſchweig wurde durch eine Kanonenkugel getödtet, Prinz Moritz von Deſſau fiel ſchwer verwundet, die tapferſten Bataillone ſchwanden ohne zu weichen. Major von Lange und Lieutenant von der Marwitz vertheidigten den Kirchhof von Hochkirch mit unbezwinglicher Hartnäckigkeit; der König hoffte die Schlacht noch zu gewinnen, und führte ſeine zuſammengeſchoſſenen Schaaren wiederholt zum Angriff. Allein der Sieg gehörte ſchon dem Feinde, und konnte ihm nicht mehr entriſſen werden. Die Reiterei vermochte dieſen Kampf nicht zu entſcheiden; doch nahm die preußiſche mehrmals das Gefecht auf, die feindliche wurde wiederholt geworfen, auch das Fußvolk mit Erfolg angefallen, allein zu einem Hauptſchlage zeigte ſich keine Gelegenheit, und die Vortheile des Feindes überwogen zu ſchnell und

verderblich. Als dem Könige gemeldet wurde, noch ſtünden einige friſche Bataillone zu einem letzten Verſuche bereit, ſah er den Markgrafen Karl und Seydlitz, die ſich um ihn befanden, ſtillſchweigend an, was ihre Meinung ſei, allein beide ſchwiegen, und ſo unterließ er den Angriff, der von dieſen ſchon für unnütz erachtet wurde. Gleich darauf befahl er den Rückzug, der in feſter Haltung und nur bis zu den nahen Anhöhen von Kreckwitz ging, gedeckt von der Reiterei, die jetzt, unter dem Oberbefehl von Seydlitz vereinigt, auf der Ebene von Belgern in zwei Treffen mit weit auseinander gerückten Schwadronen eine Stellung nahm, und darauf hinter Klein-Bautzen und Kreckwitz im zweiten Treffen lagerte; Seydlitz an der Spitze ſeiner Reiter gebot dem Feinde ſolche Achtung, daß nicht die geringſte Verfolgung verſucht wurde, und kein Gefecht mehr Statt fand. Doch waren über 100 Kanonen, 28 Fahnen, 2 Standarten und der größte Theil der Zelten verloren, ein Viertheil der Mannſchaft fehlte bei den Fahnen, und die Oeſterreicher, bei minderem Verluſte, ſtanden beinah dreimal ſo ſtark als Sieger gegenüber.

Die meiſterhafte Anordnung des Königs bei ſeinem Rückzuge vom Schlachtfeld, und die Kühn-

heit, ungeachtet des erlittenen Verluſtes dem Sieger ſo nah zu bleiben, hemmten die weiteren Nachtheile, welche aus dem Unglück von Hochkirch ſonſt hätten hervorgehen müſſen. Der König begann ſogar zuerſt wieder ſelbſtſtändige Bewegungen, und bedingte vorgreifend die des Feindes. Er übertrug dem Prinzen Heinrich die Beobachtung Dauns, täuſchte dieſen über ſein Vorhaben, und brach am 24. Oktober über Görlitz zum Entſatz der von den Oeſterreichern belagerten Feſtung Neiße nach Schleſien auf. Hier ſtellten ſich die Sachen durch die Anweſenheit des Königs ſchnell zu Gunſten der Preußen her. Darauf eilte er, um Dauns Unternehmungen zu hemmen, am 7. November wieder nach Sachſen, erfuhr aber ſchon am 17. in der Lauſitz, daß der Feind ſich nach Böhmen zurückziehe, worauf auch er ſelbſt, nach kurzer Anweſenheit in Dresden, wieder nach Schleſien umkehrte, um in Breslau zu überwintern. Auf dieſen Märſchen, deren Schnelligkeit und Gelingen in Erſtaunen ſetzten, war Seydlitz immer bei dem Könige, und blieb auch während der Winterquartiere demſelben zur Seite, für die ihm untergebene Reiterei mit aller Sorgfalt und Beiferung thätig.

Für den Feldzug des Jahres 1759 hatte der Kö-

König den großen Anſtrengungen und Planen ſeiner Feinde nur unverhältnißmäßige Mittel entgegenzuſetzen. Um ſo mehr mußte das Uebergewicht ſeines Geiſtes in deren Benutzung gelten. Die außerordentlichen Vorzüge ſeiner Reiterei brachten ihn auf den Gedanken, den Reiterdienſt mit der Bedienung des Geſchützes zu verbinden, und im Mai des Jahres 1759 wurde bei Landshut die erſte Einrichtung dieſer Art getroffen, welche ſeitdem in allen Heeren nachgeahmt und ausgebildet worden. Um den Feinden nach den verſchiedenſten Richtungen zu widerſtehen, hatte der König ſeine Kräfte ſehr vertheilen müſſen, und ſelbſt mit ſeinem Heere in Schleſien konnte er bei Eröffnung der Feindſeligkeiten bloß vertheidigungsweiſe verfahren. Die Zerſtörung der feindlichen Magazine war ein Hauptabſehen dabei. Während Prinz Heinrich beauftragt wurde, die von Sachſen aus in Böhmen und Franken auszuführen, mußte der General von Fouqué am 16. April zu gleichem Zweck nach Mähren vordringen. Seydlitz, der bisher bei Frankenſtein geſtanden, um die Verbindung zwiſchen Fouqué und dem Könige zu erhalten, führte bei dieſem Zuge 3 Bataillone und 22 Schwadronen gegen Troppau, wo er einige 100 Gefangene machte. Da jedoch die Oeſterreicher ihre

Magazine bereits nach Olmütz geschafft, und jenseits Troppau eine ansehnliche Truppenstärke versammelt hatten, so ging Fouqué ohne weitere Ausbeute am 21. in sein Lager bei Leobschütz zurück, und Seydlitz stieß mit 4 Kürassierregimentern über Neiße wieder zum Heere des Königs. Andre Bewegungen, bei welchen die größte Aufmerksamkeit und Klugheit erforderlich war, um die Zwecke des Feindes zu vereiteln und drohende Gefahren abzuwenden, blieben zwar nicht erfolglos, doch ohne bedeutendes Ereigniß. So mußte Seydlitz, weil die Nachricht eingegangen war, eine österreichische Schaar suche durch die Lausitz gegen Kotbus und Berlin vorzudringen, und sich jenseits der Oder mit den Russen zu vereinigen, am 18. Mai eiligst gegen Sagan vorrücken, und mit den Generalen von Puttkammer und von Wobersnow in Gemeinschaft jene Gegend bewachen, bis Prinz Heinrich von seinem Zuge nach Franken wieder in Sachsen eintraf, worauf Seydlitz mit seinen Truppen zu dem Könige zurückkehrte. Am 30. Juni gab Seydlitz, dem der König nicht vergeblich aufgetragen, auf jede Bewegung des Feindes zu merken und alle Nachrichten schnell einzusenden, von Hirschberg aus die erste Anzeige von Dauns Aufbruch aus seinem bisherigen Lager bei

Schurz nach Gitschin, so wie auch, daß Loudon mit einer ansehnlichen Schaar gegen die Lausitz vorrücke. Es war offenbar, daß die Oesterreicher sich den Russen nähern wollten, und der König eilte, sich ihnen in den Weg zu stellen. Seydlitz bildete hiebei die Vorhut, ging am 3. Juli über den Bober, und nahm ein Lager bei Hußdorf, unfern Lähn, wo sich am 4. die Reiter Loudons zeigten, aber trotz ihrer Ueberzahl heftig zurückgeworfen wurden, und gegen 100 Gefangene zurückließen, ja Loudon selbst wäre beinah in Gefangenschaft gerathen. Dieses Gefecht, wiewohl ohne sonstige Folgen, war für die preußische Reiterei höchst ehrenvoll, und Seydlitz rühmte besonders die große Auszeichnung der Offiziere, namentlich des Lieutenants Kordshagen vom Zietenschen Husarenregimente, der schon im vorigen Feldzuge sich unter den Augen des Königs hervorgethan hatte. Dann nahm inzwischen am 6. Juli eine gesicherte Stellung auf den Anhöhen von Mark-Lissa, wogegen der König am 10. ein festes Lager bei Schmottseiffen zwischen Löwenberg und Lähn bezog, in welches auch Seydlitz mit seinen Truppen einrückte.

Da die Russen unter Feldmarschall Soltikoff von Posen her in Schlesien eindrangen, ohne daß

der General Graf von Dohna, der ihnen entgegen stand, es wehren konnte, so sandte der König den General von Wedell zur Führung des Oberbefehls über die verstärkten Truppen, und ertheilte ihm unbedingte Vollmachten, woher ihm der Zuname Diktator wurde. Doch gleich am Tage nach seiner Ankunft erlitt dieser, den 23. Juli, bei Kay, unfern Züllichau, eine Niederlage, und die Russen rückten an die Oder vor. Daun hatte mittlerweile zwei starke Schaaren unter Haddik und Loudon abgeschickt, um sich mit Soltikoff in Verbindung zu setzen; Haddik sollte den Marsch beschützen, Loudon aber mit 12,000 Mann zu dem russischen Heere stoßen. Bei Guben trafen beide österreichische Schaaren am 1. August zusammen, Loudon zog weiter, und gelangte am 3. glücklich zu Soltikoff, der inzwischen Frankfurt besetzt, und auf dem rechten Ufer der Oder ein starkes Lager bezogen hatte. Haddik jedoch, von der Annäherung des Königs benachrichtigt, fand es rathsam, sich gegen die Spree zurückzuziehen. Der König hatte nämlich, auf die Nachricht von diesen Bewegungen und Unfällen, den Prinzen Heinrich mit seinen besten Truppen herbeigerufen, ihm das Lager zu Schmottseiffen und die Bewachung Dauns übergeben, und mit einem Kerne von Truppen, denen

sich andre noch anschließen sollten, am 29. Juli den Marsch in die Gegend von Frankfurt angetreten. Bei Guben traf die Vorhut einige Reiterei von Haddik, welche sogleich angegriffen, geworfen und bis Sommerfeld verfolgt wurde. Ein österreichisches Bataillon, das mit 4 Kanonen und 500 Wagen einherzog, mußte sich einer Schwadron Dragoner, welche Seydlitz selber anzuführen nicht zu gering fand, gefangen geben. Bei Müllrose zog der König am 6. August die geschlagenen Truppen Wedells an sich, erwartete im Lager bei Booßen bis zum 9. den Heranzug einer Truppenschaar aus Sachsen unter dem General von Finck, und glaubte nun, mit etwa 48,000 Mann, die Russen und Oesterreicher unter Soltikoff und Loudon, welche bei Kunersdorf dicht bei Frankfurt eine verschanzte Stellung hatten, schlagen zu können. Eine Schlacht war für die Sache des Königs, der auch die österreichische Hauptmacht unter Daun über Kotbus im Anmarsch glaubte, dringend nöthig, und er wollte sie nicht aufschieben.

Der König ließ 3 Bataillons unter dem Befehle des Obersten von Wunsch gegen Frankfurt stehen, und führte in der Nacht vom 10. auf den 11. August sein Heer vom linken auf das rechte Oderufer, das Fußvolk über zwei unterhalb Lebus

bei Reitwen gelegte Brücken, die Reiterei durch einen Furt bei Oetscher. Hier wäre Seydlitz beinah verunglückt, und zwar durch das Mittel selbst, das er aus Vorsicht gewählt hatte, um die Gefahr zu meiden. Er ritt sonst immer kleine polnische Pferde, hatte sich aber für diesen Tag, weil das Wasser für jene zu tief schien, einen großen Holsteiner geliehen, der auch genugsam hervorragte, aber auf dem unebenen Flußboden stolperte, so daß sein Reiter tief in's Wasser gerieth, und fast darin versunken wäre. Zur Bewachung der Brücken blieben 7 Bataillone und 5 Schwadronen bei Göritz aufgestellt; mit allen übrigen Truppen rückte der König aufwärts gegen die Stellung der Russen an. Diese standen auf steilen durchschnittenen Anhöhen, längs des Dammes, welchem die von Frankfurt nach Krossen führende Straße folgt; mit der Front gegen Norden, wo die Niederungen der Oder und das große Elsenbruch sich ausbreiten; die linke Flanke, zunächst dem Flusse auf die Judenberge gestützt; die rechte, gegen Trettin und Bischofsee hin, auf dem Mühlberge festgestellt, durch die vor demselben liegende Schlucht des Bäckergrundes und weiterhin durch sumpfige Vertiefungen gedeckt, in welchen kleine Seen liegen, und ein Abfluß derselben, das Hüh-

nerfließ, den Niederungen der Oder ſein träges Gewäſſer zuführt. Rückwärts gegen Süden ſenken ſich die Anhöhen, der Boden bleibt aber ungleich, und den Geſichtskreis ſchließt ringsher die nahe Waldung von Frankfurt und Neuendorf. Durch den ganzen Zwiſchenraum von dieſer Waldung bis zum Elſenbruch zeigt ſich eine Vertiefung, welche anfangs ſumpfige Teiche enthält, dann das Dorf Kunersdorf aufnimmt, und endlich unter dem Namen des Kuhgrundes als tiefe Schlucht die Anhöhen durchbricht. Eine zweite Schlucht, tiefer noch und breiter eingeſchnitten, der hohle Grund, ſpäterhin der Loudonsgrund genannt, bildet nochmals einen Durchbruch der Anhöhen, und trennt die Judenberge von der Mittelſtellung. Auf dieſen durchſchnittenen Anhöhen hatten die Ruſſen ſich gut verſchanzt. Der rechte Flügel auf dem Mühlberge war durch eine Art Sternſchanze befeſtigt, von welcher nach beiden Seiten zuſammenhängende Verſchanzungen auslieſen, die rückwärts ſchon am Kuhgrunde endigten, in der Front aber längs den Anhöhen, mit Ausſchließung des in der Tiefe liegenden Kunersdorf, über die Judenberge hinaus und bis zur Oder ſich erſtrekten. Innerhalb dieſer ſtarken Befeſtigungen ſtand das ganze ruſſiſche Heer, gegen 70,000 Mann

ſtark, mit reichlichem Geſchütz verſehen. Die Oeſterreicher unter Loudon ſtanden außerhalb vor dem linken Flügel, in der Niederung gegenüber von Frankfurt, von den Ruſſen durch die Verlängerung des Elſenbruchs getrennt, doch führte ein eigends angelegter Damm aus ihrer Stellung unmittelbar in den Loudonsgrund. Soltikoff erwartete, die Preußen würden über Frankfurt heranzukommen verſuchen, nachdem ſie aber bei Reitwen ihren Uebergang über die Oder bewerkſtelligt hatten, änderte er ſeine Stellung, machte Front gegen Kunersdorf und gegen die Waldung von Neuendorf und Frankfurt, wogegen ſein Rücken nun gegen die Oderniederung gewandt, und auch die Namen beider Flügel gewechſelt wurden; die nunmehrige linke Flanke war dem Bäckergrunde zugekehrt, auf den Judenbergen jetzt die rechte angelehnt. Die Verſchanzungen verurſachten bei dieſer Umſtellung keine Schwierigkeit, ſie waren gleichmäßig nach beiden Richtungen angelegt, und die Rückſeite oder jetzige Front, der Oertlichkeit zufolge, grade am ſtärkſten befeſtigt. Die Beſchaffenheit des Bodens im Allgemeinen, und die kurz vor der Schlacht angeordnete Veränderung der ruſſiſchen Front, konnten an die ähnlichen Umſtände erinnern, die bei der Schlacht von Zorndorf Statt

gefunden; allein die besondern Bedingungen dieser Umstände gaben hier eine wesentliche Verschiedenheit, welche zu ganz entgegengesetzten Ergebnissen führte.

Die Preußen waren am 11. Abends bis Leissow vorgerückt, lagerten dort ein paar Stunden unter freiem Himmel, und setzten sich am 12. frühmorgens um 2 Uhr wieder in Bewegung. Der König überschaute von den Höhen bei Trettin die feindliche Stellung, und beschloß den Angriff ihres linken Flügels. Hiezu mußte das Heer die vorliegenden Tiefen überschreiten, und sich deßhalb links über das Hühnerfließ und zwischen den Seen durch in die Neuendorfer Haide ziehen, um von dort gegen die geeigneten Punkte hervorzubrechen, während der General von Finck mit einer rechtsgehaltenen Nachhut von 8 Bataillons und 35 Schwadronen nebst ansehnlichem Geschütz die Anhöhen von Trettin besetzte, und durch seine Bewegungen und späterhin durch sein lebhaftes Geschützfeuer die Aufmerksamkeit des Feindes dorthin zu lenken suchte. Der König war der Gegend nicht kundig: die Schluchten, welche die Stellung der Russen durchschnitten, so wie die Teiche bei Kunersdorf gegen die Frankfurter Haide hin, blieben seinem Stand-

punkte verborgen, auch über die Schwierigkeiten und Entfernungen der Waldwege empfing er nur unvollständigen Bericht. Nachdem im Walde das Fußvolk in zwei Treffen aufmarschirt war, und die Reiterei sich auf den äußersten linken Flügel geschoben hatte, mußte die ganze Linie aus dem Walde in's freie Feld vorrücken. Der Tag war sehr heiß, die Truppen hatten wenig geruht, der Marsch war weit und anstrengend, sie ermüdeten in dem sandigen Waldgrunde; der Branntwein, den man ihnen zur Stärkung austheilte, gewährte diese nicht. Es wurde beinah Mittag, bevor der Angriff wirklich beginnen konnte. Ein heftiges Feuer aus zwei Batterieen, welche der König auf den nächsten Anhöhen der russischen linken Flanke hatte errichten lassen, und das von der Batterie Fincks lebhaft unterstützt wurde, umfaßte die russische Sternschanze, und ein Theil bestrich die Linie des Feindes der Länge nach, wodurch dieser großen Verlust erlitt. Die Russen antworteten aus beinahe 100 Feuerschlünden, welche sie auf ihrem linken Flügel vereinigt hatten. Das Feuer dauerte noch keine halbe Stunde, als die preußischen Grenadiere zum Sturm vorrückten. Der General von Schenkendorf an der Spitze von 4 Bataillons erstieg zuerst die russische

Verſchanzung, der General von Lindſtedt folgte mit 4 andern Bataillons, das übrige Fußvolk des Heeres in zwei Treffen geordnet drang entſchloſſen nach. Das ruſſiſche Fußvolk, in der Flanke angegriffen, und in dem engen Raume keiner vereinten Gegenwendung fähig, ſondern nur regimenterweiſe vergeblichen Widerſtand verſuchend, wurde übereinander geworfen, und ſchonungslos niedergemacht; die Preußen hatten bereits 70 Kanonen erobert, und da das Fußvolk von Finck über das Hühnerfließ nun gleichfalls in die ruſſiſche Stellung einrückte, ſo hatte das Gefecht hier den beſten Fortgang. Allein das Vorrücken des preußiſchen linken Flügels, der ſich des Kirchhofs von Kunersdorf nach hartem Kampfe bemächtigt hatte, ſah ſich unvermuthet durch die zwiſchen dieſem Dorfe und dem Walde liegenden Teiche gehemmt. Der König ließ die Batterieen vorrücken, um den Angriff mit Nachdruck fortzuſetzen, und den Feind völlig aufzurollen. Das Geſchütz war aber nur mühſelig auf dem ſandigen Hügelboden fortzuſchaffen, und in der brennenden Sonnenſchwüle verſagten Pferde und Menſchen. Die preußiſchen Bataillone, ohne Reiterei und gehöriges Geſchütz, mußten innehalten, um ihre eigne Ordnung herzuſtellen, und ſich in neue Angriffslinien

zu reihen. Diese Stockung benutzten die Russen, um frische Truppen heranzubringen, und alles auf ihrem rechten Flügel entbehrliche Geschütz dem linken zuzuwenden. Sie stellten drei Linien Fußvolk hintereinander, und besetzten alle vortheilhaften Punkte von den Judenbergen bis Kunersdorf mit zahlreichen Kanonen, zugleich ließ Loudon aus der Niederung einige österreichische Regimenter auf das Schlachtfeld vorrücken. Nachdem auch das preußische Geschütz endlich wieder aufgefahren war, begann abermals das heftigste Kanonenfeuer, und zugleich drang das Fußvolk zu neuem Angriffe vor, der König führte das erste Treffen in die mit größter Wuth erneuerte Schlacht. Die Russen standen unerschüttert, und ihr Geschütz- und Flintenfeuer richtete große Verwüstung in den Reihen der Preußen an. Der König selbst hielt im dichtesten Kugelregen, und als Seydlitz auf die vielen einschlagenden Kugeln aufmerksam machte, und die bittende Warnung aussprach, hier nicht unnütz in der Gefahr zu bleiben, sah er sich mit den Worten abgefertigt: „Ei was! die Mücken spielen nur.“

Der Kampf schwankte nun eine Zeit lang unter den größten Anstrengungen beider Seiten. Der König, voll Ungeduld, daß die Entscheidung hier

ſich verzögerte, befahl, daß die auf dem linken Flügel verſammelte Reiterei vorbrechen und die feindliche Stellung angreifen ſollte. Seydlitz und der Prinz von Würtemberg führten die Schwadronen links um die Teiche von Kunersdorf und durch die engen Zwiſchenräume derſelben, und ſtellten ſie jenſeits auf, allein es fehlte hier ſowohl der Raum als die Gelegenheit, dieſe Waffengattung mit Erfolg anzuwenden. Der König wartet vergebens, die Reiterei bleibt aufmarſchirt ſtehen; er ſchickt den Befehl, Seydlitz ſolle angreifen, und da dieſer noch zu gehorchen zögert, ſendet er zum zweitenmal. Seydlitz aber wendet ein, Ort und Augenblick ſeien ungünſtig, und verweigert den Angriff. Da ſchickt der König zum drittenmal, und läßt ihm ſagen, er ſolle in's Teufels Namen angreifen. Nun widerſpricht Seydlitz nicht länger, er ſetzt ſich an die Spitze eines Küraſſierregiments, und ſtürmt gegen die ruſſiſchen Schanzen an. Allein hier bricht der Ungeſtüm der preußiſchen Reiter, ſie ſtürzen in Wolfsgruben, ein furchtbares Kartätſchenfeuer zerſchmettert ſie; Seydlitz ſelbſt wird verwundet, eine Kartätſchenkugel zerquetſcht ihm den Degenkorb und die rechte Hand, er ſinkt vom Pferde, und muß fortgebracht werden. Auf dieſe Nachricht ſendet der

König sogleich einen Flügeladjutanten, sich theilnehmend zu erkundigen; Seydlitz aber, im Verdrusse des ihm aufgenöthigten Müßlingens, und eingedenk der früheren Aeußerung des Königs, läßt ihm zurücksagen, es habe ihn bloß eine Mücke gestochen.

Die Reiterei wiederholte darauf ihren Angriff noch mehrmals; immer nur einzelne Regimenter, da der Raum zu eng war, um größere Schaaren zu entwickeln, allein sie hatte stets dasselbe Schicksal. Den Prinzen von Würtemberg, der sehr kurzsichtig war, trifft sogar der Vorwurf des Königs, den stärksten Punkt der Russen, den wohlverschanzten Judenkirchhof, zum Ziel des Anlaufs genommen zu haben; er soll im Zurückgehen zu dem verwundeten Seydlitz gesagt haben: „Hätte ich diese Anhöhe nehmen können, so war die Schlacht gewonnen!“ worauf jener: „Das glaub ich wohl, aber wo hat man je gehört, daß bloße Reiterei Festungswerke erstürmt?“ Die tapfern Reiter wichen aus dem mörderischen Feuer mit großem Verluste zurück, und da zugleich russische und österreichische Reiterei gegen ihre Flanke hervorbrach, so wandten sie sich völlig zur Flucht, und konnten sich erst wieder hinter den Teichen von Kunersdorf und dem zweiten Treffen aufstellen. Dieses erhielt nun Befehl vor-

zudringen, zog zwiſchen den Teichen und durch Kunersdorf hin, ſtellte ſich drüben auf, und ging auf die nächſte ruſſiſche Batterie im Sturmſchritt entſchloſſen an. Der König ſelbſt ermuthigte ſie durch ſeine Gegenwart und Führung; der Kampf erhob ſich mit neuer Macht und Erbitterung. Ueber die näheren Umſtände und Wendungen deſſelben verwirren ſich dann die Angaben; ein klares Bild läßt ſich aus den widerſprechenden Berichten der ſonſt glaubwürdigſten Augenzeugen kaum noch entwirren. Die Preußen ſollen über den Kuhgrund hinaus bis zu dem Loudonsgrunde gekommen, die ruſſiſche Hauptbatterie auf dem Spitzberge ſchon verlaſſen worden ſein. Der König, entſchloſſen den Feind heute gänzlich aus dem Felde zu ſchlagen, dachte durch eine letzte Anſtrengung auch noch die Judenberge zu erobern, wodurch der Sieg vollſtändig geworden wäre. Zwar hatte der General von Finck dem Könige ſchon früher vorgeſtellt, mit dem errungenen Sieg über den feindlichen linken Flügel ſei es für heute genug, man dürfe die erſchöpften Truppen nicht einem neuen verzweifelten Kampf ausſetzen, die Ruſſen würden in der Nacht gewiß von ſelbſt ihre Stellung verlaſſen; auch Seydlitz war dieſer Meinung beigetreten, wie die meiſten andern Generale: der König

aber hatte dies nicht gebilligt, er wollte den Feind völlig aufreiben, dem auch der Rückzug über die Oder schon versperrt war, indem der Oberst von Wunsch auf dem linken Ufer seinen Auftrag schon erfüllt und während der Schlacht sich der Stadt Frankfurt glücklich bemächtigt hatte. Hiedurch aber wurde die Gegenwehr der Russen nur noch hartnäckiger, sie sahen keinen Ausweg als den Kampf. Ob wirklich die Preußen über den Kuhgrund hinausgeschritten, und im Angriffe der Judenberge bis zu dem Loudonsgrund gelangt seien, bleibt in Frage. Tempelhof verneint sie; der Bericht des Königs, der sie bejaht, enthält hinsichtlich der Oertlichkeit einen offenbaren Irrthum; Gaudi hinwieder stimmt mit dem Könige, Retzow mit Tempelhof. Eine dieser Tiefen aber war es, die den bis dahin siegreichen Fortschritt der Preußen hemmte, den Widerstand der Russen steigerte. Das Hervorbrechen der Oesterreicher unter Loudon in diesem wichtigen Augenblicke gab der Schlacht sodann die entscheidende Wendung: diese frischen Truppen fielen den erschöpften und im Kampfe zum Theil aufgelösten preußischen Bataillonen in die rechte Flanke, und brachten sie zum Weichen; vergebens ließ der König die Reiterei vom linken Flügel auf den rechten eilen,

und

und den Prinzen von Würtemberg einen Angriff durch das Elsenbruch in die linke Flanke der Oesterreicher unternehmen; die Reiterei wich, der Prinz wurde verwundet; der König vermochte sein Fußvolk nicht mehr vorzuführen, es hielt nicht mehr Stand; die Flucht wurde bald allgemein. Nun rafften auch die Russen sich wieder auf, brachten frische Truppen vor, nahmen ihr schon verlornes Geschütz wieder, dazu 172 preußische Kanonen, 26 Fahnen, 2 Standarten, und sahen den Sieg auf ihrer Seite. Ueber 18,000 Preußen, die Hälfte des Fußvolks, ein Viertheil der Reiterei, waren todt oder verwundet. Beinah 16,000 Mann betrug der Verlust der Russen und Oesterreicher. Niemals hatten die preußischen Waffen eine so blutige und hoffnungslose Niederlage erfahren. Der König hielt einen Augenblick seine Sache für ganz verloren; doch stand auch der Sieger von den harten Kampfesschlägen betäubt, und die feindlichen Feldherren, uneinig und zweifelnd, wußten ihren ungeheuern Vortheil nicht zu nutzen, desto besser der König ihre Versäumniß, um sich in neuer Zurüstung und Stärke zu erheben.

In dem preußischen Zeitungsbericht über die Schlacht von Kunersdorf wurde gradezu gesagt, die preußische Reiterei habe nichts mehr ausgerichtet,

weil Seydlitz verwundet und sie ihres Anführers beraubt gewesen sei. Dieser Ausdruck bezeugt, in wie hohem Werthe Seydlitz dem Könige stand, und wie große Zuversicht und Erwartung an sein Auftreten geknüpft waren. Man schien vergessen zu wollen, daß die Reiterei hier überhaupt wenig leisten konnte, wo der beengte Raum ihre Entwickelung hinderte, und der tapfre vereinzelte Anfall auf wohlbefestigte, durch Geschütz und Mannschaft stark vertheidigte Schanzen treffen mußte; und man glaubte vertrauenvoll, daß der Held von Zorndorf auch der von Kunersdorf hätte werden können, wiewohl er selbst die ganz andere Lage der Dinge gleich anfangs einsah, und ein solches Vertrauen gar nicht hegte. Seine Verwundung war übrigens bedeutend und gefährlich, und setzte ihn gleich außer Gefecht. Ihn befiel bald eine Art Schlagfluß, der ihm den Mund sperrte und während einiger Tage die Sprache raubte. Nach Berlin gebracht, bei guter wundärztlicher Pflege, sah er zwar seine Wunde bald besser werden, allein sein körperlicher Zustand im Allgemeinen blieb noch lange Zeit besorglich. Die schwierigen und harten Arbeiten des noch übrigen Feldzuges, der sich diesmal tief in den Winter hinein erstreckte, und in welchem der König seine verzwei-

ſelte Sache wunderbar herzuſtellen wußte, wurden ohne Seydlitz vollbracht, deſſen Abweſenheit nur allzu fühlbar war. Der König gedachte ſeiner mit Gunſt, und ließ ihm durch den Marquis d'Argens, gleichzeitig wie ſeinem Bruder dem Prinzen Ferdinand, jedem ein Exemplar ſeiner Betrachtungen über Karls XII Feldzüge überreichen; eine kleine Aufmerkſamkeit, wie es der König gegen d'Argens nennt, die jenen vielleicht Vergnügen machen werde. Auch erkundigte er ſich, durch ein gnädiges Schreiben aus dem Winterquartier zu Freiberg, bei Seydlitz ſelbſt nach deſſen Geſundheit, die ſich allmählich ſchon beſſerte. Die zunehmende Geneſung wandte ihn aber, bevor noch das Kriegsfeld ſich wieder öffnete, einem andern zu, das ihm von jeher nicht minder gefahrvoll geweſen war, und auch diesmal verhängnißvoll wurde. Bei leicht gereizten Sinnen hatte Seydlitz in ſeinen Neigungen bisher wenig Beſtändigkeit gezeigt. Nur Einmal, kurz vor dem Ausbruche des Krieges, war er von den Vorzügen eines Fräuleins, die in der Nähe ſeines Standortes wohnte, ſo ſehr eingenommen, daß er ein dauerndes Glück hoffen konnte, und durch Heirath zu erwerben dachte. Ein Unfall ſtörte dieſe Ausſicht. Die Geliebte ſaß neben Seydlitz am Klavier, das ſie mit großer Fer-

tigkeit spielte; um andre Noten zu nehmen, stand sie auf, glitt aber so unglücklich, daß sie den Fuß brach. Da die Heilung sich verzögerte, und die Aerzte erklärten, eine Lähmung würde in jedem Falle zurückbleiben, so glaubte das bescheidene Mädchen, für einen so lebensraschen und glanzvollen Mann wie Seydlitz nicht mehr geeignet zu sein, und entsagte der Verbindung. Der Krieg half diesen Beschluß befestigen, und diese Neigung sank allmählich in Vergessenheit. Jetzt aber, im aufgenöthigten Genusse weicher Friedensruhe, im Schimmer gebildeter Geselligkeit, und bei den sanften Stimmungen, welche durch theilnehmende Sorgfalt so leicht erweckt werden und den Genesenden empfänglich machen, erfuhr Seydlitz einen neuen Eindruck weiblichen Liebreizes, dem er sich ohne Widerstand ergab. Susanna Albertina Gräfin von Hacke, deren Vater Generallieutenant und Kommandant von Berlin gewesen war, lebte damals am Hofe, wo sie durch schöne Gestalt und einnehmendes Betragen hervorglänzte. Die schmeichelhafte Aufmerksamkeit, welche sie dem leidenden Kriegshelden bewies, wußte diesen leicht zu fesseln, und er entschloß sich alsbald, um ihre Hand zu werben. Sein Schreiben dieserhalb an den König, dem ein solches Unternehmen,

mitten in noch ſchwebendem harten Kriegsdrange, leicht mißfallen konnte, giebt mit derbem Gradſinn auch den Geſichtspunkt an, welcher dort am meiſten Gültigkeit haben konnte; daſſelbe lautet vom 12. März 1760 wie folgt: „Ew. Königliche Majeſtät bitte allerunterthänigſt, gnädigſt zu erlauben, daß ich den Tag zuvor, ehe ich von hier zur Armee abgehe, die jüngſte Gräfin Hacke heirathen darf. Bei einer künftigen Bleſſur der Diskretion der Domeſtiken nicht wieder gänzlich unterworfen zu ſein, iſt nicht der geringſte Bewegungsgrund, warum Ew. Majeſtät mit dieſer Bitte anzutreten mich unterſtehe. Litte mein Eifer zum Dienſt einen Zuſatz, ſo würde er durch die gnädige Permiſſion ſolchen erhalten, ſo aber kann nichts als die gewohnte Treue zu Füßen legen, mit welcher erſterben will Ew. Königlichen Majeſtät treu unterthänigſter Knecht Seydlitz." Der König hatte in dieſem eignen Falle mit der Lage und dem Karakter ſeines Generals beſondere Nachſicht, und ſchrieb auf das Rückblatt des Briefes als Befehl zur Ausfertigung der begehrten Erlaubniß die eigenhändigen Worte: „Ich wünſche ihm Glück darzu. Fch." Die Heirath verzögerte ſich indeß noch bis zum 18. April, an welchem das ſchöne und ſtattliche Paar getraut wurde.

Gleich darauf verließ Seydlitz seine junge Gattin, und begab sich nach Leipzig zu dem Könige, der am 25. April mit seinem Heere bei Meißen ein Lager bezog, um sich gegen Daun vertheidigungsweise zu verhalten. Seydlitz hatte den freien Gebrauch seiner Hand noch nicht wieder, und durch Lähmung der Kinnladen, die einen Verband nöthig machte, war ihm das laute Sprechen erschwert. In diesem Zustande hatte er sich gleichwohl zum Dienst angeboten, und den König versichert, am Tage einer Schlacht würde er seine Pflicht erfüllen können. Da wirklich Anstalten getroffen wurden, die auf eine nahe Schlacht zu deuten schienen, so wiederholte er seine Erklärung, und bat den König, ihm seinen Posten anzuweisen. Der König antwortete, er habe nicht im Geringsten die Absicht, eine Schlacht zu liefern, und sobald er ihn nöthig habe, werde er es ihm schon zu wissen thun, bis dahin möge er sich beruhigen. Als aber Seydlitz am nächsten Tage die Anstalten fortdauern sah, und dabei Zeuge war, wie der König für den Fall eines Angriffs seinen Generalen mancherlei Befehle austheilte, fand er sich gekränkt, daß nicht auch ihm ein Posten angewiesen wurde, sondern der König ihn gleichsam unbemerkt ließ. Es kam in der That zu keiner Schlacht,

und der König wollte Seydlitz nicht ohne Noth anſtrengen, hielt ihn auch vielleicht noch nicht ſo ganz dienſtfähig; allein dieſer wollte die vermeinte Zurückſetzung nicht ertragen, äußerte mit Unmuth, er ſehe wohl, der König habe ihn nöthig, und erbat die Erlaubniß, die ihm auch gewährt wurde, nach Berlin zurückzukehren. So verließ er mit allgemeinem Bedauern das Heer, beſonders aber trauerte über ſein Weggehen die geſammte Reiterei, welche ihr höchſtes Vertrauen in ſeine Anführung geſetzt hatte.

Hiemit war eine Verſtimmung zwiſchen den König und Seydlitz geworfen, die ſchon in manchen früheren Anläſſen heimlich vorbereitet ſein mochte. Das Verhältniß eines Kriegsfürſten, der zugleich Oberfeldherr iſt, zu ſeinen Generalen, iſt von beiden Seiten ſchwer in reine Faſſung zu bringen und darin zu behaupten. Der Fürſt muß und will aus dem Gebieter ein Kammerad werden, und indem er für ſich die höchſte Manneseehre, die der kriegeriſchen Tapferkeit, nur herabſteigend in der Gemeinſchaft ſeiner Gefährten findet, erhebt er deren Verdienſt durch gerechte Dankbarkeit und Gnaden zu höheren Stufen, wo daſſelbe nothwendig immer ſelbſtſtändiger wird, und Mißbehagen, Eiferſucht, ja Ge-

fahr zu wecken vermag. Friedrich der Große hat nicht minder, als Andre vor ihm, mit den Schwierigkeiten ſolcher Verhältniſſe zu ringen gehabt, ohne daß man weder ihm noch ſeinen Generalen die Schuld einſeitig beimeſſen darf. Seinem perſönlichen Triebe nach war er innig und dankbar gegen ſeine Generale, eifrig in Anerkennung ihrer Verdienſte, gern ihr perſönlicher Freund; allein der Drang des Augenblicks und die Wirrniß unklarer Zuſtände ließen oft hinwieder nur die Strenge dienſtmäßiger Unterordnung walten, und fehlgeſchlagene Hoffnungen und ſchwere Unglücksfälle konnten auch ungerechten Vorwurf und herben Zorn hervorrufen. Seydlitz hatte bisher das Glück gehabt, mit dem Könige ſtets gleichmäßig gut zu ſtehen, neben ſeinem Verdienſte hatte hieran auch ſein Karakter Antheil: er war ſchweigſam, abgeſchloſſen, er verübte und litt keine Ungebühr; in ſeiner Erhebung behielt er Beſcheidenheit, in ſeiner Unterordnung Würde und Feſtigkeit. Der König behandelte ihn mit beſondrer Achtung. Jetzt erſchien zum erſtenmale dies Vernehmen getrübt, und der König mit Seydlitz unzufrieden. Daß die Angriffe der Reiterei bei Kunersdorf keinen Erfolg gehabt, konnte für Seydlitz kein Vorwurf ſein, im Gegentheil ſprach der König

hierüber die ſeinem Generale ſchmeichelhafteſte Meinung öffentlich aus. Doch unter der langwierigen Laſt der großen Nachtheile, welche jener unglückliche Tag für den König zu verarbeiten gab, durfte gewiß öfters auch die Anſicht Raum finden, daß dennoch die Reiterei mehr hätte thun können, und Seydlitz nicht die gewohnte Einſicht und Kraft gezeigt habe; der hinfällige Zuſtand, der ſeine Dienſte dem Könige in Zeiten großer Noth vorenthielt, und die Heirath, welche weder ſeinen Eifer noch ſeine Rüſtigkeit zu fördern ſchien, gaben ſchwerlich vortheilhaften Eindruck. Je erwartungsvoller und bedürftiger man ſeiner harrte, um ſo weniger befriedigte dann ſeine von Krankheit und Schwäche noch behaftete Erſcheinung. Auf die alleinige Erzählung Warnery's darf man jedoch nicht annehmen, daß dem Könige leid geweſen, in dem Berichte von Kunersdorf die Verwundung Seydlitzens als eine der Urſachen des Verluſtes der Schlacht angegeben zu haben, und daß er habe zeigen wollen, wie er auch ohne ihn Schlachten gewinnen könne. Im Gegentheile ſcheint es, daß der König den noch kranken General, der wirklich kaum brauchbar ſein mochte, nur habe ſchonen, nicht aber zurückſetzen und kränken wollen. Daß Seydlitz die Sache mehr in leb-

terem Sinne nahm, und grollend zurückkehrte, kann freilich alsdann den Unmuth des Königs nur vermehrt haben. Das Mißvergnügen kam indeß auf keine Weiſe näher zur Sprache, und blieb in den gewohnten Formen von Unterthänigkeit und Gnade genugſam verhüllt.

Der König zog mit ſeinem Heere nach Schleſien, um die Vereinigung der Oeſterreicher und der wieder herangerückten Ruſſen zu verhindern. Hier ſtand die Sache der Preußen unaufhörlich in Gefahr, es bedurfte aller Kunſt des Feldherrn und der größten Tapferkeit der Truppen, um gegen die von zwei Seiten drohende Uebermacht das Feld noch zu behaupten. Unter ſolchen mißlichen Umſtänden ſchlug der König am 15. Auguſt 1760 die Oeſterreicher bei Liegnitz; obgleich für den Feldzug nicht entſcheidend, war das Ereigniß doch für den Augenblick rettend. Der König begrüßte nach der Schlacht das Kürafſierregiment Seydlitz, ließ es vorbeimarſchiren, und dankte den Leuten für ihre bewieſene Tapferkeit; dann ſchrieb er auch an Seydlitz, um ihn von dem Siege zu benachrichtigen. Dieſer antwortete am 6. September: „Aus dem Bette, in welches mir übele Zufälle geworfen, lege ich Ew. Königlichen Majeſtät meine unterthänigſte Gratulation

zu Füßen, und wünſche, daß die Priſe von Dresden dieſem großen Siege folgen möge, noch mehr aber wünſche, daß nicht durch übele Folgen die Konfuſion, ſo Ew. Majeſtät erhalten, uns den Sieg vergälle. Nach Stettin und Schleſien habe ſogleich die Nachrichten verbreitet. Ich erhielt ſie zu einer Zeit, da ich es als eine Ungnade von Ew. Majeſtät anſehen mußte, daß mich das Generaldirektorium in Anſehung der Rations nicht allein von dem Feldetat geſtrichen, ſondern auch die zu geben weigert, die Ew. Majeſtät mir als Obriſter eines Regiments in Friedenszeit accordiren. Ohne Ew. Majeſtät gnädige Vermittlung bin alſo gezwungen, meine Pferde abzuſchaffen. Der ich bis zum letzten Tag meines Lebens in unwandelbarer Treue beharre" u. ſ. w. Der König ſchrieb hierauf ſehr gnädig den 21. September aus Dittersdorf, und drückte mit ſeinem Danke für die bezeigten Geſinnungen die frohe Hoffnung aus, die völlige Herſtellung Seydlitzens zum Dienſte bald vernehmen zu können. In der Verfügung, über welche Seydlitz ſo bündig als einfach ſpricht, hat man einen kleinen Groll des Königs erblicken wollen; ſie ſtellt ſich aber nur als die Anwendung allgemeiner Vorſchriften dar, und die Entſcheidung, welche der König ſogleich gab, Seyd-

litz ſollte das Futter für ſeine Pferde als Obriſter erhalten, zeigt nur das feſte Maß, wonach in ſolchen Angelegenheiten zwiſchen Kargheit und Verſchwendung zu verfahren ſo richtig als nothwendig war.

Die Gelegenheit für den Dienſt des Königs eifrig und thätig zu ſein, ſollte Seydlitz auch in Berlin nicht miſſen. Im Anfange des Oktobers 1760 drang eine ruſſiſche Truppenſchaar unter dem General Grafen von Tottleben über die Oder gegen Berlin vor, und ſuchte die Stadt einzunehmen. Der preußiſche Kommandant, General von Rochow, dachte ſich mit ſeiner wenigen Mannſchaft zurückzuziehen, allein Seydlitz, von dem Krankenlager aufſtehend, und mit ihm der General von Knobloch, gleichfalls von ſeinen Wunden noch nicht heil, wollten dies nicht zugeben. Auch der alte Feldmarſchall von Lehwald trat ihnen bei. Seydlitz verläugnete ſeinen hohen Dienſtrang, und ließ es ſich nicht nehmen, an der Spitze weniger zuſammengeraffter Mannſchaft und freiwilliger Bürger auf der Straße von Köpenick hinauszurücken, um den Anmarſch und die Stärke Tottlebens zu erkunden; er ſtieß bald auf deſſen Vortrab, der aus Koſaken beſtand, lieferte ihnen ein Gefecht, in welchem er das Feld behauptete, mußte jedoch vor der heranziehenden Haupt-

ſchaar gleich zurückweichen, und verſchanzte ſich bei den zunächſt bedrohten Stadtthoren. Leichte Erdwälle wurden aufgeworfen, einige vorgefundene dreipfündige Kanonen angefahren, die nächſten Theile der Stadtmauer mit Schützen beſetzt. Das Köpenicker und das Kotbuſer Thor wurden am ſtärkſten von den Ruſſen angegriffen, und hier auch hatte Seydlitzens perſönliches Bemühen, indem er Tag und Nacht an den bedrohten Punkten weilte, den beſten Erfolg. Die erſten Anfälle des Feindes wurden glücklich abgewieſen. Als aber die Ruſſen Verſtärkung erhielten, und auch die Oeſterreicher unter dem General Lacy von Potsdam und Charlottenburg heranrückten, mußte Berlin aufgegeben werden, und Seydlitz folgte den wenigen abziehenden Truppen nach Spandau, wo jedoch ſein Aufenthalt nur von kurzer Dauer war, indem die fernern Kriegsereigniſſe den feindlichen Beſuch bald wieder von Berlin entfernten. Der König nahm die Nachricht von Seydlitz rüſtigem Eifer wohlgefällig auf, und that deſſen in ſeiner ſpäterhin abgefaßten Kriegsgeſchichte ehrenvolle Erwähnung. Er beſchloß dieſen Feldzug durch den am 3. November erfochtenen blutigen Sieg bei Torgau, von dem er abermals an Seydlitz nach Berlin eigenhändige Nachricht ſchrieb,

worauf dieser zurück meldete, daß am nächsten Sonntage sogleich ein Tedeum in allen Kirchen unter Abfeurung der Kanonen und des kleinen Gewehrs gehalten, auch die Kunde von der ruhmvollen Schlacht nach Pommern und Schlesien eiligst verbreitet worden.

Im Anfange des Jahres 1761 wurden zwischen dem Könige und Seydlitz folgende Briefe gewechselt, welche besorgten Antheil von der einen Seite, treuen Eifer von der andern, und keine Spur von der vorübergegangenen Mißhelligkeit zeigen. Der König schrieb aus Leipzig am 10. Januar: „Mein lieber Generallieutenant von Seydlitz. Ich vernehme mit besonderer Zufriedenheit, wie es sich mit Euren Zufällen dergestalt zu bessern angefangen und zeither kontinuiret hat, daß Ihr selbst vermeinet, mit nächstem wiederum im Stande zu sein, anhero zu kommen. Da ich Euch wiederum zu sehen und zu sprechen sehr verlange, so wird es mir lieb sein, daferne Eure Kräfte es sonsten zugeben wollen, wenn Ihr nächstens anhero kommen werdet, zumalen da Euer Medikus, der Geheimrath Cothenius, jetzo hier anwesend, und also nun füglicher vor die übrige völlige Herstellung Eurer Gesundheit wird sorgen können.“ Seydlitz aber war inzwischen auf's neue sehr erkrankt, und schrieb am

13. Januar die traurige Antwort: „Die seit einiger Zeit immer zunehmende Besserung hat mich die Hoffnung gegeben, bald wieder völlig hergestellt zu sein; seit zwei Tagen aber ist es dermaßen umgeschlagen, daß Ew. Königlichen Majestät gnädiges Schreiben im Bette erhalten; es gehet so weit, daß sogar das Gedächtniß leidet, ein Umstand, den außer Ew. Königlichen Majestät noch niemanden habe entdecken wollen. Den vermuthlichen Ursprung meiner Maladie wird, wenn Ew. Majestät gnädigst geruhen, der Geheimrath Cothenius, welcher mit meinem Doktor korrespondirt, benennen können. Befehlen Ew. Majestät aber, daß ich die Gnade haben soll, Ihnen den Rock zu küssen, so soll nach erhaltener Ordre nichts als der Tod mich davon abhalten. Der ich mit der treusten Submission ersterbe." Friedrich nahm Rücksprache mit dem Arzt, und schrieb hierauf schon am 16. Januar zurück: „Mein lieber Generallieutenant von Seydlitz. Es hat mir recht leid gethan zu ersehen, was Ihr mir in Eurem Schreiben vom 13. dieses von Euren etwas wiederum verschlimmerten Gesundheitsumständen an mich melden wollen. Da ich aber nach Eurem selbsteignen Verlangen den Geheimen Rath Cothenius darüber gesprochen habe, und derselbe des

Sentiments iſt, daß es Euch vielmehr geſund und zu Eurer baldigen Beſſerung ein vieles kontribuiren würde, wenn Ihr die Reiſe hieher unternehmet, indem nicht nur die Motion von der Reiſe Euch ganz zuträglich ſein, ſondern Ihr auch hier mehrere Gelegenheiten als dorten haben werdet, durch mäßige Bewegungen Eurer Geſundheit aufzuhelfen, dabei Ihr jedesmal gegenwärtig ſein könnt, um Euch mit gutem Rath darunter weiter zu aſſiſtiren, als hoffe ich, Ihr werdet Euch im Stande ſetzen, ſolche Reiſe hieher anzutreten, um Euch nicht außer Stand zu bringen, jemalen zu einer recht guten Geſundheit gelangen zu können oder beſſer zu werden. Es wird mir auch lieb ſein, Euch alsdann auch ſelbſt zu bezeigen, wie ich bin Euer wohlaffektionirter König" Und eigenhändig ſetzte er noch die Nachſchrift hinzu: „Die Leipziger Luft wird Ihm geſunder wie die Berliner ſeind." Jedoch die Uebel, von welchen Seydlitz befallen war, erlaubten die Reiſe ſo früh noch nicht, und erſt am 20. Mai konnte er dem Könige, der zu Anfange dieſes Monats nach Schleſien gerückt war, ſchriftlich dorthin melden, daß er bei dem Heere des Prinzen Heinrich von Preußen eingetroffen ſei, wo ihm die Beſtimmung ertheilt war, die Reiterei zu befehligen; ſeine Küraſſiere waren

ren jedoch nicht dabei, ſondern dem Könige nach Schleſien gefolgt. Der König bezeigte ihm große Befriedigung und Freude über ſeine Ankunft, und meinte, wenn auch die Beſſerung noch nicht gleich vollkommen erſcheine, ſo würden doch Bewegung und Thätigkeit ſie bald herbeiführen.

Während Friedrich ſeine Hauptmacht in Schleſien gegen die Oeſterreicher, welche Loudon befehligte, und gegen das unter dem Feldmarſchall Butturlin heranziehende ruſſiſche Heer aufzubieten hatte, war dem Prinzen Heinrich die Aufgabe zugewieſen, ſich in Sachſen gegen das öſterreichiſche von Daun befehligte Heer, ſo wie gegen das Reichsheer, das nunmehr der öſterreichiſche Feldmarſchall Serbelloni anführte, zu behaupten. Die Preußen waren kaum 32,000 Mann ſtark, der Feind über 50,000 Mann, und dies Mißverhältniß mußte faſt ganz durch die größere Geſchicklichkeit der Anführer ausgeglichen werden, da die Tapferkeit und Kriegsübung der Truppen, welche früher ebenfalls zu ſolcher Ausgleichung auf Seiten der Preußen in Anſchlag kommen durfte, jetzt in dem mehrmals erneuerten und minder kernhaften preußiſchen Heere nicht ſo vortheilhaft, wie in den erſten Feldzügen, überwiegen konnte. Ganze Bataillone beſtanden aus Ueberläu-

ſern oder Kriegsgefangenen, von denen die Sachſen nur gezwungen dienten; man verfuhr ſo eilig mit der Einverleibung, daß man den Truppen eine Zeit lang die fremde Uniform ließ, und Seydlitz beim Einreiten in eine kleine Stadt ſich mitten unter Feinden glaubte, weil die Thorwache von rothröckigen Grenadieren beſetzt war, die vor ſeiner Ankunft beim Heere in Langenſalza gefangen genommen waren, und aus den ſächſiſchen in den preußiſchen Dienſt hatten übertreten müſſen. Zum Erſatz ſo vieler Mängel, die ſowohl in der Zahl als in der Beſchaffenheit ſeiner Truppen lagen, ſoll Friedrich hauptſächlich bewogen geweſen ſein, ſeinen beſten Reitergeneral, anſtatt ihn, wie bisher, an ſeiner eignen Seite zu haben, dem Heere ſeines Bruders beizugeben, und dies noch um ſo mehr, als den beiden Beſtandtheilen der feindlichen Heeresmacht gegenüber auch eine geſonderte Befehlführung auf preußiſcher Seite leicht nöthig ſein konnte, und neben dem Prinzen Heinrich noch ein zweiter des höheren Krieges kundiger General erforderlich ſchien. Wirklich ſtellten ſich die Sachen in dieſem und dem folgenden Feldzuge faſt immer ſo, daß Prinz Heinrich zwar das Ganze der Aufgabe umfaßte, die Oeſterreicher aber noch zum beſondern Augenmerke behielt,

während Seydlitz vorzugsweise gegen die Reichstruppen thätig war. Nicht Willkür oder Abneigung, sondern Bedürfniß und Brauchbarkeit bestimmten diese Anstellung für Seydlitz, der nach vorübergegangener Unlust in völligen Gnaden bei dem Könige stand. Aber auch dem Prinzen Heinrich war diese Fügung angenehm, und kaum ein andrer General ihm so beliebt und befreundet. Der Krieg war auf dieser Seite nur wenig bewegt. Der feindliche Feldherr, anstatt seine Uebermacht anzuwenden, erwartete die entscheidenden Schläge von Schlesien her, mochte keinen Angriff wagen, und hielt sich vorsichtig in festen Lagerungen. Prinz Heinrich mußte seine Minderzahl durch gutgewählte Stellungen stärken, und hatte seinerseits allen Grund, jedem großen Kampfe auszuweichen. Desto lebhafter versuchte man sich in kleinern Gefechten, und während die größeren Truppenmassen ruhten, unternahmen abgesonderte Schaaren mehr oder minder kühne Ueberfälle und Partheigänge. Bei den Preußen zeichnete sich der Oberst Friedrich Wilhelm von Kleist in solchen Unternehmungen aus; er befehligte ein Regiment Husaren, hatte ein Regiment Freidragoner und eine Schaar grüner Kroaten errichtet, und gewann durch leutseliges Betragen, glän-

zende Uniformen, und besonders auch durch sein Glück, fortwährend großen Zulauf. Obgleich Untergebener von Seydlitz, hatte er über diesen den Vortheil, daß er den Gelegenheiten zur Auszeichnung durch sein Verhältniß näher stand, und in kleineren Vorfällen großen Ruhm ärntete, während große Ereignisse, in welchen Seydlitz hätte glänzen können, gar nicht eintraten. So geschah es, daß Kleist, ohne dies zu beabsichtigen, in eine Art von Nebenbuhlerschaft mit Seydlitz gerieth, und persönlich diesen auf Augenblicke zu verdunkeln schien. Auch die wenigen Gelegenheiten, in welchen Seydlitz hervortreten konnte, waren beschränkten Umfanges, und Kleist hatte Theil an ihnen.

Dem österreichischen Obersten von Törreck, war am 18. August ein Ueberfall der preußischen Vorposten bei Siebenlehn und Neuenkirchen, zwischen Tharant und Meißen, gelungen. Um dies zu rächen führte Kleist einen Streich gegen den österreichischen General von Zetwitz in der Gegend von Freiberg aus, und machte darauf den Entwurf eines geschickt angelegten Ueberfalls, wodurch diesem General übel mitgespielt werden sollte. Prinz Heinrich, welchem Kleist unmittelbar seinen Plan vorlegte, billigte denselben, und beauftragte Seydlitz

mit der Ausführung. Dieſer ließ von Döbeln aus 1000 Reiter nebſt einigem Fußvolk unter Kleiſts Anführung am 25. Auguſt über die Mulde gehen, und dem Feind in die linke Flanke und in den Rücken vordringen, er ſelbſt führte ungefähr 1500 Reiter und mehrere Bataillons Fußvolk von Deutſch-Bohra über Dittmannsdorf gegen Nauendorf, zwei kleinere Schaaren ſuchten die Aufmerkſamkeit des Feindes nach andrer Richtung abzulenken. Am 26. Auguſt in aller Frühe wurden die Oeſterreicher angegriffen, allein der durchſchnittene Boden begünſtigte ihren Rückzug, der nach Dippoldiswalde in guter Ordnung geſchah, und Seydlitz und Kleiſt machten nur einige Gefangene. Sie rückten darauf in ihre früheren Stellungen wieder ein. Die Streifereien der Reichstruppen, welche Pegau, Weißenfels und Naumburg beſetzten, und bis an die Thore von Leipzig vordrangen, machten eine größere Unternehmung nöthig. Seydlitz brach am 2. September mit ungefähr 8 Bataillons und 24 Schwadronen über Waldheim und Rochlitz gegen Penig auf, um daſelbſt eine ſtarke Abtheilung Reichstruppen zu überfallen, und von dem Heere abzuſchneiden. Kleiſt führte den Vortrab. Der Feind hatte ſich aber ſchon über die Pleiße und hinter die Engwege von Lohma zurück-

gezogen. Seydlitz ereilte jenſeits der Pleiße die Nachhut, und machte einige Gefangene; ſodann ſammelte er alle ſeine Truppen bei Schmöllen, und marſchirte am 4. September über Weißenbach gegen die Hauptſtellung des Reichsheeres, deſſen rechter Flügel auf dem Berge bei Reuſt, der linke bei Ronneburg lagerte. Kleiſt hatte den örtlichen Stand des Feindes bereits mit eifrigem Blick erforſcht, und meldete noch am Abend als Ergebniß, daß der Reuſterberg ſehr gut anzugreifen ſei, habe man dieſen aber genommen, ſo ſei die Niederlage des Feindes unfehlbar, denn ſein ganzes Lager werde von dieſer Höhe beherrſcht. Das Dorf Reuſt, durch welches man vorrücken mußte, hatte er ſchon beſetzt. Seydlitz traf ſogleich alle Maßregeln zum Angriff, und noch in der Nacht rückten die Truppen vor. Als aber Seydlitz am folgenden Morgen die feindliche Stellung ſelbſt in Augenſchein nahm, fand er ſie ſeit Kleiſts Meldung ſchon um vieles verändert, durch Geſchütz und Fußvolk wohlvertheidigt, den Angriff dagegen äußerſt ſchwierig; Engwege, zahlreiche Gräben, welche das Feld vor und hinter dem Berge durchſchnitten, ein ſteiler Aufgang unter der vollen Wirkung des feindlichen Geſchützes, machten das Gelingen ſehr zweifelhaft, und ſelbſt nach Er-

steigung dieſer Höhe blieb alsdann noch die eigentliche Truppenmacht des Feindes zu bekämpfen, deſſen 36 Bataillonen und 40 Schwadronen die Preußen nur wenig Fußvolk und eine viel ſchwächere, des ungünſtigen Geländes wegen kaum anwendbare Reiterei entgegenzuſetzen hatten. In Betracht dieſer Schwierigkeiten gab Seydlitz das Vorhaben auf, und zog mit allen Truppen im Angeſichte des Feindes wieder ab, und über Schmöllen gegen Altenkirchen zurück, ganz unverfolgt. Ohne allen Grund beſchuldigt Heinrich von Bülow hier Seydlitzen der Schlaffheit, er habe rekognoscirt ſtatt anzugreifen. Im Gegentheil bewährt ſich in dieſem ruhigen Ueberblick und ſicheren Maße der Feldherr, dem ein tollkühner Verſuch, wie ihn der kühne Anführer einer abgeſonderten Reiterſchaar allenfalls wagen durfte, nicht geziemte. Nachdem Serbelloni, für ſeine linke Flanke beſorgt, ſich hinter die Elſter bei Weyda gezogen, ging Seydlitz am 6. September über Altenburg nach Borna zurück, und ließ Kleiſt mit den leichtern Truppen bei Altenburg zur Beobachtung ſtehen. Am 12. September aber ſchloſſen die Truppen dem Heere ſich wieder an, und bezogen dann Quartiere vorwärts der Elbe zwiſchen Lommatzſch und Oſchatz, Kleiſt etwas näher am Feinde bei Dö-

hein. ſie blieben jedoch auf des Prinzen Heinrichs Befehl fortwährend in Bereitſchaft, bei der geringſten Bewegung der Reichstruppen ſogleich wieder vorzurücken, und Seydlitzens wachſame Sorgfalt gewährte von dieſer Seite dem Prinzen volle Sicherheit.

Die Lage der Sachen war jedoch im Allgemeinen nur ſtets bedenklicher geworden, der König vermochte in Schleſien den Oeſterreichern und Ruſſen kaum zu widerſtehen; Loudon hatte ſich der Feſtung Schweidnitz durch einen Handſtrich bemächtigt; die Franzoſen rückten gegen Halberſtadt heran; auch Daun und Serbelloni ſchienen thätiger zu werden. Letzterer ließ den General von Luzinsky mit leichten Truppen gegen Halle und Mansfeld vordringen. Prinz Heinrich durfte nicht zugeben, daß der Feind ſeine Streifereien ſo weit ausdehnte, während die Franzoſen Magdeburg bedrohten, und auf der andern Seite Berlin gegen die Ruſſen nicht gedeckt war. Um der vielfachen Gefahr wirkſam entgegenzutreten, entſandte er Seydlitz mit ungefähr 2000 Mann Fußvolk und 1200 Reitern gegen Halle, um den Feind aus dortiger Gegend zu verjagen, Magdeburg zu decken, wenn die Franzoſen anrückten, und ſelbſt Berlin zu ſchützen im Falle die Ruſ-

ſen von der Oder herankämen. Seydlitz brach mit ſeiner fliegenden Schaar am 10. Oktober auf, und war am 12. bei Leipzig; die Reichstruppen verlieſſen Halle, die Franzoſen aber hatten bei Wolfenbüttel ein kleines Gefecht gewonnen, und ſchienen gegen Magdeburg andringen zu wollen. Seydlitz hielt ſeine Schaar zwiſchen Köthen und Bernburg jedem Ereigniſſe bereit; allein die Franzoſen gingen wider Vermuthen zurück, und auch für Berlin ſchwanden die Beſorgniſſe. Deſto dringender wurden dieſe entſendeten Streitkräfte wieder bei dem Heere des Prinzen Heinrich begehrt, wo Seydlitz am 21. Oktober zwiſchen Döbeln und den Katzenhäuſern ſeine Quartiere nahm. Sein rüſtiger Streifzug war ohne Thaten geblieben, erwägt man indeß die Mannigfaltigkeit und Bedeutung der Aufgaben, in deren Mitte Seydlitz hier geſtellt war, ſo wird man bekennen müſſen, daß ein General von ſolcher Entſchloſſenheit und Kriegskunde dazu gehörte, um ſolchen gehäuften und gefahrvollſten Möglichkeiten gegenüber die Zuverſicht geben zu können, daß er ihnen gewachſen bleiben werde.

Dann hatte während der kurzen Entfernung Seydlitzens nicht aufgehört, die preußiſchen Vorpoſten zu beunruhigen, und nachdem er am 1. No-

vember seine bisherige Uebermacht noch durch 24,000 Mann, die ihm Loudon aus Schlesien senden mußte, verstärkt gesehen, gewann alles den Anschein, als würden die Preußen ernstlich angegriffen werden, und aus Sachsen weichen müssen. Prinz Heinrich war auf seiner Hut, und strebte durch Kühnheit sowohl als Klugheit den Nachtheil der Umstände auszugleichen. Dann versuchte seinen längst bedachten Angriff am 5. November, eine Schanze auf dem Lerchenberge vor Meißen wurde genommen, bei den Katzenhäusern, bei Siebenlehn und Roßwein die Vorpostenlinie zurückgedrängt. Zur Unterstützung des Postens bei Roßwein sandte Seydlitz vom Petersberge 5 Schwadronen Dragoner, die aber den Ort schon vom Feinde besetzt fanden. Er selbst rückte mit 5 Schwadronen Kürassieren näher zu den Katzenhäusern heran, um gleich zur Hand zu sein, wenn die dortige Hauptstellung der Preußen, welche schlagfertig im Gewehr standen, angegriffen würde. Prinz Heinrich veränderte seine Stellung den Umständen gemäß, und wandte seine Aufmerksamkeit hauptsächlich auf seinen rechten Flügel. Hier versuchte der Feind, sich auf dem rechten Ufer der Mulde festzusetzen, Prinz Heinrich ließ ihn aber durch Seydlitz alsbald vertreiben. Dann wollte sich wenigstens

des linken Ufers der Mulde verſichern, um ſeine Winterquartiere angemeſſener ausbreiten zu können, und ſuchte deßhalb am 14. November noch das Städtchen Döbeln zu beſetzen, allein Seydlitz an der Spitze von 5 Schwadronen Küraſſieren, denen Kleiſt mit ſeiner leichten Reiterei folgte, jagte die öſterreichiſchen Truppen über die Mulde zurück, und am folgenden Tage, nachdem Kleiſt ein unentſchiedenes Gefecht geliefert, wurde beiderſeits durch Uebereinkunft beſtimmt, daß Döbeln weder von Oeſterreichern noch von Preußen beſetzt werden ſollte. Hiemit hörten die Feindſeligkeiten in Sachſen für dieſen Feldzug gänzlich auf.

Der Winter verging ohne weitere Unternehmungen des Feindes, und die Preußen mochten ſeine Ruhe nicht ſtören. Nur häufige Scharmützel fielen vor, beſonders mit den Reichstruppen, gegen welche Seydlitz ein beſonderes Verfahren angenommen hatte. Seine Meinung war, man müſſe dieſe Truppen ſo wenig als möglich zum ernſten Kampfe nöthigen; denn ſie föchten meiſt ungern gegen die Preußen, ſchlügen ſich aber genöthigt äußerſt brav, aber man ſolle ihnen gern den Ausweg eines ehrenvollen Rückzuges laſſen, oder noch beſſer, Gefangene zu machen ſuchen, welche größtentheils freiwil-

lig sogleich in die Reihen der Preußen traten, selbst Offiziere waren nicht unzufrieden, daß sie die Waffen gegen den König, den sie bewunderten, nicht mehr zu führen brauchten, und Seydlitz erhielt von einem Generale der schwäbischen Kreistruppen, den er gefangen gemacht hatte und wegen seines Geschicks aus Höflichkeit trösten wollte, die überraschende Antwort: ihm sei dies eben recht, und er wünsche gar nicht ausgewechselt zu werden. So waren denn die kleinen Gefechte und Bewegungen längs der Vorposten fast immer gewinnreich für die Preußen. Allein die Nachtheile ihrer Lage im Allgemeinen blieben allzu groß, und das Mißverhältniß ihrer Kräfte wurde stets auffallender. Sogar der außerordentliche Glücksfall, daß durch den am 8. Januar 1762 erfolgten Tod der Kaiserin Elisabeth von Rußland die Zahl der Feinde Preußens um das ganze russische Heer vermindert wurde, stellte das Gleichgewicht noch nicht her. Die günstige Umwandlung der Russen zu Bundesgenossen der Preußen endete schnell wieder mit der kurzen Regierung Kaiser Peters III und die Gesinnungen seiner Nachfolgerin, der Kaiserin Katharina II, mußten anfangs zweifelhaft erscheinen. Auch trat der Wechsel dieser Ereignisse unmittelbar und dringend nur

auf dem Schauplatze ein, wo die Hauptstärke der Russen, Oesterreicher und Preußen sich zusammendrängte, in Schlesien, wo Friedrich selber die ganze Last seiner fast verzweifelten Aufgabe trug, und in kriegerischen Hinhaltungen und politischen Auswegen die letzten Hülfsmittel seines muthigen und klugen Geistes anstrengte. In Sachsen blieb die Lage der Preußen unabhängig von jenen Verwickelungen in zunehmender Mißlichkeit, und es bedurfte der großen Feldherrngaben des Prinzen Heinrich, seiner besonnenen und kräftigen Führung der Dinge, um hier nicht alles verloren sein zu lassen. Er hatte im Anfange des Feldzuges kaum 25,000 Mann, und erhielt nur spät und langsam die nöthigen Ersatzmannschaften für seine geschwächten Regimenter. Dabei mußte er einen großen Umfang Landes besetzt halten, und seine Kräfte weit auseinanderziehen. Seydlitz erkannte lebhaft die Gefahr dieser Ausdehnung einem wenigstens doppelt so starken Feinde gegenüber, und machte den Prinzen aufmerksam, der aber unter den vorhandenen Umständen von dieser Anordnung nicht abgehen zu dürfen glaubte, und den wiederholten Tadel nicht gelten ließ.

Inzwischen mußte Daun die Befehlführung des österreichischen Heeres in Schlesien übernehmen, und

Serbelloni erhielt den Oberbefehl in Sachsen über das österreichische Heer und das Reichsheer zusammen, welches letztere der Anführung des Generals Prinzen von Stolberg vertraut war. Diese Truppen, um 20,000 Mann geschwächt, welche Daun mit nach Schlesien zurückgeführt hatte, aber dabei noch immer die stärkeren an Zahl, standen von Dresden bis nach Thüringen ausgedehnt, und wiewohl ihre Stellungen gut gewählt, und die wichtigsten Posten stark besetzt und wohl verschanzt waren, so bot doch eine so lange Linie manche Blößen dar. Den Uebelstand, welcher den Preußen so gefährlich werden konnte, sah Prinz Heinrich also auch auf des Feindes Seite, und er dachte dem eignen Schaden am besten auszuweichen, indem er alle Nachtheile der ganzen Lage durch vorgreifende Thätigkeit auf die Gegner fallen ließe. Ein wichtiges Augenmerk erschien hiebei, die am 28. April bei Chemnitz angekommenen und mit einigen Regimentern bis Freiberg vorgerückten Reichstruppen von den Oesterreichern möglichst wieder abzusondern und getrennt zu halten. Da Serbelloni durch die Befehle des Hofkriegsraths aus Wien sehr gehemmt, und auch nach eignem Sinne zu thätiger Unternehmung kaum geneigt war, so durfte Prinz Heinrich seinen An-

ſchlag vorbereiten, ohne ihn übereilen zu müſſen. Er wartete einige Verſtärkung ab, ſuchte durch verſchiedene Bewegungen den Glauben zu erwecken, er wolle auf ſeinem linken Flügel bei Meißen ſeine Truppen in engere Stellung zuſammenziehen, und traf indeß alle Anordnungen, auf ſeinem rechten Flügel die Mulde zu überſchreiten, die dortige Poſtenkette des Feindes zu ſprengen, und die Reichstruppen gegen Franken zurückzuwerfen. Die Oeſterreicher hatten alle Uebergänge über die Mulde zerſtört, und auf dem linken Ufer von Roßwein bis Leißnig zahlreiche Befeſtigungen aufgeworfen, jede Nacht rückten aus den nächſten Quartieren gegen 3000 Mann in dieſe Schanzen ein, und zogen frühmorgens, wenn die Sicherheit der Tageshelle eingetreten war, mit Zurücklaſſung der nöthigen Wachtpoſten wieder ab; auf dieſen Umſtand gründete ſich der Anſchlag des Prinzen Heinrich. Noch am 10. Mai marſchirten einige preußiſche Regimenter zum Scheine gegen Meißen, am 11. Abends aber wurden die vorausbeſtimmten Truppen raſch gegen die Mulde zuſammengezogen, und am 12. früh in vier Abtheilungen zum Angriffe bereit gehalten. Seydlitz führte die erſte Abtheilung, aus etwa 37 Schwadronen Reiterei und einigem Fußvolke beſtehend, die

zweite und dritte Abtheilung beſtanden hauptſächlich in Fußvolk und Geſchütz, die vierte, von Kleiſt geführt, aus allen drei Waffengattungen gemiſcht. Sie rückten auf verſchiedenen Wegen vor, und ſollten ſich verdeckt halten, bis der Feind gewohnterweiſe die Schanzen verlaſſen hätte, dann aber zu gleicher Zeit über den Fluß dringen und die feindliche Stellung von vorn und in beiden Flanken heftig angreifen. Die beiden Abtheilungen auf den Flügeln, von Seydlitz und Kleiſt befehligt, hatten hiebei die Hauptaufgabe, und Seydlitz für das Ganze die entſcheidende Leitung; durch einen Kanonenſchuß bei Technitz wollte er das Zeichen zum allgemeinen Angriff geben. Allein die Jäger und grünen Kroaten von Kleiſt wurden zu früh an der Mulde ſichtbar, es entſtand zwiſchen ihnen und den feindlichen Poſten einiges Gewehrfeuer, und Kleiſt, welcher die öſterreichiſche Haupttruppe ſchon abgezogen wußte, aber nun fürchtete, ſie möchte zurückkehren, und dann der günſtige Augenblick verloren ſein, glaubte jetzt alles beſchleunigen zu müſſen, ließ eine Kanone löſen, und gab dadurch das Zeichen zum allgemeinen Angriff, welches eigentlich Seydlitz geben ſollte, aber freilich ſeinerſeits, unbekannt mit dem bei Kleiſt vorgefallenen Geplänkel, noch nicht ſo bereit haben würde,

weil

weil es wichtig war, die feindlichen Truppen, welche abmarſchirten, ſich erſt weiter entfernen zu laſſen. Um 7 Uhr morgens drangen die Preußen an vier Orten raſch über die Mulde; die feindlichen Schanzen, deren Geſchütz durch das preußiſche bald zum Schweigen gebracht war, wurden erobert, und der öſterreichiſche General von Zetwitz, der ſich an der Spitze einiger Bataillons tapfer und hartnäckig vertheidigte, mit dem Reſte ſeiner Schaaren zuletzt gefangen. Die Truppen, welche zum Abmarſche nach ihren Quartieren begriffen waren, kehrten zwar, als ſie das Kanonenfeuer vernahmen, ſogleich wieder gegen die Mulde zurück, fanden aber die Sache dort ſchon entſchieden, und konnten nur die Flüchtlinge aufnehmen. Die Oeſterreicher verloren durch dieſen Ueberfall das linke Ufer der Mulde, in den Schanzen einiges Geſchütz, und gegen 2000 Mann, meiſtens an Gefangenen; allein der Streich war gleichwohl nur halb gelungen, denn eine Stunde ſpäter, der anfänglichen Feſtſetzung zufolge, wären die abmarſchirten Oeſterreicher ſchon zu weit geweſen, um ſich dem Kampfplatze wieder zuwenden zu können, ſondern wären ſelber in ihren Quartieren überfallen und vielleicht aufgehoben worden. Die Gründe, welche Kleiſt dafür anführen konnte, daß

er das Zeichen des Angriffs, den entscheidenden Kanonenschuß, den er hatte abwarten sollen, aus eigner Macht und früher ausgehen lassen, scheinen dem Prinzen Heinrich genügt zu haben, aber keineswegs war Seydlitz damit befriedigt, und das bisherige gute Vernehmen beider Anführer zeigte seitdem merkliche Störungen.

Einige kleinere Angriffe auf andern Punkten hatten gleichfalls Erfolg gehabt, den Feind zurückgedrängt, und dem preußischen Heere zu neuen Bewegungen Raum geschafft. Prinz Heinrich brach daher am 13. Mai mit ganzer Macht auf, und rückte gegen Freiberg an; Seydlitz und Kleist führten den Vortrab, warfen einige feindliche Reiterei, die sich verspätet hatte, in die Flucht, und nahmen ihr 200 Gefangene. Die Oesterreicher verließen ihr festes Lager bei Freiberg, und zogen sich nach Dippoldiswalde zurück. Seydlitz griff die Nachhut an den folgenden Tagen noch mehrmals an, drängte sie aus den Posten, die sie behaupten wollte, und bemächtigte sich der Engwege, die zu dem feindlichen Heere führten. Am 16. Mai rückte das preußische Heer nach Pretschendorf vor, und verschanzte sich daselbst. Durch diese Bewegungen war die Linie des Feindes in der Mitte durchbrochen, und der

Prinz von Stolberg, der ſich mit dem größeren Theile des Reichsheeres zu Chemnitz von den übrigen Reichstruppen und den Oeſterreichern getrennt und in Gefahr ſah, daß die ganze Macht der Preußen auf ihn allein fiele, war ſchon am 13. Mai nach Tſchopa zurückgegangen, und ſetzte am 16. ſeinen Rückzug bis Zwickau fort. Um dieſe Vortheile zu verfolgen, ſandte Prinz Heinrich den General von Bandemer am 18. Mai mit 4 Bataillons und 6 Schwadronen gegen Chemnitz vor; Seydlitz mißbilligte dieſen Zug als zu gefahrvoll, da die feindlichen Generale Kleefeld und Luzinski noch zu günſtig in der Flanke ſtünden, der Prinz nahm aber ſeine Gründe nicht an, und als die Meldung kam, Bandemer ſei bis Chemnitz vorgedrungen, wurde Seydlitz zu dem Prinzen gerufen, der ihm dieſe gute Nachricht ſelbſt mittheilen wollte. Jener aber beharrte in ſeinen Bedenklichkeiten, und da ſie ſich durch den Ausgang beſtätigten, indem Bandemer bald von allen Seiten angegriffen wurde, und nur mit Verluſt von 7 Kanonen und 800 Mann nach Oederan entkam, wohin der General von Kanitz ihm zu Hülfe geſchickt wurde, ſo konnte der Prinz ſeinen Verdruß nicht verleugnen, und bezeigte einige Kälte gegen Seydlitz.

Die Heere blieben hierauf einige Zeit unthätig, einige Gefechte abgerechnet, in welchen um den Vortheil einzelner Stellungen gekämpft wurde. Serbelloni wollte jedoch die Preußen aus dem Erzgebirge, wo sie sich festgesetzt hatten, wieder vertreiben, und zu diesem Zwecke sollten sie in ihrem Rücken durch das Reichsheer beunruhigt werden, welches den Befehl erhielt, gegen Leipzig und Magdeburg vorzudringen. Prinz Heinrich hingegen dachte das Reichsheer völlig aus Sachsen wegzudrängen, und griff der Thätigkeit des Feindes glücklich vor. Seydlitz erhielt den Befehl über die hiezu bestimmten Truppen, und rückte mit 4000 Reitern, 3000 Mann Fußvolk und nöthigem Geschütz, am 21. Juni über Waldheim und Rochlitz gegen Altenburg vor. Mit diesen unverhältnißmäßigen Kräften durfte er das Reichsheer gradezu nicht anzugreifen wagen, er suchte daher dessen Rücken und linke Flanke zu gewinnen, und der Prinz von Stolberg, für seine Verbindung mit Franken besorgt, wich eiligst nach Zwickau und weiter bis Reichenbach zurück. Seydlitz ließ ihn durch den Obersten von Belling verfolgen, der erst vor kurzem aus Pommern einige Truppen herbeigeführt hatte, und unter diesen sein eignes Husarenregiment, das aus 15 vollzähligen Schwadronen

beſtand, und in ſeinen Reihen den jungen Blücher hatte. Das Reichsheer zog ſich immer weiter zurück und wurde über Hof hinaus verfolgt, wobei die Preußen viele Gefangene und große Beute machten. Serbelloni wollte dem Reichsheere dadurch Hülfe bewirken, daß er gegen den linken Flügel des Prinzen Heinrich angreifende Bewegungen richtete, welche dieſen nöthigen ſollten, den die Reichstruppen drängenden Seydlitz abzurufen, und zur eignen Verſtärkung heranzuziehen. Allein Prinz Heinrich wußte die öſterreichiſchen Angriffe mit den Kräften, die zur Stelle waren, hinreichend abzuwehren oder zu lähmen, und Seydlitz verblieb dem Reichsheere gegenüber, das er durch kleine Gefechte, Ueberfälle und Wegnahmen unaufhörlich in Verluſt und Unruhe hielt. Nur Kleiſt war zurückgerufen worden, um einer neuen Beſtimmung zu folgen; er fiel mit ſeiner Schaar am 2. Juli über Marienberg und Einſiedel in Böhmen ein, lieferte glückliche Gefechte, machte Gefangene und Beute, und nachdem er im Angeſichte einer doppelt ſo ſtarken bei Töplitz aufgeſtellten Feindesſchaar bis Oſſeck und Brüx geſtreift, kehrte er am 6. Juli wieder in das Erzgebirge zurück. Einen zweiten, noch erfolgreicheren und umfaſſenderen Streifzug führte Kleiſt vom 17. bis 20.

Juli über Brüx und Kommotau nach Sebastiansberg aus.

Serbelloni konnte jedoch in seinem Unmuthe nicht länger zugeben, daß der viel schwächere Feind überall im Vortheil bliebe und gegen entschiedene Ueberzahl das Feld behauptete. Er gab daher dem Prinzen von Stolberg den bestimmten Befehl, gegen Seydlitz wieder vorzurücken, und sich dem Hauptheere näher anzuschließen. Diese Bewegung wurde versucht, aber sehr langsam; am 14. Juli sah Belling bei Plauen und Reichenbach seine Posten zurückgedrängt, und am 17. rückte das Reichsheer nach Schneeberg, wodurch Seydlitz, welcher im Lager bei Zwickau stand, in seiner linken Flanke bedroht wurde. Allein die Gefahr umgangen zu werden, erweckte hier keine große Besorgniß; im Gegentheil wurde diese schnell dem Reichsheere fühlbar. Denn am 20. Juli rückte Kleist, der eben General geworden war, mit seiner Schaar nach Marienberg vor, und stand nun in der rechten Flanke des Prinzen von Stolberg, Seydlitz aber von Zwickau her in der linken; der Prinz glaubte sich schon völlig geschlagen, und sah nur Heil im schleunigsten Rückzuge. Gleich in der Nacht trat er ihn eiligst an, und setzte ihn an den nächsten Tagen ohne Aufenthalt über

Hof bis Münchsberg fort, verfolgt von Belling und Seydlitz. Auf dieſem Zuge fand Letzterer unerwarteten Anlaß, ſeine Geiſtesgegenwart und Entſchloſſenheit glänzend darzuthun. Er war mit ſeinem Gefolge weit voran geeilt, und hielt auf dem Felde, um die von allen Seiten ſich entſcheidende Flucht des Feindes in der Nähe mit anzuſehen. Während Belling den Flüchtigen mit dem Vortrabe nachſetzte, und die Haupttruppe noch nicht herangekommen war, ſprengte plötzlich ein öſterreichiſches Reiterregiment des Weges daher, das dem Reichsheere zugetheilt war, und ſich verſpätet zu haben glaubte. Das Regiment war allerdings auf der Flucht, es kam aber ſehr ungelegen zwiſchen die preußiſchen Abtheilungen, und Seydlitz mit ſeinem ganzen Stabe konnte gefangen mitfortgenommen werden. Jeder Verſuch zu entrinnen hätte hier den Feind nur entſchiedener angelockt: auch wußte Seydlitz im erſten Augenblicke ſogleich beſſeren Rath. Die dreißig bis vierzig Perſonen, welche er um ſich hatte, Adjutanten, Ordonnanzoffiziere, einige mit Gefangenen zurückgekommene Huſaren und Dragoner, Reitknechte und was ſonſten zur Hand war, vertheilte er ſchnell in kleine Trupps von drei bis vier Mann, ſtellte dieſe mit großen Zwiſchenräumen in langer Linie auf, und

befahl, daß ſie in raſchem Wechſel auf die Flanke des vorübertrabenden Regiments mit Geſchrei hinanjagen, ihre Karabiner und Piſtolen losfeuern, und im Fall ein Zug gegen ſie einſchwenkte, ſchleunig wieder feldein zurückweichen ſollten. Dieſe Scheinangriffe verwirrten den Feind, der ſich in der Nähe ſtärkerer Reiterei glaubte, und nur eilte fortzukommen, ohne ſich mit dem ſeitwärts ablenkenden Geplänkel aufhalten zu wollen. Seydlitz aber hatte nicht nur ſich ſelbſt glücklich aus der Gefahr gezogen, ſondern inzwiſchen auch den Vortrab von dem Annahen dieſer Reiterei benachrichtigen können.

Das Reichsheer zog ſich am 24. Juli bis nach Baireuth zurück, unter ſtetem Verluſt an Mannſchaft, Gepäck und Fuhrwerk; auch die Kriegskaſſe wurde von Bellings Huſaren erbeutet. Seydlitz ließ darauf eine fliegende Schaar zur Beobachtung des Prinzen von Stolberg bei Zwickau zurück, und folgte mit ſeiner Haupttruppe einer neuen Beſtimmung, die ihm Prinz Heinrich ertheilte. Er ſollte mit Kleiſt vereinigt in Böhmen einbrechen, um einen feindlichen Truppentheil, der bei Töplitz aufgeſtellt war, zu vertreiben, wodurch Serbelloni genöthigt werden konnte, ſich aus dem Erzgebirge nach Böhmen zurückzuziehen. Seydlitz marſchirte mit etwa

1000 Reitern und 2000 Mann Fußvolk über Annaburg und Sebastiansberg, und kam den 31. Juli bis Kommotau, zog Belling über Eger zu sich heran, vereinigte sich bei Scherwina mit Kleist, der mit fast gleicher Stärke über Porschenstein vorgegangen, und gelangte am 1. August bis Brüx, wo das Fußvolk stehen blieb, während beide Generale mit aller Reiterei den Feind in Augenschein zu nehmen gegen Töplitz weiterrückten. Sie fanden ungefähr 10,000 Mann unter dem General Prinzen von Löwenstein auf Anhöhen gelagert, in unvortheilhafter Stellung, in völliger Unbereitschaft, die österreichische Reiterei hatte nicht gesattelt, das Fußvolk lag in den Zelten, die Preußen hatte niemand in solcher Nähe vermuthet, und die von ihnen zurückgeworfenen Feldwachten setzten das ganze Lager in Verwirrung. Kleist ersah diese Vortheile sogleich, und rieth zu ungesäumtem Angriff, überzeugt, daß hier der Reiterei die glänzendste Waffenthat bereitet sei. Man konnte die feindliche Stellung umgehen, und von allen Seiten in das Lager eindringen, der Feind mußte unter diesen Umständen völlig geschlagen und aufgerieben werden; selbst im Falle des Mißlingens war kein besondrer Nachtheil zu befürchten, da der Feind keine leichte Reiterei hatte. Allein Seydlitz,

der ſonſt raſche und entſchloſſene Reiteranführer, zweifelte diesmal und zauderte; er fand die Stellung des Feindes zu vortheilhaft, den Angriff zu gewagt, er wollte das Herankommen des Fußvolks abwarten. Kleiſt und Belling machten ihm vergebens die dringendſten Vorſtellungen. Die Nacht verging. Als am 2. Auguſt frühmorgens das Fußvolk eintraf, ließ Seydlitz ungeſäumt den Feind angreifen, und führte ſelber die Reiterei: allein der Feind hatte während der Nacht ſeine Stellung verändert und noch Verſtärkung an ſich gezogen; das Fußvolk auf beiden Seiten focht mit hartnäckiger Tapferkeit; die Vortheile der Ueberraſchung und des Ungeſtüms waren für die Preußen verloren, und die Oeſterreicher behaupteten ihre Stellung. Seydlitz mußte nach wiederholtem Verſuche, die vom Feinde beſetzten Anhöhen zu erſteigen, von ſeinem Vorhaben abſtehen, und ſich mit Verluſt von 2 Kanonen und 600 Mann zurückziehen. Hier zum erſtenmale war dieſem ein ſolches Unternehmen mißlungen; er ſchien ſeinem Karakter als Soldat und Feldherr für einen Augenblick untreu geworden zu ſein. Nach allen Zeugniſſen und Urtheilen der Unterrichteten läßt ſich nicht bezweifeln, daß die Verſtimmung, welche zwiſchen ihm und Kleiſt unlängſt

eingetreten und durch mancherlei Vorgänge seitdem nur gesteigert worden war, als die Hauptursache dieses Mißlingens anzusehen bleibt.

Seydlitz hielt seine Truppen noch zwei Tage bei Ober-Leitensdorf trotzig im Angesichte des Feindes gelagert, der sie weder zu verfolgen noch zu beunruhigen wagte, und den preußischen Husaren das Feld ließ, ja bis gegen Prag zu streifen nicht verwehrte; am 5. August aber ging Seydlitz nach Porschenstein und Kleist bis Böhmisch-Einsiedel, Belling aber zur Beobachtung des Reichsheeres nach Zwickau zurück. Der Prinz von Stolberg rückte wieder vor, und stand am 11. August bei Hof, wo er den Befehl erhielt, durch Böhmen zu dem österreichischen Hauptheere zu stoßen. Er setzte sich langsam in Bewegung, und Belling folgte ihm durch Böhmen im Rücken und zur Seite nach, das Land weithin durch seine Streifzüge beunruhigend und brandschatzend. Seydlitz beobachtete mittlerweile zu Porschenstein den bei Töplitz stehenden Feind, und ging, als der Prinz von Löwenstein durch die herankommenden Reichstruppen sehr verstärkt wurde, auf Befehl des Prinzen Heinrich am 2. September über die Mulde in das Lager bei Pretschendorf zurück, wo ihm seine Stellung hinter dem rechten

Flügel angewiesen wurde. Erst am 6. September gelangte das Reichsheer, nach langwierigem und mühsamen Durchzuge durch Böhmen, in der Nähe von Dresden zur völligen Vereinigung mit dem österreichischen Heere, wo am folgenden Tage der General von Haddik, anstatt Serbelloni's, der abberufen worden, den Oberbefehl übernahm.

Haddik übertraf seinen Vorgänger an kriegerischer Einsicht und Thätigkeit, und wollte den so viel schwächeren Gegner nicht in den Vortheilen lassen, welche er nach und nach zu gewinnen gewußt. Nachdem er die ganze Stellung und Stärke der Preußen genau besichtigt und erforscht, hielt er für das Zweckmäßigste, in ihre rechte Flanke eine ansehnliche Truppenstärke vordringen zu lassen, und zu gleicher Zeit die preußische Stellung von vorn durch vielfache Angriffe zu beschäftigen, damit Prinz Heinrich, der nicht Truppen genug hatte nach zwei Seiten den Kampf aufzunehmen, den Rückzug wählen müßte. Prinz Heinrich aber war auf solchen Fall gefaßt, gab Seydlitz den Oberbefehl über den bedrohten rechten Flügel, und hielt die Truppen in Bereitschaft, jeden Angriff kräftig zurückzuweisen. Die Oesterreicher griffen längs der ganzen Kette die preußischen Posten an, und vom 27. bis 29. Sep-

tember fanden zahlreiche Gefechte Statt, in welchen die Vortheile und Nachtheile ſchwankten, wobei die Preußen doch großentheils ihre Stellung behaupteten. Seydlitz und Kleiſt, die mit 14 Bataillons und einiger Reiterei anfangs auf dem linken Ufer der Mulde ſtanden, wurden dort verdrängt, und rückten näher zu dem Prinzen Heinrich heran, der ſelber jedoch ſeine bisherige Stellung zu verlaſſen beſchloß, und am 1. Oktober ſein Heer in vier Truppenzügen auf das linke Ufer der Mulde führte, wo er bei Freiberg ein vortheilhaftes Lager nahm. Am 14. und 15. Oktober erneuerte Haddik ſeine Angriffe, und wandte ſeine Uebermacht beſonders gegen den rechten Flügel der Preußen, wo Seydlitz vergeblich mit ſchwachen Kräften widerſtand, und zuletzt den Feind ſchon völlig im Rücken hatte. Die Oeſterreicher blieben in dem errungenen Vortheil, und Prinz Heinrich mußte nach dem ſchlimmen Ausgange des Gefechts, in welchem er 10 Kanonen und über 2000 Mann verloren hatte, am 16. Oktober in der Nacht abermals zurückgehen; jedoch nicht weit, er nahm ein Lager zwiſchen Reichenbach und Klein-Voigtsberg.

Die Preußen hatten einen Schlag erhalten, waren aber dadurch nicht außer Faſſung geſetzt, ſon-

dern ſtanden geordnet und muthig zu neuem Kampfe bereit. Prinz Heinrich machte ſogar den Plan, in dieſelbe Gegend, die er hatte räumen müſſen, anangriffsweiſe wieder vorzudringen, und den Feind hinauszuſchlagen. Die Oeſterreicher hielten ſich einige Zeit ruhig, und erwarteten eine Verſtärkung, welche Daun aus Schleſien ſchickte. Eben daher waren 20 preußiſche Bataillons und 55 Schwadronen unterwegs, welche der König ſeinem Bruder ſandte, allein der Prinz mochte ſie nicht abwarten, weil er den günſtigen Augenblick, der ſich ihm darbot, zu verſäumen fürchtete. Die Reichstruppen, bei welchen die ganze ſächſiſche Reiterei und 12,000 Oeſterreicher eingetheilt waren, hatten die Gegend von Freiberg beſetzt, und ihre durch die Oertlichkeit verurſachte Abſonderung ſo wie ihre ſchlechte Beſchaffenheit und Führung, welche Haddiks Oberbefehl nicht zu ändern vermochte, gaben einem auf ſie gerichteten kühnen Unternehmen gute Ausſicht. Die Preußen nahmen eine feſte Stellung vor Freiberg, links durch die ſteilen Ufer der Mulde, rechts durch die tiefabgeſchnittene Asbach gedeckt, und ſchienen nur auf Vertheidigung bedacht. Doch am 28. Oktober traf Prinz Heinrich in aller Stille ſeine Anſtalten für den folgenden Tag. Die Verſtärkung

aus Schleſien war nur wenige Märſche entfernt, allein bis zu ihrer Ankunft wären auch die Verſchanzungen, welche der Prinz von Stolberg zu ſeiner Sicherheit errichtete, fertig geworden, und dieſe mußte der Angriff noch unvollendet finden; und gleicherweiſe mußte man dem Eintreffen der öſterreichiſchen Verſtärkung zuvorkommen. Auch ſoll der Ehrgeiz des Prinzen Heinrich ihn beſtimmt haben, die Truppen aus Schleſien, welchen zugleich ein Günſtling des Königs, der Oberſtlieutenant von Anhalt, als kriegskundiger Rather und Leiter beigegeben war, nicht abzuwarten, um den Ruhm des Gelingens für ſich allein zu ärnten. Die kunſtvollen Anordnungen, durch welche der Prinz die Schlacht einleitete, werden als meiſterhaft gerühmt, und der glänzendſte Erfolg bewährte ſie. Am 29. Oktober frühmorgens rückte das Heer, 29 Bataillons und 60 Schwadronen ſtark, in 4 Truppenzügen vor; Seydlitz befehligte den rechten Flügel, welcher den entſcheidenden Schlag zu thun hatte, und Prinz Heinrich ſelbſt befand ſich bei dieſer Abtheilung. Der Feind ſtand mit 49 Bataillons und 78 Schwadronen vorwärts Freiberg, rechts an die Mulde gelehnt, links an den Spittelwald: die Anhöhen hatte er mit Geſchütz bepflanzt, die vorliegende Waldung

durch Verhaue gesichert. Kleist eröffnete das Treffen mit der Vorhut, die andern Truppen rückten in den vorgeschriebenen Richtungen zum Angriff nach. In dem Spittelwalde, vor dem linken Flügel des Feindes, kämpfte man sehr hartnäckig, und das Gefecht blieb hier eine Zeit lang zweifelhaft; das Kanonenfeuer wurde ebenfalls von beiden Seiten heftig fortgesetzt. Als der rechte Flügel der Preußen endlich die linke Flanke der feindlichen Stellung erreicht hatte, und zum Angriff links einschwenken sollte, entdeckte es sich, daß der Feind noch weiter hinaus den Kuhberg mit ungefähr 6000 Mann besetzt hatte, denen die Preußen, wollten sie in ihrer begonnenen Bewegung fortschreiten, nun selber die Flanke und den Rücken zuwenden mußten. Prinz Heinrich war einen Augenblick unentschlossen; Kleist aber versicherte, wie er den feindlichen General von Meyer, der dort befehlige, kenne, werde dieser höchstens einige Kanonenschüsse, sonst aber nichts thun, und man könne getrost an ihm vorbeimarschiren; daher wurden ihm nur 4 schwache Bataillons und 6 Schwadronen auf der Höhe von St. Michael entgegengestellt, die ihn auch festhielten, und die übrigen Truppen zogen vorwärts. Der Prinz von Stolberg, die Gefahr in seiner linken Flanke wahrneh-

nehmend, ließ ſein zweites Treffen dorthin vorrücken. Die ganze Linie war bald im ſtärkſten Kampfe. Die Oeſterreicher hielten gut Stand, und waren im Vortheile der Anhöhen. Prinz Heinrich, der zum erſtenmale als Feldherr eine Schlacht lieferte, glaubte dieſelbe ſchon verloren, weil das Vordringen ſo lange ſtockte; Seydlitz aber war gutes Muthes, und behauptete, die Sache ginge gut und müſſe gelingen. Da ſich indeß das Gefecht allzulang unentſchieden fortſetzte, ſo führte Seydlitz 2 Grenadierbataillone mit gefälltem Bajonet auf die Anhöhe der drei Kreuzer los, wo ungariſches Fußvolk ſtand; die feindliche Reiterei ſuchte mehrmals anzudringen, wurde aber jedesmal abgewieſen, und die preußiſchen Grenadiere rückten geſchloſſen aufwärts; inzwiſchen hatte Seydlitz, da ſich die feindliche Reiterei grade weit genug abgewendet, auch einige Schwadronen Huſaren in die linke Flanke und in den Rücken des feindlichen Fußvolks vordringen laſſen, das er nun mit größter Heftigkeit von vorn angriff, und größtentheils gefangen nahm, die Flüchtlinge aber mit ſeinen Reitern bis an die Thore von Freiberg verfolgte. Nach dieſem wichtigen Erfolge wurden allmählig alle Stellungen des Feindes überwältigt; die ungeſtümen Anfälle der preußiſchen Reiterei ſchlugen das feindliche

Fußvolk, das von seiner Reiterei verlassen war, in die Flucht. Der linke Flügel der Preußen gab den letzten Ausschlag, wobei der damalige Rittmeister, nachherige Feldmarschall, Graf Kalkreuth, als Ueberbringer der Befehle des Prinzen sich zugleich um ihre Ausführung großes Verdienst erwarb. Der Prinz von Stolberg nahm mit seinen geschlagenen Truppen die Flucht über die Mulde bis Frauenstein. Er hatte an Todten und Verwundeten gegen 4000 Mann, und eben so viele an Gefangenen, nebst 28 Kanonen und 9 Fahnen verloren. Der preußische Verlust an Todten und Gefangenen betrug ungefähr 1500 Mann. Freiberg wurde von den Preußen besetzt; der Feind übrigens nicht sehr verfolgt, so eifrig auch Seydlitz sich dazu erbot, indem Prinz Heinrich seine Truppen bei der Nähe Haddiks zusammenhalten wollte. In den folgenden Tagen aber traten die Reichstruppen ihren weiteren Rückzug an, und überließen den Preußen das ganze Erzgebirge; Haddik hingegen zog seine Truppen bei Dresden zusammen.

Die Schlacht von Freiberg war die letzte des siebenjährigen Krieges, und schloß denselben für die preußischen Waffen auf das ruhmvollste. In Anordnung dieser Schlacht hatte Prinz Heinrich, in

Ausführung derſelben Seydlitz das Hauptverdienſt, wie auch jener laut anerkannte, und unter den Geſchichtsſchreibern Warnery unumwunden ſagt. Beachtenswerth iſt hierbei noch, daß Seydlitz, wie überhaupt in dieſen letzten Feldzügen, ſo auch in dieſer Schlacht, nicht mehr bloß als Reitergeneral erſcheint, ſondern mehr als Kriegsführer im Allgemeinen, ja ſogar im Gegenſatze jenes eigenſten Berufes, an der Spitze des Fußvolkes anſtürmend gegen Fußvolk. Er beweiſt ſich hiedurch in der That als Feldherr, der nicht einer beſtimmten Waffe angehört, ſondern dem alle Truppengattungen brauchbar ſind. Allein, wie gewiß er dieſer höheren Sphäre einzurechnen ſei, ſo bleibt doch zu erkennen, daß er nur vermittelſt der Vollendung, die er als Reitergeneral beſitzt, in ſie hineinragt, und daß er ſeine glänzendſte Erſcheinung als dieſer gefunden hat. Wie groß auch ſein Verdienſt in dieſen letzten Feldzügen zu erachten, wie unentbehrlich ſolches Heldendaſein überhaupt geweſen ſei, damit hier die preußiſche Sache nur habe können erhalten und getragen werden, immer muß dies Spätergeleiſtete gegen das Frühere um vieles zurückſtehen, und den Seydlitz, der bei Roßbach und bei Zorndorf an der Spitze ſeiner Reitergeſchwader wie ein zürnender Kriegsgott über das

Schlachtfeld stürmt, und die Schickungen des Tages im Augenblicke feststellt, diese leuchtende Glanzgestalt sehen wir freilich darauf nicht mehr. Irrig hat man der Voraussetzung Raum gegeben, er sei nicht mehr an Kraft und Feuer derselbe gewesen, wie seinen Körper habe auch seinen Muth und Geist die erschlaffende Krankheit gehemmt. Wir sehen aber im Gegentheil überall, wo es Anstrengung und Entschlossenheit gilt, ihn sowohl in den letzten Kriegsereignissen, als in der nachherigen Friedenszeit, vollkommen rüstig und bewährt. Der wahrnehmbare Unterschied erhält seinen Aufschluß von andrer Seite her. Nicht der einzelne Feldherr, der ganze Krieg war herabgekommen, der Kern des preußischen Heeres hingerafft, der Werth und selbst die Zahl der früheren Streiter nicht mehr aufzubringen, der König selbst im unablässigen Ringen gegen die Uebermacht fast erschöpft; die großen Schlachten lieferte nur noch die Noth; die Gelegenheiten, in welchen Seydlitz geleuchtet hatte, konnten nicht wiederkehren. Dem ist schon viel vergönnt, der ein- oder zweimal im Leben zeigen kann, was er zu leisten fähig ist; da dies Vielen stets versagt bleibt.

Die Verstärkung aus Schlesien war am Tage nach der Schlacht bei dem Heere eingetroffen; am

6. November kam auch der König selbst aus Schlesien in Meißen an, und besah am 9. das Schlachtfeld von Freiberg, wo er nicht unterließ, seinem Bruder und den Generalen, die unter dessen Oberbefehl die Sachen geführt, große Lobsprüche zu ertheilen. Inzwischen hatte Rußland Frieden mit Preußen, und Frankreich Frieden mit Großbritannien geschlossen; Oesterreich aber, seiner Verbündeten theils beraubt, theils in Gefahr sie zu verlieren, hatte wenig Neigung den Krieg allein fortzuführen. Gleich nach der Ankunft des Königs in Meißen geschahen durch sächsische Vermittlung österreichische Friedensanträge, welche günstig aufgenommen wurden. Friedrich wünschte auch seinerseits eifrig die Beendigung eines Krieges, der keinen Gewinn mehr bringen konnte, und jetzt ohne weiteren Schaden, als den sein Verlauf gebracht, ausgehen konnte. Um die mit Oesterreich eingeleiteten Verhandlungen zu befördern, achtete er es nützlich, wenn durch raschen Einbruch in die deutschen Reichslande die bedeutendsten Reichsfürsten genöthigt würden, ihre Truppen von dem Reichsheere abzurufen, und unabhängig von Oesterreich besondere Verträge einzugehen, welches sogar auch dieser Macht, die sich dann von lästigen Verpflichtungen befreit sah, insgeheim genehm

war. Kleist war mit seiner Schaar in Böhmen bis Saatz eingedrungen, und mit Gefangenen und Beute zurückgekehrt. Jetzt ließ der König ihn mit 6000 Mann in Franken einbrechen, wo er so großen Schrecken verbreitete, daß der Reichstag zu Regensburg den preußischen Bevollmächtigten von Plotho um Schutz anrief, und die angesehensten Reichsstände nicht zögerten, ihre Gesuche um Frieden einzureichen. Mit Oesterreich war inzwischen ein Waffenstillstand abgeschlossen worden, während dessen Friedrich am 3. December einen Besuch in Gotha machte. Eingedenk der früheren Waffenthat, durch welche Seydlitz auf diesem Schauplatze das glänzende Vorspiel der Schlacht von Roßbach geliefert hatte, wählte der König vorzugsweise ihn zum Begleiter dorthin, und das günstigste und zufriedenste Vernehmen erwies sich hiedurch ungetrübt. Am 15. Februar 1763 kam der Friedensvertrag auf dem Jagdschlosse Hubertsburg endlich zu Stande, und die Heere kehrten aus den Feldlagern in die heimathlichen Standorte zurück.

Aber nicht allen preußischen Kriegern, welche siegreich aus dem Felde kamen, war eine frohe Heimkehr zugedacht. Friedrich hatte neben den alten Stammtruppen seines Heeres im Laufe des Krie-

ges eine beträchtliche Anzahl ſogenannter Freiſchaaren zugelaſſen, welche von einzelnen unternehmenden Offizieren errichtet wurden, und hauptſächlich auf deren perſönlichem Verdienſt und Glück beruhten. Dieſe Freibataillone und Freiregimenter, theils Fußvolk, theils Reiterei, hatten im Kriege vortreffliche Dienſte geleiſtet, ſich durch die größte Tapferkeit hervorgethan, und in den letzten Feldzügen nicht wenig zu den Erfolgen beigetragen, durch welche die preußiſche Sache in Augenblicken der größten Noth und Gefahr noch immer glücklich gerettet worden. Dennoch mußten dieſe Freiſchaaren, da im Frieden eine beträchtliche Verminderung des Heeres nöthig wurde, gleich die erſten Truppen ſein, zu deren Auflöſung geſchritten wurde. Die Mannſchaft wurde theils untergeſteckt, theils entlaſſen, die Offiziere faſt insgeſammt verabſchiedet. Dieſe tapfern Kriegsleute wollten verzweifeln, als man ihnen ihr Loos ankündigte; der Frieden nahm ihnen Unterhalt und Stand, ſchnitt ſie von der Vergangenheit wie von jeder Hoffnung ab. Seydlitz war mit den nach Schleſien beſtimmten Truppen kaum dort angelangt, als ihm die Abdankung der Freiregimenter zu Pferde aufgetragen wurde. Er ſuchte das harte Geſchäft durch möglichſte Schonung zu mildern, allein die Sache

ſtreckten ſich, da der König ihm bald nach dem Frieden das neuerrichtete Amt eines Generalinſpekteurs der in Schleſien ſtehenden Reiterei übertrug, durch die ganze Provinz. Doch für den Augenſchein mochte ſich hieraus wenig Unterſchied ergeben; zunächſt auf ſein Regiment angewieſen, und in dieſem wieder auf die Schwadron, welche in Ohlau ſtand, und deren Haltung, Dienſt, Exerzitien und ſonſtiges Verhältniß ihn täglich unmittelbar anſprechen und beſchäftigen mußte, — wie ja der König ſelbſt einen ſolchen perſönlichen Bezug zu ſeinem erſten Bataillon Garde in Potsdam beſonders feſthielt und täglich ausübte, — war der General in dieſer Hinſicht nicht viel anders, als ein Major, der auch in ſeinem Bereiche faſt mit gleicher Macht und Selbſtſtändigkeit ſchaltete. Der Einfluß aber, welchen Seydlitz auch ſchon durch ſein bloßes Beiſpiel, als ruhmvoller Kriegsheld und vollkommener Meiſter und Führer alles Reiterweſens, auszuüben berufen war, mußte allerdings durch die ihm übertragene Generalinſpektion ungemein gehoben und gekräftigt werden. Ihm war durch dieſes Amt, welches eigentlich zwei Inſpektionen, die oberſchleſiſche und die niederſchleſiſche, zuſammenfaßte, die Aufſicht über 20 Schwadronen Küraſſiere, 10 Schwadronen Dragoner und 40

Schwadronen Husaren verliehen. Jedoch war dieses Verhältniß im Anfange weniger auf die Zwecke kriegerischer Thätigkeit, als auf die Vortheile gleichmäßiger und haushälterischer Verwaltung gerichtet. Der König wünschte nach dem zerstörenden Kriege dem Ackerbau und dem Gewerbfleiße bei seinen Unterthanen möglichst aufzuhelfen, und daher ihre Kraft und Zeit für den Kriegsdienst weniger in Anspruch zu nehmen; daher mußte die Zahl der Ausländer im Heere vermehrt werden. Hiezu fand er neue Einrichtungen erforderlich, indem er weder die Anwerbung der Leute noch die innere Wirthschaft in Betreff der Verpflegung den Regimentern wie bisher überlassen wollte. In diesen Angelegenheiten sollte strenge Aufsicht und genaue Gleichförmigkeit Statt finden. Diese Neuerungen erregten großes Mißvergnügen, indem nicht nur der Nutzen und das Ansehen vieler Betheiligten dadurch gekränkt, sondern auch manche Fürsorge und Thätigkeit geschwächt wurde, welche bisher dem Ganzen ersprießlich gewesen, in den neuen Verhältnissen aber auf die frühere Weise nicht zu fordern war. Seydlitz machte dem Könige hierüber die triftigsten Vorstellungen, die sich aber dem höheren Zwecke unterordnen mußten, und er kam sodann in den Fall, als

Generalinſpekteur dieſe Neuerungen theils einführen zu helfen, theils auf ihre ſtrenge Befolgung zu ſehen. Sein neues Amt aber war ſelbſt eine Neuerung, welche den Inhabern der Regimenter ſehr mißfiel, ja gegen die Ehre derſelben zu verſtoßen ſchien. Alte verdiente Generale, welche bisher in unmittelbarem Bezuge zu dem Könige geſtanden, von ihm ihre Befehle zu empfangen, ihm ihre Rechenſchaft abzulegen hatten, ſollten jetzt dieſen mit vollem Rechte höchſt wichtig erachteten Verkehr durch einen vielleicht jüngeren Kammeraden vermittelt ſehen, ſich von dem Könige gleichſam getrennt und einer Zwiſchenbehörde zugewieſen finden, für welche nicht immer Achtung und Vertrauen bereit ſein konnten. Manche Generale widerſprachen laut der neuen Anordnung, und ſuchten ſich ihr zu entziehen, oder die Wirkſamkeit derſelben zu hemmen und zu erſchweren. Seydlitz freilich, nachdem er einmal auf die Sache eingegangen, wenn ſchon vorher bedenklich und abrathend, war nicht der Mann, der die Befugniſſe ſeines Amtes hätte willkührlich beſchränken laſſen; ihn leitete kein ſelbſtiſcher Eigenſinn, aber durfte ihn auch nicht hindern; von den Höchſten wie von den Geringſten erzwang er die ihm gebührende Ehrerbietung und Folgſamkeit unfehlbar. Ihn

unterſtützte hiebei vor Andern ſein anerkanntes Verdienſt, ſein Ruhm als Feldherr und der Glanz ſeiner Perſon; allein nicht minder das allgemeine in ſeinen ernſten Willen für das Rechte und Richtige geſetzte Vertrauen.

Beſonders war ſeine Reinheit von allem Eigennutz eine ſittliche Stärke, welche dieſen bei jedem Zuſammentreffen ſiegend niederſchlug. Er hatte ſich während des ganzen Krieges in dieſem Betreff vollkommen unbefleckt erhalten. Der Gelegenheiten ſich zu bereichern waren ihm viele dargeboten, andre konnte er leicht herbeiführen; er verſchmähte ſie aber nicht nur für ſich, ſondern auch im Allgemeinen zeigte er gegen alle Bedrückungen, Lieferungen und Kriegsſteuern, welche die feindlichen Lande treffen mußten, einen ſolchen Widerwillen, daß der König niemals ihn mit Beitreibungen ſolcher Art beauftragen mochte. Von ihm wäre im ähnlichen Falle dieſelbe hartnäckige Weigerung zu erwarten geweſen, durch welche der General von Saldern die ihm vom Könige befohlene Aufräumung des Jagdſchloſſes Hubertsburg, wobei er ſich ſelber auch bedenken ſollte, gradezu von ſich wies. Seinen Truppen ebenfalls unterſagte er alle Gewaltthaten und Plündereien, und ſo ſehr beſonders bei der leichten Reiterei die

Kriegsbeute zum Anreiz der Kühnheit und Tapferkeit dienen durfte, ſo ſtreng wachte er darauf, und machte es zum Ehrenpunkte ſelbſt für den gemeinen Reiter, daß nur die dem Feinde und zwar durch Kampf abgenommene Beute des Kriegers würdig ſei. In dieſer Denkart ſtimmte er beſonders mit dem Prinzen Heinrich überein, der zwar genöthigt war, mit ſeinem Heere größtentheils auf Koſten der ſächſiſchen Lande zu leben, und bei den Entſendungen nach Böhmen und Franken viele Brandſchatzungen und Plünderungen mußte geſchehen laſſen, deren Ertrag großentheils dem Allgemeinen entzogen blieb, allein bei jeder Gelegenheit erklärte der edle Prinz ſeinen Abſcheu gegen dieſe Handlungsweiſe, und als nach der Schlacht von Freiberg die aus Schleſien von dem Fürſten von Neuwied herbeigeführten preußiſchen Verſtärkungstruppen anlangten, welche auf ihrem Marſche durch Sachſen überall ſchlecht gehauſt und ihren Weg durch die größten Ausſchweifungen bezeichnet hatten, empfing er den General und die Offiziere mit der ſtrengen Anrede, ihr Zug ſei dem von Räuber- und Diebsbanden, nicht aber dem einer Kriegsſchaar gleich geweſen. Nicht alle Truppenführer damals im preußiſchen Heere, aber viele ſeiner erſten Generale waren die-

ſer würdigen Geſinnung, die dem Kriegerſtande keinen andern Gewinn zugeſteht als den Ruhm, welchen die That, und die Belohnung, welche der Fürſt verleiht: ſchöner aber hat dieſe Geſinnung ſich ſelten bewährt als in Keith, der ganz Böhmen gebrandſchatzt hatte und bei ſeinem Heldentode im nächſtfolgenden Jahre kaum 70 Dukaten hinterließ, und in Seydlitz, dem ähnliche Gelegenheit reichlich geboten war, und an deſſen Namen in Betreff der Uneigennützigkeit und Großmuth niemals ein Zweifel gehaftet hat. Daß Seydlitz ſeinen Vermögensumſtänden keine Sorge widmete, wußte der König zu gut und ſicher, um nicht ſelbſt einen Theil dieſer Sorgen zu übernehmen. Noch während des Krieges hatte er ihn zum Droſt von Vlotho ernannt, womit ein jährliches Einkommen verbunden war. Auch empfing Seydlitz, gleich andern Generalen, deren Verdienſt bei dem Könige Anerkennung und Gunſt erlangt hatte, von Zeit zu Zeit bei gelegenen Anläſſen kleine Geldgeſchenke. Späterhin belief ſich das Dienſteinkommen, welches er als General, als Inhaber eines Regiments und als Inſpekteur der Reiterei bezog, auf ungefähr 15,000 Thaler jährlich, und dieſe Summe war gewiß hinlänglich, um davon jeden ſeiner Lage nöthigen Aufwand

und wünſchenswerthen Glanz reichlich zu beſtreiten. Allein der König wollte noch mehr für ihn thun, und als Seydlitz das Gut Minkowsky bei Ramslau mit ſeinen großen der Jagdluſt beſonders günſtigen Forſten ankaufte, und daſelbſt ein Schloß erbaute, ſchenkte der König ihm dazu 20,000 Thaler. Auch erlaubte er ihm, zur beſſern Benutzung der zu dem Gute gehörigen Waldung, das darin geſchlagene Holz auf dem Königlichen Flößbach unentgeldlich abzuſchwemmen.

Wie unter dem alten Deſſauer die kleine Wieſe bei Halle der Lehrboden des preußiſchen Fußvolks geworden war, ſo wurde jetzt Ohlau die Pflanzſchule der preußiſchen Reiterei. Sein eignes Regiment erhob ſich als das Vorbild aller andern. Von der geringſten Uebung der Waffen, dem kleinſten Anfange des Reitens, bis zu dem vollſtändigſten Felddienſte und den wichtigſten Ausführungen im Großen, war alles von ihm ſtreng angeordnet, genau beaufſichtigt, in folgerichtigem Zuſammenhang erhalten. Das ganze Regiment, Gemeine und Offiziere, ritt in gleichmäßiger Weiſe, nach einer und derſelben Vorſchrift, raſch, leicht, gewandt, mit größter Kühnheit und Sicherheit. In der heftigſten Bewegung mußte der einzelne Reiter und ganze Schwa-

denen die vollkommenſte Gewalt über ſich haben, jedem Winke des Befehls augenblicklich folgen können, den vollen Ungeſtüm der Roſſe loszulaſſen und zu beherrſchen wiſſen. Die Verwegenheit des Reiters wurde bis zur Tollkühnheit getrieben, und kein Unglücksfall geachtet. Die Einweihung der Neulinge geſchah durch harte Prüfungen. Kam ein rüſtiger Burſche als Rekrut, oder trat ein derber Junker ein, — denn unanſehnliche und ſchwache fanden gar nicht Aufnahme, — ſo wurden ſie auf ungezähmte Pferde geſetzt und mit dieſen im Dahinrennen über Stock und Stein dem Schickſal preisgegeben; wer den Hals brach oder ſonſt zu Schaden kam, von dem war weiter nicht die Rede; wer dieſe erſte wilde Probe beſtand, und ſitzfeſt und unverzagt blieb, der wurde zu geregeltern zugelaſſen. Hieraus ergab ſich bald, daß im Regimente, und beſonders in der erſten Schwadron, nur die erleſenſten, muthigſten Reiter zu ſehen waren, und jeder Gemeine im ſtolzen Bewußtſein ſeines Werthes die Art und das Anſehn eines Offiziers hatte, dem Offizierkorps aber kein andres zu vergleichen war. Wie weit der Meiſter ſeine Jünger in kriegeriſchen Kunſtübungen gebracht, zeigt folgendes Beiſpiel, dem faſt jeder Tag ähnliche zur Seite ſtellen konnte. Der

Kö-

König hatte eine Anzahl Reiteroffiziere der märkiſchen Inſpektion nach Ohlau geſchickt, um Seydlitzens Exerzirart ſich anzueignen. Der General ließ erſt ſie ihre Künſte darthun, und gab ihnen eine Schwadron zu exerziren, allein es ging ſchlecht, und er endete den Verſuch alsbald, indem er ihnen zugleich ankündigte, am andern Tage wolle er ihnen zeigen, wie Reiterei exerziren müſſe. Er führte ſeine Leibſchwadron perſönlich an, und hatte ihr für dieſen Tag ſeine beſten Offiziere zugetheilt. Die Schwadron hielt auf dem Markte, dort wurde das Gewehr aufgenommen, dann zu Dreien rechts abgebrochen, und im Trabe auf den Exerzirplatz marſchirt. Hier wurden alle möglichen Uebungen im ſchnellſten Tempo durchgemacht, und darauf im Trabe wieder abgezogen. Anſtatt aber gleich in die Stadt zurückzukehren, führte Seydlitz ſeine Reiter in den Ohlaufluß hinein, ließ im Waſſer die Schwadronen formiren, dann wieder zu Dreien abbrechen und ſo zum Marktplatze reiten, wo in Zügen aufmarſchirt und mit dieſen dann wieder in der Art eingeſchwenkt wurde, daß der vierte und dritte Zug zwiſchen das Rathhaus und die linke Häuſerreihe, der zweite Zug zwiſchen Rathhaus und Hauptwacht, und der erſte Zug zwiſchen dieſe und die rechte Häu-

ſerreihe zu ſtehen kam. Nun ließ er in geſtrecktem Laufe die Schwadronen formiren, vorrücken, und als er Halt rief, ſtand die Schwadron geſchloſſen und gerichtet vor ſeinem Quartier. Die fremden Offiziere ſtaunten und bewunderten; ſolche Schnelligkeit und Meiſterſchaft war nie geſehen worden, jede Bewegung war vollſtändig gelungen. Da lächelte Seydlitz vergnügt, und ſagte: „Meine Herren, ich habe ihnen zeigen wollen, was Reiterei zu leiſten vermag, wenn Fleiß und guter Wille da iſt.“ Er dankte ſeinen Offizieren für ihre Aufmerkſamkeit, und gab den Küraſſieren zur Belohnung einen Ball, bei welchem es an keinerlei Bewirthung fehlen durfte.

Die ſchönſten und tüchtigſten Jünglinge aus den vornehmſten Häuſern des In- und Auslandes drängten ſich zu dieſem Regiment, und da die beſchränkte Zahl der Offizierſtellen für die Menge nicht ausreichte, ſo mußten viele ſich begnügen, nur als Freiwillige einzutreten. Die jungen Edelleute, reich ausgeſtattet, kraftvoll und eifrig, wetteiferten in ſtrengen Leiſtungen, die leicht wieder zu einer Art Ueppigkeit wurden; der Ruhm, die ſchönſten Pferde zu haben, ſtellte ſich neben den, ſie am kühnſten und geſchickteſten zu gebrauchen, der Glanz und Schmuck

einnehmender Erſcheinung neben den ehrbaren Stolz kriegeriſcher Haltung. Der mäßigende Zügel, welchen der Krieg durch ſeine Gefahren und Zwecke dem Uebermuth auferlegt, fehlt im Frieden, und dieſelben Kräfte, welche dort die vortrefflichſten ſind, werden hier oft als die tadelnswürdigſten erſcheinen müſſen; Auszeichnung und Vorzug werden auch in eitlem Prunk, in ſtutzerhafter Uebertreibung, in wilder Ausgelaſſenheit geſucht. Die Offiziere von Seydlitz blieben in dieſer Art nicht zurück, allein entgingen auch hiebei harter Strenge nicht, die ſie zum Theil freiwillig übernahmen. Da man auf knappe, enganliegende Bekleidung hielt, ſo wurde keine Pein geſcheut, um ſich in dieſe einzuzwängen. Die Uebertreibung wird durch die Sage bezeichnet, welche ſcherzhaft-ſpöttiſch erzählt, daß die Seydlitz'ſchen Offiziere, um ihre ledernen Beinkleider anziehen zu können, in die naß aufgehängten hineinſteigen, und dann darin hängend ſtundenlang abwarten mußten, bis ſie völlig in dieſe Behautung hinabgeſunken waren, die dann freilich, nachdem ſie auf dem lebenden Körper trocken geworden, dieſem wie angegoſſen war, und jede ſchöne und kraftvolle Form zeigte. Wir geben die Sage, wie ſie noch umgeht, und laſſen dahingeſtellt, ob ein oder mehrere Beiſpiele ſol-

chen Verfahrens jemals vorgekommen. Daß in Ohlau nicht alles Stutzerhafte vermieden, sondern durch Seydlitz manches der Art geduldet, ja sogar veranlaßt worden, ist aus mancherlei Nachrichten, wie auch aus seinem Karakter, mit Grund anzunehmen.

Diese leichtfertige Rüstigkeit erstreckte sich aber nicht nur auf unwesentliches Aeußere, sondern wurde nicht minder in ernstlicheren Beziehungen verspürt. Des Generals eigner Hang begünstigte gegen seine Absicht Anordnungen, die dann ihn selber hart betrafen. Er führte von seinem großen Einkommen einen reichlichen Haushalt, bewirthete gern seine Offiziere, und fremde Gäste durften jederzeit einsprechen. Seine Gattin liebte muntern Umgang, gesellige Lustbarkeit und zerstreuungsvollen Wechsel. Er selber mag, um vorübergehender Neigungen willen, die ihn augenblicklich anzogen, die häuslichen Verhältnisse mehr als billig verabsäumt, und scheint von kleinen Uebelständen, deren Erörterung auch ihm empfindlich geworden wäre, gern hinweggesehen zu haben. Den Gesellschaften, welche sich bei seiner Frau versammelten, entzog er sich bald nach der ersten Begrüßung; an den Conzerten, Spazirfahrten und Festlichkeiten, welche sie mit der jüngern Welt genoß, nahm er keinen Theil, sondern ritt lieber in's

freie Feld, auf die Jagd, oder ſaß auf ſeinem Zimmer, wo er Taback rauchte, und des Geſprächs leicht entbehrte, oder genug hatte, wenn es mit einem Tabacksgenoſſen dann und wann ein Wort zu wechſeln gab. So geſchah es, daß die leichtſinnige Frau den Umgang jüngerer Offiziere, der ſich ihr ſo bequem darbot, bald ſehr angenehm fand, und da ſie gleicher Sinnesart begegnete, und jeder Strebende, wie in andrem Ruhme, ſo auch in dem der Liebesabentheuer, ſich ein Seydlitz zu ſein wünſchte, ſo konnte es an ärgerlichen Vorgängen nicht mangeln, wobei die Ehre des Generals zu leiden hatte. Das Aergerniß dieſer Aufführung wurde zuletzt ſo öffentlich, daß eine Scheidung erfolgen mußte, nachdem die Ehe kaum vier Jahre gedauert. Frau von Seydlitz begab ſich nach Berlin, zwei Töchter, welche ſie geboren hatte, blieben bei dem Vater, der ſich indeß wenig um ſie bekümmern konnte, und ein ſo geringes Vertrauen in ihre Zukunft ſetzte, daß er an dem Morgen ſelbſt, da die Mutter abreiſte, und die ältere Tochter heftig weinte, weil ihre Berliner Porzellantaſſe mit eingepackt worden, und nur eine von Fayence für ſie hingeſtellt war, die ihm berichtete Klage mit den Worten abfertigte: „Das iſt dummes Zeug! wer weiß, ob ſie nicht noch einmal

froh iſt, wenn ſie nur aus einer Plätſche von Bunzlauer Thon noch frühſtücken kann!“ Das häusliche Mißgeſchick wurde von Seydlitz gleichgültig ertragen, und leicht vergeſſen; doch vermehrte daſſelbe ſeine Abneigung gegen geräuſchvolle Geſellſchaft und gegen das Leben in der Hauptſtadt und am Hofe; er zog ſich nur um ſo lieber in ſeine ſoldatiſche Abgeſchloſſenheit zurück, deren ſcheinbare Langweile für ſeinen Geſchmack noch Reiz und Anmuth genug einhüllte. Die Umgegend gewährte ſeiner Leidenſchaft zur Jagd reiche Gelegenheit, und auch die fehlte nicht, welche ſeinem guten Glücke bei Frauen förderlich ſein konnte. In Betreff des letztern war er ſelber nicht ſehr ſchwierig, und ſuchte weder Feinheit noch Eleganz; ihn reizte ein volles friſches Aeußere, ein zierlich weißgekleideter Fuß; derbe Natur und einfacher Sinn genügten ihm.

Die kühnen Reiterübungen, welche Seydlitz auch für ſeine Perſon fortſetzte, und bei denen er ſelber alles wagte und ausführte, was er ſeinen Untergebenen zu leiſten auferlegte, liefen nicht immer glücklich für ihn ab. Er hatte im Jahre 1765 bei Liſſa, wo der König Truppenſchau hielt, den Unfall mit dem Pferde ſo gefährlich zu ſtürzen, daß er im erſten Augenblicke für todt gehalten wurde,

und längere Zeit ohne Bewußtſein blieb. Der König kam ſchleunigſt herbei, ſtieg vom Pferde, und freute ſich der Nachricht, daß wieder Lebenszeichen ſichtbar würden, er ließ ſeinen eignen Wagen aus dem Hauptquartier herbeiſchaffen, und ſandte einen Pagen nach Breslau, um den berühmteſten Arzt von dort zu holen. Als der Zuſtand wieder Hoffnung gab, aber dennoch mit Gefahr verbunden blieb, und Seydlitz zwar aufblickte, jedoch nicht ſogleich die Sprache wiederfinden konnte, wurde der König ſo gerührt, daß er ſich wegwenden mußte. Er fand ſich ſodann jeden Tag, den er noch hier verweilte, perſönlich zur Nachfrage ein, wie es dem Kranken ergehe, beſprach mit den Aerzten umſtändlich die Bedeutung des Falles und die Zweckmäßigkeit der vorgeſchlagenen Mittel, und empfahl, als er wegreiſen mußte, noch ſcheidend die fürſorglichſte Behandlung. Seydlitz genas bald wieder, ließ aber durch ſeinen Unfall ſich nicht abſchrecken, ſondern trieb ſein verwegnes Reiten nach wie vor. Er wiederholte ſogar die Wagſtücke ſeiner Jugend, und ritt als General, wie ſonſt als Page, zwiſchen umlaufenden Windmühlenflügeln durch; ſein Gefolge that es ihm dann ſogleich nach. Einſt traf er in der Gegend von Ohlau beim Spazierenreiten auf eine Halbkutſche,

die sehr langsam im Sande hinfuhr, ein Landprediger und dessen Frau saßen darin; Seydlitz betrachtete das Fuhrwerk, dessen Vordertheil sehr gestreckt war, und also zwischen Kasten und Kutscherbock einen ziemlichen Raum gab; der muntre Reiter besinnt sich nicht, giebt seinem Pferde die Sporen, und setzt über den Wagen hinaus, alle seine Begleiter ebenso hinter ihm drein, zum großen Schrecken der darin Sitzenden, die aber ganz unbeschädigt blieben. Wer sich selbst in dieser Art nicht schonte, von dem war auch für Andre keine zarte Besorgniß zu erwarten. Jeder Gefahr zu Pferde mußte der entschlossene Reiter unverzagt entgegensehen, und nur sie zu überwinden streben, nicht aber sie vermeiden. Die Unglücksfälle häuften sich, allein Seydlitz achtete ihrer nicht, sondern hielt sie für Opfer, die der Kriegsdienst auch dem Frieden auferlege. Als der König ihn einmal fragte: „Seydlitz, wie kommt es, daß bei Seinem Regimente so viele Leute den Hals brechen?“ antwortete er: „Ew. Majestät dürfen nur befehlen, und es soll nicht wieder kommen, aber ich bin dann auch außer Schuld, wenn das Regiment gegen den Feind nichts ausrichtet.“ Die Ministerin von Schlabrendorf, welche ihre Angst nicht verhehlte, daß ihr Sohn durch das tolle Reiten, von

dem ſie mit Entſetzen hörte, ein Unglück nehmen könnte, tröſtete er auf andre Weiſe: „Ihro Exellenz können ruhig ſein, ſagte er, einen Kornet und eine Katze kann man vom Thurme herabwerfen, ſie brechen nicht gleich den Hals.“ Die Jagd gab noch beſondern Anlaß zu mannigfachen Fährlichkeiten, denen ſich niemand ohne Schande entziehen durfte; den jüngern Offizieren war es ſo reizend als ehrenvoll, daran Theil zu nehmen; nächſt ſchönen Pferden hielt man gute Jagdhunde in hohem Werth; die des Generals waren ſo abgerichtet, daß ſie auf's Pferd apportirten. Im Schießen mit der Büchſe und mit Piſtolen, worin Seydlitz ſowohl zu Fuß als zu Pferde die größte Fertigkeit hatte, wurde gleicherweiſe vieles gewagt, das Leben in die Geſchicklichkeit der eignen oder fremden Hand geſetzt; es wird verſichert, Seydlitz ſei eben ſo erbötig geweſen, einem guten Schützen einen Thaler als Zielſcheibe zwiſchen den Fingern hinzuhalten, als ſelber darauf zu ſchießen. Dem Glöckner in Ohlau, der eine kleine am Rathhauſe hängende Glocke täglich dreimal läuten mußte, ſchoß er von ſeinem Fenſter aus nicht ſelten den Strick entzwei; Thonpfeifen, in die Erde geſteckt, pflegte er zu kleinen Stücken nach und nach abzuſchießen.

Ueber die Art, wie Sevdlitz den Dienſt behandelte, geben folgende Regiments- und Inſpektionsbefehle, die von ihm ausgegangen ſind, ein noch glücklich aufgefundenes, den meiſten Leſern gewiß willkommnes Zeugniß. Am 20. Januar 1766 erließ er nachſtehende Ermahnung: „Alle Kommandos ſollen von den Chefs der Kompanien genau durchgeſehen werden, ob ſo geſattelt, gepackt, gezäumt, und die Bügel ſo geſchnallt ſind, wie es im Regiment üblich iſt. Da ich wahrnahm, daß ſchon wieder viele Leute zu kurz reiten, ſo muß durchgängig darauf geſehen werden, daß die Bügel ſo lang, daß die Leute auf dem Sattel nicht wie auf einen Polſterſtuhl ſitzen, ſondern die Füße beinah grade herunter haben. Aufgeſchweift ſoll niemals werden, als bei ſehr kothigem Wetter. Bei jedem neuen Licht ſollen die Schweife verſchnitten werden, und darauf geſehen, daß ſie nicht durch Kämmen oder anderes ungeſchicktes Reinmachen ruinirt werden. Die Rekruten ſollen nicht eher auf die Pferde gebracht werden, bis ſie zu Fuß fleißig ausgearbeitet ſind, und nicht eher mit dem Karabiner exerziren, bis ſie ſo ſtehen und marſchiren können, wie es ſein ſoll. Wenn ſie anfangen reiten zu lernen, ſoll ſolches ſo lange ohne Bügel geſchehen, bis ſie eine un-

tadelhafte Positur haben. Ueberhaupt wird nochmals erinnert, daß die Herren Offiziers sich alle mögliche Mühe geben, den Bauer aus dem Gemeinen und Unteroffizier zu bringen, und selbigen soviel Ambition als möglich einprägen, indem man nicht eher einen Reiter vor einen ausgearbeiteten Soldaten passiren lassen kann, bis er außer dem Gewehr und ohne die Gegenwart seines Offiziers wie ein rechtschaffener ordentlicher Mensch aussieht. Die Herren Offiziers werden sich bemühen, ihre Leute gänzlich ausgearbeitet zu haben, ehe das Frühjahr anfänge, damit alsdann gleich eine jede Garnison in Einem Gliede zusammen exerziren und marschiren kann, und daß nicht mit dem, was in der Garnison schon hätte fertig sein sollen, erst der Anfang gemacht werden muß wenn das Regiment zusammenkommt, wie im vorigen Jahr." Diese Sorge, daß der Soldat durch sein Aeußeres als solcher unter allen Umständen erkennbar und ausgezeichnet sei, erfüllte den General in dieser Zeit sehr lebhaft, denn gleich am folgenden Tage hieß es abermals: „Da ich von Zeit zu Zeit Beurlaubte sehe, die durch nichts von Bauern unterschieden werden, als daß sie einige wenige Montirungsstücke von der Königlichen Montirung anhaben, und die so unwissend

ſind, daß ſie nicht einmal den Namen ihres Kompaniechefs angeben können, ſo bin ich gezwungen, die Herren Chefs der Regimenter hierdurch zu erinnern, ihre unterhabenden Regimenter ſowohl ſelbſt zu revidiren, als auch durch die Stabsoffiziere den Königlichen Befehlen gemäß von Zeit zu Zeit bereiſen zu laſſen, und nachzuſehen, ob nicht einige von denen Herren Rittmeiſters vielleicht alles beurlauben, was nur auf Urlaub gehen will, wovon denn nothwendigerweiſe die Folge wäre, daß nach ſo langem Frieden ſich Leute bei denen Eskadrons finden würden, die bei einmal entſtehendem Marſch nicht die geringſte Kenntniß von ihrer Schuldigkeit gegen den Feind hätten. Die Herren Stabsoffiziere und Kommandeurs werden ſich alſo bemühen, und ihre untergebenen Offiziers dazu anhalten, daß ſie ihre Leute ausarbeiten, einen zu der Eskadron kommenden Rekruten nicht ſogleich beurlauben, ſondern ihn erſt zum Soldaten machen, weil ſonſt bei entſtehender Augmentation die Regimenter ſtark an Köpfen, an brauchbaren Leuten ſchwach ſein würden. Die Beurlaubten ſollen alle Monat durch einen Unteroffizier revidirt werden, und muß der hiezu Kommandirte nicht nach der Tour, ſondern ein verſtändiger Menſch genommen werden, der den Leuten ſa-

gen kann, wie ſie ſich auf Urlaub als Soldaten zu konduiſiren haben. Denen Herren Stabsoffiziers wird es von Alters bekannt ſein, wie des Königs Wille iſt, und wie es auch allemal ſonſt in der preußiſchen Armee der Brauch geweſen, daß ein Beurlaubter, des Sonntags und wenn er nicht in Arbeit, derſelbe nicht anders als in kompletter Montirung und mit Seitengewehr ſich in Städten und Garniſonen hat dürfen ſehen laſſen. Ein jeder kommandirende Offizier in der Garniſon, wo er ſteht, wird darauf halten, daß dieſer Ordre gehörig nachgelebt wird, und daß die Reiter, Dragoner und Huſaren von denen in Schleſien ſtehenden Regimentern, in ihren reſpektiven Garniſonen, des Sonntags, und wenn ſie außer in Arbeit zu ſein hereinkommen, nicht in einem der preußiſchen Armee ſo deſpektirlichen Aufzug ſich ſehen laſſen. Ich bin verſichert, daß, da mein unterhabendes Regiment bisher des Königs Zufriedenheit erworben, es auch ſelbige zu konſerviren, und das Vorſtehende auf das genaueſte zu obſerviren, bemüht ſein wird."

Merkwürdig durch die Genauigkeit, und man könnte faſt ſagen Naivetät ſeiner Beſtimmungen, iſt auch ein ſpäteres Befehlſchreiben an den Major von Minkwitz in Strehlen, welches alſo lautet: „Ew.

Hochwohlgeboren werden die Güte haben, das Regiment zu bereisen, und Nachstehendes in Erfüllung zu setzen. Ein jeder Offizier vom Ersten bis zum Letzten soll sich in die Umstände setzen, daß er zum etwa einmal sich ereignen könnenden Marsch bis auf die Packpferde alles in gehöriger Bereitschaft habe, und werden Ew. Hochwohlgeboren sich bei denen Subalterns die Packsättel und Zubehör vorzeigen lassen, und mir anzeigen, bei welchem es nicht in gehörigen Umständen. Vom 1. April an soll kein Offizier meines Regiments in und außer dem Dienst andere Stiefeln als Montirungsstiefeln mit Stülpen tragen, deßgleichen soll ein jeder Offizier den 1. Mai einen Sürtoutrock haben, mit weißer Serge gefüttert, von der Weite, daß er ihn über das Kollet ziehen kann; Knöpfe, Aufschläge, Kragen, alles accurat so, wie ich mir einen bei dem Schneider Lange habe machen lassen. Zwischen Futter und Tuch kann sich ein jeder etwa Flanell, Frieß, oder was er will, setzen lassen, das Aeußere aber, und was zu sehen ist, muß gänzlich egal sein bei einem wie bei dem andern; indem ich das Differente im Regiment vom Ersten bis zum Letzten absolument nicht ferner statuiren werde, weil ich sehe, daß bei fernerer Nachsicht das Regiment so scheckig werden

wird, als wie es sich vor ein preußisches Regiment nicht schickt. Außer diesem befehle ich ferner, daß bei Wachen, Exerziren und allem andern Dienst die Offiziere eiserne Sporen haben, und die silbernen bis auf weitere Ordre nur zur Revue bleiben sollen. Der Herr Obristwachtmeister werden den Chefs der Kompanieen sagen, daß sie vorzüglich dafür sorgen sollen, daß die Sattelbäume, in denen Kompanieen sowohl, als von der Augmentation, von der Art seien, daß nicht auf dem ersten Marsch, schon viele brechen, und das Regiment gedrückte Pferde bekommt, deßgleichen, daß Karabiner und Pistolen in solchem Stande, daß ohne einen besondern Zufall ein jedes Stück gewiß losgeht; alles dieses versteht sich von der Augmentation so gut als wie von der Kompanie. Ich werde im Frühjahr ohnvermuthet die Garnisons bereisen, Sättel und Gewehre besehen, und von demjenigen Chef der Kompanie einen schlechten Begriff haben, der die essentiellsten Sachen negligirt. Unter diese essentiellen Sachen gehören diejenigen Decken mit, so die Pistolenhalfter zudecken, und daß solche in der Art seien, daß die Pistolen vom Regen nicht naß werden. Die Proviantwagen, Geschirre, und alles was dazu erforderlich, werden der Herr Obristwachtmeister gleich-

falls sich vorzeigen lassen, und mir melden, wo Sie es nicht in denen Umständen finden, daß es alle Augenblicke gebräuchlich werden kann. Vor ein paar Jahren habe ich schon befohlen, daß meine Ordres jeder Offizier wissen soll, ich wiederhole solches nochmalen; sie haben die Ehre des Regiments und des Königs Dienst zum Grunde, und da ich die Ehre habe, größtentheils Leute von einer wahren Ambition zu kommandiren, so hoffe, daß ein jeder in seinem Fach sich bemühen wird, um dasjenige zu bewirken, was zur Erhaltung der alten Reputation des Regiments nöthig ist."

Zum Beschlusse möge hier noch stehen, was Seydlitz nach der letzten Truppenschau, der er beigewohnt, in dieser Art ergehen ließ: „Da ich bei der letzten Revue — so beginnt der Befehl — einige Flanquers gesehen, die ihre Sache ziemlich mit der Adresse machen, wie ein schlesischer Bauer, wenn er als Hochzeitbitter seine Pistolen abfeuert, und ich daher glauben muß, daß die Königlichen Ordres, nach welchen Kürassiers, Dragoner und Husaren, einzeln Mann vor Mann ausgearbeitet werden sollen, und wie ihnen der Gebrauch des Karabiners, der Pistolen und Degens gewiesen werden muß, von Einigen vergessen, von Andern vielleicht nicht einmal

mal geleſen, ſo wiederhole es ernſtlich nochmals, daß alle Ordres, die in dieſer Art an die Regimenter kommen, einem jeden Offizier bekannt gemacht werden ſollen und müſſen, und daß die Herren Stabsoffiziere ſich bei Bereiſung der Regimenter genau erkundigen, ob ſolches befolgt worden. Es iſt des Königs Wille, daß kein geſund Pferd zwei Tage im Stall ſtehen ſoll, und daß beſtändig darauf gedacht werde, wie man den Soldaten adroiter und gewiſſer in dem Gebrauch ſeines Pferdes und Waffen mache. Ich erſuche demnach alle Stabsoffiziere, diejenige Einrichtung im Regiment zu machen, daß beſtändig an der Verbeſſerung deſſelben gearbeitet werde, und daß die jungen Offiziers nicht ſo entſetzlich unbeholfen wie bisher bei denen Evolutions ſeien, die ohnvorhergeſagt exerzirt werden müſſen. Ein jeder Kommandeur wird an mich durch Ordonnanz alle vierzehn Tage einen Rapport ſchicken, was im Regiment in denen verfloſſenen vierzehn Tagen in jeder Garniſon zur Erreichung Seiner Majeſtät Willens gemacht worden."

Aus der Schilderung des Karakters und Lebens unſres Helden, welche der Hauptmann von Blankenburg entworfen, fügen wir den eben mitgetheilten Beſonderheiten den allgemeineren Umriß

hinzu, in welchem dieser achtbare Vorgänger, dessen eignen Worten hier der Raum nicht fehlen soll, die erwähnten Züge zusammenfaßt, Er sagt: „Die Art, mit welcher Seydlitz die Regimenter behandelte, die Nachsicht und Schonung, mit welcher er ihre Fehler rügte und ihre Mängel und Unvollkommenheiten bemerkte, erweckte denn so sehr ihren guten Willen, solchen selbst abzuhelfen, als die Einsicht, mit welcher er ihnen die Ursachen davon, und die Mittel zu ihrer Verbesserung zeigte, sie in den Stand setzte, ihnen abhelfen zu können. Die Uebungen, welche er bei Bereitung einzelner Schwadronen und ganzer Regimenter machen ließ, enthielten gleichsam die Keime der Vollkommenheit aller militairischen Uebungen, und öffneten gleichsam den Verstand über das, was vorzüglich betrieben werden mußte. Für ein Regiment zum Beispiel, von welchem er glaubte, daß es nicht kühn und entschlossen genug ritte, wählte er auf dem Uebungsplatze grade denjenigen Theil desselben, welcher die mehrsten Ungleichheiten, abwechselnde Höhen und Thäler, oder andere Schwierigkeiten darbot. Denjenigen Offizieren, deren Diensteifer und Rechtschaffenheit er kannte, bezeigte er, auch wenn sie nicht durch außerordentliche Talente sich auszeichneten, vorzüglich Achtung und Zutrauen,

und ſogar eine freundſchaftliche Theilnehmung an ihrem übrigen Geſchick; die Verweiſe, welche er zu geben genöthigt war, waren nie kränkend für das Gefühl von Ehre, welches den Soldaten beleben ſoll, waren immer dem übrigen Karakter des Fehlenden, ſo wie, ſowohl durch die Art ihrer Aeußerung als durch ihren Inhalt, ſeiner wahren Würde angemeſſen. So lebhaft er auch war, ſo war er doch nie leidenſchaftlich; er blieb beim Unwillen eben ſo ſehr Meiſter ſeiner ſelbſt, als in der Gefahr. Er brach nie bei ſolchen Gelegenheiten, wie es zuweilen der Fall ſein ſoll, in heftige Geſtikulationen, oder gar in Geſchrei aus."

Wir können aus einzelnen Vorgängen, von denen ſich theils ſchriftliche, theils mündliche Ueberlieferung erhalten hat, ſowohl das Allgemeine der Zeit als das Eigne der Perſon, ſo wie das Wechſelverhältniß beider, deutlich genug erkennen. Wir haben ſchon geſehen, daß Seydlitz in befehlshaberiſcher Gewalt gegen Untergebene den Karakter ſeiner Zeit und ſeines Faches nicht verleugnete; der folgende Zug beweiſt, daß er aber auch den Anforderungen in Behandlung der Ehre freiſinnig zuvorkam, ſobald dieſe ſich mit Grund voranſtellte. Während der Schlacht von Freiberg war Seydlitz, im

Drange der Ungeduld, daß der preußische Angriff nicht rascher fortging, gegen einen Offizier, der mit einer Schaar Kürassiere unthätig zu warten schien, in schnöde Worte ausgebrochen, denen dieser nichts erwiederte, aber sogleich, da auch in demselben Augenblicke die Gelegenheit sich aufthat, mit seiner Truppe das zu Leistende ausführte. Der General fühlte, daß er den Mann mit Unrecht gekränkt habe, und ließ ihn am folgenden Tage durch den Befehlshaber des Regiments wissen, er sei bereit, ihm persönliche Genugthuung zu geben; ein großmüthiges Anerbieten, welches unter den waltenden Verhältnissen vollständig die Sache selbst war, und daher unnöthig, ja unmöglich machte, weiter zu gehn. Dieselbe Triebfeder konnte auch in entgegengesetzter Richtung wirksam werden. Ein Offizier seines Regimentes stützte sich in der Noth, um die Klage eines Gläubigers unwirksam zu machen, auf die Königliche Verordnung, wodurch die Schulden der Offiziere für außergesetzlich und unverbindlich erklärt wurden; kaum erfuhr Seydlitz diesen Bruch des Vertrauens und der Ehre, als er sofort den Offizier in Verhaft setzte, und sein unedles Verfahren aufzugeben zwang. Dem Mißbrauche der Befehlsmacht war oft schwer zu entgehen, doch wurde hier

ein glückliches Einlenken nur um so schätzenswerther. In Ohlau war eine Familie, deren Kreis durch hübsche anziehende Töchter belebt wurde, und für eine derselben hatte Seydlitz, aber zugleich einer seiner Offiziere, die entschiedenste Neigung gefaßt. Dem General war der Nebenbuhler unbequem, und er versetzte ihn deßhalb an einen entfernteren Ort. Allein der Verliebte kam nun heimlich um so öfter, wagte sich ohne Urlaub Abends in Bürgerkleidung nach Ohlau, und kehrte vor Tag unbemerkt in sein Standquartier zurück. Die Sache wurde jedoch verrathen, und Seydlitz ritt an einem nebligen Herbstmorgen sehr früh auf die Jagd, wählte aber den Weg, auf welchem jener heimreiten mußte. Nichts ahndend gallopirt der Sorglose in Pekesche und Mütze gekleidet heran, findet sich unerwartet dem General gegenüber, dem er nicht mehr ausweichen kann, und fängt in größter Zerknirschung Entschuldigungsworte zu stammeln an; doch Seydlitz, begnügt durch diese Verlegenheit, und im Gefühl, daß auch seine eigne Rolle hiebei nicht die ganz richtige sei, fällt ihm in die Rede, und sagt: „Reiten Sie nur weiter, ich kenne Sie nicht; aber nehmen Sie sich in Acht, daß es der General nicht erfährt, es möchte sonst nicht gut ablaufen.“ Der Offizier hei-

rathete das Mädchen späterhin. Aehnliche Fälle persönlicher Nachsicht ereigneten sich öfters, und erhöhten das Zutrauen, ohne die Furcht zu schwächen. Nicht selten geschah es, daß Offiziere ohne Urlaub von Ohlau nach Breslau ritten; erfuhr dies Seydlitz, so warf er sich nach seiner raschen Weise gleich auf's Pferd, und setzte nach. Wurde der Verwegne eingeholt, so mußte er sich der schwersten Ahndung gewärtigen; entkam er aber durch erfolgreiche Anstrengung, so blieb er nicht nur straflos, sondern wurde noch wegen seines wackern Reitens und braven Pferdes öffentlich gelobt.

Jede Verweichlichung und Bequemlichkeit haßte Seydlitz, und litt sie nicht in seiner Nähe. Alle Offiziere mußten im Dienst, und wenn sie sonst von ihm gesehen wurden, steife Halsbinden von Rasch wie die Gemeinen tragen, und als einer derselben, eine Sammtbinde umgethan hatte, und so zum Mittagessen kam, ließ Seydlitz ihn unmuthig an: „Ich bin nicht gewohnt, Handwerksburschen am Tisch zu haben;" war nur zufrieden, als er vernahm, daß der Sammt, der hier seltsam genug den Handwerksburschen zugewiesen wurde, durch ein zufälliges Halsübel seine Entschuldigung finde. Der König selber war allen Gegenständen des Luxus und der Weich-

lichkeit im Militair ſehr feindſelig, und ließ keine Gelegenheit vorbei, ſie zu verfolgen. Einſt ſah er in ſeinem Vorzimmer einen prächtigen Muff, und warf ihn ins Kaminfeuer; er glaubte, Seydlitz habe den Muff hier abgelegt, und wollte auch dieſem geſchätzten General die herbe Lehre nicht ſparen; der Muff gehörte jedoch dem ſpaniſchen Geſandten, und Seydlitz hatte ſein ſchadenfrohes Ergötzen an dem Mißgriff, der ihm gleich bekannt wurde. Er ſelbſt nahm es bei ſeinen Rügen ſolcher Art nicht ſo genau, und miſchte dem öffentlichen Tadel Bezüge bei, die nicht dazu gehörten. In ſeinem Regimente befand ſich ein tapfrer und kenntnißreicher Offizier, der aber bei läſſiger Gemüthsart ſeine Mußeſtunden zuweilen mit damals üblichen Handarbeiten ausfüllte; Seydlitz achtete ihn ſehr, doch verdroß ihn jene Liebhaberei, und einſt rief er ihm beim Exerziren zu: „Herr, ſitzen Sie doch nicht ſo ſchläfrig vor dem Zuge, als wenn Sie vor dem Filetkäſtchen ſäßen.“ Bei andrer Gelegenheit mochte er dem Vorwurfe zugleich nach andrer Seite ehrendes Lob geſellen. Ein Regiment ſollte von ihm beſichtigt werden und eben ausrücken, als ein ſtarker Strichregen einfiel, welchen der Inhaber als ein Hinderniß anſah, und deßhalb fragen ließ, ob die

Sache nicht verschoben bleiben solle; worauf aber die Antwort erfolgte: „Es wird wohl gehen, das Regiment hat sich ja durch schlechteres Wetter auf dem Schlachtfelde nicht abschrecken lassen.“

Für niemanden war das Verhältniß zu dem General so unmittelbar und persönlich, als für seine Adjutanten, die jedem Willen und Einfall desselben sich als nächstes Werkzeug darzubieten, jede Eigenschaft desselben am stärksten und unvermeidlichsten zu erfahren hatten. Unter ihnen ist des Regimentsadjutanten von Reibnitz besonders zu gedenken; aus seinen hinterlassenen Nachrichten sind viele der Züge geschöpft, welche hier zum erstenmal öffentlich erzählt werden. Er war als Junker des Werner'schen Husarenregiments dem General auf einem Besichtigungsritt als Ordonnanz beigegeben, und gefiel ihm durch sein rasches Reiten, sichres Antworten und genaues Ausrichten jedes Befehls. Folge dieser Gunst war, daß Seydlitz ihn als Kornet in sein Kürassierregiment nehmen wollte. Allein der Junker war ohne alles Vermögen, und hatte von seinem Schwadronskommandeur, Major Grafen von Krockow, das Versprechen, wenn er im Regimente Offizier werden würde, die Equipirung geschenkt zu bekommen; jetzt sollte er zwar unvermuthet Offizier werden, aber

ohne die gehoffte Unterſtützung, in einem fremden Regimente, wo ſie der koſtbarerern Einrichtung wegen nur noch dringender nöthig geweſen wäre. Der Major enthielt ſich nicht, dem General in Gegenwart des Junkers, der auf ſein Glück nur mit Thränen in den Augen blickte, freimüthig vorzuſtellen, der Junker ſei zu arm, um in ein Küraſſierregiment einzutreten, und Seine Exellenz möchten lieber einen andern wohlhabenden Junker auswählen. Seydlitz antwortete kalt und ſtreng: „Wenn ich einen Vorſchlag haben wollte, würde ich Sie gefragt haben. Der Junker Reibnitz gefällt mir, ich nehme ihn als Kornet in mein Regiment, und thut er ſeine Pflicht, und vertraut auf Gott und mich, ſo wird er nie verlaſſen ſein.“ In der That wurde ihm ein großer Theil deſſen, was Krockow ihm zugeſagt hatte, jetzt durch Seydlitzens Freigebigkeit zu Theil. Nachdem der Kornet mehrere Jahre unter ſcharfer Beobachtung ſeinen Fleiß und Eifer in aller Art bewährt hatte, und endlich Lieutenant geworden war, beſchloß der General ihn als Regimentsadjutanten zu ſich zu nehmen. Gleich zuerſt aber ſollte er eine Probe beſtehen, wie weit er in ſeiner bisher bewieſenen Raſchheit und Unverdroſſenheit auszuharren fähig ſei. In einer ſtürmiſchen Winternacht läßt

der General den neuen Adjutanten zu sich rufen; derselbe erscheint sogleich, dienstmäßig angezogen, im bloßen Koller, ohne Ueberbekleidung; Seydlitz fragt, wie viele verheirathete Inländer beim Regimente seien, wie viele Kinder sie haben, und andres dergleichen; der Adjutant antwortet bestimmt und gut, und wird entlassen. Nachdem die ungefähr nöthige Zeit verstrichen, sich zu entkleiden, und zur Ruhe zu begeben, wird der Adjutant abermals gerufen, der wieder eben so flink bei der Hand ist, auf die Frage, bei welcher Schwadron der größte Kürassier stehe, kurze Antwort giebt, und dann fortgeschickt wird. So geht es in derselben Nacht noch ein drittesmal, wegen lauter unbedeutender Sachen, welche bis zum nächsten Morgen und noch länger Zeit haben konnten; der Adjutant aber ist, wie beim erstenmal, rüstig, heiter, beeifert, und läßt nicht die geringste Verwunderung merken. Als er um 4 Uhr morgens zum viertenmal vor dem im Lehnstuhl sitzenden General steht, betrachtet dieser mit Wohlgefallen den unverdrossenen Offizier, und sagt: „Ich wollte nur sehen, ob Sie nicht verdrießlich sind, daß ich Sie wegen der Kleinigkeiten so oft rufen lasse, da Sie aber immer schnell da waren, und auf die unbedeutendsten Fragen mir gleich antworten konnten, Ihre

Garderobe jedoch so beschaffen ist, daß Sie sich bei den kalten Nächten leicht schaden können, so bitte ich Sie, diese fünf Dukaten anzunehmen, und sich einen Sürtoutrock davon machen zu lassen.“

Die Bedrängnisse und Mühen, so wie der Ertrag, die einem solchen eben so reizenden als ehrenvollen Verhältnisse fortwährend zugetheilt blieben, schildern sich anschaulich in folgenden Erzählungen. Es kam in einer Zeit öfters der Fall vor, daß Kürassiere während des Exerzirens den Hut verloren. Diese Störung nahm Seydlitz sehr übel, und eines Morgens beim Ausrücken machte er bekannt, daß der Reiter, dem wieder der Hut abfiele, mit zwanzig Hieben, der Unteroffizier des Berittes mit dreitägigem, und der Offizier des Zuges mit vierundzwanzigstündigem Arrest bestraft werden würde. Desselben Tages war er mit dem ganzen Exerziren sehr unzufrieden, und befahl, daß sämmtliche Offiziere nachmittags zu Pferde sich einfinden sollten, um die Uebungen ohne Mannschaft für sich allein durchzumachen. Er befehligt alle Bewegungen selbst, die Offiziere strengen Aufmerksamkeit und Eifer an, und die Sachen gehen gut, der Vorbeimarsch im Galopp soll den Beschluß machen. Reibnitz an der Spitze des Regiments galoppirt eben heran, da wird

ſein Pferd unruhig, und ſchlägt ihm vor des Generals Augen den Hut herab, der aber, bei der damaligen Art Tines unten ganz graden und breiten Hutſtutzes, ſo glücklich fällt, daß er auf einer Ackerſcholle aufrecht und mit dem Federbuſch nach oben ſtehen bleibt. Der Adjutant erſieht dieſen Vortheil, macht eine kleine Volte, biegt ſich vom Pferde herab, ergreift den Hut am Federbuſch, und ſtülpt ſich ihn ſchnell auf den Kopf, ſo daß er noch zur rechten Zeit, und ohne aus dem Galopp gekommen zu ſein, bei dem General vorüberreitet, der für jetzt nichts ſagt, als daß er ihn nach dem Einrücken zu ſich beſcheidet. Der Adjutant erſcheint höchſt verlegen, findet aber den General behaglich rauchend, der ihn freundlich anredet: „Warum glauben Sie wohl, daß ich Sie habe kommen laſſen?“ Reiönitz bekennt, daß er fürchte, der Erſte zu ſein, an welchem die heutige Androhung ſich erfüllen ſolle, bemerkt jedoch, ſein Hut ſitze ſonſt wie angenagelt auf dem Kopfe, und nur das Platzen einer Schnur habe den Unfall möglich gemacht. Er muß ihn zur Probe aufſetzen, und Seydlitz erklärt, die Strafe ſolle ihm geſchenkt ſein, da er den Fehler ſo geſchickt gut gemacht habe, und damit ſein allzu mageres Pferd ruhiger werde, möge er ihm mehr Futter kaufen,

und hiezu die auf dem Kamin liegenden Geldrollen anwenden. Mit ähnlicher Wendung endet die zweite Geſchichte. In der Nähe von Ohlau hatte der Blitz eingeſchlagen, und es brannte ein Dorf; allein wegen der vielen Waldung und dem ſtarken Gewitterregen war der beſtimmte Ort nicht gleich zu erkennen. Der Adjutant erhielt alſo den Auftrag in die Gegend hinauszureiten, um das Feuer aufzufinden und den Zuſtand der Sachen zu erkunden; nach anderthalb Stunden kehrt er ganz durchnäßt zurück; Seydlitz ſieht ihn kommen, und ruft ihn aus dem Fenſter an, Reibnitz wendet ſogleich ſein Pferd, ſetzt über einen ſogenannten Röhrtrog, der am Brunnen vor dem Quartiere ſtand, und jenſeits parirend fragt er, was der General befehle. „Jetzt nichts, antwortete dieſer, als daß Sie nicht den Hals brechen ſollen; ziehen Sie ſich trocken an, und kommen dann zu mir.“ Als Reibnitz wiederkehrte, und ſeinen Bericht erſtattete, kam heraus, daß er in der kurzen Zeit beinah vier Meilen geritten ſei, und der letzte Sprung mit dem ſo angeſtrengten Pferde erſchien nun um ſo halsbrechender. „Ich befehle Ihnen, ſagte der General, nicht ſo toll zu reiten, man bricht den Hals nur Einmal; damit aber Ihr Pferd bei Kräften bleibe, und mehr Fleiſch bekomme, ſo

nehmen Sie diese zwanzig Thaler, und meinen Dank für Ihren Eifer.“ Solches Wort vor vielen Zeugen ausgesprochen, da Seydlitz grade aus sehenen Besuch hatte, wurde der höchsten Belohnung gleich erachtet.

Im Jahre 1767 wurde Seydlitz zum General von der Reiterei ernannt, welche Stufe des Kriegsdienstes, da der König nach dem siebenjährigen Kriege die Beförderung zum Feldmarschall gar nicht eintreten ließ, für jene Zeit die höchste zu erlangende war. In seiner Stellung wurde dadurch nichts verändert, noch sein Wirkungskreis erweitert. Nach wie vor behielt er die Aufsicht über die schlesischen Reiterregimenter, bereiste und exerzirte sie, bearbeitete besonders sein Kürassierregiment mit Eifer, und am meisten seine Leibschwadron in Ohlau selbst, welche, beständig unter seinen Augen, im höchsten Grade seine Strenge wie seine Gunst erfuhr. Kam der König zur Heerschau nach Schlesien, so war Seydlitz in seinem Selbstgefühle gewiß, durch die Leistungen seiner Reiter jedem billigen Anspruche zu genügen, wenn auch bisweilen das Lob nur kärglich ertheilt wurde. Zu den Truppenübungen nach Potsdam begab er sich selten, und nur wenn die Einladung des Königs als wirklicher Befehl erschien;

im Jahre 1768 war er zum letztenmale dort. Auch wurden keine Offiziere seiner Inspektion dorthin gefordert, um Musterhaftes zu sehen und zu lernen; die Schule von Ohlau, war man überzeugt, sei jeder andern weit voraus. Dieser Ruf ging durch das ganze Heer, und war auch im Ausland anerkannt; daher an den Tagen großer Musterung Seydlitz immer in größter Auszeichnung erschien; Einheimische und Fremde blickten begierig auf den berühmten Reitergeneral, die Truppen und das Volk nannten ihn mit antheilvoller Bewunderung.

Als im Jahre 1769 Kaiser Joseph der Zweite mit Friedrich dem Großen eine Zusammenkunft zu haben wünschte, und hiezu die Musterung, welche der König über die Truppen Oberschlesiens bei Neiße zu halten pflegte, als geeignete Gelegenheit bestimmt worden, erbat sich der Kaiser bei dem Könige ausdrücklich das berühmte Kürassierregiment von Seydlitz dort zu sehen. Zwar gehörte das Regiment eigentlich zur niederschlesischen Musterung; allein dem hohen Gaste war ein Wunsch dieser Art nicht abzuschlagen. Dem Könige war jedoch insgeheim die Sache unlieb, und neben diesem Umstande trug auch noch ein besondres Mißgeschick dazu bei, für Seydlitz den Ruhm und die Ehre dieser Tage durch man-

cherlei Verdruß zu trüben. Der König hatte ihm gleich zuerst von dem Vorhaben des Kaisers Nachricht ertheilt, und dabei auf der Rückseite des Schreibens eigenhändig bemerkt: „Solches bleibt aber zu Eurer alleinigen Kenntniß.“ Seydlitz, diese Nachschrift nicht bemerkend, sagte im Gegentheil seinem Inspektions-Adjutanten, er könne diese Neuigkeit seinem Vater, dem Minister von Schlabrendorf in Breslau, gleich mittheilen. Nun verbreitete sich die Nachricht schnell, und wurde selbst in Berlin ruchbar. Den König verdroß dies ungemein, und er wußte bald, aus welcher Quelle das Gerede gekommen sei. Als er darauf in Schlesien den General zuerst wiedersieht, redet er ihn widrig an: „Seit wann hat Er denn vom Hühnersteiß gegessen, daß Er nichts bei sich behalten kann?“ Seydlitz, gegen seine Gewohnheit beschämt und verwirrt, sucht eine Ausrede, und sagt, er habe seinem Adjutanten die Sache mittheilen müssen, und durch den sei es bekannt geworden. Der König pflegte sonst mit dem jungen Schlabrendorf einiges zu reden, sah ihn jetzt aber nur verdrießlich an, und ritt weiter. Dieser kann sich über die unverdiente Ungnade nicht beruhigen, und Seydlitz, selber aufgebracht, glaubt ihn trösten zu müssen, indem er ihn aufmerksam macht,

daß

daß der König übel ausſehe, und ſehr die Beine hängen laſſe, daher die Gnade oder Ungnade wohl nicht viel mehr bedeuten werde. Der König hatte auch fragen laſſen, ob Seydlitz nicht für ſein Regiment neue Fahnen haben wolle, oder ſonſt etwas zum ſtattlichen Erſcheinen der Truppe nöthig glaube. Seydlitz erwiederte, ihm dünke es für das Regiment ehrenvoller, mit den im Kriege zerſchoſſenen Standarten zu paradiren, bat ſich aber neue Pauken-Behänge aus, weil die Pauken eroberte öſterreichiſche ſeien, und ihre Behänge noch als ſolche dem Kaiſer kenntlich ſein könnten. Der König bewilligte die Bitte ſogleich, allein obwohl er ſelbſt für den Kaiſer alle zarten Rückſichten hatte, und ſorgfältig jedes vermied, was jenem empfindlich ſein konnte, ſo ſchien er doch unnöthig zu finden, daß ſeine Generale ſich dies ebenfalls angelegen ſein ließen.

Bei der Heerſchau ſelbſt erntete Seydlitz die größte Bewunderung. Der Kaiſer nahm von allen Gegenſtänden des Dienſtes genaue Kenntniß, ließ ſich jede Einrichtung erklären, und machte alle Feldübungen, welche Seydlitz durch ſein Regiment vollbringen ließ, perſönlich mit. Bei einer glücklich ausgeführten raſchen Truppenbewegung ſagte er die

schmeichelhaften Worte: „Herr General Seydlitz, das war ein Stückchen von Roßbach.“ Die Lobsprüche, welche er der preußischen Reiterei und ihrem ruhmvollen Anführer austheilte, mögen indeß einiges an ihrem Werth dadurch eingebüßt haben, daß sie häufig verriethen, der Kaiser habe mehr Absicht als Sachkunde bei seinem Lobe, und es wurde einleuchtend, wie viel mehr das geringste Wort der Zufriedenheit werth sei, wenn ein Kenner wie Friedrich es ausspräche. Allein dieser gab auch nicht das geringste Zeichen von Wohlgefallen, und schien seinen bewunderten General ganz unbeachtet zu lassen. Hiedurch entstand eine Stimmung der Kälte und Empfindlichkeit, in welcher Seydlitz keinen Eifer, sich dem Könige zu nähern, sondern im Gegentheil schroffe Abwendung zeigte. Aus dieser Stimmung erklärt sich denn auch das sonst befremdliche Benehmen, welches er bei einem Vorfall beobachtete, den Friedrich Nicolai nach beglaubigter Ueberlieferung so erzählt: „Es war am dritten Tage der Manöver, als der König auf einer Anhöhe hielt, und aufmerksam durch sein Perspektiv sah, ob alles nach den gemachten Anordnungen von Statten ginge. Der Kaiser war mit dem Prinzen Heinrich auf einem entfernten Platze, und in der ganzen Gegend um den

König hielt niemand, als etwa hundert Schritt seitwärts der General Seydlitz mit seinem Regimentschirurgus. Unvermuthet fing des Königs Pferd an sich zu schütteln, legte und wälzte sich. Der König fiel, aber nicht unter das Pferd, das aufsprang und davon lief. Der Regimentschirurgus erschrak, und fragte den General, ob er zum Könige reiten solle, im Fall er etwa Schaden genommen hätte. Der General, welcher sah, daß der König schon wieder auf den Beinen war, sagte: „Bleiben Sie nur hier, der König sieht es eben nicht gern, daß jemand so etwas bemerkt, besonders wenn es ohne Schaden abgeht.“ Der Regimentschirurgus fragte, ob er nicht hinreiten solle, um eines von des Generals Handpferden zu holen. Der General schüttelte den Kopf und sagte: „Nein! wofern es nicht der König ausdrücklich verlangt! Meine Pferde möchten Streiche machen. Sie sind etwas scheu um die Köpfe:“ womit er auf des Königs Art, die Pferde zu strafen, zielte. So stand der König wohl beinahe eine Viertelstunde ganz allein zu Fuß, und sah mit seinem Glase unverwandt nach den Evolutionen der Truppen, und der General sah seitwärts, als ob er nicht bemerkte, was mit dem Könige vorgegangen war.“ Das Pferd wurde dann wieder

eingefangen, und der König bestieg es sogleich, ohne was zu sagen. War in diesem höchsten und wichtigsten Verhältnisse Mißmuth und Widerwärtigkeit zu verwinden, so fehlte auch der Verdruß nicht, der aus den kleinsten Nebendingen oft im Augenblicke zu größter Pein erwächst. Ein Beispiel dieser Art ist uns aus diesen Tagen aufbewahrt. Ein sehr eitler Offizier, der wegen seines Großthuns den Spottnamen Großmogul trug, hatte kurz vor der großen Parade das Unglück, sein bestes Pferd lahm zu reiten, und der Umstand, daß ein nächtlicher Vergnügungsritt den Schaden veranlaßt hatte, bestärkte die Abneigung der Kammeraden, ihm durch eines ihrer Pferde auszuhelfen. Er war also gezwungen, auf seinem zweiten, sehr häßlichen Pferde, das einen Rattenschwanz hatte, bei dem Kaiser vorbeizumarschiren. Der Kaiser war voll Bewunderung, und konnte das Regiment wegen seiner Schönheit, Ordnung und Gewandtheit nicht genug rühmen. Das Gefolge stimmte mit den lebhaftesten Aeußerungen ein, nur bemerkte Einer der Herren, es sei Schade, daß ein Offizier einen Maulesel geritten habe. Dies hörte Seydlitz, und fühlte seinen Stolz empfindlich verletzt; der Schimpf war ihm unerträglich, und damit solch Aergerniß nicht erneut würde, und zugleich

ſein Zorn eine Genugthuung erhielte, gab er dem Offizier, der den Rattenſchwanz ritt, für die noch übrigen Muſterungstage Verhaft.

Nach beendigten Uebungen ritten der Kaiſer und der König mit großem Gefolge von Generalen und Stabsoffizieren nach Neiße, wo vor der Thüre der biſchöflichen Reſidenz der Kaiſer noch ein beſonderes Geſpräch mit Seydlitz anhob, ihn über mancherlei befragte, mit größten Lobeserhebungen ſeiner Gnade verſicherte, und endlich mit den Worten ſchloß: „Wenn die Verhältniſſe es mir erlaubten, ſo käme ich zu Ihnen, um den Reitereidienſt zu lernen, allein da dies nicht ſein kann, ſo wünſchte ich, Sie kämen in meine Dienſte;“ worauf Seydlitz antwortete: „Ew. Kaiſerliche Majeſtät würden an mir eine ſchlechte Acquiſition machen, denn ich weiß nur einem Herren zu dienen, und das iſt mein gegenwärtiger.“ Der König beobachtete ganz in der Nähe mit ſichtbarer Eiferſucht die lange Unterredung, und wiewohl er die letzten Worte gehört haben konnte, da Seydlitz ganz laut und freimüthig, und ſogar mit einer Hindeutung auf den König, geſprochen hatte, ſo rief dieſer ihn doch ſogleich heran, fragte ihn ganz unwillig: „Was hat Er ſo lange mit dem Kaiſer zu ſprechen?“ und ſchloß, nachdem

jener alls genau wiederholt hatte, mit den verwerfenden Worten: „Er iſt dem Herrn keine Erläuterungen ſchuldig.“ — Der Kaiſer aber behielt Seydlitz in gutem Andenken, und ſandte ihm von Wien ſpäterhin drei ſchöne türkiſche Pferde zum Geſchenk, und dabei, weil ihm auch die ſinnlichen Neigungen des Generals bekannt und bemerkbar geworden waren, eine reizende zirkaſſiſche Sklavin; dieſe war jedoch, wie es ſchien, der freieren Verhältniſſe und Rechte, in welche ſie aus dem Morgenlande verſetzt war, ſchon ganz kundig, und benahm ſich ſo, daß Seydlitz nur kurzes Gefallen an ihr fand, und ſie bald fortſchickte.

Das Verhältniß mit dem Könige behielt auch in der Folge ſeine mannigfachen Schwankungen. So ſehr der König den General achtete und ehrte, ſein Verdienſt im Ganzen jederzeit höchlich anerkannte, und ſeinem Urtheil und Anordnen die höchſte Geltung einräumte, ſo gern ergriff er wieder die Gelegenheit, Einzelnes zu tadeln, und konnte hierin grade oft am empfindlichſten verletzen. Nach der Muſterung im Jahre 1770, wobei er große Zufriedenheit bezeigt, machte er zuletzt noch die Bemerkung: „Mein lieber Seydlitz, ich dächte ſein Regiment ritte viel länger, als meine übrige Reiterei.“

Seydlitz, der allerdings darauf hielt, daß die Steigbügel gehörig lang wären, aber das Rechte nicht als Uebertreibung wollte tadeln lassen, antwortete kurz: „Ew. Majestät, das Regiment reitet heute noch eben so, wie bei Roßbach.“ Der König schwieg. Auch ein andresmal ließ der König solche dreiste Erwiederung gelten, als er seinen Generalen einen neuen Plan des Bestandes und Ersatzes der Pferde bei den Regimentern vorgelegt hatte, und endlich auch von Seydlitz, der nachdenkend schien, ein Urtheil hören wollte; dieser antwortete: „Ich habe eben ausgerechnet, daß bei dieser Einrichtung binnen zehn Jahren das jüngste Pferd von Ew. Majestät Reiterei funfzehn Jahr alt sein wird.“ Der König wandte sich ab, und ließ den Plan unausgeführt. Einmal wurde in Gegenwart des Königs die Frage verhandelt, ob die Reiterei zweischneidige oder Rückenklingen führen solle? Seydlitz machte dem Streite, der ihm langweilig wurde, mit dem kurzen Ausspruch ein Ende: „Wenn die Reiterei nur eher an den Feind kommt, ehe dieser sich die Klingen besehen kann, so mag sie nur Spießgerten in der Hand haben, sie wird doch siegen.“ Bei andrer Gelegenheit wußte Seydlitz geschickt auszuweichen. An einem Musterungstage hielt die Rei-

terei beim Aufmarſche nicht die rechte Linie, ſchnell ritt Seydlitz auf den Flügel zu, der zu fehlen ſchien, und rief: „Vor! vor!“ In demſelben Augenblicke kam aber auch der König, und rief: „Zurück! zurück!“ Seydlitz wandte ſogleich ſein Pferd, ſtieg ruhig ab, beſah etwas an der Zäumung, und that, als ob ihn hier ſonſt nichts anginge; worauf der König weiterritt, und dem Flügel ſeine Richtung ſelbſt zu finden überließ.

Oft war man ganze Tage hindurch ſchroff und kalt, und beiderſeits auf ſeiner Hut, bis etwa durch einen weiteren Anlaß die Spannung ſich befeſtigte oder löſte. Mit bezaubernder Anmuth wußte der König zuweilen durch Ein Wort allen Groll zu tilgen. Eines Tages an der Königlichen Tafel ſaß Seydlitz ſtumm und mürriſch; der König ſprach nicht mit ihm, deſto mehr aber mit einem franzöſiſchen General, der ſich nach manchen Kriegsvorfällen erkundigte. Die Schlacht von Zorndorf wurde beſprochen, der König erörterte die einzelnen Bewegungen und Angriffe, und nach Maßgabe, daß er ſich die einzelnen Umſtände vergegenwärtigte, blickte er auch antheilvoller auf Seydlitz, der aber ſeine Miene nicht änderte. Endlich rief der König lebhaft aus: „Was ſoll ich mehr davon ſagen? Da ſitzt

er ja, — auf Seydlitz zeigend, — der die Schlacht gewonnen hat!“ Und Heiterkeit und freundschaftliche Stimmung waren sogleich hergestellt.

In welche Achtung Seydlitz durch sein Benehmen sich bei dem Könige und dessen Umgebungen gesetzt hatte, beweist folgende Aeußerung, die an der Königlichen Tafel vorfiel. Der König pflegte bei der Mahlzeit seiner witzigen Laune freien Lauf zu lassen, und manche seiner Tischgenossen waren das gewöhnliche Ziel seiner oft beißenden Scherzreden. Dem Oberstallmeister Grafen von Schwerin, der durch redseliges Wesen und andre schwache Seiten manche Blöße gab, wurde regelmäßig hart mitgespielt, und eines Tages gerieth er darüber in solche Aufreizung, daß er es nicht länger aushielt, sondern unerwartet mit Heftigkeit losbrach: „Mit können Ew. Majestät wohl so was anthun, ich muß mir alles gefallen lassen; aber da sitzt Einer, — und er zeigte auf Seydlitz, — versuchen Sie's doch einmal mit dem!“ Die Anwesenden erschraken und staunten, der König wurde still und ernst, und die Spöttereien hatten für diesmal aufgehört. Nie war Seydlitz dem Könige gegenüber furchtloser und freimüthiger, als wenn ihn Gerechtigkeitsliebe und Pflichtgesinnung für andre zu reden antrieben. Auch

war sein Wort alsdann fast immer von gutem Erfolg. Einmal drängten sich viele Invaliden in Breslau zu nahe um den König und belästigten ihn, so daß er unwillig befahl sie wegzuschaffen. Da versetzte Seydlitz: „Das sind die braven Männer, die ihr Leben und ihre Knochen drangegeben, um Ew. Majestät Sieg und Ruhm zu gewinnen, und die nun betteln gehn mögen!“ Der König besann sich, ließ die Leute beschenken, und freundlich abfertigen. Dem Generalmajor von Bredow hatte der König den gesuchten Abschied, aber ohne Gnadengehalt, ertheilt; der verdiente, jedoch in seinem Alter nun hülflose General versuchte, sich umzubringen, allein die Kugel glitt an der Hirnschale ab. Seydlitz, unter dessen Inspektion Bredow gestanden, stellte dem Könige so nachdrücklich das Unglück des Mannes vor, und forderte so bestimmt Hülfe für ihn, daß demselben mehr, als er je hatte hoffen können, nämlich ein Jahrgeld von 1000 Thalern, bewilligt wurde. Ein ähnlicher Fall trat für einen General ein, dessen Dragonerregiment gleicherweise der Inspektion von Seydlitz angehörte. Jener hatte dem Könige, auf eine Bemerkung über die letzte Remonte, eine freimüthige Antwort gegeben, welche den Königlichen Generaladjutanten von

Anhalt bloßstellte, als dem die Besorgung der Remonte mit übertragen war. Der General erhielt bald nachher, ohne Zweifel auf Anhalts Betrieb, seinen Abschied mit geringer Pension. Seydlitz schrieb sogleich dem Könige, jener sei stets ein braver Soldat gewesen, habe Familie und sei arm, die ausgesetzte Summe reiche nicht hin, der König müsse mehr geben. Unverzüglich wies der König demselben hierauf jährlich 1500 Thaler an, und bezahlte überdies seine Schulden. Eben so widersprach Seydlitz mit großem Eifer dem Könige, als dieser über den General eines schlesischen Husarenregiments ein hartes Urtheil fällte; anstatt dieses zu bestätigen, wie der König um so mehr zu erwarten schien, da der Angeschuldigte ein Widersacher von Seydlitz war, sprach dieser lebhaft für ihn, und warf dem Könige vor, daß er falschen und unreinen Berichten allzuleicht Glauben geschenkt. Dabei wußte Seydlitz sehr wohl, was er that und wagte, indem er gegen den König eine solche Sprache führte. Als er einst gebeten worden war, eine Sache, welche der König schon abgeschlagen hatte, nochmals in Anregung zu bringen, sagte er unverhohlen: „Glauben Sie nur, daß weder ich noch einer meines Gleichen je ganz sicher sind, aus dem Kabinet des Königs unmittel-

bar nach Spandau zu wandern.“ Auch benahm er ſich in gewöhnlichen Sachen, und wo nicht ein beſonderer Grund oder Antrieb etwas wagen hieß, mit Vorſicht und Klugheit, und nahm des Augenblicks und der Umſtände wahr. Dies ging ſo weit, daß er in Zeiten der Ungunſt alle Angelegenheiten des Regiments, welche der Entſcheidung des Königs bedurften, gänzlich ruhen ließ; kein Urlaubsgeſuch, keine Bitte um Heirathsbewilligung, um Abſchied oder Penſion, wurde eingegeben; aber ſobald die Stimmung ſich wieder günſtiger zeigte, wurde alles Verſäumte nachgeholt, und dann mit ſichrem Erfolg. Auch in den Bezügen der perſönlichen Geſelligkeit, wie in den Sachen des Dienſtes, war das Benehmen des Königs von Eindrücken abhängig, die ganz dem Augenblicke gehörten. So liebte der König zum Beiſpiel das Tabackrauchen nicht, und ließ die Raucher ſeinen Widerwillen oft unangenehm empfinden. Auch einmal gegen Seydlitz, der ſtark nach Taback roch, und auf die Frage, wo er denn herkomme, erwiedert hatte, er habe Hofdeſuche gemacht, brach er ungehalten in die Worte aus: „Frag Er doch einmal die Hofdamen, ſeit wann ſie Taback rauchen.“ Zu andrer Zeit jedoch, im Gefühl des Werthes eines ſolchen Mannes und voll ſorg-

samer Güte für ihn, soll er ihn sogar aufgefordert haben, in seiner Gegenwart zu rauchen.

Die höchsten Ansprüche, welche Friedrichs edel und reich gebildeter Sinn an geistige Unterhaltung machen durfte, konnte freilich Seydlitz durch die seinige nicht befriedigen, und hierin mußte er sogar vielen andern Generalen nachstehen, welche durch lebhaften und ursprünglichen Geist, oder auch durch wissenschaftliche und ästhetische Bildung, wenigstens durch Kenntniß der französischen geselligen und litterarischen Welt, besser zu Gesellschaftern des Königs taugten, als Seydlitz, der sich keiner dieser Eigenschaften rühmen konnte, sondern meist in finstrem Ernste schweigend dastand, höchstens an Gesprächen von Reiterei und Jagd, und auch dann nur einsilbig, Theil nahm, und die wenige gute Laune, die er unter andern Umständen noch hätte zeigen können, in Gegenwart des Königs lieber zügelte. Es war natürlich, daß dieser eine Gesellschaft, welche sich so streng und gewichtig, und dabei so unergiebig darstellte, nicht sehr behaglich fand, und zu dem alleinigen Zeitvertreibe, den aus einer Tabackspfeife aufwirbelnden Rauchwolken nachzublicken, gähnend den Kopf schüttelte. Allein der König hegte neben den Ansprüchen seines Geistes eine tiefe Herzens-

neigung, die ihn mit zarter Innigkeit seinen alten Waffenbrüdern verband, und die mit seinen Jahren nur stets zunahm. Es war ihm Bedürfniß, die alten Helden, mit denen er den Wechsel so vieler Geschicke erlebt, so viele Gefahren getheilt und so großen Ruhm geärntet, von Zeit zu Zeit wiederzusehen, ihnen seine Anerkennung und Dankbarkeit zu bezeigen. Aus solchem Gefühl ohne Zweifel ging auch die in ihrer Kürze so naive als freundliche Einladung hervor, welche der König am 10. April 1772 aus Potsdam an Seydlitz erließ; sie lautet: „Mein lieber General von der Kavallerie von Seydlitz. Ihr seid, dünkt mich, in so langen Jahren nicht allhier gewesen, um schon curieux zu sein, auch die hiesige Regimenter einmal wieder zu sehen. Mir wird daher ganz lieb sein, wenn Ihr Euch in dieser Absicht den 1. Mai c. allhier einfinden wollet. Frdch." Allein bevor dieses Schreiben nach Ohlau gelangen konnte, war Seydlitz daselbst durch einen Anfall vom Schlagflusse getroffen worden, dem die frühere Nervenschwäche und die späterhin rücksichtslos fortgesetzte Anstrengung seinen Körper allmählig entgegengeführt hatten. Die Aerzte riethen ihm zu seiner Herstellung den Gebrauch des Karlsbades an, und nachdem er dies dem Könige melden lassen, em-

pfing er folgende Antwort, welche den lebreichſten Antheil ausdrückt: „Es thut mir gewiß recht ſehr leid, aus Eurem Schreiben vom 14. zu erſehen, daß, anſtatt das Plaiſir zu haben, Euch hier zu ſehen, Euch eine Attaque vom Schlagfluſſe betroffen hat. Da mir ſelber in Anno 1747 ein dergleichen Vorfall begegnet iſt, und ich gleichwohl davon dergeſtalt glücklich wieder hergeſtellt worden, daß mir auch nicht die mindeſte Empfindung davon übrig geblieben iſt, ſo habe ich, ſobald Ihr bei der herannahenden guten Witterung Euch des Karlsbader Brunnens und ſonſtiger Bäder bedienet, zu Eurer vollkommenen Wiederherſtellung gleiche Hoffnung. Ich wünſche ſolche wenigſtens mit aufrichtigem Herzen.“ Doch Friedrich war in der Kraft der Jugend, als ihn der erwähnte Unfall traf, Seydlitz dagegen in vorgerückten Jahren, und durch ſeine bisherige Lebensart ſehr geſchwächt. Seine Herſtellung, die er durch Nichtachten des Uebels und der Vorſchriften der Aerzte anfangs ſehr hinderte, gelang doch ſoweit, daß er im Herbſt ſein Regiment noch exerziren und ſeine Inſpektion bereiſen konnte; allein der gute Anſchein war nicht von Beſtand, bei der ſchleſiſchen Muſterung erſchien er im Lager, konnte ſich aber nur eben zu Pferde halten, und mußte der

Theilnahme an den Truppenübungen entsagen. Weder den Warnungen der Aerzte, noch seiner eignen Erfahrung gab er Gehör. Ein zur Abholung von Remontepferden für das Regiment in die Türkei gesandter Offizier mußte dem General, nach dessen ausdrücklichem Auftrage, auch zwei schöne Zirkassierinnen mitbringen. Sie wurden ihm, der jeder Schonung bedürftig war, doppelt verderblich; die schwächenden Reize brachten auch neuen Krankheitsstoff, und es thaten sich die traurigsten Erscheinungen hervor.

Im Frühjahr 1773 waren seine Uebel nur vermehrt, seine Kräfte sehr geschwunden. Er empfing von dem Könige wiederholt die sorglichsten Briefe voll guter Mahnungen und Wünsche; auch Prinz Heinrich schrieb ihm sehr theilnehmend. Ein zweiter Gebrauch des Karlsbades scheint ihn völlig erschöpft zu haben, ernstlich erkrankt wurde er aus Böhmen nach seinem Gute Minkowsky gebracht, und konnte nicht mehr das Zimmer, bald auch das Bette nicht mehr verlassen. Als sein Regiment im Sommer zur Uebung bei Ohlau zusammenrückte, ließ er sich dahin bringen, um die matten Augen noch an dem Anblicke seiner Reiter zu erfrischen. Hier traf auch der König bei seiner Bereisung Schlesiens

sens im August dieses Jahres ein, besuchte den theuern Kranken und setzte sich an sein Bett. Seydlitz war schon ein Anblick des Jammers: die Krankheit zeigte sich in der widrigsten Gestalt, sie hatte die Nase angegriffen, und er hielt, während der König mit ihm sprach, immer den Kopf abgewendet, um die schreckliche Zerstörung weniger sehen zu lassen. Der König verweilte über eine Stunde lang, sprach gerührten Herzens ihm Trost und Hoffnung zu, und rief mehrmals gegen ihn aus: „Ich kann Ihn nicht missen! ich kann Ihn nicht missen!" Er redete ihm liebreich zu, doch die verordneten Arzneien zu nehmen: „Mein lieber Seydlitz, sagte er, Er muß nicht eigensinnig sein, und muß schon dem Doktor folgen," worauf er auch zu diesem sich wandte, und hinzufügte: „Ihr Doktors müsset aber auch nicht eigensinnig sein, und den Patienten nicht mit Pulvern quälen, wenn er lieber Tropfen haben will, und eins so gut wie das andre ist." Seydlitz war zu Thränen gerührt, und faßte nun, durch den König aufgeregt, neue Lebenslust. Seine Krankheit war nicht genannt worden, der König sprach nur immer vom Schlagflusse. Draußen im Weggehen aber hatte er darüber ein Gespräch mit dem Arzt, und sagte, als dieser sich über die Lau-

nen des Kranken lebhaft beklagte: „Nicht ſo laut! nicht ſo laut! denn wo Seydlitz es in ſeiner Stube hört, ſo holt der Teufel Ihn und mich!“ Seydlitz hatte der Königlichen Gnade die Offiziere empfohlen, welche er als beſonders brauchbar und dienſteifrig kannte, und unter dieſen auch ſeinen treuen Adjutanten, dem er, als dieſer nach der Abreiſe des Königs mit bekümmertem Blick an ſeinem Krankenlager ſtand, tröſtend zurief: „Reibnitz, ſein Sie ruhig: hilft mir Gott noch Einmal, ſo iſt Ihnen auch geholfen, wo nicht, ſo ſind Sie der Gnade des Königs empfohlen.“ Auch nahm der König auf dieſe Empfehlung gewiſſenhaft Rückſicht, und erfüllte alles, was er dem General zugeſagt hatte. Als der König nach Potsdam zurückgekehrt war, ſoll er an Seydlitz geſchrieben haben, er könne ſich an den Gedanken, ihn zu verlieren, unmöglich gewöhnen, wenn aber dies Unglück einmal kommen ſollte, ſo möchte er wenigſtens wiſſen, wen Seydlitz für den Würdigſten halte, ihm als Befehlshaber der Reiterei nachzufolgen; dieſe letzte Freundſchaft dürfe der König, und dieſen letzten Dienſt das Vaterland von ihm hoffen. Hierauf habe der General, wird behauptet, nach ſeiner wahren Ueberzeugung, die aber durch die Umſtände zugleich wie ein

Trotz aussehen konnte, den Obersten von Wackenitz empfohlen, denselben, welchen er auf dem Schlachtfelde von Zorndorf empfohlen hatte, der aber seitdem aus preußischen Diensten in hessische getreten war, und dem Könige durchaus nicht genehm sein konnte. Friedrich soll auch diese Empfehlung als eine ganz ungehörige schlecht aufgenommen, und lächelnd gesagt haben: „Cela prouve que les plus grands hommes radottent quand ils sont aux abois.“ Blankenburg will den ganzen Vorgang bezweifeln, mit nicht genügendem Grunde, wie es scheint, denn die Züge sind dem beiderseitigen Karakter nicht entgegen, und der Major von Kaltenborn, welcher in den Briefen eines alten preußischen Offiziers die Sache ganz bestimmt erzählt, ist sonst nicht unglaubwürdig. Auch Retzow erzählt die Sache als vollkommen wahr, setzt aber den Vorgang an das Krankenbette Seydlitzens, und läßt diesen auf des Königs Einrede: „Wie kann Er zu einem solchen Posten einen Offizier vorschlagen, der nicht mehr in meinen Diensten steht?“ die freimüthige Antwort geben: „Ich kenne keinen geschicktern,“ worauf der König unwillig fortgegangen sei.

Der Prinz von Preußen, nachmals König Friedrich Wilhelm II, besuchte den kranken General in

dieser Zeit ebenfalls. Seydlitz bat ihn, ein schönes Pferd von ihm anzunehmen. Der Prinz nahm dies wohlgefällig auf, und erließ an ihn aus Breslau unter dem 27. August 1773 nachstehendes Dankschreiben: „Mein lieber General von Seydlitz. Der Lieutenant von Kleist hat mir alleweile das Pferd überliefert, das Sie so gütig sind, mir zu geben; es gefällt mir sehr wohl, und ich kann Ihnen nicht genug dafür danken. Ich hoffe, daß meine Gesinnungen gegen Ihnen bekannt genug sind, um jemals zu glauben, daß ich einen so verdienstvollen Mann und einen Freund vergessen könnte, und nehme also das Pferd, wie ein Zeichen Ihrer Freundschaft, aber nicht wie ein Andenken, mit Freuden auf, bitte Ihnen noch vielmals, dem Rath des Doktors und Chirurgi in allen Stücken zu folgen, und zweifle nicht, Ihnen sodann wieder restituirt zu sehen. Da Sie Ihr Leben so oft mit Ruhm und Nutzen des Vaterlandes gewaget haben, so ist es gleichsam eine Pflicht, dieses Leben anjetzo zu erhalten zum Besten des Vaterlandes, und für Ihre Freunde, worunter ich mit allem Rechte mich rechne, der ich bin Dero sehr wohlaffektionirter Freund Friedrich Wilhelm." Die Mahnungen und Hoffnungen waren schon fruchtlos: der Kranke lebte nur noch einige Wochen in

großer Schwäche, und entſchlief gefaßt und ſanft am 7. November 1773 im dreiundfunfzigſten Jahre ſeines Lebens.

Auf die Nachricht von dem Tode des Helden ſchrieb der König an den General von Röder, der jenem in der niederſchleſiſchen Inſpektion der Reiterei, ſo wie der General von Pannewitz in der oberſchleſiſchen, nachfolgte, daß er an demſelben einen ſeiner würdigſten Generale verloren, und um der Armee ein überzeugendes Merkmal zu geben, wie ſehr er deſſen Verdienſte auch nach ſeinem Tode ſchätze, befehle er, daß ſämmtliche Stabsoffiziere der ſchleſiſchen Inſpektion ihn mittelſt vierzehntägiger Tragung eines Flors um den Arm betrauern ſollten. — Die ſchnell in Verweſung übergehende Leiche mußte, der Anordnung des Verſtorbenen gemäß, nach ſeinem Gute gebracht werden, ſie empfing auf dem Wege dahin jenſeits der Oderbrücke die kriegeriſchen Ehrenbezeigungen, und wurde dann im Garten zu Minkowsky ſtill beigeſetzt. Auf dieſem von Wäldern umgebenen düſtern Landſitze hatte Seydlitz nach eignem Sinne ſein Wohnhaus und auch ſeine Grabſtätte eingerichtet. Jenes war ſtattlich, doch von etwas rohem Anſehen, den meiſten Raum nahmen große Pferdeſtälle ein; über den Eingängen der Woh-

nung hatte er den Curius mit den Rüben und den Cincinnatus mit den Pflugſtieren bildlich anbringen laſſen. In einer kleinen Einſiedelei unter alten Eichen iſt ſein Grab; ein ovales Denkmal aus Sandſtein trägt auf ſeiner Deckplatte eine Urne von ſchwarzem Marmor und einen ſchlafenden Löwen. Eine ſchwarze Marmortafel an der Vorderſeite hat in goldenen Buchſtaben dieſe Inſchrift: Herois Fried. Wilh. L. B. de Seydlitz. nat. a. 1721. denat. a. 1773. Cineres.

Seine Nachkommenſchaft war nicht geſegnet. Er hinterließ keinen männlichen Erben ſeines Namens. Die ältere ſeiner beiden Töchter verheirathete ſich mit einem Kriegsrath von Maſſow zu Breslau, wurde geſchieden, heirathete zum zweitenmal, einen polniſchen Grafen Monczinski, durch den ſie ihr ganzes Vermögen verlor, wurde katholiſch, und ſtarb, nach vielfachen traurigen Abentheuern, im Irrenhauſe zu Brieg; die jüngere lebte bis zu hohem Alter, und zuletzt in ſehr dürftigen Umſtänden auf dem Lande in der Niederlauſitz.

Von Seydlitz Perſon und Karakter iſt in unſrer Erzählung ſchon das Weſentliche mitgetheilt. Doch iſt hier noch einiges nachzutragen. Er war nicht beſonders groß, aber von ſchönem Verhältniſſe der

Glieder, ſein Körper hatte den Ausdruck der Stärke und Gewandtheit. Seine grade und ſtolze Haltung behauptete er bis in die letzten Jahre; zu Pferde war ſie nach allen Zeugniſſen unübertrefflich. Es iſt gewiß, ſagt Blankenburg, daß ſeine Figur allein, auch ohne den Geiſt, der ſie beſeelte, eine Linie Reiterei in den Feind hinein gebracht haben würde. Sein Geſicht wäre nicht aufgefallen, aber ſein Auge ſtrahlte von lebhaftem Scharfblick, und verrieth den Muth und das Feuer, die er in Gefahren und Abentheuern zeigte.

In dem Grunde ſeines Karakters lag unſtreitig Edelſinn und Großmuth: unter den Kriegsmännern ſeiner Zeit war er einer der menſchlichſten; er haßte grauſame Strafen, und brachte die Stockprügel bei ſeinem Regimente faſt ganz außer Gebrauch. Für den Landmann war er beſonders gut geſinnt, und wollte ihn, ſo ſehr er den Bauer gegen den Soldaten herabſetzte, in ſeinem Berufe ſtets geſchont wiſſen. So richtete er einſt, als ein junger Offizier bei Ausrichtung eines Auftrags, der eben nicht Eile forderte, gradeswegs über ein beſtelltes Ackerfeld geritten war, an den Wiederkehrenden die Frage: „Sie haben gewiß kein Gut?“ worin für den Betroffenen der bündigſte Vorwurf ausgedrückt war.

So nahm er sich auch gern solcher Offiziere an, deren Thätigkeit ihm bekannt, aber durch keinen Glanz äußerer Eigenschaften getragen war; einen seiner Offiziere, der über einen Rittmeister die Achseln zuckte, weil der alte Kriegsmann einige Vorschriften nicht gefaßt zu haben schien, wies er mit den Worten zurecht: „Lassen Sie ihn nur machen; er hat dergleichen Dinge vor dem Feinde mehr gemacht, als wir beide!“ Allein wir haben schon gesehen, daß er im Drange des Augenblicks auch rücksichtslosere Gewaltsamkeit und Eigenmacht ausüben konnte, ganz im Sinne seiner Zeit und seines Standes. Dies galt vollends bei jedem Widerstreite, in welchem der Gegensatz des Militairs und des Civils zur Sprache kam, wo sich die eifersüchtige Ehrbegier des Kriegers gegen den Bürger jedesmal in maßlosem Vorrecht glaubte. Hievon liefert eine mündlich erhaltene Erzählung des Fürsten Friedrich Ludwig von Hohenlohe-Ingelfingen ein merkwürdiges Beispiel. Dieser stand in seiner Jugend im Regimente von Tauentzien zu Breslau, und war oft in Ohlau, um Seydlitz zu sehen, der, wenn er genug geritten hatte, seinen ganzen übrigen Tag, jenem Berichte zufolge, nur mit Tabackrauchen und aus dem Fenster sehen hinbrachte. Der Bürgermeister von Ohlau, der ihm

gegenüber wohnte, fand an letzterem Vergnügen ebenfalls Geschmack, und legte sich morgens mit der Nachtmütze in's Fenster. Das aber fand Seydlitz respektwidrig, und befahl ihm, die Mütze abzulegen: der Bürgermeister seinerseits nahm das für eine ehrenrührige Zumuthung, und behielt die Mütze auf, bis Seydlitz eine Pistole holte und nach ihm schoß, da dann jener sich erschrocken zurückzog, aber auch sogleich durch eine Stafette dem Könige den Vorgang meldete. Der König indeß ließ die Klage unbeantwortet, und entzog sich damit der Verlegenheit, den Uebermuth eines Mannes von solchem Rang und Verdienste gleich dem Frevel eines jungen Tollkopfes zu bestrafen. Die Einfachheit seiner Gemüths- und Geistesgaben bewahrte ihn vor häufigeren Ausbrüchen solcher Leidenschaft. Es gab eine Menge Dinge, die ihn völlig gleichgültig ließen, bei welchen er keine Meinung zu verfechten, keine Betheiligung durchzusetzen hatte. Daher war er auch allem Partheiwesen fremd, und lebte mit den Meisten seiner Kameraden in guter Freundschaft. In besonders vertraulicher Brüderschaft stand er mit dem General von Warnery, der schon bei dem Natzmer'schen Husarenregimente sein treuer Gefährte war. Seydlitzens Laufbahn, seine Beförderung in

jungen Jahren zu den höchsten Kriegsehren, waren beispiellos glänzend, aber das Verdienst seiner Thaten leuchtete so hell, daß nicht leicht jemand wagen durfte, ihm jene zu neiden. Eigentliche Widersacher hatte er nur wenige; der General von Röder, der ihm nachfolgte, war es mit Willen und Absicht, und suchte auch späterhin alles umzuändern, was Seydlitz eingerichtet hatte; mehr durch Zufall und Umstände war der General von Kleist im Kriege sein Nebenbuhler geworden, und es ohne sein Zuthun auch im Frieden noch geblieben, indem bei allen Gegenständen, welche die Reiterei betrafen, der König neben Seydlitzens Meinung auch noch den nicht selten davon abweichenden Rath Kleists einzuholen pflegte. Doch erkannte Seydlitz den Werth dieses Mannes mit Gerechtigkeit an, und machte seiner Inspektion den im August des Jahres 1767 erfolgten Tod des vermeintlich Gehaßten zum allgemeinen Erstaunen mit den rühmenden Worten kund: „Ich habe den Schmerz bekannt machen zu müssen, daß die Armee durch den Tod des Generallieutenants von Kleist einen ihrer ausgezeichnetsten Kavalleriegenerale und Seine Majestät der König einen seiner treuesten Diener verloren hat.“

Eine bisher bei Aufzählung der Eigenschaften

unſres Helden faſt immer unerwähnt gebliebene, aber ſeinem Weſen ganz angehörige Seite, iſt die von früher Kindheit, durch wilde Jugend und ſtürmiſche Mannesjahre hindurch, in ihm bewahrt gebliebene Achtung der Frömmigkeit und ihrer kirchlichen Gebräuche. Zwar konnten ſeine Leidenſchaften von dieſen Vorſtellungen niemals gemeiſtert werden, und er mag dieſe kaum in ſolchen Bezug zu ſtellen je verſucht haben; allein er hielt auf andächtige Gottesverehrung, und während des ſiebenjährigen Krieges ließ er vor jedem vorauszuſehenden Gefechte ſeine Reiter durch den Feldprediger zur Tapferkeit und Ausdauer anfeuern, auch mußte derſelbe den Verwundeten und Sterbenden geiſtlichen Troſt einſprechen und das Abendmahl reichen. Einſt während des Krieges ritt er mit dem Könige, als ein Dragonerregiment daher kam, welches ein geiſtliches Lied im Marſchiren ſang. „Das ſind mir Poltrons von Reitern, ſagte der König, die da ſingen!“ Seydlitz pflegte zwar ſelbſt nicht zu ſingen, vertheidigte aber die Leute, und erinnerte, daß auch der General von Zieten ſänge, worauf der König die Sache gut ſein ließ. Mit dem Feldprediger ſeines Regiments, der erſt im Jahre 1791 als Paſtor in Ohlau ſtarb, hatte Seydlitz ein freundſchaftliches

Verhältniß, und ehrte ihn öffentlich bei jedem Anlaß. Auch litt er nicht, daß jüngere Offiziere leichtsinnige Scherzreden gegen die Religion und ihre Diener führten, so wenig er sonst um ihren Glauben und ihre Denkart sich bekümmerte.

Die Geistesbildung darf bei Seydlitz nur nach dem Maße seiner Zeit gemessen werden; sie war für seine Stellung und Aufgabe genügend, allein es bleibt ein fruchtloses Bemühen, in diesem Betreff ihn besonders rühmen zu wollen. Seine natürlichen Anlagen nach dieser Richtung waren nicht groß, und die vorhandenen kaum entwickelt: er war kein weiter Kopf, doch innerhalb gegebener Schranken ein vortrefflicher, wie sowohl seine Thaten, als seine Antworten, und selbst seine kurzen schriftlichen Aeußerungen darthun. Die französische Sprache war ihm geläufig genug; daß er Kenntniß von französischer Litteratur gehabt, ist nicht vorauszusetzen, und gewiß von deutscher ebensowenig. Es ist möglich, daß er bei einem Gespräch über die Ehre, welche der Sohn eines reichen Finanzmannes herabsetzen wollte, die zwei Verse von Haller, wie Blankenburg berichtet, zitirt habe:

„Der Held, der sucht sein Glück auf hunderttausend Leichen,
Und vieler Dörfer Noth macht einen einz'gen Reichen,"

dieſe Zeilen konnte der Zufall auf ſein Gedächtniß geworfen haben; aber es iſt ein ungeſchicktes Mährchen, und ſelbſt die löbliche Abſicht ein Mißverſtand, wenn uns derſelbe Schriftſteller überreden will, Wielands Agathon ſei ein Lieblingsbuch des Reitergenerals geweſen! Indeß erkannte Seydlitz genug den Werth wiſſenſchaftlichen Unterrichts, um dieſen im Kriegsweſen gern zu fördern. Er gründete für die Offiziere ſeines Regiments eine Bücherſammlung, aus welcher bloße Unterhaltungsſchriften ausgeſchloſſen blieben. Von einem größeren Plane zur Ausbildung junger Offiziere erzählt Warnery: „Seydlitz hatte in Schleſien unter ſeiner Inſpektion ungefähr hundert junge Leute, welche Standartenjunker waren. Dieſe adlichen Unteroffiziere wollte er ſämmtlich nach Ohlau ziehen, wo er ſie nach ſeiner Hand unterrichten, exerziren und bilden wollte. Sie ſollten fremde Sprachen, Mathematik und alle nöthigen Leibesübungen lernen, und zwei Monate vor der Muſterung, wenn die Regimenter ſich zum Exerziren verſammeln, ſollten ſie bei dieſen wieder einrücken. Sie hätten bei Seydlitz große Fortſchritte machen können, ohne daß es den König mehr, als höchſtens funfzig Dukaten für die Lehrmeiſter, gekoſtet hätte. Allein Ränke vereitelten die Sache."

Ueber ſein Verdienſt als Krieger ſind die Zeugniſſe aller Urtheilsfähigen, von Friedrich dem Großen bis auf die neueſte Zeit, einſtimmig zu ſeinem Ruhme. Canitz in ſeinen Betrachtungen über die Thaten und Schickſale der Reiterei hat mit geiſtreicher Schärfe das Bezeichnendſte darüber ausgeſprochen. Er war ein Reiter ohne Gleichen, und als ſolcher auch Feldherr, der mit ſtürmender Gewalt Schlachten entſchied; groß als Kampfesheld, groß als Waffenmeiſter, der die preußiſche Reiterei auf den Gipfel der Vortrefflichkeit erhob. Unter den Kriegsgehülfen Friedrichs ſtehen Winterfeldt und Seydlitz in erſter Reihe. Die Eigenſchaften dieſer Beiden, ihre Thaten und Erfolge, Neigungen und Lebensgeſchicke, ſo wie auch ihr Tod, geben reichen Stoff zu vergleichender Betrachtung.

Zu Berlin auf dem Wilhelmsplatze ließ der König am 2. Mai 1784 ein Denkmal für Seydlitz aufſtellen, das Standbild des Helden in ſeiner Kriegstracht, welches der Bildhauer Taſſaert in Marmor ausgeführt, und dabei, nach Vorſchrift des Königs, für die Aehnlichkeit der Geſichtszüge ein wohlgelungenes, früher dem Lord Marſchal gehöriges Bild, benutzt hatte. Das dem Ruhme der Helden Preu-

ßens zu Rheinsberg durch den Prinzen Heinrich gewidmete Denkmal nennt den Namen Seydlitz mit höchstem Lobpreis. Im preußischen Heere ist sein Andenken unvergänglich.

Nachweiſung der gebrauchten Hülfsmittel.

Die gedruckten Werke, welche für die Abfaſſung dieſer Biographie benutzt worden, der Reihe nach anzuzeigen, wäre ſehr umſtändlich, und doch nur überflüſſig, beſonders weil die meiſten dieſer Schriften allgemein bekannt, und auch die weniger bekannten gröſtentheils in dem trefflichen Werke von Preuß über Friedrich den Groſſen, welches ſich jetzt verdienterweiſe in jedermanns Händen findet, gehörigen Ortes angeführt ſind. Andre Schriften, aus denen hin und wieder bloß Einzelnes entlehnt worden, das an ſich weder zweifelhaft noch erheblich, würden die Mühe der Aufzählung nicht lohnen.

Angezeigt aber muß werden, daß mit beſtem Fleiße die mündlichen Ueberlieferungen, welche über Seydlitz noch aufzufinden waren, von ſehr verſchiedenen Seiten her, und aus zum Theil ſehr ſchätzbaren Quellen, geſammelt worden.

Ferner muß hier eines reichen Heftes handſchriftlicher Mittheilungen gedacht werden, welche der gütigen Sorgfalt des Hrn. Major von Reibnitz in Gnadenfrei zu verdanken ſind.

Endlich iſt ein Band handſchriftlicher Briefe zu nennen, die zwiſchen Seydlitz und dem Könige Friedrich dem Großen gewechſelt worden, und deren Benutzung von Seiten des Königlichen Geheimen Archivs günſtig verſtattet worden.

Gedruckt bei A. W. Schade.

Anzeige von Büchern,

welche in demſelben Verlage erſchienen ſind:

Erinnerungen

aus dem Leben

des

Königl. Preuß. General-Lieutenants

Freiherrn von Günther,

verfaßt

von

H. von Boyen,

Königl. Kriegsminiſter a. D.

8. 1834. ¾ Thlr.

Rahel.

Ein Buch des Andenkens für ihre Freunde.

(Herausgegeben von K. A. Varnhagen v. Enſe.)

3 Theile. Mit Rahel's Bildniſſe. gr. 8. 1834.
3 Thlr.

Die Theilnahme, welche eine kleine Auswahl des geiſtigen Nachlaſſes einer der edelſten Frauen unſerer Zeit bei ſeinem erſten Erſcheinen im Freundeskreiſe gefunden, hat zugleich das allgemeinſte Verlangen danach rege ge-

macht. Wir freuen uns daher, diesem Verlangen entsprechen, und dem Publikum diese erweiterte Ausgabe in 3 Bänden übergeben zu können.

Briefwechsel

zwischen

Goethe und Zelter

in den Jahren 1796 bis 1832.

Herausgegeben

von

Dr. F. W. Riemer.

Mit Königl. Würtembergischem und der freien Stadt Frankfurt Privilegien.

Dieses Werk ist nun vollständig erschienen, und kostet auf Velin Druckpapier 12 Thlr. — Velin Schreibpapier 17½ Thlr.

Schwerlich dürfte unsere Literatur ein Werk aufzuweisen haben, das geeigneter wäre, durch die originelle Eigenthümlichkeit der beiden Briefsteller, und durch die reichhaltige Mannigfaltigkeit der berührten Gegenstände, das verschiedenste Interesse des Lesers zu fesseln und ihm nicht nur das getreuste Bild der Denk- und Sinnesweise seiner Verfasser, sondern auch die Zeit, in der sie lebten, nach allen ihren Richtungen in lebendigster Anschauung vorüber zu führen. Ganz besonders wichtig aber ist es, daß diese Briefe zugleich den sichersten Commentar zu den Schriften Goethe's, so wie zu seiner ganzen Lebens- und Sinnesweise liefern, indem er sich wohl niemals darüber offenherziger, als eben in diesen Briefen, ausgesprochen hat. Wenn so der Briefwechsel als Sup-

plément zu Goethe's Werken betrachtet werden kann, so haben wir ihn auch hinsichtlich des Formats der letzten Octav-Ausgabe derselben anzuschließen gesucht.

L. Blesson's

Beitrag zur Geschichte

des Festungskriegs in Frankreich

im Jahre 1815,

oder:

Tagebuch eines Ingenieur-Offiziers

über die Belagerung von Maubeuge, Landrecies, Marienbourg, Philippeville, Rocroy, Givet und Charlemont ꝛc.

Mit Planen aller genannten Festungen ꝛc.

gr. 8. 1818. 3 Thlr.

Ein höchst schätzbarer Beitrag zur Geschichte des merkwürdigen Krieges vom Jahre 1815; als authentisch zu betrachten, da er von dem Adjutanten des die Belagerungen dirigirenden Ingenieur-Officiers herrührt, und eine Menge Notizen des Commandeurs der gesammten Artillerie des zu den Belagerungen verwendeten Corps enthält; vollkommen verständlich durch die beigefügten Pläne. Wenn gut geschriebene Belagerungs-Journale an sich eigentlich die besten Lehrbücher des Angriffs und der Vertheidigung sind, so muß dies bei dem vorliegenden in noch höherem Grade der Fall seyn, da der Verf. darin die Ansichten seines damaligen Chefs niedergelegt hat, der in fünfundzwanzig Feldzügen allerdings hinlängliche Gelegenheit gefunden haben mußte, Erfahrungen zu machen und die verschiedenen Theorien der Feuerprobe der Praxis zu unterwerfen. Ueberdieß hat der

erlauchte Anführer des Belagerungscorps, in mehreren Anmerkungen, Ansichten — aus eigner Erfahrung abstrahirt — mitgetheilt, die den Werth des Buches sehr erhöhen. (Jenaische Allgem. Literatur-Zeitung, 1819. No. 133.)

Napoleon's Feldzug in Rußland im Jahre 1812.

Aus dem Franz. der Histoire de l'expédition de Russie par M*** (von Chambray)

übersetzt und mit neuen Planen, Charten und Erläuterungen versehen von L. Blesson.

2 Bde. gr. 8. und 1 Heft Kupfer und Tabellen. 1824. 4⅓ Thlr.

Welch eine wichtige Bereicherung Geschichte und Kriegskunst durch dieses Werk erhalten, darüber haben Kenner mit Einer Stimme entschieden. Ueber die vorliegende deutsche Bearbeitung desselben, die mit ausgezeichnetem Fleiß und Sachkenntniß gemacht ist, urtheilt das Allgem. Repertorium d. Lit. 1824. Nr. 5.: „Diese Uebersetzung des auch in Deutschland mit allgemeiner Anerkennung aufgenommenen Werks ließ sich wie ein Original und kann daher von dieser Seite bestens empfohlen werden. Noch weit mehr aber deshalb, weil eine Menge schätzbarer Notizen, Erläuterungen u. s. w. beigefügt, die Pläne rectificirt, auch neue hinzugekommen sind u. s. w."

General Lieutenant v. Winterfeldt.

Leben

des Generals

Hans Karl v. Winterfeldt.

Von

K. A. Varnhagen von Enſe.

Mit Winterfeldts Bildniſſe.

Berlin, 1836.
Bei Duncker und Humblot.

Seiner Königlichen Hoheit

dem Prinzen

Karl von Preußen

ehrerbietigst zugeeignet.

Durchlauchtigſter Prinz,
Gnädigſter Prinz und Herr!

Ew. Königlichen Hoheit gnädige Erlaubniß, Ihren Namen dieſem Buche vorzuſetzen, darf ich zunächſt dem regen Antheil verdanken, welchen Ew. Königliche Hoheit der vaterländiſchen Geſchichte widmen, und durch eigne, ihr zugewendete Forſchungen bethätigen; doppelt aber muß ich es als eine bezeichnungsvolle Gunſt erkennen, daß meinem Wunſche gewährt wird, grade den hier geſchilderten Kriegshelden in den Schutz eines Königlichen Prinzen zu ſtellen, deſſen edler Sinn eine ſolche Geſtalt zu würdigen und die unglücklichen Widerſtreite jener

Vergangenheit in hochstehender Betrachtung billig auszugleichen vermag!

Geruhen Ew. Königliche Hoheit mit diesen Blättern zugleich den öffentlichen Ausdruck der tiefsten Verehrung und Ergebenheit zu empfangen, in deren beeiferter Darbringung ich gehorsamst verharre

Ew. Königlichen Hoheit

Berlin,
den 24. März,
1836.

unterthänigster
Varnhagen von Ense.

Die Thaten Friedrichs des Großen darzuſtellen, liegt außerhalb des Zweckes, den wir uns bei dieſen Denkmalen vorgeſetzt. Schon hat auch die kundige und treue Hand von Preuß jener Aufgabe, ihrer jetzt möglichen Faſſung nach, durch das ſchätzbarſte Werk genügt, und allgemeinen Dank erworben. Jedoch leuchtet die glänzende Bahn des großen Königs uns hier wenigſtens in dem Widerſcheine ſeiner Feldherren, von welchen wir die beiden unvergleichbar hervorragendſten, Winterfeldt und Seydlitz, unſrer Bilderreihe anſchließen.

Hans Karl von Winterfeldt wurde geboren den 4. April 1707 zu Vanſelow in Vorpommern, aus einem alten Ritterſtamme, deſſen Zweige ſich von der Priegnitz und Uckermark nach Pommern, Mecklenburg und Holſtein, ſo wie nach Preußen und

Schlesien, frühzeitig ausgebreitet, und zu bedeutendem Besitz und Ansehn befestigt hatten. Der Vater, Jürgen Friedrich, hatte Universitäten besucht, darauf Kriegsdienste genommen, bald aber das Landleben erwählt; er galt für einen klugen und vermögenden Mann, der theils durch Erbschaft, theils durch Ankauf, einmal zehn Güter zusammen besaß, deren er jedoch einige dann wieder veräußerte. Er war zweimal verheirathet, und hatte von seiner ersten Frau nur eine Tochter, von seiner zweiten, Christina Elisabeth von Malzahn, aber vier Söhne und vier Töchter. Hans Karl, nach alter Sitte beide Namen ungetrennt führend, mit Betonung des ersten, war von diesen Geschwistern der Erstgeborne. Seine frühste Jugend verlebte er in Schmarsow, dem ansehnlichsten Gute des Vaters, wohin dieser, sobald er es erworben, seinen Wohnsitz verlegt hatte.

Das Leben in freier Luft, in ländlicher Wirklichkeit, deren Genüsse und Entbehrungen für den Junker und die Bauerknaben wenig verschieden sein mochten, half ihn zu der gesunden Stärke und freien Rüstigkeit ausbilden, welche den groß und kräftig herangewachsenen, kernfesten und gewandten Jüngling in der Folge auszeichnete. Die Sorgfalt, welche sein begünstigter Stand auch in Betreff der

Erziehung damals anſprechen konnte, war keineswegs ausgeſchloſſen, doch allerdings auf ein nur geringes Maß beſchränkt. Es wurden Hauslehrer in Schmarſow gehalten; doch zu den vielen Kindern, auf dem entlegenen pommerſchen Dorfe, bei gewiß ärmlicher Bezahlung, werden ſchwerlich andre als die nothdürftigſten Informatoren ſich gemeldet haben. In der Religion unterrichtete ein Kandidat aus Halle, Namens Knape, der die ſtrengſte Frömmigkeit bei ſeinen Zöglingen einführte, und beſonders eine Menge geiſtlicher Sprüche in Gebrauch ſetzte, die er für jeden Anlaß vorräthig hatte. Sein Bemühen aber wurde gehemmt durch den Erfolg ſelber, der einſt ungelegen in allzu großer Wirkung hervortrat. Als nämlich eines Tages in Schmarſow Gäſte zu Tiſch waren, mit denen der Vater von mancherlei Kriegsereigniſſen und auch von Feſtungen und deren Eroberung ſprach, fiel einer der Knaben unerwartet mit den Worten ein: „Feſtungen zu erobern mag wohl ſchwer ſein, aber den Himmel zu erobern halte ich doch noch ſchwerer.“ Man ſah den Knaben erſtaunt an, und der Vater fragte ihn: „Und wie willſt du denn den Himmel erobern?“ — „Durch meine Bußthränen,“ war die Antwort. Der Vater aber verhehlte ſein Mißfallen

nicht, und rief: „Junge, werde mir kein Kopfhänger, wie der Baron Canstein!“ Dieser bußfrommen Richtung wurde nun wohl Einhalt gethan, auch der genannte Lehrer wahrscheinlich bald entfernt, indessen war doch sein Unterricht nach langer Zeit noch nicht ganz verklungen, und seine geistlichen Sprüche hatten sich in Hans Karls Gedächtniß so fest eingeprägt, daß dieser späterhin, als er in Potsdam dem weltlich-heitersten Lebenskreis angehörte, mit Bezug auf die dort herrschende Freigeisterei scherzend sagen konnte: „Hier hört man nicht viel von Gottes Wort! Wenn nicht zuweilen noch mir ein Knape'sches Sprüchlein einfiel!“

Späterhin wurde der Knabe in die Stadtschule nach Güstrow geschickt, womit die Eltern seine Unterweisung reichlich abgethan glauben mochten, ohne daß wir deßhalb glauben dürfen, ihm sei daraus ein erheblicher Vortheil zugewachsen. Die Strenge der Schulzucht und die Pedanterei des Lehrwesens mußten den frischen Muth abschrecken, den offnen Kopf unbefriedigt lassen, und die Qual des Lateinlernens demjenigen unnütz dünken, der seinen Lebensberuf nicht in gelehrter Laufbahn zu suchen dachte. Die Kenntnisse, durch welche die umgebende Welt beleuchtet, der Blick erweitert, im nahen Ertrag ein

entlegener Gewinn vorempfunden wird, lagen damals außer dem Bereich der Schule, und ſie mußten, wohl nicht zu ihrem Schaden, auf andre Weiſe, nach Zufall, und mit Anſtrengung, aus dem Leben ſelbſt erworben werden. Daher finden wir keinen Widerſpruch darin, daß Winterfeldt im Vaterhaus und auf der Schule des gewöhnlichen Unterrichts genoſſen, und dennoch in der Folge ſich ernſtlich beklagt habe, faſt aller wiſſenſchaftlicher Bildung zu entbehren. Und wenn ſein ſpäterer Kriegskamerad und Freund Warnery von ihm erzählt, er habe ſelber geſagt, ſein eigentlicher Lehrer ſei ein alter Grenadier-Unteroffizier geweſen, ſo ſtimmt auch dies recht wohl zu dem Obigen, denn an ſolchen Kenntniſſen, welche dem aufſtrebenden Jünglinge reizend, mit ſeinen eignen Lebensausſichten unmittelbar verbunden, und ihm zunächſt brauchbar und förderlich waren, konnte die Erfahrung eines alten Kriegsmannes leicht mehr darbieten, als alle Schulweisheit. Dabei mußte der ſo durch das Leben Gebildete doch am tiefſten einſehen und vermiſſen, welch unſchätzbare Hülfsmittel ſeinem Streben und Ausführen ein zweckmäßiger Unterricht würde geliefert haben.

Für Winterfeldt war in ſeinen Anlagen wie

in den Umſtänden der Familie die Beſtimmung zum Kriegsdienſte vorgezeichnet. Der Geiſt des Volkes und die Einrichtungen des Staates erhielten ſich vorzugsweiſe kriegeriſch auch unter der Regierung des prachtliebenden Königs Friedrichs I, und wandten ſich ganz in dieſe Richtung unter ſeinem ſtrengen Nachfolger Friedrich Wilhelm I. Im Norden und Oſten dauerte der große Krieg fort, welchen Karl XII, König von Schweden, gegen ſeine verbündeten Feinde Rußland, Polen und Sachſen ſeit dem Anfange des Jahrhunderts mit abwechſelndem Erfolge führte, und der Ruhm großer Waffenthaten durchflog die preußiſchen Länder, deren Lage auch den Kriegsereigniſſen ſelbſt endlich den Zutritt eröffnete. Noch in ſpäten Jahren freute ſich Winterfeldt der jugendlichen Erinnerung, daß er als achtjähriger Knabe ruſſiſche Truppen, welche über Schwedt den Weg durch die Uckermark nach Pommern nahmen, um dort in Verbindung mit den Preußen die Schweden zu bekämpfen, auf ihrem Durchzuge geſehen, und wie der General Baur mit einem Schwarm Dragoner ſich bei Paſewalk gelagert und die Pferde auf die Weide gejagt hatte. Solche Bilder und Eindrücke wirkten fort, und erneuerten ſich oftmals. Da Winterfeldts Vater im

Jahre 1720 ſtarb, ſo wünſchte die Mutter um ſo mehr, die väterliche Aufſicht für den älteſten Sohn durch die militairiſche zu erſetzen, und in ſeinem vierzehnten Jahre trat dieſer in den Kriegsdienſt wirklich ein.

Er diente zuerſt als gemeiner Reiter in dem zu Königsberg in Preußen ſtehenden Küraſſierregimente von Waldow, das einem Sohne ſeines Großoheims, dem General Georg Levin von Winterfeldt, untergeben war. Nach einigen Monaten, in welchen er den untern Dienſt gründlich gelernt und geübt, wurde er zum Standartenjunker, und nachdem er dies ein Jahr lang geweſen, zum Kornet befördert. Als ſolcher kam er bei der nächſten Muſterung, welche das Regiment unter den Augen des Königs beſtand, in deſſen Nähe, wurde wegen ſeines großen Wuchſes und ſtattlichen Anſehens vortheilhaft bemerkt, und dieſer Augenblick entſchied ſeinen künftigen Lebenslauf. Der König nahm ihn von dem Regimente fort, und verſetzte ihn als Lieutenant zu ſeiner Grenadiergarde, zuerſt nach Brandenburg, darauf nach Potsdam. Friedrich Wilhelm I liebte bekanntlich rieſenhafte Körpergröße, jedoch überſah er deßhalb werthvollere Eigenſchaften nicht. Der junge Winterfeldt gefiel ihm nicht

weniger durch ſein feuriges und kluges Weſen, als durch ſeine ſchöne Geſtalt; und durch beides vereinigt gewann dieſer ſo ſehr das höchſte Wohlgefallen, daß der König ihn täglich ſehen wollte, ihn deßhalb zum Adjutanten des Regiments ernannte, und in mannigfachen Angelegenheiten ihm das größte Vertrauen zeigte. Ein ſolches Verhältniß war bedeutend und folgenreich, aber an Genuß und Annehmlichkeit dabei nicht zu denken; im Gegentheil erforderte daſſelbe die unermüdbarſte Aufmerkſamkeit, die härteſte Gewöhnung, die unverdroſſenſte Selbſtverläugnung. Der feſte Sinn Winterfeldts und ſeine Gewandtheit und Ausdauer bewährten ſich trefflich in dieſer ſtrengen Schule; er wußte die Meinung und Art des Königs mit ſicherem Takt aufzufaſſen, im Dienſt und Exerziren alles Obliegende mit Eifer und ohne Fehl zu leiſten, und dem Vertrauen des Königs zu entſprechen, ohne zu ſchmeicheln, noch jemals den urſprünglichen Abſtand außer Acht zu ſetzen, welchen die Gunſt nicht ſelten ſo leicht vergeſſen läßt.

Einen beſondern Anlaß zur Auszeichnung ſeines Lieblings empfing der König in dem Geſuche der Großfürſtin Anna, damaligen Regentin und nachherigen Kaiſerin von Rußland, welche auf Rath und

Betrieb des Feldmarschalls Grafen von Münnich eine Kadettenanstalt und mehrere neue Feldregimenter errichtete, hiebei die Ordnung und Fertigkeit der preußischen Truppen einzuführen wünschte, und dies durch eine Anzahl Unteroffiziere zu bewirken dachte, die sie den König ihr zu überlassen bat. Die Handgriffe, das Marschiren, der Dienst und die Zucht der Gemeinen, wurden als das Wichtigste und Nöthigste des ganzen Heerwesens angesehen, nirgends aber fanden sich diese Erfordernisse so vollkommen ausgebildet, als bei den preußischen Unteroffizieren, welche in diesem Betreff sogar mehr Werth haben mußten, als die Offiziere selbst. Der König willfahrte dem schmeichelhaften Ansinnen, das mit dem Erbieten verbunden war, ihm aus Rußland 800 große Leute für seine Garde zu schenken. Winterfeldt erhielt im Anfange des Jahres 1732 den Auftrag, die ausgewählten Unteroffiziere nach St. Petersburg zu führen, und der Großfürstin vorzustellen. Ein besonderer Grund mußte mitwirken, ihn hiefür auszuersehen: Winterfeldts Vaterschwester war in dritter Ehe mit dem Grafen von Münnich vermählt, und dieser Lenker der russischen Angelegenheiten also auch persönlich durch diese Sendung schmeichelhaft berührt.

Winterfeldt fand am ruſſiſchen Hofe vielen Beifall, und im Hauſe ſeines Oheims die günſtigſte Aufnahme. Unerwartet entſpann ſich hier ein Verhältniß, welchem ſeltnerweiſe die Umſtände zuſtimmten, und eine erwünſchte Wendung ſo wie ein dauerndes Glück nicht fehlten. Die Gräfin von Münnich hatte aus ihrer erſten Ehe eine zweiundzwanzigjährige Tochter, Juliane von Malzahn, die durch Schönheit und Geiſt ausgezeichnet als Hofdame bei der Großfürſtin Eliſabeth, nachherigen Kaiſerin, angeſtellt war. Die beiden jungen Leute, von Vater- und Mutterſeite verwandt, gefielen einander, geſtanden ſich ihre Neigung, die von allen Seiten gebilligt wurde, und ſie ertheilten ſich gegenſeitige Zuſagen. Münnich ſchrieb ſelbſt deßhalb an den König von Preußen, und erbat deſſen Zuſtimmung, die auf die angenehmſte Art ertheilt wurde; der König verſprach für Winterfeldt auch ferner gnädig zu ſorgen, der ihm als Münnichs künftiger Schwiegerſohn nur um ſo werther ſein würde. Münnich ſtattete ſeine Engels-Julchen, wie er ſeine Stieftochter nannte, gleich ſeinen rechten Kindern aus, und gab ihr 10,000 Rubel mit, außerdem durfte ſie einen Antheil an Gütern in Mecklenburg und Pommern von Seiten der Mutter noch einſt erwarten. Winterfeldt war

bereits im Beſitze ſeines väterlichen Erbtheils, und die ganze Verbindung alſo auch in äußern Mitteln wohlzuſammenſtimmend. Nur die Großfürſtin Eliſabeth ſoll Schwierigkeiten gemacht und ihre Hofdame nicht haben entlaſſen wollen. Als dieſe unter der Angabe, ihre Verwandten zu beſuchen, nach Preußen zu reiſen wünſchte, wohin Winterfeldt ſchon zurückgekehrt war, ſoll die Prinzeſſin, andre Abſichten ahndend, geäußert haben: „Faſt bin ich überzeugt, du kommſt nicht wieder;“ und als die Betheurungen des Gegentheils nicht fehlten, habe ſie hinzugeſetzt: „Nun gut, iſt es dein Ernſt wiederzukommen, ſo laß mir deine Juwelen zum Unterpfand,“ wodurch Fräulein von Malzahn in der Nothwendigkeit geweſen ſei, einen Schatz von Geſchmeide, viele tauſend Rubel an Werth, der Prinzeſſin zu übergeben, und da ſie freilich nicht nach Rußland zurückkehrte, ſondern in der Heimath die verabredete Verbindung einging, habe ſie dieſes Pfand auch nie wiederbekommen, indem alle Geſuche und Aufforderungen deßhalb fruchtlos geblieben. Dies erzählt Retzow, der ſeine Angabe wohl nicht aus der Luft, aber die des Werthes von mehr als 100,000 Rubeln, den jener Schmuck gehabt haben ſoll, gewiß zu hoch nahm.

Bei dem Könige blieb Winterfeldt nach wie vor in demſelben Verhältniſſe. Der Dienſt, welchen er zu leiſten hatte, und die Gunſt, deren er genoß, wurden durch ihre Fortdauer ſtets vermehrt. Die Wichtigkeit der Werbungen, welche in damaliger Zeit einem Offizier die nächſte Gelegenheit boten, den König in ſeiner entſchiedenſten Neigung zu befriedigen, und dabei Ehre und Vortheil zu ärnten, ließ auch für Winterfeldt ſolche Aufträge und Sendungen hin und wieder eintreten; auf längere Zeit aber entbehrte ihn der König nicht gern. Da bald auch der Kronprinz an dem entſchloſſenen und aufgeweckten jungen Manne Gefallen fand, ſeinen Umgang ſuchte und ihm zu trauen ſchien, ſo freute ſich der König, und billigte und beförderte dieſe Annäherung, durch welche er ſeinen Sohn mehr und mehr zu leiten hoffte. Jedoch zwiſchen den entgegenſtrebenden Sinnesarten des Vaters und des Sohnes, nach den gewaltſamen Auftritten, die ſchon vorgegangen, und bei den fortgeſetzten Wirkungen des Mißtrauens und der Scheu, die nicht zu entfernen waren, hatte Winterfeldt eine der ſchwierigſten Aufgaben, an deren Löſung auch der Geſchickteſte ſcheitern konnte. Durch Gradheit und richtiges Maß, durch ſtrenge Selbſtbeherrſchung und

kluges Beachten der Umſtände gelang ihm wirklich das faſt unglaubliche Ergebniß, daß eine lange Reihe von Jahren hindurch weder der König noch der Kronprinz mißtrauiſch oder unzufrieden wurden, ſondern er die Gunſt beider unangefochten zugleich beſaß, indem er ſeine zweideutige Rolle, die nur zu oft den Schein der Verſtellung oder des Verrathes haben konnte, ſtets in die höhere des Vermittelns und Begütigens zu verwandeln verſtand. Daher, als der König im Jahre 1734 ſeinen Truppen an den Oberrhein folgte, wo ſie im Heere des Kaiſers gegen die Franzoſen ſtanden, wurde Winterfeldt dem Kronprinzen, welcher noch früher als der König ebendahin abreiſte, zum beſtändigen Begleiter und Geſellſchafter beigegeben, er und noch ein Lieutenant von Bornſtedt, der ſich ebenfalls durch gute Eigenſchaften auszeichnete. Von Beiden wird gerühmt, daß ihre Gegenwart dem Kronprinzen ſo angenehm als nützlich geweſen, in ernſthaften und vergnügten Geſellſchaften, im Feldlager, auf dem Marſche, und bei ſeinem Aufenthalt in Heilbronn; daß ſie ſtets ſein Wohl und ſeinen Ruhm im Auge gehabt, und den ſtrengen Vorſchriften des Königs gemäß alles Unehrbare und Ueppige entfernt gehalten, ohne den muntern Frohſinn zu unterdrücken,

zu dem ihre eigne Jugend wie die des Prinzen gereizt sein dürfte. Hier auch bekam Winterfeldt, zugleich mit dem Kronprinzen, die ersten Anschauungen des wirklichen Krieges, eines zwar nur geringen und kraftlosen, da der alte Feldherr Eugen von Savoyen seinem früheren Heldenruhme nicht mehr entsprach, allein die Betrachtungen und Belehrungen, welche der aufmerksame und nachdenkliche Geist hier schöpfte, waren darum nicht weniger reich und fruchtbar; besonders gab das österreichische Kriegsheer dem Kronprinzen und seinen Begleitern nur schlimme Eindrücke, welche späterhin verhängnißvoll wurden.

Nach der Rückkehr aus dem Kriege trat Winterfeldt wieder in das vorige Dienstverhältniß, und mußte meist bei dem Könige bleiben, der ihn aber auch gern von dem Kronprinzen wohlgelitten und geschätzt und gesucht sah, so oft die Gelegenheit sie zusammenführte. Der Kronprinz scheint über die Anhänglichkeit Winterfeldts nicht in Zweifel gewesen zu sein, jedoch dessen Verhältniß zu dem Könige sorgfältig geschont zu haben, so daß manche Zuschauer glauben konnten, jener stehe doch besser bei dem Vater, als bei dem Sohne. Wir finden übrigens wenig Erwähnenswerthes aus dieser Zeit

angemerkt. Der Kronprinz meldet einmal aus Rheinsberg im September 1737 seinem Vater, daß der Lieutenant Winterfeldt auf der Durchreise nach seinen Gütern gern dort eingesprochen habe. Ein andermal wird erzählt, der König sei im Jahre 1739 auf einer Reise in Pommern von einer übel ausgefallenen Truppenschau mißvergnügt und ohne Mittagsmahl weggefahren, nur von dem Fürsten Leopold von Dessau und von Winterfeldt begleitet, mit denen man ihn nachher in einem Dorfe unter einem Scheunenthor habe sitzen und einige kalte Küche verzehren sehen, womit der Erstere ausgeholfen. Pöllnitz, welcher in den letzten Zeiten Friedrich Wilhelms dem Kronprinzen nach Rheinsberg regelmäßig berichtete, was jeden Tag in Potsdam vorging, schrieb demselben am 9. April 1740, daß Winterfeldt für einen gewinnreichen Posten in Vorschlag gewesen, allein der König habe gesagt: „Den auf keinen Fall, den kann ich auf meinen Reisen nicht missen; es muß einer sein, der hier bleibt;" darauf sei der Hauptmann v. Lange vorgezogen worden, und habe 1200 Thaler bewilligt erhalten; Winterfeldt aber zeige sich damit wohlzufrieden, und die Reisen seien ihm ganz recht, nur nicht etwa die in die andre Welt, für die er weder Neigung spüre

noch vorbereitet sei. Unter dem 21. Mai meldet Pöllnitz, Winterfeldt leide eben an einem entsetzlichen Blutsturze, den die Unruhe und Anstrengung jener Tage verursacht haben mochte, denn des Königs Zustand war schon einige Zeit bedenklich, und wurde bald hoffnungslos. Der Kronprinz traf von Rheinsberg ein, und war nun täglich um seinen Vater, der am 31. Mai 1740 seinem Leiden erlag.

Das Zutrauen, in welchem Winterfeldt bei dem alten Könige gestanden, zeigte sich noch zuletzt durch die kurz vor dem Tode getroffene Verfügung desselben, wonach jener ausdrücklich unter den sechs Offizieren genannt war, in deren Beisein die Leiche geöffnet werden sollte. Doch war die Frage, wie er bei dem neuen Könige stehn würde, jetzt wichtiger. Dieser aber ließ nicht lange zweifelhaft, daß die Gunst, welche er als Kronprinz ihm bewiesen, nicht eine den Umständen gewidmete, sondern eine auf Ueberlegung und Zuneigung gegründete gewesen. Friedrichs erste Regierungshandlungen zeigten, daß er fester Einsicht mit starkem Willen folge, und so ließ er sich auch nicht abhalten, diejenigen Personen, welche er als tüchtig und brauchbar erkannte, ungewöhnlich zu befördern. Schon am 28. Juni ernannte er drei Flügeladjutanten mit Majorsrang,

un-

unter welchen Winterfeldt voranſtand, der alſo vom Lieutenant gleich Stabsoffizier wurde. Sein ganzes Weſen entſprach dieſer Auszeichnung, und die höhere Stellung gab ihm nur mehr Gelegenheit, den noch größeren Umfang ſeiner Fähigkeiten und ſeines Berufes darzuthun. Friedrich erkannte, daß dem lebhaften und gewandten Geiſte, der raſchen Entſchloſſenheit und Kraft, ſo wie dem unbegränzten Eifer und der perſönlichen Hingebung des jungen Mannes jede Aufgabe zu vertrauen ſei.

Noch in demſelben Jahre eröffnete ſich eine Reihe wichtiger Begebenheiten durch den Tod Kaiſer Karls VI, der am 20. Oktober ſtarb, wodurch in Ermangelung männlicher Nachkommen ſeine Erbländer an ſeine Tochter Maria Thereſia fielen. Friedrich beſchloß, dieſe Lage der Dinge für ſeine Anſprüche auf Schleſien zu benutzen, und da ſeine Forderungen in Wien verworfen wurden, ſie mit den Waffen durchzuſetzen. Ein Krieg Preußens gegen Oeſterreich mußte damals ein unerhörtes Wagniß dünken, und um ſo mehr ſchien es nöthig, ſich günſtiger Umſtände dabei zu verſichern. Der König hatte die politiſche Lage der europäiſchen Mächte wohl erwogen, und durfte ſich auf ſein ſtarkes und geübtes Heer ſicher ſtützen. Frankreich konnte ihm

nicht entgegen ſein, England war nach andrer Seite beſchäftigt, und als acht Tage nach dem Tode Karls VI auch in Rußland durch den Tod der Kaiſerin Anna eine Veränderung eintrat, ſchien von dieſer Macht ebenfalls kein wirkſamer Einſpruch zu fürchten. Münnich ſtand bei der neuen Regentin, Großfürſtin Anna, in höchſter Gunſt und an der Spitze der Staatsgeſchäfte. Um ihn ganz zu gewinnen, und das ruſſiſche Kabinet den preußiſchen Abſichten geneigt zu machen, konnte der König keinen geeignetern Geſandten wählen, als Winterfeldt, der noch im Anfange des Dezembers dahin abreiſte, und am 19. dort eintraf. Dem Anſcheine nach hatte er bloß die Glückwünſche des Königs für die neue Regentſchaft zu überbringen; ſeine eigentlichen Verhandlungen ſollten geheim bleiben. Doch fanden dieſe, wiewohl er ſie durch mitgebrachte Geſchenke zweckmäßig unterſtützen konnte, anfangs in älteren Gegenwirkungen einigen Widerſtand. Der öſterreichiſche General Marcheſe di Botta Adorno war das Jahr zuvor in Berlin geweſen, und von da nach St. Petersburg weitergereiſt, wo er mit großer Geſchicklichkeit viele einflußreiche Große für die Sache Oeſterreichs einzunehmen und ihr zu verbinden gewußt hatte. Er glaubte ſeinen Hof von dieſer Seite

völlig ſichergeſtellt, und unterzog ſich demnach um ſo argloſer einem neuen Auftrage nach Berlin, wo er dem Könige die üblichen Glückwünſche zu deſſen Thronbeſteigung darbringen, zugleich aber deſſen Abſichten erforſchen und ihn von feindlichen abwenden ſollte. Winterfeldt traf in Rußland alſo nicht dieſen Gegner ſelbſt, wohl aber deſſen Gewebe, und wie fein und ſtark die Fäden auch gelegt ſein mochten, ſo wußte er ſie doch alle abzulöſen oder zu beſeitigen. Der geſunde Verſtand des Pommers, ſagt Friedrich der Große, überbot hier die Schlauheit des Italiäners, und Winterfeldt erlangte durch den Beiſtand Münnichs nicht nur die Erneuerung des Vertheidigungsbündniſſes zwiſchen Preußen und Rußland, ſondern auch die Erhöhung des Hülfsbetrages, der auf 12,000 Mann, das Doppelte der früheren Zahl, beſtimmt wurde. Der Vertrag wurde am 27. Dezember unterzeichnet. Mit dieſem Erfolge, der für den Augenblick alles gewährte, was nöthig war und ſich erlangen ließ, kehrte Winterfeldt von ſeiner Sendung zurück. Freilich konnte ſein Werk nicht lange beſtehen, die Gegenpartei regte ſich bald wieder, der Marcheſe di Botta kehrte zurück, und mit Hülfe des ſächſiſchen Geſandten Grafen von Lynar, eines ſchönen Mannes, der große

Gunst bei der Regentin gewann, wußte seine lebhaft eindringliche Thätigkeit allen verlornen Boden wiederzugewinnen, und sogar das Ansehn Münnichs zu untergraben; schon im Mai des folgenden Jahres wandte sich der russische Hof von Preußen ab wieder zu Oesterreich, Münnich erhielt bald nachher den geforderten Abschied, und Rußland zeigte wenigstens den Willen, gegen Preußen feindlich aufzutreten. Inzwischen war die Zeit, wo dies am gefährlichsten gewesen wäre, schon vorüber, und die Ereignisse hatten bereits auf andrem Felde einen entscheidenden Gang genommen.

Gleichzeitig fast mit der Sendung Winterfeldts nach St. Petersburg hatte der König, während er in Wien seine Vorschläge zu friedlicher Ausgleichung durch den dorthin gesandten Obermarschall Grafen von Gotter noch eifrigst anbringen ließ, den Nachdruck bewaffneten Einschreitens erwählt, und am 23. Dezember sein wohlgerüstetes Heer in Schlesien einrücken lassen. Das Land unterwarf sich größtentheils ohne Gegenwehr; doch behielten die Oesterreicher einige Plätze besetzt, und drohten im Frühjahr mit gesammter Macht wiedervorzudringen. Um den Rücken gesichert zu haben, suchten die Preußen jetzt sich der Festung Groß-Glogau zu bemächtigen,

die bisher nur berennt worden war. Winterfeldt war zu rechter Zeit von ſeiner diplomatiſchen Sendung zurückgekehrt, und konnte ſogleich an den Kriegsthaten Theil nehmen. Ueberall auf den Vortheil des Königs bedacht, und in deſſen Sinne thätig, brachte er einen kühnen und fähigen Offizier mit, den geweſenen ruſſiſchen Hauptmann von Schütz, welchen der König auf Winterfeldts Empfehlung ſogleich als Major und Befehlshaber des neuerrichteten Huſarenregiments von Hallosch anſtellte. Winterfeldt ſelbſt, an der Spitze eines Grenadierbataillons, zog mit den Truppen, welche der Prinz Leopold von Anhalt-Deſſau führte, vor Glogau. Die Feſtung wurde in der Nacht auf den 9. März 1741 von fünf Seiten unerwartet angegriffen, und nach einſtündigem Gefecht erſtürmt. Winterfeldt mit ſeinem Bataillon, dem eine kleine Schaar Zimmerleute und Grenadiere vorangingen, erzwang den Eingang durch das Proſter Thor. Die Mannszucht war bei dieſen und überhaupt bei den preußiſchen Truppen ſo vortrefflich, daß auch die zuerſt eingedrungenen in der eroberten Stadt keine Plünderung verübten.

Von Glogau rückte Winterfeldt eilig weiter zu dem Heere des Königs, welches dem öſterreichi-

ſchen unter den Befehlen des Feldmarſchalls Grafen von Neipperg aus Mähren hervorgedrungenen bei Ohlau entgegenſtand. Am 10. April bei Molwitz kam es zu einer Schlacht. Die Preußen griffen an, wiewohl ihre Zahl die geringere, und der Feind beſonders an Reiterei ihnen weit überlegen war. Um dieſen Vortheil aufzuwiegen, ließ der König in ſeiner Schlachtordnung die Reiterei durch Fußvolk unterſtützen, zwiſchen die Schwadronen jedes Flügels wurden 2 Grenadierbataillone vertheilt. Der rechte Flügel ſtand nun in dieſer Folge: zuerſt 4 Schwadronen, dann die Grenadiere von Bolſtern, 3 Schwadronen, die Grenadiere von Winterfeldt, und wieder 3 Schwadronen. Außerdem aber, weil der Raum dem rechten Flügel nicht gehörige Ausdehnung geſtattete, wurden 3 Bataillone des erſten Treffens rückwärts als Flanke geſtellt. Der General von der Schulenburg befehligte dieſen Flügel, und ließ im Angeſichte des Feindes, um einen verſäumten Stützpunkt zu gewinnen, ſeine Schwadronen eine Schwenkung rechts machen; der öſterreichiſche General von Römer an der Spitze von 30 Schwadronen benutzte dieſen Augenblick, ſtürmte heran, und warf die preußiſche Reiterei dieſes Flügels in die Flucht. Römer ſelbſt wurde erſchoſſen,

auch Schulenburg blieb in einem der folgenden Angriffe; die Schlacht aber schien für die Oesterreicher, deren Fußvolk eilig nachrückte, schon gewonnen. Hier jedoch zeigte sich die Vortrefflichkeit des preußischen Fußvolks. Die beiden Grenadierbataillone, jetzt verlassen und vereinzelt im Felde stehend, blieben unerschüttert; es war keine Zeit, Vierecke zu bilden, aber Winterfeldt ließ mit kaltblütiger Entschlossenheit sein drittes Glied rechtsumkehrt machen, und in die ansprengenden Reiterschaaren feuern, so schlugen die Grenadiere die heftigen Reiterangriffe zurück, machten dann wieder linksum, und pelotonweise feuernd, geordnet und langsam, schlossen sie sich an das übrige Fußvolk an. Auch dieses hielt gegen die feindlichen Truppen aller Waffen kaltblütig Stand, die von den 3 erwähnten Bataillons gebildete Flanke war undurchdringlich, die eignen flüchtigen Schaaren wurden mit Flintenschüssen abgewiesen, die feindlichen nachdringenden durch ein mörderisches Feuer niedergestreckt. Der alte Feldmarschall Graf von Schwerin führte hierauf den linken Flügel der Preußen auf die rechte Flanke der Oesterreicher, und entschied den Sieg, welchen der König, verwickelt und fortgerissen in die Flucht seiner Reiterei, erst weit vom Schlachtfelde erfuhr.

Winterfeldts Tapferkeit und Ruhm ſind in dem Lobe der Truppen, die er führen half, und in der Bewunderung, welche der König dieſen zollt, untrennbar aufbewahrt. Er bekam in dieſer Schlacht eine Wunde am Fuß, war aber bald geheilt und wieder dienſtfähig.

Der König ſtand bei Molwitz noch längere Zeit im Lager, und deckte die Belagerung von Brieg, während die Oeſterreicher ſich bei Neiße wieder ſammelten. In dieſer Zeit fielen häufige Gefechte zwiſchen ausgeſendeten Partheien vor, wobei die Preußen hauptſächlich ihre Reiterei für den leichten Krieg auszubilden ſtrebten. Eines der bedeutendſten war das am 17. Mai bei dem Dorfe Rothſchloß. Winterfeldt, dem der König auch im Felde ſchon größere Aufträge anvertraute, als ſein Rang mit ſich brachte, war Tages zuvor mit 600 Huſaren und 300 Dragonern zu einem Streifzug ausgerückt, und auf die Nachricht, daß ein feindlicher Schwarm von etwa 1400 Reitern bei Rothſchloß große Vorräthe zuſammengebracht habe und fortführen wolle, ſogleich dorthin aufgebrochen. Am frühen Morgen ſtieß er auf den Feind, der ſich eben zum Abzuge rüſtete, nun aber zum Gefecht aufſtellte. Schnell mußten die Huſaren auf ihn losgehen, und warfen durch ihren

raſchen Anfall die vorgerückten Schwadronen zurück, die Dragoner ſprengten dann zur Seite gegen die Fliehenden an, und ließen ihnen keinen andern Rückweg, als über einen ſchmalen Damm, auf welchem die Huſaren ihnen ſtürmiſch nachſetzten; ein Quergraben, deſſen Brücke einbrach, mehrte die Bedrängniß und Verwirrung, über 50 Mann wurden niedergemacht, 106 kriegsgefangen, worunter 2 Stabsoffiziere; der Anführer ſelbſt war in Gefahr gefangen zu werden, und mußte zu Fuß durch den Graben entweichen, jenſeits deſſen er ſich auf ein Huſarenpferd warf und davon ritt. Die Flüchtigen wurden in das Gebirge verfolgt, alle Vorräthe erbeutet und in's Lager geführt. Der preußiſche Verluſt betrug nur 7 Mann und 8 Pferde. Dieſes glückliche Gefecht machte außerordentliches Aufſehen, und iſt auch in der Folge oft beſprochen worden, wozu mehrere Umſtände beſonders beitrugen. Der Huſarenoberſt von Warmb war aus mancherlei Verdruß als krank zurückgeblieben, und hatte ſeine Befehlführung dem Oberſtlieutenant von Zieten überlaſſen, deſſen Auszeichnung hier um ſo größer war, als der Feind von dem Generalmajor von Baronay befehligt wurde, einem der berühmteſten Partheigänger, unter deſſen Leitung ehemals am Rhein

Zieten ſelbſt ſeine erſte Schule gemacht hatte. Winterfeldt gab dem Könige ſo vortheilhaften Bericht von Zietens Raſchheit und Tapferkeit, daß dieſer, nach der hierauf bald erfolgten Inruheſetzung des Oberſten von Wurmb, nicht nur zum Oberſten, ſondern auch zum Befehlshaber ſämmtlicher Huſaren ernannt wurde. Von dieſem Zeitpunkt an beginnt eigentlich Zietens glänzende Bahn, ſein Verdienſt wird dem Könige bekannt, und Winterfeldt hebt es hervor. Von dieſem Zeitpunkt aber beginnt auch die Erkaltung und Feindſchaft, welche ſpäterhin Zieten und Winterfeldt mehr und mehr trennte. Die Lebensbeſchreiberin Zietens, bei allem verſchwenderiſchen Lobe, das ſie beſonders ſeinem Karakter bei jeder Gelegenheit geben will, läßt uns dieſen gegen ihre Abſicht gar oft als widerwillig, verſchloſſen, eiferſüchtig und ſogar als tückiſch erkennen. Er mochte es ſchon mit Groll ertragen haben, der Leitung eines Majors folgen zu ſollen; je mehr ſeine Beförderung und ſein Ruhm glänzten, um ſo mehr konnte es ihn verdrießen, den Anlaß beider mit einem Namen verknüpft zu ſehen, der, obwohl im Range nachſtehend, doch in Befehlführung und Verdienſt hier als Erſter genannt werden mußte. Die Verſtimmung und Feindſchaft, welche hieraus folgten,

erſchienen ſehr natürlich, und es bedarf, um ſie zu erklären, nicht der Annahme urſprünglicher Bosheit und entſchiedenen Unrechts auf der einen oder andern Seite. Wo ſich dergleichen Widerſtreit zwiſchen Gepräge und Geltung aufzeigt, werden dieſelben Wirkungen zu ſehen ſein. Solche Mißverhältniſſe ſind aber unvermeidlich. Der Gebietende ſieht Erforderniß und Zweckmäßigkeit des Augenblicks, und achtet der perſönlichen Unannehmlichkeit nicht, die oft für denjenigen am ſchwerſten fallen, der dabei begünſtigt ſcheint. Wir werden ſpäterhin Winterfeldt noch oft in ſolcher ſchwierigen Aufgabe ſehen, und zuletzt in einer ſo mächtigen und verhängnißvollen, daß der gute Ruf ſeines Namens vielfach dabei gelitten und nur ſchwer unter harten Mißbilligungen ſich emporgehalten hat. Auch die Feindſchaft Zietens, der ſeinen Gegner um ein Menſchenalter überlebte, und in Frau von Blumenthal eine einflußreiche Lobrednerin fand, hat für Winterfeldt nachtheilig fortgewirkt. Um ſo mehr haben wir das Zeugniß der letztern feſtzuhalten, daß Winterfeldt es war, der durch ſeinen vortheilhaften Bericht das Verdienſt Zietens bei dem Könige geltend machte. Ihre Erzählung des Vorganges bei Rothſchloß iſt ſonſt in vielen Stücken falſch, und darf ſicher nach

der unſrigen berichtigt werden. Winterfeldt führte das Unternehmen, das iſt gewiß, aber nicht als Oberſt, auch hatte er nur Reiterei und kein Fußvolk. Er ſelbſt erfuhr von dem Könige ebenfalls ausgezeichnete Beförderung. Er wurde, einigen Angaben zufolge, am 10. Juni zum Oberſtlieutenant und ſchon am 17. zum Oberſt ernannt, nach andern vom Major gleich zum Oberſten, und das Patent auf den 17. Januar zurückgeſtellt.

Nach dem Schluſſe des Feldzuges begleitete Winterfeldt im November den König nach Berlin, folgte demſelben aber nebſt den beiden Flügeladjutanten Buddenbrock und Wylich ſchon am 5. Januar 1742 wieder nach Breslau, weil die Feindſeligkeiten früh wiederanheben ſollten: denn die Oeſterreicher hatten die Waffenruhe, welche mit den Preußen beſtand, klug und entſchloſſen benutzt, um gegen die Franzoſen und Baiern vorzudringen, deren Bedrängniß und Nothgeſchrei dann auch den König ſchnell wieder zu Felde rief. Schon am 9. Januar hatte der Prinz Leopold von Anhalt-Deſſau die Feſtung Glatz erobert, ſein Bruder Dietrich drang mit 10 Bataillons, 10 Schwadronen und 1000 Huſaren in Ungarn vor, und ſtörte die dortige Landesbewaffnung, der König ſelbſt mit der Hauptſtarke

war in Mähren bis an die Taya vorgerückt, hatte von Znaym eine Schaar von 5000 Mann nach Oeſterreich abgeſchickt, während die Zietenſchen Huſaren ſogar bis Stockerau, 2 Meilen vor Wien, ſtreiften. Olmütz war in der Gewalt der Preußen; da jedoch Brünn ſich hartnäckig vertheidigte, und der König ſeine Lage nicht ſicher genug fand, ſo wandte er ſich mit ſeinem Heere nach Böhmen zurück, und nahm ſein Lager bei Chrudim.

Winterfeldt war [illegible] gewohnter Thätigkeit um den König, und wurde auch mit beſondern Ausführungen beauftragt. Die Gebirgsbewohner in der Grafſchaft Glatz waren gegen die Preußen feindſelig, wagten allerlei Angriffe, nahmen Zufuhren weg, und machten die Verbindung mit Schleſien unſicher. Um dieſe Bewegungen zu ſtillen, ſandte der König am 23. April Winterfeldt mit einer Truppenabtheilung dorthin. Der Generalmajor von Dreſchow führte zwar den Befehl, Winterfeldt aber war der eigentliche Leiter der Sache. Er durchſtreifte mit einem Bataillon Fußvolk unter großen Mühen und Beſchwerden, indem er ſich durch den oft drei bis vier Fuß hohen Schnee durcharbeiten mußte, das ganze Gebirge zwiſchen Habelſchwert und Reinerz. Bei ſeinem Anrücken ſtoben überall die bewaffneten

saur

BIBLIOTHEK DER DISCH. LITERATUR
VARNHAGEN VON ENSE, K. A.

3-598-53028-5
FM. 12192/017

Haufen auseinander, und die Anführer flüchteten nach Böhmen. Um Schrecken zu verbreiten, ließ Winterfeldt die Hütten einiger Geflüchteten niederbrennen, und schärfte den Bewohnern ein, die Aufwiegler, falls sie wiederkehrten, sogleich festzunehmen, und nach Glatz abzuliefern. Die Einwohner unterwarfen sich um so williger, als er sie auch durch wirksame Versprechungen zu gewinnen wußte, und im Vertrauen auf die Zusage künftigen guten Verhaltens einigen Schuldigen, die ihm gefangen eingebracht wurden, großmüthig verzieh. Am 2. Mai kehrte er nach Chrudim zurück. Gleich in den nächsten Tagen aber mußte er mit 6 Kompanien Grenadieren und 300 Husaren wieder aufbrechen, um in der linken Flanke des Heeres die Bewegungen des Feindes zu beobachten, dessen Anrücken von dieser Seite dem Könige gemeldet worden war. Winterfeldt fand bei Policzka 1600 feindliche Husaren, die nach kurzem Widerstande sich zurückzogen. Nur 2 Verwundete wurden gefangen, starben aber gleich an ihren Wunden, bevor man sie ausfragen konnte. Winterfeldt blieb daher noch die Nacht und einen Theil des folgenden Tages in Policzka, bis ihm gelang, die Stärke und den Marsch des Feindes genau zu erfahren. Derselbe zog 30,000 Mann

ſtark aus Mähren über Brünn und Czernahora nach Böhmen, gegen Saar und Deutſch-Brod an die Sazawa, vielleicht um die Franzoſen von den Preußen abzuſchneiden, in jedem Fall für die letztern ſehr bedrohlich. Dieſe wichtige Nachricht brachte Winterfeldt ſogleich dem Könige. Die Oeſterreicher nahmen darauf ihre Richtung gegen Prag, und der König zog ſeine Truppen ſchlagfertig zuſammen; am 15. Mai rückte er mit einer Vorhut von 10 Bataillons und 20 Schwadronen gegen Czaslau, und da er aus allem Erſehenen ſchloß, daß die Oeſterreicher ihre geſammte Stärke in der Nähe vereinigten, ſo ließ er am 16. durch Winterfeldt auch ſeine Hauptmacht heranrufen. Am 17. Morgens begann die Schlacht von Czaslau oder Chotuſitz, in welcher nach dreiſtündigem Kampfe die angreifenden Oeſterreicher völlig geſchlagen wurden, 18 Kanonen, 2 Fahnen, und gegen 7000 Mann verloren. Winterfeldt hatte Gelegenheit, ſich unter den Augen des Königs wiederholt auszuzeichnen, und ſeinen hellen Ueberblick, wie ſeine raſche und tapfre Entſchloſſenheit darzuthun. Noch einige Kriegsereigniſſe fanden einzeln Statt. Winterfeldt wurde nochmals mit dem General von Bronikowski, zu einem Streifzuge gegen Deutſch-Brod ausgeſandt, wo ſich der

Feind aber gleich zurückzog. Die Schlacht von Czaslau führte bald den Frieden herbei, der am 11. Juni zu Breslau zu Stande kam, und für Preußen den Besitz von Schlesien sicherte.

Da Winterfeldt als Generaladjutant auch im Frieden dem Könige zur Seite blieb, so können wir schließen, daß er seinen Fähigkeiten gemäß fernerhin vielfach werde beschäftigt worden sein. Der thätige und geistvolle Fürst schonte grade seine Lieblinge am wenigsten. Doch verschwindet uns diese Thätigkeit in ihrer Allgemeinheit, und nur ein paarmal findet sich in zufällig erhaltenen Nachrichten Winterfeldt erwähnt, beidemal auf Verschickungen in Schlesien, wo er aus Breslau dem Könige über die Pferde der Reiterei, über Grasung und Futterlieferung berichtet, und in Schweidnitz gemeinschaftlich mit dem Obersten von Fouqué und den Ständen einige Anordnungen zu treffen hat.

Mit dem Ausbruche des zweiten schlesischen Krieges im Sommer 1741 erscheint auch Winterfeldt wieder auf dem Schauplatz. Wir finden ihn am Anfange des Juli in Lauchstädt, wo er das Bad gebraucht und dessen Wirkung dem Könige rühmt, mit dem er in reger Verbindung steht; noch vor Ablauf seines, vielleicht nur scheinbaren, drei-

wö-

wöchentlichen Urlaubs erhält er Befehl, in Mecklenburg Pferde einzukaufen, er verspricht allen Eifer, verhehlt aber nicht, daß er Schwierigkeiten und Theurung voraussehe. Als er in Potsdam wieder eingetroffen war, empfing er sogleich einen wichtigen Auftrag. Der König, als Bundesgenosse des Kaisers Karls VII und des Königs von Frankreich, war von beiden Mächten dringend aufgefordert, ihnen gegen die Fortschritte der Oesterreicher beizustehen, welche auch ihm selbst Gefahr bringen mußten. Er beschloß, in Böhmen einzufallen, und mit seiner Hauptmacht den nächsten Weg, durch Sachsen, zu nehmen. Auf willige Zustimmung von dieser Seite war nicht zu rechnen; der Kurfürst, als König von Polen August II, war in Warschau, seine Minister wußte man der österreichischen Sache ganz ergeben. Während aber alle Anstalten getroffen wurden, den Durchmarsch mit Gewalt auszuführen, wollte der König den Vortheil nicht ungenutzt lassen, den diesmal der Namen und das Ansehn des Kaisers ihm leihen konnte. Das Begehren der Preußen hatte den bisher im deutschen Reiche gültigsten Ausspruch des Rechtes für sich. Winterfeldt kam den 6. August in Dresden an, und erlangte gleich am andern Morgen eine Unterre-

dung mit den sächsischen Geheimen Räthen, denen er das Anschreiben des Königs und das Gesuch um seinen Durchzug vorlegte. Die Minister, in der größten Verlegenheit, baten um Aufschub; sie wollten Bericht erstatten, und Antwort abwarten; sie behaupteten, keine Befugniß zu haben, diesen Fall zu entscheiden. Winterfeldt berichtete rasch und bündig den Verlauf der Sache dem Könige, und gab nebenher auch dem Geheimen Kabinetsrath Eichel vertrauliche Nachricht; er schrieb diesem am 8. August: „Ew. Wohlgeboren melde zuförderst, daß ich Dero mir mitgegebene Instruktion recht gut auswendig gelernt, und mir solche bei aller Gelegenheit zu Nutzen gemacht habe; ich ängstige sie genug, es will aber wegen denen an Seine Majestät gemeldeten Umständen noch nicht recht gehen, sie sind auch zwischen Thür und Angel, und wissen nicht, wozu sie greifen sollen, werden sich auch zu nichts ehe determiniren, bis ihnen die Erblickung und Ankunft unserer ultima ratio regis Resolution machen wird. Wann es in der Welt noch möglich, so helfen Ew. Wohlgeboren doch noch mit erinnern und sorgen, daß die Regimenter nicht so ganz ohne etwas Fourage kommen." Auch bemerkt er, daß er „magnifique Landkarten" in Dresden ge-

kauft, die ihnen gut zu ſtatten kommen würden. Die Verhandlungen gingen indeß lebhaft fort; Winterfeldt ließ ſich weder durch die Höflichkeiten, mit welchen der Graf Rutowski und der Chevalier de Saxe ihn überhäuften, noch durch die Schwierigkeiten, welche die Miniſter anführten, irre machen. Man ſuchte ihn mit ausführlichen ſtaatsrechtlichen Erörterungen hinzuhalten. „Ich antwortete darauf, — berichtet er, — wie ich von allem dem, was Reichsſatzungen wären, und unter großen Herren gebräuchlich, nichts verſtände, noch weniger darüber inſtruirt wäre, wohl aber, da ich ein Soldat und in der Subordination erzogen, gelernt hätte, in blindem Gehorſam meine Befehle exakt auszurichten.“ Der König ſchrieb auf den zweiten Bericht eigenhändig zur Antwort: „Winterfeldt ſoll ihnen ſagen, wenn ſie nicht mit Gutem wollen, ſo werden wir ſie für Feinde des Kaiſers halten, und unſere mesures darnach nehmen.“ Nachdem noch mehrere Tage unter fruchtloſen Verhandlungen hingegangen, auch die Anſchreiben des Kaiſers, welcher für die preußiſchen als ſeine Hülfstruppen den Durchzug entſchieden forderte, übergeben waren, die ſächſiſchen Miniſter aber gleichwohl ihren Einſpruch fortſetzten, kehrte ſich Winterfeldt an ihre Worte

nicht weiter, traf mit einem von Berlin gekommenen Kriegsrath und Oberproviantmeister die nöthigen Verpflegsanstalten, nahm wegen des Wassertransports Rücksprache mit Schiffern und Mühlenmeistern, und das inzwischen von mehreren Seiten in Sachsen vorgedrungene preußische Heer rückte 80,000 Mann stark am 15. August in Böhmen ein. Winterfeldt blieb noch eine Zeit lang in Pirna, um die Anstalten wegen der Nachfuhren zu leiten, begab sich aber dann zu dem Könige, der seine Vortheile rasch verfolgte, und am 16. September nach vierzehntägiger Einschließung und sechstägigem Angriff die Hauptstadt Prag durch Uebergabe gewann.

In Prag wohnte Winterfeldt im Pallaste des Grafen von Gallas. Er ließ sich die Gemählde-sammlung des abwesenden Besitzers aufschließen, und betrachtete sie mit vielem Wohlgefallen. Der Haushofmeister, welcher von den Preußen die größten Gewaltthaten und Plünderungen befürchtete, glaubte den feindlichen General durch Anbietung eines der schönsten Gemählde gewinnen zu müssen, und dadurch vielleicht die andern zu retten. Als dieser, halb mit Unwillen, halb mit Lächeln das Geschenk abgelehnt hatte, bot man ihm später eine baare Summe von 4000 Thalern als Zeichen des

Dankes für die Schonung und gute Ordnung an, welche er und seine Leute gehalten hatten, doch wies er natürlich dies Anerbieten noch stärker zurück.

Der nächste Zweck des Feldzuges war schnell erreicht, die Königin von Ungarn hatte ihr Heer aus dem Elsaß zurückgerufen, und ihre ganze, durch den Beitritt der Sachsen verstärkte Kriegsmacht stand nun in Böhmen gegen die Preußen. Winterfeldt beobachtete die Bewegungen des Feindes bei Thein an der Moldau, führte glückliche Scharmützel, und traf überall gute Anstalten. Bald berief ihn der König wieder zu sich nach Prag, sandte ihn aber dann nach Leitmeritz, um mit einigen Bataillons Fußvolk und einem Regiment Husaren das dortige Magazin und die Zufuhr von daher zu decken. Gab es irgend etwas auszuführen, oder zu beaufsichtigen, und Winterfeldt konnte dabei sein, so war der König ohne weitere Sorge, und sein Vertrauen wurde jedesmal gerechtfertigt. Oft aber gerieth Winterfeldt in unangenehme Lage, wenn sein Auftrag ihn für den Augenblick über seinen Dienstrang erhob, und sein Ansehn nicht gehörig erkannt wurde, wobei er doch dem Königlichen Befehle nichts vergeben durfte. Sogar Untergeordnete zeigten sich bisweilen widerspenstig, und der

König mußte unter andern dem Oberstlieutenant Stange und der Besatzung von Teschen ausdrücklich befehlen, daß sie schlechterdings Winterfeldts Verfügung folgen, und ohne Einwendung noch Widerrede thun sollten, was dieser anordnen würde.

Bei der Uebermacht und Vorsicht des Feindes, der zu keiner Schlacht zu bringen war, und da die schlechte Jahreszeit schon begonnen hatte, beschloß der König, sein Heer nach Schlesien zurückzuführen. Prag wurde am 25. November geräumt, wobei der Generallieutenant von Einsiedel durch Nachlässigkeit großen Verlust erlitt. Dagegen erwarb der Oberstlieutenant von Wedell, der mit seinem Bataillon am 19. November bei Solonitz den Uebergang über die Elbe gegen das ganze feindliche Heer und das Feuer von 50 Kanonen fünf Stunden lang vertheidigte, den Namen des preußischen Leonidas. Winterfeldt brachte seine Truppen von Leitmeritz glücklich nach Schlesien, unter häufigen Gefechten gegen die leichten ungarischen Truppen, die durch seine guten Anordnungen stets im Nachtheil blieben. Doch wurde ihm selbst in einem dieser Gefechte der Oberarm zerschossen. Während der König nach Berlin reiste, ließ er Winterfeldt in Schlesien bei dem Generallieutenant von Dumoulin, der

während des Winters die Gränze gegen Böhmen decken sollte. Seine Wunde machte ihn nicht undienstfähig, obwohl der Knochen verletzt und zwei Sehnen zerrissen waren. Als in der Gegend von Hirschberg und Landshut alles bestens angeordnet und vollkommen sicher war, empfing er vom Könige den Befehl, sich in Breslau nach den Umständen des Proviantwesens zu erkundigen. Er kam daselbst den 16. Februar 1745 an, und mußte in fortdauernden Geschäften wegen Proviant- und Geldsachen einige Zeit dort verweilen.

Kaiser Karl VII war inzwischen am 20. Januar 1745 zu München gestorben, und mit seinem Tode das Verhältniß Preußens in diesem Kriege ganz verändert. Seinen Bundesgenossen hatte der König den Feind abgelenkt, und sah nun seine eignen Staaten von dessen ganzer Uebermacht bedroht, ohne fremder Hülfe gewärtig zu sein. Es bedurfte der größten Aufmerksamkeit und Kraftanstrengung, um dieser schlimmen Lage sich unbeschädigt zu entziehen, und den Krieg glücklich und bald zu beendigen. Die Oesterreicher hatten die Abwesenheit des Königs benutzt, und Oberschlesien und die Grafschaft Glatz im vollen Winter überfallen. Der König eilte von Berlin nach Schlesien zurück, wo der

alte Fürst Leopold von Dessau und die Generale von Nassau und von Lehwald den Feind bald wieder austrieben. Im Frühjahr zog der König seine Hauptstärke zwischen Breslau und Neiße zusammen, und sein nächstes Augenmerk war, die häufigen Einbrüche der österreichischen leichten Truppen abzuweisen. Winterfeldts Eifer und Thätigkeit wurde hiebei in stärksten Anspruch genommen. Er hatte immer die kundigste Uebersicht, die mannigfachsten Nachrichten und das treffendste Urtheil, daher ihm der König unbedingt vertraute.

Die Einbrüche und Streifzüge der Ungarn in Oberschlesien wiederholten sich, und wurden immer stärker. Der alte Feldmarschall Esterhazy mit einigen jungen Generalen und mehr als 10,000 Mann leichter Truppen führte den kleinen Krieg sehr nachdrücklich, und die preußischen Truppen erlitten stete Neckereien, und am 8. April bei dem Flecken Rosenberg eine empfindliche Schlappe. Der König wollte dies nicht länger dulden; um die Ehre der preußischen Waffen zu rächen, und die Dreistigkeit des Feindes einzuschüchtern, sandte er einige Truppenabtheilungen gegen ihn, zu deren Leitung Winterfeldt, seiner ausgezeichneten Thätigkeit wegen, wie der König eigends bemerkt, ausersehen wurde,

wiewohl auch der Generalmajor von Hautcharmoy dabei war. Winterfeldt brach mit 6 Bataillons Fußvolk und 1200 Husaren am 10. April von Ratibor auf, ging Nachts vom 11. auf den 12. bei Kosel über die Oder, und traf am frühen Morgen den Feind, der das Dorf Schlawentzitz besetzt hielt. Gleichzeitig war über Oppeln der Oberst von Golz mit 1 Grenadierbataillon und 500 Husaren vorgerückt, um mit Winterfeldt zusammenzustoßen, allein dieser mochte die Verstärkung nicht abwarten, griff mit 500 Husaren die etwa gleiche Zahl feindlicher Truppen an, warf sie in die Flucht, und nahm 120 Gefangene, worunter 3 Offiziere. Kaum war dieser Vortheil erfochten, noch nicht 10 Uhr, so wurde linksher Kanonendonner vernommen, und Winterfeldt eilte sogleich mit seinen Husaren dahin; er fand die von Oppeln kommenden Grenadiere mit den Ungarn im Kampfe, welche 4 bis 5000 Reiter stark unter dem General Spleny seit zwei Stunden immerfort die heftigsten Angriffe machten. Winterfeldt stürzte unverzüglich auf den Feind, der nach kurzem Widerstande die Flucht ergriff, und 126 Todte, 210 Gefangene und den größten Theil seines Gepäckes verlor, während die Preußen nur 2 Todte und 3 Verwundete hatten. Unermüdlich suchte Win-

terfeldt am folgenden Tage den Feind wieder auf, traf bei Groß-Strehlitz 2000 ungarische Husaren, und jagte sie in einen Morast, vor dem sie sich unklugerweise aufgestellt hatten, und wo die meisten umkamen oder gefangen wurden. In Verfolgung seiner Vortheile stieß Winterfeldt am 20. April auf 22 Kompanien leichter Truppen bei dem Dorfe Wirbitz, sie rückten auf die Ebene zum Kampfe heraus, wurden aber im ersten Anlauf überritten, 84 niedergemacht, 113 gefangen. In diesen Gefechten legten die preußischen Husaren ein entschiedenes Uebergewicht gegen die feindlichen an den Tag, und die Ehre davon gebührte größtentheils ihrem Anführer, der mit Reiterei und Fußvolk gleicherweise zu schalten verstand. Er durchstreifte darauf das Land weithin, ordnete überall das Nöthige an, sandte Kundschafter aus, unterhielt einen ausgebreiteten Verkehr, berichtete an den König, und lebte in einem solchen Gedränge von Aufträgen und Anforderungen, daß er in einem Briefe an den Obersten von Natzmer um Verzeihung bittet wegen seines konfusen Schreibens, und hinzusetzt: „Ich bin aber so geschoren, daß ich mich nicht zu retten weiß, und kann mich, seitdem ich aus Neiße bin, nicht rühmen, daß ich des Nachts zwei Stunden geschlafen habe, manche Nacht gar nicht.“

Aus dieſer Zeit haben ſich ein paar Briefe Winterfeldts an den Geheimen Kabinetsrath Eichel, dieſen tüchtigen und bewährten Diener des Königs, glücklich erhalten, in welchen außer dem geſchäftlichen Verkehr auch ein gutes perſönliches Verhältniß zu erkennen iſt, und ſelbſt die Gemüthsart Winterfeldts kräftig und fröhlich durchbricht. Wir ſchalten von dieſen werthvollen Denkblättern hier das Weſentliche ein, welches dem Kundigen durch wenige Züge vieles vernehmlich ausſpricht, was in weitläufigen Beſchreibungen oft völlig dunkel bleibt. Winterfeldt ſchreibt aus Brieg am 25. April 1745: „Ew. Wohlgeboren danke ganz ergebenſt, daß Sie mich mehr Licht von meiner Kommiſſion geben wollen; aber iſt es denn nöthig und Ordre geweſen, daß der General Truchſeß alle Poſtirungen einziehen müſſen? ich habe geglaubt, er wäre deßhalb da; und wo nicht die ganze öſterreichiſche Armee da durchbrechen will, ſo ſollte ich meinen, daß wann Kloſter Grüſſau als auch Landshut und der Paß vor Schmiedeberg beſetzt iſt, ſo leicht nichts durchkommen kann, und ſind es ſolche gute Poſten, daß ſie ſchon terribel ſtark kommen müſſen, wann ſie ein Grenadierbataillon delogiren oder über den Haufen ſchmeißen wollen; feſt ſetzen können ſich feindliche Huſaren zwar nicht, weil ſie keine Subſiſtance

im Gebirge finden, aber indessen so ist es doch höchst nöthig, daß ihnen das Handwerk gelegt wird, nicht da herum zu schnauben und sich weiße Wäsche zu holen; ich kann anjetzo noch nichts davon sagen, weil ich die Umstände und wie es da steht nicht weiß, indessen hoffe ich gewiß, daß der liebe Gott, welcher bishero mich bei meiner Serenität und fünf Sinnen erhalten, solche auch ferner lassen wird, und judicire ich auch aus allen Umständen, daß es die höchste Nothwendigkeit erfordert, brav um und vor sich zu prügeln, nicht aber alleine bedacht zu sein, wie man sich vor dem Feinde alleine präkaviren will, daß er uns keinen Schaden zufügen möge; welche Sentiments aber leider bei unsern meisten Generals so eingerissen, daß es auch nicht heraus zu bringen. Mit unserm gemeinen Mann ist alles zu entrepreniren und anzufangen, „was man Braves erdenken kann, wann nur die Offiziers ihm die Hülfe geben wollen; aber ich muß leider zu meinem größten chagrin Ew. Wohlgeboren im Vertrauen sagen, daß ich Leute bei der jetzigen Expedition kennen gelernt, von welchen ich bishero, ehe ich sie recht kennen gelernt, viel mehr persuadirt gewesen bin, und befürchten sie alle Zeit alle Gefahr und Böses, so nur in der Welt zu erdenken. — In was vor

Schrecken und Furcht ich hier das ganze Land finde, und was sie in Breslau vor Mordgeschichten ausſprengen, iſt nicht zu beſchreiben, ſie ſtellen ſich in Breslau an, als wann der Feind ſchon vor der Thüre und ſie eingeſchloſſen wären, ich kann nicht begreifen, woher es kommt; Seine Majeſtät werden noch eine Generalordre an alle Regimenter und Garniſons ergehen laſſen müſſen, daß die Offiziers ſich Mühe geben ſollen, ſowohl denen Soldaten die Sache leicht zu machen, als auch dem Landmann einen Muth zu inſpiriren, damit er nicht deſperire, als ſich auch kein Offizier unterſtehen ſoll, fürchterliche Zeitungen auszuſprengen, oder ſein Raiſonnement zu geben als wann die Sachen übel ablaufen könnten, denn wann nur ein jeder als ein treuer Diener vom Könige gut und brav denkt, und ſeine Schuldigkeit erweiſt, ſo kann uns nichts widerfahren, ſondern es muß alles gut gehen, und däucht mir daß wir noch niemals mehr Gelegenheit gehabt uns zu diſtinguiren und gloire zu erwerben, als eben jetzo. Ich hätte Ew. Wohlgeboren noch vieles zu ſchreiben, aber ich bin ſo überhäuft und in ſolcher Arbeit mit die Regimenter, ehe ich alles in Schwung bringe, daß ich mich nicht zu laſſen weiß. Morgen, will's Gott, denke ich in Schweidnitz zu

sein. Die Husaren von Ruesch und Soldan werden morgen auch nur zwei Meilen diesseits Schweidnitz sein. Ich bin übrigens von ganzem Herzen Ew. Wohlgeboren ganz ergebenster Diener H. C. von Winterfeldt. Nachschrift. Hier ist nicht eine Metze Haber gewesen, und haben sie mich schon auf drei Tage Roggen von dem Korps jenseit der Oder geschickt gehabt, ich habe aber Rath gefunden, und es denen Husarenpferden nicht futtern lassen, diese Nacht haben sie aber doch schon Roggen futtern müssen."

Ein zweites Schreiben, aus Schweidnitz den 27. April 1745, lautet: „Ew. Wohlgeboren habe ich die Ehre, auf den Brief, welchen der Major Piasetzky an Seine Majestät geschrieben, mir aber selbiger unter Seiner Majestät Kouvert zugeschickt worden, und worin derselbe sich beschwert, daß er hinter dem Major Marckowitz gesetzt worden, nachfolgende Umstände zu melden," u. s. w. — nach Anführung der Gründe, weshalb Winterfeldt dem Könige diesen bereits genehmigten Vorschlag gemacht, heißt es weiter: „Piasetzky kann sehr wohl damit zufrieden sein, und will er es nicht, so kann der König lieber zehn Piasetzky's als einen Marckowitz verlieren. Diesen Marckowitz werden sich Ew.

Wohlgeboren noch daher wohl erinnern, es ist derjenige welcher als Kornet von Zieten die beiden Jägers, so das Gehäge von Wusterhausen bestohlen, bis auf 8 Meilen aus Sachsen mit so guter Art wieder heraus holte, worüber des Höchstseligen Königs Majestät ihn noch zum Lieutenant machten und ihm ein Pferd schenkten, bitte ich also in die Wege zu richten, daß sein Patent älter datirt und er in der Rangliste vor Piasetzky gesetzt werde, auch den Papa Borck, welchem ich mich bestens empfehle und er mir deßhalb geschrieben, davon gütigst zu avertiren. Dem General Truchseß scheinet sonsten meine Ankunft angenehm zu sein, ich finde ihn auch ganz raisonnabel, und ist mit mir konzert, was ich ihm vorstelle; die postscripta, welche mir aber Seine Majestät seinetwegen geschrieben, habe ich ihm nicht gezeiget, sonsten würde er noch sensibler sein, indem er schon sehr chagrin über dem, was Seine Majestät an ihm geschrieben, er meint es wohl recht gut, indessen hätte er solche ungegründete Fischmarktszeitungen von dem Einbruch von 100,000 Mann nicht weiter debitiren, noch an Seine Majestät melden sollen. — Was übrigens hier passirt und ich erfahren können, habe an Seine Majestät mit eben diesem Jäger allerunterthänigst ge-

meldet, und verbitte ich die allergnädigste Versicherung wegen der Statue recht sehr, wann aber ja die Depense soll gemacht werden, so will ich lieber das Geld davor nehmen, und mich im Kloster Grüssau mahlen lassen, allwo ein Mahler sein soll, welcher vor 3 Thaler ein ganz Portrait in Lebensgröße macht. — Es ist zwar laut denen Kriegsartikuln verboten, bei versammletem Kriegsvolk nicht um Geld zu sollicitiren, aber da Noth Eisen bricht, muß ich es anjetzo doch thun. Ich habe auf meinen bisherigen Expeditions mit dem General Hautcharmoy über 1200 Thaler vor Spions, Estafettengeld und andern Sachen ausgelegt, die Zeit ist mir aber zu kurz, anjetzo die Rechnung davon einzuschicken, meine bourse aber ausgeleert, zumal ich 2 Pferde zu Schanden geritten, von der Beute aber, um gut Exempel zu geben, nicht partizipiren wollen noch mögen, sondern mir aus des seligen Obristen Malachowski's Equipage wiederum 2 Pferde gekauft, daß ich also nichts mehr übrig habe, da sich aber täglich wiederum Ausgaben, und besonders bei jetzigen Umständen um gute Spions zu gewinnen, finden werden, so bitte wann es möglich mir 100 Dukaten zu prokuriren, und mit dem ersten Jäger welcher hierher geht mitzuschicken, ich

werde

werde ſolche treulich berechnen. — Sogleich mel-
det ſich der Herr Obriſt Freiherr von Krummenau
bei mich, und bitte ich dem General Borck zu ſa-
gen, wie ich ihm nicht zutraue, daß er allen unſern
Wein zu Königsſaal allein ausgetrunken, ſondern
damit marquetendert, und ſich was davon aufs Leib
geſchafft hätte, er ſagt mir bei der erſten entrée
wie ſehr er um ſeiner Gemahlin, welche noch zu-
rück, beſorgt wäre, ich fürchte, wo die Oeſterreicher
ſie erhaſcht, ſelbige mit einem blutigen Paßport mit
Ruthen unterſchrieben über die Gränze möchte ge-
ſchickt werden. Es meldet ſich auch ein Lieutenant
Gabriel, welcher mit ihm gekommen, und frägt,
ob er nicht auch an mich addreſſirt und ſeinetwegen
nichts erwähnt wäre, ich habe ihm aber zur Geduld
verwieſen, und daß ich ſeinetwegen anfragen würde;
nun werde ich ſuchen Uhlanen gefangen zu kriegen,
damit, weil ſie Mahometan'ſch, ich alle Religionen
bei einander habe." — —

Der ganze Karakter Winterfeldts iſt in dieſen
Briefen ausgedrückt, ſein militairiſcher, tüchtiger
Sinn, ſein freies Urtheil, ſein Eifer und Muth,
aber auch ſein muntrer Geiſt und ſeine fröhliche
Laune. Daß der König ſcherzhaft eine Bildſäule
ihm zur Belohnung hatte verheißen laſſen, nimmt

er mit so gutem Humor auf, und beantwortet es mit so glücklichem Scherz, daß er auch von dieser Seite als ein Mann von geistreicher Lebhaftigkeit erscheint. Die ganze Anregung ist aber um so merkwürdiger, als gewiß weder dem Könige noch dem damaligen Obersten ernstlich vorschweben konnte, daß dieser Scherz in Erfüllung gehen würde.

Der König erwartete und wünschte, dem Hauptheere der Oesterreicher, welches unter dem Prinzen Karl von Lothringen ihm gegenüber stand, eine Schlacht zu liefern, und wollte daher seine ohnehin geringeren Kräfte nicht so sehr vertheilt lassen. Die entsendeten Truppen waren daher aus Oberschlesien wieder einberufen worden, und Winterfeldt hatte bei seiner Rückkehr im Hauptquartier gleich einen neuen Auftrag vorgefunden. Der König wünschte zwar den Feind heranzulocken, zugleich aber das Land gegen bloße Streifzüge zu decken, die kleinern Angriffe zurückzuschlagen, von den großen Bewegungen aber zeitig und sicher unterrichtet zu sein. Das Gebirge bei Landshut, Schmiedeberg und Hirschberg war unter diesen Umständen besonders wichtig, und Winterfeldt wurde mit 4 Bataillons Grenadieren und den beiden Husarenregimentern von Ruesch und Bronikowski dorthin gesandt. Die ganze Ge-

gend war gleichsam seiner Aufsicht übergeben. Auf erhaltene Kundschaft, daß die Oesterreicher einen Streich auf Hirschberg beabsichtigten, um ein dortiges Magazin zu nehmen, sammelte Winterfeldt seine Truppen, machte mit Fußvolk und Kanonen einen Nachtmarsch von 4 Meilen, erreichte frühmorgens am 1. Mai die Gegend von Hirschberg, und traf den Feind eben beschäftigt die Vorräthe aufzuräumen. Der Oberst Patatic, einer der besten österreichischen Partheigänger, war mit 400 Husaren und 1200 Panduren hier eingedrungen. Winterfeldt griff entschlossen an, und nach einem sehr hartnäckigen Gefecht errang er den Sieg, verfolgte die Flüchtigen, und brachte nicht nur die schon weggeführten Vorräthe, sondern auch noch 134 Gefangene zurück.

So thätig und aufmerksam, wie vor dem Feinde, war Winterfeldt auch im schriftlichen Verkehr mit dem Könige. Seine Meldungen waren rasch, bündig, von richtigem Urtheil begleitet. Der König äußert fast immer seine Zufriedenheit, seine Billigung. Auf einen Bericht vom 2. Mai schreibt er eigenhändig: „Dieses alles wäre sehr gut, und ich überließe Winterfeldt und Truchseß dorten alles zu besorgen, wie sie es würden nach denen Umständen

gut finden. Es sollen ihnen die Zeitungen von Leptin und Lehwaldt kommunizirt werden." Auf einen andern vom 3. Mai: „Winterfeldt muß geschrieben werden, er hätte Recht, daß er die Bauern nicht gebraucht hätte. Mit der Landmiliz ist es aber ein anders, und können ihr die Oesterreicher nichts thun, sondern sollte ja des Feindes Intention sein, bei Friedland durchzubrechen, so könnte solche Miliz Schweidnitz und Liegnitz verstärken. Brot müssen sie haben, ist ganz recht. Im Uebrigen sind seine Anstalten alle gut und recht." Ferner: „Es soll ihm darauf geantwortet werden, es wäre recht gut, ich erwarte nur weitere Nachricht, absonderlich von die erstern Bewegungen des Feindes." Am 7. Mai berichtet Winterfeldt aus Hirschberg, der Feind schreibe in schlesischen Dorfschaften Futter aus, er Winterfeldt verbiete ihnen, solches zu liefern, sondern sie sollen es darauf ankommen lassen, ob der Feind es holen werde; er selbst sei insgeheim mit kommandirten Grenadieren und Husaren Abends nach jenen Dorfschaften ausgerückt, sowohl um die Abholung zu hindern, als auch um Gefangene zu machen, hauptsächlich aber um den Landleuten Muth und Vertrauen einzuflößen, und ihnen zu zeigen, daß man sie nicht verlasse. Der

Feind sei indeß nicht gekommen. Ferner berichtet er, die Landräthe seien noch nicht weit mit der Miliz, die Leute aber bestürzt, daß sie nach Schweidnitz und Liegnitz sollen, sie stritten allenfalls noch für Haus und Hof." Der König schrieb auf das Blatt: „Was er gethan, approbire alles." Und gleicherweise auf ein späteres: „Das wäre recht gut, ich könnte auch nicht anders glauben, als daß alles an dem sei, wie er es schriebe." Wegen Schwierigkeit der Lebensmittel hatte Winterfeldt etwas zurückgehen wollen, der König aber befahl, daß er die Lebensmittel durch Lieferanten herbeischaffen, und dem Feinde nicht Boden räumen solle, außer durch Macht gedrängt, worauf jener am 12. Mai erwiederte: Nun solle ihn niemand vertreiben! —

Die Bewegungen des Feindes wurden immer lebhafter. Winterfeldt suchte überall mit eignen Augen den Stand der Dinge zu erkunden, und berichtete täglich, aus Schmiedeberg, aus Hirschberg, aus Arensdorf. Daß der Feind in Schlesien einzubrechen denke, wurde immer wahrscheinlicher, man wußte daß der Prinz Karl von Lothringen zu diesem Zweck alle Gebirgswege selbst hatte besichtigen wollen, nur war ungewiß, welche Richtung er wäh-

len würde. Es hieß zwar, er sei abgerufen worden, nach Wien; allein dies wurde für ein falsches Gerücht gehalten. Der König schrieb am 16. Mai an Winterfeldt: „Ich komme heute von Glatz, und soviel ich aus dortiger Kundschaft habe erfahren können, so gehet der Oesterreicher ihr Dessein, wor sie eines haben, ehender auf Braunau als auf Glatz, und wird sich solches in kurzem zeigen müssen, anjetzo ist es am schwereſten und nöthigſten, gute Zeitungen zu haben, derohalben man sich ungemeine Mühe darum geben muß." Einen Entwurf, welchen Winterfeldt am nämlichen Tage aus Hirschberg zu einem Unternehmen auf Friedland einsandte, billigte der König durch die Worte: „Des Obersten Winterfeldt Disposition ist sehr gut," allein die Sache kam nicht zur Ausführung, weil der Feind keine Muße dazu ließ. Der Oberst Patatic kam mit seinen Panduren wieder zum Vorschein, wurde jedoch wiederum zur Flucht genöthigt, die er gegen Schatzlar nahm, von wo der Generallieutenant Graf Nadasdy mit einer größeren Truppenschaar nun gegen die Preußen anrückte. Dieser tapfere General sollte zuvörderst die Scharten austilgen, welche Patatic erlitten hatte, sich dann in Landshut festsetzen, und hierdurch dem nachrückenden

Heere den Weg nach Schlesien öffnen. Er hatte gegen 7000 Mann unter seinem Befehl, auch den Obersten Patatic mit seinen Panduren, der in höchster Wuth geschworen hatte, die Preußen sollten verloren sein oder er selbst. Winterfeldt rückte von Hirschberg am 20. Mai nach Landshut, und ritt sogleich nach Hartmannsdorf, um sich mit dem Generallieutenant von Dumoulin zu besprechen, der von Schweidnitz aus mit 2 Grenadierbataillonen, 10 Schwadronen Dragonern und 300 Husaren vorgerückt war; die beiden Befehlshaber standen in bestem Verkehr, und handelten einstimmig, ebenso der Generalmajor von Stille, der unter Dumoulin die Dragoner befehligte. Es wurde verabredet, Dumoulin solle mit seinen Truppen wieder gegen Schweidnitz abziehen, damit der Feind nicht im voraus abgeschreckt würde, Winterfeldt aber sollte mit 3 Bataillonen Grenadieren und 1400 Husaren die wachsamste Beobachtung fortsetzen, und den ersten Stoß aufnehmen.

Am 21. Mai eine Stunde vor Abend meldete die Feldwacht nach Landshut, der Feind käme aus dem Busch vor Grüssau, und wage sich bis auf einige hundert Schritt zu dem preußischen Lager heran. Winterfeldt ließ die Husaren aufsitzen, und

den Feind, der etwa 500 Pferde ſtark war, ſogleich zurücktreiben, ſie entdeckten aber in dem Buſch einen feindlichen Rückhalt, welchen man, wiewohl es ſchon dunkelte, auf 1500 Pferde ſchätzte, auch kamen hin und wieder Pandurenſchaaren aus dem Walde hervor. Winterfeldt ließ die Feldwachten verdoppeln, und die Huſaren, welche ſich näher an die Stadt ziehen mußten, bei den geſattelten Pferden in Bereitſchaft bleiben. Er beſichtigte und ordnete alles im Felde ſelbſt, kam dann um 11 Uhr nach Landshut, nahm die 3 Grenadierbataillone um 1 Uhr zur Stadt hinaus, und ſtellte ſie verdeckt hinter eine Anhöhe auf. Der Oberſtlieutenant Stange, der nach Waldenburg zu Dumoulin abrücken ſollte, mußte jetzt bleiben, um die Stadt zu ſichern. An Stille wurde ein Jäger geſandt, mit der Bitte, ſeinen Marſch, da ein Angriff bevorzuſtehen ſcheine, innezuhalten, aber noch nicht heranzukommen, weil der Feind, wenn er ſo viele Truppen gewahr würde, ſein Vorhaben dann aufgeben möchte. Stille benachrichtigte den etwas entfernten Dumoulin, ließ ſatteln und aufſitzen, und hielt auf der Straße nach Landshut. So verging die kurze Nacht. Am 22. Mai um 4 Uhr Morgens brach der Feind in großer Stärke hervor, doch hielt

er auf einer Anhöhe bald ſtill, und ein großer Theil blieb noch im Walde und hinter Felſen ſtehen. Gegen 1000 Panduren kamen aus dem Gebirge herab, doch nicht völlig in's Freie. Einiges Geplänkel hatte keine weitre Folge. Um den Feind zu reizen, ließ Winterfeldt einige Schwadronen Huſaren ausrücken; dies wirkte, über 800 feindliche Huſaren und Panduren ſtürzten hervor, die geringe Schaar niederzuwerfen. Allein Winterfeldt rückte raſch mit den 3 Grenadierbataillonen heran, und ließ deren Geſchütz in den Feind feuern, deſſen bisher geſchloſſene Reiterei ſich ſogleich auflöſte und ſchwärmend auseinander ſprengte. Eine Grenadierkompanie mußte 200 Schritt über die Kanonen hinausrücken, und in 4 Pelotons zweimal durchfeuern, welches eine unglaubliche Wirkung that, 40 feindliche Huſaren wurden verwundet, 10 blieben todt. Jetzt kam aber auch des Feindes Fußvolk den Weg bei Reichhennersdorf herunter und rückte bei Zieder näher an die Stadt, die Huſaren zeigten ſich immer zahlreicher, die Panduren ebenfalls. Winterfeldt wollte ſeine Huſaren dem offenbaren Nachtheil nicht ausſetzen, ſondern zog ſie etwas zurück, ingleichen das Geſchütz. Als die Panduren dies ſahen, kamen ihrer gegen 2000 in vollem Laufe und

mit ſtarkem Geſchrei in die Ebene völlig herab, den Rückzug der Preußen in Flucht zu verwandeln. Winterfeldt ließ aber je ein Bataillon mit ſeinen Kanonen dem Feind entgegenſtehen, während je zwei Bataillone eine Strecke in Ordnung marſchirten, und ſo wechſelnd erreichte er mit dem geringen Verluſt von 3 Todten und einigen Verwundeten die Anhöhe, die er ſchon früher zur Aufſtellung beſtimmt hatte. Die Panduren indeß zogen ſich ſeitwärts, von einer Anhöhe verdeckt, in ein Gehölz, das zur Rechten der preußiſchen Stellung lag, und bis an dieſe ſich heranzog. Mit kluger Vorſicht hatte Winterfeldt ſeine Jägerſchaar in dieſes Gehölz geſtellt, und ihr Feuer trieb die Panduren ſchnell wieder heraus; dieſe wollten hierauf einen andern Buſch gewinnen, mußten aber dabei über eine Strecke freies Feld, wo ſie Winterfeldt durch 100 ſchwarze Huſaren im Rücken anfallen ließ, mit ſolchem Eifer und Erfolg, daß in einem Augenblick über 50 Panduren niedergehauen waren, aus Grimm und Uebereilung aber gar keine Gefangene gemacht wurden. Die Jäger, begierig auch ihrerſeits noch mitzufechten, kamen ohne Befehl aus dem Gehölz hervor, und halfen den Feind verfolgen. In dieſem Augenblick ſprengten feindliche Huſaren mit großer

Macht zur Unterstützung der Panduren heran, die preußischen Husaren wichen, die Jäger aber konnten zu ihrem Gehölz nicht mehr zurück, sondern mußten sich zu der Anhöhe ziehen, welche Winterfeldt besetzt hielt. Sogleich ersahen die Panduren den Vortheil, und warfen sich in den jetzt unvertheidigten Busch, von wo sie ein starkes Feuer gegen die Anhöhe machten, durch Felsen und Bäume gedeckt, so daß sie bis auf 50 Schritt ungestraft annahen konnten. Ja, manche kletterten mühsam bis zur Felsenwand empor, schossen ihr Gewehr in solcher Nähe ab, daß kein Fehlen möglich blieb, und ließen sich dann wieder in die Tiefe fallen, wo sie ganz sicher waren. Die Preußen verloren einige Mannschaft, und die ganze Stellung war in Gefahr. Gewehr- und Kanonenfeuer vermochten nichts gegen den gesicherten Feind, der doch um jeden Preis vertrieben werden mußte. Da sprang Winterfeldt vom Pferde, „Bursche," rief er seine Leute an, „schießt nicht, wir wollen mit den Bajonetten in sie hinein!" und an der Spitze einer Anzahl Grenadiere stürzte er die Anhöhe hinab, und drang in das Gehölz ein, wo die Panduren der blanken Waffe nicht Stand hielten; sie flohen, und als sie über das freie Feld eilten, kamen sie unter das Feuer

eines preußischen Bataillons, wodurch sie großen Verlust erlitten, und in völliger Unordnung ihre Flucht noch mehr beeilten. Die Jäger konnten nun ungehindert ihr früheres Gehölz wieder besetzen.

Eine große Gefahr war abgewendet, Winterfeldts rechte Flanke wieder gedeckt. Jetzt aber rückten 2 Bataillone ungarisches Fußvolk mit 2 Kanonen über die Ebene geradezu gegen Winterfeldts Hügel heran. Das Geschützfeuer der Preußen hielt sie nicht auf, sie machten Halt um zu feuern, und marschirten dann gleich wieder vor. Als sie nahe genug waren, ließ Winterfeldt das Grenadierbataillon, welches dahin am nächsten gerichtet stand, Feuer geben; man sah zu 10 und 12 Mann fallen, das eine Bataillon der Ungarn nahm in Unordnung die Flucht, das andere warf sich in einen tiefen Graben, der die Ebene durchschnitt. Winterfeldt bedauerte, in diesem Augenblick seine Husaren nicht gebrauchen zu dürfen; er hielt sie geschlossen am Fuß des Hügels unter den Kanonen seiner Stellung, weil mit der großen Uebermacht der feindlichen Reiterei die kleine Schaar nur tollkühn sich messen konnte.

Noch immer ließ Nadasdy frische Truppen anrücken, und weil die rechte Flanke und die Front

der Preußen anzugreifen mißlungen war, so wollte er nun versuchen, ob die linke vielleicht einen Erfolg darböte. Starke Truppenzüge marschirten in dieser Richtung gegen Zieder. Zwischen Winterfeldt und dem Oberstlieutenant Stange, der bei der evangelischen Kirche stand, lag ein unbesetzter Hügel, den der Feind nehmen konnte; Winterfeldt ließ eilig 2 Kompanien und 1 Kanone hinaufrücken, die dem Feinde zuvorkamen, und deren Feuer gute Wirkung that.

Mittlerweile war aber eine Schaar Tolpatschen und Husaren in die Vorstädte von Landshut eingedrungen, und verbreitete sich jenseits der Stadt auf den Anhöhen, so daß es den Schein hatte, als wären die Preußen umgangen, und das Gefecht konnte noch stets eine nachtheilige Wendung nehmen. Winterfeldt jedoch war seiner Grenadiere sicher, sie wankten nicht. Auch war bereits Stille benachrichtigt, jetzt sei es Zeit, herbeizueilen. Er stand eine kleine halbe Meile weit bei Hartmannsdorf, und führte seine 10 Schwadronen Dragoner rasch heran. Sie jagten durch die Vorstädte, den Feind vor sich hertreibend, und reihten sich dann Winterfeldts Bataillonen auf dem rechten Flügel an, die Husaren wurden nun auch wieder hervor-

gezogen und alle in Einer Linie vor die Dragoner gestellt. Auf das gegebene Zeichen stürzte alles zum Angriff in die Ebene, und jenseits die steilen Hügel hinan. Der Feind feuerte heftig von allen Seiten, allein nichts hemmte die Stürmenden, das ungarische Fußvolk räumte völlig das Feld, die Reiterei, geworfen und flüchtig, konnte sich nicht wieder sammeln, die preußischen Husaren und Dragoner gelangten zugleich mit dem Feinde, dem keine Zeit gelassen wurde, auf die Höhen, wo dieser Schutz hoffte, und großentheils den Tod fand, besonders wurden die eingeholten Panduren niedergemacht, und keinem der Trenck'schen Schaar Pardon gegeben, weil auch sie einen schon gefangenen Preußen in Stücken gehauen hatten. Der Oberst Patatic selber, der mit vier Hiebwunden in Gefangenschaft fiel, wurde kaum noch durch einen Offizier dem Tod entrissen, den ihm die erbitterten Husaren zudachten. Auch ein Grenadierbataillon war nachmarschirt, doch ohne Kanonen. Die Jäger drangen in Busch und Waldung vor, und machten 62 Gefangene, nebst dem Obersten Patatic die einzigen dieses Tages. Die Niederlage und Verwirrung des Feindes war allgemein; erst in der Ebene von Grüssau, hinter Teichen, Dämmen und andern

bei der Abtei befindlichen Engwegen, faßte er wieder Stand. Ihn hier anzugreifen, war bei der Ermüdung der Truppen nicht rathsam, wiewohl noch zuletzt der General von Dumoulin, welchen Winterfeldt gleichfalls benachrichtigt und herbeigerufen hatte, mit 2 frischen Bataillonen eintraf. Der Kampf hatte 7 Stunden in fast ununterbrochenem Feuer angedauert. Die Oesterreicher zählten über 300 Todte und gegen 600 Verwundete, Nadasdy selbst war an der Hand verwundet; über 1000 Stück Gewehre, Säbel und andere Waffen hatten die Flüchtigen auf den Weg hingeworfen; die Preußen hatten 31 Todte und 140 Verwundete, worunter mehrere Offiziere; ein Offizier und siebzehn Husaren waren auch in Gefangenschaft gerathen. Winterfeldt selber hatte zwei Schrammschüsse, am Arm und im dicken Bein, beides nur Quetschungen. In seinem ausführlichen Bericht an den König aus Landshut vom 24. Mai lobt er die Truppen alle, die im Kampfe gewesen, insbesondere die Obersten von Ruesch und von Natzmer, und bittet für erstern um ein Merkmal des gnädigsten Wohlwollens; von dem Obersten von Manstein sagt er, „derselbe sei noch nicht angestellt und habe dahero keine Befehlführung gehabt, aber nichts-

deſtoweniger alles mitgemacht, und ſich ausgezeichnet, wie ihm denn nichts ſauer werde, als ſeine eignen Umſtände, da er ſchon längſt aus Rußland nichts mehr bekomme."

Für dieſe glänzende Waffenthat, welche nach den weſentlich übereinſtimmenden Berichten Winterfeldts und Stille's hier umſtändlicher mitgetheilt worden, weil nicht nur das kriegeriſche Verdienſt unſeres Helden ſich in dieſer Begebenheit allſeitig darthut, ſondern auch ſie ſelbſt durch Geſtalt und Bedeutung ſich zu einem kleinen Schlachtgemählde erhebt, wurde Winterfeldt zum Generalmajor befördert, ſein Patent aber vom 1. Dezember 1743 ausgefertigt. Noch am Abend deſſelben Tages, an welchem er ſeinen Bericht abgeſandt, empfing er ſeine Ernennung, und ſchrieb noch um 11 Uhr einen zweiten Bericht, worin er auch ſeine Dankſagung ausdrückte. Er ſagt unter andern: „So lange unſre Grenadiere nur ſehen, wo der Schuß herkommt, welcher auf ihnen geſchieht, und wieder dahin ſchießen können, ſo lange hat es nichts zu bedeuten, es mag auch vor ihnen ſein, was da will, aber ſolche Schüſſe aus dem Buſch ſind ihnen zu hart, und war es letzt Zeit, daß ich reſolvirte, mit die Bajonetter auf die Panduren herein zu gehen, welches

ches aber bei allen Gelegenheiten nicht allemal angeht und sich thun läßt, sondern Konfusion macht, wann man sie in einem starken Walde attakiren wollte;" — und schließt sodann: „Ew. Majestät allergnädigstes Schreiben, als worin mich Dieselben auf die allergnädigste Art von der Welt zum Generalmajor deklariren, hat mich so attendirt, daß ich auch nichts ersinnen kann, wodurch ich meine allerunterthänigste devoteste Danksagung genug an den Tag legen, und fußfällig bezeugen könnte. Ich erkenne, daß Ew. Majestät meine wenigen Dienste viel zu gnädig rekompensirt haben, aber auch diese Erkenntniß wird mich gewiß, wann es möglich, daß ich noch mehr als es meine Kräfte zulassen, ausrichten kann, dazu anfrischen, und nichts in der Welt mir zu schwer sein, was ich nur zu Ew. Majestät Wunsch und Willen ausrichten kann, mich mit Freuden deßhalb zu sakrifiziren, und würde mir wohl zur größten Freude gereichen, wann ich die erste Probe an dem Generallieutenant Nadasdy davon erweisen könnte, als mit welchem ich anjetzo wie Generalmajor noch ein Wort mehr wie vorhero mitsprechen, und ihn gerne doppelt bezahlen wollte."

Der Feind indeß hatte sein Absehn auf Landes-

hut nicht aufgegeben, und Winterfeldt verabredete mit Dumoulin die gemeinſamen Maßregeln, welche nach Umſtänden zu nehmen ſein möchten. Daß die Oeſterreicher hier durchbrechen wollten, war dem Könige ganz recht; als ſie daher, durch die Sachſen verſtärkt, mit mehr als 30,000 Mann auf's neue anrückten, zog Winterfeldt in der Nacht zum 26. Mai mit ſeinen Truppen heimlich nach Freiburg ab, und Dumoulin mit den ſeinen nach Schweidnitz. Der Feind hatte genug Widerſtand erfahren, um zu glauben, daß ihn die Preußen ungern vorrücken ſähen; um ihn darin zu beſtärken, und jede ſeiner Bewegungen in der Nähe gleich wahrzunehmen, wurde er fortdauernd geneckt, und ihm jeder kleine Vortheil ſtreitig gemacht. In dem ſogenannten Nonnenbuſche bei Kammerau hielt Winterfeldt den Oberſtlieutenant von Schütz mit 200 Pferden verſteckt, „Es iſt ein admirabler Poſten," ſchrieb er, „um von da aus kleine Parthieen, ſo in die Plaine kommen, zu koupiren, hingegen können ſie in dem Walde von ihrem Korps nicht abgeſchnitten werden." Noch ſpät am 29. Mai meldete Winterfeldt dem Könige, der Feind ſei mit ganzer Macht im Anmarſch, man müſſe ihm Raum geben, von den Bergen herunter zu kommen, und ihn dann ſchlagen. Am folgen-

den Tage ſchrieb Winterfeldt aus Schweidnitz: — „Daß ſie heraus kommen werden, glaube ich ganz gewiß, was ihnen aber dazu bewegt, deßhalb kann ich keine andere Urſache einſehen, als daß ſie mit Blindheit geſchlagen, ihr Maß voll, und von der Vorſehung zum Schlachtopfer deſtiniret ſein, als wozu ihnen die ſächſiſche Geſchwindſtück den Muth inſpiriren müſſen.“ Der freie und ſichere Blick Winterfeldts in das Ganze der Kriegsleitung mußte, nicht minder als jene glänzenden Ausführungen, den Umfang und Werth ſolcher feldherrlichen Gaben dem Könige ſchätzbar machen.

Dumoulin und Winterfeldt führten bei den mannigfachen Bewegungen, welche das Heer des Königs nunmehr zu machen hatte, die Vorhut, und griffen bei den Maßregeln, welche der König in Erwartung einer nahen Schlacht ſo klug als eifrig anordnete, wirkſam ein. Sie beſetzten mit 7 Bataillons Fußvolk und 40 Schwadronen Reiterei die Höhen von Striegau, hielten ihre Truppen ſtill und verdeckt, und zogen ihre Huſaren gleich ein, wenn der Feind ſich zeigte, um dieſen noch ſichrer zu machen. Der Prinz von Lothringen war über Landshut und Reichenau vorgerückt, und ſetzte ſich am 2. und 3. Juni in Marſch, um tiefer in

Schlesien einzudringen. Der König hatte seit mehreren Tagen die Gegend so wie den Feind aufmerksam erforscht, seine eignen Truppen und Bewegungen aber glücklich verborgen; jetzt beschloß er unter den günstigsten Umständen den allgemeinen Angriff. Bei Hohenfriedberg am 4. Juni kam es zur Schlacht, welche mit dem herrlichsten Siege der Preußen endigte. Dumoulin und Winterfeldt eröffneten den Kampf durch Ueberfall der auf dem Marsche nach Striegau begriffenen Sachsen, deren Niederlage vollständig war, bevor noch die Oesterreicher zum Schuß kamen. Beide Generale wetteiferten an Einverständniß wie an Tapferkeit, und der Ruhm beider Namen zeigt sich in diesen Kriegsthaten eng verknüpft. Auch die Verfolgung des Feindes am nächsten Tage wurde ihnen gemeinsam aufgetragen. Sie erreichten den Nachtrab des Feindes bei Landshut; Nadasdy, mit seinen frischen Truppen, die bei Hohenfriedberg nicht gefochten hatten, sollte den Rückzug des geschlagenen Heeres decken, Winterfeldt aber an der Spitze seiner Husaren griff ihn heftig an, und warf ihn völlig in die Flucht, wobei er ihm über 200 Mann tödtete, und 130 gefangen nahm. Die Verfolgungen wurden bis Starkstadt in Böhmen fortgesetzt. Winterfeldt hatte von

Friedland bis dorthin einen schlimmen Marsch gehabt. Die Lebensmittel fehlten, und die Soldaten fingen an matt und mißmuthig zu werden. Eine halbe Viertelmeile nur von Winterfeldts Marsch entfernt sah man Nadasdy mit 4 Husarenregimentern und vielen Panduren nach Kosteletz vorüberziehen, ohne diesmal etwas gegen sie unternehmen zu können. Im Lager bei Schlitsch, wo Winterfeldt mit dem Generalmajor von Zieten gemeinsam den Feind beobachtete und die Gegend erkundete, empfing er am 16. Juni durch Dumoulin die Nachricht, daß der König ihn mit neuer Gnade bedacht und ihm die Amtshauptmannschaft von Tapiau verliehen habe, eine Pfründe von 500 Thalern jährlichen Einkommens; er dankte dem Könige, indem er den Wunsch ausdrückte, nur auf's neue Gelegenheit zu haben, auch hiefür seine unterthänigste Erkenntlichkeit bezeigen zu können.

Der König hatte sein Heer nach Böhmen geführt, und eine Stellung bei Königingrätz genommen, wo ihm gegenüber bald auch der Prinz Karl von Lothringen seine Truppen in unangreifbarer Stellung zusammenhielt. Die Preußen zehrten ringsumher das Land aus, und bestanden zahlreiche Scharmützel gegen die leichten Truppen des Feindes, welche

die Zufuhren abzuschneiden suchten. Da jedoch feindliche Schaaren bereits wieder in Oberschlesien vordrangen, und selbst Kosel in ihre Hände gefallen war, auch andererseits die Sachsen eine Unternehmung gegen die Mark Brandenburg zu beabsichtigen schienen, so sandte der König den General von Nassau mit 12,000 Mann nach Schlesien zurück, und er selbst wollte sich mit der Hauptmacht rechtshin ziehen und der Lausitz nähern. Um den Feind zu täuschen, mußte Winterfeldt am 8. Juli mit 3000 Mann linkshin über Opoczna gegen Reichenau vorrücken, er machte bei Aujest Halt, und stellte die Vorposten noch eine halbe Stunde weiter; am 11. erhielt er noch 1000 Mann Verstärkung, und marschirte nun vollends bis Reichenau. Der Prinz von Lothringen fürchtete einen Einfall nach Mähren, und sandte eiligst Nadasdy mit zahlreichen Truppen, den Feind zu beobachten. Winterfeldt wich einem Gefecht aus, und kehrte am 12. bis Solnitz in guter Ordnung zurück. Inzwischen hatte der König ungehindert eine Bewegung rechts gemacht, um unsern Jaromirez die Elbe zu überschreiten, und ein Lager bei Chlum zu beziehen. Die Scharmützel dauerten fort, jede Zufuhr, jedes Futterholen gab zu Gefechten Anlaß. Am 20. Juli

marſchirte Winterfeldt von Aujeſt nach Opoczna, und von hier weiter gegen Jaromircz, und lagerte bei Zwol. Nadasdy wollte am 26. den Poſten von Neuſtadt überraſchen, wurde daran aber durch Winterfeldt gehindert, der mit größter Wachſamkeit und Eile ſogleich bereit war, ihn zu empfangen. Die muthige Hingebung, mit welcher Winterfeldt bei jeder Gelegenheit ſich perſönlich in Gefahr begab und den feindlichen Kugeln ausſetzte, zog ihm einen liebreichen Verweis des Königs zu, der ihm anbefahl, ſich künftig ohne Noth nicht bloßzuſtellen. In einem Schreiben vom 7. Auguſt aus dem Lager bei Zwol antwortet Winterfeldt dem Könige unter andern hierauf: — „Da Ew. Majeſtät allergnädigſte Ordres mir allezeit ganz heilige Geſetze ſein, ſo werde auch denſelben darin folgen, mich nicht unnöthig zu exponiren, und aus Vorwitz das Ziel meiner treuen Dienſte zu verkürzen. Ich wüßte auch nicht, daß ich es bishero mehr gethan, als es meine Schuldigkeit und Funktion erfordert; denn obzwar die beiden letzten Gelegenheiten von keiner Wichtigkeit, ſo ſind dennoch Umſtände dabei geweſen, daß ich habe gut Exempel geben und zeigen müſſen, daß ich ihnen nichts mehr zumuthete, als wozu ich mich ſelbſt exponirte, und wann derjenige,

welcher ausgeschickt ist und ein Detaschement zu kommandiren hat, das nicht thut und selbst nach allem sieht, was vorgeht, so schonen sich alle Untergebenen und rapportiren von der Sache viel gefährlicher, als sie in der That an sich selbst ist, wann man sie selber sieht und Kontenance halten lasset." —

Eine Zufuhr von 600 Wagen aus Schlesien wurde bei dem Heere dringend erwartet, und man fürchtete sehr, sie möchte von den feindlichen Streifschaaren weggenommen werden. Winterfeldt erhielt am 17. August Befehl diese Zufuhr von Braunau bis Nachod zu sichern, worauf er den Feind theils abzulenken wußte, theils ihn, wo er dennoch nahe kam, zurückschlug. Als sieben Tage später der König seine Bewegung rechtshin fortsetzte, und sein Lager bei Trautenau nahm, blieb Winterfeldt mit 4 Bataillons Fußvolk und 5 Schwadronen Husaren bei Zwol als Nachhut stehen, sicherte das Gepäck und Geräthe des Heeres, und folgte dann langsam nach. Neustadt blieb noch von einem Grenadierbataillon unter dem Major von Tauenzien besetzt. Der Feind glaubte diese kleine Besatzung aufheben zu können. Am 7. September ließ der österreichische General Fürst von Lobkewitz, der unermüdet in Anschlägen war, welche doch meist

mißriethen, die Stadt durch 10,000 Mann berennen, und versuchte verschiedene Angriffe. Die Preußen hielten sich tapfer, und hofften auf Ersatz. Doch erst am 12. erfuhr der König die Bedrängniß, und sandte nun schleunigst Dumoulin und Winterfeldt den Eingeschlossenen zu Hülfe, welche schon Wassermangel litten, und die Stadtmauer durch die Wirkung des Geschützfeuers einstürzen sahen. Winterfeldt erzwang mit 300 Mann Fußvolk den Durchzug durch einen vom Feinde mit 2000 Panduren besetzten Wald, trieb diese gegen einen rückwärts liegenden Abgrund, und nahm ihnen 2 Kanonen. Neustadt wurde befreit, allein der nun unhaltbare Ort aufgegeben, und die Preußen rückten wohlbehalten und unverfolgt bei dem Heere wieder ein.

Der König nahm hierauf ein Lager bei Staudenz, und der Feind führte den kleinen Krieg lebhaft fort, ohne deßhalb größere Unternehmungen außer Acht zu lassen. Das preußische Heer, durch große Entsendungen nach Oberschlesien und der Neumark geschwächt, zählte kaum noch 20,000 Mann im Lager, nachdem auch Dumoulin und Winterfeldt mit ihren Truppen zur Deckung der schlesischen Gränze und zur Sicherung der Verbindungen sich von der Hauptstärke ziemlich weit entfernt hatten.

Winterfeldt war am 25. September von Schatzlar abmarschirt und in Grüssau eingetroffen, am 27. in Landshut, und durchzog diese Gegend, um den Streifereien des Partheigängers von der Trenck, der sich mit seinen Panduren hieher gewendet hatte, Einhalt zu thun. Unter diesen Umständen beschlossen die österreichischen Generale, mit ihrer großen Uebermacht den König anzugreifen, der eben im Begriff war, nach Trautenau zurückzugehen. Am 30. September stießen beide Heere bei Sorr auf einander, es kam zur Schlacht, und der König erfocht einen glänzenden Sieg, der die Oesterreicher von den Gränzen Schlesiens zurückwarf, und dieses Land auf einige Zeit sicherstellte. Winterfeldt hatte die Schlacht von Sorr nicht mitmachen können, die Trenck'schen Panduren aber hatten sich dabei zum Theil eingefunden, und während des Kampfes das preußische Gepäck und darunter auch das des Königs geplündert, welches jedoch der gewonnene Sieg leicht verschmerzen ließ.

Winterfeldt erhielt nun am 3. Oktober Befehl, da auf dieser Seite wenig mehr zu fürchten war, die bisher von ihm geführten Truppen gut aufzustellen, und den Oberstlieutenant von Manteuffel in allem Nöthigen zu unterweisen, er selbst aber sollte

ſich zu dem General von Naſſau nach Oberſchleſien begeben, und die Leitung des wichtigen Einbruchs in Mähren, zu welchem derſelbe beauftragt war, übernehmen. Da jedoch der König erfuhr, daß Trenck mit ſeinen Panduren noch in der Nähe umherſchwärmte, auch Nadasdy ſich mit anſehnlichen Schaaren zeigte, ſo empfing Winterfeldt drei Tage ſpäter aus Trautenau vom Könige die Weiſung, noch einige Tage zu verweilen, und mit dem Oberſten von Manſtein, welchen Dumoulin zu ihm ſenden würde, Rückſprache zu nehmen. Die Beſorgniß war bald gehoben, Winterfeldt reiſte ab, und kam den 8. Oktober nach Neiße, wo er die Feſtungsarbeiten nachſah, und von dem General von Walrave, der ſie leitete, mit guter Laune ſchrieb: „Ich habe ihn auf dem Bett angetroffen, und er klagt ſehr, daß er ſich ſeit geraumer Zeit nicht wohl befände; er ſieht dem Papſt Sixto ungemein ähnlich, und kann ich ihm nichts anmerken, oder er müßte die Waſſerſucht haben; indeſſen läſſet er noch fleißig drauf losarbeiten.“ Am 10. Oktober kam Winterfeldt in Roswalde bei dem General von Naſſau an, dem er die näheren Befehle des Königs in Betreff des Unternehmens gegen Mähren brachte, und zugleich eine unmittelbar nachfolgende Verſtär-

kung von 3 Bataillonen Fußvolk ankündigte. Die Preußen drangen nun rasch in Oberschlesien vor; Winterfeldt und Bronikowski führten den Vortrab, und überfielen eine feindliche Schaar, die sogleich zerstreut wurde. Der König schrieb aus Trautenau am 15. Oktober, er sei mit Winterfeldts Anordnungen zufrieden, mehr Husaren könne er aber nicht schicken, er brauche sie selbst, und müsse noch sehr auf seiner Hut sein; überhaupt hätte er Winterfeldten, wenn er sich dort entbehrlich glaubte, gern wieder auf der böhmischen Gränze. Winterfeldt aber verfolgte die begonnenen Vortheile. Die Hauptstärke der Ungarn hatte sich unter dem Feldmarschall Esterhazy bei Oderberg aufgestellt; Nassau führte seine Truppen, so wie sie anlangten, und ohne die letzten abzuwarten, rasch zum Angriff; der Feind wurde nach einigem Widerstande geworfen, und verlor 200 Todte und Verwundete, und 110 Gefangene. Von Winterfeldt wird gerühmt, daß er an diesem Erfolge vorzüglich Theil gehabt, er selbst rühmt in seinem Bericht den General von Bronikowski, der mit seinen Husaren die Warasdiner angefallen, lobte die Husaren, die Dragoner, welche abgesessen waren und zu Fuß gefeuert hatten, das Fußvolk, das fast über Vermögen seinen Marsch be-

eilt hatte. Die Preußen drangen in Mähren bis jenſeits Teſchen und gegen Jablunka vor.

Der König hielt den Feldzug für beendigt, und in der Meinung, die Oeſterreicher bezögen ihre Winterquartiere, übertrug er den Oberbefehl des Heeres dem Prinzen Leopold von Anhalt-Deſſau, die beſondre Bewachung der böhmiſchen Gränze aber den Generalen von Dumoulin und von Bonin, denen auch Winterfeldt, aus Mähren zurückberufen, ſich anreihen ſollte, und reiſte am 28. Oktober nach Berlin. Die Oeſterreicher jedoch blieben in Bewegung, und ihr Heer, anſtatt ſich in die Winterquartiere zu begeben, rückte gegen die Lauſitz, wo auch die ſächſiſchen Truppen ſich drohend anhäuften. Das preußiſche Heer zog ſich in Folge dieſer Nachrichten am 5. November bei Rohnſteck wieder zuſammen, rückte an den Bober vor, und erwartete die Ankunft des Königs. Winterfeldt ſtand mit ſeiner aus Reiterei und Fußvolk gemiſchten Truppenſchaar bei Greiffenſtein, und hatte Befehl, den Feind nicht aus dem Auge zu laſſen; in einigen Scharmützeln warf er ihn tapfer zurück. Er ſchrieb an Eichel den 15. November: „Wenn es nach meinem Willen geht, ſo rühre ich mich hier nicht weg, bis die ganze Armee kommt, und wann ſie auch käme, ſo

hoffte ſolche mit Gottes Hülfe doch aufzuhalten. Ich ſorge aber ſogar, daß, wann noch mehr Lärm kommt, auch der Generallieutenant Dumoulin aus der Gegend von Landshut wird weggezogen werden, dadurch alsdann halb Niederſchleſien einer infamen Räuberbande preisgegeben wird." Wirklich ließ der König die Generale Dumoulin, Bonin und Winterfeldt, ſo wie den Oberſten von Retzow, mit ihren Truppen ſogleich ſich der Hauptſtärke nähern, und die Generale von Naſſau und von Hautcharmoy wurden aus Oberſchleſien herbeigezogen, um die von jenen verlaſſene Gegend zu beſetzen.

Winterfeldt ſuchte den Feind glauben zu machen, die Preußen fürchteten für Schleſien, und ſetzte ſich in Marſch zu dem Könige. Er durchſchaute früh die Abſicht des Feindes, und war unaufhörlich bemüht, deſſen Bewegungen und Stärke zu erforſchen. Der König, der von Berlin am 15. November in Liegnitz eintraf, fand daſelbſt Winterfeldts Meldung, daß 6000 Sachſen als Vorhut der Oeſterreicher über Zittau in die Lauſitz eingerückt wären. Aus Groß-Walditz meldet er am 20. November ſeine vielfachen Erkundigungen, daß das öſterreichiſche Heer zwiſchen Zittau und Mark-Liſſa ſtehe, und über Görlitz und Guben nach der

Mark Brandenburg vordringen wolle; er zeigte sich unerschöpflich in Listen, Anschlägen und Entwürfen, welche der König beifällig aufnahm, auch wenn er nach seiner höheren Uebersicht nicht auf jedes einging. Den Feind um so sichrer zu täuschen, gab man sich das Ansehen, als sei die sächsische Gränze unverletzbar, und einige Husaren, welche die Lausitz betraten und dort geplündert hatten, ließ Winterfeldt dafür bestrafen. Am 21. November rückte er nach Gießmannsdorf, wo er seine Truppen, bestehend aus 6 Bataillons Fußvolk, den Husaren von Zieten und Natzmer, und den Dragonern von Posadowski, vortheilhaft aufstellte, und die Ufer des Queis genau bewachte. Aus Sachsen durfte jedermann herüber kommen, niemand aber zurück, der Feind erfuhr nichts von dem Heere des Königs, nicht seine Zusammenziehung, nicht seine Nähe. Um noch mehr zu täuschen, sprengte Winterfeldt aus, er solle nach Krossen marschiren, und ließ die Wege dahin ausbessern. Hinter dem Queis hielten andre Truppen die Linien der Neiße und des Bobers besetzt. Ueber die Absichten des Feindes waren die Vermuthungen wieder getheilt, er konnte nach der Lausitz und Mark, aber auch nach Schlesien eindringen wollen. Winterfeldt rieth dem Könige, mit dem

ganzen Heere vorzurücken in die schon bestimmten Quartiere. Als das Absehn auf die Lausitz gleich darauf durch die Bewegungen des Feindes sich bestätigte, und Winterfeldt am 22. November die sichere Meldung geben konnte, das feindliche Heer marschire diesseits der Neiße, das Geschütz jenseits, schrieb er hierüber: „Ich bin außer mir vor Freuden, daß unser Herrgott die Leute mit Blindheit geschlagen, denn wann wir ihnen den Plan zu ihrem Schaden hätten machen sollen, hätte es nicht besser sein können, als sie es anjetzo von selbst thun.“ Und in einer zweiten Meldung vom nämlichen Tage: — „Sie kommen, und — Gott sei Dank! — so, wie es Ew. Majestät wünschen können, es defilirt alles diesseits der Neiße, — — ich halte davor, daß ihr Maß voll, und anjetzo die beste Zeit, es überlaufen zu machen.“ Er beschloß diese Meldung mit dem Rath, das Heer möchte vorrücken, heute, morgen; am 24. ruhen; und am 25. in Gottes Namen den Queis überschreiten, und gleich angreifen. Wie unermüdet Winterfeldt in seinem Eifer und wie groß seine Thätigkeit war, zeigt ein dritter Bericht, den er von demselben Tage noch Abends aus Seiffersdorf an den König erstattet.

Der König stimmte der Ansicht und Beurtheilung

lung Winterfeldts vollkommen bei, ſie wurden durch alle ſonſtigen Nachrichten durchaus beſtätigt. Winterfeldt mußte bei Naumburg den Uebergang über den Queis vorbereiten; außer der vorhandenen ſteinernen Brücke, und zweien Fuhrten für die Reiterei, war eine Pontonbrücke nöthig, die in größter Stille und Schnelligkeit gelegt wurde; ein dicker Nebel begünſtigte dieſe Anſtalten. Am 23. November kam der König nach Naumburg, und ließ in aller Frühe die Truppen über den Fluß gehen. Der König führte den erſten der vier Truppenzüge, in welchen das Heer marſchirte, und Winterfeldt befehligte die Vorhut; da dieſer jedoch um mancher Anſtalten willen bei der Pontonbrücke noch zurückbleiben mußte, ſo übertrug er Zieten die Führung des Vortrabs, jedoch mit der Weiſung, nichts zu unternehmen, bevor er ſelbſt mit dem Fußvolke nachgekommen wäre. Der Nebel war gefallen, nachdem er das Anrücken der Preußen glücklich verdeckt hatte. Während aber der König mit dem Fußvolk und Geſchütz durch Irrthum der Führer auf ſumpfige Wieſen gerathen war, und mühſam durchzukommen ſuchte, ſtieß Zieten mit ſeinen Huſaren beim Ausgang eines Gehölzes im nächſten Dorf unerwartet auf den Feind; Katholiſch-Hen-

nersdorf war von vier sächsischen Kürassierregimentern und einem Regiment Fußvolk besetzt. Zieten griff mit seiner schwachen Mannschaft das Dorf, welches sich eine halbe Meile lang hinstreckte, in der Mitte an, seine Schwadronen wurden von der sächsischen Reiterei zweimal zurückgeworfen, allein er drang in erneuten Angriffen siegreich ein, und der König sandte den General von Rechow mit 2 Reiterregimentern zu Hülfe, so wie den General von Polentz mit 3 Grenadierbataillonen, welche den Sachsen in den Rücken zu kommen suchten. Das sächsische Fußvolk indeß, durch einen Zaun gedeckt und im Viereck aufgestellt, hielt Stand, bis Winterfeldt mit seinen Bataillonen anlangte, den Feind in der Flanke angriff, und das Viereck durch kräftiges Geschützfeuer völlig auseinandersprengte. Die Sachsen verloren über 1100 Mann, größtentheils Gefangene, unter ihnen den General von Dalwitz, Oberst O'Byrn und 30 andre Offiziere, ferner 6 Kanonen, 3 Fahnen, 2 Standarten und 2 Paar Heerpauken, so wie fast alles Gepäck.

Dieser schöne Sieg war nicht die alleinige That Zietens, wie man ihn hat darstellen wollen, aber seine kühne Entschlossenheit hatte großen Antheil daran. Er überbrachte selbst dem Könige die ge-

wonnenen Siegeszeichen, und erbat für sein Regiment ein Paar der erbeuteten Pauken; ihm und dem General von Ruesch, der dieselbe Bitte für seine schwarzen Husaren that, wurde diese Gunst gewährt, und außerdem reichliches Lob gespendet. Zieten jedoch war unzufrieden, unter Winterfeldts Befehl gestellt gewesen zu sein, eine leichte Wunde machte ihn für den Augenblick undienstbar, er glaubte sich zurückgesetzt, und drückte in einem Schreiben an den König deßhalb einen Verdacht gegen Winterfeldt aus. Die Antwort des Königs ist für dies Verhältniß so wichtig, daß wir sie aus Zietens Lebensbeschreibung hier vollständig einschalten müssen. Der König schrieb aus dem Hauptquartier Görlitz unter dem 3. Dezember wie folgt: „Mein lieber Generalmajor von Zieten! Ihr könnt gewiß versichert sein, daß es mir recht leid gethan hat, aus Eurem Schreiben vom 30. v. M. zu erfahren, wie Ihr in dem Gedanken stehet, als ob ich etwas gegen Eure Person hätte, oder sonst mit Euren Diensten nicht zufrieden wäre. Ihr könnt fest glauben, daß weder das eine noch das andere ist, und daß vielmehr ich Euch als einen rechtschaffenen Offizier ästimire, und von Euren treuen, geschickten und guten Diensten sehr satisfait bin. Daß ich aber zu

Zeiten dem General Winterfeldt besonders Komission gebe, dieses oder jenes, nach meinen ihm insgeheim bekannt gemachten Absichten, auszurichten, und Euch deßhalb meine Intentionen, wie die Umstände es erfordern, bekannt zu machen, solches kann mir wohl unmöglich verwehret, noch darunter die Hände gebunden werden, um so weniger, da solches nur in gewissen Expeditionen geschiehet, und Ihr dadurch in dem Euch gebührenden Range und Anciennetät nicht das geringste verlieret. Ich hoffe also, daß Ihr Euch darunter völlig beruhigen, und vielmehr gewiß versichert sein werdet, daß ich bin Euer wohlaffektionirter König, Friedrich." Zieten, dessen Gemüthsart nicht so frank und bieder war, als Frau von Blumenthal versichern will, behielt seitdem einen unversöhnlichen Groll gegen Winterfeldt, den wir doch früher Zietens Verdienst unbefangen und gerecht anerkennen sahen, der aber in der Folge, reizbar und kräftig, wie er war, auch seinen Trotz gegen Zietens Unmuth nicht gespart haben wird. Jedoch findet sich keine Spur, daß der König je nöthig gehabt hätte, auch in Winterfeldt widrige Gesinnungen zu beschwichtigen.

Das Gefecht von Katholisch-Hennersdorf war folgenreicher, als man erwartete; die Nachricht der

erlittenen Niederlage verbreitete Schrecken durch ganz Sachsen, die feindlichen Truppen verloren alle Zuversicht. Der König brach am folgenden Tage mit ganzer Macht auf, um die österreichische Hauptstärke unter dem Prinzen von Lothringen anzugreifen; dichter Nebel hemmte den Marsch, doch kam das Heer bis Trotschendorf und Lichtenberg; Winterfeldt aber, der die Vorhut führte und sämmtliche Husaren nebst einigen Grenadierbataillonen befehligte, drang in der Nacht bis Görlitz vor, wo er ein bedeutendes Magazin nahm, und 310 Gefangene machte, worunter 60 Offiziere. Die Oesterreicher, welche am Morgen bei Schönfeld eine halbe Meile von dem Lager des Königs gestanden hatten, waren eiligst aufgebrochen, und auf Zittau zurückgegangen. Bonin und Winterfeldt, zusammen 70 Schwadronen und 10 Bataillons stark, drohten durch eine Bewegung längs der Neiße am 27. November die Oesterreicher von Zittau abzuschneiden, während der König bis Ostritz vorrückte. Winterfeldt erreichte Zittau, als eben die feindliche Nachhut unter dem General von Mercy abzog, er griff sie mit seinen Husaren und Grenadieren heftig an, nahm die Stadt und die dortigen großen Magazine und machte 300 Gefangene, außer 400 Aus-

reißern, die an demſelben Tage vom Feinde her-überkamen. Der Prinz von Lothringen, durch Winterfeldt fortwährend gedrängt, zog alle ſeine Truppen eiligſt über Gabel nach Böhmen zurück, mit großem Verluſt an Mannſchaft und Vorräthen, und ſein ganzes drohendes Unternehmen war vereitelt.

Die Preußen nahmen Erfriſchungsquartiere in der Lauſitz, ein Theil marſchirte über Bautzen gegen die Elbe vor, um dem alten Fürſten Leopold von Anhalt-Deſſau, der ein zweites preußiſches Heer über Meißen gegen Dresden heranführte, die Hand zu bieten. Winterfeldt aber durfte nicht raſten, ſondern mußte ſogleich mit 3 Bataillons nach Schleſien eilen, dort 2 Grenadierbataillons und ein Dragonerregiment an ſich ziehen, und mit Naſſau vereinigt den Feind aus dem Gebirge vertreiben, wo derſelbe ſich inzwiſchen vielfach ausgebreitet hatte. Ueber Mark-Liſſa, Greiffenberg und Löwenberg gelangte Winterfeldt am 9. Dezember nach Hirſchberg, wo der öſterreichiſche Partheigänger Oberſt Franquini ſogleich vor ihm nach Böhmen zurückwich. In mehreren Gefechten wurden die übrigen öſterreichiſchen Schaaren, welche der General von Hohenems befehligte, geſchlagen und zerſtreut, wobei ſie Gepäck und Leute einbüßten. Winterfeldt

war von unermüdeter Thätigkeit, und nachdem er in Landshut mit Nassau sich besprochen, betrieb er die Sachen so rasch und glücklich, daß in wenigen Tagen das ganze Gebirge gesäubert war. Am 18. Dezember berichtet er aus Hirschberg an den König, daß man am 15. von Mittag bis gegen Abend nach Sachsen hin stark habe kanoniren hören, jetzt erfahre er, daß der Fürst von Anhalt-Dessau die Sachsen und Oesterreicher unweit Dresden angegriffen und völlig geschlagen haben solle, während des Schreibens aber empfing er die Bestätigung durch den König selbst, und setzte nun hinzu: „Ew. Majestät allergnädigstes Schreiben aus Wilsdorf, und worin Dieselben die Gnade haben mir zu konfirmiren, daß die Sachsen geschlagen, erhalte ich sogleich; anjetzo kann es eintreffen, was die Bursche in der Armee schon längst gesungen, daß sie nämlich zum Weihnachtsfeste in Brühls Pallaste sich wollten recht wohl sein lassen."

Die Friedensunterhandlungen waren bereits eingeleitet, allein die Oesterreicher beunruhigten noch durch mehrere Bewegungen die schlesische Gränze, und Winterfeldt nebst den übrigen preußischen Befehlshabern blieben in wachsamer Thätigkeit; sie konnten mit ihren wenigen Truppen das Gebirge

nicht gehörig besetzen, wußten aber durch deren geschickte Verwendung den Feind überall, wo er mit Uebermacht einzudringen suchte, genügend abzuwehren. Am 28. Dezember langte in Hirschberg der Befehl zur Einstellung der Feindseligkeiten an, und der König hatte an Winterfeldt eigenhändig die Worte beigefügt: „Der Friede ist richtig; also wenn Er wird die Husaren durchgemustert haben und in Breslau wegen Lieferung der Pferde Anstalt gemacht, so kann Er zu mir nacher Berlin kommen. Frch." Winterfeldt schrieb hierauf noch desselben Tages an Eichel: „Ew. Hochwohlgeboren danke auf das verbindlichste vor die mir gütigst ertheilte angenehme Nachricht und überschickte Relations, und nehme es als eine Marque deren mir unschätzbaren allerwerthesten Andenkens und Freundschaft. Wann es mir Ew. Wohlgeboren nicht selbsten geschrieben, daß es seine Richtigkeit mit Oesterreich hätte, so glaubte ich es nicht, denn ich habe sie noch zu verstockt und nicht mürbe genug gehalten, sich zu accommodiren, sondern, zu ihrem völligen Ruin, und gänzlich gestürzt zu werden, die Sachen noch länger trainiren und bis aufs äußerste pousiren würden. Es ist mir bishero noch immer so vorgekommen, als wann ich künftiges Frühjahr

noch einmal nach Prag kommen, um mein Zelt und Feldequipage, welches in voriger Kampagne da stehen geblieben und noch in guter Verwahrung sein soll, selbsten abzuholen. Gott sei gedankt vor alle glorieuse Progressen und der glücklichen Endschaft, so er unsern gnädigsten König gesund erleben lassen, der wolle auch geben, daß er davon die Früchte noch viele Jahre genießen möge, so wird es der Armee, dem Lande und allen treuen Dienern wohlgehen. Amen. — — Uebrigens freuet mich nichts so sehr als die Hoffnung, bald das Vergnügen zu haben, vor einem angenehmen Kaminfeuer in Berlin alles das, was diese Kampagne vorgefallen, repetiren zu können und mit einem Glas Wein abzuspühlen, alsdann mündlich mit mehrerem versichern werde, daß ich sei Ew. Hochwohlgeboren ganz ergebenster treuer Diener H. K. von Winterfeldt.“ Weil aber die Oesterreicher, ungeachtet des auch vom Prinzen Karl von Lothringen ertheilten Befehls zur Einstellung der Feindseligkeiten, den Frieden noch läugneten, und besonders der gemeinen Mannschaft verhehlten, so mochte Winterfeldt die Gränze nicht zu schnell verlassen, und kam erst im Laufe des Januars 1746 nach Breslau, wo er, neben andern Geschäften auch des Königs Befehlen

gemäß mit dem Staatsminister Grafen von Münchow die Quartiere der Regimenter in Schlesien zu bestimmen hatte. Nachdem er nochmals das Gebirge besucht, und mancherlei Anstalten, unter andern wegen Auswechslung der Kriegsgefangenen dort getroffen, reiste er nach Berlin zu dem Könige, dem er nunmehr als Generaladjutant wieder regelmäßig zur Seite blieb.

Diese Stellung hätte auch einem minder bedeutenden Manne großes Gewicht geben müssen; Winterfeldt, der thatkräftige und hochstrebende Kriegsmann, der Vertraute und Liebling des Königs, brachte ihr mehr, als er von ihr empfing. Zwar sind aus den nächsten eilf Friedensjahren, wie schon aus denen der beiden schlesischen Kriege, die Nachrichten das besondere Leben betreffend nur spärlich aufbewahrt; die Zeiten, in welchen ein Volk seine Sprache auf neuer Bildungsstufe erst wieder sprechen und schreiben lernt, können nur arm an schriftlicher Ueberlieferung sein, in Vergleich zu denen, wo diese neue Bildung schon errungen und geläufig ist, und es fällt merkwürdig auf, wie gleich der siebenjährige Krieg in solcher Hinsicht reicher ausgestattet erscheint, wo schon Dichter, Redner und Geschichtschreiber ihren festen Boden haben,

und selbst die Handelnden auf diesen schon großentheils übergehen. Allein auch die wenigen Angaben, in welchen, während des bemerkten Zeitraumes, Winterfeldt genannt wird, lassen uns die Mannigfaltigkeit und den Werth seines Wirkens genug erkennen.

Im Frühjahr 1746 besuchte er, um seine Gesundheit nach so vielen Anstrengungen und Verwundungen zu stärken, in Böhmen das Karlsbad, und machte darauf, um mancherlei Beobachtungen einzusammeln, eine Reise nach den Rheingegenden, wo er sich im Juni, gleichfalls der Bäder wegen, eine Zeit lang in Aachen aufhielt. In den Niederlanden dauerte noch der Krieg zwischen Frankreich und Oesterreich fort, zu welchem der zweite schlesische Krieg gleichsam ein Zwischenspiel gewesen war, und der erst im folgenden Jahre durch den Frieden von Aachen beendigt wurde. Winterfeldt stand mit dem Könige in stetem Verkehr, und außer den Kriegsbegebenheiten zog er in seine Mittheilungen alle Gegenstände, die dem Könige persönlich oder politisch bedeutend sein konnten. So meldete er unter andern, daß nach seinen Erkundigungen der Kurfürst von der Pfalz nicht abgeneigt sein dürfte, das Schutzherrnrecht von Aachen, das seinen schwa-

chen Händen nur eine Last sei, in denen des Königs aber einen großen Werth haben könne, diesem abzutreten; für die Summe von 200,000 Gulden rheinisch möchte das Ganze zu erlangen sein, welches in preußischer Handhabung gewiß 40 bis 50,000 Gulden jährlicher Einkünfte und dem Heere den Vortheil einer großen Rekrutirung bringen würde. Wir sehen hier den treubeflissenen Diener, der überall das Beste seines Herrn und des Staates im Auge hat. Im Oktober desselben Jahres ist Winterfeldt wieder bei dem Könige in Potsdam, der, mit Vorbereitungen zu der Geschichte seiner Zeit beschäftigt, ihm unter andern die Aufzählung der von ihm im letzten Feldzuge gemachten Gefangenen abforderte, und das Ergebniß der eingereichten sehr genauen und bescheidenen Liste mit einem kleinen Zusatz, welchen nachträgliche Ermittlung rechtfertigen mochte, in sein Geschichtwerk aufnahm.

Vor allem aber in dem Kriegswesen ist Winterfeldts Thätigkeit in täglichen großen und kleinen Geschäften als eine ununterbrochene anzunehmen; sie konnte jedoch unter den Augen Friedrichs kaum etwas anderes leisten, als die eifrigste und genauste Befolgung dessen, was durch den Sinn und Willen des selbstthätigen Königs vorherbestimmt war.

In persönlichen Dingen mag allerdings Winterfeldts Urtheil, seine Abneigung und Empfehlung bei dem Könige viel gegolten haben, aber doch wieder nur in so weit, als der umsichtige, scharfprüfende Geist desselben, den zu lenken eben so schwierig gewesen wäre, als ihn zu täuschen gefährlich, frei zustimmen konnte. Gleichwohl mußten viele Männer, deren Ansprüche und Wünsche nicht erfüllt wurden, es bequemer finden, die Ursache ihrer Unzufriedenheit in dem Adjutanten zu sehen, als in dem Könige, und jenen anzufeinden, auch wo er nur ein blindes Werkzeug des höheren Willens war. Dies Mißverhältniß mag durch Winterfeldts rasches und gebieterisches Wesen erhöht worden sein, besonders wo ihm die Befehle des Königs gegenüber von Personen höheren oder dienstälteren Ranges ein nachdrückliches Verfahren auferlegten. Eine sanftere Gemüthsart würde vielleicht mancher Feindschaft ausgewichen, manchen Groll anderweitig zu beruhigen gewußt, aber dann auch schwerlich den Erwartungen des Königs völlig entsprochen und den strengen Forderungen des Dienstes so genügt haben, wie dies Winterfeldt, in Trotz und Sicherheit seines Amtes, und rücksichtslos für alles andere, zu thun gewohnt war. Viele seiner Kriegs-

kammeraden, und selbst Mitglieder der Königlichen Familie, hegten ihm offenen oder heimlichen Widerwillen, der mit dem steigenden Vertrauen des Königs nur wachsen konnte.

Besonders finden wir den berühmten Zieten in fortwährendem Groll und Unwillen; die er auch gar nicht verbergen wollte. Für den Krieg durch schlaue Umsicht und kühnen Entschluß außerordentlich begabt, hatte er nur wenig Geschick als Befehlshaber im Frieden, wo Zucht und Ordnung der Truppen zur Hauptsache werden. Der König hatte das kriegerische Verdienst des Generals immer anerkannt, und demselben noch im August 1746 einen türkischen Säbel mit sehr gnädigen Ausdrücken geschenkt. Aber im Frieden bezeigte er ihm und seinem Regimente nur steigendes Mißfallen, und die Vorwürfe, welche er dem fahrlässigen, und mitunter auch störrischen Anführer macht, sind nicht etwa zweifelhafte Allgemeinheiten, sondern gehen auf ganz bestimmte Thatsachen. Schon im Jahre 1747 erhielt Winterfeldt den Auftrag, sich nach Berlin zu begeben, um dem daselbst zur herbstlichen Truppenschau einrückenden Husarenregimente von Zieten die nöthigen Weisungen zu ertheilen, oder das Regiment einzuhetzen, wie der König dies be-

zeichnend zu nennen pflegte. Ein solcher Auftrag, den außer Winterfeldt auch andre Generale in häufigen Fällen auszurichten hatten, war nicht geeignet, dem erstern die Zuneigung Zietens wiederzugewinnen, um so weniger, als die Unzufriedenheit des Königs immer auf's neue erweckt wurde, und der Getadelte eher fremde Einflüsterungen als eigne Schuld voraussetzen wollte. Indeß hätte Winterfeldt ohne eignes Vergehen die Strenge seines Auftrags doch nicht mildern können, und selbst sein bester Wille würde gegenüber dem Blick und Urtheile des Königs wenig vermocht haben.

Einem höchst verdrießlichen Geschäft mußte Winterfeldt sich im Jahre 1748 unterziehen. Dem Könige waren verschiedene Anzeigen zugekommen, daß sein Kriegsbaumeister, der Generalmajor von Wallrave, welcher durch den Fürsten Leopold von Anhalt-Dessau in preußische Dienste gekommen und zuletzt bei den großen Festungsbauten in Schlesien gebraucht worden war, sich große Veruntreuungen habe zu Schulden kommen lassen. Er ließ denselben am 12. Februar in Potsdam verhaften und nach Magdeburg abführen; Winterfeldt aber mußte sich dorthin begeben, um die ganze Sache streng zu untersuchen. Bei der genauen Durchsicht und

Prüfung der Rechnungen ergab sich, daß der Beschuldigte die ihm angewiesenen Gelder zum Theil unterschlagen, manche Ausgaben doppelt aufgeführt, andere durch falsche Quittungen belegt hatte, so daß ein Ausfall von mehr als 50,000 Thalern zu decken war. Dieses Verbrechens bekannte er sich schuldig. Ihm wurde aber auch noch die schlechte und nachlässige Anlage mancher Festungswerke vorgeworfen; sogar wurde die Beschuldigung vernommen, er habe den Plan von Schweidnitz den Oesterreichern verrathen; ob auch das letztere sich gegründet erwiesen, ist unbekannt. Er wurde zu lebenslänglichem Gefängniß verurtheilt, und bis an sein Lebensende, das im Jahr 1773 erfolgte, blieb er in dem Kerker, den er selbst in der Sternschanze zu Magdeburg erbaut, und dessen sichere Festigkeit er früher oft mit Stolz gerühmt hatte!

Die Mutter Winterfeldts, als Oberhofmeisterin am Markgräflichen Hofe zu Schwedt angestellt, hatte noch die Freude gehabt, die Erhebung und den Ruhm ihres Sohnes zu erleben, und ihn nach dem Kriege wohlbehalten und auf der ehrenvollsten Laufbahn zu sehen. Sie starb im Jahre 1750, und hinterließ den Ruf einer verständigen, wohlmei-

meinenden Frau, in der ſich Gefühl und Standhaftigkeit vereinigt hatte.

Wie brauchbar Winterfeldt, und wie mannigfach die Gegenſtände waren, mit welchen der König ihn beauftragte, ſehen wir aus einem Umſtande, der in dem Lebensabriß des durch ſeine großen Unternehmungen und wechſelvollen Schickſale berühmten Kaufmanns Peter Haſenclever aufgezeichnet iſt. Dieſer Mann, aus Remſcheid im Bergiſchen gebürtig, hatte bedeutendes Vermögen erworben, und ſtand in den größten Verbindungen, die er noch ſtets erweiterte. Sein Hauptgeſchäft war in Cadiz, von wo er über England, Frankreich und Holland nach Schleſien reiſte, um den dortigen Leinwandhandel mit Spanien auf einen gründlicheren und vortheilhafteren Fuß zu bringen. Dies war ſchon längere Zeit auch dem König ein beſonderes Augenmerk, der zu dieſem Zweck in Madrid bereits diplomatiſche Unterhandlungen angeknüpft hatte, und einen Handelsvertrag mit Spanien zu ſchließen wünſchte. Haſenclever kam im Jahre 1753 nach Berlin, und wurde von den Miniſtern des Königs um ſeine Meinung befragt. Er zeigte ihnen, daß die Sache bisher auf irrigem Wege betrieben worden, der für Preußen nur Nachtheil bringen könne,

und gab dagegen aus seiner bessern Einsicht die Mittel an, welche zu dauerndem Gewinn führen würden. Diesen Berathungen wohnte Winterfeldt bei, und es wird erzählt, er habe nach Hasenclevers lichtvoller Erörterung, diesem, der neben ihm saß, vertraulich auf's Knie geschlagen, und mit Lebhaftigkeit ausgerufen: „Sie erzählen uns mehr in einer Viertelstunde, als wir in sieben Jahren haben erforschen können!" Hasenclever wurde darauf zu dem Könige selbst geführt, der ebenfalls einsah, daß er den rechten Mann vor sich habe, die diplomatischen Unterhandlungen in Madrid vorläufig einstellen ließ, und dagegen dem Minister von Massow in Breslau anbefahl, mit Hasenclever die mögliche Aufnahme jenes wichtigen Handelszweiges gemeinsam zu überlegen.

In den geschichtlichen Nachrichten von dem Geschlechte von Schöning, mit welchen die vaterländische Geschichtforschung durch den Hofmarschall Kurd von Schöning bereichert worden, findet sich eine merkwürdige Angabe, welche mit obiger Erzählung wohl zu verknüpfen ist. Es wird nämlich daselbst als die vertrauliche Aussage eines Obersten von Schöning berichtet: „König Friedrich habe einen geheimen Bund unter dem Namen Vater-

landsfreunde gestiftet, von dem der König selbst Meister vom Stuhl gewesen sei. Dieser Bund habe die politischen Zwecke des Königs vereinigt, und es wären darin die zuverlässigsten Männer und fähigsten Köpfe aufgenommen worden, daher dieser Bund keine große Anzahl von Mitgliedern gezählt hätte. Schöning sei in diesen Bund aufgenommen, und zu den geheimsten Sendungen desselben gebraucht worden. Die engste Verbindung Preußens mit Spanien und Portugal hinsichtlich der Handelsverhältnisse, besonders dem schlesischen Leinwandhandel die Wege nach Amerika zu öffnen, sei dem Könige höchst wichtig gewesen. Der König habe ihn daher nach Spanien und Portugal in den geheimsten Aufträgen entsendet, von welchen die Königlichen Gesandtschaften nicht unterrichtet gewesen, er hingegen habe bei den Gesandten den vertrautesten Zutritt gehabt, auch die diplomatischen Geschäfte derselben beobachten und dem Könige insgeheim Bericht erstatten müssen." Daß Friedrich der Große bisweilen die Neigung gehabt, besondre Orden und Verbindungen zu stiften, ist aus mehreren Versuchen solcher Art bekannt, und wenn diese meist nur der freundschaftlichen Unterhaltung und dem Scherze dienten, so schließt dies nicht die

Möglichkeit aus, daß er dieſe Form auch einmal für ernſte Zwecke könne gewählt haben. Freilich beruht obige Nachricht nur auf der einen und nicht verbürgten Ausſage, deren Zuſammenhang das Ganze auch in die ſpätere Regierungszeit des Königs verſetzt. Sollte jedoch irgend eine Forſchung noch andre Spuren des angeblichen Bundes auffinden, und demſelben eine, wie zu vermuthen wäre, ſehr frühe Entſtehung anweiſen, ſo wäre wohl anzunehmen, daß auch Winterfeldt dazu gehört habe, und auch für ſeine Reiſen noch einiger Aufſchluß dorther zu gewinnen wäre!

Winterfeldt wiederholte mehrere Sommer den Beſuch des Karlsbades, und, möge nun die Herſtellung ſeiner Geſundheit wirklich Zweck oder nur Vorwand dieſer Reiſen geweſen ſein, ſoviel iſt gewiß, daß er ſie auch für den Dienſt des Königs eifrig zu nutzen ſuchte. Die Beſchaffenheit des Landes erforſchte er mit kundigem Blicke ſtets genauer, mancherlei Perſonen und Verhältniſſe lernte er kennen, und knüpfte Verbindungen an, welche in der Folge von größter Wichtigkeit waren. Dem Könige war daran gelegen, fähige Offiziere aus fremden Dienſten herüberzuziehen, und vorzüglich wünſchte er durch wirkliche Ungarn, denen hiezu ein beſon-

deres Geſchick eingeboren ſchien, ſeine leichten Truppen zu vervollkommnen. Winterfeldt folgte hierin dem Willen des Königs, und unterſtützte denſelben durch ſeinen Scharfblick. Schon im Jahre 1747 gewann er den öſterreichiſchen Major von Rebentiſch im Karlsbade für den preußiſchen Dienſt, um ſo leichter, als jener, eines Poſtmeiſters Sohn aus Wuſterhauſen an der Doſſe, eigentlich nur in ſein Vaterland zurückkehrte; er wurde als Oberſtlieutenant im Gefolge des Königs angeſtellt. Späterhin brachte er die kühnen Anführer von Mayr, von Pflugk und viele andre in das preußiſche Heer, welche insgeſammt ſeiner fördernden Empfehlung durch ihre Thaten Ehre machten. Weniger glückte es dem Könige ſelbſt mit einigen Ungarn, welche ſeine Vorliebe mit zu geringer Prüfung aufnahm. Unter dieſen befand ſich ein Oberſt Nadytſch-Zander, welcher dem Könige die vortheilhafteſte Umgeſtaltung der preußiſchen Huſaren verſprach, und eine Zeit lang, zum großen Verdruſſe Zietens, der ſich hiedurch zurückgeſetzt ſah und völlig mit dem Könige zerfiel, dieſe Truppe nach ſeinem Belieben handhabte. Daß ihn auch Winterfeldt perſönlich begünſtigt habe, finden wir durch nichts dargethan; im Gegentheil ſtellen dieſen alle Umſtände, welche

Frau von Blumenthal von der großen Feldübung im Jahre 1753 bei Spandau berichtet, wo Nadytsch-Zander durch einen Unfall gedemüthigt wurde, als durchaus unbetheiligt dar; die Husaren von Zieten, welche ein Gefecht beim Futterholen vorstellen sollten, waren zu diesem Behufe theils unter Nadytsch-Zanders, theils unter Winterfeldts Befehl gestellt, und ein Offizier der letztern Parthei war es, der den verhaßten Ungar unvermuthet vom Pferde riß und gefangen fortführte, ja mißhandeln ließ, ohne daß dessen angeblicher Gönner ihm Schutz oder Schonung dargeboten hätte. Noch im Jahre 1757 schrieb des Königs Generaladjutant, Oberstlieutenant von Wobersnow, an Winterfeldt nach Schlesien, wo der Einbruch der Ungarn befürchtet wurde: „Ich bin sehr verwundert, daß Ew. Excellenz von denen Nadytsch-Zanders Ihrer Nachbarschaft noch keine Visite gehabt, das Andenken voriger Zeiten muß sie abhalten;“ welcher spöttische Ausdruck hier nicht würde zulässig gewesen sein, wenn Winterfeldt mit jenem ungarischen Abenteurer wirklich in näherem Zusammenhang gestanden hätte.

Wichtiger noch, als im Betreff des Kriegswesens, ist Winterfeldts Einfluß in politischer Bezie-

hung anzuſchlagen. Das unbedingte Vertrauen des Königs weihte ihn in die geheimſten Verhältniſſe ein, und ſein richtiger Blick, ſein Reichthum an Hülfsmitteln, ſeine kühnen Anſchläge, machten ihn auch auf dieſem Gebiete dem Könige ſtets nothwendiger und ſchätzbarer. Frühzeitig hatte er eingeſehen, daß der Wiener Hof das abgetretene Schleſien noch nicht aufgegeben habe, ſondern zu deſſen Wiedergewinn das Aeußerſte verſuchen werde; mißtrauiſch beobachtete er jede Bewegung, welche zu dieſem Zwecke geſchehn konnte, und er fuhr mitten im Frieden fort, Oeſterreich als entſchiednen Feind anzuſehen. Daher bekam jeder preußiſche Offizier, der etwa dorthin reiſte, von Winterfeldt geheime Aufträge zur Erkundigung des Landes und der Anſtalten, und wurde angewieſen, zur Hin- und Rückreiſe nicht denſelben Weg, ſondern verſchiedene zu nehmen, um deſto reichere Kenntniß der Ortslagen heimzubringen. In Wien und Dresden hatte er Kundſchafter aufgeſtellt, welche ihm alles berichteten, was dort vorging und von ihnen erſpäht werden konnte; zu den verborgenſten Geheimniſſen mußte Beſtechung den Weg öffnen; manche Werkzeuge waren noch vom Kriege her in ſeiner Hand, neue Verbindungen wußte er mit Erfolg anzuknü-

pfen. Der geordnete Zuſammenhang all dieſer Fäden machte ſie erſt recht nutzbar, und das ganze Gewebe, deſſen Koſten der ſonſt ſo ſparſame König gern bewilligte, blieb in Winterfeldts Leitung, der aber auch ſeines eignen Geldes dabei nicht ſchonte, und in ſeinem Eifer um ſo lebhafter fortſchritt, je mehr die Ueberzeugung in ihm wuchs, daß Preußen in Gefahr ſchwebe, und zu den kühnſten Unternehmungen genöthigt ſei, in welchen freilich auch für ihn ſelbſt die Bahn des Ehrgeizes und des Ruhmes ſich im größten Glanz eröffnete. Außer dem Könige und Winterfeldt wußte um das Geheimniß noch der Geheime Kabinetsrath Eichel, der auch hülfreich dabei mitwirkte, und Winterfeldts Sekretair Galſter, ein Mann von großer Fähigkeit und vollkommener Hingebung, den er das Glück gehabt in dieſer Zeit ſich perſönlich zu verpflichten.

Einer von jenen Kundſchaftern, Namens Reidnitz, kam gegen Ende des Jahres 1754 von Dresden nach Potsdam, und gab Winterfeldten die Mittel an, jede Woche regelmäßig die Abſchrift der Depeſchen zu erhalten, welche in Dresden, über den Fortgang der von Oeſterreich und Rußland im Verein mit Sachſen gegen Preußen gerichteten Anſchläge, von Wien und St. Petersburg einliefen.

Nun empfing auch der preußiſche Geſandte Graf von Malzahn in Dresden geheime Anweiſung, die gemachten Entdeckungen zu vervollſtändigen, und bald beſtand kein Zweifel mehr, daß die genannten Höfe gegen Preußen nur Untergang und Verderben im Sinne hatten. Die Annäherung, welche zwiſchen Großbritannien und Rußland eintrat, erſchien nicht minder gefahrvoll für Preußen, und auf Frankreichs Beiſtand war durchaus nicht zu rechnen. Schon damals, ſagt Retzow in ſeinen trefflichen Denkwürdigkeiten des ſiebenjährigen Krieges, drang Winterfeldt in den König, den Krieg ſogleich anzufangen, und durch Muth und Standhaftigkeit den ganzen Plan in ſeiner Geburt zu erſticken. Allein der König hielt die Umſtände nicht für ſo dringend, um nicht vorher noch diplomatiſche Maßregeln zu verſuchen, durch welche der Krieg vielleicht abgewendet, oder doch mit verſtärkten Hülfsmitteln geführt werden könnte.

Dem Namen nach beſtand noch ein Bündniß zwiſchen Frankreich und Preußen, zufolge deſſen beide Mächte, im Fall eines Angriffes zu wechſelſeitiger Hülfe verpflichtet waren. Allein dieſes Bündniß lief im März des Jahres 1755 ab, und es fragte ſich, ob Preußen, welches doch in dem allge-

meinen politischen Getriebe nicht ganz für sich allein stehen durfte, ferner jene unsichre Stütze wünschen solle, oder eine neue und festere auf andrer Seite gewinnen könne. Die persönliche Neigung des Königs war für Frankreich, Winterfeldt aber, der einzige Vertraute, mit welchem er diesen Gegenstand rückhaltlos überlegte, zog eine Verbindung mit Großbritannien vor; er achtete die Engländer, wie er die Franzosen geringschätzte; es gelang ihm, den König täglich mehr für England zu stimmen. Um desto sichrer zu gehen, sandte Winterfeldt einen seiner Vertrauten, Namens Haude, einen höchst fähigen Mann, der später unter dem Namen von Rexin preußischer Gesandter in Konstantinopel war, insgeheim nach Frankreich, um über den Zustand des Hofes und des Kriegswesens genaue Kundschaft einzuziehen. Winterfeldts Ansicht wurde durch Haude's Bericht nur bestätigt, und um so stärker sein Eifer, ein Bündniß mit England anzurathen. Die Ereignisse kamen ihm dabei sehr zu Hülfe. Der französische Hof wandte sich, durch die thätige Bemühung des österreichischen Gesandten Grafen von Kaunitz in Paris, mehr und mehr zu Oesterreich hin; das englische Ministerium dagegen, stark durch sich selbst und durch die Uebereinstimmung mit dem

Volkswillen, zeigte ſich zu Preußen hingeneigt. Noth-gedrungen entſchied ſich der König nun für ein Bünd-niß mit England, und Winterfeldt mußte im Som-mer des Jahres 1755, da der König Georg II aus England in ſeine deutſchen Staaten herüber-gekommen war, nach Hannover reiſen, und in ge-heimer Unterredung mit demſelben die näheren Ver-handlungen einleiten. Dies geſchah mit größtem Erfolg, und der Vertrag zwiſchen Preußen und Großbritannien, durch welchen beide Mächte ſich ihre Länder gewährleiſteten, wurde zu Weſtminſter am 16. Januar 1756 unterzeichnet. Kurz vorher hatte noch Frankreich die Erneuerung des Bünd-niſſes mit Preußen nachgeſucht, allein der König erkannte aus den franzöſiſchen Eröffnungen nur um ſo klarer, wie recht er gethan, ſich mit England einzulaſſen, und beſchleunigte den Abſchluß. Als dieſer bekannt wurde, ſäumte nun auch der fran-zöſiſche Hof nicht länger, mit Oeſterreich in offnes Bündniß zu treten, das am 9. Mai 1756 zu Ver-ſailles geſchloſſen wurde. So hatten denn die man-nigfachen politiſchen Intereſſen und Abſichten in zwei ſcharfgetheilten Richtungen ſich einander deut-lich gegenübergeſtellt. Der Krieg zwiſchen England und Frankreich kam alsbald zum Ausbruch.

Als eine Andeutung der höheren Thätigkeit, zu welcher nächstens der Schauplatz ihm sich eröffnen würde, empfing Winterfeldt am 21. Mai 1756 die Beförderung zum Generallieutenant nebst dem schwarzen Adlerorden; gleich darauf ernannte ihn der König auch zum Gouverneur von Kolberg und zum Inhaber eines Regiments zu Fuß. Dieses Regiment war seit dem Tode seines letzten Inhabers, des Generallieutenants von Hacke, zwei Jahre hindurch erledigt geblieben, und weil die herkömmlichen Einkünfte und Vortheile ununterbrochen fortgingen und aufgesammelt wurden, so fand Winterfeldt eine Summe von beinahe 10,000 Thalern vor, welche ihm zukamen, und mit denen der König ihn absichtlich hatte bedenken wollen; allein seine großmüthige Uneigennützigkeit nahm diesen Gewinn nicht an, sondern vertheilte den ganzen Betrag an Offiziere und Gemeine des Regiments, die einer Unterstützung oder Belohnung werth waren.

Die Nachrichten von den Anschlägen der feindlichen Höfe wurden mit jedem Tage bedenklicher. Daß Winterfeldt sie absichtlich soll übertrieben und durch falschen Schein geltend gemacht haben, ist ein unerwiesenes Vorgeben, bei welchem die Geistesart des Königs nicht gehörig bedacht worden,

der überall ſelbſt prüfte und auch dem größten Zutrauen immerfort ſeinen Scharfblick beigeſellte. Wir finden im Gegentheil, daß Winterfeldt ſeinem Eifer niemals einen perſönlichen Zweck unterlegte, ſondern ihm ſtets nur die Richtung auf das Sachdienliche gab, und in allem ſeine Pflicht vor Augen hatte. So ſchrieb ihm ein Graf von Sandretzky aus Schleſien ausführlich, jedoch wie es ſcheint mit Uebertreibung, von den Rüſtungen und Märſchen der Oeſterreicher in Böhmen und Mähren, von ihrer Abſicht auf Schleſien und andern dahin gehörigen Umſtänden, indem er es dem Empfänger überließ, dem Könige den Bericht mitzutheilen oder nicht; Winterfeldt aber ſandte denſelben von Berlin, wo er ihm zugekommen war, ſogleich nach Potsdam, wahrſcheinlich an Eichel und fügte hinzu: „Er würde die Mittheilung ganz und gar zurückbehalten haben, weil er beſorge, daß es Seine Majeſtät ombragiren werde, da aber dennoch etwas Wahres daran ſein könne, und Seine Majeſtät ihm befohlen, ſobald er was erführe, alles gleich zu melden, ſo dürfe er nicht ſäumen" u. ſ. w. Schon früh waren die Kriegsrüſtungen Oeſterreichs und Sachſens in ihrem Beginn entdeckt, und dann in ihrer fortſchreitenden Entwicklung genau verfolgt

worden. Sie waren endlich so weit gediehen, daß ein offener Ausbruch nicht mehr fern sein konnte.

Der König hatte sein Heer im Stillen gerüstet, und es bedurfte nur der letzten Befehle, um dasselbe streitfertig ins Feld zu stellen. Allein die Frage war, ob er dem Angriffe zuvorkommen, und über den unzweifelhaften, wiewohl noch nicht erklärten Feind herfallen, und also selber den Kampf beginnen solle, oder die Ereignisse abzuwarten, und inzwischen zu versuchen, ob die drohende Gefahr durch Unterhandlungen vielleicht noch zu wenden oder doch zu schwächen sei? „Hierüber, — sagt Retzow, — waren die Meinungen der alten Feldherren, die den König in Potsdam umgaben, sehr getheilt. Wenige, vielleicht Winterfeldt allein, waren für, die mehresten, unter welchen sich die Prinzen vom Hause befanden, gegen den Krieg gestimmt; da aber Friedrich aus dem, was er sich vorgenommen hatte, noch ein tiefes Geheimniß machte, so wagte es niemand, seine Meinung öffentlich zu sagen." Wir können hier nichts Angemeßneres thun, als mit Retzows Worten weiter zu reden, der für den verhängnißvollen Wendepunkt, welcher jetzt aus den preußischen Berathungen hervorgehen muß, uns die zuverlässigste Quelle sein würde, auch wenn er

nicht faſt die einzige wäre. Er berichtet, Friedrich habe den Feldmarſchall Grafen von Schwerin nach Potsdam berufen, ihm nebſt den beiden Generalen von Winterfeldt und von Retzow, die allein zugezogen wurden, ſeine politiſche Lage eröffnet, und daß er feſt entſchloſſen ſei, mit den Waffen in der Hand das Vorhaben ſeiner gegen ihn verſchwornen Feinde, noch ehe ſie ſelber zur Ausführung ſchreiten könnten, zu zernichten, daß zu dieſem Zwecke das Heer bereits marſchfertig ſtehe, und nur noch zu berathen bleibe, auf welche Weiſe der Krieg am vortheilhafteſten zu führen ſei. Schwerin habe dieſen raſchen Entſchluß nicht billigen wollen, ſondern Vorſtellungen dagegen gemacht. Retzow gleichfalls, welcher die Uebermacht der Feinde erwog, und überdies die Prinzen vom Hauſe als Gegner dieſes Krieges wußte, wagte ſeine Meinung in ſolchem Sinn auszuſprechen. Gegen beide trat Winterfeldt auf, und behauptete: „Man müſſe die Unthätigkeit, in welche die Ruſſen zurückgefallen wären, benutzen, um das Haus Oeſterreich zu ſchwächen. Jetzt ſei dieſe Macht noch nicht völlig gerüſtet, ihre Armeen wären noch zerſtreut, ihre Finanzen noch in Unordnung, jetzt ſei es alſo leicht, den Schauplatz des Krieges in den öſterreichiſchen Staaten ſelbſt aufzuſchlagen, die

überraſchten feindlichen Truppen zu werfen, die von ihnen beſetzten Länder wegzunehmen, und dann allen denen die Spitze zu bieten, die als Feinde aufzutreten ſich erkühnen wollten. Entſchieden ſei es übrigens, daß der Verfaſſung des preußiſchen Heeres ſowohl als der Lage der ganzen Monarchie es weit angemeſſener ſei, anzugreifen, als angegriffen zu werden." Jetzt erſt brachte der König die aus dem Dresdener Archiv geſchöpften Beweiſe hervor, daß ſeine verbündeten Feinde ſeinen Untergang beſchloſſen hätten, und daß der Krieg, den man ihm zu vermeiden rathe, unabwendbar ſei. Mit Staunen vernahmen Schwerin und Retzow dieſe neuen Aufſchlüſſe, wodurch nun auch für ſie die Lage der Sachen ein ganz andres Anſehn gewann. Nach einigem Schweigen rief nun Schwerin plötzlich wie begeiſtert aus: „Wenn einmal Krieg geführt werden ſoll und muß, ſo laßt uns morgen aufbrechen, Sachſen in Beſitz nehmen, und in dieſem kornreichen Lande Vorrathshäuſer anlegen, um unſere künftigen Operationen in Böhmen zu ſichern." Daß Winterfeldt mit dem Könige ſchon vor dieſer Berathung ganz einverſtanden war, iſt gewiß; von Schwerin ſagt aber Retzow ſelber das Gegentheil. Wiefern der König hiebei ſich durch Winterfeldts An-

Ansicht und Betrieb einzig habe bestimmen lassen, leuchtet nicht ein; daß des letztern unruhige Ehrsucht und persönlicher Einfluß allein den siebenjährigen Krieg veranlaßt und verschuldet habe, der noch sehr wohl zu vermeiden gewesen sei, wie späterhin von manchen Seiten her ist behauptet worden, läßt sich aus sonstiger Kenntniß der Personen und Verhältnisse durchaus nicht begründen; stünde die Behauptung aber auch fest, so würde sie, die als Anklage gemeint ist, mehr als alles andre zugleich den höchsten Ruhm des Mannes aussprechen, auf dessen kühnen und großen Geist solche Stücke von Geschichte zurückzuführen wären, welche noch heute, den Schickungen Preußens als feste Grundsteine für immer eingefügt, die Macht und das Gedeihen dieses Staates hoch emportragen.

Nach der erwünschten Beistimmung seiner vertrauten Generale befahl der König sogleich die nöthigen Anordnungen, um das Heer jeden Augenblick in Bewegung setzen und den Krieg mit wohlüberlegtem Plan beginnen zu können. Das Geheimniß sollte für die nächste Zeit noch streng bewahrt und kein neuer Mitwisser zugelassen werden. Winterfeldt übernahm unendliche Arbeit, Entwürfe für den Feldzug im Ganzen, Vorschriften für die

einzelnen Truppentheile, Angaben und Erörterungen aller Art. Er mußte sich nach Berlin verfügen, um in der Mitte aller Hülfsmittel diese Geschäfte, in welchen er zum Theil das Amt eines Kriegsministers erfüllte, desto schneller zu fördern. Sogar die nöthigen und oft vielfältigen Abschriften, da kein Schreiber in's Vertrauen gezogen werden durfte, besorgte er mit eigner Hand, oder an seiner Statt Eichel, der gleicherweise diesen Arbeiten den unermüdbarsten und einsichtsvollsten Eifer widmete.

Aus dieser Zeit, ganz in dem Sinne, welchen Retzow bei obiger Berathung angedeutet hat, findet sich ein Brief Winterfeldts, den er mitten aus jener Thätigkeit schrieb, und dessen persönliche und den Tagesumständen angehörige Färbung uns nur um so lebhafter das ganze Verhältniß vor Augen stellt. Er schrieb am 18. Juli nach einem arbeitsvollen Tage spät gegen Mitternacht an Eichel: „Ew. Hochwohlgeboren remittire das mir Kommunizirte hierbei treulichst. Es sind bedenkliche Umstände, und ob solche noch so versteckt und weitaussehend scheinen, so haben sie dennoch einen nahen Schelm im Rücken. Uns kann dabei nichts helfen wie Präveniren, zumal sie dieses Jahr mit

ihren vielen Rekruten, so per Regiment an die 500, nicht fertig werden können, noch weniger aber ihre Kavallerie im Stande ist, mit Vigueur gegen uns zu agiren. Die Russen können uns dieses Jahr nichts thun, zumal sie nicht empressirt sein, sondern denken: Gebt das Geld nur her, Gott wird die Welt schon strafen! — Wann wir warten wollen, bis alle kleine Fürsten im Reich uns in ihrem Konseil die Justice thun, daß wir nicht Agresseurs gewesen, so kommen wir zu spät und seind verloren. Das mecklenburgsche Manifest kann uns aber, wann wir nur den Vortanz gewinnen, nichts schaden, sondern sie müssen am Ende die Musik noch mit bezahlen. Die Pferde-Negoze hat sonsten die von Seiner Majestät mir aufgetragene Occupation sehr alterirt, und wäre ich sonsten schon vor 2 Tagen fertig. Anjetzo kann ich aber nicht vor Mittwoch Vormittags in Potsdam erscheinen. Wann sich aber alsdann auch Ew. Hochwohlgeboren durch Abschreiben meiner Sachen sakrifiziren, und deßhalb zu Grunde gehen wollten, als welches ich (die Freundschaft und Hochachtung vor Dero mir wahrhaftig unschätzbaren Person nicht einmal zu rechnen) als ein treuer Diener vor des Königs Staat nicht gleichgültig ansehen kann, dahero ganz ver-

gebens halte: weil der König den Zweck seiner von weiten und langen Zeit her komponirten Disposition nicht erreichet, falls er nicht bei jeder Kolonne einen General an Chef choisirt, den er au fait setzt, alles an ihn verweiset, und welcher sodann die Details besorgt. Es ist auch alles, was ich ausarbeiten muß, auf den Fuß eingerichtet; und wann es der König nicht so disponirt, so weiß nicht zu helfen; die ersten Ordres bis zum Rendezvous wollen nichts sagen, und kann ich erleichtern helfen. Das Uebrige aber käme in die größte Bredouille, wann sich der König nicht ehrlichen Leuten, die doch kommandiren und alles besorgen sollen, einige Tage vorher anvertrauen will. Ich verharre indeß bis auf baldiges Wiedersehen mit treuer Freundschaft und Hochachtung Ew. Hochwohlgeboren treuer Diener."

Bevor Winterfeldt dem ersehnten Rufe der Waffen folgen konnte, hatte er noch einen andern Auftrag zu erfüllen, den der König nur ihm anvertrauen wollte. Schon völlig gerüstet, hielt der König den entschiedenen Schritt noch zurück, um ihn nur mit reifer Kenntniß der Dinge zu thun. Winterfeldt mußte nochmals in das Karlsbad reisen, zum Schein seiner Gesundheit wegen, in Wahr-

heit aber zur genauen Erforschung, wo und wie stark die österreichischen Truppen versammelt ständen, welche Schwierigkeiten und Hülfsmittel sich dem nächsten Absehn der Preußen darböten, welche Gegenden und Wege dabei in Betracht kämen. Er durchreiste mit prüfendem Blick das Gebirge in verschiedener Richtung, nahm an mehreren Stellen insgeheim Handzeichnungen auf, besichtigte die Festung Königstein und die ganze Gegend bis nach Pirna und Dresden hin sehr genau, und kehrte mit reicher Ausbeute zurück, die zu seiner Freude den Beschluß des Königs, sogleich in's Feld zu rücken, unwiderruflich entschied.

Am 29. August 1756 fiel Friedrich mit 60,000 Mann in Sachsen ein, während Schwerin mit einem zweiten Heere von Schlesien aus nach Böhmen rückte. Erst am Tage vorher hatten die Anführer der Truppen erfahren, wohin der Marsch ginge, ihre letzten Weisungen erhielten sie sämmtlich von Winterfeldts Hand geschrieben und von dem Könige unterzeichnet. Wiewohl im Heere längst eine ungewöhnliche Bewegung merklich, auch in Oesterreich die Erwartung eines Krieges sehr verbreitet war, so überraschte doch dieser plötzliche und nachdrückliche Einbruch nah und fern allgemein, und

Schrecken und Verwirrung begleiteten ihn. Doch gewannen die sächsischen Truppen noch Zeit, sich in das feste Lager bei Pirna zusammenzuziehen, während das ganze Land und Dresden selbst von den Preußen besetzt wurde. Winterfeldt, der die Möglichkeit sah, jetzt rasch bis Prag vorzudringen, sobald nur der Rücken frei wäre, rieth voll Eifer, das Lager von Pirna, ungeachtet seiner Festigkeit, augenblicklich zu stürmen, und machte hiezu einen, wie Retzow sagt, meisterhaften Entwurf, nach welchem der auf fünfunddreißig Punkten zugleich unternommene Angriff, der an vier Orten ernstlich sein sollte, wahrscheinlich zum Ziel geführt hätte. Der König aber wollte nicht gleich im Beginn so viel wagen, und hoffte, die Sachsen durch Mangel bald zur Uebergabe genöthigt zu sehen. Auch wollte er den Versuch noch machen, den sächsischen Hof unter diesen Umständen durch Unterhandlungen zu gewinnen. Winterfeldt begab sich am 14. September mit einem Königlichen Handschreiben nach Struppen zu dem Könige von Polen; ihn begleiteten 12 Offiziere, und 50 Husaren, welche der Oberstlieutenant von Warnery befehligte. Er mußte mit seiner Bedeckung nahe dem Königstein vorüber reiten, von woher ihn unaufhörlich Kanonenkugeln

begrüßten; als einige ſächſiſche Generale dann bei ſeiner Ankunft dies als ein Verſehen entſchuldigen wollten, antwortete er bloß, er habe es nicht bemerkt. Der König von Polen antwortete ausweichend, ſandte aber am folgenden Tage den General von Arnheim ebenfalls von 12 Offizieren begleitet in das preußiſche Lager zum Unterhandeln, der jedoch mit kurzer Antwort zurückkehrte. Am 16. September ritt Winterfeldt abermals nach Struppen, und legte dem Könige in vertrauter Beſprechung, bei welcher der ſächſiſche Miniſter Graf von Brühl, auf Winterfeldts ausdrückliches Verlangen nicht zugegen ſein durfte, alle Beweggründe und Anerbieten vor, die ihn beſtimmen ſollten, ſich an Preußen feſt anzuſchließen. Doch dieſer Verſuch hatte keinen beſſern Erfolg, als der frühere; der König von Polen blieb dem Rathe ſeines Miniſters folgſam, und hoffte auf die Hülfe Oeſterreichs.

Nun war nichts übrig, als die Sachſen mehr und mehr einzuſchließen, und ihnen alle Zufuhr abzuſchneiden; der König überließ dem Markgrafen Karl von Brandenburg, dem aber auch Winterfeldt beigeordnet war, mit einem Theile des Heeres die Ausführung dieſes Auftrags, während er ſelbſt mit dem andern Theile ſich gegen Böhmen wandte, um

die anrückenden Oeſterreicher zu beobachten. Winterfeldt machte die vortrefflichſten Anſtalten, und der Mangel im ſächſiſchen Lager wurde täglich fühlbarer. Auch hier mußte er den Nachtheil ſeiner eigenthümlichen Stellung erfahren. Der König forderte alles von ihm, und er durfte daher nicht ſäumen einzugreifen, wo irgend ein Uebelſtand bemerklich wurde. Der Markgraf Karl ließ einen Truppentheil, bei welchem Warnery ſtand, ſeine Stellung ändern, wodurch den Sachſen die Gelegenheit zum Entwiſchen eröffnet wurde. Da Warnery's Vorſtellungen fruchtlos blieben, ſo berichtete er die Gefahr an Winterfeldt, der ſogleich Befehl gab die alte Stellung wieder einzunehmen. Da nun Warnery zu ſeiner Rechtfertigung den eigenhändigen Brief Winterfeldts dem Könige einſandte, ſo tadelte dieſer den Oberbefehlshaber ſehr ungnädig, der nun ſeinen Unmuth ganz auf Winterfeldt warf. Dieſer aber ließ in ſeinem Eifer, wo es die Sache galt, niemals nach. Verſchiedene Anſchläge der Sachſen, die Einſchließung zu durchbrechen und Zufuhren einzubringen, ſcheiterten an ſeiner Wachſamkeit. Auch der Verkehr und Briefwechſel des ſächſiſchen Hofes mit Frankreich und Oeſterreich wurde durch Winterfeldts Anſtalten großentheils aufgefangen, und

nach den daraus erſehenen Geſinnungen und Maßregeln rieth er dem Könige, mit aller Strenge zu verfahren. Die letzte Hoffnung der Sachſen war auf die Oeſterreicher geſtellt, allein der Sieg, welchen der König über ſie am 1. Oktober bei Lowoſitz erfocht, nahm jenen auch dieſe Ausſicht. Winterfeldt meldete, die Sachſen ſeien in großer Bewegung, und alles laſſe vermuthen, daß ſie mit aller Macht durchbrechen wollten; er berichtet dabei dem Könige, durch Zieten ſei er auf einen ſchwachen Punkt aufmerkſam gemacht worden, den er deßhalb ſogleich verſtärkt habe, und er ſpricht bei dieſem Anlaſſe von Zieten ganz unbefangen und ehrenvoll. Ferner meldete er, der König von Polen wolle weder mit Brühl noch mit ſeinen Generalen mehr ſprechen, und laſſe ſie gar nicht zu ſich hinauf kommen, weil ſie durch ihren Rath und Zureden an ſeiner jetzigen Lage Schuld ſeien, er wolle nun nach Polen abreiſen, und alles denen überlaſſen, die ihm ſo ſchlecht gerathen, im Lager ſei die Stimmung ſo, daß die meiſten ſächſiſchen Offiziere große Freude über den Sieg bei Lowoſitz äußerten. Friedrich aber konnte ſeinen Sieg nicht verfolgen, ſo lange in ſeinem Rücken der Feind noch feſten Fuß hatte. Er wurde ungeduldig, und ſchrieb an Winterfeldt

ſchon den 3. Oktober: „Es wäre nöthig, daß nunmehro mit den Sachſen ein Ende würde, oder ich muß mit Rechten beſorgen, daß meine Affairen darunter leiden; alſo ſchreibe Er mir mit guter Ueberlegung und poſitive, was dabei wird zu thun ſeind, und wann ein Ende wird. Es iſt abſolut nöthig, daß ich bald davon informirt werde. Adieu.“ Und nachdem Winterfeldt berichtet, er verſtärke die Maßregeln, die Sachſen wollten herausbrechen, wüßten aber nicht wohin, es ſei kein Entſchluß da, antwortete der König am 8. Oktober: „Die Sachſen verderben mir die ganze Kampagne, ich werde, wor es noch 8 Tage dauert, nicht im Stande ſein, mir länger hier zu mainteniren, und würde mir ohnmöglich werden, ſich mit dem großen Klumpen hier zu ſouteniren, es wird ſpät im Jahre, und Brown hat nun Zeit gehabt, ſich ſeinen Poſten hinter der Eger recht ſtark zu machen. Dieſes Land iſt ſchon ſehr mitgenommen, und würde von der Subſiſtenz eines großen Korps nichts als Laun, Leitmeritz, Saatz und Bilin bleiben, dar kann man nicht ſtark genug ſein, um im Fall einer Winter-Entrepriſe dem Feind zu reſiſtiren, und Kavallerie kann in der Wahrheit nicht über 10 Eskadrons hier noch ſubſiſtiren. Schreibe Er mir ſeine

Gedanken hierüber. Adieu.“ Da der franzöſiſche Botſchafter in Dresden Graf von Broglie durchaus nach Struppen zu dem Könige von Polen wollte, und bei dem Verſuche wenigſtens beleidigt zu werden hoffte, um dadurch für Frankreich den Vorwand zum Bruch mit Preußen zu gewinnen, Friedrich aber befohlen hatte: „Der Franzoſe muß mit Höflichkeit geſchoren werden, aber nicht herein gelaſſen werden,“ ſo führte Winterfeldt auch dieſes beſtens aus, indem jener überall, wo er durchzudringen ſuchte, ſtandhaft zurückgewieſen, aber dabei mit Artigkeit überhäuft wurde. Bei aller Strenge wollte der König doch nicht, daß des Königs von Polen eigne Tafel Mangel litte, ſondern befahl, einige Wagen mit Vorräthen durchzulaſſen. Indeß rückten die Oeſterreicher wirklich gegen Schandau vor; Winterfeldt ſchrieb: „Es fängt hier an bunt zu werden, und wir müſſen uns brav tummeln;“ er traf alle Vorkehrungen, den Feind zu empfangen; der König ſeinerſeits ſandte Verſtärkungen, und ſchrieb dabei am 13. Oktober: „Ich geſtehe, daß weilen ich nicht ſelber ſehen kann, was da paſſirt, daß mir das Herze recht benauet iſt.“ Einige Gefechte fielen zum Nachtheil der Oeſterreicher aus, und da der von ihnen mit den Sachſen genomme-

nen Abrede von diesen nicht zur gehörigen Zeit entsprochen wurde, sie die Preußen auch überall in furchtbarer Bereitschaft fanden, so zogen sie unverrichteter Dinge wieder nach Böhmen zurück.

Die Sachsen hielten sich indeß noch immer, und ihr Oberbefehlshaber Graf Rutowski bekam sogar Befehl, die Preußen anzugreifen, um sich durchzuschlagen; allein er sah die Unmöglichkeit irgend eines Erfolgs, die Höhen waren rings von preußischem Fußvolk stark besetzt, alle Pässe von zahlreichem Geschütz beherrscht. Rutowski ließ dem Könige von Polen und dem Grafen von Brühl, die sich jetzt in Sicherheit auf dem Königstein befanden, dies vorstellen, und suchte durch Unterhandlungen wenigstens freien Abzug zu gewinnen. Er sandte deßhalb einen Offizier an Winterfeldt. Dieser lehnte den Antrag, für den er nicht ermächtigt sei, entschieden ab, führte aber den Offizier durch die ganze Linie der Einschließung, zeigte ihm die Stärke der getroffenen Maßregeln, die Stellung und Zahl des Geschützes, und entließ ihn mit den Worten: „Sie haben jetzt meine ganze Stellung gesehen; machen Sie davon dem Grafen Rutowski eine genaue Beschreibung, und sagen Sie ihm, ich überließe es seiner eignen Beurtheilung,

ob er ſich noch getraue, ſich durchzuſchlagen.“ Auch der König hatte ſich ſchon dahin erklärt, wenn die Unterhandlung nicht ſchnell zum Ziel führete, ſollten die Feindſeligkeiten gleich wieder angehen, er werde ſich jetzo von keinem Menſchen mehr amuſiren laſſen. Hunger und Verzweiflung nöthigten endlich die Sachſen zur Uebergabe. Rutowski ſelbſt kam den 15. Oktober in's preußiſche Lager, und unterzeichnete die Bedingungen, welche Winterfeldt, nach ſchnöder Verwerfung faſt aller von jenem entworfenen Punkte, ihm hart und ſtreng auferlegte. Die ſämmtlichen ſächſiſchen Truppen, 17,000 Mann ſtark, waren kriegsgefangen; die Offiziere wurden auf ihr Ehrenwort entlaſſen, die Unteroffiziere und Gemeinen aber gezwungen, in preußiſchen Dienſt zu treten. Der König von Polen durfte mit ſeinem Gefolge frei nach Warſchau reiſen.

Winterfeldt widerrieth ſehr die Art, wie die Einverleibung der ſächſiſchen Truppen in das preußiſche Heer geſchah. Die unglücklichen Soldaten zeigten den tiefſten Schmerz und die heftigſte Wuth, als ſie dem Könige von Preußen ſchwören ſollten. Ungeachtet dieſer Stimmung, deren gewaltſame Ausbrüche kaum zu unterdrücken waren, ließ der König 10 Regimenter ſächſiſchen Fußvolks völlig in

ihren Bestand, und gab ihnen nur preußische Röcke und Offiziere. Viele Sachsen hätten gewiß freiwillig Dienste genommen, und dann auch wohl ausgehalten; jetzt gezwungen, suchten sie nur die Gelegenheit zu entkommen, und da sie beisammen blieben, so fanden sie diese leicht. Sie gingen schaarenweise, zu ganzen Kompanien und Bataillonen, im nächsten Feldzuge zu dem Feinde über, nicht ohne Anreizung und Hülfe von Seiten der Königin von Polen, welche beharrlich in Dresden geblieben war. Wollte man die Sachsen zum Dienste zwingen, so mußten sie in die preußischen Regimenter vertheilt werden, was zuletzt mit den noch übrig gebliebenen auch geschah. Der König bedauerte zu spät, daß er Winterfeldts Warnung und Rath nicht gleich anfangs beachtet hatte.

Der König nahm seine Winterquartiere in Sachsen, und auch Schwerin zog sich aus Böhmen nach Schlesien zurück. Da jedoch letztere Provinz nicht gehörig gedeckt schien, so mußte Winterfeldt mit etwa 3000 Mann durch die Lausitz in die Gegend von Landshut eilen, die ganz offen war, und in Verbindung mit Schwerin das Gebirge besetzt halten. Er befehligte hier 7 Bataillons Fußvolk, 1 Dragoner-Regiment und 500 Husaren. Der

Feind blieb auf dieser Seite nicht ganz ruhig, und man konnte besorgen, daß er mitten im Winter einen Streich versuchen, oder doch den Feldzug ungewöhnlich früh eröffnen würde. Winterfeldt war daher unausgesetzt wachsam, suchte die Absichten des Feindes zu erspähen, und jedem Vorhaben die nöthige Gegenwehr auszudenken. Er beschränkte sich dabei nicht auf seinen nächsten Bereich, sondern ging auf das Ganze der Kriegsführung ein, welche der König mit ihm auch stets gern und ausführlich überlegte. So schrieb er an Winterfeldt am 2. Dezember: „So viel ich aus Seinen und meinen Nachrichten schließe, so suchen die Oesterreicher Schwerin Jalousien zu geben, als wann sie so eben was auf Schweidnitz oder das Glatzische tentiren wollten, um den Marsch der polnisch-sächsischen Regimenter, so nahe meine Gränze bei Bilitz passiren, zu versichern, und um zu verhindern, daß sie Schwerin unterwegs was anhänge. Dann, wor die Leute nicht toll seindt, so können sie mit Fundament jetzunder nichts auf Schlesien entrepreniren. Kämen sie herein, so würden sie sofort wieder herausgejagt, also haben bis dato die Mouvements, so sie an die Gränzen machen, keine andere Ursache, als die ich gesagt. Wegen der Magazins,

so glaube ganz gewisse, daß sie mit einer Armee gegen Niederschlesien werden agiren wollen; ungersch Zeug in Oberschlesien: aber hier wird auch eine Armee herkommen, und muß man also sehen, wo der große Effort wird gemacht werden, damit meine Force gegen die ihrige recht agiren kann; denn dabei bleibe ich, an einem Ort stark zu seind, damit man was Rechtes decidiren kann; bin ich allerwegens vertheilet, so bin ich allerwegens schwach, und gehet es dann als bei Lowositz, daß man den Feind schlägt, und nicht davon profitiren kann. Die Pommern lasse indessen nach Görlitz, Lauban und Greifenberg marschiren, damit man sie hinziehen kann, wo es Noth ist. Schreibe Er mir, was weiter passiret. Adieu. Die zwei Prinzen, so der König (von Polen) mitgebracht hat, gehen nach Wien, um mit Brown die Kampagne zu thun." Und am 14. Dezember: „Hiesiger Gegend ist alles stille; Prinz Bevern, den ich nach Liebau habe marschiren lassen, schreibet mir auch, daß bis dato der Anschein zu einer Attake nicht wäre, und glaube also, daß noch den Winter alles still bleiben möchte. In Wien saget man vor gewisse, daß fünf Armeen sollten aufgebracht werden; 1. die Reichsstände in Respekt zu halten, 2. das Projekt von Grünne

durch

durch das Hildesheimische und Halberstädtische zu exekutiren, 3. gegen Oberschlesien, 4. gegen Zittau, 5. gegen Eger. Dieses ist noch alles unreif und weitläufig; gewiß aber ist es, daß die Franzosen auf Wesel wollen; von den Russen ist noch nichts Zuverlässiges zu sagen. Die Franzosen geben Baiern und Würtembergern Subsidien, daß sie auch Truppen stellen sollen; die Leute seind mir so böse, sie möchten mir zerreißen; allein ich glaube, wann erst die Oesterreicher tüchtig auf die Ohren werden gekriegt haben, so werden sich die stolzen Wellen legen. Adieu." Dagegen berichtet Winterfeldt aus Landshut vom 18. Dezember, daß er seit seiner Ankunft schon für strenge Ordnung im Zoll- und Acciswesen gesorgt; der König würde durch die dortigen Truppen in jener Gegend eine namhafte Mehreinnahme gewinnen; die einzige Ausnahme gestatte er, daß die Landleute, welche Lebensmittel aus Böhmen bringen, nur den ordinairen Zoll und Accise entrichten, da hiedurch dem Feinde Abbruch geschähe, die eignen Magazine aber um so viel geschont würden; die Leute würden von den Preußen prompt bezahlt, bekämen zu Hause aber für gezwungene Lieferungen nur schlechte Scheine, dadurch entstünde so übler Willen, daß dem Feinde nicht mög-

lich sei, in dortiger Gegend Reiterei vom Lande zu unterhalten; sodann fährt er fort: „Auf dem stärksten Magazin, und wer es damit am längsten aushalten kann, kommt meines Erachtens alles an. Dem Feinde können die Dispositiones seiner fünf Armeen nicht so viel helfen, als er sich von der Menge derselben verspricht. Denn er ist an seine Magazine, welche ihm sauer werden zu fourniren, gebunden, und kann nichts, wenigstens nicht an fünf Orten zugleich unternehmen. Will er aber was entrepreniren, so muß er sich durch Defilé's von seinen Magazinen weit entfernen, und Ew. Majestät sind alsdann im Stande mit drei mittelmäßigen Armeen, und einem etwa darzwischen detaschirten Korps, sein ganzes Dessein zu verrücken, und ihn, will's Gott, in die Enge zu bringen. Ehe sich der Krieg, und so wie Ew. Majestät es allezeit gesagt, nicht gegen Mähren spielt, so giebt es keinen rechten Ausschlag der Sache. Ich glaube aber, daß es möglich sein wird, solchen von hier aus, noch dieses Jahr dahin zu drehen. Es muß aber das wahre Dessein dem Feinde verborgen bleiben, und er gar nicht darauf rechnen. Der Feldmarschall Schwerin hat meine Sentiments über ein- und anderes verlangt. Ich habe ihm dann alles, was

ich nach meiner wenigen Einsicht denke, heute darüber geschrieben, und ihn nach der Seite von Reichenau, Czaslallowitz und Hohenmauth geführt. — — Der Feind wird sich durch seinen Haß gegen Ew. Majestät selbsten stürzen, und Ew. Majestät kommen, will's Gott, gewiß, mit größter Gloire und Vortheil aus dieser schwer scheinenden Sache." — Am 21. Dezember schreibt der König aus Dresden: „Nach allen meinen Zeitungen scheint es, als wann die Oesterreicher von Eger aus ihren meisten Effort thun werden, und vielleicht auch durch der Lausnitz; dieses ist vernünftiger, als sich nach Schlesien mit alle die großen Festungen einzulassen. Ich kann bis dato noch nichts Gewisses von ihren Projekten sagen, aber so viel sehe ich wohl, daß wenn ich an einem Ort einem ihrer Korps stark auf den Hals falle, daß ich alsdann durch bin. Wo es geschiehet, ist einerlei, und wenn man das Meiste zerstreuet hat, dann ist Zeit nach Mähren, ehr aber nicht." Gleich den Tag darauf schreibt der König wieder: „Ich habe Seinen Brief wohl erhalten, wegen der Postirung der Husaren, welche ich ganz approbire. Diesen Winter wird nichts passiren, aber was künftig Frühjahr werden wird, ist ein anders. Das Regiment mit schwarze Aufs

schläge ist Deutschmeister, die aus Brabant gehen über Donauwörth! — ich habe Leute, so ihren Marsch kotoyiren, — und die können nicht vor Ende Dezember hier sind. Ich gehe morgen nach Leipzig, Weißenfels, Lützen, Grimma, Borna und alle die Oerter, um mir recht eine Idee von die Terreins zu machen, einen Kolonnenmarsch reise ich hin, den andern zurücke. Nebentisch muß Spions nach Wien mit Zeitungen schaffen. Soviel weiß ich, daß man mit Brown nicht zufrieden ist; das ist aber nicht genug, ich muß das Projekt der Kampagne haben, drei Kojons habe ich dorten, aber man kann der nicht genug haben. Adieu. Gott bewahre." Unter den erwähnten drei Kojons befanden sich sogar zwei Pfaffen, wie aus einem andern Briefe hervorgeht. Winterfeldt schreibt hinwieder aus Landshut am 26. Dezember die Worte voll Muth und Kraft: „Es wird nun wieder die Zeit kommen, daß man nicht einmal fragen muß, wie stark der Feind ist, sondern nur, wie man ihm ankommen will? Und wenn es nur erstlich so weit wäre, so geht will's Gott alles gut. — Der Feldmarschall Brown soll sich haben verlauten lassen: Eine Bataille wolle er noch probiren, und wann solche nicht gelänge, alsdann gleich den Abschied nehmen."

Diese Mittheilungen und Berathungen zwischen dem Könige und Winterfeldt gingen unausgesetzt fort; der König hielt seinem so fähigen als eifrigen Kriegsvertrauten nichts geheim, und schwerlich empfing irgend ein andrer General so häufige und ausführliche Zuschriften von des Königs eigner Hand. Gleich am 28. Dezember schreibt der König aus Dresden wieder: „Hierbei schicke Ihm Browne seine Dislokationsliste, daraus Er sehen wird, was hier alles steht. Wegen die Anstalten, so die Oesterreicher an der Gränze machen, so zwinget ihnen die Noth dazu und Mangel der Subsistanze; aber dieses thut uns nichts, dann den Winter wollen wir nicht agiren, und können nicht vor Juni bei ihnen hin, dann finden wir die Felder voll, und Ochsen nehmen wir mit uns, so viel wir nöthig haben. Also muß man noch auf ernstere Anstalten warten, die uns in derer Leuten Desseins besser sehen lassen. Künftig Jahr wird der Krieg hiesiger Gegend an der Elbe, gegen Niederschlesien ins Gebirge bei Braunau, in Oberschlesien bei Troppau und Ratibor anfangen, und mit des Himmels Hülfe bei Olmütz sich endigen. Adieu." Und am 29. Dezember: „Nach meinen Nachrichten, so seind Seine Nachrichten in Ansehen der Position des

Feindes und seinen Magazins richtig; was aber die ungar'sche Nachrichten seind, da zweifle ich noch sehr daran. Wann sie vier Armeen machen, so ist gewisse die in Oberschlesien nur Husaren, Panduren und Sachsen, und die drei andern reglulair. Ich bringe künftig Jahr mit Schwerin 120,000 Mann gegen die Oesterreicher ins Feld; wenn die andern 140,000 Mann haben, so ist es der Welt Ende; also was das angehet, werden wir wohl mit sie fertig, nur muß ich mit meiner Kavallerie solche Versuren machen, daß ich die immer an den Ort hinbringe, wo ich was dezidiren kann, das wird alles ausmachen, dann, kömmt der Feind, ich schlage ihm, und kann nicht nachsetzen, so ist nur ein unnützes Blutbad, das nichts dezidiret, und das muß nicht seind, sondern jede Bataille, die wir liefern, muß ein großer Schritt vorwärts zum Verderben des Feindes werden. Hierbei überschicke Ihm meine Nachrichten. Sie werden den Winter stille sitzen, aber das Frühjahr, so bald es ihnen möglich ist, im Feld rücken, und das ist gut, denn es mag im Norden so wüste aussehen, als es will, seind wir an einem Ort mit die Oesterreicher fertig, so werden die andern sehr kopfscheu werden. Ich gehe den 3. oder 4. nach Berlin; ich werde aber gegen

den 13. oder spätstens den 14. wieder hier sein; Brown gehet auch nach Wien, also wird es gewisse stille bleiben. Gegen den 20. Januar denke ich nach Schlesien zu kommen, und Ihm alsdann auch zu sprechen. Adieu. Gott bewahre."

Winterfeldt fuhr fort, eine Menge von Nachrichten und Angaben zu liefern, unter andern, daß bei dem österreichischen Heere der Graf von Lascy, Sohn des Feldmarschalls, und der Fürst von Löwenstein, den kleinen Krieg mit außerordentlicher Thätigkeit zu führen vorhätten, diese beiden jungen Ritter schmiedeten lauter Anschläge zusammen, und würden aller Orten probiren, wo sie eine bloßgestellte Besatzung fänden; sie riskirten nach ihrer Art zu denken auch nichts, denn sie traktirten ihre Kroaten und Panduren wie das Vieh, und fragten nichts darnach, wenn sie solche auch aufopferten; er meldete ferner, daß die Oesterreicher sich stark vermehrten. Der König erwiederte hierauf den 9. Januar 1757 aus Berlin: „Ich habe eben Seinen Brief erhalten. Was die Zeitungen von der Menge der österreichischen Truppen seind, habe ich Mühe sie so stark zu glauben, als sie sich angeben; indessen, um daß ich meine Zeit hier nicht übel anwende, so habe ich noch eine Augmentation resolviret in

der Infanterie, wodurch jede Kompanie mit 30 Kantoniſten verſtärkt wird. Nun fange ich an, in dem großen Projekt der Oeſterreicher etwas klarer zu ſehen, und wird Brown und Piccolomini, der eine durch die Lausnitz, der andere bei Braunau oder Glatz einbrechen. Die Truppen, ſo aus den Niederlanden gekommen, ſollen zu deutſchen Truppen ſtoßen und agiren gegen das Halberſtädtiſche. Die Ruſſen werden Preußen unberührt laſſen, und marſchiren grade gegen Schleſien, ich glaube jenſeit der Oder; alſo habe ich reſolvirt, wo dieſes geſchiehet, daß Lehwald ihnen im Rücken gehen ſoll, grade durch Polen, durch und ſie ankriegen, wo er kann. Wegen uns, ſo kann ich Schwerin gegen der Zeit leichte verſtärken, und wird mir wohl die Niederlauſitz zu Theil werden, und gegen Naumburg und der Gegend werden wir wohl unſere Affaire ausmachen. Was Leſchwitz angehet, ſo ſchreibe Er ihm nur Seine Gedanken wegen ſeiner jetzigen Poſition, und was die Kampagne des Frühjahrs angehet, ſo iſt nicht möglich, daß die Leute ſolche vor medio Mai öffnen. Ich denke den 22. in Schleſien zu ſein, wo wir alle dieſe Punkten noch reiflicher überlegen wollen. Ich danke vor die Nachrichten, und glaube den Grund davon, aber dabei, daß vieles zugeſetzet iſt. Adieu. Gott bewahre."

Winterfeldt bezeigt seine Freude über die vom Könige befohlene Truppenvermehrung, bestätigt aber seine früheren Nachrichten, und läßt kein Mittel unversucht, neue und gewisse zu erlangen. Er wagt auf seine Rechnung 100 Louisd'or, um grade zu aus Brown's Kanzlei von dessen Absichten unterrichtet zu werden, und meldet, daß Rebentisch einen Exjesuiten zum Kundschafter für Wien bereit habe, derselbe sei von seiner Pfründe abgesetzt, gebe man ihm nur eine neue und 200 Dukaten Reisegeld, so wolle er alles thun, was man ihm auftrage. Der König lehnt dieses letztere ab, da er in Wien schon Leute habe, der neue Kundschafter, wenn er jetzt mit großen Umwegen dorthin reisen sollte, aber auch viel zu spät kommen würde; was dagegen den Menschen in der Brown'schen Kanzlei betreffe, da solle Winterfeldt kein Geld sparen, seine Auslagen sollen ihm ersetzt, der weitere Bedarf sogleich geschickt werden. Gegen die bisherigen Nachrichten aber zeigt der König diesmals stärkeres Mißtrauen, und schreibt vom 18. Januar: „Ich fange an zu glauben, daß Seine Nachrichten nicht richtig seind; wo könnte Brown 40,000 bei Rumburg und denen Gegenden zusammenbringen, ohne daß meine Postirung erführe, daß was in Bewegung ist? Ich weiß, daß eine große Ursache, warum sie uns in

der Lausnitz allarmiren, vornehmlich ist, um mir zu bewegen, die preußischen Truppen anhero zu ziehen; dann sie erkundigen sich sehr, ob die schwarze Husaren und andere preußische Regimenter noch nicht da wären. Ich habe jedoch den Prinz von Bevern hingeschickt, um zu wissen ob es nöthig ist, daß ich das Korps verstärke. Ich kann nicht glauben, daß die Leute würden fleckweise agiren wollen, das wäre das Mittel en détail geschlagen zu werden. Was hilft ihnen jetzunder Zittau! sie haben bessere Wege nach der Lausnitz durch Kratzau, und sie können sich wohl vorstellen, daß die Stadt nicht während der Kampagne wird besetzt bleiben. Also glaube ich nicht, daß sie jetzo was vornehmen werden. Der König von Frankreich ist von einem infamen Menschen blessirt worden, er ist außer Gefahr, beichtet und kommunizirt; dieses wird ein neues Ministerium zuwege bringen, und wollen die Franzosen doch was thun, so glaube ich wird es langsam und später geschehen. Ich warte auf Briefe von Schwerin, wie er sich befindet, um meine Reise darnach zu bestimmen. Adieu." Am 27. Januar giebt ihm der König neue Mittheilung über den Stand der Sachen, und meint, der Krieg werde sich doch wohl längs der Elbe aufhalten und entscheiden. Am Schlusse sagt er: „Wenn Er dor-

ten was erfährt, so schreibe Er mir es gleich, dann differente Zeitungen, die sich kreuzen, erklären eine Sache. Adieu. Gott bewahre." Diese letztern Worte sind ganz im Karakter des Königs, er hatte die Nachrichten Winterfeldts etwas herabgesetzt, mit Unrecht, wie es scheint, was jedoch einzugestehen nicht seine Art ist; nun möchte er aber, daß sie nicht weniger fleißig gegeben würden, und da giebt er einen durchaus triftigen Grund, wobei auch die weniger gewissen ihren Werth haben! Winterfeldt seinerseits erscheint in seinem Verhältnisse von untadliger Haltung, in stetem Eifer und Gleichmuth, und bei aller Freimüthigkeit, die er sich erlaubte, und der großen Gunst, die ihm gewährt wurde, in der strengsten Unterordnung und Folgsamkeit, als das Muster eines tüchtigen Kriegsmannes, der den höchsten persönlichen Werth besitzt, aber diesen ganz seiner dienstlichen Stellung widmet, nicht über sie hinausschweifen läßt! Der König kam darauf nach Schlesien, und beschied Schwerin und Winterfeldt nach Hainau, wo er am 29. Januar sich mit ihnen über die Lage der Dinge besprach. Sehr zufrieden mit den Maßregeln, welche für Schlesien getroffen waren, und mehr als je auf Winterfeldt vertrauend, kehrte er nach Dresden zurück.

Bald nachher dankte der König ihm auf das

gnädigste für die neuerdings mitgetheilten Nachrichten, von denen er nicht unterließ anzumerken, daß er sie in den allermeisten Stücken für gegründet und ganz wahrscheinlich, auch richtiger wie die ersteren und vorigen zu sein erachte, und forderte ihn auf, damit fortzufahren. Auch ließ der König ihm alle wichtigen Nachrichten mittheilen, damit er immer die Uebersicht des Ganzen behielte, und sein Urtheil und seinen Rath mit gehöriger Kenntniß geben könnte. Der König bestätigte Winterfeldts Angabe, daß in Wien große Uneinigkeit unter den Ministern und Generalen sei, und daß Brown auch unter dem Prinzen von Lothringen dienen wolle. Indeß vermehrten sich die Streitkräfte der Oesterreicher, die Reichstruppen, die Franzosen und die Russen sollten nun ernstlich mit auftreten, und alles gab den Anschein, daß der nächste Feldzug ein äußerst harter und entscheidender werden müßte. Winterfeldt überschaute und prüfte die Aufgabe mit gutem Vertrauen, er glaubte den König und sein Heer dem Andrange so vieler Feinde völlig gewachsen, aber der größte Eifer, die höchste Anstrengung mußten dazu überall mitwirken. Er selbst lebte in rastloser Thätigkeit. Am 21. Februar berichtete er aus Landshut den Ertrag eines Ausfluges, den er

nach Neiße gemacht; die Oesterreicher, schrieb er, welche nicht rechneten, daß die Russen zur Eröffnung des Feldzugs einträfen, noch daß die Franzosen, wie Kaunitz durchaus verlangte, nach Böhmen vorrücken würden, hätten die Absicht, zuerst in Schlesien einzudringen; er verspreche aber, daß sie keinen Fußbreit Erde gewinnen sollten; habe er nur 10, bis 12,000 Mann, und jene kämen auch mit 20,000, so werde er ihnen, sobald sie einen der drei Engwege zurückgelegt, sogleich auf die Haut gehen, und theilten sie sich, so würde es ihnen um so schlimmer gehen. Am 7. März theilte der König ihm neue zuverlässige Nachrichten über die in Wien gepflogenen Kriegsberathungen mit; die Angaben über die französischen Unternehmungen schienen ihm glaubhaft genug, über die österreichischen wollte er noch nähere erwarten; dann setzte er eigenhändig hinzu: „Es wird das Jahr stark und scharf hergehen, aber man muß die Ohren steif halten, und jeder, der Ehre und Liebe vor das Vaterland hat, muß alles dran setzen; eine gute Husche, so wird alles klarer werden."

Indessen war es dem österreichischen General Grafen von Lascy eben Tages vorher gelungen, die Preußen bei Hirschberg zu überfallen, ihnen einige

Mannschaft zu tödten, und 2 Feldstücke wegzunehmen; Winterfeldt hatte auf einige Mängel der dortigen Postirungen den Herzog von Bevern aufmerksam gemacht, dieser aber nicht darauf geachtet. Der König schrieb nun, Winterfeldt habe in seiner Voraussicht Recht gehabt, wollte aber doch die Sache für so viel nicht gelten lassen, es sei keine Ueberrumpelung gewesen, die Truppen hätten brav gefochten, nur werde der Feind, — „die Kanaillen" —, schrecklich Lärm von dem angeblichen Erfolg machen, und dreister werden, aber bei erster Gelegenheit müsse es ihm eingetränket werden. Ein Versuch dieser Art, welchen der Herzog von Bevern gegen Friedland unternahm, schlug fehl, weil die verschiedenen Truppentheile nicht gehörig zusammenwirkten, und Warnery, der den Anschlag entworfen, und die Husaren dabei befehligte, berichtete darüber voll Verdruß an Winterfeldt, welcher den Bericht am 12. März aus Landshut mit folgendem Schreiben an Eichel sandte: „Ew. Hochwohlgeboren werden aus der Kopie derjenigen Relation, welche ich gleich anjetzo von dem Oberstlieutenant Warnery erhalten habe, mit mehrerem ersehen, daß ich leider ein gar zu richtiger Prophet gewesen bin, und nichts dadurch ausgerichtet worden, als daß in ein Wespen-

nest gestört worden, und von nun an die dasigen Regimenter beständig werden zusammen und unters Gewehr sein müssen. Im Herbst und vor Winters hätten wir Friedland nehmen und uns in dem Zipfel von Böhmen festsetzen sollen. Als welches uns vor der jetzigen Kampagne sehr vortheilhaft würde gewesen sein. Da meine Kasse ganz erschöpft ist, und ich die nöthigen Missionsausgaben zu bestreiten, welche sich anjetzo täglich häufen, schon 400 Thaler von dem Herrn General Manteuffel aufgelehnt habe, so habe ich meine Rechnung in dem Briefe an Seine Majestät mit eingeschlossen, und bitte gehorsamst zu besorgen, daß der Feldjäger die ausgelegten Gelder mit zurückbringt. Meine kleinen Ausgaben, die ich gar nicht angerechnet, erstrecken sich anjetzo schon über 500 Thaler. Mir mortifizirt es recht, daß ich bei denen erstaunenden Ausgaben, welche Seine Majestät ohnfehlbar haben müssen, auch noch mit Rechnungen muß angestochen kommen. Hätte ich 10,000 Thaler von meinen eigenen Mitteln zu disponiren, oder könnte solche auch nur kreditirt bekommen, so wendete ich solche gewiß an. Indem ich nach geendigter Sache, welche will's Gott recht gut vor uns ablaufen wird, gewiß wiederum zu meinem Schaden kommen würde."

Die Umstände wurden stets bedenklicher. Der König hatte auf das Bündniß Hannovers gerechnet, und vernahm jetzt, daß die dortigen Minister alles anwendeten, um das Land neutral zu erhalten, ja daß sie die Kriegsrüstungen absichtlich verzögerten, um dann später den Vorwand zu haben, sie wären gezwungen gewesen, sich mit dem Feinde friedlich abzufinden. Ungesäumt aber schrieb der König selber an den König von England, stellte ihm die Sache vor, und meinte gegen Winterfeldt, wo nicht alle Ehre in der Leute Herz erloschen sei, so müßten sie an der Stange halten. Immer ernstlicher wurde die Aufgabe des bevorstehenden Feldzuges, und vor allem war nöthig, daß gegen den stärksten und nächsten Feind, die Oesterreicher, rasche und entscheidende Schläge geschähen. Der König ließ alle seine Kundschaften und Plane an Winterfeldt mittheilen, und schrieb ihm: „Schreibe Er mir Seine Gedanken über die Nachrichten; ich sollte glauben, ich hätte es getroffen, dann wann es sich nach meinen Nachrichten drehet, so sehe ich nicht, wie anders möglich ist seine Dispositions zu machen.“ Wiewohl nun der König auf seinem Standpunkte manches anders sah, als Winterfeldt, und auch dessen Ansichten öfters nicht beistimmte,

so

ſo ließ er ihn doch auf's neue wiſſen: „Er könne verſichert ſein, daß er ihm dem Könige kein größeres Plaiſir thun könne, als ſein Sentiment demſelben ganz natürlich und aufrichtig zu ſagen.“

In Winterfeldts arbeitſamem und fruchtbaren Geiſte war mittlerweile ein Plan gereift, welchen er jener Aufforderung folgend am 19. März aus Landshut durch folgendes Schreiben dem Könige vorlegte: „Ew. Königliche Majeſtät werden aus meinem allerunterthänigſten Rapport von dem 16. dieſes bereits allergnädigſt zu erſehen geruht haben, wie ich ſchon darin, und ehe ich Ew. Majeſtät allergnädigſten Befehl vom 16. geſtern Abend erhalten, in Allerhöchſtdero idées, als worüber ich gar zu vielfältig inſtruirt bin, daß mir ſolche nicht allezeit den beſten und ſicherſten Weg zeigen ſollten, in ſo weit entrirt habe, als mir die bisherigen Umſtände unſerer Feinde gegen Schleſien und Sachſen, ohne aber auf 80,000 Franzoſen zu rechnen, welche gegen Weſel und das Magdeburgiſche agiren wollen, bekannt geweſen ſind. Wann dem Feldmarſchall Brown die Zeit gelaſſen wird, daß er mit 80 bis 90,000 Mann ſo lange ſtill ſitzen und abwarten kann, wie derer Franzoſen ihr Deſſein abgelaufen, ſo könnten Ew. Majeſtät alsdann nicht anders

als wenigstens 30,000 Mann gegen die Franzosen schicken, 60,000 Mann gegen Brown, 35,000 Mann gegen die Lausnitz, und Schlesien, außer 15,000 Mann bei Schweidnitz, ganz bloß lassen. — Gott bewahre aber darvor, nicht in der Verlegenheit zu kommen, solche mesures nehmen zu dürfen. Denn Schlesien würde auch in der kurzen Zeit vom Feinde so ruinirt werden, daß alle unsere Ressourcen, und worauf wir doch währen dem Kriege am mehrsten rechnen müssen, gänzlich dadurch wegfielen. — Um aber diesem Uebel abzuhelfen, und des Feindes gefährlichen Desseins vorzukommen, sehe ich kein ander Mittel, als daß wir von hier, aus Schlesien, sobald als möglich das Spiel anfangen, und dem Feinde auf die Magazins von Pardubitz und Königingrätz, welche seine stärksten sein die er hat, zu fallen suchen. Die Piccolomini'sche Armee ist in ihrer jetzigen Verfassung nicht stark genug solches zu verhindern, und muß Brown, welcher es ohnedem nicht leiden kann, solche alsdann verstärken. Ew. Königliche Majestät aber, welche in Sachsen mit einer starken Armee ihm in der Nähe stehen, können ihm alsdann dadurch nicht allein seinen Anschlag auf die Lausnitz zernichten, sondern auch vielmehr von da offensive agiren lassen. Wo der Feind

zu Auſſig ein ſtarkes Magazin hat, als welches allda ſehr luſtig angeleget iſt, ſo könnte ihm ſolches vors erſte auch genommen werden. — Wann der Feind bald und in der Zeit angegriffen wird, ehe er mit ſeinen Arrangements fertig iſt, ſo können wir anjetzo mit 30,000 Mann mehr gegen ihn ausrichten, als im Monat Juni mit 60,000 Mann. Der Feind muß Haar laſſen, ehe die Franzoſen ihr Deſſein ausführen und dem Magdeburg'ſchen nahe kommen können, alsdann aber, wann der Feind nur erſt eine Schlappe bekommen, ſo dependirt es allezeit von Ew. Königlichen Majeſtät ſo viel als nöthig gegen die Franzoſen zu ſchicken. — Königingrätz iſt von hier 11, und von unſerm Schweidnitziſchen Magazin 15 Meilen. Kann nun ausſtudirt und möglich gemacht werden, daß wir nur, wann wir uns aus dieſer Gegend mit der Armee in Marſch ſetzen, vors erſte auf 14 Tage Brod und Fourage nachbekommen können, ſo ſind wir geborgen. Ich halte davor, es geht an, und mache vor mich einen Plan dazu. Wann wir 3 Tage aus unſern Magazinen rechnen, ſo bekommen wir vor den 4. Tag noch allezeit ſo viel in Böhmen dazu. Dieſes hilft uns dann mit durch, um unſere Fourage, die nachgefahren wird, an uns zie-

hen zu können. — Es würde dem Feinde, der gar nicht darauf rechnet, der ohnvermutheste Donnerschlag sein, so jemals geschehen, und dadurch alles in Schrecken und Konfusion gerathen. — Die jetzigen Umstände von Ew. Königlichen Majestät sind allezeit einem Hasard unterworfen, als woraus nichts, als ebenfalls die allerhardieste Parthie zu ergreifen, retten kann. Was von hier deßhalb möglich zu machen, darin wird gewiß der Feldmarschall Schwerin mit aller präkautieusen Ueberlegung entriren, und wenn derselbe alsdann seine Parthie genommen, selche mit Vigueur exekutiren. Falls nun der Feldmarschall meiner Proposition Beifall geben sollte, so können Ew. Königliche Majestät alsdann ganz sicher und ruhig dabei sein, daß es wills Gott mit Gloire wird ausgeführt werden. Ich bin davon so gewiß überzeugt, daß wenn ich zehn Köpfe und Leben hätte, solche Ew. Majestät davor zum Unterpfande geben wollte. — Mein Herz ist mir anjetzo zu voll, um mich in der Ordnung über alles expliziren zu können. Falls aber Ew. Königliche Majestät die Gnade haben auf meinen Vorschlag zu reflektiren, so bitte ich unterthänigst, den Obersten Finck herzuschicken, als gegen welchen man sich insgeheim en détail dekouvriren,

als auch zugleich durch selbigen Ew. Majestät allerr gnädigste Intentiones erfahren, und ihm darauf antworten kann. — Wesel wollen doch Ew. Königliche Majestät nicht defendiren lassen, sondern vermuthlich nur Geldern allein, als worbei sich doch auch die Franzosen nicht übereilen, sondern lange aufhalten und sehr glorieux sein werden, wenn sie diesen Ort bekommen. Der Prinz Karl soll ja alle seine Effekten in Brüssel verkauft haben, welches dann wohl eine Marque, daß die Niederlande an die Franzosen sollen cedirt werden, als wovor sie dann freilich efforts thun müssen. Wann aber die Oesterreicher nur erstlich eine Schlappe bekommen, so wird sich das französische Feuer auch gleich dämpfen. Sogleich erfahre ich, daß der Feind anfängt Braunau zu räumen, und alles nach Nachod hinzuschleppen. Ich glaube daß es daher rühret, weil sie glauben, daß ich ihnen unvermuthet mit 18,000 Mann in Böhmen auf den Hals fallen werde. Es ist eine terrible Furcht in Böhmen. In Chrudim und allen denen Oertern finden wir auch Magazine."

Der König antwortete hierauf aus Dresden am 21. März ganz eigenhändig Folgendes: „Das Projekt ist admirabel, und stimmt auch einestheils

mit das, was ich entworfen hatte; bei so einer im; portanten Gelegenheit wie diese aber, meritiret es, wohl examiniret zu werden. Fincke hat was zu thun bei Zwickau, den kann ich nicht schicken, ich lasse Oelsnitzen von Zittau kommen, sobald er hier ist, so gehet er nach Schlesien, und werde ich dem Plan alle Difficultäten machen, die mir in den Kopf kommen, und die ein Offizier machen muß, damit alles erstlich wohl überlegt wird, und wenn alles arrangirt ist, die Exekution desto besser von Statten gehet. Die Engländer haben die Neutralität platt abgeschlagen, das hilft was; allein das hannöversche Ministère ist nicht zu trauen, können wir des Feindes Projekten derangiren, so ist es gewisse unser Spiel, alleine es muß mit einer probablen Gewißheit geschehen, und nicht ins Gelage, denn in Böhmen hereinzukommen ist leichte, wann aber das geschiehet, so lauft das ganze Piccolomini'sche Korps in das Retranchement und hinter den Adler bei Königingrätz, wie dann weiter? So haben wir die Truppen in Bewegung gebracht, und müssen darnach geschwinde zurücke, daß wir nicht Hungers sterben, dann ist das ein schlechter Anfang von Kampagne. Ich sehe schon ein, was ich aus der Lausnitz und dieses Orts beitragen kann,

um die Expedition zu erleichtern, nur muß ich klarer in der Sache ſehen, wie bis dato, um mich dazu zu determiniren. Wor es wahr iſt, daß ein ſtarkes Magazin in Bunzlau iſt, ſo wäre das Projekt darauf ſicherer und beſſer, denn laufet der Feind dar weg, ſo muß er ſein Magazin verlaſſen oder verbrennen, bei Königingrätz iſt es ſehr ſchwer, und laufen die Leute darhin, ſo iſt nichts auszurichten. Dieſes alles muß wohl beantwortet werden; übermorgen denke ſoll Oelsnitz von hier abgehen und lauter Diffikultäten mit ſich bringen; langſam bedacht, dem Feind ſein Deſſein kachirt, und friſch exekutirt, das macht alles aus. Adieu." Winterfeldt, voll Entzücken über die Aufnahme ſeiner Vorſchläge, ſchrieb gleich am 24. März zurück: „Ew. Königlichen Majeſtät allergnädigſtes Antwortſchreiben von dem 21. dieſes, welches ich geſtern durch den Feldjäger erhalten, iſt mir lieber als Millionen Schätze, denn ich mache mir daraus ſchon im voraus die Hoffnung: daß ich durch meiner vorgeſtrigen allerunterthänigſt abgeſchickten Vorſtellung Ew. Majeſtät allergnädigſte Intention dergeſtalt näher werde getroffen haben, daß, wenn der Oberſtlieutenant Oelsnitz hier kommt, an denſelben nicht viel Diffikultäten mehr werden zu beantworten ſein. Aus

dem hiebeigefügten Bericht, welchen ich sogleich von die bewußten Leute erhalten, und solchen von Wort zu Wort abgeschrieben habe, werden Ew. Majestät mit mehrerem ersehen, daß sich alles dazu schicken muß, und der liebe Gott, durch den Zusammenhang der Vorsehung, schon alles deßhalb eingefädelt hat. Denn es sind aller Orten Magazine als vor uns angeleget, und der Feind steht auch so, als wir es nur wünschen mögen." Sodann ertheilt er nähere Angaben, wegen Lagern, Verproviantirung, Täuschung der eignen Behörden, über Wagen, und anderes der Art. Auch hatte er schon Einleitung zu näherer Abrede mit Schwerin getroffen. In den nächstfolgenden Tagen entwickelte er den Plan noch mehr, und berichtete nähere Umstände zur Empfehlung der Sache. Der König indeß war bei genauer Prüfung und im Verlauf der Tage, welche stets neue Berichte vom Feinde brachten, in seinem Eifer schon kühler geworden, und ließ an Winterfeldt schreiben, er sehe das Projekt für sehr interessant und gut an, nach der Position zu rechnen, worin der Feind jetzo stehe, wenn derselbe aber bald, und wie die Nachrichten sagten, schon den 1. April die Winterquartiere verlasse, so würde es damit zu spät sein. Und nach-

dem er in einer ausführlichen Erörterung die einzelnen Schwierigkeiten beleuchtet, findet er dieſe faſt unüberſteiglich. Die Sache könne, von Schleſien aus geſehen, ihre gute Richtigkeit haben, allein er müſſe erſt überzeugt werden, daß dies auch im Allgemeinen der Fall ſei, beſonders wenn in Anſchlag komme, daß gegen den Juni ein franzöſiſches Heer in der Gegend von Erfurt ſtehen könne. Er ſendet deßhalb den Generalmajor von der Golz an Winterfeldt ab, um mit ihm mündlich alles nochmals zu beſprechen, auch ſoll Winterfeldt mit ſeinen Erläuterungen fortfahren. Der König fügt noch am Schluß eigenhändig hinzu: „Ich finde, je mehr ich daran gedenke, das Deſſein impraktikabel; wie wollen ſie, wann ſie das Magazin von Jung-Bunzlau haben, ſolches bewahren? marſchiren ſie nach Kollin, ſo nimmt ihnen der Feind ſein Magazin wieder ab; verbrennen ſie es, ſo iſt dann Zeit ſich wieder zurücke zu ziehen, und nicht ſo weit hinein zu laufen.“ Winterfeldt antwortete hierauf am 28. März, und nachdem er gemeldet, daß der Feind alles längs der Elbe nach Sachſen ziehe, fährt er fort: „Seitdem habe ich Ew. Königlichen Majeſtät allergnädigſtes Antwortſchreiben vom 25. geſtern früh erhalten, und bin dadurch von Umſtänden be-

lehrt worden, die ich nicht übersehen können. So bin ich auch sogleich überzeugt worden, daß die Art und Weise meiner gethanenen Vorschläge nicht praktikabel und gültig sein. Indessen bleibe ich doch noch immer der Meinung, wie das Prävenire die beste Parthie. — Der Feind hat wirklich noch keinen rechten Plan, und wann man ihm auf dem Halse fällt, ehe er sich recht besonnen, so derangirt man ihm alles. Auf acht Tage oder später kommt es nicht an." Dann macht er den neuen Vorschlag, mit 30,000 Mann von Schlesien aus wie ein Donnerwetter loszubrechen, wobei eine fliegende Schaar von 6000 Mann im Gebirge stehen bliebe; 45 bis 50,000 Mann, welche der Feind etwa dagegen aufbringen möchte, wären nicht zu fürchten, und käme eine größere Macht, so würde der Krieg dann um so leichteres Spiel von Sachsen aus haben. Nachdem aber Golz mit Winterfeldt und Schwerin zu Frankenstein eine Zusammenkunft gehabt, in welcher alle Fragen und Einwürfe nochmals erörtert worden, schrieb Winterfeldt das Ergebniß dieser Verhandlungen nieder, und schickte solches, von Schwerin mitunterzeichnet, an den König. Die gemachten Einwürfe wurden großentheils beseitigt, die Unternehmung keineswegs aufgegeben,

indeß einer allgemeineren Ueberſicht und neu hinzukommenden Geſichtspunkten willig untergeordnet.

Dieſer merkwürdige Briefwechſel, der von dem Könige meiſtentheils, von Winterfeldt immer eigenhändig geführt wurde, und den wir in einer gewiſſen Vollſtändigkeit mitzutheilen aus Rückſicht für militairiſche Leſer uns verpflichtet hielten, ſtellt lebendig vor Augen, in welch großartigem Verhältniſſe hier zwei kriegsgewaltige Geiſter verbunden waren, Herrſcher der eine, Diener der andre, doch beide durch Anerkennung und Zutrauen wie durch Eifer und Hingebung den Unterſchied auf Augenblicke faſt ausgleichend, ohne den urſprünglichen Standpunkt im geringſten zu verrücken! Sehen wir Winterfeldt hier gleichſam als einen Mitfeldherrn an der Seite des Königs emporſteigen, ſo bleibt doch des letztern eigenthümliche Selbſtſtändigkeit vollkommen frei; den vertrauten Freund, deſſen Einſicht und Rath er ſtets verlangt, aber auch immer auf's neue prüft, deſſen Eigenſchaften ihm ſo angenehm als werth ſind, vermißt er lieber bei ſeiner Perſon, als daß er ihn dem anderweitigen Dienſtberuf entzöge, wo ſolche Thätigkeit insbeſondre erfordert ſcheint.

Auf die Nachricht, daß der König die Feind-

seligkeiten alsobald eröffnen werde, schrieb Winterfeldt an Eichel, er habe darüber vor Freuden die Nacht nicht schlafen können, denn er sei, mit Gottes Hülfe, der preußischen Sache gewiß. In diesem Briefe ist bemerkenswerth, daß Winterfeldt Tabellen über die Truppen anzufertigen hat, und davon sagt, es mache neue Mühe „wegen der verdammten blauen Sachsen", wie er die zum preußischen Dienst gezwungenen nennt! Der König aber mißtraute gleich wieder den Planen des Feindes, und meinte, Winterfeldt thue wohl, alle Maßregeln auf Vertheidigung zu stellen, er der König thue deßgleichen, und wenn sie dieses Jahr Schlesien und Sachsen von feindlichem Einfalle frei hielten, thäten sie alles, was man von ihnen verlangen könne. Da einige Reibungen und Streitigkeiten mit dem Minister von Schlesien, Grafen von Schlabrendorf, wegen der Verpflegung vorkamen, wobei Winterfeldt nach seiner Weise durchgriff und das Zweckmäßige anordnete, so kam die Sache an den König, der das Benehmen Winterfeldts billigte, ihm nähere Verabredung mit Schlabrendorf empfahl, und hinzufügte: „Da ich Euch dann machen lassen will, wie Ihr wollet; welches ich dann auch dem Grafen Schlabrendorf schreibe." Schon

früher hatte der König ihm in einer Sache der innern Verwaltung ungewöhnliche Willfährigkeit bezeigt, und auf seine Empfehlung, da ihm, wie er schrieb, auch mit Eifer die Katholiken dienten, einen solchen zum Stadtvogt in Landshut ernannt, und deßfalls an Schlabrendorf, der entgegen zu sein schien, Befehl ertheilt. Unbegränztes Zutrauen aber bewies der König ihm in allen Geldsachen, seiner erprobten Uneigennützigkeit gewiß. Die großen Ausgaben für Kundschafter und Nachrichten waren in seiner Hand gegen jede Veruntreuung und Verschleuderung sicher; auch erfuhren seine Rechnungen, die ihrer Natur nach alle Belege entbehren mußten, nie den geringsten Zweifel. In einem Schreiben, welches einen solchen Gegenstand erledigt, findet sich eine eigenhändige Nachschrift des Königs, welche so lautet: „Es hatte mir jemand zum Essen gebeten, ich kam hin und fand nichts; so sagte er mir, ich hätte den Tag unrecht verstanden. So verschwur ich mir, mein Tage bei keinem essen zu gehen, der nicht den Tag und die Stunde hielt, quod bene notandum.“ Des Schreiben ist vom 8. April aus Lockwitz, und enthält nichts zur Aufklärung des für uns räthselhaften Scherzes, den wir aber doch als Beispiel der launigen Freundlichkeit des Königs hier

einſchalten, und glücklichem Zufall oder Scharfſinne zur Löſung überlaſſen.

Das ſchwierige, doch allen Schwierigkeiten ſtets obſiegende Verhältniß erſcheint recht ſchlagend auch in folgenden beiden Vorgängen, welche nur ein paar Tage auseinander liegen. Der König ſendet am 14. April eine Vorſchrift an Schwerin, welche dieſer, der Feldmarſchall, Winterfeldten mittheilen wird, und letzterer, der Generallieutenant, ſoll mit ſeinem Kopfe dafür einſtehen, daß jener Vorſchrift genügt, und ſie buchſtäblich befolgt werde. Winterfeldt antwortet, daß er ſchon im befohlenen Sinne gehandelt, den auch die Beſchaffenheit der Sache und die Vernunft ſelbſt anwieſen; „Haben Ew. Majeſtät alſo nur die Gnade, ſagt er, unſterſeits ganz ruhig zu ſein, und verſichern ſich allergnädigſt, daß nichts ſoll verabſäumet werden.“ Dagegen will der König bei einem Manne, den er ſo eben in gewiſſer Art über einen Feldmarſchall geſetzt, auch nicht den Anſchein dulden, als dürfe er ſich im geringſten etwas herausnehmen. Er läßt ihm unter dem 17. April ein Schreiben zugehen, worin es heißt: „Ich habe Euern Rapport vom 15. d. erhalten, worauf ich Euch aber, ſo viel das Avancement derer beiden darin benannten Huſarenoffiziers

anlanget, nicht verhalten kann, wie es Euch nicht konveniret mir darunter vorzugreifen, denn ich schon selbst die Avancements bei der Armee machen und deklariren werde, im übrigen auch von dem Avanciren derer Offiziers nach ihrer Tour nicht abgehen kann; mithin Ihr also in dem, was Ihr deßhalb gethan zu haben meldet, zu weit gegangen seid. Sonsten halte Ich es auch so, daß wenn Ich marschire, Ich allemal die besten Offiziers mit mir nehme, es wundert mich also sehr, daß Ihr die besten zurückgelassen habt. Wenn Ihr aber dennoch wegen erwähnter Offiziers etwas vorzustellen gehabt hättet, so wünschte Ich, daß es eher geschehen wäre; denn da dieses Mein Schreiben Euch nun nicht eher treffen wird, als wenn Ihr schon vorgerückt und avancirt sein werdet, so würde doch jetzo alles zu spät sein. Ich bin übrigens Euer wohlaffektionirter König. Friedrich." Winterfeldt aber hatte keineswegs gefehlt, sondern konnte sogleich unter dem 21. April, aus dem Lager bei Königinhof seine Rechtfertigung einsenden. Er schrieb: „Ew. Königliche Majestät bitte allerunterthänigst um Vergebung, daß mich wegen dem Lieutenant Klokotzki in der Eil nicht recht explizirt und mir also deßhalb, unter dem 17. datirt, ein höchst un-

gnädiges Schreiben zugezogen habe. — Ich habe mir nicht unterſtanden, den Lieutenant Klokoßki zum Rittmeiſter zu deklariren, ſondern bloß denen zurückgebliebenen Stabsrittmeiſter und Kapitains zu verſtehen gegeben: ſie möchten nur den Klokoßki, weil er von allem beſſer Beſcheid wüßte, gewähren laſſen, und ihm um ſo eher folgen wann ſie mit demſelben kommandirt wären, indem ich vermuthete, daß ihn Ew. Majeſtät vielleicht eheſtens zum Rittmeiſter deklariren, und er ſie alsdann doch kommandiren würde. Es chagrinirt mich ſehr, daß mir aus redlicher Intention Ew. Majeſtät Ungnade zugezogen, und ſchreckt mich gänzlich ab, hinführo nichts vorſtellen noch vornehmen zu dürfen. Indeſſen wollte ich es doch noch gerne verſchmerzen, weil es mir nur allein angeht; wann wir nur in unſerm Koup nicht durch das langſame Zurückbleiben deren beiden Kolonnen von Fouqué und Hautcharmoy retardirt würden." Er fügte noch hinzu, daß ſonſten Gott ſei Dank alles nach Wunſch ginge, lobte das ſächſiſch-preußiſche Regiment Manſtein als tüchtig und eifrig, und ſeine Empfindlichkeit kam nicht weiter vor. Der König aber hatte die Beförderung eigentlich ſchon genehmigt, und beſtätigte ſie.

Wir

Wir ſehen hier den Feldzug ſchon begonnen. Der König, welcher ſich den Anſchein gegeben, er müſſe ſich auf bloße Vertheidigung beſchränken, brach mit vier Heerabtheilungen von vier Seiten zugleich in Böhmen ein. Retzow ſagt, dieſer Einmarſch, der in mancher Hinſicht auf Winterfeldts frühererwähnte, noch vor dem Kriege unternommene Bereiſung des Gebirges ſich bezog, ſei mit ſo ſcharfem militäriſchen Auge überſehen, ſo zuſammenhängend eingerichtet geweſen, den von den Oeſterreichern genommenen Stellungen ſo angemeſſen, zugleich aber ſo ſchnell, daß er die glücklichſten Folgen haben mußte. Für uns hat ſich das Verdienſt Winterfeldts hiebei auch in unmittelbar nächſter Thätigkeit wirkſam gezeigt; ſein Rath und ſeine Anſchläge leben in den Entſchlüſſen des Königs fort, wenn gleich dieſe ihre eigne Geſtalt haben. Das ſchleſiſche Heer unter Schwerin war zuerſt aufgebrochen, und am 18. April an fünf Orten in Böhmen eingerückt; Winterfeldt, der die Truppen führte, welche auf Gülden-Elſe zogen, ſtieß auf 300 Panduren, die von einem Felſen herab den Weg verſperrten; ſie ſchienen unangreifbar, und hemmten den ganzen Zug; Winterfeldt aber fand Mittel, die Felſen durch einige beherzte Mannſchaft

erklettern zu lassen, die Panduren wurden niedergemacht, und der Marsch ging ohne Hinderniß weiter. Bei Königinhof trafen die Abtheilungen des schlesischen Heeres wieder zusammen, Schwerin gewann Jung-Bunzlau vor den Oesterreichern, die sich dahin ziehen wollten, nahm beträchtliche Magazine und vereinigte sich mit dem Herzog von Bevern, der die preußische Heerabtheilung aus der Lausitz herangeführt, und am 21. April bei Reichenberg ein siegreiches Treffen gegen 20,000 Oesterreicher geliefert hatte. Die unter Schwerin vereinigten Preußen gingen hierauf über die Iser und rückten gegen die Elbe vor. Winterfeldt führte den Vortrab, und traf am 1. Mai mit 6 Bataillons Fußvolk und 3 Regimentern in Byschitz, eine Meile von Melnik, ein. Er schloß seinen Bericht an den König mit den Worten: „Sonsten bin ich ganz konfus vor Freuden über den Gott sei Dank so erwünschten Succeß von Ew. Majestät Operation, und habe mir nicht vorstellen können, daß Ew. Majestät schon die Eger passirt und bis gegen Welwarn avancirt wären.“ Am 3. Mai berichtete Winterfeldt aus Liblitz, die Brücke von Brandeis sei nicht zu retten gewesen, der General von Fouqué ließ aber eiligst eine neue legen, mittelst welcher

die Truppen Schwerins am 4. über die Elbe gingen, und anderthalb Meilen östlich von Prag lagerten. In und um Prag hatten die Oesterreicher, auf allen Seiten gedrängt und weichend, ihre Stärke zusammengezogen, der Feldmarschall Brown war vor dem Könige, der von der westlichen Seite mit seinen Heerabtheilungen herankam, zurückgewichen, durch Prag und über die Moldau gegangen, und hatte auf dem rechten Ufer am Ziskaberge eine Stellung genommen, welche ihm nicht so vortheilhaft dünkte, als dem Prinzen Karl von Lothringen, der den Oberbefehl führte. Der König ging nun mit 16,000 Mann am 5. Mai bei Selz auch über die Moldau, und zog das Heer Schwerins auf die Höhen von Prossik an sich. Dieser ganze Anfang des Feldzuges bis hieher galt für ein Meisterstück, sowohl dem Entwurf, als der Ausführung nach, und die Preußen durften den glänzendsten Ergebnissen entgegensehen.

Der König traf am 6. Mai mit Schwerin und Winterfeldt in offnem Felde zusammen, wünschte ihnen einen guten Morgen, und ritt mit ihnen, von wenigen Offizieren begleitet, auf die nächsten Anhöhen, um die Stellung des Feindes zu besichtigen. Diese schien in der Fronte sehr fest, und

die Stärke weit über 100,000 Mann, doch war der König entſchloſſen, ſogleich eine Schlacht zu liefern. Schwerin ſcheint einen Aufſchub gewünſcht zu haben, weil ſeine Truppen durch den Nachtmarſch ermüdet, und die preußiſche Heerabtheilung unter dem Prinzen Moritz von Anhalt-Deſſau noch jenſeits der Moldau ſtand. Da jedoch der König mit den Worten „Friſche Fiſche, gute Fiſche" entſchieden darauf beſtand, noch heute anzugreifen, ſo war Schwerin nicht länger entgegen, und es galt nur den ſchicklichen Angriffspunkt auszuwählen. Der König richtete ſein Augenmerk auf des Feindes rechten Flügel, Schwerin und Winterfeldt ſprengten dorthin, erkundeten Boden und Stellung, und brachten dem Könige den Bericht, die Oertlichkeit ſei günſtig. Daß nur Winterfeldt allein, wie Retzow ſagt, dieſe Erkundung vorgenommen, iſt unrichtig; Schwerin jagte mit verhängtem Zügel dorthin, berichtet ſein ihn begleitender Adjutant und Neffe, daß aber auch Winterfeldt dabei geweſen, darin ſtimmt dieſer ſelbſt mit Retzow überein. Fand alſo der Irrthum Statt, daß der ſchlammige Boden abgelaſſener Teiche, der mit Haſer beſäet ein friſches Grün zeigte, in der Ferne und Eile für feſten Wieſenboden angeſehen wurde, ſo trugen Schwerin

und Winterfeldt gemeinſam die Schuld, nicht der letztere allein. Der König ließ die Truppen zur Schlachtordnung einſchwenken, und rückte in zwei Treffen auf den Feind entſchloſſen an.

Ueber die Schlacht von Prag haben wir einen Bericht von Winterfeldt ſelbſt, der alles enthält, was ihn zunächſt angeht, und hier jeden andern entbehrlich macht. In dem reichhaltigen Werke von Preuß ſteht er bereits abgedruckt, war aber auch uns in der Handſchrift vor Augen, und lautet wie folgt: „Der Feind, und zwar deſſen linker Flügel, war dichte an der Stadt an der Moldau appuyirt, und reichte mit ſeinem rechten Flügel bis über den hohen Berg bei dem Dorfe Lieben, die terriblen Defilé's und das Dorf Proſſick, welches mit allen Panduren geſpickt war, vor ſich habend. Es war ohngefähr des Morgens um halb 7 Uhr, als ſich unſre Schweriniſche Armee mit den 20 Bataillons und ſo viel Eskadrons, mit welchen der König von der ſeinigen zu uns ſtieß und die den rechten Flügel ausmachten, konjungirte. Der König war gleich determiniret, den Feind anzugreifen, wie auch der Feldmarſchall Schwerin nebſt meiner Wenigkeit, nur kam es darauf an, erſt ein Loch ausfindig zu machen, um demſelben anzukommen.

Dieſes ward denn auf meinen Vorſchlag auch choiſiret, und zwar dergeſtalt: Wir waren links abmarſchiret, und ſetzten alſo unſern Marſch mit dem linken Flügel, der die Tête hatte ohngeſäumt, die Straße von Hloupetin haltend, fort, und ſo weiter auf Kyge, um die Teiche von Unter-Potſchernitz, ohne ſolche paſſiren zu dürfen, gleich im Rücken zu bekommen. — Der Feind, welcher ſich anfänglich nichts Böſes vermuthete, noch vorſtellte, daß wir ihn ſogleich auf friſcher That und zwar an dem Orte angreifen würden, auch nicht glaubte, daß es möglich wäre, weil wir zum Theil bis unter die Arme durch die Graben waten und die Kanonen mit fortſchleppen mußten, war im Anfange ganz tranquile; als er aber unſer Deſſein merkte, und worin der Prinz Karl von Lothringen dem Feldmarſchall Brown zuerſt die Augen geöffnet haben ſoll, zog er ſeine ganze Kavallerie, ſo geſchwind als es ſich wollte thun laſſen, gegen uns auf ſeinen rechten Flügel hin, als welcher ſeine Grenadiers und ungriſche Infanterieregimenter folgten. Des Feindes Intention war, ſich mit ſeinem rechten Flügel ſeiner Infanterie an dem gemauerten Vorwerk Sterbaholy zu appuyiren, ich hatte aber das Glücke, mit 6 Bataillons aus dem erſten Tref-

ſen linken Flügels und noch 2 in der Flanke zuvorzukommen und ſolches über Hals und Kopf zu erreichen. Ob nun zwar das zweite Treffen noch gar nicht heran war, die Bataillons aus dem erſten Treffen aber ziemlich aneinander hingen, ſo ließ ich nebſt dem Generallieutenant Fouqué, welcher die Flanke auf dem linken Flügel beſorgte, gleich aufmarſchiren, und damit der Feind nicht Zeit gewinnen möchte ſich noch feſter zu poſtiren, rückte ich über dem Vorwerke hinaus und demſelben mit ſtarken Schritten dergeſtalt entgegen, daß auch die Kanons nicht Zeit hatten zu folgen. Er fing auch wirklich ſchon an zu wanken, und habe ich ſelbſt geſehen, daß der Flügel ſchon rechtsumkehrt gemacht hatte. Das feindliche Kartätſchenfeuer fing indeſſen an, und wir waren annoch im völligen Avanciren, mochten auch kaum noch 100 Schritt von der feindlichen Linie ſein, als ich das Unglück hatte, vor dem Schweriniſchen Regimente bleſſirt zu werden, und vor todt vom Pferde zur Erde fiel. Als ich mich nach einigen Minuten wieder ermunterte, und den Kopf in die Höhe hob, fand ich niemanden von unſern Leuten mehr um und neben mir, ſondern bereits alles hinter mir mit Hochanſchlagen auf der Retraite. Die feindlichen Grenadiers wa-

ren ohngefähr 80 Schritte vor mir, blieben aber halten und traueten ſich nicht uns zu folgen. Ich raffte mich denn ſo geſchwinde, als es meine Mattigkeit nur zulaſſen wollte, auf, holte auch unſere konfuſen Klumpen wieder ein, konnte aber weder durch Bitten noch Drohen einen einzigen Mann bewegen, der einmal das Geſicht nach dem Feinde gedrehet, noch weniger aber haltgemacht hätte. In dieſem Embarras fand mich der ſelige Feldmarſchall, und daß mir das Blut ſtromweiſe den Hals herunter floß. Weil ich nun zu Fuß und niemand von meinen Leuten bei mir war, ſo ließ er mir ſein Handpferd, welches er noch übrig hatte, geben, riß dem Stabskapitain Rohr, welcher eine Fahne genommen hatte um die Burſche dadurch zum Stehen zu bewegen, ſelbige aus der Hand, und ritt ſelbſt damit vor, ehe er aber noch damit reuſſiren konnte, ward dieſer würdige Mann in derſelben Minute mit fünf Kartätſchenkugeln ſogleich zu Boden geleget, als auch ſein braver Adjutant der Hauptmann von Platen dergeſtalt bleſſirt wurde, daß er des andern Morgens ſtarb. Während dieſer Deroute, und wovon wie ſchon erwähnt der Feind nicht das Herz hatte zu profitiren, war nicht allein unſer zweites Treffen herangekommen, ſondern es avan-

cirten auch die Bataillons aus der Mitte des ersten Treffens, so nicht gelitten hatte, frisch auf den Feind los, so wie ebenfalls des Prinzen Heinrich Königliche Hoheit mit dem rechten Flügel ohne Ordre abzuwarten, so prompt und mit solcher Fermeté attakirten, daß auch die feindliche Linie überall zu weichen anfing, und sich anstatt dessen korpsweise die Höhen zu gewinnen und allda zu postiren suchte. Da wir nun aber, ohne von solchen Höhen Meister zu sein, die Bataille nicht gewinnen, noch an der Stadt kommen konnten, so mußten wir solche alle erstlich stürmen, und dieses hat uns nun die besten, mehresten und bravesten Leute gekostet. Der selige Obrist von Golz, welcher mit dem Fouquéschen Regiment rechter Hand vom Schwerinischen avancirte, war mit selbigem ebenfalls schon ganz nahe am Feinde, und wenn er nicht in dem Moment, als er das Gewehr wollte fällen lassen, wäre erschossen worden, so glaube ich, daß er nebst mir mit dem Schwerinischen Regimente hereingekommen wäre." Der Bericht ist überschrieben: „Relation von der Bataille bei Prag, in Ansehung der Infanterie. Im Lager bei Prag, den 8. Mai 1757." Also zwei Tage nach der Schlacht verfaßt, und von Winterfeldt wahrscheinlich seinem

Sekretair Galster in die Feder diktirt. Seine Verwundung am Halse war bedeutend, aber konnte weder seine Thätigkeit hemmen, noch seine Freude über den errungenen Sieg. Zwar theuer war dieser erkauft, außer Schwerin fielen noch mehrere tapfere Generale, und der Kern des preußischen Fußvolks, gegen 20,000 Mann waren todt oder verwundet. Aber die Oesterreicher hatten über 24,000 Mann verloren, dazu 11 Fahnen und 60 Kanonen, und auch Brown selbst war tödtlich verwundet; mit den geschlagenen Truppen warf sich der Prinz von Lothringen nach Prag, welches von den Preußen sogleich umstellt wurde.

Winterfeldts Eifer und seine Ungeduld ließen ihm keine Ruhe, doch heilte seine Wunde gut, und er beachtete sie kaum. Der Generalchirurgus Theden, der ihn behandelte, verbot ihm den Wein: da er dessen aber sehr gewohnt war, und gerade jetzt solche Stärkung nöthig fühlte, so machte er sich aus, daß er bei der Mahlzeit doch Ein Glas trinken durfte. Theden jedoch fand bald, daß er nicht Maß gehalten, und Winterfeldt betheuerte zwar, daß es wirklich nur Ein Glas gewesen, ließ aber dieses bringen, und lachte, als der Arzt über die Größe desselben erschrack! Schon vom 11. Mai

finden ſich wieder Berichte und Eingaben von ihm an den König, und dieſer fuhr fort, ihn von allem in Kenntniß zu ſetzen, und ſeine Meinung wiſſen zu wollen. Unter andern war ihm übertragen, alle nach dem Ableben Schwerins an dieſen noch einlaufenden Briefe zu erbrechen. Aus dieſem Anlaſſe ſchrieb er am 22. Mai an den Feldmarſchall von Lehwaldt eine Antwort, worin es heißt: „Meine Bleſſur am Halſe iſt Gott ſei Dank noch glücklich genug gerathen, und hoffe ich will's Gott in vierzehn Tagen völlig wieder ausgeheilet zu ſein.“ Und dann: „Die ſchleſiſchen Regimenter ſind im erſten Treffen noch gar nicht zu trauen. Gott ehre uns dagegen die alten Preußen, Pommern und Märker.“ Die Truppen hatten ſich im Ganzen doch vortrefflich geſchlagen, das Weichen des Fußvolks im Kartätſchenfeuer war nur augenblicklich, und nachdem die Hälfte der Bataillone, wie der König ſelbſt ſagt, niedergeſtreckt lag. Winterfeldt ſteigerte nur allzugern die gute Meinung, welche er ſchon immer von ihrer Tapferkeit hegte, und da er die Preußen für unüberwindlich hielt, ſo glaubte er ihnen nichts unerreichbar. Er fühlte ſich zu den kühnſten Entwürfen begeiſtert, und machte den Plan in Ungarn einzudringen, die Mißvergnügten dort zu den Waffen

zu rufen, und dieſes Land für immer von Oeſterreich abzureißen. In weniger als zwei Jahren hoffte er die deutſche Reichsverfaſſung völlig umgeſtürzt und Friedrich auf dem Kaiſerthron zu ſehen. Die 46,000 Oeſterreicher in Prag rechnete er ſchon als kriegsgefangen, gleich den Sachſen bei Pirna, und hatte ſchon zu ihrer Einverleibung in das preußiſche Heer einen Entwurf gemacht, in welchem der Fehler, der bei den Sachſen geſchehen war, vermieden wurde. Neben dieſen umfaſſenden Anſchlägen, war er nicht minder mit den nächſten Dienſtſachen beſchäftigt, deren er auch die kleinſte nicht verſäumte. Wo eine Stellung zu verbeſſern, ein Vortheil zu benutzen war, gleich erſah es ſein Scharfblick; wer etwas Nützliches anzubringen, etwas Tüchtiges vorzuſchlagen hatte, wandte ſich an ihn. Warnery, der in der Schlacht bei Prag, die Nachtheile wahrgenommen, wenn Reiterei in Linien ohne Zwiſchenräume angreift, ſchrieb darüber einen langen Brief an Winterfeldt, den dieſer dem Könige vorzulegen und eine abändernde Einrichtung zu bewirken verſprach.

Während die Uebergabe von Prag mit aller Anſtrengung von dem Könige bezweckt wurde, rückte zum Entſatz ein neues öſterreichiſches Heer von

60,000 Mann unter dem Feldmarschall Grafen von Daun aus Mähren heran, dem der Herzog von Bevern bei Kuttenberg mit seinen Beobachtungstruppen nicht mehr gewachsen war. Der König begab sich nun selbst mit 10,000 Mann dorthin, und andre Verstärkung mußte bald nachfolgen; er wollte Daun schlagen, und dann zurückkehren. Für die Zwischenzeit mußte die Einschließung von Prag durch geringere Macht fortgesetzt werden; der Feldmarschall von Keith führte den Oberbefehl, der König ließ aber auch Winterfeldt hier zurück. Wirklich wurde auf dieser Seite kein Nachtheil erlitten, sondern der Feind im Zaum gehalten. Allein der König verlor gegen Daun am 17. Juni die berühmte Schlacht von Kollin, und mit dieser alle Vortheile des bisher so glücklichen Feldzuges, ja die Folgen dieser unerwarteten Niederlage schienen dem ganzen Krieg eine üble Wendung geben und das Verderben des Königs herbeiführen zu müssen; denn in Böhmen konnten sich die Preußen nun nicht halten, und während sie kaum vermögend schienen, Schlesien und Sachsen gegen die verstärkten und siegenden Oesterreicher zu decken, sollten sie auch noch den Russen und Franzosen, die schon im Anmarsch waren, die Spitze bieten. Der König

überließ sein geschlagenes Heer dem Oberbefehle des Prinzen Moritz von Anhalt-Dessau, und eilte zu den Truppen, welche Prag umschlossen hielten. Hier ließ er sogleich Winterfeldt und Retzow rufen, denen als seinen Vertrauten und Gehülfen er das erlittene Unglück und seine verzweifelte Lage ganz offen darlegte. In der That war der Abstand kaum zu fassen, kurz vorher durfte der stolze Muth die weitaussehendsten Pläne hegen, den Frieden auf den Wällen von Wien zu unterzeichnen hoffen, jetzt, gebeugt, mußte er nur an die nächste Rettung denken, während von allen Seiten neue Gefahren heranbrangen. Retzow bemerkt, der König habe doch keineswegs schon an seinem Heile verzagt, sondern alsbald mit Einsicht und Stärke die Maßregeln in's Auge gefaßt, welche der Augenblick erforderte. Daß Winterfeldt hierin dem Könige nicht nachgestanden habe, sondern seine Kraft und Kühnheit durch das Unglück nur erhöht worden, bezeugt eine Ueberlieferung, welche sich aus jenen verhängnißvollen Tagen bis in die unsern mündlich erhalten hat. Bei den Ueberlegungen, welche zwischen dem Könige und Winterfeldt Statt fanden, und die auch in freies Gespräch leicht übergingen, machte dieser einst den verwegenen Vorschlag, wenn denn wirklich alles so

verzweifelt ſtehe und der ganze Staat faſt verloren ſcheine, ſo möchte der König denn ein Aeußerſtes wagen, und das Geringere gleich und ganz aufgeben, um ein Größeres vielleicht zu gewinnen; er ſolle ſeine beſten Truppen zuſammenraffen, an ihrer Spitze nach Frankreich einbrechen, und ein zweiter Klodwig dort Land und Volk ſich erobern; der Krieg aber müſſe nicht gegen das Volk, ſondern nur gegen den verachteten Hof und die elendeſte aller Regierungen geführt, das franzöſiſche Ehrgefühl nicht nur geſchont, ſondern kräftig angeſprochen werden, und die Verheißung eines beſſern Zuſtandes den preußiſchen Fahnen vorangehen, den die Franzoſen willig von einem Könige empfangen würden, in welchem ſie ſchon längſt einen ihnen verwandten Geiſt anerkannten. Der Miniſter Graf von Hertzberg hat dieſe Merkwürdigkeit dem verſtorbenen Miniſter von Brockhauſen, ſeinem Zögling, mitgetheilt, dieſer dem Grafen Guſtav von Schlabrendorf in Paris, aus deſſen Munde ſie in Zſchokke's Prometheus wiedergegeben iſt. Schlabrendorf welcher von Hertzberg ſagte, er ſei kein großer Mann geweſen, aber wohl ein großer Preuße oder vielmehr eigentlich ein großer Pommer, fand keinen Grund die Wahrheit der Ausſage deſſelben

zu bezweifeln, und meinte ſogar, wenn man ſich Ludwigs XV Hof und die damalige Weiberherrſchaft, ſo wie die Stimmung des Volkes vergegenwärtige, ſo ſei Winterfeldts Einfall nicht halb ſo verwegen oder hoffnungslos geweſen, als er im erſten Augenblick ſcheine. Wir aber kehren den Blick aus dieſer abentheuerlichen Ferne zurück, und folgen Winterfeldt zu den mühevollen Sorgen und Arbeiten, welche der Drang der Umſtände ganz in der Nähe für ihn bereit hielt.

Die Belagerung von Prag wurde ſchon den 20. Juni, gleich nach der Ankunft des Königs aufgehoben, und der Rückzug angetreten. Keith, der die ſogenannte Kleinſeite der Stadt eingeſchloſſen hatte, ſäumte mit ſeinem Aufbruch etwas, um ſeinem rechten Flügel, welchen Winterfeldt führte, beiſtehen zu können; dieſer aber, obgleich durch die leichten Truppen lebhaft angegriffen, hatte dieſe raſch zurückgeworfen, war ſchon in Sicherheit, und verwundert über das Zögern des Feldmarſchalls, ſchickte er durch einen Adjutanten deßhalb eine Erinnerung; Keith antwortete verdrießlich, daß er nur für Winterfeldt gefürchtet habe, und darum ſtehen geblieben ſei. Retzow meint, Winterfeldt ſei gar nicht angegriffen worden, jedoch das eigne Tagebuch Keiths,

Keiths, durch seinen Sekretair Weidemann geführt, sagt das Gegentheil. Die verschiedenen Heerabtheilungen stießen bei Lissa wieder zusammen, jedoch um sich auf's neue zu trennen, der König nahm 14 Bataillons Fußvolk und 7 Kürassierregimenter, welche vor Prag gestanden, am 23. Juni mit sich nach Leitmeritz, wo er sich auf das linke Ufer der Elbe zog; die von Kollin zurückgekommenen Truppen ließ er unter dem Herzog von Bevern in der Gegend von Nimburg. Diesen letztern Truppen war auch Winterfeldt beigegeben, und ging am 26. Juni, weil der Herzog sich der Lausitz nähern wollte, mit 4 Grenadierbataillons und 15 Schwadronen Husaren, den Marsch zu decken, nach Böhmisch-Hirschberg voraus. Von demselben Tage lautet ein Schreiben des Königs an ihn: „Obgleich unsere Sachen nicht zum besten stehen, so schreibe Er mir doch, warum sie sich so weit zurücke gezogen haben. Mein Rath ist, der Paschkopol muß mit 4 Bataillons besetzt werden, in Gießhübel 2, dann so ist die Passage sicher; Daun ist nach Prag marschirt, ich besorge er nimmt das Lager von Budin, dann sind wir allhier als halb im Sack. Es sind traurige und betrübte Zeiten, allein wir müssen uns zusammenraffen und alle Kräfte an-

ſtrecken, dieſes wo möglich in Ordnung zu bringen. Schreibe Er mir hierüber frei Seine Gedanken. Adieu."

Nadasdy ſuchte mit ſeinen zahlreichen leichten Truppen die Verbindung zwiſchen dem König und dem Herzoge zu unterbrechen, welche der Prinz Heinrich von Preußen mit einer kleinen Schaar bei Trebotſchau nicht lange erhalten konnte. Am 27. Juni brach der Herzog von Bevern in drei Truppenzügen auf, ging am 28. bei Jung-Bunzlau über die Iſer und nahm ein Lager bei Tſchediz. Unzufriedenheit und Mangel herrſchte bei den Truppen, ſie liefen haufenweiſe davon. Die Generale waren uneinig, man vermißte und betrauerte Schwerin, niemand überſah das Ganze, und da die Sachen rückwärts gingen, ſuchte jeder die Schuld davon in den Andern. Selbſt der König wurde nicht verſchont, ſondern bitter getadelt, nicht nur wegen des Verlaufes der Schlacht von Kollin, ſondern auch wegen der Maßregeln, die er jetzt nahm. Sein Bruder Auguſt Wilhelm, der als muthmaßlicher Thronerbe der Prinz von Preußen hieß, hatte ſich über die unglückliche Schlacht mit lautem Unmuth ausgelaſſen. Dieſer empfing nunmehr am 29. Juni, zufolge einiger Berichte auf ſein Erſuchen, den Ober-

befehl derjenigen Truppen, deren Rückzug nach der Lauſitz gerichtet war. Ein Mißgriff, welchen alle Betheiligten ſchwer büßen ſollten.

Die Engländer, ſagt man, haben die ſtolze Forderung bei ſich eingeführt, daß ihre Kriegsſchiffe einen um die Hälfte ſtärkeren Feind nur als einen gleichen achten und angreifen ſollen. Der König, geſtützt auf Thatſachen, durfte in gleicher Art vorausſetzen, daß jeder preußiſche Prinz, tapfer und kriegskundig von Natur, immer Außerordentliches leiſten müſſe. Doch läßt ſich die Forderung des Heldenmuths nicht in die der Feldherrngaben ausdehnen; dieſe ſind ein Glück, eine Verleihung, ein Vorzug, die zu beſitzen niemand verpflichtet ſein kann. Der König, welcher ſeinem Bruder, deſſen Liebenswürdigkeit, Kenntniß, Muth und Eifer alle Zeitgenoſſen rühmen, ſpäterhin alle Feldherrngaben abſprach, that Unrecht, daß er ihn dahin ſtellte, wo ſie am meiſten nöthig waren. Zwar mißtraute der König ſchon anfangs den Einſichten des Prinzen, und ließ ihm deßhalb die beſten Generale, insbeſondere Winterfeldt, an den er ihn hauptſächlich verwies, um in ſchwierigen Fällen deſſen Angaben zu befolgen. Allein hierdurch wurde die Befehlführung nicht gebeſſert, die Einheit aber geſtört, Miß-

trauen ausgestreut, und Winterfeldt selbst in eine Lage gebracht, wo seine großen Eigenschaften nicht wirken konnten, sondern ihm nur Widerwillen und Haß zuziehen mußten. Der Prinz August Wilhelm trat den Oberbefehl gleich mit der auffallenden Vorsicht an, sich durch genaue Vorschriften des Königs gegen jede Verantwortung sichern zu wollen, und da ihm die Verweisung auf Winterfeldt mißfiel, den er schon immer ungern sah, so erbat er seinerseits vom Könige auch noch den Generallieutenant Grafen von Schmettau zum Rathgeber, der bei dem Könige aber jetzt nicht beliebt, und mit Winterfeldt in übler Spannung war. Schlimmer wahrlich konnten die Angelegenheiten hier nicht geordnet werden, alles war zum schlechtesten Erfolg eingerichtet, und wenn der König hier in Winterfeldts Anwesenheit eine Bürgschaft zu haben glaubte, so vergaß er, daß eine falsche Stellung zuletzt das größte Verdienst erdrücken müsse. Wenn Winterfeldt bei älteren und vorgesetzten Kriegsgenossen, zum Theil seinen Freunden, als Beauftragter des Königs, in Glück und Sieg, es nicht immer leicht durchgesetzt, daß sie seinen Weisungen Folge leisteten, wie konnte dies in so gesteigerten Verhältnissen, dem Bruder des Königs gegenüber, unter Neid

und Aufreizung aller Art, und im fortwährenden Verlauf unglücklicher Ereigniſſe, dem Mißgeſtellten gelingen!

Der König täuſchte ſich noch in einer andern Vorausſetzung. Er hatte geglaubt, die Hauptſtärke des Feindes würde ihm nachziehen, und ſein Bruder nur eine geringere Macht gegenüber haben. Zum Unglück aber wandten ſich der Prinz von Lothringen und Daun vereint gegen dieſen ſchwächeren und übelberathenen Theil des preußiſchen Heeres, und rückten demſelben am 1. Juli oberhalb Brandeis über die Elbe nach. Der Prinz Auguſt Wilhelm wich am 2. nach Neuſchloß zurück. Winterfeldt machte die Nachhut, und wußte den Feind gehörig fern zu halten. Mit dem Könige führte er ſeinen Briefwechſel in Ziffern, weil die Verbindung unſicher war; er ſchrieb, man müſſe bei Leipa, wo man noch dem Könige nahe ſei, ſo lange als möglich ſtehen bleiben, und das Aeußerſte abwarten, er glaube nicht, daß Daun mit dem ganzen Heere dahin folgen werde, falls aber auch, ſo könnten ſie mit der erwarteten Verſtärkung ihm die Spitze bieten. Winterfeldt machte einen Streifzug nach Habichtſtein und gegen Böhmiſch-Hirſchberg hin, um den Feind zu erkunden, und mußte dann der Zu-

fuhr von Mehl und Geld, welche der General von Brandeis aus Schlesien über Zittau herbeiführte, mit 4 Bataillons Fußvolk und 5 Schwadronen entgegenzugehen; er besetzte Gabel, Reichstadt und Böhmisch-Leipa, und fand bei letzterem Ort eine so feste Stellung hinter der Pulsnitz, daß er dem Prinzen rieth, von Neuschloß dahin zu marschiren; der Prinz, wiewohl der Herzog von Bevern und nebst Fouqué auch Schmettau nicht dieser Meinung waren, folgte dem Rath, und rückte am 7. in drei Truppenzügen nach Böhmisch-Leipa. Der König, sagt Schmettau, habe über diesen Marsch, und in sehr harten Ausdrücken, an den Prinzen geschrieben; allein dies ist irrig, der König schrieb vielmehr, im gegenwärtigen Falle billige er den Marsch, allein er hoffe, es werde von nun an nicht weiter zurückgehen, man müsse so lange als möglich sich in Böhmen zu erhalten suchen. Der Feind zog langsam näher, und obgleich dreimal stärker als die Preußen, so vermied er doch sie anzugreifen, sondern bedrohte sie nur im Rücken. Für seine Vorräthe in Zittau besorgt, wünschte der Prinz bis Gabel zurückzugehen, der König aber verbot dies, und schrieb, wenn man so fortfahre, werde man binnen einem Monat sich an die Thore von Berlin gelehnt

finden. Der Prinz wollte ſicher gehn, und verlangte oft die Meinung ſeiner Generale, hatte jedoch keinen eigentlichen Rathgeber. Winterfeldt war ihm nicht angenehm, und überdies meiſt verſchickt; aber auch Schmettau, den er doch ſelbſt gewählt, leitete das Ganze nicht, ſondern ſah vieles geſchehen, was ihm nicht war mitgetheilt worden. Da der Prinz der Gehülfen genug um ſich hatte, ſo durfte jeder glauben, die Sache ſei in andrer Hand, und hatte kein Recht, ſich vorzudrängen. Jede Verlegenheit endete auf dieſe Weiſe im Zurückgehen, welches dem Könige, der ſich möglichſt lange in Böhmen behaupten wollte, ſeinen ganzen Plan verdarb.

Am 13. Juli mußte der Prinz, auf ausdrücklichen Befehl des Königs, Winterfeldt mit 7 Bataillons Fußvolk und 5 Schwadronen Huſaren nach Tetſchen abſenden, um eine öſterreichiſche Schaar, welche dorthin vorgedrungen war, zu vertreiben. Als nun die Nachricht kam, die ganze Stärke des Feindes ſtehe bei Niemes, ſchon in der Flanke des Prinzen, ſandte dieſer den General von Puttkammer mit 3 Bataillons Fußvolk und 10 Schwadronen nach Gabel, um dieſen Ort und die Zufuhr zu ſichern; ſie wurden unterwegs wiederholt ange-

griffen, und hatten Mühe, glücklich anzukommen; die Entsendung war unverhältnißmäßig schwach, weil schon so viele Truppen mit Winterfeldt ausgezogen waren. Als dieser am späten Abend endlich wiederkam, meldete er, daß seine Truppen eben auf dem rechten Flügel des Lagers einrückten, und er keinen Feind in Tetschen gefunden habe. Der Prinz wollte ihm von seiner Besorgniß wegen Gabel sprechen, Winterfeldt aber antwortete: „Ich stehe morgen früh um 2 oder 3 Uhr zu Ew. Hoheit Befehl, aber heute bin ich ganz müde und matt, und kann gar nicht mehr.“ Diese Antwort wurde ihm sehr übel angerechnet, man schien für ihn, der es an Eifer und Anstrengung von jeher Andern zuvorgethan, nicht wissen zu wollen, daß die menschliche Ausdauer ihre Gränzen hat. Winterfeldt schrieb am folgenden Morgen an den König: Gabel müsse wegen der Verbindung mit Zittau behauptet werden, es koste was es wolle; Puttkammer halte sich noch, 3 Bataillons marschirten ihm zu Hülfe, könnten die nicht durchdringen, so werde er, Winterfeldt, morgen früh mit 6 Bataillons auch noch dahin marschiren, welches er auch lieber gleich heute als morgen gethan hätte. Er fand sich darauf mit den andern vornehmsten Generalen nach des Prinzen

Befehl bei Fouqué ein, der noch an seiner bei Prag erhaltenen Wunde litt, und hier wurde Rath gehalten, was zu thun sei. Der Prinz beschloß endlich, nach Gabel zu marschiren, und übertrug Winterfeldt die Vorhut. Eine mittlerweile nach Reichstadt ausgesandte Schaar unter dem General von Rebentisch sah sich von allen Seiten angegriffen, und mußte durch 2 nachgesandte Bataillone unter dem General von Manteuffel wieder befreit und zurückgebracht werden, der Weg nach Gabel war schon abgeschnitten, Puttkammer hatte sich daselbst nach dreitägiger tapfern Vertheidigung endlich der Uebermacht ergeben müssen, und den Truppen des Prinzen war nur noch der beschwerliche Gebirgsweg über Georgenthal offen, um an Gabel vorbei nach Zittau zu gelangen. Abends am 16. Juli brach die Vorhut auf, sie bestand aus 7 Bataillonen Fußvolk, 10 Schwadronen Reiterei und 20 Stücken Geschütz, wurde aber von Schmettau befehligt, und sollte so rasch als möglich Zittau gewinnen. Schmettau hatte darauf bestanden, diese Truppen zu befehligen, und der Prinz ihm nachgegeben, obgleich er früher Winterfeldt dazu bestimmt hatte. Dieser mußte sich begnügen, eine zweite Schaar zu führen, welche nun, im Gegensatze jener vorausgesand-

ten Truppen, die eigentliche Vorhut heißen sollte. Er marschirte am 17. mit 6 Bataillonen ab, meistens Grenadiere, welche einen Zug von beinahe 4000 Wagen zu decken hatten, die im Gebirge nur einer hinter dem andern fahren konnten. Die Kroaten griffen diesen langen Zug hin und wieder mit Vortheil an, brachten Verwirrung und Stockung in denselben, und es mußte ein Bataillon zurückmarschiren und den Feind vertreiben. Winterfeldt wird von Schmettau beschuldigt, seine Truppen widersinnig eingetheilt zu haben, welches dem erfahrnen, scharfblickenden Kriegsmann schwer zuzutrauen und auch durch die näher angegebenen Umstände gar nicht erwiesen ist. Bei einer der häufigen Stockungen, als Winterfeldt sich neben seinen Soldaten im Walde ausruhte, und eben sein Flaschenfutter hervorholen ließ, brachen Kroaten plötzlich aus dem Gebüsch hervor, und er entkam nur mit genauer Noth der Gefahr, erschossen oder gefangen zu werden. Warnery, der dies erzählt, setzt hinzu, er habe ihm nicht mehr derselbe geschienen, wie vor der Schlacht von Prag; ob seine dort erlittene Verwundung so nachgewirkt, oder der schlechte Gang der Sachen ihn gebeugt habe, genug, er sei weniger entschlossen und rüstig gewesen, und habe alles

gehen laſſen wie es wollte. Gegen das Erſtere möchten ſich aus Warnery's eignen ſpäteren Anführungen Zweifel erheben laſſen. Das Letztere dürfen wir hievon als das Sicherſte annehmen, jedoch weder Winterfeldts Wahl noch Schuld dabei zugeben.

Erſt am 19. Juli gelangten die Schmettau'ſchen Truppen nach Zittau, fanden aber den Eckartsberg daſelbſt vom Feinde ſchon beſetzt, eine zahlreiche Macht theils aufmarſchirt, theils im Anzuge, und am 20. war das ganze öſterreichiſche Heer vor Augen. Der Prinz Auguſt Wilhelm war mit dem Haupttrupp noch zurück, Winterfeldt durfte nicht eilen, ſondern mußte ſich jenem nächſt voran halten, und überall die Bahn brechen, unter beſtändigen Plänkeleien mit dem Feinde; ſchon rückten ſogar aus der Gegend von Zittau 6000 Oeſterreicher auf die Berge von Kreiwitz vor, um den Preußen den Weg zu ſperren; Winterfeldt eilte ihnen zuvorzukommen, und ſchlug unterwegs einige Angriffe ab. Beſorgt, bei der Eile der Vortruppen, nicht ſchnell genug nachzukommen, ſchickte der Prinz einen Adjutanten an Winterfeldt mit der Erinnerung, langſamer zu marſchiren, worauf dieſer, durchdrungen von der augenſcheinlichen Gefahr, daß, wenn er nicht dem Feinde zuvorkäme, das

ganze Heer verloren ſei, dem Adjutanten unmuthig erwiedert haben ſoll: „Der Prinz mag mich ungeſchoren laſſen, und ſich nur um ſich ſelbſt bekümmern; ich weiß beſſer, was ich zu thun habe, als er.“ Der Prinz, um ſich in Zuſammenhang mit ihm zu erhalten, ließ hierauf die 13 vorderſten ſeiner Bataillone ſchleuniger nachrücken, welche Winterfeldt an ſich zog, und nun mit anſehnlicher Macht die Berge bei Kreiwitz beſetzte. Der Prinz folgte dahin nach. Der ganze Rückzug hatte die traurigſte Geſtalt; umgeben vom Feinde und oft ſchon wie abgeſchnitten, ohne Zuverſicht und Ermuthigung, wanden ſich die Truppen mühſam in den ſchlechten Wegen fort; ſtets aufgehalten und doch ohne Raſt, weil der Feind unaufhörlich neckte, Gepäck und Nachzügler wegnahm; ohne Lebensmittel, und ſogar der Zelten entbehrend, die nicht mehr aufgeſchlagen wurden; auch liefen jede Nacht viele Soldaten fort. Man muß die Schilderung bei Warnery nachleſen. Winterfeldt brach von Kreiwitz alsbald wieder auf, und ging nach Romburg, wo er den General von Seydlitz aufnahm, der ſeine Reiterei von Zittau, wo ſie nutzlos und gefährdet war, glücklich dem Prinzen wieder zuführte. Unter Drangſalen, Gefechten und Verlegenheiten aller

Art kam der Prinz am 22. Juli bei Zittau mit seinen Truppen an. Allein die Oesterreicher beherrschten die Zugänge der Stadt, und Schmettau befand sich mit allen Vorräthen, auf welche der Prinz für seine Truppen rechnete, dort eingeschlossen. Winterfeldt rückte mit einigen Grenadierbataillonen zwischen die Stadt und das österreichische Lager, und während er ein lebhaftes Geschützfeuer aus diesem bestand, konnte Schmettau mit 7 Bataillonen, und Brotvorräthen auf 2 Tage sich aus der Stadt herausziehen und in das Lager des Prinzen einrücken. Am folgenden Tage schossen die Oesterreicher Zittau in Brand, die noch übrige preußische Besatzung entkam zum Theil noch, die Vorräthe jedoch gingen im Feuer auf.

Nach diesem Verluste konnten die Preußen hier nicht länger verweilen. Der Feind wagte zwar ungeachtet seiner großen Ueberlegenheit keinen Hauptangriff, allein der Brotmangel entschied den weitern Rückzug. Am 24. Juli Abends brach Winterfeldt wieder auf, und marschirte diesmal mit 10 Bataillonen und 30 Schwadronen, über Herrnhut nach Löbau, wohin der Prinz sogleich nachfolgte. Der Marsch geschah in bester Ordnung und Haltung. Am 26. Juli war Rasttag, und Win-

terfeldt ſchrieb einen Bericht an den König, worin er ſagt, der Feind wolle die Preußen, wie bei Zittau, ebenfalls von dem Magazin zu Bautzen abſchneiden, der Prinz habe deßhalb beſchloſſen, am folgenden Tage nach Bautzen zu marſchiren; weil aber der König angemeſſen finden möchte, noch die Verbindung bis Löbau zu behaupten, ſo habe Winterfeldt den Vorſchlag gethan, mit ſeinen Vortruppen noch heute Abend vorauszugehen, auf dem halben Wege nach Bautzen den Engweg bei Hochkirchen zu beſetzen, und wenn das Heer nach Bautzen durchgezogen ſei, bis auf weiteren Befehl dort ſtehen zu bleiben; noch habe der Feind Scheu, und getraue ſich nicht, und nur ſeine Streifpartheien wagten ſich weit vor. In den Berichten Winterfeldts, die aus dieſer bedrängten Zeit ſich noch erhalten haben, findet ſich keine Spur von Anklage des Prinzen, noch von Erbitterung gegen andre Generale, im Gegentheil ſtets die gleiche ſachgemäße Faſſung und muthige, feſte Stimmung, wie in allen früheren. Der Prinz genehmigte den erwähnten Vorſchlag, und Winterfeldt blieb mit ſeinen Truppen bei Hochkirchen ſtehen; da jedoch eine zu ſtarke feindliche Macht heranrückte, ſo ſchloß er ſich am 28. Juli doch ebenfalls dem Lager bei Bautzen an.

Hier endlich wollte nun auch der König mit ansehnlicher Verstärkung eintreffen, und der schweren, undankbaren, und dem Prinzen August Wilhelm durch die nachtheiligsten Umstände fast unlösbar gewordenen Aufgabe eine bessere Wendung geben, indem er, was längst wäre nöthig gewesen, die Truppenstärke mit der des Feindes wieder in einiges Gleichgewicht stellte. Am 29. Juli frühmorgens wurde der König erwartet. Der Prinz versammelte alle seine Generale, und ritt ihm entgegen; nur Winterfeldt und Golz fehlten, welche der König schon früher zu sich beschieden hatte, wie Retzow von dem letztern dies ausdrücklich sagt. Eine Viertelmeile von Bautzen begegneten sich die beiden Züge. Hier fand nun ein merkwürdiger Auftritt Statt, an welchen sich viele beklagenswerthe Folgen anreihten, und den wir mit den Worten der Lebensbeschreibung von Schmettau hier wiedergeben. „Der König hatte Winterfeldt und Golz zu seinen Seiten, der Prinz Heinrich und der Herzog Ferdinand von Braunschweig ritten mit seinem übrigen Gefolge hinter ihm. Als er sich dem Prinzen August Wilhelm auf ungefähr dreihundert Schritt genähert hatte, hielt er still. Der Prinz that ein Gleiches, indem er und seine Begleiter durch Ab-

nehmen der Hüte grüßten, welches das Gefolge des Königs erwiederte. Dieser aber kehrte statt dessen sein Pferd um, stieg ab und legte sich auf die Erde nieder, als erwarte er seine nachkommenden Truppen; Winterfeldt und Golz ließ er neben sich sitzen. Alle seine Offiziere stiegen ebenfalls von den Pferden, wie auch der Prinz nebst seinem Gefolge auf der andern Seite. — Indessen kam die Spitze der Königlichen Truppen an. Der König stieg wieder zu Pferde, und ritt mit seinem Gefolge immer in der Entfernung von drei- bis vierhundert Schritten um den Prinzen herum nach Bautzen. Der Prinz folgte nebst seinen Begleitern hinten nach." So weit die Lebensbeschreibung Schmettau's. In einer Hauptsache jedoch weichen wir von ihr ab. Nach Schmettau wäre der General von der Golz gleich dort zu dem Prinzen herüber gesandt worden, ihm und allen seinen Generalen den harten Unwillen des Königs auszudrücken. Nach dem Grafen von Schwerin aber, dem Neffen des Feldmarschalls und damaligen Adjutanten Winterfeldts, war es dieser, welcher nach dem Einreiten in's Lager, auf ausdrücklichen Befehl des Königs, öffentlich im Parole-Kreise, in welchem der Prinz und alle seine Generale standen, ihnen sagen mußte: „Sie hätten Alle ver-

verdient, daß über ihr Betragen ein Kriegsrecht gehalten würde, wo ſie denn dem Spruch nicht entgehen könnten, die Köpfe zu verlieren; indeß wolle der König es nicht ſo weit treiben, weil er im General auch den Bruder nicht vergeſſe." Der König ſtand unweit des Kreiſes und horchte, ob Winterfeldt auch ſtrikte der ihm anbefohlenen Ausdrücke ſich bediene. Winterfeldt that es, fährt ſein Adjutant fort, aber mit Schaudern, und er konnte den Eindruck ſeiner Worte ſogleich ſehen, denn der Prinz trat augenblicklich aus dem Kreiſe, und ritt, ohne den König zu ſprechen, nach Bautzen. Der Graf von Schwerin, der ſeine Nachrichten in reiferen Jahren ſchlicht und partheilos niederſchrieb, und als naher Augenzeuge berichtet, dünkt uns für dieſen Auftritt ein beſſerer Gewährsmann, als Schmettau, der hier weſentlich betheiligt, vielleicht eine würdige Vertheidigungsrede des Prinzen nicht fehlen laſſen wollte, welche dieſer in einem früheren oder ſpäteren Augenblick auch wirklich an Golz gerichtet haben mag. Mußte der ganze Vorgang aber die von dem Zorn des Königs ſo hart Betroffenen mit Unmuth und Schmerz erfüllen, ſo empfingen ſie in dem unglücklich gewählten Werkzeug nun auch ein Ziel bezeichnet, auf welches ihr

Groll ſich wenden konnte. Beſonders Schmettau war gebeugt, welchem der König ſagen ließ, er wolle ihn nicht ſehen. Winterfeldt ſollte nun der Urheber der Ungerechtigkeit und Härte ſein, über die man ſich beklagte. Es iſt durch nichts erwieſen, daß er dem Könige heimliche Berichte über den Prinzen abgeſtattet, noch weniger, daß er dieſen oder einen ſeiner Generale verläumdet habe. Die Ausſage öſterreichiſcher Offiziere, die einige Briefe Winterfeldts wollten aufgefangen haben, hat das Anſehn leerer Erfindung, und müßte, als gegründet, ganz beſtimmte Aufſchlüſſe geliefert haben, die doch durchaus fehlen. Wenn aber der König ihn fragte, durfte er die Antwort verſagen? und konnte er dem Könige die Sachen als gut geleitet vorſtellen? Ihm ſelber war ſchlecht mitgeſpielt worden, allein er blieb in Eifer und Thätigkeit ſich gleich, und ſcheint ſich nicht einmal beſchwert zu haben. Er hatte die Strenge des Dienſtes früh ertragen gelernt, und murrte und ſchalt nicht gleich über jede Widrigkeit, wie die Andern, welche an Werth und Gunſt ihm doch nicht gleichſtanden. Er wurde unverdient das Opfer ſeiner Stellung, deren Verwickelungen diesmal zu hoch reichten, als daß er ſie hätte löſen können. Der unglückliche Aus-

gang des brüderlichen Zwiſtes gab ſeinen Namen noch mehr der üblen Nachrede preis, welche bisweilen ſogar den König in ſeinem Lieblinge treffen ſollte.

Der Prinz Auguſt Wilhelm, gekränkt und unwillig, war ſogleich entſchloſſen, ſich von dem Heere nun ganz zurückzuziehen. In Bautzen, wo der König ihn nicht rufen ließ, ſchrieb er demſelben in franzöſiſcher Sprache, wie die Geſchwiſter untereinander gewohnt waren: „Daß die empfangenen Kabinetsbefehle, beſonders aber die eben erfahrene unerwartete Begegnung, genugſam zu erkennen gäben, daß er, nach des Königs Meinung, Ehre und Ruf verſcherzt habe. Da er ſich keine Vorwürfe machen könne, ſo erwecke dies zwar Betrübniß, aber keine Erniedrigung in ihm. Er ſei vollkommen überzeugt, weder nach Eigenſinn gehandelt, noch dem Rathe derer gefolgt zu ſein, die guten Rath zu ertheilen nicht im Stande geweſen wären. Alle bei ſeinem Heer angeſtellten Generale müßten ihm dies Zeugniß geben. Er halte es hiernach für überflüſſig, den König zu bitten, ſein Benehmen unterſuchen zu laſſen, es würde derſelbe ihm dadurch eine Gnade erzeigen, folglich dürfe er darauf nicht rechnen. Seine Geſundheit ſei durch die An-

ſtrengung ſeines Körpers, noch mehr aber durch Kummer erſchüttert: er ſei daher nach Bautzen gezogen, um ſolche wiederherzuſtellen. Den Herzog von Bevern habe er erſucht, von allem, was das Heer betreffe, Auskunft zu geben; indeß möchte der König verſichert ſein, daß, ungeachtet des nicht verdienten, drückenden Unglücks, er niemals ſeine Geſinnung für den Staat aufgeben werde, und daß es ihm, einem treuen Mitgliede dieſes Staates, zu unausſprechlicher Freude gereichen werde, den glücklichen Ausgang der Königlichen Unternehmungen zu erfahren." Der König antwortete hierauf aus dem Lager bei Bautzen am 13. Auguſt eigenhändig: „Mein lieber Bruder! Ihr ungeſchicktes Benehmen hat meine Umſtände ſehr zerrüttet. Nicht der Feind, ſondern Ihre übelgewählten Maßregeln ſind es, die mir all dies Unglück zuziehen. Meine Generale ſind nicht zu entſchuldigen; ſei es, daß ſie Ihnen ſchlecht gerathen, oder die Ausführung Ihrer ſo üblen Entwürfe zugegeben haben. Ihr Ohr iſt nur an Schmeicheleien gewöhnt; Dann hat Ihnen nicht geſchmeichelt, und Sie haben die Folgen davon erfahren. In dieſer traurigen Lage bleibt mir nichts übrig, als das Aeußerſte zu wagen. Ich werde angreifen; und wenn wir nicht

ſiegen können: ſo wollen wir uns Alle todtſchießen laſſen. Ich beklage mich nicht über Ihr Herz, wohl aber über Ihre Unfähigkeit und Ihre zu geringe Urtheilskraft bei der Wahl der möglichſt guten Entſchlüſſe. Wer nur noch wenig Tage zu leben hat, bedarf der Verſtellung nicht. Ich wünſche Ihnen mehr Glück, als ich gehabt habe, und daß alles Unglück und alle Widerwärtigkeiten, die Ihnen begegnet ſind, Sie lehren mögen, Sachen von Wichtigkeit mit mehr Sorgfalt, Einſicht und Entſchloſſenheit zu behandeln. Der größte Theil aller widerwärtigen Begebenheiten, die ich vorausſehe, iſt Ihnen zuzuſchreiben. Sie und Ihre Kinder werden davon mehr betroffen werden, als ich; ſein Sie indeß verſichert, daß ich Sie jederzeit geliebt habe, und daß ich mit dieſer Geſinnung ſterben werde." Die Hindeutungen in dieſem Schreiben auf die verzweifelte Lage Friedrichs und auf die Möglichkeit ſeines nahen Todes erhalten ihren vollen Bezug erſt dadurch, wenn man bedenkt, daß der Brief zu dem Prinzen ſpricht, der, im Falle jenes Ausgangs, als der nächſte zum Throne daſteht, und den die Vorwürfe und Warnungen daher um ſo ſtärker angehen.

Auf das Geſuch des Prinzen, ſich nach Dres-

den begeben zu dürfen, antwortete der König dem Adjutanten des Prinzen, Lieutenant von Hagen, der ihm das Schreiben überbracht hatte, bloß mündlich: der Prinz könne hingehen, wohin er wolle. Als derselbe von Bautzen abreiste, machten ihm die Generale, welche unter ihm gedient hatten, sämmtlich ihre Aufwartung, und es fehlte nicht an Aeußerungen des Mißvergnügens. Ja der Herzog von Bevern wollte dem Beispiele des Prinzen folgen, und das Heer verlassen. Dieser aber vermochte ihn, einem Vorhaben zu entsagen, zu welchem er nicht so dringend veranlaßt war, und dessen Ausführung auch dem Schritte des Prinzen nur einen gehässigen Schein geben konnte. „Lassen Sie mich," sagte er, „das Opfer für Sie alle werden; wahrscheinlich wird dem Könige, meinem Bruder, daran genügen." Späterhin, als Dresden von dem Feinde bedroht werden konnte, begab sich der Prinz, dem Befehle des Königs gemäß, nach Torgau, und von dort nach Leipzig. Er fühlte jedoch das Bedürfniß, den König, gegen den er seinerseits doch auch im Fehle stand, zu versöhnen, und wünschte dazu eine glückliche Gelegenheit zu benutzen. Es war bekannt, daß der König darauf ausging, den Franzosen eine Schlacht zu liefern, und Prinz Heinrich

hatte dem Prinzen Auguſt Wilhelm verſprochen, ihn gleich vom Anfange der Schlacht zu benachrichtigen, da dieſer denn auf unterlegten Pferden eiligſt eintreffen, der Schlacht beiwohnen, und nach dem Siege, an welchem nicht gezweifelt wurde, dem Könige Glück wünſchen ſollte. Die Sache ſcheiterte an der Schnelligkeit, mit welcher die Schlacht von Roßbach entſchieden war; der Prinz war ſchon unterwegs, als er den Sieg erfuhr, und da er an Kampf und Gefahr nicht mehr Theil haben konnte, ſo kehrte er nach Leipzig zurück. Er begab ſich dann nach Berlin, und ſtarb an einem Fieber im folgenden Sommer am 12. Juni auf dem Luſtſchloſſe zu Oranienburg, welches der König in früheren Jahren ihm geſchenkt hatte. Der Prinz litt ſchon längere Zeit an den Folgen eines Sturzes mit dem Pferde, wobei er ſich den Kopf beſchädigt hatte; ſeitdem er aber das Heer verlaſſen, zehrte er ſichtlich ab. Man ſagte laut, der Gram habe ihn getödtet, und der Haß gegen das Andenken Winterfeldts, der an des Königs Unwillen ſchuld geweſen ſein ſollte, fand darin neue Nahrung, und wurzelte bei des Königs Brüdern ſo feſt, daß noch bei den ſpäteſten Anläſſen ſeine Spuren ſichtbar wurden.

Wir kehren zu Winterfeldt zurück, deſſen Laufbahn auch ſchon ihrem Ende naht. Der König ſah die Lage der Dinge täglich gefahrvoller werden, und mußte mit Ernſt daran denken, gegen die Franzoſen aufzubrechen. Winterfeldt verfaßte den Entwurf zum Abmarſch für die ſämmtlichen Truppen, wobei die ſchnelle Beweglichkeit und feſte Ordnung derſelben wohl bedacht, das Gepäck eingeſchränkt, die Verpflegung geſichert, und allen ſonſtigen Nachtheilen möglichſt vorgebeugt wurde. Die Gunſt des Königs hinderte jedoch nicht, daß auch Winterfeldt die Mißlaune deſſelben erfuhr, und ſeine Vorſchläge zu einigen Beförderungen, die er in ſeinem Regimente nöthig hielt, ſah er durch die eigenhändigen Worte des Königs abgewieſen: „Da iſt nun keine Zeit vor, ich habe keine Kanzlei mit; wann der Feind wird geſchlagen ſeind, ſo iſt Zeit an Avancement zu denken; mehr als zwei Stabskapitains müſſen nicht bei die Regimenter ſeind.“ Aber gleich am nächſten Tage wieder, am 5. Auguſt, theilt ihm der König aus Weißenberg ſeine Nachrichten und Abſichten umſtändlich mit, und will Winterfeldts Gedanken darüber wiſſen, und dieſer antwortet ſogleich, er freue ſich herzlich, daß der König ſich feſt entſchloſſen, den Feind anzugreifen; er

habe noch niemals ein so gutes Vertrauen gehabt, daß mit Gottes Hülfe alles recht gut gehen und bald redressirt sein werde, als eben jetzt, da es überall in der Krise vor ihnen sei; er glaube, der Feind werde in seinen vermeinten starken Posten stehen bleiben und sich angreifen lassen, das werde ihm aber zum Unheil gereichen, denn er verlasse sich ganz auf seine Batterieen, stünde aber auf einem so schmalen Terrain, daß er sich nicht rühren könne, es käme also nur darauf an, eine seiner vorderen Batterieen still zu machen, um ihn dann hardiment zu attakiren, denn er müsse gleich in Verwirrung gerathen, und schlage sich dann selbst, und sein Gepäck und Geschütz werde seinen Rückzug hindern. Darauf giebt Winterfeldt Nachrichten über die Stellung des Feindes, er habe nicht alle Höhen besetzt, man finde schon ein Loch, wo ihm beizukommen. Zuletzt sagt er: „Ew. Majestät Kavallerie hat sich besonnen, und wird gut thun. Die Infanterie ist vom besten Willen." — Doch fügt er hinzu: „Mit dem gefällten Bajonet und ohne zu schießen kommen wir nicht durch, denn unsre Leute verlassen sich nunmehro gar zu sehr auf ihre 60 Patronen."

Der König beschied Winterfeldt am 6. August

zu sich nach Weißenberg, um nähere Rücksprache mit ihm zu nehmen. Zwei Tage später schreibt er, von einem Ritt gegen Löbau zurückgekehrt, mit guter Laune: „Allda stehet nichts, als miserable Husaren und Panduren; wann Er Putenjungens in seinem Gut braucht, so kann Ihm mit unsere Gefangene dienen." Am 10. August theilt der König nähere Nachrichten mit, so wie seine Anschläge, durch welche der Feind getäuscht werden und nicht wissen soll, von welcher Seite man an ihn kommen wolle; die Truppen sollen nach verschiedenen Richtungen sich zu trennen scheinen, dann aber plötzlich vereinigt dem Feinde mit Anbruch des Tages auf den Hals gehen. „Diese Affaire," sagt er, „wird sehr decisiv werden; können wir Meister von denen Leuten werden, so seind sie total geschlagen, ihre Kanonen und Bagage sind ünser, und müssen wir die Menge Gefangene machen." Winterfeldt freut sich des Vorhabens, und fühlt in seiner Seele die feste Zuversicht auf den entschieden guten Ausgang der Sache; zugleich sendet er umständliche Nachrichten und Erörterungen ein, zu welchen der Oberst von Puttkammer und Oberstlieutenant von Schönfeldt beigetragen haben; den erstern bietet Winterfeldt zum Führer an, als der das Land genau kenne

und ein Mann von prompter Resolution sei. Hierauf antwortet am 11. der König wieder: „Der Ueberschlag, so Er mit Puttkammer gemacht hat, hat mir desto mehr Plaisir gethan, daß ich das Land nicht recht kenne, und sehr nöthig Leute bedarf, die mir von allem informiren. Unser erster Marsch muß bis 2 Meilen von Zittau sein, damit der zweite kleiner wird, und wir desto näher am Feind kommen, und mehr Zeit haben zu rekognosciren, und uns vorhero zum andern Tag zu schicken. Dann muß morgen von beide Theile der Marsch regulirt werden, wie auch die Oerter, wo die Läger stehen sollen, und wo wir wieder zusammenstoßen wollen. Adieu. Gott bewahre." Winterfeldt sandte unverzüglich die geforderten Anordnungen, und die beabsichtigten Märsche zum Angriff konnten jeden Augenblick erfolgen. Am 16. August rückte der König nach Bernstädel vor, wo der österreichische General von Beck eiligst weichen mußte. Inzwischen hatten der Prinz Karl von Lothringen und Daun schon bestimmte Nachricht über das Vorhaben der Preußen erhalten, und in deren linke Flanke nach Ostritz eine starke Truppenschaar unter Nadasdy vorgesandt, Daun aber behielt seine feste Stellung, machte nur durch eine geringe Bewegung

beſſer Front gegen die Preußen, und ſtand hinter dem Wittgendorfer Grunde auf dem Eckartsberg völlig unangreifbar. Der König ſelbſt erklärte bei näherer Beſichtigung, er wolle hier ſeine Truppen nicht an den verzweifelten Verſuch wagen; ſeine Hoffnung, den Feind durch Liſt zu täuſchen und hervorzulocken, ſcheiterte ebenfalls. In dieſer Lage ſchrieb der König an Winterfeldt aus Tittelsdorf am 17. Auguſt: „Weilen ich hier gar nichts gegen den Feind ausrichten kann, ſo bin ich willens, heute Oſtritz beſetzen zu laſſen, da müßte ein Huſarenregiment mit; dann von dieſer Seite ein Detaſchement nach Görlitz zu ſchicken, um ſolches zu nehmen. Auf Seiner Seite hinter Ihm wollte meinen linken Flügel Kavallerie fouragiren laſſen, um dadurch dem Feind hier alle Subſiſtenz zu benehmen; dann einen Marſch gegen Jauernik und Bernſtädel zurücke zu machen, und was nach Schleſien zu detaſchiren. Indeſſen wird das Land von Fourage und Lebensmitteln ſo entblößet werden, daß der Feind nicht im Stande ſein wird vorwärts zu kommen.“ Der General von Werner überfiel am 17. Nadasdy'n bei Oſtritz, und zwang ihn zu eiliger Flucht. Winterfeldt aber ging mit 10,000 Mann am 18. bei Hirſchfeld über die Neiße, um den rech-

um Grumbkow daſelbſt abzulöſen, der nach Schleſien marſchiren ſolle. Er ſetzte hinzu, daß er von dem fruchtloſen Anmarſch gegen Daun ſeinen Rückzug gut gemacht habe, mit den Dragonern ſei es nicht ganz in der Ordnung geweſen, er habe ſich aber doch ſo durchgeholfen, daß er es verantworten könne. Gleich nach dieſem Schreiben, auf welches Winterfeldt gutes Glück verheißend und mit der Hindeutung geantwortet haben muß, daß auch die Türken dem Feind auf andrer Seite bald zu thun geben würden, iſt das folgende einzuſchalten, welches ſich ohne Zeitangabe vorfindet: „Ich glaube dieſes Jahr an keinem Glücke; auf die Türken zu rechnen iſt kein Staat zu machen, wann dar was zu hoffen wäre, ſo hätte ich ſchon gewiſſe Zeitungen. Laß uns ſprechen, was wir zu thun haben. Er muß auf Nadasdy vigiliren, daß er dem Grumbkow auf dem Marſch nichts anhaben kann. Sollte Nadasdy nach Schleſien wollen, ſo muß Er ihm folgen. Was die Huſaren und Dragoner von Görlitz angehet, ſo iſt Sein Schreiben meiner Intention ganz gemäße. Adieu.“

Wiewohl eben aus Schleſien noch üble Nachrichten einliefen, wo am 14. Auguſt der öſterreichiſche General von Jahnus die Preußen bei Landshut

unter den Generalen von Kreytzen und von Mitſchefal geſchlagen hatte, ſo rief den König doch nun die größere Sorge nach entgegengeſetzter Richtung, er mußte die Franzoſen hemmen, die ſchon über Erfurt hinausgerückt waren. Er ließ den Herzog von Bevern mit 36,000 Mann zurück, um die Oeſterreicher zu bewachen, und trat ſelber am 25. Auguſt mit 18 Bataillonen und 30 Schwadronen den Marſch nach Thüringen an. Winterfeldt blieb mit ſeiner Truppenſchaar, bei welcher auf ſeinen beſondern Wunſch der König auch diesmal Zieten und die Zieten'ſchen Huſaren zurückließ, dem Heer in der Lauſitz zugetheilt, unter den Befehlen des Herzogs, den er aber berathen und nöthigenfalls leiten ſollte. Der König ſelbſt ſagt in ſeinem Geſchichtswerke, er habe Winterfeldt dem Herzoge beigeordnet, und auf jenen eigentlich ſein Vertrauen geſetzt. Das Mißverhältniß, welches bisher ſo ſchlimme Früchte gebracht, wurde hierdurch fortgeſetzt, und der ſchon vorhandene Widerwillen unglücklich geſteigert. Hätte der König, wie ſchon früher in manchen Fällen, dem Herkommen getrotzt, und den Oberbefehl Winterfeldts Händen vertraut, ſo würde die Störung kaum größer, der Gang der Sachen aber unfehlbar glücklicher geweſen ſein. Jetzt wurde

sein Liebling das Opfer eines edlen und verdienten Zutrauns, dessen innrem Gehalte nur das äußere Gepräge fehlte. Winterfeldt scheint in gewohntem Dienstgehorsam keinen Wunsch, keinen Einspruch gewagt, sondern sich der Anordnung des Königs schweigend gefügt zu haben. Nur brachte er die bisher aufgeschobenen Beförderungen in seinem Regiments wieder zur Sprache, da es an Offizieren zum Dienst fehlte, indem viele krank oder verwundet waren. Bei dem letzten Zusammensein, als der König, der vom Pferde gestiegen war, schon Abschied genommen, wandte er sich nochmals zu Winterfeldt, umarmte ihn, und sagte: „Bald hätte ich vergessen, Ihm seine Instruktion zu geben! Nur diese weiß ich für Ihn: Erhalte Er sich mir!“

Der Herzog von Bevern bezog mit 22,000 Mann ein Lager bei Schönau, zu seiner Rechten deckte der Prinz Franz von Braunschweig mit 4000 Mann das Magazin von Bautzen, zu seiner Linken jenseits der Neiße auf einer Anhöhe bei Niede — denn er stand immer gern hoch, bemerkt der Fürst von Ligne, — beobachtete Winterfeldt mit 10,000 Mann Nadasdy'n, der bei Seidenberg lagerte, und seine Uebermacht bald zu benutzen suchte. Die Oesterreicher überfielen am 30. August Winterfeldts Husaren-

Feld-

Feldwacht bei Lomnitz, und hatten sehr gut die Zeit gewählt, wo die Hälfte der preußischen Reiterei mit Futterholen beschäftigt war; doch Winterfeldt ließ ungesäumt 3 Bataillone Fußvolk vorrücken, welche den Feind zum Weichen brachten, worauf die vom Futterholen zurückkehrende Reiterei sich schnell ordnete und durch raschen Angriff ihn völlig zurückwarf. Der Herzog von Bevern aber fand die ganze Stellung zu ausgedehnt, und glaubte auch seine Verbindung mit Schlesien besser zu sichern, wenn er das ganze Heer bei Görlitz zusammenzöge. Winterfeldt, ohne Zweifel auf die Vorschriften des Königs gestützt, stimmte dieser Ansicht nicht bei, sondern behauptete mit fester Entschiedenheit, die an der Neiße genommene Stellung dürfe nicht eher verlassen werden, als bis der König aus Thüringen wiedergekehrt sei. Dieser Widerspruch mißfiel dem Herzoge, dessen Abneigung gegen Winterfeldt sich nur vermehrte, und der das Zusammenrücken nach Görlitz nun bestimmt anbefahl. Winterfeldt mußte gehorchen, so ungern er gerade jetzt vor dem Feinde wich, der sich einbilden konnte, ihn durch den eben stattgehabten Angriff verscheucht zu haben. In der Nacht zum 31. August brach der Herzog mit seinen Truppen auf, und nahm ein festes Lager auf

der Höhe bei Görlitz, die Landeskrone genannt. Winterfeldt hingegen blieb noch bis zum andern Morgen stehen, ließ dann alle Trommeln rühren, und die Truppen ausrücken, als ginge es zum Gefecht, und erst, als er dem Feinde solchergestalt Trotz geboten, ließ er den Abmarsch antreten. „Die Preußen," sagt der Fürst von Ligne, welcher damals als junger Hauptmann bei Nadasdy's Truppen stand, „schieden mit größter Ordnung und Artigkeit, und behielten bei dem demüthigenden Schritte noch das Ansehn der Ueberlegenheit; ihre Nachhut war nicht anzugreifen; die Fronte, hinter der alle Bewegungen ruhig vorgingen, schmolz endlich in den Nachtrab ein." Winterfeldt nahm sein Lager in zwei Treffen auf dem rechten Ufer der Neiße, vorwärts Görlitz, auf einem etwas erhöhten Boden zwischen zwei Bächen; eine Brücke oberhalb Görlitz diente zur Verbindung mit dem Herzoge; den linken Flügel deckten 2 Bataillone und die Husaren von Werner; vor dem rechten Flügel lag das Dorf Moys und daneben der Jäckel- oder Holzberg, welchen er mit 2 Grenadierbataillonen besetzte, die für ihre Kanonen eine leichte Verschanzung aufwarfen. Die Husaren von Zieten lagerten am Fuße des Berges; zwischen ihnen und dem rech-

ten Flügel der Hauptſtellung ſtand noch ein Grenadierbataillon vorgerückt. Die Gärten von Ober-Moys waren ebenfalls durch ein Grenadierbataillon beſetzt. Die Stellung war gut gewählt, wie der Fürſt von Ligne bei ſpäterer Beſichtigung bezeugt, und ſeinen früheren Tadel, daß es ſehr unangemeſſen ſei, den Holzberg zu beſetzen, zurücknimmt. Andre dagegen tadelten, daß nicht auch die gegenüberliegende Höhe, der Galgenberg, von den Preußen beſetzt worden. Allerdings waren die Truppen auf dem Holzberge, mehr als 3000 Schritt von der Hauptſtellung entfernt, und konnten von dieſer aus nicht gehörig unterſtützt werden; allein ſie hatten Befehl, bei einem ernſtlichen Angriffe ſich zurückzuziehen. Dieſer ſchien auch kaum zu erwarten, am wenigſten ein Ueberfall, da die Poſten vorſichtig aufgeſtellt und mit den beſten Truppen verſehen waren.

Ein beſonderer Zufall aber warf übermächtig alle dieſe Annahmen um. Der öſterreichiſche Miniſter Graf von Kaunitz war im Hauptquartier des Prinzen Karl von Lothringen eingetroffen, tadelte die Unthätigkeit der Feldherren, die einen ſo viel ſchwächeren Feind vor ſich hatten, und dieſe beſchloſſen, die Anweſenheit des Miniſters durch irgend

eine Waffenthat auszuzeichnen. Der Angriff sollte gegen Winterfeldt gerichtet, und ihm der Holzberg entrissen werden. Schon am 2. September im Lager bei Ostritz begannen die Vorbereitungen der Oesterreicher zu diesem Unternehmen. Sie setzten zu dem geringen Zweck, einen Vorposten wegzunehmen, das ganze Heer in Bewegung. Daun nahm sein Lager am 6. September bei Groß-Schönau, zwischen Bernstadt und Görlitz, um die Aufmerksamkeit des Herzogs von Bevern zu beschäftigen. Nadasdy rückte in der Nacht zum 7. September nach Schönbrunn, wo beträchtliche Verstärkungen zu ihm stießen; 42 Grenadierkompanieen, bei welchen auch der Fürst von Ligne sich befand, führte der Herzog von Aremberg ihm zu, die versammelten Truppen betrugen über 15,000 Mann. Sie brachen frühmorgens in aller Stille auf, begünstigt von einem dicken Nebel. Um 7 Uhr Morgens wurden die preußischen Vorposten hin und wieder angegriffen, doch schien kein rechter Ernst dabei. Winterfeldt war durch einen Kundschafter von des Feindes Absicht benachrichtigt, achtete aber wenig darauf, da er seine Anstalten gut in Ordnung wußte, und weil die Nacht, in welcher der Angriff geschehen sollte, schon vorüber war, so hielt

er die feindlichen Bewegungen, die ihm von seinen äußersten Posten gemeldet wurden, bloß für solche, wie sie beim Futterholen gewöhnlich sind. Da er von dem Herzoge, wegen mancherlei Rücksprache, in Görlitz erwartet wurde, so ließ er sich durch die unbedeutenden Plänkeleien nicht stören, sondern ritt in das Hauptquartier. Hier befand er sich mit einigen Offizieren eben in dem Buchladen von March, um Landkarten zu kaufen, als ein Adjutant kam und ihm berichtete, der Feind mehre sich. Winterfeldt setzte sich zum Schreiben hin, und es kamen wiederholte Meldungen. Noch immer hielt er die Sache für unbedeutend; „ich weiß wohl," sagte er, „es sind Kroaten, die uns auskundschaften," und schrieb weiter. Inzwischen hatte Nadasdy seine Truppen, verdeckt durch einen Birkenwald und das Dorf Hermsdorf, bis zum Holzberg herangeführt, den Galgenberg und andere günstige Höhen mit 24 Kanonen besetzen lassen, und eröffnete um halb 10 Uhr ein furchtbares Feuer auf die Grenadiere, welche den Holzberg besetzt hielten, und auf die Zieten'schen Husaren, die am Fuße desselben lagerten. Als Winterfeldt Kanonenschüsse vernahm, sprang er auf, rief munter aus: „Aha! da sind meine Gäste! Nun will ich sie auch bewirthen!"

warf sich zu Pferde, und eilte zu seinen Truppen. Schon hatte das Geschützfeuer fast eine Stunde gedauert, als die österreichischen Grenadiere in drei Abtheilungen hervorbrachen, und den Holzberg hinanstürmten, während Schwärme von Kroaten sich ausbreiteten, gegen welche Zieten mit seinen Husaren in dem durchschnittenen Boden nichts vermochte. Die beiden Grenadierbataillone auf dem Holzberge wollten ihren Posten nicht ohne Gefecht verlassen, und ihr anfänglicher Widerstand nöthigte sie zu fortgesetztem; sie schlugen zweimal die Stürmenden zurück, allein da Nadasdy selbst an deren Spitze trat, immer neue Schaaren heranführte, so wurden jene überwältigt und den Berg hinabgetrieben. In diesem Augenblick erschien Winterfeldt mit der Brigade seines rechten Flügels, welche der General von Kannacher führte, und nahm das Gefecht auf, sei es, um seine Grenadiere an sich zu ziehen, oder den verlorenen Posten wieder einzunehmen. Bald erkannte er den ganzen Ernst des Kampfes und die große Uebermacht des Feindes; um so wichtiger, mochte er denken, sei es für die Ehre der preußischen Waffen, hier nicht zu weichen, und den Muth und die Kühnheit des Feindes nicht wachsen zu lassen. Er hatte gleich Anfangs

den Herzog von Bevern benachrichtigt und um Unterstützung ersucht, er sandte in kurzen Zwischenräumen mehrere Adjutanten, um die Gefahr dringender zu schildern, die Hülfe schleuniger zu begehren. Allein der Herzog schien nicht sehr bereitwillig, und seine zögernden Anstalten ließen keine Unterstützung hoffen, die noch zu rechter Zeit erschiene; da Winterfeldt jede Hülfe ausbleiben sah, und in den zurückgebrachten Antworten wohl gar erkennen mochte, daß ein ihn betreffender Verlust auf der eignen Seite fast eben so gern wie auf der feindlichen gesehen würde, so wollte er, durch den Drang unglücklicher Umstände herausgefordert und auf sich selbst und seinen Heldenmuth zurückgewiesen, seine ganze Kraft versuchen, um der Schadenfreude ihren Gewinn zu vereiteln. Er wollte gegen Freund und Feind das Aeußerste einsetzen. Voll Grimm rief er seiner Brigade, den beiden Regimentern Manteuffel und Treskow, sein muthiges „Vorwärts!" zu, und führte sie gegen den Holzberg mit kühnster Entschlossenheit an. Zieten wollte den Angriff abrathen, wurde aber nicht gehört. Die beiden Regimenter erneuten den Kampf mit glänzender Tapferkeit. „Nie," sagt der Fürst von Ligne, „sah ich so schöne und brave Leute, Winterfeldt an ihrer

Spitze rückte wie ein Verzweifelter auf uns los.“ Die Oesterreicher, welche schon den Berg herabgekommen und unten Stand halten wollten, wurden seitwärts abgedrängt, und die Preußen stürmten die Höhe hinan. Zu gleicher Zeit drangen aber auch wieder Oesterreicher von der andern Seite hinauf, oben trafen sie aufeinander, kreuzten die Bajonette, und das wildeste Handgemenge wogte hin und her. Mittag war schon vorüber, und das Gefecht wandte sich für die Preußen günstig. Winterfeldt eilte, nun auch seine Grenadiere wieder zu sammeln und heranzubringen. Da traf ihn, als er seitwärts von Moys auf einem schmalen Wege hinritt, der Schuß eines Kroaten, die Kugel drang in die Brust bis zum Rückgrat, tödtlich verwundet sank er vom Pferde, und mit ihm sank alle Hoffnung des Sieges. Seine Grenadiere trugen ihn fort, erst nach Moys, später nach Görlitz. Als die Soldaten seinen Fall vernahmen, kämpften sie noch um die Ehre des Tages, und um Rache für den Feldherrn, aber mit gebrochener Kraft. Nadasdy griff wiederholt mit frischen Truppen an, und nach 1 Uhr Mittags blieb er im Besitze des Berges. Die Oesterreicher drangen bis Moys vor, dann aber zogen sie sich wieder zurück. Ihr Ver-

luſt an Todten und Verwundeten in dem vierſtündigen Gefecht betrug über 1600 Mann, drei ihrer Generale, worunter Nadasdy ſelbſt, waren verwundet. Die Preußen verloren gegen 2000 Mann, und das auf dem Holzberge geſtandene Geſchütz. Der größte Verluſt blieb der ihres Anführers.

Er war nach Görlitz in das Haus eines Zollbereiters nahe am Reichenbacher Thor gebracht worden, wo ihm jede wundärztliche Sorgfalt zu Theil wurde, die aber ſchon im erſten Augenblick als fruchtlos erkannt worden war. Unter den heftigſten Schmerzen behielt er vollen Muth und rüſtige Geiſtesgegenwart, ließ ſeine Generale zu ſich fordern, gab ihnen Befehle für das, was ſogleich zu thun war, und für eintretende Fälle die nöthigen Vorſchriften; nur Zieten vermied abſichtlich ihn noch zu ſehen, und grollte noch mit dem Sterbenden. Dieſer diktirte zuletzt einen Brief an den König; allein die Schmerzen wurden heftiger, ſeine Kräfte ließen nach, und am 8. November 3 Uhr Morgens hauchte er den letzten Athem aus. Galſter, der nicht von ſeiner Seite gewichen war, drückte ihm die Augen zu.

Sein Leichnam wurde einbalſamirt, und nach Schleſien auf ſeine bei Polkwitz gelegenen Güter ge-

bracht; der Prinz Karl von Lothringen erlaubte dem Zuge den Weg durch die österreichischen Posten zu nehmen, ließ dem todten Helden alle kriegerischen Ehren bezeigen, und ihn bis Volkenhain durch eine Schutzwache begleiten. In Barschau wurde er beigesetzt; Galster besorgte dies traurige Geschäft mit treuem Eifer, und reiste dann zu der Wittwe nach Berlin.

Das unglückliche Gefecht von Moys hat vielen Streit erweckt, ob es wäre zu vermeiden, ob anders zu führen gewesen, ob Winterfeldt im Anfange zu sorglos und dann zu ungestüm und eigensinnig verfahren sei. Warnery tadelt, daß Winterfeldt nicht alle seine Truppen in's Gefecht geführt, allein er vergißt, daß dann das ganze Heer von dieser Seite bloßgestellt gewesen wäre, und eine starke feindliche Truppenmacht stand in 2 Treffen als Rückhalt bereit, um augenblicklich Vortheil davon zu ziehen. Auch der Umstand ist eigens bemerkt worden, daß der Offizier, welcher das Regiment Manteuffel herbeiholen sollte, aus Irrthum das Grenadierbataillon desselben Namens von Ober-Moys abgerufen habe, wodurch der österreichische General Graf Palffy dort vordringen, über das sogenannte Rothwasser gehen, und gleich anfangs

die preußiſchen Unterſtützungstruppen in die Flanke nehmen konnte. Ohne den unglücklichen Schuß, der den Feldherrn traf, wäre das Gefecht vielleicht von den Preußen gewonnen worden, und welchen Ruhm hätte dann die kleine Schaar geärntet! Aber auch ſo ging die Frucht der von ihr bewieſenen heldenmüthigen Tapferkeit nicht verloren. „Die tapfere Vertheidigung dieſes Berges," ſagt Tempelhof, „brachte den Oeſterreichern eine ſolche Ehrfurcht für die Preußen bei, daß ſie ſich nicht getrauten, etwas zu unternehmen." Wirklich verfolgten die Oeſterreicher den mühſam und blutig errungenen Vortheil nicht, ſondern gaben ſogar den Holzberg am folgenden Morgen wieder auf, und Nadasdy führte ſeine Truppen in das frühere Lager zurück. Auch der Herzog von Bevern glaubte hier nichts weiter unternehmen zu können, hob am 10. ſein Lager auf, und zog ſich nach Schleſien; die öſterreichiſche Macht folgte ihm dahin, und lieferte am 22. November die Schlacht von Breslau, welche der Herzog verlor, und am Tage darauf perſönlich in Gefangenſchaft gerieth. Seine Anſtalten und Maßregeln ſind viel getadelt worden, gleich denen Winterfeldts; beide waren ganz unzweifelhaft höchſt tapfre und einſichtsvolle Kriegs-

männer, allein auch die größten können Fehler begehn. Winterfeldts Tod machte einen großen, doch sehr verschiedenen Eindruck. Seine Feinde selbst waren bestürzt, indem sie den unläugbaren Werth des Mannes, und die Lücke, welche der Dienst des Königs erlitt, im Stillen überlegten. Allein die Befriedigung, einen solchen gefürchteten Nebenbuhler los zu sein, konnte sich keineswegs verbergen. Der Prinz August Wilhelm, krank und mißmuthig wie er war, rief aus: „Nun sterbe ich viel beruhigter, da ich weiß, daß ein so böser und gefährlicher Mann weniger in der Armee ist;“ und noch ein halbes Jahr darauf, als er sich selbst dem Tode nahe fühlte, sprach er die Worte: „Ich beschließe mein Leben, dessen letzte Periode mir so viel Kummer verursacht hat, aber Winterfeldt ist derjenige, der es mir verkürzte.“ Doch ist anzunehmen, daß die gereizte Stimmung des Prinzen so ausschließlich auf Winterfeldt erst nachträglich gerichtet worden, da er früher, als er die Eigensucht und widerwillige Uneinigkeit seiner Generale als Ursache seines Unglücks beschuldigte, auch Fouqué, Schmettau und Golz mitnannte. Die Soldaten betrauerten schmerzlich einen Anführer, der sie fast immer zum Siege geführt, dessen Muthe sie gern ver-

trauten, und deſſen muntre und fürſorgliche Leutſeligkeit ihre ganze Zuneigung erworben hatte. Am härteſten mußte der König von dieſem unerwarteten Schlage getroffen werden. Noch ſtand er in Thüringen gegen die Franzoſen und Reichstruppen, in ſeinem Rücken war die Verbindung oft ſchwierig, ein Gerücht konnte leicht der amtlichen Nachricht zuvorkommen. Beunruhigt erließ der König am 14. September aus dem Lager bei Erfurt nachfolgendes Schreiben an Winterfeldt: „Mein lieber Generallieutenant von Winterfeldt. Es iſt allererſt heute, daß ich Euer Schreiben vom 26. vorigen Monats erhalte, da mir inzwiſchen gar nichts weiter von Euch zugekommen iſt. Was das von Euch bei Eurem unterhabenden Regiment vorgeſchlagene Avancement anbetrifft, da beziehe ich mich darunter auf dasjenige, ſo ich auf die von Euch deßhalb beigefügte Specifikation eigenhändig beigeſetzet habe, und hoffe übrigens, daß Eurer Orten noch alles gut ſein, und ich von des Herzogs von Bevern Liebden bald einige Nachrichten deßhalb erhalten werde. Ich bin Euer wohl affektionirter König.“ Darunter ſchrieb er eigenhändig Folgendes: „Hier geht alles nach Wunſch. Es iſt aber eine verflogene Zeitung aus der Lausnitz gekommen,

die mir in großen Sorgen setzet: ich weiß nicht, was ich davon glauben soll. Aus Dresden schreibet man mir, Er wäre todt, und aus Berlin, Er hätte einen Hieb über der Schulter; aus diesem kann ich mir nicht vernehmen; der Prinz Franz sei gefangen, und Anhalt todt. Der Prinz von Bevern wird mir gewisse geschrieben haben, der Jäger muß seind aufgehoben worden. Wende der Himmel alles zum besten! Fch."

Als der König diese Zeilen schrieb, war das Auge, welches sie lesen sollte, schon 6 Tage geschlossen, und das schauerliche Blatt, welches die edle Bekümmerniß in den einfachen Worten so rührend ausspricht, konnte nur noch den Sarg des Lieblings treffen. Bald darauf empfing der König die Gewißheit der schrecklichen Todeskunde, einen Augenblick darauf die Nachricht, daß die hannöverschen Truppen durch den Vertrag von Kloster-Seven für seine Sache verloren seien, hingegen die Russen und Schweden nun ernstlich gegen ihn auftreten würden, da rief er aus: „Gegen die Menge meiner Feinde hoffe ich noch Rettungsmittel zu finden, aber einen Winterfeldt finde ich nicht wieder!" Und Thränen entstürzten seinen Augen. Den Menschen, den Freund, welchen er verlor,

konnte ihm nichts erſetzen. Aber auch den General, dem der König ſo ganz vertraute, auf den er für die Erhaltung Schleſiens gerechnet hatte, mußte er in der bedrängteſten Lage ſchmerzlich vermiſſen!

Winterfeldt war von großer, kräftiger Geſtalt, gedrungenen ſtarken Gliedern, raſch und entſchieden in ſeinen Bewegungen, von kriegeriſchem Anſehn; ſeine großen Augen blickten ſcharf und durchdringend, ſein Mund hatte einen freimüthigen, ironiſchen Zug. In ſeinen letzten Jahren wurde er etwas beleibt, und erſchien deßhalb weniger gewandt, ſein Auftreten bekam eine plumpere Derbheit; doch blieb ſein Weſen im Ganzen noch immer einnehmend. Er konnte ſich ſehr gefällig darſtellen, doch wollte er es nicht immer, ſondern fühlte ſich in ſtolzem Selbſtbewußtſein über manche Gunſt hinaus. Seine Gegner ſtanden meiſt über oder doch neben ihm; die Untergebenen und Geringeren freuten ſich ſeiner, und ſchloſſen ſich ihm gern an. Die Soldaten hingen mit größter Liebe und Ehrfurcht an ihm, ſie waren ſtolz von ihm befehligt zu ſein, und ein Wort von ihm, wie ſein Beiſpiel, konnte ſie zu allem bringen. Daß er jede Gefahr, jede Mühſeligkeit mit ihnen theilte, vor dem Feinde immer auch Soldat war, iſt ſchon im Einzelnen

mehrfach dargelegt. War ein beſchwerlicher Marſch zu machen, mußte bei ſchlechtem Wetter unter freiem Himmel gelagert werden, fehlten die Lebensmittel, ſo ſahen in ihm die Truppen das Beiſpiel muntrer Ausdauer: „Kinder,“ ſprach er zu ihnen, „heut geht es uns ſchlecht; aber ſeht, ich bleibe bei euch, und verlange es nicht beſſer als ihr; ein andermal wollen wir uns dann einen guten Tag machen.“ Sein Name wurde im ganzen Heere mit Ruhm genannt, und noch viele Jahre nach ſeinem Tode blieb ſein Andenken hoch gefeiert, die alten Krieger ſprachen mit Lob und Ehrerbietung von ihm, und wußten Züge ſeines Muthes, ſeiner Leutſeligkeit und ſeines eiſernen Willens zu erzählen. Auch bei dem Feinde ſtand er in höchſter Achtung, die Anführer hatten die größte Scheu, gegen ihn etwas zu unternehmen, die Soldaten erkannten ihn leicht, und meinten, wo er gegenüber ſtehe, ſei nicht viel auszurichten. Ihm anzugehören, war eine Ehre, in ſeinem Regimente zu dienen, eine Auszeichnung. Einſt kamen zwei Ueberläufer zu ihm, und verlangten Dienſte, aber nur im Regimente Winterfeldt, und nirgends anders; er ſtellte ihnen vor, das Regiment ſtehe in weiter Ferne, bei einem andern Heere, da ſie jedoch beharrten,

ſo

ſo gab er ihnen Päſſe und einige Dukaten Reiſegeld, und überließ ihnen, das Regiment aufzuſuchen; ſein Zutrauen wurde nicht getäuſcht, die beiden Leute gelangten richtig hin, und traten ein. Die Truppen welche unmittelbar unter ihm ſtanden, hatten immer die wenigſten Ausreißer.

Seiner Eigenſchaften als Krieger brauchen wir nicht einzeln zu gedenken, ſeine Umſicht, Geiſtesgegenwart und Entſchloſſenheit, ſein raſtloſer Eifer im Kleinſten wie im Größten, ſein richtiges Urtheil und ſeine Fruchtbarkeit in Entwürfen, ſind in ſeinem Kriegsleben ſchon geſchildert. Er war Soldat und Feldherr im ganzen Umfange des Worts; kriegeriſche Anſtalten und Hülfsmittel, Gefechte, Märſche, Schlachten, Feldzüge, alles umfaßte er, mit Rath und That, mit Eifer und Fertigkeit. Er hielt ſtreng auf Zucht und Ordnung, und wollte den Bürger und Landmann ſtets geſchont wiſſen, jede Grauſamkeit oder Plünderung wurde hart beſtraft. Auch gewann er überall das Zutrauen des Volks, und die Art, wie er Nachrichten aufnahm, bewirkte, daß man ihm gern deren brachte. Sogar die Kundſchafter waren ihm anhänglicher und treuer, als ihr Gewerbe erwarten ließ, und er wurde vortrefflich von ihnen bedient, verrathen faſt

nie. Seine Rechtſchaffenheit wußte man unerſchütterlich, ſeine Großmuth ſo uneigennützig als freigebig. Er überſah kleine Nachtheile, die ihn trafen; im zweiten ſchleſiſchen Kriege hatte er eine längere Zeit nicht auf dem Feldetat geſtanden, er fragte nicht darnach, nur erſt als er von dem Kriegskommiſſariat wegen des Lieutenants von Winterfeldt, ſeines Neffen und Adjutanten, Schwierigkeiten befürchtete, machte er deßhalb eine Erinnerung. Als der König an alle ſeine Generale einen ſtrengen Befehl gegen Unordnungen und Erpreſſungen ergehen ließ, ſchrieb Eichel, der mit der Ausfertigung beauftragt war, entſchuldigend an Winterfeldt, daß auch ihm dergleichen zugeſchickt werde, woran er nicht erinnert zu werden brauche, aber der König habe es ausdrücklich befohlen. Später hatte der Generaladjutant Obriſtlieutenant von Wobersnow, in Betreff anbefohlener Uebungen, die gleiche Entſchuldigung an ihn gerichtet. Wie ihm der König die Verwendung großer Summen anvertraute, wohl wiſſend, daß Winterfeldt eher von dem Seinigen dazulege, als für ſich einen Vortheil ſuche, iſt mehrmals berührt worden; wie er die Anerbieten in Prag großmüthig abgewieſen, und dagegen die Gelder, welche er bei Uebernahme ſeines Regimentes vorräthig fand, verwendete, haben wir erzählt.

Aus ſeiner ſtrengen Rechtlichkeit floß auch ſeine

Wahrheitsliebe, ſein Abſcheu vor jeder Lüge und Prahlerei. In ſeinen Mittheilungen herrſchte die größte Aufrichtigkeit, er ließ das Thatſächliche unverſtellt reden, und war ein gefährlicher Zeuge, wenn Andere bisweilen ein Ereigniß, dem auch er beigewohnt, in einiger Ausſchmückung vorlegen wollten. Daß er in dieſer Art manchen Schein zerſtörte, machte ihm viele Feinde, die ſich in gleicher Weiſe an ihm nicht rächen konnten. Seine Untergebenen mußten ihm in ihren Meldungen die ſtrenge Wahrheit berichten, ließen ſie gegen Fremde ſich etwa prahleriſch vernehmen, ſo konnte auch hier ſein Widerſpruch unerwartet eintreten. Nach einer Schlacht erſchien in den Zeitungen ein Aufſatz, worin ein gewiſſer Offizier gerühmt wurde, daß er mit 60 Huſaren 500 Gefangene gemacht habe; Winterfeldt ſtutzte, ließ die Sache unterſuchen, und es fand ſich, daß der Offizier auf dem Rückwege von einer Entſendung ungefähr 200 Flüchtlingen begegnet war, die ohne Waffen und Führer umherirrten, jener den Aufſatz aber ſelbſt eingeſchickt und mit einem Dukaten für den Zeitungsſchreiber begleitet hatte; worauf Winterfeldt ohne weiteres durch dieſelben Zeitungen die ganze Nachricht widerrufen ließ.

Sein Geiſt war vielſeitig ausgebildet, lebhaft und feurig für alle Gegenſtände des praktiſchen Lebens, auch für den geſelligen Umgang ergiebig,

reich durch Erfahrung, belebt durch Munterkeit und ſatiriſche Kraft. Was ihm an Unterricht abging, erſetzte er durch Aufmerkſamkeit und Scharfſinn. Doch fehlte es ihm nicht ganz an Kenntniſſen; das Franzöſiſche war ihm geläufig, er änderte die Briefentwürfe, die in dieſer Sprache ihm vorgelegt wurden, nach eignem Sinn. Wie ſeine deutſche Schreibart war, hat ſich uns vielfältig gezeigt. Seine Handſchrift iſt angenehm zu leſen, ſie zeichnet ſich durch ſtarke und klare Züge aus; er muß äußerſt ſchnell und frei geſchrieben haben. Auch bloß zu ſeiner eignen Befriedigung ſchrieb er mancherlei nieder, Bemerkungen und Entwürfe, die keinem augenblicklichen Gebrauche dienten. Wiſſenſchaftliche Kenntniſſe fehlten ihm, doch ſchätzte er ſie, und beklagte oft ihren Mangel. Bei dem Uebergewicht ſeines thätigen Verſtandes war er von dem Gebiete der Dichtung und Kunſt ganz abgewendet, wiewohl reich an Einbildungskraft und Begeiſterung, wo dieſe durch Wirklichkeiten erregt wurden. So führte er einige Zeit ein handſchriftliches Tagebuch von den Feldzügen Guſtav Adolphs in der Taſche, und pflegte begeiſtert daraus vorzuleſen.

Heftigen Ehrgeiz und großes Selbſtvertrauen maßen auch ſeine Freunde ihm bei. Man warf ihm vor, daß er ſtolz und übermüthig ſei, Schmeicheleien gern höre, Angebereien begünſtige, und ſogar, daß er den Wein liebe, der aber, wie War-

nery hinzuſetzt, ihm weder den Kopf verwirrte, noch ihn am Arbeiten hinderte. Sein Haß wurde ſehr gefürchtet, doch haftete derſelbe nicht leicht auf Unbedeutendem. Er haßte den Fürſten Moritz von Anhalt-Deſſau, der ihn durch herbe Gemüthsart und enge Denkweiſe abſtieß, und den ſchleſiſchen Miniſter Grafen von Schlabrendorf, deſſen durchgreifende Maßregeln die Provinz drückten, welche er freilich eben durch jene auch dem Könige erhalten half. Aber Winterfeldt war ohne Neid und kleinliche Eiferſucht; wäre er überzeugt geweſen, ſagt von ihm eine nach ſeinem Tode herausgekommene Schilderung, ein Andrer ſei geſchickter zu dieſem oder jenem Geſchäft, er hätte ihn unfehlbar ſich ſelbſt vorgezogen; viele Perſonen hatten ihm ihr Glück zu danken, ohne es zu wiſſen. Das Gemeinbeſte ging ihm über alles; wie die Gunſt des Königs nie ſeinen Gehorſam minderte, ſo auch nicht ſeinen Freimuth, er ſagte beſtimmt heraus, was er als gut und nützlich erkannt hatte. Warnery meint, die nachher eingeführte, ſo verhaßte franzöſiſche Finanzverwaltung würde nie zu Stande gekommen ſein, wenn Winterfeldt gelebt hätte, denn er ſei ein guter Bürger geweſen, und habe frei zum Könige geredet, der denn auch ein unbegränztes Zutrauen in ihn geſetzt.

Er ſtarb in der Kraft des Mannesalters, im 51ſten Lebensjahre. Was er noch geleiſtet haben,

wohin er noch emporgestiegen sein würde, wenn er länger gelebt hätte, läßt sich nicht ermessen. Friedrich fand in seiner eignen Geistesgröße und Gemüthskraft die Mittel, um seine gewaltige Aufgabe siegreich zu lösen, auch fehlten ihm nicht ausgezeichnete und tüchtige Gehülfen, aber in solcher Pairschaft, wie Winterfeldt, konnte zu ihm kein andrer seiner Kriegsgenossen bestehn.

Außer seinen ererbten Gütern in Pommern, war Winterfeldt durch seine Gattin auch in Mecklenburg mit Gütern angesessen; in Ostfriesland hatte der König ihm das Lehn Gödens geschenkt, welches er aber für 40,000 Thaler verkaufte, und dafür in Schlesien die drei Güter Barschau, Porschütz und Polach erwarb. Seine Wittwe überlebte ihn noch 10 Jahre. Ein paar zwischen ihr und dem Könige gewechselte Briefe betreffen Karten und Plane, unter andern von Polen und dem Weichselstrom, welche von Winterfeldts Hand gezeichnet in seinem Nachlasse sich vorfanden, und für welche der König ihr ein ansehnliches Geschenk zustellen läßt. Sie verkaufte die schlesischen Güter im Jahre 1759 für 70,000 Thaler an eine Gräfin Campanini, welche daraus ein noch bestehendes Stift für schlesische Fräulein schuf. Winterfeldt hinterließ keine Nachkommenschaft; zwei Söhne und zwei Töchter, die er gehabt, waren jung gestorben. Seine Besitzungen fielen an Seitenverwandte, deren einer, Moritz

Adolph von Winterfeldt auf Nieden, das Leben des Helden mit Fleiß und Eifer, aber mit unzureichenden Mitteln, geschrieben hat.

Den Sekretair Winterfeldts, Galster, der in so viele Geheimnisse eingeweiht und ein sehr fähiger Mann war, nahm der König in sein Gefolge, und machte ihn bald zum geheimen Kabinetsrath. Auch den Adjutanten Winterfeldts, den Grafen von Schwerin, nahm der König zu sich, und ernannte ihn in Erfurt zum Hauptmann und Flügeladjutanten. Winterfeldts früherer Adjutant und Neffe, der wie er selbst Hans Karl hieß, diente im Heere fort, und starb als Major. Noch wird ein Hauptmann von Voigt genannt, der in Küstrin gelebt, und Winterfeldts vertrauter Gehülfe und Gefährte gewesen sein soll. Galster hatte bis zuletzt das volle Vertrauen Winterfeldts gehabt, eine namhafte Summe von ihm geerbt, und auch die Freundschaft der Wittwe durch seine treue Redlichkeit erworben. Er gewann ebenso das Vertrauen und die Gunst des Königs; fiel aber später in Ungnade; der König hielt ihn für strafbar, allein, wie alles andeutet, ohne Grund. Er zog sich zu seinem Bruder, dem Prediger in Alten-Plathow bei Magdeburg, in ländliche Ruhe zurück, wo er erst im Jahre 1800 starb. Die ehrenrührigen Angaben Büschings über jene Ungnade und Dienstentlassung, deren eigentliche Ursachen nie recht bekannt geworden sind, hatte

er auf gerichtlichem Wege siegreich abgewiesen, und in seiner Abgeschiedenheit fortwährend die Achtung der würdigsten und ausgezeichnetsten Männer bewahrt. Namentlich der Minister Freiherr von Zedlitz schrieb ihm als einem verunglimpften Ehrenmanne. Es bleibt sehr zu beklagen, daß ein so nah an uns heranreichendes Leben für die geschichtliche Ueberlieferung unbenutzt hingegangen ist; er hat keine schriftlichen Nachrichten hinterlassen, und niemand daran gedacht, seine mündlichen Aufschlüsse hervorzurufen.

Das Andenken Winterfeldts blieb dem Könige seine ganze Lebenszeit hindurch in höchstem Werth. Er nannte seinen Namen nur mit innigster Wehmuth und größter Würdigung. Zu dem russischen Feldmarschall Romanzeff, der mit dem Großfürsten Paul Petrowitsch im Sommer 1776 in Berlin war, sagte der König einmal, nachdem er ihn eine Weile nachdenklich angesehen: „Ich finde die größte Aehnlichkeit zwischen Ihnen und meinem General Winterfeldt.“ Der Feldmarschall erwiederte, es sei ihm höchst ehrenvoll, einem Generale zu gleichen, der Seiner Majestät so gut gedient habe; worauf der König versetzte: „Doch bedürfen Sie nicht erst solcher Aehnlichkeit, da eigne Thaten Sie unsterblich machen.“ Späterhin, als der König einen jungen Offizier, den nachherigen General von Rüchel, öfters zu seiner Unterhaltung berief,

und die Rede auf das Treffen von Moys kam, ſagte der König: „Da blieb Winterfeldt. Er war ein guter Menſch, — ein Seelenmenſch, — er war mein Freund!“ und ſeine großen, feuchtwerdenden Augen gegen das Fenſter wendend, öffnete er es, und blieb lange davor ſtehen, bis er, wieder zu Rüchel gewandt, dieſen mit ſichtbarer Erweichung durch die Worte entließ: „Gute Nacht! Ich bin Sein Diener!“ —

Im Jahre 1777 ließ der König auf dem Wilhelmsplatz ſeines Freundes Standbild von Marmor errichten, welches die Gebrüder Ränz aus Kaſſel, damals berühmte Bildhauer, verfertigt hatten. Dagegen auf dem Denkmal, welches der Prinz Heinrich von Preußen, zum Andenken ſeines Bruders Auguſt Wilhelm und aller Helden der drei ſchleſiſchen Kriege zu Rheinsberg aufſtellen ließ, fehlt Winterfeldts Namen, während viel mindere dort aufgezeichnet ſind. Ein in Oel gemahltes Bild hängt in der Garniſonkirche zu Berlin. Von Dichtern haben Ramler und Gleim ſeiner ruhmvoll gedacht.

Nachweisung der gebrauchten Hülfsmittel.

Drei Bände eigenhändiger, zwischen dem Könige Friedrich dem Großen und Winterfeldt gewechselten Schriften sind vor allem andern zu nennen, mit dankbarer Erwähnung der günstigen Erlaubniß und Förderung, durch welche der Gebrauch dieser wichtigen Urkunden uns verstattet worden.

Vielfache handschriftliche und sonst seltne Nachrichten verdanken wir den reichen Sammlungen und Forschungen des Hrn. Professor Preuß, dessen reger Theilnahme wir zu dem lebhaftesten Danke verpflichtet sind.

Hr. Deichhauptmann von Byern auf Kriegsdorf, Stiefsohn des im Jahre 1800 verstorbenen ehmaligen Geheimen Kabinetsrathes Galster, hat uns einige schätzbare Angaben gütigst mitgetheilt, die anderweitig nicht mehr beizubringen gewesen wären.

Die allgemein bekannten und zugänglichen gedruckten Bücher wollen wir nicht aufzählen. Sie sind nicht ohne sorgfältige Kritik benutzt worden. Auch weniger bekannte und zum Theil unbeachtete Druckschriften sind häufig zur Hand gewesen.

Gedruckt bei A. W. Schade.

fr. Bibgr. 1193 it
Religiosität
(Varnha

über

Rahels Religiosität.

Von einem ihrer ältern Freunde.

Leipzig,
Gebrüder Reichenbach.

1836.

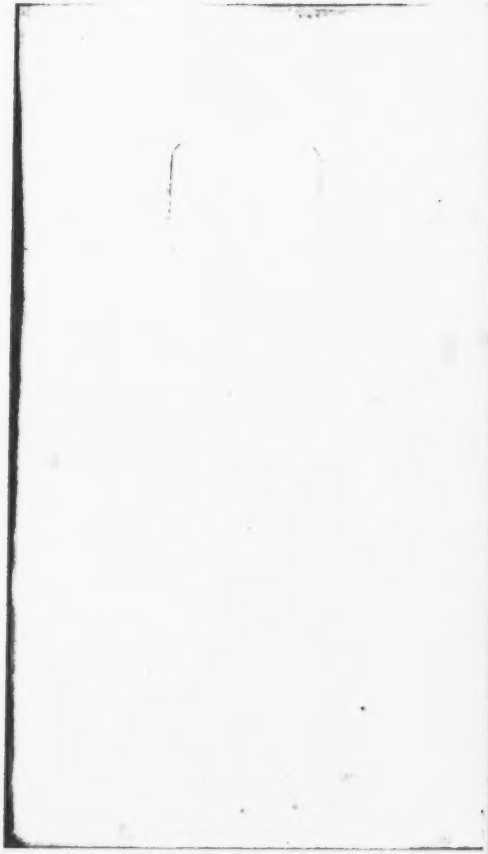

Als das Buch Rahel zuerſt an's Licht trat, machte dieſe außerordentliche Erſcheinung bei Allen, denen ſie zukam, den wunderbarſten Eindruck. Das Erſtaunen, die Bewunderung, das Entzücken, die Hingebung waren allgemein. Die Tiefe und der Reichthum der Gedanken, die Wärme und Friſche des Herzens, die Urſprünglichkeit und Wahrheit des ausgeſprochenen Lebens, ſo wie die Kraft, Laune, Grazie und Naivetät der Darſtellung, wirkten auf die empfänglichen Gemüther wie ein wohlthätiges Labſal, eine freudige Erhebung. Schnell verbreitete ſich der Ruf und Inhalt des Buches durch ganz Deutſchland, ja weit über deſſen Gränzen hinaus. Das Buch bekam eine Exiſtenz, die bei der Herausgabe nicht beabſichtigt ſein konnte.

Die Wirkung war eigentlich keine literarische. Das Buch griff unmittelbar in das Leben ein, und regte das Innerſte der Gemüther auf. Die reinſten und höchſten Stimmungen wurden wach. Man fühlte ſich in ungewohnter Weiſe angeſprochen, mit Vertrauen und Liebe, mit Troſt und Erleuchtung; man hörte wie im eignen Herzen eine Stimme von oben wiederklingen. Der Eindruck war ein religiöſer, und nicht nur durch die Stellen, wo von Religion die Rede iſt, ſondern durch alle, wo mit Ernſt und Innigkeit die weſentlichen Dinge, die wirklichen Angelegenheiten der Menſchen beſprochen ſind. Das Buch wirkte wie ein Erbauungsbuch, und wurde als eines der Art benutzt und geliebt. Kranke und Leidende wollten es nicht mehr aus den Händen laſſen; in mancher Seele zündete es einen neuen, vielleicht den erſten Geiſtesfunken an; es fand Gunſt bei frommer Andacht, und erweckte dieſe, wo ſie ſchlummerte. Der Geiſt, der in dem Ganzen athmete, ſprach noch lebhafter in den Äußerungen, die einen beſtimmten religiöſen Gehalt ausdrückten, und theils durch liebliche Wärme das Herz erhoben, theils durch

eigenthümliche Wendungen das Nachdenken beschäftigten. Schien der Inhalt auch bisweilen auffallend, gewagt, verwunderlich, man nahm keinen Anstoß daran; das Gefühl, daß wahrhaftiger, treuer Sinn und redlicher Geist hier walteten, überwog jeden Zweifel und jedes Mißtrauen, wozu der Buchstabe hier manchmal wohl die Rechtgläubigen hätte führen können. Fromme der verschiedensten Bekenntnisse und Richtungen sprachen laut ihre Freude und Theilnahme aus. Die Worte wurden häufig wiederholt, die ein angesehener Geistlicher gesagt haben soll: „Man sehe es wohl, daß Rahel, wie dem Stammgeschlechte, so auch dem Geiste nach, aus den Regionen sei, woher uns die Bibel gekommen." Ob es grade Schleiermacher gewesen, der dieses gesagt, wie Manche vermuthen, lassen wir dahingestellt. Schwerlich hat er in seiner letztern Zeit und über das Buch sich so geäußert. In seinen früheren Zeiten wäre ihm das Wort sehr wohl beizumessen.

Bei der darauf erfolgten größeren und öffentlichen Ausgabe des Buches „Rahel" zeigte sich eine merkbare Verschiedenheit. Der Stoff war

ungemein vermehrt, der Umfang und die Mannigfaltigkeit der Gegenstände sehr erweitert, die Lebensverhältnisse traten zahlreicher, bestimmter, die Urtheile auffallender und schneidender hervor. Manche persönliche Empfindlichkeit wurde gereizt, manche herrschende Meinung verletzt. Der Herausgeber hatte die frühere Schonung und Rücksicht außer Acht gesetzt, besonders die literarischen Äußerungen freimüthiger mitgetheilt, und sogar merken lassen, daß der Folgezeit vieles noch Schärfere vorbehalten sei. Wenn dieß nicht überhaupt ein Mißgriff war, so war es doch gewiß ein Nachtheil. Ängstliche Gemüther wurden irre, oder doch besorgt, manches unlautere Gewissen regte sich. Der ganze Eindruck des Buches wurde nun mehr literarisch; man gab sich seinem Gehalte weniger hin, man suchte ihm zu widerstehen; man hing sich an Kleinigkeiten der Form, und es erhoben sich Mißlaute und Gegenstimmen. Dieß war im Allgemeinen wohl richtig und natürlich. Welche Geistesrichtung in der Welt wäre dem nicht unterworfen? welche persönliche Bedeutung wäre nicht angefochten, geläugnet worden, welche noch so große Geistesmacht und Liebens

würdigkeit hätte man nicht auch zu verneinen geſucht? Aber es läßt ſich nicht in Abrede ſtellen, manchen Tadel hätte der Herausgeber durch größere Klugheit in Auswahl des Mitzutheilenden entfernt halten können. Daß er Gründe gehabt, ſolche Klugheit zu verſchmähen, dürfen wir freilich vorausſetzen.

Doch die Wirkung des Buches wurde im Ganzen durch den verlautenden Widerſpruch weder geſchwächt, noch weſentlich verändert; ſie erſchien jetzt nur ausgedehnter, bewegter, kampfreicher auf dem offenen Schauplatz, ohne daß der ſtille Strom ſegenvoller Gemüthseindrücke zu fließen aufhörte; ununterbrochen ergoß ſich vor wie nach dieſe klare Fluth heiterer Lebenswogen in bedürftige und harrende Seelen, und befruchtete nah und fern die frömmſten Empfindungen. An mehreren Orten haben ſich ſtille, freundliche Gemeinden ſolcher Seelen gebildet, die in dem Andenken Rahels gleichſam neue Quellen des Troſtes und der Kraft gefunden haben, zu neuem Aufſchwunge beflügelt worden ſind, und nicht zählbar ſind die Einzelnen, die ſich durch Rahels Wort und

Beispiel fortwährend als neugekräftigt und erhoben zu erkennen geben!

Bei dieser Eigenheit einer so durchgreifend religiösen Richtung, wie sie bei einem Buche neuerer Zeit, das nicht ausdrücklich als ein Erbauungsbuch sich ankündigt, wohl selten vorkommt, entsteht sehr natürlich das Verlangen, diese religiöse Richtung näher zu erkennen; deutlicher einzusehen, weß Geistes sie sei, welche Elemente in ihr sich verbinden, welche Grundlage und welches Ziel sie habe?

Göschel, wie wir irgendwo gelesen, hat in Naumburg und Berlin einem kleinen Kreise besondere Vorträge über das Buch Rahel gehalten, von deren Inhalt aber nichts näher verlautet ist. Ohne Zweifel hat er dabei, nach seiner Art, vom christlichen Standpunkt aus, die scheinbaren Abweichungen zu ermitteln, das ungenannt Christliche unter christliche Benennung zu bringen gesucht, wie bei Goethe und Hegel. Am meisten fähig, den religiösen Charakter Rahels aufzufassen und zu bestimmen, wäre wohl Carové, der alle Kenntniß und Umsicht vereinigt, deren es zur gerechten Würdigung eigenthümlicher oder

neugestalteter Religiosität bedarf, und die nur durch vielseitigen geistigen Verkehr mit den verschiedensten Religionserscheinungen erworben werden. Bis nun aber eine geschicktere Hand eine solche Arbeit liefert, möge die Vorübung eines Laien erlaubt sein, durch welche der Gegenstand zwar nicht erschöpft werden, jedoch in seinem Zusammenhange und in seiner Bedeutung erscheinen kann.

Die Zeit, in welche die Jugend und Bildung Rahels fällt, ist die Zeit Lessings, Mendelssohns und Kants. Wer die Denkweise dieser Häupter und ihrer Geistesgenossen kennt, der weiß, daß von dem geoffenbarten Christenthum damals wenig die Rede war; die Prediger selbst ließen die Religion schwinden, und retteten nur die christliche Moral, Wunder und Dogmen dem aufklärenden Verstand überlassend, der schnell damit fertig wurde. In dem letzten Drittheil des achtzehnten Jahrhunderts war der sogenannte Vernunftglaube unbedingt vorherrschend, und selbst denen, die ihn an der wissenschaftlichen Quelle nicht schöpfen konnten, fiel er als Bodensatz der allgemeinen Lebensbewegung zu; im un-

terſten Volk wie unter den Gebildeten wurde Religion nur im allgemeinſten und weiteſten Sinne noch geehrt, auf die beſtimmten Geſtaltungen aber wenig Werth gelegt.

Wie kein Menſch ſeinem Zeitalter ganz entgeht, ſo entging auch Rahel dem ihren nicht. Doch war ſie inſofern durch ihre perſönliche Stellung begünſtigt, als ihr bei der Entfernung religiöſer Beiſpiele und Lehren, die ein Herz wie das ihre frühzeitig beglückt haben müßten, wenigſtens das gemeine Verſtandesweſen, die einſeitige, aufkläreriſche Beſchränktheit, nicht aufgedrungen, daß ihr die Stätte der Religion unentweiht und frei gelaſſen, und nicht mit Falſchem und Verkehrtem erfüllt wurde. „Mir wurde nichts gelehrt — ſchreibt ſie an Fouqué, (1811) — ich bin in einem Walde von Menſchen erwachſen, und da nahm ſich der Himmel meiner an: viel Schmutz und Unwahrheit iſt nicht an mich gekommen. So kann ich aber auch nichts lernen. Auch keine Religion, und erwarte auch die von oben. Nämlich den Namen zu meiner, oder eine neu offenbarte.“ Sie ſagt ebenda: „An Indifferentismus habe ich nie ge-

ütten. War mir etwas indifferent, ſo wußte ich nichts davon, und es berührte mich nicht. War mir etwas wichtig und wurmte mir, ſo verhehlte ich's wohl, aber ich verleugnete es nicht." Sie bekennt, im Gegentheil, daß Offenbarung ihr als das größte Geſchenk des Himmels erſcheine; ſie ſagt: „Gott ſegne Ihnen in aller E..igkeit Ihr Glück, die Offenbarung gefunden zu haben. Dieſe Gnade iſt dem Geſchenk des Daſeins zu vergleichen, und iſt wie dieß, ſo poſitiv und wirklich, daß kein Wort mehr dazu paßt. Dieß Glück muß Jeder, der einen Begriff davon haben, ein Bedürfniß dazu fühlen kann, in tiefſt-unterworfener Demuth abwarten; und mit gedoppelter Kraft das Große auch im Dunkeln ehren. Auch eine göttliche Aufgabe für ſeine Menſchen!" Allerdings iſt dieſes Abwarten die reinſte Frömmigkeit, und im Warten nicht verzagen, der höchſte Muth.

Es zeugt von der innerſten Redlichkeit, von der unmittelbar auf das Wahrſte und Tiefſte angewieſenen Seele, daß Rahel in demſelben Briefe fragt: „Ob ein Menſch dem andern — ohne Offenbarung — ein Religionsgefühl, Mei-

nung und Anſicht beibringen könne? ob das nicht der letzte intime Act zwiſchen der Creatur und Gott ſei?" Sie iſt davon durchdrungen, „daß man das Große, Göttliche, Unendliche, ſelbſt finden müſſe, daß es frevel-ſündhaft ſei, den Menſchen nicht alle Fragen, nicht ſolche Entdeckungen ſelbſt machen zu laſſen." Wenn es in dieſem Gebiete dennoch Lehrbares giebt, weſſen Schuld war es, daß dieſes nicht an ſie gelangt iſt? Williger zum Aufnehmen war gewiß nie ein Gemüth; gab es keinen rechten Lehrer, oder fanden ſie nur nicht zu ihr den Weg? Wie recht mag ſie oft gehabt haben, dasjenige, was man ihr als Religion anbot, wofür man ihren Glauben in Anſpruch nahm, nicht annehmen zu wollen! Da war ihr geduldiges Warten eine tapfrere Frömmigkeit, als die von matten Seelen ſcheinbar ausgeübte, die auf dem gefährlichen Poſten gleich dem erſten Anrufe fällt, und ſich, um nur unterzukommen, dem erſten beſten Menſchenwerke gefangen giebt! Letztere Beiſpiele ſieht man alle Tage, wo die armen Menſchen, um nur dem Kampfe nicht bloßzuſtehen, ſich eiligſt dem nächſten Gebild in muthloſer Beeiferung an-

schließen, hier katholisch, dort lutherisch, auch wohl wechselnd, und dann nur froh sind, irgendwo hinzugehören, nur nicht in Kampf und Prüfung, wo doch, so lange sie Gott nicht abruft, ihre wahre Stelle wäre! Nicht so Rahel. Lieber blieb sie allen Zweifeln ausgesetzt und allen Kämpfen, als daß sie die Religion je zum Nothbehelf ergriffen hätte. Der Himmel war gnädig gegen sie, und sandte ihr Trost die Fülle, reiche, beruhigende, beseligende Gedanken ihr lebenlang; gab es noch höhern, noch vollständigern Trost, den ihr der Himmel vorenthielt, so unterwarf sie sich auch dieser Fügung ohne Murren, gefaßt auf das Beste, bemüht, dessen würdig zu sein, und das Weitere Gott überlassend aber nicht durch willkürliche Anbildung ihm vorgreifend. „Das Abspeisen — sagt sie in einem Briefe an Marwitz (1812) — neumodischer Art, mit dem Glaubenswesen, ist meiner tiefsten Seele zuwider. Einzeln steht dieser Behelf: auf keinem Grund und Boden erwachsen; nicht auf Güte, nicht auf keuschem Auffassen der Geschichte, nicht auf Enthusiasmus des göttlichsten Exempels, nicht auf kinderhaftem Glauben an das, was Eltern und

Lehrer meinen und lehren; auf ſchlechte Weiſe, wie Theater und Galerien beſucht werden, hauſen ſie und disputiren, und verſchanzen ſie ſich gegen les ennuis (den „großen Verdruß") in's neu erfundene Glaubensweſen hinein und herum! — Sie lieb' ich doppelt wegen Ihrem Brief, und Ihren Gebeten darin. Es giebt nichts anders! Wer nicht in der Welt wie in einem Tempel umhergeht, der wird in ihr keinen finden."

Wie mancher Geiſtreiche und Hochbegabte, mit welchem ſich Rahel gern, wie ſie dazu immer nicht nur bereit, ſondern eifrig war, von den höchſten Dingen unterhielt und den ſie vertrauend ſogar in ſeinem Beruf um Belehrung und Erleuchtung anſprechen zu können meinte, bekannte ſich ihr gegenüber nicht reicher, als ſie ſelbſt war, bekannte ſich des Beſitzes blos, den er mittheilen ſollte, und gab wohl gar mit Lächeln die Tröſtung ab, wer ſo denke und empfinde, der brauche nichts weiter! Richtig vielleicht und wahr! Allein warum dann den Schein behalten, und ſich darein kleiden, als hätte man doch noch Anderes? Rührend iſt es, wenn Rahel in jener eben bemerkten Zeit noch ſagt, ſie ſtehe

darnach, die Bibel zu leſen, könne aber keine kriegen! Freilich gab es auch damals in Berlin Bibeln genug, auch war nachher wohl eine zur Hand; aber dennoch iſt es auffallend, daß in ganzen Lebenskreiſen damals dieſes Buch fehlen konnte, dem man im Jahre 1835 gewiß in keinem Hauſe von Berlin vergeblich nachfragen würde! —

Aus dem Bisherigen iſt ſchon einleuchtend, daß Rahel auf einem andern Boden ſtand, als dem des bloßen Vernunftglaubens. Sie glaubte an Offenbarung; ſie fühlte das Bedürfniß, ſie erkannte den Werth derſelben. Was aber ſollte ſie, neben dem in ihr ſelbſt ſich Erſchließenden, von außen als ſolche aufnehmen? Das zum bloßen Schattenweſen verflüchtigte Chriſtenthum der Aufklärer, welches in ihrer Jugendzeit allgemein herrſchte? Das geiſtreicher aufgeputzte, aber dem Weſen nach kaum davon verſchiedene der ſpätern Denkkünſtler, welche ſich von den Gebildeten die Erlaubniß ausbaten, in den herkömmlichen Ausdrucksweiſen fortzureden? Das hinterhaltige, unaufrichtige der Neukatholiken, oder das ſtarre, buchſtabengläubige der proteſtantiſchen

Frömmler, welche beiden Richtungen in den letztern Zeiten sich besonders geltend machten? Alle diese Gestalten mußten Rahel zurückstoßen, statt sie anzuziehen. Ihr reines, eifriges Herz, ihr untrüglicher Wahrheitssinn, konnte mit solchen Erscheinungen nicht zusammengehen.

Die Verkündiger und Ausleger des Christenthums weckten ihr öfters, anstatt beistimmender Gedanken, sogar gegnerische, und diese sind als Zeugnisse der unbefangensten Aufrichtigkeit nur um so schätzbarer, als sie eigentlich aus wahrhaft christlichem Standpunkte nur die Entstellungen des Christenthums angehen und bestreiten, und nur den Werth der sonstigen und weit überwiegenden, auch im Ausdrucke christlicher Äußerungen erhöhen. „Die menschliche Seele ist von Natur eine Christin," ein solch schönes Wort allein ist ein ganzes Glaubensbekenntniß werth. Und wie heilig erscheint Jesus ihr! Wie hält sie ihn als hohes Beispiel der Demuth, der Menschenliebe, selbst in gewöhnlichen Lebensvorgängen sich zum Muster vor! Wie empört sie sich gegen das „verstockte Lumpenvolk, das sich unterfteht, Christus Namen zu

läſtern, indem es ihn ausſpricht!“ Und wie ganz ergriffen im Geiſte, wie ganz hingegebenen Herzens, empfing ſie jeden Funken des Göttlichen, den eignes Forſchen, die Eindrücke der Natur, und die Ergebniſſe des Lebens, oder ein begabter und hiezu auserwählter Menſchengeiſt ihr zuführten! So wirkte auf ſie Fichte's Wort, weniger durch ſeinen Gedankeninhalt, als durch die treue, religiöſe Stärke ſeiner tiefen Geſinnung. So faßte ſie von Novalis, Schleiermacher, Friedrich Schlegel, mit heißer Neigung Alles auf, was in dieſen dem reinen Quell religiöſen Denkens — der dieß nicht immer war — zu entſtrömen ſchien. So ſpricht ſie mit Entzücken von Lavater. „Den lieb' ich — ſagt ſie (1818) — von ganzer Seele. Er iſt brav; geiſtreich; voller Einfälle; gütig-ungeduldig; nämlich, übt die höchſte Geduld mit Menſchen aller Art, von allſeitiger und tiefer gütiger Einſicht. Nach der Bibel religiös: mit ſo vieler wahren erhabenen Religion, daß ich ihn liebe, wenn er unzubehauptende Dinge behauptet. Ein engliſcher Menſch! Leſen Sie, wenn Sie es nur irgend bekommen können, gleich: „Ausſichten in die Ewigkeit, von Lavater.“ Wun-

dergöttlich. Dieß Buch allein hat mich diesen Winter über erhalten. Sonst hätte ich mich für gesunken halten müssen. Noch scheint mir dieß Buch wie warme lichte Sonne in meine Zeit. Lassen Sie sich nicht abschrecken von mancher präcautionirenden Weitläufigkeit in dem Buche, der arme Lavater mußte sich der damaligen Geistesepoche beugen; es war die der — vielleicht präsumtuosen — Aufklärung, er thut es mit Grazie, und Geduld, und Ungeduld: wir lernen jene Zeit und ihre Schwierigkeiten daraus kennen, und unsere tüchtiger auch schon als eine ehemalige beurtheilen, und sehen flache Stüfchen mit großer Anmaßung betreten." So folgte, mit größerer Innigkeit und höherem Vertrauen, ihre Seele den milden Aufflügen Saint-Martins und Taulers, den mächtigen Schwingungen des feurigen Angelus Sileſius. (Daß dieſer herrliche Geiſt literariſch wiedererſtanden iſt, und uns wieder angehört, iſt nur Folge des beſeelten Antheils, den Rahel ihm ſeit der erſten Stunde unermüdlich gewidmet hat.) Mit welcher Liebeswärme nahm ſie alles Bibliſche auf, wenn dieß ohne mißverſtändliche Beigabe lauter und hell an ſie gelangte'

Allein Rahels Religiosität konnte auf keines fremden, wenn auch noch so hohen Geistes, ja selbst nicht auf ihres eigenen Geistes Macht beruhen; ihre Frömmigkeit nährte sich durch jedes Geistige, woher es auch kommen mochte, aber ihren Ursprung nahm sie aus anderer Quelle. Aus ihrem Herzen strömte, lauter und stark, die religiöse Energie, von der sie durchdrungen war, und neben der ihre Geistesgaben wie untergeordnet und unnütz wurden; aus dem tiefsten Gefühl erhob sich ihre unmittelbare Verbindung mit dem Göttlichen, jedem Irrwege des Denkens entrückt! Die reinste Demuth und Ergebung, das kindlichste, unerschütterlichste Vertrauen wurzelten hier, von hier erzeugte sich unaufhörlich jede That und Wirksamkeit der Liebe!

In dieser Unmittelbarkeit eines innern Gottesbundes, eines im Gefühl und Vertrauen dieses Zusammenhanges, dieses Schutzes hingeführten Lebens, in dieser feurigen Inbrunst, die immer und jeden Augenblick, bei den kleinsten wie größten Dingen, in Schmerz und Freude, in den Geschäften des Tages und in den Launen der Unterhaltung, den Bezug auf Gott gegen-

wärtig behielt, anrufen und um ſich her beleben konnte, in dieſer ſteten Gegenwart und Wirkung des Höchſten, welche ihrer innerſten Natur entſprachen, hatte Rahel in der That etwas Ungewöhnliches, unſern neueren Zuſtänden Fremdartiges, das man wohl als bibliſch bezeichnen darf.

Der Geiſt und Charakter der bibliſchen Erzväter, welche die erſten Offenbarungen derjenigen Religion empfingen, worin die ſpäteren Offenbarungen des Chriſtenthums ſich entfalteten, ſind von dieſem in ihrer Kraft und Heiligung aufgenommen und beſtätigt; auf ihren früheſten Bund und Glauben iſt noch fortwährend unſre ganze Religionsentwickelung gegründet. Der unvermittelte Gottesglaube und Gottesverkehr im alten Teſtamente hat etwas Auserwähltes, Perſönliches, welches allerdings in dem Chriſtenthume ſich mehr zu allgemeinem Menſchlichen erhebt! Aber mit dieſem ſteht jenes nicht im Widerſpruch, ſondern enthält vielmehr alle ſpäteren Entwickelungen ſchon im Keime, fähig und beſtimmt, ſie hervorzubringen und fortzupflanzen. Es ließe ſich ſehr wohl denken, und die Kirchengeſchichte dürfte genug

Belege dafür liefern, daß die reinſte chriſtliche Sinnesart ſich aus den Entſtellungen, welche die Chriſtuslehre in ihrer menſchlichen Ausbildung ſo oft und ſchrecklich erleiden mußte, zu den Urzuſtänden flüchtete, wo die Lehre und Kraft noch im unſchuldigen Keime ſicher und heilig bewahrt liegen. Daß auch dieſer Rückweg eine Verirrung werden könne, ſtellen wir nicht in Abrede. Ihn zu wählen wäre bedenklich; aber durch natürliche Begabung und Fügung auf ihn vorſchreitend ſich zu befinden, darf als eine eigenthümliche Erſcheinung gelten, die ungewöhnlicher Kraft und Wärme fähig iſt.

Auf dieſe Entwickelungsſtufe, dünkt uns, war Rahel geſtellt. In ihr giebt ſich der Geiſt und Charakter altbibliſcher Offenbarung zu erkennen, indem ſie zugleich mit allem Weſentlichen des Chriſtenthums erfüllt iſt. Beides verbunden, in höchſter Eintracht und kräftigſter Wirkung, iſt der Inbegriff und Kern ihrer Frömmigkeit. Es iſt dieß kein bloßer Deismus, wie ihn die Vernunft lehrt; es wirkt die lebendige Kraft, das beſeelende Feuer der Offenbarung darin. Es iſt auch nicht die beſtimmte

Gestalt heutigen kirchlichen Christenthums, wo die gereiften Früchte mit den tauben wirr durcheinander liegen, und sich oft gar nicht mehr unterscheiden lassen; denn die Vernunft tritt an die Stelle eines starren Lehrbegriffs, und läßt nichts gelten, was ihrem Ansehen und Ausspruch widerstreitet. Hat doch das Christenthum selbst dafür gesorgt, das Nichtvorhandensein des Buchstabens, der äußern Form, sich nicht zum Merkmal setzen zu lassen, woraus man schließen dürfte, daß es selber nicht zugegen sei, sondern es verweiset auf den Geist und die Früchte!

Solche Stellung, hoch entrückt dem Getümmel der Zeitmeinungen, die sich öffentlich um eine vergängliche Herrschaft streiten, neutral gegen die Kämpfenden, liebreich für manches Geschmähte, unzugänglich für das stolz sich Aufdringende, einem Höchsten, Festen, Reinen unerschütterlich zugewandt, — solche Stellung scheint in unserer Zeit der nothwendige Anhalt, das tiefe Bedürfniß vieler Gemüther zu sein, welche die Religion aufrichtig suchen, und jedes Gefundene treu und wahrhaft hegen, ohne sich einem äußerlich dastehenden Glaubensbekenntniß einverleiben, das-

ſelbe im ganzen Umfange zu dem ihrigen machen zu können, und deren ehrlichem Sinne es unmöglich wird, in dem Schein einer Zuſtimmung zu leben, die innerlich nicht vollſtändig wäre. Die Gemüther, welche zu dieſer Stellung hingewieſen ſind, haben eine ſchwere Aufgabe, und große Entbehrungen zu tragen. Sie entbehren der innigen Gemeinſchaft, woraus die Religion eine ſo tröſtliche Stärke ſchöpft, die ihrem Bedürfniß entſprechende Nahrung des Herzens und des Geiſtes dringt ſpärlich in die vereinſamte Abgeſchiedenheit. Findet ſich irgend eine Zuſtimmung, ſo iſt ſie doch meiſt nur kühl, zaghaft, ſchwach, weil in dieſer Gemüthsrichtung die Gluth eines lebendigen Glaubens wohl gefordert, aber ſelten gefunden wird, indem von hier aus alle Wege faſt nur niederwärts führen, zu dürftigen Verſtandesberuhigungen, und nur ſelten ein Pfad aufwärts in das höchſte Gebiet wahrer Religion leitet.

Für dieſe weitverbreitete, harrende, unbefriedigte, und doch je ehrlicher empfangene deſto weniger willkürlich zu vertauſchende Gemüthsverfaſſung mußte Rahel ein höchſt willkom-

menes, ein belebendes Phänomen sein, denn in ihr fand sich die ganze Richtung, der ganze Gehalt jener in edler Stille gepflegten, an öde Gränzen gedrängten und in aller Vielheit doch nur vereinsamten Religiosität ausgesprochen *mit* aller Gluth und Kraft lebendigen Glaubens, persönlich empfundener Offenbarung, mit aller Macht des flammenden Beispiels einer das ganze Leben durchströmenden, jeden Stoff ergreifenden, in jedem Begegnisse sich verherrlichenden *Gottinnigkeit*.

Aus dem Zusammentreffen jenes verbreiteten Sinnes und Bedürfnisses mit dieser seltenen, ja einzigen Darbietung — beide ächt, wahrhaft, geistig hoch und schön — erklärt sich, unserer Ansicht nach, der große *religiöse* Eindruck, den das Buch *Rahel* auf so viele edle Gemüther machte, die entzückte Befriedigung, mit der so Viele sich zu diesem neuen Worte bekennen wollten! —

Die religiösen Vorstellungen *Rahels* tragen dieß höchste Zeichen seltener Begabung an sich, daß in ihnen die größten philosophischen Gedanken sich mit der lieblichsten Kindereinfalt vereini-

gen. Die beſondere Eigenſchaft und Kraft, die in jedem dieſer Endpunkte geiſtiger Auffaſſung liegt, wird hier, auf dieſer Gemüths- und Geiſtesſtätte, wie in einer gemeinſamen Mitte zuſammengezogen, und bricht mit einer neuen Energie, die aus der Vereinigung entſpringt, in herrlichen Blitzen und lieblichem Schimmern hervor. Daß es daſſelbe Herz iſt, welches ſo leidet, ſo gerührt iſt, derſelbe Geiſt, der ſo kühn denkt und aufſtrebt, derſelbe Sinn, der ſo lebhaft und vielſeitig für dieſe Welt erſchloſſen, ſie ſo innig zu verſtehen und zu genießen fähig iſt, daß es dieſe ſelben Gaben und Anlagen ſind, die ſich mit reinſtem Vertrauen und völliger Ergebung dem Höchſten zuwenden, dieß in Allem ſuchen und ehren, ſich ihm ganz unterwerfen, mit freieſter Selbſtſtändigkeit und kindlichſter Hingebung — darin liegt der ſtärkſte Reiz und die höchſte Kraft dieſer ganzen Erſcheinung.

Die philoſophiſche Tiefe zu ermeſſen, bedarf es aber ſelbſt wieder eines gedankenkundigen Geiſtes; nur ein ſolcher wird die Urquelle würdigen, aus welcher Betrachtungen fließen, wie die nachfolgende, von Rahel einem flüchtigen

Blatt (1812) anvertraute: „Ich glaube, ich werde wohl eingewilligt haben, diesen Jammerweg des Lebens zu gehen, und als Mensch menschliche Geschicke zu erfahren; oder es mag ein Höherer, mit tieferer Einsicht, weil er es für mich als gut erkannte, diese Einwilligung für mich gegeben haben; genug, die Einwilligung denke ich mir immer, und dieser Gedanke nur kann mich trösten für allen erlittenen, sonst unvergeltbaren Schmerz. Vielleicht war es nur so möglich, die Persönlichkeit zu gewinnen, und den Keim künftiger Erhebungen in gedeihlicheren Existenzen; wenn es auch nur das wäre, was die unselige Menschheit bedeuten soll, daß der bewußtlose im Ganzen der Gottheit aufgelöst gewesene Lichtpunkt als Menschenseele in das selbstständige Dasein eines eigenen Ganzen göttlich hinüberginge! O gewiß ist es auf diese Weise; höher konnten meine Gedanken nicht klimmen am Rande aller Wissenschaft, und keine Weisheit wurde mir bekannt, die höher gedrungen sei." — Denselben Gedanken drückte sie später (1821) mit schärferer Abgränzung und neuer Wendung aus: „Einwilligen! das sublimste Wort! die größte

Bewilligung für Menſchen. Durch Einſicht mitwollen zu können, begreift die Perſönlichkeit in ſich, die größte Gnadenverleihung.“ Ausſprüche, wie dieſer (1825): „Wo wir herſtammen, und wo wir hinſtrömen, das ſind ſo gut Glieder von uns, als die, welche wir im zeitigen Gebrauch haben;“ ſtellen ſich als Aufgaben, denen das fortgeſetzte Nachdenken immer neues, immer ausgebreiteteres Licht entlockt. Nicht minder tief, aber durch Wort und Begriff unmittelbar jedes Verſtändniß anſprechend, zeigt ſich die faſt gleichzeitige Äußerung über das in der Natur ſelbſt geoffenbarte Unterpfand eines höhern Daſeins und göttlichen Zuſammenhanges: „Der mir durch den dunkeln Mutterleib geholfen, wird mir auch durch die dunkle Erde helfen!“ —

Zur Kindereinfalt aber ſenkt ſich derſelbe Gedankenflug lieblich nieder, wenn Rahel an einem Frühlingsmorgen (1825), bei jungem Grün und milden Lüften, nach Geſprächen über das Wunder des Lebens, und über noch verſagte Erinnerung in die vor dem Anfange dieſes Erdenlebens zurückliegende Vergangenheit, mit ſehnſüchtiger Trauer ausruft: „Ach, wir ſind nur ein Tropfen

Bewußtſein! Ich will auch ja ſo gern wieder zurück ins Meer, will gar nichts beſonderes ſein!“ Oder wenn ſie (1818) mit völliger Hingebung ſagt: „Oft entſchlag' ich mich aller Sorge, und ſtelle dann Alles Gott anheim, als dem beſten Freund und Vater, mit dem ich mich ganz unausſprechlich gut ſtehe. Ja, wir ſind auf einem ganz vertrauten Fuß.“ „Er wird's ſchon wiſſen und machen,“ denk' ich, „und lehne mich ordentlich an ihn an, und ſchlummere ſo zu Füßen ein wenig, ſo unten an ſeinem Mantel!“ Welches herrliche, rührende Bild ſie in ihrer letzten Krankheit (1833) vollſtändiger alſo mittheilt: „In meinem ſiebenten Jahre träumte mir einmal, ich ſähe den lieben Gott ganz nahe, er hatte ſich über mir ausgebreitet, und ſein Mantel war der ganze Himmel; auf einer Ecke dieſes Mantels durfte ich ruhen, und lag in beglücktem Frieden zum Entſchlummern da. Seitdem kehrte mir dieſer Traum durch mein ganzes Leben immer wieder, und in den ſchlimmſten Zeiten war mir dieſelbe Vorſtellung auch im Wachen gegenwärtig, und ein himmliſcher Troſt: ich durfte mich zu den Füßen Gottes auf eine Ecke ſeines Mantels

legen, und da jeder Sorge frei werden; er erlaubte es.“ Wie ſie denn oft noch, mit dem ihr ganz eigenen rührenden Stimmenlaute bei und nach den angſtvollen Leiden vertrauend wiederholte: „Ich lege mich auf Gottes Mantel, er erlaubt es. Wenn ich auch leide, ich bin doch glücklich, Gott iſt ja bei mir, ich bin in ſeiner Hand, und er weiß Alles am beſten, was mir gut iſt, und warum es ſo ſein muß!“

Die ſtete Gegenwart und Wirkſamkeit ſolchen frommen Inhalts, welchen die Seele Rahels bis in die Träume hinein bildlich verarbeitete, zeigt ſich mit größter Kraft noch in einem Geſicht, das ſo erzählt wird (1825): „Heute Nacht träumte mir, ich ſei auf einem ganz gewöhnlichen Orte mit vielen nahen Bekannten zuſammen; von Ludwig Robert aber nur weiß ich deutlich, daß er dabei war. Plötzlich wird ein Unwetter mit Blitz und Sturm; doch gar bald blitzt es nicht mehr; ſogar erinnere ich mich nicht deutlich eines Blitzes. Aber eine Röthe entſtand am Himmel, und bald umfloß die den ganzen Raum, dick war er davon erfüllt; kein Gegenſtand mehr zu ſehen; meine Freunde waren in dieſem herr-

lichen Abendroth — mit Staub oder vielmehr Dunst untermischt — verschwunden, obgleich mir ganz nah, eine Stubenweite nur entfernt. Die Erde schwankt, das Roth immer schöner, allgemeiner. „Wo seid Ihr?“ schrei' ich; „das ist ein Untergang,“ denk' ich; „oder Tod!“ Ich will aufpassen, wie es kommt, wo meine Seele bleibt! „Robert, wo bist Du?“ schrei' ich; greife mit der Hand nach ihm: vergeblich. „Wir wollen Alle zusammen bleiben; kommt zu mir; wir wollen zusammen sterben.“ Die Erde schwankt noch mehr. „Robert, komm her! denk' an Gott. Denk' nur an Gott; ich denke an Gott.“ Und so passe ich auf meine Seele, und schreie das immer, weil ich weiß, Robert ist ganz nah. Vom Geschrei erwache ich. — Ist das nicht ein trostvoller, göttlicher Traum? Ich hatte mir gestern Abend einen bedeutungsvollen erbeten — — weil ich sehr am Rande war. Solcher Traum ist mir so lieb als Leben, und solche Gnade nach dem Gebet, daß ich mich schäme und scheue. Gott weiß es.“ —

Sehen wir auf den bestimmtern Inhalt von Rahels religiösen Vorstellungen, so finden wir

bei ihr in gedrängter Bündigkeit kurz und einfach als vollſtändigen und unerſchütterlichen Beſitz Alles zuſammen, was der ſuchende Menſch oft weit und mühſam als Wünſchenswerthes ſich anzueignen ſtrebt, und doch meiſt nur mangelhaft und unſicher auf ſeinen Lebenswegen erlangt und behauptet.

Rahel hatte ſich mancherlei Gedankenreihen der Weltweiſen gefallen laſſen, ſie konnte ſich in jede leicht finden, und erfaßte ſchnell den Punkt, wo jede den Aufſchwung zu Gott geſtatten mußte. Sie konnte muthig und heiter den Anſichten Spinoza's und des Pantheismus folgen, ſie erbebte vor keinem Gedanken, der ſich als richtige Folgerung darſtellen durfte; nichts, was aus ehrlichem Suchen hervorging, wollte ſie verwerfen. Allein bei allem dieſem Denken und Betrachten, Unterſuchen und Forſchen, fand ſie in ihrem Innern jeden Augenblick unverhüllt und unerſchüttert den lebendigen Glauben an einen perſönlichen Gott aufrecht; an einen perſönlichen — denn gerade dieſe Vorſtellung war ihrem tiefſten Weſen wie eingeboren, ihrem Vorſtellungsvermögen ganz vertraut und unentbehrlich, wenn auch ihr

Geiſt im Denken jeder andern Betrachtungsweiſe für den Augenblick furchtlos folgen konnte. Sie drückte ſich hierüber in naiver Weiſe einſt mit den muntern Worten aus: „Ich haſſe jedes Bild, jedes willkürlich und kleinlich beſtimmte, das wir uns von dem in kein Bild zu Faſſenden machen wollen, ſelbſt die allgemeine Vorſtellung einer Perſönlichkeit des Urſeins iſt mir beſchränkt und willkürlich — aber ich kann nicht anders, ich bin doch immer wieder darauf zurückgewieſen, und ich kann es mir nicht nehmen laſſen, das Weltall und die ganze geiſtige Schöpfung erſcheinen mir doch nur als Glieder, zu denen es ein Haupt geben muß! Ohne perſönlichen Gott kommt mir Alles wie verſtümmelt, wie deſſen beraubt vor, das dem Übrigen erſt Leben, Schönheit und Bedeutung giebt.“ Hieher gehört auch folgende Stelle (1818): „Wie finden wir uns? frag' ich. Mit einem perſönlichen Bewußtſein; erſtlich begränzt in dieſer Perſönlichkeit ſelbſt, dann in den Bewegungen unſres Geiſtes, ſo ſehr dieſer auch das Weitreichendſte in uns iſt; die Perſönlichkeit iſt die ſchärfſte Bedingung und der für uns zu erreichende Grund unſres Bewußtſeins.

Durch ſie wird allein Sittlichkeit möglich: unſer Höchſtes jetzt; einzig ſicheres, einzig mögliches Handeln, mögliches Schaffen. Nur in Perſönlichkeit können wir Glückſeligkeit und Unglückſeligkeit finden. Daß uns der größte, alſo auch gütigſte Geiſt dieſe Perſönlichkeit nur unter ſo harten Bedingungen verleihen mochte oder konnte — hier gleichviel! — iſt ſein Geheimniß; die Ergebung in dieſes Geheimniß, meine Religion, meine Demuth, meine Weisheit, meine Ruhe! Alle andere Vorausſetzungen ſind mir kindiſch und willkürlich. Mein Geiſt kann immer höher ſteigen, mächtiger, ſchauender werden; und iſt Gott mit Allem Eins, ſo iſt's wie mit uns ſelbſt; auch zu uns gehört unſer ganzer Leib und die Intelligenzen aller unſerer Organe, und es iſt doch eine vornehmſte da: der Kopf weiß vom Fuß; der nicht vom Kopf!" — Hiermit iſt auch das Folgende zu verknüpfen (1824): „Wenn wir uns nun erſt Gott nach allen unſern Kräften vorſtellen, ſo iſt es doch nur nach kleinem Muſter und Conception. Drum ſind alle redliche Vorſtellungen gleich: und auch eine „perſönliche" nicht unerläßlich; eine Perſon wie Gott, das

Bewußtſein des Alls, welches wir nicht ſind, kann doch nicht Statt haben. Was wollen Sie alſo? daß die Vorſtellung zu einer gegebenen Zeit paſſe? zu einer? zu Zeit? Uns vor unſerm eigenen Unvermögen beugen, an jeder Gränze von uns Gott finden, ihm unbegriffen vertrauen; wegen der Pfänder, die wir in Recht, Vernunft und Mitgefühl in uns finden: ſolch Gutes! von ihm erwarten, daß wir's uns gar nicht vorſtellen können, darum, weil wir uns etwas Gutes vorſtellen können; und alle Tage von neuem fleißig unterſuchen: — das iſt Gottesfurcht und Gottesliebe; auf Wahrhaftigkeit dringen: — Religion verbreiten. Aber Bildervorſtellungen dahingeſtellt ſein laſſen! Wie Einer kann; aber nicht wie er will!" —

In gleicher Weiſe verhielt es ſich mit der Unſterblichkeit der Seele. Rahel hatte keine Angſt darum. Sie pflegte in früheren Zeiten wohl zu ſagen, ihr könne das gleichviel ſein, ob die Seele ſterbe oder nicht; wie es Gott geordnet habe, ſo müſſe es gut ſein; exiſtire man nicht, ſo falle die Sorge mit dem Gegenſtande weg, exiſtire man aber, ſo habe man ja den

Gegenſtand, und alſo wieder keine Sorge. Auch konnte ſie mit großartiger Faſſung und eindringendem Scharfſinn ruhig und klar die mancherlei Lehren aufnehmen und verfolgen, die ſich ihr durch ausgezeichnete Geiſter in vertrauter Mittheilung hierüber darboten; die Lehren Schleiermachers, der in jener Zeit, als er die Reden über Religion ſchrieb, und auch noch viel ſpäter, die perſönliche Fortdauer entſchieden verneinte; die Lehren Friedrich Schlegels, welcher gleichzeitig mit der in der Lucinde verſuchten Hochſtellung des Sinnlichen, auch dem Geiſtigen einen neuen Weg myſtiſcher Erhebung eröffnen wollte, und geradezu behauptete, die Unſterblichkeit ſei keine Eigenſchaft der Seele, ſondern von überlieferter Wiſſenſchaft und Weihe abhängig, die er ſeinen Freunden und Vertrauten anbieten zu können glaubte! Rahel ließ jede Reihe von Bildern, welche irgend einem Bedürfniſſe der Vorſtellung entſprachen, in dieſem Gebiete willig gelten, und ging wohl mit in ſie ein, in mythologiſche, in ſtreng kirchliche, in ganz phantaſtiſche; aber ſtets nur als Bilder nahm ſie ſolche auf, nie als das Weſen. Eine Bilderreihe, die

ſich ihr als ausſchließliche auferingen wollte, der gewaltſame und blinde Aberglaube, ſo wie jede Faſelei, empörten ſie. Im Innern unangefochten von aller Mannigfaltigkeit und Verwirrung ſolcher Gebilde, nicht verführt von den lieblichſten, nicht geſchreckt von den furchtbarſten, hegte ſie treu und immer gegenwärtig den feſten Glauben an die perſönliche Fortdauer. Ihr überragte die Perſönlichkeit dieſes Erdenlebens auf beiden Endpunkten, nicht nur über den Tod, ſondern auch, wie ſich aus mehrfachen merkwürdigen Äußerungen ergiebt, rückwärts über die Geburt hinaus. Sich Bedingungen vorzuſtellen, unter welchen ſolche Zuſtände für uns denkbar werden, fühlt jeder Menſch einen unwiderſtehlichen Drang; auf das Wiederſehen der Geliebten kann kein liebendes Gemüth je verzichten; aber wenn kein Denken hier Grund, kein Bild Beſtand findet, ſo bleibt dem ehrlich Frommen doch zuletzt nichts übrig, als die tiefſte Ergebung in das Unbekannte und Unerforſchliche, in jede Bedingung, die ſein kann. Dieß that Rahel aufrichtig und vollſtändig.

Sie ſagt einmal (1818) ſo tief als einfach

und ſchön: „Unſere Unſchuld beſteht darin, daß wir Manches noch nicht erfahren und wiſſen; aber darin beſteht auch die Eigenheit unſeres hieſigen Zuſtandes, daß wir Vieles hier überhaupt nicht erfahren und wiſſen können; vielleicht iſt das ganze Erdenleben nur eine Art Unſchuld, auf die ein höherer Zuſtand mit weiterem Aufſchluſſe des Daſeins folgt. Wenn dem ſo wäre, ſo könnte nichts tröſtlicher und erheiternder ſein, als dieſer Unſchuld mit Bewußtſein ſich überlaſſen, und ſie in dieſem Gedanken freudig zu genießen." — Und in demſelben Sinne auf Anlaß einer Betrachtung von Saint-Martin (1822): „Das denk' ich auch immer; und das iſt meine einzige Art von Todesfurcht; daß Unverhältniſſe ſich einfinden, die ſchwerer zu durchbrechen ſind mit dem tief-ordnenden Geiſt; ſowohl in dem — Haupt- — Begriff der Zeit, als ſonſt; und allerdings kann das entſtehen, wenn man nicht fleißig genug war; wie auch ſchon hier: man muß nachholen. Der wahre Glauben, die wahre Hoffnung, beſtehen aber darin, daß es noch ganz anders kommen und ſein kann, als wir es uns vorzuſtellen vermögen:

und dieß iſt mein feſtlichſter Gedanke. Da iſt Religion. Kein Bild; die leere Tafel; wo Bilder ſind, ſchuf Gott unſre Welt; die für uns." — Noch ſpäter findet ſich folgende Äußerung (1826): „Es giebt nur Verwunderung, aber keine Wunder. Alles, was endlich geſchieht, muß geſchehen können; alſo hört das Wunder auf mit dem Factum ſelbſt. — Wer ſich recht beſinnt, ſtill und ehrlich in ſich, muß gewahr werden: Es ſei mit dem Urſprung und dem Auftrag der Seele wie es immer will, ihr ſind Gränzen zugemeſſen, in denen ſie jetzt lebt. Es fehlen ihr mittenin Stücke heraus, aus ihren Fähigkeiten, wie herausgebrochen. Beſchränkte Farben, beſchränkte Töne; beſchränktere Antworten auf ſchon beſchränkte Fragen, die ſie ſich ſelbſt vorlegt, — und doch ein ſchwaches Wiſſen eines klareren Seins, welches uns wie gleichſam wieder aus dem Gehirn entfällt, — daher Wunder; Wunderbares; Vorausſetzung aller Art; und die höchſte; die eines abſoluten Geiſtes, der Grund ſeines eigenen Daſeins und Wirkens iſt; welches wir ſelbſt ſind. — Das iſt keine Kleinigkeit, die wir erfahren werden! Probe davon iſt:

Bewußtſein, unabläugbares Bewußtſein haben; wie ſchon jetzt.“ Zuletzt löſt aller Schrecken des Todes ſich ihr in das herrlichſte Lebensvertrauen auf: „Wenn wir uns in den Schmerz des trennenden Todes verſenken wollen, betrachten wir lieber das ewige große Wunder des Lebens, welches beides Eins ausmacht, und uns zur tiefſten Unterwürfigkeit leitet, und auf die größte Liebe anweiſt.“

Rahel verwarf die Bilder, welche blos dem Bedürfniſſe ſchmeicheln wollten; ſie ergab ſich unbedingt in jede Ordnung, welche als von Gott gefügt denkbar ſein mochte; und dennoch, ſo oft der eigenſte Sinn frei ſeinem Hange gemäß, das tiefſte Gemüth nach ſeinem eingebornen Weſen hervorbrach, in jedem reinen und großen Lebensmoment, war auch dieſe Überzeugung unſterblichen Daſeins als unmittelbares Gefühl lebendig immer da, und hielt ſich an die einfachſte, kindlichſte Vorſtellung ſeligen Erwachens und Wiederfindens! —

In reicher Mannigfaltigkeit und Schönheit liegen die Zeugniſſe vor uns von Rahels feſtem Vertrauen und raſtloſem Hinwenden zu Gott.

Sie unterwirft sich dem Höchsten ganz, und erwartet in Demuth und Ergebung, was ihr von daher beschieden wird. So tröstet sie sich über das Nichtzuversehende, vertrauend, daß ein höherer Geist es versteht und leitet zu unserm Besten. Sie schreibt an Troxler (1816): „So wie kein Dichter sich ausdenken kann, was besser, mannigfaltiger und sonderbarer wäre, als was sich wirklich in der Welt entwickelt und zuträgt; und nur der den besten Roman machen kann, welcher Kraft genug hat, das, was geschieht, zu sehen, und in seiner Seele auseinander zu halten; eben so sind unsere tief-natürlichsten Wünsche roh; und gräuelhaft entwickelte sich ihre Erfüllung für uns; nur das, was Gott wirklich zuläßt, ist in allen Beziehungen heilsam für uns, weil wir uns ihm entgegenbilden können. Mir ist dieß in Prag schmerzhaft geschehen, und klar geworden. Wem dieß glimpflich begegnet, der hat Glück. Der Ausdruck „rohe Wünsche" fiel mir sehr auf, und so etwas kann mich erstaunlich freuen; so sehr mir auch meine Ausdrücke aus dem Kopf und aus der Feder fahren, so entschieden destilliren sie sich doch durch Alles,

was ich lebe, vorlängſt in meinem Kopf zurecht; durch Gut und Blut, und Arbeit, ununterbrochener Art; darum gehe ich wohl verſchwenderiſch damit um, und achte es nicht, wenn meine Ausdrücke nicht beachtet werden, wenn aber einer davon einmal gerade ſo wirken will, als ich ihn gemeint hatte, d. h. alle Gründe mit beleuchtet und bewegt, die ihn geſchaffen haben, dann freut es mich als etwas Gelungenes, dem Recht geſchieht, und welches nicht umſonſt da iſt; dieß nun iſt mir in Fülle dadurch dießmal gelungen, daß Sie ſich bei demſelben Gedanken deſſelben Ausdrucks bedienten: und daher mein freudiges Bravo, und mein umſtändliches Beurkunden meines Anſpruchs darauf. Sie ſehen alſo, wie bereit ich bin, mir Gerechtigkeit widerfahren zu laſſen, wenn auch, zu meiner Ehre, durch mein eigenes Lob. — Ich bin doch ein Rebell! Aber auch ſehr ergeben: nur will ich auch das ſchlecht zu fühlende ſchlecht nennen dürfen: aber doch dulden, weil es wohl gut ſein wird." — Reiner und höher drückt ſich derſelbe Gedanke in folgender Stelle aus: „Was uns unſere Irrthümer bringen — was wir in

ihnen befangen wählen und thun, was sich daraus entwickelt — schickt uns Gott ohne uns; was wir mit Sinn, Verstand wählen, schaffen und behalten, schickt er uns durch uns. Beides muß der Mensch mit Sinn annehmen; davon kommt ruhigste Ergebung, und Heiterkeit im Sehen." In höchster Verklärung aber spricht diese Einsicht durch folgendes Wort sich aus: „So lange wir nicht auch das Unrecht, welches uns geschieht und uns die kühlen brennenden Thränen auspreßt, auch für Recht halten, sind wir noch in der dichsten Finsterniß, ohne Dämmerung." In gleichem Sinne ist folgende Stelle (1829): „Pauvre humanité! Niemandem wird etwas gereicht, der nicht herzhaft den bittern Kelch vor die feine Zunge nimmt; und herunter, herunter; Alles hinein! Unverhofft wird's veilchenartig, aromatisch, süß genug; und hell um uns her, und ruhig: und das nur, weil wir das Bittere abgetrunken, was wir selbst hinaufgehäuft; Ungesehenes, Unwahres, Falsches sogar; nach dem herben, muthverlangenden Abtrinken ist reiner Grund und Wahrheit da; und in uns; und diese ist Himmelselement; weil

ihr Weſen darin beſteht und zu erkennen iſt, daß ſie zu den nächſten Gliedern paſſen muß; und dadurch bis zum Himmel hinauf paſſen kann. Alles, was wir thun können, beſteht in einem richtigen Erſchauen, nach innen und außen hin; daß wir uns wiederfinden im neuen bereichernden Erfaſſen! Der Faule muß Alles nachholen, noch Einmal beginnen, bei harter Strafe und Schmerz; bei hartem Befinden. Wir ſuchen Alle, und oft, faul zu ſein; aber wir müſſen es nicht bleiben: Clemens ruht ſich wieder zu ſehr beim Katholizismus aus; vorwärts, armer Clemens! je eher je lieber. So viel Klügere auch wollen das große Deficit nicht ertragen: und mit Goethe'n nicht „verzweiflen, wenn ſie leben wollen." Beugt euch, Menſchen, tief: dann könnt ihr euch erheben. Ich prahle hier nicht: ich ſträube mich alle Tage unartigſt im Einzelnen. Was heißt das aber? Ich ſträube mich in den Momenten des Lebens, wo aus Zorn oder Einzelwunſch mein Auge, erhitzt oder verblindet, das Ganze nicht erfaßt; aber — wenn wir an's Ganze denken, das vor unſern Sinn gebracht haben, und dann uns nicht beugen, nicht rein

werden, nicht verzweifeln wollen, nicht unterwürfig sind; in der eigenen Brust, und in dem Drang nach Vernunft, Recht und Richtigkeit, keine Bürgen finden, dann müssen wir erst noch recht leiden — und werden." Hieher gehört auch die folgende Äußerung (1827): „Mir scheint endlich das Resultat des ganzen hiesigen Lebens für den Geist nur dieß: — ich soll lernen, eine ganz andere Voraussetzung für die Existenz überhaupt machen, als hier nur irgend eine zu ergründen ist. Und da ich sie gar nicht zu machen im Stande bin, so kann sie das Herrlichste, Göttlichste sein! Das ist mein Paradies, mein Himmel, meine Hoffnung, meine Zuversicht auf den Geist, der meinen schaffen konnte und wollte! Lauter irdische Worte indessen: bis wir das Allerklärende gefunden haben! Bis dahin wundre ich mich über meine eignen Fähigkeiten, Wünsche und Bedürfnisse: das Bedürfniß zum Glücke — ist uns doch der höchste Bürge für dessen Existenz: und so auch mit unserm Schimmerchen von Vernunft."

Einem Freunde, welcher durch einen Todesfall schmerzlich betroffen war, schrieb Rahel

(1821): „Da iſt nichts zu ſagen, als Gott anzuſehen, ob er uns nichts ſagen wird. Der ſpricht aber nur ein= für allemal, wenn er uns in's Leben ruft. Und richtig citiren Sie den, der da ſagt: il y a des moments, où l'on ne peut rien faire que de vivre. Leben; iſt die große Ureſſenz, der tiefe Urſtoff, woraus Alles enſquillt, mit und ohne unſer Zuthun.“ In großer Krankheit (1829) ſchrieb ſie mit noch ſchwacher Hand zu dem ſchönen Worte von Saint-Martin: „Un des grands dangers de l'homme est de se croire abandonné, quand il souffre. N'oublions jamais qu'on veut ici notre purification, et non pas notre perte,“ indem ſie die letzten Worte unterſtrich, ein inhaltſchweres „Amen!“ worin aller Schmerz der Seele ſich in himmliſchen Troſt verwandelte! Und zwei Tage ſpäter ſpricht ſie zu einer Freundin: „Ich war vor Gericht; ich ward freigeſprochen. Das große Leiden, meine inneren Zuſtände; mündlich! Ich grüße Sie aus beſtem Herzen! Ich dachte an Sie. Aus dem Frühling iſt nichts geworden: aus unſerm gar nichts. Gott will es ſo: und ſomit ich auch. Ganz ſtill und ergeben. Für Sie

mit; Menſchentochter! Ich habe wahrlich gelernt ergeben ſein, und alles Gewünſchte Gott — mehr vertrauender, als meinen Herzensſtrömen — zu Füßen zu legen. Grünes ſehen (!!!) — auch. Mehr hab' ich nicht; mehr kann ich nicht. Aber Athem holen, das muß ich. Der war weg." Aus demſelben Jahre iſt auch noch Folgendes: „Zerſplittert ſind wir in einer Arbeit begriffen: in eine Arbeit, in eine Zerſplitterung gegangen — aus dem Paradies; zum Verſtändniß; — in eine Arbeit vertieft, in einen Theil unſeres Vermögens: wie hier, wenn wir uns in einer Wiſſenſchaft augenblicklich verlieren. Deſſen bin ich gewiß: bis Zauberſchlag — des Denkens, zum Beiſpiel — uns nicht rettet, hilft nichts als Ergebung, — oder Spiel, im weiteſten Sinne des Wortes, — die Gewißheit aber, daß wir nur mit einem Theil des Verſtändniſſes hier hauſen, die habe ich: und dieß iſt Troſt und Religion. Umſonſt ſind wir auch ſo nicht abgegangen, ſo zerſplittert. Es iſt ſchlimm: aber hat gewiß einen guten Grund; wie all' unſere Thorheiten noch immer. — Dieſer Gedanke war vorgeſtern Nacht der Anfang meiner vielen

mir wie zuſtrömenden; erleuchteten, hätte ich ſie ihrer Hellheit und Umriſſe wegen nennen können, — inmitten welcher mich ein Krampf und eine Unfähigkeit überfiel."

In früherer Krankheit (1825) hatte Rahel, als ſie eine große Entſcheidung herannahen glaubte, inmitten aller Schmerzen und angſtvollen Spannungen des Körpers, ihren Seelenzuſtand mit glühender Innigkeit dargethan. Sie bat Gott um einen nicht allzu ſchweren Kampf; ſie verſicherte, ganz ruhig und gefaßt zu ſein, wie immer. Dann ſagte ſie: „O, ich liebe alle Menſchen; ſie ſind alle wie von meinem Fleiſch und Blut; ſo zuckt es mir, wenn einem von ihnen was iſt." Über ihre Schmerzen: „Ich verſtehe ſie nicht; aber ein Andrer. Schmerz iſt Gottes Geheimniß; der verſteht ihn." Ferner: „Könnte man ſich nur recht zu Gott wenden, ſo wär' einem gleich geholfen. Mit ſeiner Hand hebt der einen heraus; ich habe ſie ſchon an mir gefühlt, ſeine Hand. Aber ſo recht, wie man kann und ſoll, ſich ſo ganz mit dem Auge an ihn anſaugen, das gelingt nicht immer, man will und kann nicht immer ſtark genug." Und

dann: „Höhere Geiſter ſehen und hören jetzt meinen Jammer. Gott ſelbſt hört und ſieht mich, er weiß um mich, und um jeden Schmerz in mir; er iſt nicht zu groß dazu.“ Später äußerte ſie: „Solche Krankheit, ich fühl' es, iſt jedesmal eine Gnade. Es wird einem ein Ruck gegeben, ich fühl' es, zum Beſſern, zur Entwickelung. Man muß dafür danken, und gute Gelübde thun.“

Von ihrer letzten Krankheit aber möge man die umſtändlichen Nachrichten leſen, die uns darüber aufbewahrt ſind. Hier iſt kein philoſophiſches Grübeln, kein geiſtreiches Spiel der Gedanken, keine Beſchäftigung mit Anſichten, Meinungen, Formeln: hier iſt der Kampf ſelber um Leben und Tod, die große Schlacht, in der es die menſchliche Seele gilt, hier iſt Werk und That, die ganze Fülle und Macht der Religion in Ausübung!

In einem ſo regen, feurigen Verhältniſſe der Seele zur Gottheit mußte als höchſter Ausdruck deſſelben auch das Gebet ſich in eigenthümlicher Kraft und Lebendigkeit darſtellen. Merkwürdig iſt hier zuerſt die große Erörterung dieſes Gegenſtandes in einem Briefe an den

Grafen Cuſtine (1817), wo es unter Anderm heißt: „Ich muß ſagen, daß ich's nicht verſtehe, wie man ſich mit Bedacht zu irgend einem Seelenzuſtande, mit Gefliſſenheit oder Willkür, ſtimme! Nur zu einem Guten in der Welt muß man ſich zwingen, und nur das eine bleibt, meines Bedünkens, auch erzwungen noch Gutes. Zum Rechtthun nämlich. Alles Andere läßt ſich bei mir wenigſtens gar nicht erzwingen. Am allerwenigſten das Gebet; das Gebet durch Gebet. Dieſes Ausſtrömen der Seele! Wo ſie losgelaſſen ſein muß von allen Gedanken und Banden des hieſigen Daſeins, welche ihr nur Angſt oder Entzücken, Berührung Gottes durch allen Weltdrang durch, abſtreifen können! — Wenn wir denken, können wir nicht beten, und unterhalten wir uns dann weniger mit dem höchſten, Alles verſtehenden Geiſt? Iſt Gott fragen, oder zu ihm beten, nicht Eins? Wenn auch das Eine mehr ein Genießen, ein Seligſein? Kann ich mir kindiſch den höchſten Geiſt denken, wie ich ſelbſt nicht mehr bin? daß er gelobt, geprieſen, gehallelujaht ſein will? Verſtehen, begreifen muß ich ihn; immer mehr von ihm, durch ihn wiſſen;

empfinden muß ich ihn; mit ihm sein können; so viel als möglich; immer mehr! Wenn meine Thätigkeitskräfte sinken, die Verständnißgaben nicht mehr hinreichen, nichts mehr das Innerste von uns, das Herz, erleuchten, ihm antworten, es beruhigen kann: wenn wir erliegen in Entzücken oder Angst, dann strömt das Gebet! Ein anderes, als das uns aufgegebene Dasein hebt an, wir haben eine augenblickliche Kraft, eben weil die andern Kräfte schweigen, aufzufahren, ohne hiesige Bedingung. — Ein Gedanke an Gott ist beten. Heilige, fromme, ernste, rechtliche Vorsätze sind beten. Gründlich, recht, angestrengt, ohne Eitelkeit tief nachdenken, ergründen, ist beten. Wenn sonst hier nichts, und nichts Besseres zu thun wäre, als Beten, Lavaters Beten; wie müßt' ich mir den höchsten Geist denken? Ich soll beten, bis er mich erhellt, wieder zu sich, oder überhaupt mich ihm näher bringt. Warum läßt er sich so sehr bitten? Oder ist's eine selbstthätige Arbeit, ein Weiterschreiten, das Beten, so ist's das Denken auch: und dem lieben Gott gewiß lieb! Es ist überhaupt kindisch — meinen besten Menschen kann ich diesen

Gedanken nicht als ein Geheimniß hehlen! — vom lieben Gott zu ſprechen, und den anders als in der Perſon der Vernunft und Güte in unſere Angelegenheiten einzuführen. Wir ſind gezwungen, einen höhern, einen höchſten Vernunftgeiſt, der ſich und Alles verſteht, anzunehmen; das angſt- und entzückenfähige, helle, fürs Licht der Erde blinde Herz bedarf eines Vaters, an deſſen Hand es ſich ſchmiegt. Eben weil wir ihn nicht begreifen und verſtehen, und er in Allem, was begriffen werden kann, nicht zu faſſen über uns ſteht: und ewig legen wir ſeinem Urtheil, ſeinen Abſichten unſern Maßſtab an; den höchſten, den er uns gab, das iſt Vernunft und liebliche Güte; ein Mitgefühl für Andere, ein Stückchen Perſönlichkeit in ihrer Perſönlichkeit; durch Vernunft und Mitgefühl wiſſen wir von einander, und verkehren wir mit einander. Dieß hat uns Gott verliehen. An den beiden Enden, Entzücken und Verzweiflung: an beiden Enden einen gedankenloſen élan; Gebet! Den können wir aber nicht machen: ſonſt iſt's ein Bitten um dieß und jenes, welches ich kindiſch den ganzen Tag executire; aber ſchon

weiß, was ich davon halte. Innere Erleuchtungen, Wunder, Alles iſt möglich; mir ſind ſie nicht fremd, ich erwarte ſie immer, und glaube ſie ehrlichen Menſchen.“ — Ja, die Erhörungen, die Zeichen und Wunder, die fortdauernde Offenbarung lagen dieſer Seele wieder ganz im Gebiete des täglichen Lebens, und die Natur ſelbſt mit ihren Geſetzen, die des Geiſtes mitbegriffen, war ihr nur groß und erhaben und tröſtlich und ſüß, inſofern das Unendliche ſie daraus anſprach!

Wie die Perſönlichkeit Gottes und die Unſterblichkeit der Seele für Rahels Denken nicht ängſtliche Erforderniſſe waren, aber indem ihr Geiſt ſich frei emporſchwang, dennoch ihr Gemüth von jenen Vorſtellungen durchdrungen war, in ihnen lebte, ſie mit keiner andern vertauſchen konnte: ſo war auch das Gebet, neben jener dargelegten hohen und freien Anſicht, die deſſen Ausübung, wo nicht entbehrlich zu machen, doch ſehr zu beſchränken ſcheint, in der Wirklichkeit für Rahel die dringendſte, nothwendigſte, immer und immer ſich darbietende, ſicherſte und innigſte Zuflucht ihres Herzens. Alle ihre

Gedanken nahmen dieſe Wendung, ihre Gefühle, ihre Wünſche, von jedem Gegenſtande her, von jeder Stimmung aus. Sie ſprach mit höchſter Inbrunſt und ganz perſönlich zu Gott, trug ihm jedes Anliegen vor, mit rührender Kraft, auf den Knieen, in Thränen, in ſtarkem und heiterem Vertrauen! Gott war in Allem ihr Zeuge, ihr Anhalt, ihr Rather und Helfer, zu ihm ſchrie ſie wie ein Kind zu ſeinem Vater, den es nie fern glaubt. In dieſer treuen und ſüßen Gewöhnung konnte ſie ſogar zu froher Laune übergehen, und wenn ſie einſt (1821) bei einem Streit über eine ganz unbedeutende Sache, wo aber die auffallendſte Verkehrtheit ſich geltend machen wollte, leidenſchaftlich ausrief: „Gott! haſt du denn keinen Donner mehr? und wenn es auch nur um einer Kleinigkeit willen iſt, ſchick' einen, zum Zeichen!" ſo beſtand neben dem Komiſchen ſolch liebenswürdigen Ausbruchs die fromme Ehrlichkeit der Berufung doch in ganzer Kraft!

Wie dieſe ſtete Hinwendung zu Gott nun auch ſich als Liebe zu ſeinen Geſchöpfen, zu den Nächſten darthat, als allgemeine Menſchenliebe und Wohlthätigkeit hervorbrach, davon zeugen

auf allen Seiten des Buches Rahel die vielfachſten, die rührendſten Ausſprüche und Erzählungen. Wen bewegt es nicht, wenn Rahel, krank, in der Fremde, bedrängt, angſtvoll, und dabei hart und ſchroff von den Nächſten behandelt, auf einen endlich guten Brief den Geſchwiſtern antwortet (1813): „O! äußert euch gut gegen mich! Ich bin einmal leidenſchaftlich, und nicht nur, wie ich ſehe, in der Liebe, wie man's nennt: in allen Affectionen; ja, ich beſtehe, und glaube, der Menſch beſteht nur aus Affecten: und dreiſt kann ich euch Allen die Frage machen: kennt ihr mich nur für mich bewegt, beſorgt und thätig? Wem von euch ſein Intereſſe geht mir nicht durch und durch ins Herz? Hans! zittre und weine ich nicht ſo heftig, als für mich, wenn du mir einen Unfall von dir mittheilſt? Beweintet ihr heftiger Paulinchen als ich? Knie' und bet' und ſchrei' ich nicht zu Gott, wenn ihr krank ſeid, als wenn ich's ſelbſt bin? Pflegt' ich euch nicht Alle ſeit meinem neunten Jahr! Robert zu einem Jahr! Theil' ich euch nicht Alles mit? Ruhe ich eher, ehe ihr Intellectuelles, Angenehmes, Geſelliges, Alles habt, was ich nur

erreichen konnte, hab' ich je ich, nicht immer wir geſagt, und Gott weiß, wie ewig gedacht! Ich bin kein ſtockiger Selbſtler: ein freudiger, empfindlicher Lebensverbreiter! Und viele Fehler müßt ihr, könnt ihr ſolchem Freund zu Gute halten! Alſo freute mich euer letzter Brief ungemein! heilte gleich das Herz mir, für Vergangenheit, Gegenwart und für noch furchtbare Zukunft. Weil er freundlich und gütig war!" — Und während es ihr ſo ſchlimm erging, Verwandte und alte Freunde, auf die ſie gerechnet hatte, ihr fremd und untreu wurden, Furcht und Sorge und Krankheit auf ſie einſtürmten, wie vergaß ſie ihrer ſelbſt, um in dieſer Lage noch fremder Noth beizuſtehen, der größern, der dringendern! In kurzen wahrhaften Zügen drückt ſich dieß durch folgende an eine Freundin gerichtete Worte aus: „Tauſend und tauſend Menſchen konnte ich hier helfen, beiſtehen, ſtützen, unterſtützen, tröſten. Unſer ganzes Land ſah ich hier. Es ſchwoll mein Herz. — So kam die Eulmer Schlacht; unſere vom Platzregen begoſſenen Straßen waren mit unbehauſten Verwundeten bedeckt. Meine Landsleute! Ich ſtürzte

auf meine Knie und ſchrie zu Gott. Er gab mir einen Brief nach Wien ein, und Geld, unzählige Kleidungsſtücke und Wäſche erhielt ich. Frauen ſtanden mir hier bei: und ich ließ kochen; und half. So lange bis ich unpaß wurde, dieß aber der Verwundeten, Darbenden wegen nicht achten konnte; ich wurde kränker, mußte mich im October legen: arbeitete doch: ſtand wieder auf, ward immer kränker; die Agitation dazu; alle Preußen kamen zu mir, jeder ſchnitt mir in's Herz. So ging's, mit tauſend Ereigniſſen, die nur zum Erzählen ſind, vermiſcht. So kam December; da wurde meine freundliche Wirthin heftig und gefährlich krank; ich wartete ſie, ſelbſt krank; ſechs Wochen quälte ich mich mit Wirthſchaft und Allem, wie du bei Grotthuß. Ich wurde immer kränker: den letzten Montag vor ſechs Wochen ſtürzt' ich zu Bette, wo ich noch liege. — Auch nur mündlich! Wie von meinen Gebeten, Gelübden, wie ſie Gott annahm und erhörte. Dir darf ich mit Gotteserlaubniß ſo etwas erzählen. Dieß iſt meine ganze Liebe zu dir. — Offenbart ſich uns des Allmächtigen Willen ſo hart? Amen! Er weiß es: ich bin

ganz ergeben, und denke mir wahrlich Gutes aus während unverſtändlichen Leiden und Schmerzen; damit auch ſchon jetzt für mein Bewußtſein welches daraus entſtehe. Anders weiß ich Gott nicht zu dienen; mich nicht aus der Verzweiflung zu ziehen." Mit vollem Rechte konnte Rahel von ſich ſagen (1814): „Wenn Gott mir Menſchen ſchickt, bei mir iſt kein Athemzug, kein Pulsſchlag, kein Blick verloren. Drum bin ich ſo außer mir, wenn mir die Nächſten fehlen. Eltern, Geſchwiſter, Geliebte! Weil ich an Gottes reinem Altar jedes niederlegen würde; im friſchen, reinen Herzen hintragen!" — Und wie lieblich und fromm quillen dieſe Gebetesworte hervor, welche die Betrachtung eines Unglücklichen und Troſtbedürftigen dem bewegten Herzen eingibt: „Holde, milde, troſtvolle Natur, nimm ihn auf in deinen unendlichen Schoß! verwehe ihm jede Menſchenſpur aus dem geängſtigten, mißbrauchten, von ihm ſelbſt mißbrauchten und mißverſtandenen Herzen: verleihe ihn ein in dein Geſundheitsathmen, vereinige ihn mit Element und Wetter! daß er ſelbſt geſund, durchſonnte Atmeſphäre athme, einſauge, empfinde, und mit

ihr einverſtanden ſei, durch frei bewegten Organismus der Glieder und ſeines Geiſtes; daß er kein Verhältniß, nur ein Sein fühle, und eine frohe Welt empfinde!“ Nach den gewonnenen Schlachten iſt Rahels Empfindung auch zuerſt gleich wieder auf das Menſchliche gerichtet, und welchen Ausdruck findet ſie dafür! „Friede will ich — ruft ſie aus — und jeden Sohn bei ſeiner Mutter; Feinde und Freunde ihre.“

Schön iſt auch folgende, aus ernſtem und ſcharfem Geiſtesblicke zu liebevoller Güte ſich hinbeugende Betrachtung (1826): „Niemand iſt gnädig gegen uns, als Gott und unſer Gewiſſen. Weil kein Anderer uns und die Weiſe, wie etwas in uns vorgeht, kennt. Auch wir lieben nur die, welche wir kennen; und müſſen Alle lieben, die wir kennen. Gehäſſiges bleibt uns immer fremd; und Tadel und Haß ſind nur eine gehäſſige Bemühung und Probe zur Liebe; die dem Leidenden ſowohl, als dem thätigen Gegenſtande derſelben wehe thun; darum können wir nicht zart und behutſam genug damit umgehen: und wir lügen nicht, wenn wir ſie verbergen, und dieſe Verſuche ſo zart anſtellen, als der weiſe

Arzt die Werkzeuge ſeiner Kunſt gebraucht. Überhaupt thäten wir gut, einander als erſt Geneſende zu behandeln, da wir ja Alle erſt die völlige Geſundheit des geiſtigen Lebens zu erſtreben haben. Welches wir immer vergeſſen." — Auf dieſes Thema kommt Rahel in den mannigfachſten Wendungen immer zurück; ſo in folgender Stelle (1829): „Wo zwei oder drei im Namen des Herrn verſammelt ſind — verheißt er — er woll' mitten unter ihnen ſein. Der gute Geiſt iſt da ſchon mit ihnen. Da kann ſchon Liebe und Gerechtigkeit wirken. Menſchen gehören zuſammen; um das Maß, Vernunft, anzulegen; um lieben zu können. Das Herz iſt die Zunge, womit wir die Nahrung unſers Geiſtes gleichſam ſchmecken. Welche große, geiſtreiche Anſtalt! Aus dieſem Punkte her iſt zu hoffen." —

Der religiöſe Bezug der Milde, der höchſte und innigſte Antrieb des Wohlthuns, laſſen ſich nicht kräftiger und lieblicher ausdrücken, als in dieſem ſeelenvollen Worte: „Der beſte Wille, die höchſte Pflicht, die größte Creaturenliebe wird in Anſpruch genommen, wenn ein Armer das

Wort ſagt: „Um Gotteswillen!“ Das ſolle uns immer erſchüttern.“ Von dieſen Antrieben der Wohlthätigkeit, von den Empfindungen der Menſchenliebe, war Rahel ihr ganzes Leben hindurch erfüllt, und ſie fand in dieſer Fähigkeit des Antheils für Andere ſogar einen Erſatz für die Gaben, die ſie vermißte. So ſagt ſie (1829): „Nur durch Liebe und wahre Gottesfurcht können die Menſchen in das Herzenselement zurückgeführt werden. Gottesfurcht beſteht in der Einſicht, daß wir Alle von ihm herkommen und gleich ſind, und gleich gut und ſchlecht behandelt werden ſollen! Täglich bekomme ich mehr und mehr Belege dafür, ein empfindlich Herz iſt eine Gottesgabe: das öffnet die Pforten dieſer Einſicht; das brachte ich mit. Dieß iſt aber auch mein ganzes Talent; für alle andere, die ich nicht habe. O welch Surrogat!“ — Und in demſelben Sinne konnte ſie ſpäterhin (1831) demüthig und beſcheiden, alles Geiſtreichthums vergeſſend, den ganzen Ausdruck ihres Weſens in den einfachen Worten finden, die ſie ſich zur Grabſchrift erdacht; ſie ſollten heißen: „Gute Menſchen, wenn etwas Gutes für die

Menſchheit geſchieht, dann gedenkt freundlich in eurer Freude auch meiner.“ —

Rahels Selbſtverläugnung und Milde, wo es auf Thun und Leiden ankam — nicht wo es Einſicht und Beurtheilung galt, denn da war ihr ſtrenger Wahrheitsſinn unbeugſam und keiner Verläugnung oder nur Verſchleierung fähig — zeigten ſich am ſchönſten in der Art, wie ſie Unrecht ertrug und vergab. Sie fühlte es tief, ſie empörte ſich lebhaft dagegen in ihrem dafür beſonders empfindlichen Gemüthe; allein immer wählte ſie lieber den eignen Nachtheil oder Schmerz, als den des Andern, nie befreite ſie ſich durch Härte und Bitterkeit von der, welche ihr Andere zufügten. Und jedes Unrecht, jede Härte, welche ſie erlitt, ſie waren in ihrer Seele ausgelöſcht, ſo wie nur der Andere dieß wollte, nur ſelber ſie vergaß! Sie erlebte oft Rache, ſie wollte ſie aber nie; niemals hat ein Menſch, bei ſo verwundbarem Gefühl und ſtarkem Gedächtniß für das Erlittene, ſich weniger zu rächen geſucht! Und auch darin wollte ſie kein Verdienſt ſich beilegen, keine Tugendübung anerkannt ſehen. Sie ſagte vielmehr (1817): „Ich bin ohnehin

gesonnen, mich nur zum Verklagtwerden, aber nicht zum Klagen, am jüngsten Tage zu stellen! — Mißverstehen Sie mich auch nicht! Dieß geschieht nicht aus Großmuth, aber aus Überdruß: Ekel; ich mag die alten Höllengeschichten und Erinnerungsempfindungen nicht noch einmal durchgehen, auch mache ich mir aus keinem Rechtkriegen mehr etwas, was mir nicht mehr dienen kann, außer zum Recht; so hatte ich's hier auch schon; und Alles, was zu alt ist, zu lange dauert, gefällt mir nicht mehr. Also will ich mich nur stellen, wo ich's nicht vermeiden kann — und den Himmel — oder ein Künftiges — als Himmel ansehen und annehmen." — Daß sie selber dem Urtheil nicht entgehen wollte, zeigte sie ihr Leben lang, und hiebei war so sehr das gute Gewissen, als die wahre Gerechtigkeitsliebe in ihr wirksam. Ja sie wünschte die Tage des Gerichts vervielfältigt, und schrieb hierüber in höchster Beziehung die merkwürdigen Worte (1817): „Gern lasse ich mich beurtheilen; schon als Kind wünscht' ich mir oft den jüngsten Tag nah, damit alles Unrecht und Recht, was meine Seele drückte, an sein Licht käme!

An eines andern Tages Licht kommt leider nur allzu wenig die eigentliche Bewandtniß und Verwickelung menschlichen Handelns, und die Gesinnung als Triebfeder! Redlich ist's und sittenbetriebsam, wo möglich Tage herbeizurufen, die dem großen verheißenen vorgehen; und stufenweise, nach unserer Kraft und besten Einsicht, jenes alltheilende Licht schon jetzt uns näher zu bringen." Denn als eine Heilung und Ausgleichung, nicht als Grimm und Strafe, erschien ihr die ewige Gerechtigkeit; nur milde und gütige Vorstellungen wollte sie in diesem Betreff hegen, und die menschenfreundlichen Zeilen eines edlen französischen Dichters:

„Il est assez puni par son sort rigoureux,
Et c'est être innocent que d'être malheureux,"

worin ihre Denkungsart bündig ausgedrückt ist, waren ihr von jeher als Wahlspruch in's Herz geprägt, und bis in ihre letzte Lebenszeit trostvoll gegenwärtig! —

Doch konnte diese Weichheit des Herzens, diese Güte des Sinnes, diese Bescheidenheit und Selbstverläugnung, welche Rahel ununterbrochen bewies und ausübte, niemals in ihr die

falſche Demuth erzeugen, ſich ſelbſt unwürdig herabzuſetzen, oder auch nur zu verkennen. Sie war, wie ſie wohl wußte, des Zornes fähig; und tadelte ſich allenfalls wegen zu großer Heftigkeit der Äußerung, aber nicht wegen der Gemüthsregung ſelbſt; ſie liebte vielmehr den Zorn, bei ſich ſelber, und auch an Andern; ſie ſah etwas Urſprüngliches, Ehrliches und Tüchtiges in ihm, das ihr ihn werth machte. Ihr Gefühl hierin zu vertheidigen, und als ein religiöſes ſogar zu rechtfertigen, kommen uns die Worte eines gottſeligen Lehrers zu Statten, Johann Taalers, der in ſeinem Werke von den Tugenden ſagt: „Die Kraft zu zürnen, iſt ſie nur männlicher Art, iſt wohl eine edle Kraft, ſie beflügelt und erhebt den Geiſt zu erhabenen Dingen, wohin die Seele nach ihrem höhern Geiſtesvermögen unaufhörlich ſtrebt.“ Rahel aber hatte das Hochgefühl des eignen Daſeins, die freudige Selbſtgenügſamkeit, welche nicht mindere Beſtandtheile der wahren Frömmigkeit ſind, als Demuth und Unterwerfung. Sie wußte, wer ſie war, und was ſie hatte; und bekannte es laut und gern mit ſolcher Unbefangenheit, ſo unperſönlich,

ſo zur Ehre Gottes könnte man ſagen, daß wohl ſelten ein Menſch mit ſolcher Geradheit, ſo ohne Anmaßung und Eitelkeit, gegen Andere ſein eignes Lob auszuſprechen fähig und berechtigt war! Rahel konnte ſo unſchuldig als wahr an Marwitz ſchreiben (1812): „Was erſpähe, was erfrage ich auch Alles, was iſt die Welt! Welche Schickſale! Welche ſtille, ungerühmte Größe, Religion im höchſten Sinn, lebt in Weibern, die ich in grasbewachſenen, vergeſſenen Höfen fand. — Wie iſt Alles anders, als es von den berühmteſt Klügſten ausgeſchrieen, gedruckt, geleſen und geglaubt wird!!! Gott weiß nur die Bewandtniſſe, die inneren Herzensbeweggründe; und manche von ihm herabgelaſſene, wahrhafte, unbetrügliche, einfache gute Menſchen. Mich hat er auch dazu erwählt. Der furchtbringendſte Frevel wär' es, wenn es nicht wahr wäre, und ich es ſagte. Aber alle Tage werde ich frömmer und innerlicher; und reinige mich mehr.“ Und früher, in einem der gewaltigſten Briefe, die je geſchrieben worden, an Veit (1805), wo ſie nach vielem andern Großartigen, von ſich ſelber ſpricht: „Welche Freundin haben Sie gewählt, gefunden und empfunden!

Ich verſtehe einen Menſchen, Sie ganz. Vermag es, wie doppelt organiſirt ihm meine Seele zu leihen, und habe die gewaltige Kraft, mich zu verdoppeln, ohne mich zu verwirren. Ich bin ſo einzig, als die größte Erſcheinung dieſer Erde. Der größte Künſtler, Philoſoph, oder Dichter, iſt nicht über mir. Wir ſind vom ſelben Element. Im ſelben Rang, und gehören zuſammen. Und der den Andern ausſchließen wollte, ſchließt nur ſich aus. Mir aber war das Leben angewieſen; und ich blieb im Keim, bis zu meinem Jahrhundert, und bin von außen ganz verſchüttet, drum ſag' ich's ſelbſt. Damit ein Abbild die Exiſtenz beſchließt. Auch iſt der Schmerz, wie ich ihn kenne, auch ein Leben; und ich denke, ich bin eins von den Gebilden, die die Menſchheit werfen ſoll, und dann nicht mehr braucht, und nicht mehr kann. Mich kann Niemand tröſten: ſolch weiſen Mann giebt's nicht: ich bin mein Troſt; nun giebt es noch das Glück! Das iſt aber wie beleidigt von mir: und ich fühle auch, ich beleidige es. Das Glück definir' ich Ihnen ein andermal. So ungefähr ſteht's mit mir. Lebten Sie in Einer

Stadt mit mir, Sie hätten einen unendlichen Genuß! Sie können ſich das ewige Erblühen meines Lebens gar nicht denken. Aber Sie müßten ſich die Strenge gefallen laſſen, mich nur zu ſehen, wann ich will. Sterben Sie nur nicht! Das hängt ganz von Ihnen ab. Ich will mich gewiß nicht ſo vergeſſen. Ein Menſch, wie wir, kann nur aus inadvertance ſterben; das fühl' ich auf's Lebhafteſte. Auch giebt es eine andere Art, das Leben zu erhalten; es giebt Tropfen auf anderen Sternen, die allein hinlänglich ſind, ein von Erde geſponnenes Leben zu erhalten; den Umſchwung, die Nahrung des begriffenern, gröbern Lebens, u. ſ. w.!!! Sein Sie nicht ängſtlich, ich bin gewöhnlich gelaſſener. Wenn ich aber an Menſchen ſchreibe, geſchieht es mir, daß der ſchwer erfüllte Horizont meiner Seele losgewittert. Himmliſche Menſchen lieben Gewitter. Auch ein Grund, warum ich das Schreiben ſcheue." — Wer ſo über ſich zu reden vermag, der beweiſt eben dadurch ſeine Berechtigung, es zu thun. —

Ihren eignen Satz, „daß jeder Menſch ein großes Schickſal hat, der da weiß, was er für

eines hat," machte Rahel an ſich ſelber wahr. Den Zuſammenhang ihres Daſeins, ihres Lebens, hatte ſie tief erfaßt und ſtark in ſich verarbeitet, zum klarſten Bewußtſein geläutert. Von den zahlreichen hierauf bezüglichen Stellen führen wir nur einige beiſpielsweiſe an, da dieſer Gegenſtand hier über unſre Abſicht hinausgeht. In einem Briefe vom Jahre 1811 heißt es: „Nur Neigung, nur Herzenswünſche! kann ich ihnen nicht leben, bin ich dazu zu elend, zu verworfen, zu heruntergeriſſen und mißhandelt: ſo will ich ſie von nun an mir ergründen und ſie anbeten! Gottes ſtarker Wille iſt das im Herzen — im dunkeln, blutwogenden —, der kein Amen bei uns hat, deßwegen täuſchen wir uns, bis es todt iſt. Sie haben mich gefaßter gefunden die letzten Tage. Was iſt es anders, als daß ich zu meiner Neigung wieder hinabgeſtiegen war, über die ich mich erheben, zerſtreuen wollte. Glücklich bin ich fürwahr nicht von ihr gemacht; noch ſanft, noch nur menſchenverſtändlich behandelt, und doch erhalt' ich mich nur ſelbſt, wenn auch in herbem Zuſtand, wenn ich mich ihr hingebe, mich ihrer ganz erinnere, und nicht Sinnen und

Herz ihre Güter vertauschen will." Im Jahre 1814 aus Prag schreibt Rahel die entschiedene Wahrnehmung: „Hier hab' ich herausgegrübelt: Schicksal und Glück sind mir nicht gut; Gott und Natur lieben mich aber." —

Solche Betrachtungen begleiteten Rahel ihr ganzes Leben hindurch, und nur immer geläuterter, ruhiger und gottergebener wird ihr Inhalt. Sie schreibt bei Gelegenheit eines Oratoriums von Händel (1826): „Ich weinte auch da. Was thut's! — Ich bin in Weinen alt geworden. Es wird schon recht sein. Gott ist klüger als wir." — Am reinsten und großartigsten aber ist es, daß noch vor ihrem wirklichen Lebensende dieser Entwicklungsgang einen reifen und fruchtbaren Abschluß gewinnt. Rahel findet ihr Schicksal schon beendigt, und darüber hinauslebend und auf das Ende zurück-, wie auf den neuen Anfang vorwärtsblickend, schreibt sie (im November 1832) diese erhebenden Gedanken nieder: „Nach Beendigung unsers Schicksals haben wir gleiche Gefühle, wie vor Anfang desselben. Eine Art von vaguem neugierigem Jugenddasein, ein zum All gehöriges

Daſein. Wenn man ſich nun einmal hat verlieren müſſen, ſo iſt es ſchön, dieſe kleine Seligkeit, dieſe zweite Jugend noch auf der Erde abzuleben, ſie auch nur zu koſten. Welch ruhevolles, genußergiebiges Daſeinsgefühl iſt es, gleichſam nur zur Atmoſphäre gehörig, mit ihr und durch ſie zu leben; mit einem Geiſt gekrönt, der dieß betrachtet; mit einem Herzen im Buſen, welches dieß allen Mitgeſchöpfen verſchaffen möchte! Dann iſt nur Geſundheit nöthig, die uns nicht trennt von der Atmoſphäre! Ich erwarte mir in aller Ewigkeit, wie Saint Martin, immer neue Offenbarungen. Wie ſchwer aber gelangt man zu ihnen! Wie lange bleiben ſie aus! Welche Schmerzen müſſen wir durchmachen! Aber ich danke für das Schimmer-Tag!" Was zunächſt ihrem Sterben voranging, der ſchmerzliche und doch befriedigte Rückblick auf ihre ganze Lebensfügung, das nicht zu miſſende Unglück, das doch erblühte Glück — dieß Alles an ſeinem Ort umſtändlich Erzählte begnügen wir uns, hier nur eilig dem Leſer in's Gedächtniß zu rufen. —

Wir dürfen bei Rahels Religiosität die besondre Eigenthümlichkeit nicht unerwähnt lassen, mit welcher sie von jeher der Vorstellung vom Sündenfall sich abgeneigt erwies, und dieselbe bei jedem Anlasse beharrlich bestritt. Sie sagt hierüber, in einer der vielen Stellen, einmal (1822): „Der Mensch ist noch vorwitzig über das, was er nicht weiß; rebellisch gegen das, was er nicht kennt. Er soll es aber sein: denn er ist so geschaffen. Aus Gnade und Güte, nicht aus Sündenfall. Er soll eine Persönlichkeit haben, und hat sie: Gnade, Güte, ist Existenz. In dieser uns bekannten Persönlichkeit ist uns nichts, was wir imaginiren oder wahrnehmen, gewiß, noch bleibend — also keine Garantie, die wir brauchen — so gehen wir Stufe vor Stufe nach dieser Gewißheit in uns selbst hinab, bis wir einen kleinen Punkt der wahren Unabhängigkeit entdecken, und der Gewißheit: Gewissen, das innerste Wissen, das Wollen und Thun, was wir für recht, für richtig — übereinstimmend mit dem Meisten — halten. Und unsre höchste Sittlichkeit ist wieder ein sich frei, ein sich unabhängig machen wollen. Nichts hängt von uns ab,

als dieß. Und es ist gerade umgekehrt, wie man sagt. Gott können wir uns nur mit — durch — unsere Fähigkeiten denken; was der beabsichtigte, nur mit der Intelligenz erdenken, die die größte Güte in uns legte; und unsere ahnende Vernunft kann nur vermuthen, daß noch eine höhere, erleuchtendere Aufgabe in uns aufgehen könne, als jetzt die unserer größten Sittlichkeit. Dieß ist kein Fall: sondern ein Steigen; und nicht wir stimmen mit Gott, das können wir nicht; er stimmt mit uns ein; er regiert uns, und wir müssen uns darum frei und unabhängig glauben — mühen und irren: aber ohne weitere Mährchen ergeben sein." — Ein anderesmal, da von der Begier des Menschen nach Erkenntniß die Rede war, und daß er von den verbotenen Früchten des Baumes der Erkenntniß durchaus habe „fressen" wollen, fuhr Rahel mit Eifer fort: „Der Mensch ist ein Geist; der soll nicht vom Baum der Erkenntniß fressen wollen! Wovon soll er denn fressen? Das wäre noch schöner!"

Es ist offenbar, daß hier nicht sowohl die Bedeutung, nicht die geistige Thatsache,

welche dem Bilde zum Grunde liegt, als vielmehr nur das Bild abgelehnt wird. Rahel ſagt in Betreff jener Thatſache ſelber (1827): „Alle Menſchen waren dereinſt Ein Menſch. Die ärgſte Folge des begangenen Irrthums iſt, dieß vergeſſen zu haben; und glauben zu müſſen, wir leiden ungerecht willkürlich. Den tiefern Urſprung aber, den der Möglichkeit des Irrens, müſſen wir einer höhern Einſicht anheim ſtellen.“ Daß aber jene bildliche Vorſtellungsweiſe auch bei ſtrenger chriſtlicher Lehre abgelehnt werden könne, zeigt uns, neben dem Beiſpiele vieler Gottesgelehrten, auch das bedeutende von Hegel, deſſen Übereinſtimmung mit dem kirchlichen Lehrbegriff des proteſtantiſchen Lutherthums anerkannt iſt, und der in ſeiner Religionsphiloſophie ſagt: „Über die Frage, wie iſt das Böſe in die Welt gekommen? iſt uns eine alte Vorſtellung, der Sündenfall, in der Bibel aufbewahrt. Dieſe bekannte Darſtellung iſt in die Form eines Mythus, einer Parabel gleichſam eingekleidet. Wenn nun das Spekulative, das Wahrhafte, ſo in ſinnlicher Geſtaltung, in der Weiſe vom Geſchehenſein dargeſtellt wird, ſo kann es nicht

fehlen, daß unpassende Züge darin vorkommen.“ Worauf er diese näher angiebt und beleuchtet. —

Die Wichtigkeit des Bildes wurde nur deßhalb so groß, weil man sich gewöhnt hatte, die Grundlage des Christenthums, nämlich die Wiederherstellung des Menschen, in einem buchstäblichen Zusammenhang mit jenem zu halten. Den wesentlichen Zusammenhang hält auch hier Rahel fest, und sagt unter Anderm in einem Briefe an Adam Müller (1820): „Ich möchte sagen, was ist am Ende der Mensch anders, als eine Frage! Zum Fragen, nur zum Fragen, zum ehrlich kühnen Fragen, und zum demüthigen Warten auf Antwort, ist er hier. Nicht kühn fragen, und sich schmeichelhafte Antworten geben, ist der tiefe Grund zu allem Irrthum: und ist man in diesem auch ehrlich, und irrt nur, so ist es doch Verzärtelung und Mangel an Klarheit; und bei beiden können wir nicht immer verweilen: die große allgütige Einrichtung Gottes, das wirkliche Verhalten der Dinge unter einander, und der Gedanken zu den Dingen, wird uns doch zum schwerern, demüthigern Werke mit

fortreißen. Auf ſolche Weiſe, glaub' ich, ſind wir zum ganzen hieſigen Daſein gekommen. Wir mußten es durchmachen. Wie überhaupt Menſchengeiſter lernen. Mit eigener Mühe; dabei fängt die große Mitgift, Perſönlichkeit an. Dieß iſt für mich „der Gedanke aller Gedanken, die Menſchwerdung Gottes;" die Gnade uns eine Perſon werden zu laſſen, und in dieſer Gnade find' ich auch gleich ihren eigenen Grund; ſie enthält ihre Bedingung in ſich ſelbſt." — In welcher Geſtalt und Wendung aber dieſer Gegenſtand, aus allem dogmatiſchen Streit erhoben, ihr am reinſten zum Herzen drang, legen klar und ſchön die ihr beſonders theuern Sprüche von Angelus Sileſius dar, wo es heißt:

„Wird Chriſtus tauſendmal zu Bethlehem geboren,
Und nicht in dir: du bleibſt doch ewiglich verloren."

Und ferner:

„Das Kreuz zu Golgatha kann dich nicht von dem Böſen,
Wo es nicht auch in dir wird aufgericht, erlöſen."

Zuletzt:

„Ich ſag', es hilft dir nichts, daß Chriſtus auferſtanden,
Wo du noch liegen bleibſt in Sünd und Todesbanden."

Und die rührende Äußerung wenige Tage vor ihrem Hinſcheiden, wo Rahel von Jeſus als

einem Freund und Bruder ſpricht, beweiſet genugſam, wie tiefverbunden und perſönlich nahe ſie ſich dem hohen Vorbilde fühlen konnte! Wem übrigens hier das chriſtliche Bekenntniß doch nicht buchſtäblich genug ausgeſprochen erſchiene, den dürfen wir hinſichtlich der chriſtlichen Frömmigkeit und des chriſtlichen Geiſtes auf die Worte hinweiſen, welche Schleiermacher, in den Anmerkungen zu ſeinen Reden, über Spinoza rechtfertigend ſagt! Und ſchließlich muß in Betreff Rahels überhaupt die Bemerkung gelten, daß hier vom Leben die Rede iſt, nicht aber von einem Syſtem, einer Wiſſenſchaft oder Theorie! —

Daß Rahel ihr ganzes Leben hindurch von Unglück und Leiden aller Art heimgeſucht worden, daß ſie mit größtem Schmerz ihr Mißgeſchick ſtets empfunden, und bitter beklagt, und auf perſönliches Glück früh verzichtet, ohne darum das perſönliche Leid minder herb zu fühlen, dieß hat ein kritiſcher Verneinungsgeiſt als ein Zeugniß gegen ſie anführen wollen, daß ihre Frömmigkeit nicht die rechte, daß ſie von dem Chriſtenthume nicht durchdrungen geweſen ſein könne, denn ſonſt würde ſie ja glückliche

Ruhe und frohe Befriedigung gefunden haben! Ein ſolcher Einſpruch will ſich zwar das Anſehen geben, aus einer frommen und befriedigten Geſinnung zu ſtammen, läßt aber den Kundigen leicht erkennen, daß nur gleißneriſcher Dünkel und ſcheinheilige Äußerlichkeit zu ſolcher Anſchuldigung verirren und ſich in ſolchem Fehlgehen offenbaren konnte! Wer mit ächter Frömmigkeit vertraut iſt, wer ſie wahrhaft beſitzt und übt, der iſt weit von der Anmaßung entfernt, ſein irdiſches Leben in Glück und Zufriedenheit durchzubringen, der weiß, daß Leiden und Kämpfe den Guten auf allen Wegen des Höchſten prüfend begleiten, und daß ihre Fülle und ihr Übermaß immer nur die Größe der Auserwählung bezeichnen, zu welcher die Seele berufen iſt. Nur der Scheinheilige, der von Frömmigkeit nichts weiß, aber in ihrem Schmuck einhergehen will, kann ſich ſtolz als Vorbild anbieten eines heiligen Zuſtandes, in welchem die Leiden und Schmerzen des Lebens ihm nichts anthun könnten: der Fromme weiß in ſeiner Demuth, daß er nur von Gnaden lebt, und daß ſeine Frömmigkeit ihn nicht gegen Leiden und Schmerzen ſchützt, im

Gegentheil ihn sie vollständig erfahren und tragen heißt; und sie wären nicht, was sie sein sollen, wenn er sie nicht als solche tief empfände, wenn er nicht nah der Verzweiflung doch immer höhern Trost und Zuversicht sich erhielte! Jener Verneinungsgeist muß nie das Beispiel, welches uns von Jesus selbst aufgestellt worden, recht bedacht haben, muß niemals die Lebensläufe der Frommen und Erweckten achtsam eingesehen haben, sonst würde ihm einleuchtend geworden sein, daß seine scheingerechte und scheinweise Voraussetzung nur seine Unkunde, seine Gleißnerei verräth! —

Kein Mensch war je von Schein und Äußerlichkeit mehr entfernt, als Rahel, kein Mensch unfähiger, die Frömmigkeit zur Frömmelei zu entwürdigen! Ihre Religiosität war heiter, kräftig, unaufhörlich laut hervorbrechend, und doch meist unmerklich verhüllt, immer dem Wesen nach gegenwärtig, dem Wortgepräng entfliehend, ihre ganze Erscheinung voll himmlischen Trostes, geistiger Frische und hülfreicher Werkthätigkeit! —

Und so dürfte durch diese nähere Betrachtung und Darlegung nicht nur hinreichend erklärt sein, warum das Buch Rahel eine so religiöse Wir-

kung ausüben konnte, sondern auch die Richtung und Sphäre angedeutet, in welche daſſelbe, gemäß der Entwickelungsſtufe eines unſrer Zeit eigengehörigen, in den allgemeinen Weltgang tief verflochtenen religiöſen Bedürfniſſes, fortwährend Erweckung, Troſt und Befriedigung zu bringen berufen ſein kann! —

* * *

Leben

der Königin von Preußen

Sophie Charlotte.

Von

K. A. Varnhagen von Enſe

Berlin, 1837.

Bei Duncker und Humblot

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

saur

BIBLIOTHEK DER DISCH. LITERATUR 3-598-53028-5
VARNHAGEN VON ENSE,K.A. FN. 12193/018

Der Frau Gräfin

Bertha Yorck v. Wartenburg,

gebornen v. Brauſe,

widmet dieſes Bild

in ehrerbietiger Huldigung und treuer Anhänglichkeit

Varnhagen von Enſe.

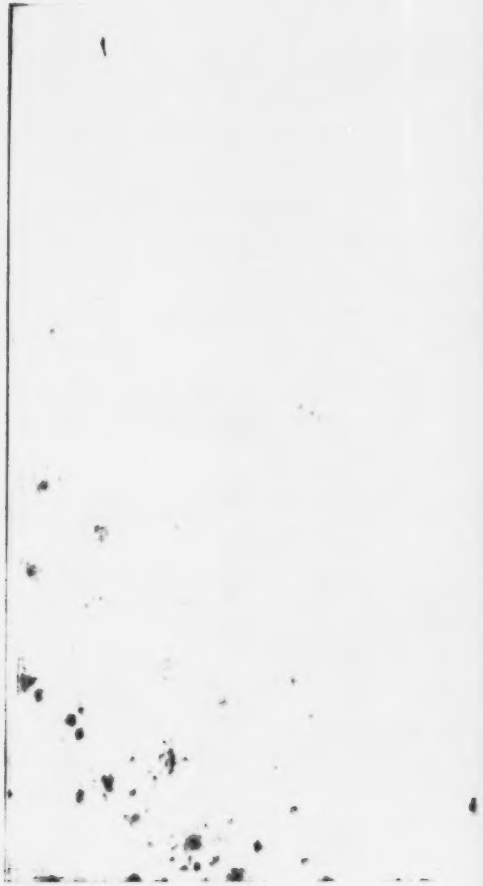

Für die Biographie giebt es kein allgemeines Vorbild; sie ist ein Gewand, dessen Zuschnitt sich nach der wirklichen Gestalt richten muß, dessen Zusammensetzung und Fülle durch Stoff und Hülfsmittel bedingt werden. Hieran zu erinnern sind wir besonders gedrungen, da wir das Leben einer Königin zu schildern unternehmen, das in geistigem Anschauen leicht als ein herrliches Dasein zu erkennen, in seinen Einzelheiten aber nur dürftig überliefert ist. Durch allgemeinere Behandlung würde hier ein mehr künstlerisches Bild möglich werden, doch für die geschichtliche Treue schien ein besserer Gewinn, unsre Schilderung überall an thatsächlichen Angaben hinzuführen, so viele deren nur aufzufinden und heranzuziehen waren.

Die Prinzessin Sophie Charlotte von Hannover wurde im Jahre 1668 am 20. Oktober auf

dem Schlosse Iburg im Hochstift Osnabrück geboren. Ihr Vater Ernst August war als Prinz von Hannover im Jahre 1662, seiner Anwartschaft gemäß, zum Fürstbischof von Osnabrück eingesetzt worden, wie denn der westphälische Friedensvertrag die seltsame, in weltlichem und geistlichem Sinne übelerdachte Festsetzung enthielt, daß in diesem ansehnlichen Bisthum, dessen Besitz keine der streitenden Religionspartheien der andern ganz überlassen wollte, abwechselnd ein katholischer und ein protestantischer Fürstbischof auf einander folgen, der letztere aber stets ein Prinz aus dem hannöverschen Hause sein sollte. Ernst Augusts Gemahlin war Sophie, Prinzessin von der Pfalz, Tochter des unglücklichen Friedrich von Simmern, Kurfürsten von der Pfalz, der im Beginn des dreißigjährigen Krieges durch die Wahl der Stände von Böhmen die Krone dieses Königreichs erlangt, aber sie durch die Schlacht auf dem Weißenberge bei Prag gegen die Macht des österreichischen Hauses schnell wieder verloren, und hierauf auch seine Stammländer und die Kurwürde eingebüßt hatte. Dieser Kurfürst Friedrich hatte zur Gemahlin die einzige Tochter des Königs von Schottland Jakob Stuart, Sohnes der durch ihre Schönheit und durch ihre Schick-

ſale berühmten Maria Stuart. Die Gaben der Natur und des Geiſtes, welche dem Geſchlechte der Stuarts eigneten, vererbten ſich auf ihre Nachkommen; die Leidenſchaften der Maria, der Hang zum Nachdenken in Jakob, bildeten ſich auf verſchiedene Weiſe aus; durch die Verbindung mit dem pfälziſchen Hauſe verſtärkten ſich die mitgebrachten Erbtheile, und der weitere Uebergang aus dem pfälziſchen in das hannöverſche Haus, und von da in das brandenburgiſche, erhob und veredelte ſie. In jeder neuen Zumiſchung deutſchen Blutes gewann ſichtbar jenes ſchottiſche an Kraft und Maß.

Schon König Jakob I von Schottland war bekannt als ein Fürſt, der die Wiſſenſchaften ſchätzte, und ihrer Pflege faſt mehr Zeit und Aufmerkſamkeit widmete, als ſeiner Stellung gemäß erſchien. In der Stille zu denken und zu grübeln, war ihm Bedürfniß; er verfaßte ſogar einige Schriften, in welchen freilich kein großer Geiſt ſich offenbarte. Sein Ehrgeiz erhob ſich nur zu Anſprüchen, aber zu keiner Handlung; läſſig und ſchwach, verſäumte er die wirkſame Thätigkeit, ohne welche kein Herrſchen beſtehen kann.

Seine Tochter Eliſabeth, Gemahlin des ſchon genannten Kurfürſten Friedrich von der Pfalz, theilte

die väterlichen Neigungen vollkommen, aber mit beſſerer Ausſtattung an Seelenſtärke und Entſchloſſenheit. Ihr Ehrgeiz war kraftvoller und eingreifender, als der des Vaters, und ihr Antrieb hauptſächlich beſtimmte den Gemahl, die dargebotne Krone von Böhmen anzunehmen. „Wenn er ſich nicht getraue eine Krone anzunehmen," ſagte ſie, „ſo hätte er auch nicht eine Königstochter freien ſollen." Auch in dem Hange zu den Wiſſenſchaften zeigte ſie feſteren Boden und Erfolg. Sie hatte unter des Vaters Augen und Leitung ſchon in früher Jugend Griechiſch und Latein ſorgfältig erlernt, dann mit Leichtigkeit die neuern Sprachen, und bald mit Leidenſchaft auch die ſchwerſten Gegenſtände des Wiſſens erfaßt. Ihre Gelehrſamkeit wurde berühmt, und hätte, wie man ſagte, auch einen Mann gar wohl geziert, ſo umfaſſend und gründlich waren ihre Kenntniſſe, und ſo bedeutend wußte ſie ſolche darzuthun und zu gebrauchen. Nach dem unglücklichen Ausgange der böhmiſchen Unternehmung folgte ſie ihrem Gemahl nach Holland, wo dieſer eine Zuflucht und mannigfache Hülfe fand. So lange er lebte, ſchien er die Hoffnungen auf die Krone von Böhmen nicht aufzugeben; ſein Tod aber, im Jahre 1628, gab ſeine Familie dem traurigſten Unglück

preis. Die Söhne zerſtreuten ſich, je nachdem ſich ihnen eine Ausſicht bot. Seine Wittwe, welche noch immer Eliſabeth von Böhmen hieß, lebte anfangs im Haag, dann zu Rhenen in der Provinz Utrecht. Sie widmete ſich mit großem Fleiße der Erziehung ihrer Töchter. Zu dieſem Zweck, und zur eignen Unterhaltung, zog ſie Männer von Geiſt und Gelehrſamkeit in ihren Kreis. Für die Ausbildung des Geiſtes gab ſie aber ein beſſeres Beiſpiel, als für die Beherrſchung der Neigungen. Die Wiedereinſetzung ihres Sohnes als Kurfürſt von der Pfalz befriedigte ihren Ehrgeiz nicht; ſie hätte für ſich perſönlich Macht und Ruhm zu erlangen gewünſcht. Sie nahm zuletzt ihren Aufenthalt in London, wo ſie im Jahre 1662 ſtarb. Von ihren dreizehn Kindern, faſſen wir diejenigen, welche nicht früh ſtarben oder nur unbedeutend blieben, der Reihe nach in raſchen Ueberblick.

Ihr Sohn Karl Ludwig hatte nach dem Tode ſeines älteſten Bruders, der an der holländiſchen Küſte ertrunken war, die Pfalz und die Kurwürde durch den weſtphäliſchen Frieden wiedererlangt, und erwarb den Ruhm eines klugen und einſichtsvollen Fürſten. Ein zweiter Sohn, Ruprecht, wurde Viceadmiral von England; er war ein tapfrer Kriegs-

held, zog sich aber späterhin aus dem öffentlichen Leben zurück, und überließ sich seiner Neigung zu den Wissenschaften, besonders der Naturforschung. Aus seinen Versuchen ging das nach ihm genannte Prinzenmetall hervor. Ein dritter Sohn, Eduard, war in Frankreich katholisch geworden, und hatte die Prinzessin von Gonzaga, Schwester der Königin von Polen, geheirathet. Ein jüngster Sohn, Philipp, starb im Kriege dreiundzwanzig Jahr alt.

Nach diesen vier Söhnen sind nun vier Töchter zu nennen. Zuerst die der Mutter gleichnamige Prinzessin Elisabeth, in welcher die geistige Natur der Mutter und deren gelehrte Leitung am entschiedensten hervordrang. Sie war im Jahre 1618 geboren, und hatte schon als Kind durch den Unterricht der Mutter sechs Sprachen erlernt. Als sie heranwuchs, wurde sie auch mit der Litteratur dieser Sprachen vertraut; allein Geschichte, Beredsamkeit und Dichtkunst genügten ihr nicht, sie fühlte sich zu den tieferen Wissenschaften hingezogen, und studirte mit Eifer Philosophie und Mathematik. Als aber einige Schriften von Descartes ihr in die Hände fielen, glaubte sie bis dahin noch nichts gelernt zu haben, und verfolgte mit Leidenschaft diese neueröffnete Bahn. Die Philosophie von

Descartes erschien zu ihrer Zeit so gelegen, entsprach so sehr dem geistigen Bedürfnisse, daß sie, wie in späteren Zeiten die Kantische, allgemeinen Eingang fand, und auch die Frauen zur größten Theilnahme anregte. Die Königin Christina von Schweden wurde eine Schülerin von Descartes, die Frau von Grignan, Tochter der Frau von Sévigné, zeigt sich uns in der letztern Briefen als seine entschiedenste Anhängerin. Die Prinzessin Elisabeth aber scheint als wissenschaftliche Denkerin diesen noch weit vorangegangen zu sein. Sie verschmähte den Glanz weltlicher Größe, und wollte nicht Königin von Polen werden, um nur ihrer Geistesbeschäftigung ungestört nachzuhängen. Sie hatte das heftigste Verlangen, nachdem sie die Schriften von Descartes durchstudirt, ihn nun auch persönlich kennen zu lernen. Er hatte bei einer frühern Anwesenheit in Holland schon den Vater der Prinzessin, den unglücklichen Friedrich von der Pfalz, kennen gelernt, als Elisabeth noch ein kleines Kind gewesen. Jetzt hatte er Holland zum dauernden Aufenthalt erwählt, wechselte aber oft seinen Wohnort und verheimlichte ihn sorgfältig, um in stiller Verborgenheit zu leben. Er war daher in der Nähe, aber dennoch schwer zu erreichen. Endlich gelang

es der Botschaft der Prinzessin, zu ihm zu dringen und seinen Besuch zu erbitten. Er staunte über ihre großen Geistesgaben, die eben so leicht auffaßten, als tief eingingen. Seine Unterredungen führten sie schnell auf die Höhe seines Wissens; seiner Geometrie und Metaphysik hatte sie sich bald durchaus bemeistert. Sie war über stolze Vornehmheit erhaben, Descartes keiner demüthigen Schmeichelei fähig, auf der gemeinsamen Höhe des Denkens verschwand jede äußere Ungleichheit, und so gestaltete sich zwischen beiden der edelste Umgang, die reinste Freundschaft. „Gott, die Natur, der Mensch, — sagt Thomas in seiner Lobschrift auf Descartes — das Unglück dem er unterworfen ist, und die Hülfsmittel glücklich zu sein, die ihm noch übrig sind, seine Pflichten und seine Schwachheiten, der innere Zusammenhang aller seiner Beziehungen, dies sind die Gegenstände ihrer Gespräche und ihres Briefwechsels.“ Welchen Geist er in der Prinzessin verehrte, und wie ergeben er ihr sei, bezeugte Descartes öffentlich, indem er ihr sein Werk „die Prinzipien der Philosophie“ widmete. Er sagt in der Zueignung, er habe niemals jemanden gefunden, der seine Schriften so allgemein und so wohl verstanden habe, wie die Prinzessin, die er überhaupt we-

gen ihrer Persönlichkeit, und ihrer Gemüths- und Sinnesart durchaus rühmt; und schon in den ersten Zeilen bemerkt er, es würde ihm schlecht anstehen, hier zu schmeicheln, wo er die Grundfesten aller Wahrheiten, die dem Menschengeist erreichbar sind, zu legen strebe. Im Jahre 1646 schrieb Descartes eigends für die Prinzessin Elisabeth seine Abhandlung von den Leidenschaften. Er blieb bis an sein Lebensende in vertrautem Briefwechsel mit ihr, und suchte sie in ihren Unglücksfällen zu trösten und zu stärken. Den traurigen Anlaß hierzu bot das fernere Lebensgeschick Elisabeths nur allzu reichlich. Ein schreckliches Ereigniß zerrüttete ihr ferneres Leben. Ihre Mutter hatte als Wittwe in ihrem Gefolge einen französischen Edelmann de l'Espinay, den man im Besitz ihrer größten Gunst glaubte. Er war den Kindern allen verhaßt, und mit dem jüngsten Sohn Philipp in offner Feindschaft; dieser letztere fühlte sich gekränkt und beleidigt, sann auf Rache, und ging in seiner Wuth so weit, den Franzosen im Haag umzubringen. Die Mutter war in Verzweiflung über diese That, und da ihre Tochter Elisabeth ihr der Mitwissenschaft, ja des Anreizes zu dem Morde schuldig schien, so sollte diese ihr nie wieder vor Augen kommen. Die

unglückliche Prinzessin, welche vergebens um Gehör bat und ihre Unschuld betheuerte, irrte eine Zeit lang umher, suchte Schutz und Anhalt in Kassel, in Heidelberg, bis ihr endlich in Westphalen eine Zuflucht eröffnet wurde. Als Aebtissin von Herford lebte sie daselbst ihre noch übrigen Jahre in der Mitte geistreichen und gelehrten Umgangs, den sie bloß nach diesen Eigenschaften ohne Unterschied des Geschlechts und der Religion auswählte, und den ihre Auszeichnung mächtig anzog und fesselte. Der Name Descartes stand hier im größten Ansehn, und wurde stets mit Verehrung ausgesprochen. Sie überlebte ihren Freund noch über dreißig Jahr, und starb 1680.

Eine Schwester dieser durch ihre Verbindung mit Descartes berühmten Prinzessin Elisabeth hieß Luise Hollandine, und traf ein ganz verschiedenes Lebensloos. Sie hatte in dem Unglück ihres Hauses sich nach Frankreich gewendet, war dort gleich einem jüngern Bruder katholisch geworden, und lebte im Schutz und in den Hoffnungen, welche Ludwigs XIV Macht ihr verlieh. Sie wurde spätter Aebtissin von Maubuisson, und führte als solche ein sehr freies und reiches Leben. In ihr waren die Leidenschaften der Mutter am stärksten durch-

gebrochen, ihr geistlicher Stand hinderte sie nicht an weltlicher Ueppigkeit; man sagte ihr nach, sie habe vierzehn Kinder bekommen, und sich dessen mit trotziger Laune berühmt. In den schönen Künsten wohlunterrichtet, übte sie die Mahlerei mit besonderer Vorliebe, und beschenkte mit ihren Gemählden ihre eigne und die benachbarten Kirchen. Sie erreichte das hohe Alter von sechsundachtzig Jahren, und starb 1709 in Maubuisson. Man wird hier mit Vergnügen die Schilderung lesen, welche ihre Nichte, die Herzogin von Orleans, in ihren Briefen von dieser Tante giebt: „Man kann nicht glauben, wie angenehm und possierlich die Prinzeß von Maubuisson war, ich besuchte sie allezeit mit Freuden; die Zeit wurde mir keinen Augenblick lang bei ihr. Ich kam gleich mehr bei ihr in Gnaden, als alle die andern Niecen, denn ich konnte mit ihr reden von allem, was sie in ihrem Leben gekannt hatte; das konnten die andern nicht. Sie sprach oft deutsch mit mir, konnte es gar wohl. Sie hat mir ihre Komedie erzählt; ich sagte: wie sie sich an das alberne Klosterleben hätte gewöhnen können? Sie lachte, und antwortete: „Ich spreche nicht mit den Nonnen, als nur um meine Ordres auszutheilen.“ Sie hatte eine taube Nonne in ihrer Kammer, um

nicht zu ſprechen. Sie ſagte: ſie hätte allezeit das Landleben geliebt; ſie bilde ſich ein, daß ſie wie eine Landjungfer lebte. Ich ſagte: Aber nachts aufſtehen und in die Kirche gehen? Sie antwortete im Lachen: ich wüßte nicht wie die Mahler wären; ſie ſähen gerne finſtere Oerter, und den Schatten, ſo die Lichter machten, das gäbe ihr alle Tage neue Künſte zur Mahlerei; alles konnte ſie drehen, daß es nicht mehr albern ſchien.“

Henriette Marie, die dritte dieſer Schweſtern, war an den Fürſten von Siebenbürgen Sigismund Ragoczy verheirathet, und ſtarb in mittleren Jahren.

Die vierte endlich, Prinzeſſin Sophie, Mutter unſrer Sophie Charlotte, kam den 13. Oktober 1630 zur Welt, zwei Jahre vor dem Tode ihres Vaters, unter den traurigſten Umſtänden, welche kein Wiederaufkommen des geſtürzten Hauſes erwarten ließen. In dieſer Tochter jedoch hatten die ſtarken und entgegengeſetzten Richtungen, in denen dieſes von der Natur reichbegabte Geſchlecht bis dahin ringen mußte, ein glückliches Gleichgewicht gefunden, und ſo gemäßigt bildeten ſie den ſchönſten Verein. Von den heftigen Neigungen der Mutter und Schweſtern hatte die Prinzeſſin Sophie nur eine geſunde und friſche Lebhaftigkeit, klugen Sinn und

Trieb für die Welt, von dem philoſophiſchen Tiefſinn und gelehrten Forſchungsgeiſte nur einen reichen Antheil an höherem Verſtändniß und den frohen Genuß heitrer Geiſtesregungen. Der franzöſiſche Schriftſteller Chevreau ſagte ſpäterhin von ihr und ihrer Schweſter Eliſabeth, daß in Frankreich kein ſchönerer Geiſt, als jene, und keine gründlicher gelehrte Perſon, als dieſe, aufzufinden ſei. Die Sorgfalt der Mutter trug in ihr die ſchönſten Früchte, ihre Erziehung konnte für durchaus gelungen gelten. Ihre glänzende und liebenswürdige Erſcheinung ſoll auf den römiſchen König Ferdinand IV, Bruder des nachherigen Kaiſers Leopold I, einen tiefen Eindruck gemacht haben, und er ſie zu heirathen willens geweſen ſein, allein er ſtarb in der Blüthe der Jugend, und Sophie wurde im Jahre 1658 dem Prinzen Ernſt Auguſt von Hannover vermählt. Er war der jüngſte von vier Brüdern, einnehmend von Geſtalt, freigebig, muthvoll, für ſeine Gattin von großer Aufmerkſamkeit.

Dieſe damals von beiden Seiten keine großen Ausſichten gewährende Verbindung des pfälziſchen und hannöverſchen Hauſes erhielt in der Folge die größte Wichtigkeit, und Sophie war berufen, das letztere durch ihre Vermittlung zu höchſter Würde

und Macht aufſteigen zu ſehn. Sie kam dieſem Berufe durch die eigenthümliche Kraft und Klugheit, mit denen ſie die dargebotenen Gelegenheiten aufnahm und behandelte, glücklich zu Hülfe, und kein geringer Theil heutiger Welterſcheinung iſt auf das Leben und Wirken der Prinzeſſin Sophie ruhmvoll zurückzuführen.

Sophie Charlotte war das vierte Kind aus dieſer Ehe zwiſchen drei älteren und drei jüngeren Brüdern. Als einzige Tochter genoß ſie der vorzüglichen Sorgfalt ihrer Mutter, ſie empfing guten Unterricht im Lateiniſchen, ſie ſprach bald Franzöſiſch, Italiäniſch und Engliſch mit gleicher Leichtigkeit, wie ihre Mutterſprache; die Erlernung und Uebung der Muſik wurde nicht verabſäumt; zu den ernſtern Wiſſenſchaften bezeigte ſie großen Eifer, und liebte überall den Grund und Zuſammenhang der Dinge zu erfahren, oder durch Nachdenken herauszubringen. Ihre Hofmeiſterin Frau von Harling war durch Karakter und Bildung ausgezeichnet, und blieb lebenslänglich mit Mutter und Tochter durch Vertrauen und Zuneigung verbunden. Der Kurfürſt Karl Ludwig von der Pfalz hatte ſeiner Schweſter Sophie und dieſer Frau von Harling ſchon früh auch ſeine Tochter anvertraut. Er lebte mit ſeiner Ge-

mahlin nicht in gutem Vernehmen, und gab daher dieſe Tochter, von ihrem vierten Jahre an, zu der klugen und muntern Tante, wo in jedem Betracht vortrefflich für ſie geſorgt wurde; ſie kehrte erſt nach mehreren Jahren zurück. Bis in ihr neunzehntes Jahr war ſie reformirten Glaubens; erſt um ihrer Heirath willen nahm ſie den katholiſchen an. Der große Kurfürſt ſoll als Wittwer ihre Hand gewünſcht haben, ihr es aber bedenklich geweſen ſein, ſchon erwachſene Stiefſöhne zu bekommen. Sie wurde dann 1671 mit dem Herzog Philipp von Orleans, Bruder Ludwigs XIV, vermählt. Auch dieſe Fürſtin hatte ihre eigenthümliche Auszeichnung, des pfälziſch-hannöverſchen Hauſes würdig, dem ſie angehörte. Sie gab in der allgemeinen Verderbniß des franzöſiſchen Hoflebens das Beiſpiel ſtrenger Tugend und Ehrbarkeit, zeigte aber darum nicht weniger Verſtand und muntern Sinn für die weltlichen Dinge. Sie war ihrem Gemahl mit pflichtmäßiger Treue, dem Könige, der ſie ungemein achtete und werth hielt, mit bewundernder Zuneigung aufrichtig ergeben, fügte ſich aber in die franzöſiſchen Verhältniſſe nur ſo viel als unumgänglich erfordert war; ſie haßte die Frau von Maintenon, und hegte großen Widerwillen gegen die Sit-

ten und Art des französischen Hofes, dem sie, bei sonstiger Leutseligkeit und Güte, stets das Gewicht ihres schroffen deutschen Fürstenstolzes fühlbar machte. Sie behielt die unerschütterlichste Liebe zu ihren hannöverschen Verwandten, und ihre liebste Beschäftigung war, sich in ihr Kabinet einzuschließen und deutsche Briefe zu schreiben, in denen sie alle Vorgänge des Tages und ihre Meinungen darüber offenherzig mittheilte. Was von diesen Briefen bekannt gemacht worden ist, zeugt von rücksichtslosem Gradsinn und derber Natürlichkeit, die um so wirksamer auf einem Gebiet erscheinen, wo man diese Eigenschaften am schnellsten abzulegen pflegt. Von Iburg und Hannover behielt sie zeitlebens die wärmste Erinnerung, und freute sich noch in ihrem Alter an den Lutherischen Liedern, die sie von ihrer dort verlebten Kindheit her fest im Gedächtniß behalten hatte. Mit ihrer geliebten Tante und mütterlichen Pflegerin Sophie stand sie in regelmäßigem Briefwechsel, und klagte über jeden versäumten Posttag. Ihre Zuneigung hatte sich auch frühzeitig auf Sophie Charlotte übertragen, die sie zuletzt als ein schönes Kind gesehen hatte, das in jeder Art eine herrliche Entwicklung hoffen ließ.

Im Jahre 1679 trat das wichtige Ereigniß ein,

ein, daß Ernſt Auguſt, für den früher keine Aus-
ſicht geweſen, jemals mehr zu werden als Fürſtbi-
ſchof von Osnabrück, durch den Tod ſeiner ältern
Brüder Herzog von Hannover wurde. Von dieſer
Zeit nahm ſein Haus einen ſtets höheren Schwung;
ſein Hof erhielt ein reicheres und mächtigeres An-
ſehn. Seine Gemahlin, die nunmehrige Herzogin
Sophie, trug durch ihren kräftigen Lebensſinn und
maßhaltenden Verſtand hiezu weſentlich bei. Ernſt
Auguſt und Sophie hatten das Glück, daß mit
dieſer Erbfolge auch Leibnitz ihnen angehörig ward.
Der große Gelehrte, Philoſoph und Weltmann,
war für Hannover von unſchätzbarem Werthe; ſeine
Dienſte, ſein Eifer und ſelbſt ſein Ruhm wirkten
thätig zur Erhebung dieſes Hauſes mit, für alle
Mitglieder deſſelben wurde ſeine treue Freundſchaft
wie ſein edler Geiſt wohlthätig und fruchtbar, ſein
Daſtehen inmitten dieſes Fürſtengeſchlechtes gehört
unter die ſchönſten Erſcheinungen der Geſchichte.
Die Herzogin Sophie, fähig einen ſolchen Genius
zu würdigen, wurde ſeine treuſte Beſchützerin und
Freundin, ſie beſprach mit ihm die höchſten Gei-
ſtesfragen, und vertraute ſeiner Klugheit die wich-
tigſten Familienanliegen. Auch Sophie Charlottens
frühe Jugend entfaltete ſich unter dieſem wohl-

thuenden Einflusse, und schon in dem kindlichen Gemüthe keimten die Gefühle der Verehrung und Dankbarkeit für den weisen Lehrer und Freund ihrer Mutter, der in späteren Jahren ebenso der ihrige wurde.

Der Herzog Ernst August liebte die Welt zu sehen, nahm an den Feldzügen gegen die Franzosen tapfern Antheil, und machte nach dem Frieden von Nimwegen mit großem Aufwand im Jahre 1680 eine Reise nach Italien, wo er sich besonders wohlgefiel. Auf dieser Reise begleiteten ihn auch die Herzogin Sophie und ihre Tochter Sophie Charlotte. Für diese wurde die frühe Lebensanschauung von Italien höchst wichtig, ihre Urtheile bildeten sich freisinniger aus, ihr Geschmack in Künsten empfing entscheidende Eindrücke, besonders in der Musik, auf welche sich ihre ganze Neigung wendete. Ein gelehrter und wohlgesinnter Italiäner, der Abbate Hortensio Mauro, der um diese Zeit nach Hannover kam und sich dem Dienste des Hofes mit treuer Anhänglichkeit widmete, unterhielt den Sinn und die Neigung für italiänische Sprache und Kunst, während er zugleich an allem Theil nahm, was den heitern Kreis jener geistreichen Geselligkeit belebte.

Ein Badeaufenthalt der Herzogin Sophie mit ihrer damals dreizehnjährigen Tochter Sophie Charlotte im Jahre 1681 zu Pyrmont wird deßhalb angemerkt, weil der Kurfürſt von Brandenburg Friedrich Wilhelm der Große und der Kurprinz Friedrich mit ſeiner ſchon leidenden Gemahlin ſich ebenfalls dort einfanden, und der letztere hier Sophie Charlotte zuerſt ſah, deren Schönheit und Geiſtesbildung ihm außerordentlich auffiel. Nicht weniger Bewunderung erregte die junge Prinzeſſin am Hofe zu Berlin, wo ſie mit ihren Eltern im nächſten Winter zum Beſuch erſchien. Die Verhältniſſe des Hauſes Hannover bedurften in vielen Bezügen eines guten Einverſtändniſſes mit dem Hauſe Brandenburg, und beſſer, als den Geſandten und Miniſtern, gelang es ſchon damals dem guten Sinne der Herzogin Sophie, die freundſchaftlichen Geſinnungen zu beleben und die Störungen abzuwenden.

Beziehungsreicher und für Sophie Charlotte gewiß eindrucksvoller war eine Reiſe, welche ſie mit ihrer Mutter zwei Jahre ſpäter nach Frankreich machte. Die Verſchiedenheit der Religion hatte die Familienbande nicht geſchwächt, und die Herzogin Sophie war ihrer katholiſch gewordenen Schweſter der Aebtiſſin von Maubuiſſon, von Herzen zuge-

than. Mehr noch, als mit dieſer, von der doch manche Ungleichheit der Anſicht und des Wandels ſie trennte, ſtimmte ſie mit ihrer Nichte und geliebten Pflegetochter, der Herzogin von Orleans, überein. Auch eine Tochter ihres in Frankreich katholiſch gewordenen und früh verſtorbenen Bruders Eduard lebte, dem Prinzen von Condé vermählt, am Hofe Ludwigs XIV. Dieſe theuren Verwandten zu ſehen, war für die Herzogin längſt ein tiefer Wunſch, deſſen Erfüllung nun um ſo leichter gewährt wurde, als hiebei zugleich manche Vortheile zu benutzen ſtanden, welche ſich am franzöſiſchen Hofe durch ſolche nahe Verknüpfungen darboten. Die hannöverſchen Gäſte wurden zu Verſailles mit größter Zuvorkommenheit aufgenommen, nicht nur von ihren Verwandten, ſondern auch von dem Könige ſelbſt, und von allen Gliedern der Königlichen Familie. Die Herzogin Sophie gab zwar einigen Anſtoß, weil ſie den König nicht Sire, ſondern nur Monsieur nannte, allein Ludwig XIV wollte es mit einer fremden Fürſtin nicht ſo ſtreng nehmen. Sie gewann durch ihren lebhaften und praktiſchen Geiſt, dem etwas ſpöttiſch-Schärfe ſich glücklichſt beimiſchte, ſehr ſchnell Anſehen und Zuneigung. Nicht mindere Anerkennung fand Sophie

Charlotte; der Bewunderung ihrer Schönheit gesellte sich das noch größere Erstaunen über die Reife ihres Verstandes und den Umfang ihrer Kenntnisse. Ludwig XIV selbst war von der liebenswürdigen Erscheinung der funfzehnjährigen deutschen Prinzessin eingenommen, und faßte den Gedanken, sie mit einem französischen Prinzen zu vermählen. Daß Friedrich der Große den Herzog von Burgund als diesen bezeichnet, ist gewiß ein Irrthum; aber auch der Dauphin, welchen Erman an die Stelle setzt, kann nicht der rechte sein, denn dieser war schon vermählt, und der genannte Autor büßt in diesem Mißgriffe nur die Verwirrung, die er selbst angerichtet, indem er Einmal die hannöverschen Prinzessinnen im Jahre 1683, und ein Andermal im Jahre 1679 zu Versailles sein läßt. Vielleicht war die Absicht einer Verheirathung nur im Allgemeinen und noch gar nicht so bestimmt angedeutet, wenigstens kam es zu keiner förmlichen Eröffnung. Staatsgründe konnten den Blick nach anderer Seite lenken, Schwierigkeiten in Betreff der Religion sich ankündigen. Es ist nicht ausgemacht, daß Mutter und Tochter in eine Religionsveränderung würden gewilligt haben, wiewohl für beide die verschiedenen Glaubensbekenntnisse keine schroffe Trennung

setzten, und sie schon in ihrer eignen Familie gewöhnt waren, über diese Unterschiede hinwegzusehen. Einen Versuch von Seiten der Gemahlin des Connetable Colonna, bei einer früheren Anwesenheit in Rom, die Herzogin für die katholische Religion zu gewinnen, hatte die geschiedte Fürstin leicht abgleiten lassen. Der französische Agent Gourville, welcher mit Aufträgen Ludwigs XIV im Jahre 1680 und nochmals im Jahre 1686 in Hannover war, glaubte auch das Verdienst erwerben zu können, die ganze Familie zu bekehren, und baute dabei auf Aeußerungen der Billigkeit und Duldung, die er gehört hatte, die aber noch lange nicht zu solcher eitlen Erwartung berechtigen konnten. Das Absehen der hannöverschen Gesinnungen, in welche auch Leibnitz thätig einging, war wohl auf Vereinigung der verschiedenen Glaubensbekenntnisse, aber nicht auf einen Uebertritt gerichtet. Wir finden übrigens nur die Angabe von Pöllnitz, daß die Herzogin Sophie jenen Gedanken einer französischen Verbindung lebhaft ergriffen hätte, natürlich aber blieb die Betrachtung solcher damals hervorgetretenen Möglichkeiten ein wohlgefälliges Spiel für die Einbildungskraft, und daher hat auch von dieser

Seite ſich einige Ueberlieferung der Sache erhalten, die auf franzöſiſcher Seite ſchon früher vergeſſen wurde.

In Frankreich, und zwar meiſt in Verſailles und der Umgegend, blieben Mutter und Tochter über ein Jahr; wie erfüllt dieſes für Sophie Charlotte, wie bildend für ihren Geiſt und Geſchmack, und beſonders für ihr geſelliges Betragen, ſein mußte, läßt ſich bei einiger Kenntniß der damaligen Zuſtände leicht erachten. Im Frühjahr 1684 erfolgte die Rückkehr nach Hannover. Der Herzog Ernſt Auguſt reiſte wieder nach Italien, allein Gemahlin und Tochter begleiteten ihn diesmal nicht. Er gefiel ſich beſonders in Venedig, wo er große Summen für die Kriegsvölker zog, welche er in Gemeinſchaft mit ſeinen Brüdern zum Kriege gegen die Türken den Venetianern überlaſſen hatte; er gab jedoch ſo prächtige Feſte, daß ihm von jenen Summen nichts übrig blieb. Die klugen und ſorgſamen Miniſter, bedenklich über die lange Abweſenheit und den großen Aufwand in der Fremde, bewirkten ſpäterhin, daß eine italiäniſche Oper in Hannover eingerichtet wurde, denn der Reiz der Muſik war es beſonders, der den Herzog bisher immer nach Ita-

lien gezogen hatte. So gewann Hannover doppelt an Glanz und Lebhaftigkeit, und wurde nun selber ein Ort, der die Fremden anzog.

Nach der Rückkehr von Paris, wurde für Sophie Charlotten ernstlich an eine Vermählung gedacht, welche schon gegen Ende des dortigen Aufenthalts im Stillen zu Berlin war eingeleitet worden. Der Kurprinz Friedrich von Brandenburg hatte seine Gemahlin, geborne Prinzessin von Hessen-Kassel, durch einen schnellen Tod verloren, und da er noch ohne Erben, so schien seine Wiedervermählung nahe bevorzustehen. Jetzt sehen wir öfter die Verbindungen auch in den höchsten Kreisen vorzugsweise durch Wohlgefallen und wechselseitige Neigung bestimmt, wenn auch Familienbezüge und Staatsgründe meistentheils überwiegen. Damals aber kamen fast nur diese in Betracht, und besonders wurde dem weiblichen Sinn und Herzen zugemuthet, schweigend und willenlos einer fremden Wahl zu folgen. Diesem Schicksal entging auch Sophie Charlotte nicht, in all ihrer Geistesbegabung, Schönheit und Glückeslage hiedurch irdischem Zwange unterthänig, der die gelungensten Menschenblüthen nicht selten am härtesten faßt. Der Kurprinz war erst sechsundzwanzig Jahr alt, aber un-

anſehnlich, verwachſen, weder hervorragenden noch ſelbſt jugendlichen Geiſtes; er liebte Pracht und Ceremonien, folgte bei vieler Bedächtigkeit dennoch leicht ungeprüften Eindrücken, und ſeine beſſern, dem Staate vortheilhaften Eigenſchaften traten wenig hervor. Sophie Charlotte hatte in ihrem dreizehnten Jahre, wie bereits erwähnt iſt, den Kurprinzen zu Pyrmont geſehen, und im nächſtfolgenden Jahre zu Berlin, wohin der hannöverſche Hof zum Beſuch gekommen war. Die Herzogin Sophie, von Liebe für die geiſtverwandte Tochter erfüllt, glaubte doch vor allem beobachten zu müſſen, was der Stellung und Würde ihres Hauſes gemäß erſchien, und für dieſes wie für die Prinzeſſin ſelber mußte dieſe Verbindung mit dem Kurprinzen von Brandenburg ein äußerſt wünſchenswerthes Loos dünken. Die Herzogin behielt ſtets ihren höheren Zweck im Auge, und überzeugte leicht ihren Gemahl, daß hier die eigne Erhebung mit der ihrer Tochter zugleich befördert werden könne; die einſichtsvollen, treuen Räthe ſtimmten ihr eifrig bei. — Der Staatsminiſter Otto Grote war ſchon im Herbſte des Jahres 1683 nach Berlin geſandt worden, und kehrte im Anfange des Jahres 1684 nochmals dahin zurück. Neben andern Geſchäften hatte

er auch die Unterhandlung wegen der Heirath klug und vorsichtig geführt, und diese Sache, trotz mancher Schwierigkeit, glücklich zum Schlusse gebracht. Die zweite Gemahlin des großen Kurfürsten, geborne Herzogin von Holstein-Glücksburg, Stiefmutter des Kurprinzen und künftige Schwiegermutter Sophie Charlottens, war besonders abgeneigt in eine Verbindung zu willigen, welche ihren geheimen Wünschen nicht entsprechen konnte; ihr Widersinn wurde jedoch für den Augenblick beschwichtigt, und die Vermählung fand ohne Zögern Statt.

Der Kurprinz begab sich im September 1684 mit großem Gefolge nach Hannover, wohin der große Kurfürst ihn zu begleiten durch Gicht verhindert war. Der Bräutigam erfreute sich der Festlichkeiten, in welchen der sechszehnjährigen Sophie Charlotte die überfüllten Tage schnell vergingen. Am 28. September geschah mit großer Feierlichkeit die Trauung zu Herrenhausen, wo Schloß und Gärten darauf noch eine Reihe glänzender Feste sahen. Ein goldner Ring, welchen der Kurprinz seiner verstorbenen Gemahlin zu Ehren hatte machen lassen, beider Namenszug vereinend und zwei einander fassende Hände mit der Inschrift à jamais darstellend, sprang während dieser Trauung plötzlich auseinan-

der, und der Aberglaube deutete das Ereigniß auf ein angebliches Verſprechen des Kurprinzen, nicht wieder zu heirathen. Die Prinzeſſin legte kurz vor der Trauung ihr Glaubensbekenntniß ab; die Kurfürſtin Sophie war der reformirten Kirche, in der ſie erzogen worden, ſtets treu geblieben, und hatte auch ihre Tochter zumeiſt dorthin geleitet, allein für dieſe war aus Staatsklugheit das öffentliche Bekenntniß bis zu ihrer Verheirathung unbeſtimmt geblieben, weil erſt dann ſich würde beurtheilen laſſen, welches ihren Verhältniſſen gemäß ſein würde; zwiſchen dem Lutheriſchen und reformirten Glauben wollte man keinen großen Unterſchied machen, ſchwieriger wäre es mit dem katholiſchen geweſen; der Prinzeſſin aber mußte es erwünſcht ſein, indem ſie den Umſtänden gehorchte, keine andre Bahn erwählen zu dürfen, als die ihr durch ihre Mutter ohnehin eröffnet und vertraut war.

Die Rückreiſe des Kurprinzen mit ſeiner nunmehrigen Gemahlin nach Berlin geſchah ebenfalls mit großem Prunk, und am 14. November hielten ſie ihren feierlichen Einzug. Feſte und Luſtbarkeiten dauerten auch in Berlin geraume Zeit, und Hof und Stadt lebten in Glanz und Freude.

Berlin war unter der langen Regierung des

großen Kurfürsten kräftig emporgestiegen; die Volksmenge betrug gegen 24,000, mehr als das Dreifache der Einwohner, welche jener Fürst vorgefunden hatte. Besonders aber wurden die Ordnung und Reinlichkeit der Stadt, der Wohlstand und die Bildung der Einwohner, so wie der Glanz und Geschmack des höheren Lebens einstimmig anerkannt und gepriesen, und wirkten anziehend für Fremde, welche theils als Gäste verweilten, theils auf immer sich niederließen. Unter den letztern befanden sich schon damals viele Flüchtlinge aus Frankreich, zum Theil die vornehmsten und gebildetsten Familien, welche des reformirten Glaubens wegen ihre Heimath mieden, und hier Schutz fanden. In den folgenden Jahren nahm diese Einwanderung nur immer stärker zu, und selten hat ein Land fremde Ankömmlinge in solcher Menge und zugleich solchen Werthes aufgenommen; die französischen Refugié's waren fast ohne Ausnahme, von den geringsten bis zu den höchsten Klassen, die achtbarsten und nützlichsten Staatsbürger, ausgezeichnet durch persönliche Bildung und fruchtbare Thätigkeit. Die Lebensart wurde reicher und angenehmer durch sie; sie brachten feinere Sitten und Gewohnheiten, geschmackvollere Kenntnisse und Kunstfertigkeiten mit;

durch die größere Verbreitung der französischen Sprache, welche ausgebildet und fertig mehr als die deutsche sich zum Gebrauche darbot, nahm die gesellige Unterhaltung einen neuen Aufschwung, der mittelbar auch auf die deutsche Sprache zurückwirkte. Für Sophie Charlotte war es ein günstiges Geschick, einen so reichen Lebenskreiz, der an der Spree sie die schönen Erinnerungen von Paris wiederfinden ließ, gleich in diese jugendlichen und geistesregen Erstlingszeiten ihrer neuen Lage ausgestreut zu sehen.

Den Hof selber, welchem nunmehr Sophie Charlotte mitangehörte, mögen folgende Umrisse flüchtig abbilden. Der große Kurfürst, bejahrt und kränklich, genoß in hohem Alter des verdienten Ruhmes, den ein mühevolles und thatenreiches Leben ihm errungen; seine Kriegszüge lebten im Andenken der Welt, seine Landesfürsorge wurde durch das kräftige Gedeihen seiner Völker bezeugt: sein Name wurde gefürchtet und geehrt von Fremden und Einheimischen. Allein der alte Held hatte seinen Lauf schon größtentheils vollbracht, und manche Schwäche des Gemüths erinnerte an das allgemeine Loos der Menschen. Seine zweite Gemahlin — die erste, Luise Henriette von Oranien, war allzu früh ge-

ſtorben — übte großen Einfluß auf ihn, hatte ihn oft mit dem Kurprinzen entzweit, und ſuchte ihn zu Anordnungen zu bewegen, welche dem Kurfürſtlichen Hauſe nachtheilig geweſen waren. Oefters verleitet, widerſtand er doch meiſt, und in ſeinem Wohlwollen und ſeiner Güte wie in ſeinem Zorn und Grimm wirkte noch ſtets ſein hoher Geiſt und Muth. Sophie Charlotte hatte ſich nur ſeiner väterlichen Freundlichkeit zu loben.

Bei der Kurfürſtin war der Wunſch vorherrſchend, ihre vier Söhne zu Miterben des Landes zu machen, und ſie lag daher dem Kurfürſten an, eine Theilung ſeiner Staaten zu verfügen. Allein auch in den Zeiten des heftigſten Zwiſtes mit dem Kurprinzen, während dieſer, um ſich der Stiefmutter zu entziehen, nach Kaſſel geflohen war, begegnete dieſer Plan zu großen Schwierigkeiten. Die Kurfürſtin lebte jetzt mit dem Kurprinzen in gutem Anſchein, und nahm auch die Kurprinzeſſin leidlich auf. Bald aber wußte die junge und ſchöne Fürſtin durch ihr anmuthiges und kluges Betragen die Schwiegermutter ſo für ſich einzunehmen, daß fortan das beſte Verhältniß beſtand, und der früher ſo ſtürmiſche Hof etwas friedlicher wurde.

Der Kurprinz hatte ſeine eigne Hofhaltung,

Leibwachen zu Fuß und zu Pferde, und überhaupt eine prächtige Einrichtung. Der Markgraf Ludwig, ſein jüngerer rechter Bruder, lebte mit ſeiner Gemahlin, einer reichen Erbfürſtin Radziwill, in verhältnißmäßigem Glanz und Anſehn.

Die vier Söhne des Kurfürſten aus zweiter Ehe: die Markgrafen Philipp, Albrecht, Karl und Chriſtian, von lebhaftem und kriegeriſchem Sinn, und zwei ihrer Schweſtern, welche ſpäter verheirathet wurden, ſtanden in blühendem Jugendalter; die beiden älteren waren heitre Genoſſen aller Luſtbarkeiten, und ſchienen den perſönlichen Ehrgeiz in jugendlichem Leichtſinn zu vergeſſen. Sie hätten mit dem Kurprinzen und der Kurprinzeſſin wohl beſſer zuſammengeſtimmt, wäre jener nicht ſo feierlich und dieſe minder gedankenernſt geweſen.

Unter den fremden Fürſten, welche theils am Hofe zu leben pflegten, theils ihn häufig beſuchten, iſt zuvörderſt der Schwager des großen Kurfürſten von deſſen erſter Gemahlin her, der Feldmarſchall und Statthalter der Mark, Fürſt Johann Georg von Anhalt-Deſſau, zu nennen; ferner der Komthur des Johanniterordens zu Sonnenburg, Prinz Moritz von Naſſau; der Herzog von Croy und Arſchot, Statthalter von Pommern; der Landgraf von

Hessen-Homburg, welcher in der Schlacht von Fehrbellin mit großer Tapferkeit, doch wider Befehl vorangegangen war; zwei Prinzen von Kurland, Neffen des großen Kurfürsten, welche bald nachher in Ungarn gegen die Türken fechtend fielen, und mehrere Andere minderen Ranges und Namens.

Im Hof- und Staatsdienste befanden sich die ausgezeichnetsten Männer angestellt, würdige Gehülfen und Werkzeuge einer so ruhmvollen Regierung. Der alte Feldmarschall von Derfflinger konnte zwar auf gelehrte Bildung keinen Anspruch machen, dagegen fehlte es ihm nicht an Mutterwitz, und am Hofe benahm er sich mit Feinheit. Die Minister und Geheimenräthe, Otto von Schwerin, von Meinders, von Fuchs, Eusebius von Brand, Graf Christoph von Dohna, konnten überall durch ihren Geist und ihre Geschicklichkeit gelten; der Freiherr von Canitz und Johann von Besser fügten zu diplomatischer Weltbildung die Gabe der Dichtkunst, wie Ezechiel von Spanheim gründliche Gelehrsamkeit. Hiezu kam nun alsbald noch die Blüthe der vornehmsten französischen Geschlechter, die trefflichsten Männer, in welchen Verdienst jeder Art sich mit der edelsten Persönlichkeit vereinigte.

Was jedoch diese Anlagen eines großen und schö-

ſchönen Lebens faſt wieder erfolglos machte, war die Unvereinbarkeit, in welcher die einzelnen Beſtandtheile ſich gegen einander hielten. Die verſchiedenen Höfe ſtanden einander voll Mißtrauen und Kälte gegenüber, und wenn Ausbrüche von Unfrieden ſeltner kamen, ſo gährte doch der Stoff im Stillen fort. Ein trauliches Zuſammentreffen der verſchiedenen Partheien fand nicht Statt, jede blieb auf ſich zurückgezogen, der Kurprinz, welcher vor ſeiner Verheirathung faſt immer das Schloß zu Köpenik bewohnt hatte, hielt ſich auch jetzt gern dort abgeſondert; der Freiherr von Canitz und ſeine Frau waren hier oft ein willkommner Beſuch. Alles Oeffentliche und Gemeinſame war mit Prunk und Ceremonien überhäuft, welche ſchon der große Kurfürſt nicht abgewieſen hatte, da nach franzöſiſchem Vorbilde ein prächtiger und würdevoller Hofhalt als ſicherſter Maßſtab der Macht und Größe eines Fürſten galt. Das umſtändliche Gemählde, welches der von dem Kurfürſten aufgenommene und zum reformirten Glauben übergetretene Italiäner Gregorio Leti, bekannt als Geſchichtsſchreiber, von dem brandenburgiſchen Hof und Staat hingeſtellt, giebt den Beweis, daß Friedrich Wilhelm durch

Ludwig XIV auf diesem Gebiete so wenig als im Kriegsfelde verdunkelt wurde.

Sophie Charlotte würde, trotz aller dieser Schwierigkeiten, durch ihren großen Verstand, unterstützt von Schönheit und Liebenswürdigkeit, ein völliges Uebergewicht in diesen Verhältnissen erlangt haben, hätte sie den Vorsatz dazu fassen und die dargebotenen Mittel benutzen mögen. Allein ihre Sinnesart, wenn auch herrscherlich, ging nicht auf Herrschen aus. Mit dem Wirklichen zu schalten, Staatsgeschäfte zu lenken und Vorsätze durchzuführen, lag nicht in ihrem Geiste; dies war mehr die Gabe ihrer Mutter; sie selbst gehörte zu den Naturen, welche der Betrachtung, dem Gedanken, und dem daher fließenden Genusse leben. Ihr wäre es leicht gewesen, sich des schwachen und stets einflußbedürftigen Karakters des Kurprinzen ganz zu bemächtigen, seine Günstlinge zu leiten oder zu ersetzen, und einmal ihres Gemahls durchaus versichert, würde ihr Ansehn kaum von irgend einer Seite zu bestreiten gewesen seyn. Allein sie verschmähte, diese Stellung einzunehmen, diesen Einfluß zu erlangen. Sie konnte den Neigungen ihres Gemahls keinen Geschmack abgewinnen, die Ausübung der Macht reizte sie nicht, die Behand-

lung und Wahrnehmung ſo vieler ſich durchkreuzenden weltlichen Intereſſen dünkte ihr des Preiſes nicht werth, der dafür zu opfern war. Sie blieb dem Kurprinzen demnach in aller Nähe nur fremd und kalt, und ohne ihm mißfällig zu werden, zog ſie ihn doch nicht an, ſondern überließ ihn denen, die ſeine Vertraute ſein konnten. Sie hatte, noch ſo jung und zart, ſchon Selbſtſtändigkeit genug, um jenem äußeren Leben nur das durch die Verhältniſſe Gebotene zu leiſten, ihr eigentliches Daſein aber, ihre Freuden und Erholungen, in einen geweihten Kreis inneren Geiſteslebens zurückzuziehen. Sie wandte keine Kraft des Widerſpruchs an das Vorhandene, ſie nahm hin und machte mit, was die Umſtände verlangten, ohne Eifer und ohne Haß, mit edler Gelaſſenheit, aber alle Freiheit, die ihr blieb und zufiel, wandte ſie jenem inneren Kreiſe zu, wo ſie im Schoße der Freundſchaft die Heiterkeit ihres Gemüths offenbaren, im zwangloſen Geſpräch die reichen Gedanken austauſchen konnte. Sie ſtiftete, beſonders zu Gunſten der franzöſiſchen Refugié's, mit denen ſie ſich zu unterhalten wünſchte, vertrauliche Geſellſchaftstage, wo die läſtige Hofſitte aufgehoben war, und die Damen, zur Vermeidung unnützen Auf-

wands, in einfacher schwarzer Kleidung erschienen, und wo nicht gespielt, sondern allenfalls eine Handarbeit vorgenommen wurde; auch Gelehrte und sonst nicht Hoffähige fanden hier Zutritt. Als im Jahre 1685 der tapfre Kriegsheld von Schomberg mit großer Begleitung französischen Adels nach Berlin kam, und hier Zuflucht und Dienste fand, glaubten diese Fremden an dem Hofe Sophie Charlottens noch in ihrer Heimath zu sein, so gut wurde hier Französisch gesprochen, und so fein und artig waren Sitten und Umgang; ja einer der angesehensten Refugié's hielt sich zu der Frage berechtigt, die er beim Weggehen aus der Audienz an Leti richtete, ob die Kurprinzessin auch Deutsch wisse? Dabei verwarf sie das Aeußere nicht, nur sollte es von Geist und Geschmack erfüllt sein, und in solcher Beseelung gefielen ihr auch Lustbarkeiten und Prunk. Neben der Wissenschaft pflegte sie auch die Kunst, ja sie gestaltete ihr abgezogenes Leben in dieser Hinsicht nur immer schöner und glänzender, und traf darin wieder mit dem Sinn ihres Gemahls näher überein. Haben wir in dieser Schilderung auch etwas mehr zusammengefaßt, als streng diesen ersten Jahren der Kurprinzessin zukommt, so trugen diese doch unzweifelhaft schon den ganzen Karakter der späteren Entwicklung.

Sophie Charlotte, mit ſiebzehn Jahren guter Hoffnung, mag dem Wunſche nicht widerſtanden haben, ihre erſte Niederkunft unter dem Beiſtand ihrer Mutter in Hannover zu halten; der Kurprinz begleitete ſie; daß aber die Einwilligung des Kurfürſten verſagt, und die Reiſe zugleich eine Flucht geweſen, weil abermals Zwiſtigkeiten mit der Kurfürſtin ausgebrochen ſeien, erhellt aus unſern Nachrichten nicht. Eiligſt geſchah die Reiſe, doch vielleicht nur, weil die Zeit nicht mehr hinreichend dünkte, und wirklich ſchon zu kurz war, denn die Kurprinzeſſin ſoll ſchon unterwegs niedergekommen, und nur eben noch aus dem Wagen in das nahe Haus eines Schulmeiſters gebracht worden ſein. Iſt nicht die ganze Reiſe mit allen ihren Umſtänden irrig, ſo müßte die Unterbrechung doch gleich in der Nähe von Berlin erfolgt ſein, denn in allen übrigen Ungewißheiten ſteht wenigſtens feſt, daß der Prinz, welchen die Kurprinzeſſin am 6. Oktober gebar, drei Tage ſpäter in Berlin getauft worden, und die Namen Friedrich Auguſt erhalten hat, andere Nachrichten ſagen Ernſt Auguſt, nach des Großvaters Namen. Die Sache iſt nicht erheblich, da auch der Prinz nach drei Monaten ſchon wieder ſtarb; indeß bleibt bemerkenswerth, was alles in ſo geringer Ferne ſchon dunkel wer-

den kann! — Eine zu frühe Niederkunft erlebte die Kurprinzeſſin nachgehends im Jahre 1687, in Hannover, auf der Rückreiſe aus dem Karlsbade, wohin ſie den Kurprinzen begleitet hatte.

Von einer um dieſe Zeit in Leipzig ſtattgehabten Anweſenheit finden wir nur den Umſtand angegeben, daß die Kurprinzeſſin dort einen Buchladen beſucht, und den berühmten Polyhiſtor Carpzov durch ihr Wiſſen, wie Beſſer ſagt, in die größte Beſtürzung geſetzt, indem ſie ſowohl dem Namen als dem Inhalt nach mehr neue Bücher zu nennen und anzuführen wußte, als dieſer gelehrte Mann ſich ſo bald beſinnen konnte. Desgleichen wird erwähnt, daß ſie früher einem Gelehrten eine Stadt in Afrika anwies, die er aus Unwiſſenheit durch ganz Aſien ſuchte.

Am 29. April 1688 ſtarb in Potsdam der große Kurfürſt. Der Kurprinz war an das Sterbelager gerufen worden, und Sophie Charlotte hatte mit ihm den letzten Stunden des Helden in ſchmerzlichem Antheil beigewohnt. Ihr Gemahl trat als Kurfürſt Friedrich III die Regierung an, und vergaß alle früheren Zwiſtigkeiten, er hielt die Wittwe ſeines Vaters in gebührenden Ehren, und behandelte ſeine Stiefgeſchwiſter mit Fürſorge. Der

Hof nahm nun einen gleichmäßigeren Karakter an, alles ging von demſelben Sinne aus, und Pracht und Glanz erhöhten ſich von Tag zu Tag. Für Sophie Charlotte, welche nunmehr Kurfürſtin war, hatte ſich im Weſentlichen nichts verändert, der höhere Titel und die größeren Ehren waren in ihren Augen nichts, ihr Verhältniß zu ihrem Gemahl blieb daſſelbe, nur wurde ihr Hofſtaat vergrößert; der vermehrte Zwang, dem ſie ſich unterwerfen mußte, wurde durch größere Freiheit aufgewogen, welche dem Willen der regierenden Fürſtin nicht verſagt ſein konnte.

Noch waren die Feſtlichkeiten der Thronbeſteigung, die Huldigungen und Glückwünſche, welche der neue Kurfürſt zum Theil aus weiter Ferne und durch glänzende Geſandtſchaften empfing, nicht ganz verklungen, als ein neues Ereigniß für Hof und Land heilverkündend eintrat. Sophie Charlotte gebar nämlich am 4. Auguſt einen Prinzen, der als Thronerbe um ſo freundlicher begrüßt wurde, als ſeine ſtarke Leibesbeſchaffenheit verſprach, daß er am Leben bleiben und die Erbfolge ſichern würde, wie er denn auch wirklich ſpäterhin als König Friedrich Wilhelm I zur Regierung gelangte. Auch in Hannover wurden, wie in Berlin, wegen der

Geburt dieſes Prinzen öffentliche Freudenbezeigungen veranſtaltet, und die Herzogin Sophie, Mutter der Kurfürſtin, kam eigends von Hannover nach Berlin, um ihren Enkel zu ſehen. Die Freude der Kurfürſtin über die Ankunft ihrer Mutter war groß, die letztere aber hatte ihre Tochter kaum umarmt, als ſie ungeduldig den Prinzen zu ſehen verlangte, und als er nun gebracht wurde, ſo ſtark und kräftig, ſo offnen und trotzigen Blickes, wußte ſie ihrer Freude keine Gränzen. Sie küßte ihn tauſendmal unter Weinen und Lachen, rühmte immer auf's neue ſein gutes Ausſehen, und mochte ſich gar nicht mehr von ihm trennen. Sie ließ nicht nach mit Bitten, die Eltern möchten ihr das Kind mit nach Hannover geben, wo ſie ihm ihre ganze Sorge widmen wollte; der Kurfürſt lehnte dieſes Begehren zwar für den Augenblick ab, mußte aber endlich verſprechen, ſpäterhin den Wünſchen ſeiner Schwiegermutter zu willfahren. Der Kurfürſt verſäumte die Gelegenheit nicht, ſeine ungemeine Freude, welche der ganze Hof, und auch das Volk, aus treuer Anhänglichkeit an ſeinem Fürſtenſtamme, lebhaft theilte, durch mannigfache Feſte auszudrücken. Sophie Charlotte, deren Anſehn durch die Geburt eines Kurprinzen nur noch mehr befeſtigt wurde, war vor allem bedacht, daß der

junge Prinz von den erſten Tagen an mit richtiger Sorgfalt behandelt wurde, und gleich im zarteſten Alter die Umgebung erhielte, welche ſeiner körperlichen und geiſtigen Entwicklung heilſam wäre. Mit reifer und glücklicher Wahl, bei welcher die Mutter diesmal ihr eignes Ermeſſen geltend machte, wurde die verwittwete Frau von Montbail beſtimmt, die Wartung und Pflege, und alſo die erſte Erziehung des Prinzen, zu beaufſichtigen. Dieſe Dame, nach ihrer zweiten Verheirathung als Frau von Roconlles bekannt, hatte mit Muth und Kühnheit ſich aus Frankreich gerettet, als den verfolgten Reformirten ſchon jede Auswanderung verboten war. Sie war in jenen Tagen der Gefahr zugleich die Retterin ihrer Mutter und ihrer beiden Töchter geworden, und mit den letzteren, ehe Sophie Charlotte ſich ihrer annahm, in großer Dürftigkeit nach Berlin gekommen. Ihr feſter und edler Karakter flößte bald das unbegränzte Zutrauen ein, welches ſie bis an ihr Lebensende in dem Herrſcherhauſe genoß, dem ſie ihre Dienſte gewidmet hatte. Bekanntlich übertrug ihr Zögling, nachdem er den Thron beſtiegen, ihr wieder die Erziehung ſeines Sohnes, der als Friedrich der Große ihr noch im höchſten Alter die zärtlichſte Achtung bewies.

Der Kurfürſt war genöthigt, ſeine Aufmerk-

ſamkeit den Staatshändeln zuzuwenden; er reiſte gleich nach der Taufe zu einer Zuſammenkunft, welche der Prinz Wilhelm von Oranien begehrt hatte, nach Minden, beſuchte auf der Rückreiſe auch Hannover, und hielt in Magdeburg eine Zuſammenkunft mit dem Kurfürſten von Sachſen, dem Landgrafen von Heſſen-Kaſſel und dem Herzog Ernſt Auguſt von Hannover. An ſchwierigen Verhandlungen und bald auch an Kriegsthätigkeit war ihm eifrige Theilnahme auferlegt. Tüchtige Staatsmänner und tapfre Generale fehlten ihm nicht. Sein ganzes Vertrauen aber beſaß Eberhard von Danckelman, der als ſein Erzieher ihm einſt in großen Gefahren entſchloßne Treue bewieſen, jetzt in den wichtigſten Geſchäften arbeitete, und unter dem Namen eines Oberpräſidenten die höchſten Staatsämter vereinigte; ein Mann von gründlichen Kenntniſſen und feſter Klugheit, deſſen großer Ernſt und Stolz ihm aber nachher verderblich wurde. Sophie Charlotte ſtand mit ihm nicht in gutem Vernehmen, er hielt ſich fern und kalt, und ſie glaubte als neue Kurfürſtin viel gethan und erlangt zu haben, daß ſie ihm in guter Art das Verſprechen abgenommen, die Beförderung des Grafen Chriſtoph von Dohna zum Kammerherrn

zu bewirken. Danckelman ſchien noch ſchwierig, und bemerkte, daß die Sache nicht von ihm, ſondern von dem Kurfürſten abhinge, allein die Kurfürſtin ſagte ihm trocken, ſie wiſſe, was er vermöge, der Erfolg werde ihr zeigen, ob man auf ſein Wort rechnen könne.

Indeß mochte der Kurfürſt ſich der Regierungsſorgen keineswegs auf ſeine Diener entledigen, und wollte insbeſondere ſeine Truppen, welche gegen die Franzoſen an den Rhein zogen, im Felde ſelber anführen. Dieſe Angelegenheiten, mit Ernſt und Nachdruck von guten Händen geführt, boten für Sophie Charlotte keine Seite, von der ſie dabei bekümmert oder mitthätig hätte ſein können; ihr Antheil hatte ſich, außer allgemeinen Wünſchen, auf das Wohlergehen der ihr verwandten und werthen Perſonen zu beſchränken; was etwa noch einer weiblichen Theilnahme hierin bedürfen konnte, wußte ſie durch ihre aufmerkſame und thätige Mutter beſorgt, und ihr eigner Sinn drängte ſie im geringſten nicht zu ſolcher Einmiſchung. Als der Kurfürſt im Mai 1689 nach Halle, wo er die Huldigung annahm, und ſodann über Lippſtadt nach dem Rhein reiſte, wo ſeine Truppen ſchon verſammelt waren, begleitete ihn Sophie Charlotte, machte

einen kurzen Abſtecher nach Hannover, kam aber ſchon wieder vereint mit dem Kurfürſten in Weſel an, und nahm darauf, während ihr Gemahl die Belagerung von Bonn anordnete, mit einem Theil des Hofſtaats ihren feſten Aufenthalt in Köln. Hier in der Nähe der Kriegsereigniſſe, aber völlig geſichert in der wohlverwahrten und von brandenburgiſchen Truppen frühzeitig beſetzten Stadt, hatte die Kurfürſtin wiederholte Huldigungen und Glückwünſche anzunehmen, wegen der öfteren Erfolge der brandenburgiſchen Waffen, denen nach langer hartnäckiger Vertheidigung auch Bonn ſich ergeben mußte. Die Kurfürſtin gewann während dieſes Aufenthalts ein näheres Verhältniß zu der Prinzeſſin Maria von Oranien, mit welcher ſie darauf in fortwährendem Briefwechſel blieb, woran ſpäter auch Leibnitz Theil nahm. Sie hatte die Freude, auch ihren Vater, den Herzog Ernſt Auguſt von Hannover, welcher den Kurfürſten im Feldlager beſuchte, hier wiederzuſehen. Am 3. November kam der geſammte Hof wieder nach Berlin, wo der Kurfürſt von dem Volke mit großen Freudenbezeigungen bewillkommt wurde.

Im nächſten Jahre wollte der Kurfürſt die Zeit vor Wiedereröffnung des Feldzuges dazu nutzen,

ſich in Preußen huldigen zu laſſen, und die Belehnung mit dieſem Herzogthume zu empfangen. Der ganze Hof trat feierlich dieſe Reiſe an, welche an Aufwand und Pracht alles übertraf, was in dieſen Gegenden bis dahin war geſehen worden. Auf jedem Poſtwechſel waren über tauſend Pferde nöthig, das Gefolge fand kaum ein Unterkommen; in allen Zwiſchenorten waren die prunkvollſten Anſtalten, das Volk drängte ſich mit lautem Jubel heran. Die ſich hundertmal wiederholenden Vorgänge waren ganz im Geſchmack des Kurfürſten, und der Einzug in Königsberg, wobei der Hof und die Landesinſaſſen ſich wechſelſeitig in Pracht und Anordnung überboten, gewährte ihm die höchſte Befriedigung; deſto weniger aber entſprachen dieſe endloſen Schauleiſtungen dem Sinne Sophie Charlottens; ſie fügte ſich willig den Ceremonien, welche der Rang und Stand unter gegebenen Umſtänden fordern konnten, aber das Angemeſſene verlor ſich hier im Ueberſchwänglichen, und ganze Reihen von Tagen mit leerem Prunk auszufüllen, mußte dem edelbeſchäftigten Geiſte widerſtreben. Ein Unfall, welchen ſpäter der Kurfürſt auf der Jagd erlitt, und der ihn eine Zeit hindurch bettlägerig hielt, gab ſeiner Gemahlin Anlaß, ihm ihre Gegenwart

in wesentlicherem Werthe zu zeigen; doch bis zum Innern des Krankenzimmers war langweilige Abgemessenheit eingedrungen, und auch hier konnte die Kurfürstin, wie immer neben dem Gemahl, nur repräsentiren.

Sophie Charlotte hatte das Unglück, im Anfang und am Schlusse dieses Jahres 1690 zwei ihrer Brüder zu verlieren, die in dem Heere des Kaisers gegen die Türken dienten, und den Heldentod starben. Der eine, Herzog Karl Philipp, zweiundzwanzig Jahr alt, fiel am 2. Januar bei Pristina in Albanien als Oberst eines Dragonerregiments, nachdem er sich mit den Türken und Tartaren tapfer herumgehauen, mehrmals die Pferde gewechselt, und mit eigener Faust mehrere Feinde niedergemacht hatte; von zahlreichen Wunden bedeckt, gab er auf der Wahlstatt den Geist auf. Die Herzogin Sophie war untröstlich über den Verlust ihres Lieblings, in Schmerz und Traurigkeit erkrankte sie, und Sophie Charlotte mußte nach Hannover eilen, um das gemeinsame Leid ihr tragen zu helfen. Die Herzogin aber blieb noch längere Zeit kränklich, und mußte im April nach Karlsbad reisen, um ihre Gesundheit herzustellen. In diese Zeit fällt ohne Zweifel der folgende Brief

Sophie Charlottens an Leibnitz, dem ſie für mitgetheilte gute Nachrichten dankt. Der Ton iſt noch etwas fremd, doch liegt ſchon die eifrige Anerkennung darin, die ſich ſpäter ſo reich entwickelt hat: „C'est du dernier obligeant, monsieur. d'avoir voulu me réjouir avec la nouvelle du rétablissement de madame l'électrice, car quoiqu'elle m'a toujours fait l'honneur de m'écrire, cela n'a pas laissé de m'inquiéter. Vous jugerez par-là combien je vous suis redevable, et aussi d'avoir voulu me donner part de vos doctes correspondances. Elles sont sur une matière si subtile que, pour m'en faire comprendre quelque chose, il ne faut rien moins que la netteté de votre esprit, monsieur. Si vous restez encore dans le dessein de nous venir voir, j'en profiterai, et j'aurai le plaisir de vous assurer, que j'estime infiniment votre mérite, et que je serai toujours affectionnée à vous rendre service. Sophie Charlotte.“ Der andre Bruder, Herzog Friedrich Auguſt, erſt neunzehn Jahr alt, wurde am 30. December in Siebenbürgen bei St. Georgen, wo er die Türken aus einem Paß vertreiben wollte, als Generalmajor an der Spitze ſeiner Küraſſiere erſchoſſen. Am zweiten und am vorletzten

Tage desselben Jahres waren diese beiden Brüder demselben Loos erlegen, und hatte die Mutter am meisten den ältern bedauert, so klagte die Schwester desto mehr um den jüngern.

Sophie Charlotte besaß als Geschenk des Kurfürsten den großen Garten, welcher jetzt von dem Schlosse Monbijou den Namen führt, damals aber einen weit größeren Umfang hatte; der größte Theil der jetzigen Spandauervorstadt und selbst der Dorotheenstadt gehörte als Ackerfeld dazu, auch der sogenannte Stelzenkrug, und ein schönes Vorwerk, das durch seine Meierei so nah der Stadt sehr einträglich war. Die Kurfürstin wußte solchen landwirthschaftlichen Besitz wohl zu verwalten, und erwarb auch in der Stralauervorstadt einige Strecken Feld. Allein den Sinn der Oekonomie übertraf bei Sophie Charlotte weit der des Wohlthuns, und ihr schien der fruchtbarste Gebrauch, den sie von diesem Besitzthume machen könnte, der zu sein, dasselbe in solche Hand zu geben, die sich unmittelbar damit befaßte. Schon im August 1691 begann sie, nach erhaltener Zustimmung des Kurfürsten, den Acker in verschiedene Feldereien zu vertheilen, und diese an Bürger von Berlin zu Baustellen und Gärten zu verschenken,

ge-

gegen einen jährlichen geringen Grundzins, oder auch ganz umsonst; ebenso auch den Stelzenkrug und das umliegende Feld. Mit diesen Schenkungen, welche vieler Menschen Glück begründeten, und in den bisher öden Strecken neue Straßen und Gärten hervorriefen, fuhr Sophie Charlotte jährlich fort, bis sie im Jahre 1700 die Stellen in der Stralauervorstadt als die letzten vergeben hatte. Die Bürger erkannten dankbar die großmüthige Verwendung, und jederman pries die Fürstin, die es mit dem Volke so gut meinte, und mit so verständigem Sinn und großem Gedeihen wohlthätig war. Sie stand überhaupt mit den Einwohnern der Hauptstadt in bestem Vernehmen, sprach theilnehmend mit den geringsten Leuten, hörte ohne Ungeduld ihre Bitten an, und half ihnen, wenn sie es vermochte. Bei öffentlichen Vorgängen bezeigte ihr das Volk stets die größte Liebe und Freudigkeit. Eine von ihr den Bürgern geschenkte Fahne wird noch heute in der Köpeniker Kirche aufbewahrt, wohin auch eine, von der Königin Luise hundert Jahre später den Bürgern gleichfalls geschenkte Fahne gebracht worden ist.

Seit dem Tode des großen Kurfürsten, dessen Eifersucht den Vergrößerungsabsichten des Hauses

Hannover hindernd entgegengestanden hatten, waren diese durch den Herzog Ernst August, und mehr noch durch seine Gemahlin Sophie, mit besonnener Klugheit kräftig fortgeführt worden. Nach großen Anstrengungen war es gelungen, aus verwickelten Ansprüchen und unsichern Gewohnheiten ein festes Erstgeburtrecht und die Untheilbarkeit des Landes zu begründen, aber auf diesen Erfolg gestützt, hatten sich alsbald weit höhere Bestrebungen aufgethan. Der Herzog Ernst August sollte durch Errichtung einer neuen, auf die hannöverschen Lande gegründeten neunten Kur, zum Kurfürsten erhoben werden. Unendliche Schwierigkeiten waren hiebei zu beseitigen. Die Zustimmung des Kurfürsten von Brandenburg konnte für den Vater seiner Gemahlin schon ziemlich sicher dünken, aber es kam auch darauf an, daß der Kurfürst seine thätige Verwendung für jenen Plan fortwährend wirksam erhielte. Sophie Charlotte scheint hiezu mehr durch ihre Gegenwart, als durch eigentliche Betreibung förderlich gewesen zu sein. Ihren Mangel an politischer Neigung und Rührigkeit ersetzten die Besuche und Weisungen ihrer Mutter, der muntern, klug eingreifenden und beharrlich thätigen Frau, deren wohlbegründeter und maßhal-

tender Ehrgeiz auch durch treffliche Staatsbeamten, wie Otto Grote und der Celle'sche Bernstorff waren, und denen hier auch Leibnitz beizurechnen ist, tüchtige Förderer hatte.

Im Anfange des Jahres 1692 begleitete Sophie Charlotte den Kurfürsten nach Torgau, wo er den Kurfürsten Johann Georg IV von Sachsen besuchte, um das mit ihm bestehende Bündniß und überhaupt ein gutes Vernehmen zu befestigen. Die Absicht gelang vollkommen, und die Gegenwart der Kurfürstin mag dabei vortheilhaft eingewirkt haben. Die beiden Kurfürsten stifteten sogar gemeinschaftlich einen Freundschaftsorden, in welchen zwölf brandenburgische und zwölf sächsische Ritter aufgenommen wurden. Der Kurfürst von Sachsen kam darauf nach Berlin, und verlobte sich mit der Prinzessin Eleonore von Eisenach, verwittweten Markgräfin von Ansbach. Als der Kurfürst und Sophie Charlotte die Braut nach Leipzig begleiteten, wo die Vermählung sein sollte, fanden sie den Bräutigam ganz umgestimmt, von einer launenvollen und heftigen Geliebten ganz beherrscht, und sie hatten viele Widerwärtigkeiten von ihm auszustehen, die sie indeß leicht hinzunehmen suchten, um nur zu erlangen, daß er den hannöverschen

Angelegenheiten nicht entgegenarbeitete. Endlich im März 1692 wurde das Ziel erreicht, und Ernst August empfing die Kurwürde. Der englische Gesandte in Berlin Stepney dichtete bei dieser Gelegenheit folgendes sinnreiche Distichon an Sophie Charlotte:

Electoris eras conjux, nunc filia facta es,
Sis modo sera parens, sis quoque sera soror.

Bei diesen lateinischen Versen dürfen wir auch wohl der späteren griechischen gedenken, welche gleichfalls ein fremder Gesandter in Berlin, der spanische General Graf Pardo de Figueroa, an die Königin Luise gerichtet hat. Der neue Kurfürst kam alsbald nach Berlin, seinem Schwiegersohne persönlich für dessen thätige Mitwirkung zu danken. Die nunmehrige Kurfürstin Sophie, von welcher die Sache hauptsächlich ausgegangen und betrieben worden war, durfte bei dieser Zusammenkunft nicht fehlen; sie umarmte jetzt in gleichem Range die geliebte Tochter, mit welcher die Zukunft sie in noch höherem abermals gleichstellen sollte.

Wiewohl Sophie Charlotte der besten Gesundheit genoß und auch ganz munteren Sinnes war, verfiel sie dennoch in dieser Zeit auf den Gedanken,

ihren letzten Willen aufzusetzen. Sie that dies am 26. Juni 1692 mit frohem und festem Muthe, verfügte über ihre Habseligkeiten, äußerte beson: ders die größte Liebe für ihren Sohn, und wählte zum Text für ihre Leichenpredigt die Stelle aus dem Evangelium St. Johannis (11, 25): „Ich bin die Auferstehung und das Leben. Wer an mich glaubet, der wird leben, ob er gleich stürbe.“ Ihr frischer Geist und heller Sinn blieben jedoch kräf: tig dem Leben zugewendet, und wir finden die edle Fürstin gleich wieder mit wissenschaftlichen Gegen: ständen beschäftigt, deren die mannigfachsten von ihrer unermüdeten Forschbegier umfaßt wurden. Leibnitz, der ihren Durst nach Erkenntniß würdigte, versäumte nicht, ihr alles mitzutheilen, was ihren Sinn ansprechen konnte, und so übersandte er ihr auch sogleich ein gefundenes Fossil, und fügte seine Meinung in einem Briefe vom 5. Juli 1692 bei, dessen schlichte und gründliche Belehrung ihm hier eine Stelle verdient. Er schreibt: „Madame On vient de m'envoyer de Bronsvic une dent bien grande d'un animal extraordinaire, dont l'esque-lette a été trouvé auprès de la dite ville. Et on m'en demande mon sentiment. Le vulgaire veut par force, que c'est d'un géant. Il fau-

droit à proportion qu'il eût été environ de la grandeur d'une maison. Les descriptions que je trouve des dents des éléphans semblent faire croire que cette dent en étoit. Car on nous rapporte qu'un éléphant a quatre grosses dents de dessus et autant de dessous, pleines de raies ou entaillûres comme les meules des moulins, pour réduire leur viande en pâte comme de la farine, à force de la broyer entre ces dents. Et ces raies sont visibles dans cette dent. Cependant comme ce n'est pas d'aujourd'hui qu'on commence à trouver de tels ossemens dans ce pays-ci et ailleurs, et que cependant les éléphans ne se trouvent gueres dans les pays froids: on pourroit douter, si ce ne seroient pas des reliques de quelques gros monstres marins; puisqu'on trouve souvent des coquilles de mer, et autres dépouilles des animaux de mer, au milieu des terres, que l'océan couvroit peut-être autrefois. Car il se trouve des wallrosses et boeufs marins dans la mer du nord, qui ont quelque rapport avec l'éléphant, et il y en a même qui ont des défenses qui sont estimées autant et plus. Mais pour mieux juger de tout cela j'ai écrit qu'on devroit ramasser autant

qu'on pourroit toutes les pièces de l'esquelette. Je supplie très-humblement Votre Altesse Sérénissime de faire conserver cette dent, afin que je la puisse restituer. Je suis avec dévotion, Madame, de Votre Altesse Sérénissime etc. Ce mardi, 5. juillet 1692.“

Sophie Charlotte reiſte mit ihrem Gemahl im December 1692 zur Erwiederung des Beſuches ihrer Eltern nach Hannover, und nahm den vierjährigen Kurprinzen dahin mit. Zur Oberhofmeiſterin für dieſe Reiſe hatte der Kurfürſt die Freifrau Doris von Canitz auserſehen, die Gattin des berühmten Dichters. Sie war eine vertraute Freundin des Kammerfräuleins von Kroſigk, und gehörte zu den Zierden des Hofes. Sowohl Sophie Charlotte als ihre Mutter die Kurfürſtin Sophie liebten dieſe vortreffliche Frau, und als ſie einige Jahre darauf ſtarb, ließen beide dem Wittwer ihr herzliches Beileid bezeigen. Nachdem der Kurfürſt und die Kurfürſtin den Freudenbezeigungen und Feſten in Hannover beigewohnt, konnten ſie bei der Abreiſe die Erfüllung des gegebenen Verſprechens nicht verſagen, und ließen den Kurprinzen in der Obhut ſeiner Großmutter zurück. Er ſollte mit deren anderem Enkel, Georg Auguſt, nachherigem Könige

Georg II von Großbritannien, welcher der Aufsicht der Frau von Harling anvertraut war, gemeinschaftlich erzogen werden. In der That konnte für denselben nirgends besser gesorgt scheinen; die verständige Zärtlichkeit, der praktische Sinn und die große Einsicht der klugen Fürstin hatten sich unter allen Umständen bewährt; sie versprach, den Prinzen beständig unter ihren Augen zu haben, welches der Mutter am wenigsten möglich war, da der Prunk des Hoflebens sie nothgedrungen ganze Tage, und die wiederholten Reisen sie oft ganze Wochen von ihm entfernt hielten. Auch konnten einige Züge von Trotz und Wildheit in dem Knaben den Versuch wünschen lassen, ob eine veränderte Umgebung vielleicht vortheilhaft auf ihn zu wirken vermöchte. Daß Aufmerksamkeit und Hütung niemals ausreichen, sondern von beiden ein großer Theil immer der Vorsehung heimzustellen ist, lehrte der schreckliche Vorfall, wo der vierjährige Kurprinz, während man ihn Nachmittags ankleidete, eine seiner Schuhschnallen in den Mund nahm, und unversehns hinunterschluckte. Man hielt ihn für verloren, die Kurfürstin stieß entsetzliche Schreie aus, der Kurfürst war in größter Bestürzung, niemand wußte Hülfe noch Rath. Als das

Kind aber nach einiger Zeit zu weinen aufhörte, gar nicht über Schmerzen klagte, und überhaupt keine Veränderung zeigte, begann man wieder zu hoffen, und nach zwei Tagen angſtvollen Harrens fand man ihn des verſchluckten Körpers auf natürlichem Wege glücklich befreit. Eine nicht minder gräßliche, doch kürzere Angſt hatte Frau von Montbail auszuſtehen, als ſie eines Tages den Prinzen, der ſich gar nicht wollte bändigen laſſen, mit einer ernſtlichen Züchtigung bedroht hatte; ſie war nur einen Augenblick nach andrer Seite gewandt, als ſie von dem Prinzen ſich rufen hörte, der inzwiſchen über eine Fenſterbrüſtung geklettert war, und draußen auf dem freien Rande ſtehend ſich hinabzuſtürzen drohte, wenn ſie nicht verſpräche, ihm die Strafe zu ſchenken. Frau von Montbail behielt die nöthige Faſſung, verſprach alles, und lockte den Prinzen glücklich wieder herein, konnte jedoch, nachdem er gerettet, nun ſich lange nicht zufrieden geben, welch namenloſes Unglück ſie hätte erleben können. Ein andrer Zug bewies ebenfalls die Entſchiedenheit und Raſchheit des Prinzen; man hatte ihm ein Treſſenkleid gebracht, das ihm ganz gut zu gefallen ſchien, aber mit Unwillen ſah er daneben einen goldſtoffenen Schlafrock, und

wollte dieſen nicht anziehen, ſondern erſah den Augenblick, und warf das Prachtſtück in das flammende Kaminfeuer. Dieſe Heftigkeit eines ganz ausgebildeten Eigenwillens brachte auch in Hannover unangenehme Auftritte hervor. Mit ſeinem Spielkammeraden, dem Prinzen Georg Auguſt, konnte er ſich durchaus nicht vertragen, wie denn auch der dort entſtandene Widerwillen noch im ſpäteren Mannesalter nicht erloſch. Der Prinz mußte daher ſchon im nächſten Jahre nach Berlin zurückgebracht werden. Frau von Montbail übernahm ihre frühere Aufſicht wieder, und wurde von der Kurfürſtin ſelbſt in ihrem ſchwierigen Amt auf das beſte unterſtützt.

Sophie Charlotte nahm die Fremden an ihrem Hofe mit großer Zuvorkommenheit auf, und, wie mit ihrer gewohnten Umgebung, liebte ſie auch mit ihnen ſich ungezwungen und freimüthig zu unterhalten. Von wem nichts andres zu erlangen war, dem wußte ſie doch äußerliche Nachrichten abzufragen, und ſie übte die ſchöne Wirkung aus, daß in ihrer Gegenwart die Leute ſich meiſt klüger und bedeutender zeigten, als dies nach früheren Angaben zu erwarten ſchien. Fand ſie Kenntniſſe oder Geiſt, ſo führte ſie dieſelben gewiß auf Gegen-

ſtände, welche der Forſchung und Erörterung ein weites Feld eröffneten, und ſie ſelbſt ſcheute weder die Höhe, zu welcher jene ſich verſteigen konnten, noch die Lebhaftigkeit des Aufſchwunges. Sie verfuhr hierbei mit einer Anmuth, wobei ſowohl die Denkerin, als die Frau und die Fürſtin ſtets ihr Recht und ihre Würde behauptete. Von einer ſolchen Unterhaltung mit einem franzöſiſchen Herrn, der im Jahre 1693 den Hof Sophie Charlottens beſuchte, iſt uns eine Nachricht aufbewahrt. Das Geſpräch fiel auf einen Gegenſtand, der nicht ohne große Geiſtesfreiheit zu behandeln war, nämlich auf den eigentlichen Zweck des Eheſtandes. Der Franzoſe beſtritt die herrſchende Meinung, und behauptete, es ſei nicht ausgemacht, daß die Fortpflanzung des Menſchengeſchlechts jener Zweck ſein müſſe, und führte ſcheinvolle Gründe an, denen die Kurfürſtin im Augenblicke nichts entgegnen wollte. Von dem Geſpräch kaum abgewandt, ſah ſie den Hofprediger Brunſenius ſich nähern, trat freundlich zu ihm hin, und trug ihm nun die Zweifel und Behauptungen des Franzoſen als ihre eignen Gedanken vor, wie ſie dies öfters in ſolchem Falle zu thun pflegte; ſie fragte ihn dann, was er dieſen Sätzen entgegenzuſtellen habe? Brunſenius

wußte die herkömmliche Lehre mit überzeugenden Gründen zu vertheidigen, und zeigte die sophistischen Einwürfe in ihrer Nichtigkeit. Sogleich rief die Kurfürstin den Franzosen wieder herbei: «Kommen Sie nur her, sagte sie, und hören Sie, was dieser Mann sagt, das lautet ganz anders.» Worauf dann die Erörterung mit neuen und schärferen Waffen geführt, und der Vorwitz dadurch bestraft wurde, daß er sich von der Hand eines geringern und doch tüchtigeren Gegners bald überwunden sah.

Der Kurfürst und die Kurfürstin machten im Jahre 1694 abermals eine Reise nach Sachsen, und besuchten die Wittwe Johann Georgs IV auf ihrem Wittwensitze Pretsch, denn der Tod ihres Gemahls des Kurfürsten hatte diese unter den übelsten Aussichten geschlossene Verbindung schon wieder gelöst. Wir finden in jener Zeit überhaupt wenige Beispiele glücklicher Ehen in dem höchsten Lebenskreise, und Sophie Charlotte durfte ihr Loos noch immer für ein begünstigtes halten, da ihr Gemahl sie stets mit Achtung und Zartsinn behandelte. Freilich waren ihre Gemüthsarten und Richtungen ganz verschieden. Der Hang des Kurfürsten zu Pracht und Feierlichkeit konnte für So-

phie Charlotte in keiner Weiſe erfreulich ſein. Jedoch hatte ſie ſich gewöhnt, dergleichen Aeußerlichkeiten gelaſſen mitzumachen; was von ihr verlangt wurde, leiſtete ſie willig, und brachte viele Stunden ihres Tages gern zum Opfer, um ſich einige frei zu machen, die ſie nach ihrem Sinne genoß. Denn indem ſie die Vortheile ihrer hohen Stellung doch wohl zu ſchätzen wußte, und keineswegs verſchmähen wollte, ſo war ſie doch mit ihren Gedanken auch über dieſe weit hinaus, und zu Gegenſtänden erhoben, die ihren Geiſt würdiger beſchäftigten. Bei dieſem lebhaften Antheil, welchen ſie für Geiſtesbildung und Wiſſenſchaften hegte, muß ein beſonderes Hinderniß gewaltet haben, daß gerade die ſeltne Gelegenheit, wo prunkvolle Feſtlichkeit ſich mit dieſem Antheil verknüpfte, ihrer perſönlichen Gegenwart entbehrte; es ſcheint außer Zweifel, daß Sophie Charlotte der am 12. Juni 1694 geſchehenen feierlichen Einweihung der neugeſtifteten Friedrichsuniverſität zu Halle nicht beigewohnt hat.

Sonſt ganz in ideale Regionen ihr weſentliches Leben verſetzend, und ſelbſt die Pracht und Fülle, welche ihr aufgedrungen waren, in höheren Geiſtesgenuß verwendend, empfand Sophie Char-

lotte doch gleich das volle Gewicht der Wirklichkeit und gehorchte deren strengstem Anspruch, so wie nur ihres Sohnes zu gedenken war. Hier sanken alle hochfliegenden Geistesbilder und Wünsche zu der schlichten und strengen Aufgabe herab, daß ein rechtschaffener Mann und tüchtiger Fürst aus ihm zu machen sei. Die Kurfürstin hatte indeß bei weitem nicht freie Hand, sie mußte ihre Meinung fremdem Ansehn und Rath, und besonders auch den allgemeinen Einflüssen unterordnen. Auch war das Naturell des Kurprinzen eines von denen, welche sich zumeist aus sich selbst entwickeln. Gewiß hätte die feingeistige, wohlunterrichtete Mutter am liebsten auch den Sohn nach ihrer Weise ausgebildet, daß sie ihm aber diese Weise nicht aufdringen ließ, daß sie seinem Naturell die Freiheit gestattete, sich auch anders und sogar ihr mißfällig zu entwickeln, dies wird immer dem Mutterherzen zu verdanken bleiben, und die Folgezeit darf hierüber den Ausspruch thun; denn, wie auch nachmals Friedrich Wilhelm I uns in verschiedener Hinsicht erscheinen mag, als König hat er eine große und fruchtbare Bedeutung, der in seiner Zeit ihr angemessen wirkt, und dem Lobe, daß ihm sein größerer Sohn ertheilt, sich keineswegs beugen darf.

Friedrich Wilhelm blieb noch zwei Jahre unter Aufsicht der Frau von Montbail, doch wurde täglich sichtbarer, daß weibliche Obhut nicht mehr ausreiche, sondern männliche erfordert werde. Frühentwickelte Körperkraft, verbunden mit lebhaftem Geist und starkem Willen, trieb den Prinzen leicht über die Schranken, die man ihm zu setzen meinte, und Auftritte von Heftigkeit und Trotz erschreckten oft die Mutter und die Erzieherin. Die Wahl eines Erziehers wurde nun ein Anliegen von größter Wichtigkeit, und Sophie Charlotte war eifrigst bemüht, ihre Stimme dabei geltend zu machen. Sie fand unter den Männern, welche für solch hohes und einflußreiches Amt überhaupt in Vorschlag kommen konnten, niemanden geeigneter in allen Beziehungen, als den Burggrafen Alexander zu Dohna, der als Generallieutenant in brandenburgischen Diensten stand. Er war ein Mann von schöner Gestalt, feiner Bildung und strengen Sitten, rechtschaffen und ehrenfest, dabei stolz und gebieterisch, der durch sein ganzes Benehmen Ehrfurcht und Gehorsam einflößte. Er war der Kurfürstin sehr ergeben, und stimmte lebhaft der Abneigung bei, welche sie häufig gegen die Günstlinge des Kurfürsten und den Regierungseinfluß derse-

ben blicken ließ. Sein Vater hatte längere Zeit bei Genf in Coppet gewohnt, und seinen Kindern dort den berühmten Bayle zum Lehrer gegeben. Dohna jedoch war dem Kurfürsten nicht sehr genehm, noch weniger aber dem Oberpräsidenten von Danckelman, welcher am liebsten einen seiner Brüder in jene Stelle gebracht hätte. Die Kurfürstin sah indeß die Sache diesmal für zu wichtig an, um nicht ihren ganzen Einfluß aufzubieten, und Danckelman glaubte nachgeben zu müssen. Im Februar 1695 wurde Dohna in sein Amt als Gouverneur des Kurprinzen feierlich eingesetzt. In des Predigers Erman Denkschriften über Sophie Charlotte findet sich die Rede aufbewahrt, welche bei dieser Gelegenheit, in Gegenwart des versammelten Hofes, der Staatsminister von Fuchs an den neuen Gouverneur hielt, wobei der letztere in dem großen Vorzug erscheint, auf das leere und ausgedehnte Wortgepräng nur kurz und einfach zu erwiedern, daß er mit allem Eifer streben werde, seine Pflicht zu erfüllen. Die Wahl der beiden Lehrer, welche dem Prinzen beigegeben wurden, scheint minder glücklich ausgefallen. Dohna empfahl einen Franzosen Namens Rebeur, der schon eine Erziehung in Berlin geleitet hatte, sich aber lässig

und

und ungeſchickt erwies, und dem Prinzen das Lernen verleidete; der andre war ein deutſcher Gelehrter, Johann Friedrich Cramer, ein Mann von Geiſt und Kenntniſſen, deſſen auch Leibnitz rühmend gedenkt, der aber mit Unwillen überall das Franzöſiſche vorgezogen und das Deutſche zurückgeſetzt ſah, und ſeinen Einfluß benutzte, dem Prinzen eine entgegengeſetzte Richtung zu geben, und ihn dadurch allerdings in nur größeren Widerſtreit mit ſeiner nächſten Umgebung brachte. Die Kurfürſtin ſoll die Untauglichkeit Reboul's bald eingeſehn, Dohna jedoch eigenſinnig verhindert haben, daß er entfernt würde.

Ein kleiner Vorgang, welchen der Graf Chriſtoph von Dohna in ſeinen Denkwürdigkeiten erzählt, giebt uns die verſchiedenen Gegenſätze am Hof in einem lebhaften Bildchen vereinigt. Der Graf Chriſtoph hatte zwei Knaben, welche die Kurfürſtin oft nach dem Schloſſe holen und mit dem Kurprinzen ſpielen ließ. Eines Tages wollte Sophie Charlotte das Vergnügen haben, die drei Spielkammeraden völlig zwanglos in ihrer natürlichen Freiheit zu ſehen, und befahl, ſie ungehindert machen zu laſſen was ſie wollten. Sie ſelbſt hatte ſie in die Gemächer des Kurfürſten geführt, und reizte

ſie an, recht Lärm zu machen. Das Erſte, was ihnen unter die Hände kam, waren die großen ſilbernen Glocken, mit denen man die Hofdiener herbeiläutete, ja die Kurfürſtin gab ſie ihnen, und hieß ſie aus allen Kräften läuten. Alsbald erhob ſich ein betäubender Lärm, ſo daß der Kurfürſt herbeikam, und während er noch unentſchieden ſtutzte, rief Sophie Charlotte den Grafen herbei, der nicht wenig erſchrak, ſeine Söhne in Gegenwart des Kurfürſten ſo toben zu ſehen, beſonders da dieſer in nicht beruhigendem Scherztone ſagte, nun thue es ihm leid, nicht ihn zum Erzieher des Kurprinzen ernannt zu haben, denn ſeine eignen Söhne erziehe er ja ganz vortrefflich. Sophie Charlotte lachte nur immer mehr über Dohna's Verwirrung, der indeß ſeine Söhne ſchalt, und ſie fragte, ob ſie nicht wüßten, in welchem Hauſe ſie wären? — „O ja, verſetzte der Jüngſte, bei dem Herrn da!“ und zeigte auf den Kurfürſten. — „Und wer iſt es denn?“ fragte die Kurfürſtin weiter. — „Sie wiſſen's ja ſchon, erwiederte der Kleine, es iſt der Bürgermeiſter von Mohrungen!“ Nun lachte auch der Kurfürſt, und äußerte, die Kinder ſeien ſo drollig wie ihr Vater, womit des letztern Furcht und Verlegenheit, wahrſcheinlich aber auch der furchtbare Glockenlärm, ſich endete.

Das Vergnügen an Schauſpielen, Opern und Balletten war von Frankreich und Italien her vielfältig angeregt, konnte jedoch nur ſelten befriedigt werden, weil die einheimiſchen Künſtler wenig taugten, und von den ausländiſchen die guten kaum zu haben waren. Sophie Charlotte dachte dieſem Uebel abzuhelfen, indem ſie die Talente der gebildeten Hofleute in Anſpruch nahm, und auf dieſe Weiſe manche gute Aufführung zu Stande brachte. Der Widerwillen und die Rüge, welche die ſtrenge Geiſtlichkeit gegen dieſe weltlichen Beluſtigungen wohl äußerte, blieben lange Zeit unbeachtet, und die Kurfürſtin, welche übrigens durch ihre philoſophiſchen Studien keineswegs mit der Kirche entzweit war, konnte ihre Unterhaltungen ungeſtört fortſetzen. So war auch am Abend vor Pfingſten im Jahre 1695 auf einem kleinen Theater im Schloſſe eine Oper aufgeführt worden, worin junge Edelleute und Fräulein vom Hofe mit großem Beifall geſpielt und getanzt hatten. Am zweiten Pfingſttage wollte die Kurfürſtin dieſe Aufführung wiederholen laſſen, als ihr berichtet wurde, der Hofprediger Cochius habe von der Kanzel heftig dagegen gepredigt. Sie wollte nicht mit Trotz, aber ſie hoffte durch Liebenswürdigkeit den ſtrengen Mann zu überwinden, und ließ

ſeine Frau und Tochter freundlich einladen, der Vorſtellung beizuwohnen, mit dem Bemerken, dieſe würden ihm dann am beſten bezeugen, daß daſelbſt nichts Böſes vorginge. Allein unglücklicherweiſe hatte auch ein junger Graf von Dönhof eine Rolle in dem Ballet, und wurde von dem Tanzmeiſter zur Probe beſchieden, während er ſich zur Kommunion bereitete; darüber entſetzte ſich der Vater, und ging den Kurfürſten mit der Bitte an, ſolchem Aergerniß zu wehren. Das geſchah denn auch, der Kurfürſt ließ noch in der Nacht die Bühne abbrechen, und die Oper wurde nicht aufgeführt. Indeß blieb dieſer Fall ohne weitere Folge, bald nachher fanden wieder Vorſtellungen Statt; die Stimme der Geiſtlichen ſchwieg, oder wurde überhört, und man mied nur, in offnen Streit mit ihnen zu gerathen. Der Kurfürſt ſelbſt mochte dieſer bei Feſtlichkeiten unentbehrlichen Unterhaltung an ſeinem Hof nicht entbehren. Und als in der Folge der berühmte Spener die Schauſpiele als dem Chriſtenthume entgegen unterſagt wiſſen wollte, erzielte er bloß, daß die Aufführung anſtößiger Stücke verboten wurde.

Im Herbſte 1695 reiſte der Kurfürſt nach Kleve, ſich mit dem Könige von Großbritannien zu be-

ſprechen, und machte auf dem Hinweg einen Beſuch in Hannover, wo Sophie Charlotte bei ihrer Mutter blieb, und der Kurfürſt bei der Rückreiſe ſie wieder abholte. Dieſelbe Anordnung ſcheint ſich im folgenden Jahre wiederholt zu haben, als der Kurfürſt abermals zu einer ſolchen Zuſammenkunft reiſte, welche erſt im Haag, und darauf in Kleve Statt fand. Sophie Charlotte war nicht zugegen, als ihr Gemahl den berühmten Zwiſt wegen des Ceremoniels zu beſtehen hatte, indem der König dem Kurfürſten im Haag die Ehre eines Lehnſtuhls verweigern zu müſſen glaubte; der Kurfürſt wollte dem Könige gleich behandelt ſein, und man traf den Ausweg, daß die erſte Zuſammenkunft von beiden Seiten ſtehend abgehalten wurde. Zur Genugthuung aber für den Kurfürſten fand ſich der König bald nachher in Kleve ein, wo der Kurfürſt im eignen Lande ſich die Gleichheit der Ehren unbeſtritten beimaß. Die Königswürde war ſchon für den großen Kurfürſten in Anregung gebracht worden, und ſein Sohn hatte dem Gedanken bei wiederholten Anläſſen auf's neue Raum gegeben: jetzt erſchien der Zeitpunkt, mit entſchiedenem Ernſt an die Ausführung zu denken. Bei der Rückkehr von Hannover wurde die Kurfürſtin durch ein Luſtballet

bewillkommt, in welchem der Kurprinz als Kupido erſchien, in welcher Geſtalt man ſich den nachherigen König Friedrich Wilhelm I ſonſt nicht wohl vorſtellen wird!

Der Kurfürſt hegte ſchon längere Zeit den Vorſatz, für ſeine Gemahlin zum Landaufenthalt ein Luſtſchloß in der Nähe von Berlin erbauen zu laſſen. Das Dorf Lützen oder Liezen, zwiſchen Berlin und Spandau an der Spree gelegen, gehörte dem Oberhofmarſchall von Dobrzynski, der dort ein Landhaus erbaut hatte. Bei Gelegenheit einer Spazirfahrt ſah die Kurfürſtin dieſe Beſitzung, die Lage gefiel ihr, ſie kaufte das Dorf und das Haus, das aber für ihr Bedürfniß viel zu klein war. Der Kurfürſt trat hinzu, und beſchloß eine fürſtliche Wohnſtätte dort zu gründen. Die Anlage der weitläufigen Gärten, nach den von Paris erhaltenen Riſſen des berühmten Gartenkünſtlers Le Nôtre, war unter Leitung eines gleichfalls von Paris verſchriebenen Gärtners Gedeau ſchon weit vorgeſchritten, als nun auch der eigentliche Schloßbau im Jahre 1696 durch den großen Baumeiſter und Bildhauer Schlüter zu Stande kam. Das Schloß, im italiäniſchen Geſchmack erbaut, war zuerſt nur von geringem Umfang, und wurde in der Folge

verſchiedentlich erweitert. Es erhielt von dem nahen Dorfe den Namen Lützenburg. Die innere Einrichtung geſchah mit möglichſter Pracht und Annehmlichkeit, und Sophie Charlotte konnte dabei größtentheils ihren eignen Geſchmack geltend machen. Sie ſcheint in der Ausbildung weniger dem urſprünglichen Baumeiſter, dem großen Schlüter, als ſeinem glücklichen Nebenbuhler Eoſander von Goethe gefolgt zu ſein, und ihm beſonders alle Verzierung des Schloſſes übertragen zu haben. So ſchrieb ſie unter andern an Herrn von Schmettau, den brandenburgiſchen Geſandten im Haag: „Je vous suis obligée des soins que vous avez pris pour le menuisier. Eosander, qui est l'oracle où je m'adresse pour mes bâtimens, dit qu'il n'est pas nécessaire.“ Für die Anordnung ihres Bücherſaals ſollte ihr der des Markgrafen Chriſtian Ludwig in deſſen Schloſſe zu Malchow als Muſter dienen. Als ſie das Schloß endlich beziehen konnte, welches erſt am 11. Juli 1696 unter feierlicher Einweihung erfolgte, fand ſie daſſelbe ſo angenehm und behaglich, daß ſie dieſen Aufenthalt jedem andern vorzog, und dort der ländlichen Abgeſchiedenheit und Freiheit ſo oft und ſo lange genoß, als es die Verhältniſſe nur irgend geſtatten wollten.

Der Kurfürſt war auch in der Folge ſtets bedacht, das Schloß und die Gärten nur immer reicher auszuſtatten. Die ſchönſten Orangenbäume wurden in großer Anzahl hingeſchafft, die ſeltenſten Blumen gezogen; Bildſäulen, Vaſen, fehlten nicht. In dem Schloſſe häuften ſich die Mahlereien, die reichſten Tapeten, die prächtigſten Möbel, ein Zimmer wurde mit dem koſtbarſten japaniſchen und chineſiſchen Porzellan in geſchmackvoller Anordnung ausgeſchmückt, ein andres zeigte die ſchönſten Leuchter, einen kleinen Kaffeetiſch und ein vollſtändiges Kaffergeräth, alles von gediegnem Golde. Doch kam dieſe reiche Ausſtattung nur nach und nach zu Stande, und Sophie Charlotte ſtarb, ehe noch die Einrichtung und ſelbſt der Bau ganz vollendet waren.

Eine große Merkwürdigkeit begab ſich im nächſtfolgenden Jahre 1697, eine glänzende Großgeſandtſchaft des Zars Peter von Rußland erſchien, der er in eigner Perſon, unter anderm Namen, als Oberbefehlshaber der dazu gehörigen Soldaten, ſich angeſchloſſen hatte. Er wollte in Begleitung ſeines Generals und vertrauten Günſtlings Le Fort, der an der Spitze der Botſchaft ſtand, fremde Länder ſehen, um ſich zu unterrichten, und umging auf

dieſe Weiſe die Schwierigkeiten eines Ceremoniels, das für einen Zar von Moskau in vielen Fällen noch ſehr ſtreitig ſein konnte. Der Kurfürſt reiſte mit ſeinem Hofſtaate nach Königsberg, um dieſe wunderbare Geſandtſchaft feſtlich zu empfangen, und ſich dem fremden Herrſcher in größtem Prunk und Staat zu zeigen. Die Kurfürſtin, welche das größte Verlangen hatte, den Zar zu ſehen, von dem ſchon viel Merkwürdiges erzählt worden war, und den man nach manchen Zügen als einen Halbwilden anſehen wollte, mußte für jetzt dieſem Wunſch entſagen, weil manche im Ceremoniel gegründete Rückſichten ihrer Anweſenheit entgegen ſtanden, ſie blieb in Berlin, nahm aber das Erbieten des Staatsminiſters von Fuchs deſto begieriger an, der von dem ganzen Hergange genauen Bericht erſtatten wollte. Einige Bruchſtücke von Briefen, welche Sophie Charlotte bei dieſer Gelegenheit an jenen Miniſter geſchrieben, haben ſich erhalten, und wir dürfen um ſo weniger unterlaſſen, ſie hier einzuſchalten, als der Mangel ſolcher eigenthümlichen und perſönlichen Schriftdenkmale unſrer Darſtellung ſchon ſehr empfindlich war. Die Kenntniß dieſer wenigen, aber unſchätzbaren Briefſchaften, die wir hier und noch weiterhin von der Hand der

herrlichen Fürſtin vorlegen, verdanken wir überdies dem hohen Freiſinn des Königs Friedrich Wilhelms des Zweiten, welcher dieſe im Königlichen Archive vorfindlichen Blätter aus eignem Antriebe dem Prediger Erman, den er mit Denkſchriften auf Sophie Charlotte beſchäftigt wußte, zur beliebigen Veröffentlichung huldreich zuſandte, und wir ſetzen gleichſam die Dankbarkeit fort, indem wir das Geſchenkte ferner treu verwenden. Das erſte Schreiben der Kurfürſtin nach Königsberg iſt vom 1. Mai, und es heißt darin: „L'offre que vous me faites, de me donner une relation exacte du voyage du czar, je l'accepte de bon coeur; car, sans que j'ai cela de commun avec toutes les femmes d'être curieuse, il me semble que cela est aussi plus permis sur cette matière, qu'en aucune autre; car le cas est fort rare de savoir le maitre inconnu avec son ambassade, ce qui jusqu'ici n'a été pratiqué que dans les romans. Je regretterai fort de ne pas le voir, et je voudrois que l'on le persuadât de passer par ici, non pas pour voir, mais pour être vu, et nous épargnerions avec plaisir ce qu'on donne pour les bêtes rares pour l'employer en cette occasion.“ Ein zweites Blatt deſſelben Monats drückt ſehr verbindlich die Befrie-

digung aus, welche die erſten Berichte gewährt hatten: „Je ne saurois vous dire, monsieur, le plaisir que vous m'avez fait de me donner une si agréable relation du czar de Moscovie: le sujet est effectivement rare, mais il y a surtout du plaisir à l'entendre traiter par vous; aussi j'espère que vous voudrez bien, quand vous n'aurez pas trop d'affaires, me donner des nouvelles encore.“ Und in demſelben Sinn ſchreibt Sophie Charlotte am 29. Mai: „En vérité vous vous donnez trop de peine, monsieur, en m'écrivant d'une manière aussi exacte ce qui se passe au sujet des Moscovites. Je vois par-là, comme en toutes choses, l'envie que vous avez de me faire plaisir: croyez aussi que je n'y suis pas insensible, et que ma reconnoissance en est grande, ne souhaitant rien tant que de vous témoigner combien je suis sincèrement de vos amis, ce qui n'est assurement pas un compliment, mais une chose sur laquelle vous pouvez faire fond. J'espère que la visite du czar, quoiqu'un peu incommode pour le présent, sera d'un grand avantage à l'avenir pour monsieur l'électeur, qui ménagera apparemment bien toutes les bonnes dispositions qu'il trouve en lui. Je re-

grette fort qu'il ne vienne pas ici avec son ambassade, et quoique je sois ennemie de la malpropreté, la curiosité l'emporte pour ce coup. La solitude où je suis ici est assez grande pour faire souhaiter de nouveaux objets qui divertissent.» Alles Erzählte ſcheint den Wunſch der Kurfürſtin, den Zar ſelber noch zu ſehen, nur geſteigert zu haben. Hoffnung und Mittel hiezu werden in einem Briefe vom 10. Juni angedeutet: «J'espère, qu'en cas qu'on ne puisse détourner le czar des voyages qu'il a encore dessein de faire, que du moins en cherchant sa sûreté par terre, on le pourra voir en ces quartiers. Comme apparemment ce sont ses favoris les ambassadeurs qui lui ont fait prendre le dessein de voir les pays étrangers, pour ne pas le perdre de vue, ils ne seront pas d'avis qu'il retourne chez lui, qu'à condition que leur ambassade soit finie près de monsieur l'électeur, ce qui seroit fort glorieux pour nous; et ceux qui porteront les choses à ce point-là, comme vous, monsieur, en avez la bonne intention, rendront un grand service à monsieur l'électeur. Vous avez déjà montré en tant d'occasions votre capacité, que se sera un surcroit d'habileté de savoir tourner

l'esprit des barbares, avec qui il faut prendre tout-à-fait d'autres mesures qu'avec les autres gens: j'en juge par toutes les relations que vous avez la bonté de m'en donner, dont je vous demeurerai toujours obligée comme de tous les sentimens que vous me témoignez.»

Der Zar hatte in Königsberg durch ſein freies, kräftiges Weſen, durch ſeine Wißbegier, auch durch manches Fremdartige und Unſtatthafte, großes Aufſehn erregt. Pöllnitz erzählt, zum Beiſpiel, er habe die Strafe des Räderns, welche ihm unbekannt war, gewünſcht vollziehen zu ſehn, und als ihm eingewendet worden, es ſei kein zu derſelben verurtheilter Verbrecher da, habe er gemeint, man ſolle nur einen ſeiner Leute nehmen! Als er neben dem Kurfürſten bei der Abendtafel ſaß, und ein gewaltiger Lärm durch zufälliges Hinſchmettern eines Gefäßes auf den Marmorboden entſtand, ſprang er auf, zog den Säbel, und wollte ſich zur Wehre ſetzen, denn er glaubte Verrath im Spiel; er wollte den Aufwärter, welcher des Verſehens ſchuldig war, hart beſtraft wiſſen. Dagegen zeigte er auch leutſelige Güte, hellen Scharfblick, und geſunden klaren Sinn. Als er ſpäter in Berlin eintraf, und ſich alle Ceremonien verbeten hatte, der Kur-

fürſt aber dennoch ihm ſogleich eine Anzahl präch-
tiger Staatskutſchen vorfahren ließ, ſchlich er un-
bemerkt zu Fuß aus einer Hinterthür, und kam ſo
zu dem Kurfürſten, dem er auf ſeine Verwunde-
rung einfach erwiederte, er könne viel weitere Wege
zu Fuß gehen, ohne müde zu werden. Sophie Char-
lotte ſah den Zar auch in Berlin nicht, denn bei
ſeiner dortigen Anweſenheit war ſie gerade in Han-
nover, und erſt hier, als der Zar auf ſeiner Reiſe
nach Holland dorthin kam, lernte ſie den wunder-
baren Mann, den die abendländiſche Welt allgemein
anſtaunte, perſönlich kennen. Sie ſchrieb hierüber
am 17. Juli ganz eigenhändig an den Miniſter
von Fuchs den nachſtehenden Brief, der durch In-
halt und Wendung einen ſo klarfaſſenden als an-
muthigen Geiſt erkennen läßt: «A-présent je puis
vous rendre la pareille, monsieur, car j'ai vu le
grand-czar: il m'avoit donné rendez-vous à Kop-
penbrugge où il ne savoit pas que toute la fa-
mille seroit, ce qui fut cause qu'il fallut traiter
une heure pour nous le rendre visible: à la fin
il s'accorda que monsieur le duc de Celle, ma
mère, mes frères et moi le viendrions trouver
dans la salle où l'on devoit souper, et où il vou-
lut entrer en même tems par une autre porte,

pour n'être pas vu, car le grand monde qu'il avoit aperçu sur un parapet en entrant l'avoit fait ressortir du village. Madame ma mère et moi commençâmes à faire notre compliment, et il fit répondre monsieur Le Fort pour lui, car il paroissoit honteux et se cachoit le visage avec la main — ich kann nicht ſprechen — mais nous l'apprivoisâmes d'abord, et il se mit à table entre madame ma mère et moi, où chacune l'entretint tour-à-tour, et ce fut à qui l'auroit. Quelquefois il répondoit lui-même, d'autres fois il le faisoit faire à deux truchemens, et assurément il ne dit rien que de fort à propos, et cela sur tous les sujets sur lesquels on le mit; car la vivacité de madame ma mère lui a fait faire bien des questions, sur quoi il répondoit avec la même promptitude, et je m'étonne qu'il ne fût point fatigué de la conversation, puisque l'on dit qu'elle n'est pas fort en usage dans son pays. Pour ses grimaces, je me les suis imaginées pires que je ne les lui ai trouvées, et quelques-unes ne sont pas en son pouvoir de les corriger. L'on voit aussi qu'il n'a pas eu de maître pour apprendre à manger proprement, mais il y a un air naturel et sans contrainte

dans son fait qui m'a plu, car il a fait d'abord comme s'il étoit chez lui, et après avoir permis que les gentilshommes qui servent pussent entrer, et toutes les dames qu'il avoit fait du commencement difficulté de voir, il a fait fermer la porte à ses gens, et a mis son favori, qu'il appelle son bras droit, auprès, avec ordre de ne laisser sortir personne, et a fait venir de grands verres, et donné trois ou quatre coups à boire à chacun en marquant qu'il le faisoit pour leur faire honneur. Il leur donnoit lui-même le verre; quelqu'un le voulut donner à Quirini, il le reprit de ses mains et le remit lui-même entres celles de Quirini, ce qui est une politesse à laquelle nous ne nous attendions pas. Je lui donnai la musique pour voir la mine qu'il y feroit, et il dit qu'elle lui plaisoit, surtout Ferdinando qu'il récompensa comme les messieurs de la cour avec un verre. Nous fûmes quatre heures à table pour lui complaire, à boire à la moscovite, c'est-à-dire tous à la fois et debout à la santé du czar: Frédéric ne fut pas oublié; cependant il but peu. Pour le voir danser je fis prier monsieur Le Fort de nous faire avoir ses musiciens, qui vinrent après le repas,

où

où il ne voulut pas commencer qu'il n'eût vu auparavant comment nous dansions, ce que nous fîmes pour lui complaire, et pour le voir faire à lui aussi. Il ne put et ne voulut pas commencer qu'il n'eût des gants, et il en fit chercher par tout son train sans pouvoir en trouver. Madame ma mère dansa avec le gros commissaire: et devant, monsieur Le Fort menoit le tout avec la fille de la comtesse Platen et le chancelier avec la mère: cela alla fort gravement et la danse moscovite fut trouvée jolie. Enfin tous furent fort contens du grand-czar, et il le parut aussi. Je voudrois que vous le fussiez aussi de la relation que je vous en fais: si vous le trouvez à propos, vous pouvez en divertir monsieur l'électeur. En voilà assez pour vous lasser, mais je ne saurois qu'y faire: j'aime à parler du czar, et si je m'en croyois je vous dirois plus que — je reste bien affectionnée à vous servir Sophie Charlotte. P. S. Le fou du czar a paru aussi, qui est bien sot, cependant nous avons eu envie de rire de voir que son maître prenoit un grand balai et se mit à le balayer."

Wir würden unſre Leſer zu beeinträchtigen glau-

ben, wenn wir ihnen die bei dem nämlichen Anlaſſe geſchriebenen Briefe der Mutter Sophie Charlottens vorenthielten, ſie finden ſich in dem Göttinger hiſtoriſchen Magazin von Meiners und Spittler, und auch Erman hat ſie mit aufgenommen. Die Kurfürſtin Sophie von Hannover zeigt ſich in dieſen Blättern ganz in ihrem Karakter, lebhaften Geiſtes, hellen Verſtandes, und kluger Munterkeit. Sie ſchreibt unter dem 11. Auguſt 1697 aus Herrenhauſen: «Il faut à-présent vous raconter que j'ai vu l'illustre czar. Sa Majesté fut entièrement défrayée par l'électeur de Brandebourg jusqu'à Wesel; mais elle fut obligée de passer par Koppenbrück, qui et un fief de notre maison appartenant au prince de Nassau en Frise. Nous fimes demander audience à Sa Majesté czarienne (car elle garde partout l'incognito et ses trois ambassadeurs sont seuls chargés de la représentation). Le prince consentit à nous recevoir et à nous voir en particulier. J'étois accompagnée de ma fille et de mes trois fils. Bien que Koppenbrück soit à quatre grands milles d'ici, nous nous y rendimes avec le plus grand empressement, Koppenstein nous ayant précédés pour faire les arrangemens nécessaires. Nous

devançâmes les Moscovites, qui n'arrivèrent que vers huit heures et descendirent dans une maison de paysan. Malgré nos conventions il s'étoit rassemblé une si grande multitude de gens que le czar ne sut comment s'y prendre pour passer sans être reconnu. Ainsi nous capitulâmes long-temps. Enfin mon fils fut obligé de faire chasser les spectateurs par les soldats de garde; et pendant que les ambassadeurs arrivoient avec leur suite, le czar se glissa par un degré dérobé dans sa chambre, parce que pour y a arriver il auroit fallu traverser la salle à manger. Nous nous rendimes dans cette chambre auprès de Sa Majesté, et le premier ambassadeur monsieur Le Fort de Genève nous servit d'interprète. Le czar est fort grand: sa physionomie est trés-belle et sa taille fort noble. Il a une grande de vivacité d'esprit, la répartie prompte et juste. Mais avec tous les avantages dont la nature l'a doué, il seroit à souhaiter que ses moeurs fussent un peu moins agrestes. Nous nous mimes aussitôt à table. Monsieur Koppenstein qui faisoit la fonction de maréchal, présenta la serviette à Sa Majesté, mais Elle en fut embarassée, car au lieu de serviette à table, on lui avoit présenté, dans

le Brandebourg des aiguières après le repas Sa Majesté fut assise à table entre ma fille et moi, ayant un interprète de chaque côté. Elle fut très-gaie, très-parlante, et nous nous liâmes d'une fort grande amitié. Ma fille et Sa Majesté échangèrent leurs tabatières. Celle du czar étoit ornée de son chiffre et ma fille en fait grand cas. Nous demeurâmes à la vérité fort long-temps à table, mais nous y serions volontiers restées plus long-temps encore sans éprouver un moment d'ennui, car le czar étoit de très-bonne humeur, et ne cessoit de nous entretenir. Ma fille fit chanter ses Italiens, leur chant lui plut, bien qu'il nous avouât qu'il ne faisoit pas grand cas de la musique.

Je lui demandai s'il aimoit la chasse? Il me répondit que son père l'avoit beaucoup aimée, mais que pour lui dès sa jeunesse avoit eu une véritable passion pour la navigation et pour les feux d'artifice. Il nous dit qu'il travailloit lui-même à la construction des navires, nous montra ses mains, et nous fit toucher le calus qui s'y étoit formé à force de travail. Après le repas Sa Majesté fit venir ses violons, et nous exécutâmes des danses russes que je

préfère beaucoup aux polonoises. Le bal se prolongea jusqu'à quatre heures du matin. Nous avions à la vérité formé le dessein de passer la nuit dans un château du voisinage. Mais comme il faisait déjà jour nous revinmes tout de suite ici sans avoir dormi, et très-contens de notre journée. Il seroit trop long de vous détailler tout ce que nous avons vu. Monsieur Le Fort et son neveu étoient habillés à la françoise: ils ont l'un et l'autre beaucoup d'esprit. Je ne pus parler aux deux autres ambassadeurs, non plus qu'à une multitude de princes qui font partie de la suite du czar. Le czar qui ne savoit pas que le local ne nous permettoit absolument pas d'y demeurer, s'attendoit à nous revoir le lendemain. Si nous en avions été prévenues, nous nous serions arrangés de manière à rester dans le voisinage pour le revoir encore, car sa société nous a causé beaucoup de plaisir. C'est un homme tout-à-fait extraordinaire. Il est impossible de le décrire, et même de s'en faire une idée à moins de l'avoir vu. Il a un très-bon coeur, des sentimens tout-à-fait nobles. Il faut que je vous dise aussi qu'il ne s'est point enivré en notre présence: mais à peine étions-nous

partis que les gens de sa suite se sont amplement dédommagés. Koppenstein a certes bien mérité la superbe pelisse de zibeline dont ils lui ont fait présent, pour leur avoir tenu tête. Il nous a dit cependant qu'ils avoient conservé jusque dans l'ivresse beaucoup de gaieté et de politesse: mais il a eu les honneurs du triomphe. Car les trois ambassadeurs moscovites avoient absolument noyé leur raison dans le vin lorsqu'ils partirent.» Der zweite Brief vom 15. September enthält dieſe Stelle: «Je pourrais embellir le récit du voyage de l'illustre czar, si je vous disois qu'il est sensible aux charmes de la beauté. Mais pris dans le fait, je ne lui ai trouvé aucune disposition à la galanterie. Et si nous n'avions pas fait tant de démarches pour le voir, je crois qu'il n'auroit pas songé à nous. Dans son pays il est d'usage que toutes les femmes mettent du blanc et du rouge, et le fard entre essentiellement dans les présens de noces qu'elles reçoivent; et c'est pourquoi la comtesse Platen a singulièrement plu aux Moscovites. Mais en dansant ils ont pris nos corsets de baleine pour nos os, et le czar a témoigné son étonnement en disant que les da-

mes allemandes ont les os diablement durs.“ In dem dritten Briefe wird nachträglich erzählt: „Mon bon ami le grand-czar m'a envoyé quatre peaux de zibeline et trois pièces de damas. Mais elles sont trop petites, et l'on ne peut en faire que des couvertures de chaises. A Amsterdam Sa Majesté s'est divertie à aller au cabaret avec les matelots. Elle-même travaille à la construction d'un navire, car Elle exerce quatorze métiers dans la dernière perfection. Il faut avouer que c'est un personnage extraordinaire. Je ne donnerois pas pour beaucoup le plaisir de l'avoir vu lui et sa cour. Ils ont quatre nains. Il y en a deux qui sont très-bien proportionnés et parfaitement bien élevés. Tantôt il baisoit, tantôt il pinçoit aux oreilles celui de ces nains qui est son favori. Il prit par la tête notre petite princesse, et la baisa deux fois. Sa fontange en fut fort dérangée. Il baisa aussi son frère. — C'est un prince à la fois très-bon et très-méchant, il a tout-à-fait les moeurs de son pays. S'il avoit reçu une meilleure éducation ce seroit un homme accompli, car il a beaucoup de bonnes qualités et infiniment d'esprit naturel.“ Die kleine Prin-

zessin, deren hier Erwähnung geschieht, war Sophie Dorothea, damals zehnjährig, und deren damals sechzehnjähriger Bruder war der nachherige König von Großbritannien, Georg II.

Von dem stillen und fruchtbaren Wirken Sophie Charlottens finden wir aus dem Jahre 1697 folgendes Beispiel erwähnt, das wir nicht dürfen unbeachtet lassen. Der Hofprediger Jablonski speiste eines Tages bei der Kurfürstin, und hörte sie bedauern, daß Berlin, so reich sonst an Künsten und Anstalten, keine Sternwarte besäße, und eben so wenig einen Astronomen und eignen Kalender. Jablonski sprach davon mit Danckelman, und dieser ging sogleich auf die Sache thätig ein, wies schon einige Geldmittel an, und machte dem Kurfürsten zweckmäßige Vorschläge, die jedoch für den Augenblick noch nicht zur Ausführung kommen konnten. Die Verhandlungen am Reichstage zu Regensburg über die Verbesserung des Kalenders brachten später den Wunsch der Kurfürstin, welche der Sache mit Ernst eingedenk blieb, wiederholt zur Sprache, und Leibnitzens einwirkender Rath veranlaßte, daß die Kalendersache mit allen ihr verknüpften Vortheilen der nachherigen Societät der Wissenschaften übertragen wurde.

Das Jahr 1698 brachte Sophie Charlotten einen großen Verluſt, ihr Vater Ernſt Auguſt ſtarb den 28. Januar, nachdem er ſechs Jahre ſeiner neuen Würde, als erſter Kurfürſt von Hannover, vorgeſtanden, und fortwährend für ihre Befeſtigung und Behauptung thätig geweſen. Sein Tod veränderte natürlich auch die Stellung ſeiner Gemahlin, der Kurfürſtin Sophie; er war, wie ſchon bemerkt, nicht von ihr beherrſcht, aber ſie herrſchte mit ihm, er nahm ihren Rath und ihre Thätigkeit in Anſpruch, und fand ſich dabei jederzeit im Vortheil; ſowohl die tägliche Verwaltung der Landesangelegenheiten als die großen Plane und Ausführungen gediehen ſichtlich unter der Mitwirkung jener trefflichen Frau. Als Mutter des neuen Kurfürſten verlor ſie dieſen Einfluß nicht ganz, indeß griff derſelbe nun nicht mehr ſo unmittelbar ein. Dem Verhältniſſe zu Sophie Charlotten gab dieſe veränderte Stellung nur mehr Wärme und Traulichkeit, vorher war doch öfters gar ſehr das Verhältniß der hannöverſchen Fürſtin zu der brandenburgiſchen die Hauptſache geworden, jetzt nahm das der Mutter zu der Tochter und Freundin mehr und mehr die Oberhand. Auch in Bezug auf Leibniz wurde ihr Verkehr zwangloſer, anſchließender.

Wir müssen endlich hier umständlicher des Mannes gedenken, den wir bisher, wie noch so eben, nur beiläufig erwähnt haben. Leibnitz, eine der ersten Größen deutschen Namens, eines der Lichter, welche jahrhundertweise die dunklen Pfade der Menschheit beleuchten, hatte früh die Tiefe des Denkens mit der Macht allumfassenden Wissens verbunden, und diesem schon seltnen Bunde noch seltner die Kenntniß und Leichtigkeit der großen Welt und den Glanz der höchsten Lebenserscheinung hinzugefügt. Frühzeitig mit Fürsten und Staatsmännern vertraut, in den wichtigsten öffentlichen Angelegenheiten befragt oder thätig, der französischen Sprache gleich kundig zum geselligen wie zum wissenschaftlichen Gebrauche, dabei ein stattlicher, nicht allzugroß aber fest und wohlgebauter Mann, von freiem Blick und Benehmen, hätte er in der Hof- und Staatswelt ein selbstständiges Dasein schon allein durch seine Lebensbildung behaupten können; diese war jedoch nur ein Aeußeres für ihn, die bloße Form für ein anderes weit höheres Dasein, das er unaufhörlich in jenes übertrug. Das ganze Gewicht und Ansehn seines fortgesetzten Weisheitforschens, seiner steigenden Geisteserfolge, brachte er immer neu zu jener Lebens-

welt mit, und erſt, wenn dieſes Verhältniß in ſeiner Wechſelwirkung gehörig gefaßt wird, iſt die Bedeutung, in welcher Leibnitz ſteht, völlig einzuſehn. Seit dem Jahre 1676, wo er ſich ganz dem hannöverſchen Hauſe gewidmet, war dieſe Verbindung nur ſtets inniger geworden, der Dienſt in edle Freundſchaft übergegangen. Faſt allen Mitgliedern dieſes Hauſes, älteren und jüngeren, war oder wurde er ein thätiger Freund, deſſen Umgang ſie als ehrenvoll und gewinnreich empfanden. Was er als Staatsgelehrter, als Rechts- und Geſchichtsforſcher, als diplomatiſcher Geſchäftsmann leiſtete, mußte auch der gemeine Sinn anerkennen, dem höheren, der in dieſer Familie waltete, ſtand in weit größerem Werthe, was der Menſch ihnen war. Die Kurfürſtin Sophie war insbeſondre geeignet, einen ſolchen Freund zu beſitzen, ihn würdig zu behandeln, und auch bei Andern geltend zu machen. So war denn auch Sophie Charlotte von ihrer frühen Jugend gewohnt, den Freund ihrer Mutter auch als ihren eignen anzuſehen, und je höher ſie ſelber ſtieg an Geiſtesentwicklung und äußrer Stellung, deſto feſter und lebhafter trat auch die Beziehung zu Leibnitz hervor. Sein Name wurde am Hofe zu Berlin mit Ruhm genannt; jedermann

wußte, wie ſehr Sophie Charlotte ihn ſchätzte. Ihr Gemahl hatte mannigfache Kenntniſſe und wußte gelehrtes Verdienſt wohl zu würdigen. Die Wiſſenſchaften und Künſte gehörten überdies zu der Ausſtattung und Pracht, die er ſeinem Hofe zu geben wünſchte, und die Art und Weiſe, wie Ludwig XIV mit Gelehrten und Dichtern zart und gütig umging, war ein allgemeines Vorbild geworden. Leibnitz hatte auch ſchon perſönlich von Berlin her einen Beweis großen Zutrauens empfangen. Der Kurfürſt hing mit Eifer dem Gedanken nach, die Vereinigung der beiden proteſtantiſchen Kirchen zu bewirken, in welchem Sinn auch Sophie Charlotte lebhaft angeregt und thätig war. Auf ihren Befehl ſchrieb der Hofprediger Jablonski am 5. März 1698 den erſten dieſes Geſchäft betreffenden Brief an Leibnitz, der für ein ſolches Unternehmen der einzige Mann war, dem daſſelbe gelingen konnte. Er widmete demſelben raſtloſe Bemühungen, die jedoch, gleich denen der angeſehenſten Geiſtlichen und Staatsmänner des brandenburgiſchen Hofes, noch lange vergeblich blieben. Durch dieſe Bezüge, ſo wie durch ſeine ſonſtigen Verbindungen in der Staatswelt, erhielt Leibnitz auch in Berlin ein halbamtliches Anſehn. In dieſer Hinſicht konnte ſein

Aufenthalt ſpäterhin ſogar die Eiferſucht des Hofes daſelbſt wecken, wo immerfort große Partheiungen hin und her wogten.

Das Verhältniß der beiden Höfe von Berlin und Hannover hatte im Jahre 1698, außer der Veränderung, welche der Tod des Kurfürſten Ernſt Auguſt in Hannover bewirkte, auch eine in Berlin ausgebrochene Kriſis zu beſtehen. Der Sturz des Oberpräſidenten von Danckelman, welcher nicht nur entlaſſen, ſondern auch bald als Staatsgefangner auf die Feſtung geführt wurde, brachte große Bewegung hervor. Sophie Charlotte war mit Danckelman wenig zufrieden geweſen; wenn nicht Spannung, ſo hatte Mißtrauen und Kälte ſie von einander entfernt gehalten. Allein wer als ſein Nachfolger ſich feſtſetzen, und wie dieſer ſich benehmen würde, war keineswegs entſchieden. Im erſten Augenblicke hatte eine große Annäherung des Kurfürſten zu ſeiner Gemahlin Statt gefunden, und das erlangte Vertrauen zu behaupten, ſchien für Sophie Charlotten äußerſt wichtig: allein ihre Neigung ſtimmte nicht genug mit dieſer Aufgabe überein, und ſie bedurfte daher der fortgeſetzten Anregung dazu, welche ſie nur durch ihre Mutter empfangen konnte. Im Beſitze des beiderſeitigen

Zutrauens, empfand Leibnitz die Verpflichtung, einem für beide Fürſtinnen ſo wichtigen Zwecke ſich zum Werkzeug anzubieten, und er that dies durch eine Denkſchrift, die wir hier einſchalten: «Puisque madame l'électrice de Brandebourg a maintenant toute la confiance de monseigneur l'électeur son epoux: il faut bien ménager cette conjoncture, pour rendre ce bien durable et pour en tirer tout l'avantage raisonnable qu'on en doit espérer.

Et comme madame l'électrice de Brunsvic a en toutes choses les mêmes interêts que madame sa fille, qu'elles s'aiment parfaitement, et qu'il est bien juste et bien naturel que la mère assiste à sa fille de ses bons avis: il y a lieu d'espérer que toutes deux par ce moyen pourront réparer les maux qui leur sont arrivés, et qu'elles pourront maintenir un pouvoir dans les deux cours qui soit digne d'elles et qui serve à employer leur grand esprit et leurs talents extraordinaires au bien de deux maisons et à l'union parfaite de leur mari et fils.

Mais il faut que cela se fasse avec beaucoup de délicatesse pour éviter une trop grande apparence et affectation, qui puisse donner om-

brage à l'électeur jaloux avec raison de son autorité qu'il a voulu reprendre en main. Car je ne doute point que la plus grande raison de la dimission de son premier ministre ne vienne de ce que son pouvoir faisoit tort à la gloire de l'électeur. Or les communications par lettres étant exposées a des accidents, il seroit bon qu'il y eût une personne de confiance qui ait sujet d'aller de temps en temps d'une cour à l'autre pour donner réciproquement des informations convenables, afin que le tout se fasse avec beaucoup de concert et de circonspection, et d'une manière qui ne soit sujette à des soupçons et ombrages.

Pour cet effet je ne saurois nommer un autre que moi. Madame l'électrice de Brunsvic m'honorant de sa confiance, j'ai sujet d'en espérer autant chez madame sa fille. Je ne saurois me vanter d'une parfaite connaissance des affaires présentes; cependant on m'en attribue quelque intelligence, puisqu'on me charge de temps en temps de dresser quelques écrits sur des matières importantes et qu'on croit que je puis approfondir celles dont je suis chargé.

Voici le sujet qu'on me pourroit donner d'al-

ler de temps en temps à la cour de Berlin. L'on sait que je me suis distingué d'une manière singulière dans les sciences les plus profondes, que je suis depuis plus de vingt ans de la societé royale d'Angleterre, que je devois être de l'académie royale des sciences de Paris, que j'ai une grande correspondance avec les plus savants du temps et que mes productions ont été extrémement applaudies en France, en Angleterre et en Italie. Ainsi comme l'inspection de la fameuse bibliothèque de Wolfenbuttel me donne sujet d'y aller de temps en temps, de même quelque intendance sur les sciences et arts qu'on veut faire fleurir à Berlin d'une manière fort glorieuse à l'électeur me pourroit former une raison encore plus plausible d'aller de temps en temps à Berlin d'une manière qui ne seroit point inutile.

Pour cet effet il seroit peut-être convenable que madame l'électrice de Brandebourg témoignât par un petit mot, en écrivant à madame sa mère, qu'elle seroit bien aise que je fisse un tour à Berlin, et me fit la grâce par après quand j'y serois arrivé, d'obtenir auprès de monseigneur l'électeur de Brandebourg qu'on me char-

chargeât du soin que je viens de dire, ce qui se pourroit faire de fort bonne façon avec l'agrément de la cour d'Hanovre et d'une manière qu'on y eût sujet d'en être bien aise.

Or par ce moyen j'aurois une fort belle occasion auprès de mesdames les électrices, et par leur moyen auprès de l'électeur et du prince électoral, d'insinuer les choses qui serviront à leur gloire et à leur bien commun, et qui seront conformes aux desseins et interêts de toutes ces illustres et grandes personnes et surtout de madame l'électrice de Brunsvic, dont les intentions généreuses et belles me sont connues.

Je parlerai une autre fois du plan des desseins qu'on pourroit former, pour contribuer le plus au bien et à la gloire des deux maisons, dans ces conjonctures où le pouvoir de la France et le succès et l'animosité du parti attaché au pape nous menacent d'une fâcheuse révolution, si on ne s'y oppose avec beaucoup d'adresse et de vigueur."

In Berlin nahmen indeſſen die Sachen bald eine beſtimmtere Geſtalt. An die Stelle Danckelmans kam der Feldmarſchall Graf von Barfus, der aber ſich nicht lange im Vertrauen des Kur-

fürsten, wenn auch längere Zeit noch in Geschäften erhielt. Nach kurzer Zwischenzeit ruhte das volle Vertrauen des Kurfürsten auf dem bisherigen Oberkammerherrn Freiherrn von Kolbe, der schon lange seine Gunst besaß, und der bald, in Folge seiner neuen Stellung, durch den Kaiser zum Reichsgrafen von Wartenberg erhoben wurde. Von Danckelman war er in vielen Stücken das Gegentheil; wenn jener stolz und streng erschienen war, so zeigte dieser sich freundlich und heiter; übrigens hatte er glänzende Eigenschaften, und an Gewandtheit, Bemühung und Thätigkeit übertraf er seinen Vorgänger. Für den Kurfürsten und dessen Ruhm war er voll Eifer, und er würde allen Verhältnissen genügt haben, hätte nicht eines, welches ihn ganz bemeisterte, ihm als ein Flecken angehaftet. Er hatte eine Frau von niederem Stande geheirathet, von großer Schönheit, aber mehr als zweideutiger Aufführung. Sie war mit ihm emporgestiegen, und übte in ihrem hohen Range nun Uebermuth und Herrschsucht in vollen Maßen. Auch dem Kurfürsten gefiel sie nicht, und er gab sich sogar den Anschein, als sei die Gräfin seine Maitresse, denn seinem glänzenden Hofe schien solche nicht fehlen zu dürfen. Sie war indeß so wenig seine

Geliebte, als ſie überhaupt eine Montespan oder Maintenon war. Sophie Charlotte jedoch, wie gleichgültig auch gegen jenen Anſchein, konnte doch unmöglich an jener Frau Gefallen finden, ihr fürſtlicher Stolz empörte ſich gegen die gemeine Herkunft, welche in dem hohen Range und reichen Glanze noch immer ſichtbar blieb, ihr ſittliches Gefühl und ihre Geiſtesbildung mußten durch unziemliche Rohheit noch ſtärker verletzt werden. Die Kurfürſtin hielt ſich gegen die Gräfin von Wartenberg mit Kälte zurück, geſtattete ihr keinen näheren Zutritt, und lud ſie nie nach Lützenburg ein. Auch von dem Grafen dachte ſie, ungeachtet ſeiner glänzenden Außenſeite, nicht vortheilhaft. »Wie iſt es möglich, ſagte ſie zu Dohna, daß mein Gemahl, der doch Geiſt und in allen ſonſtigen Dingen ſo guten Geſchmack hat, von dieſem Manne ſo eingenommen ſein kann?« Bei dieſer Meinung konnte kein günſtiges Vernehmen dauern, und auch gegen den Kurfürſten ſelbſt mußte wieder größere Zurückziehung die Folge ſein. Der Kurfürſt geſtattete der Gräfin den erſten Rang am Hofe nach den Prinzeſſinnen, und ſie übernahm es nun, in allen den Fällen, wo die Anweſenheit der Kurfürſtin nicht durchaus erforderlich ſchien, an deren Statt

dem Hofe vorzustehen und alle Ehren einer solchen Stellung zu empfangen und auszuspenden. Gern überließ ihr Sophie Charlotte diesen Spielraum, auch wenn jene ihn bisweilen übermäßig ausdehnte, und führte in Lützenburg nur um so behaglicher ein abgesondertes und unabhängiges Leben. Dies wurde in allen Beziehungen dem des Kurfürsten völlig entgegengesetzt. In geselliger Unterhaltung, bei geistreichem Vorlesen, in wissenschaftlichen Gesprächen, bei Musik und Bühnenspielen, hielt die Kurfürstin ihre Gesellschaften oft bis tief in die Nacht versammelt, und es geschah wohl, daß man von ihren Abenden unmittelbar zum Lever des Kurfürsten gehen konnte, der schon um 4 Uhr Morgens aufstand.

Die Gräfin von Wartenberg unterließ nicht allerlei zu versuchen, um bei der Kurfürstin Zutritt zu erlangen. Da sie den Grafen Christoph zu Dohna in großer Gunst sah, so wählte sie ihn zum Vermittler. Er übernahm den Auftrag sehr ungern, wußte ihn aber doch nicht abzulehnen. Er selbst erzählt in seinen Denkwürdigkeiten, wie er sich dabei benommen. „Ich habe, sagte er, den dümmsten Auftrag von der Welt, erlauben Ew. Kurfürstliche Durchlaucht, daß ich mich dessen schlen-

nigſt entledige. Die Kolbe begehrt, bei Ihnen erſcheinen zu dürfen, ſie wünſcht es mit Heftigkeit, ſie ſtirbt vielleicht vor Schmerz, wenn Sie ihr dieſe Erlaubniß nicht gewähren; denken Sie, welcher Verluſt! Möchten Sie wegen einer kleinen Ceremonie den Hof ſeines ſchönſten Schmuckes berauben?" — „Das nenn' ich einen beredten Botſchafter, verſetzte die Kurfürſtin laut lachend, mich wundert es aber nicht, Sie kommen ganz friſch von Ihrer Geſandtſchaft nach England, Sie finden Geſchmack an Unterhandlungen, wie ich ſehe, und verſprechen darin berühmt zu werden. Aber — fuhr ſie ernſthaft fort — was rathen Sie mir?" — „Nichts! erwiederte Dohna; der Himmel bewahre mich, Ew. Kurfürſtlichen Durchlaucht in ſolchem Fall etwas zu rathen; ich habe mich meiner Bürde entledigt, das iſt mir genug." — „Sie ſcherzen, Graf Dohna, ſprach die Kurfürſtin weiter, aber die Sache iſt mir unangenehmer, als Sie glaubten, eine Antwort iſt nöthig, und dies ſetzt mich in Verlegenheit." — Nach einigem Beſinnen, ſagte ſie endlich: „Nun wohl! Möge ihr Mann es ſo wenden, daß der Kurfürſt mir es befiehlt, ſo bin ich bereit, ſie zu ſehen." — Da der Kurfürſt aber dieſen Befehl nicht geben wollte, ſondern die Zurückhaltung So-

phie Charlottens im Grunde billigte, so hatte die Sache diesmal keine weitre Folge. Alle Zwistigkeiten und Gegensätze tauchten jedoch vorübergehend in Pracht und Festlichkeit unter, woran der Kurfürst es nie lange fehlen ließ. Die Vermählung seines Bruders, des Markgrafen Philipp im Jahre 1699 mit der Prinzessin von Anhalt-Dessau, und die seiner Tochter erster Ehe mit dem Erbprinzen von Hessen-Kassel, gaben dazu verstärkten Anlaß. Das letztere Beilager wurde in Oranienburg sehr festlich begangen, und Sophie Charlottens Aufputz dabei als überaus kostbar und herrlich bewundert, wobei man jedoch der Worte einer nach dem Haag durchgereisten russischen Gesandtin eingedenk war, welche gesagt hatte, daß keinem, der die Ehre habe diese durchlauchtigste Fürstin zu sehen, Zeit und Raum gelassen sei, auf ein anders, als auf sie selbst Achtung zu geben. Den Neuvermählten wurde auch von Sophie Charlotten ein Fest in Lützenburg gegeben, und dabei auf dem dortigen Theater ein Schäferspiel aufgeführt, wozu der Abbate Mauro die Worte, der Kapellmeister Attilio Ariosti die Musik gemacht hatte. Man bewunderte die Kühnheit des Komponisten, der mit ganz ungewöhnlichen und verwirrten Tönen, die in lauter

ſich beſtändig auflöſenden Diſſonanzen beſtanden, einen mächtigen Eindruck bei den Zuhörern bewirkte, und ſie bald zu Wehmuth und bald zu Schrecken hinriß. Der Kaiſerliche Sänger Ballarini, der aus Wien zu der Feſtlichkeit verſchrieben worden, ärntete gleicherweiſe vielen Beifall. Zwiſchen den Akten wurde von den Hofleuten getanzt, und zuletzt prächtig geſpeiſt.

Den näheren Antheil Sophie Charlottens erregte in dieſer Zeit ein Geſchäft, zu welchem Leibnitz nach Berlin berufen wurde. Schon mehrmals hatte die Kurfürſtin verſucht, ihn dorthin zu ziehen. Nach dem Tode des Staatsgelehrten und Geſchichtſchreibers Pufendorf war im Vorſchlag, Leibnitz an deſſen Stelle zu bringen. Aber auch zum bloßen Beſuch war er oft und dringend eingeladen worden. Am 19. September 1699 ſchrieb Jablonski an ihn: „Da ich ehegeſtern das Glück hatte, der Kurfürſtin Durchlaucht in Dero Andacht zu Lützenburg zu bedienen, ſprachen Sie bei der Tafel nach Gewohnheit von meinem hochverehrten Herrn gar gnädig, und bezeugten, wie ſehr Sie gewünſcht hätten, ſelbten einmal hie zu ſehen.“ Sie ſelbſt hatte den Gedanken in dem Kurfürſten erweckt, in Berlin eine Societät der Wiſſenſchaften zu gründen.

sie machte mit Erfolg das Beispiel Ludwigs XIV geltend, und dem Kurfürsten leuchtete sogleich ein, daß eine solche Stiftung den Glanz seiner Regierung nur vermehren würde, und einem so kenntnißreichen, ja gelehrten Fürsten es vor andern geziemen müßte, sich auch als Förderer der Wissenschaften zu verherrlichen. Daß Leibnitz hiebei zu Rath gezogen und mit der Ausführung beauftragt wurde, lag in seinem Ruhme und in seinem bisherigen Verhältnisse vollständig begründet, es wäre schwerlich ein Nebenbuhler auch nur zu nennen gewesen. Jablonski bekam im März 1700 von dem Kurfürsten den Befehl, Leibnitz förmlich nach Berlin einzuladen, und da Sophie Charlotte sich gerade in Hannover befand, so war ihm die schöne Gelegenheit eröffnet, die fürstliche Gönnerin auf ihrer Rückreise zu begleiten. Im Mai traf er in Berlin ein, und wurde mit größter Auszeichnung aufgenommen. Der Briefwechsel, welchen er von hier aus nun sehr lebhaft nach Hannover mit der Kurfürstin Sophie unterhielt, gewährt uns einen Blick in das thätige und genußvolle Leben, welches er als Gast in Berlin führte. Die Besorgnisse wegen des Kriegs, in welchen Hannover gegen Dänemark im Sommer 1700

einen Augenblick verwickelt wurde, und wo zwei Brüder und der Oheim Sophie Charlottens mit im Felde waren, schwanden bald wieder, und diese konnte nun auf ihrem Schlosse Lützenburg ungestört den Vergnügungen leben, zu welchen alles um sie her fast ohne ihr Zuthun angelegt war, und mit deren Pracht und Fülle sie nur ihren Geist und Geschmack zu vereinen strebte. Anstatt steifen Ceremoniels, welches dem Kurfürsten mehr gefiel, gewann alles bei ihr heitre Bewegung, und die angenehmen Festlichkeiten und Gesellschaften zu Lützenburg bekamen solchen Ruf, daß die Kurfürstin Sophie den Namen scherzend in Lustenburg verwandelte. In diesem muntern Wechsel der Tage wurde die Societät der Wissenschaften glücklich zur Reife gebracht, der Kurfürst genehmigte den von Leibnitz entworfenen Plan, und vollzog am 11. Juli 1700 den Stiftungsbrief. — Friedrich der Große mißt die Ehre dieser Gründung hauptsächlich Sophie Charlotten und Leibnitz bei; jene Fürstin, sagt er, habe das Genie eines großen Mannes mit den Kenntnissen eines Gelehrten vereinigt, und einen Philosophen wie Leibnitz vollkommen zu würdigen gewußt; dieser aber, vom Himmel mit einer der bevorrechteten Seelen bedacht, welche sich den Für-

ſten gleichſtellen, ja mehr als Eine Seele habend, ſei für ſich allein ſchon eine Societät geweſen. Er wurde zum Kurfürſtlichen Geheimen Rath und zum beſtändigen Präſidenten dieſes neuen Vereins ernannt, der ſpäter in vier Klaſſen getheilt wurde, worunter eine für deutſche Sprache und Alterthümer. Leibnitz hatte die Benennung Societät dem Namen Akademie vorgezogen, doch überwog in der Folge der letztere. Nach mancherlei Schickſalen und wechſelnden Leiſtungen hat dieſe wiſſenſchaftliche Anſtalt erſt in neueren Zeiten einen feſteren Zweck und Beſtand erlangt.

Gleich am Tage nach dieſer Gründung gab Sophie Charlotte zu Lützenburg ein Maskenfeſt, in welchem auch Leibnitz eine Rolle haben ſollte, jedoch in dem Grafen von Wittgenſtein einen willkommenen Vertreter fand. Die Verſe, welche der Ceremonienmeiſter von Beſſer für die vornehmſten Masken gedichtet, können wir übergehen. Die Beſchreibung aber, welche Leibnitz mit eigner Hand an die Kurfürſtin Sophie gerichtet, darf hier nicht fehlen; ſein Brief iſt vom 13. Juli, und lautet wie folgt: «Madame! Quoique je m'imagine que madame l'électrice fera à Votre Alteſſe Électorale une description de la masquerade comique, ou de la foire de village, repréſentée hier au

théâtre de Lützenbourg; j'en veux pourtant dire aussi quelque chose. Le directeur en étoit monsieur d'Osten, qui a été dans les bonnes grâces du feu roi de Danemarc. On avoit réglé le tout fort à la hâte, pour être exécuté le jour destiné à célébrer la naissance de l'électeur, c'est-à-dire le 12, quoique l'onzieme, qui étoit le dimanche passé, soit le vrai jour natal. On représenta donc une foire de village ou de petite ville, où il y avoit des boutiques avec leurs enseignes, et l'on y vendoit pour rien des jambons, saucisses, langues de boeuf, des vins et limonades, du thé, café, chocolat, et drogues semblables. C'étoient monseigneur le marggrave Christian Louis, monsieur d'Obdam, monsieur du Hamel et autres, qui tenoient ces boutiques. Monsieur d'Osten faisant le docteur empirique, avoit ses arlequins et saltimbanques; parmi lesquels se mêla agréablement monseigneur le maggrave Albert. Le docteur avoit aussi des sauteurs, qui étoient, si je ne me trompe, monsieur le comte de Solms et monsieur de Wassenaer. Mais rien ne fut plus joli que son joueur de gobelets; c'étoit monseigneur le prince électoral, qui a appris effectivement à jouer l'hocus-pocus.

Madame l'électrice étoit la doctoresse, qui

tenoit la boutique de l'orviétan. Monsieur Désaleurs faisoit très-bien le personnage d'arracheur de dents. A l'ouverture du théâtre parut l'entrée solennelle de monsieur le docteur monté sur une façon d'éléphant; et madame la doctoresse se fit voir aussi, portée en chaise par ses Turcs. Le joueur de gobelets, les bouffons, les sauteurs et l'arracheur de dents vinrent après; et quand toute la suite du docteur fut passée, il se fit un petit ballet de Bohémiennes, dames de la cour, sous un chef, qui étoit madame la princesse de Hohenzollern; et quelques autres s'y mêlèrent pour danser. On vit aussi paroître un astrologue, la lunette ou le télescope à la main. Ce devoit-être mon personnage; mais monsieur le comte de Wittgenstein m'en releva charitablement. Il fit des prédictions avantageuses à monseigneur l'électeur, qui regardoit de la plus prochaine loge. Madame la princesse de Hohenzollern, principale Bohémienne, se prit à dire la bonne avanture à madame l'électrice le plus agréablement du monde, en vers allemands fort jolis, qui étoient de la façon de monsieur de Besser. Monsieur de Quirini étoit valet de chambre de madame

la doctoresse; et moi, je me plaçai avantageusement pour voir tout de près avec mes petites lunettes, et pour en faire rapport à Votre Altesse Électorale. La demoiselle de madame la princesse de Hohenzollern avoit mal aux dents; et l'arracheur, les tenailles de maréchal à la main, faisant son métier, fit paroître une dent qui étoit quasi comme le bras; aussi étoit-ce une dent de cheval marin. Le docteur louant les prouesses de son arracheur, laissa juger à l'assemblée combien il falloit être adroit, pour tirer une telle dent sans faire du mal. Parmi les malades qui demandoient des remèdes étoient messieurs d'Alefeld et de Flemming, envoyés de Danemarc et de Pologne, et notre monsieur d'Ilten, vêtus en paysans de leurs pays chacun ayant sa chacune. Madame la grand-maréchale étoit la femme de l'arracheur et l'aidoit à mettre en ordre les drogues et instruments; il en étoit de même des autres. Plusieurs entremêlèrent adroitement des voeux pour l'électeur et l'électrice. Monsieur d'Obdam en flamand, monsieur Flemming en bon pomérien, car il finissoit ainsi:

Vivat Friedrich und Charlott!
Wer's nicht recht meint, iſt ein Hundsfott.

C'étoit au reste la tour de Babel, car chacun y parloit sa langue; et monsieur d'Obdam, pour faire plaisir à madame la doctoresse, chanta la chanson de l'Amour-medecin, qui finit par la grande puissance de l'orviétan. Aussi celui que vendoit une telle doctoresse ne pouvoit manquer d'en avoir.

Sur la fin vint un trouble-fête, monsieur de Reisewiz, envoyé de Saxe en Pologne, faisant le docteur ordinaire du lieu ou stadtphysikus, qui attaquoit l'empirique. C'étoit un combat en paroles assez plaisantes. L'empirique ayant montré ses papiers, parchemins, privilèges et attestations des empereurs, rois et princes, le stadtphysikus s'en moqua, et montra de belles medailles d'or pendues à son col, et à celui de madame sa femme, disant que c'étoit par son habileté, qu'il avoit acquis de telles pièces, et que cela marquoit plus réellement son savoir-faire que des papiers ramassés.

Enfin monseigneur l'électeur descendit lui-même de sa loge, travesti en matelot hollandois, et acheta par-ci par-là dans les boutiques de la foire. Il y avoit de la musique dans l'orchestre; et tous ceux qui ont été présents, qui

n'étoient ou ne devoient être que des gens de la cour ou de distinction, ont avoué, qu'un grand opéra, qui auroit coûté des milliers d'écus, auroit donné bien-moins de plaisir aux acteurs aussi bien qu'aux spectateurs.» Die Kurfürstin Sophie sandte diese Schilderung nach Paris an ihre Kousine die Herzogin von Orleans, welche sich an dergleichen sehr ergötzte. Daß jedoch der Reiz solcher Lustbarkeiten für Leibnitz leicht erschöpft wurde, und sein Sinn damit nicht dauernd übereinstimmte, sehen wir aus einem andern Briefe an seine fürstliche Freundin, worin er meldet, daß er am vorigen Tage erst um 3 Uhr von Lützenburg zurückgekommen sei, und hinzufügt: «Je fais ici une vie que madame l'électrice appelle après moi ein liederlich Leben. Me voilà donc bien dérangé et bien hors de mon élément.»

Inzwischen hatte der Kurfürst die Erlangung der Königswürde fortgesetzt im Auge behalten, und diese Angelegenheit, mit welcher auch die Ungnade Danckelmans und die Erhebung Wartenbergs in nahem Bezuge stand, kam täglich entschiedener zur Sprache. Wartenberg erkannte, daß von dem Gelingen derselben seine fernere Stellung abhinge, und er wandte allen Eifer an, dem Kurfürsten diese

Befriedigung zu verschaffen. Die Unterhandlungen waren nach allen Seiten angeknüpft, und während in Wien die Zustimmung des Kaisers begehrt und den Schwierigkeiten seiner Minister nach besten Kräften begegnet wurde, blieb nichts unversucht, um von andern bedeutenden Höfen nicht nur die Zusage ihrer Anerkennung, sondern auch ihre thätige Unterstützung zu erlangen. Wartenberg wandte sich in seiner Verlegenheit nach Hannover an die Kurfürstin Sophie, welche die Sache lebhaft ergriff, und gern alles aufbot, um ihre Tochter als Königin zu sehen. Dies ist die spätere und wahrscheinlichere der beiden abweichenden Erzählungen, welche von diesem Hergange sich bei Pöllnitz finden. Ein näheres Einvernehmen zwischen Sophie Charlotte und Wartenberg konnte nun nicht ausbleiben. Nach den von Hannover empfangenen Winken konnte nun die Kurfürstin ihre Vertraute, Fräulein von Pöllnitz, zur näheren Rücksprache mit Wartenberg beauftragen. Letzterer setzte die größte Hoffnung auf den persönlichen Einfluß der beiden Fürstinnen bei dem Könige Wilhelm von Großbritannien, der zugleich als Erbstatthalter in Holland gebot, und bei dem Kurfürsten Maximilian Emanuel von Baiern, welcher als des Kaisers Statthalter in Brüssel den katholischen Nie-

Niederlanden vorstand. Die Kurfürstin Sophie hatte ihrerseits für ihr Haus die wichtige Angelegenheit wegen der englischen Thronfolge durch persönliche Anwesenheit im Haag zu verfolgen. Es wurde demnach verabredet, die beiden Kurfürstinnen sollten, unter dem Vorwande der leidenden Gesundheit Sophie Charlottens, die Bäder von Aachen, und bei dieser Gelegenheit auch Brüssel und den Haag besuchen. Hiezu waren sogleich die größten Mittel bereit, der Kurfürst willigte in jeden Aufwand, der seinem Zwecke günstig schien. Nicht nur wurden unbeschränkte Summen für die Reise selbst angewiesen, sondern es kam auch zur Sprache, daß die Kurfürstin, bei der prächtigen Lebensweise, die von ihr verlangt werde, und die auch, sofern sich Geschmack und Geist damit verbinden ließen, ihrem eignen Sinne schon ganz genehm war, mit ihren bisherigen Einkünften nicht ausreichen könne, daher ein Rückstand von 150,000 Thalern sogleich bezahlt, und für die Zukunft eine Vermehrung von jährlich 20,000 Thalern ausgemacht wurde. Nach diesem, zuerst von Fräulein von Pöllnitz, als Vertrauten der Kurfürstin, mit Wartenberg geschlossenen Vertrage, dem der Kurfürst in allen Punkten beistimmte, wagte jener, die Kurfürstin noch um

die Gunst anzugehen, daß sie seine Gemahlin bei sich sähe. Sophie Charlotte glaubte diesem Verlangen nachgeben zu müssen, da auch die Fortdauer des guten Vernehmens mit dem Kurfürsten hievon abhängig schien. Sie ließ daher zu einem ihrer Hoftage die Gräfin von Wartenberg nach Lützenburg einladen, wo derselben jedoch sogleich die unangenehme Verlegenheit zukam, von der Kurfürstin nach deren gewohnter Weise französisch angeredet zu werden und in dieser Sprache nicht antworten zu können. Ein paar Tage darauf, im Mai des Jahres 1700, trat Sophie Charlotte ihre Reise an, zuerst nach Hannover, und dann mit der Mutter vereint im Anfang des Septembers nach Aachen. Leibnitz, der wegen seiner Gesundheit im Bade zu Töplitz war, empfing die Einladung, dies Bad mit dem von Aachen zu vertauschen, und mit den beiden Fürstinnen zu reisen, denen er damit ein sehr großes Vergnügen machen würde. Doch fand Leibnitz sich genöthigt, dieses schmeichelhafte Anerbieten ungenutzt zu lassen, und mußte bis zum Ende des Septembers in Töplitz bleiben.

Die beiden Kurfürstinnen brachten einen Theil der Badezeit in Aachen hin, und begaben sich dann nach Brüssel. Hier hatte Sophie Charlotte die

Freude, ihren Kurprinzen zu finden, der inzwiſchen von Berlin dahin gebracht worden war. Der Kurfürſt von Baiern empfing ſie mit größter Zuvorkommenheit, und veranſtaltete ihnen zu Ehren mannigfache Feſte; Maximilian Emanuel huldigte den ſchönen Frauen mit ritterlichem Eifer; die Schönheit und der Geiſt Sophie Charlottens erregten ſeine Bewunderung, der Verſtand und die anmuthige Lebhaftigkeit der Kurfürſtin Sophie nahmen ihn nicht weniger ein. Er trug kein Bedenken, als die Rede auf die Königswürde kam, ſein Verſprechen zu geben, daß er dieſelbe, ſobald die Seemächte mit ihrem Beiſpiel vorangingen, ſogleich anerkennen würde, wenn auch der Hof zu Wien noch Schwierigkeiten machte. Die Kurfürſtin von Baiern benahm ſich weniger zuvorkommend. Sie war eine Polin, Tochter des Königs Johann Sobieski, und vereinigte mit den Vorzügen ihrer Landsmänninnen auch manche von deren Launen. Schon bei ihrer Durchreiſe in Berlin, als ſie ihrem Gemahl nach Brüſſel folgte, hatte ſie durch manche Sonderbarkeit ſich bemerklich gemacht. Sie war ſehr ſchön, wollte aber keiner andern Frau geſtatten, es auch zu ſein, und äußerte ihr Mißvergnügen und ihre Eiferſucht auf alle Weiſe, wenn dergleis

chen Ansprüche sich darstellten. Die Anwesenheit Sophie Charlottens war ihr deßhalb eine Pein, sie wollte deren Schönheit durchaus nicht mit der ihrigen vergleichen lassen, vermied sorgfältig mit ihr zusammen öffentlich zu erscheinen, und stellte sich lieber krank. Sophie Charlotte, schon bekannt mit den Eigenschaften der wunderlichen Polin, rechnete ihr dies Betragen nicht an, sondern nahm es von der leichten Seite, und scherzte darüber mit dem Kurfürsten von Baiern, zu dem sie gesagt haben soll: „Ohne mir schmeicheln zu wollen darf ich glauben, daß ich mich besser dazu geschickt hätte, Ihre Frau zu sein, als Ihre jetzige: Sie lieben die Vergnügungen, ich hasse sie keineswegs: Sie sind galant; ich bin nicht eifersüchtig: nie würden Sie mich böse sehn; und ich glaube wir hätten eine gute Ehe mit einander geführt."

Von Brüssel begaben sich die beiden Kurfürstinnen nach Holland, und hatten zwischen Antwerpen und Rotterdam einen Sturm zu bestehen, bei welchem besonders die Kurfürstin Sophie sich durch muthige Fassung auszeichnete. Nach großer Gefahr kamen sie am 26. Oktober doch wohlbehalten in Rotterdam an. Die politischen Zwecke thaten der geistigen Neigung und Theilnahme keinen Ein-

trag: an dem Orte, wo der geschätzte Forscher und Kritiker, der damals vielgeltende Schriftsteller Peter Bayle wohnte, war das Verlangen ihn zu sehen lebhaft erweckt, noch am späten Abend wurde zu ihm geschickt, allein Bayle lag schon zu Bette, krank an heftigem Kopfschmerz, und mußte die ihm so schmeichelhafte Einladung versäumen. Der berühmte Basnage, welchem der Graf von Dohna im Haag nochmals den Wunsch der beiden Fürstinnen zu erkennen gab, ließ Bayle davon benachrichtigen, und dieser stellte sich nun dort beiferti ein. Beide Gelehrte wurden mit Auszeichnung aufgenommen. Die Kurfürstin Sophie unterhielt sich insbesondre mit Bayle, richtete mehrere Fragen an ihn, und das Gespräch wandte sich auf die wichtigsten Gegenstände. Sophie Charlotte sprach unterdeß hauptsächlich mit Basnage, und lobte sehr Bayle und dessen Schriften, welche sie stets mit sich zu führen versicherte. Von beiden Seiten scheint große Befriedigung Statt gefunden zu haben: es geschah sogar der Vorschlag, die beiden Gelehrten sollten noch eine Strecke mitreisen, welches jedoch nicht zur Ausführung kam.

Auf dem Schlosse Loo wurden hierauf die politischen Anlagen besprochen, und die beiden Fürstin-

nen zeigten vereint und jede insbesondre hierin die entschiedenste Ueberlegenheit des Geistes und der Klugheit. Sie gewannen in aller Hinsicht die vollständigsten Erfolge. Die Kurfürstin Sophie erlangte von dem Könige von Großbritannien das förmliche Versprechen, daß ihr und ihrer protestantischen Nachkommenschaft die Thronerbfolge von England zugesichert werden sollte. Die Kurfürstin Sophie Charlotte bestimmte den König, ihren Gemahl als König anzuerkennen. Mit diesem Siege, welcher die Nachgiebigkeit des Kaisers entschied und allen sonstigen Einspruch entkräftete, kehrte die nun ihrem harrenden Gemahl doppelt erwünschte Fürstin nach Berlin zurück. Sie hatte freilich durch ihren Erfolg für sich selber eine nächste Zeit bereitet, an der sie schwer zu tragen haben sollte.

Solcher wichtigsten Zustimmungen versichert, eilte Friedrich III die Annahme der Königswürde, wozu seine Ungeduld schon alles vorbereitet hatte, unmittelbar in Vollzug zu setzen. Die Kurfürstin hatte sich von ihrer Reise noch nicht ausgeruht, und schon mußte sie sich zu einer neuen anschicken, und zwar in entgegengesetzter Richtung. Friedrich der Große erzählt, was wir ohne ein solches Zeugniß nicht wiederholen würden, die Kurfürstin, welche

allerdings mit einiger Angſt den bevorſtehenden Ceremonien und perſönlichen Leiſtungen entgegenſehen konnte, habe zu einer ihrer Damen geſagt, ſie ſei in Verzweiflung, die nächſten Monate ſo angeſtrengt in öffentlicher Erſcheinung zubringen zu müſſen. Und an Leibnitz habe ſie um dieſe Zeit geſchrieben: «Ne croyez pas que je préfère ces grandeurs et ces couronnes, dont on fait ici tant de cas, aux charmes des entretiens philosophiques que nous avons eûs à Lutzenbourg.» Dem Kurfürſten bot ſich unter ſeinen Ländern das Herzogthum Preußen, als nicht zum deutſchen Reiche gehörig, bequem und ſchicklich dar, um zum Königreich erhoben zu werden, und in Königsberg, dem Orte, wo er ſelbſt geboren worden, und deſſen Namen ſchon günſtig klang, ſollte die Krönung vor ſich gehen. Schon am 17. December 1700 begann die Abreiſe von Berlin, und viele Tage hintereinander folgten immer neue Abtheilungen des Hofes und ſeiner Begleitung. Seinem Hange gemäß, hatte der Kurfürſt diesmal jede erſinnliche Pracht und Feſtlichkeit aufgeboten. Er ſelbſt und die Kurfürſtin reiſten mit ihrem perſönlichen Gefolge, dreihundert Karoſſen und Rüſtwagen, mit Poſtpferden voran; ſie fuhren nur Vormittags, und wo ſie ankamen,

war prunkvolle Tafel und mannigfache Festlichkeit bis auf den Abend; in zwölf Tagen gelangten sie nach Königsberg. Drei andre Abtheilungen des Hofes, wahren Heereszügen vergleichbar, folgten etwas langsamer nach; außer den mitgenommenen Königlichen und sonstigen eigengehörigen Pferden wurden noch gegen dreißigtausend Vorspannpferde gebraucht! In Königsberg mußten die schon begonnenen Anstalten rasch vollendet werden, der Kurfürst berieth mit seinen Ministern alles genau, der Ceremonienmeister von Besser half die Ordnungen feststetzen, Eosander von Goethe die nöthigen Verzierungen aufstellen. Am 15. Januar 1701, unter Begleitung von Trompetern, Truppen und vielem Hofgepränge, wurde durch Herolde auf den Plätzen und Straßen die öffentliche Bekanntmachung verlesen, daß Preußen zu einem Königreich erhoben sei, und darauf dem Fürsten und Herrn Friedrich, nunmehrigen Könige in Preußen, so wie seiner Gemahlin, Königin Sophie Charlotte, jubelvoller Leberuf ausgebracht. Am 17. Januar stiftete der König den Orden vom schwarzen oder dem preußischen Adler, und ernannte sogleich, den Kurprinzen an der Spitze, achtzehn Ritter. Die feierliche Krönung geschah am 18. Januar. Der König trat

im Ornat aus ſeinen Gemächern in den großen Audienzſaal, ſetzte ſich dort die Krone mit eignen Händen auf das Haupt, nahm den goldnen Zepter und begab ſich in feierlichem Zuge nach den Zimmern der Königin, die ihm mit allen ihren Damen entgegentrat, ſich vor ihm neigte, und in dieſem Augenblicke von ihm die Krone aufgeſetzt erhielt.

Die Beſchreibung des Anzugs darf bei ſolcher ſeltnen Feier, und beſonders bei einer ſchönen Königin, wohl einigen Raum anſprechen. Der König trug ein Kleid von rothem Scharlach, mit reicher goldner Stickerei, und mit großen diamantenen Knöpfen, deren jeder dreitauſend Dukaten werth; ein Königsmantel von Purpurſammet, mit Hermelin gefüttert, und reich mit goldnen Kronen und Adlern geſtickt, wurde vorn durch eine Spange von drei Diamanten zuſammengehalten, deren Werth auf eine Tonne Goldes geſchätzt wurde; der goldne Zepter war mit Diamanten und Rubinen beſetzt, auf der Spitze aber breitete ſich ein Adler aus, deſſen ganzer Leib aus einem ſehr großen Rubin beſtand, während ein andrer faſt eben ſo großer die Erdkugel bildete, dieſe beiden Rubine hatte dem Kurfürſten der Zar Peter von Rußland bei ſeiner Anweſenheit in Königsberg aus ſeinem eig-

nen Zepter geschenkt; gleicherweise von reinem Golde war die Krone und mit dicht an einander gefügten Diamanten von ungeheurem Werthe überdeckt. Die Königin war in Goldstoff gekleidet, der mit Ponceau-Blumen durchwirkt und auf allen Nähten mit Diamanten besetzt war, die auch den ganzen Brusttheil dicht bedeckten. Rechts an der Brust haftete ein Strauß von lauter Birn-Perlen, deren eine besonders ungemein groß, und alle zusammen unberechenbaren Werthes waren. Mantel und Krone glichen denen des Königs, nur daß ihr die Krone, wie Besser sagt, unmittelbar auf ihrem bloßen Haupte saß, und unter den dicken Buckeln ihres natürlich gekrollten pechschwarzen Haares desto heller hervorschimmerte; wie denn überhaupt die von der Natur ihr vertrauten Güter, nach dem genannten Schriftsteller, allen den Schätzen ihres Aufputzes vorgingen, und auch wirklich ein von solcher Schönheit entzückter Zuschauer nicht sowohl der Königin zur Krone, als vielmehr der Krone zur Königin Glück wünschte.

Nachdem die beiden Majestäten eine Weile auf den silbernen Thronsesseln geruht, und die Begrüßung der Anwesenden in deren wiederholten tiefen Neigungen empfangen, erhoben sie sich unter Ge-

läut aller Glocken im feierlichen Zuge nach der Schloßkirche. Hier geschah nach mehreren gottesdienstlichen Handlungen, während deren der König und die Königin unter Thronhimmeln saßen, nach Gesang, Altargebet und Predigt, die Salbung und Weihe durch zwei Oberhofprediger, einen reformirten und einen lutherischen, welche zum Behuf dieser Handlung eigends zu Bischöfen ernannt worden waren. Der König legte am Altar die Krone und den Zepter ab, kniete nieder, und ließ sich die Stirn mit dem Oel in Gestalt eines Kreises bezeichnen. Eben so wurde die Königin gesalbt, nur daß sie die Krone nicht ablegte. Nach verschiedenen Ausrufungen, Gebetsprüchen und dem Lobgesange, in welchen das Geläut aller Glocken, der Kanonendonner von den Wällen und das Gewehrfeuer der aufgestellten Truppen einstimmten, endete die kirchliche Feier, und beim Hinausgehen aus der Kirche wurden für 10,000 Thaler Gold- und Silbermünzen unter das Volk ausgeworfen, auf welchen beider Majestäten Bildnisse und Namen standen. Alsdann fand eine Prunktafel Statt, bei welcher abermals die Ceremonien nicht gespart waren. Viele Gnaden wurden hierauf ertheilt, neue Hofbedienungen errichtet, und für manche Uebel-

thäter Verzeihung ausgerufen. Der Abend verging unter Feuerwerken und herrlicher Beleuchtung der ganzen Stadt, zu deren Besichtigung der König und die Königin unter Glockengeläut auf den Straßen fuhren. In allen Ländern des Königs wurde dieser Tag gleichzeitig mit größtem Aufwande festlich begangen, ja kein Dorf blieb unbeleuchtet. Johann von Besser hat alle diese Hergänge umständlich und mit einer im damaligen Sinne vortrefflichen Würde und Zier beschrieben. Auch Leibnitz gab zu dem Ereignisse seinen huldigenden Beitrag, indem er eine Schrift ausgab, worin er untersuchte und darlegte, was nach den geltenden völkerrechtlichen Begriffen zum Königthum erforderlich sei.

Die Königin Sophie Charlotte mußte noch bis zum Monat März viele Festlichkeiten der mannigfachsten Art aushalten, die ihrem Geist und ihren Neigungen gewiß je länger je peinlicher wurden. Während der großen Haupttage hatte sie fügsam und freundlich allem Auferlegten sich unterworfen, und ihr Gemahl, der seinen Festesglanz durch ihre Würde und Schönheit verherrlicht sah, war mit ihrem Benehmen sehr zufrieden, außer Einmal, da sie aus Ungeduld, während der Krönungszeremonie selbst, ihre von dem Zar Peter eingetauschte Dose

hervorzog, und eine Priſe nahm. Sie ſaß auf ihrem Throne dem Könige gegenüber, hatte aber den Augenblick wahrgenommen, wo ſie ſich unbemerkt glauben durfte. Allein der König ſah es, und war tief verletzt von dieſer Handlung, für welche das Ceremoniel nichts vorgeſehen hatte; und nicht nur verwies er es ihr durch unwillige Blicke, ſondern ſandte auch ſogleich einen Kammerherrn mit der Mahnung ab, ſie möchte des Ortes eingedenk ſein, wo ſie ſich befinde, und des Ranges, den ſie daſelbſt einnehme. Die Königin ließ ſich aber leichter in ihrem Thun und Laſſen beſtimmen, als zu andern Ueberzeugungen bringen, und ſah ſchwerlich ihren Fehler ſo ein, wie es gewünſcht wurde. An die fortgeſetzten Feſte reihten ſich die Luſtbarkeiten der Faſtnacht an, und auch dieſe wurden eifrigſt mitgemacht. Endlich mußte ſich doch dieſer Stoff erſchöpfen und der hartnäckigſte Trieb ermatten, alles war überſättigt von Prunk und Herrlichkeit, und auch die Mittel begannen zu fehlen. Dazu kam die Lage der politiſchen Verhältniſſe, welche die Anweſenheit des Königs in Berlin erforderten. Der 8. März wurde endlich zur Abreiſe feſtgeſetzt. Aber auch dieſer Tag, der einen noch unverbrauchten Anlaß bot, wurde noch zuletzt mit ungemeinen

Aufzügen und Feierlichkeiten begangen. Bei Berlin am 17. März angelangt, begab sich der König nach Potsdam, und später nach Schönhausen, die Königin aber nach Lützenburg; der feierliche Einzug in die Hauptstadt blieb noch aufgeschoben, weil die Anstalten nicht gehörig vorbereitet waren, und der ganze Hof sich erst wieder sammeln und herstellen mußte.

In dieser Zeit der Ruhe und Einsamkeit empfand Sophie Charlotte gleich wieder das Verlangen, sich von geistigen Dingen mit Leibnitz zu unterhalten. Als Jablonski in Lützenburg erwähnte, er habe zu den nächstbevorstehenden Festlichkeiten auch Leibnitz im Namen der Societät eingeladen, fügte die Königin den Auftrag hinzu, ihn auch in ihrem Namen nochmals einzuladen und um Beschleunigung seiner Ankunft zu ersuchen, weil sie solche sehr wünschte. Und einige Tage später fragte sie Jablonski'n wieder, ob er den Auftrag gehörig ausgerichtet, und drückte wiederholt ihre Wünsche aus, wie sehr gern sie gerade in dieser Zeit, da sie gleichsam inkognito lebe und wenig Menschen um sich habe, Leibnitzens angenehme Gesellschaft hätte genießen mögen. In gleichem Sinn schrieb auch Fräulein von Pöllnitz an ihn, und fügte munter

hinzu, daß ihre Einſamkeit doch immer noch luſtig ſei, und erinnerte an das deutſche Sprichwort: „Wenn die Katze nicht zu Hauſe iſt, ſpringen die Mäuſe auf Tiſch und Bänken herum.“ Doch konnte Leibnitz diesmal nicht die kurze Muße theilen, welche der Königin vergönnt war, und die Zeit der Feſtlichkeiten trat auf's neue ein.

Die Königin begab ſich im Anfange des Mai mit ihrem Hofſtaat nach Schönhauſen, wo der König inzwiſchen alles zu neuem Glanz und Prunk angeordnet hatte, und von hier aus geſchah am 6. Mai der feierliche Einzug nach Berlin. Feſte und Luſtbarkeiten erfolgten nun wieder in gedrängter Fülle. Endlich gab Sophie Charlotte dem Könige noch zuletzt in Lützenburg ein Feſt, das ganz nach ſeinem Sinne war, und nach ſo vielen vorangegangenen noch außerordentlich erſchien; Oper, Ball, Gaſtmahl, alles war herrlich; am meiſten aber bewunderte man die Truppenſchaar von jungen Edelleuten, welche der Kronprinz befehligte, und denen der Wachtdienſt in den Feſtſälen vertraut war. Erſt am 22. Juni wurde die ſechsmonatliche Dauer dieſer Krönungsfeier durch das Kirchenfeſt eines allgemeinen Dank-, Buß- und Bettages geſchloſſen.

Die Königin athmete in ihrem Lützenburg wie-

der auf, genoß der zwangloſen Geſelligkeit, und der geiſtreichen Unterhaltung, welche ihr nächſter Kreis immer darbot. Leibnitz aber fehlte, durch hannöverſche Angelegenheiten beſchäftigt, welche in dieſer Zeit ebenfalls einer nahen Königswürde entgegenführten. Der Kurfürſtin Sophie wurde im Sommer 1701 durch den engliſchen Geſandten Grafen Macclesfield die Erbfolge-Akte des Parlaments überbracht, vermöge deren das Erbrecht Sophiens und ihrer Nachkommen auf den Thron Großbritanniens war ausgeſprochen worden. Macclesfield war durch den Biſchof Burnet auch beſonders an Leibnitz empfohlen, der in dieſen Sachen überhaupt thätig eingewirkt hatte. Ein Brief aus dieſer Zeit von Leibnitz an Sophie Charlotte entſchuldigt ſein langes Ausbleiben: „Je n'ai pas encore pu faire ma cour à Votre Majesté comme je souhaite avec passion, parce qu'on m'a pressé extrêmement d'avancer un travail dont je suis chargé. Cependant j'espère qu'il me sera permis de respirer un peu, et de ne pas laisser écouler cet été sans satisfaire à un devoir qui fait une bonne partie de ma félicité. Les gracieuses bontés de Votre Majesté et ce bonheur que je me figure et que j'ai éprouvé, d'être à portée pour voir de près

près ce qui est l'admiration de la terre, me fait oublier tout ce qui me peut chagriner ailleurs. A quoi contribuera aussi la joie que j'ai de voir la justice que le monde rend à Votre Majesté et à madame l'électrice. Il avoit de l'impatience à vous voir reine; et à peine l'êtes vous devenue, madame, qu'il se réjouit de la voir en train de vous suivre. Car vous ayant donné l'exemple en tant d'autres choses, qui vous font si grande et si adorable, elle est bien aise de recevoir à son tour exemple de Votre Majesté dans ce que le monde se figure de plus grand. Il est vrai que, ni vous ni elle, vous n'avez pas besoin de couronnes et de diamants pour briller. Celui de mylord Raby a été trouvé fort beau, et j'ai peur que cela ne tire à conséquence pour mylord Macclesfield. Monsieur Stepney qui m'a écrit de Vienne m'a chargé de marquer sa dévotion à Votre Majesté quand j'en aurois l'occasion. Voici aussi une lettre de monsieur Burnet, Ecossois qui a été autrefois en votre cour. S'ils s'expriment mieux que moi, ils ne surpasseront pas l'ardeur de mon zèle qui ne le cede à personne dans la qualité d'être de Votre Majesté le plus soumis et le plus obéissant ser-

viteur Leibnitz.» Im Herbſt war Leibnitz wieder in Berlin, und vergaß unter ſeinen wiſſenſchaftlichen Arbeiten und geiſtreichen Unterhaltungen auch der politiſchen Aufgaben nicht, die ihm durch ſeine günſtige Stellung zufielen. Er drang unabläſſig auf Erhaltung des guten Einverſtändniſſes zwiſchen den beiden Höfen, und auf gemeinſames Wirken derſelben. In dieſem Sinne ſchrieb er aus Berlin am 19. November 1701 an die Kurfürſtin Sophie nach Hannover, woraus, neben dem edlen Geiſtesbezuge Leibnitzens zu ſeiner fürſtlichen Freundin auch die Stellung der Königin zu den Miniſtern, und hauptſächlich zu dem Grafen von Wartenberg, ſich deutlich ergiebt: «Je n'ai pas manqué d'écrire à monsieur le feldmaréchal Flemming ce que Votre Altesse Electorale m'a dit de favorable pour lui, et je ne doute point qu'il n'en ait été extrémement réjoui, et plus que presque de toute nouvelle qu'il pouvoit recevoir. Pour ce qui est des unités, dont nous avions parlé ensemble Votre Altesse Electorale les entend autant qu'elles sont intelligibles si elle en prend la peine. Car elle juge bien que tout ce qui est corporel et composé est multitude et non pas une unité véritable; que toute multitude cependant doit

être formée et composée par l'assemblage des unités véritables, lesquelles par conséquent n'étant point composées ni sujettes à la dissolution sont des substances perpétuelles, quoiqu'elles changent toujours. Or ce qui n'a point de parties ni d'étendue, n'a point de figure aussi; mais il peut avoir de la pensée et de la force ou de l'effort, dont on sait aussi que la source ne sauroit venir de l'étendue ni des figures, et par conséquent il faut chercher cette source dans les unités, puisqu'il n'y a qu' unités et multitudes dans la nature.

Mais je viens à des choses plus convenables au temps. J'espère que notre cour aura sujet d'être contente de celle-ci. Non seulement les expressions sont les plus obligeántes du monde, mais encore, si on sait ménager les bonnes dispositions, je crois que c'est justement le temps d'en profiter en bien des choses. Le ministère tâche de plaire à la reine, et il a raison; et la reine aussi de son côté en use le mieux du monde. Et comme l'on sait que rien ne sauroit faire plus de plaisir à la reine que la bonne intelligence des deux cours, on est fort disposé á la cultiver. Outre que c'est le grand et vé-

ritable intérêt des uns et des autres, et que l'on reconnoit que c'est l'unique moyen de nous sauver tous et la liberté publique; ce qui est aussi le texte ordinaire de mes sermons. Je crois aussi que le temps est plus propre que jamais à pousser l'introduction et à finir cette grande affaire si on s'y prend comme il faut. Je souhaiterois aussi que l'affaire de la succession d'Angleterre entroit dans la grande alliance; c'est à quoi on seroit assez disposé à travailler ici. Monsieur le grand-chambellan me marqua encore dernièrement combien il étoit sensible à ce que monseigneur l'électeur lui avoit fait témoigner sur son zèle. Il m'assura aussi qu'on étoit entièrement pour l'établissement de la primogéniture, et avoit fait témoigner le plus fortement qu'il est possible aux princes fils de Votre Altesse Electorale qu'ils ne devoient point se flatter d'une vaine espérance. J'apprends de la reine que monseigneur le duc Maximilian ne demande maintenant que des choses qui me paroissent tendre à la conclusion, sur tout puisque Votre Altesse Electorale et monseigneur le duc de Zell sont si portés à la procurer."

Mit Leibnitz zugleich war in dieſer Zeit auch ein

Mann am Hofe Sophie Charlottens erſchienen, der daſelbſt, wie in der Welt überhaupt, einiges Aufſehen erregte, und von dem wir etwas umſtändlicher zu ſprechen veranlaßt ſind. Die große Geiſtesbewegung jener Zeit fluthete zwar hauptſächlich innerhalb der Ufer, welche durch entgegenſtehende Glaubensformen und wiſſenſchaftliche Bollwerke feſt begründet waren, doch fand wohl auch eine Strömung ihren Weg unerwartet in das offne Feld, das hinter jenen Dämmen ſicher zu liegen ſchien. Die kirchlichen Bekenntniſſe und philoſophiſchen Syſteme wurden durchbrochen, und die Macht des Zweifels, welche ſtatt des Glaubens und der Wiſſenſchaft den natürlichen Menſchenverſtand antrief, unterfing ſich, auf dieſem Boden jene gleichſam zu erſetzen. In dieſer Richtung hatten die Franzoſen ſchon einiges verſucht, weit gründlicher und entſchloſſener aber gingen die Engländer darin vor. Die theologiſchen Kämpfe, ſo heftig und andauernd und mit ſo wichtigen Ergebniſſen geführt, hatten in England die mannigfachſten Denk- und Sinnesarten aufgeregt, deren Bekenner in den allgemeingültigen geſetzlichen Freiheiten mehr oder minder auch ihre beſondre zu behaupten wußten. Unter den zahlreichen Sekten, zu deren Stiftung oft Ehrgeiz nicht minder als

Frömmigkeit wirkte, war endlich auch eine von Freidenkern aufgetreten, welche alles Geoffenbarte auf die Vernunft zurückführte, und einen großen Anhang gewann. Die Namen Tindal, Collins und andre machten sich bekannt, als Haupt und Vertreter der ganzen Genossenschaft aber steht der Irländer John Toland ausgezeichnet, von welchem sie insgesammt den Namen führen. Unehlicher Sohn eines katholischen Priesters, der ihn verläugnete und verstieß, hatte er früh einen Widerwillen gegen die katholische Kirche gefaßt, und war zur reformirten übergetreten. Lebhaft, mit Kenntnissen ausgerüstet, und durch große persönliche Gaben unterstützt, hing er schon in früher Jugend dem Gedanken nach, eine besondre Sekte zu stiften, und fand sich durch die Feindschaft und Härte, mit welcher die englischen Theologen seinen ersten Anfängen begegneten, nur um so schneller dahin gedrängt, seine Absonderung auszusprechen. Sein Hauptwerk erschien unter dem Titel: Christianity not mysterious, a treatise showing that there is nothing in the gospel contrary to reason, or above it, and that no christian doctrine can be properly called a mystery, und dieses Buch enthält den Keim des ganzen Systems, welches in der Folge bei den deutschen Theo-

logen unter dem Namen Rationalismus ſo große Ausbreitung fand. In England aber bot die herrſchende Kirche gegen dieſen kühnen Neuerer all ihr Anſehn auf, ſein Buch wurde von der Grandjury von Middleſſex für ein öffentliches Aergerniß erklärt. Indeß hatte er durch eine neuere Schrift, Anglia liberata betitelt, für die Berufung des Hauſes Hannover auf den engliſchen Thron ſich kräftigſt ausgeſprochen, und ſtand hiedurch einer mächtigen politiſchen Parthei verbunden. Graf Macclesfield nahm dieſen Mann gern in ſein Gefolge, verſichert, daß derſelbe an einem Hofe, um den er ſich verdient gemacht, und wo Geiſt und Kenntniß immer willkommen waren, die beſte Aufnahme finden würde.

Dieſe Erwartung wurde nicht getäuſcht; Toland erfuhr als politiſcher Anhänger und als geiſtvoller Denker in Hannover die ſchmeichelhafteſte Behandlung, wiewohl man wegen ſeines Beſuchs, als der in England mit üblen Augen angeſehen werden konnte, anfangs nicht ohne Bedenken war. Leibnitz trat mit ihm in Verbindung; die Kurfürſtin Sophie unterhielt ſich gern und oft mit ihm; ſeine kühnen Sätze trug er mit weltmänniſcher Feinheit vor, ſah dieſelben aber mit guten Waffen bekämpft.

Wenn er eine von der Schöpfung unterſchiedene Weltурſache, alſo einen perſönlichen Gott, zu läugnen ſuchte, ſtellte ihm die herrliche Kurfürſtin mit naiver Wahrheitsſtärke den einfachen Spruch entgegen: „Der das Auge gemacht hat, ſollte der nicht ſehen, der das Ohr gemacht hat, ſollte der nicht hören?“ Wirklich läßt ſich im gegebenen Falle kaum eine beſſere Abfertigung denken, als dieſe muntre Einfalt, der — wie der Dichter ſagt — Gott hat Witz beſcheert. Die Königin, durch ihre Mutter und durch Leibnitz von den Verdienſten und Eigenheiten des gelehrten und berühmten Mannes ſchon unterrichtet, wünſchte denſelben perſönlich kennen zu lernen, und ſehr gern machte er einen Beſuch in Berlin. Er kam zu Anfang des Oktobers 1701 daſelbſt an, und ſeine Aufnahme übertraf beinahe noch die zu Hannover. Er war ein ſchöner und gewandter Mann, wenig über dreißig Jahr alt, im Hofleben nicht unerfahren. Der König und die Königin unterhielten ſich mehrmals mit ihm, beſonders zeichnete ihn der Miniſter Graf von Wartenberg durch die ſchmeichelhafteſten Höflichkeiten aus. Toland glaubte den Boden hier günſtig für ſeine Meinungen, und mit kühner Zuverſicht legte er ſie dar. Er unterhielt ſich mit den

vornehmſten Gelehrten, welche er am Hofe traf, und ſuchte ſie zu gewinnen. Man hat es angemerkt, daß er dem berühmten de La Croze das Buch von Giordano Bruno „il spaccio della bestia trionfante“ geliehen, eine faſt eben ſo große und verbotene Seltenheit, als das berüchtigte Buch „de tribus impostoribus.“ Am meiſten aber war ſein Augenmerk auf die Königin ſelbſt gerichtet. Sie war in der Philoſophie wiſſenſchaftlicher begründet als ihre Mutter, und ließ ſich mehr auf die gelehrte Form der Fragen und Beweiſe ein; er durfte hoffen, hiedurch ſie weiter führen und ihr überlegner bleiben zu können, als dies bei der Kurfürſtin möglich geweſen. Allein dieſe Erwartung ſchlug fehl. Sophie Charlotte war nicht bloß der Schalen kundig, in welcher die Weisheit vorgetragen zu werden pflegt, ſondern ſie beſaß auch den Kern von dieſer, und ihre Ueberzeugungen blieben unerſchüttert. Auch war ſie zu ſehr an den Umgang mit den beſten Köpfen und ſcharfſinnigſten Gelehrten gewöhnt, welche ſie in den erkannten Wahrheiten nur immer gründlicher befeſtigt hatten, als daß der Glanz einiges neuen dialektiſchen Witzes ſie hätte blenden können.

Die Art und Weiſe, wie bei der Königin ſolche

Erörterungen geführt wurden, zeigt sich uns in einem Bericht, welchen Herr von Beausobre über ein Gespräch, in das er unvermuthet mit Toland verwickelt wurde, aufgesetzt hat. Beausobre war ein außerordentlicher Mann, von edlem und reinem Karakter, von großem Geist und reichem Wissen, hatte Feuer und beredte Darstellungsgabe, und galt für einen Meister im Ausdruck; der große Beausobre hieß er noch lange nach seinem Tode bei denen, die seine Eigenschaften und Verdienste im ganzen Umfange würdigen konnten. Er war im Begriff eine Sendung, welche die französische Kirche betraf, anzutreten, und wollte sich deshalb in Lützenburg bei der Königin beurlauben. Die Königin war gerade beim Spiel, ließ ihm aber, so wie sie ihn bemerkt hatte, durch Fräulein von Pöllnitz sagen, daß sie ihn sprechen wolle, er werde nicht lange warten, und das Spiel gleich beendigt sein. „Es war sechs oder sieben Uhr Abends — erzählt er selbst — als Ihro Majestät aufstanden, und zu mir gewendet die Worte sagten: „Hier ist ein Fremder, welcher in Betreff der Religion nicht unsrer Meinung ist. Er greift die Grundfesten unsers Glaubens an, und will uns die heilige Schrift zweifelhaft machen; Sie kommen eben recht, uns

zu vertheidigen.“ Ich wüßte nicht zu ſagen, was ich der Königin antwortete, allein Herr Toland, den ich weder von Perſon noch durch ſeine Schriften kannte, trat ſogleich hervor, und begann mit einer Art, die etwas zu viel Selbſtgefälligkeit blicken ließ, über das Anſehn der Schriften des Neuen Teſtaments zu ſprechen. Ich antwortete ihm anfangs mit großer Mäßigung, indem ich ihm doch zu verſtehen gab, daß dem Trotz hier Trotz entgegenſtände, und er möchte ſich erinnern, daß der ſtarke Geiſt oft gerade der ſchwache ſei. Ich fragte ihn ſodann, wie ſo er mich auf Vertheidigung zu beſchränken meine, da doch ihm, der ſich für den ſtarken Geiſt ausgäbe, dieſe Rolle weit beſſer zieme: er wiſſe mein Glaubensſyſtem, und ſei dadurch ſehr im Vortheil, es ſei billig, daß er mir das ſeinige darlegte, damit wir ſie beide vergleichen und hiernach ſehen könnten, ob ſeine Religion wenigeren Schwierigkeiten unterworfen ſei, als die meinige.“

„Herr Toland mochte meiner Frage nicht beſtimmt antworten. Er ſagte mir, er ſei Chriſt wie ich, aber als vernünftiger Menſch könne er jenes nur durch Erkenntniß ſein, und er verhehle nicht, daß er über das Anſehn der Schriften des Neuen Teſtaments große Zweifel hege. Wir gingen ſo-

dann auf die Sache näher ein, und ich fragte Herrn Toland, ob ſeine Zweifel die Aechtheit aller Schriften des Neuen Teſtaments beträfen, oder nur eines Theiles, und ich fügte hinzu, man habe die zweite Epiſtel St. Petri, die Epiſtel Judä, und einige andre in Zweifel gezogen, ſei von dieſen Schriften die Rede, ſo möchte er ſeine Bedenken nur aufſtellen, erſtreckten ſie ſich aber allgemein auf ſämmtliche Schriften des Neuen Teſtaments, ſo müßte er im Alterthum Entdeckungen gemacht haben, die mir unbekannt wären: er würde mich daher verbinden, ſie mir mitzutheilen. Herr Toland entſchied ſich, das Anſehn keiner einzelnen dieſer Schriften, ſondern aller im Allgemeinen anzugreifen, indem er meinte, da die Alten in den Kanon zweifelhafte Bücher aufgenommen, ſo ſei dies ein Beweis, daß dieſer Kanon nicht ſowohl nach richtiger Unterſcheidung, als vielmehr in der Abſicht beſtimmt worden, eine ſchon vorgezogene Meinung zu ſtützen. Ich erwiederte, daß keines derjenigen Bücher, welche von einigen Alten bezweifelt worden, zur Begründung eines Artikels des chriſtlichen Glaubens nothwendig ſei, welcher letztere unabhängig von jenen beſtehe: daß die Zweifel jener Alten auch keineswegs erwieſen, jene Bücher ſeien von Grund aus unächt; daß wenn ich die Aecht-

heit gewiſſer Schriften auch fallen ließe, die der übrigen dadurch nichts verlöre: daß zum Beiſpiel die fremden Schriften, welche ſich unter denen des Juſtinus Martyr befänden, weder ſeinen Dialog noch ſeine Apologieen zweifelhaft machten: daß die vier Evangelien, die Apoſtelgeſchichte, die dreizehn Epiſteln St. Pauli, die erſte Epiſtel St. Petri und die erſte St. Johannis von Anfang her allgemein anerkannt worden, und niemand habe in Zweifel gezogen, daß dieſe Schriften von den Verfaſſern herrührten, deren Namen ſie tragen. Herr Toland wandte hinſichtlich des Evangeliums Matthäi ein, wir beſäßen die Urſchrift nicht, die Ueberſetzung aber ſei ungetreu, da ſie von der hebräiſchen, durch die Nazaräer bewahrten Urſchrift abweiche. Sei das unſere nun Urſchrift oder Ueberſetzung, gab ich ihm zur Antwort, mir liegt daran wenig. Ich weiß, was ich davon zu halten habe, und mir genügt, daß die vorgebliche Urſchrift und die Ueberſetzung in Betreff der Wunder und der Auferſtehung Jeſu Chriſti übereinſtimmen. Laſſen Sie unſer Evangelium bloß in dieſen Artikeln gelten, und nachher wollen wir unterſuchen, welches von beiden unrichtig ſei, ob das Griechiſche oder das Hebräiſche.“

„Der Hauptſtreit betraf die Apokryphen. Herr

Toland fragte mich, an welchen ſichern Kennzeichen man unter einer Menge von Schriften, welche den Namen der Apoſtel führten, die ächten von den falſchen habe unterſcheiden können. Ich verſetzte, er habe zu geringe Meinung von den Alten, ſie ſeien, wie verſchiedene Stellen des Euſebius zeigten, nicht ſo ſchlechte Kritiker geweſen, als er ſie vorausſetze; ſie hätten über die Apokryphen nach dem Stil der Schriften geurtheilt, nach der Lehre, die darin enthalten, nach der Zeit, worin ſie erſchienen. Ich beſtand hierauf mit Nachdruck, und äußerte, Herr Toland würde mir kein Apokryph nachweiſen können, das älter wäre, als die Zerſtörung von Jeruſalem, dahingegen alle unbeſtrittenen Schriften des Neuen Teſtaments älter ſeien, als jener Zeitpunkt, mit Ausnahme des Evangeliums Johannis: die Kirchengeſchichte bezeuge meine Behauptung, und wenn er ſie bezweifle, ſo liege ihm ob, in dieſen Schriften die kritiſchen Kennzeichen aufzufinden, welche das Gegentheil nachwieſen. Dieſes war nicht leicht, und Herr Toland unternahm es nicht."

„Glauben Sie, fragte ich ihn, daß die Epiſteln St. Pauli von ihm ſeien? Ja, verſetzte er. Und glauben Sie, fuhr ich fort, daß St. Paulus eine

Lehre gepredigt habe, die mit der Lehre der übrigen Apoſtel in Widerſpruch geweſen? Herr Toland ſtand über die Apoſtel etwas an, behauptete aber, Paulus habe nicht dieſelbe Lehre gepredigt, wie Jeſus Chriſtus, und führte als ſeine Zeugen die Nazaräer an, welche den Apoſtel Paulus verwürfen. Aber, wandte ich abermals ein, betraf denn ihr Meinungsſtreit die Auferſtehung? Dieſer Punkt iſt es, auf dem ich wünſche daß wir verweilen. Zeigen Sie mir in irgend einer Zeit Jünger Jeſu Chriſti, welche dieſe Thatſache geläugnet hätten. Ich glaube, daß dieſe Ihnen am meiſten ſchwierig iſt. Ich will nicht über Sie hier urtheilen, aber ich habe wahrgenommen, daß die Leute, welche die chriſtliche Religion angreifen, ein wenig die Auferſtehung fürchteten.“

„Dieſe Neckerei unterbrach den Ernſt des Geſprächs, wir nahmen ihn aber bald wieder auf, und ich ließ mir angelegen ſein, das Alterthum der heiligen Schriften zu beweiſen. Ich verfuhr hiebei folgenderweiſe: Das Evangelium des Lukas, in welcher Zeit es auch geſchrieben ſei, iſt es unſtreitig vor ſeiner Apoſtelgeſchichte; dies ergiebt ſich aus der Vorrede zur letztern, denn dieſe muß vor der Zerſtörung von Jeruſalem geſchrieben ſein, denn der

Verfaſſer beſchließt ſeine Geſchichte mit der erſten Gefangenſchaft des Paulus zu Rom, welche im Jahre 59 oder 60 eintrat. Man vermag keinen hinreichenden Grund anzugeben, warum Lukas ſeine Geſchichte auf dieſem Punkt ſollte beendigt haben, wenn er ſie nicht vor dem Tode des Paulus geſchrieben hätte, und folglich mehrere Jahre vor der Zerſtörung von Jeruſalem. Ich führte zweitens an, daß wenn die Weiſſagungen über die Zerſtörung von Jeruſalem, welche ſich in den Evangelien finden, erſt nach dem Ereigniß geſchrieben wären, ſie niemals in ſolchen Ausdrücken davon reden würden, welche zugleich die Wiederkunft Jeſu Chriſti und die Zerſtörung dieſer Stadt verkündigten. Augenſcheinlich iſt es, daß dieſe Weiſſagungen es ſind, welche an die letzte Wiederkunft Jeſu Chriſti glauben machten. Selbſt einer der Einwürfe, die man den Chriſten alsbald machte, gründete ſich hierauf, daß nämlich Jeſus Chriſtus nicht käme, wie er doch verſprochen zu haben ſchiene. Dies erſieht man aus dem dritten Kapitel der zweiten Epiſtel St. Petri. Wären nun dieſe Weiſſagungen, welche jenem Einwurfe zur Grundlage dienten, nach dem Ereigniſſe geſchrieben, ſo läge es außer aller Wahrſcheinlichkeit, daß die chriſtlichen

chen Verfaſſer durch ihre Erzählung ſolchen Anlaß gegeben hätten. Da ich weiter ging, als Herr Toland von mir verlangen konnte, ſo forderte ich, er ſolle mir in denjenigen Schriften des Neuen Teſtaments, die niemals beſtritten worden, irgend eine Spur von Unterſchiebung angeben, wie man deren offenbare in der apoſtoliſchen Konſtitution, in der Reiſe St. Petri, in dem falſchen Dionyſius Areopagita finde.«

»Herr Toland wollte mir hierauf andeuten, daß Bücher ſehr alt ſein, und dennoch Fabeln enthalten könnten; daß kühne und leichtſinnige Schriftſteller auch Gerüchte und Volksmährchen auffaſſen, ſie niederſchreiben, und ſie mit Hülfe des Aberglaubens und der Leichtgläubigkeit der Völker in Gang brächten. Da Herr Toland mir den ganzen Umfang ſeines Unglaubens völlig aufdeckte, und die Streitfrage ſchon eine andre geworden war, ſo hielt ich mich nicht verbunden, auf den Erweis der im Neuen Teſtamente berichteten Thatſachen einzugehen. Jedoch machte ich ihm bemerklich, wie ſehr ſeine Schlußfolgerung fehlerhaft ſei: leichtſinnige Geſchichtſchreiber, Betrüger, haben Fabeln erzählt; alſo ſind die in den Evangelien erzählten Thatſachen fabelhaft! Ich brauchte nur, fügte ich

hinzu, in ſeiner Weiſe zu folgern, um ein ganz entgegengeſetztes Ergebniß zu haben: treue Geſchichtſchreiber haben Wahrheit geſchrieben, alſo ſind die im Neuen Teſtament berichteten Thatſachen Wahrheit. Er entgegnete, ich mäße ihm ſchlechte Folgerungen bei, und er wolle nur allein den Schluß ziehen, weil viele alte Bücher voll fabelhafter Wunder wären, ſo müßte man, um die in den Evangelien zu glauben, darthun, daß ſie von dieſer Art nicht wären.“

„Da dieſe Verhandlung nicht durch ein Geſpräch zu endigen war, welches ſchon einige Zeit gedauert hatte, ſo verwies ich Herrn Toland auf die vortrefflichen Bücher, die zur Rechtfertigung des Zeugniſſes der heiligen Schriftſteller geſchrieben worden. Weiter fragte ich ihn, ob er einen Gott glaube: er ſchien durch dieſe Frage wie beleidigt, und als er ſich darüber unwillig ausließ, ſagte ich ihm, es ſei wenigſtens wichtig zu wiſſen, ob wir dieſelben Vorſtellungen von der Gottheit hätten; ich meinestheils glaubte einen weiſen und freien Gott, ſehr beſtimmt unterſchieden von dem Stoffe des Weltalls, ich glaubte gleicherweiſe eine freie Vorſehung, Urſache einer mit Klugheit und Wahl gemachten Einrichtung; wenn wir in dieſen Grundſätzen einig

wären, ſo habe er nachzuweiſen, daß die im Neuen Teſtamente berichteten Thatſachen einen Widerſpruch in ſich trügen, oder der Vollkommenheit Gottes entgegen träten: in dieſem Falle würde auch ich ſie als Fabeln behandeln müſſen, weil nichts, was der Natur der Dinge ſelber, oder der Vollkommenheit Gottes, zuwider ſei, wahr ſein könne: eben dies ſei das erſte Kennzeichen, vermöge deſſen wir von Fabeln urtheilen könnten; es gäbe noch ein zweites, das der Geſchichtſchreiber, welche die Thatſachen berichten; aber ich glaubte nicht, daß er bei den Apoſteln Jeſu Chriſti, den Zeugen der Thatſachen, die ſie gepredigt, und beſonders in der Auferſtehung des Herrn, einen der Fehler zu finden vermöchte, welche ein Zeugniß entkräften, und daß ich mich anheiſchig machte, darin im Gegentheil alles zu finden, was ihre Aufmerkſamkeit und ihre Fähigkeit im Prüfen, und ihre Redlichkeit im Erzählen rechtfertigen könne.“

„Herr Toland brachte Zweifel über die Auferſtehung Jeſu Chriſti vor, und führte mir die Abweichungen an, welche über mehrere Umſtände ſich in der Erzählung der Evangeliſten finden. Ich antwortete ihm, was man hierauf zu antworten pflegt, und ſetzte hinzu, ich wolle ihm einen Zug

bemerklich machen, der seiner Forschbegier entgangen zu sein schiene, das Wort St. Matthäi nämlich: „Und gehet eilend hin, und saget es seinen Jüngern, daß er auferstanden sei von den Todten. Und siehe, er wird vor euch hingehen in Galiläa, da werdet ihr ihn sehn. — Und da sie ihn sahen, fielen sie vor ihm nieder; etliche aber zweifelten," — und ich bemerkte ihm sogleich, daß dies Wort ein sprechender Beweis für die Redlichkeit St. Matthäi sei, und daß niemals ein Betrüger solch eine Bemerkung würde hinzugefügt haben."

„Ich weiß nicht mehr, bei welchem Anlaß ich den berühmten Brief des Plinius an Trajanus die Christen betreffend erwähnte. Ich muß eine bedrängende Folgerung daraus gezogen haben, denn mein Gegner wählte kurz und gut den Ausweg, den Brief untergeschoben zu nennen. Hierüber brachte ich ihn noch mehr in's Enge, er hatte sich auf einen Posten zurückgezogen, wo keine Vertheidigung möglich war. Ich forderte von ihm etwas höhnisch die Beweise dieser Unächtheit. Er hatte deren keine, als die Verse der Sibyllen, und einige entschieden falsche oder verdächtige Bücher; da jedoch seine Antwort unsicher war, und ich ihm mit festem Ton wiederholte, in dem Briefe selbst müß-

ten die Kennzeichen der Unächtheit und eben ſolche, wie ſich in den Sibylliniſchen Büchern fänden, nachgewieſen werden, ſo war der Streit, welcher anfing bitter zu werden, ſchon beendigt, indem die Königin ihn unterbrochen hatte."

Unſre Leſer werden der Königin Dank wiſſen, welche ihnen, wie dem bedrängten Gaſte, glücklich zu Hülfe kommt, und ihren klaren und gütigen Sinn hier abermals bewährt. Beauſobre geſteht, daß ein Andrer die Sache der heiligen Schriftſteller beſſer geführt, er ſelbſt ſie aber minder gut vertheidigt haben würde, wenn er nicht gerade zu jener Zeit mit den Apokryphen des Neuen Teſtaments eifrig beſchäftigt geweſen wäre. Wir überlaſſen den Theologen zu beurtheilen, wiefern ſolche Streitfragen heutiges Tages mit andern Gründen und ſtärker und kräftiger zu behandeln wären, bemerken aber noch insbeſondre, daß wir über dieſes Geſpräch keinen Bericht von Toland haben, wo der Verlauf und Ausgang vielleicht etwas verſchieden gelautet hätte. Er meinte wenigſtens, nicht beſchämt noch mißvergnügt ſein zu müſſen, ſondern freute ſich des ſeltnen Glückes, dergleichen Gegenſtände ohne Schärfe und Gehäſſigkeit in Gegenwart einer tiefdenkenden Königin erörtert zu ſehn. Auch wurde

er fortwährend vortrefflich behandelt, und wie mißfällig seine Ketzereien auch dünkten, so ließ man ihn als Menschen dies doch keineswegs fühlen oder gar entgelten; solche Gespräche waren eine harmlose Geistesübung, deren Freimüthigkeit stets durch Anmuth und Feinheit gemildert wurde. Toland war entzückt von diesem Verkehr, und rühmte den preußischen Hof und überhaupt Berlin als den angenehmsten und befriedigendsten Aufenthalt. Seine Eindrücke, und die Absicht, sie öffentlich mitzutheilen, muß er lebhaft zu erkennen gegeben haben, denn Leibnitz schrieb am 27. December 1701 an die Kurfürstin: „Herr Toland bedroht uns mit einer Schrift, die französisch und englisch zugleich erscheinen soll; wahrscheinlich eine Erzählung seiner Reise. Wir werden auch die Unterredungen Ew. Kurfürstlichen Durchlaucht mit ihm haben, wie er schon gedroht hat. — Was ist zu thun; man muß die Leute reden lassen, zumal die Engländer.“ Wir sehen hieraus, daß die Veröffentlichung persönlicher Merkwürdigkeiten nicht so neu ist, als man bisweilen, aus Unkunde der früheren Zeiten, angeben möchte, und daß bereits vor hundert Jahren hohe und weise Personen sich mit Gleichmuth in dies Unvermeidliche zu fügen wußten; denn was kann wohl na-

türlicher ſein, als daß ein belebter Sinn die perſönlichen Vorgänge, die ihm ſelbſt wichtig dünken, und die er Andren wenigſtens merkwürdig glaubt, in kleinerem oder größerem Kreiſe mittheilt, ſei es nun geſprochen, oder geſchrieben, oder gedruckt, welches nur dem Grade nach und wenig verſchiedene, ſtets in einander übergehende, und in ihrem letzten Erfolge völlig gleichwerdende Ueberlieferungsarten ſind! Toland indeß übereilte ſich nicht, und gab im Jahre 1704 nur erſt Briefe an Serena heraus, von denen es nach der Königin Tode hieß, es ſeien Briefe, welche wirklich an ſie geſchrieben und abgeſandt worden, was jedoch wenig glaubhaft iſt. Im folgenden Jahre ließ er in der That ſeine Reiſeſchilderungen drucken, und zwar zugleich franzöſiſch und engliſch; aus der deutſchen Ueberſetzung, welche bald nachher 1706 erſchien, entlehnen wir in Betreff Sophie Charlottens die nachfolgenden Stellen, als welche zugleich die Auffaſſung und Sprache damaliger Zeit uns unmittelbar vorführen. Toland berichtet folgendergeſtalt: „Die Königin bringet ihre meiſte Zeit in einem Pallaſte zu, der bei dem Dorfe Lützelburg an der Spree eine Meile von Berlin lieget, und noch nicht völlig ausgebaut iſt, daher er auch von dem Dorfe

seinen Namen hat; von Berlin kann man bis dahin durch einen Park oder Thiergarten auf einer Treckschuyte und kleinem Kahn zu Wasser fahren. — Der Garten, welcher zwischen dem Schlosse und dem Flusse mitten inne lieget, wird mit der Zeit, seiner Größe nach, einer von den allerschönsten in Teutschland werden. — Lützelburg wird in kurzer Zeit ein sehr angenehmer Ort werden; und zwar durch Anordnung und Einrichtung Sophie Charlottens, der allerschönsten Prinzessin ihrer Zeit, und die keinem Menschen an richtigem Verstande, an netten und wohlgesetzten Worten, wie auch an Annehmlichkeit der Konversation und Umganges etwas nachgiebet. Sie hat gar überaus viel gelesen, und kann mit allerhand Leuten von allerhand Dingen reden. Man admiriret sowohl ihren scharfen und geschwinden Geist, als ihre gründliche Wissenschaft, so sie in denen schwersten Stücken der Weltweisheit erlanget hat. Ja, ich muß frei bekennen, daß ich in meinem ganzen Leben niemand gehöret, welcher geschicktere Einwürfe hätte machen, oder die Unzulänglichkeit und Sophisterei eines vorgebrachten Arguments und Schlusses hurtiger entdecken, oder auch die Schwäche und Stärke einer Meinung leichter penetriren können,

als eben ſie. Kein Menſch hat jemals beſſer die Kunſt gelernet, wie man ſich bei allem ſeinem Thun und Laſſen mit Nutzen eine zuläßliche Ergötzlichkeit machen könne, als eben ſie. Allein ihr angenehmſter Zeitvertreib iſt die Muſik, und wer ſie in eben ſo hohem Grade lieben will, muß ſie auch ſo wohl verſtehen, als Ihre Majeſtät, welches nichts Leichtes iſt. Sie ſpielet vollkommen auf dem Cymbal, welches ſie alle Tage thut; ſie ſinget auch wohl, und der berühmte Bononcini, einer von den größeſten heutigen Meiſtern, ſagte mir einſt, daß ihre Kompoſitiones und verfertigte muſikaliſche Stücke überaus akkurat geſetzet wären. Sie ſiehet gerne, wenn Fremde ihr aufwarten, und von allem, was in ihren Landen merkwürdig iſt, Unterricht geben. Ja, ſie hat eine ſo genaue und rechte Erkenntniß von denen Regierungen, daß man ſie in ganz Teutſchland nur zu nennen pfleget die republikaniſche Königin, oder die es nicht mit der abſoluten unumſchränkten Monarchie hält. Alles, was lebhaft und polit iſt, kommt an ihren Hof, und ſiehet man allda zwei Dinge, nämlich Studiren und Luſtbarkeiten, in vollkommner Einigkeit beiſammen. — Was ihre Perſon anlanget, ſo iſt ſie eben nicht ſo gar lang und ſchmal, ſondern vielmehr etwas ſtark

von Leibe; ihre ganze Bildung iſt überaus regulair, und ihre Haut ſehr weiß und lebhaft; ſie hat blaue Augen und kohlſchwarze Haare; ſie hat ſehr gerne ſchöne Damen um ſich, wie dann ihr ganzes Frauenzimmer davon voll iſt. Der Kronprinz, als ihr einziges Kind, logiret auf dem Schloß zu Berlin in einem beſondern Zimmer." —

Es ereignete ſich die Merkwürdigkeit, daß Toland den Druckbogen, worin von der Königin die Rede iſt, aus der Druckerei an eben demſelben Tage zur Durchſicht empfing, an welchem auch die Nachricht von der Königin Ableben an ihn gelangte, daß er aber nichts Erhebliches abändern mochte, ſondern meinte, was bei ihrem Leben vielleicht hätte Schmeichelei ſcheinen können, dürfe nun um ſo gewiſſer als die bloße Wahrheit auftreten. Toland war ſpäter im Jahre 1707 nochmals in Berlin, und rühmte wiederholt die dortige Lebensart und Bildung, beſonders aber die vollkommene Gewiſſensfreiheit, welche in den preußiſchen Ländern mehr als ſelbſt in England zu finden ſei. Er ſtarb im Jahre 1722 zu London im zweiundfunfzigſten Lebensjahre.

Wir müſſen hier einen Augenblick verweilen, um den Hof Sophie Charlottens und deſſen innere Lebensgeſtalt etwas näher zu betrachten. — Noch

dem Willen des Königs war der Hofſtaat ſeiner Gemahlin von jeher äußerſt reich und glänzend, jedes Hofamt wohlbeſetzt, und eine prächtige Dienerſchaft jeder Art und Gattung zu allen Leiſtungen bereit. Auf die Wahl dieſer Perſonen hatte Sophie Charlotte immer mehr Einfluß gewonnen, und dieſelbe zuletzt faſt ganz nach ihrem Sinne gelenkt, wobei ſie doch das Naheſtehende und Herkömmliche billig im Auge behielt. Geiſtige Lebhaftigkeit, edle Bildung, Kenntniß und Talent, waren die Vorzüge, welche am meiſten berechtigten, ihrer Umgebung anzugehören. Auch eine ſchöne Geſtalt kam weſentlich in Betracht; in den geringſten ihrer Diener liebte ſie wohlgebildete und muntre Leute zu ſehen. Beſonders waren die beiden Kammertürken, welche nach damaliger Sitte bei Hofe nicht fehlen durften, durch ihr ſtattliches Aeußere ausgezeichnet, und von dem Könige deßhalb dem Hofe ſeiner Gemahlin beigefügt worden; ſie hatten dem muhamedaniſchen Glauben entſagt, und bei der Taufe die Namen Friedrich Ali und Friedrich Haſſan erhalten. Selber ungemein lebhaft und munter, und bei dem großen Drange tiefen Nachdenkens auch der Neigung zu Scherz und Fröhlichkeit ergeben, erhielt die Königin alles um ſich her in

freudiger Bewegung und Heiterkeit. Sie stellte sich mit ihrer Gesellschaft gern auf gleichen Fuß, legte jede äußere Hoheit ab, und strahlte nur um so heller in der innern, die mit ihrem Wesen verbunden war. Durch ihre Herablassung und Güte, durch ihre leutselige Vertraulichkeit, litt ihre Würde nie, man huldigte ihr nur um so eifriger und ehrerbietiger, je mehr man sich menschlich von ihr angesprochen fühlte. Den Reichthum und die Ueppigkeit eines begünstigten Lebens, welche ganz auf Wohlthun und Milde zu lenken nicht in ihrer Macht gestanden hätte, suchte sie wenigstens durch Bildung und Schönheit zu veredeln, und die herrlichen Tage voll Reiz und Vergnügen, die Spaziergänge und Lustfahrten, Tanz- und Musikfeste, Bühnenspiele und Maskenaufzüge, welche sie in Lützenburg auf einander folgen ließ, entzückten mehr noch durch Sinnigkeit und Geschmack, als durch die reichen Hülfsmittel, welche dabei verwendet wurden. In diesem Kreise zu leben, dahin eingeladen zu werden, rechnete man als Glück und Annehmlichkeit; der Zutritt war auch nicht erschwert, und besonders wurden Fremde mit Zuvorkommenheit empfangen, jedoch gehörte wohl einiges Selbstgefühl dazu, um da mitgelten zu wollen, wo der feinste Ton

und Geſchmack und die geiſtreichſte Unterhaltung herrſchten, für welche die Kenntniß der franzöſiſchen Sprache, und gewiſſermaßen der italiäniſchen, nicht zu entbehren war.

An den meiſten Höfen, in allen Kreiſen vornehmer Bildung, war damals das Uebergewicht der franzöſiſchen Sprache unbeſtritten. Der Hof Ludwigs des Vierzehnten hatte hiezu als mächtiges Vorbild eben ſo mitgewirkt, wie die Eigenſchaften der franzöſiſchen Sprache ſelbſt, welche ſich gleichzeitig in Geſelligkeit und Litteratur zu ſeltner Vollkommenheit entwickelt hatten. Von der nationalen Seite betrachtet, erſcheint es als ein Nachtheil, daß nun das Leben der Höfe und der Vornehmen von denen des Volkes auch durch die Sprache ſich entſchieden trennte. Doch iſt dabei der Gewinn für die Bildung überhaupt, für das Zuſammenleben Europa's, nicht zu überſehen. In ihrem damaligen Zuſtande war namentlich die deutſche Sprache ein kümmerliches Werkzeug, und ihre Ausbildung zu betreiben oder abzuwarten, hätte mehr als Eine Geſchlechtsfolge ſich opfern, und inzwiſchen auf den Gebrauch und Genuß eines ſchon fertigen, bequemen und reizenden Hülfsmittels verzichten müſſen. Zudem gewährt ſchon die Kenntniß und Uebung

jeder andern, als der Mutterſprache, eine Art Ueberlegenheit, deren die hohen und begünſtigten Stellungen ſich gern verſichern, ſo ſehr, daß an Orten, wo eine fremde Sprache fehlt, die Vornehmen auch in der eignen ſtets eine neue, dem Volk unverſtändliche, anzuklingen ſuchen. Jetzt, da deutſche Könige und Prinzen in deutſcher Sprache dichten, und in ihr der höchſte Geiſt ſchon ausgeprägt iſt, können wir es ohne Gefahr ſagen, die franzöſiſche Sprache war damals ein Bedürfniß, und ihre Ausbreitung eine Wohlthat. Freilich wäre es für die deutſche Sprache ein großer Vortheil geworden, hätte Leibnitz ſeine Hauptſchriften deutſch verfaßt; allein Sophie Charlotte, ja Leibnitz ſelber, wären zu bedauern geweſen, hätten ſie nur deutſch ihre Geſpräche führen ſollen. Durch die franzöſiſchen Flüchtlinge, welche, zum Theil aus den höchſten Ständen, die Blüthe franzöſiſchen Geiſtes und Umgangs ächt und friſch herübergebracht, war in Berlin das Franzöſiſche gewiſſermaßen einheimiſch, und der Kreis dieſer Bildung gar nicht mehr auf den Hof beſchränkt. Wer hätte damals gegen dieſe Nothwendigkeit und gegen dieſen Anreiz ringen können! Neben dem Franzöſiſchen erhielt ſich das Italiäniſche geltend, hauptſächlich mit der Muſik

in Verbindung, welche in Opern, Feſtſpielen, Geſang- und Tanzkünſten einen großen Bereich ausfüllte. Die ſtrenge Wiſſenſchaft bediente ſich des Lateins, dem geſchäftlichen Verkehr drängte ſich das Holländiſche und Engliſche an; dem armen Deutſch blieb unter dieſen Umſtänden nur ein kleiner Raum. Vergebens kämpften einige ſchöne Geiſter gegen dieſe Ungunſt; die Dichter Canitz und Beſſer ahmten in allen ihren Anſtrengungen doch ſelber nur die Franzoſen nach. Der letztere hatte wohl im Stolze der deutſchen Dichtkunſt, die er zu vertreten meinte, einen Vorwurf gegen Sophie Charlotte, als ſie noch Kurfürſtin war, auszuſprechen gewagt, daß ſie mehr von ausländiſchen Sprachen hielte, und wir theilen ſeine Verſe um ſo lieber mit, als ſie ſich in der That fein und ſchmeichelhaft genug wenden; der dichteriſche Ceremonienmeiſter ſpricht:

Noch hat die deutſche Poeſie
Vor dir, durchlauchtigſte Sophie,
Sich nimmer dürfen ſehen laſſen,
Noch hat ein Lied ſich nicht gewagt,
Was man in allen Sprachen ſagt,
Vor dir in einem Reim zu faſſen.

Dies würd' auch heute nicht geſchehn,
Allein nachdem ſie wohl geſehn,
Daß das, was ihr ſcheint zu gebrechen,
Auch andern Sprachen noch gebricht,
So denkt ſie, warum ſoll ich nicht
Auch einmal unvollkommen ſprechen?

Dies unterfängt ſie ſich nun heut.
Du fragſt: Hat ſie mehr Lieblichkeit,
Als ſie bisher gehabt, zu ſingen?
Nein! ſie kennt ihren rauhen Ton,
Und weiß, daß unſer Helikon
Nicht kann vor deinen Ohren klingen.

Allein, was ſie verwegen macht,
Iſt, daß ſie aller Sprachen Pracht
Für dich doch mangelhaft gefunden.
Sie ſieht, daß keiner möglich iſt,
Es auszuſprechen, wie du biſt,
Drum hat ſie ſich's auch unterwunden.

Sie ſpricht: Ei! ſteht es Fremden frei,
Was trag' ich dann, ich Deutſche, Scheu,
Sophiens Lob herauszuſtreichen?
Weicht jede Sprache gleich nicht mir,
So muß, o deutſche Fürſtin, dir
Doch aller Völker Schönheit weichen.

Sophie Charlotte erkannte die Artigkeit dieſer Zeilen an, und belobte den Dichter auch wegen anderer, welche den bedenklichſten Stoff behandelten, aber in der feinen Schicklichkeit der Behandlung wohl einer ſo geiſtesfreien Fürſtin durften vorgelegt werden; allein zur Verdrängung des Franzöſiſchen konnten ſolche Einzelheiten ihre Wirkung keineswegs erheben.

Franzöſiſch war alſo die Sprache, in welcher die Königin eigentlich lebte. In ihr fanden die ernſten und vertraulichen Geſpräche Statt, die Unterhaltung mit ihren Damen, der Briefwechſel mit ihrer Mutter. Die ganze Lebensart, Hofſitte und Kleidertracht, alles hatte den Zuſchnitt vom Hofe zu Verſailles, und der dortige Wechſel der Moden bedingte den zu Berlin. Auch der franzöſiſche Gottesdienſt wurde neben dem deutſchen häufig beſucht, und die Refugiés waren eifrig bedacht, in ihren Predigten den Ruf ihrer mitgebrachten Beredſamkeit und ihres guten Ausdrucks zu behaupten.

Die Königin hatte das Glück, in ihrer Umgebung einige Perſonen zu beſitzen, mit denen ſie in geiſtiger Freundſchaft und ſelbſt in vertraulicher Herzensnähe leben konnte. Als eine der ſeltenſten Er-

ſcheinungen iſt hier vor Allen Fräulein von Pöllnitz zu nennen. Sie war eine der ſechs Kammerfräulein, welche Sophie Charlotte ſchon als Kurprinzeſſin hatte, und deren Zahl nachher auf zwölf erhöht wurde. Dieſes Fräulein, gleich der Königin ausgezeichnet an Geiſt und Schönheit, ſtimmte mit derſelben in jugendlichem Sinn und muntrer Neigung überein, hatte gleich ihr ein für Freundſchaft empfängliches Herz, und gewann die volle Neigung und das rückhaltloſe Vertrauen ihrer Herrin, der ſie hinwieder eine gränzenloſe Ergebenheit widmete. Der Kammerherr von Pöllnitz, deſſen Denkwürdigkeiten leichter zu tadeln als zu entbehren ſind, macht von ſeiner trefflichen Kouſine eine Schilderung, die, zufolge der thatſächlichen Zeugniſſe, nichts weniger als übertrieben iſt. Sie hatte eine lebhafte Einbildungskraft, raſchen Witz, fröhlichen Sinn, und einen an Kenntniſſen und Einſichten ſo reichen Geiſt, wie man bei Frauen ſelten findet und ihnen kaum geſtatten will. Sie beſaß die Gabe des Anordnens und Erfindens, und durch ihre Leitung und Fürſorge gewannen die Vergnügungen und der tägliche Tageslauf in Lützenburg einen großen Theil des Reizes und der Annehmlichkeit, wodurch ſie ſich auszeichneten. Die rohe Beſchuldigung, ſie habe allzufreie

Sitten gehabt, und ſogar das Spiel und den Wein geliebt, ſcheint nur auf der Rachſucht derer zu beruhen, die von dem Uebergewicht ihres ſcharfen Geiſtes litten, und ihr die Freiheit ihres Weſens mißgönnten. Nach der Krönung der Königin war auch Fräulein von Pöllnitz in den höhern Rang einer Hof- und Staatsdame getreten, und nun in jedem Betracht eine Hauptperſon am Hofe. In faſt gleicher Gunſt ſtand Frau von Bülow, geborne von Krosigk, welche ſchon als Kammerfräulein mit von Hannover gekommen war, und nachher Oberhofmeiſterin wurde. Beide Frauen hatten, wie Pöllnitz ſagt, den Zauber der Rede faſt in ſolcher Weiſe, wie man es in Frankreich vom Kardinal von Richelieu und dem Marſchall d'Ancre gerühmt, und es ſcheint, daß ihre Gemüthseigenſchaften nicht weniger edel als die ihres Geiſtes waren. Außer dieſen werden noch die Hofdamen von Buſch, von Schlippenbach und von Soneſeldt in der Umgebung der Königin als ſolche genannt, deren Schönheit und Liebenswürdigkeit hervorſtrahlten.

Wie vertraulich, wie geiſtesinnig das Verhältniß zwiſchen der Königin und Fräulein von Pöllnitz war, drückt ſich am vollſtändigſten durch die Ueberbleibſel eines Briefwechſels aus, der ſehr lebhaft

geweſen ſein muß, da ſelbſt in Zeiten täglichen Zuſammenſeins, bei dem geringſten Hinderniſſe des Augenblicks, die Königin das Bedürfniß eines unmittelbaren Austauſches gefühlt und durch ſchriftliche Mittheilung befriedigt zu haben ſcheint. Dieſe Ueberbleibſel kennen wir durch Erman, welchem ſie der König Friedrich Wilhelm II, wie ſchon geſagt, aus dem geheimen Staatsarchiv zur Veröffentlichung zuſtellen ließ. Ein Brief ohne Datum, aber deutlich ſchon dieſer ſpäteren Zeit angehörig, lautet: „Ma chère Pöllnitz, vous m'avez pris sans vert, car je ne puis répondre à tant de gentillesses: et j'aime mieux toutefois que vous doutiez de mon intelligence que de mon amitié. Votre mère dit que dans huit jours vous sortirez. Que mon coeur ressentira de joie — j'en sens déjà un plaisir anticipé. — Je n'ai pas même le plaisir de pouvoir rire des sottises qui se font autour de moi: avec qui? La Bülow a de ce gros bonsens qui ne marche qu'en bottes fortes. Certaines finesses, de ces riens que vous saisissez si bien, échappent à sa pénétration, et les autres sont des enfans. Comme ma chère Pöllnitz est l'âme de mes occupations, elles sont fort languissantes. L'abbé dit qu'il a beau éperonner

Pégase, ce n'est qu'une rosse. A propos de rosse, celle qui à ce qu'on suppose a l'honneur de servir B., vint hier parée comme un autel, mais de ces autels infernaux consacrés au diable.

Certain philosophe abhorre le vide, et moi, chère Pöllnitz, le plein. J'avois hier à ma cour deux dames, la B. et la Y., grosses jusqu'aux dents, maussades jusqu'au sommet, et sottes jusqu'aux talons. Mais, ma chère, soupçonnez-vous que Dieu en créant de pareilles espèces, les forma à son image? — non, il fit un moule tout exprès et très-différent, pour nous apprendre le prix des grâces et de la beauté par comparaison. Si vous trouvez ceci méchant, je sais à qui je m'adresse: à bon chat, bon rat. — Comme mon esprit est monté aujourd'hui méchamment, il faut poursuivre. J'ai vu deux benêts d'étrangers: si l'or, le galon et les franges dénotoient le mérite, rien n'égaleroit le leur. Mais comme je respecte peu l'opulence, j'ai apprécié leur juste valeur. Je comprends que l'aspect des grands peut intimider, et ôter à l'esprit la facilité de briller et de paroître, et alors j'encourage. Mais lorsque la fatuité s'en mêle, et que la présomption et la sottise veulent usurper l'approbation

dûe au vrai mérite, je suis impitoyable et je ne fais grâce sur rien. — Que la défiance sur ce que nous valons est estimable, mais que cette vertu est rare! Ne croyons-nous pas toujours valoir quelques carats de plus que d'autres? La vilaine chose que l'orgueil, et pourtant ce sentiment est notre plus fidèle compagnon. Grand Leibnitz! que tu dis sur ce sujet de belles choses! Tu plais, tu persuades, mais tu ne corriges pas. — Je suis en train de moraliser, et le concert commence. Le nouveau chanteur doit chanter. Sa réputation l'a précédé: s'il la soutient, que je vais passer agréablement mon tems! Adieu, adieu, quoi vous m'arrêtez quand la musique m'attend? Je sacrifie l'amie aux talens. Adieu, vous dis-je, et cela sans appel.

Deux mots, ma chère Pöllnitz, envoyez ces diamans pour mon bracelet à la Liebmann. Je lui ai déjà donné mes ordres pour la façon; je n'ai guères de tems. Madame l'électrice est arrivée; que d'étiquettes à observer! ce n'est pas que je haïsse le faste, mais je le voudrois indépendant de la gêne . . . mais que ne voudrois-je pas, et surtout vous qui me manquez essentiellement! On nous promet certain prince: tant

pis on tant mieux: je me jette dans mon lit. Adieu, bon soir, qu'on tire le rideau. Votre reine, votre amie s'endort."

Gewiß, mehr Natürlichkeit, Geiſt, Laune, Freiheit, Herzlichkeit und Anmuth iſt ſchwerlich auf ſo wenigen Seiten zu vereinigen, und ein Brief, deſſen ſich eine Sévigné nicht zu ſchämen hätte, wird uns noch merkwürdiger und wunderbarer, wenn wir bedenken, daß eine Königin an ihre Freundin ſo geſchrieben hat, ein Phänomen, das nur in Friedrichs des Großen Freundſchaftsbriefen ſeines Gleichen hat, von einer Königin aber einzig iſt. Auf einem andern Blatte, vom Jahre 1702, ſchreibt Sophie Charlotte ihrer geliebten Freundin faſt noch vertraulicher. Es war Gebrauch, wenn der König die Königin noch am ſpäten Abend beſuchen wollte, daß dies durch Vorausſendung von Kiſſen angedeutet wurde; von ſolcher Sendung beim Schreiben überraſcht, ſchließt ſie eilig ihren Brief mit den Worten: „Il faut finir, ma chère amie: les coussins formidables arrivent. Je vais à l'autel. Qu'en pensez-vous? La victime sera-t-elle immolée? Votre maladie m'ennuie. Rétablissez-vous, ma chère."

Der Oberhofmeiſter von Bülow galt für aus-

gezeichnet unter den Hofleuten; er war ein redlicher und feiner Mann, der zwischen steifer Etikette und freier Laune billige Vermittlung zu treffen wußte. Er war eben so wie seine Gemahlin, Fräulein von Krosigk, mit Sophie Charlotte von Hannover nach Berlin gekommen. Ein Herr d'Auffon de Villarnoul war Kammerherr und Oberstallmeister; der Stallmeister von Bodelschwing, auch mit von Hannover gekommen, war wegen eines Zweikampfs, in welchem er seinen Gegner, den Schwager des Oberpräsidenten von Danckelman, todtgestochen, deßhalb entfernt worden. Unter den Kammerherren waren noch Ernst von der Marwitz und Otto Graf von Schwerin ausgezeichnet. Der Legationsrath von Larrey hatte als Vorleser der Königin seine Wohnung im Schlosse von Lützenburg, und wurde viel in ihre Gesellschaft gezogen. Er war als französischer Schriftsteller geschätzt, und lieferte, unterstützt durch ein starkes Gedächtniß, selbst ernsthafte und langwierige Werke mit außerordentlicher Leichtigkeit. Manches artige Stück in Versen und in Prosa führte er nach dem Auftrage der Königin glücklich aus. Seine Geschichte der Eleonore von Guyenne las er der Königin noch in der Handschrift vor. Sein Karakter war zuverlässig, sein Geist un-

gemein lebhaft, und trotz mancher Ungleichheit geſellig angenehm. Von dem Grafen von Dohna haben wir früher ſchon geſprochen; er gehörte nicht zu dem Hofe Sophie Charlottens, doch führte ſein Amt und ſeine Ergebenheit ihn faſt täglich in ihre Nähe.

Der heitre Sinn und die friſche Lebensluſt Sophie Charlottens ergingen ſich wohl am freieſten in ihrem geliebten und ganz eignen Lützenburg, aber ſie fanden auch ſonſt, wo nicht Ceremoniel und Etikette zu ſtark entgegentraten, mehr oder minder Raum und Gelegenheit. Beſonders war dies in Hannover der Fall, wo die geiſtreiche Mutter, bei ihren hohen Jahren wunderbar kräftig und liebenswürdig, in den Neigungen der geliebten Tochter, welche als ſtrahlende, angebetete Königin die Heimath beſuchte, nur die eignen wiederfand, und nichts unterließ, was derſelben den Aufenthalt ergötzlich machen konnte. Im Herbſte des Jahres 1701 und bis in den Winter hinein hatte das geiſtigbewegte und geſelligfrohe Leben in Lützenburg fortgedauert, noch am 27. December ſchreibt Leibnitz aus Berlin an den berühmten Philologen Johann Albert Fabricius nach Hamburg, die Friedensſache — womit die Einigung der verſchiedenen Glaubensbekenntniſſe

gemeint iſt — werde nicht vernachläſſigt, er aber wiſſe nicht genau, was gethan worden, abweſend und zerſtreut wie er jetzt ſei. „Denn die Königin, ſagt er, hält mich hier allergnädigſt auf, mit ihr auch hoffe ich nach Hauſe zurückzukommen.“ Mit dem Anfange des Jahres 1702 aber reiſte die Königin, in Geſellſchaft der verwittweten Herzogin von Kurland, Schweſter des Königs, und des Markgrafen Friedrich Albrecht, Bruder des Königs, nach Hannover, und auch Leibnitz, der bis dahin ihr Gaſt geweſen, begleitete ſie. Als eine Sonderbarkeit wird angemerkt, daß der Markgraf durchaus den Wagen der Königin als Kutſcher habe führen wollen, und von Berlin bis Hannover, ungeachtet aller Bitten der Königin, auf dem Bock, in ſeidnen Strümpfen, geſticktem Sammtrock und großer Perrücke, trotz Unwetter und Froſt, die Zügel geführt habe. Freilich hatte er dieſelbe Grille auch ſchon auf der letzten Reiſe von Preußen, und auch bei gewöhnlichen Ausfahrten unter den Augen des Königs ausgeführt, der ſolcherlei Einfälle nicht gut hieß, aber ſeinen Bruder nicht hatte davon abbringen können. Von den Feſten und Vergnügungen, welche dort nun begannen, von der glänzenden Geſellſchaft, welche ſich zuſammenfand, wurde weit und breit geſprochen,

am meiſten jedoch von einem Maskenfeſt, wobei ſchon die Wahl des Gegenſtandes eine große Luſtigkeit vorausſetzte. Ein Neffe der Kurfürſtin Sophie, halbbürtiger Sohn ihres Bruders des Kurfürſten Karl Ludwig von der Pfalz, der Raugraf Karl Moritz genannt, zweiunddreißig Jahr alt, geiſtvoll, wild und humoriſtiſch, Frau von Wintzingerode, Hofdame der Kurfürſtin und bei ihr faſt in gleicher Gunſt und Geltung wie Fräulein von Pöllnitz bei der Königin, der Abbate Mauro, und Fräulein von Pöllnitz ſelbſt, ſcheinen die Anordnung des Ganzen geleitet zu haben, wie ſie auch die Hauptrollen in der Aufführung ſpielten. Wir können von dieſem Feſte den zuverläſſigſten Bericht abermals von Leibnitz entlehnen, der darüber an die Fürſtin von Hohenzollern-Hechingen, geborne Gräfin von Sinzendorf, welche nebſt ihrer Tochter öfters dem Kreiſe in Lützenburg anzugehören pflegte, nach dem Wunſche der Königin am 25. Februar 1702 aus Hannover Folgendes ſchrieb: «Madame, ayant été à Berlin ou à Lutzenbourg l'automne passé et le commencement de l'hiver jusqu'à ce que la reine est venue ici, j'ai entendu plus d'une fois, combien Sa Majesté étoit touchée de la maladie et des incommodités de Votre Altesse Séréniſſime,

tant à cause de l'affection, qu'elle vous porte, Madame, que parceque cela la privoit de l'avantage de vous voir. Maintenant espérant sur les nouvelles qu'elle a reçues de votre part, que Votre Altesse sera remise ou achevera bientôt de se rétablir entièrement, elle se flatte de vous posséder l'été qui vient, et s'en fait une joie par avance.

Elle a voulu cependant, Madame, que je vous fisse un petit récit de ce qui se fait ici, où elle ne se divertit pas mal, aussi bien que madame la duchesse de Courlande. Les masques et bals, le jeu, la comédie, se relèvent l'un l'autre; il y a quelquefois des intermèdes qui servent à varier les plaisirs. On fit un festin dernièrement à la romaine, qui devoit représenter celui du célèbre Trimalcion, dont Pétrone a fait la description. Le Trimalcion moderne étoit monsieur le raugrave, et sa femme Fortunata étoit représentée par mademoiselle de Poellnitz qui disposoit toutes choses, comme l'ancienne Fortunata dans la maison de son Trimalcion. Il y avoit des lits pour les conviés, dont les principaux étoient la reine, monseigneur l'électeur et monseigneur le duc Erneste Auguste. Mais madame l'élec-

trice, monseigneur le duc de Zell et d'autres principautés n'y vinrent que pour voir. On voyoit les trophées d'armes de Trimalcion, c'étoient des bouteilles vuidées. Il y avoit aussi quantité de devises qui marquoient ses belles qualités, surtout son courage et son esprit. Lorsque les conviés entroient dans la salle, un esclave crioit: le pied droit devant. On étoit déjà placé dans les lits, et Eumolpe (Mauro) récitoit les louanges en vers du grand Trimalcion, lorsqu'il arriva lui-même, porté sur une machine, précédé des chasseurs, tambours, musiciens, esclaves, et tout cela faisoit bien du bruit. On chantoit des vers à sa louange, comme pas exemple:

A la cour comme à l'armée
On connoit sa renommée;
Il ne craint point les hasards
Ni de Bacchus ni de Mars.

Ses grandes actions de Pescaret, de Vienne et d'autres lieux, et particulièrement la manière dont il s'étoit pris pour amollir le coeur de madame de Wintzingerode, comme Annibal les rochers des Alpes, étoient les sujets de vers. En cette manière ayant fait plus d'une fois le tour de la salle, comme en triomphe, il se plaça sur

son lit et se mit à manger et à boire, invitant les conviés fort gracieusement à l'imiter. Son ecuyer tranchant s'appelloit monsieur **Coupé**, afin que disant «coupé» il pût l'appeller et commander en même tems. C'étoit comme le Carpus dans Petrone, à qui le maitre disoit **carpe**, ce qui signifie autant que **coupez**. On vit une poule dont les oeufs lorsqu'on les ouvrit furent sur le point d'être jettés, car on crut qu'il y avoit des poussins, mais c'étoient des ortolans. On vit des petits enfants portant des pâtés, et des oiseaux s'envolant d'un autre pâté, que les chasseurs reprirent. Un âne portant des olives, et plusieurs autres figures extraordinaires, qui diversifioient le festin et surprenoient les spectateurs; le tout à l'imitation de l'original romain. Il y avoit même un Zodiaque avec des mets qui repondoient aux douze signes, et Trimalcion se mit à débiter là-dessus une fort plaisante astrologie. Fortunata fut appellée plusieurs fois avant que de se vouloir mettre à table, car tout rouloit sur elle. Trimalcion, étant en humeur de cracher érudition, fit apporter le catalogue de sa bibliothèque burlesque, et à mesure qu'on nommoit les livres en lisant le catalogue,

il en disoit les beaux endroits, ou en faisoit la critique. On ne but que du Falerne, et Trimalcion, qui préfere celui de Hongrie à tout autre, se ménagea pourtant assez pour l'amour des conviés. Il est vrai, qu'à l'égard de ses nécessités il ne se contraignit point. Car se trouvant pressé, il sortit et rentra en cérémonie. D'ailleurs un pot de chambre de grandeur énorme, où il auroit pu se noyer la nuit, le suivoit partout. Il disoit que c'étoit celui que Bacchus avoit jetté à la tête d'un géant pour le terrasser, dans la gigantomachie, quand le grand Encélade voulut escalader le ciel. Enfin contemplant sa félicité et la vanité en même tems des grandeurs de ce monde, il fit apporter et lire son testament; où il ordonnoit comme il vouloit être enterré, et quel monument on lui devoit dresser, et faisoit des legs, le tout d'une manière assez drôle. Il affranchit ses esclaves, qui pendant la lecture du testament faisoient des grimaces et des exclamations lamentables. Mais dans le festin même il donna sur le champ la liberté à celui qui s'appelloit Bacchus, faisant le fier de ce qu'il avoit des dieux en sa puissance. L'esclave alla prendre d'abord le chapeau, marque de la

wohl die gewiß aufrichtige Schilderung, die wir gelesen, als auch die Würde und die Bezüge der Personen, welche sich diese Ergötzlichkeit gefallen ließen, dürfen hinreichend verbürgen, daß diese freien Scherze dem herkömmlichen Anstande durchaus gemäß geblieben. Bei den am Hofe zu Berlin üblichen Maskenfesten, Wirthschaften genannt, für welche Canitz und Besser ihren Witz in Versen aufwendeten, wurde der Scherz nicht selten weit derber ausgeführt. Doch gingen bald über das zu Hannover gehaltene Fest mißwillige Reden umher, man erzählte Dinge, die nicht vorgefallen waren, und brachte solche Gerüchte mit böser Absicht auch an den König. Dieser nahm es sehr übel, daß Gelegenheit zu solchen Mißreden war gegeben worden, und grollte deßhalb mit der Königin fast ein Jahr lang. Die Göttin der Zwietracht hatte sich also in der Wirklichkeit eine größere Rolle genommen, als ihr in dem Feste zugetheilt war. Jedoch Sophie Charlotte besaß die große Eigenschaft, über äußere Widrigkeiten stets erhaben zu sein, und Neid und Mißwollen nicht zu beachten; sie ließ bei der Reinheit ihrer Gesinnung, bei der Hoheit ihrer Gedanken, sich durch untergeordnete Klatsch- und Tadelsucht in ihrer Neigung und Lebensweise nicht irre machen,

und nahm den Maßstab ihres Betragens, wie billig, fortwährend aus dem eignen Geiste. Wo hätte sie einen richtigeren finden können, besonders da sie weniger nach außen bestimmend einwirkte, als ihrem eignen Dasein den zugestandenen, und großentheils unversagbaren Raum wahrte.

Im Jahre 1702 wurde der Feldmarschall Graf von Barfus, nachdem sein Ansehn schon lange geschwächt war, aus den Geschäften völlig entfernt, und Wartenberg trat nun förmlich an seine Stelle. Der Hofmarschall von Wensen, der ihn zu verdrängen den kühnen Versuch wagte, fiel selbst in harte Ungnade, in welche auch die Grafen von Dohna und von Dönhof verwickelt wurden, und da er sich auf die Königin stützen wollte, die zwar selber keine gute Meinung von ihm hatte, aber ihn doch bedauerte, so mehrte dies nur die Kälte, welche zwischen ihr und Wartenberg längst wieder eingetreten war. Wensen hatte des jungen Pöllnitz Mutter geheirathet, und dieser, der in seiner frühen Jugendzeit oft in Lützenburg bei seiner Kousine und bei der Königin war, schien besser für seinen Stiefvater wirken zu können, als seine Kousine und die Königin selbst. Bei einem Besuche des Königs in Lützenburg wagte Pöllnitz, ihn um die Freilassung des Ge-

fallenen anzusprechen, der König, dem jungen Menschen wohlgeneigt, hörte ihn gnädig an, und gewährte die Bitte, jedoch mit der Bedingung, daß Wensen das Land verließe. Nachdem der König sich entfernt hatte, ließ die Königin den jungen Pöllnitz in ihr Kabinet rufen, und er mußte erzählen, wie die Sache gegangen war. Sie lag auf einem Ruhebette, Fräulein von Pöllnitz saß am Fuß desselben auf dem Boden. Die Königin bezeigte die menschenfreundlichste Theilnahme, freute sich der guten Wendung, und ermahnte den jungen Mann, sich der Gnade des Königs immer würdiger zu machen, sie wolle ihrerseits alles thun, ihn darin zu befestigen, und er könne ihres bleibenden Schutzes versichert sein. Wartenberg herrschte nun fast unbeschränkt, und seine Frau trat am Hofe nur stolzer und anmaßender auf; so daß Sophie Charlotte sich um so mehr und lieber auf Lützenburg beschränkte, wo sie nach ihrer Weise lebte, ohne die Andern in der ihnen beliebigen zu stören.

Ihre Sorge zog ein andrer Gegenstand an, der ihren Geist wie ihr Herz ernstlich und immerfort beschäftigte. Der Kronprinz Friedrich Wilhelm war nun schon in seinem vierzehnten Jahre, und die Mutter konnte sich nicht verhehlen, daß dieser Prinz

ſich in ganz andrer Weiſe entwickelte, als die ſorgſame Erziehung, die man ihm zu geben bemüht war, beabſichtigte. Ihre große Liebe zu ihm verblendete ſie nicht über die große Abweichung ſeiner Sinnesart von der ihrigen. Wenn er auch die Zärtlichkeit der Mutter nicht unerwiedert ließ, ſo theilte er doch ihre Neigungen gar nicht; dem Vater aber ſchien er durchaus abgewendet, und gegen deſſen feierliche und prunkhafte Richtung entſchiedenen Widerwillen zu haben. Ohne Luſt und Liebe zu den Wiſſenſchaften, ohne Geſchmack für Kunſt und feinere Bildung, ging ſein ganzes Trachten auf ſoldatiſche Uebung, und während ſeine Sitten mehr und mehr in roher Derbheit ſich befeſtigten, brachen ſeine heftigen Leidenſchaften oft in den gewaltſamſten Ungeſtüm aus. Er wohnte auf dem Schloſſe zu Berlin, beſuchte aber regelmäßig, andre Gelegenheiten nicht gerechnet, zweimal wöchentlich ſeine Mutter in Lützenburg. Sie bemühte ſich, durch Geſpräche auf ihn zu wirken, ihn zum Leſen guter Bücher anzureizen, ja ſie ſorgte dafür, daß er bisweilen an ihren Schauſpielen und Balletten Theil nahm. Doch ſelbſt ſein Gehorſam bewies nur, daß nicht ſeine Neigung bei dieſen Dingen war. Eine ausführliche Unterhaltung, welche die

Königin einſt mit ihrem Sohn über Fénélon's Telemach hatte, den zu leſen ihm eifrigſt war empfohlen worden, iſt uns, wahrſcheinlich durch den Legationsrath von Larrey, ſchriftlich aufbewahrt, und bezeugt allerdings, daß für einen jungen wilden Prinzen ein beſſeres Verfahren wäre zu finden geweſen, falls wir nicht lieber das Langweilige und Peinliche dieſer ganzen Erörterung dem ungeſchickten Darſteller zurechnen, der es offenbar darauf anlegt, ſeine zierliche Beredſamkeit in ſchmeichelhafter Auffaſſung recht glänzend leuchten zu laſſen, wie denn auch ſein Machwerk alsbald gedruckt, und häufig — zuletzt noch ſogar von Erman — gelobt wurde. Es iſt kein Wunder, wenn der lebhafte Prinz von ſolchen Unterweiſungen, die einem jugendlichen Herzen nur bezugloſe Allgemeinheiten darboten, ſich zu ſeinen ſoldatiſchen Spielgenoſſen ſehnte. Ihm war nämlich geſtattet worden, aus adligen Knaben ſeines Alters, unter denen ſich auch der junge Pöllnitz befand, zwei Kompanieen Kadetten zu errichten, deren eine er ſelbſt, die andre der junge Herzog von Kurland befehligte; ſie hatten ihre beſondre Uniform, wurden an beſtimmten Tagen geübt, und brachten es bald zu großer Fertigkeit, ſowohl in den Waffen, als im übrigen Dienſt. Dieſes

Soldatenwesen war dem Kronprinzen die liebste Beschäftigung, er faßte eine wahre Leidenschaft für die kleine Truppenschaar, und war immer unermüdet, sie zu exerziren und herauszuputzen. Die Königin, um ihrem Sohne auch in seinen Neigungen nachzugeben, und ihn dadurch mehr zu gewinnen, pflegte wohl diesen Uebungen zuzusehen, und bezeigte ihr Wohlgefallen, wenn sie gut gelangen. Gewiß war eine solche Schauleistung dem Prinzen angenehmer, als wenn er selber zur Schau stehen, und seine zugelernten Kenntnisse, wie alljährlich geschah, im Beisein des Hofes mußte prüfen lassen, ein leerer und in seinem Zwecke ganz verfehlter Prunk, der ihm alle Studien noch mehr verleidete! Die kleine Geldsumme, welche er bei solchen Gelegenheiten, so wie zu Neujahr und an Geburtstagen geschenkt erhielt, wandte er vorzugsweise für seine Kompanie an; übrigens konnte man bemerken, daß er mit dem Gelde sparsam umging, und Aufwand und Gepränge ihm zuwider war. Es war nichts damit gewonnen, daß man dem Prinzen schriftlich ausgearbeitete Aufzählungen seiner Fehler und Vergehungen abpreßte, die mit feierlichen Zusagen endigten, sich künftig den Erwartungen seiner Eltern gemäß zu betragen, besonders artiger und rücksichtsvoller, und

ſich alles vertraulichen Umgangs mit geringeren Hofdienern zu enthalten. Mit Ceremonien und urkundlichen Schriften ſogar in der Erziehung aufzutreten, war gewiß das unglücklichſte Beginnen, und die geſunde, kraftvolle Natur des Prinzen mußte unter ſolchen Zumuthungen entweder zerſtört werden, oder ſich um ſo mehr in den Gegenſatz flüchten.

In der That wurde Friedrich Wilhelm, bei aller Reue und Beſſerung, die man ihn ausdrücken ließ, in ſeiner Heftigkeit nur ſtets unbändiger. Sophie Charlotte kam einesmals dazu, wie er wüthend den Prinzen von Kurland bei den Haaren ſchleppte, ein andresmal, wie er den Kammerjunker von Brandt eben die Treppe hinunter geſtoßen hatte. Daß die Königin ihm bei ſolcher Gelegenheit nur kalt geſagt, er habe nicht wohlgethan, wird jetzt niemand ihr als unzeitige Weichheit oder gar Gleichgültigkeit auslegen; was ſollte ſie, in ihrer Beſtürzung und Betrübniß, mit dem kraftvollen Jüngling beginnen? Daß ſie aber tief und heftig empfand, dem Sohne ſcharfen Tadel nicht erſparte, und durch keine Vorliebe ihren klaren Blick blenden ließ, beweiſt deutlich ein Briefblatt an ihre geliebte Freundin, welches ohne Zweifel in dieſe Zeit gehört. Sie ſchreibt: «J'ai du chagrin, ma chère

Poellnitz, il faut que je me soulage en vous le communiquant. Outre d'autres sujets que vous pénétrez, j'en ai un que votre amitié pour moi a pressenti. Le jeune homme, que je ne croyois que vif et impétueux, a donné des preuves d'une dureté qui surement tire son origine d'un très-mauvais coeur. Non, dit la Bülow, ce n'étoit que par avarice. — Dieux, tant pis! avare dans un âge si tendre. On se corrige d'autres vices, mais celui-là augmente: et puis, de quelle importance n'est-ce pas par les suites que cela entraîne? la compassion et la pitié peuvent-elles trouver accès dans un coeur que l'intérêt domine? Dohna est honnête homme; il a de la probité et de la noblesse dans les sentimens; mais son défaut est aussi un esprit d'économie, et on corrige mal un défaut qu'on approuve intérieurement. — Je l'ai fort chapitré, et comme cela n'arrive pas souvent, j'ai appuyé surtout et me suis rappelé toutes ses mauvaises façons d'agir en plusieurs occasions. A cela joint les plaintes que les dames m'ont faites qu'il leur dit des sottises: ma colère est allé jusqu'à l'emportement. Est-ce-là le ton des belles âmes? Y a-t-il de la grandeur à offenser? Quelle gros-

sièreté dans l'esprit, de tenir de mauvais propos à un sexe formé pour être l'objet au moins de la politesse des hommes? L'abbé entra tandis que je sermonnois. — Que ceci est auguste, dit-il; il me semble voir Agrippine qui parle à Néron. — Indignée de la comparaison et frémissant de l'augure, je le reçus fort mal: il s'en alla en tremblant, — et j'ai reçu ces vers ou plutôt l'élégie ci-jointe qui a fait sa paix. J'ai tous les symptômes d'une fièvre de fluxion; il y a un peu de bile; mais tout ce qui porte au coeur ne peut qu'être sensible. Venez bientôt partager mes peines et mes plaisirs. J'en ai un bien grand à apprendre que vous vous remettez. Adieu, adieu, ma chère. Charlotte, R.“

Was hier von dem Gefühl annahender Krankheit geſagt iſt, verwirklichte ſich allzu bald; die Königin wurde im Frühjahr 1702 von einem hitzigen Fieber befallen, das jedoch ſchnell eine gute Wendung nahm, und kaum einige Schwäche hinterließ. Die Königin ſah bald ein, daß der Prinz einer ganz veränderten Umgebung bedürfe und eine glücklichere Entwicklung ſeines Karakters nur zu erwarten ſei, wenn er von Berlin fortkäme, und in der Fremde die ihm angemeſſene Thätigkeit und Erfriſchung

fände. Hiezu ſchien eine günſtige Ausſicht eröffnet, als mit dem Tode des Königs Wilhelm von Großbritannien am 19. März 1702 das Haus Naſſau-Oranien erloſch, und der König von Preußen, um ſeine Anſprüche auf die oraniſche Erbſchaft geltend zu machen, im Frühjahr eine Reiſe nach Weſel und dem Haag unternahm. Die Königin meinte, dieſe Erbſchaft ſei weniger werth, als der Anlaß, der ſich daraus ergebe, dem Kronprinzen eine Reiſe nach Holland auszuwirken. Sie war ihrerſeits zu dem Opfer bereit, und wollte ihrem Herzen dieſe Trennung auferlegen, die ſie zum Beſten ihres Sohnes nöthig hielt. Ihr Schreiben deßfalls vom 2. Mai 1702 an den preußiſchen Geſandten im Haag, Herrn von Schmettau, der zuerſt dieſen Gedanken geäußert hatte, ſagt hierüber: „Je vous ai tant plus d'obligation, monsieur, des marques de votre souvenir, vous sachant fort occupé des affaires du roi dans une occasion où l'on trouve plus de contestations qu'on n'avoit cru. Je sais que vous employez tous les soins imaginables pour y remédier, mais je crains bien que nous n'obtiendrons pas tous les avantages que nous nous étions proposés de l'héritage du roi; pour moi je le considère assez grand, soit dit entre nous, si

cela peut servir de prétexte à faire aller mon fils en Hollande, et je vous ai obligation, monsieur, d'y avoir pensé le premier. Si vous le pouvez mettre en exécution sans que je paroisse y avoir part, je vous en aurai encore d'avantage; car il vous souvient de ce que je vous dis devant votre départ: vous comprendrez aisément que ni moi, ni le comte de Dohna, n'oserions parler de cette affaire, et après tout je trouve fort nécessaire pour l'éducation de mon fils, qu'il soit quelques années hors d'ici, ce qui lui fera bien plus de bien que des espérances chimériques.« Allein das Vorhaben fand Schwierigkeiten, und die bei dem Könige deßhalb verſuchten Anregungen mißglückten. In einem zweiten Schreiben der Königin an Schmettau, vom 16. Mai, heißt es wenigſtens: »Puisque vous ne me dites rien de mon fils, je crains que vos représentations n'ayent pas été reçues à Wesel.« Zwei Jahre ſpäter erſt kam der Plan zur Ausführung, der aber nun minder fruchtbar ſein mußte.

Daß einer kräftigen und dabei ſchlichten Natur, wie der des Kronprinzen, nicht unbedingt eine andre Richtung könne aufgezwungen werden, ſah Sophie Charlotte ſehr wohl ein. Sie glaubte, daß

den entſchiedenen Anlagen einiges Recht zuzuſtehen ſei, und ſelbſt aus den ſchlimmen ſich Gutes gewinnen laſſe. Die gewaltſame Heftigkeit, welche von Willenskraft und Muth zeugte, konnte in wirklichen Kriegskämpfen zu ruhmvoller Tapferkeit werden; ja die Verwicklungen ſelbſt, in welche der leidenſchaftliche Ungeſtüm fortriß, durften dem letztern zur Heilung dienen, ſofern nur eine fremde, nicht allzu rückſichtsvolle Umgebung dieſen Erfahrungen genugſamen Raum zuließ. In dem Gedanken, aus dem Unvermeidlichen wenigſtens Vortheil zu ziehen, mißbilligte daher die Königin auch, daß der Graf von Dohna die ſtärkſten Jugendtriebe, welche in dem Kronprinzen erwacht waren, mit unerbittlicher Sittenſtrenge unterdrücken wollte. Sie erkannte, daß dieſe Gegenwehr doch endlich brechen und das Uebel dann nur um ſo größer ſein würde, und ſie hoffte, einige Nachgiebigkeit in dieſem Betreff werde ſich durch Milderung der Sitten reich belohnen. In ſolchem Sinne finden ſich von der Königin folgende, an Fräulein von Pöllnitz gerichtete Worte, in Ermangelung von Papier, das gerade nicht zur Hand war, eiligſt auf ein Kartenblatt geſchrieben: »Dites au comte de Dohna, qu'il ne s'oppose pas aux galanteries du prince-

royal; l'amour polit l'esprit, et adoucit les mœurs. Mais qu'il dirige son goût: qu'il ne porte sur rien de bas. — Pas un chiffon de papier ne me tombe sous la main. Adieu, ma chère Pölluitz: votre amie Sophie.“ Wer hieraus der Königin einen Vorwurf machen, oder gar ihre Grundsätze in Zweifel ziehen wollte, der würde nur sein Urtheil als sehr unreif bekennen, sowohl hinsichtlich der menschlichen Natur überhaupt, als auch dieser schwierigsten Lebensverhältnisse insbesondre.

Nachdem der König von seiner Reise zurückgekehrt war, ging in Berlin das gewohnte Leben weiter. Von Hannover kam die Kurfürstin Sophie zum Besuch, und war um so erwünschter, als sie nach allen Seiten begütigend und erheiternd einwirkte. Das gute Einverständniß der Höfe von Berlin und Hannover war oft zum Nachtheil beider durch Eifersucht und Mißtrauen unterbrochen, und die Königin hatte nicht die Gabe, solche Schwierigkeiten aufzulösen; vielmehr war ihr eignes Verhältniß oft sehr ungünstig, und nur ihr hoher Sinn hielt sie empor, der sich über Aeußerlichkeiten leicht hinwegsetzte, unangenehme Vorgänge schnell vergaß, und sich gern damit begnügte, in dem eignen Lebenskreise frei zu schalten, aus dem sie dann je-

derzeit heiter und harmlos wieder hervortreten, und mit anmuthiger Gelassenheit erfüllen konnte, was ihr als Threngefährtin oblag. In den Hof- und Staatsangelegenheiten herrschte Wartenberg, der hinwieder ganz von seiner eigenwilligen und anmaßenden Frau abhing, nach dieser Seite war kein gutes Vernehmen dauerhaft, es schwankte auf und nieder, und Sophie Charlotte konnte nur Großmuth und Zartsinn, nicht aber Staatsklugheit ausüben. Da war denn die Anwesenheit der Mutter eine glückliche Vermittlung. Die treffliche Kurfürstin verstand ihren Schwiegersohn zu behandeln, und zugleich seine Minister in gute Stimmung zu setzen, ihre Tochter folgte ihr willig, und selber die Gräfin von Wartenberg, durch kleine Aufmerksamkeiten geschmeichelt, fand sich nachgiebiger. Die Einladung zum Besuch nach Hannover, und später die gute Aufnahme dort, gewannen die stolze Frau noch mehr, und ihr Gemahl wußte seine Dankbarkeit nicht oft genug zu wiederholen. So wirkte die Kurfürstin versöhnend und vermittelnd für alle Partheien. Der Minister von Fuchs äußerte hierüber in einem vertraulichen Schreiben an den hannöverschen Minister von Ilten, wem das Wohl des Königlichen Hauses am Herzen liege, der könne nur wünschen, die

Kurfürstin immer am Hofe zu Berlin zu sehen, dies würde unendlich viel Gutes bewirken, denn der König habe offenbar mehr Hochachtung und Zutrauen für sie, als für irgend jemand. Wartenberg schrieb von ihr an denselben Minister von Ilten, sie sei zuverlässig die wohlthätigste Fürstin auf der Welt, habe ein großmüthiges Herz, und auf der rechten Stelle; er fühle sich beglückt, daß diese anbetungswürdige Fürstin, von so großem Verstand und Scharfblick, bei ihrem Aufenthalt in Berlin auch ihm ihre Billigung gewährt habe. In der That wußte sie die verschiedensten Menschen für sich einzunehmen, und jedem nach seinen Ansprüchen, ohne sich das Geringste zu vergeben, gefällig und freundlich zu sein. Daß in Hannover jeder Gast und Fremde vortrefflich aufgenommen sei, und den dortigen Hof nur ungern wieder verlasse, war als ihr Verdienst anerkannt.

In eifriger Thätigkeit erscheint auch Leibnitz fortwährend, sowohl um die politischen Gesinnungen zu vereinigen, und den Wünschen seiner hohen Freundinnen förderlich zu sein, als auch insbesondre den geistigen Anforderungen zu entsprechen, welche von der Königin nur immer lebhafter an ihn gemacht wurden. Wirklich scheint gerade in dieser Zeit

ihre philoſophiſche Forſchung den höchſten Flug genommen zu haben; ihr ſcharfes Denken wollte nicht auf halbem Wege ruhen, ſondern eilte kühn zu den letzten Ergebniſſen, welche der Menſch erreichen kann. Mündlich und ſchriftlich erörterte ſie mit dem großen Lehrer und Freunde die tiefſten Gegenſtände der Wiſſenſchaft, und für ihre Zweifel und Fragen mußte des Meiſters dialektiſche Kunſt nicht ſelten unzureichend bleiben. Sophie Charlotte fand in ſeinen Erklärungen oft nur neue Schwierigkeiten, Leibnitz hinwieder warf ihr vor, ſie wolle das Warum des Warums wiſſen. Beſonders führten die Werke von Bayle, welche die Königin gern und fleißig las, und deſſen Zweifel ſie widerlegen zu können wünſchte, zu gründlichen Verhandlungen über die Religionserkenntniß, und die hierüber gewechſelten Geſpräche und Briefe ſind der Keim und weſentliche Beſtand, wie Leibnitz in einem Briefe an den Abbé Bignon vom Jahre 1708 bekennt, eines ſeiner ſpäteren Werke, der berühmten Theodicee, ſo daß wohl niemals die Geiſtesarbeit einer Königin in edlerer Faſſung aufbewahrt ſein kann! Wie ſehr Sophie Charlotte mit dieſen Gegenſtänden beſchäftigt und von ihnen erfüllt war, ſehen wir von ihr ſelbſt anmuthig und lebhaft ausgeſprochen

in

in einem Briefe, den ſie am 7. Auguſt 1702 aus Muſterhauſen, wohin ſie dem Könige gefolgt war, an Fräulein von Pöllnitz ſchrieb: «Ma chère Poellnitz, voici une lettre de Leibnitz que je vous envoie. J'aime cet homme; mais j'ai envie de me fâcher de ce qu'il traite tout si superficiellement avec moi. Il se défie de mon génie, car rarement il me répond avec précision sur les matières que j'agite.» In demſelben Briefe ſagt ſie auch noch: «Dernièrement Leibnitz m'a fait une dissertation sur les infiniment petits: qui mieux que moi, ma chère, est au fait de ces êtres?» Aus der großen Welt ihrer Gedanken durfte ſie wohl mit gerechtem Mißfallen auf die kleine herabblicken, die ſie umgab.

Nicht immer waren dieſe Erörterungen ſtreng und wiſſenſchaftlich; ſie gingen heiter in geſellige Unterhaltung über, und dienten, gleich andern Gegenſtänden, auch zum Zeitvertreib. Die folgende Erzählung iſt zwar irrthümlich nach Lützenburg verlegt, und auf Sophie Charlotten bezogen worden; ſie gehört nach Herrenhauſen und zu der Kurfürſtin Sophie; jedoch, indem ſie zeigt, was hier vorging, giebt ſie auch ein Beiſpiel deſſen, was dort geſchehen konnte, und ſo theilen wir das Geſchicht-

chen unbedenklich mit. Eines Tages, da Leibnitz mit der Kurfürstin Sophie und einigen andern Personen im Garten zu Herrenhausen lustwandelte, kam der Satz zur Sprache, daß zwei Dinge nie ununterscheidbar gleich seien, und weil die herrlichen Bäume mit der Fülle des Laubes vor Augen waren, so bemerkte die Kurfürstin, selbst in dieser unzählbaren Menge ähnlicher Gestalten würden sich zwei vollkommen gleiche nicht finden. Ein Herr vom Hofe, nicht ohne Geist und mit Leibnitz befreundet, glaubte dies doch nicht allzu schwer, die Kurfürstin nahm ihn beim Wort, und er selbst und andre Herren und viele Diener eilten, ganze Körbe voll Blätter herbeizuschaffen. Nun ging es an ein Aussuchen und Vergleichen, und die ganze Gesellschaft war voll Eifer damit beschäftigt, einen philosophischen Satz sehr unphilosophisch erweisen oder bestreiten zu wollen. Indeß konnte Leibnitz die Unterscheidbarkeit auch der ähnlichsten Blätter immer leicht darthun. In späterer Zeit pflegte Kant bei seinen Vorträgen über die Logik dieses Geschichtchens gern zu erwähnen, und dann lächelnd zu bemerken, sein großer Vorgänger hätte sich die Mühe sparen und nur kurz sagen dürfen, daß die Verschiedenheit zweier sonst völlig gleicher Dinge schon da-

durch erwieſen ſei, daß jedes in ſeinem und nicht in des andern Raume ſich befände. Gewiß aber war es dem Anlaß entſprechender und für die Geſellſchaft unterhaltender, daß Leibnitz auch auf den Verſuch einzugehen nicht verſchmähte, und den Einfall, der dem Gedanken durch Erfahrung begegnen wollte, an dieſer ſelbſt vergeblich ſich abmühen ließ.

Die Philoſophie, ſelbſt nur Freude und Genuß für die erhabene Denkerin, ſtörte auch ſonſt in keiner Weiſe die Vergnügungen, welche ein edler Geiſt und fröhlicher Sinn hervorrufen und empfangen konnte. In Sophie Charlottens Nähe waren die ſchönen Künſte, was ſie wirklich ſein ſollen, der Schmuck des Lebens. Beſonders hatte Muſik für ſie den lebendigſten Reiz, und ihre Ausübung durfte nie lange fehlen. Der König unterhielt eine bedeutende Kapelle, nahm ausgezeichnete Tonkünſtler in Dienſt, und die berühmteſten Sänger und Sängerinnen aus Italien kamen nach Berlin. Seiner Prachtliebe waren Schauſpiele und Opern ſehr willkommen, und über dem Reithauſe in der breiten Straße hatte er ein Theater einrichten laſſen, wo mancherlei Vorſtellungen gegeben wurden. Der Ruf der italiäniſchen Oper hatte auch den jungen Händel nach Berlin gezogen, in ſeinem funfzehnten

Jahre war er 1698 von Halle dorthin gekommen. Seine Meiſterſchaft erregte die Aufmerkſamkeit des Buononcini und des Attilio Arioſti, der Letztere wurde ſein Lehrer und Freund. Sophie Charlotten blieb er nicht unbekannt, er ſpielte mehrmals am Hofe; die günſtigen Anträge deſſelben ließ aber die Bedenklichkeit ſeines Vaters ihn verſäumen, und er verließ Berlin, ehe er noch die ganze Macht des Genius, die in ihm lag, hatte entwickeln können.

Sophie Charlotte ſelber, wie wir ſchon aus früheren Angaben und auch aus Toland's Bericht wiſſen, übte die Kunſt mit Meiſterſchaft, komponirte ausgezeichnet, und ſpielte und ſang mit Fertigkeit und Anmuth die Werke der verſchiedenſten Meiſter, beſonders aber die Kompoſitionen eines damals berühmten Tonſetzers Corelli. Der Schatz ihrer Muſikalien wurde eine Tonne Goldes werth geachtet. Kein Tag verging, ohne daß ſie ſelbſt am Klavier geſeſſen, oder muſikaliſche Aufführungen angehört hätte. Dieſer Eifer war auf ihre nächſte Umgebung übergegangen, hatte ſich dem Hofe, ja der Stadt mitgetheilt. Der Oberbürgermeiſter von Heſſig, geweſener Kammerdiener des Königs, errichtete in ſeinem Hauſe in der Königsſtraße mit höchſtem Beifall eine kleine Opernbühne. Alle jün-

gere Perſonen des Hofes waren mehr oder min-
der muſikaliſch, für alle Inſtrumente und Geſang-
ſtimmen fanden ſich bildſame Fähigkeiten. Als die
Königin ein eignes Theater in Lützenburg errichtet
hatte, welches im Sommer 1702 fertig wurde,
konnte ſie ganze Opern und Ballette durch ſolche
vornehme Liebhaber und Liebhaberinnen aufführen
laſſen. Auch die beſten Stücke der franzöſiſchen
Bühne kamen auf dieſe Weiſe zur Vorſtellung. Da-
neben hatte Sophie Charlotte aber auch ihre eigne
Kapelle, der berühmte Tonſetzer Attilio Arioſti ſtand
in ihrem Dienſte, und fortwährend berief und be-
lohnte ſie fremde Künſtler. Zur Einweihung der
neuen Schloßbühne wurde am Geburtstage des Kö-
nigs die Oper i trionfi del Parnasso aufgeführt.
Neben den fremden Sängern und Sängerinnen
Antonio Toſi, Paolina Fridelin und Regina Schö-
nacs, ſpielten darin die verwittwete Herzogin von
Kurland, deren Tochter die Prinzeſſin Maria, und
der junge Prinz ihr Sohn.

Das nächſte Jahr 1703 war beſonders reich
an Kunſtgaben und Feſtlichkeiten. Wir erwähnen
der Aufſtellung der Reiterſtatue des großen Kur-
fürſten, dieſes herrlichen Werkes von Schlüter, das
im Guß der Stückgießer Jacobi ausgeführt. Die

Vermählung der verwittweten Herzogin von Kurland veranlaßte Feste, die nicht so fröhlich als glänzend waren. Die liebenswürdige Fürstin hatte einflußreiche Widersacher am Hofe, welche ihr mißgönnten, mit der Königin verbunden ein so heitres Dasein zu führen. Da sie von Kurland, wegen des Krieges im Norden, seit langer Zeit keine Einkünfte zog, so war sie ganz von dem Könige abhängig, und man dachte durch ihre Wiedervermählung Ersparnisse zu machen. Dem sechzigjährigen Markgrafen von Baireuth, der um sie warb, wurde sie genöthigt ihre Hand zu geben. Sie wurde in Lützenburg vermählt, aber nur mit größtem Widerwillen folgte sie ihrem Gemahl, und fast gewaltsam mußte man sie von dem theuren Aufenthalt fortreißen. Ihre Tochter, die Prinzessin Maria, durfte bei der Königin zurückbleiben, wo ihre Lieblichkeit und Sanftmuth ihr allgemeine Zuneigung erworben, aber auch das Herz des Markgrafen Albrecht, Bruder des Königs, zur höchsten Leidenschaft entflammt hatte. Nach großen Schwierigkeiten erlangte der Markgraf vom Könige die Erlaubniß zur Heirath. Auch diese Hochzeit wurde in Lützenburg gefeiert, doch ohne Gegenwart des Königs, der mißvergnügt die Sache ganz der Königin über-

ließ; die angeſtellten Luſtbarkeiten waren deßhalb nicht weniger glänzend, und verhüllten keine geheime Trauer. Ein andres großes Feſt vereinigte den ganzen Hof in Lützenburg, als bei Anweſenheit des Komponiſten Giovanni Buononcini daſelbſt deſſen Oper Poliſemo aufgeführt wurde; unter den vornehmen Sängern und Sängerinnen, welche dabei mitwirkten, befand ſich auch die Erbprinzeſſin von Heſſen-Kaſſel, die Königin aber ſaß in der Mitte des Orcheſters am Klavier, und die übrigen Inſtrumente wurden alle nur von den größten Meiſtern geſpielt.

In daſſelbe Jahr mit dieſen Ergötzlichkeiten fällt ein Briefwechſel, der uns die Königin wieder in ganz andrer Beſchäftigung zeigt. Mit der Kurfürſtin Sophie und mit Leibnitz war ſchon längere Zeit der Jeſuit Vota, Beichtvater des Königs Johannes Sobieski von Polen, in brieflicher Verbindung, und dieſer geiſtvolle und weltkluge Mann, welcher neben politiſchen Geſchäften auch an höheren Forſchungen Theil nahm, war Sophie Charlotten natürlich nicht unbekannt geblieben. Als er nach Berlin kam, ließ ihn die Königin mehrmals einladen und fand Geſchmack an ſeiner Unterhaltung. Er hatte viel Witz und Beredſamkeit, aus-

gebreitete Kenntniſſe faſt in allen Fächern, und dabei eine Lebhaftigkeit, die auch bei einem jüngern Manne aufgefallen wäre, um ſo mehr bei ihm, der ſchon hoch in Jahren war. Geſpräche über Religions- und Glaubensſachen waren damals ſehr in Anregung; man glaubte die proteſtantiſchen Lehrbegriffe noch mit einander ausgleichen, und für ſie denn auch mit der katholiſchen Kirche eine Annäherung finden zu können. Sophie Charlotte veranlaßte auch den Pater Vota zu ſolchen Erörterungen, und da er ſich mit ihr nicht ernſtlich genug einzulaſſen ſchien, ſetzte ſie ihm ihre franzöſiſchen Hofprediger von Beauſobre und Lenfant entgegen. Der Letztere rühmt von der Königin, ſie habe ihr größtes Vergnügen an ſolchen Geſprächen gefunden, und ſei durch ihren außerordentlichen Geiſt, ihren eindringenden Scharfſinn und vielfaches Wiſſen wohlbefähigt geweſen, mit den bedeutendſten Männern dergleichen zu führen, beſonders aber habe ſich dabei ihr Geſchmack und ſicheres Urtheil, ſo wie ihr edles und feines Benehmen ſtets im ſchönſten Lichte gezeigt. Nicht immer jedoch ſcheint ihr Beiſpiel in dieſem Betreff von den Andern nachgeahmt worden zu ſein. Die beiden Hofprediger, deren ſie bald den einen, bald den andern, zuweilen auch beide zuſammen rufen

ließ, wollten gegenüber dem Jeſuiten, der ſeinerſeits täglich ſeinen Boden behauptete, und ſeine Gegner als Abtrünnige behandelte, auch ihrer Kirche nichts vergeben, und beſtritten ſeine Sätze mit Heftigkeit, ſo daß die Königin mehrmals über den Eifer des Kampfes lächelte, und ihn zu mäßigen veranlaßt war. Ueber dieſe Streitverhandlungen, und über die Bitterkeit, zu welcher ſie geſtiegen, ſchrieb der Pater Vota nach ſeiner Abreiſe an die Königin, klagte ſich ſelbſt, aber mehr noch ſeine Gegner an, und meinte, für den Fall der Fortſetzung eine glimpflichere Weiſe hoffen und verſprechen zu dürfen. Sein Brief iſt aus Stargard vom 23. März 1703: «Madame, je me sers de l'occasion de monsieur le lieutenant-colonel de Massow pour me présenter par cette lettre aux pieds de Votre Majesté, et lui réitérer les témoignages de ma reconnoissance éternelle pour les grâces infinies dont elle m'a comblée. Je lui demande pardon que j'ose sitôt lui renouveler mes importunités, après l'avoir si longuement ennuyée par mes discours interrompus par une si desagréable toux, que la présence de Votre Majesté m'a pourtant quasi entièrement guérie, lorsque la dispute la plus échauffée la devoit irriter.

Mais à propos de disputes, j'avouerai à Votre Majesté que parmi tant de contentemens dont sa royale cour m'a été si libérale, il m'est resté un chagrin assez sensible, que l'engagement de défendre l'honneur des premiers pères de l'église et des quatre grands conciles écuméniques auxquels toute la chrétienneté catholique et non catholique porte tant de respect, ait attiré sur ces messieurs, que d'ailleurs j'estime et j'honore, des réponses proportionnées au grand tort qu'on faisoit à toute l'ancienne église, non encore divisée en partis.

Si j'ai l'honneur de retourner aux pieds de Votre Majesté comme elle m'a fait la grâce de me le commander, j'espère qu'ils conviendront avec moi de ne pas provoquer des expressions aigres par des termes injurieux aux plus grands saints de l'antiquité et aux luminaires les plus éclatans de l'église. Une semblable rencontre ne m'est jamais arrivée en quarante années de controverse avec les premières têtes, à Rome, à Paris et ailleurs, où la civilité et la courtoisie ont toujours été de pair avec la doctrine. Je me flatte que ces dignes personnages voudront bien demeurer mes bons amis, comme je suis

leur sincère estimateur et incapable de conserver la moindre rancune, comme effectivement j'en fus exempt dans le plus fort même de la dispute. Et quand nous nous verrons ensemble à la présence de Votre Majesté, nous nous accorderons dans la recherche paisible et édifiante de la vérité, suivant le mouvement que le grand génie et le merveilleux esprit de Votre Majesté en tant de sortes, voudront bien nous donner.

Au reste, Madame, je me console dans la solitude de ce voyage, par me raconter à loisir à moi-même les incomparables prérogatives de Votre Majesté et ses bontés généreuses qu'elle m'a témoignées. Ce seront mes plus doux entretiens, et le récit que je ferai au roi et à toute la Pologne, des vertus d'une reine qui fait l'admiration de l'Europe, en priant Dieu qu'il la conserve au-delà des siècles. Je suis, Madame, avec la plus grande soumission de Votre Majesté le plus humble, plus obéissant et plus obligé serviteur Vota."

Die Königin theilte den Brief des gewandten Jeſuiten dem einen ſeiner Gegner mit, und forderte von dieſem einiges theologiſche Rüſtwerk, um den guten Pater auch noch in der Ferne die unbeſiegte

Stärke der Proteſtanten erfahren zu laſſen. Der Aufforderung wurde überſchwänglich entſprochen, und Lenfant gab einen weitläufigen Aufſatz voll kirchengeſchichtlicher Gelehrſamkeit und dialektiſcher Gründe, welchen die Königin ihrem Antwortſchreiben einverleibte. Sie bekennt ſelbſt, daß ſie ſich auf dieſes theologiſche Meer nur im Vertrauen auf ihre Steuerleute wagen dürfe, und hofft, wenn dieſe ſie irrführen ſollten, durch Vota wieder in die rechte Bahn gebracht zu werden. Der Anfang und der Schluß dieſes Briefes ſind ohne Zweifel von der Königin ſelbſt, oder doch unter ihrer Aufſicht und nach ihrer beſtimmten Angabe verfaßt; mit der zwiſchenliegenden Auseinanderſetzung aber finden wir uns in Verlegenheit, wir können unſern Leſern nicht zumuthen, gleiche Aufmerkſamkeit dafür zu haben, wie für die eignen Worte Sophie Charlottens, und doch ſind die letztern nicht wohl aus dieſem Zuſammenhang abzuſchneiden. Uns bleibt daher nur übrig, es mit ein paar Blättern nicht zu genau zu nehmen, und das ganze Schreiben, das doch einmal den Namen der Königin führt, günſtiger Nachſicht hier anzubieten. Daſſelbe beginnt: „Vous êtes toujours le même, Monsieur, c'est à dire l'homme du monde le plus obligeant, et vous ne recevrez

jamais nulle part tout l'accueil que vous méritez. Quoiqu'il soit fort mal-aisé d'être insensible aux louanges d'une personne de votre goût et de votre poids, je vous avoue pourtant, que ce qui m'a le plus touché dans votre lettre, c'est la délicatesse sur les petites escarmouches que vous avez eues avec nos théologiens pendant votre séjour en cette ville. Je reconnois la-dedans un caractère d'honnête homme et de chrétien, qui relève beaucoup les rares qualités de votre esprit. Je puis bien vous en offrir autant de la part de ces messieurs, et je vous réponds qu'il n'y aura point de controverse entre nous à cet égard. Ce qui se dit d'un peu fort de part et d'autre dans ces occasions-là, ne sert qu'à rendre la conversation plus vive, et ne doit point altérer l'estime que l'on se doit mutuellement et que personne ne refuse à vos grands talens.

Au reste, je ne suis pas surprise qu'en un fort petit espace de tems vous ayez ouï dire, en pays de liberté, quantité de choses qu'on n'entendroit pas pendant quarante ans en pays d'autorité, car ce sont deux pays où l'on parle des langues bien différentes. Mais je puis vous en

dire ma pensée: je comprends à-peu-près ce qui engagea insensiblement ces messieurs à sortir un peu du decorum de la fraternité dans leurs expressions sur le sujet des pères. Comme on est accoutumé à regarder parmi nous l'écriture sainte comme la seule règle de la foi, sur laquelle il faut examiner et pères et conciles, ils n'étoient pas sans doute trop contens de voir que vous lui donnassiez si peu de part dans toute cette affaire, et que vous parlassiez si désobligeamment de la raison, dont la seule autorité devroit régner dans ce monde et à laquelle vous avez même tant d'obligation. Cependant, comme on peut être bons amis, et soutenir chacun son sentiment, ils se font forts de prouver qu'ils n'ont rien avancé sur le sujet des pères et des conciles, qui n'ait été dit et publié plus d'une fois, non seulement par des auteurs de notre communion, que vous n'êtes pas obligé de reconnoître, mais même par des auteurs catholiques, et ce qui m'a le plus surprise, par des jésuites.

Comme le plus fort de vos conversations roula sur l'autorité des pères de l'église latine, et en particulier sur celle de Saint-Augustin et

de Saint-Jérome, c'est par là qu'il faut commencer; car pour les pères grecs, autant qu'il m'en souvient, il en fut peut parlé dans vos diverses conférences. Je me souviens seulement qu'un jour vous parûtes scandalisé d'une proposition qui fut avancée, seulement en passant, par l'un de ces messieurs, au sujet de l'église grecque C'est que plusieurs d'entre ces pères étoient grands Origénistes, la plûpart Platoniciens fort adonnés à des allégories à perte de vue, très-peu versés dans le style du nouveau testament, qui est un grec de synagogue et tout rempli d'hébraïsmes. Ce discours vous parut extrêmement paradoxe, et ne manqua pas d'exciter ce zèle et cette vivacité qui m'a si souvent charmée, et que ces messieurs admiroient eux-mêmes, quoiqu'ils en fussent la butte. Mais ils m'ont assuré encore depuis, qu'ils n'ont rien avancé là-dessus qui ne s'accorde avec le sentiment des plus habiles critiques de ce siècle.

Je reviens donc à Saint-Augustin. Il ne faudroit pas, disent ces messieurs, aller plus loin que le dictionnaire de monsieur Bayle, pour trouver des auteurs de votre société qui ont parlé de ce grand évêque avec plus de liberté qu'ils

n'on fait et qu'ils ne voudroient faire. Si vous prenez la peine de lire les articles Adam [Jean Adam, jésuite] et Augustin de ce dictionnaire, vous serez convaincu qu'ils n'ont rien avancé là-dessus que de très-soutenable.

Mais ces messieurs n'en demeurent pas là, car ils m'ont assuré que le cardinal Noris, qui ne peut être inconnu à Votre Révérence, a été obligé de publier une apologie de Saint-Augustin, particulièrement contre les jésuites, où il se plaint qu'ils ont accusé Saint-Augustin d'une obscurité affectée dans les matières de foi, de contradictions, d'inconstance, et quelquefois même d'erreurs formelles et très-importantes. Le père Adam, jésuite célèbre dans le dix-septième siècle, a avancé des choses si fortes contre Saint-Augustin, que le cardinal Noris dit là-dessus, qu'il faut avoir un coeur de pierre pour entendre ces paroles si injurieuses, non seulement sans indignation, mais même sans horreur. Le père Annat, aussi jésuite, qui a été le confesseur de Louis XIV et provincial de son ordre, a été un des plus hardis de tous sur ce sujet, et j'ai été, je vous avoue, tout épouvantée d'apprendre qu'il avoit bien osé alléguer plus de trente docteurs, de

de compte fait, papes, cardinaux, évêques et au tres théologiens de France, d'Italie, d'Allemagne, «il devoit dire aussi du Japon,» ajoute le cardinal Noris, qui ont accusé Saint-Augustin d'un grand nombre d'erreurs. Mais ce qui m'a frappée surtout, c'est que le père Annat a prétendu faire voir que ces accusations contre Saint-Augustin ne rouloient pas seulement sur les matières de la grâce, de la prédestination et du franc-arbitre, mais sur les articles les plus fondamentaux au jugement de l'une et de l'autre communion. Ce jésuite allègue même là-dessus l'autorité de deux grands hommes, l'un du treizième, l'autre du seizième siècle, ce qui fait voir, pour le dire en passant, que ce n'est pas d'aujourd'hui qu'on n'a pas épargné Saint-Augustin.

Le premier de ces auteurs est un certain Jean Scot, qu'ils disent qu'on appeloit de son tems le docteur subtil. Il dit, en parlant de Saint-Augustin, qu'il faut bien examiner contre quels hérétiques les saints ont parlé; car, ajoute-t-il, quand Saint-Augustin écrit contre Arius, il semble presque pencher vers Sabellius, et quand il écrit contre Pélage, il semble incliner du côté des Manichéens. L'autre auteur c'est

Cornelio Musso, évêque de Bitonte, célèbre au seizième siècle, et qui parut avec beaucoup d'éclat au concile de Trente. Il parle de Saint-Augustin à-peu-près dans les mêmes termes que Jean Scot. Sur quoi le cardinal Noris fait une réflexion, que ces messieurs trouvent essentielle au sujet dont il s'agit entre vous et eux. C'est que Jean Scot et Cornelio Musso disent seulement que Saint-Augustin sembloit pencher vers l'erreur opposée à celle qu'il réfutoit; au lieu que le père Annat franchit ce pas en disant que ce père s'y jetoit entièrement. Il ne s'agit pas, disent ces messieurs, de savoir si ces accusations sont justes ou non; c'est au cardinal Noris et à vous, monsieur, qui en êtes autant capable que qui que ce soit, à justifier Saint-Augustin. Mais ce qu'ils en concluent, c'est que les ministres ne sont pas les premiers téméraires à cet égard, s'il y a de la témérité, puisque l'église catholique et surtout la société leur en a donné l'exemple.

De Saint-Augustin je passe à Saint-Jérôme. Ces messieurs soutiennent encore, comme ils l'ont fait en votre présence, qu'on ne peut pas se rapporter sur le sens de l'écriture, à des auteurs

qui l'ont expliquée aussi négligemment, et qui ont même parlé des apôtres avec aussi peu de respect, qu'a fait Saint-Jérôme. Le malheur est qu'ils citent, et qu'ils veulent absolument en venir à la vérification des faits que vous leur contestiez. Voici le fait. Il est trop mémorable pour ne l'avoir pas retenu. Ils disent donc que Saint-Jérôme, dans son commentaire sur le chapitre II. de l'épître aux Galates, accuse Saint-Pierre et Saint-Paul de simulation et même d'hypocrisie; que Saint-Pierre, pour plaire aux Juifs, faisoit semblant de vouloir qu'on observât la loi cérémonielle, et que Saint-Paul pour complaire aux Gentils fit semblant de quereller Saint-Pierre à ce sujet, qu'ainsi l'hypocrisie de Saint-Paul lève le scandale de l'hypocrisie de Saint-Pierre. Saint-Augustin en fait des reproches à Saint-Jérôme, et voici ce que Saint-Jérôme lui répond pour s'excuser: «J'ai, dit-il, suivi les commentaires d'Origine (notez, m'ont-ils fait remarquer, que Saint-Jérôme a été depuis un des grands adversaires d'Origène), de Didyme, d'Apollinarius de Laodicée, qui est depuis peu sorti de l'église, d'Alexandre ancien hérétique etc. Et, pour vous avouer franchement la vérité, conti-

nue Saint-Jérôme, j'ai lu tout cela, et après avoir ramassé bien des choses dans ma tête, j'ai fait venir mon secrétaire, et je lui ai dicté tantôt mes pensées, tantôt celles d'autrui, sans me souvenir ni de l'ordre, ni quelquefois des paroles, ni même du sens.» Le même Saint-Jérôme dit encore dans son commentaire sur le chapitre III. de l'épître aux Galates: «Je n'écris pas moi-même, je fais venir mon secrétaire, et je lui dicte tout ce qui me vient dans la bouche. Que si je veux un peu rêver, pour dire quelque chose de meilleur, il fronce le sourcil, et toute sa contenance me dit assez qu'il s'ennuie d'être là.»

Je vous prie, mon Révérend Père, j'en appelle à votre équité, à quelles gens voudroit-on nous renvoyer, pour l'intelligence de l'écriture et de la religion? Qui croirai-je, de Saint-Jérôme Origéniste, ou de Saint-Jérôme ennemi d'Origène et de sa doctrine? Comment pourrai-je démêler ce qu'il a pris d'un hérétique ou d'un orthodoxe, puisqu'il cite l'un et l'autre à tort et à travers, sans aucune marque de distinction? Le moyen que je puisse deviner, si ce sont ses propres pensées ou celles d'autrui qu'il nous dé-

bite! puisqu'à peine le sait-il lui-même? Et à quoi connoîtrai-je, si son secrétaire étoit de belle humeur, ou si ayant quelqu'autre affaire en tête, il falloit que l'écriture sainte et la religion cédassent à son impatience? A vous dire la vérité, si cela est, je ne trouve pas mieux mon compte à Saint-Jérôme qu'à Saint-Augustin, et je ne suis pas trop surprise qu'en certains momens, où l'on ne fait pas toute l'attention qu'on devroit à ce que les noms de père et saint ont de vénérable, on s'émancipe à s'expliquer un peu librement sur ces grands docteurs de l'église.

Comme vous faites aussi mention des conciles dans votre lettre, et que vous trouvez que ces messieurs n'en ont pas parlé avec assez de respect, il faut que je vous rapporte ce qu'ils m'en ont dit: car ils ont tant d'estime pour vous, qu'ils seroient bien fâchés que vous crussiez qu'ils ont rien avancé légèrement. Ils disent donc, que si les conciles étoient comme ils devroient être, des assemblées libres, où l'écriture sainte et la raison fussent écoutées uniquement, au lieu des passions, des préjugés et des intérêts humains, ce seroit la meilleure voie de décider ces controverses. Mais ils soutiennent en même

tems, que depuis le premier concile de Jérusalem l'expérience a toujours montré le contraire. J'ai même été presque scandalisée d'un mot qu'ils font dire a Saint-Grégoire de Nazianze, qui pourtant étoit, comme vous le savez beaucoup mieux que moi, un père fort orthodoxe. Il disoit que jamais assemblée ecclésiastique n'avoit eu un heureux succès, et il prit même la résolution de ne se trouver plus dans ces assemblées de grues et d'oies qui se font une guerre cruelle. Il lâcha ce terrible mot à l'occasion du second concile écuménique, qu'il compare à un cabaret et à d'autres lieux que la pudeur empêche de nommer. Nos ministres n'en ont jamais tant dit à beaucoup près, et ils en seroient bien fâchés. Ils admettent les quatre conciles écuméniques, non pas véritablement à cause de leur autorité, qu'ils ne reconnoissent point pour infaillible, mais parce que leurs décisions leur ont paru conformes à l'écriture sainte. Théodoret n'avoit pas grande opinion du concile de Nicée, puisqu'il l'alléguoit pour prouver qu'on ne devoit rien attendre de bon des conciles, si Dieu ne renversoit les machines du démon. Il y eut tant de chaleur et de précipitation au concile

d'Ephèse, qu'il doit plutôt être regardé comme un brigandage que comme une assemblée ecclésiastique. Le second concile d'Ephèse cassa ce qu'avoit fait le premier, et il fut lui-même cassé par celui de Chalcédoine, ce qui n'est pas une grande marque d'infaillibilité.

Mais pour finir cette longue tirade que j'ai retenue des discours de ces messieurs, j'ai été bien surprise d'apprendre d'eux, qu'un de vos auteurs nommé le père Halloix, jésuite de Liège, parlant dans son apologie pour Origène du cinquième concile écuménique, a bien osé dire que Justinien, inspiré par le diable, avoit été l'auteur et le fauteur de ce pernicieux concile, assemblé malgré le pape, et qu'il vaudroit mieux que ce concile n'eût jamais été et qu'il ne subsistât plus, après quoi il ajoute que le sixième et le septième conciles écuméniques ont été entraînés dans l'erreur par le cinquième aussi bien que les papes Pelage II. et Grégoire le Grand qui l'ont approuvé.

Mais que direz-vous de moi, monsieur, de m'être ainsi embarquée sur l'océan ecclésiastique? C'est sur la bonne-foi de mes pilotes; s'ils m'ont fait égarer je vous crois assez de

mes amis pour me remettre dans le bon chemin. Je souhaite au reste, que Dieu vous conserve la vie et la santé, pour reprendre quelque jour celui de Berlin, où vous trouverez toujours des esprits disposés à la recherche de la vérité, de la manière que vous le proposez si bien à la fin de votre lettre.“ Dieſes Schreiben, welches Lenfant nach der Königin Tode franzöſiſch bekannt gemacht hatte, gab Toland im Jahre 1711, unter dem Titel: „A letter against popery,“ in engliſcher Ueberſetzung heraus, und erzählte in der Vorrede den Anlaß, welcher daſſelbe hervorgerufen.

Schon den Staatshändeln fremd, mußte Sophie Charlotte noch weniger zu dem Kriegsweſen ſich hinneigen können. Zu ihrer Geiſtes- und Geſchmacksbildung ſtand die Rauhigkeit des damaligen Waffenhandwerks im ſchroffſten Gegenſatz; wo Philoſophie und Kunſt und froher Lebensgenuß im Beſitz waren, konnten Schlachten, Belagerungen und Truppenmärſche nicht leicht zur Unterhaltung dienen. Das Unglück des Krieges fühlte die Königin lebhaft in den Verluſten, welche ſie nah betrafen. Zwei ihrer Brüder fanden, wie ſchon erwähnt, in demſelben Jahre den Heldentod gegen die Türken. Einen neuen Verluſt brachte ihr der

Sommer des Jahres 1703; ihr fünfter Bruder, Herzog Christian, gleichfalls im Heere des Kaisers dienend, ertrank am 31. Juli bei Ulm, indem er als Generalmajor an der Spitze seiner Truppen den Uebergang über die Donau gegen die Franzosen erzwang. Der Krieg zeigte sich Sophie Charlotten von keiner Seite in reizender Gestalt. Doch wurde dem Ruhme, den die Preußen durch ihre Waffenthaten erwarben, in dem Kreise der Königin jede Würdigung zu Theil, und den geliebten Sohn sah sie sogar mit Wohlgefallen in dieser Richtung thätig. Aber das Ergebniß mußte hier über die Mittel oft hinwegsehen lassen. Denn mit den eigentlichen Werkzeugen dieses Ruhmes finden wir Sophie Charlotten kaum in Berührung, und die gleichzeitige Entwickelung zweier so verschiedenen Lebenskreise, wie der Königin und des Fürsten Leopold von Anhalt-Dessau, eng nebeneinander an demselben Hof, sollte man kaum für möglich halten, ohne beider wechselseitige Störung; allein sie blieben völlig getrennt, und selbst die Entgegensetzung konnte, wie es scheint, hier keinen Bezug hervorbringen. Leichter war dieser gefunden, als der Herzog von Marlborough im November nach Berlin gekommen war, um als Abgesandter Großbritan-

niens die Theilnahme Preußens an dem Kriege gegen Frankreich in ſtärkeren Anſpruch zu nehmen. Dieſer Held, mit dem Prinzen Eugen von Savoyen in gemeinſamen Siegesthaten wetteifernd, war zugleich ein feiner Hofmann, der dem Geiſte wie der Schönheit der Königin wohl zu huldigen verſtand. Auch am Hofe zu Hannover hatte Marlborough ſich gewandt, ehrerbietig und verbindlich gezeigt, und den vollen Beifall der Kurfürſtin gewonnen. Seine Briefe und Geſpräche verbreiteten in England nur noch mehr den Ruhm Sophie Charlottens, der durch frühere engliſche Reiſende, welche den Hof von Berlin beſucht hatten, ſchon feſt begründet war. Ein andrer angeſehener Engländer, Burnet de Kemney, verwandt mit dem berühmten Biſchof Burnet, kam im Sommer 1704 ebenfalls nach Berlin. Daß die ehrenfeſte Tüchtigkeit dieſer Landesgenoſſen ſchon damals, wie noch heute, ſich fremder Sprachäußerung nicht wohl bequemte, und in ihr leicht einigem Lächeln bloßſtand, erſehen wir aus einem Briefe Sophie Charlottens an Leibnitz, wo ſie von dem Obengenannten ſagt, ſeit ſeinem früheren Beſuch in Berlin habe er ſich ſehr zu ſeinem Vortheil verändert, aber franzöſiſch rede er noch wie ſonſt, und habe unter andern von ſeiner Reiſe erzählt, qu'il avoit

fait trois couches en chemin, worüber viel gelacht worden ſei.

Die Königin lud auch in dieſem Sommer Leibnitz dringend nach Lützenburg ein, ſeine Arbeiten in Hannover ſcheinen ihn aber verhindert zu haben. Er verfolgte dort auch ein perſönliches Anliegen, den Wunſch, die erledigte Abtei von Ilefeld, ſo wie auch die Stelle eines Vicekanzlers zu erhalten; da nun der Einfluß der Kurfürſtin Sophie gerade damals etwas gehemmt war, ſo ſchrieb dieſe zugleich mit Leibnitz an die Königin, um deren für den Augenblick wirkſameres Fürwort anzuregen. Sie verſprach ſogleich, ihrem Bruder dem Kurfürſten die Sache mitzutheilen, bemerkte aber in ihrer Antwort an Leibnitz, ſie handle darin gegen ihren Vortheil, «car si l'affaire réussit, ſagt ſie, je n'aurai plus le plaisir de vous voir ici: mais je crois qu'en bonne amie je dois mettre vos intérêts devant les miens.»

Wir nähern uns ſchon dem Zeitpunkte, der ein ſo edles und ſchönes Daſein uns in ſeinem allzufrühen Scheiden zeigt: das Jahr 1704 iſt das letzte, das für Sophie Charlotte noch zum vollen Abſchluß kommt. Ihr reiches Leben ſtand in höchſter Blüthe, die Güter der Welt und des Geiſtes umgaben ſie;

was früher noch im Kampfe ſich dargeboten, hatte als Freiheit oder Entſagung ruhige Geſtalt gewonnen; Liebe zu Mutter und Sohn, Glück der Freundſchaft, Hoheit der Gedanken, Genuß der Muſik, menſchliches Wohlwollen und Theilnehmen, erfüllten dieſen Lebensherbſt, der noch einem Frühling gleich erſchien. Doch trübte ihn auch heißer Schmerz, als endlich die Trennung von dem geliebten Sohne Statt finden mußte. Der Kronprinz war ſchon ſeit einiger Zeit der Aufſicht Dohna's entzogen, und dieſer auf ſeine Güter nach Preußen geſchickt worden. Die Königin war hiemit nicht zufrieden, wiewohl ſie gegen den Generalmajor von Finck, welcher nunmehr dem Prinzen beigegeben wurde, perſönlich nichts einzuwenden hatte: er kam aus dem Kriege, und war gleichwohl ſanfter und freundlicher, als Dohna. Für ihren Sohn hatte die Königin lange gewünſcht, daß er vom Hof entfernt würde und auf Reiſen ginge. Jetzt, da ihr Wunſch, für ihre Gründe ſchon zu ſpät, in Erfüllung ging, und der Kronprinz im Herbſte gleich nach dem Herzog von Marlborough abreiſte, erſt nach Hannover, und von da nach Holland, um dort einen Theil des Winters zuzubringen, und dann nach England überzuſchiffen, — jetzt empfand es die Mut-

ter zwar ſchmerzlich, den Anblick und die Nähe des Sohnes miſſen zu ſollen; aber ſie wußte ihr Gefühl zu bemeiſtern, und willigte in alles, was ihr als des Prinzen Wohl erſchien; ſie war es hauptſächlich, welche darauf beſtanden hatte, daß er nach England überſchiffen ſollte, wozu der König nur ungern ſtimmte. Wie tief aber im Innern ſie von Zärtlichkeit erfüllt geweſen, wie wehmüthig im Stillen ſie ihren Gefühlen nachgehangen habe, läßt ſich aus dem einen Zeugniß erkennen, daß man nach der Abreiſe des Kronprinzen in Lützenburg ein Blatt auf ihrem Schreibtiſche fand, das ein von ihrer Hand hingezeichnetes Herz und dabei die Worte enthielt: «Il est parti!»

Mutter und Tochter hatten ſich bisher faſt jedes Jahr, und in manchem mehrmals geſehen, indem jene nach Berlin, oder dieſe, was häufiger geſchah, nach Hannover zu reiſen pflegte. Dieſe lebhaft unterhaltene Gemeinſchaft war für beide Fürſtinnen ein Theil ihres Lebensglückes, für die geſellſchaftliche Annehmlichkeit beider Höfe ein reicher Gewinn, und ſelbſt den Staatsverhältniſſen oft vortheilhaft. Dennoch waren dieſe hohen und koſtbaren Beſuche von mancherlei Umſtänden abhängig, und die widrigen zu überwinden bedurfte es nicht

selten hülfreicher Klugheit und Anstrengung. Im Herbste 1704 stellten sich der Reise, welche Sophie Charlotte wieder nach Hannover zu machen wünschte, große Schwierigkeiten entgegen, doch scheinen diese weniger in der Sache selbst, als in den persönlichen Gesinnungen begründet gewesen, welche auf die Entscheidung des Königs einwirkten. Wir haben gesehen, daß die Gräfin von Wartenberg, durch die freundliche Behandlung, welche die Kurfürstin Sophie ihr angedeihen ließ, eine Zeit lang ihr bisher gegnerisches Betragen verändert hatte; allein es lag weder in der Königin Art noch in ihrem Willen, das so gewonnene bessere Vernehmen mit einer Frau, die in allem Betrachte so tief unter ihr stand, und die ihr weder achtungswerth noch sonst anziehend erschien, durch fortgesetzte und wohl gar gesteigerte Aufmerksamkeiten immer auf's neue zu erkaufen. Sophie Charlotte, sobald sie wieder allein ohne die praktisch heitre Mutter war, zeigte sich wie vormals kalt und zurückgezogen, sie hatte nicht die Gabe, sich irgendwie nach außen anders zu stellen, als ihr von innen klar geboten war, und in dieser Wahrheit und Aechtheit ihrer Natur entbehrte sie der größten Vortheile, welche durch geringscheinende Opfer zu erlangen gewesen

wären. Dies war kein Trotz und Stolz, im Gegentheil, ihr Sinn war mild und nachgiebig, ihr Gemüth fügte sich leicht, aber es bedurfte dazu der Nothwendigkeit oder leichter Vermittlung; wo diese fehlten, folgte sie ihrem natürlichen Zuge, sie stellte sich nicht entgegen, sie tadelte nicht hart und streng, aber sie wandte sich ab, wenn ihr eine Richtung mißfiel und ihr Geist sich nicht angesprochen fand. Dies mußte auch die Gräfin nothwendig erfahren, und da sie im Gegentheil die stattgehabte Annäherung nur hätte steigern mögen, so war bald aus der verfehlten Rechnung neue Bitterkeit entstanden. Die Reise der Königin schien jetzt davon abhängig, daß die Gräfin ebenfalls wieder nach Hannover eingeladen würde. Sophie Charlotte that nichts dazu, sich eine solche Begleitung auszuwirken. Die Kurfürstin Sophie nahm aber die Sache praktischer. Sie sah die Nothwendigkeit, in Berlin persönlich wieder vermittelnd einzutreten, und wollte in der schlechten Jahreszeit diese Reise nicht scheuen, um sich nur dadurch den Besuch der Königin für das Karneval zu sichern. Auch in die Bedingung rücksichtlich der Gräfin ergab sie sich, und schrieb an Leibnitz, sie wolle doch lieber, daß ihre Tochter mit der Gräfin, als gar nicht käme.

Die Reiſe nach Hannover wurde den dringenden Wünſchen der Königin nicht ohne Zögern zugeſtanden, und nach vielen Schwierigkeiten endlich auf den 12. Januar 1705 feſtgeſetzt. Zwei Tage vorher ſchrieb ſie noch eigenhändig an den Kronprinzen, der ſich im Haag befand, und ihre Zuneigung und Klarheit drückt ſich auch hier einfach und geradſinnig aus; der Brief lautet: „A Berlin ce 10. de janvier 1705. Je ne vous dirai que deux ou trois mots, mon cher fils; car je suis fort occupée avec mon voyage d'Hannovre, pour lequel je pars lundi de Lützenbourg; j'y attendrai, si le roi va encore en Hollande, pour aller avec lui, car il me l'a permis, et avoir le plaisir de vous embrasser; cependant je doute encore un peu qu'il se fasse, car il peut arriver bien des choses entre ci et là. Nous avons eu une grande nouvelle de Vienne, c'est que toute l'armée des rebelles a été défaite par le général Heister le jour du nouvel an; quand le roi des Romains alloit à l'église, le courrier est arrivé avec je crois dix drapeaux des rebelles; tout cela est bon, mais je crains pour le monsieur Désaleurs. Vous n'avez pas besoin de me faire des présens, mon cher fils, votre amitié

me

me suffit; cependant je vous remercie de ce témoignage de votre souvenir; monsieur Adelsheim ne me l'a pas apporté. Je suis toute à vous. Sophie Charlotte.“ Am Tage der Abreiſe fühlte ſie ſich unwohl, allein ſie verſchwieg es, damit nicht der König davon den Anlaß nähme, die ganze Reiſe zu verhindern. Sie reiſte daher ab; ihr Uebel — eine Geſchwulſt im Halſe — verſchlimmerte ſich aber unterwegs, und ſie blieb deßhalb in Magdeburg bis zum 16. Im Augenblick einiger ſcheinbaren Beſſerung ſetzte ſie dann die Reiſe wieder fort, und kam den 18. in Hannover an. Ihre Geiſtes- und Gemüthsſtärke wollte der Krankheit überlegen bleiben, und ſuchte dieſelbe fortwährend zu verläugnen. Anſtatt zu ruhen und ſich zu pflegen, erſchien ſie öffentlich am Hof, und ihr ſtarker Willen ſchien wirklich einige Tage ihr Leiden niederzuhalten. Sie beſuchte ſogar den Ball, welchen ihr zu Ehren der Komthur von Reden veranſtaltet hatte; ſie wollte um ſo weniger dieſem Feſte fehlen, als daſſelbe ſchon durch die Abweſenheit der Kurfürſtin Sophie geſtört war, die durch eine Unpäßlichkeit in ihren Zimmern zurückgehalten wurde. In der darauf folgenden Nacht aber wurde die Königin ernſtlich krank: die Zufälle ſchienen zwar nicht bedenklich und

einigen leichten Mitteln zu weichen; aber am 23. Januar trat ein ſtarkes Fieber mit heftiger Entzündung des Halſes ein, und am 28. erfolgte abermals eine Verſchlimmerung. Erſt jetzt wurde der hannöverſche Leibarzt Conerding herbeigerufen, der zuerſt auch nur leichte Mittel verſuchte, am folgenden Tag aber, nach dem eignen Verlangen der Königin, einen Aderlaß verordnete. Die darauf eintretende Erleichterung war indeß nicht von Dauer. Des wohlthätigen und ſehr empfohlenen Schweißes wollte die Kranke nicht gehörig achten, es kamen Beklemmungen und Erſtickungsanfälle. Ein auf ihr ſehnliches Verlangen nochmals verſuchter Aderlaß war fruchtlos. Sie erkannte ſelbſt, daß keine Rettung mehr zu hoffen ſei. Mit größter Gelaſſenheit und ohne alle Todesfurcht ergab ſie ſich in ihr Schickſal; ſie bat den Arzt, wenn keine Hülfe mehr ſei, möchte er ihr doch etwas Wein zur Stärkung geſtatten, und da dies gewährt worden, ſo wandte ſie die ſchwindenden Kräfte noch zu letzter Thätigkeit. Sie ſchrieb einen Brief an den König ihren Gemahl, und dankte ihm für die Liebe, welche er ihr ſtets bewieſen, dann empfahl ſie ihm auch ihre Dienerſchaft. Sie bezeigte keinerlei Angſt noch Unruhe, nur war ſie bekümmert

um Nachrichten von ihrer Mutter, die gleichfalls darniederlag. Sie ließ ihren jüngern Bruder Ernſt Auguſt rufen, und tröſtete ihn, der verzweifeln wollte, mit den in ruhigſter Faſſung geſprochenen Worten: „Der Tod erſchreckt mich nicht, ſchon allzu lange betrachte' ich ihn als unvermeidlich.“ Nach anderm Bericht wären ihre Worte geweſen: „Es iſt nichts ſo natürlich als der Tod; er iſt unvermeidlich, und obgleich mein Alter mich hätte ſollen hoffen laſſen, noch einige Jahre länger zu leben, ſo empfinde ich doch keine Betrübniß darüber, daß ich ſterben muß.“ Sie ſprach hierauf eine lange Zeit mit ihm insgeheim, und man bemerkte darauf, daß ſie ſehr eifrig im Stillen betete. Als ihr älterer Bruder, der Kurfürſt, herbeikam, ſagte ſie dieſem mit geiſteskräftigem Ton: „Ich ſterbe eines glücklichen und gemächlichen Todes.“ Auch mit dieſem Bruder hatte ſie vieles heimlich zu beſprechen.

Pöllnitz, den andre Nachrichten hier unterſtützen und ergänzen, erzählt nun weiter, der franzöſiſche Prediger von La Bergerie, dem ſie immer wohlgeneigt geweſen, ſei hereingetreten, um ihr in ihren letzten Stunden beizuſtehen; ſie habe ihn mit den Worten begrüßt: „Man erkennt ſeine Freunde in

der Noth; Sie kommen, mir Ihre Dienſte anzubieten in einer Zeit, wo ich nicht mehr im Stande bin, etwas für Sie zu thun; ich danke Ihnen dafür!» Und als er einiges Tröſtliche zu ſagen verſucht, habe ſie ihm bald erwiedert: «Ich habe ſeit zwanzig Jahren der Religion ein ernſtliches Studium gewidmet, und mit Aufmerkſamkeit die Bücher geleſen, die davon handeln; mir iſt kein Zweifel übrig. Sie können mir nichts ſagen, was mir nicht bekannt wäre, ich kann Ihnen verſichern, daß ich ruhig ſterbe.» Der anweſende Wundarzt l'Eſtoc erinnerte ſie, daß ſie durch Sprechen ihr Uebel verſchlimmere. «So leben Sie denn wohl, Herr von La Bergerie! ſagte ſie noch zuletzt, l'Eſtoc ſchilt, er will nicht, daß ich ſpreche. Ich ſterbe als ihre gute Freundin.» Sie wiederholte auch mehrmals die Verſicherung, daß ſie mit Gott ſehr wohl ſtehe. Nachdem ſie darauf einige Stunden ſtill verbracht, nahm ſie wieder das Wort und ſagte zu Fräulein von Pöllnitz: «Ach, wie viele unnütze Ceremonien wird man für dieſen Körper anſtellen!» Und als ſie ihre Freundin in Thränen zerfließen ſah, fuhr ſie fort: «Was weinen Sie? dachten Sie, ich ſei unſterblich?» Sie ſegnete hierauf Alle, welche, ihrem Dienſt angehörig, in Thränen ihr Bett um-

ſtanden, und ſagte ihnen Lebewohl; noch zuletzt rief ſie den beiden Kammertürken zu: «Adieu Ali! Adieu Haſſan!» Einige Augenblicke ſpäter reichte ſie ihrem Bruder dem Herzog die Hand, und ſagte: «Adieu, mein lieber Bruder! Ich erſticke.» Das Geſchwür, das ſich im Halſe gebildet hatte, war aufgegangen, und ſie gab den Geiſt auf.

Wir haben neben dieſem gewiß glaubwürdigen Bericht über die letzten Stunden der Königin einen etwas abweichenden, welchen der franzöſiſche Prediger, der übrigens nur wegen zufälliger Abweſenheit des deutſchen Hofpredigers deſſen Stelle verſah, ſelbſt aufgeſetzt hat, und der ſo lautet: «In der Nacht vom letzten Januar auf den 1. Februar 1705, zwiſchen 1 und 2 Uhr Morgens, wurde ich zu der Königin von Preußen gerufen, welche gefährlich krank lag. So wie ich eintrat, warf ich mich gleich zu Füßen ihres Bettes hin, und bezeigte ihr, wie ſchmerzlich es für mich ſei, ſie in dieſem Zuſtande zu ſehen. Ich nahm nun alsbald Gelegenheit, ihr zu ſagen, ſie könne jetzt erkennen, daß die Könige und Königinnen nicht mehr noch minder ſterblich ſind als die übrigen Menſchen, und daß ſie vor dem Throne der Majeſtät Gottes erſcheinen müſſen, um daſelbſt Rechenſchaft von

ihren Handlungen zu geben, ſo gut wie der Geringſte ihrer Unterthanen; worauf Ihro Majeſtät antworteten: „Ich weiß es wohl.“ Ich fuhr fort: „Ihro Majeſtät müſſen auch jetzt die Eitelkeit und das Nichts der Dinge hienieden erkennen, zu welchen Sie vielleicht nur zu ſehr hingeneigt geweſen, und die Wichtigkeit der himmliſchen Dinge, welche Sie vielleicht vernachläſſigt und verachtet haben. Die Königin erwiederte hierauf: „Das iſt wahr.“ Haben jedoch Ihro Majeſtät, ſagte ich weiter, nicht wahrhaft Ihr Vertrauen in Gott geſetzt? Bitten Sie ihn nicht recht ernſtlich um Verzeihung für alle Sünden, welche Sie begangen haben? Nehmen Sie nicht Ihre Zuflucht zu dem Blut und Verdienſte Jeſu Chriſti, ohne den es uns unmöglich iſt vor Gott zu beſtehen? Die Königin antwortete: „Ja.“ Mittlerweile war ihr Bruder, der Herzog Ernſt Auguſt, in das Zimmer getreten. Da er und die Königin zuſammen zu reden hatten, ſo zog ich mich auf Befehl zurück. Nach einiger Zeit ſtellte ich mich wieder vor dem Bette der Königin ein, um zu ſehen, ob ich die Gelegenheit wahrnehmen könnte, mit ihr von ihrem Heil zu ſprechen. Aber da ſagte mir Herzog Ernſt Auguſt, das ſei nicht nöthig, die Königin ſtehe gut mit ihrem Gott.

Der Herzog ſagte mir am folgenden Tage, er habe, als er mich am Bette der Königin geſehen, ſie gefragt, ob ſie wolle, daß ich noch mit ihr ſpräche; ſie habe jedoch geantwortet, das ſei gar nicht nöthig, ſie wiſſe wohl alles, was man ihr bei ſolchem Anlaſſe ſagen könne, ſie habe ſich ſchon alles ſelbſt geſagt, und ſage es ſich noch, ſie hoffe gut mit ihrem Gott zu ſtehen. Als endlich eine Ohnmacht eingetreten war, dieſelbe, in der das Leben der Königin endigte, warf ich mich an der andern Seite ihres Bettes, deſſen Vorhänge geöffnet waren, auf die Kniee, und bat Gott mit lauter Stimme, er wolle ſeine guten Engel rings um dieſe große Fürſtin ausſtellen, um ſie vor den Angriffen des Satans zu bewahren; er wolle ſich ihrer Seele erbarmen; er wolle ſie mit dem Blute Jeſu Chriſti, ihres himmliſchen Gemahles, reinwaſchen, und ſie, nach Vergebung aller ihrer Sünden, in ſeiner Herrlichkeit aufnehmen, und in dieſem Augenblicke ſtarb ſie.» Der Bericht des Arztes ſagt, ſie ſei ſanft und ohne einige Ungebärden mehr eingeſchlafen als geſtorben. Wir müſſen die Erzählung des Geiſtlichen noch durch einen Nebenzug ergänzen. Als La Bergerie ſich über die Eitelkeiten der Welt, über Hoheit, Krone und Zepter zu ſehr verbreitete, und

gerade hierauf den größten Nachdruck legte, ſah die Königin ihre Oberhofmeiſterin Frau von Bülow lächelnd an, und dieſe ſagte dann laut: „Dies iſt der Königin Sünde nicht geweſen!“

Friedrich der Große ſpricht über den Tod und die Religioſität dieſer herrlichen Frau, die er ſich auch dem Geiſte nach verwandt fühlte, in folgender Art: „Sophie Charlotte, ſagt er, hatte eine ſtarke Seele. Ihre Religion war geläutert, ihre Gemüthsart ſanft, ihr Geiſt geſchmückt durch das Leſen aller guten franzöſiſchen und italiäniſchen Bücher. Sie ſtarb zu Hannover im Schooß ihrer Familie. Man wollte einen reformirten Geiſtlichen bei ihr einführen. Sie ſagte ihm: „Laſſen Sie mich ſterben ohne daß wir uns ſtreiten.“ — Eine ihrer Damen, die ſie ſehr liebte, zerfloß in Thränen. „Beklagen Sie mich nicht, ſagte ſie zu dieſer, denn ich gehe jetzt, meine Neugier befriedigen über die Urgründe der Dinge, die mir Leibnitz nie hat erklären können, über den Raum, das Unendliche, das Sein und das Nichts, und dem Könige meinem Gemahl bereite ich das Schauſpiel eines Leichenbegängniſſes, welches ihm neue Gelegenheit giebt, ſeine Pracht darzuthun.“ — Sie empfahl ſterbend ihrem Bruder dem Kurfürſten die Gelehrten, welche ſie begünſtigt hatte.“

Wir finden in dieſen drei Berichten, beſonders wenn wir die Standpunkte derſelben gehörig beachten, mehr Uebereinſtimmung als Widerſpruch. Sie können alle drei buchſtäblich wahr ſein, und recht gut neben einander beſtehen. In dem Verlaufe weniger Stunden, gegenüber verſchiedenen Perſonen, können die Stimmungen und Ausdrücke ſehr wechſeln, und alle im Weſentlichen dennoch ein und demſelben Seelenzuſtand angehören. Von welcher Art dieſer bei Sophie Charlotten war, und welche Geiſtesſicherheit ſie damit verband, läßt auch La Bergerie's Nachricht uns deutlich genug einſehen, und es ſpricht für ſeine Wahrhaftigkeit, daß er in einem Falle, wo die Farben ſo leicht zu verſtärken waren, ſich mit den unſcheinbarſten begnügt hat, in denen gleichwohl Sanftmuth und Lieblichkeit der edlen Fürſtin nicht minder wie ihre Geiſteshoheit ausgedrückt ſind.

Die Beſtürzung, den Schmerz und die Trauer über dieſen unerwarteten, raſchen und frühen Verluſt ſchildern die Zeitgenoſſen uns mit den ſtärkſten Farben. Ganz Hannover war von dem großen Schlag erſchüttert; die Stadt und das ganze Land waren immer ſtolz geweſen, die ſchöne und geiſtreiche Königin mit ſo vielem Recht als ihnen angehörig zu betrachten. Die Kurfürſtin Sophie,

welche ſchon drei ihrer Söhne überlebt hatte, mußte auch die geliebte Tochter und Freundin in das Grab ſinken ſehen, dieſes Kleinod ihres Hauſes, den damaligen höchſten Gipfel deſſelben in weltlicher Hoheit und geiſtiger Größe! Sie war ſelber krank, und ganz untröſtlich; die beſonderen Umſtände, daß die Krankheit durch die Reiſe, durch die Beeiferung zu dieſem Beſuch, durch den Wunſch, nur Freude zu bringen, offenbar verſchlimmert worden, und daß in ſolcher Nähe die Tochter dennoch getrennt von der Mutter Armen und Blicken hatte ſterben müſſen, erhöhten nur der Letztern Schmerz. Der Jammer der Fräulein von Pöllnitz läßt ſich aus dem Verhältniß ermeſſen, in welchem wir ſie geſehen haben. Sie blieb in Hannover bei der Kurfürſtin Sophie, der gebeugten Mutter zum Troſt. Sie war ſchon früher dem hannöverſchen Hofe angehörig, und ſchloß ſich ihm gern wieder an.

Die Trauerbotſchaft wurde durch den Oberhofmeiſter von Bülow nach Berlin überbracht. Der König ſank in Ohnmacht, und man mußte ihm zur Ader laſſen. Er empfand den innigſten Schmerz, und verbrachte mehrere Tage ohne jemanden ſprechen zu wollen. Er ſchien die ganze Größe des Verluſtes zu erkennen, und die Umſtände ihres To-

des, ſo wie ihr Abſchiedsbrief an ihn, rührten ihn tief. Den Kronprinzen, der im Begriff war, nach England überzuſchiffen, traf die unglückliche Nachricht noch im Haag, und er kam ſogleich eiligſt nach Berlin zurück. Außerordentlich war die Beſtürzung unter den Bürgern in Berlin, alle Stände, das ganze Land bewies durch die innigſte Theilnahme, wie ſehr die Königin geliebt worden war, wie ſehr ihre Tugenden und hohen Eigenſchaften auf das Volk gewirkt hatten; man pries laut ihre menſchenfreundliche Leutſeligkeit, ihr Mitgefühl für das Volk, ihr Wohlthun, wie ſie Freude und Anmuth überall verbreitet und nur Gutes und Schönes gepflegt habe. Als der König wieder zu einiger Faſſung gekommen war, ging ſein ganzes Sinnen einzig darauf aus, das Andenken der Dahingeſchiedenen zu verherrlichen. Ihrem Lieblingsaufenthalte Lützenburg gab er den Namen Charlottenburg, ertheilte dem Orte die Rechte einer Stadt, förderte deren Aufnahme, und wandte auf das Schloß und die Gärten fortgeſetzte Sorgfalt. Die ganze Dienerſchaft der Königin wurde beibehalten und regelmäßig fortbeſoldet. Von den Ceremonien aber, die für ihre Hülle Statt finden, und von der zerſtreuenden Sorge, welche die Anordnungen

des Leichenbegängnisses ihrem Gemahl geben würden, hatte die Königin richtig geweissagt. Der Leichnam wurde mit großem Trauergepränge am 9. März von Hannover nach Berlin abgeführt. Aller Orten, wo der Zug durchkam, waren dieselben Ehrenbezeigungen angeordnet, die man der Königin im Leben zu erweisen pflegte. Glockengeläut, Geschützfeuer, Truppenaufstellung, Bürgerwachen, Geistlichkeit und Behörden in tiefer Trauer, nichts durfte fehlen; der Sarg wurde jedesmal Abends in der Hauptkirche des Orts auf einem Katafalk ausgestellt, der vornehmste Prediger hielt eine Rede, und die Kirche blieb die ganze Nacht erleuchtet. So kam die Leiche der Königin am 22. März, Abends um 10 Uhr, nach Berlin, und wurde in der alten Schloßkapelle vorläufig niedergesetzt. Hier blieb sie volle fünf Monate stehen, denn so viele Zeit bedurfte es, um mit den Anstalten des feierlichen Leichenbegängnisses fertig zu werden. Dieses wurde endlich am 28. Juni mit dem wundervollsten Gepränge ausgeführt. Pracht und Aufwand waren ungeheuer. Der Katafalk im Dom kostete allein über achtzigtausend Thaler; in gleichem Verhältnisse waren alle übrigen, mit angestrengter Erfindung vervielfachten Zurüstungen und Vorgänge. Die ganze

Feierlichkeit wurde nachher in einem großen Prachtwerke beſchrieben und bildlich dargeſtellt.

Wir kehren zurück zu dem Eindrucke, den Sophie Charlottens Tod verurſachte. An allen Höfen war die ungewöhnlichſte Theilnahme rege, beſonders aber im Haag und in London. Der Kaiſer legte Trauer an, noch ehe ihm von preußiſcher Seite die förmliche Anzeige zugekommen war. Nur der franzöſiſche Hof legte keine Trauer an, weil, wie Saint-Simon anmerkt, der König von Frankreich in keiner Verwandtſchaft mit der Verſtorbenen geweſen. Der genannte Schriftſteller führt als beſondere Auszeichnung dieſer Fürſtin an, daß ſie niemals des Kurfürſten Annahme der Königswürde gebilligt habe; in welcher Einſchränkung dies zu nehmen ſei, brauchen wir nicht zu ſagen. „Den empfindlichſten Verluſt, ſagt Pöllnitz, erlitt die preußiſche Hofwelt; niemand verſtand beſſer, als die Königin, die edleren Vergnügungen zu genießen und anzuordnen; ſie kannte jedermann, wußte genau die Geburt und das Verdienſt eines jeden, und ihr Benehmen drückte ſorgſam die angemeſſenen Unterſcheidungen aus. Stolz und verbindlich zugleich, verſtand ſie es, wie niemand ſonſt, den Hof um ſich her zu geſtalten und zu beleben; und tugendhaft, ohne kleinlich zu

ſein, wußte ſie der galanten Artigkeit, durch welche allein ſich ein Hof angenehm und fein erhält, ſtets die richtigen, oft ſchwer beſtimmbaren Schranken vorzuſchreiben. Dies alles änderte ſich jetzt, und der Hof bekam eine ſteife, freudenloſe Geſtalt."

Jeder unſrer Leſer hat ohne Zweifel ſchon längſt an Leibnitz gedacht. Er war noch in Berlin, durch Geſchäfte dort zurückgehalten, als die Königin nach Hannover abreiſte, und wahrſcheinlich ſollte er dorthin bald nachkommen. Noch am 31. Januar hatte er an ſie geſchrieben, und ihr gedankt, daß ihre Verwendung bei dem Könige ihm wegen ſeiner Bemühung mit der Akademie ein Geſchenk von tauſend Thalern ausgewirkt; da ſchon üble Nachrichten von ihrem Unwohlſein ihn beunruhigten, ſo hatte er ſeinen Brief ſo geendigt: «J'espère que les voeux des peuples auront plus de force, et qu'en me mettant bientôt aux pieds de Votre Majesté je la trouverai entièrement guérie." Die Kurfürſtin Sophie, unfähig die Feder ſelbſt zu führen, ließ ihm durch den Abbate Mauro ſchreiben, und trug ihm auf, wenn ihm, wie ſie vermuthe, ihre Briefe an die Königin vor deren Abreiſe zu verwahren gegeben worden, ſo möchte er ſie, wiewohl für niemanden etwas Nachtheiliges darin

ſtände, doch nicht in andre Hände kommen laſſen. Das ſchöne Verhältniß des Vertrauens und der Anhänglichkeit, welches auch in dieſem Zuge ehrenvoll für Leibnitz bezeugt iſt, war öffentlich ſo anerkannt, daß er in Berlin von den Geſandten und andern hohen Perſonen förmliche Beileidsbeſuche empfing. Er ſchrieb am Tage des Empfanges der Todesnachricht, am 2. Februar, aus Berlin an den Freiherrn von Goriz: „Votre Excellence peut juger, combien la triste et fatale nouvelle de la mort de la reine me doit avoir frappé. Tout le monde avoue que parmi les particuliers je suis un de ceux qui y perdent le plus, et jusqu'aux ministres étrangers on me le marque. Cependant ce n'est pas tant ma perte que j'y puis faire par rapport à mes intérêts qui me touche, que celle que je fais dans la mort d'une princesse si accomplie en ce qu'il n'y avoit point de satisfaction égale à celle de la voir. Le roi m'a fait porter hier un présent de mille écus. Mais quand ce seroit dix fois davantage, il ne diminueroit pas le sentiment du grand malheur que nous avons appris ce matin par l'arrivée de M. de Bülow. Je suis en balance s'il est bon pour moi de n'avoir pas été à Hannovre pen-

dant ce triste accident. Si j'y avois été, j'aurois peut-être suggéré certaines choses; mais par mon absence j'ai évité ce qui me pouvoit donner une émotion des plus fortes et des impressions vives et ineffaçables. Les incomparables qualités de la reine n'en laissent que trop; mais le soleil dans son midi n'en pouvoit faire que des agréables, au lieu que son occident m'auroit rempli l'esprit d'un noir chagrin de longue durée. Mais il ne faut penser, s'il est possible, qu'à célébrer sa mémoire et à rendre justice à une des plus accomplies personnes de la terre. Je n'ose point écrire à madame l'électrice ne sachant pas l'assiette de son esprit. Je ne doute point que Votre Excellence ne soit de ceux qui ont le plus de part aux mesures qu'on aura prises pour lui diminuer le sentiment de ce grand malheur, et je vous laisse juger, monsieur, si vous trouvez à propos de lui marquer quelque chose de mon zèle et de faire connoître à la cour que j'attends l'arrivée de M. d'Ilten pour voir si je recevrois quelques ordres.» Dergleichen ſchrieb er an die gemeinſame Freundin Fräulein von Pöllnitz: «Je juge de vos sentiments par les miens; je ne pleure point, je ne me plains point, mais

mais je ne sais où j'en suis. La perte de la reine me paroit un songe, mais en me réveillant de mon assoupissement je ne la trouve que trop véritable. Votre malheur ne passe le mien en rien du tout, excepté que vous avez des sentiments plus vifs et que vous avez été frappée de près du commun malheur. C'est ce qui m'encourage à vous écrire et à entreprendre de vous prier de modérer votre douleur s'il est possible, afin qu'elle ne soit nuisible. Ce n'est pas d'un noir chagrin que vous honorerez la mémoire d'une des plus accomplies princesses de la terre; c'est en l'admirant que nous le pourrons faire, et le monde raisonnable sera de moitié avec nous. Ma lettre est plus philosophe que mon coeur, et je ne suis pas en état de suivre exactement mes propres conseils; mais ils n'en sont pas moins raisonnables. J'attends M. d'Ilten avant que de partir, et je suis avec respect, mademoiselle, votre Leibnitz. P. S. Le roi paroit inconsolable, toute la ville est dans une espèce de consternation. Je n'ose point écrire à madame l'électrice ne sachant point l'assiette de son esprit." Später hin, als er an die Prinzessin von Ansbach, gleichfalls seine Freundin und

Schülerin, die nachmals als Königin Karoline den engliſchen Thron zierte, einen Brief über die wahre Frömmigkeit ſchrieb, verſicherte er, daß die Königin, im Bewußtſein einer ſolchen Frömmigkeit, mit ruhigem Gemüthe geſtorben ſei. Pöllnitz merkt noch an, daß Leibnitz der Königin die Grundſätze der natürlichen Religion beigebracht, und ſie dieſe mit gewiſſenhafter Sorgfalt ausgeübt habe, wie ihr denn gewiß nicht vorzuwerfen ſei, irgend Ungerechtigkeiten begangen zu haben: indem wir das letztere vollkommen gelten laſſen, dünkt uns das erſtere doch der Erklärung zu bedürfen, daß Philoſophie und Chriſtenthum in Leibnitz durchaus nicht entzweit waren, vielmehr in ihren tiefſten Grundlagen und höchſten Ergebniſſen ganz übereinſtimmten, und ſomit die Frömmigkeit und Gewiſſensruhe der Königin eben ſo chriſtlich als philoſophiſch zu nennen ſind. Wenn Friedrich Wilhelm I ſpäter einmal zu Morgenſtern geſagt hat: „Meine Mutter war gewiß eine kluge Frau, aber eine böſe Chriſtin," ſo können wir auch hiebei nur auf den Standpunkt hinweiſen, aus dem dieſes nicht zu rechtfertigende Wort hervorgeht. Der Biſchof Urſinus von Bär wußte ihre Religioſität beſſer zu würdigen. Er ſagt in der auf die Königin gehaltenen Leichenpre-

digt, ſie habe geglaubt, daß die Religion, wie ſie auch auf den Münzen der alten Heiden vorgeſtellt werde, am beſten verhüllt erſcheine. In der That, ſie vermied ſorgfältigſt, ihre ächte Frömmigkeit allzu ſcheinbar hervortreten zu laſſen. Doch ging ſie auch im Verbergen nicht zu weit. Sie verſäumte den eingeführten Gottesdienſt nie, und liebte gute Predigten, wie ſie denn auch die beiden Prediger Lenfant und Beauſobre verpflichtet hatte, abwechſelnd jeden Sonntag in der Schloßkapelle zu Lützenburg zu predigen, wofür ſie dieſelben aus eignen Mitteln beſoldete.

Noch oft in der Folge kommt Leibnitz in ſeinen Briefen auf dieſen Tod und den Verluſt zurück, der ihn dadurch betroffen, und immer ſpricht er in den ruhmvollſten und rührendſten Ausdrücken von dem Geiſte, dem Gemüth und dem Wirken Sophie Charlottens. An die Markgräfin von Anshach ſchreibt er am 18. März 1705 aus dem noch ſo nahen ſchmerzlichen Anlaß folgende Betrachtungen, aus denen zugleich hervorgeht, welcherlei Frömmigkeit ihm und ſeiner Schülerin beizumeſſen iſt: «Je suis persuadé, non par des conjectures légères, mais par des démonstrations nécessaires, que tout est réglé par une substance, dont

la puissance et la sagesse sont du suprême degré et d'une perfection infinie: de sorte que si dans l'état présent nous pouvions entendre l'ordre, que Dieu a mis dans les choses, nous verrions, qu'on ne sauroit rien souhaiter de mieux, non seulement en général, mais même en particulier, pour tous ceux qui ont un véritable amour de Dieu et toute la confiance qu'il faut avoir en sa bonté. Et c'est ce que nous enseigne la Sainte Écriture conformement à la raison, en disant, que Dieu fait tout tourner au bien de ceux qui l'aiment. Or il est bien visible, que l'amour n'est autre chose que l'état où l'on trouve son plaisir dans les perfections de l'objet aimé. Et c'est ce que font ceux, qui reconnoissent et goûtent ces perfections divines, et la justesse, justice et beauté accomplies en tout ce qui plait à Dieu. Si nous étions assez pénétrans déjà, pour voir cette merveilleuse beauté des choses, ce seroit une science, qui feroit la jouissance de notre béatitude. Maintenant que cette beauté est cachée à nos yeux, et que même nous sentons mille choses qui nous choquent, qui causent de la

tentation aux foibles, et du scandale aux mal-instruits, notre amour de Dieu et notre espérance ne sont encore fondées que dans la foi, c'est-à-dire dans une assurance de raison, mais qui n'est pas encore accompagnée du visible, ni vérifiée par l'expérience des sens. Voilà en quoi consistent les trois vertus chrétiennes. Foi, espérance et amour, prises dans leur généralité et constituant l'essence de la piété que Jésus-Christ nous a divinement bien enseignée conformement à la souveraine raison et où la nôtre ne parvient gueres sans la grace divine quoiqu'il n'y ait rien de si raisonnable.» So ſchreibt er am 10. Juli 1705 an Wilhelm Wotton, Doktor der Theologie zu Cambridge, folgende, aus dem Lateiniſchen hier deutſch wiedergegebene Stelle: «Die Beſtürzung, in welche mich der Tod der Königin von Preußen verſetzt hat, iſt Urſache geweſen, daß ich meinen Briefwechſel mit Ihnen und mit andern Freunden in dieſem Jahre nicht wie gewöhnlich fortſetzen gekonnt. Dieſe Fürſtin erwies mir ſolche Gunſt und Gnaden, daß meine Hoffnungen und Wünſche weit überboten wurden. Niemals hat man eine klügere und leutſeligere Fürſtin geſehen. Sie

verlangte, daß ich oft um ſie wäre, würdigte mich oft ihres Geſprächs, und da ich zu dieſer Glückſeligkeit gewöhnt war, ſo iſt mir die allgemeine Trauer aus einer beſondern Urſache noch empfindlicher geweſen. Als ſie in Hannover die Welt verließ, war ich in Berlin, weil ich ihr nicht gleich hatte folgen können. Je weniger wir nun eine ſo traurige Nachricht vermutheten, je ſchmerzlicher wurden wir gerührt. Wahrlich, ich bin einer gefährlichen Krankheit ſehr nahe geweſen, und ich habe mich mit Mühe wieder erholt. Dieſe große Königin beſaß eine unglaubliche Wiſſenſchaft höherer Dinge, und die außerordentlichſte Begier immer mehr zu erforſchen; ihre Unterredungen mit mir gingen dahin, ihre Wißbegier immer mehr zu befriedigen, und die Welt würde dereinſt großen Nutzen davon geſehen haben, hätte nicht der Tod ſie uns ſo früh geraubt."

Die Königin ſtarb in ihrem ſiebenunddreißigſten Jahre. Nach ihren körperlichen Anlagen hätte ſie, gleich ihrer Mutter, ein hohes Alter erreichen können. Das Aeußere ihrer Perſon haben wir aus der Schilderung Tolands erſehen können. Alle Zeitgenoſſen ſtimmen überein, daß ihre Schönheit außerordentlich geweſen, und Ehrfurcht und Bewun-

derung geboten, der Ausdruck aber ihrer seelenvollen klaren Züge nur Zuneigung und Vertrauen einflößt habe. Wiewohl klein von Gestalt, und zuletzt etwas stark, hatte sie doch ein hohes, würdevolles Ansehn. Einen eignen Zauber gab es ihrem Gesicht, daß aus den reinsten blauen Augen lieblichs Sanftmuth blickte, während das dunkelschwarze Haar Stärke und Fülle anveutete, im Gegensatze wechselseitig gehoben und gemildert. Ihren Geist und Karakter sehen wir in allen mitgetheilten Thatsachen unverkennbar ausgedrückt, und brauchen keine besondere Schilderung davon hier nachzuliefern. Die Liebenswürdigkeit und Güte ihres Wesens wird, wie uns dünkt, glücklich zusammengefaßt in den Worten, die wir über sie gesagt finden: «Sie war in einem hohen Grade Meisterin von ihren Leidenschaften, und das so weit, daß sie auch ihre Ungnade niemanden, als auf eine einnehmende Weise anzeigte; hiernächst auch so bescheiden, daß wenn sie jemanden Gutes gethan hatte, sie sehr ungern den Dank dafür annahm.» Wir fügen hinzu: sie gehörte zu den seltnen Menschengebilden, an denen der Blick sich ungetrübt weidet, und die man so lange als möglich auf der Erde verweilen zu sehen wünscht, denen aber gerade dann

oft nur eine kurze Erscheinung vergönnt ist. Selbst die höchste Lebenssphäre war für Sophie Charlotte nur eine niedere, aus der ihr ganzes Dasein emporstrebte.

Als eine Eigenheit wird von ihr bemerkt, daß sie an einem Sonntage zur Welt gekommen, und vieles Wichtige ihr auch ferner am Sonntag begegnet sei, am Sonntage wurde sie getauft, vermählt, am Sonntage starb sie, ja sogar die Beisetzung erfolgte an diesem Tage. Der Aberglaube hat auch noch als eine Vorbedeutung des ihr in Hannover bestimmten Todes den Umstand aufgefaßt, daß kurz vor ihrer Abreise dahin ein Armband mit den Haaren ihres Gemahls und mit dessen Namenszug und Kurhut, welches sie immer am Arme trug, unvermuthet zur Erde fiel, indem ein Oehr ausgebrochen war.

Der König hatte seine Gemahlin, auf deren Schönheit und Ruhm er auch in den Zeiten kalter Zurückziehung den größten Werth setzte, alle Vierteljahr mahlen lassen. Von ihren Bildnissen befindet sich ein größeres in Charlottenburg, als dessen Mahler Weidemann genannt wird; drei kleinere sind auf der Kunstkammer in Berlin, ein Emailbild von Samuel Blesendorf, ein Reliefbrustbild von

Elfenbein, und ein Miniaturbild auf einer Bernsteindose. Ein Gemählde von Leygebe, welches eine schon von König Friedrich I gestiftete Tabacksgesellschaft vorstellt, zeigt auch Sophie Charlotten, die einen brennenden Fidibus in der Hand hält, und dem Gemahl, der sich zu ihr hinbeugt, mit gefälliger Anmuth die Pfeife anzündet. Wir sehen die Königin hier durch hohe Schönheit und edle Haltung ausgezeichnet. Nach damaliger Sitte, welche sie überhaupt, wie es scheint, sehr wohl kleidete, trägt sie Stirne und Brust sehr frei, die schönen schwarzen Haare aber, trotz der Sitte, ohne Puder. Auf vielen Denkmünzen ist sie abgebildet. Eine derselben, vom Jahre 1691, zeigt auf der Rückseite eine Biene, mit der Beischrift: «Mon devoir fait mon plaisir.» Eine andere, vom Jahre 1694, durch den berühmten Künstler Raimund Faltz geprägt, giebt den Spruch von Claudianus: «Nec in ulla sede morantur majestas et amor» — in dieser Veränderung: «In una sede morantur majestas et amor.» Dieser Denkmünze erwähnt auch Leibnitz, und zwar bei Gelegenheit eines Sinngedichtes, welches bei dem Tode der Königin jenen Spruch in seine ursprüngliche Gestalt wieder einsetzt. Diese von Leibnitz angeführten Verse sind

wahrscheinlich von ihm selbst verfaßt; ihr Ton- und Ausdruck widerspricht dieser Annahme nicht, und deßhalb schalten wir sie hier ein:

„Vor diesem sah ich zwar den Dichter Claudian
Vor eitel und bethört in dem Gedanken an,
Daß er frei ausgesagt, wie Majestät und Liebe
Niemalen vorgestellt auf Einem Throne bliebe:
Die große Königin der Preußen, fiel mir ein,
Könnt' uns ein Gegensatz bei seiner Regel sein.
Ich fand auch, daß ein Faltz von ihr dergleichen Gaben
Mit aller Billigung in harten Stahl gegraben.
Doch, da der Himmel sie, sein Unterpfand, entreißt,
So seufz' ich: Claudian hat leider recht gewießt,
Daß Huld nebst Majestät zwar dann und wann bekleibe,
Doch niemals lange Zeit allhier beisammen bleibe."

Auf den Tod der Königin sind acht Denkmünzen geprägt worden, in der Ausführung ungleich, aber alle in der Erfindung schwach.

König Friedrich schritt nach dreijährigem Wittwerstande zur dritten Ehe mit einer Prinzessin von Mecklenburg-Grabow, und lebte nach Sophie Charlotten noch acht Jahre. Ihr Sohn der Kronprinz bestieg im Jahre 1713 als König Friedrich Wil-

heim I den preußiſchen Thron; im folgenden Jahre ihr Bruder Georg Ludwig als König Georg I den großbritanniſchen, und in demſelben Jahre, am 8. Juni 1714, ſtarb ihre Mutter die Kurfürſtin Sophie, welche die geliebte Tochter noch neun Jahre überlebt hatte; ihr Tod war leicht und ſanft, ohne Arzt und Geiſtlichen, wie ſie ſtets gewünſcht hatte; im vierundachtzigſten Lebensjahre noch rüſtig im Garten zu Herrenhauſen ſpazirengehend, fiel ſie plötzlich der Gemahlin ihres Enkels, der ihr geiſtverwandten Prinzeſſin Karoline, entſeelt in die Arme. Leibnitz ſtarb im Jahre 1716 am 14. November zu Hannover. Fräulein von Pöllnitz lebte daſelbſt viele Jahre von einem Jahrgehalte des Königs von Großbritannien, und machte im Jahre 1722 einen Beſuch in Berlin, bei welcher Gelegenheit die Markgräfin von Baireuth in ihren Denkwürdigkeiten ſehr übel von ihr ſpricht, aber zugleich die perſönlichen Unannehmlichkeiten erzählt, welche das offenbar ungerechte Urtheil verurſachten.

Von Sophie Charlottens Nachlaß hat ſich wenig erhalten. Das erwähnte Armband iſt auf der Kunſtkammer. Ein Klavier, welches ihre Kouſine, die Herzogin von Orleans, ihr als Geſchenk zugeſandt, wurde lange verwahrt. Ein Flakon mit gold-

nen Stäben überkreuzt, welches sie viel gebraucht haben soll, befindet sich in Privatbesitz. Ihre Handbibliothek wurde der Königlichen Bibliothek einverleibt. Aus ihren Musikalien machte späterhin Friedrich Wilhelm I eine Auswahl, und gab diese auf die Königliche Bibliothek. Zufolge eines Befehls von Friedrich dem Großen erhielt seine Schwester, die Prinzessin Amalia, sie von daher ausgeliefert. Von ihr hätte sie, gleich ihren andern Büchern und Schriften, das Joachimsthal'sche Gymnasium erben sollen, sie fanden sich aber nicht, sondern nur die Verzeichnisse. Aus diesen sieht man, daß in der Sammlung die besten Werke der damals berühmtesten italiänischen Meister waren, des Corelli, Abbate Stefani, Attilio Ariosti, Stradella, Cesarini, Alessandro Melani, Scarlatti, Benaventura, Nardini, Monza, Luigi di Mantua, Pistochi, Buononcini, Gasparini, Gianettini und vieler Andern. Wohin diese gekommen, so wie die vom Könige damals nicht ausgewählten, ist unbekannt.

Die Handschrift der Königin ist merkwürdig; große, schwungvolle Züge, gerundet und frei, ordnen sich in feste Klarheit, leicht lesbar, dem Ueberblick angenehm. Sie muß sehr viel geschrieben haben, ohne deßhalb gern die Feder zu führen, die

ihr

ihr mehr hinderlich als bequem gewesen scheint. Die Rechtschreibung ist, wie in jener Zeit bei fast allen Nichtgelehrten, und oft auch bei Gelehrten, sehr vernachlässigt. Von ihren zahlreichen Briefen sind einige noch in den Archiven vorhanden, die meisten aber verbrannt, welches Leibnitz in einem Briefe vom 7. Juli 1707 an Johann Albert Fabricius bitter beklagt; in deutscher Uebersetzung lautet diese Stelle: „Hätten die Leute nicht aus übelverstandener Vorsicht die meisten der von der Königin geschriebenen oder an sie gerichteten Briefe verbrannt, so dürften wir sie denen der Königin Christina von Schweden leicht gegenüberstellen. Eine Anzahl derselben sind jedoch wohl hin und wieder aufbewahrt, und unter diesen auch einige an mich selbst, in denen sich die Geisteskraft der fürstlichen Frau und ihr wunderbar zu den Wissenschaften emporgerichtetes Gemüth erkennen läßt.“ Die Briefe der Königin an Leibnitz kamen nach dessen Tode in den Besitz des Philosophen und Mathematikers Ludwig Bourguet zu Neufchatel, der sie herauszugeben dachte, jedoch diesen Vorsatz nicht ausführte.

Die gleichzeitigen Reden und Gedichte auf Sophie Charlottens Tod vermag jetzt niemand zu lesen. Der damals berühmte Benjamin Neukirch

und der ſonſt nicht unbegabte Johann von Beſſer lieferten nur geſchmackloſen Schwulſt, der gar oft in Plattheit verfiel. Auch die franzöſiſchen Verſe von Larrey, und die holländiſchen von Andreas Hollebeck zu Dordrecht, ſind nicht anders zu bezeichnen. Es wäre der heutigen Kunſt würdig, der großen Königin ein Denkmal zu ſetzen, das in demſelben Charlottenburg ſich erhöhe, wo ſie ſelber ſinnig und froh gelebt, und wo der andern Königin von Preußen, welche ein Jahrhundert ſpäter ebenfalls durch Schönheit und Seelenhoheit ein Vorbild weiblicher Vollkommenheit geworden, ein herrliches Grabmal geſtiftet iſt. Den Preußen gereicht es zum gerechten Stolz, in der Reihe ihrer Fürſtinnen zwei ſolche Frauen zu zählen, deren Auszeichnung und Bedeutung weit über die Gränzen des Vaterlandes leuchtet und wirkt. — Daß ſolche Tugenden und Gaben uns fortwirkend vor Augen ſtehen, und ſich vielfach erneuern, dürfen wir getroſt erkennen, und mit Zuverſicht verheißen. —

Nachweisung der gebrauchten Hülfsmittel.

Handschriftliche Notizenblätter des verstorbenen Professors Wippel.

Desgleichen von Herrn Professor Preuß und Herrn Dr. Guhrauer.

Mémoires pour servir à l'histoire de Sophie-Charlotte, Reine de Prusse. Par M. Erman. Berlin 1801. 8.

Die Behandlung ist in breiter Zudringlichkeit verworren und geschmacklos; schmeichlerischer Schwulst hebt alles Scharfe und Eigenthümliche auf. Aber das König Friedrich Wilhelm II aus eignem Antriebe die Briefe der Königin Sophie Charlotte dem Verfasser zum Druck gegeben, verleiht der Schrift den grossen Werth. Erman ist übrigens nur genau, wo es Sachen des französischen Kolonie gilt, sonst ununterrichtet und oberflächlich. Das er nichts vom Abbate Mauro wissen und auf gut Glück ihn Moro nennen will, bezeugt, daß er sich bei Leibniz nicht umgesehen.

Merkwürdigkeiten aus der brandenburgischen Geschichte. Erstes Stück, von Daniel Heinrich Hering. Breslau, 1798. 4.

Darin: »Einige Anekdoten und Karakterzüge von der Königin in Preußen Sophie Charlotte.« Der Verfasser hat auch handschriftliche Nachrichten benutzt.

Neue Berlinische Monatsschrift, von Biester. Berlin und Stettin, 1799. Zweiter Band. December. 8.

Enthält die Geschichte der letzten Krankheit der Königin, und Bemerkungen des Professors Markus Herz darüber; daß die Königin nicht gehörig behandelt worden, scheint gewiß; doch dürfte auch mancher, von Markus Herz hier ausgesprochene Tadel noch zu beschränken sein.

Ein Band Trauerschriften auf den Tod der Königin Sophie Charlotte. (Königliche Bibliothek zu Berlin.) Folio.

Beschreibung des Mauſolei, ſo Seine Majeſtät der König in Preußen zur Ehre des immerwährenden Andenkens vor deren Gemahlin Sophie Charlotte allhier in Ruhm aufrichten laſſen. Berlin, 1705. Folio.

Chriſt-Königliches Trauer- und Ehrengedächtniß der Allerdurchlauchtigſten Frauen Sophien Charlotten Königin von Preußen. Cölln an der Spree. o. J. Folio.

Rehtmeiers braunſchweigiſche Chronik. Theil 3. Kap. 90. Leben des Herzogs Ernſt Auguſt Biſchofs von Osnabrück.

Sophie Churfürſtin von Hannover im Umriß. Von Johann Georg Heinrich Feder. Hannover, 1810. 8.

Außer dem Verdienſte, viele bis dahin ungedruckte Briefe zu liefern, hat die kleine Schrift auch das einer klaren und ruhigen Darſtellung. Aber die Geſchichtskenntniß iſt mangelhaft; wie denn der Verfaſſer durch ſein Fragezeichen bei dem Worte »Wirthſchaft« (eine Art von Hoffeſten bezeichnend) nur ſichtbar werden läßt, daß er nie die Schriften von Canitz und von Beſſer aufgeſchlagen hat.

Sam. de Pufendorf de rebus gestis Friderici Wilhelmi Magni, electoris brandenburgici libri XIX. Lips. et Berolin. 1733. Fol.

Sam. de Pufendorf de rebus gestis Friderici III electoris brandenburgici. Fragmentum. Berolini 1784. Fol.

Friedrich der Dritte, Kurfürſt von Brandenburg, erſter König in Preußen, dargeſtellt von Franz Horn. Berlin, 1816. 8.

Bei allem gutgemeinten deutſchen Eifer nicht immer genau. Herzberg hatte den Pufendorf, von dem hier die Rede iſt, längſt herausgegeben. Der Abſchied Sophie Charlottens vom Kronprinzen iſt irrig ꝛc.

Johannis Friderici Cratneri historiae divi Friderici I Borussorum regis e numismatibus fragmentum.

In: Collectio opusculorum historiam Marchicam illustrantium, das iſt: Sammlung von allerhand zu Nachrichten und Schriften. (Von Küſter.) Berlin, 1730. 8. Stück 8 und 9.

Chr. H. Gütther, Leben und Thaten Friedrichs des Erſten, Königs in Preußen. Breslau, 1750. 4.

Histoire de Frédéric Guillaume I Roi de Prusse. Par M. de M. (Mauvillon). Amsterdam et Leipzig, 1741. 2 Voll. 12.

Friedrich Wilhelm I König von Preußen. Von Friedrich Förſter. Potsdam, 1834, 1835. 3 Thle. 8.

(David Faßmann's) Leben und Thaten des Allerdurchlauchtigſten und Großmächtigſten Königs von Preußen Friderici Wilhelmi. Erſter Theil. Hamburg und Breslau, 1735. Zweiter Theil, Frankfurt und Hamburg, 1741. 8.

Ueber Friedrich Wilhelm I. Ein nachgelaſſenes Werk vom Hofrath und Profeſſor Morgenſtern. s. l. 1793. 8.

Mémoires de Brandenbourg par Frédéric II.

Lettres de Frédéric II à M. de Voltaire.

Mémoires de Frédérique Sophie Wilhelmine, margrave de Bareith, soeur de Frédéric le grand. Brunswick 1810. 2 Voll. 8.

Mémoires de Charles Louis baron de Poellnitz. Liège 1734. 3 Voll. 12.

Nouveaux mémoires du baron de Poellnitz. Francfort, 1738. 2 Voll. 12.

Mémoires pour servir à l'histoire des quatre derniers souverains de la maison de Brandebourg royale de Prusse. Écrits par Charles Louis baron de Pœllnitz. Berlin, 1791. 2 Voll. 8.

Mémoires originaux sur le règne et la cour de Frédéric I roi de Prusse. Par Christophe comte de Dohna. Berlin, 1833. 8.

Ritratti della casa elettorale di Brandenburgo. Da Gregorio Leti. Amsterd. 1687. 2 Voll. 4.

Relation von den Königlichen Preußischen und Chur-Hannöverischen Höfen, an einen vornehmen Staats-Minister in Holland überschrieben von Mr. Toland. Aus dem Englischen ins Teutsche übersetzet. Franckfurt, 1706. 8.

Anekdoten vom französischen Hofe. Aus Briefen der Madame d'Orleans Charlotte Elisabeth. Straßburg, 1789. 8.

Mémoires pour servir à l'histoire des refugiés français. Par M. M. Erman et Reclam. Berlin, 1782 — 1799. 9 Voll. 8.

(Friedrich Nicolai's) Beschreibung der Königl. Residenzstädte Berlin und Potsdam. Berlin, 1786. 3 Thle. 8.

Altes und Neues Berlin. Von G. G. Küster. Berlin, 1737. ff. 4 Thle. Fol.

Versuch einer historischen Schilderung der Residenzstadt Berlin. Dritter Theil. Berlin, 1795. 8.

Zur Geschichte von Berlin und seinen Bewohnern unter der Regierung des Königs Friedrich I und des Königs Friedrich Wilhelm I. Von Fr. Wilken.

Im Berliner historisch-genealogischen Kalender für 1822 und 1823.

Des Herrn von Besser Schriften. Herausgegeben von Johann Ulrich König. Leipzig, 1732. 2 Thle. 8.

Des Freiherrn von Canitz Gedichte. Von Johann Ulrich König. Berlin, 1765. 8.

Benjamin Neukirchs Gedichte. Berlin, 1710. 12.

Karl Friedrich Pauli's allgemeine preußische Staatsgeschichte. Halle, 1760 ff. 8 Thle. 4.

Samuel Buchholtz Geschichte der Churmark Brandenburg. Berlin, 1765 ff. 6 Thle. 4.

Geschichte Preußens von Ludwig von Baczko. Sechster Band. Königsberg, 1800. 8.

C. T. Spittlers Geschichte des Fürstenthums Hannover seit den Zeiten der Reformation bis zu Ende des siebzehnten Jahrhunderts. Göttingen, 1786. 2 Bde. 8.

Ausführlicher Entwurf einer vollständigen Historie der Leibnitzischen Philosophie, von Karl Günther Ludovici. Leipzig, 1737. 2 Thle. 8.

Leben des Freiherrn Gottfried Wilhelm von Leibnitz, an das Licht gestellt von Lamprecht. Berlin, 1740. 4.

Johann Erhard Kapp's Sammlung einiger vertrauten Briefe zwischen Leibnitz und Jablonski ꝛc. Leipzig, 1745. 8.

Commercii epistolici Leibnitziani selecta specimina edidit Joannes Georgius Henricus Feder. Hannoverae, 1805. 8.

Magazin für das Kirchenrecht, die Kirchen und Gelehrten-Geschichte. Von Georg Wilhelm Böhmer. Göttingen, 1787. Erster Band. 8.

Georg Friedrich Händels Lebensbeschreibung, übersetzet vom Legationsrath Mattheson. Hamburg, 1761. 8.

Mémoires du duc de Saint-Simon. Paris, 1829. 20 Voll. 8.

Im vierten Theil eine Stelle.

Mémoires de Gourville. Maestricht, 1782. 2 Voll. 12.

Oeuvres diverses de M. Thomas. Amsterdam, 1768. 2 Voll. 12.

Im zweiten Theile: Eloge de René Descartes.

Oeuvres complètes de Descartes, publiées par Victor Cousin. Paris 1824. 8. Tom 1 et 3.

Bibliothèque germanique ou histoire littéraire de l'Allemagne etc. Amsterdam, 1720 sqq. 8.

Im ersten Band: Memoire abregé sur la vie et les ouvrages de feu M. de Larrey.

Theatrum europaeum. fol.

Neues Hannoversches Magazin. 1808 ff. 4.

Hallische Allgemeine Litteraturzeitung. 1805 ff. 4.

Göttingsche gelehrte Anzeigen. 1810 ff. 8.

Leipziger Litteraturzeitung. 1811. 4.

Der Freimüthige. Berlin, 1812, 1818. 4.

Der Preußische Hausfreund. Berlin, 1810. 4.

Wadzeck's Blatt. Berlin, 1810. 4.

Gedruckt bei A. W. Schade.

Leben

des Feldmarschalls

Grafen von Schwerin.

Von

K. A. Varnhagen von Ense.

Berlin.
Duncker & Humblot.
1841.

Gedruckt bei J. Brestle

Das Geſchlecht Schwerin iſt uralten Adels und hauptſächlich in Pommern heimiſch, wiewohl daſſelbe früh auch in Mecklenburg, Brandenburg, Preußen, und ſelbſt in Polen und Schweden, ſich verzweigt findet. In Pommern bei Anklam, auf dem Gute Löwitz, kam Kurd Chriſtoph von Schwerin am 26. Oktober 1684 zur Welt. Sein Vater war Ulrich von Schwerin, Erbherr auf Wuſeken und Ducherow, ſchwediſcher Regierungsrath in Vorpommern, Erbküchenmeiſter im Herzogthum Pommern, und Schloßhauptmann zu Alten-Stettin; ſeine Mutter Anna Lukretia war eine geborne von Ramin aus dem Hauſe Stolzenberg. Kurd Chriſtoph hatte zwei ältere Brüder und eine jüngere Schweſter. Von ſeiner Jugend iſt wenig aufgezeichnet. Es wird geſagt, daß er gute Hauslehrer

gebahr, und zum Edelmann und zum Christen erzogen werden: beiderlei Bezeichnung ist hier im deutschen Sinne jener Zeit zu nehmen, welche mehr praktische Tüchtigkeit als geistige Bildung hatte, und letztere meist aus der Fremde her. Bis in sein dreizehntes Jahr blieb er in Pommern, dann rief seines Vaters Bruder, der hessische Generallieutenant Detlef von Schwerin, welcher im holländischen Kriegsdienst Inhaber eines Regiments war, ihn zu sich nach dem Haag, wohin die Eltern ihn gern entließen, da Holland in jener Zeit nicht nur als Sitz gründlicher Wissenschaft, sondern auch als Schule der großen thätigen Welt, und als offne Bahn der Auszeichnung und des Glückes angesehen wurde. Der Vater gab dem Sohne beim Abschied einen Thaler, und dabei eine Ohrfeige, mit der Weisung: „Dieses leihe von keinem weiter;" eine dem Ritterschlag entlehnte Formel, welche den Jüngling gleichsam der väterlichen Zucht entließ und in das Gebiet der Ehre versetzte. Er selbst hat dieses Vorgangs in späterer Zeit gegen Friedrich den Großen öfters erwähnt, und dieser ihn uns dadurch überliefert, daß er in seiner Anrede an die pommerschen Abgeordneten, welche im Jahre 1780 wegen Stiftung ihres Land-

ſchaftlichen Kreditvereins nach Berlin kamen, den Zug erzählte; der Zweifel, den man gegen die Richtigkeit der Sache zu erheben geſucht hat, dünkt uns von keinem Gewicht.

Der Oheim hatte, ſo ſcheint es, für den lebhaften und fähigen Jüngling die größte Sorgfalt, und dieſe mußte bald völlig die väterliche erſetzen, da noch in demſelben Jahre 1697, in welchem Kurd Chriſtoph nach Holland gekommen war, daheim der Vater ſtarb. Vom dreizehnten bis zum ſiebzehnten Jahre blieb nun der Jüngling unter des Oheims Obhut, und dieſer wünſchte, da er den eifrigen und fähigen Kopf erkannte, daß derſelbe ſich vorzugsweiſe den Studien widmen und für ein Staatsamt ausbilden möchte. Er habe ihn deßhalb auf die Univerſität nach Leiden geſandt, ſo wird berichtet, und wir dürfen wohl annehmen, daß die Nähe dieſer damals in großer Blüthe ſtehenden Lehranſtalt für den Unterricht Kurd Chriſtophs wird benutzt worden ſein; nur läßt ſeine Jugend uns zweifeln, daß er dort ſo früh förmlich als Student gelebt und noch dazu ſeine Studien ordentlich beendet habe; fabelhaft aber dünkt uns, daß er dann auch noch in Greifswald und Roſtock auf der hohen Schule geweſen

sei: er wird wohl, nur ehe er nach Holland ging, als Knabe gelegentlich mit dem Vater diese beiden Universitätsorte besucht haben, und hieraus mag jene Angabe entstanden sein. Sein jugendlicher Sinn und Trieb, obwohl den Studien nicht grade feindlich, war indeß mehr den Waffen zugewandt, und als die politischen Aussichten im Jahre 1700 sich allgemein kriegerisch anließen, begehrte er, nach dem Beispiele seines Oheims und eines ältern Bruders, Bernd Detlof von Schwerin, der in des Oheims Regiment als Oberstlieutenant diente, gleichfalls dem Kriegsdienste zu folgen, worin ihm auch endlich willfahrt werden mußte.

Noch nicht völlig siebzehn Jahr alt, trat er bei der Kompanie seines Bruders in den holländischen Dienst als Fähnrich ein. Das verwandtschaftliche Verhältniß empfand er zunächst nicht als Annehmlichkeit. Der Bruder sah ungern, daß er diese Laufbahn wählte, und wünschte sie ihm noch zu verleiden. Kein harter und niedriger Dienst wurde ihm erlassen, er mußte im Gegentheil alle Strenge und Rauhheit der Befehlsmacht ertragen. Doch weder die unfreundliche Behandlung, noch die Schwere der Prüfungen machte seinen Entschluß wanken, und alles, womit man ihn abschrecken wollte,

befeuerte nur ſeinen Muth. Er ſuchte durch Abhärtung, durch Geduld und Beharrlichkeit und unverdroſſenen Eifer, allem Auferlegten zu genügen, und er gewann nun erſt recht alle Eigenſchaften, welche ſein neuer Beruf erforderte. Gern ſprach er in ſpäterem Alter von dieſen ſchweren Dienſtjahren, die es zwar übel mit ihm gemeint, aber ihn, wie er dankbar erkannte, doch weſentlich gefördert hatten, und mit Wohlgefallen blickte er auf ein Bild, das aus jener Zeit erhalten war, und ihn in ſeiner erſten Soldatentracht darſtellte.

Zum Glück für ihn fiel dieſe Prüfung nicht in Friedenszeit, ſondern der Reiz des Krieges trat alsbald hinzu, und jede Mühſal und Entbehrung wurde durch Spannung erleichtert und durch Gefahr veredelt. Zwei große Kriege erſchütterten Europa im Beginn des achtzehnten Jahrhunderts, der nordiſche Krieg, in welchem Karl der Zwölfte von Schweden als wunderbarer Kriegsheld glänzte, und der Krieg um die ſpaniſche Erbfolge, in welchem der Prinz Eugen von Savoyen und der Herzog von Marlborough als Feldherren Oeſterreichs und Englands die gegen Frankreich vereinigten Kriegsvölker anführten. Schwerin machte ſeinen erſten

Feldzug in den Niederlanden, wo der holländische General Coehorn, schon berühmt als Kriegsbaumeister, den Festungskrieg thätig betrieb. Als der Herzog von Marlborough auf dem Schauplatz erschien, wurden die holländischen Truppen unter seinen Oberbefehl gestellt, und ein Theil derselben folgte ihm nach Oberdeutschland, als er mit seinem Heere dorthin zog. Das Regiment, in welchem unser Schwerin nun schon als Lieutenant diente, war bei diesem Zuge, focht am 2. Juli 1704 in der Schlacht von Schellenberg oder Donauwörth mit, wo der Oberstlieutenant Bernd Detlof beim Sturm erschossen wurde. Die Kriegsereignisse folgten einander rasch, und Kurd Christoph fand manche Gelegenheit seine Tapferkeit zu zeigen, der ruhmvollste Tag aber, den er mitmachte, war die Schlacht von Höchstädt am 13. August, wo Eugen und Marlborough den Franzosen die vollständigste Niederlage beibrachten. Die Kriegslaufbahn eröffnete sich ihm nun immer heller und reicher, noch nicht einundzwanzig Jahr alt wurde er am 10. September 1705 zum Hauptmann ernannt, und bekam auch sogleich in seines Oheims Regiment eine Kompanie.

Diese glänzende Bahn wurde jedoch plötzlich

unterbrochen, und zwar von einer Seite her, von der er dies am wenigsten zu erwarten schien. Der Oheim nämlich fand sich im nächsten Jahre bewogen, seinen Abschied zu nehmen. Da der Krieg noch in voller Stärke fortdauerte, so konnten nur Alter und Krankheit einen solchen Schritt rechtfertigen, und wurden auch als Beweggründe angeführt. Allein für den Neffen konnten diese nicht ebenso gelten, und da er gleichwohl mit dem Oheim zugleich seinen Abschied nahm, so müssen wir vermuthen, daß irgend ein Verdruß oder eine Kränkung im Dienst, welche den einen oder den andern betroffen, von beiden als gemeinsame Ursache zu dem sonst auffallenden Ausscheiden betrachtet worden; in den damaligen Heerverhältnissen fehlten solche Anläße nicht, und Empfindlichkeit werden wir auch in der Folge noch öfters als einen der Karakterzüge unsers Helden wahrnehmen. Der Oheim ging nach Pommern zurück, und wohnte auf seinem Gute Putzar, wo er nur noch ein Jahr lang lebte. Der Neffe, welcher mit der Liebe eines Sohnes an ihm hing, folgte ihm dorthin nur auf kurze Zeit, denn neue Dienstverhältnisse zogen ihn bald wieder an. Da er als schwedischer Unterthan geboren war, so durfte ihm wohl das

Nachste und Lockendste sein, sich seinem kriegerischen jungen Könige Karl dem Zwölften anzuschließen, dessen Siegesmacht eben auf dem Gipfel des Ruhmes stand. Allein die deutschen Edelleute fühlten damals die Verpflichtung zum heimischen Dienste nicht so dringend, als daß sie darüber die persönlichen Vortheile, welche sich nach Umständen anderwärts darboten, außer Acht gelassen hätten, und solche Vortheile waren für Schwerin eben jetzt schon bei einem benachbarten Fürsten eingeleitet. Er ging nämlich an den Hof des Herzogs Friedrich Wilhelm von Mecklenburg-Schwerin, wo er am 30. November 1706 gleich als Oberstlieutenant in Dienst trat, und kaum ein Jahr später, am 3. November 1707, Oberst und Befehlshaber eines Regiments wurde; so war er nun als Dreiundzwanzigjähriger schon zu einem Range aufgestiegen, den in einem größeren Dienste so früh zu erreichen wohl nicht möglich gewesen wäre.

War ihm in solcher Jugend gelungen, die Stufen des Kriegsdienstes so rasch emporzuklimmen, so durfte er mit gleicher Zuversicht wohl unternehmen, auch andere Lebensbande früh und günstig einzugehen. Er verheirathete sich am 15. Juli 1708 mit der Freiin Ulrike Eleonore, zweiten Tochter des

ſchwediſchen Generallieutenants Freiherrn von Kraſſow aus dem Hauſe Vanſewitz auf Rügen. Die Heirath gründete ſich auf Neigung, war aber auch in andern Beziehungen eine vortheilhafte; ſie knüpfte ehrenvolle neue Verhältniſſe im Vaterlande, half den Wohlſtand des Hauſes mehren, und erhöhte dem jungen verehelichten Manne das Anſehn und Zutrauen, welche dem ledigen nicht in gleichem Grade anzugehören pflegen. Die vieljährige Verbindung war nicht unfruchtbar, gab aber dennoch keine Nachkommenſchaft, denn zwei Söhne und eine Tochter ſtarben in früher Kindheit. Dieſer Mangel ſtörte die gegenſeitige Zufriedenheit nicht. Schwerin wurde von ſeiner Gattin treu geliebt ohne Eiferſucht und mit völliger Einſtimmung in alles, was er wollte und wünſchte. Sonſt aber hatte ſie männlichen Sinn, und wandte dieſen mit Erfolg auf ihr Hausweſen und ſpäterhin auf die Bewirthung der Güter.

Inzwiſchen hatte der nordiſche Krieg aus Rußland und Polen ſich bis nach Deutſchland erſtreckt, und die deutſchen Länder an der Oſtſee waren den Kriegsunruhen preisgegeben. Karl der Zwölfte unaufhörlich neue Kämpfe ſuchend, verlor endlich gegen die Ruſſen am 8. Juli 1709 die Schlacht

bei Poltawa, und mit ihr den Glanz und die Frucht aller seiner bisherigen Siege. Er entging kaum der Gefangenschaft, und gelangte mit kleinem Gefolge in die Türkei, wo er als ein verbündeter Fürst ehrenvoll aufgenommen wurde, und große Hulfsmittel und noch größere Versprechungen empfing. Er überließ seinen Feldherren die Fortsetzung des Krieges in den Ländern, wo die schwedischen Kriegsvölker sich noch behaupteten, und wollte selber nicht zurückkehren, bis er dies an der Spitze eines großen siegversprechenden Heeres zu thun vermöchte. In der Nähe von Bender war um ihn her eine Art Lagerstadt entstanden und von hier aus betrieb er die eifrigsten Verhandlungen mit Konstantinopel, mit seinem Anhange in Polen, und seinen sonstigen Verbündeten; von hier aus erließ er die Befehle, die er von Zeit zu Zeit nach Schweden und an seine Generale sandte, um das Kriegsfeuer stärker anzufachen. Doch machten seine Feinde nun stets größere Fortschritte, die Russen drangen überall siegreich vor; in Verein mit Sachsen und Dänen besetzten sie Mecklenburg und bedrohten Pommern. Die Entfernung des Königs machte alle durchgreifenden Maßregeln schwierig, und die politischen Verhältnisse fielen in die größte

Verwirrung, wobei stets neue Vorschläge und Ereignisse zu berücksichtigen waren.

Unter solchen Umständen eröffnete der schwedische Feldmarschall Graf von Stenbock, welcher sein Hauptquartier in Schwaan hatte, dem Herzoge Friedrich Wilhelm, daß der König von Polen dringend nöthig erachte, Depeschen von großer Wichtigkeit durch sichere Hand an den König von Schweden nach Bender gelangen zu lassen, und daß er deshalb, auf Verlangen des Königs von Polen, den Herzog bitte, dem Obersten von Schwerin, der für die Sendung vorzüglich geeignet scheine, zu dieser Reise die Erlaubniß zu ertheilen. Dies Gesuch erging am 27. November 1712, und am 29. erfolgte die Einwilligung des Herzogs. Schwerin, der sich zu Schwaan bei Stenbock befand, wurde zur mündlichen Besprechung zum Herzoge berufen, kehrte jedoch bald wieder zu Stenbock zurück, der sich bereitete, die von Holstein hereindringenden Dänen anzugreifen. Der Ausgang dieses nahen Kampfes war jedenfalls abzuwarten, und Schwerin machte an Stenbock's Seite am 20. December die heftige Schlacht von Gadebusch mit, in welcher die Tapferkeit der Schweden den Sieg gegen die feindliche Ueberzahl errang. Durch diesen

Sieg, in Folge dessen die Kriegsereignisse sich aus Mecklenburg nach Holstein zogen, war das schwedische Ansehn neu befestigt, und Schwerin, welchem der Herzog am 23. December noch besondere Vollmacht und Anweisung zum Abschluß eines Bundesvertrags zwischen Mecklenburg und Schweden ertheilte, mußte nun ohne Säumen abreisen.

Er nahm seinen Weg über Berlin, von wo er am 28. December weiter reiste. Der schwedische Gesandte daselbst, Freiherr von Friesendorf, schrieb an den Herzog von ihm: „J'ai eu la satisfaction d'entendre faire au colonel de Schwerin la relation de la glorieuse journée de Gadebusch: et ce n'est pas la seule grace, dont nous sommes recevables à Votre Altesse Sérénissime que celle d'avoir bien voulu nous prêter ce témoin oculaire, pour qu'il allât en faire un rapport fidèle au roi à Bender." Am 4. Januar 1713 meldete Schwerin dem Herzog seine Ankunft in Wien, wo er sich indeß nicht aufhielt, sondern sogleich seine Reise nach Jassy fortsetzte. Hier traf er am 20. ein, und wollte sogleich nach Bender eilen, empfing aber vom Könige den Befehl, ihm augenblicklich alle Pariere zu schicken, selbst aber in Jassy zu bleiben, bis er Erlaubniß

erhielte, nach Bender zu kommen, — „pour des raisons que j'ignore", berichtet Schwerin in Betreff dieſes Verbots, das ihn allerdings in Verwunderung ſezen mußte, wofür der Grund aber wohl nur in den ſchwierigen Verwickelungen zu ſuchen iſt, welche der König bereits mit den türkiſchen Behörden hatte, die ihn zum Weggehen aufforderten, und denen er mit gewaltſamem Eigenwillen trotzte. Schon drei Wochen vor Schwerin's Ankunft hatte der Paſcha von Bender den König mit ernſtlichen Maßregeln bedroht, und da dieſer bei ſeiner Weigerung verblieb, ſo fingen die Türken ſchon an, den Verkehr des Königs zu beſchränken und ihm die Lebensmittel abzuſperren. Noch ſcheuten ſie die Perſon des Königs ſelber anzugreifen, aber gleiche Schonung widerfuhr nicht ſeinem Gefolge, und einzelne Schweden, deren man habhaft werden konnte, erfuhren harte Behandlung.

Schwerin erkannte, daß er im unglücklichſten Zeitpunkt eingetroffen ſei, wo auch ſeine Aufträge ganz unnüz wurden. Da die Erbitterung der Türken gegen die Fremden mit jedem Tage zunahm, und heftige Ausbrüche zu befürchten gab, ſo ließ der Statthalter der Moldau, Fürſt Mawrokordato, den ſchwediſchen Reſidenten zu Jaſſy, Schwerin,

und mehrere Offiziere, die sich dort aufhielten, am 24. Januar in Haft nehmen, mehr zu ihrer eigenen Sicherheit, als daß er ihnen mißtraut oder übel gewollt hätte: sie durften auch sogar ihre Waffen und Pferde behalten. Als nun die Nachricht kam, die Tataren würden einfallen und die Gefangenen wegschleppen, so brach Schwerin die Haft, und begab sich mit seinen Gefährten an einen sichern Ort, von wo sie dem Fürsten anzeigten, weßhalb sie die Haft gebrochen, und daß sie keineswegs entfliehen wollten. Auf dessen bestimmte Zusage, daß er sie schützen werde, kehrten sie nach Jassy zurück, und wurden nach drei Wochen völlig freigelassen. Schwerin berichtete am 24. Februar über diese Vorfälle an den Herzog, ließ durch ihn seine Frau und Kinder grüßen, und bat dann auch um Geld; er habe seit seiner Abreise aus Wien, schrieb er, seine Kleider nicht abgelegt, und fügte hinzu: „La figure que je fais ici est assez extraordinaire, pas un ne sait au vrai qui je suis et je n'ai garde de tirer aucun d'erreur." Bei ihm war auch der Oberst Klingstädt, welcher kurz vor ihm aus Schwerin über Zweibrücken nach Bender abgegangen und zehn Tage vor ihm angekommen war.

Ueber das fernere Geſchick und Benehmen des Königs nach ſeiner Ueberwältigung durch die Türken, ſo wie über ſeine eigne Lage und Bedürftigkeit, berichtete Schwerin wiederholt. Am 16. März ſchrieb er von Bender aus, und bat auf's neue um vierhundert Dukaten, indem er ſchon bis über die Ohren in Schulden ſtecke; dabei ſchlug er dem Herzoge den Ankauf von türkiſchen Meubeln und Pferden, wie auch von ungariſchen Weinen vor, indem er ſich die Rückreiſe, wie es ſcheint, gern ganz nahe vorſtellte. Allein dieſe ſollte er noch lange genug hinzögern ſehen, und mittlerweile ſogar die Nachricht empfangen, daß der Herzog Friedrich Wilhelm am 31. Juli in Mainz, wohin er ſich aus dem Schlangenbad hatte bringen laſſen, geſtorben ſei, und daß ſein Nachfolger der Herzog Karl Leopold am 4. Auguſt die Regierung angetreten habe. Nachdem die Lage Karls des Zwölften in Demitocca, wohin man ihn gebracht, wieder etwas günſtiger geworden, durfte auch Schwerin endlich dorthin kommen, und konnte nun perſönlich dem Könige ſeine Aufträge eröffnen; ſie waren nun veraltet und bei ganz veränderten Umſtänden unbrauchbar, in dieſer Hinſicht alſo ſeine Sendung eine erfolgloſe zu nennen. Doch fand

er für alle ausgestandenen Mühen und Gefahren reiche Schadloshaltung in dem täglichen Umgang und den reichen Gesprächen des wunderbaren Kriegshelden, der die Welt fortwährend in Staunen setzte, und in dessen Nähe gelebt zu haben schon Merkwürdigkeit und Zauber war. Seine Unterhaltung, ausschließlich auf Kriegsthaten und Kriegswesen gerichtet, galt für die belehrendste Weihe, deren man in diesem Fache theilhaftig werden könne; sie in solcher Fülle wie Schwerin genossen zu haben, galt als ein beneidenswerthes Glück, und gewiß hat diese Reise dem späteren Rufe seiner großen Kriegserfahrung einen stärkern Vorschub gethan, als wenn er ein paar Feldzüge mehr gemacht hätte; er selbst pflegte dies rühmend auszusprechen.

Wie schwer und sogar gefährlich es war, mit Karl dem Zwölften umzugehen, ist aus vielen Zügen dieses starren Karakters bekannt. Schwerin scheint einigermaßen in Gunst bei ihm gestanden zu haben, wie er denn wohl vor Andern geschickt sein mochte, den König zugleich mit Nachgiebigkeit und mit Festigkeit zu behandeln. Man behauptete sogar, er habe sich in die trotzige Sinnesart desselben so gut gefunden, daß einiges davon in sein

eignes Gemüth übergegangen sei; doch blieb in Schwerin der Trotz, den er wohl öfters zeigte, stets durch Güte und Freundlichkeit gemildert. Die Züge von des Königs Starrsinn aber pflegte er nicht ohne Wohlgefallen zu erzählen, und einen solchen, nach seiner Erzählung überlieferten, wollen wir auch hier beifügen. Der König lag in einem Lusthause auf seinem Bette, wie er in jener Zeit oft wochenlang zu thun pflegte, aber das Bette stand zufällig so, daß die Sonne ihm heftig auf den Kopf brannte, dies belästigte ihn sehr, doch kein Mittel der Abhülfe war vorhanden, als Veränderung des Ortes: natürlich rieth man ihm, sein Bette wegrücken zu lassen, allein zu solcher Nachgiebigkeit war er nicht gewohnt, er verweigerte daher dies beharrlich, und ertrug fernerhin die heißen Sonnenstrahlen, welche diesen Kopf durch alle Marter nicht beugten.

Doch mußte des Aufenthalts in der Türkei, die auch der König nun zu verlassen sich ernstlicher anschickte, für Schwerin endlich genug sein, und gewiß nicht ungern empfing er seine Abfertigung. Der König entließ ihn am 5. November 1713 von Demitocca mit einem kurzen Dankschreiben an den Herzog Karl Leopold, und die Heimreise fand

nun kein weiteres Hinderniß. Er hatte in der Türkei faſt zehn Monate zugebracht, und ſein lebhafter Geiſt, bei aller Ungunſt der Verhältniſſe, daſelbſt einen Reichthum von Beobachtungen und Merkwürdigkeiten eingeſammelt, der ihm in aller Folgezeit unſchätzbar blieb.

Er fand im Vaterlande vieles verändert. Der Herzog Friedrich Wilhelm war ein lebensfroher, gutmüthiger Fürſt geweſen, den es tief kränkte, bei ſeinem beſten Willen doch nur in Hader und Verwirrung mit ſeinen Unterthanen zu ſtehen, die er überdies den Unruhen und Bedrängniſſen des Krieges preisgegeben ſah. Unter ſeinem Nachfolger dauerten die Kriegsunruhen fort, die Streitigkeiten mit ſeinen Unterthanen aber brachen in hellere Flammen aus. Der Herzog Karl Leopold war ein ſchöner Mann, von guten Anlagen, die aber durch Rohheit und Eigenſinn erſtickt wurden. Jähzornig zugleich und halsſtarrig, herrſchſüchtig und mißtrauiſch, flößte er nur Furcht und Widerwillen ein. Doch war er bei dieſen Eigenſchaften nur um ſo mehr die Beute argliſtiger Umgebungen, ſeine Vertrauten mißbrauchten ihn, ſeine Geliebte, die er als ſeine Gemahlin hielt, war ihm untreu. Er hatte im Lager Karls des Zwölften die Feldzüge

in Polen mitgemacht, und wollte nach dessen angestauntem Beispiel alles mit militairischer Strenge leiten, wodurch er aber nur alles verdarb, und sich selber in's Elend brachte. Ein Kriegsmann von Einsicht und Entschlossenheit, wie Schwerin, und der überdies von dem Könige von Schweden heimkehrte und mit Bewunderung von dessen Standhaftigkeit erzählte, war dem Herzoge sehr willkommen, der ihn auch sofort zum Brigadier und gleich darauf zum Kommandanten in Rostock ernannte. Doch um den neuen Kommandanten gehörig einzusetzen, mußte der Herzog sich einer List bedienen. Die Stadt nahm wohl Herzogliche Truppen ein, behielt aber neben diesen ihre eignen, und die Thorschlüssel verwahrte der jedesmalige worthabende Bürgermeister; nun wenn der Herzog selbst erschien, wurden sie ihm überreicht, der sie dann alsbald zurückzugeben pflegte. Jetzt reiste der Herzog also nach Rostock, und empfing üblicherweise die Thorschlüssel, doch anstatt sie dem Magistrat zurückzugeben, überlieferte er sie dem Kommandanten, der sie dann auch aller Klagen ungeachtet behielt.

Schwerin gehorchte seinem Fürsten als Krieger, und vollzog die ihm ertheilten Befehle als

Aufgaben ſeines Amtes; über dieſen Kreis aber ging er nicht hinaus, und am wenigſten ertheilte er Rathſchläge zu harten Maßregeln, die er wohl eher mißbilligte. Allein der Herzog fand andre Diener genug, welche ſeiner Eigenſucht und Gewaltſamkeit ſchmeichelten. Als einer ſeiner verderblichſten Rathgeber wird ein Miniſter von Perkum genannt, den er aus der Fremde mitgebracht: in Dänemark hatte dieſer das Beiſpiel einer unumſchränkten Regierung vor Augen gehabt, und wollte eine ſolche auch in Mecklenburg einführen. Das Land aber war entſchloſſen, ſeine Rechte zu vertheidigen, und beſonders kämpfte die Ritterſchaft mit Muth und Groll gegen die Eingriffe des Herzogs, der willkürlich Steuern ausſchrieb, Verbannungen anbefahl, und überhaupt im Lande ſchaltete, als wenn es weder Geſetze noch Verfaſſung gäbe. Das Land, die Ritterſchaft an der Spitze, wehrte ſich tapfer, und machte ſeine Klagen beim Reichshofrath in Wien anhängig. Der Herzog empfing von den höchſten Reichsbehörden und von dem Kaiſer ſelbſt die ſchärfſten Mahnungen, von ſeinen Gewaltthaten abzulaſſen, die benachbarten Höfe boten ihre guten Dienſte zur Ausgleichung an, allein nichts verfing bei ihm, er ſetzte ſeine

trotzige Handlungsweise thöricht fort. Auf Gütern und Städten wurden den Widerspenstigen willkürlich Truppen zur Verpflegung eingelegt, und Mecklenburger selbst wetteiferten in Plünderung und Verheerung ihres Landes mit den Fremden. Mehrere Jahre vergingen so unter Kampf und Drangsalen.

Inzwischen hatte der Herzog Karl Leopold, nachdem er schon früher von seiner ersten Gemahlin sich getrennt, am 19. April 1716 zu Danzig sich mit einer russischen Prinzessin, Nichte des Zars Peters des Großen, zum zweitenmale vermählt, und bei dieser Verbindung hauptsächlich eine politische Stütze beabsichtigt. Der nordische Krieg hatte auf's neue russische Kriegsvölker nach Mecklenburg geführt, welche das Land hart bedrängten, und als im Jahre 1717, durch die wiederholten Klagen der Ritterschaft, und durch die Verwendung des Kaisers, endlich bei dem Zar erwirkt wurde, daß er die russischen Truppen nach Polen zurückzuführen befahl, so vereitelte der Herzog diese Wohlthat zum Theil wieder, indem er zwei Regimenter Fußvolk und zwei Grenadierkompanien, zusammen 3300 Mann, mit des Zars Bewilligung zurückbehielt und in Sold nahm. Auch seine deutsche

Kriegsmacht vermehrte er ansehnlich, und hielt zusammen über 12,000 Mann unter Waffen. Schwerin, der am 3. September 1718 zum Generalmajor befördert wurde, erhielt den Oberbefehl aller dieser Truppen, deren Erhaltung neue Bedrückungen nöthig machte, die sie denn auch selbst ausführten. Sie betrafen hauptsächlich den Adel, der größtentheils von seinen Gütern vertrieben wurde, aber im Ausland nun um so lauter gegen den Herzog schrie, und die Hülfe von Kaiser und Reich anrief. Die heftigen Klageschriften, welche der Adel an den Kaiser richtete, sprachen auch persönlich gegen Schwerin mancherlei Vorwürfe aus, die er jedoch damit abzulehnen suchte, daß er die Befehle des Herzogs nicht zu verantworten habe, für die Ausführung der Soldaten aber bei dem besten Willen nicht durchaus einstehen könne. Uns scheint zu seinen Gunsten am meisten der Umstand zu sprechen, daß er in mehreren Jahren thätigen Dienstes bei einem so schlechten Heere und in einer so schlechten Sache keinen dauernden Schaden an seinem Ruf erlitten, sondern seinen Namen ehrenvoll erhalten hat.

Da jedoch der Herzog keiner Vorstellung Gehör gab, sondern nur immer unsinniger wüthete,

ſo beſchloß endlich der Kaiſer, auch von Seiten des Reiches Gewalt eintreten zu laſſen. Hannover und Braunſchweig wurden beauftragt, ihre Truppen in Mecklenburg einrücken zu laſſen, um die geſetzliche Ordnung wieder herzuſtellen. Die Zeitverhältniſſe begünſtigten ein ſolches Verfahren, die deutſchen Reichsſtände ſtimmten bei, die ruſſiſche Kriegsmacht war größtentheils nach Polen zurückgegangen, und Karl der Zwölfte am 11. December 1718 vor Friedrichshall in Norwegen erſchoſſen worden, ſo daß der Herzog von keiner Seite Hülfe zu erwarten hatte, ſondern auf ſeine eignen Truppen beſchränkt war. Der König von Preußen, Friedrich Wilhelm der Erſte, erließ noch am 16. Januar 1719 eine ernſtliche Ermahnung an den Herzog, von den harten Bedrückungen des Adels abzuſtehen, allein vergeblich; die Einziehung der Güter wurde fortgeſetzt, ſo wie auch die gewaltſame Werbung, welche die Leute von der Landſtraße zum Soldatendienſte, ſo wie die Pferde von den Kutſchen für die Reiterei wegnahm. Dabei hatte der Herzog die Dreiſtigkeit, den Kaiſer ſeiner völligen Unterwerfung, und die Höfe von Hannover und Braunſchweig der geſchehenen Abſtellung aller Beſchwerden zu verſichern, ſo daß ihre Truppen nur

saur

BIBLIOTHEK DER DISCH. LITERATUR
VARNHAGEN VON ENSE, K. A.

3-598-53028-5
FN. I2194/019

ruhig zu Hause bleiben könnten. Doch diese waren bereits, gegen 13,000 Mann stark, unter dem hannöverischen General von Bülow im Anmarsch, und gingen am 25. Februar bei Zollenspieker und bei Artlenburg über die Elbe. Schwerin sollte mit etwa 8,000 Mann nach Boitzenburg vorrükken und die dortige Gränze vertheidigen. Der Oberst von Waldow führte den Vortrab, fand aber Boitzenburg vom Feinde schon besetzt, und zog sich daher zurück. Schwerin meldete hierauf dem Herzoge den Stand der Sachen, und daß er ihm getrost überlassen könne, den hannöverischen Truppen den Rückweg zu weisen, wenn er selbst nur inzwischen nach Wien eilte und den Kaiser zu versöhnen suchte. In Wittenburg empfing Schwerin neue Befehle, und diese schrieben ihm vor, alle Thatlichkeiten zu vermeiden und sich auf die Hauptstadt Schwerin zurückzuziehen. Der Herzog selbst aber, beim Annahen der wirklichen Gefahr bald unschlüssig und dann kleinmüthig, reiste nach Berlin ab, und überließ die militairische Entwicklung der mißlichen Sache seinem General, dem doch die empfangenen Befehle zum voraus allen Erfolg abschnitten.

Im Verdruß und Unwillen über den ganzen

Zuſammenhang dieſer ſchlecht berechneten Dinge ſcheint Schwerin nur auf die Gelegenheit gewartet zu haben, dem Feinde wenigſtens zu beweiſen, daß er die Waffenentſcheidung nicht fürchte; denn beſtand auch ein Theil ſeiner Truppen aus Neulingen, ſo waren doch die Ruſſen und die Reiter und Dragoner alte, in manchem Streit bewährte Soldaten, und dieſe theilten ſeine Stimmung. Der Zufall begünſtigte ihn bei ſeinem Abſehn. Auf ſeinem Rückzuge ſtieß er am 5. März in Parum auf ein hannöverſches Dragonerregiment, das bis dorthin vorgedrungen war, doch da noch keine Feindſeligkeiten angefangen hatten, ſo zog er ruhig weiter, und weil der Mond hell ſchien, ſo wollte er durch einen Nachtmarſch den Vorſprung, den der Feind über ihn gewonnen, wieder einzubringen ſuchen. Als er nun um Mitternacht bei dem Engwege von Walsmühlen anlangte, wo er beim früheren Vormarſche gegen die Elbe zur Sicherung eine Feldwacht von 30 Reitern zurückgelaſſen, fand er dieſe verjagt, die Brücken abgetragen und jenſeits ein hannöverſches Regiment in Linie aufgeſtellt. Der General von Bülow hatte dieſes Regiment vorausgeſandt, um den Mecklenburgern den Durchzug zu wehren. Schwerin ließ den Oberſten

d'Alleur, der das Regiment befehligte, durch einen Adjutanten auffordern, ihm freien Durchzug zu gestatten, er würde dann seinen Rückzug friedlich fortsetzen, doch der Oberst lehnte dies ab, und als Schwerin selber zum Ufer ritt, um mit dem Obersten zu sprechen, gaben die Hannoveraner Feuer und tödteten fünf Russen in Schwerin's Gefolge, ihn selbst traf eine Kugel auf das Schienbein des rechten Fußes. Nun entzündete sich das Gefecht von selbst; die Russen, um ihre verrätherisch getödteten Landsleute zu rächen, stürzten zum Angriff herbei, ein Müller zeigte Nebenwege, durch welche man über das Wasser kommen und dem Feinde in den Rücken fallen konnte; Schwerin sandte eine Abtheilung hinüber, und nun zwischen zwei Feuer gebracht, mußten die Hannoveraner bald unterliegen, der Oberst d'Alleur wurde schwer verwundet, sein Oberstlieutenant getödtet, und das ganze Regiment, nach großem Verlust an Todten und Verwundeten, in die Flucht gesprengt, die Fahne und mehrere Gefangene fielen in die Hände der Mecklenburger. Schleunigst ließ Schwerin die Brücke herstellen, und zog nun mit Truppen, Geschütz und Gepäck hinüber: das hannöversche Dragonerregiment, welches er bei Varum gesehen hatte, und das

ihm unvermerkt gefolgt war, verſuchte noch ſeinen Nachtrab anzugreifen, wurde aber von Schwerin, der perſönlich zwei Pelotons Fußvolk heranführte, ſchnell zurückgetrieben. Als es Tag wurde und alles glücklich herüber war, ließ Schwerin die Brücke wieder abbrechen, und ſetzte ſeinen Marſch in der alten Richtung fort. Plötzlich aber wurde gemeldet, feindliche Reiterei ziehe in bedeutender Stärke herbei, worauf Schwerin ſeine Truppen ſogleich aufmarſchiren ließ. Der General von Bülow hatte das Schießen vernommen, und war mit ſeinen Generalen und ſo viel Reiterei, als in der Eile aufſitzen konnte, herbeigeſprengt, um die Seinigen zu unterſtützen; zwar fand er dieſe ſchon geſchlagen, und die Mecklenburger über den Engweg weit hinaus, allein auch jetzt noch wollte er ſie in ihrem Rückzuge hemmen, und warf ſich mit 8 Schwadronen, die ihm zunächſt gefolgt waren, ungeſtüm auf den linken Flügel, der noch nicht völlig geordnet ſtand. Sie wurden jedoch hier ſo unerſchrocken und mit ſo tüchtigem Feuer empfangen, daß Bülow ſeine abgewieſenen Reiter nicht zum zweitenmale vorführen mochte, ſondern, um Fußvolk abzuwarten, nach Wittenburg zurückzog. Schwerin blieb noch zwei Stunden auf dem Wahl-

rlaze ſtehen, dem Feinde gleichſam zur Herausforderung: doch da dieſer nicht wieder erſchien, ſo marſchirte er ruhig nach der Hauptſtadt, wo er Mittags einrückte.

Der General von Bülow erließ am 8. März aus ſeinem Hauptquartier Wittenburg an Schwerin ein Schreiben voll heftiger Vorwürfe, daß er gewagt die Truppen, welche im Namen von Kaiſer und Reich in Mecklenburg einrückten, feindlich anzugreifen, wozu er gewiß nicht befehligt geweſen; Bülow drückte ſich ſo aus, als ob Schwerin für ſeine Verwegenheit durch die erlittene Niederlage ſchon beſtraft worden, drohte ihm aber noch ſchwere Verantwortung an, und forderte binnen zweimal vierundzwanzig Stunden eine beſtimmte Erklärung, ob er befehligt ſei, die noch täglich erneuerten Gewaltthaten gegen den Adel fortdauern zu laſſen, ob er die weggenommenen Pferde und Ochſen zurückgeben, und ſchließlich, ob er die Ruſſen ohne Zögern aus dem Lande ſchaffen wolle? Schwerin antwortete am 13. März, die Gegenſtände jener Anfragen lägen außerhalb ſeiner Befugniß, er habe darüber an den Herzog berichtet, wegen des ſtattgehabten Gefechtes aber ſei er ganz ruhig, da er die Feindſeligkeiten nicht angefangen,

und was den Ausgang betreffe, so könne er nur wünschen, wenn er künftig mit Feinden zu thun habe, so wie bei Walsmühlen geschlagen zu werden, und werde keinen solchen Sieg, wie da über ihn gewonnen worden, ihnen jemals mißgönnen. Bülow erwiederte hierauf, Schwerin habe nicht nöthig gehabt, bei Walsmühlen den Durchzug zu erzwingen, er habe noch andere Wege gehabt, seinen Rückzug fortzusetzen. Dies war richtig, allein die Thatsache, daß Schwerin der angegriffene Theil gewesen, dadurch nicht umgestoßen, und rechtfertigte den Krieger hinlänglich, nun auch seinerseits keinen Waffenvortheil verschmäht zu haben. Der aufgebrachte Adel häufte ebenfalls wegen jenes Kampfes alle Schuld auf Schwerin, und veranlaßte den Reichsfiskal gegen ihn zu verfahren: doch bei näherer Untersuchung fiel die Sache von selbst.

Während dieser Verhandlungen hatten die Mecklenburger ihren Rückzug fortgesetzt, die Stadt Schwerin und darauf auch Sternberg geräumt, wohin die hannöverschen Truppen ihnen folgten. Der Herzog war in Berlin durch den Bericht Schwerin's von dem Gefechte bei Walsmühlen erfreut worden, und ernannte denselben zum Lohne seines

tapfern Verhaltens gleich am 8. März zum Generallieutenant. Auch dem Könige von Preußen gefiel die Entschlossenheit des jungen Anführers, auf den er seitdem mit Gunst blickte; doch die Sache des Herzogs war dadurch nicht besser geworden, der König rieth ernstlich zur Nachgiebigkeit, und bald war der stolze Sinn des trotzigen Fürsten so gebeugt, daß er allen Widerstand aufgab: Schwerin mußte Bützow, Güstrow und endlich auch Rostock räumen; an die äußerste Gränze des Landes gedrängt, lagerten die Truppen einige Zeit am See von Malchin, allein dem Herzoge wurde nicht gestattet, auch nur einen Theil derselben zu behalten, er sah sich genöthigt sie zu entlassen; die Russen nahmen ihren Rückweg in die Heimath, wohin sie schon längst verlangten. Der Herzog begab sich nach Dömitz, wo er nur wenige deutsche Mannschaft behielt, und von geringen Einkünften lebte, während sein ganzes Land von fremden Truppen besetzt blieb und durch eine in Rostock niedergesetzte Kaiserliche Kommission verwaltet wurde. Diese Kommission untersuchte alles Vorgefallene, und ließ auch Schwerin zur Rechenschaft vorladen, allein er glaubte sich dieser entziehen zu dürfen,

erſchien nicht, und erfuhr auch weiter keine Anfechtung.

Dieſe mecklenburgiſchen Dienſtjahre und Verhältniſſe bilden den ſchlimmſten Zeitraum in Schwerin's Leben, und es iſt ein ſeltner Fall, aus ſo traurigen Verwicklungen, welche den beſten Mann zu Grunde richten können, mit gutem Namen und ſogar mit Ruhm hervorzugehen. Die Erbitterung der Ritterſchaft gegen ihn betraf mehr ſein Verhältniß, als ſeine Perſon, und verſchwand alsbald, nachdem er aus jenem getreten war. Dieſen Vortheil dankte er ohne Zweifel der Klugheit, nur innerhalb ſeiner militairiſchen Befugniſſe zu handeln, und weder Günſtling noch Rathgeber ſein zu wollen, welche Stellung übrigens bei dem Herzoge Karl Leopold keine beneidenswerthe ſein konnte. Da die Sache dieſes Fürſten unwiederbringlich verloren war, und ſeine Lage keine Verbeſſerung hoffen ließ, ſo hörte Schwerin's Dienſtverhältniß von ſelbſt auf; er konnte daher ohne Schwierigkeit ſeine Entlaſſung nehmen, und ſich nach Pommern auf ſeine Güter zurückziehen.

Er und ſein Bruder Bogislaw hatten ſich in die väterliche Erbſchaft getheilt, die das Gut Löwitz nebſt Antheilen an den Gütern Strettenſe und

Kummerow begriff, und nur geringes Einkommen abwarf. Aber durch die Hinterlassenschaft des Oheims Detlof von Schwerin, der sein im holländischen Dienst erworbenes Vermögen anwandte, das zerstreute Familiengut für seine Neffen wieder zusammenzubringen, hatte sich ihr Besitz bedeutend vermehrt. Während der Kriegesunruhen war alles Grundeigenthum in Werth und Ertrag gesunken, es bedurfte kluger Anstalten und sorgsamer Aufsicht, demselben wieder aufzuhelfen. Schwerin aber hatte in diesem Bemühen den glücklichsten Erfolg, die Einkünfte mehrten sich bedeutend, und in kurzer Zeit erhoben sich beide Brüder zu bemerkbarem Wohlstand. Doch lag es nicht in ihrem Sinne, ganz innerhalb des Landlebens sich abzuschließen; sie trafen zweckmäßige Anordnungen für die damals noch sehr einfache Bewirthschaftung, und fanden sich in aller Freiheit, persönlich der glänzenderen Bahn des Staatsdienstes zu folgen.

Durch den Stockholmer Frieden vom 1. Februar 1720 gelangte Preußen zum vollständigen Besitz von Pommern bis an die Peene, und Schwerin wurde dadurch ein Unterthan Friedrich Wilhelms des Ersten, in dessen Diensten sein Bruder Bogislaw schon als Finanz- und Kriegsrath stand.

Der König hatte den günſtigen Eindruck von Schwerin's Tapferkeit nicht vergeſſen, und bezeigte das Verlangen, ihn nebſt dem Oberſten von Waldow und einigen andern ausgezeichneten Offizieren, die ſich dazu meldeten, in ſeinen Dienſt aufzunehmen. Schwerin trat am 10. April in das preußiſche Heer als Generalmajor, mit dem Patent vom 1. Februar und mit dem Verſprechen eines Regiments bei nächſter Erledigung. Er konnte noch einige Zeit auf ſeinen Gütern zubringen und für deren gute Verwaltung Sorge tragen; bald aber berief ihn der König zu ſich, um ſeine Fähigkeiten in politiſchen Geſchäften zu benutzen. Er ſtellte ihn der Königin, einer Prinzeſſin von Hannover, mit den Worten vor: „Das iſt der Mann, der Ihre Landsleute bei Walsmühlen geklopft hat!“ und dieſe Waffenthat wurde ihm überhaupt auf das vortheilhafteſte angerechnet. Seine erſten Verrichtungen im preußiſchen Dienſte waren diplomatiſcher Art. Er ging im Jahre 1721 als preußiſcher Geſandter nach Dresden, und im Sommer des folgenden Jahres in gleicher Eigenſchaft nach Warſchau, wo ihn ſpäter ſein Bruder Bogislaw ablöſte. An beiden Höfen genoß er Achtung

und Vertrauen, und ſeine Geſchäftsführung erwarb des Königs völlige Zufriedenheit.

Als erwünſchten Beweis derſelben empfing er gleich nach ſeiner Rückkehr, am 13. Januar 1723, ein Regiment Fußvolk, eines der ſchönſten im Heere, vor zehn Jahren errichtet und dem General von Schwendy anvertraut, nun durch deſſen Tod erledigt, und nach ſeinem neuen Inhaber fortan auf lange Zeit das Schwerin'ſche genannt. Schwerin begab ſich unverzüglich nach Frankfurt an der Oder, wo das Regiment ſeinen Standort hatte, übernahm daſſelbe, und wandte ſeinen ganzen Eifer an, die gute Verfaſſung, in der es ſich befand, noch zu erhöhen. Dem äußeren Glanze ſollte die innere Tüchtigkeit entſprechen, der Genauigkeit im Dienſt und in Waffenübungen die ſtrenge Ordnung und ehrbare Zucht. Er empfahl neben der Strenge aber auch Milde, und verbot willkürliche Härte. Sein wohlwollender Sinn hatte das Vertrauen der Offiziere wie der Soldaten gewonnen, und die letztern, welche vorzüglich der Gegenſtand ſeiner Fürſorge waren, liebten ihn wie einen Vater. Doch widerfuhr ihm in der Handhabung ſeines Regiments ein Mißgriff, der in der Folge auffallend wurde. Ein junger Fähnrich, den er zwar wegen

seines Dienſteifers beloben mußte, aber gar klein von Geſtalt und von ſchwacher Stimme für das Kommandiren fand, wurde deßhalb von ihm nicht befördert, ſondern ſtatt ſeiner bei wiederholtem Anlaſſe jedesmal einer der Ausländer eingeſchoben, die Schwerin aus dem mecklenburgiſchen Dienſte mitgebracht hatte, anſehnliche und reiche Leute — ſagte man —, die er begünſtigte, deren Eigenſchaften übrigens ſeiner Begünſtigung nicht unwerth waren. Nachdem der Fähnrich auf die Weiſe viermal übergangen worden, ſchrieb er unter dem 28. Juli 1724 an den König, und bat, daß ihm, etwa durch Verſetzung in ein anderes Regiment, ſeine Beförderung gewährt würde, worauf der König in Folge von Schwerin's Bericht, dem dreiſten Fähnrich ohne weiteres ſeine Entlaſſung gab. Dieſer Fähnrich aber war Hans Joachim von Zieten, deſſen Namen ſpäter zu nicht geringerem Ruhm emporſtieg, als der Schwerin's.

Das Jahr 1724 brachte einen beſonderen Anlaß, Schwerin von ſeiner militairiſchen auf's neue zu diplomatiſcher Thätigkeit abzurufen. In der Stadt Thorn hatten die Proteſtanten lange Zeit die Oberhand beſeſſen, doch mit den Katholiken in Frieden gelebt. Als aber die Jeſuiten dort eingedrungen, verſtärkte ſich die katholiſche Parthei, und

verſuchte bald Eingriffe in die Rechte der Proteſtanten. Die außer Uebung gekommene öffentliche Begehung des Frohnleichnamsfeſtes wurde wieder eingeführt, und die Jeſuitenſchüler, eine ſtarke, wohlgeordnete Schaar voll Uebermuth und Kraft, maßten ſich an, die zufällig anweſenden Proteſtanten zum Niederknien zu zwingen. Hiedurch entſtand eine blutige Schlägerei, und das gemeine Volk in höchſter Erbitterung fiel über die Schüler her, trieb ſie in die Flucht, und ſtürmte dann das Jeſuitenkollegium, welches bald in Flammen aufging. Die flüchtigen Jeſuiten erfüllten das ganze Land mit ihren Klagen, und der Reichstag in Warſchau verfügte eine gerichtliche Unterſuchung des Vorgangs. Doch die Stimme der Jeſuiten galt hier allein, und ſie brachten es dahin, daß der Bürgermeiſter von Thorn nebſt mehreren Bürgern zum Tode verurtheilt, und die Stadt ihrer bisherigen Freiheiten verluſtig erklärt wurde; ferner ſollte die bisher proteſtantiſche Liebfrauenkirche den Katholiken übergeben werden, der Rath ausſchließlich aus dieſen beſtehen, und den Proteſtanten, oder, wie ſie als politiſche Parthei in Polen hießen, den Diſſidenten, kaum noch Boden und Luft verbleiben. Der Reichstag beſtätigte dieſen

Ausspruch, und ein Fürst Lubomirski rückte mit Truppen als Vollstrecker gegen Thorn. Der König von Preußen, durch seinen Gesandten in Warschau, Bogislaw von Schwerin, von diesem grausamen und ungerechten Beschluß unterrichtet, brach in den größten Unwillen aus. Er war als Theilnehmer des Friedensvertrages von Oliva verpflichtet, die Protestanten bei ihren durch diesen Frieden gesicherten Rechten zu schützen, und er trat nachdrücklich für sie auf; seine redliche Gesinnung und sein frommer Eifer ließen kein Mittel unversucht, ihnen Gerechtigkeit zu verschaffen. Er rief die mitverpflichteten Höfe von England, Schweden und Dänemark zu kräftigem Einspruch gegen die Unterdrückung ihrer Glaubensgenossen auf. Er selber schrieb an den König von Polen, um wenigstens Aufschub für den schmachvollen Urtheilsspruch zu erlangen, und um dem Schreiben größeres Gewicht zu geben, ließ er dasselbe durch Kurd Christoph von Schwerin überbringen. Beide Brüder betrieben mit vereintem Eifer ihren Auftrag, allein ihr Bemühen war vergebens, die katholische Partheisucht überwog, und Lubomirski, befürchtend, der Aufschub möchte dennoch bewilligt werden, beschleunigte die Hinrichtung, die am 7. December wirklich

vollzogen wurde. Schwerin überließ nun seinem Bruder und dem großbritannischen Gesandten die fernere Rechtserörterung dieser jammervollen Sache, und kehrte voll Trauer und Grimm nach Berlin zurück, wo der König auf neue Maaßregeln sann, den Bedrängten beizustehen, oder doch das Vergeltungsrecht für sie zu üben.

Im folgenden Jahre finden wir Schwerin wieder bei seinem Regiment in Frankfurt an der Oder. Von seinem guten Verhältnisse mit dem Könige zeugt ein Schreiben an denselben vom 11. Juni; er bietet ihm darin die Bildnisse von Stanislaus Leszinski und von dessen Gemahlin mit dem Wunsche an, dafür das Bild des Königs zu erhalten. Wir schalten diese Probe damaliger inkorrekter Eleganz, wie sie auch selber in Frankreich nicht selten vorkam, hier gebührend ein. Schwerin schrieb: „Sire! Votre Majesté m'ayant marqué désirer voir le portrait de Stanislas Lesczinski et celui de son épouse, ainsi j'ai l'honneur de les lui présenter bien au naturel, ils ont l'un et l'autre toute la ressemblence possible, au moins tels qu'ils etoient 1711. J'ai depuis encore fréquenté familièrement ce seigneur en Turquie, où il n'avait rien perdu de son air,

et comme des personnes qui l'ont vu depuis peu m'ont assuré, il n'y a aucun changement en lui que la différence de l'habillement. Si Votre Majesté souhaite garder ces deux portraits, je les lui offre de grand coeur en échange du sien; mon intéressement en cette rencontre ne doit pas déplaire à Votre Majesté, un pauvre gentilhomme qui troque avec son roi y doit gagner naturellement, outre que peut-être de longtems il ne s'offrira pas une occasion si favorable, pour vous demander votre portrait que j'aurai en vénération toute ma vie. Je suis avec toute la soumission respectueuse etc." Der König behielt diese Bildnisse, und befahl das seinige zu übersenden. Am 30. November desselben Jahres erhielt Schwerin auch die Amtshauptmannschaft zu Jerichow und Alten-Platow, deren Einkünfte jährlich 500 Thaler betrugen. Wegen ansehnlicher Forderungen, welche Schwerin aus seiner frühern Dienstzeit noch in Mecklenburg zu machen hatte, und lange fruchtlos ansprach, gewährte ihm der König seine kräftige Verwendung, und er gelangte zu seiner Gebühr. Von seiner Gunst bei dem Könige, und in wie menschenfreundlichem Sinn er sie benutzte, finden

wir noch folgende Erzählung: „Ein Page des Königs war mit einem seiner Kammeraden in Händel gerathen, ohne davon die Ursach gewesen zu sein, und hatte das Unglück gehabt, denselben zu erstechen. Der König, welcher in dergleichen Fällen keine Nachsicht hatte, befahl, daß er den Kopf verlieren sollte. Alles nahm an dem Schicksal des Pagen Antheil, und bat für denselben um Gnade. Es war aber umsonst, und selbst die Bitten der Königin wurden nicht erhöret. Endlich übernahm es Schwerin den Unglücklichen zu retten. Der König war einst bei guter Laune, über ein Geschäft, welches Schwerin wohl ausgeführt hatte, und befahl ihm daher sich eine Gnade zu erbitten. „Es sei welche es sei?" fragte Schwerin, der diesen Zeitpunkt zu benutzen suchte: Ja! erwiederte der König. — „Versprechen mir Ew. Majestät bei Ihrem Königlichen Worte, daß sie meine Bitte nicht abschlagen wollen?" — Der König, der keine Verzögerungen ertragen konnte, ward schon ungeduldig und sagte: „Ja! ja! Was ist es denn?" — „Nun," fuhr Schwerin fort, „so bitte ich um das Leben des jungen Menschen, der das Unglück gehabt hat, seinen Kameraden zu erstechen." — Nein, erwiederte der König, alles in der Welt,

aber das nicht. — Schwerin ergriff den Rockſchoß des Königs und ſagte: „Ew. Majeſtät haben mir Ihr Königliches Wort gegeben, und ich laſſe Sie nicht, bis Sie es gehalten haben.“ — Der König, der ſich ſo in die Enge getrieben ſah, antwortete: Schwerin! Ihr vergreifet Euch an meiner Perſon? — „Nehmen Ew. Majeſtät meinen Kopf, verſetzte Schwerin, wenn ich ein Verbrechen begehe, aber ſchenken Sie einem jungen Menſchen das Leben, der der Welt noch nützlich werden kann, und der ſchon dazu ſo gute Hoffnungen gegeben hat.“ — Nun, ſagte der König mit Unwillen, er ſoll Gnade haben, aber er muß mir nie wieder vor das Geſicht kommen. —

Der Feldzeugmeiſter Graf von Seckendorf, welcher als Geſandter des Kaiſers im Jahre 1726 nach Berlin kam, und lange Zeit in dieſer Stellung verblieb, wußte den König bald für ſich einzunehmen und ſich in deſſen Vertrauen feſtzuſetzen. Die Verhältniſſe in Berlin erfuhren dadurch große Veränderungen. Um den König her hatten ſich, wie dies ſein offner und raſcher, aber leichtgläubiger und beſchränkter Sinn wider ſeinen Willen veranlaßte, ſchon früher vielfache Ränke geſponnen; der Fürſt Leopold von Anhalt-Deſſau nebſt dem

Feldmarſchall von Grumbkow hatten zum Theil die Fäden in der Hand, zum Theil waren ſie ſelbſt davon umſtrickt. Nun trat Seckendorf als der Klugſte und Feinſte hinzu, und hatte bald mit jenen die Verbindungen angeknüpft, die für ſeine Zwecke nöthig waren. Alles am Hofe von Berlin empfand fortan mehr oder minder den Einfluß dieſer Namen. Seckendorf lenkte die Neigung des Königs entſchieden auf die Seite Oeſterreichs, und entzweite ihn mit Hannover und Großbritannien, wodurch auch in der Familie des Königs ein verderblicher Zwiſt entſtand. Wir finden Schwerin während dieſer Zeit ſelten genannt, allen Ränken und Verwickelungen, welche ſich unheilvoll ausbreiteten, ſcheint er völlig fremd geblieben. Dem Fürſten von Anhalt-Deſſau hatte gleich anfangs Schwerin wenig gefallen, wie dieſem auch der Fürſt nicht; ihre Gemüthsart und Handlungsweiſe ſtanden in entſchiedenem Gegenſatz, Rohheit und Bildung mußten einander abſtoßen. Auch Grumbkow und Seckendorf konnten in Schwerin weder einen Verbündeten noch ein Werkzeug finden, und ſein Rang und ſeine Stellung waren noch nicht ſo wichtig, um einen Gegner in ihm fürchten zu laſſen. Auch auf dieſem ſchwierigen Boden kam die ſchon früher bewährte Klugheit ihm zu Stat-

ten, ſich auf den ihm zugewieſenen Wirkungskreis einzuſchränken, und dies konnte er um ſo leichter, als er bei ſeinem Regiment und auf ſeinen Gütern genugſame Beſchäftigung fand.

Der König indeß bezeigte ſich ihm fortwährend gnädig, und ernannte ihn am 25. Juli 1730 zum Gouverneur von Peiß. Der Sommer dieſes Jahres wurde verhängnißvoll durch den offnen Bruch, in welchen der zwiſchen dem Könige und dem Kronprinzen ſchon lange beſtehende Zwieſpalt überging. Der Kronprinz wurde nach Küſtrin gefangen geſetzt. Schwerin war mit dieſen Mißverhältniſſen in keiner Art verflochten, ſie konnten auch ferner an ihm ſtill vorübergehen. Doch ſeine Theilnahme für den liebenswürdigen Prinzen, dem nicht nur die Freiheit genommen, ſondern deſſen Leben ſogar bedroht war, mochte er nicht verhehlen, und in Frankfurt an der Oder demſelben ſo nah, fühlte er ſich verpflichtet, ſie ihm auch thätig zu bezeigen. Sobald Friedrich wieder einige Freiheit genoß und Briefe empfangen durfte, ſchrieb Schwerin tröſtend und dienſterbötig an ihn, und ſuchte ſeinen Wünſchen mit allem Eifer zu entſprechen. Ein lebhafter Briefwechſel dauerte längere Zeit fort, und legte den Grund zu der beſondern Achtung und Zuneigung, welche Friedrich

ſtets für Schwerin hegte. Die Briefe ſind nicht bekannt geworden, mögen aber noch irgendwo verwahrt ſein. Man weiß, daß Friedrich in einem derſelben ſich von Schwerin einen Hautboiſten ſeines Regiments erbat, den er einſt auf der Durchreiſe in Frankfurt, als die Studenten ihm eine Abendmuſik brachten, als vortrefflichen Flötenbläſer kennen gelernt, und den er jetzt bei ſich zu haben wünſchte, um ſein eignes Flötenſpiel von ihm begleiten zu laſſen. Dies war Frederedorf, der Sohn eines Stadtmuſikanten zu Paſewalk ſeitdem der vertraute Liebling Friedrichs, und ſpäter ſein Geheimer Kämmerier, der große Fähigkeit beſaß und bis zu ſeinem Tod in des Königs Gnade blieb.

Der Frieden wurde in dem Königlichen Hauſe nach und nach hergeſtellt, doch mehrere Perſonen, welche der König als ſolche erkannt, die ſeinen Abſichten entgegengewirkt, blieben in Ungnade. Unter dieſen war der Miniſter Baron von Knyphauſen, der ſogar den Abſchied erhielt, und ſich auf ſeine Komturei Lietzen zurückziehen mußte, wo er bald ſtarb. Dieſer Fall traf Schwerin ſehr nahe, er ſtand mit dem Hauſe in enger Verbindung, ſuchte die bei beträchtlichem Vermögen doch verwickelten Angelegenheiten zu ordnen, wurde für

die acht hinterbliebenen Kinder ein sorgsamer Vormund, und für die noch schöne und geistesanmuthige Wittwe, geborne von Ilgen, ein treuer Anwalt; den ältesten Sohn nahm er mit Bewilligung des Königs in sein Regiment. Für ihn selber entstand weder aus dieser Fürsorge, noch aus dem Verkehr, den er mit dem Kronprinzen gehabt, ein Nachtheil, der König maß ihm keine üblen Absichten bei, und ließ ihn auch deßhalb in nichts zurückstehen. Schwerin wurde am 30. Mai 1731 Generallieutenant und gleich darauf auch Ritter des schwarzen Adlerordens.

In Mecklenburg dauerten die Unruhen noch immer fort. Die Kaiserliche Kommission waltete im Lande, und die hannöverschen und braunschweigischen Truppen mußten von den Einwohnern verpflegt werden, die Ritterschaft und die Städte wollten ihre Rechte behaupten, der Herzog von seinen Ansprüchen nicht ablassen. Die Landtage, anstatt die Mißhelligkeiten zu schlichten, vermehrten nur den Zwiespalt und die Verwirrung. Der Herzog Karl Leopold hatte in Dömitz die beschränkte Macht, die ihm verblieben war, zu schrecklichen Hinrichtungen mißbraucht; ein Geheimrath von Wolffradt war angeblich wegen Verrathes

enthauptet worden, deſſen Frau aber, eine natürliche Tochter des Herzogs Friedrich Wilhelm, hatte der Herzog zu ſich genommen und einen Sohn mit ihr gezeugt. Doch der Ort war ihm nun durch das Blutvergießen verleidet, und er begab ſich nach Danzig, wo er die Hülfe Rußlands auf's neue anrief, und wirklich Truppen zu werben begann. Da man in Wien ſich überzeugte, die Zerrüttung des Landes werde unter dieſem Fürſten nie aufhören, ſo verfügte der Reichshofrath, daß des Herzogs Regierung gehemmt und das Land ſeinem Bruder, dem Herzoge Chriſtian Ludwig, unter Kaiſerlicher Aufſicht zur Adminiſtration überwieſen würde. Hierauf kehrte Karl Leopold mit kleinem Gefolge von Danzig unerwartet nach Schwerin zurück, und forderte ſeine Unterthanen auf, ihm gegen die Kaiſerliche Adminiſtration beizuſtehen. Er hatte noch einigen Anhang im Volke, die Geiſtlichkeit und die Bauern waren gegen die Ritterſchaft, auch einige Mitſtände des Reichs wurden bedenklich, und hielten das Verfahren des Kaiſers für unberechtigt. Der Aufſtand wurde zwar durch die hannöverſchen Truppen im Namen der Adminiſtration ſogleich gedämpft, doch Karl Leopold hielt die Städte Dömitz und Schwerin beſetzt, und als ihn die han-

növerſchen Truppen einzuſchließen drohten, rief er die Vermittlung des Königs von Preußen an, der ſchon längſt vom Kaiſer zur Stillung der mecklenburgiſchen Unruhen mit beauftragt war. Die Kaiſerliche Adminiſtration verwandelte ſich nun wieder in eine Kommiſſion mit dem Herzoge Chriſtian Ludwig an der Spitze, und beide Brüder befehdeten einander in Schriften und Handlungen auf das härteſte, es fielen Gefechte vor und Ueberfälle, die Landtage wurden ebenfalls Kampfplätze, ganz Mecklenburg war von Gräuel und Jammer erfüllt. Solchem Unheil ein Ende zu machen, fühlte der König von Preußen ſich ſchon als Nachbar verpflichtet; und nachdem er den Herzog Karl Leopold bewogen, ein Unterwerfungsſchreiben an den Kaiſer zu richten, beſchloß er eine hinlängliche Truppenmacht in Mecklenburg einrücken zu laſſen, um zunächſt den jetzt bedrängten Herzog in Schutz zu nehmen, dann aber auch die Rechte der Ritterſchaft und der Städte wahrzunehmen und den Frieden im Lande vollkommen herzuſtellen. Der Kaiſer ſah dieſe Einmiſchung höchſt ungern, erklärte das Unterwerfungsſchreiben des Herzogs für ungenügend, und ließ durch ſeinen Geſandten in Berlin alle Mittel verſuchen, um des Königs Verfah-

rückgängig zu machen, oder die Ausführung zu hintertreiben; allein diesmal scheiterte Seckendorf's Bemühen an des Königs Festigkeit. Die Truppen wurden in Marsch gesetzt, und Schwerin, als des Landes und der Verhältnisse kundig, zu ihrem Befehlshaber ernannt. An der Spitze eines Regiments Fußvolk und zweier Reiterregimenter rückte dieser aus der Priegnitz in Mecklenburg ein, und besetzte am 20. Oktober 1733 die Stadt Parchim. Die große Schwierigkeit war, mit den hannöverschen und braunschweigschen Truppen, welche die meisten Orte besetzt hielten, jeden feindlichen Zusammenstoß zu verhindern, und gleichwohl die Quartiere und die Verpflegung zu erlangen, deren man bedurfte. In Parchim glückte dies durch eine List, die Preußen begehrten auf dem Durchmarsch ein Nachtlager zu halten, die dort liegenden Braunschweiger durften dies nicht hindern; am folgenden Tage aber blieben die Preußen stehen, und jene fanden nun gerathen nach Sternberg abzuziehen. Allmählig dehnten sich die Preußen nach Goldberg, Plaue, Lübitz und Grabow aus, wodurch sie einen beträchtlichen Theil des Landes inne hatten, und die Städte Schwerin und Dömitz gegen Einschließung sicherten.

Im Anfange des Novembers wurde zu Roſtock der Landtag eröffnet, und es erregte Aufſehn, daß auch Schwerin ſich dort einfand. Die Ritterſchaft war noch voll Groll gegen ihn aus der früheren Zeit, und das Bewußtſein, ihn mit Worten und Handlungen arg verunglimpft zu haben, erhöhte das Mißtrauen derjenigen, welche jetzt ſeiner Rache bloßgeſtellt waren. Allein Schwerin gedachte der früheren Beleidigungen nicht, und hielt ſich ſtreng in den Gränzen ſeiner jetzigen Aufgabe. Seine Anträge gingen fürerſt darauf hin, daß man hier die Bereiche der Quartiere für ſeine und die übrigen fremden Truppen feſtſetzen und die nöthige Verpflegung anordnen möchte. Sodann übergab er eine Denkſchrift, worin die Verminderung der das Land belaſtenden Truppen gewünſcht, und der Vorſchlag gemacht wurde, daß von jedem der drei Höfe nur die gleiche Zahl von 600 Mann zurückgelaſſen würde, und damit die hannöverſchen Truppen keinen Vorwand hätten, ihren Abmarſch zu verzögern, bis ſie vollkommen bezahlt worden, ſo ſollte man in der Fremde eine Anleihe machen, um die Truppen ſogleich zu befriedigen. Die Zweckmäßigkeit dieſer ganz für das Beſte des Landes berechneten und durchaus billigen Anträge war

nicht abzuläugnen; allein der Adel ſah in den hannöverſchen Truppen hauptſächlich ſeinen Schutz, in den preußiſchen mehr den des Herzogs, und glaubte daher bei jenen wenn auch dem Lande erſprießlichen Vorſchlägen doch für ſich keinen Gewinn; der Landtag ließ ſich demnach mit Schwerin auf nichts ein, ſondern behauptete, hierüber müßten erſt die Beſtimmungen des Kaiſers abgewartet werden. Voll Verdruß, des Königs gute Abſicht verkannt und ſeinem eignen Auftreten nur mit Mißtrauen begegnet zu ſehen, kehrte Schwerin von dem Landtage zurück, quartierte ſelbſt ſeine Truppen in die Städte und Fürſtlichen Aemter ein und traf nun alle Anordnungen ſelbſt, die er dem Lande hatte überlaſſen wollen. Der Adel ſollte ohne Einlagerung bleiben; und da die Ritterſchaft anzeigte, daß die preußiſchen Reiter bei adeligen Bauern Futter einforderten, antwortete Schwerin, er wiſſe ſolche nicht zu unterſcheiden, würde aber, nach erhaltener Angabe, Befehl geben ſie zu verſchonen. Die Verpflegung war dem Lande eine harte Laſt, wurde jedoch durch Schwerin's aufmerkſame Sorgfalt möglichſt erleichtert; er ließ durch den Ober-Kriegskommiſſair eine Kaſſe zu Parchim errichten, wohin die Beamten und Pächter der von

den Preußen beſetzten Domainen ihre Zahlungen machen mußten, und es wurde das Geld ſo genau verwaltet, daß beträchtliche Vorſchüſſe im folgenden Jahre zurückgezahlt werden konnten.

Nach vielen vergeblichen Bemühungen, Ordnung und Einigkeit in Mecklenburg herzuſtellen, kamen die betheiligten Höfe überein, ihre Truppen gleichzeitig zurückzuziehen; nur wenige Mannſchaft ſollte zurückbleiben, um als Unterpfand der noch nicht berichtigten Forderungen einige Aemter beſetzt zu halten. Da jedoch das Land zu ſeiner Sicherheit nothwendig fremder Truppen bedurfte, ſo traf der Herzog Chriſtian Ludwig im Namen der Kaiſerlichen Kommiſſion die Vorkehrung, ein holſteiniſches und ein ſchwarzburgiſches Regiment in Sold zu nehmen. Die hannöverſchen und braunſchweigiſchen Truppen verließen hierauf Mecklenburg, und ebenſo die preußiſchen, mit Ausnahme von 100 Reitern und 200 Mann Fußvolk, welche auf den dem Könige überlaſſenen Pfandämtern Plaue, Wendenhagen, Marnitz und Eldena blieben, und ſpäter durch ein Bataillon Huſaren abgelöſt wurden. Schwerin hatte dem Landrath am 14. Februar 1734 ſchriftlich angezeigt, ſeine unterhabenden Völker würden nunmehr das Land verlaſſen, und

er verſprache bei dem Ausmarſch gute Ordnung zu halten: allein er werde nothwendig einige adliche Güter berühren müſſen, deßwegen er wünſche, daß die Eigenthümer ſodann dort zugegen ſein möchten. So ſchonend verfuhr er mit ſeinen Gegnern, die auf alle Weiſe bemüht geweſen waren, und noch fortfuhren, ihm Haß und Widerwillen zu erwecken. Doch inmitten aller Parteiſucht erhoben ſich auch billigere Urtheile, und die Folgezeit erkannte ſein Verdienſt bereitwilligſt an. Dieſer Kriegszug, mit welchem Schwerin's Namen dem Anſcheine nach nur ungünſtig verknüpft ſein konnte, gereichte in Wahrheit zu deſſen erhöhtem Ruhme. Die mecklenburgiſchen Streitigkeiten waren zwar keineswegs geſchlichtet, die Unruhen dauerten fort, der Herzog Karl Leopold wurde für immer auf Dömitz beſchränkt, und ſein Bruder und Erbfolger Herzog Chriſtian Ludwig behielt die Landesverwaltung, aber noch lange blieben fremde Truppen im Lande, und bis in ſpäte Zeit erſtreckten ſich die Nachwehen. Doch vermochte der Rath und die Macht der Nachbarn, in jenen Tagen ſo wenig wie in den unſrigen, ſolche Verwirrungen zu ſtillen, wo ſich das Recht in den unglücklichſten Formen hilfloſ verſtrickt hatte, und zwar gehandhabt, aber auch das perſön-

liche Ansehn geschont werden sollte. Der König von Preußen war als Friedensstifter aufgetreten, allein der Erfolg lag nicht in seiner Hand, noch weniger in der Hand Schwerin's, welcher nur bestimmte Befehle auszuführen hatte, und sich hierauf um so mehr beschränken mußte, als er seinen guten Willen nur übel aufgenommen sah.

Der König war mit Schwerin's Verrichtung durchaus zufrieden, und wünschte seitdem öfter dessen Gegenwart, sowohl zur Unterhaltung, als zur Berathung. Doch dauerten im Allgemeinen die Verhältnisse fort, welche den Boden des Hofes ungünstig für ihn machten, und ihn den seiner Güter und den seines Regiments vorziehen ließen. Die einflußreichsten Personen sahen ihn wo nicht mit Feindschaft, doch mit Mißtrauen, und Andere suchten seine feinere, aber in ihren Augen gezierte und anspruchsvolle Bildung lächerlich zu machen; sie gaben ihm den Spottnamen des kleinen Marlborough, wovon die Erinnerung noch in später Zeit wiederklang. Dabei gaben auch Schwerin's persönliche Verhältnisse, die Folgen seines erregbaren Sinnes und Herzens, den Gegnern allerdings Blößen, welche der strengern Denkart des Königs nur mißfällig sein konnten. Ein naher Anlaß

brachte dieſe Denkart zu einer namentlich für Schwerin ſehr empfindlichen Ausübung.

Die Wittwe des Staatsminiſters von Knyphauſen war mit Schwerin durch ſeine ihr und ihren Kindern gewidmete Fürſorge in ein näheres Verhältniß gekommen, das bald die größte Vertraulichkeit erreicht hatte. In Folge derſelben kam ſie im Jahre 1735 mit einem Kinde nieder, deſſen Geburt ſie als mehrjährige Wittwe möglichſt verheimlichte, aber doch nicht völlig verbergen konnte. Dennoch wäre die Sache wahrſcheinlich ohne Aufſehen hingegangen, hätte nicht der damalige Tribunalspräſident und nachherige Großkanzler von Cocceji den König davon benachrichtigt, der höchſt aufgebracht über ſolches Aergerniß, welches er unterdrücken, aber auch beſtrafen wollte, ohne weiteres eine Buße von 12000 Thalern beſtimmte, wodurch die Sache abgemacht und dem geiſtlichen Gericht entzogen bleiben ſollte. Die reiche Frau bezahlte das Geld ohne Widerrede, und rühmte ſich, den König dennoch betrogen zu haben, denn ſie ſei ſchon früher einmal heimlich niedergekommen. Der Kronprinz, an die freiere Denkart der Franzoſen gewöhnt, und Vergehen der Sinnlichkeit mit Nachſicht beurtheilend, bedauerte die Frau von Knyphauſen,

und mißbilligte die ihr auferlegte Geldſtrafe, ſo daß er ſogar fragte, ob man ſolch Geld mit gutem Gewiſſen erben könne? Schwerin aber fühlte ſich durch jenes Verfahren tief beleidigt, und warf auf Cocceji die heftigſte Feindſchaft, beſchuldigte ihn der Bosheit und Tücke, nannte ihn verächtlich den weißen Michel, und verfolgte ihn mit bittern Spottreden. Die Feindſchaft wurde von Cocceji mit aller Heftigkeit erwiedert, und er fand bald andere Waffen, als Spottreden, um die des Gegners zu vergelten.

Die Vorfahren Schwerin's beſaßen in Pommern ein bedeutendes Gut Spantikow, deſſen letzter Beſitzer im Jahre **1634** mit Hinterlaſſung einer Schweſter ſtarb, die den ſchwediſchen Grafen Stenbock geheirathet hatte. Dieſer machte Anſprüche geltend, die ihm den Pfandbeſitz des Gutes verſchafften, und er behauptete ſich darin lange Zeit; die Familie Schwerin konnte ſeine unverhältnißmäßige Forderung von **150,000** Thalern, gegen die er das Gut ausliefern wollte, weder zugeſtehen, noch aufbringen. Als der große Kurfürſt im Jahre **1677** nach Pommern vordrang, belehnte er ſeinen General Bogislav von Schwerin mit Spantikow, allein als Schweden durch den Frieden zu Saint-

Germain wieder in den Beſitz von Pommern gelangte, kehrte auch die Familie Stenbock in den Pfandbeſitz jenes Gutes zurück. Im Jahre 1720 wurde durch den Stockholmer Frieden das Land völlig an Preußen abgetreten, doch mit Gewährleiſtung des vorgefundenen Beſitzſtandes, und die Familie Stenbock ſah ſich hiedurch in ihrem angeblichen Rechte beſtätigt, dem ſie indeß doch einigermaßen mißtraute, denn ſie trat ihre Anſprüche nunmehr dem Könige für die mäßige Summe von 30,000 Thaler ab, und Spantikow blieb ſeitdem eine Königliche Domaine. Doch Kurd Chriſtoph von Schwerin, nun ſelbſt ein preußiſcher Unterthan, erneuerte den Anſpruch der Familie, und konnte von Friedrich Wilhelm dem Erſten alle Gerechtigkeit hoffen. Der König übergab die Sache herkömmlich dem Präſidenten von Cocceji, deſſen Kenntniß und Eifer im beſten Anſehn ſtanden. Dieſer machte gegen alles Erwarten eine Ausführung, in Folge deren die Familie Schwerin abgewieſen und ihr der fernere Rechtsweg verſchloſſen wurde. Es iſt nur allzu wahrſcheinlich, daß Cocceji hiebei ſeinem Haſſe gegen Schwerin mehr gefolgt ſei, als ſeiner Rechtsüberzeugung. Erſt unter der Regierung Friedrich Wilhelms des Dritten wurde der

Familie der Rechtsweg im Jahre 1820 neu eröffnet, und im Jahre 1832 die Sache durch ein schließliches Urtheil zu Gunsten der Schwerin'schen Nachkommen erledigt.

Aber auch ohne dieses Gut war der Grundbesitz, dessen Schwerin sich erfreute, schon sehr bedeutend, und er versäumte keine Gelegenheit, denselben zu erweitern und im Werthe zu erhöhen. Auf seinem Hauptgute Kummerow, in der Mitte seiner Besitzungen, hatte er den Bau eines prächtigen Schlosses begonnen, der viele Jahre hinter einander mit Eifer fortgesetzt und im Jahre 1738 bis auf die innere Ausschmückung vollendet wurde. Der König besuchte ihn daselbst mehrmals; bei seiner Anwesenheit im August 1733 gab er dem Orte den Namen Schwerinsburg, nebst der Gerechtigkeit allerlei städtische Handwerker dort anzusetzen. Schöne Gärten und Baumgänge umgaben das Schloß, und gute Wege erleichterten den Zugang. Die übrigen von Schwerin theils ererbten, theils durch Kauf oder Einlösung erworbenen Güter hießen: Wusseken, Stretense, Drevelow, Panschow, Löwitz, Wietstock, Tucherow, Neuendorf, Kurdshagen, Muggenburg, Thurow und Teterin, wozu in der Folge noch das von ihm errichtete

Vorwerk Molwitz kam. Alle diese Güter lagen im Anklamschen Kreise.

Der König liebte in Schwerin den wackern Kriegsmann, aber auch den trefflichen Landwirth hielt er in Ehren. Das zentnerschwere Kalb, welches regelmäßig jedes Jahr aus Schwerinsburg in der Hofküche zu Berlin eintraf, wurde mit Dank aufgenommen, und veranlaßte Gegengeschenke des Königs; so empfing Schwerin z. B. einmal schwarzen Marmor, den er für die Bekleidung zweier Kamine in Schwerinsburg gewünscht hatte. — Auf den Reisen, welche der König zur Musterung der Truppen machte, mußte Schwerin ihn öfters begleiten, insbesondere nahm er ihn im Juli 1737 mit nach Stettin, wo er das Urtheil desselben über den Zustand der Festungswerke hören wollte. Eine merkwürdige, durch gesunden klugen Sinn und treuherzige Gradheit ausgezeichnete Kabinetsordre erließ der König an ihn, wie an alle Regimentsinhaber, aus Potsdam vom 10. Februar 1738, worin über den Aufwand der Offiziere gute Lehren ertheilt werden; nachdem einige Vorschriften über die Livreen der Offizierbedienten gegeben worden, welche nicht zu prächtig und im ganzen Regimente gleich sein sollen, heißt es ferner: „Ich

will, daß hinfüro, wenn die Offiziers beisammen kommen, sie nicht, wie bei einigen Regimentern der Gebrauch ist, viele Gerichte und Wein prätendiren, sondern mit einander hauswirthlich vorlieb nehmen sollen, und muß es vor keinen Schimpf gerechnet, noch übel genommen werden, wenn ein Offizier dem andern ein Glas Bier vorsetzet, sondern dieses eben so gut angenommen werden soll, als wann Wein vorgesetzt würde. Ihr habt also nebst dem Kommandeur des Regiments darauf Acht zu geben, daß diesem meinem Willen nachgelebt, und eine gute Oeconomie unter denen Offiziers geführt werde." Die Offiziere des Schwerin'schen Regiments durften dies vor andern beherzigen; sie waren zum Theil sehr wohlhabend, und galten für starke Trinker, mit denen sich hierin nicht messen zu können auch für den jungen Zieten ein Uebelstand gewesen war. Der König war aber im Uebrigen mit dem Regimente zufrieden, und fand dessen Haltung und Fertigkeit bei der Musterung am 24. Mai desselben Jahres bei Tempelhof so ausgezeichnet, daß er dasselbe andern zum Vorbild aufstellen konnte.

In seinen letzen Lebensjahren sah der König gern, wenn in Berlin die Lustbarkeiten des Win-

ters recht belebt und vergnügt waren, und der Hof erschien aus diesem Grunde besonders zahlreich und glänzend. Die Gesellschaft hatte sich seit einigen Jahren sehr verändert; Grumbkow war todt, Seckendorf entfernt, der Fürst von Anhalt-Dessau weniger oft beim Könige; dagegen wurde der Einfluß des Kronprinzen sichtbar, der Umgang überhaupt milder und geistiger. Auch Schwerin kam die beiden letzten Winter wie gewöhnlich zum Besuche des Königs, blieb aber nun länger als sonst. Die Königin Sophia Dorothea zeichnete ihn besonders aus. Der Kronprinz hatte ihm seine Zuneigung geschenkt, und bei den übrigen Prinzen stand er in größter Achtung. Er nahm nun auch lebhafter Theil an den Vergnügungen, besonders an den glänzenden Schlittenfahrten, welche sich mehrmals wiederholten, und bei denen er in geschmackvoller Pracht erschien.

Der König verlieh ihm aus besonderer Gnade am 22. Mai 1739 das Amt eines Drosten über die in Mecklenburg preußischerseits noch besetzten Pfandämter, und am 23. ernannte er ihn zum General der Infanterie. Das Jahr endete aber mit einem großen Verdruß, der in den damaligen Verhältnissen einem wirklichen Unglücksfalle gleich-

kam. In dem Regimente Schwerin's, dem Muſter von Ordnung und Sorgfalt, dem der Inhaber wie ein Vater vorſtand, hatten neun Engländer, von denen einige eben erſt angeworben waren, ein Komplott gemacht, das nicht ohne blutigen Kampf konnte vereitelt werden, und dem die Anwendung der ſchrecklichſten Strafen folgen mußte. Der König ſelbſt, in ſeiner am 10. December 1739 auf den Bericht Schwerin's erlaſſenen Antwort, ſpricht ſeine Beſtürzung über den Vorfall aus, und bedauert von Herzen den Kummer, welchen der General deßhalb empfinden müſſe; er beſtimmt, welche Leute erſchoſſen, welche durch die Spießruthen — drei Tage nach einander auf Leben und Tod — geführt und dann für immer nach Küſtrin gebracht werden ſollen. Doch hat ſich ſeine Strenge ſchon ſo gemildert, daß er hinzufügt, das letztere ſolle nur ſo geſagt ſein, denn, wenn die Zeit der Muſterung herankomme, werde er auf Schwerin's Erinnern doch ſchon Gnade für Recht ergehen laſſen, und dieſe Leute wieder zum Regiment geben. So erregt iſt der König durch den Vorfall, und ſo betrübt erſcheint ihm Schwerin, daß er noch durch beſondere Zeilen ihn tröſten zu müſſen glaubt, und eigenhändig hinzufügt: „Je suis faché de tout

ce malheur qui vous arrive cette année; Dieu vous préserve dans l'avenir!"

Im Anfange des Jahres 1740 war Schwerin wiederum in der Hauptstadt, und trotz der sichtbaren Abnahme der Kräfte des Königs mußten die üblichen Lustbarkeiten Statt finden. Am 8. Februar wurde eine prächtige Schlittenfahrt gehalten, aus vier Quadrillen bestehend, deren zweite Schwerin anführte. Der König hatte großes Vergnügen von dem Anblick, und ließ dieselbe Schlittenfahrt wiederholen. Unmittelbar darauf begab er sich nach Potsdam, wo sein Zustand bald hoffnungslos wurde, und sein starker Muth dem Tode unerschrocken entgegensah.

Friedrich Wilhelm der Erste starb am 31. Mai 1740. Schwerin folgte der Leiche bei deren vorläufiger Beisetzung am 4. Juni, so wie später bei der feierlichen Bestattung, die am 22. Juni gehalten wurde, und bei welcher letztern er das Reichspanier hielt. Der junge König Friedrich der Zweite zeichnete ihn alsbald durch besondere Gnaden aus. Einen Monat nach seinem Antritt der Regierung, am 30. Juni, ernannte der König ihn zum General-Feldmarschall. Der alte Fürst Leopold von Anhalt-Dessau betrachtete diese Gunst

als eine Kränkung für ihn selbst, besonders war ihm unleidlich, daß Schwerin als Feldmarschall ihm nun gleichstand, und er und seine Söhne verhehlten nicht den Haß, den sie fernerhin unversöhnlich gegen den Nebenbuhler ihres Ansehns und Einflusses trugen. Wieder einen Monat später, am 31. Juli, erhob der König den neuen Feldmarschall nebst seinem Bruder Hans Bogislav in den Grafenstand; die Urkunde hierüber empfing Schwerin zu Frankfurt an der Oder aus des Königs eigner Hand, als dieser zur Huldigung in Königsberg dort durchreiste und das Schwerin'sche Regiment musterte. Zur Errichtung neuer Regimenter, mit denen der König sogleich das Heer vermehrte, mußte auch Schwerin's Regiment einige Offiziere und Mannschaft abgeben, die letztere wurde jedoch durch Werbung ersetzt. Zum Herbst wurde Schwerin selbst nach Berlin eingeladen, allein vor seinem Eintreffen daselbst dringend nach Rheinsberg beschieden, wo der König von dem am 20. Oktober erfolgten Ableben Kaisers Karls des Sechsten Nachricht erhalten hatte, und durch dieses Ereigniß zu den wichtigsten Unternehmungen erweckt war. Ein viertägiges Fieber, an dem er litt, konnte ihn nicht abhalten, alle Gedanken dem großen Vorhaben zu

widmen, das er zu faſſen gewagt. Preußen hatte Anſprüche auf Schleſien, und dieſe mit den Waffen geltend zu machen, hatte er bei ſich beſchloſſen. Er berieth indeß die Sache reiflich, und wollte beſonders die Meinung Schwerin's wiſſen. Dieſer ſowohl als der Miniſter von Podewils, der die auswärtigen Angelegenheiten leitete und mit zu den Erörterungen berufen war, hatte große Bedenken gegen ein Wagniß, das die Kräfte Preußens weit zu überſteigen ſchien. Der König ſelbſt hat in der Geſchichte ſeiner Zeit die Gründe für und wider in ſcharfen Zügen dargelegt, ohne Zweifel giebt er darin den Kern der damals in Rheinsberg geführten Berathungen. Auch der Fürſt von Anhalt-Deſſau wurde in das Geheimniß gezogen, der ſich aber dem Vorhaben mit heftiger Leidenſchaft widerſetzte, und einen Krieg wider Oeſterreich mit ſeinem Sinn unvereinbar fand; ihn konnte der König nicht dahin bringen, ſein Recht anzuerkennen, und eben [illegible] wenig die Gunſt des Augenblicks einzuſehen, unwillig und grollend ob des heilloſen Anſchlags, wie er ihm dünkte, zog er ſich nach Deſſau zurück. Bei Podewils und Schwerin hingegen, ſo wie bei andern Vertrauten, fanden die Gründe des Königs Eingang, und ohne

Verzug ſchritt dieſer zur Ausführung. Schwerin wurde zum Oberbefehlshaber der Truppen beſtimmt, welche mittlerweile ſchon im Stillen gegen die Gränze vorgerückt waren. Der König ſelbſt, um die ſchlimmen Eindrücke, welche der Fürſt von Anhalt-Deſſau gegen das Vorhaben verbreitet hatte, wieder auszulöſchen, verſammelte vor dem Ausmarſche der Beſatzung von Berlin die Offiziere derſelben, und hielt ihnen eine Anrede, worin er ſie an den alten Ruhm der preußiſchen Waffen mahnte, und ihnen im voraus ſagte, ſie würden einen tapfern Feind zu ſchlagen haben. Von einem Maskenballe wegfahrend ſtieg er in den Reiſewagen, ereilte bald ſeine Truppen, und begann ſeinen erſten Kriegszug an der Spitze eines Heeres, mit dem er eine große Reihe nachfolgender Schlachten durchkämpfen ſollte!

War jemals ein König ſelbſtſtändig, im Unternehmen wie im Ausführen, ſo war es gewiß Friedrich, der mit entſchiedenem Wollen auch hohe Umſicht und vielſeitige Kenntniß verband. Doch zeigte er ſich hier noch in einiger Abhängigkeit von fremdem Uebergewicht. Kannte er auch das Kriegswesen in allen ſeinen Zweigen, hatte er auch den Krieg geſehen, und konnte er aus eigner Ein-

ſicht befehlen und anordnen, ſo entbehrte er als Feldherr doch der ſo nöthigen Erfahrung, lehnte daher Rath und Leitung, wo ſie ihm richtig dünkten, keineswegs ab, und ließ ſich demnach für dieſen erſten Feldzug Schwerin gleichſam als Lehrmeiſter gefallen, der ihn begleitete, dem er vertraute.

Am 16. December 1740 rückten die unter Schwerin's Oberbefehl bei Kroſſen verſammelten Truppen in Schleſien ein. Der Marſch war höchſt beſchwerlich, doch die Truppen trotzten allen Mühſalen, und beobachteten zugleich die ſtrengſte Mannszucht. Eine gedruckte Kundmachung, von Schwerin unterzeichnet, wurde überall angeſchlagen; ſie gab die Urſachen des Einrückens an, und verſprach den Einwohnern Schutz und Ordnung. Das Land, von Truppen entblößt, ſtand faſt unvertheidigt offen; der öſterreichiſche General Graf von Browne hatte für Schleſien kaum 3000 Mann zur Verfügung. Die Preußen rückten raſch vor Groß-Glogau, und umſtellten die ſchwach beſetzte, ganz unvorbereitete Feſtung. Der König eilte von hier mit 6 Bataillons und 10 Schwadronen auf dem nächſten Wege vor Breslau, wo bald auch Schwerin, der mit den übrigen Truppen über Bunzlau,

Liegnitz und Schweidnitz vorrückte, ſich perſönlich einfand. Die Stadt, welche in Gemäßheit ihres alten Vorrechts eben erſt abgelehnt hatte öſterreichiſche Truppen aufzunehmen, ſchloß auch den preußiſchen die Thore; nach getroffener Uebereinkunft ritt nur der König mit Schwerin und wenigem Gefolge hinein. Der Beſuch war bald abgethan, und die Beſetzung der Stadt wurde auf künftige Gelegenheit verſpart. Der König zog nun mit dem linken Flügel ſeines Heeres die Oder aufwärts vor Ohlau, während Schwerin mit dem rechten über Frankenſtein gegen Neiße anrückte. Die wenigen Oeſterreicher hielten nirgends das Feld, nur bei Frankenſtein kam es zu einem Scharmützel, Schwerin ließ durch ſeine Reiterei 400 öſterreichiſche Dragoner verjagen und bis Ottmachau verfolgen. Hier hatte Browne 3 Grenadierkompanien unter dem Major von Müffling in das Schloß geworfen, der aber ſchon am zweiten Tage, als der König mit ſchwerem Geſchütz eintraf und den Ort beſchießen wollte, ſich ohne Bedingung ergab. Der nächſte Angriff war gegen Neiße gerichtet, doch der Kommandant, General von Roth, hielt tapfer Stand, und die Preußen bombardirten die Stadt ohne Erfolg. Ein Ver-

ſuch gegen Glatz mißglückte ebenfalls. Schwerin drang indeſſen mit 7 Bataillons und 10 Schwadronen nach Oberſchleſien vor, ein kurzes Gefecht am 24. Januar bei Gratz war durch das preußiſche Gewehrfeuer ſchnell entſchieden, und die Ueberreſte der Oeſterreicher zogen über Jägerndorf und Troppau nach Mähren, wo ſie Winterquartiere nahmen; die Preußen aber breiteten ſich über Oderberg und Teſchen bis nach Jablunka aus, und ſahen ſich im Beſitz von beinahe ganz Schleſien. Die ſtrenge Witterung machte alle weitere Feindſeligkeiten aufhören. Der König kehrte nach Berlin zurück. Schwerin aber fand hinreichende Beſchäftigung mit den Verpflegungsanſtalten für die Truppen, denen er ſtets allen Lebensbedarf reichlich darbot, aber auch um ſo ſtrenger jede Gewaltſamkeit unterſagte; in Benutzung der Hülfsquellen des Landes, das im Bereiche ſeines Kriegesbefehles war, bewies er die größte Klugheit, die Einwohner empfanden ſeine Schonung, und leiſteten nun um ſo williger das Nothwendige. Auch in das benachbarte Mähren erſtreckte er dieſen Einfluß, und beſchied am 29. Januar 1741 den Grafen von Salm und den Freiherrn von Schubitz vorther zu ſich nach Troppau, um mit ihnen die

Kriegszahlungen einzurichten, welche das Land aufbringen mußte, um dafür gegen willkürliche Streifereien und Schatzungen gesichert zu sein. Am 30. Januar erließ er eine Bekanntmachung, welche die Einwohner ermahnte, sich ruhig und gehorsam zu verhalten, in welchem Falle sie alles Schutzes versichert, im entgegengesetzten Falle aber mit harter Strafe bedroht wurden. Im Februar begab sich Schwerin nach Breslau, um daselbst die Errichtung von Magazinen anzuordnen; auch begehrte er daselbst, in Gemäßheit von Berlin gekommener Befehle, die Verhaftung eines Herrn von Grossa, welche der Magistrat dem preußischen Ansinnen nicht zu weigern wagte. Nach viertägigem Aufenthalt kehrte er am 12. Februar zu den Truppen in Oberschlesien zurück, wo jedoch in der nächsten Zeit, außer Neckereien der leichten Truppen, nichts Kriegerisches vorfiel.

Die Verhandlungen, durch welche der König die Abtretung eines Theils von Schlesien, wenn auch nur das Herzogthum Glogau, zu erlangen hoffte, blieben fruchtlos, und er mißkannte nicht, daß er seine vorläufige Eroberung durch neue Waffenerfolge würde behaupten müssen. Er sandte daher frühzeitig eine Verstärkung von 10 Batail-

lons und 25 Schwadronen ab, die im Februar 1741 zu Schweidnitz eintraf, so wie gegen Ende des Monats er selbst. Er hatte beunruhigende Nachrichten über die Rüstungen der Oesterreicher, wollte deßhalb den Feldzug früh eröffnen, und ließ zuvörderst am 9. März Groß-Glogau durch stürmenden Ueberfall nehmen. Aber der Feind war auch schon rege. Unter dem Oberbefehl des Feldmarschalls Grafen von Neipperg, der zu diesem Behuf der Festungshaft entlassen war, die seinen übereilten Abschluß des Friedens von Belgrad bestrafen sollte, hatten sich ansehnliche Kriegsvölker bei Olmütz zusammengezogen, denen die Wiedereroberung Schlesiens gelingen konnte. Neipperg rückte mit diesen im Anfange des April vor, und richtete seinen Marsch zwischen die preußischen getrennten Truppentheile hinein gradezu nach Neiße, um diese Festung zu entsetzen. Schwerin, der, nach damaliger Sitte, wenig Sorge trug, zuverlässige und stets frische Nachrichten vom Feinde zu haben, glaubte sich in Oberschlesien vollkommen sicher, und dem Könige, der ihn aufforderte, auf das linke Ufer der Neiße zurückzugehen und sich mit ihm und den Truppen von Niederschlesien zu vereinigen, erwiederte er zuversichtlich, es sei

keine Gefahr, und mit Hülfe einiger Verſtärkung werde er Oberſchleſien bis zum Frühjahr recht gut behaupten. Der König glaubte dem erfahrnen Feldherrn, und zog nun ſelbſt an der Spitze von 9 Bataillons und 8 Schwadronen nach Jägerndorf; auch ſollte die Belagerung von Neiße nun erſtlich unternommen werden. In Neuſtadt trafen der König und Schwerin zuſammen, und letzterer wußte nicht anders, als daß die öſterreichiſchen Truppen noch in ihren mähriſchen Quartieren zerſtreut lägen, übrigens erwartete er ſtündlich die Rückkunft eines ausgeſandten Kundſchafters. Der König und Schwerin ritten nun ſelber nach Jägerndorf. Hier aber brachten Ueberläufer am 2. April unerwartet die ſchlimme Nachricht, daß Neipperg mit geſammelter Streitmacht im Anmarſche und ſchon auf anderthalb Meilen nahe ſei; im nächſten Augenblick erſchien ſogar eine Schaar ſeiner leichten Truppen und hatte vor den Thoren ein lebhaftes Scharmützel. Der König erkannte nun klar den Stand der Sache, zog eiligſt alle Truppen zuſammen, und rückte am 4. April nach Neuſtadt, am 5. nach Steinau, dem über Zuckmantel und Ziegenhals vordringenden Feinde zur Seite folgend. Er hatte nur erſt 13 Bataillons und 15 Schwa-

bronen beisammen, hielt sich aber gefaßt, den Feind, im Fall er angriffe, auch mit dieser geringen Macht festen Fußes zu bestehen. Der General von Kleist empfing den Befehl, die Verennung von Brieg aufzuheben, und sich mit den Truppen heran zu ziehen, gleiche Weisung wurde wiederholt dem Herzoge von Holstein-Beck zugefertigt, den aber die an ihn gesandten Offiziere wegen der österreichischen leichten Truppen nicht erreichten, und der unfähig eignen Entschlusses nun in Frankenstein nutzlos stehen blieb. In Steinau ging die Nachricht ein, daß Neipperg schon mit ganzer Macht bei Neiße stehe, der König mit seinen wenigen Truppen war nun fast abgeschnitten, sein Geschütz und seine Vorräthe in Ohlau standen in größter Gefahr, zwischen ihm und diesem Orte war die Neiße und der Feind. Der Uebergang der Preußen über die Neiße wurde bei Lassor durch 6 österreichische Reiterregimenter unter dem General von Römer verhindert, dann aber am 8. April bei Michelau und Löwen, wo der General von der Marwitz mit den von Brieg und Schweidnitz herbeigeführten Truppen angelangt war, noch glücklich bewerkstelligt. Aber die Stadt Grottkau, wohin der Marsch nun gerichtet war, fand sich auch

ſchon vom Feinde beſetzt, nachdem ſie der Lieutenant von Mitzſchefal mit nur 48 Mann heldenmüthig drei Stunden lang vertheidigt hatte. Nun war für den König kein anderer Ausweg als eine Schlacht, er mußte den Feind, der ſich zwiſchen ihn und ſeinen Rückhalt geſetzt hatte, aus dem Felde ſchlagen, und dies ohne Verzug, weil Ohlau, wohin der Feind ſchon vorrückte, ſonſt verloren war. Der König traf ſogleich alle Vorbereitungen. Seine Truppen hielt er in vier Dörfern eng beiſammen, die Hauptſtärke ſtand in Pogarell und Alzenau, von wo er Offiziere nach Ohlau abfertigte, daſelbſt ſeine Annäherung kund zu geben, und zwei Küraſſierregimenter, die dort herum eingetroffen ſein mußten, zu ihm heranzuziehen. Doch die herumſchwärmenden öſterreichiſchen Partheien ließen keinen dieſer Offiziere ſein Ziel erreichen. Während der letzten Tage war unaufhörlich Schnee gefallen, und dieſes Schneegeſtöber machte am 9. April jedes Vorrücken unmöglich. Die Lage der Preußen wurde um ſo ſchlimmer, als ſchon die Lebensmittel zu mangeln anfingen; eine raſche Entſcheidung durch die Waffen durfte nicht zögern. In Vorausſicht einer ſolchen wurde vom Könige noch am 9. eine Dispoſition unterzeichnet, für

ſämmtliche Generalität, Offiziere und Truppen ſtrenge Verhaltungsregeln ertheilend, deren Abfaſſung von Schwerin herrühren ſoll.

Am 10. April wurde das Wetter hell, und die Truppen konnten ausrücken. Der König wußte den Feind in der Nähe, doch nichts von deſſen eigentlicher Stellung und Stärke. Gleich am frühen Morgen wurde daher der General von Rothenburg an der Spitze eines Vortrabs von 8 Schwadronen, worunter 3 Schwadronen Huſaren, zur Erkundigung des Feindes ausgeſandt. Hierauf ordnete der König ſein kleines Heer bei der Mühle von Pogarell in vier Truppenzüge, die beiden äußeren aus Reiterei beſtehend, die beiden inneren aus Fußvolk, und zwiſchen dieſen in der Mitte zog das Geſchütz. Die ganze Stärke betrug etwa 24,000 Mann, nämlich 31 Bataillons und 40 Schwadronen, worunter 10 Schwadronen Huſaren, die des Vortrabs mitgerechnet. Nach damaliger Ordnung hatte jedes Bataillon ſeine zwei Feldſtücke, außerdem aber führte der König 28 ſchwere Kanonen bei ſich. Die Truppen hatten ihre Torniſter und Brotſacke auf die Kompaniewagen ablegen müſſen, und marſchirten leicht und ſchweigend, wie auf dem Exerzirplatz, in der Richtung der

Ohlauer Straße vor; bei dem Dorfe Pampitz wurde Halt gemacht, und anderthalb Stunden unter dem Gewehr auf Nachricht gewartet. Die größte Stille herrschte, jedes Sprechen sogar war bei Lebensstrafe untersagt. Endlich nach 10 Uhr kam die Meldung Rothenburgs, er sei jenseits auf österreichische Husaren gestoßen, habe sie geworfen und verfolgt, einige Gefangene gemacht, und von diesen erfahren, daß das feindliche Heer in Mollwitz, Gröningen und Hünern stehe. Auf diese Nachricht setzten sich die Preußen wieder in Marsch, der geraden Richtung auf Mollwitz folgend. Etwas über zweitausend Schritt vor dem Dorfe begannen sie sich in Schlachtlinien zu entfalten. Das erste Treffen bestand aus 20 Bataillons, und eben so vielen Schwadronen, auf jedem Flügel 10. Das zweite Treffen hatte 11 Bataillone, und auf dem rechten Flügel 4 Schwadronen, auf dem linken 6. Die Husaren wurden nicht als zur Linie gehörig angesehen. Dem Gepäck zur Bedeckung blieben 2 Bataillone bei Pampitz zurück. Der Aufmarsch geschah langsam und regelmäßig, mit aller strengen Ordnung, zu welcher die Truppen gewöhnt waren. Der Feind ließ sich noch nicht blicken, und die preußische Entwicklung in zwei Treffen ge-

schah ohne Hinderniß. Nur war das Erdreich überall mit Schnee bedeckt und daher wenig unterscheidbar, wohl aber in Betreff der Beschaffenheit und Raumweite täuschend, so daß die Anlehnungspunkte der Flügel nicht genau zu bestimmen waren. Der rechte Flügel sollte sich an Hermsdorf anlehnen, der linke an den Laugwitzer Bach, in dessen Nähe der Boden morastig wurde, wodurch der Raum für die Truppen sich beengte. Der General von der Schulenburg, die Reiterei des rechten Flügels anführend, verfehlte seine Aufstellung, blieb von Hermsdorf weit ab und gegen die Mitte hingedrängt, wodurch der Raum für das Fußvolk nun so enge wurde, so daß der König 3 Bataillons aus dem ersten Treffen zurückzog und zwei davon in einen Haken stellte, das dritte aber dem zweiten Treffen anreihte. Während der König den rechten Flügel ordnete, war Schwerin auf dem linken in gleicher Art beschäftigt. Auch hier war der Raum viel zu eng, das Grenadierbataillon von Puttkammer hatte diesseits des Laugwitzer Baches nicht mehr aufmarschiren können und hielt in Zügen hinter der Linie des ersten Treffens. Schwerin ließ dieses Bataillon eine Flankenstellung gegen den Bach nehmen, und die Reiterei dieses Flügels, welche

noch weiter zurück hinter dem zweiten Treffen hielt, über den Bach vorgehen, um jenseits die Linie fortzusetzen, doch nur die des zweiten Treffens, damit die feindliche Reiterei, im Fall sie anrückte unter das Feuer jener Flankenstellung geriethe, so wie unter die schrägen Schüsse der nächsten Bataillone und Kanonen. Der König hatte überdies, weil er den Feind an Reiterei sehr überlegen wußte, die seinige, nach dem Beispiele Gustav Adolphs in der Schlacht von Lützen, mit Fußvolk untermischt, so daß auf dem rechten Flügel zu äußerst 4 Schwadronen, dann das Grenadierbataillon von Bolstern, hierauf wieder 3 Schwadronen, nächst diesen das Grenadierbataillon von Winterfeldt und dann schließlich wieder 3 Schwadronen angereiht standen. Aehnlich auf dem linken Flügel. Von den schweren Kanonen standen 18 vor der Mitte des ersten Treffens, die 10 andern vor dem rechten Flügel, welcher der nächste am Feinde war. Denn der ganze Aufmarsch hatte sich durch die erwähnten Umstände links hin geschoben und der linke Flügel war hierbei gegen den rechten bedeutend zurückgeblieben.

Rothenburg war inzwischen mit seinem Vortrabe bis nahe an Mollwitz herangekommen, und sah die Oesterreicher in ganzen Schaaren aus die-

sem Dorfe hervorbrechen; da er Befehl hatte, sich in kein ernstliches Gefecht einzulassen, so versäumte er die gute Gelegenheit sie anzugreifen, und zog sich auf den rechten Flügel zurück. Er hätte vielleicht im ersten Anrennen den vollständigsten Sieg errungen, denn der Feind war noch ganz unvorbereitet. Neipperg hatte keine Ahndung gehabt, daß der König ihm so dicht im Rücken heranziehe, und nicht seine leichten Truppen, sondern die aufsteigenden Raketen und Meldungen des Kommandanten von Brieg hatten ihn zuerst aufmerksam gemacht. Als er die Preußen in voller Stärke vor sich sah, faßte er sich gleich und traf seine Anordnungen schnell und zweckmäßig. Seine bisher nach Oblau gerichtete Front mußte sich nun umkehren, sein rechter Flügel wurde zum linken, der linke zum rechten, eine Veränderung, wodurch sich in den Berichten manches verwirrt hat. Er befahl keinen Schuß zu thun, bevor nicht die Schlachtordnung vollständig entwickelt sei, dann aber mit ganzer Stärke, mit allen Waffen zugleich, das Fußvolk mit geschultertem Gewehre, die Reiterei mit erhobenem Pallasch, zum Angriff vorzurücken. Seine Reiterei, in Mollwitz angehäuft, war alsbald ausgerückt, langsamer kam aus Laugwitz das Fußvolk heran;

das preußische Geschützfeuer schlug in beide gleich von Anfang sehr verderblich. Der König hatte nämlich dem Zeughauptmann von Dieskau befohlen mit 18 schweren Stücken fünfhundert Schritt vor die Mitte des ersten Treffens hinauszurücken, doch weil grade hier der Boden sich allmählig erhob und Aussicht und Wirkung unmöglich machte, so fuhr Dieskau noch fünfhundert Schritt weiter, wo er denn auf dem Rande der Erhöhung unerwartet Mollwitz nur etwa tausend Schritt entfernt vor sich liegen und die Oesterreicher aus dem Dorfe herausrücken sah. Schwerin soll dieses weite Vorgehen sogleich gemißbilligt, der König aber es gut geheißen haben. Dieskau seinerseits nahm des Vortheils wahr, und beschoß die Schaaren des Feindes, Fußvolk und Reiter, noch ehe sie sich ordnen konnten; das österreichische Geschütz war weder zahlreich noch rasch, und leistete während der ganzen Schlacht wenig, das preußische hingegen wurde so gut bedient, daß die Schüsse aus dem Kleingewehr nicht geschwinder sein konnten; die Oesterreicher erlitten dadurch ansehnlichen Verlust, und ihre Aufstellung wurde sehr verzögert.

Sie war noch nicht vollendet, als der General von Römer, der mit 6 Reiterregimentern links vor

Mollwitz im preußischen Geschützfeuer hielt, schon den rechten Flügel der Preußen drohend in der Nähe sah, dessen Angriff alles entscheiden konnte, bevor Neipperg nur in Schlachtordnung stände. Diese Gefahr mußte um jeden Preis abgewendet werden, und da ohnehin die österreichischen Reiter durch das wirksame Kanonenfeuer, das sie erlitten, höchst ungeduldig wurden, und fast nicht mehr zurückzuhalten waren, so führte Römer sie noch weiter links, und erschien unvermuthet auf dem preußischen rechten Flügel, den er schon überragte. Jetzt wollte der General von der Schulenburg eiligst seine fehlerhafte Aufstellung verbessern und die Anlehnung an Hermsdorf gewinnen, erbat sich vom Könige die Erlaubniß eine Viertelsschwenkung rechts zu machen, und begann sie auszuführen, allein sie geschah so langsam und schwerfällig, daß Römer seinen Vortheil ersah, und mit seinen 30 Schwadronen, denen er keine Zeit ließ sich zu entwickeln, so wild und heftig heranstürmte, daß die 4 äußersten preußischen Schwadronen, welche in ihrer unglücklichen Bewegung grade die linke Flanke entblößt boten, sogleich geworfen und auch die 3 nächststehenden mit fortgerissen wurden. Der König hielt bei dem Bataillon von Winterfeldt, und sah die

Flucht jener Reiterei; sogleich setzte er sich entschlossen, doch wenig kriegserfahren, an die Spitze der noch stehenden 3 Schwadronen Karabiniers und wollte die Fliehenden aufhalten, mußte aber lernen, daß die Hinzukommenden in solchen Fällen nur die Flucht vermehren; seine 3 Schwadronen und er selbst wurden unwiderstehlich in den Strom gezogen, der längs des ersten Treffens hinabstürzte; erst durch den Zwischenraum der beiden letzten Bataillone konnte der König mit einem Theile der fliehenden Reiter wieder in die Linie zurückkehren und die mit ihm Versprengten einigermaßen sammeln.

Die österreichischen Reiter griffen nun die beiden preußischen Grenadierbataillone an, welche, von ihrer Reiterei verlassen, ganz vereinzelt im Felde standen; sie schienen verloren, allein die treffliche Haltung der Truppen und die Entschlossenheit der Anführer zeigte sich hier im höchsten Glanze. Das Bataillon Bolstern bog sein erstes Peloton zur Deckung der rechten Flanke in einen Haken zurück, machte mit dem dritten Gliede Kehrt, und nahm seine 2 Kanonen auf die Flanken. Winterfeldt aber ließ alle graden Pelotons seines Bataillons die Fronte rückwärts nehmen, und so, nach vorn und hinten geschützt, hielt er sich den Feind

vom Leibe. Unter beſtändigem wohlgenährten Feuern, geordnet und langſam, zogen beide Bataillons ſich nun links, und gewannen ihren Anſchluß an das Fußvolk des erſten Treffens.

In die rechte Flanke dieſes Fußvolks einzubrechen, verſuchte die öſterreichiſche Reiterei zu wiederholten malen, ſtieß aber auf jene Flankenſtellung von 2 Bataillonen, welche der Zufall früher veranlaßt hatte. An dieſen Bataillonen ſcheiterte der Ungeſtüm und die Uebermacht des feindlichen Angriffs; ihr raſches und wirkſames Feuer wies ihn ſtandhaft zurück. Daſſelbe geſchah von den nächſten Bataillons des erſten wie des zweiten Treffens; der Feind konnte nirgend eindringen, dreimal erneuerte er den Verſuch, doch ſtets vergebens, und Römer ſelbſt verlor dabei das Leben. Aber auch Schulenburg, dem der König einige geſammelte Reiter wieder zugeführt, konnte gegen die feindliche Reiterei nichts ausrichten, und fand in einem fruchtlos verſuchten Angriffe den Tod.

Die geworfene preußiſche Reiterei floh in verſchiedenen Richtungen; ein Theil, in den der König verwickelt geweſen, eilte längs des erſten Treffens hinab, ſetzte über den Laugwitzer Bach und ſuchte hinter der Reiterei des linken Flügels ſich wieder

zu ordnen. Ein andrer Theil warf sich auf die nächsten 4 Schwadronen des zweiten Treffens, und riß diese mit in die Flucht fort, im Rücken der Schlachtordnung ebenfalls gegen den linken Flügel hin. Die nachjagende österreichische Reiterei theilte sich gleicherweise. Ein Theil folgte den Flüchtigen längs des ersten Treffens, und warf zwar die preußischen Reiter, die wieder vorzugehen wagten, schnell zurück, empfing aber die wirksamen Schüsse des preußischen Fußvolks, und setzte nun um so eiliger seinen Weg fort bis zum Laugwitzer Bach, ritt längs desselben hin, bis sich eine Stelle zum Uebersetzen fand, und gelangte so gleichfalls zu ihrem jenseitigen Flügel. Ein andrer Theil, sich im Rücken des preußischen Geschützes findend, bemächtigte sich desselben; dies waren die vor der Mitte weit hinausgefahrnen Kanonen, denn die vor dem rechten Flügel aufgestellten hatten noch Zeit gehabt, sich in die Linie zurückzuretten; jedoch war auch jener Gewinn kein dauernder und voller, weil die preußischen Kanoniere, als sie die Reiterei kommen sahen, schleunigst die Stränge abgeschnitten und sich mit den Pferden verhängten Zügels in das erste Treffen geflüchtet hatten. Die schweren Stücke waren nun ohne Bespannung, und nur 4 Kanonen

wurden von den Dragonern des Regiments Alt-bann, die sie genommen, auch wirklich fortgebracht. Ein kleiner Theil der österreichischen Reiterei drängte sich anderen Flüchtigen zwischen das erste und zweite Treffen der Preußen nach, gerieth aber hier in das Gewehrfeuer des letztern, und nur wenige Reiter konnten sich durch die Zwischenräume der Bataillone retten, die meisten wurden getödtet oder gefangen. Freieren Raum hatte derjenige Theil der Verfolger, welcher sich völlig in den Rücken der preußischen Schlachtordnung warf; allein das Fußvolk zu erschüttern gelang auch hier nicht. Das dritte Glied aller Bataillone machte Kehrt, pflanzte die Bajonette auf, und schlug alle Versuche des Feindes mit Gewehrfeuer und blanker Waffe glücklich ab. Auch eine Schaar, welche noch weiter rückwärts das bei Pampitz aufgefahrne preußische Gepäck angriff, wurde mit Verlust zurückgewiesen.

Fast alle österreichische Reiterei des linken Flügels war in diesem Drange sonderbar auf den rechten hinübergekommen, nur wenige hundert hatten sich wieder auf den linken zurückziehen können.

Auf dem linken Flügel der Preußen, jenseit des Laugwitzer Baches, hatte der Kampf ebenfalls

mit einem Angriff der österreichischen Reiterei begonnen; sie rückte, trotz des Kanonenfeuers der preußischen Bataillone, muthig vor, allein wich sogleich zurück, als sie in das Pelotonfeuer der im voraus für solchen Fall angeordneten Flankenstellung gerieth; hierauf rückte der Oberst von Posadowski mit der preußischen Reiterei hervor, allein diese mußte sogleich wieder der österreichischen weichen, und zog sich wieder in den Schutz des Gewehrfeuers zurück.

Das preußische Fußvolk stand überall undurchbrochen, allein dieses durchziehende Getümmel Verfolgter und Verfolgender, vor, hinter und zwischen seinen Linien, hatte doch diese einigermaßen erschüttern und verwirren müssen. Das Gewehrfeuer im ersten Treffen hatte sogar ohne Befehl begonnen, und von dem ersten Bataillon Garde, weil dieses bei den Friedensübungen hierin den folgenden Bataillonen zum Vorbilde zu dienen pflegte, sich längs der ganzen Linie verbreitet. Als aber auch das zweite Treffen zu schießen begann, und Freund und Feind kaum noch unterschieden wurde, nahm die Sache ein gefahrvolles Ansehen, die Befehlshaber selber wurden unschlüssig, und der Erbprinz Leopold von Anhalt-Dessau, der das zweite

Treffen befehligte, that nichts, um das Feuer aufhören zu machen.

Schwerin war vom linken Flügel, wo er bisher verweilt, als er das Kleingewehrfeuer auf dem rechten anheben hörte, sogleich im Galopp herbeigesprengt, um zu sehen, was es hier gebe, und welcherlei Anordnung nöthig sei. Der König, welcher bei dem Fußvolke des linken Flügels kaum aufgeathmet und gleich nach Schwerin gefragt hatte, folgte ihm eiligst nach. Er traf den schon durch einen Streifschuß leicht verwundeten Feldmarschall in großer Entrüstung, denn dieses ohne Befehl angehobene Feuer beider Treffen, wobei das zweite durch seine Kugeln das erste gefährdete, galt ihm als ein Zeichen völliger Auflösung und größter Gefahr. Er hat nachher oft erwähnt, daß er bei seiner Entschlossenheit und kaltem Blute, welches ihm die Vorsehung verliehen, und bei dem großen Vertrauen, das er auf das preußische Fußvolk gesetzt, durch diese Unordnung fast erschüttert worden. Da er nun zu gleicher Zeit den Feind, dessen Fußvölker jetzt völlig entwickelt und noch ganz frisch waren, zu einem allgemeinen Angriff heranrücken sah, so erschien ihm der Stand der Dinge so schlimm, daß er die Entfernung des

Königs für dringend nöthig hielt, sowohl um dessen Person in Sicherheit zu wissen, als auch um selber freie Hand zu bekommen, und, im Falle die Sachen noch zum guten Ausgange zu bringen wären, das hiezu Erforderliche ungestört anordnen zu können. Er gab dem Könige daher den dringenden Rath, das Schlachtfeld augenblicklich zu verlassen; die Schlacht, meinte er, sei zwar noch unentschieden, ihr Gewinn noch möglich, aber auch ihr Verlust; im letztern Fall würde der König in Gefahr sein gefangen zu werden, und dann sei alles verloren; dagegen, wenn er jetzt, da es noch Zeit, für seine Person so geschwind als möglich über die Oder und jenseits nach Ohlau zu gelangen suchte, so würde er bald die Truppen des Herzogs von Holstein treffen, und diesen aus seinem Schlaf erwecken, die geschlagenen Truppen aufnehmen, und auch Ohlau vielleicht noch retten. Schwerin hoffte, wenn ihm freie Hand bliebe, desto sicherer alle Kräfte aufzubieten, um den Sieg noch zu erringen, und stellte daher dem Könige vor, daß er die Sachen in guter Hand ließe, und alles, was Muth und Hingebung vermöchten, erwarten dürfe. Dieser Rath aber mißfiel dem Könige sehr, und nachdem er unmuthig wider-

sprochen, ritt er eine Strecke weiter, kehrte jedoch bald zurück, und da die Oesterreicher stärker anzudringen schienen, auch Schwerin mittlerweile den Generaladjutanten des Königs, Grafen von Wartensleben, für seine Ansicht gewonnen hatte, und Beide nun wiederholt in ihn drangen, so gab er nach langem Zögern, und als schon der Tag zu sinken anfing, endlich nach, beschloß sich zu entfernen und nach Oppeln zu reiten, um über die dortige Brücke auf das jenseitige Oderufer zu gelangen. Mit aller Besonnenheit sandte er zum Gepäck den Befehl, seine Kabinetsräthe sollten mit Papieren und Geldern ihm nach Oppeln folgen, und sprengte dann mit einem kleinen Gefolge von Offizieren und Leibpagen fort. Der Erbprinz Leopold von Anhalt-Dessau sandte ihm eine Schwadron Gendarmen unter dem Major von der Asseburg zur Bedeckung nach.

Der König hatte kaum das Schlachtfeld verlassen, so drängten sich mehrere Generale und Oberoffiziere um Schwerin, und fragten bestürzt, wohin der Rückzug zu nehmen sei? „Auf den Leib des Feindes!" erwiederte Schwerin mit feuriger Entschlossenheit. Er sandte sofort seinen Adjutanten, Major von Lepel, zum Erbprinzen Leopold

von Anhalt-Dessau und ließ ihn wissen: „Der König habe sich entfernt und ihm dem Feldmarschall die Führung der Sachen übertragen; so mißlich nun bis jetzt alles aussehe, so hoffe er doch zuversichtlich, durch die Standhaftigkeit und den Muth des Fußvolkes zu siegen; dieses würde aber unmöglich sein, wenn das erste Treffen noch ferner besorgen müßte, von dem zweiten im Rücken beschossen zu werden, wie es eben geschehen sei; er müßte also Seine Durchlaucht bitten und befehlen, hierüber Ordnung zu halten, und dabei nicht vergessen, daß Sie über alles dieses dem Könige Rechenschaft zu geben schuldig sein würden." Der Erbprinz gab hierauf zur Antwort: „Daß wegen desjenigen, was bisher geschehen und noch künftig geschehen würde, er niemanden als den König für seinen Richter anzusehen hätte; bitte aber den Feldmarschall zu glauben, daß er alles thun werde, was die Ehre des Dienstes und die Würde seines Hauses ihm auferlegte, ohne daß es nöthig wäre, hierüber mit Erinnerungen beehrt zu werden; von dem Muth des Feldmarschalls sei er versichert, und wünsche ihm zu seiner Hoffnung im voraus Glück — er würde ihm nach Möglichkeit beistehen." Schwerin ließ sich diese halb trotzige, halb ge-

horsame Antwort genügen, und schritt zu weiteren Anordnungen.

Nachdem er die beiden Grenadierbataillone Bolstern und Winterfeldt in die rechte Flanke gestellt, und ihnen den gemessenen Befehl ertheilt, im Fall die feindliche Fronte sich links hin ausdehnte, auch ihrerseits wieder in die erste Linie zu rücken und diese zu verlängern, ritt er selbst vor den rechten Flügel, hielt neben dem General von der Marwitz, und redete die Truppen an. Die Soldaten hatten den König im Getümmel der Reiterei gesehen und wohl erkannt, und waren seinethalben in sichtbarer Unruhe. Daher beruhigte Schwerin die Leute zuvörderst durch die Versicherung, daß dem Könige nichts geschehen sei und er sich wohlbefinde; darauf sagte er ihnen: „Die Reiterei sei zwar geworfen, aber durch sie allein werde keine Schlacht gewonnen oder verloren, die Entscheidung stehe vielmehr bei dem Fußvolke, und von dessen Muth erwarte er alles; er hoffe seine Kriegsgefährten würden ihn nicht verlassen; ihn selbst aber würden sie immer voran sehen, und sollten sie wahrnehmen, daß er davon liefe, so gebe er ihnen hiermit öffentlich die Freiheit ein Gleiches zu thun.“ Nach dieser Anrede ritt er vor die

Fahnen des ersten Bataillons Garde neben den Major Schulz, und ließ die Trommel rühren zum Vorrücken. In schönster Haltung und Ordnung, wie auf dem Paradeplatz, setzten sich die Truppen in Marsch.

Neipperg seinerseits hatte sein Fußvolk endlich in Linie aufgestellt, und rückte den Preußen mit ganzer Front entgegen. Da jedoch auf dem preußischen rechten Flügel sich wieder ein Reitergeschwader zeigte, das sich auf's neue gesammelt hatte, so wollte der österreichische Feldherr vor allem noch einen Versuch gegen dieses machen, welches, wie der ganze Anmarsch der Preußen, seine linke Flanke unmittelbar bedrohte. Mit größter Anstrengung raffte er einige Schaaren zusammen, und hieß den Obersten Grafen von Bentheim-Steinfurt an ihrer Spitze gegen die preußische Reiterei losbrechen; diese war auch sogleich geworfen, und nun sollte der Angriff mit Nachdruck in die Flanke des preußischen Fußvolks fortgesetzt werden, doch das Feuer desselben war so rasch und wirksam, daß weder die Reiterei noch das Fußvolk der Oesterreicher sich heranwagten, und dem wiederholten Befehle vorzugehen nicht gehorchten. Neipperg, schon von einer Kugel an der Hand verwundet,

achtete weder Schmerz noch Blutverlust, den er nur eiligst durch ein umgebundenes Schnupftuch zu stillen suchte, und bemühte sich den Kampf anzufrischen. Er ließ auch seinerseits 2 Bataillons zur Deckung seiner linken Flanke einen Haken bilden, und in größter Eile Reiterregimenter herbeiholen, 2 vom rechten Flügel, und 1 von hinter Mollwitz her, wo Römer dasselbe als Rückhalt aufgestellt hatte. Der General von Berlichingen, welcher diese Regimenter heranführte, machte mit ihnen verschiedene Angriffe, die aber von dem Fußvolke nicht unterstützt wurden. Dieses versagte ganz; anstatt vorzugehen, drängten sich die Leute rückwärts um sich einer hinter dem andern zu sichern, und so geschah es, daß manche Bataillone 30 bis 40 Mann Tiefe bekamen, die Fronten aber ganz schmal wurden, und weite Oeffnungen den Zusammenhang der Linie unterbrachen. Indeß nahmen frische Bataillone, welche Neipperg unausgesetzt aus seinem rechten Flügel herbeizog, den Kampf muthig auf, und nährten ihn lange Zeit. Das Gewehrfeuer dauerte mehrere Stunden in voller Heftigkeit, unter beiderseitigem großen Verlust, mit hartnäckigster Erbitterung. Da die Patronen, deren jeder Soldat damals nur 30 bei

ſich führte, zu mangeln anfingen, ſo wurden vom Boden die der Gefallenen aufgerafft und verbraucht.

Schwerin, als er wahrnahm, daß der Feind ſeine weichenden Bataillons immer gleich erſetzte, konnte nicht zweifeln, daß dieſe Unterſtützung aus deſſen rechtem Flügel käme, der noch unangegriffen ſtand, und daher beträchtliche Mannſchaft abgeben konnte. Auch die Preußen hätten aus ihrem linken Flügel Verſtärkung heranziehen und dadurch ihrem rechten neues Uebergewicht geben können. Er wählte aber ein kürzeres Mittel. Er ſandte dem Markgrafen Karl von Brandenburg den dringenden Befehl, mit allem Fußvolk des linken Flügels im Geſchwindſchritt vorzugehen und den Feind in ſeiner rechten Flanke raſch und nachdrücklich anzugreifen. Dies geſchah, und gleichzeitig ſchritt nun die ganze Linie der Preußen vor. „Ich kann wohl ſagen, ſchrieb hierüber ein öſterreichiſcher Offizier, mein Lebtage nichts Prächtigeres geſehen zu haben; ſie marſchirten mit der größten Haltung und ſo nach der Schnur, als wenn es auf dem Paradeplatz wäre. Das blanke Gewehr machte in der Sonne den ſchönſten Effekt, und ihr Feuer ging nicht anders als ein ſtetiges Donnerwetter.“ Der

Angriff des Markgrafen entschied die Schlacht, die Oesterreicher wichen auf allen Punkten, ein Theil der Truppen floh in wilder Auflösung, den noch stehenden befahl Neipperg selbst den Rückzug, den er mit Reiterei so gut als möglich deckte. Es war Abends nach 7 Uhr, nach fünfstündigem heißen Kampfe, daß das Schlachtfeld den Preußen gehörte. Schwerin sah den Rückzug des Feindes und hätte ihm gern noch stärker zugesetzt; allein das Geschütz erreichte ihn nicht mehr, und eine Schwadron Gendarmen, die einzige Reiterei, die auf dem rechten Flügel noch beisammen war, konnte nichts ausrichten. Er sandte jedoch durch einen seiner Adjutanten den Befehl nach dem linken Flügel, alles, was von Reiterei dort vorhanden, zur Verfolgung aufzubieten.

Schwerin hatte einen zweiten Schuß bekommen, der ihm die rechte Hand und das Gefäß des Degens, das er festhielt, quetschte, während die Klinge abschnellte. Er ließ sich eben verbinden, als der Erbprinz von Anhalt-Dessau und andre Generale heransprengten, um ihn wegen der gewonnenen Schlacht zu beglückwünschen. In demselben Augenblicke wurde gemeldet, daß die von Oblau her längst erwarteten 12 Schwadronen eben

auf dem Wahlplatze anlangten; ihr Marsch war durch österreichische Husaren aufgehalten worden, sonst würden, sie zur Schlacht eingetroffen seln und diese wahrscheinlich gleich entschieden haben. Schwerin wollte sie ohne Verzug dem Feinde nachsenden, allein der Erbprinz von Anhalt-Dessau widerrieth es, als der Absicht des Königs entgegen, welches dessen Generaladjutant Graf von Hacke bestätigte. Schwerin gab noch nicht nach, fühlte aber seine Kräfte schwinden, und konnte sich nicht mehr zu Pferde halten, übergab daher die Befehlführung dem Erbprinzen, und als dieser ihn noch über einiges befragen wollte, antwortete er kurz, derselbe möchte nun alles nach eigenem Gutbefinden anordnen, nur erbat er sich von ihm den Adjutanten von Bülow, — da seine eignen alle verschickt waren, — um dem Könige den Sieg zu melden. Er selbst begab sich nach Mollwitz in das Haus des dortigen evangelischen Predigers, wo in der vorigen Nacht Neipperg geschlafen hatte, und sein Frühstück zum Theil noch unversehrt stand.

Die Oesterreicher zogen sich im Schutze der Nacht unverfolgt gegen Neiße zurück. Ihr Verlust betrug über 5000 Mann, worunter 1200 Gefangene, 6 Kanonen, und außerdem verloren sie

von den 4 eroberten preußiſchen Geſchützen 3 wieder, ferner 3 Standarten, und eine Anzahl Pulverwagen. Die Preußen verloren faſt ebenſo viel an Todten und Verwundeten, und 1 Kanone, welche der Feind mit nach Neiße führte. Von beiden Seiten waren die Oberbefehlshaber verwundet, mehrere Generale geblieben. Die öſterreichiſche Reiterei hatte ſich anfangs tapfer, dann muthlos, das öſterreichiſche Fußvolk, beſonders wo die Mehrzahl Rekruten waren, unkundig und verzagt, die preußiſche Reiterei unbeholfen und leicht erſchreckbar, doch eben ſo leicht wieder ſich faſſend, erwieſen; nur das preußiſche Fußvolk blieb in unwandelbar tapferer Stimmung. Ihm hauptſächlich, ſeiner trefflichen Einrichtung, ſtrengen Ordnung, raſchen Bewegung und wundervollen Fertigkeit im Gewehrfeuer, wobei die eiſernen Ladſtöcke im Vergleich der hölzernen des Feindes, auch die Stellung in drei Gliedern anſtatt in vier, wie noch bei dem Feinde der Fall war, ihren Vorzug bewährten, gebührt nach allſeitigen Zeugniſſen die Ehre des Tages, demnächſt der Einſicht und Tapferkeit Schwerin's, der den Werth dieſer Truppe erkannte, ihr vertraute und ſie perſönlich anführte.

Wir müſſen aber hier vor allem nun dem

Könige nachfolgen, der, wie erwähnt, bei noch sehr zweifelhaftem Stande der Dinge das Schlachtfeld verließ. Der König ritt so schnell, daß sein Gefolge Mühe hatte, bei ihm zu bleiben, die nachgesandten Gendarmen ihn bald aus dem Gesicht verloren, und in Löwen an der Neiße, wohin sie in der Nacht kamen, ihn nicht mehr fanden. Er hatte daselbst nur kurze Zeit verweilt, und da sich mehrere Versprengte ihm angeschlossen hatten, von denen er nicht begleitet sein wollte, so ließ er beim Weiterreiten das Thor hinter sich sperren, mit dem Befehl, niemand ihm folgen zu lassen, als wer zu ihm gehöre. Doch unterwegs gesellten sich aufs neue manche Reiter zu ihm, und so kam er mit seiner kleinen Schaar vor dem Thor von Oppeln an. Dasselbe war verschlossen; die Preußen riefen: „Macht auf!" Als man von innen fragte: „Wer da?" riefen sie: „Preußen, auch preußische Kouriere." Hierauf erfolgte kein weiteres Wort, aber das Thor blieb verschlossen. Nun kam der König auf den Gedanken, die Stadt, wo er noch seine Truppen zu finden geglaubt, könne vom Feinde besetzt sein, und als auf weiteres Rufen einige Schüsse durch das Gitter heraus gefeuert wurden, konnte er nicht mehr zweifeln. Er kehrte daher

mit den Seinigen um, und kam mit Tages Anbruch wieder nach Löwen, fand hier die Schwadron Gendarmen, aber auch ſchon den ihm nachgeſchickten Adjutanten des Erbprinzen von Anhalt-Deſſau mit der Siegesnachricht Schwerin's. Nach einer kurzen Erholung ritt er ſpornſtreichs wieder in die Gegend von Mollwitz, wo er die weiteren Bewegungen der Truppen anordnete, und ſich hierauf nach Ohlau begab.

Für den König wurde es bei dem ſiegreichen Ausgange der Schlacht nun doppelt kränkend, daß er vor demſelben weggeritten war, und er fühlte, daß der üble Schein, in der erſten Schlacht ſeine Truppen verlaſſen und die höchſte Gefahr und den größten Ruhm nicht mit ihnen getheilt zu haben, ſich über ſein ganzes Leben als Vorwurf erſtrecken würde. In ſeinem Unmuthe hierüber grollte er zumeiſt ſeinem Rathgeber, der ihn dazu beredet. Schwerin's Verdienſt erkannte er ehrend an, und dankte ihm für den wichtigen Sieg, ohne welchen Schleſien wahrſcheinlich verloren geweſen wäre, allein er verwünſchte zugleich das übergroße, in deſſen Erfahrung und Einſicht geſetzte, aber ihm zu perſönlichem Mißgeſchick ausgeſchlagene Vertrauen, und konnte ihm nie verzeihen, durch ihn um den

Erſtlingslorbeer ſeiner Feldherrnbahn ſo ſchmählich gebracht worden zu ſein. Schwerin war allerdings ſchon gewohnt, ſich dem Könige gegenüber in Kriegsſachen als Lehrmeiſter zu benehmen, was denn in der perſönlichen Gegenwart meiſt ſo hinging; aber nun verlautete, Schwerin habe im erſten Augenblicke, nachdem auf ſeinen Rath der König davon geritten, ſich über den Abweſenden in ſchnöder Weiſe ausgelaſſen, und das war nicht ebenſo zu verzeihen. Wiefern Schwerin's Feinde hiebei thätig geweſen und dem Könige Falſches, oder doch Uebertriebenes hinterbracht, iſt nicht auszumitteln. Aber des Königs Unwille war nie völlig zu beſchwichtigen, Schwerin gelangte nie wieder zu der frühern Stellung in des Königs Gnade und Vertraulichkeit, und hatte bei manchem Anlaſſe die bittern Nachwirkungen ſchwer zu empfinden. Auch der Generaladjutant Graf von Wartensleben, bisher ein Liebling des Königs, wurde ihm wegen ſeines Antheils an jener Sache von nun an zuwider, erhielt bald eine andere Dienſtanſtellung, und kam nie wieder in des Königs Nähe.

Ueber dieſes ohne ſein Verſchulden entſtandene Mißverhältniß war Schwerin tief betrübt, und

empfand die Folgen sehr schmerzlich, so daß er von der ganzen Begebenheit nicht ohne ein bitteres Gefühl, ja kaum ohne Thränen sprechen konnte, und in dem größten Bedauern, daß die Sache so gekommen, doch standhaft dabei blieb, er würde in gleichem Falle noch immer denselben Rath ertheilen müssen. Wie er sich über den Vorgang mit offener Herzlichkeit vernehmen ließ, erkennen wir aus folgender Aufzeichnung, die uns von seinen Reden überliefert worden: „Als ich die preußische Kavallerie — sagte er — verfolgen sah, welches in dem Augenblick geschah, wo ich die Anordnung am linken Flügel gemacht hatte, und im Galopp nach dem rechten ritt, so hatte ich noch nichts von meiner kaltblütigen Hoffnung verloren, daß die Infanterie noch alles retteren könnte. Als ich aber den König mit im Gedränge der flüchtigen Kavallerie sah, so war es natürlich, daß mich dieser Anblick in eine Art von Bestürzung setzte, und dieses vorzüglich, weil ich mir keine andere Vorstellung von dieser Erscheinung in dem Augenblick machen konnte, als daß der König durch übereilten Muth sich diese Gefahr selbst zugezogen. Dies gab Gelegenheit zu dem ersten Gedanken des Wunsches, daß er sich nicht gegenwärtig befinden möchte,

denn ich hatte ſchon dazumal den Entſchluß gefaßt, die Bataille zu gewinnen, oder den Verluſt nicht zu überleben. Meine Beſtürzung wurde aber durch die Salve des zweiten Treffens um ein Großes vermehrt, theils weil es mich von einer Armee, die ſo wie die preußiſche in Ordnung war, wo kein Schuß ohne Kommando vom Offizier des Pelotons geſchehen mußte, ſehr befremdete, und dann weil auch durch dieſes Feuer das erſte Treffen ſehr muthlos gemacht werden mußte, — und von dieſem Augenblick an überzeugte mich mein Verſtand und mein Herz von der Nothwendigkeit: meinen jungen König voller Muth und Ambition, der die Gefahr nicht kannte, und um deſto weniger ſcheuen würde, von meiner Seite zu entfernen. Das war der Grund meines Vorſchlags: das Schlachtfeld zu verlaſſen. Wäre dieſer Bewegungsgrund nicht bloß und allein die perſönliche Erhaltung des Königs geweſen, ſo war es ſehr natürlich, daß der König keine größere Sicherheit, als bei der Armee finden könnte, denn wenn auch die Schlacht verloren gegangen, ſo konnte keine andere Retirade, als über Oppeln genommen werden, wo denn eine obgleich geſchlagene Armee noch immer Reſſourcen gefunden haben würde. Diejenigen, die mich wegen dieſes

Vorſchlags tadeln, fordere ich auf, einen beſſeren zu ſagen. Ich habe dieſes dem Könige geſchrieben, und mündlich vorgeſtellt, er hat mir ſein Königliches Wort gegeben, daß ich als ein treuer Diener des Reichs recht gethan, und daß hierüber niemals die Rede ſein ſollte. — Wie der König aber dieſes befolgt, das weiß die ganze Armee; und wie dieſer Vorſchlag mein ganzes übriges Leben verbittert hat, daß nicht allein keine Gelegenheit vorbeiging, wo ich dieſen Groll nicht empfand, ſondern daß der König ſelbſt Gelegenheit ſuchte, mich öffentlich in Tort zu ſetzen."

Die Gereiztheit des Königs zeigte ſich gleich am Tage nach der Schlacht, indem er den Vorſchlag Schwerin's, eine ſtarke Truppenſchaar über Pampitz nach Grottkau zu ſchicken, um dem Feinde noch auf dem Rückzuge möglichſt Abbruch zu thun, ſogleich mißfällig verwarf, ohne Gründe ſeines Verwerfens anzugeben. Dies geſchah in der Folge noch oft, und Schwerin hatte von dem abweiſenden, mißtrauiſchen Weſen des Königs, der ihn mit offenbarer Ungnade behandelte, viel zu leiden.

Die Wunden Schwerin's waren bald geheilt, und er konnte nach kurzer Ruhe wieder an den Kriegs-

ereigniſſen Theil nehmen. Neipperg hatte ſich unter die Kanonen von Neiße zurückgezogen, und der König, wiewohl durch die eingetroffene Reiterei und die vom Herzog von Holſtein befehligte Truppenſchaar anſehnlich verſtärkt, wagte ihn in jener Stellung nicht anzugreifen. Er bezog ein Lager bei Mollwitz, und ließ durch den Feldmarſchall von Kalckſtein die Belagerung von Brieg unternehmen, welche Feſtung am 4. Mai ſich auf Bedingung ergab. Drei Wochen noch blieben die Preußen bei Mollwitz im Lager, während welcher Zeit der König die Feſtungswerke von Brieg herſtellen und die Stadt mit Lebensmitteln verſehen ließ, die Truppen aber unausgeſetzt übte, und beſonders die Reiterei zu größerer Schnelligkeit und Sicherheit anleitete. Gegen die leichten Truppen der Oeſterreicher fielen mancherlei Gefechte vor, nicht ſelten zum glänzenden Vortheile der Preußen. Später bezog der König ein Lager bei Strehlen, woſelbſt wichtige diplomatiſche Unterhandlungen Statt fanden, deren Verlauf in Friedrichs Geſchichte ſeiner Zeit vortrefflich dargelegt iſt. Für beiderlei Geſchäfte, die kriegeriſchen wie politiſchen, war Schwerin's Anweſenheit nicht gleichgültig, und der Groll des Königs gegen den ihm mißfällig gewordenen

Rathgeber hinderte ihn nicht, doch ferner demſelben zu vertrauen und ſich ſeiner zu bedienen.

Es fand ſich hiezu bald eine auserleſene Gelegenheit. Der König erkannte, daß Neipperg in ſeinen noch nicht aufgegebenen Planen zur Wiedereroberung Schleſiens nicht nur auf ſeine ſtets verſtärkten Waffen, ſondern auch auf geheime Einverſtändniſſe rechnete, deren Sitz vorzüglich Breslau war. Eine Anzahl vornehmer Damen, die im Alter, zum Erſatz anderer Neigungen, leidenſchaftlich religiöſe und politiſche Partheiung ergriffen hatten, hegte fanatiſchen Haß gegen die Preußen, und leitete Umtriebe ein, welche den Zweck hatten, die Stadt Breslau den Oeſterreichern in die Hände zu ſpielen. Der Plan war ſchon weit gediehen, Neipperg genau unterrichtet; Mönche machten die Zwiſchenträger; einige erſte Beamte der Stadt waren gewonnen, und auf den katholiſchen Theil der Bevölkerung glaubte man rechnen zu können. Allein Friedrich erfuhr von dieſen Anſchlägen, und es gelang ihm, unter die wüthigen Glaubensſchweſtern eine falſche, ihm ergebene einzuſchieben, die ihn von jeder neuen Abrede ſogleich benachrichtigte. Er ſah ein, daß die feſtgeſetzte Partheiloſigkeit Breslau's nur noch eine Täuſchung ſei,

und daß er den Oeſterreichern in Beſetzung der Stadt zuvorkommen müſſe. Dies als einen Handſtreich auszuführen, unerwartet und ſchnell, wo möglich ohne Blutvergießen, war von größter Wichtigkeit. Schwerin erhielt den Auftrag, den er willig übernahm, und mit geſchickter Liſt glücklich vollbrachte. Die dem öſterreichiſchen Hauſe am eifrigſten ergebenen Syndiken und Schöffen wurden auf den 10. Auguſt zu einem großen Feſt in das Laget des Königs berufen, wohin auch die in Breslau anweſenden fremden Geſandten eingeladen waren; mittlerweile zogen einige preußiſche Bataillone auf verſchiedenen Wegen in die Vorſtädte, und Schwerin begehrte für ein preußiſches Regiment den Durchzug durch die Stadt, wie dies für kleinere Truppenſchaaren und Zufuhren ſchon öfters geſchehen und bewilligt worden war. Der Magiſtrat, ſeiner bedeutendſten Mitglieder beraubt, wagt nicht das Begehren abzuſchlagen, trifft aber ſorgfältige Maßregeln. Die ſämmtlichen Stadtſoldaten müſſen ausrücken und ein Theil der bewaffneten Bürgerſchaft, um für die durchziehenden Preußen Spaller zu machen, der Stadtmajor von Wutgenau ſoll dieſe Morgens früh am Nikolaithore einlaſſen und ohne Aufenthalt zum Sandthore

wieder hinausführen; der Erbprinz Leopold von Anhalt-Dessau, welcher die preußischen Truppen befehligt, tauscht mit dem Stadtmajor die üblichen Begrüßungen aus, und der Durchzug beginnt, der Stadtmajor mit gezogenem Degen als Führer voran. Unterdessen bricht ein Wagen im Sandthore, das nun nicht verschlossen werden kann, preußische Grenadiere nähern sich aus der Vorstadt, dringen durch das Thor ein, und erscheinen plötzlich in den Straßen; bevor man sich von der Ueberraschung erholen kann, erschallt das Geschrei: die Preußen hätten auch schon das Oderthor besetzt und sich des Zeughauses bemächtigt. Wutgenau fragt den Erbprinzen, was das heißen solle? Dieser antwortet kurz: Breslau sei nun preußisch, sein Amt habe aufgehört, er solle den Degen einstecken und heimreiten. Es war nichts anderes zu thun, keine Hand regte sich zur Gegenwehr, kein Tropfen Blutes floß. Aufgestellte Signalkanonen gaben augenblicklich dem Könige die Nachricht, daß der Streich gelungen.

Schwerin aber, der das Ganze geleitet, eilte auf das Rathhaus, wo schon um 9 Uhr Vormittags der auf sein Geheiß versammelte Rath nebst dem Ausschusse der Bürgerschaft von ihm die

Eröffnung empfingen: „Wie der König nicht länger habe dulden können, daß hier so viele Ränke und Meutereien gegen ihn betrieben, mit dem Feinde Einverständnisse gepflogen, die Sicherheit des preußischen Heeres gefährdet und dessen Unternehmungen gehindert würden; aus diesen und anderen wichtigen Ursachen habe der König nöthig erachtet, die Stadt mit seinen Truppen besetzen zu lassen; hierbei versichere er die Einwohner der ferneren Gnade und des kräftigsten Schutzes Seiner Majestät, einer vollkommenen Amnestie für alles Vergangene, dagegen ermahne er sie zur strengen Beobachtung aller dem Könige schuldigen Pflichten, und fordere diesemnach die Anwesenden auf, demselben sogleich die Huldigung und den Eid der Treue zu leisten." Dieses geschah auf der Stelle ohne den geringsten Widerspruch, von den Meisten mit größter Bereitwilligkeit, worauf Schwerin ein dreimaliges Lebehoch für Friedrich König in Preußen und Herzog in Schlesien ausrief. Sodann begab er sich auf den Salzring, und verpflichtete die dort hinbeorderten Stadtsoldaten und ihre Offiziere. Am folgenden Tage wurden die Gelehrten und Kaufleute, die sämmtlichen Zünfte und Gewerke zur Huldigung berufen; von der evangelischen Geist-

lichkeit forderte Schwerin nur einen Handſchlag, indem er zu erkennen gab, es bedürfe von ſo würdigen Dienern Gottes keines förmlichen Eides, worauf er jeden derſelben küßte; ſodann trat er auf die Rathhaustreppe, und rief wiederum für den König dreimal ein geſteigertes Lebehoch unter das Volk, welches mit freudevollem Zuruf antwortete, worauf Schwerin im Namen des Königs nach üblicher Weiſe Geld auswerfen ließ. Die katholiſche Geiſtlichkeit hatte ſich Bedenkzeit erbeten, und Schwerin ihr dieſe bis zum folgenden Tage gewährt, ſie machte auch dann noch Schwierigkeiten und mußte Strafe zahlen, allein Schwerin wartete dieſe Sachen nicht ab, ſondern übertrug ſie dem Generallieutenant von der Marwitz, der zum Gouverneur der Stadt ernannt war; ihn ſelbſt rief ein Befehl des Königs noch am 11. Abends ungeſäumt in's Lager, wohin er ſich ſogleich begab.

Die thätigen Unterhandlungen des Königs hatten unterdeſſen zu einem Vertrage geführt, deſſen Abſchluß durch den König ſelbſt in einer geheimen Zuſammenkunft mit Neipperg am 9. Oktober zu Klein-Schnellendorf bei Oppeln zu Stande kam. Die Feindſeligkeiten ſollten nur zum Scheine noch fortdauern, insbeſondere die Beſchießung von Neiße

bis zur vorausbeſtimmten Uebergabe, in der That aber ein Waffenſtillſtand eintreten und nichts Feindliches mehr unternommen werden. Bis zum wirklichen Friedensſchluſſe bedurfte der König des Anſcheins fortdauernder Feindſeligkeiten, um Frankreich zu täuſchen, deſſen Geſandter Marquis von Valory ſich im Lager befand. Schon vor jener Zuſammenkunft hatten beide Theile zu dieſem Zwecke einverſtanden gehandelt, und als am 25. September zwei preußiſche Bataillons über die Neiße gingen, zogen ſich die öſterreichiſchen Poſten ſogleich zurück, der König aber ließ aus allem Geſchütz ein ſchreckliches Feuer anheben, wiewohl kein Feind zu ſehen war, und Schwerin half dieſes Kriegsſchauſpiel mit aufführen, indem er bei Hennersdorf gleicherweiſe heftig in's Blaue kanonirte. Der franzöſiſche Geſandte war begierig zu erfahren, was vorginge, und empfing von den Offizieren des Königs übereinſtimmend eingelernte Angaben über die Zahl der Todten und Verwundeten, ſo daß er an dem Ernſte der Sache nicht zweifelte. Neiße wurde in gleicher Art, unter dem Scheine der Eroberung, doch der anfänglichen Abrede zuwider erſt am 31. Oktober den Preußen überlaſſen, und ganz Schleſien von den Oeſterreichern geräumt.

Friedrich hatte die Erblandeshuldigung von Schleſien ſchon auf den 2. Oktober angeſetzt, doch ſie konnte, weil er die von den Oeſterreichern verzögerte Uebergabe von Neiße abwarten wollte, erſt am 7. November Statt finden. Bei dieſer feierlichen Handlung ſollte Schwerin das Reichsſchwert halten, allein daſſelbe war zufällig vergeſſen und für den Augenblick nicht herbeizuſchaffen; der König half der Verlegenheit lächelnd ab, indem er ſeinen Degen zog, und ihn dem Feldmarſchall einhändigte, der ihn nun anſtatt des Reichsſchwertes hielt, und den Knopf üblicherweiſe zum Küſſen hinreichte.

Oeſterreichiſcherſeits war das Abkommen von Klein-Schnellendorf weder pünktlich erfüllt, noch ſtreng geheim gehalten worden. Schon dieſer letzte Umſtand mußte die Fortſetzung des Krieges zur Folge haben. Noch mehr aber die Unternehmungen der Oeſterreicher gegen den Kurfürſten von Baiern. Es galt nun, die Unterhandlungen mit Umſicht fortzuführen, und zugleich mit den Waffen bereit zu ſein. Der König begab ſich indeß fürerſt nach Dresden, um die neuen mit Sachſen angeknüpften Verhältniſſe wahrzunehmen, und ſodann nach Berlin; während das Heer in Schleſien unter

die Befehlführung Schwerin's und des Erbprinzen von Anhalt-Deſſau geſtellt blieb. Der letztere rückte mit ſeinen Truppen nach Böhmen vor, einige Regimenter umſtellten Glatz; Schwerin aber, der inzwiſchen auch zum Gouverneur von Brieg und Neiße ernannt worden, zog nach Oberſchleſien und nahm daſelbſt am 20. November Winterquartiere. Doch waren dieſe von keiner Dauer. Er mußte mit ſeinen Truppen in der Mitte des Decembers, nachdem er vorher ſchon ſich Troppau's und Freudenthals bemächtigt hatte, ſchleunigſt über Hof und Sternberg in Mähren einrücken, wo nach ſchwachem Widerſtande ſich am 27. December Olmütz ihm ergab.

Wir haben nunmehr eines Mannes zu gedenken, der in Schwerin's Leben, wie überhaupt in dem preußiſchen Kriegsdienſte, wirkſam und bedeutend wurde. Der Freiherr von Schmettau, in Berlin geboren, aber durch Umſtände früh in auswärtige Kriegsdienſte gezogen, hatte den öſterreichiſchen ſchon vor dem Kriege mißvergnügt als Oberſtlieutenant verlaſſen, und war darauf in den preußiſchen als Oberſt eingetreten. Der König berief ihn nach Schleſien, wo er im Lager von Mollwitz anlangte, durch ſeine Fähigkeiten das Vertrauen

des Königs gewann, und von ihm zum Generaladjutanten und Generalquartiermeister ernannt wurde. Er leistete hier vielfache Dienste, half manchen Mängeln in dem Heerwesen ab, und trug besonders dazu bei, die Reiterei geschickter zu machen, und die Husaren im kleinen Krieg zu unterrichten. Als der König abreiste, ließ er ihn bei Schwerin zurück, zur Aushülfe sowohl als zur Aufsicht, denn solche Anstellungen hatten immer etwas Zweifelhaftes. Schmettau jedoch, offen und klug zugleich, gewann bald auch Schwerin's Vertrauen und Achtung, und blieb mit ihm stets in gutem Einverständniß. Der Feldmarschall sandte ihn im Januar 1742 nach Berlin, um den König von allem Vorgefallenen zu unterrichten und ihm für die nächsten Bewegungen die Entwürfe Schwerin's darzulegen. Der König war gegen Schmettau sehr gnädig, schien auch mit allem wohlzufrieden, sandte ihn aber unerwartet schnell an Schwerin zurück, dem er wichtige Befehle überbringen sollte, unter welchen besonders der mit Nachdruck hervorgehoben wurde, in Olmütz große Magazine anzulegen. Dies Letztere hatte Schwerin aus eigenem Antriebe schon begonnen, wie er denn dafür galt, in der Sorge für den Lebensunterhalt seiner Truppen besonders

geſchickt und eifrig zu ſein. Schmettau fand bei ſeinem Eintreffen in Olmütz ſchon alles angeordnet, und der beſondere Eifer, mit welchem der König grade dies eingeſchärft hatte, mußte wenigſtens überflüſſig dünken. Aber es ſcheint, der König hatte die Schwierigkeiten vorgefühlt, und die Stärke ſeines Befehls ſollte ſie überwinden helfen. Schwerin hatte nur 10,000 Mann nach Mähren geführt, und mit dieſen, da er nicht weiter, als Wiſchau vorrücken ſollte, nur etwa ein Drittheil des Landes wirklich beſetzt, die Landleute flüchteten ihre Vorräthe oder vergruben ſie, ohne Gewalt war nichts herbeizuſchaffen, und oft fehlten ſogar die nöthigen Fuhrmittel. Roggen, Gerſte, Hafer und Heu fand man noch allenfalls, aber alles Mehl war fortgeſchafft, und wegen der zugefrornen Gewäſſer gingen keine Mühlen. Dazu kam, daß Schwerin von dem Feldkommiſſariat in Schleſien nur 4 Verpflegungsbeamte hatte erlangen können, daß die zugeſagten mehreren nie kamen, und er Offiziere aus den Regimentern zu dieſem ungewohnten Dienſte nehmen mußte. Wäre ihm mehr Zeit geblieben, ſo würde er dennoch den Auftrag des Königs mit größter Anſtrengung vielleicht erfüllt haben, allein er hatte die Befehlführung in Mähren nur vier Wochen,

alsdann kam der König, und übernahm die Leitung der Dinge selbst.

Ein neuer sonderbarer Umstand trug dazu bei, den König gegen Schwerin zu verstimmen. Der König hatte unterwegs seinen Gesandten bei dem Kurfürsten von Baiern, den Feldmarschall von Schmettau, einen Bruder des Obersten, zu sich beschieden, und mit ihm mancherlei Vertrauliches gesprochen. Schwerin aber, mit dem Obersten von Schmettau in Landskron den König erwartend, vertraute seinerseits dem jüngern Bruder einen Plan, die bei Iglau unter dem Fürsten von Lobkowitz stehenden Oesterreicher nicht nur aus Mähren, sondern auch über die Donau zu vertreiben; die Landkarten wurden aufgelegt, die Märsche berechnet, die Quartiere bezeichnet und alles genau bis in's Einzelne aufgeschrieben. Als nun der König am 26. Januar in Landskron angekommen war, benutzte Schwerin die erste geheime Unterredung, und trug seinen mit Schmettau's Hülfe entworfenen Plan dem Könige vor. Dieser stutzte, und wies den Vorschlag mit Kälte zurück. Der Plan war nämlich genau derselbe, den der König unterwegs dem Feldmarschall von Schmettau vertraut hatte. Der Gedanke lag nah, dieser müsse

ihn seinem Bruder mitgetheilt haben, und es reizte den König nicht wenig auf, daß man ihm das, was er selbst ausgedacht, nun als fremden Fund zur Genehmigung vorzulegen wage. Auch Schmettau fühlte, daß er nicht wie sonst in Gnaden war, und da er sonst keinen Grund finden konnte, so glaubte er, der König sei ungehalten über die Grafenwürde, welche so eben der am 24. Januar 1742 erwählte römische Kaiser Karl der Siebente beiden Schmettau's verliehen hatte. Erst nach einigen Tagen klärte sich der Irrthum auf, indem der König offen seinen Argwohn mittheilte, und dagegen Schmettau betheuern konnte, daß Schwerin und er selbst keine Ahndung von dem Plane des Königs gehabt und den ihrigen selbstständig erdacht hätten. Hiemit bezeigte sich der König wohlzufrieden, und es schien alles ausgeglichen.

Aber gleich fand sich neuer Anlaß zum Mißvergnügen. Der König war durch Böhmen gereist, wohin ein verbündetes französisches Heer vorgedrungen war, und hatte dort für die schwierige Verpflegung der neuverbündeten sächsischen Truppen, die ihm folgten und auf welche nirgend gerechnet sein konnte, den französischen Intendanten Sechelles angesprochen. „Ich werde das Unmögliche möglich

machen," hatte dieſer geantwortet, und es auch wirklich ausgeführt; die Truppen bekamen alles was nöthig war. Noch ganz erfüllt von dieſem glänzenden Beiſpiel franzöſiſcher Anſtelligkeit und Beeiferung kam der König am 26. Januar nach Olmütz, und fragte nach den Magazinen, die er anbefohlen hatte, und deren Zweck ſich nun offenbarte. Schwerin mußte bekennen, daß die Abſichten des Königs nur erſt in geringem Maße erfüllt ſeien. Dieſer war äußerſt unwillig, und bediente ſich gegen Schwerin ſehr harter Ausdrücke. Er ſah die Schwierigkeiten wohl ein, und mußte ſie nachher ſelbſt genug erfahren, allein die Vorſtellung ſtand in ihm feſt, Schwerin habe den Willenseifer nicht gehabt, den doch eben erſt ein Fremder ſo muſterhaft und erfolgreich dargethan. Auch noch in der ſpätern Zeit, als er die Geſchichte dieſes Feldzuges niederſchrieb, ſprach der König dieſen Vorwurf aus, welchen doch Schwerin und ſeine Freunde nie wollten gelten laſſen.

Schwerin empfand die Vorwürfe des Königs ſehr bitter; er ſah die üble Stimmung fortdauern, ſich ſelber zurückgeſetzt, und bei den weiteren Kriegsunternehmungen ohne Wirkſamkeit. Denn der König wollte ohnehin die Sachſen, denen er mißtraute,

und deren Generale ſchwierig zu behandeln waren, unter ſeinem eignen Oberbefehl haben. Unter dieſen Umſtänden hielt es Schwerin für angemeſſen, zur Herſtellung ſeiner Geſundheit einen Urlaub zu erbitten, der ihm auch nicht verſagt wurde, jedoch ſollte er fürerſt nach Neiße ſich begeben, wo ſeiner ein wichtiges Geſchäft harrte, das ihm ſchon früher war überwieſen worden. Durch den Beitrittsvertrag vom 1. November 1741 hatte nämlich der Kurfürſt von Sachſen aus dem zu hoffenden Ländergewinn ein Stück von Böhmen und den größten Theil von Oberſchleſien ausgeſetzt erhalten. Die künftigen Gränzen mußten demgemäß beſtimmt werden, und der König hatte hiezu Schwerin und den Geheimenrath von Nüßler als Bevollmächtigte ernannt, welche mit ſächſiſchen Abgeordneten deßhalb in Neiße zuſammen treten ſollten. Der Vertrag beſtimmte, daß auf dem rechten Ufer der Neiße ein Strich Landes eine Meile breit noch preußiſch bleiben ſolle. Wie genau der König die Sache nahm, ergiebt ſich aus dem Schreiben, welches er als Antwort auf einige erhobene Zweifel am 10. Februar aus Groß-Bitſch an Schwerin erließ, und worin er ſagte: „Ich habe Euch meine Intention deßhalb dahin bekannt machen wollen, daß

zuvörderſt die Größe einer jeden Meile bei dieſer Gränzeinrichtung wenigſtens auf 2500 rheinländiſche Ruthen feſtgeſetzt werden muß, da von mir gleich vom Anfange her und beſtändig hin eine gute deutſche Meile konditioniret werden, welche dann ſo lang als es möglich iſt gezogen werden muß. Was den zweiten Punkt, die Abſchließung der Gränzen angehend, betrifft, da muß es wohl dabei verbleiben, daß wenn etwa eine Stadt, Dorf oder Flecken, durch die Gränzlinie durchgeſchnitten wird, ſolcher Ort mir verbleibe, wie denn auch, wenn eine Stadt, Dorf oder Flecken, in meiner Gränze belegen, das dazugehörige über der Gränzlinie befindliche Feld, Holzung ꝛc. dabei verbleiben muß. Sollte letzteres auch ſächſiſcherſeits prätendiret werden, und die Sache nicht viel importiren, kann darin endlich gefüget werden, ſo viel aber immer möglich iſt, muß dahin geſehen werden, daß ich nichts dadurch verliere." Der Auftrag war ehrenvoll genug, Schwerin's Weggehen zu beſchönigen, allein es ſchmerzte ihn doch, das Heer zu verlaſſen; er machte daher vor der Abreiſe noch einen Verſuch, ſich dem Könige zu nähern. Dieſer belagerte Brünn, doch bei dem Mangel an ſchwerem Geſchütz und bei der Tapferkeit des öſter-

reichischen Generals von Seher waren alle Anstrengungen vergebens. Da ließ Schwerin durch Schmettau den König wissen, er habe Einverständnisse mit Offizieren und Soldaten der Festung, und wenn für einen schon entworfenen Handstreich einige Regimenter zur Verfügung gestellt würden, so müsse binnen vierundzwanzig Stunden auf den Wällen die preußische Fahne wehen. Der König antwortete nur: „Ich will es nicht.“ Zu anderer Zeit hätte er mit Schwerin die Gründe besprochen, die er zur Ablehnung der Sache haben mochte, und die wir in seiner Geschichtserzählung hinreichend angedeutet finden; jetzt mußte Schwerin das schroffe Nein als eine persönliche Abweisung nehmen, und da nun keine Hoffnung eines guten Verhältnisses blieb, so reiste Schwerin endlich nach Neiße ab. Das Geschäft aber stockte, denn die sächsischen Bevollmächtigten waren zwar ernannt, kamen aber nie. Schwerin fragte nun an, was geschehen solle, und wünschte seinen Urlaub anzutreten, worauf ihm der König aus Selowitz am 3. April 1742 sehr gnädig antwortete: „Mein lieber Generalfeldmarschall Graf von Schwerin. Bei Eurer jetzigen Anwesenheit in Neiße werde ich sehr gerne sehen, wann Ihr, so viel Euer

Gesundheitszustand leiden will, mit dem Königlich polnischen und kursächsischen Minister und Envoyé dem von Bülow die Euch aufgetragene Kommission wegen Regulirung der Gränzen zwischen Nieder- und Oberschlesien sofort eröffnet, um die Sache in Gang und demnächst zu Stande zu bringen. Sollte Euer Gesundheitszustand alsdann nicht leiden, die Konferenzen weiter zu kontinuiren, Ihr auch, um Euch zu retabliren, Eure Reise nach dem Bade fortsetzen müssen, so kann der Geheimerath von Rüßler, so von allem informirt ist, die Negotiation kontinuiren, an Eurer Statt aber will ich, während Eurer Abwesenheit, den Generallieutenant von Marwitz substituiren, welchem der Etatsminister Graf von Podewils die benöthigte Autorisation zusenden wird, und welchem Ihr, so viel Euer Zustand es leiden will, die gehörige Information geben könnet, zumalen bei der Ausarbeitung und bei dem Detail der von Rüßler doch das Meiste besorgen muß. Ich wünsche bald gute Zeitungen von Eurem Retablissement zu haben, wozu Ihr alles Mögliche beizutragen und mir öfters Nachricht davon zu geben habet. Ich bin u. s. w.

Friedrich."

Ein andrer Vorgang drängte sich unangenehm

und ſonderbar in dieſe Verhältniſſe. Der General von Wallrawe, welcher ſpäter ſo unglückliche Berühmtheit erlangt hat, war damals beauftragt, die Feſtungswerke von Neiße zu verſtärken. Er wünſchte durch Schwerin's Empfehlung auch Kommandant dieſer Feſtung zu werden, und ſchmeichelte ihm auf alle Weiſe; doch als er wahrnahm, daß dieſer ihm nicht günſtig ſein wolle, oder vielleicht auch nicht mehr könne, verſuchte er auf deſſen Koſten ſich bei dem Könige ſelbſt beliebt zu machen. Er ſchrieb dieſem: Seine Majeſtät hätten gewiß vernommen, daß die oberſchleſiſchen Stände dem Feldmarſchall für die Sorgfalt und Schonung, mit denen er die Winterquartiere eingerichtet, 30,000 Thaler verehren wollten; weil es aber Seiner Majeſtät nicht an Mitteln fehlen würde, dem Feldmarſchall andere Vortheile zufließen zu laſſen, ſo ſchlüge er vor, dieſe Summe ihm zur Befeſtigung von Neiße anzuweiſen. Der wackre Eichel, des Königs Geheimer Kabinetsrath, der mit ſtaatsmänniſcher Einſicht immer des Guten wahrnahm, gab Schwerin ſogleich von dieſer Tücke Nachricht, konnte aber nicht hindern, daß der König, in Vorausſetzung der Wahrheit jener Angabe, an Schwerin in übrigens ſehr gnädigen Ausdrücken ſchrieb, er beſtimme

wirklich jene Summe für den Feſtungsbau von Neiße. Schwerin verwies dem hämiſchen Anzettler dieſer Sache ſeine ſchnöden Ränke in Gegenwart vieler Offiziere mit harten Vorwürfen, welche dieſer jedoch ablehnte, indem er läugnete an den König geſchrieben zu haben. In ſeiner Antwort an den König aber ſagte Schwerin: Die oberſchleſiſchen Stände hätten ihm nie ein Geſchenk angeboten, und es ſei dem Könige bekannt, daß er nie ohne ſeine Erlaubniß Geſchenke dieſer Art angenommen hätte; würde es ihm auch gewiß gemeldet haben, wenn es geſchehen wäre; lieb würde es ihm übrigens ſein, wenn die oberſchleſiſchen Stände eine ſolche Summe zum Feſtungsbau hergäben. Worauf der König, ohne weiter das Wahre und Falſche ſondern zu wollen, aus der gegebenen Anregung den Vortheil feſthielt, und den Befehl gab, die Stände ſollten jene Summe zu dem erwähnten Zweck aufbringen, wie denn auch in der That geſchehen mußte.

In Mähren aber fand die Verpflegung der Truppen nun allerdings immer größere Schwierigkeit. Der König ſelbſt ging eifrig in alle Einzelheiten dieſer Fürſorge ein; er ſchrieb am 3. Februar an Voltaire: Von einem Gehirn, worin

nur Heu, Hafer und Häckſel ſei, dürfe man nichts verlangen! Freilich gelang auch ihm nicht, was Schwerin verſäumt haben ſollte; die nöthigen Vorräthe waren nicht aufzubringen, wiewohl jetzt ganz Mähren beſetzt und für die Leiſtungen in Anſpruch genommen war. Allein es blieb immer die Frage, ob nicht grade im erſten Augenblicke hätte geſchehen können, was ſpäterhin unmöglich wurde, eben weil nun mehr Truppen im Lande und alle Theile deſſelben unmittelbar angeſtrengt waren. Die Preußen hielten anfangs Ordnung, allein die Bundesgenoſſen wollten ſich zu ſolcher nicht fügen, und Friedrich ſah ſich bald genöthigt, jede Truppe für ihren Bedarf nach eigner Weiſe ſorgen zu laſſen. Nach Ungarn und Oeſterreich wurden zwar Streifſchaaren entſandt, welche neben Kriegsgeldern auch Lebensmittel einbrachten, doch die Füllung der Magazine konnte damit nicht beſtritten werden, und endlich mußte man dies Bemühen ganz aufgeben.

Inzwiſchen wurde der König ſowohl durch die Kriegsumſtände, als hauptſächlich auch durch politiſche Rückſichten bewogen, mit ſeiner Hauptmacht Mähren zu verlaſſen, und in Böhmen einzurücken. Unter dem Fürſten Dietrich von Anhalt-Deſſau ſollten 19 Bataillons und 25 Schwa-

dronen bei Olmütz in einem vortheilhaften Lager stehen bleiben, und der König meinte, sie würden sich haben behaupten können, wenn Schwerin seine Schuldigkeit in Einrichtung der Magazine gethan hätte. Daß diese Truppen weichen mußten, fiel also auf's neue Schwerin zur Last. Welche Gereiztheit der König in dieser Zeit fühlte, sehen wir aus einem vertraulichen Briefe, den er an Jordan schrieb, und worin es heißt: „Monsieur ***, mauvaise copie de quelque chétif original anglais, vient de prendre le parti décisif, de nous quitter. Vous pouvez vous imaginer jusqu'à quel point je regrette sa perte.

Cet imitateur sans génie
De l'extérieur des Anglais,
En a copié la folie,
Mais il manqua leurs meilleurs traits.
Sans le vrai tout est ridicule;
Mars n'a jamais l'air d'Alcidon,
Sans la force on n'est point Hercule,
Ni sans la sagesse un Caton.

Pardonnez à ce trait qui m'est échappé contre un homme, que vous honorez de votre estime; mais je crois que cette estime est du nombre de celles,

Que tous les jours de nouvel an
L'on se débite en compliment,
Qu'on se jure et qu'on se proteste,
Quand sous la barbe doucement
L'on voudrait plus sérieusement
Que l'autre crevât de la peste.

Der Brief iſt datirt: „A Chrudim, ce 29 d'avril 1742. Jour satirique, d'un soleil clair, et le premier du bourgeonnement de quelques arbustes." Man nimmt an, mit der Bezeichnung * * * ſei ganz entſchieden Schwerin gemeint, als von dem ſchon in früher Zeit ſpöttiſch geſagt worden, er ahme den Herzog von Marlborough nach. Wir ſagen nur, daß in ſolchem Falle die Ausdrücke des Königs ganz erſtaunlich ſind, auch wenn die Verſeluſt eines hellſonnigen Frühlingstages in Anſchlag gebracht wird. Für maßgebend aber dürfen wir ſolche Ausdrücke nicht erkennen, ſie ſind der Schaum des Verhältniſſes, nicht das Verhältniß ſelber, welches gehaltvoll und kräftig unter jener Laune ſich nur verbirgt, und in ernſten Worten und Thaten des Königs längſt ſeine wahre Würdigung offenbart hat.

Schwerin hatte unterdeſſen vergeblich in Neiße auf die ſächſiſchen Bevollmächtigten gewartet. Das

ganze Geschäft fiel durch die Ereignisse in Mähren ohnehin weg, und Schwerin fand sich in völliger Unthätigkeit. Er schrieb daher an den König um neue Anstellung im Felddienste. Die Antwort war, er möchte sich noch etwas gedulden; und nach einiger Zeit, als der König mit seinen Truppen Mähren verließ, und in Böhmen einrückte, sandte er ihm den Befehl, mit den in Niederschlesien und bei Glatz befindlichen Bataillons zum Heere zu stoßen. Dieser Truppen waren zu wenige, als daß, nach Schwerin's Meinung, schicklich ein Feldmarschall sie hätte befehligen können, und er überließ daher dem General von Derschau die Befehlsführung, reiste selber erst nach dem 12. Mai von Neiße ab, und folgte jenen Truppen nach, deren Marsch aber sich so sehr verzögerte, daß sie das Unglück hatten, erst am 18. Mai, grade den Tag nach der Schlacht von Chotusitz, einzutreffen! Dies Mißgeschick mußte gegenüber dem Siegesglanze des Königs den Feldmarschall vollends verdunkeln, er fühlte sich gedrungen zurückzutreten, verließ nun wirklich das Heer, und begab sich nach Karlsbad. Ungeachtet aller Mißhelligkeiten dauerte doch zwischen ihm und dem König auch jetzt noch ein guter Anschein fort. Schwerin schrieb aus dem Bade dem Könige man-

cherlei Neuigkeiten, und hatte auch in Betreff ſeines Regiments Anfragen und Wünſche, worauf der König dankend und freundlich antwortete. Nach kurzem Aufenthalt in Frankfurt an der Oder, wo er ſich von dem guten Zuſtande ſeines Regiments überzeugte, ging Schwerin ſodann auf ſeine Güter, wo er mit aller Sorgſamkeit ſich wieder der Landwirthſchaft annahm, und nützliche Anlagen und Verbeſſerungen betrieb. Dies konnte er mit deſto freierem Herzen, als der Krieg raſch endete, und die Waffen bald nicht für ihn allein mehr, ſondern für Alle ruhten.

Der Friedensvertrag von Breslau, geſchloſſen am 11. Juni 1742 und beſtätigt in Berlin durch einen weitern Vertrag vom 28. Juli, ſprach dem Könige das eroberte Schleſien als bleibende Erwerbung zu, und gewiß durfte Schwerin das ſtolze Bewußtſein hegen, daß er zu dieſem großen und folgenreichen Gewinne bedeutend mitgewirkt. Doch dies Bewußtſein fühlte er ſich gedrungen auch auszuſprechen, und that dies bezeichnend genug, indem er einem neuen Vorwerke, welches er bei ſeinem Gute Ducherow angelegt, den Namen Mollwitz gab. Wir finden nicht, daß der König den allerdings nicht gleichgültigen Sinn, den dieſe Namenswahl

verräth, durch irgend eine Aeußerung des Mißfallens oder Spottes gerügt habe.

Der Reſt des Jahres 1742 und das folgende Jahr 1743 vergingen, ohne daß Schwerin von ſeinen ländlichen Beſchäftigungen wäre abgerufen worden, doch machte er im Mai 1743 eine Reiſe in's Bad von Aachen. In Hannover ſah er den König von England, der ihn mit Auszeichnung aufnahm. Friedrich, dem er hievon Bericht gab, antwortete ihm am 6. Juni: „J'ai bien reçu votre lettre du 31 Mai, par laquelle vous me faites part de la manière dont vous avez été traité à Hanovre. Ce récit m'a diverti et je vous en tiendrai compte. Mais n'oubliez pas de me faire un plus grand détail de l'entretien que le roi a bien voulu vous accorder." Prinz Heinrich ſandte ihm nach Aachen einen erbetenen Plan der Schlacht von Chotuſitz mit den verbindlichſten Worten. Im Juli kehrte Schwerin von Aachen zurück, und begab ſich nach Berlin, wo er dem Könige ſeine Ankunft meldete, zugleich aber ſeine Ungeduld ausdrückte, nach ſeinem Regiment in Frankfurt zu ſehen. Friedrich antwortete ihm gnädig und ſagte: Je vous y verrai à la tête de votre régiment dont j'espère de

pouvoir être satisfait. Cependant vous m'accompagnerez en Silésie et à mon retour." Zu besondern Aufträgen und Einwirkungen scheint jedoch kein Anlaß gewesen zu sein. Doch als die Verhältnisse zwischen Preußen und Oesterreich im Herbste 1743 sich wieder spannten, wurde auch sein Name sogleich wieder genannt, und das Gerücht gab ihm für den vermutheten Feldzug im voraus eine neue Wirksamkeit. Dies ging so weit, daß in Regensburg und Augsburg ein angebliches preußisches Kriegsmanifest feilgeboten wurde, welches Schwerin als Oberfeldherr zur Eröffnung des neuen Feldzugs gegen Oesterreich erlassen haben sollte. Der Mißbrauch seines Namens mußte ihm desto verdrießlicher sein, als die Ausdrücke keineswegs geziemend waren, und ihm gereichte deßhalb zur Genugthuung, daß von Berlin unter dem 14. December 1743 ein öffentlicher Widerspruch erging, durch welchen der König jenes Manifest für eine untergeschobene, frevelhafte Lügenschrift erklären ließ.

Inzwischen ergab sich ein Anlaß, daß Schwerin sich dem Könige wieder nahen mußte, und dieser begegnete seinerseits dem verdienten Feldherrn mit ehrenvoller Güte. Am 17. Januar 1744

nämlich durfte Schwerin als Feldmarschall, der das Reichsschwert zu halten hatte, bei der feierlichen Handlung nicht fehlen, durch welche der König in Berlin die Herzoge von Würtemberg-Oels und Bernstadt mit ihren schlesischen Fürstenthümern belieh. Daß Schwerin aber auch in militairischen Sachen thätig und mit dem Könige stets in gutem Verkehr blieb, ersehen wir aus zwei Kabinetsordern vom Mai dieses Jahres, welche Preuß in seinem Urkundenbuche mittheilt. In der einen belobt Friedrich die ihm von Schwerin mitgetheilten taktischen Bemerkungen; er findet sie sehr solid und gut, fügt aber hinzu: „Inzwischen sollet Ihr Euer Regiment die Mouvements nur so machen lassen, so wie ich solche denen Offiziers, so von Eurem Regiment hier gewesen, gewiesen und gelernet habe." Die Vorschläge, meint er, möchten gut sein, wenn es gelte, den Feind in Verschanzungen oder in Dörfern anzugreifen, aber im freien Felde Fußvolk gegen Fußvolk dürfte es mißlicher sein, weil die Linie zu groß werde, als daß man sie überall halten könne; zuletzt empfiehlt er noch, sehr darauf zu sehen, daß, wenn sein Regiment auf einem Platze, wo keine Linien abgezeichnet sind, aufmarschire, alsdann der linke Flügel jedesmal eher

etwas zurück, als vor sei. Ist hier die auch das Kleinste berücksichtigende Sorgsamkeit des Königs merkwürdig, so zeigt sich in der zweiten Kabinetsorder die kluge Milde auffallend, mit der er über das Einzelne und Geschehene hinwegsieht, doch für das Allgemeine und Künftige warnende Mahnung giebt. Friedrich schreibt unter dem 18. Mai 1744 aus Potsdam: „Ihr ersehet aus der abschriftlichen Vorstellung vom Generallieutenant von Jetzt, so ich Euch im Vertrauen kommunizire, was derselbe für Beschwerde führet, daß Eure Offiziers die Deserteurs seines Regiments im schwedischen Territorio engagiren. Nun will ich zwar darüber gar keinen Streit haben, Ihr sollet auch die benannten fünf Kerls behalten. Aber weil es ihm doch zum Nachtheil gereichet, wenn Eure Offiziers im Schwedischen gleichsam auf dergleichen Deserteurs lauern, die froh sind, neues Handgeld neben der Impunité ihres Verbrechens zu erhalten, welches nothwendig zu mehreren Desertionen Anlaß und Gelegenheit geben muß: so glaube ich, Ihr werdet so billig sein, Halt darin zu machen und Eure Offiziers dergestalt zu instruiren, daß sie besagtem Regiment keinen so palpablen Tort thun sollen." Wir sehen hier ein freundliches Vernehmen

bis zur Begünstigung ausgedrückt. Dieser gute Anschein erhielt sich auch fernerhin. So nahm auch an den Vermählungsfeierlichkeiten der Schwester des Königs, Louise Ulrike, mit dem erwählten schwedischen Thronfolger Herzoge von Holstein, im Sommer des genannten Jahres, Schwerin seinem Range wie seiner Gesinnung gemäß eifrig Theil, und bewirthete die Prinzessin auf ihrer Durchreise nach Schweden am 29. Juli in Schwerinsburg, von wo er sie dann bis zum letzten Gränzorte begleitete.

Die politischen Aussichten aber hatten sich längst getrübt, und Friedrich mußte, den Besitz von Schlesien zu sichern, abermals zu den Waffen greifen. Zu den frühern Berathungen und geheimen Anstalten, welche dem Ausbruche des zweiten schlesischen Krieges vorhergingen, wurde auch wieder Schwerin von dem Könige berufen, und ihm die Befehlführung eines der drei Heerzüge bestimmt, welche von verschiedenen Seiten zugleich in Böhmen einbrechen sollten. Der Feldzug begann erst in der Mitte des August 1744, und Schwerin führte seinen Heertheil gradezu gegen Prag, wohin auch die andern Heertheile, der von dem Könige selbst befehligte aus Sachsen, und der dem Erbprinzen Leopold von Anhalt-

Deſſau übertragene aus der Lauſitz, ihre Richtung nahmen. Sie trafen ſämmtlich im Anfange des Septembers, ohne großen Kampf, vor den Thoren dieſer Hauptſtadt ein; der König auf dem linken Ufer der Moldau, vor der ſogenannten Kleinſeite, Schwerin und der Erbprinz Leopold auf dem rechten Ufer, vor der Altſtadt. Die Belagerung wurde in der Nacht zum 11. September durch ein heftiges Geſchützfeuer eröffnet; Schwerin aber hatte den Ziskaberg vor ſich, und ein darauf gelegenes Fort deckte auf dieſer Seite die Stadt. Es wird erzählt, des Königs Bruder Prinz Heinrich, damals noch ſehr jung, ſei während der Nacht zu Schwerin gekommen, um den Angriff mit anzuſehen, und habe den Feldmarſchall gefragt, ob er wiſſe, wie die Kapelle jenſeits der Moldau heiße, wo des Königs Hauptquartier ſei? Sie heiße Sankt Viktoria, habe er dann ſeinen Hut ſchwingend hinzugefügt, und Schwerin, erfreut über den friſchen Jugendmuth, habe ſcherzend erwiedert: „Einer ſo ſchönen Heiligen müſſen wir denn auch was zu Ehren thun.“ Am nächſten Morgen erſtürmte er das Fort und einige dahinter liegende Verſchanzungen, unter den Augen des Königs, der auf dem jenſeitigen Ufer zuſah, und an deſſen

Seite der Markgraf Wilhelm von Brandenburg durch eine Kanonenkugel getödtet wurde. Nach sechstägiger Beschießung übergab der österreichische General von Harsch, der kein Mittel sah den schon vorbereiteten Sturm abzuwehren, die Stadt auf Bedingungen, die er mit Schwerin abschloß.

Inzwischen hatte der König Nachrichten erhalten, daß der Prinz Karl von Lothringen mit dem österreichischen Hauptheer aus dem Elsaß, wohin er vorgedrungen war, in starken Märschen durch die Oberpfalz nach Böhmen heranziehe, daß ferner der Graf von Batthyani 12000 Oesterreicher aus Baiern schon nach Böhmen zurückgeführt habe, und längs der Beraun vordringe. Ein Anschlag, den letztern zu überfallen, mißlang, und der Feind ging nach Pilsen zurück. Jetzt kam alles darauf an, welchen Entschluß der König fassen würde. In der Nähe von Prag die Streitkräfte zusammen zu halten und den Feind zu erwarten, erschien späterhin als der beste Rath, damals aber unthunlich. Der König selbst hätte vorgezogen, sich gegen Pilsen auf Batthyani zu werfen, und dem Prinzen von Lothringen die dortigen Eingänge von Böhmen zu sperren. Derselbe hätte sich dann freilich nach Eger wenden und sich dort mit den

Sachſen vereinigen können. Eben deßhalb rieth Schwerin, ſogleich ſelber nach Eger aufzubrechen, ſich des Platzes zu bemächtigen, die feindlichen Magazine wegzunehmen, und die Vereinigung der Oeſterreicher mit den Sachſen, welche letztere ſich noch nicht erklärt hatten, aber ſchon als Feinde anzuſehen waren, zu verhindern. Der König indeß folgte diesmal politiſchen Rückſichten, und gab den dringenden Wünſchen ſeiner Verbündeten Gehör, den Baiern und Franzoſen, welche für wichtig hielten, daß die Preußen gegen Tabor, Budweis und Neuhaus vorrückten, um den Prinzen von Lothringen nach Süden abzulenken; in jener Richtung alſo brach der König auf. Schwerin zog mit ſeinem Truppentheil auf der großen Straße gegen Tabor, der Erbprinz Leopold von Anhalt-Deſſau mit dem ſeinigen mehr rechts längs der Moldau hinauf, durch unwegſames Land. Zwiſchen Tabor und Tein wurde ein Lager bezogen. Allein das von den Einwohnern großentheils verlaſſene Land bot wenig Lebensmittel, die leichten Truppen des Feindes, welche den preußiſchen weit überlegen waren, fingen die Zufuhren auf, und zwiſchen Gewäſſer, Wälder, Felſen, Moräſte und Engwege gedrängt, konnten die Preußen nicht ein-

mal Gelegenheit zum Kampfe finden. Nach ſechzehntägiger Ausdauer mußte man ſich entſchließen, die Stellung zu verlaſſen. Schwerin meinte, der anfängliche Zweck dürfe noch nicht aufgegeben werden, und das Heer ſolle nach Neuhaus vorrücken, damit der Feind für das Donauthal beſorgt werde; der Erbprinz Leopold aber behauptete, man müſſe nach Budweis rücken, wo die preußiſche Vorhut unter dem General von Naſſau ſich ſchon befand. Dieſen Streit beſeitigte ein Kundſchafter, der die Nachricht brachte, der Prinz Karl von Lothringen ſei mit ganzer Macht bei Protiwin, nördlich von Budweis; Schwerin war nicht geneigt dies zu glauben, aber der König ging augenblicklich über die Moldau und marſchirte nach Wodnian, zwiſchen Protiwin und Budweis, doch hier ergab ſich, daß jene Nachricht falſch geweſen. Hierüber brach der ſchon immer zwiſchen Schwerin und dem Erbprinzen Leopold glimmende Zwiſt in helle Flammen aus, und der König hatte, wie ſchon öfters, große Mühe durch ſein Anſehn den Streit zu beſchwichtigen. Dieſe Zwietracht, deren Schädlichkeit für das Gemeinbeſte der König noch abgewendet haben will, wirkte offenbar auf das nachtheiligſte, indem der König beide tapfere Männer doch immer wie-

der zugleich anhörte, und die Selbſtſtändigkeit im Rathe, die er von ihnen verlangte, in der Ausführung wieder zu gänzlicher Selbſtverläugnung herabdrücken wollte. Der Erbprinz ſcheint der König mit mehr nachgiebiger Klugheit behandelt zu haben, Schwerin aber, im Gefühl ſeiner Einſicht, mit herriſchem Trotz, wodurch er ſeinem meiſt beſſeren Rathe weniger Eingang bewirkte.

Der Prinz Karl von Lothringen war unterdeſſen wirklich in die Nähe gekommen, hatte, mit den Sachſen bereits vereinigt, ſich hinter der Wotawa zwei Meilen von Piſek aufgeſtellt, und ſchien im Rücken der Preußen über die Moldau gehen, und ihnen die Verbindung mit Prag abſchneiden zu wollen. Hierauf wandte ſich der König am 8. Oktober über die Moldau wieder nach Tabor, rief den nach Neuhaus vorgeſchobenen General von Dumoulin dahin zurück, und ſandte am 11. Schwerin mit 5000 Mann nach Beneſchau voraus, um ſich dieſes wichtigen Punktes früher als der Feind zu verſichern, wohin am 18. er ſelbſt mit allen übrigen Truppen nachfolgte. Die öſterreichiſche Hauptmacht war nun ebenfalls herbeigerückt, und bezog am 22. Oktober ein Lager bei Marſchowitz. Der König freute ſich ihrer Nähe, und beſchloß ſie

anzugreifen. Die Preußen brachen Mittags am 24. Oktober auf, und nach einem mühſamen wegeloſen Marſch erblickten ſie Abends das feindliche Lager vor ſich. Schmettau fand daſſelbe unangreifbar, und machte durch ſeinen Bericht den König unwillig, der ſchon eine Schlacht für den folgenden Tag verkündigt hatte. Am frühen Morgen beſichtigte der König ſelbſt die Stellung des Feindes, und Schwerin und der Erbprinz Leopold begleiteten ihn. Schwerin, befragt, ob man den Feind in dieſer Stellung angreifen könne? antwortete kurz: „Wenn Ew. Majeſtät es befehlen, ſo jagen wir ihn fort.“ Der Erbprinz antwortete ungefähr daſſelbe. Der König aber ſah die Mißlichkeit des Wagniſſes ein, und führte die Truppen wieder in das Lager von Beneſchau zurück. Doch fehlte hier ſchon das Futter für die Pferde, und der König ging daher am 27. Oktober über die Sazawa, und bezog ein Lager bei Piſchely. Die Oeſterreicher rückten in die Stellung von Beneſchau.

Die Hoffnung, den Feind in dieſer Gegend zu einer Schlacht zu zwingen, ſchwand mehr und mehr, und der König mußte befürchten, daß der Prinz Karl von Lothringen ihm in der Richtung gegen die Elbe zuvoreilte. Er beſchied daher am 29. Oktober

Mittags ſowohl Schwerin als den Erbprinzen Leopold, wie auch die Generale von Dumoulin und von Schmettau zu ſich, und richtete zuerſt an Schwerin das Wort; derſelbe kenne, ſagte er, den Zuſtand des Heers, die Lage der Magazine, was ſei zu thun? was könne der Feind wohl unternehmen? Schwerin, alles frühern Verdruſſes eingedenk und durch die gegenwärtige Verlegenheit gereizt, gab zur Antwort: „Ich habe wohl geglaubt, daß es ſo kommen müſſe; ſobald wir ſtatt nach Eger und Piſek zu gehen, den andern Weg nahmen, konnte es nicht anders ablaufen.“ Der König verſetzte ſcharf: „Ich frage nicht, was Er geglaubt hat, ſondern was zu thun ſei?“ Jedoch Schwerin wiederholte die vorigen Worte nochmals, und nun wandte ſich der König von ihm weg zu den andern Generalen; der Erbprinz, um ſeine Meinung befragt, behauptete, man müſſe noch an der Sazawa ſtehen bleiben, der König ſtimmte dieſer Anſicht bei, und entließ ſeine Rathgeber, ohne Schwerin weiter etwas zu fragen, noch ſich ſonſt um ihn zu bekümmern; dies dauerte die folgenden Tage fort, und Schwerin ſah ſich völlig unbeachtet und zurückgeſetzt.

Doch mußte der König gleichwohl die Sazawa

bald verlaſſen, und ſich der Elbe nähern. Er rückte am 31. Oktober nach Schwarz-Koſteletz, und darauf am 4. November nach Kaurzim, wo Schwerin mit dem rechten Flügel ſich bis zum Kloſter Zaſtmuk ausdehnte. Der König wollte Kuttenberg durch einen Gewaltmarſch erreichen, allein der Feind war ihm ſchon zuvorgekommen, und ſo blieb den Preußen nur übrig, ſich nach Kollin zu wenden, um dort über die Elbe zu gehen, welches am 9. November geſchah. Auf dem jenſeitigen Ufer dachte der König ſich zu behaupten, und ſeine Truppen ausruhen zu laſſen. Allein am 19. November bewirkten auch die Oeſterreicher bei Solonitz ihren Uebergang über die Elbe, ungeachtet des Widerſtandes, den der Oberſtlieutenant von Wedell ihnen leiſtete, der ſich mit ſeinem Grenadierbataillon ihrer geſammten Macht entgegenwarf und ſie fünf Stunden aufhielt, bis er ſelbſt erſchoſſen wurde. Nun mußte der König, da auch der Winter ſchon ſtark einbrach, das Feld räumen, und ſeine Truppen entweder nach Schleſien zurückführen, oder ſich mit ihnen nach Prag werfen, welches von den Preußen noch beſetzt war. Zum letztern Entſchluſſe rieth der Erbprinz Leopold, doch der König wählte den erſtern. Dem General

von Einſiedel, der in Prag befehligte, wurde die Weiſung zugefertigt, die Feſtungswerke zu ſprengen, und mit den Truppen abzuziehen. Er traf ſeine Anſtalten aber ſo ſchlecht, daß ſein am 25. November bewerkſtelligter Abzug einer Niederlage gleichkam, und er nur mit großem Verluſte durch die Lauſitz nach Schleſien gelangte.

Der König wollte das Heer, während er ſelbſt nach Berlin ginge, ſichern Händen anvertrauen, doch der Erbprinz Leopold war plötzlich gefahrvoll erkrankt, und auf Schwerin konnte er jetzt nicht rechnen, da dieſer bereits unter Angabe von erlittenen Schlaganfällen im entſchiedenſten Mißmuthe wieder einen Urlaub genommen hatte; ſo berief er denn den alten Fürſten von Anhalt-Deſſau zu ſich, mit dem er am 4. December in Tannhauſen zuſammentraf, und ihm den Oberbefehl übergab. Hierdurch war Schwerin's Entfernung um ſo ſtärker ausgeſprochen. Der alte Widerſpruch zwiſchen dem Fürſten von Anhalt-Deſſau und Schwerin trat noch bei einem letzten Anlaß heftig auf: Schwerin nämlich ſuchte den General von Einſiedel wegen ſeines Unglücks zu entſchuldigen, und trug auf eine milde Behandlung an, der Fürſt hingegen erklärte, derſelbe, wiewohl ehemals ſein Günſtling,

ſei des preußiſchen Namens unwürdig, verdiene Strafe und Verachtung, und ſolle ihm nicht vor Augen kommen. Einſiedel wurde vom Könige höchſt ungnädig aus dem Dienſt entlaſſen, und ſogar ging ſpäter das Gerücht, er ſei vor ein Kriegsgericht geſtellt und insgeheim enthauptet worden. Schwerin wurde durch den Vorzug, der in allen Dingen ſeinem Gegner zu Theil wurde, noch tiefer gekränkt, und zog ſich für lange Zeit auf ſeine Güter zurück. So lange der alte Fürſt von Anhalt-Deſſau noch lebte, kam Schwerin nicht wieder zum Heere.

Die ſchlagſüchtigen Zufälle, welche Schwerin als Grund ſeines Urlaubgeſuches angeführt, ſind in der Folge bisweilen wohl bezweifelt worden. In der That ſcheinen ſie nicht von der Art geweſen zu ſein, um ihn des Kriegsdienſtes ganz unfähig zu machen. Dem widerſpricht auch ein Vorfall, der ihn unmittelbar nach ſeinem Abgange vom Heere traf. Die Wege waren durch feindliche Partheien unſicher, und als Schwerin ſein erſtes Nachtlager genommen, erſcholl plötzlich das Gerücht, der Feind ſei da. Sogleich war Schwerin entſchloſſen und rüſtig, verrammelte die Thüren des Wirthshauſes und ſogar die ſeines Zimmers, und

ordnete ſeine Dienerſchaft zur Vertheidigung. Da kein Feind erſchien, ſo wurde über die Anſtalten nur geſcherzt, und man ſagte, er habe dergleichen von Karl dem Zwölften in der Türkei gelernt. Doch iſt der Zug hinlänglich, um darzuthun, daß nicht körperliche Hinfälligkeit allein ihn vom Heer entfernte. Ihr Zuſammentreffen mit innerer Verſtimmung rechtfertigt aber auch nicht den Argwohn, daß ſie nur dieſer letztern zum Vorwande gedient. Allerdings durfte Schwerin dem Könige nicht geradezu ſagen, er wolle aus Unzufriedenheit weggehen, und er mußte deßhalb andre Beweggründe geltend machen, welche, wenn ſie auch nicht die alleinigen waren, darum noch keine erdichteten zu ſein brauchten. Die Verbindung zweier Triebfedern konnte ſehr wohl bewirken, was jede derſelben allein nicht vermocht hätte. Vielleicht aber würde er ſolche Zufälle ohne das Hinzukommen jener Verſtimmung weniger beachtet, ſondern es darauf gewagt haben, ob und wie ſie ihn ferner träfen. Auf dieſe Weiſe erklärt ſich ſein Benehmen hinlänglich, ohne daß wir nöthig haben, eine doch immer widrige Verſtellung dabei vorauszuſetzen. Letztere würde auch bald ihre eigne Strafe geworden ſein, denn der Kriegsheiſer des ruhmvollen

Befehlshabers mußte bei den Thaten, die nun ohne ihn geschahen, sich in ganzer Stärke regen. Der folgende Feldzug brachte, im Laufe des Jahres 1745, am 4. Juni den Sieg von Hohenfriedberg und am 30. September den von Soor, dann am 23. November den Sieg von Katholisch-Hennersdorf und am 15. December den von Kesselsdorf, durch welche der Kriegsruhm des Königs, so wie des alten Fürsten von Anhalt-Dessau, im höchsten Glanze strahlten. Am 25. December wurde durch den Dresdner Frieden der zweite schlesische Krieg zu Preußens Vortheil und Ruhm beendigt.

Schwerin lebte mittlerweile auf seinen Gütern, wo sein Gemüth neue Lebensfrische fand, und seine Gesundheit sich bald wieder herstellte. Auf die Spannungen und Thätigkeiten des Krieges scheint in der That keine Abwechslung traurigere und unerträglicher, als die des städtischen Müßigganges, keine angemessenere und tröstlichere, als die der ländlichen Beschäftigung. Landwirthschaftliche Arbeit oder Verwaltung ist die natürliche Zuflucht des Kriegers. Wir haben in alter und neuer Zeit die glänzendsten Beispiele von Feldherren, deren Hand so glücklich den Pflug wie den Degen führte; harmloser und sicherer gewiß, als im Frieden die

Staatsgeschäfte zu leiten, wobei mancher kriegerische Ruhm wieder eingeschwunden. Schwerin, wie später Blücher, empfand in freier Ländlichkeit den Schmerz minder hart, seinem glänzenderen Beruf entrückt zu sein, doch ganz zu verwinden war dies Mißgeschick in keinem Fall.

Durch Zahl und Ausdehnung seiner Güter wurde Schwerin's Verwaltungsaufsicht sehr in Anspruch genommen. Wohl vier Meilen in die Runde konnte er auf eigenem Grund und Boden sich ergehen. Jeden Tag frühmorgens machte er sich auf, und besichtigte seine Besitzungen und die verschiedenen Anlagen und Bauten, welche er überall hervorrief. Gewöhnlich ritt er in solcher Art zwei Pferde täglich müde. Seine Beiferung und Sorgfalt hatten das sichtbarste Gedeihen zur Folge, die Güter nahmen sich bedeutend auf, ihr Wirthschaftsertrag wuchs ungemein, und selbst ihr äußeres Ansehn machte sich vortheilhaft bemerkbar. In der Arbeit seiner Dienstleute und seines Gesindes herrschten Fleiß und Ordnung, und seine Befehle wurden pünktlich ausgeführt. Er legte neue Vorwerke an, und strebte dahin, daß kein Stück Landes ungenutzt bliebe, sein Scharfblick entdeckte in der Art der Benutzung leicht neue Vortheile, und

seine Aecker, Wiesen, Waldungen und Teiche bezeugten den kundigen Landwirth, wie seine Dörfer den wohlgesinnten Hausvater. Er befragte die Bauern nach ihren Umständen, kümmerte sich um ihre Lebensweise, und wo die Verhältnisse mangelhaft erschienen, half er aus eignen Mitteln nach. Er sorgte für den Aufbau neuer Kirchen, welche für jene Zeit und Gegend sehr ansehnlich ausfielen, baute den Predigern gute Wohnhäuser, zwar nur von Einem Stockwerk, aber von festem Gemäuer und von bequemer Einrichtung. Die Schulen suchte er gleicherweise durch äußere Nachhülfe und innere Belebung zu verbessern. Alle gemeinnützigen Anstalten unterstützte er kräftigst. Längs der Landstraßen durchweg Bäume zu pflanzen wollte nicht gelingen; dagegen ließ er die auf den Aeckern zahlreich vorfindlichen Feldsteine zusammenbringen, die größten Blöcke sprengen, und von diesen Steinen zu beiden Seiten der Wege Mauerwände aufrichten, wodurch die Felder geschützt und die Straßen gehörig abgegränzt wurden. Fremde konnten bald gewahr werden, daß sie den Boden einer sorgsamen Herrschaft betraten: die Bewohner selbst fühlten sich gehoben, die Nachbaren mußten ein vorzügliches Gedeihen anerkennen.

Allein die umwohnenden Gutsherren wollten gleichwohl die Nachbarschaft nicht rühmen; sie meinten, auf ihre Kosten zum Theil mehre sich der Wohlstand des Schwerin'schen Besitzthums. Von alter Zeit her waren manche Gränzen nicht gehörig bestimmt, beträchtliche Grundstücke zweifelhaft, andre mehreren Besitzern gemeinsam; durch drängende Kriegsunruhen und säumige Rechtspflege waren viele Verhältnisse verwirrt und verdunkelt. Schwerin ging mit Eifer darauf aus, überall sein Recht und seinen Vortheil wahrzunehmen, seinen Besitz rein und frei zu stellen, und ihn zugleich auch möglichst auszurunden. Er forderte zurück, löste ab, tauschte, machte neue Ankäufe, und gerieth hiedurch in vielfache Streitverwicklungen, wegen deren die Gerichte angegangen wurden. Da er seine Rechtsstreite sehr eifrig betrieb, und nie geneigt war, von seinen Ansprüchen abzugehen, sondern jeden Vortheil aufs äußerste verfolgte, so wurde er auf allen Seiten von den Grelleuten als ein schlimmer Nachbar empfunden, wobei sein hoher Rang und persönliches Gewicht das Verhältniß nur drückender machen mußte. Ihn selbst aber störten diese Gerichtshändel in seiner Gemüthsruhe nicht; er besorgte sie gleich andern Geschäften, unverdrossen

und unerbittert, und größtentheils auch mit Erfolg. Nur in einem Hauptprozesse, wegen des Gutes Spantikow, vermochte er nicht durchzudringen; die nähere Bewandtniß dieser Sache haben wir schon früher angegeben.

Auf dem Schlosse Schwerinsburg herrschte anständige Pracht, vornehme und reiche, doch dabei behagliche Lebensart, und große Gastfreiheit. Besuche waren jederzeit willkommen, und fanden eine auszewählte kostbare Tafel, wie eine freundliche, heitere Unterhaltung. Schwerin liebte bei der Mahlzeit munteres Gespräch, und nannte es die Würze des menschlichen Lebens; er selbst gab das beste Beispiel anmuthiger Mittheilung, und erzählte gern von den Merkwürdigkeiten, die ihm während seines langen und erfahrungsreichen Lebens aufgestoßen; die Eindrücke aus seiner Jugend in Holland, die Erinnerung an die Helden Eugen und Marlborough, und die Geschichte von seinem Aufenthalte in der Türkei und von Karl dem Zwölften, gaben vorzugsweise den für die Zuhörer stets erwünschten Stoff. Auch Gespräche über Religion und Erörterungen ihrer Lehren fanden häufig Statt, sowohl mit weltlichen Personen, als mit vernünftigen Geistlichen, welche Schwerin gern um sich

hatte. Er hegte mancherlei Zweifel, war aber im Wesentlichen gläubig; gern schloß er mit der Mahnung: „Laßt uns, Kinder, Gott lieben, und unsern Nächsten wie uns selbst! denn das ist das Gesetz und die Propheten.“ Frömmelei und geistliche Hoffahrt ließ er so wenig aufkommen, als Unglauben und Spötterei; doch bewies er im Allgemeinen gegen Andersdenkende die größte Duldung. Mit seiner Gattin hatte er, wenn auch nicht ein innig liebevolles, doch ein äußerst freundliches und wohlmeinendes Vernehmen; die Ehrerbietung, welche sie ihm einflößte, wurde durch seine stets aufmerksame und schonende Behandlung nur erhöht. Was Geschäfte und Geselligkeit an Zeit noch übrig ließen, wurde zum Theil mit Lesen ausgefüllt, zum Theil mit Schachziehen, dem einzigen Spiele, dem sich in seinen späteren Jahren Schwerin noch mit einiger Leidenschaft ergab.

Im Jahre 1745 am 23. Mai verlor Schwerin seine Mutter, Anna Lukrezia geborne von Ramin. Er hatte das seltene Glück gehabt, sie das hohe Alter von zwei und neunzig Jahren erleben zu sehen, ein Alter, welches durch vielfache Freuden gesegnet war, am schönsten durch die liebevolle Zärtlichkeit eines solchen Sohnes. Die wegen

ihrer großen Tugend und Rechtschaffenheit belobte Frau hatte vierzehn Kinder geboren, und sah in ihren letzten Lebensjahren bisweilen sechsundvierzig Personen ihrer Nachkommenschaft um sich versammelt. Schwerin erwies ihr die kindlichste Ehrerbietung, und feierte ihren Geburtstag jedesmal mit glänzenden Festlichkeiten. Der Hauptmann von Stanisort sagt hierüber in seiner Karakterschilderung Schwerin's: „Es war ein rührendes Schauspiel, bei solchen Gelegenheiten zu sehn, wie der alte Feldmarschall, nach den ersten Glückwünschungen, mit dieser zahlreichen Familie zu den Füßen seiner theuren Mutter hinkniete, und sie um ihren Segen bat; mit welchem Vergnügen sie sich dann sämmtlich zu Tische setzten, und wie er nach aufgehobener Tafel, mit dieser von der ganzen Versammlung innigst geliebten Frau, einen Ball eröffnete, der bis in die späte Nacht fortgesetzt wurde, weil sie durch ihre ausnehmende Gefälligkeit und herzliche Theilnahme jeden zur Freude ermunterte, und selber um so vergnügter war, je aufgeweckter sie die Gesellschaft um sich her erblickte."

So vergingen ein paar Jahre, ohne daß Schwerin sich von seinen Gütern entfernen mochte. Er besuchte weder sein Regiment, von dessen An-

gelegenheiten er als Inhaber nur ſchriftlich Kenntniß erhielt, noch den König, zu welchem kein unmittelbarer Dienſtberuf ihn forderte, und der ſeinerſeits ihn vergeſſen zu haben ſchien. Doch war dies keineswegs der Fall; der König bemerkte mit Unzufriedenheit, wie der alte Feldmarſchall ſich von ihm entfernt hielt, und aus der Mißlaune eines Augenblicks unnöthig eine dauernde Entzweiung fortſpann. In ſeinem hohen Sinne fiel es dem Könige nicht zu ſchwer, den erſten Schritt zur Ausſöhnung zu thun. Er nahm dazu die erſte Gelegenheit wahr, und als er zufällig den Bruder des Feldmarſchalls, den Landjägermeiſter Grafen von Schwerin, auf der Redoute traf, richtete er die Frage an ihn: „Was macht Sein Bruder, Schwerin?“ — Dieſer antwortete: Er befindet ſich ganz wohl auf ſeinen Gütern, und beſchäftigt ſich mit Verbeſſerung derſelben. — „Grüße Er ihn doch, fuhr der König fort, es iſt ein braver, verdienſtvoller Mann, das iſt wahr; allein er iſt auch eigenſinnig, und vergißt, daß ich König bin.“ Wie ſehr auch Schwerin durch dieſe Erinnerung geſchmeichelt ſein mußte, ſo fühlte er ſich durch ſie doch nicht bewogen, aus ſeiner Abgeſchiedenheit hervorzutreten, ſondern blieb ferner ruhig in

Schwerinsburg. Erſt als im Frühjahr 1747 der König ſelber an ihn ſchrieb, und ihn freundlich fragte, ob er denn nicht einmal wieder nach Berlin kommen wolle, betrachtete er dies als einen Befehl, dem er gehorchen müſſe. Als er in Berlin ankam, fand er daſelbſt in den perſönlichen Verhältniſſen manches verändert; der alte Fürſt Leopold von Anhalt-Deſſau, ſein Nebenbuhler und Widerſacher, war am 9. April zu Deſſau plötzlich geſtorben, nachdem ſchon einige Zeit vorher ſein Einfluß merklich abgenommen hatte, und dieſes Gegners ledig, konnte Schwerin nur um ſo günſtigere Erwartungen hegen. Doch war die erſte Zuſammenkunft mit dem Könige, dem nicht leicht jemand ohne ahndungsvolle Scheu nahte, für beide Theile noch als Prüfung zu beſtehen. Wir wiſſen den eigentlichen Inhalt dieſer Zuſammenkunft nicht, deren innerer Verlauf keine Zeugen hatte; doch einige Umſtände, welche in den Bereich äußerer Wahrnehmungen fielen, ſind getreulich überliefert worden, und da ſelbſt das Geringfügige, wenn es, wie hier, in verbürgter Aechtheit erſcheint, einiges von der urſprünglichen Farbe des Augenblicks wiedergiebt, ſo dürfen wir dem einmal Ueberlieferten auch hier ſeinen Platz wohl gönnen. Die aus

dem Munde des Kammerhusaren Deybert aufgefaßte Erzählung, welche auch der Ordensrath König so von ihm gehört zu haben bezeugt, lautet in der Unger'schen Anekdotensammlung wie folgt: „Schwerin kam des Morgens um 8 Uhr in das Vorzimmer des Königs, und sagte zu Deybert: „Guten Morgen, mein Sohn! Ist der König in seinem Zimmer und ist er schon angekleidet?" — Ja, Ew. Excellenz. — „Ist er gut disponirt? Habt Ihr nichts Verdrießliches an ihm bemerkt?" — Nein, Ew. Excellenz. Ich werde ihm jetzt den Kaffee hinein tragen. — „Nun, sage Er ihm noch nicht, daß ich hier bin." — Deybert trug den Kaffee hinein, und kam, nachdem der König getrunken hatte, wieder in's Vorzimmer. — „Nun, mein Sohn, ist der König noch guten Humeurs?" — O ja, Ew. Excellenz. — „So sag Er ihm, daß ich hier bin." Deybert ging zum Könige, und meldete den Feldmarschall an. Der König antwortete nichts, nahm seine Flöte, ging auf und nieder, und phantasirte auf derselben beinahe eine Viertelstunde, legte sie alsdann eilig weg, steckte den Degen an, und sagte zu Deybert: „Laßt den Feldmarschall herein kommen." Deybert öffnete die Thüre, und winkte Schwerin mit der Hand, näher

zu treten. Sobald ihn der König erblickte, rief er ihm zu: „Guten Morgen, Schwerin! wie geht's?“ — und gab darauf einen Wink, daß er allein sein wolle. Deybert trat ab, blieb aber im Vorzimmer. Hier hörte er, wie das Gespräch zwischen Schwerin und dem Könige immer lauter, und endlich so heftig ward, daß ihm anfing bange zu werden. Beide mäßigten ihre Stimmen auf keine Weise. Es dauerte aber nicht lange, so ward die Unterredung sanfter, und zuletzt leise. Die Thür öffnete sich, Schwerin verbeugte sich gegen den König mit einer heitern, zufriednen Miene, und der Monarch sagte zu ihm: „Ew. Excellenz essen zu Mittag bei mir.“ Das gute Einverständniß war nunmehr völlig hergestellt.

Doch behielt Schwerin seinen gewöhnlichen Aufenthalt noch in Schwerinsburg, wo seine Gegenwart um vieler angefangenen Dinge willen höchst nöthig war, und kam nur bei besondern Anlässen nach Berlin und Frankfurt, wo sein Regiment nun wieder seiner persönlichen Obhut und Fürsorge genoß. Am 9. Januar 1748, bei der feierlichen Belehnung des Fürsten Lobkowitz mit dessen schlesischem Fürstenthum Sagan, hatte er als Feldmarschall wieder zur Rechten des Königs das

Reichsschwert zu halten, und den Knopf desselben dem Lehnsträger zum Kusse darzureichen; vier Tage später fand dieselbe Feierlichkeit für den Fürstbischof von Breslau wegen des Fürstenthums Neiße und Grottkau Statt. Glänzender und erfreulicher für ihn war das Ereigniß, daß er am 26. Mai desselben Jahres wieder selbst sein Regiment zur großen Musterung in Berlin einführte, und bei den Kriegsübungen in alter Kraft und Lebhaftigkeit thätig sein konnte. Als im folgenden Jahre 1749 am 30. Januar der Fürst von Auersberg mit dem Fürstenthum Münsterberg und dem Weichbilde Frankenstein belehnt wurde, wohnte Schwerin auch dieser Feierlichkeit in herkömmlicher Weise bei.

Friedrich, wiewohl nun schon mehrjährig im Besitze von Schlesien, verhehlte sich nicht, daß er diese theuer erkämpfte Erwerbung sorgsam bewachen müsse, indem nicht nur Oesterreich, sondern auch andre Mächte, deren Eifersucht rege geworden, nur zu deutlich erkennen ließen, daß ihre Feindschaft nur auf die günstige Gelegenheit warte, um auf's neue gegen ihn auszubrechen; ihre Betreibungen und Anschläge zu diesem Zwecke ruhten keinen Augenblick. Der König verfolgte mit scharfem

Auge die mannigfachen Bewegungen der europäischen Staatsverhältnisse, und je sicherer sein Blick sie durchschaute, um so gefahrvoller mußte ihm seine Stellung erscheinen, welche auf allen Seiten durch übermächtige Feinde bedroht wurde. Im Jahre 1750 wurde besonders das Verhältniß mit dem russischen Hofe zweideutig, wo der österreichische Einfluß schon längere Zeit sich mit Erfolg bemühte, dem Könige unversöhnliche Feindschaft zu erregen. Friedrich fühlte wohl, daß alle Klugheit und Geschicklichkeit, mit welchen er auf die politischen Verhandlungen einwirkte und den Ränken zu begegnen strebte, zuletzt der angestrengten und unablässigen Arbeit so vieler Werkzeuge doch würde weichen müssen, und sein Heil abermals in den Waffen liegen werde. Das Kriegswesen war ihm daher unablässig ein Gegenstand erhöhter Fürsorge, und bei dieser Gedankenrichtung mußte auch der Werth eines Mannes wie Schwerin täglich heller leuchten. Der König zog seinen alten Waffengefährten und Lehrmeister wieder in sein engeres Vertrauen, und der gewohnte Umgang, in welchem Schwerin, da noch kein wirkliches Handeln zum Widerspruch reizte, sich in seiner ganzen Liebens-

würdigkeit zeigen konnte, schloß beide nur inniger zusammen.

Eine Gelegenheit, durch gerechte Ersatzgewährung mittelbar auch die innersten Gefühle Schwerin's wohlthuend anzuregen, fand sich in der Sache der verwittweten Staatsministerin von Knyphausen, deren vor funfzehn Jahren erlittene willkürliche Behandlung dem Könige jetzt wieder in Erinnerung kam. Er übersandte derselben im August 1750 ein Geschenk von 12,000 Thalern in Gold, „aus besonderer Gnade" wie gesagt wurde, und begleitete dasselbe mit einem sehr gnädigen Handschreiben. Den Vorgang, auf welchen diese Erstattung sich bezog, haben wir früher mitgetheilt, so wie den Zusammenhang, in welchem Schwerin zu dieser Sache stand. Die Weise jedoch, wie der König sich dabei benahm, war so zart und rücksichtsvoll, daß weder das Gefühl der Dame noch das Andenken seines Vaters dabei verletzt wurden. Ein Brief von Voltaire, aus Berlin vom 1. September 1750 an den Grafen d'Argental geschrieben, giebt hiervon den anerkenndsten Bericht, und findet hier billig seine Stelle. Voltaire schreibt: „Le roi de Prusse fait de très-belles actions sans en avertir son monde. Il vient d'envoyer cinquante

mille francs, dans une petite cassette fort jolie, à une vieille dame de la cour que son père avait condamnée à l'amende autrefois d'une manière tout-à-fait turque. On reparla, il y a quelque temps, de cette ancienne injustice despotique du feu roi. Il ne voulut ni flétrir la mémoire de son père, ni laisser subsister le tort. Il choisit exprès une terre de cette dame pour y donner ce beau spectacle d'un combat de dix mille hommes, — il prétendit que, pendant la pièce, on avait coupé une haie dans la terre de la dame en question. On ne lui avait pas abattu une branche." Schwerin mußte wohl dankbar empfinden, daß auch Rücksicht für ihn bei dieser Erstattung günstig mitgewirkt habe.

Wir finden aus den nächstfolgenden Jahren in Betreff Schwerin's nichts Erhebliches angemerkt. Zwei Kabinetsschreiben des Königs, vom 9. und 13. August 1753, zeigen nur, daß derselbe über Dienstsachen wieder mit Schwerin regelmäßig verkehrte, und dieser seinem Regimente thätig vorstand. Die Genauigkeit, mit welcher ein König und ein Feldmarschall hier die geringsten Einzelheiten ausführlich verhandeln, ist für das damalige Kriegswesen bezeichnend, und man er-

kennt wohl jetzt nicht genug an, welch ein wesentlicher Bestandtheil der Vortrefflichkeit desselben, ja wir dürfen wohl sagen der Größe des Königs, in dem Grundsatze lag, auch das Kleinste, sofern es sich als Gegenstand darbot, mit eben der Achtsamkeit zu behandeln, welche dem Wichtigsten gebührte.

Schwerin wurde in seinem siebzigsten Jahre Wittwer. Seine Gattin, Ulrike Eleonore von Krassow, starb am 2. Juli 1754, nachdem sie sechsundvierzig Jahre mit ihm in vergnügter Ehe gelebt. Er war ihr herzlich zugethan, und bezeigte ihr unwandelbare Hochachtung und Zärtlichkeit, so daß die Abwege und Untreuen, zu welchen gleichwohl sein empfänglicher Sinn verlockt wurde, weder die Eifersucht seiner Gemahlin weckten, noch überhaupt ihre Zufriedenheit störten. Dem großen Hauswesen, welches fast ein Hofstaat zu nennen war, so wie der Verwaltung der weitläuftigen Güter, und der eigentlichen Bewirthschaftung derselben, hatte sie mit Einsicht und Fleiß vieljährig in so guter Weise vorgestanden, daß ihr Tod auch in diesem Betreff ein unersetzlicher Verlust war. Auch ihre persönliche Fürsorge hatte Schwerin stets dankbar empfunden; und er selbst, wie alle Haus-

genossen und die sämmtlichen Unterthanen klagten über den Verlust ihrer wohlthätigen Pflegerin. Schwerin meldete mit schmerzlicher Klage seinen Verlust dem Könige, und dieser schrieb ihm tröstend zurück: „Vous connaissez mes sentimens pour vous, et vous ne devez donc point douter de la part véritable que je prends à votre juste douleur. Mais avec tout cela, tous vos regrets ne pourront vous rendre ce que vous avez perdu. Je vous prie donc de modérer votre affliction, et de ne point vous laisser abattre par un coup, qu'il n'a pas été dans votre pouvoir de détourner." Zum Schlusse fügte er noch die freundlichsten Wünsche bei, ihn bald in bester Gesundheit zu Potsdam wiederzusehen.

Für den Kundigen wird es nicht als Widerspruch gegen die Aufrichtigkeit der Trauer Schwerin's erscheinen, daß wir sogleich seine Wiedervermählung zu erzählen haben, die schon am 20. Oktober desselben Jahres Statt fand. Auffallender dürfte die Wahl seiner zweiten Gattin erscheinen. Diese war Philippine Louise von Wackenitz, Aebtissin des adlichen Stifts zu Barth in Vorpommern, deren Vater schwedischer Landeshauptmann

gewesen war, und deren Mutter nachher verwittwet funfzehn Jahre als Hofmeisterin der Markgräfin Albrecht am Hofe in Berlin gelebt hatte. Die äußern Verhältnisse boten keinen Anlaß zum Tadel, auch die schon vorgerückten Jahre der Erwählten gaben der Heirath ein ehrbares Ansehen. Allein es war nicht unbekannt geblieben, daß das Fräulein in jüngern Jahren durch Schönheit und Lebhaftigkeit die Neigung Schwerin's gewonnen und durch Verführungskünste zur Leidenschaft gesteigert habe. Ihr selbst fiel dabei das Loos, Mutter zu werden, und Schuld und Geheimniß knüpften das Band um so fester. Fräulein von Wackenitz verheimlichte ihre Niederkunft anfangs glücklich, indem sie eine verheirathete Freundin bewog, den Schein einer Wöchnerin anzunehmen, und das Kind für das ihrige auszugeben. Doch im Verlauf der Zeit, da Schwerin fortfuhr, das Stiftsfräulein fleißig zu besuchen, erwachte mancherlei Argwohn, und als endlich die heranngewachsene Tochter an seinen Adjutanten Major von Stedingk verheirathet wurde, verrieth er so warme Theilnahme und Fürsorge, daß man sie wohl als Vaterliebe deuten mußte. Gab unter solchen Umständen die zweite Heirath Schwerin's manchen streng richtenden Personen neue

Aergerniß, so waren dagegen andre mildergesinnte geneigt, darin nur eine Sühne früheren Unrechts zu sehen. Dieser letztere Antrieb war auch, mündlicher Ueberlieferung zufolge, der eigentlich bestimmende für Schwerin, der übrigens den gewagten Schritt mit rascher Entschlossenheit vollführte: eines Sonntags nach der Predigt nahm er die Aebtissin bei der Hand, führte sie als seine Braut zum Altar, und sprach den Prediger, der allein unter allen Anwesenden vorbereitet war, um die kirchliche Trauung an.

Inzwischen hatten sich die politischen Aussichten Preußens immer mehr verdunkelt, und Friedrich mußte alle Hülfsmittel seines regen Geistes aufbieten, um in den vielfachen Verwickelungen unumstrickt zu bleiben. Sehr wichtig war es, sich mit Rußland klar zu stellen, dessen Verbindung mit Oesterreich und Großbritannien nur um so stärker geknüpft schien, als die Kaiserin Elisabeth gegen Friedrich von persönlichem Haß erfüllt war. Zu dieser Spannung ereignete sich, daß im Anfange des Mais 1755 der russische Großmarschall Graf Bestuscheff, welcher in den Staatsgeschäften vorherrschendes Ansehn hatte, auf einer Rückreise aus Deutschland nach St. Petersburg durch Frankfurt

an der Oder kam. Schwerin, jetzt völlig wieder im Vertrauen des Königs und eingeweiht in die politischen Geheimnisse, benutzte die höflichen Besuche, welche zwischen ihm und dem russischen Staatsmann gewechselt wurden, um dessen Gesinnung in Betreff Preußens zu erforschen. Bestuscheff lehnte die Eröffnungen keineswegs ab, sondern machte deren auch seinerseits, auf welche er die Antwort des Königs noch vor seinem Eintritt in Rußland zu erfahren wünschte, und daher seine Weiterreise so einrichtete, daß Schwerin's Auskunft hierüber ihn noch diesseits der Gränze erreichen konnte. Der Bericht Schwerin's an den König fehlt uns, aber wir haben Friedrich's Antwort, welche den Inhalt und die Wichtigkeit der ganzen Verhandlung genügend erkennen läßt. Sie ist ein sprechendes Zeugniß der auch politischen Bedeutung Schwerin's, und wir schalten sie deßhalb hier ein. Der König schrieb auf das am 3. Mai aus Frankfurt an ihn ergangene Schreiben schon am 8. aus Potsdam zurück: „J'ai bien reçu la lettre que vous m'avez faite du 3 de ce mois, et je suis très sensible à la communication confidante que vous m'avez faite, de quoi il s'est agi dans l'entretien que vous avez eu avec le grandmaréchal

comte de Bestuschef a son passage à Francfort. Comme il a pris des mesures avec vous pour avoir encore votre réponse avant que d'atteindre les frontières de Russie ou de Courlande, afin de savoir ma véritable façon de penser sur une réconciliation entre moi et l'impératrice sa souveraine, vous lui marquerez en prenant cependant toutes vos précautions, afin que votre lettre lui arrive sûrement: que je ne demandais pas mieux, qu'une réconciliation sincère entre moi et l'impératrice, et que je lui saurais infiniment gré, s'il voulait bien y travailler, ce qui lui serait d'autant plus aisé à parfaire, vû que la Russie et moi n'avions proprement rien à démêler entre nous, pas même jusqu'à des chicanes; mais que tout ce qui avait causé du refroidissement entre sa souveraine et moi n'était fondé autrement que sur des mensonges, des soupçons et des calomnies les plus grossières et les plus ridicules, qu'on avait malicieusement inspiré à l'impératrice contre moi, qui s'évanouiraient au moindre éclaircissement, et dont j'espérais que lui comte de Betuschef voudrait bien désabuser cette princesse, pour laquelle j'avais gardé

non obstant de celà toute l'estime possible. Enfin, qu'il serait bien désirable, même pour les vrais intérêts de la Russie, si ce comte saurait contribuer à ce que cette trop grande prédilection des Autrichiens et des Anglais se refroidisse tant soit peu et fut mise dans des bornes plus justes, que jusqu'ici. — Au reste mes voeux sont pour le parfait rétablissement de votre santé et de vos forces, dont je serais bien aise d'avoir de bonnes nouvelles. Et sur ce etc." — Doch hatte diese Anknüpfung keine weitere Folge, denn Bestuheff selbst war gegen den König eingenommen, und der durch Schwerin etwa bewirkte günstige Eindruck mußte in St. Petersburg ganz erlöschen.

Ein bald nach diesem Vorgange an Schwerin aus Potsdam unter dem 20. Mai erlassenes Schreiben des Königs beschäftigt sich wieder lediglich mit der nahen Truppenmusterung und mit den hiefür bestimmten Vorschriften, welche wir zum merkwürdigen Gegensatze jener politischen Erörterung hier mittheilen. Der König schreibt: „Mein lieber Generalfeldmarschall Graf von Schwerin. Da Ihr mit Eurem unterhabenden Regimente nächstkommenden Donnerstag, als den 22. dieses, in Berlin zur

Revue einmarschiren werden; so ist mein Wille, daß die sämmtlichen dahin kommenden Regimenter des Morgens präzise um 8 Uhr einmarschiren sollen. Ich verbiete aber hierdurch expresse, daß kein Regiment etwa kurz vor dem Einmarsch sich die Haare puderte, oder sonsten propre machen und gleichsam Toilette halten soll, sondern jedes dieser Regimenter soll zwar reinlich, jedennoch dergestalt, wie es vorher aus seinem letztern Nachtquartier zum Einmarsch in Berlin aufbrechen wird, auch dergestalt zu Berlin in die Stadt marschiren. Im Uebrigen ersuche und bitte ich Euch hierdurch, daß Ihr beim Einmarsch derer Regimenter zu Pferde bleibet und nicht zu Fuße marschiret, als wodurch Ihr mir eine Gefälligkeit erweisen werdet. Ich bin ꝛc. P. S. Da das Wetter so schlecht ist und die Wege so übel sind, so soll das Regiment nur die schwarzen Stiefeletten anhaben, wenn es zu Berlin einmarschiret.

Die mit rastlosem Scharfsinne fortgesetzten politischen Erwägungen des Königs reiften noch vor Ablauf dieses Jahres zu dem Entschlusse, für seine bedrohten Angelegenheiten eine ganz neue Wendung zu versuchen. Friedrich wußte längst, daß die Feindschaft, welche die Höfe von Wien, St. Pe-

tersburg und Dresden gegen ihn hegten, auch am französischen Hofe manche Verknüpfungen habe, und daß das Bündniß, in welches er mit diesem getreten war, keine Zuverlässigkeit gewähre. Er hatte deßhalb, da der Vertrag, auf welchem dies Bündniß beruhte, nächstens ablief und ihm völlig freie Hand ließ, sich dem großbritannischen Hofe genähert, der seinen Eröffnungen gern Gehör gab. Nun wünschte zwar Frankreich das Bündniß zu erneuern, und sandte zu diesem Behuf im December 1755 den Herzog von Nivernois nach Berlin, aber mit so unangemessenen Vorschlägen, daß Friedrich sie nur als Scherz behandelte. Doch ging er mit seinen Vertrauten ernstlich zu Rathe, und berief auch Schwerin nach Potsdam, um dessen Meinung zu hören. Der Minister der auswärtigen Angelegenheiten, Graf von Podewils, behauptete standhaft, der König müsse mit Frankreich verbündet bleiben, denn alsdann würden die andern Mächte nicht wagen ihn anzugreifen. Der Feldmarschall von Keith war derselben Ansicht, und auch Schwerin stimmte ihr bei. Die beiden letztern und Schmettau kamen eines Tages von der Tafel des Königs, und setzten in Schmettau's Wohnung ihre Unterhaltung über die Angelegenheiten des Tages

lebhaft fort. Keith und Schmettau machten es Schwerin zur Pflicht, den König, dem er doch näher stünde, als jeder Andre, vor der großen Gefahr zu warnen, in welche Preußen gerathen mußte, wenn der befürchtete Angriff der feindlichgesinnten Höfe erfolgte, und der König dann ganz vereinzelt stünde. „Was ist zu thun? antwortete Schwerin. Ich habe das alles dem Könige noch heute früh gesagt, und hinzugesetzt, daß eine Verbindung mit Frankreich ein leichtes, und das einzige Mittel bliebe, sich aus dieser Verlegenheit zu ziehen. Der König versicherte mich, er sei meiner Meinung, aber er würde sich durch die Allianz mit Frankreich in den Fall setzen, von den Franzosen beständig als eine Macht des zweiten Ranges in Europa betrachtet zu werden; er sei es müde, diese Rolle zu spielen, und wolle sich in die Klasse der ersten Mächte unsers Welttheils erheben. Was ist nun hierauf zu antworten? Nur in der Phantasie eines Dichters kann der Gedanke aufkommen, sich als König von Preußen mit Frankreich, Oesterreich oder Rußland an Macht gleich zu schätzen, und bei einem gekrönten Poeten hat alles auf kalte Vernunft gegründete Urtheil kein Gewicht." Diese Rede hat der jüngere Schmettau

mit angehört, und durch seine Aufzeichnung erhalten. In Folge der von dem Könige so fest behaupteten Entschließung mußte der französische Gesandte unverrichteter Sache wieder abreisen.

Friedrich hatte jedoch im Stillen schon andern Rückhalt gewonnen, und am 16. Januar 1756 wurde zu London ein Bündnißvertrag mit Großbritannien unterzeichnet. Nur Winterfeldt scheint den Werth dieses neuen Verbündeten nach Gebühr gewürdigt, und den König allmählig zu wahrem Vertrauen auf England gestimmt zu haben. Nachdem aber diese Wendung einmal geschehen war, mußten die politischen Verhältnisse zur höchsten Spannung steigen, und ein Krieg nun unvermeidlich dünken. Am 9. Mai wurde zu Versailles ein Bündniß Frankreichs mit Oesterreich abgeschlossen, dessen feindliche Absicht gegen Preußen nicht verborgen war. Die Nachrichten, welche Winterfeldt aus geheimen, aber zuverlässigen Quellen schöpfte, und andere, welche dem Könige selber aus der sichersten Hand zugingen, ließen über die Anschläge seiner Feinde keinen Zweifel mehr, und nichts Geringeres als sein völliger Untergang wurde bezweckt. Auf's neue berief der König seine Vertrauten, und einem Schreiben vom 10. Juni 1756

an Schwerin, worin er diesem zugestand, den Lieutenant von Platen aus seinem Regimente als Adjutanten zu sich zu nehmen, folgte schon am 21. Juni ein anderes, worin er ihn für die nächste Zeit nach Potsdam beschied, und darauf am 23. ein drittes, welches den Tag seines Eintreffens noch beschleunigte. Als Schwerin angelangt war, beschied der König ihn nebst Winterfeldt und Retzow in sein Kabinet, eröffnete den Stand der Dinge, und erklärte, daß er fest entschlossen sei, den gegen ihn verschwornen Feinden zuvorzukommen, und den Krieg, mit dem man ihn bedrohe, selber und ohne Verzug anzufangen, es komme jetzt nur darauf an, den Plan des Feldzuges auszuarbeiten. Schwerin versuchte Einwendungen gegen ein so rasches Beginnen, und stellte die Gefahren vor, die auf solche Weise gewaltsam herbeigeführt würden, durch glimpfliches Warten aber vielleicht noch abzuwenden wären. Auch Retzow theilte diese Meinung. Nur Winterfeldt, vollständiger als die Andern von allem unterrichtet, stimmte unbedingt dem Könige bei, der nun auch die aus dem Dresdner Archiv geschöpften Beweise vorlegte, daß von den Gegnern sein Untergang beschlossen sei. Gegen diese Zeugnisse verstummten die Ein-

wendungen, und nach kurzem Schweigen rief Schwerin wie begeistert: „Wenn einmal Krieg geführt werden soll und muß, so laßt uns morgen aufbrechen, Sachsen in Besitz nehmen, und in diesem kornreichen Lande Vorrathshäuser anlegen, um unsere künftigen Operationen in Böhmen zu sichern.“ Sonach wurde der Krieg beschlossen, und diejenigen Vorbereitungen, welche bei dem schon immer gerüsteten Zustande des Heeres noch nöthig waren, unverzüglich angeordnet.

Schwerin aber empfand als eine Kränkung, daß der König ihm nicht schon früher die geheimen Nachrichten mitgetheilt, und den Plan und Entschluß zum Kriege ohne seine Theilnahme zur Reife gebracht habe. Die Unkenntniß, in welcher man ihn gelassen, hatte ihn zu dem anfänglichen Widerspruche genöthigt, und der König hätte ihm denselben allerdings ersparen können. Doch gab sich diesmal Schwerin keiner nutzlosen Empfindlichkeit hin, sondern war sogleich voller Feuer und Thätigkeit für die Ausführung des großen Unternehmens. Der König bewies ihm auch fortan das größte Zutrauen und die freundlichste Begegnung, und von den beiden Heeren, welche in's Feld rücken sollten, wurde dasjenige, welches sich

in Schlesien gegen Böhmen zusammen zog, dem Oberbefehle Schwerins überwiesen: das andre, gegen Sachsen bestimmte, wollte der König selbst anführen. Beim Ueberschlage der für Schlesien aufgezeichneten Truppen fand Schwerin, daß ihre wirkliche Zahl um 10,000 Mann geringer ausfalle, als der König sie ihm angegeben, und machte den Irrthum bemerklich; doch der König sagte: „Für diese 10,000 Mann will ich Ihn rechnen!" Eine Schätzung, die späterhin in dem Geschichtswerke des Königs von ihm wiederholt worden.

Schwerin's Regiment erhielt am 16. August den Befehl sich zum Ausmarsch zu bereiten, und rückte am 25. wirklich von Frankfurt nach Müllrose. Niemand wußte die weitere Bestimmung, das tiefste Geheimniß waltete über dem Zusammenhang der Truppenmärsche wie über dem eigentlichen Zweck derselben. Das Regiment schloß sich den Truppen an, welche in Sachsen eindrangen: Schwerin selbst aber war am 15. August in Neiße eingetroffen, um in Schlesien den Oberbefehl zu führen. Die bei Frankenstein aus Ober- und Mittelschlesien zum Anfange des Septembers zusammengezogenen Truppen betrugen ungefähr 27,000 Mann, nämlich 26 Bataillone und 30 Schwadronen

nebſt etwa 30 leichten und 20 ſchweren Stücken Geſchütz. Schwerin behielt ſein Hauptquartier in Neiße, und ließ die Truppen, die eine Hälfte unter dem General von Fouqué in der Gegend von Frankenſtein, die andere Hälfte unter dem General von Hautcharmoy in der Gegend von Neuſtadt, Quartiere beziehen. Inzwiſchen hatte der König die ſächſiſche Heeresmacht in ihrem Lager bei Pirna eingeſchloſſen, und der Ausgang dieſes Unternehmens ſollte abgewartet werden. Da ſich aber die Oeſterreicher in Böhmen ſtärker zu regen anfingen, ſo durfte der Einbruch der Preußen in dieſes Land nicht länger verſchoben bleiben. Der Herzog Ferdinand von Braunſchweig rückte mit einer ſtarken Vorhut von dem Heere des Königs am 13. September aus Sachſen gegen Außig vor, und gleich darauf drang auch Schwerin mit ſeinen unterdeß bei Glatz raſch vereinigten Truppen am 17. über Nachod in Böhmen ein. Der öſterreichiſche Feldzeugmeiſter Fürſt Piccolomini hatte am 16. bei Königingrätz hinter dem Adlerfluß mit etwa 24,000 Mann ein vortheilhaftes Lager genommen; und etwa 4000 Mann unter dem General von Buckow, welche der Feldmarſchall Graf von Browne aus dem Lager zu Kollin entſandt hatte, ſtanden

bei Nachod. Diese wurden zurückgedrängt, und ein Theil ihrer Reiterei, welche den Kampf annahm, am 22. bei Jaffena von Schwerin's Vortrab, aus den Husarenregimentern von Wartenberg und von Wechmar bestehend, lebhaft angegriffen, und mit ansehnlichem Verlust in die Flucht geschlagen. Schwerin nahm hierauf ein Lager bei Aujest, um den Feind in seinem Lager bei Königingrätz, wo er sich täglich verstärkte, zu beobachten; ihn anzugreifen schien unthunlich, da seine Stellung durch die Beschaffenheit der Gegend und starke Verschanzungen ungemein fest war; allein der Zweck Schwerin's wurde schon erreicht, wenn nur der Feind selber in Unthätigkeit erhalten blieb, und dies gelang vollkommen.

Der König lieferte am 1. Oktober die Schlacht von Lowositz, und erfocht einen glänzenden Sieg. Gleich am Tage darauf war er beseelt, Schwerin hievon und von dem ganzen Hergang durch ein ausführliches Schreiben zu benachrichtigen. Nach Erzählung des eigentlichen Gefechts fährt er fort: „Le prince de Bevern s'est si fort distingué, que je ne saurais assez chanter ses lonanges. Avec 24 bataillons nous en avons chassé 72, et, si vous voulez, 300 canons. Je ne vous

dirai rien des troupes: vous les connaissez. Mais depuis que j'ai l'honneur de les commander, je n'ai jamais vu de pareils prodiges de valeur, tant cavalerie qu'infanterie. L'infanterie a forcé des enclos de vignes, des maisons maçonnées: elle a soutenu, depuis 7 heures jusqu'à 3 heures de l'après-midi, un feu du canon et d'infanterie, et surtout l'attaque de Lowositz, ce qui a duré, sans discontinuer, jusqu'à ce que l'ennemi s'est trouvé chassé. J'ai surtout eu l'oeil à soutenir la hauteur de ma droite; ce que je crois a décidé de toute l'action. — J'ai vu par ceci, que ces gens ne veulent se hasarder qu'à des affaires de poste, et qu'il faut bien se garder de les attaquer à la housarde. Ils sont plus pétris de ruses que par le passé, et croyez m'en sur ma parole que sans beaucoup de canon, pour le leur opposer, il en couterait un monde infini pour les battre. — Muller, de l'artillerie, a fait des merveilles, et m'a prodigieusement secondé. — Je ne vous parle de mes pertes que les larmes aux yeux. Les généraux Luderitz et Oertzen sont tués, et Holtzendorff des gendarmes. Je ne veux pas m'affliger en vous rap-

pelant mes pertes: mais ce tour de force est supérieur a Torr, et à tout ce que j'ai vu de mes troupes. Ceci fera rendre les Saxons. Je vous embrasse, mon cher maréchal, et vous conseille d'aller bride en main. Adieu." Die Mahnung zur Vorsicht ist für den einundsiebzigjährigen Greis gewiß ein großer Lobspruch, sie bezeugt, daß der feurige Muth und die tapfere Verwegenheit des erprobten Kriegsmannes durch sein Alter nicht geschwächt waren, wie denn überhaupt die wahren Eigenschaften der Menschen gleichmäßig über Jugend und Alter sich erstrecken.

Schwerin antwortete dem König, daß er ihm von Herzen Glück wünsche zu dem erfochtenen Siege; allein er sehe aus allen Angaben, daß die Schlacht eine wahrhaft Königliche zu nennen sei, denn ein General, der sie unter solchen Umständen geliefert hätte, würde auch seinen Kopf dabei eingesetzt haben. Schwerin mochte mißmüthig sein, bei solchen Kriegsthaten nur ein entfernter Zuschauer zu bleiben und in gezwungener Unthätigkeit zu harren; der Ton des Tadels und der Belehrung klang wieder hervor, und war diesmal besonders unzeitig, da der König alle Ursache hatte, sich eines Erfolges zu freuen, den er überdies mehr

seinen Truppen, als sich selber zur Ehre rechnete. So begannen die alten Keime der Mißhelligkeit alsbald wieder sich zu regen. —

Die Thätigkeit Schwerin's mußte während dieses Feldzuges sich begnügen, durch seine Truppen die ganze Gegend, welche sie abreichen konnten, auszubeuten und zu brandschatzen. Schwerin bewies auch diesmal wieder, daß er ein Meister in der Kunst sei, seine Truppen reichlich zu verpflegen und gleichwohl das Land zu schonen. Er hielt auf strenge Ordnung und Mannszucht; Plünderung und willkürliche Erpressung wurde hart bestraft, sogar mit dem Tode. Nur von höherem Befehl ausgehende Forderungen durften gelten, und bei solchen Anordnungen leisteten die Einwohner viel und willig, ohne doch ganz erschöpft zu werden; sie mußten unter diesen Umständen sogar wünschen und begünstigen, daß sich der Kreis der preußischen Ausschreibungen erweiterte, weil dadurch die Last sich mehr vertheilte und sonach für jeden erleichtert wurde. Futter und Lebensmittel holten die preußischen Partheien sogar aus den Dörfern dicht vor dem österreichischen Lager. Den Streifereien auf dem rechten Elbufer wurde zwar dadurch Einhalt gethan, daß Piccolomini 2000 Mann in Sadowa

aufstellte, doch in andern Richtungen geschahen sie ungestört. Kleinere Gefechte waren meist zum Vortheil der Preußen; der Oberstlieutenant von Werner schlug am 10. Oktober eine größere feindliche Reiterschaar bei Reichenau.

Als der König mit seinem Heer aus Böhmen zurückging, um in Sachsen Winterquartier zu nehmen, erhielt auch Schwerin Befehl, mit seinen Truppen nach Schlesien aufzubrechen. Demgemäß verließ er am 22. Oktober sein bisheriges Lager bei Aujest, und marschirte nach Jaromir, wo er zwei Tage stehen blieb, und darauf über Skalitz in die Grafschaft Glatz einrückte. Der Feind wollte den Marsch nicht ungehindert geschehen lassen, und rückte am 26. mit beträchtlicher Macht gegen Skalitz an, um die preußische Nachhut anzugreifen, allein Schwerin selbst befand sich bei dieser, und traf so gute Anstalten und flößte seiner an Zahl schwächern Mannschaft solchen Muth ein, daß die Oesterreicher alsbald ihren Rückzug nahmen, worauf Schwerin seine Husaren hervorbrechen ließ, und jene völlig in die Flucht gejagt wurden. Am 2. November nahm Schwerin sein Hauptquartier wieder in Frankenstein, verlegte seine Truppen rings

im Lande, und ließ ſie im Anfange des Decembers in Winterquartiere rücken.

Schleſien, wohin der Feind ein beſonderes Augenmerk zu richten ſchien, dünkte dem Könige durch Schwerin's geringe Truppenmacht nicht genugſam geſchützt, und er ſandte deßfalls eine Verſtärkung von 3000 Mann in das ſchleſiſche Gebirge, um die noch ganz offne Gegend von Landshut zu decken. Die Beſorgniſſe und Bewegungen, welche auf dieſer Seite fortwährend bis zum Frühjahre Statt fanden, ſind bereits im Leben Winterfeldt's erzählt, und ebendaſelbſt die merkwürdigen Briefe, welche der König mit dieſem genialſten und tüchtigſten ſeiner Generale gewechſelt, im Auszuge mitgetheilt worden. Daß Winterfeldt in dem Vertrauen und der Gunſt des Königs höher ſtand, als Schwerin, war dieſem nicht verborgen, und leicht auch konnte der Argwohn entſtehen, daß jener ihm nicht nur zur Aushülfe untergeben, ſondern auch zur Aufſicht über ihn geſetzt ſei. Wenn auch letzteres dem Sinne des Königs nicht ganz fremd ſein mochte, ſo war doch Winterfeldt viel zu klug, um dergleichen ohne die äußerſte Noth merken zu laſſen. Wir finden auch nirgends, daß kleinliche Eiferſucht zwiſchen

diesen beiden Feldherren in störende Mißhelligkeit ausgebrochen sei, und wiewohl gesagt wird, Schwerin habe Winterfeldt nicht leiden können, und obgleich diesen das Gefühl der eignen Selbstständigkeit allerdings in jede Unterordnung begleitete, so hat doch jeder dieser Männer das gegebene Verhältniß treu zu wahren gewußt, und das Wohl des Dienstes könnte nicht einträchtiger gefördert werden, als durch ihr gemeinsames Bemühen geschah.

Während des Winters kam auch der König selber nach Schlesien, und beschied Schwerin und Winterfeldt für den 29. Januar 1757 zu sich nach Hainau, wo eine ausführliche Berathung Statt fand, sowohl über die Erfordernisse des Augenblicks, als über die zu entwerfenden Plane für den bevorstehenden Feldzug, der jedenfalls ein sehr verhängnißvoller zu werden drohte. Hier scheint kaum ein Widerspruch gewaltet zu haben, der König hatte in seinem Kopfe die kühnsten Entwürfe schon völlig zur Reife gebracht, und hielt den Erfolg, wenn die Ausführung den Vorschriften entspräche, für unfehlbar. Mit den Anstalten, welche zur Sicherheit von Schlesien getroffen waren, bezeigte er sich sehr zufrieden, und von dieser Seite beruhigt, kehrte er nach Dresden zurück, wo

er den übrigen Theil des Winters in gewohnter Thätigkeit zubrachte.

Schwerin erfuhr die Genugthuung, die Redlichkeit und Ordnungsliebe, welche er in Böhmen bewiesen, auch von dem feindlichen Oberfeldherrn auf eine glänzende und sehr schmeichelhafte Weise anerkannt zu sehen. Während der Winterquartiere nämlich sandte der Feldmarschall Graf von Browne für Schwerin und Keith ein bedeutendes Geschenk vortrefflichen Weines, wobei er beiden seinen Dank ausdrückte für die Uneigennützigkeit und Schonung, die sie an der Spitze der Kriegsheere gezeigt, und welche den Einwohnern von Böhmen unvergeßlich bleiben werde. Besonders war Schwerin wegen seiner einsichtsvollen Verwaltung ein Gegenstand der eifrigen Lobreden Browne's, der es öfters laut aussprach, daß jeder, der feindliche Länder richtig zu behandeln lernen wolle, bei Schwerin in die Schule gehen müsse.

Mit dem Frühjahr wurde die Kriegsthätigkeit auf allen Seiten rege. Die preußischen Vertheidigungsanstalten in Sachsen täuschten den Feind über die Absichten des Königs, die versuchten Einbrüche einzelner Schaaren nach Böhmen ließen keinen allgemeinen Angriff erwarten. Jedoch reisten

die Anſtalten des Königs in ſichrem Geheimniſſe dem Zeitpunkte ihres Vollzugs entgegen. Schwerin hatte unter den Einflüſſen des Winters etwas gekränkelt, doch die Ausſichten des nahen Feldzuges ſtärkten ihn wieder, und er blickte mit frommer Zuverſicht auf die Laufbahn, die ſich ihm aufs neue eröffnen, vielleicht auch enden ſollte. In dieſer Stimmung ſchrieb er aus Neiße am 31. März an ſeine Gattin: „Ich habe mich in etwas wieder erholt und in den Willen Gottes ergeben. Ich erwarte von ſeiner Gnade dasjenige, was ihm über mich zu verhängen gefallen wird. Der Feldmarſchall Buddenbrock hat ehegeſtern ſeinen Lauf geendiget. Nichts wird ihn mehr in dieſer Welt beunruhigen. Wie glücklich ſind, die bei Jeſu Chriſto ſind.“ —

Der Feldzug des Jahres 1757 begann mit dem von vier Seiten faſt gleichzeitigen Einrücken der Preußen in Böhmen; zur äußerſten Rechten drang der Prinz Moritz von Anhalt-Deſſau über Gabsberg nach Kommotau vor, in der Mitte der König mit der Hauptmacht über Nollendorf und Außig, dann der Herzog von Bevern aus der Lauſitz über Krottau und Kratzen, endlich zur äußerſten Linken Schwerin, der am frühſten von Allen,

ſchon am 18. April, aus Schleſien mit 33 Bataillons und 60 Schwadronen, im Ganzen über 33,000 Mann ſtark, in fünf Truppenzügen aufbrach und von verſchiedenen Seiten gegen Königinhof vorrückte. Zwei dieſer Truppenzüge, von den Generalen von Manteuffel und Winterfeldt befehligt, vereinigten ſich unter Schwerin's perſönlicher Anführung ſchon bei Trautenau, und gingen am 19. über die Elbe. Winterfeldt war bei Gülden-Elſe auf Panduren geſtoßen, welche einen Felſen beſetzt hielten und ihm den Weg verſperrten; er hatte aber durch aufgerufene Freiwillige den Felſen erſteigen laſſen, und nachdem die Panduren niedergemacht worden, ſeinen Marſch ungehindert fortgeſetzt. Nicht ſo guten Erfolg hatten die drei andern Truppenzüge, welche unter den Generalen von Hautcharmoy, von Brandeis und von Fouqué aus Friedland und der Grafſchaft Glatz vorrückten, beſonders wurden die beiden letztern von den feindlichen Huſaren und Kroaten dergeſtalt geneckt und aufgehalten, daß ſie erſt am 21. in Königinhof anlangten, wo Schwerin ihrer wartend zwei Tage in Gefahr ſtand, von überlegener Feindesmacht unter dem General Grafen von Serbelloni angegriffen zu werden; doch zum Glück ließ dieſer ihn

ganz außer Acht. Kaum ſah Schwerin ſeine Truppen vereinigt, ſo eilte er die verlorne Zeit einzubringen. Ihm zur Rechten hatte der Herzog von Bevern am 21. bei Reichenberg einen harten Kampf gegen 20,000 Oeſterreicher unter dem General Grafen von Königsegg beſtanden, der ſich zwar zurückzog, aber am 22. bei Liebenau eine Stellung nahm, welche den Engweg beherrſchte, durch den die Preußen vorrücken mußten. Schwerin zog am 22. nach Miletin und am 24. nach Gitſchin, wo er die Lage des Herzogs von Bevern erfuhr, der in ſeinem Marſche gehemmt und überdies im Rücken bedroht war. Sogleich ſandte er Winterfeldt mit 10,000 Mann in den Rücken des Feindes, der nun eiligſt ſeine Stellung verließ, und Jung-Bunzlau zu erreichen ſtrebte, wohin aber auch Schwerin bereits in Marſch war. Oeſterreichiſche Reiterei traf wirklich zugleich mit den Preußen dort ein, mußte aber weichen und ſich ſüdwärts auf Benatek ziehen. Schwerin erbeutete hier Magazine von dem Werthe mehrerer Millionen, und bewirkte ſeine Vereinigung mit dem Herzog von Bevern. Mittlerweile hatte auch der König ſich mit dem Prinzen Moritz von Deſſau, der ohne Hinderniß über Brür und Bilin vorgedrungen war,

am 23. bei Außig vereinigt, und ſeinen Marſch fortgeſetzt, indem der Feind, unvorbereitet und verwirrt, ſich überall zurückzog.

Die Abſicht des Königs, ſeine Heeresmacht von allen Seiten auf Prag zuſammenzuziehen, konnte nun nicht mehr zweifelhaft ſein, und auch die Oeſterreicher ſuchten ihre zerſtreuten Truppen eiligſt dorthin zu ſammeln. Der Prinz Karl von Lothringen traf am 30. bei dem öſterreichiſchen Hauptheere, welches der Feldmarſchall Browne anführte, in Tuchomierzitz ein, und übernahm den Oberbefehl. Er fand die Truppen insgeſammt entmuthigt, die Generale rathlos. Browne drang wohl darauf, die Preußen ſogleich anzugreifen, da ihre Stellung ungünſtig und Schwerin mit dem ſchleſiſchen Heerestheil noch entfernt ſei, allein die andern Stimmen im Kriegsrath waren alle für den Rückzug auf Prag, der auch unmittelbar angetreten wurde. Der König folgte dem Feind auf dem Fuße, und ließ durch ſeine Reiterei denſelben auf dem Marſche angreifen, doch ohne dieſen hindern zu können. Die Oeſterreicher ließen in Prag die nöthige Beſatzung, die übrigen Truppen gingen über die Moldau, theils durch die Stadt, theils unterhalb derſelben, und bezogen auf dem

rechten Ufer bei Malleschitz ein Lager. Der König hatte das seine in Tuchomierzitz.

Schwerin seinerseits folgte den Oesterreichern, die sich vor ihm in der Richtung von Benatek zurückzogen, nicht allzu heftig nach. Seine Stimmung in dieser Zeit, fromm und heldenmüthig zugleich, findet sich in folgenden Zeilen eines Briefes ausgedrückt, den er am 27. April aus Jung-Bunzlau nach Hause schrieb, und der sogar eine Vorahndung seines nahen Todes enthielt: „Gott, der uns bisher augenscheinlich geführt, wird uns weiter zur Seite stehen. Wo der Feind nicht weicht, werde ich mich ihm mit herzhaftem Muth entgegensetzen, um mein Ziel selig zu beschließen, und mit Ehren zu enden, worum ich Gott mit Inbrunst, und daß er dir Gesundheit geben und erhalten wolle, täglich anrufe." Er ließ seine Truppen am 27. Rasttag halten, vereinigte dann am 28. die verschiedenen Abtheilungen, im Ganzen etwa 50,000 Mann, bei Jung-Bunzlau, hielt am 29. wieder Rasttag, und entsandte nun Winterfeldt an der Spitze von 7000 Mann nach Benatek, um daselbst Brücken über die Iser schlagen zu lassen. Diese wurden noch in der Nacht fertig, Schwerin rückte am 30. mit der Hauptstärke heran,

ging am 1. Mai über die Iſer, marſchierte gegen die Elbe hin, und lagerte bei Byſchitz. Der General von Fouqué wurde beauftragt, den Rückzug Königsegg's näher zu bedrängen, und gegen Alt-Bunzlau vorzugehen. Dort ſtieß er am 2. Mai auf eine feindliche Nachhut von Huſaren und Kroaten, vom Oberſten Mac-Eliot befehligt, welcher ſich vier Stunden lang tapfer vertheidigte, und ſich erſt zurückzog, als er die Hälfte ſeiner Leute im Gefecht verloren, das auch preußiſcherſeits ſehr blutig war und den Tod des tapfren Reitergenerals von Wartenberg beklagen ließ. Als Schwerin deſſen Tod erfuhr, war er ſehr erſchüttert, und rief mehrmals klagend aus: „Mein Wartenberg, mein Wartenberg! iſt der todt!“ — Der Feind zog ſich nach Brandeis, wo er die Elbbrücke abbrannte. Schwerin beſchloß nun ungeſäumt über die Elbe zu gehen, um ſich dem Heere des Königs zu nähern. Fouqué erhielt Befehl, bei Elb-Koſteletz eine Brücke ſchlagen zu laſſen, die auch am 3. Abends fertig wurde, worauf der Vortrab der Preußen noch in der Nacht bis Brandeis vorrückte, wo nun auch die abgebrannte Brücke bald wieder hergeſtellt war. Winterfeldt, der bei Benatek die Iſer nicht länger zu bewachen brauchte, rückte bis Alt-Bunzlau vor, und

ging dann bei Brandeis über die Elbe. Auch Schwerin mit ſeiner Hauptſtärke ging an beiden Punkten über, und nahm ein Lager vorwärts Brandeis, die Front gegen Prag hin. Während die Truppen in das Lager rückten, erſcholl plötzlich der Ruf, der Feind ſei im Anzuge, worauf Schwerin, nach ſeiner bekannten Lebhaftigkeit, ſagt Gaudi, mit einigen Reiterregimentern in vollem Laufe vorſprengte, um den erſten Stoß aufzunehmen und für weitere Anordnungen Zeit zu gewinnen. Allein es zeigte ſich bald, daß nur der von den Huſaren des eignen Vortrabs erregte Staub den falſchen Lärm veranlaßt hatte.

Der König war ſeinerſeits ſchon am 2. Mai auf dem weißen Berge vor Prag angekommen, und hatte dort eine Stellung genommen, deren linker Flügel ſich bei Podbaba an die Moldau lehnte, in der Front lagen die Feſtungswerke der ſogenannten Kleinſeite, der rechte Flügel ſtand auf dem weißen Berge; das Hauptquartier war in Weleſlawin. Die Preußen waren 50,000 Mann ſtark, allein die öſterreichiſche, jetzt hier verſammelte Macht wurde auf 100,000 Mann geſchätzt, und mehrte ſich täglich; die ganze Truppenmacht Serbelloni's, der am 4. Mai von dem Feldmarſchall

Grafen von Daun im Oberbefehl abgelöſt wurde, wußte man im Anzuge. Ungeduldig erwartete Friedrich daher das Herankommen Schwerin's. Auch beſtand der Vortrab deſſelben, etwa 5000 Mann ſtark, am 4. ſchon kaum eine Stunde vom öſterreichiſchen Lager ein Reitergefecht, die Hauptruppe aber hielt wieder Raſttag. Schwerin hatte keine Nachricht vom Könige, noch beſtimmte Kunde von der Stellung und Stärke des Feindes; die Offiziere, welche er abgeſandt, um den König aufzufinden, waren von den öſterreichiſchen Streifern aufgefangen worden, ebenſo diejenigen, welche der König an ihn abgefertigt hatte. In dieſer beunruhigenden Ungewißheit glaubte Schwerin nicht raſcher vorgehen zu dürfen, abgeſehen davon, daß die Märſche bei der Nothwendigkeit, die Truppen zuſammenzuhalten, und bei dem vielen Troß, der nicht zurückbleiben durfte, beſchwerlich und langſam ſein mußten.

Die Oeſterreicher indeß blieben ruhig, und benutzten die Gelegenheiten nicht, mit geſammter Macht eine der noch getrennten Hälften des preußiſchen Heeres anzugreifen. Zwar ſtanden für dieſen Fall, ſowohl für den König als für Schwerin, noch Ausswege offen, und es iſt nicht ſo gewiß,

daß der eine oder der andere eine Niederlage hatte erleiden müssen; allein immer doch war großer Nachtheil zu besorgen, und der König eilte daher mit seinen auf dem jenseitigen Ufer der Moldau herankommenden Truppen dort sich zu vereinigen. Schon am 4. Abends hatte er eine ansehnliche Vorhut, Fußvolk und Reiterei nebst Geschütz und Brückenschiffen, längs des Ufers der Moldau bei Selez aufmarschiren lassen. In der Nacht mußten 2 Grenadierbataillons auf das jenseitige Ufer hinüberschiffen, das auch schon von dem diesseits aufgepflanzten Geschütz beherrscht wurde. Am 5. mit dem frühesten Morgen, war die Schiffbrücke in voller Arbeit, sie war gegen Mittag fertig und vor Abend der König mit 20 Bataillons und 38 Schwadronen ungestört übergegangen; die Oesterreicher hatten das Wagestück nicht für möglich gehalten, und selbst der Feldmarschall Browne den Meldungen seiner ausgesandten Partheien nicht geglaubt. Der Feldmarschall Keith blieb mit 26 Bataillons und 40 Schwadronen auf dem linken Ufer der Moldau zurück, um Prag von dieser Seite eingeschlossen zu halten. Mit seinem kleinen, nun auf dem rechten Ufer stehenden Heertheile, nahm der König ein Lager gegenüber von Selez zwischen

den Dörfern Bohnitz und Chabern, die Flügel wohl angelehnt, buschige Anhöhen vor der Front. In der Richtung zum Feinde hin war der Boden zerrissen und schwierig, in der Richtung zu Schwerin flach und offen. Der König indeß hatte darauf gerechnet, daß Schwerin auf das späteste am 3. Abends ankommen, und hiermit die Gefahr, die er sich nicht verhehlte, aufhören würde. Drei Kanonenschüsse hatten das verabredete Zeichen gegeben, daß der König den Uebergang beginne, und drei Kanonenschüsse hatten im Schwerin'schen Lager geantwortet. Allein Nachmittags kam unter Bedeckung von 400 Husaren ein Adjutant Schwerin's, und meldete, der Feldmarschall könne noch nicht eintreffen, weil er unterwegs so mancherlei Aufenthalt erfahren habe. Unmuthig fertigte der König mit jenem Offizier sogleich seinen eignen Adjutanten Major von Stutterheim ab, mit dem Befehl, Schwerin solle ohne Verzug aufbrechen und während der Nacht nach Gbell marschiren, weil auf den nächsten Tag eine Schlacht geliefert werden solle, wie schon seit Eröffnung des Feldzuges vorausberechnet worden war. Schwerin erwiederte: „Ich wußte nicht, daß man Schlachten vorausbestimmen kann, wie Reuen," gehorchte

aber, und brach um 1 Uhr auf, in drei Truppenzügen rechts abmarſchirend, der König verließ ebenfalls vor Tagesanbruch ſein Lager, und marſchirte in zwei Truppenzügen links ab; ſo ſtießen denn die beiderſeitigen Truppen am 6. Mai Morgens gegen 8 Uhr bei dem Dorfe Proſek endlich zuſammen. Der König fühlte ſich unwohl, und nahm auch zu Pferde noch Arzenei, war aber dennoch der frühſte auf dem Platze, und hatte ſchon vor Schwerin's Ankunft die Stellung des Feindes längs ihrer ganzen Fronte mit angeſtrengter Aufmerkſamkeit beritten und beſichtigt. Er fand ſie in der Front und auf ihrem linken Flügel, wohin er am liebſten ſeinen Angriff gerichtet hätte, durch die Beſchaffenheit des Bodens ganz unangreifbar, und beſprach ſich mit Schmettau, der am Tage vorher eingetroffen war, über die Lage der Sachen, welche gebieteriſch einen entſcheidenden Entſchluß forderten. Als Schwerin und Winterfeldt eintrafen, empfing er erſteren ſehr kalt und bezeichnete ſein Mißvergnügen, daß er nicht ſchon am 5. die Truppen herangeführt. Kriegskundige haben in der Verzögerung Schwerin's das Fehlſchlagen des ganzen wohlerdachten Feldzugplanes nachgewieſen; allein abgeſehen davon, daß die Ereigniſſe ſich als

rin triftige Gründe zu ſeiner Vertheidigung anzugeben; gleich anfangs war ſein Vorücken durch das Ausbleiben der Truppen unter Fouqué, der deßhalb den Vorwurf pedantiſcher Langſamkeit erlitt, um zwei Tage verzögert worden, nachher hatten ſchlechte Wege den Marſch erſchwert, dann die Rückſicht auf das erſchwerte Vorrücken des Heertheils aus der Lauſitz, ja ſelbſt der unverhoffte Erfolg, die Erbeutung des großen Magazins in Jung-Bunzlau, war zur Hemmung geworden, indem daſſelbe Maßregeln erforderte, die ſich nicht ohne Zeitverluſt anordnen ließen. Der König, durch dieſe Erläuterungen einigermaßen befriedigt, wandte ſich nun zu der Gegenwart, erklärte, er ſei entſchloſſen noch heute eine Schlacht zu liefern, er werde den Feind in deſſen rechter Flanke angreifen, und habe bereits dem Prinzen Moritz von Anhalt-Deſſau den Befehl geſandt, mit allen noch jenſeits zurückgebliebenen Truppen oberhalb Prag über den Fluß zu gehen, und dem Feind in den Rücken zu fallen. Schwerin konnte ſich in dieſen raſchen Entſchluß nicht ſogleich finden, und wollte die Ausführung wenigſtens auf den folgenden Tag verlegt wiſſen. Er ſtellte dem Könige vor, erzählt Retzow, ſeine Truppen hätten die ganze Nacht hindurch den beſchwerlichſten Marſch

ausgestanden, seien ermüdet, und müßten vielleicht noch einen großen Umweg nehmen, bevor sie an den Feind kämen; er selbst kenne diese Gegend noch nicht, die Stellung des Feindes noch weniger: zudem sei noch keine Nachricht da, wiefern ein Uebergang oberhalb Prag in so kurzer Zeit zu bewerkstelligen sei, und ob demnach die Truppen jenseits der Moldau an der Schlacht Theil nehmen würden, er müsse daher dem Könige zu überlegen geben, ob es nicht rathsamer sein möchte, den Angriff bis auf morgen zu verschieben? dadurch würde den Soldaten Zeit gelassen, sich zu erholen: man würde Gelegenheit erhalten, des Feindes schwächste Seite zu erspähen, und sodann mit vereinten Kräften auf diese wirken können. Schmettau berichtet, Schwerin sei auch der Meinung gewesen, überhaupt keine Schlacht zu liefern, sondern die Oesterreicher sitzen zu lassen, den Marsch auf Wien fortzusetzen, und über die von dort heranziehenden feindlichen Truppen herzufallen, nach deren Vernichtung der Weg nach Wien offen stünde; er habe diese Meinung nach Erörterung der möglichen Fälle, welche dann eintreten könnten, und die sämmtlich zum Vortheil der Preußen sich benutzen ließen, ausführlich unterstützt, allein der König habe dies

alles verworfen, und, wie Retzow ſagt, mit den Worten: „Friſche Fiſche, gute Fiſche!“ auf unverzüglichen Angriff beſtanden. Er wußte, daß jeder nächſte Tag dem Feinde Verſtärkung bringen mußte und in der That würde derſelbe am 7. Mai um 10,000 Mann ſtärker geweſen ſein, am 9. ſogar um 30,000 Mann; überdies wußte er franzöſiſche und ruſſiſche Heere im Anzuge, vor deren Auftreten er die Oeſterreicher geſchlagen haben wollte; die beiderſeitigen Streitkräfte ſtanden einander gegenüber, die Gelegenheit war da, an dem Siege zweifelte er nicht.

Ueber eine Stunde hatte der König mit Schwerin und Winterfeldt und wenigen Offizieren, von den Höhen vor Proſek aus, die feindliche Stellung beobachtet, wobei einige Kanonenkugeln, die der Feind herüber ſandte, ſie nicht hinderten. Noch immer war man zu keinem Schluſſe gelangt. Schwerin durfte in ſeinem zweiundſiebzigſten Jahre wohl ein Bewußtſein von Einſicht und Erfahrung hegen, welches ihn freilich auch immer gern ein ſchulmeiſterliches Anſehn nehmen ließ, das dem Könige ſo ſehr zuwider war; allein mit jenem Bewußtſein verband ſich in ihm noch alle Raſchheit des Kriegermuthes, und aus allen Bedächtlichkeiten, mit

denen er ohnehin nicht durchdrang, plötzlich heraus-brechend, rief er, indem er seinen Hut in die Augen drückte, lebhaft aus: „Soll und muß denn grade heute eine Schlacht geliefert werden, so will ich die Oesterreicher gleich hier angreifen, wo ich sie sehe!“ Doch das war die Meinung des Königs nicht; er wollte kein unbedachtes Wagniß, und hatte die feindliche Stellung zu scharfblickend erforscht, um nicht eine Umgehung nöthig zu erachten. Schwerin erkannte nach und nach, daß der König Recht habe, und sprengte nun selber, begleitet von Winterfeldt, in vollem Galopp linkshin auf die Stellung des rechten Flügels der Oesterreicher, wo allein die Umgehung möglich war, in der Absicht einen günstigen Angriffspunkt dort aufzufinden.

Die Gegend, welche für die bevorstehenden Ereignisse den bedingenden Boden gab, finden wir in scharfen Zügen kurz beschrieben. Wir können nichts Besseres thun, als diese von österreichischer Hand entworfene und von preußischer vervollständigte Schilderung hier einzuschalten. Sie sagt: „Die Moldau bildet unmittelbar unterhalb der Stadt Prag einen bedeutenden Bogen gegen Osten. Da wo dieser Bogen am weitesten vorspringt, nimmt

ſie einen Bach auf, welcher von dem etwa zwei Meilen entfernten, auf der Straße nach Kollin gelegenen Dorfe Biechowitz herabkömmt. Derſelbe fließt in weſtlicher Richtung an den nahe bei einander liegenden Dörfern Unter-Potſchernitz, Hoſtawitz und Kevge vorbei nach Hrlorzes; hier wendet er ſich plötzlich, läuft zweitauſend fünfhundert Schritte in einer der vorigen ganz entgegengeſetzten und mit ihr parallelen Richtung bis Hloupetin fort, nimmt hier ſeinen weſtlichen Lauf wieder an, berührt Wiſoczan, und ergießt ſich bei Liben in die Moldau. Bei Unter-Potſchernitz, Hoſtawitz, Kevge und Hloupetin bildet dieſer Bach große Teiche, und fließt überhaupt in einem ſumpfigen, mit Gebüſch bewachſenen, zwiſchen Hoſtawitz und Hloupetin aber von ſteilen Anhöhen eingeengten Grunde. Vor Hloupetin erweitert ſich das Thal und erreicht bei Wiſoczan eine bedeutende Breite. Bei Hoſtawitz nimmt er, von der linken Seite her, einen kleinen Bach auf, der aus dem eine Stunde ſüdlicher, zwiſchen Sterboholy und Unter-Miecholup liegenden Teiche abfließt, noch einige Teiche bildet, und ſumpfige Wieſenränder hat. Weſtlich von dieſem Bach und parallel mit ihm, etwa tauſend Schritt davon, zieht ſich von

Sterboholy herab ein Grund mit sieben kleinen Strichteichen, welche durch Gräben verbunden ihre Gewässer dem Bache zufließen lassen. Sie waren zur Zeit der Schlacht entwässert und mit Hafer besäet, der Boden derselben aber, wie dies bei solchen Teichäckern gewöhnlich ist, schlammig und sehr weich. Zwischen Sterboholy und Keyge erhebt sich das Terrain ganz sanft gegen Molleschitz. Von diesem Dorfe zieht sich eine von einem Bächlein bespülte, tiefe, steile Schlucht nach dem etwa tausend Schritt nördlicheren Hrilorzes hinab. Zwischen letzterm Orte und Keyge und Hloupetin, auf der von dem stark gekrümmten Laufe des zuerst erwähnten großen Baches gebildeten Erdzunge, hebt sich eine Reihe von sehr starken Hügeln; besonders ist die, zwischen den Teichen von Keyge und Hloupetin — die kaum neunhundert Schritt von einander entfernt sind — liegende Höhe nach allen Seiten hin beherrschend. Auf der westlichen Seite der Schlucht von Hrilorzes, in der Verlängerung der eben erwähnten Hügelreihe, ziehen sich zwei parallele Rücken bis an die Thore von Prag, zwischen beiden läuft die Straße von Kollin. Der nördlichste dieser Züge, dessen westlicher Absturz der Ziskaberg heißt, ist besonders auf der nach Norden

gegen den großen Bach abfallenden Seite sehr steil, mitunter auch felsig, und gegen Prag hin mit Obst- und Weingärten besetzt. Fünfhundert Schritt vom Fuße des Ziskaberges fließt die Moldau längs demselben gegen Osten, und wendet sich, bei dem auf der Thalsohle gelegenen Invalidenhause, wieder nach Norden zu, gegen Liben. Die Kante der rechten Thallehne des großen Baches von Hloupetin abwärts, ist ebenfalls ziemlich steil, häufig felsig, und wird bei Prosek und Liben noch steiler, wo die Abhänge überdies mit Landhäusern und Gärten bedeckt sind. Die Wege, welche hier quer durch das Thal führen, sind alle eng und hohl."

Der Prinz Karl von Lothringen hatte das Anrücken Schwerin's nicht erfahren, und glaubte nur die von dem Könige herangeführten Truppen vor sich zu haben; erst als bei Gbell die Preußen hervorbrachen, wurde er seines Irrthums inne, ließ das Lager abbrechen, und das Heer folgende Stellung nehmen. Das erste Treffen lehnte seinen linken Flügel an den Ziskaberg, 18 Schwadronen hinter demselben gleichsam versteckt, dann folgten 3 Divisionen Fußvolk, welche die rechtbin sich vorstreckende Höhe bis vorwärts Hrtlorzes besetzten; hierauf kam eine durch den zerrissenen, von dem

oben erwähnten Bache zweimal tief eingeschnittenen Boden fast unzugängliche Lücke, welche aber bei der beherrschenden Höhe von Hloupetin endete, wo 4 Bataillons einige in Hast aufgeworfene Feldverschanzungen besetzt hielten; der rechte Flügel, hinter diesem zerrissenen Boden, bestand aus einer Division Fußvolk, und erstreckte sich von Hrilorzes bis hinter Kenge, wo er sich nebst 24 Schwadronen, welche die Schlachtordnung schlossen, rechts in einen Haken zurückbog. Das zweite Treffen begann zur Linken, gleich dem ersten, mit 18 Schwadronen, auch wieder hinter steilen Anhöhen, rechts von Wolschan aufgestellt; dann folgten zwei Divisionen Fußvolk auf dem zweiten Höhenzuge bis gegen Hrilorzes, und eine dritte Division Fußvolk bildete, nebst wieder 18 Schwadronen, den rechten Flügel dieses zweiten Treffens, nur dreihundert Schritt von dem ersten ab, in gleicher Richtung und Umbiegung. Der Rückhalt, bestehend aus einer Division Fußvolk und 39 Schwadronen, bildete ein drittes Treffen, zwischen dem Vorwerk Stromeck und dem Dorfe Malleschitz so vorgeschoben, daß jenes hinter dem linken Flügel und dieses hinter dem rechten, in schrägem Abstande weit hinausragten. Diese ganze Streitmacht betrug gegen

70,000 Mann, worunter fast 14,000 Reiter, und führte außer dem Regimentsgeschütz, welches über 100 leichtere Stücke zählte, 60 schwere Kanonen. Die Preußen waren ungefähr in gleicher Stärke, nur hatten sie verhältnißmäßig mehr Reiterei und Geschütz.

Schwerin und Winterfeldt kehrten von ihrer Besichtigung des feindlichen rechten Flügels eilig zurück; sie brachten die Meldung, der Boden flache sich dort ab, und sei ganz geeignet für die Reiterei, der Feind aber stehe auf unbedeutenden Höhen, mit offener Flanke, und könne leicht angegriffen und umgangen werden. Der Irrthum, welcher hiebei obwaltete, wurde sehr schädlich. Die Teiche nämlich bei Sterboholy und Hostawitz waren abgelassen, und der schlammige Grund ungangbar, weil er aber mit Hafer besäet war, so gab dies für die Ferne den Anschein von Wiesen, und der Scharfblick beider Feldherren wurde getäuscht. Der König hatte inzwischen sein Heer schon linksab in Marsch gesetzt, und die Truppen bezeigten so viel Eifer und Kraft, daß sie den beschwerlichen Weg von einer starken Meile bis Unter-Potschernitz binnen zwei Stunden zurücklegten, und um 10 Uhr schon der König die Truppenzüge zur neuen Angriffslinie konnte einschwenken lassen.

zweiten Treffens, die bei ihren Regimentern eingetheilt standen, herauszieben und eiligst auf den rechten Flügel rücken, um dort die zwischen dem Fußvolk und der Reiterei entstandenen Lücke auszufüllen, zugleich mußten 18 Schwadronen des linken Flügels und die sämmtlichen 39 Schwadronen des Rückhaltes in starkem Trabe auf den rechten Flügel eilen. Diese Bewegungen geschahen mit großer Schnelligkeit. Die Grenadierkompanieen rückten nach und nach in die Linie, und da sie für den Raum noch nicht genügend schienen, so wurden zur Ausfüllung noch einige Bataillons aus dem Rückhalte geholt; das Geschütz kam in Galopp herbei, und wurde theils auf der Anhöhe Homoly, zwischen der Reiterei und den Grenadieren, theils längs der Front aufgefahren. Auch ein zweites Treffen begann im Rücken des ersten schon aufzumarschiren, aber auf dem linken Flügel nicht ohne Verzug und Anstrengung, da die Schlucht von Hrtlorzes den Durchziehenden sehr hinderlich war. Die Reiterei des rechten Flügels aber stand in drei Linien, eine Masse von 12 Regimentern, die sich in der Ebene weit ausdehnte, indem zwischen je zwei Schwadronen immer die Weite einer Schwadron offen gehalten war. Dies geschah vielleicht auch deßwegen,

weil die Schwadronen anfangs sehr schwach waren, indem bei manchen fast die Hälfte der Mannschaft zum Futterholen sich in Prag befand, und erst während der Schlacht wieder einrückte. Der General Graf von Hadik ließ sein Husarenregiment in die Lücke zwischen dem Teiche von Unter-Miecholup und der Reiterei vorrücken, so daß es mit deren Front einen links einbiegenden Haken machte.

Schwerin sah die Bewegung der Oesterreicher, und damit sie ihm nicht zuvorkämen, ließ er seine Truppen stärker antreten, um die Engwege zu gewinnen, durch welche sie vorrücken mußten. Das schwere Geschütz konnte so rasch nicht folgen, und blieb weit zurück. Einer der Adjutanten des Königs ritt an Schwerin heran, dies zu melden, und ihn zu fragen, ob diese Kanonen nicht gleich beim ersten Angriff nöthig sein würden? allein der Feldmarschall antwortete, er könne sie entbehren, und ohne sie mit seinen Fußvölkern den Feind schlagen. Dies Fußvolk des preußischen linken Flügels war unterdeß bei Unter-Potschernitz über den Bach gegangen, zog sich bis gegen Sterbohoły, machte nun Halt, und die Bataillone fingen an, in guter Ordnung einzuschwenken. Doch vor dem wirklichen Angriff, etwa um halb 11 Uhr, ritt Schwerin

noch zu dem Könige, ſagte, das es nun Zeit ſei, ehe der Feind ſich völlig in Ordnung geſtellt habe, und da er, anſtatt einer Antwort, ſagt Gaudi, über einige Umſtände eine gewiſſe Unentſchloſſenheit bemerkte, rief er haſtig: „Friſche Eier, gute Eier!“ und jagte, ohne weiter eine Anwort abzuwarten, mit verhängtem Zügel zu ſeiner Reiterei, welche auf der äußerſten Spitze des linken Flügels vorrückte. Das Wort Schwerin's, welches an das frühere des Königs erinnert, und wohl daran erinnern wollte, iſt glaubwürdig überliefert, auch der König ſoll es ihm ſpäter nacherzählt haben, und wir können daſſelbe nicht bezweifeln; aber eben ſo wenig das des Königs, welches unter Andern auch Retzow erzählt, der dagegen das von Schwerin unerwähnt läßt, und doch ſonſt nicht eben liebt dem Könige zu überweiſen, was Andre anſprechen mögen. Wir ſind der Meinung, daß beide Worte recht wohl zuſammen beſtehen, und beide zu erhalten ſind.

Der Angriff begann. Schwerin ließ das erſte Treffen in Schlachtordnung vorrücken, das zweite, nach Maßgabe ſeines Herankommens, ſollte ſich zur Unterſtützung auf den nahen Anhöhen aufſtellen. Die Truppen ſchritten in feſter Ordnung, es fiel

kein Schuß, weil Schwerin und Winterfeldt streng befohlen hatten, nur mit dem Bajonet anzugreifen. Bald aber wurde der Marsch durch den Bach gehemmt, der von Sterboholy nach Hoštawitz fließt, die Linie mußte gebrochen, Dämme und Stege mußten reihenweise überschritten werden, auch das Bataillonsgeschütz mußte zurückbleiben, in dem sumpfigen Ufer blieben Pferde und Fußgänger stekken. Ganze Regimenter, welche auf den Boden der abgelassenen Teiche geriethen, dessen frisches Grun hier Wiesen erwarten ließ, sanken tief in den Schlamm, und mußten mit großer Anstrengung, und in völliger Auflösung, jeder Einzelne wie er konnte, sich durchhelfen. Fast eine Stunde verging unter dieser Mühsal und Unordnung, welche der Feind mit ansah, ohne sie zu benutzen. Schwerin stellte seine zerrütteten Bataillone, wie sie nach und nach auf dem linken Ufer des Baches Fuß faßten, wieder in Schlachtordnung, und auf's neue rückte diese zwischen Sterboholy und Hoštawitz vor. Sterboholy selbst wurde von Winterfeldt rasch besetzt, eben so rasch drang er dann mit seinen Bataillonen, unbekümmert um das zurückbleibende Geschütz, von hieraus zum weiteren Angriffe vor.

Vor der Stellung der Oesterreicher senkte sich

der Boden ſanft, und ihr Geſchütz hatte gegen die heranſteigenden geſchloſſenen Schaaren volle Wirkung; nichtsdeſtoweniger drangen die Preußen immer vor, ſchon waren ſie nur noch vierhundert Schritt von der feindlichen Front entfernt, als auch das öſterreichiſche Geſchütz auf der Höhe von Hleupetin ſein Feuer eröffnete, und die Linie in ihrer rechten Flanke und ganzen Länge beſchoß. Die Bataillone ſchmolzen unter dem ſich kreuzenden Kartätſchenfeuer zuſammen, die Kugeln riſſen Lücken in die Reihen, die Mannſchaft, anſtatt mit gefälltem Bajonet weiterzudringen, fing nun auch ihrerſeits zu feuern an, und das Vorrücken ſtockte. Dieſen Augenblick benutzte der Anführer der öſterreichiſchen Grenadiere, Oberſt Guasco, und befahl ſeiner Truppe im Sturmſchritt vorzugehen; erſt ganz in der Nähe des Feindes ſollte ſie feuern. Die Grenadiere empfingen kaltblütig das Feuer einiger preußiſchen Feldſtücke, welche doch endlich herbeigeſchafft waren, und bald auch das Gewehrfeuer der preußiſchen Grenadiere, welche der Zufall den öſterreichiſchen gegenüber geſtellt hatte, und rückten muthig vor. Browne ſelbſt kam herangeſprengt, ſetzte ſich vor die Front der Grenadiere, und wollte ſie zum Sturm führen, da zerſchlug

eine Kanonenkugel ihm den rechten Fuß, und er wurde bewußtlos weggetragen. Sein Fall erbitterte die Seinigen, statt sie zu entmuthigen, unter dem Zurufe tapfrer Anführer gingen sie mit gefälltem Bajonet auf die preußischen Grenadiere los, welche, schon erschüttert und vermindert durch das mörderische Geschütz- und Gewehrfeuer, diesem heftigen Anfall nicht Stand hielten, sondern umkehrten und das ganze erste Treffen mit fortrissen; sie kamen schneller über den Bach zurück, als sie herüber gekommen, und suchten die Anhöhen zu gewinnen, wo das zweite Treffen stand; sie ließen das Feld mit Todten und Verwundeten bedeckt, mehrere Fahnen und 12 Kanonen wurde die Beute der Oesterreicher. Diese hatten ihre Patronen großentheils verschossen, doch neuer Vorrath traf ein, und zwei Regimenter Fußvolk rückten nach, das glückliche Gefecht kräftig zu verfolgen. Ihre rechte Flanke wurde zwar im Vorrücken von Sierboholy aus, wohin Winterfeldt Fußvolk und Geschütz geworfen hatte, mit Kartätschen stark beschossen, allein sie griffen das Dorf an, eroberten dasselbe, und nahmen auch hier 2 Kanonen. Der Sieg der Oesterreicher schien auf dieser Seite nicht mehr zweifelhaft.

Bevor wir die Erzählung dieſes Kampfes fortführen, müſſen wir auf die Ereigniſſe blicken, welche bis dahin auf andern Punkten Statt fanden. Noch etwas früher, als das Fußvolk des preußiſchen linken Flügels, kam die Reiterei deſſelben an den Feind. Sie hatte hinter Sterboholy über einen engen Damm ziehen müſſen, der ſie nöthigte, ihre Züge zu brechen, und nach dem Uebergange wieder herzuſtellen. Die öſterreichiſche Reiterei ſah von ihrer höheren Stellung dieſen ganzen Verlauf mit an, und wünſchte den günſtigen Augenblick zu benutzen, durfte aber nicht angreifen, weil ihre Anführer nicht Befehl dazu hatten. Ungeſtört entwickelte ſich die preußiſche Reiterei in dem Raume zwiſchen dem Teiche von Unter-Miecholup und Sterboholy, die linke Flanke durch den Teich gedeckt, die rechte durch das Dorf. Der Aufmarſch geſchah in größter Schnelligkeit, und war kaum vollendet, als der Prinz von Schönaich ſogleich anzugreifen beſchloß. Er wußte, daß der König ihm 20 Schwadronen aus der Mitte zur Verſtärkung ſandte, aber glaubte dieſe nicht abwarten zu dürfen, weil er den Feind unterdeſſen ſich immer mehr ausdehnen ſah. In beſter Ordnung und voller Kraft ſtürzten die preußiſchen Küraſſiere auf die feindliche

Linie, diese stand ruhig, bis die Preußen auf funfzig Schritt nahe waren, feuerte dann ihre Karabiner ab, und ritt nun dem Stoß entgegen; sie wurde jedoch augenblicklich geworfen, aber eben so schnell durch die zweite Linie ersetzt, die entschlossen anrückte; die Preußen wurden von ihr überflügelt, von Hadik außerdem in der Flanke angegriffen, und zum raschen Rückzuge gezwungen. Allein die Oesterreicher folgten nicht, und Schönaich konnte in dem sichern Raume seine Reiter bald wieder ordnen, und auf's neue gegen den Feind führen. Doch dieser zweite Angriff war nicht glücklicher als der erste, in dem erregten großen Staube stürmten sogar Preußen gegen Preußen, und der Feind drängte so heftig an, daß das Gefecht diesmal verloren schien. In diesem Augenblick erschien der preußische Oberst Warnery mit 5 Schwadronen Husaren, die er um den Teich von Unter-Miecholup links herum geführt hatte, den Verfolgern im Rücken und in der Flanke, wodurch sie in Unordnung geriethen und zurückwichen. So gewann Schönaich Zeit, seine Reiterei zum dritten Angriff anzuordnen, doch eben jetzt langten auch die vom Könige gesandten 20 Schwadronen unter Zietens Befehlführung an, hieben mit Ungestüm

in den Feind, und warfen ihn nach kurzem Widerſtande völlig in die Flucht. Noch zuletzt wurden einige öſterreichiſche Regimenter, die nicht weichen wollten, durch das preußiſche Dragonerregiment von Stechow überrannt und geſprengt. Die flüchtigen Reiter warfen ſich zum Theil auf das nächſtſtehende Fußvolk, das ſie in Unordnung brachten, zum Theil gegen die Sazawa, oder nach Prag. Der Prinz Karl von Lothringen war herbeigeeilt, um die Fliehenden aufzuhalten, wurde aber mit fortgeriſſen, und inmitten ſeiner Anſtrengung von einem Bruſtkrampfe befallen, der ihn lange Zeit ohne Bewußtſein ließ; ſo war denn das öſterreichiſche Heer ſeiner beiden Oberfeldherren beraubt. Dies Reitergefecht konnte jedoch wenig entſcheiden, denn gleich den Beſiegten verſchwanden auch die Sieger vom Schlachtfelde, ſie fielen bei Rusle in das öſterreichiſche Gepäck und ergaben ſich der Plünderung und dem Trunk, ſo daß ſie für den übrigen Theil der Schlacht größtentheils unbrauchbar blieben.

Gleichzeitig mit dieſem Kampfe der Reiterei hatte ſich aber auch der des Fußvolkes wieder entzündet. Nur das erſte Treffen Schwerin's war geſchlagen, aber einzelne Regimenter hielten ſich

noch, während ſchon das zweite Treffen vorrückte. — Das feindliche Kartätſchenfeuer wurde jedoch immer heftiger, und jene noch ſtehenden Regimenter fingen an zu weichen, das Regiment von Fouqué, welches dem Feuer einer Batterie von 14 Kanonen ausgeſetzt war, das Regiment von Kreuzen, und endlich das zweite Bataillon des Regiments Schwerin, vor welchem eben Winterfeldt ſchwer verwundet hingeſunken war. Schwerin hielt zu Pferde bei einer der Engen des ſchwierigen Bodens, und ſuchte die Truppen zum Stehen zu bringen, allein vergebens; unwillig, daß auch ſein eignes Regiment wich, entriß er voll Eifer und Muth dem Fahnenjunker die Fahne ſeines zweiten Bataillons, hob ſie empor und rief: „Wer ein braver Kerl iſt, der folge mir!“ Sein Beiſpiel und Zuruf beſeelte die Truppen mit neuem Muthe, ſie wanden ſich aus dem Engwege heraus, ſtellten ſich rechts deſſelben in Ordnung, und begannen im Sturmſchritt vorzuſchreiten, Schwerin mit der Fahne in der Hand voran. Aber kaum 12 Schritte waren auf dieſe Art gethan, und Schwerin um noch etwa 6 Schritte voraus, da traf ein Kartätſchenſchuß den alten Feldherrn, der ſogleich ohne die geringſten Zeichen des Lebens vom Pferde ſank. Fünf

Kugeln hatten ihn getroffen, eine hinter dem Ohr in's Genick, eine durch's Herz, und drei in den Unterleib. Seine Hand hielt noch die Fahne fest, die mit ihm gefallen war; sie bedeckte seinen ganzen Körper; der General von Manteuffel nahm sie auf, und gab sie dem Junker wieder, allein dieser hatte sie kaum gefaßt, als auch ihn eine Kanonenkugel mitten auf die Brust traf und niederwarf. Der Anblick des tödtlich getroffenen und zu Boden gestreckten Feldmarschalls ergriff seinen Adjutanten, den Hauptmann von Platen, so heftig, daß er voll Grimms in den Feind stürzte, und sogleich seinen Tod fand. Die Truppen stockten augenblicklich, schwankten, und wandten sich auf's neue zur Flucht. Der Fall des Feldherrn, die Verwundung Winterfeldt's, Fouqué's und andrer tapfern Anführer, machte die Krieger unruhig, ließ sie ohne Befehl, während der Feind sein mörderisches Feuer fortsetzte, und unaufgehalten vordrang. Die Preußen wichen etwa zwölfhundert Schritt zurück, und der König, der die Verwirrung mit ansah, und kaum noch eine glückliche Wendung hoffte, blickte schon nach den hinter ihm liegenden Höhen, wohin er das geschlagene Heer zu retten dachte, als plötzlich die Sachen wieder eine andre Gestalt nahmen.

Das ſchwere Geſchütz der Preußen war angelangt, zog eiligſt durch Unter-Potſchernitz, und 16 zwölfpfündige Kanonen und Haubitzen fuhren auf der Anhöhe vor dem Dorfe auf. Während dieſe zu feuern anfingen, und die öſterreichiſchen Grenadiere niederſchmetterten, rückte auch das preußiſche zweite Treffen, 12 Bataillone ſtark, in's Gefecht. Die öſterreichiſchen Grenadiere wollten aber nicht weichen, und unterhielten ein ſtarkes Gewehrfeuer, dem das der Preußen lebhaft antwortete. Den Oeſterreichern fehlten bald wieder die Patronen, und ſie nahmen deren aus den Taſchen der Gefallenen ſo viel ſich noch fanden. Das nächſtſtehende Fußvolk, unter dem General Herzoge von Ahremberg konnte keine mehr abgeben; ſie ſollten ſich der Bajonette bedienen, ließ er den Grenadieren ſagen. Gleich darauf aber verließ dies Fußvolk ſeine Stellung, und marſchirte eiligſt linksab gegen Keyge, wo ſich bereits ein andrer Kampf heftig entzündet hatte; anſtatt des ſichern Anhaltens der Ihrigen ſahen die öſterreichiſchen Grenadiere in ihrer linken Flanke nun preußiſches Fußvolk, das von Hoſtawitz hervordrang; rechts ebenſo, anſtatt der verſchwundenen eigenen Reiterei, eine preußiſche Reiterſchaar, die über Sterboholy hinaus ſie im Rücken bedrohte;

in der Front aber rückten immer mehr preußische Bataillone in's Feuer, der König selbst hatte sich hier eingefunden, die ganze preußische Linie war im Vorrücken. Die österreichischen Grenadiere, hier allein noch immer auf dem Platze, ohne Patronen, ihrer meisten Offiziere beraubt, auf die Hälfte zusammengeschmolzen, mußten endlich weichen. Sie zogen sich anfangs in guter Ordnung zurück, 3 genommene Fahnen und von den eroberten Kanonen 5 mitführend; diese tapfern Kerntruppen allein hatten das Schicksal des Tages eine Zeit lang zweifelhaft gemacht. Als ihr Rückzug sich zu beeilen und zu verwirren begann, wollte der König sie durch Reiterei verfolgen lassen, aber nur eine geringe Schaar war aufzubieten, und diese bald bei einem Engwege gehemmt.

Inzwischen hatte schon früher der König, die Höhe bei Hloupetin als den Schlüssel der feindlichen Stellung erkennend, auch dort zum Angriff überzugehen, und dem Herzoge Ferdinand von Braunschweig mit dem rechten Flügel vorzurücken befohlen. Doch der General von Manstein, in ungeduldiger Tapferkeit, war dem Befehl noch zuvorgekommen und hatte den Angriff unbedacht schon eröffnet; er führte 3 Grenadierbataillons und 2 Fußregimenter

Ipenplitz und Manteuffel zum Sturm heran, in heftigem Kartätschenfeuer erklommen ſie mit gefälltem Bajonett die ſteile Höhe, hielten vor den Verſchanzungen eine Weile an, gaben einigemal Gewehrfeuer, beſetzten dann im erneuten Anlauf die Schanzen, die mittlerweile geräumt worden waren, und gingen allmählig auf dem ſchmalen Höhenzuge gegen Hrilorzes vor. Der Prinz Heinrich von Preußen und der Herzog von Bevern hatten das voreilige Unternehmen mißbilligt, rückten aber nach, um den Angriff zu unterſtützen.

Das preußiſche Fußvolk, welches von Hoſtawitz heraufkam, hatte ſich durch Unter-Potſchernitz durchgezogen, und nahm nun an dem Kampfe lebhaft Antheil. Der Herzog von Bevern befehligte dieſe Truppen, ſchlug die öſterreichiſchen Bataillone, auf die er traf, und die anfangs tapfer widerſtanden, aus dem Felde, und rückte in Gemeinſchaft mit dem linken Flügel, der eben die öſterreichiſchen Grenadiere geworfen hatte, gegen Malleſchitz vor.

Auf die Höhe von Hloupetin ließ nun der König Geſchütz auffahren, um die Flanke des bei Kenge noch ſtehenden Feindes zu beſchießen, den er auch ſogleich in der Front anzugreifen befahl. Sein Bruder Prinz Heinrich führte die Hauptſtärke

des preußiſchen rechten Flugels zu dieſem Angriff. Ein Truppenzug rückte durch das Dorf Keyge, ein zweiter durch den Zwiſchenraum der Teiche, ein dritter über den Damm nächſt Hoſtawitz; der Marſch war ſchwierig und langſam, die Truppen mußten ihre Ordnung brechen, Geſchütz und Pferde kamen mühſam durch; die Oeſterreicher hatten dieſe Zugänge freigelaſſen, welche bei einiger nachhelfenden Befeſtigung durch geringe Mannſchaft hätten vertheidigt werden können. Doch die Preußen ſtießen auch hier auf einen entſchloſſenen Feind, er empfing ſie mit Kartätſchenhagel und Gewehrfeuer, inmitten deſſen ſie aber ihre Ordnung wiederherſtellten, und unerſchrocken zum Angriff vorrückten. Zwei Diviſionen öſterreichiſches Fußvolk, unter dem Feldzeugmeiſter Grafen von Königsegg, hielten hier muthig Stand, und wieſen die erneuerten Stürme der Preußen kräftig ab. Dies war der hartnäckigſte und blutigſte Kampf der Schlacht, auf beiden Seiten der Verluſt ungeheuer. Das preußiſche Regiment von Winterfeldt erſtürmte eine öſterreichiſche Batterie, verlor dabei 1000 Mann vergebens, und wollte auf's neue ſtürmen, da kam das Grenadierbataillon von Wreden jenes abzulöſen, und die Grenadiere riefen: „Kammeraden, laßt nun uns

heran! Ihr habt Ehre genug!“ Aber auch dieſes Bataillon verlor die Hälfte ſeiner Leute, und mußte erfolglos zurück. Doch endlich ermatten die Oeſterreicher, ſie ſehen überall die Preußen anrücken, ſie ſehen keinen Rückhalt, glauben ſich verloren, und ganze Regimenter nehmen aufgelöſt die Flucht.

Königsegg zieht die ihm noch verbleibenden Truppen zurück, und giebt ihnen eine neue Aufſtellung auf den Höhen hinter Malleſchitz und Nowy Straſchnitz. Mittlerweile rückt eine friſche Diviſion, vom General von Clerici geführt, über die Schlucht von Malleſchitz wieder hinaus, und einige Bataillons beſetzen den Taborberg, den eben auch die Preußen unter Manſtein erſteigen wollen. Ein neuer blutiger Kampf entſpinnt ſich hier, Clerici wird ſchwer verwundet, General Peroni, der unter ihm befehligt, todtgeſchoſſen, die Truppen fechten ohne Zuſammenhang, überall fehlt Unterſtützung, die noch vorhandenen bedeutenden Kräfte bleiben ungenutzt, und die Preußen dringen unabläſſig vor; der Herzog Ferdinand von Braunſchweig erſtürmt den Taborberg, der Herzog von Bevern, nach einem erſten Mißlingen, im zweiten Anlaufe die Batterie von Malleſchitz, der König ordnet die ganze Mitte und den linken Flügel in neue Schlachtord-

nung, das zweite Treffen rückt überall mit in die erste Linie, dieſe marſchirt immer vorwärts, und treibt den Feind vor ſich her gegen Prag.

Seit Anfang der Schlacht ſtanden als erſtes Treffen des linken Flügels 17 öſterreichiſche Bataillons und 17 Grenadier-Kompanien nebſt 20 Schwadronen Reiterei ungebraucht auf dem Ziskaberg, ſie hatten keinen Befehl erhalten. Als die Flucht der Geſchlagenen die Gegend von Wolſchan erreichte, und die Gefahr näher kam, ſtiegen jene Truppen den Berg hinab und machten Front gegen die Preußen. Die öſterreichiſchen Küraſſiere und Dragoner unter dem Grafen Odonnel eilten im Galopp herbei, und griffen das preußiſche Fußvolk ungeſtüm an; ſie erlitten großen Verluſt, gewannen aber ihrem Fußvolke Zeit, ſich vorwärts von Wolſchan in mehreren Linien aufzuſtellen. Nun kam indeß auch preußiſche Reiterei wieder zum Vorſchein, die des linken Flügels kehrte theilweiſe vom Plündern des Gepäckes zurück, und wiewohl noch in großer Unordnung, ſo daß Zieten dem Könige ſagte, er könne nicht 100 nüchterne Huſaren auftreiben, bedrohte ihr Heranſchwärmen noch die rechte Flanke des Feindes, und beförderte deſſen Flucht; die Reiterei des rechten Flügels, die

bisher des ungünstigen Bodens wegen noch nicht gebraucht worden war, hatte der König herbeihoolen lassen, um hier den letzten Widerstand der Oesterreicher zu brechen. Das Kürassierregiment von Schönaich, im vollen Trabe, kam zuerst an, erhielt von dem Major von der Marwitz, Adjutanten des Königs, die Weisung, sogleich das österreichische Fußvolk anzugreifen, stürzte im Galopp auf die feindliche Linie, wurde aber zweimal durch deren Gewehrfeuer zurückgetrieben, und im Zurückspringen von dem eignen Fußvolk verkannt, dessen Gewehrfeuer ihm 130 Mann nebst mehreren Offizieren kostete. Doch die fliehenden Schaaren der Oesterreicher, aufgelöst und verfolgt, kamen immer ungestümer und dichter heran, und rissen zuletzt die noch stehenden mit fort. Alles eilte gegen Prag hin, nur wenige Regimenter Fußvolk und Reiterei hielten noch Stand, und konnten den Rückzug decken, den am meisten die Weinberge und Gärten begünstigten, so wie die Engwege, welche der preußischen Reiterei schneller vorzudringen unmöglich machten.

Der Prinz Karl von Lothringen war inzwischen auf dem Wischehrad, wo man ihm zur Ader gelassen hatte, wieder zur Besinnung gekommen, und

wollte in die Schlacht zurückkehren. Er ſprengte auf das Kornthor zu, und drang durch die ihm entgegen kommenden Flüchtlinge, die daſſelbe ſperrten, mit Mühe endlich hinaus, allein nur um in noch dichtere fliehende Schaaren verwickelt zu werden, mit denen er wider Willen in die Stadt zurück mußte; eben ſo wenig gelang ihm durch das Roßthor hinauszudringen, und bald ſah er auch den größten Theil des Ueberreſtes ſeiner Truppen innerhalb der Stadt. Ein Verſuch, über die Moldaubrücke durch das Aujeſter Thor auf die Straße von Königsſal zu gelangen, mißglückte, weil die Preußen unter Keith jenſeits die Kleinſeite wachſam umſtellt hielten. Keith hatte früher Befehl vom Könige erhalten, den Prinzen Moriz von Anhalt-Deſſau mit 3 Grenadierbataillons und 30 Schwadronen oberhalb Prag bei Branik über die Moldau gehen zu laſſen, um von dieſer Seite eingreifend die Niederlage des Feindes zu vervollſtändigen; allein die Brückenſchiffe wurden in den Richtungen, durch welche der Prinz ſie, in der Meinung Zeit zu gewinnen, fahren ließ, allzu lange aufgehalten, und als ſie endlich anlangten, ſo reichten ſie für die Breite des Stromes nicht aus, deſſen Anſchwellung auch das Durchſchwimmen der

Reiterei, welches Seydlitz versuchen wollte, unmöglich machte. Jetzt dienten diese Truppen trefflich, den Prinzen von Lothringen mit mehr als 50,000 Mann, die sich in Prag angehäuft hatten, von dieser Seite einzuschließen, während auf der andern das siegreiche Heer des Königs die Stadt in großem Halbkreise umlagerte.

Der Sieg der Preußen war theuer erkauft, ihr Verlust betrug über 13,000 Mann, der König in seinem Geschichtswerke sagt sogar 18,000, die tapfersten Generale und Offiziere waren im Kampfe gefallen, der Kern des Fußvolks, das im ganzen Laufe des ferneren Krieges diesen Verlust fühlte; auch 5 Fahnen, 1 Standarte und 5 Kanonen waren verloren worden. Die Oesterreicher verloren an Todten und Verwundeten kaum weniger, an Gefangenen gegen 5000 Mann, und 33 Kanonen, 71 Standarten, 40 Brückenschiffe, nebst einer Menge Pulverwagen und einem großen Theile des Feldgeräthes und Gepäcks. Die Schlacht ist vorzugsweise eine Schlacht der Tapferkeit zu nennen, von beiden Seiten wurde mit Heldenmuth gefochten, und die Entschlossenheit und Ausdauer der Truppen entschied jeden einzelnen Kampf. Denn die Schlacht, rasch beschlossen und unternommen, zer-

fiel bald in eine Reihe einzelner Gefechte, der leitenden Hand des Oberfeldherrn nicht mehr erreichbar, sondern ihrer eignen Entwicklung überlassen. Die Verwirrung war auf beiden Seiten ungeheuer, jeder Theil focht für sich, und der Ueberblick des Königes selber mußte zeitenweise in diesem Gemisch von Zufällen und Schwankungen untertauchen. Daß aber jeder einzelne Kampf durch die Trefflichkeit der Truppen und die Hingebung der Anführer zum Sieg wurde, fand im Verlaufe den Zusammenhang, sich zu einem großen Siege zu gestalten.

Wir sahen unsern Helden inmitten des wüthensten Schlachtgetümmels fallen, aber wir durften fürerst nicht bei ihm weilen; sein Geist selber trieb uns vorwärts, der, aus dem entseelten Körper in die durch seinen Tod angefeuerten Truppen übergegangen, in ihnen weiterkämpfte und zum Siege stürmte. Nachdem wir die Schlacht bis zu diesem Ziele glücklich verfolgt haben, und wir das Werk Schwerin's vollendet, seine Hingebung gekrönt gesehen, kehren wir zu dem Orte zurück, wo der Feldherr auf dem Bette der Ehre ruht. Als der König die erste Nachricht erhielt, Schwerin sei geblieben, war er mit dem noch zweifelhaften Gange

der Schlacht beſchäftigt, wandte alle Aufmerkſamkeit auf die feindliche Linie, und ertheilte die den Umſtänden entſprechenden Befehle. Gegen 5 Uhr aber, als der Sieg größtentheils entſchieden war, athmete er wieder auf, und überließ ſich den Empfindungen des Herzens. Er gewahrte ſeinen Bruder den Prinzen Heinrich, und ritt zu ihm hin, ſtieg vom Pferde, und ſetzte ſich mit ſichtbarer Traurigkeit auf den grünen Raſen, der ſeitwärts am Wege ſich erhöhte. „Wir haben viel verloren, rief er mit erſtickter Stimme, der Feldmarſchall Schwerin iſt todt!“ und dann nannte er die andern Generale, die theils todt, theils verwundet waren, unter den erſtern befanden ſich Hautcharmoy, Golz, der Prinz von Holſtein, Manſtein und Anhalt.

Inzwiſchen war der Körper des Helden mit Mühe unter den Todten und Verwundeten herausgefunden, wurde dann in ein Zelt gebracht und unterſucht, da ſich denn die Gewißheit ergab, daß er in demſelben Augenblicke getroffen und todt geweſen ſein müſſe. Man brachte die Leiche darauf in das Kloſter St. Margaretha, wo ſie einbalſamirt, und dann vor dem Altare niedergelegt wurde. Der König kam herzu, und ſtand in ſchweigender Betrachtung an dem Sarge, brach dann in Thränen

und in Worte der Wehmuth aus, die er dem Entschlafenen nachrief. Schwerin's ältester Neffe, der als Adjutant ihm zur Seite und nächster Zeuge seines Todes gewesen, überreichte dem Könige das blutbespritzte Band des schwarzen Adlerordens, das der Feldmarschall umgehabt, allein der König nahm das trauervolle Ehrenzeichen nicht an, sondern überließ es der Familie zu ruhmvoller Bewahrung. Als die Leiche späterhin zur Heimath abgeführt wurde, geschah dies mit allem kriegerischen Gepränge; Prinz Heinrich ließ den Sarg noch öffnen, und als er den Helden betrachtete, dessen Antlitz die edle Ruhe eines schönen Todes ausdrückte, nahm er ehrerbietig den Hut ab; die Soldaten standen umher und weinten um ihren Vater. Der englische Gesandte Mitschell schrieb in einem Briefe vom 6. Mai, dem Tage der Schlacht selbst: „Das ganze Heer ist in Thränen über den Verlust Schwerin's." Am 14. Mai traf der Leichenzug in Dresden ein, zugleich mit den in der Schlacht von Prag eroberten Fahnen und Standarten. Am 20. Mai gelangte der Zug nach Frankfurt an der Oder, wo er von Seiten der Bürgerschaft mit großer Feierlichkeit empfangen und in die bisherige Wohnung Schwerin's, das Schumacher'sche Haus, geführt

wurde. Die Universität, Professoren und Studirende, der Magistrat, die Geistlichkeit, und die französische Kolonie, schlossen sich hier an. Am 22. wurde ein Dankfest wegen des bei Prag erfochtenen Sieges gefeiert, darauf von dem Doktor der Rechte von Toll eine kurze Standrede bei dem Sarge gehalten, und dann, unter Glockengeläut und Absingen des geistlichen Liedes: „Ich bin ja, Herr, in deiner Macht," so wie unter dreimaligem Gewehrfeuer, die Leiche nach Pommern abgeführt, wo sie auf herkömmlich standesmäßige Weise in dem Erbbegräbniß zu Wusseken bei Schwerinsburg beigesetzt wurde.

Aus seiner zweimaligen Verheirathung überlebten ihn keine Nachkommen; zwei Söhne und eine Tochter, welche er von seiner ersten Frau hatte, starben in jungen Jahren; von seiner zweiten Frau hatte er keine Kinder. Sie starb erst am 14. Februar 1776 zu Anklam im zweiundachtzigsten Jahre, nachdem sie ihn als Wittwe fast einundzwanzig überlebt; sein letzter Wille, zwei Jahre vor seinem Tode zu Anklam niedergelegt, hatte sie reichlich bedacht. Seine Güter hinterließ er den drei Söhnen seines ältern Bruders, des preußischen Landjägermeisters Hans Bogislav von Schwerin.

Seinen Heldengeist aber vererbte er auf eine natürliche Tochter, die sein Adjutant Major von Stedingk zur Frau genommen hatte; dieser, in der Schlacht von Prag an der Seite Schwerin's verwundet, und für die Folge undienstfähig, nahm den Abschied, und lebte zurückgezogen auf dem kleinen Rittersitz Lentschow bei Wolgast in Vorpommern, wo er, wie Arndt berichtet, des wunderlichsten und eigenthümlichsten Karakters, seine beiden Söhne hart und streng, ja ganz soldatisch bloß zu Soldaten erzog; diese Enkel Schwerin's machten später im schwedischen Dienste, der ältere als General, der jüngere als Admiral, ihren Namen berühmt.

Schwerin war von kleiner Gestalt, dabei wohlgebildet und gewandt, von freundlichem und muthigem Gesichtsausdruck, der im Alter nur noch entschiedener sich als Milde und Ehrwürdigkeit darstellte. Durchaus sanguinischen Temperaments, war er stets aufgeweckt und regsam, voll Thätigkeit und Eifer, ein Feind des Müßigganges, des langen Schlafes, und jeder Verzärtelung. Er hatte sich sehr abgehärtet, und ertrug die Kriegsbeschwerden vortrefflich. Im Fechten und Tanzen war er Meister, und liebte letzteres auch im hohen Alter noch.

Zu Pferde zeigte er sich im vollen Glanze kriegerischen Anstandes. In allem, was er vornahm, wußte er Lebhaftigkeit und Würde zu verbinden. Leicht reizbar, konnte er auch in heftigen Zorn entbrennen, und dann seine Umgebungen mit Furcht und Scheu erfüllen, wie denn überhaupt im Dienste strenger Ernst bei ihm vorwaltete, und hier seine Einsicht und Erfahrung auch gegen Gleichstehende und Höhere, ja gegen den König selber gern den Ton des Meisters annahm. Leicht gekränkt, und äußerst empfindlich, trat er grollend zurück, wenn er seine Meinung verworfen sah, oder sein Ansehen mißachtet glaubte, und seinem Unwillen doch Schranken gesetzt fand. In allen Lebensverhältnissen hielt er fast allzu streng auf seine wirklichen oder vermeintlichen Gerechtsame, und galt daher für eigennützig und streitsüchtig, indem er allerdings, wie schon erwähnt, viele Gerichtshändel mit seinen Nachbarn hatte, und in dem Rufe stand, manches schöne Stück Feld zur Ausrundung seiner Güter auf dem Rechtswege erworben zu haben. Bis zum entschiednen Hasse stieg seine Leidenschaft doch wohl nur in zweien Fällen, gegen den alten Fürsten von Anhalt-Dessau, der wirklich sein erklärter Widersacher war, voll Bosheit und mit absichtlicher

Geringschätzung von ihm sprach, sein Verdienst herabsetzte, und ihn kurzweg den Windbeutel zu nennen pflegte; und gegen den Präsidenten des Tribunals und nachmaligen Großkanzler von Cocceji, dem er die bereits erwähnte Kränkung der Frau von Knyphausen und die gegen ihn selber fortdauernd ausgeübte, und allerdings sogar pflichtwidrige Gehässigkeit nicht verzeihen konnte.

Sein Naturell verleitete ihn leicht zur Aufwallung, und führte ihn auch auf Abwegen der Sinnlichkeit weiter, als es mit seinen Grundsätzen und seiner Frömmigkeit vereinbar gedacht werden mochte. Wir haben schon angedeutet, daß er mit seinen beiden Frauen in glücklicher und zärtlicher Ehe lebte, jedoch darum nicht weniger auch um andrer Frauen Gunst sich bewarb, und Verhältnisse einging, die nicht verborgen bleiben konnten. So hatte er, wenigstens in früheren Jahren, auch dem Spiele sich leidenschaftlich ergeben, und große Summen bald gewonnen, bald verloren. Diese Leidenschaften, gegen welche ohnehin jene Zeit nicht allzu streng war, wie es auch die unsrige, trotz manches eifernden Bemühens, nicht sein will, wurden natürlich durch die zunehmenden Jahre gemäßigt, und schwanden im Alter gänzlich.

Seine Frömmigkeit dagegen, von frühster Jugend voll aufrichtigen Eifers, befestigte sich mit den Jahren mehr und mehr. In dem Lutherischen Glauben erzogen und gründlich unterrichtet, liebte er doch auch in andre Bekenntnisse prüfend einzudringen, und läugnete das Gute nicht, welches er außerhalb des seinigen zu finden glaubte. Er konnte die verschiedensten Religionsmeinungen ruhig ertragen, nur muthwillige Freigeisterei, welche des Christenthums entbehren zu können wähnte, war ihm zuwider, und er trat den Aeußerungen dieser Denkart immer ernsthaft entgegen. Dies war kein geringer Muth in damaliger Zeit, wo jene Denkart mit allem Glanze des Witzes und dem Ansehn reizender Neuheit herrschend zu werden anfing, und schon so verbreitet war, daß, wie Kalckreuth erzählt, bei mehr als zwanzig in der Schlacht von Prag gebliebenen preußischen Offizieren Voltaire's berüchtigtes Heldengedicht gefunden wurde. Für die katholischen Kirchensachen hatte Schwerin sich die Ansichten des Serviten Paul Sarpi angeeignet, und verehrte dessen Schriften ungemein, aus denen er einst in Böhmen, bei einer heitern Erörterung mit einem katholischen Prälaten, zur Verwunderung aller Anwesenden, die schlagendsten Beweisgründe

für seine Meinung anführte. Alle Prüfungen und Vergleichungen befestigten ihn aber nur im Lutherischen Glauben, dem er unverbrüchlich treu blieb. Er verrichtete alle Morgen, bevor er zu Pferde stieg, sein stilles Gebet, und übergab sich und seinen Dienst der Aufsicht des Allerhöchsten. Den öffentlichen Gottesdienst besuchte er eifrig, und hielt auch seine Leute fleißig zur Kirche an; auf seinen Gütern und bei dem Regiment, im Kriege wie im Frieden, war er stets ein erweckendes Beispiel frommer Andacht. Den Kern des Christenthums wollte er nicht in bloßer Sittenlehre finden; einst, nach Anhörung einer ihm in diesem Betreff nicht genügenden Predigt, enthielt er sich nicht dem Prediger zu sagen: „Lieber Herr, Sie haben zwar eine gute Rede, aber keine christliche Predigt gehalten.“ Mit besonderer Achtung begegnete er den Geistlichen, und liebte sehr mit ihnen sich zu unterhalten. Er hatte das Glück, auf seinen Gütern deren sehr würdige zu haben, unter andern zwei, deren Namen nachher durch ihre Söhne berühmt geworden, Adelung, den Vater des Sprachforschers, und Sprengel, den Vater des Arzneigelehrten. Die Geistlichen waren auch ihm aufrichtig ergeben, und wiesen gern auf ihn als auf das Muster eines christ-

lichen Helden hin. Johann Gottlieb Töllner hat durch eine besondere Schrift, die den Titel führt: „Ein Christ und ein Held," Schwerin's Gottseligkeit im reinsten Lichte darzustellen versucht.

An Bildung und Kenntnissen stand er nicht zurück, im Gegentheil übertraf er darin die meisten seiner deutschen Kriegsgefährten. Sein Aufenthalt auf der Universität hatte ihm wenigstens wissenschaftliche Uebersichten gewährt; er unterhielt sich gern, und nicht ohne Geschick, mit Gelehrten, sah die Professoren der Universität zu Frankfurt an der Oder öfters an seiner Tafel, und nahm sich auch der Studirenden, deren ihm manche besonders empfohlen waren, fürsorglich und wohlthätig an; mit der ganzen Universität daselbst lebte er in ungestörter Eintracht, und Zwiste mit den Offizieren oder Soldaten des Regiments kamen nicht vor, oder wurden friedlich beigelegt; auch hierin ganz das Gegentheil des alten Dessauers, dem in Halle fast kein Tag ohne Unfug und Hader verging. Schwerin war in Sprachkenntnissen für damalige Zeit unterrichtet genug, er wußte Latein, Italiänisch und Französisch, das letztere sprach und schrieb er in aller dem Weltgebrauche dienlichen Fertigkeit. Der Marquis von Gisors, Sohn des französischen

Marſchalls Belliſle, der ihn auf Schwerinsburg beſuchte, glaubte in der ſo geſchmackvollen als glänzenden Aufnahme und in dem lebhaften Geſpräche ſeines Wirthes alle Vorzüge ſeiner eignen Landsleute wiederzufinden. Dafür verdarb, nach der übeln Sitte, die ſich in allen Ueberlieferungen jener Zeit widerwärtigſt abſpiegelt, auch Schwerin durch häufig eingemiſchte franzöſiſche Worte und Wendungen ſein gutes und derbes Deutſch. Daß er eine Kriegskunſt geſchrieben habe, wie von Gottſched berichtet wird, der es von einem Oberſtlieutenant von Bugenhagen erfahren haben will, iſt wohl zweifelhaft. Ein in Wien und Leipzig im Jahre 1779 herausgekommnes Buch „Gedanken über einige militairiſche Gegenſtände" trägt mit Unrecht den Namen Schwerin's, ein Major von Golz ſoll es verfaßt haben.

Ein heller Verſtand und raſcher Scharfblick, eine ſichere Beurtheilung und maßvolle Beſonnenheit, mußten ihm in allen Verhältniſſen und Thätigkeiten des Lebens zu Statten kommen, und befähigten ihn eben ſo zum Staatsmann und Diplomaten, als zum Feldherrn, welcher letztere ohnehin, wenn er vollſtändig ſein ſoll, immer auch die erſten beiden in ſich vereinigen muß. Wir haben gefe-

hen, daß Schwerin von dem Herzoge von Mecklenburg und später von dem Könige von Preußen in mancherlei Verhandlungen gebraucht worden, Friedrich der Große hat ihn bei seinen wichtigsten Staatsangelegenheiten immer aufs neue zu Rath gezogen. Sein Benehmen, welchem weder Klugheit, noch nöthigen Ortes selbst eine Art von Verstellung scheint gefehlt zu haben, flößte vor allem Achtung und Zutrauen ein, und immer bewahrte sich darin ein Grund von Redlichkeit, auf dem auch der Feind sicher stehen konnte. Seiner klugen Anstalten zur Verpflegung der Truppen, zur damals so wichtigen Errichtung von Magazinen, wie seiner geschickten, schonungsvollen und ertragreichen, besonders aber uneigennützigen Kriegsverwaltung feindlicher Länder, ist schon öfters gedacht worden.

Alle Vorzüge und der höchste Ruhm Schwerin's vereinigen sich in seiner Eigenschaft als Kriegsmann, als Feldherr. Kein wesentliches, kein wünschenswerthes Erforderniß in diesem Betreff ist ihm jemals abgesprochen worden. Er hatte das Kriegshandwerk gründlich erlernt, die großen Helden seiner Jugendzeit, Eugen von Savoyen, Marlborough und Karl den Zwölften in der Nähe ge-

ſehen; Anſchauungen aus den verſchiedenſten Gebieten, Völkern und Gegenden, dienten ſeinem reifen Urtheil. Was er mit ruhiger Ueberlegung geprüft und gewählt, das führte er mit raſchem Muth unerſchrocken aus. Seine perſönliche Tapferkeit, in allen Gelegenheiten bewährt und glänzend, hatte noch im Alter friſches Jugendfeuer. Im Feldzuge 1756 ſah er preußiſche Huſaren ſich anſchicken, feindliche Reiterei anzugreifen, voll Eifer ſetzte der alte Feldherr ſich an die Spitze der Huſaren, allein ſein Adjutant Major von Platen, der ſich viel mit ihm herausnehmen durfte, faßte das Pferd deſſelben am Zügel und wandte es zurück, indem er ſagte: „Hier iſt Ew. Excellenz Poſten nicht.“ Die Huſaren griffen an, warfen den Feind, und brachten den öſterreichiſchen Oberſten Giannini als Gefangenen.

Zum beſondern Ruhme wird unſerm Helden ſeine Menſchenfreundlichkeit angerechnet, ſein wohlwollendes und gütiges Benehmen, das er auch im Kriege zu behaupten wußte. Gewiß, er fand kein Gefallen an Grauſamkeit und Härte, er haßte unnützes Toben und Schimpfen, er wollte den Bürger und Bauer wie den Soldaten menſchlich behandelt, und auch den Feind geſchont wiſſen, ſoweit

die kriegerischen Zwecke dies nur irgend gestatteten. Die Soldaten liebten in ihm, nächst dem Führer zu Sieg und Ruhm, auch den sorgenden Vater, dem ihr Wohl am Herzen lag, der ihnen unnöthige Anstrengungen und Entbehrungen nicht zumuthete, und ihr Blut nicht freventlich verschwendete. Doch war darum seine Strenge im Dienst nicht weniger gefürchtet, man wußte, daß hier keine Milde zu hoffen war, und daß namentlich vor dem Feinde keine Rücksicht galt, als die des augenblicklichen Erfordernisses. Er ist in diesem Betreff sogar der Härte beschuldigt worden. Folgendes Beispiel erzählt Kalckreuth, das ihm Seydlitz selber, der es erlebte, mitgetheilt hat. Als Schwerin im Jahre 1744 bei Prag den Ziskaberg erstürmt hatte, wollte er wissen, von welcher Stärke das Geschütz auf dem nächsten Festungswalle sei, und befahl dem damaligen Stabsrittmeister von Seydlitz, den er statt eines anderen Offiziers, mit dem er unzufrieden war, zum Anführer seines Vortrabs gemacht hatte, mit etwa 300 Reitern in den nur ein paar hundert Schritt breiten Raum zwischen dem Berg und dem Walle vorzurücken. Seydlitz gehorchte, ließ aber seine Leute, die als dichte Masse das unfehlbare Ziel der Kartätschenschüsse gewesen

wären, möglichſt vereinzelt umherſchwärmen, und immer in Bewegung bleiben. Zwei Stunden ließ ihn Schwerin dort im gefährlichen Verſuch; dann befahl er, ihn zurückzurufen. Seydlitz kehrte wieder ohne einen Mann verloren zu haben, und Schwerin lobte ihn zwar wegen ſeiner Geſchicklichkeit, ſetzte aber doch mißvergnügt hinzu, wenn die Mannſchaft wäre zuſammengehalten worden, ſo würde der Zweck erreicht worden ſein. So befahl er ein andermal beim Angriffe des Schloſſes Patſchkau in Schleſien dem Ingenieurmajor von Rege, mit einer Batterie ohne alle Deckung offen auf dem Piaſter aufzufahren, dem gewiſſen Tode entgegen, welcher auch den tapfern Offizier, der augenblicklich gehorchte, auf der Stelle traf. Mochte ſich Schwerin in dieſen Beiſpielen auch rechtfertigen laſſen, ſo iſt er doch kaum zu entſchuldigen in einem andern Falle, wo er durch ehrverletzenden Zweifel eine traurige Selbſtopferung erzwang. Er hatte den Hauptmann von Miltitz, einen wackern Huſarenoffizier, mit 50 Zieten'ſchen Huſaren nach Ottmachau zur genaueren Erkundung der feindlichen Stellung ausgeſandt; dieſer kehrte wieder, und meldete er könne nicht vorrücken, weil das Regiment Liechtenſtein in Schlachtordnung ihm den

Weg versperre: „Wahrscheinlich fehlt die Kourage,“ versetzte Schwerin, worauf Militz erwiederte: „die werd' ich Ew. Excellenz gleich beweisen,“ und nun mit seiner geringen Mannschaft gegen das Regiment ansprengte, wo er vor der Fronte erschossen wurde. Als ganz willkürliche Härte erscheint aber seine Anrede an einen jungen Mann, der in Frankfurt an der Oder studirte, und ihm vorgestellt zu werden wünschte; derselbe war der Sohn eines bei dem Könige sehr in Gunst gewesenen Generals, und ist selber späterhin als Diplomat namhaft geworden; gegen den Vater mochte Schwerin gegründete Anklagen haben, aber nichts berechtigte ihn, den Sohn — wie ebenfalls Kalckreuth berichtet — mit den grausamen Worten zu empfangen: „Ich wünsche, daß Sie ein ehrlicherer Mann werden, als Ihr Vater.“

Im Allgemeinen möge hier bedacht werden, daß alles Befehlführen und Herrschen, mögen die Sitten und Einrichtungen noch so menschenfreundlich und milde sein, zuletzt auf strenger Gewalt ruht, und ohne den scharfen Stachel gebieterischer Obmacht nicht bestehen kann. Wo Kriegsherrschaft ist, da kann schreckender Befehlsernst, da kann augenblicklicher, vollständiger Gehorsam nicht entbehrt

werden, und wo die Menſchen zu Tauſenden in Tod und Wunden vordringen ſollen, da muß der Einzelmenſch nicht allzu viel gelten, da muß mit der eignen Perſon auch die fremde rückſichtslos behandelt werden. Das preußiſche Kriegsweſen aber ſtand damals, nicht ohne Zuſammenhang mit der Größe der ſtaunenswerthen Leiſtungen und Erfolge, auf der höchſten Stufe elfterner Strenge, und führte ſeine Angehörigen zu Gewöhnungen, in welchen auch der ſonſt ſanfte Schwerin ſich vergeſſen, und ſie am ungeeigneten Orte konnte hervorbrechen laſſen.

Uebrigens hatte der höheren Befehlsmacht auch der Feldmarſchall ſich zu unterwerfen, und fühlte nicht ſelten die ganze Schwere ihres harten Druckes. Es iſt ſchon andern Orts das Verhältniß des Königs zu ſeinen Generalen beſprochen worden, und daß auch die beſten und ausgezeichneiſten ſeinen Unmuth und ſeine Herbheit erfahren mußten. In Dienſtſachen ſchützte auch nicht die Gunſt, deren Winterfeldt genoß, ſo wenig wie ſeine außerordentliche, faſt nie im Fehl betroffene Leiſtung, ihn gegen die entſchiedene Zurückweiſung auf die Stufe, die der bloße Dienſt ihm gab. Auch gegen Schwerin ſehen wir den König, wo es Befehl und Un-

terordnung gilt, oft von auffallender Schärfe, die uns bisweilen ganz unverdient dünkt. Doch hier iſt zu bedenken, daß die ſo unerläßlich nothwendige Einheit der Befehlführung ſich im Kriege ſchon immer gefährdet findet, und daß ſie nur mit äußerſter Anſtrengung erhalten bleibt; dem Wirkungskreiſe der Generale iſt eine Beimiſchung von Selbſtmacht und Selbſturtheil niemals abzuſprechen, und unwillkürlich ſtreben Einſicht und Tapferkeit zur Mitherrſchaft empor, welche der Oberbefehlshaber doch ablehnen muß. Er wird jene Einwirkung wohl oft geſtatten und ihren Ertrag dankbar hinnehmen, allein ausdrücklich zugeſtehen darf er ſie nie. Daher die ſtete Sorge, die Stufen des Dienſtes noch ganz oben zu vervielfachen und ſtreng zu ſondern, und die oberſten doch wieder leer zu laſſen, wie Ludwig der Vierzehnte keinen Connetable, Friedrich ſpäterhin keinen Feldmarſchall mehr ernannte. Bei Friedrich erſcheint überdies in dem Feldherrn auch der König, und er hatte in jener Eigenſchaft auch dieſe ſtets zu wahren. Wir ſehen daher in ſolchen Verfällen, aus denen man gewöhnlich einen Tadel für die eine oder die andre Seite ziehen will, nur den Ausdruck einer Nothwendigkeit, die dem Verhältniß

angehört. Daß der König im geſelligen Umgang und geiſtigen Austauſch ein ganz andrer war, als im Kriegsdienſt und der Staatsverwaltung, liegt in tauſend Zeugniſſen am Tage. Auch für Schwerin ſehen wir ihn bei jeder ſolchen Gelegenheit hohe Achtung nnd Berückſichtigung, ja ſogar zarte Aufmerkſamkeit bezeigen. Selbſt ein äußeres Merkmal unterſcheidet die verſchiedenen Beziehungen; wo das Geſpräch und der Briefwechſel franzöſiſch geführt werden, da iſt immer das dienſtliche Verhältniß gegen das perſönliche ſchon zurückgetreten.

In ſeinen Schriften gedenkt der König Schwerin's faſt immer mit rühmlichſter Anerkennung. Nur an ein paar Stellen blickt Unzufriedenheit und Tadel hervor. Das Verdienſt kriegskundiger Einſicht und Erfahrung ſpricht er ihm unbedingt zu. Das größte Lob ergießt er für ihn bei Erzählung ſeines Todes, wo er von ſeiner Hingebung ſagt: „terminant ainsi une vie glorieuse par une mort qui la couvrait d'un nouveau lustre,' und, nach Aufrechnung des preußiſchen in der Schlacht gebliebenen Kriegsvolkes, hinzufügt: „sans compter le maréchal de Schwérin, qui seul valait au-delà de dixmille hommes. Sa mort flétrissait les lauriers de la victoire, achetée par un sang

trop précieux.“ Auch Prinz Heinrich ist voll seines Lobes: auf dem in Rheinsberg den preußischen Helden errichteten Denkmal wird Schwerin bezeichnet als: „L'honneur de son siècle, et le bouclier de la patrie. Il a réuni toutes les qualités civiles et militaires. Les ennemis qu'il a combattus n'ont pu lui refuser leur admiration.“ Von allen Seiten wurde zu seinem Ruhm eingestimmt; sein alter Feind, der Fürst von Anhalt-Dessau, war vor ihm hingestorben, ohne seinen Haß beerben zu können; dem Neid und der Eifersucht jüngerer Nebenbuhler entging Schwerin durch seinen eignen Tod, der, gleich im Beginne des zweiten Feldzugs, ein früher heißen kann, aber durch den ganzen siebenjährigen Krieg mächtig fortklang, und mit dem Ruhme des Königs und der Preußen nur immer höher wuchs. Kein Schriftsteller hat ihn zu verkleinern gesucht, welches fast keinem andern Feldherrn, ja dem Könige selbst am wenigsten, erspart worden.

Friedrich ehrte den Helden durch Errichtung einer marmornen Bildsäule auf dem Wilhelmsplatz in Berlin, der ersten dieser Art im preußischen Staate. Der Bildhauer Adam aus Nancy, der damit beauftragt wurde, starb über der Arbeit,

und Michel aus Paris beerdete ſie; der Held halbrömiſch gekleidet, iſt im Augenblicke des Vordringens mit der Fahne in der Hand dargeſtellt. Am 28. April 1769 wurde die Bildſäule öffentlich enthüllt, und am genannten Tage nahm der König ſie in Augenſchein. Ein beſonderes Denkmal ließ einer ſeiner Großneffen ihm zu Schwerinsburg errichten. Ein ſchönes Oelgemälde, Schwerin in ruhiger Stellung auf einem Raſen ſitzend, von der geſchickten Hand des Hofmahlers Pesne ausgeführt, befindet ſich ebendaſelbſt. Zwei Gemählde von berühmten Meiſtern ſtellen ſeinen Heldentod vor. Das eine, von Bernhard Rode, wurde ſchon im Oktober 1761 in der Garniſonkirche zu Berlin aufgehängt; das andre, von Frisch, erregte auf der Kunſtausſtellung des Jahres 1787 in Berlin allgemeine Theilnahme, und wurde darauf von Daniel Berger in Kupfer geſtochen. Beide Gemählde haben jedoch den geſchichtlichen Vorgang nicht ganz getreu, ſondern mehr nach mahleriſchem Erforderniß aufgefaßt. Sonſtiger Kupferſtiche, die Schwerin's Bild oder ſeinen Tod vorſtellen, giebt es noch eine große Zahl, verſchieden an Werth, wie an Format. Sein Name lebt im Munde des Volkes, und manches ſoldatiſche Lied feiert ſeine

Tapferkeit und seinen Tod. Von den Dichtern seiner Zeit haben besonders Gleim und Ramler seinen Ruhm erhoben, und noch in den Siegespreis der Helden unsrer Tage hat Stägemann rühmend ihn verflochten.

Auch Kaiser Joseph der Zweite hat das Andenken Schwerin's gefeiert, und am 7. September 1776 bei Prag die Stelle, wo derselbe gefallen, und die schon früher durch einen Baum war bemerkbar erhalten worden, in Augenschein genommen, sodann von den zur Kriegsübung ausgerückten Truppen 5 Grenadierbataillons einen Kreis bilden und durch dreimaliges Abfeuern des Kleingewehrs und des Geschützes dem Helden die militairischen Ehren erzeigen lassen, wobei der Kaiser jedesmal zum Zeichen der Achtung den Hut abnahm. Friedrich empfand diese Bezeigung in ihrer hohen Würdigkeit, hielt jedoch nicht für angemessen in eigner Person dafür zu danken, sondern forderte die Familie auf, dies durch ein Schreiben an den Kaiser zu thun, zu welchem Behuf er den Entwurf desselben gleich beifügte. Er schrieb unter dem 22. September 1776 aus Potsdam hierüber an den Oberstallmeister Grafen von Schwerin wie folgt: „Ich weiß nicht, ob Ihr bereits wisset,

daß des römischen Kaisers Majestät das Andenken meines General-Feldmarschalls Grafen von Schwerin in dem diesjährigen Lager bei Prag durch eine dreimalige Salve von fünf Grenadierbataillonen, an eben dem Orte, und unter eben dem Baum, gefeiert haben, unter welchem dieser tapfere Feldmarschall in der Schlacht vom 6. Mai 1757 sein Leben für das Vaterland einbüßte. Eine so großmüthige Handlung erfordert wohl, daß die Familie Seiner Kaiserlichen Majestät ihre dankbare Ehrfurcht bezeige, und ich hoffe dahero, daß Ihr als Aeltester derselben Euch dieser Pflicht unterziehen werdet. In dieser Hoffnung füge ich zugleich zu dergleichen Danksagungsschreiben einen Entwurf bei, welchen Ihr nur ins Reine setzen und sodann dies Schreiben nebst Anzeige seines Inhaltes dem nächstens von dort nach seinem Hof auf einige Zeit abgehenden Kaiserlichen Gesandten Freiherrn van Swieten zu gefälliger Abgabe zustellen werdet. Ich bin u. s. w." Wir entlehnen dieses Schreiben dem schätzenswerthen Werke von Preuß, wo auch jener beigefügte Entwurf mitgetheilt ist und nachgelesen werden mag.

Im Jahre 1812, als König Friedrich Wilhelm der Dritte zum erstenmale nach Böhmen kam,

wo in der Folge faſt alljährlich Torlitz durch ſeine Heilquellen ihn anzog, beſuchte er auch Prag, und beſichtigte in Begleitung des öſterreichiſchen Oberſten Grafen zu Bentheim-Steinfurt auch das berühmte Schlachtfeld; an der Stelle, wo Schwerin fiel, weilte er mit betrachtungsvollem Ernſt, und ſagte dann: „Im guten Augenblick hat er angegriffen, ein denkwürdiger Moment!“ Später ſollte dem Könige ſelber beſchieden ſein, in Böhmen, im nun verbündeten Lande, an der Spitze ſeiner Preußen gegen den gemeinſamen Feind, bei Kulm unverwelkliche Lorbeeren zu erringen. —

Im Jahre 1824 ließen preußiſche Offiziere dem Helden ein neues Denkmal errichten, einen ſchlichten Stein von rothgeflecktem Marmor in Geſtalt einer abgeſtumpften Pyramide, für welche in dem nahen Dorfe Sterbokoly ein öſterreichiſcher Invalide als Aufſeher beſtellt iſt. Noch in unſern Tagen ereignete ſich eine Merkwürdigkeit, welche den Ruhm Schwerin's lebhaft in's Andenken rief. Der preußiſche Ingenieurmajor Bleſſon hatte in ſeinem Tagebuche einer Reiſe durch Rußland erzählt, daß in St. Petersburg, unter vielen andern Kriegsdenkmalen, die im alten Arſenale daſelbſt be-

wahrt werden, auch ein alter Fahnenstock bemerkt worden sei, der sich sogleich als ein altpreußischer habe erkennen lassen; eine daran geheftete russische Inschrift zeigte deutlich den Namen Schwerin, und die mündliche Ueberlieferung war, dies sei die Fahne, welche Schwerin geführt, als er in der Schlacht von Prag tödtlich getroffen worden, durch die Schlacht von Kunersdorf aber sei sie in die Hände der Russen gerathen. Im Jahre 1838 kam diese Merkwürdigkeit an höchsten Orten zur Sprache, und der Kaiser von Rußland ertheilte augenblicklich Befehl, dies ruhmvolle Andenken nach Berlin zurückzusenden; bei der Polirung des Ringes von Silberblech, welcher den in zwei Stücken zerschossenen Fahnenstock zusammenhält, fand sich eine Inschrift, welche allerdings bezeugt, daß diese Fahne des Schwerinschen Regiments am 6. Mai 1757 in der Schlacht bei Prag diese Beschädigung erlitten, und zwar in des gefreiten Korporals von Morstein Händen, wobei die Nichterwähnung Schwerin's anfänglich gegen die Angabe Zweifel erwecken wollte, die sich aber durch gründliche Erörterung bald beseitigten. — Friedrich der Große hat seiner Kriegsgefährten Ruhm mit dem seinigen

eng verknüpft, und so steigt denn auch auf's neue der Ruhm Schwerin's mit empor in dem zwiefachen Denkmal, welches dem großen Könige, durch Errichtung seiner ehernen Bildsäule und durch würdige Gesammtausgabe seiner Schriften, eben jetzt bereitet wird. —

Nachweisung
der gebrauchten Hülfsmittel.

Mittheilungen aus dem Familienarchive des Gräflich Schwerinschen Hauses.

Handschriftliche Blätter, von der Güte des Hrn. Prof. Dr. Preuß mitgetheilt.

Tagebuch des Obersten von Gaudi über die Ereignisse des siebenjährigen Krieges. Wesel, 1778. 10 Bde. Folio.
Handschriftlich in der Bibliothek des Königlichen großen Generalstabs in Berlin.

Angaben aus dem Großherzoglich Mecklenburg-Schwerinschen Archiv über die Sendung nach Bender.
In Gemäßheit höchster Erlaubniß durch die Güte des Großherzoglichen Archivdirektors Hrn. Dr. Lisch in Schwerin mitgetheilt.

Ein Christ und ein Held, oder einige besondere Nachrichten von dem berühmten Generalfeldmarschall Grafen von Schwerin. Von J. . Löllner. Frankfurt an der Oder, 1758. 8.

Leben und Thaten des berugmten Königlich Preußischen General-Feldmarschalls Grafen von Schwerin. Frankfurt und Leipzig, 1759. 8.
Von Dr. Karl Friedrich Pauli. Ein besonderer Abdruck aus nachstehendem Werk:

Leben großer Helden des gegenwärtigen Krieges, gesammlet von Dr. Karl Friedrich Pauli. Halle, 1759 ff. 8.
Thl. I. S. 61.—130. Leben Schwerin's.

Lebensbeschreibung des Königl. Preuß. General-Feldmarschalls Kurt Christoph Grafen von Schwerin. Bei Gelegenheit des Berger'schen Kupferstiches, den Tod Schwerin's vorstellend, aufgesetzt. Berlin und Frankfurt a. d. Oder, 1790. 8.

Von dem Ordensrath König, einem Manne, dem es nicht an Kenntniß und Fleiß, wohl aber gar sehr an historischem Urtheil fehlte.

Denkwürdigkeiten aus dem Leben Kurds von Schwerin. Stettin, 1828.

Von Ludwig Giesebrecht.

Militairische Monatsschrift. Berlin, 1785. Bd. 2.

Kurze Nachricht von dem Leben und Karakter des Feldmarschalls Grafen von Schwerin, aus den Papieren eines seiner nahen Anverwandten.

Vom Hauptmann von Stamfert.

Militairischer Kalender auf das Jahr 1797. Berlin, Unger. 16.

Lebensbeschreibung preußischer Generale: III. Kurd Christoph Graf von Schwerin.

Allgemeine preußische Personalchronik. Berlin 1820. 1.

Abriß des Lebens Schwerin's.

David Franck, altes und neues Mecklenburg. Güstrow und Leipzig, 1753. ff. 4 Bde. 4.

Uebersicht der Mecklenburgischen Geschichte. Von Paschen-Heinrich Hane. 1804. 8.

Friedrich Wilhelm I. König von Preußen. Eine Lebensgeschichte. Von Dr. Friedrich Förster. Potsdam, 1835. ff. 3 Bde.

Ueber Friedrich Wilhelm I. Ein nachgelassenes Werk vom Hofrath und Professor Morgenstern. O. O. 1793. 8.

Karakterzüge aus dem Leben Friedrichs Wilhelms I. Berlin, 1787—89. 12 Sammlungen oder 3 Bde.

Die ersten 10 Sammlungen sind vom Präsidenten von Benekendorf.

Journal secret du baron de Seckendorff. Tubingue. 1811. 8.

Versuch einer Lebensgeschichte des Feldmarschalls Grafen von Seckendorff. Leipzig, 1793. 94 4 Bde. 8.

Vom Freiherrn Theresius von Seckendorf.

Mémoires pour servir à l'histoire des quatre derniers souverains de la maison de Brandebourg, par Ch. L. baron de Poellnitz. Berlin, 1791. 2 Vols. 12.

Oeuvres de Frédéric II roi de Prusse. 25 Vols. 8.

Friedrich der Große. Eine Lebensgeschichte. Von J. D. E. Preuß. Berlin, 1832—34. 4 Bde. 8. Urkundenbuch dazu. 3 Thle. 8.

Die Lebensgeschichte des großen Königs Friedrich von Preußen. Ein Buch für jederman, von Dr. J. D. E. Preuß. Berlin, 1837. 2 Thle. 8.

Friedrich der Große mit seinen Verwandten und Freunden. Eine historische Skizze von Dr. J. D. E. Preuß. Berlin, 1838. 8.

Friedrichs des Großen Jugendleben und Thronbesteigung. Von Dr. J. D. E. Preuß. Berlin, 1840. 8.

König Friedrich II. und seine Zeit (1740—1769). Nach gesandtschaftlichen Berichten ꝛc. Von Fr. von Raumer. Leipzig, 1836. 8.

Annalen des Krieges und der Staatskunde. Miszellen und Episoden. Berlin, 1806.

Im IIIten Bande:

Bericht des Prinzen Leopold Maximilian an seinen Herrn Vater Fürst Leopold von Anhalt-Dessau, von dem, was vor der Bataille von Mollwitz vorgefallen.

Dispositionen, wonach die sämmtliche Generalität, Offiziere und Regimenter sich wohl achten sollen.

Bericht des Prinzen Leopold an seinen Herrn Vater von der Schlacht bei Mollwitz.

Schreiben des Königs an Fürst Leopold zu Dessau. Oblau, den 11. April 1841.

Relation de la bataille de Mollwitz, écrite par un aide-de-camp du général Neipperg, datée de Neisse le 13. avril 1741.

Schreiben eines andern österreichischen Offiziers. Neiße, den 14. April 1741.

Sammlung ungedruckter Nachrichten, so die Geschichte der Feldzüge der Preußen von 1740 bis 1779 erläutern. Dresden, 1782. 8. Erster Theil.

Herausgegeben von dem ehemaligen Regimentsquartiermeister Naumann in Berlin. IV.—VII. Aufsätze über die Schlacht bei Mollwitz.

Neues militairisches Magazin. Herausgegeben von J. G. Hoyer. Leipzig, 1805. Bd. 3. St. 7. Darin:

Aeußerung des Feldmarschalls Grafen von Schwerin an seine Freunde, über den Groll des Königs Friedrich II, so er auf ihn hatte. Von einem ehemaligen preußischen Stabsoffizier.

Bd. 3. St. 6.

Schlacht bei Mollwitz. Von einem ehemaligen preußischen Stabsoffizier.

Oesterreichische militairische Zeitschrift. Wien, 8.

1813. Heft 9. Schlacht von Mollwitz. Wiederholt im Jahrgange 1827.

1822. Heft 1. und 2. Schlacht von Prag. Vom Oberlieutenant Lieblein.

Militairisches Wochenblatt. Berlin, 1825. 4. Nr. 471. 473.

Beschreibung der Schlacht von Mollwitz.

1840. Nr. 1. 2. 3. 5. Mémoires secrets du maréchal comte de Schmettau.

Der Feldzug in Sachsen 1745. Der Schluß über die Schlacht von Mollwitz.

Le spectateur militaire. Paris 1827. 8. Tome III. p. 73. sqq.

Sur les guerres de Frédéric et sur la bataille de Mollwitz.

Die gründlichste und verständlichste Darstellung dieser vorher meist mangelhaft aufgefaßten Schlacht.

Der Gesellschafter. Berlin, 1836. 4. April Nr. 65—68.

Bericht eines K. K. österreichischen Offiziers über die Schlacht bei Mollwitz.

Mémoires des négociations du marquis de Valori. Paris, 1820. 2 Vols. 8.

Geschichte des siebenjährigen Krieges. Vom Hauptmann von Archenholtz. Berlin, 1793. 2 Thle. 8.

Geschichte des siebenjährigen Kriegs in Deutschland ꝛc. Von Lloyd und Tempelhof. Berlin, 1794 — 801. 5 Bde. 4.

Geständnisse eines österreichischen Veterans. Breslau, 1794. 4 Thle. 8.

Von Cuniaczo.

Karakteristik der wichtigsten Ereignisse des siebenjährigen Krieges. Berlin, 1802. 2 Thle. 8.

Vom General von Retzow.

Geschichte des siebenjährigen Krieges in einer Reihe von Vorlesungen, mit Benutzung authentischer Quellen, bearbeitet von den Offizieren des großen Generalstabs. Berlin, 1824. ff. 5 Bde. 8.

Dieses, sowohl dem veranlassenden und leitenden Gedanken, als der in einzelnen Abschnitten meisterhaften Ausführung nach, preiswürdige Werk hat mehr als jedes frühere die Ereignisse dieses verwickelten Krieges für das militairische Urtheil erhellt.

Lettre de S. M. le roi de Prusse à S. E. Mr. le maréchal C. de Schwerin, en date du 2. d'Octobre 1756. 4.

Nachricht von der Schlacht bei Lowositz. Fliegendes Blatt.

Anekdoten und Karakterzüge aus dem Leben Friedrich's des Zweiten. Berlin, Unger, 1786—1789. 19 Sammlungen. 8.

Charakteristik Friedrichs des Zweiten, Königs von Preußen Berlin, Unger, 1798. 3 Thle. 8.

Von Dr. C. G. D. Stein. Neue Zusammenstellung des in obigen 19 Sammlungen enthaltenen Stoffs

Anekdoten von König Friedrich II von Preußen und von einigen Personen, die um ihn waren. Berlin, 1788—92. 6 Hefte. 8.

Von Friedrich Nicolai.

Militairische Anekdoten. Leipzig, 1788. 8.

Correspondance de Voltaire. 12 Vols. 8.

Nachrichten und Betrachtungen über die Thaten und Schicksale der Reuterei in den Feldzugen Friedrichs II und in denen neuerer Zeit. Berlin und Posen, 1823. 24. 2 Bde. 8.

Vom Generalmajor Freiherrn von Canitz.

Der Königlich-preußische und Kurfürstlich-brandenbur-

gische wirkliche geheime Staatsrath ꝛc. Von Klaproth und Cosmar. Berlin, 1805. 8.

Versuch einer historischen Schilderung der Residenzstadt Berlin. Berlin, 1792—99. 5 Thle. 8.

Vom Ordensrath König.

Beiträge zu der Lebensgeschichte denkwürdiger Personen, insonderheit gelehrter Männer, von Dr. Anton Friedrich Büsching. Halle, 1783 ff. 5 Bde. 8.

Mémoires du baron de la Motte Fouqué. Berlin 1788. 2 Vols. 8.

Von Büttner.

Lebensbeschreibung des Generals Baron de la Motte Fouqué. Verfaßt von seinem Enkel Friedrich Baron de la Motte Fouqué. Berlin, 1824. 8.

Lebensgeschichte des Grafen von Schmettau. Von seinem Sohne dem Hauptmann Grafen von Schmettau. Berlin, 1806. 2 Thle. 8.

Lebensbeschreibung Hans Joachims von Zieten. Berlin, 1800. 8.

Von Luise von Blumenthal.

Prinz Heinrich von Preußen. Berlin, 1805. 2 Thle. 8.

Von Heinrich von Bülow.

Vie privée, politique et militaire du prince Henri de Prusse. Paris, 1809. 8.

Erinnerungen des General-Feldmarschalls Grafen von Kalckreuth. In der Minerva, Jena, 1839. 1840.

Schwedische Geschichten unter Gustav III, vorzüglich aber unter Gustav IV Adolf. Von E. M. Arndt. Leipzig, 1839.

Berlinische privilegirte Zeitung. (Voß.) 4. 1769. 1776.

Berlinische Nachrichten von Staats- und gelehrten Sachen (Spener.) 4. 1761. 1771.

Schlesische Provinzialblätter. Breslau, 1790. 8.

Leben des Feldmarschalls

Jakob Keith.

Von

C. A. Varnhagen von Ense.

Berlin.
Verlag von Duncker und Humblot.
1844.

Bibliotheca
Bodleiana

Seinem verehrten Freunde,

dem

Geschichtschreiber Friedrichs des Großen,

Herrn

Professor Dr. Preuß,

Königlichem Historiographen, Ritter rc.

hochachtungsvollst zugeeignet

von

K. A. Varnhagen von Ense.

Jakob Keith, aus einem der vornehmſten ſchottiſchen Geſchlechter, in welchen die Würde und der Namen eines Marſchalls von Schottland erblich waren, wurde geboren am 11. Juni 1696 auf Inverugie, einem feſten Schloß, unfern der Mündung des Ugie, welches durch Heirath aus der Familie von Cheyne in die der Keiths überging, jezt aber längſt in Trümmern liegt. Wir folgen dieſer Angabe, welche ſich in Douglas Peerage of Scotland findet, und zuverläſſiger erſcheint, als andre frühere, die bald Fetteresſo in Kincardineſhire, bald den Familienſitz Schloß Dennottar (Dunnotter) als den Ort ſeiner Geburt, den Tag derſelben aber gar nicht nennen. Er war der zweite Sohn Wilhelms des neunten Earl Marſchal von Schottland und der Lady Mary Drummond, Tochter des Earl von Perth; ihr erſter Sohn, Georg Keith, nach des Vaters Tode zehnter Earl Marſchal von Schottland, in der Folge aber gewöhnlich nur

Lord Marischal (im Französischen Lord Marechal) genannt, war am 2. April 1693 geboren, und folglich etwa drei Jahre älter. Beide Brüder empfingen eine sorgsame Erziehung, der ihnen verwandte Geistliche Robert Keith, später Bischof und wegen seiner Gelehrsamkeit berühmt, war von 1703 bis 1710 als Lehrer bei ihnen angestellt.

Der jüngere Bruder Jakob Keith, war für das Studium der Rechte bestimmt, und wurde deßhalb nach Grinburg geschickt, um sich dort für sein Fach weiter auszubilden. Er scheint bis dahin mit vielem Fleiß und großem Erfolge die Schulstudien getrieben und in mancherlei Kenntnissen einen guten Grund gelegt zu haben, wie er denn in spätern Jahren stets auch wegen seiner wissenschaftlichen Bildung in hohem Rufe stand, und mit Gelehrten und Schriftstellern mannigfachen Verkehr unterhielt. In Grinburg aber wurde seine Neigung für den Kriegsdienst, der ihn als Knaben schon lebhaft angezogen hatte, so überwiegend, daß es unmöglich dünkte, ihm einen andern Beruf aufzudringen. „Ich begann die Rechte zu studiren, sagte er, hauptsächlich aus Nachgiebigkeit für die Wünsche der Gräfin von Marischal, meiner Mutter, aber stellt mich, meine Herren, nur ein paar Minuten der Mündung einer Kanone gegenüber, das

macht augenblicklich den Mann fertig, oder er ſtirbt ruhmvoll auf dem Schlachtfelde.“

Ein Anlaß, dem Waffenhandwerke ſich entſchieden zu widmen, ergab ſich bald. Die Königin Anna ſtarb am 12. Auguſt 1714, und da durch Parlamentsakte die katholiſche Nachkommenſchaft des Hauſes Stuart von der Thronfolge ausgeſchloſſen war, ſo ging die Krone auf den nächſten proteſtantiſchen Verwandten über, auf den Sohn nämlich der Stuartiſchen Prinzeſſin Kurfürſtin Sophie von Hannover, der als König von Großbritannien nun Georg der Erſte hieß. Dieſer Thronwechſel geſchah anfangs ohne Schwierigkeit: bald aber regten ſich die Anhänger des ausgeſchloſſenen Herrſcherſtammes, die ſowohl in England als auch beſonders in Schottland noch zahlreich waren, und für die Sache des Prätendenten, der bei ihnen König Jakob der Dritte hieß, und nach welchem ſie Jakobiten genannt wurden, zum Kampfe hervortraten. Von den beiden Hauptpartheien, in welche Großbritannien geſchieden war, den Tories und den Whigs, hielten die letzteren zu dem Hauſe Hannover, die erſtern mehr zu dem vertriebenen Stamme, doch kam neben dem politiſchen Glauben auch der religiöſe in Betracht, und die Familie Keith, zwar zu den Tories gehörig, aber auch proteſtantiſch,

fand kein Bedenken, gleich andern vornehmen Edelleuten dieser Parthei, den König Georg den Ersten anzuerkennen. Der ältere von unsern beiden Brüdern, nach des Vaters Tode jetzt Carl Marischal, unterzeichnete die von dem Könige dieserhalb erlassene Kundmachung, und begab sich nach London, um bei der neuen Regierung am Staatsdienste Theil zu nehmen. Allein hier fand er die Whigs, welche das bisherige Ministerium gestürzt hatten, im Besitze der Macht, und erfuhr von diesen schnöde Zurückweisung. Höchst erbittert verließ er London, und eilte Rache sinnend der Heimath zu. Inzwischen hatte auch der jüngere Bruder Jakob sich aufgemacht, und war auf dem Wege nach London, um eine Anstellung im Kriegsdienste anzusprechen. Beide Brüder trafen in York zusammen, der ältere erzählte wie ihm begegnet worden, und der jüngere kehrte sogleich mit nach Hause zurück, beide voll Unwillen und Groll. Bei so verworrenen politischen Zuständen sind die Grundsätze schon meist ohnehin zweifelhaft, und die Gesinnungen werden zumeist durch Leidenschaften bestimmt: so geschah es auch hier. Die beiden Jünglinge hatten bei ihrem Anerbieten schon einige Ueberwindung nöthig gehabt und höheren Rücksichten ein Opfer zu bringen geglaubt, um so mehr empörte sie nun die

Verſchmähung, und warf ſie gewaltſam auf die Gegenſeite; die Mutter, katholiſchen Glaubens, ſtimmte eifrigſt bei, und ſo zögerten ſie nicht, ſich mit andern Gleichgeſinnten zu vereinigen. Ihr Vetter, der Graf von Mar, kürzlich noch Miniſter, und auch da ſchon verdächtig, es mit den Jakobiten zu halten, ergriff als Mißvergnügter nun vollends die Sache des Prätendenten. Unter dem Vorwande einer Jagd berief er eine große Verſammlung von Unzufriedenen, die beiden Brüder Keith fanden ſich ein, und der jüngere machte ſich bei den Berathungen und Anſchlägen durch einen Grad von Entſchloſſenheit und Ueberlegung bemerkbar, der in Zukunft gute Hoffnung für ihn faſſen ließ.

Den Anfang machte der Graf von Mar durch ein Manifeſt, in welchem er ſich unumwunden für den Prätendenten ausſprach, und deſſen Anhänger zu den Waffen rief. Am 3. September 1715 erhob er die Fahne des Königs Jakob, und von allen Seiten ſtrömten deſſen Getreue herbei, die vornehmſten Edelleute ſtellten ſich mit anſehnlicher Mannſchaft, auch Jakob Keith führte ſeine Schaar, bald ſtanden wohl 10,000 Mann im Lager bei Perth verſammelt, denen es aber noch größtentheils an Waffen fehlte. Dagegen waren die Whigs ihrerſeits nicht müßig geblieben,

und der Herzog von Argyle hatte in Schottland eben so schnell für den König Georg Streitkräfte zusammengerafft, und mit diesen bei Stirling eine Stellung genommen. Die Jakobiten hatten den größten Theil des Landes inne, die Aussicht einer völligen Losreißung Schottlands von England belebte den Volkseifer, und die Ueberlegenheit der Truppenzahl schien durch auswärtige Hülfsvölker noch steigen zu müssen: außerdem hatte der Aufruhr auch in England selbst Fortschritte gemacht, und in Northumberland stand unter dem Grafen von Derwentwater eine ansehnliche Schaar vereinigt. Doch der Graf von Mar wußte seine Vortheile wenig geltend zu machen. Die Verbindung mit Northumberland war ihm durch die Stellung des Feindes abgeschnitten: ein Anschlag gegen Grinburg mißlang, einige versprengte Truppen vereinigten sich mit denen in Northumberland, die auf solche Weise verstärkt südwärts gegen Lancaster zogen, ohne daß der Herzog von Argyle seine Stellung verließ. Endlich, nachdem der Graf von Mar noch beträchtliche Verstärkungen erhalten, glaubte er zum Angriff schreiten zu müssen: der Herzog von Argyle aber rückte ihm entgegen. Am 22. November bei Dumblaine kam es zum Treffen. Von beiden Seiten fochten größtentheils Neulinge, mit geringer

oder vergeblicher Tapferkeit. Nur auf dem rechten Flügel, wo auch Keith mit seiner Mannschaft kämpfte, hatten die Jakobiten einigen Vortheil, schlugen das Fußvolk und dann die Reiterei des Feindes, aber auf dem linken Flügel erlitten sie eine völlige Niederlage, worauf der Graf von Mar in der Nacht seinen Rückzug nahm. In einer Denkschrift Keith's über sein Leben, welche vom Jahre 1714 anhebend, bis zum Schlusse des Jahres 1734 beinahe vollständig erhalten ist, giebt er in seinem nicht ganz korrekten, aber festen und klaren Englisch von dem Treffen bei Dumblaine folgenden Bericht: „The resolution being now taken to attack the ennemy, the earl of Marr commanded the earl Marischal, with Sr. Donald M'Donald's regiment of foot, and his own squadron of horse, to take possession of the rising ground on which a body of the enemies horse still remain'd, and to cover the march of the army on the left (our right wing being cover'd by a river) to the toun of Dumblain, where we imagined the enemy still to be. On our approach, the enemies horse retired; and we had no sooner gained the top of the hill than we discover'd their wholle body, marching

without beat of drum, about two musket shot from us. It was now to late to retrait; we therfor form'd on the top of the hill, and the earl Marischal sent an aid-de-camp to advertise the earl of Marr that he was fall'n in with the enemies army, that it was impossible for him to bring off the foot, and therfor desir'd he wou'd march up to his assistance as quick as possible, — which he did even in too much hast; for the army, which marched in four columns, arrived in such confusion that it was impossible to form them according to the line of battle projected, every one posted himself as he found ground, and one columne of foot enclining to the right and another to the left of the earl Marischal's squadron of horse, that regiment which shou'd have been on the right, found itself in the center, separated from the rest of the horse, and opposed to the enemies foot; our foot formed all on one line, except on the left, where a bog hinder'd them from extending themselves, and encreased the confusion. — The duke of Argile was no less embarrassed on his side. His army was not yet entirely formed; the

rear, which was to have formed his left wing, was yet on their march, and showed us their flanck, which being observed by lieutenant-general Gordon, he order'd our troops immediately to charge, which they did with so much vigour that in less than ten minutes they entirly defeated six regiments of foot and five squadrons of dragoons, which composed more than the half of the duke's army, whille the rest having taken the same advantage of our left, which had neither time nor ground to fire, entirly routed them. Both parties pursued the troops they had broken, not knowing what had happen'd on the other side, till at length the earl of Marr, having had the fatal news of the loss we had received, order'd the troops to give over the pursuit, and having rallied them, returned to the field of battle, from whence we discover'd the enemy posted at the foot of the hill amongst mud walls, on the same ground where we had layen the night before." Weiterhin ſagt er: „Thus ended the affair of Dumblain, in which neither side gained much honour, but which was the entire ruin of our party."

Schlimmer als hier erging es den Jakobiten an demselben 22. November in England. Sie wurden auf dem Marsche nach Liverpool bei Preston von den Königlichen Truppen angegriffen und geschlagen, und mußten darauf eingeschlossen sämmtlich das Gewehr strecken. Auf Hülfe aus England konnten daher die Schotten nicht mehr rechnen, auch die aus Frankreich, wo der Tod Ludwigs des Vierzehnten einer veränderten Staatsleitung Raum gab, war höchst unsicher. Zum Unglück war auch ein großer Theil der schottischen Kämpfer unmittelbar von dem Wahlplatze bei Dumblaine nach Hause geeilt, und andre wurden später dahin entsandt, um jene zurückzubringen. Hierüber sagt Keith in seiner Denkschrift: „To explain this, one must know the habit of the Highlanders and their manner of fighting; their cloaths are composed of two short vests, the one above reaching only to their waste, the other about six inches longer, short stockings which reaches not quite to their knee, and no breetches; but above all they have another piece of the same stuff, of about six yards long, which they tye about them in such a manner that it covers their thighs and all their body when they please, but commonly it's

lixed on their left shoulder and leaves their right arm free. This kind of mantell they throw away when they are ready to engage, to be lighter and less encumber'd, and if they are beat it remains on the field, as happen'd to our left wing, who having lost that part of their cloaths which protects them most from the cold, and which likewise serves them for bed cloaths, cou'd not resist the violent cold of the season, and were therefor sent with their officers home, not only to be new cloathed but also to bring back those who had fled straight from the battle to the mountains."

Noch konnten indeß die Schotten ſich im eigenen Lande wohl eine Weile behaupten, und das Erſcheinen des Prätendenten, der am 2. Januar 1716 bei Petershead landete, belebte einige Hoffnungen; doch nur auf kurze Zeit. Es wurde nun offenbar, wie unfähig und hülflos er ſei, und wie wenig von einem ſolchen Führer ſich erwarten laſſe. Angeſehene Häupter ſeiner Partei verließen ihn mit ihren Streitern. Der Herzog von Argyle, durch engliſche und holländiſche Truppen verſtärkt, rückte zum Angriff gegen das Lager von Perth, das er aber ſchon verlaſſen fand, der Prätendent hatte ſich nach Dundee zurückgezogen;

bald aber, an ſeiner Sache verzweifelnd und für ſeine Perſon beſorgt, ſchiffte er ſich zu Montroſe mit dem Grafen von Mar auf dem franzöſiſchen Schiffe, mit dem er gekommen, heimlich ein, und überließ ſeine Anhänger ihrem Schickſale. Bei Ruthven in Baden noch löſte das kleine Heer ſich nun völlig auf, indem jeder ſo gut er konnte ſich zu retten ſuchte.

Für die Brüder Keith war keine Rettung möglich, als die Flucht in's Ausland. Ihr ſämmtliches Vermögen war nun der Krone verfallen. Sie ſelbſt waren zu bedeutende Perſonen, um den Feinden unbeachtet zu bleiben, und zu ſehr bei dem Aufruhr betheiligt, um Verzeihung hoffen zu dürfen, ſelbſt wenn ſie dieſe begehrt hätten. Aber eben deßhalb war auch ihre Rettung ſchwierig und zweifelhaft. Mit mehreren Unglücksgefährten vereint ſuchten ſie nach den weſtlichen Inſeln zu entkommen, wo ſie eine Zeitlang verborgen zu bleiben hofften, bis ſich ein Fahrzeug fände, ſie nach Frankreich überzuſchiffen. Allein ſie mußten auf eine ſolche Gelegenheit faſt einen Monat warten, und während dieſer Zeit litten ſie große Noth, und hatten oft ihren Aufenthalt zu wechſeln, weil es mehrmals hieß, ihre Zuflucht ſei entdeckt und Truppen ſchon unterwegs, um ſich ihrer zu bemächtigen; auch kreuzten in der That drei

Fregatten mit zwei Bataillons Fußvolk an Bord ganz in der Nähe, um die Küsten sorgfältig zu bewachen und jedes verdächtige Schiff anzuhalten. Doch entgingen sie glücklich allen Nachstellungen, und endlich am 20. April langte auf der Insel, wo sie sich verborgen hielten, unbemerkt ein Schiff an, das ihnen von Frankreich aus zugeschickt worden war, sie nebst etwa hundert andern Offizieren eiligst aufnahm, und nach einer langen und beschwerlichen Seereise am 12. Mai zu Saint-Paul de Leon in Bretagne wohlbehalten an's Land setzte.

Jakob Keith stand im neunzehnten Lebensjahre, und die großen und wichtigen Erfahrungen, die er in kurzer Zeit gemacht, mußten den kriegsmuntern Jüngling nicht wenig gereift haben. Auch befestigte das erlittene Unglück ihn nur um so mehr in der gewählten Richtung, und obwohl ihm die Nichtigkeit und Hoffnungslosigkeit des Prätendenten nicht verborgen sein konnten, so wollte er doch der Sache desselben seine Kraft und Thätigkeit zu widmen fortfahren. Er reiste sogleich nach Paris, wo mehrere seiner Verwandten damals lebten; doch wollte er besonders der Königin-Mutter daselbst aufwarten, bevor er nach Avignon ginge, wo der Prätendent im päbstlichen Gebiete seine Zufluchtstätte gefunden

hatte, nachdem Frankreich ihm keine mehr gewähren wollte; die meisten der mit Keith gelandeten Gefährten hatten bereits vom Hafen gleich den nächsten Weg dorthin eingeschlagen. Keith wurde von der Königin-Mutter auf das gnädigste empfangen, und hörte von ihr die schmeichelhaftesten Worte, sie habe vernommen, wie gute Dienste er der Sache ihres Sohnes geleistet, und weder dieser noch sie selbst würden es je vergessen. Aber nach Avignon zu reisen widerrieth sie ihm, er sei noch so jung, meinte sie, und thäte besser in Paris seine Studien wieder anzufangen, für welche sie alle äußere Sorge zu übernehmen versprach. Dies war in der That so lockend als schmeichelhaft, und ließ sich nicht abweisen. Aber es verging ein ganzer Monat, ohne daß Keith von der Königin-Mutter irgend etwas zu hören bekam, und da seine Geldmittel völlig erschöpft waren, so sah er sich der größten Noth überlassen. Zwar hatte er in Paris, wie gesagt, Verwandte und auch sonst Freunde, die ihm Geld genug würden dargeboten haben, allein er schämte sich, ihnen seine Noth zu entdecken; er sagt selbst, in dem Aufsatz über sein Leben: „I was then either so bashful or so vain, that I would not own the want I was in.“ Er suchte sich damit zu helfen, daß er sein Pferdegeschirr verkaufte, dessen

damals die Offiziere oft sehr kostbares mit sich führten. Jedoch dauerte seine Verlegenheit nicht lange. Nicht nur gedachte seiner die Königin-Mutter endlich, sandte ihm tausend Livres, und veranlaßte seinen Eintritt in die Ritterakademie, sondern auch der Prätendent ließ ihm ein Jahrgeld von zweihundert Kronen zusichern, mit der Entschuldigung, daß er im Augenblicke mehr zu thun nicht im Stande sei; zu gleicher Zeit meldete ein Pariser Wechsler an, daß er von Schottland aus beauftragt sei, ihm Geld auszuzahlen.

Nun aller Bedrängniß frei, widmete er seine Zeit wirklich den Studien, welche er auch dem Waffenberufe, den er nun wohl für immer gewählt hatte, dringend nöthig erachtete. Kaum hatte er sich zum Studieren eingerichtet, so sprach im Anfange des Jahres 1717 jener Beruf ihn abermals an. Karl der Zwölfte, König von Schweden, war nämlich durch seinen so klugen als kühnen Minister Freiherrn von Görz dahin geleitet worden, mit den Russen Frieden zu suchen, und seine noch übrige Kraft und ganzen Haß auf den König von England zu werfen, der sich die schwedischen Herzogthümer Bremen und Verden zugeeignet hatte: daher setzte er sich mit den Feinden des Königs Georg, mit

Spanien und dem Prätendenten in Einvernehmen, und es war im Plane, der Sache des Letztern durch eine Landung schwedischer Truppen in Schottland neuen Schwung zu geben. Keith empfing die Ernennung zum schwedischen Obersten von der Reiterei. Das Unternehmen kam jedoch nicht zur Reife, Görz verunglückte in seinen großen Anschlägen, die darauf nur als kühne Ränke galten, und für Keith konnte von schwedischem Dienste nicht mehr die Rede sein. War sein besonderer Zweck, für seine vaterländische und persönliche Sache zu streiten, aufs neue durch die Umstände vereitelt, so durfte er um so freier dem Wunsche nachgeben, wenigstens irgend eine große Kriegsschule durchzumachen, und so trug er kein Bedenken, als im Juni 1717 der russische Zar Peter nach Paris kam, auch bei diesem Herrscher Kriegsdienste nachzusuchen. Er gab sich alle Mühe deßhalb, allein es gelang ihm nicht, er müsse wohl, meinte er späterhin, nicht die rechten Mittel angewandt haben; ohne Zweifel stand auch seine Jugend zu sehr in Mißverhältniß mit den Ansprüchen, zu welchen seine Geburt und die Gunst ungewöhnlicher Umstände ihn gehoben hatten.

Das nächste Jahr 1718 brachte einen neuen Anlaß, die Studien mit den Waffen zu vertauschen. Einige

Freunde machten ihn mit den Abſichten des ſpaniſchen Hofes gegen Sicilien bekannt, und drangen lebhaft in ihn, ſich für dieſen Feldzug um ſpaniſche Dienſte zu bewerben. Allein diesmal wurde ſeine kriegeriſche Luſt durch eine andere Leidenſchaft aufgewogen. „But I was then — erzählt er — too much in love to think of quitting Paris, and, tho' shame and my friends forced me to take some steps towards it, yet I managed it so slowly, that I set out only in the end of that year; and had not my mistress and I quarrel'd, and that other affairs came to concern me more than the conquest of Sicily did, it's probable I had lost many years of my time to very little purpose — so much was I taken up with my passion.“ Dieſe wichtigern Antriebe kamen aus der Sache des Vaterlandes. Der ſpaniſche Miniſter Kardinal Albereni, gleich Görz von kühnen politiſchen Entwürfen erfüllt, aber gleich ihm, da das Glück ſie nicht begünſtigte, von gemeinem Urtheil ungerecht herabgeſetzt, beſchloß den Verſuch der Wiederherſtellung des Prätendenten abermals zu wagen, und ein neues Unternehmen auf Schottland mit anſehnlicher Kriegsmacht auszuführen. Das Vorhaben war kaum in Paris kund geworden, als beide

Brüder, Lord Marischal und Keith, obwohl letzterer von einer Krankheit noch nicht völlig genesen war, sogleich nach Marseille abreisten, und sich hier im Anfange des Jahres 1719 nach Spanien einschifften.

Nach einer stürmischen Fahrt gelangten sie nach Palames, auf der Küste von Catalonien. Der dortige Befehlshaber, dem sie nur im Allgemeinen angaben, sie seien englische Offiziere, die in Madrid Kriegsdienste suchten, sandte sie unter Begleitung eines Soldaten nach Girona, wo sie den Herzog von Liria fanden, der daselbst ein irisches Regiment befehligte. dieser freute sich ihrer Ankunft, verbürgte sich bei dem Gouverneur für sie, und verschaffte ihnen die Erlaubniß weiter zu reisen. Da niemand hier etwas von bevorstehendem Kriege wußte, so hielten sie sich für getäuscht, und dachten, sie seien bloß gerufen, um in spanische Dienste zu treten, und beeilten daher ihre Reise weniger. Vor Barcelona sandten sie dem General-Kapitain Prinz Pio von Savoyen einen Empfehlungsbrief des Herzogs von Liria in die Stadt hinein, der ihnen einen Wagen mit sechs Maulthieren bespannt entgegen sandte, und ihnen große Ehren zudachte; er hatte nämlich von dem Kardinal Albereni kurz vorher die Nachricht empfangen, der König Jakob werde nächstens unter

fremden Namen an der cataloniſchen Küſte landen, und der Brief des Herzogs von Liria ließ ihn glauben, der vornehme Gaſt ſei angelangt. Der Irrthum war für beide Theile verdrießlich, ſtörte jedoch die gute Aufnahme nicht, und am nächſten Morgen ſetzten ſie ihre Reiſe nach Madrid fort. Erſt nach vierzehn Tagen trafen ſie hier ein, und ließen Abends den Kardinal ihre Ankunft wiſſen. Er beſtellte ſie auf den nächſten Tag frühmorgens, klagte über die Langſamkeit ihrer Reiſe, die Sache habe große Eil und ſei ſchon im Gange, der Herzog von Ormond werde ſich nach England einſchiffen, Lord Mariſchal ſolle nach Schottland gehen, und möge nur gleich alles angeben, was ihm zu dem Unternehmen nöthig dünke. Lord Mariſchal erwiederte, vor allem ſei nöthig, daß er die Abſichten des Herzogs von Ormond wiſſe, und mit ihm die ſeinigen in Uebereinſtimmung bringe; der Kardinal ließ auf der Stelle Poſtpferde kommen, ſandte den Lord nach Valladolid, wo der Herzog eben verweilte, und empfahl ihm die größte Eile. Um auch ſeinerſeits die Sachen weiter beſprechen zu können, behielt er Keith unterdeß in Madrid.

Lord Mariſchal war nach fünf Tagen — er hatte dem Herzoge nach Benevente folgen müſſen, — wieder

in Madrid, und setzte mit dem Kardinal die näheren Anschläge fest. Die Würde eines Generallieutenants, die ihm, und die eines Obersten, die seinem Bruder angeboten wurde, lehnte er ab, und ließ sich nur zum Generalmajor, seinen Bruder zum Oberstlieutenant ernennen. Er verlangte aber 4000 Gewehre und 10,000 Pistolen; doch die Ausrüstung des Herzogs hatte die Waffenvorräthe und Gelder schon erschöpft, und kaum die Hälfte des Begehrten konnte geliefert werden. Lord Marischal eilte mit dieser Unterstützung nach Biscaya, von wo er mit zwei Fregatten und sechs Kompagnien Fußvolk nach Schottland schiffen sollte. Eine schwierige, aber unerläßliche Aufgabe war, die in Frankreich lebenden Häupter der Jakobiten von dem Unternehmen zu benachrichtigen und sie zur Mitwirkung anzuleiten. Der Kardinal wünschte, Keith möchte dies übernehmen. Mit einer beglaubigenden Zeile des Herzogs und mit 18,000 Kronen begab sich Keith am 19. Februar auf den Weg, und traf nach drei Tagen in San-Sebastian ein, wo er 12,000 Kronen für die Ausrüstung zweier nach Schottland bestimmten Fregatten zurückließ, mit dem übrigen Gelde aber in Frankreich eintrat; er gelangte glücklich nach Bordeaux, wo er den General Gordon, Brigadier Campbell und einige

andere jakobitiſche Offiziere traf, denen er ſeine Botſchaft eröffnete und einiges Geld austheilte, doch nur Campbell eilte, ſich in San-Sebaſtian mit Lord Mariſchal einzuſchiffen, die andern zögerten, und zeigten geringen Eifer. In Bordeaux hielt der Herzog von Berwick, der hier befehligte, ſtreng darauf, daß niemand Poſtpferde bekommen durfte, außer mit ſeiner beſondern Erlaubniß, die er nur ertheilte, wenn er die Perſonen vorher ſelbſt geprüft hatte. Keith war dem Herzoge bekannt, und durfte ſich ihm daher nicht zeigen; nach peinlicher Verlegenheit fand ſich endlich ein Reiſegefährte, der für ſich und einen Bedienten, an deſſen Stelle Keith eintrat, Pferde nach Paris erhielt. Von Orleans nahm Keith den Marquis von Tullibardine, den er hier wußte, mit nach Paris, wo ſie am 4. März ankamen.

Sogleich war hier unter den Freunden alles in großer Bewegung; aber Keith bemerkte bald, daß im Innern der Parthei zweierlei Befehlsmacht beſtand, und Ehrgeiz und Ränke mehr galten als die Sache ſelbſt. Keith eilte jedoch nach Rouen, und betrieb die Ausrüſtung eines kleinen Schiffes in Havre-de-Grace. Hier fragte einer der Anführer Glenderuel, ob er in Paris den General Dillon geſprochen habe, der die Angelegenheiten des Prätendenten in Frank-

reich zu besorgen pflegte, und Keith vermeinte es, indem er in Saint-Germain, wo jener sich gerade aufgehalten, zu sehr von Personen gekannt sei, dem Leichtsinn aber und der Unvorsichtigkeit der dortigen Freunde ein so wichtiges Geheimniß nicht habe anvertrauen dürfen, übrigens auch sei er nicht angewiesen, sich mit jenem zu besprechen, obschon er nicht zweifle, derselbe sei anderweitig von der Sache schon unterrichtet worden. Aber Glenderuel bestand darauf, Dillon müsse angegangen und gefragt werden, ob er nicht besondere Vorschriften abseiten des Königs in Betreff des Unternehmens mitzutheilen habe. Doch war dies nur der Vorwand, und der wahre Grund dieser, daß Glenderuel eine Königliche Vollmacht vom Jahre 1717, für das beabsichtigte Unternehmen des Königs von Schweden, durch welche der Marquis von Tullibardine zum Oberbefehlshaber in Schottland ernannt war, noch in Dillon's Händen wußte, die er geltend machen wollte, um den Oberbefehl nicht an den General Gordon kommen zu lassen, oder an sonst einen Mann, der minder leitsam wäre, als Lord Tullibardine, der Glenderuel's Rath unbedingt anzunehmen pflegte. Die Antwort Dillon's, welche vorgezeigt wurde, war von keinem Belang, aber die Folge zeigte, daß er auch die begehrte Voll-

macht mitgesandt hatte, von der aber fürerst noch geschwiegen wurde.

Mit den zusammengebrachten Gefährten ging Keith am 19. März 1719 unter Segel, und schiffte durch den Paß von Calais in die Nordsee; die Absicht war, um die Orkney-Inseln herum zur Insel Lewis zu gelangen. Die Ueberfahrt war keine günstige, das kleine Fahrzeug hatte mit Stürmen zu kämpfen, und kam auch in die Nähe englischer Kriegsschiffe, entging aber doch beiderlei Gefahr, und ging am 4. April bei Insel Lewis vor Anker. Bald wurden auch die beiden spanischen Fregatten, welche unter Lord Marischal's Befehl die Landung unterstützen sollten, in der Bucht von Stornoway aufgefunden, und Keith erstattete seinem Bruder Bericht über die Anstalten und Vorgänge, wobei er auch seinen Verdacht nicht verschwieg, daß in Betreff des Oberbefehls geheime Ränke Statt fänden. Lord Marischal erwiederte, er sei bereit, jedem zu gehorchen, der höher gestellt sei als er, doch habe auch er seine guten Patente, für sich selbst als Generalmajor in spanischen sowohl als englischen Diensten, für Keith als spanischen Obersten, und unausgefüllte Patente für die Offiziere zweier Bataillone, welche dieser im

Namen des Königs von Spanien in Schottland errichten sollte.

Als auch die Lords Seafort und Tullibardine sich bei Lord Marischal eingefunden hatten, wurde Kriegsrath gehalten, und zuvörderst der Oberbefehl festgesetzt, der dem Lord Marischal, als ältestem Generalmajor, nicht bestritten wurde. Lord Tullibardine und sein Anhang bestanden aber darauf, nichts zu unternehmen, bis sie Nachricht erhielten, daß auch des Herzogs von Ormond Landung in England erfolgt sei; die Gefahr jedoch, alsbald von englischen Schiffen auf der Insel eingeschlossen zu werden, ließ die Mehrheit den von Lord Marischal mit dem Kardinal Alberoni verabredeten Entwurf verfolgen, in Schottland ungesäumt zu landen und sogleich auf Inverneß vorzudringen. Doch bevor dies noch ausgeführt wurde, wünschte Lord Tullibardine am nächsten Tage nochmals einen Kriegsrath, zeigte hier sein gestern verhehltes Patent als Generallieutenant auf, und übernahm den Oberbefehl, Lord Marischal behielt sich nur den über die Schiffe vor, wegen deren er von dem Kardinal ausdrückliche Befehle hatte. Auf's neue wurden nun Zögerungen vorgeschlagen, jedoch vergeblich, und nach einigen Schwie-

rigkeiten, welche das ungünstige Wetter verursachte, fand die Landung wirklich Statt.

Aber der Marsch auf Inverneß, welchen Lord Marischal und Brigadier Campbell sogleich antreten wollten, fand entschiedenen Widerspruch. Es ergab sich, daß die Widersprechenden bereits eigenmächtig die Freunde rings im Lande benachrichtigt hatten, der König wolle, daß nicht eher die Waffen ergriffen würden, als bis die spanische Landung in England erfolgt sei: Lord Tullibardine erklärte hiermit übereinstimmend, er werde nicht vorrücken, ja nach einigen Tagen, als immer keine Nachricht von dem Herzog von Ormond einlief, schlug er vor, auf denselben Schiffen, mit denen sie gekommen, nach Spanien zurückzukehren. Damit dieser Gedanke nicht nochmals aufkäme, ließ Lord Marischal die beiden Fregatten, deren Verweilen eine Uebernacht englischer Schiffe herbeiziehen mußte, die Anker lichten und absegeln. Lord Tullibardine hatte jetzt keine Wahl, er mußte Anstalten machen in's Feld zu rücken, allein er hatte kostbare Zeit nutzlos verloren, und fand sich durch seine eignen früheren Anordnungen überall gehindert.

Die Hochländer bezeigten wenige Lust, das bedenkliche Wagstück auf's neue zu versuchen, einige

tausend Mann, welche von kühnen Anführern dennoch vereinigt wurden, hielten gegen die englischen Truppen nicht Stand. Der Prätendent begnügte sich, in Madrid Königliche Ehren zu genießen, das spanische Geschwader, welches die unter dem Herzog von Ormond nach England bestimmten Truppen führte, wurde vom Sturm zerstreut, und so war in kürzester Zeit das ganze Unternehmen völlig zu Grunde gerichtet. In Schottland hielten die Häupter der Jakobiten nach dem unglücklichen Treffen vom 10. Juni einen Kriegsrath, in welchem beschlossen wurde, die Spanier sollten sich kriegsgefangen geben, die Hochländer in ihre Berge heimkehren, die Offiziere ihr Heil suchen, wie jeder am besten es vermöchte.

Keith flüchtete in die Hochlande, wo er einige Monate verborgen blieb, außer dem allgemeinen Unglück noch von Krankheit heimgesucht. Endlich, im Anfange des Septembers, gelangte er unentdeckt nach Petersbead, wo er sich nach Holland einschiffte. Lord Marischal hatte schon früher diesen Weg genommen, und im Haag fanden beide Brüder sich wieder vereint. Der spanische Gesandte daselbst forderte sie auf, so schnell als möglich nach Spanien zurückzugehen, wo neue Rüstungen betrieben wurden. Sie reisten sogleich ab, kamen über Lüttich nach

Sedan, wo ſie, um nicht als Offiziere einer mit Frankreich im Kriege ſtehenden Macht erkannt und angehalten zu werden, noch glücklich genug ihre Papiere vernichteten, und gelangten ungefährdet nach Paris, wo ſie einen Monat verweilten, und darauf nach Montpellier reiſten, um nach Spanien zu gelangen. Allein ſie fanden die Schwierigkeiten größer, als ſie vermuthet, und beide Brüder trennten ſich, Lord Marſchal wollte über die Pyrenäen zu kommen verſuchen, Keith ſich in Marſeille einſchiffen; letzterer jedoch ſchlug nach vergeblichen Warten und Bemühen zuletzt auch den Weg nach den Pyrenäen ein, die er von ſeinem Bruder längſt überſchritten glaubte. In Toulouſe aber trat dieſer eines Morgens unverhofft bei ihm in's Zimmer; derſelbe hatte vergeblich mancherlei Gebirgswege verſucht, ſechs Wochen in franzöſiſcher Haft ausgehalten, und war dann in Gemäßheit eines Königlichen Befehls aus Paris zwar freigelaſſen, aber auch aus Frankreich verwieſen und ihm ein Paß nach Italien gegeben worden. Keith fand nun gerathen, ſich ſeinem Bruder anzuſchließen, und ſo gelangten ſie im Anfange des Januars 1720 nach Genua.

So nahe dem Prätendenten, ihrem Könige, der wieder in Rom lebte, wünſchten ſie ihm perſönlich

ihre Ehrerbietung zu bezeigen, und fuhren am 3. Februar auf einer Galeere der Republik nach Livorno, legten aber schon um Mittag bei Porto Fino an, und hörten, sie würden über Nacht hier bleiben. In der Nähe wohnte jetzt von Staatsgeschäften zurückgezogen der Kardinal Alberoni, und Lord Marischal wollte den Aufenthalt benutzen, um den einst so mächtigen Minister, dessen Ungnade er für eine nur vorübergehende ansah, zu besuchen und die Schicksale des noch vor kurzem von ihm in's Werk gesetzten Unternehmens zu besprechen. Aber der Kardinal unterbrach seinen Bericht, und sagte, die Angelegenheiten Spaniens seien ihm fortan gänzlich fremd, und er wünsche über die Sache weiter nichts zu hören, als was den Erzählenden persönlich betreffe, über dessen Rettung er sich herzlich freue. Mit großem Unmuth über die Verzagtheit und Unkunde der genuesischen Seeleute gelangten sie nach Livorno, und setzten ihre Reise über Pisa, Florenz und Siena fort nach Rom. Hier sahen sie den Prätendenten, der sie gnädig empfing, ihnen aber keinen günstigen Eindruck machte, wiewohl ihnen die Unbedeutenheit seines Wesens schon früher bekannt war. Da er wußte, daß sie Mangel an Geld hatten, so sandte er seinen Günstling Hay zu dem Pabste mit der

Bitte, ihm von seinem gewöhnlichen Jahrgelde 1000 römische Kronen vorauszahlen zu lassen, allein Clemens der Elfte verweigerte dies, unter Entschuldigung des Unvermögens. Ein Wechsler schoß zuletzt die Summe vor, und die beiden Brüder traten nach sechswöchentlichem Aufenthalte ihre Reise wieder an, um nach Spanien zu gelangen.

Nach Genua gekommen, mußten sie hier abermals sechs Wochen auf eine Schiffsgelegenheit warten; und der englische Gesandte Davenant, durch ihren Aufenthalt in Rom aufmerksam geworden, und durch den französischen Gesandten Chavigny aus bösem Scherze noch besonders angereizt, forderte von dem Senat ihre Ausweisung, indem er mit Beschießung der Stadt durch englische Kriegsschiffe drohte. Dagegen drohte der spanische Gesandte die Stadt zu verlassen, wenn der Senat dem englischen Ansinnen folgte, und so befand sich dieser in peinlicher Verlegenheit. Die beiden Brüder versicherten, sie begehrten nichts eifriger als abzureisen, allein wegen der englischen Fregatte, welche vor dem Hafen kreuze, könne kein nach Spanien bestimmtes Schiff auslaufen. Da wurde im Stillen Rath geschafft, und eine gute Feluke brachte die Brüder unbemerkt aus dem Hafen, und immer längs der Küste fahrend

gelangten sie binnen 29 Tagen glücklich nach Valencia, von wo sie im Juli 1720 in Madrid eintrafen.

Lord Marischal fand bald nachher Anlaß, in Geschäften des Prätendenten nach Avignon zu reisen; Keith aber blieb in Madrid, und hoffte hier seine Verhältnisse wieder anzuknüpfen. Er forderte zunächst eine Abschrift seines in Sedan zerstörten Patents; allein der Kriegsminister fand dasselbe in die Listen gar nicht eingetragen, weil der Kardinal deren ohne Wissen der Kriegsbehörde zu vergeben pflegte. Die Erneuerung des verlornen Patents wurde nicht gewährt, und obwohl ihm der Sold eines Obersten angewiesen war, so befand er sich doch, da niemand weiter auf ihn achtete und von wirklicher Anstellung nicht die Rede war, in trostloser Verlassenheit: er sagt hierüber selbst: „I was, as the French says, *au pied de la lettre sur le pavé*, I knew nobody, and was known to none; and had not my good fortune brought rear-admiral Cammock to Madrid, whom I had known formerly in Paris, I don't know what would have become of me; he immediately offer'd me his house and his table, both which I was glad to accept of."

Im nächsten Jahre 1721 wurde der Marquez von

Caſtellar zum Kriegsminiſter ernannt, und Keith erneuerte ſein Begehren wegen des Patents; doch als er abermals abſchlägige Antwort erhielt, ſo begehrte er Urlaub und Päſſe nach Italien, welche ihm bewilligt wurden. Als er vor der Abreiſe von Madrid wie von andern Bekannten auch Abſchied von einem Jeſuiten nahm, mit dem er ſich befreundet hatte, fragte ihn dieſer theilnehmend, weshalb er Madrid verließe, Keith gab ihm ohne Rückhalt die Beweggründe an, die ihn ſein Glück anderwärts verſuchen hießen, und reiſte am folgenden Tage ab. Bei ſeiner Ankunft in Barcelona jedoch fand er unerwartet ſein begehrtes Patent vor, deſſen Ausfertigung der Jeſuit durch den Beichtvater des Königs erwirkt hatte; allein daſſelbe war vom September 1721, anſtatt vom Januar 1719 wie das frühere geweſen, und hiermit unzufrieden, ſandte er es zurück, mit der Erklärung, er könne kein anderes annehmen, als ein dem früheren gleiches. Da der eifrige Jeſuit verhieß, auch ein ſolches werde er ihm denn verſchaffen, ſo kehrte Keith nach Madrid zurück, und blieb nun den Reſt des Jahres 1721 ruhig dort.

Mittlerweile hatte ſeine Mutter die Meinung der beſten engliſchen Rechtsgelehrten eingeholt, und dieſe waren einſtimmig, daß er mit aller Sicherheit

nach Schottland kommen und dort sein eingezogenes Vermögen zurückfordern könne; sie schrieb dieses dem Sohne zu Anfang des Jahres 1722, und lud ihn dringend ein, durch seine persönliche Gegenwart jenen Erfolg zu sichern. Er war schon zur Abreise entschlossen, wollte jedoch vorher in Madrid den englischen Botschafter Stanhope darüber hören, und vernahm von diesem, daß die Zeitumstände seinem Vorhaben gar nicht günstig seien, indem die englische Regierung sein früheres Verhalten genau wisse, und gerade jetzt wieder Verdacht wegen neuer gegen sie gerichteter Unternehmungen hege, daher wohl am gerathensten sei, den Ausgang dieser Dinge lieber in Paris abzuwarten. Diese Meinung des Botschafters bestimmte ihn, die Reise nach Schottland aufzugeben, und er benutzte im Oktober die Gelegenheit, mit dem Herzog von Liria sich nach Paris zu begeben. Während er hier die Wendung der Sachen und die Heilung einer lästigen Schultergeschwulst abwartete, bekam er die Nachricht, seine Angelegenheit in Schottland sei so weit gewonnen, daß die Regierung ihm eine Entschädigungssumme habe auszahlen lassen. Nun hätte er nach Spanien zurückkehren sollen, allein er hatte dazu um so weniger Lust, als die Verhältnisse dort ihm nur

trübe Aussichten geben, und dagegen Freunde und Freundinnen zu Paris ihm den Eintritt in französische Dienste zu verschaffen suchten. „By good luck, sagt er selbst, it did not succeed, and so I remained at Paris, still under the pretence of my cure, all the year 1723 and 24.“

Indessen rief das Benehmen des französischen Hofes, durch die schnöde Zurücksendung der spanischen Infantin, welche dem Könige von Frankreich zur Gemahlin bestimmt gewesen, im Jahre 1725 kriegerische Aussichten hervor, bei denen kein spanischer Offizier länger in Paris verbleiben konnte, und nach der Weisung des spanischen Botschafters sollte auch Keith, gleich allen übrigen, sich der Reise der Infantin anschließen. Ein beträchtlicher Einschnitt, welchen der Wundarzt ihm zu machen nöthig befunden, hinderte zwar seine gleichzeitige Abreise, allein er holte die Infantin zu Bayonne wieder ein, und gelangte in ihrem Gefolge nach Madrid. Die Erbitterung war hier gegen die Franzosen sehr groß, allein mancherlei Gründe und Ränke hielten den Ausbruch des Krieges noch zurück, und Keith begab sich für die nächste Zeit nach Valencia, welche Stadt ihm für die Erhebung seines Soldes bezeichnet war. Im Juni des Jahres 1726 ergingen neue Kriegsgerüchte, ein Bruch zwischen

Spanien und England ſchien unvermeidlich, ſchon waren engliſche Kriegsſchiffe in See und bedrohten die ſpaniſchen Silbergallionen und Häfen, und 20,000 Mann ſpaniſcher Truppen ſammelten ſich in Andaluſien, wie es ſchien zu dem Zwecke, in Cadix zu einem Angriff gegen England ſelbſt eingeſchifft zu werden. Keith wünſchte daher eine Anſtellung bei dieſen Truppen, aber ihm wurde die Antwort, als Proteſtant könne er keine Befehlführung anſprechen; erzürnt begnügte er ſich, als Freiwilliger mitzugehen, und kam mit dem Schluſſe des Jahres im Lager von Gibraltar an.

Die Feindſeligkeiten waren hier noch nicht eröffnet, wie überhaupt der Krieg noch nicht erklärt, und ein Schein guten Vernehmens wurde beiderſeits erhalten. Die Engländer hatten in Gibraltar eine nur ſchwache Beſatzung, und geſtatteten den ſpaniſchen Soldaten in beliebiger Anzahl die Stadt zu beſuchen, bisweilen über 200 Gemeine und 40 bis 50 Offiziere waren gleichzeitig dort, ohne daß man unterſuchte, ob ſie verborgne Waffen führten; Keith gründete auf dieſe Sorgloſigkeit den Anſchlag, auf die Feſtung einen Handſtreich zu wagen, den auch andre Umſtände ſehr begünſtigten, und deſſen Gelingen faſt unfehlbar ſchien: allein der ſpaniſche Befehlführer Graf de las Torres

verſicherte ſtolz, er wolle nicht auf ſolche Weiſe, ſondern nur durch die Breſche in die Stadt eindringen. Dafür kam er denn auch nicht hinein! Die Engländer empfingen raſch Verſtärkung, und konnten nun leicht den übelentworfenen und ſchwachgeführten Angriffen der Spanier Trotz bieten. Unter nutzloſem Kanoniren, und doch mit Verluſt von 2000 Mann, ſetzten die Spanier dieſe Art von Belagerung fünf Monate lang fort, bis am 23. Juni 1727 der Befehl aus Madrid eintraf, alle Feindſeligkeiten einzuſtellen.

In Keith's Verhältniſſen, hatte er nur eingeſehen war ſelbſt vom Kriege keine Gelegenheit der Auszeichnung möglich, und er wünſchte daher ernſtlich, den ſpaniſchen Dienſt aufzugeben, wo er doch nie zur wirkſamen Thätigkeit gelangen konnte. Doch wollte er noch einen letzten Verſuch machen, und wandte ſich deßhalb geradezu an den König, deſſen Gunſt anſprechend und die zunächſt erledigte Befehlshaberſtelle eines irländiſchen Regiments erbittend. — König Philipp der Fünfte kannte den jungen Oberſten wohl, und war ihm nicht abgeneigt, aber ſeine trübe Glaubensangſt erlaubte ihm nicht, einen Proteſtanten zu befördern. Die Antwort empfing Keith durch den Königlichen Beichtvater, einen Schotten, der anfangs nur andeutete, Seine Katholiſche Majeſtät wünſchten

ungemein, daß Keith Ihnen möglich machte, öffentlich zu bezeigen, wie sehr Sie ihn schätzten; endlich aber offen mit der Sprache herausging, der König würde, sobald er erführe, daß Keith katholisch sei, nicht nur dessen Gesuch sofort gewähren, sondern auch für dessen zukünftiges Glück jede Sorge tragen. Doch ein Religionswechsel um irdischer Vortheile willen lag in Keith's Gesinnung außerhalb aller Möglichkeit. Er mußte nun klar erkennen, daß in Spanien an weiteres Gedeihen für ihn nicht mehr zu denken sei, und bat nun den König nur noch um die Gnade seiner Fürsprache bei dem russischen Hofe, in dessen Dienste er zu treten wünschte. Diese Bitte wurde bereitwilligst gewährt; der Minister Marquez von Castellar mußte dem Herzog von Liria, der inzwischen als spanischer Botschafter nach Rußland gesandt worden war, die Wünsche Keith's in des Königs Namen dringend anempfehlen, und die Antwort erfolgte bald auf's günstigste, Keith wurde als Generalmajor in russischen Dienst berufen. Der König von Spanien beschenkte ihn noch zum Abschiede mit tausend Kronen, die ihm für die weite Reise und neue Einrichtung sehr erwünscht sein mußten.

Keith verließ Madrid und Spanien, kam nach Paris, wo er sich sechs Wochen aufhielt, setzte seine

Reise über Flandern nach Amsterdam fort, wo er sich einschiffte, und gelangte nach einer langwierigen Seefahrt von sechsundzwanzig Tagen ohne besondern Unfall im Anfange des Septembers 1728 nach Kronstadt, wo er drei Wochen ausruhte, und dann, im Anfange des Oktobers, auf das eifrige Verlangen des Herzogs von Liria, nach Moskau reiste, wo damals der russische Hof sich aufhielt. Der junge Kaiser Peter der Zweite, welcher damals regierte, war grade auf großen Jagden, als Keith anlangte und dieser hatte beinahe drei Wochen Zeit, sich auf dem neuen Boden, den er betrat, gehörig umzusehen. Der Herzog von Liria machte ihn mit den Ministern und Generalen so wie mit den vornehmsten Hofbeamten bekannt, denen er sich in vortheilhaftestem Ansehn darstellte. Der Feldmarschall Fürst Dolgorukii, von stolzer und trotziger Gemüthsart, und sonst den Fremden abgeneigt, fand Gefallen an dem edlen kriegerischen Scheuen, der ein starkes, durch Geburt und Erziehung wie durch Bewußtsein persönlichen Werthes genährtes Selbstgefühl zugleich in freimüthiger Unbefangenheit und in vornehmer Höflichkeit auszusprechen wußte. Nachdem Keith, auf sein Gesuch, durch den Vicekanzler Grafen Ostermann dem zurückgekehrten Kaiser vorgestellt und auch von diesem

günſtig aufgenommen worden, erhielt er nach wenigen Tagen den Befehl über zwei Regimenter zu Fuß, welche zu des Feldmarſchalls Truppentheil gehörten, und in der Nähe von Moskau ihre Quartiere hatten. Keith, der ſchon wahrgenommen, daß der Dienſt hier von dem in andern Ländern ſehr verſchieden, auch die Sprache beſonders ſchwierig ſei, erbat ſich eine Friſt von drei Monaten, um ſich mit dem erſtern vollſtändig und mit der andern ſoviel als nöthig bekannt zu machen. Der Feldmarſchall bewilligte dies gern, und Keith erwarb ſich die erforderliche Kenntniß, um bereits im März die Befehlführung antreten zu können.

In höchſter Gunſt bei dem Kaiſer ſtand der Neffe des Feldmarſchalls, Fürſt Iwan Dolgoruki, bei welchem Keith erwünſchten Zutritt gewann, aber auch bald ohne ſein Verſchulden Mißfallen erregte, weil Streitigkeiten zwiſchen dem Herzog von Liria und dem Fürſten Iwan ausbrachen. Die Dolgorukis, unter ſich uneinig und auf einander eiferſüchtig, waren doch darin feſt verbunden, daß ſie am Hofe den überwiegendſten Einfluß übten, und ſich des Kaiſers ausſchließlich bemächtigten. Der Feldmarſchall blieb Keith gewogen, und ſtützte ihn gegen die Ungunſt des Neffen; ja er ging ſo weit, eine Familienverbindung mit ihm zu wünſchen, und ließ ihm eine ſeiner nächſten

Verwandten zur Gattin antragen. Dies war um so bedeutender, als auch schon im Werke war, den Kaiser selbst mit einer Dolgorukii zu vermählen. Keith jedoch fand den Antrag nicht nach seinem Sinn, und beschloß ihm auszuweichen; wirklich wußte er die deßhalb angeknüpfte Unterhandlung so geschickt und fein zu führen, daß die Familie Dolgorukii durch seine Ablehnung nicht beleidigt wurde, und der Feldmarschall ihn nach wie vor begünstigte. Keith war übrigens fleißig mit seinen beiden Regimentern beschäftigt, wohnte ihren Waffenübungen bei, besuchte die Quartiere derselben, und faßte in seinem Kriegsfache den festen Fuß, der auf dem schwankenden Boden des Hofes nicht leicht zu fassen war.

Im November des Jahres 1729 wurde die Verlobung des Kaisers mit der Fürstin Katharina Dolgorukii, Schwester des Fürsten Iwan, förmlich ausgesprochen, und sollte einige Wochen darauf mit größter Pracht gefeiert werden; die Fürstin wurde schon im voraus als Kaiserin behandelt, und von einigen fremden Gesandten mit beiserter Schmeichelei schon so genannt. Der Kaiser jedoch erkältete sich im Beginn des Jahres 1730 bei der Wasserweihe auf dem Eise der Moskwa, und klagte sogleich über Unwohlsein. Der Vater der Verlobten, Fürst Aleris

Dolgorukii, wollte nicht zugeben, daß der Kaiser krank sei, und nahm ihn mit auf die Jagd, hoffend das Unwohlsein durch angestrengte Bewegung zu bewältigen. Allein der Kaiser kehrte kränker zurück, und es zeigte sich ein Ausbruch der Blattern, von so schlimmer Art, daß man an seinem Aufkommen zweifeln mußte. Er starb am 19. Januar in der Blüthe der Jahre, und mit ihm erlosch der Mannsstamm des Hauses Romanoff.

Die Familie Dolgorukii hätte gewünscht, die Verlobte des Kaisers als dessen Nachfolgerin im Reich auszurufen, aber die Schwierigkeiten erschienen zu groß, und die Herzogin Anna von Kurland, Nichte Peters des Großen, wurde in einer Versammlung der höchsten Reichsbeamten zur Kaiserin erwählt. Die Dolgorukii's hatten indeß die Macht der künftigen Kaiserin im voraus mit engen Schranken umgeben, und schienen entschlossen, die höchste Gewalt fernerhin unter scheinbar republikanischen Formen auszuüben, welche doch nur dem eignen Ehrgeize dienen sollten. Die neue Kaiserin nahm die Abgeordneten, welche ihr die Berufung zum Throne überbrachten, huldvoll auf, und besonders der Fürst Wassilii Dolgorukii, der dabei das Wort führte, hatte sich ihrer Auszeichnung zu erfreuen. Aber kaum war sie in der

Nähe von Moskau angelangt, und mit dem Grafen von Ostermann in Verbindung getreten, so erklärte sie sich zum Hauptmann der Chevallergarde und zum Obersten des ersten Garderegiments, wie dies früher die Kaiserin Katharina gewesen war. Die Dolgorukii's fühlten, daß dieser Schlag ihre Macht traf, denn sie hatten sich alle großen Ernennungen vorbehalten; allein die Truppen, der Adel und das Volk priesen die Selbstentschließung der Kaiserin, welche bald, mit Zustimmung der Großen, alle früher gestellten Bedingungen aufhob, und sich als unumschränkte Herrscherin erklärte.

Die Folge hiervon war der Sturz der Familie Dolgorukii: die meisten Mitglieder derselben wurden nach Sibirien, andre auf ihre Güter verbannt; nur der Feldmarschall erhielt sich noch in seiner Stellung, wiewohl auch ihm die Feinde nicht fehlten, welche nur des Anlasses oder Vorwandes harrten, um seinen Fall herbeizuführen. Keith mischte sich in diese Angelegenheiten nicht, sondern beschäftigte sich nur mit dem Kriegswesen. Um so mehr überraschte es ihn, daß an seine Beförderung gedacht wurde. Zu dem Generaladjutanten Grafen von Löwenwolde berufen, glaubte er anfangs, daß irgend eine Anklage gegen ihn vorliege, erfuhr aber bald, daß der Graf ein

neues Regiment errichte, und ihn zum Befehlshaber desſelben wünſche: da das Regiment zur Garde gehören ſollte, ſo war mit der Befehlshaberſchaft nur der Titel eines Oberſtlieutenants verbunden, in Wirklichkeit aber der Rang eines Generalmajors, ſo daß Keith an dieſem nichts einbüßte, an Auszeichnung aber unendlich gewann. Er nahm den Antrag eifrigſt an, und zwei Tage ſpäter wurde er der Kaiſerin vorgeſtellt, die nun öffentlich ſeine Ernennung ausſprach. Er ſagt hierüber: „As the emploiement is looked on as one of the greatest trust in the empire, and that the officers of the guards are regarded as domesticks of the souveraign, I received hundreds of visits from people I had never seen nor heard of in my life, and who imagined that certainly I must be in great favour at court, in which they certainly were prodigiously deceived.“

Die Kaiſerin war bedacht, den Entwurf einer Reichsverfaſſung, wie die Dolgorukii's ihn beabſichtigt, und der im Stillen noch manche Anhänger zählte, gänzlich auszulöſchen, und wollte zu dieſem Zweck auch das von ihrem Oheim Peter dem Großen gegebne Erbfolgegeſetz herſtellen, wonach der unumſchränkte Willen des jedesmaligen Herrſchers dem-

jenigen ſeiner Nächſten, den er für den würdigſten hielt, das Reich überweiſen mochte. Bei einer im Dezember 1730 frühmorgens deßhalb angeordneten Ausrückung aller Truppen, der Garden rings um den Kreml, der übrigen Regimenter auf ihren Sammelplätzen in der Stadt, wurde denſelben ein neuer Schwur abverlangt, wegen deſſen Leiſtung doch einige Beſorgniß waltete. Keith hatte den Auftrag, das ihm anvertraute neuerrichtete Ismailoffſche Regiment ſchwören zu laſſen, und darauf der Reihe nach alle Feldregimenter, welche in der Stadt unter Gewehr ſtanden. Die Truppen leiſteten den Eid mit größtem Eifer, und die Rückkehr zur alten Ordnung hatte faſt alle Stimmen für ſich.

Nur der Feldmarſchall Fürſt Dolgorukii war unzufrieden mit dem Hergang, und äußerte unverhohlen, eine beſchränkte und durch Wahl der Großen beſtimmte Regierung würde beſſer geweſen ſein, als die nun feſtgeſetzte. Dergleichen Reden wurden ſeinen Feinden hinterbracht, genügten aber nicht ihn zu ſtürzen. Da fand ſich ein Prinz von Heſſen-Homburg, der als General im Heere diente, und gab an, Dolgorukii habe gegen ihn, als ſie zuſammen geſpeiſt und getrunken, übel von der Kaiſerin geſprochen. Dies war genug, um den Feldmarſchall zu verhaften

und vor ein Kriegsgericht zu ſtellen. Da ſeine Gegner die Anklagen zu häufen wünſchten, ſo wurde auch Keith ausdrücklich befragt, ob der Feldmarſchall jemals gegen ihn unehrerbietig von der Kaiſerin geſprochen habe? Keith mußte eine ſolche Frage wenig geziemend finden, hielt aber ſeinen Unwillen zurück, und erwiederte nur, ihre Unterredungen ſeien ſtets durch Dollmetſcher geſchehen, da er ſelbſt nicht ruſſiſch könne, der Feldmarſchall aber ſtets ruſſiſch geredet habe, wiefern nun jenem die Thorheit beizumeſſen ſei, unter ſolchen Umſtänden etwas geſagt zu haben, was ſchon unter vier Augen allzu gewagt würde geweſen ſein, das zu entſcheiden müſſe er Andern überlaſſen. Aber Keith ging in ſeiner edlen Freimüthigkeit noch weiter. Da der neue Hof den gefallenen Günſtling und ſeinen Anhang zu verunglimpfen nicht aufhörte, und einesmals der Prinz von Heſſen-Homburg in Gegenwart Keith's ſich beſonders ereiferte, ſo warf ihm dieſer mit kalter Feſtigkeit das Unſchickliche ſeines Benehmens vor, indem er ſagte, dem Prinzen mache der Name eines Angebers wenig Ehre, und bitter hinzufügte, daß er der einzige Prinz des Reiches ſei, der ſolcherlei Geſchäfte übernommen. Dolgorukii wurde zum Tode verurtheilt, doch zu lebenslänglicher Haft begnadigt, und nach Schlüſſelburg abgeführt;

andre Mitglieder ſeiner Familie und ſonſtige Gegner der herrſchenden Parthei nach Sibirien verwieſen. Keith aber blieb in ſeiner Selbſtſtändigkeit unangefochten, und auch die Kaiſerin ehrte ſie, und ſetzte nur größeres Vertrauen in ihn. —

Ueber den damaligen Hof und den Zuſtand der Verhältniſſe giebt Keith folgende Nachrichten, welche zu mancherlei Betrachtung Anlaß geben: „Every day the great-chamberlain Biron's favour appeared more and more; and about this time the empresse honour'd him with the order of St. Andrew, and the emperor of Germany made him count of that empire. He did not seem to medle in any affairs but those of his own employment, tho', by the confidence the empresse had in him, and the long knowledge she had of his fidelity, he was looked by every one as her chief favorite. Osterman, Jagousinskii and Lewenwolde were also much in favour, and general Munnich was he who was most consulted for the affairs of the army. — The court employed most of the time in the amusements fit for the season. While the carnival lasted, there was, twice-a-week, balls in mask at the palace, the other days Italian

comedies, musick, or play; and as Peter the Great lov'd neither regularity nor magnificence in his equipage and family, so the change appeared newer to the Russian nation; for tho' the empresse Catherine had a numerous court, yet I' ve been told by those who frequented it, that there was so little order kept, that it had hardly the air of a court, and certainly the present empresse cannot enough be commended for the alteration she has made; for as the reputation of a nation is what is to be almost as much regarded as its real strength, nothing was more necessary than the changes which might be soonest efface the nations which most of Europe has of the barbarity of the Russian nation; and as strangers form an idea of a wholle country by what they see at court, it's certain they must form a very favorable one of Russia, and of this we have already the experience, since it's said every where, that in five years the present empress has done more to the civilising the nation than Peter the First did in all his reign. I shall not enter into compairison, but I' me perswaded that every one who will consider

the situation of the country and affairs in the different times, will agree that Peter the First had enough to do to introduce what was absolutely necessary; and that the present empress finding that already established, cou'd not do better than to give them an example of politness and good order at her court, which it were to be wished her subjects each in their spheres wou'd imitate."

Die Kaiſerin überſiedelte ihren Hof gegen Ende des Jahres 1731 nach Sankt-Petersburg, welche Hauptſtadt ſeither etwas vernachläſſigt worden war, und welche, nach Keiths Meinung, wiewohl neu und eigentlich nicht in Rußland gelegen, doch von größerer Wichtigkeit erſchien, als die ältere Hauptſtadt Moskau. Keith blieb als Oberbefehlshaber der Truppen in Moskau zurück, und empfing im Anfange des Jahres 1732 einen neuen Beweis des Vertrauens der Kaiſerin, welche zur genauern Aufſicht über das geſammte Heerweſen einen Generalinſpekteur und drei Inſpekteure anordnete, von welchen letztern Keith einer war. Die ihm angewieſene Abtheilung umfaßte die Grenzländer von Aſien, die weiten Strecken auf beiden Ufern der Wolga und des Don, ſo wie auch einen Theil der polniſchen Gränzen bei Smolensk und

weiter südlich. Im Juni 1732 begann Keith diese Länder zu bereisen, und brachte bis zu Ende des Jahres mit Besichtigung von etwa 32 Regimentern hin, welche so weit auseinander lagen, daß seine Reise im Ganzen über 1500 Wegstunden betrug. Er fand in den Magazinen das Mehl großentheils verstockt, die Montirungsstücke vom Wurm, die Waffen vom Rost zerfressen. Er ließ die nachlässigen Aufseher bestrafen, schaffte neue Vorräthe an, und führte eine strenge Verwaltung ein. Im Beginn des nächsten Jahres kam er nach St. Petersburg zurück, und legte der Kaiserin und dem obersten Kriegsrathe das Ergebniß seiner Dienstreise vor, wegen deren er sehr belobt wurde, wiewohl seine strenge Redlichkeit als eine ungewöhnliche auch Verwunderung und Kopfschütteln verursachte.

Um diese Zeit schrieb einer seiner frühern Lehrer Namens Morton, der von den ruhmvollen Verhältnissen seines Zöglings gehört hatte, ihm seine theilnehmenden Glückwünsche und treuen Hoffnungen künftigen Weitergedeihens. Keith's freundliche Antwort auf dieses Schreiben hat sich erhalten, und eine bezeichnende Stelle, die daraus mitgetheilt worden, dürfen wir auch hier nicht weglassen. Sie heißt: „I am a true Scotsman indeed, wise behind

the hand; for had I been more careful to imbibe the excellent instructions I received under your inspection, I had still made a better figure in the world."

Der im Jahre 1732 mit Persien geschlossene Frieden ließ die Aufmerksamkeit von jenen Gegenden sich abwenden, und im folgenden Jahre zogen die Angelegenheiten von Polen sie ungetheilt auf sich. König August der Zweite starb am 1. Februar 1733, und die neue Königswahl zerriß, wie gewöhnlich, Polen in feindliche Partheien. Die Kaiserin von Rußland unterstützte diejenigen Polen, welche den Sohn des vorigen Königs wählen wollten; doch eine starke Gegenpartei war für Stanislaus Leszczynski. Die russischen Truppen rückten bald von allen Seiten gegen Polen vor. Bei Riga sammelten sich 30,000 Mann unter dem General Grafen von Lascy, 16000 Mann bei Smolensk unter dem General Sagraskei, und Keith erhielt Befehl, 6000 Mann — nämlich 6 Bataillons Fußvolk, 600 Dragoner und 4000 Kosaken — von Moskau nach der Ukraine zu ziehen, um in Volhynien einzufallen. Da kein geregeltes polnisches Kriegsheer das Feld streitig machte, so kam es zu keinen Schlachten oder sonstigen großen Ausführungen, in welchen die Kriegskunst des Feldherrn sich hätte entwickeln können, der

ganze Kampf löste sich in Streifereien und Plünderungen auf. Keith ging um die Mitte des Dezembers 1733 über den gefrornen Dnieper, und marschirte zehn Tage, ohne etwas vom Feinde zu sehen noch zu hören, nur verlautete, die Polen würden in Volhynien eine Truppenmacht von 10 bis 12,000 Mann errichten. Dies Gerücht gab in Sankt Petersburg Anlaß, die wenigen Truppen Keith's gegen einen so starken Feind unzureichend zu erachten, und ihm wurde Fürst Schachoffskoi mit 2000 Dragonern nachgesandt, der am 5. Januar 1734 eintraf und als Generallieutenant den Oberbefehl führte. Keith, welcher doch, so weit die Gelegenheit es vergönnte, Proben genug des Muthes und der Fähigkeit abgelegt, um als tüchtiger Kriegsmann Ruhm und Ansehn zu erwerben, that sich hier noch in andrer Auszeichnung kund, die ihn durch sein ganzes Leben begleitet hat. Voll Ehrgefühl und Menschlichkeit suchte er die Leiden des Krieges überall zu mildern, die wehrlosen Einwohner zu schützen und ihre Habe zu schonen: er hielt seine Truppen in strenger Zucht, und sie gehorchten ihm nur um so freudiger. Als er nun am 11. Januar vom Fürsten Schachoffskoi den Befehl erhielt, mit 3000 Reitern das Land rings umher zu verwüsten, suchte er sich dieser ihm wenig ehrenhaft dünkenden

Ausrichtung zu entziehen, und wagte aus Gründen der Menſchlichkeit die ſtärkſten Vorſtellungen, allein ſie blieben ohne Erfolg: er rückte demnach aus, und trieb einiges Vieh zuſammen, aber da die Einwohner überall flohen und ſich und ihre Habe nach der Moldau retteten, ſo erklärte er dem Fürſten, die ruſſiſchen Truppen würden bei fortgeſetzter Verwüſtung des Landes in kurzem Hungers ſterben, und machte für dieſes drohende Verderben ihn allein verantwortlich: dies wirkte und der grauſame Befehl wurde zurückgenommen.

Die Sache der Ruſſen gewann in dieſem Feldzuge durch das nachdrückliche Vordringen des Feldmarſchalls Grafen von Münnich völlig die Oberhand. Die Anhänger des Königs Stanislaus verſuchten noch ihre letzten Kräfte im offenen Felde, wurden jedoch überall geſchlagen. Nachdem der Fürſt Schachoffskoi abberufen worden, führte Keith eine Zeitlang den Oberbefehl in Volhynien, und einige ſiegreiche Gefechte erhöhten ſeinen Ruhm. Bald aber wurde ihm wieder ein höherer General, diesmal der Prinz von Heſſen-Homburg, vorgeſetzt, der die früheren harten Worte Keith's gern vergaß, und dagegen von deſſen kraftvoller Thätigkeit allen Vortheil zog. Im November zum Generallieutenant ernannt, begab Keith ſich

nach Sankt Petersburg, wo seiner eine neue ehrenvolle Bestimmung wartete.

Die Franzosen hatten für den König Stanislaus Leszczynski Partei genommen, und ihm selber zwar nur schwache Hülfe nach Danzig gesandt, dagegen in Italien und am Oberrhein ihre Hauptstärke gegen den Kaiser Karl den Sechsten in's Feld gestellt, welcher mit der Kaiserin Anna verbündet in Polen den König August begünstigte. Nachdem die Sachen in Polen durch die russische Uebermacht grösstentheils gestillt, und so viele Truppen dort nicht mehr nöthig waren, beschloß daher die Kaiserin, sechzehn Regimenter oder 20,000 Mann russische Hülfsvölker gegen die Franzosen an den Rhein zu senden. Den Oberbefehl dieser Truppen erhielt der General Graf von Lascy, und zunächst unter ihm befehligte Keith, der sich mit seinem ebenfälteren Landsmann — denn auch jener war von schottischer Abkunft — sehr gut vertrug. Die Truppen hatten an der Gränze von Schlesien überwintert, und im Frühjahr 1735 erhielt Lascy Befehl, acht Regimenter hier stehen zu lassen, und mit den andern acht nach dem Rhein vorzurücken. In Schlesien nahmen die Kommissarien des Kaisers die Truppen in Augenschein; einer derselben, Generallieutenant von Haslinger, welcher die Keith'schen Trup-

saur

BIBLIOTHEK DER DISCH. LITERATUR
VARNHAGEN VON ENSE, K. A.

3-598-53028-5
FN. 12195/020

ven beſichtigt hatte, hielt darauf den verſammelten Offizieren eine Anrede, in der er zwar Dank und Lob nicht ſparte, ſich aber auffallend befliß, die Kaiſerin nur immer als Zarin zu erwähnen. Keith, den dies verdroß, erwiederte die Rede mit ſchönen Worten, in denen aber der Kaiſer nur als Erzherzog bezeichnet wurde. Haslinger war betreten, und wußte nicht was er thun ſollte; auf ſeinen Bericht nach Wien erhielt er indeß Befehl, die Beherrſcherin Rußlands künftig Kaiſerin zu nennen. Keith aber hatte ſeit dieſem Vorfall bei mancher Gelegenheit den Haß des Wiener Hofes zu empfinden. Der Marſch wurde durch Böhmen und die Oberpfalz fortgeſetzt; in dem bambergiſchen Städtchen Vilseck ſah Friedrichs des Großen Schweſter, die Markgräfin von Baireuth, ſie durchmarſchiren, und empfing die Aufwartung Keith's, nicht ahnend, daß dieſer ruſſiſche General einſt ein preußiſcher ſein, und mit ihr an demſelben Tage ſterben würde! Die gute Haltung und Kriegszucht dieſer Ruſſen wurden allgemein bewundert, und überall fanden ſie willige Aufnahme. Am Rhein, wo die Vortruppen ſchon im Juni anlangten, während die Nachzüge in großen Zwiſchenräumen folgten, war jedoch ſchon Waffenruhe eingetreten, und Frankreich und Oeſterreich unterhandelten den Frieden, der zu

Wien am 3. Oktober zu Stande kam. Die Russen überwinterten im Reich, und traten dann den Rückmarsch an; als sie in Mähren waren, wurde Lascy nach Sankt Petersburg abgerufen, und Keith erhielt nun den Oberbefehl. Der Marsch durch Polen war mühsam, und besonders wegen Herbeischaffung der Lebensmittel und Fuhren schwierig, allein Keith wußte durch kluge Anstalten allen Uebeln zu begegnen, und die Truppen hatten bei ihrer Ankunft in der Gegend von Kieff, im September 1736, wo sie den Winter zubrachten, in ihrer Ordnung und ihrem Aussehen kaum gelitten.

Mit dem Jahre 1736 waren die schon lange waltenden Feindseligkeiten zwischen den Russen und Türken zum entschiedenen Ausbruch gekommen. Lascy, zum Feldmarschall ernannt, übernahm die von Münnich begonnene Belagerung von Asoff, und Münnich, nachdem er siegreich in die Krim eingedrungen, zog mit der Hauptstärke den Dnieper hinauf in die Ukraine. Jedoch war die Jahreszeit schon zu weit vorgerückt, um gegen die Türken etwas Bedeutendes zu unternehmen. Da Münnich nach Sankt Petersburg reiste, so überkam Keith den Oberbefehl über alle Truppen in der Ukraine. Hier war eine große Aufgabe zu lösen, der Feldherr mußte sein Augen-

merk überall haben, und die verſchiedenartigſten Dinge zugleich betreiben. Die Truppen litten durch anſteckende Krankheiten, Zucht und Abrichtung waren vernachläſſigt, bei den höheren Offizieren fehlte der Gehorſam, die Türken und Tataren verſuchten Streifereien und Einbrüche; allem dieſen mußte gewehrt, und dabei unabläſſig für Lebensmittel geſorgt und alles Nöthige zum nächſten Feldzuge vorbereitet werden. Keith erfüllte alle dieſe Obliegenheiten auf's genau'ſte, und wie ein Mann, der nicht nur alle Zweige ſeines Faches vollkommen verſteht, ſondern auch mit der Ausübung deſſelben ſtets Redlichkeit und Menſchenliebe zu vereinigen weiß.

Hier hatte Keith auch Gelegenheit, den Kriegsſchauplatz kennen zu lernen und zu ſtudiren, auf welchem ſieben und zwanzig Jahre früher die Geſchicke Schwedens und Rußlands in ungeheurem Kampfe ſich auf lange Zeit entſchieden hatten. Die Schlacht von Poltawa, einer der Wendepunkte der neuern Geſchichte, bleibt für den einſichtseifrigen Krieger immerfort ein Gegenſtand ſtaunender Betrachtung. Keith hatte die Gegend wiederholt beſichtigt, alle Umſtände und Angaben genau geprüft, und ſein den Schweden und dem Könige Karl dem Zwölften in dieſem Betreff ungünſtiges Urtheil hatte für Friedrich

den Großen die vollste Gültigkeit. In seinem Aufsatz über Karl den Zwölften beruft sich der König wiederholt auf Keith's Meinung, daß die Schweden Poltawa recht gut im ersten Anlauf hätten nehmen können, und daß sie dagegen selbst hunderttausend Mann stark an der Stellung der Russen hätten scheitern müssen.

Ein Vorfall mit dem Großfeldherrn von Polen Grafen Potocki zeigte, wie fest und kräftig Keith in den Ansprüchen seines Amtes auftreten konnte, besonders wenn die der Menschenliebe sich damit vereinigten. Ein Fürst Kantemir, nahe verwandt mit dem Hospodar der Moldau dieses Namens, verließ die Sache der Türken, kam nach Polen, und vertraute dem Grafen Potocki, der ihm verwandt war, daß er, um sich dem russischen Dienste zu widmen, nach Kieff gehe. Potocki glaubte seinen Vortheil dabei zu finden, den Fürsten zu verhaften, und in Konstantinopel seine Auslieferung anzubieten. Inzwischen fand Kantemir Gelegenheit, aus seinem Kerker eine Meldung von seinem Zustande nach Kieff zu senden, und Keith, der sich dort befand, beschloß sogleich, den Unglücklichen zu retten, der den Türken ausgeliefert des qualvollsten Todes gewiß sein konnte. Er sandte einen Offizier mit der Aufforderung, den Fürsten freizulassen, an

Potocki, der zwar anfangs Ausflüchte nahm, aber auf die wiederholten und drohenden Botschaften Keith's endlich gerathen fand nachzugeben, und sich sogar, damit keine neue Treulosigkeit stattfände, dazu verstehen mußte, unter seiner Verantwortung bis zur Gränze den Fürsten sicher geleiten zu lassen. Kantemir wurde später von Münnich als Oberst eines Regimentes Wallachen angestellt, das auf den Gütern Potocki's nachher übel hauste.

Der Feldzug des Jahres 1737 begann gegen Ende des April. Lascy rückte mit abgesonderter Heeresmacht gegen die Tataren, Münnich aber zog mit dem Hauptheere, wohl 100,000 Mann stark, gegen die Türken, ging im Anfange des Mai über den Dnieper, am 26. Juni über den Bug, und stand am 10. Juli vor der Festung Otschakoff. Münnich, der wegen Ausbleibens der Schiffe Mangel an Lebensmitteln voraussah, und auch ein türkisches Heer im Anzuge wußte, wollte die Sachen schnell zur Entscheidung bringen, und gab den Befehl, die Festung nachdrücklich anzugreifen. In der Nacht des 13. Juli hatten die Bomben in der Stadt gezündet, und man sah die Flammen sich mehr und mehr ausbreiten. Münnich sandte an Keith, der mit seinen Truppen die Mitte des Angriffs bildete, den Befehl, auf Flintenschußweite gegen das Glacis

vorzurücken und ein ſtetes Feuer auf die Wälle zu unterhalten. Keith ließ antworten, er ſtehe bereits in dieſer Nähe, und habe durch das Flintenfeuer von den Wällen ſchon viele Mannſchaft verloren. Ein zweiter Befehl wiederholte den früheren, und ein dritter hieß die Truppen noch weiter vorgehen. Keith gehorchte ſogleich, ſtellte jedoch vor, daß dieſe Bewegung viele Leute nutzlos opfere. Münnich ließ ihn nun durch einen Adjutanten wiſſen, daß er ſelbſt mit den Generalen Rumanzoff und Karl von Biron an der Spitze der Garden mit dem rechten Flügel an den Fuß des Glacis vorgedrungen ſei, er hoffe, Keith werde dasſelbe thun, und ebenſo der General von Löwendal mit dem linken Flügel. Keith und Löwendal rückten ſogleich vereinigt gegen die Stadt vor, konnten aber den Graben des Vorwalles nicht überſteigen, weil weder Leitern, noch andres Sturmgeräth zur Hand war. Münnich ſchickte während des Gefechts nochmals einen Adjutanten an Keith und ließ ihm ſagen, er möchte vorrücken, ſonſt gehe die Sache durch ſeine Schuld fehl; worauf Keith dem Adjutanten kalt erwiederte: „Zeigen Sie den Truppen den Weg, ich werde folgen.“ In mörderiſchem Feuer, das von allen Seiten auf ſie gerichtet wurde, hielten ſie hier beinahe zwei Stunden, immerfort bemüht einzudringen,

bis ſie endlich anfingen zu weichen; die Türken machten einen Ausfall und tödteten viele Leute, beſonders die Verwundeten, die umherlagen. Auch Keith, während er ſeine Truppen anfeuerte, war hier niedergeſtreckt worden, ein Flintenſchuß hatte ihn in's Knie getroffen, und nur die Treue ſeiner Leute rettete ihn. Nun hielt Münnich alles für verloren, in ſeinem Unmuth wollte er Keith die Schuld beimeſſen, und ſagte in Gegenwart mehrerer Generale, derſelbe habe durch ſeine zu große Hitze den Sturm unzeitig herbeigeführt!

Inzwiſchen feuerten die Batterien immerfort, der Brand in der Stadt wurde immer größer, und eine Bombe fiel in die Pulvervorräthe, welche im Aufſliegen einen großen Theil der Stadt zerſtörten und mehr als 6000 Menſchen tödteten. Der türkiſche Befehlshaber bat nun um Waffenſtillſtand, welchen jedoch Münnich verweigerte. Koſaken und Huſaren waren indeſſen von der Seeſeite her eingedrungen, die übrigen Truppen rückten wieder vor, und ehe die Türken ſich noch ergeben konnten, waren die Ruſſen im Beſitze der Stadt. Keith freute ſich des Sieges, aber die Unredlichkeit des Feldmarſchalls, deſſen Worte ihm hinterbracht worden waren, empörte ſein Innerſtes, und er ließ demſelben ſagen, ſeine Anſchuldigungen

einzuſtellen, denn er ſelber habe nur die empfangenen Befehle befolgt, ſei aber bereit, ein Kriegsgericht zu begehren, dem er die bei dieſer Belagerung von Anfang gemachten Fehler darlegen würde. Münnich dachte im Taumel des Glückes nicht mehr an die ausgeſprochene Anklage; er machte am folgenden Tage Keith einen freundlichen Beſuch, und ſagte ihm unter andern: „C'est surtout à vous que nous devons le succès de cette grande entreprise!“ Aber Keith, noch den Stachel der früheren Worte fühlend, wies das Lob zurück und ſagte: „Honte ou gloire, je n'y ai aucune part! car je n'ai fait que suivre exactement vos ordres!“

Seine Verwundung war ſchmerzhaft und gefährlich, und machte ihn fürerſt zum Felddienſt unfähig. Als das Heer nach der Eroberung von Otſchakoff und einem verſuchten Anrücken auf Bender bald wieder in die Ukraine zurückging, mußte auch Keith ſich den Mühſalen dieſes beſchwerlichen Weges unterziehen. Doch ſchien bei wieder eingetretener Ruhe und heilender Sorgfalt einige Beſſerung zu hoffen, und Keith wollte nicht unthätig bleiben. Münnich übertrug ihm die Aufſicht über die ſogenannte Linie, eine Art von Gränzbefeſtigung, welche die Ukraine von der kleinen Tatarei ſchied. Eine Reihe von funfzehn geſchloſſenen

Schanzen zog ſich in angemeſſenen Zwiſchenräumen vom Dnieper bis zum Donetz, und wurde mit einer Miliz von 20,000 Dragonern beſetzt gehalten, um die Einbrüche der Tataren zu verhindern. Im Jahre vorher war es dieſen gleichwohl gelungen, die Linie an einer ſchlechtbewachten Stelle zu durchbrechen, und der General Fürſt Uruſſoff hatte deßhalb ſchwere Verantwortung. Um ſo ehrenvoller war daher das Zutrauen, welches jetzt in den verwundeten Keith geſetzt wurde, und um ſo größer die Sorgfalt und Thätigkeit, die er auf ſeinem Poſten bewies. In einer Sänfte ließ er ſich zur Schanze Sankt Anna tragen und machte dieſelbe zu ſeinem Hauptquartier. Hier, von ſeinem Bette aus, befehligte er die ganze Linie, empfing alle Meldungen, und traf die nöthigen Anſtalten nach Maßgabe der eingegangenen Nachrichten; alles blieb in wechſelvoller Bewegung und ſteter Wachſamkeit, er duldete keine Ruhe noch Erſchlaffung, und ſo konnte er ſich denn auch des vollſtändigſten Erfolges freuen, der Feind wagte nirgends hervorzukommen, und die Linie blieb während des ganzen Winters unangegriffen. Die Kaiſerin, wohlzufrieden mit Keith's kriegeriſchen Thaten, ernannte ihn zum General der Infanterie, und ſchenkte ihm 5000 Rubel.

Aber während des Winters hatte ſeine Wunde ſich verſchlimmert. Er mußte den Feldzug des Jahres 1738 verſäumen, was ihm indeß weniger leid ſein durfte, da die Sachen im Ganzen ungünſtig abliefen und ihn unter ſolchen Umſtänden, nach der bei Otſchakoff gemachten Erfahrung, unter dem ſtolzen und eigenſüchtigen Münnich zu dienen nicht reizen konnte. Keith hatte ſich nach Poltawa bringen laſſen, und während er hier unter den Händen der Wundärzte lag, führte er zugleich den Oberbefehl aller Truppen, die zur Sicherung der Ukraine zurückgeblieben waren, mit Einſchluß der Koſaken gegen 50,000 Mann.

Lord Marſchal war in Spanien, als die Nachricht zu ihm gelangte, daß ſein Bruder vor Otſchakoff ſchwer verwundet worden, und da die nachfolgenden Berichte nur immer beunruhigender lauteten, ſo verließ er Valencia, wo Luft und Sonne ihm beſonders zuſagten, und machte ſich auf den Weg, im fernen Norden den geliebten Kranken aufzuſuchen, um mit eigenen Augen zu ſehen, was für ihn zu thun ſein möchte. Man kann ſich denken, welche Freude und welchen Troſt Keith durch dieſen Beſuch des Bruders empfand; die Folge bewies, daß er auch wirklich als Retter gekommen war. Lord Marſchal überzeugte ſich bald, daß die Wundärzte in Poltawa nur geringe

Kenntniſſe hatten; er beredete daher den Bruder, ſich nach Sankt Petersburg bringen zu laſſen, und begleitete ihn auf dieſer langwierigen und mühſamen Reiſe. In Sankt Petersburg ſandte die Kaiſerin ihm ſogleich ihre Leibärzte, die geſchickteſten und berühmteſten, die zu haben waren. Ihre Berathſchlagung hatte das einſtimmige Ergebniß, es gebe kein andres Mittel, als das Bein abzuſchneiden; Keith, des großen und langen Leidens überdrüßig und keine andere Rettung hoffend, willigte ſogleich ein, und der Tag dazu wurde feſtgeſetzt. Lord Mariſchal war indeß andrer Meinung, und da der Wundarzt, welcher als der geſchickteſte die Ablöſung vornehmen ſollte, zufällig erkrankte, ſo benutzte jener den Aufſchub und erklärte: „Ich hoffe, Jakob wird dieſes Bein noch vielfach zu gebrauchen haben, und ich will daſſelbe ſo leicht nicht preisgeben, wenigſtens nicht bevor ich die beſte Hülfe, die es in der Welt giebt, dafür angeſprochen habe.“ Und ſo beredete er den Bruder, weil der Zuſtand doch keine augenblickliche Gefahr habe, mit ihm nach Paris zu reiſen, und dort die bewährteſten Meiſter vom Fach um Rath zu fragen.

Die Kaiſerin billigte den Vorſchlag und erklärte öffentlich, ſie wolle lieber als Keith zehntauſend ihrer beſten Soldaten verlieren; ſie begehrte ihn zum Ab-

ſchiede noch zu ſehen und bezeigte ihm die mitleidigſte Theilnahme, zugleich ſchenkte ſie ihm 5000 Rubel zur Deckung der Reiſekoſten. Auf der Durchreiſe in Berlin, wollte König Friedrich Wilhelm der Erſte durchaus den berühmten ſchottiſchen Kriegshelden ſehen und ſandte ihm einen Tragſeſſel, auf dem man ihn bis vor den König trug, der ſelbſt an Gicht danieder lag. Hier ſahen Lord Mariſchal und Keith auch zum erſtenmale den Kronprinzen, der von beiden ſogleich die günſtigſten Eindrücke faßte.

Beide Brüder kamen nach einer anſtrengenden Reiſe im Anfange des Jahres 1739 zu Paris an. Hier waren ebenfalls die beſten Wundärzte der Meinung, das Bein müſſe abgenommen werden. Einer jedoch hatte den guten Einfall, die Wunde zu erweitern, und nachdem dies geſchehen, konnte er einige Stückchen Tuch herausziehen, die mit der Kugel eingedrungen waren, alle dieſe Zeit in der Tiefe unentdeckt gelegen hatten, und nun als die alleinige Urſache erkannt wurden, daß die Wunde nicht heilen wollte. Nach Entfernung dieſes Hinderniſſes war die Heilung geſichert; nur hatte das lange Leiden den Körper geſchwächt, und um die Geneſung zu befördern, wurden die Bäder von Barège in den Pyrenäen empfohlen, deren Wirkung ſich auch vortrefflich erwies. Völlig

geheilt und gestärkt kehrte Keith nach Paris zurück, und Lord Marischal behielt Recht, das Bein that noch viele Jahre guten Dienst, vollkommen brauchbar, und ganz ohne Schmerzen oder nachgebliebne Schwäche! —

Der Aufenthalt in Paris hatte für Keith großen Reiz, er blickte auf die Zeiten zurück, die er in Fleiß, Dürftigkeit, Leidenschaft und in jetzt völlig verschwundenen Hoffnungen hier verlebt. Jetzt war sein Name durch kriegerische Auszeichnung berühmt, und von allen Seiten erwies man ihm Ehren und Aufmerksamkeit. Doch durfte er sich nicht ausschließlich dem gesellschaftlichen Vergnügen und den persönlichen Neigungen hingeben; er empfing aus Sankt Petersburg geheime Aufträge, die seine Thätigkeit für die Staatsgeschäfte in Anspruch nahmen. Die Verhältnisse zwischen Rußland und Schweden ließen den Ausbruch eines Kriegs erwarten, und eine feindliche Einwirkung Frankreichs gegen Rußland war hiebei nicht zu bezweifeln. Keith entdeckte, daß der französische Hof insgeheim zu Brest Kriegsschiffe ausrüsten ließ, die nach der Ostsee bestimmt waren. Um genaue Auskunft zu erhalten, sandte er seinen Adjutanten nach Brest, und konnte nun die zuverlässigsten Berichte geben, die in Sankt Petersburg hoch aufgenommen wurden.

Dieſelben politiſchen Angelegenheiten, welche Keith in Frankreich wahrzunehmen hatte, ſollten ihn auch nach England führen. Beide Brüder waren mit den Waffen in der Hand als Feinde der dortigen Regierung aufgetreten, und von dieſer geächtet worden; doch einiges Vermögen war ihnen unter der Hand noch bewahrt, andres war vielleicht noch zu retten, und auch aus andern Familienrückſichten wurde ein Beſuch in der Heimath dringend wünſchenswerth. Die Geſinnungen hatten ſich im Laufe der Jahre ſehr gemäßigt, und von beiden Seiten war man zu freundlicher Annäherung nicht abgeneigt. Es fiel daher nicht ſchwer, von dem Könige von Großbritannien freies Geleit zu erlangen, ſowohl für Keith, der in der Eigenſchaft eines ruſſiſchen Generals und Beauftragten erſchien, als auch für Lord Mariſchal, der in ſpaniſchen Dienſten ſtand; beide galten als Ausländer, und der früheren Vorfälle ſollte nicht gedacht werden. Sie kamen demzufolge im Februar 1740 nach London, und Keith wurde gleich am 5. Februar dem Könige Georg dem Zweiten vorgeſtellt. Dieſe Erſcheinung machte einiges Aufſehn, beſonders da man erfuhr, daß beide Brüder mit dem Prätendenten während dieſer ganzen Zeit in brieflicher Verbindung ſtanden, und alſo ein Wechſel der Grundſätze nicht eigentlich

anzunehmen war. Doch erklärte ſich das ganze Verhältniß leicht, wenn man bedachte, wie verſchiedenartige Einwirkungen hier Statt gehabt. Dem Könige, der ſich auf ſeinem Throne wohlbefeſtigt ſah, konnte die Treue für den geweſenen König nicht ganz mißfallen; andrerſeits war auch die Thatſache der beſtehenden Regierung und Macht nicht abzuläugnen. Aber noch in andern Erſcheinungen zeigte ſich die Wandelbarkeit menſchlicher Dinge. Der Herzog von Argyle, Landsmann von Lord Mariſchal und Keith, ihr einſtiger Gegenkämpfer und Beſieger, der eifrige Anhänger des neuen Königshauſes, empfing in dieſer Zeit vom Könige ſeine Entlaſſung; mit gutem Rechte, wie es ſcheint, denn er hatte ſich in Beziehungen mit dem Prätendenten eingelaſſen, die am wenigſten ihm zuſtanden; allein er gerieth in Wuth und ſagte zu Keith, der gerade bei ihm war, als er den Abſchied erhielt, in ſeiner kräftigen hochländiſchen Art: „Mr. Keith, fall flat, fall edge, we must get rid of these people.“ Meinte er damit den König und den Miniſter? oder nur den Miniſter? Das will Lord Mariſchal ſelber, der dieſen Zug in einem Briefe mittheilt, unentſchieden laſſen. —

Keith erhielt am 14. Marz bei Konig Georg die Abſchiedsaudienz, blieb jedoch noch längere Zeit in

England, und reiſte erſt am 18. Mai von London nach Frankreich ab. Hier trennten ſich beide Brüder, Lord Mariſchal kehrte nach Valencia zurück, Keith nach Rußland. Die Brüder waren einen eigenthümlichen Tauſch eingegangen, der beim Abſchiede ſich verwirklichte. Lord Mariſchal ſchenkte ſeinem Bruder einen jungen Neger, den er von ſeinem Freunde und Waffengefährten im ſpaniſchen Dienſte, Grafen Daxie, bekommen hatte; dieſer diente ſeinem neuen Herrn fortan mit Ergebenheit und Treue, theilte alle Mühſale und Gefahren deſſelben, und genoß nach deſſen Tode wieder die Fürſorge Lord Mariſchal's, der ihm ein Jahrgeld von fünfhundert Livres ſicherte. Keith dagegen überließ ſeinem Bruder einen jungen Tataren Ibrahim und einen jungen Kalmücken Stevan, die als Kriegsgefangene bei ihm Aufnahme gefunden hatten; außer dieſen aber vertraute er ihm ein ſchönes türkiſches Kind, die Tochter eines Janitſcharenhauptmanns, die er aus den Trümmern von Otſchakoff gerettet hatte. Lord Mariſchal ließ das ſchöne Mädchen, Emetulla oder Emeté genannt, ſorgfältig erziehen, und faßte, als ſie herangewachſen war, Neigung zu ihr; allein ſie erklärte ihm, daß ſie keine andere Liebe für ihn empfinden könne, als die der kindlichen Dankbarkeit. Er ſorgte nun dafür, ſie nach ihrer

Wahl zu verheirathen, und als er im Jahre 1744 wieder in den Krieg nach Schottland zog, sicherte er ihr ein Jahrgeld von sechstausend Livres; auch Ibrahim und Stepan bekamen jeder fünfhundert Livres jährlich auf Lebenszeit. So erzählt d'Alembert in seiner Lobrede Lord Marischal's.

In Rußland waren für Keith inzwischen neue Ehren und Belohnungen ausgesprochen worden. Denn am 25. Februar, an welchem Tage der mit den Türken geschlossene Frieden feierlich in Sankt Petersburg verkündet wurde, hatte die Kaiserin Anna diejenigen ihrer Generale, welche sich im Kriege besonders hervorgethan, sämmtlich beschenkt, und Keith mit einem goldenen, reich mit Diamanten besetzten Degen bedacht, gleich darauf aber ihm die Statthalterschaft der Ukraine verliehen. Diese Statthalterschaft hatte bisher der General Rumanzoff gehabt, der aber nun als Botschafter nach Konstantinopel gesandt wurde. Die Provinz, sagt Manstein in seinen Denkwürdigkeiten, hatte während des Krieges ungemein gelitten; sie hatte vier Jahre hintereinander allen Truppen Winterquartiere, vier Feldzüge hindurch dem Heere alles Fuhrwesen geliefert, hiezu kamen die schreienden Gewaltsamkeiten und Erpressungen der hohen und niedern Beamten. Der Hof, um diesen Uebeln Einhalt zu

thun, und eine der schönsten Landschaften des Reiches von gänzlichem Verderben zu retten, fühlte die Nothwendigkeit, einen rechtschaffenen und uneigennützigen Mann zum Gouverneur zu bestellen, wählte deßhalb den General Keith, und gab ihm den Befehl, sogleich sein Amt anzutreten. „Er blieb nur ein Jahr hier," sagt Manstein weiter, „aber binnen dieser kurzen Zeit brachte er mehr zu Stande, als seine Vorgänger in zehn Jahren. Die Milde seiner Verwaltung und die Ordnung, die er in allen Sachen einführte, wurden dem Lande sehr fühlbar. Er begann sogar die Kosaken an eine Art von Kriegszucht zu gewöhnen, die sie bis dahin nicht gekannt hatten; allein er hatte nicht Zeit, sein Werk zu vollenden, der nahe Krieg wider Schweden bewirkte seine Abberufung. Die Einwohner jammerten sehr darüber, sie sagten, der Hof hätte ihnen einen solchen Gouverneur, der ihnen den Unterschied zwischen ihm und seinen Vorgängern gezeigt, nie geben, oder dann nie wiedernehmen sollen."

Während Keith in Rußland solchergestalt beschäftigt war, und seine Verhältnisse sich nur immer günstiger anließen, wurde sein Bruder in Valencia unerwartet wegen dieser Verhältnisse auf besondere Art beunruhigt. Im August 1741 empfing Lord Marischal aus Madrid ein Schreiben des Marques

von Villarias, der ihn benachrichtigte, daß der König von Spanien, nachdem er vernommen, Keith wünsche wieder in spanische Dienste zu treten, gern bereit sei ihn aufzunehmen, und Lord Marischal möge daher seinem Bruder dies mittheilen. Sehr verwundert, eine Sache dieser Art zuerst auf solchem Wege zu erfahren, schrieb Lord Marischal mit kluger Vorsicht an den Marques zurück, sein Bruder habe sonst kein Geheimniß für ihn, jedoch von dieser Sache ihn nicht das Geringste wissen lassen, wenn derselbe Anträge gemacht und hiezu andre Vermittlung gewählt, so möge ihm die Erwiederung auf demselben Wege und durch dieselben Personen zugefertigt werden, deren er sich hiebei bedient habe; denn da er noch in russischen Diensten stehe, so könnte ihn eine Mittheilung solchen Inhalts, die ihm auf unvermuthetem Wege zukäme, ungemein bloßstellen. Er glaubte die Sache übrigens nicht und meinte, solche Heimlichkeit liege nicht in Keith's Karakter, er würde vorher den Abschied nehmen, ehe er sich neuen Diensten anböte. Es ergab sich darauf, daß die ganze Verhandlung durch den Bischof von Rennes, französischen Botschafter in Madrid, angesponnen worden, ob aus gutem Willen für Keith, aus Mißverständniß, oder sonstiger Absicht, blieb zweifelhaft. Indeß erschien

die Bereitwilligkeit des Königs von Spanien immer für Keith ehrenvoll. —

Bevor Keith die Ukraine verließ, hatte er noch ein schwieriges Geschäft. Er mußte den russischen nach Konstantinopel bestimmten Botschafter den Türken an der Gränze übergeben, und dagegen den türkischen nach Sankt Petersburg bestimmten Gesandten aufnehmen. Zu diesem Zwecke zog er mit einer Schaar von 4000 Dragonern und Kosaken an den Bug, wohin zu gleichem Behufe türkischerseits der Statthalter von Bender kam. Hier wurden die beiderseitigen Gesandten förmlich ausgewechselt; Keith hatte auf dem Rückweg eine schwere Aufgabe, in der schon späten Jahreszeit trat starke Kälte ein, auch die Lebensmittel fehlten in dem öden Lande, dabei war der Türke wild und ungebärdig, sein Trotz und Eigensinn verursachten große Plage; doch wußte Keith, so wird gerühmt, durch seine Klugheit und Festigkeit alle Schwierigkeiten zu überwinden.

Inzwischen war die Kaiserin Anna gegen Ende des Septembers erkrankt, und am 28. October 1740 gestorben. Sie hatte zu ihrem Nachfolger im Reich den Sohn ihrer Nichte Prinzessin Anna, den jungen Zarewitsch Iwan ernannt, während dessen Minderjährigkeit aber zum vormundschaftlichen Regenten ihren

Günſtling Ernſt von Biron Herzog von Kurland beſtimmt. Obſchon der letztere allgemein verhaßt war, ſo wagte doch niemand ſeiner Regentſchaft zu widerſprechen. Doch ſchien die Mutter des Kaiſers, Großfürſtin Anna, dem Herzoge Anton Ulrich von Braunſchweig-Bevern vermählt, ein begründeteres Recht auf die Regentſchaft zu haben, und Keith wagte dies laut auszuſprechen. Er weigerte ſich geradezu, die Befehle des Herzogs von Kurland anzunehmen. Er ſtand in dieſem Widerſpruche ganz allein, denn ein kalmückiſcher Fürſt, der ſich in ähnlicher Weiſe erklärt hatte, konnte der Sache kein Gewicht geben. Auf der Gegenſeite ſtand Münnich, deſſen gebietender Einfluß die größte Macht übte. Keith folgte einem Rechtsgefühl, das ihn von Jugend auf beherrſcht, aber ihm nur trübe Schickſale zugezogen hatte. In welche Verwicklungen ihn daſſelbe auch jetzt führen würde, war nicht abzuſehen; er konnte genöthigt ſein, abermals die Waffen gegen die beſtehende Macht zu erheben, und die Nachtheile dieſer Stellung hier noch ſchlimmer als in Schottland erfahren. Selbſt die Anhänglichkeit der Einwohner und der Truppen in der Ukraine war in ſolchem Falle unſicher, und die Bewegungen, welche von der Hauptſtadt ausgingen, mußten zuletzt entſcheiden. Allein das Glück überhob

diesmal Keith so gefahrvoller Proben. Die Regentschaft des Herzogs von Kurland dauerte noch keinen Monat, da wurde sie durch Münnich, dessen Ehrgeiz sich getäuscht sah und rächte, am 29. November mit kühner Hand gestürzt, und die Mutter des Kaisers, Großfürstin Anna, zur Regentin eingesetzt.

Das Verdienst, welches Keith sich um die neue Regentin erworben hatte, konnte gegen die erfolgreiche That Münnich's nicht in Betracht kommen; doch beschenkte sie ihn im Mai 1741 mit einem Ehrendegen von großem Werthe, und bestätigte die Befehlshaberschaft, zu welcher er in dem Kriege gegen Schweden war berufen worden. Der Feldmarschall Lascy vereinigte in der Gegend von Wyborg unter seinem Befehl die Truppen, welche bestimmt waren in Finnland einzudringen. Keith, der nächste Befehlshaber unter ihm, hatte mit seiner Truppenschaar, bestehend aus 5 Regimentern Fußvolk, 3 Regimentern Dragoner und einigen Grenadierkompanien, bereits am 22. Juli vier Stunden von Sankt Petersburg ein Lager bezogen, aus dem er im Anfange des August in der Richtung von Wyborg nach Moula-Muisa vorging, und daselbst drei Wochen stehen blieb. Sein forschender Blick entdeckte hier, daß die Oertlichkeit dem Feinde den Weg nach Sankt Petersburg unbewacht

freiließ, und er ordnete deßhalb sogleich auf den geeigneten Punkten schernde Schanzen an.

Am 24. August ließ Keith die Truppen ausrücken, und ihnen die Kriegserklärung gegen Schweden verkündigen, worauf er jedes einzelne Bataillon mit kurzen Worten anredete und zu tapfern Kriegsthaten ermahnte. Am folgenden Tage wurde der Marsch angetreten. Bei Wyborg stießen zu Keith noch 6 Regimenter Fußvolk, unter dem Generallieutenant Stoffeln und Generalmajor Fermor. Nach Ueberschreitung der Gränze wurde der erste Angriff gegen die kleine Festung Wilmanstrand gerichtet. Ein falscher Lärm in der Nacht, wobei die russischen Truppen auf einander schossen, setzte Lascy und Keith in Gefahr, denn mehrere Kugeln waren in ihre Zelten eingedrungen. Am 2. September standen die Russen, etwa 10,000 Mann stark, vor Wilmanstrand, allein zwei schwedische Truppenschaaren konnten herbeiziehen, und ihrer vereinigten Macht wollte Lascy noch ausweichen; als er aber gewiß geworden, daß nur die eine, unter General Wrangel, etwa 5000 Mann stark, ihm gegenüber stehe, beschloß er den Kampf aufzunehmen. Am 3. September kam es zum Treffen. Die Schweden hatten eine vortheilhafte Stellung auf einer Anhöhe, ihr linker Flügel stand an einer Schlucht, die sich

zum Glacis der Feſtung hinzog, vor der Mitte war das Geſchütz aufgepflanzt. Keith ließ durch 2 Grenadierregimenter unter den Oberſten Lohmann und Graf von Balmaine auf die ſchwediſche Batterie anrücken und den Oberſten von Manſtein mit 2 andern Regimentern zur Unterſtützung nachfolgen. Allein die Grenadiere hatten unter dem Feuer des Feindes einen ſteilen Abhang hinunter und auf der andern Seite eben ſo wieder hinan zu ſteigen, ſie verloren viele Leute, geriethen in Unordnung und wandten ſich zur Flucht. Die Schweden verfolgten, und auch ihre beiden Flügel rückten ſogleich vor. Die Unordnung ſchien die beiden Unterſtützungsregimenter mitergreifen zu müſſen, und dann war das Gefecht für die Ruſſen verloren. Keith, dieſe Gefahr erblickend und zugleich den Vortheil wahrnehmend, den ihm die veränderte Stellung der Schweden darbot, ertheilte augenblicklich dem Oberſten von Manſtein den Befehl, mit ſeinen beiden Regimentern rechts abzulenken und den linken Flügel der Schweden anzugreifen, welches ſogleich ausgeführt wurde. Der linke Flügel des Feindes wurde nun völlig geworfen, und gleich darauf ebenſo der rechte, das Geſchütz erobert und gegen die Feſtung gewendet, dieſe ſchließlich erſtürmt. Von den Schweden entkamen kaum 500 Mann, auch die Ruſſen hatten gegen

2500 Todte und Verwundete; unter den erstern waren der Generalmajor von Uexküll und die beiden Anführer der Grenadiere, unter letztern der Oberst von Manstein; dagegen fielen 12 Fahnen und 4 Standarten, 13 Geschütze und die schwedische Kriegskasse in ihre Hände. Die Ehre des Tages wurde hauptsächlich Keith zugesprochen, der durch seine rasche Entschlossenheit und kluge Anordnung das schon wankende Gefecht hergestellt und zum Siege gewendet, und durch den Sieg seiner Truppen auch den der andern eingeleitet hatte. In Anerkennung seines neuen Verdienstes erhöhte die Großfürstin noch im Oktober seine Besoldung durch eine jährliche Zulage von 3000 Rubeln. Zu nicht geringerem Ruhme bleibt ihm anzurechnen, daß er, der immerfort im stärksten Feuer die Soldaten angespornt, im Siege sogleich ihrer Wuth Einhalt that, und besonders die wehrlosen Einwohner in Schutz nahm; die geretteten wurden sämmtlich nach Rußland verpflanzt, und der Ort dem Boden gleich gemacht. Lascy führte seine Truppen hierauf in ihr Lager zurück; er war mit dem errungenen Siege zufrieden, und wagte nicht in Finnland weiter vorzudringen. Um an der Siegesfeier Theil zu nehmen, begab er sich nach Sankt Petersburg, und Keith übernahm inzwischen den Oberbefehl. Die weiteren Feind-

seligkeiten beschränkten sich aber auf Streifereien und Scharmützeln, in denen die Russen immer den Vortheil hatten. Am 8. November, nachdem Keith erfahren, daß die Schweden zurückgegangen, ließ er auch seine Truppen in Winterquartiere ziehen. Er selbst ging gegen Ende des November nach Sankt Petersburg, um den dortigen Kriegsberathungen beizuwohnen.

Allein bald erhielt er Nachricht, daß der schwedische Oberbefehlshaber Graf Lewenhaupt seine Truppen zusammenziehe und einen Winterfeldzug zu beabsichtigen scheine; zugleich liefen Abdrücke eines Manifests ein, welches derselbe erlassen hatte, und wodurch er erklärte, die Schweden führten den Krieg keineswegs gegen Rußland, sondern nur gegen die Fremden, unter deren Druck die Russen sich befänden, es sei vor allem die Absicht, diesen die Freiheit zu verschaffen, nach eignem Ermessen sich einen Herrscher zu erwählen. Der Kriegsrath, welcher unter dem Vorsitze von Münnich in Sankt Petersburg täglich bei dem Grafen von Ostermann zusammenkam, traf alle Maßregeln, die Schweden gehörig abzuwehren. Keith ging am 5. Dezember in sein Hauptquartier nach Wyborg, um selbst alles anzuordnen und zu überwachen.

Aber in der Nacht vom 5. auf den 6. Dezember ereignete sich in Sankt Petersburg eine neue Staats-

veränderung. Die Großfürstin Elisabeth, Tochter Peter des Großen, durch ihren Arzt und Günstling Lestocq aufgereizt, hatte sich ihrer Lässigkeit entrissen, die Truppen gewonnen, und sich, nachdem der junge Kaiser, die Großfürstin Anna, ihr Gemahl, Münnich und andre Große des Reichs in Gewahrsam gebracht waren, als Kaiserin ausrufen lassen. Es ist nicht wahrscheinlich, daß Keith von dieser Unternehmung etwas im voraus gewußt, oder sie begünstigt habe, seine rechtliche Denkart mußte die Verschworenen abschrecken, ihm ihre Sache zu vertrauen. Doch fand er sich keineswegs bewogen, das Geschehene zu mißbilligen; die Großfürstin Elisabeth konnte in seinen Augen keine Unberechtigte sein, und die Verhältnisse waren in Rußland so verworren, entbehrten so sehr jeder festen Grundlage, daß die streitigen Rechte zu entscheiden fast nur der Gewalt überlassen blieb. Keith, in Uebereinstimmung mit Lascy, huldigte der Kaiserin Elisabeth unverzüglich, ließ die Truppen ihr schwören, und ordnete in Wyborg Freudenbezeugungen an.

Die Schweden gaben sich das Ansehen, als hätten sie zu dieser Wendung der Dinge wesentlich mitgewirkt, und meinten nun große Zugeständnisse von der neuen Kaiserin zu erlangen. Auch wünschte diese

lebhaft, den Frieden herzustellen, und bewilligte zunächst einen Waffenstillstand von drei Monaten. Allein die Schweden forderten Wyborg und das ganze russische Finnland, und die Kaiserin wollte sich nur zu Geldopfern, nicht aber zu Abtretung des kleinsten Landstrichs verstehen. Daher begannen am 1. März 1742, nach Ablauf des Waffenstillstandes, die Feindseligkeiten von neuem.

Die eigentliche Eröffnung des neuen Feldzuges verzögerte sich aber bis in die Mitte des Sommers. Wyborg war auf's neue der Sammelplatz der russischen Truppen, deren Stärke sich auf etwa 36,000 Mann belief, von denen 10,000 auf 43 Galeeren eingeschifft wurden. Doch bevor das Heer gegen den Feind rückte, war noch ein innerer Sturm zu bestehen. Im Lager vor Wyborg entstand das Gerücht, russische Generale stünden im Einvernehmen mit den Schweden, und die Preobrashenskischen und Semenoffskischen Leibwachen erregten einen furchtbaren Tumult, mißhandelten ihre Offiziere und schrieen, man müsse alle Fremden, die im Heere dienten, todtschlagen. Niemand wagte, dem meuterischen Haufen zu nahen. Nur Keith, nachdem er herbeigeeilt und die Sache vernommen, besinnt sich keinen Augenblick, nicht gedenkend, daß er selbst einer der Fremden ist, deren

Tod begehrt wird, ſchreitet er beherzt in die Mitte der Aufrührer, ergreift einen derſelben und ſchreit nach einem Popen, ſeine Beichte zu hören, weil er den Mann ſogleich will erſchießen laſſen; er befiehlt ſeinen Adjutanten und Ordonnanzen, noch andere Meuterer zu verhaften; ſein gebietendes Anſehn und kräftiges Handeln ſchreckt den wilden Haufen, die Aufrührer weichen auseinander und zerſtreuen ſich. Hierauf ließ Keith alle Truppen ausrücken, die ſtrafbare Mannſchaft abſondern und den Kriegsgerichten übergeben; der Uebermuth der Leibwachen war gebrochen, und alles kehrte zur Ordnung zurück. Ohne die ſeltne Unerſchrockenheit Keith's, ſagt Manſtein, wäre dieſe Empörung nicht gedämpft worden, denn kein ruſſiſcher Offizier wagte ihr entgegenzutreten.

Erſt am 24. Juni rückten die Ruſſen in das ſchwediſche Finnland ein. Die Schweden gaben die vortheilhafteſten Stellungen freiwillig auf und räumten das Feld. Lewenhaupt rechnete ſo gewiß auf den Erfolg der noch fortdauernden Friedensunterhandlungen, daß er alle Kriegsanſtalten vernachläſſigte. Er und Buddenbrock wurden verhaftet und nach Stockholm gebracht, wo ſie für ihre Fahrläſſigkeit nachgehends mit dem Leben büßten. Aber die ſchwediſche Sache war ſchon verloren. Lascy rückte ungehindert

über Friedrichsham nach Helsingsfors, wo die Hauptmacht der Schweden, 17,000 Mann stark, in ihrem Lager von allen Seiten eingeschlossen, nach 14 Tagen am 4. September, sich auf Bedingung ergaben. Ganz Finnland war nun den russischen Truppen offen und unterwarf sich ihnen.

Keith, der zwar keine Gelegenheit gehabt allein zu handeln, aber zu allen Erfolgen thätig mitgewirkt, empfing den Orden von Sankt Alexander-Newskii. Er nahm sein Hauptquartier in Åbo, und führte nach der Abreise Lascy's, der an den Hof nach Sankt Petersburg ging, wieder den Oberbefehl. Die Kriegsverwaltung Finnlands leitete er mit kluger Festigkeit und Milde, er wußte die Sorge für die Truppen mit der Schonung der Einwohner auch hier zu verbinden, und that alles, was in seiner Macht stand, um die Leiden des Krieges auf das möglichgeringste Maß einzuschränken. Er war uneigennützig und gerecht, zwei Eigenschaften, die ihn vor den meisten seiner Mitgenerale hoch auszeichneten. Die Finnländer, wie früher die Ukrainer, bezeigten ihm überall das ehrenvollste Zutrauen.

In Åbo lernte Keith eine junge Waise kennen, Eva Merthens, ein Kind ehrbarer Bürgersleute, das aber in den Kriegsbewegungen von den Soldaten

mit ſchwediſchen Gefangenen war eingebracht worden. Er nahm das ſchöne Mädchen zu ſich, ließ ihr Unterricht ertheilen und gewann ſie lieb. Sie blieb fortan bei ihm, und er würde ſie geheirathet haben, wären nicht die Standesvorurtheile doch zu groß geweſen. Er bekam Kinder mit ihr, die er ſehr liebte, und für deren Erziehung er beſtens ſorgte.—

Am Hofe der Kaiſerin aber traten bald Verhältniſſe ein, welche die bisher günſtige Stellung Keith's veränderten. Die Eiferſucht der Ruſſen ſuchte die Fremden aus den höchſten Aemtern zu entfernen, man machte den Haß der Truppen geltend, man berief ſich auf den ſtattgehabten Aufruhr. In dem verſteckten Kampfe ehrgeiziger Ränke und Falſchheiten konnte ein Mann wie Keith nur Verdruß ärnten. Als er ſeine Dienſte ungünſtig angeſehen glaubte, forderte er ſeinen Abſchied. Aber auch andere Generale von größter Auszeichnung thaten daſſelbe, der Graf von Löwendal, Douglas, von Lieven, und die Kaiſerin erſchrack über den Verluſt tapfrer Anführer, der ihrem Heere drohte. Sie wünſchte beſonders Keith in ihrem Dienſte zu behalten, verſagte ihm den Abſchied, ſchrieb ihm in den gnädigſten Ausdrücken, vermehrte ſeine Beſoldung, und bot ihm den Oberbefehl des Kriegsheeres gegen Perſien an. Er lehnte dieſen

Oberbefehl ab, ließ ſich aber bewegen, noch in ruſſiſchen Dienſten zu bleiben, wie auch Lieven und Douglas thaten.

Im März 1743 wurden in Åbo Friedensverhandlungen eröffnet. Allein die Feindſeligkeiten begannen nichtsdeſtoweniger aufs neue. Die Ruſſen hatten eine ſtarke Flotte ausgerüſtet, und Lascy war mit vielen Truppen an Bord gegangen. Keith bemannte ſeinerſeits 21 Galeeren mit einem Theile ſeiner Truppen, und ſuchte die ſchwediſche Flotte auf, die ſchon im April ausgelaufen war, und ihm einen Theil des Schiffbaubolzes verbrannt hatte, das er zur Erbauung von 6 Galeeren, die noch im Juli fertig wurden, nach Åbo ſchaffen wollte. Er bekam die Schweden öfters zu Geſicht, allein ſie wichen ihm aus, und die Verfolgung war bei den zahlreichen Buchten, Inſeln, Sunden und Klippen jenes Meeres ebenſo ſchwierig als gefahrvoll. Endlich ging Keith nicht weit von Åbo bei Corpo vor Anker, und die Schweden nahten am 31. zum Angriff, wurden aber ſo übel empfangen, daß ſie das Gefecht abbrachen. Wegen des ſtürmiſchen Wetters konnte Keith erſt am 4. Juni die Schweden verfolgen, die er in dem wohlvertheidigten, durch Inſeln gebildeten Hafen Sutonga zurückgezogen fand. Er bewachte ſie hier, bis endlich am 23. Juni, nach

vielen Widrigkeiten und Beſchwerden, Lascy mit der Hauptflotte ebenfalls vor Sutonga eintraf. Die Schweden entſchlüpften auf's neue, und zogen ſich dann völlig nach Stockholm zurück. Den weitern Unternehmungen Lascy's und Keith's, die ſchon an eine Landung in Schweden dachten, ſetzte der Abſchluß der Friedenspräliminarien am 27. Juni zu Åbo diesmal ein Ziel.

Keith begab ſich nach Åbo, den Rückmarſch der ruſſiſchen Truppen aus Finnland anzuordnen. Unerwartet aber empfing er am 20. September den Befehl, mit 30 Galeeren und 11,000 Mann nach Schweden abzugehen. Der König Friedrich und der Senat hatten nämlich durch den General Düring bei der nun befreundeten Kaiſerin bewaffnete Hülfe begehrt, ſowohl gegen die Dänen, welche das Land bedroheten, als wegen der innern Partheiungen, die den Staat zerrütteten. Die Kaiſerin ſchenkte Keith bei dieſem Anlaſſe wieder 3000 Rubel, und ſetzte ihm 600 Rubel monatliche Tafelgelder aus. Die Ueberfahrt aber verzögerte ſich noch, und fiel in den Oktober, in die Zeit großer Kälte und heftiger Stürme. Keith hatte große Sorgen und Beſchwerden; die Generale und Offiziere vom Seeweſen widerſetzten ſich, und meinten, die Schiffe könnten die See in ſolcher Kälte nicht

halten, sie müßten jetzt erst überwintern. Alle Stimmen waren gegen ihn, und er allein bestand auf seiner Meinung. Er kannte den Dienst der Galeeren von Spanien her, und wußte wohl, was bei gutem Willen zu leisten sei. Er ließ die Seeleute ihre Gegenvorstellungen schriftlich einreichen, steckte sie aber in die Tasche ohne sie zu lesen, und befahl das Zeichen zum Aufbruch zu geben. Die Truppen litten sehr von der Kälte und dem Unwetter, doch dauerte die Ueberfahrt nur kurz, und sie gelangten am 23. Oktober glücklich nach Sarmund, wo sie ausgeschifft wurden. Keith begab sich nach Stockholm, und da Rußland noch keinen Gesandten daselbst hatte, so wurde er am Hofe auch in dieser Eigenschaft beglaubigt.

Der Einfluß des russischen Hofes erwies sich jedoch in den schwedischen Angelegenheiten minder überwiegend, als man nach diesen Verhältnissen erwarten mochte. Die Parthei, welche den Russen feindlich war und sich auf Frankreich stützte, regte sich stark und gewann neuen Boden. Keith wollte sich auf Ränke und Feinheiten nicht einlassen, sondern seinen Weg redlich und offen gradedurch gehen; dies gelang ihm auch in gewissem Maße, wobei er freilich auf sein schon erworbenes Ansehen sich stützen konnte. Ein schwedischer Minister, der ihn übervortheilen wollte, erfuhr dies

zu ſeinem Nachtheil. Keith hatte mit dieſem über die Vertheilung und Verpflegung der Truppen eine Abrede getroffen, die er arglos dem Schreiber des Miniſters abzufaſſen überließ. Nach einiger Zeit erwies ſich, daß nicht die verabredeten, ſondern ganz abweichende Beſtimmungen niedergeſchrieben waren. Keith ging ſogleich den König ſelbſt an, und beklagte ſich über die Unredlichkeit. Der König theilte ſeinen Unwillen und ließ den Sekretair rufen, der die Abänderung nicht zu läugnen wagte, aber ſich auf den Befehl des Miniſters berief, der auf dieſe Weiſe bloßgeſtellt, die Vorwürfe des Königs und die noch viel ſtärkern Keith's zu tragen hatte, und den letztern nur mit Mühe durch unbedingte Nachgiebigkeit verſöhnte. Mit dem Könige ſelbſt, der ſich ebenfalls ſoldatiſcher Freimüthigkeit rühmte, blieb Keith in immer gleichgutem Vernehmen, wie auch mit dem von den ſchwediſchen Reichsſtänden erwählten Thronfolger, Prinzen Adolph Friedrich von Holſtein-Gottorp, der um dieſe Zeit in Stockholm eintraf. Zum neuen Jahr 1744 beſchenkte der König ihn mit einem goldnen, reichbeſetzten Degen, und erwies ihm die ausgezeichnetſten Ehren.

Gleichwohl waren die amtlichen Verhältniſſe Keith's ſchon nicht mehr die günſtigſten. Denn weil die

Beſorgniß der Schweden, in Betreff der Dänen, gehoben ſchien, ſo glaubten ſie nun auch die Ruſſen überflüſſig und drangen auf deren Abzug. Die Kaiſerin, hierüber mißvergnügt, ſandte darauf an Keith den Befehl, wenn die Dänen einrückten, nicht gegen ſie zu marſchiren, ſondern ſeine Truppen ruhig bei Stockholm zu halten, und in ſolchem Falle zu erklären, er ſei nicht gekommen, wider die Dänen zu fechten, ſondern nur zur Beilegung der innern Unruhen. Keith wußte in dieſer ſchwierigen Stellung, die zu wechſelndem Benehmen nöthigte, das Vertrauen und die Achtung aller Partheien zu gewinnen, wie denn auch überhaupt ſein ganzer Aufenthalt in Stockholm das glänzendſte Anſehen hatte. Jedoch war er ſehr zufrieden, als endlich der Tag der Rückkehr erſchien. Er beurlaubte ſich bei dem Könige und dem Thronfolger am 23. Juni 1744, und empfing bei dieſer Gelegenheit abermals einen prächtigen goldnen Degen, des Thronfolgers Bildniß und 2000 Dukaten zum Geſchenk. Die Ruſſen ſchifften ſich allmählig ein, verließen aber erſt im Anfange des Auguſt die ſchwediſchen Küſten; Keith brachte die ganze Ausrüſtung am 13. Auguſt glücklich nach Reval zurück.

Die Kaiſerin bezeigte ihm große Zufriedenheit, ſandte ihm einen koſtbaren, auf 8000 Rubel geſchätzten

Degen, vermehrte ſeine Einnahme mit jährlichen 2000 Rubeln, verlieh ihm den Sankt Andreasorden, und ſchenkte ihm ein Landgut in Liefland auf Lebenszeit. Aber nicht eben ſo günſtig war ihm der Vicekanzler Graf Alexei Beſtuſheff geſinnt. Derſelbe war vor dem Kriege Geſandter in Stockholm, und Keith nahm in ſeinen Berichten keine Rückſicht, ob das, was er zu ſagen hatte, den Anſichten ſeines Vorgängers gemäß war, oder wohl gar deſſen Benehmen bloßſtellte. Daher Beſtuſheff nun alles anwandte, um Keith zurückzuſetzen und zu kränken. Der Widerwillen der Ruſſen gegen die Fremden lieh den bequemen Vorwand, hinter dem die perſönliche Feindſchaft ſicher wirken konnte.

Beſtuſheff vermochte jedoch nicht zu hindern, daß im Jahre 1745 Keith den Oberbefehl über die ruſſiſchen Truppen erhielt, die in Liefland und Kurland zuſammengezogen wurden, um für Sachſen gegen Preußen in's Feld zu rücken. Da Sachſen aber, durch die Siege der Preußen raſch überwunden, alsbald Frieden machte, ſo überſchritt das ruſſiſche Heer diesmal die Gränze nicht, und Keith behielt ſein Hauptquartier in Riga. Die Truppen blieben größtentheils vereinigt, weil die Abſichten gegen Preußen nicht aufgegeben waren, und auch ſchon im nächſten Jahre 1746 ein Bündniß mit Oeſterreich zu dieſem Zwecke

zu Stande kam. Die Kaiſerin kam den 16. Juli nach Narwa und hielt Muſterung über die dort verſammelten Truppen, welche Keith ihr vorführte, und deren Haltung und Fertigkeit alles Lob empfingen.

Inzwiſchen hatte Lord Mariſchal in der Ferne die Kriegsthaten und den Ruhm ſeines Bruders vernommen, und widerſtand der Sehnſucht nicht, ihn wiederzuſehen. Er kam daher im Sommer 1746 nach Rußland, nicht abgeneigt, ſo glaubte man, ebenfalls in ruſſiſche Dienſte zu gehen, gewiß aber in der Meinung, mit ſeinem Bruder eine Zeitlang vereint zu bleiben. Doch iſt ſchwer anzunehmen, daß er bei ſeiner Vorliebe für den ſonnenhellen Süden die Abſicht gehegt habe, ſich auf immer in dem kalten Norden feſtzuſetzen. Auch fügte das Geſchick die Dinge ganz anders, und anſtatt bei dem Bruder zu bleiben, zog er dieſen vielmehr hinweg. Ihm wurde nicht einmal der Aufenthalt in Rußland geſtattet, denn weil er im Jahre 1744 auf's neue an der unglücklichen Unternehmung des Prinzen Karl Eduard, Sohnes des Ritters von Saint-George, Theil genommen, ſo widerſprach der engliſche Geſandte Lord Hyndford der Aufnahme eines erklärten Feindes ſeines Hofs, und fand leicht Gehör. Lord Mariſchal durfte nicht einmal nach Riga kommen, wo ſein Gepäck ſchon angelangt

war. Keith reiſte ihm bis zur Gränze entgegen, bewirthete ihn in Schulzenkrug, und erklärte bei der Trennung, nun wolle auch er nicht mehr in Rußland bleiben. Lord Mariſchal trat ſogleich die Rückreiſe an und kam den 7. November durch Berlin, um ſich nach Venedig zu begeben.

Beſtuſheff war aber mit der Wegweiſung Lord Mariſchal's nicht zufrieden, er dachte ernſtlich daran, auch Keith zu verdrängen. Dieſer hatte gleich, als der Bruder weggehen mußte, unwiderruflich beſchloſſen, den ruſſiſchen Dienſt aufzugeben. Doch mußte er den ſchicklichen Zeitpunkt abwarten, denn die Truppen ſtanden noch gleichſam im Felde, und neue Kriegsbewegungen kündeten ſich an. Inzwiſchen waren Beſtuſheff und auch Lord Hyndford nicht unthätig; letzterer ſuchte den Feldmarſchall Lascy zu überreden, Keith ſpräche ſchlecht von ihm. Beſtuſheff aber wußte es ſo zu wenden, daß Keith den Oberbefehl über ſeine bisherige Truppenabtheilung verlieren, und dieſer dem dienſtjüngern General, Fürſten Repnin, übertragen werden ſollte. Keith fühlte ſich beſchimpft, und ohnehin ſchon verletzt wegen des Bruders, forderte er am 30. Januar 1747 ſeine Entlaſſung, und ſchrieb an Beſtuſheff dabei, — wie er in einem ſpätern Briefe an ſeinen Bruder erzählt: „That as

he had assured me, in the letter where he refused you the permission to live in Russia, that on a proper occasion he would employ all his credit in my favour, I was persuaded he wou'd think this the properest one, since it was to procure me my congé.“ Bestuscheff antwortete dem bittern Schreiben höflich und ausführlich, es sei nicht seine Schuld, daß Lord Marischal in Rußland nicht habe bleiben können, und wenn derselbe seine Aussöhnung mit dem Könige von England gewünscht hätte, so würde die Kaiserin gern ihre Vermittlung angeboten, und ihn nachher mit größtem Vergnügen nicht nur in ihrem Lande, sondern auch in ihren Diensten gesehen haben; den Oberbefehl über die zum Marsch ins Ausland bestimmten Truppen habe man dem Fürsten Repnin geben müssen, weil Keith selber durchaus unentbehrlich sei, die Gränzen des Reiches gegen einen unruhigen Nachbar zu bewachen; was jedoch das Abschiedsgesuch beträfe, so sei dasselbe zu spät eingereicht, denn es bestehe eine Vorschrift, daß Offiziere ihre Entlassung zum ersten Januar begehren müßten; dabei ließ er ihn wissen, daß er, wiewohl mitunter etwas zu gut bezahlt für seine geleisteten Dienste, doch bei fernerem Bleiben auch fernere Belohnung und Beförderung erwarten könne. Keith

erwiederte, er werde alſo wohl bis zum Winter noch bleiben, allein er müſſe beſtimmt erwarten, daß er dann ſeinen Abſchied erhalten werde. Beſtuſheff bedauerte ſchließlich, daß ſein Rath nicht beſſern Eingang fände, und da die Sache in ſeinen Geſchäftskreis nicht gehöre, ſo möchte Keith ſich fernerhin an die Kriegsbehörde wenden. Aber die hier noch verhüllte Bitterkeit Beſtuſheff's war in den Handlungen um ſo ſichtbarer. Keith mußte einen Truppentheil nach dem andern abgeben, und behielt zuletzt nur zwei Regimenter Landmiliz. Da das Kriegskollegium ihn ohne Antwort ließ, ſo ſchrieb er zu Ende des Mai an den General Grafen Apraxin und erfuhr durch dieſen, die Kaiſerin habe befohlen ihm den Abſchied zu ertheilen, und derſelbe werde ihm baldmöglichſt überſendet werden.

Die weitern Schwierigkeiten laſſen wir Keith ſelbſt erzählen, der in dem ſchon angeführten Briefe an ſeinen Bruder darüber berichtet wie folgt: „At the same time, one of my friends at Petersburgh wrote to me that my congé was ready, but that I could not receive it till I had sign'd some paper, the contents of which he did not know; and that he was well inform'd that if I refused to sign it, the resolution was taken to arrest me. You know what that signifies. Some

days after, he wrote me another billet, that my discharge was sent to the feldtmarshal, with a reserve that I should never serve, directly or indirectly, against Russia; and that if I refused, that the feldtmarshal shou'd arrest me. While I was reading the billet, an adjutant came, desiring I should go the feldtmarchal. I found the poor man in the greatest consternation possible: he had the auditor general with him, and another, as witnesses. He told me my demission was on the table, but that he had an order from the colledge of war not to deliver it to me, till I had sign'd another paper. I desired they might be read to me. The demission was a simple one, in the ordinary form, signed by the empress, the first of July: the order of the colledge of war, of the forth, to exclude me out of the army; and which was already published to the commissariate and bureau of provisions, that I might receive no more pay nor forage. — When they were both read, I told the feldtmarshal that I was visibly already out of the Russian service, both by the emppresse's demission, and the colledge's order; I could not see in

what pretence they could impose laws on a British subject, who might serve when and where he would: on which the feldtmarshal begg'd me to consider of it. I said it was a scandalous paper; to which he answered, that it was indeed scandalous for those who imposed it. As I had no mind to make the journey to Siberia, I desired it might be read to me. The contents were that I promised never to serve, directly nor indirectly, against Russia; and that if I fail'd, I submitted to be judged by the Russian military articles. As soon as I heard it read, I told the general auditor, that I was ready to sign it immediately; because I knew the articles too well, not to be sure that there was not any one that forbid a free Englishman, as I then was, to serve in what manner I would: on which I signed the paper, and giving it back to the auditor, I told him that if ever they took me alive serveing against Russia, I was willing they should make a new article to condemn me. I was very sorry for what I had said, and I saw the feldtmarshal was no less; for I was sure the fellow wou'd write it immediately to Apraxin, who would

draw consequences from it, that might be dangerous: but as I had my demission and passport, I resolved to prevent them; and haveing found an English ship ready to sail, I took my passage aboard for England, being afraid to come here directly by land, for fear of being arrested in Courland.“

Da ſeine Abreiſe längſt vorbereitet war, ſo konnte er leicht mit den Seinigen zu Schiff gehen, und einmal in See, fühlte er ſich den Gefahren in Rußland glücklich entgangen und völlig frei. „In this manner — erzählt er weiter, I got clear of the Russian dominions, but had a very bad passage to the Sound, nineteen days contrary wind and blowing weather; for which I was not sorry, for this gave me a pretext of quitting my Englishman at the Sound, and declaring that I would go by land thro' Holland. They were very inquisitive at Copenhagen, if my real intention was to go to England; and the duke of Sonderbourg made me overtures of entering into that service.“ Allein der däniſche Dienſt reizte ihn nicht: auch hatte er gleich nach ſeiner Landung, am 1. September, an den König von Preußen geſchrieben und ihm ſeine Dienſte angeboten; der Waffenruhm, welchen

der große König in den beiden ſchleſiſchen Kriegen erworben, ſein leuchtender Geiſt und reger Sinn, mußten auf Keith die größte Anziehung ausüben. Nachdem er bisher nur ſchwache, unfähige oder doch unkundige Kriegsherren gehabt, durfte er jetzt, wiewohl ſchon einundfunfzig Jahre alt, unter einem ſolchen Könige, der ſelber im größten Sinne Feldherr war, uns jede kriegeriſche Tüchtigkeit zu ſchätzen wußte, eine neue Lebensbahn voll Glück und Ruhm hoffen. In Hamburg, wohin er ſich begab, empfing er die Antwort des Königs, der ihn mit Freuden zu ſich einlud, und ihm folgendermaßen ſchrieb: „Monsieur! J'ai reçu avec toute la satisfaction possible la lettre que vous venez à me faire. Sensible que je suis à tous ces sentimens que vous me témoignez, je n'aurai rien plus à coeur que de vous en marquer ma reconnaissance de même que l'estime que j'ai pour votre personne; et comme je serai toujours charmé de vous voir entrer en mon service, je viens charger mon ministre d'état le baron de Mardefeldt de vous expliquer mes intentions là-dessus. J'espère qu'il s'en acquittera à ma satisfaction et à la vôtre.“ Es ſcheint, Keith wußte noch nicht, daß er als Feldmarſchall in den Dienſt des Königs treten

würde, dieſer ſchrieb noch: „Au général de Keith.“ Aber Friedrich wußte, daß er einen vollendeten Kriegsmann und tüchtigen Feldherrn für ſein Heer gewann, und meinte ihm wohl auch in Betracht der Ruſſen die Genugthuung eines höheren Ranges, als er bei jenen gehabt, gewähren zu müſſen. Keith's Patent wurde unter dem 18. September 1747 ausgefertigt. Doch wir müſſen Keith auch hierüber ſelbſt hören: „As soon as I got on shore in Denmark I wrote a letter to the king of Prussia, offering him my service, and soon after set out for Hambourg, where I received a very gracious answer, on which I went straight to Berlin, where two days after my arrival he declared me fieldmarshal of his army. As he stay'd only one day there, I had no resolution more. Baron Mardefeldt hat already told me that I was to have 8000 crowns a-year, with which I can live easier here then with twelve in Russia, where our immense equipages eat up all our income: and I find I have really more than for one; therefore, consider what a pleasure it would be to me to share it with my dearest brother. I know it would not be in the least disagreeable to the king, and even quite the contrary;

but in some posts, count Rothenbourg, who is almost as impatient to see you as I am, will write to you more fully on the subject.“ Am 30. Oktober ſandte der König ihm für das erſte Vierteljahr ſeines Dienſtes — vom 1. Oktober bis 31. Dezember — 2000 Thaler Gehalt und 1800 Thaler als Erſatz der Reiſekoſten.

Der ruſſiſche Geſandte von Keyſerlingk in Berlin machte anfangs Miene, als müſſe er dieſe ausgezeichnete Aufnahme eines Mannes, der ſich aus Rußland gleichſam als ein Flüchtling entfernt, wie eine Feindſeligkeit anſehen, und berichtete darüber nach Sankt Petersburg. Doch that man von hieraus keine weitere Schritte, ſondern begnügte ſich, das Gut in Liefland, welches Keith bekommen hatte, wieder einzuziehen. Ein Kapitain Wiegel hatte es von ihm gepachtet und die Pacht vorausbezahlt; da derſelbe nun ohne weiteres ausgewieſen wurde, ſo zahlte Keith ihm das empfangene Geld redlich zurück.

Wie zufrieden der König mit ſeiner Erwerbung war, ergiebt ſich aus der Art, wie er derſelben im erſten Kapitel ſeiner Geſchichte des ſiebenjährigen Krieges gedenkt: „Le roi fit une bonne acquisition en attirant de Russie le maréchal Keith à son service. C'était un homme doux dans le com-

merce, ayant des vertus et des moeurs, habile en son métier, et qui, avec la plus grande politesse, était d'une valeur héroique dans un jour de combat.“ Keith aber ſchloß den ſchon mehrmals angeführten Brief an ſeinen Bruder nach Venedig am 28. Oktober aus Potsdam mit folgenden Worten: „I have now the honour, and, which is still more, the pleasure of being with the king at Potsdam, where he ordered me to come two days after he declared me fieldmarshal: where I have the honour to dine and sup with him almost every day. He has more wit than I have wit to tell you; speaks solidly and knowingly on all kind of subjects; and I am much mistaken if, with the experience of four campaigns, he is not the best officer of his army. He has several persons with whom he lives in almost the familiarity of a friend, but no favourite; and has a natural politeness for every body who is about him. For one who has been four days about his person, you will say I pretend to know a great deal of his character; but what I tell you, you may depend upon: with more time I shall know as much of him, as he will let me know; and all his

ministry knows no more. Adieu, my dearest brother. Every week you shall have a letter from me, but not so long as this.“ Nach dieſer Schilderung und Einladung ſäumte Lord Marſchal nicht lange. Er ſagte: „Mon frère s'est éloigné de ses glaces pour m'attirer vers lui; il est juste que je m'éloigne aussi de mon soleil pour l'aller trouver,“ er verließ Italien, und kam zu dem geliebten Bruder und zu dem bewunderten Könige nach Potsdam.

Der König zog nun beide Brüder in ſeinen vertrauten Umgang, und ſeine Achtung und Zuneigung für beide konnte ſich durch die Dauer nur ſteigern. Beide wetteiferten ihrerſeits in Bewunderung und Anhänglichkeit für den König, mit dem ihr edles und treues Vernehmen nie getrübt wurde. Sie waren angenehme und lehrreiche Geſellſchafter, von großer Lebenserfahrung und kräftiger Geiſtesart. Keith's Kenntniſſe gingen weit über das Kriegsfach hinaus, und waren bedeutend genug, um von der Akademie der Wiſſenſchaften zu Berlin dadurch anerkannt zu werden, daß ſie ihn zu ihrem Ehrenmitgliede wählte. Doch blieben ihm die Kenntniſſe des Kriegsweſens wohl immer die wichtigſten. So ſtand er auch mit dem berühmten Kriegsſchriftſteller Chevalier de Folard in Verbindung, lud ihn im Auftrage des Kö-

nigs nach Berlin, und meldete diesem im Februar 1748, daß derselbe mit Freuden kommen werde. Am 14. August desselben Jahres sandte der König seine Belehrungen für die Generalmajore des Fußvolks und der Reiterei an Keith, welche Schriften damals nur im strengsten Vertrauen mitgetheilt wurden.

Im Jahre 1749 kam der berühmte Marschall Graf von Sachsen nach Berlin, wo der König den bewunderten Feldherrn mit größter Auszeichnung aufnahm, und auch Keith sich dessen näheren Umgangs freute. Der Sommer dieses Jahres war indeß für Keith nicht günstig, die Anstrengungen des Krieges im rauhen Norden und die zuletzt im russischen Dienst erlittenen Verdrüsse hatten seinen sonst rüstigen Körper hart angegriffen, und ein drohendes asthmatisches Leiden erforderte sorgsame Berücksichtigung. Der König erlaubte ihm, durch ein Schreiben vom 9. September, zur Herstellung seiner Gesundheit in ein warmes Bad zu gehen, und empfahl ihm kleine Tagereisen. Keith besuchte das Karlsbad mit gutem Erfolg. Nach seiner Rückkehr, im Oktober, wurde Keith, da der Gouverneur von Berlin, Prinz von Holstein-Beck, gestorben war, an dessen Statt zum Gouverneur der Hauptstadt ernannt. Sein Gehalt stieg nun auf 12,000 Thaler jährlich.

Auf Anlaß des Beſuches, den die geliebte Schweſter des Königs, die Markgräfin von Baireuth, und ihr Gemahl, im Jahre 1750 zu Berlin abſtatteten, wurden viele Hoffeſte angeordnet, unter andern am 25. Auguſt, ſpät Abends bei Lampen- und Fackelglanz, ein großes Ritterſpiel von ſolcher Pracht und Schönheit, daß die Theilnehmer und Zeugen noch im ſpäteſtem Alter verſicherten, in ihrem Leben kein herrlicheres Feſt geſehen zu haben. Der König ſelbſt machte die Anordnung des Ganzen, auf dem Paradeplatze vor dem Schloſſe war ein längliches Viereck zur Kampfbahn eingerichtet, von aufſteigenden Bühnen umgeben, auf welchen ſich die Zuſchauer befanden; die Schweſter des Königs, Prinzeſſin Amélie, theilte die Preiſe aus, zu Kampfrichtern aber waren nebſt Keith die Generallieutenante Grafen von Hacke und von Schwerin, und der Staatsminiſter von Arnim ernannt. Alles ging glücklichſt von Statten. Gewandtheit und Schönheit konnten ſich auf's glücklichſte darſtellen; auch Keith hatte in ſeinem Ehrenamte Gelegenheit, ſich als ritterlicher Hofmann zu zeigen. Voltaire, der kurz vorher eingetroffen war, und hier zum erſtenmal öffentlich erſchien, ſprach ſeine Bewunderung in Stegreifverſen aus, welche das Feſt

über alles erhoben, was Griechenland und Rom in dieſer Art je geſehen hätten! —

Gegen Ausgang des Jahres 1750 machte die Nachricht, daß der Marſchall Graf von Sachſen in Chambord am 30. November geſtorben ſei, einen überraſchenden und ſchmerzlichen Eindruck in Berlin und Potsdam bei allen denen, welche ihn noch im Jahre vorher als rüſtigen und muntern Gaſt daſelbſt geſehen hatten. Der König wurde durch dieſen Trauerfall veranlaßt, ſeine Gedanken über Tod und Unſterblichkeit in der berühmten poetiſchen Epiſtel auszuſprechen, welche er dem Feldmarſchall Keith gewidmet hat. Schon im Dezember wurde ſie fertig, und im Jahre 1752 der neuern Ausgabe der Oeuvres du philosophe de Sanssouci beigefügt. Die Denkart, welche ſich hier darlegt, iſt frei und kühn, und hat zu allen Zeiten edle Anhänger gehabt; der Gegenſtand war zwiſchen dem König und Keith ohne Zweifel oft beſprochen, und wir dürfen eine gewiſſe Uebereinſtimmung beider in den hier aufgeſtellten Anſichten wohl vorausſetzen; indeß haben wir in der Poeſie doch nur den Ausdruck augenblicklicher und wandelbarer Stimmung, und finden es von ganz anderm Gewicht, wenn Schleiermacher in ſeinen Selbſtbetrachtungen ſich ähnlicher Gedankenreihen erkühnt. —

Mit dem Beginn des Jahres 1751 erkrankte Keith auf's neue, und der König empfahl ihm Schonung; die Kränklichkeit kehrte ab und zu wieder, eine asthmatische Beschwer, die erst im hohen Sommer wich. Beide Brüder, wenn sonst nichts Ungewöhnliches eintrat, waren jetzt die beinahe täglichen Gesellschafter des Königs, seine Tischgenossen, und Mitglieder des vertrauten, geistvollen Kreises, den es ihm geglückt war so reich und glänzend um sich her zu bilden. Wir berufen uns auf die lesenswerthe Schilderung, welche Preuß in seinem trefflichen Werke „Friedrich der Große mit seinen Verwandten und Freunden" von dieser merkwürdigen Gesellschaft ertheilt hat, und erinnern nur, daß grade in dieser Zeit außer dem Marquis d'Argens, dem Grafen Algarotti, dem Abbé de Prades, und Andern, auch Voltaire ihr angehörte. Zwischen diesem und Lord Marischal knüpfte sich bald ein freundliches Verhältniß, an welchem auch Keith Theil hatte, doch finden wir darüber keine näheren Angaben. Auch über den vertrauten Verkehr Keith's mit dem Könige haben sich, bei dem steten Zusammensein beider, nur wenige Zeugnisse erhalten können. Am 22. März 1751 dankt Friedrich für eine wichtige Mittheilung, die ihm Keith gemacht hat; wir wissen nicht welche. In einem Briefe vom 4. Juli desselben

Jahres vertraut er ihm, daß er seinen Bruder als Gesandten nach Paris zu schicken beabsichtige, aber am französischen Hofe vorher unter der Hand anfrage, ob Lord Marischal's Verdrießlichkeit mit dem Könige von England nicht etwa seine Ernennung dort weniger angenehm erscheinen lasse. Die Antwort muß günstig ausgefallen sein, denn schon gegen Ende des August wurde Lord Marischal zum Gesandten wirklich ernannt, und empfing vor seiner Abreise noch den Schwarzen Adlerorden. Dieses ehrenvolle Auftreten seines Bruders im Dienste des großen Königes muß für Keith eine hohe Befriedigung gewesen sein, die den Schmerz der Trennung zu lindern fähig war.

Zwischen die geistreichen Unterhaltungen des Königs drängt sich immer auch der Ernst der Geschäfte ein, und diejenigen seiner Freunde, mit denen er zugleich die Staatssachen besprechen kann, erfreuen sich einer gediegenern Vertraulichkeit, als die muntern Schöngeister, die nur seine Muße zu erheitern berufen sind. Keith war in diesem Betrachte ganz der Mann des Königs, reich an Erfahrung, kalt und klar im Erwägen, unbefangen und freimüthig, ohne persönliche Nebenabsicht; wenn er nicht gefragt wurde, so beunruhigte ihn das nicht, er wartete dann gelassen den Zeitpunkt ab, wo wieder ein Bedürfniß empfunden

wurde, auch ihn zu hören. Auf dieſe Weiſe vermied er, dem Könige unbequem zu werden, und behielt ſeine Meinung ſelbſtſtändig. Auch behauptete er ſich wohl in offnem Widerſpruche gegen den König, mit dem zu ſtreiten nicht leicht und ſelten angenehm war. Da Keith in Rußland gedient hatte, ſo galt er für alle ruſſiſchen Angelegenheiten als beſte Quelle, und der König begehrte mancherlei Auskunft von ihm, über die Vertheilung der ruſſiſchen Truppen, die Karaktere der ruſſiſchen Generale, ſogar über die ruſſiſchen Finanzen. Ueber den letztern Gegenſtand fragte der König am 30. März 1753, und ſchon am 31. antwortete Keith, die Sache ſei ſchwierig und ihm nur unvollſtändig bekannt, ertheilte aber zugleich in einer gedrängten Denkſchrift, was er wußte; er berechnete die jährlichen Einkünfte Rußlands auf nur 11. Millionen und 200,000 Rubel. Der König erklärte ſich ſehr zufrieden mit der Darlegung. Weniger einverſtanden war er mit dem Urtheil, das Keith über die ruſſiſchen Truppen äußerte, die nach deſſen Meinung zu den allerbeſten gehörten, beſonders auch in Betreff der Zucht und Ordnung. Keith pflegte zu ſagen, die Preußen ſeien die ſchulgerechteſten Soldaten in der Stunde der Wachtparade, von 10 bis 11 Uhr Morgens, außer dieſer Zeit aber noch wie andre

Menſchen, der Ruſſe hingegen, einmal Soldat, ſei nichts anderes mehr, und ſei es in jeder Stunde. Dieſe Aeußerungen mißfielen dem Könige, und ſchon im Stillen die Ruſſen als künftige Feinde betrachtend, rief er mit Bitterkeit aus: „Les Moscovites, mon cher, sont un tas de barbares, sont de la canaille, dont des troupes bien disciplinées feront facilement bon compte!“ Keith wollte den Streit, der ſo heiß geworden, nicht fortſetzen, ſondern antwortete nur kalt und kurz: „Votre Majesté aura probablement occasion, de faire connaissance avec ces barbares, avec cette canaille.“

Lord Mariſchal erwarb als Geſandter in Paris die volle Zufriedenheit des Königs, und blieb ein paar Jahre in dieſer Anſtellung, doch gefiel ihm der Aufenthalt beſſer als ſein Beruf, von dem er ſagte: „Il faut pour ce métier-là une finesse que je ne me soucie pas d'avoir.“ Der König verlieh ihm dann die Stelle eines Gouverneurs von Neuchatel. Aber ſchon am 23. Februar 1754 ſchrieb Keith an Friedrich, ſein Bruder wünſche in ein wärmeres Klima ſich zurückzuziehen, in der Schweiz erfahre man nur durch den Kalender, daß es Sommer werde. Später übertrug der König ihm nochmals eine Sendung nach Spanien, und zwar in der Ab-

ſicht, Friedenseinleitungen durch ihn anzuknüpfen, die jedoch mißglückten. Als Verbündeter von England erwirkte er ihm dann zu Anfange des Jahres 1759 die freie Rückkehr in ſein Vaterland, und überraſchte ihn mit der Gewährung. Lord Mariſchal reiſte hierauf von Madrid nach England, fand bei König Georg dem Zweiten die ausgezeichnetſte Aufnahme, und ſuchte dann in Schottland einige Trümmer ſeines Vermögens zu retten; doch erſt die Erbſchaft eines ſchottiſchen Pairs, die ihm nun zufallen durfte, brachte ihn wieder zu bedeutenden Einkünften.

Im September 1754 finden wir Keith abermals an der Bruſt leidend, und er kann deßhalb den König nicht nach Schleſien begleiten, worüber dieſer ihm bedauernde freundliche Worte ſchreibt. Im Oktober deſſelben Jahres aber machte er doch wieder die Uebungen im Lager bei Gatow mit, und hier ereignete ſich eine Widrigkeit, die wir nicht unerwähnt laſſen dürfen, weil ſie ſowohl den König als auch Keith in gutem Lichte zeigt. Die Wirthin, bei welcher Keith in Gatow ſein Quartier gehabt, richte eine Klagſchrift gegen die Leute deſſelben unmittelbar an den König ein. Der König ſandte dieſelbe am 18. Oktober an Keith, mit dem Bemerken, er liebe nicht, daß ſeine Unterthanen ſolche Beſchwerden anzubringen

hätten, und fügte eigenhändig hinzu: „Je sais, monsieur le maréchal, que vous êtes incapable de mauvais procédés, mais je vous prie de mieux ranger vos domestiques en pareille occasion pour qu'ils ne commettent aucune dûreté.“ Hierauf verantwortet sich Keith gleich am nämlichen Tage mit aller Ausführlichkeit: daß er nur ein Zimmer mit Alkoven für sich, und eines für seine beiden Adjutanten gehabt, daß der Gebrauch der Küche nothwendig gewesen, weil täglich 24 Personen bei ihm gespeist, daß aber niemand den Keller auch nur betreten habe; die Wirthin habe einige Zimmer für sich behalten, diese aber zugeschlossen, und sich lieber in ein andres Haus, das ihr im Dorfe gehöre, zurückgezogen, es sei also nicht wahr, daß man sie verdrängt; sie sei aber wüthend gewesen, daß man ihr überhaupt Einlagerung gegeben. Keith versichert, daß ihr nicht das geringste Leid widerfahren sei, er wolle aber sogleich nach Berlin senden und alles nochmals auf's genaueste untersuchen lassen, und wenn die Frau durch seine Schuld etwas verloren habe, es ihr doppelt ersetzen; „Car — fügt er hinzu — bien loin de faire quelque mal aux sujets de Votre Majesté, je me crois heureux d'être utile au dernier qui porte ce titre.“

Keith aber blieb fortwährend in des Königs vollem Vertrauen und entschiedener Gunst, und entsprach diesem Verhältnisse durch mannigfache Thätigkeit, auch außer der gewohnten militairischen. Bald versucht er zu vermitteln, daß ein englischer Wollfabrikant sich in Preußen niederlasse, bald sind es Vortheile des ostindischen Handels, die er dem preußischen Gewerbfleiße zu öffnen hofft. Er nimmt sich die Mühe, Verhandlungen des englischen Parlaments für den König zu übersetzen und zur Uebersicht vorzulegen; er giebt Nachrichten über den Stand des russischen Heeres, und über einen Aufruhr der Kirgisen an der Gränze von Sibirien, — lauter Dinge, welche damals freilich nicht so offenkundig oder zugänglich waren wie heutiges Tages. Zuletzt, im Oktober 1755, übersendet Keith dem Könige sogar Entwürfe und Anschläge zur Erbauung massiver Brücken, da der König Berlin mit solchen zu versehen wünschte. Allein für das nächste Jahr hegt Friedrich bereits andre Sorgen und Entwürfe, bei welchen Keith nicht unbetheiligt bleiben wird! Er dankt ihm für die eingereichten Vorschläge, bemerkt jedoch, einstweilen müsse dergleichen ruhen, Keith möge im Jahre 1757 wieder an die Sache erinnern, dann werde vielleicht gelegnere Zeit sein. Den Krieg, welchen er im Stillen sann und

bereitete, dachte er durch Einen Feldzug abzuthun! —

Im März des Jahres 1756 aber findet der König doch wieder Luſt und Muße, den Vorſchlägen Gehör zu geben, welche ſeiner Kunſtliebe gemacht werden. Keith wird der Vermittler von Gemählde-beſtellungen bei den italiäniſchen Mahlern Pompeo Battoni und Conſtanzo, ſo wie auch bei dem damals in höchſtem Ruhme ſtehenden Mengs, von welchem letztern der König zwei Bilder gemahlt wünſcht, denen er als ſchickliche Stoffe die Erziehung des Adonis und das Urtheil des Tireſias bezeichnet; die Beſtimmung des Preiſes und den Abſchluß des Geſchäfts überläßt er ganz dem Urtheil und Gutdünken Keith's, der im April bei ſeiner Durchreiſe nach Karlsbad, in Dresden die Sache in Ordnung bringt, und ſeinen mit den Mahlern geführten Briefwechſel dem Könige einſendet. Friedrich antwortet hierauf verbindlichſt: „Je vous renvoie, mon cher maréchal, toute votre correspondance pittoresque, en vous remerciant de la peine que vous prenez de l'entretenir. Si vous vouliez avoir la bonté de commander à Mengs les deux tableaux, et de me dire à qui et par qui je dois faire remettre l'argent pour que je puisse faire faire les avances à mon retour de Magdebourg. Je fais de voeux pour

que les eaux vous fassent tout le bien imaginable, vous assurant de l'estime particulière et de l'amitié que je vous conserverai toute ma vie. Federic.“ Schon aber warteten andere Sorgen und Thätigkeiten, ſowohl des Königs ſelbſt als ſeines Feldherrn! —

Die Anläſſe und Vorgänge, welche den ſiebenjährigen Krieg einleiteten, ſind in dem Leben Winterfeldt's und Schwerin's genugſam dargelegt, um ſie hier nicht zu wiederholen. Den Berathungen, welche der König mit ſeinen vertrauten Generalen und Miniſtern über die politiſche und militairiſche Lage der Sachen hielt, wohnte auch Keith mehrentheils bei, und ſtimmte namentlich für die Erneuerung des Bündniſſes mit Frankreich, welches aber in des Königs Sinne ſchon unſtatthaft geworden, und durch ein im Stillen bereitetes Bündniß mit Großbritannien ihm reich erſetzt war. Wenn Keith auch nicht an allen Abſichten und Erwägungen Friedrichs den unmittelbaren und genauen Antheil hatte, deſſen ſich Winterfeldt rühmen konnte, ſo genoß er doch das Vertrauen des Königs ebenfalls in hohem Maaße, und die näheren Kriegsbeſchlüſſe wurden ihm früh mitgetheilt. Keith war im April 1756 ſeiner Geſundheit wegen, gleich Winterfeldt und mehreren

andern Offizieren, nach Böhmen in's Karlsbad gereiſt, und hatte auch den Feldmarſchall Grafen von Schwerin aufgefordert, dorthin zu kommen, der ſich aber entſchuldigte, da ſein Alter ſolche Koſten und Unruhe kaum noch werth ſei. Am 23. Juni aber ließ der König an Keith aus Potsdam ſchreiben, alle preußiſchen Offiziere ſollten in den erſten Tagen des Juli den dortigen Aufenthalt verlaſſen, und ſetzte eigenhändig hinzu: „L'air de Carlsbad devient malsain pour les Prussiens, vous ferez tous tant que vous êtes bien d'être de retour le 10. du mois qui vient," Keith, des Deutſchen unkundig, hatte für dieſes Geſchäft bei denjenigen Offizieren, die nicht Franzöſiſch konnten, den Generallieutenant Grafen von Schmettau zur Hülfe. Als Keith in Potsdam eingetroffen war, und dem Könige berichtete, die Oeſterreicher ſeien in Böhmen ganz ruhig, und dächten ihrerſeits an keinen Feldzug, war der König mit dieſem Berichte unzufrieden, und ebenſo mit dem Abmahnen vom Kriege, welches Keith, gleichwie Schwerin und Schmettau, ſeiner Ueberzeugung gemäß ausſprechen mußte. Da jedoch der König auf ſeinem Sinne beharrte, und der Krieg immer gewiſſer wurde, ſo vervollſtändigte Keith ſeine Ausrüſtung zum Feldzuge, und erbat ſich beim Könige zwei des Fran-

zöſiſchen kundige Offiziere, den Lieutenant von Coceji und den Lieutenant von Schwerin, zu Adjutanten, die ihm beide bewilligt wurden.

Bei dem Einbruch in Sachſen, mit welchem am 29. Auguſt 1756 der verhängnißvolle Krieg wirklich anhob, hatte der König 70 Bataillons und 96 Schwadronen in drei Truppenzüge vertheilt, die auf verſchiedenen Wegen bei Dresden zuſammenkommen ſollten. Keith befand ſich mit dem Könige ſelbſt an der Spitze des mittlern Zuges, der über Wittenberg, Torgau, Meißen, Wilsdruf und Keſſelsdorf nach Dresden vorrückte. Der polniſch-ſächſiſche Hof rief bei der Nachricht von dem Anrücken der Preußen den engliſchen Geſandten Lord Stormont um Vermittlung an, der auch ſogleich mit dem ſächſiſchen Staatsminiſter Grafen von Salmour von Dresden abreiſte, am 2. September den König von Preußen noch in ſeinem Hauptquartier zu Torgau fand, und hier an Keith gewieſen wurde, um dieſem die Eröffnungen zu machen, zu denen er beauftragt war. Keith berichtete dem Könige über die gemachten Anträge, in denen dieſer aber nur Verſtellung und Argliſt ſah, und daher ſeinen Marſch fortſetzte. Die ſächſiſchen Truppen hatten ſich nebſt dem Könige von Polen eiligſt in ein feſtes Lager bei Pirna gezogen,

und Dresden ſtand den Preußen unvertheidigt offen. Friedrich hielt am 9. September ſeinen Einzug, und da die Königin von Polen nebſt dem Kurprinzen dort auf dem Schloſſe wohnen geblieben war, ſo ſandte er ſogleich Keith an ſie ab, um ihr ſchöne Entſchuldigungen und gute Verſicherungen von Seiten des Königs zu ertheilen, ein Auftrag, deſſen er ſich mit Würde und Höflichkeit entledigte. Seine Anrede, aus dem Tagebuche ſeines Sekretairs Weidemann durch Preuß mitgetheilt, lautete wie folgt: „Madame, je viens de la part du roi mon maitre chargé de ses complimens pour Votre Majesté; qui m'a ordonné en même tems de lui dire qu'il n'aurait pas manqué de lui rendre visite lui-même, s'il n'avait craint qu'elle ne lui aurait pas été agréable, vû la situation présente des affaires; qu'il aurait été même charmé d'avoir pu éviter à Votre Majesté l'embarras qu'une aussi grosse garnison de ses troupes pourrait lui causer, mais les circonstances de la guerre le rendant indispensablement nécessaire le roi m'a ordonné de l'assurer qu'il aura soin qu'on rend à Votre Majesté tous les respects qui sont dûs à sa personne et à sa dignité royale.“ Die Königin ſandte darauf zur Begrüßung des Kö-

nigs ihren Oberhofmeiſter Freiherrn von Weſſenberg, und die Verhältniſſe ließen ſich ganz freundlich an. Auch fanden keine Feindſeligkeiten zwiſchen den Sachſen und Preußen Statt; die letztern begnügten ſich, den erſtern jede Zufuhr abzuſchneiden, nur für den König von Polen wurden täglich einige Wagen mit Lebensmitteln durchgelaſſen.

Keith empfing aber auch alsbald den Auftrag das ſächſiſche Archiv öffnen und daraus diejenigen Urkunden wegnehmen zu laſſen, die zum Beweiſe der Falſchheit des polniſch-ſächſiſchen Hofes gegen den preußiſchen dienen konnten, und durch welche das Verfahren des letztern gegen Sachſen in der That gerechtfertigt erſchien. Daß Keith hiebei mit perſönlicher Gewaltthätigkeit die Königin von Polen, die ſich dem Vorhaben widerſetzte, weggedrängt habe, iſt ungegründet, inſofern nicht er, ſondern von ihm Beauftragte die Archivſchlüſſel von der Königin forderten, und namentlich ſoll der Major von Wangenheim es geweſen ſein, durch deſſen dringende Vorſtellungen ſie endlich bewogen wurde, von den Thüren des Archives, deſſen Eintritt ſie in Perſon vertheidigen wollte, zurückzuweichen. Natürlich aber hätte Keith, wäre es nöthig geworden, auch die gewaltſame Fortführung der Königin befehlen müſſen, und ihre

Drohung, daß er vor ganz Europa durch ſolche Handanlegung beſchimpft und von ſeinem eignen Könige der Schande preisgegeben ſein würde, konnte auf den kundigen Kriegsmann keinen Eindruck machen. Keith meldete jeden Vorgang ſogleich dem Könige, der inzwiſchen die ſächſiſchen Truppen in ihrem Lager bei Pirna eingeſchloſſen hielt und zur Uebergabe zwingen wollte, denn er durfte bei ſeiner Abſicht in Böhmen einzudringen, neben jenen Ränken nicht auch noch eine ſo bedeutende Macht im Rücken laſſen. Hierauf bezieht ſich der Schluß eines eigenhändigen Schreibens an Keith, das ohne Zeitangabe iſt, aber augenſcheinlich dieſen Tagen angehört: der König ſchreibt: „Je vous suis obligé de votre lettre, l'article de Wackerbarth est plus considérable que vous ne le croyez, cet homme est l'ame du conseil de la Saxe, s'il ne peut se transporter actuellement on pourra toujours le resserrer étroitement, mais je parie que c'est un prétexte, les chambres du roi de Pologne sont vuides, on y peut loger le prince et la princesse royale, cela n'a aucune difficulté, ainsi j'espère que cela se passera en douceur et que les intrigues finiront, car il faut mettre de l'ordre dans sa maison avant d'aller troubler celle de

son voisin. Adieu mon cher maréchal, je vous embrasse. Fr.“

Inzwiſchen hatte der König doch eine beträchtliche Truppenſchaar unter dem Prinzen Ferdinand von Braunſchweig über Peterswalde in Böhmen einrücken laſſen, die Oeſterreicher zu beobachten, welche unter dem Feldmarſchall Grafen von Browne heranrückten, um den Sachſen Luft zu machen. Am 19. September mußte Keith den Oberbefehl jener nach Außig vorgedrungenen Truppen übernehmen, welche jetzt 29 Bataillons und 70 Schwadronen ſtark waren. Er berichtete gleich am 20. über die Stellung der Preußen, ſo wie über den Anmarſch Browne's, dem er allein ſchon gewachſen zu ſein glaubte; er ließ auch ſofort eine Brücke über die Elbe ſchlagen, und in ſeinem Rücken das Schloß von Tetſchen angreifen, wozu er ſich das nöthige Wurfgeſchütz erbat. Friedrich antwortete eigenhändig hierauf aus Groß-Sedlitz am 22. September: „Je suis bien aise, mon cher maréchal, que votre pont soit fait et que vous pensiez au fort de Tetschen. Si le prince Ferdinand l'avait occupé incessament après son entrée il aurait très-bien fait, car je sais que les Saxons ont reçu des vivres par eau de là-bas que ceux de Schandau ont laissé passer

l'Elbe la nuit par négligence. Le prince de Bevern prend aujourd'hui le chemin de la Bohême, il mène avec soi 20 pontons et bon nombre de gros canon, je lui donne deux mortiers au cas que vous en ayez besoin à Tetschen. Je n'ai rien appris du maréchal Schwérin; on écrit de France que les Français en veulent à Wesel, cela marque bien de l'humeur et de la mauvaise volonté, la dauphine a pleuré, et c'est un trop grand effet pour des larmes d'une sotte. Hier j'ai parlé à un garçon boulanger qui sort du camp saxon. Selon sa déposition leur farine doit finir le 25. ou 26. de ce mois. Adieu, mon cher maréchal, je vous embrasse. Federic. Je crois que Browne n'a pas encore rassemblé toutes ses troupes et qu'il attend la jonction de Piccolomini."

Am 23. September meldete Keith dem Könige, daß Tetschen durch den Obersten von Manstein eingenommen worden, und daß er drei Kundschafter ausgesandt habe, um sichre Nachrichten von dem Anmarsche der Oesterreicher zu erlangen, und allen Anzeigen nach ziehe Browne seine Hauptstärke bei Budyn zusammen. Er fügt hinzu: „Il me parait que Votre Majesté ne risque rien cette année

pour Wésel, et une nouvelle année peut amener des nouvelles pensées, pendant ce tems Votre Majesté aura fait du chemin, et j'espère qu'elle se tirera de tout ce cahos avec honneur et gloire.“ Friedrich antwortete am folgenden Tage aus Groß-Sedlitz, daß ihm aus den eingesandten Nachrichten keine Gewißheit über den Ort hervorgehe, wo Browne jetzt mit seinen Truppen stehe, wäre dieser mit ansehnlicher Macht in Budyn, so müßte der König dies dem Feldmarschall Schwerin mittheilen; die Hauptsache sei, dies zu erforschen; zu diesem Zweck ertheilt er genaue Vorschriften; Keith erhält Verstärkung durch den Herzog von Bevern, sobald dieser eingerückt ist, soll eine Abtheilung von 6 Bataillons und 15 Schwadronen auf Lowositz, eine andre von 2 Bataillons und 10 Schwadronen jenseits der Elbe auf Leitmeritz vordringen, kleine Partheien von 20 bis 30 Husaren sollen auf den Wegen von Dux, Kaden, Kommotau und Klösterle immerfort streifen; da werde sich bald Gewißheit ergeben. — Keith hat inzwischen ein neues Lager bei Johnsdorf genommen, ist für seine Sicherheit besorgt, und findet gegen die Streifereien der leichten österreichischen Truppen Verhaue im Erzgebirge nöthig, zu welchem Zwecke er die nöthigen Werkzeuge verlangt. Hierauf ant-

wortet der König am 25. September: „Je fais actuellement des recherches pour savoir où trouver les outils que vous me demandez; mais vous m'avez mal compris. Si vous ne détachez pas 4 ou 5 bataillons avec des dragons et des hussards, toutes ces troupes irregulières des Autrichiens se nicheront incessament dans les montagnes de la Saxe et nous couperont les vivres. Selon toutes mes nouvelles Browne est encore à Kollin. Si vous n'affectez pas l'offensive partout, vous me gâtez mes troupes et nous perdons la supériorité que vous devez maintenir vis-à-vis du tas de canaille qui vous est opposé; il est très bon de penser à la sûreté de votre camp, mais cela ne doit pas vous faire oublier l'air de supériorité qu'il nous convient de prendre toute part où se trouve l'ennemi; je vous envoie une copie de la lettre que je viens de recevoir du maréchal de Schwérin. J'ai reçu le dessin de votre tête-de-pont, mais point celui de votre camp. En un mot, il faut mettre plus en oeuvre les hussards soutenus de dragons et de 4 à 5 bataillons d'infanterie, quand ce sont de pareils détachements le prince de Bevern les conduira fort bien,

Katzler, Kyau, s'ils sont plus faibles, Seydlitz, vous ne connaissez pas ces gens, mais vous pouvez tous les mettre en oeuvre. Adieu mon cher maréchal. Federic. Voici un rapport ci-joint de mes hussards."

Keith meldet gleich am 25. September auf's neue, Browne ziehe langſam von Budyn heran, habe jedoch nur erſt wenige Truppen beiſammen, daher es rathſam erſcheine, ihm entgegen zu gehen und ihn im freien Felde anzugreifen; und am 26. September ſchreibt er in gleichem Sinne, man könne binnen ſechs Wochen Meiſter von Böhmen ſein, das Heer ſei vortrefflich, und werde den Feind unfehlbar ſchlagen. Friedrich wollte zwar nicht gern in Böhmen vorrücken, bevor er mit den Sachſen fertig geworden, allein er durfte aus derſelben Rückſicht auch die Oeſterreicher nicht zu nahe herandringen laſſen, und er beſchloß daher ſie zurückzuwerfen, ſandte noch einige Verſtärkung an Keith, und kündigte ihm an, daß er ſelber am 29. September in Johnsdorf eintreffen würde. Da jedoch Keith in der Befehlführung der entſendeten Truppenſchaaren einige Anordnungen gemacht hatte, die dem Könige mißfielen, ſo verwies er ihm dies ziemlich trocken mit den Worten: „Les commandemens à tour de rôle ne sont points usités

dans mon armée, et ce n'est pas à vous à les introduire.“ Keith indeß, weit entfernt Empfindlichkeit zu äußern, nahm den Tadel mit Unterwürfigkeit und Gehorſam hin, und entſchuldigte ſich mit nicht gehöriger Kenntniß der im preußiſchen Heer eingeführten Gebräuche.

Friedrich traf ſchon am 28. September im Lager von Johnsdorf ein, fand daſſelbe für den Fall einer Schlacht ungünſtig, und brach mit allen Truppen auf. Am 30. entdeckte der König, der an der Spitze von 8 Bataillons und 20 Schwadronen vorausgeeilt war, von der Höhe der Paſchkopole den Marſch des Feindes in der Ebene von Lowoſitz gegen dieſen Ort und die Elbe hin. Die Oeſterreicher nahmen hier eine Stellung, deren rechter Flügel ſich an die Elbe lehnte, und den Flecken Lowoſitz vor der Front hatte, der linke Flügel war hinter dem Dorfe Sulowitz durch Niederungen und Teiche gedeckt. Zwei hohe Berge, der Homolka und nächſt der Elbe der Lowoſch, zwiſchen welchen eine Thalenge hinlief und jenſeits am Fuß der Berge ſich erweiterte, trennten die beiderſeitigen Heere. Friedrich eilte, ſeine Truppen durch dieſe Thalenge zu ziehen, und jenſeits auf den Abhängen der Berge aufzuſtellen, ehe der Feind ihm zuvorkäme. Die Truppen, ſchon angeſtrengt und

ermüdet, marſchirten bis zum ſpäten Abend, geriethen bei der Dunkelheit in Unordnung, und lagerten unter freiem Himmel, erſt bei Anbruch des Tages konnten ſie ſich wieder gehörig ordnen. Der Morgen des 1. Oktobers zeigte die ganze Gegend durch Nebel verhüllt, doch erkannte man bald, daß die Weingärten des Berges Lowoſch mit Panduren und Grenadieren beſetzt waren, und daß zwei ſchwache Abtheilungen Reiterei in der Ebene bei Lowoſitz hielten. Friedrich ordnete ſeine Schlachtordnung aus der Thalenge hervor rechts und links auf den Abhängen der beiden Berge: das Fußvolk des linken Flügels mußte, nach Maßgabe daß ſeine Bataillone aufrückten, den Feind aus den Weingärten vertreiben, und ſtand ſchon von 7 Uhr an lebhaft im Gefecht, indem der Feind nur langſam wich. Der König glaubte jedoch, das feindliche Heer ſei im Rückzuge begriffen, und habe nur eine Nachhut ſtehen laſſen. Um hierüber klar zu werden, ließ er ſeine Reiterei, welcher der Feldmarſchall Graf von Geßler befehligte, zwiſchen dem aufmarſchirten Fußvolk vorziehen, und 15 Schwadronen Dragoner erhielten Befehl zum Angriff. Sie warfen den weit ſtärkern Feind, empfingen aber bald aus dem Dorfe Sulowitz ein Flankenfeuer aus Geſchütz und Kleingewehr, und zogen ſich auf das Fußvolk

zurück. Da die öſterreichiſche Reiterei hierauf in größerer Stärke wieder vorrückte, ſo wollte die preußiſche dies nicht leiden, und ohne weitern Befehl ſtürzte die ganze Maſſe von 71 Schwadronen auf den Feind, warf ihn augenblicklich, ſah ſich aber bald durch einen tiefen Graben gehemmt, und in der Front und auf beiden Flanken einem heftigen Gewehr- und Geſchützfeuer ausgeſetzt, das ſie zum Weichen brachte, worauf der König ſie hinter das Fußvolk zurückgehen ließ, und mit dieſem vorrückte.

Der Nebel war inzwiſchen gefallen, und die Stellung des Feindes klar zu überſehen. Friedrich beſchloß den rechten Flügel deſſelben, der ihm die linke Flanke bedrohte, mit Macht anzugreifen; da jedoch der Stützpunkt rechts auf dem Homolka nicht aufgegeben werden durfte, ſo reichte die preußiſche Schlachtordnung nicht aus, um links die Anlehnung an dem Ufer der Elbe zu gewinnen, bis wohin ſich das Feld erweiterte. Um dieſem Uebelſtande abzuhelfen, zog der König die meiſten Bataillone des zweiten Treffens in das erſte, ließ den ganzen linken Flügel weiter links rücken, und die dadurch in der Mitte entſtandene Lücke durch die Reiterei ausfüllen. Nachdem die Preußen mit großer Anſtrengung den Feind, der immer friſche Truppen in den Kampf brachte, vom

Fuße des Lowoſch gänzlich vertrieben hatten, erfolgte der Angriff auf Loweſitz, welcher Ort jedoch tapfer vertheidigt wurde. Browne hatte nicht weniger Reiterei und Geſchütz als Friedrich, aber entſchiedne Uebermacht an Fußvolk, dazu alle Vortheile des Bodens; die Preußen hatten ſchon großen Verluſt erlitten, und der linke Flügel ſein Pulver größtentheils verſchoſſen; die Soldaten mußten ihr Feuer einſtellen, und forderten ungeduldig neue Patronen; da rief der Herzog von Bevern, der hier den Angriff befehligte, den Leuten zu: „Burſche, ſeid darüber unbekümmert! In welcher Abſicht hätte man euch denn gelehrt, den Feind mit gefälltem Gewehr anzugreifen?“ Dieſes Wort entzündete den Muth aufs neue, die Regimenter Itzenplitz und Manteuffel ſtürmten Loweſitz, rangen mit dem mehrmals verſtärkten Feinde um den brennenden Ort, ſchlugen zuletzt 9 ganz friſche Bataillone hinaus, und entſchieden hiedurch den Sieg. Denn obſchon Friedrich nur auf ſeinem linken Flügel geſiegt hatte, und der rechte ſogar mit einem neuen Angriff bedroht war, ſo fand Browne doch kein neues Wagniß rathſam, ſondern zog ſich, nachdem er von 3 Uhr Nachmittags bis zum Abend noch ſeine Stellung behauptet hatte, während der Nacht hinter die Eger in ſein Lager bei Budyn zurück.

In der Schlacht von Lowoſitz, der erſten des ſiebenjährigen Krieges, war der Verluſt der Sieger größer als der des Feindes; die Preußen zählten über 3300 Todte und Verwundete, die Oeſterreicher noch nicht 3000, hatten aber auch 3 Kanonen und 2 Standarten eingebüßt. Friedrich, welchem Keith während dieſes Tages ſtets zur Seite war, hatte alle Anordnungen mit kundiger Einſicht und feſter Entſchloſſenheit getroffen, ein Verdienſt, das in Verhältniß der perſönlichen Stellung auch Keith beizumeſſen ſein mag; den eigentlichen Sieg aber hatte diesmal weniger der Feldherr und ſeine Genoſſen, als vielmehr die Tapferkeit der Truppen errungen, eine Tapferkeit, über die ſogar Friedrich erſtaunte und ſeine Bewunderung lebhaft ausſprach.

Der König, zufrieden die Oeſterreicher verhindert zu haben den Sachſen Hülfe zu bringen, rückte nicht weiter vor, ſondern blieb in Lowoſitz beobachtend ſtehen: eine Truppenſchaar von 6000 Mann, welche Browne am 6. Oktober über Böhmiſch-Leipa gegen die ſächſiſche Gränze vorſchob, fand die Wege durch die Preußen verſperrt, und konnte nichts ausrichten: beunruhigender war der Zweifel, ob nicht die Sachſen verſuchen würden ſich durchzuſchlagen, die Umſtellung ſchien nicht auf allen Punkten genügend, und der

König ſelbſt kehrte wieder dorthin zurück. Am 13. Oktober brach er mit 15 Schwadronen von Lowoſitz auf, und überließ die Truppen in Böhmen wieder dem Oberbefehle Keith's, dem er noch am nämlichen Tag aus Arbeſau eigenhändig ſchrieb: „Mon cher maréchal, voilà une lettre de Winterfeldt par laquelle vous verrez que je n'ai point besoin de secours, s'il plait à Dieu, tout ira bien. Dites à mon frère que je suis plein d'espérances; vous m'avez très-bien compris, j'a aujourd'hui fait toutes les observations possibles pour la sûreté de votre marche, j'ai pris les camps, j'ai tout détaillé à Stutterheim et en cas de besoin je vous l'enverrai avec un mémoire raisonné. Adieu. Federic.“ Ein eigenhändiges Schreiben aus dem Hauptquartier Struppen vom 15. Oktober beſtätigte das gute Anſehen der Dinge; der König ſchrieb: „Mon cher maréchal, aujourd'hui l'affaire des Saxons va se terminer, hier la négociation a commencée et il faut qu'ils en passent par tout ce qui me plaira, ils ont passé l'Elbe auprès de Königstein, où ils sont dans un terrein de 1200 pas de long sur 400 de front, nos troupes les ont entouré de ce côté-là, un abattis les sépare, ils n'ont

ni vivres ni tentes, leur arrière-garde et leurs équipages ont été pillés la plupart. Zieten avec 300 hommes a battu 4 escadrons qui fesaient leur arrière-garde, enfin jamais on ne pourrait s'imaginer par quel esprit de vertige ils ont pris ce mauvais parti, et avec confusion ils l'ont exécuté. Le détachement d'Autrichiens s'est aussi retiré hier, Warnéry a donné dans leur arrière-garde, il a sabré 4 compagnies de grénadiers pandours, nous avons outre cela quelques prisonniers d'eux. Le roi, ses fils et son favori sont au Königstein et ne demandent qu'à sortir, enfin j'espère que demain je vous marquerai la fin de cette affaire et mon projet fixe pour l'avenir. Adieu. Federic."

Unter dieſen Umſtänden mußte Keith den nahen Aufbruch ſeines Lagers vorausſehen, und fand ſich nur in Verlegenheit, was er in ſolchem Fall mit etwa hundert öſterreichiſchen Verwundeten machen ſollte, die größtentheils durch Kanonenkugeln getroffen waren und ſchwer darniederlagen. Er ſchrieb ihretwegen am 16. Oktober an Browne, und ſtellte dieſem vor, daß, da er wegen Futtermangel ſein Lager ändern müſſe, er jene Verwundeten zurücklaſſe, weil der Transport mehreren dieſer Unglücklichen das Leben

koſten könnte, er ſende ihm aber die Liſte derſelben, in der Zuverſicht, daß ſie bei der Auswechſelung der Kriegsgefangenen als ſolche gerechnet würden, die er aus reiner Menſchlichkeit im voraus zurückgegeben habe. Der König beauftragte Keith auch die Auswechſelung ſogleich einzuleiten, und dieſer ſchlug in einem zweiten Schreiben an Browne die Stadt Kommotau als den Ort vor, wo die beiderſeitigen Beauftragten zuſammen kommen ſollten. Browne antwortete aus ſeinem Lager bei Budyn mit bereitwilliger Zuſtimmung, rühmte, wie gut er die preußiſchen Gefangenen und Verwundeten halte, und ſchloß mit den Worten: „La façon noble de penser et la grandeur d'âme de Votre Excellence m'est trop bien connue, pour ne me pas persuader, qu'Elle ordonnera d'avoir les mêmes attentions pour les nôtres.“ Seine Hochachtung für Keith bezeigte Browne auch während des Winters noch beſonders dadurch, daß er ihm, wie auch dem Feldmarſchall Grafen von Schwerin, ein Faß vortrefflichen Weines als Geſchenk überſandte.

Inzwiſchen hatte Keith am 17. Oktober Abends vom Könige die Nachricht empfangen, daß die Uebergabe der Sachſen abgeſchloſſen ſei, und am 18. ſchrieb Friedrich aus Struppen eigenhändig: „Mon cher

maréchal, je ne cours point après les lauriers, je n'ai point trouvé à en cueillir ici, tout était fait quand je suis arrivé, je n'ai entendu que les derniers soupirs de l'artillerie saxonne, ils ont demandé à capituler une heure après mon arrivée, je les ai tous sans exception; Browne a été lui-même avec le détachement qui est venu ici, il a eu vent de la capitulation et s'est retiré, son arrière-garde a été totalement défaite. J'ai tant à faire pour le pain, quartier et payement des Saxons que je ne sais comment me retourner; il faudra différer votre decampement jusqu'au 20., je viendrai au-devant de vous avec 10 bataillons et je pourrai tout couvrir; j'enverrai Stutterheim à tems, nous ne saurions rester en Bohême sans ruiner ces bonnes troupes, et j'en aurai besoin encore plus d'une fois. Mille amitiés à mon frère. Adieu. Federic."

Der König ging nach diesem großen Erfolge sogleich wieder nach Böhmen, doch nur um sein Heer von dort zurückzuziehen, was dem überlegenen Feinde gegenüber schwierig werden konnte. Die Sorgfalt und Thätigkeit des Königs waren aber nach allen Seiten rege, und verschmähten auch das Kleinste nicht.

So ſchrieb er noch an demſelben 18. Oktober aus Peterswalde eigenhändig an Keith: „Je fais écrire incessament à Wylich et à Tettenborn pour les prisonniers. Quant à la désertion de Münchow sans doute qu'il y a de la faute des officiers, qu'ils prennent bien garde que les prêtres de Bohême ne parlent pas aux soldats, et que les gens qui vendent des vivres ne leur glissent pas des billets pour les animer à déserter. Dites-le, je vous prie, d'abord à tous les officiers. Adieu. Je serai demain à Linay. Fr.“ Und am 19. Oktober ebenſo aus Linay: „Je vous envoie Stutterheim, mon cher maréchal, pour vous dire verbalement toute ma disposition, qui consiste à vous débarrasser le 21. de tous vos gros bagages que vous enverrez au delà de Linay à Hodietitz. Le 22. la cavalerie, a la reserve du corps du prince de Bevern, le 23. vous marcherez sur 2 colonnes que j'ai marqué à Stutterheim à Linay, où je serai le 22. et d'où en cas de nécessité et selon vos nouvelles je pourrai vous joindre, je renforce Manstein à Dux du régiment de Zieten, il restera là le 23. — — — Pour tromper l'ennemi je répands ici la nouvelle que toute l'armée

marche en Bohême, vous n'avez qu'à ébruiter la même chose, j'espère par cette feinte de couvrir si bien ce dessein que Browne n'en sera pas instruit. Je pars demain. Il n'y a point de lettre perdue. Il faut promptement finir l'affaire du cartel. Adieu, je vous embrasse. Fr." In der Nacht vom 19. auf den 20. October ſchrieb er nochmals: „Je crois, mon cher maréchal, selon les nouvelles présentes que vous ne sauriez mieux faire que de hâter votre marche, faites donc détendre le camp une heure avant le jour, que le prince de Bevern vous joigne aussitôt, la générale sera le signal de la marche. S'il est nécessaire on peut mettre le feu à Sulowitz, il y a à Welmina le bataillon de Quadt, quand l'arrière-garde quittera ce village on le peut mettre en feu également. Voilà àpeuprès tout ce que je crois que l'on peut faire. Je suis fâché que Browne soit informé de notre dessein, mais cela étant il faut pourtant le poursuivre, en évitant de nous engager le plus que nous pouvons; j'ai huit bons bataillons ici qui sont prêts au premier signal, mais qui vous embarrasseraient plus qu'ils ne vous seraient utiles dans ces montagnes, à

moins qu'il ne fallut les poster du côté d'Aujest et Welmina sur les hauteurs. Adieu, je n'en dormirai surement pas la nuit. Fr."

Keith begann am 20. Oktober aus dem Lager von Lowoſitz aufzubrechen und ging unverfolgt vom Feinde nach Linay zurück. Das Regiment Itzenplitz allein, welches den Furt der Elbe bei Salesel bewachte, wurde in der Nacht angegriffen, indem die Oeſterreicher hier überzugehen verſuchten, allein der Angriff ſcheiterte an der Tapferkeit der Preußen, und dieſe machten ſogar Gefangne. Während der folgenden Tage ſetzte das Heer ſeinen Rückzug von Linay nach Sachſen ungehindert fort, und ſtand am 30. wieder auf ſächſiſchem Boden. Die Truppen bezogen Quartiere längs der Gränze. Keith kam am 14. November mit dem Könige nach Dresden, wo er im Suhlſchen Hauſe wohnte.

Friedrich bekam indeß täglich neue Beweiſe von der entſchiedenen Feindſeligkeit des polniſch-ſächſiſchen Hofes, der ſowohl mit Oeſterreich als mit Frankreich im Einverſtändniſſe war, und mit den öſterreichiſchen Truppen in Böhmen in engſter Verbindung zu bleiben ſtrebte. In Dresden war beſonders der franzöſiſche Botſchafter Graf von Broglie in dieſem Sinne thätig: er hatte ſich oftmals bemüht, zu dem Könige von

Polen nach Struppen innerhalb des eingeſchloſſenen ſächſiſchen Lagers zu gelangen, was jedoch von den Preußen immer war gehindert worden. Nachdem aber der franzöſiſche Hof den preußiſchen Geſandten von Knyphauſen aus Paris fortgewieſen und den eignen Geſandten Marquis von Valori von Berlin zurückgerufen hatte, ließ Friedrich auch dem franzöſiſchen Geſandten in Dresden durch den Lieutenant von Cocceji militairiſch anzeigen, er dürfe nicht länger an einem Orte weilen, wo der König ſein Hauptquartier habe; er möge daher ohne Verzug dem Könige von Polen nachreiſen, zu dem er ja ſtets gewollt habe; freilich war dieſer jetzt nicht mehr in Struppen, ſondern ſchon auf dem Wege nach Warſchau, wohin ihm der Graf von Broglie auch wirklich nachfolgen mußte. Ueber dieſe Vorgänge ſchrieb Friedrich ſelber einen Bericht, den er an Keith zur Veröffentlichung ſandte, und den wir nach des Königs eigner Handſchrift hier mittheilen: „Dès que le roi est arrivé à Dresde il a envoyé le maréchal Keith pour complimenter la reine et le prince électoral; ce maréchal après les complimens ordinaires y a ajouté que Sa Majesté prendrait toutes les mesures possibles vû que le nombre des troupes qui se trouvent à Dresde que rien

ne se passât qui put faire de la peine à la reine et que personne ne lui manquât de respect, et que si le roi croyait devoir se dispenser dans les conjonctures présentes de lui rendre visite ce n'était que dans l'appréhension que ce ne serait que gênant pour la reine. Le baron de Cocceji fut envoyé au comte de Broglie pour lui signifier de ne point se présenter devant le roi à cause du renvoi du baron de Knyphausen et du rappel du marquis de Valori, et comme on croit savoir très-certainement le commerce peu séant dans les conjonctures présentes que cet ambassadeur a entretenu avec le maréchal Browne, jusqu'à espionner et lui mander les moindres minuties de l'armée prussienne, on lui a fait enjoindre de suivre au plutôt le roi de Pologne comme il a déclaré si souvent en avoir les ordres, et pour finir le commerce illicite qui de cette capitale s'est entretenu avec l'armée autrichienne, il lui a été signifié d'emmener avec lui toute sa maison."

Friedrich machte Dresden für den Winter zum Mittelpunkte ſeiner vielfachen Arbeiten, und Keith nahm thätigen Antheil an den Vorbereitungen zum

nächſten Feldzuge. Die Königin von Polen war nicht zu bewegen, ihrem Gemahle nach Warſchau zu folgen, ſondern blieb mit dem Kurprinzen und der Kurprinzeſſin beharrlich in Dresden. Sie war eine Erzherzogin von Oeſterreich, älteſte Tochter Kaiſer Joſephs des Erſten, ein engliſcher Geſandter ſchildert ſie als häßlich und boshaft über allen Ausdruck. So kundig nun auch Friedrich ihrer leidenſchaftlichen Feindlichkeit und ihrer nie ruhenden Ränke war, und daher auch perſönlich ihre Gegenwart mied, ſo wollte er doch die äußerliche Höflichkeit gegen ſie nicht außer Acht laſſen, und ſandte am 8. Dezember, als an ihrem Geburtstage ſo wie zum Neuenjahre 1757 ihr und dem Kurprinzen und der Kurprinzeſſin ſeine Glückwünſche, welche jedesmal Keith zu überbringen hatte, der in ſolchen Aufträgen Würde und Feinheit ſchicklichſt vereinigte.

Während einer kurzen Reiſe Friedrichs um die Neujahrszeit nach Berlin war Keith mit der Obhut und Sorge für die Sicherheit der Winterquartiere beauftragt. Einige Bewegungen der Oeſterreicher auf den Vorpoſten gaben ſchon im Januar einige Unruhe, hatten jedoch auf der Seite nach Sachſen weiter keine Folgen, als daß Keith während einiger Tage die Stellungen unterſuchte. In Schleſien dagegen

ſchienen die Sachen ernſter, und Schwerin und Winterfeldt, welche dort beſehligten, waren in aufmerkſamſter Thätigkeit. Der König ſchrieb hierüber eigenhändig an Keith aus Dresden am 23. Januar 1757: „Mon cher maréchal, je viens de recevoir des lettres de Silésie qui me marquent que la marche de Schwérin dérangeait fort les projets des Autrichiens, que Piccolomini était très-embarassé de sa personne, et que le maréchal Browne campait entre Melnik et Leitmeritz, c'est ce que je vous mande à tout hasard, je ne vous garantis pas les nouvelles, il vous sera facile de vous en éclaircir par les partis que vous êtes aprésent en état d'envoyer au-dela de l'Elbe. Adieu mon cher maréchal, je crois en avoir ici encore pour trois ou quatre jours. Je vous embrasse. Fr."

Die Vorbereitungen zum Feldzuge 1757 waren ſorgfältigſt und nachdrücklichſt angeordnet, und der König zog ſeine erfriſchten und verſtärkten Truppen ſchon gegen Ende des März bei Lockwitz zuſammen. Er hatte einen Feldzugsplan entworfen, welchen der General von Retzow für Keith in's Franzöſiſche überſetzen mußte; nach dieſem ſollten zu gleicher Zeit vier preußiſche Heerabtheilungen von verſchiedenen

Seiten in Böhmen einbrechen, und am 4. Mai bei Prag zusammenstoßen. Keith hatte wieder die Bestimmung, dem Könige zur Seite zu sein. Bevor die Heeresmassen sich in Bewegung setzten, fielen manche kleinere Gefechte vor; Keith nöthigte bei Schlukenau eine österreichische Truppenschaar zur Flucht. Mit Browne hatte er wieder einen Briefwechsel zu führen, und einigen Beschwerden desselben mit der Gegenklage zu antworten, daß die preußischen Gefangenen schlecht behandelt würden; Friedrich hatte ihm vorgeschrieben: „Je vous prie de répondre à Browne poliment, mais avec beaucoup de fierté."

Am 20. April brach das Heer des Königs aus dem Lager von Lockwitz nach Böhmen auf, rückte über Nollendorf und Außig vor, vereinigte sich am 23. bei Linay mit der Heerabtheilung, welche der Prinz Moritz von Anhalt-Dessau über Bärenberg und Kommotau herangeführt hatte, marschirte dann nach Trebnitz, ging am 26. über die Eger, und lagerte am 28. bei Budyn, wo Browne sein Lager aufhob, um nicht umgangen zu werden. Ebenso verließ Browne am 29. Welwarn bei der Annäherung der Preußen, und nachdem in Tuchomierschitz am 30. der Prinz Karl von Lothringen den Oberbefehl der österreichischen

Truppen übernommen, zog dieſer das ganze Heer in eine feſte Stellung bei Prag zurück, wohin der König am 2. Mai nachfolgte. Unterdeſſen war aus der Lauſitz der Herzog von Bevern über Krottau und Kratzen, aus Schleſien aber Schwerin gegen Königinhof vorgerückt, und beide vereinigte Heerestheile langten am 4. Mai ebenfalls in der Nähe von Prag an.

Kaum war der König der Anweſenheit Schwerin's verſichert, ſo ging er am 5. Mai mit 20 Bataillons und 38 Schwadronen über die Moldau, um mit Schwerin vereinigt, die Oeſterreicher in ihrer Stellung anzugreifen. Keith blieb mit 26 Bataillons und 40 Schwadronen auf dem linken Ufer der Moldau zurück, um dieſe Seite von Prag einzuſchließen, und dem Feinde hier jeden Ausweg zu wehren. Am 6. Mai lieferte der König die Schlacht von Prag, welche mit der vollen Niederlage des öſterreichiſchen Heeres endete, das ſich hierauf größtentheils nach Prag warf. Keith, der inzwiſchen auf Befehl des Königs noch den Prinzen Moritz von Deſſau mit 3 Grenadierbataillons und 30 Schwadronen zum Uebergang über die Moldau bei Branik mit Brückenſchiffen hatte entſenden müſſen, hielt mit ſeiner übrigen Mannſchaft die Stadt vom Weißenberg bis zur Moldau beſtens umſtellt, und obſchon ſeine wenigen

Truppen weder für dieſen ausgedehnten Raum hinreichten, noch der Stärke gewachſen waren, welche der Feind hier aufwenden konnte, ſo hinderte er doch die Flüchtlinge, welche nach Königsſaal zu entkommen ſuchten, an der Ausführung ihres Vorhabens. Der erfochtene Sieg erfreute ſein Herz; er ſchrieb dem Könige, ſein Glückwunſch ſei ſo innig, als wenn er das Glück gehabt hätte, dabei zu ſein! Er beklagte aber auch den großen Verluſt herrlichen Fußvolkes, und beſonders den Tod Schwerin's, mit welchem er ſtets in guter Freundſchaft geſtanden hatte. Der König antwortete aus ſeinem Lager vor Prag am 7. Mai eigenhändig: „Mon cher maréchal, il ne nous reste de consolation après les pertes que nous venons de faire que de prendre prisonniers les gens qui sont à Prague. Voilà notre objet principal. Si Browne, le prince Charles, et leur armée est enfermée à ne pouvoir sortir de là, nous les obligerons à se rendre, et alors je crois que la guerre sera finie; adieu mon cher maréchal, je vous embrasse. Federic.“ Ausführlicher ſpricht er in einem Schreiben vom 9. Mai: „Vous avez raison, mon cher maréchal. de juger de ma sensibilité dans le moment présent pour les pertes que j'ai fait; et qui ne

le serait pas, en perdant des amis et des braves gens qui ont soutenu l'état dans l'affaire la plus scabreuse et la plus décisive que j'aye encore vû de mes jours! Je sacrifie et moi et mes chagrins domestiques dans ce moment et je ne veux penser qu'à la patrie. J'ai pris de mon côté tous les arrangemens que j'ai cru nécessaires tant pour m'opposer au corps de Königgratz que pour poursuivre les fuyards. Nos hussards de Werner ont pillé la caisse militaire des Autrichiens, tout ce qui est hors de Prague est sans argent, sans pain et sans équipages, de sorte qu'on les fera encore fuir sans peine. Quant aux déserteurs et aux prisonniers vous n'avez qu'à les renvoyer à Budyn, et qui d'eux voudra prendre service sera le bienvenu. Nous avons tant à faire qu'il est impossible de vous fournir des listes, demandez à votre aide-de-camp qui vous dira que j'ai été interrompu par plus d'une reprise en écrivant cette lettre. Nous avons occupé le Ziska aujourd'hui, le pauvre Strantz y a été tué; mais aprésent nous nous trouvons en force sur le nez de l'ennemi, adieu, mon cher maréchal, je vous embrasse. Federic." Der Ausdruck „chagrins domestiques"

bezieht ſich auf Nachrichten von ſeiner Mutter, die damals todtkrank darniederlag, und nach ſieben Wochen ſtarb.

Die Einnahme von Prag war jedoch eine Aufgabe, für welche das Heer des Königs viel zahlreicher hätte ſein müſſen. Als Friedrich den Prinzen Karl von Lothringen zur Uebergabe auffordern ließ, und auch Browne, obwohl ſchwer verwundet, ſeine Meinung ſagen ſollte, erhob dieſer ſich unwillig von ſeinem Lager, und rief mit Heftigkeit: „Hält denn der König und alle für Hundsfötter? Sagt dem Prinzen, er ſolle nur unverzüglich über Keith herfallen!“ Auch war eine öſterreichiſche Truppenmacht unter dem Oberbefehl des Feldmarſchalls Grafen von Daun von Mähren her im Anzuge, und die öſterreichiſchen leichten Truppen ſchwärmten auf allen Seiten umher, beunruhigten die preußiſchen Stellungen, und boten den Ausfällen aus Prag die Hand. Wenn auch Friedrich an demſelben 9. Mai an Keith ſchrieb, daß der Herzog von Bevern die feindlichen Huſaren und Panduren von Kuttenberg und Neuhof verjagt und Daun ſich zurückgezogen habe; er verlangt darum nicht weniger von Keith zwei Reiterregimenter, die Huſaren von Seydlitz und die Dragoner von Katte, und faſt alle Huſaren und 3 Bataillons Fußvolk ſollen am folgenden Tage gegen eine feindliche Schaar vorrücken.

die ſich bei Beneſchau bildet und den Auszug der Reiterei aus Prag zu unterſtützen bezweckt, woran den Belagerten ſehr gelegen. Und am 10. Mai ſchreibt er wieder: „Je vous suis très-obligé, mon cher maréchal, pour les régiments que vous m'avez envoyés. Le prince de Bevern est en pleine marche avec une grosse cavalerie et 11 bataillons d'infanterie pour attaquer Leopold Daun, je ne crois pas que l'autre tiendra, je serais plutôt porté à présumer qu'il se retirera au camp de Kuttenberg.“ — Nachdem er Keith aufgefordert, die Stadt zu bombardiren, den Feind zu Ausfällen zu verlocken, und zu ſehen, ob ſich nicht ein Mittel fände ihn zur Uebergabe zu nöthigen, fährt er fort: „Comme je ne suis pas devin, il m'est difficile d'annoncer d'avance ce qui arrivera, mais j'espère que, de quelque façon la chose tourne, elle nous sera ou moins ou plus avantageuse. Nous sommes àprésent à la discrétion de Sa sacrée Majesté le hazard. Si Browne a beaucoup de vivres dans la ville, s'il a pris ses précautions pour les mettre à l'abri de toute insulte, si enfin tous les hasards et les combinaisons prétérites sont pour lui, nous ne réussirons qu'en partie, mais si quelque

chose manque j'en viendrai à bout, c'est ce que j'attends du destin en prenant de mon côté toutes les meilleures mesures pour faire réussir mon projet. Le corps qui s'est sauvé de la bataille ne consiste qu'en 12,000 hommes, Browne en a 50,000 bien comptés à Prague, Leopold Daun n'en a que 15,000 hommes sous ses ordres. Voilà au vrai notre situation pour le moment présent, je m'en remèts au reste à la fortune, et je vous embrasse, mon cher maréchal, de tout mon coeur. Adieu. Federic."

Inzwiſchen berichtet Keith von ſeinen unternommenen Arbeiten, es fehlt ihm gänzlich an Ingenieuren, aber auch ohne ſie bringt er die nöthigen Verſchanzungen zu Stande, hält gegen die Stadt und gegen das freie Feld gute Wacht, entſendet Streifpartheien, ſichert ſeine Verbindungen und Zufuhren, und alles dies mit einer geringen Truppenſchaar. Aber Friedrich wird ungeduldig und verdrießlich, und ſchreibt am 14. Mai an Keith eigenhändig: „Mon malheur veut que mes bougres d'ennemis ont des magasins à Prague, ce qui me mets dans un grand embarras, puisque le tems est précieux et que je n'en saurais perdre. J'attends l'artillerie pour bombarder la ville, mais si cela ne sert de

rien, il faudra, si la chose traine trois semaines, lever le blocus et nous tourner vers le plus pressé, voilà mon grand embarras; la principale affaire est de nous débarrasser de nos blessés, et de faire transporter à Leitmeritz tout ce qui est transportable. Les Français sont entre Düsseldorf et Mayence, je ne pense pas qu'ils se mettent en marche avant le mois de juin, mais alors force sera de leur faire face; bloquer Prague, éloigner Daun et s'opposer aux Français, sont trois choses que nous ne pouvons faire à la fois; bombarder Prague et tenter d'en venir à bout, voilà tout ce qui nous reste à faire, et si cela ne nous réussit pas, il faut lever le blocus, voir ce que ces gens feront, s'ils veulent sortir ou non, et prendre nos mesures en conséquence. Je vous embrasse, mon cher maréchal. Federic.“ Aber ſchon am folgenden Tage iſt ſeine Stimmung verändert, und er ſchreibt in guter Laune: „J'espère, mon cher maréchal, qu'entre ici et quatre semaines nous tiendrons Bon compte des gens qui sont à Prague, je voyais un peu noir en vous écrivant ma derniere lettre, mais les dépositions des déserteurs me sont si favorables que j'ai tout lieu d'es-

pérer que mon entreprise ne sera pas tout-à-fait vaine, et que d'une façon ou de l'autre j'en tirerai bon parti; il ne faut penser qu'à une paix solide et à point de paix plâtrée, j'espère d'avoir le dernier écu et de la leur prescrire: je ne compte d'employer que 30,000 hommes contre les Français, peut-être que c'est leur faire trop d'honneur; il est très-bon de nous débarrasser des blessés, si ce n'est autre chose cela facilite la subsistance et met ces pauvres gens plus à leur aise et en sûreté; ce ne sera qu'à la dernière nécessité que je leverai le siège de la ville, mais j'espère n'en avoir pas besoin. Si je gagne quatre semaines, le fourrage manque dans la ville, et deux magasins considérables sont situés sous nos batteries, le commun soldat est découragé, fatigué, et souffre la misère; nos bombes et nos boulets rouges les amuseront pendand sept jours, Dieu en employa six à ce que dit Moyse pour faire le monde, je crois que sept suffisent pour achever de renverser des cervelles à moitié tournées, voilà mon raisonnement le moment présent, si tout cela me manque, contre toute apparence, il sera toujours tems de choisir un parti plus

modéré. Adieu mon cher maréchal, je vous embrasse. Federic.“

Keith seinerseits versichert, daß ihm die Franzosen wenig Sorge machen, sie seien noch weit, und ehe sie herankämen, könne viel gethan sein. Er hofft sogar die Uebergabe von Prag, und wünscht Gelegenheit zur Anknüpfung von Unterhandlungen zu finden. Da es im preußischen Lager an Wundärzten fehlt, so schlagen der Prinz Moritz von Dessau und Retzow vor, einen Trompeter an Browne zu senden, um Wundärzte für die österreichischen Verwundeten, oder wenigstens Binden und Charpie zu fordern. Der König billigt es, und Keith erhält eine freundliche Antwort, von welcher der König in einem Schreiben vom 19. Mai sagt: „La lettre du maréchal Browne est fort polie et douce et d'un autre ton que celle qu'il vous écrivit lorsque nous étions en Saxe.“ Der König wußte nicht, daß Browne an seinen Wunden tödtlich darniederlag, und kaum seinen Namen unterzeichnen konnte! Er fährt dann fort: „Léopold Daun est décampé la nuit de hier est s'est retiré à Czaslau, il ira vers les frontières de la Moravie, ainsi celui ne portera aucun empêchement à nos progrès. Veuille le ciel que le roi de France eut la foire

et l'impératrice de Russie la vérole, alors serions hors de cours et de procès. Adieu, mon cher maréchal, je vous embrasse. Federic."

Die Belagerten dachten jedoch keineswegs an Uebergabe, sondern versuchten kleine Ausfälle, und die Panduren setzten sich in den Steinbrüchen fest, von wo sie durch ihr sicheres Gewehrfeuer die Erdarbeit der Preußen hinderten, und die nächste Verschanzung bedrohten. Doch Keith behauptete die Schanze, und Friedrich schrieb ihm hierüber am 21. Mai eigenhändig: „Je suis bien aise, mon cher maréchal, de vous voir en possession de votre poste, Angenelli doit arriver chez vous demain, avant que de passer outre employez le à chasser les pandours des carrières, après quoi il faut me l'envoyer pour qu'il aille joindre le prince de Bevern qui a plus besoin de lui que nous. Retzow ne fait aucun service dans l'armée excepté les batailles, il est trop nécessaire; vous pouvez dispenser mon frère Ferdinand de couvrir les travailleurs, mais d'ailleurs il montera la tranchée comme les autres. Je vous embrasse, mon cher maréchal. Federic." Der Oberst Angenelli kam mit seiner Freischaar, und vertrieb zwar

die Panduren, aber nach seinem Abzuge fanden sie sich alsbald wieder ein.

Dies alles war indeß nur ein Vorspiel, um die Stellung und Stärke der Preußen zu erkunden. In der Nacht vom 23. zum 24. Mai machte der Prinz Karl von Lothringen mit 12,000 Mann einen heftigen Ausfall gegen die Stellung von Keith. Die besten Truppen der Oesterreicher waren hiezu ausgewählt, der größte Theil ihrer Reiterei, die sämmtlichen Grenadiere, und 16 Freiwillige von jeder Kompanie des übrigen Fußvolks, das auf den Wällen in Bereitschaft stand, um jedes Gelingen sogleich zu unterstützen, und sich durch die preußische Linie durchzuschlagen. Der Mannschaft war Branntwein ausgetheilt und zugleich die Versicherung gegeben worden, ein französisches Heer werde die Preußen im Rücken angreifen. In aller Stille zogen die Truppen, unter Anführung des Generals von Laudon, aus den Thoren, ordneten sich in Sturmschaaren, und drangen zunächst gegen den preußischen linken Flügel vor. Gegen halb 2 Uhr fielen die ersten Schüsse. Keith war sogleich zu Pferde, und gab die nöthigen Befehle; die Preußen standen binnen einer Viertelstunde überall kampfbereit. Die Truppen in den zuerst bestürmten Schanzen fochten mit heldenmüthiger Tapferkeit, und hielten die

Uebermacht des Feindes auf, bis ſie Unterſtützung bekamen. Wiederholte Stürme wurden kraftvoll abgeſchlagen. Um 3 Uhr ging Keith ſelber zum Angriff über, und warf die Oeſterreicher mit einem Verluſte von 1000 Todten und Verwundeten bis unter die Wälle zurück. Bei dieſen Gefechten hatte der Prinz von Preußen ſo eifrig jede Gefahr aufgeſucht, daß Keith ſich veranlaßt ſah, ihm eindringlich vorzuſtellen, wie das Vaterland ihm die Pflicht auferlege, ſich nicht ohne Noth für daſſelbe hinzuopfern. Der König, welcher in ſeinem Lager bei Sankt Michael jenſeits der Moldau das Gefecht vernahm, ohne dabei mitwirken zu können, war hocherfreut über den von Keith erfochtenen Sieg, und hoffte große Folgen davon. Er ſchrieb am 24. Mai eigenhändig: „Mon cher maréchal! La nuit du 23. sera aussi décisive que le jour du 6. Je bénis le ciel de l'avantage que vous avez remporté sur l'ennemi, surtout du peu de perte que nous avons eu, j'espère aprésent plus que jamais, que toute cette race de princes et de gueux d'Autrichiens sera obligé de mettre les armes bas, il est possible à 4000 hommes d'attaquer Hirschfeldt, mais les Autrichiens de Prague entreprennent au-delà de leurs forces en attaquant un corps

de mes troupes alertes et bien postées. Je crois que l'honneur des généraux les obligera à faire encore une tentative de mon côté, mais que celle-là leur manque et que le bombardement aie quelque progrès, cela en sera fait. Je vous embrasse, mon cher maréchal, de tout mon coeur. Federic. Ce qui me réjouit le plus c'est le peu de perte que nous avons fait, cela dépend absolument du terrein."

Die Oeſterreicher verſuchten jedoch in der Nacht vom 27. auf den 28. Mai einen abermaligen Ausfall mit 4000 Mann, der hauptſächlich die Zerſtörung der gegen den Strahof angelegten Mörſerbatterie bezweckte, aber an Keith's guten Anſtalten und an der Tapferkeit ſeiner Truppen wieder ſcheitern mußte. Dagegen beſchädigte ein furchtbares Unwetter, welches am 29. Abends ausbrach, und ſich in ungeheuren Regen ergoß, die preußiſchen Werke ſehr, die angeſchwollene Moldau führte die Brücke bei Branik fort, und Flößholz zerriß die bei Podbaba. Keith achtete dieſer Unfälle nicht, ſondern eröffnete am 30. Mai ſeine Mörſerbatterie, während der König auf ſeiner Seite ebenfalls die Stadt aus drei Batterieen zu bombardiren begann. Er ſchrieb am 30. an Keith: „Il faut que le feu des batteries con-

tinue nuit et jour si la pluie ne l'empêche pas. Les hautes eaux ont emporté notre pont de Branik avec tant de rapidité qu'il ne nous reste que 6 pontons. Le reste a été entraîné par le torrent dans la ville. Je fais venir les pontons du maréchal Schwerin, et il faudra avoir recours aux expédients." — — Und am 31. wieder: „Mon cher maréchal. Nous avons vû bruler du côté du Hradschin une grande et grosse fumée que vos bombes ont fait, les nôtres ont brulé l'habitation des Juifs et mis le feu à la boulangerie, dont l'ennemi ne se sert plus, aprésent il faut songer à réparer notre pont, il faut envoyer un officier diligent avec des hussards à Melnik, faire venir des bateaux qui sont là, pour nous en servir à réparer notre pont, c'est une des besognes les plus nécessaires. Adieu. Fr. Ferner von demſelben Tage: „Vous avez trop bonne opinion de l'ennemi, je ne trouve point à propos de rassembler les quartiers, c'est ouvrir à Browne la porte de Königssal. Si l'ennemi fait une forte sortie, il faut que tout le monde accoure de ce côté-là. Les pontons ont passé au nombre de 20 à 30 le pont de Prague et nous les avons repris,

j'en ai encore 6 à Branik, 3 dans le parc, je fais venir 20 que Schwerin avait à Brandeis, il y en a encore 10 à Leitmeritz, ainsi avec quelques bateaux nous réparerons nos pertes, le pont de Podbaba sera refait vers minuit et celui de Branik dans un couple de jours. — — Les hussards verds doivent apporter des certificats du maire de Königsal, pour que l'on soit sûr qu'ils y ont été. Adieu. Fr."

Die Beschießung dauerte mehrere Tage und Nächte fort, doch ohne den gehofften Erfolg. Im Gegentheil wurden die Panduren wieder dreister, und versuchten nächtliche Ueberfälle. Keith meldete, daß der Feind hiebei starken Verlust erlitten. Hierauf antwortete Friedrich am 1. Juni: „Je vous suis très-obligé de l'agréable nouvelle que vous m'annoncez. Que faites vous donc de nos compagnies légères, et pourquoi ne faites vous pas faire la patrouille à ces gens là de nuit jusqu'au rempart de la ville, c'est là le seul moyen d'être averti à tems de ce que l'ennemi veut faire, en vérité personne de votre côté ne connait la façon de faire la guerre des Autrichiens, et jé crains de n'apprendre de ce côté là que des choses honteuses à l'honneur

des troupes. Adieu. Fr.“ In der Nacht vom 3. Juni wurde nichtsdestoweniger abermals eine preußische Schanze überfallen, und der Lieutenant von Pöllnitz, der sie vertheidigte, gerieth in Gefangenschaft. Der König soll auf die Meldung hiervon geantwortet haben: „Ich wundere mich nicht, daß Pöllnitz gefangen wurde, da ich von einem Augenblicke zum andern gewärtig bin, daß mein Feldmarschall es werde.“ Keith soll aus Unwillen diese Zeilen vernichtet haben. So erzählt Kalckreuth, dem aber dann am wenigsten zu trauen ist, wenn er alle Welt als gegen den König erbittert schildern möchte; Keith war weniger als Andre in solcher Verstimmung, und hatte auch weniger als Andre dazu Anlaß, die meisten Briefe des Königs an ihn sind gütig und rücksichtsvoll. Bei Prag traf ihn am wenigsten ein Vorwurf. Die Preußen waren nicht zahlreich genug, den weiten Umfang gehörig zu besetzen, und dem schweren Dienst überall zu genügen.

Die Sachen wurden aber auch von andrer Seite täglich bedenklicher. Daun zog immer mehr Truppen an sich, und rückte langsam näher. Der Scherz, daß man in Prag jetzt auf die Schweden wie früher auf die Franzosen hoffe, verschwand gegen den Ernst dieser wirklichen Gefahr, und Friedrich erkannte wohl,

daß er die Uebergabe von Prag nur noch hoffen könne, wenn er vorher Daun aus dem Felde schlüge. Da er sich über den ganzen Stand der Dinge mit Keith zu berathen wünschte, so berief er ihn zu einer Zusammenkunft nach Liben für den folgenden Tag durch nachstehendes Schreiben vom 6. Juni: „Je vous suis fort obligé, mon cher maréchal, de la pièce que vous m'avez envoyée. Si la ville de Prague attend le secours des Suédois, il parait qu'elle attendra long-temps. Vous avez pris de bonnes mesures pour cette maudite flèche, et j'espère qu'aprésent nous n'aurons rien à craindre pour elle. Comme il faut nécessairement que je vous parle sur bien des choses je vous prie de venir demain à 9 heures à Liben qui est sur ma droite, où je serai et vous parlerai. Müller n'a qu'à faire vie qui dure et prolonger ses bombes à deux ou trois jours: Leopold Daun se renforce, il faut le prévenir, mettre ensemble ce que je pourrai, l'attaquer et le poursuivre le plus loin possible; cela fait, si le besoin le demande, je pourrai encore détacher contre les Français, et en même tems cerner ces gens-ci. Voilà je crois le seul parti qu'il faut prendre et par lequel je vois jour à

me tirer d'affaire. Adieu, mon cher maréchal, je vous embrasse. Federic.“ In dieſer Zuſammenkunft ſcheint der König zu dem Entſchluſſe gekommen zu ſein, das Bombardement einzuſtellen, einen Theil der Truppen in zuſammengezogener Stellung unter Keith vor Prag zurückzulaſſen, und mit dem übrigen Theil gegen Daun zu ziehen, welchen der Herzog von Bevern mit ſeinen wenigen Truppen nicht mehr aufhalten konnte.

Wiewohl der König am 9. Juni etwas günſtigere Nachrichten empfing, und an Keith mittheilte, ſo beſtätigte er doch zugleich die früher gegebenen Weiſungen, daß nämlich Keith anfinge, ſeine Batterien zu zerſtören und die Kanonen zurückzuziehen. Sein eigenhändiges Schreiben lautet: „J'ai reçu des nouvelles ultérieures du prince de Bevern, mon cher maréchal, qui marquent que Daun s'est retiré à Teutsch-Brod, que nous avons trouvé pour douze jours de pain et pour huit de fourrages dans les magazins que l'on a pris à l'ennemi. Aujourd'hui le prince de Bevern se campe à Czaslau, nos secours de Silésie sont en pleine marche, moyennant quoi il n'y a aucun doute, qu'après l'accomplissement des arrangemens que nous avons pris, ou qu'on

battra ce Léopold Daun, ou qu'il perdra ses deux magazins de Teutsch-Brod et d'Iglau, après quoi je le défie de secourir Prague. — — Vous faites bien de ruiner vos batteries et de retirer votre canon, il faut que cela se fasse cependant avec toute la précaution possible pour qu'aucun affront ne vous arrive. Vous m'enverrez s'il vous plait les 2 petits mortiers de 25 livres dont j'aurai besoin, il faut renvoyer le reste de la grosse artillerie à Leitmeritz où elle doit rester jusqu'à nouvel ordre. Adieu, mon cher maréchal, je vous embrasse. Federic."

Am 13. Juni zog der König mit 10 Bataillons und 20 Schwadronen dem Herzog von Bevern zu Hülfe gegen Daun. In dem Lager von Sankt Michael, auf dem rechten Ufer der Moldau, führte nun der Prinz von Preußen den Befehl, auf dem linken Ufer Keith. Da der König diesem den Prinzen Moritz von Dessau wegnahm, so ließ er ihm Winterfeldt zu Rath und Hülfe zurück. Die Anstalten und die Wachsamkeit Keith's waren so trefflich, daß die Oesterreicher trotz ihrer Ueberzahl keinen neuen Ausfall wagten. In dieser gefahrvollen Lage blieb Keith mit seiner kleinen Truppenschaar unbeschädigt bis zum

19. Juni, an welchem Tage er die Nachricht, daß der König am 18. bei Kollin gegen Daun eine Schlacht verloren habe, erhielt, worauf sogleich das Geschütz und das Gepäck nebst den Verwundeten abgeführt wurden. Am Abend erschien der König selbst in seinem alten Lager von Sankt Michael, und zog am 20. früh in der Richtung von Alt-Bunzlau und Brandeis ab, um sich mit den bei Kollin geschlagenen Truppen zu vereinigen. Keith erhielt den Befehl in der Richtung von Welwarn und Leitmeritz abzuziehen. Allein der Aufbruch war in Gegenwart des starken und nach dieser Seite schon zum Ausfall bereiten Feindes nicht leicht auszuführen. Erst Nachmittags gegen 3 Uhr begann der Abmarsch, mit klingendem Spiel und fliegenden Fahnen, in schönster Ordnung. Aber die Oesterreicher waren auch schon ausgerückt, und besonders wurde Winterfeldt, der den rechten Flügel führte, im Abziehen von den Panduren und Husaren lebhaft angegriffen. Keith hielt deßhalb mit seinem Aufbruch inne, um Winterfeldt nöthigenfalls zu unterstützen; dieser hatte inzwischen den Angriff rasch zurückgewiesen, setzte seinen Marsch fort, und ließ nun Keith durch einen Adjutanten erinnern, er möge nicht zögern; da wurde der Feldmarschall verdrießlich und antwortete, daß er nur für Winter-

feldt beſorgt geweſen, und darum ſtehen geblieben ſei. Der Marſch wurde nun fortgeſetzt, unter beſtändigen Angriffen des Feindes, dem jedoch der General Graf von Schmettau, welcher die Nachhut führte, tapfer die Stirne bot. Keith ſoll ſich hiebei den feindlichen Kanonen ſo bloßgeſtellt haben, daß man glauben konnte, er ſuche den Tod, und ſein Adjutant, der Hauptmann von Cocceji, ſagte ſcherzend: „Verwünſchtes Metier, Adjutant eines Generals zu ſein, der ſich todtſchießen laſſen will!“ Am 22. Juni erreichte Keith mit ſeinen Truppen Budyn, und gab dem Könige von hier aus Bericht über den Abzug von Prag und die ſtattgehabten Gefechte, wobei er die tapfre Führung Schmettau's und Winterfeldt's, ſo wie die Haltung der Truppen beſtens rühmte. Vom Könige empfing er aus Alt-Bunzlau vom 23. Juni folgendes eigenhändige, dann aber auch noch zweimal von der Hand des Kabinetsraths Eichel ausgefertigte Schreiben, das auch dreifach, trotz der öſterreichiſchen Streifpartheien, glücklich anlangte: „Mon cher maréchal. Je n'ai point reçu de nouvelles de ce qui se passe chez vous, si non que j'apprends que le pont de Podbaba a été pris par l'ennemi; il y a 40 escadrons en chemin pour vous joindre; si le pont était fait, la jonction

serait prochaine, si non, il faut que toutes ces troupes passent par Leitmeritz pour vous atteindre, ce qui serait bien long. On dit — c'est d'un hussard que je l'ai appris — que votre arrière-garde avait été entamée. Sans pont je ne puis vous porter aucun secours, ce qui me met dans un cruel embarras. Adieu. Federic. — L'ennemi a garni tous les devants de Nimbourg de pandours et de hussards, de sorte qu'il est impossible d'avoir de ses nouvelles certaines; je crains que Nadasdy ne passe à Prague, et je suis hors d'état de vous renforcer, si le pont ne se rétablit pas." Am 24. Juni ſchrieb der König aus Brandeis: „Le camp que nous avons découvert semble être celui de Nadasdy, il n'en est pas moins sûr que l'ennemi est du côté de Kosteletz. La garnison ou armée de Prague n'a pas bougé de la ville, hors 6 régiments d'infanterie qui campent du côté du Ziska. La cavalerie, hussards et pandours de la ville avec un renfort de 2000 chevaux campent au Weissenberg. Il est fort difficile de deviner les projets des ennemis; s'ils ont envie de nous faire sortir de la Bohême, ils se mettront ensemble contre l'une de mes deux

armées, et c'est à moi à me joindre contre eux, une bonne journée pourra remettre mes affaires; peut-être ne feront ils rien jusqu'à ce que leurs troupes de l'empire commencent à agir, pour m'obliger de détacher et m'affaiblir davantage, je ne sais pas quel parti ils prendront; cela deviendra très-dificile pour moi, mais avec un camp fort d'un côté et un corps qui agira offensivement il faudra tâcher de se tirer d'affaire et tenir la Bohème le plus longtems que l'on pourra, trainer la guerre en longueur pour épuiser la bourse de nos ennemis. Adieu. Je serai demain à Melnik où vous pourrez m'envoyer mes lettres, car 40 escadrons de cavalerie sont entre moi et Leitmeritz, moyennant quoi nous n'avons rien à risquer pour notre communication. Federic."

Keith bezog am 25. Juni ein Lager zwiſchen Lowoſitz und Leitmeritz, und berichtete dem König, wie er genöthigt geweſen, Budyn zu verlaſſen; das ganze Land ſei von Panduren überſchwemmt, die Verbindung mit Sachſen unterbrochen, Leitmeritz, wo die Magazine, Außig, wo die Kriegskaſſe ſich befinde, ſei nur ſchwach beſetzt und vom Feinde umringt; auch habe ſich das Unglück ereignet, daß der General von

Manstein, der Marquis de Varennes und viele andere verwundete Offiziere, die mit 100 Mann Bedeckung nach Sachsen zogen, von 1000 Kroaten überfallen und nach tapfrer Gegenwehr gefangen oder zusammengehauen worden. Im Allgemeinen jedoch hält er dem Könige folgende tröstliche Betrachtung vor: „Votre Majesté a encore une belle armée, elle a des ressources dans son génie que les autres n'ont certainement pas, et si personne ne s'en mêle que les Autrichiens, sans être prophète, je puis répondre que ce petit échec sera réparé, mais je crains, Sire, la reflection qu'elle fait elle-même, je crains qu'ils temporiseront jusqu'à ce que leurs alliés agissent d'autre côté, auquel cas il est certain que sans alliés, sans ressources que dans ses propres forces, il est presque impossible qu'elle puisse résister aux forces de toute l'Europe combinées contre elle; mais fort souvent quand les affaires paraissent les plus désespérées, les changements les plus inopinés arrivent, je ne puis encore croire que la France souhaite sérieusement l'agrandissement de la maison d'Autriche et la décadence de la vôtre, mais si cette ressource même manquait, une bataille gagnée rétablira encore les affaires.

peut-être cette lueur de fortune les tenterait de descendre dans les plaines, et si cela leur arrive ils pourraient payer bien cher ce petit avantage qu'ils viennent de remporter."

Friedrich tadelte gleichwohl — aus Gastorf am 26. Juni —, daß Keith ihn nicht im Lager von Budyn erwartet hatte, die Panduren und Kroaten, meinte er, seien von keiner Bedeutung. Jetzt eilte er aber sich mit Keith bei Leitmeritz zu vereinigen, ging daselbst über die Elbe, und traf am 27. Juni mit 14 Bataillons und 7 Kürassierregimentern im Lager ein. Er hatte vorausgesetzt, die Hauptmacht der Oesterreicher unter dem Prinzen Karl von Lothringen würde Keith nachfolgen, allein sie warf sich auf die von Kollin gekommenen Truppen, die unter dem Herzoge von Bevern, und vom 29. an unter dem Prinzen von Preußen, sich der Lausitz näherten. Die Bewegungen geschahen jedoch äußerst langsam. Der König blieb im Lager bei Leitmeritz bis zum 20. Juli, an welchem Tage er endlich mit 20,000 Mann nach der Lausitz aufbrach, um den Prinzen von Preußen zu unterstützen. Keith behielt nur 16,000 Mann, und wartete auf weitere Befehle des Königs. Dieser schrieb ihm aus Nollendorf am 24. Juli: „Jai reçu des nouvelles positives, que mon frère est à Zittau,

je compte à chaque pas que je ferai d'en apprendre davantage; il semble que mes officiers veulent se surpasser à qui fera le plus de sottises, j'ai envoyé 2 bataillons à Tetschen pour amener le bagage de Jagow, il vient d'arriver lui-même, je le mettrai aux arrets pour avoir évacué un endroit sans mon ordre. Ma marche a fort bien éte et je n'appréhende rien a l'avenir, je prévois que j'aurai de manoeuvres difficiles à faire et qu'il faudra payer de résolution, mais je suis déterminé à tout, et résolu à ne rien épargner, avec cela on fait du chemin. Adieu, mon cher maréchal. Federic." Am 25. aber ſandte er ihm aus Gohs den Befehl, Böhmen zu räumen, und nach Sachſen zurückzugehen, mit umſtändlicher Weiſung zu jeder Anſtalt und Maßregel. Keith verſprach aus dem Lager bei Linay am 27. Juli die genaueſte Befolgung der Befehle des Königs. Dieſer ſchrieb ſeinerſeits am 27. aus Pirna: „Mon cher maréchal. L'expérience me fait assez prévoir que dès que j'aurai passé l'Elbe il me sera impossible de vous faire parvenir mes lettres. Ceci m'oblige de vous instruire d'avance de ce que je souhaite que vous fassiez. Je laisse ici le pont de pontons pour que vous

puissiez passer la rivière dès que vous le trouverez à propos. Si rien ne change dans la position de mon frère, vous pourriez marcher d'ici par Stolpe sur Bischofswerder et de-là sur Bautzen; si mon armée est à *Löbau* ou à *Bernstädtel* vous pourrez faciliter notre communication, et en quelque tems que vous marchiez pour nous joindre, il faut apporter sur des chariots de paysans pour neuf jours de pain pour toute l'armée, de l'eau de vie et des boeufs. Comme nous pourrions aussi avoir besoin de pontons vous pourrez en prendre avec vous d'ici une vingtaine pour faciliter les expéditions. J'ordonnerai à Finck, qui est blessé à Dresde, de vous avertir de tout ce que l'on peut apprendre de la Lusace. Je ne saurais vous prescrire rien de fixe, parcequ'entre ci et le tems que vous arriverez ici bien des choses peuvent changer. Que vous marchiez par ce pont ici ou par le pont de Dresde, c'est à vous à en décider selon les règles de la sûreté. Quoiqu'il arrive, le principal point sera, de marcher en Lusace pour assurer nos vivres, dont *Retzow aura soin*, et de nous joindre avec vos troupes en cas que cela soit néces-

saire; il serait difficile jusqu'au moment present d'entrer sur tout ceci dans un plus grand détail, c'est à vous à vous régler de vous même et à prendre votre parti, si des événemens arrivent que l'on ne saurait prévoir. Je suis avec bien de l'estime, mon cher maréchal, votre fidèle ami Federic.“ Und Abends ſchrieb er auf's neue: „J'apprends dans ce moment que mon frère est marché à Bautzen, ceci vous oblige de passer par Dresde pour nous joindre, il nous faut trente pontons que vous aurez la bonté de nous mener et que je ferai avancer sur Dresde, voilà tout ce que je vous peux dire. Si je ne me hâte de marcher je ne regagnerai plus mon frère, je crois qu'ils iront jusqu'à Berlin. Adieu. Federic.“

Friedrich vereinigte ſich am 29. Juli bei Bautzen mit den Truppen ſeines Bruders, fand die Sachen in ſchlechtem Zuſtande, und ſandte Keith den Befehl, ſich mit ſeinen Truppen ebenfalls heranzuziehen, während der Prinz Moritz von Deſſau mit 10,000 Mann bei Gotta ſtehen blieb, um Sachſen gegen Böhmen hin zu ſichern. Der König ſchrieb an Keith aus Bautzen vom 30. Juli: „Dès que vous arriverez ici, vous laisserez 6 à 8 bataillons campés avantageuse-

ment sur les hauteurs pour couvrir la ville. Vous prendrez avec vous tout le pain qui est cuit, et vous me suivrez. J'ai trouvé ici les affaires en grande confusion, ou j'y remédierai ou j'y périrai; faites toute la diligence possible (qui se compromète avec le bon état des troupes) pour me joindre, n'oubliez pas les pontons. Et soyez persuadé de mon estime. Fr." Und aus Weißenberg am 1. Auguſt: „Je suis bien aise, mon cher maréchal, de ce que vous êtes arrivé le 31. à Cotta; je dois vous avertir d'avance que la plus grande difficulté que je rencontre consiste dans le manque de farine, faites vous et Retzow l'impossible pour y remédier, il ne faut rien épargner, ni les chevaux de la ville ni les chevaux de la cour; dès que j'aurai pour toutes mes troupes neuf jours de pain en avance je commencerai mes opérations, il s'agit ici du tout pour le tout, il faut que Retzow se surpasse, il n'y a rien de désespéré ici, pourvûque j'aie des vivres, j'espère de vaincre les autres difficultés quelque fortes qu'elles soient. Lisez ma lettre à Retzow pour qu'il sache que le sort de l'état dépend de son opération; j'entrerai dans de plus grandes explications dès que je

vous saurai arrivé à Bautzen. Je vous embrasse de tout mon coeur. Federic. Vous pouvez laisser Meyer au prince Maurice.“ Das Verrücken Keith's war von den Verpflegsanstalten abhängig, und diese verursachten große Schwierigkeiten und einen Zeitverlust von vierzehn Tagen. Der König schrieb auf's neue aus Weißenberg am 8. August: „Vous avez très-bien deviné mon intention, mon cher maréchal, je suis du sentiment d'Homère, qui dit *le pain fait le soldat.* Je ne puis entreprendre cette opération décisive avant que d'avoir arrangé mes vivres, ce qui est la base de toute expédition militaire. J'attendrai donc que Retzow et Goltze m'ayent fourni ce qu'il me faut. Mais je dois vous dire en même tems que les desseins des ennemis me pressent et que ce sera donc le hazard qui décidera si nous serons prévenus ou s'ils nous préviendront. Je n'entre dans aucun détail, dès que vous arriverez à Bautzen vous en saurez davantage, et vous recevrez en même tems l'ordre de bataille, que Winterfeldt vous donnera. Adieu mon cher maréchal. Je vous embrasse. Federic. Vous voudrez bien dire encore à Retzow que je compte cette expédition

de dix jours, du jour que vous marcherez de Bautzen, et comme votre corps et le mien doivent incontinent repasser par Dresde, il fera bien d'y faire préparer du pain pour neuf jours pour nous autres, afin que delà nous puissions commencer une nouvelle entreprise dont il est informé, et qu'à Torgau de même tout se prépare dont nous pourrons avoir besoin en tems et lieux." Und an demſelben Tage nochmals: „Mon cher maréchal. J'apprends dans le moment l'armée autrichienne est marchée à Löbau, qui n'est qu'à cinq quarts de mille de ma position, et à trois petites milles de Bautzen, je n'aurai pas le tems d'attendre la fin des longs arrangemens de Retzow, il faudra faire l'impossible pour arranger toutes les affaires en diligence, car l'approche de l'ennemi m'obligera d'accélérer mes mesures. Faites donc tout ce qui sera humainement possible pour accélérer vos arrangemens. Adieu. Federic." Und Abends um 7. Uhr den dritten Brief, der wieder beruhigend lautet: „Je viens d'une demi mille de Löbau où j'ai été reconnaître, et je n'y ai pas vû ombre d'armée ni de campement, il n'y a à Löbau que 1000 hussards au plus, et peut-être 600 pan-

dours, de sorte que rien n'altère nos positions; vous pouvez rester tranquille dans votre camp jusqu'au tems que ces transports éternels de farine seront arrangés. Je reçois dans ce moment votre lettre, je vous félicite de votre belle prise, et je vous exhorte à continuer de même, nous avons aujourd'hui pris 15 de ces drôles dont vous n'en voudriez pas un pour tourne-broche dans votre cuisine. Je vous embrasse. Federic."

Mittlerweile rückten die Anſtalten vor, und Keith hoffte in wenigen Tagen zum Könige zu ſtoßen, der die Oeſterreicher durch eine Schlacht nach Böhmen zurückwerfen, und dann eiligſt gegen die Franzoſen aufbrechen wollte, denen er ſchon längſt hätte entgegen rücken ſollen. Am 16. Auguſt ſchrieb Friedrich an Keith, eigenhändig wie faſt immer: „Japprouve fort le projet que vous avez, mon cher maréchal, de marcher au devant du convoi; pour du pain il n'y en a pas à Bautzen, et vous ne devez pas espérer d'en tirer de-là. Notre convoi a marché sur Königsbrück, on assure qu'il pourra être demain à Bautzen. Vous prendrez bien vos dimensions sur tout ceci. Le prince de Bevern enverra 6 bataillons du côté de

Königsbrück, et avec cela si tous les Nadasdy de l'univers s'en mêlent ils ne troubleront pas nos arrangemens. Adieu mon cher maréchal, je vous embrasse. Federic.“

Merkwürdig iſt ein Brief, den Friedrich am 11. Oktober an Keith ſchrieb, und der ſeine ganze Lage und Stimmung ſo geiſtreich als vertraulich ausſpricht: „Quoique le convoi arrive un jour plus tard, mon cher *maréchal*, j'avoue pourtant que je suis bien aise qu'il arrive en sûreté, c'est la base de toutes nos entreprises, et sur quoi je fonde la dernière espérance de l'état. Je me flatte que les premiers chariots arriveront aujourd'hui, et que les derniers viendront demain au matin. L'ennemi continue à replier tous ses postes avancés, il ne garde que celui de Görlitz; il n'est pas difficile de faire ce court et simple raisonnement: Le roi de Prusse a beaucoup d'ennemis, il rassemble toutes ses forces en Lusace, donc il veut encore essayer ses forces contre les nôtres avant de se tourner contre ses autres ennemis; Léopold Daun, sans un grand effort, et sans être un savant dialecticien a fort bien pu combiner ce petit nombre d'idées dans sa lourde tête; et je crois qu'in-

cessament il se mettra à arranger son canon, que j'espère que nous l'obligerons de déranger quelque fois encore; je suis sûr qu'il choisit son projet de bataille, et qu'il a là-bas quelque bonne vieille, qui lui en fournit, le prince Charles boit, mange, rit et ment, les fanfarons de là-bas se partagent nos dépouilles, et l'on n'est embarrassé à Vienne que de trouver une prison pour m'y mettre. — O qu'il sera doux de bien frotter cette engeance arrogante et superbe, o que pour l'avantage de l'humanité ce sera un bonheur d'humilier ces tyrans barbares, ennemis de toute liberté, qui ne respectent la bonne foi qu'autant qu'ils y trouvent leur avantage, qui ne sont doux que par crainte, et toujours cruels par inclination, qu'il sera glorieux pour nous de délivrer l'Allemagne par une seule victoire du joug que ses oppresseurs lui préparent, surtout si on peut lui rendre la vue que ces mêmes oppresseurs lui ont fascinée par leurs artifices! Quelque soit le succès de nos entreprises, il est toujours beau d'oser tenter de sauver sa patrie, lorsqu'il n'y a plus personne qui se présente pour la défendre; ce sera par nous qu'elle subsistera en-

core, ou ce sera avec nous que périra la liberté et son existence. Adieu mon cher maréchal. Le tems approche où nous nous verrons et je vous en dirai davantage. Federic.“

Am 12. Auguſt erfolgte bei Bautzen endlich die Vereinigung Keith's mit Friedrich, und dieſer ſetzte gleich am folgenden Tage ſeine Truppen in Bewegung, um eine vortheilhafte Gelegenheit zum Angriff gegen Daun auszufinden. Allein Keith, der ſchon einige Zeit leidend geweſen und ſich nur hingehalten, erkrankte, und mußte zurückbleiben. Der König ſchrieb ihm am 13. freundlichſt: „Restez à Bautzen, mon cher maréchal, si vous êtes malade; il n'y a ici ni commodité ni secours, nous marchons dans deux jours. Si votre mal empire, où vous laisserons-nous? Je souhaite de tout mon coeur que vous vous remettiez bientôt. Adieu. Federic.“

Der König wünſchte dringend eine Schlacht zu liefern, er rückte am 17. Auguſt mit allen Truppen gegen die Stellung Daun's bei Eckartsberg, fand ſie aber zu feſt, um den Angriff zu wagen; die beiderſeitigen Heere blieben einander gegenüber, und wechſelten Kanonenſchüſſe. Auch Winterfeldt, der am 18. mit einer Truppenabtheilung auf Hirſchfeld entſendet

wurde, um den rechten Flügel des Feindes zum Treffen zu reizen, kehrte unverrichteter Sache zurück. Doch wollte der König sein Vorhaben noch nicht aufgeben. Am 20. August machten die Truppen neue Bewegungen, der König, am frühen Morgen zu Pferde, begegnete Keith, der wieder genesen war und fragte ihn, indem er ihn begrüßte: „Wie wird es gehen?“ Keith erwiederte: „Wenn Ew. Majestät den Ruhm des Feldmarschalls Daun vermehren wollen, das wird sehr gut gehen.“ Worauf der König weiter ritt. Alle seine Generale waren gegen den Angriff, sie sahen den Untergang des Heeres vor Augen, nur Winterfeldt soll den König angereizt haben, und als am Abend der Prinz Heinrich von Preußen den König in einer lebhaften Unterredung endlich bewog, von dem Wagniß abzustehen, war die Freude allgemein. Nachdem der König zwölf Tage in unfruchtbaren Bemühungen verloren, ließ er den Herzog von Bevern und Winterfeldt zur Beobachtung des Feindes mit einem Theile des Heeres in der Lausitz, und brach mit dem andern am 25. August nach Dresden auf. Keith begleitete ihn.

Die Gefahr von den Franzosen und Reichstruppen wuchs mit jedem Tage, es war die höchste Zeit ihnen entgegen zu gehen. Der König schrieb am 31. August

aus Lommatzſch an Keith: „— Ma marche ne devait pas se différer d'un jour, elle a été très-àpropos selon mes nouvelles, je vous écrirai demain pour la marche du 3. J'ai cassé 12 haquets ce qui me cause un grand embarras; si je n'avais que celui-là je rirais cependant bien, mais il y a tant d'autres choses dont il faut se tirer, qui sont plus sérieuses et plus de conséquence; cependant j'espérerai jusqu'à ce qu'il ne me restera plus aucune espérance. Adieu. Federic.“ Der Marſch ging unter großen Schwierigkeiten, bei Mangel an Zugvieh und bei ſchlechten Wagen, über Grimma weiter, von wo der König am 4. September ſchrieb: „Je vous envoie, mon cher maréchal, vos quartiers de demain, vous avez déja les routes; les pontons seront jettés à Höfchen, le 6. vous ferez ici jour de repos pour rassembler les équipages d'artillerie; demain je marche à Rötha, où vous pourrez me trouver. Retzow ne m'écrit pas le mot de ce qu'il veut faire de nos chariots, je les ai avec moi jusqu'à ce que je sache s'il veut que je les envoie à Torgau ou ailleurs. Si la crue des eaux continue, il vous faut 26 pontons, si les eaux baissent 22. Il y a un gué tout près, s'entend

quand l'eau est basse, où du bagage peut passer. Adieu. Federic.“ Und am 8. aus Neſſa: „En arrivant ici j'apprends avec certitude que les Autrichiens ont fait rompre le pont de Weissenfels, je crois qu'ils en feront autant des autres, pourquoi vous voudrez mener 30 pontons avec vous qui suffisent pour deux ponts. Aujourd'hui personne n'a montré le nez; je crois que messieurs de l'empire ne sont pas encore arrangés et que pour gagner du tems ils voudraient me disputer le passage de la Saale. Adieu. Federic.“

In Braunsreda angekommen, erfuhr der König, daß der Feind ſich zurückgezogen habe; die Ausſicht ihn zu einer Schlacht zu bringen, verſchwand auch auf dieſer Seite, und Friedrich ſagt in ſeinem Schreiben an Keith vom 11. September: „Dans ce moment je reçois des avis qui se confirment de tous les côtés, que l'ennemi a levé son camp d'Erfort et qu'il est marché à Eisenach, où je ne le suivrai pas, ceci m'oblige de changer mes dispositions. Voici vos marches, mon cher maréchal, pour 3 colonnes jusques à Buttstädt, où vous camperez. — — Pour moi, voyant qu'il n'y a rien à faire dans le grand, je vais tra-

vailler dans le petit, et j'espère de faire du bruit avec mon avant-garde si ce n'est pas autre chose. Vous aurez un camp stable à Buttstädt. Voilà tout ce que je peux vous écrire pour le présent. Adieu. Federic.“ Dies beſtätigt ſich in dem Briefe aus Erfurt vom 13: „Mon cher maréchal. L'ennemi fuit, il a abandonné cette ville, de sorte qu'il ne tiendra plus contre nous. Les troupes de l'Empire fuyent impitoyablement. Ceci me fait changer de disposition. Vous, Forcade, le général Retzow, et le régiment de Forcade, avec les bataillons de Retzow, viendront ici en deux marches. Les autres 10 bataillons d'infanterie marcheront avec le prince Maurice selon l'instruction que je lui en ai donnée vers Leipsig, et vos trois bataillons me méneront ici le reste du gros canon. Adieu, mon cher maréchal, je vous embrasse. Les canons autrichiens peuvent rester à Naumbourg. Federic.“

Der Herzog von Richelieu war inzwiſchen mit einem ſtarken franzöſiſchen Heere nach Magdeburg und Halberſtadt vorgedrungen, und der König hatte den Prinzen Ferdinand von Braunſchweig mit 5 Bataillons und 7 Schwadronen dorthin entſendet; den

Prinzen Moritz von Deſſau dagegen ließ er mit 10 Bataillons und 10 Schwadronen nach Leipzig zurückgehen, und er ſelbſt folgte am 29. September nach Buttſtädt. Von hier ſchrieb er am 8. Oktober an Keith, er ſolle an den Herzog von Richelieu ſehr artig ſchreiben, wie er mit Leidweſen vernommen, daß die franzöſiſchen Kriegsgefangenen in Magdeburg ſich beklagten, und wie er wünſche, Richelieu möchte ſelber einen Beauftragten abſchicken, der für ſie ſorge; der Wille des Königs ſei, daß ſie auf's beſte gehalten würden. Der König ſchrieb, er habe ſeine beſondern Gründe hierbei; er wünſchte nämlich, mit Richelieu eine nähere Verbindung zu unterhalten, und hiezu einen ſchicklichen Vorwand zu haben; er hatte ſchon den Oberſten von Balbi heimlich, unter dem Namen eines Amtmanns Eickſtedt, an Richelieu ſcheinbar mit Friedensanträgen, heimlich aber mit großen Geldſummen, abgeſchickt, und erlangte dadurch, daß dieſer wirklich eine Zeitlang unthätig blieb. Keith mußte ſeinen Brief erſt dem Könige zur Einſicht ſenden, der ihn billigte und dann abgehen ließ.

Von der Lauſitz her drang mittlerweile eine öſterreichiſche Schaar unter dem General Grafen Hadik gegen die Mark vor, und bedrohte Berlin. Der Prinz Moritz von Deſſau eilte mit ſeinen Truppen

nach Torgau, und der König, der mit dem Heere bei Naumburg über die Saale zurückgegangen war, folgte ihm nach. Keith hielt mit einigen Bataillons noch Leipzig beſetzt, und empfing hier folgende Zeilen des Königs vom 18. Oktober aus Torgau: „Mon cher maréchal. J'ai reçu votre lettre et suis bien aise que tout soit tranquille de votre côté, j'apprends que ce n'est que Hadik qui est marché vers Berlin, et en ce cas je laisserai peut-être un corps de 5 ou 6 bataillons à Torgau, et me reglerai sur les circonstances. Vous aurez j'espère attention sur Leipsig et Halle. Etant votre fidèle ami. Federic.“

Keith meldete dem Könige am 22. Oktober, der Feind rücke gegen Leipzig an, Franzoſen und Reichstruppen; es ſchien unmöglich, die Stadt gegen die Uebermacht zu halten. Friedrich aber antwortete am 23. aus Grochwitz: „Vous ne serez point attaqué par ces gens à Leipsig, ils craignent de ruiner la ville; mais puisqu'ils s'enhardissent à présent, je me flatte que marchant à eux cela en viendra à une bataille qui m'en débarrassera.“ Uebrigens verhieß der König baldige Hülfe, Prinz Ferdinand von Braunſchweig rücke über Halle heran, und er ſelbſt warte nur auf den Prinzen Moritz

von Deſſau, um dann ebenfalls auf Leipzig zu marſchiren. Keith verſprach, ſich zu halten, wiewohl er nicht verhehlte, daß er im Fall eines ernſten Angriffes verloren ſei, da der Platz kaum noch einige Befeſtigung habe, und alles zur Vertheidigung fehle, ſogar Patronen. Schon am 24. Oktober erſchienen öſterreichiſche Huſaren, gegen welche Keith einige Mannſchaft ausrücken ließ, die drei Stunden lang mit ihnen ſcharmützelten. Noch am nämlichen Tage folgte eine feindliche Abtheilung von mehr als 8000 Mann, und forderte die Preußen im Namen des Prinzen von Hildburghauſen, der das Reichsheer befehligte, zur Uebergabe auf. Mit allem, was Keith noch in der Eile aus Halle, Merſeburg und Weißenfels zuſammengebracht, betrug ſeine Stärke kaum 4000 Mann; der Prinz von Hildburghauſen und der Prinz von Soubiſe hatten ſchon in Naumburg am 22. erfahren, daß die Zahl nicht größer ſei, und viel über dieſe „Heeresmacht“ geſpottet, ſie erwarteten kaum einen Widerſtand. Allein Keith ließ durch den Kommandanten der Stadt antworten, er werde ſich bis auf den letzten Mann vertheidigen, und im eignen Namen ſetzte er hinzu: „Der Prinz von Hildburghauſen wiſſe, daß ich von Geburt ein Schotte, durch Neigung und Pflicht ein Preuße, und daß ich die Stadt

ſo vertheidigen werde, daß weder die Schotten noch die Preußen ſich meiner ſchämen dürfen. Der König, mein Herr, hat mir befohlen den Platz zu halten, und ich werde ihn halten." Am nächſten Morgen in der Frühe beſchied er den Rath der Stadt zu ſich, und hielt ihm folgende Anrede: „Ich muß Ihnen, meine Herren, anzeigen, daß mir der Prinz von Hildburghauſen eine Aufforderung, ihm die Stadt zu übergeben, zugeſchickt hat, welches ich aber zu thun gar nicht willens bin. Er drohet im Weigerungsfall zu den äußerſten Mitteln zu ſchreiten. Er giebt mir alſo das Beiſpiel, ebenſo zu verfahren, und ihm muß man das Unglück zuſchreiben, dem Ihre Stadt ſich ausgeſetzt ſieht. Wenn Sie daſſelbe abwenden wollen, ſo rathe ich Ihnen, zu ihm zu gehen und ihn zu bewegen, daß er um Ihrer ſelbſt und aller Einwohner willen die Stadt ſchone, weil ich ſonſt, auf die erſte Nachricht ſeines Angriffs, die Vorſtädte abbrennen, und wenn auch dieſes ſeinen Vorſatz nicht ändern ſollte, noch viel weiter gehen und die Stadt ſelbſt nicht ſchonen würde." Die Abgeordneten fanden bei dem Prinzen kein Gehör, höchſtens wolle er zugeſtehen, daß die Preußen ungehindert abzögen. Da Keith auch eine zweite Aufforderung und dies Anerbieten ſchnöde verwarf, ſo ergrimmte der Prinz,

und ließ ihm ſagen, wenn Leipzig angezündet würde, ſo werde er dafür Potsdam und Berlin in Aſche legen. Keith lachte der Drohung, und traf alle Anſtalten zur Vertheidigung, ließ Gräben ziehen und Bruſtwehren aufwerfen, und ſeine Huſaren und Jäger mit dem Feinde ſcharmützeln. Friedrich ſchrieb an Keith aus Eulenburg am 25. Oktober: „Soyez tranquille, le Hildbourghausen ne vous mangera pas, j'en réponds!“ Und Keith antwortete hierauf am 26.: „Je viens de recevoir la lettre où Votre Majesté me marque qu'elle amène de la poudre, de l'artillerie et tout ce qu'il faut; quand j'aurai cela, celui qui voudrait me manger me trouverait peut-être un morceau de très-dure digestion.“

Der König traf ſchon am 26. Oktober bei Leipzig ein, und trieb die feindlichen Poſten ſogleich zurück, am 27. kam auch der Prinz Moritz von Deſſau, und am 28. der Prinz Ferdinand von Braunſchweig, und nun wich der Feind eiligſt über die Saale. Nach kurzer Raſt folgte der König ihm nach Weißenfels, während Keith, durch 2 Dragonerregimenter verſtärkt, einen Verſuch auf Merſeburg machen ſollte. Der König ſchrieb ihm aus Weißenfels am 31. Oktober: „Nous avons fait 4 à 500 prisonniers, mais

quoique nous soyons venus vers le pont presque en même tems que l'ennemi, l'ayant goudronné d'avance ils y ont mis le feux sans qu'il ait été possible de l'éteindre, il y a une arche de 80 pieds qui nous empêche de le refaire. L'ennemi s'assemble ici vis-à-vis de moi, je lui ferai toutes les démonstrations comme si je voulais refaire le pont. Je vois ici de ma fenêtre toute sa cavalerie en bataille. Je vous envoie deux régiments de dragons; si vous pouvez entrer à Mersebourg j'espère que cela menera pourtant encore à quelque chose. Faites m'avertir ce soir, mes hussards et moi-même nous tâcherons de vous joindre pour que demain, s'il y a moyen, nous leur tombions sur le corps et finissions une bonne fois nos affaires de ce côté-ci. Adieu, je vous embrasse. Federic." Am 1. November wiederholte der König seine Weisungen, er schrieb: „Si vous pouvez passer à Mersebourg et le prendre, c'est un coup décisif; si cela est impossible, il faut aller à Halle, et avertir la garnison de Wittenberg qu'elle soit sur ses gardes. Je marcherai aujourd'hui avec une partie de mon monde vers Mersebourg pour être plus à portée. Voilà vraiment une chienne de

guerre où l'on ne peut avancer d'aucun côté quoiqu'on fasse. Federic.“ In ſeiner Geſchichte des ſiebenjährigen Krieges rühmt der König, daß Keith, als er Merſeburg vom Feinde beſetzt gefunden, gleich gewußt was zu thun ſei, ſeine Richtung auf Halle genommen, dort die Franzoſen vertrieben und die Brücke über die Saale hergeſtellt habe. Aus den urkundlichen Zeugniſſen ergiebt ſich aber, daß der König ihm den Marſch anbefohlen. Dagegen war er mit der Ausführung unzufrieden, und ſchrieb am 2. November: „Ce n'est point du tout mon intention, monsieur, de passer la Saale à Halle, à moins que l'ennemi ne marche de ce côté-là Ils ont encore un corps à Naumbourg, qui, si je marchais à Halle, irait droit à Leipsig et même à Torgau. — Surtout il faut être ensemble. Je vous avoue que votre marche n'a pas été à mon gré.“ — Aber der Uebergang der Reiterei Keith's bei Halle bewog den Prinzen von Soubiſe, ſogleich die Saale zu verlaſſen. Nun ſchrieb der König noch an demſelben Tage wieder an Keith, Merſeburg ſei vom Feinde verlaſſen, und die Brücke bei Weißenfels werde um 4 Uhr fertig ſein, dann wolle er ſogleich über die Saale gehen; er fügt hinzu: „Pour moi j'agirai à la pandoure, et dès que

j'aurai passé la Saale, je tâcherai de couper leurs convois de Freibourg. Le pont de Mersebourg ne pourra pas se refaire si vite, ainsi vous ne devez pas compter de pouvoir passer là. Si vous croyez de votre côté pouvoir faire un bon coup, je parlerai au prince Maurice, qui en ce cas vous pourra suivre, sinon, il faut s'assembler tout-à-fait à Weissenfels et couper ces gens de l'Unstrut. Adieu, mon cher maréchal, je vous embrasse." Keith antwortete aus Halle auch noch deſſelben Tages, und berichtete ſeine Anſtalten, ſowie alles, was er vom Feinde erkundet, deſſen Lager von den Thürmen Halle's geſehen wurde.

Früh am 3. November ging der König bei Weißenfels über die Saale, der Prinz Moritz von Deſſau aber und das Keith'ſche Fußvolk bei Merſeburg, die ſämmtlichen Truppen rückten in der Richtung von Roßbach vor. Der König ſchrieb einen Zettel an Keith: „Je passe la Saale et marche à Kaina, il faudra nous joindre et tomber en force sur l'ennemi, une bataille décidera le tout. Federic." Am 4. ſtanden die Preußen im Angeſichte des Feindes, und die Huſaren drangen ſogar in das Lager deſſelben ein. Der König beſchloß, am folgenden

Lage anzugreifen. Allein der Prinz von Soubise hatte während der Nacht sein Lager verändert, und eine neue festere Stellung genommen. Zum Glück verließ er sie, um das kleine preußische Heer völlig einzuschließen, das ihn aber im Marsch überfiel, und schmachvoll in die Flucht warf.

Die am 5. November gelieferte Schlacht von Roßbach haben wir in der Lebensgeschichte von Seydlitz ausführlich erzählt. Die preußische Reiterei verrichtete hier ihre größten Thaten; aber auch das Fußvolk, sofern es an der Schlacht Theil nahm, focht mit heldenmüthiger Tapferkeit. Keith kam mit dem zweiten Treffen, aus nur 5 Bataillons bestehend, dem Feinde zuvor, und besetzte das Dorf Reichertswerben. Als der König sah, wie sorglos der Feind vorrückte, ungesichert in seiner Flanke, sagte er zu Keith: „Mon cher Keith, ces gens sont à nous, ils nous prêteront le flanc.“ In der That erlitten sie bald das wirksame Feuer des wohlaufgestellten preußischen Geschützes. Noch gewaltsamer aber fiel Seydlitz auf ihre Spitze mit seiner Reiterei, und warf die anrückenden Schaaren auf sich selber zurück.

In Verfolgung des Feindes begriffen, schrieb der König am 7. November aus Freiburg an Keith: „Nous avons fait le 6. des ponts sur l'Unstrut.

On a fait beaucoup de prisonniers en marche, nous sommes avec l'avantgarde auprès de l'Eckartsberge, l'ennemi était intentionné d'y camper hier, mais sur notre arrivée il s'est d'abord remis en marche; ce matin nos hussards ont poussé jusqu'à Buttstädt; on fait continuellement des prisonniers, et nous ne cesserons de les talonner que vers Erfort. Federic. Nous avons encore pris un étendard et 6 canons à l'ennemi. Il faut envoyer ce bulletin à Mersebourg, de là à Leipsig, Magdebourg et Berlin, Torgau." Und bald nachher, ohne Orts- und Tagesangabe: „L'ennemi, mon cher maréchal, vous épargnera des marches. Leur fuite est si précipitée que la tête est aujourd'hui à Erfort. Nous faisons beaucoup de prisonniers. Envoyez des détachements par votre gauche le long de la Saale, et vers Querfort, je sais que vous trouverez là des fuyards et des vivres de l'armée française, et répandez le bruit que toute l'armée va marcher par le Mansfeld à Halberstadt. Il faut qu'on le sache dans mon pays, cela fera fuire tout le monde. Adieu." Keith antwortete aus Freiburg gleichfalls am 7. November: „Sire, je viens de recevoir les bonnes nouvelles

dont il plait à Votre Majesté de m'honorer, et je prends la liberté de la féliciter sur les suites glorieuses et profitables de sa victoire. On ne vous fera pas du moins les reproches qu'on fit autrefois à Hannibal; car jamais on n'a poussé si vivement une poursuite. Pendant que Votre Majesté fait des prisonniers, je les achète aux paysans qui m'en amènent à tout moment. Mais comme Votre Majesté avance beaucoup, il me parait que je suis bien en arrière, et si elle juge à propos, je pourrais m'avancer jusqu'à Punscherau ou aux environs pour être plus à portée. Je tiens les troupes toutes prêtes à marcher sur le signal que je leur ai marqué de trois coups de canon du château d'ici. J'attendrai ses ordres sur ceci. Je ne manquerai pas, Sire, d'envoyer copie de la lettre de Votre Majesté à tous les endroits qu'elle m'ordonne."

Keith verſäumte nicht, auch ſeinen Bruder Lord Mariſchal, der damals als Gouverneur von Neuchatel in der Schweiz lebte, von den großen Siegserfolgen zu benachrichtigen. Erfahren wir aus ſeinem Briefe auch keine neue Thatſachen, ſo iſt derſelbe doch für ſeinen Geiſt und ſeine Geſinnung bezeichnend, und darf in einer ſeinem Andenken gewidmeten Schrift

nicht fehlen. Er ſchreibt aus Merſeburg am 9. November: „As I knew that Weideman had written to you, my very dear brother, the day after the battle, and that, consequently, you had been made acquainted with my health and safety, I thought you would pardon me, if I delayed a little writing to you. We have honoured the late affair with the name of a battle, though it was really nothing but a rout. The enemies wished to attack us, but we were beforehand with them. By the rapidity of our movements we were enabled to attack them in flank, while they were marching. Their cavalry sustained the first shock, but was soon overthrown. Their infantry did not do its duty well, bud fled precipitately, after three or four discharges from our battalions on its flank. After this it was, in fact, only a flight, and a pursuit, which lasted till dark night. You may judge by this, that the loss has not been great. On our side about 100 men killed, and 235 wounded. The enemy may have lost 1000 men killed, but we have taken at least 4000 prisoners; and if the darkness had not favoured them, their army must have been entirely destroyed; for we

drove them from within a league of Merseburg to the river Unstrutt; where there is only a single bridge, over which they defiled during the whole night, in order to place themselves in safety. We have taken more than 60 pieces of their cannon, many standards and colours; and generals, dukes, marquises, and counts, in plenty. We have especially taken a great many of the Swiss, who do not seem to be such *good runners* as the French. Such was generally our battle. When I have read the accounts of it, which will be printed, I will erase all the falsehoods on both sides, and thus make for you a true account, which will be only for yourself and for our good chancellor; for one does not write the truth for the public. Prince Henry is wounded with a musket ball in the shoulder, but as he has no bones broken there is no danger. Be assured that this family can never last, if the war continues; they expose themselves too much. The king was, the other day, in a place of greater danger than any of his generals. For this time he escaped, but the next he may not be equally fortunate; and a catastrophe may happen, the very thought of

which makes me tremble. Adieu, my dear brother. My health is still good, in spite of the fatigues we undergo.“

Später begehrte Lord Mariſchal von ſeinem Bruder einige genauere Angaben über den Verlauf der Schlacht, in der guten Meinung, daß der Prinz von Soubiſe einigermaßen gerechtfertigt werden könnte, denn es ſchien unbegreiflich, daß dieſer Anführer, den man ſeines Faches doch ſonſt kundig wußte, einzig durch ſeine Fehler ein ſo großes Verderben ſollte verſchuldet haben. Aber Keith wollte ſich auf dieſe Unterſuchung nicht einlaſſen, ſondern erwiederte, er liebe nicht Andre zu kritiſiren, und ſei nicht berufen über ihre Fehler abzuſprechen, allerdings aber glaube er, daß die franzöſiſchen Generale deren gemacht, namentlich den, ihre linke Flanke bloßgegeben zu haben. Dieſe Beſcheidenheit im Urtheil und Ausdruck, welche nicht unbekannt blieb, wurde dem Schreiber beſonders in Frankreich hoch angerechnet. —

Friedrich war aber dergeſtalt umdrängt von Feinden, daß der unerhörteſte Sieg ihm nichts half, wenn nicht alsbald ein neuer auch auf andrer Seite folgte. Ein ſtarkes öſterreichiſches Heer gewann in Schleſien die Oberhand, und Schweidnitz wurde von ihm belagert. Der König ließ daher den Prinzen Heinrich von Preu-

ſien mit 15,000 Mann zur Beobachtung der Franzoſen an der Saale zurück, brach mit 19 Bataillons und 28 Schwadronen am 16. November von Leipzig nach Schleſien auf, und am folgenden Tage ſetzte Keith ſich von Merſeburg in Marſch, um mit 4000 Mann durch das Erzgebirge in Böhmen einzufallen, auf der Straße von Prag vorzurücken, eine Scheinbewegung gegen Saaz zu machen, und überall das Gerücht zu verbreiten, daß die ganze Macht der Preußen ſich gegen Prag wende. Auf dieſe Bewegung würden die Oeſterreicher, ſo hoffte der König, aus der Lauſitz nach Böhmen zurückgehen, und ihm den Marſch nach Schleſien freigeben. Keith drang ohne Schwierigkeit nach Leitmeritz vor, nahm daſelbſt beträchtliche Magazine, und erweckte leicht die Meinung, daß ſeine Truppenſchaar nur die Vorhut einer großen Heeresmacht ſei, indem niemand glaubte, daß ein Feldmarſchall einen Streifzug unternähme. Sein Briefwechſel mit dem Könige wurde während dieſer Zeit in Ziffern geführt. Friedrich hatte zwar ſeinen Marſch glücklich fortgeſetzt und die noch übrigen öſterreichiſchen Schaaren aus der Lauſitz verdrängt, aber in Görlitz die Uebergabe von Schweidnitz, in Naumburg am Queiß die Niederlage des Herzogs von Bevern erfahren, und ſeine Sachen ſtanden höchſt gefahrvoll. Indeß rückte er getroſt gegen

daß große feindliche Heer weiter, und gelangte am 28. November nach Parchwitz, nahm die geschlagenen Truppen am 2. Dezember daselbst auf, und schrieb am 3. ebendaher an Keith: „J'ai reçu, mon cher maréchal, votre lettre du 28 du passé, et applaudis parfaitement à tout ce que vous marquez avoir fait et entrepris jusqu'à présent à votre expédition, comme aussi aux mesures que vous avez prises. Quant à notre situation dans ce pays-ci, vous pénétrerez aisément qu'elle doit être difficile et embarrassante au suprême degré par les malheureuses et en partie lourdes fautes que quelques uns de mes généraux ont commises avant mon arrivée. J'espère cependant de tout redresser en peu à l'aide de Dieu, quoique ma tâche soit une campagne de bien des difficultés, de peines et de hasards, que j'espère cependant tous surmonter heureusement. Federic." Keith meldete aus Peſtelberg am 28. November, daß er die Brücke bei Leitmeritz und alle ſonſtigen Elbübergänge habe zerſtören laſſen, und daß alle Welt glaube, der Zug gehe auf Prag, mußte aber ſchon am 29. berichten, er könne ſich in der Ebene nicht länger halten, da Hadik und Marſchall mit ihren bisher in der Lauſitz geſtandenen Truppen heranzögen,

und er dieſer Uebermacht nicht gewachſen ſei. Der Zweck ſeines Einbruchs in Böhmen war ohnehin vollſtändig erfüllt, der Feind von dem Zuge des Königs abgelenkt, ein Theil von Böhmen gebrandſchatzt, und das ganze Land in Furcht geſetzt. Er ging daher am 30. November nach Kommotau zurück, von hier nach Marienberg, und nachdem er die Zugänge des Erzgebirges gehörig verwahrt und beſetzt gelaſſen, nahm er am 5. Dezember ſein Hauptquartier in Chemnitz. Noch an demſelben Tage ſchrieb er von hier an ſeinen Bruder: „I am returned this morning from my course into Bohemia. My campaign has been very short, and yet I am very well contented with it; having executed every thing I had proposed to myself, both by destroying several large magazines belonging to the enemy, and also by drawing a corps of from 14,000 to 16,000 men of the enemy towards my side, by which I have delivered the king from them, and thus favoured his projects on Silesia. I can say, with truth, that this campaign has been a virgin one; for on my side there has not been a drop of blood spilt, and very little even on that of the enemy; but they were in a dreadful fright at Prague, for, from the moment I passed the

Egra at Budyn, the inhabitants fled from the town. My march had also been a pretty rapid one. I set off from beyond Mersebourg, on the 17th of last month. I have been within four miles of the walls of Prague, and now, here I am come back again. I can, at the same time, assure you, that the troops are not more fatigued, than if they were just come out of winter quarters."

An dem Tage, wo Keith dies ſchrieb, gewann Friedrich die Schlacht von Leuthen, ein Sieg in ſeiner Art ebenſo einzig wie der von Roßbach. Friedrich gab ſogleich an Keith Nachricht von der Wendung der Dinge, er ſchrieb: „Les Autrichiens sont battus. Je marche pour leur couper tout-à-fait la retraite, et s'il plait à Dieu, mettre fin à la guerre; je crois que cela vous assurera dans la Bohême, et que peut-être vous pourriez par la suite tenter sérieusement la surprise de Prague, où de mon su il y a peu de monde et beaucoup de nos prisonniers. J'ai beaucoup à faire. Adieu. Fr." Die hier ausgeſprochene Zumuthung, Keith möge ſich jetzt in Böhmen halten, und wohl gar Prag überrumpeln, zeigt auf merkwürdige Weiſe die Anſtrengung des Muthes, zu

welcher Friedrich ſowohl ſich ſelbſt als auch ſeine Untergebenen zu ſpannen wußte. Die Weiſung kam ſchon zu ſpät, hätte aber ohnehin keines Falles ausgeführt werden können.

Prinz Heinrich von Preußen theilte am 14. Dezember in einem Schreiben aus Leipzig die näheren Nachrichten, die er über die Schlacht von Leuthen erhalten hatte, freundlichſt an Keith mit; dieſer aber ſchrieb aus Chemnitz am 15. Dezember ſeine Glückwünſche an den König, und am 16. folgenden Bericht an ſeinen Bruder: „My dear brother. We give battles here, as elsewhere people give operas; there have been three in the last month, of which we have lost one and gained two; but the last appears to me decisive in our favour. I can assure you, that from all the accounts I have seen, the loss of the enemy has been immense. Cannons, equipages, all is taken: and in troops, either killed, taken prisoners, or deserted, they must have lost, at least, 20,000 men. There are, besides, 9 battalions, and many wounded, shut up in Breslau, who it is impossible should escape from us. Luchesi is among them, who was wounded in the first battle, lost by the prince of Bevern; but which

was not very fatal on our side, as our killed and wounded did not exceed 1800 men. General Zieten is still employed in pursuing the Austrians, and has written word to the king, that he has found the greater part of their heavy artillery near Strehlen, and taken possession of it; but we do not yet know whether it is that belonging to their army, or that which they made use of at the siege of Schweidnitz. In short, the victory is complete; and costs us, as I hear, about 4000 men."

Inzwiſchen waren die Oeſterreicher gegen das Erzgebirge ſtärker angedrungen, und Keith hatte dem Könige gemeldet, er würde genöthigt ſein, nach Leipzig zurückzugehen. Hierauf antwortete Friedrich aus dem Lager bei Breslau am 17. Dezember, dieſer Entſchluß nach Leipzig zurückzukehren, ſei durchaus tadelhaft, wolle Gott er ſei noch nicht ausgeführt, Keith ſolle doch den feindlichen General von Marſchall nicht fürchten, derſelbe werde ihm nichts anhaben; zuletzt heißt es in Betreff jenes Zurückgehens: „Ce malheureux dessein me ferait juger que la tête vous eût tournée comme elle a tournée autrefois aux gens ici, et par où vous ruinerez et gâterez absolument mes affaires, qu'à peine j'ai

remis en bon train. Mon Dieu, que je suis malheureux d'avoir à combattre partout tant de travers! — — Vous ne devez plus prendre des résolutions aussi timides que funestes pour moi.“ Zugleich wiederholt der König den ſchon ertheilten Befehl, in Sachſen die größtmöglichen Lieferungen und Kriegsſteuern auszuſchreiben, alles übrigens in beſter Ordnung, mit Zuziehung der Landesbehörden, und ſelbſt der Stände. Nur zu Einer Ausnahme bewegen den König der Haß und Schaden, die er fortwährend von Seiten des ſächſiſchen Miniſters Grafen von Brühl erfährt; dieſer hat in der Gegend von Leipzig oder Noſſen zwei oder drei Güter, auf dieſe ſoll Keith den Oberſtlieutenant von Mayr mit ſeiner Freiſchaar ſchicken, dort nach Belieben zu hauſen, jedoch in eignem Namen, und ohne daß der König darum zu wiſſen ſcheine.

Keith verließ das Erzgebirge nicht, und führte des Königs Befehle pünktlich aus. Friedrich nahm dem Feinde am 19. Dezember auch Breslau wieder ab, und ſchrieb an Keith am 21. von daher: „Tout ceci va plus loin que je ne l'ai cru. Vous pouvez compter que cette expédition coute à l'ennemi plus de 42,000 hommes, et si cela ne mène pas à la paix, jamais les succès de la guerre

n'y achemineront.“ Uebrigens billigte er vollkommen Keith's Aufſtellung und Vertheilung der Truppen. Da die Jahreszeit ſo weit vorgerückt war, ſo dachte man nun ernſtlich an Winterquartiere. Der König wollte in Schleſien bleiben, und ging nach Breslau um auszuruhen, Keith ſollte ſeine Truppen in Sachſen überwintern laſſen, und ſein Hauptquartier in Dresden nehmen. Erſt am 16. Januar 1758 kam Keith hier an, wo er bis zum Ende des März blieb, und aus Sachſen alle möglichen Hülfsmittel für den Dienſt des Königs ziehen mußte, außer vielen Packknechten und Pferden auch 6000 Rekruten, welche in die preußiſchen Regimenter vertheilt wurden.

Friedrich ſah ſeine Hoffnung, daß ſeine Siegserfolge das Ende des Kriegs herbeiführen könnte, bald entſchwunden, und erkannte, daß der nächſte Feldzug nur erhöhtere Anſtrengung aller Kräfte fordern würde. Er ſchärfte daher die ſchon gegebnen Befehle, Geld und Rekruten aus den beſetzten Ländern zu ziehen, wiederholt ein, und Keith, wiewohl an heftigen Anfällen von Aſthma daniederliegend, traf zu dieſem Zwecke die nöthigen Maßregeln. Am 30. Januar ſagte der König ihm in der eigenhändigen Nachſchrift eines Kabinetſchreibens: „Il nous faut de l'argent, mon cher maréchal, et je vous prie de vous

recorder sur votre politesse russe pour nous en procurer, car il ne faut plus ménager personne. J'attends la mi-février, après quoi je serai obligé de vous parler nécessairement, il ne s'agira que du lieu, et de l'état de votre santé, dont je vous prie de m'informer. Federic.“ Am 3. Februar ſandte der König ihm die Denkmünze, welche er auf den Sieg bei Leuthen hatte ſchlagen laſſen, indem die Oeſterreicher daſſelbe auf Anlaß der Schlacht von Kollin gethan hatten, und zwar in ſehr übermüthiger und trotziger Art; die preußiſche Denkmünze war jedoch einfach, und Friedrich ſchrieb, er halte ſich verſichert, Keith werde ihm dabei keine Prahlhaftigkeit ſchuld geben, ſondern nur die Abſicht, den Oeſterreichern Gleiches mit Gleichem zu erwiedern. Keith, ſo wie auch Finck, Hülſen, Grabow und Lehwaldt, erhielten die Denkmünze in Gold, dagegen Dohna, Kanitz, Prinz von Holſtein, und Andre, in Silber. Auf den Bericht des immer noch kranken Keith, daß bittre Klage geführt werden über die Plünderung des dem Grafen von Brühl gehörigen Schloſſes zu Niſchwitz, wo nämlich der Oberſt v. Mayr im Vorbeimarſchiren nach verborgnen Waffen habe ſuchen laſſen, bei welcher Gelegenheit aber die eignen Bauern des Grafen mit der Freiſchaar gewetteifert, erwiederte

der König am 8. Februar: „S'il y a eu du tapage au château de Nischwitz quand le colonel Mayr en passant auprès de cette terre est entré dans la maison pour chercher des armes y cachées, cela ne fait rien, et dans un temps où presque toute l'Europe se ressent des inconvénients de la guerre, il n'est pas extraordinaire que le comte de Brühl en ressente aussi quelque chose pour sa part.“ Wenige Tage ſpäter aber beſpricht der König ein wichtigeres Unternehmen mit Keith, und zwar, dem ſchlimmen Gegenſtande gemäß, in Ziffern. Die Oeſterreicher haben große Magazine in Töplitz und Kommotau, es wäre „intereſſant,“ unternehmende Leute zu finden, die ſie in Brand ſteckten. Wenigſtens das in Töplitz ſolle man verſuchen anzuzünden, und einige mordbrenneriſche Waghälſe möchten wohl für große Geldbelohnung zu gewinnen ſein. Keith ſendet wirklich einen Mann nach Böhmen, Finck ſeinerſeits auch einen, die Oertlichkeit zu erkunden, allein die Sache erweiſt ſich allzu ſchwierig, und muß unterbleiben.

Es kann uns nicht wundern, den König in Ausſicht eines neuen furchtbaren Feldzuges, der ihn zu erdrücken drohte, verzweifelte und auch gehäſſige Mittel aufbieten zu ſehen, da er in ſeinen Bedrängniſſen alle

Hülfe aus ſich ſelber nehmen mußte, und namentlich das ihm verbündete England bei weitem nicht leiſtete, was er von dieſer Macht erwarten durfte. Der engliſche Geſandte Sir Andrew Mitchell, welcher den König in Mühen und Gefahr treu begleitete, that alles was in ſeinem Vermögen ſtand, ein entſchiedneres Auftreten von ſeinem Hofe zu erwirken, ſah aber ſeine Vorſtellungen wenig fruchten. Keith, der mit dem Landsmanne um ſo leichter vertraut geworden war, als ſie beide denſelben Eifer hatten, ſchrieb hierüber den 10. Februar an Mitchell nicht ohne Bitterkeit: „It seems that the English, after having drunk, in honour of Frederick, a dozen bottles of ale on his birthday, suppose they have fulfilled whatever service such an ally could require. They prefer paying with their money than with their lives. What a shameful opinion must not the world entertain of them! And their heads with all this are not better than their hearts. For ten thousand men would in this year perhaps have saved what in the next the whole power of Great Britain will find impossible to do. As soon as Prussia is ruined, it will be the turn of England. Should things succeed better than I expect, *we* shall

have saved the English, instead of their saving us.“ Als die engliſchen Miniſter, denen Mitchell's Anſichten und Bemühungen unbequem wurden, ihn deßhalb abberufen wollten, ſchrieb Keith am 20. März ihm ohne Rückhalt: „The English ministers are mad to call you off. They are afraid of any body who acts with zeal and sincerity, and prefer people who flatter their inactivity and value their favour more than Prussia's welfare. Poor England! What is to be expected from a government which dares not employ the honest man for fear the difference between them and him might too clearly be brought to light!“ —

Gegen Ende des März erinnerte der König wiederholt, wie nöthig es ſei, daß er mit Keith mündliche Rückſprache hielte, und dieſe ſollte nun in Grüſſau Statt finden. Keith übergab deßhalb am 27. März ſeine Befehlführung dem Prinzen Heinrich von Preußen, und fand ſich am 6. April in Geſellſchaft des engliſchen Geſandten Mitchell in Grüſſau beim Könige ein. Hier ſetzte dieſer ſeinen Plan für den bevorſtehenden Feldzug auseinander: er wollte zuvörderſt in Schleſien durch die Wiedereroberung von Schweidnitz alles auf guten Fuß ſetzen, dann einen Zug nach Mähren machen um Olmütz einzunehmen, wodurch er

die Oeſterreicher auf dieſer Seite feſtzuhalten und bei Wiedergewinnung dieſes Platzes lange zu beſchäftigen hoffte, während er ſelbſt dadurch Zeit und Freiheit fände, gegen die Ruſſen zu ziehen, welche im vorigen Jahre nur geringen Antheil am Kriege genommen hatten, dieſes Jahr aber nach Pommern und Brandenburg vorzudringen drohten. Keith mißbilligte dieſen Plan, er glaubte, der König nehme beide Unternehmungen zu leicht, ſowohl die gegen Olmütz, als die gegen die Ruſſen, er hielt für das Nöthigſte, ſich gegen dieſe letztern zu wenden, und im Ganzen mehr vertheidigungsweiſe zu verfahren. Keith achtete die ruſſiſchen Truppen, im Widerſpruche mit dem Könige, er hielt ſie an Zucht und Abrichtung den preußiſchen wenigſtens gleich, und ſah mit Verdrüßniß und Verdruß, daß der König nur über ſie ſpottete, und in den ſchlechteſten Ausdrücken von ihnen ſprach. Allein der König ließ keine Einrede gelten, er wollte angreifend verfahren, und die Ruſſen zuletzt bedenken. Dabei ſcherzte er mit Keith über deſſen gute Meinung von dieſer „canaille,“ die ihm ſelber doch ſo übel mitgeſpielt habe!

Keith kannte zu gut die Art des Königs, und hatte auch ein zu feſtes Herz, um auf ſolche Scherzreden viel Gewicht zu legen. Ihn bedrängte in dieſem

Augenblick ein ernſteres Leid, er hatte neue Anfälle von Aſthma, und dabei Fieber. Der König, der vor allem Schweidnitz raſch bezwingen wollte, war über Keith's Unwohlſein ſehr betroffen, und ſchrieb ihm gleich am 8. April: „Je suis fort embarassé pour ce siège; si vous pouvez vous en charger, vous me rendrez un grand service qui ajoutera encore à la reconnaissance et à l'estime que j'ai pour vous. Federic.“ Keith antwortete am 9. April aus Landshut mit bittern Klagen, daß ſein Fieber immer andaure, und fügte hinzu: „Je n'ai d'autre ambition que de servir Votre Majesté, je laisserai aux autres avec plaisir le commandement, et si je puis être utile à quelque chose à mon maître c'est là l'honneur auquel j'aspire.“ Am 11. blieb das Fieber aus, und gleich fragte er an, ob er kommen ſolle? Der König aber hatte ſchon andre Anſtalt getroffen, und antwortete, Keith ſolle ſich fürerſt noch ſchonen.

Schweidnitz ergab ſich ſchon am 15. April, und der König bekam nun freie Hand für die Unternehmung nach Mähren. Er brach mit ſeinem Heere nach Neiße auf, und theilte daſſelbe hier in zwei Heerzüge, deren einer, unter Friedrichs eigner Führung, nach Troppau, der andre, unter Keith's Oberbefehl, nach

Jägerndorf marſchirte. Der König überließ es Keith, den Marſch nach eignem Ermeſſen einzurichten, und bezeigte ſich in einem Schreiben aus Troppau vom 30. April ſehr zufrieden mit den Anordnungen, welche Keith getroffen, beſonders mit der Erleichterung, die er den Truppen verſchafft hatte. Der Feind wich überall zurück, und beide Heerzüge rückten am 3. Mai über Gibau und Sternberg gegen Olmütz. Daun, der gefliſſentlich durch Scheinbewegungen Zieten's und Fouqué's in der Meinung beſtärkt worden war, die Abſicht des Königs ſei auf Böhmen gerichtet, war glücklich überliſtet; doch mußte man ſein unverzügliches Heranrücken erwarten, und der König hielt ſich mit dem größern Theile des Heeres bereit, ihm entgegenzutreten. Der König ging am 12. Mai bei Littau über die March, und nahm ein Lager bei Proßnitz.

Keith war beſtimmt, bei der Belagerung von Olmütz den Oberbefehl zu führen, ihm wurden zu dieſem Zwecke 16 Bataillons und 12 Schwadronen überwieſen, im Ganzen kaum 6000 Mann. Als er am 21. Mai vor Olmütz ankam, hatte der König bereits die Einſchließung angeordnet, und da Keith wieder ſtarkes Fieber bekam und zu Bette liegen mußte, ſo hatte Fouqué ſtatt ſeiner die weitern Anſtalten zu führen, der Oberſt von Balbi aber leitete die Arbeiten

der Ingenieure; beide Unterbefehlshaber waren eigensinnig, und gehorchten Keith nur ungern. Dieser genas nach ein paar Tagen, und nachdem er die Lage der Dinge näher beſichtigt, mußte er dem Könige klagen, daß er zu wenige Truppen habe, daß der Pulvervorrath gering ſei, daß es an Arbeitern und Werkzeugen fehle, die Beſatzung weit ſtärker als die Belagerer ſei, und noch immer offne Verbindung nach außen habe. Jedoch eröffnete er die Laufgräben am 27. Mai, und ohne allen Verluſt. Er ſchildert den Hergang in einem Briefe vom 28. an ſeinen Bruder: „We opened the trenches before Olmütz last night, at 500 yards from the place, without losing a single man, the governor not having perceived what we were about till it was daylight, by which time we were already covered with our works. All this morning he has been firing, but not vigorously, and almost entirely with small cannons. If he does not increase his fire, I reckon in three days on being able to bring to bear upon the place 24 great guns, and 16 mortars. If we are lucky, I hope in four or five days more to extinguish a great part of his fire; for having the advantage of the ground over him, we see the inside of several of his

works. On his side he does not spare labour. I see from the top of the house I am living in, that he is opening a battery on our right, in an island that you will see on the other side of the river. We must therefore plant one to oppose him. Adieu, my dear brother.“

Der König antwortete auf Keith's Klagen aus ſeinem Lager bei Proßnitz am 31. Mai eigenhändig: „Je vous assure, mon cher maréchal, que je suis aussi fâché que vous que mes bataillons ne se trouvent pas complets, mais que ce n'est pas ma faute, il faut considérer leur valeur intrinsèque, et non pas leur nombre, voilà tout ce que je puis vous dire, et que beaucoup de choses sont faisables et possibles quand on les entreprend. Je suis votre fidèle ami Federic.“ Aber der Befehlshaber der Feſtung, General von Marſchall, ein ſechsundſiebzigjähriger Greis, kriegserfahren und unerſchrocken, gebot über eine zahlreiche und tapfre Mannſchaft, hatte Vorräthe in Ueberfluß, zog nach Belieben Lebensmittel und Verſtärkungen an ſich, und erſchwerte den Belagerern jeden Fortſchritt.

Friedrich, ſchon beunruhigt durch Nachrichten vom Heranziehen Daun's, wollte durchaus, daß die Feſtung ſchärfer angegriffen würde, äußerte wiederholt ſeine

Unzufriedenheit mit den Ingenieurs und der Artillerie, und gab genau im Einzelnen an, was man thun ſolle, und wie man alles beſchleunigen könne. Am 4. Juni ſchrieb er an Keith: „L'ennemi, à ce que j'apprends, veut se mettre en beaucoup de corps, et l'on m'assure que monsieur de Daun détache de l'infanterie à Wischau; si cela est, c'est la disposition de monsieur de Bourgogne au siège de Lille, qui apparemment réussira à ses imitateurs aussi mal qu'elle lui réussit alors. Fr.“ Zum Unglück wurden die Häupter des Ingenieurweſens und der Artillerie uneinig, und wetteiferten in Pedanterei und Eigenſinn, die Arbeiten rückten nicht vor, der König ſchrieb: „mes affaires en souffrent prodigieusement,“ und wurde täglich ungeduldiger, aber die Sachen blieben unverändert. Keith bekam wieder vier Tage das Fieber, und Fouqué befehligte unterdeß. Am 11. machte der König ſeinem Unmuthe in folgenden bittern Worten Luft: „Tout ce que Balbi écrit, mon cher maréchal, n'est que du verbiage qui doit servir de manteau à l'ignorance et au peu d'expérience des ingénieurs. Je répond 1mo que la batterie de la droite est nécessaire et qu'elle s'achève, 2do que la grande batterie est inutile, parce qu'elle est trop éloignée

de la place, 3tio que, si les ingénieurs approchent de la place, ils se tireront, en avançant, de tous les feux collatéraux, et que l'on ne se moque pas de moi en débitant des sottises, mais qu'il faut de bons argumens pour me vaincre; quoi, n'est-ce pas une honte, il y a 15 jours que la tranchée est ouverte et nous ne sommes pas encore au glacis, ah! que si Coehorn et Vauban ressuscitaient, qu'ils honoreraient d'un bonnet d'oreilles d'âne ceux qui dans ces tems modernes se mêlent de leur métier! Adieu, mon cher maréchal. Je vous embrasse. Federic."

Aber alles ging in dieſem Unternehmen ſchlecht. Die Lebensmittel wurden im Lager ſelten, und übermäßig theuer, der Dienſt wegen der wenigen Mannſchaft unerträglich hart, und das Ausreißen der Soldaten nahm überhand; zu 20 und 30 Mann liefen jede Nacht in die Feſtung, welche das Feld offen und an nichts Mangel hatte. Zum Unglück wurde auch Fouqué am 14. Juni durch eine Kanonenkugel am Schenkel gequetſcht und auf einige Zeit dienſtuntüchtig. Friedrich antwortete auf dieſe Nachricht an demſelben Tage aus Klein-Latein: „Je suis très-fâché, mon cher maréchal, de l'accident arrivé au général Fouqué, j'espère pour le bien de l'armée qu'il

ne sera pas dangereux, une contusion n'est pas létale, je lui envoie mon chirurgien qui est tout ce que je peux faire; et en même tems je ferai venir le général Marwitz, il ne remplacera pas Fouqué, mais voilà tout ce que je peux faire pour vous, nous n'avons pas des lieutenants-généraux par douzaine et je n'en ai pas à vous en envoyer d'autre." An demſelben Tage ſchrieb Keith an Lord Marſchal nach Neuchatel über den Stand der Sachen wie folgt: „I have received my dear brother's letter of the 4th of May, and have shewn it to the king, who was much pleased with the part relating to the canton of Berne. The taking of Schweidnitz did not exactly occour in the way that it is reported. There was neither a breach, nor a piece of the wall fallen down: but a deserter gave information, that the soldiers, who where placed to guard a certain fort, were all below in the casemates, in account of the quantity of shells which we threw there. The resolution was, in consequence, taken to scale that part, which was done without resistance. The entrance of the casemates was then taken possession of, and those within were obliged to beg for

quarter. The possession of the fort remained to us; upon which the town, of which all the strength consists in the forts which surround it, capitulated. We found 51 Austrian cannons in it, besides those we had ourselves left there. I wish I could also give you an account of the taking of Olmütz; but the baron de Marschall, who commands there, does not approve of my doing this immediately. He is a very brave old man, seventy-six years old, dexterous and experienced in this kind of warfare. He is in a very good place, provided with every thing that he wants, and having, at his disposal, all the cannons and ammunition destined for the siege of Neisse, provisions in great abundance, and an old engineer named M. de Rochepine, who assists him admirably in his defence. His garrison consists of 18 battalions, and 3 squadrons of dragoons, but there are a good many recruits among them. I see, that, for the services of danger, he trusts principally to 6 Hungarian battalions, who are with him; for in the three sorties he has made, hardly any one but Hungarians have appeared. In the last he has given them a good dose of *aqua magnanimitatis*, as

Lascy used to call it. They were all drunk, and in this state rushed into our batteries, and nailed up 6 pieces of cannon and three mortars, but so ill, that four hours afterwards all oft hem went off as well as before. Our people killed 100 of their soldiers, and 5 officers, with their bayonnets; and we took an officer and 47 men prisoners. The deserters assure us, that, with the wounded, they have lost 300 men, out of the 1200, of which the sortie consisted. In consequence for the last three days the have attempted nothing. I tell you nothing of prince Henry and prince Ferdinand of Brunswick, because they are nearer you than us. All that we know is, that they are both in motion, to try and execute the projects they have concerted with the king. I am much obliged to you for all the good things you send me. I can only send you *plans* in return. By that of Olmütz you will see how far we are advanced; and as Weideman did not send you that of Schweidnitz, I have begged Balbi to make me one, which I will send you in my next letter. Many compliments to mademoiselle Emété. You never tell me any thing of Ibrahim and Stepan. I should

be glad to hear if they are still with you, and if they behave well. I believe I have already told you, that Motscho was not with me at the affair of Rossbach. He was then ill of a fever at Leipsig. I like him very much; he is exceedingly attached to me; and as he gets older, he becomes more steady.— The king, who covers our siege, came yesterday to see our lines, and to receive a hundred or two cannon shots. Lieutenant general Fouqué received a contusion on his thigh from a twelve-pounder; but it is not a dangerous wound. I see that the king will be glad to receive letters from you from time to time. You can send them inclosed in those to me. Adieu, my dearest brother. The Swiss officer's remedy against danger made me laugh heartily, and the king also. Fermor and Browne have not been recalled. You know the Russian generals sufficiently well, to be aware, that they are not anxious for commands, where blows may be expected, so, probably, they will remain."

Am 18. Juni, welchen Tag der König, im Andenken an Kollin, als „ce jour funeste" bezeichnet, ſchrieb er dreimal eigenhändig an Keith, dem er eine

Menge Vorſchriften ertheilte, und darunter auch eine Anweiſung, wie die ungeſchickten Sappeure zu unterrichten ſeien. Am 19. fügt er zu dienſtlichen Befehlen eigenhändig hinzu: „On me mande de Berlin la mort de mon frère, jugez de mon chagrin. Il faut que les officiers mettent un crêpe.“ Worauf Keith erwiedert: „Les exemples que j'ai vu de la sensibilité de Votre Majesté, non seulement sur la perte des parents, mais même de ceux qu'elle honorait de son amitié, me fait sentir combien la mort de monseigneur le prince de Prusse lui fera de la peine. Dieu nous conserve Votre Majesté, il faut que nous supportons les autres pertes avec fermeté.“ Dieſe Ausdrucksweiſe iſt ſo bezeichnend für den König als für Keith, der zugleich ſchmeichelhaft und freimüthig in Kürze das Richtige zu ſagen weiß.

Aus dem Lager von Smirſchitz ſchreibt Friedrich am 21. Juni, daß Daun ihn ſchwerlich angreifen werde, denn ſeine rechte Flanke ſei völlig gedeckt, die linke anzugreifen aber müßte Daun ſich ſehr bloßgeben. Jedoch ſtieg ſeine Ungeduld, die Belagerung nicht vorrücken zu ſehen, auf's höchſte, die Fehler, welche immerfort begangen wurden, die er einſah und doch nicht ändern konnte, erbitterten ihn, und am

23. Juni ſchrieb er im Zorn an den Oberſten von Balbi: „Le colonel Muller vient ici me faire un conte bleu de vos batteries, je n'y entends rien, et je crois que vous autres vous vous noyerez dans votre propre crachat; je ne peux point examiner d'ici vos batteries; il me dit ultérieurement, que parceque cette nuit passée il y avait eu quelques coups de canon de mon côté, que vous aviez fait revenir les travailleurs à leurs régimens, cela est pitoyable, enfin, il faut que vous vous tiriez d'affaire de l'autre côté et que vous n'écoutiez pas toutes les contes des vieilles femmes. Je ne sais ce que c'est que votre batterie, vous l'avez fait faire, et si elle est fait de travers, c'est votre faute. Fr.“ Gleich darauf ſchrieb er an Keith: „— Vous direz, s'il vous plait, à messieurs les ingénieurs, qu'au lieu d'une belle couronne civique ou rurale je leur prépare un beau bonnet d'âne, dut-il m'en couter les oreilles de mon meilleur mulet. Federic.“

Daß dieſe Vorwürfe, wenn ſie auch Keith nicht treffen ſollten und konnten, ihm doch unangenehm vorüberſtreiften, läßt ſich wohl mit Gewißheit annehmen. Auch er klagte bitter über den langſamen Gang der Arbeiten, und meinte, dergleichen habe er noch

nicht erlebt. Den Ingenieuren mißtrauend, begab er ſich ſelbſt an die Spitze der Sappe, und fand mit Erſtaunen, daß ſie nicht, wie jene vorgegeben, ſchon am Fuße des Glacis, ſondern noch 20 bis 30 Schritt davon ſei. Allein Keith beſchwert ſich in allen ſeinen Berichten ſtets nur über die Sache, nie klagt er bei dem Könige die Perſonen an, noch ſucht er das bisherige Mißlingen den Untergebenen aufzubürden, obwohl er wiſſen mußte, daß dieſe mancherlei Abneigung gegen ihn hatten, und ſeine Befehle nicht ſtets willig ausführten. Das hauptſächlichſte Uebel kam auch in der That nicht von den Befehlführern her, ſondern lag in den Anordnungen des Königs ſelber, der das Unternehmen zu leicht geſchätzt, und weder genug Truppen, noch auf gehörige Dauer Schießbedarf und Lebensmittel mitgenommen hatte, ſogar an Bomben fing es ſchon an zu fehlen.

Zwar hatte Friedrich eine bedeutende Zufuhr aus Schleſien anbefohlen, und dieſe war über Troppau ſchon unterwegs; allein der Feind ſuchte ſie abzuſchneiden, und ſeine Schaaren beherrſchten das Feld. Zieten war deßhalb mit bedeutender Truppenmacht auf dem Wege von Troppau vorgeſandt, und der König ſchien wenig beſorgt; er ſchrieb am 25. Juni an Keith: „Hier sur les 5 heures nous avons

entendu un terrible feu de canon a Olmütz, nous avons tous cru que l'ennemi avait tenté une sortie, mais comme aucunes nouvelles n'en sont venues, je m'imagine que Dieskau a voulu se divertir aux dépens des ouvrages d'Olmütz. J'envoie en même tems au général Zieten pour l'avertir de rester là-bas jusqu'à l'arrivée du secours de Troppau, ce qui sera après-demain. Ici tout est tranquille, et vous pouvez l'être tout-à-fait pour ce qui nous regarde. Adieu, mon cher maréchal, je vous embrasse. Federic."

Keith meldete seinerseits am 27., daß die Spitze des Wagenzuges an diesem Tage nach Gibau gelangen werde, und er deßhalb den Obersten Werner mit einer starken Truppenschaar dorthin geschickt habe, um 50 Wagen mit Bomben auf das schnellste herbeizuholen, und auch Briefschaften und Kouriere für den König in Empfang zu nehmen. Friedrich dankte für die Nachricht, und sandte den Quartiermeisterlieutenant von der Marwitz, um nach Keith's Befehlen mit Retzow die genauere Einschließung von Olmütz auf der andern Seite anzuordnen. Am 28. Juni jedoch wurde der König besorgter, und befahl, Keith solle noch zwei Bataillons zu Zieten stoßen lassen, er schrieb außerdem: „L'ennemi a fait un mouvement, il a passé le

défilé de Predlitz et s'est mis entre Nesnitz et nous, je crois que son intention est de détacher par sa droite du côté de Prerau, j'y serai attentif, en même tems je serai bien aise d'apprendre de vous que le convoi soit arrivé; car je crains toujours qu'il n'y soit arrivé quelque chose. Je ne puis donc rien vous dire de positif avant demain matin que je verrai plus clair dans les mouvemens de l'ennemi. Adieu, mon cher maréchal, je vous embrasse. Fr.“ Am 29. Juni versicherte der König gutes Muthes: — „Si l'ennemi veut me forcer de combattre, c'est moi qui lui donnera le terrein qui m'est convenable, ainsi ne soyez pas en peine de moi s'il s'agit de bataille.“

Inzwischen war der Zufuhr, die noch immer ausblieb, auch Retzow mit einer Schaar entgegengesandt worden, der aber gegen den überlegenen Feind nichts unternehmen, sondern nur melden konnte, der Zug sei hinter Domstädtel aufgefahren, Zieten wolle in der Tagesfrühe des 30. aufbrechen, um durch Domstädtel nach Gibau zu gelangen; der Feind jedoch sei überall nahe, und am stärksten auf der rechten Flanke des Zuges. Noch in der Nacht sandte Keith einen seiner Adjutanten, den Hauptmann von Schwe-

rin, aus, um Nachrichten von der angſtvoll erwarteten Zufuhr einzuziehen, auf der jetzt wirklich alles Heil beruhte. Aber am 30. hatten die Oeſterreicher unter Laudon und Saint-Ignon mit 25,000 Mann den Wagenzug in den Engwegen von Domſtädtel auf's neue angegriffen, ihn auseinander geſprengt, und den größern Theil, nebſt der Schaar von Zieten, welche vergebens gegen die Uebermacht kämpfte, auf den Weg nach Troppau zurückgeworfen.

Bei der Nachricht von dieſem Unfall mußte der König erkennen, daß die Belagerung von Olmütz aufzuheben ſei; er ſchrieb gleich am 1. Juli aus dem Lager von Smirſchitz an Keith: „Mon cher maréchal, il faudra incessament faire revenir le général Retzow, puisque j'apprends que le général Zieten s'est retiré vers Troppau. Je crois dans la situation présente qu'il faudra renoncer à notre siège, l'ennemi est marché à Kremsir, et de là il marchera demain à Prérau, faites donc d'abord revenir Retzow, car après ce terrible contretems je ne vois plus jour à prendre Olmütz, et comme les difficultés pourraient aller en augmentant, je vous dirai sous le sceau du secret que je crois le meilleur parti pour nous sera de marcher à Koniggratz, d'y prendre le

magasin des Autrichiens, et de faire revenir à moi par Neisse les bataillons et régimens qui se sont retirés par Troppau. Pensez-y-bien, car il faudra retirer notre canon, emporter la farine que l'on pourra, ainsi que les fours, et quand je saurai votre avis sur tout ceci je prendrai mon dernier parti. Voilà ce que je vois de mieux et de plus certain, il vaut mieux prendre un parti désagréable que de n'en prendre point, ou d'attendre les extrémités. Répondez-moi, s'il vous plait, et écrivez en au général Retzow. Adieu, mon cher maréchal, je vous embrasse. Federic." Und in einem zweiten Schreiben von demſelben Tage ordnete er den Aufbruch folgendermaßen an: „Il faut marcher demain, mon cher maréchal, vous n'avez qu'à tout dire à Retzow et prendre avec lui les meilleurs arrangemens. Je compte de partir avec vous à-peu-près en même tems. Votre colonne peut passer par Littau. — — Il faut marcher le second jour à Müglitz; moi je serai le second à Mährisch-Tribau où je vous attendrai le troisième qui sera le 4. du mois. Je ferai garnir d'avance le défilé de Schönhengst, et alors nous pourrons poursuivre tranquillement notre marche

à Königgratz, prendre le magasin de l'ennemi et aviser à ce qu'il y aura à faire. Adieu, je vous embrasse. Federic. Si vous voulez de la cavalerie je vous en enverrai.“ In einem dritten Schreiben vom 1. Juli gab er eine Vorſchrift, die dadurch merkwürdig iſt, daß er ſie nothwendig erachten konnte: ſie lautete: „Il faut bien imprimer à tous les officiers de notre armée que personne ne fasse le découragé, et que si quelque officier fait la grimace, ou dit que tout est perdu, qu'il sera mis à la forteresse avec cassation, s'il ne fait bonne mine et n'encourage les soldats; cela évitera beaucoup de désertion et diminuera considérablement les malheurs auxquels nous serions sans cela à coup sûr exposés. J'ai ordonné dans ce moment même que l'on vous envoye des chevaux. Adieu. Wopersnow vous enverra mes dispositions dont vous pourrez vous servir après-demain de Littau à Müglitz. Federic.“

Keith hob in der Nacht vom 1. zum 2. Juli die Belagerung auf, ohne andern Verluſt, als 5 Mörſer und eine vierundzwanzigpfündige Kanone, deren Lafetten zerſchoſſen waren. Er hatte die Pferde der Reiterei zur Fortbringung des Geſchützes zu gebrauchen

verſucht, aber davon wieder abſtehen müſſen. Der König, welcher gleichzeitig ſein Lager bei Smirſchitz verließ, zog mit ſeinen Truppen über Konitz nach Tribau, Keith mit den ſeinigen über Müglitz und Littau ebendahin, beide unverfolgt von Daun, der mit ſeinem errungenen Gewinn zufrieden ihnen nur ſeine leichten Truppen nachſandte. Keith wurde in Tribau wieder von heftigem Aſthma befallen, und mußte während zweier Raſttage daſelbſt das Bette hüten; Fouqué beſorgte das Einzelne der Anordnungen. Der König, anſtatt nach Schleſien zu gehen, wie Daun erwarten mußte, nahm den Weg nach Böhmen, gelangte ohne Schwierigkeit nach Leitomiſchl, und über Hohenmauth am 11. Juli nach Königingrätz, wo er ein feſtes Lager nahm. Keith folgte mit ſeinen Truppen, die er in drei Schaaren getheilt hatte dorthin nach; er führte alles Belagerungsgeſchütz und alles Gepäck, alle Kranken und Verwundeten, und alle Vorräthe, ſowohl der eignen Truppen als der des Königs, in langen Wagenreihen mit ſich. Beim Wiederaufbruche von Tribau führte Retzow die letzte Schaar, und Fouqué hatte auch ſie mit Fuhrwerk ſchwer belaſtet, und ihr den 8. Juli zum Abmarſch angeſetzt, während die erſte und zweite Schaar, ebenfalls mit ihren Wagenzügen, jede um einen Tag vor-

aus waren. Der General von Lascy ſuchte Retzow'n abzuſchneiden, und beſetzte die waldigen Höhen von Krenau, weßhalb Retzow nun ſchon am 7. aufbrach, den Feind am 8. Juli zurückwarf, und durch einen Nachtmarſch glücklich nach Zwittau gelangte. Hier ſagte Keith, der noch krank daniederlag, bei Meldung dieſer Vorgänge: „Je félicite le général Retzow de s'être si bien tiré d'affaire. J'ai prévu les inconvéniens qui résulteraient de la disposition donnée à Tribau, qui je vous assure n'a pas été de mon aveu. J'avoue que je vous comptai perdus, si le maréchal Daun avait témoigné autant de vigueur que ses généraux ont montré de sagacité.“ Retzow ſetzte darauf ſeinen Marſch mit Eifer und Vorſicht fort, vom Feinde gedrängt, warf er ſich auf eine freie Nebenſtraße, und gelangte ſo ohne den geringſten Verluſt gleichzeitig mit der zweiten Schaar nach Leitomiſchl, wo Fouqué ihn verwundert anrief: „Eh! d'où venez-vous donc?“, jener aber kurz erwiederte: „Par le grand chemin.“

Nach einem Ruhetage bei Leitomiſchl zog Keith mit ſeinen Truppen über Hohenmauth gegen Holitz. Retzow führte jetzt die Vorhut, fand am 11. Juli die dortigen Höhen vom Feinde ſtark beſetzt, und mußte ſich am 12. abermals durchſchlagen. Während

des Gefechtes fuhren die Wagenzüge ſtets weiter, und Nepow, der die Generale Laudon und Saint Ignon mit 10,000 Mann gegen ſich hatte, leiſtete der Uebermacht glücklich Widerſtand. Als ſeine Küraſſiere vom Feinde geworfen waren, fiel der Lieutenant Kordshagen, der Befehle des Königs an Keith zu überbringen hatte und zufällig hier eintraf, mit ſeiner Bedeckung von 50 Huſaren der feindlichen Reiterei in die Flanke, und dieſe wurde wieder zurückgetrieben. Nun kam auch Keith, jetzt wieder zu Pferde, mit ſeinen Truppen herbei und griff das feindliche Fußvolk an, welches noch die Höhen beſetzt hielt, aber bald weichen mußte. Einem General, der ſich bei dieſem Gefecht ſehr ungeſchickt und nach Keith's Meinung nicht herzhaft genug benahm, ſchickte dieſer durch einen Adjutanten den Gruß, „qu'il pouvait être une bonne chose, mais qu'il n'était pas un homme," was der Adjutant, wie Kalckreuth erzählt, große Mühe hatte, dem General deutſch auszudrücken.

Die Vereinigung Keith's mit dem Könige war nunmehr glücklich erfolgt, und ſeine Truppen ſchloſſen ſich dem Lager bei Königingrätz an. Von hier ſchrieb er an ſeinen Bruder den gedrängten Bericht von dieſen Vorgängen, welche unſre Leſer in ſeiner eigenthümlichen Darſtellung gern nochmals überblicken

werden. Der Brief iſt vom 14. Juli, unmittelbar nach Keith's Ankunft geſchrieben und lautet: „You must have already heard, by the newspapers, of the raising of the siege of Olmütz; but as I am persuaded, that many false circumstances will have been added to the detail of that event, I am going to relate the whole transaction to you, with that accuracy, which you know I always adhere to. I must first allow, that we had by no means a true idea of the strength of the place or of the garrison; and that, consequently, we had not brought with us enough ammunition to take it. This obliged the king to order a great convoy from Silesia, under an escort of 8 battalions of infantry and of about 1100 horse. The enemies, who perceived that every thing depended upon the arrival of this convoy, and who, being in their own country, were well informed of every step we took, collected several small bodies of men, which had already been posted in the mountains behind us, with the view of cutting off our communication with Silesia. With these they attacked our convoy on the 27. of june, but were repulsed with the loss of 200 or 300 men.

As soon as I heard of this I sent lieutenant-general Zieten, with 5 battalions of grenadiers, (not very strong ones, I allow,) and 3 regiments of cavalry and hussars, to meet the convoy, which was already within three leagues of us. The day after (the 28.), the attack was recommenced by the enemies, with the same troops as the day before. But while Zieten was occupied in repulsing them both in front and rear of the convoy, for they had attacked both parts at once, general Saint-Ignon arrived with 4000 grenadiers and 3000 dragoons, and fell upon the centre; so that our forces and convoy were divided into two parts, one of which arrived at the camp, but the other was destroyed; and Zieten, who was in the rear, was obliged to return to Troppau, with whatever scattered troops he could collect. You will readily perceive, that after the loss of our ammunition it was impossible to take any other part, than that of raising the siege, which we did on the morning of the 2d. of july. I was obliged to leave a single cannon and 5 mortars behind us, which are the only trophies the enemy has to boast of; for I brought away with me all

the sick and wounded, except 22, who were actually dying. — As soon as the siege was raised, the king resolved to quit Moravia, as all the provisions in it, both for men and horses, had been consumed, during the two months we had been there. He determined to march into Bohemia, where we hoped to find a fresh country. We arrived here without any difficulty from the enemies, except that the day before yesterday Laudon and Saint-Ignon, with a corps of 10,000 men, wished to make an attack upon the baggage of the troops under my command. Instead of succeeding, however, they left behind them about 500 dragoons, either killed or taken prisoners, and only got possession of 4 or 5 carts of flour. My health has been very feeble ever since the month of april. The fever pursues me, but I cannot tell you what sort of fever it is, as there is nothing regular about it. The gout also takes its part, and at one time fixed itself in my right foot; but it has since risen into the body, where it gives me great pain. I have need of repose, but our situation does not permit me to hope for it for some time, so I must drag myself

along as well as I can. Adieu, my dearest brother. I will try to send you news of myself, as often as I can.“

Bei Königingrätz blieb das Heer am Zuſammenfluſſe der Elbe und des Adler ſtehen, und eröffnete ſich zuvörderſt die Verbindung mit Schleſien, wohin Fouqué die Kranken und Verwundeten, ſowie das überflüſſige Geſchütz und Gepäck zurückleitete. Laudon drohte dies zu hindern, und legte ſich mit 4000 Mann in den Wald von Opotſchna, allein der König rückte mit einigen Truppen dorthin vor, vertrieb den Feind, und nahm bei Opotſchna eine Stellung, welche den Zug Fouqué's nach Glatz ſicherte. Da jedoch in dieſer Zeit auch Daun, der langſam und beſchwerlich nachgefolgt war, wieder näher kam, und ſeine Vortruppen jenſeits der Elbe ſchon umherſtreiften, ſo wurde Keith beſorgt, und warnte den König, Daun könnte eine Schaar bei Smirſchitz über die Elbe ſenden, und ihn von dem Hauptlager abſchneiden; allein der König, wieder im Gefühl ſeiner Ueberlegenheit, ſchrieb ihm am 19. Juli zurück: „Non, mon cher maréchal, il n'est point question de me couper de l'armée par Smirzitz; Daun a coupé un convoi, mais il ne coupera plus rien; je vois que vous n'êtes pas au fait du terrein. Si je ne couvre

dem Heere bei Libitſchau an, und Friedrich kehrte an demſelben Tage von Orotſchna nach Königingrätz zurück. Aber Daun wollte ſich auf keine Schlacht einlaſſen, und nahm ſeine Stellung ſo gut, daß er keine Blöße gab.

Da Friedrich ſeine Zeit hier nutzlos verloren ſah, und auf andrer Seite ſeine Angelegenheiten hart bedrängt wurden, ſo brach er am 25. Juli mit allen ſeinen Truppen auf, und führte das Heer in langſamem Zuge über Politz und Friedel nach Schleſien zurück, wo daſſelbe zwiſchen Grüſſau und Landshut ſein Lager nahm. Inzwiſchen waren die Ruſſen unter dem General Fermor gegen die Oder vorgerückt, und bedrohten Küſtrin. Der König traf alle Anordnungen zur Vertheidigung Schleſiens, und brach am 11. Auguſt mit 14,000 Mann Kerntruppen gegen den neuen Feind auf. Die Anfälle von Aſthma, denen Keith bisher wiederholt erlegen war, und aus denen er ſich immer zu früh und gewaltſam herausgeriſſen, hatten durch dieſe Unnachgiebigkeit ſich nur verſchlimmert, und ein neuerdings hinzugetretenes Fieber nöthigte ihn, jetzt andauernd im Bette zu liegen. Er konnte daher nicht daran denken, mit dem Könige zu ziehen, und eben ſo wenig vermochte er den Oberbefehl in Schleſien zu führen; dieſer wurde dem Markgrafen Karl

von Brandenburg übertragen. Keith ſagte beim Abſchiede dem Könige noch, um die Ruſſen zu beſiegen, müſſe man ſie, gleich einer hartnäckig vertheidigten Feſtung, erſt durch Kanonenfeuer erſchüttern, dann mit Gewehrfeuer naherücken, endlich mit Bajonet und Säbel wiederholt einſtürmen, und endlich — ihnen den Abzug nicht ſchwer machen. Der König empfahl ihm herzlichſt, für ſeine Geneſung beſtens Sorge zu tragen. Keith ließ ſich nach Breslau bringen, wo er jedoch nur kurz verweilte, ſondern nach einiger Beſſerung erſchien er wieder im Feldlager bei Grüſſau, und übernahm auf's neue die Befehlführung.

Nach angeſtrengtem elftägigen Marſch erreichte der König ſeine den Ruſſen entgegenſtehenden Truppen, vereinigte ſich mit ihnen, und lieferte am 25. Auguſt die Schlacht von Zorndorf, in welcher er den Feind, nach hartnäckigem Widerſtande, doch endlich ſiegreich überwältigte. Inzwiſchen hatte auch Daun gegen Schleſien nur Beobachtungstruppen ſtehen laſſen, war mit der Hauptmacht nach Sachſen aufgebrochen, und hatte ſogar ſchon 8000 Mann unter Lauden durch die Lauſitz gegen die Mark vorgeſchoben, um den Ruſſen die Hand zu bieten. Der Prinz Heinrich von Preußen, welcher ein kleines Heer in Sachſen befehligte, war zu ſchwach um dem Feinde allein zu

widerſtehen. Keith und der Markgraf Karl von Brandenburg verließen am 20. Auguſt das Lager bei Grüſſau, und zogen über Hirſchberg und Langenau nach Löwenberg, wo ſie am 23. bei Blackwitz ein Lager nahmen. Hier empfing Keith am 27. die Nachricht von dem Siege bei Zorndorf durch einen vom Könige abgefertigten Offizier, der mündlich die näheren Vorgänge der Schlacht erzählen mußte; Keith hörte die Schilderung ruhig an: ſo oft aber die hartnäckige Tapferkeit der Ruſſen erwähnt wurde, ſagte er für ſich hin: „cette canaille!“ und der Offizier, welcher den Bezug dieſes Wortes nicht kannte, ſagte dem Könige unbefangen wieder, der Feldmarſchall habe immer nur geſagt: „cette canaille!“ Keith ſchrieb aber dennoch von Herzen glückwünſchend an den König, der ihm darauf aus Blumberg am 2. September antwortete: „Mon cher maréchal. Je vous remercie de la part que vous prenez à la victoire que mes troupes ont emportée sur les Russes; ces gens ne valent pas les Autrichiens, ils n'entendent rien à la guerre, ils ne sont que féroces et barbares. Adieu mon cher maréchal, je crois de vous revoir bientôt, en attendant je vous embrasse de tout mon coeur. Frd.“

Friedrich ſelbſt eilte nun mit denſelben Truppen, die er nach Zorndorf geführt hatte, nach Sachſen ſeinem Bruder zu Hülfe, und auch Keith und der Markgraf Karl hatten ſchon Befehl, mit ihren Truppen zu dem Könige zu ſtoßen; während dieſer über Müllroſe, Lübben und Elſterwerda vorrückte, zog Keith über Bunzlau, Sprottau, Sagan, Muskau, Spremberg und Senftenberg, und am 9. September vereinigten ſich beide Heerestheile bei Großenhain. Einige Gefechte, welche die Keith'ſchen Truppen unterwegs, am 30. Auguſt bei Bunzlau, am 2. September bei Priebus, und am 6. bei Spremberg, mit den feindlichen Streifpartheien zu beſtehen gehabt, waren durch die Generale Werner und von Möhring zum Vortheil der Preußen entſchieden worden; doch wurde bei Spremberg der Hauptmann von Schwerin, Keith's Adjutant, tödtlich verwundet, an deſſen Stelle er bald nachher den Hauptmann von Gaudi, nachmals berühmt als General und Schriftſteller, zum Adjutanten erhielt.

Der König beſprach ſich am 10. September mit Keith in Groß-Debritzſch, und am 12. mit dem Prinzen Heinrich; ſeine Abſicht war, die Oeſterreicher zu einer Schlacht zu bringen, und ſie nach Böhmen zurückzuwerfen. Der König ging über Dresden vor-

aus, und nahm ein Lager bei Schönfeld, wohin Keith am 13. folgte. Daun's Vortruppen waren überall zurückgedrängt worden, er ſelbſt aber ſtand hier in feſter Stellung unangreifbar dem Könige gegenüber, und ſein Lager dehnte ſich von Lohmen über Stolpen bis gegen Biſchofswerda hin. Laudon hielt in der linken Flanke der Preußen mit einer anſehnlichen Schaar Radeberg beſetzt, wurde aber von Retzow, den der König gegen ihn abſandte, am 16. mit Verluſt vertrieben und auf Arensdorf und Fiſchbach zurückgedrängt. Aber auch hier wollte der König ihn nicht ſtehen laſſen, er ging mit einigen Truppen ihm in die linke Flanke, während die rechte von Retzow umgangen wurde, und der Prinz Franz von Braunſchweig in der Fronte auf ihn anrückte; die Bewegungen geſchahen nicht in gehöriger Uebereinſtimmung, ſonſt wäre Laudon verloren geweſen; doch gelang ihm nur mit beträchtlichem Verluſte ſich durch die Waldung auf Daun zurückzuziehen. Der König ſchrieb am 25. September aus Schönberg an Lord Mariſchal über ſeine Lage voll muntren Aergers: „J'ai été arrêté jusqu'àprésent par les postes de ces gens là. L'on dirait que le mont Caucase, ou le Pic de Ténériffe, ou les Cordillières ont enfanté les généraux autrichiens, dès qu'ils

voient une montagne ils sont dessus; ils sont amoureux des rochers et des défilés à la folie, cela rend la guerre pénible et longue, ce qui ne me convient ni l'un ni l'autre.“ Am 26. September zog Friedrich mit ſeiner Hauptſtärke nach Hausmalke, und ſchrieb an Keith, da Laudon zurückgehe, ſo ſolle er das Lager, wo Retzow geſtanden, einſtweilen beziehen, am 27. aber zu ihm ſtoßen. Friedrich nahm darauf den 28. ſein Lager bei Rammenau, und Keith vertrieb am 29. den Feind aus Biſchofswerda. Von hier ſchrieb er am 1. Oktober im Auftrage des Königs an Daun, um Beſchwerde zu führen, daß die Oeſterreicher aus Schleſien mehrere Verwaltungsbeamte als Gefangene mit fortgeſchleppt, und da dies wider Kriegsgebrauch, ſo verlangte er die Freilaſſung derſelben, worauf Daun am 2. Oktober aus Stolpen artig antwortete: daß er befehlen, die verlangte Freilaſſung ſogleich zu bewirken.

Für ſeine rechte Flanke mehr und mehr beſorgt, verließ endlich Daun am 5. Oktober in der Nacht die Stellung von Stolpen, und zog am 7. in die noch feſtere auf den Höhen von Kittlitz, mit dem linken Flügel an die waldigen Berge bei Hochkirch, mit dem rechten an den Stromberg angelehnt. Der König hatte ſchon am 1. Oktober Retzow mit 14 Ba-

taillonen und 30 Schwadronen nach Bautzen, und darauf mit der Hälfte dieſer Mannſchaft nach Weißenberg vorgeſandt; am 6. rückte er ſelbſt mit der Hauptſtärke nach Bautzen, von wo er an Keith ſchrieb, daß er ſeine Angriffsbewegungen zu beginnen denke, dann aber hinzufügte: „Je suis informé de tout ce qu'il est possible d'apprendre, à moins que d'avoir eu une conférence secrette avec Daun, qui peut-être en aurait dit davantage. J'ai bonne espérance, mais il faut battre le fer tandis qu'il est chaud.“ Durch dieſe Aeußerungen der Zuverſicht wird Retzow's Angabe beſtätigt, daß der König in Daun's Hauptquartier eines Kundſchafters ſicher geweſen ſei, der ihm allerdings die zuverläſſigſten Nachrichten ertheilt, aber darauf, unglücklicherweiſe entdeckt, und gezwungen zu falſchen Meldungen, ihn nur um ſo mehr in's Verderben geführt habe.

Retzow hatte die in Bautzen gebliebene Hälfte ſeiner Truppen nun wieder an ſich gezogen, und hielt fortwährend die Stellung von Weißenberg beſetzt, und dadurch die Straße nach Görlitz und Schleſien offen. Den Stremberg mitzubeſetzen, reichte ſeine Mannſchaft nicht hin, er hätte die Stellung von Weißenberg dann aufgeben müſſen, denn zwiſchen dieſer und

dem Stromberge floß in ſteilen Ufern tief eingeſchnitten das Löbauer Waſſer und geſtattete kaum eine Verbindung zwiſchen beiden Höhen. Weil aber von dem Stromberge die ganze Gegend weithin zu überſchauen war, ſo hatte Retzow einen Beobachtungsposten dort aufgeſtellt. Als jedoch Daun ſein Lager bei Kittlitz nehmen, und ſeinen rechten Flügel hinter dem Stromberg anlehnen wollte, vertrieb er den preußiſchen Poſten, und beſetzte nun den Berg mit hinreichender Macht. Retzow erkannte, daß Daun ſich in ſeiner neuen Stellung behaupten wollte, und keinerlei Anſtalten zum Abzuge machte: ſeine täglichen Berichte an den König beſtätigten dieſe Meinung durch immer neue Gründe, welche dieſer jedoch nie gelten ließ, ſondern immer behauptete, der Feind gehe zurück, oder mache Anſtalten dazu.

Keith folgte dem Könige am 9. Oktober nach Bautzen, und am 10. rückte dieſer vor, und nahm ſein Lager bei Hochkirch, dicht vor der Stellung Daun's. Sein Hauptquartier war in Rodewitz. Das eigentliche Lager des Königs hatte nur geringe Ausdehnung. Auf der Höhe von Hochkirch ſtand der rechte Flügel zuſammengedrängt, in der Flanke geſichert durch eine Batterie von 15 Kanonen, rechtshin am Fuße des Abhanges durch Birkengebüſche, in denen preußiſche

Freibataillone lagen. Von jener Anhöhe linkshin erstreckte sich die Linie in zwei Treffen auf geringeren Abhängen über Rodewitz hinaus, längs der ganzen Front durch einen geringen, aber tief eingeschnittenen Bach gedeckt, den aber der linke Flügel überschritten hatte, um jenseits desselben zwei vortheilhafte Höhen zu besetzen, auf denen, den Dörfern Tschorna und Lauske gegenüber, starke Batterieen aufgeführt waren. Dieser Flügel stand in Verbindung mit der jenseits des Löbauer Wassers vorgerückten Truppenschaar Retzow's, welche auf der Höhe von Weißenberg in der rechten Flanke der Oesterreicher stand. Die Stellung wäre fest genug gewesen, hätte der Feind nicht eine vortheilhaftere und höhere gehabt, in der rechten Flanke, gegen Weißenberg hin, durch den starkbesetzten Stromberg, in der Mitte durch unangreifbare steile Abhänge gesichert, in der linken Flanke an das Hochgebirge gelehnt, dessen Schluchten und Waldungen Laudon mit seinen Schaaren besetzt hatte; der linke Flügel der Oesterreicher gewann hiedurch eine entschiedne Ueberlegenheit über den gegenüberstehenden preußischen, der gleichsam unter dem Kanonenschusse von jenen, und dabei der Umgehung offen stand.

Einen Versuch Laudon's am 10. Oktober in dem Engwege von Jenckwitz, den die leichten Truppen

gegen das preußiſche Gepäck unternahmen, ſchlug Keith durch einige Regimenter, denen zur Unterſtützung auch der König eine Schaar ausrücken ließ, mit beſtem Erfolge zurück. Doch ließ dieſes Unternehmen ſchon deutlich das Hauptgebrechen erkennen, an welchem die genommene Stellung litt, nämlich daß die Waldgebirge den Oeſterreichern ſtets offne Ausgänge in die Flanke und in den Rücken der Preußen darboten.

Am 11. Oktober ſchrieb der König an Keith: „Je suis bien aise, mon cher maréchal, de ce que vous vous portez mieux. Le convoi qui est en chemin fait la base de toutes mes espérances, il faut, comme vous vous le proposez, tout employer pour qu'il arrive avec sûreté à Bautzen, j'ai des nouvelles de Dresde que des fausses alarmes ont retardé son départ le 8. mais que le 9. à midi tout s'est mis en train, je pense donc qu'à présent vous en avez sûrement des nouvelles et que demain tout arrivera à bon port à la boulangerie. L'ennemi a retiré de mon voisinage les postes avancés, signe certain que les généraux voyent à quoi tendent mes mouvemens et qu'ils se préparent à nous prêter le collet. Ni plus ni moins, et quelque

difficile que soit l'aventure il en faut tenter le succès. Je ne peux ni ne veux m'expliquer par écrit, mais comme nous nous verrons bientôt je vous dirai le reste verbalement. Adieu, mon cher maréchal, je vous embrasse. Federic.“

Als Keith am 12. Oktober im Lager zu Hochkirch angelangt war, erſtaunte er, daß der König dieſe Stellung habe wählen können, ſo nahe dem Feinde und ſo bloßgeſtellt deſſen Angriffen. Er ſagte zu den Offizieren die ihm entgegengeritten kamen: „J'ai vu beaucoup de camps dans ma vie, mais jamais un pareil, ni en réalité, ni en peinture.“ Schon der Quartiermeiſterlieutenant von der Marwitz, überzeugt von der Gefahr, hatte ſich geweigert, hier das Lager abzuſtecken, und war deßhalb in Haft geſetzt. Auch andre Generale machten dem Könige Vorſtellungen, allein ganz fruchtlos. Keith ſagte gradezu: „Convenez, Sire, que si les généraux autrichiens nous laissent tranquilles dans le camp que nous occupons, ils méritent d'être pendus.“ Der König erwiederte witzig: „Il faut espérer, qu'ils auront moins peur de la potence, que de nous autres.“ Keith muß bald die Anſicht des Königs mehr haben gelten laſſen, denn in ſeinem Briefe vom 12. Oktober an Lord Mariſchal drückt er keinerlei

Besorgniß aus, vielmehr hat auch er nun die Ueberzeugung, daß Daun an keinen Angriff denke, sondern bald völlig nach Böhmen werde zurückgehen müssen. Dieser denkwürdige Brief, das Letzte, was Keith geschrieben hat, darf hier nicht fehlen, und dieser letzte Ausdruck seiner Heldenseele, von dem Orte her, wo er sie zwei Tage später aushauchte, geschrieben, lautet wie folgt: „I received, two days ago, two letters from my dearest brother; one of the 10. of august, the other of the 10. of september. In one of them there was a letter for the king, which I delivered immediately. You see, by the newspapers, that the Russians continue always to claim for themselves the victory in the late battle. I wish them, with all my heart, such another victory; for you may rest assured, that their loss in that one was at least 25,000 men. I must, however, do them justice; they fought very well, especially their infantry, which threw the kings left wing into the greatest confusion, and was the cause that the victory was not more decisive. But if they gained the battle, why have they profited so little by it? since, instead of advancing, they have retreated behind Stargard; though the king was obliged to return

here, with all the troops which had marched with him. It was, indeed, time that he should do this, for prince Henry began to be very much pressed by the two armies of Daun and the prince of Deuxponts. He is now in a better situation, for the king has obliged marshal Daun to quit his position of Stolpen, and, consequently, his communication with the Elbe, and to retire towards Zittau, where we have pursued him step by step, but without ever having had an opportunity of engaging a combat. He remains always among the mountains, and encamps in places so inaccessible, that it would be the greatest act of rashness to attack him. And it is only by secret marches, that one can draw him out from his position. It was by a march of this kind that we turned his right flank, and thus obliged him to abandon his camp at Stolpe. *Now* the devil has sent him to the top of the hill near Löbau, and we must try and contrive some means of drawing him out from thence, or he will stay there till the snows drive him away. It is true, that this would not be a peculiarly great evil, for we are now placed so, that he cannot receive any thing from

Saxony, and that he is obliged to bring all his provisions etc. from Bohemia, which is behind him. One sees clearly that his intention is not to give battle, but that he wants to live aslong as he can at the expense of Saxony, and so save Bohemia for his winter quarters. On our side we wish to prevent his foraging in Saxony, because we mean to winter there. Here you have the secret of the rest of this campaign, which, according to all appearance, cannot be long; for it is already as cold as if we were in the month of december, on account of the nearness of the mountains, from whence, by the way, it is not possible to draw this tiresome man, in spite of all he must suffer there. For we see, by the desertion, that he must suffer a great deal; for in a single night we have had a 150 deserters come to us from his army, and not a day passes, that there do not come 30 or 40. Make many compliments from me to the dear chancellor. I am as anxious for peace as he can be; for my health can no longer sustain the fatigues of war, especially in the way we are now obliged to make it, against so many enemies, whom we are forced

each campaign to run after, from one end of Germany to the other."

Der König ſcheint die Schwäche ſeines Lagers, welches zu Füßen des öſterreichiſchen von dieſem aus völlig überſchaut wurde, und auf der rechten Flanke faſt mit dieſem zuſammenſtieß, wohl eingeſehen zu haben, allein er verließ ſich auf ſeine Nachrichten, und wollte zeigen, daß er den Feind verachte und herausfordere. Noch am 13. Oktober Nachmittags hatten ihn mehrere ſeiner Generale, auf die Kunde von Bewegungen im öſterreichiſchen Lager, zur Vorſicht aufgefordert, und Zieten ſich die Erlaubniß erbeten, ſeine Reiterei nicht abſatteln zu laſſen. Der König ließ auch wirklich ſchon einige Truppen ausrücken, allein da die Oeſterreicher ruhig blieben, ſo glaubte er, es ſei keine Gefahr, zog die Truppen wieder ein, und befahl nun ausdrücklich, die Reiterei ſolle abſatteln, worauf Zieten, um nicht ungehorſam zu ſein, dies zwar geſchehen ließ, aber gleich nachher wieder zu ſatteln befahl. Auch dachte der König hier nicht lange zu verweilen, er hoffte durch Vordringen in Daun's rechte Flanke dieſen aufs neue zum Rückzuge zu nöthigen. Deßhalb äußerte er ſein Mißfallen, daß Rezow von Weißenberg aus nicht auch den Stromberg beſetzt hatte, der jetzt im Beſitze der Oeſter-

reicher deren rechte Flanke ſicherte. Er ſandte ihm daher nun den Befehl, eine Stellung auf dem Strombergе zu nehmen, allein Retzow erwiederte, das ſei jetzt unmöglich, er würde ſeine ganze Mannſchaft aufopfern und dennoch den Zweck nicht erreichen; der König ſandte zum zweitenmale, mit dem Zuſatze, Retzow haſte mit ſeinem Kopfe für die Ausführung, worauf dieſer ihm ſagen ließ: „Ich lege meinen Kopf dem Könige zu Füßen, und rette mein Gewiſſen: ich würde mich verſündigen, ſo viele brave Leute hier dem Tode zu weihen, bei der Ueberzeugung, daß kein Nutzen dabei ſein kann.“ Eine dritte Botſchaft meldete Retzow'n des Königs Unwillen, und gab ihm Haft. Aber den Angriff des Strombergs gab der König nun gleichwohl auf; vielmehr beſchloß er, ſobald die Zufuhren von Mehl und Brot eingetroffen ſein würden, die ſich aber unglücklicherweiſe um vierundzwanzig Stunden verſpäteten, mit ſeinem Heere aufzubrechen und bei Weißenberg in die Stellung Retzow's zu rücken, dieſen aber weiter in die rechte Flanke der Oeſterreicher über Reichenbach vorzuſchieben. Die Oeſterreicher kamen dieſer Ausführung zuvor.

Dann ſah mit Verwunderung, wie verwegen Friedrich ihm unter den Augen lagerte, und wie durch Nichtbeachtung aller Blößen er den Gegner gleichſam

geringſchätzte und herausforderte; allein es bleibt zweifelhaft, ob er aus eignem Antriebe zu rechter Zeit etwas dagegen würde gethan haben. Seine Generale aber, beſonders Lascy und Laudon, drangen lebhaft in ihn, die trotzige Tollkühnheit zu beſtrafen. „Wir verdienen, vom Feldmarſchall an, alle kaſſirt zu werden, wenn wir dieſe Herausforderung nicht annehmen," hieß es im öſterreichiſchen Lager. Endlich, nachdem er alles ſorgſam erwogen und geprüft, entſchloß Daun ſich zum Angreifen. Der Plan dazu wurde mit Ueberlegung entworfen, und die Ausführung in größter Stille mit Eifer vorbereitet. Um den König zu täuſchen, ließ Daun neue Batterieen errichten, beſonders auf ſeiner linken Flanke alle Schluchten und Zugänge durch Verhaue wahren, und indem er dieſe Vertheidigungs-Anſtalten traf, nährte er zugleich die Vermuthung, er denke an Rückzug. Die ſichtbare Arbeit an den Schanzen und Verhauen deckte aber andre Anſtalten, welche hinter dieſem Vorhange Statt fanden. Daun ließ Wege durch die Bergwaldung hauen und in Stand ſetzen, um mit Truppen und Geſchütz ungehindert vorrücken zu können. Dann zog er unbemerkt ſeine Hauptſtärke auf den linken Flügel, ordnete ſie in drei Truppenzüge, außer der beſondern Schaar Laudon's, welche er anſehnlich

verſtärkte, dieſe ſämmtlichen Züge traten am 13. Abends nach eingetretener Dunkelheit ihren Marſch an, gingen auf den bereiteten Wegen durch die Wälder und hinter den Bergen linkshin bis zum Fuße derſelben, und ſtanden vor der Morgenfrühe in der rechten Flanke und zum Theil im Rücken der Preußen zum Angriffe bereit. Damit der bei ſolchem Nachtmarſch unvermeidliche Lärm nicht vernommen würde, mußten die Arbeiter an den Verhauen die ganze Nacht fortfahren Bäume zu fällen, und dabei einander anrufen, ſchreien und ſingen. Sogar der Umſtand, daß die Oeſterreicher in den letzten Tagen ſo viele Ausreißer gehabt, wurde mit Liſt benutzt, und während der Nacht kamen deren ſchaarenweiſe bei den preußiſchen Vorpoſten an, ſo daß dieſe auf manchen Punkten ganz in der Minderzahl waren, und im entſcheidenden Augenblicke von den verſtellten Flüchtlingen leicht übermannt werden konnten. Ein dichter Nebel deckte die ganze Landſchaft, und begünſtigte die Angreifenden.

Als die Thurmuhr von Hochkirch — berichtet Archenholz — 5 ſchlug, fielen die erſten Schüſſe, und die preußiſchen Freibataillone in dem Birkengebüſch von der rechten Flanke ſahen ſich angegriffen. Man war gewohnt, daß die Panduren und Huſaren mit dieſen plänkelten, und ein Gefecht auf den Vor-

vosten ſchien nicht beachtenswerth. Allein bald waren die Freibataillone zurückgedrängt, und das Gewehrfeuer entzündete ſich in größerer Ausdehnung. Bald begann auch das Feuer aus dem groben Geſchütz. Drei Grenadierbataillone des preußiſchen rechten Flügels wurden aufgeſchreckt, griffen eiligſt zu den Waffen, und wollten gegen den Feind vordringen, allein augenblicklich ſahen ſie dieſen von allen Seiten aus dem Nebel hervortreten, und ſich ſelbſt von vorn und zugleich im Rücken angegriffen, ſie wurden großentheils aufgerieben, und nur einer kleinen Zahl gelang es ſich durchzuſchlagen. Das tapfre Regiment Forcade warf ſich dem Feinde entgegen, trieb ihn eine Strecke zurück, wurde aber ebenfalls in Flanke und Rücken genommen, und mußte hinter Hochkirch Schutz ſuchen. Die Batterie auf der Höhe von Hochkirch wurde von einem Bataillon tapfer vertheidigt, doch von allen Seiten überwältigt mußte es das Geſchütz dem Feinde überlaſſen, der ſogleich einige Kanonen umkehrte, und das preußiſche Lager daraus beſchoß. Alles raffte ſich hier aus dem Schlaf empor, und die Truppen, zum Theil nur halbbekleidet, ſtanden raſch im Gewehr. Der König ſelbſt erſchien zu Pferde, ordnete die Regimenter und gab Befehl zum Vorrücken, allein die Niederlage ſeiner Grenadiere

und der Verluſt der Batterie zeigten genugſam, daß dem Feinde der Ueberfall völlig gelungen und mit ganzer Macht unternommen ſei. Laudon mit ſeiner Reiterſchaar war über Steindörfel vorgedrungen, griff die Stellung der Preußen im Rücken an, und ſtieß erſt nach einiger Zeit auf die preußiſche Reiterei, welche Zieten etwas ſpät heranführte, weil er ungeachtet ſeiner Beſorgniſſe in tiefen Schlaf geſunken war. Daun ſelber befehligte den Angriff gegen Hochkirch, die ganze Kraft des öſterreichiſchen Fußvolkes war hierher gewendet. Noch befand ſich das Dorf in den Händen der Preußen, aber die öſterreichiſchen Grenadiere drangen rechts und links deſſelben vor.

Bei dem erſten Lärm war Keith, der mit dem Prinzen Franz von Braunſchweig in einem Bauerhauſe zu Pommeritz im Quartiere lag, rüſtig zu Pferde geſtiegen und nach dem Kampfplatze geeilt, hatte die Ueberbleibſel der geſchlagenen Bataillone raſch geſammelt und ſie auf's neue gegen Hochkirch vorgeführt; da dieſe Angriffe mißglückten, ſo ließ er durch ſeinen Adjutanten, den Hauptmann von Coceji, das Regiment Itzenplitz herbeiholen, welches muthig anſtürmte, aber von dem feindlichen Geſchütz größtentheils niedergeſtreckt wurde. Keith ſelber bekam einen Flintenſchuß in den Unterleib, wollte aber

das Schlachtfeld nicht verlaſſen, ſondern gab die nöthigen Befehle und ermunterte die Truppen. Nachdem ſich die Trümmer des Regiments Itzenplitz an das nächſtſtehende Regiment Kannacker angeſchloſſen hatten, ſetzte ſich Keith an die Spitze deſſelben, und rückte etwas rechts vom Dorfe kühn gegen den Feind. Dem ſtürmenden Anfall wichen die öſterreichiſchen Grenadiere, und auf's neue ſtanden die Preußen auf der Höhe, unſern ihrer verlornen Batterie. Zugleich kam die preußiſche Reiterei aus dem zweiten Treffen von Pommeritz hervorgeſprengt, hieb mit Wuth in das feindliche Fußvolk ein, warf eine ganze Linie in die Flucht, und machte ſogar viele Gefangene. Aber die Oeſterreicher ſtürmten in friſchen Schaaren heran, ſie waren augenblicklich den Angreifenden wieder in Flanke und Rücken, und ihr Geſchütz warf Kartätſchenhagel. Keith war mit ſeiner gelichteten Schaar bald umringt, ſie mußte ſich in mörderiſchem Feuer mit dem Bajonet durchſchlagen, und verlor hiebei, nahe dem Dorfe, ihren Anführer; Keith empfing gegen 9 Uhr einen zweiten Schuß in die Bruſt, und eine Kanonenkugel warf ihn vom Pferde; ſprachlos ſank er in die Arme ſeines Laufers, eines Engländers Namens Tibay, der während des ganzen Feldzuges freiwillig ſtets ihm zur Seite war: anfangs betäubt,

doch bald erholt, wollte er ſeinen Herrn wieder auf's Pferd heben, aber dieſer ſank zuſammen, und blieb, da die allgemeine Flucht ſeinen Diener gewaltſam fortriß, unter Todten und Verwundeten liegen, über welche die feindliche Verfolgung achtlos hineilte. Die preußiſche Reiterei rechts von Hochkirch ſtieß auf das Kartätſchenfeuer der Batterieen Laudon's und wurde durch deſſen Reiterei von Steindörfel her in Flanke und Rücken genommen, ſo mußte ſie denn mit großem Verluſt ebenfalls weichen. Ein finſtrer Nebel verdunkelte den ſchwachen Mondſchein, und mehrte die Unſicherheit des Kampfes und die Verwirrung der Truppen.

Doch Hochkirch ſtand nun in Flammen und leuchtete weit umher. Der Major von Lange, der ſein Ehrenwort gegeben, das Dorf lebend nicht zu verlaſſen, zog ſich mit ſeinem tapfern Bataillon auf den Kirchhof zurück, der in der Mitte des Dorfes hoch gelegen und ummauert eine feſte Stellung bot; hier vertheidigte er ſich mit ausdauerndem Heldenmuthe eine geraume Zeit gegen mehr als 14 Bataillone, welche Daun nach und nach anrücken ließ. Als Lange getödtet und ſein Bataillon faſt aufgerieben war, verſuchte der Reſt noch ſich durchzuſchlagen, was jedoch nur wenigen gelang.

Der König, mitten im heftigſten Feuer Befehle gebend und Meldungen empfangend, ließ jetzt, nachdem es Tag geworden, aus Rodewitz die Brigade ſeines jungen Schwagers, des Prinzen Franz von Braunſchweig, zu neuem Sturme heranrücken. Der Prinz, als er den Befehl erhielt, ſtutzte anfangs, und fragte, ob denn der König wiſſe, daß er durch ſeinen Abmarſch eine unausfüllbare Lücke laſſe? Dann aber, von heitrem Muthe beſeelt, rief er ſeiner Mannſchaft in öſterreichiſcher Sprechweiſe munter zu: „So wollen wir ſie denn halt wieder wegjagen!“ Mit ihm ſtellten ſich der Markgraf Karl von Brandenburg und der Prinz Moritz von Deſſau an die Spitze dieſes Angriffs, der auch ſoweit gelang, daß Hochkirch nochmals genommen, und ſowohl das Fußvolk als die Reiterei des Feindes geworfen wurde, allein deſſen Unterſtützung war ſchnell zur Hand, die Preußen ſahen ſich auf's neue im Rücken angegriffen, und mußten Hochkirch wieder verlaſſen, dem Prinzen Franz riß eine Kanonenkugel den Schädel weg, den Prinzen Moritz trafen zwei Kugeln in den Leib, und die Truppen wichen in Unordnung zurück. Einen letzten Verſuch machte der König ſelbſt, an der Spitze von 7 Bataillonen, auch dieſe drangen links von Hochkirch vor, und warfen den Feind eine Strecke zurück,

erlagen aber bald denſelben Nachtheilen, welchen die andern Verſuche erlegen waren, und der König ſah ein, daß er an den Rückzug denken müſſe.

Er gab dem Major von Möllendorf den Befehl, mit ſeinem Bataillon im Rücken die Anhöhen von Dreſa zu beſetzen, wohin ſchon ein ſtarker Zug feindlichen Fußvolkes im Anmarſche war, um ſich auf die Rückzugslinie zu ſtellen. Nachdem er den Andrang aus der Mitte der feindlichen Schlachtordnung durch Beſetzung der Höhen von Küpritz und Niethen gehemmt, nahm der König mit ſeinen noch übrigen Truppen eine neue Aufſtellung in der Linie von Dreſa, Pommeritz und Küpritz, ließ die Reiterei ſeines linken Flügels von Seydlitz geführt in der Ebene bei Belgern aufmarſchiren, während die Reiterei des rechten unter Zieten die feindliche auf dieſer Seite zu hemmen ſtrebte. Der König ſtand auf's neue ſchlagfertig, das Geſchütz feuerte unabläſſig, und da Retzow von Weißenberg her erwartet wurde, ſo ſchien noch nicht alles verloren.

Inzwiſchen war auch Daun's rechter Flügel, nachdem er vorſchriftsmäßig den Erfolg des linken abgewartet, gegen 8 Uhr unter dem Herzog von Aremberg zum Angriff geſchritten. Der Widerſtand weniger Bataillone, welche die Höhen und Engwege tapfer

vertheidigten, hielt hier den Feind geraume Zeit auf, bis ſie endlich der Uebermacht weichen mußten, wobei auch auf dieſer Seite die große Batterie auf der Höhe von Lauske nicht zu retten war. Aber auch Retzow hatte einen Angriff zu beſtehen, denn während er, der auf die Nachricht von der begonnenen Schlacht eigenmächtig die Haft verlaſſen, ſich anſchickte, dem Könige zu Hülfe zu eilen, rückte der Feind unter Anführung des Prinzen von Durlach ihm in die linke Flanke vor; da er deſſen Angriff, der ſich mit friſchen Truppen ſtets wiederholte, dreimal zurückſchlagen mußte, ſo verzögerte dies ſeinen Abmarſch, und er konnte dem linken Flügel des Königs nicht zu rechter Zeit Hülfe leiſten. Doch ſandte er einen Theil ſeiner Truppen ſogleich, und folgte mit den übrigen in möglichſter Eile; ſie gingen über das Löbauer Waſſer in verſchiedenen Abtheilungen zurück, und nach einigen tapfern Gefechten und geſchickten Bewegungen langten ſie glücklich bei dem Könige an, der nun den Rückzug antrat, und ohne neuen Verluſt, vom ſtaunenden Feinde unverfolgt, ſein Lager auf den Höhen hinter Krechwitz und Klein-Baſſen nahm.

Das war die Schlacht von Hochkirch am 14. Oktober 1758, in welcher Keith fiel. Außer ihm blieben

der Prinz Franz von Braunſchweig, und der General von Geiſt; faſt alle Generale, wie auch der König ſelbſt, waren von Kugeln getroffen, dem Könige ein Pferd unter dem Leibe getödtet; das preußiſche Fußvolk hatte von beinahe 24,000 Mann gegen 9000, die Reiterei von etwa 9000 Mann kaum 300 Mann verloren; aber 100 Kanonen, 28 Fahnen und 2 Standarten, nebſt allen Zelten und dem größten Theile des Gepäcks waren die Siegesbeute des Feindes. Die Oeſterreicher, gegen 50,000 Mann ſtark, verloren an Todten und Verwundeten über 6000, an Gefangenen etwa 700, unter denen der General Viteleschi war, und an Ausreißern über 2000. „Daun hat mir einen glupiſchen Streich geſpielt, — ſagte Friedrich —, aber da er uns aus dem Schach gelaſſen, iſt das Spiel nicht verloren.“ Er rüſtete ſich ungeſäumt zu neuen Kriegsunternehmungen.

Der Leichnam Keith's lag geplündert und nackt, nur von einem Kroatenmantel bedeckt, unter den Schaaren von Todten, welche den Boden um Hochkirch bedeckten, und wurde mit einigen andern in die Dorfkirche gebracht, wo Daun mit mehreren ſeiner Generale auf einen Augenblick eintrat, und Laſcy, den Mantel aufhebend, mit Bewegung ausrief: „Es iſt meines Vaters beſter Freund, Keith!“ Die Kro-

wunde, welche Keith bei Otſchakoff bekommen, trug dazu bei ihn zu erkennen. Daß jetzt ein Kroat in Keith's Uniform erſchienen ſei, und bezeugt habe, er habe ſie dieſer Leiche ausgezogen, und ihr dafür ſeinen Mantel übergeworfen, klingt verdächtig und wie nachträglich erſonnen, um die Sicherheit zu vermehren, denn es fanden allerdings Zweifel Statt, und Kalckreuth ſagt, obgleich eine Leiche als die des Feldmarſchalls Keith begraben worden ſei, ſo bleibe es doch ungewiß, ob es die ſeinige geweſen. Lascy jedoch war in gutem Glauben und weinte bei dem Anblick, denn er war in jungen Jahren eine Art Zögling von Keith geweſen; auch Daun und die übrigen Generale nahmen an der Rührung Theil, und Daun ordnete ihm am 15. Oktober ein feierliches Begräbniß mit allen Kriegsehren an, unter dreimaliger Abfeuerung von 12 Kanonen und des Kleingewehrs zweier Regimenter. Als der König am nächſten Tage die Bitte, den Todten mit kriegeriſchen Ehren zu beſtatten, an Daun gelangen ließ, konnte dieſer mit Befriedigung antworten, er habe ſchon aus eignem Antriebe dieſe Ehrenpflicht erfüllt.

Dem Könige ging der Tod Keith's ſehr nahe; ſein Vorleſer De Catt ſagt in ſeinem Tagebuche, er ſei am 14. Nachmittags zum Könige gerufen worden,

der über die verlorne Schlacht ganz gefaßt mit ihm gesprochen, und fügt hinzu: „Il donna beaucoup de regrets à la mort du maréchal Keith, qu'il loua extrêmement pour ses grands talents militaires, ses connaissances et sa dextérité dans les affaires politiques.“ Und am 18. Oktober sagte Friedrich zu De Catt: „Vous me voyez affligé. J'ai bien pleuré pour le cher maréchal. Je le regrette au-delà de l'expression.“ So schrieb er auch an Voltaire: „Vous avez grande raison de regretter le maréchal Keith; c'est une perte pour l'armée et pour la société.“ Vor allem aber eilte er den Bruder von dem unersetzlichen Verluste, den sie beide durch diesen Todesfall erlitten, zu benachrichtigen, und ihm die innige Theilnahme auszudrücken, die er in doppeltem Bezug empfand. Lord Marischal konnte nicht härter getroffen werden, der Bruder war ihm zugleich der innigste Freund. Sehr nahe lag es, im Schmerze den König anzuklagen, daß seine Unvorsichtigkeit und sein Eigensinn den Tod des Bruders verschuldet habe; jedoch kein Schatten eines solchen Vorwurfs erhob sich, im Gegentheil widersprach Lord Marischal jedem Tadel, der gegen den König in dieser Hinsicht vielfach laut wurde; er schrieb einem Freunde hierüber: „Dans cette der-

nière affaire, où une aile de l'armée prussienne a été surprise, je ne puis douter que la faute ne soit venue de celui qui commandait à cette aile; et non pas du roi, qui par ses lettres me faisait voir qu'il n'était nullement dans une sécurité qui put donner occasion à une surprise. Il m'écrit du 4. Octobre: „Jusqu'à ce que la neige tombe, j'ai à danser sur la corde.“ Voilà comme il regarde le métier de général d'armée. — Il me faisait entendre qu'il aurait donné la moitié de sa gloire pour un peu de repos.“ An Mauvertuis ſchrieb Lord Mariſchal nach Baſel, anſtatt aller ſonſtigen Angaben, welche jener gewünſcht hatte, die vier Worte: „Probus vixit, fortis obiit.“ An Madame Geoffrin aber ſpäterhin: „Mon frère m'a laissé un bel héritage. Il venait de mettre à contribution toute la Bohème, à la tête d'une grande armée; et je lui ai trouvé soixante et dix ducats.“

Im Dezember 1758 widmete der König aus der Winterruhe zu Breslau dem Lord Mariſchal die poetiſche Epiſtel über den Tod ſeines Bruders, voll ernſter kühner Gedanken und voll Wärme des Gefühls. Im Januar 1759 aber ließ er die Leiche Keith's von Hochkirch nach Berlin abholen, wo ſie

am 3. Februar in der Garniſonkirche unter großen kriegeriſchen Ehren feierlich beigeſetzt wurde. Ein Vetter des Feldmarſchalls, Robert Keith, welcher ſein Generaladjutant in Rußland geweſen, und jetzt als Oberſt in däniſchen Dienſten ſtand, erſchien dabei als nächſter Leidtragender.

Keith ſtarb im drei und ſechzigſten Lebensjahre: er war von mittlerer Größe, dunkler Geſichtsfarbe, ſchwarzbraunen Haaren, ſtarken Augenbraunen, entſchloſſenem Ausdruck, und doch edlen und milden Zügen. Sein vornehmes, feſtes Weſen gebot Ehrfurcht, während es zugleich Zutrauen einflößte. Sein urſprünglich ſtarker und gewandter Körper hatte durch die Kriegsanſtrengungen in Rußland gelitten, in ſeinen letzten Jahren befiel ihn öfters Kränklichkeit, die ſeinen Zügen einen weichen Ausdruck muß gegeben haben, denn Alle, die ihn gekannt, ſchildern ihn als einen ſanften, liebenswürdigen Greis. Er liebte nicht Ueppigkeit und Pracht, hielt aber einen anſehnlichen Haushalt und zahlreiche Dienerſchaft, die er ſtets gütig und liebreich behandelte, und deren Dienſte er perſönlich faſt gar nicht in Anſpruch nahm, indem er am liebſten ſelber that, was er hätte befehlen müſſen. Er hatte ſich nie verheirathet, hinterließ aber eine ihm nicht angetraute Freundin, die ſchon erwähnte Eva

Merthens aus Finnland; ſie war ſchön, von ſtattlichem Wuchs, und hatte bei großem Verſtand und muthigem hohen Sinn ein ſehr einnehmendes Weſen. Sie ſprach das Deutſche nicht geläufig, aber drückte ſich vortrefflich im Franzöſiſchen aus, las den Tacitus lateiniſch, und hatte überhaupt ihren Geiſt ſehr gebildet. In Friedenszeiten brachte Keith ſeine Abende gewöhnlich mit ihr zu, wo denn auch einige Freunde ſtets willkommen waren; im Feldlager beſuchte ſie ihn bisweilen, und war ihm bei Krankheitsleiden, z. B. während des Sommers 1758 vor Olmütz und in Schleſien, eine treue Pflegerin. Um andre Frauen war er wenig bekümmert, und liebte deren Geſellſchaft nicht, wie denn auch ſie hinwieder wenig auf ihn achteten. Nach Keith's Tode kam Eva Merthens in gerichtlichen Streit mit Lord Mariſchal, der die Erbſchaft ſeines Bruders anſprach; es handelte ſich weniger um Geld und Gut, deſſen wenig vorhanden war, als um werthvolle Gegenſtände des Andenkens. Das militairiſche Teſtament lautete zu Gunſten der Freundin, der König ließ der gerichtlichen Verhandlung ihren freien Gang, und Lord Mariſchal erhielt nur einen Antheil an dem geringen baaren Gelde, das ſich vorfand, zufolge ſeiner bereits angeführten Aeußerung ſiebzig Dukaten. Eva Merthens heirathete ſpäter den

Schloßhauptmann von Reichenbach in Stralſund, und lebte mit ihm in zufriedner Ehe. Das Andenken Keith's aber blieb ihr ſtets in höchſtem Werthe, ſein ſchönes von Pesne gemaltes Bruſtbild wollte ſie ſogar dem Könige, der große Summen dafür bot, nicht überlaſſen. Sie ſtand in allgemeiner Achtung, und genoß auch bei den höchſten Perſonen eines guten Anſehns, beſonders bezeigte der Prinz Heinrich von Preußen ihr große Aufmerkſamkeit und ſchrieb ihr die ehrenvollſten Briefe, die aber ſo wie zahlreiche Briefe deſſelben und des Königs ſelber an Keith, auf ihr Geheiß verbrannt worden ſind. Sie erreichte ein hohes Alter, und bei fortgeſetzter Abhärtung — ſie pflegte im Winter eiskalt zu baden — blieb ſie ſtark und munter bis zuletzt, beſonders werden ihre kräftigen Augen gerühmt, deren Blick mächtig einzudringen ſchien. Sie ſtarb erſt im Jahre 1811 am 15. Oktober zu Stralſund, und hat alſo noch die großen Wechſel der preußiſchen Zuſtände erlebt. Von den Kindern Keith's finden wir keine weitere Nachrichten; doch wird behauptet, daß noch heute Nachkommen des Feldmarſchalls in Berlin leben.

Die ſtrenge Rechtlichkeit und freundliche Menſchenliebe Keith's ſind von allen Zeitgenoſſen anerkannt und gerühmt worden; dieſe Eigenſchaften ſtammten

aus einem großen und freien Herzen, einem urſprünglichen edlen Triebe, der auch ſeinem Heldenmuthe zum Grunde lag; was Erziehung und gereifte Vernunft dabei gethan, kann nur beiher in Betracht kommen. Sein Benehmen war ſtets höflich und zuvorkommend, und die Art, wie er dabei die eigne Würde bewahrte, trat nie der Würde der Andern zu nah, ſondern erhob dieſe vielmehr durch Freundlichkeit. Allerdings erfüllten ihn Stolz und Ehrgeiz, aber zunächſt für das eigne Bewußtſein, das ihn für den äußern Schimmer faſt gleichgültig machte. So war ihm auch die Tapferkeit angeboren, eine Bedingung ſeines Daſeins, jede Beimiſchung von Todesfurcht würde ſein innerſtes Weſen zerſtört haben: ſein Nichtachten der Gefahr, ſeine Kaltblütigkeit und Ruhe, wirkten als mächtiges Beiſpiel, und flößten auch Andern Muth und Zuverſicht ein. Von ſeiner Tüchtigkeit überzeugt, und fern jeder Eitelkeit und Prahlerei, zeigte er weder Eiferſucht, wenn Andre gerühmt, noch Empfindlichkeit, wenn er getadelt wurde; wir ſehen ihn während ſeiner langen Laufbahn nie bemüht, bei mißlichen Vorgängen ſich herauszureden, ſeine Verantwortlichkeit zu mindern, oder ſein Verdienſt hervorzuheben. Dieſe ſtolze, freie Abgeſchloſſenheit, dieſes kraftvolle Beruhen auf ſich ſelbſt, machte ihn unter den Generalen Friedrichs, wo

Ränke des Ehrgeizes und kleinliche Eiferſucht ſo häufig waren, zu einer ganz eigenthümlichen Geſtalt. Im Heere war er eigentlich nicht geliebt, die Generale und Offiziere ſahen ſtets den Ausländer in ihm, den Soldaten blieb er fremd, da er nicht genug Deutſch konnte, um mit ihnen zu reden, aber ſie folgten freudig ſeinem Befehl und Beiſpiel.

Seine Kriegslaufbahn war in der That von eigner Art. Leidenſchaftlich ſeinem Vaterlande angehörig, und für deſſen Sache die Waffen ergreifend, ſieht er bald einzig dieſe Richtung verſchloſſen, und dafür jede andre aufgethan. Für oder wider faſt alle größeren Staaten Europa's hat er den Degen geführt; der vornehme Schotte wurde zum abenteuernden Glückskrieger, und erhob ſich durch eigene Kraft auch hier zu den Kreiſen, welche daheim die Geburt ihm angewieſen hätte. Die höchſte Stufe des Dienſtes, die volleſte Beruhigung des Daſeins, und vor allem ſein Tod, machen ihn zuletzt entſchieden zum Preußen, und als ſolcher lebt er fortan unter den ruhmwürdigſten Helden dieſes Namens.

Der lebhafte, aufmerkſame Geiſt, den er von der Natur empfangen hatte, folgte mit Leichtigkeit den mannigfachſten Richtungen, auch dem betrachtenden Nachdenken, welches in ſeiner Zeit Philoſophie ge-

nannt wurde, und das aus Ueberlieferungen und Vorurtheilen zu freiem Ueberblicke der Welt und des Lebens aufzusteigen strebte. Dies war nur eine andre Art von Tapferkeit, eine Kühnheit der Gedanken, die auch hier dem Tode frei in's Auge blickte. Keith und sein Bruder gehörten zu den Aufgeklärten ihrer Zeit, als reine Gottesgläubige den kirchlichen Bekenntnissen fremd, deren Vielfachheit schon und Entgegensetzung sie alle verwerflich zu machen schien. So stand ihnen zwar die christliche Lehre sehr hoch, aber diejenigen, welche sich nach ihr nannten, dünkten ihnen oft am meisten entfernt von ihr. So sagte Keith einmal in Böhmen, beim Anblicke soldatischer Verwüstungen: „Il faut avouer, Sire, que ces chrétiens sont une grande canaille.“ Auch über die Satzungen des Staats und der Gesellschaft hatte sich der Blick der Brüder erhoben, doch ohne sich den Formen derselben entziehen zu wollen, oder die Vortheile zu verschmähen, die ihnen von daher zuflossen; der Stolz ihrer Abstammung war ihnen tief eingewurzelt, und wenn auch in Aeußerungen oft verläugnet, doch in Gewohnheiten kaum zu überwinden.

Von den gelehrten Kenntnissen Keith's dürften die Schriftsteller wohl zuviel gesagt haben. Allerdings hatte er in der Jugend eine gute Grundlage

gewonnen, selbst in den alten Sprachen, und war auch späterhin beflissen, seine Kenntnisse zu erweitern, besonders im Kriegsfach, und hielt Wissenschaft und Geistesbildung jeder Art in hohen Ehren. Allein dies alles entsprach mehr den Bedürfnissen eines hochstrebenden Mannes, der an jenen Zierden der Welt Antheil nimmt, ohne selbstthätig in ihnen wirken zu wollen. Daß er in Leipzig mit Gottsched von griechischen Dichtern sprechen konnte, und durch seine Kenntniß diesen Gelehrten in Verwunderung setzte, mag im Augenblicke mit Recht von großer Wirkung gewesen sein, jedoch die gewöhnlichste Schulerinnerung mochte dazu ausreichen. Das Talent für Sprachen scheint nicht groß in ihm gewesen zu sein: die Muttersprache blieb ihm die bequemste, und in dieser sprach und schrieb er seinem Bruder, doch hatte er auch hierin bei beschränkter Uebung manches vergessen, und Lord Dover gesteht, daß er bei den englischen Briefen, die er von Keith mitgetheilt, einige Nachhülfe angewendet habe. Seine Umgangssprache war die französische, die er gewiß mit Leichtigkeit gebrauchte, aber im Schreiben weder mit Fülle noch mit Eleganz, Lord Marischal übertraf ihn darin weit. Daß er weder Russisch noch Deutsch gelernt, ist aus mancherlei Anzeigen gewiß, etwan ein paar Aus-

drücke abgerechnet, die das Kriegsleben aufnöthigt. Geſchrieben hat er, ſoweit uns bekannt, nur einige militairiſche Denkſchriften, einen Abriß ſeines früheren Lebensgeſchicks, Briefe, und endlich dienſtliche Berichte während des Krieges, die letztern immer möglichſt kurz und klar, ohne alle Ausſchmückung; auch ſeine Handſchrift war klar in ſchönen runden Zügen, angenehm für das Auge und leicht zu leſen. War er demnach weder Gelehrter noch Schriftſteller, ſo konnte er doch mit Recht ein kenntnißreicher Mann heißen. Sein Wiſſen war vorzugsweiſe ein aus dem Leben geſchöpftes, reich an vielartiger Anſchauung und Erfahrung, und da er unterrichtet genug war, dieſen Stoff auszubilden, und ſein freier Geiſt dieſen beherrſchte, ſo darf es nicht wundern, daß ſein Geſpräch anziehend und belebend war, und der König immer ſeine Unterhaltung fein und gediegen fand.

Aus der Vereinigung dieſer Lebenskunde und des zuverläſſigen Karakters, den er überall dargethan, geht auch das Talent für politiſche Geſchäfte und für diplomatiſche Verhandlungen hervor, welches er vielfältig bewieſen hat; Kaltblütigkeit und Scharfblick ſind in dieſem Gebiete nicht weniger als im Kriege die entſcheidenden Eigenſchaften, und liſtenreiche Ränke und glänzende Vielthätigkeit oft nur hinderlich dabei:

eine gewiſſe Abgeſchloſſenheit, die ſich einſeitig auf beſtimmte Zwecke richtet und nie den allgemeinen Lebenseindrücken hingiebt, dient gleicherweiſe den Aufgaben des Krieges und der Diplomatik.

Als ein beſondrer Zug ſeiner Perſönlichkeit iſt der Humor zu erwähnen, der ihn durch alle Lebensumſtände begleitete. Ein Theil davon mag als Erbtheil ſeiner Landsleute gelten, aber ein Theil war auch in ihm urſprünglich, und mit jenem zu einer neuen Eigenart verſchmolzen. Die Schärfe dieſes Humors liebte ſich in wunderlichen Ausdruck und ſeltſame Bilder zu kleiden, ſie war alſo da, und auch wieder nicht da, wie ein Schwert, das man in die Scheide ſteckt, und alſo nicht nothwendig mörderiſch, wie etwa die ſatiriſchen Worte des Königs, die gleich in's Fleiſch drangen. Keith's Humor- und Witzworte waren berühmt, und wurden oft angeführt; man nannte ſie wohl ſeine Lakonismen, aber ſie waren nicht immer kurze Sprüche, ſondern bisweilen auch ausgeführte Redewendungen. Manche kamen aus dem franzöſiſchen Kreiſe, dem ſie zunächſt angehörten, auch deutſch überſetzt in Umlauf. Wir haben einige ſolcher Worte mitgetheilt: eine große Zahl derſelben iſt untergegangen, oder längſt von ſeinem Namen getrennt; eine vor

vierzig Jahren noch vorhandene Sammlung hat ſich verloren.

Sein Verhältniß mit dem Könige iſt nie getrübt worden; nur in wenigen Fällen konnte die Strenge des Dienſtes und die Schwierigkeit der Kriegsſorgen ein lebhaftes oder hartes Wort hervorrufen, das aber in Keith nie Groll erweckte, und bei dem Könige ſogleich wieder den Ausdrücken des Vertrauens und der Zärtlichkeit wich. Von Friedrichs Mißlaune hatten alle ſeine Generale zu leiden, er aber nicht minder von ihrer Empfindlichkeit und Eiferſucht, nur Winterfeldt und Keith machten eine Ausnahme, und am wenigſten wurde Keith dem Könige durch Unzufriedenheit und Anſprüche beſchwerlich; er vertrug ſich mit ſeinen Nebengeneralen, gehorchte und befehligte mit gleichem Eifer, und führte die kleinſte Schaar ſo willig wie ein ganzes Heer. Mit Schwerin ſtand er in freundſchaftlichem Vernehmen, Schmettau war ihm ergeben, Winterfeldt genoß ſeine Achtung, Seydlitz und Zieten ſcheinen ohne nahen perſönlichen Bezug mit ihm geblieben zu ſein. Als eigentlicher Widerſacher von Keith wird nur der Prinz Moritz von Deſſau genannt, der ihm bei dem Könige heimlich zu ſchaden ſuchte; doch dieſer entſchieden tapfre, aber ſonſt ungeſchlachte und verwahrloſte Prinz, der nicht

franzöſiſch kannte und deutſch nur ſtotterte, hatte ſchon deßhalb mit Keith wenig Verkehr, und als er einſt in Dresden, in einem Anfall von Verſtellung oder Laune dieſem die eifrigſte Unterwürfigkeit bezeigte und ihm ſogar die Schabracke küßte, antwortete Keith nur lächelnd mit einer Handbewegung und den deutſchen Worten: „Gutte, gutte!“ Was Kalckreuth als: „Gehe nur, ich traue Dir nicht!“ auslegt.

Lord Mariſchal überlebte ſeinen Bruder noch viele Jahre. Er verſuchte in Schottland zu leben, kehrte aber bald zu dem geliebten Könige zurück, und ſtarb in Potsdam am 28. Mai 1778 im ſechsundachtzigſten Lebensjahre. Er hatte ſeine und ſeines Bruders Lebensereigniſſe, beſonders die auf Schottland bezüglichen, niedergeſchrieben, und die Handſchrift dem Sekretair Engelbrecht übergeben, der bei Keith, während dieſer Gouverneur von Berlin war, in Dienſten ſtand; er ſtellte ihm frei, den Aufſatz in Druck zu geben, forderte ihn aber ſpäter doch zurück. Engelbrecht, in der Folge Geheimer Finanzrath in Berlin, meinte, Lord Mariſchal werde die Schrift nach ſeiner Ausſöhnung mit England wohl verbrannt haben. Der Sekretair Keith's während des ſiebenjährigen Krieges, Weidemann, hat ein Tagebuch ſeiner Feldzüge verfaßt, welches in Abſchriften noch vorhanden iſt.

Gleim hat in ſeinen Liedern eines preußiſchen Grenadiers den Namen Keith mit Ruhm genannt, der Geheimrath Formey in der Akademie der Wiſſenſchaften zu Berlin im Jahre 1760 ſeine Lobrede vorgetragen. Sein Vetter, Sir Robert Murray Keith, engliſcher Geſandter in Wien, ließ ihm in der Kirche zu Hochkirch im Dezember 1776 ein Denkmal errichten: auf einem Fußgeſtell von grauem Marmor ſteht eine Urne von weißem Marmor, an welcher zwei trauernde Genien ruhen, die Zeichnung iſt von dem berühmten Oeſer, die folgende Inſchrift aber, goldne Buchſtaben auf ſchwarzem Grunde, von dem großen Philologen Erneſti: „Jacobo Keith, Guilelmi Comitis Marescalli Hereditarii Regni Scotiae et Mariae Drummond filio, Friderici Borussorum Regis Summo Exercitus Praefecto, Viro antiquis moribus et militari virtute claro, qui, dum in proelio non procul hinc inclinatam suorum aciem mente, manu, voce et exemplo restituebat, pugnans ut heroas decet, occubuit d. XIV. Octobris, anno MDCCLVIII.“

In ſeinem letzten Lebensjahre noch ließ der König das Standbild Keith's auf dem Wilhelmsplatz in Berlin errichten; daſſelbe wurde von dem Bildhauer

Taffaert in Marmor angefertigt, und am 5. Mai 1786 feierlich aufgeſtellt, als vierte Bildſäule zu den ſchon eben dort errichteten Bildſäulen von Schwerin, Winterfeldt und Seydlitz. Das durch den Prinzen Heinrich von Preußen im Jahre 1790 zu Rheinsberg den preußiſchen Helden errichtete Denkmal erwähnt die Rechtſchaffenheit, die Kenntniſſe und den Heldenruhm Keith's mit großer Auszeichnung.

Bernhard Rode hat dem Ruhme preußiſcher Helden, namentlich Schwerin's, Winterfeldt's, Keith's und Kleiſt's, vier allegoriſche Gemählde gewidmet, und der Garniſonkirche zu Berlin geſchenkt: das für Keith beſtimmte wurde daſelbſt im Jahre 1774 aufgeſtellt, und zeigt Keith's Bruſtbild und Namen auf einer Urne, welche der Genius des Ruhmes mit Lorbeerzweigen kränzt.

Ein ſchönes Bruſtbild Keith's, für ſeine Freundin Eva Merthens im Jahre 1755 von dem Hofmahler Anton Peſne auf Leinwand in Oel gemahlt, befindet ſich wohlerhalten im Beſitze des Herrn Präſidenten Heuer zu Potsdam.

Zwei gute Gemählde Lord Marſchal's und Keith's von Francesco Treviſani gemahlt, ſind das eine in Craigſton, das andre in Keith-Hall aufbewahrt. —

Nachweiſung der gebrauchten Hülfsmittel.

Briefwechſel Friedrichs des Großen mit Keith. Handſchriftlich im Königlichen Archive. Vier Convolute. Hierin über hundert eigenhändige Briefe oder Nachſchriften Friedrichs.

Briefwechſel Friedrichs des Großen mit Lord Mariſchal. Handſchriftlich im Königlichen Archive. Zwei Convolute. Hierin über vierzig eigenhändige Briefe Friedrichs.

Handſchriftliche Mittheilungen von dem Königlichen Hiſtoriographen Herrn Profeſſor Dr. Preuß.

Handſchriftliche Mittheilungen von dem Königlichen Präſidenten Herrn Heuer in Potsdam.

Journal du maréchal Keith, par Weidemann.
Handſchriftlicher Auszug.

Auszug aus Briefen Lord Mariſchal's, die im Royal State Paper Office zu London waren, jetzt aber dort nicht mehr aufzufinden ſind.
Von einem hochverehrten Gönner in England mitgetheilt.

Tagebuch des Oberſten von Gaudi über die Ereigniſſe des ſiebenjährigen Krieges. Weſel, 1778. 10 Bde. Folio.
Handſchriftlich in der Bibliothek des Königlichen großen Generalſtabs in Berlin.

A Fragment of a memoir of fieldmarshal James Keith, written by himself. 1714—1734. Presented to the Spalding Club by Thomas Constable. Edinburgh, 1843. 4.

Als Handschrift gedruckt.

Lives of illustrious and distinguished Scotsmen. By Robert Chambers. Glasgow. 8, Vol. III. Part 2.

Éloge de milord Maréchal. Par M. d'Alembert. Paris, 1779. 8.

Éloges des maréchaux de Schwerin et de Keith. Par Formey. Berlin, 1758. 8.

Douglas. Peerage of Scotland. Edinburgh, 1813. fol. Vol. 2.

Leben großer Helden des gegenwärtigen Krieges, gesammlet von Dr. Karl Friedrich Pauli. Halle, 1759. ff. 8.

Thl. IV. S. 1—76. Leben Keith's.
Und S. 359—371. Nachträge.

Leben des Prinzen Karl, aus dem Hause Stuart (Grafen von Albany), Prätendenten der Krone von Großbritannien. Von Karl Ludwig Kleie. Leipzig, 1842. 8.

Tagebuch des russisch-kaiserlichen Generalfeldmarschalls B. Ch. Grafen von Münnich über den ersten Feldzug des in den Jahren 1735—1739 geführten russisch-türkischen Krieges.

In den Beiträgen zur Geschichte des russischen Reiches. Von Dr. Ernst Herrmann. Leipzig. 1843. 8.

August Wilhelm Hupel's nordiſche Miszellaneen. Riga, 1790. 8. Stück 20—25.

Einige Nachrichten über Keith und über die Familie Beſtuſcheff.

Oeuvres de Frédéric II., roi de Prusse. 25 Vols. 8.

Friedrich der Große. Eine Lebensgeſchichte. Von J. D. E. Preuß. Berlin, 1832—34. 4 Bde. 8.

Urkundenbuch dazu. 5 Bde. 8.

Die Lebensgeſchichte des großen Königs Friedrich von Preußen. Ein Buch für Jedermann, von Dr. J. D. E. Preuß. Berlin, 1837. 2 Thle. 8.

Friedrich der Große mit ſeinen Verwandten und Freunden. Eine hiſtoriſche Skizze von Dr. J. D. E. Preuß. Berlin, 1838. 8.

König Friedrich der Zweite und ſeine Zeit. 1740–1769. Nach den geſandtſchaftlichen Berichten im brittiſchen Muſeum und Reichsarchive. Von Friedrich von Raumer. Leipzig, 1836. 8.

The life of Frederic the Second, king of Prussia. By Lord Dover. London, 1832. 2 Vols. 8.

Sehr ſchätzbare Briefe von Keith an Lord Mariſchal, im Beſitze des Admirals Fleming, dem Verfaſſer mitgetheilt durch Lady Keith, verheirathete Gräfin Flahault, ſind hier abgedruckt.

Anekdoten u. Karakterzüge aus dem Leben Friedrichs II. Berlin, 1822. 3 Bde. 8.

Geſchichte des ſiebenjährigen Krieges in Deutſchland ꝛc. Von G. F. Tempelhof. Berlin, 1783. ff. 6 Bde. 4

Geſchichte des ſiebenjährigen Krieges. Vom Hauptmann von Archenholz. Berlin, 1793. 2 Thle. 8.

Geſtändniſſe eines öſterreichiſchen Veterans. Breslau, 1794. 4 Thle. 8.

Von Cogniazo.

Karakteriſtik der wichtigſten Ereigniſſe des ſiebenjährigen Krieges. Berlin, 1802. 2 Thle. 8.

Vom General von Retzow; zum Grunde liegen auch Mittheilungen Galſter's ꝛc.

Geſchichte des ſiebenjährigen Krieges in einer Reihe von Vorleſungen, mit Benutzung authentiſcher Quellen, bearbeitet von den Offizieren des großen Generalſtabs. Berlin, 1824. ff. 5 Bde. 8.

Der ſiebenjährige Krieg vom Jahre 1756 bis 1762. Von Maximilian Fr. Thielen. Wien, 1836. 8.

Forſchungen und Erläuterungen über Hauptpunkte der Geſchichte des ſiebenjährigen Krieges. Nach archivaliſchen Quellen. Von P. F. Stuhr. Hamburg, 1842. 2 Bände. 8.

Des preußiſchen Stabsfeldpredigers Küſter Bruchſtück ſeines Kampagnelebens im ſiebenjährigen Kriege. Berlin, 1791. 8.

Warnery's ſämmtliche Schriften. Hannover, 1785. 9 Thle. 8.

Briefe eines alten preußiſchen Offiziers verſchiedene Karakterzüge Friedrichs des Einzigen betreffend. Hohenzollern, 1790. 8.

Von Rud. W. von Kaltenborn.

Mémoires du baron de la Motte Fouqué. Berlin, 1788. 2 Vols. 8.

Von Büttner.

Lebensbeſchreibung des Generals Baron de la Motte Fouqué. Verfaßt von ſeinem Enkel Friedrich Baron de la Motte Fouqué. Berlin, 1824. 8.

Lebensbeſchreibung Hans Joachims von Zieten. Berlin, 1800. 8.

Von Luiſe von Blumenthal.

Prinz Heinrich von Preußen. Berlin, 1805. 2 Thle. 8.

Von Heinrich von Bülow.

Lebensgeſchichte des Grafen von Schmettau. Von ſeinem Sohne dem Hauptmann Grafen von Schmettau. Berlin, 1806. 2 Thle. 8.

Leben des preußiſchen Generallieutenants H. K. von Winterfeldt. Von Moritz Adolf von Winterfeld auf Niden. Berlin, 1809. 12.

Erinnerungen des Generalfeldmarſchalls Grafen von Kalckreuth, aus dem franzöſiſchen Manuſkripte ſeiner Dictées. Von Friedrich Grafen von Kalckreuth.

Minerva. Von Bran. Jena. 1840. 8.

Nachrichten und Betrachtungen über die Thaten und Schickſale der Reuterei in den Feldzügen Friedrichs II. und in denen neuerer Zeit. Berlin und Poſen, 1823. 24. 2 Bde. 8.

Vom Generalmajor Freiherrn von Canitz.

Memoirs of the last ten years of the reign of George the second. By Horace Walpole, earl of Orford. London, 1822. 2 Vols. 4.

Mémoires de Frédérique Sophie Wilhelmine margrave de Bareith, soeur de Frédéric II. écrits de sa main. Brunsvic, 1810. 2 Vols. 8.

Correspondance de Voltaire. 12 Vols. 8.

Souvenirs d'un citoyen. Berlin, 1789. 2 Vols. 8.
Von J. H. Sam. Formey.

La Prusse littéraire sous Fréderic II. Par M. l'abbé Denina. Berlin, 1790. 3 Vols. 8.

Cabanis. Roman von Willibald Alexis (W. Häring). Berlin, 1832. Sechs Bände. 8.
Lebendige Schilderung des Ueberfalls bei Hochkirch.

Druck von Louis Humblot.

Von demſelben Verfaſſer ſind ebendaſelbſt erſchienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Leben
des Generals
Freiherrn v. Seydlitz.
Mit Seydlitz's Bildniſſe.
8. geh. 1⅓ Thlr.

Leben
des Generals
Hans Karl v. Winterfeldt.
Mit Winterfeldt's Bildniſſe.
8. geh. 1⅓ Thlr.

Leben
des Generals
Grafen v. Schwerin.
8. geh. 1⅓ Thlr.

Leben

der Königin von Preussen

Sophie Charlotte.

8. geh. 1½ Thlr.

Rahel.

Ein Buch des Andenkens

für ihre Freunde.

(Herausgegeben von K. A. Varnhagen von Ense.)

3 Bände. Mit Rahel's Bildniss. gr. 8. geh. 3 Thlr

Ebendaselbst sind erschienen:

Erinnerungen

aus dem Leben

des

Königl. Preuß. General-Lieutenants

Freiherrn von Günther,

verfaßt von

H. von Boyen,

Königl. Kriegsminister.

8. 1834. ½ Thlr.

J. D. E. Preuß,

Friedrich's des Großen

Jugend und Thronbesteigung.

Eine Jubelschrift.

gr. 8. Preis: 2¼ Thlr.

Friedrich der Grosse

mit

seinen Verwandten und Freunden.

Eine historische Skizze

von

Dr. J. D. E. Preuss.

gr. 8. geh. 2¼ Thlr.

So eben sind in demselben Verlage erschienen:

Gedichte

von

Deinhardstein.

gr. 8. geh. 1½ Thlr. geb. in Sarsenet 1¾ Thlr.

Weimars Musenhof

in den Jahren 1772—1807.

Historische Skizze

von

W. Wachsmuth.

gr. 8. geh. 1 Thlr.

Hans von Held.

Hans von Held.

Hans von Held.

Ein preußiſches Karakterbild.

Von

K. A. Varnhagen von Enſe.

Τὸ γὰρ
Εμφυὲς οὐτ' ἀξίων ἀνάπτῃ
Οὔτ' ἐρίζομαι λέοντας
Διαλλάξαντα ἥβας.

Pindar. ol. 11.

Leipzig,
Weidmann'ſche Buchhandlung.
1845.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Hans Heinrich Ludwig von Held wurde geboren am 15. November 1764 in Auras an der Oder unweit Breslau. Sein Vater, aus dem Herzogthume Mecklenburg-Strelitz gebürtig und dort begütert, verließ den herzoglichen Hof, wo er bis dahin Page gewesen, und begleitete einen Prinzen dieses Hauses nach Potsdam, wo beide in den Kriegsdienst König Friedrichs des Zweiten traten, der so eben den Thron bestiegen hatte. Er focht mit Auszeichnung in den bedeutendsten Schlachten der beiden schlesischen Kriege und des siebenjährigen Krieges mit, gerieth zwar bei Maxen als Hauptmann des Infanterieregiments von Zastrow in österreichische Gefangenschaft, wurde aber bald ausgelöst, und sogleich wieder im Felddienste gebraucht. Seine Redlichkeit, Ordnungsliebe, sein fester Muth und Gradsinn, waren allgemein bekannt und geehrt, doch diese Eigen-

ſchaften führten nur um ſo leichter dahin, daß er bald nach dem Hubertsburger Frieden, wegen einer Widrigkeit mit dem General von Tauenzien, den Abſchied nahm. Er war mit einer Tochter des Oberſten von Haack, des Kommandanten der Feſtung Glogau, verheirathet, und wahrſcheinlich um dieſer Verbindung willen blieb er in Schleſien. Gegen ein Unrecht, an welchem hohe Vorgeſetzte Theil hatten, war damals nicht leicht Abhülfe zu finden, und der Rechtſchaffene trug ſein Geſchick mit der Stärke und dem Trotze ſeines vorwurfsfreien Innern. Eine ſolche Aufgabe aber kann ſchwerlich ohne einigen Unmuth erfüllt werden, und erzeugt in edlen Seelen eine reizbarere Empfänglichkeit für Recht und Wahrheit; dieſe Stimmung ſcheint ſich von dem Vater früh auf ſeine Söhne übertragen zu haben, die er ſelbſt unterrichtete, und die er in tüchtiger Weiſe, den einen für den Kriegsdienſt, den andern für die Studien heranzubilden hoffte. Sein zu früher Tod erſchwerte den Hinterbliebenen dieſe Laufbahnen, aber änderte ſie nicht.

Der ältere dieſer Söhne, Hans von Held, nachdem er eine höhere Schule in Züllichau eine Zeitlang beſucht hatte, kam mit ſechzehn Jahren als Alumnus auf das Joachimsthal'ſche Gymna-

ſium nach Berlin, wo er vier Jahre unter dem großen Schulmanne Meierotto vorzüglich den klaſſiſchen Studien mit großem Fleiß oblag, und ſeinen Geiſt mit der Kraft und Anmuth der Alten ſo glücklich erfüllte, daß der Troſt und die Freude ſolches Beſitzes ihn auf ſeiner ganzen Lebensbahn begleiteten.

Mit dem beſten Zeugniſſe, in welchem auch die Anmuth der Sitten gerühmt wird, verließ Held im Frühjahr 1784 das Gymnaſium, und bezog die Univerſität zu Frankfurt an der Oder, um das Studium der Rechte und der Staatswirthſchaft zu beginnen. Die deutſchen Univerſitäten ſtrebten in jener Zeit aus dem Zuſtande der Pedanterei und Rohheit, in welche ſie verſunken waren, mit friſchem Geiſt empor, aber Frankfurt ſtand hierin noch ſehr zurück, die Studenten führten ein wildes Leben, und die ankommenden Neulinge wurden gewaltſam in daſſelbe mit fortgeriſſen. Held, in ſtrengen Grundſätzen erzogen, mäßig und ehrbar, fand kein Gefallen an dem wüſten Treiben; aber Feuer und Muth der Jugend forderten ihre Rechte, und wenn Raufſucht und Schlemmerei ihn ungereizt ließen, ſo reizten ihn um ſo ſtärker die Anläſſe, wo Freundſchaft und Verbrüderung zu Kampfen

und Wagniſſen verpflichteten, wo die Genoſſenſchaft ein edler Eifer zu befeuern ſchien. Die meiſten Studenten hielten ſich in Landsmannſchaften zuſammen, Verbindungen der natürlichſten Art, und denen über die Univerſitätsjahre keine Dauer zu geben war. Daneben aber bildeten kleinere auserwählte Schaaren ſogenannte Orden, welche ihren ernſteren Zwecken auch für das ſpätere Leben dauernde Bedeutung beilegten. Unſtreitig befand ſich in dieſen Orden der ſtrebſamere, kräftigere Theil der Univerſitätsjugend, derjenige Theil, der ſich zu kühneren Vorſätzen, zu freierem Lebensblick erheben konnte. Durch einen dieſer Vereine, durch den Konſtantiſten-Orden, wurde auch Held angezogen, und erwies ſich bald als eines der feurigſten Mitglieder deſſelben. Von Halle ungefähr im Beginn der Siebzigerjahre des achtzehnten Jahrhunderts ausgegangen, zählte der Orden daſelbſt und auf andern norddeutſchen Univerſitäten einige hundert Mitglieder, ungerechnet diejenigen, die ſchon dem bürgerlichen Leben angehörten. Ebenſo hatten ſich die Amiciſten von Jena her verbreitet, und dieſer Orden ſtand mit dem der Konſtantiſten, je nach Umſtänden und Anläſſen, bald in Gemeinſchaft, bald in Hader; der Wetteifer diente jedoch meiſt nur, die

Bande der Vereinigung in jedem derſelben ſtraffer anzuziehen. Held wurde ſchnell ein leidenſchaftlicher Konſtantiſt, befeuerte die Mitglieder, warb deren neue, dichtete Lieder für die Zuſammenkünfte, trat ritterlich für die Ehre und das Anſehn des Vereins zum Waffenkampfe vor, und bewirkte mit Hülfe einiger Freunde eine zweckmäßige Reform und neue Faſſung der Geſetze des Ordens. Wenn er dabei die Studien nicht vernachläſſigte, ſo war dies wohl ſelbſt eine Folge des erhöhten Antriebes, den der Verein in einem ſolchen Gemüth auch für das Fortſchreiten in den Wiſſenſchaften entzündete.

Held vertauſchte im folgenden Jahre 1785 Frankfurt mit Halle, und die Zahl der Konſtantiſten wuchs nun bedeutend an; der nachmalige preußiſche Geſandte in München Johann Emanuel Küſter wurde von Held angeworben, der nachherige Geheime Kabinetsrath Albrecht, der Profeſſor Kieſewetter, Friedrich Schulz, ein Herr von Clermont, und viele andre ſpäter namhaft gewordene Männer ſchloſſen ſich dem Orden an. Held ſchwärmte in den Gefühlen der Freundſchaft, zahlreiche Gedichte ſprachen die Gluth ſeiner Empfindungen aus, in denen die Freundesliebe ſtets mit der Begeiſterung für Tugend, für

Recht und Wahrheit, für Menſchenadel und Menſchenwohl zuſammenging. Sein Herz war offen und arglos, folgte willig jedem Anſcheine des Guten, traute Andern mehr noch zu als ſich ſelbſt, und es gehörten die bitterſten Enttäuſchungen dazu, dieſen Quell überſtrömenden Gefühls und Zutrauens zu hemmen, der jedoch nie ganz verſiegte, ſondern auch im ſpäteſten Alter noch oft unerwartet lebensfriſch hervordrang. Daß er die Ausbildung ſeines Verſtandes und die Erwerbung gründlicher Kenntniſſe hiebei nicht vernachläſſigt habe, dafür zeugen ſeine nachherigen ſo mannigfachen als tüchtigen Arbeiten, die nothwendig einen früh und gut gelegten Grund vorausſetzen.

Ein Zweikampf mit einem Studenten Früſon, der ſpäter in Poſen einer der beſten Freunde Held's und Vormund ſeiner Stieftinder wurde, regte den Eifer der Behörde auf, und ſcheint die Urſache geweſen zu ſein, daß Held im Herbſt 1786 Halle verließ und nach Helmſtädt ging, wo er das letzte ſeiner Univerſitätsjahre zubrachte. Hier fand er nur eine kleine Zahl Konſtantiſten, und die Mehrheit der Studirenden nicht von der Art, um aus ihrer Mitte dem Orden würdige Jünger zu werben. Auch mag der Blick

auf ſein bevorſtehendes Abgehen von der Univerſität und die Sorge wegen ſeines bürgerlichen Fortkommens den jungen Mann, deſſen Hülfsmittel gänzlich erſchöpft waren, jetzt wohl ernſter und nachdenklicher beſchäftigt haben. Er mußte vor allem eine Dienſtlaufbahn wählen, und ſich zu dieſer anmelden und näher vorbereiten. Er that letzteres mit angeſtrengtem Eifer, unter großen Entbehrungen und Mühſalen.

Held erſcheint uns als einer der Menſchen, die früh fertig werden, deren Karakter und Talente gleich im erſten Anlaufe die Gränzen abſtecken, innerhalb deren ſie ſich bewegen werden. Wir ſehen in ihm zwei Hauptkräfte ſich gleichzeitig entwickeln, ſeine Seele abwechſelnd beſtimmen, und in ihren ungelöſten Widerſpruch ſein ganzes Leben hineinziehen; ihn erfüllt ein überſchwängliches inniges Gefühl, und ihn beherrſcht ein durchdringender, ſcharfer, unbeſtechlicher Verſtand; jenes idealiſirt alle Geſtalten, dieſer prüft ſie nach abſtrakter Regel, und da beide fortwährend ihr Gleichgewicht ſuchen, aber ſich nicht zur höheren Einheit aufzuſchwingen vermögen, da keiner der Gegenſätze den andern überwindet, ſondern immer nur neu hervorruft, ſo laufen beide Richtungen in ewiger Trennung nebeneinander

hin, und ſie halten einander nur dadurch die Wage, daß ſie wechſeln. Gegen die Außenwelt entſteht hieraus ein peinliches Mißverhältniß; derſelbe Gegenſtand, mit heftiger Gefühlswärme erfaßt und weit über ſeine Wirklichkeit erhoben, fällt tief unter dieſe hinab, indem er an die abſtrakten Forderungen des Verſtandes gehalten wird; das Verwerfen iſt jetzt unmäßig, wie es früher das Ergreifen war; da jede dieſer Thätigkeiten auf ihrem beſondern Grunde wohlberechtigt und in ihrer Wahrheit iſt, ſo kann keine die andre aufheben, und dieſelben Erfahrungen werden ſich nur immer wiederholen, ohne jemals ein berichtigendes Ergebniß zu erzeugen.

Nach dieſem Zwieſpalte des Innern ſtellen ſich auch die Talente, welche demſelben als Hülfsmittel der Äußerung beigegeben ſind. Die Poeſie ſowohl als die Philoſophie halten ſich im Gebiete der Reflexion, ſie ſchöpfen nicht aus den Urſprüngen des Geiſtes, ſondern handhaben überkommene Bilder und Allgemeinbegriffe. Wir wollen hiemit nicht tadeln, ſondern nur bezeichnen, und erkennen ſogleich an, daß beiderlei Talent, das poetiſche wie das philoſophiſche, in Held ungemein ſtark und friſch war; ſeine Gedichte erheben ſich nicht ſelten zu dem Beſten, was die

berühmtesten Dichter solcher Gattung geliefert haben, und seine Gedankenfolge ist immer streng, kräftig und klar, stets der Wahrheit und nie dem Scheine zustrebend. Wie ganz anders aber hatten diese edlen Gaben sich dargestellt, wie ganz anders gewirkt, wäre zu ihrer Vermittlung und Leitung noch der Feinsinn gekommen, den wir Geschmack nennen, und der für alles Urtheilen und Thun richtiges Maß und sichernden Halt gewährt! Ein ganzes Leben würde durch diese Beigabe sich glücklicher gewendet haben! Aber dieser Sinn fehlte hier; wie er denn überhaupt selten und sein Mangel wesentlicher ist, als man gemeinhin annimmt. —

Sehen wir auf den Inhalt, der in diesen Gemüths- und Geistesformen vorzugsweise aufgegangen und angesiedelt war, so finden wir alle herrschenden Ideen der Zeit in stärkster Auffassung. In Deutschland war ein eifriges Streben rege, die Fesseln alter Vorurtheile abzuwerfen, das Leben aus dem Gesichtspunkte des Reinmenschlichen neu zu ordnen, das Gemeinwohl zu befördern, die gesammte Menschheit zu veredeln und dem Lichte zuzuführen; alles dies wurde mit dem Namen der Aufklärung bezeichnet. Was in Frankreich damals Philosophie hieß, stimmte mit

dem deutschen Streben ziemlich überein; auf die Großen und Mächtigen hatte zumeist Voltaire eingewirkt, in ernsten und stillen Gemüthern waren Rousseau, Montesquieu und Diderot verehrt. Held insbesondre hatte die leidenschaftlichste Liebe zu Rousseau gefaßt. Die Regierung Friedrichs des Großen hatte den neuen Ansichten Freiheit und Stütze gewährt, Preußen war dadurch gleichsam ihre Heimath geworden, und auch die deutsche Philosophie, durch Kant in tiefe und weitkreisende Bahnen geführt, ging aus Preußen hervor. So geschah es, daß der weltbürgerliche Sinn hier doch wieder ein besonderes Vaterland lieben konnte, das durch den Ruhm der Thaten und des Geistes weit über andre Länder sich erhob. Dieser Ruhm verdunkelte sich zwar nach dem Tode des großen Königs, die schmachvollen Namen von Wöllner, Hilmer und ihrer Genossen wurden unauslöschliche Flecken darin, aber die Freunde des Lichtes hielten nur um so fester an dem Staate, dessen eigenstes Wesen sie gegen solche innere Feinde zu vertheidigen berufen waren. Dies finden wir auch in Held lebendig ausgedrückt. In demselben Maße, in welchem er für die Menschheit im Allgemeinen glühte, war er Preuße mit Leib und Seele. Dieser

Staat vor allen ſollte gedeihen, zum eignen Heil und zum Beiſpiele andrer Völker, dieſes Königsgeſchlecht ſchien vor andern berufen, Licht und Heil zu verbreiten, und wenn auch eine augenblickliche Verdüſterung eintrat, auf den jungen Thronerben hoffte man mit feuriger Zuverſicht. Dieſe merkwürdige Verbindung des weltumfaſſenden Freiſinns und der engſten Anſchließung an das Vaterland iſt die ehrenvolle Eigenthümlichkeit Held's und ſeiner Freunde, ſie waren die eifrigſten Bürger dieſes Staates, die reinſten Anhänger dieſes Königthums.

Held's erſte Anſtellung im preußiſchen Staatsdienſt erfolgte im Anfange des Jahrs 1788, wo er Sekretair bei der niederſchleſiſchen Acciſe- und Zolldirektion in Glogau wurde. Mittellos und auf ſeine eigne Kraft angewieſen, begann er mit Fleiß und Eifer in ſeinem Geſchäftsberufe zu arbeiten, und durch nachträgliche Studien ſeine Kenntniſſe zu erweitern. Er ſuchte eine freie Überſicht der Verfaſſung und Verwaltung des Staates zu gewinnen, und entdeckte leicht die Gebrechen und Mängel, die ſich darin angeſetzt hatten. Dabei hing er ſeinen ſchwärmeriſchen Neigungen lebhaft nach, unterhielt die Verbindung mit ſeinen Ordensbrüdern, knüpfte neue

Freundschaften, widmete jeder Gelegenheit ihr angemessenes Gedicht, besang Tugend und Liebe, und gab sich gern geselliger Freude hin. Doch bei größter Hinneigung zu allen Reizen des Lebens, behielt er stets eine strenge Eigenart. Er lebte bei seinem geringen Einkommen mäßig und ordentlich, mied Trunk, Spiel und andre Ausschweifungen, war schon damals ein entschiedener Freund des kalten Wassers, hielt auf die äußerste Reinlichkeit, und wenn seine Erscheinung ungeachtet ihrer Strenge doch eine gefällige und liebenswürdige war, so war sie es grade durch diese ungesuchte Einfachheit, aus der im näheren Umgang ein edler Zartsinn hervorbrach, immer bereit das Beste zu thun und vorauszusetzen.

Mittlerweile kam in Frankreich die Revolution zum Ausbruch, welche durch die innere Arbeit gesteigerter Mißverhältnisse ein halbes Jahrhundert hindurch war vorbereitet worden. Ihr Anfang wurde in Deutschland fast allgemein als die Morgenröthe eines herrlichen Tages begrüßt, der für die ganze Menschheit aufzugehen schien. Die edelsten Geister unsres Vaterlandes, Klopstock, Bürger, Stolberg, Voß, Kant, begrüßten segnend die junge Freiheit, in der sie ein auch für Deutschland beginnendes Heil erblickten.

„Hätt' ich hundert Stimmen — ſang Klopſtock — ich feierte Galliens Freiheit Nicht mit erreichendem Ton, ſänge die göttliche ſchwach!“ Held und ſeine Freunde waren heftig ergriffen von der großen Bewegung, die alles in ſich zu vereinen ſchien, was Luther und Friedrich, Rouſſeau und Leſſing angeſtrebt. Mit dieſer Erſcheinung, deren Folgen niemand überſchauen konnte, begann in allen deutſchen Geiſtesbeſtrebungen ein neuer Eifer, eine ernſtere Thätigkeit, und das Bedürfniß wurde lebhaft gefühlt, die Gleichgeſinnten zu kennen und mit ihnen enger zuſammenzuſtehen.

Held richtete daher jetzt alles Ernſtes ſein Bemühen auf den Konſtantiſtenorden, dem er eine freiere Entwicklung zu geben unternahm. Die Studentenverbindung däuchte ihm ſehr unvollkommen, und ſollte auf höheres Allgemeines hinausgeführt werden. Er arbeitete neue Statuten aus, und ſuchte deren Geiſt in einer Einleitung auszudrücken, die wir hier als ſprechendes Zeugniß der jugendlichen Meinung und Kraft in ihrer urſprünglichen Faſſung mittheilen: „Unbekümmert darum, — heißt es —, in wiefern das Böſe mit in den Plan der Welt gehört, aber überzeugt, daß der größte Theil der Menſchen aus Unwiſ-

senheit, Trägheit und Kraftlosigkeit, deſſen eine Menge entſtehen macht, welche vermieden werden könnte, treten wir zuſammen in einen feſten Bund, durch deſſen gemeinſchaftliche und zuſammentreffende Kräfte wir in den Stand geſetzt werden, das Joch nichtswürdiger Vorurtheile abzuwerfen, die richtigen Anſichten der Dinge zu finden, unſre Meinungen zu läutern, unſre Einſichten zu vermehren, die ewigen Geſetze der Vernunft und Moral mit praktiſcher Entſchloſſenheit zu befolgen, und ſolchergeſtalt, und unter den Auſpizien der treuen Freundſchaft, die oft trüben Tage im Leben uns einerſeits auf eine eben ſo ſichre und würdige Art zu erhellen, als wir andrerſeits, mittelſt dieſer Beſtrebungen, dem Ziele der moraliſchen Vollkommenheit näher rücken, welches, falls man das Daſein nicht für völlig beſtimmungslos halten will, wir in der Perfektibilität unſrer Anlagen und Triebe, als uns vorgeſteckt durchaus annehmen müſſen."

„Wenige, ob ſie gleich den Verluſt der angebornen Güte und Würde beſeufzen, und ſich nach Erlöſung ſehnen, haben Energie genug, dem Strome der Verſchlimmerung ſich entgegenzuſtemmen, ſie laſſen es bei frommen Wünſchen bewenden, die Verzagtheit in dieſer Hinſicht iſt allge-

mein, und mehrentheils ſchwächen Lage und der Druck der Umſtände auch den regeſten Willen, ſich thätig zu äußern, zumal da die Einſicht nichts weniger als häufig iſt, daß, um ſeinem Daſein Würde zu geben, der Menſch ſich ſelbſt das einzige und nächſte Mittel bleibt. Wehe überdies dem Einzelnen, der es wagt, auf der großen Heerſtraße ſeiner Zeit ſtehen zu bleiben und ſeinen Mitwallern zuzurufen: Wir ſind unrecht! Gerade um ihn, und jemehr er Mann von offner Stirn und warmem Herzen iſt, je unbefangener er der Natur ſchönes Geprage vor ſich her trägt, werden Bosheit, Verachtung, Neid und bittrer Haß ſich bald verſammeln, ihn zu ſchmähen und zu kränken, denn die Sklaven der Verderbniſſe und Mißbräuche ſind jederzeit die heftigſten Feinde derer, die mit ihnen nicht gleiches Joch erleiden wollen. Aber am Arm der Freundſchaft wächſt der Muth, und, von ihr begleitet, wird der Streit mit der Thorheit, dem Laſter, mit dem hartnäckigſten Irrthum und Vorurtheil, gewiß immer glücklicher angefangen und ausgeführt, als von dem Einzelnen, der, ſei er auch noch ſo dreiſt, gemeiniglich der Martyrer ſeiner Grundſätze wird."

„Daß wir nun, zu dieſem Zweck verbrüdert, um uns den Vorhang der tiefen Verſchwiegenheit

ziehen, iſt nothwendig, weil der ſparſam vorhandene Verſtand von der zahlreichern, intoleranten und anmaßungsvollen Dummheit immerdar zu grob beläſtigt wird, wenn er ſich ihr auf horizontalem Boden gegenüberſtellt; weil die größere Schaar der Menſchen für die Annahme unſrer Grundſätze jetzt und zumal in dieſer Gegend der Erde noch keinen Sinn hat, und ſie mißverſtehen würde; endlich weil wir, wenn wir als eine wirkliche Elite der Menſchheit, Einheit im Plan und Ordnung beobachten wollen, Verfaſſung und Form haben müſſen."

„Wäre die Welt ſchon zu der Ausbildung gelangt, deren ſie fähig iſt, und die ſie, nach der Analogie ihrer bisherigen, immer neue Steigerungen des Ganzen aufſtellenden Geſchichte ſicher zu ſchließen, wenn noch Jahrhunderte verſtrichen ſein werden, einſt erreichen wird, ſo wäre jede geheime Geſellſchaft ein ſtrafwürdiger status in statu, eine Verſchwörung gegen die Zeitgenoſſen; ſo lange aber die Sachen noch wie dermalen ſtehen, kann uns wenigſtens dieſer Vorwurf nicht mit Recht gemacht werden, da wir uns grade darum aneinanderſchließen, um unſeres Orts, ſoviel wir vermögen, dazu beizutragen, daß die Menſchheit über diejenigen Angelegenheiten, von deren

redlicher Entſcheidung ihre Mündigkeit abhängt, baldmöglichſt zu einem ausgemachten Syſtem gelange. Wenn wir uns indeß anmaßen, das eben geäußerte Urtheil von unſrer Mitwelt zu fällen, ſo geſchieht ſolches in der ſchönen Hoffnung, daß die Siege der täglich reifenden und ſich mächtig verbreitenden Vernunft, vereint mit dem ſonnengleichen Aufſteigen allgemeingültiger Prinzipien in dem, was man nur immer die höchſten Ziele des Forſchens der Erdbewohner nennen mag, der Nachwelt einſt ähnliche Vorwürfe erſparen, und dann alle unter dem Schleier des Geheimniſſes entſtandene Verbündungen, die in irgend einer Art mit uns dieſelben Abſichten haben, unnöthig ſein, mithin von ſelbſt verſchwinden werden, da der Schein der Fackel im hellen Sonnenlichte überflüſſig iſt. Unſre Blicke auf dieſes erhabne Ideal der Zukunft gerichtet, faſſen wir als Männer den durchdachten und tiefgefühlten Entſchluß, ſo zu handeln, als hörten wir nie auf zu leben, den Entſchluß, die Entwickelung der geſellſchaftlichen Verhältniſſe des Menſchengeſchlechts zu jenem hohen Grade der Reinheit kräftigſt zu befördern, deſſen Möglichkeit die edlern Seelen unter allen Himmelsſtrichen jetzt nicht mehr bloß ahnden, ſondern als gewiß erreichbar anſehen.“ —

„Demnach sind die Hauptzwecke unseres Bundes, welche uns überall klar und hell vor Augen stehen, auf welche wir all unser Thun und Lassen beziehen müssen, 1. Veredelung und Vollkommnerwerdung der Mitglieder an Geist und Herz; 2. Eine von den Regeln der Klugheit zwar geleitete, immer aber muthige und recht eigentlich praktische Ausübung und Verbreitung alles dessen um uns her, was im weitesten Sinne wahr, gut, schön und gemeinnützig heißen mag. Das allgemeine Mittel, diese Zwecke leichter und schneller zu erreichen, ist die Freundschaft, so innig, so werkthätig, so herzlich und unauflöslich fest, wie die profane Welt sie nicht kennt, und nicht übt; wir haben deßhalb, um immer daran erinnert zu werden, daß wir uns ihr geweiht haben, die Eigenschaft, die ihr erst den wahren Werth giebt, und ihr nur allein zur Basis dienen kann, die Beständigkeit, zum allgemeinen Symbol unseres Ordens, wie solches schon bei dessen früherer Entstehung auf Akademieen geschehen ist, gewählt.“ —

Nach dieser nicht ungeschickten Darlegung der Antriebe und Zwecke theilt Held seine Vorschläge mit, was für Formen dem Bunde zu geben seien.

Er will dieſe höchſt einfach, keine Grade, keine unbekannten Obern, keine ſeltſamen Ceremonien; nur ein Verſchwiegenheitseid ſoll geleiſtet und ein Ordenskreuz auf der bloßen Bruſt getragen werden. Eine Hauptloge in Berlin bildet den Mittelpunkt, alle andern Logen ſtehen mit dieſer in Verbindung; jede hat ihren Vorſteher und ihren Schreiber, ſonſt herrſcht vollkommene Gleichheit, der auch das den Brüdern empfohlene Du entſprechen ſoll. Nur ſehr gewählte, unverdorbene, kluge und wackre Männer, die frei von Laſtern, von Eigenſucht und Schwäche, ſollten aufgenommen werden. Die Kantiſche Moral wurde als oberſter Grundſaz des Ordens aufgeſtellt, die Würde der Menſchheit auch in dem verachtetſten menſchlichen Weſen zu ehren befohlen. Gegenſeitige Unterſtüzung in jeder Noth und Bedrängniß, beſonders aber im Kampfe für Recht und Wahrheit, war heilige Pflicht, eben ſo die Sorge für die Wittwen und Waiſen der geſtorbenen Mitglieder. In Betreff der Staatsverhältniſſe wird vorgeſchrieben, die beſtehenden zu ehren und alle damit verbundnen Pflichten treu zu erfüllen, ſo lange dieſe nicht in zu auffallenden Widerſpruch treten mit den höheren Pflichten der Menſchlichkeit und den urſprünglichen Forderungen des

Naturrechts. Die Mitglieder durften keiner andern geheimen Verbindung angehören, als etwa der Maurerei, doch mit dem Vorbehalte, daß die Konstantisten stets wissen sollten, wer von ihnen Freimaurer, die Freimaurer aber nie, wer von ihnen Konstantist sei.

Mit solchen wichtigen Grundzügen mischten sich andre Vorschriften von sehr willkurlicher Art, kleinliche Eigenheiten, die zum Theil drückend werden konnten, zum Theil unnütz und lächerlich ausfielen. So wurde zum Beispiel die möglichste Kurzfassung in Geschäften und ebenso das Baden des Körpers empfohlen, dagegen der Kaffee verbannt und alles Kartenspiel, der Haarbeutel und Galanteriedegen, die Visitenkarten! Was jeder Gesetzgeber erfährt, die Schwierigkeit Wesentliches von Unwesentlichem abzusondern, jenes festzuhalten und dieses freizugeben, erfuhr auch Held, welcher im Gefühl des redlichsten Wollens allen seinen augenblicklichen Überzeugungen unbedingte Geltung beilegte, und so das Wichtigste mit dem Unbedeutendsten zum Schaden des erstern zusammenknüpfte. Mit Ausnahme der Bestimmung uber das Verhältniß zur Maurerei, wobei sich eine Unredlichkeit nicht leugnen läßt, ist aber der

ganze Entwurf merkwürdig frei von jeder Argliſt und Falſchheit.

Wie es früher dem Nürnberger Arzte Erhard mit einem ähnlichen Bund erging, daß nämlich ſein glühend erſonnener Plan die warmen Theilnehmer nicht finden konnte, deren es bedurft hätte, ſo erging es auch dem Eifer und den Anſtrengungen Held's, er mußte nach vielen mühſamen und fruchtloſen Verſuchen die Sache aufgeben. „Die Berliner, ſagt er ſelbſt in einem ſpätern Aufſatz, konnten ſich nicht einigen; weil das Aktenweſen, die Vergnügungen, Zerſtreuungen und Liebſchaften der Hauptſtadt, endlich Heirathen, Unverträglichkeit, Klatſchereien, Geld borgen und nicht wieder geben, dazwiſchen kamen; vielleicht auch weil das Projekt gar zu reinvernunftig war, den Thorheiten der Konvenienz, die der ſubalterne Zivilſt bald als Wichtigkeiten betrachten lernt, zu ſehr antagoniſirte und der Einbildungskraft nichts zum Spielen lieferte, durch Grade, Geheimniſſe, Symbole, Zierrathen und dergleichen Poſſen. Der Ernſt fehlte, der dazu nöthig geweſen wäre. Überdem wollten die Studenten auf einem halben Dutzend deutſcher Univerſitäten ſchlechterdings nicht ihre Konſtantia fahren laſſen.“ Doch fuhr Held ſeinerſeits fort,

die aufgestellten Grundsätze gewissenhaft zu befolgen, behandelte die alten Konstantisten so wie die Theilnehmer an den Anfängen des neuen Ordens immer als seine Brüder, verharrte unverbrüchlich bei dem einmal gewechselten und beschwornen Du, nahm sich der heruntergekommenen, hülfsbedürftigen Genossen treulich an, und brachte ihnen jedes in seinen Kräften stehende Opfer, gleich als bestünde noch die Gegenseitigkeit dieser Verpflichtung, welche von den Andern nie ausgeübt worden war.

Über diesen Angelegenheiten hatte Held seine Amtsgeschäfte nicht vernachlässigt, im Gegentheil aus jenen einen neuen Antrieb empfangen, thätig und sorgsam in seinem Dienstberufe zu sein. Er wurde von seinen Vorgesetzten als ein trefflicher Arbeiter gerühmt, der eben so rasch als gründlich das ihm Aufgetragene ausführte. Als der Geheimrath von Struensee ihn kennen lernte, sah er gleich, daß er keinen gewöhnlichen Beamten vor sich habe, sondern einen Mann von selbstständigem Geist und Karakter und von höheren Fähigkeiten, er gewann den feurigen Kopf lieb, und unterhielt sich gern mit ihm in freisinnigem Vertrauen. Held wurde im Mai 1791 zu einer bessern Stellung befördert, und nach Küstrin ver-

setzt. Auch hier, während sein Eifer für allgemeine Anliegen nur höher glühte, widmete er seinen Arbeiten den treusten Fleiß. Im Oktober desselben Jahres wurde sein Gönner Struensee zum Staats- und Finanzminister erhoben. Nicht weil seine persönlichen Aussichten dadurch vortheilhafter wurden, sondern weil er das Ereigniß überhaupt als ein glückliches für den Staat ansah, dichtete Held einen Glückwunsch, der in der berlinischen Monatschrift von Biester abgedruckt wurde. Jedoch schon damals überflügelte sein Ausdruck die Kühnheit der Andern, und Strophen, wie die folgenden, schienen höchst bedenklich:

„Schon strahlt allmählig auch auf nichre Stände
Ein heitrer Tag. Verjährter Unsinn fällt
In Trümmer hin. Es stürzen, reif zum Ende,
Der Sklavenwelt düstre Scheidewände,
Im Heiligthum der Menschheit aufgestellt.
Dem Sturze tönt von beiden Hemisphären
Der Völker Jubellied in lauten Wechselchören."

„Nicht ferner wird erlauchte Habgier toben:
Das Gift verstockter Herrschersist verraucht.
Matt sahn Gehorchende sonst nur nach oben,
Die jetzt zur hell'ren Umsicht stehn erhoben.
Wohl uns! Der Geist des Selbstgefühles haucht
Im Wehn der Kraft durch unsre bessern Zeiten,
Und bürgt dafür: die Welt wird nie mehr rückwärtsschreiten!"

Er ſollte nur zu bald eines andern belehrt werden, und Rückſchritte da erfahren, wo er ſie für unmöglich hielt! Daß aber Rückſchritte ſtets nur Anläufe zu höherem Vorſchreiten ſind, iſt dem Einzelleben kein genügender Troſt, denn die eigne Bahn iſt kurz, und hat für ſich ſelbſt ihr Licht anzuſprechen. —

Der Hang, durch moraliſche, von dem Weltgetriebe geſonderte Verbündung die eigne Kraft zu erhöhen und freier in das Ganze zu wirken, war in Held durch die gemachten Erfahrungen noch nicht überwunden, und ließ ſich alsbald zu neuen Verſuchen fortreißen. Im Jahre 1792 trat er in den Maurerbund, für den er eine Weile mit großem Eifer glühte; doch nicht lange, denn er fand auch hier den Geiſt und Muth nicht, die ſeiner Meinung nach einen ſo großen Körper beſeelen mußten. Er hat viel über die Freimaurerei geſchrieben, zahlreiche Lieder für den Gebrauch der Logen gedichtet, auch blieb ihm lebenslang ein reger Antheil für alles, was in dem Bunde vorging, immer bereit, verkanntes Gute dort zu entdecken, neue Aufſchlüſſe zu gewinnen; jedoch die Art, wie grade in Berlin die Sachen betrieben wurden, ſtieß ihn zu ſehr zurück, und ſein unbeſtechliches Urtheil mußte in der kahlen

Wirklichkeit immer auf's neue verwerfen, was ihn im Ideale zu reizen nicht aufhörte.

Im Mai 1793, als die neuen Erwerbungen Preußens in Polen auf preußischen Fuß gesetzt und eine geordnete Verwaltung eingerichtet werden sollte, wurde auch Held zu diesem Geschäft berufen, und in Posen als Assessor bei der dortigen Zoll- und Steuerdirektion angestellt. Ein weiteres Feld eröffnete sich nun für die Thätigkeit, mehr noch für den Blick des jungen Geschäftsmannes, der bei seinem nächsten Fache nicht sitzen blieb, sondern die Staatsverwaltung auch praktisch aus höheren Gesichtspunkten und im Ganzen zu überschauen begann. Wie sehr seine Vorgesetzten mit ihm zufrieden waren, wie gute Zeugnisse sie ihm gaben, ersieht man daraus, daß schon im Dezember desselben Jahres Held das Patent als Ober-Akzise- und Zollrath erhielt. Diese Versetzung nach Posen wurde jedoch durch die Umstände für ihn verhängnißvoll, hier entspannen sich die Fäden, von deren Umstrickung er sein Leben hindurch leiden sollte. —

Der Krieg wider die Polen, welche für ihre Selbstständigkeit ihre letzten, verworrenen und dadurch matten Kräfte aufboten, dauerte noch fort; ein lebhaftes, frisches Volk, dessen höchste

Verhältniſſe jedoch durchaus verderbt waren, rang vergebens wider die überlegene Macht, die ſich von allen Seiten ihm aufdrängte, und die ungeregelte Freiheit mußte ſich unter die Formen der fremden Ordnung beugen. Die Preußen fanden ein verwahrloſtes Land, aufgelöſte Verhältniſſe, Mißbräuche aller Art, unendlichen Stoff zum Bilden, aber leider auch zum Ausbeuten. Zahlloſe Beamten, oft nur durch Gunſt oder Zufall ausgewählt, unter ihnen die ſchlechteſten Leute, die man anderwärts anzuſtellen nicht wagen durfte, ergoſſen ſich in die neue Provinz, und ſtatt der Ordnung, welche ſie bringen ſollten, brachten ſie nur ihre Selbſtſucht und Unredlichkeit. Den Edlen und Ehrlichen unter dieſen Beamten war daher eine zwiefache Anſtrengung auferlegt, den vorgefundenen Übeln abzuhelfen, und die neueindringenden zu bekämpfen. Held, in ſeiner kraftvollen Rechtlichkeit, in ſeinem Haſſe gegen alle Falſchheit und Lüge, in ſeiner Begeiſterung für Freiheit und Menſchenwohl, ſah ſich hier von Widerſprüchen umgeben, die ſeine Denkart und Geſinnung nur ſtählten. Die furchtbaren Flammen der franzöſiſchen Revolution, gegen welche der König und die Hauptkraft des Staates am weſtlichen Ende des Reiches den traurigen Krieg

nur unheilvoll fortſetzten, ſprühten dabei nachhaltig auch in den trüben Oſten ihre Funken, und viele Gemüther nahmen ſie begierig auf.

Ein früherer Freund Held'ſ, der in Glogau angeſtellte Kriegsrath Joſeph Zerboni, ein vortrefflicher Kopf, hellen Geiſtes und hochherzigen Muthes, beiß für das Vaterland erglüht und in deſſen Dienſte muſterhaft, war mit dem aus Öſterreich geflüchteten Kapuziner Ignaz Feßler bekannt geworden, der jetzt in der Nähe von Glogau bei dem Fürſten von Carolath lebte, und wegen ſeiner Schickſale und Talente in gutem Rufe ſtand. Als Freiheitsfreunde, als Aufſtreber zur Menſchenveredlung, als Eiferer für Tugend und Recht, hatten beide Männer ſich leicht gefunden und bis auf einen gewiſſen Grad verſtandigt. In ihren Geſprächen kamen ſie bald auf die Mittel, welche ihren edlen Zwecken am förderlichſten ſein könnten, und Feßler trat mit dem Vorſchlag eines geheimen Bundes hervor. Wie in ſpäterer Zeit jeder junge Litterator vor allem ſein eignes Tageblatt haben wollte, ſo begehrte damals jeder Strebſame der Stifter eines Geheimbundes zu werden, wodurch denn ſo Vereine wie Tagblätter von ſelbſt allmählig einander den Boden nahmen und Anſehn und Wirkung einbüßten. Feßler

brachte Geiſt genug und allerlei brauchbares Bauwerk zu der Stiftung mit, er gewann den Beitritt einiger angeſehenen Perſonen, und durch Zerboni's Vermittlung ſchloß auch Held dem Unternehmen ſich an. Im Oktober 1793 kamen die drei Freunde auf dem wüſten Schloſſe des Dorfes Polniſch-Tarnau zuſammen, und nannten ihren Bund den der Evergeten oder Gutesthuer, wie denn in der That ihr Plan nur Löbliches und Gutes darlegte. Das Ganze ſollte als ein Zweig der Freimaurerei gelten, und aus dieſer zunächſt auch ſeine Mitglieder werben. Zerboni gewann ſeinen eben aus Frankreich zurückgekehrten jüngern Bruder, und ſeine Freunde, den Hauptmann von Leipziger in Schweidnitz und den Kaufmann Conteſſa in Hirſchberg, für den Bund. Doch blieb in dieſem geringen Anfange die Sache bald ſtecken. Conteſſa wollte den Bund in republikaniſches Weſen leiten, Feßler, vom Kloſter her an Scheinſamkeit gewöhnt, allerlei Gaukeleien damit verknüpfen, beidem Bemühen ſtanden Zerboni und Held entgegen; ſie ſelbſt, und bald auch Leipziger und Conteſſa, zogen ſich von Feßler zurück, der ſich darauf ganz auf die Maurerei warf, aber auch hier bald ſcheiterte und allein blieb. Der Bund ging unter,

bevor er recht entſtanden war, und die Freunde betrachteten ihn bald ſelber nur noch als ein Spielwerk jugendlicher Träume, nicht ahnend, daß aus dieſem verlaſſenen Spielwerk ihnen noch furchtbarer Ernſt erwachſen ſollte! — Der Evergetenbund blieb die letzte Geheimnißkrämerei, von der ſich Held locken ließ, er nahm fernerhin an keiner ſolchen mehr Theil.

Deſto lebhafter wandten ſich ſeine Blicke nun auf die öffentlichen Ereigniſſe, auf die Bewegungen des Staats- und Bürgerlebens. Er liebte die Freuden der Geſelligkeit, den Umgang mit Frauen, und das muntere Zuſammenſein beim Mahle, wiewohl er ſelber dabei ſtets eine muſterhafte Mäßigkeit hielt; die Offenheit freundſchaftlicher Geſpräche und der Frohſinn traulicher Scherze waren ihm Bedürfniß. Gern widmete er die Töne ſeiner allzeit bereitwilligen Poeſie ſolchen geſelligen Anläſſen, und was irgend in dem Kreiſe ſeiner Freunde und Gönner vorfiel, empfing ein entſprechendes Gedicht, worin denn gewöhnlich alles Gute zu feiern und alles Böſe zu ſchmähen nicht verſäumt wurde. Am größten jedoch erſchien ſein Eifer und auch ſein Talent, wenn allgemeine Vorgänge zu beſingen waren, in welchen ſein auf Menſchenrecht und Menſchenwohl

gerichteter Geiſt irgend ein Heil zu finden wähnte. Als Jean Jacques Rouſſeau's Aſche am 11. Oktober 1794 zu Paris in das Pantheon gebracht worden war, überſetzte Held das dieſem Vorgange gewidmete Gedicht Chenier's in der Form von Schiller's Lied an die Freude, und ließ dieſe Überſetzung in der Südpreußiſchen Zeitung abdrucken, welche der aus Straßburg geflüchtete Buchhändler Schöll in freiſinnigem Geiſt redigirte. Die erſte Strophe lautete:

„Du, der mit den Urgeſetzen
Der Natur, als Freund vertraut,
Stürzteſt der Verderbniß Götzen,
Einſt vom Vorurtheil erbaut:
O! Begeiſtre Frankreichs Jugend,
Die das Vaterland Dir weiht,
Zu der Gleichheit Bürgertugend,
Zu der Freiheit Sittlichkeit!"

„Rouſſeau! Edelſter der Weiſen!
Freund der Menſchen, ſieh herab!
Dankbar ſtehen um dein Grab
Freie Bürger, dich zu preiſen."

Deßgleichen überſetzte er das berühmte Lied: Le reveil du peuple und andre politiſche Gedichte jener Zeit, ſo wie auch manches aus Horaz und aus den Poeſieen Friedrichs des Großen, wobei

er den Vortheil genoß, in den Gedanken und Geſinnungen jener meiſt ſeine eignen auszuſprechen. Auch der am 5. April 1795 zu Baſel zwiſchen Preußen und Frankreich geſchloſſene Frieden war ihm ein willkommenes Ereigniß; er ſah darin die Ausſöhnung und künftige Verbündung zweier Länder, welche ihm beſtimmt dünkten, einem höchſten Ziele vereint zuzuſtreben. Die Grundſätze reiner Menſchlichkeit und freien Bürgerthums waren in Frankreich durch die Gräuel blutiger Gewaltherrſchaft nicht zerſtört worden, ſie hatten hier noch immer vorzugsweiſe ihre Heimath, und Preußen, von gleichen Keimen erfüllt, verſprach dieſe in ſeinem Königthume ohne jene Stürme zu entwickeln. Held ſagte in ſolchem Sinne:

„Friedrich Wilhelm! Ruf' es wieder,
Ruf Dein tapfres Heer zurück!
(Ach, der Kampf warf Viele nieder!)
Laſſ' uns ſein der Franken Brüder!
So gebeut es das Geſchick.
Heil dem fränkiſchen Senate!
Wenn er Treu und Glauben übt,
Nicht die Menſchheit mehr betrübt,
Und dem neugeſchaffnen Staate
Ruh' und Ordnung wiedergiebt!"

Wie ſehr auf andrer Seite dieſer Frieden und die politiſche Freundſchaft eines Königs mit dem

revolutionairen Freistaat als unnatürlich und verderblich getadelt und gehaßt, und welches Unheil dieser Verbindung zugeschrieben wurde, brauchen wir wohl nicht erst in Erinnerung zu bringen.

Das folgende Jahr 1796 brachte Widrigkeiten und Verwicklungen, die zunächst auf Zerboni fielen, in denen aber auch Held tief betheiligt war, und die er später durch freiwillige That ganz auf sich riß, so daß sein nachheriges noch langes Leben von den Folgen heimgesucht blieb. Zu dieser Erzählung müssen wir etwas weiter ausholen. Karl Graf von Hoym, geboren 1730 in Pommern, war Präsident der Kriegs- und Domainenkammer von Kleve und Mark, als ihn Friedrich der Große im Jahre 1770 zum Staatsminister ernannte und ihm die Verwaltung von ganz Schlesien übertrug. Die Provinz war in blühendem Zustande, der sich in den Jahren seiner Verwaltung, wenn auch nicht eben durch diese, nur noch mehr hob, und ihm die Zufriedenheit des Königs erwarb. Neben dieser hatte er sich aber vorzüglich der Gunst sowohl des Thronfolgers als aller Personen versichert, die in Berlin irgend Einfluß übten. Die Gunst Friedrich Wilhelms des Zweiten erhob ihn auch alsbald, im Jahre 1786 bei der Huldigung zu

Breslau, in den Grafenſtand und verlieh ihm den ſchwarzen Adlerorden. Hoym war ein ſchoner Mann, der in ſeiner aus Freundlichkeit und Stolz gemiſchten Vornehmheit, bei freiem, offnen Weſen und feiner, verbindlicher Unterhaltung, auf den erſten Blick Anſehn und Zuneigung gewann. Er hatte wirklich Herzensgüte und große Liebenswürdigkeit. Doch ohne ſittliche Kraft entbehrten dieſe Eigenſchaften alles ernſten Haltes, und dienten nur der Eitelkeit und Selbſtſucht. Die Verwaltung Schleſiens war von dem Generaldirektorium in Berlin faſt unabhängig, und Hoym benutzte dies Verhältniß, um in der Provinz alles nach ſeinem Willen anzuordnen. Seine perſonliche Gunſt verfugte Anſtellungen und Ehren, vergab nach Belieben Geld und Gut. Von Schmeichlern und Anſuchern umgeben, ſeiner Stutzen am Hofe ſicher, überließ er ſich bald allen Schwachen eines eitlen und mächtigen Mannes, der die Welt vorhanden glaubt, um ſeinesgleichen zu tragen und zu verehren; denn Geburt und Stand galten ihm uber alles, und der traurige Wahn, daß vornehmes Befehlen und gewandtes Weltweſen zum Staatsmanne genuge, hatte ſich tief in ihm feſtgeſetzt. Der rechtliche Sinn der Behörden widerſtand öfters der Will-

für, die öffentliche Meinung rügte mit Schärfe das Benehmen eines Miniſters, deſſen Schwäche bald in weichliche Rührung verſank, bald in zürnende Strenge aufwallte, ſtets aber nur der Einwirkung des Augenblickes folgte. Nach dem Ausbruche der franzöſiſchen Revolution, welche allen Staatsverhältniſſen eine ſcharfe Prüfung brachte und die Forderungen des Zeitgeiſtes überall dringender aufregte, ſprach die Verſtimmung gegen Hoym ſich um ſo ſtärker aus, als er im Gegentheil jetzt nur um ſo eifriger in den alten Vorurtheilen und Mißbräuchen beharrte, die ſo mächtig erſchüttert und befehdet wurden.

Zerboni hatte ſich von der perſönlichen Erſcheinung Hoym's angezogen gefühlt, und ſich von deſſen Rührung, ſcheinbarem Edelſinn und Eifer für Menſchenwohl, eine Zeitlang täuſchen laſſen. Hoym ſchien auch ſeinerſeits für Zerboni gutgeſinnt, und als dieſer, bei den neuen Erwerbungen Preußens in Polen, für ſich einen weitern Wirkungskreis in dieſen Ländern wünſchte, verſprach Hoym, ihn dem Miniſter von Voß, der im Februar 1793 die preußiſche Verwaltung dort einzuführen beauftragt wurde, kräftig zu empfehlen. Allein er that dies nicht, und als Zerboni ſich bei Voß meldete, wußte dieſer nichts von

ihm, erkannte aber ſogleich den Mann von hellem Geiſt und reinem Eifer, machte ihn zum Kriegs- und Domainenrath bei der Kammer in Petrikau, und hörte bei vielen Anlaſſen ſeinen Rath. Voß blieb indeß nicht lange in dieſer Wirkſamkeit, ſondern mußte im September 1795 die Leitung der neuen Provinz, für welche die Miniſter Freiherr von Schrötter und Hoym anfangs ihm nur beigeordnet geweſen, ganz an den leztern abgeben. Hoym begann nunmehr auch in Südpreußen zu ſchalten, wie in Schleſien, und die Folgen wurden nur allzu ſchnell ſichtbar. Durch den vom Könige genehmigten Vorſchlag, einen Theil der in der neuen Provinz vorgefundenen Krongüter zu Schenkungen an verdiente Männer zu verwenden, hatte er das Mittel in Händen, ſich die einflußreichſten Perſonen am Hofe zu verpflichten, und auf die Günſtlinge Biſchoffwerder, Wöllner, und Andre dieſer Art, durfte er mit Sicherheit rechnen, wenn Anklagen wider ihn geſchehen ſollten, die er unter ſolchen Umſtänden kaum noch fürchtete. Doch Zerboni'n hier zu finden, dem er Gunſt nur geheuchelt hatte, deſſen Grundſäze und Anſichten er haßte, war ihm deſto verdrießlicher, als dieſer Mann grade jezt durch die Unbefangenheit ſeiner red-

lichen Vorschläge und durch seinen geschäftskundigen Scharfblick sehr unbequem wurde. Zerboni entdeckte in der Verwaltung den abscheulichen Betrug einiger Angestellten, welche den Staat um eine Million Thaler übervortheilten, und pflichtgetreu berichtete er seine Entdeckung an Hoym. Doch dieser wollte nichts von der Sache hören, nannte Zerboni's Angabe einen unberufenen Fürwitz, und wies ihn, als derselbe sich nicht gleich bescheiden wollte, mit beleidigenden Ausdrücken zur Ruhe. Nun gingen Zerboni'n die Augen auf, er sah in manchen Dingen einen Zusammenhang, den er bisher nicht hatte glauben wollen, doch schien ihm bei so vielem Schlechten, welches der Minister that oder gutbieß, dieser mehr mißbraucht als selbstschuldig, und er konnte sich einer bemitleidenden Anhänglichkeit für denselben nicht entschlagen. Hoym aber fürchtete ihn, besonders auch wegen seines lauten Preisens und Hoffens auf den Kronprinzen, mit dem er ihn sogar in geheimem Briefwechsel wähnte, um denselben mit Vorgängen und Thatsachen, die dem künftigen Könige wichtig sein mußten, im Stillen bekannt zu machen.

Die Unzufriedenheit in Schlesien war mittlerweile auf den höchsten Grad gestiegen, der Haß

gegen Hoym zeigte ſich immer offner und drohender, beſonders hegte die Hauptſtadt Breslau eine gährende Mißſtimmung, und es bedurfte nur eines zufälligen Anlaſſes, ſo brach ſie gewaltſam aus. Ein junger Offizier hatte einen ſiebzigjährigen Fiſcher hart mißhandelt, und der Anblick die Breslauer Bürger dergeſtalt erregt, daß ſie laut die Beſtrafung des Thäters forderten. Da dieſe nicht gewährt wurde, ſo ſtieg der Unwillen zu Thätlichkeiten, die ganze Stadt gerieth in Aufruhr, die anrückenden Truppen wurden zurückgedrängt, und der Sturm, einmal losgelaſſen, wandte ſich ſchnell mit ganzer Stärke gegen Hoym, gegen deſſen Pallaſt das Volk herantobte. Erſt kürzlich hatte ein Liebling Hoym's die öffentliche Meinung, die ihn arger Betrügereien anklagte, durch Trotz und Hohn auf das äußerſte erbittert, und gegen ihn und ſeinen Beſchützer, deſſen ſämmtliche Sünden nun zur Sprache kamen, wurden die heftigſten Verwünſchungen ausgeſtoßen. Hoym, leichenblaß und zitternd, hielt ſich für verloren, jammerte um ſein Leben, verſprach jede Beſſerung. Wir geben das Folgende mit den Worten, in welchen Held die Sache erzählt: „Ein Kammerreferendarius, der Graf von Kamecke, ein junger, intereſſanter, romantiſcher und jovia-

ler Alcibiades, warf ſich mitten in den Lärmen, trank mit den Bürgern, und trug durch ſeine heitere Laune und Treuherzigkeit das Meiſte zu ihrer Beſänftigung bei. Hoym umhalſete den Kamecke, nannte ihn ſeinen Schutzengel und Lebensretter, und verſprach ihm ungebeten in der Angſt alle ſeine Schulden zu bezahlen, wenn er die noch immer erboſte Menge bald ganz beruhige. Kaum war letzteres geſchehen, als Hoym mit dem ſehr freimüthigen Kamecke über die wahren Urſachen des Aufſtandes in Streit gerieth. Kamecke drohte, er würde einen eigenen Bericht nach Potsdam in das Kabinet ſchicken. Hoym eilte ihm zuvorzukommen, verlaumdete den Kamecke bei'm Könige, und ſchilderte deſſen Benehmen grade umgekehrt. Das Schuldenzahlen unterblieb, und der patriotiſche Referendarius wurde obenein aus Breslau vertrieben. Er trat in Berlin nun als Lieutenant bei den Huſaren ein."

Wirklich, kaum war die Gefahr beſeitigt, ſo trat Hoym gleich wieder in alter Hoffahrt auf, und nachdem er durch Truppen und Behörden ſeine Macht erſt wieder geſichert ſah, dachte er nur einzig an Rache für die erlittene Demüthigung. Der Breslauer Aufruhr hatte am 6. Oktober 1796 Statt gehabt, die tobende Menge

war zuletzt durch Kartätschenhagel auseinandergejagt worden, gegen hundert Menschen waren umgekommen, Verhaftungen folgten und scharfe Drohungen, die ganze Stadt war in Trauer und Schrecken; Zerboni empfing in Petrikau mit tiefster Bewegung die Nachricht von diesen Vorgängen, von dem Muthe des Volkes, von der Angst des Ministers; mit Unwillen und Schmerz hörte er, wie Hoym nun zu Handlungen des Hasses und der Grausamkeit fortgerissen werde, und sich dadurch nur neues Unglück bereite. In der leidenschaftlichen Stimmung eines aus Erbitterung und Mitleid, Verachtung und Theilnahme gemischten Gefühls, seiner redlichen Absicht gewiß, einen guten Erfolg noch für möglich haltend, schrieb er am 12. Oktober an Hoym einen Brief, der zu verhängnißvolle Entwickelungen auch für Held's Leben in sich trug, als daß wir ihn hier übergehen dürften. Zerboni schrieb wie folgt:

„Hochgeborner Graf, hochgebietender Herr Geheimer Staatsminister! Ew. Exzellenz verdanken das gegenwärtige Blatt einer leidenschaftlichen Anhänglichkeit an Ihre Person. Einer Anhänglichkeit, die bei dem ersten Augenblicke meiner Bekanntschaft mit Ihnen entstand; bei den dringendsten Veranlassungen zum Gegentheile

täglich wuchs; über die ich mir durchaus keine Rechenschaft zu geben vermag."

„Es sind den 6. dieses Monats Auftritte in der Hauptstadt Schlesiens vorgefallen, die in einem wohlregirten Staate nicht erhört sind. Unsere Staatsverfassung ist gut; unsere Gesetze sind weise; wo kann also der Fehler anders liegen, als in der Ausübung der letztern."

„Was hievon auf die große Schuldrechnung Ew. Exzellenz kömmt, hat Ihnen Ihr Gewissen in der Nacht vom 6. zum 7. dieses Monats gesagt. Wehe Ihnen, wenn die guten Vorsätze, die Sie da faßten, das Schicksal aller Ihrer bisherigen Entschlüsse haben; Ihre letzten Jahre werden dann unrühmlich, und Ihr Andenken verhaßt sein."

„Das Volk hat bei dem vorgewesenen Auftritte eine Energie gezeigt, die mich an meinen Landsleuten überrascht. Ein einziger entschlossener Bösewicht von Kopf, der sich an die Spitze des gährenden Haufens geworfen, seine regellosen Bewegungen nach einem Plane geleitet hätte, und — es wären Auftritte erfolgt, über die Sie jetzt mit der ohnmächtigen Verzweiflung eines Weibes die Hände rängen."

„Sie wollen das Gute, aber Sie haben nicht

die Kraft es zu vollbringen. Sie leben nur für die Empfindung des Augenblickes. Über dem Jammer eines Einzelnen überſehen Sie das Elend einer ganzen Generation. Um eine vor Ihren Augen geweinte Thräne zu trocknen, laſſen Sie Ströme ungeſehener Thränen fließen."

„Sie beugen Ihr Knie vor der Konvenienz, und huldigen der Laune des Momentes. Sie ſchätzen den Stein nur um der Folie willen. Der Mann von Kenntniſſen ohne Ahnen, der denkende Kopf ohne geſellige Abgeſchliffenheit, hat für Sie keinen Werth; Ihre buntſcheckigten, ignorirenden Herrchen von Ahnen und Ton drängen beide nicht nur aus Ihren Geſellſchaften, ſondern, was bedeutender iſt, aus öffentlichen Poſten, die keine Ahnen, aber Kenntniſſe und Rechtſchaffenheit erfordern."

„Sie haben das Vorurtheil der Geburt, das man ſonſt ertrug, zu einer Zeit, wo man ſo dreiſt jedem grauen Wahne in die Augen leuchtet, durch die kleinlich ſtrengen Gränzlinien, die Sie in Ihren Zirkeln ziehen, unausſtehlich, und ſich dem gebildeteren Bürgerſtande unerträglich gemacht. Über den durch tauſend bedenkliche Begünſtigungen erkauften Bücklingen Ihrer ſoupéfähigen Herren, überſehn Sie die Achtung edler

Männer, die im Sturme um Sie treten, und Ihnen mit Rath und Entschlossenheit aushelfen könnten, wenn der Insektenschwarm, der nur im Sonnenblick Ihrer glänzenden Epoche zu dauern vermag, verjagt ist."

„Mit Wehmuth habe ich es bei meiner kurzlichen Anwesenheit in Schlesien bemerkt, es ist weit gekommen. Männer von Kopf und Herzen hassen Sie nicht mehr; sie verachten Sie. Ihre Gunst ist der Stempel geworden, an dem man einen zweideutigen, karakterlosen Menschen erkennt. Man arbeitet daran, Ihre Periode zu beschleunigen."

„Die Natur hat für die ganze Schöpfung, für alle ihre Kinder nur einerlei Gesetze. Eine gute Staatsverfassung ist in ihrer Ökonomie das Symbol der Natur. Sie erliegen der vergeblichen Arbeit, weiser zu sein als die letztere. Sie wollen Alle verbinden, und verbinden nicht Einen. Armer Mann, bei so vielen Opfern ohne Freund! Warum genügt es Ihnen nicht, die Neigung edler Menschen, und die Achtung aller zu erhalten. Die letztere wird Ihnen selbst der Verbrecher nicht versagen können, wenn Sie sein Urtheil unterzeichnen; sobald sich ihm die Überzeugung auf-

drängt, daß ihn nicht Ihre Willkür, daß ihn das Geſetz verdammt."

„Das Schickſal hat wenigen ſeiner Lieblinge einen Wirkungskreis angewieſen, den es Ihnen früh gab. Auf dem Orte, wo Sie ſtehn, was könnten Sie für Schleſien und Südpreußen, was durch dieſe Provinzen für den ganzen Staat thun? Und was geſchieht durch Sie? —"

„Unglücklicher Mann, mit ſo unendlichen Talenten zu eigener, und zur Glückſeligkeit Anderer! Sie verhandeln gegen die erkauften albernen Schmeicheleien weniger karakterloſer Menſchen, die Sie umgeben, die Vergötterung einer ganzen Nation, die Ehrenſäulen der folgenden Jahrhunderte; und — was mehr als dies alles iſt, ein großes und edles Herz, das Sie über alle Zufälligkeiten des Schickſals erheben könnte! —"

„Ich ſpreche in dieſem nur für Sie exiſtirenden Blatte eine Sprache mit Ihnen, die Sie vielleicht überraſcht; aber es hat auch noch nie einem Sterblichen Ihre Erdenſeligkeit wärmer als mir am Herzen gelegen. Wie hätte ich auch ſonſt bei meiner Denkart pflichtwidrig den Aufforderungen widerſtehen können, unſere für mich ſo beleidigende Korreſpondenz über die Diebereien

des südpreußischen Feldkriegscommissariates dem Thronfolger vorzulegen? —"

„Sie sind von Ihren geistlosen Schreibern, die mit wenig Geschicklichkeit für jede Laune Seiner hochgräflichen Exzellenz eine gesetzliche Formel zu finden beflissen sind, nur die Ausdrücke der Litüree gewöhnt. Aber — Sie bedürfen nackter Wahrheit; und diese ist nicht gefälliger, als ich sie vortrage."

„Nehmen Sie dies Blatt auf wie Sie wollen. Ich befürchte nichts. Mein Schicksal ist außer der Gewalt jedes Menschen; nur von meinem eigenen Kopf und Herzen abhängig."

„Antworten Sie mir was Sie wollen; antworten Sie mir auch gar nicht. Wollen Sie mich aber kränken, so lassen Sie mir durch einen Ihrer Schreiber eine mit verbrauchten schalen Huldversicherungen angefüllte Antwort aufsetzen."

„Überzeugen Sie mich, daß meine unbegreifliche Anhänglichkeit an Sie nicht nur leidenschaftlich, sondern auch blind ist. Ich habe einem sehr edlen Triebe meines Herzens gefolgt. Ich kann mich in das Bewußtsein einer guten Absicht hüllen, und trete dann mit desto größerer Beruhigung und Energie auf die Ihnen gegenüberstehende Seite."

„Ich bin mit den Gesinnungen, welche mir meine absichtslose innige persönliche Neigung gegen Sie einflößt, und der Verehrung, welche das zwischen uns bestehende Dienstverhältniß nothwendig macht, Ew. Exzellenz ganz gehorsamster treuer Diener Zerboni. Petrikau, den 12. Oktober 1796. —“

Gewiß ein merkwürdiges Schreiben, und wie man auch über die Ausdrucksweise desselben denken mag, immer wird man den Muth ehren müssen und die Rechtschaffenheit, welche darin hervortreten. Auch hegen wir an der Aufrichtigkeit der ausgesprochnen Zuneigung nicht den kleinsten Zweifel; wer die Widersprüche, in denen jene mit der gleichfalls ausgesprochenen Bitterkeit und Verachtung zu stehen scheint, nicht vereinbaren kann, der kennt das Menschenherz nur wenig und hat nur geringe Erfahrung von den einander feindlichen Richtungen, die sich oft fest in ihm durchschlingen. Doch war grade Held sehr unzufrieden mit dem Briefe, er fand ihn „ein unseliges Mittelding von Schmeichelei und Grobheit, nur halb dreist, und eigentlich mehr kränkend und neckend abgefaßt, als der Ausbruch eines von der Unordnung, Zweckwidrigkeit und Unmoralität in der innern Verwaltung

empörten Gemüths ist;" er meinte, „wer den Beruf fühlt, einen solchen Brief zu schreiben, muß ihn gleich so einrichten, daß der Empfänger ihn keinem Menschen zeigen könne." Zerboni blieb vier Wochen ohne Antwort, und mußte glauben, seine Aufwallung sei wirkungslos vorübergegangen. Allein er hatte sich diesmal in der Beurtheilung des Mannes, den er auf eine so scharfe Probe setzte, arg verrechnet. Hoym fühlte sich nach bestandener Gefahr nur um so übermüthiger in seiner Macht; heftig ergrimmt über die unerhörte Frechheit, mit der ein Untergebener ihm zu schreiben gewagt, wollte er sich durch den König selber Genugthuung schaffen; in blinder Wuth sandte er den schrecklichen Brief nach Berlin an den Generaladjutanten von Zastrow, und dieser legte ihn zu guter Stunde dem Könige vor, der leicht in die Vorstellung einging, daß sein eigenes Ansehn in dem des hohen Dieners angegriffen sei. In Folge eines Kabinetsbefehls wurde nun Zerboni Abends am 17. November in der Mitte seiner Familie plötzlich verhaftet, und als Staatsgefangener auf die Festung Glatz abgeführt.

Zwar sah Hoym baldigst ein, daß er sich übereilt habe, und in der That, wenn sein Schritt den

Gegner unmittelbar auf das härteſte traf, ſo war die Rückwirkung auf ihn ſelbſt auch nicht gering, und verbitterte ihm alle noch übrigen Lebensjahre. Das Vergehen Zerboni's war nur eine Privatbeleidigung des Miniſters, und konnte vor Gericht eine nur mäßige Strafe nach ſich ziehen, der Beſtrafte nachher aber nur um ſo erbitterter ſeine Feindſchaft fortſetzen. Er trat alſo mit Zerboni in Unterhandlung, und ſicherte ihm, falls er gewiſſe Bedingungen einginge, ſeine baldige Entlaſſung zu. Inzwiſchen hatte Hoym auch Zerboni's ſämmtliche Papiere in Petrikau wegnehmen laſſen, und nach deren Durchſuchung glaubte er eine andre, weit ſchwerere Schuld auf ihn bringen zu können; von jenem Abkommen war nicht weiter die Rede, ſondern Zerboni wurde, als er ſchon erwartete, in Freiheit geſetzt zu werden, am 17. Februar nach Spandau, und bald darauf in die Zitadelle von Magdeburg gebracht. Man hatte nämlich Schriften und Briefe gefunden, welche den Eyergetenbund betrafen, und dieſer wurde als ein Staatsverbrechen dargeſtellt. Auf dieſes richtete nun Hoym den ganzen Eifer und Nachdruck ſeiner Anklagen. Die Wegnahme der Papiere, die durch den Oberauditeur Kriegsrath Pitſchel geführte Unterſuchung, das weitere Ge-

richtsverfahren, so wie die überaus harte Gefangenschaft, alles konnte angefochten werden, theils als nicht streng den Gesetzen gemäß, theils als entschieden partheilich. Überall hat man die traurige Erfahrung gemacht, daß die Richter, wenn sie einen sogenannten politischen Prozeß überkommen, alle Fassung verlieren, sie sehen sich in ungewohnter Wichtigkeit, das Gewissen wird von dem Eifer betäubt, sich bei solcher glänzenden Gelegenheit auszuzeichnen, den Dank und die Belohnungen der Herrschenden zu erwerben; da wird jeder zweifelhafte Umstand als erwiesene Schuld ausgelegt, jede gewaltsamste Schlußfolgerung versucht. So geschah es auch hier; vergebens berief sich Zerboni auf die gesetzlichen Vorschriften, verlangte vor seinen ordentlichen Richter gestellt zu werden, bestand darauf, die Anklage wegen des Briefes nicht mit der wegen des vergessenen Ordens vermengen zu lassen; das Verfahren ging seinen Gang, in welchem solche Unregelmäßigkeiten vorfielen, daß sogar zwei Minister, der Großkanzler von Goldbeck und der Minister der auswärtigen Angelegenheiten Graf von Haugwitz, eine Bekanntmachung unterschrieben, welche über die Verhafteten falsche Angaben durch die Zeitungen verbreitete. Dasselbe Loos

der Verhaftung traf nun auch den Hauptmann von Leipziger, den Kaufmann Conteſſa und den jüngern Zerboni, die durch die weggenommenen Papiere als Theilnehmer des Bundes erkannt worden waren. Von Held fanden ſich Briefe an Zerboni, in denen er den Evergetenbund als unnütz und nicht ausführbar verwarf, und ſich ganzlich davon losſagte. Gegen Feßler wurde nicht verfahren, weil man ſeinen eben erſchienenen Mark-Aurel für eine Lobſchrift auf den König nahm, und dieſer den Namen auf der Verhaftliſte mit dicker Tinte ausgeſtrichen hatte.

Die Geſetzgebung über geheime Geſellſchaften war damals in Preußen ſehr mangelhaft, und wurde erſt nachher ausgebildet und geſchärft; die Freimaurerei mit ihren verſchiedenen Zweigen — und als einen ſolchen gab ſich der Evergetenbund — war durchaus erlaubt; und ſelbſt wenn dieſer nicht zur Wirkſamkeit gelangte Bund als ein unerlaubter beſtraft werden ſollte, ſo ſprach das Geſetz dafür den Theilnehmern höchſtens ſechs Wochen Gefangniß oder fünfzig Thaler Geldſtrafe zu. Das Gericht beharrte zwar darauf, hier ein größeres Verbrechen, nämlich eines gegen die Sicherheit des Staates anzunehmen, und erkannte hiernach in zwei Inſtanzen auf mehr-

saur

BIBLIOTHEK DER DISCH. LITERATUR
VARNHAGEN VON ENSE, K. A.

3-598-53028-5
FN. 12196/021

jährige Festungsstrafe. Jedoch das eigentliche Sachverhältniß, welches der Welt nicht verborgen war, die Würde und Geschicklichkeit, mit denen Zerboni sich benahm und vertheidigte, die einstimmig vortheilhaften Zeugnisse seiner bisherigen Vorgesetzten und die im Stillen eifrigen Bemühungen seiner Freunde, besonders da auch mit dem Regierungsantritte Friedrich Wilhelms des Dritten die Günstlinge Bischoffwerder und Wöllner machtlos wurden, und der junge König auch die Verwaltung Südpreußens wieder in die bewährten Hände des Ministers von Voß legte, alles dies wirkte vereint so stark und vortheilhaft ein, daß Zerboni schon während des Prozesses milder gehalten, und im Sommer 1798 der Haft völlig entlassen nach Petrikau heimkehren konnte.

Wir haben diese Erzählung, um den Zusammenhang nicht abzubrechen, in flüchtigen Umrissen so weit vorausgeführt, kehren aber nun zu Held zurück, den wir in Posen verlassen haben, und der inzwischen nicht unthätig geblieben war. Durch die Verhaftung und Wegführung Zerboni's wurde Held im Innersten erschüttert, und als gegen denselben der Evergetenbund zur Hauptanklage gemacht wurde, ging er mit sich zu Rathe, ob

er ſich nicht freiwillig ſtellen und gleiches Loos mit ſeinen Freunden theilen ſollte. Doch ſah er bald ein, daß er dieſen damit keinen Dienſt leiſten, im Gegentheil ihre Sache verſchlimmern würde; wohl aber konnte er als Freigebliebener ihnen von großem Nutzen ſein, für ihre Angelegenheiten Sorge tragen, auch wohl Wege finden, ihnen heimlich Rath und Hülfe zuzuwenden. Indem er heißen Eifers jede Gelegenheit für die Freunde zu wirken ſuchte, wobei ſein Haß gegen ihren Verfolger Hoym in wahren Grimm auflohderte, hatte er zugleich in ſeinen eignen Lebensverhältniſſen eine Zeit großer Spannung und bedenklicher Entwicklung. Eine Neigung, welche ſchon ſeit einigen Jahren ihn befangen hielt, war der Hinderniſſe entledigt worden, die bisher einer Verbindung entgegengeſtanden, und ſeine redliche Treue wie ſein ſittlicher Zartſinn geboten ihm, der Geliebten ſeine Hand anzutragen, wiewohl er ſchon zweifelte, ob dieſe Heirath für ihn angemeſſen ſei und ſein Lebensglück gründen könne. Die Heirath kam im Juli 1797 zu Stande, und obſchon die ſchöne und reizende Wittwe ihm ſogleich reichere Verhältniſſe zubrachte, ſo fühlte er dabei doch nur zu bald den Mangel andrer Güter, auf die er mehr gerechnet hatte. Mit

dieſer Ehe begann für ihn eine Schule harter Prüfungen, die er männlich zu tragen und ſchweigend durchzukämpfen beſchloß, aber zu tragen und zu verſchweigen doch bisweilen nicht vermochte.

Sein Geiſt, der in dieſem Kreiſe keine Befriedigung fand, wandte ſich um ſo feuriger den öffentlichen Angelegenheiten zu. Damals herrſchte in Preußen, ungeachtet des durch Wöllner und ſeine Genoſſen in Religions- und Meinungsſachen ausgeübten Zwanges, eine große Freiheit des Wortes, und Haß gegen die Dunkelmänner wie Liebe für die Lichtfreunde ſprachen ſich überall ungehindert aus. Immer waren es die treuſten Unterthanen und redlichſten Bürger, die tapferſten Offiziere und tüchtigſten Beamten, welchen die Vaterlandsliebe ſelber zum Sporn diente, dem Staate kein Gebrechen nachzuſehen, Unrecht und Falſchheit bis in die höchſten Stellen mit ſcharfem Tadel zu verfolgen. Unter den Freimüthigen war Held einer der kühnſten; er ſah ſcharf und kannte vieles, daher gebrach es ihm in der Nähe und Ferne nicht an Gegenſtänden, die Geißel ſeines Haſſes oder ſeines Spottes daran zu verſuchen; der Drang, ſeine unglücklichen Freunde zu rächen, mußte ſeinen Eifer noch beſonders ſtacheln. Die Verwaltung Hoym's, ſowohl in

Schleſien als in Südpreußen, war nicht für Held allein, ſondern für Hunderte von Stimmen der Gegenſtand heftigſter Erörterung; die Güterſchenkungen in Südpreußen boten einen ſtets erneuerten Stoff; neben einigen Verdienten drängten Unverdiente ſich heran, ja ganz Verwerfliche, bisweilen ſchien ſogar der Zufall mehr noch als die Gunſt die Looſe zu beſtimmen; die geringe Angabe des Werthes der Güter machte die Sache zum offenbaren Staatsbetrug; das ganze Geſchäft, in den Händen eines Untergebenen und Vertrauten Hoym's, des ehemaligen Förſters Triebenfeld, nunmehrigen Kriegs- und Forſtraths von Triebenfeld, war ein fortgeſetztes ſchmachvolles Ärgerniß. So lange die Ausbrüche mündlich geſchahen, war damit wenig Gefahr verbunden, denn, wie geſagt, das freie Sprechen war allgemein, und Horcher und Angeber hätten für unermeßliche Arbeit nur ſchlechten Lohn verdient. Anders aber war es beim Druckenlaſſen; hier war nicht nur eine Zenſur zu beſtehen, ſondern das Gedruckte blieb auch überall und jeder Zeit erfaßbar, und zeugte von ſich ſelber. Daher konnte hier ſchon kühn ſcheinen, was hinter dem geſprochenen Worte noch weit zurückſtand, und auch bloße Anſpielungen wurden beargwohnt und gerügt.

Unter ſolchen Umſtänden machte ein Feſtlied an den Gemeinſinn, welches Held zur Geburtstagfeier des Königs am 25. September 1797 in Poſen drucken ließ, das größte Aufſehn. Strophen wie folgende wurden bei Gaſtmahlen mit lautem Jubel geſungen:

„Edel iſt ein jedes Blut,
Das die Tugend fühlet!
Hochgeboren jeder Muth,
Der nach Wahrheit zielet.
Nur Verdienſt giebt ächten Werth,
Nicht Geburt, nicht Güter;
Sklav' iſt, wer die Launen ehrt
Frecher Volksgebieter."

„Daß der Preußen Staatsſyſtem
Nimmer möge ſinken,
Laßt uns laut: „Das Diadem
Unſres Königs!" trinken.
Ein erleſnes Werkzeug ſei
Er dem Geiſt der Zeiten,
Der auf vieler Länder Reih'
Eilt ſein Licht zu breiten."

Und wenn es gleich darauf hieß:

„Laß den goldumſtrahlten Thron
Diener nur umgeben,
Die nach innrem Tugendlohn,
Nicht nach Gütern ſtreben,"

so blieb freilich nicht zweifelhaft, welches Wort hier durch nachdrücklichen Ton zur beißendsten Anspielung zu erheben sei. Um so jubelnder wurden dann die folgenden Strophen in demselben Bezuge fortgesungen:

„Fluch sei jedem Wahrheitsfeind!
Und Vernunftverdreher!
Jedem Schalk, der freundlich scheint!
Jedem Pharisäer!
Gönnt den Heuchlern ihren Schein,
Brave Zeitgenossen!
Enkel werden ihr Gebein
Einst mit Füßen stoßen."

„Allen Buben ihren Lohn,
Die den Staat betrügen,
Und aus Raubsucht, um den Thron
Sich wie Schlangen schmiegen.
Später Rache heißer Tag
Dräut aus fernen Wettern
Sie mit Einem großen Schlag
In den Staub zu schmettern."

Diese letzten Zeilen wurden als eine Anspielung auf den künftigen König Friedrich Wilhelm den Dritten gedeutet, der als Kronprinz in schweigendem Unwillen den herrschenden Günstlingen als ein drohendes Schreckbild erschien. Hoym war außer sich über den Druck und die freudige

Aufnahme dieſes Gedichts, und der ihm ſchon längſt verhaßte Autor ſollte ſchwer dafür büßen. Die Druckerlaubniß war durch den Regierungspräſidenten von Dankelman in Poſen harmlos ertheilt, aber es wurde nachher behauptet, dies ſei nicht geſchehen, und ſolchen Vorwand ergreifend ſandte Hoym eine Anklage gegen Held nach Berlin, daß derſelbe ein Gedicht von frechem und jedenfalls für die Geburtstagfeier des Königs unziemlichem Inhalt, gegen das Verbot der Zenſur habe drucken laſſen, er gehöre überhaupt zu den unruhigen Köpfen, die von dem Freiheitsſchwindel ergriffen dieſen überall zu verbreiten ſuchten, und es ſei daher zweckmäßig, ihn aus Poſen, wo er ſolches Ärgerniß gegeben, und überhaupt aus Südpreußen zu entfernen. Dieſe Anklage gerieth, da Friedrich Wilhelm der Zweite mittlerweile am 16. November 1797 geſtorben war, in die Hände ſeines Nachfolgers Friedrich Wilhelm des Dritten, der in den erſten Tagen ſeiner Regierung ſolche Sache unbedenklich nach den Angaben ſeines Geheimen Kabinetraths entſchied. Dieſer war Menken, ein ehmals vielbelobter, aber ſchwacher und furchtſamer Mann, aus Helmſtädt gebürtig, und von dorther mit Held früh bekannt, jetzt aber perſönlich wider

ihn eingenommen. Held war zur Zeit des Thronwechsels auf Urlaub in Berlin, speiste grade beim Miniſter von Struenſee, als dieſer über Tiſch eine Kabinetsordre empfing, deren Inhalt er ihm noch deſſelben Tages durch folgendes Schreiben bekannt machte: „Des Königs Majeſtät haben mir durch die höchſte Kabinetsordre vom 19. dieſes Monats Ihr Mißfallen zu erkennen zu geben geruhet: daß der Herr Ober-Zoll- und Akziſe-Rath von Held ſich beikommen laſſen zum Geburtstage des höchſtſeligen Königs Majeſtät ein Gedicht von ſehr zweideutigem Inhalte, welches wenigſtens zur Feier dieſes Tages nicht paſſend war und welchem daher mit Recht das Imprimatur verweigert worden, dennoch drucken und ſogar in Muſik ſetzen zu laſſen, um ſolchem deſto mehr Publizität zu geben und es gleichſam zu einem Volksliede zu machen.“

„Höchſtdieſelben haben daher auch dem Großkanzler von Goldbeck aufgegeben, ihn wegen dieſer geſetzwidrigen Handlung zur Verantwortung und Strafe zu ziehen; mir aber, da Sie ſchon längſt Ihrer demokratiſchen Geſinnungen und unbedächtigen Äußerungen halber bekannt ſein ſollen, den Auftrag ertheilt, Sie unverzüglich von

Posen weg in eine kleine Stadt hiesiger Gegend zu versetzen."

„In Gemäßheit dieses Allerhöchsten Befehls habe ich Sie daher zum Mitgliede bei der Provinzial-Akzise- und Zolldirektion zu Brandenburg, mit Beibehaltung Ihres zeitherigen Gehalts von 900 Thaler ernannt und das Nöthige dieserhalb Dato verfügt; und ich muß Sie daher hiedurch anweisen, sich unverzüglich nach Brandenburg zu begeben und Ihren Posten daselbst anzutreten."

„Zugleich aber muß ich Ihnen, dem höchsten Auftrage zufolge, die gemessenste Weisung geben, sich diese Verfügung zur Lehre dienen zu lassen und sich künftig in Ihren Reden und sonstigen Äußerungen vorsichtiger als bisher zu betragen, weil Sie sich sonst, wenn Sie Ihrer Zunge und Feder fernerhin ungezügelten Lauf gestatten, die härteren Maßregeln selbst beizumessen haben werden, die man höheren Orts ganz unvermeidlich gegen Sie zu ergreifen sich gemüssiget sehen wird. Ich hoffe durch die Art wie ich den Königlichen Befehl ausgerichtet, Ihnen einen Beweis gegeben zu haben, wie sehr ich Ihres eigenen Vortheils wegen wünsche, daß Sie dieser Weisung und meinem wohlgemeinten Rathe künftig genau

nachkommen mögen. v. Struenſee. Berlin, den 21. November 1797."

Im Gaſthofe zur Stadt Rom, wo er dieſes Schreiben empfing, ſchrieb Held ungeſäumt ſeine Verantwortung, wurde noch über Nacht damit fertig, und reichte ſie am nächſten Morgen dem Miniſter ein. Er ſagte darin ohne Rückhalt und Scheu grade heraus, was die Welt von Hoym offenkundig wußte und urtheilte. Er bewies, daß eine Lüge ſei, wenn geſagt werde, ſein Gedicht ſei ohne Zenſur gedruckt, ſodann bekannte er frei, daß er daſſelbe abſichtlich gegen manche Perſonen zugeſpitzt, welche die Gutmüthigkeit des vorigen Königs mißbraucht hätten, und welche der jetzige König bereits begonnen habe unter das Geſetz zu ſtellen und ſie zu beſtrafen. „Manches darin, ſagt er, gilt den Verkrüpplern des geſunden Menſchenverſtandes und des an ſich guten Nationalkarakters, die ſeit zehn Jahren ihr Unweſen getrieben und die Monarchie auswärts lächerlich gemacht haben; denn ſeit dem Religionsedikt ſtiegen zahlloſe Heuchler die Treppen der Konſiſtorien, inſonderheit aber der Kanzeln alle Sonntage hinauf, und befahlen und predigten wunderliche, unfruchtbare, unbegreifliche Dinge, ſtatt häusliche und bürgerliche Tugenden zu lehren.

die auf die beſſre Praxis des wirklichen Lebens eingreifen; doch ich befaſſe mich mit dieſer Menſchenſorte nicht weiter, da ihr Reich jetzt dahin iſt.“ Schließlich hofft er, daß der König dieſe Verantwortung leſen, die abgedrungene Nothwehr aus dem rechten Geſichtspunkte faſſen, und die Frage: Ob ſolche Miniſter wie Hoym, oder ſolche Dichter wie Held, mehr der bürgerlichen Ruhe ſchaden? nicht zu des letztern Unglück entſcheiden werde. — Dieſe Eingabe, welche von der Vertheidigung ſo lebhaft zum Angriff überging, hatte nur zur Folge, daß Held mit wiederholtem Verweiſe den Beſcheid erhielt, es habe bei dem Verfügten ſein Bewenden.

Auf ſolchen unverhältnißmäßigen Schlag war Held allerdings nicht vorbereitet. Die Wirkung dieſer ausgeſprochenen Ungnade auf die Menſchen ſollte er ſogleich in einem traurig lächerlichen Vorgang erfahren. Held erſchien bis dahin als ein Mann, der durch ſeinen Geiſt und Muth, freilich aber in den Augen der gewöhnlichen Leute mehr noch durch ſeine Gunſt bei Struenſee bedeutend war, er ſchien bei dem Thronwechſel nur gewinnen zu können, man war daher um ihn bemüht und lud ihn ein. In jenen Tagen ſollte er der Gaſt des Geheimen Oberbergrathes Roſenſtiel bei einer Abendgeſell-

ſchaft im Engliſchen Hauſe ſein; doch dieſer, von der Kabinetsordre zufällig unterrichtet, entſchuldigte ſich und übertrug den Gaſt dem Buchhändler Friedrich Nicolai, der wie die übrige Geſellſchaft noch nichts erfahren hatte. Da kam ein Bekannter Held's, und fragte, was an der Sache ſei, die er ſo eben als Gerücht gehört, und Held erzählte unbefangen das Geſchehene, indem er mit derben Worten nicht zurückhielt. Die Anweſenden verſtummten in Staunen und Schrecken. Alles war in Furcht vor der neuen Regierung, von der man ſich der größten Strenge verſah, und noch nicht wußte, wohin ſie einlenken würde. Alle gute Laune war ausgelöſcht, das Geſpräch kam nicht wieder in Gang, die Mitgäſte ſammt und ſonders wurden kalt und fremd, und verſchwanden einer nach dem andern. Mit Verwunderung ſah ſich Held in dem großen Speiſeſaal ganz allein mit dem Kellner, der gutmüthig äußerte, es müſſe etwas Merkwürdiges in der Stadt vorgegangen ſein, denn es ſei noch nicht 10 Uhr, und ſonſt blieben die Herren wenigſtens bis 12. — Für Held, der die Hoffnung nicht aufgab, der König, auf den als Kronprinzen er ſelbſt und ſeine Freunde immer mit begeiſterter Zuverſicht geblickt, werde ſpäter ſeine Sache in andrem

Lichte sehen, blieb doch für den Augenblick nichts übrig, als sich dem Ausspruche zu fügen. Es war eine Vergünstigung, daß er die Erlaubniß erhielt nach Posen zurückzukehren, um seine Geschäfte zu ordnen. Die nächste Bekümmerniß lag für ihn hauptsächlich in seinen häuslichen und wirthschaftlichen Umständen. Seine Frau war durch Besitz und Gewohnheit an Posen gefesselt; er mußte nun aus ihrem reichen Hauswesen scheiden, um sich auf eigne Hand neu einzurichten. Zudem hatte er noch einige Schulden, die sein zartes Ehrgefühl aus dem Vermögen seiner Frau nicht hatte tilgen wollen, und die Übersiedlung nöthigte ihn zu neuen. Die Trennung von Frau und Kindern — einen Stiefsohn liebte er gleich der eignen Tochter — war ein Mißgeschick, das in seinen Folgen zerrüttend auf die ganze Lebenszeit fortwirkte, da er die Nachtheile der zwiefachen Wirthschaft großmüthig nur sich selber aufbürdete. Hoym, der von diesen Verlegenheiten unterrichtet wurde, ließ ihm, theils aus gutmüthiger Schwäche, theils aus Klugheit, um den doch immer gefährlichen Gegner zu gewinnen, durch den Regierungsrath von Grävenitz in Posen ein Reisegeld von dreitausend Thalern anbieten, jedoch nicht auszahlen, weil Held unvor-

sichtig das Anerbieten sogleich laut ausplauderte, mit dem Zusatz, er werde es annehmen, um jenen in seiner Blöße zu zeigen, und es ihm dann vor die Füße werfen.

Held's Mißgeschick hatte auf die Stimmung seiner Leier keinen Einfluß. Freudig widmete er am 1. Januar 1798 dem Könige ein Huldigungsgedicht im Namen der Einwohner Südpreußens. Hier heißt es mit Wärme:

„Zu Dir hinauf, geliebter Fürst! erheben
Wir unsre Hand! Wir sehnten uns nach Dir
Erwartungsvoll, von ferne stehen wir;
Verschmäh' uns nicht, nicht unser reges Streben,
Zu werden was Du willst, — der Krone neue Zier.
Das Schicksal, das Dich uns gegeben,
Gab Dir die schöne Pflicht, zu schaffen unser Glück;
Und freudig ahnden wir das freundlichste Geschick."

„Dich, Hasser aller Sklaverei!
Erwarten heiter wir, mit Ähren Dich zu kränzen.
Der Ordnung, der Vernunft, Dir und der Hoffnung treu,
Sieh der Sarmaten Volk Dir hell entgegenglänzen.
Sie rufen Dich, bis von den weiten Gränzen
Rutheniens, zur Huldigung herbei.
Du sollst den freien Eid der alten Polen hören,
Den sie, die Faust am Schwert, dem freien König schwören."

Wirklich war es seine aufrichtige Meinung, daß die Polen unter dem preußischen Zepter einer

höheren Entwicklung zugeführt würden, die mehr werth sei, als ein zerrüttetes Vaterland, und aus diesem Gesichtspunkt hielt er die gänzliche Theilung Polens für ein fruchtbares Ereigniß. War doch ihm selber das Vaterland Preußen hauptsächlich als ein Ausdruck geistiger Bildung theuer, als der Staat, in welchem Friedrich der Große Vernunft und Freiheit verbunden mit Gesetz und Ordnung zur Herrschaft erhoben, und dem in Deutschland keiner sich vergleichen konnte. In diesem edlen Sinne, nicht aus Eroberungslust oder Ruhmesschmeichelei, schloß er denn sein Gedicht auch mit der Andeutung, daß dem jungen Könige sein Reich über ganz Norddeutschland auszudehnen obliege. Noch andre Gedichte voll Muth und Frohsinn fallen in diese Zeit, zuletzt auch ein Abschied von Südpreußen, den er zu Meseritz an der deutschen Gränze niederschrieb, und worin er die ihm widerfahrne Unbill und seine nur noch geringen Hoffnungen ausdrückte.

Zu Brandenburg im Februar 1797 angelangt, fand er sich anfangs in der kleinen Stadt sehr einsam. Der Ruf seiner Ungnade war ihm vorangegangen, man scheute den staatsgefährlichen Mann, einige Beamte und Offiziere wollten ihre gute Gesinnung dadurch beweisen, daß sie ihm

mit ſchnöder Kälte begegneten. Doch bald überwand ſein freies und liebreiches Weſen die künſtlichen Vorurtheile, er wurde von den wackern Bürgern ehrenvoll anerkannt, und in die beſte Geſellſchaft gern aufgenommen. Der Wenigen, die knechtiſch oder ängſtlich ſich zurückhielten, konnte er leicht entbehren. Hier machte er auch die Bekanntſchaft des Profeſſors Friedrich Buchholz, der damals bei der Ritterakademie angeſtellt war, und mit dem fortan lange Zeit die größte Übereinſtimmung der Anſichten, lebenslang aber herzliche Freundſchaft ihn feſt verknüpfte.

In ſeiner Geſchäftsführung thätig und ſorgſam, erwarb er ſich auch hier die Achtung ſeiner Amtsgenoſſen und Vorgeſetzten; ein ſo fähiger Kopf, und den man von Struenſee im Stillen begünſtigt wußte, ſchien ſich aus der Ungnade bald wieder herausarbeiten zu müſſen. Allein hieran grade arbeitete er nicht! Er fuhr fort, ſeine Meinung frei zu ſagen, das Schlechte zu tadeln wie hoch es auch ſtehen mochte, er behauptete trotzig ſeine und ſeiner Freunde Sache als eine ehrliche und löbliche, er ſchalt auf das Unrecht, das ihm und ihnen widerfahren war. Ihm war inzwiſchen gelungen, mit Zerboni, der noch in Magdeburg gefangen ſaß, eine

Verbindung anzuknüpfen, die so viel als möglich unterhalten wurde. Folgender Brief Zerboni's an Held läßt uns das Verhältniß beider Freunde in vollem Lichte sehen:

„Aus der anliegenden Abschrift ersiehst du den Schritt, den ich den 9. dieses Monats in meiner Angelegenheit gethan habe. Es ist der letzte mögliche; wenigstens finde ich in meinem ganzen Ideenvorrathe nichts, was mir einen anderweiten wirksameren und zugleich schicklichen, an die Hand geben könnte."

„Der Minister von der Reck ist ein ordentlicher würdiger Mann. Ich glaube, daß durch seine Hände meine Vorstellung sicher, und ihrem vollen Inhalte nach, an den König gelangen wird; und dann ist die Gewährung meines mit der strengsten Gerechtigkeit einverstandenen Gesuches unausbleiblich. Wird es zurückgewiesen, umgangen, überhört — so ist es so gewiß, als es nur irgend etwas sein kann: daß es, ohnerachtet aller Vorsicht von meiner Seite, dennoch meinen Gegnern gelungen ist, sich meiner Vorstellung selbst, oder mindestens des Vortrages derselben zu bemächtigen. Das Komplot ist groß, wähnt um seine Existenz zu kämpfen, und hat durch elf Jahre für seinen Beutel gesorgt."

„Meine Erfahrungen ſeit anderthalb Jahren, haben leider gegen meine Menſchenkenntniß bewieſen. Ich bin leider mit innigem Schmerze dahin berichtigt: daß auch die beſſeren Menſchen die Farbe des gegenwärtigen Augenblicks tragen, und nur ein Produkt der jedesmal auf ſie wirkenden Umſtände ſind. Daß all die ſchönen Sentiments von Recht, Tugend, Männerwürde und uneigennütziger Freundſchaft, als bloße dem Genius des Geſchmacks und der Mode unterworfene Redensarten angeſehen werden müſſen; und ich beſcheide mich deſſen. Aber ich habe dem ohnbeſchadet noch nicht aufgehört an der Möglichkeit von Menſchen zu verzweifeln, die Energie genug haben, Wahrheiten, die ſie in der Theorie mit Enthuſiasmus umfangen, durch ihre Handlungen darzuſtellen.“

„Du haſt bei mehreren Gelegenheiten gezeigt, daß du Anſprüche haſt zu dieſen letzteren gerechnet zu werden. Vielleicht daß mein Gegenſtand dich bis zu dem Grade intereſſirt und indignirt, daß du dich aufgefordert fühlſt, etwas für denſelben zu thun. Auf dieſen Fall bitte ich dich, dann, wenn du binnen 8 Tagen nach dem Empfange dieſes nicht durch mich, oder auf einem anderen zuverläſſigen Wege, von meinem Prozeſſe

oder meiner Befreiung unterrichtet wirst, meine Sache in den „Annalen der leidenden Menschheit“ oder dem „Genius der Zeit“ zum öffentlichen Vortrage zu bringen, und hiebei zugleich die Anlagen, mindestens meine Vorstellung an den König, abdrucken zu lassen. Wenn du in dem hamburger Zeitungsblatte vom 3. dieses Monats den Artikel Berlin nachlesen willst, so wirst du dich überzeugen, daß ein solches Unternehmen für dich ohne Gefahr ist. Zudem ist es ja auch nicht nöthig, daß das Inserat unter deinem Namen erfolgt. Dasselbe wird übrigens nichts enthalten, was unserem Könige, diesem seltenen Manne mißfallen könnte, dafür bürgt mir dein Verstand und dein Herz.“

„Es ist, mein redlicher Held, die Frage: ob die lichtscheue Kabale dann wirklich einen entscheidenden Sieg über Recht, Gesetze und Ehrbarkeit davon tragen; ob ein Komplot Betrüger, im Angesichte eines gebildeten Publikums, eine Regierung, die sich durch Weisheit, Gerechtigkeit und Mäßigung auszeichnet, auf die unerhörteste schamloseste Weise, zum Verderben redlicher Männer mißbrauchen soll, welche die Entschlossenheit hatten, seinen verderblichen Machinationen entgegen zu wirken. Was du hier thuest,

thuſt du nicht für Einzelne; du thuſt es für das Ganze. Ob du für daſſelbe etwas unternehmen ſollſt, muß dir eine innere Stimme ſagen, die bei Wenigen ſpricht, von noch Wenigeren gehört wird. Ich meines Ortes habe gethan, was meine Kräfte vermochten, um die Sache der Gerechtigkeit zu vertheidigen. Geſchah es ohne Erfolg, ſo iſt die Schuld nicht auf meiner Seite, ſondern ſie liegt an der Überlegenheit der Gegner, mit denen ich zu kämpfen hatte. Mein Aufſatz vom 12. Januar enthält Dinge von Erheblichkeit; Dinge, die vielleicht nicht ein jeder in einem Gefängniſſe ſagt."

„Siegt das Diebesgeſindel, und ſehn wir uns nicht mehr wieder, ſo überhöre meine Bitte nicht, ſo weit du es vermagſt der Freund meines bedauernswürdigen Weibes zu bleiben, meinen ehrlichen Namen vor dem Publiko zu retten, und zuweilen an einen Mann zu denken, der auf eine beiſpielloſe unverſchämte Art, vor den ſichtlichen Augen der Gerechtigkeit und einer ganzen gebildeten Nation, mit ſeinen Freunden das Opfer eines Böſewichts wurde, der allgemein ein Schurke genannt werden würde, trüge er nicht Stern und Band, und hätte er nicht von jeher die Maxime

befolgt, seinen Raub mit seltener Großmuth zu theilen."

„Von den Anlagen kannst du sofort Abschriften geben, an wen und wohin du willst, nur muß es verschwiegen bleiben, daß du sie von mir empfingst, da ich diesen Brief nicht auf dem geraden Wege an dich gelangen lassen, und deshalb auch keine Antwort empfangen kann."

„Sollte man die Unredlichkeit so weit treiben, **bloße Privat-Sachen**, die man in meinem Bureau fand, ins Publikum zu bringen, so wirst du gewiß eine solche Ehrlosigkeit mit den Geißelhieben rügen, die sie verdient. Zerboni. Im Staatsgefängnisse auf der Citadelle zu Magdeburg, den 16. August 1798."

Nachschrift. „Nimmst du auch Anstand die Anlagen in dem gegebenen Falle abdrucken zu lassen, so wirst du doch wenigstens meine Sache, wenn auch selbst ohne meinen Namen zu nennen, führen. Das letztere wäre freilich nicht sehr wirksam, aber doch etwas."

Daß Held alles was in seinen Kräften stand, eifrigst aufbot, um für den Freund zu wirken, bedarf keiner Versicherung. Allein die Gegner hatten Macht und Ansehn und alle Vortheile des Scheins auf ihrer Seite. Merkwürdig ist dabei

das unerschütterliche Vertrauen, welches Zerboni wie Held auf den König selber setzen, von dessen edlem Willen und gerechtem Sinn sie fest überzeugt sind, dem sie mit wahrer Liebe anhängen, und dessen jetzt gegen sie gerichtetes Handeln sie doch keinen Augenblick zu irren vermag. Auch wurde Zerboni wirklich durch die Gnade des Königs früher, als man erwartete, der Haft entlassen, während der Prozeß, weil Zerboni sich bei dem Urtheil erster Instanz nicht beruhigen wollte, in zweiter Instanz fortdauerte. Zerboni kam auf der Rückreise nach Petrikau durch Brandenburg, und besuchte hier seinen Freund, mit dem er drei Tage zusammenblieb und mancherlei Schritte verabredete, die seiner Sache vortheilhaft sein konnten; es galt besonders, sowohl die Staatsverwaltung, als auch die öffentliche Meinung zu überzeugen, daß die Angaben, welche Zerboni gemacht, nicht aus der Luft gegriffen seien, sondern auf thatsächlichen Beweisen ruhten. Daher unternahm Held, die schon erwähnten Betrügereien des Feldkriegskommissariates in Südpreußen aufs neue öffentlich zur Sprache zu bringen. Zerboni schickte gleich nach seiner Ankunft in Petrikau alle dazu erforderlichen Akten, und schnell hatte Held ein ganzes mit Rechnungsbelägen

versehenes Buch darüber fertig, welches er im Dezember 1798 zum Druck an den Buchdrucker Füchsel in Zerbst absandte. Jedoch der Postdirektor Pauli in Magdeburg witterte in dem Paket etwas Verdächtiges, ließ es eröffnen, und beförderte die gefundene Handschrift, anstatt nach Zerbst, nach Berlin an den Minister Grafen von der Schulenburg, dem die Posten untergeben waren. Der Minister reichte den Fund beim Kabinette des Königs ein, wo die Schrift fleißig gelesen und besprochen, dann aber in der Stille beseitigt wurde. Daß Held als Verfasser errathen wurde, geht aus seiner Äußerung hervor, es sei durch diesen Vorgang die üble Laune im Kabinette gegen ihn nur noch vermehrt worden, indem dasselbe es so zu sagen als Grundsatz und als eine Weisheit aufstelle, die unter der vorigen Regierung begangenen Missethaten nicht aufzurühren. Diese Sache war also erstickt; aber Held ließ sich durch den Verlust der Handschrift, deren Schicksal ihm erst später bekannt wurde, nicht abschrecken, sondern sann auf neue Maßregeln.

Seine Lage jedoch wurde von Tag zu Tag drückender. Das Diensteinkommen reichte wohl für die täglichen Ausgaben hin, die dadurch, daß er seine Kinder zu sich genommen hatte und für

deren Erziehung sorgen mußte, doch sehr vermehrt waren. Aber die von Posen mitgebrachte Schuldenlast, so klein sie an sich war, ließ sich nicht abtragen, sie mußte verzinst werden, und die Bedingungen, unter denen dies nur möglich war, ließen ihn zu keiner Ordnung kommen. Er sah aber Schulden als eine Unehre, sich selbst gegenüber seinen Gläubigern als einen Unfreien an. Erfüllt von dieser Bedrängniß wandte er sich an seinen vorgesetzten Minister und richtete an Struensee, der ihm wohlgeneigt und befreundet geblieben war, am 25. März 1790 ein beredtes Schreiben, welches seine Lage genau darstellte und seine eigentliche Bitte in diesen Worten aussprach: „Schießen Sie mir aus einer Ihrer vielen Kassen 2500 Thaler ohne Interessen vor, ziehen Sie mir vom bevorstehenden Juli an (denn bis dahin habe ich schon bestimmte Abzüge) jährlich 500 Thaler ab, dann ist die Kasse in fünf Jahren rembourſirt, und ich bin auf Einmal im Reinen und dieses wichtigen Theils meines Kummers überhoben." Doch wenn Held bat und etwas nachsuchte, so geschah es nicht in gewöhnlicher Art, sondern auf seine besondre Weise. Er öffnete dann sein ganzes Herz, dessen biedre Aufrichtigkeit sich in edlem Zutrauen weich und gefühlvoll

ausſprach, daneben aber auch in Wahrheitseifer entbrannte, und weder Sachen noch Perſonen ſchonte, auch ſelbſt diejenigen nicht, deren guten Willen er nöthig hatte. So enthält denn auch dieſes Bittſchreiben die ſchärfſten Äußerungen über das erlittene Unrecht, den bitterſten Tadel ſeiner Gegner. „Bewilligen Sie meine Bitte nicht — ſchreibt er unter andern — ſo unterwerfen Sie dieſen Brief nur wenigſtens nicht der Beurtheilung Ihrer Geheimen Räthe. Dieſe Herren haſſen mich alle, ein Theil derſelben kann, ein andrer will mich nicht verſtehen. Sie wiſſen, daß ich ſie ſämmtlich für nicht viel mehr als bloße Poſtgäule halte, die, jeder ſo gut oder ſchlecht er es vermag, den Geldkarren des Staates ziehen, den Ew. Exzellenz über den holprichten und löchervollen Knüttelbamm zahlloſer innerer geographiſcher, provinzieller, lokaler und perſönlicher Unebenheiten treiben, und der, vor Deutſchlands gänzlicher Theilung und ohne eine totale innere Geſchäftsreform und Ausbrennung der Regiſtraturen, nie zur Chauſſee werden wird.“ Nachdem er einige gegen ihn verſuchte Verläumdungen mit derben Kraftausdrücken auf die Urheber zurückgeworfen, ſagt er zu ſeiner Entſchuldigung: „Nur weil ich auf Glück und Freude in dieſer Welt

ſchon gänzlich Verzicht gethan habe, verfalle ich in dieſen frechen Ton. Dazu kömmt, daß man in Ew. Exzellenz gern den furchtbaren Miniſter vergißt und nur den Menſchen ſieht, deſſen Herz ſelbſt auf einem hohen Standpunkt gegen fremdes Leid nicht verdorrt iſt. Es hat mir die angeſtrengteſte Überwindung gekoſtet, dieſen Brief abgehen zu laſſen; er iſt mein letztes Hülfsmittel, das ich kurz vor dem Verſinken in Unehre und Menſchenſcheu und in täglich zum Ausbruch fertige weinende Wuth ergreife. Denn ſo oft ich hier die Poſt abfahren ſehe, fällt mir ein, ob ich nicht am beſten thäte, um meine Mitwelt zu zwingen mich wieder zu achten, wenn ich mich aufſetzte und zum Wohl des Staats, zur Rächung ſo mancher Thränen, den ſchlechten Schwächling aus der Welt jagte, der durch ſeine kindiſch-bosbafte Denunziation auch mich noch zuletzt ſo unglücklich gemacht hat.“ Aus den Folgen, meint er, würde er ſich ſo viel nicht machen, und fährt dann fort: „Seit ich mit dem Haß eines ſchlechten Miniſters und der Ungnade des Königs behaftet bin, ſchlägt ohnehin jeder Eſel im Lande nach mir Hülfloſen aus, beurtheilt jede Frau Baſe, neckt jede Bettel mich, und ſchändet nach Belieben meine Ehre, Namen und Ruf, und ich bin wirk-

lich nicht poetisches Genie genug, um gegen Schmach und Schande fühllos sein zu können. Jenen Eumenidenbesuch hätte ich auch wahrhaftig bei Seiner Exzellenz in Breslau schon abgestattet, wenn ich meinen Gläubigern nicht für mein Leben verantwortlich wäre, als welches, so lange ich einen Groschen schuldig bin, nicht mir, sondern ihnen gehört." Wir könnten uns nicht wundern, wenn der Minister dieses Schreiben mit strengem Tadel erwiedert hätte; daß er diese Sprache, welche nur anzunehmen schon verfänglich für ihn war, nicht einmal rügte, sondern mit Stillschweigen überging, und nur auf die Sache antwortete, gereicht seiner Einsicht und Billigkeit zur Ehre. Jedoch gewährte er die Bitte nicht; zu der Herzenswärme, die er wirklich besaß, war durch die eiskalten Maximen, mit welchen er sie bedeckt, nur selten durchzudringen. Er schrieb an Held eigenhändig zurück wie folgt:

„Es thut mir leid, aus Ew. Hochwohlgeboren Schreiben ersehen zu haben, daß Ihre Finanzen noch nicht gehörig arrangirt sind. Indessen ist nach meinem Dafürhalten Ihre Situation noch nicht verzweifelnd, und unsre Gesetze zeigen Ihnen ganz deutlich den Weg, wie Sie sich durch

eine einige Jahre soutenirte Sparsamkeit aus Ihrem Labyrinthe reißen können, um hernach ruhig und ohne Finanzsorgen Ihres Lebens zu genießen. Der Vorschlag, den Sie mir thun, daß ich Ihnen 2500 Thaler aus irgend einer Kasse ohne Zinsen vorschießen und dagegen 5 Jahre hinter einander 500 Thaler von Ihrem Gehalte einbehalten soll, ist praktisch nicht ausführbar, weil ich dazu vom König nicht autorisirt bin, es auch schwerlich erwarten kann, dazu autorisirt zu werden, und weil es bei mir, wie Sie selbst fühlen werden, Grundsatz sein muß, mein eigen Vermögen niemals mit dem des Staates zu meliren. Sie werden wahrscheinlich sagen, daß dies eine sehr kalte Antwort auf einen Antrag wäre, den Sie mir aus wahrem Zutrauen zu meiner Freundschaft gemacht hätten. Ich gebe dies gern zu; wenn Sie aber die ganze Sache mit kaltem Blute in ihrem ganzen Zusammenhange überdenken, so werden Sie mir zugeben, daß ich Recht thue, wenn ich in meinen Handlungen nach Grundsätzen und nicht nach Gefühl und Leidenschaft zu Werke gehe."

„Mein Rath ist der, daß Sie Ihren Gläubigern in der Sprache eines gesetzten Mannes die Proposition machen, ihnen jährlich 500 Thaler

bestimmt anzuweisen, und daß Sie, sobald die Gläubiger nicht konsentiren wollen, sie gerichtlich dazu verbinden lassen. Auf diese Art werden Sie zwar fünf Jahre lang bei dem Abzuge bleiben; aber die Kur ist auch desto sicherer."

„Mein Rath ist, daß Sie diese Kur je eher je lieber vornehmen, weil Zerrüttung in den Finanzen ein sehr großes mit den nachtheiligsten Folgen verbundenes Übel ist. Lassen Sie sich ja durch keine falsche Scham von Ergreifung des gesetzlichen Weges abbringen, und wenn Sie meinen Rath befolgen, so stehe ich dafür, daß es gut gehen wird, und daß Sie mir dafür danken werden. Es wird mir sehr lieb sein, wenn Ihre Antwort mir die Nachricht giebt, daß Sie meinen Rath gut befunden haben, und nun alsbald zur Ausführung schreiten wollen. Struensee. Berlin, den 30. März 1709."

Der Rath war jedoch nicht ausführbar, und Held blieb in seiner qualvollen Bedrängniß, die sich durch die unglücklichen Störungen seines Familienwesens nur täglich mehrte. Er mußte sich darein ergeben, den Kampf mit den untersten Ansprüchen des Lebens mühsam fortzusetzen, von denen er sich aber nie so hinnehmen ließ, um darüber die höheren Ansprüche, welche Wahrheit,

Recht und Freundsch[illegible] an ihn machten, [illegible]nals außer Acht zu laſſen. Ja, w[illegible] noch rühmlicher iſt, und von der ſeltnen Gemüth[illegible]kraft des Mannes zeugt, auch ſeine dichteri[illegible]che Stimmung und die perſönliche Herzlichkeit für das Vaterland litten durch den zwiefach[illegible] Druck, der auf ihm laſtete, keinen Eintrag; wir ſehen ihn ſtets bereit, der treuen Geſinnung für den König ſein dichteriſches Wort zu leihen; ſo feiert er in einem Liede für den Schützenverein zu Brandenburg den König mit aller Wärme, ſo übernimmt er, als am 25. Mai 1799 der König und die Königin auf ihrer Reiſe nach Weſtphalen durch Brandenburg kommen, die ihnen Namens der Bürgerſchaft zu überreichenden Gedichte zu verfaſſen, und drückt darin die zarteſte Verehrung aus.

Aber Held ſchien einmal beſtimmt, nicht ohne Anfechtung zu bleiben, und wo er ſie nicht aufſuchte, da ſuchte ſie ihn. Ein zufälliges Begegnen mit hohen Militairperſonen im Anfange des Septembers 1799 nahm eine ſo beleidigende und aufreizende Wendung, daß Held, ohne ſeinen Karakter ganz zu verläugnen, unmöglich ſtill dabei bleiben konnte, und weil hier ein Zweikampf aus Gründen, die er ſelber angiebt, kaum ſtatt-

haft schien, so wandte er sich gradezu an den König. Die näheren Umstände der Sache sind in seiner Eingabe bezeichnungsvoll mitgetheilt, und wir lassen dieselbe hier folgen, als ein merkwürdiges Zeugniß des Mannes selbst wie der Erscheinungen jener uns schon so entlegnen Zeit. Held schrieb an den König:

„Es geschieht nur aus Druck der bittersten Nothwendigkeit, daß ich von meinem Vorsatz mit meiner Handschrift Ew. Majestät nicht mehr lästig zu fallen, eine Ausnahme mache, und Allerhöchstdero oberstrichterliche Gewalt und Pflicht, in einem Falle, wo die gewöhnlichen Rechte schweigen, als ein außerordentliches Hülfsmittel zu meinem persönlichen Schutz hierdurch anrufe."

„Ich muß nämlich den Generallieutenant von Rüchel wegen unbefugter und neckender Anmaßungen, den General von Puttkammer wegen Brutalität und den Major von Bömcken wegen anderer Ungezogenheiten gegen mich, anklagen und Ew. Majestät bitten, diesen Leuten zu befehlen, daß sie, denen ich gewiß gern überall aus dem Wege gehe, mich, wo mein Unstern mich mit ihnen von ohngefähr künftig wieder zusammenführen möchte, mit ihrem lahmen Witz und ihren Grobheiten verschonen, und dadurch

die Ruhe nicht ſtören, die jeder Bürger dem andern zu belaſſen ſchuldig iſt."

„Vorgeſtern beſah ich in Geſellſchaft des Kammerpräſidenten von Harlem aus Poſen und des hieſigen Krieges-Raths Koch, Nachmittags um 5 Uhr das hieſige Armenhaus und traf darinnen die vorgenannten Militair-Perſonen. Der Generallieutenant von Rüchel erkundigte ſich, wer ich wäre, ob ich mit dem von Leipziger verwandt ſei, torquirte mich hiernächſt mit beleidigenden Fragen über meine und des von Leipziger's politiſche Grundſätze, demonſtrirte mir mit auffallendem Nachdruck, daß ich einen Königlichen und zwar wie er wiſſe, mit ſehr lukrativem Einkommen verbundenen Poſten hätte; ſprach von meinem Bruder, den er übrigens zu meiner wahrhaften Freude einen rechtſchaffenen Mann nannte, in dem Sinne, als ſei ich das Gegentheil, und benahm ſich überhaupt gegen mich mit der Arroganz eines wahren Inquiſitors; eine Rolle, die ganz außer ſeinem Wirkungskreiſe liegt, und ein Geſchäft, deſſentwegen Ew. Majeſtät ihn ſicherlich nicht nach Brandenburg beordert hatten."

„Ich habe auf alle dieſe Kränkungen beſcheiden und nach meinen Begriffen von Ehre geantwortet, und dieſem unedlen Übermuth bloß Ge-

lassenheit entgegengesetzt. Um aber doch an einem schicklichern Platz mich mit der vollen Sprache der Wahrheit vor diesem bei Ew. Majestät geltenden Manne zu rechtfertigen, bat ich ihn endlich um eine einzige Viertelstunde Privataudienz in seinem Quartier; er bestellte mich zu sich, ließ mich aber nachher nicht vor sich."

„Der General von Puttkammer, durch diese Mißhandlungen des ꝛc. von Ruchel gleichsam angesteckt und muthig geworden, fuhr mich hiernächst auf eine grobe Weise mit der Frage an: ob ich ihn nicht kenne und warum ich den Hut nicht abnähme, wenn ich ihm begegnete? Ich antwortete ihm der Wahrheit gemäß, daß, nachdem ich ihn vor anderthalb Jahren mehrmals höflich gegrüßt, aber immer bemerkt hätte, daß er mir nicht danke, auch erfahren hätte, daß er niemals einem Zivilisten oder Bürger, sondern nur den Mousquetiren danke, ich natürlicherweise meine Komplimente einstellen müssen. Nichtsdestoweniger brach er in plumpe Schimpfworte, und wenn ich nicht irre, in Drohungen aus, wozu ich stille schwieg, da es dem ꝛc. von Puttkammer deutlich anzusehen war, daß er sich im Trunke übernommen hatte."

„Der Major von Bömcken mengte sich nunmehro in dies garstige Gespräch, dichtete mir

blöde Augen an, und behauptete am Ende, daß man einen preußischen General grüßen müsse, er möge danken oder nicht. Ich erwiederte hierauf, daß ich die Richtigkeit dieser Behauptung bezweifelte und daß so der König selbst jedem Bauer danke, der seine Mütze abziehe."

„Diese fatale Szene fiel in einer Stube und einem Gange des Armenhauses in Gegenwart von 20 Personen vor, und hat mich, dessen Gemüthsruhe nur allmälig wiederzukehren auf dem Wege war, von neuem in Schmerz und Besorgnisse der finstersten Art zurückgeworfen. Ich sehe offenbar, daß man mir zu Leibe und mich beschimpfen will, und daß ich wüthende Feinde von Wichtigkeit habe, die meinen Untergang beabsichtigen. Es ist unerträglich hart, immerdar der Gegenstand von großen und kleinen Verfolgungen zu sein, und niemals zur Ruhe zu kommen. Wer auf diese Art unaufhörlich gequält wird, muß durchaus zuletzt an Geist und Körper erkranken, und selbst wüthend werden."

„In solche Ungerechtigkeiten sollten Ew. Majestät doch ein strenges Einsehen haben. Brutale Soldaten schaden offenbar der Achtung und Liebe zum Regenten im Ganzen. Ich bin ohne irgend

einen vernünftigen Grund in der Sphäre des Thrones recht absichtlich geschmäht und verlästert. Was der ꝛc. von Rüchel die Grundsätze des Leipziger nennt, weiß ich wirklich nicht, ich bleibe bei der simpeln Erinnerung der angenehmen Stunden stehen, die ich vor Jahren in Glogau unter andern klugen Männern auch mit Leipziger verlebt habe, und werde sein Geschick immer laut bedauern, wenn ich darnach gefragt werde. Es wäre ja niederträchtig von mir, wenn ich andere empfände und spräche, und aus elender Verzagtheit die Freundschaft eines Mannes, den ich ungemein hochschätze, darum verläugnete, weil er unglücklich und verkannt ist."

„Von der berüchtigten Ordensverbindung des Leipziger weiß ich keine Silbe und halte sie für eine läppische Lüge; wohl aber hat mir und vielen andern, im Jahre 1793 der Professor Feßler einen Plan zu einer Kantisch-philosophischen Gesellschaft vorgelegt, an dem ich bloß darum keinen Theil nehmen mochte, weil er für praktische Menschen mir gar zu abstrakt und unausführbar schien. Dies ist derselbe Plan, den jetzt unter mancherlei Modifikationen die Loge Royal-York von Feßler'n bekommen und zu ihrem System angenommen hat, und den der ꝛc. von Rü-

chel kennt, falls er anders im Stande ist, den Fehler zu verstehen. Lukrativ habe ich meine dreizehnjährige Dienst-Karriere mir nie gemacht, sogar in Südpreußen nicht, wo doch rings um mich her ganz dreist gestohlen wurde. Ich bin mit einem hartnäckigen, aus den akademischen Theorieen mitgebrachten Unschuldssinn in Ew. Majestät Geschäfte getreten, und es haftet auf meiner Dienstehre nicht die kleinste Schmutzigkeit. Des ꝛc. von Rüchel's Meinung von mir ist daher ganz unrichtig, und ich verstehe gerade nichts weniger, als das lukrative Wesen."

„Überhaupt, was gehe ich den ꝛc. von Rüchel an, daß er meinen Hofmeister machen will? Befragte mein Chef der Minister Struensee die Kapitains des Rüchel'schen Regiments um ihre Grundsätze, so würde der ꝛc. von Rüchel das gewiß sehr übel nehmen. Ew. Majestät allein sind der Herr und Beurtheiler Ihrer Diener und die Männer, denen Allerhöchstdieselben Ihr Vertrauen schenken, und von denen manche sich so gerne das Ansehen geben, als regierten eigentlich sie, sollten billig jeder in seinem Fache sich darauf einschränken, kalt und vernünftig überall die Wahrheit zu ergründen, damit sie in keine Lügen verfielen, die in der hohen Region des Throns für

den Unterdrückten, der da nicht hinkommen kann, immer wichtig und entscheidend sind."

„Auch berechtigt das Glück in der Suite und Ew. Majestät nahe zu sein, den Major von Bömcken nicht, im Hause und am Tische seines hiesigen Schwiegervaters, wo er gewissermaßen selbst Wirth ist, von Königlichen Räthen mit pöbelhaften und niedrigen Benennungen zu sprechen, während einer von ihnen als eingeladener Gast neben ihm zu sitzen gezwungen ist. Ich habe Gelegenheit gehabt, in der inurbanen Gesellschaft dieses Menschen Betrachtungen darüber anzustellen, was Ew. Majestät wohl mit mir anfangen würden, wenn ich gegen die Majors der Armee in Gegenwart des ꝛc. von Bömcken dergleichen beschimpfende Ausfälle machte. Wir Zivilisten sind offenbar gegen solche Militairs nicht geschützt und im gesetzlichen Gleichgewicht; Klagen haben keinen Erfolg, und wollen wir uns durch eigene Kraft Respekt verschaffen, so leiden es unsre Minister nicht, sie kassiren uns und der Fiskal fordert nach dem Duellmandat schwere Geldstrafen ein, oder verhilft uns auf die Festung; der Offizier hingegen sitzt 14 Tage in der Wache, und lacht."

„Es ist hier nicht der Ort, diese traurigen

Verhältniſſe näher zu erörtern, welche Ew. Majeſtät nur dann genau einleuchten würden, wenn Allerhöchſtdieſelben vollkommen ſich herabdenken könnten in die Lage eines kleinen engbeſchränkten Privatmanns, der nicht Soldat iſt. Nur dann könnten Allerhöchſtdieſelben ganz fühlen, daß auf Erden nichts unerträglicher und empörender iſt, als militairiſche Inſolenz gegen den ruhigen unbewaffneten einheimiſchen Bürger. Jeder der es hört, daß ein Generallieutenant, ein Generalmajor und ein Major, alle Drei auf Einmal ſich über mich hermachen, um an mir, der ich noch obenein bekanntlich von der Königlichen Ungnade betroffen und niedergebeugt bin, ihre Bravaden auszulaſſen, weil der eine in mir den Freund des Rivals ſeiner Talente haßt, der andre von mir gegrüßt ſein will, ohne jedoch danken zu wollen, und dem dritten vielleicht bloß meine Phyſiognomie zuwider iſt, kann nicht anders als totale Indignation gegen ein ſolches Benehmen fühlen."

„Ich ſehe indeß wohl ein, daß ich gegen Männer, die im Glanze des Throns ſtehn, nicht aufkommen und auf keine ſattſame Genugthuung rechnen kann, daher wage ich bloß die allerunterthänigſte Bitte: Ew. Majeſtät wollen geruhen,

den ꝛc. von Ruchel und von Bömcken zu mehrerer Klugheit, Vernunft und Bescheidenheit wenigstens in Zukunft gegen andre vielleicht weniger geduldige und mehr rachgierige Männer als ich bin, anzuweisen; dem von Puttkammer aber anzubefehlen, daß er entweder danke, wenn man ihn höflich grüßt, oder alle solche wunderliche Ansprüche auf Achtungsbezeigungen fahren lasse, auch seine anstößigen Drohungen zurückhalte, übrigens aber des von Puttkammer's wegen, wie hier verlauten will, mich nicht schon wieder zu versetzen, da meine durch die letzte Versetzung zerrüttete Ökonomie dies schlechterdings nicht erlaubt, sondern mich, der ich schier lebensmüde bin, an diesem Orte meine Tage ruhig beschließen zu lassen."

„Ich weiß nicht, welcher Unstern über mich waltet, daß ich Ew. Majestät auf alle Weise verhaßt werden muß, das aber weiß ich bestimmt, daß ich es bisher noch immer zu Allerhöchst Dero Person sehr gut gemeint habe. Ich ersterbe ꝛc. von Held. Brandenburg, den 5. September 1799."

Der König empfing diese Beschwerde durch den Generaladjutanten von Köckritz, der am 12. September darüber an Held schrieb: „Euer Hoch-

wohlgeboren beweisen mittelst Schreibens vom 5. dieses mir ein Zutrauen, das an sich schon sehr angenehm mir sein muß, mehr aber noch in der Erinnerung gewinnt, daß ich in meiner frühesten Jugend verschiedene Dero Verwandten gekannt habe. Natürlich empfinde ich daher den Wunsch auch Euer Hochwohlgeboren wahrhaft zufrieden und glücklich zu sehen, und bin in diesem Gefühl daher auch redlich bereit gewesen, Seiner Majestät dem Könige von Dero Beschwerden gegen die Generals von Rüchel und von Puttkammer und gegen den Major von Bömcken durch schuldige Überreichung der Bittschrift Nachricht zu geben. Der König hat das Betragen dieser Offiziers gegen Sie nicht gebilliget; nach Ihren Grundsätzen wünschen Sie nichts sehnlicher, als daß unter den verschiedenen Ständen zum Wohl des Staates die beste Harmonie herrschen möge, indessen muß ich auch gestehen, daß Allerhöchstdenselben einige Ausdrücke Ihres Schreibens sehr auffielen. Zu Ihrer Beruhigung sage ich Sie, daß die Besorgniß wegen einer abermaligen Versetzung ungegründet ist. Empfangen Sie hiermit die aufrichtige Versicherung meiner Werthschätzung, mit welcher ich stets beharre als Euer Hochwohlgeboren ganz ergebenster Diener von Köckritz. Paretz,

den 12. September 1799.“ Minder freundlich lautete der Bescheid, welcher amtlich aus dem Kabinet erfolgte, und der es rügte, daß Held nicht an die nächsten Behörden, sondern gleich an den König gegangen war.

Zerboni hatte im Gefängnisse zu Magdeburg, wie sehr auch die Arbeiten zu seiner Vertheidigung ihn anstrengen mußten, doch noch Stimmung und Kraft gefunden, eine Schrift über Südpreußen abzufassen, welche in vaterländischem gemeinnützigen Sinne die Aufgabe des Staates in Betreff dieser Provinz, und die Mittel dem Lande und Volke aufzuhelfen, mit hellem Geiste untersuchte. Diese Schrift gab er im Herbste 1799 in Druck, sie erschien im Anfange des Jahres 1800 bei Frommann in Jena unter dem Titel: „Einige Gedanken über das Bildungsgeschäft von Südpreußen.“ Der edle Sinn des Verfassers, schon durch das bezeichnende Wort des Titels angedeutet, und die Trifftigkeit seiner sachgemäßen Vorschläge, wurden von allen Unbefangenen und Gutmeinenden günstig anerkannt, auch der Minister von Voß, welcher seit dem April 1798 wieder die Provinz verwaltete, äußerte sich mit Beifall. Den Gegnern aber war es verdrießlich, den Mann durch Kerker und

Verurtheilung so wenig gedemüthigt zu sehen, daß er sogar öffentlich das Wort wieder zu nehmen wagte. Unangenehm empfanden sie es auch, daß der Dienstentlassene, nach ihrer Meinung Verarmte und Brotlose, plötzlich mit angeliehenen Geldern einen Grundbesitz in der Nähe von Kalisch erkaufte, und zwar so vortheilhaft, daß der Werth sich bald doppelt so groß als die Anleihe erwies. Weit mehr noch mußten sie erschrecken, als im Juni desselben Jahres bei Vollmer in Hamburg ein Band „Aktenstücke zur Beurtheilung der Staatsverbrechen des südpreußischen Kriegs- und Domainenrathes Zerboni und seiner Freunde" im Druck herauskam, unter der Vorrede mit des Herausgebers vollem Namen unterzeichnet. Doch diese Herausgabe, als ohne Befugniß und höhere Erlaubniß geschehen, schien einen neuen Anklagepunkt gegen ihn zu liefern, und man hoffte, ihn auf's neue in einen schlimmen Gerichtshandel zu verwickeln.

In dieser Zeit hatte Held mit manchen Männern sich in Verbindung gesetzt, von denen seine Hoffnungen und seine Thätigkeit belebt wurden. Er war mit Fichte bekannt geworden, und der gediegene Karakter und helle, feste Geist des Philosophen erfüllten ihn mit freudigster Ver-

ehrung. Mit dem liebenswürdigen Wandsbecker Boten Matthias Claudius, mit Hennings in Plön, mit Archenholz in Hamburg, ſtand er in Briefwechſel, jener gab den Genius der Zeit, dieſer die Minerva heraus, und beide Zeitſchriften empfingen von Held manche Beiträge, die doch nicht alle zum Druck gekommen ſcheinen. Auch mit Fülleborn, mit Garve, und Andern in Breslau wechſelte er Briefe, deßgleichen mit Ölsner, der, als er ſein Vaterland Schleſien nach längerem Aufenthalt in Frankreich wiederſehen wollte, auf Hoym's grundloſe Verdächtigung, gegen die ſeine diplomatiſche Eigenſchaft als frankfurtiſcher Reſident bei der franzöſiſchen Republik ihn nicht ſchützte, unvermuthet in rauhſter Weiſe verhaftet, bald aber, bei kräftiger Verwendung des franzöſiſchen Geſandten Sieyes, als völlig ſchuldlos wieder frei gelaſſen worden war. Mit den Gelehrten und Schriftſtellern in Berlin ſcheint Held wenig Verkehr gehabt zu haben, einige waren ihm zu feig und zahm, wie Rambach, Jeniſch, Gentz, andre zu frech und wild, wie die beiden Brüder Schlegel, deren Erzeugniſſe ihn anwiderten, und die Miſchung von Weichheit und Stärke, die in ihm ſelbſt war, fühlte ſich von der, welche

Jean Paul Richter in ſich trug, bei mancher Anziehung doch mehr noch abgeſtoßen.

Im Juni 1800 kam Zerboni wegen der Geldanleihe, deren er zu ſeinem Güterkauf bedurfte, unvermuthet nach Berlin, und berief auch ſeinen Freund von Brandenburg herbei. Dieſer berichtet über den damaligen vierzehntägigen Aufenthalt: „Das war eine vergnügte Zeit. Das Publikum erwies Zerboni'n überall, wo er erkannt und ſein Name genannt wurde, die größte Achtung, und wo wir erſchienen, betrachtete man uns beinahe als zwei Freunde im Stile des klaſſiſchen Alterthums. Wir konverſirten viel mit Struenſee, der Zerboni'n zu ſeiner Anleihe (von dreißigtauſend Thalern bei der Wittwenkaſſe) behülflich war, mit dem penſionirten Miniſter von Buchholz, mit Fichte und dem Schriftſteller Friedrich Buchholz, und ſpeiſten am Johannistage, von Feßler eingeladen, in der Loge Royal-York, wo ich den Profeſſor Schummel aus Breslau kennen lernte. Unter andern gab uns auch der Profeſſor Unger im Schulgarten ein ländliches Mittagsmahl, wobei der Schriftſteller und Geheime Legationsrath Woltmann die Honneurs machte, und ich den Geheimen Juſtizrath und Generalfiskal von Hoff zum erſtenmale ſah. Letzterer

wirkte mit besonderer Anziehungskraft auf mich. Sein würdiges Äußere, sein ernstes verständiges Kritisiren und dreistes Sprechen über die Fehler der Regierung, die strenge Opposition, die er gegen verschiedene mächtige Männer verlautbarte, die vertraute Freundschaft, die ich zwischen ihm und Fichte bemerkte, das Interesse so er für Zerboni und die Neigung zur Vertraulichkeit, die er mir bezeigte, machten, daß ich ihn sofort außerordentlich lieb gewann und wünschte, auch ihm etwas werth zu sein." Wie verschieden war diese Stimmung von der, welche Held vor drei Jahren in Berlin erfahren hatte!

Held war von Zerboni dringend eingeladen worden, ihn auf seinem neuen Gutsbesitze — einem „Schlüssel Güter" wie man es in Polen nannte — zu besuchen. Er empfing Urlaub von Struensee, reiste mit Zerboni nach Posen, und nachdem er hier bei seiner Frau und in verdrießlichen Händeln fünf Wochen verweilt, folgte er dem Freunde nach Plugawice. Er fand ihn in einem seltsamen vieleckigen hölzernen Hause, umgeben von Waldung und Wiesen, in voller Thätigkeit, mit Bauten, Ziegelbrennereien und aller Art Verbesserungen seiner Ländereien beschäftigt, und schon mit dem glänzendsten Erfolg. Die

Bauern, menſchlich und ſanft behandelt, griffen gleich dem Herrn alles mit muntern Kräften an. Da an dem ſonderbaren Wohnhauſe bauliche Arbeiten vorgenommen wurden, ſo wohnten und ſchliefen die beiden Freunde in einem Gartenhäuschen, von Wieſe, Waſſer und Gebüſch umgeben. Zerboni las nach dem Erwachen gewöhnlich irgend einen der Geſänge Oſſian's vor, und eilte nachher zu ſeiner Wirthſchaft, wo ſeine Frau mit ihm an Thätigkeit wetteiferte. Held freute ſich dieſes glücklichen Zuſtandes, der für die Folge den größten Segen verhieß. Doch konnten dieſe Eindrücke den Unmuth nicht lange beſchwichtigen, den die Betrachtung der öffentlichen Dinge ſtets neu hervorrief. Das Staatsweſen ſchien den Freunden in ſonderbaren Widerſprüchen befangen. Der König hatte im Juli 1800 eine Kabinetsordre an das geſammte Staatsminiſterium erlaſſen, durch welche die Gebrechen der Staatsverwaltung auf das ſchärfſte gerügt wurden. Wir müſſen dieſen merkwürdigen Erlaß hier einfügen; er lautet: „Seine Königliche Majeſtät von Preußen ꝛc. unſer allergnädigſter Herr, haben zwar bald nach Höchſtdero Regierungsantritt durch eine eigenhändige Ordre dem geſammten Staatsminiſterium auf das ernſtlichſte zu erkennen gegeben,

wie nothwendig es sei, den fast erstorbenen Geist der Treue, der Uneigennützigkeit, des Fleißes und der Ordnung, wodurch der preußische Zivildienst sich ehemals so musterhaft ausgezeichnet hat, durch angemessene, allenfalls strenge Maßregeln, wieder zu beleben, zu dem Ende verdiente Offizianten aufzumuntern, Unvermögende zum Dienst, die es ohne ihr Verschulden geworden, mit Pension zu entlassen, unbrauchbare, untreue oder nachlässige und nicht zu bessernde Offizianten aber zu Remotion und dem Befinden nach zur Bestrafung derselben anzuzeigen; bis jetzt aber haben Allerhöchstdieselben hiervon nur eine sehr geringe und fast gar keine Wirkung bemerkt. Nur einige Departements haben die so nothwendige Reform des ausgearteten Geistes im Dienst mit einigem Ernst begonnen, in den mehresten läßt man den Offizianten nach wie vor die Zügel schießen. Fast allgemein werden die Stellen nur als Pfründen betrachtet, deren Inhaber gerade nur so viel thun muß, als erforderlich ist, um das Gehalt zu erheben und mit möglichster Bequemlichkeit zu genießen. Wer einige Jahre, wie sie es nennen, auf solche Art gedient hat, begehret gleich für seine eingebildete Verdienste ansehnliche Beförderungen, Titel und Gehalts-

verbeſſerungen, und findet ſich gekränkt, wenn ſie ihm nicht auf der Stelle bewilligt werden. Jedes nicht alltägliche Geſchäft ſoll beſonders bezahlt werden, oder man findet keinen Beruf dazu. Wenn die Geſchäfte bei einer Stelle ſich vermindern, ſo wird niemand daran denken, das damit verbundene Gehalt oder Emolument ſich kürzen zu laſſen, aber keine unbedeutende Geſchäftsvermehrung darf ohne Gehaltszulage entſtehen. Dieſer verderbte Geiſt iſt unter den Räthen der höheren und niederer Landeskollegien, beſonders in Berlin, mit Ausnahme einiger wenigen herrſchend, und hat ſich von ihnen aus in die Provinzen und beſonders auf die Subalternen verbreitet, wo er ſich noch in weit verderblichern Folgen, beſonders durch Unwiſſenheit, Faulheit und Venalität äußert. Überall wo Seine Majeſtät auf Ihren Reiſen durch Ihre Staaten hingekommen ſind, wird hierüber von allen Seiten laut und einſtimmig geklagt. Da ſich Allerhöchſtdieſelben auf dieſen Ihren Reiſen es beſonders angelegen ſein laſſen durch Verdienſte und Geſchicklichkeit ſich auszeichnende Offizianten kennen zu lernen, ſo haben Sie ſelbſt die traurige Erfahrung gemacht, wie ſelten dieſe anzutreffen ſind. Die häufigen eingekommenen Beſchwerden Ihrer Unterthanen,

die Sie ſogar nicht ſelten durch unmittelbare Einforderung der Akten ſelbſt prüfen, beſtätigen dieſe Erfahrung, und die Chefs der verſchiedenen Departements befinden ſich bei ihren Vorſchlägen zu wichtigern Stellen faſt immer in Verlegenheit in Ermangelung vollkommen brauchbarer Subjekte, oft ſehr mittelmäßige vorſchlagen zu müſſen. Es iſt alſo nicht blos die jetzige Generation ausgeartet, ſondern es entſtehet auch die größte Beſorgniß für die Zukunft, die Seiner Majeſtät es zur erſten Pflicht gegen den Staat machen, die Anfangs gedachte Ordre ſämmtlichen Departementschefs von neuem einzuſchärfen und auf deren genaue Beobachtung zu dringen, wovon ſie vielleicht nur Mitleiden mit dieſem oder jenem unwürdigen Subjekte, das aber unter dieſen Verhältniſſen höchſt verderblich werden kann, oder die Beſorgniß, daß ein ſtrenges pflichtmäßiges Betragen als Gewaltthätigkeit von der Stimme des Publikums getadelt werden dürfte, abgehalten haben kann; die letzte iſt zwar in ſo weit allerdings zu betrachten, daß man deſto gewiſſenhafter die Gründe des Verfahrens prüfen muß; wenn die Gründe aber wirklich bewährt befunden worden, ſo muß man die Zuſtimmung ſeines Gewiſſens ſich über das Urtheil des ſogenannten Publi-

kums, welches gemeiniglich nur in einer geringen Anzahl dabei noch intereſſirter Perſonen beſtehet, erheben laſſen, und die erkannte Pflicht ohne alle weitere Rückſicht ausüben. Seine Majeſtät haben zu ſämmtlichen Departementschefs das Vertrauen, daß ein jeder in ſeinem Departement die rechten Mittel anzuwenden wiſſen werde, um das davon abhängende Dienſtperſonale endlich wieder zu ſeiner Schuldigkeit zurückzuführen und wollen Sich auch deßwegen nicht in ein vollſtändiges Detail einlaſſen, im Allgemeinen aber müſſen Allerhöchſtdieſelben bemerken, daß die ganz faſt außer Acht gekommenen Viſitationen, beſonders der Unterbehörden, öfter, unvermutheter, gründlicher und mit weniger Zeitverſchwendung in Anſehung unweſentlicher Dinge verfügt werden müſſen, und daß die Konduitenliſten gewiſſenhafter zu führen, und ſorgfältiger, als bisher geſchehen, von den vorgeſetzten Behörden zu beachten ſind. Allerhöchſtdieſelben wollen künftig auf beides ſehr aufmerkſam ſein und befehlen zu dieſem Ende, Ihnen mit jedem Jahresſchluß die Liſten von jedem Departement und den demſelben untergeordneten Landeskollegien unmittelbar einzureichen und dabei anzuzeigen, welche Unterbehörden, auch von wem ſie viſitiret und was dabei zu bemerken be-

funden worden. Aus dieſen Liſten und Anzeigen werden Seine Majeſtät Veranlaſſung nehmen, beſondere Recherchen zu verfügen und Sich von dem Grunde zu überzeugen, und diejenigen Vorgeſetzten dafür verantwortlich zu machen, die bei deren Anfertigung nicht aufmerkſam oder aufrichtig genug zu Werke gegangen ſind. Friedrich Wilhelm. Charlottenburg, den 26. Juli 1800."

Held erzählt ein Jahr ſpäter, welchen Eindruck er und Zerboni empfangen, als dieſes Aktenſtück ihnen zuerſt vor Augen kam. „Eben ſaß ich mit Zerboni im Auguſt vorigen Jahres in ſeinem abgelegenen Dorfe Plugawice einſam bei einem frugalen Abendbrote, als er eine Abſchrift gedachter Kabinetsweiſung aus Kaliſch erhielt. Wiewohl ſie für uns nun nichts Neues enthielt, und der darin ſo richtig geſchilderte zerbrochene Geiſteszuſtand der Offizianten unter uns beiden längſt als eine ausgemachte Sache galt, ſo kam ſie uns doch ſo unerwartet und wir freuten uns darüber ſo ſehr, daß ich nicht zu viel ſage, wenn ich verſichere, daß wir ſie beinahe küßten; wir, die man kaſſirt und auf Feſtungen ſchickt, weil wir ſchnurgrade derſelben Meinung mit dem Könige ſind, und dieſe praktiſch geltend machen!"

Held war erſt ſechs Tage bei ſeinem Freunde, ſo kam ein Brief aus Berlin an Zerboni von Fichte, worin derſelbe meldete, daß ein zweiter Kriminalprozeß gegen ihn, und zwar weil er die Akten des erſtern habe drucken laſſen, im Werke ſei, die Abſicht gehe dahin, ihn abermals auf ein Jahr zur Feſtung zu bringen, und zwar diesmal nach Graudenz. Der dieſerhalb erlaſſene Kabinetsbefehl war an den Juſtizminiſter von Arnim ergangen, und von ihm nicht ohne ſtille Mißbilligung dem Generalfiskal von Hoff mitgetheilt worden. Dieſer, für Zerboni günſtig geſinnt, hatte Fichte'n veranlaßt, den Bedrohten im voraus davon zu benachrichtigen. Zerboni rief ſogleich: „Nun bin ich auf immer unglücklich, denn werde ich meiner Wirthſchaft, worin ich alles umgekehrt habe und alles im Entſtehen iſt, auf ein Jahr entzogen, ſo muß das ganze Weſen zu Grunde gehen, ich mit den Gütern bankrott machen.“ Doch diesmal, betheuerte er, ſolle man nicht ſo leichtes Spiel haben, und wenn die Formen der Geſetze nicht beobachtet würden, werde er Widerſtand leiſten, und man nur ſeinen Leichnam fortſchleppen. Die Freunde beſprachen dieſe Sache abwechſelnd mit Überlegung und Heftigkeit. Der neue Angriff erſchien ihnen

durchaus widerrechtlich, ſie ſahen die Veröffentlichung der Prozeßakten als eine auch durch das Geſetz genehmigte urſprüngliche Befugniß an, als einen nachträglichen Erſatz der allem gerichtlichen Verfahren gebührenden, durch unſre Einrichtungen nur ungerecht verkümmerten Öffentlichkeit. Die ganze Verfügung war ihnen überhaupt ein ſchreckliches Zeichen, daß Zerboni's Feinde nie aufhören wollten, willkürlich und ſchonungslos gegen ihn zu verfahren. Da ergrimmte Held, und beſchloß auf der Stelle, das Verderben, welches dem Freunde drohte, auf die Häupter ſeiner Feinde zurückzuwälzen, und ſie durch die Macht der ſonnenklaren Wahrheit zu erdrücken. Vergebens mühte ſich Zerboni ihn zu beruhigen, ihm vorzuſtellen, daß erſt noch auf dem juriſtiſchen Felde der Kampf zu führen ſei. Held nahm hier eine Saat von Aufreizung in ſein Gemüth, die ſchnell und gewaltig emporſtieg, und ihm perſönlich das größte Unheil brachte. Seinen Eifer ſpornte noch mehr das Erſcheinen einer Schrift, die unter dem Titel: „Unterſuchung, ob dem Kriegsrathe Zerboni zu viel geſchah", in dieſer Zeit — obwohl ſie das Jahr 1801 führte — zu Leipzig herauskam, deren Verfaſſer, der Profeſſor Schummel in Breslau, dafür von Hoym dreihundert Thaler empfan-

gen hatte, und in welcher Zerboni und Held scharf angegriffen waren. Held wollte nicht, daß Zerboni dawider aufträte, weil diesem ohnehin eine neue Untersuchung drohte, und weil ihm derselbe in seiner ländlichen Abgeschiedenheit dem litterarischen Verkehr allzufern schien; er selbst aber versprach, der Sache des Freundes durch kräftiges Auftreten allen Vorschub zu thun.

Held reiste über Kalisch nach Posen zurück, wo er wieder einige Zeit verweilte und die Vermögenssachen seiner Frau zu ordnen strebte, aber mit größerem Eifer und Erfolge Waffen für sein politisch-litterarisches Vorhaben sammelte. Er wußte sich durch Überredung und Schlauheit Abschriften der Akten eines höchst ärgerlichen Prozesses zu verschaffen, in welchem Hoym und Goldbeck sehr bloßgestellt erschienen, schrieb in rascher Eile, begeistert von Unwillen und Zorn, heftige Erläuterungen dazu, und nahm die druckfertige Schrift auf der Rückreise mit nach Berlin. Er nahm auch eine Tochter von Posen mit — eine andre war bereits in Brandenburg — und hielt sie unterwegs fast beständig auf seinem Schoße. Die Handschrift lag tief unten im Koffer. In Berlin stieg er im Gasthof ab, und brachte zuerst seine Tochter zu einer Freundin; dann ging er

zu Struenſee, erbat ſich geheimes Gehör, und legte ihm die Schrift vor. „Struenſee's Mienen, ſagt Held, waren anfänglich mißbilligend und er ſchüttelte den Kopf, je länger ich aber ſprach und ihm alles verdeutlichte, je mehr klärte ſich ſein Geſicht auf, bis zu jenem ſardoniſchen Lächeln, welches dieſe in der Regel ernſthafte Phyſiognomie ſo wohl kleidete und ſo großes Zutrauen erweckte.“ Struenſee behielt die Schrift einige Tage, und als er ſie zurückgab, erklärte er die Thatſachen für ganz richtig, allein bei weitem noch nicht vollſtändig, er wiſſe den tiefern Zuſammenhang, ein Geheimniß, das der Verfaſſer nicht habe wiſſen können. „Indeß, fuhr er fort, enthält das Buch Stoff genug, um dem Könige aufzufallen. Sie wagen damit viel. Entweder wird damit etwas recht Gutes oder etwas recht Schlimmes geſtiftet, und Sie können ſich dadurch recht glücklich oder noch unglücklicher machen als Sie ſchon ſind. Abrathen will ich Ihnen nicht, mich davon meliren kann und will ich aber auch nicht. Die Zugänge ſind zu ſehr verriegelt. Nachdem dieſe Sache unter Mitwiſſen des jetzigen Königs beendigt und zu Grabe getragen worden, darf ich, ohne die ſeltſamſten Verdachte perſönlicher Animoſität gegen Hoym

mir zuzuziehen, ſie nicht neuerdings zur Sprache bringen. Werde ich befragt, ob die in dem Buche von mir vorkommenden Briefe ächt ſind, ſo werde ich, wie es wahr iſt, Ja ſagen. Übrigens hoffe ich, werden Sie, ſo lange ich lebe, es verſchweigen, daß Sie mir das Manuſkript gezeigt haben. Jetzt weiß ich nichts von Ihrem Vorſatze. Handeln Sie nach Gutdünken. Gelingt es, ſo kann die beſte Wirkung erfolgen.“ Held empfand es ſchmerzlich, daß Struenſee ihm eine eigennützige Abſicht auf Glück beizumeſſen ſchien, und lehnte dies entſchieden ab, worauf Struenſee nur erwiederte: „Für Ihr Heil würde eine Portion Egoismus Ihnen ſehr dienlich ſein.“ Er fügte noch hinzu: „In unſerm Staate iſt kein Reformiren möglich, als das unmittelbar vom Könige ausgeht, im Einzelnen iſt nirgend ein vernünftiger Anfang damit zu machen; jeder Geſchäftsmann bei uns arbeitet nur dahin, daß er ſich durch die Form decke und nicht aktenmäßig verantwortlich werde.“ Und ſo ſprach er noch vieles, was den Zuſtand des Staates betraf, für Held aber, anſtatt ihn abzuſchrecken, nur zur ſtärkern Anreizung wurde. Er beſchloß ohne Zögern den Druck ſeines Buches. Hierin lag übrigens noch keine unmittelbare Gefahr. Hätte er die Handſchrift von Berlin,

auf sichrem Wege, nach Leipzig oder Jena gesandt, wie er anfangs wollte, so würde der Schlag getroffen und vielleicht niemand erfahren haben, von wo er geführt worden. Zu seinem Unglück aber sprach er den Buchhändler Frölich, den er von der Universität Helmstädt her kannte, glaubte diesen so beherzt und fest, als er in leicht hingesprochenen Worten sich zeigte, und ließ sich verlocken, ihm das Geheimniß zu vertrauen. Frölich erbot sich sogleich, die Schrift heimlich drucken zu lassen, und ging auch alsbald an's Werk; eine Buchdruckerei war in Frölich's Hinterhause nah zur Hand.

Sehr ruhig über diese Angelegenheit, kehrte Held nach Brandenburg heim, und ging wieder mit gewohnter Sorgfalt an seine Dienstgeschäfte; kam aber im Dezember auf's neue nach Berlin, hörte, daß der Druck beinahe vollendet sei, nahm mit Frölich die Abrede auf Ehrenwort, daß keiner den andern in dieser Sache je nennen wolle, gab der Schrift den Titel: „Die wahren Jakobiner im preußischen Staate, oder aktenmäßige Darstellung der bösen Ränke und betrügerischen Dienstführung zweier preußischer Staatsminister," statt des Druckortes auf dem Titel setzte der Verleger: „Nirgends und überall" und die Jah-

reszahl 1801 dazu; der Umfang betrug etwa 300 Seiten. Held bedingte sich statt alles Honorars ein Dutzend Abdrücke, und begab sich hierauf wieder nach Brandenburg. In den letzten Tagen des Januar 1801 ließ er durch einen Boten seine Abdrücke holen, und sandte sie zum Einbinden in eine benachbarte sächsische Stadt, wo dem Werkchen durch die Hand des Buchbinders die Ausstattung ertheilt wurde, von welcher ihm der Name „das schwarze Buch" gekommen und verblieben, denn unter diesem nur ist es weltberühmt geworden, während der eigentliche noch jetzt fast unbekannt ist, wie das Buch selbst. Denn wir gestehen, so viel und oft wir auch seit mehr als vierzig Jahren von dem schwarzen Buche, seinem gewichtigen Inhalte und seiner beispiellosen Freimüthigkeit reden gehört, nie haben wir es zu Gesicht bekommen, noch jemanden gefunden, der es mit eignen Augen gesehn! Nicht nur der Umschlag, auch der Schnitt war schwarz, auf dem Rücken stand in Silberschrift: „Hoym und Goldbeck." Drei solcher Abdrücke ließ Held in den ersten Tagen des Februar 1801 von Nauen zur Post nach Berlin abgehen, an den König, an den Obersten von Köckritz, und an den Minister Grafen von der Schulenburg,

für den letztern war ein anonymer Brief eingelegt, des Inhalts, daß der Verfaſſer, nach einiger Zeit, und wenn er ſich überzeugt haben würde, daß keine unregelmäßige Gefahr für ihn obwalte, als ein rechtſchaffener Mann, der ſeiner Behauptungen eingeſtändig ſein müſſe, freiwillig ihm dem Miniſter ſich zu erkennen geben wolle, daß einſtweilen dieſer ſich der Sache annehmen und beſonders dafür ſorgen möge, daß der König die Schrift wirklich bekomme und leſe. Denn dies letztere war in Held's Anſicht der Hauptpunkt, welchen er durch alle dieſe Anſtalten zu erlangen hoffte. Eine ſchriftliche Eingabe ſolches Umfangs, meinte er, würde der König nie leſen, ſie würde auch zu leicht verſchwinden können; gedruckt leſe ſich dergleichen eher, und das auffallende Äußere ſolle noch beſonders dazu reizen; aber auch für den Fall, daß dem Könige der zugeſandte Abdruck unterſchlagen würde, wollte er Vorkehr treffen, und fand deßhalb die gleichzeitige Erſcheinung im Buchhandel nöthig, damit das öffentliche Gerede und Geſchrei den König aufmerkſam mache. War dies nur erreicht, ſo glaubte er nichts mehr fürchten zu dürfen, er ſah nur auf dem Wege Gefahr, am Ziel keine. Er hatte das Bewußtſein, indem er für den Freund

wirkte, zugleich dem Gemeinwesen nützlich zu sein, sich um König und Staat verdient zu machen, ja er träumte wohl gar, wiewohl er darauf am wenigsten ausging, von Ehren und Belohnungen. Ganz ohne Schanzen des Erfolgs durfte die Sache selbst einem klugen Berechner nicht dünken. Struensee und Schulenburg waren lange schon Hoym's Gegner, der Minister von Alvensleben hatte sich in den stärksten Ausdrücken gegen ihn erklärt, einer der angesehensten Justizbeamten wünschte Goldbeck's Fall, um am dessen Stelle zu treten, war Held's Vertrauter, und reizte ihn, der nicht ahndete, daß er mißbraucht würde, nur heftiger an, indem er ihm seinen ganzen Beistand zusicherte. Auch der Minister von Buchholz hatte die Handschrift gelesen und sehr gebilligt.

Es traf sich zufällig, daß grade um diese Zeit, nämlich in den ersten Tagen des Februar, zwei Freunde Held's nach Berlin kamen, welche sehr wünschten, daß auch er sich einfinden möchte; einer der Freunde war der Justizkommissarius Früson aus Posen, der Vormund der Held'schen Stiefkinder daselbst, und der andre war der Geheimrath und Kammerdirektor von Heydebreck aus Stettin. Held stand lange bei sich an, ob er bei dem Ausbruche der Krisis nicht besser von Berlin

vergöttliche, kaum wussten Heydebreck nicht ohne das schwarze Buch nach Stettin zurückging, schrieb er an ihn einige anonyme Zeilen, die ihn aufforderten, dieses Buch, sobald es erschiene, zu kaufen, bevor dessen Absatz etwa durch eine Kabale verboten würde. Heydebreck wohnte bei dem Geheimenrathe von Beguelin, und las den beim Mittagstisch empfangenen Brief als eine Merkwürdigkeit sogleich laut vor. Beguelin, der lebenslang nur das Interesse der Macht anerkannte, beeilte sich, den Geheimen Oberpostrath Seegebarth, Schwager Goldbeck's, und ebenso dem grade in Berlin gegenwärtigen Grafen von Hoym die Nachricht mitzutheilen. Der Buchhändler Frölich hatte die ganze in Berlin gedruckte Auflage nach Leipzig geschickt, von dort aus sollten die Abdrücke in die Welt gehen, und so auch die für Berlin bestimmten den Schein haben aus dem Auslande zu kommen. Diese klugen Vorkehrungen scheiterten nun großentheils durch die Anzeige Beguelin's, die meisten Sendungen wurden in der Stille aufgefangen. Indeß waren doch einige durchgedrungen, der Werth von diesen stieg mit ihrer Seltenheit, und der Lärm war über alle Erwartung. Heydebreck, als er jenes Benehmen seines Gastfreundes Beguelin erfahren, wollte nicht

länger bei ihm wohnen, und ging in den Gasthof zum goldnen Stern, wo auch Held zufällig einkehrte, als er auch endlich nach Berlin kam, um seine Freunde und die Wirkung seines Buches zu sehen. Er hatte aber die Wanderung zu Fuß gemacht, bei seinem Bruder in Potsdam, wo derselbe als Hauptmann stand, nur flüchtig eingesprochen, und sich durch die Anstrengung in der Winternässe eine Rose zugezogen, weßhalb er nun meist das Zimmer hütete, wo Heydebreck ihm treulich Gesellschaft leistete. Die Sache wurde nun stets ruchbarer. Der Minister von Buchholz erzählte, was für lange Gesichter Hoym und seine Frau bei der Kour gemacht, und hoffte noch, Held's Spiel, das allerdings ein va banque war, könne gewonnen sein. Dagegen hielt der Polizeipräsident Eisenberg, Held's Freund, es schon verloren, und warnte ihn in der Loge Royal-York; Frölich hatte schon alles gestanden, doch Held wollte es nicht glauben, und blieb ganz ruhig. Als Heydebreck nach Stettin zurückgekehrt war, wollte auch Held wieder abreisen, und sich am 22. Februar auf der Post für den folgenden Tag einschreiben lassen. Doch inzwischen hatten sich Wolken über ihm gehäuft, die sich plötzlich verderbenvoll entluden. Was sich begab, lassen wir

am besten hier ihn mit eigenen Worten selbst erzählen.

Seine hierüber gleich in den nächsten Tagen aufgeschriebene Erzählung lautet wie folgt: „Ich war Sonntags den 22. Februar 1801 eben aus dem Schauspiel „das Sonntagskind" und auf meinem Zimmer im Wirthshause zum Stern auf der Leipziger Straße angekommen, in der Absicht mich zeitig niederzulegen, da ich am folgenden Tage früh über Potsdam nach Brandenburg zurückzureisen gedachte, als ungefähr um 9 Uhr der Polizeikommissarius Obermann sich einfand und mich ersuchte, ihm zum Geheimen Justizrathe von Warsing, der in der Hausvogtei wohnt, zu folgen. Dies that ich ohne Bedenken. Warsing fragte mich, ob ich der Verfasser des gegen den Großkanzler von Goldbeck und den in Schlesien dirigirenden Minister Grafen von Hoym erschienenen Buches: „Die wahren Jakobiner im preußischen Staate" sei, und legte mir das mit dem Buchhändler Frölich wenige Stunden vorher abgehaltene Protokoll vor, in welchem derselbe sich als Verleger, mich als Verfasser bereits eingestanden hatte. Ich antwortete weder Ja noch Nein, sondern drang darauf, daß der Frölich gerufen würde, um mir dieses Geständniß in's

Geſicht zu ſagen. Frölich kam, ſagte er mir in's Geſicht, und ohne Weigerung geſtand auch ich, und unterſchrieb das kurze Protokoll, das Warſing ſogleich auch in Anſehung meiner aufnahm."

„Frölich wurde entlaſſen, mich aber überredete Warſing, über Nacht bei ihm zu bleiben; dieſe Komplimente waren gewiſſermaßen darum nöthig, weil Warſing einen bloß mündlichen Auftrag von dem Geheimen Kabinetsrathe Beyme bekommen hatte, mich mit guter Art feſt zu machen. Ich glaubte anfangs, ich ſollte die Nacht in der Gerichtsſtube, etwa auf einem großen Stuhl oder dergleichen, zubringen, um am folgenden Morgen früh fernerweitig verhört zu werden, da bereits 10 Uhr verfloſſen war, und vermuthete nichts ſicherer, als daß ich nach geſchloſſenem Verhör entlaſſen werden würde, daher meine Bereitwilligkeit zu bleiben. Aber Warſing ſetzte ſeine Höflichkeiten und Überredungen fort, verſicherte mir, daß ich weiter hinten ein gutes Logis bei einem anſtändigen Manne finden würde, und ſprach immer in dem Tone, als ob es nur auf eine Nacht abgeſehen ſei. Gutwillig folgte ich auch dieſem Anſinnen, ich wurde über zwei Höfe geführt, ein Inſpektor mit einem großen

Gewölbe am rechten Auge und ein Mann mit einer Laterne und einem großen Bunde Schlüssel in der Hand (der Schließer) begleiteten mich, führten mich in einen langen Gang, vor eine kleine starke Thür, deren ungeheure Schlösser und Riegel, nicht ohne Verwunderung und üble Ahndungen von meiner Seite, beim Scheine der Laterne geöffnet wurden, und hießen mich in ein dunkles schmutziges Zimmer (Nro. 5) treten. Daß statt des guten Logis ein gewöhnliches Gefängniß meiner wartete, merkte ich nun freilich. Kaum war ich drinnen, so brachte man eine Bettstelle und eine elende Matratze, zündete ein Dreierlicht an, schlug die Thüre zu, legte die rasselnden Riegel und Schlösser auswendig wieder vor, und so ward ich in aller Geschwindigkeit ein Staatsgefangener."

„Meine Blicke überflogen nun den kleinen Raum, in dem ich mich befand. Auf Einmal stieg aus dem Bette linker Hand eine lange, hagere, blasse Mannsfigur mit einer überaus großen Nase, trüben verlöschten Augen, eine schmutzige Nachtmütze auf dem Kopf und in ein überall löcherichtes Nachtkamisol gekleidet, empor. Wir begrüßten uns, und meine erste Frage war: Warum sitzen Sie hier? was haben Sie gethan? — Ant-

wurde: Ich hatte an das Kammergericht geschrieben, daß dessen Mitglieder Spitzbuben, Mörder und Schinder wären, und hatte mit dem Justiziarius in der Neuen Straßburg einen Prozeß wegen eines Mädchens gehabt, welcher mich als Vater zu einem Kind angab, dessen eigentlicher Vater der Justiziarius wohl selbst sein mochte; ich bin reformirter Prediger in Straßburg gewesen, sitze schon zum Drittenmal, und dies letztemal bereits in den achten Monat."

„Das war nun eben nicht sehr erfreulich. Mehr trotzig und indignirt, als verlegen und betrübt, legte ich mich halbbekleidet auf meine Matratze, deckte mich mit dem aus Potsdam mitgenommenen Mantel meines Bruders zu, und schlief so sanft und erquickend, als läge ich auf Schwanenkissen. Am folgenden Morgen ließ ich meinen Koffer aus dem Stern holen, voll Sehnsucht erwartete ich zum Verhör gefordert zu werden, aber vergebens. So brachte ich beinahe acht Tage zu. Dann fingen die Verhöre an; mich vernahm der Kammergerichtsreferendarius Lindner, und Warsing ging bloß ab und zu. Ich entsagte anfänglich der Vertheidigung, ließ mich aber endlich doch bereden, den Justizkommissair Mathis

zum förmlichen Defensor anzunehmen. Der Prozeß hatte demnächst seinen Fortgang."

Wer von unsern Zeitgenossen wachen Auges und fühlenden Herzens an den Tagesereignissen Antheil nimmt, dem brauchen wir nicht zu sagen, welch ein trauriges Geschick in den meisten Fällen das eines Staatsgefangenen ist. Die schreienden Beispiele in Deutschland, des Professors Jordan, des Rektors Weidig, die bittern Klagen, die unaufhörlich aus Frankreich herüberschallen, sind aller Welt bekannt; einzig England macht in diesem Bezug eine nie genug zu preisende Ausnahme. Wir sehen, wie für den Unglücklichen, der unter jene Benennung fällt, mehr noch als die Strenge des Gesetzes, die Leidenschaften der Macht zu fürchten sind, wie Unparteilichkeit und Milde dem unterthänigen Eifer, der fühllosen Härte weichen, wie die Untersuchung fast immer in Haß und Feindschaft, in schadenfrohen Hohn ausartet. Wir wissen, durch welche unnöthige Versagungen, peinliche Förmlichkeiten und endlose Hinzögerungen die Kerkerhaft zur verzweiflungsvollen Marter wird, wie jede Kleinigkeit zur Erleichterung des Lebens, zur Erquickung des Geistes, oder gar zum Bedarf der Vertheidigung, meist demüthig erbettelt, langwierig erwartet, und

allenfalls mit Geld aufgewogen werden muß; nicht zu gedenken der tauſendfachen Quälereien, welche bald durch Einſamkeit und Stille, bald durch unwürdige Genoſſenſchaft, durch Unbill und Tücke der Unterbeamten, durch verrätheriſche Ausforcher, durch alle die ſchnöden Hülfsmittel, die man zu dem ſogenannten Mürbemachen gebraucht, auf den politiſchen Gefangenen ſich häufen, der vielleicht das reinſte Bewußtſein trägt, noch nicht verurtheilt iſt, vielleicht am Ende wirklich freigeſprochen wird, einſtweilen aber ſchlimmer als der gemeinſte Verbrecher gehalten wird, aufgegeben von den erſchreckten Freunden, abgeſchnitten von der öffentlichen Stimme, deren ſcheues Anfragen in dunkler Unkunde auch bald verhallt. —

Dank der Menſchlichkeit und Aufklärung, welche das achtzehnte Jahrhundert in Deutſchland hervorgearbeitet und hauptſächlich in Preußen dem Staat einverleibt hat, findet dieſe Schilderung auf unſern Freund in der Hausvogtei nur geringe Anwendung; aber theilweiſe leider doch. Zwar empfahl Beyme, auf Held's unmittelbar an ihn gerichtete Klagen, die Pflichten der Humanität für ihn im Auge zu haben, und jede Pein des Gefangenen, die von der gewöhnlichen Haft unbeſchadet der Sicherheit zu trennen ſei, zu mil-

dern, aber die Antwort von Warſing, daß das Gefängniß kein Putzzimmer ſei, läßt genug erkennen, mit wie wenig Neigung er in dieſen Sinn einging. Held hatte gleich von Anfang den freien Gebrauch von Feder und Tinte, ſchrieb an Behörden und Freunde, und durfte ſogar Beſuche annehmen. Auf Struenſee's Verwendung erhielt er ein beſſeres Zimmer. Auch wurden ihm nach einiger Zeit ſeine in Brandenburg gerichtlich weggenommenen und durchſuchten Papiere wiedergegeben, mit der Erklärung, daß nichts gegen den Staat darin gefunden worden, obſchon vieles darunter war, was eben ſo ſchlimm lautete als das Schlimmſte im ſchwarzen Buche. Die größte Qual war für Held, daß Tage auf Tage vergingen, ehe nur ein Verhör Statt fand. Als dies endlich erfolgte, wurde freilich ſofort klar, daß die verſtrichene Zeit noch viel zu kurz geweſen, um den Gefangenen mürbe zu machen.

Er hatte gleich in den erſten Tagen niedergeſchrieben, welche Beweggründe und Triebfedern er bei Abfaſſung des ſchwarzen Buches gehabt, ſie gingen auch ſchon aus der dem Buche voranſtehenden, faſt rührenden und offenbar treugemeinten Bitte an den König ſattſam hervor; er geſtand willig ein, daß er in der Art der Bekannt-

machung und einigermaßen auch der Abfassung des Buches gefehlt habe, daß er aber die Wahrheit des Inhaltes fortwährend behaupte und zu erweisen erbötig sei; einige harte Ausdrücke gegen die beiden angeklagten Minister bereue er zwar, aber eigentlich nur um seiner selbst willen, weil er der Sache und seinem Zwecke bei manchem Leser dadurch vielleicht in ästhetischer Hinsicht geschadet habe; mit dem Kriegsrath von Triebenfeld jedoch habe er geglaubt weiter keine Umstände machen zu dürfen, weil der sich längst selber preisgegeben, und ihm einmal in Posen wörtlich gesagt: „Vetterchen! wenn Sie bei den Ministern etwas durchsetzen wollen, so sagen Sie es nur mir, die Kerls müssen alle nach meiner Pfeife tanzen!“ Es sei nicht seine Schuld, wenn die Gegner zum Theil von der Art seien, daß man fast nur durch Schimpfwörter sie bezeichnen könne. „Mein Schicksal, sagte er, sehe ich voraus, doch beruhigt mich der Gedanke, daß, sei es auch erst wenn ich längst aufgerieben bin, der König ganz gewiß einst einsehen wird, wie nützlich manchmal dergleichen enthusiastische Exzesse sind, um die kleineren Großen daran zu erinnern, daß sie beobachtet werden. Der König ist Herr meiner Freiheit, meines geringen Einkommens, und wenn

er will meines Lebens. Ich überlasse ihm, selbst wenn er sich in der Richtung seines Zorns irrt, das alles recht gern, und wünsche, daß irgend ein reeller Nutzen für ihn, die Gesetze und den Staat aus dieser meiner Resignation entstehn möge.“ Edle einfache Worte, wie Unterthanentreue und Vaterlandsliebe vereint sie nicht schöner aussprechen können!

Einige Hoffnung setzte Held anfangs noch auf Struensee, auf Schulenburg, und einige andre Männer in hohen Ämtern und Würden, denen er sein Vorhaben mehr oder minder vertraut, und die dasselbe nicht nur gutgeheißen, sondern zum Theil ihn noch zur Ausführung angespornt hatten. Er durfte an die Minister schreiben, und that dies ohne Zögern. Allein Schulenburg antwortete gar nicht, und Struensee, den er wegen seiner Dienstführung ein Zeugniß zu den Akten zu geben ersucht hatte, erwiederte freundlich, erst wenn die Untersuchungsbehörde ein solches fordre, könne er es ertheilen, wie er späterhin auch wirklich that, und zwar mit vollem Lobe. Held ergab sich in das Loos aller Verfolgten, und entschuldigte jene Männer, die ihm keinen Beistand zugesichert hatten; daß ihn aber auch der erwähnte hohe Justizbeamte nicht nur vergaß, sondern völlig

verläugnete, derſelbe Mann, der ihn angereizt hatte, der ihn hatte abhalten wollen, einen gegen Beyme gerichteten heftigen Ausfall wegzulaſſen, der ihm betheuert, wenn es nöthig werde, wolle er des Königs Schwager den Erbprinzen Georg von Mecklenburg-Strelitz angehen, und auch ſelbſt vor den König treten und das Wort für die gute Sache nehmen, daß dieſer Mann jetzt ſogar ſich rühmte, er habe ſich mit ihm nur eingelaſſen, um ihn auszuhorchen, — das verdroß ihn zu bitter, um nicht ſeinen ganzen Zorn in dieſer Richtung zu entladen; er that dies durch einen Brief, worin er jenem alles zwiſchen ihnen Verhandelte umſtändlich vorwarf und ihn der Falſchheit und des Verrathes zieh; daß dieſes Schreiben von der Unterſuchungsbehörde geleſen wurde, war für den Empfänger keine geringe Strafe. Einige weniger hochſtehende Freunde, unter andern der Artilleriehauptmann von Rothardt, der Mahler Darbes, Friedrich Schulz und Andre, beſuchten Held, jedoch immer ſpärlicher. Die meiſten begriffen ihn nicht, ſie irrten ſich über ſeine Antriebe; nur Friedrich Buchholz erkannte gleich den edlen Enthuſiaſten, und war auch der Einzige, der ihm ſtets rieth nicht nachzugeben, ſondern feſt und beharrlich zu ſein;

die andern riethen immer zum klugen Einlenken, ja zum Widerruf. Drei ſeiner Vertrauteſten, ehemalige Konſtantiſten, hielten ſich ganzlich fern. Dagegen war die allgemeine Theilnahme in Berlin ſehr groß, ſein Name war in aller Leute Mund, ſein um dieſe Zeit von Bolinger gezeichnetes und geſtochenes ſehr gelungenes Bild wurde eifrig gekauft; allein die Volksſtimme hatte nicht das geringſte Mittel der Wirkſamkeit. Zerboni ſandte einen kleinen Geldbetrag, leider nicht aus eignen Hulfsmitteln, ſondern aus ſolchen, die er fur Held's Frau in Schuldprozeſſen erſtritten hatte, woraus in der Folge die unbeilvollſten Verwirrungen entſtanden. Zuletzt völlig verlaſſen und einſam hatte Held keine andre Stutze, als ſeine innere Kraft, und dieſe allein hielt ſeinen Muth aufrecht. Er beſchaftigte ſich meiſt mit Schreiben, und machte ſogar Verſe, wie er denn gleich nach den erſten Verhoren die Epiſtel Friedrichs des Großen an Keith uber die Nichtigkeit der Todesfurcht und des Schauders vor einer Zukunft jenſeits des Grabes in ſechs und ſechzig achtzeilige Stanzen ſehr gluklich überſetzte.

Auch der edle Fichte, erſt kurze Zeit mit Held bekannt und ſelber noch keineswegs in ſichrer

Stellung, benahm ſich wie ein treuer Freund, und leiſtete gern was er vermochte. Fichte's treffliche Frau ſah nach den Töchtern des Gefangenen, ließ ſie zu ſich kommen, überzeugte ſich, daß ſie gut gehalten wären, gab dem bekümmerten Vater von ihrer Geſundheit Nachricht. Aber auch durch geiſtige Mittheilung wirkte Fichte kräftigend auf Held. In einem ſpäteren Briefe, vom 20. Oktober 1802, ſagt er ihm: „Über Ihre Anſichten erlauben Sie mir nur zwei Worte. Ich für meine Perſon habe es — Ihre Begebenheit kann auch dazu mitgeholfen haben — zu einer ſo tiefen Erkenntniß der Nichtswürdigkeit des allgemeinen Treibens, und zu einer ſo gründlichen Verachtung deſſelben gebracht, daß ich es ſehr bedauern würde, wenn ein Mann, den ich achte und liebe, dies Weſen länger würdigte ſich damit abzugeben. Furcht bleibt niederträchtig, und dieſe kommt den rechten Mann wohl nie an; aber, Freund, es giebt noch einen anderen höheren Grund ſich in den Unflath nicht zu miſchen, außer der Furcht, von ihm befleckt zu werden; — dieſer iſt die Verachtung des Unflaths.“ Held hatte Fichte'n das neuſte Werk von Buchholz „Gravitationsgeſetz für die moraliſche Welt“ empfohlen; hierauf erwidert Fichte: „Buchholz's

Werk habe ich nicht gelesen, werde es auch nicht, weil ich an einem frühern dahin einschlagenden Aufsatz desselben in der Eunomia, den Vogel schon im Ei erkannt habe. Daß er sich einbildet, die Metaphysik zu schlagen, ist ihm zu verzeihen; er weiß nicht, was Metaphysik ist, und hat keinen metaphysischen Atom in seiner ganzen Wesenheit. — Mit dem Betäuben hat es gute Wege. Unser einer hat z. B. den Spinoza ausgehalten, und ihm sogar die Wege gewiesen; und ohne Schimpf und Spaß, Spinoza ist doch ganz etwas anderes, als Buchholz; ja sogar La Métrie ist etwas anderes. Buchholz vermag einiges Interesse nur bei denen zu erregen, deren Kenntniß sich nicht viel über die Deutsche Bibliothek und die Berliner Monatsschrift hinaus erstreckt." — Für Held mußte es schmerzlich sein, zwei Männer, die für ihn in sittlicher Wirkung so zusammengehörten, im Denken so aus einander zu sehen, und die Weisung in Betreff der Metaphysik traf ihn selber eigentlich mit. —

Wir haben nicht die Absicht noch die Mittel, den Prozeß in seiner juristischen Entwicklung darzulegen, oder zu beurtheilen, auch der eigentliche Stoff desselben liegt hier außerhalb unsres Zweckes, der nur ein Karakterbild aufstellen will.

Daß Held in seinen Anklagen einseitig, wild, übermäßig, und oft ohne die gehörige Unterscheidung verfahren war, mußte er selber zugeben, daß er aber aus tiefer Überzeugung und redlichem Eifer gehandelt, wurde selbst von den Richtern eingestanden. Sein Vertheidiger hielt sich lediglich an juristische Formen, das Gericht that das auch. Die Beleidigung der beiden Staatsminister war offenbar — die weit schmachvollere des Kriegsrathes von Triebenfeld ließ das Gericht unter der Angabe, derselbe habe nicht geklagt, unbeachtet —, die Verletzung der Ehrfurcht für den König wurde nachdrücklich hervorgehoben, und so konnte es nicht fehlen, daß Held unterlag. Die Kriminaldeputation des Kammergerichts erkannte für Recht, daß Held mit Amtsentsetzung und achtzehnmonatlicher Festungshaft zu bestrafen sei. Der Verleger und Drucker wurden zu geringeren Strafen verurtheilt, doch diese gleich darauf erlassen oder gemildert.

Held erklärte sogleich, daß er von diesem Urtheil erster Instanz an die zweite, nämlich an den Appellationssenat des Kammergerichts, Berufung einlege, und wiewohl er anfangs den von ihm sehr geschätzten Justizrath Uhden zum Rechtsbeistand für diese zweite Instanz erbeten hatte,

ſo beſann er ſich doch bald anders, und beſchloß, nun ſeine Vertheidigung ſelbſt und allein, ohne Zuziehung eines Rechtskundigen, zu führen. Dieſe ſchrieb er während der Sommermonate 1801 in der Hausvogtei mit angeſtrengtem Eifer, und brachte eine Arbeit zu Stande, in welcher ſeine ganze Geſinnung und ſein tiefſtes Herz athmeten, aber auch ſein ganzer Zorn und Grimm austobten. Sie beginnt mit folgender Einleitung: „Indem ich mich entſchließe, vor der zweiten und letzten Inſtanz, die im eigentlichſten Sinn über das Schickſal und die Wendung meines übrigen Lebens entſcheiden wird, mich wegen der That ſelbſt zu vertheidigen, deren Folgen jetzt mich äußerlich unglücklich machen, bin ich zweifelhaft, ob ich beſſer thue, lediglich mein Buch zu rechtfertigen, oder lediglich die Sentenz erſter Inſtanz zu widerlegen, zur Sophiſtik der geſetzlichen Formen oder zu dem Weſen des Gegenſtandes meine Zuflucht zu nehmen, noch Einmal auf die Güte der menſchlichen Natur zu bauen, oder dieſe Hoffnung, und mit ihr faſt alles, was dieſem Daſein einigen Werth giebt, gänzlich fahren zu laſſen? Der bloße Juriſt kann mich, das fühle ich, nicht länger vertreten. Was die Geſetze in Bezug auf den vorliegenden Fall pro et contra

enthalten, iſt in der erſten Inſtanz ſattſam verhandelt. Ich kann die Quellen, die Wärme, die Übermacht meiner Überzeugungen niemandem lebendig genug mittheilen, deſſen kalter Beitritt Worte wägt, und ängſtlich zwiſchen Zuviel und Zuwenig wankend, mich mit der ihm fremden Beſorgniß quält, den Kern in der Schale verworfen zu ſehen. Was jetzt noch zu ſagen iſt, muß ich ſelbſt ſagen. Ich bin von einem ſouverainen ſchaudernden Ekel gegen den Verlaß auf Formen überfallen, ſeitdem ich handgreiflich belehrt bin, daß unter ihrem Schutze jede Schandthat leicht gelingt, und der beſte Trieb, die einfachſte Wahrheit verſtoßen werden, wenn ſie es vernachläſſigen, mit jenem Behang ſich zu kleiden. Mir genügt kein Gehülfe. Sie Alle, die ich gerufen habe, wollen nur mich aus der Noth künſtlich herausmanövriren; ich hingegen will die Sache retten, der ich Glück, Ruhe und Freiheit aufgeopfert habe; und das begreift keiner. Die Sache liegt mir am Herzen, und gilt mir alles, mein eigenes Selbſt iſt mir minder werth. Für die Sache habe ich dieſen heißen Kampf unternommen, nicht für mich; ihr will ich getreu, und mir ſelbſt konſequent bleiben, es entſtehe auch daraus was da wolle! — — Tugend iſt

ihr eigener Lohn, wie ihr eigenes Geſetz, und unterſcheidet von dem zuſammenhangsloſen Lebenstumult der Böſewichter hauptſächlich ſich dadurch, daß das über jede ihrer Handlungen herrſchende Prinzip der beſtändige recht lebhafte Gedanken einer engverbundenen Konſequenz der jetzigen und der künftigen Welt iſt. Der Tugendhafte berechnet ſeine Exiſtenz aſtronomiſch, der Schuft nach den vier Spezies. Mitten in der Anfluth der auf mich einſtrömenden Ideen, von einer beſtändigen Ohnmacht ſie ordnen zu können, von der Bangigkeit des Mißlingens, von allen nur erdenklichen Schmerzen geſchwächt, weiß ich daher nichts Beſſeres zu thun, als die letzten Reſte meines Muthes aufzubieten, und den geradeſten und kürzeſten Weg querdurch einzuſchlagen, zu beſtreiten was mir entgegenſteht, mir anzueignen was mich unterſtützt, regellos, je nachdem beides ſich mir naht.“ Nachdem er ſeine neuen Richter bei ihrer eignen Seelenruhe, bei ihrem Gewiſſen, bei dem einſtigen Rückblick auf ihr Leben, ja bei den nützlichen Folgen, die aus dieſem Prozeß entſtehen könnten, angerufen und beſchworen, nicht bloß den dürren Buchſtaben der Geſetze zu leſen, ſondern auch ihn zu hören und den Inhalt ſeiner Rede ernſthaft zu erwägen, fährt er

fort: „Unbegränzte Aufrichtigkeit, die offenherzigſte Erklärung, die reinſte Wahrheitsliebe, werden hier aus mir ſprechen. Als der unbefangenſte Sohn der Natur will ich mich hingeben, ohne alle Ziererei, grade ſo wie ich fühle, denke und urtheile. Ich kenne, ſo romantiſch es auch klingen mag, nächſt dem Sammeln von Einſichten für den Geiſt, nächſt der Freundſchaft für das Herz, kein weiteres Intereſſe am Leben, als gut und wahrhaft und für beides feurig wirkſam zu ſein. Leicht möglich iſt es, daß das, was ich zu ſagen habe, übelgeordnet, und im juriſtiſchen Sinne verworren geräth. Aber ich bin nicht im Stande es anders zu ſagen. Mein Stoizismus iſt nicht ſtark genug, um nicht dem vielen Leid zu unterliegen, das mich jetzt faſt erdrückt. Die Natur vindizirt ihre Rechte. Im Gefängniſſe wohnt nur der Schmerz, und dieſer weiß nichts von künſtlicher, am allerwenigſten von juriſtiſcher Logik. Meine Abſicht iſt, meinen neuen Richtern neue Data und Anſichten zu einem neuen Urtheil über die Sache, und durch die Sache auch über mich zu liefern. Ihre Pflicht iſt es, das, was ich zerſtreut vorbringe, unter dem Brennpunkte Ihres Scharfſinn's zu vereinigen.“ —

In dieſem Sinn und Ton beharrt die mehr als zweihundert Seiten füllende Vertheidigung auf den Anklagen, welche das ſchwarze Buch enthält, ſucht ihre einzelnen Punkte durch genaue Thatſachen zu erweiſen, giebt die Orte an, wo die weiteren Belege zu finden ſind. Um einen Theil ſeiner Angaben ſtärker zu erhärten, fügt er unter dem Namen „ſchwarzes Regiſter" eine umſtändliche Aufzählung der in Südpreußen von 1795 bis 1798 verſchenkten Güter hinzu, ihres vorgeſpiegelten und ihres wahren Werthes, der Empfänger und etwanigen ſpäteren Beſitzer. Die ſehr verworrenen Materialien wurden ihm nur nach und nach unter Struenſee's Addreſſe zugeſandt und in das Gefängniß abgeliefert. Die Liſte enthält zweihundert und ein und vierzig Güter, die zu viertehalb Millionen Thaler geſchätzt, aber zwanzig Millionen werth und an etwa zwei und fünfzig Perſonen verſchenkt waren. So hatte z. B. der berüchtigte Triebenfeld dafür, daß er die Schenkungen anordnen und ausführen half, ſelbſt acht Güter geſchenkt bekommen, welche im Werthe von 51,000 Thaler angegeben waren, aber bald nachher auf 700,000 abgeſchätzt, und am 9. März 1801, als Held ſchon gefangen ſaß, wirklich für 750,000 verkauft

wurden! Gegen unbedeutende Irrungen in den Angaben des ſchwarzen Regiſters iſt ſpäterhin Einſpruch geſchehen, gegen die Richtigkeit im Ganzen niemals. Held, auf die Thatſachen, die er anführte, geſtützt, behauptete nun mit Eifer, nicht nur müſſe er ſelbſt freigeſprochen werden, ſondern vielmehr ſeine Gegner hätten Amtsentſetzung und Feſtungsſtrafe verdient, und fügte die betreffenden Geſetzesſtellen bei. Er fragte, was er denn in ſeiner Schrift ausſtreichen könne, ohne der Wahrheit zu nahe zu treten? Daß auch Miniſter Übelthäter ſein könnten, glaubte er durch nahe Beiſpiele zu beweiſen, Friedrich der Große habe den Miniſter von Görcn als einen überführten Betrüger auf die Feſtung geſchickt, der regirende König den Miniſter von Wöllner als einen ſchlechten Menſchen aus dem Dienſt geſtoßen; er meinte, wenn er nicht falſch angeklagt habe, wenn man ihn in der Sache nicht widerlegen könne, ſo müſſe ja König und Staat ihm danken, den Anlaß gegeben zu haben, daß wieder ſolche Gerechtigkeit geübt würde. „Ich werfe, ſagt er weiterhin, das Hauptgewicht meiner Entſchuldigung auf den König ſelbſt. Ihm, der der Herr ſeiner Miniſter iſt, ſchiebe ich, trotz der weiten Kluft, die im Gefängniſſe mich vom Throne

trennt, mit der menſchlichſten Freimüthigkeit die Frage in ſein Gewiſſen: Ob ich wirklich Unrecht, und jene Miniſter, inſonderheit aber den Hoym, anders beurtheilt habe, als der König ſelbſt ihn beurtheilt? Ich könnte, wäre ich in Anſehung redlicher Männer, die mir ihr Zutrauen ſchenken, indem ſie auf meine Ehre und Verſchwiegenheit rechnen, nicht ein ganz Anderer, als gegen zweideutige Karaktere, ipsissima verba des Monarchen über dieſen Gegenſtand anführen, die ſein eigner Unwille ihm ſchon ſehr oft wider den Hoym entriſſen hat. O der König hat darin völlig Recht! Und doch werde ich — gewiß ein unerklärbares Phänomen — weil ich das nämliche ſage, als ein Ruheſtörer und Pasquillant behandelt. Nein, das geht nicht!" — Dem Vortheil, hohe Staatsbeamte als Zeugen anzurufen, entſagte Held wirklich, und ſo ſchonungslos er die Gegner angriff, ſo wenig verrieth er diejenigen, welche ihm vertraut hatten. Dieſe Zartheit allein vermochte ihn auch zu der einzigen Lüge, die er ſich im Laufe des ganzen Prozeſſes erlaubte, nämlich bedrängt und befragt, durch wen er zu den Akten gelangt ſei, auf die ſein Buch ſich gründe, nannte er, um den lebenden Mittheiler nicht unglücklich zu machen, einen zu Poſen verſtorbenen

Kriegsrath Wasserschleben, und auch hiezu entschloß er sich nur, weil er fürchtete, wenn er keinen nenne, möchte man von selbst auf den Rechten kommen.

Held schloß und unterzeichnete seine Denkschrift am 2. Juli 1801. Den Lesern wird längst klar sein, daß diese Vertheidigung zu keinem glücklichen Ziele führen konnte. Die Erörterung aller Thatsachen, welche Held aufthürmte, und welche seine Schrift tragen sollten, half ihm vor den Richtern, welche schlechterdings nur diese beurtheilten, so wenig als die beredte Darlegung seiner Triebfedern, und die Anführung von Fichte's Naturrecht, von Stellen aus Lessing oder Rousseau. Seine Vertheidigung hatte die Richter nicht gewonnen, der Haß der Feinde dagegen wurde nur neu entflammt.

Während er nun in Einsamkeit und Langweile den zweiten Spruch abwartete, suchte Held von so angestrengter ärgervollen Arbeit sich durch eine andere von freiem und heitrem Bezuge zu erholen. Für Preußen stand in Folge des Friedens von Basel ansehnlicher Länderzuwachs in Aussicht, doch ehe dieser Statt fand, traten Verwicklungen mit England ein, von so besondrer Art, daß die Besetzung Hannovers durch

preußiſche Truppen ebenſowohl drohend als ſchüzend erſcheinen konnte. Durch dieſen Vorgang aufgeregt, und in ſeiner perſönlichen Gefahr noch immer leidenſchaftlich mit dem Vaterlande beſchäftigt, ſchrieb Held in etwa zwei oder drei Wochen eine Schrift „Über Preußens Vergrößerung im Weſten, von Innozenz," worin er die äußere Geſtaltung des Staates beſprach, und aus vielfachen Gründen darlegte, wie derſelbe ſeine Vervollſtändigung hauptſächlich in jener Richtung ſuchen müſſe. Hiebei hielt er den früheren Gedanken feſt, daß Preußen mit Frankreich verbündet am ſicherſten und erfolgreichſten ſeine politiſchen Aufgaben verfolgen werde. Anfangs dachte er die Handſchrift an Schulenburg einzuſenden, dem die Verhältniſſe in Betreff Hannovers übertragen waren; doch kam er von dieſer Abſicht bald zurück, und ein Zufall gab der Handſchrift eine andre Richtung. Ein Student Britt aus Brandenburg, der auf der Univerſität von Held unterſtüzt wurde, kam von Halle zu Fuß nach Berlin, um ihn im Gefängniſſe zu beſuchen. Durch dieſe Theilnahme und Anhänglichkeit tief gerührt, und ohne Mittel dem guten Menſchen die Reiſekoſten anders zu vergüten, ſchenkte ihm Held die Handſchrift, und wies ihn an den Buch-

händler Füchſel in Zerbſt, der ihm auch dreißig Thaler dafür gab. Der Autor hatte ſich zwar nicht genannt, verläugnete aber ſeine Arbeit nicht, und da es auch hier an ſcharfen Zügen und beiſſenden Ausdrücken nicht fehlte, ſo erklärte Beyme die Erſcheinung der Schrift eine Frechheit und den Verfaſſer einen unverbeſſerlichen Rumorgeiſt, Warſing ließ ihm alle Schreibmaterialien wegnehmen und die Schrift überall polizeilich unterdrücken.

Inzwiſchen wurde in der Mitte des Septembers 1801 das zweite Urtheil gefällt; die Sitzung dauerte bis 4 Uhr und dann entſchied auch nur die Mehrheit von Einer Stimme die Beſtätigung des erſten Spruches, gegen den Antrag, ihm die überſtandene Haft als Strafe anzurechnen. Nun erſtattete der Juſtizminiſter von Arnim dem Könige Bericht, und ſprach darin günſtig für Held, allein dies blieb ohne Wirkung, der König beſtätigte das Urtheil, und die Strafe wurde noch durch den Umſtand, daß Held die Haft nicht, wie zuerſt beſtimmt war, in Spandau, ſondern in Kolberg erleiden ſollte, für ihn ſehr geſchärft. Dieſe Abänderung hatte den Zweck, ihn von allem litterariſchen Verkehr zu trennen. Da Held des Dienſtes entſetzt war, und folglich ſein Gehalt

aufhörte, er aber außerdem nichts besaß, so ließ der König ihm auf Struensee's Fürsprache zum Unterhalt auf der Festung aus Gnaden monatlich sechs Thaler anweisen. Rothardt lieh dem Freunde fünfhundert Thaler, von denen dieser die im Gefängnisse gemachten Schulden bezahlte und den Überschuß mitnahm. Seine Prozeßakten wurden in der Hausvogtei versiegelt und beiseite gelegt, ihm selbst aber unter der Hand schärfstens angedeutet, falls er versuchte, dieselben zu veröffentlichen, er zeitlebens sitzen müsse. Held hatte keinen solchen Gedanken, denn der an seine hülflosen Kinder, die er mit Zärtlichkeit liebte, machte ihm zur Pflicht, seine Gefangenschaft nicht willkürlich zu verlängern. Nach Brandenburg zu reisen, und sein zerrüttetes Hauswesen zu ordnen, wurde ihm nicht erlaubt, dagegen verstattet, in Berlin die nothwendigen Geschäftsgänge zu machen. Als er zuerst wieder ausging, wurden ihm die Füße wund, sie waren im Gefängnisse so fein geworden; dasselbe hatte auch dem nur Siebenunddreißigjährigen die Haare des Scheitels genommen und die übrigen gebleicht. Die Straßen kamen ihm ungeheuer weit und alle Gegenstände wie Traumbilder vor.

Einige Tage vor seiner Abführung nach Kolberg

ließ ihn Schulenburg zu sich bescheiden, um mit dem sonderbaren Manne, dem er doch immer etwas günstig war, und dessen Angriff gegen Höym er im Stillen gern gesehen, freundlich zu sprechen. Der Minister der Finanzen war auch General, und liebte dies zu zeigen, obschon ihm der Kriegsdienst eigentlich fremd war. „Im Vorzimmer, berichtet Held, lag ein blauer Mantel, auf dem der gestickte Stern des schwarzen Adlerordens sich präsentirte und absichtlich herausgekehrt schien; er selbst, in seinem Kabinette, trug einen Kürassierrock, und große Reuterstiefeln mit klirrenden Sporen und handbreiten Sporenledern; auf einem Tische lag ein befiederter Generalshut.“ Dieses Gepränge machte auf Held einen üblen Eindruck, der auch durch die Unterredung nicht gebessert wurde. Doch war Schulenburg äußerst gütig und gestand offen, Held's Schicksal gehe ihm nahe, er sei in der Sache nicht um seine Meinung befragt worden, sonst würde er der Dämpfung der ihm unähnlichen, bloß unnützen Schreier wegen, ihm nur eine kurze halbjährige Festungshaft zuerkannt und dem Könige den Rath gegeben haben, ihn alsdann an seinen rechten Platz zu stellen, denn überhand nehmen dürften solche Exzesse nicht; die Sache sei aber

bloß im Rechtswege geblieben, aufdringen habe er sich dem Könige nicht gewollt, weil er mit Hoym in Disharmonie stehe, und es alsdann hätte scheinen können, als spreche er aus bloßer Antipathie wider Hoym. Er sagte darauf: „Eigenmächtige Privatversuche, Staatsbetrügereien zu rügen, wie damals mit dem auf der Post weggenommenen Manuskript und hinterher mit dem schwarzen Buche, die Sie sich in den Kopf gesetzt haben, können nicht gelingen, wenn die Regierung einmal den Beschluß gefaßt, davon keine Notiz zu nehmen. Die Welt ist nicht, wie die Herren Philosophen meinen, eine Welt der Theorieen und Grundsätze, sondern eine Welt der Verhältnisse.“ Als bei diesem Anlasse Held sich über das Eröffnen und Wegnehmen der Briefe auf dem Postamte beschwerte, erwiederte Schulenburg, das sei nichts Unrechtes, da es seitens der Obrigkeit immer nur in guter Absicht geschehe; da habe er einen Schweizer in Spandau sitzen, der ein gefährliches Projekt gegen den Staat im Schilde geführt, wie hätte man dahinter kommen können, als durch Eröffnung seiner Korrespondenz? dagegen habe er den Verdacht gegen Held, als habe derselbe Hang zu Meutereien, gänzlich fallen lassen, nachdem er mehrere

insgeheim eröffnete Briefe deſſelben geleſen, und er gebe ihm nun ſein Wort, daß ihm ferner keine Briefe mehr erbrochen werden ſollten. Er fragte endlich: „Nicht wahr, Ihre Abſicht iſt geweſen, es dahin zu bringen, daß der Graf Hoym abgeſetzt würde?“ — Held erwiederte: „Ja, wenn es möglich geweſen wäre, hätte ich es gern bewirkt, weil ich überzeugt bin, daß dieſer Mann dem Staat und der Provinz Schleſien ſchadet.“ — Da rief Schulenburg lachend: „Wie konnten Sie doch ſo etwas unternehmen und auszuführen hoffen, was ich nicht kann? Das hängt alles an perſönlichen Verhältniſſen, wovon Sie nichts wiſſen. Nun, reiſen Sie nur nach Kolberg, und haben Sie Geduld; es kann ſich noch manches ändern, und wenn Sie einmal etwas zu ſuchen haben, ſo wenden Sie ſich an mich.“

Ernſter und herzlicher nahm der Miniſter von Struenſee von Held Abſchied. Offen und feurig legte dieſer dem alten Freunde die Antriebe vor, die ihn zu dem Schritte bewogen, der ihn jetzt auf die Feſtung führe; er berief ſich auf die edlen und reinen Abſichten, die ihn beſeelt, auf die gerechte Erwartung, daß ihm von oben nur Beifall und Dank dafür werden könne, auf ſein vorwurfloſes Bewußtſein, das ihn freiſpreche, wo

die Welt ihn verurtheile, und mit dem er auch jetzt lieber in den Kerker wandere, als ohne daſſelbe die Macht, den Glanz und die Üppigkeit ſeiner elenden Gegner zu theilen. „Da küßte mich Struenſee, — erzählt Held, — was er ſonſt nie zu thun pflegte, die Zeichen wehmüthigen Mitleids glänzten in ſeinen Augen, und er ſagte zu mir: „Sie erinnern mich an meinen Bruder, der übereilte auch alles grade ſo wie Sie, und erwog die Hinderniſſe nicht genug, denn was das eigentlich Weſentliche anbelangte, ſo" — — das Weitere wird nicht berichtet. Struenſee hielt ihm darauf eine ausführliche Vorleſung über den Zuſtand der Welt, über die Stellung der Gebieter, welche überall, freilich aus eigener Schuld, weit weniger mächtig ſeien, als man im gemeinen Leben dafür halte; ſie ſcheuten ſich die Verbrechen derer, welchen ſie ihre Macht und ihr Anſehen geliehen, aufzudecken und zu ſtrafen, weil ſie dadurch die Achtung vor aller Obrigkeit zu ſchwächen fürchteten, — wiewohl das Gegentheil dies noch ſchneller zu bewirken pflege. „Er demonſtrirte es mir an den Fingern, — ſo berichtet Held weiter —, warum die Obrigkeit, in der Aufrechthaltung ihrer Stellung obenan in der Sozietät, ſich erleichtert finde, wenn ſie von den

boshaften Streichen der das Weſen der Geſetze verhöhnenden Böſewichter, ſo lange ſie die Formen geſchickt beobachten, keine Notiz nimmt, und die rechtſchaffenſte That des tugendhafteſten Mannes, die gegen die Formen anſtößt, als ein Verbrechen ahndet. Er ſagte unter vier Augen geradehin, daß, ſo weit er ſehe, die Welt nur von einem minimum sapientiae und von perſönlichen Rückſichten, keineswegs aber nach reinen, konſequenten Grundſätzen regiert werde; daß die Macht alles, die Vernunft wenig oder nichts ſei; endlich, daß die Menſchen insgeſammt, ohne Ausnahme, mit ihren Tugenden und Laſtern, ihren Sympathieen und Antipathieen, mehr noch unter der Herrſchaft des Geldes, als ſelbſt des Hungers und der Wolluſt ſtänden."

Ehe Held nach Kolberg abging, hatte er wieder ſo viel Faſſung, Kraft und Laune, dem Schließer in der Hausvogtei, dem alten Huſaren Bock, ein Abſchiedsgedicht zu widmen. Er rühmt des wackern Mannes herzliche Gutmüthigkeit, Theilnahme und Schonung, wie er den Gefangenen aus Mitleid Nahrung und Labemittel, die ſie nicht bezahlen konnten, dennoch zubrachte, die Strafen ungern vollzog, und auch gegen wirkliche Verbrecher ſich nie verhärtete. Für Held ſcheint

er beſondere Zuneigung gehabt und an deſſen Schuld nicht geglaubt zu haben. Der Dichter ſagt ihm gerührt:

„Viele, die auf fernen Jugendfluren
Einſt mit mir der Freundſchaft Bund beſchwuren,
Wohnen nah — jetzt kannten ſie mich nicht.
O! da habe ich in trüben Stunden
Oft den letzten Reſt von Troſt gefunden
Nur in Deinem redlichen Geſicht."

„Selbſt Dich ſchien es täglich zu betrüben,
Mußteſt Du die ſchweren Riegel ſchieben,
Und verſchließen auswärts meine Thür:
Ja, bei Deiner eignen reinen Ehre
Schwurſt Du, daß ich kein Verbrecher wäre.
Ehren, lieben muß ich Dich dafür."

Doch auch dieſer Rührung wird beißende Schärfe zugemiſcht, und es heißt:

„Wenn doch Manche, die in ſtolzen Wagen
Bei der Hausvogtei vorüber jagen,
Träfe Deines Ochſenziemers Hieb!
Nur die Kleinen, die ſich fangen laſſen,
Sitzen hier. Die Großen draußen praſſen,
Gleich dem reichen Mann, wie Lukas ſchrieb."

Wer es mit dieſer Poeſie zu genau nehmen möchte, dem ſind des Ovidius Worte zuzurufen: ſie ſei nicht beſſer als das Geſchick des Dichters ſelbſt! —

Nach beinah acht Monaten Aufenthalts in der Hausvogtei, verließ Held Berlin früh am 19. Oktober 1801 in Begleitung eines Landreiters, für den er Post und Zehrung mitbezahlte. Als er beim Schlosse vorbeikam, rief er aus: „Nun, Schicksal, du wirst richten, ich appellire an dich!“ Es war ein trüber Tag, regnigt und kalt; doch freute sich Held der frischen Luft. In Bernau fiel ihm ein, daß die Hussiten vor Bernau ein theatralischer Stoff wären, und dachte sich die Anordnung der Szenen aus, empfand aber bald Langeweile dabei, und ließ die Sache fahren. In Stettin sah er flüchtig ein paar Freunde, unter denen Heydebreck war. Eine Meile vor Kolberg hörte er zuerst das Meer rauschen, er nahm die neuen Eindrücke frisch und lebendig auf, wie ein neugieriger Reisender. Dies milderte seinen Unmuth, seinen Trübsinn. Er selbst erzählte späterhin von diesem Aufenthalt auf der Festung: „In Kolberg habe ich ganz allein das aus einem einzigen kleinen rothen Häuschen bestehende Staatsgefängniß auf dem Stein- oder Lauenburger Thore bewohnt, wo in der letzten französischen Belagerung Gneisenau wohnte. Es hatte damals keine Dielen, aber einen guten Ofen, und die Aussicht auf das Meer. Hier sah ich bald nach meiner Ankunft,

im November, ſieben in einem außerordentlichen dreitägigen Sturme geſcheiterte Schiffe am Strande liegen, wovon eins „die Freundſchaft“, das andre „Constantia“ hieß. Anfangs war ich eingeſchloſſen und hatte eine Schildwache vor der Thür. Aber die Schildwache ſchmälerte das Einkommen der Hauptleute, und wurde darum bald weggenommen.“ Überhaupt erhielt er in kurzem mehr Freiheit, durfte ſpaziren gehen, und ſich im Meere baden, welches er wohl dreihundertmal that. Auch der Briefwechſel wurde ihm freigegeben. Im Sommer freute ihn die friſche geſunde Luft auf dem Walle, das dunkelgrüne Gras, auf das er aus ſeiner Thure trat. „Ich kann alſo, fahrt er in jener Erzahlung fort, über keinen düſtern Kerker, dumpfige Luft, Schlöſſer und Riegel klagen. Nil adeo fortuna gravis miserabile fecit, Ut minuant nulla gaudia parte malum. Nur die häusliche Mazeration iſt das Schlimmſte, und damit eben wollen, unter der Maske der Humanität und der Nachſicht im Rechte, die Thoren einen mürbe machen!“ In der That war er zu den größten Entbehrungen genöthigt, ſein Frühſtück beſtand in Waſſer, ſein Mahl war mehr als kärglich; Sachen des nothwendigſten Bedarfes anzuſchaffen, reichte das Geld nicht aus.

Er wußte dabei ſeine Töchter in Berlin gleicherweiſe bedrängt, von dem guten Willen fremder Menſchen, bei denen ſie in Penſion waren, abhängig. Daß er von ſeinen zahlreichen Freunden ſo wenig hörte, war ſeinem Gemüthe bitter, für das er außer einem Beſuche Heydebreck's und einem antheilvollen Briefe Struenſee's keine Erquickung hatte. Struenſee gab ihm unter dem 24. Juli 1802 aus Berlin den vertraulichen Rath, unmittelbar an den König zu ſchreiben, daß er fernerhin nur mit den Pflichten ſeines Amtes ſich beſchäftigen wolle, und meinte, der König werde ihn dann wieder anſtellen. Struenſee wünſchte aber acht Tage vorher von dieſer Eingabe benachrichtigt zu werden, und verſprach, alles was in ſeinen Kräften ſtünde dazu beizutragen, daß die Entſcheidung günſtig ausfiele. Er fügte hinzu: „Und wenn Sie gleich von dem Ruhme eines Verbeſſerers des preußiſchen Staats abſtrahiren, ſo werden Sie ſich doch um eben dieſen Staat ein wahres Verdienſt, und den Dank von allen Ihren Mitarbeitern erwerben.“

Sein Geiſt aber konnte nicht unthätig bleiben. Er unternahm, den Umſtänden gemäß, eine würdige Arbeit, die Geſchichte der Stadt Kolberg und insbeſondre der von ihr überſtandenen Bela-

gerungen. Wir hoffen vielen Beitrag eines auch im Gefängnisse dem Vaterlande hingegebenen Mannes den Geschichtsfreunden nicht verloren. Auch verfaßte er mancherlei Aufsätze, die zum Theil in Zeitschriften Aufnahme fanden. Den Briefwechsel mußte er schon der Kosten wegen sehr beschränken. Die Geselligkeit in Kolberg konnte ihn unmöglich reizen, er fand die sogenannten Honoratioren abgeschmackt; dagegen freute er sich der Bekanntschaft des Schiffers Nettelbeck, und zweier Soldaten, die sich oft zu gleicher Zeit in seinem Gefängnisse zusammen trafen, und von denen der eine aus Island, der andre vom Vorgebirge der guten Hoffnung in preußischen Dienst gerathen war. An Gedichten ließ er es auch hier nicht fehlen, er besang das Meer, die ihm noch gebliebenen Freunde, den Tod seines Freundes Zuckerm, er übersetzte [illegible] aus dem Französischen. Der Besuch [illegible] Geheimsekretairs Manche aus Berlin, damals berühmt und gefürchtet wegen seiner Karikaturen, reizte ihn zu einem Spottliede, welches in der Weise von Goethe's „Kennst du das Land" die Schattenseiten von Hinterpommern und Kolberg so derb aussprach, daß die ganze Stadt rasender in Bewegung gerieth; die Dummen tobten, aber die

Klugern lachten, und Offiziere und Bürger bekamen Ehrerbietung vor dem Manne, der so Treffendes zu ſagen wußte.

Nach Ablauf ſeiner Strafzeit wurde Held freigelaſſen; er dichtete noch Abſchiedslieder an das Meer und an Kolberg — diesmal ohne Spott — und kam im Sommer 1803 nach Berlin zurück. Der König hatte verfügt, er ſolle ein Wartegeld von fünfhundert Thalern beziehen, dafür von Struenſee beſchäftigt, und wenn er ſich ein Jahr hindurch ruhig verhalten habe, auch wieder angeſtellt werden. Sein früherer Titel Ober-Zoll- und Akziſe-Rath verblieb ihm unbeſtritten, nur der Kürze wegen wurde dafür amtlich öfters Kriegsrath gebraucht. Daß Held ſich ruhig verhielt, war wohl zu erwarten, alle Hülfsmittel fehlten ihm, den früheren Gang fortzuſetzen, auch hatte er für ſeine Kinder zu ſorgen, ſeine Gläubiger zu befriedigen, an ſchriftſtelleriſchen Erwerb zu denken, der ſeinen Umſtänden etwas aufhelfen ſollte, doch nur wenig einbrachte, da er ſeine meiſten Aufſätze ohne Honorar weggab. Überdies genoß er die große Genugthuung, daß der König die gegen Zerboni wegen Veröffentlichung ſeiner Akten gerichtlich ausgeſprochene Strafe einjähriger Feſtungshaft

in Graudenz völlig niedergeschlagen hatte; Held's Wagniß und Leiden waren also dem Freunde zu gute gekommen, hatten das neue Unheil von ihm abgeleitet, ihn wahrhaft gerettet. Daß Zerboni jetzt nichts von sich hören ließ, während es ihm doch in jedem Betracht wohl erging, schmerzte zwar Held, aber in seiner Freundschaft wankte er deßhalb nicht, und ließ keine Klage laut werden. Zu seinen Trübsalen kamen im Herbst auch heftige und langwierige Leiden von dem Hufschlag eines Pferdes, der ihn auf der Straße traf und beinahe getödtet hätte.

Nach seiner Genesung wandte er sich mit Eifer den Geschäften wieder zu, denn er bekam nun ehrenvolle Arbeiten, und ein Zimmer dazu im Struensee'schen Hause; der Minister hielt die gewöhnlichen Geschäftsleistungen zu gering für ihn, und trug ihm höhere auf, die seinen Fähigkeiten gemäßer waren, und dabei nicht sehr seine Zeit in Anspruch nahmen. Held benutzte die ihm bleibende Muße, um sein Wissen zu vermehren, er hörte Vorlesungen über die Astronomie bei Bode, über Physiologie bei Mayer, denn für die Naturwissenschaften fühlte er stets die größte Neigung.

Das Jahr 1804 begann für Held unter guten

Zeichen. Struensee hatte ihm beim General-Akzise- und Zolldepartement eine Anstellung von bedeutender Wirksamkeit zugedacht, und als diese grade deßhalb Schwierigkeiten fand, wollte er ihn beim Salzwesen vortheilhaft anbringen. Ein alter Geheimerrath dieser Behörde wirkte entgegen und verursachte Verzögerung, aus der sich Held nicht viel machte, denn in der Nähe Struensee's und häufig sein Gast, durch rückhaltlose Gespräche mehr und mehr in das Innre der Verwaltung eingeweiht, erschrack Held über den Abgrund, in den er blickte, er sah, wie das ganze politische und finanzielle Treiben dem Scheitern zueilte, und daß nirgends Idee noch Kraft waltete. Held arbeitete unter andern eine Handels- und Gewerbs-Übersicht des preußischen Staates aus; Struensee, der die Schrift sehr lobte, wollte sie jedoch nicht zum Vortrage bringen, weil daraus, wie er meinte, nur Gezänk unter den Räthen, und nichts Gutes für die Sache noch für Held entstehen würde, zu Reformen sei noch nicht die rechte Zeit, und Held's Namen einmal nicht beliebt. Die Nutzlosigkeit solcher Arbeiten verleidete ihm weitere Anstrengungen: „Ich war faul geworden, sagt er selbst, und gab mir um nichts mehr Mühe.“

Wie sehr er eines guten Amtes und Diensteinkommens bedurfte, wie nöthig es war seine Ansprüche geltend zu machen, konnte er ganz vergessen, wenn die Lage des Staates und die Zukunft des Vaterlandes ihm vor die Seele traten. Von öffentlichen Anlässen war sein Herz stets erregt; den empfindsamen fehlte seine Dichtung nie, den herben nicht seine Geißelrede. Die Prinzessin Marianne von Hessen-Homburg, Braut des Prinzen Wilhelm von Preußen, welche am 10. Januar 1804 in Berlin ankam, begrüßten zwei Lieder von ihm, eines im Namen der Bürgerschaft, das andre in dem der Schützengilde; die Leute hatten in solchen Dingen ein besonderes Vertrauen zu ihm. So feierte er auch Schiller's Besuch in Berlin durch ein feuriges Gedicht. Dagegen war er voll Ingrimm gegen Bonaparte, dessen Aufsteigen ihm für Frankreich und Deutschland verderblich erschien, und den er nun eben so haßte, wie er ihn früher geliebt und bewundert hatte. Zwei flammensprühende Schriften gab er wider ihn im Sommer 1804 in Druck, anonym wegen der preußischen Behörden, aber bald wußte jedermann den Verfasser. Eine dieser Schriften, „Sendschreiben an Bonaparte" fing gleich so an: „Nein, Bonaparte!

dich zu lieben iſt ferner nicht mehr möglich. Du machſt es zu arg. Du thuſt gerade das Gegentheil von dem, weſſen die Moral, die Tugend und Vernunft ſich zu dir verſahen. Viele Tauſende in Deutſchland, die enthuſiaſtiſch an dir hingen, deren Idol du mehrere Jahre hindurch warſt, können nicht anders, ſie müſſen nunmehr auf die entgegengeſetzte Seite treten, und eingeſtehn, daß du nicht einmal ein außerordentlicher Mann, ſondern ein ganz gemeiner Heuchler, ein platter Narr, Summa Summarum ein Böſewicht geworden biſt. — — Mögen Erfolge dem großen Haufen imponiren, du — deine künftigen Erfolge ſeien noch welche und wie ſcheinbar groß ſie wollen — wirſt die Meinung der edleren Menſchen niemals wieder gewinnen.“ Er ſagt ihm, ſein ſelbſtſüchtiger Karakter werde ihn „an einen wilden öden Strand“ treiben, wo kein freundliches liebendes Auge gern verweilt, und wo die Wellen der Zeit von ſeinem einſt guten Rufe nichts übrig laſſen werden, als den Wrack der Hoffnungen, mit welchen die Welt anfänglich ſeiner Erſcheinung jauchzend entgegengeſehen. Zuletzt ſagt er zu den deutſchen Fürſten: „Ihr lieben Fürſten Deutſchlands! konfiszirt dieſe Schrift nicht! Der Verdacht, daß ihr auf dem Wege

seid, bloße Reichsgroßoffiziere oder Präfekten von Bonaparte zu werden, steigt bei uns sonst immer höher. Lieber konfiszirt die Schriften der Thoren, die sein Sprudeln und Dräuen für die Kraft eines zweiten Karls des Großen ausgeben."

Held hatte das Sendschreiben unter andern auch dem Verfasser der damals erschienenen Schmähschrift „Wider die Juden", dem durch diese und andre Herbheiten berühmten Justizkommissarius Grattenauer mit einem Briefe zugeschickt, in welchem er nach seiner Weise nicht lassen konnte, dem Empfänger die schärfsten und empfindlichsten Wahrheiten zu sagen. Diese Weise jedoch war auch Grattenauer's, in diesem Punkte stimmten die sonst allerverschiedensten Sinnesarten beider Männer überein. Es wird ergötzlich sein, den völligen Gegensatz Held's in dessen eigner Art sich auszusprechen zu hören; hier ist das Hauptsächliche aus Grattenauer's Antwort! „Mit unendlichem Vergnügen — schreibt er — habe ich Ihren Brief gelesen! Weit entfernt, nur eine Minute auf Sie böse zu sein, habe ich Sie vielmehr lieber als je. Daß Sie in jedem Worte Recht haben, ist wahr, aber eben so wahr ist's, daß ich nur eben dadurch glücklich bin,

daß Ihre Schilderung in jedem Jota richtig ist. Nichts halte ich für lächerlicher, abgeschmackter, verrückter und unsinniger, als sich mit einer einzigen unbehaglichen Minute, mit einer einzigen unbequemen Sekunde, mit Einem Worte: mit einer einzigen Entsagung die Unsterblichkeit der Ehre und die Heiligkeit eines Frommen zu erkaufen. Ich habe nicht bloß ein Sopha, sondern auch fünf und zwanzig Stahlfedern darin, und gestern erst einen Fleck entdeckt, wo nicht Elastizität genug ist, und morgen noch fünf neue Stahlfedern eingesetzt werden sollen. Ich lebe bloß um zu genießen, und lache über jeden, der sich irgend einem andern Zweck, als dem des Genusses aufzuopfern nur einen Augenblick sich einfallen läßt. Sobald ich einmal ein Possenspiel schreibe, sollen die Männer, welche auf dreibeinigen Schemeln Grütze fressen und schwarze Bücher gegen Minister und Kaiser schreiben, zuverlässig auf's Theater gebracht werden. Auch wird der Kammergerichtsräthe Erwähnung geschehen, die mit solchen Prinzipien einverstanden sind; so wie sich diese Herren überhaupt vor mir sehr in Acht nehmen mögen, da sie die Einzigen sind, denen ich es zu seiner Zeit wohl einmal recht fühlbar machen werde, daß ich meine Bequem-

lichkeit auch noch zu überwinden, und mich von meinem Sopha zu erheben im Stande bin, wenn es darauf ankommt, eine ernsthafte Rache zu nehmen. — Wenn wir uns noch einmal in der Welt sprechen, lieber Held, so bin ich überzeugt, daß Sie sich, alles Ekels, aller Abneigung und alles Schimpfs ungeachtet, den mir Ihr Brief anzuthun die Ehre erzeigt, ganz zuverlässig ein paar Stunden angenehm unterhalten werden. An Massow begehen Sie ein unverantwortliches Unrecht. Er ist ein braver, durchaus rechtlicher und ächt humaner Mann, dem ich, so lange ich lebe, mit der lebhaftesten Dankbarkeit ergeben bleiben werde. — Über nichts habe ich unbändiger gelacht, als daß Sie ein Manuskript schreiben, das erst nach Ihrem Tode gedruckt werden soll. Das ist eine vollendete Tollheit, wofür mich Gott bewahren wird. Wenn ich das Honorarium nicht noch in dieser Zeitlichkeit mit Bequemlichkeit und Üppigkeit verzehren kann, so hole der Teufel alles Schreiben. — Cosmar'n (Verfasser einer Schrift „Für die Juden") thun Sie Unrecht. Er ist wirklich ein so honetter und rechtlicher Mann, als ein Justizkommissarius in der ganzen Monarchie ist und sein kann. Deßhalb soll

und muß er von Rechts wegen konservirt werden. Er ist mein Feind — aber Gerechtigkeit jedem! — Daß wir auf's allerbestimmteste über unsere Tendenzen und Ansichten der Welt im Widerspruche stehen, — darüber haben Sie so wenig als ich nur einen Augenblick in Ungewißheit sein können. Ein Mensch, der sich vergeblich wie Sie — bloß deßhalb aufopfert, weil er den Martyrertod sterben will — ist über und unter meinem Verstande. Ich habe bei allem was ich thue nur Einen Zweck, den der angenehmsten Existenz; wo dieser mit irgend einer Sache kollidirt, gebe ich die leztere allemal auf. Ich selbst bin mir alles; Sie aber sind sich absolut nichts. Sie opfern der Idee alles auf, ich nicht das Allergeringste. Was Ihnen das Höchste ist, hat für mich nur relativen Werth, und was ich absolut schäze, verachten Sie. — Was ich aber an Ihnen verabscheue, und was jeder wirklich denkende Kopf höchst verächtlich finden muß, ist der Umstand, daß in Ihnen der willkürlichste, frivolste Tyrann steckt, den es geben kann; mit Inbrunst muß jeder gutdenkende liebende Mensch Gott bitten, daß er Sie lieber in Ketten schlagen, als zu einem Manne werden läßt, der irgend etwas zu regiren hat, weil

Sie ganz zuverlässig viel lächerlichere, abgeschmacktere und schädlichere Streiche machen würden, als Bonaparte der Korse! — Es war hier schon seit acht Tagen bekannt, daß Sie Verfasser des Sendschreibens sind. Nicht für zehntausend Thaler möchte ich eine Zeile darin geschrieben haben, und jeder Jurist muß Ihnen sagen, daß es nach Form und Inhalt ein Pasquill ist. — Ich wünsche herzlich, daß diese Piece nicht die allerunglücklichsten Folgen für Sie haben möge. — Leben Sie wohl. Wer nicht mit seiner Intelligenz die Welt des Idealen erfassen kann, ohne die wirkliche Welt mit Füßen zu treten, der thut besser, nach jener nie zu greifen! Grattenauer. Breslau, den 17. August 1804." Wir sehen leicht, daß Grattenauer sich selbst zum Theil verläumdet, aber auch nach Abzug der Verläumdung bleibt in seinem Bekenntnisse doch so viel Verkehrtes und Lästerliches, daß man über die Naivetät erstaunen muß, mit der sich der wunderliche Kauz darüber ausspricht. —

Die zweite Schrift, „Patriotenspiegel für die Deutschen", war in demselben Geiste verfaßt. Sie sah Preußen in seinen Grundfesten bedroht, „aber noch Rettung möglich, wenn nur schleunigst preußischerseits die elende deutsche Reichs-

verfassung kassirt und ganz Norddeutschland bis an den Rhein und Main, ohne weitere Komplimente und ohne sich an Schulmoral und sogenannte Rechtsbegriffe zu kehren, der preußischen Krone unterworfen würden." Der Autor meinte, gewissen Leuten um so verständlicher zu werden, und ihnen seine Vorschläge begreiflicher zu machen, je mehr er gegen Napoleon loszöge; „Daher, — sagte er später, — der viele Hauptwachenwitz, den ich anbrachte und dessen Unanständigkeit ich selbst recht gut fühlte, aber doch der Sergeanten-Intelligenz jener Leute für angemessen hielt." Späterhin sagte er über denselben Gegenstand: „Die Schulmoral und das Landrecht haben bei Staatenvergrößerungen nicht das Mindeste mitzusprechen. Der Fürst, der die Vorschriften jener zu seiner Norm in der Politik erwählt, muß auf alles Mitwirken in der großen, politischen Welt verzichten; ihm wird, von Gottes, Schicksals und Natur wegen, genommen, eben deßhalb, weil er nicht nimmt; er wird von fremden Ideen umsponnen, weil er keine eigne Ideen hat, ausspinnt und geltend macht. Eroberte denn die Justiz oder der Degen Schlesien?" — Solch kriegerisch erobernder Eifer, den er aus höherer Geschichtsansicht als vollkommen

berechtigt erweisen wollte, war in Held ein vaterländisches Erbtheil altpreußischen, durch Friedrich's des Großen Ruhm genährten und allgemein verbreiteten Sinnes, der bis in die neuesten Zeiten noch immer die jungen Gemüther entflammt, und sie auf dem Gebiete der Litteratur die Kühnheiten üben und die Gefahren suchen heißt, welche das verschlossene Kriegsfeld nicht gewähren kann.

Trotz aller Hinderniſſe war Held's Anstellung beim Salzwesen durch Struensee so gut wie entschieden, als dieser am 17. Oktober 1804 starb. Mit diesem Tode fielen alle Hoffnungen Held's danieder. Der Nachfolger Struensee's war der Freiherr vom Stein, der für Held keinen guten Willen hatte, an seine Beförderung nicht dachte, im Gegentheil ihm einige Vortheile sogar entzog. Aber Held vergaß abermals was ihn selbst betraf, und lebte nur im Schmerz über den Gönner, den Freund, den er verloren. Wenn er den Verlust, den der Staat erlitt, weniger beachtete, so war dies nur darum, weil Struensee längst aufgegeben hatte, nach eignem Geist und mit voller Kraft zu wirken. Wie er aber gewesen, als Mensch, als Staatsmann, was er geleistet hatte und hätte leisten können, das wollte Held treu darlegen, diese Pflicht der Liebe und

Dankbarkeit zu erfüllen, war ihm nun die wichtigste Angelegenheit. Zwei andre Todesfälle trafen ihn zu derselben Zeit; sein Freund Rothardt starb, als er eben zum Kammerdirektor in Kalisch ernannt worden war, und seine Tochter Aurora, die er unaussprechlich liebte, sank in der Blüthe des Lebens dahin. Dieser vereinte Schmerz fand seinen Ausdruck in dem Bilde, das er von Struensee entwarf. Das Ehrengedächtniß: „Struensee. Eine Skizze für diejenigen, denen sein Andenken werth ist", konnte schon im Februar 1805 ausgegeben werden. Diese Schrift schildert mit so scharfer Wahrheitsliebe als herzlicher Theilnahme einen sonderbar gemischten und leicht zu verkennenden Karakter, der wenigstens nicht in die große Reihe bedeutungsloser Minister gehört, und unter den preußischen jener Zeit mit einigem Ruhme zu nennen bleibt. Das kleine Buch ist mit nachlässigster Freiheit geschrieben, und unsres Bedünkens das Beste, was von Held im Druck erschienen.

Freilich hatte der mit diesem Gegenstande so warm und eifrig Beschäftigte inzwischen versäumt, den neuen Minister für sich einzunehmen, oder sich nach andern Gönnern umzusehen! Er wurde in seiner beengten Lage kaum bemerkt und bald

vergessen. Ihn drückte überdies schwer der Ehescheidungsprozeß, den seine Frau leichtsinnig angeregt hatte, und in Folge dessen die Scheidung im Mai 1805 ausgesprochen wurde. Eines unglücklichen Verhältnisses frei, fühlte er sich doch kaum leichter, denn nun traten langwierige Auseinandersetzungen ein, die nur bittern Verdruß häuften, und die Zerrüttung der häuslichen Lage vollendeten. In dem Gange des öffentlichen Lebens war kein Trost zu finden. Die Macht Bonaparte's befestigte sich in Frankreich, der General Moreau mußte die Heimath aufgeben und freiwillige Verbannung wählen; seiner Abreise nach den Vereinigten Staaten von Nordamerika widmete Held einige Strophen, die aber damals wegen ihrer Heftigkeit nirgends gedruckt werden durften. Die Stellung Preußens zu Frankreich entwickelte sich schnell und schneller zu bedenklicher Aufregung, die Partheien sprachen ihre Meinungen heftig aus. Der Freund der Freiheit haßte schon den französischen Kaiser als deren Unterdrücker, nun durfte der Vaterlandsfreund ihn auch als den Bedroher Preußens anfeinden. Held hatte bisher keine Gelegenheit versäumt, diesen Doppelhaß laut auszusprechen. Jetzt erschien aber „der neue Leviathan" von Buchholz,

und dieſe Schrift bewirkte in Held eine große Umkehr ſeiner politiſchen Anſichten. Er fühlte ſich „wie aus tiefer Nacht zum hellen Tage emporgehoben", und begriff nun, daß Napoleon, wenn auch kein Mann nach ſeinem Herzen, doch unzweifelhaft einen großen Beruf habe, daß er ein Werkzeug in den Händen der Vorſehung ſei. Sonderbar iſt es, daß grade Buchholz, der unbeſchadet ſeiner Redlichkeit und ſeiner anzuerkennenden Talente mit Held an Karakterkraft nie gleichſtand, dieſen durch ſein Anſehn gewiſſermaßen bezwang und lange Jahre hindurch feſthielt. Solch ein Anſchließen oder Gefangengeben iſt nicht ohne Gefahr, wie wir an ein paar namhaften litterariſchen Beiſpielen geſehen haben, wo die edleren Kräfte gradezu gelähmt wurden durch ein Verhältniß, das ihnen Aufſchwung zu geben verhieß. So war auch dieſes Zuſammengehen mit Buchholz für Held mehr hemmend, als fruchtbar; er bedurfte des Anſchluſſes an ein fertiges Ideenganze, daß er aber an das trockne, wurzelloſe, täuſchungsvolle gerieth, welches Buchholz im Neuen Gravitationsgeſetz und im Neuen Leviathan aufſtellte, war ein Unglück. Wie ganz andre Gebiete hätten ſich ihm erſchloſſen, wäre ihm eine Weisheits- und Staatslehre erſchienen

oder verſtändlich geweſen, wie Fichte ſie in ſich trug, und ſpäter verkündete! —

Die Vorträge, welche Doktor Gall im Sommer 1805 zu Berlin über die Schädellehre hielt, waren eine Erheiterung für Held, der ſich mit Eifer dieſen Forſchungen hingab, und immer einige Vorliebe für ſie behielt. Dagegen hatte die Naturphiloſophie, wie ſie damals hochfahrend auftrat, und die romantiſche Schule, die ſich im Stillen ausbreitete, keine Anziehungskraft für ihn; er fühlte ſich allem als Gegner, was von dem klaren Wege des Verſtandes abwich, was mit ſchmeichelnden Phantaſieen alter Zeiten auch deren Vorurtheile und Gebrechen zurückzuführen ſchien. Der Drang der Gegenwart rief überdies gewaltſam von ſolchen Liebhabereien ab. Ein Krieg wider Frankreich ſtand in naher Ausſicht, und als er auf eine Weile noch zurücktrat, geſchah dies unter Bedingungen, welche den Stolz der Preußen tief kränkten. Während dieſer Aufregung, wo die Eiferer für das Vaterland, die Muthigen und Kampfbegierigen, einander ſuchten, wünſchte der Prinz Louis Ferdinand, der als ein Haupt dieſer Meinungsgenoſſen daſtand, auch nähere Bekanntſchaft mit Held, als einem Manne, von deſſen Kraft ſich Ungewöhnliches hoffen ließ.

Held ging daher zu ihm, fand ſich aber durch den Empfang wenig befriedigt, und völlig abgeſtoßen durch das Geſpräch, das in der Unruhe des Ankleidens und in Gegenwart der Lakaien zu keinem feſten Inhalt kam, ſondern in ſprudelnde Allgemeinheiten zerfloß. Von dieſem Beſuch und von dem Prinzen ſelbſt hat Held eine Schilderung entworfen, die mit ſcharfer Wahrheit alles Schlechte erfaßt, das neben und theils aus den großen Eigenſchaften des ſo tapfern als liebenswürdigen Prinzen reichlich wucherte; dergleichen muß zugeſtanden werden und wir am wenigſten wollen es unterdrücken; allein die Farben ſind ſo grell aufgetragen, die Züge ſo brennend, daß ihre Aufnahme hier nicht möglich iſt.

Das Jahr 1805 lief ab, ohne daß Held eine der ihm ertheilten Zuſagen erfüllt ſah, ohne daß ſeiner jammervollen Lage ein Schimmer von Verbeſſerung leuchtete. Die Bedrängniß jedoch, in der er ſich befand, ließ ihm keinen Augenblick Ruhe, und ſo griff er nach jedem Hülfsmittel, das retten konnte. Der Geheime Kabinetsrath Beyme, wiewohl er ſich im Amte ſchroff benommen, war nicht ohne Theilnahme für Held, wünſchte demſelben beſſeres Ergehen, und hatte ihn, als er von Kolberg zurückgekehrt, zu ſpre-

chen verlangt. Held aber fühlte noch zu große Bitterkeit, die Unterredung war nicht ergiebig, und es fand keine zweite statt, obschon Beyme anfänglich die freundlichsten Mahnungen dazu nicht fehlen ließ. Nach zwei Jahren hörte Held, daß Beyme sich beklagt habe, jener sei nicht wiedergekommen; zugleich versicherten ihn Freunde, Beyme sei ganz anders, als er ihn sich vorstelle, er sei wohlwollend, herzlich bis zur Rührung, nehme sich gern der Leidenden an, und werde für ihn gern thun was er irgend könne. Schwer ließ Held sich überreden, und mit schwachem Vertrauen entschloß er sich, Beyme'n anzugehen; doch die Umstände drängten, und er wollte den Freunden zeigen, daß Eigensinn und Stolz ihn nicht beherrschten. Er schrieb daher an Beyme, entdeckte ihm die ganze Verzweiflung seiner Lage, und bat ihn um Hülfe. Aber Held bat nicht wie andre Menschen, sein Bitten hob mit Trotz und Vorwurf an; so begann sein Brief: „Länger ist es mir nun nicht mehr möglich zu schweigen. Es muß heraus, was mich drückt, selbst auf die Gefahr, daß Sie mich wiederum in ein Gefängniß schicken. Mein Zustand und das endlose Warten sind mir unerträglich und die Geduld verläßt mich. Sie, der Sie mich herbe

genug gezwungen haben, täglich an Sie zu denken, ſo daß ich Ihren Namen mir gar nicht mehr vor der Stirn wegtilgen kann und er meine fixe Idee zu werden droht, Sie zwingen mich abermals, indem Sie meiner ſo ganz vergeſſen, daß ich Sie antreten muß. Einerſeits abſehend von den Verhältniſſen dieſes Lebens, die Ihnen alle formelle phyſiſche Gewalt gegen mich, und mir keine ſolche gegen Sie zutheilten, andrerſeits mit Berufung auf das moraliſche Geiſtertribunal Ihres und meines Grabes, frage ich Sie: Fühlen Sie denn wirklich nicht, daß, während wir beide noch auf dieſer Erde nebeneinander verweilen, Sie wohl auch etwas gegen mich gutzumachen hätten, daß der Schmerz, — den billig Sie ſtillen ſollten, weil Sie, ſein weſentlicher Mitveranlaſſer, allein es können, — es eigentlich allein iſt, was mich immer aus mir ſelbſt hinaustreibt, und mich, meinem Willen und meiner Natur entgegen, zum öffentlichen Menſchen macht! — Wie oft habe ich ſchon ſeit Struenſee's Tode die Feder weggeworfen, wenn ich dieſen Brief anfangen wollte! Wie oft habe ich ihn abgeändert! Mit wie vielen Beſorgniſſen ringe ich jetzt, wo ich ihn dennoch endlich ſchreibe! Wie ängſtigt mich der Gedanke, daß, nach der Vorſtel-

lung, die Sie nun einmal von mir haben, Sie ihn platthin für einen neuen frevelhaften Ausbruch von Bosheit, Neckerei, Rechthaberei und Beleidigungssucht erklären, und mir durch irgend eine Form abermals den Karakter eines Verbrechers aufdringen werden!" — Nach einigen Zeilen heißt es weiter: „Nicht aus freier Wahl ergreife ich die Feder. Daß ich dieß thue ist lediglich ein Produkt der Nothwendigkeit, in die größtentheils Sie selbst mich gestoßen haben. Niemand lebt indeß, der Sie in Bezug auf mich bereitwilliger entschuldigt, als eben ich. Unter dem ungeheuren Andrange der Geschäfte, deren Verweser Sie sind, bin ich Ihnen in meiner Unbedeutsamkeit entschwunden; Sie kennen den tiefen Jammer, in dem ich liege, um so weniger, da ich ihn sogar meinen vertrautesten Freunden streng verberge; und wiewohl ich die Beschaffenheit Ihrer Situation mehr ahnde als bestimmt begreife, so ist mir doch soviel klar, daß auch Sie, wandelnd zwischen tausend Pressungen, nicht alles vermögen was Sie vielleicht wollen. Aber eben darum müssen Sie es mit sanftem Sinne erkennen, wenn meine Individualität die Ihrige in Anspruch nimmt, und wenn ich meine Hoffnung, gehört zu werden, darauf baue, daß Sie, einst mit den niedern

Qualen des Lebens bekannt, derselben auf der hohen Stufe, wohin Ihr Schicksal Sie getrieben, noch eingedenk sind, daß im Kabinetsrathe der Mensch noch nicht untergegangen ist, und daß Sie es ehren werden, wenn ein andrer unbeschreiblich unglücklicher Mensch Sie unter das Obdach der Ehre und Kraft fordert, um Ihnen seine Anliegen vorzutragen." Hierauf erzählt er in strengen Worten sein gehäuftes Unglück; den Anfang seiner Schulden, die er nicht aus Liederlichkeit oder Leichtsinn, sondern aus harter Nothwendigkeit gemacht, als er noch ohne Besoldung diente; die verderblichen Folgen seiner Versetzung nach Brandenburg, seine unglückliche, auch für die äußere Lage nur unheilbringende Ehe, die völlige Niederwerfung durch seine mehr als zweijährige Haft, durch die Kärglichkeit seines Wartegeldes, bei fortwährend ungestümen Ansprüchen aus den früheren Verhältnissen. Er verlangt nur, daß er durch Erfüllung der ihm geschehenen Zusagen in die Möglichkeit versetzt werde, nach und nach schuldenfrei zu werden. Er lebt elend, er hält bei jeder Ausgabe die treuste und schärfste Rechnung für seine Gläubiger, aber seine Ersparnisse bleiben zu gering. Nachdem er ihm das Innerste seiner Verhältnisse aufgeschlossen, sich

gegen falschen Anschein und unverdiente Vorwürfe gerechtfertigt, fällt ihm aber ein, daß nicht er allein so getadelt wird, daß auch Andre schlimme Blößen geben, und zunächst Beyme selbst; er hält ihm vor, was man von ihm sagt, was man mit Recht an ihm rügt, daß er mit dem und dem gar nicht umgehen sollte, daß ihm das und das anhafte, er führt ihm das spitzeste Wort gradezu in das innerste Herz. „Ich rede als Mann zum Manne, — schließt er diesen Absatz, — und mein Unglück und Ihre hartnäckig verschobene Ansicht meines Innern geben mir das Recht, folglich auch den Muth, mich so auszusprechen.“ Dann berichtet er, wie seine Wiederanstellung sich verzögere, welche Schwierigkeiten ihm Neid und Haß entgegensetzen, dabei fällt er über Personen und Sachen die strengsten Urtheile, sagt wie er von Stein nichts erwarte, den er nach genauen Wahrnehmungen sehr übel schildert. Beyme soll daher sorgen, daß er anderweitig eine Stelle bekomme, eine solche, wozu ein entschieden ehrlicher Mann als Aufseher brauchbar sei. Zuletzt sagt er: „Ich werde sterben ohne das Glück gesehn zu haben. Warum wollen Sie mir nicht gönnen, ruhig, unbedeutend, unbeschimpft von Gläubigern zu sterben? Da, wer

Schulden hinterläßt, immer beſchimpft iſt, ſo laſſe ich, wegen meiner unverdienten Schuldenlaſt, ſchlechterdings nicht von dem Vorſatze ab, wenn ich mit Schulden ſterben ſoll, dieſen Schimpf in einem freiwilligen Tode durch ein ſolches Verdienſt um die Welt, welches den Schimpf vollkommen überwiege, zu zerſtören."

Ein Bittſchreiben dieſer Art möchte kaum nochmals zu finden ſein; nur noch Rouſſeau hätte vielleicht in ſolchem Falle ſolche Sprache geführt. Was Beyme geantwortet, was er gethan oder zu thun verſucht, iſt uns nicht bekannt. Ganz entſprochen hat er dem gränzenloſen Zutrauen nicht, denn wir finden Held in der nächſtfolgenden Zeit noch immer aufgebracht und bitter, wenn er den Namen nennt. Auch mag es ſchwer geweſen ſein, ſelbſt für den vielvermögenden Kabinetsrath, die geforderte Hülfe ſogleich zu leiſten, und ſogar bedenklich, auf ſolche drohende Bitten ſich einzulaſſen. Genug, Held verblieb in ſeinem Jammer, und ſollte ihn noch lange tragen. Was ihn am tiefſten beugte, war ein Umſtand, der wieder unwillkürlich an Rouſſeau erinnert. Wir haben erwähnt, daß Struenſee im Finanzgebäude ihm ein Zimmer eingeräumt hatte; Held wohnte ſehr elend, an der entlegenen Fiſcherbrücke, „zwi-

ſchen armen Schuldnern und Hehlern, umgeben von Unſauberkeit, Geſtank und Lärm", dem von Jugend auf reinlich und für das Gegentheil höchſt empfindlich gewöhnten Manne zur unleidlichen Qual; jenes Zimmer war für ihn unter dieſen Umſtänden ſein einziger Troſt, hierher flüchtete er mit ſeinen Arbeiten, hier fand er Ruhe, Ordnung, hier fühlte er ſich noch einigem Daſein verknüpft. Stein aber nahm ihm jenes Zimmer, und verſtieß ihn damit ganz in ſeinen Elend; die ſechzig Thaler, die ihm als Entſchädigung angeboten wurden, konnten ihm den Verluſt der einzigen Zuflucht nicht erſetzen! —

Nicht lange nachher ſollte neuer Vertrieb aus den alten Geſchäften ihm erwachſen, und zwar von einer Seite, woher keine Gefahr zu drohen ſchien. Der Kriegsrath von Ellrn, durch ſeine Schriften noch nicht berühmt wie ſpäterhin, kam aus Süddeutſchland, und ſuchte Held, der ihn dort wenig gekannt und geachtet, als einen alten Freund auf. Eine gutherzige freundliche Perſönlichkeit hatte für Held einen Zauber, dem er nicht widerſtand, er dachte jedesmal, der Andere meine es wahr und herzlich, und hierin war ihm ja gleicher Stimmung hin; er ließ ſich daher harmlos die Kanzlerwürde Ellrn's gefallen. Dieſer

aber befragte ihn lebhaft über das ſchwarze Buch und das ſchwarze Regiſter, und zeigte die größte Begier, beide zu leſen. Auf vieles Dringen ſandte Held ihm dieſe Schriften, indem er bemerkte, daß er ſie ungern aus den Händen gäbe. „Die Sache iſt vorbei, — ſchrieb er, — ſie liegt weit hinter mir, vergeſſen wie ein abſcheulicher Traum. Ich will nicht, wenigſtens nicht ſo lange ich lebe, ihr fernerer Verbreiter ſein. Daher mache ich es Ihnen zur ausdrücklichen Bedingung, beide Pieces nicht zu verleihen und ſie überhaupt keinem Menſchen zu zeigen.“ — Weiterhin ſagte er noch: „Schmerz, Ärger und Ekel haben ſo ſonderbar auf mein Gehirn gewirkt, daß ich im Ernſte den ganzen Inhalt des ſchwarzen Buchs rein vergeſſen habe, gradeſo als wenn ich es nie verfertigt hätte, und ſeit vier Jahren habe ich mich nicht mehr entſchließen können, eine Zeile darin zu leſen. Nur durch die neuliche Unterhaltung mit Ihnen iſt es mir wieder einigermaßen intereſſant geworden. Wenn Sie daher mir die Seiten andeuten wollen, wo Sie Fehler finden, ſo will ich das Ding abermals durchſtudiren, damit ich orientirt bin, wenn ich die Ehre habe Sie wiederum zu ſprechen. Es iſt mir an einer gründlichen Kritik nicht weniger gelegen,

als an Ihrer eigentlichen Meinung, da Sie von dieſen ſchlimmen Gegenſtänden beſſer als viele Andre unterrichtet ſind.“ Cölln ſandte nach einigen Tagen die Schriften zurück, begleitet mit Bemerkungen, die faſt einer Lobrede Hoym's und Triebenfeld's gleich kamen, auf die er doch mündlich wacker geſchimpft hatte! Zugleich entdeckte Held, daß Cölln in einem Buche, als deſſen Verfaſſer er ſich verrathen hatte, kurz vorher gegen Held ſchändliche Dinge vorgebracht. Empört über dieſe niedrige Falſchheit, nahm Held ſogleich die Genugthuung, dem Manne vor Zeugen zu ſagen, was er von ihm denke; und jetzt auch Mißbrauch der geleſenen Schriften fürchtend, ließ er die Erzählung des Hergangs nebſt den gewechſelten Briefen als Handſchrift drucken, um ſie ſolchen Perſonen mitzutheilen, an deren Meinung ihm gelegen war. Noch einigemal griffen anonyme Druckſchriften ihn tückiſch an, ohne daß er ſie öffentlicher Antwort würdigte, da die rechte Antwort doch nicht erlaubt ſein konnte.

Unter allen dieſen Widrigkeiten erſtarb in Held's Gemüth nicht die friſche Wärme, welche die öffentlichen Vorgänge in ihm anglühten. Als Schiller geſtorben war, dichtete er zu deſſen

Todesfeier am 19. März 1806 drei edle Stanzen, deren letzte heißt:

„Die Menschheit dankt, wenn Muth und Kraft zu stiften,
Ein Mann ergreift den schnellen Lebenstraum.
Das Ideal umarmt mit Geisterlüften
Die Wirklichkeit. Durch weiten Sonnenraum,
Vom Erdball fern und seinen Todtengrüften,
Nicht mehr gedrückt von trüber Wolken Saum,
Zur Ewigkeit, voran den Völkerchören,
Gehn Sänger ein, die heil'ge Wahrheit lehren."

In dem Sommer dieses Jahres, während Held, wie er sagt, nur so hindämmerte und verdüsterte, reiften die politischen Verwirrungen mehr und mehr dem furchtbarsten Ausbruch entgegen; der Krieg war unvermeidlich, die Preußen rückten in's Feld. Die Kampfeslust war im Volk erwacht wie im Heere, und auch Held wurde von ihr ergriffen, wie ein Marschgesang bezeugt, den er im September drucken ließ. Wie sehr auch sein Haß gegen den französischen Kaiser, hauptsächlich durch Buchholz, mit dem fast allein er noch Umgang hatte, gedämpft und in bewundernde Anerkennung umgestimmt war, so schwand doch gleich alles Erwägen und Richten, als das Vaterland wirklich von ihm bedroht wurde, Napoleon als Feind gegen dasselbe mit Heeresmacht heranzog.

Mochte Held oft gewünſcht haben, den Hochmuth ſeiner Gegner gedemüthigt, ihre Unfähigkeit aufgedeckt, ſeine erlittne Unbill gerächt zu ſehen, im Augenblicke der Entſcheidung war alles Perſönliche vergeſſen, er fühlte ſich als Preuße, nicht fremde Hand ſollte die Schäden des Vaterlandes berühren, ſondern nur innre Kraft ſie geſetzlich heilen. Zwar hatte er oft das Verderben vorhergeſagt, den Untergang als unvermeidlich verkündigt, aber den Verſtand überwältigte das Gefühl, er ſah die preußiſchen Truppen dahinziehen, und ſein Herz war mit ihnen, ſeine Hoffnung und ſein Zutrauen.

Dieſe Gefühle wurden indeß bald erſchüttert, als die erſten Nachrichten von der Kriegführung eintrafen; ſchnell folgten einander die Trauerbotſchaften, und immer größer entfaltete ſich das Unglück. Heftige Widerſprüche zerriſſen hiebei Held's Gemüth; ihm gab das Geſchick eine furchtbare Genugthuung, die er mit Schaudern aufnahm, und in dem Augenblicke, der ihn ein höheres Werkzeug in Napoleon verehren hieß, war er perſönlich vor ihm zu fliehen genöthigt. Denn die früheren Schriften waren bekannt genug, um auf den Verfaſſer die Rache des Siegers herabzuziehen, und das Schickſal Palm's

konnte ſich wiederholen. Zwar den Tod fürchtete Held nicht, wohl aber neue Gefangenſchaft, Wegſchleppung nach Frankreich, Verkommen im Kerkerelend. Von ſeinen Freunden dringend ermahnt, verließ er, um dieſen Gefahren nicht unmittelbar bloßzuſtehen, bald nach dem Einzuge der Franzoſen die Hauptſtadt, und zog ſich nach Neu-Ruppin zurück, wo ihm Verborgenheit geſichert ſchien.

Hier verlebte er eine Zeit der Noth und Spannung, des Schmerzes und der Erbitterung, die den auf der Hausvogtei und in Kolberg erlittenen zu vergleichen waren. Die Drangſale der eignen Lage waren mit denen des Vaterlandes eng verflochten, und wuchſen mit jedem neuen Ereigniſſe. Für Held wäre jetzt aller Raum und die freiſte Gelegenheit geweſen, das verlorene Spiel gegen die Widerſacher, die ihn bedrückt hatten, wieder aufzunehmen und nochmals durchzuſpielen, wozu das Geſchick ihm alle Vortheile in die Hände gegeben; die einſt Mächtigen lagen jetzt niedergeworfen, und das Unglück des Staats wurde ihnen mit als Verſchuldung aufgebürdet. Der Kampf wäre leicht, der Sieg unfehlbar geweſen; aber Held hatte keinen ſolchen Gedanken, er bedurfte keiner perſönlichen Rache, die allge-

meine war ſchon allzu groß vorhanden! Er meinte jene alte Sache los zu ſein, und wollte ſie für immer abgethan haben. Als ob man das könnte! Als ob jede Handlung nicht eine Saat von Folgen ausſtreute, die unter unſern Füßen aufgehen, und denen wir nicht entfliehen, auch wenn unſer Sinn und Handeln längſt verändert iſt!

Die Geſinnung des Vaterlandsfreundes war damals nothwendig einem Zwieſpalt überliefert, in welchem ihre Äußerungen ſich zu widerſprechen ſchienen, während ſie doch aus derſelben Quelle floſſen. Gegen das Einzelne wurden Haß und Verwünſchung laut, für das Allgemeine in demſelben Maße treuer Eifer und friſche Zuverſicht. Held, der in Geſprächen und Briefen die ſtärkſten Ausdrücke nicht ſparte, um die Unfähigkeit und Feigheit, den Dünkel und Stumpfſinn derer zu bezeichnen, welche als die heimiſchen Urheber des Zuſammenſturzes galten, derſelbe Mann konnte im Jahr 1807 einen Rundgeſang dichten, in welchem es ächtpreußiſch hieß:

„Liebend lohnen
Nationen
Nimmer Dir, Napoleon!
Dir, vor ihrem Hochgerichte,
Spricht den Fluch die Weltgeſchichte,
Dich verſchlingt der Acheron."

„Aus den fernen
Himmelssternen
Leuchtet noch uns Friedrich's Blick.
Friedrich! Du wirst uns erhören!
Und zu unsern Fahnen kehren
Wieder Ehre, Ruhm und Glück."

Wir sehen, er ist von der angenommenen Hinneigung zu Napoleon hier völlig frei, und nur auf Augenblicke noch kehrte sie wieder, wenn die Selbstsucht des Herrschers in höheren Zwecken der Vernunft bisweilen sich zu verbergen schien. Ein großes Gedicht von fünf und zwanzig eilfzeiligen Strophen, „Fatalismus" überschrieben, fällt ebenfalls in diese Zeit, und erschien im April gedruckt in der Minerva von Archenholz; es heißt darin:

„Und nun schließt sich an mein Scheiden
Noch das Leid, das deiner Leiden,
Vaterland! Gefährt' ich ward!"

Und zuletzt:

„Deutschland! O! wie dich ermannen?
Wird kein Retter dir erstehn?
Wo ein Hermann? Und von wannen
Läßt er, Fremde zu verbannen,
Neuer Freiheit Fahnen wehn? —
Sinkst du — an dem letzten Strande
Wähl' auch ich das Todeslos;

Wähle dann — sie rettet bloß —
Flucht aus diesem Körperbande,
Flucht aus alles Lebens Schande
In des Nichtseins dunklen Schooß."

Schon Lessing sagte: „Willst du leben, so dien! Willst du frei sein, so stirb!" —

Inzwischen war eine Schriftstellerei in Norddeutschland aufgetaucht, die sich heißhungrig auf die jüngsten Ereignisse warf, alle Umstände und Beziehungen derselben erörterte, über die frühere Staatsverwaltung Preußens und über hohe und niedre Personen willkürliches Gericht hielt, und meist die schärfsten Verurtheilungen aussprach. Jene Besprechungen gingen zum Theil von wackern Männern aus, und hielten sich in guten Gränzen. Auch die Schriften von Buchholz, wie schmerzlich sie einschneiden mochten, bewegten sich meist in geistiger Allgemeinheit. Aber schnell waren auch niedrige Gewinnsucht, Bosheit und Schadenfreude am Werk, wühlten allen Schmutz, alles oft lügenhafte Geklatsch auf, und gewannen ein großes Publikum. Die Vertrauten Briefe, die Feuerbrände und ähnliche Schriften, größtentheils Erzeugnisse des Kriegsraths von Cölln, der jetzt eben so schmähte wie er früher geschmeichelt hatte, geben noch heute Zeugniß, wie vieles

Schlechte von eben ſo ſchlechten Anklägern damals an den Tag gezogen wurde. Buchholz und Held waren zur Mitarbeit an den Feuerbränden eingeladen worden, hatten aber jede Theilnahme abgelehnt, weil ihnen Cölln zuwider war. Noch andre Zeitſchriften wurden unternommen, Flugblätter, Hefte, ganze Bücher wurden geſchrieben, des Zankens und Lärmens war kein Ende. Die Franzoſen ließen dies ruhig geſchehen, auch der im Sommer 1807 zu Stande gekommene Frieden von Tilſit machte darin keinen Unterſchied, ſie waren nur aufmerkſam, daß nichts gegen ſie ſelbſt mit einflöſſe.

Cölln vergab den Widerwillen nicht, den ihm Held offen bezeigt hatte. Bald griffen die Feuerbrände dieſen mit Schmähungen an, ſuchten die alten Geſchichten hervor, und druckten ſogar, rein aus Gefallen am Ärgerniß, das ſchwarze Regiſter wieder ab, indem ſie zugleich den Verfaſſer läſterten und ſeine Schrift unbefugt ſich aneigneten. Vernarbte Wunden wurden aufgeriſſen, und bluteten auf's neue. Held ſah ſich abermals in Händel verflochten, die er ausgekämpft zu haben meinte. Er mußte ſich verantworten, und that dies durch eine kleine Schrift, in welcher dem Herausgeber die Schlechtigkeit ſeines Verfahrens

und die Unreinheit seiner Triebfedern bündig nachgewiesen wurde. Selbst der Abdruck des schwarzen Registers war nicht getreu, sondern verfälscht und mangelhaft. Mit der einen Schrift war die Sache nicht erledigt, es folgten noch verschiedene Aufsätze, in welchen Held in seiner Weise das Persönliche mit Allgemeinem verknüpfte. Alle diese Aufsätze gab Held ohne Honorar dahin, was Buchholz eine Thorheit nannte, und darüber, als jener bei seinem Sinne blieb, sich also ausließ: „Ihre Delikatesse in Ansehung eines Ehrensoldes hängt — wenn Sie es mir nicht übel nehmen wollen — mit der Feudalehre zusammen; und da diese sehr wenig für Sie da ist, so müssen Sie auch jene ablegen. Die Hauptsache im Leben ist, daß man frei sei; was daraus folgt, versteht sich alles von selbst. Wie sind wir doch so ganz verschieden! Ihnen tritt das Blut in die Wangen, wenn Sie von Honorar sprechen hören, und mir begegnet dasselbe, so oft ich an Abhängigkeit von Verwandten denke."

Wie Held aber immer seine beste Kraft nicht öffentlich auf den Markt brachte, sondern unberechnet in persönlicher Verhandlung ausgab, so ging er auch hier lebendiger und schärfer, als es in der Druckschrift geschehen, in einem vertrauli-

chen Schreiben auf die Sache ein, und ſetzte ſich mit einem ehemaligen Freunde aus Südpreußen, der ſich über unrichtige Angaben in dem ſchwarzen Regiſter jetzt nachträglich heftig beklagte, auf nachfolgende Weiſe umſtändlich und aufrichtig in's Klare. Der Brief, in welchem Held's eigenſtes Weſen ſich getreu abſpiegelt, lautet wie folgt: „Ihr Schreiben vom 1. dieſes Monats iſt unter einem Kouverte von Buchholz erſt am 16. dieſes zwar richtig an Ort und Stelle angekommen, mir aber, weil ich auf einige Tage verreiſet war, nicht eher als den 25. dieſes eingehändigt worden. Ich bitte demnach dieſes genau zu berückſichtigen und mir nicht als Unhöflichkeit auszulegen, woran ein doppelter Verzögerungsfall, wenigſtens in der letzteren Hälfte der erwähnten Zeit, Schuld iſt. Von der erſteren Verzögerung, nämlich bis zum 16. glaube ich, daß ſie nur eine Scheinſache iſt und Sie abſichtlich zurückdatirt haben. Wie lieb würde mir überhaupt Ihr Brief ſein, wenn er nicht von der Liſt diktirt wäre! Traurige Erſcheinung, daß ſelbſt von Hauſe aus zur Gutmüthigkeit beſtimmte und mit vielem Verſtande ausgerüſtete Männer, wenn ſie ſich der Juriſterei ergeben, ſchlechterdings alle wahre Aufrichtigkeit verlieren und ihr urſprünglicher Karakter

immer in den armſeligen Formeln ihres Metiers untergeht! Kein ächter Juriſt unſrer Tage iſt wahrhaft und wirft ſich mit freier Hingebung, mit dreiſtem Vertrauen in die Arme der liebenden Moralität. Bekannt mit der Sicherheit, ſo die kahle Legalität gewährt, nimmt er in jeder Verlegenheit nur zu ihr ſeine Zuflucht. Handelt er gegentheilig, ſo iſt er ein ſchlechter Juriſt. — Ehe Sie dieſes: Beleidigung oder Witzelei nennen, hören Sie mich erſt weiter. Meine Sprache iſt die der allerreinſten Aufrichtigkeit; und ſo wie die Sachen zwiſchen uns ſtehen, iſt es offenbar, wenigſtens halte ich es meinerſeits für das Beſte, mich auf das vollkommenſte gegen Sie zu expektoriren, damit Sie, wo möglich, einen andern Geſichtspunkt für mich faſſen, der am Ende für uns Beide die Ruhe befördern könne."

„Ob ich, da ich dem Könige das ſchwarze Buch ſchickte, moraliſch recht oder unrecht und als Phantaſt oder richtiger Seher gehandelt habe, bedarf keiner weitern Dispüte, nachdem, wie unbedeutend ich immer ſein mag, das Weltgeſchick ſelbſt mich handgreiflich und augenſcheinlich gerechtfertigt hat. Das Ganze meiner damaligen That läßt ſich in wenig Worten zuſammenfaſſen. Ich wollte damit nichts anderes als, dem Könige

die Unzuverläſſigkeit der büreaukratiſchen Formen in Hinſicht des Weſens der Staatsverwaltung beweiſen, und rief ihm zu: Werde ſtrenger, zeige mehr Energie gegen deine nächſten, meiſt unfähigen und demoraliſirten Verwaltungsorgane, oder du ſtürzeſt durch deine Apathie dich ſammt dem Staate in's Unglück! Aus der Hausvogtei ertönte hiernächſt meine Stimme noch lauter: Derjenige Theil der Finanzen, der mit den Weltverhältniſſen zuſammenhängt, liegt in der höchſten Konfuſion und kann nicht anders als durch eine ſolide arrondirende Eroberung in Weſten reformirt werden, darum alſo, erobere! — Nenne man dies Einſicht, Inſtinkt oder wie man will, es gilt mir gleich. Genug, ich fühlte es tief und es leuchtete mir ſo klar wie der helle Sonnenſchein in's Gemüth, daß bei den jetzigen Weltbewegungen der preußiſche Staat nächſtens ſchlechterdings würde übergerannt werden, dafern die Regierung nicht andere, dem drängenden Zeitgeiſte mehr angemeſſene, politiſche und Verwaltungsmaaßregeln ergreife. Aber dieſe Regierung war, was ich nicht gehörig bedacht hatte, eine juriſtiſche; ſie beſchaute ſich ſelbſt und Europa mit der Brille des Landrechts. Inzwiſchen habe ich, wie Figura leider zeigt, dennoch Recht gehabt. Daß ich gehaßt werde, weiß

ich und begreife auch, warum. Immer wird der gehaßt, der das Schlimme vorherſagt, und hinterher wird er wieder gehaßt, wenn das Schlimme eintrifft, denn nach beiden Richtungen hat er die Eigenliebe derer beleidigt, ſo die Lage der Dinge beſſer hätten einſehen ſollen. Im Grunde iſt dieſer Haß abſurd. Die Sturmmöwe macht ja nicht den Sturm, ihr Geſchrei kündigt ja nur deſſen Herannahen an, weil ſie nicht anders kann und ihr Inſtinkt ſie dazu treibt. Schießt auch der Haß eines unvernünftigen Steuermannes ſie aus der Luft herab, ſo ändert das in der Sache ſelbſt nichts; der Sturm kömmt darum doch. Mir iſt genau daſſelbe widerfahren, was mutatis mutandis ein Sultan thut, der einen Boten deßhalb ſpießen läßt, weil er ihm von ferner Gegend her eine fatale Nachricht bringt. Meine That war allerdings ein Exzeß, aber ſie war kein Frevel. Mit dieſem Namen konnte ſie nur der böſe Wille der Geiſtesbeſchränktheit und Faulheit ſtempeln. Gleichwohl iſt, laut der Geſchichte, gewiß, daß da, wo ein Menſch auf ſolchen Exzeß verfällt, er ſchon immer ein böſes Anzeichen für die Regierung iſt, und dieſe bereits aufgehört hat, eine tüchtige zu ſein. Phyſiſch der Schwächere mußte ich es dulden, daß meine That

unter lächelnder Anwendung der Gerichtsformen von der Gewalt die Ausgeburt eines Rumorgeistes, Spektakelmachers, unnützen Reformators, unruhigen Kopfs ꝛc. genannt wurde, obgleich sie sichtbar einen ganz andern, höchst ernsten Karakter trug. Wo sind nun alle meine damaligen Hasser, die mich so sinnlos hart behandelten und kassirten? Der Weltgeist, das waltende Schicksal, Verhängniß, die Vorsehung, oder wie man das Numen und Wesen, welches der moralischen Ökonomie des Menschengeschlechts vorsteht, sonst nennen mag, hat sie, die meine Kassandrastimme nicht hören wollten, sammt und sonders ebenfalls und zwar mit der ihnen gebührenden Schande kassirt, und sie in die Nacht ihrer Unwürdigkeit verstoßen, während dem ich noch Gottlob! mit Ehren auf den Beinen bin.“ — —

„Gewiß glauben Sie selbst, daß ich keinen Theil an der Publicirung des schwarzen Registers habe. Davon ist also nicht weiter die Rede. Plötzlich erschien es im zweiten Hefte der Feuerbrände. Jede Art von Unmuth überfiel mich dabei, um so mehr, als ich dasselbe und obenein noch meine Person im dritten Hefte, von Cölln, dem ekelhaftesten Schmierer, der je sich in die Schriftstellerzunft gemengt hat, geschändet sah.“

„Endlich kamen auch Sie hervor, ohne zu bedenken, daß, wenn Akten, die ursprünglich nur für die Augen des Königs und der Richter bestimmt waren, gedruckt werden, lediglich der Anstifter des Druckens der Injuriant ist, nannten mich: den schwarzen Registrator, forderten mich vor ganz Deutschland auf, das gegen Sie lautende Vorbringen zu beweisen, mißhandelten mich und droheten mit einem Prozesse und obenein mit Drucken. Der Prozeß erregte bloß mein Lachen, aber diese Druckwuth, womit Cölln, Stiller und Sie mich von allen Seiten bedrohten und heimsuchten, stieß meine Geduld um. Öffentlich angefallen, antworte ich öffentlich; und der Druckwuth ist nichts Besseres entgegenzusetzen als das Drucken. Ich setzte mich also nieder und schrieb wider Cölln. Der Bogen, der meine Antwort an Sie enthält, ist bereits gedruckt und es steht nicht mehr in meiner Macht, ihn zurückzunehmen. Wäre dies aber auch noch möglich, so würde ich es dennoch nicht thun. Zwar kann das was ich gesagt habe Ihnen eben nicht angenehm sein, doch sind Ihre Besorgnisse wegen eigentlicher Beleidigungen unnütz. Dergleichen kommen darin nicht vor. Ich bin in der kalten Region des Ernstes geblieben und Sie dürfen nichts befürch-

ten als die Wahrheit. Mein Unrecht, daß ich Sie als Richter angeführt, habe ich ohne Rückhalt eingestanden und die Sie betreffende Stelle abgeändert. Dies ist also lange vor Empfang Ihres Schreibens, mithin ohne Ihre jetzige Privataufforderung geschehen. Sie sind kein Betrüger, aber als man Sie suchte, benutzten Sie Ihr Verhältniß zu den damaligen Güterverschenkungsquellen, und nur insofern liegt in Ihrer Erwerbung des Guts ein inneres Unrecht. Laut der von Ihnen selbst publizirten Akten haben Sie das Gut für dreitausend Thaler gekauft und nachdem Sie es nur anderthalb Jahre besessen, in dem Handel zu siebenundsechzigtausend Thaler taxirt. Wie ist es möglich, wäre auch sogar Thaer Ihr Verwalter gewesen, ein Gut in so kurzer Zeit bei allen erdenklichen Meliorationen, so ungeheuer zu erhöhen? Silbergruben haben Sie dort doch wahrlich nicht gefunden."

„Wozu alle die Berufungen auf Reskripte des Großkanzlers, Pakta, Akten, Protokolle u. s. w. Dies sind ja nur Formen, deren Richtigkeit kein Mensch bestreiten wird und die für das Innere der Sache nichts, sondern bloß den äußeren Hergang beweisen. Die Frage ist: was ist hinter den Koulissen abgehandelt worden? Dabeigestanden

habe ich freilich nicht; inzwiſchen habe ich den Zuſammenhang zwiſchen den Leuten ſo deutlich entwickelt, und gezeigt, wie dieſe Verhältniſſe auf Sie wirken und Sie, gleich ſo vielen Andern, auf die Güterſpekulation führen mußten, daß es ein Kind begreifen kann. Nochmals wiederhole ich indeß: Sie haben nicht nöthig wegen Beleidigungen in Sorgen zu ſein. Sie werden vielmehr finden, daß ich dabei mit mir ſelbſt unerwartet hart umgegangen bin und Dinge berührt habe, von denen ich eigentlich wünſchen müßte, ſie möchten in ewiger Nacht begraben bleiben."

„Ihre Zuſchrift beweiſet mir kein reines ehrliches Vertrauen. Ich ſchwöre de credulitate, daß Sie das ſchwarze Regiſter ſchon vor fünf Jahren im Manuſkript geleſen haben. Der verſtorbene Nothardt hat mir geſagt: Sie ſeien Willens geweſen, dafür weil Sie im ſchwarzen Regiſter ſtänden, während ich in Kolberg ſaß, mich durch eine eigene Schrift moraliſch zu tödten, indem Sie, Gott weiß, welche Jugend- und Privatgeſchichten von mir, die mich als Rouſſeau's Affen darſtellen geſollt, in's Publikum zu bringen die Abſicht gehabt. Folglich haben Sie auch gleich, da das zweite Heft der Feuerbrände erſchien, längſt

gewußt, ich ſei der Verfaſſer des ſchwarzen Regiſters. Zweifelsohne iſt überdem meine Warnung vom 28. Auguſt in beiden berliniſchen Zeitungen, Ihnen zu Geſichte gekommen. Demohngeachtet ſtellen Sie ſich jetzt in Ihrem Briefe ſo an, als hätten Sie erſt aus meiner Addreſſe an Cölln vom 25. September in der berliniſchen Voſſiſchen Zeitung, mich als Verfaſſer des ſchwarzen Regiſters erkannt und ſchreiben erſt in der Mitte des Monats Oktober an mich, datiren aber vom 1. Oktober zurück, weil es Ihnen Überwindung und Beſinnen koſtete, ob Sie Zutrauen zu mir faſſen ſollten oder nicht. Wahrſcheinlich ſind noch andere Veranlaſſungen zwiſchen dem Erſcheinen jener meiner letzten Addreſſe an Cölln und der Mitte des Oktober hinzugekommen, die es Ihnen räthlicher gemacht, ſich mit mir ſelbſt in Rapport zu ſetzen. Ich ſoll nun glauben, Sie hätten ſofort nach Anblick der Zeitung geſchrieben. Buchholz iſt nie ſäumig, und es iſt nicht abzuſehen, warum er Ihren Brief beinahe vierzehn Tage bei ſich hätte liegen laſſen ſollen, ehe er ihn an mich beförderte. Durch dieſe unſelige Manövres haben Sie nur ſelbſt verhindert, was Sie doch wunſchen: Herſtellung des Friedens zwiſchen uns. Hätten Sie gleich da das zweite Heft der Feuer-

brände erſchien klares dreiſtes Vertrauen (welches ich, zufolge meiner Gemüthsorganiſation, ſelbſt vom Feinde herkommend nie täuſche und mißbrauche) zu mir gefaßt, und ſich unmittelbar an mich gewendet, ſtatt ſich mit dem heilloſen Cölln einzulaſſen, ſo wäre mir die wahrlich ſehr unangenehme Mühe erſpart worden, Ihnen öffentlich zu antworten, und ich hätte die Sache auf einer einzigen Seite in meiner Schrift wider Cölln vollkommen ſanft abgemacht. Jetzt iſt durch Ihre Säumniß das nicht mehr zu ändern. Ich verdenke Ihnen nicht abſolut, was Sie gegen mich gethan haben, um Ihre Ehre zu retten. Aber die meinige iſt mir eben ſo lieb und Sie müſſen einſehen, daß ich, um dieſe und den allgemeinen Werth meines ſchwarzen Regiſters zu retten, öffentlich antworten mußte. Cölln und Stiller ſind gar zu ſchändlich mit mir umgegangen und ich bin zu dieſen Händeln gekommen, ohne zu wiſſen, wie. Da vollends Sie ſich zu ſolchen Leuten geſellten, konnte ich nicht ſchweigen. Die Rücknahme meiner öffentlichen Antwort iſt ſchon deßhalb unmöglich, weil ich, für den Fall, daß meine Schrift ſchlimme Folgen für meine Perſon haben ſollte, es abſichtlich ſo eingerichtet habe, daß ich den Verleger nicht weiß,

ihn alſo nicht verrathen und meine Unwiſſenheit beſchwören kann, da ich feſt entſchloſſen bin, alles, entſtehe auch daraus was da wolle, lediglich auf mich zu nehmen. Ein auswärtiger, ſehr entfernter Freund beſorgt die Sache. Welche Verwirrung würde ich in dem faſt vollendeten Druck, welche Verzögerung und Koſten erregen, wenn ich jetzt noch die Umdruckung eines oder zweier Bogen veranſtalten wollte!"

„Beliebt Ihnen, abermals gegen mich zu ſchreiben, immerhin! Ich werde Ihnen gern das letzte Wort laſſen und keine Feder mehr deßhalb anſetzen. Wollen Sie mich verklagen, wie Sie drohen, meinetwegen! In mir iſt bis auf die letzte Spur jede Achtung vor aller Juſtiz verſchwunden, und ich betrachte ſie bloß als ein kindiſches Treiben, beſonders ſeit ich erlebt habe, daß es wirklich eine Schickſalsjuſtiz giebt, die die große Gerechtigkeit ausübt. Meine Schrift wird Ihnen lehren, indem ich darin mich ſelbſt am wenigſten geſchont und einem Heere von Gefahren ausgeſetzt habe, ſo daß rings umher für mich kein Zufluchtsort mehr exiſtirt, wie Ihre Drohung mit einem Prozeſſe und deren Ausführung nicht die allermindeſte Bedeutung für mich haben kann. Überhaupt legen Sie zu viel Wich-

tigkeit auf unſern Zwiſt. Er verſchwindet gleichſam in meinem Buche und wird ein wahres Nichts, in Vergleich mit einer Menge darin vorkommender viel mehr erheblicher Gegenſtände und Perſonen, die ich weder ſchonen wollte noch konnte. In vier Wochen denke ich, wird mein Buch in Ihren Händen ſein."

„In Ihrer Stelle hätte ich, ſtatt mit Akten anzumarſchiren, mich auf eine ganz entgegengeſetzte Art benommen und dem ſchwarzen Regiſtrator ganz anders gedient. Es bedurfte hiezu nur des heroiſchen Entſchluſſes, mit unbedingter Aufrichtigkeit zu erzählen, wie Ihr wahres Verhältniß mit Biſchoffwerder, Hoym, Goldbeck, Lüttichau und Triebenfeld beſchaffen geweſen und wie Sie das Gut acquirirt haben. Tauſend Gelegenheiten hätten Sie in ſolchen Confeſſions gehabt, die intereſſanteſten und trefflichſten Dinge zu ſagen und zu enthüllen, ſogar das dabei unvermeidliche Komiſche hätte für Sie militirt, da der, der ſich ſelbſt nicht ſchont, berechtigt iſt, Andre noch weniger zu ſchonen. Ein freimüthiges Geſtändniß hätte Ihnen die größeſte Ehre gemacht, verſanken auch Andre darüber in Schande. Dreiſt konnten Sie ſagen: Ich — bin noch einer der beſten in Südpreußen geweſen. Iſt es nun

mit mir ſo hergegangen, waren meine Verhältniſſe dieſer Art, ſo läßt ſich ſchließen, wie vollends erſt die Wirthſchaft jener Herren angethan war. Ich — that weiter nichts, als daß ich mir von der allgemeinen Beute da einen Knochen zueignete, wo Andre pêle-mêle die Braten an ſich riſſen. Aber das iſt eben das Unglück, daß zu ſolchem Entſchluß kein Juriſt den Muth hat, ſondern lieber ſich in die Liſt retirirt. Ihre gute Natur zieht Sie beſtändig zur Moralität, und Sie möchten vor Ihr Leben gern ſich nur in der Moralität bewegen, wenn Sie Kraft genug beſäßen, den Juriſten abzulegen, gleichſam einen neuen Menſchen anzuziehen und der Legalität die Stirn zu bieten. Mit Unrecht waren Sie gegen mich aufgebracht. Sie kennen mich ja und wiſſen, wie leicht mit mir auszukommen iſt und wie verſöhnlich ich bin, wenn man mir ehrlich entgegentritt. Die Erſcheinung der Liſt iſt es eigentlich immer allein, was mich in allen Streitigkeiten erbittert und zur Heftigkeit treibt. Geduldig ſtecke ich die herbeſten Grobheiten ein, wenn ich ſehe, ſie ſind aufrichtig gemeint. Die Liſt zwingt mich immer, ſie zu zerſtören und dabei kann es denn nicht fehlen, der Kampf wird ſchonungsloſer und dauert länger. Warum wen-

treten Sie Ich nicht ausschließlich an mich, privatim schon vor drei Monaten, statt hinterher öffentlich auf mich loszuschlagen, mit fernerer Wahrheit, deren Glaubwürdigkeit ich erwiesen wußte? Ich hatte Ihnen ja doch nichts öffentlich Böses gethan. Sie und ich, wir haben den ganzen Skandal lediglich dem verwirrten Triebe zu verdanken, der uns auslacht. Insoweit habe ich auch uns beide vermehrt gerächt, daß er schwerlich zu weiter literarisch exportirenden wird. Ihnen andern, da es doch ohne Schimpfen nicht abgehen konnte, habe ich ihn den literarischen Chevalier Rabel genannt. Ein ärgerer Schimpfwort wußte ich nicht."

„Noch allein hierum, ein Vorschlag zur Güte. Länger kann es nicht mehr dauern, so bin ich in Berlin. Konstituiren wir dann eine Jury, die über uns entscheide, bei der jetzt ich alle Ihrigen verhöhnt, unter dem Präsidio des ehrwürdigen Buchholz, der in jedem Betracht zu hoch über uns beiden steht, als daß wir ein Mißtrauen gegen seine Unparteilichkeit hegen könnten. Vor diesem Tribunal lassen Sie uns unsre Sache plaidiren. Damit der Rechtsstreit kann sie:

1) daß ich Unrecht thue, als ich Ihr über-

haupt im ſchwarzen Regiſter vor meinen Richtern mit anführte;

2) daß ich an der Publizirung des ſchwarzen Regiſters Schuld ſei;

3) daß ich Ihnen in meiner öffentlichen Antwort zu viel gethan;

ſo will ich in Ausdrücken, die Sie ſelbſt vorſchreiben mögen, und wo Sie es verlangen, Ihnen öffentliche Abbitte leiſten und mich obendrein ſelbſt für verrückt erklären."

„Ich bin Ihnen nicht gram, kann niemals das dauernd haſſen, was ich einſt geliebt habe, und ehre wenigſtens den Schimmer von freundlicher Abſicht, die Sie bewog an mich zu ſchreiben. Glauben Sie ſicherlich, daß mir dieſe Streitigkeit mit Ihnen äußerſt fatal iſt, und ich ſehnlich wünſche, ſie möchte einen ſanften Ausgang nehmen. Halten Sie dies nicht für leere Worte und leſen Sie dieſen Brief nach Verlauf einer Nacht nochmals durch. Ich habe an Buchholz weiter keine Silbe darüber geſchrieben, als die kurze Bitte, ihn an Sie zu befördern. Daß ich ihn offen ſchicke, geſchieht darum, weil ich wünſche, Buchholz möge ihn leſen, und ich auf dem ganzen Erdenrunde für mich keinen ſo achtbaren Richter weiß, als eben dieſen, in den mannigfal-

tigen Situationen meines Lebens treubewährten, redlichen Freund, der wenn gleich er nicht überall mit mir einstimmig denkt, mich dennoch achtet und am besten versteht, und deßhalb mein bester Trost gegen den Haß einer Menge starrdummer Narren ist, die ich leider auf allen meinen Wegen finde und meine Ideen nicht vertragen können. Leben Sie wohl. Gern biete ich meine Hand zum Frieden, wenn Sie ihn wollen. Geben wir doch Alle jetzt nicht auf Rosen, und sollten wir daher nicht lieber die Verträglichkeit dem Gezänk vorziehen? Mit ungeheucheltem Dank erkenne ich die Empfindungen, die Sie mir äußern und will sie herzlich gern erwiedern, machen Sie es mir nur möglich, denn lügen will und kann ich nicht. Gleich Ihnen unterschreibe ich mich, bereitwillig, als Ihr ganz ergebener Freund und Diener von Held. Neu-Ruppin, Mittwoch den 28. Oktober 1807."

Held glaubte es angemessen, dem Minister von Stein, der jetzt in Memel an der Spitze der preußischen Staatsgeschäfte stand, einen Abdruck seiner Schrift wider Cölln zu übersenden, und schrieb dabei, nach bittern Klagen über den Geheimen Kabinetsrath Beyme und den General von Köckritz — der für Cölln's Beschützer galt —

in ſeiner gewohnten Weiſe: „Der Zuſendung dieſes Buches an Ew. Exzellenz liegt keineswegs die Abſicht zum Grunde, als wollte ich das Mindeſte bei Ihnen ſuchen, Sie um etwas bitten, Ihr Intereſſe für mich erregen. Das Bitten iſt, wie Sie wiſſen, nie mein Fehler geweſen. Habe ich, indem ich vormals Ew. Exzellenz Gleichgültigkeit gegen mich gelaſſen ertrug, und mir keine Mühe gab, die, aus wahrlich unwürdigen Inſinuationen, ohne alle nähere eigne Prüfung, in Ihnen entſtandene Verdächtigkeit des doch immer nur geringen Beiſatzes von poetiſchem Weſen zu meiner Natur, zu widerlegen, habe ich Sie damals um nichts gebeten, ſo wäre ein ſolcher Einfall unter den jetzigen Umſtänden doppelt abſurd. Ich wünſche bloß, daß Ew. Exzellenz unterrichtet ſeien, und wiſſen mögen wovon die Rede iſt, falls dieſes Buch, welches Cölln gewiß an Köckritz ſchicken wird, in Ihrer Umgebung Anlaß zu allerlei Gewäſche geben ſollte, und habe übrigens nichts dawider, wenn Beyme und Köckritz meine Geſinnungen gegen ſie erfahren.“ — Im Zuſammenhange dieſer Angelegenheiten, deren Verzweigung ſich nach Rußland erſtreckte, ſchrieb er auch an den General von Klinger in St. Petersburg, der ihm theilnehmend antwortete, wiewohl

er den empfangenen Auftrag nicht erfüllen konnte.

Im März 1808 verlor Held ſeine Mutter, die in Guhrau im Hauſe ihrer Schweſter ſtarb, wo ſie jahrelang Liebe und Pflege gefunden hatte. Sie hatte von einer kleinen Penſion, die ſie als Hauptmannswittwe bezog, und von der Unterſtützung gelebt, welche ihre beiden Söhne ihr mit treuer Liebe zukommen ließen. In der letzten Zeit hatte dieſe Unterſtützung freilich oft geſtockt; der ältere Sohn war in der bedrängteſten Lage, der jüngere, als unangeſtellter Hauptmann in Potsdam lebend, in keiner viel beſſern. Die Noth war allgemein, und das war inſofern gut, daß niemand ſich ihrer ſchämte. In dieſer Franzoſenzeit lag ſchwerer Druck auf allen Klaſſen; das ganze Land verarmte; ſchon die örtlichen Leiſtungen erſchöpften alles Vermögen, die Beiträge zu den allgemeinen waren unerſchwinglich. Der Staat, überladen mit Beamten, konnte nur wenige thätig anſtellen, die Beſoldungen der meiſten ſtockten, wurden nur ſpät, theilweiſe, oder, wie bei Held, gar nicht ausgezahlt. In welchen Entbehrungen und Bedrängniſſen dieſer in der kleinen Stadt jetzt hinlebte, läßt ſich aus den allgemeinen Zügen ſchon ermeſſen. Ohne die unverhoffte

immer nur kärgliche Aushülfe eines Oheims hätte er gar nicht beſtehen können. Er wäre wohl gern nach Berlin zurückgekehrt, was Buchholz abwechſelnd anregte und wieder abrieth, aber die Mittel zu dieſer Überſiedelung fehlten, und es war überdies bedenklich, ſich dort alten Anſprüchen und neuer Aufmerkſamkeit bloßzuſtellen. So blieb er denn wie gebannt an dem Orte, wo er grade war, und der leider auch ſeinem Geiſte gar nichts darbot. Einen Augenblick mochte der Umgang franzöſiſcher Offiziere ihn anfriſchen, aber die Gedanken und Geſinnungen, welche er bei den meiſten fand, ſtießen ihn bald wieder zurück, weder ſeine Freiheitsliebe noch ſeine Anſicht Napoleons war ihnen genehm, und es fehlte wenig, ſo hätte ihn ein Oberſt Lepin wegen gefährlicher Grundſätze angezeigt. Nicht viel beſſer erging es auch Buchholz, der bei ausgeſprochener Vorliebe für Napoleon und als öffentlicher Wortführer der Aufgabe, die er demſelben zuſchrieb, mit den Franzoſen keinen Verkehr hatte, ihren Behörden unbekannt blieb, und überzeugt war, von dieſer Seite am wenigſten ein Verſtändniß hoffen zu können. Mit guter Laune trug er daher auch die Laſten, welche durch die Siege des geprieſenen Kaiſers ihm mitauferlegt waren, und ſchrieb an

Held, indem er den guten Ertrag ſeiner Bücher rühmte: „Es macht mir, die Wahrheit zu ſagen, einiges Vergnügen, daß ich für das Verdienſt, Napoleon in der Welt pronirt zu haben, einige franzöſiſche Soldaten füttern kann.“ Wie Held ſelber über ſolche Laſten dachte, und mit welchem Sinn er ſein Theil an den Opfern für das Vaterland trug, ergiebt ſich aus den ſchönen Worten, die er zum Lobe derer, welche bei ſolchem Anlaß auf ihre Vorrechte verzichteten, um dieſe Zeit niederſchrieb: „Die Schönheit eines menſchlichen Gemüths zeigt ſich beſonders deutlich in jenem Gefühle für Billigkeit, welches bei öffentlichen Drangſalen es verabſcheut ſich auszuſchließen, und freiwillig zum Mittragen der geſellſchaftlichen Leiden, und zur Theilnahme auch dann erbietet, wenn es ſie vermeiden könnte.“

Mit Buchholz war ſein Briefwechſel in dieſer Zeit ſehr lebhaft, aber auch mit dem Oberſten von Maſſenbach, mit dem Kriegsrath Müchler und noch Andern ſtand er in brieflichem Verkehr, der ſich hauptſächlich auf die Ereigniſſe und Schriften des Tages bezog, in welchen letztern er fortwährend und ſehr wider ſeinen Willen betheiligt blieb. Der vielen Angriffe, die wider ihn geſchahen, endlich müde, und empört über

die Entſtellungen, welche man ſich in Schilderung ſo mancher Zuſtände erlaubte, mit denen ſein Schickſal ſo eng verflochten war, faßte er den muthigen Entſchluß, gegen dieſe Verläumdungen und Lügen nothgedrungen die eigne Sache und freiwillig die des Vaterlandes mit offner Wahrheit zu vertheidigen. Er ſchrieb unter dem Titel „Blicke hinter Vorhänge“ eine ausführliche Streitſchrift, deren Abſicht und Stimmung durch einige Worte des Eingangs klar zu erkennen ſind. Er ſagt: „Ginge ich darauf aus, denen, die mir jetzt noch ſchaden können, wiewohl auch der Reſt ihrer Macht bald dahin ſein wird, zu gefallen, ſo wäre es mir ein Leichtes geweſen, meinen Ton zu mildern und die ſtrengen Wahrheiten wegzulaſſen, die der Unwiſſende nicht begreift, der Einfältige für übel angebracht hält, und der Schurke, der Narr, der Lebemann, der Allerweltsfreund, weder hören noch leſen wollen. Allein theils iſt mir alles Halbe unleidlich, theils enthält die Größe meines Unglücks ſelbſt den Grund, warum es mir gar nicht ſchwer wird, alles zu wagen und im höchſten Grade dreiſt zu ſein. — — Nie wird der Schmerz mir andre Worte als die des Trotzes auspreſſen, und ſtatt zu klagen und mich

zu ſchmiegen, werde ich nur deſto ſtolzer. Nemo enim resistit sibi cum coeperit impelli (Senec. Epist. 13). Was umgiebt mich denn? Wo ſind um mich her Menſchen, achtbar und wichtig genug für mich, um mich zu bewegen, eine ſanfte Sprache ihnen gegenüber zu führen? Meint ihr diejenigen, ſo jetzt noch das Fragment des preußiſchen Staates taliter qualiter regieren? — — Faſt Alle, die ich jetzt noch im Preußiſchen regieren ſehe, kommen mir vor wie die gierigen Plünderer eines geſcheiterten Schiffswrackes, an dem ſie das Strandrecht ausüben. Jeder hat ſeinen eigenen Kahn, und iſt erfinderiſch, wie er von dem übrigen Gute, unter dem Vorwande des Bergens, ſich etwas zueignen könne. Die drei oder vier, vielleicht ſechs, Rechtſchaffenen und Verſtändigen in dieſem Regierer-haufen, was vermögen ſie gegen das verworrene und verwirrende Jahrmarktsgetümmel des Unſinns und — trotz ihrer Unwirkſamkeit, Erbärmlichkeit und augenſcheinlichen, zur Selbſtvernichtung hinſtrebenden Nullität — jeden Gedanken der rettenden Vernunft kindiſch überſchreienden, unendlich alberner Partheien; da das Tiefverächtliche in der ganzen Umgebung alle möglichen Ideen und Plane zu einer wohlthätigen Verſchwörung, um die unheil-

dar Verrückten und Schlechten niederzuwerfen und wegzuſtoßen, in ihnen erdrückt, und das Ekelhafte der Gegenſtände und der Perſonen ihnen alle Luſt zu einem nervoſen Handeln benimmt? — Nennt ihr das Publikum? O! der Geſichtspunkt, von dem es am häufigſten grade gegen diejenigen ausgeht, die es am beſten zu ihm meinen, iſt ohne alles feinere Gefühl, ohne allen Edelmuth, ohne allen philoſophiſchen, ächte Wahrheit ehrenden Blick und Sinn, ſogar ohne allen geſunden Menſchenverſtand, vermiſcht mit Neid und einer geheimen dummſchadenfrohen Neigung, ſich an dem Unglücke der Behaupter der Wahrheit und Tugend zu ergötzen. Auf Freunde, wirklich thätige, zu redlichem Streben kühn und redlich mithelfende, mitangreifende Freunde zu rechnen, iſt leider völlig vergebens. Sie ſchweigen entweder, oder ſprechen doch nur lau und behutſam. Zum Durchgreifen iſt keiner zu bringen. — — Zwar wende, weil ich ein Menſch bin, ich mich an das Publikum, aber es geſchieht ohne das Richteramt dieſes Ungeheuers anzuerkennen, das aus disharmoniſchen Theilen und den rauheſten Extremen zuſammengeſetzt iſt; es geſchieht mit Trotz, Unwillen und dem männlichen Entſchluſſe, ſtandhaft jedem Vorurtheile, jedem leeren Regierer-

dünkel, jedem betrügerischen Hohlschädel, jedem Unglück und Interesse entgegen zu treten, und dem eignen Sinne zu folgen, unbekümmert um irgend einen heutigen guten oder schlimmen Ruf, Beifall oder Haß des Tages. Dies wird mir um so leichter, da es mir mit dem Publikum im Ganzen wie mit einzelnen Wohnorten ergeht. Immer bin ich, so lange ich an einem Orte lebte, daselbst von den Meisten gehaßt, hinterher aber, wenn ich lange fort war, umgekehrt von den Meisten gelobt, und das was ich gesprochen und gethan hatte, ist gebilligt und richtig befunden worden. Ebenso ist die Zeit ganz nahe, wo das Publikum mir Gerechtigkeit widerfahren lassen, mich loben, vielleicht lieben wird." — —

Ein Mann, der so spricht, kann allerdings in den Sachen irrig sein, aber an seiner Rechtschaffenheit läßt sich nicht zweifeln, und bis ihm bewiesen worden, daß er irrt, muß ihm freie Rede gestattet sein. Wir theilen noch seine Schlußworte hier mit: „Ungetrübt in meinem Gewissen, mit freier Stirn und dem Vorwurf stinkenden Selbstlobes unberührbar, darf ich behaupten, daß ich nicht zu den Schriftstellern gehöre, die, wie Fichte in seinen Reden an die Deutschen so schön und richtig sagt, gleich dem vom politischen

Winde aufgewühlten und bestimmten Pöbel, ihre Weisheit nur aus dem Erfolge ziehen, die ehmals aus Gewinnsucht schmeichelten, oder aus Furcht vor den Personen schwiegen, und nun die Gefallenen schmähen. Ich redete von diesen Gefallenen, da noch alle Macht und alles Ansehn an ihnen hafteten, eben also wie ich heute rede; ich riß einzelne Personen, die im vollen Glanze ihrer Gewalt an der Spitze des Staats standen, vor das Tribunal der öffentlichen Meinung, bewies sonnenklar ihre Untauglichkeit, Trägheit, Schlechtheit, ihren bösen heuchlerischen Willen, und daß aus solchen Ursachen solche Wirkungen, wie wir erleben, hervorgehen müßten und würden; ich sah schon ehmals, wo die aus der Verwaltung solcher Machthaber nothwendig erfolgenden Übel noch abzuwenden gewesen wären, eben dasselbe ein, was ich jetzt einsehe, und sprach es eben so laut aus. — Aber ich werfe nicht, wie so viele andre erst spät herzugelaufene Schreier und Stribenten, mit Koth und Schutt nach den Ruinen der eingestürzten Monarchie; ich stehe, das eigne Weh in dem des Vaterlandes bejammernd, neben diesen Ruinen, sage die ernsthaftesten Wahrheiten, sage mein Urtheil, und bin zum Urtheilen befugt, weil ich mit Aufopferung

meines Glücks und meiner Ruhe den Einſturz prophezeihte und davor warnte."

Außer dieſer Schrift verfaßte Held im Jahre 1808 noch eine andre, durch Inhalt und Umfang nicht minder bedeutende, die er dem Freunde Buchholz widmen wollte. Beide ſind unter des Letztern ſichtbarem Einfluſſe, in größter Verehrung der Schriften deſſelben geſchrieben, aber dennoch zeigt ſich in dem Grundweſen eine tiefe Verſchiedenheit. Buchholz führte alles im Staat auf ein beſtimmtes Wiſſen zurück, und ſelbſtgefällig und ausſchließend wie er war, auf das Wiſſen der von ihm ausgedachten oder aufgeſtellten Sätze, ohne welche kein Heil in der Welt ſein ſollte. Buchholz meinte es gut mit dem Vaterlande, weil er hoffte, Preußen werde der Staat werden, den er ſich ausgedacht. Held hingegen ſah alles Heil in der ſittlichen Kraft, in der Tüchtigkeit des Karakters, und vergaß dabei ſich ſelber völlig; er rief nicht: „Seht, ich bin ſolch ein Mann!" ſondern nur immer: „Seid ſolche Männer!" Der Karakter, war er überzeugt, wird die ihm nöthige Kenntniß leicht erwerben, ſie ſich aneignen oder geſellen. Sein Preußenthum war ſtets ein Königliches, die Macht des Königs war ihm die der Freiheit, des Fort-

ſchritts; ſeine Klage war am bitterſten, wenn dies grade verdunkelt ſchien. Zu dieſer Verſchiedenheit kam noch eine nicht minder erhebliche im Gebiete der Darſtellung. Buchholz hatte das Talent des Schriftſtellers, er faßte die Sachen leicht und gewandt, und war ſtets eingedenk, daß er zu ſeinen Leſern ſprach; daher wußte er ſelbſt ſeinen Kühnheiten ſtets eine Art von Angemeſſenheit zu geben, wurde wohl beſtritten und gehaßt, aber nicht eigentlich verfolgt oder angefochten. Held im Gegentheil, bei reicheren inneren Gaben als Buchholz, bei größerer Macht und oft auch Schönheit des Ausdrucks, entbehrte des eigentlich ſchriftſtelleriſchen Talentes gänzlich. Nie, wenn er ſchrieb, dachte er an das Publikum, wollte er es einmal, ſo gelang es ihm nicht, es war gegen ſeine Natur. Er dachte an die Sache, an die Wahrheit, und dieſe, mit allen darein verwickelten oder daran klebenden Perſonen, warf er ohne Rückhalt und Schonung in die Öffentlichkeit; daher auch gleich, wenn Held etwas ſchrieb, Angſt und Lärm und Gefahr! Auf die Perſonen aber mußt' er losgehen, weil eben der Karakter ihm alles war; die Quelle des Guten wie des Böſen mußte er grade darin aufzeigen. Er ſchrieb wie jemand, der mit ſich ſelber ſpricht, und daher mit Stoff

und Ausdruck keine Umstände macht. Der Schriftsteller aber weiß, und muß wissen, daß er zu Andern redet, er sichtet seinen Stoff, wählt seine Ausdrücke. Dieser Gesichtspunkt scheint uns in Betreff Held's nothwendig festzuhalten, wenn man ihm nicht Unrecht thun will.

Diese Schrift, gleich der vorigen, ist unsres Wissens nicht gedruckt worden, wenigstens nicht ganz, und könnte auch heute noch nicht ganz erscheinen. Wir theilen einige Stellen mit, in denen sich Gesinnung und Ansichten entschieden aussprechen. Von den Staatsmännern des Jahres 1806 wird gesagt: „In dieser ganzen Reihe befand sich nicht ein einziger Mann, genugsam mit Verstand im Kopfe und Muth im Busen ausgerüstet, um den großen Gegenständen des Zeitgeistes gewachsen zu sein. — Woher im Allgemeinen der Trieb kam, wohin die Sehnsucht ging, wußte keiner. Keiner wollte oder konnte sich dem alltäglichen Kreise seiner gewohnten Geschäfte, persönlichen Verhältnisse und Einkünfte entwinden, um mit der vollen Macht der Phantasie, mit jener kühnen lyrischen Freiheit, welche Göttern ähnlich schreitend auf den Gipfeln der menschlichen Dinge einhergeht, mit der Poesie, der Andacht und dem Heroismus, den Offenbarern der

schrecklichen sowohl wie der entzückenden Geheimnisse der Natur und des Göttlichen, sich über Vergangenes und Künftiges, über jetzige und ferne Zeiten und Völker, über das Menschliche im weiteren Sinne zu verbreiten und des Lebens umfassende Resultate zu ziehen. Keiner war über dem Stoffe. Alle waren mit demselben, und zwar mit dessen unterstem Schlamme vermengt." An einer andern Stelle heißt es: „Gesetzt, Bacon's erhabene These: „Kenntniß allein ist Macht", sei ihnen gelegentlich zu Ohren gekommen, so drückte sie sich doch auf ihre Hirne nicht ein, und schien ihnen bloße lateinische Schulfüchserei. Macht auf Kenntniß zu gründen, wie konnte ihnen das in den Sinn kommen, da ihnen die Kenntniß fehlte, und in den Fesseln der Formen und der Gewohnheit zu vegetiren, für sie einen weit größern Reiz hatte, als Bewegung mit Verstandeshelle in der Ideenfreiheit? Napoleon's Laufbahn lehrte offenbar, daß, wer herrschen und an der Spitze der menschlichen Dinge stehen will, zu den zeugenden und schaffenden Geistern, nicht zu den empfangenden und gebährenden gehören müsse. — Was auch die ganz eigene und für sich sehr konsequente Logik der Feigheit und Gemächlichkeit vorwenden mag, der Werth des Mannes liegt

entweder in ſeinem Karakter und in deſſen feſter Behauptung, oder nirgends. Staunen, ſich verwundern, nur immer erſt dann expoſtuliren und ſchreien und klagen, wenn man angeſtoßen wird; ſtatt dem Schickſale mit keckem Vertrauen etwas abzufragen, ängſtlich abwarten und horchen was es bringt; ſtatt über den Maſſen zu ſchweben und mit ihnen Gott weiß wohin wogen, ohne alle Ideenreaktion ſchlummern, bis man von außen von fremden Ideen gedreht und getummelt wird; — zweideutiges Schwanken zwiſchen Trotz und Nachgiebigkeit, zwiſchen Wollen und Nichtwollen, zwiſchen halben Maßregeln und halben Entſchlüſſen: das iſt die Manier der Stümper, nicht die intelligenter Regierer, die ihre Beſtimmung erkennen und erfüllen.“ Die folgende Stelle darf ſich hier anſchließen: „Die Natur, wie ſie ſich im Menſchengeſchlechte ausſpricht, wird von einem ewigen Kunſtgeiſte belebt, der, unerſchöpflich in ſeinen Produktionen, nachdem er Geſtalten gebildet und vollendet hat, über ſie wegeilt, und ſie als Elemente, als Anfangs- und Ausgangspunkte zu neuen Bildungen verbraucht. Sie klingt dem trägen Egoismus widrig, dieſe Wahrheit, dennoch gründet ſie ſich auf eine höhere und offnere Anſchauung der Natur und Geſchichte als jenen

Befangenen zu Theil geworden, die, weil sie nicht vorwärts wollen, zurückgingen, und keinen Maßstab für das Große in sich trugen, weil sie nach keiner einzigen Richtung und in keiner einzigen Beziehung sich zur Größe erhoben hatten."

Er läugnet nicht, daß unter den Männern jener Zeit auch vortreffliche Köpfe gewesen, aber in solchen Verhältnissen befangen, die ihnen alle kräftige Einwirkung unmöglich gemacht, und selbst den Willen und Muth dazu benommen. „Unmöglich, — sagt er, — können Menschen, die seit Jahren sich an das Verstellen, Zurückhalten, Temporisiren gewöhnt haben, in so heißen Momenten die Kühnheit einer eignen Meinung zeigen, denn alle langdauernde Verstellung macht listig aber nicht klug, macht schlecht aber nicht rechtschaffen, macht schwach aber nicht stark. Ein edelstolzer, sich fühlender Mann ist zu stolz um sich zu verstellen; er zieht ein Ja oder Nein auf jede Gefahr der Künstlichkeit vor, und weiß es, wie nichtswürdig alle Vortheile der List gegen die Genüsse eines freien, offnen, lebendigen und seelenvollen Karakters sind. Offne Seelen können nicht anders, sie müssen sich verrathen. Was aber unter der Presse einer langen Zurückhaltung gelegen, hat die Elastizität verloren, ist nur noch kränkelnd

vorhanden, und nie mit einem kräftigen Antriebe zum Hervorbrechen verbunden.“ Weiterhin ſpricht er über den Gegenſatz des Weltbürgerſinnes und der Vaterlandsliebe, und gleicht beide folgendermaßen aus: „In der Angſt, da die Donner des Schickſals ſich naheten, brauchten ſie das Wort: Patriotismus, bloß als eine Zauberformel, mit der ſie den böſen Geiſt zu bannen gedachten. Aber nur derjenige, der als Menſch Kosmopolit iſt, kann als Bürger, und mehr noch als Staatsdiener, Patriot ſein. Schaler Witz, über den Weltbürgerſinn zu ſpotten! Er ſucht, da wo er den Kopf erleuchtet, ja ohnehin von ſelbſt im Herzen ſeine Beſchränkung, weil auch den ſtärkſten Geiſt die Weite eines Welthorizontes ermüdet und ihn immer zum Gefühl der Nationalität zurückführt. Unterdeß leiſtet er jedoch den wichtigen Dienſt, daß er, weit entfernt den Patriotismus zu ſchwächen, ihn erhöht, beſtimmt, umſichtiger macht, damit dieſer nicht in politiſche Schwatzereien, in lächerlichen Eifer, in perſönliches Intereſſe, in ſchlechte Anhängigkeit an verächtliche Beutelvortheile ausarte. Nur der Kosmopolitismus giebt dem Patriotismus erſt den wahren Gehalt, jenen hochherzigen Hang zur bereitwilligen Vergeſſenheit ſeiner ſelbſt, um des Staates willen, zur

uneigennützigen Theilnahme an dem richtigen Intereſſe der Nation, zur edelmüthigen, thätigen, alles aufopfernden Mitwirkung für das Wohl des Vaterlandes, für Ehre und Kraft der Regierung."

In Erklärung der Urſachen, warum er mit ſeinen Darlegungen nicht warte, und ſie bis nach ſeinem Tode zurückhalte, ſtimmt er mit neuern Anregungen überein, die auch meinen, des Schreibens ſei genug, jetzt ſei das Thun nöthig, und die doch bei dieſer Geſinnung auch nichts können, als eben nur ſie niederſchreiben, und noch dazu in dicken Büchern! Held ſagt hierüber: „Gewiß nicht verwerflich iſt der Trieb, auch nach dem Tode noch in Wirkungen fortzudauern. Doch ſind nur ſehr wenige, höchſtedle und zugleich politiſch ſehr wichtig und auf eine eingreifende Weiſe thätig geweſene Männer berechtigt, in ſeltenen Fällen, Geheimniſſe und Wahrheiten, wenn dergleichen vorhanden ſind und ihre Enthüllung ſchädlich wäre, der Mitwelt vorzuenthalten, um ſie der Nachwelt zum hiſtoriſchen Unterricht zu überliefern. Solche eminente Karaktere ſchonen ſich aber überhaupt ſelten, indem ihr Muth, die Poeſie der Thaten der des Bücherſchreibens und Verſemachens vorziehend, es würdiger achtet, im Leben zu handeln, als nach dem Tode geleſen zu werden. Der

Tugendhafte fürchtet nie des Laſters, der Mann von Einſicht nie der Dummheit Macht, darum darf nur der an den Tod appelliren und ſeinen Kranz von der Nachwelt erwarten, der lebend viel geleiſtet hat. Zum Schreiben ſeine Zuflucht nehmen, iſt nur dann der Mühe werth, verdienſtlich und erlaubt, wenn die Thaten unmöglich geworden ſind, denn an ſich ſind Thaten mehr geeignet, der Welt ein Andenken perſönlicher Virtuoſität zu hinterlaſſen, als Schriften. Zwar freilich ſpricht die Schrift, fand der fliehende Saturnus ſie ausgezeichnet genug um ſie zu fixiren und nicht mitgehen zu heißen, auch noch nach Jahrtauſenden, aber um die That windet ſich doch das hellere ätheriſche Licht. Dem, der nicht an ſeine Zeit ſich mit Thaten anſchließt, fehlt das Fußgeſtell zum Aufſchwunge in die Zukunft, und in den hiſtoriſchen Himmel ſteigt keiner, als dem ſchon die Gegenwart Strahlen mitgiebt auf den langen Weg. Im Grunde iſt es doch immer ein Anzeichen von Furchtſamkeit, die Gefahr zu ſcheuen, wenn Handeln und Reden Nutzen ſtiften könnte, und erſt nach dem Entrinnen aus der Gefahr, aus dem Schreiben ein Handeln machen zu wollen, wenn es keinen Nutzen mehr ſtiften kann!“ —

Am 29. Mai 1809 ſtarb in Kaſſel Johannes von Müller, der aus einem Haſſer Napoleons, wie Held, ein Bewundrer deſſelben geworden war, aber mit dem Unterſchiede, daß während er in Glanz und Ehren der ſiegenden Sache angehörte, Held nur feſter an das Vaterland ſich anklammerte, und deſſen tiefſtes Elend mitgenoß. Über Johannes von Müller urtheilte Held ſchon in früherer Zeit nicht günſtig, und hat zum Theil vorausgeſprochen, was ſpäter durch Andre, beſonders durch Woltmann, nachdrücklich durchgeführt worden. Held ſagt ganz offen: „Für mich gehört es zu den unbegreiflichſten Erſcheinungen, woher dieſes Schriftſtellers Ruhm entſtanden ſein mag, und warum er der deutſche Tacitus genannt wird, da ich, der ich doch den wirklichen Tacitus hoch verehre, mit dem aufrichtigſten Willen drei- oder viermal recht ernſtlich angeſetzt habe, Müller's Schweizergeſchichte zu leſen, und dennoch, von unüberwindlichem Ekel abgeſtoßen, es nie bis über die erſte Hälfte des erſten Theils dieſer pretiöſen Kronik bringen konnte. Der Aufwand ungeheurer Mühe berechtigt noch nicht zur Verwandtſchaft mit dem edlen, gediegenen Karakter des kernichten, und gedrängter Gedanken vollen, römiſchen Annaliſten. Eine Klafter knor-

riges Holz klein ſägen oder über Sturzäcker Karriere reiten, wäre mir viel leichter, als mich durch dieſes holprige Buch zu arbeiten. Wunderbar gleichen die Schriften des Müller ſeinem Körper- und Gliederbau. Man ſieht es ſeiner Naſe, ſeiner Hand deutlich an, daß die Natur, im Begriff eine männlich ſchöne, imponirende Naſe, eine kräftige Fauſt, kurz, etwas männlich Vollkommenes zu bilden, davon gegangen, das angefangene Werk unvollendet liegen geblieben, und, mehr verſchrumpft als zur Reife gediehen, in das Leben getreten iſt. — Grade eben ſo iſt es mit allem was er geiſtig produzirt, ſchreibt. Halber Embryo; Anſatz zur Kraft, keine vollendete, gereifte; ein beſtändiges Wollen, ſtraff und feſt einherzuſchreiten, das ſich aus Ohnmacht ſelbſt überſpringt. Und dieſer Mann, dem Friedrich der Große Geiſt und Ideen abſprach, wurde zum Geſchichtſchreiber Friedrich's des Großen beſtellt! Wo iſt je ein ärgerer Verſtoß, eine tollere Sottiſe begangen worden? — Ja, was noch mehr, wenn ich recht auf's Gewiſſen, auf Ehre, und die Hand auf das Herz fordernd, nachfragte: „Haben Sie, haſt Du denn in der That des Johannes von Müller's Schweizergeſchichte von Anfang bis zum Ende durchgeleſen?“ ergab es

ſich jederzeit: Nein! und dann kam das ehrliche Geſtändniß hinterher, es ſei nicht zum Aushalten geweſen. So betheure ich, daß ich bis jetzt, in meiner ausgebreiteten Bekanntſchaft noch keinen einzigen Menſchen habe auffinden können, der jene gleichwohl berühmte Schweizergeſchichte ganz durchgeleſen hätte. Einer plappert das Rühmen immer dem Andern blindlings nach, und die wenigſten wiſſen, wovon die Rede iſt." — Er folgert hieraus, daß es um den Ruhm bei den Zeitgenoſſen, der noch nicht die Prüfung der Jahrhunderte beſtanden, ein zufälliges, zweifelhaftes Ding ſei, und daß dieſer Ruhm für den wahrhaft Ruhmwürdigen wenig bedeute, als welcher ſeinen Lohn in ſeinem Innern trage, in der Einigkeit mit ſich ſelbſt; einen andern gäbe es nicht, wenigſtens nicht in dieſer Welt. — Was Johannes von Müller betrifft, ſo ſind wir der Meinung, ſein Ruhm gründe ſich auf ſeine Leidenſchaft zur Geſchichtskunde, und auf deren Ausdruck in ſeinen Briefen, Kritiken und kleinen Aufſätzen, die den Kern ſeines Weſens und das Werkzeug ſeines Anſehns enthalten. —

Nach unſäglichen Drangſalen, welche Held in Neu-Ruppin während drei Jahren, gleichſam als Gebannter, gelitten und durchgemacht, und zu

[illegible] gelegt und noch [illegible] Bruchstück [illegible] gerissen hatte, gelang es ihm endlich, im Sommer 1809, der Aufmerksamkeit [illegible] einer Schulmeisterin im Bade zu Freienwalde zu entziehen. Er gelobte aber, daß er in jener Zeit der Ruhe, ungeachtet alles der Poesie Ungünstigen und Feindseligen, wie der Leben der Pflanzen, der Elegien des Ovid, der Hieroglyphen von Kahle und Schlesiern, der Poesie der Frauen, und der Schriften von Dahlberg, seine einzige Erholung gewesen, sich größtentheils mit Arbeiten beschäftigt, die in den vorhergegangenen drei Jahren, seinem Aufenthalte von 1805 bis 1808 zu Berlin. Über die Hieroglyphen schrieb er einem Freunde: „Ich habe gearbeitet, ich bin ganz entzückt geworden, und diese Entdeckung kommt noch immer Neigungen her, je mehr ich darin lese. Es scheint mir ein Werken, den Gott der Liebe und Bewunderung erfüllen, ein entzückendes und die hohe Schönheit begeisterndes, wenn ich für den Dichter [illegible] habe. Welch eine Welt lebt und webt da in diesen einfachen Kreyln, in diesen Geschlechtern [illegible] Gestalten! — Das ganze Buch ist gewissermaßen Gestaltung, und geht zu Ende mit einem Hymnus Natur. — Was ich nur nicht zu begreifen vermag,

ch, wie Nahle seinen Zustand in Potsdam, mitten in solcher Umgebung von Särgkisten und Pulsen, hat aushalten können!" — Freienwalde wurde ihm wohlthätig für Körper und Geiß, er fühlte seine Kraft und Munterkeit wiederkehren. Auch seine dichterische Ader schlug wieder lebhafter. Die Aussichten für Preußen waren trübe, der Staat schien auch im Frieden noch unterzugehen; da dichtete Held ein Trostlied für die Deutschen an der Spree und Oder, worin es heißt:

„Sagt nicht, unser Schmuck und Ruhm und Zierde
Könnt ihr deutsche Bollwerk hinden,
Deutschlands Mauern werden stets von tapfer,
Starkmuthiger, treuer Hand gebaut.
Deutschland flog noch immer aus Heldenvetter
Glanzender empor, und Thaten wie
Sind als Preußen wieder glücklich werden,
Doch ein Deutsche werden wir's bleiben."

Und der Schluß, auf die damalige neue Gesetzgebung deutend, sagt:

„Sagt nicht! Schon weht der Freiheit Flügel
Euch, ihr armen Bauernknechte, an.
Sagt nicht! Gerecht lebt die Gesetz
Deiner Stadt, du guter Bürgermeister!
Endlich wird auf Deutschlands fruchtbar Fluren
Lebens hell'ges Patriotenlicht.
Drum wir wirklich Deutsche — helfen werden
Wird denn alles darum sagt nicht!"

Im Auguſt dieſes Jahres empfing Held durch Altenſtein und Heydebreck, welche jetzt den preußiſchen Finanzen vorſtanden, aus Königsberg endlich die Nachricht, daß ſein Wartegeld wieder regelmäßig ausgezahlt werden ſolle. Auch die alte Abſicht Struenſee's, ihn beim Salzweſen anzuſtellen, lebte wieder auf, und wie Heydebreck fortfuhr Held's eifriger Freund zu ſein, ſo verläugnete Altenſtein die hohe Achtung nicht, welche der Karakter des Mannes ihm von jeher eingeflößt hatte. Held kehrte vorläufig nach Neu-Ruppin zurück, um ſeine häusliche Lage zu ordnen. Inzwiſchen hatten die Franzoſen das Land, mit Ausnahme der Oderfeſtungen geräumt, und während ſie einen neuen ernſten Kampf wider Öſterreich zu führen hatten, konnte die preußiſche Staatsverwaltung etwas zu Athem kommen. Ein ganz neues Preußen bildete ſich heran, die einſt Mächtigen waren todt, beſeitigt, vergeſſen, die früheren Geſchichten klangen nur wie Mährchen aus alter Zeit. Jedoch ſetzte Held auf die Perſonen, welche er an der Spitze ſah, noch immer wenig Vertrauen, und wenn er dennoch voll Hoffnungen für die Zukunft war, ſo gründeten ſich dieſe hauptſächlich auf den Geiſt, den er im Allgemeinen wirkſam glaubte. Dieſe Hoffnungen

hielt er auch noch feſt, als Öſterreich den Wiener Frieden geſchloſſen, und die Ausſicht für Norddeutſchland ſich auf's neue getrübt hatte. Er ſchrieb im November an einen Freund: „Sie prophezeihen Deutſchland und beſonders uns Preußen, jetzt nach dem Wiener Friedensſchluß, allgemeine Verzweiflung und die ärgſte Sklaverei! Mit nichten! Dahin wird und kann es aus natürlichen Gründen nicht kommen. Denn nahe iſt die Zeit, wo alles um uns her eine freiere, hellere, offnere Ausſicht gewinnen wird, und unzählige noch ſchlummernde Keime des Glücks ſich entfalten werden. — Geſetzt aber auch, daß wir beide keinen guten Erfolg erlebten, und unſre Augen, ſo lange ſie noch offen ſtehen, immerfort nur Hudelei, Schimpf, Schmach, Schande ſähen, ſo würde ich für meine Perſon dennoch nicht verzweifeln, und zwar darum nicht, weil ich nicht im Fühlen, ſondern im Denken lebe, und dieſes Denken mich lehrt, daß in der Weltgeſchichte die Ellen des Völkerglücks oder Unglücks oft ſehr lang ſind. — Soll denn der Weltgeiſt die Angelegenheiten dieſes Erdballs gleichſam citissime expediren, um *meinen* Beifall einzuärnten, und von *mir* ein: Herr, du haſt alles wohlgemacht! zu vernehmen? — Daure Deutſchlands und unſer

preußisches Elend noch zwanzig, dreißig Jahre; schichten Sie alle erdenkliche Leiden in diese Jahre zusammen, immer antworte ich Ihnen: es ist ein historisches Interimistikum, woraus unfehlbar sich etwas Gutes entwickeln wird."

In dieser Zeit machte Held eine Bekanntschaft, die nicht wenig dazu beitragen konnte, sein verwundetes Gemüth mit dem Leben auszusöhnen. Er hatte heiß geliebt, und war getäuscht worden, er glaubte für sich kein Eheglück mehr möglich. Aber in dem Vierzigjährigen war die Neigung noch nicht erloschen, und er durfte sogar Gegenliebe erwarten. Er feierte diese neue Empfindung in Liedern, die seinen Schmerz und seine Freude mit Rührung aussprachen und die neue Stimmung begeisterte ihn zu einer Hymne an die Reinheit, die ihm wie im körperlichen so auch im sittlichen Sinn eine heilige Tugend war. Indeß waren seine Verhältnisse im Augenblicke nicht von der Art, um an eine Verbindung denken zu dürfen. Er war völlig arm, verschuldet, ohne sichern Boden unter den Füßen, und die Aussicht, ein neues Hauswesen zu begründen, lag in weiter Ferne.

Nachdem er im Sommer 1810 seinen Aufenthalt in Berlin genommen, fand er hier zwar

eine ganz veränderte Welt, aber wenn sie ihm nicht feindlich war, wie die frühere, so war sie doch für ihn bei weitem noch keine günstige. Von seinen Feinden war nicht mehr die Rede; Hoym, nachdem er noch das Zusammenbrechen des Staates erlebt, war in Dunkelheit gestorben; Goldbeck, als Großkanzler durch Beyme abgelöst, lebte zurückgezogen, und auch Beyme war wieder verabschiedet und jetzt auf Reisen; Rüchel lebte in stiller Einsamkeit auf dem Lande. Aber dem Freiherrn von Hardenberg, welcher jetzt als Staatskanzler an der Spitze der preußischen Angelegenheiten stand, war Held so gut wie unbekannt; auf die Fürsprache von Freunden durfte er wenig rechnen, da diese, der eignen Verhältnisse eingedenk, einen Mann seiner Art zu empfehlen fürchteten; und genug Fähige und Unfähige drängten sich zu jedem Amt, um einem Manne, der im Drängen und Bitten sehr ungeschickt war, den Zutritt zu erschweren, ja unmöglich zu machen. Ein freierer Geist war in der Behandlung der Geschäfte wahrzunehmen, eine lebhaftere und raschere Regsamkeit, die Lage des Staates erforderte große Anstrengung und neue Hülfsmittel, und die Noth der Zeit wurde benutzt, um allgemeine Reformen zu bewirken, die in ruhigen

Zeiten schwerlich Eingang gefunden hätten. Diese Bewegungen geschahen alle unter den Augen eines mißtrauischen Feindes, und mußten seiner Aufmerksamkeit möglichst entzogen werden, besonders ihre politische Bedeutung, sofern Preußen durch diese großen gesetzgeberischen Maßregeln innerlich erstarkte und sich zu künftigen kriegerischen in der Stille vorbereitete. Diese Verwicklung zu beherrschen, war Hardenberg ganz der Mann, und es lag in der Natur der Sache, daß diese Verwicklung denen, welche nicht das Ganze übersahen, als eine Verwirrung erschien. Dieses war auch der Fall mit Held, der Widersprüche auf Widersprüche sich häufen und nirgends eine Richtung sah, die ihm eine entschiedne hätte heißen können. Dies gab ihm Anlaß, eine Hymne an die Konfusion zu dichten, und den Zustand des Staatswesens mit herber Satire zu beleuchten. Das Gedicht konnte denen, welche das Allgemeine desselben irgendwie auf sich beziehen mochten, nicht gefallen, und der Polizeipräsident von Berlin, Justus Gruner, verweigerte ihm die Erlaubniß zum Druck; wenn er diese auch der Hymne on die Reinheit verfagte, so erschien das als bloße Willkür, und dem Freisinne, den man an ihm rühmte, wenig gemäß.

Daß auch in der Rechtspflege die Früchte des neuen Geistes kaum zu spüren waren, erfuhr Held in einem ihn selbst betreffenden Falle, der seinen alten Groll gegen die Gerichtsformen bitter aufregte. Sein Freund Rothardt war in solchen Vermögensumständen gestorben, daß das Kammergericht einschreiten mußte. Das Darlehn, welches Held in der Zeit seiner größten Bedrängniß von Rothardt empfangen hatte, kam hiebei zur Sprache, und es fragte sich, ob Held der Masse noch zweihundert Thaler schuldig sei; das Kammergericht entschied Nein, und Held empfing von demselben eine Verfügung, worin dies ausgesprochen, zugleich aber ein Kostenbetrag von fünfzig Thalern sieben Groschen gefordert wurde, unter nochmaligem Anbefehlen und mit Berufung auf bereits zugefertigte Rechnungen. Er war nicht wenig betroffen über eine solche Zumuthung, und wies zuvörderst die Angabe zurück, daß ihm früher irgend eine Mittheilung des Kammergerichts zugekommen sei, oder auch nur habe zukommen können, denn er habe die letzten Jahre in der größten Verborgenheit gelebt, und nur wenige Freunde hätten seinen Aufenthalt gewußt; sodann verlangte er die genaue Darlegung der einzelnen Beträge, aus denen jene unverhältnißmäßige

Summe erwachsen solle. Seinen ganzen Unmuth gegen das Gericht auszusprechen, hielt er sich diesmal doch zurück, schrieb aber desto rückhaltloser an den Minister Kircheisen, der an des abgetretenen Beyme Stelle jetzt Justizminister war. Dieser hatte früher als Mitglied des Kammergerichts an der Verurtheilung Held's Theil gehabt, doch dabei seine Achtung und selbst Vorliebe dem rechtschaffenen und muthigen Manne nicht versagt, den er das Opfer der Formen werden sah. Jetzt widmete er dem Wiedergekehrten die freundlichste Theilnahme, und bezeigte besonders auch ein lebhaftes Verlangen nach dessen Gedichten, und Held säumte nicht, ihm einige zu senden, wobei die neuesten nicht fehlen durften. Er hatte schon dem Minister seine Klage in rauhen Worten geschrieben: „Daß ich in der Rothardt'schen Sache freigesprochen worden, das konnte nicht anders sein, insofern noch einigermaßen Funken von gesunder Vernunft nicht ganz verglimmt sind. — Bin ich aber freigesprochen, was will denn die Justiz von mir? Kann sie mir nicht Ruhe gönnen, da gränzenloser Abscheu mich auf den ganzen Rest meines Lebens von ihr zurückstößt, und ich ihre Hülfe niemals wieder in Requisition setzen werde? Was sind denn das für Kosten, die ich zahlen

soll, und aus welchen Gründen? Um zu erfahren, daß ich der Masse keine zweihundert Thaler schuldig bin? Das wußte ich ja vorher, und erklärte das Mißverständniß, gleich anfänglich vor sechs Jahren, dem Kammergerichte mit der vollkommensten Aufrichtigkeit und Bündigkeit. Ich erkläre also hiemit, daß ich keine fünfzig Thaler sieben Groschen bezahlen kann und will. Die Exekution mag morgen oder in vierzehn Tagen bei mir einbrechen, das ist mir völlig gleichgültig. Mit schallendem Gelächter werde ich sie empfangen, mich mitten in mein Zimmer stellen, und die Landreiter nach Belieben schalten und walten lassen, ob sie da etwas finden, wo ich nichts sehe? Nichts in dem Zimmer, welches ich bewohne, gehört mir, nicht einmal das Wasserglas, aus dem ich trinke. — Von meinen Büchern, die keinen Geldwerth haben, würde ich mir den Tacitus und Sueton in die Tasche stecken, und die übrigen gern den Landreitern überlassen. — Ist es nicht wahre Grausamkeit und elende Pracherei, mich, der ich wegen Entfernung von dem Ausgange des Rothardt'schen Prozesses nicht unterrichtet werden konnte, sogleich, als ich kaum wieder hier warm geworden bin und einige Thaler Wartegeld empfange, mit einer solchen Rechnung zu quälen,

deren Unbezahlbarkeit jedem nur halbvernünftigen Dezernenten einleuchten muß? Will das Kammergericht sich zum zweitenmale an mir prostituiren? Ist eine in dem Verhältnisse zu dem Objekt so ungeheure und unverschämte Kostenforderung nicht ein eben so strenger als kläglicher Beweis, daß ein Land, worin die Justiz so verwaltet wird, seine Revolution noch nicht überstanden hat und der ferneren Korrektionspeitsche des Schicksals bedarf.“ Zeigt ein solches Schreiben, unter den in ihm selbst angegebenen Umständen geschrieben, ein unbeugsam trotziges, ein Catonisches Gemüth, dem wir unsre Theilnahme nicht versagen können, so sehen wir doch mit nicht geringerer die edle Billigkeit und Großmuth des Ministers, der ein solches Schreiben gütig aufnimmt, und nur freundlich mahnend rügt, um den Schreiber wegen eines Tones zu warnen, der ihm an andern Orten unfehlbar Haß und Ahndung erwecken müßte.

Endlich kam denn doch Held's Angelegenheit bei dem Staatskanzler zur Sprache, und dieser machte es sich zur Pflicht, den vielgeprüften und bewährten Mann, nach so vielen Kämpfen und langen Leiden, durch ehrenvolle Anstellung dem Staate zu versöhnen und wiederzugewinnen, dem

Staate, der nur den übertriebenen Eifer der redlichſten Vaterlandsliebe in ihm geſtraft hatte, und dem er mit Herz und Seele ſtets anhänglich geblieben war. In der That iſt es bemerkenswerth, daß während aller Stürme und Kriſen, da dieſes Preußen, das ihn ſo hart verſtoßen, ſelber kaum fortbeſtehen zu können ſchien, niemals in der Seele des Gebeugten auch nur der Gedanke aufſteigen konnte, dieſes Land zu verlaſſen, und anderswo ſein Glück zu ſuchen; im Gegentheil, je ſchwerer das Unglück wurde, deſto mehr fühlte er ſein Recht an Land und Staat. Ihn ſo herzuſtellen in ſeinen Verhältniſſen, als ob er in den früheren ununterbrochen fortgerückt wäre, fand Hardenberg zu eignem Bedauern unthunlich, aber er wollte ihm ein Amt geben, bei welchem er verſorgt wäre, und ohne Widrigkeit ſeine nie verkannten Fähigkeiten dem Gemeinbeſten widmen könnte. Dazu ſchien die Salzfaktorei zu Berlin, welche ſchon Struenſee ihm zugedacht hatte, vollkommen geeignet. Das Amt war gut ausgeſtattet, hatte ſeine geordnete Arbeit, und mit politiſchen Meinungen nichts zu ſchaffen. Allein Hardenberg konnte nicht wehren, daß die eben erledigte Stelle aus Erſparungsgründen in ihren Vortheilen faſt um die Hälfte verringert wurde,

darauf. Er war bekanntlich ein ſogenannter natürlicher Sohn des Miniſters Schulenburg, und wurde als ſolcher früh begünſtigt."

Hatte jedoch Held einmal die Feder in der Hand, um an hohe Staatsbeamte zu ſchreiben, ſo war es ihm unmöglich, nur ſeine perſönliche Sache zu erörtern, er ging dann auf Allgemeines ein, und ſprach ſeine Überzeugungen aus, die leicht wieder verdarben was er für ſich zu bewirken auf dem Wege war. Er konnte ſich diesmal nicht erwehren, ſeine Schrift über Preußens Vergrößerung im Weſten beizulegen, und den Staatskanzler zu bitten, wenigſtens die angeſtrichenen Stellen zu beachten. „Ich ſchrieb das Büchlein — fuhr er fort —, vor zwölf Jahren, in einer finſtern Zelle der hieſigen Hausvogtei, wo ich acht Monate zubrachte, binnen zwei oder drei Wochen, um mich von dem juriſtiſchen Inquiſitionswitze zu erholen, womit ich dort gequält ward. Es war zur nämlichen Zeit, da Preußen die damals ſogenannten Entſchädigungsländer erwarb, das heißt ſeinen Archipel im nordweſtlichen Deutſchlande zu meinem Ärger nur mit einigen neuen Inſeln vermehrte, ſtatt das ganze Norddeutſchland in Beſitz zu nehmen, wozu ſich damals die bequemſte Gelegenheit darbot. Da dieſe meine

Lieblingsidee unausgeführt blieb, so war mir der nahe Verfall unſres Staates keinen Augenblick mehr zweifelhaft, und ſeitdem hat ſich mein Gemüth hier zu Lande fortwährend in demſelben peinlichen Zuſtande befunden, wie etwa der Prophet Heſekiel ſich zu ſeiner Zeit in Judäa, und Kaſſandra in Troja befinden mochte. Jenes trüben Glaubens bin ich, dieſe Pein zerreißt mich noch, und dies iſt der wahre Grund, warum ich nichts anderes ſein will und ſein kann, als ein nichtsbedeutender Salzfaktor.“ Nachdem er ſich noch weiter ausgeſprochen, was er glaube, daß zunächſt geſchehen müſſe — außer der nothwendigen Ausründung nach außen, hält er auf einige Jahre eine ſtrenge, nachdrückliche, höchſtfreimüthige Despotie im Innern für unerläßlich, — fährt er fort: „Niemand fühlt mein brennendes Leid, wenn ich bedenke, daß einſt die Geſchichte uns Preußen nur als ein ephemeres, ſonderbares Phänomen, als ein geweſenes großes militairiſches Kantonement betrachten, und nur den europäiſchen, mit Friedrich unſerm Hyder Ali wieder verſchwundenen Mahrattenſtaat nennen wird!“

Hardenberg, der aufmerkſam auf gewandte Schriftſteller war, und auch in jener Zeit, wo ihnen wenig Freiheit blieb, ſie gern an ſich zog,

hatte auch Held, ohne Zweifel durch Heydebreck, auffordern laſſen, ſeine Feder den neuen Staatseinrichtungen zu widmen, zu welchem Zweck er ſpäter auch Adam Müller gewinnen wollte, und Buchholz wirklich gewann. Held aber antwortete: „Gern würde ich Euer Exzellenz meine Feder anbieten, wenn ich hoffen dürfte, Ihnen damit nützlich zu ſein. Allem, was im gemeinen Sinne Vergnügen heißt, längſt abgeſtorben, und auf den Umgang nur weniger und achtbarer Freunde beſchränkt, hätte ich im Winter Zeit genug dazu. Ach! aber meine traurigen Erfahrungen haben mich mißtrauiſch gemacht, meine ermattete Seele iſt zu träge geworden für alles Detail; keine Zenſur von Liſſabon bis Riga und Wien duldet die Berührung deſſen, worauf es eigentlich ankömmt, die einheimiſchen Regierungen geſtatten ebenſowenig wie die franzöſiſche eine freie Sprache, nur ſchales Geſchwätz wird erlaubt, ganz Europa liegt wartend in einem politiſchen und Ideen-Interim. Ich wünſche mir weiter nichts als Ruhe, und, hinter meine Salztonnen verſchanzt, die Begebenheiten der Weltereigniſſe im Vaterlande gleich den Bildern der Laterna magica anſchauen zu können. Endlich kann ich nur das ſchreiben, was mit meinen

Überzeugungen zusammenstimmt. Unter dieser Bedingung will ich jedoch mich freudig hingeben, nur muß ich, um einigermaßen gesichert und der niederbeugenden Lebenssorgen enthoben zu sein, Salzinspektor oder Faktor bleiben, und die Gewißheit haben, daß Euer Exzellenz meiner Treue, Ehre und Verschwiegenheit vollkommen trauen. Welche Meinung Euer Exzellenz eigentlich von mir haben mögen, wird mir schwer zu errathen. Doch glaube ich nicht zu irren, wenn ich annehme, daß Sie mich nicht in Eine Linie mit Cölln stellen. — Wäre ich früher und zu rechter Zeit mit Euer Exzellenz in Berührung gekommen, gewiß wäre ich dann ein andrer Mann geworden und zu einer andern Geschäftsentwicklung gelangt. Mir fehlte immer ein feuriger, kräftiger, kühner, für tugendliche Ideale ächt begeisterter Chef, den ich von ganzem Herzen hätte lieben können. Struensee war gar zu kalt, zu behutsam, er verachtete im geheim und ohne es sich merken zu lassen auf das tiefste die Welt und die Menschen, nicht nur die über ihm, sondern, was ich ihm immer sehr verdachte, auch die unter ihm; er nahm lieber einen neutralen Standpunkt neben den Dingen, als daß er sich mit Liebe und Haß auf sie geworfen hätte. Doch — das sind tempi passati.“ —

Hardenberg, diesmal wohlzeitig erinnert, bestand fest auf seinem Willen, und trotz aller Hindernisse und Kabalen, wurde Held am 17. August 1812 in der von ihm selbst gewünschten Weise als Salzfaktor in Berlin angestellt. — Mit dieser Anstellung, durch welche er wirklich, wie er im voraus versichert hatte, völlig zufrieden und für sein übriges Leben beruhigt war, endigte Held's politische Laufbahn. Seine Sache war erledigt, in der Art, wie das Geschick solche Kämpfe zu erledigen pflegt, weder der eine noch der andre Theil freut sich vollständigen Sieges, der Gegenstand schwindet, was aber bleibt, sind auf beiden Seiten die Wunden und Verluste. Die Leiden Held's waren übergroß, und ihre Folgen erstreckten sich noch weit in die Zukunft, seine Anstellung war nur ein Aufathmen zu neuen Kräften, ein Beginnen des Genesens. Die besten Jahre waren dahin, die Bahn des Ehrgeizes für ihn zerrüttet, und die Aufgaben neuer Kämpfe stellte das Geschick Andern, nicht ihm. Seine stille Wohnung, so gut wie das Prachtgebäude Friedrich's des Großen, hätte die Inschrift führen dürfen: „Laeso sed invicto militi.“ Wenn seine Zurückgezogenheit nicht ohne Ruhm war, so stand doch sein Bewußtsein hoch über den Ehren der Welt.

Mit dem 1. Oktober, wo er in den Salzhof zog, trat er ein neues Leben an, und, wie er selbst es ausdrückte, in seinen ursprünglichen Karakter zurück. Seine Geschäftstüchtigkeit bewährte sich ungeschwächt, wie sein Eifer und seine Treue. In seinen Bedürfnissen einfach, anstatt jedes Prunkes mit edler Reinlichkeit begnügt, bestimmte er sogleich einen Theil seines mäßigen Einkommens zum Abtrage der alten Bürden, deren Druck ihm von jeher unerträglich war. Damit er der gewonnenen Ruhe nicht allzufroh würde, mußte er sich gleich genöthigt sehen, wegen eines kleinen Gartenraums, auf den die Fenster seiner zu ebener Erde gelegenen Dienstwohnung auf dem Salzhofe sich öffneten, einen ärgerlichen Kampf zu führen; derselbe gehörte recht eigentlich zu der Dienstwohnung, war auch seinem Vorgänger unbestritten geblieben, und nur eben jetzt ohne Fug abgetrennt worden. Held erlangte nach herbem Streit, der bis an den Staatskanzler ging, durch Vergleich wenigstens den Mitgenuß des Gärtchens. —

Die Weltbegebenheiten setzten unterdessen ihren Gang in Riesenschritten fort. Napoleon's Zug nach Rußland, der Brand von Moskau, der Untergang des französischen Heeres, führten alsbald

auch für Preußen eine neue Schickſalswendung herbei, ihren Eintritt bezeichnete die große That Jorck's, welche von allen Vaterlandsfreunden, und auch von Held, mit Jubel begrüßt wurde. Als im Frühjahr 1813 alle Preußen kriegsmuthig zu den Waffen eilten, in heißen Schlachten die Befreiung des Vaterlandes errangen, und am Schluſſe des Jahres der Feind jenſeits des Rheins gewichen war, da fühlte Held das volle Glück, ein freies, ſtarkes, ruhmvolles Vaterland zu haben, und widmete ihm auf's neue die feurigſte Begeiſterung. Napoleon hatte längſt die Anhänger enttäuſcht, die allzu gutmüthig ihre idealen Abſichten ihm geliehen, er war nicht mehr der Berufene, dem die Vorſehung ihre Aufgaben unmittelbar übertragen, ſondern nur der Diener des eignen, verirrten Ehrgeizes. Die neue Wendung der Dinge führte auch Held's alten Freund Zerboni herbei, der ſich aus Polen, wo er anſehnliche Beſitzungen erworben, wieder dem Vaterlande liebevoll zuwandte, und für die Kriegsgeſchäfte freiwillig thätig war. Dieſelbe Sache, welche die ſonſt einander fremdeſten Gemüther vereinigte, Buchholz und Gentz, Kieſewetter und Schleiermacher, verband nur um ſo inniger die Freunde Held und Fichte. Held ſah mit Luſt und Freude

das früher in sich selbst und dann von außen gebeugte Preußen gestärkt und veredelt auf die Weltbühne treten, und nun auch seine alten Träume von Vergrößerung des Staats im Westen sich neu erheben. So großen Ereignissen widmete er manches tapfre Lied, am Schlusse des Jahres zuletzt einen Abschied Deutschlands von Napoleon.

Im Mai 1813, im Anfang der neuen Kriegsstürme und der Wiedererhebung des Vaterlandes, verheirathete Held sich zum zweitenmale, mit Wilhelmine Karoline von Treuenfels, der zweiten Tochter des Generallieutenants von Treuenfels. Diese Ehe war eine glückliche, und bewies den reinen Sinn und die warme Neigung, welche Held unter allen Wirren des Lebens treu bewahrt hatte. Vier Kinder erfreuten ihn aus dieser Ehe, drei Söhne und eine Tochter. Der älteste Sohn Hans Konstans Leberecht, geboren zu Berlin am 25. November 1814, wurde durch den Feldmarschall Fürsten von Blücher über die Taufe gehalten, eine andre Taufpathe war die Gräfin von Lichtenau. Mit dieser, durch Herzensgüte, lebhaften Verstand und eine außerordentliche Anmuth, die ihr bis ins hohe Alter verblieben war, ausgezeichneten und durch Glück und Unglück sehr

geprüften Frau war Held in nähere Bekanntſchaft gekommen, und der Austauſch ſo vieles gleichzeitig Erlebten und Erlittenen mußte für beide von großem Reize ſein; ſie nahm die Schroffheiten Held's liebenswürdig auf, wußte ſie zu mildern, und befreundete ſich mit Held's Gattin, an welche noch Briefe von ihr vorhanden ſind, die in vernachläſſigter Sprache einen heitern und feinen Sinn ausdrücken. Nach einer Tochter, Aurora Pervetua, geboren den 21. Auguſt 1816, folgte ein zweiter Sohn, der während ſeiner Studienjahre geſtorben iſt. Der jüngſte Sohn, Hans Erich Guido, geboren den 5. September 1819, hat gleich dem älteſten die Laufbahn des Kriegsdienſtes erwählt, beide ſind Offiziere in der Artillerie.

Der Fürſt von Blücher war ein Mann nach dem Herzen Held's; dieſer konnte zwar manche Seiten des ungeſtümen Kriegers nicht gutheißen, aber dem unerſchrocknen Muthe, der friſchen, vollkomäßigen, von keiner Ziererei befangenen Sinnesart, ſchenkte er die vollſte Anerkennung. Die gutmüthige Derbheit im Umgange, und die ſchonungsloſen Ausfälle, die nur Blücher gegen manche der Machthaber des Tages ſich erlauben durfte, hatten für Held die größte Anziehung.

Er besang ihn in mehreren Gedichten, und eines derselben sandte er ihm mit einem Briefe, worin er sagt, er habe versucht den Helden in dessen eigner Art zu preisen, und fügt hinzu: „Es dünkte mich um das Gedicht selbst schade, wenn es nicht in Ihre Hände kommen sollte. Denn ob es gedruckt werden darf, ist zweifelhaft, weil die Zensoren, meist Poltrons, gewöhnlich das litterarische Kanonenfieber haben, nichts Dreistes dulden, und immer fürchten: irgend ein König, ein Minister, oder sonst ein anderes Gespenst, möchte darüber böse sein." Das Gedicht schloß mit den wenigstens jetzt gewiß unverfänglichen Strophen:

„Deutschland, Herz Europens! Heldenschule!
Steige endlich aus dem sumpfgen Pfuhle
Der dich lähmenden Zerrissenheit!
Werde Eins! Die Einheit nur giebt Stärke,
Bleibe nicht der Herd für fremde Werke,
Fremde Politik und fremden Streit!"

„Dann — mit deutscher Keulen Donnerschlägen
Bahn gemacht — soll's sein — auf blut'gen Wegen!
Das Gelingen ist dem Kühnen nah.
Von dem Belt bis zu den Alpen walle
Ein Panier! Zum blauen Äther schalle
Dann Ein Losungswort: Germania!"

Nach dieser Zeit finden wir Held meist in stiller Zurückgezogenheit, aus der er nur hervortrat,

wenn ein feſtlicher, geſelliger Anlaß ihn zur Theilnahme rief, die er dann dichteriſch zu bezeigen liebte. Wenn einem alten Freunde Glückwünſche darzubringen waren, wenn ein junges Paar zum Altare trat, immer war Held's Poeſie bereit, die herzliche Theilnahme auszuſprechen, die er ſo warm empfand, und ſo gern auch in Andern vorausſetzte. Die geſelligen Mahle der Univerſitäts-Zeitgenoſſen, der Freimaurer, der mannigfachen Vereine, welche ſeit dem Frieden in Berlin nun immer zahlreicher wurden, die Erinnerungsfeſte der vaterländiſchen Ereigniſſe, verherrlichte er durch Geſänge, in welchen oft die aus der Jugendzeit faſt unverändert wiederklangen, ſo das einſt ihm ſo verhängnißvolle Lied an den Gemeingeiſt, das nun ohne alles Ärgerniß mit lautem Jubel geſungen wurde. Bei ſolchen Gelegenheiten glühte ſein Herz in aller Wärme der Jugend, und erſchloß ſich den Gefühlen hingebender Freundſchaft, deren ſein Inneres ſo ſehr bedurfte, und doch faſt nie froh wurde; denn allzu ſchnell entdeckte ſein ſcharfes Auge die Gebrechen und Häßlichkeiten, die unter der gleißenden Hülle lagen, den unredlichen Sinn, die feige Schwäche, die Unreinheit des Handelns und der Verhältniſſe. So gern er immer wieder die Menſchen für gut

heit; die Abſchaffung des Negerhandels that ſeinem Herzen wohl, das Erwachen Griechenlands erfüllte ſeine Phantaſie mit ſchönen Hoffnungen der Zukunft; doch traten auch fern und nah gewaltige Begebenheiten ein, die ſeinen Sinn verwirrten, weil ſie in ſeinen Augen Rückſchritte waren, und welche verſtehen gaben, was für immer gewonnen ſchien. Ihm, der mit inniger Andacht die Reformationsſchrift ſeiner Hand, waren unter religiöſe Erſchütterungen, in denen er nur Verblendung oder gar Heuchelei erblickte, zum tiefſten Abſcheu. Den neuen Dichtern, welche die Philoſophie brauch, welche die Poeſie und die ganze Literatur nahm, konnte er ſich nicht befreunden, das Licht der Vernunft, welches für Alle leuchten ſollte, machte ihm in ſpitzfindiger Schulweisheit zum Eigenthum weniger Auserleſenen gemacht, und das Ziel der Sittlichkeit in romantiſchem Wuſt verſteckt. Die ſchimmernde Kunſtherrlichkeit erſchien ihm oft nur Schwächlichkeit an, die zur Entnervung führen müſſe. Die Neuern aber häuslicher Verfaſſung bewährten ihn wenig, & weder Aufklärung, Gründlichkeit, Freiheit, aber altertümlich erſchien er bald allen in dem Kleinſtaate gewirkt und geſchaffet, und in einer ſogenannten Hochzeitrede ſprachen er nur die Verſicherung aller

Vorurtheile zum Schaden der bisherigen Entwickelungen. Allen dieſen Richtungen blieb er beharrlich entgegengeſetzt, und wurde dadurch dem groſſen Haufen der Zeitgenoſſen nur täglich fremder.

Mit deſto gröſſerer Freude ſah er eine andre Pforte der Wiſſenſchaft ſich aufthun, und auch zu dieſer den reichſten Zudrang, der das alte Streben zum Lichte in der Hauptſtadt Preuſſens noch nicht erloſchen zeigte. Alexander von Humboldt begann im Spätherbſt 1827 an der Univerſität zu Berlin ſeine Vorträge über das Weltall, welche ſo groſſes Aufſehen erregten, und ſo viele Zuhörer herbeizogen, daß er gezwungen war, neben dieſem Lehrgange ſogleich noch einen zweiten in dem Saale der Singakademie zu eröffnen, gleichſam eine Wiederholung des erſtern, nur eingerichtet für die gröſſere und gemiſchtere Verſammlung, in welcher der König und die Königliche Familie, die erſten Männer und Frauen der Stadt, niemals fehlten. Dieſes groſſe Naturgemählde, deſſengleichen vorher noch nie dageweſen, und welches Grundlage und Anfang des nach ſiebzehn Jahren jetzt im Druck erſcheinenden unſterblichen Werkes „Kosmos“ geworden iſt, war für Berlin ein Ereigniß, welches die Theilnehmer nie vergeſſen können, und deſſen auch die

späteſte Zeit noch mit Ehren gedenken wird. Held, in alter Liebe zu den Naturwiſſenſchaften, war einer der eifrigſten und beglückteſten Zuhörer; mit freudiger Aufmerkſamkeit, mit ernſter Begeiſterung, folgte ſein heller Geiſt den wunderbaren Bilderreihen, welche der beredte Lehrer mit aller Kraft des Geiſtes und mit aller Wärme des Herzens lebendig vorführte und erklärte. Held fühlte ſich von dieſen, durch mehrere Monate fortgeſetzten und geſteigerten Vorträgen ſo erfüllt und begeiſtert, daß er am Schluſſe derſelben ein Gedicht des Dankes an Humboldt richtete, welches wir hierherſetzen als einen Denkſtein zu Ehren beider, des Empfängers und des Dankenden.

„An Alexander von Humboldt."

Welchem Phöbus die Augen, die Lippen Hermes gelöbet.
Schiller.

„Hoherprieſter der Natur! — Wir ſcheiden
Dankerfüllt von Deinem weiſen Mund;
Zu den reinſten, höchſten Geiſtesfreuden
That er uns die lichten Pfade kund.
Pfyche ſelbſt lieh jedem Worte Flügel,
Das aus Deiner Bruſt in unſre drang;
Sunde hob mit leiſem Kuß das Siegel
Von der Lippe und ein Strahlenſpiegel
War der Blick, der Deinem Aug' entſprang."

„Von der Meßkunst sich'rer Hand geleitet
Führtest Du uns auf die Ätherbahn;
Staunend fühlten wir den Sinn geweitet
In des Weltraums tiefstem Ozean.
Schonend lenktest Du zu den Planeten,
Durch die Muttersonne uns verwandt;
Aus dem Glanzduft schweifender' Kometen
Folgten gern wir, um mit Dir zu treten
An der Erdvulkane Gluthenrand."

„Von der Urzeit schaudervollen Scenen
Zog Dein Arm den dunkeln Vorhang ab,
Und es klaffte auf mit Riesengähnen
Eines Riesenlebens altes Grab.
In dem Toben wilder Elemente
Mußte jenes Leben untergeh'n;
Denn es fehlte noch der Mensch — noch brennte
Hier kein geistig Licht; darum vergönnte
Die Natur sein späteres Entsteh'n."

„Dir, mit Konderschwingen aufgeflogen,
Rollten Meere, Inseln fern und nah
Und dahin des Erdgewölbes Bogen,
Chimborasso und Himalaya.
Von den Polen ließest Du uns steigen
In die Kugel, die uns trägt und hält;
Und der Mond schien näher sich zu neigen
Und wir sah'n entzückt den langen Reigen
Bunter Pflanzen-, Thier- und Menschenwelt."

„Nie'rem Kampfe trüber Dogmen ferne
Zeigtest Du, gleich uns ein Sohn der Zeit,
Lebenspulse in dem Herr der Sterne
Und den Weltgeist und Unsterblichkeit;

Und der ewigen Gesetze Walten;
Überall Bewegung, nirgend Tod;
Kräfte, die in wechselnden Gestalten
Immer neu und endlos sich entfalten,
Nach erhab'ner Harmonie Gebot."

„Jeder Umschwung unsres Erdballs sendet
Hunderttausend Seelen vor ihm her;
Mit dem Sehrohr raumdurchdringend wendet
Froh die Hoffnung sich zum Jupiter.
Solchem Zuge muß ein Ziel gegeben
Und dem Geist der Stoff verflochten sein;
Sterben heißt: sich kosmisch weiter heben;
Und wenn nicht — dann wäre alles Leben
Zwecklos atomistischer Verein."

„Sehen, längst durchwandelnd andre Sterne,
Keppler, Newton und Kopernikus
Unsern Erdball — o! von jener Ferne
Winken sie Dir ihren Brudergruß.
Humboldt setzet fort, was wir begonnen,
Rufen sie — dem kleinen Sphäroid,
Dem Geschlecht dort heut er neue Wonnen,
Das, noch ringsumher von tausend Wahn umsponnen,
Sich nach beff'rer Einsicht Reife müht."

„Freund und Liebling beider Hemisphären!
Heros der Vernunft und Wissenschaft!
Lang' wird Dich der Erdbewohner ehren
Als ein Vorbild ird'scher Geisteskraft.
Jun're Gluth mag Tellus einst zerstören
Und sie schleudern aus der Sonnenbahn;

Wir ſind dann ſchon Bürger and'rer Sphären,
Freudig dort noch denkend Deiner Lehren
In des Univerſums hohem Plan."

Die nächſten Jahre waren fruchtbar an Ereigniſſen; die Herſtellung Griechenlands als Staat, der Umſchwung der Dinge in Frankreich durch die drei Julitage 1830, mußten Held's alte Sympathieen aufregen, auch der Saint-Simonismus konnte ihn nicht gleichgültig laſſen. Doch waren dieſe Erſcheinungen zu gemiſchter Art, und in ihren unmittelbaren Wirkungen zu beſchränkt, um den partheiloſen Weltbürgerſinn dauernd zu feſſeln. Den reichſten Stoff theilnehmender Betrachtungen bot das Vaterland ſelber; das Gedeihen Preußens, die Erſtarkung Deutſchlands, übertrafen in gewiſſem Sinne die kühnſten Erwartungen, welche Held in früher Jugend gehegt, wenn auch der ſpröde Geiſt nicht immer in die Wege ſich finden konnte, auf denen die Entwickelung geſchehen war. Seltſam mußte es ihn anmuthen, die perſönlichen Schickſale zu erwägen, welche der Wandel der Zeiten über ihn und Andre verhängt hatte. Es gehört zu den ererbten guten Zügen des preußiſchen Staates, daß er entgegengeſetzte Elemente leicht verbindet, und ſie wo nicht unmittelbar doch nachzeitig auszugleichen

fähig iſt. So erlebte Held, daß unter demſelben Könige, und nicht aus Laune und Willkür, ſondern aus Einſicht und Gerechtigkeit, die einſt wegen ihrer Geſinnung verfolgten und beſtraften Männer in eben dieſer Geſinnung als treue Diener des Königs und des Landes anerkannt und mit Ämtern und Würden betraut wurden. Ölsner ſtarb als preußiſcher Legationsrath in Paris, der dienſtentſetzte und zur Feſtung verurtheilte Hauptmann von Leipziger war zuletzt Präſident der Regierung zu Bromberg, Zerboni ſogar Oberpräſident des Großherzogthums Poſen. Eine ſolche Erſcheinung erhöht mit Recht das Vertrauen in den Geiſt, der den Staat durchdringt, und wenn, wie Droyſen neulich angemerkt hat, Preußen in ſeinem neueren Geſchichtsgange zwiſchen zwei Richtungen zu wechſeln und bald der einen bald der andern zu folgen ſchien, ſo haben wir darin kein unſichres Schwanken, ſondern vielmehr den Pulsſchlag zu erkennen, der ein kräftiges, vielumfaſſendes Leben anzeigt. Auch Held, wenn er es gewollt und ſeinen Sinn hätte nach den Umſtänden beugen wollen, würde ohne Schwierigkeit zu höherer Stellung aufgeſtiegen ſein, zu der ihm weder Fähigkeit und Eifer, noch ſelbſt förderliche Gunſt könnte gefehlt haben. Doch ihn lockte kein

Ehrgeiz, dem, wie er glaubte, nicht ohne Einbuße des Karakters wäre zu folgen gewesen. Zufrieden in seiner Häuslichkeit, als ehrenfester Gatte und sorgsamer Vater, sah er die Jahre ruhig schwinden. Ihn erfreute die Natur, die Blumen eines kleinen Gartens, er war ein Freund von Thieren, besonders liebte er Hunde, und hatte deren stets um sich. Dagegen wurde es ihm fortan immer schwerer, sich mit den Menschen zu verständigen, sie gingen selten in seine Ideen ein, er noch weniger in die ihren. Den besten Freunden stand er meist in schroffer Abgeschlossenheit entgegen; auch der Umgang mit Buchholz befriedigte ihn wenig mehr, und dessen Ansichten und Benehmen dünkten ihm keineswegs folgerecht. Die redliche Biederkeit des Stadtrathes Georg Reimer ehrte und liebte er, aber in einzelnen Meinungen entdeckte sich zu große Verschiedenheit. In die großen Überzeugungen mischten sich auch Grillen, und er bestand hartnäckig auf diesen wie auf jenen. Immer abgeneigter wurde er dem Schreiberstand, und fand in ihm alles Unheil des Staates, während dagegen die Kriegstüchtigkeit seinem alten Preußensinne wohlthat. Er wünschte eine Feuersbrunst, welche alle Akten verzehrte, und auch nicht Ein Blatt übrig ließe, dann erst, meinte

er, wurden die Menſchen wieder frei athmen, dann könne ein neues Leben anfangen. Entſchieden haßte er alle Juriſterei; die Rechtsgelehrten, Gerichtsleute, Sachwalter, ſah er im Staate für das an, was in der Kirche die Pfaffen ſind; nachſt ihnen haßte er die Diplomaten, und wandte auf ſie den Spruch eines Neapolitaners an, der, gefragt, ob denn kein Proteſtant ſelig werden könne, aus Nachgiebigkeit wider ſeine Überzeugung geantwortet hatte, möglich ſei es, aber ſchwer und langwierig! Schon früh hatte Held über einen Freund, der als Diplomat ihm untreu geworden, ſeinen Unwillen ſo geäußert: „Ich beſchuldige ihn keineswegs der Liſt, der Ranke, der Kabalenſucht, ſpreche ihm auch nicht die Alltagsrechtſchaffenheit ab, wohl aber die hohe, reine, kühne Tugend und Energie, die ſich an eigne Ideen ſetzt und wagt. Mit ſolcher flachen Rechtſchaffenheit, ſubalternen Beſcheidenheit, tiefdevoten Ergebenheit in perſönliche Verhältniſſe und Konvenienzen, unermüdlichen jedem Unſinne huldigenden Lakaiengeduld und nüchternen Neutralität gegen Gutes und Böſes, Wahres und Falſches, Nützliches und Schädliches, Freund und Feind, ja gegen die ganze Menſchen- und Idealwelt, kann man allerdings, unter einer verdorbe-

nen, ſchlechten, und darum ſinkenden Regierung, zu einem hohen Poſten und reichlichen Einkommen gelangen, doch niemals dem zerbröckelnden Staate kräftig und helfend nützen, ſondern nur ſchaden.“ Während aber der Geiſt Held's nur ſtrenger und unbiegſamer wurde, blieb ſein Gemüth offen und nachgiebig, immer auf's neue vertraute er der Ehrlichkeit der Menſchen, und nur allzuſehr zu ſeinem Schaden; er wurde in dieſer ſpäten Zeit ein paarmal betrogen und beſtohlen, was in ſeinen Verhältniſſen nicht leicht zu ertragen war.

Als er im Jahre 1840 den Thronwechſel in Preußen erlebte, freute ſich ſein Herz der glücklichen Zeichen, unter denen eine neue Zeit hereinbrach. Allein er fühlte ſchmerzlich, daß es nicht die ſeine mehr war, daß ſein unter Friedrich dem Großen begonnenes Leben mit Friedrich Wilhelm dem Dritten zu Grabe ging. Er ſah die menſchlichen Dinge in ihrer Vergänglichkeit, aus höherem Standpunkt auch das vermeintlich Große ganz klein werden. In folgenden Zeilen äußert ſich dieſe Einſicht gleichſam bemitleidend:

Sitzt das kleine Menſchenkind
An dem Ozean der Zeiten,
Schöpft mit ſeiner kleinen Hand
Tropfen aus den Ewigkeiten.

Sitzt das kleine Menschenkind,
Sammelt flüsternde Gerüchte,
Trägt sie in ein kleines Buch,
Schreibt darüber: Weltgeschichte.

Nur die erhabene Gestalt des Sittlichschönen blieb ihm in voller Größe stehen, die Tugend das höchste Pfand des Menschen für Zeit und Ewigkeit. Er glaubte an die Unsterblichkeit der Seele, und das Hinabschreiten in das einsame Gebiet des Todes nur dann furchtbar, wenn wir kein einziges Ideal mitnehmen. Er hielt die seinigen unverletzt in treuer Brust verwahrt, doch sie in die Wirklichkeit zu übertragen fühlte er sich nicht mehr berufen.

Bis ins hohe Alter jedoch, und trotz Enttäuschung und Verstimmung, begleitete ihn die heitre Gabe, welche seiner Jugend zum Schmucke gedient hatte, die Gabe zu dichten. Er besaß sie nicht in dem Maße, um den eigentlichen Dichtern beigezählt zu werden, aber doch genugsam, um Freude und Ehre davon zu haben. Noch vom Jahre 1836 finden wir ernstgedachte und kräftigausgedrückte Strophen zur Feier des fünfzigjährigen Sterbetages Friedrichs des Großen; vom Jahre 1839 ein rührendes Lied auf den Tod eines Hundes, der bei ihm zweiundzwanzig Jahre alt geworden war, und mit dem zugleich er nun sein durch die

Schuld untreuer Menschen bedeutungslos gewordenes Konstantinkreuz begraben wollte! Früher legte er auf seine Gedichte wenig Werth, er sah sein Talent als Nebensache an, und dasselbe hatte ihm zu viel Verdruß und Schaden gebracht, um ungetrübte Freude daran zu haben. Jetzt aber in alten Tagen wurden sie ihm lieb, er las und feilte sie wiederholt, schrieb sie auf's neue in seiner klaren, bei großer Festigkeit doch fließenden Handschrift ab, und als er öffentlich aufgefordert wurde, sie herauszugeben —, sie athmeten Geist, Phantasie und Kraft, hieß es, und würden sehr Vielen sehr willkommen sein, — begann er sie zu sammeln und zu ordnen, um wenigstens eine vollständige Handschrift zu hinterlassen. Es war jedoch manches Blatt nicht mehr aufzufinden, und die Arbeit ist nicht fertig geworden.

Held stand bereits im achtundsiebzigsten Jahre, und diente dem Staat im dreiundfünfzigsten, als noch zuletzt den nur Frieden suchenden und der Ruhe bedürftigen Greis unvermuthet und von mehreren Seiten zugleich bittres Unglück befiel, und an der Schwelle des Todes noch zu harten Lebenskämpfen aufrief. Durch Diebstahl hatte die Salzkasse, welche er verwaltete, einen beträchtlichen Verlust erlitten; wenn ihm auch hiebei per-

ſönlich nichts vorzuwerfen war, als höchſtens eine zu große Argloſigkeit, ſo war ihm doch auferlegt den Schaden zu erſetzen. Hiezu fehlten die Mittel, fehlte alle Ausſicht ſie herbeizuſchaffen. Er ſah neue gränzenloſe Zerrüttung vor Augen; nach ſo vielen ausgeſtandenen Leiden, in dieſen Jahren, mußte eine ſolche Wiederholung deſſelben Unglücks ihm eine unerträgliche Schmach dünken. Dazu kam, daß ihm wegen des Baues des neuen Muſeums plötzlich ſein kleiner Garten genommen wurde, das Letzte, was ihm und ſeiner ſeit langer Zeit erkrankten Frau noch von Lebensreiz geblieben war, und auch die Dienſtwohnung ſelbſt mußte geräumt werden. Seine Augen nahmen ab, ſeine bisher gute Geſundheit fing an zu wanken, bald mußte er undienſtfähig werden, und in dieſer Ausſicht mit Sorgen und Mühen ringen, die auch den muthigſten Streiter erſchrecken konnten. Er wollte es nicht, er beſchloß die Welt zu verlaſſen. Seine beiden Söhne waren verſorgt, ſeine Frau wurde es durch ſeinen Tod, der überdies in der Großmuth des Königs die Tilgung ſeiner Schuld bewirken ſollte. Er beſchloß zu ſterben. Still und überlegt waren ſeine letzten Tage und Handlungen; ſchwebte ſeinen Angehörigen auch lange ſchon die Möglichkeit eines

äußerſten Entſchluſſes als ein furchtbares Geſpenſt vor, ſo war doch am Vorabend der That in ſeinem nur etwas mildern Weſen kein beſorgliches Anzeichen zu erkennen. Mit ruhigem Blute, feſtem Willen und klarem Blick in die Zukunft traf er ſeine Anordnungen, ſchrieb mehrere Briefe, und legte ſich dann zum Schlafe nieder. Frühmorgens um 7 Uhr ging er hinaus zum Invalidenhauſe, wo deſſen Kommandant, ſein Bruder, der jetzige Generallieutenant von Held, wohnte. Hier, unter den Fenſtern deſſelben, in einem grünen Buſche, fiel ein Schuß. Die Herbeieilenden fanden ſeinen ſchon entſeelten Körper. Mit ſichrer Hand hatte er den tödtlichen Lauf auf das Herz geſetzt, es wohl getroffen, und ſein ruhiges Antlitz ſpiegelte nur die Feſtigkeit des Entſchluſſes und das Morgenroth eines Friedens ab, der ihm ſeit faſt fünfzig Jahren fremd geworden war. Er ſtarb im feſten Vertrauen auf ein herrliches Jenſeits, auf das Wiederſehen geliebter Menſchen, auf die Wirklichkeit aller Ideale. Daheim auf ſeinem Tiſche lagen wohlgeordnet und ſchwarzgeſiegelt eine Anzahl von Abſchiedsbriefen, einer darunter an den König, dem er in ſo edlen als rührenden Worten ſeine Bitte vortrug und ſeine Söhne empfahl. Die Großmuth des Königs, nicht ver-

gebens angerufen, erfüllte die Bitte des edlen Todten. —

Wir wollen eine That nicht rühmen, die auch in solchem Falle, wo die Übermacht drängender Geschicke sichtbar ist, und der freieste Muth sich darin bewährt, unendlich zu bedauern bleibt. Aber anführen dürfen wir, daß wir eine Handlung, welche das Christenthum mit Recht verwirft, täglich begehen und billigen sehen, wenn ein herkömmlicher Ehrbegriff sie nöthig glaubt; ja die ganze Christenheit mußte diese Handlung dem Kaiser Napoleon zu, als dieser von seiner Höhe gestürzt war, und konnte ihm lange nicht verzeihen, daß er noch dem Leben angehören und vertrauen wollte. —

Held war von mittlerer Größe, seinem doch festem Körperbau, gesund und abgehärtet, gewandt und sicher in allen Bewegungen, ein starker Fußgänger. In seinen scharfen Gesichtszügen lag sein ganzer Karakter aufgedeckt; sein klares Auge hatte ungemeine Kraft, sein stechender Adlerblick wechselte mit dem Ausdruck innigen Zutrauens und edler Güte. Sein Mund verrieth die Gabe der freien Rede, die er unläugbar besaß, aber auch die Bitterkeit, die seinem Worte so leicht sich beimischte. In seiner etwas gebogenen Nase war die Gradheit seines Karakters,

in ſeiner ſtarken Stirne der Trotz und Starrſinn deſſelben mehr als angedeutet.

Sein Talent iſt unverkennbar; daſſelbe hatte mit Leichtigkeit eine weit größere Entwicklung nehmen können, wäre ihm möglich geweſen, ſich von dem Karakter zu trennen, aber es blieb einzig deſſen Dienſte geweiht. Seine Gabe der Darſtellung war ſehr groß und nicht nur Gegenſtände des Staatsweſens und der Geſchichte, ſondern auch Naturanſchauungen, die feinſten Vorgänge der Geſelligkeit und des innern Lebens wußte ſie mit ſichrer Hand lebendig zu ſchildern. Ein von ihm beabſichtigter Roman, „Kampf des Ideals mit der Wirklichkeit," von dem aber außer einigen dazu gehörigen Liedern nichts geſchrieben worden, hätte gewiß viel Gelungenes aufzuweiſen gehabt. Einige nicht mittheilbare Aufſätze haben in Erforſchung und Darlegung ſittlicher Zerrüttung die warmſten Farben, in Schilderung der Perſönlichkeiten die ſchärfſten Umriſſe; ihm fehlt nicht Humor, nicht Witz, ſeine größte Stärke iſt die Erbitterung, die Invektive. Wir haben ſchon angedeutet, daß ihm eine Gabe fehlte, deren Mangel tief in allen Lebensbeziehungen fühlbar wird, wenn man es auch nicht weiß oder ſogar läugnet: der äſthetiſche Hochſinn,

der Geſchmack. Die Poeſie, die ſchönen Künſte, galten ihm nur, inſofern ſie im Einzelnen eine Meinung hatten, einen Zweck, der außerhalb ihres Weſens war. So geſchah es, daß er Goethe'n nicht liebte, ja nicht ſelten voll Grimm gegen ihn war, daß er ſogar die Bekenntniſſe einer Giftmiſcherin von Buchholz den Wahlverwandtſchaften Goethe's vorzog.

Das Unglück ſeines Lebens, das Mißgeſchick, welches ihn ſtets begleitete, lag in dem Zwieſpalte der Phantaſie und des Verſtandes, welche abwechſelnd ideale Forderungen und reale Enttäuſchung, hohe Schwärmerei und tiefen Abſcheu hervorriefen. Die reinſte Geſinnung ſcheiterte an der mißkannten Wirklichkeit, das entſchiedne praktiſche Talent an der Wahl ſeiner Aufgaben. Der ganze Zuſtand der Welt, die ihn umgab, widerſprach den Antrieben des trefflichen Mannes, ließ weder ſeiner Liebe noch ſeinem Haſſe freien Weg. Daher, bei dem Bewußtſein der innerſten Berechtigung, des redlichſten Willens, des freundlichſten Zutrauens, ſah er auf keiner Seite Erfolg und Ertrag, ſondern nur Verkennung, Unbill und Härte, bis er zuletzt in einſame Verbitterung zurückgedrängt ſeinem eigentlichen Beruf und zuletzt auch ſelbſt dem Leben entſagen

mußte. Wie anders hatte dieſes Leben ſich geſtellt, wäre ihm vergönnt geweſen, als Mitglied einer großen nationalen Verſammlung, ſeinem Eifer, ſeiner Rednergabe, ja auch ſeiner Schärfe und Bitterkeit, in öffentlichen Vorträgen Luft zu machen, zu Verdruß und Noth mancher Gegner — das geben wir zu —, aber gewiß auch zum reichſten Nutzen eines Gemeinweſens, das, auf freie Erörterung gegründet, auch ſchonungsloſen Tadel und heftige Anklagen gar wohl verträgt. Mögen die Spateren, die ihren Weg fertig finden, wenigſtens mit Theilnahme auf ſolche Männer zurückſchauen, welche dadurch, daß ſie zu ihrem Schaden jenen Weg ſuchten, doch ihn bereiten halfen! —

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Schlichter Vortrag

an die Deutſchen

über

die Aufgabe des Tages.

Imperium necessario ita instituendum est, ut omnes, tam qui regunt, quam qui reguntur, velint, nolint, id tamen agant, quod communis salutis interest.

Spinoza.

Berlin,
Druck und Verlag von G. Re[illegible]
1848.

BIBLIOTHECA
REGIA

Im Staatswesen kommt es nicht darauf an, neue und glänzende Einfälle zu haben; wäre dies erforderlich, so würden die folgenden Worte nicht ans Licht treten. Haben schon Andre vor uns dasselbe gesagt, desto besser! wir rufen nicht: „Pereant qui ante nos nostra dixerunt!" Neue Schöpfungen, im Reiche der Philosophie und Poesie so hauptsächlich und willkommen, sind in der politischen Welt nicht ohne Vorsicht aufzunehmen, hier ist weit mehr die richtige Erkenntniß und geschickte Anwendung zweckmäßiger Wahrheit am Platz, sollte diese auch allbekannt sein. Der Abt Sieyes hat weit mehr Verdienst und Ruhm von seiner einfachen Aufzeigung und Hervorhebung des Bürger- und Bauernstandes, als von seiner künstlichen Staatsverfassung, die ohne Lebensfähigkeit gleich im Beginn erstickte. Die politische Aufgabe bedarf keines Adlerfluges, ihr genügt ein freies und nahes Schweben über den vorhandenen Thatsachen, ein gewissenhaftes Zusammenfassen der zerstreut umher liegenden Wahrheiten. In diesem Sinne giebt sich unser Vortrag.

Verwirrung und Rathlosigkeit steigen in Deutschland mit jedem Tage, der Zustand der öffentlichen Angelegenheiten wird je länger desto bedenklicher. Während viele Verhältnisse in fortwährender Auflösung begriffen sind, manche in neue Verbindungen treten, spannen sich andre gefahrvoll und

dreben zu erreichen. Es handelt sich jetzt schon weniger um das Maß der Freiheit und um die Formen der Verfassung, durch welche der künftige Zustand geordnet und gesichert werden soll, sondern ein weit höherer Gegenstand steht in Frage, das politische Dasein der Deutschen als einer Gesammtheit, die Bundesacte, von der zuletzt auch jene Freiheit und Verfassung ihre beste Kraft und Gewähr zu empfangen hat.

Vereinigung der Deutschen, Einheit von Deutschland. — wie süß klangen vor Jahren diese Worte dem Vaterlandsfreund ins Ohr! Leider jedoch sah es von jeher bei uns mit der Sache mißlich aus, und es scheint, daß wir auch heute nicht so schnell damit zum Ziele kommen. Die Nationalität ist im Allgemeinen bei uns schwer beschädigt; sie war von den fremden Zeiten in hohem Grade und von drei Nationen selbst oft gar sehr bedrängt. Fremden und Flüchtlingen gegen aus der Heimath sind, mischten sich mit unseren Völkern mit mancherlei Glück und Heil, während Hungerleiden und Pestseuchen auf gleichem Wege sich in das Innere verbreiteten. Die Schweiz hat von Deutschland ab, das slavische Böhmen und das gallische Belgien schlossen sich an, Elsaß und Lothringen wurden hingegeben: wir sollen wir anfangen zu rechnen, zu fordern? Eine reine Lösung aus dieser Vermischung herauszuhalten ist nicht möglich; wenn sie nur annähernd gelingt, können wir zufrieden sein. Aber die Nationalität ist auch keineswegs die alleinige Grundlage des Staates, nicht die alleinige und nicht die wesentlichste. Gesetzgebungsfähigkeit und Verfassungsfähigkeit sind unendlich höhere Gaben als [illegible] diese noch vielfach gebrochen und verkümmert ist. Darum erklärt sich zum Theil, daß wir die Zusammenfassung ganz Deutschlands bisher so verhältnißlos haben. Indeß, wie wenig

der die deutschen Regierungen nicht, daß sie so vorsätzlich und unsittlich diesen Vorgang verurteilt haben. Wie nötig wäre jetzt eine Behörde zur Verständigung und Ausgleichung all der Schwierigkeiten, die zwischen dem Allgemeinen und den Sonderinteressen unausbleiblich und immer wichtiger sich erheben, und die jetzt durch vorsätzliche diplomatische Denkfehler weniger gelöst als hinausgeschoben und heimlich vergiftet werden! —

An die Stelle des Bundestages trete die Nationalversammlung eines souveränen Reichsvolkes mit verantwortlichen Ministern. Die preußische Macht schwinde sich ganz die Farben deutsch gesinnten Volkstums; die Vergangenheit gab selbst Preußen in die Erfüllung der Pflicht, seine Ehrenhaftigkeit und Selbständigkeit sinken und auf gesetzlichen Zwang, wo man ein höheres Ziel überhaupt nicht wollte, bereitwillig sich fügen.

Daß in Frankfurten sich zwar Witz und Artigkeit, wenn auch unerschöpfliche Geschwätzigkeit, daß nicht allzuviel Gescheidte fanden. In den allgemeinen Jahlkästen, in der bekannten Lage der Dinge mußte sich eine Gewalt geltend, die von dem Willen und Talent der Menschen unabhängig nach eigenen Gesetzen verfährt. Nicht der Reichstag mit seinen Mitgliedern noch die Nationalversammlung, nicht die Fürsten noch die Völker vermögen die thatsächlichen Verhältnisse zu läugnen oder zu beseitigen, die der Gegenwart aus der Geschichte überkommen sind, und auf deren Grund und aus deren Kraft das neue Volks- und Staatsleben der Deutschen zu erschaffen ist.

Wir suchen hier lediglich auf einen Mißverstand, der im Beginn vielleicht kein tiefes kann, mit seinem Verlassen aber zunehmen und überwiegen werden muß. Der Reichstag hat seine namentliche Macht durch den Beschluß der

Nationalversammlung, seine wirkliche dagegen empfängt er von der immerfort erneuerten Zustimmung und Willfährigkeit der einzelnen Staaten, — wir wollen sagen Fürsten, obschon auch freie Städte dabei sind. Da ihm diese letztere Macht nicht wie jene gleich im Ganzen zugesprochen und überliefert werden kann, so ist er in der üblen Lage, für jeden einzelnen Fall sie anzusprechen und gleichsam zu bergen, ungewiß bis zum Augenblicke des Vollzuges ob sein Ansehn bewilligt wird und bis zu welchem Grade. Denn das Dasein und die Selbstständigkeit deutscher Staaten ist eine tiefwurzelnde Thatsache, die sich weder durch Wünsche noch durch Beschlüsse festschaffen läßt, so wenig wie die große Ungleichheit des Umfanges und der Macht dieser Staaten, aus der sich Folgerungen ergeben, von denen selbst die Träger dieser Macht nicht abstrahiren können, denn selbst das unerkennbare freiwillige Aufgeben würde doch nur ein persönliches sein, und ein anderer Träger, in Ermangelung eines Fürsten sogar das Volk, würde sogleich eintreten, um die Selbstständigkeit so lange zu behaupten, bis sie etwan auf dem natürlichen Wege der Geschichte, durch Uebermacht von außen oder innern Verfall, wirklich zu Grunde geht. Daß der Schwache dem Gebote des Starken folge, besonders wenn dieser eine höhere Berechtigung mit der Stärke verbinde, wird überall und immer als ein richtiges Verhältniß anerkannt, und ein Widerstreben dagegen kann eben nur als ein Versuch gelten, ob die vermeintlich Stärkere nicht doch vielleicht eine blos vermeintliche sei. Friedrich der Große hat dies mit Gelaß dem halben Europa gegenüber ausgeübt. Daß aber die über allen Zweifel erhobene Stärke sich dem ausgemachten Schwächern füge, und sich ihm gleichsam darleihe gegen den eignen Vortheil, oder in solchen Fällen, wo die richtige Anwendung des Verhältnis noch nicht verbürgt

oder ſchon zweifelhaft iſt, — dies Unerhörte dürfen wir von unſrem Zeitalter, wenn auch ſonſt fruchtbar an wunderlichen Ausgeburten, doch vernünftigerweiſe nicht erwarten. Die Macht des Reichsverweſers ſteht alſo völlig in der Luft, gleich der ſo mancher früheren Kaiſer, die ohne eigne Hausmacht von der Hülfe des Reiches abhängig für dieſes wenig Heilſames auszurichten vermochten.

Der Fall, daß die Verwaltung der Reichsmacht nicht unbedingtes Zutrauen einflößt, daß die Maßnahmen der Reichsminiſter mißbilligt oder bedingt und beaufſichtigt werden, liegt ſchon jetzt vor Augen; er wird häufiger eintreten und immer größer, jemehr ſich die Wirkſamkeit der Reichsmacht ausbildet, er ſelbſtändiger und kräftiger die äußern Verhältniſſe gegen fremde Staaten oder die innern gegen die eignen Bundesglieder zu ordnen unternimmt. Der Reichsverweſer muß dies unternehmen, es liegt in ſeiner Aufgabe, er kann es nicht ändern, er muß daher immer neuen Widerſtreit erregen. Die Folgen aber ſind unausbleiblich. Auf dieſem Wege wird in unſre Angelegenheiten mehr Uneinigkeit und Stockung, Mißtrauen und Befehdung gebracht, als je vorher darin geweſen. Aus Vaterlandsliebe ſtehen wir an, das Gemälde der nächſtkünftigen Ereigniſſe, in denen jenes Unheil ſich lagern und ausbreiten wird, hier näher aufzuſtellen; dem einſichtigen Berufenen werden die einzelnen Bilder von ſelbſt vor Augen treten, der Menge und dem Auslande wollen wir ſie lieber noch verhüllen! —

Was wird der Reichsverweſer gegen ſolche Uebelſtände vermögen? Soll er das Verſagte oder Verzögerte dadurch erzwingen, daß er anderweitige Aufgebote verſucht, die eben ſo gut verneint werden können? Und wie, wenn er es mit ſolchen Staaten zu thun hat, die es mit der Geſammtheit

der andern aufnehmen dürfen? Die Truppen, mit denen er seine Vorsätze ausführen will, sind erborgt und können zurückgezogen werden, die Gelder, mit denen er wirthschaftet, bestehen in Bewilligungen abhängig von jedem Tage, die Minister selbst und alle Beamte, durch die er seine Anordnungen verfügt, sind ihm nur zeitweise geliehen, und würden ihre ursprünglichen Verhältnisse schwerlich aufgeben um sich unbedingt den neuen zu widmen. Wer soll diese Lücke ausfüllen, wer das Band zwischen den Einzelstaaten und der Einheitsvertretung so knüpfen, daß es fest und tauglich und ohne zu beschädigen das Gesonderte zusammenhalte? Die Nationalversammlung? Fragt sie, ob sie sich dessen getraue! Sie könnte es vielleicht, aber unter Bedingungen, die sie in ihrer jetzigen Zusammensetzung nie wollen wird. —

Der Mangel der Macht in der deutschen Einheit ist aber ein Unglück nicht nur für diese selbst, er wird mittelbar auch eines für jeden deutschen Staat. Wir haben es nicht mit willenlosen Stoffen, mit willkürlich einzutheilenden Größen, sondern mit dem lebendigen Volksgeiste zu thun, mit den Gedanken und Bestrebungen erregter Menschen, die in ihrem begonnenen Zuge nicht stillstehen, die um jeden Preis ihre Forderungen verfolgen. Die allgemeine Stimmung der Deutschen verlangt gebieterisch deutsche Vereinigung, sie will diese nicht weniger, als sie die freie Verfassung der Einzelstaaten will. In beidem ihr zu genügen, ist unerläßlich. Die Arbeit des erregten Volksgeistes geht unaufhaltsam fort, wo sie nicht schaffen kann, da zerstört sie. Das Bilden und Gestalten zum Großen und Ganzen ist uns um so nöthiger, als die Nichtbefriedigung der dahin gerichteten Bestrebungen überall zum Verderben führt. Unser Handel und unsre Schifffahrt, unser Zollwesen, die Kirchen- und Schulverhältnisse,

ja selbſt der ſcheinbar ſo feſte Kriegsſtand, alles ſteht inmitten der allgemeinen Gährung, verlangt größere Verbindung, läßt ſich innerhalb der bisherigen Schranken nicht beruhigen, hegt Keime der Zerſetzung, der Verwandlung in ſich. Wir können nicht mehr damit ausreichen, freie und ſelbſtſtändige Heſſen, Badener, Mecklenburger, Baiern und Preußen zu ſein, wir fühlen tief und mächtig das nicht mehr abzuweiſende Bedürfniß, auch als Deutſche eine ſtaatliche Bedeutung, eine große Gemeinſchaft des Seins und Wirkens zu haben. Vielleicht möchten Einige dies in Betreff Preußens nicht völlig gelten laſſen, aber von den weſtlichen Landestheilen gilt es gewiß, und das Ganze wird, wenn es dies bleiben will, auch dem Theile gerecht ſein müſſen.

Die Nationalverſammlung in Frankfurt, an und für ſich ein Wunder unſrer Zeit und einzig in unſrer Geſchichte, hat jenem mächtigen Drange ihre Entſtehung zu danken, und ihm hinwieder ihre ganze Thätigkeit gewidmet. Bis jetzt leider nicht glücklich. Die Ernennung eines Reichsverweſers hat den Wirrſal und Zerfall unſerer Angelegenheiten nicht geheilt, ſondern nur offenbarer gemacht. Die deutſche Einheit iſt nicht angenähert, vielmehr entfernt worden, die Einzelſtaaten — und nicht nur Preußen, ſondern auch Baden, Sachſen, Bremen, — ſind auf ihre Eigenſtändigkeit zurückgeworfen, der Sondergeiſt iſt erwacht und hat erwachen müſſen. Die neugeſchaffene Reichsmacht ohne Boden iſt vom Zweifel ſchon erſchüttert, das erſte Beiſpiel entſchieden verweigerter Folgeleiſtung müßte vernichtend wirken.

Was kann hier geſchehen, was bleibt übrig zu thun? da wir unſre Sache, auch wenn wir wollten, nicht aufgeben können, da wir vorwärts müſſen? — Wir ſehen nur Einen Ausweg, den von Anfang richtigen und leider

verſäumten; dieſer iſt, daß Preußen als Haupt der deutſchen Sache erſcheine, daß die Leitung der Einheit in ſeine Hand gelegt werde. — Alles was bisher ſchief und unhaltbar ſtand, wird dann gerade und feſt, alle Schwierigkeiten ebnen ſich von ſelbſt, alle Unſtatten hören auf, verwandeln ſich in Vortheile; die Macht iſt dann bei der Macht, ſie giebt und leiht anſtatt zu borgen, das natürliche Verhältniß reizt den Widerſpruch weniger, hat ihn wenigſtens nicht als nothwendige Folgerung immerwährend bei ſich. —

Preußen? hören wir fragen, und warum denn nicht eben ſo gut und lieber Oeſterreich? — Wir geſtehen, dieſe Frage könnte zu großer und vielleicht in Betreff des Entſcheides zweifelhafter Erörterung Anlaß geben, ſtünde dieſer Staat noch in ſeiner alten Macht und Herrlichkeit da, als ein wo nicht rein doch vorzugsweiſe deutſcher, wären nicht Slawen und andre nichtdeutſche Völker die Mehrzahl ſeiner Einwohner, hätten nicht ſogar die entſchieden zu Deutſchland gehörigen Länder eine ſehr gemiſchte Bevölkerung, die auch in dieſer Miſchung noch kaum die Hälfte der Seelenzahl bilden, welche Preußen darbietet. Die gegenwärtige Zerriſſenheit Oeſterreichs, die ſchweren Kriege, in denen ſeine nichtdeutſchen Länder befangen ſind, die weitern Verwicklungen, welche ihm bevorſtehen, und noch Andres nicht zu Nennendes, fallen ſchwer in Betracht. Genug, Oeſterreich kann für jetzt in keiner Weiſe als deutſche Macht mit Preußen wetteifern wollen; ihm ſelbſt würden im Gegentheil alle Vortheile mit zu Gute kommen, welche für jedes deutſche Land aus der Oberwaltung Preußens folgen müſſen.

Wir kennen alle Einwendungen, welche, beſonders im ſüdlichen Deutſchland, ſo eifrig gegen Preußen bereit ſind, wir wiſſen wie abgeneigt, wie mißtrauiſch viele unſrer Lands-

leute von Alters her, und auch aus neuſten Anläſſen wieder, gegen Preußen geſtimmt ſind. Wir kennen der Vorwürfe genug, denen auch wir beitreten, wir kennen der Uebel genug, die auch wir von jeher getadelt und beklagt haben. Fern liegt uns jede Abſicht des Beſchönigens, des Vertuſchens, wir wollen vor nichts die Augen ſchließen, und jeder Anklage gerecht ſein. Aber wir ſagen mit Ueberzeugung, jene Abneigung und jene Vorwürfe treffen mehr die zufälligen Umſtände als den Kern des Weſens, mehr die abgeworfene Vergangenheit als die waltende Gegenwart, ſie müſſen in der nahen Zukunft, die ſich ſtark entfaltet, völlig ſchwinden. Und ſo behaupten wir nochmals und mit allem Nachdruck: nur in Preußens Voranſtehen ſehen wir Heil und Halt für die Einheit Deutſchlands! Unſre Zuverſicht iſt auf innere Nothwendigkeit gegründet, auf thatſächlich Beſtehendes, auf weſentliche Verhältniſſe, die durch Willkür nicht geändert werden.

Man gehe der Reihe nach alle Beziehungen durch, welche das einheitliche Deutſchland haben ſoll, verfolgen und verarbeiten muß, die der Vertretung und des Schutzes gegen das Ausland, die der gemeinſamen Einrichtung und Geſetzgebung im Innern, überall ſteigen faſt unbezwingliche Schwierigkeiten auf, wenn Preußen nicht an der Spitze ſteht; alle Schwierigkeiten hingegen löſen ſich leicht und verſchwinden, ſobald ihm die Führung zugeſprochen wird; ſeinem Gange folgen von ſelbſt fünfzehn Millionen Deutſche, wie leicht ſchließen ſich da die andern an! Jemehr aber ſie ſich anſchließen, deſto mehr werden auch ſie den Gang ſelber mitbeſtimmen. Wir könnten noch andere wichtige Gründe, die für Preußen ſprechen, hier beibringen, allein wir übergehen ſie, weil zwar die erleuchtete Mehrheit unſrer Landsleute uns

beiſtimmen, eine achtbare Minderheit aber vielleicht verletzt ſein würde. —

Der jetzige Reichsverweſer iſt nur für einſtweilen ernannt, ſeine Würde und ſein Amt werden mit der Weiterentwicklung der deutſchen Verfaſſung in geſetzlicher Weiſe aufhören, oder durch neuen Beſchluß zu dauernder Geltung erhoben werden. Veränderung und Aushülfe bieten ſich daher ohne Schwierigkeit dar. Die Nationalverſammlung hat es noch jederzeit in der Hand, den alleinigen Weg einzuſchlagen, auf dem ihre Aufgabe wahrhaft zum Heile der Nation zu löſen iſt. Wird ſie es thun, oder ein unſichres Ziel auf gefahrvoller Bahn in dunkle Weiten hinaus zu verfolgen vorziehen?! —

Zwei Bemerkungen fügen wir noch hier an. Die erſte iſt, daß Preußen, bisher zurückgeblieben in volksthümlichen Formen, fortan einer der freieſten Staaten in Deutſchland ſein wird. Allen Anzeichen nach erhält Preußen die freiſinnigſte Verfaſſung, ja die Grundlagen einer ſolchen ſind ihm ſchon ein zugeſicherter Beſitz. Die Gabe wird um ſo reicher und vollſtändiger ſein, als ſie die Verzugszinſen einer dreißigjährigen Wartezeit in ſich trägt, während die früher entſtandenen deutſchen Verfaſſungen meiſt nur den knappen Betrag des damals Unverſagbaren und auch dieſen nicht ohne ſtarke Abzüge geliefert haben. Preußen bringt daher dem großen Gemeinweſen nicht nur den Beitrag der Macht, ſondern auch den der Freiheit.

Die zweite Bemerkung betrifft den König. Wie auch die Meinungen, oft leider unkundig und befangen, oft verführt durch falſche Angaben und böſe Deutungen, über dieſen Fürſten ſich mögen geſtellt haben, im Allgemeinen wird jede ehrliche, von Einſicht geleitete Stimme ihm reines Wohl-

meinen, hochherzigen Sinn und große Geistesgaben zusprechen; er hat den seltenen Vorzug einer freien und frischen, ja wir dürfen sagen einer liebevollen und daher liebenswürdigen Persönlichkeit, die sich in Glück und Widerwärtigkeiten gleich geblieben ist, und den vollen Ausdruck ihrer Geltung vielleicht noch erwartet. Für den König sprechen beredsamer, als alle Worte es können, die Zuneigung und das Vertrauen, welche sein Volk trotz aller Stürme ihm unverbrüchlich bewahrt und bei wiederholten Anlässen offen dargelegt hat. Das Herz des Volkes hat ihm nie gewankt und wird ihm in der Zukunft nur fester verbunden sein. Er war es auch, der gleich zuerst nach seiner Thronbesteigung den Anfang machte, freiwillig die Bande zu lösen, welche den Volksgeist niederhielten, er gab die ersten Anregungen zu der Entwicklung, die wir dann reißend fortschreiten sahen, und ohne sein Zuthun, wir können es dreist behaupten, wäre der Geist der Freiheit bei uns nicht auf der Stufe, auf der wir ihn jetzt sehen. Er zuerst hat auch die deutsche Sache thatkräftig aufgenommen, ohne Selbstsucht und Vortheil, mit der offnen Erklärung, daß er die Oberstelle nicht anspreche. Blickt umher, und sagt, welcher Fürst mehr für Deutschland gethan hat, zeigt uns den, der ihn an menschlich schönen Eigenschaften überragt, ihm an fürstlichen Erfordernissen der Stellung und Macht gleich kommt! —

Der Schreiber dieser Zeilen, sei es zum Ueberflusse noch gesagt, ist so frei von persönlicher Rücksicht, als schriebe er in Nordamerika; er darf mit Wahrheit sagen, daß der Fürst, den er aus aufrichtigem Herzen preist, nichts von ihm weiß, ihm weder durch Gunst noch Ungunst Anlaß gegeben hat, das Wort zu nehmen. —

Wir schließen mit dem Ausdruck unsrer innigen Ueber-

zeugung, daß Deutſchlands Heil auf Preußen beruht, auf der Führerſchaft des Königs. Mögen Andre ſehnſüchtig weiter hinaus dem Bilde einer Freiheit zublicken, die einen Verein der Völker ohne Fürſten bewirken und verwalten will, — wir unſrerſeits ſehen den Zuſtand der Welt als keine leere Tafel an, in die wir nach Willkür was uns beliebt zeichnen können, wir ſehen kein Ländergebiet mit verwiſchten Gränzen vor uns, das in hundert gleichmäßige Gauen zu zerſchneiden wäre. Möge die Zukunft bringen, was ſie noch zur Zeit in ihrem Schoße verhüllt; wir werden keiner nothwendigen Geſtaltung im Voraus widerſtreben. Doch was wir ſelber zu thun und zu wählen haben, das hat die Gegenwart uns klar hingeſtellt; je näher wir dem Vorhandenen uns halten, deſto leichter und ſicherer iſt der Erfolg, je mehr wir von jenem ins Weite uns entfernen, deſto ſchwerer und ungewiſſer wird das zu Erlangende. Ein prophetiſcher Dichter hat uns vorlängſt verkündet: „Es wird eine Zeit kommen, wo man allgemein überzeugt ſein wird, daß kein König ohne Republik, und keine Republik ohne König beſtehen könne, Republik und Monarchie werden durch eine Unionsakte vereinigt.“ Mögen in dieſer Ausſicht die noch Andersdenkenden, denen wir brüderlich die Hand bieten, uns die ihre nicht verſagen!

Leben

des Generals

Grafen Bülow von Dennewitz.

Von

K. A. Varnhagen von Enſe.

Berlin.
Druck und Verlag von Georg Reimer.
1853.

Leben

des Generals

Grafen Bülow von Dennewitz.

Der Name von Bülow ragt unter den zahlreichen Trägern preußiſchen Waffenruhms von deſſen Anbeginn glänzend hervor; ſeit dem Jahre 1813 ſtrahlt er in deren erſter Reihe. Die altritterliche, dann auch reichsfreiherrliche und gräfliche Familie, dem Norden von Deutſchland angehörig und in den baltiſchen Ländern ausgebreitet, hat vom dreizehnten Jahrhundert an viele ihrer Mitglieder in den höchſten Würden und Aemtern des Staats und der Kirche geſehen, ihre größte Verherrlichung aber in dem Kriegshelden erlangt, deſſen Leben darzuſtellen wir hier verſuchen. Die auch in ihm ausgeprägte Eigenthümlichkeit, zu welcher in dieſem Geſchlecht Geiſt und Kraft von jeher ſich mannigfach geſtalten, erfordert einen näheren Blick auf ſeine Eltern und Brüder, ſo wie auf die häuslichen Umſtände die ihn bei ſeiner Geburt empfingen und ſeinen Lebensgang bedingen halfen.

Sein Vater Friedrich Ulrich Arwegb von Bülow, Sohn des preußiſchen Geſandten am ſchwediſchen Hofe, wurde zu Stockholm im Jahre 1726 geboren, wo bei ſeiner Taufe der König und die Königin von Schweden als Pathen gegenwärtig waren; außer dieſer beſonders geſchätzten Ehre folgten dem Knaben von jenem frühen Aufenthalt in die Heimath auch geiſtige Einwirkungen, die, zuerſt nur von den Eltern aufgenommen, allmählich in ſeinen Sinn übergingen, und ſpäter in ihm vorherrſchend ſich entwickelten. Gleich ſeinen beiden Brüdern trat

er früh in den vaterländischen Kriegsdienst, und machte als Lieutenant im Regimente des Feldmarschalls Grafen von Schwerin den ersten schlesischen Krieg rühmlich mit, nahm aber nach dem Frieden seinen Abschied, und zog sich auf das Erbgut Falkenberg in der Altmark zurück, das ihm nebst einem andern Gute Schönberg durch den im Jahr 1738 erfolgten Tod seines Vaters zugefallen war. Hier vermählte er sich nach freier Wahl mit der Tochter eines Superintendenten, mit der er in vergnügter Ehe lebte. Seine Thätigkeit war, wie damals bei den meisten Landedelleuten, vorzüglich auf die wirthschaftliche Verwaltung seines Besitzthums gerichtet. Daneben fehlte es nicht an geistiger Beschäftigung. Er liebte die französische Litteratur, in jener Zeit das Licht und die Luft alles schöngeistigen Strebens, dem in Friedrich dem Großen ein so mächtiges Vorbild glänzte; und er selbst von brennendem Eifer getrieben, versuchte sich mit Erfolg in französischer Poesie. Seine zahlreichen Verse sandte er zu freundschaftlicher Durchsicht nach Berlin an den Akademiker Francheville, der sie denen des Königs ohne Bedenken gleichstellte, ja bisweilen vorzog. Einer seiner Freunde, Herr von Brandt, wollte schon im Jahr 1753 eine Sammlung dieser Gedichte drucken lassen, doch erst im Frühjahr 1757 wurde dies durch einen andern Freund, Herrn von Wreech, eingeleitet, der die Muße seines Winterquartiers in der Nähe von Leipzig benutzte daselbst einen Verleger zu gewinnen, bei dem auch wirklich, doch wegen der großen Kriegsunruhen erst im Herbste, das Buch unter dem Titel Recueil de quelques poésies nouvelles zu größter Zufriedenheit des Dichters an das Licht trat. Sehr bescheiden in Betreff seiner Leistungen wünschte er doch durch dieselben sich den Strebensgenossen anzureihen, mit dem Marquis d'Argens, mit dem Grafen Algarotti bekannt zu werden; auch die Mitgliedschaft der Akademie reizte ihn; doch sein Spott gegen den immerwährenden Sekretair derselben, Pro-

feſſor Formey, dem ſchon er den Beinamen éternel anſtatt perpétuel gab, konnte dieſer Abſicht nicht förderlich ſein. Sein dichteriſcher Trieb indeß arbeitete ungehemmt fort, er ſchrieb Oden, Lieder, Epiſteln, Eklogen, auch ein Trauerſpiel Dejanira. Später ſandte er dieſe Dichtungen ſogar an Voltaire, in deſſen aufgeklärte Denkweiſe und heitre Kunſtart er bewundernd einſtimmte. In einem Lehrgedicht über die Leichtgläubigkeit, zu vier Geſängen angelegt, griff er den Aberglauben heftig an, Aufſätze in Proſa beſprachen kühn die Mängel des Staatsweſens, den Unſinn der Grundſätze, nach denen die weltlichen Dinge geleitet, die Menſchen nur in Elend und Verderbniß gebracht werden. Dabei beklagt er, wie gegen Freunde, ſo auch gegen Voltaire ſelbſt, daß ihm verſagt ſei in ſeiner Mutterſprache zu dichten, da dieſe leider noch zu wenig gebildet und von den Deutſchen ſelbſt allgemein verachtet ſei! Neben der Dichtkunſt übte er auch mit Eifer die Muſik, war des Tonſetzens kundig, und ſpielte mit Geſchicklichkeit und Anmuth die damals ſiebenſaitige Kniegeige. So mit edlen Künſten und Philoſophie beſchäftigt, konnte er einem Freunde ſcherzend ſchreiben, er unterhalte zwei Geliebte, die ihm keinerlei Ungelegenheit machten und die er beide zufrieden zu ſtellen hoffe. Daß er auch Freude an der ſchönen Natur hatte, bezeugt ſein Wohlgefallen an ſeiner ländlichen Umgebung, ſie iſt fruchtbar und angenehm, ein ſtiller Bach, die taube Aland, fließt durch ſeinen Wohnort, die Elbe ſtrömt in der Nähe, zwiſchen Wieſen und Eichenwäldern, es bieten ſich die herrlichſten Anblicke dar; er ladet ſeine Freunde zum Mitgenuß ein. So ſcheint er in ſeiner ſtillen Zurückgezogenheit bei anſehnlichem Wohlſtand ein thätig-behagliches frohes Leben geführt zu haben. Seine Frau, von der ſich bei den Nachkommen nur der Name Sophie und die Erinnerung verſtändiger und wohlwollender-Fürſorge erhalten hat, gebar ihm in den erſten zehn Jahren ihrer Ehe fünf

Söhne, deren Pflege und Erziehung er mit einſichtigem Freiſinn leitete; von einer in das Haus aufgenommenen Franzöſin lernten ſie früh und mühelos das unentbehrliche Franzöſiſch, von einem Hofmeiſter die gewöhnlichen Schulkenntniſſe; daß derſelbe ein vorzüglicher Lateiner geweſen, läßt ſich aus der Vorliebe ſchließen, mit welcher der älteſte der Söhne noch im höchſten Alter lateiniſch fertig ſprach und ſchrieb. So ſehr er darauf hielt, daß ſeinen Söhnen die Gelegenheit guten Unterrichts nicht fehlte, ſo wollte er doch, daß ſie dieſen nur aus freier Neigung, nicht aus Zwang benutzten. Daher durften ſie, wenn die Luſt ſie dazu trieb, oft wochenlang im Freien umherſtreifen, ohne daß ihnen deßhalb ein Vorwurf gemacht wurde. Die drei älteſten wünſchten eines Tages ihr Heil auf eigne Hand zu verſuchen und ihren Unterhalt ſelbſtſtändig zu erwerben, wobei jeder ſeine beſondern Fähigkeiten geltend machen wollte, im Nothfall ſollte die Jagd aushelfen. Der Vater hatte nichts dagegen, gab jedem eine Flinte und eine Summe Geldes, und entließ ſie mit der Weiſung, binnen vier Wochen dürften ſie nicht wiederkehren, bis dahin würde die Thür ihnen verſchloſſen ſein. Aber ſchon nach vierzehn Tagen, nachdem ſie eine Weile in der Nachbarſchaft umhergeſtreift und in ihrer Art ein vergnügtes Leben geführt, doch weder durch abenteuerliche Reden noch durch Geigen- und Flötenſpiel erheblichen Gewinn erlangt hatten, erſchienen ſie Abends vor dem Vaterhauſe und begehrten Einlaß. Der Vater gab den Beſcheid, die geſetzte Friſt ſei noch nicht abgelaufen, und ließ das Thor nicht öffnen; die Mutter jedoch ließ ſie ſtill zu einer Hinterthüre ein, und am folgenden Tage war von der ganzen Sache nicht weiter mehr die Rede.

In dieſe friedlichen Verhältniſſe und Beſchäftigungen brachten die Zeitläufte des ſiebenjährigen Krieges vielfache Störung. Zwar glaubte beim Beginn und Schluſſe des erſten Feldzugs

niemand an lange Dauer des Krieges, noch weniger an wirkliche Gefahr und Bedrängniß des Vaterlandes; aber gleichwohl regte ſich in dem gedienten Edelmann der kriegeriſche Sinn, und er hätte gern an den Thaten und dem Ruhme ſeines Königs Theil genommen, wäre der Wiedereintritt in das noch ungeſchwächte Heer nicht erſchwert geweſen. Das zweite Kriegsjahr gab ihm jedoch Gelegenheit, durch die That ſeinen Eifer und Muth rühmlich zu beweiſen. Als nämlich im Anfange des Oktobers 1757 die Franzoſen aus Hannover in die Altmark eindrangen, und hier wild hauſten, eilte er, auf die Nachricht, daß gegen dieſe plündernden Schaaren einige preußiſche Truppen aus Magdeburg heranrückten, ihnen nach Arneburg entgegen, in der Hoffnung ſeinen Bruder dort zu finden, allein die Truppen waren nur Milizen und jener nicht dabei; gleichwohl erſah er bald, daß auch mit dieſer Mannſchaft etwas Tüchtiges auszurichten ſei, ſprach daher mit den Anführern, und rieth ihnen die Franzoſen in Oſterburg, wo ſie übel wirthſchafteten, zu überfallen. Sein Anſchlag fand williges Gehör, er ſelbſt leitete die Ausführung, und überfiel an der Spitze dieſer Schaar, die durch einige bewaffnete Landleute verſtärkt worden, den Feind in Oſterburg ſo raſch und heftig, daß derſelbe mit Zurücklaſſung ſeines Raubes und mehrerer Gefangenen eiligſt die Flucht nahm und in der nächſten Zeit ſich nicht wieder ſehen ließ. Doch als die Milizen darauf wieder abgezogen waren, kehrten die Franzoſen in größerer Anzahl zurück, hoben Bülow'n in Falkenberg auf, und ſchleppten ihn nach Uelzen, wo ſie ihn, weil er dem Kriegerſtande nicht angehörte, wollten erſchießen laſſen. Wirklich ſchwebte er in großer Gefahr, denn die franzöſiſchen Huſaren, welche er mit ſolchem Schrecken in die Flucht gejagt, hielten ſich für beſchimpft und verlangten ſeinen Tod. Jedoch war der Herzog von Braunſchweig rechtzeitig benachrichtigt worden, und auf ſeine Drohung, daß er

seinerseits einen gefangenen französischen Stabsoffizier würde erschießen lassen, befahl der Marschall von Richelieu den Gefangenen freizugeben. Er blieb noch vielen Nachstellungen ausgesetzt, denn die Husarenoffiziere wollten durchaus ihren Schimpf an ihm rächen; die Klugheit gebot, sich auf einige Zeit zu entfernen, allein er glaubte seine Anwesenheit nothwendig, und bot allen Gefahren muthig Trotz.

Später ließ die bedrängte Lage des Vaterlandes ihn nochmals die Lust empfinden, in die Reihen der Streiter zu treten, er war schon ganz entschlossen dazu, und hoffte den nächsten Feldzug in demselben Regimente, wo sein Bruder diente, mitzumachen. Wir wissen nicht, weßhalb die Sache sich wieder zerschlug. Auch die Aussicht einer persönlichen Anstellung beim Prinzen Heinrich von Preußen, der ihm besonders wohlwollte, wurde durch zufällige Umstände vereitelt. Mit erneutem Eifer wandte er sich zu den gewohnten Beschäftigungen, vollendete sein Trauerspiel Desanira, suchte auf dem litterarischen Gebiete Fuß zu fassen, wünschte in den Staatsangelegenheiten thätig zu sein, Unruhe und Ehrgeiz hatten sich seiner bemächtigt, fanden aber, nachdem der Krieg beendigt und alles in stille Einschränkung zurückgekehrt war, jetzt um so weniger eine Stätte der Befriedigung.

Der adliche Gutsherr auf seinem Grund und Boden war damals ein mächtiger Gebieter, im Kreise der Seinen galt sein Wille unbedingt, die angehörigen Bauern gehorchten ohne Widerstreben, selbst die Staatsbehörden traten seinem Ansehn nur schüchtern entgegen; vereinigte sich mit diesem noch persönliche Auszeichnung, das Uebergewicht großen Verstandes und freier Bildung, so konnte sich das Selbstgefühl eines solchen Ritters leicht in's Maßlose steigern. Dies war hier der Fall. Bülow lebte auf seinem Schlosse wie ein wahrer Freiherr; seinen Anordnungen, meist gerecht und zweckmäßig, fügte sich alles, er

sorgte für das Wohl seiner Unterthanen, war gastfreundlich, freigebig, lieb gern munter Gäste bei sich. Durch eine reiche Erbschaft, die ihm in Holstein zufiel, und drei heilige Ehen gewonnte, sah er sich in den Stand gesetzt, nur an sie strenge seiner Neigung zum Aufwand und den Lastern seiner Jugendjahre zu folgen. Er verschenkte Tausende an Fremde, half Allen in jeder Noth, entzog sich keiner Aufforderung. Vor allem jedoch wollte er Recht und Gerechtigkeit handhaben, jeder Unterdrückung eines Theils sich entgegenstellen, sie von sich und seinen Staaten abhalten. Dies Rechtsgefühl wurde bei ihm zur Leidenschaft, und bei seinem raschen Muth und heftigen Gemüth mußte es nicht selten in den Fall kommen, zur Wahrung des Rechts sich mörderlich und grausam zu verhalten. So gerieth er bald in vielfache Streitigkeiten und Gerichtshändel, die schwierige Verhältnisse zur Folge hatten und ihn zur heftigen aufreizten. Einst verging er sich so weit, einen Untersuchungsrichter, den er Hasselberg amtlich aufgestellt hatte, und sich von ihm nicht wollte bevormunden lassen daß er im Gerichte sei, durch seine Knechte greifen, binden und rücklings auf einen Esel gebunden durch das Dorf unter lautem Johol der Bauern schleppen zu lassen. Nur durch Aufforderung großer Summen entging er den strengen Strafen gleichzeitiger Zeitungsblatt. Wie lassen dahin gestellt, ob er wirklich, um den Ungerechtigkeiten jeden Vorwand benehmen zu können, selber jede Klagen suchen wollte, und sich befindet, wie erzählt wird, an den König gewandt, aber kam, durch die Kanzlei, das ging nicht an, ohne so übermäßig als heftig, sich plötzlich von der äußern Welt abgelehnt und sein Schloß nicht mehr verlassen habe. Eine andere Erzählung sagt seinen Hang zur Einsamkeit ebenfalls und aus den zusammenwirkenden verschiedener Ursachen entstehen; der Tod seiner beiden Frauen habe ihn tief niedergebeugt und nachdenklich gemacht, trage sein Vertrauen über die Treulosigkeiten, in denen er unmöglich auch den

unſeren Helden beſonders hervorheben, möchte wie die Rede ſeiner Brüder einen Augenblick betrachten, damit es anſchaulich werde, wie reich und mannigfach ein eigenthümlicher Geiſt in dieſem Geſchlechte ſich kräftig und fruchtbar entfaltete. Alle fünf Brüder wählten als erſten Beruf den Kriegsdienſt, der ſie doch nicht alle in gleichem Maße beſchäftigte und feſſelte. Der älteſte, Karl Ulrich, geboren im Jahre 1730, wurde Lieutenant im Regiment von Lattorf, ſpäter von Braun, das in Berlin ſtand; nach mehrjähriger eifriger Dienſtzeit, und nachdem er den bayeriſchen Erbfolgekrieg mitgemacht, wurde er 1763 nach ſeiner Wahl unſeres Dienſtes überdrüſſig und verlangte ſeine Abſchied, den aber der König verweigerte, und da jener trotzdig auf ſeinem Gruß beharrte, ihn gar hoch bringen ließ um ſich einen beſſern zu beſinnen. Doch hier half Trotz auf Trotz, und Karl ſah ein ganzes Jahr auf der Wache vor Neuen Palais, dem damaligen Quartier für Offiziere, ohne ſich dem Willen des Königs zu beugen. Der Gouverneur von Berlin, General von Rohwa, ein hoch betagter und ehrwürdiger Mann, verwandte ſich für ihn, und bat den König, ihn zu entlaſſen, es ſei ja doch nicht viel an ihm; allein der König erwiederte: „Der weiß ſo beſſer! Er iſt ein ſehr guter Offizier.“ Endlich, auf ein Fürſprechen der Mutter, erlangte Karl Ulrich endlich den erſehnten Abſchied. Nach längerem Aufenthalt in Zellerfeld, wo er ſich mit mancherlei literariſchen Beſchäftigungen, zog er nach dem Niederrhein, um an dem Kriege der ſiebenjährigen Bundesmacht gegen den Kaiſer Joſeph den zweiten Theil zu nehmen; in ſpäteren Jahren gründete ſich ihm ein jüngerer Bruder Dietrich, gegen Oeſterreich zu ſchlagen doch hatten auch immer für Preußen die Waffen ſtehen; während aber alle Mayer ein, und beſtätigte in dem Treffen bei Vornbach unweit von Hof 1200 Mann der Truppen des Generals von der Goltz. Auch der Waffenruf hatte ſein Gehörige, die braufe-

neten Schaaren zogen nach mehreren Unfällen auseinander, und beide Brüder kehrten in die Heimath nach Falkenberg zurück, wo indeß der Vater im Jahr 1791 gestorben war, und ein sehr geschmälertes Vermögen hinterlassen hatte. Sie nahmen ihre Erbtheile in Empfang und wollten damit in Handelsgeschäften ihr Glück versuchen. Sie begaben sich nach Hamburg und schifften von hier im September 1791 nach den Vereinigten Staaten von Nordamerika. Sie machten zuerst Zusammenreisungen durch das Land, verkauften hin und wieder, lebten eine Zeitlang als Jäger, kamen aber in Philadelphia, wo sie im Juli 1792 zurückkehrten, um ein vortheilhaftes Geschäft einzuleiten, das aber stets neue Verzögerungen erlitt; erst im Jahr 1795 kam es zur Ausführung, sie führten eine ganze Schiffsladung böhmischer Glaswaaren von Hamburg nach Boston hinüber; Karl, der nach der Rückkehr aus Preußen, ein pommersches Fräulein geheirathet und mit ihr zwei Kinder gezeugt hatte, nahm seine Familie diesmal mit; aber die Reise fiel unglücklich aus, der eine Sohn starb unterwegs, die Frau mußte sich in dem fremden Lande; kaum schlug auch die Handelsache ganz fehl, sie mußte früher reichen Ertrag gegeben haben, sagt man sie verkauften, unter Schiffe hatten vielerlei Waaren gebracht, deren Werth aus auf sank. Beide Brüder verloren auf viele Weise den Rest ihres Vermögens, und kamen auf verschiedenen Wegen nach Europa zurück. Karl zog zu seinem Bruder Friedrich Wilhelm, der zu Zeiten ein Jägerbataillon befehligte, und fand hier eine Anstellung als Feldjäger, später lebte er auf den Gütern seines Bruders, wo er im Jahr 1833 sein neunundachtzigstes Jahr alt starb. Er war ein sehr aufgeschossener Mann, von hohem und stattlichem Gewächs, ein heller Kopf. Er liebte die Frauen, haßte die Pfaffen. In seiner Meinung stand Niemand unter seinen Brüdern zu höchsten, und alle machsorge Liebe, die seinen Brüdern seine treue

Meinung nicht ändern. Er war, wie schon erwähnt, ein trefflicher Lavateraner, liebte aber besonders die französische Sprache und Literatur, von deren vorzüglichsten Schriftstellern er eine schöne Sammlung besaß. Als Sonderling glich er einigermaßen dem Vater, in Streitsucht und Hang zu Abenteuern glich er dem geliebten Heinrich Dietrich; mit Friedrich Wilhelm verband ihn die ehrenhafte Tüchtigkeit.

Der zweite Bruder, August Christian, diente nur kurze Zeit in dem Kürassierregiment Gendarmen, nahm schon als Junker den Abschied, heirathete ein Fräulein von Brück, und starb früh. Ein Sohn von ihm, Friedrich von Bülow, geboren im Jahr 1774, erwarb schon als Lieutenant ausgezeichneten Kriegsruhm, indem er 1807 die Grenadierschanze bei Kolberg gegen die wiederholten Angriffe französischer Uebermacht mit außerordentlicher Heldenmuth vertheidigte, den er auch in den Feldzügen des Befreiungskrieges, namentlich bei Halle und Dennewitz, ausgezeichnet bewährte. Zuletzt war er Kommandant von Küstrin, nahm in Folge seiner schweren Verwundungen als Oberst den Abschied, und führt noch als Greis mit unbeugsamem Eifer, wie früher den Degen, jetzt die Feder scharf und kräftig im Kampfe für die Sache des Vaterlandes, der Vernunft und Wahrheit.

Nun folgt Friedrich Wilhelm, der dritte Bruder, geboren zu Falkenberg am 16. Februar 1755. Von ihm, als dem eigentlichen Gegenstand meiner Schrift, wird gleich weiter die Rede sein.

Der vierte Bruder, Moritz Heinrich Dietrich, geboren im Jahre 1757, wurde in der Familie stets Dietrich genannt, als Schuljunker nannte er sich bald mit seinem Namen, bald Heinrich. Er verdient eine ausführlichere Darstellung, als wir ihm hier geben können. In der Militairakademie zu Berlin erzogen, und durch Scharfsinn und Klugheit wie durch Stärke und Gewandtheit ausgezeichnet, war auch er schon früh in den

Kriegsdienſt, zuerſt bei einem Regiment zu Fuß, dann, als es ihm hier nicht mehr gefiel, bei einem Reiterregiment. Aber ſein unruhiger, ſtrebender Geiſt errang dieſe anſcheinend unfruchtbaren, oft beengenden Verhältniſſe nicht; er verließ den preußiſchen Dienſt, und wandte ſich nach Brabant, um gleich ſeinem älteren Bruder in den Reihen der Aufſtändiſchen gegen Oeſterreich zu fechten. Die Hoffnung, hier Gelegenheit zur Ausübung ſeiner Thatkraft zu finden, erfüllte ſich nicht; er ſah ſich bei dem Erlöſchen des Aufſtandes genöthigt andere Lebenswege zu verſuchen. Das Unternehmen, eine Schauſpielertruppe zu bilden und zu führen, gab er mit großem Mißvergnügen ſchnell wieder auf. Seiner zweimaligen Reiſe nach Nordamerika mit ſeinem älteren Bruder, und des traurigen Ausgangs derſelben iſt ſchon gedacht worden. Nachdem er in London eine Zeitlang mit widrigen Schickſalen gekämpft, gelangte er wieder nach Deutſchland, kam nach Berlin und begehrte eine Anſtellung im diplomatiſchen Fach, denn die Ueberzeugung ſtand in ihm feſt, daß er in Staats- und Kriegsſachen das Höchſte zu leiſten fähig ſei. Da ſeine Wünſche gänzlich unbeachtet blieben, ſo warf er ſich nun völlig auf die ſchon vorher nicht ohne Glück verſuchte Schriftſtellerei. Er ſchrieb über das Kriegsweſen, tadelte die vorhandenen Einrichtungen, ſtellte neue Lehren und Anſichten auf, und verfuhr dabei mit ſolchem ſchonungsloſen Selbſtvertrauen, ſolch rückſichtsloſer Verneinungsluſt, ſolchem Witz und Hohn, daß ſeine Schriften das größte Aufſehn, die ſtaunendſte Bewunderung, aber eben ſo den heftigſten Unwillen und Haß erregten. Sein hochfliegender Geiſt, zuerſt durch ein Buch von Bernhardi auf jene Gegenſtände gelenkt, durch eigenes Nachdenken und gründliche Studien genährt, durch die außerordentlichen Thatſachen, welche die Gegenwart ihm vor Augen ſtellte, überzeugt und erwärmt, glänzte hier in wahrhaft genialer Ueberlegenheit. Welches auch die Irrthümer ſein mögen, die ſeiner

Theorie ſpäter nachgewieſen worden, wie bedeutend oft ſein Urtheil fehlgehen mag, immer ſteht feſt, daß ſeine Schriften geniale Erſcheinungen ſind, Meteore am litterariſchen Himmel, von deren Aufblitz ganze Maſſen alter Vorurtheile zuſammenſtürzen, und deren Nachwirkung noch fortdauert in vielem, was ſeinen Urſprung verläugnet oder nicht mehr weiß. Er beſuchte nochmals England, dann Frankreich, nirgends fand er Gedeihen oder Ruhe, auch in der Heimath nicht. Seine beißende Kritik des öſterreichiſch-ruſſiſchen Feldzugs vom Jahre 1805 erregte den Zorn der verletzten Mächte, der ruſſiſche Geſandte Alopeus erwirkte in Berlin ſeine Verhaftung. Aus dem Gefängniß der Hausvoigtei gab er preußiſchen Generalen, die im Jahre 1806 gegen die Franzoſen ins Feld rückten und ſeine Meinung zu wiſſen verlangten, gute Rathſchläge, wurde dann aber bei Annäherung der Franzoſen als Staatsgefangener nach Kolberg und von dort im folgenden Jahre nach Riga gebracht; von da fehlen alle Nachrichten, es blieb im Dunkel, ob er noch während der Ueberfahrt auf dem Schiffe, oder bald nach der Ankunft in Riga geſtorben ſei, ja die Vermuthung beſtand, er ſei weiter in's Innere von Rußland geſchleppt worden und habe dort erſt ſpäter ſeinen Tod gefunden. Selten hat die Natur auf zwei Brüder eine ſolche Fülle verwandter, doch ſehr verſchieden geſtalteter Gaben ausgeſchüttet, wie auf dieſen Dietrich und auf ſeinen Bruder Friedrich Wilhelm, und ſelten auch mag ſich ähnliche Begabung zu ſo ungleichen Schickſalen ſich entfaltet haben. In beiden war kriegeriſcher Genius wirkſam; doch während der jüngere voll Ungeduld umherſchweifte, und gelegt nur durch Schriften darthun konnte, welche außerordentlichen Kräfte in ihm lagen, harrte der ältere mit feſtem Muth in der gewählten Bahn ruhig aus bis die Zeit der Thaten erſchien, und dann von Sieg zu Sieg ihn dem Ziele des ſchönſten Ruhmes zuführte.

Der jüngſte der Brüder, Georg Ludwig, war auf der Ritterakademie zu Brandenburg erzogen worden, diente gleichfalls im preußiſchen Heer, und erwarb in dem Befreiungskriege das eiſerne Kreuz nebſt andern Ehrenzeichen, nahm aber gleich nach dem Frieden als Major ſeinen Abſchied, und ſtarb im Jahr 1838. Obſchon zweimal vermählt, hinterließ er doch keine Kinder.

Alle fünf Brüder, wie verſchieden auch an Alter, Fähigkeiten und Neigungen, hatten doch viel Gemeinſames, ſowohl in geiſtigen Anlagen und Trieben, als in Gemüths- und Sinnesart, und beſonders in ſittlicher, ehrenhafter Geſinnung. Ein feuriges, ungeduldiges Naturell, leicht in heftigen Zorn aufbrauſend, eine ſchwer zu behandelnde Empfindlichkeit, ein ſtreitſüchtiger Eigenwille, wurden aufgewogen durch die herzlichſte Gutmüthigkeit, den thätigſten Dienſteifer, den offenen Sinn für Wahrheit und Recht. Auch im Aeußern ſollen wenigſtens die drei ältern Brüder einander ſehr ähnlich geweſen ſein, nicht groß, aber ſchlank und kräftig, von feiner ſchmaler Geſichtsbildung, gebogener Naſe, blauen Augen, in Gang und Haltung erregt; ein nervöſes Zucken um die Mundwinkel hatten ſie ebenfalls mit einander gemein, ſo wie den Abſcheu gegen das Tabackrauchen, der allen Bülow's eigen ſein ſoll. Auch hielten ſie wacker zu einander, und wiewohl jeder ſeinen beſondern Weg ungehindert ging, ſo blieben ſie doch als brüderliche Freunde ſtets treu verbunden, in Rath und That Eins einander nach Kräften hülfreich. —

Wir kehren zu unſerm Helden zurück. Friedrich Wilhelm von Bülow genoß mit ſeinen Brüdern die gemeinſame Erziehung im väterlichen Hauſe bis in ſein vierzehntes Jahr. Er nahm Theil an dem Unterricht, den Uebungen und Ahnenheuertichkeiten, die drei im Schwange waren, doch zeichnete er ſich nicht vor den andern aus, er galt ſogar als mittelmäßig.

Denken und Forſchen ſtand aber in ſo großem Anſehen, daß er ſchon als kleiner Knabe von dieſem Zuge mitergriffen war, und einſt, während die Brüder im Freien herumſprangen, ganz ſtill unter einem Tiſche ſitzend gefunden wurde, und nicht hervorkommen wollte, weil er denken müſſe, wie er ſagte, und immer tiefer denken, ſo daß er davon ſchon ein Loch im Kopf habe. Jedoch hat grade in ihm der Hang zum Grübeln ſich am wenigſten ausgebildet; der Eintritt in den Kriegsdienſt gab ihm bald andre Beſchäftigung. Im Januar 1768 kam er nach Berlin, und wurde Fahnenjunker in demſelben Regiment von Braun, in welchem ſein Bruder Karl Ulrich ſchon als Offizier diente. Das Regiment, welches unter den Fußregimentern die Zahl 13 führte, bekam im Jahr 1794 den General von Arnim zum Inhaber, und behielt deſſen Namen bis zu ſeiner Auflöſung, die nach den Ereigniſſen von 1806 erfolgte. Der Dienſt war damals im ganzen Heere ſtreng und hart, beſonders aber in dieſem Regiment, und man ließ abſichtlich die jugendlichen Anfänger, oft noch unerwachſene Knaben, das ganze Gewicht einer Zucht fühlen, die ſich durch die Rohheit und Tücke der Befehlshaber bisweilen zur wahren Grauſamkeit ſteigerte. Erſt nach vierjähriger ſchweren Prüfungszeit, in welcher alles Aeußerliche und Kleinliche des Waffenhandwerks in unaufhörlicher Wiederholung ſorgfältig erlernt und geübt werden mußte, rückte Bülow am 24. Dezember 1772 zum Fähndrich auf, und nach abermaligem ſechsjährigem Harren am 1. April 1778 zum Lieutenant. Nun erſt konnte er freier aufathmen, und des näheren Umgangs mit ſeinem Bruder ſo wie überhaupt des Lebens einigermaßen froh werden. Die Strenge der Unterordnung und des Dienſtes ließ zwar keineswegs nach, jeder Vorgeſetzte durfte den Untergebenen nach Laune hart und rauh anlaſſen, durch ſchnöden unverdienten Tadel ihnen kränken, die ganze Laufbahn war eine Schule des Erduldens und Selbſtverläug-

nens, bis zu der ſcharfen Gränze, wo der Ehrenpunkt berührt wurde, und das freie Mannesgefühl plötzlich alle Schranken niederwarf; aber die Stellung zu den Kameraden und zur Geſellſchaft beſſerte ſich mit jedem Vorrücken, und der Rang eines Lieutenants gab dem Ehrgeiz ſchon manche Befriedigung.

Die Hauptſtadt Preußens war damals an Bevölkerung, Reichthum und Hülfsmitteln jeder Art kaum ein Viertheil deſſen, was ſie heute iſt, an ſchaffender Thätigkeit, Bildung und Lebensgenuß vielleicht kaum ein Zehntheil. In allen Klaſſen zeigte ſich eine ärmliche Beſchränktheit, neben der freilich die wenigen Reichen verhältnißmäßig um ſo reicher ſchienen. Daneben erhob ſich ein kecker Stolz, der andre Ueberlegenheit anſprach, des klügſten Verſtandes, des raſcheſten Muthes, und der den ſtrahlenden Waffenruhm des ſiegreichen Heeres gleichſam zum Gemeingut machte, an welchem auch der Geringſte ſeinen Antheil haben konnte. Das zahlreiche Militair ſtand daher vorherrſchend in Macht und Anſehn, nicht nur nach dem Willen und der Fügung von oben, ſondern auch durch die zuſtimmende Meinung des Volkes ſelbſt. Nach allen Seiten machte ſich der Vorzug des Kriegerſtandes geltend, und wenn die rohe Aeußerlichkeit des Rangs allein ſchon dazu genügte, ſo mußte jedes Bildungsſtreben, das ſich ihm beigeſellte, dieſe Geltung nur um ſo kräftiger beſtätigen und erhöhen. Bildung aber war damals in Berlin noch wenig verbreitet, der geſellige Ton und Verkehr entweder zwangvoll ſteif oder ungebunden gemein; Luſt und Vergnügen ſelbſt erſchienen nur in niedriger Geſtalt; edlere Sitte, geiſtiger Aufſchwung gehörten zu den Ausnahmen. Wo jedoch inmitten dieſes wüſten Treibens ein höheres Streben ſich kund gab, da durfte man ſicher annehmen, es ſei von ächter Art, von Eifer und Ausdauer unterſtützt, denn es hatte ſchon einer beſondern Kraft bedurft, um aus der rohen Maſſe ſo weit ſich loszuringen; Kenntniſſe und Fertigkeiten waren ſelten,

ſie boten ſich nicht auf offnem Markte jedem Vorübergehenden an, ſondern mußten mit ſtarkem Willen und manchen Opfern meiſt ſchwierig erworben werden. Daher ſehen wir in jener Zeit mit dem Talent und der Geiſtesbildung faſt immer auch Gediegenheit des Karakters verknüpft. Mit Zuverſicht dürfen wir dieſe Bemerkungen auf die Jugendjahre anwenden, welche Bülow damals in Berlin verlebte, denn obgleich uns nähere beſtimmte Angaben fehlen, ſo bezeugen doch die ſpäter ſichtbar gewordenen Erfolge, daß ihn zu jener Zeit die Gegenſtände des Wiſſens wie des Geſchmacks vielfach angezogen und ernſtlich beſchäftigt haben, was auch durch Familiennachrichten ausdrücklich beſtätigt wird. Bücher, Landkarten und Plane, die er als junger Offizier ſorgfältig geſammelt, bekunden ein frühes Studium der Kriegswiſſenſchaften. In der Mathematik, Erdkunde und Geſchichte hatte er bereits zu Hauſe guten Grund gelegt, und grade für dieſe Wiſſenſchaften bot Berlin gute Hülfsmittel zur Weiterbildung. Die Kenntniß des Franzöſiſchen war durch den hohen Werth, den die Meinung der Welt darauf legte, vor allem auch durch das Beiſpiel des großen Königs, der nach der ſiegreichen Beendigung des ſiebenjährigen Krieges von den Seinen gleich einem höheren Weſen verehrt wurde, als Bedürfniß und Schmuck zu ſehr erkannt und empfohlen, um bezweifeln zu laſſen, daß Bülow die ſchon erlangte Fertigkeit fleißig gepflegt habe, zumal die zahlreiche und auch durch geſellige Bildung bedeutend hervorragende franzöſiſche Kolonie noch mit allem Eifer auf ihre Sprache hielt, und zu fortgeſetzter Uebung in derſelben die reichſte Gelegenheit bot. Ein höherer Sinn und Geiſt in Bülow bewährt ſich auch beſonders durch ſeine Liebe zur Muſik. Schon im väterlichen Hauſe hatte er das Klavierſpiel fleißig geübt, auch blies er die damals ſo ſehr beliebte Flöte. Doch eine leidliche Fertigkeit, etwa zur bloßen Ausfüllung einſamer oder leerer geſelligen Stunden,

genügte ſeinem tiefen Ernſt nicht; er wollte das Innere der wunderbaren Kunſt erdringen, ihre Grundlagen kennen lernen. Das Glück begünſtigte ihn hierin vorzüglich, und führte ihn zu dem berühmten Faſch, dem Kammermuſikus des Königs, dem Begründer der nachher unter Zelter's Leitung blühenden Singakademie. Dieſer war willig ihm den gewünſchten Unterricht zu ertheilen, und Bülow erlernte von ihm die Theorie der Muſik ſo gründlich, daß er bald in eignen Tonſetzungen ſich verſuchen konnte. Ein beſondrer Umſtand mag beigetragen haben, den lernbegierigen Offizier und den oft wunderlichen Muſiker näher zu verbinden; Faſch hatte nämlich eine heftige Liebhaberei für alle Aeußerlichkeiten des Kriegsweſens, kannte genau die ſämmtlichen Regimenter, ihre Stärke, ihre Standorte, ihre Befehlshaber, merkte jede Veränderung an, die ſich in dieſen Verhältniſſen ereignete, und beſchränkte dieſe Kenntniß nicht auf Preußen, nicht auf die Landtruppen, ſondern von allen Heeren und allen Flotten wußte er in dem erwähnten Betreff gute Rechenſchaft zu geben, wobei ein reicher Vorrath von Land- und Seekarten ihm zu Statten kam. Der militairiſche Schüler mußte daher ihm höchſt willkommen, jenem der Unterricht eines ſolchen Lehrers beſonders freundlich und ergötzlich ſein.

Man darf indeß nicht glauben, daß Bülow mit pedantiſcher Einſeitigkeit ſich ganz in Studien vertieft und darüber das friſche Leben der Gegenwart verſäumt habe. Im Gegentheil, beide Brüder genoſſen heiter und fröhlich, nach dem Maß ihrer Mittel, und oft über daſſelbe hinaus, alle Freuden der Jugend, zu denen die Gelegenheit nicht fehlte. Der Vater hatte ihnen eine für die damalige Zeit anſehnliche Summe als Zulage zu ihrem Sold ausgeſetzt; allein der jugendliche Leichtſinn erſchöpfte gewöhnlich ſchon in der erſten Woche den ganzen Betrag, der für den Monat ausreichen ſollte, dann mußten außerordentliche Hülfsquellen eröffnet und Schulden gemacht

werden, was nicht ohne luſtige Einfälle und wunderliche Geſchichten ablief. Der ſo weltkluge als gütige Vater hatte dies freilich vorhergeſehen, und damit die Verlegenheiten nicht zur beängſtigenden Laſt aufwüchſen und den jungen Leuten ernſten Verdruß bei den Vorgeſetzten verurſachten, ſo war er wiederholt bedacht, dem Oberſten des Regiments hinreichende Gelder anzuweiſen, aus denen dieſer dann die aufgelaufenen Schulden, deren Ueberſicht er einforderte, immer pünktlich abzahlte; dieſe nachſichtsvolle und doch ernſte Güte wirkte zugleich dahin, daß ein gewiſſes Maß nicht überſchritten und von ihr kein Mißbrauch gemacht wurde. Auch an Herzensneigungen konnte es dieſer feurigen Jugend nicht fehlen. Beide Brüder waren den Frauen hold, und fanden leicht Erwiederung. Der ältere, Karl, war von den Reizen der ſchönen Gräfin Matuſchka, Schweſter der nachmaligen Gräfin von Lichtenau, leidenſchaftlich eingenommen, und gedachte dieſer frühen Eindrücke noch in ſpäten Jahren mit aller Innigkeit. Der jüngere, Friedrich Wilhelm, hatte der liebenswürdigen Schauſpielerin Döbbelin, welche durch perſönliche Anmuth und künſtleriſche Begabung lange Zeit ein Liebling des deutſchen Theaterpublikums war, ſeine ganze Neigung zugewendet, ſo daß er, wie er ſelbſt bekannte, um ihretwillen die größten Thorheiten hätte begehen können. Die Beſtändigkeit dieſer Neigung, auch nachdem die Zeit ſie weſentlich verändert hatte, bezeichnet deren beſſern Urſprung; er verläugnete ſie ſo wenig, daß er noch im Jahr 1813, als er während des Waffenſtillſtandes in Berlin war und eines Abends im Theater die Jäger von Iffland aufführen ſah, in welchen die nun ganz alte Demoiſelle Döbbelin die Oberförſterin ſpielte, mit lebhafteſter Theilnahme ſich ihres noch immer glänzenden Erfolgs freute, und ſeiner neben ihm ſitzenden Schwägerin zuflüſterte: „Sehen Sie da, mit dieſer alten dicken Perſon wollte ich in meinem

zwanzigſten Jahr davonlaufen.“ Auch unterließ er nicht, die einſtige Geliebte freundlich zu beſuchen. —

Der kurzdauernde, thatenloſe Krieg des Jahres 1778, ſpottweiſe der Kartoffelkrieg genannt, gab für Bülow keine Gelegenheit ſich auszuzeichnen oder eigne Kriegserfahrung einzuſammeln. Wohl aber mußten dieſe Anſtalten und Bewegungen ſein Nachdenken anregen, und ernſtlicher auf den Beruf lenken, dem er ſich gewidmet hatte. Wir finden eine Spur, daß in jener Zeit mehrere Offiziere der Berliner Beſatzung zuſammengetreten, um ſich für ihr Fach höher auszubilden, und daß Bülow einer derſelben geweſen. Merkwürdig iſt es, daß während ſeine beiden ältern Brüder, unzufrieden mit ihrem Stande, denſelben zu verlaſſen ſtrebten, er gleichwohl mit voller Neigung und ungeſchwächtem Eifer darin verblieb. Für ihn war, im Gegenſatze ſeiner Brüder, die Erfüllung der oft peinlichen und wie es ſchien zweckloſen Aeußerlichkeiten des ſtrengen Dienſtweſens keine Feſſel, die den Aufſchwung des Geiſtes hinderte; neben der pünktlichen Beobachtung der vorgeſchriebenen Formen und dem aufmerkſamen Eifer bei dem läſtigen Einerlei der ewigen Exerzierarbeit, trieb er mit ernſtem Fleiß höhere militairiſche Studien, die er bald auf alle Zweige der Kriegswiſſenſchaften ausdehnte.

Erſt das Jahr 1786 brachte ihm am 26. Mai die Beförderung zum Premierlieutenant, nachdem er acht Jahre auf der vorhergehenden Stufe ausgeharrt. Er war jetzt einunddreißig Jahr alt, und konnte als ein ausgezeichneter, tüchtiger Offizier gelten, deſſen Fähigkeiten und Betragen auch von ſeinen Obern rühmend anerkannt wurden. Unter ſeinen Kameraden war er ſo beliebt als angeſehen, bei vorkommenden Zwiſtigkeiten eben ſo bereit ſie tapfer durchzuführen, als geneigt ſie verſöhnlich beilegen zu helfen, doch hatte er früh den entſchiedenſten Widerwillen gegen freche Raufſucht, und erklärte den Zweikampf als

Ehrenmittel für den größten Unſinn, deſſen Zwange doch jeder ſich unterwerfen müſſe.

In dieſem Jahre ſtarb am 17. Auguſt Friedrich der Große, mit deſſen Tod in Preußen eine große Umwandlung faſt aller Verhältniſſe begann. Der reiche Segen und der alles überſtrahlende Ruhm ſeiner gewiſſenhaften und fürſorglichen Regierung hatte den großen König wider mannigfache Unzufriedenheit und Mißſtimmung nicht ſchützen können, harte Urtheile und Vorwürfe wurden gehört, ein neues Geſchlecht mit andern Anſprüchen war herangewachſen und regte ſich ungeduldig, man empfand das ſtrenge Alter Friedrichs als eine Laſt, von der man befreit zu ſein wünſchte. Von der neuen Regierung verſprach man ſich ein goldnes Zeitalter, in welchem heitre Menſchlichkeit und milde Anmuth herrſchen würde. Beſonders in den Kreiſen der vornehmen Welt begann ein freieres Leben, in das vieles ſich einmiſchte, was jenen bisher fern geſtanden hatte; unter den Einflüſſen von Gunſt und Neigung wurde die Geſelligkeit bewegter und anziehender. Die Geliebte Friedrich Wilhelms des Zweiten, nachherige Gräfin von Lichtenau, war eben ſo gutmüthig als liebenswürdig, und hatte gleich dem Könige ſelbſt viel Sinn für ſchöne Kunſt. Bülow war durch ſeinen ältern Bruder, der die Gräfin Matuſchka ſo eifrig verehrte, bei dieſer ebenfalls eingeführt, und wurde nun leicht auch mit deren Schweſter bekannt. Dem Könige ſelbſt konnte der junge Offizier durch ſeine Muſikliebe beſonders empfohlen ſein; für dieſen mußte der Einblick in das Hofleben eine neue Schule der Erfahrung werden, ſein gewandter Verſtand ſich bald mit den Formen der großen Welt auch deren Klugheit aneignen, die dem Gange dieſes verwickelten Getriebes mit ſcharfer Beobachtung folgt, zugleich aber vor deſſen Täuſchungen und Verſtrickungen ſich zu hüten weiß.

Mit dem Ableben Friedrichs trat auch bald in dem poli-

tiſchen Verhalten Preußens eine merkliche Veränderung ein. Der alte König hatte während ſeiner letzten Jahre die Staatskräfte klüglich geſchont, und deren Verwendung nach außen möglichſt vermieden, um ſolche für Fälle dringender Noth ungeſchwächt bereit zu haben; ſeine Politik war aus einer thätig eingreifenden eine mehr beobachtende, beſchwichtigende geworden. Jetzt, im Gefühl der Machtfülle, welche dem Erben das gerüſtete Heer und der reiche Schatz darboten, folgte ein regſameres Vortreten, ein thätigeres Einmiſchen. Von verſchiedenen Seiten erhoben ſich Spannungen, die eine kriegeriſche Löſung in Ausſicht ſtellten; es gab Verwicklungen mit Oeſterreich, mit Polen, im deutſchen Reiche; preußiſche Truppen rückten in Lüttich ein, in Aachen, führten einen raſchen Kriegszug nach Holland aus. Alles dieſes mußte den militairiſchen Beobachter lebhaft anregen, ſeine kritiſche Prüfung herausfordern, ſeine Kenntniß und Umſicht erweitern. Dem Aufſtand in Belgien, wohin ſeine zwei Brüder gezogen waren, widmete er ſchon deshalb eine nähere, beſorgnißvolle Theilnahme. Doch alle dieſe Vorgänge traten in den Schatten beim Ausbruch der großen Ereigniſſe, die mit dem Jahr 1789 in Frankreich anhoben, und in ſtürmender Entwicklung ſich ausbreiteten, bald alles Nahe und Ferne in ihren Wirbel riſſen, und die ganze Lebenszeit des von ihnen ergriffenen Geſchlechts ſo wie des nächſtfolgenden überſtrömten, deren Schickſale mehr oder minder von dorther bedingt wurden. Daß Preußen bei dieſen Ereigniſſen kein müſſiger Zuſchauer bleiben, ſich gegen die revolutionairen Bewegungen erklären, und im Bunde mit Oeſterreich ſie bekämpfen würde, ſchien der Staatsklugheit gemäß, und wurde von vielen Seiten mit Zuverſicht erwartet. Wie Bülow die erſten Anfänge der franzöſiſchen Revolution betrachtet und beurtheilt habe, darüber fehlen uns nähere Nachrichten, jedoch wiſſen wir, daß im Beginn die neue Erſcheinung von vielen Stimmen, auch aus den

höchſten und gebildetſten Klaſſen mit freudigem Staunen und begeiſtertem Zuruf begrüßt wurde, und die beiden ältern Brüder Bülow's durften als entſchiedene Anhänger eines Umſchwunges gelten, der nur das Veraltete und Schlechte zu zerſtören, und an deſſen Stelle das Zeitgemäße und Gute aufzurichten verſprach; die Verkündigung der Freiheit und der Herrſchaft der Geſetze ließ noch nicht ahnden, welche Gewaltthaten der Willkür und Grauſamkeit ihr folgen würden.

Indeß war Bülow im Jahr 1790 am 2. März zum Stabskapitain ernannt worden, was ſeiner Lage für den Augenblick wenig Vortheil brachte, ſeine Ausſichten aber ſehr verbeſſerte, da ein baldiges weiteres Aufrücken ihm dabei verheißen und die Hoffnung gegeben wurde, aus dem gewöhnlichen Dienſtgange zu außerordentlicher Verwendung berufen zu werden. Er ſcheint mehrere Generale, die bei dem König in beſondrem Anſehn ſtanden, zu entſchiednen Gönnern gehabt zu haben. Unter ſeinen Kameraden hatte er Freunde, die es ihm für das Leben blieben; die Namen Schlieffen und Chazot werden ſchon in jener Zeit genannt. —

Im folgenden Jahr 1791 ſtarb in Falkenberg ſein Vater. Man fand ihn eines Morgens todt aufrecht an einem Tiſche ſtehend, auf den er beide Hände geſtemmt hatte. Er war fünfundſechzig Jahre alt geworden, von denen er die achtzehn letzten faſt ganz abgeſchloſſen auf ſeinem Zimmer, das niemand betreten durfte, verlebt hatte. Die mittlere Diele des Fußbodens fand ſich von den gleichmäßigen Schritten ſeines täglichen, genau in derſelben Richtung wiederholten Spazierganges ſtark abgenutzt und wie zur Rinne vertieft. In ſeiner Geiſtesverſtimmung ſcheint er bis zuletzt unverändert geblieben; man hatte ſich an ſeine wunderliche Art gewöhnt, und in ſonſtigen Dingen ſeinen hellen Verſtand willig anerkannt, ſo wie auch ſeine Befehle, wenn er deren geben mochte, ſtets geehrt. Die Söhne

ſtaunten über die Seltſamkeiten des Vaters, lächelten auch wohl im Stillen darüber, allein ihrer ſcheuen Ehrfurcht that dies keinen Eintrag, und ſeine Swedenberg'ſchen Geiſtergebilde waren ihrem eignen Sinne, wie ſchon erwähnt, nicht fremd geblieben. Seine früheren großen Verluſte abgerechnet, fand ſich ſein Vermögen noch anſehnlich genug und wohlgeordnet, die Güter in beſtem Wirthſchaftsſtande, der wohl größtentheils dem ſtillen aber thätigen Walten der ſürſorglichen Hausfrau zu verdanken war; ſie ſcheint kurz vor ihm geſtorben zu ſein, wenigſtens kann ſie ihn nicht lange überlebt haben, denn wir finden ihrer nirgends mehr erwähnt. Die Söhne kamen in Falkenberg zuſammen, wo ſie auch bei Lebzeiten des Vaters ſich ſo oft es thunlich zu vereinigen pflegten, alsbald in dialektiſche Streitigkeiten geriethen, und nach hitzigem Behaupten und Widerſprechen doch immer zuletzt als brüderliche Freunde ſchieden. Da zwei von ihnen im Begriff ſtanden nach Nordamerika zu reiſen, ſo wurde dieſen vorläufig eine Summe als Erbtheil ausgezahlt, die eigentliche Theilung des Nachlaſſes aber auf das nächſte Jahr verſchoben. Sie hatten unter allen Wortſtreiten und Meinungshadern ein ſo herzliches Einverſtändniß und Vertrauen zu einander bewahrt, daß über die Erbſchaft keinerlei Mißhelligkeit unter ihnen entſtehen konnte, und jeder von ihnen die andern als die ſicherſten Vertreter ſeiner Rechte anſehn durfte. Das Gut Falkenberg, das auf 70,000 Thaler veranſchlagt war, in der Familie zu erhalten, war Bülow's lebhafter Wunſch; indeß unterließ er nicht, das hiebei ſich anders ſtellende Verhältniß der Brüder auf das billigſte zu berückſichtigen. Dieſer brüderliche Sinn ſpricht ſich unbefangen und ſchlicht in einem Briefe aus, den Bülow unter dem 14. Oktober 1792 an ſeinen Bruder Auguſt richtete. „Ebenfalls wünſchte ich, heißt es, daß Falkenberg in unſerer Familie verbleiben möchte; der Ort, wo man geboren worden und die erſten Jahre des Lebens zu-

gebracht, hat immer viel Anziehendes für uns, und man empfindet immer eine gewiſſe Anhänglichkeit an denſelben; überdem ſo iſt die Gegend um Falkenberg nicht unangenehm; dieſes ſcheint mir auch Karl zu fühlen, indeſſen wünſcht er ſein Intereſſe damit zu verbinden, und ganz kann man ihm das nicht verdenken. Sowohl Karl als Dietrich ſind wirklich nicht in den beſten Umſtänden, ein großer Theil ihres Vermögens iſt fort, und ſie haben beide weiter keine Ausſichten ſich in eine beſſere Lage zu ſetzen, ſondern müſſen ſich durchaus ſo einſchränken, daß ſie mit dem Ihrigen auskommen; nun iſt alſo natürlich, daß ſie jedes Mittel ergreifen, wo Ausſichten vorhanden ihr Vermögen zu vermehren, und das wäre bei einem öffentlichen Verkauf des Gutes allerdings möglich, es wäre möglich, daß es bis 80,000 Thaler getrieben würde, das wäre alſo auf jeden ein Gewinn von 2000 Thalern, dieſes iſt allerdings für Karl und Dietrich ein Objekt von Wichtigkeit, denn dieſer Zuwachs des Kapitals würde ihre Lage ſchon um ein Großes verbeſſern; aus dieſen Gründen kann man alſo deren Verlangen einer öffentlichen Verſteigerung nicht ganz unbillig nennen." Das Gut ſelber anzunehmen hatte er keine Luſt, denn die Sorgen der Wirthſchaft, meinte er, ſeien nicht für ihn, am wenigſten neben ſeinem Militairverhältniß, welches aufzugeben ihm nicht in den Sinn kam. Nur um zu verhüten, daß Falkenberg zu niedrig wegginge, wollte er für ſich bis auf 70,000 Thaler mitbieten laſſen, vor allem aber verſuchen, es dahin zu bringen, daß ihm, dem Bruder Auguſt, das Gut für jenen Preis ohne Verſteigerung überlaſſen würde; doch hat letztere, wie es ſcheint, nicht können vermieden werden. —

Im Jahr 1792 kam auch der beſchloſſene Krieg gegen die franzöſiſche Revolution wirklich zum Ausbruch. Preußen und Oeſterreich, zu demſelben Zweck eng verbündet, ſammelten am Rhein und in den Niederlanden ihre Kriegsvölker. Wie wenig

jener Bund mit einer Macht, die bisher in Preußen vorzugsweise als der Feind galt, dem Geiſte des preußiſchen Heeres entſprach, und wie fremd und widrig daſſelbe zuerſt dieſe Genoſſenſchaft anſah, iſt aus vielen überlieferten Zeugniſſen bekannt genug. Aber die Abneigung gegen Oeſterreich wirkte hiebei nicht allein, ſondern auch die Hinneigung zu Frankreich, die den Erinnerungen des ſiebenjährigen Krieges zum Trotz unter den gebildeten Offizieren ſehr verbreitet war. Der Bruder des verſtorbenen und Oheim des neuen Königs, der als tapfrer und glücklicher Feldherr berühmte Prinz Heinrich, verhehlte bei keiner Gelegenheit ſeine Vorliebe für die Franzoſen, auch jetzt nicht, da die Nation ſchon weniger in Litteratur, Kunſt und Geſellſchaftsbildung, die ihn bisher mächtig angezogen hatten, als in kühnen Staatsneuerungen eine gewaltſame Thätigkeit ausübte, wie man ſie bisher noch nie geſehen hatte. Von hochſtehenden Generalen, welche dieſem Sinne mit Eifer zuſtimmten, war beſonders der nachherige Feldmarſchall Graf von Kalckreuth namhaft. Bei manchen jüngern Offizieren, deren Bildung dem Wechſel der Zeiten gemäß ſchon mehr eine deutſche war, wirkten die Gedanken des Fortſchrittes und der Verbeſſerungen, welche aus den zu Paris aufgeſtellten Grundſätzen für die ganze Menſchheit hervorgehen ſollten, mit verführeriſchem Zauber; der damalige Lieutenant, ſpätere Feldmarſchall von dem Kneſebeck ſprach noch in hohem Alter mit wohlgefälligem Lächeln von ſeiner damaligen Freiheitsliebe, die ihn bei altgeſinnten Vorgeſetzten in den Ruf eines Jakobiners brachte, und die er nun freilich als jugendlichen Irrwahn bezeichnete. So fehlte es nicht an Stimmen, die den bevorſtehenden Krieg nicht nur für einen unpolitiſchen, dem preußiſchen Staate nachtheiligen, ſondern auch für einen ungerechten, gegen das Recht und Wohl des Volkes gerichteten, erklärten. Die preußiſchen Offiziere, im Handeln an den ſtrengſten Gehorſam gewöhnt, glaubten um ſo

freier in Gedanken und Meinungen ſein zu dürfen, und die Kühnheit ihrer Reden und Erörterungen ſtieg öfters zu einem Grade, der in ſpäterer Zeit fabelhaft erſcheinen muß. Die politiſchen Sachen wurden lebhaft verhandelt, die Partheien ſprachen ſich heftig gegeneinander aus, man tadelte und pries mit gleicher Verwegenheit; ſelbſt ganz in der Nähe des Königs fielen ſolche Reibungen vor; auf das Dienſt- und Pflichtverhältniß hatte dies nicht den geringſten Einfluß, hier galt nur der Wetteifer des Muthes und der Treue. Wiefern Bülow an dieſen Wortkämpfen Theil nahm, ſich zu der einen oder der andern Parthei hinneigte, können wir nicht beſtimmt ſagen, nur dürfen wir mit Gewißheit annehmen, daß ein ſo ſelbſtthätiger, kräftiger, zum Streiten geübter Geiſt, wie der ſeinige, bei ſo wichtigen und folgenreichen Fragen nicht in ſtumpfer Gleichgültigkeit verblieben ſein kann. Von ſeinem Bruder Heinrich Dietrich aber wiſſen wir, daß derſelbe gleich im Beginne der franzöſiſchen Freiheitsregungen ſich mit Begeiſterung für ſie ausſprach. Sie hatten allerdings noch nicht den Karakter der Wuth und des Schreckens, die ſpäter, nicht ohne Schuld der innern und äußern Angriffe, durch welche der mildere Verlauf unmöglich wurde, die weiteren Ereigniſſe furchtbar bezeichnete, und edle Gemüther mit gerechtem Abſcheu erfüllte.

Als die preußiſchen Truppen ſich nach dem Rhein in Bewegung ſetzten, waren die verſchiedenſten Meinungen doch alsbald in der Geſinnung und Ueberzeugung vereint, daß das Heer in kriegeriſcher Tüchtigkeit und Tapferkeit den alten Waffenruhm bewähren werde. An der raſchen ſiegreichen Entſcheidung wagte niemand zu zweifeln; ſowohl die trefflich eingeübten, herrlich anzuſehenden Truppen als ihr kriegserfahrener Feldherr, der Herzog Karl Wilhelm Ferdinand von Braunſchweig, verbürgten den glänzendſten Erfolg. Wer konnte es mit ſolcher Taktik und Disziplin, wer mit ſolcher Führung aufnehmen! Man

freute ſich, die Ueberlegenheit der preußiſchen Waffen nicht nur den Franzoſen, die man mehr mißachtete als haßte, ſondern auch den verbündeten Oeſterreichern, die man eiferſüchtig und mißtrauiſch anſah, auf's neue durch kühne und tapfre Thaten unwiderſprechlich zu beweiſen. Doch zeigte ſich bald, daß die Franzoſen, wenn auch im Einzelnen den Preußen bei weitem nicht gleich, jetzt andre waren, als zur Zeit des ſiebenjährigen Krieges; hierdurch, und durch den Unzuſammenhang in der oberſten Kriegsleitung der Verbündeten, ſo wie durch andre, tief in den eignen Gebrechen, in der Unzulänglichkeit der Perſonen und Mittel gegründete Urſachen, geſchah es, daß der ſo ruhmredig angekündigte Feldzug in der Champagne wider alles Erwarten kläglich ſcheiterte. Nach vielen erduldeten Beſchwerden, Zögerungen und Unſtätigkeiten mußte das ſtarke Heer, nachdem es ſchon Paris zu bedrohen geſchienen, den traurigen Rückmarſch antreten, und dabei ſogar die Vergewaltigung des bisher verachteten Feindes in Anſpruch nehmen.

Bülow hat dieſen unſeligen Ereigniſſen perſönlich nicht beigewohnt; das Regiment, in welchem er diente, war in Berlin geblieben. Um ſo ſtärker mußten ihn die Nachrichten vom Kriegsſchauplatz aufregen, die ſo unglaubliche Dinge meldeten, für welche der erklärende Aufſchluß in der Ferne gar nicht zu finden war. Sein aus Amerika zurückgekehrter Bruder Heinrich Dietrich, in welchem, ehdem er den preußiſchen Dienſt aus Ueberdruß verlaſſen hatte, doch der preußiſche Offiziergeiſt feurig fortlebte, begann mit Eifer über die Kriegskunſt nachzudenken, beſtimmte Regeln für vielerlei aufzuſtellen, und wurde dabei zunächſt auf eine Menge von Gebrechen geführt, die in der altberühmten Kriegsweiſe ſtattfanden, und die man früher kaum geahndet hatte. Bülow ſtimmte den Anſichten des Bruders keineswegs unbedingt bei, vertheidigte die beſtehenden Einrichtungen, die er nicht umwerfen, ſondern nur verbeſſern und

[illegible] wurde. Auch in der Folge, wie die Kunst und Theorie der Musik zu größerer Ausbildung gelangte und gelehrte Musiker waren, bildete er darüber vortrefflich, und blieb in der Hauptsache von allen Veränderungen und Verbesserungen getrennt.

Im nächsten Jahr 1781 hatte der Prinz [illegible] mit größerem Talente gelitten wurden. Dieses schien damals den Fleiß an dem Lehrlinge Theil zu nehmen, noch nicht in Regierung, indessen in besonderer Beziehung, die für ihn eine hohe Bedeutung war. Schon bei einiger Zeit war er am Hofe der Prinzen Ferdinand gütig aufgenommen, und seine vortrefflichen Eigenschaften hatten ihn die Neigung der Eltern in wie der Zuneigung der jungen Prinzen gewonnen. Insbesondere der gerade Prinz seiner Bestimmt, der die Musik leidenschaftlich liebte und mit großer Wahrheit Klavier spielte, hatte sich zu Pleyel hingezogen, der seine Kunst mit gründlichen Ein- und feinen mündlichen Lehren ergänzt war. Der Prinz hatte schon den wenigen Lehrjahr ausgemacht, und seine militärischen Verhältnisse war seiner beruflichen Ausgewandt vielmehr Vergnügen; er hatte auch in seinem Hofes wieder zu Hofe gelebt, allein der jugendliche Ungestüm, das er [illegible] war dem Prinz als auch in anderen Gelegenheiten gezeigt, wo der angelegte Bescheidenheit ihn zu verderblichen Streiche verleiten kann. Pleyel trachtete zu erfahren, ihn nicht seinen gänzlich [illegible] zu überlassen, sondern ihm einen sorgfältigen und gelegten Freund an die Seite zu geben. Der Prinz war schon im [illegible] jungen Jahr, und nicht mehr unter der Obhut einer eigentlichen Gouvernante zu stehen, die er auch schon [illegible] wieder gebeten hatten, allein der Regierung und ihrem Hofes [illegible] einer militärischen Hofmeister machte es sich gefallen hatte, und die Gesellschaft Pleyel's, der sogar schätzen wurde, war ihm gerade sehr angenehm. In der That schien Pleyel die Eigenschaften zu be-

[illegible] [illegible] [illegible] [

Hauptlager aufschlugen, und es auf der Empfehlung ihres am 12. September 1797 zum Kommandeur eines neuen Füsilierbataillons bestimmten, dessen Errichtung vom 1. Oktober des genannten Jahres begann, und sich ganz der Leitung Bülow's überlassen blieb. Die Mannschaft wurde theils aus den beiden Bataillonen, theils durch neue Werbung zusammengebracht, es waren größtentheils Kantonisten, Bauern, Tischlergesellen, Jäger, Hirten, hauptsächlich aber Polen, kurz zum Theil Landsleute und von ausgezeichnetem Wuchs von Rudolstadt. Eine Schaar wurde Uniform zu tragen beordert; es schien in einem gelben Kollet mit weißen Knöpfen und Aufschlägen, einem Hute mit grünen Federbusch. — Bei den Offizieren hatte Bülow seine weiße Fahne, die Füsiliere waren an Disziplin und Zucht bei völliger Freiheitsgeber an Fertigkeiten bewundert. Bülow, der einzige Offizier Englands, der es sich hatte anmaßen dürfen, den nach Carlton, dem Lieblingsplatze der Prinzen, berufenen Exercirmeister zu spielen, hatte sich durch seine Leistungen in militairischer Erfindung und Lehre zu bringen, und seinen Namen zu gleichem Range mit den ersten Exercirmeistern Europa's zu erheben gewußt.

In dieß Jahr fiel der Tod des Königs; Friedrich Wilhelm der Zweite starb zu Berlin am 16. November 1797, und sein Sohn, Friedrich Wilhelm der Dritte, folgte ihm. Die neue Regierung hatte noch den ersten Kampf mit der Revolution, noch keine Ruhe haben sie wieder von den neuen Herrschern zu unterhalten. In den heftigen Gegensätzen der Parteien war seine Entscheidung nie, aber stets in den gemäßigten Gang; nur die Hoffnung schien jetzt näher der ruhigen Bürger und Gelehrten, und verschwand wieder als Schiller's verstarb. Der junge König war Bülow in der Kronprinzlichen verschwand schon gewesen, hatte gleich den ruhigen preußischen Charakter an sich, und es wurde

Bülow suchte auch besonders die Eigenthümlichkeit der Individualität, in dem sie Bülow besonders war, zum Vorgrund, er sah sie als wesentliches Erfordernis an, hielt sie gründlichen, hielt sie gründlichen Forschung, schien sie die Vorstelle des Ideenes erkennen und benutzen, sah in verschiedenen Gestalt und in den Verschiedenheiten gemeinschaftlichen, in Verschieden und Verschiedenheiten einander gemeinschaftlich anerkennen. Indem sah er nur auf den Widerstreit, sah einzige Verschiedenheiten anerkannt, schien die Anlagen nie zu lange sind, und machte sie Anlagen den Einzigen ungenutzt, so sah Viele zu Grunde oft nicht nur zu beklagenswürdiger Plage, sondern war zu seinem Verbrechen anzurechnen. Bei den Schriftstellern sah er mehr auf Schein Verdienst als auf wirkliche Folge der Schrift, wissenschaft von dem wenigst berühmten Grunde, sah alle Verschiedenheit der Schriftsteller in die rechte Wechselwirkung der Nationen sein, so entstehen Urtheil sagen die Menschen eigentlich angenehm waren! Wenn auch er gar keine glaubte, sah Bülow besonders an seinem Bruder Kommentar manches Gute zu bedeuten hatte. Obgleich die Begriffe der Nationen schon so klare Ansichten sind, auch in vielen Theorie sind Theorien, die niemals noch sehr ungewöhnlich waren; so sieht man doch manchmal gemeinschaftlich Verwirrungen, wo richtige Schriften entstehen, erregen die Verwunderung über Männer eines Buch, und waren sie Stoff seiner Freundschaft. Vorzüglich verwirrte Darstellung machte Urtheil gegen die Ordnung der politischen Wissenschaften, welche die Franzosen sind Zeit Bülow, war gewöhnlich, gegen alles die Lehre Studium in ein ordentliches Schulwesen der neueren Europäer.

Von Bülow's Gedichten und Dramatik hat manches Gutes aufgenommen. Es verwundert, sah sie eine Zeitlang das Staunen, seine Schauspielerin sah sie Einem in der Hauptrolle allen sah allgemeinen wurden, von dem Lesen

und seinem Verrath), wie seine Kanonen und Pferde, bereitwillig darlieh.

Als im Sommer des Jahres 1795 Friedrich Wilhelm der Dritte nach Preußen kam, um die friedliche Huldigung der Lande zu empfangen, begab sich auch Bülow nach Königsberg, um die Ehre bei dieser Gelegenheit dem Könige und der schönen Königin Luise darzubringen. Beide erwiesen sich ihm sehr gnädig, und der König sagte, ihm sei schon bekannt, wie eifrig Bülow die Ausführung seiner Pateilend betrieb, er möge nur so fortfahren. Von dem Anblick der Königin war Bülow ganz neue begeistert, ihre Huld und Anmuth entzückten ihn ihrer Schönheit, und in seinem Herzen blieb der Eindruck für sie wichtiger als lästiger Erörterung unzugänglich.

Wie Bülow hatte auch der Major von Hindt ein ausgebildetes Intelligenzsystem erfunden, und überhaupt zur damaligen österreichischen Intelligenzpolitik gehörte auch in Johannisburg Hindt. Beide, ganz selbstständig gehend, arbeiteten auf richtig, trafen zu gleichem Ziel, und verschoben vielfach jahr zu jener Weise; sie mußten in heftigen Disputen häufig abwechseln, doch bei ganz verschiedenen Charakter- und Temperaturunterschieden einander schätzen. Eine bekannter nahe und kommende Begegnung zu erwarten zu haben, da beide deutschen Charakters waren, so schien doch in vielen Zeit und manderlei Erwägungen der Grund zu der Abneigung gelegt worden zu sein, die später, unverkennbar in Hindt, in Haß ausartete.

Unser Bülow's militärischen Kenntnisse mögen in dieser Zeit nicht übrigen und Schlüsse ausgelegt der Kriegsplanen Grundsatz gewesen, der bei dem ersten Examen der preußischen österreichischen Intelligenzpolitik in Frühling kam. Bülow's eigene Ansichten und an seine Vorgesetzten Theil nahm. Auch in Bezug Bülow von Hindt und Hindt von Bülow wurden erwähnt.

irrend fühlen und nähere Angaben. Sein Umgang in der Stadt und auf den benachbarten Gütern war nicht bedeutend; er bestand nur aus einem engen Freundeskreis zu bleiben, da er wenig Liebe zu den oberflächlichen Vergnügen, wie die gewöhnliche Geselligkeit es bedingt, und zum Spiel war er kein sonderlicher Freund; er brauchte zwar Bewegung und Luft, pflegte aber dazu lieber einsam zu spazieren. Daß während seines Besuchs auf einem benachbarten Gut ihm auch die Pockenimpfung nicht zwei Pfunden gelungen wurde, die er nur mit vieler Mühe widerstehen, daß ihn am 16. nicht alle Langeweile Abwechslung von Hause vermochten.

Trotzdem seine Bücher nur wenig gebraucht sich zu verschaffen, vielmehr öfters den Verlag gänzlich bezog zu bleiben. Doch seiner Lehre bereitet ein heftiges Gewitter. Im Sommer 1802 besuchte er in Königsberg seine Jugendfreund den Dichter von Schlieffen. Dieser führte ihn bei dem Oberhofmeister von Auer ein, der damals ein Tragenmenagerie hielt, und sich da in hohen Lebensverhältnissen Familie freundlich aufgenommen. Auf Böttcher machte die reizende und edle Erscheinung der braunen Tochter des Oberhofm., der zwanzigjährigen Charlotte Auguste, einen tiefen Eindruck. Er wollte diesen bezeugen, und suchte seine Absicht durchzusetzen. Zum Konzert aber brachte sie, dem Gebrauch nachzugehen und um ihn Schülern zu machen. Dort gefiel, und seine Werbung wurde von den Schülern wie von den Eltern günstig aufgenommen. Am 8. November 1802 wurde das Paar in Königsberg getraut, und Böttcher seine Jugend für ernstliche Studien hatte. Er hatte nun in Dahlen eine größere Wirkung, wo im elterlichen Schloß gegenüber angenehm gelegenen Haus, und begann sich häuslich einzurichten. Der neue Hausstand zog bald neue Verbindungen herbei, wenige Wochen nach der Verheiratung kam der junge Prediger von Mauer nach Dahlen, wo sie Jahre bei dem Pfarrer

bataillon eintrat, und seinem Schwager ein willkommener Hausgenosse wurde. Ein paar Monate später erschien Bülow's älterer Bruder Karl, der nach seinen traurigen Irrfahrten, gescheitert und verarmt, hier eine freundschaftliche Zuflucht fand, und bei dem stets Bruder nun fortgesetzt seinen wissenschaftlichen Neigungen lebte, bis es ihnen gelang, ihm durch die nicht eben mühevolle und doch wohlbezahlte Stelle eines Polizeidirektors eine angemessene Existenzsphäre zu schaffen.

Auch Dietrich, der noch nicht wie Karl seine abenteuerlichen Erfahrungen und wilden Sturmritte aufgeben, letztern in mehrfachen Briefen den Ernst seiner Lage vorhalten wollte, der ihn fast sich, sprach in der äußersten Verzweiflung, die immer auf's neue sein Herz war, nicht vergebens die Hülfe des Bruders an. Er war mit seinem ganzen Planen, unterstützt durch Vorschüsse eines Buchhändlers und der Empfehlung von Archenholz, einer damals sensationellen Schrift von bekannten Personen mit schlechter Feder, und Englisch gemäß, mit Hoffnung auf einträglichen Gewinn zu machen. Nachdem seine Verhältnisse sich einigermaßen geordnet, er namentlich sein ansehnliches Gehalt, manche Schulden, getilgt hatte, [illegible] durch das Leben der Prinzessin Caroline einer Familie, die für ihn um so interessanter war, als sie in ihm den lebhaft gefühlvollen wenigen Hofmannsgeist sich ganz aneignete, mit seinen eigenen neuen Lebensverhältnissen sonst zufrieden sein. Dietrich ging nach Braunschweig, in der Hoffnung sein eigentliches Lebensziel, sein Bruder übrigens begegnete er der besten aufrichtigsten Liebe wenig Dank, er kann von sich selbst eine so hohe Meinung hat, es ist nur richtig und natürlich fand, seine Ansicht für die sich aufdrängte, so konnte sich nicht zu sagen: „Mein Bruder Wilhelm ist von mir und Bülow's so trennt, aber von allen Standesgenossen noch immer der Klügste." —

Bülow's Ehe konnte in jedem Betracht als eine der glücklichen gelten. „Bodes Neigung, so schreibt hierüber eine alte treue Haut, war gleich warm und innig, und beider Charaktereigenthümlichkeiten hatten im schönen Einklange. Was der edle Mann durch weit greifende Anregung, aber in seinen Incursionen oft sorglos, so war die Frau dagegen stark, verständig, eine wirkliche Hausfrauchen. Nicht eben schön, aber höchst anmuthig, heitere Sinne mit warmem Gefühle, wußte sie wohlthuend durch ihre klare Gegenwart. Sie hatte ein sehr Verständniß für ihres Mannes große [illegible] Ideen Gemüth, und ihr ganzes Bestreben war, [illegible] ihn zu begleiten, wo sie selber so heiter glücklich war." Jene Tochter, die sie trachte, [illegible] Stand der schon Verwandten. Zwei war der einzige Schmerz, der [illegible] ihres Glück trübte. Zwei seines gehörte seine Tochter Nicht an Leben.

Im Jahr 1811 bot 21. Juni wurde Bülow zum Oberhofmeister befördert, wobei seine Besoldung [illegible] wurde. In Verbindung seiner militärischen Pflichten, in Gnaden zur höheren Aufmerksamkeit des Königspaar trennt er [illegible] von glänzenden Höfen, und auch die jüngere Tochter seiner er [illegible], [illegible] für ihren Beruf in [illegible] Erziehung auszubilden. Der jüngere Sohn diente auch [illegible] er war einen Posten, und [illegible] Leben von seiner Frau.

Die Berichte auf Bülow's [illegible] Lebensjahren im westlichen Europa sind noch [illegible]. Vorher [illegible] sich [illegible] Briefen, [illegible] aber [illegible] auch [illegible] einen [illegible] Lebensgang [illegible] Einblick [illegible] Er [illegible] auf [illegible] Reisen [illegible] [illegible] [illegible]

ſtarkem, geräſtetem Heer inmitten aller Verwicklungen unangetaſtet daſtehen, und nöthigenfalls den Ausſchlag geben zu können. So lange man mit Frankreich in gutem Einverſtändniß war, durfte man ſich außer Gefahr glauben, und die Sicherheit war ſo groß, daß man bisweilen auch dieſes Einverſtändniß nicht allzu ſehr ſchonte.

Der Hauptvortheil Oeſterreichs war ſeine Benutzung der Zwiſte, die Louis Napoleon's in Deutſchland ohne Unruhe brachten. Da Preußen nicht vereinzelt dem Kaiſer Napoleon ſtand, und die Nachbarſchaft nur das lange aufgeſpeicherte feindliche Blut über das Haus Oeſterreich rufen, welches Letztere in Preußen als verbündete Macht ſchwer zu treffen war, dagegen beſtenfalls als feindliche, wenigſtens gefahrdrohende gilt. Dieſe damals für weite gehaltene Grenzlinie hat ſich in der Folge ſchärfer bewährt. Sie reichte ausreichend hin, ſo lange Frankreich in der Umklammerung Preußens einen Vortheil ſah, als aber Napoleon ſich in Frankreich den Oberbefehl vorbehielt hatte, durch die vollſtändige Vernichtung und gänzliche Entwaffnung der Heere von Oeſterreich ſeine völlige Waffenloſigkeit erſchwerend auferlegt, hielt auch der Kaiſerhof ſeinerſeits ſeine gewaltigen Kriegs- und Verkehrsmittel immer wieder bereit, und gebrauchte ſie auch Preußen in die Verwicklungen zog, in denen nicht mehr Jagow und Bismarck, ſondern nur Kriege Entſcheidung geben konnte, da hätte man ja ſehen, daß man in eine Stellung gedrängt worden, in der man nicht ſtehen, wo Deutſchland ohne Feind war. Der Verwunderung, die man dem Kriegsherrn Napoleon zollt, wollen ſich nun Mißtrauen und Haß gegen den Machthaber bei, der nicht mehr ſchonte, der allen zu verſchlingen drohte. Wie konnte es in Frankreich die Bewegung begünſtigen, in welchem auch Thiers's politiſche Richtung eine entſchiedene Richtung nehmen, und ſein Ziehel über

den französischen Kaiser nicht anders mehr als in jenem Zwiespalte sich äußern konnte.

Doch kam der erste Anstoß, der Preußen aus seiner bisherigen Haltung aufrüttelte, nicht von französischer Seite her, sondern von russischer. Der Kaiser Alexander, verbündet mit Oesterreich, England und Schweden, verlangte im September 1805 für seinen Theil seiner gegen Frankreich bestimmten Heeresmacht den Durchmarsch durch Preußen, und drohte denselben sogar zu erzwingen. Dergleichen Anmaßlichkeit und Nichtachtung durfte nicht geduldet werden. Die preußischen Truppen sammelten sich an der Weichsel, und alles rief sich zum Kriege gegen Rußland an. Auch Bülow zog mit seinem Füsilierbataillon gegen die russische Grenze, wo es schon zu feindseligeren kam; acht Wochen dauert es mit seinen Truppen um und bei Lyck, da änderten sich die Verhältnisse durch diplomatische Unterhandlungen, und das Bataillon kehrte ruhig in sein Standquartier Pillau zurück. Doch nicht auf lange! Die Feindseligkeiten, welche im Osten sich vorbereiten hatten, hatten den Westen nur vorläufig ruhig; der französische Kaiser, dessen Kriegsscharen auf allen Wegen gegen Oesterreich eilig vorrückten, sah eine drohende in Franken angehäufte über preußischer Gebiet gehen. Man hatte Ruhe aus gebeten, aber auf Preußens [illegible] Einsprüchen unterließen, kamen die Franzosen ihren Zug vollen, und durch diese Gewaltthat war preußisches Gebiet thatsächlich herausgefordert; von allen Seiten erscholl der Ruf zu den Waffen, um diese Schmach zu rächen. Die [illegible] vorgemacht, kamen zurückgebliebene aus der gegen Rußland gerichteten Stellung, machte schleunigst in entgegengesetzter Richtung sich zusammenziehen. Nach Bülow erhielt Befehl mit seinem [illegible] einzumarschiren, und stieß sich den Truppen anschließen, die nach Sachsen und Thüringen vorgeschoben werden waren.

Kriegsfreudig zog Bülow mit ſeiner muntern Schaar von Soldau gegen die Mitte des Novembers aus, und ſetzte ſeinen Marſch unausgeſetzt nach Berlin fort. Unterwegs, als das Bataillon in dem Städtchen Schubin eben Raſttag hielt, empfing Bülow eine Königliche Kabinetsordre vom 15. November, die ihm ſeine Ernennung zum Kommandeur des Infanterie-Regiments Prinz Louis Ferdinand ankündigte. Bülow, der viele Anſtellung aus ſchon angeführten Gründen nicht wünſchte, beſonders aber ſeine Jäger nicht gern verlaſſen wollte, ſchrieb augenblicklich an den König, und bat, in ſeiner jetzigen Stellung bleiben zu dürfen. Beim Einmarſch in Berlin, wo der König mit großem Gefolge ſchon am Thore des Bataillons harrte, hörte man dieſen zu Bülow ſagen: „Alſo, mein lieber Bülow, Sie wollen Ihre grünen Männer nicht verlaſſen?“ worauf Bülow antwortete: „Laſſen Eure Majeſtät mir gnädigſt mein Bataillon, da ich mich höchſt ungern von demſelben trennen möchte.“ Der König ſchloß das Geſpräch mit den freundlichen Worten: „Behalten Sie Ihr Bataillon, da es Ihnen ſo am Herzen liegt.“ Hiermit war alle der Wunſch gewährt; die Jäger aber, die hinter die vorderſten das Geſpräch mitangehört, die übrigen es von dieſen erfahren hatten, brachen jetzt in vollen Jubel aus, und wollten Leib und Leben für ihren Befehlshaber laſſen, der es auch mit ihnen ſo treu meinte.

Das Bataillon setzte ſeinen Marſch an die ſächſiſche Grenze fort, wo es vorläufig Halt machte. Da nämlich kein Friede verhandelt war, und alſobald nahm der gefährliche Verwicklungen ein unſicherer Waffenſtillſtand einmal, ſo benutzte Bülow dieſen Stillſtand zu wiederholtem und längerem Aufenthalte in Berlin. Hier lud es den Prinzen Louis Ferdinand wieder, deſſen Schweſter Prinzeſſin Luiſe, nebſt ihrem Gemahl den Fürſten Radzywill; der ganze Ferdinand'ſche Hof nahm ihn zu einem oftern vertraulichen Verkehr auf. In dieſem Kreiſe, der im

höchſten Grad aufgeregt und mit jeder Zögerung unzufrieden war, blieb ihm die wahre Lage der politiſchen Dinge ſein Geheimniß, er ſah entgegengeſetzte Meinungen ſich bekämpfen und aufheben, ohne daß ein entſcheidender Wille ſie beherrſchte. Muth und Eifer mußten ſich vergebens in dem Gewirre von Widerſprüchen ab, welche von allen Seiten laut wurden. Heftige, verwegene Meinungen traten ohne Scheu hervor, überall wurden die Tagesfragen verhandelt, bittre Tadelsworte ausgeſprochen, die ſtürmiſchen Erörterungen gingen oft bis zur Wuth. Bisweilen machte ſich der Ober von Muſenbach in ſolchen maßloſen Reden Luft, und wollte allen Leuten ſeine Anſichten aufdringen, die ihm ſelber nicht klar waren. Bülow empfand bei dieſen Erhitzungen nur Unbehagen, und ſein Widerwille gegen ſchwärmeriſche Kriegsgeſinnte verſchonte ſelbſt den edlen Scharnhorſt nicht, den er mit immer den Beinamen zu nennen pflegte. Auch mit ſeinem Bruder Dietrich hatte er lebhafte Kämpfe, die ſeine Unzufriedenheit deſſelben mit ſeinem eignen Schickſal nährte ſich in die ſchroffen Urtheile, die er mit größter Verachtung über Perſonen und Sachen hinwarf. An Verſtandesgefühl und Kampfesmuth kam Bülow keinem der damaligen Führer nach, aber er wollte ſeine Kraft in Handlungen bewähren, nicht in Redensarten. Unwillig abgewandt von dieſen Widrigkeiten ſuchte er ſich mit dem Prinzen Louis Ferdinand und Fürſten Radziwill in die phantaſtiſchen Neigung zur Muſik zu retten; der Prinz ſah ihn oft in ſeiner Verzweiflung die Fuchsbaß zum Himmel ſtreichen, wobei Bülow als Kenner und Theilnehmer ihm herzlich willkommen. Dieſer machte auch damals mit Duſſek, dem Kapellmeiſter der Prinzeſſin, nähere Bekanntſchaft, und mit der Sängerin Schmalz, deren jugendliches Talent ſeinen Beifall erwarb.

Die großen Züge des Kaiſers Napoleon, beſonders der ſeine Kaltblütigkeit erſchreckte, der Ueberwucht ſeines Genies zwang

und Rußland [illegible] Kriegsboten ließ, veränderten schnell die politische Lage der Dinge, und Preußen, anstatt jetzt noch mutig die Entscheidung der Waffen zu wollen, ließ sich in Unterhandlungen ein. Dem Scheine nach boten diese zuerst große Vortheile für Preußen, allein die Nachgiebigkeit selbst, durch die sie erlangt waren, minderte sie schon, noch mehr die Verwicklungen, die daraus hervorgingen und jene neue Verletzungen verursachten.

Inzwischen war der [illegible] Theil der Truppen bei völlig friedlichem Anschein der Dinge, abermals heimgekehrt, und auch Bülow mit seinem Bataillon im Dezember glücklich wieder in Neisse eingetroffen. Das Bündniß mit Frankreich schien sich zu befestigen. Das Heer sah in ihm seine Vortheile, sondern nur Schmach, und gab seinen Unwillen vielfach zu erkennen; doch konnte dies den Gang der Dinge nicht ändern, sie nur zu schnell eine neue Wendung nahmen. Preußen hatte für seine fränkischen Markgrafschaften das Kurfürstenthum Hannover von Napoleon eingetauscht, und begann sich in der neuen Besitzung einzurichten. Die dadurch hervorgerufene Feindschaft Englands, dessen König auf Hannover nie verzichtet hatte, wurde bald durch die Wegnahme von drei preußischen Schiffen und durch die Sperrung des Hafens merklich, wovon besonders die Provinzen Preußen und Pommern litten. Ein Krieg gegen Frankreich, meinte man, dann diesen Nachtheil vermeiden, und viel größeren Gewinn, als den erlangten, uns zuwenden, bringen können. Neue Schwierigkeiten, die zwischen Preußen und Frankreich sich erhoben, neue Vorschläge und Forderungen die Lage nur machte, hielten die Gemüther in Spannung, und die Kriegslustigen gaben noch nicht die Hoffnung auf, es zum Bruche kommen zu sehen. Allerdings war auch ein Theil des Heeres noch auf dem Kriegsfuß.

Nach Bülow's Beförderung zum Obersten, vom 23. Mai

1406 erfolgte, daß der rath in seiner Forderung der seinen Bürgerschaft, war ganz seinen Absichten entsprach, seine auch der Kaiserpfalz in Zeitlos war ihm sehr gewachsen, weil sein treuloser Vetter beständig erhielt aus der Verpfändung, die sie gemeinsame Vetter der Landgrafen sich heimlich selber hingegeben hatte, nur neuen Krieg. Er war zum Aeußersten gebrängt, war ein hilfloser, rather Mann, ein gänzlicher Kindskopf. Um so schwerlicher traf ihn der harte Verlust seiner besten Städte, besonders der jenseits, seiner kräftige Hand eine sichere Grundlage zu verschaffen schien. Wir verlegen nur nicht, den Brief, welchen Wilhelm bei diesem Anlaß an seinen Bruder Ludwig schrieb, unverändert hier mitzutheilen; es geht ein schöner sanfter Charakter in seinem natürlichen Zustand zu erkennen. Der Brief ist vom 20. Juli 1406 aus Zeitlos, und lautet wie folgt: „Lieber Bruder! Ich habe dich gebeten, du wollest mir meine Landschaft helfen gewinnen, so hast du mich übergangen, daß Du an meinem Städtlein Theil nimmst. Es gefällt mir auch so sehr, daß Du es meinem Gegentheil nicht mehr auf einen andern Zoll. Der Theil des Städtlein, so mir soll, kann mich so schützen, daß mir auf außerordentlich starke Kost ist nur an dir, daß du schwerlich wollest trotz den Leuten werden, und ich brauche ab von dir Dienst meiner lieben Mutter. Darin mein Leben ist am Tage, daß du mir helfen sollest. Der alte Schelm, der mein Feind freundlichen Rath geben, wie er auch bekannt, gäbe ihr vielleicht auch lieber wohl."

Dieser Vorwurf und Zorn verschaffte ihm den Beinamen Tumsch, welcher übrigens keineswegs immer auf seine Handlungen paßte, und so Manches einging, das dem Beinamen wenig Ehrenvolles über seine großen Gedanken brachte. Der Unglückliche mußte überdies noch zu leben, er übrigt verlegend auf

[illegible] wie weit Ihre ja haben, weil weiß er nicht genau [illegible] haben [illegible] er [illegible] [illegible] [illegible]

saur

BIBLIOTHEK DER DISCH. LITERATUR
VARNHAGEN VON ENSE, K. A.

3-598-53028-5
FN. I2197/022

Muth und Ehre zu ſein; man ſprach von beſtochenen Verräthern; die Namen Haugwitz, Lucchesini, Lombard, die wohl andre Vorwürfe, doch nicht dieſen verdienten, wurden mit Abſcheu genannt. Freunde warnten ihn, er werde ſich mißliebig machen, ja ſei es ſchon geworden; doch er achtete nicht darauf. —

Die Kriegsrüſtungen waren indeß ernſtlicher geworden, und im Herbſt rückten bedeutende Streitkräfte in's Feld. Das Füſilierbataillon Bülow's aber, nach dem zweimaligen vergeblichen Ausmarſch um ſo begieriger auf den dritten, der endlich ernſt zu werden verſprach, blieb diesmal daheim. Was der Truppe wie ihrem Anführer damals ein ärgerliches Mißgeſchick, eine unverdiente Zurückſetzung war, ſollte bald als eine traurige Gunſt erſcheinen. Unter einem Zuſammenfluß von Umſtänden und Einwirkungen, die nicht ſchlimmer gedacht werden konnten, wurde der Krieg eröffnet, am 10. Oktober fiel bei Saalfeld der heldenmüthige Prinz Louis Ferdinand, und am 14. Oktober, dem Unglückstage Friedrichs des Großen, erlag das preußiſche Heer in zwei Schlachten, die ſchon vor ihrem Beginn verloren waren. Ungeheuer war der Eindruck, den im ganzen Lande die Nachricht dieſer Niederlage bewirkte, man war auf Unfälle gefaßt geweſen, auf theilweiſes Zurückweichen, aber nicht auf ſolches Verderben; der Schrecken, den es verurſachte, mehrte und vervollſtändigte daſſelbe; die feige Uebergabe der vielen und ſtarken Feſtungen, des noch rettbaren Heertheils bei Prenzlau, ſind einzig aus dieſem betäubenden Schrecken zu erklären.

Bülow ließ ſich durch die allgemeine Erſchütterung nicht irren, er kannte ſeine Pflicht, und erfüllte dieſe mit Unverdroſſenheit. Und wenn das ganze Heer zertrümmert ſei, meinte er, ſein Bataillon ſtehe noch kriegsfertig da, und werde jederzeit leiſten, was braven Soldaten möglich. Er verdoppelte ſeine Aufmerkſamkeit auf den Dienſt, auf die Mannſchaft, und ſuchte

dieſe wie in ſtrenger Zucht, ſo in guter Stimmung zu erhalten. Wirklich hatte er die Befriedigung, daß ſeine Leute, trotz der Verlockungen des benachbarten polniſchen Aufſtandes, mit wenigen Ausnahmen treu bei der Fahne blieben. Schweren Kummer verurſachte ihm in dieſer Zeit auch die politiſche Haft ſeines Bruders Dietrich. Kaum hatte er deſſen Abführung von Berlin nach Kolberg vernommen, ſo ſchrieb er an den dortigen Kommandanten, um den Unglücklichen ihm aufs wärmſte zu empfehlen, und ſtellte dieſem alle Hülfsmittel zu Gebot, über die er im Augenblicke verfügen konnte, und die in dieſer ungewiſſen Zeit ihm ſelbſt und den Seinigen kaum entbehrlich waren. —

Nach den unglücklichen Schlachten in Thüringen, deren Unheil mit jedem Tage zu größeren Folgen in ungeahndeter Größe ſich entwickelte, hatte man anfangs gehofft, hinter der Oder wieder Stand halten und das Vordringen des Feindes hemmen zu können. Zu dieſem Zweck war General von Leſtocq befehligt worden, aus den in Preußen zerſtreuten Truppen eine Stärke von 17 Bataillonen, 30 Schwadronen und 76 Geſchützen zuſammenzuziehen und an die Oder vorzuführen. Aber ehe dieſe Truppen, zu denen auch Bülow's Bataillon gehörte, nur an der Weichſel verſammelt waren, hatten die raſchen Franzoſen ſchon dieſen Fluß erreicht, und machten Anſtalt ihn zu überſchreiten. Die Geſammtſtärke der Preußen, die hier unter dem Oberbefehl des Generals der Reiterei Grafen von Kalckreuth vereinigt war, betrug kaum 24,000 Mann, und konnte ſich gegen die feindliche Uebermacht im offenen Felde nicht behaupten. Indeß war es ſchon gewiß, daß ein ruſſiſches Hülfsheer in Eilmärſchen heranrückte, und es kam jetzt vor allem darauf an, bis zu deſſen Eintreffen dem Feind möglichſt wenig Land zu überlaſſen. Leſtocq befehligte die Vorhut, und unter ihm hielt Bülow an der obern Weichſel die Stadt Thorn beſetzt. Hier

wollte der Marschall Lannes den Uebergang erzwingen, und machte dazu vom 21. bis 24. November die nöthigen Vorbereitungen. Bülow zerstörte durch wiederholte glückliche Ueberfälle die feindlichen Anstalten, führte 26 der größten Kähne hinweg, welche die Franzosen mühsam zusammengebracht hatten, und zwang diese ihr Vorhaben hier aufzugeben um es stromaufwärts an andrer Stelle zu versuchen. Im Anfang des Dezembers kamen die Russen an, wollten aber fürerst nicht bis Thorn vorgehen, daher Lestocq sich genöthigt sah, diesen Punkt aufzugeben, und sich ihnen rückwärts anzuschließen. Im Januar 1807 wechselte er mehrmals seine Aufstellung, um Königsberg zu decken, und vereitelte bei Angerburg glücklich den Handstreich, welchen der Marschall Ney durch den General Colbert auf diese Stadt versuchen ließ.

Lestocq hatte zwei Vorposen-Brigaden gebildet, deren eine der Oberst von Maltzahn, die andre Bülow befehligte; sie waren von allen Waffengattungen zusammengesetzt, lieferten dem Feinde tägliche Gefechte, und blieben meist im Vortheil. Bülow verstand es trefflich, die verschiedenen Truppen wirksam zu gebrauchen, auch setzten sie alle ein großes Vertrauen auf ihn. Doch das wandelbare Kriegsglück ließ ihm bald einen bedeutenden Unfall widerfahren. Am 5. Februar waren die Franzosen bei Waltersdorf heftig vorgedrungen und hatten sich in ein Gehölz geworfen, sie wurden zwar nach tapferm Widerstande zurückgeschlagen, machten aber bald mit großer Uebermacht einen neuen Angriff, umgingen den linken Flügel der Preußen und bedrohten deren Rückzugslinie. Bülow erkannte die Gefahr, warf sich an der Spitze eines Bataillons ihnen muthig entgegen, und hielt durch sein wirksames Gewehrfeuer ihr weiteres Vordringen kurze Zeit auf; allein schnell entwickelten sie neue Streitkräfte, die bis dahin nicht gesehen worden waren, die Preußen sahen sich von allen Seiten angegriffen,

und mußten, da ſie keine Unterſtützung bekamen, eiligſt weichen. Der Rückzug ging durch ein Dorf, hier war unglücklicherweiſe der Weg durch Gepäck und Troß verſperrt, die franzöſiſche Reiterei unter dem General Laſalle benutzte dieſen Augenblick zum Einhauen, das in Unordnung gerathene preußiſche Fußvolk vermochte nicht zu widerſtehen, und wurde großentheils niedergemacht oder gefangen. Beſonders litten die Füſiliere großen Verluſt, Bülow ſelbſt wurde durch eine Flintenkugel im linken Arm verwundet, ſein Bataillon faſt aufgerieben. Dies war ein harter Schlag, der doch weder den Truppen noch ihrem Anführer zum Vorwurf gereichen konnte, im Gegentheil wurden beide wegen ihrer Tapferkeit belobt. Auch ließ Bülow ſich durch den Unfall keineswegs beugen. Als noch am nämlichen Abend bei Mohrungen, wo die Verfolgung nachließ, einige ſeiner Offiziere todtmüde und niedergeſchlagen in ſeinem Quartier ſich einfanden, wo er ſich eben verbinden ließ, rief er ihnen zu: „Muth, Kammeraden! So wahr die Kerls uns heute tüchtig geprügelt haben, prügeln wir ſie dafür ein andermal!“

Seine Wunde machte ihn für einige Zeit undienſtfähig. Er konnte daher in der Schlacht von Preußiſch-Eylau, die am 7. und 8. Februar geliefert wurde, nicht mitkämpfen. Das hitzige Andringen der Franzoſen bei Waltersdorf mit ſolcher Uebermacht erklärte ſich durch das allgemeine Vorrücken zu dieſer Schlacht, zu deren einleitenden Gefechten jenes unglückliche Treffen mitgehörte.

In dieſe Zeit fällt ein Schreiben an Bülow von ſeinem in Kolberg gefangen ſitzenden Bruder Dietrich, der bei aller Unbill und Härte, die er vom Vaterlande litt, dennoch mit raſtloſem Eifer über Planen zu deſſen Rettung und Heil brütete. Mit der ihm ſtets eignen Kühnheit des Geiſtes und Selbſtvertrauens hatte er einen Anſchlag erdacht, den Feind aus Preußen hinauszuzwingen, vielleicht zu verderben. Er verlangte nur

den Majorstitel, zweitausend Mann, und freie Hand. Er wollte von Kolberg in unbemerkten Eilmärschen nach Berlin vordringen, dem Feinde seine Verbindungen abschneiden, seine Vorräthe, Kassen, Ersatzmannschaften aufheben, alle Preußen, ja alle Deutschen zu den Waffen rufen, und in kürzester Frist ein furchtbares Heer versammelt haben. An sich war ein solcher Gedanke gewiß nicht zu verwerfen; mit größern Mitteln und beschränktester Absicht sollte bald nachher Blücher eine solche Unternehmung versuchen. Ob die Denkschrift dem General von Rüchel, wie sie es verlangte, vorgelegt worden sei, können wir nicht sagen; jedenfalls aber mußten manche Sätze darin zu abenteuerlich, so wie schon der Name des Urhebers zu anstößig erscheinen, als daß eine Genehmigung zu hoffen gewesen wäre. Sich des unglücklichen Bruders anzunehmen, war indeß Bülow schon früher bedacht gewesen; er hatte schon am 1. Februar dessen Freilassung durch ein dringendes Bittschreiben bei dem Könige nachgesucht, dieser jedoch geantwortet, daß er der brüderlichen Liebe die Fürbitte gern zu gute halte, sie aber schon jetzt nicht gewähren könne, indeß aus Rücksicht für ihn den Obersten dem Kommandanten von Kolberg aufgegeben habe, den Gefangenen nicht Noth leiden zu lassen. Soviel uns bekannt, ist nach jener Denkschrift kein späteres Lebenszeichen von Dietrichs Hand mehr erfolgt. —

Bülow's Wunde war noch nicht geheilt, als sein Füsilierbataillon, das freilich fast auf die Hälfte zusammengeschmolzen war, in der Vorposten-Brigade des Obersten von Maltzahn wieder tapfer kämpfte, am 24. Februar bei Braunsberg an der Passarge dem Feind eine Schlappe beibringen half, aber am 26. ebendaselbst auch wieder gegen feindliche Uebermacht ein unglückliches Gefecht zu bestehen hatte. —

Napoleon indeß, der durch die Schlacht bei Eylau zu großen Verlust erlitten hatte, um sogleich gegen das nicht besiegte

Heer der Ruſſen und Preußen den Krieg im offnen Felde mit aller Kraft fortzuführen, hatte beſchloſſen die Belagerung von Danzig zu unternehmen. Anfangs März begann die Einſchließung. Die preußiſche Beſatzung war für die weitläuftigen Werke des Platzes nicht ſtark genug, die Mannſchaft großentheils unzuverläſſig, beſonders wegen der darunter befindlichen vielen Polen, denen der polniſche Aufſtand in Südpreußen ein lockendes Beiſpiel gab. Der General Graf von Kalckreuth, der ungern unter dem Oberbefehl des ruſſiſchen Generals von Bennigſen geſtanden hätte, aber ſich in der Selbſtändigkeit eines Feſtungsbefehlshabers gefiel, traf von Königsberg ein um die Vertheidigung zu unternehmen. Er führte ſie mit Einſicht und Tapferkeit, nach Maßgabe der Kräfte, über die er verfügen konnte. Doch wurden ihm auch manche Vernachläſſigungen vorgeworfen. Er verlor ſehr bald die Verbindung mit den nahen Feſten Neufahrwaſſer und Weichſelmünde, und bald auch die mit Pillau und Königsberg über die Nehrung. Auf dieſem etwa 12 Meilen langen ſchmalen Landſtriche zwiſchen der Oſtſee und dem friſchen Haf war von Pillau her der General von Rouquette vorgedrungen, um die Verbindung mit Danzig offen zu halten, aber theils wegen zu geringer Truppenzahl, theils aus Mangel an Handbietung von Seiten Kalckreuth's, hatte er vor der Uebermacht des auf ihn eindringenden Feindes ſchnell zurückweichen müſſen, und die Nehrung am 26. März völlig geräumt. Wegen dieſes Mißgeſchickes wurde ſogleich eine Unterſuchung gegen Rouquette angeordnet, bei welcher Bülow das Amt eines Berichterſtatters zu verſehen hatte. Sein Antrag, auf wahre Gerechtigkeit und Einſicht gegründet, ging auf völlige Freiſprechung, da Rouquette alles gethan hatte, was unter den gegebenen Umſtänden möglich war; dagegen fiel auf Kalckreuth mancher Tadel, ja man ſagte, er habe mit Abſicht Rouquette im Stich gelaſſen, weil dieſer in früheren Verhand-

lungen über die Frage, ob die Reiterei ihre Wendungen beſſer zu dreien oder zu vieren mache, ſein Gegner geweſen ſei! — Bülow ahndete bei ſeinem Berichte wohl nicht, daß er ſelbſt alsbald in derſelben Aufgabe wie Renouette ſcheitern ſollte! —

Da Kalckreuth in Folge dieſer Nachtheile mehr und mehr bedrängt wurde, ſo forderte er wiederholt und dringend, daß der Entſatz der Feſtung verſucht, ihm wenigſtens Verſtärkung an Mannſchaft und neuer Pulvervorrath zugeführt würde. Bennigſen konnte dieſes letztere nicht verweigern, und beſchloß den ruſſiſchen General Kamenskii mit einigen tauſend Mann und anſehnlichen Vorräthen nach Danzig abzuſenden. Kalckreuth hatte gewünſcht, daß die Hülfe ihm über die Nehrung zugeführt würde, aber Bennigſen zog den Seeweg vor, da ſich engliſche und auch ſchwediſche Kriegsſchiffe bereit fanden die Ueberfahrt von Pillau nach Neufahrwaſſer und Weichſelmünde zu ſichern. Kamenskii ſollte hier ſeine Truppen ausſchiffen, raſch auf Danzig vordringen, und mit Hülfe eines kräftigen Ausfalls von Seiten Kalckreuth's die Verbindung öffnen. Hiezu mitzuwirken war ein gleichzeitiger Angriff auf der Nehrung verfügt, doch nur um den Feind über jenen zu täuſchen und ſeine Aufmerkſamkeit hieher zu lenken, daher mit nur geringen Kräften. Zum Führer dieſes Angriffs und überhaupt zum Befehlshaber auf der Nehrung wurde Bülow ernannt, der um die Mitte des Aprils von Pillau mit den erſten Truppen, die grade zur Hand waren, auf die Nehrung überſetzte. Die an deren Spitze, Pillau gegenüber, liegende Schanze, die im Fall eines Unglücks, als Zuflucht dienen mußte, ließ er eiligſt verſtärken und mit einigem Geſchütz verſehen, und ging dann raſch auf die franzöſiſchen Poſten los, die ſeinen Angriff nicht abwarteten. Er trieb ſie bis Kahlberg zurück, und ſeine Vorpoſten ſtanden in Polski, ſo daß die Preußen einen Theil der friſchen Nehrung, die Franzoſen den übrigen Theil und die ganze Danziger Neh-

rung beſetzt hielten. Bevor er weiter vorrückte, mußte Bülow die Nachricht von Kamenskii's erfolgter Abfahrt ſo wie die Verſtärkung abwarten, die ſeiner kleinen Schaar noch zugeſagt und nöthig war. Beides verzögerte ſich über die Maßen, und Bülow brachte mehrere Wochen in peinlichſter Ungeduld hin.

Seine Lage war höchſt unangenehm; er konnte jeden Augenblick mit Uebermacht angefallen werden, und durfte ſelber nichts unternehmen, um nicht den größern Zweck zu gefährden, vielleicht ganz zu vereiteln. Da jedoch die Franzoſen ihm gegenüber ſo gar nicht kampfluſtig ſchienen, und es wünſchenswerth war zu dem beabſichtigten Schlage möglichſt weit vorgerückt zu ſein, ſo ließ er endlich am 9. Mai mit großer Behutſamkeit ſeine Vorhut bei Böglers vorgehen, wo ſie auf den Feind ſtieß, der etwa 400 Mann Fußvolk und 200 Reiter ſtark ſchien. Ein dicker Nebel, der keine genauere Erkundung zuließ, hielt beide Theile in vorſichtiger Unthätigkeit. Die Preußen hatten zur Sicherung ihrer linken Flanke und zum Nachführen von Lebensmitteln, die auf der öden Erdzunge gänzlich fehlten, im Haf einige bewaffnete Schiffe, die ſich ebenfalls nicht weiter vorwagten. So ſtand man ſich ein paar Tage mißtrauiſch gegenüber. Am 11. Mai kamen aus Pillau 300 Mann gemiſchten Fußvolks, bald auch das Bülow'ſche Füſilierbataillon, das bei der Ueberfahrt vom Sturm verſchlagen geweſen war, endlich die erſehnte Nachricht, daß Kamenskii mit ſeinen eingeſchifften Truppen in See gegangen ſei.

Nun brach Bülow, nachdem er ſeine Streitkräfte vereinigt und gemuſtert, am 13. Mai in aller Frühe von Böglers auf, und rückte entſchloſſen gegen Rahlberg. Seine ſehr gemiſchte Schaar beſtand aus 2500 Mann Fußvolk, 280 Reitern und 4 Geſchützen. Sein Füſilierbataillon hatte ſich nach den großen Verluſten bei Waltersdorf und Braunsberg wieder ergänzt,

aber statt der alten bewährten Mannschaft zählte es jetzt fast nur unversuchte Neulinge. Der Rittmeister von Möllendorf, der die Reiterei befehligte, hatte 120 Reiter seiner eignen kleinen Freischaar, 120 Husaren und Dragoner, ferner 40 donische Kosaken. Der Marsch geschah in drei Kolonnen, von denen die eine dicht am Ostseestrande, die mittlere am Fuße der Dünen, die dritte auf deren Höhen hinzog. Der Feind, als er diese Kolonnen rasch anrücken sah, verließ Kahlberg und wich ohne Gefecht immer weiter zurück. Nach Bülow's Ermessen mußte Kamenskii bereits am Orte seiner Bestimmung angelangt sein, allein da keine Nachricht die Gewißheit brachte, so gingen wieder zwei Tage in stillem Abwarten verloren. Endlich am 15. erscholl der Kanonendonner und man wußte, daß Kamenskii seinen Angriff begonnen hatte. Schnell rückte nun Bülow mit allen Truppen vor, und gelangte mit der Vorhut bis Bodenwinkel, wo der Raum linkshin sich weiter öffnet und zum Gefecht günstiger wird. Da jedoch gegen Mittag das Feuer von Kamenskii's Angriff, anstatt näher zu kommen, sich entfernte, und bald ganz verstummte, so mußte Bülow auf's neue Halt machen. Er stellte seine Truppen staffelweise von Steegen bis Bodenwinkel auf, bereit zu jeder Bewegung, welche die Umstände fordern könnten. Ein Offizier, den er zur See nach Weichselmünde sandte, um über die Lage der Sachen dort Auskunft zu erlangen, kam nicht zurück, und alles blieb in peinlicher Ungewißheit.

Am 16. Mai hörte man aus der Nähe von Danzig wieder lebhaftes Geschütz- und Gewehrfeuer, worauf Bülow sogleich wieder vorrückte. Ungeduldig an den Feind zu kommen, und ihn von dieser Seite möglichst zu beschäftigen, ließ er die Reiterei unter Möllendorf nach Heubude vortraben, wo der gutverschanzte Feind zwar nicht anzugreifen, aber der Gang des Gefechtes bei Danzig genau zu erkennen war. Doch auch dies-

mal ſchwieg das Feuer bald, und die Truppen Kamenskii's ſchienen ſich zurückzuziehen.

Bülow hatte die Aufmerkſamkeit des Feindes auf ſich ablenken wollen: dies war ihm wirklich, und leider ohne daß jenſeits Vortheil davon gezogen wurde, nur zu ſehr gelungen! Die Nachricht, daß die Preußen wieder auf der Nehrung vorrückten, war an Napoleon gelangt, und mit zornigem Mißfallen hatte er den heftigen Befehl ertheilt, die allzu dreiſte Schaar ohne Säumen in's Meer zu werfen; demgemäß wurde General Beaumont beordert, ſogleich mit 1000 Dragonern, mit genugſamem Fußvolk und Geſchütz über die Elbinger Weichſel auf die Nehrung vorzudringen. Ein ſtarker Nebel begünſtigte den Ueberfall. Möllendorf wurde den Feind erſt gewahr, als er ſchon in voller Macht dicht heran war, verlor die Beſonnenheit, und anſtatt durch plötzlichen Angriff ihn, wenn auch noch ſo kurze Zeit aufgehalten, damit Bülow von der Gefahr benachrichtigt werden könnte, eilte er gleich zurück, und kam vom Feinde raſch verfolgt mit dieſem zugleich in Steegen an, wo die größte Verwirrung eintrat. Zum Glück waren die Truppen ſo geſtellt, daß ſie augenblicklich den Rückzug auf Kahlberg antreten konnten, wo ſich die Nehrung auf etwa 700 Schritt verengt, und ein feſter Widerſtand möglich war. Bülow ſelbſt war bei der Nachhut, und ermuthigte die Soldaten durch kräftiges Wort und Beiſpiel. Hinter Bodenwinkel, wo der Weg in Waldung führte, nahm er die Reiterei, die bisher mit dem nachdrängenden Feinde nothdürftig gepläntelt hatte, hinter die Füſiliere zurück, die nun die nächſten am Feinde blieben, befahl aber daß Möllendorf ſich ſtets zum Angriff bereit halten, und auch an Stellen, wo das Gehölz lichter wurde, kleine Reitertrupps auf die Flügel der Füſiliere ſchicken ſollte. Anfangs ging alles in leidlicher Ordnung, und ein zu heftig andringendes Bataillon franzöſiſcher Voltigeurs wurde mehrmals durch Ge-

wehrfeuer und vorsprengende Reiter gehemmt und zurückgewiesen. Aber an einer Stelle, wo der Wald sich etwas öffnete, brach unvermuthet eine starke Schaar feindlicher Dragoner hervor, die preußische Reiterei war trotz der ertheilten Befehle nicht gleich zur Hand, die Füsiliere glaubten sich von ihr verlassen, geriethen in Verwirrung, und hielten den heftigen Stoß des von allen Seiten ansprengenden Feindes nicht aus. Vergebens suchte Bülow, unterstützt von seinen Offizieren, die Ordnung herzustellen, stieg vom Pferde, befahl, bat, die unerfahrene Mannschaft lief auseinander, suchte Schutz im Walde, und fand nur um so gewisser Tod oder Gefangenschaft. Bülow, der nur mit Mühe wieder auf sein Pferd kam, jagte nun zu seiner Reiterei, rief sie mit gewaltigen Worten an, setzte sich an ihre Spitze, und brachte sie in vollem Rennen herbei. In einem schmalen Wege, der nur eine Front von acht Reitern zuließ, stürzte er mit gedrangter Schaar nun seinerseits auf den überraschten Feind, dem 70 bis 80 Mann niedergehauen, ein Offizier und acht Dragoner gefangen genommen wurden. Die Füsiliere jedoch waren schon zersprengt, das Bataillon zum zweitenmale fast vernichtet, die meisten der tapfern Offiziere gefangen!

Selbst der augenblickliche Erfolg konnte nur von kurzer Dauer sein. Als die übrigen Truppen aus dem Walde sich glücklich herausgezogen, ließ Bülow bei Kahlberg sie zwar wieder Front machen, um dem Feinde Einhalt zu gebieten, aber längst des Seestrandes rückten 4 französische Reiterregimenter in seiner rechten Flanke vor und drohten seine Stellung zu umgehen, und durch den Wald folgte zahlreiches Fußvolk, dessen Trommeln und Hörner schon ganz nahe gehört wurden, es wurde später auf 6000 Mann geschätzt; der vereinte Angriff einer solchen Uebermacht durfte nicht abgewartet werden, Bülow setzte daher den Rückzug fort, in drei länglichen Vierecken,

welche bald im Schutz ihrer Ordnung den Vortheil über den durch die Verfolgung auseinander gerathenen Feind gewannen, und seine wiederholten Angriffe standhaft abschlugen. Eine Kanone versank unglücklicherweise im Flugsand, und zwei andre, vom feindlichen Geschütz zerschossen, mußten gleicherweise zurückgelassen werden. Allmählig ließ die Verfolgung nach; Beaumont, dem besondre Vorsicht empfohlen war, und den die Schüsse zweier Kanonenboote Bülow's vom Haf her in der rechten Flanke beunruhigten, besorgte in einen Hinterhalt zu fallen, und ließ seine Truppen Halt machen. Bülow konnte schon hinter Polski wieder stehen bleiben, und hinter gut ausgestellten Feldwachten seine Truppen ruhig lagern lassen. Inzwischen hatte sein längeres Verweilen hier jezt keinen Zweck mehr, er ließ daher nur einige Beobachtungsposten gegen den in die Stellung von Kahlberg zurückgegangenen Feind stehen, und die übrigen Truppen in die zu ihrer Aufnahme bestimmten Verschanzungen auf der Nehrungspitze bei Neurief einrücken.

Bülow gab seinen Verlust in diesen Gefechten auf 700 Mann, etwa 16 Pferde und 3 Kanonen an; was aus den 40 Kosaken geworden, die sich gleich im Anfange des Gefechts zerstreut hatten, wußte niemand zu sagen, ohne Zweifel sind sie bei ihrem Pulk richtig wieder angekommen. In Bülow's Bericht an den König heißt es zuletzt: „Alle Unfälle, so entstanden, kommen daher, daß die Vorposten nachlässig gewesen, daß die mir zugetheilte ganze Infanterie aus lauter Rekruten und unsichern Leuten bestand, daher ich mich noch glücklich schäze, bei diesem Zusammenfluß widriger und nachtheiliger Verhältnisse das Ganze noch in der Ordnung zurückgebracht zu haben." In der That konnte kein Vorwurf ihn treffen, in seiner Aufgabe schon lag nicht der Zweck eignen Sieges, vielmehr die Pflicht einem höheren Zwecke zu dienen, sich nöthigenfalls zu opfern; dieser war vollkommen erreicht worden, wenn ohne den

gehofften Nutzen, so war das nicht seine Schuld; überdies hatte er gleichsam den Kaiser Napoleon selbst zum Gegner gehabt, dessen persönlicher Befehl jene Uebermacht gegen ihn ausgeschickt. Doch war es natürlich, daß die zweimalige Vernichtung seines Füsilierbataillons unangenehm auffiel. Der General von Stutterheim, der bisher längere Zeit sein Brigadier gewesen, sagte bei dieser Gelegenheit, Bülow's Verhalten sei untadelhaft gewesen, er habe sowohl richtige Einsicht als große Tapferkeit bewiesen, aber man sehe, er habe kein Glück! Ein Ausspruch wohlwollenden Bedauerns, den aber die Folgezeit glänzend in sein Gegentheil umkehrte. —

Nachdem das Unternehmen Kamenskii's völlig gescheitert war, und er unverrichteter Sache hatte wieder abziehen müssen, sah Kalckreuth keine Hoffnung des Entsatzes mehr, und bei erschöpften Mitteln kaum die Möglichkeit längerer Vertheidigung. Er wollte das Aeußerste nicht abwarten, und auf ehrenvolle Bedingungen, die später nicht hätten erlangt werden können, erfolgte die Uebergabe der Stadt und Festung Danzig. Der Schlag kam nicht unerwartet, wurde aber in seinen Folgen schwer empfunden, gewährte den Franzosen einen neuen unschätzbaren Stützpunkt an der Weichsel, und machte ihnen eine große Zahl von Truppen verfügbar im freien Felde. Doch hatten auch die Russen Verstärkung aus dem Innern erhalten, und der Kaiser Alexander war entschlossen, den Krieg mit aller Kraft fortzusetzen. Dem Könige von Preußen blieb ohnehin keine andre Wahl, und seine tapfren Truppen, jetzt von bewährten Feldherren geführt, sahen voll Muth und Zuversicht neuen Kämpfen entgegen, aus denen zuletzt, so hielten sie sich überzeugt, die Sache Preußens siegreich hervorgehen müsse. Um für den Verlust von Danzig einigen Ersatz zu gewinnen, wandte sich die preußische Kriegsthätigkeit mit verstärktem Eifer nach Pommern, wo Blücher eine starke Macht preußischer und russi-

ſcher Truppen unter ſeinem Befehl vereinigte, und unterſtützt von engliſchen und ſchwediſchen Hülfsvölkern, im Rücken des franzöſiſchen Heeres vordringen und dem ganzen Krieg eine neue Geſtalt geben ſollte. Bülow erhielt die Anſtellung als Brigadier bei den Blücher'ſchen Truppen, ſchiffte ſich zu Pillau am 31. Mai mit einigem Fußvolk und 2 Schwadronen ein, und landete nach beſchwerlicher Seefahrt am 6. Juni auf der Inſel Rügen, wo die Truppen einige Zeit verweilten, dann aber nach Schwediſch-Pommern überſetzten, wo die Preußen eine Stellung zwiſchen Stralſund und Greifswald inne hatten.

Hier fand Bülow die Lage der Dinge weit unter ſeiner Erwartung; hier war für die Ausrüſtung und Einübung der Leute noch viel zu thun, ehe ſie als kriegstüchtig gelten konnten; nur dem thätigſten, unverdroſſenſten Eifer konnte es gelingen, die zahlreichen Mängel, die überall ſichtbar waren, nach und nach zu beſeitigen. Der Oberſtlieutenant von Borſtell hatte die Reiterei, Bülow das Fußvolk unter beſondrer Obhut, beide machten die größten Anſtrengungen, um zahlreiche Mannſchaft gerüſtet und eingeübt in's Feld zu ſtellen, den Dienſt zweckmäßig zu ordnen, die nöthige Zucht zu erhalten. Wer jemals an einem Geſchäft dieſer Art auch nur in kleinſtem Maße Theil genommen, der kann beurtheilen, welche Fürſorgen hier täglich eintraten, welche Schwierigkeiten unaufhörlich zu bekämpfen waren; zu den letztern gehörte noch beſonders die Rückſicht, welche ſtets auf die vielen fremden Verhältniſſe zu nehmen war, auf die ruſſiſchen, engliſchen und ſchwediſchen Miſtreiter, ihre Anſichten und Forderungen. Namentlich hatte Bülow mit ſchwediſchen Offizieren, die ſeinen Anordnungen entgegen traten, ärgerliche Verwicklungen, in denen er doch ſein Recht mit Ernſt behauptete.

Durch die erfolgreichen Bemühungen war es endlich dahin gediehen, daß alles für den beabſichtigten Kriegszug fertig

stand, der, wenn er die Spree und Elbe rasch erreichte, den allgemeinen Stand der Dinge bedeutend ändern und die größten Ereignisse hervorrufen konnte. Jeden Tag erwartete man den Befehl zum Aufbruch. Bülow befehligte eine aus allen Waffen zusammengesetzte Vorhut, die Freischaar von Schill war ihm zugetheilt, alles war voll Muth und Vertrauen. Da kam plötzlich die Kunde von der in Preußen bei Friedland verlorenen Schlacht, darauf die von dem in Tilsit eingegangenen Waffenstillstand, in Folge dessen die englischen und schwedischen Truppen sich von den preußischen und russischen sogleich trennten, endlich die Anzeige von dem am 9. Juli 1807 zu Tilsit unterzeichneten unseligen Frieden, der den unglücklichen Krieg so traurig beendete. Der Eindruck dieser Nachrichten war furchtbar, der eben noch so hoffnungsvolle Muth plötzlich gebeugt, jede tröstende Aussicht auf lange Zeit verschlossen. Bülow fühlte schmerzlich das Unglück des Vaterlandes, die Trostlosigkeit einer Zukunft, die unter so demüthigenden Friedensbedingungen anhob. Sein Gefühl, schon durch persönliches Leid tief zerrissen, war nur um so empfänglicher für die neuen Schicksalsschläge, die aus dem allgemeinen Zustand ihn mittrafen.

Kurz vorher nämlich hatte Bülow aus Königsberg die Nachricht erhalten, daß seine geliebte Gattin, die er daselbst im Hause ihrer Eltern gelassen hatte, am 29. Juni von einer Tochter entbunden worden, drei Tage darauf aber an den Folgen der Niederkunft gestorben sei. Sein Schwager, Lieutenant von Auer war von den betrübten Eltern beauftragt, dem unglücklichen Gatten seinen Verlust mit größter Schonung beizubringen. Aber alle mildernde Vorbereitung war umsonst, ihn traf der harte Schlag mit erschütternder Gewalt, sein Schmerz gränzte an Verzweiflung. Sein Herz hing mit innigster Liebe an der theuern Entschlafenen, und er konnte den Gedanken nicht ertragen, sie nicht mehr sehen zu sollen. Wenigstens

hoffte er die geistige Nähe der Abgeschiedenen noch gewahr zu werden. Einst hatten beide Ehegatten in geweihter Stimmung sich das Versprechen gegeben, wer von beiden zuerst stürbe, solle dem Ueberlebenden erscheinen, falls die Gesetze der Geisterwelt dies erlaubten; er gedachte jetzt leidenschaftlich dieser Zusage, und harrte sehnsüchtig des Trostes einer solchen Erscheinung. Die früh aufgenommenen Swedenborg'schen Vorstellungen wirkten jetzt lebhaft auf seine Einbildungskraft. Allein er sah seine heißen Erwartungen getäuscht, kein Geist erschien. Dagegen blieb er in tiefster Seele bis an seinen Tod mit der geliebten Verstorbenen innig verbunden, und nie sprach er ihren Namen aus, oder hörte ihn von Andern nennen, ohne daß in seinen edlen Gesichtszügen sich Trauer und Rührung ausdrückten. Den mit ihr geführten Briefwechsel verwahrte er sorgfältig, und die Blätter wurden, einer frühen Verordnung gemäß, mit ihm in den Sarg gelegt. Ihren Namen mußte die Tochter führen, und diese blieb sein Liebling, vor den spätern, von dem Vater gleichfalls zärtlich geliebten Geschwistern durch den schmerzlichen Vorzug ausgezeichnet, das lebendige Andenken der Hingeschiedenen zu sein. Auch muß in diese Zeit die Kunde von dem Ableben des unglücklichen Bruders Dietrich fallen, durch die unsichern Angaben und Zweifel, von denen sie begleitet war, nur um so herber und düsterer. So verflochten sich in Bülow's heftig aufgeregter Brust häusliches und öffentliches Unglück in gemeinsamen Schmerz! —

Durch den Frieden von Tilsit verlor Preußen die Hälfte seiner Länder; ihm zur Seite erstand aus dem losgerissenen Südpreußen feindlich ein polnischer Staat, Sachsen als neues Königreich, Danzig als französischer Freistaat, andrerseits ein Königreich Westphalen in völliger Abhängigkeit Frankreichs; die östlichste Provinz Preußens, mit 800,000 Einwohnern nahm unbegreiflicherweise Rußland für sich dahin. Den Franzosen

blieb vertragsmäßig beliebiger Truppendurchzug nach Polen und Danzig offen, sie behielten vorläufig die drei Oderfestungen Glogau, Küstrin und Stettin besetzt, das Land mußte die Besatzungen verpflegen, daneben ungeheure Kriegszahlungen abtragen. Aber auch diejenigen Länder, welche der Frieden wiedergeben sollte, blieben von französischen Truppen und Behörden besetzt und ausgebeutet, in der Hauptstadt Berlin schwelgte französische Verwaltung. Der Staat, verstümmelt, verarmt, gefesselt, mit unerschwinglichen Lasten bedrückt und fortwährend von neuer Gewaltthat bedroht, lag der Willkür eines Siegers preisgegeben, dessen Macht im Augenblicke durch nichts beschränkt wurde, am wenigsten durch Recht und Vertrag, die nur galten solang es ihm beliebte. Eine bedrängtere, trostlosere Lage war kaum zu denken, sogar die Möglichkeit einer Herstellung schien abgeschnitten, die Aussicht in die Zukunft düster verhüllt; Preußen durfte nur 42,000 Mann Truppen halten, mußte den Hülfsquellen des Seehandels entsagen.

Und dennoch hegte dieser mißhandelte, zerrüttete und gelähmte Staat frische Lebenskraft, trug in sich die gesunden Keime neuen Erstarkens, deren mächtiges Treiben schon inmitten des Krieges wirksam begonnen hatte. Muth und Selbstvertrauen waren gebeugt, aber nicht gebrochen, die Zuversicht stand frei in allen Edeln, daß diese Geschicksloose nicht die schließlichen für Preußen sein konnten; die Erinnerung an die Zeiten früheren Ruhmes war lebendig, man fühlte die Pflicht und Kraft ihn zu erneuern. Durch den Mißbrauch ihrer Gewalt, durch die Härte ihrer Bedrückung, durch den Hohn ihres Uebermuthes erweckten die Franzosen fortwährend allgemeinen Haß, der dem Vaterlandseifer der Preußen sich innig verbündete. Diese vorherrschende Stimmung des ganzen Volkes fand ihren stärksten Ausdruck im Kriegerstande. Aus ihm, dem durch die beispiellosen Niederlagen am tiefsten verletzten, gingen nun die kräf-

tigsten Bestrebungen neuen Aufschwungs hervor. Schon im Fortgange des unheilvollen Krieges hatten die Preußen unter wackern Anführern die alte Tapferkeit gezeigt, freilich bei kleiner Minderzahl gegen die Uebermacht jetzt großentheils erfolglos, aber der muthige Kriegsgeist erwies sich als unverlornes Erbtheil. Dem feindlichen Heer und besonders seinem obersten Feldherrn mußte man große Ueberlegenheit zugestehen, aber Offizier und Soldat als solche fühlten sich den Franzosen gegenüber keineswegs im Nachtheil, Mann gegen Mann durfte jeder dem Feinde Trotz bieten, und auch mit dessen siegreicher Kriegskunst dachten die Kundigen es einst aufzunehmen, wenn erst Mittel und Gelegenheit dazu sich darböte. Das Unglück Preußens erschien als ein zufälliges, nicht als eine Schickung in die man sich ergeben müsse, die Machtherrschaft Napoleons nicht nur als ein Unrecht, sondern auch als eine Unrichtigkeit, die auf ihre Abstellung warte. Bei solcher Stimmung, die allgemein zu neuer Waffenerhebung und zur Befreiung strebte, bestand Preußen noch im Innern fest, nicht nur als der frühere machtberechtigte, sondern auch als ein neu zu belebender, nach Abwerfen des Verdorbenen zu höherer Entwicklung berufener Staat. Das noch vor kurzem so große Heer war auf eine mäßige Zahl beschränkt, nur ein kleiner Theil der früheren Offiziere fand hier Anstellung, aber während viele von Noth oder auch von Eifer getrieben in fremden Diensten eine Zuflucht suchten, blieb die Mehrzahl im Lande daheim, im Volke zerstreut und mit ihm verkehrend, nur Krieg sinnend und ihn aus eignen Kräften vorbereitend.

Wir mußten diese Verhältnisse und Stimmungen hier bezeichnen, weil sie auch in Betreff Bülow's wichtig sind. Auch er war von der Gesinnung erfüllt, welche die Herstellung der Macht und Ehre Preußens zuversichtlich erwartete, und Haß und Krieg gegen die Fremdherrschaft zu entzünden strebte, doch

da er zu den Begünstigten gehörte, die im Heerdienste und dessen nächsten Pflichtgeboten unterworfen blieben, so war er im Handeln mehr gebunden als manche Freunde, denen er darum nicht weniger zustimmte. Während Andre, denen dies nicht zum Tadel gesagt sein soll, die Sache des Vaterlandes im größten Umfang und höchstem Sinn auffaßten, wobei die augenblickliche Gestalt und Lage Preußens oft minder in Betracht kam, und über den Zwang des Tages hinaus ihr Ziel in kühnem Wagniß verfolgten, hielt Bülow, bei gleichem Eifer und Muth, an dem Nächstgegebenen fest, und ließ sich auf weitersehende Dinge nicht ein. Wenn er bei preußischen Truppen stand, Befehle von der Hand des Königs empfing, und in Ausübung seiner Pflicht nicht gehindert war, so wußte er sich auf seinem rechten Boden und suchte keinen andern. Wir finden in der That keine Spur, daß Bülow an den Entwürfen und Anschlägen, welche gleich nach dem Frieden von den trefflichsten Männern gehegt und betrieben wurden, irgend Antheil genommen, oder sich mit dem weitverzweigten Tugendbund eingelassen habe. Sein Haß und Zorn gegen das fremde Joch, sein Streben und Hoffen künftiger Befreiung vereinten sich in seinem militairischen Beruf, hier war sein Trotz, seine Thätigkeit. —

Die Truppen, welche noch in Pommern unter Blücher's Befehl bei Kolberg versammelt standen, erhielten die Bestimmung, nach Maßgabe des Abzugs der Franzosen vorzurücken und das geräumte Land zu besetzen. Allein der Feind — denn ungeachtet des geschlossenen Friedens hatte er dies zu sein nicht aufgehört — bezeigte keine Lust, die vertragsmäßige Räumung zu vollziehen, und man mußte sich seiner Willkür fügen. Ihm keinen Argwohn zu geben, und weil ohnehin jede Ersparniß für die ihm schuldigen Kriegszahlungen geboten war, wurden jene Truppen auf den Friedensfuß gestellt; doch verblieb ihnen Blücher als Befehlshaber. Dagegen erschien Bülow's Anstellung

als Brigadier jetzt überflüssig; er ward abgerufen, und begab sich nach Königsberg, wo er eine neue Bestimmung erhalten sollte.

Hier war alles gedrückt und kleinlaut, schwer leidend an den Folgen des Krieges, gedemüthigt durch den harten Frieden, beunruhigt durch die fortdauernde Nähe des Feindes, der sich Uebergriffe jeder Art erlaubte. Aber in der Stille regten sich die edelsten Kräfte zur innern Wiederherstellung des Staates, besonders auch seiner Wehrhaftigkeit. Die Neubildung des Kriegswesens, schon im Laufe des Feldzugs theilweise begonnen, wurde mit Eifer fortgesetzt. Das verminderte Heer empfing neue zweckmäßige Einrichtungen, unter ihnen die wichtigste, sich im Fall der Noth schnell auf das Dreifache vermehren zu können; man entließ die ausgebildeten Rekruten sogleich wieder als sogenannte Krümper, und zog andre dafür ein, die wieder entlassen wurden. Man sah voraus, daß es doch wieder zum Schlagen kommen müsse, man wünschte es, man mußte auch ohne es zu wünschen darauf gefaßt sein. Bei den neuen Einrichtungen war besonders der Oberst von Scharnhorst wirksam, nächst ihm der Oberstlieutenant von Gneisenau, dann auch Grolman, Boyen und Clausewitz. Bülow schätzte die unbestreitbare Tüchtigkeit und edle Gesinnung dieser Männer, stimmte jedoch in vielen Stücken mit ihnen nicht überein. Ihm war das Veraltete, Unzureichende des alten Wesens längst bekannt, er wußte sehr gut, daß die Kriegskunst seit den Revolutionskriegen, besonders durch den gewaltigen Siegeslauf Bonaparte's, eine andre geworden, auch er forderte raschere Beweglichkeit, bessere Ausrüstung, und kräftigere Verwendung der Truppen, aber dies alles, meinte er, werde sich von selbst finden, wenn im Kriege die rechten Befehlshaber an der Spitze ständen, er fürchtete die durchgreifenden Neuerungen, die sogenannten gelehrten Offiziere, die Theoretiker und Planmacher, von denen sein eigner Bruder Dietrich

ihm hier ein abschreckendes Beispiel war. Hatte er diesen früher bisweilen ein verbranntes Gebirn genannt, so nahm er jetzt wohl Anlaß, denselben Ausdruck auch von Andern zu gebrauchen. Er wollte Verbesserung, Fortschritt, Kraftentwicklung nicht minder als jene Männer; daß er mit ihnen und sie mit ihm sich nicht besser verständigten, bleibt zu beklagen, mancher spätere Zwiespalt wäre vielleicht nicht entstanden, wenn hier mehr persönliche Annäherung stattgefunden hätte. —

Der König ernannte Bülow'n zum Mitgliede der Kommission, die in Königsberg eingesetzt wurde, um das Verhalten der Generale und Offiziere zu prüfen, die bei den unglücklichen Ereignissen des vergangnen Krieges betheiligt gewesen waren. Das Vertrauen, welches ihn zu dieser Wirksamkeit ausersah, mußte ihm sehr ehrenvoll sein, da nur die tüchtigsten und vorwurfsfreisten Männer, und deren Gerechtigkeitssinn anerkannt war, zu solchem Richteramt konnten berufen werden, dieses selbst aber widerstrebte seinem Gefühl, und nur ungern erfüllte er die harte Pflicht, gegen frühere Kameraden oder wohl gar ehemalige Vorgesetzte die Strenge der Militairgesetze anzuwenden. Die schmachvollsten jener Vorgänge waren gleich einer Seuche über das Heer gekommen, die namhaftesten Männer hatten wie von plötzlichem Schwindel ergriffen sich feiger Thaten schuldig gemacht, deren sie kurz vorher niemand fähig glauben konnte; die Schuld jedes Einzelnen floß zusammen in die allgemeine, und verlor in dieser einen Theil ihrer Zurechnung; schwere und verhängnißvolle Pflichtvergessenheit forderte strenge Strafe, doch die Größe des Unglücks durfte zugleich bedauerndes Mitleid erregen. Bülow, von soldatischem Ehrgefühl durchglüht, verabscheute Verrath und Feigheit, und hielt ihre strenge Bestrafung für unerläßlich, doch wurde ihm das Zeugniß ertheilt, daß er nie bei diesen Verhandlungen von zu großem

Eifer ſich habe hinreißen laſſen; eben ſo wenig als ſein Gerechtigkeitsſinn durch perſönliche Neigung ſich bedingen ließ.

Obgleich ihm dieſes allgemeine Gerichthalten, wobei auch der Unbeſcholtenſte ſich erſt als ſolcher durch Zeugen erweiſen ſollte, durchaus mißfiel, und er mehrmals den Wunſch äußerte, in dieſem Geſchäft abgelöſt zu werden, wurde er doch lange Zeit darin feſtgehalten. Selbſt als er im Dezember 1807 durch die in Folge der neuen Formation des Fußvolks verfügte Einverleibung ſeines Füſilierbataillons in das zu Goldapp ſtehende Regiment Courbiere als älteſter Stabsoffizier dieſes Regiment zu befehligen bekam, durfte er dieſer Beſtimmung nicht folgen, ſondern mußte die perſönliche Befehlführung einſtweilen dem nächſtfolgenden Stabsoffizier überlaſſen. Er ſchrieb an dieſen, er ſei außer Stande auch nur einen Tag von Königsberg abzukommen, indem er Mitglied der Unterſuchungskommiſſion ſei; dagegen übernahm er die Leitung der Angelegenheiten des Regiments, und berief zwar den einſtweiligen Kommandeur nach Königsberg auf kurze Zeit um ſich mit ihm zu beſprechen, betrieb aber die Geſchäfte ſelbſtſtändig und allein, wie dies immer ſeine Art war.

Sowohl die beiden Bataillone des Regiments als das ihm einverleibte Füſilierbataillon waren nicht zur Hälfte vollzählig und ſollten durch die Mannſchaft zweier andern in Graudenz ſtehenden und zu dieſem Zweck aufzulöſenden Bataillone ergänzt werden; es war alſo eine vollſtändige Neubildung, die mit großer Arbeit verbunden war, Offiziere ſchieden aus, andre traten ein, es ſchien kaum möglich dies alles ohne perſönliche Gegenwart abzuthun. Der Inhaber, Feldmarſchall de l'Homme de Courbiere, der in Graudenz befehligte, bewirkte daher, daß das Regiment nach Graudenz verlegt und er ſelbſt mit der ferneren Formation beauftragt wurde. Schon im Anfange des Januars 1808 erhielt das Regiment Befehl zum Abmarſch von

Goldapp nach Graudenz, und Bülow, nicht ohne Empfindlichkeit über den schnellen Wechsel, schickte sofort alle in Händen habenden das Regiment betreffenden Papiere an dasselbe zurück, verbat sich alle weiteren Zusendungen, sogar die der monatlichen Rapporte, indem es die Lage der Sachen unmöglich mache, daß er sich mit diesen Angelegenheiten ferner befasse. Doch blieb er dem Namen nach Kommandeur des Regiments bis eine neue Beförderung eintrat.

Die Hand Napoleons lag fortwährend schwer auf dem Lande, und verstärkte den Druck nach Umständen und Belieben. Seine Truppen behielten Berlin und die Mark nebst den Oderfestungen besetzt, seine Forderungen und die Erpressungen seiner Beamten steigerten sich. Jede Regung des Volksgeistes, jede neue Thätigkeit der Regierung, die Gesinnungen des Ministers vom Stein, das Treiben des Tugendbundes, alles reizte seinen Groll. Von seinem düstern Unwillen durfte man das Schlimmste erwarten, es erschien zweifelhaft, ob er nicht den Untergang Preußens schon beschlossen habe. Für einen solchen Fall wollte man zuletzt noch das Heil der Waffen versuchen und wenigstens kämpfend untergehen. Die unter Blücher versammelten Truppen, wie gering an Zahl, waren der Kern der beschränkten Kriegsmacht, der Hort des Staates. Blücher hatte sein Hauptquartier jetzt in Stargard, war aber schon seit einiger Zeit erkrankt, und sein Zustand, gemischt aus körperlichen Leiden und hypochondrischen Einbildungen, erregte mancherlei Besorgniß. Ihn vom Oberbefehl abzurufen schien nicht rathsam, und ihn zu ersetzen war nicht leicht; da geriet man auf den Ausweg, ihm in Bülow einen mit allen Verhältnissen vertrauten Gehülfen zur Seite zu stellen. Der Umfang und die Bedeutung seines Auftrags, wie die Voraussetzungen und Möglichkeiten, welche dabei vorschwebten, giebt die Kabinetsordre des Königs zu erkennen, durch die ihm seine neue Bestimmung an-

gekündigt wurde; sie ist aus Königsberg vom 22. Juni 1808 und lautet: „Mein lieber Oberster von Bülow! Die Krankheit des Generallieutenant von Blücher bestimmt mich, Euch den Auftrag zu ertheilen, sogleich nach Pommern abzugeben, um den General von Blücher in allen militairischen Anordnungen und Ausführungen zu unterstützen. Sollte die Krankheit so zunehmen, daß er nicht mehr das Kommando führen könnte, so übertrage ich daſſelbe auf diesen Fall hiermit Euch, weil ich den Generallieutenant von Winning nach Preußen kommen zu lassen beschlossen habe. Indem ich durch diese Verfügung mein unbeschränktes Zutrauen zu Eurer Einsicht und Entschlossenheit zu erkennen gebe, autorisire ich Euch auch zugleich zu jedem außerordentlichen Mittel, welches Ihr zur Erreichung des Endzwecks des in Pommern stehenden Truppenkorps nöthig finden möchtet, und erwarte dagegen von Euch, daß Ihr im übelsten Falle den letzten Blutstropfen zur Erhaltung der Ehre meiner Truppen und der Festung Kolberg, die mit meiner auswärtigen Achtung in engster Verbindung steht, aufopfern werdet. Ich verlasse mich hierbei ganz auf Eure Klugheit und habe das Vertrauen, daß Ihr in der eigenthümlichen Lage Ressourcen finden werdet, welche Mängeln und Unzulänglichkeit abhelfen und ersetzen. Ich verbleibe Euer wohlgeneigter König Friedrich Wilhelm."

Bevor Bülow diese neue Bestimmung antrat, vermählte er sich in Königsberg zum zweitenmale, und zwar mit Pauline Juliane von Auer, der jüngsten Schwester seiner verstorbenen Gattin. Er hatte während seines Aufenthalts in Königsberg seine freie Zeit am liebsten in dem Hause seiner Schwiegereltern zugebracht, und durch sein edles aufrichtiges Wesen, durch das Bild seines früheren Ehegluͤcks und durch die herzliche Trauer selbst, mit der er seinen Verlust beklagte, die innige Achtung und Zuneigung der jüngsten Tochter gewonnen, die noch nicht

achtzehnjährige gab dem Manne von dreiundfunfzig Jahren freudig ihre Hand. Die Heirath fand am 27. Juni Statt, und wenige Tage darauf reiste Bülow nach Stargard ab, die junge Frau in dem elterlichen Hause vorläufig noch zurücklassend. Auch diese zweite Ehe war trotz der großen Verschiedenheit des Alters eine durchaus glückliche, ja zärtliche zu nennen. Die große Herzensgüte dieser Frau, — heißt es in uns vorliegenden Nachrichten, — ihre jugendliche Heiterkeit, mit festen und edlen Grundsätzen vereint, erwarben und bewahrten ihr die Liebe des Gatten, dem sie mit befriedigtem Herzen anhing. —

Das schwierige Verhältniß, daß ein Oberst unter dem Namen eines Gehülfen einen Generallieutenant überwachen und nöthigenfalls ersetzen sollte, und zwar einen Generallieutenant der Blücher war, ließ sich in der ersten Zeit ganz gut an. Beide standen von Schwedisch-Pommern her sehr gut miteinander, waren in den Hauptsachen einig, voll Eifer und Selbstverläugnung wo es höhere Zwecke galt, und trugen das Vaterland im Herzen. In den Zwischenzeiten von Besserung besorgte Blücher die Geschäfte mit Ordnung und Klugheit, und Bülow fand selten Anlaß erinnernd einzusprechen; unterlag Blücher stärkern Anwandlungen der Krankheit, so ließ er ohne Widerspruch Bülow'n freie Hand.

Die politischen Beziehungen mußten vorzugsweise die Aufmerksamkeit in Anspruch nehmen; mit den Franzosen in Stettin und in Schwedisch-Pommern gab es unaufhörlich Reibungen und Zwistigkeiten, in denen sowohl zu großer Trotz als zu große Nachgiebigkeit schädlich war, nur das richtige Maß von ruhiger Entschlossenheit dem Uebermuthe mit Erfolg begegnete. Dies Maß zu treffen und zu halten verstanden Blücher und Bülow mit mehr Fassung und Ruhe, als man der aufwallenden Heftigkeit, die beiden eigen war, hätte zutrauen mögen. Der in Spanien gegen die eingedrungenen Franzosen ausge-

brochene Volksaufstand erweckte in allen Unterdrückten lebhafte Theilnahme, rief die freudigsten Hoffnungen hervor. Die Wirkung jener Ereignisse reichte in die entlegensten Länder, unter den Franzosen selbst war Unruhe und Besorgniß merkbar, ihr Mißtrauen steigerte sich und mit ihm die Spannung; das zürnende Mißfallen, welches Napoleon gegen den Minister vom Stein aussprach, traf den Staat selbst, dem dieser angehörte, und es fehlte nicht an Zeichen, daß die Franzosen neue Bürgschaften des Friedens von Preußen verlangen, oder diese durch Ueberraschung gewaltthätig nehmen könnten. Stein, Scharnhorst und Gneisenau waren im Rathe des Königs voll Muth und Entschlossenheit, sie entwarfen Plane, dem Feinde nicht nur kräftig zu begegnen, sondern auch seinen Angriffen zuvorzukommen. Es war unter solchen Umständen von äußerster Wichtigkeit, scharf zu beobachten, genau zu wissen, was bei den Franzosen vorging. Bülow erstattete neben den amtlichen noch besondre vertrauliche Berichte nach Königsberg an die Minister oder an den König selbst, sie wurden in geheimen Sendungen durch zuverlässige Offiziere, die zugleich mündliche Aufträge mitnahmen, dorthin überbracht. —

Die Spannung ließ etwas nach, als durch die Zusammenkunft des französischen Kaisers mit dem russischen solche Bestimmungen festgesetzt wurden, durch welche Preußen sich, wenn auch nicht in seiner Lage erleichtert, doch in seinem Bestand für die nächste Zeit gesichert sah. Napoleon, der seine Truppen in Spanien brauchte, sich selbst dorthin begeben mußte, ließ ungern ein ihm feindliches Preußen im Norden zurück, allein er mußte sich begnügen es umschlossen und gebunden zu halten; es anzugreifen verbot sowohl die Scheu unzuberechnende Kriegskräfte jetzt hier gegen sich aufzurufen, als auch die Rücksicht, die Rußland und Oesterreich ihm auferlegten. Doch wirkte sein Haß auch aus der Ferne noch lähmend und zerrüttend, seine

gegen Stein geschleuderte Acht nöthigte diesen aus dem preußischen Staatsdienst auszuscheiden und eine Zuflucht in Oesterreich zu suchen, die Leitung der Angelegenheiten entbehrte dessen starker Hand, und die Furchtsamen sahen in den raschen Siegen, die Napoleon in Spanien erfocht, einen neuen Grund sich seiner Ohnmacht nachgiebig zu fügen. —

Doch wurde die friedliebende unterwürfige Parthei durch die kriegsmuthige noch in Schranken gehalten, und besonders im Militair blieb die letztere stets vorherrschend. Dies zeigte sich besonders auch darin, daß die tüchtigsten Offiziere fortdauernd in wirksamer Anstellung blieben, und zu höheren Graden befördert wurden. Bülow's Ernennung zum Generalmajor erfolgte am 21. November 1808, diese jedoch wie die vorhergegangene zum Brigadier bei den Truppen in Pommern änderte fürerst nichts in seinem Verhältnisse zu Blücher, dem er noch eine Zeitlang zur Seite blieb. —

Das Jahr 1809 brachte neue Verwicklungen. Oesterreich rüstete mit aller Kraft, verstärkte sein Heer auf 300,000 Mann, errichtete zahlreiche Landwehr, bot den ungarischen Heerbann auf; der neue Entscheidungskampf sollte ein Volkskrieg werden, in Tyrol, den Rheinbundslanden, im nördlichen Deutschland alles Volk zu den Waffen greifen. In Preußen geriethen die Geister in außerordentliche Bewegung; der Sache des Vaterlandes, des preußischen und des gemeinsamen deutschen, leuchteten neue Hoffnungen, begierig wünschten und suchten die Muthigen an dem Kampfe Theil zu nehmen. Als die Oesterreicher im April mit 9 Heertheilen nach allen Seiten hervorbrachen, durch Baiern nach Schwaben vordrangen, da schien der Augenblick auch für Preußen gekommen, und nicht zweifelnd an dem Willen und Entschlusse des Königs, glaubte der Major von Schill dem erwarteten Befehl vorgreifen zu dürfen, brach mit seinem Husarenregiment von Berlin unvermuthet auf, und

fiel in Sachſen und Weſtphalen ein. Auf dieſe Nachricht rüſtete auch Blücher ſeine Truppen zum Vorrücken, und Bülow ſtimmte ihm beifällig zu. Doch Napoleon, obſchon durch Oeſterreichs Angriff ungelegen geſtört, war keineswegs von ihm überraſcht, ſondern traf aus Spanien zurückeilend ſchnell ſeine Vorkehrungen, ſtand unerwartet mit ſtarkem Heer den Oeſterreichern entgegen, ſchlug und verfolgte ſie, und hielt als Sieger ſeinen Einzug in Wien. Dieſer neue Siegeslauf ſchlug die Hoffnungen Oeſterreichs nieder, befeſtigte Rußland im franzöſiſchen Bündniß und drängte die preußiſchen Anſchläge zurück; unter abwartender Staatsklugheit ging die Zeit erſprießlichen Entſchluſſes vorüber, und Oeſterreich ſah ſich genöthigt Friedensunterhandlungen anzuknüpfen. Die Mißſtimmung in Preußen über das Fehlſchlagen ſo großer Hoffnungen machte ſich in heftigen Aeußerungen Luft, und begann noch mehr als vorher ein künftiges Heil auf Wegen anzuſtreben, die von denen der Regierung oft bedeutend abwichen.

Dieſer Zuſtand allgemeiner Unzufriedenheit, aufgeregten Eigenwillens und Trotzes, rief mannigfache Uebelſtände hervor; ſeinem Einwirken müſſen wir eine große Mitſchuld an den Zwiſtigkeiten beimeſſen, die nach ſo lange glücklich erhaltener Eintracht jetzt auch zwiſchen Blücher und Bülow laut wurden. Beide hatten bisher in freundlicher Kammeradſchaft gelebt, in gutmüthiger Derbheit manches hingehen laſſen, was ſie hätte entzweien können; allein das ganze Verhältniß war von der Art, daß Reibungen früh oder ſpät entſtehen mußten. Beide waren Hitzköpfe und leicht in Flammen zu ſetzen, Blücher ſchien öfters nicht zurechnungsfähig, und es war nicht immer ſcharf zu unterſcheiden, was den geſunden und den kranken Augenblicken angehörte. Geheime Zuträger werden nicht gefehlt haben. Die beſondern Anläſſe und einzelnen Vorgänge, welche ſchon in die Mitte des Sommers fallen, ſind uns nicht bekannt,

aber es steht fest, daß die frühere Eintracht getrübt, und Bülow's Stellung zu Blücher eine unangenehme wurde. —

Inzwischen erhielt Bülow einen neuen Beweis Königlichen Vertrauens durch folgende unter dem 4. Juli 1809 an ihn von Königsberg aus erlassene Kabinetsordre: „Mein lieber Generalmajor von Bülow! Die zur Untersuchung der Kriegesereignisse niedergesetzte Kommission hat darauf angetragen, zur Bearbeitung der Operationssachen und der Kapitulationen im freien Felde ihr noch ein Mitglied zu bewilligen. Hierzu kann ich mich nicht verstehen, dagegen trage ich Euch auf: die Untersuchung der Kapitulation von Prenzlow zu übernehmen, und nach Beendigung dieses Geschäfts Euer Gutachten der Kommission einzureichen. Ich bin zu dieser Verfügung besonders in der Hinsicht bestimmt worden, weil ich die Ueberzeugung habe, daß diese Kapitulanen durch Euch mit gehöriger Umsicht beleuchtet und mit Unpartheilichkeit beurtheilt werden wird. Ihr werdet mir einen Gefallen thun, wenn Ihr Euch dieses Auftrags bald entlediget, weil mir an der Abmachung desselben gelegen ist. Die Kommission ist angewiesen worden, Euch die darauf Bezug habenden Verhandlungen zu übersenden. Ich bin Euer wohlgeneigter König Friedrich Wilhelm." Wir wissen, daß Bülow auch dieses Auftrages mit gewissenhafter Gerechtigkeit sich entledigte, und dabei mit billiger Einsicht das Unglück und die Schuld wohl zu sondern verstand. Der Fürst Friedrich von Hohenlohe, den diese Untersuchung hauptsächlich betraf, behielt seine militairischen Würden und ein Jahrgeld von 3000 Thalern, auch sein Generalquartiermeister Oberst von Massenbach kam nach Verhältniß sehr gut weg, obschon sein grobes Versehen in Betreff der beiden Uckerufer nicht ungerügt blieb. Eigenthümlich aber war es, daß Bülow bei dieser Prüfung auch das Verhalten seines jetzigen Vorgesetzten mit in Betracht zu ziehen hatte, indem Blücher angeklagt

wurde, durch Unterlassung des ihm befohlenen Nachtmarsches das Unglück von Prenzlau mitverschuldet zu haben, ein Vorwurf, den aber ein früheres Urtheil schon zurückgewiesen hatte. —

Noch vor Ausgang des Sommers hatte Bülow die Freude seine Gattin bei sich aufzunehmen. Aver geleitete sie von Königsberg nach Stargard als er von einer geheimen Sendung zurückkehrte. Das von Schmerz und Sorge und Widerwärtigkeiten vielfach verletzte Gemüth empfing Beruhigung und Trost im Genuß eines Glückes, das jetzt nur in der Häuslichkeit, nicht im Staate noch Kriegsdienste zu finden war. —

Mittlerweile hatte Blücher sich soweit erholt und gestärkt, daß er den Geschäften wieder selbstständig vorstehen konnte, und Bülow, der schon vorlangst zum Brigadier des pommerschen Fußvolks ernannt, jetzt dieser Bestimmung folgen konnte, zog nach Treptow an der Rega, wo er in dem dortigen Schlosse sein Hauptquartier nahm. Hier erschien am 20. Mai 1810 der General von Yorck, der als Generalinspekteur der leichten Truppen diese auf einer Rundreise besichtigte, hier namentlich das Füsilierbataillon des Regiments Kolberg. Daß Bülow unter seinem Befehl stehende Truppen der Prüfung und Beurtheilung eines andern Generals unterwerfen mußte, war der Dienstordnung gemäß, und kein Grund zur Beschwerde, doch daß dieser General ein alter Nebenbuhler und Gegner war, durfte seine Empfindlichkeit reizen. Zwar versichert eine von Droysen mitgetheilte Nachricht, Yorck habe nicht nur alle Höflichkeit gegen Bülow beobachtet, sondern auch die Gelegenheit gesucht, sich völlig mit ihm auszusprechen; in der dunklen Allee vor dem Treptower Schloß, das sich Herzog Eugen von Würtemberg gebaut, seien sie lange in lebhaftem Gespräch auf und ab gegangen, auch habe Bülow, der früher von der herrschenden leichtsinnigen und leidenschaftlichen Kriegsneigung befangen gewesen, jetzt Yorck's gemäßigten Ansichten zugestimmt. Droysen

bezweifelt die Richtigkeit der letztern Angabe, und wir müssen sie ebenfalls verneinen. Schwerlich hat zwischen beiden Männern damals eine versöhnliche Annäherung stattgefunden, gewiß keine solche, in der sich Bülow's feste Eigenart so verläugnet hätte. —

Im Sommer 1810 hatte Bülow an wiederholten Krankheitszufällen zu leiden, die ihn schon in früherer Zeit bisweilen belästigt hatten, aber von ihm wenig beachtet worden waren. Sein Uebel lag in der Leber, und zeigte sich in mancherlei Beschwerden, die auf die Gemüthsstimmung stark einwirken, durch Verdruß und Widerwärtigkeiten stets verschlimmert, dagegen durch eine fortgesetzte Reihe guter Begegnisse und Eindrücke oft glücklich gehoben werden. Da diese letztern überhaupt selten sind, in der damaligen Weltstellung aber gar nicht zu haben waren, so mußte ärztliche Hülfe genügen, die wenigstens alle Anstrengung verbot und ruhige Erholung empfahl. Aber grade jetzt trat ein Ereigniß ein, das alle preußischen Herzen gewaltsam erschütterte, das allgemein als ein öffentliches Unglück empfunden wurde und weithin die schmerzlichste Theilnahme anregte; die schöne Königin Luise starb am 19. Juli 1810 nach kurzer Krankheit in der Blüthe der Jahre. In ihr verlor der König die holde Lebensgefährtin, die treu und stark ihm zur Seite stand, und alles Unglück, das über ihn verhängt war, muthig tragen half; in ihr gingen dem Lande große Hoffnungen, den muthigen Geistern ein vorleuchtender Stern unter. Bülow fühlte den Schlag um so tiefer, als die Erinnerung eigner Wunden ihm noch lebhaft in der Seele stand. Er konnte sich nicht erwehren, schriftlich sein herzliches Beileid dem Könige zu bezeigen, wofür dieser ihm freundlich dankte. — Seine Krankheit indeß verschlimmerte sich, und er sah sich nach vielem Widerstreben gezwungen an den König zu schreiben und ihn um Erleichterung in seinen Dienstgeschäften zu bitten. Der

König antwortete am 14. August aus Charlottenburg, er solle sich auf diejenigen Geschäfte beschränken, die er im Zimmer abmachen könne, und sich überhaupt diejenige Schonung nicht versagen, die zu seiner Herstellung irgend erforderlich sei. Die ruhige Pflege scheint sich als wirksames Heilmittel erwiesen zu haben, im Herbst versuchte er wieder das langentbehrte Vergnügen der Jagd, und ein freudiges Ereigniß, die glückliche Geburt einer Tochter, stärkte und erheiterte den Hergestellten vollends. —

Bei dem Krönungs- und Ordensfest am 18. Januar 1811 empfing Bülow den Rothen Adlerorden dritter Klasse, den Yorck schon ein Jahr früher, aber mit großer Unzufriedenheit erhalten hatte, weil mit ihm zugleich der Schauspieler Iffland denselben Orden bekam. Wer in Amt und Dienst und wirksamen Verhältnissen steht, dem können solche Zeichen nicht gleichgültig sein, insofern waren sie es auch Bülow'n nicht, allein er bestritt lebhaft den Wahn, als könnten sie da, wo sie keinen Werth vorfinden, einen geben.

Im Frühjahr wurde Blücher's Hauptquartier wieder nach Treptow an der Rega verlegt. Die persönliche Nähe der beiden noch gegen einander mißgestimmten Generale reizte den alten Groll wieder auf, und das Dienstverhältniß blieb äußerst gespannt. Die Sache des Vaterlandes, welche eben jetzt wieder in bedenklicher Krisis schwebte, würde sie leicht vereinigt haben, wären sie durch dieselbe zu thätigem Wetteifer aufgerufen worden, allein sie ließ nur ein trauriges Befürchten und Abwarten zu, so daß auch von dieser Seite jede schon vorhandene Mißstimmung nur neue Nahrung erhielt. Ueber die Art, wie die Sachen zu behandeln seien, über die Ausdehnung der geheimen Betreibungen, die Wirksamkeit des Tugendbundes, waren die Ansichten sehr verschieden; Bülow wollte die militairischen Beziehungen von allen fremden Einflüssen frei gehal-

ten wissen, er nannte Bestrebungen, die Blücher billigte, thöricht und verderblich. Diese Verschiedenheit der politischen Ansichten bestand freilich nicht nur zwischen Blücher und Bülow, sie ging durch alle Zweige der Verwaltung, durch alle Stände, durch das ganze Volk.

Dabei war die Lage Preußens nach außen bedrängter als je. Das gute Vernehmen zwischen den Kaisern Napoleon und Alexander bestand nur noch dem Scheine nach, in Wahrheit empfanden beide nur noch Mißtrauen und Unwillen gegeneinander, es war nicht zweifelhaft, daß es zwischen beiden Mächten zum Kriege kommen werde, man sah ihn schon für den Sommer als unvermeidlich an. Die Vorbereitungen dazu wurden französischerseits mit aller Thätigkeit betrieben; allein diese Vorbereitungen zeigten zugleich feindliche Absichten gegen Preußen, es schien, als wolle Napoleon zuerst dieses Staates sich vollständig bemächtigen, ihn wenigstens ganz in willenlose Abhängigkeit versetzen; die Bewegungen der französischen Truppen im Herzogthum Warschau und im nördlichen Deutschland, die Verstärkung ihrer Besatzungen in Danzig, in Thorn, in den Oderfestungen, in Magdeburg, ließen auf solche Absichten schließen; die scharfen und gereizten Aeußerungen Napoleons bestärkten die Ueberzeugung, daß man von ihm keine Schonung oder Rücksicht zu erwarten habe. Der Staatskanzler Freiherr von Hardenberg, der seit dem Juni 1810 an der Spitze der preußischen Staatsleitung stand, kämpfte mit allen Mitteln gewandter Klugheit und fester Gesinnung, in dieser beklommenen Zwischenlage und fortwährenden Beunruhigung für Preußen einen sichern Anhalt und eine freie Stellung zu gewinnen; alles blieb in diplomatischer Schwebe, ohne Aufrichtigkeit, ohne Gewißheit und Zuversicht. Von allen Seiten drohte Gefahr, die größte, die unmittelbarste jedoch von Frankreich. Der König war entschlossen, im äußersten Fall den ungleichen Kampf zu

wagen, und wenigſtens, wenn keine Rettung ſei, mit den Waffen in der Hand unterzugehen. Er ſah ſich veranlaßt im April 1811 geheime Weiſungen an ſeine Generale für den Fall zu erlaſſen, daß die Franzoſen zu wirklichen Feindſeligkeiten übergingen, dieſe Weiſungen gelangten wie an Blücher auch an Bülow; da dieſer unter jenem ſtand und an demſelben Orte war, ſo konnte dies allerdings auffallen, und eine ſchon vorhandene Eiferſucht des erſtern noch mehr aufreizen. Blücher wollte zeigen, daß er der Vorgeſetzte ſei, und gab Befehle, die zu folgendem Vorfall führten. Bülow machte einen Spaziergang vor dem Thor, da begegneten ihm zwei Offiziere, die kürzlich angekommen waren, aber ſich nicht bei ihm gemeldet hatten. Er kannte ſie wohl, und wußte daß ſie eifrige Theilnehmer am Tugendbund und vielleicht grade in deſſen Angelegenheiten hier waren, dies vermehrte nur ſeinen Unwillen, er hielt ſie an, und warf ihnen jene Dienſtwidrigkeit heftig vor. Die Offiziere ſagten zu ihrer Entſchuldigung, ſie hätten ſich bei Blücher gemeldet, und dieſer ihnen unterſagt, ſich noch beſonders bei Bülow anzumelden. Hiedurch noch mehr aufgebracht, ſandte er beide Offiziere ſogleich in Haft. Kaum war er wieder in ſeiner Wohnung, ſo erſchien Blücher daſelbſt, und es erfolgte ein lauter Wortwechſel, in welchem jeder die Befugniſſe des andern in dieſer Sache heftig beſtritt. Man hörte Blücher'n in höchſtem Zorne ausrufen: „Herr General, Sie ſind gut zum Befehlen, aber ſchlecht zum Gehorchen!“ Der beabſichtigte Tadel mußte noch ein ſchönes Lob in ſich faſſen! Die Aufwallungen Blücher's waren nicht von Dauer, endeten oft von ſelbſt in milde Begütigung, und auch diesmal würde der Zank ſich wohl ohne weitere Folgen wieder beigelegt haben, allein fremde Einmiſchungen machten ihn unverſöhnlich, und eine beſtimmte Nachricht ſagt, daß beſonders der älteſte Sohn

Blücher's an dem Streit einen unberufenen und schlimmen Antheil genommen habe.

Der entschiedene Bruch zwischen beiden Generalen machte ein längeres Zusammenbleiben unmöglich. Bülow bielt beim König um eine anderweitige Bestimmung an, und da im Augenblick eine solche für ihn nicht offen war, so wurde ihm in gnädigen Ausdrücken die Erlaubniß ertheilt, mit Beibehaltung aller Vortheile seiner bisherigen Anstellung einstweilen in Stargard zu bleiben. Dies war ganz seinen Wünschen gemäß. Er lebte hier in der Zurückgezogenheit sehr vergnügt, kümmerte sich um keine Geschäfte, ließ alles gehen wie es ging, saß ganze Tage am Klavier und komponirte. Doch einer Sorge konnte er sich nicht entziehen. Seine Vermögensumstände, denen er nie besondre Beachtung widmete, waren durch frühere Freigebigkeit, besonders und noch zuletzt für seinen Bruder Dietrich, dann durch die Zeitläufte, die so viele Verluste und Entwerthungen verursachten, in bedenkliche Verwirrung gerathen, und grade jetzt trat eine entschiedene Geldnoth ein, der besonders in Stargard nicht leicht abzuhelfen war. Bülow nahm auch jetzt noch die Sache leicht, und sagte zu der bekümmerten Frau: „Wir werden schon wieder Geld bekommen!" Doch versäumte er auch nicht, hiezu die nothigen Anstalten zu treffen. Im Laufe des Sommers machte er mit seiner Gattin, besonders auf die dringende Einladung der Prinzessin Luise von Preußen und des Fürsten Radziwill, eine Reise nach Berlin, die seine Hülfsmittel zwar vollends erschöpfte, deren aber auch bald neue eröffnete. Zuerst entschied sich hier, und gewiß nicht ohne günstige Mitwirkung seiner persönlichen Gegenwart, seine Versetzung nach Marienwerder zur westpreußischen Brigade; dann schenkte der König ihm wegen dieser Versetzung, um sein Uebersiedeln zu erleichtern, die Summe von 1000 Thalern.

Mit diesen guten Erfolgen nach Stargard zurückgekehrt, mußte Bülow hier gleichwohl noch lange Zeit auf die amtliche Ausfertigung warten, ohne welche er seine neue Dienstanstellung nicht antreten konnte. Seine Geduld hatte schwere Prüfungen zu bestehen. Es schien sogar, als ob die ihm ertheilte Zusage wieder rückgängig werden sollte, es erhoben sich bedenkliche Schwierigkeiten. In Marienwerder befehligte Yorck, ein Befehlshaber, mit dem weit schwerer auszukommen war, als mit Blücher, ihm sollte Bülow untergeben sein. Doch war es nicht sowohl dieser, als Yorck selbst, der das neue Verhältniß scheute, davon erschreckt wurde. Sein Schreiben hierüber an Scharnhorst, ist wie dessen Antwort zu bezeichnend in Betreff der Meinung, die beide über Bülow hatten, als daß wir sie hier weglassen dürften, wir geben beide so wieder, wie Droysen sie im Leben Yorck's mitgetheilt hat. Yorck schrieb in größter Aufregung: „Der Friede wird also auch von hier weichen; ich lasse meine alten Kuchenreuter sofort in Stand setzen; denn ich bin wie von meiner Existenz überzeugt, daß Bülow und ich keine acht Tage beisammen sind, ohne uns bei den Haaren zu haben. Von meinen Fähndrichsjahren an war es bei mir Grundsatz, keine Händel anzufangen, aber sie auch nie abzulehnen und auszuweichen. Mit diesem Vorsatz gehe ich auch jetzt noch allen Unannehmlichkeiten entgegen, die ich im Geist schon kommen sehe, und eben dieser Grundsatz hält mich auch für den Augenblick noch ab, Seine Majestät sogleich um meinen Abschied zu bitten. Sobald die erste Unannehmlichkeit aber abgemacht sein wird und ich am Leben bleibe, so gebe ich mein Ehrenwort, daß ich im Frieden keine Stunde mehr dienen werde. Euer Hochwohlgeboren können es nicht unbemerkt lassen, wie es für mich wahrlich sehr empfindlich sein muß, immer so in widrige Verhältnisse zu kommen. Bei allen andern nimmt man Rücksichten, nur bei mir nicht. Als die Brigaden formirt

wurden, wollte niemand nach Westpreußen, also ich mußte her —; ich wäre herzlich gern nach Frankfurt, nach Neiße oder nach Pommern gegangen; aber jeder wählte, und ich mußte nehmen was übrig blieb. Hier habe ich mich nun drittehalb Jahr mit dem alten Courbiere gequält; kaum fange ich an frei zu athmen, so tritt schon wieder ein Mißverhältniß ein. Warum soll ich denn grade das Stichblatt aller Unannehmlichkeiten sein? warum nicht Bülow mit Zieten oder Kleist vertauscht? ... Bei Gott und Ehre, ich bin nicht Prätendent, ich will nichts, ich verlange keine besondere Gnadenbezeugungen; ich will aber auch nicht, daß man mich immer da vorschiebt, wo jedes Andern Behaglichkeit berücksichtigt wird. Wer Bülow und mich kennt, muß absolut voraussehen, daß wir nicht mit einander fertig werden können und daß unangenehme Szenen vorfallen müssen .... Es komme wie es wolle, mein Entschluß ist gefaßt; und nur diejenigen, die den König zu dieser Bestimmung gebracht haben, haben sich die Folgen zuzuschreiben." Hierauf antwortete Scharnhorst: „Indem ich Euer Hochwohlgeboren versichere, weder einen Vorschlag noch Fingerzeig, er sei direkt oder indirekt, zu dieser Versetzung gegeben zu haben, kann ich aber auch nicht umhin zu bemerken, daß ich, wäre ich in Berlin gewesen und veranlaßt worden über die Versetzung Bülow's einen Vorschlag zu thun, meiner wahrscheinlich zu der jetzigen Versetzung gewesen wäre. Ich hätte gedacht, Sie würden noch am ersten mit Bülow fertig, und submittirt er sich nicht gehörig, so würde ihm dies zur Last fallen, so müßte er weg. Als ich nach Pommern kam, war mein Plan, eine Versöhnung zu bewirken, und dem General Blücher vorzuschlagen, Bülow zum Generalquartiermeister bei sich zu nehmen. Die Versöhnung gelang nur halb; den andern Plan gab ich auf, weil die Ideen, welche ich von Bülow über den Krieg hörte, viel zu systematisch waren, sich nicht zu unserer Lage schickten; und endlich weil Bülow von Kolberg

eine ſchlechte Meinung hatte. Kurz, die Anſichten vom General Blücher, der Geiſt, in dem er ſprach, ſchicken ſich zu unſern jetzigen, die von Bülow zu unſern ehemaligen Verhältniſſen, nach meiner Beurtheilung. Euer Hochwohlgeboren meinen, Bülow hätte mit Zieten vertauſcht werden können; da aber wahrſcheinlich G. für die oberſchleſiſche Brigade in gewiſſen Fällen beſtimmt iſt, konnte dort Bülow nicht ſein. Kleiſt hatte ich nicht zu Blücher geſetzt; Kleiſt iſt ein braver und geſcheuter Mann, aber im Geiſt der ehemaligen Art Krieg zu führen, der gewöhnlichen Mittel, der Form. — Beſſer wäre es geweſen, Kleiſt eine Infanteriebrigade in der weſtpreußiſchen Brigade zu geben, aber man hat ihn wohl nicht gern vom Brigadegeneral zum Brigadier machen wollen. Ich ſetze voraus, daß ich vertraut und offenherzig mit Euer Hochwohlgeboren reden darf. Glauben Sie ja nicht, daß man in Berlin Ihnen etwas Unangenehmes zu thun ſucht, ſondern daß im Gegentheil das Beſtreben dahin geht, Ihnen Ihre Verhältniſſe ſo angenehm als möglich zu machen. Aber demungeachtet treten doch Verhältniſſe ein, wo etwas geſchehen muß was vielleicht nicht ganz nach Ihren Wünſchen iſt; ſo wäre es z. B. nicht möglich geweſen, Sie bei der Beſetzung der Brigaden nach Pommern zu bringen, dort war Blücher, nach Neiße und Frankfurt Sie zu verſetzen, wäre unverantwortlich geweſen, da Sie das Vertrauen hatten, in außerordentlichen Lagen ein Korps ſelbſt kommandiren zu können, und dazu war bei der weſtpreußiſchen Brigade Gelegenheit, aber nicht bei den beiden andern. Nach dieſen Grundſätzen iſt verfahren worden und mußte ſchlechterdings verfahren werden. Was jetzt die Sache mit Bülow betrifft, ſo wäre es mir lieb wenn Bülow außer Aktivität treten wollte, ohne den Abſchied zu nehmen. Er iſt ſehr kränklich, und kann dies alſo um ſo mehr thun. Bülow iſt ein braver und geſcheuter Mann, aber ein Bülow; alle Bülow's ſind eigen,

für ihre Meinung eingenommen und nicht sehr verträglich. Er würde auf diese oder jene Art immer einen Platz gelegentlich finden; zu dem jetzigen paßt er nicht, das ist wahr. — Indem ich nun offen meine Meinung über die Angelegenheit der Versetzung Bülow's dargelegt habe, ersuche ich Sie, des Staates und unserer militairischen Ehre, vorzüglich aber der Erhaltung des Königs wegen, Ihre Meinungen und Vorsätze bei dem, was zwischen Ihnen und Bülow sich ereignen konnte, zu ändern, und nach dem Gesetz gegen Bülow zu verfahren, sobald er sich nicht gehörig nimmt." Die Sache blieb längere Zeit schweben, und noch gegen Ende des Octobers mußte Bülow seinem Bruder Ludwig schreiben, es sei noch unentschieden, wohin er nun weiter noch seine Bestimmung erhalten werde. Daß damals auch Blücher von seiner Befehlführung, weil die Franzosen über ihn und seine fortgesetzte Verstärkung der Festungswerke von Kolberg klagten, nach Berlin abgerufen und durch Tauentzien vorläufig ersetzt worden, erwähnt er ohne allen Groll; er war heftig, aber Rachsucht und Schadenfreude waren ihm gänzlich fremd.

Die Schwierigkeit mit York erledigte sich durch dessen Beförderung in der Mitte des Novembers zum Oberbefehlshaber in ganz Preußen, die ihn nach Königsberg abrief. Er selbst machte nun den Vorschlag, die westpreußische Brigade Bülow'n zu übergeben, mit dem er jetzt wenigstens keinen persönlichen Zusammenstoß mehr besorgte. Bülow empfing seine unter dem 29. November 1811 ausgefertigte Ernennung zum Brigadegeneral der westpreußischen Brigade, und reiste unverzüglich nach Marienwerder ab. Dies war nicht die früher gemeinte Versetzung mehr, sondern eine wirkliche Beförderung; denn als Brigadier hatte er nur das Fußvolk einer Brigade zu befehligen, als Brigadegeneral aber die ganze Brigade, Fußvolk, Reiterei und Geschütz; Brigade aber hieß damals im preußischen Heer, was eigentlich eine Division war, und später auch wieder

so genannt wurde. — Bülow's Zusammentreffen mit Yorck war freundlich in gemessener Höflichkeit; bei längerem Verweilen Yorck's in Marienwerder hätte schwerlich der Frieden lange Dauer gehabt. Noch bei seiner Abreise nach Königsberg hinterließ Yorck unter dem 11. Dezember für Bülow eine ausführliche Weisung, wie derselbe sich im Fall eines feindlichen Eindringens der Franzosen auf das preußische Gebiet, oder sonstiger feindlichen Maßregeln zu verhalten habe; Bülow las sie mit Aufmerksamkeit durch, fand die Vorschriften zweckmäßig, lachte aber bitter auf, als er zu der Stelle kam, wo seiner eignen Beurtheilung überlassen wird, welche besondre Maßregeln er nach eintretenden Umständen zu nehmen habe, um der hier gegebenen allgemeinen Ansicht Genüge zu leisten; „Das mein' ich auch! rief er aus, wenn unsre Weisheit nichts taugt, hilft uns auch seine nicht!" —

Bülow's Gattin gebar ihm am 7. Dezember Zwillingssöhne. Der häusliche Segen durfte sein Herz erfreuen, aber die großen allgemeinen Sorgen, die Ungewißheit der nächsten Schicksale des Landes, und die rastlose Thätigkeit, welche unter solchen Umständen geboten war, ließen den persönlichen Ereignissen nur eine sehr getheilte Aufmerksamkeit sich zuwenden. —

Mit dem Anfang des Jahres 1812 wurden die Verhältnisse zwischen Rußland und Frankreich so gespannt, die beiderseitigen Rüstungen hatten eine so drohende Gestalt angenommen, daß ein naher Ausbruch des Krieges unvermeidlich erschien. Für Preußen in seiner unglücklichen Zwischenlage stand eine furchtbare Wahl bevor, zu einer der beiden Mächte mußte es sich halten, doch auf jeder Seite war Gefahr, auf keiner Sicherheit und Heil; die Neigungen drängten zum Bündniß mit Rußland, die ganze Lage der Dinge zum Anschluß an Frankreich. Dazu kam, daß Rußland sich wenig erklärte, fortwährend unterhandelte, nur innerhalb seiner Gränzen streiten zu wollen

schien, also die preußischen Lande zum voraus preisgab. Oesterreich stand bereits entschieden auf Seiten Frankreichs. Die kriegsmuthige, vaterlandseifrige Parthei in Preußen und ihre durch ganz Deutschland zerstreuten Anhänger wollten trotz aller Ungunst der Umstände, und trotz des ungeheuren Mißverhältnisses der Kräfte, daß Preußen auf eigne Hand rücksichtslos den verzweiflungsvollen Kampf unternähme, und im schlimmsten Falle lieber ehrenvoll unterginge, als in der Knechtschaft unter Napoleon oder der Abhängigkeit von Rußland ein elendes Dasein zu fristen; sie glaubten aber auch an die Möglichkeit des Erfolgs, sie wiesen auf den Widerstand der Spanier hin, auf die siegreichen Feldzüge Wellington's, die mächtige Hülfe Englands, auf den Haß, der überall in Deutschland, in Italien, in allen unterdrückten Völkern gegen Napoleon aufzustehen bereit sei, schon das Beispiel einer solchen Entschlossenheit werde die Kraft des Feindes brechen, der eignen von allen Seiten neue Stärke zuführen. In dem preußischen Heer war diese Gesinnung vorherrschend, Offizier und Soldat kannten nur Einen Feind, die Franzosen. Mit freudigem Muthe würde die kleine Schaar, die aber auf das erste Zeichen zu 120,000 angewachsen wäre, in den Vernichtungskampf gestürzt sein. Gewiß, ein Erfolg war möglich, aber das Wagniß ungeheuer, die Zufälle nicht zu berechnen. Die Staatsklugheit konnte nicht einwilligen, schon jetzt ein solches Aeußerste versuchen zu lassen, sie durfte hoffen noch andre Wege zu finden, um aus den düstern Bedrängnissen, wenn auch mit großen Opfern, die eigne Zukunft zu retten. So geschah es, daß nach vielem peinlichen Unterhandeln, als noch zuletzt Rußland vergeblich angesprochen worden, und die Franzosen schon die Gränzen zu überschreiten drohten, Preußen am 24. Februar 1812 mit Frankreich eine Bundesgenossenschaft einging, kraft deren es der französischen zum Angriff gegen Rußland bestimmten Heeresmacht den Durchzug

öffnete, und derselben 21,000 Mann Hülfstruppen anzuschließen versprach. —

Bevor dieses entschieden oder bekannt war, stiegen mit jedem Tage die Beunruhigungen und Besorgnisse; in Berlin war alles zur Abreise des Königs bereit, die Truppen marschfertig, um sich einem ersten Ueberfall zu entziehen; französische Truppen unter dem Marschall Oudinot rückten grade auf Berlin zu, jeden Augenblick konnten sie die Gränze überschreiten; der Marschall Davoust hatte wirklich schon eine Division, die des Generals Friant, in Pommern einrücken lassen, wo glücklicherweise keine preußischen Truppen entgegen standen, und also der Zusammenstoß noch vermieden blieb. Noch größer war die Verlegenheit in Preußen, wo die Generale keinem Entschlusse vorgreifen durften und allen Unfällen ausgesetzt blieben. Unter diesen Umständen mußte jeder Zwiespalt zwischen Yorck und Bülow schweigen, nur die Sache des Vaterlandes war beiden gemeinsame Sorge, nur Vertrauen und Willfährigkeit wetteiferten mit einander. Bülow hatte große Befürchtung wegen Elbings, dieser reichen, mit Waaren und Lebensmitteln angefüllten Stadt, welche von Danzig her durch die Franzosen jeden Augenblick besetzt werden konnte; welche Maßregeln waren hier angemessen, welche nur möglich? Das politische Verhältniß mußte hier zur Richtschnur dienen, aber dies war nicht entschieden, nicht bekannt. Bülow sandte den Hauptmann von Boyen nach Königsberg, um hierüber mit Yorck nähere Verabredung zu treffen; dieser antwortete am 13. Februar 1812: „Euer Hochwohlgeboren kann ich mit der rücklehrenden Gelegenheit des Kapitain Boyen noch nicht mit Bestimmtheit über unsre militairisch-politische Lage schreiben. Ich ersuche Dieselben ganz ergebenst, an die Ihrem Kommando untergebenen Truppen in der Art angemessene Weisung zu erlassen, daß die bisher bestandene gute Harmonie mit dem Kaiserlich französischen Generalgouver-

nement zu Danzig so wie den warschauischen Behörden möglichst erhalten werde, also über kleine Vorfälle fein gar zu großes Aufheben zu machen, doch aber auch auf der andern Seite nichts zu dulden, wodurch die Ehre der Truppen und die Integrität der Monarchie wirklich gefährdet werden könnte. In welchem letzteren Falle noch alle die Vorschriften in völlige Kraft und Anwendung kommen würden, die ich darüber früher ertheilt habe. Uebrigens ist zwar eine zu allen Umständen passende und eigentlich schon zur Ordnung der Armee gehörende Vorsicht nach wie vor anzuwenden, doch muß und braucht dieselbe weder in Aengstlichkeit noch Uebereilung auszuarten."

Mittlerweile empfing Bülow aus Berlin die vertrauliche Nachricht, Preußen sei mit Frankreich verbündet, der Vertrag in Paris so gut wie abgeschlossen. Er theilte diese Nachricht sogleich an Yorck nach Königsberg mit, wo sie aber auf andern Privatwegen auch schon eingelaufen war. Endlich erfolgte die amtliche Mittheilung, welche den Abschluß des Bündnisses bestätigte, zugleich aber wünschte, daß davon fürerst nur als von einem Einverständnisse Preußens mit Frankreich gesprochen, die Beziehung auf Rußland verschwiegen würde. Die Vorsicht war eine zu späte, nutzlose. —

In Voraussicht dieser Wendung war Blücher schon im Januar von seiner Befehlführung in Pommern abgegangen; als die Thatsache nicht mehr zweifelhaft war, trat auch Scharnhorst zurück, nahm Gneisenau den Abschied, mit ihm Clausewitz, Barner, Chazot, Tiedemann, im Ganzen über dreihundert Offiziere, die nicht für Napoleon, sondern gegen ihn fechten wollten, und theilweise nach Rußland gingen, theilweise nach Spanien. Für Bülow's Denkart und Neigung wäre die Wahl schnell entschieden gewesen, das Beispiel seines Jugendfreundes, des ehrenfesten, tapfern Chazot, war für ihn ein gewichtiges, wirksames; es wird versichert, daß er von verschiedenen Seiten die drin-

gendsten Aufforderungen, selbst von dem Namen des Ministers vom Stein unterstützt, empfangen habe, mit den glänzendsten Aussichten in russische Dienste zu treten; allein sein Pflichtgefühl überwog, und sein Entschluß, der Sache des Königs, wohin sie sich auch wende, treu zu folgen, wankte keinen Augenblick. Hierin stimmte seine Handlungsweise mit der von Yorck völlig überein; ohne daß der Gegenstand je zwischen ihnen zur Sprache gekommen wäre. —

Mit dem ausgesprochenen Bündniß waren jedoch die Verlegenheiten für Yorck und Bülow keineswegs beendigt; Napoleon selbst, der mit Rußland noch immer unterhandelte, wünschte den Vertrag noch nicht völlig bekannt werden zu lassen, seine näheren Bestimmungen wurden daher noch nicht veröffentlicht; welche diese aber auch sein mochten, jedenfalls waren sie drükkend, und man wußte vorher, daß Napoleon sich da, wo er die Gewalt hatte, wenig um Verträge kümmerte, und daß wie er selbst auch seine Generale und Verwaltungsbehörden stets zu Uebergriffen geneigt waren. Wie weit diese zu dulden seien, wo der Widerstand anfangen solle, welchen Nachdruck dieser haben dürfe, das blieb dem Urtheil der Befehlshaber überlassen, die zunächst von den Uebergriffen berührt wurden. Die Nachricht, daß die Franzosen am 26. und 27. Februar mit 2000 Mann aus Schwedisch-Pommern nach Demmin, Anklam und Swinemünde vorgerückt seien, in Swinemünde die Schiffe unter Aufsicht genommen, in Anklam einen Kommandanten eingesetzt und ein Lazareth angelegt, wobei sie vorgaben verbotenen Waaren nachzuforschen, erregte die größte Unruhe. Yorck schrieb hierüber am 6. März an Bülow: „Mit Anklam hat man vielleicht nur angefangen, um hinterdrein mit Elbing einen ungleich größeren Koup auszuführen. — Ohne Artillerie kann ich aber nicht gegen eine so einladende Besitznahme gültig protestiren; wenn ich aber Artillerie anwenden soll, so muß sie auch

bespannt sein. Leider zeigt mir schon diese partielle Mobilmachung, daß ich allein 12 Tage gebrauche, ehe ich mit einer einzigen Kanone zum Thor hinausmarschiren kann; so sehr ist das Kalkul auf dem Papier von der wirklichen Ausführung verschieden, so wenig paßt unsere nicht schlagfertige Lage zu der gegenwärtigen politischen Lage des Staates und der Provinz insbesondere."

Die Franzosen rückten indeß mit ungeheurer Heeresmacht, fast eine halbe Million Streiter, mit unermeßlichem Troß, von allen Seiten in Preußen ein, und durchzogen das unglückliche Land seiner ganzen Länge nach der russischen Gränze zu. Die Kriegszucht dieser Truppen war schon jetzt großentheils aufgelöst, sie hielten sich nicht an die ihnen angewiesenen Straßen, nahmen Quartier wo es ihnen beliebte, plünderten, erpreßten; über 100,000 Vorspannspferde mit ihren Wagen wurden gewaltsam mit fortgeschleppt. Ueberall sprachen die Franzosen als Gebieter, setzten ihre Behörden ein, hemmten eigenmächtig den Seeverkehr in allen Häfen. Napoleon begehrte nachträglich ganz außerhalb des Vertrags, daß seinen Truppen auch noch die Festungen Spandau und Pillau eingeräumt würden, beide mußten geöffnet werden, wenn auch Pillau erst späterhin nach vergeblichen Weigerungen.

Die preußischen Hülfstruppen wurden zusammengezogen, und nach dem Wunsche Napoleons unter den Oberbefehl des Generallieutenants von Grawert gestellt, diesem aber Yorck als zweiter Befehlshaber beigegeben. Diese Ernennung, zu welcher noch Scharnhorst's Einfluß bedeutend mitgewirkt, hatte den Zweck, der etwanigen Nachgiebigkeit entschlossene Kraft beizugesellen. Diese Beförderung Yorck's wirkte unmittelbar auf Bülow zurück, er hatte die Stelle von jenem einzunehmen. In der hierüber an Bülow gerichteten Kabinetsordre vom 24. März 1812 sagt der König: „Aus besonderm Vertrauen

zu Ihnen habe ich beschlossen, Ihnen die Gouvernements-Geschäfte von Ost- und Westpreußen so wie von Litthauen zur einstweiligen Verwaltung zu übertragen, sobald der General von Yorck mit dem mobilen Korps ausmarschiren wird; Sie haben sie also dann, wann dieser Zeitpunkt eintritt, zu übernehmen, und ist das Nöthige von mir an den gedachten General erlassen worden."

Dieser Zeitpunkt trat erst im Anfange des Juni ein. Inzwischen hatten die Durchmärsche der Franzosen und ihrer Verbündeten unaufhörlich fortgedauert, so wie alle Arten von Rüstungen und Vorbereitungen.

Bülow hatte sich nach Königsberg begeben, wo er von Yorck, der nach Labiau zu seinen Truppen abging, die Geschäfte übernahm und sich in seiner Amtsthätigkeit festsetzte. Am 12. Juni traf Napoleon auf der Durchreise zu seinen in Ostpreußen zusammengedrängten Heeresmassen dort ein, und zog die Generale von Bülow und von Zieten zur Tafel, wo sie die Ehrenplätze neben ihm hatten. Von besonderem Gespräch wird nichts berichtet, als daß Napoleon das Aussehen und die Haltung der preußischen Truppen lobte, und gegen die preußischen Generale etwas freundlicher war, als gegen die eignen. Bülow aber konnte mit Muße in größter Nähe den wunderbaren Mann betrachten, vor dem Europa zitterte, den er als Kriegshelden bewunderte, als den Feind und Unterdrücker Preußens haßte, dem er als einem Bundesgenossen jetzt unwillig zur Seite stehen mußte, künftig aber als einem Feind im erwünschten Kampfe verderblich gegenüberstehen sollte! Die Gelegenheit zu solch nahem Anschauen und Prüfen des Mannes hat sich für Bülow in der Folge nie wiedergefunden.

Erst am 24. Juni 1812, nachdem alle Unterhandlungen zur Abwendung des Krieges erschöpft, alle Streitmittel hingegen völlig geordnet waren, überschritt Napoleon die Memel,

und begann mit der Hauptmacht seinen verhängnißvollen Zug in das innere Rußland, während die preußischen Truppen unter Grawert und Yorck, dem Heertheil des Marschalls Macdonald angehörig, die Richtung nach Kurland und auf Riga nahmen. —

Bülow's Befehlsmacht hatte im Mai und Juni größere Ausdehnung erhalten, namentlich waren ihm die Truppen überwiesen, die preußischerseits zur Vertheidigung der Ostseeküsten mitwirken sollten. Allein der übermüthige Verbündete setzte dieser Befehlführung enge Schranken, und Bülow sah sich in das schwierigste Verhältniß versetzt. Der von Napoleon zum Generalgouverneur in Preußen ernannte General Graf von Hogendorp, ein Holländer im französischen Dienst, schaltete rücksichtslos im Lande, maßte sich an über die zurückgebliebenen preußischen Truppen zu verfügen, verlegte und gebrauchte sie nach Willkür, und that überhaupt, als ob ein preußischer Befehlshaber nicht da wäre. Bülow, bei seiner heftigen Gemüthsart, bedurfte der größten Selbstüberwindung, um nicht einer solchen Eigenmacht mit trotzigem Widerstande zu begegnen; allein er fühlte zu tief die gefahrvolle Lage des Staates, um nicht seine persönliche Gereiztheit zu unterdrücken, und alles zu vermeiden, was dem Könige größere Verlegenheit bereiten konnte; er bezwang seinen Unwillen, und ertrug den frechen Uebermuth, der mit Gewalt nicht abzuweisen war, und gegen den Gründe nichts vermochten. Er entzog sich so viel als möglich aller näheren Berührung mit Hogendorp, der dies seinerseits erleichterte, indem er barsch und rücksichtslos die Formen des Umgangs außer Acht setzte, und dadurch auch die Höflichkeit, die ihm zu erweisen war, verscherzte. Durch kluges und standhaftes Verhalten kam Bülow über die schlimmste Zeit glücklich hinweg; Hogendorp wurde abberufen, und in seine Stelle trat der General Graf Loison, der sich ungemein freundlich erwies, heitre Geselligkeit und frohen Lebensgenuß liebte, und für

Bülow besondre Hochachtung zeigte. Freilich war dadurch in der Hauptsache nichts geändert, das Land wurde von den Franzosen wie ein ihnen gehöriges behandelt, die Behörden, die Truppen, die sämmtlichen Hülfsmittel, alles stand unter französischem Befehl, war wie aufgegangen in die französische Macht, und das stärkste Vaterlandsgefühl konnte nichts als hoffend abwarten, daß Preußen aus der fremden Mischung doch unversehrt einst wieder ausscheiden würde. —

Napoleon drang unterdessen mit seinem Heerzug immer tiefer in Rußland ein, die planmäßig zurückweichenden Russen hielten endlich Stand bei Smolensk, bei Borodino; doch ohne in den Schlachten besiegt zu sein gingen sie noch weiter zurück, und überließen dem Feinde sogar die Hauptstadt Moskau, in welche Napoleon als Sieger einzog. Eine verhängnißvolle Feuersbrunst, durch Rastoptschin's grimmige Kraft in's Werk gesetzt, verzehrte gleich darauf diese Stadt mit allen in ihr noch verbliebenen Hülfsmitteln, und die Franzosen waren gezwungen, die heiße Trümmerstätte zu verlassen. Doch stand ihre Kriegsmacht noch ungebrochen im Herzen des Landes, heftige Treffen wurden geliefert, neue Feldzugspläne und politische Anschläge gemacht. Auch die preußischen Hülfstruppen unter französischem Oberbefehl des Marschalls Macdonald waren nach Kurland und gegen Riga vorgerückt, und hatten in mehreren heißen Gefechten ruhmvoll gekämpft. Die preußische Kriegsehre forderte Tapferkeit auch da, wo die preußische Gesinnung den Sieg, hätten nicht Preußen gekämpft, kaum wünschen konnte. Man war gezwungen, an der Seite der Franzosen zu fechten, aber es entstand keine Waffenbrüderschaft, lieber hätte man diese den gegenüberstehenden Russen gewährt. Daß man in Preußen, in Königsberg wie in Berlin, die Siege der Franzosen, den Einzug in Moskau, den Sieg der Preußen bei Eckau feiern mußte, war eine nothwendige Folge des eingegangenen Bünd-

niſſes, aber in der Stille trauerten die Vaterlandsfreunde über Vortheile, die durch preußiſche Tapferkeit miterrungen nur aufs neue die Bande befeſtigten, nach deren Zerreißung ſie ſich ſehnten. Für die höheren Beamten und Befehlshaber, welche zunächſt mit den Franzoſen zu thun hatten, war es keine geringe Aufgabe, in dieſem fortdauernden Zwieſpalt zu leben, und dabei dieſen ſelbſt mit größter Sorgfalt ſo viel als möglich zu verdecken. Bülow hatte ſo viel Kraft des Willens und Gewandtheit des Benehmens, daß er in ſeiner ſchwierigen Stellung dem lauernden Argwohn der Franzoſen keine Blöße gab; fand er ſich aber unbeobachtet von Späherblicken, wußte er ſich im Kreiſe der Vertrauten, dann hielt er ſich für den Zwang, den er ſich angethan, ſchadlos, und machte ſeinem Herzen in Verwünſchungen Luft, die nicht ſelten über die Franzoſen hinweg auch auf Landsleute fielen, denen man Hinneigung zu jenen ſchuld gab. —

Alles war geſpannt auf den Ausgang des großen Feldzugs, der das Schickſal Rußlands bereits entſchieden zu haben ſchien. In Folge der ſiegreichen Gefechte, welche die preußiſchen Hülfstruppen, nach Grawert's Abgang jetzt von Yorck befehligt, in Kurland geliefert hatten, waren ruſſiſche Gefangene in Königsberg eingebracht worden. Dies gab Anlaß daß der Flügeladjutant des Königs, Major Graf Henckel von Donnersmark, auf der Durchreiſe nach Mitau zu Yorck, dem er Befehle überbrachte, auch bei Bülow eines Auftrags ſich zu entledigen hatte, indem der König verlangte, derſelbe ſolle aus den ruſſiſchen Gefangenen 24 Sänger ausſuchen und auf der Poſt ihm nach Berlin ſchicken. Bülow, der bei Henckel's erſten Worten eine wichtige Eröffnung politiſchen Inhalts erwartet hatte, war nicht wenig erſtaunt, eine ſolche zu vernehmen. Beſonders war ſein muſikaliſcher Sinn verletzt, und er konnte ſich — wie Henckel erzählt — gar nicht zufrieden geben, daß der König ſolche un-

harmoniſche Schreihälſe haben wolle, und meinte, wer am beſten brüllte, den würde er auswählen. Doch fand er nachher, daß ſie zuſammen recht gut ſängen, und meldete mit Vergnügen, daß ſie alle ſich ſehr über ihr bevorſtehendes Loos freuten.

Der Sommer verging, der Herbſt ebenfalls. Bald nach dem Brande von Moskau verſtummten die Siegesnachrichten der Franzoſen, von dem Heere kam aus der weiten Ferne nur ſeltnere Kunde, ſie blieb endlich aus. Der Winter war mit ungewöhnlicher Strenge eingetreten. Allmählich begannen dumpfe Gerüchte von dem Rückzuge des großen Heeres zu reden, von ſeinen bedeutenden Verluſten, von den Gefahren und Schreckniſſen des Rückzuges; unermeßliche, entvölkerte, von grimmigem Froſt erſtarrte, durch hohen Schnee überdeckte Länderſtrecken waren unter heftiger Verfolgung zahlloſer Koſakenſchwärme zurückzulegen. Endlich erfuhr man, daß Napoleon ſeine durch Kampf, Mangel, Krankheit und Froſt auf ein Drittheil herabgeſunkenen Schaaren auf fluchtartigem Rückzug in furchtbaren Bedrängniſſen verlaſſen, und perſönlich mit größter Eile den Weg nach Paris genommen habe, um neue Streitkräfte aufzurufen. Nach langer Unterbrechung der bisher ſo ruhmredigen Bulletins erſchien plötzlich eines, das die entſetzlichen Unfälle, die das Heer betroffen hatten, nicht mehr verſchweigen konnte, und durch alles gleißneriſche Bemühen, die Vorgänge gemildert darzuſtellen, ſie erſt recht offenbar machte. Das Bulletin ſprach nur immer von Pferden, die dem Froſt und dem Mangel erlegen ſeien, aber der Schluß ergab ſich von ſelbſt, daß es den Menſchen nicht beſſer ergangen ſein konnte, und daß ein Heer ohne Pferde bald auch ohne Geſchütz und Munition, ohne Gepäck und Lebensmittel ſein mußte.

Auf die Nachricht von dem völligen Rückzuge des Heeres, das nur noch in Trümmern ſich heranſchleppte, brach Loiſon mit allen franzöſiſchen Truppen im Anfange des Novembers

von Königsberg auf und marſchirte nach Wilna, um daſelbſt die Flüchtigen aufzunehmen, die Verfolgung zu hemmen; eine friſche franzöſiſche Diviſion war unter dieſen Umſtänden eine bedeutende Macht, hinreichend um die vorangeeilten Reiterſchaaren der Ruſſen, deren Hauptſtärke ſo ſchnell nicht folgte und noch weit zurück war, ſo lange aufzuhalten, bis Napoleon die aufgebotenen Verſtärkungen herbeigeführt hätte, um den Krieg mit neuer Kraft fortzuſetzen. Um ſo größer war das Erſtaunen als man vernahm, daß auch dieſe ganze Diviſion verloren ſei, die furchtbare Kälte und der mit ihr eingetretene Mangel hatten ſie binnen einiger Tage hingerafft, nur wenige Mannſchaft, erſchöpft und halberfroren, entkam den Koſaken, und miſchte ſich zu den Trümmern des großen Heeres, die zuletzt noch beim Uebergang über die Bereſina durch Froſt, Hunger und ruſſiſche Waffen ſchrecklich durchwühlet und aufgerieben, in wehrloſen Haufen jammervoll nach Preußen zurückkamen, von wo ſie vor ſechs Monaten ſo ſtolz und übermüthig ausgezogen waren.

Täglich fuhren unabſehbare Reihen von Wagen in Königsberg ein, beladen mit Verwundeten und Kranken, begleitet von erſchöpften Fußgängern, die nur kümmerlich dahinſchwankten. Todtenbleiche Geſichter, ſtiere Augen, erfrorne Glieder, dumpfe Gleichgültigkeit, ſprachen grauſenhaft die Leiden und das Elend aus, welches die Unglücklichen zu überſtehen gehabt. Stabsoffiziere, Generale, in Stolz und Ueppigkeit verwöhnte Günſtlinge des Glücks, kamen in Lumpen gehüllt, in Noth und Verzweiflung an, jeder Hülfe bedürftig, jede Erquickung annehmend, manche ſtarben in deren übereiltem Genuß. Alle Ordnung war aufgelöſt, kein Unterſchied galt mehr. Man ſah ein gränzenloſes Verderben vor Augen, und wußte nun, daß nicht Tauſende, nein Hunderttauſende ſchrecklich zu Grunde gegangen waren, die noch Ueberlebenden trugen völlige Muthloſigkeit und den Keim tödtlicher Seuchen in ſich. Mit dieſen franzöſiſchen

Trümmern, kamen auch die von rheinbündiſchen Truppen an, endlich die Ueberbleibſel zweier preußiſchen Reiterregimenter, welche Napoleon der Befehlführung Macdonald's entzogen und mit nach Moskau genommen hatte.

Bülow geſtand, daß er in ſeinem Leben von keinem Anblick und keiner Schilderung ſo erſchüttert worden ſei, als von dem, was er hier ſah und hörte. Doch ſein von dieſem Entſetzen einen Augenblick niedergedrücktes Gemüth erhob ſich alsbald zu kräftiger Erwägung ſolcher unerwarteten Schickſalsſchläge, und ſchöpfte aus ihnen neue Hoffnungen für das Vaterland. Er ſchrieb in dieſem Sinne an einen hochgeſtellten Freund in Berlin, ſchilderte in kurzen Worten das Elend, das vor Augen lag, den Zuſtand der franzöſiſchen Streitkräfte, ſoweit er zu überſehen war, fragte, was man in Berlin geſonnen ſei zu thun, drang auf raſche, durchgreifende Entſchließung.

Auch in Berlin hatte man bald denſelben Anblick wie in Königsberg, der endloſe Zug des Elends und Jammers wälzte ſich, von Seuchen begleitet, weiter und weiter bis zum Rhein, und immer größer offenbarte ſich das Verderben, der Verluſt, von denen Napoleons Macht war getroffen worden. Allein die Meinungen, welche hier auf die zu faſſenden Beſchlüſſe einwirkten, waren leichter zu beſtürzen als zu ermuthigen. Man verwies Bülow'n ſeinen voreiligen Eifer, man warnte ihn, durch keine Unvorſichtigkeit die Lage des Staates zu gefährden, dem ein kluges Abwarten und in dieſem zunächſt ein feſtes Beharren in dem Bündniß mit Napoleon räthlich ſei. In der That war die Macht deſſelben, wenn auch hart getroffen, doch keineswegs gebrochen. Er gebot in Frankreich noch über ungeheure Hülfsmittel, an Menſchen, an Geld, an jedem Bedarf; ließ man ihm nur einige Zeit, ſo erſetzte er ſein verlorenes Heer durch ein neues, und konnte noch immer das Kriegsfeld zuletzt als Sieger behaupten. Dieſe Zeit aber wollten die Erſchrockenen ihm

laſſen, und ſo ſtand ſeine Sache grade dadurch, daß man unentſchloſſen abwartete, nur um ſo beſſer; ſie ſtand ſogleich ganz gut, wenn man, was man zum Scheine thun wollte, wirklich that, nämlich mit allen Kräften ſich ihr anſchloß. Uebrigens leiſtete auch ein Kern ſtreitbarer Mannſchaft als tapfre Nachhut den Ruſſen im Felde noch hartnäckigen Widerſtand, und wich nur, wo entſchiedne Uebermacht ſie drängte.

Der kräftige Wille Napoleons regte alles zur eifrigſten Thätigkeit an. Die Rüſtungen in Frankreich, in den Staaten des Rheinbundes, waren in vollem Gange, der bloße Ruf davon ſchüchterte die Schwachen ein. Diplomatiſche Wirkſamkeit ſuchte dieſen Eindruck zu verſtärken, die verfänglichſten Anträge und Vorſpiegelungen wurden nicht geſpart, um Napoleons Verbündete, und zunächſt Preußen, bei ſeiner Sache feſtzuhalten. Dabei ſah man überall die militairiſchen Anſtalten der Franzoſen mit Nachdruck geleitet, die Feſtungen nach Möglichkeit bedacht, die Truppen zweckmäßig geſammelt und verfügt, unläugbar war die Macht, über die Napoleon gebot, noch furchtbar. Der König von Neapel, welchem Napoleon bei ſeinem Verlaſſen des Heers den Oberbefehl übertragen hatte, mußte zwar verzichten ſich bei Wilna zu behaupten oder auch nur hinter der Memel Stand zu halten, allein er wich nur Schritt für Schritt, und durfte ſich getrauen, die Linie der Weichſel zu vertheidigen, ja ſelbſt in Oſtpreußen mit Vortheil eine Schlacht zu liefern, wenn nur die Preußen ihn ſo unterſtützten, wie ſie es in der That vermochten. Die Franzoſen, bisher der preußiſchen Verhältniſſe ſo geringſchätzig und achtlos, wurden jetzt plötzlich ſehr freundlich, wollten gute Bundesgenoſſen ſein, die Sache Preußens ſogar voranſtellen; obſchon im Herzen voll Mißtrauen und Beſorgniß, ſtießen ſie nach außen keinen Zweifel blicken, daß Preußen ferner zu ihnen ſtehen würde. Die Hülfstruppen unter Yorck, die mit Macdonald aus Kurland zurückkehrten, befanden

ſich in franzöſiſcher Gewalt, gehorchten franzöſiſchem Befehl; es war nicht unwahrſcheinlich, daß die ſonſtigen preußiſchen Streitkräfte dem Geſchicke würden folgen müſſen, in welches dieſer anſehnliche, ſchon kriegsthätige Theil derſelben einmal verflochten war; dieſe Truppen feſtzuhalten und zu vermehren, wurde daher franzöſiſcherſeits alles aufgeboten.

Was in dieſer Beziehung bei Yorck und ſeinen Truppen vorging, iſt unlängſt von guter Hand umſtändlich dargelegt worden, und wir dürfen darauf verweiſen. In einer von Yorck's Lage ſehr verſchiedenen befand ſich Bülow. Er hatte eine ausgedehnte Befehlführung, die jedoch durch die Umſtände faſt ganz gelähmt worden war; ihm ſtand keine kriegsfertige Truppenmacht zu Gebot, nur zerſtreute Depots, vereinzelte ſchwache Beſatzungen, die nicht weggezogen werden konnten. Das Land war überall von Franzoſen beſetzt oder durchzogen, Danzig ein feſter Waffenplatz, von wo ſchon Verſtärkung in Königsberg eintraf, ſie ſammelten ſich mit großem Eifer und bewundernswerther Schnelligkeit; in Königsberg wimmelte es von Kranken und Flüchtlingen, aber die kräftige Betriebſamkeit der Generale wußte auch aus dieſen aufgelöſten Haufen ſchon wieder kleine Streitſchaaren herauszuſondern; eine nicht zu verachtende Stärke machte gegen die Ruſſen Front, von denen die Koſaken zwar weit voraus, die eigentlichen Truppenkörper aber langſam folgend noch weit zurück waren. Mehr als Yorck war demnach Bülow in franzöſiſcher Gewalt und Abhängigkeit.

Alles kam darauf an, was für Entſchlüſſe in Berlin gefaßt würden, doch dies blieb lange Zeit völlig ungewiß. Man ſah und glaubte hier den wahren Zuſtand der Dinge um vieles ſpäter als in Königsberg; man lebte unter Sorgen und Bedenklichkeiten, die zwiſchen der Oder und Elbe, im Anblick oder Bereich franzöſiſcher Beſatzungen, die ja Berlin ſelbſt und das nahe Spandau inne hatten, nicht ſo leicht zu überwinden waren,

als in Königsberg oder Tilsit, wo schon der Hurrahruf der Kosaken herüber schallte.

Bülow sah sich daher auf seine eigne politische Einsicht, auf seine eigne diplomatische Geschicklichkeit angewiesen. Er hatte früh den Umfang des Verderbens erkannt, der das französische Heer getroffen hatte, aber sich auch nicht über die Widerstandsfähigkeit getäuscht, die in den Trümmern dieser alten sieggewohnten Kriegsmacht noch übrig und schnell wieder zu wecken war, auch ließ er nicht unerwogen, daß die Russen nur langsam und in geringer Stärke nachrückten, und daß deren weitere Absichten nicht ausgesprochen waren. Der rechte Augenblick, wo Preußen das Unglück der Franzosen benutzen, selbstständig gegen sie zum Krieg übergehen und sie verderben konnte, war auch schon versäumt und nicht wiederzugewinnen. Unter diesen Umständen sah er als das jetzt Wichtigste und Dringendste an, so viel als möglich Truppen und Kriegsmittel aller Art zu vereinigen und außerhalb fremden Einflusses sicherzustellen, um dem Könige für jeden Entschluß, den er fassen würde, eine selbstständige Heeresmacht verfügbar zu halten. Bülow zweifelte im Herzen nicht, daß bei der Wahl, in die Preußen gestellt war, der Ausschlag für die Russen und gegen die Franzosen sein werde, denn jene waren doch für Preußen die eigentlichen Verbündeten, diese der eigentliche Feind, wiewohl das amtlich-öffentliche Verhältniß noch das Gegentheil sagte. Er hatte gleich allen edlen Vaterlandsfreunden das feste Vertrauen, daß es so kommen müsse, er fühlte den entschiedenen Trieb, aus allen Kräften zu dieser Wendung mitzuwirken; allein noch war keine Gewißheit vorhanden, kein entscheidender Befehl, und selbst die Mittel, diesen zu befolgen, mußten erst bereitet werden, unter zahllosen Hindernissen, unter täglich wachsender Gefahr. Bülow urtheilte und handelte im Sinn der Befehle, die ihm später zukamen, aber als er begann, folgte er nur den Ein-

gebungen ſeiner Vaterlandsliebe und ſeines Muthes. Um ſo mehr mußten Vorſicht und Klugheit jeden Schritt leiten.

Vortrefflich waren gleich die erſten Maßregeln. Alle zu den Yorck'ſchen Truppen auf dem Marſch befindliche Erſatzmannſchaft, Rekruten und Geneſene, Zufuhren und Pferde, erhielten Befehl nicht weiter zu gehen, ſondern an beſtimmten Orten ſich zu ſammeln und zu ordnen. Alle Kriegsvorräthe wurden ſchleunigſt nach Graudenz in Sicherheit geſchafft, eben dahin alle Beurlaubten und Krümper gewieſen. Mehrere Depots zogen ſich vorläufig nach Königsberg, wo ſie dem größeren Truppenkörper ſich anſchloſſen. Die Beſatzung von Pillau wurde ganz im Stillen verſtärkt; der Oberſt von Maltzahn, der in Memel ſtand, erhielt Befehl über die Nehrung abzuziehen, ſobald Yorck'ſche Truppen dort einträfen. Bei Graudenz hoffe er, ſo ſchrieb Bülow an Yorck, dem er von allen ſeinen Anordnungen ſogleich Nachricht gab, ein ziemliches Trüppchen zu verſammeln. Alle dieſe Maßregeln, die oft in die kleinſten Einzelheiten und Schwierigkeiten eingehen mußten, wurden mit eben ſo viel Umſicht als Raſchheit glücklich ausgeführt. Der Präſident von Auerswald in Königsberg und der Präſident von Schön in Gumbinnen unterſtützten durch entſprechende Befehle ihrerſeits aus allen Kräften die militairiſchen Verfügungen, ganz beſonders aber Schön, deſſen hoher Geiſt und kühner Muth in den nächſtfolgenden Ereigniſſen überall von mächtigem Einfluß war, und da, wo die Kraft Andrer nicht ausreichen wollte, die ſeinige friſch dazuwarf, unbekümmert ob die That ſeinen oder einen andern Namen tragen würde.

Um die Lage der Sachen dem Könige genau darzulegen und entſprechende Befehle einzuholen, ſandte Bülow den Major Hiller von Gärtringen nach Berlin; „Er iſt ein Mann, ſchrieb er darüber an den Präſidenten von Schön zu Gumbinnen, der

hier alles gesehen hat, und sich die Sache zu Herzen nimmt, er wird alles recht kräftig vortragen." Auerswald und Schön sandten gleichfalls wahrheitsgetreue Berichte an den Staatskanzler, vertrauliche Briefe an die ihnen gleichgesinnten Freunde. —

Am 19. Dezember nahm der König von Neapel sein Hauptquartier in Königsberg. Er sammelte daselbst möglichst die französischen Streitkräfte, zeigte seine Truppen in täglichen Paraden und Musterungen, ritt durch die Stadt in seiner theatralisch prunkenden Kleidung, und erfreute sich dabei, wie wir es glücklich ausgedrückt finden, einer stets gleich rege bleibenden Theilnahme der leicht beweglichen Straßenjugend! An Bülow, dem er zu imponiren meinte, stellte er hochfahrend die Anforderung, mit seinen Truppen, die er auf 10 bis 12,000 Mann schätzen wollte, zu ihm zu stoßen. Bülow stellte ihm vor, daß seine Truppen bei weitem nicht so stark und noch ganz ungeübt seien, lehnte das wiederholte Ansinnen mit geschickter Beharrlichkeit ab, und suchte, indem er allen näheren Berührungen sorgfältig auswich, unbemerkt und vergessen zu sein.

Aus Berlin trafen endlich bestimmte Befehle des Königs ein; für Yorck, daß er, sobald er mit seinen Truppen angelangt sei, den Oberbefehl in der Provinz Preußen wieder zu übernehmen habe; für Bülow, daß er an der Weichsel eine besondre Truppenmacht als Reserve sammeln solle. Eine Hauptsorge für ihn war, — jetzt auch in Folge der Königlichen Befehle, — für den vorauszusehenden Fall, daß der Kriegsschauplatz nach Preußen vorrückte, alle Hülfsmittel des Krieges, Soldaten, Krümper, Pferde, Vorräthe, aus den bedrohten Landstrecken früh herauszuziehen, um sie für Preußen zu sichern, desgleichen den zurückkehrenden Truppen Yorck's die nöthigen Fuhren und Spannpferde für das Geschütz entgegen zu senden. Mit allem Nachdruck betrieb er die Errichtung von Reservebataillonen, wobei mehrere tüchtige Offiziere, die ihm für diesen Zweck zugewiesen

waren, unter ihnen der Oberſt von Thümen, ihn kräftig unterſtützten. Weitere geheime Vorſchriften aus Berlin brachte der Major von Tippelskirch, in deren Abfaſſung die Hand des wieder thätigen Oberſten von Scharnhorſt merkbar war. Sie wiederholten, daß die Hauptſache ſei, die preußiſchen Kräfte nicht vereinzeln und in fremde Abhängigkeit gerathen zu laſſen, ſondern ſie möglichſt vereint und verfügbar in preußiſcher Hand zu haben; alles ſollte ohne Aufſehen und in der Stille gethan, die Franzoſen, falls ſie die Anſtalten doch merkten oder hindern wollten, mit glaublichen Vorwänden beſchwichtigt werden. Mehr wurde noch nicht geſagt; wer aber Scharnhorſt kannte, wußte ſehr gut, daß deſſen Gedanken nicht auf bloß vertheidigende Abſonderung, ſondern auf thätigen Angriff gerichtet waren. Als Tippelskirch mit dieſen Weiſungen in Königsberg eintraf, hatte Bülow ſchon vollſtändig in deren Sinn gehandelt.

Für die einberufenen Beurlaubten und Krümper und ausgehobenen Pferde wurden vier Sammelorte beſtimmt, Königsberg, Heilsberg, Oſterode und Raſtenburg. Die Mannſchaft drängte ſich mit freudigem Eifer herzu, aus Oſtpreußen allein kamen 6000 Rekruten. Die Schwierigkeit war, die Leute gehörig und unbemerkt fortzuſchaffen, mancherlei Liſt wurde dabei angewendet. Bülow ordnete alles ſelbſt, gab den beauftragten Offizieren die nöthigen Verhaltungsregeln, unterhielt lebhaften Verkehr mit den Landesbehörden, vermied ſorgfältigſt alle Reibung mit den franzöſiſchen. Er ſandte eine nochmalige Verſtärkung von 300 Krümpern nach Pillau, Kriegsbedarf und Vorräthe nach Graudenz, eine Abtheilung Fußvolk und Reiterei unter dem Major von Kemphen als Beobachtungspoſten nach Deutſch-Eylau. Zugleich traf er Maßregeln, um ſtets genaue und ſchnelle Nachrichten von den Bewegungen der Ruſſen zu empfangen. Dem Generalintendanten des franzöſiſchen Heeres Grafen Daru war indeß nicht entgangen, daß Bülow's Anſtal-

ten ausschließlich den preußischen Vortheil bezweckten, er that Einspruch gegen die Verwendung so vielen Vorspanns, der dadurch dem französischen Dienst entzogen werde, er wollte dessen Bedarf zuerst, ja allein berücksichtigt wissen. In den dieserhalb geführten Erörterungen führte Daru eine heftige Sprache, drohte mit Gewaltmitteln, allein Bülow ließ sich nicht irren, und setzte seine Anordnungen, mit Ausnahme der Orte, wo gerade französische Truppen standen, ungehindert durch.

Russische Truppen, zu dem Heertheil des Generals Grafen von Wittgenstein gehörig, waren indeß am 27. Dezember bei Georgenburg erschienen, gingen alsbald über die Memel, besetzten die Stadt Memel, und die kleine preußische Besatzung, welche keinen Widerstand leisten konnte, wurde für kriegsgefangen erklärt. Bülow, der die Russen schon nicht mehr als Feinde betrachten wollte, fühlte sich widrig berührt von jenem Verfahren, durch welches die Russen fortfuhren, die Preußen feindlich zu behandeln; allein bei der Zweideutigkeit seiner Lage, in welcher er gegen die im Allgemeinen ihm noch weit überlegenen Franzosen des Scheines fortbestehender Bundesgenossenschaft bedurfte, konnte jenes Ereigniß ihm sogar lieb sein, er machte dasselbe mit Nachdruck geltend, und die Franzosen selbst mußten nun eingestehen, daß die Preußen alle Ursache hätten, gegen den annahenden Feind sich zu rüsten. Leider gaben die Nachrichten aus Berlin auch noch keine Sicherheit, daß nicht jener Schein aufs neue zur traurigen Wahrheit würde, denn die Meinungen schwankten dort noch immer zwischen Furcht und Hoffnung, einflußreiche Stimmen wollten das Heil Preußens nur im festen Anschluß an Napoleon gesichert wissen, der doch zuletzt Sieger bleiben und dann für die gehaltene Treue dankbar Preußen zu neuer Größe erheben werde; sie wiesen auf Rußlands Benehmen beim Frieden von Tilsit hin, und meinten, der Bund mit Rußland, den man vorschlage, werde eine

noch schlimmere Abhängigkeit sein als die französische; es hieß sogar, im Sinne jener Ansicht solle der Staatskanzler Freiherr von Hardenberg zurücktreten und an seine Stelle der Fürst von Hatzfeldt kommen. Die hier ausgesprochene Meinung trug die verführerische Wahrheit in sich, daß ein festes Anschließen Preußens an Napoleon in diesem Augenblick wirklich das verbürgte, was sie voraussetzte, nämlich den wiederkehrenden Sieg und das hergestellte Uebergewicht desselben, denn eine Verstärkung wie Preußen sie jetzt geben konnte, reichte vollkommen hin, den Krieg an der Weichsel, vielleicht an der Memel, festzuhalten, dann konnte Napoleon mit frischen Heereskräften einen neuen Siegeslauf beginnen, oder einen vortheilhaften Frieden schließen; möglich, daß er auch dankbar gewesen wäre, und Preußen vergrößert hätte; doch keine Vortheile irgend einer Art konnten den Schaden und die Schmach aufwiegen, jene in solcher Weise gewonnen zu haben; aller Muth und alle Gesinnung, in denen zuletzt die Kraft des Staates beruht, wären gebrochen, vernichtet worden. Diesen trüben Nachrichten aus Berlin begegneten andre aus der Gegend von Tauroggen her, ganz verschiedener Art, doch ebenfalls sorgenvoll bedenkliche. Der Major Graf Henckel von Donnersmark, den Yorck an den König zurücksandte, kam in der Nacht zum 30. Dezember in Königsberg an, ließ Bülow'n sogleich wecken, und theilte ihm die wichtige Neuigkeit mit, daß Yorck mit seinen Truppen sich von den Franzosen glücklich getrennt habe, nun von den Russen großentheils umstellt sei, und in der Voraussetzung, daß diese in Wahrheit schon als Freunde, die Franzosen als Feinde Preußens zu betrachten seien, beide bald auch dafür erklärt sein würden, mit den russischen Befehlshabern in Unterhandlung getreten sei, und im Begriff stehe eine Uebereinkunft abzuschließen, in Gemäßheit deren alle Feindseligkeiten zwischen den preußischen und russischen Truppen aufhören sollten. Bülow empfing diese Nachricht mit

freudiger Theilnahme, konnte sich indeß banger Sorge nicht erwehren, wenn er bedachte, welch neue Verwicklungen dies Ereigniß herbeiführen müßte, falls nicht bald der Staat mit allen Kräften in die neue Richtung einginge. Ob jedoch der eigenmächtige Schritt Yorck's in Berlin dies bewirken, oder welche andre Folgen haben würde, darüber gab es keinerlei Sicherheit.

An demselben Tage traf ein von Yorck vorausgesandter starker Zug Fuhrwesen, Gepäck und Geschütz nebst dazu gehöriger Bedeckung in der Nähe von Königsberg ein; diese Meldung setzte Bülow'n in große Verlegenheit, denn sie kam zugleich an den König von Neapel, und wenn dieser auch die Wagen und das Geschütz weiter nach Kreuzburg wollte ziehen lassen, wo Bülow sie hinter dem Pregel dem französischen Bereich einigermaßen entrückt wußte, so befahl er dagegen die streitbare Mannschaft zurückzubehalten; und da diese wie der ganze Zug durch Königsberg mußte, so konnte der König seinem Befehl unmittelbaren Gehorsam erzwingen; ihn zu täuschen ersann Bülow folgende List. Die Truppen wurden aufgelöst, und zu 3 oder 4 Mann bei jedem Wagen eingetheilt, die Gewehre auf diesen versteckt; den Leuten waren in Kurland statt der Mäntel Schafpelze geliefert worden, wie die kurischen Bauern sie tragen, und die den unbewaffneten Soldaten ganz das Ansehn gewöhnlicher Fuhrleute gaben; dazu kam noch der Umstand, daß grade Thauwetter war und etwas Regen fiel, durch die Näße dehnten sich die Schafpelze sehr in die Länge aus, und die Verkleidung gelang um so besser. So zogen sie unbeachtet mit ihren Wagen durch die Stadt, außerhalb des Thores holten die Leute ihre Waffen wieder hervor, bildeten wieder geschlossene Schaaren, und marschirten ungestört nach Kreuzburg. Die beiden zu dem Zuge gehörigen Batterieen waren den Augen nicht zu entziehen, und sie sollten jedenfalls in Königsberg bleiben; doch der sie führende Major von Rentzell benutzte die Ver-

wirrung, die dort herrſchte, und erſah am folgenden Tage die Gelegenheit, auch dieſe Geſchütze unangefochten nach Kreuzburg abzuführen.

Am 1. Januar 1813 erhielt Bülow zuerſt durch den König von Neapel, gleich darauf durch einen von Yorck eigends an ihn geſandten geheimen Boten die beſtimmte Nachricht von der zwiſchen Yorck und dem ruſſiſchen General Diebitſch am 30 Dezember in der Poſcherun'ſchen Mühle bei Tauroggen abgeſchloſſenen Konvention, kraft deren die preußiſchen Truppen, entgegen dem mit Frankreich noch beſtehenden Bündniß, und ohne Befehl und Wiſſen des Königs, eine neutrale Stellung nahmen, aus der ein zwar noch nicht ausgeſprochener, aber für niemanden zweifelhafter Uebergang zur Gemeinſchaft mit den Ruſſen nahe vorherzuſehen war. Durch ſeine militairiſche Lage, durch die im Heer und im Volk vorherrſchenden Geſinnungen, durch die beſtürmenden Anträge der ruſſiſchen Befehlshaber, und endlich durch ſeinen eignen Muth und Sinn, war Yorck bewogen, ja genöthigt worden, eine That auszuführen, die je nachdem die Würfel fielen, ihm unſterblichen Ruhm, aber auch ſchmachvollen Untergang bringen konnte. In ſeinem Gewiſſen fühlte der Feldherr ſich rein und gerechtfertigt, der um des Königs wahrem Sinn und Willen, und des Staates höchſtem Vortheil zu entſprechen, ſeinen Kopf zur Sühne bot, falls er ſich in beidem geirrt hätte, denn ſelbſteignes Urtheil hatte den militairiſchen Gehorſam gebrochen. Noch wußten die Truppen ſelbſt, die Behörden, das Volk nicht, ob geheime Vorſchriften des Königs ihn vielleicht ſo zu handeln berechtigten, Bülow jedoch wußte, daß es keine ſolche gab, und erkannte das ganze Wagniß des verhängnißvollen Schrittes. Sein perſönliches Verhältniß zu Yorck war kein freundliches, wenn auch die frühere Bitterkeit aufgehört hatte. Doch jetzt fiel jede Nebenbetrachtung hinweg, es galt nur die Anerkennung der

Heldenthat, die Aufgabe aus der großen Thatsache das Heil des Ganzen zu entwickeln, sie selber zu rechtfertigen durch ihr Gelingen! Bülow sprach auf der Stelle gegen seine Vertrauten die lebhafteste Freude und Zustimmung aus. Oeffentlich war er freilich eher das Gegentheil zu zeigen genöthigt.

Für Bülow erwuchs für den Augenblick eine gesteigerte Bedrängniß. Yorck befehligte eine kriegsfertige Truppenmacht, hatte die Russen zur Seite, konnte jedem Angriff der Franzosen die Spitze bieten; die Truppen, über welche Bülow verfügen konnte, waren erst in der Bildung begriffen, noch gering an Zahl und nicht beisammen, dabei wie er selbst noch in der Gewalt der Franzosen, denen nun alle Preußen verdächtig sein mußten, und von deren Willen und Entschlossenheit es abhing diese zu umzingeln und zu entwaffnen. Selbst der Ausweg, mit der geringen Stärke, die er in Königsberg hatte, zu Yorck zu stoßen, war unausführbar, weil die Franzosen dazwischen standen; doch ein so wohlfeiler und armer Gedanke war ohnehin für Bülow unmöglich, er fühlte daß ihm ein andrer Beruf obliege, von größeren Schwierigkeiten und eigner Verantwortung. Während er im Stillen alle Maßregeln bedachte, um wenigstens nicht jedem ersten Handstreich der Franzosen zu erliegen, und entweder eine Zuflucht in Pillau zu finden oder sich auf Graudenz zurückzuziehen, kam ihm unverhofft das Glück zu Hülfe. Noch am nämlichen Tage, wo die Meldung von Yorck's Abfall angekommen war und das Volk in den Straßen schon deutliche Neigung zum Aufstande gegen die Franzosen zeigte, zog der König von Neapel, geschreckt durch weitere Nachrichten aus Tilsit, mit seinem Hauptquartier von Königsberg nach Elbing ab, und hinterließ für die zurückgebliebenen Preußen den Befehl sich an Macdonald anzuschließen. Allein Bülow, um sowohl den Franzosen unter Macdonald, der zum 3. Januar in Königsberg eintreffen sollte, als den Russen, die diesem nach-

folgten, zu entgehen, benutzte die freie Frist, um allen noch vorhandenen Kriegsbedarf eiligst nach Graudenz abzuschicken, sein Fußvolk in und bei Kreuzburg zusammenzuziehen; am 2. Januar Mittags begab er selbst sich dahin, während der Major von Kall mit der wenigen Reiterei bei Königsberg als beobachtende Nachhut stehen blieb. Am folgenden Tage, da die Franzosen wieder in Königsberg erschienen, marschirte Bülow von Kreuzburg ab, und wählte, um zur Weichsel zu gelangen, eine noch freie Seitenstraße, wiewohl auf dieser für die Verpflegung nicht vorgesorgt war. Die Nachhut unter dem Major von Kall folgte im Abstand eines Tagemarsches. Zuletzt ließ er noch das von Yorck abgesandte Gepäck, das dieser wieder in seiner Nähe zu haben wünschte, demgemäß nach Bartenstein abziehen, die streitbare Mannschaft aber behielt er bei sich, weil er sie einer Gefangennehmung durch die Franzosen nicht aussetzen wollte. Ueberhaupt nahm er auf seinem Marsch alles mit, was irgend ihm sich anschließen mochte, die mannigfachsten Truppentheile, Genesene, Rekruten, Pferde, Kassen, Lebensmittel. Seinen Marsch mußte er nach den Bewegungen der Franzosen einrichten, um jede Berührung mit ihnen zu vermeiden. Alle diese Gegenstände forderten eine rastlose, nach allen Seiten aufmerksame Thätigkeit, die sich in unzählige Einzelheiten zersplitterte, und jeder die volle Kraft des persönlichen Befehls zuwenden mußte. —

Der Marsch ging über Mehlsack, Liebstadt und Mohrungen nach Saalfeld, wo am 7. Januar der Stabsrittmeister von Auer eintraf, der ein Schreiben von Yorck an Bülow überbrachte und außerdem mündliche Aufträge an seinen Schwager auszurichten hatte. Yorck drückte sein Bedauern aus, von Bülow keine Nachrichten zu haben und über dessen Absichten in Zweifel zu sein; er hoffte Königsberg besetzen zu können, fürchtete aber, Wittgenstein könnte von den Franzosen, die ihm an

Zahl überlegen, geschlagen und aus Preußen wieder hinausgeworfen werden; ob nicht alles aufgeboten werden müsse dies zu verhindern, ob eine solche Lage der Dinge nicht erfordere, auch noch einen zweiten Schritt zu thun? Ein vereintes Wirken sei gegenwärtig, in dem so hochwichtigen Augenblicke, die Hauptsache, es käme darauf an, vereint an der Weichsel eine Stellung zu gewinnen, um das rückliegende Preußen zu decken. Bülow behielt seinen Schwager auf dem Marsche nach Riesenburg bei sich, und fertigte ihn von hier wieder an Yorck ab, dem er die Lage der Dinge mittheilte, die Unmöglichkeit jetzt mit seinen wenigen Truppen im Feld aufzutreten oder sonst von den ihm gewordenen Königlichen Befehlen abzuweichen.

Den 9. Januar hielt Bülow in Riesenburg Rast, um Marienwerder zu vermeiden, wo der Vizekönig Eugen Beauharnais sein Hauptquartier an diesem Tage hatte. Am 18. marschirte er durch Marienwerder nach Neuenburg. Hier liefen zwei französische Schreiben ein vom 8. und 9. Januar aus Elbing, dem Hauptquartier des Königs von Neapel, durch den General Grafen Monthion im Namen Berthier's, des Fürsten von Neuchatel erlassen, durch die Bülow benachrichtigt wurde, daß der König von Preußen das Benehmen Yorck's mißbilligt und diesen General abgesetzt habe; die Truppen Bülow's, wurde ferner gesagt, gehörten zu den Hülfstruppen, welche Preußen vertragsmäßig zu stellen habe, der König von Neapel befehle ihm daher, diese Truppen gegen den Feind zu verwenden, besonders seine leichte Reiterei um Erkundigungen einzuholen. Um dieselbe Zeit kam aus Berlin ein Schreiben des Kriegsministeriums vom 6. Januar an, welches gleicherweise die Absetzung Yorck's anzeigte, und jede Verbindung mit dessen Truppen einstweilen untersagte. Auf die französischen Anforderungen antwortete Bülow ausweichend, der Beschluß in Betreff Yorck's hatte auf seine augenblicklichen Maßnahmen keinen

Einfluß; er berührte ihn sehr unangenehm, doch stand die Ueberzeugung fest, daß die gegen Yorck ausgesprochene Mißbilligung nur aus dem Drang der Umstände hervorgegangen sei und nicht lange dauern könne.

Die Scheidewand, bisher zwischen Bülow und den Russen durch die Franzosen noch gebildet, wurde stets dünner und hörte bald ganz auf. Bülow um die Berührung mit den Russen zu meiden, zog seine Nachhut näher an sich, doch die Kosaken drangen immer vor, und es war vorauszusehen, daß es an der Weichsel zwischen ihnen und den Franzosen zu Gefechten kommen würde. Schleunig zog Bülow, der ihnen ausweichen mußte, die vom Obersten von Thümen gebildeten Reservebataillone von Graudenz an sich, desgleichen mancherlei Mannschaften unter dem Major von Tippelskirch, und marschirte am 12. Januar nach Oschie. Das französische Hauptquartier hatte am Tage vorher Elbing verlassen und zog nach Posen; der Vizekönig Eugen bestand am 12. ein ungünstiges Gefecht bei Neuenburg gegen die Kosaken, die auch die Quartiere der Bülow'schen Reiterei hiebei berührten, und 3 vereinzelte Offiziere zurückhielten; der Major von Kall wurde mit seinem Reitertrupp ebenfalls von Kosaken gefangen genommen. Bülow, über Tuchel am 14. in Konitz angelangt, erfuhr hier die Uebergriffe der Russen. Sogleich erließ er ein Schreiben an den General Tschernischeff, und drohte, wenn derselbe nicht unverzüglich die Gefangenen freigebe, so werde er ihn mit aller Macht angreifen und zurückwerfen; sie wurden darauf freigegeben. Den französischen Truppen, die noch in Konitz lagen, hatte Bülow ebenfalls mit Trotz entgegenzutreten; doch diese zogen Abends weiter, und die Preußen blieben hier nun allein und in guter Stärke am 15. stehen; über Schlochau gelangten sie am 17. nach Neu-Stettin, sie waren in diesen Tagen noch mehrmals bei Gefechten zwischen Franzosen und Russen nahe Zuschauer,

von beiden Theilen unangetaſtet, doch in gerüſteter Ordnung, um jeden etwanigen Angriff kräftig abzuweiſen. In Neu-Stettin endlich, dem Felde der weiteren Kämpfe ſeitwärts glücklich entrückt, wurde Halt gemacht, in Erwartung aber der ferneren Befehle und Ereigniſſe die Ausbildung und Mehrung der Truppen thätigſt fortgeſetzt.

Yorck war inzwiſchen von den ihn betreffenden Befehlen des Königs unterrichtet worden, jedoch nicht amtlich, denn die Ruſſen hatten den Ueberbringer Major von Natzmer nicht zu ihm gelaſſen, ſondern zum Kaiſer Alexander geſchickt. Auf dieſen Umſtand geſtützt, blieb er in ſeiner Befehlführung und Verbindung mit den Ruſſen. Aber es war ihm unheimlich in ſeiner Stellung, die in der That kaum zu behaupten war, alles drängte zu weiteren Schritten, zu denen er wenigſtens mitthätige Genoſſen wünſchte. Zunächſt ſuchte er Troſt und Hülfe bei Bülow, an den er folgendes Schreiben aus Königsberg vom 13. Januar richtete, das abermals Auer überbrachte: „Was für Anſichten hat man in Berlin? Iſt man denn ſchon ſo tief geſunken, daß man es nicht wagen darf die Sklavenketten zu zerbrechen, die wir ſeit fünf Jahren ſo demüthig tragen mußten? Jetzt oder niemals iſt der Zeitpunkt, Freiheit und Ehre wiederzuerlangen. Die Vorſicht zeigt uns den Weg, wir ſind unwürdig ihres Beiſtandes, wenn wir ihre Wohlthat von uns weiſen. Welch' eine erbärmliche Politik hat man, wenn man immer noch den Gemeinſpruch im Munde hat — man muß Zeit gewinnen. Unſer Gegner gewinnt bei unſerm Zögern nur Zeit, wir verlieren ſie, jeder Moment iſt ein unerſetzlicher Verluſt. Mit blutigem Herzen zerreiße ich die Banden des Gehorſams und führe den Krieg auf meine eigene Hand. Die Armee will den Krieg gegen Frankreich. Das Volk will ihn, der König will ihn; aber der König hat keinen freien Willen. Die Armee muß ihm dieſen Willen freimachen, ich werde in

kurzem mit 30,000 Mann bei Berlin und an der Elbe sein. An der Elbe werde ich zum Könige sagen — Hier, Sire, ist Ihre Armee und hier ist mein alter Kopf — dem Könige will ich diesen Kopf willig zu Füßen legen, aber durch einen Murat läßt sich York nicht richten oder verurtheilen. Ich handle kühn, aber ich handle als treuer Diener, als wahrer Preuße, und ohne alle persönliche Rücksichten. Sie, General, und alle wahre Anhänger des Königs und seines Dienstes müssen jetzt handeln und kraftvoll auftreten. — Jetzt ist der Zeitpunkt uns ehrenvoll neben unsere Ahnen zu stellen — oder, was Gott nicht wolle, schmählich von ihnen verachtet und verläugnet zu werden. Erkämpfen, erwerben wollen wir unsere nationale Freiheit, und unsere Selbstständigkeit; diese Freiheit und Selbstständigkeit als ein Geschenk erhalten und annehmen, heißt die Nation an den Schandpfahl der Erbärmlichkeit stellen, und sie der Verachtung der Mit- und Nachwelt preisgeben. Handela Sie, General, es ist absolut nothwendig, sonst ist alles auf ewig verloren. Glauben Sie es mir, die Sachen stehen hier sehr schlimm. Entferne ich mich von hier, so ist das Korps aufgelöst und die Provinz in Insurrektion; wo kann das hinführen? Das ist nicht zu berechnen."

Wir kennen die Antwort Bülow's nicht; an Borstell aber, der in Pommern befehligte, schrieb er gleich am 17. Januar, dem Tage seines Eintreffens in Neu-Stettin: „Auer, welcher aus Königsberg vom General von Yorck zu mir geschickt, ist von den Ideen des Generals von Yorck als auch von den meinigen unterrichtet. Haben Sie die Güte, bester General, ihm die Ihrigen mitzutheilen, ich stehe für seine Verschwiegenheit. Es ist sehr wichtig, daß wir darin übereinstimmend handeln, und gewiß beabsichtigen wir nichts als das Interesse des Königs und des Staats zu bewürken, ich meinerseits wende alles an um den König zu einem kräftigen Entschluß zu ver-

mögen.“ Am folgenden Tage richtete er sodann folgendes Schreiben nach Berlin an den König: „Die gegenwärtige für den Staat so wichtige Epoche, die wahrscheinlich für die künftige Existenz des Staates entscheidend sein wird, bewegt mich auch meine Ansichten Eurer Königlichen Majestät ehrfurchtsvoll vorzutragen. Man kann hoffen daß die neuern Ereignisse, die so sichtbar durch die Hand der Vorsehung herbeigeführt, dazu dienen werden, den Staat groß und blühend wiederherzustellen. Auf der andern Seite kann man sich, bei Befolgung eines gewissen Systems, nicht die Möglichkeit verhehlen, daß der Staat noch mehr in seinen Gränzen beengt noch tiefer sinken könnte. Das Erste kann man mit Zuversicht hoffen, wenn Eure Königliche Majestät sich mit Rußland verbinden. Es kann und wird dahin führen, daß Deutschland dem fremden Joche entzogen werde, und daß alle norddeutsche Staaten sich unter dem Schutze Euer Königlichen Majestät vereinigen. Das Zweite, die Zerstückelung des Staats, wird ohnfehlbar erfolgen, wenn Euer Königliche Majestät dem durch die Nothwendigkeit aufgedrungenen Bündniß treu bleiben wollten. Die beispiellose Vernichtung der großen französischen Armee wird nun durch das rasche Folgen russischer Korps vollendet. Es ist nichts vorhanden was diesen widerstehen kann, wenige werden nur die Oder erreichen, und weder an die Oder noch an die Elbe etwas aufgestellt werden können, was auch nur einigen Widerstand leisten kann. Eurer Königlichen Majestät stehen noch immer sehr bedeutende Streitkräfte zu Gebote, vereinigen diese sich mit den russischen, so ist mit Gewißheit zu erwarten, daß man in kurzem bis an die Ufer des Rheins vordringen könne, da nicht zu zweifeln, daß nicht alle norddeutsche Völker sich anschließen und gemeinschaftliche Sache machen werden. Es ist zwar nicht zu zweifeln, daß es Napoleon gelingen werde eine Menschenmasse zusammen zu bringen, aber wie wenig kann er

ſich von einer ſolchen Maſſe roher Konskribirter verſprechen, die durch die Vertilgung der alten Truppen muthlos werden müſſen, und die zu wenig geübt ſein werden, um ſie im freien Felde gebrauchen zu können. Hiezu kommt, daß es ihm unmöglich ſein muß, irgend einige Kavallerie in bedeutend langer Zeit wieder zu formiren. Um nun des guten Erfolgs gewiß zu ſein würde ein ſchneller Entſchluß und ſchnelles Handeln nothwendig ſein, welches übrigens durch das Vorgehen der Ruſſen ohnedem nothwendig wird; denn ſtehen dieſe an der Oder, welches in kurzem der Fall ſein wird, ſo wird eine endliche Erklärung nothwendig. Die ganze Nation hat nur Eine Stimme, Krieg gegen Frankreich iſt der Wunſch Aller. Dieſer wird Sache der Nation ſein, freiwillig werden die größten Opfer gebracht werden, und Quellen werden ſich öffnen, die man längſt verſiegt glaubte. Einen Mittelweg einſchlagen, einen Frieden negoziren, würde nur ein augenblickliches Palliativ ſein, wodurch das Uebel für die Folge unheilbar wird, man würde ſich muthwillig ſeines Vortheils begeben um einem unverſöhnlichen Feinde Zeit zu laſſen, ſich von ſeinem Falle zu erholen. Es iſt nicht denkbar, daß der Petersburger Hof ſich ſo ſeines Vortheils begeben wird, eben ſo wenig es denkbar und mit dem Karakter Napoleons vereinbar, daß er große Aufopferungen ſchon gegenwärtig darbringen wird, wohl aber iſt es denkbar, daß um einen Frieden mit Rußland zu bewürken, Napoleon Preußen aufopfern und die am rechten Weichſelufer gelegenen Provinzen anbieten wird. Nach meiner Ueberzeugung, und dieſes iſt die Ueberzeugung der ganzen Nation, iſt die Wohlfahrt des Staates nur durch einen Krieg gegen Frankreich zu begründen, die Umſtände ſind nie günſtiger geweſen; eben ſo wenig läßt ſich denken, daß der Wiener Hof ſo ſehr ſein eigenes Intereſſe verkennen werde um nicht mitzuwirken; wenn derſelbe auch nicht gleich thätig Antheil nehmen ſollte, ſo iſt es doch zu

erwarten, daß es geſchehen wird. Um ein bedeutendes Korps in der Mark baldmöglichſt zuſammen zu bringen, würde nothwendig ſein daß das mobile Korps aus Preußen baldmöglichſt vorrücke, welches ſich durch alle disponible Artillerie in Graudenz verſtärken könnte; ſobald dieſes Korps nahe genug gekommen, könnte ich, mit allem was der General von Borſtell aufbringen kann vereint, über die Oder marſchiren, gegen welche Zeit alle disponible Truppen aus Schleſien dort mit uns zuſammentreffen konnten, auf welche Weiſe eine nicht unbedeutende Macht hier aufgeſtellt ſein würde."

Nicht Yorck allein ſuchte Bülow'n und durch ihn auch Borſtell, zum offnen Anſchluß an ſeine That zu bewegen, ſondern auch Stein ſchrieb an ihn zu dieſem Zweck, in der Zuverſicht, daß der Beitritt dieſes feurigen Kriegsmannes die Zögerungen und Bedenklichkeiten Yorck's, mit denen Stein's Ungeduld hart zu kämpfen hatte, leichter überwinden würde; er bot ihm für den Fall daß die Sachen eine ſchlechte Wendung nähmen, den Eintritt in ruſſiſche Dienſte unter den größten Vortheilen, die auch der General Graf von Wittgenſtein ihm verbürgte. Doch Bülow antwortete wie ſchon früher, er ſei preußiſcher General, und wolle dies bleiben; er würde in einer Lage wie Yorck unbedenklich handeln wie dieſer, allein er befinde ſich nicht in ſolcher Lage, er habe ſeine, von keiner Seite gefährdeten Truppen zur freien Verfügung des Königs zu halten, von der er übrigens nicht zweifle, daß ſie ſchließlich die ſein werde, die er ſelbſt und ſeine Truppen nicht weniger als Stein wünſchten und hofften. —

Wir müſſen einen Blick auf den Stand der Sachen in Berlin werfen. Die Hauptſtadt war von den Franzoſen beſetzt, der Marſchall Augereau befehligte hier, unter ſeinen und des franzöſiſchen Geſandten Grafen Saint-Marſan's Augen konnte die preußiſche Staatsleitung keine freien Schritte thun, ſie mußte

den Schein erhalten, daß sie in dem Bündniß mit Frankreich verharren wollte. Die That Yorck's gab hiezu mehr als Vorwand, der erste Unwillen des Königs war kein verstellter. Auch siegte für einen Augenblick die Hinneigung zu Frankreich, und der Fürst von Hatzfeldt mußte nach Paris eilen, um Aufklärungen zu geben, Wünsche auszusprechen, neue Hülfstruppen anzubieten. Doch waren die Franzosenfeinde ihrerseits nicht unthätig, Scharnhorst wurde wieder zu Rath gezogen, und die russischen Verhandlungen, in der Stille und auf Umwegen geführt, fanden mehr und mehr Eingang. Unter diesen Umständen erhielt ein wohl nur zufälliges Ereigniß bedeutende Wichtigkeit. Französische Truppen wollten in der Nacht zum 18. Januar in Potsdam einrücken, welche Stadt als Wohnort des Königs vertragsmäßig durch fremde Truppen nicht berührt werden sollte. Die Sache wurde für ein Mißverständniß erklärt, allein man sah darin die Absicht, den König in französische Gewalt zu bringen. Der König reiste darauf am 22. Januar in der Stille nach Schlesien ab. Hier außerhalb des Bereiches der Franzosen war der König nun sicher und völlig frei, sich politisch zu erklären, und man zweifelte nicht an der Verbindung mit Rußland. Diese wurde jedoch noch nicht ausgesprochen. Aber es erfolgten bald große, umfassende Rüstungen, der Aufruf der Freiwilligen, die Errichtung der Landwehr. —

Bülow hatte sich der Nähe der französischen Truppen glücklich entwunden, aber nicht den Anforderungen ihrer Befehlshaber. Der Kommandant von Stettin General Dufresse wollte mit ihm fleißige Verbindung halten, that als ob es sich von selbst verstände, daß die Preußen mit den Franzosen gegen die Russen wären. Der Vizekönig Eugen sandte Befehle an Bülow, verlangte täglichen Bericht von ihm. Dieser mußte den Schein des Fortbestehens der bisherigen Verhältnisse noch bewahren, antwortete ausführlich und eingehend, nur entschuldigte er sich,

er habe nur 8 Bataillone Rekruten, und mit dieſen könne er nichts unternehmen; der Vizekönig bezeigte ſein zweifelndes Erſtaunen über dieſe Angabe, und befahl ihm, nicht nach Kolberg ſich noch mehr zu entfernen, ſondern nach Schwedt näher zu ziehen; Bülow erwiederte, ihm ſei vom Könige befohlen, ſich bei Kolberg mit Borſtell zu vereinigen und dieſe bedrohte Feſtung zu decken, die Ruſſen ſeien unternehmend, doch hoffe er ſeine Stellung zu behaupten; er ließ durchſchimmern, daß er doch vielleicht den franzöſiſchen Weiſungen noch werde folgen können. An Borſtell ſchrieb er die Lage der Sachen in Betreff Yorck's, daß dieſer noch in voller Kraft an der Spitze ſeiner Truppen ſtehe, und als doch vom Niederlegen der Befehlführung die Rede geweſen, habe weder Kleiſt noch irgend ein andrer General ſich zur Uebernahme verſtehen wollen; er ſchloß mit den merkwürdigen Worten: „Im Uebrigen iſt es gewiß, daß die Konvention von Yorck die Vernichtung der Franzoſen vollendet hat, ich betrachte ſie alſo als für den Staat ſehr heilſam, eben ſo bin ich überzeugt, daß der König ſie im Grunde gutheißt." —

Für Yorck that Bülow alles was in ſeinen Kräften ſtand. Er beauftragte den Kommandanten von Graudenz, eine für Yorck's Truppen beſtimmte, aber dort zurückbehaltene Geldſendung theilweiſe an ihn abzuſenden, auch mancherlei Kriegsbedarf ihm zukommen zu laſſen. An Yorck ſelbſt ſchrieb er am 23. Januar, ſie könnten ohne Befehl keine Feindſeligkeiten anfangen, es werde auch von größerem Nutzen ſein in Erwartung der Kriegserklärung des Königs gegen Frankreich alles aufzubieten, um alsdann in größter Bereitſchaft und Stärke auftreten zu können; er ſeinerſeits wolle das Vordringen der Ruſſen benutzen, um ſich zwiſchen Königsberg in der Neumark und Stargard aufzuſtellen, von wo er eine nähere Einwirkung auf Berlin haben werde.

Mit dem General Tſchernitſcheff knüpfte Bülow, nachdem das frühere Mißverſtändniß beſeitigt war, gleichfalls nähere Verbindung an; ein offnes Auftreten gegen die Franzoſen mußte er auch hier beſtimmt ablehnen, dagegen verſprach er, mit dieſen ſich nicht zu vereinigen, ſie nicht in Graudenz einzulaſſen, und die Bewegungen der ruſſiſchen Truppen nicht zu hindern. In ähnlichem Sinne ſcheint er ein Schreiben des Generals Grafen von Wittgenſtein beantwortet zu haben. So hatte er, indem er Befehle von Berlin erwartete, nach drei andern Seiten die entgegengeſetzteſten Verhandlungen zu führen, ſich gegen fremde Zumuthungen zu wahren! — Die Nachricht von der Abreiſe des Königs nach Breslau, welche der Major von Thile auf der Rückreiſe zu Yorck dieſem überbrachte und auch ſchon Bülow'n mitgetheilt hatte, belebte die preußiſchen Herzen mit der Hoffnung, daß nun dieſe geſpannten Verhältniſſe ſchnell einer günſtigen Löſung entgegen gehen würden. —

Der Aufenthalt in Neu-Stettin, der über einen Monat dauerte, wurde mit angeſtrengtem Eifer benutzt, um hinter dem Vorhange zweifelhafter Verhältniſſe und diplomatiſcher Plänkeleien aus allen Kräften die kleine gemiſchte Truppenſchaar zu einem ſtarken, geordneten und ſchlagfertigen Heerkörper heranzubilden. In wie viele Sorgen und Geſchäfte dieſe Thätigkeit ſich verzweigte, mit welcher Mühe die Pferde, die Erforderniſſe der Bekleidung und Bewaffnung oft nur nothdürftig zu beſchaffen waren, wie ſogar das Geld fehlte und Zwangslieferungen geſchehen mußten, welcher Briefwechſel mit Generalen und Offizieren, mit Ober- und Unterbehörden zu führen war, davon giebt das treffliche Werk von Prittwitz ein ſo zuverläſſiges als lebhaftes Bild. Bülow zeigte hier ein großes Talent des Organiſirens, von klarer Einſicht geleitet, und in dem richtigen Maße gehalten, daß die nöthige treibende Haſt nie nachließ, doch dabei nie in ſtörende Ungeduld überging. Bei Würdigung

deſſen, was hier geleiſtet wurde, darf auch die Lage des Landes nicht überſehen werden. Seit ſechs Jahren ſeufzte es unter ſchwerem Kriegsdruck, auch jetzt nahmen zugleich Franzoſen und Ruſſen ihren Bedarf, die Preußen mußten den ihrigen finden, und oft ſtießen gemeinſame Anſprüche auf denſelben Gegenſtand, dies war ſogar zwiſchen Yorck und Bülow der Fall, wobei meiſtens doch Yorck billig nachgab. Die Bildung der Reiterei verurſachte die größten Schwierigkeiten, die nur durch das vereinte Bemühen tüchtiger Offiziere zu beſiegen waren. Freiwillige Jäger gab es bei den Bülow'ſchen Truppen nur wenige, weil die jungen Leute aus Vorſicht theils nach Kolberg, theils nach Breslau gewieſen waren. Die 9 errichteten Reſervebataillone machten viel zu ſchaffen, ſelbſt ihre Namen, die mehrmals wechſelten, gaben Anlaß zu Irrungen. —

Immer aufs neue verſuchte der Vizekönig Eugen, Bülow'n unter franzöſiſchen Befehl zu bringen, und ſtets wußte Bülow mit gutem Vorwande dem auszuweichen. Als aber im Anfange des Februars mit Berufung auf Napoleons eigne Angabe gradezu das Verlangen ausgeſprochen wurde, Bülow ſolle ſich unter den Befehl des Marſchalls Victor ſtellen, der bei Küſtrin und bald darauf in Berlin ſein Hauptquartier hatte, konnte jener ſich nicht länger halten, ſondern ſchrieb unter dem 13. Februar an den Marſchall Victor in ſcharfen Ausdrücken, er ſtehe unter den Befehlen ſeines Königs, und habe keine andern anzunehmen. Von jetzt an ſahen die Franzoſen auch in Bülow einen Abgefallenen, und ſprachen von ſeinem Verrathe, wie von dem Yorck's. Die Nachricht, daß in Neu-Stettin am 10. Februar im Bülow'ſchen Hauptquartier, dem General Tſchernitſcheff zu Ehren ein Ball gegeben worden, ließ den Bruch als vollendet erſcheinen und ſteigerte die Erbitterung. —

Ein Schreiben des Oberſten von dem Kneſebeck, den der König in das Hauptquartier des Kaiſers von Rußland geſandt

hatte, klärte die Lage der Dinge mehr auf, ohne ſie doch völlig zu erhellen. Er ſchrieb an Bülow unter dem 17. Februar aus Kolo an der Warthe: „Vielleicht iſt es Euer Hochwohlgeboren bekannt geworden, daß ich von des Königs Majeſtät nach dem Hauptquartier Seiner Majeſtät des Kaiſers Alexander geſchickt worden bin, um für die Provinz Schleſien die Neutralität ruſſiſcherſeits zu bewirken, die ſchon früher von Seiten Frankreichs anerkannt iſt. — Dieſe Sendung giebt mir Gelegenheit Euer Hochwohlgeboren dieſe Zeilen zukommen zu laſſen, die den Zweck haben Sie zu benachrichtigen, daß ich glaube wie es dem Ganzen gemäß ſein möchte, wenn Sie Ihrem Korps eine ſolche Stellung geben, daß Stettin dadurch mehr als bisher für einen Angriff geſchützt werde. Ich halte dazu für zweckmäßig, daß Sie das nach der Oder im Marſch begriffene Korps immer ſo ktoyiren, daß es ſich nicht nach dieſer Stadt hinwenden kann, ohne ſich mit Ihnen in ein Gefecht einzulaſſen, jedoch Ihren Marſch auf keine Weiſe weiter als bis Schwedt, oder jenſeits der Oder fortſetzen, und ſich ſo einrichten, daß die Waffen Seiner Majeſtät nicht kompromittirt werden, alſo Ihrerſeits durchaus nicht offenſiv in keiner Art agiren, ſondern ſich mit dem bloßen Seitenmarſch bis zu dem erwähnten Punkt begnügen. Ob ich gleich wohl weiß und fühle, daß ich in keiner Art Ihnen einen Rath zukommen zu laſſen beauftragt noch bevollmächtigt bin, ſo glaube ich doch Ihnen dieſen Wink ſchuldig zu ſein, Sie noch einmal erſuchend, ja für jedes Kompromiß verantwortlich machend, was aus einer Maßregel gegen Ihre Befehle entſtehen könnte, die ich durchaus in nichts abzuändern mich herausnehmen kann. Zugleich wünſche ich daß Sie dies als einen Beweis der Achtung und aufrichtigen Ergebenheit anſehen mögen mit der ich die Ehre habe zu ſein ꝛc.“ In einer Nachſchrift fügt er noch hinzu: „Ich werde nicht ermangeln Seiner Majeſtät dem König ſogleich direkte nach Breslau von der Mit-

theilung Nachricht zu geben, die ich mir die Ehre gegeben habe Ihnen hierdurch zu machen, und hoffe daß Ihnen bald von dort direkte bestimmte Verhaltungsbefehle zukommen werden." Der Sinn dieses Schreibens war deutlich, aber doch blieb es mißlich, daß er nicht offen ausgesprochen wurde. Bülow sah sich nun veranlaßt, mit Yorck und Wittgenstein persönliche Verabredung wegen gemeinsamen Handelns zu nehmen; die drei Generale trafen in Konitz am 22. Februar zusammen, und Bülow theilte das Knesebeck'sche Schreiben mit, worauf der Beschluß gefaßt wurde, im Fall nicht andre Befehle eingingen, gemeinsam in drei Kolonnen vorzugehen und am 8. März die Oder zu erreichen. Bis dahin jedoch mußte sich manches ereignen. Für Yorck war es inzwischen höchst peinlich, noch immer sein Verfahren höchsten Ortes nicht ausdrücklich gebilligt zu sehen, so sehr er auch der stillschweigenden Billigung versichert sein konnte; selbst seine Absetzung war noch nicht zurückgenommen.

Das Bündniß Preußens mit Rußland, durch Scharnhorst in Kalisch mit dem Kaiser Alexander unterhandelt, kam den 27. und 28. Februar zum Abschluß, sollte indeß noch nicht öffentlich bekannt gemacht werden. Mittlerweile hatten die Vortruppen der Russen unter Tschernitscheff und Tettenborn schon die Oder überschritten, und Tettenborn am 20. einen Handstreich sogar auf Berlin gewagt. Der Rückzug der Franzosen ging nach der Elbe zu, doch unter steten Gefechten, indem sie mit zäher Tapferkeit nur langsam wichen. Bülow hatte am 18. Februar den Befehl erhalten, seine Truppen marschfertig zu stellen, und brach endlich am 28. von Neu-Stettin auf, und marschirte nach Tempelburg; am 2. März traf er in Stargard ein. Borstell kam persönlich dahin, sich mit Bülow zu besprechen; er hatte den größten Theil seiner Truppen bei Kolberg gelassen, etwa 6000 Mann folgten ihm, er gab von diesen einige Reiterei und Ar-

tillerie wie auch ein Grenadierbataillon an Bülow ab. In Betreff der weitern Bestimmung des letztern schrieb Witzgenstein am 4. März aus Landsberg an der Warthe an Yorck: „Ich hoffe, daß der General von Bülow, sobald er die offizielle Nachricht von der Kriegserklärung erhält, auch die Bestimmung erhalten wird, Stettin einzuschließen. Einstweilen habe ich ihm vorgeschlagen, und ich erwarte von seiner Freundschaft und seinem Eifer für die gute Sache, daß er darauf eingehen wird, mit einem Theil seiner Truppen gleichfalls über die Oder zu gehen und sich hinter meiner rechten Flanke zu kantoniren, um mir diese gegen Stettin zu decken.“ — Indeß durften die Feindseligkeiten noch nicht eröffnet, deßhalb auch Stettin noch nicht eingeschlossen werden, weil dies leicht Anlaß zu Gefechten geben konnte. Bülow mußte sieben Tage in Stargard stehen bleiben; seine Gattin nahm hier einstweilen ihren Aufenthalt.

In dieser Zeit gingen neue Königliche Befehle ein. Bülow erhielt unter Belobung seiner Treue, seines Muthes und seiner Umsicht die Befehlführung der von ihm gesammelten und gebildeten Truppen unter dem Namen des ost- und westpreußischen Reservekorps, vorläufig unter den Oberbefehl Yorck's gestellt, was insofern auffallen mußte, als dieser noch nicht öffentlich vorwurfsfrei erklärt und in seiner Stellung wieder bestätigt war, es geschah dies erst am 12. März. Bülow zeigte über seine Unterordnung keinerlei Mißvergnügen, sondern fügte sich gut in das neue Verhältniß, das auch Yorck seinerseits mit großer Schonung behandelte. Nur bestand dieser auf der Rückgabe aller Truppentheile, die ursprünglich ihm gehörten, und in der Zwischenzeit an Bülow sich angeschlossen hatten, wogegen auch Yorck Mannschaft bei sich hatte, die zu Bülow's Truppen gehörte. Diese Auswechselung ging noch lange fort, und verursachte mancherlei Schwierigkeiten und Zeitverlust.

Bülow's Truppen bestanden jetzt aus 10 Bataillonen,

8 Schwadronen Reiterei, zu denen ſpäter noch 4 Koſakenregimenter kamen, und 3 Batterieen; zuſammen etwa 7000 Mann ſehr ungleicher Truppen, und nur 700 Reiter; dazu noch 4 Reſervebataillone, die aber noch nicht kriegsfertig waren. Als Brigadiers ſtanden unter ihm der General Prinz Ludwig von Heſſen-Homburg für die Reiterei und der Oberſt von Thümen für das Fußvolk. Bülow erbat ſich aber vom Könige den General von Oppen zum Brigadier der Reiterei, da derſelbe ohnehin bei Borſtell, der früher unter ihm gedient, in einem unangenehmen Verhältniß ſtehen würde. Seine Generalſtabsoffiziere waren der Major von Perbandt und der Premierlieutenant von Prittwitz, beide urſprünglich zu Yorck gehörig, die aber auf Befehl des Königs bei Bülow blieben, der dieſe ausgezeichneten Offiziere zu behalten wünſchte; als Adjutanten waren ihm der Hauptmann von Weyrach, und der Stabsrittmeiſter von Auer zur Seite, ferner der Lieutenant von Szmykowski zur Dienſtleiſtung. Auch Weyrach war früher Adjutant bei Yorck geweſen, und hatte in dieſer prüfungsvollen Anſtellung die trefflichen militairiſchen Eigenſchaften dargethan, die nicht minder als die Vorzüge ſeines Karakters ihm Bülow's Achtung und Zuneigung erwarben. —

Am 9. März verlegte Bülow ſein Hauptquartier nach Pyritz, am 10. nach Königsberg in der Neumark, während die Vorhut nach Schwedt vorrückte. Am 11. kam auch Yorck's Hauptquartier nach Königsberg; die Stadt gab den Offizieren einen Ball. Der Auswechſel der Truppen, einzelner Leute ſogar, dauerte fort. Yorck eilte dann weiter nach Berlin. Bülow aber zog am 14. nach Schwedt, und erhielt hier den Befehl bis zur Ankunft Tauenzien's, der in Pommern den Oberbefehl führen und Stettin belagern ſollte, dieſe Feſtung auf beiden Ufern der Oder zu berennen. Eine gleich am folgenden Tage verſuchte Aufforderung zur Uebergabe wurde von dem

Kommandanten Dufresse in würdiger Weise zurückgewiesen. Ein verdrießlicher Vorgang mit dem Major von Platen, der an Bülow in nicht geziemender Weise schrieb, wurde in Berücksichtigung der wunderlichen Eigenheit und des tollen Muthes dieses tapfern Reiteroffiziers mit nachsichtiger Billigkeit behandelt. —

Am 17. März nahm Bülow sein Hauptquartier in Garz, wo er die amtlichen Schriften über Yorck's Freisprechung und den Tagesbefehl desselben erhielt, den er hierauf erlassen hatte. Seine eignen Truppen wurden nun als zweite Division des Yorck'schen Korps bezeichnet; auf dringendes Verlangen Wittgenstein's sollte er baldigst nach Nauen vorrücken. In den Befehlen war viel Unsicherheit und Schwanken, erst wurde gezögert, dann übermäßig geeilt; wie Bülow den noch wenig geordneten Zustand der Dinge damals ansah, läßt uns ein Brief an seine Frau erkennen, an die er am 17. aus Garz vertraulich schreibt: „Mich hier zu besuchen würde ausführbar sein, wenn meine Bestimmung wäre hier stehen zu bleiben, bis wir in dem Besitz von Stettin wären, denn so sollte es der gesunden Vernunft nach sein. Da nun aber selten das geschieht was vernünftig, so soll ich baldmöglichst von hier abmarschiren. Meine vorläufige Direktion ist mir auf Nauen (Berlin 5 Meilen links lassend) gegeben. Dennoch wird es beinahe unmöglich, daß ich früher als den 27. oder 28. von hier abmarschire, weil sonst die hiesige Gegend ganz von Truppen entblößt bleibt. Wir fangen mit dummen Streichen an; wie das enden wird weiß der Himmel; ich gestehe, ich bin sehr mißmüthig und verdrießlich; ich sehne mich nach dem Zeitpunkt, wo ich ganz vom großen Theater abtreten kann, von einem Theater, wo schlechte Akteurs die Hauptrollen spielen. Ich bin leidenschaftlich Soldat und liebe mein Metier, aber die Art und Weise, wie alles

geht, verleidet mir alles. Wenn unser Herrgott sich der Sache nicht weiter annimmt, so ist nicht viel zu hoffen."

Yorck war am 17. März in Berlin unter großem Jubel eingezogen, an demselben Tage zu Breslau des Königs Aufruf „An mein Volk" und die Kriegserklärung gegen Napoleon erfolgt. Die Errichtung von Landwehr und Landsturm wurde verfügt, die allgemeine Rüstung zum Verzweiflungskampfe gegen den Unterdrücker mit eifrigster Theilnahme des ganzen Volkes und wirksamster Anstrengung betrieben. Die regelmäßige Kriegsmacht bestand aus 6 Brigaden, dem Werthe nach Divisionen, man rechnete 150,000 ausexerzirte Leute, — so gut hatten Scharnhorst's stille Anordnungen vorgesorgt, — die sogleich eintreten konnten, 52 Reservebataillone wurden errichtet. —

Nachdem Bülow noch selbst gegen Stettin vorgeritten war und sich überzeugt hatte, daß hier ein Handstreich nichts ausrichten könne, überließ er den heranrückenden Truppen Tauentzien's die weitere Sorge wegen dieses Platzes, und rüstete sich zum Abmarsch. Bei Schwedt ließ er eine Brücke schlagen, um über die Oder zu gehen; am 20. März daselbst angekommen, empfing er eine Kabinetsordre aus Breslau vom 14. die ihm seine Ernennung zum Generallieutenant verkündigte. Thümen war zum Generalmajor ernannt. Zugleich traf General von Oppen ein. Prittwitz erzählt von seinem Empfang: „Er war nach alter Rittersitte von seinem Landgute Siebe bei Berlinchen zu Pferde ausgezogen, zwar nicht einen Streithengst, aber doch eine Fuchsstute reitend, welche der Last seines athletischen Körpers kaum gewachsen war. Mit einem halb militairischen Ueberrocke und einer Mütze bekleidet, einem breiten und gewichtigen Säbel an schwarzem Wehrgehenk umgeschnallt, ritt er gleich vor das Quartier des Generals von Bülow und wurde hier als guter alter Bekannter sehr herzlich aufgenommen. Dieser hatte ihm eigentlich das Kommando über die Kavallerie

zugedacht und äußerte zu seinen Umgebungen, nachdem der General von Oppen sich entfernt hatte: Da haben wir Einen bekommen, der das Einhauen liebt und alle Tage einhauen wird."

Erst am 27. März kam Bülow nach Angermünde; auf ein freundliches Schreiben von Tauentzien hatte er diesem 2 gewünschte Bataillone überlassen, und 4 Reservebataillone zugewiesen; nun erfolgten aber doch unangenehme Reibungen zwischen ihm und Tauentzien, so wie zwischen diesem und Yorck; man fühlte den Mangel durchgreifenden einheitlichen Oberbefehls, sowohl nach innen als nach außen; die Kriegsleitung Wittgenstein's, der ihn einstweilen führte, entbehrte alles Nachdrucks. —

Am folgenden Tage nach Berlin berufen, traf er Abends dort ein. Wittgenstein eröffnete ihm seine neue Bestimmung; ein Theil seiner Truppen solle vor Spandau stehen bleiben, er selbst mit dem größern Theil über Brandenburg nach Ziesar vorrücken, wohin auch Borstell mit seinen pommerschen Truppen eilig zog, diesen unter seinen Befehl nehmen, und die Mark gegen einen feindlichen Einfall decken, mit dem der Vizekönig Eugen sie von Magdeburg aus bedrohte.

Bülow zog am 31. März um 10 Uhr Morgens in Berlin mit seinen Truppen im Parademarsch ein; der Jubel war nicht so groß wie beim Einzuge Yorck's, die Stimmung kühler, mit Sorge gemischt. Seine Stärke betrug jetzt 10,000 Mann Fußvolk und 1000 Reiter. Zur Einschließung Spandau's bestimmte er Thümen; er selbst eilte nach Potsdam, wo der König aus Schlesien am 22. angekommen war. Am 1. April hielten die Truppen feierlichen Gottesdienst, die nach Spandau bestimmten auf dem Exercierplatz im Thiergarten, die nach Brandenburg bestimmten im Lustgarten, und marschirten darauf sogleich ab.

Die Franzoſen waren aus Magdeburg in ſtärkerer Anzahl vorgedrungen, der Vizekönig Eugen ſelbſt an ihrer Spitze. Wittgenſtein hatte ſein Hauptquartier in Belzig, wohin Borſtell mit ſeinen Truppen vor der feindlichen Uebermacht ſich zurückzog, nicht auf Zieſar zu Bülow hin, wie er gefollt hätte, denn er hielt ſich nicht unter deſſen Befehl geſtellt. Bülow ſchrieb am 3. April aus Brandenburg über dieſen Anfang vertraulich an ſeine Frau: „Heute habe ich Ruhetag, und morgen rücke ich nach Zieſar vor. Borſtell hat dumme Streiche gemacht, er iſt mit ſeinen wenigen Truppen bis nahe an Magdeburg vorgelaufen, und hat ſich zurückwerfen laſſen, und was noch dummer iſt, ſtatt ſich auf mich zu replüren, hat er ſich gegen Belitz, wo Wittgenſtein ſteht, zurückgezogen; ich habe ihm den Kopf gewaſchen, und Prittwitz die Nacht abgeſchickt um ihn herzuholen. Nachſchrift. Nachmittags 4 Uhr. Prittwitz iſt zurückgekommen, und hat mir die Nachricht gebracht, daß es mit Borſtell beſſer abgelaufen, als man anfänglich glaubte. Die Franzoſen ſind ſo gutmüthig geweſen ihn ſtehen zu laſſen ohne ihn weiter anzugreifen. Er muß indeſſen ſehr beſorgt geweſen ſein, indem er mir ſelber meldete, daß ſein Rückzug nothwendig würde." Am 4. April kam darauf Borſtell nach Zieſar zu einer perſönlichen Unterredung, und nahm Bülow's Vorſchlag, am andern Tage vereint vorzugehen, willig an, wurde nun aber durch Yorck's Erklärung, daß er unbedingt unter Bülow ſtehe, um ſo unangenehmer überraſcht.

Der Feind ſtand 20,000 Mann ſtark hinter Dannigkow, Behlitz und Zehdenik, die Hauptſtärke im Lager bei Nedlitz, der Vizekönig ſelbſt befehligte. Wittgenſtein rückte am 5. April gegen ihn vor, Yorck über Dannigkow, General von Berg über Behlitz; Bülow richtete ſeinen Marſch mehr rechts gegen Zehdenik, die linke Flanke der Franzoſen zu umgehen; ſeine Truppen waren aber noch nicht alle eingetroffen, ſie mußten erſt

gesammelt werden, erst um 3 Uhr Nachmittags konnte er mit seiner Vorhut von Hohenziatz aufbrechen. Während des Marsches wurde von Behlitz und Dannigkow her starkes Kanonenfeuer gehört, worauf Bülow sein Vorrücken beschleunigte, und auch an Borstell den Befehl sandte seinerseits über Zepernik dorthin zu eilen; das durchschnittene Geländ unterbrach aber die Verbindung zwischen beiden Truppenzügen; als daher Bülow durch Möckern vorgegangen war, sah er sich plötzlich einem überlegenen Feinde gegenüber, der hinter Zehdenik eine gute Stellung hatte, 3 Bataillons Fußvolk, eine Batterie, 10 bis 12 Schwadronen Reiterei, hinter einem breiten Graben. Mit seiner Vorhut hielt er eine Weile im feindlichen Kartätschenfeuer, das wenig schadete, und erwartete mit Ungeduld das Herankommen Hessen-Homburgs. Doch als das Gefecht bei Behlitz immer stärker wurde, wollte er die dort Kämpfenden seinen Beistand nicht missen lassen, und schritt unerachtet seiner geringen Kräfte rasch zum Angriff, der scharf in die linke Flanke und selbst in den Rücken des Feindes traf. Er selbst mit einem Füsilierbataillon und 4 reitenden Kanonen eilte sich in Zehdenik eines Stützpunktes für seine Reiterei zu versichern; die Kanonen eröffneten von einer Anhöhe ein wirksames Feuer und Oppen erhielt den Befehl mit einem Regiment Dragoner auf den äußersten rechten Flügel zu eilen, sie kamen im Trabe heran, schwenkten ein, und ohne sich zu besinnen, ohne die Pferde verschnaufen zu lassen, stürzte der Major von Platen mit ihnen zum Angriff, er selbst auf seinem großen Schimmel zuerst über den Graben, alles hinterher, so gut und schnell jeder konnte. Nach kurzem Widerstande war die feindliche Reiterei völlig geworfen, und Oppen verfolgte sie bis unter den Schutz ihrer bei Neblitz aufgepflanzten Kanonen. Bülow seinerseits griff nun mit einer Schwadron Husaren, 4 Kanonen und Füsilierplänklern die 3 feindlichen Bataillone verwegen an, und nöthigte sie zum

Rückzuge, den sie in guter Ordnung ausführten. Bei Veblitz hatte mit größter Tapferkeit Borstell, bei Dannigkow der General von Hünerbein die Franzosen geschlagen, letzterer das ganze Gefecht vereilig eröffnet, dann aber tapfer durchgeführt. Wittgenstein's Befehl, erst am 6. anzugreifen, war nicht befolgt worden, seine Wiederholung zu spät gekommen, so daß auch Bülow desselben nicht mehr achten konnte. Der Verlust der Preußen war an Todten und Verwundeten etwa 380 Mann, der Verlust der Franzosen betrug über 1200 Mann, worunter 600 Gefangene. Die Gefechte waren aber nicht bloß durch die Niederlage des Feindes, sondern auch besonders dadurch wichtig, daß die preußischen Truppen in diesem ersten Kampfe die freudigste Tapferkeit bewiesen und mit glühendster Erbitterung gefochten hatten, so daß Freund und Feind an diesem Vorspiel erkennen mußte, welcher Art dieser Krieg sei. —

Bülow schrieb am folgenden Tage an seine Frau, die jetzt in Berlin war, mit seiner gewohnten soldatischen Gradheit: „Mit Freude theile ich Dir die Nachricht mit, daß wir gestern das französische Korps unter dem Vizekönig von Italien angegriffen und geschlagen haben. Der Erfolg würde noch ganz anders gewesen sein, wenn man sich nicht so sehr übereilt, und statt gestern Nachmittag anzugreifen, den heutigen Morgen erwartet hätte, wie es eigentlich der Graf Wittgenstein befohlen. Die Schuld des übereilten Angriffes wird nun Hünerbein aufgebürdet. — Da ich weit entfernt war, so konnte ich nur mit meiner ganzen Kavallerie, der reitenden Artillerie und einem Füsilierbataillon herankommen. Indessen gelang es mir, mit diesen dem Feinde gerade in den Rücken zu kommen, und ihn da anzugreifen, wo er gar nichts erwartete. — Unsere Truppen fochten mit einer unbeschreiblichen Erbitterung. Meine Kavallerie machte eine Linienattake auf die weit stärkere feindliche, und warf sie völlig über den Haufen. Auch die Artillerie

wirkte gewaltig, und die Verwirrung des Feindes war total. Hätte ich meine Infanterie herangehabt, ſo würde ich offenbar 3 Bataillons Infanterie, die abgeſchnitten waren, gefangen genommen haben. Major von Sohr und noch einige andre Offiziere ſind bleſſirt. Wahrſcheinlich iſt dieſe Nachricht ſchon durch den Graf Wittgenſtein nach Berlin gekommen. Iſt es nicht der Fall, ſo theile ſie der Prinzeß Luiſe mit. Meine Wohnung iſt ein beinahe verwüſtetes Bauernhaus. Ein einziges Bund Stroh war nur zu haben, dieſes an die Erde gelegt, und ein Schemel zum Kopfkiſſen, war meine Schlafſtelle. Meinen Küchenwagen habe ich hier, und mein Staatsrath kocht, und ich habe wenigſtens zu eſſen." — Der Titel Staatsrath für den Koch war ein alter Scherz, der Neigung Spitznamen auszutheilen angehörig.

Wir müſſen hier des Majors von Platen gedenken. Der General von Pritwitz ſagt von ihm: „Bei den vom General von Bülow geführten Truppen wurde der leicht verwundete Major von Platen als der Held des Tages gefeiert. Er hatte einen Karabiner- oder Lanzenſchuh erobert, legte dieſem Siegeszeichen einen beſondern Werth bei, und wandelte es, in Folge ſeiner eigenthümlichen Stimmung, zum Mundbecher um, aus welchem nicht allein er ſelbſt, ſondern auch ſeine guten Bekannten, auf das Andenken an dieſen Tag und auf gute Kammeradſchaft trinken mußten." Ueber ſeine Verwundung ſagt ein andrer Bericht: „Als der Major von Platen über den Graben ſetzte, ſtach ein vorgeſprengter feindlicher Uhlan mit eingelegter Lanze nach ihm, aber der Trompeter Pape ſchlug jenem mit der Trompete ſo ins Geſicht, daß derſelbe augenblicklich vom Pferde fiel. Erſt am andern Morgen bemerkte Platen — nach zehn Stunden, daß ihn der linke Arm ſchmerze, er hatte einen ziemlichen Lanzenſtich von jenem Uhlan empfangen." Um das Karakterbild zu vervollſtändigen, geben wir noch eine frühere Stelle von

Pritwitz: „Major von Platen war auch ehe er ſich durch ſeine ausgezeichnete Tapferkeit einen Namen in der Armee erworben hatte, in derſelben durch einzelne Züge einer ungewöhnlichen Originalität bekannt. Er hatte dieſe Originalität auch in den letzten Monaten, bei Gelegenheit der Organiſation der Dragonerſchwadronen, mehrfach bewieſen, und beiſpielsweiſe auf dem Marſch nach der Oder, wo er des kalten Wetters wegen öfters trabte, ſich nicht überzeugen wollen, daß das Ende ſeiner Marſchkolonne nicht eben ſo gut ein raſches und doch ruhiges Tempo reiten könnte, wie er ſelbſt an der Spitze derſelben auf ſeinen feurigen und ſchönen Pferden. Er hatte verſucht, den in der preußiſchen Armee zu jener Zeit, von einer Seite wenigſtens, aufgeſtellten Satz, daß, um einen Kavalleriſten zu haben, man nur des Bäckers Knecht auf des Müllers Pferd zu ſetzen brauche, ins Leben zu führen, indem er nämlich einen Dragoner auf ein rohes, nur mit einem Strick aufgezäumtes Bauernpferd ſetzen und ihn nun verſchiedene Bewegungen ausführen ließ. Der Verſuch fiel nicht zufriedenſtellend aus." Noch einen andern Zug, den gleicherweiſe Pritwitz erzählt, dürfen wir hier nicht weglaſſen. „Der Prinz von Heſſen-Homburg, — ſagt er, — und General von Oppen hatten nebſt ihren Adjutanten ihr Nachtquartier in einem Bauerhauſe genommen, deſſen Wohnſtube aber nur einen alten ledernen Großvaterſtuhl und eine leere zweiſchläfrige Bettſtelle enthielt. Da der Prinz von der Bettſtelle keinen Gebrauch machen wollte und nur auf den Stuhl Beſchlag legte, ſo nahm General von Oppen in jener Plaz und lud einen der Adjutanten des Prinzen ein, ſich neben ihn zu legen. Der General war aber an dieſem Tage ſehr thätig geweſen, er hatte unter andern in der Hize des Gefechts einem franzöſiſchen Offizier einen Hieb gegeben, der vom linken Ohr bis zum Unterkiefer drang. Später, nachdem derſelbe zurückgebracht war, nahm er ſich ſeiner an, und wünſchte, daß der

Generalarzt Dr. Büttner ihn wo möglich eben ſo ſchnell, als er verwundet worden, auch wieder herſtellen möchte. In der Nacht nun träumte der General von dem beſtandenen Handgemenge, er griff um ſich, und würgte ſeinen Bettgenoſſen dermaßen, daß dieſer um Hülfe rufen mußte. Nur die Anwendung materieller Gewalt würde im Stande geweſen ſein, ihn wieder an die Seite des Generals zurückzuführen."

Wittgenſtein, anſtatt den Sieg zu verfolgen, welches um ſo thunlicher war, als der Vizekönig bereits in der Nacht ſich ſtill zurückgezogen hatte, verlegte ſein Hauptquartier nach Zerbſt, und überließ Bülow'n die fernere Beobachtung des Feindes auf dieſer Seite. Dieſer nahm ſein Hauptquartier in Nedlitz, die Truppen ſtanden im Lager, die Vorpoſten unter Oppen längs der Ehle und bis über Burg hinaus. Wittgenſtein ging am 9. April bei Roßlau über die Elbe und bis Deſſau, wohin er Yorck nachzog, der von Bülow 2 Koſakenregimenter mitnahm, ſo daß dieſem deren nur 2 blieben. Die Auswechslung von Truppentheilen und Mannſchaften dauerte dabei noch immer fort, und verurſachte viele Störung. Vergebens erbat Bülow die vor Stettin zurückgelaſſenen Bataillone von Tauentzien zurück, vergebens drang er auf ſchleunige Bildung der Landwehrbataillone, um wenigſtens die Truppen von Spandau abzulöſen, er ſah ſich geſchwächt einem überlegenen Feinde bloßgeſtellt, der jeden Augenblick hervorbrechen konnte. Zur Sicherheit ließ Bülow die Ehle ſtauen, wodurch große Landſtrecken unter Waſſer geſetzt wurden, und legte zweckmäßige Verſchanzungen an. Er ordnete alles ſelbſt mit kluger Einſicht, hielt ſtreng auf die größte Wachſamkeit, ritt öfters auf Erkundung aus, und ſuchte durch geheime Verbindungen aus Magdeburg ſtets ſichre Nachrichten zu haben. Am 13. April beſtand er perſönlich ein Gefecht beim Herrnkrug, auf das er beſondern Werth legte, deſſen

Schilderung wir daher am beſten dem Brief entnehmen, den er am 14. darüber an ſeine Frau ſchrieb: „Geſtern Vormittag haben wir ein Gefecht gehabt, welches, obgleich nur ein Vorpoſtengefecht, dennoch für uns einen ſehr erwünſchten Succeß hatte. — Der Feind wollte ſich in der Nähe von Magdeburg, zwiſchen Binderich und der Feſtung, eines großen Vorraths von Heu bemächtigen, und war zu dem Ende mit 6 großen Elbſchiffen herangekommen um es zu laden, welche Ladung durch 500 Mann gedeckt wurde. Da im erſten Moment von mir nur 40 Kommandirte der Infanterie und eine Koſakenfeldwacht da war, ſo wurden dieſe zurückgedrängt. General Oppen, der zunächſt war, ſchickte ein Füſilierdetaſchement von 40 Mann vor, zur Unterſtützung eine Eskadron Huſaren, auch rückte noch der Reſt der Koſaken vor. Wie ich ankam, ließ ich noch eine Füſilierkompanie, 200 kommandirte Tirailleurs aus dem Lager, und 2 Kommando's von der reitenden Artillerie vorrücken. So wie dieſe Verſtärkung ankam, griffen unſere Tirailleurs an, beſonders die Füſiliere warfen alles über den Haufen, ſprangen bis an die Bruſt in's Waſſer, ſchoſſen die, ſo die Schiffe vertheidigten, todt, und bemächtigten ſich ſämmtlicher Schiffe; wobei wir indeſſen dennoch einige Todte und Bleſſirte hatten. Von den Franzoſen fand man auf dieſer Stelle 3 Kapitains todt. Derweil waren zur Unterſtützung aus Magdeburg ungefähr 4 Bataillons ausgerückt; wir rückten ihnen entgegen, und unſere reitende Artillerie feuerte mit Kartätſchen mit großer Wirkung, worauf ſie ſich ſchleunigſt in die Feſtung hineinzogen. Von den Werken ſchoſſen ſie einigemal, ohne uns Schaden zu thun. Es muß ihnen an Artillerie fehlen. Wir haben 60 Gefangene gemacht. Außerdem hat der Feind wenigſtens 2 bis 300 Todte und Bleſſirte. Hier haſt Du einen vollſtändigen militairiſchen Bericht. In Berlin mag ich indeſſen nichts öffentlich bekannt machen laſſen, denn da Wittgenſtein komman-

direnden General iſt, ſo muß dieſer es thun, und ich mag ihm nicht vorgreifen."

Inzwiſchen ſchloß Thümen mit dem franzöſiſchen Kommandanten in Spandau vorläufig eine Uebereinkunft, deren Bedingungen aber Bülow mißbilligte, wie dies auch Yorck und Wittgenſtein thaten. Er befahl vielmehr Spandau mit Ernſt anzugreifen, die Zitadelle zu bombardiren. Von Magdeburg kamen viele Ausreißer, beſonders Holländer und Weſtphalen, die zugleich beruhigende Nachrichten brachten; unter andern erhielt Bülow von dort auch ein Zeitungsblatt, das er ſich nicht verſagte ſeiner Frau zu überſchicken. Er ſchrieb aus Nedlitz vom 14. April: „Du erhältſt hiebei ein Blatt der Magdeburger Zeitung, worin Du mit Vergnügen erſehen wirſt, daß ich durch den Herzog von Baſſano eben ſo wie Yorck der Welt als ein Verräther dargeſtellt bin. Ich werde mir Mühe geben die folgenden Blätter ebenfalls zu erhalten, und es ſoll mich ſehr freuen, wenn ſie tüchtig auf uns ſchimpfen. In meinem geſtrigen Schreiben habe ich vergeſſen, einer religiöſen Feier zu erwähnen, die wir den Charfreitag hatten. Es war Gottesdienſt im ganzen Lager und nachmals Kommunion, ich mit allen Generalen ſind mit den Soldaten zur Kommunion gegangen. Bei unſern Leuten herrſcht noch immer viel Religioſität, beſonders findet man daß das Gemüth des Soldaten im Kriege am mehrſten für Religion empfänglich iſt. Allerdings iſt dieſes natürlich, da doch niemand ſeines Lebens ſicher iſt. Nachſchrift: Nun iſt erfreuliche Nachricht eingegangen: daß Oeſterreich ſich wirklich für uns erklärt, die Sache muß alſo gut gehen."

Bülow's Truppen waren ſchon ſehr vertheilt, ſie ſollten noch mehr auseinander geriſſen werden. Wittgenſtein ſchrieb aus Deſſau, der General Woronzoff werde mit ruſſiſchen Truppen vor Magdeburg eintreffen, dann ſolle Bülow mit ſeinen Truppen und Borſtell's Reiterei zu Yorck ſtoßen, Borſtell mit

seinem Fußvolk aber bei Woronzoff zurückbleiben. Borstell erwirkte bei Wittgenstein, daß auch das Regiment Königin Dragoner bei ihm blieb. Bülow erbot sich aber freiwillig auch noch ein Füsilierbataillon bei Borstell zu lassen, da Woronzoff nicht viel Fußvolk mitbringe, und es wichtig sei die Provinz zu decken. Er schrieb an York, er werde ihm nur zuführen 5 Bataillons, 8 schwache Schwadronen, eine Fußbatterie und eine reitende; wahrlich eine schwache Division, wobei er in Verlegenheit gerathen werde, die unter ihm stehenden Generale zu beschäftigen. Von Königsborn, wohin er vorgerückt war, schrieb er am 22. April an seine Frau: „Heute früh bin ich Magdeburg um eine halbe Meile näher herangerückt. Von der letzten unglücklichen Begebenheit bei Stettin habe ich das Nähere so eben erfahren. Das ganze Projekt war leichtsinnig und dumm entworfen, und man muß gestehen, daß Tauentzien sich bemüht einen dummen Streich nach dem andern zu machen. — Diesen Morgen ziehen wir uns Alle links, und sobald ich hier durch Woronzoff abgelöst, gehe ich über die Elbe, um mich mit den Uebrigen in Verbindung zu setzen. Wahrscheinlich fällt bald etwas vor, wenn nicht die Erklärung Oesterreichs die Operationen der Franzosen in's Stocken bringt. Thümen hat einen Sturm auf die Zitadelle von Spandau gemacht, er ist nicht geglückt, indessen sind ungefähre, nicht vorauszusehende Dinge hinzugekommen, die das Projekt scheitern machten. Im Uebrigen kann ich den Plan dazu nicht tadeln, und billige sein Unternehmen. Im Kriege gelingt nicht alles; auch ist sein Verlust nicht bedeutend. — Nachschrift: So eben komme ich von einer Rekognoszirung gegen die Festung zurück; ich bin nahe an ihren Infanterie-Posten gewesen, ohne daß sie geschossen haben. In Magdeburg haben sie Verstärkungen erhalten, da ich aber mit meinen Arbeiten größtentheils fertig bin, so werden sie gut empfangen werden." Seine Meinung ging im Allgemeinen dahin,

die Verſchanzungen hartnäckig zu vertheidigen, ginge aber eine verloren, ſo müſſe man es nicht als Ehrenpunkt anſehen ſie ſogleich mit allen Kräften wiederzunehmen, die Hauptſache ſei, daß der Feind möglichſt viel Schwierigkeiten finde und ſeine wahren Abſichten frühzeitig entwickeln müſſe. —

Am 23. April empfing Bülow den Befehl von Wittgenſtein, ſogleich nach Deſſau zu kommen. Die Vorhut Woronzoff's traf eben ein, und Bülow's Truppen marſchirten noch in der Nacht ab; ſie hatten von Regen und Schnee viel zu leiden, wie ihr General auf ſeiner Wagenfahrt auch. Er ſchreibt hierüber und über ſeinen Empfang in Deſſau am 25. an ſeine Frau: „Geſtern früh 8 Uhr bin ich hier angekommen, nachdem ich eine höchſt unangenehme Fahrt in ſtockfinſtrer Nacht bei ſtarkem Wind und Schneegeſtöber gehabt. Die Sachen waren nicht ſo dringend, man hätte uns füglich den Nachtmarſch erſparen können. Die Franzoſen, die von Brambach aus vorgerückt waren, hatten ſich vor meiner Ankunft ſchon wieder zurückgezogen, und meine Truppen haben erſt heute hier die Elbe paſſirt. Oppen habe ich mit einer Avantgarde gegen Bernburg vorrücken laſſen. Ich habe hier in Deſſau mein Hauptquartier, und mußte, ſo ſehr ich mich auch dagegen ſträubte, meine Wohnung auf dem hieſigen Schloſſe nehmen, und mich durch die Herzogliche Küche und Keller bedienen laſſen. Ein ganzes Hofmarſchallamt ſteht zu meiner Dispoſition; man quält mich mit übertriebener Höflichkeit zu Tode, z. B. heute Abend war Schauſpiel, dieſes ſollte nicht eher angehen, als bis ich kommen würde; bei meiner Ankunft fand ich den Erbprinzen an der Thüre auf mich wartend, und ich mußte durchaus in der Loge den erſten Platz zwiſchen dem Erbprinzen und der Erbprinzeſſin nehmen. So etwas ſetzt einen in Verlegenheit und iſt nicht angenehm. Ein kommandirender General in Kriegszeiten iſt freilich ein anderes Geſchöpf wie in Friedenszeiten, und da wir hier als

Schutzengel betrachtet werden, so hat dieses allerdings Einfluß. Der alte Herzog, ein sehr kluger Mann, der krank in Wörlitz ist, hat indessen hier bei Hofe diese zu große Höflichkeit zur Sitte gemacht; er lebt in dieser Hinsicht als Partikulier, und macht auch in der Art die Honneurs seines Hauses; wo möglich werde ich in diesen Tagen zu ihm nach Wörlitz. — Der Aufenthalt des Grafen Wittgenstein hat den Herzog täglich über 200 Thaler gekostet; zum Dejeuné und Diné hatte er ordinair 80 Kouverts. Dejeuné's gebe ich gar nicht, Soupé's auch nicht; und zu Mittag wollte ich mit meinen Adjutanten allein bleiben; aber man will es nicht, und auf ausdrückliches Verlangen des Herzogs muß ich alle Tage die Stabsoffiziere zu Tische bitten. Ich soll hier absolut mehr verzehren wie ich will, worüber ich alle Morgen einen großen Staatsstreit mit dem alten Hofmarschall habe, übrigens aber wird man mit so vieler Herzensgüte aufgenommen, daß man dieses alles dankbar erkennen muß."

Bülow blieb vorläufig in Dessau, übernahm die Vertheidigung des Brückenkopfes bei Roßlau, besetzte durch seine Vorhut unter Oppen die Städte Köthen und Aken, und stellte seine Vorposten längs der Saale von Bernburg abwärts, auch auf das linke Saalufer streiften seine Partheien. Um dies zu können, war er bedeutend verstärkt worden, durch 2 russische Fußregimenter unter General von Harpe bei Wittenberg, 2 Kosakenregimenter, 1 Bataillon preußisches Fußvolk und 1 Schwadron preußischer Husaren. Um die Truppen vor Wittenberg ablösen zu können, wurde Thümen von Spandau herbeigerufen. Die Sachen bekamen ein ernstes Ansehn, die Franzosen waren in starker Bewegung, ihre Truppen mehrten sich täglich, sie schienen ihre Hauptstärke an der Saale zusammenzuziehen. Man erfuhr, daß Napoleon angekommen sei, damit war alles erklärt, und bedeutende Dinge standen zu erwarten.

Wittgenſtein war am 27. April in Lindenau. Die Franzoſen drangen bei Alsleben über die Saale vor, ſtanden hinter Bernburg und bei Wettin in großer Stärke, ſie ſchienen ihre Richtung auf Naumburg zu nehmen. Wittgenſtein wollte ſeine ganze Macht bei Leipzig zuſammenziehen, und in Verbindung mit Blücher bei Lützen eine Schlacht liefern. Bülow ſollte dabei nicht unmittelbar mitwirken, ſondern die untere Saale und Mittelelbe, wo der Vizekönig etwas unternehmen konnte, ſcharf beobachten, die Einſchließung von Wittenberg decken, und im Fall Uebermacht ihn angriffe, den Brückenkopf von Roßlau zu behaupten ſuchen; ſeine Truppen waren als ein ſelbſtſtändiger Körper anzuſehen, der, wenn die Schlacht bei Lützen verloren ging, die Verbindung mit dem Hauptheer aufzugeben, und mit allen Truppen, die er an ſich ziehen konnte, eine Stellung zwiſchen Brandenburg, Potsdam und Wittenberg zu nehmen hatte, um Berlin ſicherzuſtellen; wenn auch dies aufzugeben wäre, ſollte er zwiſchen Küſtrin und Stettin über die Oder zurückgehen; auf ſolchen äußerſten Fall nahm man Bedacht. Die Aufgabe, getrennt von den entſcheidenden Ereigniſſen und doch abhängig von ihnen, nur vertheidigungsweiſe zu verfahren, zu decken, zu ſichern, war für einen vorſtrebenden Muth gewiß eine der undankbarſten, aber auch eine der ehrenvollſten, denn ſie fordert wie kaum eine andre den umſichtigſten, beſonnenſten Befehlshaber, der alle Vortheile ſeines Faches kennt und zu gebrauchen weiß. Von jetzt an war Bülow'n auf längere Zeit hauptſächlich dieſe Rolle zugetheilt, wir werden ſehen wie er ſie durchzuführen und was er aus ihr zu machen wußte. —

Seine jetzige Stärke konnte für ein ſo weites Feld nicht ausreichen, er mußte daher mehr Truppen an ſich ziehen. Thümen ſollte von Spandau herbeirücken, die Ausrüſtung der Landwehrbataillone beſchleunigt werden, 2 preußiſche Bataillons vor Wittenberg zog er heran, das Dragonerregiment Königin und

eine halbe reitende Batterie rief er von Borſtell ab; der ruſſiſche General Graf Orurk wollte ſie nicht ziehen laſſen, ſie kamen aber doch. Dieſe Verſtärkung war nur gering, Bülow hielt ſich aber doch nun fähig, den Feind, der etwa an der untern Saale nicht allzuſtark ſtehen bliebe, in den Harz zu werfen, oder dem Vizekönig Stand zu halten, wenn derſelbe mit aller Macht dem Wittgenſtein'ſchen Rückzug in der Flanke vordränge. Wegen näherer Verabredungen ſandte er den Major von Perbandt zu Wittgenſtein, den Hauptmann von Weyrach zu dem ſächſiſchen General Thielmann nach Torgau, der einige ſächſiſche Bataillone und ſächſiſches Geſchütz gegen Wittenberg aufſtellen ſollte, was dieſer jedoch bei der unentſchiednen politiſchen Lage Sachſens für jetzt noch verweigerte. —

Von allen Seiten waren die franzöſiſchen Truppen in ſtarkem Vorrücken, doch über die Richtung ihrer Hauptmacht herrſchte noch Ungewißheit. Yorck ließ Merſeburg beſetzen, in Halle ſtand General von Kleiſt; der letztere ſchlug am 28. April einen Angriff der Franzoſen ab, wurde aber aufs neue angegriffen und verlangte Hülfe von Bülow, der ſogleich in Deſſau Abends um 8 Uhr Generalmarſch ſchlagen ließ und in der Nacht mit allen Truppen nach Köthen vorrückte, 2 Schwadronen aber weiter zu Kleiſt abſandte. Das Fußvolk der Lützow'ſchen Freiſchaar, nach der Niederelbe beſtimmt, hielt er an und nahm es mit. Am folgenden Tage kam die Nachricht, daß Merſeburg verloren ſei und Kleiſt von Halle nach Schkeuditz abmarſchiren werde. Bülow ſandte darauf Oppen mit ſtarker Vorhut von allen Waffen nach Wettin, er ſelbſt beſichtigte die feindliche Stärke bei Bernburg. Ueber die Richtung und Stärke des Feindes hatte man keine ſichre Nachricht, ſeine Bewegungen waren zu allgemein, zu weit umfaſſend und mannigfach als daß man ſie von einzelnen Punkten aus hätte überſchauen können. Am 30. April ſollte Oppen von Wettin nach Halle marſchiren,

fand aber die Franzoſen ſchon eingerückt, und zog ſich daher links über Zörbig nach Radegaſt, wohin auch Bülow mit ſeinen Truppen kam. Die untere Saale blieb nur von leichten Truppen beobachtet, die ganze Aufmerkſamkeit wandte ſich auf Halle und Bernburg; bei letzterm Orte und bei Kalbe ſtanden von einem Marſchall befehligt 8000 Franzoſen von allen Waffen. Dadurch in ſeiner linken Flanke bedroht und wegen der Verbindung mit Roßlau beſorgt, ſandte er den Lieutenant von Prittwitz nach Deſſau und Koswig, um alle verfügbaren Truppen nach Köthen vorzuziehen, den Brückenkopf bei Roßlau einſtweilen mit 1 Bataillon Deſſauer beſetzen zu laſſen, wo nun auch Thümen's Truppen, die von Treuenbrietzen den Weg auf Koswig zu nehmen hatten, zur Verſtärkung eintreffen mußten. Bülow ſelbſt wollte ſofort Halle wieder nehmen.

Am 1. Mai kam beſtimmte Nachricht, daß Napoleon mit ſeiner Hauptmacht über Merſeburg gegen Leipzig marſchire; von Wittgenſtein erhielt Bülow Befehle, die ſchon erfüllt waren, im Fall einer Schlacht ſollte er kräftig in die Flanke und den Rücken des Feindes wirken, zunächſt aber den Angriff auf Halle ausführen. Bülow befahl, daß alle ſeine Truppen am 2. Mai früh um 3 Uhr bei Oppin marſchfertig verſammelt ſein ſollten. Unter ſeinem Befehl ſtanden gegen 20,000 Mann, aber dieſe waren ſo zerſtreut, daß er hier nur ungefähr 5000 Mann zuſammenbrachte.

Die Stärke des Feindes in Halle war unbekannt, aber da ſich nirgends ein Franzoſe zeigte, ſo hielt man ſie für gering. Bülow ritt am frühen Morgen des 2. Mai mit Oppen und einigen Huſaren auf die Anhöhe der Bergſchenke vor, um einen Ueberblick zu gewinnen. Da ereignete ſich ein artiger Vorfall, den wir nicht übergehen dürfen. Der Lieutenant von Gotzkow, ſchon bekannt durch glückliche Reiterkühnheit, ritt mit einem Trupp Dragoner in der Nähe vorbei, erkannte den General, ſprengte

heran, und erſtattete Bericht von ſeiner Streife; bei der Erwähnung einer Reiter-Feldwache, auf die er geſtoßen ſei, ſagte Bülow etwas barſch: „Weiß Gott, was ſie geſehen haben! Zwei Offiziere des Huſarenregiments haben hier Patrouille gemacht und keine Reiter-Feldwache gefunden, und auf die Rapporte der ſchwarzen Huſaren kann man ſich verlaſſen.“ Gotzkow, hiedurch gereizt, wandte ohne ein Wort zu ſagen ſein Pferd, rief aus ſeinen ſchon vorbeimarſchirten Leuten einen gutberittenen Dragoner zurück, und jagte mit ihm auf den Ort los, wo die Feldwache ſich im Verſteck hielt. Augenblicklich ſprengte die feindliche Reiterei hervor, kehrte aber wieder um, als ſie auf der Anhöhe die größere Schaar wahrnahm. Bülow klopfte dem Lieutenant, indem er ſich deſſen Namen merkte, auf die Schulter und ſagte: „Sie haben eine gute Art einen in die Augen ſpringenden Beweis zu geben.“ —

Der ſehr verwickelten Gegend und unregelmäßigen, weitläufigen Stadt, damals noch mit Mauern und Doppelthoren verſehen, durch die man erſt in die Vorſtädte, dann in die innere Stadt gelangte, waren Bülow und ſeine Offiziere größtentheils unkundig; der Angriff mußte daher mit Vorſicht, aber auch, falls er gelingen ſollte, mit raſcher Kraft geſchehen. Um 5 Uhr Morgens waren die Truppen von Oppin bei der Bergſchenke und bei Gibichenſtein angelangt. Um 6 Uhr eröffnete Oppen den Angriff. Eine Abtheilung ausgeſuchter Plänkler unter dem Hauptmann von Menſterberg ſuchte von Gibichenſtein langs der Saale gegen das Kirchthor vorzudringen, eine andre wandte ſich gegen die Vorſtadt Neumarkt und die umliegenden Gärten. Der Major Friedrich von Bülow, Neffe des Generals, mit ſeinen Plänklern drang raſch an das innere Steinthor heran. Anfangs ging alles leicht, die Franzoſen gaben die Vorſtädte gleich auf, die innere Stadt aber, wo außer vielen Marſchtruppen und Geneſenen 4 Bataillons und 6 Kano-

nen ſtanden, vertheidigten ſie um ſo hartnäckiger. Die innern Thore waren überall verrammelt und gut beſetzt. Unter beiderſeitigem heftigen Gewehrfeuer kam das Gefecht überall zum Stehen, was für den Angriff ſchon mißlich war. Nur vor dem offnen äußern Galgthor ſtand feindliches Fußvolk mit 4 Kanonen ausgerückt, auf dem freien Platze nach der Maille hin. Bülow, hievon benachrichtigt, wandte ſogleich die ganze Stärke ſeines Angriffs dorthin. Der Major von Uttenhoven eilte mit ſeinem Bataillon und einer halben ſechspfündigen Batterie vom Steinthor herbei, ein zweites Bataillon folgte, ein drittes blieb am Steinthor zurück. Bülow ſelbſt war beim Angriff, ſchickte die Plänkler vor, ließ die Kanonen aufſtellen. Die Franzoſen ſchoſſen mit Kartätſchen, und ſtarke Plänklerſchwärme gingen dem Major Uttenhoven in die linke Flanke, der Adjutant Hauptmann von Weyrach nahm einen Zug Füſiliere und warf den Feind zurück. Aber auch hier kam das Gefecht zum Stehen und unter heftigem Kanonen- und Gewehrfeuer waren ſchon 2 Stunden vergangen.

Bülow glaubte nicht mit Gewalt durchdringen zu können, und ſandte an Oppen den Befehl, auf ſeiner Seite nicht zu weit und nicht zu raſch vorzugehen, nach einigen Angaben wäre ſogar der Rückzug befohlen worden. Prittwitz ſagt: „Ob der Rückzug wirklich befohlen wurde, muß dahingeſtellt bleiben, geläugnet kann aber nicht werden, daß er durch einen vielleicht zu dienſtbefliſſenen Adjutanten einzelnen Truppenabtheilungen und zwar nicht in der gelaſſenſten Art und Weiſe zuging.“ Doch der Kampf eilte ſchon ſeiner Entſcheidung zu. Links von Uttenhoven brach der Oberſtlieutenant von Treskow mit 2 Schwadronen Dragoner im Trabe hervor, und trieb die feindlichen Plänkler zurück; rechts rückte ein Bataillon und eine halbe Batterie heran; ſo von beiden Seiten unterſtützt ordnete Uttenhoven ſein Bataillon zum Sturm, dem der Feind aber eine ge-

schlossene Masse und mörderisches Geschütz- und Gewehrfeuer entgegensetzte, Uttenhoven ließ Halt machen und ebenfalls feuern. Das Gefecht stand auf's neue; da sprengten plötzlich die Dragoner auf das feindliche Geschütz ein, das um sich zu retten abfuhr, und Uttenhoven rückte auf's neue mit gefälltem Bajonett vor, drang mit dem Feinde zugleich in's äußere Galgthor, wo 2 Kanonen, 1 Haubitze und 3 Pulverwagen genommen wurden. Am innern Galgthor entspann sich ein neues, doch kurzes Gefecht. Die Plänkler gewannen das Thor, Fußvolk und Reiter drangen in die Stadt dem Markte zu; Lieutenant von Gotzkow suchte mit 2 Zügen Dragoner zum Klausthor zu gelangen. Bülow ließ das am Steinthor als Rückhalt gebliebene Bataillon schleunigst herbeiholen, und zog an dessen Spitze mit klingendem Spiel in die Stadt. Am Steinthor griff der Major von Bülow auf's neue stürmend an, ließ das Thor aufhauen, und drang gleichfalls ein. Eben so gelangen nun die Angriffe Oppen's, die Plänkler Monsterberg's erstiegen den Jägerberg und nahmen die Vertheidiger des Kirchthors im Rücken, dieses wie das Ulrichsthor wurden genommen, und Oppen rückte mit allen Truppen ein. Noch dauerte das Straßengefecht lebhaft fort, an der Schieferbrücke leistete der Feind auf's neue muthigen Widerstand, die preußischen Truppen waren in Einzelgefechte zerstreut, Ordnung und Zusammenhang aufgelöst, ein gefahrvoller Zustand, wenn der Feind noch frische Truppen zum Rückhalt hatte! Doch die Franzosen wichen überall, sie kämpften nur noch um ihre Flucht zu decken; um 9 Uhr war auch die hohe Brücke gewonnen; Bülow sandte den Major von Sandrart mit 3 Schwadronen Husaren zur Verfolgung des Feindes auf dem jenseitigen Saaluser gegen Merseburg, ordnete dann die nöthigen Vorposten und Patrouillen an, und ließ die übrigen Truppen, um sie gesammelt in der Hand zu behalten, außerhalb der Stadt vor dem Steinthor lagern.

Die Preußen hatten an Todten und Verwundeten 8 Offiziere und 225 Mann verloren, die Franzoſen an Todten und Verwundeten kaum weniger, und an Gefangenen 12 Offiziere und 420 Mann, außerdem 3 Kanonen und 3 Pulverwagen; ein großes Salzmagazin, weſtphäliſches Eigenthum wurde nebſt andern Vorräthen die Beute des Siegers. Bei dieſer merkwürdigen Eroberung von Halle zeigten die Truppen und ihre Führer aufs neue die entſchloſſenſte Tapferkeit, Bülow aber den feurigen und ſichern Muth, der dem Soldaten ein hohes Vorbild iſt, und daneben die ächte Feldherrngabe, die in der Folge ſich nur immer glänzender darſtellt, ſeine Streitkräfte ſo zu ordnen und im Auge zu behalten, daß jede Waffe und jeder Truppentheil immerfort dem Bedarf und Befehl zweckmäßig und rechtzeitig entſprechen könne. —

Noch am ſpäten Abend kam die erfreuliche Nachricht, daß Thümen, nachdem er in 24 Stunden 8 Meilen marſchirt, an dieſem Tage um 5 Uhr Morgens bei Roßlau eingetroffen ſei. Dagegen erſchien am folgenden 3. Mai frühmorgens ein Adjutant Kleiſt's mit der Meldung, daß dieſer geſtern Nachmittags dem Angriff von 20,000 Mann nicht habe widerſtehen können, ſondern nach einer Stunde Leipzig geräumt und ſich auf Wurzen zurückgezogen habe. Auch liefen unbeſtimmte Gerüchte von einer bei Lützen vorgefallenen Schlacht umher. Bülow ordnete große Erkundigungen an, ſandte Streifſchaaren gegen Merſeburg, Eisleben, Wettin, Schkeuditz und Delitzſch aus, beritt ſelbſt die Umgegend von Halle, und beſtieg Nachmittags die Sternwarte, um durch Fernröhre feindliche Annäherungen zu entdecken. Flüchtlinge und Ueberläufer wurden eingebracht, aber ſie wußten nichts Zuverläßiges anzugeben. Da es im Lager gänzlich an Lebensmitteln fehlte, ſo wurde das Fußvolk in der Stadt einquartirt, die Reiterei auf die Dörfer verlegt, jedoch alles in Bereitſchaft gehalten, denn da Merſeburg noch

ſtark vom Feinde beſetzt war, ſo mußte man eines Angriffs von dorther gewärtig ſein. Das Ausbleiben aller Nachrichten von Wittgenſtein beunruhigte ſehr; Bülow hieß Thümen in Köthen ſtehen bleiben, berief den Major von der Marwitz mit 4 Bataillonen Landwehr von Brandenburg nach Zerbſt, dachte ſelbſt an den Rückzug nach Roßlau, wohin er auch die Salzvorräthe ſchaffen ließ, ſchrieb an Tauenzien ſeine Beſorgniſſe, und wünſchte die Einnahme Stettin's, damit Truppen von dort ihn verſtärken könnten.

Endlich am 4. Mai Abends um 7 Uhr kam einer von Bülow's Feldjägern aus dem Hauptquartier Wittgenſtein's, meldete den angeblichen am 2. Mai bei Groß-Görſchen erfochtenen Sieg. Die Schlacht war hartnäckig und blutig geweſen, und hätte allerdings müſſen gewonnen werden, denn das franzöſiſche Heer war auf dem Marſch überfallen und beſtand großentheils aus Neulingen. Allein der Marſchall Ney hielt ſich ſo tapfer, daß Napoleon Zeit gewann, ſeine Truppen in die neue Richtung zu ordnen; der Mangel an Einheit und Nachdruck im Oberbefehl Wittgenſtein's, die Miſchung der Truppen, Scharnhorſt's Verwundung und andre Umſtände wirkten ſo nachtheilig ein, daß zwar das Schlachtfeld von den Verbündeten behauptet, aber doch in der Nacht der Rückzug hinter die Elbe beſchloſſen wurde. Bülow erkannte ſogleich die ganze Lage der Dinge, und befahl augenblicklich den Aufbruch. Alle ausgeſtellte Abtheilungen wurden eingezogen, das Regiment Königin Dragoner abgeſandt, zwiſchen Delitzſch und Deſſau die Straße von Leipzig zu beobachten, ſchon um 9 Uhr war alles zum Aufbruch fertig, und in der Nacht wurde nach Radegaſt marſchirt. Oppen brach mit der Nachhut um Mitternacht auf und ging bis Zörbig; in Halle blieben noch 40 Huſaren bis zum andern Morgen. Thümen erhielt Nachricht von dem Rückzug an die Elbe und Befehl ſich anzuſchließen.

In Radegast am 5. Mai wurde den Truppen einige Ruhe gegönnt, es wurde abgekocht, gefüttert. Um 10 Uhr Morgens aber brach alles wieder auf und marschirte nach Dessau. Thümen besetzte den Brückenkopf bei Roßlau; eine Streifschaar wurde über die Mulde auf dem linken Elbufer gegen Wittenberg vorgesandt um die dortigen Bewegungen des Feindes zu beobachten, Kosaken streiften auf allen Straßen in südlicher und westlicher Richtung. Der Feind zeigte sich von keiner Seite, aber es wurde gemeldet, daß starke Truppenschaaren sich auf Wittenberg hinzögen. Daß die Franzosen dort über die Elbe gehen, vielleicht einen Versuch gegen Berlin machen würden, war nur zu wahrscheinlich.

Alles dies war bereits angeordnet, als folgende Kabinetsordre des Königs vom 3. Mai aus Penig an Bülow einlief: „Die gestern zwischen Lützen und Pegau gelieferte Schlacht ist äußerst hartnäckig und blutig gewesen. Durch den hohen Muth meiner und der russischen Truppen, der der Ueberzahl des Feindes das Gegengewicht hielt, sind die errungenen Vortheile des Tages bis zum letzten Augenblicke in unsern Händen geblieben. Der Feind ist aber heute früh nach Leipzig abmarschirt, und unterbricht dadurch die Verbindung zwischen Ihnen und der Hauptarmee. In dieser Erwägung weise ich Sie, wenn Sie von dem General Grafen Wittgenstein keine Befehle mehr erhalten sollten, an, bei Roßlau über die Elbe zurückzugehen, und wenn der Feind sich mit Macht gegen die Marken wenden sollte, der Landwehr und dem Landsturm dieser Provinz zum Kern zu dienen, und den kleinen Krieg, der sich im Lande bilden muß, kräftigst zu unterstützen. Das Gouvernement in Berlin ist angewiesen, die Landwehr, wie sie ihre Organisation vollendet, an Ihr Korps und das Detaschement des Generals von Borstell, das mit Ihnen vereinigt bleibt, anzuschließen. Ihrem Eifer und Ihrem Talent vertraue ich, daß Sie unter diesen Umstän-

den dem Staate die wichtigen Vortheile erkämpfen helfen werden, die bei Ausdauer und Energie uns einen glücklichen Ausgang des Kampfes verbürgen müssen." Bülow zog demgemäß mit allen Truppen sogleich nach Roßlau, sie machten in diesen Tagen Märsche von 7 bis 8 Meilen, und ihre Verpflegung wurde sehr schwierig. Borstell erhielt den Befehl, mit seinen sämmtlichen Truppen nach Zerbst zu marschiren.

Am 6. Mai Morgens um 1 Uhr kam der Adjutant Kleist's, Lieutenant von Voß, und meldete, das Wittgenstein'sche Heer werde an der Mulde Stand halten, Kleist wieder nach Wurzen vorgehen. Da durfte Bülow nicht säumen auch seinerseits mitzuwirken; er sandte gleich am frühsten Morgen den Hauptmann von Weyrach an Borstell mit dem Befehl, nun vorläufig bei Magdeburg stehen zu bleiben; um die Mittagszeit ließ er seine Truppen aufbrechen um wieder auf das linke Elbufer zurückzukehren. Oppen führte die Vorhut, die Brigaden Thümen und Hessen-Homburg folgten; die Truppen mußten aber erst aus den weitläufigen Quartieren zusammenrücken, sie waren in diese verlegt worden um Lebensmittel zu finden, die regelmäßige Verpflegung war bei diesem steten Wechsel nicht zu beschaffen. Den Leuten war streng verboten etwas mit Gewalt zu nehmen, aber es war nicht zu vermeiden, Vorräthe von Lebensmitteln und Futter wurden aufgezehrt, Vorspann, für den keine Ablösung sich fand, weitergeschleppt. Bülow konnte mit bestem Willen dies nicht ändern; er empfing die Beschwerden, sagt Prittwitz, gewiß mit blutendem Herzen, doch über die Wunderkräfte eines Zauberers vermochte er nicht zu verfügen! Als der Marsch angetreten war, trat wieder eine Aenderung ein; um 7 Uhr Abends kam eine zweite Meldung von Kleist, daß nun doch das verbündete Heer über die Elbe und er selbst nach Mühlberg marschire. Bülow, nun wieder auf die frühere Bestimmung angewiesen und auf seine Kräfte beschränkt, blieb

daher in Deſſau ſtehen, rief aber nun Borſtell wieder zu ſich, da dieſe Verſtärkung ihm dringend nöthig war: dieſer befand ſich bereits im Marſch, als Weyrach bei ihm eintraf, kehrte darauf in ſeine Stellung zurück, und mußte nun zum drittenmal denſelben Weg zurücklegen. Man kann ſich vorſtellen, daß dieſer ſchnelle Wechſel keine angenehme Stimmung gab!

In Wittenberg ſchoſſen die Franzoſen Victoria wegen des angeblichen Sieges bei Lützen, denn auch für ſie ſo wenig als für die Verbündeten war es ein unzweifelhafter, und machten Angriffe auf die Feldwachen. Bülow ſandte ein Bataillon zur Verſtärkung dahin. Im Uebrigen wußte man nichts vom Feinde, der Mangel an Nachrichten war beunruhigend. Oppen ließ Reiterſchaaren gegen Leipzig und Halle ſtreifen, Huſaren und Koſaken ſchweiften weit umher. Was aus den eingehenden Meldungen ſich ergab oder folgern ließ, war im Allgemeinen dies, daß Napoleon mit der Hauptſtärke dem verbündeten Heere nacheile, der Marſchall Ney mit nicht viel geringerer Macht bei Leipzig ſtehe, der Marſchall Victor mit dem zweiten franzöſiſchen Heertheil bei Bernburg; daß franzöſiſche Truppen über Halle im Anzuge ſeien, daß der General Sebaſtiani mit 7000 Mann von Salzwedel in Magdeburg erwartet werde. Wegen Sebaſtiani's Marſch erließ Bülow abermals veränderten Befehl an Borſtell, nicht nach Zerbſt vorzugehen, ſondern bei Gommern oder Leitzkau ſtehen zu bleiben; gleich darauf jedoch, auf andre beſorgliche Nachrichten, mußte er wieder in die verſchanzte Stellung vor Magdeburg einrücken.

In dieſer Zeit führte Bülow lebhaften Briefwechſel, er ſtand mit Wittgenſtein, mit Kleiſt, mit dem Generalgouvernement in Berlin, mit Tauentzien vor Stettin, mit Wallmoden an der Niederelbe in thätiger Verbindung. Seiner Aufgabe gemäß hatte er einen weiten Geſichtskreis zu überſehen, der Anfall eines überlegenen Feindes konnte ihn weit zurückdrängen, Stettin war

dabei von höchster Wichtigkeit; er hatte darüber an Tauenzien sehr eindringlich geschrieben. Jetzt empfing er dessen Antwort, die nur Schwierigkeiten enthielt, und nur die persönliche Lage nicht die allgemeine berücksichtigte. In seiner Unzufriedenheit schrieb nun Bülow an den König, und so nachdrücklich, daß er des Königs Mißfallen zu erregen fürchtete, doch selbst auf diese Gefahr es that. Der König antwortete später aus Würschen vom 14. Mai: „Ich bin mit Ihren mir unter dem 8. dieses Monats mitgetheilten Ansichten über die Wichtigkeit der Belagerung von Stettin ganz einverstanden, und sie würde daher bereits verfügt sein, wenn nicht überwiegende Rücksichten dies anders bestimmten. Ihre Mittheilung hat jedoch nichts weniger als meinen Unwillen verdient, vielmehr weiß ich solche im ganzen Umfange zu schätzen."

Am 9. Mai kam von Wittgenstein aus Wilsdruf vom 7. an Bülow die Weisung, im Fall des starken Vordringens der Franzosen auf Wittenberg alle Truppen von Magdeburg, Berlin und Wittenberg an sich zu ziehen, um Berlin zu schützen. Eine Kabinetsordre des Königs vom 8. aus Weißig übertrug ihm den Befehl über alle Landwehren der Mark.

Inzwischen wurde die Lage mit jedem Tage bedenklicher. Der Lieutenant von Prittwitz kehrte aus dem großen Hauptquartier zurück, und brachte die Nachricht, daß Dresden geräumt worden; der Major Graf von Kalckreuth ebendaher die weitere, daß das Heer nach Bautzen zurückgehe und dort eine neue Schlacht liefern werde. Sachsen erklärte sich wieder für Napoleon, die Festung Torgau nahm die Franzosen auf, die Truppen Ney's gingen dort schon über die Elbe, eine französische Division war im Begriff von Düben auf Wittenberg zu marschiren. Für Bülow hörte die Vertheidigungslinie an der Elbe nun auf; er hatte keinen Feind vor sich, aber zu beiden Seiten, in Bernburg und Wittenberg; er ließ 3 Kosakenregi-

menter in Deſſau und zog nach Koswig, Oppen mit der Nachhut ſtand in Roßlau, der Brückenkopf ſollte geräumt, die Brücke verbrannt werden. Borſtell, wieder herbeigerufen, traf am 12. Mai in Koswig ein, Marwitz aber berichtete aus Potsdam, ſeine 4 Landwehrbataillone ſeien noch nicht kriegsfertig. Bülow dachte an den Rückzug hinter die Nuthe und Notte, zwei Bäche, die ſüdlich von Berlin einen Halbkreis bilden, zur Havel und zur Spree fließen, und mit Hülfe von Stauungen und Verſchanzungen eine treffliche Vertheidigungslinie darbieten. Vor allem betrieb er die Inſtandſetzung der Landwehr, von der nach und nach einige Abtheilungen ſowohl Fußvolk als Reiterei dienſtfähig herbeirückten; auch einige Erſatzmannſchaften trafen ein.

Am 13. Mai nahm Bülow ſein Hauptquartier in Rudersdorf, auch Birkenbuſch genannt, und beritt mit Thümen die Gegend nach Wittenberg hin. Oppen ſtand noch in Roßlau, die Brigaden Heſſen-Homburg und Thümen bei Schmilkendorf, die Brigade Borſtell in Marzahne und Kroppſtädt, erhielt aber Befehl nach Jahna zu rücken. Der Feind ſtand 8000 Mann ſtark in Deſſau und ſchien beſtimmt nach Wittenberg vorzugehen. Der Brückenkopf bei Roßlau wurde hierauf verlaſſen, die Brücke angezündet, auf Gegenbefehl für einen Augenblick wieder gelöſcht, dann ſchließlich doch abgebrannt, das Gepäck nach Treuenbrietzen zurückgeſchickt. Die leichten Truppen Bülow's hielten die Elſter von Herzberg bis zu ihrem Einfluß in die Elbe beſetzt, und beobachteten was der Feind von Torgau her unternähme. Wie Bülow ſeine Lage beurtheilte, zeigt ſein Schreiben an den König aus Rudersdorf vom 14. Mai: — „Es ſcheint mir, als wenn die jetzt von Torgau und bei Deſſau ſtehenden Korps wohl zu einem gemeinſchaftlichen Angriff auf Berlin beſtimmt ſein dürften. Iſt dies der Fall, ſo wird das Korps von Wittenberg mich en echec halten, während der Marſchall Ney von Torgau aufbricht, und über Herzberg,

Dahme, Baruth und Mittenwalde gegen Berlin vordringt. Dies Korps würde dadurch einen solchen Vorsprung gewinnen, daß es mir unmöglich fallen würde, auch nur mit demselben zu gleicher Zeit in der zur Vertheidigung präparirten Linie von Trebbin, Zossen und Mittenwalde einzutreffen, geschweige mich ihm ernstlich widersetzen zu können. — — Sobald ich daher Gewißheit habe, daß der Feind von Dessau gegen Wittenberg marschirt, werde ich mich nach einer Gegend zurückziehen, wo ich ein freies und offenes Terrain habe, die Bewegungen des Feindes übersehen und von meiner Kavallerie Gebrauch machen kann. Dies wird fürs erste die Gegend von Marzahne sein, und werde ich das ganze Korps daselbst konzentriren, sobald ich, wie schon gesagt, von den Bewegungen des Feindes hinreichend überzeugt bin. — — Wenn beide Korps, das von Wittenberg und das von Torgau, sich vereinigen, so werde ich es mit einem ziemlich überlegenen Feinde zu thun haben; alles, was in meinen Kräften steht, werde ich jedoch anwenden, dem Feinde das Vordringen zu erschweren. Ich werde ihn angreifen, sobald ich solches nur mit der mindesten Hoffnung eines guten Erfolges thun kann. Da aber zwischen mir und der großen Armee nichts steht, folglich meine ganze linke Flanke den Operationen des Feindes bloßgestellt ist, so würde es sehr gut sein, wenn der General Tschaplitz oder ein anderes Korps als Zwischenpunkt aufgestellt würde und sich mit mir über Zinna in Verbindung setzen könnte. — — Ich werde alles thun, um dem Feinde nachdrücklich zu begegnen, und gewiß mit demselben schlagen, sobald sich nur eine schickliche Gelegenheit dazu findet; mit welchem Erfolge aber — das steht, bei seiner Ueberlegenheit, in den Händen des Schicksals, und kann ich solches schwerlich im voraus bestimmen." — Zugleich schrieb er an den russischen Oberbefehlshaber Barclay-de-Tolly wegen Tschaplitz, an das Generalgouvernement zu Berlin, an Woronzoff.

Bülow rückte am 14. nach Marzahne. Doch Ney war mit etwa 25,000 Mann aus Torgau ſchon über Herzberg hinaus vorgedrungen, die Truppen aus Deſſau nach Wittenberg marſchirt. Vier franzöſiſche Heertheile bewegten ſich in Bülow's linker Flanke, zwiſchen ihm und dem Heer in der Lauſitz; er hatte ihnen in allem nur 15,000 Mann entgegenzuſtellen, an eine Schlacht im offnen Felde war unter dieſen Umſtänden nicht zu denken. Mit deſto größerem Eifer betrieb er die Vertheidigungsanſtalten vor Berlin. Er ſandte den Oberſten von Boyen dahin, dann den Lieutenant von Prittwitz, um alle nöthigen Anordnungen zu treffen. Schon im April hatte er ſelbſt einen Entwurf dazu gemacht, der bekannte Schriftſteller und ehemälige Offizier Julius von Voß, der Ingenieurmajor Müller, waren mit ihren Rathſchlägen, der letztere ſo wie der Ingenieurmajor Markoff, und beſonders auch der Oberbaudirektor Eytelwein, mit ihrer eingreifenden Thätigkeit behülflich. Boyen bereiſte die ganze Linie; die Nuthe wurde bei Potsdam geſtaut, der Uebergang bei Saarmund befeſtigt, eine zweite Anſtauung geſchah bei Trebbin, von hier bis Kerzendorf, Zühnsdorf bis Mittenwalde diente der Abzugsgraben zur Vertheidigung, von Mittenwalde bis zum Schmöckwitzer Werder die Anſtauung der Notte; alle Durchgänge dieſer Linie wurden verſchanzt. Auch dicht vor Berlin, auf den Kollbergen, in der Haſenhaide, auf dem Kreuzberge, wurden Schanzen aufgeworfen, deßgleichen bei Potsdam.

Bülow ſandte die Brigade Borſtell nach Jüterbogk, er ſelbſt wollte nach Treuenbrietzen zurückgehen. Auf dem Marſche war die Verbindung Bülow's mit Borſtell durch deſſen zu frühes Aufgeben des Poſtens von Zahna eine Zeitlang unterbrochen, was jener als eine große Unachtſamkeit ſtreng rügte. Auf Borſtell's Meldung aus Jüterbogk, daß der Feind mit 12,000 Mann auf Luckau vordringe, durfte Bülow nicht in Treuenbrietzen blei-

ben, ſondern ging mit den Brigaden Thümen, Heſſen-Homburg und den Harpe'ſchen Truppen weiter zurück bis vor Belitz; Oppen mit der Nachhut blieb noch bei Marzahne, dann bei Treuenbrietzen; Borſtell, beſtimmt ſich dem Feinde, wenn er auf der Straße von Luckau weiter auf Berlin vorginge, bei Mittenwalde vorzulegen, erhielt Befehl vorläufig mit 3 Bataillons und 3 Schwadronen nach Luckenwalde abzuziehen. Da von Wittenberg aber kein Feind folgte, derſelbe jedoch um ſo ſtärker über Dahme und Luckau herandrang, ſo marſchirte Bülow am 17. Mai mit allen Truppen nach Trebbin, und Borſtell nach Mittenwalde. Dieſer empfing den Befehl, bei Annäherung des Feindes die Brücken bei Fürſtenwalde und Müllroſe ſo wie die über den Friedrich-Wilhelms-Kanal abbrechen zu laſſen. Die ausgeſandten Streifſchaaren brachten keine beſtimmten Nachrichten, nur daß der Feind überall ſehr ſtark und ſeine Abſicht wahrſcheinlich auf Berlin gerichtet ſei, doch waren ſeine Bewegungen nicht ganz klar; es entſtand auch Beſorgniß wegen Frankfurt an der Oder und Küſtrin, wo die franzöſiſche Beſatzung den Anrückenden die Hand bieten und im Rücken der Verbündeten große Verwirrung anrichten konnte.

Auch auf dieſen wechſelnden Märſchen und kurzen Lagerungen litten die Truppen ſehr durch den Mangel an Lebensmitteln; die dringenden wiederholten Befehle vermochten nicht ihn zu heben, das Land war erſchöpft und die Zufuhr ſchwierig und unzulänglich. Dazu kam, daß man in Berlin den Rückzug Bülow's für übereilt hielt, den Anmarſch des Feindes als eine Vorſpiegelung anſah, hinter welcher kein Ernſt ſei, daß der Generalgouverneur von Leſtocq dieſe Anſicht gegen Bülow geltend machen wollte, woraus ſich zwiſchen beiden ein unangenehmer Briefwechſel und Zwiſt entſpann, den nur die wohlmeinende Vermittlung Boyen's einſtweilen beilegte, bis die ſpäteren Thatſachen die Richtigkeit der Bülow'ſchen Beurtheilung

erwiesen und Lestocq sich wegen seines Unrechts entschuldigen mußte.

Bis zum 18. Mai waren die Franzosen immer gleichmäßig vorgedrungen, an diesem Tage jedoch sandte der General Reynier, der den siebenten französischen Heertheil befehligte, nur eine Vorhut bis Baruth, alle andern Truppen blieben stehen. Aus dieser plötzlichen Stockung erkannte Bülow, daß die Absicht auf Berlin für jetzt aufgegeben und auch wegen der Oder nichts mehr zu fürchten sei; der Stand der Sachen in der Lausitz mußte den Erklärungsgrund dieses unerwarteten Wechsels darbieten. In der That hatte Napoleon, was man damals nicht wissen konnte, aber späterhin erfuhr, den größten Theil seiner nordwärts gerichteten Streitkräfte zu sich gerufen, Ney demzufolge schon am 17. früh nach Spremberg sich in Marsch gesetzt, und am 19. zog auch Reynier in derselben Richtung nach Bautzen ab. Doch ließ sich der Umfang dieser Verminderung der feindlichen Stärke noch keineswegs erkennen; jedenfalls blieb der Feind, der gegenüber stand, noch immer weit überlegen. Bülow aber machte sich sogleich zur Aufgabe, von diesen Truppen möglichst viele hier festzuhalten, und weitere Entsendungen nach der Lausitz zu verhindern. Doch das Ruhebedürfniß nach den unaufhörlichen und großen Märschen, welche in diesen Tagen gemacht worden, so wie der Mangel an Lebensmitteln in der ganzen vorliegenden Gegend, welche auf's neue zu durchziehen war, nöthigten zu einer Erholungsfrist, die der Eifer indeß gleich wieder aufhob. —

Aus Bautzen empfing Bülow eine Kabinetsordre des Königs, die alle seine Maßregeln billigte; Wittgenstein gab ihm die Weisung fernerhin ganz nach eignen Ansichten zu verfahren und zugleich unterordnete er ihm die russischen Generale vor Magdeburg und Wittenberg; der Kaiser Alexander sandte ihm den Stern des Annenordens. Ein Schreiben Yorck's, das eben-

falls einging, lautete noch in der Art eines Vorgesetzten, wiewohl Bülow thatsächlich längst nicht mehr unter ihm stand, im Gegentheil eine größere Befehlsmacht hatte als Yorck selbst.

Die Truppen hatten noch nicht vierundzwanzig Stunden geruht, als Bülow schon wieder aufbrach und am 19. Mai nach Baruth vorging, Oppen mit der Vorhut bis Kehmlitz. Am späten Abend erfuhr man, daß der Feind von Dahme nach Sonnenwalde zurückgegangen, der Marschall Victor mit dem zweiten französischen Heertheil im vollen Marsch auf Baruth plötzlich umgekehrt sei. In der Nacht zum 20. überfiel der Rittmeister von Blankenburg die Stadt Luckau, nahm 2 sächsische Offiziere und 150 Mann gefangen, und erbeutete ansehnliches Gepäck, alles im Angesicht der letzten Nachhut des Feindes, die hinter Luckau lagerte. Die ausgesandten andern Streifschaaren belästigten ebenso den Rechtsabmarsch des Feindes. Borstell drang nun in Bülow, dem Feinde schleunigst zu folgen; Bülow, verwundert über den Eifer, der ihn spornen zu müssen glaubte, schlug es entschieden ab, und ebenso die weitere Bitte Borstell's, ihn allein mit seinen Truppen, die nur etwas zu verstärken wären, in der Richtung auf Bautzen abmarschiren zu lassen. Bülow hielt ihm entgegen, daß er sich nicht zersplittern dürfe, daß der Feind ihm noch stark genug hier gegenüber stehe, um Berlin zu bedrohen, daß endlich Bautzen über 16 Meilen entfernt sei, die Truppen unterwegs dem Mangel erliegen und in jedem Fall zu spät kommen würden. Borstell war hierauf längere Zeit mit Bülow gespannt, was dieser aber nicht bemerken wollte. Daß letzterer nicht aus Eigensinn, sondern aus feldherrlicher Besonnenheit und höherem Standpunkte dem muthigen Antriebe des tapfern Generals widersprach, zeigt sein Bericht an Witzenstein, worin er eingedenk seiner Aufgabe das Absehn darlegt, dem Feind an der Elbe zu schaffen zu machen, möglicherweise Wittenberg zu nehmen, im Fall die

Schlacht in der Lausitz gewonnen würde über die Elbe zu gehen und die Verbindung zwischen Dresden und Magdeburg abzuschneiden; ginge die Schlacht verloren, so würde es um so wichtiger sein, das bisherige Kriegsfeld nicht verlassen zu haben.

In diesen Tagen häufte sich mancher Verdruß. Der Mangel an Lebensmitteln, die Schreibereien deßhalb, die dadurch verursachte Hemmung der Kriegsthätigkeit, gaben stets erneuten Anlaß. Gegen den Oberkriegskommissair Jakobi brach Bülow's ganzer Zorn aus; ihm wurde geschrieben, er habe falsche Berichte gemacht, es sei nichts da, er habe nicht gehorcht, solle zur Rechenschaft gezogen, die kurmärkische Regierung durch Gewaltmittel angetrieben werden. Bülow ließ als Nachschrift noch besonders hinzufügen: „Wenn Ihnen künftig das rechte Ohr abgeschossen werden sollte, so müssen Sie mit dem linken hören, was ich Ihnen zu sagen habe.“ Die kriegerische Erbitterung sprach sich in kriegerischem Humor aus. —

Zu den angenehmen Ereignissen gehörte, daß Boyen in Baruth mit dem Vorschlag des Generalgouvernements einkam, aus den in der Gegend von Berlin befindlichen zahlreichen Genesenen, Marschtruppen und sonstigen vereinzelten Haufen, Fußvolk und Reiterei, eine neue Brigade zu bilden und unter Boyen's Befehl zu stellen, mit dem besondern Zweck, sie zur Beobachtung Wittenberg's zu verwenden. Bülow ging auf den Vorschlag lebhaft ein, bestimmte Luckenwalde als Sammelort der neuen Brigade, und versprach ein Kosakenregiment und eine russische Batterie ihr anzuschließen. Boyen ging sogleich mit erfolgreicher Thätigkeit an's Werk.

Borstell war auf Golßen vorgegangen, ein Reitertrupp von Buchholz nach Waldow, Kosaken bis nach Lübben ausgesandt. Bülow aber mußte mit der Hauptstärke in Baruth stehen bleiben, da es durchaus an Lebensmitteln fehlte, und das vorliegende Land völlig ausgesogen war. Der Major von Lützow

mit seinen Freischaaren wurde zu Wallmoden entlassen, nachdem Bülow ihn noch belehrt, daß die Streifzüge leichter Truppen nicht nach Willkür geschehen dürften, sondern von einem höheren Befehlshaber ausgehen müßten.

Am 22. Mai kamen endlich die ersehnten Zufuhren an, und am 23. frühmorgens brach Bülow wieder auf. Borstell war bereits bei Luckau, Oppen zog nach Herzberg, seine Vorposten noch weiter, Streifschaaren und Patrouillen gingen nach allen Seiten tief in's Land. Boyen hatte mit bewundernswürdiger Schnelligkeit in wenigen Tagen seine Brigade, bestehend aus 5 Bataillons, 4 Schwadronen, 1 Kosakenregiment und 4 Kanonen, dienstfähig aufgestellt, und marschirte mit derselben nach Jüterbogk. Der verdrießlichen Irrung, die daraus entstand, daß General von Lestocq die Brigade als einen ausgerückten Theil der Berliner Besatzung, Bülow sie als einen Theil seiner Truppen ansah, suchte Boyen durch kluges Verhalten möglichst entgegenzuwirken.

In der Nacht zum 24. Mai kam von Oppen aus Herzberg eilige Meldung; sein Adjutant Lieutenant Behrend hatte auf einem Streifzug in Koßdorf die von Dresden mit Geldern und Briefen nach Torgau abgegangene Post aufgehoben, wodurch die wichtige Nachricht erlangt wurde, daß am 20. und 21. bei Bautzen eine Schlacht geliefert und von den Verbündeten verloren worden. Dies Unglück erschien nicht ganz unvorhergesehen. Bülow gab den Marsch nach der Elster sogleich auf und marschirte nach Kalau, wohin auch Borstell befehligt wurde. Oppen wurde nach Sonnenwalde vorgeschickt; Boyen blieb bei Jüterbogk stehen. Der Rittmeister von Blankenburg mußte bis Spremberg, der Major von Linsingen von Lübbenau bis Oggrosen streifen, den Rittmeister von Burgsdorf sandte Borstell mit dem Auftrag ab, die Verbindung mit dem geschlagenen Heer zu suchen. Am 25. Mai ging das Bülow'sche

Hauptquartier nach Kalau, Borſtell nach Drebkau und Oppen nach Groß-Räſchen. Weiter vorzugehen, hielt Bülow nicht rathſam, weil alle zuverläſſigen Nachrichten fehlten, keiner ſeiner in das große Hauptquartier abgeſandten Kuriere zurückkam, und die durch Bauern vernommenen Gerüchte ſehr beunruhigend lauteten. Nachdem zuerſt Burgsdorf aus Muskau berichtet hatte, das preußiſche Heer habe ſich auf Bunzlau zurückgezogen, kam endlich der Lieutenant Graf von Hacke aus Görlitz, wo er das Hauptquartier verlaſſen hatte, und brachte umſtändliche Nachrichten, ſo wie den erneuten Befehl des Königs, Bülow ſolle vor allem die Marken, und beſonders Berlin und Potsdam ſchützen. Sein früher gegen Borſtell geäußerter Widerſpruch wurde dadurch auf's neue gerechtfertigt. Die Verſicherung, daß das verbündete Heer in guter Faſſung und daß der Beitritt Oeſterreichs zum Bunde gegen Napoleon als gewiß anzunehmen ſei, wog einigermaßen die ſchlimmen Nachrichten auf. —

Bülow konnte jetzt nichts thun, als in Erwartung der weitern Ereigniſſe ruhig ſtehen bleiben, und durch vorgeſandte Partheien auf die Verbindungen des Feindes wirken. Das Hauptquartier blieb in Kalau. Borſtell, der immer nur eine abgeſonderte Befehlführung und von Bülow abzukommen wünſchte, erbot ſich mit ſeiner Brigade in den Rücken des Feindes vorzudringen und deſſen Verbindungen abzuſchneiden, welches Bülow aber mit dem Bemerken ablehnte, daß dies beſſer durch leichte Reiterei als durch eine Brigade bewirkt werde. Boyen, der nach Seyda vorgehen und in der Nacht zum 28. einen Handſtreich auf Wittenberg unternehmen wollte, wurde gleichfalls zurückgehalten.

Eine Rüge gegen den Major von Uttenhoven, der in berliniſchen Blättern bekannt gemacht hatte, daß ſeinem Bataillon wegen der beim Sturm von Halle eroberten 3 Geſchütze die

Königliche Belohnung von 150 Dukaten ausgezahlt worden sei, haben wir hier um so weniger wegzulassen, als darin die strenge Befehlsweise Bülow's und zugleich die Schwierigkeiten zu erkennen sind, welche sich in diesen Verhältnissen auch der eifrigsten Gerechtigkeitsliebe beigesellen. In seinem Tagesbefehl vom 26. Mai sagte Bülow: „Zu meiner großen Verwunderung habe ich aus den berlinischen Zeitungen ersehen, daß der Major von Uttenhoven es sich herausgenommen hat, über das Gefecht in Halle, so weit es ihn betroffen, eine Berichtigung bekannt zu machen. Es kommt niemandem als dem kommandirenden General zu, durch öffentliche Blätter dem Publikum Relationen und Berichte mitzutheilen. Der Major von Uttenhoven hat also durch sein Benehmen einen unbegreiflichen Mangel an Dienstkenntniß bewiesen, und wird in der Folge, wenn sich jemand so etwas wieder herausnehmen sollte, derselbe auf das strengste bestraft werden. Was nun diese bekannt gemachte sogenannte Berichtigung betrifft, so berichtige ich solche wiederum dahin, daß dem Bataillon die Ehre zukömmt, die Haubitze und die zwei Kanonen genommen zu haben, daß man es aber größtentheils der kräftigen Mitwirkung und Unterstützung des Oberstlieutenant von Treskow zu verdanken hat, daß das Bataillon diesen ehrenvollen Angriff unternehmen konnte." Gleich damals und später machte sich die Meinung geltend, daß der Inhalt und Ausdruck dieser Rüge nicht durchaus zu rechtfertigen sei.

An demselben Tage bekam Bülow einen Königlichen Befehl vom 23. aus Löwenberg, der ihm bekannt machte, daß der Oberst von Dobschütz beauftragt sei, mit der schlesischen Landwehr von fünf Kreisen nach Krossen zu marschiren, um in Gemeinschaft mit der neumärkischen Landwehr unter dem General von Hinrichs dem Feinde, der in Schlesien eindringe, die Spitze zu bieten. Bülow, der ermächtigt wurde über diese Landwehr nach Erfordern der Umstände zu verfügen, trug dem General

auf, die Oder von Kroſſen bis Züllichau ſtark zu beſetzen, vor und hinter Kroſſen Verſchanzungen aufzuwerfen, die entbehrlichen Truppen aber nach Müllroſe vorzuſenden.

In Hoyerswerda hatte der Feind während eines ſtarken Gewitterregens ein Koſakenregiment überfallen und zum Theil gefangen genommen. Daß der Feind hier wieder thätig wurde, ſpannte die Aufmerkſamkeit. Bülow befahl, daß Borſtell am 28. die Franzoſen aus Hoyerswerda wieder vertreiben ſollte, geſellte ihm aber, da er die Sache nicht ſo leicht nahm, noch Oppen bei, der durch ein Regiment zu Fuß hiezu verſtärkt wurde, ſo daß im Ganzen 4000 Mann zu dem Unternehmen vereinigt waren. Zu größerer Vorſicht mußte Thümen mit ſeiner Brigade nach Alt-Döbern vorrücken. Wer den Befehl führen ſollte, Borſtell oder Oppen, war nicht geſagt, aber Oppen ſtellte ſich freiwillig unter den Befehl des an Jahren und Dienſtalter jüngern Borſtell. Dieſer meinte den Feind, der ihm nur ein vorgeſchobener Poſten ſchien, obſchon die Huſarenpatrouillen ihn zu 7000 Mann und 20 Kanonen angaben, zu überraſchen und völlig zu ſchlagen, fand ihn aber in guter Stellung und ganz vorbereitet; unter großen Schwierigkeiten des Bodens wurde der Angriff dennoch eröffnet, und es entzündete ſich ein heftiger Kampf. Erſt während deſſelben wurde Borſtell durch Burgsdorf's Meldung unterrichtet, daß ihm der ganze zweite Heertheil unter dem Marſchall Oudinot, etwa 30,000 Mann mit 60 Kanonen, von Bautzen zurückkehrend, gegenüberſtanden. Nun galt es nur noch um den ſichern Rückzug zu kämpfen, der ſogleich angetreten wurde, und zwar nicht ohne Verluſt, aber doch noch glücklich genug ausgeführt wurde, da der Feind nicht verfolgte, in der Meinung, daß Bülow ſelbſt mit allen ſeinen Truppen zugegen ſei. Der Wald von Drebkow rettete Borſtell's Brigade; ſie hatte 10 Offiziere und 350 Mann Todte und Verwundete. —

Bülow hatte eben jetzt sein Augenmerk, da die Nachrichten, aus Schlesien sehr beunruhigend lauteten, auf's neue nach der Oder gerichtet, und schon seinen Marsch auf Kotbus und Guben beschlossen; durch das Gefecht von Hoyerswerda wurde alles plötzlich verändert. Eine große Uebermacht, die sich noch täglich verstärkte, stand ihm gegenüber, und es war vorauszusetzen, daß sie nicht lange unthätig bleiben werde. Bülow blieb daher in Kalau stehen, mit großer Vorsicht und Aufmerksamkeit, möglichst bedacht, seine Truppen im Fall eines feindlichen Angriffs schnell vereinigen zu können. Die schwierige Verpflegung war seinen militairischen Anordnungen auf's neue sehr hinderlich.

Da jedoch der Feind bei Hoyerswerda sich ruhig verhielt, hingegen über Sagan in der Richtung auf Krossen stark vorrückte, so nahm Bülow sein früheres Vorhaben wieder auf, und marschirte am 30. Mai nach Kotbus; Borstell rückte nach Forsta, Oppen nach Drebkau, ihre Kosaken standen in Spremberg, Muskau und Senftenberg, leichte Reiterei machte Streifzüge gegen Naumburg am Bober und gegen Sagan. Durch zuverlässige Meldungen unterrichtet, daß die vereinigte Truppenmacht des Marschalls Victor und des Generals Sebastiani nicht auf Krossen gehe, sondern sich gegen Groß-Glogau wende, stellte Bülow hierauf den weitern Marsch auf Lieberose wieder ein; doch ließ er die Brigade Borstell nach Guben rücken. In Krossen war am 27. der Oberst von Dobschütz mit 2800 Mann eingerückt, hatte hier einen noch schlechten Vertheidigungszustand gefunden, bemühte sich aber ihn zu verbessern, und begehrte für die Besetzung der Schanzen einige Linienbataillone und Geschütze.

Bülow zog möglichst Verstärkungen an sich, der Major von Kyckpusch hatte ihm 3 Reservebataillone zugeschickt, täglich trafen kleine Abtheilungen von Ersatzmannschaften ein. Am

31. Mai beſchloß Bülow dennoch ſeinen Marſch auf Lieberoſe fortzuſetzen, und gab die desfalls erforderlichen Befehle für den folgenden Tag. Ein Zwiſchenfall mit dem Major von Hellwig, Anführer einer Freiſchaar, die ſich Bülow'n angeſchloſſen hatte, verurſachte heftige Verſtimmung. Bülow hatte ihm befohlen nach Forſta zu marſchiren, Hellwig war mit ſeiner Schaar abgezogen, aber nicht nach Forſta, ſondern nach Deſſau, und ließ dem General ſagen, er könne als Partheigänger nach Belieben handeln.

Am 1. Juni nahm Bülow ſeine Befehle zum Marſch nach Lieberoſe wieder zurück, und blieb in Kothus ſtehen; die Vorpoſten Oppen's hatten gemeldet, daß Hoyerswerda vom Feinde verlaſſen, der Marſchall Oudinot mit allen Truppen abmarſchirt, der Rittmeiſter von Blankenburg mit ſeiner Streifſchaar Mittags in Hoyerswerda eingerückt ſei; der Hauptmann von Weyrach kehrte aus dem großen Hauptquartier zurück und brachte neue Verhaltungsbefehle für Bülow; nur an den König habe er zu berichten, nicht an York; die früher ertheilten Weiſungen wurden wiederholt; Wittgenſtein ſchrieb ihm belobend, dankend; der an deſſen Stelle getretene Oberbefehlshaber Barclay-de-Tolly forderte ihn zu ſchnellen Bewegungen und entſchloſſenen Unternehmungen im Rücken des Feindes zwiſchen Bunzlau und Dresden auf, indem er ihm zugleich die größte Behutſamkeit und beſtändige Rückſicht auf die Sicherheit von Berlin empfahl, alſo jene Aufforderung wieder bedeutend abſchwächte. Außerdem wurde Bülow auf den Eintritt der Schweden in das Kriegsfeld vertröſtet, ſie rückten gegen die Niederelbe vor, er ſolle ſich mit ihnen und mit Wallmoden in Verbindung ſetzen. Dies war längſt geſchehen. — Das Fußvolk der Lützow'ſchen Freiſchaar aus Schleſien kommend ſchien anfangs beſtimmt ſich den Truppen Bülow's anzuſchließen, bekam aber Befehl ſeinen Marſch nach der Niederelbe fortzuſetzen und Tettenborn's Trup-

pen zu verſtärken. Das vierte Bataillon, geführt von dem Lieutenant Jahn, dem bisherigen Turnlehrer, war durch Fürſtenberg gekommen, und unzufrieden mit den Einwohnern, die ſeinem deutſchthümlichen Eifer nicht entſprachen, hatte Jahn ſie den Behörden in Berlin als ein rohes und verwegenes Volk geſchildert, deſſen Entwaffnung rathſam ſei. Das Generalgouvernement in Berlin ſchrieb desfalls an Bülow, und ſtellte ihm anheim, zur Ausführung „dieſer heilſamen Maßregel" die nöthigen Befehle zu ertheilen. Doch Bülow, der die Meinung hatte, daß man ſehr gut deutſch geſinnt ſein und doch dem Profeſſor Jahn ſehr mißfallen könne, der die deutſche Geſinnung zwar auch in ihren Zerrbildern noch ehrte, aber nicht in ihnen ausſchließlich finden wollte, ließ die Sache auf ſich beruhen, und glaubte Wichtigeres zu thun zu haben, als eine ſolche Entwaffnung anzuordnen, die ohnehin nur lächerlich erſchien. —

Bülow verwandte große Sorgfalt auf Kroſſen, ließ neue Werke anlegen und alles zur kraftvollen Vertheidigung bereiten. Nach entgegengeſetzter Seite ließ er durch Boyen die nöthigen Anſtalten zur Beſchießung von Wittenberg treffen, und den mit 2 Bataillons und 4 Schwadronen Landwehr endlich angekommenen Major von der Marwitz nach Herzberg vorrücken um den Feind auf dieſer Seite zu beunruhigen. Ein Anſchlag, in Gemeinſchaft mit Wallmoden und unter Mitwirkung der Schweden, welche in die Mark vorrücken ſollten, ein großes Angriffsunternehmen im Rücken Napoleons auszuführen, um durch einen ſolchen Schlag, wie Bülow ſchrieb, das große verbündete Heer, deſſen Bewegungen durch den Unfall bei Bautzen tödtlich gelähmt ſeien, in's Leben zurückzurufen, ſcheiterte an der Unentſchiedenheit des Kronprinzen von Schweden, unter deſſen Befehle Wallmoden geſtellt worden war. —

Auf die einſtimmigen Meldungen, daß der Feind, der nach dem Verlaſſen von Hoyerswerda bei Ruhland in noch anſehn-

licher Stärke ſtehen geblieben, am 2. Juni von da noch Großenhain aufgebrochen, beſchloß Bülow alle ſeine Truppen bei Elſterwerda zu ſammeln und dann mit raſchem Angriff gegen Meißen oder Dresden vorzudringen. Seine Marſchbefehle waren ſchon ertheilt, da klärte ſich das Mißverſtändniß auf, nicht nach Großenhain, ſondern nach Kirchhain bei Dobrilugk waren die Franzoſen abmarſchirt, alſo auf der Straße nach Luckau, nach Berlin! Augenblicklich wurden am 3. die Befehle verändert, die Truppen, ſchon auf dem Marſche nach den früheren, mußten andre Richtungen einſchlagen. Oppen, auf dem Marſche von Drebkau auf Kalau von letzterm Orte her angegriffen, entzog ſich dem Gefecht rechts über Gahlen. Auch Harpe und Thümen ſtießen auf den Feind, und mußten ausweichen. In Luckau befand ſich nur 1 Bataillon zur Deckung eines Magazins, Luckau ſelbſt war überdies ein wichtiger Punkt, es galt dem Feinde dort zuvorzukommen, wiewohl er nur 4 Meilen, die Preußen 6 bis 7 Meilen entfernt waren. Vor allem ſuchte Bülow die Straße von Kalau nach Luckau zu gewinnen, um 4 Uhr Nachmittags erreichte er ſie bei Zinnitz, Abends um 11 Uhr war er in Luckau; die Truppen hatten bei furchtbarer Hitze in ſchrecklichem Staub einen ununterbrochenen Gewaltmarſch von 5 Meilen gemacht. Die Brigade Heſſen-Homburg ging durch die Stadt und lagerte auf den jenſeitigen Höhen, Oppen mit der Nachhut dieſſeits bei Kahnsdorf, Harpe der erſt am folgenden Morgen ankam, zog ebenfalls auf die Höhen hinaus, die Brigade Thümen kam noch ſpäter in's Lager; es hieß faſt ein Drittheil der Mannſchaft ſei unterwegs ermüdet liegen geblieben, ſie fanden ſich aber zeitig wieder bei den Fahnen ein. Boyen war von Jüterbogk und Borſtell von Guben eiligſt herbeigerufen und beide in beſchleunigtem Anmarſch.

Nach der Hitze war ſtarkes Regenwetter eingetreten. Bülow ritt am 4. in aller Frühe zu Pferd, beſichtigte die Gegend,

ordnete die Stellung der Truppen, und theilte den Generalen mündlich seine Befehle aus. Luckau, von starken Mauern und tiefem Wassergraben, dann von Gärten umgeben, liegt an der Berste, die bei Lübben in die Spree fällt. Oberhalb der Stadt breitet sich ungangbarer Sumpfboden aus, der sich bis weit unterhalb hinzieht. Auf dem linken Ufer westlich erheben sich drei beträchtliche Anhöhen, wo Bülow seine Hauptstellung nahm, und eine zwölfpfündige Batterie aufpflanzte. Auf dem rechten Flügel stand Harpe mit seinen russischen Regimentern bei Wittmannsdorf, das zur Anlehnung diente, Thümen hielt die Mitte und sollte die Stadt vertheidigen, Hessen-Homburg bildete den linken Flügel und die Reserve, auf und hinter den Höhen bis Wieringsdorf; Borstell, wenn er eintreffe, sollte den linken Flügel verstärken; Oppen bekam die Befehle nicht, die ihn anwiesen die Kalau'sche Vorstadt mit seinen Füsilieren und Jägern zu halten, Geschütz und Reiterei aber außen um die Stadt auf die Höhen zurückzuschicken. Um 9 Uhr Vormittags erschien der Feind vom Marschall Oudinot befehligt in großer Stärke und griff die Vortruppen bei Kahnsdorf heftig an. Diese wichen, der Feind nahm die Vorstadt und drang auf das Stadtthor an. Zur rechten Zeit kam der Major von Perbandt und lenkte die Reiterei aus dem Getümmel links um die Stadt, die Füsiliere und Jäger warfen sich in die Gärten. Heftiges Plänklergefecht dehnte sich links in den Gärten aus, der Feind drang überall mit Ungestüm vor. Am Thore, wo der Lieutenant von Burtini rechtzeitige Unterstützung herbeiführte, wurde er mit dem Bajonet zurückgetrieben. Bülow befahl nun, die Kalau'sche Vorstadt wiederzunehmen, der Major von Gleißenberg mit seinem Bataillon, das schon in starkem Plänkeln begriffen war, machte den ersten Angriff, der Hauptmann von Orlikowski fiel, der Hauptmann von Restelcot drang entschlossen vor, die Vorstadt wurde genommen. Oudinot ließ unter heftigem Feuer seines

Geſchütze neue ſtärkere Truppenmacht anrücken und nahm die Vorſtadt wieder. Der Major von Gagern aber behauptete ſich in dem Theile nächſt dem Thore. Auch der Lieutenant von Kawerzinski mit ſeiner Kompanie freiwilliger Jäger hielt den Kirchhof bis zum Abend, wo der Major von Lettow mit ſeinem Bataillon dorthin vordrang und die weiter links liegende Mühle nahm.

Die Franzoſen warfen Granaten in die Vorſtadt, welche ſchnell in Brand gerieth und faſt ganz niederbrannte; viele Verwundete von beiden Seiten kamen hier in den Flammen um. Inzwiſchen war auch oberhalb von Luckau der Feind über die Berſte gegangen, und auf den naſſen Wieſen entſpann ſich ein *lebhaftes Plänklerfeuer, Preußen und Ruſſen ſtanden im Gefecht.* Die Franzoſen rückten zugleich unterhalb der Stadt mit ſtarker Macht zum Angriff vor, immer mehr Truppen, immer mehr Batterien kamen in's Feuer. Bülow befahl dem Major von Sandrart mit ſeinem Huſarenregiment und einer halben reitenden Batterie durch die Vorſtadt durchzubrechen und das feindliche Fußvolk, das durch das Gefecht ſchon etwas auseinander gekommen, zu ſprengen. Die fortwüthende Feuersbrunſt hinderte die Ausführung. Um dieſe Zeit, 3 Uhr Nachmittags, erſchien Boyen bei Zöllmersdorf, er hatte 6 Meilen zurückgelegt, die letzten 2¼ Meile in 4 Stunden; doch ehe er an dem Kampfe theilnehmen konnte, forderte dieſer raſche Entſchließung. Bülow, um ſeine linke Flanke beſorgt und um Vorſtellung, der durch das Vordringen des Feindes abgeſchnitten werden konnte, ſandte an Oppen den Befehl, mit aller ſeiner Reiterei, der auch die Huſaren Sandrart's und 2 ruſſiſche Schwadronen nebſt noch einer halben reitenden Batterie ſich anſchloſſen, bei Wieringsdorf über die Berſte und in des Feindes rechte Flanke vorzugehen. Oppen ließ ſein Fußvolk bei Wieringsdorf, ging durch eine Furt auf das rechte Ufer und an dem Fuß der jenſeitigen

Hügelung gegen Kahnsdorf vor. Seine Vorhut machte der Oberſtlieutenant von Treskow mit einer Schwadron Dragoner, ſie ſtieß hinter Kahnsdorf auf feindliche Reiterei, der Lieutenant von Gotzkow mit 30 Reitern warf ſie augenblicklich, allein 2 bis 3 Schwadronen nahmen ſie auf, und nun war es hohe Zeit daß Treskow zu Hülfe kam. Oppen indeß folgte ſchnell, trabte an Kahnsdorf vorbei und ſtieß auf einige Maſſen Fußvolk, jede von mehr als Bataillonsſtärke, dazwiſchen ein baieriſches Reiterregiment, auf dem rechten Flügel Geſchütz, in der Fronte Gräben. Doch Oppen achtete weder Hinderniß noch Uebermacht, mit verhängtem Zügel ſtürzten ſeine Reiter zum Angriff, die Huſaren warfen das baieriſche Regiment, die Dragoner nahmen 2 Kanonen und 1 Haubitze. Das franzöſiſche Fußvolk aber ſtand unerſchüttert, feuerte raſch und wirkſam, und rückwärtige Batterieen ſchoſſen gleichfalls. Oppen ging nun langſam zurück, ſeine Leute aus dem Bereich des Geſchützes zu ziehen, die eroberte Haubitze wurde mitgeſchleppt, die 2 Kanonen mußte man trotz aller Anſtrengung zurücklaſſen.

Der feindliche Angriff ließ nun auf allen Seiten plötzlich nach, und mit eintretender Dunkelheit, gegen 9 Uhr Abends, hörte das Gefecht völlig auf. Die Franzoſen mußten Kunde vom Anrücken preußiſcher Verſtärkungen erhalten haben, und konnten nun um ſo weniger hoffen hier durchzubrechen. Oppen blieb auf dem rechten Ufer der Berſte, die andern Truppen in ihren Stellungen, alle gänzlich erſchöpft vom heißen zwölfſtündigen Kampfe und den vorhergegangenen Märſchen. Feuer, das in der Stadt ausgebrochen war, wurde gelöſcht, der Brand der Vorſtadt aber dauerte die ganze Nacht und erleuchtete die Lagerſtätten. Für Borſtell war nun keine Sorge mehr, der zurückgeſchlagene Feind konnte ihm nichts mehr anhaben. Borſtell war in 2 Tagen über 13 Meilen marſchirt, im tiefſten Sand, unter brennender Sonne, und zweimaligem Gewitter.

Als er Abends um 7 Uhr in Lübben eintraf, erfuhr er, daß man ſich bei Luckau ſchlug, legte aber doch ſeine erſchöpften Truppen in Quartiere; ein Schreiben Bülow's rief ihn, obwohl Luckau behauptet worden, dennoch eiligſt dorthin, alſo brach er um 11 Uhr Abends wieder auf, und marſchirte mit aller Vorſicht weiter, bis er endlich bei Duben auf Oppen's Reiter ſtieß und nun alle Gefahr vorüber war; vor 3 Uhr Morgens war er bei Luckau.

Dieſes Gefecht von Luckau gehört unſtreitig zu den ruhmwürdigſten, ſowohl für den General als ſeine Unterbefehlshaber und die tapfern Truppen. Das Geſchütz hatte wenig wirken können, nur im Anfang feuerte es über die Stadt hinaus auf den anrückenden Feind; dagegen hatte das Fußvolk alle Patronen verſchoſſen, die Reiterei den kühnſten Muth bewährt. Die Preußen verloren gegen 500 Mann, der Feind gewiß nicht weniger, außerdem in den nächſten Tagen gegen 1000 Mann an Gefangenen. Man hatte von beiden Seiten mit größter Erbitterung gefochten, furchtbar auch durch den Brand gelitten. Der Major von Rüchel-Kleiſt, der von Duben zu Bülow eilte ihm Borſtell's Ankunft zu melden, erzählt hievon: „Beim Durchreiten durch die Kalau'ſche Vorſtadt machte der Zuſtand der dort liegenden verbrannten Leichen, überhaupt die ganze daſelbſt herrſchende Zerſtörung, einen ſolchen Eindruck auf mein Gemüth, daß bei der Zurückkunft zur Brigade alle Bekannte über mein blaſſes Ausſehen erſtaunten. Ich kann wohl ſagen, daß ich manches ähnlicher Art erlebt habe, das Schlachtfeld von Leipzig, die hungernden Gefangenen in dieſer Stadt, das Bivouak auf dem Schlachtfelde von Bellealliance; alles dies muß aber dennoch vor dem gräßlichen Anblick der Vorſtadt von Luckau in den Hintergrund treten.“ Aber weit größer als der Kampf ſelbſt war ſeine Bedeutung. Die unerhörten Anſtrengungen, die harten Entbehrungen und getäuſchten Hoffnungen, unter denen

die Truppen so lange hin und her ziehen mußten ohne daß ein rechtes Ziel dabei sich zeigen wollte, waren endlich durch eine rühmliche Waffenthat gekrönt, eine Waffenthat von so außerordentlichem Werthe, daß der Gewinn mancher Schlacht dagegen geringer erscheint. Denn gewiß, kam Bülow hier dem Feinde nicht zuvor, und schlug er ihn hier nicht zurück, so stand den Franzosen bis Berlin nichts mehr im Wege, und die Hauptstadt fiel unrettbar in des Feindes Hand. Sowohl der Unternehmungsgeist Oudinot's als seine starke Truppenmacht verbürgten die Ausführung dieses beabsichtigten Schlages; der Widerstand bei Luckau vereitelte ihn.

Am folgenden Tage schrieb Bülow selbst einen Bericht an den König und sagte darin: „Da nunmehr der General von Borstell und Oberst von Boyen sich mit mir vereinigt haben, so glaube ich im Stande zu sein, dem Feinde entgegengehen zu können, um ihn wo möglich anzugreifen. In diesem Momente würde es von den größten Folgen sein, wenn ich ihn schlagen sollte. Im Rücken der großen Armee ist nichts, was sich mir entgegenstellen könnte; auch im Fall des Nichtgelingens würde der Nachtheil nicht groß sein, indem ich immer wieder eine vortheilhafte Stellung nehmen könnte, aus der dem Feinde das weitere Vorgehen zu verwehren sein würde." Den Generalen und Offizieren so wie den Truppen überhaupt ertheilt er das größte Lob, und rühmt insbesondre den Eifer und die Tapferkeit des Majors von Perbandt, des Hauptmanns von Weyrach und des Lieutenants von Prittwitz, welche nebst vielen andern Offizieren durch das eiserne Kreuz belohnt wurden. Bülow erhielt das eiserne Kreuz erster Klasse und russischerseits den St. Annenorden erster Klasse; im Ganzen kamen 95 eiserne Kreuze für dieses Gefecht zur Vertheilung; viele Beförderungen fanden Statt, Oppen wurde in seinen früheren Dienstaltersrang wieder eingesetzt.

Der Feind hatte ſich nach Sonnenwalde zurückgezogen. Der Major von Perbandt mit 2 Schwadronen und Koſaken folgte ihm dahin nach, der Lieutenant von Prittwitz mit 1 Schwadron ging auf Herzberg, ſie ſandten genaue Nachrichten und viele Gefangene ein. In Luckau fehlten die Lebensmittel, und die ermüdeten Truppen mußten um ſie zu erlangen neue Anſtrengungen machen. Einige Tage Raſt waren ihnen zur Erholung durchaus nöthig. Der Anſicht daß Bülow jetzt hätte thätiger verfolgen, raſcher vorgehen können, treten wir nicht bei, und wenn ſelbſt Prittwitz ſie äußert, ſo zeigt das nur welch hohe Meinung er von ſeinem General hatte, dem ſie noch zutraute was keiner vermocht hätte.

Am 6. Juni hielt Bülow mit ſeinen Truppen eine gottesdienſtliche Dankfeier. Perbandt rückte bis gegen Uebigau vor, wo ſich der Feind in großer Stärke hinter der ſchwarzen Elſter aufgeſtellt hatte; dieſer drang ſogar von Uebigau wieder ſtark gegen Herzberg vor, und ſeine weiteren Unternehmungen ſchienen, ungeachtet der blutigen Abweiſung bei Luckau, keineswegs aufgegeben. Die ausgeſandten Streifſchaaren thaten ihm vielen Abbruch; unter andern überfiel der Rittmeiſter von Blankenburg einen Wagenzug, der unter Bedeckung von 100 Mann nach Dresden fuhr, von denen er 1 Hauptmann und 64 Gemeine gefangen nahm.

Den folgenden Tag war Bülow beſchäftigt alles zum Aufbruch zu ordnen, indem er Oudinot's linke Flanke bedrohen und gegen die Elbe vordringen wollte, als unerwartet gleich nach Mittag ein ruſſiſcher Major von einem preußiſchen und einem franzöſiſchen Offizier begleitet, eintraf, und den zu Pleßwitz am 4. Juni geſchloſſenen Waffenſtillſtand ankündigte, von dem auch eine Königliche Kabinetsordre vom 5. aus Gröditz beſtimmte Kenntniß gab. Das Erſtaunen war allgemein und äußerte ſich in Unwillen und Schmerz, in Trauer und Sorge. Bülow

ſelbſt war tief ergriffen, ſich grade jetzt, in Ausſicht fernerer Erfolge, plötzlich gehemmt zu ſehen. Doch ließ er ſich durch Gefühle keiner Art in Ausführung deſſen was die Pflicht gebot einen Augenblick irren. Er ſandte ſogleich den Hauptmann von Weyrach nach Herzberg zum Marſchall Oudinot um mit demſelben nähere Verabredungen zu treffen. Die Vorſchriften des Waffenſtillſtandes waren ſehr beſtimmt, ſie räumten ganz Sachſen wie auch die anhaltiſchen Lande den Franzoſen ein; nur wegen des Kothuſer Kreiſes und wegen Kroſſen fanden einige Zweifel Statt, die jedoch nur durch höhere Entſcheidung gelöſt werden konnten. Einige Uebergriffe der Franzoſen im Bereiche Beyen's wies dieſer mit den Waffen zurück. Wegen Kroſſen hielt Bülow jedoch einſtweilen die für Preußen günſtige Auslegung feſt, und ſandte dem Oberſten von Dobſchütz den Befehl, dort auf jeden Fall ſich zu behaupten, wie dies auch gleich darauf durch ein Schreiben Gneiſenau's aus dem großen Hauptquartier anbefohlen wurde.

Welche Beweggründe beim Abſchluſſe des Waffenſtillſtandes vorgewaltet, wurde vielfach erörtert. In Wahrheit hatte man auf beiden Seiten das dringende Bedürfniß eines Stillſtandes gefühlt, ſei es um zur weitern Kriegsführung neue Kräfte zu ſammeln, oder, wie es wenigſtens Napoleon mitbeabſichtigte, durch Unterhandlungen einen günſtigen Frieden zu erlangen. Jeder Theil glaubte durch den Stillſtand am meiſten zu gewinnen, wirklich aber war er, wie die Folge zeigte, den Verbündeten ſowohl am nöthigſten als am fruchtbarſten, und ſeinem Abſchluſſe lag auch am wenigſten von ihrer Seite eine beſorgliche Friedensliebe oder geſunkenes Vertrauen zum Grunde, vielmehr die muthige Hoffnung, gekräftigt durch eigne Rüſtungen und durch Oeſterreichs Beitritt den Kampf zu rechter Zeit wiederaufzunehmen. Sobald man dieſer Geſinnung und dieſes Willens bei den höchſten Leitern verſichert war, fühlte man ſich

bei dem Waffenſtillſtande ganz beruhigt, und ſtrebte nur aus allen Kräften die vergönnte Zeit für den großen gemeinſamen Zweck möglichſt zu benutzen. —

Mit dem Eintritt dieſer Waffenruhe ſchließt in der Laufbahn unſres Helden ein bedeutender Abſchnitt, der etwas umſtändlich zu ſchildern war, weil die Kraft und der Werth ſeiner Kriegsführung weniger in einzelnen großen Schlägen, wiewohl auch ſolche nicht fehlen, als in einer Fülle von Thätigkeiten, Bewegungen und Anſtalten zu erkennen iſt, von denen ein zu allgemeiner Ueberblick nicht die gehörige Anſchauung giebt. Seine Art und Weiſe hatte genug Mißſtimmung erregt, bei den Truppen ſelbſt und manchen tadelſüchtigen Führern, bei den Landes- und Militairbehörden, am meiſten bei den Bewohnern von Berlin. Immer nur Märſche, ſagte man, vor- und rückwärts, hin und her, ohne feſtes Ziel, kein kräftiges Losſchlagen; er müdet die Truppen nutzlos ab, er gebraucht ſie nicht! Zuletzt hieß es ſogar, ihm ſei der Befehl genommen. Im großen Hauptquartier urtheilte man anders, von dort erhielt Bülow nur ſtets anerkennendes Lob, dort erkannte man ſein großes Verdienſt. Auch der Kronprinz von Schweden, der in Stralſund ſeine Theilnahme am Kriege zögernd vorbereitete, und ſich Bülow's bisherige Kriegsbewegungen erörtern ließ, rief gegen den Major Grafen von Kalckreuth wiederholt aus: „Ah! bien! bien! voilà ce qui s'appelle opérer en capitaine expérimenté." In der That hatte Bülow mit einer Minderzahl von Truppen, die er großentheils erſt ſchaffen und bilden mußte, unter Mangel und Hemmung und Mißverhältniſſen aller Art, gegen einen übermächtigen, thätigen, im Beſitz aller Vortheile befindlichen Feind ſeine ſchwierige Aufgabe glänzend erfüllt. Er hatte ſtets nur dieſe und das Ganze im Auge, er that jedesmal was die Sache forderte, unbekümmert um die eigne Gefahr, die er meiden, um den eignen Ruhm, den er in andrer Weiſe leichter

gewinnen konnte; die Gelegenheit glänzende, weitſchallende Schläge zu thun war auch ihm eröffnet, er that ſie wo es ihm nöthig ſchien, aber er durfte nicht zu viel auf's Spiel ſetzen, ſeine Truppen waren der Kern aller preußiſchen Kriegsführung in der Mark, mit ihnen wurde mehr aufgeopfert als ſie ſelbſt. Seine Märſche aber waren ſtets wohlberechnete, oft kühne und faſt immer ſichre Züge der Einſicht und Beſonnenheit gegenüber einer Uebermacht, die ihren Stoß dahin oder dorthin nach Belieben führen konnte. —

Bülow trat am 9. Juni den Rückmarſch von Luckau nach der Mark an, bis zu deren Gränzen die Franzoſen nachrückten. Am 10. war ſein Hauptquartier in Baruth, am 11. in Mittenwalde, am 12. in Berlin, wo es verblieb. Die Brigaden Heſſen-Homburg und Borſtell nahmen ihre Quartiere in und um Berlin, die Brigade Thümen in und bei Potsdam, die Vorhut unter Oppen blieb in Mittenwalde, die äußerſte Gränze wurde mit Koſaken beſetzt. Die Frage wegen Kroſſen war inzwiſchen ſehr ernſt geworden. Der Marſchall Victor wollte dort ſeine Truppen einrücken laſſen, und forderte den Oberſten von Dobſchütz kraft des Waffenſtillſtandes auf, die Stadt zu räumen. Dieſer weigerte ſich, ſchrieb aber an Bülow um weitere Verhaltungsbefehle. Dieſer, um ganz ſicher zu ſein, ſandte den Hauptmann von Weyrach nach Kroſſen mit dem beſtimmten Befehl jeden Angriff mit allem Nachdruck zurückzuweiſen, zugleich beorderte er Verſtärkungen hin, zuerſt 1 Bataillon aus Fürſtenwalde, dann noch 6 Landwehrbataillone und eine halbe Batterie. Victor, der aus Weyrach's feſten Erklärungen und aus dieſen Anſtalten ſah, daß er ohne blutigen Kampf nicht vordringen könne, ließ nach einigen Verhandlungen ſeine Forderung fallen, und Kroſſen verblieb den Preußen. — War man nach außen mit den Feinden einigermaßen fertig, ſo gaben die innern Verhältniſſe Gelegenheit zu Reibungen und Verdrießlich-

keiten. Mancherlei Erörterung und Spannung fand mit den Landesbehörden Statt, sie waren unzufrieden über Bülow's Quartierung der Truppen, die ihnen zu verpflegen oblag, doch mußten die Verwaltungsrücksichten den militairischen nachstehen. Auch wegen der Anstalten in Betreff der Landwehr, der Stellung von Arbeitern zum Schanzen, und andern Erfordernissen gab es mannigfache Schwierigkeiten. Innerhalb der militairischen Verhältnisse selbst ging nicht alles in strenger Ordnung; mancher Eifer war in Schranken zu halten, manche Trägheit zu spornen. Nicht immer lief die Rüge des Ungehorsams so leicht ab, wie bei dem Major von Hellwig, der früher, wie erwähnt worden, dem Befehl Bülow's so dreist entschlüpft war; durch den Waffenstillstand überrascht, hatte dieser sich aus Sachsen in die Mark zurückziehen müssen und in Brandenburg mit seiner Freischaar Quartiere genommen; hier war er aber wieder im Bereiche von Bülow's Befehl, und dieser beschied ihn persönlich nach Berlin; er zögerte jedoch, und erst, als der Kommandant von Brandenburg desfalls Auftrag erhielt, begab er sich auf den Weg. Seine Sache hatte er durch den neuen Ungehorsam nur verschlimmert; allein in Berlin angekommen und bei Bülow vorgelassen, muß er, wie Prittwitz sagt, die rechte Art und Weise mit ihm zu sprechen so gut getroffen haben, daß der strenge General nicht nur die ganze Sache völlig ruhen ließ, sondern auch derselben nie mehr erwähnte. —

Doch alles dies war von nur geringer Wichtigkeit in Vergleich der großen allgemeinen Verhältnisse, denen jede Aufmerksamkeit und Sorge sich zuwendete. Den Beitritt von Oesterreich konnte man als gewiß ansehen, alle Nachrichten aus Schlesien und Böhmen gaben darüber völlige Beruhigung; die Friedensverhandlungen, die in Prag eröffnet wurden, konnten nur Erfolg haben, so wußte man, wenn Napoleon in allen Dingen nachgab, und dies war in keiner Weise zu erwarten.

Nicht weniger bedeutend erſchien das Bündniß mit Schweden, das den Verbündeten zwar keine große Truppenzahl, aber in dem Kronprinzen einen erprobten Feldherrn zuführte, auf den die öffentliche Meinung ein ungemeſſenes Vertrauen ſetzte. Zwar hatte der Kronprinz durch ſein zögerndes Zurückhalten bei ſo drängenden Umſtänden, wie die nach den Schlachten von Lützen und Bautzen waren, dieſes Vertrauen etwas erſchüttert, noch mehr geſchah dies, als er das von den Franzoſen hartbedrohte und von ſchwediſchen Truppen ſchon gerettete Hamburg durch den befohlenen Abzug der letztern wieder dem Unterdrücker preisgab, und jetzt in den erſten Tagen des Waffenſtillſtandes den General Döbeln, der auf den Hülferuf des Generals von Tettenborn ein paar tauſend Schweden dorthin hatte vorrücken laſſen, vor ein Kriegsgericht ſtellte, das ihn, weil er ohne Befehl vorgegangen war, zum Tode verurtheilte. Allein die Freunde des Kronprinzen führten manches an, was ihn rechtfertigen, wenigſtens entſchuldigen konnte; von ruſſiſcher Seite war manches geſchehen, was ihm Zweifel an der Aufrichtigkeit des eingegangenen Bündniſſes erregen durfte — ſo vor allem die Sendung des Fürſten Dolgorukii nach Kopenhagen, — das Heer, welches er befehligen und dem er die ſchwediſchen Truppen anſchließen ſollte, war nicht vorhanden; es war nicht zu verlangen, daß er letztere, den Kern der ſchwediſchen Kriegsmacht, rückſichtslos für eine Sache opferte, die für Schweden jedenfalls eine andre war, als für Preußen und ſelbſt für Rußland. Die Waffenruhe gab wenigſtens Friſt und Muße, daß dieſe getrübten Verhältniſſe ſich wieder klären und verſöhnen konnten. —

Der treuloſe Ueberfall, den die Franzoſen trotz des Waffenſtillſtandes gegen die im Rückmarſch begriffene Reiterei der Lützow'ſchen Freiſchaar bei Kitzen verübten, erregte den allgemeinſten Unwillen, ganz beſonders empört war Bülow über

dieſen verrätheriſchen Angriff, er hielt Preußen durch dieſen Bruch des Vertrags für berechtigt nun auch ſeinerſeits nach Belieben loszuſchlagen, er rieth dies an einem feſtgeſetzten Tag auf allen Punkten zu thun, und erklärte ſich mit ſeinen Truppen dazu bereit. Indeß erſchienen die Vortheile des Waffenſtillſtandes für die allgemeinen kräftigen Rüſtungen, die überall eifrig im Werke waren, viel zu wichtig, als daß man ſie hätte ſchon jetzt voreilig wieder aufgeben dürfen. —

Preußen war in den Krieg mitfortgeriſſen worden, ehe ſein Heerweſen dazu gehörig bereitet ſein konnte; aus den Reihen des Feindes heraus, zwiſchen deſſen Heerzügen, hatten die Truppen ſich zum Kampfe geſtellt, ohne ſich vorher ſondern und ordnen zu können. Jetzt war man bedacht, durch eine neue Eintheilung dem Uebelſtand abzuhelfen. Die im Felde ſtehenden Truppen wurden in drei, von Yorck, Kleiſt und Bülow befehligte Heertheile geſondert; alle drei ſollten unter dem Oberbefehl Blücher's ſtehen. Die letztere Beſtimmung aber wurde durch ſpätere Beſchlüſſe der Verbündeten abgeändert, welche eine neue gemiſchte Heerordnung feſtſtellten. Die genannten Heertheile wurden als erſter, zweiter und dritter bezeichnet, ſpäter kam noch ein vierter aus Tauentzien's Truppen beſtehend hinzu.

Drei Hauptheere wurden angeordnet, das böhmiſche unter dem Oberbefehl des Feldmarſchalls Fürſten von Schwarzenberg, aus Oeſterreichern, Preußen und Ruſſen beſtehend, das ſchleſiſche unter Blücher, aus Preußen und Ruſſen, das Nordheer unter dem Kronprinzen von Schweden, aus Preußen, Ruſſen und Schweden, zu denen noch die gemiſchten Truppen Wallmoden's kamen, zuſammengeſetzt. Den höchſten Oberbefehl über dieſe Heere hätte ſich der Kaiſer von Rußland nicht ungern übertragen geſehen, auch der Kronprinz von Schweden ließ einige Anſprüche blicken; indeß wurde der Fürſt von Schwarzenberg da-

mit betraut, deſſen Perſönlichkeit dem Anſehn der Herrſcher genug Spielraum gab und den andern Feldherren wenig Eiferſucht weckte. Dem Kronprinzen war ein Heer von 120,000 Mann zugeſagt, und man mußte ſtreben das Nordheer auf dieſe Stärke zu bringen. Zu den Schweden, die er ſelbſt und unter ihm der Feldmarſchall Stedingk befehligte, wurden ihm die Heertheile von Bülow, Tauentzien und Wallmoden überwieſen, ſpäter auch noch die Ruſſen unter Winzingerode. —

In einer Berathung zu Trachenberg, wo der König von Preußen und der Kaiſer von Rußland mit dem Kronprinzen von Schweden am 10. Juli zuſammentrafen, wurde dies näher feſtgeſetzt und zugleich der Kriegsplan beſchloſſen, der bei Wiedereintritt der Feindſeligkeiten befolgt werden ſollte. Der Kronprinz bezeigte ſein Mißvergnügen, die Truppen, die er befehligen ſollte, nicht in der verheißenen Stärke vorzufinden, und war anfangs wenig zufrieden mit der ihm zugedachten Beſtimmung, mit 70,000 zwiſchen Torgau und Magdeburg über die Elbe und gegen Leipzig vorzudringen, was ſich in anderm Ausdruck darauf beſchränkte, die Marken und Berlin zu ſchützen und allenfalls Wittenberg zu belagern. Nach vielem Widerſpruch und einigen erlangten Zugeſtändniſſen, die ſeine Befehlsmacht in gewiſſen Fällen ausdehnten, willigte er endlich in die vorgeſchlagenen Anordnungen. Seine bei der Erörterung dieſer Sachen dargelegte Kriegseinſicht, ſeine Beredſamkeit und überhaupt ſein perſönliches Benehmen machten den beſten Eindruck und ſtärkten die Hoffnungen, die man auf ſeine Mitwirkung ſetzte.

Darauf ergingen die näheren Befehle zur neuen Bildung und Einrichtung des von Bülow zu befehligenden preußiſchen dritten Heertheils. Im Ganzen verblieben ihm die bisherigen Truppen, doch die Zuſammenſtellung wurde mannigfach verändert. Er hatte 4 Brigaden, dem Werthe nach Diviſionen,

die dritte, vierte, fünfte und ſechste, befehligt von den Generalen Prinz Ludwig von Heſſen-Homburg, Thümen, Borſtell und dem Oberſten von Krafft, jeder Brigade war Reiterei und Geſchütz zugetheilt, die Reſervereiterei wurde unter Oppen's Befehl geſtellt, das Reſervegeſchütz befehligte der Oberſtlieutenant von Holzendorf, alles zuſammen betrug 40 Bataillons, worunter 12 Bataillons Landwehr, 45 Schwadronen, worunter 16 Schwadronen Landwehr, und 80 Geſchütze. Oppen's einſtweilige Brigade wurde aufgelöſt, er ſelbſt trat an die Spitze von Bülow's Generalſtab, dem der Oberſt von Zielinski als Ober-Quartiermeiſter, die Majors von Reiche und von Perbandt als Generalſtabsoffiziere angehörten. Die Vorhut bekam Borſtell, deſſen Brigade die meiſte Reiterei, nämlich 9 Schwadronen hatte. Die ruſſiſchen Truppen unter Harpe wurden zu Woronzoff abgerufen, es verblieben nur zwei ruſſiſche zwölfpfündige Batterieen und einige Koſakenregimenter.

Der König kam den 14. Juli unerwartet aus Schleſien nach Charlottenburg. Gleich am folgenden Tage beſichtigte er die in und bei Berlin ſtehenden Bülow'ſchen Truppen, am 16. die bei Potsdam ſtehenden. Ihm war hinterbracht worden, daß viele der Offiziere wegen des Waffenſtillſtandes ſehr unzufrieden waren und ſich darüber in hartem Tadel ausgelaſſen hatten. Hiedurch ſchon ſehr verſtimmt, wurde er es noch mehr durch einige Verſtöße, die bei der Beſichtigung vorfielen. Nach der Mittagstafel zu der alle Stabsoffiziere geladen waren, hielt er dieſen folgende Anſprache: „Mit wahrhafter Trauer habe ich das Armeekorps geſehen. Sie haben die Zeit des Waffenſtillſtandes gar nicht benutzt, und die Truppen ſind in allem noch ſo zurück, daß, da in wenigen Tagen der Krieg wieder angeht, ich Urſache habe alles Mögliche zu befürchten. Ich will aber den Herren ſagen, woran es liegt. Anſtatt ſich mit ihren Bataillons zu beſchäftigen, bekümmern ſie ſich zu viel um die

Politik, und haben es getadelt daß ich den Waffenstillstand eingegangen bin. Meine Herren! ein jeder bleibe bei seinem Leisten! Thun Sie Ihre Schuldigkeit und bekümmern Sie sich gar nicht um mich! Ich werde schon wissen was ich zu thun und zu verantworten habe." Graf Henckel von Donnersmark, der dies als Augenzeuge mittheilt, sagt nicht, wiefern Bülow selbst von dieser Unzufriedenheit des Königs berührt worden; wahrscheinlich traf sie ihn gar nicht, sondern rügte nur das, was ihm selber schon oft mißfällig oder lästig geworden war. — Der König war auch mit den Befestigungsarbeiten unzufrieden, und befahl statt der unbedeutenden Fleschen größere Verschanzungen aufzuwerfen; daß er zugleich die Vertheidigung Berlins durch die Einwohner als für eine große Stadt nicht geeignet erklärte, wurde von den Bürgern mit großer Freude vernommen, denn nur mit Piken bewaffnet und fast ganz sich selbst überlassen fühlten sie sich wenig wehrhaft. Der Berliner Landsturm wurde demnach aufgelöst, dagegen die Errichtung von Bürgerbataillonen unter militairischer Leitung anbefohlen. — Die märkische Landwehr, von der schon ein Theil im Feuer sich trefflich bewährt hatte, vollständig auszurüsten und in's Feld zu stellen, war Bülow nach Kräften behülflich. Es wurden 7 Brigaden Fußvolk in 2 Divisionen unter dem Generalmajor von Putlitz bei Zehdenik und dem Generallieutenant von Hirschfeldt bei Ruppin zusammengezogen, außerdem Reiterei, die zu Neustadt an der Dosse und Fehrbellin sich einübte. —

Die Truppen aller Waffen waren vom besten Geiste beseelt; die schon geübten dienten den ungeübten zu eifrigen Lehrmeistern, der gute Wille leistete mehr, als irgend ein Zwangsgebot, das fast gar nicht erfordert wurde. Wenn den Befehlshabern noch die Siegesgewöhnung der Franzosen, ihre treffliche Führung, vor allem das Genie ihres gewaltigen Feldherrn und Kaisers hin und wieder einige Scheu einflößte, so fürchtete da-

gegen der gemeine Mann seinen Feind im geringsten nicht, sondern wünschte nur eifrigst ihm so recht Mann gegen Mann entgegenzustehen, um ihn die Ueberlegenheit der deutschen Faust fühlen zu lassen. „Es fluscht besser!“ sagten die Landwehrmänner, wenn sie lieber mit dem umgekehrten Gewehr als mit dem Bajonet auf den Feind losgingen, und die Offiziere, ja der Kronprinz von Schweden selbst, als er von dieser furchtbaren Art von Handgemenge zuerst gehört, ließen die Leute in Gottes Namen „fluschen“. Zwischen Landwehr und Linie bestand das freundlichste Einvernehmen, höchstens hatten einige alte Offiziere noch ein Vorurtheil gegen die Landwehr. Auch mit den russischen Truppen vertrugen sich die preußischen sehr gut; trotz der Verschiedenheit der Sprachen knüpfte sich zwischen beiden leicht ein kameradschaftliches Verhältniß. Es fehlte nicht an Witz und guter Laune im Ausdruck desselben. Einer besondern Eigenthümlichkeit müssen wir hier gedenken, die zwar unter den Yorck'schen Truppen ihren Ursprung nahm, aber auch in den Bülow'schen heimisch wurde, und sich durch den ganzen Krieg hindurch wirksam erhielt. Schon im Jahre 1811 war in Preußen bei dem Fußvolk von Yorck ein Zuruf des Neckens und der Lustigkeit entstanden, der folgenden Ursprung hatte. Ein Chirurgus Namens Heurich war beim Exerziren vom Pferde gefallen, was bei dem Füsilierbataillon des zweiten ostpreußischen Fußregiments ein großes Gelächter erregte. Einst war das Bataillon in Erwartung des Befehls zum Antreten schon eine Weile versammelt, und um die Zeit zu kürzen, rief einer der Leute zum Scherz: „Wer ist vom Pferd gefallen?“ Gleich erscholl aus mehr als zwanzig Kehlen der Ruf: „Heurich!“ Darauf kehrte ein andrer die Frage um: „Was hat Heurich gethan?“ und hundert Stimmen antworteten: „Er ist vom Pferde gefallen!“ In vielen Abänderungen und neuen Vorfällen, doch immer in Bezug auf Heurich, wiederholte sich dieser Scherz. Die

schwarzen Husaren nahmen Theil daran, und Fußvolk und Reiterei begrüßte sich bald mit dem Zuruf Heurich. Als es in den Krieg ging, zuerst nach Kurland, bekam die Sache eine ernstere Bedeutung, der Zuruf Heurich wurde ein Zeichen der Ermunterung, der Freundschaft, des gegenseitigen Vertrauens, und wurde nun hauptsächlich an die Reiterei gerichtet, wenn man sich ihres Erscheinens und Beistandes zu freuen hatte. Nebeneinanderstehende, auf demselben Marsch begriffene Truppen schlossen auf diese Weise eine Art Verbrüderung; wurden sie getrennt und sahen einander dann wieder, so begrüßten sie sich mit dem Namen, der nun nichts anders hieß, als ein guter Kammerad, ein braver Kerl, und die so Verbrüderten theilten gern mit einander Quartier und Kost, halfen einander in allen Nöthen. Dabei hielten sie streng darauf, daß nicht solche, die dem Bunde noch fremd waren, sich den Zuruf anmaßten, der dann zurückgewiesen oder unangenehm erwiedert wurde. Dieser Gebrauch, ursprünglich nur zwischen preußischen Truppen üblich, erstreckte sich bald auch auf russische, und mehrere Husarenregimenter, besonders aber Kosaken, fanden sich mit preußischem Fußvolk im Heurichebunde, was als das sprechendste Zeugniß der guten Eintracht gelten kann, welche beiderlei Völker und Waffengattungen damals vereinigte. —

Der Waffenstillstand war bis zum 17. August verlängert worden, aber auf's neue seinem Ablauf nah, und daß es jetzt zum Schlagen kommen werde, ließ sich nicht bezweifeln. In dieser Aussicht hatte der Kronprinz von Schweden Stralsund verlassen und sein Hauptquartier am 12. in Oranienburg genommen, wohin er am 13. die Generale Bülow und Tauentzien berief, um sich mit ihnen zu besprechen. Er stellte ihnen mit Offenheit die Lage der Dinge vor. Im großen Hauptquartier muthete man ihmz war ein kräftiges Vorgehen und wirksames Angreifen zu, jedoch hielt er dies unter den waltenden Um-

ſtänden für ihn nicht rathſam. Das Nordheer, noch nicht vollzählig und zum großen Theil aus noch ungeprüften Truppen beſtehend, dehnte ſich über weite Landſtrecken aus; an der obern Elbe war ſein linker Flügel ohne ſichern Anhalt, ſein rechter an der Niederelbe durch die beträchtliche Macht des Marſchalls Davouſt bedroht; vor ſeiner Mitte lagen im Beſitz des Feindes die Feſtungen Wittenberg und Torgau, ſeitwärts Magdeburg, im Rücken Stettin. Auf die zuverläſſige, rechtzeitige Mitwirkung der übrigen Feldherren der Verbündeten glaubte er wenig rechnen zu dürfen, die Vielheit, meinte er, ſei mühſam und ſchwierig zur Einheit des Wollens, noch ſchwerer zur Einheit der Ausführung zu bringen; dieſer Vielheit ſtehe Napoleon gegenüber, frei zu jedem Entſchluß, im Gebrauch aller ſeiner Mittel, unbedingten Gehorſams gewiß. Das Vorrecht, den Kampf nach eigner Wahl zu eröffnen, dahin oder dorthin zu werfen, könne man einem ſolchen Feldherrn auch diesmal kaum ſtreitig machen; man müſſe daher abwarten was er thun werde, und darnach ſich richten. Dazu komme, daß er guten Grund habe zu vermuthen, Napoleon werde einen Hauptſchlag zuerſt gegen ihn führen, ſowohl um Berlin zu nehmen, als auch um in ihm einen beſonders verhaßten Gegner zu treffen, und aus alter Kenntniß wiſſe er ſehr gut, mit welcher Raſchheit und Kraft ein ſolcher Schlag geſchehen und wie zweifelhaft und langſam die Hülfe ſein werde, die in ſolchem Fall von den andern Heeren der Verbündeten zu hoffen ſtehe. Nach allem dieſen gebiete die Klugheit, fürerſt jedes Wagniß zu vermeiden, und mit Vorſicht in guter Haltung abzuwarten, was der Feind beginnen, wohin er ſeine Unternehmungen richten werde. Auch den vorliegenden Kriegsſchauplatz, mit dem er ſich gut bekannt gemacht hatte, ſchilderte er nicht günſtig; zunächſt der Elbe hebt ſich der Boden zu einer Hochfläche, der hohe Fläming genannt, der allenfalls vom Feinde, welcher in Wittenberg eine nahe

Stütze und Zuflucht hat, behauptet werden kann, aber den Verbündeten keine feste Stellung bietet; von da fließen nordwärts mehrere Gewässer ab, welche sumpfige Ufer und weite Niederungen bilden, zwischen denen flache Sandhügel und Kiefergehölze hervorragen; dies durchschnittene Land läßt wenig freie Aussicht, hemmt und vereinzelt die Bewegung, welche für Geschütz und Reiterei an vielen Orten nur auf schmalen Dämmen geschehen kann. Dem Feinde war das Vordringen zwar erschwert, besonders auch durch Ueberschwemmungen und Verschanzungen, aber eine bedeutende Heeresmacht konnte überall durchbrechen, und dann um so schlimmer die Vertheidiger vereinzelt schlagen. Alles was der Kronprinz sagte, zielte dahin, daß er sich hinter der Havel aufstellen wollte, in diesem Sinn waren alle seine Anordnungen gemeint.

Hiedurch wurden nicht nur weite Landesstrecken freiwillig aufgegeben, sondern auch Berlin ging ohne Schwertschlag verloren, und alle zu seiner Vertheidigung getroffenen Anstalten wurden nutzlos. Bülow machte daher die dringendsten Vorstellungen, berief sich auf die ausdrückliche Bestimmung, welche der König ihm ertheilt hatte, und ohne die angegebenen Bodenverhältnisse zu laugnen, erwies er, daß auch diesseits Vortheile daraus zu ziehen seien, daß man die Nachtheile am besten durch rasches Vordringen hinter sich zurücklasse. Der Kronprinz gestattete hierauf, daß Bülow mit seinem Heertheil in der Stellung zwischen Berlin und Potsdam hinter der Nuthe und Notte verbliebe, ja er ließ nun auch Winzingerode's Heertheil in Brandenburg, und einen vorgeschobenen Posten desselben in Treuenbrietzen. Bülow berichtete alles sogleich an den König, und bat, daß alles aufgeboten würde, um den Kronprinzen andern Sinnes zu machen.

Der Kronprinz ließ am 17. bei Charlottenburg die Brigaden Hessen-Homburg und Krafft exerziren, und war mit ihren

Ausführungen ſehr zufrieden, nur gaben ihm die vielen jungen Truppen, die noch nicht im Feuer geweſen waren, einiges Bedenken. Er forderte hierauf Bülow'n freundlich auf, ſeine Meinungen und Anſichten ihm ſtets frei zu ſagen, denn einem preußiſchen General ſtehe bei dieſem Kriege, der vorzugsweiſe Preußen angehe, auch vorzugsweiſe ein Wort zu. Bülow ſtellte ſogleich wieder den Vortheil des Angriffs vor Augen, und wurde darin von den ſchwediſchen Generalen Adlercreutz und Löwenhielm unterſtützt, allein der Kronprinz hielt an der eignen Meinung feſt, dies ſei gewagt und zu gefährlich.

Je weniger dieſer geneigt war mit ganzer Macht vorzugehen, deſto mehr mußte ihm daran gelegen ſein, frühzeitig die Bewegungen und die Stärke des Feindes zu erfahren. Er hatte daher den Befehl gegeben, daß ſchon in der Nacht zum 17. Auguſt, faſt noch vor Ablauf des Stillſtandes die Vorpoſten des Nordheers überall die feindlichen mit Nachdruck angreifen, möglichſt viele Gefangene einbringen und Nachrichten vom Feinde ſchaffen ſollten. Borſtell, dem die Vertheidigungslinie zwiſchen Joſſen und Königswuſterhauſen, und Thümen, dem die zwiſchen Joſſen und Trebbin anvertraut war, führten dieſen Befehl mit Kraft und Erfolg aus. Ihre Reiterſchaaren überfielen den Feind an mehreren Orten, beſonders bei Baruth, wo ſie zahlreiche Gefangene machten, von denen die ſchon von verſchiedenen Seiten gemeldeten Nachrichten, daß die Franzoſen auf allen Punkten ungemein ſtark ſeien, beſtätigt wurden. Die Hauptſtärke derſelben ſtand bei Baruth; der Marſchall Oudinot vereinigte unter ſeinem Oberbefehl nahe an 80,000 Mann, außer ſeinem eignen, dem zwölften Heertheil, auch den vierten unter Bertrand und den ſiebenten unter Reynier, dazu die Reiterei unter Arrighi. Auf dieſe Meldungen wurden neue Befehle des Kronprinzen erwartet und am 17. weiter nichts unternommen. Die Franzoſen aber, aufgeſchreckt und kampfluſtig, griffen nun

ihrerseits an, und drängten die äußersten preußischen Posten auf ihre Unterstützungen zurück.

Am folgenden Tage zeigte sich der Feind in großer Stärke, die Preußen wichen der Uebermacht unter lebhaftem Scharmützeln langsam und in größter Ordnung auf Trebbin. Mit der Meldung von diesem Vordringen erhielt der Kronprinz zugleich die Nachricht, daß die französische Division Girard von Magdeburg gegen Brandenburg anrücken solle. Nun blieb kein Zweifel, daß der Feind ein ernstes Absehn auf Berlin gerichtet habe; ungewiß jedoch, welche der drei Straßen, die von der Elbe nordwärts auf Berlin führen, derselbe hauptsächlich wahlen werde, beschränkte sich der Kronprinz darauf, jede dieser Straßen sorgsam beobachten zu lassen. Tauenzien erhielt Befehl auf die Höhen vor Berlin zu rücken. Bülow sollte seine Brigaden Thümen und Borstell in ihren Stellungen bei Trebbin und Mittenwalde lassen, er selbst mit den Brigaden Hessen-Homburg und Krafft, die nach Heinersdorf vorgerückt waren, bei Saarmund lagern, Oppen mit der Reiterei den Paß bei Wittstock besetzen. Auch die andern Truppen des weitvertheilten Nordheers, welche nicht ganz außerhalb des Bereiches waren, wurden so aufgestellt, daß ihr Mitwirken bei einer zu liefernden Schlacht gesichert war. Seine Anordnungen, in denen der kriegserfahrene General nicht zu verkennen war, erweckten die beste Hoffnung, daß er eine Schlacht nicht meiden werde und die früheren Besorgnisse aufgegeben habe. Auf die Nachricht, daß der Feind hauptsächlich auf den linken Flügel des Kronprinzen anzurücken scheine, mußte Bülow sogleich von Saarmund wieder links nach Heinersdorf zurückkehren.

Inzwischen hatte Oudinot, am 20. August vor Trebbin angelangt, die Gegend daselbst als eine sehr schwierige erkannt; die Ueberschwemmungen, Schanzen und Verhaue, von hinreichenden Truppen tapfer vertheidigt, konnten auch eine beträcht-

liche Uebermacht lange aufhalten; er beſchloß daher ſeinen Angriff zu theilen, und ließ demgemäß am 21. den vierten Heertheil unter Bertrand auf Sperendorf und Wilmersdorf, den ſiebenten unter Reynier auf Lüdersdorf und Chriſtinendorf vorrücken, während er ſelbſt mit dem zwölften über Scharfenbrück gegen Trebbin ſich in Marſch ſetzte. Trebbin wurde von dem Major von Clauſewitz mit ſeinem Bataillon und einem Koſakenregiment tapfer vertheidigt, und bis zum Nachmittag gehalten, erſt als der Feind die Stellung umgangen hatte, zogen die Vertheidiger ſich auf die am Thyrower Damm lagernde Unterſtützung zurück. Reynier's Truppen hatten unterdeß Runsdorf nach hartem Kampfe genommen, Bertrand's Vorhut das Dorf Mellen angegriffen, nicht ohne ſtarken Verluſt und erſt in der Nacht drang ſie dort ein. Die Franzoſen ſtanden jetzt an der Nuthe, und die ſtarke Macht, mit der ſie anrückten, ſo wie die Kraft ihrer gleichzeitigen Angriffe ließen erkennen, daß es nicht auf bloße Vorpoſtenkämpfe abgeſehen ſei. Der tapfre Widerſtand jedoch, den ſie bei den erſten Schritten erfuhren, ſchien ihnen unerwartet und machte ſie vorſichtig. Wie der Kronprinz in Betreff Napoleons beſorgt war, ſo war es Oudinot in Betreff des Kronprinzen, der als erfahrner und glücklicher Feldherr ihm genug bekannt und an der Spitze eines ſtarken Heeres ein ſehr gefährlicher Gegner war. —

Der Kronprinz hatte ſein Hauptquartier von Charlottenburg nach Potsdam verlegt, und traf alle Anſtalten eine Schlacht zu liefern. Gelang es ihm ſeine Streitkräfte zu rechter Zeit zu vereinigen, ſo war er dem Feinde weit überlegen; doch das Herbeiziehen aller verfügbaren Truppen forderte einige Zeit, und um dieſe zu gewinnen mußte der Feind noch möglichſt aufgehalten werden. Die Ueberſchwemmungslinie konnte dazu trefflich dienen, es erging der Befehl, dieſelbe nachdrücklichſt zu vertheidigen. Indeſſen waren die Truppen in beſtändiger Be-

wegung, der Kronprinz ordnete alles ſelbſt, nach jeder neuen Meldung wurden die Aufſtellungen verändert; der unaufhörliche Wechſel, in regnigtem Wetter, auf ſchlechten Wegen, wobei die Verpflegung oft mangelte, mußte Mißvergnügen und Klagen erwecken, doch die Ausſicht auf Kampf und Sieg ſtärkte und erheiterte wieder. —

Die drei Uebergänge der Nuthe, bei Thyrow, Wittſtock und Jühnsdorf, die den Franzoſen in der Front lagen, waren ſtark beſetzt, die beiden erſtern von Bülow's Truppen, der letztere von Tauenzien's. Oudinot beſichtigte die ganze Linie, und da der Paß bei Thyrow der ſtärkſte und ſchwierigſte ſchien, ſo beſchloß er die beiden andern zuerſt anzugreifen, wodurch zugleich ſein rechter Flügel ſich verſchob. Reynier mit dem ſiebenten Heertheil rückte demnach gegen Wittſtock an. Hier mußte zuerſt der Wülmersdorfer Berg genommen werden, wo eine unvollendete Schanze von dem Maior von Bentheim mit 6 Kompanieen und 2 Kanonen ſo tapfer vertheidigt wurde, daß Reynier eine ganze Diviſion Sachſen anrücken und 2 ſchwere Batterieen ihr Feuer dorthin richten ließ, worauf dann die Preußen ruhig nach Groß-Beeren abzogen, ſpottend über die Sachſen, die ſelber als ſie ankamen und den geringen Erdaufwurf ſahen, der ihnen ein ſtarkes Befeſtigungswerk geſchienen, ihres Irrthums lachten. Nun aber folgte der Angriff gegen Wittſtock ſelbſt durch die Diviſion Durutte. Hier vertheidigten die preußiſchen Schützen unter dem Hauptmann von François mit 2 Kanonen das Dorf lange Zeit hartnäckig, und als ſie das in Brand gerathene verlaſſen mußten, wehrten ſie dem Feinde durch ihr wohlgenährtes Zielfeuer das Vordringen auf den Damm. Thümen ſandte von Thyrow 2 Bataillons zur Unterſtützung, und das Gefecht wurde kräftig fortgeführt. Allein der Feind, aufmerkſam und rührig, hatte unterdeß eine ſeichte Stelle der Ueberſchwemmung aufgefunden, ſie durchwatet, und rückte nun

mit beträchtlicher Stärke über Löwenbruch in Thümen's linke Flanke vor; dieſer mußte augenblicklich ſeine Stellung aufgeben, zog ſeine beiden Bataillons von Wittſtock wieder an ſich und begann ſeinen Rückzug. Bülow, der hier eine große Gefahr erkannte, ließ eiligſt 4 Reiterregimenter unter Oppen nebſt 2 reitenden Batterieen gegen Wittſtock vorrücken. Hier hatten die Schützen ſich gegen die Uebermacht kaum noch halten können. Die Franzoſen verſuchten aufs neue, über den Damm und Graben vorzudringen und ſich dieſſeits feſtzuſetzen. Oppen ließ eine ſeiner Batterieen auffahren, die den Damm beſtrich und ihren Kartätſchenhagel jenſeits in die gedrängten Reihen warf, die ſich zum Sturm bereitet hatten; gleich kam auch die zweite Batterie heran, und als der Feind in verſtärkter Zahl abermals kühn hervordrang, ſchmetterten dieſe 16 Geſchütze ſo mörderiſch in ſeine Schaaren, daß dieſe ſich auflöſten und in wilder Verwirrung über den Graben zurückflüchteten. Dies wiederholte ſich einigemal, der Feind ſchien entſchloſſen hier endlich durchzudringen. Da meinte Oppen, es ſei Zeit die Reiterei zu gebrauchen, zog die Batterieen zurück, und ließ eine Anzahl Franzoſen herüber, um ſie deſto ſichrer zu vernichten. Sie benutzten augenblicklich den gewährten Uebergang, und ſchnell und zahlreich waren ſie dieſſeits des Dammes und Grabens kampffertig aufgeſtellt, als Oppen ſeine Reiter gegen ſie anſtürmen ließ. Ein pommerſches Uhlanenregiment machte den erſten Angriff; es beſtand größtentheils aus Neulingen, die mit der Lanze noch nicht gehörig eingeübt waren; ſie brachen zwar tapfer in die Feindesreihen ein, doch das franzöſiſche Fußvolk, unerſchrocken und gewandt, hatte ſich ſchnell in dichte Vierecke geordnet, von allen Seiten empfingen die Angreifenden wirkſames Gewehrfeuer und zugleich das Kartätſchenfeuer der jenſeits des Grabens aufgepflanzten franzöſiſchen Batterieen. Die Uhlanen wichen in Unordnung zurück. Oppen war ganz erſtaunt, er

wollte dem Feinde den Vortheil wieder entreißen, mit ergrimmter Entſchloſſenheit führte er die andern Reiterregimenter zum Angriff, doch nicht mit beſſerm Erfolg; ihre Tapferkeit wurde nutzlos verwendet, ſie erlagen einem Kampfe, der nicht der ihrer Waffe war. Als Oyren ſeine Reiterei geworfen und in völliger Unordnung ſah, rief er in Verzweiflung aus, dies ſei der unglücklichſte Tag ſeines Lebens! Beyen, der herangeritten war um das Gefecht anzuſehen, beruhigte ihn, wollte nicht zugeben, daß die Reiterei einen Vorwurf verdiene, daß ſie ſammeln und ordnen, was bald geſchehen war. Bülow ſelbſt, der auf die erſte Nachricht von dem Unfall, um weitere Gefahr abzuwenden, gleich 8 Bataillone in Marſch geſetzt hatte, kam herbeigeſprengt und wollte die Sache aufnehmen; allein es war zu ſpät, der Feind ſtand dieſſeits ſchon in ganzer Stärke und zog jeden Augenblick mehr Truppen herüber. Seinem weiteren Vordringen aber ſetzte ſchon wieder Oyren mit ſeinen geſammelten Reitern ſich feſt entgegen, und zog erſt am ſpäten Abend vom Wahlplatze nach dem Walde von Groß-Beeren ab. Bülow tadelte das unzeitige Zurückziehen der Batterieen und den unbeſonnenen Reiterangriff, aber ein Fehler, der aus dem Uebermaße des Muthes entſprang, fand leicht Entſchuldigung.

Während dieſes vorging, war Thümen von dem zwiſchen Thyrow und Wuſtock durchgebrochenen Feind unaufhörlich in der Flanke bedrängt worden, und hatte gegen Reiterei und Geſchütz mehrmals Front machen müſſen, doch ſeine Truppen in feſter Haltung von Damsdorf zu dem Lager von Heinersdorf geführt, wo er Abends um 10 Uhr einrückte. Nur ein Bataillon, das bei Klein-Beuthen geſtanden, war genöthigt geweſen den Weg nach Saarmund einzuſchlagen, wo es ſich den Truppen des Generals von Hirſchfeldt anſchloß, die mittelſt eines Gewaltmarſches von 7½ Meilen dort eben eintrafen. Nachdem der Paß von Wuſtock verloren und der von Thyrow

aufgegeben war, konnte auch der Paß von Jühnsdorf nicht lange mehr gehalten werden. Tauenzien ſandte zwar Verſtärkung, kam dann ſelbſt mit dem Reſte ſeiner Truppen herbei, und leiſtete dem Feinde hartnäckigen Widerſtand, jedoch den wiederholten und ſtets mit friſchen Truppen unternommenen Angriffen des ganzen von Bertrand befehligten Heertheils mußte er zuletzt weichen, zumal auch die Gefahr drohte, von andrer Seite her umgangen zu werden; er zog ſich auf Blankenfelde zurück. Jühnsdorf wurde dem Feind überlaſſen; dieſer hatte von hier nur noch 3 Meilen bis Berlin.

Der Kronprinz von Schweden hielt am 22. Nachmittags in ſeinem Hauptquartier zu Philippsthal bei Saarmund einen Kriegsrath, zu welchem alle höheren Befehlführer einberufen waren. Wiederholt erklärte er eine Schlacht liefern zu wollen, allein die Anſtalten, die er traf, und ſelbſt ſeine Reden, ließen den Ernſt dieſes Vorſatzes ſehr bezweifeln. Er äußerte Bedenklichkeiten aller Art, ſetzte Mißtrauen in die Leiſtungen der Truppen, der vielen Landwehr, die zum erſtenmal den Feind ſähe, er ſprach von der Möglichkeit, daß Napoleon ſelbſt mit aller Heeresmacht vielleicht im Anmarſche ſein könne. In dieſem Fall, meinte er, ſei der Rückzug fortzuſetzen, und nördlich von Berlin eine Stellung zu nehmen, für dieſen Zweck ſei die Brücke zu Charlottenburg glücklich vorhanden, und habe er aus Vorſicht auch ſchon eine zweite bei Moabit ſchlagen laſſen. Bülow erhob ſich gegen dieſe Anſicht mit allem Nachdruck, und erklärte, Berlin dürfe in keinem Fall ohne Schlacht aufgegeben werden. Der Kronprinz rief aus: „Was iſt Berlin? eine Stadt!“ worauf Bülow mit Lebhaftigkeit erwiederte, die Hauptſtadt Preußens ſei einem Preußen etwas mehr als der Kronprinz meine, und er verſichre, daß er und ſeine Truppen von jenen Brücken keinen Gebrauch zu machen wünſchten, ſondern lieber vor Berlin mit den Waffen in der Hand fallen wollten.

Der Kronprinz bemerkte, noch seien keine Nachrichten vom Anmarsche Napoleons da, bis dahin habe man noch Zeit, mit dem Feinde, der jetzt gegenüber stehe, dürfe man es aufnehmen, und der Beschluß eine Schlacht zu liefern sei gefaßt. In der That gab er jetzt Befehle, die solchem Vorsatz gemäß erschienen, und entließ in diesem Sinn die Generale zu ihren Truppen um alles in Bereitschaft zu setzen. Bülow's Zutrauen aber war tief erschüttert, und im Wegreiten rief er unwillig aus: „Den hab' ich weg! Der ist nicht der Mann, den wir brauchen!" — Er sagte ferner: „Mich bekommt er nicht gutwillig dazu, daß ich über seine Brücke bei Moabit zurückgehe! Unsre Knochen sollen vor Berlin bleichen, nicht rückwärts!"

Nach dem Verlust von Jähnsdorf hatte Tauentzien mit seinem Heertheil sich hinter Blankenfelde aufgestellt, seine Vorposten noch nahe bei Jähnsdorf. Ihm links bei Mittenwalde stand Borstell mit seiner Brigade, und hielt die dortigen Schanzen besetzt, welche jedoch nicht angegriffen wurden. In der Nacht zum 23. erhielt er vom Kronprinzen die Weisung, diese Stellung zu verlassen und sich hinter Tauentzien weg auf der Berliner Straße zurückzuziehen, unterwegs aber den neuen Befehl, über Lichtenrade nach Heinersdorf zu marschiren, und sich dort auf Bülow's linkem Flügel aufzustellen. Borstell, dessen Ehrgeiz gern einen besondern Truppenkörper unmittelbar unter dem Kronprinzen befehligt hätte, war hiemit sehr unzufrieden, und sah sich ungern unter Bülow's Oberbefehl zurückversetzt.

Tauentzien hatte vom Kronprinzen den Befehl, am 23., wenn der Feind nicht angriffe, bis auf die Weinberge von Berlin zurückzugehen, dort, hieß es, solle es zur Schlacht kommen. Aber der Feind griff an, und Tauentzien war nun festgehalten; er ordnete seine Vertheidigung zweckmäßigst an, und schlug mehrere Angriffe mit größter Tapferkeit zurück. Bertrand hatte

ſolchen Widerſtand nicht vermuthet, und hielt für rathſam, erſt Reynier's weiteres Vorrücken abzuwarten, um in ſeiner linken Flanke nicht gefährdet zu ſein; er benachrichtigte dieſen von dem Stande der Sachen, und forderte ihn zu gemeinſchaftlichem Handeln auf. Das Gefecht dauerte bis 2 Uhr Nachmittags, dann zog ſich Bertrand etwas zurück, nachdem er beträchtlichen Verluſt an Todten und Verwundeten erlitten und ſelbſt 600 Gefangene verloren hatte.

Während die Franzoſen ihrerſeits Beſorgniſſe hegten und ſich gegen eine plötzliche Ueberraſchung ſichern wollten, ſah man preußiſcherſeits die große Gefahr, daß der Feind mit verſtärkter Macht hier aufs neue angreifen, zwiſchen Blankenfelde und Heinersdorf, wo ſich ein freier und offner Raum darbot, durchbrechen, Bülow und Tauentzien trennen, letztern nebſt Borſtell völlig von dem Nordheer abdrängen und dann ohne Hinderniß nach Berlin vordringen könnte. Daher war Bülow, als er den Kanonendonner von Tauentzien's Gefecht vernahm, — die Entfernung war keine volle Meile — ſogleich entſchloſſen, ihm zuzueilen und die gefährliche Lücke auszufüllen. Der Kronprinz, eiligſt befragt, gab ſeine Zuſtimmung, hieß aber die Brigade Heſſen-Homburg, ohne daß Bülow es wußte, in Heinersdorf ſtehen bleiben. Er marſchirte ſogleich mit allen ſeinen Truppen rechts an Groß- und Klein-Beeren vorbei bis nördlich von Diedersdorf und ſtellte ſich in Schlachtordnung. Der Feind jedoch erſchien nicht, das Kanonenfeuer bei Blankenfelde ließ nach, und die Franzoſen gingen etwas zurück. Inzwiſchen hatte der Kronprinz die Meldung empfangen, daß ein feindlicher Truppenzug ſeine Richtung auf Ahrensdorf nehme, und obſchon er wußte, daß die Hauptmacht des Feindes rechts gegen Tauentzien ſtand, wurde er plötzlich wieder beſorgt, ſie könne links auf ihn vorbrechen, und ſchickte Bülow'n den Befehl eiligſt in die Stellung bei Heinersdorf zurückzukehren.

Das Heer des Kronprinzen hatte am 23. Auguſt folgende Aufſtellung. Das Hauptquartier war bei Teltow in Ruhlsdorf. Der rechte Flügel, die Ruſſen unter Winzingerode, ſtand hinter Gütergotz die Straße nach Zehlendorf deckend; die Mitte hielten bei Ruhlsdorf die Schweden; dieſe Truppen hatten ſchon um 7 Uhr Morgens das Gewehr ergriffen und ſtanden in zwei Treffen zur Schlacht geordnet; den linken Flügel bildete Bülow bei Heinersdorf, er ſelbſt war eben vom Marſche zurückgekehrt, die Brigade Borſtell noch nicht angekommen; über den rechten Flügel hinaus hatte Tſchernitſcheff eine beträchtliche Reiterſchaar bei Belitz, Hirſchfeldt eine ſtarke Diviſion bei Saarmund; auf dem äußerſten linken Flügel ſtand Tauenzien.

Gegen dieſe Kriegsmacht rückten die Franzoſen in drei ſtarken Heerzügen zum Angriff vor. Bertrand mit ſeinem Heertheil war bei Blankenfelde auf Tauenzien geſtoßen und hatte dort das ſchon erwähnte Gefecht; Reynier, den ſiebenten Heertheil führend, hatte bei Wittſtock das Kanonenfeuer von Blankenfelde vernommen, und als daſſelbe ſchwächer wurde und dann verſtummte, zweifelte er nicht, daß Bertrand vorgerückt ſei, und ſetzte ſich nun gleichfalls in Marſch; Oudinot mit ſeinem Heertheil zog auf Ahrensdorf, doch dieſe Bewegung war wie die ſpäteſte ſo auch die am wenigſten ernſte, vielmehr hatte Oudinot die Abſicht auf der Straße von Groß-Beeren durchzubrechen, hier war demnach Reynier der Hauptführer und zwiſchen ihm und Bülow mußte die Sache zuerſt zum Spruche kommen.

Bülow hatte die Wichtigkeit von Groß-Beeren wohl erkannt, mehrere Verbindungswege liefen hier zuſammen, die Gegend war ziemlich offen und zu militairiſchen Bewegungen geeignet. Er hatte Klein-Beeren mit 1 Füſilierbataillon, Groß-Beeren mit 2 Landwehrbataillons, dem ſchwarzen Huſarenregiment unter dem Major von Sandrart und mit 4 Kanonen beſetzt. Um 3 Uhr Nachmittags erſchien die ſtarke Vorhut Reynier's

vor Groß-Beeren, ſtürmte mit heftigem Angriff das Dorf, das dabei in Brand gerieth, und die Preußen mußten der Uebermacht und den Flammen weichen. Reynier ließ ſeine Truppen auf einer ſanften Höhe weſtlich von Groß-Beeren lagern, den rechten Flügel an das Dorf gelehnt, und an moraſtige Wieſen, den linken durch ein Gehölz gedeckt, zahlreiches Geſchütz in der Front aufgepflanzt. Er ſelbſt nahm ſein Quartier im Dorfe, wo die Franzoſen die Flammen löſchten und ſich ſo behaglich einrichteten, als die Umſtände es erlaubten. Sie ſchienen in Betreff des Feindes völlig ſorglos; in ſolcher Stärke, ein ganzer Heertheil beiſammen, die großen Reiterſchaaren des Generals Arrighi links in der Nähe, da durfte man ſich vollkommen ſicher fühlen. Daß aber auch die Vorſicht verſäumt wurde, Streifpartheien in die vorliegende Gegend zu ſenden, außer den Lagerwachen auch wirkliche Vorpoſten auszuſtellen, wäre kaum zu begreifen, hätten die Franzoſen nicht von jeher dieſe Wachſamkeit ſehr vernachläſſigt.

Bülow meldete dem Kronprinzen von Schweden dies Vordringen des Feindes, und zugleich wie nöthig es ſei ihn aus dieſer Stellung wieder zu vertreiben, denn von hieraus konnte derſelbe durch eine neue raſche Bewegung das Nordheer durchbrechen und Berlin erreichen. Allein der Kronprinz, von Tauenzien's Gefecht bei Blankenfelde benachrichtigt, hatte ſtatt des Befehls zum Angriff ſchon den entgegengeſetzten ertheilt, bei weiterem Vordringen des Feindes den Rückzug auf die Höhe von Tempelhof zu nehmen, dort werde es zur Schlacht kommen. Dieſer Befehl ſollte nun ſogleich ausgeführt werden.

Im ſtärkſten Regen hatte Bülow die Stellung des Feindes ganz nah beſichtigt, ſie ſehr angreifbar, und die Gelegenheit günſtig erkannt, ihm hier, bevor er noch mehr Truppen herangezogen, eine tüchtige Schlappe beizubringen. Von ſeinem Ritte zurückkehrend theilte er ſeine Anſicht den bei ihm verſam-

melten Brigadegeneralen mit, und erklärte seinen entschiedenen Widerwillen ohne Kampf weiter zurückzugehen. Als er dies mit kräftigen Worten vortrug, trat der Major von Reiche ein, stimmte dem General lebhaft bei, und schilderte die Nachtheile des weitern Rückzuges, wie dadurch die besten Truppen entmuthigt würden, wie viel besser es sei, hier eine Schlacht zu liefern als bei Berlin. Bülow's Entschluß war schon gefaßt; mit den Worten: „Reiche hat Recht. Wir greifen an!“ schnitt er alle weitere Verhandlung ab, und traf sogleich die nöthigen Anordnungen; sie bestanden in der kurzen Vorschrift, zuerst solle der rechte Flügel des Feindes angegriffen und das Dorf Groß-Beeren mit Sturm genommen werden, der Feind, auf die Engwege zurückgeworfen, durch die er herangekommen, und darauf in seiner Mitte durchbrochen, werde dann auch zum Rückzuge seiner beiden Flügel gezwungen sein; die Hauptsache bleibe das Dorf zu stürmen und zu behaupten. Die Schlachtordnung war folgende, die Brigade Hessen-Homburg bildet den rechten Flügel, die Brigade Krafft den linken, die Brigade Thümen als Reserve folgt hinter dem linken Flügel, alle Brigaden in zwei Treffen, die ihnen zugetheilte Reiterei hinter dem zweiten folgend; die Reservereiterei hinter beiden Flügeln, doch zumeist hinter dem rechten, weil hier der Boden freier; das Geschütz vor der Front, die Reservebatterie rückwärts nahe folgend. Die Brigade Borstell erhielt die Bestimmung über Klein-Beeren gegen Groß-Beeren anzudringen, die linke Flanke zu decken, die feindliche rechte zu umgehen; die Brigade kam eben von Mittenwalde an, sie war 3 bis 4 Meilen ohne Abkochen marschirt, ermüdet, verhungert, und triefend vom Regen, aber voll Muth und Eifer an den Feind zu kommen. Alle Truppen Bülow's, als sie das Gewehr aufnahmen und hörten es ginge zum Angriff, schrieen freudig ein dreimaliges Hurrah, und setzten sich alsbald in Marsch.

Den Major von Reiche ſandte Bülow zum Kronprinzen, ihm den gefaßten Entſchluß zu melden. „Wenn Sie ankommen, ſagte er, wird der Kronprinz auch ſchon unſre Kanonen hören.“ Alſo zu ändern war darin nichts mehr, aber der Kronprinz ſollte einige Mitwirkung gewähren, wenigſtens die Schweden vorrücken laſſen, damit der Feind ſeine Aufmerkſamkeit theilen müſſe. Der Kronprinz war über Reiche's Auftrag erſtaunt, fand Bülow's Verfahren eigenmächtig, doch Reiche wußte es als eine Nothwendigkeit darzuſtellen; wegen einer Mitwirkung bezeigte ſich der Kronprinz noch ſchwieriger. „J'ai l'ennemi devant moi, ſagte er, chacun défend son front.“ Endlich gab er den wiederholten Vorſtellungen nach, wie er überhaupt mündlichen Erörterungen ſehr zugänglich war, und machte gegen Bülow's Angriff keine Einwendungen mehr, ſagte jedoch keine beſtimmte Unterſtützung zu. Schließlich ſandte er durch den General Grafen Löwenhielm den Befehl, Groß-Beeren wieder zu nehmen, eine bloße Aeußerlichkeit, denn alles war ſchon in vollem Gange.

Die Preußen rückten munter vor, das erſte Treffen in Linie entwickelt, das zweite in Bataillonsmaſſen; näher dem Feinde rückten auch die Truppen des erſten Treffens, gleichſam auf innern Antrieb der Unterbefehlshaber, ſagt Valentini, in Bataillonsmaſſen zuſammen, „eine Schlachtordnung, in welcher man allen Zufällen des Gefechts mit Ruhe entgegengehen kann.“ Der Regen floß in Strömen und verhüllte rings die Gegend umher. Die Franzoſen richteten ſich in ihrem Lager ein, und ſuchten Schutz gegen das Unwetter. Es war ſchon 5 Uhr Nachmittags, und die vorgerückte Tageszeit ſchien ruhig verfließen zu ſollen, als plötzlich der Anmarſch der Preußen gemeldet wurde. Noch waren ſie wegen des dichten Regens wenig zu ſehen, aber man vernahm deutlich die Trommeln und Hörner, welche den Marſch begleiteten, ja hin und wieder das Freuden-

geschrei, mit dem die Truppen sich einander anfeuerten. Wohl wäre es vortheilhafter gewesen in tiefer Stille heranzukommen, allein Bülow hatte es für wichtiger gehalten, die herabstimmenden Einwirkungen so düsteren Wetters durch ermunternden Kriegslärm zu übertäuben. Reynier hielt alles zuerst nur für eine Scheinbewegung, die den Abmarsch des Nordheers, den er als gewiß annahm, verdecken sollte; doch bald erkannte er, daß die Sachen ein ernstes Ansehen hatten, und stellte seine Truppen in zwei Treffen zum Kampf.

In fester Ordnung, trotz Regen und tieferweichtem Boden, waren die Preußen bis auf 1800 Schritt an den Feind herangekommen, das Geschütz 300 Schritt vor dem Fußvolk voraus, als Bülow den Befehl zur Eröffnung des Feuers gab. Die Batterieen, 48 Kanonen, feuerten unter stetem Vorrücken. Eine reitende Batterie, von einer Schwadron freiwilliger Jäger begleitet, jagte weit in die linke Flanke des Feindes vor und that ihm vielen Schaden. Die Franzosen antworteten aus 44 Stücken sehr kräftig, und durch Stellung und Kaliber überlegen, machten sie bald mehrere preußische Kanonen unbrauchbar, namentlich 5 von der reitenden Batterie, die ihnen in die linke Flanke schoß. Bülow verstärkte sein Geschütz durch 16 Kanonen aus der Reserve, und das Feuer wüthete von beiden Seiten mit neuer Macht. Das Gewehrfeuer schwieg, alles war durchnäßt, die Gewehrläufe voll Wasser, hier war es ganz angemessen, daß die Truppen, die doch nicht schießen konnten, sich in Bataillonsmassen stellten. Die Reiterei zog sich rechts näher gegen den linken Flügel des Feindes.

Inzwischen war auch Borstell mit seiner Brigade vorgerückt. Mit seiner Entsendung verknüpfte sich einige Gefahr, denn sein Angriff wurde von dem Angriff Bülow's durch eine morastige Niederung getrennt, die seitwärts von Heinersdorf begann, sich zwischen Klein- und Groß-Beeren hinzog und erst

hier wieder durch eine Brücke zu überſchreiten war. Doch Bülow hielt den Vortheil dieſes Flankenangriffs, den er wenigſtens ſtets im Auge behielt, für überwiegend, und ordnete ihn unbedenklich an. Borſtell hatte zuerſt Klein-Beeren beſetzt, ſtellte darauf ſeine Brigade in zwei Treffen und marſchirte dann, das Geſchütz vor der Front, entſchloſſen zum Angriff. Reynier ſandte ihm eine Schaar von etwa 2000 Mann aus Groß-Beeren entgegen, ſie ging raſch über die Brücke des Fließes, und traf halben Weges auf die Preußen, konnte deren Andrang aber nicht wehren und zog ſich ſchnell wieder zurück.

Reynier wurde nun ernſtlich beſorgt, und traf neue Anſtalten. Er hatte wenig Reiterei, die es mit der zahlreichen preußiſchen nicht aufnehmen konnte, er ſtellte ſie daher zwiſchen beiden Treffen rechts und links auf; gegen die preußiſche ſeinen linken Flügel zu decken, ließ er 6 Bataillons Sachſen aus dem zweiten Treffen vorrücken. Die Diviſion Durutte blieb am Ausgange des Waldes in Kolonnen aufmarſchirt.

Schon eine Stunde dauerte der Kampf, das feindliche Feuer fing an etwas matter zu werden. Bülow hielt jetzt den Augenblick gekommen, den Sturm von Groß-Beeren zu unternehmen. Die Brigade Thümen zog er aus dem Rückhalt in die Schlachtlinie vor, zwiſchen die Brigaden Krafft und Heſſen-Homburg, letztere ließ er rechtshin aus dem Gefecht ſich etwas zurückziehen, um ſich zu erholen und für unerwartete Fälle bereit zu ſtehen. Für ſeine rechte Flanke war er unbeſorgt, theils war ſie durch ſeine Reiterei gedeckt, theils durch die Stellung der Schweden, wenn der Feind auf dieſer Seite ſtark vordrang, waren ſie gezwungen — nach des Kronprinzen Ausdruck — ihre Fronte zu vertheidigen. Klug und ſicher, wandte er die ganze Kraft des Angriffs linkshin, ſtaffelweiſe rückten die Bataillonsmaſſen vor im Sturmſchritt und mit jubelndem Geſchrei, Bajonet und Gewehrkolben wurden geſchwungen, kein Flinten-

schuß fiel, nur das Geschütz feuerte gewaltig, Haubitzen hinter den Bataillonen warfen über sie hinaus ihre Granaten auf den Feind. Des Kartätschenfeuers nicht achtend drang das stürmende Fußvolk unaufhaltsam in Groß-Beeren ein, schlug mit den Kolben alles nieder was sich wehrte, setzte sich in den halbzerstörten Häusern fest. Ein sächsisches Grenadierbataillon hielt eine Zeitlang tapfer aus, mußte jedoch zuletzt ebenfalls weichen. Frische Truppen, von Reynier eiligst dahin gesandt, erneuerten den Kampf um das wieder in Flammen stehende Dorf.

Borstell seinerseits drängte den Feind vor sich her, seine Scharfschützen nahmen die Brücke; in wilder Flucht retteten sich die aufgelösten feindlichen Schaaren nach Groß-Beeren, wo sie nur neue Verwirrung anrichteten. Mit Bajonet und Kolben drangen auch Borstell's Bataillone in das Dorf; in furchtbarstem Handgemenge wurde zu beiden Seiten desselben gefochten. Die Sachsen leisteten verzweifelten Widerstand. Einzelne tapfere Thaten geschahen, des größten Ruhmes werth. Der Hauptmann von Röll mit einer Kompanie des Kolberg'schen Regiments nahm auf dem rechten Flügel des Dorfes 2 Kanonen, noch weiter rechts eroberte der Major von Gagern an der Spitze seines Bataillons 3 Geschütze, griff dann, verstärkt durch ein andres Bataillon, ein sächsisches Fußregiment an, schlug es gänzlich auseinander und machte über 300 Gefangene. Eine Schwadron pommerscher Huiaren sprengte ein feindliches Viereck und machte viele Gefangene, sächsische Ulanen eilten herbei, wurden aber durch pommersche Landwehrreiter — von Krafft's Brigade, denn schon berührten sich die verschiedenen Truppentheile — geworfen und verfolgt, und dabei wieder Kanonen erobert. Die Division Durutte, am Waldsaume als Rückhalt aufgestellt, kam nun zum Gefecht heran, doch Borstell, der schon den südlichen Ausgang des Dorfes gewonnen hatte, empfing sie mit Kartätschenfeuer, und als zugleich seine Bataillone mit Ba-

jenet und Kolben gegen ſie anrückten, lief die ganze Maſſe davon, ließ Kanonen und Pulverwagen im Stich, warf die Gewehre weg und rettete ſich in den Wald. 2 Bataillone wollten Stand halten und ſtellten ſich zum Viereck, auf Borſtell's Befehl holte der Rittmeiſter von Burgsdorf die nächſte Reiterei, ſprengte das Viereck, und trieb die Flüchtlinge in den Sumpf.

Bülow, nachdem die Eroberung von Groß-Beeren entſchieden war, ließ nun die Brigade Heſſen-Homburg ſchnell vorrücken um die Anhöhe zu nehmen, auf welcher der Feind ſeine Hauptſtellung hatte. Auch hier entſchied Bajonet und Kolben, der Prinz von Heſſen-Homburg ſelbſt führte ein Bataillon zum Sturm gegen eine feindliche Maſſe und ſprengte ſie auseinander. Eine Lücke, die zwiſchen Heſſen-Homburg und Krafft entſtanden war, ließ Bülow durch ein Bataillon aus dem zweiten Treffen ausfüllen, die ganze möglichſt in Zuſammenhang und Ordnung gehaltene Linie dann auf's neue vordringen.

Jetzt hielt Reynier die Sache für verloren und gab Befehl zum Rückzug, die erſte ſächſiſche Diviſion ſollte ihn decken. Der General von Lecoq bildete ein großes Viereck von 6 Bataillons, durch 12 Kanonen unterſtützt, und nahm ſeine Stellung vor dem Walde bei Neu-Beeren, um die Rückzugslinie gegen den anrückenden preußiſchen rechten Flügel zu decken, der Oberſt von Brauſe ſollte mit 4 Bataillons und 1 Batterie ſo lange als möglich die Windmühlenhöhe halten, und den preußiſchen linken Flügel hemmen.

Plötzlich hieß es, hinter Neu-Beeren bei Sputendorf zeige ſich zahlreiche feindliche Reiterei, die mit einem Angriff in die rechte Flanke der Preußen drohe. Bülow ſandte den Rittmeiſter von Auer an den Kronprinzen, ihm den Stand der Dinge zu berichten, und ihn dringend zu erſuchen, einige ſchwediſche Reiterei und ſchwediſches Geſchütz gegen Neu-Beeren vorrücken zu laſſen; der Kronprinz verſprach es. Aber inzwiſchen traf auch

Bülow ſelbſt ſeine Vorkehrungen. Er ließ 2 Reiterregimenter ſchnell gegen Neu-Beeren vorſprengen um die Gegend zu beſetzen, die Brigade Heſſen-Homburg ſtaffelartig ordnen, damit die Bataillone ſich leicht unterſtützen und nach jeder Seite Front machen konnten. Alles wurde vortrefflich ausgeführt. Die feindliche Reiterei kam gar nicht hervor. Als eine ſchwediſche reitende Batterie unter dem Oberſt Cardell gedeckt von ſchwediſchen Huſaren und Jägern von Rubisdorf auf dem Kampfplatz erſchien, war hier nichts mehr zu thun, als einige Kanonenſchüſſe den Flüchtigen nachzuſenden.

Das ſächſiſche Viereck, das noch zuletzt auf der Höhe ſich gehalten, wich nun ebenfalls in den Wald; Bülow ſandte ihm zwei Regimenter Fußvolk raſch nach, die zwar von einer aufgepflanzten ſächſiſchen Batterie mit Kartätſchen beſchoſſen wurden, aber ſich dadurch nicht hemmen ließen, ſondern nochmals in furchtbarem Handgemenge den Feind zum Weichen zwangen.

Nun war der Feind auf allen Punkten geſchlagen, das Schlachtfeld gehörte den Preußen. Aber es war ſchon nach 8 Uhr, und es trat ſchon tiefe Dunkelheit ein. An weitere Verfolgung war nicht zu denken, die Truppen waren völlig erſchöpft, die Munition verſchoſſen, die Nacht unſicher, und neue Feindesmacht in der Nähe. Der franzöſiſche General Fournier war aus eignem Antrieb, als er den Kanonendonner hörte, mit ſeiner Reiterei von Ahrensdorf herbeigezogen, General Guilleminot mit ſeiner Diviſion Fußvolk desgleichen, ſie ſtanden am Abend hinter Neu-Beeren. Fournier wagte ſich zuletzt noch mit 2000 Reitern unvorſichtig hervor, wurde vom Major von Sandrart mit ſeinen ſchwarzen Huſaren, denen die weſtpreußiſchen Ulanen folgten, in der Flanke plötzlich angegriffen und völlig in die Flucht geworfen; viele waren nach der Richtung von Groß-Beeren verſprengt, und wurden hier von den preußiſchen Reitern theils niedergehauen, theils gefangen, auch auf dieſe

Flüchtlinge, von denen einige noch in der Nacht umherirrten, that das ſchwediſche Geſchütz einige Schüſſe. Guilleminot ging nun zurück. Reynier blieb mit dem Reſt ſeiner Truppen eine Stunde vom Schlachtfelde bei Löwenbruch ſtehen. Ihn ſchützte der Wald, die Nacht, die Nähe Bertrand's und Oudinot's; letzterer hatte ſein Hauptquartier dieſe Nacht in Wittſtock, und ſtieß Verwünſchungen über den erlittenen Unfall aus.

Bülow ließ die Brigaden Borſtell und Krafft unter Borſtell's Befehl auf dem Wahlplatz lagern; die Brigaden Heſſen-Homburg und Thümen nebſt der Reiterei von Oppen nahm er in das Lager von Heinersdorf zurück. Sämmtliche Truppen ließen den König und dann ihren tapfern General hochleben mit jubelndem Hurrah. Auf dem nächtlichen Ritte wurden noch einzelne verirrte feindliche Reiter von der Stabswache niedergehauen oder gefangen. In Berlin, wo jeder Kanonenſchuß war gehört worden, hatte man angſtvoll des Ausgangs geharrt, man wußte, daß es das Schickſal der Hauptſtadt galt. Muthige Männer machten ſich trotz des Unwetters zu Pferd und zu Wagen auf, erfuhren alsbald, daß alles gut ging, und ſandten die glücklichen Nachrichten durch ſchnelle Boten heim. Der Anblick der feindlichen Kanonen und Gefangenen, die vom Schlachtfelde rückwärts in Sicherheit gebracht wurden, erregte den lauteſten Jubel, und Bülow erlaubte, daß ſie noch in der Nacht durften nach Berlin geſchafft werden, wo am folgenden Morgen ihr Einzug die begeiſtertſten Freudenbezeigungen erregte. Nun ſtrömte alles hinaus nach Groß-Beeren, trotz des Regens, brachte Fuhren mit Lebensmitteln, Wagen für die Verwundeten, Erfriſchungen und Hülfe jeder Art, für Freund und Feind ohne Unterſchied. —

Das war die Schlacht von Groß-Beeren, die von Bülow ſelbſt und auch vom Kronprinzen nur ein Gefecht, ein Treffen genannt wurde, aber ſowohl wegen der Zahl der Theilnehmer

und der Art des Kampfes als auch insbesondre wegen ihrer Bedeutung mit vollem Rechte jenen Namen verdient. Die Franzosen hatten 14 Kanonen, 60 meist gefüllte Pulverwagen verloren, an Todten und Verwundeten gegen 1800 Mann, 1500 an Gefangenen, über 2000 feindliche Gewehre wurden eingesammelt. Die Preußen verloren an Todten und Verwundeten über 1000 Mann.

Bülow schrieb an den König einen kurzen, bescheidenen Bericht, in welchem er das Verhältniß zu dem Kronprinzen von Schweden mit taktvoller Klugheit berührt, sich auf dessen nachträglichen Befehl beruft, aber den eignen freien Entschluß voranstellt. Er rühmt die Tapferkeit der Truppen, mit Einschluß der Landwehr, mit besondrer Anerkennung der vom Oberstlieutenant von Holzendorf geleiteten Leistungen der Artillerie, und schließt: „Ohne Uebertreibung glaube ich sagen zu dürfen, daß wenn nicht eintretende Dunkelheit und das überaus schlechte Wetter stattgefunden hätte, das Korps des Generals Reynier vernichtet sein würde. Mit Einschluß der mir zugetheilten russischen Artillerie und Kosaken, haben die Truppen Euer Königlichen Majestät allein gefochten. Nur 4 schwedische Kanonen, durch etwas Infanterie und Kavallerie unterstützt, haben einigen, der Entfernung wegen nicht besonders wirksamen Theil genommen." Bülow erließ auch einen Tagesbefehl an seine Truppen, in welchem er allen Waffen das verdiente Lob ertheilt, von der Landwehr aber, die bisher von den strengen an alter Form und Regel hängenden Kriegsobern noch mit Zweifel und Mißtrauen angesehen wurde, insbesondre sagt: „Eine rühmliche Erwähnung verdienen auch sämmtliche Landwehrtruppen des Korps, die an diesem Tage zum erstenmale die Liebe für König und Vaterland bewährten, welche ihnen ihre Entstehung gab. Kein höheres Lob konnten sie erwerben, als ihren ältern Kameraden es gleichgethan zu haben, und der kommandirende Ge-

neral so wie die ältern Regimenter haben ihnen dies ehrenvolle Zeugniß gern gegeben."

In höchster Auszeichnung aber hatte Bülow selber sich gezeigt. Bei Groß-Beeren zuerst entfaltete er in vollem Glanze die großen Feldherrngaben, die sich fortan nur immer größer und mannigfacher darthaten, und ihn als einen stets glücklichen General bezeichnen ließen. Alle Zeugnisse und die Thatsachen selbst sprechen es einstimmig aus, daß Bülow's klarer Blick und fester Muth alles selbstständig geleitet, jeden Vortheil zu benutzen, jedem Nachtheil zu begegnen gewußt, alle seine Mittel stets zur Verfügung und mit Einem Wort alle Truppentheile immer in der Hand gehabt, ein wesentliches Feldherrntalent, in welchem er schwerlich übertroffen worden. Das Verdienst der Ausführung theilten mit ihm die Unterbefehlshaber und die raschen muthigen Ueberbringer seiner Befehle. —

Der Kronprinz von Schweden war hocherfreut über den erfochtenen Sieg, und beritt am 24. das Schlachtfeld, ließ sich alles genau zeigen und erzählen, lobte den General, die Truppen, besonders deren Draufloßgehen mit dem verkehrten Gewehr. Bülow vermied den Kronprinzen, er wollte ihm nicht persönlich berichten, sondern that es schriftlich. Der Berliner Magistrat fand sich ein, um dem Sieger huldigend zu danken; es fiel sehr unangenehm auf, daß er an Bülow'n achtlos vorüberging und sich einzig an den Kronprinzen wandte, der diese Huldigungen auch wirklich annahm. Daß der Kronprinz gleich darauf in seinen französisch abgefaßten Kriegsberichten die Schlacht in dem falschen Lichte darstellen ließ, als sei sie durch ihn selbst und das Nordheer gewonnen worden, ja sogar bei Angabe des Verlustes der Preußen sich zu sagen erlaubte, der Verlust der schwedischen und russischen Truppen sei weit geringer, da diese doch gar keinen erlitten hatten, erregte eine tiefe Erbitterung bei allen Preußen gegen diesen Kunstgriff, der ihnen und ihrem eigent-

lichen Feldherrn das Verdienst und die Ehre der schönen Waffenthat zu rauben suchte. Nicht zum Vortheil des Kronprinzen gereichte die hiedurch noch besonders hervorgerufene Erörterung seiner gegebenen Rückzugsbefehle, seiner Untheilnahme; man erwog, von welchen Folgen es hätte sein müssen, wenn er mit ganzer Macht vorgerückt wäre. Daß auch Tauentzien, dem Bülow zu Hülfe geeilt war, jetzt diesem nicht beigestanden, wurde weniger gerügt; durch die Beschaffenheit des Bodens, durch die Ungunst des Wetters, war alle Verbindung erschwert, man konnte wenig übersehen, man war einander nah und doch fern. —

Oudinot sah nach der Niederlage Reynier's sein Unternehmen auf Berlin als gescheitert an, und begann gleich am 24. seinen Rückzug nach der Elbe; zur Sicherheit ließ er alle Brücken hinter sich abwerfen, allein er hatte wenig zu befürchten. Bülow, der den Kronprinzen von Schweden auffordern ließ, mit aller Macht nachzudrängen, fand kein Gehör, nur gegen die von Magdeburg vorgedrungenen Franzosen wurde Hirschfeldt mit seiner Truppenschaar abgeschickt. Bülow mußte sich begnügen seine leichte Reiterei von allen Brigaden nach Kerzendorf, Wilmersdorf und Trebbin vorzusenden, Tauentzien nahm Jühnsdorf wieder in Besitz, nur Kosakenschaaren folgten dem Feinde weiter nach, griffen ihn öfters an und nahmen ihm Gefangene ab. Der russische Heertheil unter Winzingerode rückte nun auch mehr in den Vordergrund.

Am 25. erfolgte ein kleines Vorrücken. Bülow's Vorposten standen bei Kummersdorf, die Truppen im Lager bei Thyrow, er selbst nahm sein Hauptquartier in Kerzendorf, von wo er an seine Frau schrieb: „Du, meine liebe Pauline, hast seit langer Zeit keine Zeile von mir erhalten; verzeihe! ich war zu beschäftigt. — Das Glück begünstigt mich wahrlich, wo ich selber war, ist alles glücklich abgelaufen. Der Feind ist in

größter Unordnung zurückgegangen. Sein Rückzug gleicht dem von Auerstädt, der ganze Weg steht noch voller verlassener Munitionswagen. In allem habe ich nun 16 Kanonen und an 50 Munitionswagen genommen. Ich lasse etwas in die Zeitung setzen, ohne mich zu nennen. — Blücher soll den Marschall Ney geschlagen haben, und Wellington den Soult auf französischem Boden. Es geht Napoleon schlecht. Heute bin ich bis Trebbin vorgerückt, und ich hoffe alles wird sich in Bewegung setzen. — Gern möchte ich Adolph laufen sehen!" Daß in den letzten Worten auch der liebevolle Vater sich zeigt, wird dem tapfern Krieger bei unsern Lesern keinen Abbruch thun! — Den Berliner Zeitungen ließ Bülow über die Entstehung und den Verlauf der Schlacht wirklich einige Erläuterungen zugehen, sie wurden aber nicht aufgenommen. Der Oberfeldherr mußte als der Sieger gelten, ihm hauptsächlich wurde Dank und Ehre dafür gebracht; die Zeitungen durften nicht wagen, ein andres Sachverhältniß aufzustellen und es dauerte längere Zeit, ehe dieses allgemein und unwidersprechlich zur Anerkennung kam. So war es auch mit den Belohnungen. Der Kronprinz erhielt das Großkreuz des eisernen Kreuzes, das Großkreuz des russischen St. Georgsordens, und das Großkreuz des österreichischen Marien-Theresien-Ordens. Bülow bekam den Orden pour le mérite mit Eichenlaub, und denselben Orden auch Oppen.

Langsam und vorsichtig folgte das Nordheer dem Feinde. Bülow schrieb am 27. August aus Trebbin an seine Frau: „Wir gehen unsern Schneckengang, bauen dem Feinde goldne Brücken, lassen ihn entwischen und in aller Ruhe sich der Elbe nähern, statt daß wir ihn hätten vernichten können. Erbärmlicheres habe ich noch nie erlebt! Mit meinem Armeekorps mache ich heute einen kleinen, ganz unnützen, Marsch rechts, ohnfern Belitz; mein Hauptquartier ist in Wittbriezen. — In

diesem Augenblicke lese ich in den Zeitungen eine Uebersetzung des elenden Machwerks, was der Kronprinz von Schweden hat drucken lassen. Es ist nicht wahr, daß er mir befohlen, den Feind komplet anzugreifen; seine Idee war, ich sollte nur den Vorposten bei Groß-Beeren wieder nehmen. Ich forderte ihn mehreremale auf, mit den Schweden vorzugehen, da er dann dem Feinde den Rückzug abschneiden konnte; er that nichts, es freut mich, daß wir alles allein gethan haben." Und am folgenden Tag aus Elsholz bei Belitz: „Ich setze dem Kronprinzen Daumschrauben, um ihn vorwärts zu bringen, aber es ist schwer. Heute ist wieder ein verlorner Tag." Dagegen hatte er die Genugthuung aus Saarmund von Adlercreutz eine Beglückwünschung zu dem erfochtenen Siege zu empfangen, in der es hieß: „Cette victoire était aussi brillante que bienfaisante pour les affaires en général. Soyez persuadé qu'il n'y a pas un prussien qui puisse plus sincèrement s'intéresser à la gloire des armes prussiennes que moi, et j'espère d'être à même de pouvoir mettre un jour en évidence la sincérité de ces sentiments partagés par toute l'armée suédoise, qui désire ardemment prendre part aux fatigues et aux succès des braves troupes prussiennes." Der Kronprinz von Schweden, halb um sein Zögern zu rechtfertigen, und halb um den Schein der Kühnheit zu haben, ließ eine Vorschrift ergehen, in der es hieß: „Les généraux doivent être très-circonspects lorsqu'ils marchent, mais très audacieux quand ils sont aux mains avec l'ennemi."

Die Vortruppen Borstell's gingen nach Stülpe und Holbeck. Luckau, von den Franzosen während des Waffenstillstandes gut befestigt, wurde von Tauentzien's Truppen unter dem General von Wobeser genommen. Hingegen war Jüterbogk, nachdem eine russisch-preußische Schaar eingedrungen, von den Franzosen wieder besetzt. Bülow's Brigaden Hessen-Homburg

und Thümen lagerten bei Treuenbrietzen, die Brigade Krafft rückte von Trebbin nach Felgentreu. Borſtell und Oppen folgten dem Feinde. Ein Brief Bülow's aus Treuenbrietzen an ſeine Frau ſagt: „Unſern Schneckengang verfolgend bin ich heute bei Treuenbrietzen vorgerückt, der Feind iſt in vollem Rückzuge nach Wittenberg. Ich habe Borſtell und Oppen nachgeſchickt, vielleicht bekommen wir noch etwas; wir hätten aber Alle nehmen können. — Das Schickſal begünſtigt uns augenſcheinlich; ich erhalte in dieſem Augenblick die Nachricht, daß Tauentzien Luckau genommen, wo er 9 Kanonen und 1000 Mann gefangen bekommen. Unſere Truppen haben allein alles gemacht. Hoffentlich werden wir morgen vorrücken, allein dieſſeits der Elbe wird wohl nicht viel werden. Auch aus Schleſien ſind die franzöſiſchen Armeen in vollem Rückzuge. Napoleon muß nicht erwartet haben, daß die Oeſterreicher ſo bald auf dem Kriegstheater erſcheinen würden. Unſer Land wäre nun geſäubert, und hoffentlich für dieſen Krieg geſichert. Die Berliner können jubeln!“ — Des am 27. Auguſt vom General von Hirſchfeldt bei Hagelsberg erfochtenen blutigen Sieges über die franzöſiſche Diviſion Girard, die faſt aufgerieben wurde, können wir hier nur erwähnen; von Bülow's Truppen fochten keine daſelbſt mit; aber das Treffen gehört in die Reihe der Heldenthaten, in welchen die Preußen während dieſes Krieges wetteiferten, und die Nachricht davon erfreute um ſo mehr, als nach dem Rückzug des Feindes auf Magdeburg auch die Hirſchfeldt'ſchen Truppen wieder verfügbar und nach Belzig in Bülow's rechte Flanke befehligt wurden.

Schon früher hatte Bülow den König durch ein Schreiben erſucht, einen fähigen Mann, der diplomatiſche Geſchicklichkeit mit militairiſcher Einſicht verbände, in das Hauptquartier des Kronprinzen von Schweden zu ſenden, da dieſer, wie man ſchon öfters die Erfahrung gemacht, eher auf mündliche als ſchrift-

liche Vorſtellungen höre, und jene auch nur wirkſam ſeien, wenn ſie ſeine Befehle beſtimmen hülfen, nicht erſt nachher Widerſpruch entgegenſetzten. Der General von Kruſemarck zeigte nun Bülow'n an, daß er zu ſolchem Zweck in des Kronprinzen Hauptquartier eingetroffen ſei. Jedoch erwies ſeine Vermittlung ſich nicht beſonders wirkſam; eher gelang dieſe dem Major Grafen von Kalckreuth, den Bülow ſelbſt dorthin geſandt hatte; aber ein gutes Vernehmen herzuſtellen war auch er nicht vermögend, im Gegentheil die Spannung wuchs mit jedem Tage, und auch der Kronprinz, dem Bülow's zwangloſe Aeußerungen hinterbracht wurden, vielleicht mit Zuſätzen, faßte bittern Groll gegen dieſen, und ließ oft ſcharfe Worte fallen.

Mittlerweile hatten die Franzoſen ſich genugſam erholt, und auf den Vorpoſten wurde es wieder lebhaft. Woronzoff, der mit 4000 Ruſſen Jüterbogk nehmen wollte, wurde zweimal zurückgeſchlagen und bis gegen Treuenbrietzen verfolgt. Oudinot ſtand mit ſeinem Heertheil und dem Heertheil Bertrand's bei Zahna und ſchien in guter Bereitſchaft, Reynier rückte mit dem ſeinen nach Kropſtädt, dann nach Feldheim und Marzahne vor, wohin Arrighi's ſtarke Reiterſchaar folgte. Eben ſo vergeblich war ein Angriff, den Woronzoff gegen Marzahne verſuchte. Bülow verſammelte alle ſeine Truppen bei Treuenbrietzen.

Der Kronprinz wollte die Stellung und Stärke des Feindes gründlich einſehen, und befahl zum 31. Auguſt ein allgemeines Andringen. Bülow verließ Treuenbrietzen, wo die Schweden einrückten, und bezog ein Lager bei Frohnsdorf. Von hier ging er mit der Reiterei kühn vor, ſtieß auf wenige Feldwachten, die überraſcht und gefangen wurden, ſah ſich aber, als er mit einer kleineren Schaar noch weiter in den Feindesbereich eindrang, ihm ſelbſt unerwartet plötzlich im Rücken des franzöſiſchen-Lagers bei Schwabeck, die Franzoſen als ſie den Feind erkannten, griffen ſchnell zu den Waffen, wendeten die Kanonen

und ſchoſſen mit Kartätſchen, doch die kühnen Reiter zogen ſich mittelſt ihrer guten Pferde ſchnell aus der Gefahr, und kamen ohne Verluſt zu den Ihrigen.

Oudinot, durch dieſe Bewegung und die überall vordringenden Koſaken eingeſchüchtert, zog ſich aus Marzahne zurück, welches Borſtell beſetzte. Bülow ging bis Schwabeck vor, und ſtand dicht am Feinde. Die drei Generale Bülow, Tauenzien und Winzingerode lagen dem Kronprinzen dringend an, ſeine augenblickliche Uebermacht zu benutzen und dem Feind ernſtlich zu Leibe zu gehen. Er hatte ſtets Gründe, dies zu verweigern; Bülow's beſtimmte Anträge, das feindliche Lager bei Wittenberg zu ſtürmen oder raſch über die Elbe vorzudringen, wies er mit Heftigkeit zurück. Jedoch ſandte er 2 Bataillons nach Roßlau, um dort einen Brückenbau zu beſchützen, befahl Tauenzien's näheres Heranrücken an Bülow und zog überhaupt ſeine Truppen mehr zuſammen. Er ſelbſt ritt wiederholt auf Beſichtigung aus. Bei ſolcher Gelegenheit ergab ſich eine Blöße der franzöſiſchen Stellung bei Zahna, wo ein Geſchützpark aufgefahren war; die Koſaken ſteckten auf des Kronprinzen Befehl am 2. September Zahna in Brand, woraus indeß mehr Verwirrung als Schaden entſtand. Doch räumte nun Oudinot ſowohl Zahna als Kroppſtädt und zog ſich ganz unter die Kanonen von Wittenberg. Um doch etwas zu thun ließ der Kronprinz den Feind zwiſchen Thießen und Köppenig durch Borſtell's Vorhut angreifen; auf Bülow's Befehl rückten die Brigaden Heſſen-Homburg und Thümen nach, um gleich zur Hand zu ſein wenn das Gefecht ernſtlicher würde, doch es blieb bei nutzloſem Verſuch und Borſtell verlor etwa 200 Mann. Erwünſcht war die Ankunft der Brigade Dobſchütz von Tauenzien's Heertheil, ſie traf am 3. bei Oehna ein. —

Bei den Franzoſen ging an dieſem Tag eine wichtige Veränderung vor. Napoleon, höchſt unzufrieden mit Oudinot's

Befehlführung, ſandte den Marſchall Ney um dieſe zu übernehmen. Er kam den 3. September in Wittenberg an, mit ihm als Verſtärkung die polniſche Diviſion Dombrowski, 4 Bataillons und 4 Reiterregimenter ſtark. Es war zu erwarten, daß er alle Kräfte aufbieten würde, um Napoleons Vertrauen zu rechtfertigen. Am 4. September hielt er über ſeine Truppen Heerſchau, entflammte ſie mehr noch durch ſeine Erſcheinung als durch ſein Wort zu neuem Muth, und ſetzte ſie darauf ſogleich in vordringende Bewegung. Oudinot, der jetzt wieder nur ſeinen Heertheil befehligte, rückte am 5. September mit aller Macht auf Zahna los. Hier ſtand Tauenzien's Vorhut unter Dobſchütz, 6 Bataillons, 4 Schwadronen ſtark nebſt 12 Kanonen. Der Feind entwickelte ungeheure Plänklerſchwärme und ließ 40 Kanonen auffahren. Mit größter Tapferkeit widerſtand die kleine Schaar, größtentheils Landwehr, der gewaltigen Uebermacht, mit bedeutendem Verluſt aber heldenmüthiger Ausdauer, und zog ſich erſt am Abend auf Zalmsdorf zurück, wo Tauenzien mit ſeinen übrigen Truppen ſtand und ſie aufnahm, dann aber unter ſteten Gefechten nach Seyda zurückging. Der Feind hatte zugleich Bülow's Vorhut bei Euper und Waltersdorf angegriffen, wo der Major Beyer mit 2 Bataillons, 2 Schwadronen Uhlanen und 2 reitenden Kanonen ſich mit großer Tapferkeit behauptete, doch ebenfalls nicht ohne Verluſt; als der franzöſiſche Angriff nachließ, weil er ſeinen Zweck, über das ernſtere Vorgehen auf Zahna zu täuſchen, erreicht hatte, ließ Bülow den Major Beyer zur Unterſtützung von Dobſchütz vorrücken, und den Feind in ſeiner linken Flanke durch ein heftiges Plänklerfeuer aus dem Walde [illegible]er beunruhigen, ſo daß er einen Theil ſeiner Kräfte dorthin wenden mußte.

Bülow fühlte ſchmerzlich die Feſſel des Gehorſams, in welcher ein Oberbefehlshaber ihn hielt, mit dem er nicht übereinſtimmte. Seiner Anſicht nach durfte das Nordheer nicht

zaudern, dem Feinde ſchon hier mit aller Macht entgegen zu treten, ſowohl um nicht ſelbſt in neue Gefahr zu gerathen, als auch um die Möglichkeit, dem kühn vorſtrebenden ſchleſiſchen Heere die Hand zu bieten, nicht aufzugeben. Noch am Abend des 5. Septembers ritt er aus ſeinem Lager bei Marzahne mit einer kleinen Schaar gegen Zahna vor, um die Richtung und Stärke des Feindes zu erforſchen, und ihm blieb kein Zweifel, daß derſelbe entſchloſſen ſei, die bei Groß-Beeren geſcheiterte Unternehmung mit verſtärktem Nachdruck zu wiederholen; auf dem Wege, den der Feind jetzt einſchlug, traf er zunächſt auf Tauenzien, der ſich auf Jüterbogk zurückgezogen hatte, aber dort allein der Uebermacht nicht gewachſen war, er konnte ſchon jetzt nicht mehr ſein Heranziehen an das übrige Heer in der befohlenen Art ausführen, und ſtand in größter Gefahr noch mehr abgedrängt zu werden; dann war das Nordheer getrennt und dem Feinde der Weg nach Berlin offen. Dies zu verhindern, war Bülow ſogleich entſchloſſen. Seine Truppen, zuſammen etwa 37,000 Mann, ſtanden ſchon ſeit dem Nachmittag mit dem Gewehr im Arm, er traf vorläufig alle Anſtalten um links nach Kurz-Lippsdorf abzumarſchiren, er wollte raſch an Tauenzien's Seite rücken und hoffte mit ihm vereinigt den kühnen Plan des Feindes durch muthigen Angriff zu verwirren.

Der Genehmigung des Kronprinzen durfte er hiebei nicht entbehren. Er ſandte daher den Major von Reiche ſchleunigſt an denſelben nach Rabenſtein ab, wo das Hauptquartier war. Dieſer traf in der Nacht dort ein; der Kronprinz, der auf einer Matratze völlig angekleidet ruhte, ſprang auf, hörte die Botſchaft Bülow's an, machte zuerſt Schwierigkeiten, die Preußen, meinte er, wollten nur immer ſchlagen und ſchlagen, — „Je vous connais, vous êtes toujours comme cela!" — entfaltete dann aber die Petri'ſche Karte von Sachſen, zeigte mit ſichrem Ueberblick den Stand der Sachen, willigte in Bülow's Vor-

haben, und diktirte dann ohne weiteres Besinnen dem grade anwesenden Reichskanzler Wetterstedt die bündigsten und sachgemäßesten Anordnungen. Reiche bewunderte die feldherrliche Tüchtigkeit des Mannes, mußte demselben aber gleich wieder grollen, denn die trefflichsten Maßregeln verdarb er zum Theil wieder; denn indem er Bülow's Unternehmen nun selbst anbefahl, minderte er aus eigensinniger Vorsicht dessen Mittel, er erklärte, die Brigade Borstell müsse zurückbleiben und die Päße bei Koppenitz, Waltersdorf, Werzjahne und Kreppstädt besetzt halten, dies erfordere die Sicherheit des Heeres durchaus.

Bülow sah sich hiedurch unerwartet fast um ein Drittheil seiner Truppen geschwächt, indem die Brigade Borstell von allen die stärkste war, er fand sich seiner Aufgabe jetzt kaum noch gewachsen. Laut und heftig äußerte sich sein Unwille. Auch unterwarf er sich nicht ganz, denn er sandte wohl nochmals einen Offizier an den Kronprinzen mit der dringendsten Bitte, die Brigade Borstell baldigst ablösen zu lassen und sie ihm schleunigst nachzuschicken, an Borstell selbst aber die bestimmte Aufforderung ihm sogleich zu folgen. Als Borstell dies verweigern zu müssen glaubte, indem er sich auf den unmittelbar vom Kronprinzen ergangenen Befehl stehen zu bleiben berief, gerieth Bülow auf's neue in heftigen Zorn und stieß drohende Worte aus, die Aufforderung aber ließ er nun als strengen Befehl wiederholen. Das Band des Gehorsams, das er nach oben in diesem Fall so gern lockerte, zog er nach unten nur um so straffer an.

Der vorbereitete Marsch wurde sogleich angetreten. Er geschah in der linken Flanke des Feindes, den Weg begleitend, auf dem dieser vordrang. In der Nacht um 2 Uhr gelangten die Truppen nach Kurz-Lippsdorf, wo sie mit dem Gewehr in der Hand kurze Rast hielten, während welcher sie bei der Nähe des Feindes, um demselben ihre Anwesenheit nicht zu verrathen,

weder Feuer anzünden noch Tabak rauchen durften, überhaupt die größte Stille zu beobachten hatten. Als der Tag graute, der 6. September, wurde wieder aufgebrochen, und Bülow rückte in eine günstige Stellung bei Eckmannsdorf, die dem Anmarsche des Feindes die Stirn bot. Bülow bestieg den Kirchthurm, und überblickte von hier deutlich die Bewegungen der Franzosen, die früh um 7 Uhr ihr Lager bei Zahna verließen, und in gedrängtem Heerzug auf der großen Straße nach Jüterbogk vorrückten; es war der vierte französische Heertheil unter Bertrand. Einen Augenblick schien es, als zögen sie gradezu gegen Bülow, der sich längst von ihnen entdeckt glauben mußte, doch sie hatten nur einer Krümmung des Weges folgen müssen und wandten sich gleich wieder rechts auf Jüterbogk. Sie hatten die Aufstellung der Preußen in der That noch nicht bemerkt, und die vorgeschobenen Posten, die ihren Augen unmöglich ganz entgehen konnten, vielmehr für ihrige gehalten, so zogen sie denn sorglos und nachlässig ihres Weges weiter, ohne sich in ihrer Flanke durch Streifschaaren oder Patrouillen aufzubellen. Solche Verblendung und Achtlosigkeit schien unbegreiflich, ließ sich indeß aus den Umständen wohl erklären; ihre leichte Reiterei, den zahlreichen Kosakenschwärmen längst im offnen Felde nicht gern begegnend, hielt sich immer dem Fußvolk möglichst nahe, übrigens schien ein vordringender Heertheil, dem noch zwei andre dicht folgten, in sich selbst gesichert genug. Ohne Bülow's entschiedenen Eifer und kühnes Eingreifen würde auch wirklich der Marsch ungefährdet vollbracht worden sein.

Bülow hatte von seinem linken Flügel den Major von Schmitterlöw mit 4 Schwadronen gegen Jüterbogk vorgesandt um sich mit Tauentzien in Verbindung zu setzen. Allein er durfte dies nicht abwarten. Der Feind ging offenbar mit ungeheurer Uebermacht gegen Tauentzien vor, sein Stoß, wenn er

mit ganzer Schwere traf, mußte vernichtend wirken. Daher wollte Bülow den Feind still vorüberziehen lassen, aber bevor derselbe sich auf Tauenzien völlig werfen könnte, aus dem Hinterhalte plötzlich hervorbrechen und ihn unerwartet in der Flanke und im Rücken stürmisch anfallen; gelänge es nicht so lange verborgen zu bleiben, so hoffte er wenigstens einen beträchtlichen Theil der feindlichen Truppen auf sich zu ziehen, und dadurch Tauenzien's Kampf bedeutend zu erleichtern. Er dachte weniger an den Glanz und Ruhm des eigenen Erfolgs, als an den allgemeinen Vortheil, und an die Gefahr der tapfren preußischen Mitkämpfer. Daher setzte er sogleich fest, daß der erste Kanonenschuß von Jüterbogk her, der kund gäbe daß Tauenzien angegriffen sei, auch seinen Truppen das Zeichen zum Angriff sein solle.

Die Gegend war nur theilweise zu übersehen. Der Boden senkt sich nach Süden, erhebt sich dann wieder zu wellenförmigen Anhöhen. Hinter den nächstvorliegenden Dörfern, rechts Wölmsdorf und Nieder-Gehrsdorf links, sind flachere Hügel, weiterhin, zwischen Göhlsdorf und Dennewitz, längs der quer vorüber laufenden Straße von Wittenberg nach Jüterbogk, zeigen sich stärkere ungleich vorspringende Anhöhen; diese wie jene zur Aufpflanzung von Geschütz wohlgeeignet. Noch weiter zurück, zwischen Oehna und Rohrbeck, dieselbe Beschaffenheit des Bodens. Das Dorf Dennewitz liegt in einer Niederung, die ein bei Nieder-Gehrsdorf entspringender sehr sumpfiger Bach bildet, der Agerbach, oder die kleine Aa genannt, in südlichem weiten Umschweif fließt er zuletzt südöstlich an Jüterbogk heran; nur bei Dennewitz und weiter unten bei Rohrbeck ist er überbrückt, sonst nirgends weder für Reiterei noch Fußvolk überschreitbar. Durch diesen Bach und seine Niederung sondert sich das Schlachtfeld in zwei Theile, und so wie bei Groß-Beeren mußte auch hier der Kampf mit getrennten und doch zusammen-

wirkenden Truppenkörpern geführt werden. Bülow erkannte schnell, daß Dennewitz der Schlüssel dieser Gegend sei, sowohl der Höhen als der Verbindungen wegen, die hier zusammenkamen, und er richtete daher auf diesen Punkt sein besonderes Augenmerk.

Von dem Kirchthurm herab entdeckte man im Vorschreiten des Morgens bald noch einen zweiten feindlichen Heerzug, der sich auf Rohrbeck, und später einen dritten, der sich auf Oehna richtete, es waren wie sich später ergab, der siebente französische Heertheil unter Reynier, und der zwölfte unter Oudinot, der Feind schien seine ganze Macht in dieser Gegend zusammenzuziehen, um über Jüterbogk auf Dahme vorzurücken und freie Bahn auf Berlin zu gewinnen. Dies ließ sich aus dem allgemeinen Ueberblick mit ziemlicher Sicherheit entnehmen; genauere Erkundigungen waren für jetzt nicht anzustellen, ohne die eigne Anwesenheit, die bisher noch so glücklich unentdeckt geblieben, vorzeitig zu verrathen. —

Tauenzien hatte sich am 5. Abends persönlich in Rabenstein bei dem Kronprinzen eingefunden, und mit dem erhaltenen Befehl, sich rechtshin an Bülow heranzuziehen, in der Nacht zu seinen Truppen zurück; er glaubte sie noch in Seyda, denn die Gefechte und der Rückzug von Dobschütz waren ihm unbekannt, stieß auf französische Posten und entging kaum der Gefangenschaft. In Jüterbogk angelangt, befahl er sogleich den Aufbruch, um sich mit Bülow zu vereinigen. Um den Feind hier nicht unbeachtet zu lassen, blieb der Major von Kleist mit 4 Bataillons, 2 Schwadronen und 11 Kanonen auf dem Windmühlenberge westlich von Jüterbogk stehen, außerdem weiter südwärts der Major von Hiller mit einem Regiment Landwehr-Reiterei und einer Schaar Kosaken, eine Schwadron hatte er bei Rohrbeck über die Aa vorgeschickt. Tauenzien marschirte mit allen übrigen Truppen rechts ab und nahm seine Richtung auf Kaltenborn, südlich von Eckmannsdorf. Doch kaum war

der Marsch angetreten, so kam von dem Major von Hiller die Meldung daß der Feind mit Macht auf Jüterbogk anrücke, und gleich darauf zeigte sich die Vorhut von Bertrand's Heertheil auf der Höhe bei Dennewitz, ganz nah in Tauenzien's linker Flanke. Dieser eilte die nächsten Hohen bei dem Windmühlenberge zu besetzen und seine Truppen in Schlachtordnung zu stellen. Er hatte kaum 10,000 Mann, aber im festen Vertrauen, daß Bülow ihm zu Hülfe kommen werde, stellte er sich gegen den wenigstens doppelt so starken Feind muthig zum Gefecht. Auf dem äußersten rechten Flügel hielt der Major von Schmitterlow mit seinen 4 Schwadronen, und schickte eine derselben rechts noch weiter in die Gegend vor um Bülow's linken Flügel zu entdecken. Doch der Kampf begann ehe die Verbindung gefunden war. Eine preußische halbe Batterie eröffnete das Feuer um den Aufmarsch des Feindes zu hindern, der aber schnell mit überlegnem Geschütz antwortete und sie zum Rückzuge zwang. Ney selbst war hier gegenwärtig; er hatte sich weit vorgewagt um die Stellung der Preußen genau zu erforschen, war dabei vom Pferde gestiegen, und kam in Gefahr von kühn heranjagenden Kosaken gefangen zu werden, ihr Geschrei schreckte ihn warnend auf und er fand Zeit sich zu retten. Er befahl nun sogleich den Angriff. Es war etwa 9 Uhr. Die französischen Kolonnen eilten durch Dennewitz über die Aabrücke auf die jenseitigen Anhöhen, stellten sich hier in Schlachtordnung, und drangen entschlossen vor. Mit hartnäckiger Tapferkeit widerstanden die Preußen, der Kampf schwankte längere Zeit, es geschahen die größten Heldenthaten, feindliche Uebermacht machte die größten Anstrengungen ohne die Preußen zum Weichen zu bringen. —

Bülow vernahm den Kanonendonner von Jüterbogk her, und gab unverzüglich den Befehl zum Aufbruch. Kurz vor dem Abmarsch kam noch die glückliche, durch Zufälligkeiten aber ver-

ſpätere Nachricht von dem Siege Blücher's an der Katzbach, Bülow ließ ſie ſogleich den Truppen bekannt machen und ihnen den von Blücher wegen dieſes Sieges erlaſſenen Tagesbefehl vorleſen, welches als gute Vorbedeutung mit Freudengeſchrei aufgenommen wurde, und den Muth und Eifer der kampfbegierigen Schaaren noch ſtärker anfeuerte. Der Marſch ging nicht ſo ſchnell, wie Bülow es wünſchte, mit allen Kräften betrieb er deſſen Beſchleunigung. Die Brigade Thümen zog voran, die Brigade Krafft folgte, die Brigade Heſſen-Homburg machte den Beſchluß. Das ſchwarze Huſarenregiment begleitete den Marſch in der linken Flanke, die übrige Reiterei, 20 Schwadronen, deckte die weit mehr gefährdete linke, und nahm eine Stellung bei Wölmsdorf. An Borſtell wurde nochmals der beſtimmte Befehl abgeſandt, mit ſeiner Brigade ſchleunigſt herbeizukommen. Aus beſondern Gründen traf Bülow die ungewöhnliche Anordnung, für den heutigen Tag den Oberſten von Boyen zum Befehlshaber der Reſerve zu beſtellen, als welche die Brigade Heſſen-Homburg anzuſehen war.

Schon war eine Stunde vergangen, die Truppen in ſtarkem Marſch, der Geſchützdonner von Jüterbogk dauerte fort. Ungeduldig ritt Bülow mit ſeinem Gefolge weit in die Gegend voraus, um näher zu ſehen, wie der Stand der Dinge ſei. Der Feind ſchien ganz und gar mit dem Gefecht bei Jüterbogk beſchäftigt, keine Feldwache, keine Patrouille zeigte ſich, er ahndete nichts von der Gefahr, die in ſeinem Rücken immer näher kam. Es war Bülow's größter Vortheil, dieſe Unwiſſenheit möglichſt lange zu erhalten, und den Feind je näher deſto verderblicher zu überraſchen. Er gab dieſen Vortheil freiwillig auf, weil er Tauentzien ſtark bedrängt wußte, und deſſen Erliegen fürchtete. Deshalb eröffnete er ſchon aus weiter Ferne ſein Kanonenfeuer, den kämpfenden Waffenbrüdern das Herankommen der Hülfe verkündend, dem Feinde neuen Kampf an-

ſagend und ſeine Aufmerkſamkeit und Kraft auf dieſe Seite lenkend. Dieſer doppelte Zweck wurde vollkommen erreicht. Tauentzien's Truppen ſchöpften friſchen Muth; die Franzoſen ſtutzten und fragten, was in ihrem Rücken vorgehe. Ney ritt auf eine Anhöhe, erkannte bald, daß eine bedeutende Macht heranzog, und faßte ſchnell ſeinen Entſchluß. Er ließ das Gefecht gegen Tauentzien fortſetzen, doch die Hauptſache wurde, dem unerwarteten Angriff in der Flanke nachdrücklich zu begegnen. Er berief ſogleich den Heertheil Reynier's von Rohrbeck herbei. Die Diviſion Durutte erſchien zuerſt, zog eiligſt durch Dennewitz und nahm ſeitwärts von Nieder-Gebrsdorf zwiſchen der Aa und einem Gehölz eine vortheilhafte Stellung in zwei Treffen, zahlreich aufgepflanztes Geſchütz in der Fronte. Die beiden ſächſiſchen Diviſionen dieſes Heertheils marſchirten auf der andern Seite des Aagrundes gleichfalls in zwei Treffen auf, und lehnten ihren linken Flügel an Gohlsdorf.

Das Kanonenfeuer bei Jüterbogk hatte mittlerweile nachgelaſſen, ein Theil des preußiſchen Geſchützes, von dem dreifach überlegenen franzöſiſchen zerſchmettert, ſich aus der Schußlinie zurückgezogen, das Fußvolk, durch vierſtündigen tapfern Kampf gegen die Uebermacht erſchöpft, konnte nicht länger widerſtehen. Tauentzien mußte die Stellung aufgeben und ſich zum Rückzug entſchließen, den er wirklich ſchon anzutreten begann.

Unterdeſſen hatte Bülow's Schlachtordnung ſich unter dem Schutze der aufgefahrenen Batterieen vollſtändig entwickelt. Die Brigade Thümen in zwei Treffen bildete den linken Flügel, wo das ſchwarze Huſarenregiment weiterhinaus die Verbindung mit Tauentzien aufſuchte; die Brigade Krafft, etwas rückwärts ſtaffelweiſe geſtellt, nahm die Mitte ein; die Brigade Heſſen-Homburg, noch weiter zurück, ſtand als Rückhalt; die Brigade Borſtell ſollte den rechten Flügel bilden, bis zu ihrer Ankunft ſollte Oppen mit der Reiterei den Mangel ſo gut es ging erſetzen.

Diese Anordnung entsprach vortrefflich sowohl den Bedingungen des Bodens und der Stellung des Feindes als dem Umstande, daß ein Theil der Truppen erst erwartet wurde; dort, wo diese eintreffen mußten, sollte das Gefecht so viel als möglich aufgespart werden; ihnen die Hand zu bieten, war die Linie rechtshin möglichst auszudehnen, aber auch zurückzuhalten, während sie links vordringend zugleich zum engern Anschluß an Tauentzien hinstrebte.

Der Donner des Geschützes, durch den Bülow seine Ankunft meldete, hatte den Muth der Truppen Tauentzien's neu belebt, bald nahmen sie wahr, daß der Angriff der Franzosen nachließ, ihre Batterieen minder eifrig feuerten, und Bertrand seine ganze Linie gegen Rohrbeck etwas zurücknahm. Da wandte Tauentzien sich mit neuem Vertrauen gegen den Feind, und ließ seine ganze Reiterei auf das französische Fußvolk anstürmen. Sie durchbrach das erste Treffen, rollte dasselbe auf, sprengte auch im zweiten einige Vierecke, und richtete ein großes Gemetzel an, mußte sich dann aber eiligst sammeln, weil nun auch die feindliche Reiterei plötzlich hervordrang; zwei Regimenter polnischer Uhlanen stürzten ungestüm auf 7 preußische Landwehrschwadronen, diese stürmten ihnen herzhaft entgegen, es gab einen harten Zusammenstoß, ein furchtbares Handgemenge, zuletzt wurden die Polen von den Schwadronen des Majors von Schmiterlöw gänzlich geworfen, zusammengehauen oder versprengt; wir werden diesen Versprengten noch weiterhin begegnen.

Um dieselbe Zeit, als Tauentzien seinen Rückzug antreten wollte, kam die Brigade Thümen endlich zum Angriff. Sie war links der Aa gegen die feindliche Stellung angerückt, und stieß auf eine Schlucht, die vor ihrer Front gegen Jüterbogk sich hinzog, muthig schritt sie über diese hinweg, auf dem jenseitigen Rand aber aufmarschirt gerieth sie in ein heftiges Ge-

wehr- und Kartätschenfeuer, besonders der linke Flügel, der ohne den Schutz der eignen Kanonen, die jenseits der Schlucht zurückgeblieben waren, sich dieser verheerenden Wirkung der feindlichen ausgesetzt fand, in Verwirrung gerieth und zu weichen begann. Das erste Treffen riß auch einen Theil des zweiten in die Unordnung fort. Thümen zog nun auch das zweite Treffen über die Schlucht zurück, gebot aber dann sogleich wieder Halt, nahm die Zurückweichenden auf, die sich durch die Aufmarschirten durchzogen und hinter denselben unter angestrengtem Bemühen der Offiziere wieder in Ordnung aufstellten. Auf diesem kurzen Rückzuge wurden wahre Heldenthaten gethan. Der Major von Putlitz stieg vom Pferde, ließ sein Bataillon in Linie aufmarschiren, feuern, dann wieder Masse bilden und so zurückgehen, unter wiederholtem Frontmachen und Feuern, bis er dasselbe wieder mit gefälltem Bajonet vorführte. Der Major von Wedell wurde an der Spitze seines Bataillons tödtlich verwundet, der Hauptmann von François fiel im tapfersten Kampfe. Der Major von Clausewitz an der Spitze des vierten ostpreußischen Regiments behauptete sich bei Nieder-Gehrsdorf mit ausgezeichneter Standhaftigkeit. Das Gefecht war bald wieder auf allen Punkten hergestellt, und ging in ein anhaltendes Gewehrfeuer über, das bei der großen Nähe für beide Theile sehr mörderisch wurde.

Während dieser Vorgänge kam der Major von Eisenhart an Bülow herangeritten mit einer Botschaft von Tauentzien, der dringend um Unterstützung bat; Bülow gewährte sie augenblicklich, und sandte ihm ein Husarenregiment und eine reitende Batterie mit dem Befehl der größten Eile; er war hocherfreut, daß Tauentzien sich noch hielt, denn schon hatte er gefürchtet derselbe sei zurückgeschlagen, und die Truppen, die man auf der Höhe bei Jüterbogk wahrnahm, seien feindliche.

Die schwarzen Husaren, die mit einer reitenden Batterie

auf dem äußersten linken Flügel über die dort flachere Schlucht vorgegangen waren, mußten dem Rückzug folgen, wobei die Kanonen in Gefahr kamen. Plötzlich jagten große Schaaren polnischer Ublanen, dieselben welche Schmitterlöw vorher in die Flucht gesprengt, ungestüm auf die Husaren los, hoffend hier durchzubrechen, doch der Major von Sandrart wies ihren Anfall tapfer zurück, einige wurden niedergehauen, viele gefangen, unter ihnen der Oberst Clouet, Ney's Adjutant, aus dessen Papieren nachher über die Absichten und Mittel des Feindes wichtige Aufschlüsse geschöpft wurden. Die flüchtigen Ublanen suchten dahin und dorthin ihr Heil. Eine Schaar derselben verirrte sich zwischen das erste und zweite Treffen der Preußen und rannte auf die Anhöhe zu, wo Bülow mit seinem Gefolge hielt, dieser faßte sie scharf in's Auge, doch ohne nur den Zügel aufzunehmen, und als sie näher kamen legte er mit scherzender Miene die Hand an den Degen, indem er lächelnd zu seiner Umgebung sagte: „Nun denn, meine Herren, ziehen Sie doch!“ Dies war auch gleich geschehen, und die entschlossene Haltung des kleinen Häufleins bewirkte, daß die Ublanen keinen Angriff wagten, sondern eilig vorüber stoben; einige Offiziere des Gefolges, unter ihnen der Rittmeister von Burgsdorf, verfolgten sie eine Strecke, hieben mehrere nieder, machten andre zu Gefangenen, die übrigen geriethen, als sie aus dem Zwischenraum beider Treffen rechts herauskamen, in die Reiterei Oppen's, die ihnen schnell den Garaus machte. Diese persönliche Gefahr war glücklich überstanden, die der Brigade Thümen aber forderte schnelle Hülfe.

Bülow, nachdem er gesehen in welche Schwierigkeiten sein linker Flügel verwickelt war, und daß derselbe mit eignen Kräften allein sie nicht überwinden könne, sprengte zu dem russischen Geschütz, und befahl dem Obersten Dietrichs mit einer seiner schweren Batterieen vorzurücken. Diesen Befehl persönlich dem

Obersten zu ertheilen, war er noch besonders durch den Umstand bewogen, daß derselbe, sonst eben so willfährig als tapfer, doch sein Befremden darüber geäußert hatte, in der Schlacht von Groß-Beeren dem im Range geringern, aber alles Geschütz des Heertheils befehligenden Oberstlieutenant von Holzendorf untergeben gewesen zu sein. Diese Batterie von Zwölfpfündern ließ Bülow unter Bedeckung von 2 Bataillons bei Nieder-Gebrsdorf so vortheilhaft aufpflanzen, daß sie die Flanke der feindlichen Aufstellung wirksamst beschoß; noch eine halbe russische Batterie wurde nachgebolt, und dies treffliche Geschütz rückte nun selbst auf die vom Feinde besetzte Höhe vor, schmetterte ganz aus der Nähe sein verheerendes Feuer auf die Franzosen und lichtete ihre Reihen. Es galt nun preußischerseits mit Macht wieder vorzugehen. Bülow zog aus der Brigade Hessen-Homburg 6 Bataillons heran, gegen noch umherschweifende Trupps polnischer Uhlanen im Vorrücken zu Massen geformt, und sandte sie dem erneuerten Angriffe Thümen's zur Verstärkung. Der Major von Weyrach, Bülow's erster Adjutant, führte die drei ostpreußischen Landwehrbataillone in das heftigste Feuer. Thümen, indem er seine Truppen wieder ordnete und persönlich vorführte, verlor zwei Pferde unter dem Leibe. Die Truppen standen bald wieder jenseits der Schlucht auf der Höhe. Geschütz- und Gewehrfeuer wüthete von beiden Seiten, letzteres aus gedrängten Linien und aus zahlreichen Plänklerschwärmen. Der Major von Polezinski an der Spitze eines jener Bataillone, dem bald ein zweites sich anschloß, ging links gegen ein Gehölz vor, in das 2 feindliche Bataillone mit Geschütz sich festgesetzt hatten, nahm ihnen eine Kanone, trieb sie aus dem Busch hervor und auf ein Regiment Landwehrreiter zu, das sie völlig vernichtete. Dem Angriff herbeigeholter feindlicher Reiterei begegnete das Dragonerregiment Prinz Wilhelm. Eine halbe Batterie von der Brigade Krafft rückte kühn über Nieder-

Gehrsdorf hinaus und ſchoß dem Feind in die linke Flanke. Bülow ließ Nieder-Gehrsdorf ſelbſt mit einem Bataillon aus der Brigade Krafft beſetzen, Schützen drangen rechts des Aabaches gegen Dennewitz vor und nahmen dort eine zwölfpfündige Kanone. So von allen Seiten unterſtützt rückte Thümen, der jetzt zu den 9 Bataillons ſeiner Brigade noch 7 andre vereinigt hatte, mit Entſchloſſenheit wieder vor. Die Diviſion Durutte leiſtete hartnäckigen Widerſtand, und das Gefecht dauerte heftig fort.

Inzwiſchen war die Brigade Krafft, ſo lange Borſtell noch fehlte, der preußiſche rechte Flügel, gleichfalls in den Kampf eingerückt und rechts von Nieder-Gehrsdorf aufmarſchirt. Einen Hügel rechts vor der Front ließ Krafft mit Geſchütz beſetzen und die Kanonen ihr Feuer gegen Göhlsdorf richten. Ney hatte vom Reynier'ſchen Heertheil die ſächſiſchen Diviſionen Lecoq und Sahr nach Göhlsdorf beordert; ſie wurden auf ihrem Heranmarſch immer von Koſaken umſchwärmt und angefallen, ſo daß ſie in langem Viereck einherzogen; bei Göhlsdorf ſtanden ſie jetzt in zwei Treffen aufmarſchirt, und ihre Batterieen hielten den ſeitwärts vorliegenden Windmühlenberg mit beſetzt. Ein ſtarker Wind erregte gewaltige Staubwolken, die mit dem Pulverdampfe vermiſcht längere Zeit den Kampf verhüllten, ſowohl Kanoniere als Plänkler ſahen nur auf Augenblicke das Ziel ihrer Schüſſe. Der Feind war an Fußvolk und Geſchütz weit überlegen, er ſandte ſtarke Truppenzüge gegen Krafft's rechte Flanke, der deshalb ſeinen rechten Flügel zurücknahm, während zugleich ein Theil ſeiner Geſchütze wegen Beſchädigung oder Munitionsmangel das Gefecht verlaſſen und hinter Wolmsdorf zurückgehen mußte, um wieder in Stand geſetzt oder mit Schießbedarf verſehen zu werden. Die Batterie von Spreuth ging aus ſolchem Grunde dreimal zurück und wieder vor, das drittemal mit nur 4 Geſchützen. Die Gefahr wuchs hier mit jedem Augenblick.

Da ließ Bülow die Brigade Hessen-Homburg, so viel von ihr noch außer Gefecht war, eiligst herbeirücken. Der Major von Siöholm an der Spitze von 4 Bataillons drang unter dem Schutze des Feuers zweier Batterien gradezu gegen Göhlsdorf an, eines seiner Bataillone nahm das Dorf, konnte sich aber nicht behaupten, der Feind führte immer frische Truppen vor, dreimal kamen die Preußen hinein, dreimal mußten sie zurück, ein mörderisches Handgemenge wiederholte sich bei jedem Versuch, während zugleich das Geschütz- und Gewehrfeuer von beiden Seiten mit Heftigkeit fortdauerte. Zur Unterstützung der rechten Flanke ließ Bülow auch noch 2 Schwadronen von Oppen's Reiterei vorgehen, den Angriff Siöholm's aber durch 2 Bataillons unterstützen, 2 andre Bataillons gegen die feindliche Batterie auf dem Windmühlenberg anrücken, diese hatte keine Munition mehr und fuhr daher um sich zu retten eiligst ab, wobei sie das eigne Fußvolk in Unordnung brachte, die 2 Bataillons aber, nachdem sie hier noch durch ein scharfes Gewehrfeuer sich in der Fronte Luft gemacht, schwenkten rechts gegen Göhlsdorf, das nun von allen Seiten mit Macht angegriffen und genommen wurde. Ein Nebenumstand darf hier nicht unerwähnt bleiben; als der Major von Siöholm zum Angriff vorrückte, kam eine schwedische reitende Batterie gedeckt von dem Mörner'schen Husarenregiment auf der Anhöhe rechts von Wölmsdorf an und begann zu feuern, aber auf die Bataillone Siöholm's; der Lieutenant und Brigadeadjutant von Kawczinski sprengte beim fünften Schuß unerschrocken in ihrer Schußlinie vor, klärte den Irrthum auf, und gab ihr bessre Richtung.

Auf dem linken Flügel Kraffi's wurde nicht minder lebhaft gekämpft; der Major von Reckow stürmte mit 2 Bataillonen eine gegenüberstehende Batterie und nahm 4 Haubitzen. Als der Staub und Pulverdampf sich etwas verzog und wieder freien Blick ließ, erkannte der Feind die geringe Stärke dieser

Schaar, und rückte mit Fußvolk und Reiterei raſch auf ſie los. Allein Reckow hatte ſchnell Bataillonsmaſſen gebildet, wies die wiederholten Angriffe tapfer zurück, und als ihm ein Bataillon zu Hülfe kam und 2 Schwadronen Dragoner, wandte ſich der Kampf zum Vortheil der Preußen, die hier viele Gefangene machten.

Unterdeß war Thümen mit ſeinen zu feſter Ordnung hergeſtellten und mit neuem Muthe beſeelten Truppen heftiger vorgedrungen, und Bülow glaubte den Augenblick gekommen, die Höhe von Dennewitz und das Dorf zu ſtürmen. 2 Bataillone erhielten Befehl zum Angriff und drangen muthig vor, fanden aber den tapferſten Widerſtand. Der Major von Mirbach ſank an der Spitze ſeines Bataillons von drei Kugeln getroffen; die Fahne des Bataillons wurde zerſchoſſen, der Fahnenträger getödtet, der Hauptmann von Hülſen nahm die Stücke der Fahne und ſie hocherhebend führte er das Bataillon auf's neue vor, das in wenigen Augenblicken an Todten und Verwundeten über 100 Mann einbüßte. Das Geſchütz mußte hier verſtummen, nur ein mörderiſches Gewehrfeuer und furchtbares Handgemenge, in welchem Bajonet und Kolben wütheten, brachte die Entſcheidung. Der Feind wurde von der Höhe vertrieben, das Dorf Dennewitz genommen. Die Diviſion Durutte wich unter beſtändigem Kampfe, jeden Fußbreit ſtreitig machend. Noch am Ausgange des Dorfes ſtellte ſich ein Bataillon zum Widerſtand auf, von einigen Schwadronen unterſtützt, das preußiſche Fußvolk empfing unerſchrocken das Gewehrfeuer, ging ohne Schuß auf den Feind los und brach in ſeine Reihen mit furchtbaren Schlägen ein, bis alles auseinander ſtob, die Reiterei wartete den Angriff nicht ab und floh in wilder Flucht. Hinter Dennewitz trafen ſchon Bülow's Truppen mit denen Tauentzien's zuſammen und begrüßten einander mit lautem Zuruf. Bertrand's Heertheil, durch Tauentzien's und Bülow's

Seite bekam. Der Uebermacht des Feindes mußte das Dorf überlassen werden, doch hemmte für den Augenblick noch der Major von Gleißenberg mit seinem Füsilierbataillon das weitere Vordringen, indem er einen Graben benutzte um hinter demselben gesichert dem Feinde wohlgezielte Schüsse zuzusenden. Doch immer mehr Schaaren zogen heran, es zeigte sich die stärkste Uebermacht, Krafft aber wollte nicht weichen, und Boyen, der den letzten Rückhalt hier befehligte, führte persönlich die Bataillone immer wieder in's Feuer vor.

Die Sachen standen höchst gefahrlich. Der Kampf hatte sich mit ganzer Stärke dahin gezogen, wo Borstell's Brigade erfordert war ihn aufzunehmen. Bülow hatte voll Ungeduld wiederholt an ihn Offiziere gesandt, den Major von Reiche, dann Burgsdorf, der ihn endlich im Vorrücken traf. „Nur keine Vorwürfe! rief er dem letzteren entgegen, ich komme!" Reiche und Burgsdorf ritten eiligst mit der guten Nachricht zu Bülow zurück.

Borstell war um 11 Uhr von Kroppstädt abmarschirt und hatte unterwegs vom Kronprinzen von Schweden den Befehl erhalten sich nach Eckmannsdorf zu wenden, wo dieser unterdessen mit den schwedischen und russischen Truppen eine beobachtende Stellung genommen; Borstell aber antwortete, Bülow stehe in vollem Kampfe, die Pflicht rufe ihn dorthin, auch habe er diesem schon seine nahe Ankunft gemeldet, und nahm daher seine Richtung auf Dalichow und gradezu auf Göhlsdorf, welches ihm von Reiche als Zielpunkt angewiesen war. Dieser glückliche Ungehorsam gegen den Kronprinzen wurde ihm von Bülow hoch angerechnet, und sühnte den früheren gegen ihn versuchten. Borstell wollte nicht die Zuschauer vermehren, sondern verstärkte lieber die Kämpfenden.

Auch an den Kronprinzen selbst hatte Bülow die Meldung der großen Gefahr gesandt und ihn dringend ersucht vorzurücken.

Der Zettel war nach Marzahne überschrieben, der Ordonnanzreiter hatte Zahna verstanden, und war schon im Begriff dorthin zu den Franzosen zu reiten, als ihm der Förster von Treuenbrietzen begegnete, die Aufschrift las, und ihn zurecht wies. Die Antwort des Kronprinzen lautete: „La bataille est gagnée, j'arrive avec 48 bataillons, le général Bülow n'a qu'à se retirer en seconde ligne." Tief empört über diese Arglist, welche die theuer errungenen Lorbeern sich zueignen und die Preußen und ihn selbst um den gerechten Preis des blutigen Kampfes bringen wollte, kümmerte sich Bülow gar nicht um die unwürdige Zumuthung, sondern beschloß, der Ankunft Borstell's gewiß, die letzte Kraft aufzubieten, um den hier noch keineswegs entschiedenen Sieg zu erringen. Auch erschien der Kronprinz nicht auf dem Kampfplatz, sondern sandte nur einige schwedische und russische Reiter und Geschütze vor.

Borstell hatte den Major von Rüchel-Kleist vorausgeschickt, um die ankommenden Truppen nach der Lage der Dinge zweckmäßig aufzustellen, mit rascher Einsicht und Thätigkeit führte dieser seinen Auftrag aus. Gegen halb 4 Uhr rückte die in zwei Treffen entwickelte Brigade zum Angriff, jedes Treffen nur von 4 Bataillonen, 12 Kanonen vor der Mitte des ersten Treffens, die Reiterei mit 2 reitenden Kanonen in der rechten Flanke; 3 Bataillone, 2 Schwadronen und 2 Geschütze hatten noch zurückbleiben müssen. Der Kampf hatte sich von allen Seiten auf Göhlsdorf zusammengezogen. Die Nordseite des Dorfes wurde von 8 schwedischen und 4 russischen Kanonen beschossen, Borstell richtete sein Geschütz auf die Südseite. Der Feind antwortete aus 16 zwölfpfündigen Kanonen mit aller Kraft und behauptete sich im Dorfe. Das preußische Fußvolk war inzwischen näher gerückt, und 4 Bataillons drangen plötzlich stürmend ein, der Feind wehrte sich tapfer, wurde jedoch nach hartem Kampfe hinausgeschlagen. Der Major von Hövel drang

mit seinem Bataillon auf der andern Seite bis an die nächste feindliche Batterie, während die Franzosen schon mit verstärkter Macht wiederkehrten, ihm mußte befohlen werden zurückzugehen; 6 französische Bataillons folgten ihm auf dem Fuße, stürmten Göhlsdorf, wo 2 preußische Bataillons nach tapfrer Gegenwehr weichen mußten. Die Ueberlegenheit des französischen Geschützes an Zahl und Schwere zwang auch das preußische, vielfach beschädigte, aus der zu großen Nähe sich etwas zurückzuziehen. Dieser erste Angriff Borstell's war also abgeschlagen. Bülow sandte den Befehl, unverzüglich die Anstalten zu einem kräftigern zweiten zu machen, zugleich wiederholte er seine Aufforderung bei dem Kronprinzen, ja sogar unmittelbar bei Winzingerode, seinen schweren Kampf wenigstens dadurch zu unterstützen, daß sie durch Vorrücken ihre Truppen dem Feinde zeigten.

Inzwischen hatte Thümen die Truppen Bertrand's über Dennewitz hinaus gegen Rohrbeck verfolgt, wohin gleichzeitig von der andern Seite Tauentzien's Truppen vordrangen. Die Franzosen vertheidigten die Brücke von Rohrbeck mit verzweifelter Tapferkeit, im furchtbarsten Handgemenge wurden ihrer viele schonungslos erschlagen, der Rest floh mit Hinterlassung von 2 Kanonen. Die Division Durutte stellte sich unverzagt nochmals bei Rohrbeck gegen Thümen auf, dieser ließ die eine der russischen Batterieen vorbringen, deren nahes Kartätschenfeuer die französische Linie schnell wieder zerriß, das Dorf gerieth in Brand und der Feind wich zurück. Ney, der diese Zerrüttung sah, den Ueberblick über das Ganze des Kampfes wie es scheint verloren hatte, und diesen Theil desselben bei Rohrbeck jetzt für den wichtigsten und gefährlichsten hielt, rief augenblicklich den Heertheil Oudinot's von Göhlsdorf ab, mit dem Befehl eiligst hinter Rohrbeck sich in Schlachtordnung zu stellen und die geschlagenen Truppen Bertrand's aufzunehmen. Als Reynier den Abmarsch Oudinot's erfuhr und nun mit den beiden

sächsischen Divisionen wieder allein blieb, gerieth er in Verzweiflung, er sah sich verlassen, aufgegeben, seine Niederlage vor Augen. Der letzte Erfolg bei Göhlsdorf, der die Täuschung erzeugte, als könne man hier der Uebermacht entbehren, war nur durch diese errungen und ohne sie nicht zu behaupten. Auch erkannte er schon die Zeichen des nahen erneuerten Sturms. Man sagt, er habe im Schmerz über sein Mißgeschick sich in das schärfste Plänklerfeuer begeben und den Tod gesucht.

In der That ließ der neue Angriff der Preußen nicht lange auf sich warten. Bülow gab den Befehl, daß 4 Bataillone von Krafft sich an Borstell anschlössen, Oppen mit seiner ganzen Reiterei auf dem rechten Flügel desselben vorrückte, alles Geschütz herbeigeholt und in Wirksamkeit gesetzt würde. Heftiges Kanonenfeuer eröffnete den neuen Angriff, die preußischen Bataillone marschirten im Sturmschritt vor, der Feind von allen Seiten bedrängt, durch Geschoß und Bajonet und Gewehrkolben, wurde endlich zum letztenmal aus Göhlsdorf hinausgeworfen. Der schwedische Oberst Cardell rückte mit seiner schwedischen Batterie vor, 2 russische Batterieen, die hinter Wölmsdorf hielten, holte der Hauptmann von Grabowski herbei, der Hauptmann Spreuth brachte von seiner zusammengeschossenen Batterie die hergestellte Hälfte zum drittenmal in's Feuer, 2 russische Husarenregimenter schlossen sich an Oppen, 2 russische Jägerbataillone an Krafft's Truppen an. Der Feind wich nun auf allen Seiten. Staub und Pulverdampf begünstigten seinen Rückzug, doch litten die Abziehenden sehr von dem Geschützfeuer, das weithin den Kampfplatz bestrich und durchwühlte. Die sehr zahlreiche Reiterei Arrighi's wagte nicht gegen Oppen's wohlgeordnete Schaaren hervorzubrechen, sie trat bald ebenfalls den Rückzug an, und wurde nun herzhaft angegriffen, die pommerschen und russischen Husaren sprengten ein französisches Reiterregiment und nahmen 8 Kanonen.

Bei Oehna verſuchte der Feind nochmals ſich aufzuſtellen. Doch bevor es geſchehen war, überraſchten ihn die pommerſchen Huſaren, hieben in das noch nicht ſchußfertige Fußvolk ein, machten 1200 Gefangene und nahmen 3 Kanonen; darauf kamen noch 2 Uhlanenſchwadronen von Borſtell herbei, und die Verfolgung wurde kraftig fortgeſetzt. Unterdeſſen hatten Tauentzien's und Thümen's Truppen den Feind bei Rohrbeck in erneuerten Angriffen wiederholt geſchlagen, und zuletzt in völlige Flucht geworfen. Der Heertheil Oudinot's war eiligſt herbeigezogen, allein er vermochte nicht ſich aufzuſtellen, im vollen Marſche von den Flüchtlingen überrannt, von den Verfolgern in der Flanke beſtürmt, gerieth er in Verwirrung und wurde in die allgemeine Flucht unaufhaltſam mit fortgeriſſen. Vergebens bot Ney ſein ganzes Anſehn auf, die Flüchtlinge zu hemmen, ſie gehorchten nicht mehr, Fußvolk und Reiterei, von paniſchem Schrecken ergriffen, eilten aufgelöſt in allen Richtungen davon.

Bülow befahl den wenigſt ermüdeten Truppen die weitere Verfolgung, 3 Landwehrregimenter Borſtell's und 1 Reiterregiment Oppen's drangen nach Körbitz und Welſigkendorf vor, wo ſie mit der verfolgenden Reiterei vom linken Flügel zuſammentrafen; der Oberſt von Hebe mit ſeinen Uhlanen in der Richtung von Schönwalde vorſprengend nahm noch zuletzt 3 Geſchütze. Die Koſaken ſchwärmten weit in die Gegend hinaus.

Beim Einbruch der Nacht ließ Bülow ſeine Truppen zwiſchen Langen-Lippsdorf und Bochow lagern, die Reiterei voraus oder auf den Flügeln, doch viele Truppentheile nahmen ihre Raſt, wohin grade die Bewegung des Kampfes ſie geführt hatte. Die Schweden und Ruſſen, endlich in Marſch geſetzt, lagerten zwiſchen Dennewitz und Jüterbogk.

Die Schlacht war vollſtändig und glänzend gewonnen, der richtige Blick und feſte Muth des Feldherrn wie die kühne und nachhaltige Tapferkeit der unvergleichlichen Truppen hatten ſich

aufs neue herrlichst bewährt. Eine gewisse Aehnlichkeit dieser Schlacht mit der von Groß-Beeren ist auffallend, man erkennt in beiden dieselbe Leitung, dieselbe Kriegsart, nur erscheint beides in der Schlacht von Dennewitz wie an Umfang so auch an Kraft gesteigert. Es gab keinen Augenblick, in welchem Bülow die Uebersicht und Leitung des Ganzen nicht in der Hand gehabt, nicht jedem Theile des Kampfes Ziel und Mittel zugewiesen hätte. Auch hier anfangs nicht ohne Unruhe und heftigen Eifer, wurde er im vollen Sturm des Gefechts nur immer ruhiger und zuversichtlicher. Seine Haltung, unerschrocken in der größten Gefahr ohne diese über seinen Beruf hinaus zu suchen, beseelte die Truppen mit dem höchsten Muth und Zutrauen. Generale, Offiziere und Soldaten hatten gewetteifert in Tapferkeit und Hingebung.

Mehrere Züge von Heldenmuth sind unsrer Erzählung schon eingeflochten, wir müssen noch einige nachtragen. — Als bei dem ersten Angriff Thümen's die Truppen in Verwirrung geriethen, und zurückwichen, hielt dieser sie mit dem Zurufe fest: „Ein Hundsfott wer noch einen Schritt zurückgeht!“ und dieselben Truppen thaten gleich darauf aufs tapferste ihre Schuldigkeit. — Im Allgemeinen herrschte der größte Eifer, die kühnste Todesverachtung; viele Verwundete wollten ihre Truppe nicht verlassen, und blieben im Gefecht. — Ein pommersches Bataillon begrüßte die Granaten, die vor ihm einschlugen, mit „Hurrah“ und „Vorwärts!“ — Der Musketier Tredowski, vom dritten ostpreußischen Regiment, verlor durch eine Kanonenkugel das Bein, seine Kameraden wollten ihn aufnehmen, er aber trieb sie in den Kampf zurück. — Der Dragoner Schwarz, brandenburgischen Regiments, hatte mehrere feindliche Reiter niedergehauen, da fiel sein Pferd verwundet zusammen und die Feinde umringten ihn, allein er entkam ihnen, raffte Gewehr und Patronentasche eines Todten auf, und schloß sich dem Fuß-

volk als Plänkler an. — Der Landwehrmann Baumann, kurmärkischen Regiments, warf die schweren Schuhe weg, um schneller den Feind verfolgen zu können, schoß einen höhern Offizier nieder, und verschmähte dessen Uhr und Börse. — Die freiwilligen Jäger Ebel, von Kleist, Koch und Schumann, vom Füsilierbataillon des kolbergischen Regiments, traten mit ihren kurzen Büchsen in die Reihen des stürmenden Bataillons. — Der Lieutenant Schmückert, Adjutant des kolbergischen Regiments, führte freiwillig die Plänkler des Regiments zum Sturm. — Der Unteroffizier Haak desselben Regiments riß dem Trommelschläger, der ihm zu lässig schien, die Trommel weg, und ging sturmschlagend voran. — Der Lieutenant von Nordhausen, vom zweiten Bataillon des dritten ostpreußischen Regiments, nachdem seine Vormänner gefallen oder verwundet waren, führte die Schützen des Bataillons zum Sturm, und nahm eine Haubitze. — Das pommersche Bataillon des Majors von Podewils, das schon viele Mannschaft verloren hatte, stand etwas vor die Linie hinausgerückt, und sollte deßhalb etwas zurückgehen, aber die Leute riefen: „Lieber zu Grunde gehen, als einen Schritt weichen!“ Die Fahnenstange wurde durch einen Schuß zerschmettert, die nächsten Rotten waren getödtet, Alle wetteiferten die Fahnenrotten zu ersetzen, die am meisten gefährdeten; Podewils nahm selbst die Fahne und führte zum Angriff, eine feindliche Fahne wurde erobert. — Der Rittmeister von Romberg nahm mit westpreußischen Uhlanen 3 Kanonen. — Der Lieutenant von Proek machte mit 12 brandenburgischen Dragonern 100 Gefangene, der Lieutenant von Petersdorf mit 20 kurmärkischen Landwehrreitern 200 Gefangene. — Der Wundarzt Karl Arendt, vom ersten pommerschen Fußregiment, wurde beim Verbinden zweimal verwundet. — Der Regimentsarzt Assing, des zweiten kurmärkischen Reiterregiments, nahm sich während der ganzen Schlacht im heftigsten Kugelregen so unerschrocken und unermü-

bei der Verwundeten an, daß ihm Bülow das eiserne Kreuz am schwarzen Bande geben ließ. — Der Lieutenant von Korth, vom ersten pommerschen Fußregiment, stürzte sich zweimal dem russischen Geschütz entgegen, das eben auf dem Schlachtfeld angelangt, sein Feuer aus Irrthum auf die Preußen richtete. — Die Reihe solcher tapfern Züge ließe sich noch lange fortsetzen, die wenigen hier angeführten sind nur Beispiele aus der Menge. —

Bülow befehligte in dieser Schlacht nicht viel über 30,000 Mann und bestand den Kampf gegen 3 französische von den berühmtesten Feldherren geführte Heertheile, zwischen 65 und 70,000 Mann stark, von denen höchstens 10,000 durch Tauentzien beschäftigt waren. Der Sieg war theuer erkauft; der Bülow'sche Heertheil verlor an Todten und Verwundeten über 200 Offiziere und gegen 6000 Mann. Tauentzien's Verlust wurde auf 3000 Mann geschätzt. Die Franzosen verloren an Todten und Verwundeten über 10,000 Mann, gegen 15,000 an Gefangenen, 4 Fahnen, 80 Kanonen, 400 Pulverwagen, unermeßliches Gepäck und Geräth, da schon auf dem weiten Schlachtfeld, noch mehr aber auf der nächtlichen Flucht, alles zurückgelassen und den Siegern zur Beute wurde. —

Der Eindruck dieses Sieges übertraf den von Groß-Beeren weit. Der Kronprinz von Schweden selbst war davon ganz ergriffen. Er schrieb gleich am folgenden Tag an Bülow: „J'ai été témoin hier du courage que vos troupes ont déployé et de l'activité et des talents de vos généraux; continuez à leur donner le bel et honorable exemple qu'ils reçoivent de vous dès le commencement de la guerre", und fügte hinzu, daß er selbst vollkommen würdige und auch dem Könige gebührend anzeigen werde, was alles das Vaterland den Leistungen Bülow's und seiner standhaften Beharrlichkeit verdanke. — Ney dagegen, um Mitternacht in Dahme ange-

langt, schrieb von hier an Napoleon ganz entmuthigt: „Ich bin gänzlich geschlagen, und noch weiß ich nicht, ob mein Heer sich wieder gesammelt hat. Ihre Flanke ist entblößt, nehmen Sie sich daher in Acht. Ich glaube es ist Zeit, die Elbe zu verlassen und sich auf die Saale zurückzuziehen.“ An den Kommandanten von Wittenberg, General Lapoype, schrieb er noch schlimmer: „Ich bin nicht mehr Herr der Truppen, sie versagen mir den Gehorsam und haben sich selbst aufgelöst; nehmen Sie, Herr Kommandant, darnach Ihre Maßregeln.“ Was von dem geschlagenen Heer noch übrig war, zog eiligst der Elbe zu. Ney sammelte die Flüchtlinge des Bertrand'schen Heertheils am 7. bei Dahme; — hier hatte Napoleon an diesem Tage von Dresden her mit starker Macht eintreffen wollen, um sich mit Ney zu vereinigen. Reynier's Truppen nahmen ihren Rückzug theils auf Herzberg, theils auf Annaburg, Oudinot's Heertheil ebenfalls auf Annaburg; sie wurden noch sehr von den Verfolgern beunruhigt; Tauenzien sandte noch am 6. September Abends seiner Brigade, die unter Wobeser in Luckau stand, den Befehl nach Dahme vorzurücken um den Feind in der Flanke zu nehmen; Wobeser machte mit 8 Landwehrbataillons, 8 Schwadronen und 1 Batterie einen angestrengten Nachtmarsch, erschien am 7. früh um 5 Uhr vor Dahme, wo Ney's Hauptquartier war, griff sogleich mit Ungestüm an, jagte Ney's Hauptquartier in die Flucht, nahm 1 Kanone und machte 2500 Gefangene; ebenso überfiel der Rittmeister von Blankenburg mit einer gemischten preußischen Reiterschaar den Feind bei Holzdorf, nahm 10 Offiziere und 800 Gemeine gefangen und 8 Kanonen; der Oberstlieutenant Graf von Lottum mit einer Schaar preußischer und russischer Reiter nahm bei Herzberg gleicherweise 800 Gefangene und 1 Kanone. Unfähig solcher Angriffe sich zu erwehren, zogen am 8. September alle französischen Truppen bei Torgau sich über die Elbe zurück.

Bülow ſchrieb am Tage nach der Schlacht aus Oehna folgenden Brief an ſeine Frau: „Der geſtrige Tag war einer der merkwürdigſten und glänzendſten, welche die preußiſche Militairgeſchichte aufzuweiſen hat; wir haben eine Hauptſchlacht gewonnen, wo gegen uns jeder Fuß Terrain hartnäckig vertheidigt wurde. An der Schlacht hat von den Alliirten nichts Theil genommen, als zuletzt, nachdem wir den Feind ſchon aus den mehrſten Poſitionen geworfen, die ſchwediſche und ruſſiſche Artillerie und beim Verfolgen die ruſſiſche Kavallerie. An 5 Stunden habe ich mich beinahe allein gegen einen ungeheuer überlegenen Feind mit 3 Diviſionen erhalten müſſen, denn die von Borſtell konnte erſt nach 3 Uhr Nachmittags ankommen, und um 10 Uhr fing die Schlacht nahe bei Jüterbogk an. Wir haben ſehr viel Menſchen verloren, mehrere Bataillone ſind bis auf die Hälfte geſchmolzen. Die Hand der Vorſehung ſchützte mich ſichtbar. Auch von meinen Adjutanten iſt niemand verwundet. Der Prinz von der Moskwa (Ney) war mit ſeinem Armeekorps zu Oudinot geſtoßen und hatte das Kommando übernommen, daher die ſehr bedeutende Stärke des Feindes. Wir ſind noch im Verfolgen begriffen. Ich kann noch nicht genau überſehen, wie viel wir an Trophäen aufzuweiſen haben werden, 20 Kanonen und eine große Menge Munitionswagen weiß ich vorläufig. Unſere Truppen haben Wunder gethan; ſie haben mit dem Bajonet Batterieen geſtürmt; es ſind wieder die alten Preußen von Prag, Leuthen ꝛc. Es kommt nur darauf an, daß wir unſere Siege nutzen, und wir werden bald Herr von Deutſchland ſein.“ Die unrichtigen Angaben in dieſem Briefe, beſonders in Betreff der eroberten Kanonen, zeigen auf's neue wie ſchwer es iſt nach ſolchem Ereigniß alle Folgen deſſelben ſogleich zu überſehen.

Bei Dennewitz wie bei Groß-Beeren hatten die Sachſen im franzöſiſchen Heere tapfer gefochten und es war nicht ihre

Schuld, daß die Franzoſen nicht ſiegten. Das Mißſtehen dieſer Deutſchen auf der undeutſchen Seite regte großen Unwillen auf, und Bülow enthielt ſich nicht, den gefangenen ſächſiſchen Offizieren, am folgenden Morgen eine bittre Strafrede zu halten, indem er ſie auf das Beiſpiel ihres ehemaligen Generals Thielmann verwies, der jetzt der Sache der Verbündeten und hiemit dem Könige von Sachſen beſſer diene als ſie, die noch mit den Franzoſen vereinigt waren, und forderte ſie zum Uebertritt auf. Der Zeitpunkt aber, wo eine ſolche Geſinnung zur That werden ſollte, trat erſt ſechs Wochen ſpäter ein, der ausgeworfene Samen mußte durch die Ereigniſſe ſelbſt der Reife näher gebracht werden.

Am 8. September feierte das Heer den erfochtenen Sieg durch ein feierliches Tedeum unter dem Donner der Kanonen und dem Gewehrfeuer der in Vierecke geſtellten Regimenter. Dem Könige wurde von den Preußen ein dreimaliges Hurrah gerufen, ſodann Bülow'n von ſeinen Truppen. Der Kronprinz von Schweden ſammelte alle Angaben über den Verlauf der Schlacht, beſonders erkundigte er ſich bei den Gefangenen ob nicht Napoleon ſelbſt dabei geweſen, welches er anfangs zu glauben ſchien, weil ihn vielleicht geheime Kundſchaft benachrichtigt hatte, daß Napoleon, wie er wirklich die Abſicht gehabt, ſich von Dresden her mit Ney zu vereinigen dachte. Dieſer Vorausſetzung gemäß wollte der Kronprinz auch nicht zu ſchnell vorrücken, ſondern das Heer vorſichtig beiſammen und zurück halten, in dieſem Sinne gab er viele zweckmäßige Befehle, die jedoch zu ſehr ins Einzelne gingen, und den vorſtrebenden Geiſt der Preußen nicht befriedigten. Nach einigen Tagen aber erſchien ein vom Hofkanzler von Wetterſtedt unter den Augen des Kronprinzen verfaßter Kriegsbericht, der zuerſt das größte Staunen und dann das unwilligſte Murren erregte. Darin wurden die Sachen folgendermaßen dargeſtellt: „Das preußiſche Heer, höch-

ſtens 20,000 Mann ſtark, hielt mit wahrhaft heroiſchem Muth die wiederholten, durch 200 Kanonen unterſtützten Angriffe von 70,000 Feinden aus. Der Kampf war ungleich und mörderiſch, doch herrſchte nicht einen Augenblick Unentſchloſſenheit unter den preußiſchen Truppen; und wenn einige Bataillone das gewonnene Terrain augenblicklich räumen mußten, ſo geſchah es nur, um es auf der Stelle wieder zu erobern. In dieſer Lage der Dinge rückten 70 ruſſiſche und ſchwediſche Bataillone, 10,000 Mann Reiterei von beiden Nationen und 150 Stück Geſchütz in Angriffskolonnen mit freien Zwiſchenräumen zum Entwickeln vor. Schon waren über 4000 Mann ruſſiſcher und ſchwediſcher Reiterei und mehrere Batterieen in Gallop herangeſprengt, um einen Punkt, gegen den der Feind vorzüglich ſeinen Angriff richtete, zu unterſtützen. Ihre Ankunft begann demſelben Einhalt zu thun, und die Erſcheinung der Kolonnen that das Uebrige. Das Schickſal der Schlacht war auf der Stelle entſchieden." Ungeachtet des glänzenden Lobes, das hier der preußiſchen Tapferkeit ertheilt wird, iſt die Argliſt doch nur zu ſichtbar, welche die Ehre des Sieges den Preußen und ihrem Feldherrn doch zum Theil entziehen und dem Geſammtheer ſo wie dem Oberbefehlshaber deſſelben zuweiſen möchte; zu dieſem Zweck wird ſogar die Zahl der Kämpfenden wie ihre Anſtrengung zum Theil verkleinert, damit es ſcheine, als habe der preußiſche Heertheil nur gleichſam als Vorhut gefochten, und die übrigen Heertheile dicht hinter ſich gehabt. Allein der Augenſchein zeigt, daß die Preußen allein hier eine ſelbſtſtändige Schlacht geliefert, und ſie gewonnen haben ehe die Schweden und Ruſſen herangekommen. **Auch waren letztere zuſammen nicht 70 Bataillone ſtark, ſondern nur 46 Bataillone, 40 Schwadronen und 118 Kanonen, die Preußen aber nicht 20,000 Mann, ſondern zwiſchen 40 und 50,000 Mann.**

Bülow verſuchte die ſchwediſchen Angaben durch eine wahr-

heitsgetreue Darlegung der Thatsachen in den Berliner Zeitungen zu berichtigen, allein der Zensor verweigerte auch diesmal die Zulassung. Empört über dieses Versagen des nach seiner Ueberzeugung gerechtesten Verlangens, beschwerte sich Bülow bei dem Fürsten von Wittgenstein, als demjenigen Minister, dem die Zensursachen untergeben waren, und hatte mit ihm einen scharfen, doch fruchtlosen Briefwechsel. Aber auch an Adlercreutz sandte er seine bittren Klagen in einem Schreiben, das er anfangs sogar an den Kronprinzen selbst richten wollte, und worin er sowohl gegen das Uebermaß der Bedeutung, welches dieser der Mitwirkung der schwedischen und russischen Geschütze beilegen wolle, als gegen die Hervorhebung des Prinzen von Hessen-Homburg im Vergleich der andern Brigadegenerale nachdrücklich Einspruch that. In letzterem Betreff sagte er grade heraus: „Quoique le prince de Hombourg aye fait son devoir, il n'a cependant point eu l'occasion de se distinguer comme les généraux de Thümen, de Borstell et de Kraft, et je crois comme chef de mon corps et comme témoin oculaire le mieux pouvoir juger du mérite des officiers à mes ordres." Adlercreutz antwortete begütigend, und schrieb unter andern: „Je suis pleinement convaincu que ces batteries ne décidèrent pas la victoire, mais elles doivent avoir contribué en partie à accélérer la retraite de l'ennemi;" er fügt schließlich hinzu: „Je déclare hautement que les dispositions de votre Excellence et la bravour des troupes à ses ordres ont tout l'honneur de l'heureux résultat de cette bataille."

Hier erhebt sich eine alte, vielfach verhandelte und für jeden gegebenen Fall absonderlich zu entscheidende Frage, wem von kriegerischen Thaten der Ruhm gebühre? Der Mitwirkenden sind hier immer viele, unter den mannigfachsten Verhältnissen und Umständen. Unstreitig hat der Oberbefehlshaber ein unbedingtes Recht auf alles, was seine Untergebenen nach

seinem Befehl ausführen. Aber der größte Feldherr hört auf das Urtheil, auf den Rath von Andern, und seines Generalstabs, seiner Adjutanten, seiner Unterbefehlshaber, kann er nicht entbehren; ja manche Schlacht hat vorzugsweise der Generalstab, ein Adjutant, ein Unterbefehlshaber, ohne und sogar wider Befehl, oder die Tapferkeit der Truppen allein gewonnen. In unserem Falle stellt es sich klar heraus, daß Bülow mit vollkommener Selbstständigkeit gehandelt hat, daß auch in dieser Beziehung die Schlacht von Dennewitz nur eine Steigerung der Schlacht von Groß-Beeren ist; von oben fand höchstens eine hemmende Einwirkung Statt, von unten nur die nothwendige, die richtige Mitwirkung. Das Verhältniß zu dem Kronprinzen von Schweden konnte zu derjenigen Zeit, in der es amtlich in Kraft war, das Verdienst und den Ruhm der That einigermaßen auf jenen hinüberleiten; die spätere Geschichtskunde, frei von amtlicher Rücksicht, darf diesen Schein nicht dulden. Bülow hatte jedoch sein Werk und Verdienst nicht nur gegen den Höheren, sondern auch gegen den Nebenstehenden, ja gegen seinen Untergebenen zu wahren; von erüerem wird später die Rede sein, in Betreff des letzteren sei nur in Kürze gesagt, daß Borstell, gestützt auf sein Zuletzterscheinen und auf die Wegnahme von Göhlsdorf, gar sehr gemeint war, sich für den eigentlichen Sieger zu halten, und unruhig bald mehr bald minder solche Ansprüche blicken ließ, die niemand sonst ihm jemals zugestehen wollte. —

Um den Gegenstand zu erledigen schließen wir gleich hier eine spätere Erörterung an, welche Bülow zur Wahrung seines Rechtes an den Hauptmann von Thile schrieb, von dem zu erwarten war daß er sie dem Könige vorlegen würde; er sagt darin: „Der Kronprinz für seine Person ist niemalen auf dem Schlachtfelde erschienen, noch hat er in Absicht der Schlacht weder die mindeste Veranstaltung getroffen noch Ordres er-

theilt. — Der Kronprinz ließ mich fragen, ob die Schlacht gewonnen? ich antwortete, allerdings, der Feind ſei in völligem Rückzuge; zum zweitenmal ließ er mich fragen, ob der Sieg vollſtändig und der Feind in Unordnung zurückginge? ich bejahte dies abermals." Von den furchtbaren Kolonnen, welche ein ſolches Schrecken bei dem Feinde verurſacht haben ſollen, hat Bülow nichts geſehen, überhaupt nichts von den Schweden, als 2 reitende Batterieen, und deren Oberſt Cardell nebſt dem General Adlercreutz, die perſönlich bei ihm im ſtärkſten Feuer waren. Seine gereizten Gefühle ſprechen ſich noch ſpäter in einem Schreiben an ſeine Frau mit gerechtem Stolz aus: „Die Berliner haben eine Deputation an den Kronprinzen geſchickt, welche ihn gebeten zu erlauben, daß ſie zum Andenken ſeiner, als des Retters von Berlin, eine Medaille mit ſeinem Bildniß dürften prägen laſſen. Er hat geantwortet, ſie wären es größtentheils mir und meinen Truppen ſchuldig, ſie möchten alſo eine Medaille mit ſeinem Bildniß prägen laſſen, wo aber auf der andern Seite mein und Tauenzien's Name, ſo wie die der ſchwediſchen Generale Stedingk, Adlercreutz und Tawaſt, und der ruſſiſchen Generale Woronzoff und Winzingerode ſtehen ſollten. Da ich dieſes erfuhr, habe ich an's Gouvernement geſchrieben, und verbeten, daß mein Name auf dieſer Medaille geprägt werde. Beiliegend erhältſt Du das Brouillon dieſes Schreibens. Theile es der Prinzeß Luiſe mit, es wird ihr Spaß machen."

Die Kriegsbewegungen gingen langſam vorwärts. Bülow's Heertheil zog am 9. September nach Nonnendorf, Tauenzien nach Luckau, Hirſchfeldt nach Seyda. Der Kronprinz nahm eine Mitteſtellung vor Wittenberg bei Seyda, und dehnte nur ſeine Flügel etwas aus. Die erlangten Vortheile, wie groß immer, waren noch keine entſcheidenden, Oudinot und Ney waren geſchlagen, aber die dunkle Geſtalt Napoleons und ſeines

Hauptheers ſchwebte gleich einer Gewitterwolke drohend im Hintergrund; was ſeinen Marſchällen zweimal mißlungen war, konnte er ſelbſt zum dritten Male durchſetzen. Ueber die Elbe zu gehen und den gefürchteten Feind aufzuſuchen, machte der Kronprinz allerdings einige Anſtalten, doch zur Ausführung hielt er für nöthig erſt einen Stützpunkt an der Elbe gewonnen zu haben, Wittenberg oder Torgau. Er nahm ſein Hauptquartier in Roßwig, während Bülow nach Seyda verrückte und ein Lager zwiſchen Seyda und Gadegaſt bezog; Borſtell's Brigade ſtand in Schweinitz und Jeſſen. Tauentzien erhielt Befehl die Brigade Wobeſer gegen Torgau vorzuſchicken, und den dortigen Brückenkopf anzugreifen; Hirſchfeldt ſollte Wittenberg einſchließen; die Belagerung dieſer Feſtung wurde am 14. September Bülow'n aufgetragen, und ihm zu dieſem Zweck auch Hirſchfeldt untergeben. Zugleich erhielt Bülow die Ermächtigung oberhalb Wittenberg's bei Elſter, gegenüber von Wartenburg, eine Brücke über die Elbe ſchlagen und einzelne Truppenabtheilungen übergehen zu laſſen, falls keine zu große Gefahr dabei wäre; ein Theil ſeiner Reiterei, zwiſchen der Elſter und Elbe zweckmäßig aufgeſtellt, erhielt die Verbindung mit Tauentzien. Das zur Belagerung Wittenberg's nöthige ſchwere Geſchütz wurde aus Spandau und Berlin ſchleunigſt herbeigeholen, die Feſtung ſollte in kürzeſter Friſt erobert werden. In dieſer Aufgabe und Stellung fand Bülow zwar genügſamen Stoff raſtloſer und mannigfacher Thätigkeit, aber ſich im Ganzen doch auf Abwarten und Stillſtehen angewieſen.

In dieſer Zeit ſandte die Prinzeſſin Luiſe von Preußen, vermählte Fürſtin Radziwill, ihren älteſten Sohn zu Bülow, um unter deſſen Augen den Krieg mitzumachen. Ihr Brief vom 18. September aus Berlin lautete: „Sie ſind ſeit ſo langen Jahren uns ein ſo treuer und werther Freund geweſen, daß ich gewiß, lieber Bülow, meinem Sohne kein beſſeres Schickſal

wünſchen konnte, als in Ihrer Nähe und unter Ihren Augen an dem heiligen und gerechten Kampf Theil zu nehmen, für den Sie bis jetzt mit einem ſo herrlichen Erfolg gefochten haben. Ich hoffe daß Wilhelm Ihre Gewogenheit zu verdienen ſuchen wird, und bin feſt überzeugt, daß es ihm wenigſtens dazu an gutem Willen nicht fehlen wird. Möge er ganz meinen ſehnlichſten Wünſchen entſprechen, und mit Ihrem Beifall beehrt einſt zu mir zurückkehren! Auch Herrn von Royer, einen ſeit 20 Jahren meinem Bruder und mir treu bewährten Freund, empfehle ich Ihnen angelegentlichſt; er verdient alles Gute was man nur von einem Menſchen ſagen kann, und bat mich jetzt, in einem Augenblick, der doch wohl jedem Mutterherzen ſchwer wird, einen ſehr werthen Beweis ſeiner Anhänglichkeit durch dem Anerbieten gegeben Wilhelm zu begleiten. Sobald wir die nöthigen Pferde werden angeſchafft haben, wird Wilhelm abreiſen. — Daß Sie in der Gegend von Wittenberg bleiben und zu der Belagerung dieſes Plages beſtimmt ſind, thut mir herzlich leid, — denn ich weiß daß es Ihrem Wunſch und Ihrer Ueberzeugung nicht entſpricht. — Mein Mann ſprach dem Obriſt Boyen im Hauptquartier des Kronprinzen, und hoffte Sie auch bei dem Uebergang über die Elbe zu treffen, in Zerbſt erfuhr er erſt das Gegentheil und mußte nun eine weitere Reiſe aufgeben. — Ihre gute Pauline tummelt ſich noch immer in der Welt herum; — ich wünſchte ihr wohl baldige Ruhe in ihrem Bette, nach dem ſie ſich recht herzlich ſehnt. Ich beſuchte ſie zuweilen, aber nun habe ich einen ſo böſen Huſten und Fieber, daß ich nicht mehr das Zimmer verlaſſen kann. — Schenken Sie mir die Fortdauer Ihrer Freundſchaft. Empfehlen Sie mich dem Obriſt Boyen, Herrn von Auer und Weyrach, und verſichern Sie ſich meiner Dankbarkeit und Ergebenheit."

Vom König erhielt Bülow das Großkreuz des eiſernen Kreuzes, der Kronprinz von Schweden ſandte ihm mit ſchmeichel-

haften Worten das Großkreuz des Schwertordens. Wie er beides aufnahm, erſehen wir aus dem Brief an ſeine Frau vom 19. September aus Seyda: „Auf meinen erſten vorläufigen Bericht der Schlacht von Dennewitz habe ich Antwort vom Könige. Er iſt höchlich erfreut, und hat mir das höchſte militairiſche Ehrenzeichen, was in dieſem Kriege gegeben wird, das Großkreuz des eiſernen Kreuzes überſandt. Zugleich habe ich das Großkreuz des ſchwediſchen Schwertordens erhalten. Dieſes letzte iſt mir in Wahrheit ſehr gleichgültig. Tauenzien hat den ſchwarzen Adlerorden erhalten, aber kein eigentlich rein militairiſches Ehrenzeichen; man muß ihm die Gerechtigkeit widerfahren laſſen, daß er ſich immer entſchloſſen und gut benommen hat. — Wenn man die Berliner Zeitungen lieſt, ſo ekelt es einen an, die erbärmlichen Bulletins des Kronprinzen zu leſen, wie er ſo ängſtlich bemüht iſt dem Publikum vorzuſpiegeln, daß er Antheil an der Schlacht bei Dennewitz habe. Seine Bulletins enthalten beinahe nichts wie Lügen; es iſt kein wahres Wort, daß Tſchernitſcheff Deſſau beſetzt hat, der Kronprinz hat ihn vielmehr wieder über die Elbe zurückkehren laſſen, worüber dieſer außer ſich iſt."

Der Kronprinz that ſehr ungeduldig, und fragte wiederholt an, warum Bülow die Laufgräben vor Wittenberg noch nicht eröffnet habe? Dieſer fand das Drängen des ſonſt immer Zaudernden ſehr ungehörig, und antwortete ſcharf, daß eine Belagerung ohne Belagerungsgeſchütz noch nie Statt gefunden. Als endlich einige Mörſer und ſchwere Kanonen ſo wie auch eine engliſche Batterie Congreve'ſcher Raketen eingetroffen waren, verlegte Bülow am 24. September ſein Hauptquartier näher an Wittenberg im Birkenbuſch oder Nudersdorf, ließ Nachmittags durch Thümen dieſſeits der Elbe, jenſeits durch Hirſchfeldt, die nächſten Dörfer um Wittenberg nehmen, und die Franzoſen auf die Feſtung beſchränken.

Ney hatte ſich mit ſeinen geſchlagenen Truppen auf die Mulde zurückgezogen, und ſtrebte aus allen Kräften ſie wieder zu ordnen, zu ermuthigen, zu verſtärken. Bülow lag dem Kronprinzen dringend an, ihn bei Elſter über die Elbe gehen zu laſſen und ſelber bei Roßlau überzugehen, um den Feind zu gleicher Zeit auf beiden Flügeln anzugreifen, das Gelingen ſei unfehlbar, und werde auch für die andern Heere die größten Folgen haben; aber der Kronprinz verwies ihn auf Wittenberg, ohne deſſen Beſitz das Nordheer nichts jenſeits der Elbe unternehmen könne; während Bülow umgekehrt eine ſolche Unternehmung für das beſte Mittel hielt, den Fall von Wittenberg zu bewirken; er beklagte bitter, daß von dieſem Feldherrn das geringſte Vorſchreiten nur gewaltthätigerweiſe zu erpreſſen ſei! Der Oberſtlieutenant von Valentini, bis dahin Oberquartiermeiſter von Yorck's Heertheil, eben jetzt aber in gleicher Eigenſchaft zu Bülow verſetzt, ſchrieb in gleichem Sinn an ſeinen Freund Schack: „Der Oberfeldherr, deſſen Panier ich jetzt folge, läßt ſeinem Heerhaufen mehr Ruhe, als wir unter den lorbeerbegierigen Strategen genoſſen, die uns bei Tag und Nacht durch Bäche und Ströme jagten; bei dem dritten Armeekorps kann man auf die Jagd gehen, einen Landedelmann beſuchen, ein Leben führen, wie ich mit meinem Freunde Zielinski in den erſten Tagen unſrer Ruhe in Baugen ... Man lebt ungenirt und in guter Eintracht in dieſem Hauptquartier, doch bin ich in einer fremden Welt.“ Vom Kronprinzen von Schweden ſagt er noch, derſelbe habe hierin auch etwas Imperatoriſches, daß er ſeinen Generalen wenig über das Ganze der Sachen mittheile; er ſei übrigens ſehr höflich, mache aber auch ebenſo ſeinerſeits Prätenſionen von Höflichkeit, die gegen ihn Devotion werden müßte, „mehr als unſre preußiſchen Gebräuche es erlauben.“

Ein Aufruf an die Sachſen vom 7. September auf dem

Schlachtfelde von Dennewitz erlassen, lautete wie folgt: „Sachsen! Deutsche Brüder und Nachbarn! — Von den Gefilden einer gewonnenen Schlacht, in der wir mit Unwillen euer deutsches Blut vergossen, sprechen wir noch Einmal zu euch. — Sachsen! Einst zählte Deutschland euch mit Stolz zu dem edleren Theile seiner Söhne, die jeder Unterdrückung kühn widerstrebten; rühmlich erwähnt die Geschichte der heißen Schlachten, in denen eure Vorfahren für die Freiheit des Vaterlandes fochten. Ihr waret eine der kräftigsten Stützen Deutschlands, unter dessen alter Verfassung unser aller Wohlfahrt und Glück blühte. Was seid ihr jetzt? Unterwürfige Knechte eines fremden Monarchen, dessen unersättlicher Ehrgeiz euch auf immer in die Ausführung seiner blutdürstigen Plane verwickeln, auf immer von dem Genusse des wahren häuslichen Glücks entfernen wird; Helfershelfer bei der Unterdrückung eurer deutschen Brüder; Theilnehmer an der Verwüstung eures vaterländischen Bodens, den jene Fremdlinge, nicht wir, zur Einöde gemacht haben. Was habt ihr, selbst bei dem glücklichsten Ausgang eures ungerechten Kampfes, zu erwarten? Sklavenfesseln, die euch unaufhörlich drücken, die euch bei euren Zeitgenossen, so wie bei der Nachwelt, mit ewiger Schande bedecken werden. — Es ist nicht Gefühl von Schwäche, was uns diese Worte an euch entlockt; das frohste Bewußtsein, die festeste Zuversicht, führt uns der Zukunft entgegen, und auch ohne euch werden wir diesen heiligen gerechten Kampf bestehen, aber eben weil wir euch als unsere deutschen Brüder gerne lieben und achten möchten, weil wir nur mit Unwillen daran denken mögen, euch gleich jenen räuberischen und verhaßten Fremdlingen zu behandeln, fordern wir euch auf, des deutschen Namens, der deutschen Abkunft euch würdig zu zeigen, und die Fahnen des Unterdrückers mit denen der Freiheit und des Rechts zu vertauschen. — Wählt jetzt, Sachsen! Ruhe und Glück für eure Zukunft, Ruhm und Ehre bei der Mit- und Nach-

welt, und unſre herzliche Liebe und Achtung, — oder Knechtſchaft, Schande, und Zerſtörung eures Wohls. — Als Brüder werden wir diejenigen von euch empfangen, die eingedenk ihrer heiligſten Pflichten vereint mit uns für Deutſchlands Wohlfahrt kämpfen wollen. — Aber wir ſagen uns los von aller Gemeinſchaft mit denjenigen, die länger noch die ſchimpfliche Feſſel des Unterdrückers tragen; unwürdig erklären wir ſie des deutſchen Namens, und ſie ſelbſt und ihre Eltern und Verwandten ſollen erfahren, wie wir Deutſchlands ausgeartete Söhne zu verachten und zu ſtrafen wiſſen.“

Dieſer Aufruf hatte wenig gefruchtet; er mochte nicht gehörig bekannt geworden oder für Einzelne ſchwer zu befolgen ſein, nur wenige Sachſen kamen auf die deutſche Seite herüber. Den Verſuch einen ihrer Generale zu gewinnen, machte Bülow durch ein Schreiben vom 25. September an den ſächſiſchen Generallieutenant von Zeſchau. Die darin angeführten Beweggründe ſind merkwürdig genug, ſie erinnern an die, von denen Yorck geleitet war, und bezeugen abermals, daß Bülow dieſen vollkommen beipflichten konnte. Nach einigen allgemeinen Betrachtungen fährt er eindringlichſt fort: „Sollten Sie nicht durchdrungen ſein von der Ueberzeugung, daß die wahre Ehre dem Soldaten den Kampf für die Freiheit und das Wohl des Vaterlandes gebietet, und daß, indem Sie dem erſten Bürger deſſelben den Eid der Treue leiſteten, derſelbe auf keine Art gebrochen wird, wenn Sie, treu dem Wohl des Vaterlandes, einen entſcheidenden, ewig ruhmwürdigen Schritt für daſſelbe thun? — Nein gewiß! Euer Exzellenz fühlen dies eben ſo ſehr, als Sie die Achtung nicht verkennen können, die Sie ſich durch dieſen Schritt bei dem ganzen freien Europa erwerben würden, und als Ihnen die dauernde Dankbarkeit des geretteten Vaterlandes werth ſein muß. — Ihr edler Monarch kann, gefeſſelt von dem Unterdrücker Ihrer Freiheit, nicht mehr aus der

Fülle seines Herzens zu Ihnen sprechen. Könnte er das, seine Befehle würden gewiß, mit meinen Ansichten übereinstimmend, zur Befreiung des Vaterlandes Sie auffordern. Auch ihn aus dieser schmachvollen Unterwürfigkeit zu befreien, ist Ihre Pflicht. — Es wird an Mitteln Ihnen nicht fehlen, aus der Gemeinschaft mit jenen verhaßten Fremdlingen zu treten; — die Wege über Dessau und Wörlitz und die heilige Zusicherung unserer Mitwirkung und Unterstützung, wo Sie solche wünschenswerth finden, bieten sich Ihnen dazu dar. — Ich aber, der ich mir vorzüglich die Ehre wünsche, die braven Sachsen mit meinen Preußen vereinigt zu sehen, und der ich hierin nur die Gesinnungen des Königs meines Herrn und aller meiner vaterländischen Waffenbrüder ausspreche, sichere Ihnen im Namen meines Monarchen das ungetheilte Zusammenbleiben Ihrer Mannschaft unter Ihren Fahnen und die Bestätigung eines jeden in seinen Rang- und Gehaltsverhältnissen zu. — Werfen Sie diese Anerbietungen nicht zurück; sie sind mit Vertrauen, mit Achtung und Liebe gegeben, und verdienen eine gleiche Aufnahme. Euer Exzellenz persönlich aber bitte ich die Versicherung meiner hohen Achtung und Ergebenheit zu genehmigen." — Es war ein besonderes Geschick, daß grade dieser General, der so angesprochen wurde, grade am längsten bei den Franzosen aushielt. —

An seine Frau schrieb Bülow an demselben Tage: „Die Prinzeß Luise hat mir geschrieben, eben so die Gräfin Kalnein; beide haben mir ihre Söhne empfohlen. Ich habe also eine weitläufige Korrespondenz mit den Damen. Wie paßt aber diese Damen-Korrespondenz für einen Menschen, der handwerksmäßig Mordbrennerei treibt? Heute Nacht fange ich an, Wittenberg zu bombardiren; mit Leidwesen werde ich so viele für uns wichtige und ehrwürdige Denkmäler zerstört sehen, die Zelle, wo Luther noch als Mönch gewohnt ꝛc. Alles dieses

wird wahrſcheinlich in kurzem ein Raub der Flammen ſein, und ich fürchte, daß vielleicht mehr unſchuldige, unglückliche Einwohner den Tod finden werden, als Feinde darin umkommen. Das iſt der Krieg, meine gute Pauline! Geſtern habe ich die Vorſtädte genommen, und den Feind in die Feſtung hineinwerfen laſſen. Auf einer Höhe ſitzend habe ich die anſehnliche, in der Geſchichte der Reformation ſo merkwürdige Stadt mit Wehmuth betrachtet. Aber das iſt der Krieg, meine Pauline!"

Am 25. September Abends um 8 Uhr wurden wirklich die Laufgräben eröffnet und 3 Batterieen mit Geſchütz beſetzt, in der Nacht begann das Bombardiren, doch ohne große Wirkung. Die Franzoſen antworteten kräftig, die Preußen errichteten neue Batterieen, und warfen in den Nächten zum 28. und 30. September zahlreiche Bomben in die Stadt, ſie wurde zum Theil eingeäſchert, ein Magazin in Brand geſteckt, aber die Brücke blieb unzerſtört, und die Uebergabe um nichts genähert. Die Bewegungen des Feindes waren indeß wieder bedrohlich gegen die Elbe gerichtet, und nöthigten die Aufmerkſamkeit ſich vorzugsweiſe ihnen entgegen zu wenden.

Ney hatte am 27. September mit ſeinen Vortruppen Deſſau beſetzt, dann Roßlau, wo die Schweden ſtanden, wiederholt angegriffen, doch hier zurückgeſchlagen ſich ſtromaufwärts gewandt; er glaubte, das Nordheer wolle bei Elſter übergehen, ſchickte daher Bertrand's Heertheil dorthin um den Brückenbau und den Uebergang möglichſt zu hindern. Doch war es nicht das Nordheer, ſondern das aus der Lauſitz kühn hervordringende ſchleſiſche, namentlich der Heertheil York's, deſſen Uebergang über die Elbe hier ſollte bewerkſtelligt werden. Bülow lieh ſeine kräftige Hülfe dazu. Er ſandte 1 Grenadierbataillon und 6 Muskетierkompanieen, 1 zwölfpfündige Batterie und 1 reitende

ſechspfündige, unter deren Schutz die Arbeit glücklich ausgeführt wurde.

An ſeine Frau ſchrieb am 29. September Bülow aus Ruderſdorf: „Es iſt ſchon ſehr lange, daß ich keine Zeile von Dir erhalten; bei allem, was auf mir beruht, bei meinen großen und wichtigen Geſchäften iſt es nothwendig, daß ich in Anſehung Eurer, meine Lieben, beruhigt bin. — Wittenberg iſt nun zwei Nächte bombardirt worden; das letzte, geſtern Nacht, hat große Wirkung gehabt. Es brannte an vier Orten, und ſehr viel von der Stadt liegt in Aſche; ein Theil des Schloſſes, worin ein großes Magazin war, iſt auch ein Raub der Flammen geworden. — So eben erhalte ich die Nachricht, daß der König von Baiern die franzöſiſche Parthei verlaſſen, und ſich mit uns vereinigt. Auch wurde geſtern gemeldet, daß der Feind ſich zurückzöge, und daß Dresden vielleicht ſchon geräumt ſein würde. Alles dieſes iſt von großer Wichtigkeit. Wir werden alſo auch hier in wenig Tagen über die Elbe gehen. Ein großes Uebel iſt es, daß wir es nicht ſchon lange gethan. Das Korps des Marſchall Ney müßte gänzlich vernichtet werden. — Du weißt, meine liebe Pauline, ich bin Gourmand und betrachte eine ſchlechte Speiſe halb und halb wie eine verlorne Schlacht. Mein Staatsrath hatte einen Wildſchweinskopf komplet zum Brei verkochen laſſen. Wir Alle fanden uns in unſern Erwartungen ſehr getäuſcht, und es hat eine derbe Epiſtel geſetzt.“ —

Das Annahen des ſchleſiſchen Heeres und die nun lebhaft eingetretenen Mittheilungen zwiſchen Blücher und Bülow erhoben den Kriegseifer beider zu großeren Entwürfen und Hoffnungen; Blücher und Gneiſenau hatten ſchon Vorſchläge gemacht, Bülow'n von dem Nordheer abzutrennen und mit dem ſchleſiſchen zu vereinigen, allein der König wollte darauf aus politiſchen Gründen nicht eingehen. Nun galt es alſo den

Kronprinzen zu thätigem Vorschreiten zu bewegen, allenfalls fortzureißen; allein er wies alles gebieterisch zurück. Bülow schrieb hierüber am 2. Oktober an seine Frau: „Der General Blücher hat sich mit seiner ganzen Armee an uns herangezogen, und wird oberhalb Wittenberg bei Elster, wo ich eine Brücke habe bauen lassen, über die Elbe gehen. Dieses geschieht hauptsächlich darum, damit dem Kronprinzen gar kein Ausweg gelassen wird, und er gezwungen ist über die Elbe zu gehen. Es ist ein großes Uebel, daß dieser Charlatan hier erschienen; der Krieg müßte unter einem Andern seit geraumer Zeit eine bessere Wendung bekommen haben."

Nachdem aber Yorck am 3. Oktober bei Elster seinen Uebergang über die Elbe glücklich bewirkt, und die starke Truppenmacht Bertrand's, die es ihm wehren wollte, bei Wartenburg in einem blutigen Treffen gänzlich geschlagen hatte, vermochte der Kronprinz nicht länger seine Mitwirkung zu versagen, und er kündigte an, daß er mit ganzer Macht bei Roßlau über die Elbe gehen werde. Seine Vortruppen standen schon wieder bei Dessau, welches der Feind geräumt hatte. Bülow erhielt Befehl, die Brigade Thümen auf dem rechten Elbufer vor Wittenberg stehen zu lassen, selbst aber mit den Brigaden Hessen-Homburg, Krafft und Borstell nach Roßlau zu marschiren und daselbst ins Lager zu rücken. Dies geschah am 4. Oktober. Bülow, dem in dieser Zeit entscheidender Bewegungen jeder Tag ein wichtiger Gewinn dünkte, wünschte dringend, schon am 4. überzugehen, und hatte deshalb Boyen an den Kronprinzen abgeschickt, allein dieser blieb dabei, den 5. dafür festzusetzen. An diesem Tage marschirte Bülow mit allen seinen Truppen über die Brücke von Roßlau und durch Dessau in das Lager zwischen Hinsdorf und Meilendorf, sein Hauptquartier nahm er in Jeßnitz. —

Die Spannung zwischen dem Kronprinzen und Bülow hatte

ſich mit jedem Tage geſteigert. Bittre, beleidigende Aeußerungen, vermeintlich im Kreiſe von Vertrauten ausgeſprochen, aber der Gegenſeite ſorgſam und wohl auch mit Ausſchmückungen hinterbracht, ſchürten das Feuer zur offnen Flamme. Bülow ſowohl als Tauentzien hatten ſchon mehrmals beim Könige ſich über den Kronprinzen beſchwert, Bülow insbeſondre geklagt, er werde durch die Furchtſamkeit und ſelbſtſüchtige Staatsklugheit eines Fremdlings gehemmt, eines zwiefachen, denn als Schwede und als Franzoſe ſei er es den Preußen. Allein auch der Kronprinz hatte ſeinerſeits dem König über den Ungehorſam, die Eigenwilligkeit und Tadelſucht Bülow's geklagt, und dieſe Anklage von Seiten eines Verbündeten und Oberbefehlshabers mußte ſchwer in's Gewicht fallen. Ehe hierüber ein Beſcheid erfolgen konnte, las Bülow in einem Tagesbefehl des Kronprinzen dieſe Worte: „D'ailleurs le général Bülow est prévenu que les mouvements de la grande armée du nord ont été jusqu'ici paralysés par la faiblesse des ouvrages devant Wittenberg." Dieſe ungerechte, als öffentlicher Verweis ausgedrückte Beſchuldigung, mußte Bülow'n aufs äußerſte empören; er ſchrieb darüber an Adlercreutz einen Brief, durch den er dem Kronprinzen gewiſſermaßen den Gehorſam aufſagte. Adlercreutz meinte, wenn der Kronprinz dieſen Brief ſähe, würde er vielleicht den Oberbefehl niederlegen und mit ſeinen Schweden das Heer verlaſſen. Indeß hatte derſelbe ſchon genug erfahren, um an den König zu ſchreiben, er möchte einen andern General an Bülow's Stelle ſchicken; in ſeinen redſeligen Klagen äußerte er unter andern, bisher habe er mit Bülow auf dem Fuß eines Kriegskammeraden gelebt, er werde ihm fortan den Befehlshaber zeigen. Doch im vielen Reden pflegte der Zorn des Kronprinzen bald zu verrauchen; man ſtellte ihm vor, wie ſein Schreiben den König betrüben würde, wie tapfer Bülow ſei, Adlercreutz und Löwenhielm halfen ihn beſchwichtigen, er ließ

den schon abgesandten Kurier zurückholen, vernichtete das Schreiben, und sagte gutmüthig: „Je n'en veux point au général, je ne veux point faire de la peine au roi, il n'en sera plus question!" Auch die andern Schweden, Stedingk, Tawast und Sparre bestärkten die gute Stimmung, sie waren alle für Bülow gutgesinnt, als sein Gegner in der Umgebung des Kronprinzen wurde nur dessen Generaladjutant Oberst Biörnstierna genannt. In dieser guten Stimmung kam Abends am 6. Oktober der Kronprinz nach Jeßnitz, stieg bei Bülow ab, lud ihn ein mit ihm in seinem Wagen zu Blücher nach Mühlbeck zu fahren, beide sprachen sich gegeneinander freundlich aus, und kamen ziemlich versöhnt von der Fahrt zurück. Bald hierauf erhielt Bülow das nachfolgende Kabinetsschreiben des Königs, durch welches ihm der Ernst des Verhältnisses glimpflich vorgestellt und auch von dieser Seite die Aufwallungen beruhigt oder zurückgedrängt wurden. „Der Kronprinz von Schweden, — lautet das Schreiben, — so sehr er Ihrer Tapferkeit und Ihren militairischen Talenten Gerechtigkeit widerfahren läßt, hat sich darüber beklagt, daß Sie mit seinem Kommando unzufrieden, den Anordnungen desselben nicht diejenige willige Folge leisten, welche er nach den Verhältnissen, in denen Sie zu ihm stehen, zu erwarten berechtigt sei. Da höhere politische Rücksichten des Kaisers von Rußland Majestät, so wie den Prinzen-Regenten von England und mich bewogen haben, dem Prinzen den Oberbefehl über die vereinigte Nordarmee zu übertragen, so werden Sie selbst einsehen, daß ihm der Gehorsam ohne den größten Nachtheil nicht verweigert werden dürfe. Ich vertraue daher zu Ihrem Patriotismus und zu Ihrem Eifer für mich und die Sache des Vaterlandes, daß Sie dem Prinzen hierin keinen Anlaß zu Beschwerden geben, in Ihren Aeußerungen über ihn und sein Benehmen vorsichtig sein, und die so nothwendige gute Harmonie zu erhalten streben werden."

Inzwischen hatte Bülow von Jeßnitz seine Reiterschaaren möglichst weit gegen Leipzig vorgesandt, ohne daß die Stellung und Stärke des Feindes sonderlich aufgehellt wurde. Ney ließ von Magdeburg her 6000 Mann in des Kronprinzen rechte Flanke gegen Aken vorrücken, ihm wurde Hirschfeldt entgegengeschickt, der nöthigenfalls auch die vor Magdeburg stehenden Truppen des Generals von Putlitz aufnehmen sollte. Der Kronprinz nahm am 8. Oktober sein Hauptquartier in Zörbig, wohin Bülow am 10. folgte, und wo auch Blücher sich einfand. Beide Heere, das Nordheer und das schlesische, waren nun vollkommen vereinigt, und Bülow empfing die erfreuenden Besuche York's, Gneisenau's, des Prinzen Karl von Mecklenburg-Strelitz, und andrer Generale und hohen Offiziere. Sie stimmten alle in dem Verlangen und der Erwartung überein, daß entscheidende Schläge mit aller Macht jetzt geschehen müßten.

Die Bewegungen des Feindes waren schwer zu erspähen, es fehlte durchaus an sichern und genauen Nachrichten. Doch soviel war klar zu erkennen, daß von allen Seiten, Feind und Freund, die Heermassen sich gegen Leipzig hinwälzten. Der Kronprinz von Schweden fühlte sich, ungeachtet seiner Vereinigung mit Blücher, gegen die Hauptmacht Napoleons nicht sicher genug, er wollte dem Andrange ausweichen und auf das rechte Elbufer zurückgehen, auf dem linken nur unter dem Beding bleiben, wenn Blücher mit ihm hinter der Saale eine Stellung nähme; dann verlangte er noch, mit seinen Schweden die nächste Verbindung mit der Elbe zu behalten, daher sollte Blücher auf den rechten Flügel der vereinigten Heermasse hinausrücken; alles dies bewilligte Blücher, nur um das Nordheer festzuhalten und einer bevorstehenden Schlacht nicht zu entziehen. Der Uebergang über die Saale wurde am 10. Oktober bewerkstelligt. Bülow ging bei Wettin über und lagerte bei Rothenburg, Winzingerode folgte, die Schweden, bei Alsleben übergegangen,

ſchloſſen ſich an. Hirſchfeldt ſtand in Aken an der Elbe; Tauentzien war nach Deſſau vorgerückt, die Mulde beobachtend, und hauptſächlich auch angewieſen auf die Sicherheit Berlins bedacht zu ſein. Thümen ſtand bei Wittenberg, Webeſer bei Torgau.

Napoleon, an demſelben 10. Oktober, an welchem die verbündete Heeresmacht über die Saale ging, in Düben angelangt, ließ 4 ſeiner Heertheile, zuſammen wohl 70,000 Mann, in angeſtrengten Märſchen gegen die Elbe vordringen. Ney rückte mit Macht gegen Deſſau vor; Tauentzien wich dem Andrang ſchnell auf das rechte Elbufer zurück. Reynier ging mit ſeinem Heertheile bei Wittenberg über, wo Thümen anfangs Widerſtand leiſtete, dann aber vor der Uebermacht wich und ſich an Tauentzien anſchloß. Dieſer, für Berlin beſorgt, zog ſich eiligſt auf die Hauptſtadt zurück. Bertrand drang mit ſeinem Heertheil nach Wartenburg. Eine ſtarke Schaar ließ Ney am 12. Oktober auf dem rechten Elbufer abwärts nach Steus gegenüber von Aken vorgehen, wodurch Hirſchfeldt, erhaltenen Befehlen gemäß, ſich bewogen ſah, die Brücke daſelbſt eiligſt abzubrechen; nach heftigem Kanoniren zog der Feind wieder ab, denn er hatte nur eine Erkundung beabſichtigt, aber die Zerſtörung der Brücke, über welche allein der Kronprinz von Schweden noch zurückgehen konnte, war verhängnißvoll. Er hatte nun keine Wahl mehr, er mußte auf dem linken Elbufer bleiben, und den Ereigniſſen Stand halten.

Am 13. Oktober nahm das Nordheer eine Stellung bei Köthen; Bülow ſandte ſtarke Streifſchaaren nach Deſſau, Jeßnitz und Bitterfeld, die indeß vom Feinde wenig erkundeten. Der Kronprinz ſandte Befehle an Tauentzien und Hirſchfeldt, ſich vor Wittenberg und bei Aken zu behaupten, und letzterem die Brigade Heſſen-Homburg zur Verſtärkung, allein Tauentzien war ſchon auf dem Rückzuge nach Berlin, und Hirſchfeldt wurde

nicht weiter angegriffen. Auf das rechte Elbufer hatte Napoleon nur wenige Truppen vorgeschickt, und auch diese bald zurückgerufen; seine Absicht, einen kräftigen Stoß gegen Blücher zu führen, oder auch das Nordheer zu überfallen, war durch das Ausweichen beider Heere über die Saale verfehlt; welches auch seine weitern Absichten gewesen sein mögen, die bedenklichen Nachrichten, daß Baiern von ihm abgefallen und daß das große böhmische Heer stark herandränge, riefen ihn am 14. von Düben zurück, und er begann seine ganze Macht bei Leipzig zusammenzuziehen.

Es scheint kaum zu bezweifeln, daß er bis dahin alles Ernstes den Gedanken gehegt, nördlich der Elbe sich ein neues Kriegsfeld zu eröffnen, wobei Berlin sein besonderer Zielpunkt sein mußte, da der Besitz dieser Hauptstadt ihm unberechenbare Vortheile gewährte; ja es steht nicht fest, daß er auch jetzt, indem er auf Leipzig zurückging, jenen Plan schon aufgegeben habe, denn wenn es ihm gelang das böhmische Heer sogleich zu schlagen und in das Erzgebirge zurückzuwerfen, so konnte er hoffen Kräfte und Zeit genug zu haben, um an dem schlesischen und Nordheer rasch vorüber nach Berlin vorzudringen, sich mit den Truppen aus Magdeburg und Hamburg zu vereinigen, und die beiden Heere, oder auch eines allein, in höchst ungünstiger Lage zur Schlacht zu nöthigen. Wir müssen dabei der Annahme widersprechen, als habe Wallmoden mit seinem schwachen und sehr zusammengesetzten Heertheil den Anmarsch Davouts hemmen können, der letztere, mit den Dänen vereinigt, war wenigstens dreimal so stark. Die Bedenken des Kronprinzen von Schweden waren demnach nicht so grundlos, wie man sie später hat vorstellen wollen, und wenn wir erwägen, daß er berechtigt war, eher an Napoleons Raschheit zu glauben als an die des großen Hauptquartiers der Verbündeten, so dürfen wir ihn nicht zu sehr tadeln, wenn er nur zaudernd und vorsichtig

einem Kampfe ſich ausſetzen wollte, der für ihn vernichtend werden konnte. Aus gleichem Geſichtspunkte dürfte Tauenzien's eiliger Rückzug bis Potsdam und Berlin wenigſtens entſchuldigt werden, denn war es den Franzoſen wahrer Ernſt und folgten ſie mit großer Macht, ſo war Tauenzien nicht im Stande ihnen unterwegs irgendwo die Spitze zu bieten, ſondern nur von Berlin ſelbſt und geſtützt auf deſſen Kräfte war noch eine Vertheidigung möglich. Die Wirkung des Vordringens der Franzoſen und die Beſorgniß daß Napoleon ſelbſt im Anzuge ſei, dauerte noch fort, als die Bewegung ſchon rückgängig geworden war. Daß man nicht ſchneller und zuverläſſiger von jedem Wechſel unterrichtet wurde, war ein überall vorkommendes Gebrechen dieſer Kriegsführung; die große Ueberzahl leichter Truppen hätte ihm abhelfen ſollen, that es aber nicht. —

In den Hauptquartieren Blücher's und Bülow's hatte ſich allerdings eine andre Anſicht feſtgeſtellt. Der Kriegseifer und das Selbſtvertrauen der preußiſchen Feldherren, unbekümmert um politiſche Bedenken, und ſelbſt mancher militairiſchen jetzt nicht achtend, hatten einzig den großen Zweck vor Augen, den gewaltigen Gegner im Kerne ſeiner Macht anzugreifen, zu ſchlagen, zu vernichten. Dieſer Meinung war auch Bülow, der doch in dem früheren Theile des Feldzuges genug bewieſen hatte, daß Vorſicht und Bedacht ihm keineswegs fremd ſeien. Aber die feindlichen Heerſchaaren, mehrmals von blutigen Schlägen getroffen und auf allen Seiten weichend, ſchienen ihm jetzt genug erſchüttert, um endlich einem Hauptſchlage unterliegen zu können. Er bewunderte Napoleons Feldherrngröße und traute ihr das Außerordentlichſte zu, allein er glaubte den Augenblick erſchienen, wo ſeine Ueberlegenheit durch eine andre aufgewogen ſei; in ſolchem Sinne ſprach er es jetzt lebhaft aus, der Nimbus, der bisher geblendet habe, müſſe ſchwinden, und auch ohne das böhmiſche Heer abzuwarten ſeien die Heere Blücher's und des

Kronprinzen fähig und befugt, den Feind bei Leipzig aufzusuchen und zu schlagen.

Der Kronprinz bezeigte jetzt den besten Willen, an den Ereignissen, die sich bei Leipzig vorbereiteten, mit allen Kräften Theil zu nehmen. Allein auch jetzt wünschte er möglichst sicher zu gehen. Während Blücher am 15. Oktober schon bis Schleudiz gegen Leipzig herangedrungen war, und die Nachricht mittheilte, daß es am 16. daselbst zur Schlacht kommen solle, für die auf das vereinigte Wirken der drei Heere gerechnet sei, — denn auch Schwarzenberg war mit dem böhmischen Heere bereits in der Nähe von Leipzig, — rückte das Nordheer in eine Stellung zwischen Wenin und Radegast. Bülow's Truppen waren am 15. früh um 3 Uhr von Köthen nach Halle aufgebrochen, allein unterwegs bekamen sie Befehl, beim Petersberge zwischen Wenin und Radegast, Halt zu machen. Der Kronprinz erwartete, der Feind werde sich nicht erst bei Leipzig aufsuchen lassen, sondern hieher entgegenkommen; er bestellte Wächter mit Fernröhren und reitende Boten auf dem Petersberg; wenn der Feind anrückte, sollte ein großes Feuer auf dem Berge das Zeichen für die rückwärtigen Truppen sein, schleunigst heranzukommen und sich anzuschließen. Hirschfeldt jedoch, nachdem auch er anfangs hatte folgen sollen, erhielt schließlich Befehl bei Aken zu bleiben und die dortige Brücke herzustellen.

Obschon Bülow mit diesen Zögerungen nicht zufrieden war, so sah er doch den Kronprinzen jetzt ernste und zweckmäßige Maßregeln treffen, die seinen Willen an der Schlacht Theil zu nehmen, nicht bezweifeln ließen. In diesem und dem vortheilhaften persönlichen Eindruck, den er in den letzten Tagen wiederholt empfangen hatte, durfte Bülow am 15. Oktober aus dem Lager beim Petersberge mit Fug an den König schreiben: „Ich bin auch bereits im Stande, Euer Königlichen Majestät die bestimmte Versicherung zu geben, daß meine Verhältnisse mit dem

Kronprinzen jetzt schon die günstigste Wendung genommen haben. Höchstderselbe hat sich mir höchst gütig und vertrauensvoll genähert, und mich verschiedenemale mit seinem Besuch beehrt."

Am 16. Oktober standen bei Leipzig das böhmische und das schlesische Heer in grimmigem Kampfe, jenes bei Liebertwolkwitz und Konnewitz, dieses bei Möckern, wo Yorck und seine tapfern Truppen die herrlichsten Lorbeern durch Ströme des edelsten Bluts erkauften. Bülow mußte diesen Kampf aus der Ferne vernehmen, ohne den schwerringenden Brüdern beistehen zu können. Vergebens forderte er, unterstützt von dem General Lord Stewart, dem englischen Bevollmächtigten bei dem Kronprinzen, diesen auf, in Eilmärschen über Zörbig vorzurücken, und auf Blücher's rechter Flanke seine Streitkräfte wenigstens zu zeigen. Der Kronprinz blieb unbeweglich. So lange Bülow in französischer Sprache zu ihm selbst redete, ließ er es zwar an Ernst und Nachdruck nicht fehlen, verletzte jedoch nicht die Haltung, die er dem Oberbefehlshaber gegenüber zu beobachten schuldig war. Allein sein Blick, seine Gebärden und der Ton seiner Worte, wenn er deutsch zu daneben stehenden Landsleuten sprach, zeigten genug den Eifer und die Heftigkeit seiner Meinung, um den Kronprinzen merken zu lassen, daß er in ihrer freien Aeußerung nicht geschont werde. Dieser zweifelte noch, daß die feindlichen Heerhaufen, die sich bei Wittenberg und Dessau gezeigt hatten, sämmtlich nach Leipzig zurückgegangen seien, und erst nachdem er sich durch die eingehenden Meldungen sattsam überzeugt, daß dies wirklich geschehen, und schon Meldungen kamen, daß Yorck bei Möckern gesiegt hatte, befahl er den Aufbruch des Heers; doch genügten die Truppen, weil der Marsch so spät angetreten worden, nur bis Landsberg. Auf dringendes Ansuchen Lord Stewart's ließ er auch Winzingerode mit 5000 Reitern über Delitzsch nach Eilenburg vor-

rücken, um Blücher's linke Flanke zu ſichern, die vor dem Eintreffen des polniſchen Heeres unter Bennigſen ganz entblößt war; ſie erſchienen am 17. Oktober bei Taucha, bemächtigten ſich dieſes Ortes durch Ueberfall, mußten aber, als Reynier von der Elbe zurückkehrend ſchnell mit allen Waffen anrückte, nach mehrſtündigem Gefecht wieder weichen, und der Feind blieb im Beſitz dieſes wichtigen Uebergangspunkts über die Partha.

Am 17. ruhte der Kampf größtentheils; um ſo eifriger rüſtete man ſich auf beiden Seiten, denſelben am folgenden Tage zu erneuern. Der Kronprinz marſchirte von Landsberg in erſter Frühe nach Breitenfeld und Klein-Podelwitz, und ließ hier die Truppen lagern. Er ſtellte nun an Blücher, der früher mit äußerſter Nachgiebigkeit auf den rechten Flügel gerückt war, das Anſinnen jetzt wieder auf den linken zu ziehen, doch diesmal lehnte Blücher ſolchen unangemeſſenen Tauſch entſchieden ab, und wollte ſich auch um widrige Erörterungen zu vermeiden, zu der Zuſammenkunft nicht einfinden, zu der ihn der Kronprinz nach Breitenfelde eingeladen hatte; erſt als dieſer beſtimmt erklärte, er wünſche nähere Verabredungen wegen der morgenden Schlacht zu nehmen, kam Blücher in der Nacht des 18. nach Breitenfelde, begleitet von Gneiſenau, Bülow und dem Prinzen Wilhelm von Preußen, dem Bruder des Königs. Blücher hatte ſich ſchon im voraus Bülow's verſichert, daß im Falle der Kronprinz ſich weigerte, an einem Tage, wo das Schickſal der Staaten und Völker auf dem Spiele ſtand, nach Kräften mitzuwirken, dann wenigſtens die unter ihm ſtehenden Preußen dadurch nicht gelähmt ſein dürften, ſondern dennoch an der Schlacht Theil nehmen würden. Bülow hatte ſein Wort gegeben, in dieſem Fall den Oberbefehl eines ſolchen Feldherrn nicht zu beachten, ſondern mannhaft zu den Landsleuten und Waffengefährten zu ſtehen. Winzingerode ſchloß ſich für ſeine Ruſſen dieſem Verſprechen an. Doch der Kronprinz wollte

jetzt Theil nehmen; aber im Gegenſatz davon, daß zwei ſeiner Heertheile ihn, falls er es nicht thäte, zu verlaſſen drohten, verlangte er von Blücher nun, daß dieſer ihm einen Heertheil des ſchleſiſchen Heeres zur Verſtärkung abgäbe. Damit kein Vorwand zu längerer Unthätigkeit bliebe, willigte Blücher auch in dieſes Begehren, und ſtellte den ruſſiſchen Heertheil Langeron's unter des Kronprinzen Befehl, beſchloß aber, um ganz ſicher zu gehen und dieſe Truppen und ihre Verwendung noch ſtets in der Hand zu haben, perſönlich bei dieſem Heertheile ſich aufzuhalten. Bei den Verhandlungen in Breitenfelde gab es heftige Reden, dadurch um ſo wilder und lauter, als der Kronprinz das Deutſche nicht verſtand, Blücher nicht das Franzöſiſche. Der preußiſche General von Kruſemarck, der ruſſiſche General Pozzo-di-Borgo, und der Prinz Wilhelm ſelbſt, indem ſie die Aeußerungen dolmetſchten, mäßigten ſie zugleich, doch waren ſie ſelbſt ganz auf Seiten Blücher's und Bülow's. Als der Kronprinz das Bedenken äußerte, ob denn Bennigſen wirklich ſo ſtark ſei, wie man ihn angemeldet? rief Bülow voll Eifer: „Ei was! die Ruſſen werden ſich für ſo viel Mann ſchlagen, als ſie gemeldet ſind!“ Nach vielem Streiten kam es endlich zum Schluß, daß der Angriff beginnen ſolle. Der Ungeduldigſte war Bülow, man ſah ihn mit erhitztem Korfe die Thüre ungeſtüm aufreißen, und mit gewaltiger Stimme rief er ſeinen draußen harrenden Adjutanten zu: „Die Truppen ſollen ſogleich abkochen, dann aufbrechen nach Taucha und über die Partha vorgehen.“

Blücher's beide Heertheile Yorck und Sacken blieben in ihrer geſtrigen Stellung an der Pleiße und unterm Partha, das verſtärkte Nordheer erhielt die Beſtimmung weiter oben die Partha zu überſchreiten und auf Leipzig vorzudringen. Von Oſten führte Bennigſen das polniſche Heer, von Süden Schwarzenberg das böhmiſche zum großen Kampf heran. Als Ziel

aller dieſer Heerzüge ſtand Napoleon in der Mitte wohlgerüſtet, er hatte ſeine Truppen nach allen Seiten geordnet, und that alles ihre alte Zuverſicht und Tapferkeit zu beleben. Gegen Oſten und Norden ſtand Ney mit 3 Heertheilen, dazu die Reiterei von Arrighi und die polniſche Dombrowski's. Die vielgeſchlängelte Partha mit ihren ſumpfigen und buſchigen Ufern bot eine treffliche Vertheidigungslinie, die zahlreichen Brücken waren zerſtört, Häuſer und Gärten mit Plänklern gut beſetzt, zahlreiches Geſchütz vortheilhaft aufgepflanzt. Ney war entſchloſſen, die Partha mit äußerſter Hartnäckigkeit zu behaupten. Reynier's Heertheil, 12,000 Mann, bei Paunsdorf aufgeſtellt, hielt Taucha und die Umgegend ſtark beſetzt; Souham mit 20,000 Mann ſtand weiter links zwiſchen Taucha und Reutſch; Marmont mit 14,000 von Reutſch bis zum Einfluß der Partha in die Pleiße, ihm lag insbeſondere ob, das Dorf Schönfeld mit aller Kraft zu vertheidigen; die Reiterei bildete den äußerſten linken Flügel und hielt das Roſenthal beſetzt. —

Das Nordheer brach am Morgen des 18. Octobers auf, und marſchirte gegen Taucha, Bülow's Heertheil voran. Mit größter Anſtrengung konnten die Truppen doch erſt gegen 11 Uhr vor dieſem Ort anlangen, während auf allen Seiten ſchon Geſchützdonner ſcholl und die Schlacht entzündet war. Taucha ſelbſt wurde von ruſſiſchen Truppen angegriffen, aber ein ſächſiſches Bataillon vertheidigte ſich hartnäckig. Dem Uebergang über die Partha ſtanden überall die größten Schwierigkeiten entgegen, die feindlichen Anſtalten zeigten nirgends eine Schwäche. Der Kronprinz von Schweden erſchien hier perſönlich, ordnete an, ertheilte Befehle, alles zweckmäßig und kräftig, er ritt mit ſeinem Gefolge weit vor und hielt längere Zeit gleichgültig im Plänklerfeuer, um die Lage der Gegend und die feindliche Stellung genau zu beſichtigen. Einigemal ritt er auch mit Bülow allein auf Erkundung in das heftigſte Kanonenfeuer,

er ſchien von Gefahr gar nichts zu wiſſen. Er war äußerſt aufmerkſam und verbindlich gegen Bülow, in der That mehr Kammerad als Befehlshaber; ſo beſtand denn für einige Zeit das beſte Vernehmen, dem unerſchrockenen und bewährten Kriegsmann war die höchſte Achtung nicht zu verſagen.

Das Geſchützfeuer dauerte ſchon längere Zeit, der Angriff auf Taucha war noch immer nicht gelungen. Bülow's Ungeduld ſprach ſich in zorniger Heftigkeit aus. Da meldete Burgsdorf, er habe oberhalb Taucha eine ſteinerne Brücke entdeckt, welche vom Feinde nicht geſprengt worden. „Was?“ ſchrie Bülow ihn an, iſt die Brücke haltbar für Geſchütz? Nun, wenn das iſt — aber Sie ſtehen mir mit Ihrem Kopf dafür! — ſo eilen wir!“ Einige leichte Kanonen fuhren ſogleich hinüber, ruſſiſche Reiterei folgte, Taucha nun auch von hinten beſchoſſen mußte ſich ergeben.

Die Truppen zogen nun durch Taucha, auf das linke Ufer der Partha, wurden jedoch durch Hemmniſſe aufgehalten und ſelbſt etwas auseinander gebracht. Die Reiterei zog linkshin um die Verbindung mit Bennigſen's rechtem Flügel zu gewinnen; das Fußvolk nahm die Richtung auf Paunsdorf. Bülow, welcher ſah, daß inzwiſchen auch die Ruſſen Winzingerode's unterhalb Taucha bei Gradorf und die Schweden bei Plaußig den Uebergang erzwungen hatten, befahl alles was herüber ſei ſolle gleich gegen Paunsdorf anrücken. Als Boyen die Leute truppweiſe ſo hinziehen ſah, ſprengte er hin und hielt ſie an, ſie ſollten ſich erſt beſſer ſammeln und dann geſchloſſen vorgehen. Bülow jedoch, der nirgends eine Gefahr erblickte, hatte vor allem die Abſicht, dem Feinde hier Truppen zu zeigen, und als er dieſe durch Boyen vereiteln ſah, kam er raſch herbei, und ſchrie Boyen an: „Wer hat hier zu befehlen? wer darf meine Befehle ändern?“ Boyen, beſtürzt durch den unverdienten Zorn ſeines geliebten Generals, entfernte ſich um ſchleunigſt die an-

dern Truppen heranzuführen, und sorgte dafür, daß die vorangeeilten bald verstärkt und in bester Ordnung sich dem Feinde zeigten. Den rechten Flügel hatte die Brigade Kraft, die Brigade Borstell nahm die Mitte, den linken Flügel, der am meisten voran war, bildete die Brigade Hessen-Homburg. Oppen's Reiterei marschirte noch weiter linkshin, wo der Boden für sie geeignet war.

Es sei vergönnt hier die Schilderung mitzutheilen, welche ein Augenzeuge und Mitkämpfer, der Lieutenant Kretzschmer, in seinem lesenswerthen Buche „Soldaten- Kriegs- und Lagerleben", von dem Erscheinen der Bülow'schen Truppen entwirft, und die auch auf andre Theile unsrer Erzählung eine wohlthuende Anschaulichkeit verbreiten mag. In dem erwähnten Buche heißt es wie folgt: „Wer erinnert sich noch des Aufmarsches vom Bülow'schen Korps zur Schlacht von Leipzig? Nie hat es wohl ein imposanteres Schauspiel gegeben, und nie begann wohl ein Heer den Kampf mit einem größern Enthusiasmus und mit erhabenern Gefühlen! Noch war der Himmel mit einem trüben Schleier bedeckt, der Wind jagte die nächtlichen Regenwolken vor sich her; die Armee bebouchirte schweigend und ernst durch Taucha, jenseits zog sich eine niedere Hügelreihe vor uns hin, welche uns den Anblick des Feindes entzog, und jenem unsern Aufmarsch verdeckte. Jenseits der Hügelreihe in der Ebene schlug sich leichte Artillerie und Kavallerie mit den Franzosen, und sicherte den Aufmarsch, von allen Seiten donnerten die Kanonen, und verkündeten, daß unsere Landsleute und Verbündeten schon im heftigen Kampfe begriffen sein mußten, selbst jenseits Leipzig schien ein hitziges Gefecht zu sein, und wir sahen dort den Dampf der Geschütze aufsteigen, und hörten von dorther den Kanonendonner. Es war Giulay mit den Oesterreichern, welche bei Lindenau Napoleon den Rückzug abschneiden wollten und konnten, aber entweder durch seine

Kraft zurückgedrängt wurden, oder ſich, weil man einem mächtigen Feinde zu ſeiner Flucht goldene Brücken bauen muß, abſichtlich zurückdrängen ließen. — Dieſſeits der oben erwähnten Hügelreihe formirte ſich das Bülow'ſche Korps, rechts die Kraft'ſche Brigade, in der Mitte die Borſtell'ſche, links diejenige des Prinzen von Heſſen-Homburg. Als alles en ordre de bataille wie auf dem Exerzierplatze ſtand, da ſcholl das ernſte Kommandowort: Brigade Marſch! Regiment Marſch! Bataillon Marſch! und alle ſetzten ſich nun in Bewegung, wie zur Parade vor dem Könige, die Hügelreihe hinauf. — In dieſem Augenblicke brach die Sonne hell und freundlich durch die trüben Wolken hindurch, als wollte ſie uns zum Siege leuchten und Zeugin unſeres Kampfes ſein; freundlich blinkten die Bajonette im Sonnenſchein, und höher hoben ſich die Herzen. Da ſtimmten die Kolberger Jäger und diejenigen vom Regiment Kronprinz voll Enthuſiasmus das Volkslied „Heil dir im Siegerkranz" an, und alle Muſikchöre ſtimmten ein; aus vielen tauſend Kehlen ertönte die Hymne, und ſo ſtiegen wir jubelnd die Anhöhe hinauf. Kaum mochten die Spitzen der Bajonette darüber fortblitzen, ſo kam die erſte Granate ſauſend durch die Luft, und platzte zwiſchen dem erſten und zweiten Treffen. — Nur höher erhoben ſich die Stimmen und lauter tönte der Hymnus des Kriegs und des Vaterlandes, bis wir die Anhöhe erreicht hatten, und nun auf Einmal Leipzig, ſeine weite Ebene und das Getümmel in derſelben vor uns ſahen, die leichten Truppen, welche den Aufmarſch gedeckt hatten, zurücklehrten, unſere Batterieen abprotzten, und nun mit ihrem Donner den Geſang erſtickten. Die Schlacht war eröffnet." —

Inzwiſchen war auch Blücher bei Mockau über die Partha gegangen und drängte die Heertheile von Souham und Marmont gegen Schönfeld zurück; Reynier, der ſeine Stellung bei Paunsdorf deßhalb aufgeben zu müſſen glaubte, nahm eine neue

sehr vortheilhafte zwischen Sellerehausen und Stünz, mit dem linken Flügel an der Partha, der rechte nach Stotteritz hinaus, wo die französischen Reserven gedrängt standen. Ney dagegen wollte Paunsdorf behaupten, und sandte die Division Durutte wieder dorthin vor. Die Brigade Hessen-Homburg war im vollen Anrücken, ein heftiges Gefecht entspann sich, welches damit endete, daß die Preußen das Dorf erstürmten und sich darin festsetzten. Die russische Reiterei von Langeron's Heertheil, der bei Schönfeld gegen Marmont stand, erschien in Durutte's linker Flanke, und beschleunigte dessen Rückzug auf Sellerehausen.

Schon am Vormittage war der würtembergische General von Normann mit 2 Reiterregimentern so wie einige Abtheilungen sächsischer Truppen zu den Verbündeten übergegangen; jetzt gegen 2 Uhr verließen alle sächsischen Truppen unter dem General von Ryssel mit 38 Kanonen die französische Schlachtlinie und schlossen sich den Verbündeten an; sie begehrten sogleich gegen diejenigen zu fechten, an deren Seite sie bisher gestanden hatten, ihre Kanonen kamen zuerst in Anwendung. Ney, auf dessen rechtem Flügel bisher die Sachsen bei Sellershausen gestanden, gerieth in heftigen Zorn, und hielt einen Augenblick seine Stellung für verloren; während er indeß unerschrocken seine Anordnungen traf um die in seine Ordnung gerissene weite Lücke nothdürftig auszufüllen, kam Napoleon selbst herbei, ließ Verstärkungen anrücken, gab dem Kampfe neue Richtung und Kraft. Südlich von Paunsdorf war der österreichische General Graf Bubna mit der Vorhut des polnischen Heeres nach Mölkau vorgedrungen und reichte Bülow'n die rechte Hand; Napoleon wollte beide zurückwerfen und dadurch zugleich wieder trennen, auch um den Truppen, die möglicherweise der Marschall Gouvion-Saint-Cyr ihm von Dresden auf dieser Seite heranführen konnte, den Anmarsch offen zu erhalten. Ney's verstärkter Angriff geschah unter den Augen Napoleons

mit ungeſtümer Kraft, die franzöſiſche Reiterei unter Nanſouty warf die ruſſiſchen Reiterſchaaren Manteuffel's, drang dann zwiſchen dem polniſchen und Nordheer ein und rückte in die linke Flanke der Brigade Heſſen-Homburg, die, ſchon in Fronte durch überlegenes Geſchütz und Fußvolk angegriffen, nach mörderiſchem Gefecht Paunsdorf verließ und ſich auf Heiterblick zurückzog, von wo die andern Brigaden Bülow's eben erſt vorrückten. Die engliſchen Raketen, vom Kronprinzen von Schweden herbeigeſchickt, hemmten durch ihre verwirrenden Feuerwürfe die feindliche Reiterei, die Brigade Heſſen-Homburg ſtellte ſich wieder zum Kampf, und links von ihr brachen im Sturmſchritt die Brigaden Borſtell und Krafft hervor, Bülow ſelbſt an ihrer Spitze; auf der Höhe von Paunsdorf ließ er ſein Geſchütz auffahren, ſchwediſche und ruſſiſche Batterieen ſchloſſen ſich an, und ein furchtbares Feuer ſchlug in die Reihen des Feindes, der ſchon vor dem anſtürmenden Fußvolke ſich zurückzog, doch nur in die alte Stellung zwiſchen Stünz und Sellershauſen, wo er ſich wieder hartnäckig vertheidigte. Gegen Abend erhielt Bülow den Befehl, beide Dörfer zu nehmen. Gegen Stünz wurden der Major von Müllenheim und der Major Friccius mit ihren Bataillonen beordert, gegen Sellershauſen, das in Flammen ſtand, der Major von Gleißenberg mit ſeinem Füſilierbataillon, unterſtützt vom Major von Reckow mit einem Reſerveregiment. Nach einem ſcharfen Plänklergefecht wurde der Feind zum Weichen gezwungen und beide Dörfer behauptet. Die Preußen ſetzten ſich auch in dem wiedereroberten Paunsdorf auf's neue feſt.

Der Widerſtand der Franzoſen war auf allen Seiten kräftig und ausdauernd. Sacken hatte mit ſeinen Ruſſen vergeblich ihre Verſchanzungen vor dem Halliſchen Thore geſtürmt, Schwarzenberg mit dem böhmiſchen Heere nur wenig Boden gewonnen, bei Lindenau ſogar eine blutige Zurückweiſung er-

litten; nur Blücher mit den Truppen Langeron's war in Schönfeld eingedrungen, hatte nach furchtbarem Kampfe das Dorf behauptet und den Marschall Marmont auf Reudnitz gegen Leipzig zurückgedrängt. Die Schlacht stand im Ganzen doch so vortheilhaft und die Ueberlegenheit der Verbündeten an Streitkräften war so offenbar, daß die Niederlage und der Rückzug Napoleons bei fortgesetztem Kampfe nicht zweifelhaft erschien; daher schon im Laufe des Tages, um den Rückzug abzuschneiden, zwei Heertheile, ein österreichischer gegen Lindenau und Yorck's preußischer nach Merseburg, in Marsch gesetzt wurden. Wirklich auch schon am Abend des 18. Octobers traf Napoleon zum Rückzug durchgreifende Anstalten. Er erkannte die Unmöglichkeit, hier die Uebermacht und Tapferkeit seiner Gegner zu besiegen, der Mangel an Munition, an Lebensmitteln, die Menge der Verwundeten, die überall eingetretene Unordnung seiner hin und her geworfenen, mit jedem Augenblick mehr gelichteten und erschöpften Truppen, alles bewog ihn, diesen verderblichen Kampfplatz aufzugeben; aber um dies mit einiger Sicherheit zu thun, mußte Leipzig selbst noch mit größter Hartnäckigkeit möglichst lange behauptet werden. Dazu traf Napoleon die kräftigsten Anstalten. Alle seine Heertheile zog er in der Nacht auf Leipzig zurück. Die Heertheile Poniatowski und Macdonald unter dem Oberbefehl des letzteren wurden bestimmt als Nachhut den Abmarsch der Heertheile Ney, Lauriston und Marmont zu decken; die Divisionen Dombrowski und Durutte — die letzte noch vorhandne des Heertheils Reynier — erhielten Befehl die Hallische Vorstadt aufs äußerste zu halten. —

Aber auch die Verbündeten waren ihrerseits thätig. Ihre sämmtlichen Heere standen nun im Zusammenhang um Leipzig, die Kreislinie brauchte sich nur zu verengern und zu schließen um den Feind zu erdrücken. Die Feldherren trafen in der Nacht zum 19. Oktober alle zweckmäßigen Verabredungen für

den folgenden Tag. Bülow brachte die Nacht in Paunsdorf zu, inmitten des Brandes, der während des Gefechts entstanden war. Eine kleine Stube beherbergte ihn und sein Gefolge; auch Adlercreutz, Tawast, Pozzo-di-Borgo und Andre fanden sich ein; als Boyen erschien, trat ihm Bülow mit ausgestreckter Hand entgegen, rief: „Mein tapfrer Boyen!“ und schloß ihn in die Arme; so war die Aufwallung gesühnt und vergessen; beiden standen die Thränen in den Augen. Der Kronprinz selbst machte Bülow'n am frühen Morgen einen Besuch, lobte ihn und seine Truppen, die tapfre Landwehr, und verabredete mit ihm die nächsten Maßregeln. Der gute Eindruck sollte bald wieder getrübt werden, als Adlercreutz auf Befehl des Kronprinzen ihn aufforderte, eine Brigade sogleich über Taucha auf die Straße nach Torgau zu entsenden, weil sich dort eine feindliche Schaar zeige. Bülow hatte dies bereits erfahren und 2 Schwadronen nach jener Gegend abgeschickt, die dann meldeten, es sei der Rest einer baierischen Division, die Napoleon noch zuletzt dorthin gesendet hatte; bei Taucha war sie auf die Schweden gestoßen, und hatte nichts weiter unternommen. Aber in keinem Fall, auch wenn die Sache bedeutender gewesen wäre, wollte Bülow jetzt eine Brigade missen, es standen ja die Schweden rückwärts unthätig, die der Kronprinz zu solchem Zweck verwenden konnte. — Die Truppen lagerten die Nacht mit dem Gewehr im Arm, starke Wachten wurden ausgestellt, der Prinz von Hessen-Homburg ging selbst umher, sie nachzusehen, ihnen Aufmerksamkeit und Vorsicht zu empfehlen. —

Am 19. Oktober in starkem Morgennebel rückten vier Heere zum Sturm gegen Leipzig vor. Südlich das böhmische Heer, von Osten her das polnische, nächst diesem das Nordheer auf dem linken Ufer der Partha, das schlesische auf dem linken und rechten; da York abmarschirt war, so rückten Langeron's Truppen beim schlesischen Heer wieder ein.

Gegen 7 Uhr führte Bülow die Brigaden Heſſen-Homburg und Borſtell zum Angriff über Sellesbauſen vor; ſein Geſchütz war das erſte, welches dieſen vierten Tag der großen Schlacht begrüßte. Heſſen-Homburg machte die Vorhut. Der Kronprinz befahl, die Brigade Krafft und dann die Schweden ſollten als Rückhalt langſam folgen. Rechts drang Blücher kräftig vor, kam Woronzeff heran in Verbindung mit Bennigſen. Vor Bülow's Anmarſch wichen die Franzoſen überall zurück, erſt bei Reudnitz ſtanden ſie feſt und leiſteten tapfre Gegenwehr. Bülow ließ durch zahlreiche Plänklerſchwärme das Dorf angreifen, trotz des heftigen Geſchütz- und Gewehrfeuers drangen ſie hinein und vertrieben den Feind, der ſich in die Gärten und Häuſer der Vorſtädte warf.

Unter fortwährendem heißen Kampfe waren zwei Stunden vergangen, da befahl gegen 10 Uhr der Kronprinz, Bülow ſolle die nächſten Vorſtadtthore ſtürmen laſſen. Die Brigade Heſſen-Homburg rückte demnach gegen das Kohlgärtenthor — oder äußere Grimma'ſche —, die Brigade Borſtell gegen das Hinterthor zum Angriff; Bülow ließ das Geſchütz der Brigaden zur Unterſtützung auffahren und ihnen die Bahn eröffnen; die Brigaden Heſſen-Homburg, namentlich der Major Friccius mit ſeinem Bataillon — das dritte des dritten oſtpreußiſchen Landwehrregiments, auch das Königsberger Landwehrbataillon genannt — gefolgt von dem zweiten und dem Füſilierbataillon deſſelben Regiments, waren die erſten im heißen Gefecht, ihren dichten Plänklerſchaaren rückten die geſchloſſenen Reihen muthig nach. In das furchtbarſte Kartätſchen- und Gewehrfeuer hinein drangen die Plänkler unerſchrocken vor und gelangten bis an die Mauer des verrammelten Thors. Die Franzoſen hatten hier Schießlöcher eingebrochen, und ſchoſſen heftig heraus, die Preußen wurden nur um ſo hitziger, verſuchten die Mauer einzuſchlagen, zu überklettern; dieſelben Schießlöcher wurden von

beiden Theilen benutzt, die Schützen mit dem Bajonet erstechen, die vorgestreckten Gewehrläufe mit Kolben zerschlagen. Der Kampf dauerte lange, die Hartnäckigkeit der Vertheidigung entsprach der Wuth des Angriffs. Inmitten des Getümmels erschienen unter dem Schutze von Trompetenschall und geschwungenen weißen Tüchern französische Unterhändler bei Bülow, die eine kurze Waffenruhe vorschlugen, um wegen der Uebergabe der Stadt nähere Bedingungen festzusetzen. Es war offenbar nur darauf abgesehen, einige Zeit zu gewinnen, und Bülow verwies sie an den Kronprinzen, ohne das Gefecht auch nur einen Augenblick zu unterbrechen. Mittlerweile ließ Bennigsen, der linksher vorrückte, sein schweres Geschütz, 48 Zwölfpfünder, auffahren, um die Mauer des Kirchhofs einzuschießen, der in der Vorstadtmauer neben dem Thore weit vorragte und dem Feinde zum Stützpunkt diente; die Plänkler der Königsberger Bataillons waren in größter Gefahr mitzerschmettert zu werden, nur mit Mühe gelang es sie zurückzurufen.

Bülow hielt mit seinem Gefolge bei den vordersten im freien Felde aufmarschirten Bataillonen im stärksten Kugelregen. Eine Kanonenkugel schlug in das Königsberger Bataillon und riß 4 Landwehrmännern die Köpfe weg, Blut und Gehirn spritzten umher. Da ließ Bülow dem Bataillon sagen, sich so lange niederzulegen, bis es Zeit sei vorzurücken; doch nur wenige Leute thaten es, und als mehrere Stimmen riefen: „Wir bücken uns nicht!“ stand alles aufrecht voll Unerschrockenheit. Mit solchen Truppen, meinte Bülow, sei nicht zu zögern, sondern alles zu wagen, er befahl ein allgemeines Vorrücken zum Sturm.

Der Prinz von Hessen-Homburg an der Spitze seiner Brigade drang durch den unaufhörlichen Kugelregen im Sturmschritt auf das Thor los. Dieses widerstand allen Anstrengungen der Stürmenden, Brecheisen und Sturmbalken wa-

ren nicht zur Hand. Der Major Friccius aber, schon zu Fuß wegen Verwundung seines Pferdes, schlägt mit einem Gewehrkolben die dünne Wand des nebenstehenden Zollhauses ein, Andre helfen, das Fachwerk fällt und gewährt Durchgang, das Bataillon dringt ein, öffnet von innen das Thor, die andern 2 Bataillone eilen im Sturmschritt hindurch, andre folgen. Diese Truppen, Friccius an der Spitze, drangen gegen 11 Uhr die ersten in Leipzig ein. Weiter rechts mögen auch Plänkler von Borstell's Brigade ihrerseits den Eingang erzwungen haben, ganze Bataillone gewiß erst später; immer waren es Bülow's Truppen.

Die zuerst Eingedrungenen wollten nun die Vorstadt durcheilend den Eingang zur inneren Stadt gewinnen, allein die tapfern Schaaren sahen sich bald so zahlreichen französischen Truppen gegenüber, daß sie nicht weiter konnten, sondern sogar auf die eigne Rettung bedacht sein mußten. In der Vorstadt hatten sich eine Menge Franzosen angehäuft; ganze Regimenter standen aufmarschirt, die des Befehls zum Abzug harrten, Geschütz und Reiterei war mit dem Fußvolk vermischt. Die Erscheinung der Preußen, die in geringer Zahl den erbitterten und noch stolzen Franzosen sogar den Rückzug streitig machen wollten, entflammte diese zur Wuth. Es erhob sich ein furchtbarer Kampf. Der Feind hatte die Häuser inne, hinter Mauern gedeckt gab er von allen Seiten Feuer auf die bloßgestellten Preußen; welchen Heldenmuth diese hier bewiesen, welche Todesverachtung, unter welchen Wandlungen das Gefecht geführt worden, welche Lähmung und Bestürzung auf der einen Seite, welches Selbstvertrauen auf der andern hier gewaltet, alle merkwürdigen Einzelheiten und wunderbaren Züge sind in dem trefflichen Werke von Friccius aufbewahrt und dort nachzulesen. Der Prinz von Hessen-Homburg selbst erhielt einen Schuß in die Schulter; die Brigade, von allen Seiten angefallen, wich

aus der Vorſtadt zurück, um ſich außerhalb des mörderiſchen Feuers wieder zu ordnen. Friccius und der Major von Müllenheim deckten mit ihren Bataillonen den Rückzug, hielten aber das äußere Thor ſtandhaft beſetzt.

Unterdeſſen waren die Truppen Bennigſen's in dem ſüdlichen Theil der Grimma'ſchen Vorſtadt eingedrungen, wo ſeine Plänkler ſich ausbreiteten. Der Kronprinz von Schweden ließ 6 Bataillons Schweden das innere Thor angreifen; ſie gingen muthig an's Werk und verloren eine Anzahl Leute, mußten aber unverrichteter Sache zurückkehren. Als Bülow dieſen Verſuch ſcheitern ſah, ſandte er an Borſtell den Befehl, ſeinen Angriff mit aller Macht zu erneuern. Die Brigade Borſtell war ſchon zwiſchen dem Grimma'ſchen und dem Hinterthor in die Vorſtadt gedrungen, aber mit ungeheurem Verluſt, unter ſtärkſtem Widerſtand; alle Truppen waren im Feuer, ein einziges Bataillon ausgenommen, das zum Rückhalt diente; dieſes Bataillon, von Borſtell ſelbſt geführt, rückte nun mit gefälltem Bajonet und im Sturmſchritt auf den offnen Platz vor dem innern Grimma'ſchen Thor und trieb die Feindesſchaaren in das Thor zurück; aber ein ungeheurer Kugelregen aus den Häuſern und von den Dächern hemmte die Angreifenden; da war eine kleine Schaar Freiwilliger des erſten Bataillons des pommerſchen Fußregiments ſo verwegen, — die überlieferten Namen einiger dieſer Helden ſollen hier nicht fehlen, ſie ſind: Feldwebel Granz, Unteroffiziere Winkler und Kela, Musketiere Kerſten, Gieſe, Haß, Löper und Treptow — plötzlich hervorzuſtürmen und mitten in die ſich im Thore drängenden Franzoſen mit dem Bajonet einzudringen, alles niederzuſtechen was nicht floh, und auf dieſe Weiſe, unterſtützt von herbeigerufenen Kameraden gelang ihnen eine große franzöſiſche Truppenmaſſe abzuſchneiden, die ſich gefangen geben mußte, 5 Generale, 100 Offiziere

und 2 bis 3000 Gemeine. Das Thor wurde darauf behauptet und die Preußen rückten in die innere Stadt.

Von allen Seiten wurde Sieg verkündet und zogen die Sieger heran. Bülow ritt mit dem Kronprinzen von Schweden durch das Grimma'sche Thor ein, der Kronprinz eilte zum Könige von Sachsen; als er hörte, daß der König von Preußen und der Kaiser von Rußland eben zum Grimma'schen Thore herein kämen, ritt er mit Bülow ihnen entgegen und traf mit ihnen auf dem Markte zusammen; Bülow empfing die schmeichelhaftesten Lobsprüche, der Kronprinz konnte nicht genug seine Tüchtigkeit und seinen Muth rühmen. —

Das Ganze dieser gewaltigen Schlacht, ihre Bedeutung und Folgen zu schildern, kann hier nicht unsre Aufgabe sein. Der Verlust der Franzosen war ungeheuer, nur die Hälfte seines Heeres rettete Napoleon über die Saale, kaum ein Drittheil über den Rhein, ganz Deutschland entfiel seiner Hand. Die Preußen hatten ihren reichen Antheil an dieser ungeheuern Kriegsthat, an Zahl den Streitern der größten Staaten kaum nachstehend, an Tapferkeit von keinen überroffen. Ihr Verlust entsprach ihrem Muth und ihren Anstrengungen. Bülow's Heertheil zählte an Todten und Verwundeten über 120 Offiziere und beinahe 2000 Unteroffiziere und Gemeine, ein Verlust, der hauptsächlich die Brigade Hessen-Homburg, dann die von Borstell trifft, denn die Brigade Krafft hatte weniger gelitten, die Reiterei fast gar nicht, da die Gelegenheit zu ihrer kräftigen Verwendung fehlte. — Für seine Offiziere erhielt Bülow 75 eiserne Kreuze, für die Unteroffiziere und Gemeine 227. Ihm selbst wurde der rothe Adlerorden zweiter Klasse und die zweite Klasse des russischen St. Georgsorden zu Theil. —

Der Feind floh in wilder Verwirrung, in aufgelösten Haufen, Kanonen und Heergeräth und Gepäck im Stich lassend. Um die Verfolgung zu hemmen, sprengte er die Elsterbrücke,

vor dem Rannſtädter Thor, wodurch Tauſende, die noch dieſſeits weilten, abgeſchnitten wurden. Von Bülow's Truppen eilten freiwillige Jäger und ganze Bataillone dem Feinde dennoch über die Elſter nach, und verfolgten ihn bis Lindenau, wo eine ſtarke Nachhut wieder feſten Stand hielt.

Bülow zog ſeine in Leipzig eingedrungenen Truppen aus der Stadt und Vorſtadt heraus, und ließ ſie theils in den Kohlgärten lagern, theils an der Straße nach Dresden, von wo noch ein ganzer franzöſiſcher Heertheil ankommen konnte, gegen den man auf der Hut ſein mußte. Die größte Schwierigkeit war jetzt der Mangel an Lebensmitteln, an jeder Verpflegung. Nach ſolchen Anſtrengungen war das Bedürfniß der Erquickung, der Herſtellung übergroß, aber alles fehlte, den Meiſten in der herbſtlichen rauhen Jahreszeit ſogar Obdach oder auch nur Bedeckung. Dazu kamen Seuchen, die aus den verpeſteten Hospitälern um ſich griffen, der ſchreckliche Anblick der umherliegenden Kranken, Verwundeten, Erſchlagenen. Unter allen dieſen Einwirkungen, ſo geeignet die Bande der Zucht und Ordnung aufzulöſen, wußte Bülow ſie noch immer zu erhalten, obſchon er einſah daß in ſolchen Lagen ſie ſtraff anziehen zu wollen ſie ſprengen hieße. Vor allem ſuchte er dem Mangel an Lebensmitteln abzuhelfen, dann die Verwundeten und Kranken unterzubringen, was ſeinen ſtrengen Befehlen und ſeiner thätigen Fürſorge denn auch ziemlich gelang. Ihn ſelbſt erregte der Anblick der großen Verwüſtung, ſo vieler geopferten und hinſterbenden Menſchen zu tiefer Wehmuth. Er ritt mit Barclay-de-Tolly auf dem Schlachtfeld umher, nach Hülfsbedürftigen, nach Bekannten forſchend; ein ſolcher fand ſich in einem preußiſchen Major — der Name iſt nicht genannt — der tödtlich verwundet am Boden lag, ein Wundarzt verband ihn, meinte aber es ſei alles ſchon nutzlos, da ſtiegen beide Generale von den Pferden, bedauerten herzlich den Sterbenden, beſonders Bülow

mit Thränen in den Augen, küßte ihm die Hand, und sprach Worte der tiefsten Rührung.

Doch der Kriegslauf gestattete keine Rast und entrückte schnell dem Schauplatze des angeführten Jammers. Blücher war bereits aufgebrochen und drängte den fliehenden Feind unmittelbar auf den Fersen; Bülow's Heertheil sollte nördlich auf einer Seitenstraße vorrücken. Die Truppen hatten hier den großen Vortheil durch noch unverheertes Land zu ziehen, wo für alle Bedürfnisse kein Mangel war. Am 22. Oktober frühmorgens nahm Bülow Abschied vom Könige, der so bewegt war, daß er weinte, wobei auch Bülow sich der Thränen nicht erwehren konnte, und folgte dann seinen nach Lützen abmarschirten Truppen. Der Marsch wurde über Weißenfels, Freiburg, wo noch zuletzt ein Scharmützel mit dem Feinde Statt fand, der dann aber nicht mehr erreicht wurde, ferner über Kölleda, Tennstädt und Langensalza nach Mühlhausen fortgesetzt, wo Bülow am 29. Oktober eintraf. Die Truppen hielten hier zwei Ruhetage, den Offizieren gab die Stadt einen Ball. Nichts war Bülow'n mehr zuwider, als feierlicher Empfang und Gepränge, doch konnt' er es nicht stets vermeiden, sich als Held und Sieger begrüßen zu lassen. Er gab sich jedoch mit den Leuten nicht mehr ab als nöthig, und auch schöne Damen, für die er sonst wohl Augen und Aufmerksamkeit hatte, ließen ihn jetzt gleichgültig. In Mühlhausen entschied sich auch Bülow's weitere Bestimmung, denn auf dieser Straße das Heer Napoleons noch einzuholen, war schon ganz unmöglich, und da der Kronprinz von Schweden mit zwei Heertheilen nordwärts ziehen wollte, Winzingerode die Richtung nach der untern Weser zu nehmen hatte, so bekam Bülow den Auftrag mit dem seinigen die alten preußischen Länder in Westphalen wieder in Besitz zu nehmen. Dem Kronprinzen war daran gelegen, vor allem die Sache Schwedens gegen die Dänen, das heißt die

Abtretung Norwegens an Schweden durchzuſetzen, denn er fürchtete, wenn er dieſen günſtigen Zeitpunkt verſäumte, möchte ſpäterhin die Geneigtheit der Verbündeten, dies zu erzwingen oder geſchehen zu laſſen, weniger vorhanden ſein. Er wünſchte daher den Krieg nach Norden zu ſpielen, und da in Hamburg noch eine ganze franzöſiſche Heeresmacht unter dem Marſchall Davouſt mit den Dänen verbündet ſtand, ſo war es leicht die Nothwendigkeit darzuthun, auch dorthin die Waffen zu lenken, beſonders da zu vermuthen war, daß Davouſt mit ſeiner ganzen Macht nach dem Rhein abzuziehen verſuchen würde. Der Kronprinz rieth überhaupt den Verbündeten ihre Kriegsführung auf Deutſchland einzuſchränken, und warnte ſie beſonders den Rhein zu überſchreiten, indem er befürchtete, ganz Frankreich würde zu neuer Kraft erwachen, wenn es ſeine Gränzen bedroht ſähe. Hiemit war Bülow durchaus nicht einverſtanden, und obſchon äußerlich ſein Vernehmen mit dem Kronprinzen jetzt ein befriedigendes ſchien, ſo verläugnete ſich doch nie ganz die innere Verſchiedenheit, zu deren Hervortreten nur grade kein wichtiger Anlaß vorlag.

Am 1. November kam Bülow's Hauptquartier nach Heiligenſtadt, am 2. nach Göttingen; er ſelbſt war an dieſem Tage in Nörten, dem Hardenberg'ſchen Gute, wo jedoch die Damen des Hauſes beim Abendeſſen ſehr ſeinen Zorn reizten, indem ſie eine ſtarke Vorliebe für den König Hieronymus von Weſtphalen blicken ließen, deſſen Reich grade jetzt ein Ende nahm. Wir haben von einem Marſch im Freundeslande nicht viel zu berichten, daher möge auch das Unbedeutendere hier ſeinen Platz finden. In Göttingen ſaßen junge Offiziere beim Wein im Gaſthof, waren luſtig und jubelten, brachten Geſundheiten aus, auf den König, das preußiſche Heer, den grauen Blücher, den braven Bülow, den klugen Boyen, den tapfern Borſtell, es wurde geſungen und erzählt, beſonders viel von Bülow und wohl

öfters in Ausdrücken, die wenn auch schmeichelhaft, doch nicht immer die angemessensten sein mochten; da entdeckten sie unerwartet in zwei ältern Offizieren, die abgesondert und still ebenfalls ihren Wein tranken, den General selbst und den Oberst von Boyen; betroffen, und unsicher wiefern sie sich vergangen haben könnten, entfernten sich nach und nach die jüngern Offiziere, doch hatte Bülow sie sich gemerkt, und am andern Tage während des Marsches kam er an ihr Bataillon herangeritten, sprach mit dem Major, und dieser hielt darauf den versammelten Offizieren den kurzen Vortrag: der General habe gestern in einem Gasthofe die gute Stimmung zu bemerken Gelegenheit gehabt, welche die Offiziere des Bataillons begeistere; er freue sich darüber und hoffe sie werde fortdauern, bis der Kampf zu Ende sei; bei einem solchen Geist, der die Truppen beseele, habe er stets die Gewißheit zu siegen, auch danke er für die Wünsche, die sie seinem Wohle gewidmet hätten, und es wären die Gefühle der Anhänglichkeit, die sie rücksichtlich seiner ausgesprochen hätten, ihm sehr schmeichelhaft gewesen. — Dergleichen Erklärung konnte nur auf's neue die fröhlichste Stimmung hervorbringen. —

In Göttingen trennten sich der Kronprinz von Schweden und Bülow nach verschiedenen Richtungen, für letztern ein in allem Betracht erfreuliches Ereigniß! Der Kronprinz verlegte sein Hauptquartier nach Hannover; Bülow ging über Eimbeck, Hameln und Bückeburg nach Minden; unterwegs, in Eimbeck am 5. November, stieß die von ihm lange getrennt gewesene Brigade Thümen wieder zu ihm; sie war in Tauenzien's Rückzug von Wittenberg nach Potsdam mit fortgezogen worden, dann am 22. Oktober wieder aufgebrochen; und über Treuenbriezen, Köthen, Eisleben, Sondershausen und Göttingen nachgefolgt. Nach ihrem Eintreffen war der Heertheil nun 22,000 Mann stark, wohlbewaffnet und bekleidet, gestärkt und erfrischt, zu

neuen Kämpfen bereit und munter. Die Brigade Heſſen-Homburg befehligte anſtatt des verwundeten Prinzen einſtweilen der Oberſt von Sidholm. —

In Minden, wo wenige Tage früher noch die Franzoſen geweſen waren, hielt Bülow unter Geläut aller Glocken und dem Jubelrufe der Einwohner am 7. November ſeinen feierlichen Einzug. Durch eine öffentliche Bekanntmachung nahm er von der Stadt und dem Fürſtenthum für den König förmlich wieder Beſitz, ſetzte vorläufige Regierungsbehörden ein, und rief die junge Mannſchaft zum Kriegsdienſt auf. Den Major Friccius mit ſeinem Bataillon und einer Abtheilung Huſaren ſandte er nach Oſtfriesland, um auch dieſes Fürſtenthum wieder für Preußen in Beſitz zu nehmen. Borſtell, der gern von Bülow abgeſondert war, was ſowohl der Kronprinz als Bülow ſelbſt dem Willen des Königs gemäß, nicht unberückſichtigt ließen, erhielt den Auftrag mit ſeiner Brigade die Feſtung Weſel zu umſtellen und den Niederrhein zu beobachten; Bülow behielt nach dieſem Abzug kaum noch 18,000 Mann verfügbar bei ſich.

Bülow's Truppen verließen Minden am 13. November, und marſchirten über Herford, Bielefeld und Wahrendorf nach Münſter, wo Bülow ſelbſt am 16. eintraf; ein Brief vom 17. an ſeine Frau meldet dies mit folgenden Worten: „Geſtern Mittag bin ich hier angekommen, und hier mit eben dem Jubel wie in den übrigen Städten empfangen worden. Für einen recht eiteln Menſchen wäre die Rolle, die ich hier ſpielen muß, ſchmeichelhaft genug. Ich muß indeſſen geſtehen, daß es nachgerade mir läſtig wird; eine jede Wiederholung ermüdet am Ende; indeſſen kann ich nicht ohne Theilnahme und Rührung die ſo herzlich gutgemeinten Ausbrüche der innigſten Theilnahme und Freude des guten weſtphäliſchen Volkes mit anſehen. Ich verſuche ihnen ſo viel Schönes und Gutes zu

ſagen wie nur immer möglich, und es gelingt mir noch ſo ziemlich. — Damit Du auch von unſerm weſtphäliſchen Triumphzug ein Andenken haſt, ſo lege ich Dir das in Bielefeld mir von recht hübſchen jungen Mädchen überreichte Gedicht mit bei.“ — Die Gleichgültigkeit Bülow's gegen öffentliche Ehrenbezeigungen gab zu luſtiger Verwechslung Anlaß, indem ſtatt ſeiner ein Prinz von Hohenzollern-Hechingen öfters die Huldigungen und wie es ſchien nicht ungern empfing, was Bülow ſelbſt gar nicht merkte, ſein Schwager und Adjutant von Auer jedoch ernſtlich abzuſtellen ſuchte. —

In Münſter entwickelte Bülow eine große Thätigkeit; die ganze Laſt der Einrichtungs- und Verwaltungsgeſchäfte ruhte auf ihm; vor allem aber beſchäftigten ihn militairiſche Anordnungen. Den Major von Reiche ſandte er nach Lippſtadt, um dort Befeſtigungen anzulegen, ausgeſuchte Hauptleute in alle Städte des ehemals und wieder preußiſchen Weſtphalens, um die Landwehr ſchleunigſt einzurichten, ſie brachten ihre Bataillone bald auf guten Fuß, und kamen dann zur Truppe zurück, mancher mit dem von ihm errichteten Bataillon; dieſe Hauptleute, in ihren Dienſtleiſtungen ſchon als Majors gebraucht, wurden ſämmtlich bald zu dieſem Rang erhoben. —

Aus Münſter mußte ſich der Blick, nachdem den vaterländiſchen Angelegenheiten beſtens vorgeſehen war, von ſelbſt auf das nahe Holland richten, wo die Niederlagen der Franzoſen und der Freiheitsruf der deutſchen Völker eine ſtarke Gährung erweckten. Seit dem Machtſpruche Napoleons, der die Selbſtſtändigkeit des Landes vernichtete und daſſelbe dem franzöſiſchen Reich einverleibte, war die Stimmung allgemein den Franzoſen feindlich geworden; die einſtigen Anhänger der Republik, und daher als ſolche vormals Freunde der Franzoſen, waren ſchon durch die Einführung des Bonapartiſchen Königthums bitter enttäuſcht, durch die Verſchmelzung ihres Vaterlandes aber um

ſo heftiger für deſſen Selbſtbeſtehen entzündet worden; die oraniſche Parthei, nie ganz erloſchen und durch einen klugen Fürſten vertreten, bot jeder andern jetzt eine willkommene Anſchließung. Das Volk in den größern Städten wurde ſchon unruhig, und drohte gewaltſam auszubrechen. Die franzöſiſchen Truppen, unter dem Oberbefehl des Generals Molitor, etwa 14,000 Mann, reichten kaum hin, die feſten Plätze gehörig zu beſetzen, geſchweige denn das Volk im Zaum zu halten; als der Krieg vor wenigen Wochen noch in Sachſen geführt wurde, hatte man nicht gedacht, daß nächſtens Holland bedroht ſein könnte, und jetzt, da die Noth eingetreten war, bedurfte Frankreich ſelbſt der gerettet oder neugeſchaffenen Truppen am dringendſten zum eignen Schutze. Unter dieſen Umſtänden hatten die Koſakenſchaaren, welche von der Niederweſer her ſchon um die Mitte des Novembers in Holland eingedrungen waren, wenig Widerſtand gefunden, und ſtreiften tief in's Land hinein. Molitor ſah ſich genöthigt, das eigentliche Holland, wo der Volksaufſtand am heftigſten drohte, gänzlich zu räumen, und nachdem die letzten Franzoſen am 18. November von Amſterdam abgezogen waren, rief auch ſogleich das Volk mit begeiſtertem Jubel die Herſtellung des Fürſtenhauſes Oranien aus. Molitor zog die geringen Streitkräfte, die ihm neben den nöthigſten Beſatzungen im freien Felde verfügbar blieben, etwa 5000 Mann, bei Utrecht zuſammen, und hielt mit einer ſchwachen Vorhut nur noch Amersfort beſetzt, um die Koſaken nicht gleich bis Amſterdam vordringen zu laſſen.

Als dieſe Nachrichten am 22. November in Münſter eintrafen, waren Bülow's Gedanken und Plane ſchon ganz gereift. Er bedurfte zur Ausführung nur einer höheren Erlaubniß. Bereits hatte er vom Kronprinzen von Schweden den Befehl erhalten, an den Niederrhein vorzurücken, die Feſtung Weſel einzuſchließen und ſeine Linie links bis zur Mündung der Yſſel zu

erſtrecken. In Ausſicht der Wendung, welche die Sachen in Holland nehmen konnten, erbat er ſich vom Kronprinzen nachträglich die Erlaubniß, falls eine der Feſtungen der Iſſel dazu die Gelegenheit gäbe, ſeine Unternehmungen weiter auszudehnen. Der Kronprinz gewährte dieſe Erlaubniß, und dachte ſo wenig an eine Eroberung Hollands, daß er meinte, wenn ein ſolcher Platz etwa gewonnen würde, ſo ſei es am beſten ihn zu ſchleifen, da er ja doch nicht würde behauptet werden können! Bülow jedoch war entſchloſſen, die erlangte Erlaubniß in weiteſter Ausdehnung zu benutzen. Die Abhängigkeit von dem Kronprinzen war ohnehin nur noch eine ſcheinbare, da das Nordheer täglich mehr auseinander ging und ſich zerſplitterte; der Schein aber war um ſo mehr beizubehalten, als er der wirklichen Selbſtſtändigkeit eine Art Schutz verlieh. Bülow fuhr bis zum Ende des Feldzuges fort, dem Kronprinzen Berichte zu ſenden, ſo wie auch Weiſungen zu empfangen, ohne daß ſein Handeln dadurch ſonderlich beſtimmt wurde.

So ſehr er gewohnt war ſeine Entſchließungen aus ſich ſelbſt zu nehmen und durch keinen fremden Rath ſich beſtimmen zu laſſen, ſo wollte er dies neue Unternehmen doch nicht beginnen ohne ſich der Zuſtimmung Boyen's verſichert zu haben. Er eröffnete dieſem tüchtigen Leiter ſeines Generalſtabs den gefaßten Verſatz und Plan in ganzem Umfang und erfreute ſich des vollen Beifalls und der thätigen Unterſtützung des treuen Waffenbruders. Er berieth alles Nöthige mit ihm, und ging ſogleich an's Werk. Dem Könige meldete Bülow ſein militäriſches Vorhaben, das von dieſer Seite, ſo wenig wie das politiſche, einen Widerſpruch zu befürchten hatte. Das Nächſte war die Sendung des Rittmeiſters von Auer nach England mit geheimen Eröffnungen und Aufträgen ſowohl an den Prinz-Regenten von England als an den Prinzen von Oranien, um für die beabſichtigte Eroberung von Holland die Billigung und

Unterſtützung beider, beſonders aber auch die Mitwirkung engliſcher Streitkräfte anzuſprechen. Deßgleichen wurde der Lieutenant von Szwykowski nach Berlin an die Prinzeſſin von Oranien mit Depeſchen abgefertigt. In Holland ſelbſt waren ſchon Verbindungen angeknüpft, die man zu erweitern und dem Zwecke gemäß zu leiten ſtrebte. Dies kühne Verfahren, welches den noch fraglichen Willensmeinungen der Verbündeten in Betreff Hollands vorgriff und deſſen künftiges Schickſal entſchied, lag allerdings außerhalb der Befugniſſe des militairiſchen Befehlshabers, allein zugleich ſo ſehr in der natürlichen Entwicklung der Verhältniſſe, daß Bülow das Werk ungeſtört durchführen konnte, und weit entfernt wegen ſeiner Eigenmacht zur Verantwortung gezogen zu werden, nur Lob und Ruhm dafür erntete.

Aus London der vollen Zuſtimmung ſowohl von engliſcher als oraniſcher Seite vorläufig verſichert, erließ Bülow ſogleich an die Bewohner der Vereinigten Staaten von Holland folgenden ſchon vom 20. November aus Münſter erlaſſenen Aufruf, der in's Holländiſche überſetzt in vielen tauſend Abdrücken verbreitet wurde, den preußiſchen Waffen vorausging und ſie begleitete: „Die Vorſehung hat die Waffen unſerer Monarchen mit Sieg gekrönt, und der große Bund der freien Völker Europa's hat die Macht des blutdürſtigen Unterdrückers Napoleon jetzt zum zweitenmale vernichtet. Deutſchland hat jetzt völlig die ſchmachvollen Feſſeln abgeworfen, unter denen es auf Wohlfahrt und Glück Verzicht leiſten mußte. — Holländer! Ihr, die ihr einſt ſchon früher als wir, der Unterdrückung kühn widerſtrebtet, ſchon früher ein knechtiſches Loos abſchütteltet, auch für euch ſchlägt jetzt die Stunde der Erloſung von einem Druck, dem ohne eure Schuld ein unglückliches Verhängniß euch nebſt ſo vielen andern unterwarf. — Die verbündete Armee, die unter dem würdigen Nachfolger des großen Guſtav Adolphs

in dem Norden von Deutschland den Sieg errang, betritt jetzt eure Gränzen, und mahnt euch, dem Beispiel zu folgen, welches eure Freunde und Brüder in ganz Deutschland schon gaben. — Das preußische Truppenkorps unter meinen Befehlen, welches einen Theil dieser Armee ausmacht, bietet euch zunächst die Hand, um zu eurer Befreiung und zu eurem Wohl mitzuwirken, welches wenn ihr von der Unterdrückung befreit eure Flagge wieder in allen Meeren wehen lassen werdet, bald und für immer wiederkehren wird. — Habt Vertrauen zu uns; wir haben es einst früher schon von euch verdient; wir werden demselben auch jetzt durch die strengste Mannszucht, und nur von dem Wunsch euch zu befreien geleitet, zu entsprechen wissen. — Aber auch wir treten mit Zuversicht zu euch hin, ihr biederherzigen, braven, alten Nachbarn und Freunde. Auch wir bauen fest auf eure Mitwirkung zur glücklichen Vollendung des großen Werks, die bei vereinter Anstrengung aller Kräfte nicht mehr zweifelhaft sein kann. — Zeigt euch würdig eurer Ahnherren, stellt euch kräftig, wie jene, zu uns, unter die Fahnen, die für Freiheit und Recht wehen, und laßt die Mitwelt aufs neue den Muth und die Ausdauer der batavischen Legionen im Kampfe für die gerechte Sache bewundern." — Ohne alle Eitelkeit und Selbstüberhebung spricht hier Bülow nur das zur Sache Gehörige, und die Klugheit, welche durch die schmeichelhafte Hinweisung auf Gustav Adolph den Kronprinzen von Schweden in das Unternehmen zu verflechten sucht, erscheint in Betreff seiner sowohl als der Holländer nur von wirksamer Zweckmäßigkeit.

Die militairischen Ausführungen waren in der Stille vorbereitet, und konnten unverzüglich beginnen. Oppen stand mit den Bülow'schen Vortruppen bereits in Bocholt, er empfing den Befehl in Holland einzurücken. Der Oberst von Sydow, mit 3 Reiterregimentern und 2 Füsilierbataillonen nach Coevorden entsendet, mußte sich näher zu Oppen heranziehen, um die

sen nöthigenfalls zu unterstützen, da dieser, mehrere Märsche von der Hauptstärke entfernt, fürerst auf sich allein angewiesen war. Oppen ging über Anholt und Deutekom rasch gegen die an der Yssel gelegene Stadt Doesburg vor, vernahm aber, als er eben am 23. November die holländische Gränze überschritt, daß ihm eine Schaar von Tschernitscheff's Kosaken schon zuvorgekommen sei; sie war durch Ueberraschung in den schlechtbewachten Ort eingedrungen, jedoch eben so schnell wieder gewichen, als sie die Annäherung feindlichen Fußvolks vernahm; dieses hatte darauf den Ort wieder besetzt, war aber, den Nachrichten zufolge, nur schwach und eines sogleich erneuerten Angriffs wohl nicht gewärtig. Hierauf rechnend sandte Oppen zum Versuch einer Ueberrumpelung schleunigst ein Dragonerregiment mit einer halben reitenden Batterie voraus; sie kamen gegen 3 Uhr an und sprengten muthig auf das Thor los, doch von lebhaftem Gewehrfeuer empfangen mußten sie zurückweichen und das Eintreffen des Fußvolks abwarten. Die früheren Festungswerke bestanden noch theilweise, ein starker Wall, gedeckt von tiefem Wassergraben umgab die Stadt. Der Rittmeister Franz von Eckardstein versuchte den Feind mit Vorschlägen zur Uebergabe, während die Dragoner absaßen, und ein gutes Plänklergefecht unterhielten. Nach einer Stunde traf das Fußvolk ein, und schritt unmittelbar zum Angriff, er richtete sich auf das nächste Thor, einige Kartätschenschüsse reinigten den Wall, ostpreußische Jäger erstiegen auf Leitern die Zugbrücke, zerhieben die Ketten daß sie herabfiel, und nun drangen die Füsiliere stürmend ein. Die Franzosen, etwa 150 Mann, suchten theils über die schon halbzerstörte Yselbrücke theils auf Kähnen zu entkommen, wurden aber größtentheils eingeholt und niedergemacht oder gefangen, unter den letztern befand sich der Kommandant und 4 Offiziere, nebst andrer Kriegsbeute wurden auch 2 schwere Kanonen genommen.

Dieser leichte Sieg, der mit nur 10 Verwundeten, unter denen 2 Offiziere, erkauft worden, verbreitete Schreck und Bestürzung in der ganzen Gegend, und Oyen eilte diesen Eindruck seines zu benutzen. Er entsandte sogleich den Major von Sandrart mit seinem Husarenregimente, 1 Bataillon Jäger und einiger andern Mannschaft auf dem rechten Yselufer gegen Zütphen, während über die schleunigst hergestellte Brücke der Major von Müller mit 2 Schwadronen Dragoner, einer Abtheilung Füsiliere und 2 Kanonen ebendahin auf dem linken Ufer vordrang. Sandrart, der früher eintraf, griff sogleich an, wurde aber mit Verlust von 60 Todten und Verwundeten abgewiesen; als aber Müller von der andern Seite erschien, sein Geschütz feuern ließ und auch schon Anstalten zum Sturm machte, ergab sich am 24. November der Kommandant und die Besatzung von 300 Mann wurde kriegsgefangen. Mehrere Kanonen wurden erbeutet, ein großes Tabacksmagazin und andere Vorräthe. Den Tabak ließ Bülow bald nachher verkaufen, und verwandte die daraus gelöste Summe für seine Truppen.

Oyen gönnte sich kein Ausruhen, und wandte sich schon am 25. Morgens von Zütphen zurück gegen Arnheim, um sich dieses wichtigen Ortes zu bemächtigen, und zugleich den Feind, der sich bei Nymwegen stärker zusammenzog, näher zu beobachten. Während Molitor noch bei Utrecht stand, sammelte der Marschall Macdonald, der den eilften französischen Heertheil befehligte, seine Truppen zwischen Grave und Nymwegen; er hatte jetzt ungefähr 9000 Mann, die sich aber täglich verstärkten; zur Sicherung seiner linken Flanke sandte er 2000 Mann unter dem General Amey gegen Deventer, wo sie mit einer vom General Laubardiere zusammengerafften Schaar von Douaniers und Gendärmen zusammenstoßen sollten. Diese Truppen stellten sich am 25. Mittags den gegen Arnheim anrückenden Preußen bei Midachten entgegen. Oyen griff sie sogleich auf bei-

den Flanken an, und warf ſie in die Flucht. Das hügelige und ſtrauchigte Geländ hinderte die Verfolgung durch Reiterei, und die Franzoſen zogen ſich durch den Wald von Roſendal ungehindert in die vor Arnheim errichteten Verſchanzungen. Zugleich mit ihnen traf aber auch Oppen ein, der über Velpe einen Eilmarſch gemacht hatte, bemächtigte ſich der Vorſtadt, und ließ die Nachhut des Feindes noch lebhaft angreifen, die jedoch mit einigem Verluſt bald in Sicherheit war. Auch Arnheim hatte von ſeiner früheren ſtarken Befeſtigung nur noch einen hohen Wall und tiefen Graben, der zunächſt der Rheinbrücke trocken und daher leicht zu überſchreiten war. Da es jedoch nicht gelang mit dem Feinde zugleich einzudringen, ſo mußte für den Augenblick jeder Angriff aufgegeben werden, und nachdem auch eine Aufforderung zur Uebergabe fruchtlos geblieben, begnügte ſich Oppen die Stadt zu umſtellen, und zog ſich einſtweilen auf Velpe zurück, bis die nöthigen Verſtärkungen einträfen. Damit inzwiſchen ſeine Kräfte nicht müſſig blieben, ſandte er ein Reiterregiment unter dem Major von Kamele gegen Amersfort und ein andres unter dem Major von Sandrart gegen Utrecht, ſie ſollten den Volksaufſtand, der mit jedem Tage bedeutender wurde, und die Franzoſen hart bedrängte, durch ihr Erſcheinen ermuthigen und befördern.

Mittlerweile rückte Sydow mit ſeiner Abtheilung von Zütphen heran, und die Brigade Krafft erreichte Doesburg, während die Brigaden Zielinski und Thümen mit angeſtrengten Märſchen folgten. Oppen wünſchte mit Krafft vereinigt Arnheim zu ſtürmen, und ſchon ſtanden die Truppen dazu bereit, als man erfuhr, daß die Franzoſen jetzt eben beträchtliche Verſtärkung erhalten hatten, und auch ſogleich wahrnahm, daß ſie nicht nur auf den Wällen, ſondern auch auf dem linken Rheinufer zahlreiches Geſchütz aufführten, welches alle Zugänge beſtrich. Oppen mußte daher vom Sturm abſtehen, und be-

gnügte sich die Stadt eng einzuschließen; zugleich beabsichtigte er mit einem Theil seiner Reiterei über den Rhein zu gehen, um auch auf der andern Seite die Stadt zu berennen und ihr fernern Zuzug abzuschneiden. —

Die Franzosen machten am 29. November Mittags einen kühnen Ausfall; ihr ungestümer Reiterangriff überraschte die preußischen Vorposten, die einigen Verlust erlitten und weichen mußten, bis Verstärkung eintraf und den Feind zurückwarf. Abends traf Bülow in Doesburg ein, unterrichtete sich genau von der Lage der Dinge, und beschloß die Stadt am folgenden Morgen durch Sturm zu nehmen, weßhalb sogleich noch 4 Bataillons der Brigade Thümen von Doesburg in der Nacht herangezogen wurden.

Bülow ritt am nächsten Morgen früh nach Arnheim vor, um bei dem Sturm, dessen nähere Anordnungen er Oppen überließ, persönlich gegenwärtig zu sein. Von vier Angriffen sollten die beiden auf dem linken Flügel nur zum Schein geschehen, auf dem rechten Flügel aber die wahren mit allem Nachdruck ausgeführt werden. Erst gegen Mittag, als der dichte Nebel gefallen war, konnte der Kampf beginnen, auf allen vier Seiten zugleich. In der Nacht war ein Theil der französischen Truppen, besonders Reiterei, über die Rheinbrücke abgezogen, nur die eigentliche Besatzung, etwa 4000 Mann, unter dem tapfern General Charpentier zurückgeblieben, sie schienen zur Vertheidigung mehr als hinreichend. Der vierfache Angriff jedoch verwirrte ihre zweckmäßige Verwendung, und Charpentier selbst hatte die Truppen nicht in seiner Gewalt. Die beiden falschen Angriffe gelangen über alles Erwarten; der Major von Clausewitz drang mit seinen Truppen nach einigem Widerstand durch das Velper-Thor, der Major von Reckow mit den seinigen durch das Zahns-Thor in die Stadt, zugleich der Major von Colomb mit seiner längs des Rheinufers geführten Schaar

durch das Gatterthor. Dagegen fanden die ernſtlichen Angriffe, welche der Oberſtlieutenant von Zaſtrow befehligte, tapfre Gegenwehr, die nur durch die unerſchrockene Entſchloſſenheit der Preußen überwältigt wurde. Nachdem ein heftiges Geſchützfeuer einige Zeit gedauert, erſtiegen 2 Landwehrbataillone, des Kartätſchenhagels nicht achtend, den hohen Wall, vertrieben den Feind mit dem Bajonet, und drangen, gefolgt von den übrigen Sturmſchaaren, durch die Vorſtadt grade auf das Rheinthor zu, wohin auch die andern Angriffe ſiegreich ihre Richtung nahmen. Hier war noch eine ſtarke Wallſchanze zu ſtürmen, ſie wurde genommen, und mit ihr das Rheinthor. Ein blutiger Straßenkampf, in welchem Charpentier tödtlich verwundet wurde, endete mit der völligen Niederlage der Franzoſen. Was vom Feinde nicht im erſten Augenblick über die Rheinbrücke ſich retten konnte, mußte ſich ergeben. Der General Saint-Marie, 24 Offiziere und gegen 1000 Mann wurden zu Gefangenen gemacht, 14 Kanonen erobert nebſt vielen Pulverwagen. Die ergrimmten Soldaten wollten dem General Saint-Marie, den ſie mitten im Kampf ergriffen hatten, niederſtechen, der Major von Weyrach aber entriß ihnen denſelben und ließ ihn in Sicherheit bringen. Thümen hatte die größte Mühe unter den ſturmerhitzten Leuten Zucht und Ordnung herzuſtellen. Die Franzoſen hatten zur Deckung ihrer Flucht die Rheinbrücke in Brand geſteckt. Oppen ließ ſie durch die Pioniere retten und ſchnell herſtellen, und verfolgte den Feind auf der Straße nach Nymwegen bis Elſt mit größtem Nachdruck. Das zweite Bataillon des erſten neumärkiſchen Landwehrregiments hatte ſich beim Sturm außerordentlich hervorgethan, und ſchloß nun auch der Verfolgung ſich eifrigſt an; als Oppen daſſelbe von neuem Kampfesmuth beſeelt vorüberziehen ſah, nahm er nebſt ſeinem Begleiter ehrerbietig den Hut vor ihm ab. —

Noch am Abend deſſelben Tages ſchrieb aus Arnheim Bülow

über diese Waffenthat an seine Frau: „Dies ist also das erste Schreiben, welches ich auf holländischem Boden an Dich richte. Gestern Abend kam ich nach Doesburg, und beschloß gleich heute früh die noch ziemlich im Stande seiende Festung Arnheim anzugreifen. Nach einem sehr hartnäckigen Gefecht haben wir die Stadt mit stürmender Hand genommen, indessen, wie natürlich, nicht ohne bedeutenden Verlust. Der Feind hat sehr bedeutend verloren, denn er mußte über die Rheinbrücke unter unserm Kartätschenfeuer gewissermaßen Spießruthen laufen. Wir haben eine sehr bedeutende Anzahl Gefangener gemacht, wieviel kann ich noch nicht bestimmt angeben; außer dem Kommandanten befindet sich noch ein Brigadegeneral unter selbigen. Die Einwohner der Stadt behaupten, es sei ein General geblieben. Wir haben den Feind bis nahe vor Nymwegen verfolgt. Morgen marschire ich gegen Utrecht, und in ein paar Tagen werde ich ziemlich Meister von Holland sein. Ich und meine Umgebungen, wir sind alle gesund, es scheint als wenn das Schicksal uns vorzüglich begünstigt. Ich habe nun in diesem Kriege Napoleon manchen argen Streich gespielt, unter diesen ist die Besitznahme von Holland einer der ärgsten. Theile den Königlichen Hoheiten, denen ich mich zu Füßen lege, diese guten Nachrichten mit."

Der schon in diesem Schreiben ausgedrückte Entschluß, die Verfolgung gegen Nymwegen nicht fortzusetzen, sondern gegen Utrecht vorzudringen, wird von Grolman getadelt; derselbe meint, wahrscheinlich würde Nymwegen, ja vielleicht Grave, Herzogenbusch, und somit der Bommeler Waerd, in Bülow's Hände, und dann auch ohne Zweifel die übrigen Festungen gefallen sein, und auf diese Weise hätte, gleichsam auf Einen Schlag, ganz Holland erobert werden können. Allein schon die angeführten Worte selbst zeigen, daß das „auf Einen Schlag" nur als ein sehr bedingtes „nach und nach" gelten kann, und

daß die angenommene Wahrſcheinlichkeit bei jedem einzelnen Schritt aufs neue zu einer ſehr fraglichen wird. Denn ſchwerlich würden Macdonald und Molitor jenem Vordringen auf Nymwegen ruhig zugeſehen, vielmehr mit vereinten Kräften ſich ihm widerſetzt haben, wobei Bülow, der ſchon durch das Zurücklaſſen der Brigade Borſtell vor Weſel und durch andre Entſendungen geſchwächt war, unter nachtheiligen Umſtänden zu einer Schlacht genöthigt werden konnte, die er beſſer vermied. Grolman ſagt dann weiter ſelbſt, da Bülow die nachtheiligen Verhältniſſe auf feindlicher Seite damals nicht genau habe wiſſen können, und er mit Recht dahin geſtrebt habe, ſich zuvörderſt eines Hauptortes im Innern von Holland zu bemächtigen um von hieraus die Zügel der Regierung zu erfaſſen und dem Aufſtande des Landes einen feſten Haltpunkt zu geben, ſo erſcheine die getroffene Wahl, gegen Utrecht vorzugehen, hinlänglich gerechtfertigt. Noch mehr als dieſe Worte es ſagen, waren Bülow's Gründe wichtig und dringend. Es galt vor allem den ſchon ausgebrochenen Aufſtand auszubreiten, zu befeſtigen, und beſonders auch das Volk gegen die Rache des Feindes, der leicht auf Augenblicke wiederkehren konnte, zu ſchützen. Wir können eine andre Betrachtung nicht verſchweigen. Der ruſſiſche General von Benkendorf mit ſeiner fliehenden Schaar war im Anzug auf Amſterdam, eine andre ruſſiſche Abtheilung unter dem General von Stahl ſtand ſchon bei Amersfort, Koſaken durchſtreiften das Land nach allen Richtungen; uns dünkt es eine erlaubte militairiſche Eiferſucht, im eignen Werke freie Hand zu behalten, und wir glauben es konnte Bülow'n nicht verdacht werden, daß er in Holland den ruſſiſchen Truppen nicht den Vorzug laſſen mochte. Der Verfolg wird zeigen, daß dies auf die gegenſeitige Hülfe und Unterſtützung, die er eben ſo gern annahm als leiſtete, keinen Einfluß hatte.

Auf die Nachricht, daß am frühen Morgen des 24. Novembers 300 Kosaken von Benkendorf, die sich zwischen den französischen Posten klug durchgeschlichen hatten, in Amsterdam eingerückt und vom Volke mit Jubel begrüßt worden seien, sandte Bülow sogleich den Oberst von Sydow mit 2 Reiterregimentern ebendahin. Auch empfing er die Anzeige, daß der Prinz von Oranien, mit dem und dessen Beauftragten er in lebhaftem Verkehr stand, am 1. Dezember bei Amsterdam gelandet sei, und mit einer Schaar von Freiwilligen der dortigen Schuttery sofort nach Utrecht vorrücken wolle. Diesem die Hand zu reichen, war eben so militairisch richtig, als politisch von Wichtigkeit.

Den Prinzen von Oranien zu begrüßen und weitere Maßregeln mit ihm zu verabreden, sandte Bülow den Major von Roser nebst dem Fürsten Radzivill und Rittmeister von Burgsdorf nach Amsterdam, von wo sie ihn nach dem Haag begleiteten. Der Prinz trat unter begeisterter Zustimmung des Volks nun förmlich in Amt und Rechte seiner Vorfahren, und erklärte sich zum Statthalter von Holland. Er ließ Bülow'n den innigsten Dank und Beifall ausdrücken, und ihn auffordern, in seinen glücklichen Unternehmungen eifrigst fortzufahren; alle Unterstützung, über welche der Prinz verfügen und die er von den erwarteten englischen Truppen vermitteln konne, solle ihm unverzüglich zu Theil werden. —

Molitor, den Schwierigkeiten nicht gewachsen, die der Zustand des Landes ihm häufte, und noch weniger dem Angriffe Bülow's, war am 30. November von Utrecht abgezogen, über den Leck und die Waal zurückgegangen, und hielt nun hinter der letztern die Uebergänge besetzt, welche durch Festen und Schanzen vertheidigt waren; auch verstärkte er die Besatzung von Gorkum. Napoleon aber, unzufrieden mit der bisherigen Vertheidigung Hollands, beauftragte den General Decaen mit

derſelben, und überwies ihm zu dieſem Behuf anſehnliche Verſtärkungen.

Bülow traf am 2. Dezember in Utrecht ein, und ließ ohne Verzug die Vorhut unter Oppen nach verſchiedenen Richtungen vorgehen. Ein Theil derſelben kam nach Vianen, einer befeſtigten Stadt am Leck, von deren Daſein die Führer nichts gewußt hatten, zum Glück war der Feind abgezogen, und man konnte ungehindert einrücken. Der Major von Sandrart ging über Meerkerk gegen Gorkum; die Franzoſen hatten ſich vorwärts bei Arkel und Sypk hinter den Dämmen feſtgeſetzt, wo hitzige Plänkeleien wiederholt ſtattfanden. Der Oberſt von Sydow rückte an die Waal, der Stadt Bommel gegenüber. Der Major von Kameke kam gleichfalls an die Waal, mehr aufwärts; der Oberſtlieutenant Graf von Lottum ſtand noch weiter aufwärts gegen Nymwegen hin. Während Bülow hinter dieſen Vorpoſten in Utrecht in raſtloſer Thätigkeit alles aufbot, ſeine Streitkräfte zu mehren, die zahlloſen Geſchäfte, die ſich ihm aufdrangen zu erledigen, und neue Unternehmungen vorzubereiten, waren auch die Franzoſen ihrerſeits nicht müſſig.

Der General Decaen kam den 4. Dezember in Antwerpen an. Er überſchaute den Zuſtand der Dinge, gab für jetzt alles auf, was ſchon verloren oder nicht zu halten war, alſo nicht nur das eigentliche Holland, ſondern auch Zeland, welches in voller Gährung und den Engländern eine ſichre Beute ſchien, beſchloß aber um ſo hartnäckiger den Schlüſſel von Belgien, die Feſtungen Gorkum, Gertruydenburg, Bergen-op-Zoom, Herzogenbuſch und Breda zu behaupten. Er hoffte, wenn erſt alle Truppen, die Napoleon ihm zugewieſen hatte, eingetroffen wären, gegen 32,000 zur Verfügung zu haben, und dieſe konnten in der That für jenen Zweck hinreichen. Hätte er augenblicklich dieſe Stärke gehabt, ſo würde er freilich noch mehr im Vortheil geweſen ſein!

Die englischen Hülfstruppen, der Angabe nach 8000 Mann stark unter dem General Sir Thomas Graham, landeten am 4. Dezember auf der Insel Tholen in der Oster-Schelde; sie hatten auf der Ueberfahrt sehr gelitten, und bedurften längerer Zeit, um sich zu erholen, zu ordnen, wieder auszurüsten. Bülow setzte sich mit dem General sogleich in Verbindung, und zwischen beiden knüpfte sich das beste Vernehmen an, das nie getrübt wurde. — Abgeordnete aus dem Haag begrüßten Bülow'n als den Befreier von Holland, und luden ihn nach dem Haag und nach Amsterdam ein, wo seiner außerordentliche Festlichkeiten harrten; er zog aber vor bei seinen Truppen und inmitten der vielfachen Arbeiten zu bleiben, die seiner Leitung und Aufsicht keinen Tag entbehren konnten. Außer der Sorge für seine eignen Truppen, für deren Verpflegung, Vervollständigung und Ausrüstung, hatte er die viel mühsamere, den Eifer der Holländer zu wecken und zu spornen, um holländische Truppen in's Feld zu stellen; die zahllosen, immer neuen Schwierigkeiten, denen er hiebei begegnete, setzten seine Geduld auf harte Proben. Der Prinz von Oranien selbst vermochte in dieser ersten Zeit nur wenig und hatte vor allem seine persönlichen Verhältnisse festzustellen. Doch billigte und unterstützte er soviel ihm möglich die Maßregeln Bülow's. Daß er seinen sechszehnjährigen Sohn den Prinzen Friedrich ihm nach Utrecht sandte, um unter seinen Augen die kriegerische Laufbahn zu betreten, war ein Zeichen von Achtung und Vertrauen, das von allen Seiten gut aufgenommen wurde.

Aber auch für die Kriegsführung selbst gab die Eigenthümlichkeit dieses Landes vielerlei Bedenken. Ein überall von Gewässern und Gräben durchschnittener Boden, verbunden nur durch hohe, zwischen tiefen überschwemmbaren Niederungen hinlaufende Dämme, die überall eine natürliche Vertheidigung bieten, dazu eine Menge von Festungen und Schanzen, denen

ſchwer beizukommen, die jede Bewegung hindern, wenn der Feind ſie beſitzt, und nichts bedeuten, wenn man ſie erobert hat, — dies alles machte den Truppen große Beſchwer, und ihre beſten Kräfte fanden ſich gelähmt, weil deren Anwendung unter ſolchen Umſtänden nicht möglich war. Bülow ſtudirte mit Aufmerkſamkeit dieſe neuen Verhältniſſe, und berieth ſich mit allen Offizieren und erfahrnen Einwohnern. Mit den holländiſchen Bewaffnungen ging es überaus langſam. Es meldeten ſich genug Leute, allein es fehlte an Offizieren ſie zu ordnen und auszubilden, an Anſtalten der Verpflegung, beſonders auch an Gewehren, denn die zuerſt auf Zeland von den Engländern gelandeten mußte Bülow für ſeine aus Weſtphalen eintreffende beträchtliche Erſatzmannſchaft in Anſpruch nehmen, die jedenfalls wichtiger war als das holländiſche Aufgebot. Doch wirkte ſchon das bloße Gerücht von dieſem auf den Feind ſehr beunruhigend, er hielt die ganze Bevölkerung für ſtreitfertig, und konnte nicht unterſcheiden, was nur erſt Vorbereitung oder ſchon Ausführung ſei. Einen ſtarken Eindruck machte es auch auf die Franzoſen, daß Bülow auf den Vorpoſten überall von den Kirchthürmen neben der preußiſchen die oraniſche Fahne wehen ließ. Um die Franzoſen noch mehr beſorgt zu machen, und ſie glauben zu laſſen, daß ihnen auch im Rücken ſchon Aufſtand drohe, erließ Bülow in franzöſiſcher Sprache einen Aufruf an die Brabanter, der indeß nur Allgemeines ſagen und daher nur wenig wirken konnte. —

Ein Gegenſtand, den Bülow mit allem Eifer anſtrebte und verfolgte, war die Wiederheranziehung ſeiner Brigade Borſtell, die ſeiner unmittelbaren Leitung entzogen vor Weſel ſtand, und dieſe Feſtung ſo wie den Niederrhein bis oberhalb Düſſeldorf beobachtete. Borſtell war mit dieſer Abſonderung ſehr zufrieden; Bülow aber fand ſich durch ſie eines bedeutenden Theils ſeiner Truppen beraubt, und mit den ihm verbliebenen nicht

mehr stark genug um angriffsweise zu verfahren. Es standen viele Truppen der Verbündeten rückwärts im Lande unthätig und verfügbar, die den Dienst vor Wesel übernehmen, und Bülow's Truppen ablösen konnten, ja der Heertheil Winzingerode's war hiezu schon bestimmt, aber die meisten Kriegsbewegungen stockten, oder geschahen unentschlossen und langsam. Bülow verwandte die dringendsten Bitten und Aufforderungen, bei dem Kronprinzen von Schweden, bei Winzingerode selbst, in dem großen Hauptquartier, doch alles ohne raschen Erfolg. Und als später denn doch endlich Winzingerode kam, und somit Bülow's Wunsch erfüllt wurde, mußte dieser mit Staunen erkennen, daß er nur sein Unheil herbeigewünscht habe! —

Borstell indeß war seinerseits thätig und tapfer. Bei Wesel hatte er am 2. Dezember ein günstiges Gefecht, und beinahe wäre die Festung durch Ueberfall genommen worden. Der Oberst von Hobe besetzte Düsseldorf. Der Major von Knobloch ging mit 2 Bataillons und 3 Schwadronen Husaren über den Rhein, überfiel Neuß, wo große Vorräthe und die Düsseldorfer Schiffbrücke gefunden wurden, verfolgte den Feind auf der Straße nach Jülich, nahm ihm einen Adler, und machte 230 Gefangene, worunter 30 Offiziere; am folgenden Tage schlug er den Feind, der in Stärke von Köln gegen ihn heranzog, kräftig zurück, und ging dann mit seiner Beute wieder auf das rechte Rheinufer. Diese und einige andre Gefechte und kühne Streifereien hatten außer ihrem besondern Vortheil auch den allgemeinen, den Marschall Macdonald in Nymwegen sehr zu beunruhigen und seine Aufmerksamkeit auf seine rechte Flanke, von Bülow daher abzulenken.

Nachdem dieser in Utrecht zwölf Tage zwar in größter Geschäftsthätigkeit, aber auch in peinlichem Abwarten zugebracht, beschloß er, ungeachtet seiner geringen Stärke, wieder angriffsweise gegen den Feind aufzutreten. Sein nächster Zweck war

die Wegnahme des Inſellandes zwiſchen Waal und Maas, der Bommeler Waerd genannt, um demnächſt die Maas zu überſchreiten und die auf dem linken Ufer dieſes Fluſſes gelegenen Feſtungen anzugreifen. Seine Befehle waren, Oppen mit der Vorhut ſollte bei Bommel über die Waal und dann über die Maas bis gegen Herzogenbuſch vorgehen, die Brigade Krafft die Feſtung Gorkum eng umſtellen, dann über die vereinigte Waal und Maas — die Meerwede — gehen, und die feſten Orte Workum, Löwenſtein und Heuſden zu nehmen ſuchen, die Brigade Heſſen-Homburg ſollte zur Unterſtützung in die Nähe von Gorkum, die Brigade Thümen nach Thiel vorrücken. Die Uebergänge fanden indeß große Schwierigkeiten.

Zunächſt mußte Bommel angegriffen werden, eine auf dem linken Ufer der Waal gelegene zwar kleine aber ziemlich ſtarke Feſtung. Der Uebergang mußte auf Kähnen geſchehen, allein der Feind hatte die nächſtvorhandenen theils fortgeführt, theils verſenkt, es mußten andre von oberhalb herbeigeſchafft werden, die jedoch im Vorbeifahren dem Geſchütz des Forts St. Andreas ausgeſetzt waren, das am öſtlichen Ende des Waerds auf einer ſchmalen Landzunge gelegen ſowohl nördlich die Waal als ſüdlich die Maas beſtrich. Bülow beſchloß dies Fort durch Ueberfall zu nehmen. Der Major von Zglinizki ſchiffte ſich deßhalb am 13. Dezember in aller Frühe mit 1 Füſilierbataillon und 2 Kompanieen oberhalb des Forts bei dem Dorfe Varik auf zwei großen Kähnen ein, um mit dem Strom hinabtreibend am Fuße der Schanzen anzulanden. Allein die Schiffer konnten die ſchweren Fahrzeuge in der Strömung nicht meiſtern, ſie gelangten trotz aller Anſtrengung nicht auf das jenſeitige Ufer, das Fort richtete ſein Kanonenfeuer auf ſie, aus deſſen Bereich ſie nur mühſam wieder auf dem rechten Ufer in Sicherheit kamen. Bülow befahl, den Verſuch am nächſten Morgen zu wieder-

holen, wollte aber auch den Angriff auf Bommel selbst nicht länger aufschieben.

Die wenigen Kähne, deren man noch habhaft geworden, hatte Bülow gegenüber von Bommel bei Thuyl und höher hinauf bei Varik schon zusammenbringen lassen, sie konnten höchstens 1000 Mann aufnehmen. Zum Schutz der Ueberfahrt ließ Bülow auf dem Uferdamme 60 Kanonen aufpflanzen. Am 14. Dezember früh, im Dunkel und Schweigen der Nacht geschah die Einschiffung. Die Truppen waren voll Muth und Begier, sie wetteiferten um die Ehre die ersten zu sein, Oyen selbst, der den Angriff befehligte, fuhr in dem vordersten Boot allen voran. Die Zurückbleibenden, die auf die Wiederkehr der Kähne harren mußten, standen in größter Spannung am Ufer, sie horchten auf die immer schwächer klingenden Ruderschläge, die Wellen gingen hoch, die Strömung schoß reißend fort, und schnell war das kleine Geschwader in Nacht und Wogen dem Blick entrückt. Banges Vorgefühl gab die muthigen Kameraden schon verloren, sie schienen dem sichern Tod entgegen zu gehen, jeden Augenblick erwartete man das Aufblitzen des feindlichen Geschützes, dem zwar furchtbare Antwort bereit stand, aber ohne daß dadurch den Bedrängten, die auf dem wogenden Wasser dann in der Mitte des beiderseitigen Feuers schwebten, unmittelbare Hülfe wurde. Doch sie hatten ungestörte Fahrt, und als sie dem jenseitigen Ufer näher kamen, sandte Oyen, der bei aller Kühnheit nicht der Vorsicht vergaß, ein kleines Boot zur Erkundung voraus, das bald unerwarteten Aufschluß zurückbrachte. Der Strand war schwarz von Menschen, die in dichten Haufen erwartungsvoll dastanden, aber durchaus nichts Feindliches verriethen, sondern plötzlich, als eben der Tag hell anbrach, die nun sichtbar werdenden Schiffe mit tausendfachem Freudengeschrei und dem begeisterten Rufe Oranje boven! begrüßten. Die Franzosen, unterrichtet von dem kühnen Willen

und den ernſten Anſtalten Bülow's, hatten nicht geglaubt widerſtehen zu können, und daher Bommel in aller Frühe verlaſſen. Die Landung der Preußen erfolgte nun unter lautem Jubel und die wiederholten Ueberfahrten wurden mit allem Eifer beſchleunigt. Bülow war vor allem bedacht den Feind zu verfolgen. Er ließ die Truppen, die von den Einwohnern ſogleich mit Speis und Trank erfriſcht worden, unverzüglich auf den Dämmen öſtlich und weſtlich vorrücken, ſo wie ſüdlich gegen das Fort Crevecoeur; doch hielt der Feind bald wieder Stand, und die Verfolgung in allen dieſen Richtungen mußte Nachmittags einſtweilen aufhören.

Auch die Brigade Krafft war am 14. Dezember unterhalb Gorkum bei Hardiekovelt über die hier ſchon vereinigte Waal und Maas — Meerwede — gegangen, hatte einen Ausfall aus Gorkum, der den Marſch hindern wollte, tapfer zurückgeſchlagen, und in raſchem Vordringen die Forts Vorkum, Löwenſtein und Heusden, die von dem Feinde kaum vertheidigt wurden, glücklich genommen und beſetzt.

Wir müſſen hier der gleichfalls noch an dieſem Tage geſchehenen Wegnahme des Forts St. Andreas gedenken, die jetzt weniger wichtig war, aber in ihren Einzelheiten merkwürdig erſcheint. Der Major von Zglinizki hatte nach ſeinem fehlgeſchlagenen erſten Verſuch, den Befehlen Bülow's gemäß, in der Nacht zum 14. Dezember etwa 20 kleinere Kähne zuſammengebracht, um vor Tagesanbruch nochmals das Wagniß zu beſtehen. Der Lieutenant Schmidt mit 40 Füſilieren hatte dieſe Schiffe zu bewachen. Während der Nacht kamen auf einem Schifferkahn drei Bauern aus dem Dorfe Roſſum, das dicht an dem Fort liegt, zu dem preußiſchen Poſten herüber und berichteten, die Beſatzung des Forts ſei größtentheils ausgerückt um aufwärts bei Thiel die dort noch vorräthigen Schiffe zu zerſtören, werde aber gegen Morgen zurückkommen; es ſei nur ein

Wachtposten zurückgeblieben, und das Thor gewöhnlich frühmorgens offen, weil die Landleute dann Lebensmittel eindrächten. Diese willkommene Nachricht meldete der Lieutenant Schmidt sogleich dem Major von Zglinitzki, er selbst aber schiffte sich mit seinen Leuten ein, gelangte glücklich an das jenseitige Ufer, und hielt sich im Gebüsch bei Rossum verborgen bis er das Thor öffnen hörte, drang dann ungestüm ein, nahm die Wache gefangen, sprengte die übrige Mannschaft nach Heerwaarden, einem Dorfe auf der östlichsten Spitze des Inselandes, und verschloß sich in der kleinen Feste, hoffend daß die Unterstützung nicht zu lange ausbleiben werde. Mittlerweile war Zglinitzki mit dem Reste seiner Schaar ebenfalls übergeschifft, und hatte 2 Kompanieen noch weiter oberwärts bei Varik übergehen lassen, die dem nach Heerwaarden geflüchteten Feind auf dem Fuße folgten. Auf der andern Seite mußten 2 Kompanieen bei Rossum ein heftiges Gefecht gegen die von Bommel abgezogenen Franzosen bestehen, die sich in das Fort St. Andreas zurückziehen wollten, mit 2 Kompanieen warf er sich in das Fort, dessen zugefrorene Gräben er eiligst aufeisen ließ. Bald auch drang die ganze Stärke des von Thiel über Heerwaarden zurückkehrenden Feindes, der die beiden dorthin gesandten preußischen Kompanieen überfallen und gesprengt hatte, mit frischem Muthe zum Angriff heran, und da die 2 Kompanieen, die bei Rossum gekämpft und den Feind zurückgeworfen hatten, ihn auf Oyen's Befehl nach Crevecoeur verfolgen mußten, so hatte Zglinitzki kaum noch 250 Mann zur Verfügung, dagegen der Feind durch Molitor's Fürsorge in der Nacht zum 15. eine Stärke von 4 bis 5 Bataillons erlangte, deren Angriff in der Tagesfrühe zu erwarten war. Bülow, von Zglinitzki's Lage unterrichtet, hatte demselben noch Abends 2 Kanonen gesandt, die mit großer Anstrengung über den Graben in das Fort gebracht wurden, indem die halbzerstörte Brücke nur noch für einzelne Leute gangbar war. Nun

aber fehlte es ganz an Artilleriſten zur Bedienung der Kanonen, und als frühmorgens am 15. der Feind gegen das Fort ſein Geſchützfeuer eröffnete, blieb daſſelbe über eine Stunde unbeantwortet. Nach einer vergeblichen Aufforderung zur Uebergabe brachte der Feind ſein Geſchütz näher heran, und verſtärkte ſeinen Angriff; da traten aus den Preußen Freiwillige hervor, welche die beiden Kanonen luden, der Lieutenant Schmidt richtete ſelbſt eine derſelben, und der erſte Schuß machte gleich ein feindliches Geſchütz unbrauchbar. Der Feind wurde hiedurch ſtutzig, glaubte daß jetzt erſt Kanonen und Verſtärkung angekommen ſei, und da ihm zugleich die geſtrigen Erfolge der Preußen kund wurden, ſo hielt er ſeine Stellung für gefährdet und zog nach Heerwaarden zurück. Als eben jener glückliche Schuß gefallen war, nach welchem der Feind oſtwärts abzog, erſchien unerwartet auf der andern Seite, von Roſſum her, Bülow mit dem Prinzen von Oranien und vielen Offizieren; ſie mußten, um in das Fort zu kommen, nicht nur vom Pferde ſteigen, ſondern auch mühſam über den Wall klimmen, da kein andrer Zugang offen war. Bülow belobte die tapfern Krieger, und ſandte ſogleich eine Schwadron freiwilliger Jäger, die mit ihm gekommen war, nach Heerwaarden zur näheren Beobachtung des Feindes, der dort eine gute Stellung genommen hatte. Erſt am 16. Dezember zogen die Franzoſen von Heerwaarden, und bald ganz nach Nymwegen ab. Hiemit endet dieſes wenn auch kleine doch ruhmvolle Zwiſchenereigniß. —

Oppen hatte am 15. Dezember ein Gefecht bei Well mit den aus Löwenſtein ſich zurückziehenden Franzoſen, beſetzte das von ihnen aufgegebene Fort Crevecoeur, und ging bis vor Herzogenbuſch, welche Feſtung zwar nur ſchwach beſetzt, aber doch durch einen Handſtreich nicht zu nehmen war. Der Bommeler Waerd befand ſich nun ganz in der Gewalt der Preußen. Bülow ließ bei Bommel eine Schiffbrücke ſchlagen, um die

Verbindung zu erleichtern, und zwischen Waal und Maas alle streitbare Mannschaft zu den Waffen rufen. Der Mangel an Gewehren war auch hier sehr hinderlich.

Inzwischen war Benkendorf mit seiner russischen Schaar ungehindert über Rotterdam am 7. Dezember nach Dortrecht vorgedrungen, und hatte schon am 9. Breda und am 12. Wilhelmstadt gewonnen, während General von Stahl in Gertruydenburg einrückte, und die Engländer unter Graham sich nun gleichfalls in Bewegung setzten.

Bülow nahm sein Hauptquartier in Bommel, und leitete von hieraus die weitern Unternehmungen. Er unterhielt lebhafte Verbindung mit Graham, Benkendorf und Stahl, mit Borstell, mit Winzingerode, mit dem Prinzen von Oranien und den holländischen Behörden, berichtete an den Kronprinzen von Schweden, an den König, an den Kaiser von Rußland; letzterem stellte er besonders vor, wie wichtig es sei jetzt baldigst von Holland aus nach Belgien vorzudringen, wie nöthig daher daß Winzingerode oder Thielmann mit den Sachsen vorrücke um Borstell abzulösen, damit durch ihn verstärkt der jetzt in Holland festgehaltene preußische Heertheil wieder in voller Kraft auftreten könne. —

Napoleon, dem die großen Heere längs des Rheins durch ihre Unthätigkeit eine erwünschte Frist gewährten, richtete seine Aufmerksamkeit wiederholt auf die Ereignisse in Holland, und beschloß die dortigen Fortschritte der Verbündeten, die schon Belgien bedrohten und seiner linken Flanke gefährlich wurden, durch kräftige Schläge zu hemmen. Er versammelte bei Brüssel eilig eine beträchtliche Macht, ein ganzer Heertheil war für das verschanzte Lager bei Antwerpen bestimmt, General Decaen wurde vom Oberbefehl abgerufen und wegen nachlässiger Führung zur Verantwortung gezogen, der Großwürdenträger Lebrun zum Statthalter in Belgien bestimmt, bewährten Generalen besondre

Weiſung zugeſchickt. Der General und Senator Rampon, der mit einigen von ihm ſelbſt gebildeten Bataillons aus Antwerpen nach Gorkum geeilt war, erhielt den gemeſſenen Befehl dieſe Feſtung auf's äußerſte zu halten; General Roguet ſollte gegen Breda vorrücken, dieſen Platz durch raſchen Ueberfall wiedernehmen und die Verbindung mit Gorkum herſtellen; Macdonald, auf den ſich Molitor zurückgezogen hatte, ſollte dieſe Bewegungen durch kräftiges Vorrücken von Nymwegen her unterſtützen; Napoleon ſprach die Hoffnung aus, die Truppen Bülow's unverzüglich über die Maas und Waal zurückgeworfen zu ſehen.

Während dieſe Maßregeln vorbereitet wurden, und Macdonald als nächſtſtehend und zuerſt fertig ſchon zu deren Ausführung ſchritt, erhielt Oppen, der ſeit dem 16. Dezember ſeine Vorpoſten vor Herzogenbuſch hatte, von Bülow den Befehl, am 19. mit 2 Bataillons, 4 leichten Geſchützen und 1 Reiterregiment einen Verſuch zur Einnahme dieſer Feſtung zu machen; Krafft ſollte ſeinerſeits mit gleicher Stärke von Heusden her, dieſen Angriff unterſtützen. Allein ſchon beim Ueberſetzen über die Maas wegen zu geringer Zahl von Schiffen, dann durch die grundloſen Wege verzögert, kam Oppen anſtatt am früben Morgen erſt gegen Mittag vor der Feſtung an, fand den Feind benachrichtigt und in guter Faſſung, und das eröffnete Geſchütz- und Plänklerfeuer, von den Franzoſen lebhaft erwiedert, blieb erfolglos. Noch mehr verſpätet erſchien Krafft mit ſeinen Truppen; und da der Verſuch, den Kommandanten zur Uebergabe zu bewegen, an deſſen Feſtigkeit ſcheiterte, und zugleich das nach Grave vorgeſchobene Dragonerregiment melden ließ, daß feindliche Truppen von dort zum Entſatz heranzögen, ſo mußten ſowohl Oppen als Krafft jeder nach ſeiner Seite zurückgehen.

Allein die Bewegung Macdonald's, welche für Herzogenbuſch im Augenblick ſo vortheilhaft war, hatte nicht dieſen be-

sondern Zweck allein, sie hing mit dem befohlenen allgemeinen Vorrücken zusammen. An demselben 19. Dezember drang der General Roguet von Antwerpen mit 6000 Mann Fußvolk, 30 Kanonen und 800 Reitern über Westwesel, wo die russischen Vorposten gleich geworfen wurden, rasch gegen Breda vor, stand am 20. vor der Festung, und traf sogleich alle Anstalten zum heftigsten Angriff. In der Nacht wurde die Stadt furchtbar aus Wurfgeschütz beschossen, an mehreren Orten in Brand gesetzt, zugleich ein allgemeiner Angriff auf die Thore gemacht. Benkendorf, der sich hier befand, hatte nur 500 Mann Fußvolk und etwa 1000 Reiter nebst 8 leichten Kanonen, er vertheidigte sich tapfer mit seiner wenigen Mannschaft, in der auch 100 Preußen von der Streifschaar des Majors von Colomb mitfochten. Erst im Verlaufe der Nacht gelang es den Engländern von Wilhelmstadt 18 schwere Kanonen nebst Munition und 500 Mann Fußvolk in die Festung zu schaffen, welche dadurch aber noch keineswegs fähig war einem ernstlichen Sturme, den der Feind schon vorbereitete, zu widerstehen. Am 21. und 22. wiederholten die Franzosen ihren Angriff, doch mit mehr Ungestüm als Nachhalt, bei größerem Ernst, wenn die herbeigeschafften Sturmleitern wirklich angelegt wurden, konnte die Festung fallen. Bülow jedoch hatte auf die erste Nachricht von der Bedrängung Breda's der Brigade Kraft den Befehl ertheilt dorthin eiligst vorzurücken; er ließ in allen Dörfern die Sturmglocken läuten und die Bauern aufbieten, die sich zahlreich an die Preußen anschlossen; zugleich bediente er sich der List ein Schreiben abzusenden, durch das er die Besatzung benachrichtigte, er werde mit 15,000 Mann unverzüglich eintreffen; dieses Schreiben, den Franzosen mit guter Art in die Hände gespielt, ließ diese in dem Anrücken Kraft's, dem sie überlegen waren, das Herbeikommen der ganzen Stärke Bülow's erblicken, mit der sie es nicht aufnehmen konnten, auf der andern Seite sahen sie von

Wilhelmſtadt über Sevenbergen engliſches Fußvolk heranziehen um ſich mit den Preußen zu vereinigen; ſie ließen daher vom Angriff ab, und gingen vorſichtig auf Minderhout und Hoogſtraten 4 Stunden weit zurück. Kraſft erreichte ihre Nachhut zwiſchen Dorſt und Upelaer, und ſeine Huſaren warfen in einem glänzenden Angriff die franzöſiſchen Gardejäger in die Flucht; bei der Ueberzahl des Feindes und dem ſtarken Nebel der alles verdeckte, wagte er nicht ſeine Verfolgung weiter auszudehnen; er glaubte genug gethan und Lob und Dank verdient zu haben, allein Bülow machte ihm Vorwürfe, daß er dem Feinde nicht ſchärfer zugeſetzt habe. Seine Maßregeln und Anſichten hatten überhaupt nicht immer den Beifall Bülow's, der ihn nicht feurig genug fand, und den an ihn ausgefertigten Befehlen oft eigenhändige derbe Nachſchriften beifügte. Kraſft hatte ſeinerſeits einen eignen Sinn, der ſich öfters wunderlich äußerte; als ihm zugemuthet wurde, den feſten Platz Heusden noch beſſer in Stand zu ſetzen, um ſich daſelbſt gegen den Feind halten zu können, erwiederte er kalt: „Das ſind Geſchmacksſachen! Ich habe keine Luſt mich einſchließen zu laſſen!“

Bülow jedoch war in dieſer Zeit überhaupt verſtimmt und mißvergnügt. Seine Truppenſtärke, durch die fortdauernde Verwendung der Brigade Borſtell vor Weſel bedeutend geſchwächt, war für die Aufgaben, welche ſein feuriger Eifer ſich zunächſt vorſtellte, für einen raſchen Einbruch in Belgien oder einen kräftigen Anſchlag auf Antwerpen, durchaus ungenügend; alle Verſprechungen, die ihm aus dem großen Hauptquartier gemacht wurden, ihm die Brigade, die ſeinem Heertheil angehörte, wieder zugehen zu laſſen, oder ihn durch andre Truppen zu verſtärken, blieben unerfüllt; die Trägheit der Holländer in ihren Rüſtungen gab wenig Hoffnung ihre Truppen bald ſtreitfertig zu ſehen, und dabei zeigte ſich deutlich der Wunſch ſie lieber den Engländern als den Preußen anzuſchließen. Inmitten des

ruhmvollſten Siegeslaufes und Thateneifers ſah Bülow ſich zu dem traurigſten Stillſtand verurtheilt, zu leidendem Abwarten, durch welches nichts erreicht wurde, als daß die perſönliche Lage ſich noch mehr verſchlimmerte. Aber auch ſonſt glaubte er Urſache zu haben, ſich für vernachläſſigt, für gewiſſermaßen beſeitigt zu halten; in dem großen Hauptquartier, in der Umgebung des Königs, ſchien man ihn weniger zu berückſichtigen als Andre, denen an Verdienſt und Tüchtigkeit ſein Selbſtgefühl ihn wenigſtens gleichſtellte. Burgsdorf, den er mit den Schlüſſeln der Feſtungen Breda, Bommel, Crevecoeur und des Forts St. Andreas in das große Hauptquartier geſendet hatte, meldete ihm von daher die neueſten Beförderungen. Der folgende Brief Bülow's, aus Bommel am 20. Dezember an ſeine Frau gerichtet, giebt das volle Maß ſeiner Mißſtimmung zu erkennen: „Obgleich ich wie auf einer wüſten Inſel verſchlagen, von Allen verlaſſen, ohne alle Unterſtützung, mich hier ganz ſelbſt überlaſſen bin, ſo ſtehen dennoch unſere Angelegenheiten ziemlich gut, jedoch macht die Indolenz und Langſamkeit der Holländer, daß ich alle Geduld verliere. — Tauentzien und Yorck ſind Generale der Infanterie geworden; ich und Kleiſt aber noch nicht. Tauentzien ſein Korps wurde bei Seyda geſchlagen und größtentheils auseinandergeſprengt, den Tag darauf bei Dennewitz war er geſchlagen und vom Schlachtfelde verſchwunden, ehe ich ankommen konnte. Sein Rückzug von der Elbe bis Berlin, welcher mit dem von Auerſtädt viel Aehnlichkeit hatte, krönte das Werk. — Er iſt General der Infanterie. — Ich habe die Impertinenz gehabt, den Feind bei Groß-Beeren gegen die Befehle des Kronprinzen zu ſchlagen, bin ſo unverſchämt geweſen, den 5. September gegen deſſen Befehle abzumarſchiren, und den 6. die Bataille von Dennewitz zu gewinnen, wodurch der Krieg eine ganz andre Geſtalt gewonnen und wodurch nur die Schlacht bei Leipzig möglich wurde; ich war ferner ſo impertinent, die

Vorſtadt von Leipzig wegzunehmen, wodurch 200 Kanonen genommen wurden, dann, ohne Autoriſation, den Feind aus Holland hinauszuwerfen und dieſes für ganz Europa ſo wichtige Land nebſt einer Menge Feſtungen zu erobern. — Ich habe den rothen Adlerorden erſter Klaſſe erhalten. Friedrich der Zweite würde freilich für eine gewonnene Schlacht einen zum General der Infanterie, für die zweite zum Generalfeldmarſchall gemacht haben; aber der Mann war nicht mit ſeinem Zeitalter fortgegangen, er hatte nur veraltete Ideen; gegenwärtig verſteht man das Ding beſſer.“ — Burgsdorf war vom Könige mit den Schlüſſeln der Feſtungen, beſonders auch weil ruſſiſche Truppen Breda genommen hatten, an den Kaiſer von Rußland geſandt; dieſer ließ ſich auf der Landkarte genau die Kriegszüge Bülow's nachweiſen, lobte deren Kühnheit und außerordentlichen Erfolg, „Grüßen Sie, ſagte er, den General Büloff, — der Kaiſer ſprach den Namen in ruſſiſcher Weiſe —, alle Truppen haben ſich gut geſchlagen, Büloff's Truppen ganz außerordentlich gut!“ Dabei legte er ihm die Hand auf die Schulter, und verſprach, daß Bülow'n Truppen nachgeſandt werden ſollten; er nannte zuerſt den Heertheil Winzingerode's, dann die Sachſen unter Thielmann, endlich den ganzen Heertheil, zu dem dieſer gehörte, den dritten deutſchen, unter dem Oberbefehl des Herzogs von Weimar. —

Fünf Tage nach dem mitgetheilten Briefe, ſchrieb Bülow von ſeiner Lage wieder: „In dieſen Tagen war unſere Lage hier ein wenig bedenklich; allein wir haben uns wieder gut durchgearbeitet. Der ruſſiſche General Benkendorf hat die wichtige Feſtung Breda beſetzt. Der Feind hatte ſich bei Antwerpen ſehr verſtärkt, rückte vor, ſchloß Breda ein, und griff es drei Tage hintereinander an. Durch ein Detaſchement, welches ich unter dem General Krafft vorſchickte, und auf der andern Seite ſich einige Engländer zeigten, iſt die Feſtung entſetzt,

und wir sind nun im Stande sie mit allem gehörig zu versehen. Für die Berliner wird diese Nachricht einiges Interesse haben, dahero Du sie mittheilen kannst. Im Uebrigen steht alles beim Alten, außer daß Winzingerode endlich den Befehl erhalten an den Rhein zu marschiren, wodurch Borstell vor Wesel abgelöst wird, und ich ihn an mich ziehen kann." Die letztere Nachricht, das Heranrücken Borstell's betreffend, erheiterte ihn durch die Aussicht auf neue Kriegsthätigkeit, und seine persönlichen Widrigkeiten traten dagegen ganz in den Hintergrund. Er ahndete nicht, daß sie sogleich wieder und in weit schlimmerer Gestalt ihn bedrängen sollten! —

Borstell wollte vor dem Eintreffen der Vortruppen Winzingerode's, die am 26. Dezember ankommen sollten, noch einen Versuch machen Wesel mit stürmender Hand zu nehmen. Auf dem Schlosse zu Diersfort, wo er sein Hauptquartier hatte, verkündigte er bei der Mittagstafel laut, er wolle dem Könige mit Wesel ein Weihnachtsgeschenk machen. In der That ordnete er zum 24. Dezember alles zum Sturm, die Truppen standen aufmarschirt, von Muth und Eifer so beseelt, daß als zum ersten verzweifelten Angriff 800 Freiwillige vorgerufen wurden, alle Mannschaft der 8 Bataillone zugleich vortrat. Allein der plötzlich eingetretene hohe Wasserstand machte jeden Angriff unmöglich, und überdies war der Feind, dem jene Aeußerung Borstell's war verrathen worden, zum Empfange gut vorbereitet. Das Unternehmen mußte daher gänzlich aufgegeben werden. Die Russen trafen ein, übernahmen die Einschließung und Borstell marschirte nach Arnheim ab, um wieder zu Bülow zu stoßen. —

Dieser hatte mittlerweile den Rittmeister von Auer auf's neue nach England abgefertigt, mit Depeschen an den Prinz-Regenten, dem er den Stand der Sachen in Holland berichtete und ihm das dringende Bedürfniß an Waffen und Rüstungs-

stücken vorstellte, welchem nur England auf dem kürzesten Wege, durch Sendungen nach Rotterdam, abzuhelfen im Stande sei. In gleichem Sinn, um die Verhältnisse gehörig aufzuklären und die nöthigen Hülfsmittel zu erlangen, schrieb er wiederholt an den Kaiser von Rußland, den Kronprinzen von Schweden, an den Staatskanzler von Hardenberg, an Blücher; der Major von Reyer entwarf diejenigen Schreiben, welche in französischer Sprache geschrieben sein mußten. Bülow erwog, daß selbst mit Hinzurechnung der Borstell'schen Brigade seine Truppenstärke nicht hinreichen konne, gegen die französische, seither auch täglich angewachsene Macht etwas Tüchtiges zu unternehmen.

Napoleon hatte nun schließlich den General Maison zum Oberbefehlshaber des ersten Heertheils und aller Truppen in Holland und Belgien ernannt, und obwohl er ihm zwei Divisionen alter Garden entzog, so blieb derselbe doch den Verbündeten noch immer überlegen, und andre Truppentheile so wie Nationalgarden rückten fortwährend zu seiner Verstärkung heran. Bülow's Truppen waren sehr vertheilt; die Brigade Thümen war zur Besetzung des Bommeler Waerds erforderlich, die Brigade Hessen-Homburg, deren Befehlführung jetzt dem General von Zielinski übertragen war, stand vor Gorkum fest, desgleichen durfte Herzogenbusch nebst noch andern vom Feinde besetzten Festen nicht unbewacht bleiben. Zur freien Verwendung blieben zuletzt nur wenige Bataillone, und Bülow mußte sich begnügen, mit diesen geringen Kräften den Feind in Unruhe zu erhalten, Erkundungen anzuordnen, und besonders möglichst zu verhindern, daß Macdonald, der fortwährend mit 7000 Mann bei Rommegen und Grave stand, sich mit den bei Antwerpen versammelten Streitkräften vereinigte. Die Beklommenheit dieser Lage wurde noch erhöht, als die starken Ströme mit Eis zu gehen anfingen, die schon beschädigten Schiffbrücken über die

Waal und die Maas in Sicherheit gebracht werden mußten, und alle rückwärtige Verbindung zeitweise abgeschnitten war.

In dieser bedrängten Lage stieg Bülow's Ungeduld aufs höchste. Für sich allein war er nicht nur in großer Gefahr, sondern auch unfähig etwas zu unternehmen, er konnte sich nur in Verbindung mit Andern halten. Von holländischen Truppen war fast nichts zu sehen; die 6000 Engländer unter Graham, der persönlich den besten Willen zeigte, beobachteten Bergen-op-Zoom und richteten ihr Augenmerk noch besonders auf Antwerpen; nur von den Russen unter Winzingerode war eine kräftige Mitwirkung möglich, durch welche Holland gesichert und Bülow aus den hemmenden Banden, in die er gerathen war, befreit wurde.

Winzingerode ließ die nöthige Berennungsmannschaft vor Wesel, und marschirte mit den übrigen Truppen nach Düsseldorf, hier aber blieb er stehen. Bülow stellte ihm dringend vor, wie zweckmäßig und rühmlich, ja wie nothwendig es sei, über den Rhein zu gehen, wo fast gar kein Feind ihm entgegenstehe, die Franzosen bei Nymwegen, denen er weit überlegen sei, im Rücken zu bedrohen und sie dadurch zum Abzuge zu bestimmen. Diese an sich gefahrlose Bewegung war noch mehr dadurch gesichert, daß auch der sächsische Heertheil unter Thielmann schon in diese Gegend heranrückte. Doch Winzingerode gab allem diesen kein Gehör, sondern wiederholte nur immer dieselben Bedenklichkeiten und Einsprüche, die Bülow bereits widerlegt hatte und beseitigt glaubte. Da sah denn Bülow kein anderes Mittel um Winzingerode'n in Bewegung zu bringen, als höhere Befehle zu erwirken, die ihn das zu thun nöthigten, was er aus eignem Antrieb hätte thun sollen. Er entschloß sich, dieses wichtige Anliegen seinem einsichtsvollen in aller Weise kriegstüchtigen Oberquartiermeister Major von Reiche anzuvertrauen, und sandte denselben in das große Hauptquartier nach Karlsruhe

an den König, mit besondern Aufträgen an den Kaiser von Rußland, dessen General und Truppen die Sache zunächst betraf. Mit den erforderlichen Briefschaften und mündlichen Weisungen versehen verließ Reiche Bommel am 31. Dezember.

Während Bülow damit umging nach seinem Sinne Winzingerode'n zu bestimmen oder durch höhern Befehl ihn anweisen zu lassen, nahmen die Sachen unerwartet eine andre Gestalt an, durch welche grade das Gegentheil hervorgehen wollte, nämlich die Stellung Bülow's unter Winzingerode's Befehl. Der letztere nämlich war vor kurzem vom Kaiser von Rußland zum General der Reiterei befördert worden, während Bülow noch Generallieutenant geblieben war; kamen sie nun in Verbindung, in engeres Zusammenwirken, ohne daß ein gemeinsamer Oberbefehl unmittelbar über ihnen stand, so konnte nicht zweifelhaft sein, daß dem höheren Rang der Vorzug gebühre. Hierauf war Bülow allerdings schon vorbereitet durch folgendes freundliches Schreiben des Kronprinzen von Schweden aus Kiel vom 22. Dezember: „Je vous félicite avec un vrai plaisir de vos nouveaux succès. J'avais déjà prévu que vous auriez besoin d'une augmentation de troupes, l'ordre était donné au général Borstell de vous rejoindre. Ma lettre du 9. vous prévenant de la marche du général Wintzingerode sur l'Ems, je lui ai écrit de se porter sur le Rhin entre Dusseldorf et Wesel; si un mouvement trop prononcé de l'ennemi le forcait à abandonner le terrein, je lui prescris de passer l'Issel et de se joindre à vous en laissant la majeure partie de sa cavalerie entre ce fleuve et le Rhin. Si ce cas arrivait avant qui je fusse réuni à vous, il est de la dernière importance pour l'unité d'action qu'un seul ait la direction des mouvements, et vous jugerez qu'il est naturel que ce soit le plus ancien. Je sais que d'après les traités existants entre nos souverains je n'ai pas le droit de vous faire passer sous un

autre commandement que le mien sans une autorisation expresse de votre roi; cependant si l'ennemi se trouvait entre nous, et que les circonstances vous forçassent à vous réunir au général Winzingerode avant que je puisse vous faire parvenir mes dispositions, je compte assez sur votre dévouement à la cause générale, et surtout sur vos vertus militaires pour croire que les considérations qui pourrait influencer des hommes ordinaires disparaitraient devant les nobles mobiles de vos actions." — — Bülow hatte beim Empfange dieses Schreibens nur bitter gelacht; er mochte nicht denken, daß es mit dieser Farce, wie er es nannte, je Ernſt werden könnte, ja die eignen Worte des Kronprinzen, daß er nicht befugt sei ihn unter andern Befehl zu ſtellen ohne Zuſtimmung des Königs, ſchienen ihn zu ſichern. Noch mehr beruhigte ihn ein Antwortſchreiben des Kaiſers Alexander vom 27. Dezember, das in dieſer Zeit einging, und ſo lautete: „J'ai reçu, général, le rapport que vous m'avez adressé en date du $^{9}/_{21}$ décembre. Les détails que vous me donnez sur vos opérations m'ont vivement intéressé. Je ne puis qu'approuver tout ce que vous avez fait, et vous inviter à suivre le plan que vous vous êtes tracé. Il m'est fort agréable de pouvoir vous témoigner toute la part que je prends à vos succès. J'attache la plus grande importance aux mouvements qui doivent s'exécuter en Belgique, et je vous previens que, pour soutenir nos opérations, le général Thielmann à reçu des ordres reitérés pour accélérer la marche du corps saxon sur Wesel ou Dusseldorf, suivant les circonstances." Hiernach ſchien der Kaiſer einzuſtimmen, daß Winzingerode vordringen, und am Niederrhein durch Thielmann erſetzt werden ſolle, zu welchem Zweck dieſem wiederholt befohlen wurde ſeinen Heranmarſch zu beſchleunigen. Bülow drang alſo ferner in Winzingerode, wenigſtens mit einem Theil ſeiner Truppen ſchon jetzt über den Rhein zu gehen,

wenigstens die fliegende Schaar Tschernitscheff's, der ganz willig dazu sei, übergehen zu lassen; doch alles war umsonst; Winzingerode erlaubte auch das letztere durchaus nicht, indem der Eisgang, wie er sagte, die Verbindung unterbrechen würde.

Bülow hoffte auf die Entscheidung aus dem großen Hauptquartier; in dieser Erwartung schrieb er noch am 3. Januar 1814 gutes Muthes aus Bommel an seine Frau: „Im Ganzen hat sich hier wenig verändert, und unsere Angelegenheiten stehen noch ganz gut; nur bei größern Mitteln und bei zeitig genug erhaltener Unterstützung wäre das Resultat noch ganz anders gewesen; man muß sich indessen mit dem begnügen was möglich war. Mit dem englischen General Graham, welcher die hier gelandeten Truppen kommandirt, bin ich auf einem sehr guten Fuße; er geht in alles ein was ich wünsche. Winzingerode hingegen gehört zu denen, die eigentlich nichts thun wollen; ob ich ihn werde mit Gutem über den Rhein bringen, ist eine andere Frage."

Inzwischen hatte doch Bülow seiner nächsten Umgebung die sonderbare Wendung, welche seinen Verhältnissen drohte, mitgetheilt, und die bittern Betrachtungen nicht verhehlt, zu denen sein empörtes Gemüth durch die unerhörte Zumuthung, die man ihm machte, aufgeregt wurde. Zwar wollte er nicht glauben, daß es dahin kommen könne, allein er erklärte, daß wenn dies je geschehen würde, so werde er sich solcher Schmach nicht unterwerfen, sondern lieber den Abschied nehmen, als unter einem Manne dienen, den er, als er selbst schon Stabsoffizier gewesen, noch als bloßen Hofschranzen am Ferdinand'schen Hof in Berlin gesehen, und der zwar jetzt Militair und General sei, aber wie man gesehen habe mit den besten Truppen nichts auszurichten wisse. Durchdrungen von der Unbill, die seinem General widerfuhr, und von dem Gefühl der Gefahr,

daß das preußische Heer ihn wohl gar durch diese Mißverhältnisse verlieren könnte, hatte der treue Boyen schon unter dem 29. Dezember ausführlich über die ganze Lage der Sachen an den Staatskanzler vertraulich geschrieben, und ihn beschworen, es bei dem Könige dahin zu vermitteln, daß Bülow dem Heer erhalten und in seiner bisher immer glücklichen Kriegführung nicht gehemmt werde.

Reiche war indeß im großen Hauptquartier angekommen, und hatte beim Könige die gnädigste Aufnahme gefunden; eben so früher in Frankfurt am Main auf der Durchreise bei dem Staatsminister vom Stein, der die deutschen Angelegenheiten im Namen der Verbündeten leitete, und besonders bei dem Kaiser von Rußland im höchsten Ansehn stand. Die Aufnahme beim Kaiser war anfangs nicht ganz so günstig, er hörte ungern die vielen Klagen über Winzingerode, dem er persönlich geneigt war, und hielt Bülow's Wunsch und Begehren für nicht in der Lage der Sachen begründet; allein Reiche vermochte den Kaiser auf nähere Erörterung einzugehen, die Landkarte zur Hand zu nehmen, und sich alle Stellungen genau angeben zu lassen, und so gelang es ihm, den Kaiser von der Richtigkeit der Ansichten Bülow's zu überzeugen. Der Befehl an Winzingerode, über den Rhein vorzugehen und Bülow'n die Hand zu bieten zum Einbruch in Belgien, wurde sogleich ausgefertigt.

Winzingerode, der immer den besten Willen haben und nur durch militairische Gründe gehindert sein wollte, verkündete endlich am 5. Januar, daß er bei Düsseldorf über den Rhein gehen werde, verlangte jedoch zugleich, daß Bülow ihn dazu durch eine Brigade — oder Division — verstärken solle. Die Forderung war in der That eine unglaubliche. Bülow, der überall mit seinen Truppen kaum ausreichte, der einem überlegenen Feinde gegenüber stand, sollte einen Theil derselben 20 Meilen weit entsenden, um einen General zu verstärken, der

solche im Ueberfluß und nur einen schwächeren Feind gegenüber hatte, dabei sollte der Rheinübergang, der nicht genug beeilt werden konnte, an eine Maßregel geknüpft werden, die ohne großen Zeitverlust nicht möglich war. Dabei berief sich Winzingerode auf die erwähnten Vorschriften des Kronprinzen von Schweden, denen zufolge Bülow sich den Weisungen Winzingerode's zu fügen hätte! In seiner heftigen Empörung würdigte Bülow ihn keiner Antwort, und es ist merkwürdig, daß die Sache dabei auch ihr Bewenden behielt. Die russischen Streifschaaren Benkendorf's und Andrer, die sich in Holland befanden, und die Winzingerode zu sich berief, zogen nach Düsseldorf ab.

Um diese Zeit erhielt Winzingerode den Befehl des Kaisers zum Vorrücken, und nun rüstete er sich zum Rheinübergang, am 6. Januar waren alle seine Truppen bei Düsseldorf versammelt, man sprach von großen Unternehmungen, von Hauptschlägen, die gethan werden sollten, aber die Ausführung verzögerte sich, der Uebergang über den Rhein erfolgte erst am 13. Januar.

Bülow hatte unterdessen, in Erwartung dieses Ereignisses, die Brigaden Thümen, Krafft und Borstell bei Breda zusammengezogen, um bei erster Gelegenheit angriffsweise vorzugehen. Die Brigade Zielinski blieb vor Gorkum stehen, der General von Hobe mit 6 Bataillons und 2 Reiterregimentern vor Herzogenbusch, wo die Franzosen die Außenwerke geräumt hatten, aber die Stadt selbst und das starke Fort Papendrill tapfer vertheidigten. Der General Maison hatte 25 bis 30,000 Mann unter seinem Befehl, aber freilich nicht beisammen, denn nur ein Theil davon stand im Feld, die übrigen mußte er mannigfach versplittern, denn Napoleon hatte sowohl ihm als Macdonald befohlen, alle festen Plätze möglichst zu behaupten. Dennoch war er Bülow'n noch sehr überlegen, und dieser, um nicht angegriffen

zu werden, fühlte die dringendste Nothwendigkeit selbst anzugreifen, um dadurch seine Schwäche dem Feinde noch eine Zeitlang zu verbergen. „Bei den wenigen Mitteln, die mir zu Gebote stehen, sagte er, muß ich in etwas den Bramarbas spielen, und die Leute glauben machen, es sei mehr, als ich wirklich habe.“ Wirklich hatte schon das bloße Zusammenziehen seiner Truppen die erwünschte Folge, daß Macdonald, sobald er es erfuhr, Nymwegen verließ und sich nach Geldern zurückzog, von wo er jedoch, wenn nicht Winzingerode ihn beschäftigte, noch immer Bülow's linker Flanke gefährlich war. Am 9. Januar empfing Bülow die schlimme Nachricht, daß der Eisgang die Brücken zerstört habe und alle Verbindungen abgeschnitten seien. Getrennt von der Brigade Zielinski waren die Preußen nur 12 bis höchstens 13,000 Mann stark, ein überlegener und kühner Feind vor ihnen, hinter ihnen kein Rückzug möglich, von keiner Seite eine Unterstützung die im Augenblicke wirken konnte; die Lage war bedenklich, und in ihr zu bleiben gefahrvoll, daher beschloß Bülow ihr sogleich durch muthiges Vorgehen sich zu entziehen, und ohne noch Nachricht von Winzingerode zu haben gab er Befehl zum Aufbruch. Er benachrichtigte Graham, und ersuchte ihn um die möglichste Mitwirkung.

Noch am 9. Januar selbst ließ er einige Reiterschaaren über Turnhout gegen Roermonde und Venloo vordringen. Maison hielt dies für Ernst, und in der Meinung, Bülow habe sein Absehn auf Diest und Löwen gerichtet, sandte er einen Theil seiner Truppen von Brüssel nach Lier. Am 10. Januar brach von Breda die preußische Macht in drei Kolonnen auf. Borstell's Brigade als linker Flügel erhielt die Richtung auf Hoogstraten; Thümen's Brigade als Mitte die Richtung auf Westwesel; Oppen mit einem Theile seiner Reiterei und der Brigade Krafft sollte rechts über Klundert die Stellung des Feindes bei Westwesel im Rücken angreifen. — Graham hatte

versprochen zu gleicher Zeit mit seinen Engländern über Rosendal gegen Antwerpen vorzugehen. Bülow hoffte den Feind aus seiner Stellung zurück und von Antwerpen abzudrängen. Am 11. Januar sollte angegriffen werden.

Die Stellung der Franzosen war folgende: der General Roguet hielt mit beinahe 7000 Mann Hoogstraten besetzt, in zweiter Linie standen der General Aymar in Turnhout mit etwa 5000 Mann, der General Lefebvre-Desnouettes mit etwa gleicher Stärke zwischen Turnhout und Brecht, bei Lier eine Reserve von 5000 Mann; die Besatzung von Antwerpen konnte den linken Flügel der Franzosen, Macdonald mit 7000 Mann den rechten unterstützen, doch war jene durch die Engländer festgehalten, und ehe dieser eintreffen könnte, hoffte Bülow den Angriff schon geglückt.

Zuerst kam Borstell an den Feind, frühmorgens um 8 Uhr. Er griff Hoogstraten in der Front an, der Oberst von Schon mit 2 Bataillons nahm den Kirchhof von Minderhout und setzte sich hier fest; darauf entspann sich ein hartnäckiges, mörderisches Plänklergefecht, das 4 Stunden anhielt, während welcher die Preußen stets der Ankunft des Obersten von Sydow harrten, der links über Wortel die Stellung von Hoogstraten umgehen sollte; doch dieser hatte die Truppen Aymar's vor sich, welcher durch sein Vordringen schon von Hoogstraten abgeschnitten war und sich langsam auf Lier zurückzog, erst nachdem dieser Feind aus der Nähe verscheucht war, konnte Sydow sich zurück nach Hoogstraten wenden, welches nun von allen Seiten angegriffen, und nach hartnäckigem Widerstande, wobei viele Franzosen im Handgemenge fielen, um die Mittagszeit von den Preußen genommen wurde. Der Feind wich indeß nur Schritt für Schritt, unter hartnäckigem Plänklergefecht, und sehr begünstigt von dem durchschnittenen Boden, der den Verfolgern weder Geschütz noch Reiterei zu entwickeln erlaubte; nachdem er 3 Stunden

weit bis Ostmalle zurückgegangen, hielt er hier festen Stand, und rückte dann verstärkt sogar wieder vor, so daß Borstell 16 Kanonen auffahren ließ um ihn zurückzuweisen.

Der Angriff Thümen's, in der Mitte gegen Westwesel geschah beinahe gleichzeitig mit dem des linken Flügels, in zwei Kolonnen, die geschickt verwendet und tapfer geführt wurden, vom Obersten von Stutterheim links auf Loenhout, vom Major von Hellwig rechts auf Westwesel, beide Dörfer wurden nach lebhaftem Plänklergefecht genommen, der Feind, der sich auf Brecht zurückzog, wurde auch hier vertrieben und gegen Westmalle verfolgt. Borstell und Thümen standen nun bei Hoogstraten vereinigt, und harrten der Ankunft Oppen's, der den Feind umgehen sollte. Schon war es 5 Uhr Nachmittags, und Oppen erschien nicht; da ließ Borstell, in Betracht, daß seine Truppen 14 Stunden marschirt und 8 Stunden im Gefecht waren, dieses bei eintretender Dunkelheit abbrechen und die Truppen eine halbe Stunde vor Ostmalle lagern.

Oppen hatte auf seinem Marsche unerwartete Schwierigkeiten gefunden, sein nächster Weg nach Westwesel wäre über Nieuwmör nur 4 Stunden gewesen, allein dieser führte über Bruch und Eis und erwies sich ungangbar für Geschütz und Reiterei, er mußte daher den Umweg über Rosendal und Klamptbout, 9 Stunden statt 4, zurücklegen, und obschon in Voraussicht großer Schwierigkeiten ein Theil der Truppen schon um Mitternacht aufgebrochen war und der Marsch mit aller Anstrengung beschleunigt wurde, so war der Zeitverlust jenes Umweges doch nicht einzubringen. Eine neue Verzögerung entstand durch den Irrthum, daß die Engländer in der Ferne den preußischen Truppenzug, so wie die Preußen den englischen, eine Zeitlang für den Feind hielten, wodurch beiderseits ein vorsichtiges Innehalten veranlaßt wurde. Als Oppen endlich in Westwesel eintraf, war alles zu spät, der Feind längst auf dem

Rückzuge gegen Antwerpen. Bülow befahl nun, Krafft's Brigade solle hier stehen bleiben, Oppen aber seine Reiterei und 4 Kanonen gegen Westmalle vorsenden, auch durch eine Streifschaar gegen Brackschoten die Verbindung mit Graham suchen. Bis Westmalle waren noch 4 Stunden Weges, die Reiterei legte sie im Trabe zurück. Ein heftiges Plänklergefecht, an welchem bald auch das Geschütz Theil nahm und Kartätschen und Granaten warf, brachte den Feind zum Weichen, die Reiterei verfolgte ihn noch eine weite Strecke. Von dieser Seite sicher, und von andrer her nichts besorgend, wandten sich die ermüdeten Soldaten zum Ausruhen und Abkochen. Plötzlich fielen ganz nahe Gewehrschüsse und das ganze Dorf war von Franzosen erfüllt, sie kehrten von Ostmalle zurück nach Antwerpen und hatten hier keinen Feind vermuthet; die Preußen hatten sich schnell aufgerafft und zum Gefecht gestellt, aber dem Feinde, der nur seinen Rückzug fortsetzen wollte, war dieser nicht mehr zu verwehren; Roguet gelangte mit allen seinen Truppen in der Nacht auf verschiedenen Wegen nach Antwerpen. Doch verlor er dabei noch über 500 Mann an Gefangenen; an Todten und Verwundeten hatte er in den verschiedenen Gefechten wohl ebensoviel eingebüßt, die Preußen über 400 Mann, größtentheils von der Brigade Borstell.

Am 12. Januar nahm der General Roguet vorwärts von Antwerpen eine gute Stellung hinter der Linie des Baches Klein-Schyn; seine Brigade Flament hielt Deurne und mit 2 Bataillons rechts Wyneghem besetzt; der General Ambert stand links bei Merrem. Der General Maison hatte 2 Divisionen Garde bei Lier, dazu 1000 Mann aus Antwerpen herangezogen, und auch die Brigade Aymar hier aufgenommen. Die Preußen rückten vor, die Brigade Thümen rechts bis Brackschoten, links die Brigade Borstell bis St. Antonin, die Brigade Krafft unter Oppen's Befehlführung zwischen beiden bei

Gravenwesel. Der General Graham mit 4000 Engländern schloß sich bei Ekeren dem rechten Flügel der Preußen an.

Früh am 13. rückte Bülow gegen Wynegbem vor um die feindliche Stellung zu besichtigen. Er beschloß dieselbe durch einen allgemeinen Angriff näher zu erkennen und zu prüfen. Borstell blieb gegen Lier hin aufgestellt, um den General Maison dort zu beobachten und zugleich als Rückhalt zu dienen. Thümen erhielt Befehl von Brackeleer gegen Merrem vorzurücken, welcher Bewegung die englischen Truppen unter Graham folgten, Oppen mit Kraft sollte von Gravenwesel gegen Wynegbem vordringen. Thümen führte sofort den Angriff auf Merrem mit großer Entschlossenheit. Die Preußen drangen von vorn, die Engländer rechterher in das Dorf, welches der General Avis mit 5 Bataillons tapfer vertheidigte; der General wurde erschossen, das Dorf genommen. Thümen rückte dann bis auf 800 Schritt gegen Antwerpen vor, warf ein gegen ihn herausrückendes Bataillon zurück, und beschoß aus seinen Batterieen den Wall, versuchte aus seinen Haubitzen die Kriegsschiffe im Hafen mit Granaten zu bewerfen, beides jedoch erfolglos. Auf dem linken Flügel eröffnete Oppen den Angriff auf Wynegbem durch Plänklerschwärme; der Ort war durch starke Verhaue befestigt, durch mehrere französische Bataillone und 2 Kanonen vertheidigt. Nachdem das Plänklergefecht eine Zeitlang gedauert, befahl Oppen das Bajonet zu fällen und muthig drangen die Preußen in das feindliche Feuer vor. Die Franzosen erhielten Verstärkung. Der General Roguet selbst führte frische Bataillone und zahlreiches Geschütz herbei, auch Oppen ließ ansehnliche Unterstützung vorrücken. Der Kampf stand eine kurze Zeit sehr zweifelhaft, dann entschied ihn die handfeste Tapferkeit der Pommern, der Oberst von Zastrow an ihrer Spitze stürmte die Verhaue, drang in das Dorf und behauptete sich darin, die Franzosen wichen auf Antwerpen zurück. Gleichzei-

tig war der Major von Zglinitzki gegen Deurne angerückt; der General Flament vertheidigte den Ort mit größter Tapferkeit, und versuchte sogar zur Unterstützung von Wyneghem vorzudringen, kam aber als das Dorf eben erstürmt war, und mußte eiligst nach Deurne zurück. — In der Dunkelheit erhob sich noch ein großer Allarm. Es erscholl plötzlich das Geschrei, der Feind komme von Schilde, auf dem Wege von Lier nach Wyneghem, den Preußen in die linke Flanke; da man den General Maison mit beträchtlicher Stärke in Lier und Borstell ihm gegenüber wußte, so mußte man diesen verdrängt glauben, und die Sache konnte von größter Gefahr sein; auch drang wirklich schon eine Schaar Franzosen in Wyneghem ein und griff die Preußen herzhaft an; allein es war nur eine kleine Zahl, etwa 200 Mann, die während des Gefechtes abgeschnitten sich im Gehölz versteckt gehalten hatten und nun in der Dunkelheit hier durchdringen wollten um wieder zu den Ihrigen zu gelangen. Die Ueberraschung gab ihnen im ersten Augenblick einigen Vortheil, sie waren in die Lagerstätten zweier Dragonerregimenter gerathen, und richteten hier eine große Verwirrung an, die Pferde rissen sich los und liefen durcheinander, der Allarm wurde allgemein; aber schnell gefaßt, warfen Offiziere und Soldaten sich den Eingedrungenen mit größter Entschlossenheit entgegen, Mann stritt gegen Mann, der Adjutant Zastrow's, Lieutenant Schmückert, sprang vom Pferde, und vertheidigte eine dem Feinde zum zweitenmal abgenommene Kanone, wobei er schwer verwundet wurde; Zastrow raffte einiges Fußvolk zusammen, Oppen einige Reiter, und die kühn eingedrungene Schaar wurde schneller als sie gekommen wieder verjagt, viele zusammengehauen oder gefangen; die Davongekommenen gelangten jedoch auf einem Umwege noch glücklich nach Deurne. —

Bülow hatte befohlen das Gefecht, in welchem die Preußen 40 Offiziere und gegen 500 Mann, die Franzosen wenig-

stens das Dorpelle verloren, allmählig abzubrechen. Er hatte den Feind nicht nur erkundet, sondern auch überall geschlagen. Allein er hatte auch die Unmöglichkeit erkannt, gegen das wohlbefestigte Antwerpen, das eine Besatzung von 12,000 Mann hatte, und dem zur Seite Maison mit noch größerer Stärke das freie Feld hielt, etwas Ernstliches zu unternehmen. Auch mit Hinzuzählung der Engländer waren Bülow's Truppen viel zu schwach an Zahl, um nach beiden Seiten dem Feinde dauernd die Spitze zu bieten, überdies fehlte Belagerungsgeschütz und alle sonstigen Hülfsmittel zum Festungsangriff. Bülow beschloß, die eroberten neuen Stellungen zu behaupten, mit der Hauptstärke jedoch der bessern Verpflegung wegen, etwas zurückzugehen. Er ließ eine starke Vorhut unter Borstell in Hoogstraten, Westwesel und Loenhout, zog die Brigade Thümen nach Rysbergen, die Brigade Krafft aber nebst Oreen's Reiterei nach Breda, wo er wieder sein Hauptquartier nahm. Gorkum und Herzogenbusch wurden auf's engste eingeschlossen. Graham zog sich mit seinen Engländern nach Oudenbosch, seine Vorhut blieb in Rosendal, und in genauer Verbindung mit den preußischen Posten. Macdonald war auf Maestricht zurückgegangen, wodurch Bülow's Lage viel freier wurde. —

Diese kühnen Gefechte hatten den glücklichen Erfolg, den Feind über die Stärke der ihm gegenüberstehenden Truppen völlig zu täuschen, er konnte bei solcher Angriffslust nur eine Uebermacht voraussetzen, und lähmte dadurch die seinige. Die Franzosen, bei der größten Tapferkeit, die sie hier bei jeder Gelegenheit bewiesen, blieben eingeschüchtert, und wagten keine Unternehmung, wobei freilich mit in Betracht kam, daß sie von Antwerpen sich nicht entfernen durften.

Am 16. Januar kam Auer aus London nach Breda zurück, und brachte die befriedigendsten Nachrichten. Der Prinz-Regent gewährte bereitwillig alle Wünsche Bülow's in Betreff

der Sendung von Waffen und Rüstsachen, anerkannte mit höchstem Lob alles von ihm Geleistete und Verfügte, und billigte die von ihm dargelegten weiteren Kriegsplane. Als Zeichen seiner besondern Hochachtung und Gunst ließ er einen goldnen Ehrendegen für Bülow anfertigen. Mit diesen guten Nachrichten, und um den Stand der Sachen in Holland so wie die persönlichen Verhältnisse hinsichtlich der Befehlführung gehörig vorzustellen, wurde Auer alsbald in das große Hauptquartier nach Basel abgefertigt. Burgsdorf, der von seiner Sendung dorthin vor kurzem zurückgekehrt war, ging am 19. mit besondern Aufträgen nach Berlin.

Unterdessen war Winzingerode endlich am 13. Januar über den Rhein gegangen, und am 18. ohne Hinderniß bis Lüttich vorgerückt. Macdonald, der ihm entgegengestanden, war plötzlich abgerufen worden, und marschirte mit allen seinen Truppen nach Frankreich zu dem Hauptheere Napoleons, das von den verbündeten Heeren gegen die Marne und Seine hin hart bedrängt wurde. Wichtiger für Bülow, als der Vormarsch Winzingerode's, der ihm zu gemeinsamem Wirken kein Vertrauen einflößte, und mit dem er daher keine nähere Berührung suchte, war das Herankommen des dritten deutschen Heertheils unter dem Oberbefehl des Herzogs von Weimar, bei dessen Eintreffen Bülow, gemäß einer aus dem großen Hauptquartier eingegangenen Weisung, mit seinem ganzen Heertheil nach Frankreich aufbrechen sollte. Jene Truppen waren aber am 18. Januar noch bei Münster, und ihre Tagemärsche waren so eingerichtet, daß erst am 5. Februar ein Theil von ihnen bei Breda sein konnte. Bülow brannte vor Ungeduld, diese Erlösung kommen zu sehen, und nach Frankreich abziehen zu können, um an den großen entscheidenden Ereignissen dort Theil zu nehmen.

Einstweilen gab es aber in der Nähe noch genug zu thun. Bülow befahl die Festungen Gorkum und Herzogenbusch mög-

lichst zu bedrängen und kein Mittel unversucht zu lassen die Besatzungen zur Uebergabe zu bewegen. Zielinski, der mit seiner Brigade Gorkum einschloß, fand trotzigen Widerstand. Glücklicher war der General von Hobe vor Herzogenbusch; Bülow verstärkte ihn durch einige Bataillone von Kraffft, und die französische Besatzung von etwa 1000 Mann unter dem General Laraitrie wurde kleinmüthig, es gelang den Preußen in der Nacht vom 25. zum 26. Januar mit Hülfe der Einwohner sie zu überrumpeln, wobei der Lieutenant von Kretzschmer sich durch Unternehmungsgeist und Muth besonders auszeichnete.

Das Nähere dieses Ueberfalls von Herzogenbusch, der allerdings eine kriegsgeschichtliche Merkwürdigkeit ist, giebt Kretzschmer in romantischer Umständlichkeit, wir ziehen aber den gedrängteren Bericht vor, welchen Hasenkamp davon liefert. „Es war in einer dunkeln Winternacht, — sagt er, — als sich zwei Amsterdammer Schiffer dem Orte näherten, wo eine preußische Jägerabtheilung zur Beobachtung des Weges, der von Crevecoeur nach Herzogenbusch führt, aufgestellt war. Von einer Patrouille festgehalten, wurden beide Schiffer zu dem Befehlshaber jener Abtheilung, dem Lieutenant Kretzschmer, geführt, dem sie die Mittheilung machten, daß sie aus Herzogenbusch entflohen wären, wo man, der französischen Herrschaft müde, jeden Augenblick eine Befreiung von derselben erwartete. Die ganze Bürgerschaft, vorzüglich aber die Schiffergilde, an deren Spitze der Syndikus Wilhelm Hubert, ein Mann von anerkannter oranischer Gesinnung, stände, sei jederzeit bereit durch einen Aufstand im Innern einen Angriff von außen zu unterstützen. In Folge dieser Mittheilung wurde der Lieutenant Kretzschmer mit einer Jägerabtheilung nach Vugt, einem Dorfe im Süden von Herzogenbusch, geschickt, um von dort aus Unterhandlungen mit der Schiffergilde anzuknüpfen. Eine Abtheilung Husaren wurde zu seiner Unterstützung in St. Michel Gestel, einem

Dorfe auf dem rechten Ufer der Dommel, aufgestellt, und ihm dieser Ort als Rückzugspunkt angewiesen. Mit Hülfe des Maire's Jannette und seines Dorfdieners Jan van Bowlen, eines frühern Schmugglers, der mit allen Ortsverhältnissen der Gegend genau bekannt war, gelang es dem Lieutenant Kretzschmer einen Brief in die Stadt zu besorgen, und eine Verbindung mit der Schiffergilde anzuknüpfen. Durch den Besitzer einer Mühle, die auf dem Stadtwalle stand, wurde von jetzt ab, sowohl bei Tage wie bei Nacht, durch Oeffnen und Schließen der Fenster und durch verschiedene Beleuchtung derselben eine telegraphische Verbindung zwischen der Einwohnerschaft und dem Lieutenant Kretzschmer unterhalten, dem es sogar sich einmal während der Nacht nach Herzogenbusch einzuschleichen und sich dort in einer Unterredung mit dem Syndikus Wilhelm Hubert über die Stärke der Besatzung und über die innern Verhältnisse der Festung zu unterrichten gelang. Selbst einen Plan der Stadt hatte er auf seiner nächtlichen Wanderung erhalten."

„Obgleich die Franzosen durch mehrere kleinere Unternehmungen, die der Lieutenant Kretzschmer gegen die Festung ausführte, hätten vorsichtiger und wachsamer werden sollen, so scheint doch der innere Dienst nicht mit der Sorgsamkeit betrieben worden zu sein, die ein so wichtiger Posten erforderte. — Nach einem vom Lieutenant Kretzschmer entworfenen, vom Obersten von Hohe fast gänzlich gebilligten Plane, sollte der Angriff gleichzeitig in zwei Kolonnen, von denen die eine gegen das Bugter- die andere gegen das Hinterhammer-Thor geschickt wurde, unternommen werden. Das Dorf Bugt und das Fort Crevecoeur waren den Kolonnen als Sammelplätze angewiesen, von wo sie um die dritte Morgenstunde in der größten Stille aufbrechen sollten. Da die Bürgerschaft von Herzogenbusch den Offizieren der Besatzung einen Ball gab, und man deßhalb eine geringere Wachsamkeit erwartete, die Schiffergilde sich auch mit

Waffen und Schießbedarf versehen und den Rückzug der Franzosen nach der Zitadelle Papenbrill zu verhindern versprochen hatte, so schien ein glücklicher Ausgang dieser nächtlichen Unternehmung nicht zweifelhaft."

„Lieutenant Kretzschmer, der die Vorhut der gegen das Hinterhammer-Thor rückenden Kolonne führte, war so glücklich, von den Franzosen, die mit dem Aufbrechen der Eisdecke des Grabens beschäftigt waren, weder gesehen noch gehört zu werden. Die grelle Beleuchtung der Laternen verhinderte die Arbeiter, die vorrückende Kolonne zu bemerken, deren Tritte durch den frischgefallenen Schnee so gedämpft und durch das Zerschlagen des Eises so übertönt wurden, daß die Franzosen in einer Entfernung von kaum 200 Schritt die Annäherung der preußischen Truppen nicht bemerkten, welche auf diese Weise bis an das vor dem Hinterhammer-Thor liegende Ravelin unentdeckt vorrückten. In der größten Stille überschritt die Vorhut des Lieutenants Kretzschmer auf mitgebrachten Brettern den Graben des Ravelins, dessen Wälle sie erstieg, die dort aufgestellte Schildwache mit dem Bajonet tödtete, und den übrigen Theil der Wache überfiel, entwaffnete und gefangen nahm. Da der Graben des Hauptwalles nicht zugefroren, die Brücke aber aufgezogen war, so wurden Sturmleitern angelegt und durch einen Schlosser die Ketten derselben geöffnet, so daß sie mit einem so lauten Geräusche herunterfiel, daß die Thorwache, dadurch aufmerksam gemacht, zu einem heftigen Geschütz- und Kleingewehr-Feuer bewogen wurde. Die preußische Vorhut hatte indeß schon die Brücke überschritten, schnell einige Palissaden heruntergehauen und sich den Eingang in die Stadt mit dem Bajonet erzwungen. Die französische Wache, welche jetzt jeden Widerstand vergeblich hielt, trat ihren Rückzug nach der Zitadelle an, wohin auch die bei den Bürgern einquartierten Soldaten in wilder Unordnung flüchteten."

„Die gegen das Vugter-Thor gerichtete Kolonne hatte inzwischen ebenfalls, von dem Dorfdiener Jan van Bowlen geführt, die Eisdecke unbemerkt überschritten, und in der Gegend der oben erwähnten Mühle den Hauptwall erstiegen. Schnell waren auch hier die Thore eingeschlagen und die auf dem Walle stehenden feindlichen Geschütze gegen die Stadt auf die nach der Zitadelle eilenden Franzosen gerichtet worden, deren Flucht durch die bewaffnete Schiffergilde leider nicht aufgehalten werden konnte. Da die Zitadelle zwar mit Geschützen und Schießbedarf, nicht aber mit Mundvorrath versehen war, so machten die in derselben schon befindlichen Franzosen noch einen Ausfall gegen ein Magazin, wo Schlachtvieh und Kochgeschirre aufbewahrt waren. Schon waren die Thüren dieses Gebäudes erbrochen, als Lieutenant Kregschmer zum Schutze desselben mit seinen Plänklern anlangte, und den Feind durch einen energischen Bajonetangriff unverrichteter Sache zum Rückzuge nach der Zitadelle nöthigte. Hierdurch war die Eroberung von Herzogenbusch entschieden, denn die Besatzung der Zitadelle mußte aus Mangel an Lebensmitteln sich schon um die Mittagsstunde des 26. Januars entschließen."

Durch diesen wichtigen Erfolg wurden gegen 1000 Franzosen kriegsgefangen, 153 Kanonen — nach andern Angaben nur 80 — und große Kriegsvorräthe fielen in die Hände der Sieger. — Der kleine Krieg auf den Vorposten dauerte überall lebhaft fort, in den täglichen Scharmützeln behielten die Preußen fast immer die Oberhand; die Streifschaaren wurden mit jedem Tage kühner, und drangen tiefer in Brabant ein; der Major von Hellwig nahm mit der seinigen die Stadt Diest und zog gegen Löwen vor. —

Den Engländern aber war hauptsächlich daran gelegen, sich Antwerpens zu bemächtigen, wegen des herrlichen Kriegshafens, der daselbst liegenden französischen Flotte, der unge-

beuern für das Seewesen aufgehäuften Vorräthe. Der Herzog von Clarence kam aus England und brachte einige 1000 Mann Verstärkung, er wiederholte nun persönlich die dringenden Aufforderungen, welche Bülow schon vielfach aus London erhalten hatte, zu einem gemeinsamen Angriff auf Antwerpen mitzuwirken. Zwar hieß es, Bülow möchte nur das Unternehmen der Engländer unterstützen, allein er wußte recht wohl, daß er dabei die Hauptsache thun mußte, auch hatte er die feste Ueberzeugung, daß der Anschlag nicht gelingen könne. Doch es wurde zur Ehrensache, solchem Versuche sich nicht zu entziehen, und die ausgeruhten Truppen waren begierig an dem Kampfe theilzunehmen. Der gemeinsame Angriff wurde beschlossen und die Einleitungen dazu verabredet. Die Engländer sollten über Merrem, die Preußen über Wyneghem vordringen.

Um sich in der linken Flanke zu sichern, sandte Bülow die Brigade Borstell gegen Lier, sie sollte wo möglich bis Mecheln dringen, um die Ufer der Dyle und Demer zu besetzen. Borstell, mit einem Vortrab unter Sydow, rückte am 30. Januar von Hoogstraten über Ostmalle und Westmalle nach Pulderbusch und Santhoven vor, zugleich ließ er Hobe mit 3 Bataillons und 1 Uhlanenregiment von Herzogenbusch nach Tilburg marschiren, um von da weiter nach Turnhout und Herenthals vorzugehen.

Borstell fand Lier am 31. Januar von den Franzosen stark besetzt und mit vielem Geschütz versehen; er sammelte seine Truppen bei Massenhoven, und befehligte den Oberstlieutenant von Knobloch mit 2 Bataillons und 1 Jägerkompanie zum ersten Angriff. Knobloch meinte das nächste Thor durch Ueberrumpelung zu gewinnen, stürmte heftig an, bekam aber starkes Feuer und verlor viele Leute; doch setzte er den Angriff muthig fort, die Füsiliere erstiegen den Wall und öffneten von innen das Thor, die Preußen stürzen im Sturmschritt gedrängt hinein, Knobloch als Führer voran, aber der Feind bestreicht den Ein-

gang mit sich kreuzendem Geschütz- und Gewehrfeuer, Knobloch, dem schon sein Pferd unter dem Leib erschossen worden, fällt von drei Kugeln getroffen, auch der Major von Massow wird schwer verwundet; aber der Major von Mirbach dringt mit 2 Bataillons siegreich ein, und eilt durch die Stadt zum Antwerpener Thor, nun weicht der Feind, doch ohne zu großen Verlust und unter stetem Gefecht. Der französische Oberst Bautrain, von Antwerpen mit 1 leichten Fußregiment und 60 Reitern nach Lier zur Unterstützung gesandt, wird angegriffen und zurückgeworfen, und gelangt, schon abgeschnitten, durch Muth und Entschlossenheit noch glücklich nach Antwerpen zurück. Auf die Nachricht, daß der Major von Hellwig mit seiner Freischaar am 30. Januar in Löwen eingerückt und der Feind auch aus Mecheln zurückgewichen sei, dringt Borstell ebenfalls dahin vor. Der Oberst von Sydow ging mit seiner Schaar auf Vilvorden an der Senne, der Major von Heidenreich mit 1 Bataillon 2 Schwadronen und 1 Jägerkompanie nach Willebroeck, der Rittmeister von Blankenburg streifte bis gegen Alost, Termonde und Gent, auf der linken Flanke machte der Rittmeister von Rouberg Streifzüge bis gegen Namur und Nivelles, der Major von Hellwig rückte am 31. Januar unter großem Volksjubel in Brüssel ein; überall wurden Kanonen aufgefangen, Vorräthe genommen, Gefangene gemacht.

Maison, der am 29. Januar mit etwa 9000 Mann, den Divisionen Barrois und Caster, noch zwischen Mecheln und Löwen an der Dyle stand, hatte bei Winzingerode's Annäherung und auf die Nachricht von den neuen Bewegungen der Preußen, seine Stellung nicht haltbar gefunden und sich über Brüssel zurückgezogen. Er überließ Antwerpen seinen eignen Kräften, und war nur bedacht, die alten Gränzen Frankreichs mit großter Hartnäckigkeit zu vertheidigen.

Am 30. Januar waren inzwischen Bülow von Breda und

Graham von Bergen-op-Zoom mit ihren Truppen aufgebrochen und gegen Anwerpen vorgerückt. Die Engländer versuchten, ehe man zur Gewalt der Waffen schritt, die Macht des Goldes, sie ließen dem Kommandanten von Anwerpen eine Million Franken anbieten, wenn er den Platz sofort übergäbe, die Bestechung wurde jedoch schnöd abgewiesen, die Franzosen schienen zur tapfersten Abwehr entschlossen und trafen alle Anstalten dazu; sie wollten den Angriff möglichst von der Stadt entfernt halten, hielten die vorliegenden Ortschaften stark besetzt, verschanzten die Linie des Baches Schyn.

Durch den Abmarsch Maisen's und das Vordringen Borstell's in der linken Flanke völlig sicher, ließ Bülow seine Truppen am 1. Februar zum Angriff gegen Wyneghem vorrücken, während Graham mit seinen Engländern sich auf Merxem richtete. Die Brigade Thümen von Schilde her in 3 Kolonnen anrückend fand Wyneghem wider Erwarten verlassen, den Feind aber dahinter auf der Straße nach Deurne vortheilhaft aufgestellt; er wurde sogleich angegriffen. Es entspann sich ein heftiger Kampf, der General Aymar mit seiner Brigade leistete den tapfersten Widerstand; 2 französische Bataillons und 1 Schwadron polnischer Ublanen drangen siegend aus Deurne vor, bis preußische Reiterei sie wieder zurückwies; nach und nach kamen alle Unterstützungen in's Feuer; erst spät gelang es einem preußischen Bataillon den Feind in der linken Flanke zu fassen, worauf er seine Verschanzungen verließ und sich nach Deurne zurückzog, die Preußen machten dabei 300 Gefangene und folgten hitzig nach, die Franzosen kehrten zum Angriff wieder, nach einem anhaltenden Nachtgefecht behaupteten sich die Preußen nur in den letzten Häusern von Deurne und in den eroberten Verschanzungen. Die Brigade Krafft hatte das Dorf Schooten genommen; Oppen, auf dem linken Flügel, war an den Kanal von Herenthals gegen Lier vorgedrungen, ohne jedoch den Uebergang erzwingen

zu können, ein Theil ſeiner Reiterei wandte ſich rechts gegen Deurne. Graham, durch die ſchwierige Fortbringung des ſchweren Geſchützes ſehr verſpätet, kam erſt am Abend an den Feind, der auf Merrem zurückwich.

Am 2. Februar geſchah der eigentliche gemeinſame Angriff. Die Engländer nahmen Merrem nach hartem Kampf und verfolgten den Feind bis unter die Kanonen von Antwerpen. Thümen erneuerte den Kampf um den Beſitz von Deurne, der Feind vertheidigte den Ort mit größter Tapferkeit; die Preußen ſuchten rechts und links einzudringen, fanden aber hartnäckigen Widerſtand. Bülow ſah von Wyneghem her dem Gefechte zu, rief den Major von Reiche herbei und befahl ihm ſich an die Spitze des nächſtſtehenden Bataillons zu ſtellen und in der Front anzugreifen. Reiche führte das Bataillon im Sturmſchritt vor, überwältigte den Feind, erreichte die Brücke über die Schyn und hielt ſie feſt, worauf die beiden Flügel auch das Ufer des Baches behaupteten. In beiden Gefechten verloren die Preußen an Todten und Verwundeten 17 Offiziere und 670 Mann.

In der Nacht zum 3. Februar wurden von den Engländern und Preußen die Batterieen zur Beſchießung von Antwerpen erbaut. Bülow bekannte gleich anfangs, daß er dem Unternehmen keinen Erfolg zutraue, doch ließ er es ſeinerſeits an keinem Eifer fehlen. Die preußiſchen Batterieen eröffneten, der Verabredung gemäß, ihr Feuer zuerſt, um die Aufmerkſamkeit des Feindes hieher und von den Anfalten der Engländer abzulenken, deren Angriff dann um ſo wirkſamer überraſchen ſollte. Thümen hatte ſchwere Haubitzen aufgepflanzt, und bewarf die Stadt mit Granaten. Erſt um 3 Uhr Nachmittags begann das Feuer der Engländer, und Granaten und Bomben zündeten hin und wieder, doch war der Schaden nicht erheblich. Am 4. und 5. Februar wurde mit dem Bombardiren eifrig fortgefahren, allein mit nicht beſſerem Erfolg. Ein Brand in der Nähe der

saur

BIBLIOTHEK DER DISCH. LITERATUR
VARNHAGEN VON ENSE, K. A.

3-598-53028-5
FN. I2198/023

französischen Flotte wurde bald gelöscht, diese selbst durch kluge Anstalten möglichst gesichert. Graham erkannte, daß die Fortsetzung kein besseres Ergebniß verspreche und der Angriff aufzugeben sei. Dies war um so mehr der Fall, als am 5. der General Carnot in Antwerpen eingetroffen war, von Napoleon ausdrücklich zur Vertheidigung dieses Platzes wieder in Thätigkeit gerufen, und die Anwesenheit dieses so geschickten als standhaften Kriegsmannes schlug alle Hoffnung nieder Antwerpen so leichten Kaufs zu nehmen. Er beschränkte sogleich die Vertheidigung, hielt nur Berghem und Borgerhout noch zurück, und zog die Division Roguet in die Festung.

Das Aufgeben dieses Unternehmens auf Antwerpen wurde für Bülow einigermaßen durch den Erfolg vergütet, den er auf andrer Seite durch die am 6. Februar beschloffene Uebergabe von Gorkum gewann; der Kommandant dieser Festung knüpfte sie zwar an die Bedingung, daß er bis zum 20. Februar warten durfe, ob nicht bis dahin die Festung entsetzt werde; allein bei dem allgemeinen Stande der Dinge konnte hierdurch das feststehende Ergebniß nur den kurzen Aufschub, aber keine Aenderung mehr erleiden. Die Sache war für die Verbündeten keine nur im geringsten zweifelhafte; Bülow konnte die Brigade Zielinski nun gleich an sich ziehen und mitnehmen, sie sollte nur noch eine kurze Zeit verweilen, bis einige holländische Truppen, die für die weitere Beobachtung und dann Besetzung des Platzes hinreichend waren, herbeikämen sie abzulösen.

Bülow fand nun für sich hier nichts mehr zu thun, und beschloß den Engländern die fernere Berennung oder Belagerung von Antwerpen zu überlassen, was ihnen eigentlich ganz lieb zu sein schien, dagegen mit seinen Preußen eiligst in Frankreich einzurücken; um sich dem schlesischen Heer anzuschließen, wozu Blücher für ihn im großen Hauptquartier den Befehl schon erwirkt hatte. Den Oberbefehl in Belgien zu führen war der

Herzog von Sachſen-Weimar beſtimmt, deſſen Vortruppen am 5. Februar in Breda eintrafen, und deſſen Heertheil, wenn erſt alle Truppen nachgerückt waren, vollkommen hinreichend ſchien, um ſowohl den Engländern vor Antwerpen beizuſtehen, als auch dem General Maiſon die Spitze zu bieten.

Der Herzog Carl Auguſt aber war perſönlich in Breda ſchon am 24. Januar eingetroffen, und hatte ſich mit Bülow, den er vom Rheinfeldzuge her kannte und achtete, freundlich begrüßt. Der tapfre und lebensfrohe Fürſt beſaß alle Eigenſchaften, um einen Mann von Bülow's Gemüths- und Geiſtesart anzuziehen, ſeinen hohen Rang unterordnete er der militairiſchen Tüchtigkeit, ſeine unbefangene kammeradſchaftliche Art verbannte jeden Zwang. Indeß hielt ſich Bülow doch einigermaßen von ihm zurück, was damals nicht auffiel, da Geſchäfte jeder Art ihn ſtets in Anſpruch nahmen. Bei den erſten Gefechten vor Antwerpen hatte der Herzog, dem ſoldatiſchen Blut in ſeinen Adern folgend, ſich jederzeit eingefunden, und keine Gefahr geſcheut. Einſt war er unter die vorderſten Plänkler hitzig mit vorgeritten, und hatte ſich längere Zeit unter ihnen aufgehalten; als er zurückkehrte, begrüßte ihn Bülow mit den ſchmeichelhaften, doch leiſe tadelnden Worten: „Ich hätte Euer Durchlaucht ein gutes Tirailleur-Gewehr anbieten ſollen.“ Er benahm ſich übrigens gegen ihn mit großer Artigkeit, aber leicht und frei, und als ſtünden ſie beide auf gleicher Linie.

Bülow hatte den Abmarſch ſeiner Truppen, mit Ausnahme der Brigade Borſtell, die mit der Reiterei Oppen's ſchon voraus war, gleich am 6. Februar angeordnet, und am 7. wurde derſelbe ſofort von den Brigaden Thümen und Krafft angetreten. Bevor er Holland verließ hatte er noch die Genugthuung, die dankbare Anerkennung ſeiner Leiſtungen und ſeines Verdienſtes abſeiten des Prinzen von Oranien in folgendem Schreiben aus dem Haag vom 6. Februar zu empfangen: „Mit

besonderem Vergnügen habe ich die wegen der Uebergabe der Festung Gorkum zu Stande gekommene Kapitulation erfahren. Hierdurch betrachte ich die Eroberung von Holland nunmehr als völlig sichergestellt. Eurer Exzellenz verdanken wir hauptsächlich dies große Werk. Ihre einsichtsvollen mit Ruhm gekrönten Operationen haben dem Feinde Holland völlig entrissen, und Euer Exzellenz dadurch die größten Ansprüche auf meine Dankbarkeit und Erkenntlichkeit erworben. Jederzeit werde ich Denenselben dafür verpflichtet bleiben. Empfangen Sie indessen auch schon jetzt die Ausdrücke meines verbindlichsten Dankes, den Ihnen der Ueberbringer dieses, mein Adjutant, der Oberst von Fagel mündlich noch näher zu bewähren beauftragt ist. Betrachten Sie dasjenige, was derselbe Euer Exzellenz zu überreichen die Ehre haben wird, als einen einstweiligen Beweis meiner nie erlöschenden Erkenntlichkeit. Euer Exzellenz haben übrigens bisher bei jeder Gelegenheit mir so günstige Gesinnungen gezeigt, daß ich hoffen darf, Sie werden auch ferner mein Interesse nach Möglichkeit befördern. Ich empfehle Ihnen dasselbe hierdurch von neuem, und ersuche Sie, sich meiner vollkommensten Hochschätzung jederzeit versichert zu halten. Wilhelm." Die weitere Mittheilung, welche Bülow durch den Obersten von Fagel zu empfangen hatte, war die Verleihung einer lebenslänglichen Rente von jährlichen tausend Dukaten, welche später in eine erbliche, auf den jedesmaligen ältesten Sohn übergehende, verwandelt wurde.

Zu dem Erfreulichen sollte sich bald wieder Verdruß und Aerger gesellen. In Lier anlangend, fand Bülow daselbst unerwartet das Hauptquartier des Herzogs, der nicht gesäumt hatte, mit den in Breda eingetroffenen Truppen seines Heertheils hieher vorzurücken. Der Herzog war verwundert, daß Bülow abmarschiren wollte, bevor noch der dritte deutsche Heertheil vollständig beisammen sei; er gab zu erkennen, daß er der

Preußen noch nicht entbehren könne, und erklärte zuletzt, daß Bülow unter seinen Befehlen stehe. So hatte sich also Bülow in der Ablösung, die ihn freimachen sollte, nur einen neuen Zwang herbeigewünscht, der ihn noch schlimmer festzuhalten drohte als es früher der Kronprinz von Schweden gethan. Der Herzog war allerdings in seinem Rechte, er war zum General-Gouverneur der Niederlande ernannt, und die sämmtlichen verbündeten Truppen daselbst unter seinen Befehl gestellt; dem so nah mit dem russischen Kaiser verwandten Fürsten hatte man geglaubt keine geringere Befehlsmacht ertheilen zu dürfen. Bülow konnte dem Herzoge nicht widersprechen, wohl aber sich darauf berufen, daß er darüber noch keine dienstliche Weisung, wohl aber eine bereits ausgesprochene andre Bestimmung habe, und ohne das Recht des Herzogs anzuerkennen, ließ er sich mit ihm in Unterhandlungen ein, und erbot sich, ihm vorläufig einige Truppen noch zurückzulassen, worauf der Herzog mit billiger Rücksicht einging; er hatte selber zu viel militairischen Geist und menschliches Gefühl, um nicht zu erkennen, wie empfindlich es einem Feldherrn von Bülow's Art und Verdienst sein müßte, mitten im Zuge zu neuen Thaten gehemmt zu werden und auf dem unergiebigen Kriegsschauplatz unselbstständig verweilen zu sollen. Bülow jedoch war aufs äußerste gekränkt und empört, nicht gegen den Herzog, der an diesen Dingen nicht schuld war, aber gegen das große Hauptquartier, wo man zum Schaden der großen Sache ohne Sinn und Urtheil solche Mißverhältnisse anordne. Da er keineswegs gesonnen war, den etwanigen weiteren Anforderungen des Herzogs nachzugeben, vielmehr beschlossen hatte seinen Weg nach Frankreich fortzusetzen, so hielt er sich fortan möglichst von ihm entfernt und mied jede nähere Verbindung.

So zwischen entgegengesetzten Ansprüchen, vom Kronprinzen von Schweden noch keineswegs losgelassen, von Blücher herbei-

gerufen, Winzingerode's und nun auch des Herzogs von Weimar sich erwehrend, wußte Bülow sich durch Muth und Geschicklichkeit frei und selbstständig zu erhalten, und grade das zu thun, was der Sache selbst und seinem eignen, stets auf das Beste der Sache gerichteten Sinn am meisten angemessen war. Er setzte den Marsch zu Blücher fort.

Vorstell war inzwischen über Brüssel gegen Hall vorgerückt, hatte die Nachhut Maison's, der sich über Ath nach Tournay zog, lebhaft verfolgen lassen, rechtshin Gent besetzt und linkshin die Verbindung mit Winzingerode angeknüpft; dieser marschirte südlich über Namur und Charleroi, seine Vorhut unter Tschernitscheff weit voraus gegen Avesnes.

Bülow zog am 8. Februar unter festlichem Empfang in Brüssel ein, und vereinigte hier alle noch zurückgebliebenen Theile seines Heertheils. Er übte gleich hier eine Handlung aus, die ganz der Selbstständigkeit entsprach, welche er behaupten wollte; er ernannte den Obersten Grafen von Lottum zum Militairgouverneur von Brüssel. Als der Herzog von Weimar mit seinem Hauptquartier gleichfalls am 8. in Brüssel eintraf, war er etwas verwundert, daß ihm hierin vorgegriffen worden, allein aus Achtung für Bülow anerkannte er dessen Ernennung, und begnügte sich seinerseits den Herzog von Ursel zum Zivilgouverneur zu ernennen. Alle Reibungen und Widerstreite ließen sich jedoch nicht vermeiden, und Bülow blieb während der vier Tage, die er in Brüssel verweilte, in sehr übler Laune und gereizter Stimmung, die sich gewaltsame Ausbrüche nicht versagte. Der Herzog von Weimar sandte eines Tages einen seiner Adjutanten an ihn mit einem Schreiben; Bülow las das Blatt flüchtig und legte es bei Seite; plötzlich fragte er mit schnödester Schärfe: „Wo ist denn der ..... Bernadotte?“ Der Adjutant, überrascht durch die unvermuthete Frage, erwiederte fest und kalt, daß er von dem Kronprinzen von Schweden nichts

wiſſe, und nur beauftragt ſei, über den Inhalt des Schreibens, falls es verlangt würde, mündliche Auskunft zu geben, worauf Bülow ſchwieg. Er mochte gleich an einem hohen Beiſpiele haben zeigen wollen, wie viel er ſich um ſolche Befehlshaber kümmere, die er nicht berechtigt glaubte, oder die ihm nicht gefielen. —

Borſtell erhielt Befehl, den Feind bei Tournay durch den Oberſten von Sydow mit ſeiner Abtheilung beobachten zu laſſen, mit ſeinen übrigen Truppen aber auf Mons zu marſchiren. Immerfort wurden Streifſchaaren ausgeſandt und kleine Gefechte geliefert, bei denen Offiziere und Soldaten ſich auszeichneten, unter andern ſchlug der Lieutenant von Corſepp mit 18 Uhlanen einen überlegenen Feind, und brachte Gefangene und Beute zurück.

Bülow verlegte am 13. Februar ſein Hauptquartier nach Braine-le-Comte, am 16. nach Mons. Hier ſah er ſich veranlaßt, wegen ſeines weiteren Abmarſches dem Herzog von Weimar beſtimmte Vorſchläge zu machen, wozu mehr die Lage der Sachen, als perſönliche Rückſicht ihn bewog. Er ſah wohl ein, daß der Herzog, bevor die rückwärtigen Truppen ſeines Heertheils angelangt waren, gegen Maſſon's und Carnot's vorauszuſetzendes Zuſammenwirken allerdings einen harten Stand haben konnte, und er hielt es daher für ſeine Pflicht, ihm einige Verſtärkungen zurückzulaſſen; zuvörderſt überließ er ſeine Koſakenregimenter dem Herzog, welcher deren gar keine hatte, ſodann ſollte Borſtell mit einigen ſeiner Truppen ſtehen bleiben, was dieſem ſehr genehm war. Bülow meinte zwar nur einige Bataillons, allein der Herzog befahl darauf Borſtell'n mit ſeiner ganzen Brigade zurückzubleiben, und entzog dadurch Bülow'n 8000 Mann und 1400 Pferde. Ob dies friedlich zur Ausführung gekommen wäre, wenn nicht eine neue Widrigkeit ſich eingefunden hätte, läßt ſich ſehr bezweifeln; allein das Maß der Heimſuchungen war noch nicht voll!

Auch der Kronprinz von Schweden, der mit seinen schwedischen Truppen am 11. Februar in Köln eingetroffen war, glaubte das Band seines Oberbefehls, das bisher lang nachschleppte und nur noch locker anhing, wieder straffer ziehen zu dürfen, und Bülow erhielt in Mons von ihm den bestimmten Befehl, seine Truppen daselbst zusammenzuziehen und hier bis auf weiteres stehen zu bleiben. Das war ihm zu toll. Er fühlte, dieses Gewirr verstrickender Fäden mußte zerhauen werden. Gestützt auf die aus dem großen Hauptquartier ihm zugewiesene Bestimmung, sich in Frankreich dem schlesischen Heer anzuschließen, überdies durch Winzingerode von Blücher's in der Champagne erlittenen Unfällen benachrichtigt, beschloß er weder um den Kronprinzen noch um den Herzog sich weiter zu bekümmern, sandte Blücher'n am 17. die tröstliche Meldung, daß er eiligst aufbreche um sich über Laon mit ihm zu vereinigen, und trat am 18. wirklich mit allen Truppen den Marsch nach Frankreich an. Es war ein großer und edler Entschluß, ganz aus der Sache heraus, aus hohem militairischen und auch vaterländischen Gesichtspunkt, denn in Blücher und seinem Heer lag Preußens beste Kraft und Bedeutung, hier war Hülfe nöthig, alles andre wurde Nebensache. Daß auch persönliche Triebfedern zu Bülow's Entschluß mitwirkten, wollen wir nicht in Abrede stellen, aber sie bestimmten ihn nicht. Seine Hülfe war nicht gering, er brachte noch immer 16,000 Mann bewährter und zu neuen Kämpfen erfrischter Truppen.

Gegen den Kronprinzen war Bülow noch durch einen besondern Umstand erbittert. In Gemäßheit eines Beschlusses der Verbündeten, daß die ehemaligen preußischen Länder auf dem linken Rheinufer einstweilen wieder als preußische zu behandeln seien, hatte Bülow, der auf jeden Vortheil Preußens aufmerksam war, nach Kleve und Meurs einige seiner Offiziere gesandt, um Freiwillige aufzurufen und die Errichtung von Landwehr zu

betreiben. Als der Kronprinz am Niederrhein ankam, mißbilligte und verbot er diese Anordnung und schickte die beauftragten Offiziere augenblicklich fort. Er sagte, es sei wider die Verträge, wobei nicht recht klar wurde, welche Verträge eigentlich er hier meinte.

Von der Stimmung Bülow's und seiner Umgebung berichtet uns ein französischer Oberst Hugues, der aus der Kriegsgefangenschaft mit besondrer Erlaubniß des Kronprinzen heimkehrend an denselben Tagen wie jener in Mons war. Am 17. Februar, erzählt er, gaben einige seiner Offiziere zur Nachfeier seines Geburtstages ihm ein Fest im Gasthof zur Krone, wo Toaste auf einen eben erfochtenen Sieg bei Soissons, auf den baldigen Einzug in Paris, ausgebracht wurden. Bülow selbst verkündigte die Siegesnachricht, erklärte daß Bonaparte'n nichts übrig bleibe, als sich um nicht gehängt zu werden eine Kugel vor den Kopf zu schießen; den Kronprinzen nannte er wetterwendisch, unzuverlässig, eben so unfähig zum Kriegsbefehlshaber als zum Herrscher, bei Leipzig habe man ihn nur einen Augenblick gesehen, und er sei im Grunde nur hinderlich gewesen. Die Offiziere stimmten solchen Worten lebhaft bei, und überboten sie noch. Wurde dergleichen, wie es nicht fehlen konnte, weiter bekannt und durch Ohrenbläser da wo es am schlimmsten war hingetragen, so konnten freilich nur Haß und Zwietracht dadurch genährt und gesteigert werden!

Ueber Pont-sur-Sambre, wo zuerst der altfranzösische Boden betreten wurde, gelangte Bülow, nachdem er auf Nebenwegen die Festung Maubeuge umgangen hatte, am 20. Februar in La-Capelle wieder auf die große Straße. Durch verschiedene Vorgänge veranlaßt, denen er im Beginn Einhalt thun wollte, erließ er hier folgenden strengen Tagesbefehl: „Mit dem höchsten Mißvergnügen erfahre ich so eben, daß von einzelnen Individuen des Korps die abscheulichsten Erpressungen und Un-

ordnungen begangen worden sind, die eben so sehr dem Willen Seiner Majestät des Königs unsres Herrn widersprechen, als den preußischen Namen entehren. — Es ist nicht mein Wille, daß die Truppen meines Armeekorps Mangel leiden sollen, vielmehr soll für ihre gute Verpflegung auf ordnungsmäßige Weise, alle mögliche Sorge getragen werden, aber ich will auch nicht dulden, daß sein Waffenruhm durch schändliches Betragen einiger Einzelnen leiden und dem erhabenen Willen unseres Monarchen zuwider gehandelt werden soll. — Wir rücken nicht in dieses Land um eine unedle Rache zu üben, wir führen nur Krieg gegen denjenigen, der die beklagenswürdigen Einwohner desselben eben so und noch unglücklicher gemacht hat als uns. Dieses soll und muß den Soldaten wohl eingeprägt werden. Mein unterhabendes Korps hat bisher gegen alle übrigen den großen Vortheil genossen, noch nie Mangel gelitten zu haben; nur Erhaltung der Ordnung kann uns diesen Vortheil sichern. — Diese Gründe, vorzüglich aber das Geschehene, veranlassen mich hierdurch zu erklären: 1. daß jeder, der durch Bedrückung oder thätliche Mißhandlung der Einwohner sich zum gemeinen Räuber herabwürdigt, mit dem Tode bestraft und aus den ehrenhaften Reihen der Preußen vertilgt werden soll. 2. Sobald von einem Regiment oder Bataillon dergleichen Exzesse bekannt werden, so wird der Kommandeur desselben sofort und ohne weitere Rücksicht arretirt. Mehrfache Vorfälle ähnlicher Art bei einem und demselben Regiment werden mich bewegen, den Kommandeur als unbrauchbar Seiner Majestät dem Könige zu melden. 3. Die Herren Brigade-Chefs sind in gleicher Art verantwortlich, daß in allen solchen Fällen in dieser Art verfahren und keiner unterdrückt oder übersehen wird. 4. Der Major von Tuschen, Befehlshaber der Gendarmerie des Korps ist in Gemäßheit dieses Parolebefehls instruirt; er wird Verstärkung erhalten, und jeden Nachzügler, der sich gewaltsame Erpressungen

zu Schulden kommen läßt, ohne weiteres erschießen lassen. — Ich hege das Vertrauen zu den Herren Brigade-Chefs und Kommandeurs, daß sie mich mit allem Eifer darin unterstützen werden, um die Ehre und den Ruhm unsrer Waffen, die durch ähnliche Vorfälle so sehr leiden, aufrecht zu erhalten, und diejenigen Uebel zu vermeiden, die aus einer zwecklosen Erbitterung der Einwohner entstehen können."

Am 24. Februar erreichte Bülow die Stadt Laon, während Winzingerode in Rheims stand. Die Truppen bezogen ausgedehnte Quartiere, der bessern Verpflegung wegen. In Erwartung näherer Nachrichten von Blücher, der sich von seinen bei Montmirail, Champaubert und Eteges erlittenen Unfällen schnell erholt und wieder südwärts dem großen Heere genähert hatte, mußte man fürerst hier stehen bleiben. Soissons, von den Russen früher genommen, war von Winzingerode dann wieder geräumt, von den Franzosen am 19. Februar aufs neue besetzt worden, und eine starke französische Macht schien sich hier zusammenzuziehen. Napoleon selbst hatte sich südwärts gewendet, die Verbindung Winzingerode's mit Blücher war für den Augenblick unterbrochen. Bülow befahl unterdessen den Angriff auf Lafère, den Sammelplatz großer Vorräthe von Geschütz, Munition und Kriegsgeräth aller Art. Thümen rückte mit 2 Bataillons, 12 Kompanieen Füsiliere, 4 Schwadronen, 1 leichten Batterie, 2 Zehnpfündern und 6 russischen Haubitzen oder sogenannten Einhörnern am 27. Februar vor die Festung, die Füsiliere nahmen sogleich die Vorstadt ein und das aufgepflanzte Geschütz eröffnete sein Feuer. Von den Wällen wurde gut geantwortet, auf die anrückenden Bataillone mit Kartätschen geschossen. Bülow hatte befohlen, dem Angriff eine Aufforderung zur Uebergabe vorangehen zu lassen, Thümen versuchte sie erst nach 2 Stunden nutzlosen Kanonirens, sie gelang über Erwarten,

der eingeschüchterte Kommandant übergab den Platz mit allen Vorräthen, anderthalb Millionen an Werth.

Der General von Tettenborn, mit seiner fliegenden Schaar kühn und geschickt in das offene Land vordringend, meldete zuerst Blücher's abermaliges Vorgehen auf Meaux und Paris, eben so wie das Nachrücken Napoleons, der mit ganzer Macht ihm auf den Fersen folgte; und dessen Marsch jener durch ein scharfes Gefecht am 28. Februar bei Fère-Champenoise glücklich entdeckte. Bülow erkannte, daß Blücher mit seinen tapfern aber durch die früheren Unfälle geschwächten Truppen in Gefahr sei erdrückt zu werden, wenn in der Front die Marschälle Marmont und Mortier und im Rücken Napoleon selbst ihn mit aller Kraft angriffen; er war sogleich fest entschlossen, zu dessen Rettung und Hülfe das Aeußerste zu versuchen. Man konnte voraussetzen, und wußte es auch bald, daß Blücher dem Stoße Napoleons glücklich über die Marne ausgewichen war, jetzt kam es vor allem darauf an, ihm den Rückzug über die Aisne und auf die beiden jetzt ebenfalls seinem Oberbefehl untergebenen Heertheile Winzingerode und Bülow zu sichern, mit denen vereinigt er eine Schlacht liefern konnte. Bei der noch unvollkommenen Kenntniß der weiten Gegend, die hier in Betracht kam, mußte man den Besitz von Soissons für die wichtigste, wohl gar einzige Sicherung dieses Rückzugs halten. Bülow beschloß den festen und mit alten polnischen Truppen wohlbesetzten Platz unverzüglich anzugreifen und nöthigenfalls mit Sturm zu nehmen, rückte am 2. März von Anizy-le-Chateau auf dem rechten Ufer der Aisne gegen Soissons, während Winzingerode auf dem linken Ufer von Fismes her daselbst eintraf. Zahlreiches Geschütz wurde aufgepflanzt, die starke Truppenmacht gezeigt, die Sturmkolonnen gebildet; nachdem aber Bülow einige Stunden seine Batterieen heftig hatte feuern lassen, bedachte er wie zweifelhaft der schnelle Erfolg eines

allgemeinen Angriffs und mit wie großen Opfern er verbunden sei, daß man nicht wissen könne, ob nicht inzwischen der Angriff Napoleons sich hieher ziehen und dann die größte Verwirrung entstehen werde, wenn Soissons noch nicht genommen sei. Aus diesen Gründen kam er mit Winzingerode überein, vorher den Weg der Unterhandlung zu versuchen, und dem Kommandanten die besten Bedingungen zuzugestehen, wenn nur der Besitz von Soissons augenblicklich dadurch erlangt würde. Beide sandten daher Offiziere an den Kommandanten General Moreau, der sich auf die Vorschläge einließ, freien und ehrenvollen Abzug mit 6 Kanonen erlangte, und die Stadt am 3. Nachmittags zu übergeben versprach.

Am 3. März erhielt Bülow aus Oulchy-le-Chateau vom 2. März ein von Blücher unterzeichnetes Schreiben folgenden Inhalts: „Euer Exzellenz habe ich die Ehre zu benachrichtigen, daß ich die sichere Nachricht erhalten habe, daß der Kaiser Napoleon von Arcis kommend den 25. durch Sezanne an der Spitze seiner Garden defilirt ist. Nach einer andern Nachricht ist er auf der Straße nach Montmirail marschirt, und man hat am 1. Abends bedeutende Wachtfeuer auf dieser Straße nach La-Ferté zu entdeckt. Es ist daher ungewiß, ob er bei La-Ferté-sous-Jouarre, Chateau-Thierry oder Meaux die Marne passiren wird. — Aus diesen Gründen habe ich heute die Armee bei Oulchy-le-Chateau konzentrirt, um mich dem Korps Euer Exzellenz und des Generals von Winzingerode zu nähern, und so eine große Schlacht liefern zu können. — Der Major von Brünneck, den ich vorgestern, den 28. v. M., an Euer Exzellenz geschickt habe, wird hoffentlich angekommen sein, und Hochdenselben die Königliche Kabinetsordre, wonach Hochdero Korps und das des Generals von Winzingerode mit der schlesischen Armee für jetzt vereinigt sind, überbracht haben. — Die Euer Exzellenz damals aufgegebene Bewegung auf Villers-Cotterets

und Dammartin gegen Paris kann nicht mehr stattfinden, da es darauf ankommt, daß Euer Exzellenz sich mit mir vereinigen. Deßwegen erwarte ich schleunige Nachricht, wo Hochdieselben sich befinden, um Euer Exzellenz weitere Anweisung geben zu können. — Auch wünsche ich zu wissen, wo in der Nähe von Soissons sich Brücken über die Aisne befinden, und ob man auf der Chaussee von Oulchy nach Soissons bei Busancy rechts ausbiegen und mit schwerem Geschütz über diese Brücken gehen kann. Sollten sie nicht vorhanden sein, so könnte ich sie durch Pontons ersetzen."

Bülow antwortete sogleich in größtem Diensteifer, berichtete die gestrigen Vorgänge und heutigen Erwartungen in Betreff von Soissons, und fügte dann hinzu: „Es ist wohl keine Frage, daß auch Euer Exzellenz den schnellen Gewinn dieses im gegenwärtigen Augenblicke so wichtigen Punktes der weit unsicherern Gefangennehmung und Aufreibung der Garnison vorziehen werden, und ich schmeichele mir daher, daß dieses Ereigniß Ihnen angenehm sein wird. — Besonders wichtig scheint es mir, da man in diesem Momente eine entfernte Kanonade hört, von der ich zwar den besten Erfolg wünsche und hoffe, doch im entgegengesetzten Falle würde ich nach der Besitznahme von Soissons schnell zur Unterstützung vorzurücken bereit sein. — Auf jeden Fall aber werde ich noch heute eine Avantgarde unter dem Obersten von Sydow in der Richtung gegen Villers-Cotterets versenden. — Eine Anzahl Pontons, die in der Festung La Fère gefunden worden, lasse ich hierher bringen, sie treffen gegen Abend ein, und sollen dazu dienen, in der Stadt oder unter den Kanonen derselben noch eine Brücke über die Aisne zu schlagen und die Verbindung mit dem Gros Euer Exzellenz noch mehr zu erleichtern. Ich sehe sodann Hochdero ferneren Befehlen entgegen, die ich gewiß stets gern auszuführen bereit sein werde. — Einige durch den aus dem Königlichen Hauptquartiere zurückgekehrten

Prinzen von Hohenzollern überbrachte Depeſchen für Euer Exzellenz beeile ich mich Hochdenſelben bei dieſer Gelegenheit überreichen zu laſſen. — Es iſt mir höchſt erfreulich, aus ſeinen mündlichen Nachrichten erfahren zu haben, daß die Armee unter dem Fürſten Schwarzenberg wieder im Vorrücken begriffen iſt, welches unſerer gegenwärtigen Lage eine weit vortheilhaftere Wendung geben kann." — Wir ſehen, daß Bülow, in ein richtiges und natürliches Verhältniß geſtellt, recht gut höheren Befehlen ſich fügte, und die Pflicht militairiſchen Gehorſams willig erfüllte. Soiſſons wurde am 3. März Nachmittags wirklich den Ruſſen und Preußen übergeben, und eine ſtarke ruſſiſche Beſatzung hineingelegt. Blücher wurde davon durch Bülow ſogleich benachrichtigt.

Ueber die Wichtigkeit dieſer Uebergabe iſt gleich damals und noch lange nachher viel geſtritten worden. Es iſt ganz außer Zweifel, daß für Blücher außer Soiſſons noch andre Uebergänge über die Aisne vorhanden, und dieſe den Führern des ſchleſiſchen Heeres auch wohlbekannt waren, daher ſie durchaus in keiner Verlegenheit ſein konnten, ihren Rückzug hinter dieſen Fluß, auch wenn Soiſſons nicht offen ſtand, mit Sicherheit auszuführen; er wurde jedoch weſentlich dadurch erleichtert. Wenn Bülow anfangs der Meinung war, Blücher wäre ohne die Uebergabe von Soiſſons verloren oder doch in größter Bedrängniß geweſen, und dies auch in einem erſten eiligen Bericht an den König angedeutet hat, ſo iſt das ſehr verzeiblich; die genauere Kenntniß der Thatſachen muß ihn auch bald enttäuſcht und das Wahre, welches denn doch der ganzen Vorſtellung zum Grunde liegt, auf ſein richtiges Maß zurückgeführt haben. Indeß behauptete ſich unter den Offizieren der Bülow'ſchen Truppe lange Zeit das Gerede, die Uebergabe von Soiſſons habe das ſchleſiſche Heer wunderbar vom Untergange gerettet, und dies war für das Blücher'ſche Hauptquartier ſo empfindlich, daß

man nicht nur laut widersprach, sondern auch nach dem Ursprunge des Gerüchtes forschte, den man später denn allerdings in dem erwähnten Berichte Bülow's finden wollte. Müffling aber sagt hierüber: „Man hatte zur Unterhandlung einen Mann gebraucht, der in dem Ruf eines sich selbst überschätzenden Windbeutels stand, und dessen Ansicht, als ob er etwas ganz Außerordentliches gethan hätte, durch die hervorgerufene Meinung unterstützt wurde, als sei er der Erretter des Feldmarschalls gewesen." Reiche sagt außerdem, daß der russische von Winzingerode gesandte Unterhändler schon vor dem preußischen die Uebergabe erlangt, die Beredsamkeit des letztern also dabei nichts mehr habe thun können. —

Blücher bedurfte nun der Brücken nicht mehr, die er bei Bailly und Venizel über die Aisne wollte schlagen lassen, und nahm nun die Richtung auf Soissons. Am 4. März erfolgte die Vereinigung Blücher's mit Winzingerode und Bülow; die 4 Heertheile Blücher's zählten etwa 63,000 Mann, Winzingerode's Heertheil 30,000, der Heertheil Bülow's 16,000 Mann. Eine solche Macht von mehr als 110,000 Mann durfte nicht weiter zurückgehen, man war entschlossen, dem Angriff Napoleons Stand zu halten. —

Alle die als Augenzeugen dieses Ereigniß der Vereinigung beider Heermassen mit angesehen haben, sind einstimmig in Schilderung des mächtigen Eindrucks, den der verschiedenartige Anblick der hier zusammenkommenden Truppen sowohl auf sie selbst als auf ihre Befehlshaber machte. Das Blücher'sche Heer war durch die unaufhörlichen angestrengten Märsche, durch die zahlreichen blutigen Gefechte und durch die ärgsten Entbehrungen sehr zusammengeschmolzen, Menschen und Pferde durch die rastlosen Beschwerden ganz erschöpft, die Leute verhungert, abgerissen, zum Theil ohne Schuhe, ohne brauchbare Waffen sogar, denn nirgends war Zeit oder Gelegenheit zur Ausbesserung

oder zum Umtauſch geweſen, hingegen ſahen die Bülow'ſchen Soldaten ſchmuck und glänzend aus, wohlgenährt, wohlbekleidet, aufs beſte ausgerüſtet. Unwillkürlich mußte man an Friedrich den Großen denken, der bei ähnlichem Zuſammentreffen der von ihm herbeigeführten ſchlechtausſehenden Leute mit den ausgeruhten des Generals Grafen von Dohna ſich nicht enthalten konnte zu dieſem zu ſagen: „Ihre Leute haben ſich ſchön geputzt, die meinigen ſehen aus wie die Grasteufel, aber ſie beißen!“ Die gutausſehenden — hier wie dort — biſſen zwar auch, und nicht weniger ſcharf als die andern; aber läugnen ließ es ſich nicht, daß das ſchleſiſche Heer mit ſeiner angeſtrengten Thätigkeit, ſeinem unaufhörlichen Drauflosgeben, ſeiner ſchonungsloſen Selbſtopferung, die eigentliche Triebkraft des ganzen Krieges war, und daß ohne dieſe gewaltſame Verwendung der Krieg längſt ermattet und in bedenkliche Friedenswege eingelenkt, oder wenigſtens nicht hier in Frankreich geführt wäre. Dieſe Betrachtung war indeß nicht die nächſte, welche ſich den Truppen aufdrängte, ſie wurde erſtickt oder zurückgedrängt durch den vorherrſchenden Eindruck des wilden, abſchreckenden, jammervollen Anblicks. Hören wir Müffling erzählen: „Als der Feldmarſchall, ſagt er, in Soiſſons ſeine Truppen bei ſich vorbeimarſchiren ließ, und Bülow an ſeiner Seite ſtand, war ich zugegen. Unſre Leute ſahen merkwürdig aus. Vom Biwuakrauch geſchwärzte magere Geſichter, dem Luxus des Raſirmeſſers ſeit langer Zeit entfremdet, aber mit dem Ausdruck der Energie und körperlichen Kraft, in zerfetzten Mänteln, kümmerlich geflickten Hoſen, unangeſtrichenem Lederzeug, und unpolirten Waffen. Die Kavallerie auf magern ungeputzten, aber wiehernden Pferden, — alles in ächt kriegeriſcher Haltung. Meine Augen wendeten ſich immer unwillkürlich auf Bülow und ſeine Umgebungen, in deren Geſichtern ich um ſo mehr glaubte leſen zu können, was in ihrem Innern vorging,

als ich so eben einem Truppentheil des Bülow'schen Korps begegnet war, in glänzend schöner neuer Uniform, weiß und rothbäckig, mit zierlich gekräuselten Locken und blinkenden Waffen. „Den Leuten wird einige Ruhe wohlthun," sagte Bülow mit großem Ernst von unsern zerlumpten Soldaten, und das mochte in seinem Innern ohngefähr heißen: „Also so sollen meine Leute auch bald aussehen!" Von seinen Umgebungen verlautete mehr. — Auch ich war mit einigen solchen Phrasen regalirt worden, allein damit war es auch abgemacht, weil ich den Satz aufstellte, daß die rothbäckigen schmucken Jünglinge des Bülow'schen Korps noch viel zu thun hätten, bis sie unsern zerlumpten Soldaten der schlesischen Armee, aus denen der Wind schon alle leichte Spreu gesichtet habe, gleichkommen würden!" Die mißliebigen Ausdrücke Müffling's sind aber in Betreff der Bülow'schen Soldaten eben so ungerecht und fehlgehend, als die der Gegner über die Blücher'sche Kriegsführung, und nur der bittern Unzufriedenheit des bis an sein Lebensende mißvergnügten Autors beizumessen. —

Das erste Begegnen Bülow's und Winzingerode's mit Blücher war kalt und fremd, aber die gemüthlich-derbe Art des letztern, und selbst die Erkrankung, unter der man ihn leiden sah, milderten die Verstimmung; er hieß Winzingerode'n als tapfern Haudegen willkommen, und beglückwünschte Bülow'n wegen seiner herrlichen Kriegsthaten, indem er sich selbst als einer, der kürzlich die schönsten Schmiere bekommen, munter mit ihm verglich. Wenn Bülow's Umgebungen, wie Müffling erzählt, ihren nie geschlagenen Feldherrn über den eben geschlagenen Blücher erheben wollten, so hatte Blücher ihnen den Tadel, der ihn treffen konnte, durch sein freies Bekenntniß schon vorweggenommen. Anders war es mit Gneisenau, er und Bülow stießen einander entschieden ab, zwischen beiden war und entstand kein freundliches Vernehmen. Bülow sah auch

hier die alten Waffengefährten Yorck und Kleist wieder; die schon Mißvergnügten wurden durch ihn, der nun gleich ihnen dem alten Blücher, oder vielmehr, was man leicht durchschauen konnte, den ihn bei seinem Krankheitszustande leitenden Männern gehorchen sollte, noch mehr aufgereizt. „Was seid Ihr für Kerls, rief Bülow beim ersten vertraulichen Zusammensein den alten Kameraden zu, daß Ihr Euch von den Untergeordneten des Hauptquartiers, von dem verbraunten Gehirn Gneisenau, von dem ..... Gesicht Müffling, von dem Grolman und wie sie alle heißen, befehlen und verbrauchen laßt?“ Yorck wollte zuerst auffahren und sich dergleichen verbitten, stimmte aber bald mit ein, und wurde nun noch heftiger als Bülow. Dagegen war das Wiedersehen Gneisenau's und Boyen's überaus herzlich und vertraulich, sie fanden sich durch Gesinnung und Ansichten innig vereint, und Boyen gewann großen Einfluß auf Gneisenau. Dabei blieb das gute Vernehmen Boyen's mit Bülow ungetrübt, und dieser verargte ihm nicht seine entschiedene Hinneigung zu Gneisenau; frei, wie er sich selbst in Meinungen und Urtheilen hielt, ließ er auch Andre sein.

Doch diese persönlichen Beziehungen waren fürerst Nebensache, der heranrückende Feind spannte jede Aufmerksamkeit, nöthigte zu den schleunigsten Anstalten. Auf der Hochfläche zwischen der Aisne und der ihr nördlich gleichlaufenden Lette wollte Blücher eine Schlacht liefern; die Senkung des Bodens südlich zur Aisne, sehr steil und durchschnitten, bot eine schwer angreifbare Stellung. Vor allem aber mußte den Truppen, wenn der Feind es erlaubte, eine Erholungsfrist gewährt werden, deren sie um so mehr bedurften, als die Verpflegung sehr mangelhaft war, und vom Lande geleistet werden mußte. Bülow's Truppen lagerten nordwestlich von Soissons bei Loiry, und schickten Streifschaaren vorwärts in den Landstrich zwischen der Seine und Oise. Bülow vermuthete den Feind keineswegs von dieser Seite

her, doch da Winzingerode, der auf den Höhen hinter Bailly den linken Flügel der Stellung bildete, wiederholt versicherte, auf seiner Seite zeige sich die Stärke des Feindes nicht, so mußte die Aufmerksamkeit sich vorzugsweise auf die rechte Seite wenden; allein der Feind kam dennoch von der linken, von Rheims her. Während seines Heranmarsches hatten die Truppen am 4. März einige Rast.

Am 5. März griffen die vereinigten Truppen Marmont's und Mortier's die Vorstädte von Soissons heftig an, die Russen unter dem General Rudzewitsch vertheidigten die Stadt mit großer Tapferkeit, aber auch mit bedeutendem Verlust. Noch am 6. früh erneuerten die Franzosen den Angriff, als sie jedoch keinen Erfolg sahen, zogen sie rechts ab, um sich den von Napoleon herbeigeführten Truppen anzuschließen, die vereinigte Macht rückte in der Richtung auf Laon vor. Blücher zog am 6. seine Truppen bei Laffaur zusammen und marschirte linkshin dem Feind entgegen, um demselben auf dem Zuge von Rheims nach Laon eine Schlacht zu liefern. Woronzoff hielt mit dem Fußvolk Winzingerode's die Höhen von Craonne besetzt, während Winzingerode selbst mit 10,000 Reitern und 60 reitenden Kanonen rechtshin zurück bei Filain stand. Bülow erhielt den Befehl, von Loiry schleunigst aufzubrechen und eine Stellung bei Laon zu nehmen. Winzingerode mit seiner Reiterei sollte während der Nacht eiligst über die Lette gehen um bei Fétieux die Straße von Laon auf Rheims zu gewinnen und über Corbény dem Feind in den Rücken zu fallen; allein er stand am 7. Morgens, wo er schon seine Bestimmung erreicht haben sollte, noch dicht bei Filain in Chevregny, er selbst hatte geschlafen, die schon weit vorstehende Reiterei hatte mehrere Meilen zurückmarschiren müssen um bei Chevregny über die Lette zu gehen, die schmalen Wege hinderten, es gab nur die eine Brücke, alle Anstalten waren versäumt; die erwartete Schlacht war nun in der gewünschten Weise nicht mehr mög-

lich, es wurde daraus das blutige Treffen am 7. bei Craonne, wo Napoleon die Ruſſen unter Woronzoff und Sacken zurückdrängte. Die Heertheile York, Kleiſt und Bülow hatten nicht zur Unterſtützung rechtzeitig herbeikommen können, Bülow'n ſollte der Befehl zum Vorrücken noch auf dem Marſche treffen, allein er empfing ihn gar nicht. Doch war er perſönlich in Begleitung Reiche's und andrer Offiziere vorgeritten, und ſah bewundernd die ausdauernde Tapferkeit der Ruſſen, die hier allein kämpften, und einen Verluſt von 6000 Mann erlitten.

Dieſes mißrathene Treffen, welches keinen Zweck und Erfolg hatte, als daß dem Feinde der Boden eine Zeitlang ſtreitig gemacht und mit ungeheuern Opfern die ruſſiſche Tapferkeit bewährt worden, erregte großes Mißvergnügen ſowohl bei den Ruſſen als bei den Preußen. Der Unzuſammenhang in der Leitung dieſer großen Heeresmaſſen und die Unzuverläſſigkeit mancher Ausführungen weckten düſtre Beſorgniſſe.

Mitten in dieſer Spannung herandrängender großen Ereigniſſe wurde Bülow auch von innern Angelegenheiten heftig aufgeregt und in Anſpruch genommen. Er hatte bei dem Abmarſche von Mons dem Herzog von Weimar einige Truppen von Borſtell's Brigade willig zurückgelaſſen, der Herzog aber Borſtell'n befohlen mit der ganzen Brigade dazubleiben und Borſtell ſich dazu gern verſtanden, ſo daß dieſer nun auch ſich weigerte, dem entſchiednen Befehl Bülow's, der ihn ſogleich abmarſchiren hieß, zu gehorchen, indem er ſich darauf berief, daß nicht nur der Herzog ihm befohlen zu bleiben, ſondern auch das Wohl Belgiens es fordre. Wie Bülow dieſen unerwarteten Widerſpruch und Ungehorſam aufnahm, erſehen wir aus ſeinem nachfolgenden am 7. März aus Laon an Borſtell gerichteten Schreiben: „Um über das Verfahren Euer Exzellenz abſprechen zu können, bedarf es nur der Frage, weſſen Befehle Sie Folge leiſten müſſen, dem des preußiſchen Generals, bei

dessen Armeekorps Sie von Seiner Majestät dem Könige angestellt, oder dem einer fremden Macht dienenden Generals? Nur politische Rücksichten, nämlich die Verhältnisse des Herzogs zu dem Kaiser von Rußland und die Verbindung unsers Königs mit diesem, halten mich zurück, mich derjenigen Mittel zu bedienen, die mir zu Gebote stehen um meinen Befehlen die gehörige Folgeleistung zu verschaffen. Offen muß ich Ihnen, bei aller Achtung und Freundschaft die ich auch sonst gegen Sie hege, gestehen, daß nur jene Rücksichten mich abhalten, daß ich nicht einen meiner übrigen Generale absende, um Sie zu arretiren, Ihre Brigade unter sein Kommando zu nehmen, und mit derselben hierher abzumarschiren. Euer Exzellenz glauben, das Wohl Belgiens erfordere, daß Dero Brigade dort zurückbleibe? Das Schicksal Belgiens so wie Europa's wird hier im Innern Frankreichs entschieden, eine entscheidende Schlacht entscheidet wahrscheinlich über alles, und auch ob Belgien frei oder nicht frei bleibe, hier also muß mit aller Kraft gewirkt werden, was in Belgien geschieht, sind nur Nebendinge. Der Herzog von Weimar mit dem sächsischen Korps allein ist hinlänglich stark, um sich gegen den General Maison behaupten zu können. Nach des Herzogs eigner Angabe war sein Korps 8 bis 9000 Mann stark, der Prinz Paul von Würtemberg hat ihm 3 bis 4000 Mann zugeführt; ich muß also annehmen, daß das sächsische Korps 11 bis 12,000 Mann stark ist, rechne ich hievon 2000 unter dem General Gablenz ab, so bleiben zur freien Disposition wenigstens 9000 Mann; da nun, nach Dero Angabe, der General Maison, nachdem er alle brauchbaren Truppen aus den Festungen gezogen, mit 8000 Mann im Felde erschienen, so ist der Herzog mit seinem Korps ihm dennoch überlegen, — wo ist denn die Gefahr, welche Belgien droht? Außerdem überließ ich dem Herzog das Hellwig'sche Korps 800 Kombattanten stark, stellte es ihm frei noch 3 Bataillons Dero Brigade zurück-

zuhalten bis der General Thielmann angekommen; dies alles war mehr als hinlänglich, um das Uebergewicht über den Feind im Felde zu behalten. Beſetzte man Mons mit den 3 zurückgelaſſenen Bataillons und 2 Eskadronen, ſo war das hinlänglich um die Kommunikation zu erhalten, mit dem Uebrigen mußte man eine konzentrirte Stellung — etwa bei Ath — nehmen, aber freilich mußte man ſich nicht in einen Kordon auflöſen, wodurch man, auf allen Punkten ſchwach, auf keinem etwas Bedeutendes leiſten kann. — Wie der Friede abgeſchloſſen werden wird, und abgeſchloſſen werden kann, entſcheidet ſich vielleicht auf dieſem Punkt in dieſen Tagen, indem Napoleon uns gegenüber ſteht, und wahrſcheinlich etwas ſehr Entſcheidendes vorfallen wird, wobei ich bedauern muß, daß mir ein ſo bedeutender Theil meines Korps abgeht." In dieſem Schreiben kann es für Bülow'ſche, im weitern Sinne vielleicht für deutſche Weiſe bezeichnend ſein, wie die zürnende Strenge ſich zum Eingehen in belehrende Erörterung mildert. Am folgenden Tage jedoch, dem 8. März, als die Ausſicht auf eine Schlacht am 9. ſchon entſchieden feſtſtand, ſchrieb Bülow ſogleich an Borſtell auf's neue, daß eine Schlacht am nächſten Tage bevorſtehe, und fügte hinzu: „Euer Exzellenz können nicht mehr zur rechten Zeit ankommen, um daran Theil zu nehmen, wiewohl daher Seine Exzellenz der Feldmarſchall der Natur der Dinge nach Ihre Brigade nur zu meiner Dispoſition geſtellt hat, ſo kann ich ſolche unter dieſen Umſtänden entbehren, und befehle Ihnen daher, vorläufig bei dem Herzog von Weimar zu verbleiben und unterdeſſen zur Eroberung von Maubeuge mitzuwirken." Zugleich ſchrieb er an den Herzog, daß er ihm die Brigade nun noch laſſe, daß derſelbe aber kein Recht gehabt ſie zurückzuhalten, wobei er auch nicht verſchweigt, mit welcher Strenge gegen Borſtell zu verfahren er berechtigt und entſchloſſen geweſen wäre, hätten nicht höhere Rückſichten ihn

davon abstehen lassen. Wie bereits Bülow hatte auch der Herzog seinerseits über die Sache schon an den König geschrieben, und Borstell's Verhalten zu rechtfertigen gesucht, doch die Erörterung der unangenehmen Angelegenheit bleib unbeeilt, und der rasche Gang der Ereignisse führte darüber hinweg.

Willkommen war am 8. März das Eintreffen der Brigade Zielinski, die von Gorkum in starken Märschen Bülow'n gefolgt war. — Als Merkwürdigkeit verdient auch noch angeführt zu werden, daß Bülow erst jetzt und hier die Kabinetsordre des Königs vom 7. Februar empfing, die ihn auf Veranlassung des Kaisers von Rußland unter den Befehl des Herzogs stellte; die vom 25. Februar, welche ihn zu Blücher hinwies, hatte er schon am 2. März erhalten. —

Von allen Seiten zogen die Heermassen nun auf Laon, die Franzosen zum Angriff, die Preußen zur Vertheidigung. Die Gegend war den Preußen günstig; das von Hügeln und Bächen durchschnittene Gelände der Aisne und Lette endet nordwärts in weite, fruchtbare Ebene, aus deren Mitte sich ein alleinstehender felsiger Berg 350 Fuß hoch erhebt; auf der unregelmäßigen Abplattung, liegt nördlich die Stadt, durch Mauern und Thürme befestigt, auf der südlichen vorgekrümmten Spitze die Abtei Saint-Vincent; der nördliche Aufgang zur Stadt ist steil, der südliche Abhang von Weinbergen und deren vielen Zwischenmauern bedeckt. Die Vorstädte Vaur und Saint-Marcel östlich und nördlich, die Dörfer Neufville und Semilly westlich und südlich liegen am Fuß des Berges, und nehmen die Straßen von Brüssel, Lafère, Soissons und Rheims auf, südlich von Semilly liegt das Dorf Ardon, an welchem ein sumpfiger Bach vorüber nach Leully und Chivi und sodann zur Lette fließt; ein andrer Bach wendet sich nördlich zur Serre und Oise. Die Ebene selbst hat stellenweise Gehölz und Buschwerk und wird hie und da von Gräben und Hohlwegen durchschnitten. Die

Truppen wurden folgendermaßen aufgeſtellt: den rechten Flügel bildete der ſtarke Heertheil von Winzingerode, die Mitte — Laon ſelbſt und der Berg — war von Bülow's Truppen beſetzt, den linken Flügel machten die Heertheile von Yorck und Kleiſt, den Rückhalt die von Langeron und Sacken; ein Heer von 110,000 Mann in einer der ſtärkſten Stellungen!

Bülow hatte ſein Hauptquartier auf der Höhe von Laon; ſein ſchweres Geſchütz war auf den Abſtufungen des Berges vortheilhaft aufgeſtellt, 36 Kanonen links und rechts von Semilly, 6 andre neben Ardon. Das Fußvolk lagerte auf dem Abhang, Plänkler beſetzten die Schluchten und Vertiefungen. Der Oberſtlieutenant von Clauſewitz hielt mit 2 Bataillonen Semilly beſetzt; die Reiterei ſtand bei der Vorſtadt Vaux im Lager, ein Theil bei Neufville und bei Ardon. Dieſe Anordnungen hatte Reiche im Auftrage Boyen's getroffen und Bülow ſie genehmigt.

Schon am Abend des 8. März eröffnete der Feind den Angriff. Die Vortruppen Winzingerode's unter Tſchernitſcheff und Benkendorf zogen ſich auf Chivi zurück, hielten aber Etouvelle beſetzt, das ihr Geſchütz gegen die franzöſiſche Reiterei und ſelbſt gegen anrückendes Fußvolk vertheidigte. In der Nacht um 2 Uhr verſtärkte Ney den Angriff und drängte die Ruſſen beim Anbruch des Tages auf Semilly zurück, denen der General Belliard mit Reiterei auf dem Fuße folgte, doch Bülow's aufgeſtellte Batterieen empfingen ſie mit Kartätſchen, und ſie wich eiligſt aus dem Bereich der Kanonen zurück. Bülow unterſagte die Verfolgung, ſowohl um den Vortheil der Stellung nicht aufzugeben als auch um die Truppen nicht voreilig zu verwenden.

In der Nacht hatte es gefroren, der Boden war weithin weiß von Schnee und Reif, und ein dicker Nebel deckte die ganze Landſchaft. Die Truppen hatten ſehr von der Nachtkälte gelitten und um ihre Lagerfeuer zu unterhalten die Vorſtädte

Baur und Saint-Marcel faſt ganz abgedeckt. Der 9. März war ſchon lange angebrochen, ehe der Nebel ſich lichtete und die Gegenſtände unterſcheiden ließ. In tiefſter Stille ließ Napoleon ſeine Truppen zwiſchen Leully und Clacy zu beiden Seiten der Straße von Soiſſons aufmarſchiren und frühmorgens durch Ney den Angriff eröffnen. Der General Boyer drang mit ſeiner Diviſion gegen Semilly vor. Hier hatte Clauſewitz die Straßen und Häuſer verrammelt, in die Mauern Schießſcharten brechen und alles zur hartnäckigſten Gegenwehr einrichten laſſen. Um 9 Uhr begann ein heftiges Kanonenfeuer, während deſſen zwei feindliche Kolonnen ganz nah herankamen; die linke wurde durch ein mörderiſches Bataillonsfeuer augenblicklich gehemmt, die andre aber drang in das Dorf, das ſehr weitläufig und mit 2 Bataillonen zu ſchwach beſetzt war, doch Thümen ſandte 2 friſche Kompanieen, und der Feind wurde völlig zurückgeworfen. Aber die franzöſiſchen Plänkler niſteten ſich in den nahen Gräben und Vertiefungen ein, und ſetzten den ganzen Tag ihr ſcharfes Feuern fort, auch wurden die Verſuche in das Dorf einzudringen mehrmals wiederholt, der Feind gelangte jedoch immer nur an die erſten Häuſer, und wurde dann ſtets zurückgeſchlagen. Bülow ſandte 2 Bataillons zur Verſtärkung, von denen das eine als Rückhalt hinter Semilly ſtehen blieb; ſo verſtärkt blieb Clauſewitz im ſichern Beſitz des Orts.

Weiter rechts hatte der Feind im Nebel die preußiſchen Schützen in Ardon überfallen und verfolgte ſie bis zum Fuße des Berges. Zahlreiche Plänkler drangen in die Weinberge vor und ſuchten verwegenen Muthes den Abhang zu erſteigen, auf deſſen Höhe ſich die preußiſchen Generale befanden. Bülow ſah ihrem Treiben eine Weile mit Neugier zu, dann ſandte er eine Kompanie Füſiliere gegen ſie, die ſie den Abhang ſchnell wieder hinab jagten. Karl von Raumer ſagt von dieſem Vorgang in ſeinen Erinnerungen: „Das Hauptquartier war an

dieſem Tage auf dem Berge von Laon, bei einer Windmühle, von wo das Schlachtfeld zu überblicken war. Kanonenkugeln welche uns dort begrüßten zogen manchen Streifen im Schnee. Die Generale ſaßen in dieſer ſeltſamen Schlacht auf Stühlen, zu Blücher und Gneiſenau geſellten ſich Bülow und der Chef ſeines Generalſtabs Oberſt Boyen. Dieſe letztern ſah ich hier zum erſtenmale. Bülow hatte ein ſehr beſcheidenes Aeußere, man hätte in ihm eher den Schüler des trefflichen Muſikers Faſch und den Komponiſten von Pſalmen erkannt, als den großen Sieger von Dennewitz. Er zeigte die größte Seelenruhe. Als ſeine am Laoner Berge aufgeſtellten Truppen von denen Ney's im Sturmſchritt angegriffen wurden und dieſe ziemlich hoch zu uns hinauf drangen, ſagte der General ganz gelaſſen: „Bin ich mit Ney bei Dennewitz fertig geworden, werd' ich's heute auch.“ Hinwieder ſagt der Graf von Brandenburg in handſchriftlichen Aufzeichnungen: „Ueberhaupt kann die Kühnheit der Franzoſen bei dieſer Gelegenheit nicht genug bewundert werden. An der ganzen Art des Vorgehens, an der Beſtimmtheit aller Bewegungen ahndete man zuerſt die wirkliche Anweſenheit Napoleons.“ Wenn er hinzuſetzt, daß bei dieſem Gedanken die Geſichter mancher Führer ſich entfärbten, die in der Regel geiſterbleich ausgeſehen, wenn Napoleon ihnen gegenüberſtand, ſo weiß jedermann, daß hier Blücher, Gneiſenau, Yorck und Bülow nicht gemeint ſind.

Um 11 Uhr war endlich der Nebel gefallen. Man ſah einen zweiten feindlichen Heerzug von Rheims her anrücken. Blücher beſchloß den Feind, den er vor ſich hatte, zu ſchlagen, bevor jener mit ihm vereinigt wäre. Winzingerode und Waſſiltſchikoff erhielten Befehl, auf Napoleons linken Flügel vorzugehen; Waſſiltſchikoff erfüllte ſeinen Auftrag ſehr gut, und kam bis Mons-en-Laonnais, aber Winzingerode, nachdem er Clacy, wo der Feind abzog, beſetzt hatte, vermochte nicht weiter zu ge-

langen, weil die französische Reiterei Grouvelle's ihn aus dem Dorfe nicht herauskommen ließ. Hiemit stockte die ganze Bewegung und ihr Zweck war verfehlt.

Inzwischen hatte sich in der Ebene am Fuß der Abtei Saint-Vincent feindliche Reiterei aufgestellt und Angriffskolonnen von Fußvolk waren neben der Straße vorgerückt; Bülow ließ sein Geschütz dorthin richten, und nöthigte den Feind sich der verheerenden Wirkung desselben schleunigst zu entziehen; einem Füsilierbataillon gab er den Auftrag die noch immer nahen feindlichen Plänkler zu vertreiben, und ließ zu dessen Unterstützung 2 Kanonen in die Ebene hinabrücken. Hierauf erhielt Krafft Befehl, mit 3 Bataillons und 2 Kanonen den Feind aus Ardon zu vertreiben; nach tapfrer Gegenwehr, bei welcher sie einen General und einen Oberst verloren, wichen die Franzosen auf Leully zurück. Blücher's Vorhaben, Oppen mit seiner Reiterei über Ardon nach Schloß Cornelle dem Feind in den Rücken zu senden, unterblieb wegen der Annäherung des Feindes von Rheims her, gegen den diese Reiterei auf dem linken Flügel nöthig sein konnte.

Napoleon wartete mit Ungeduld auf die Ankunft Marmont's, denn dieser war es, der mit seinem Heertheil, 14 bis 16,000 Mann stark, von Rheims heranmarschirte. Trotz der großen Nähe wußte keiner die Umstände des andern mit Sicherheit, die Seitenverbindung war gänzlich aufgehoben, alle Offiziere, die Napoleon an Marmont absandte, fielen in die Hände der Kosaken, die weit im Rücken des Feindes umherschwärmten, Gefangene machten, Gepäck plünderten und alle Nachrichten abschnitten. Da Marmont um 4 Uhr Nachmittags noch nicht erschien, aber doch allem Vermuthen nach nicht mehr entfernt sein konnte, so beschloß Napoleon einen allgemeinen Angriff auf den rechten Flügel Blücher's, um die Aufmerksamkeit dorthin und von dem linken abzulenken, welchen Marmont dann um so mehr überraschen sollte. Winzingerode konnte dem

heftigen Stoße nicht widerſtehen, das Dorf Clacy wurde nach kurzem hitzigem Gefecht von den Franzoſen genommen und Winzingerode noch weiter zurückgedrängt, das Gefecht dauerte unter Kanonen- und Gewehrfeuer bis zur Nacht. Das franzöſiſche Fußvolk, um zur Erneuerung des Kampfes bei Marmont's Ankunft gleich zur Hand zu ſein, blieb die Nacht in der Gefechtslinie gelagert, die Reiterei ging aus Vorſicht über den Bach zurück.

Aber ſchon um 1 Uhr hatte man die Vortruppen Marmont's anmarſchiren geſehen, und ſich zu ihrem Empfange vorbereitet. Als ſie näher kamen, wurden ſie von der auf der Höhe von Athies aufgepflanzten preußiſchen Batterie heftig beſchoſſen. Marmont wartete auf das Herankommen ſeiner Stärke, nahm eine Stellung, und befahl — etwa um 4 Uhr — das Dorf zu nehmen, Arrighi führte den Angriff, und trotz der tapferſten Gegenwehr wurden die 2 preußiſchen Bataillons durch die Uebermacht zurückgetrieben, das Dorf war in Brand gerathen, und die Flammen, indem ſie den Feind abhielten, erleichterten es den Preußen ſich in den letzten Häuſern noch zu behaupten. Darauf ließ Marment auf der Anhöhe am ſüdlichen Ende des Dorfes 18 Kanonen gegen die preußiſche Batterie auffahren, die dem überlegenen Feuer lebhaft antwortete, bald aber mehrere Geſchütze als unbrauchbar geworden abführen mußte. Inzwiſchen war es 5 Uhr geworden, und der Feind entwickelte ſeine Reiterei, man ſah ſtarke Schaaren derſelben gegen die linke Flanke der Preußen ſcharf anrücken; York und Kleiſt ſandten ſogleich ihre vereinigte Reiterei unter Zieten der feindlichen nach Chambry entgegen, und Blücher ließ die Heertheile von Langeron und Sacken zur Unterſtützung des linken Flügels zwiſchen dem ſumpfigen Bach und Baux vorgehen. Im Begriff, ſich in einen ernſten Kampf einzulaſſen, wünſchte Marmont doch zuerſt mit Napoleon in Verbindung zu ſtehen, und ſandte ſie

zu ſuchen den Oberſten Fabvier mit 400 Reitern und 4 Kanonen ab. Das Gefecht wurde unterdeſſen läſſiger fortgeſetzt, und hörte als es dunkel geworden größtentheils auf.

In der Nacht äußerten Yorck'ſche Offiziere — Schack oder Lützow — man müſſe die Franzoſen überfallen; der Graf von Brandenburg eilte zu Yorck, der ſich den Gedanken aneignete, mit Kleiſt und Zieten Abrede nahm, und dann den Grafen von Brandenburg mit dem Vorſchlag an Blücher abſchickte. Kaum abgeritten begegnete dieſer aber dem Grafen von der Goltz, der ſchon den Befehl Blücher's zu dem nächtlichen Angriff überbrachte. Mit Eifer und Vorſicht ſchritt man zum Werk. Die größte Stille wurde anbefohlen; in der dunklen Nacht leuchtete nur der fortdauernde Brand des Dorfes Athies. Der Prinz Wilhelm von Preußen rückte mit 6 Bataillons ſeiner Brigade ſchweigend vor, ihm folgten die Brigaden Horn und Klür; die Truppen des Prinzen ſtießen unvermuthet auf die feindliche Brigade Lucotte, die mit ihnen zu gleicher Zeit in Athies einrückte, ſie wurde überfallen und geſprengt, vertheidigte ſich aber noch tapfer hinter Hecken und Gemäuer. Durch den Lärm, das Trommeln und Schießen, wurden die ſtill über Feld anrückenden Preußen ungeduldig, und warfen ſich im Sturmſchritt auf die große feindliche Batterie, die eben ihr Feuer eröffnete, und die aus Athies vordringenden Preußen mit Kartätſchenfeuer empfing. Nun befahl auch der Prinz, die Anhöhe zu ſtürmen, ſie war ſogleich genommen. Zieten, der alle Reiterei Yorck's und Kleiſt's hatte aufſitzen laſſen, fiel nun durch das Gehölz von Salmoncy dem Feind in die rechte Flanke, der General von Jürgas in das Lager der feindlichen Reiterei; dieſe wehrte ſich mit großer Tapferkeit, der nächtliche Kampf wurde zum erbitterten Einzelgefecht, bis zuletzt in wilder Verwirrung Fußvolk und Reiterei mit Zurücklaſſung des Geſchützes in gemeinſamer Flucht ſein Heil ſuchte. Der von ſeiner vergeblichen Erkundung

eben zurückkehrende Oberst Fabvier suchte mit seinen 400 Reitern und 4 Kanonen die Flüchtigen zu decken. Dieser glänzende Schlag, von welchem uns Droysen im Leben Yorck's ein ausgezeichnetes malerisches Nachtstück gegeben hat, lieferte die größten Siegesergebnisse, der ganze Heertheil Marmont's war aufgelöst, 46 Kanonen, 130 Pulverwagen, viel Kriegsgeräth und Gepäck hatten die Preußen erobert und über 2000 Gefangene gemacht. Der Verlust der Preußen war nur gering, überhaupt am 9. kaum 2000 Mann, von denen etwa die Hälfte auf Bülow's Truppen fällt.

In der Freude über den herrlichen Sieg, beschloß Blücher am 10. März ihn mit aller Macht zu verfolgen und den abziehenden Feind überall anzugreifen; man glaubte Napoleon sei schon im vollen Rückzuge. Yorck und Kleist sollten auf der Straße nach Rheims vorrücken, die Reiterei war schon bis Corbeny gedrungen; Winzingerode und Bülow erhielten Befehl die Stellung von Laon zu behaupten, aber weiter gegen die Lette vorzugehen; Langeron und Sacken waren bestimmt bei Chevregny die Lette zu überschreiten und Napoleons Nachhut anzufallen. Bülow's Truppen sollten in der Ebene südlich von Laon brigadenweise aufmarschiren, allein diese Bewegung hatte kaum begonnen, so begrüßte heftiges Kanonenfeuer die vom Berge niedersteigenden Schaaren, und man sah mit Erstaunen, daß Napoleon nicht nur seine alte Stellung behauptete, sondern auch zu neuem Angriff sich rüstete. Auch Winzingerode, der auf Soissons vorrücken wollte, stieß auf den kampfbereiten Feind. Bülow befand sich auf der Präfektur zu Laon beim Frühstück, als das neue Kanonieren begann; er hielt dasselbe anfangs für eine Maske des Feindes, die seinen Rückzug verdecken sollte. Bald aber, auf weitere Meldungen, und auf die Aussage eines Ueberläufers, daß Napoleon selbst noch da sei, eilte er mit seinem Gefolge von Offizieren auf den Kampfplatz,

und erkannte daß die Franzosen im vollen Ernst angriffen; er umarmte Reiche'n, der die ersten schnellen Maßregeln zur Sicherung der Truppen getroffen hatte, und ließ das Kanonenfeuer aus seinen Batterieen lebhaft fortsetzen. Doch da kam plötzlich der Befehl von Blücher, alle vier Heertheile sollten in ihre früheren Stellungen zurückmarschiren. Bülow führte daher seine Truppen wieder auf die Höhe und den Abhang des Berges in ihre starke Stellung. Das Kanonenfeuer indeß dauerte bis zur Nacht mit wechselnder Stärke fort.

Daß Gneisenau durch Blücher die früheren Befehle zurücknehmen ließ, setzte in Erstaunen, und erregte das größte Mißvergnügen, besonders bei Yorck. Auch Bülow meinte, man sollte dem Feind in's offne Feld entgegenrücken, ihn mit ganzer Macht schlagen. Müffling sieht in der Zurücknahme der früheren Befehle eine Bedenklichkeit und Schwäche Gneisenau's, den der tägliche vertraute Umgang mit Beyen so herabgestimmt, mit allerlei politischen Besorgnissen erfüllt habe, jetzt seien die meisten und besten Kriegskräfte Preußens vereinigt, und dürften nicht auf's Spiel gesetzt werden, weil bei dem wahrscheinlich nahen Frieden die Vortheile Preußens nicht würden nach seinen Siegen, sondern nach seiner dann noch streitfertigen Truppenmacht bemessen werden. Daher habe Gneisenau Müfflings Vorschläge zu kühn gefunden, nicht wie dieser links zurück auf das große Heer sich wenden, sondern rechts vor nach Laöre ziehen wollen.

Wir schicken hier voraus was den Feind betrifft, um dann von den innern Verhältnissen zu reden. Napoleon hatte die Niederlage Marmont's erst in der Nacht um 1 Uhr erfahren; er setzte voraus, daß die Hauptstärke der Verbündeten jenem folge, und wollte daher nicht nur sich vor Laon behaupten, sondern auch Blücher'n zu schlagen suchen. Er hatte noch eine frische Heeresmacht alter bewährter Truppen, zwischen 40 und 45,000 Mann, ungerechnet die Nationalgarden, die sich tapfer

ſchlugen, und deren Zahl man nicht wußte, aber nach Umſtänden ſehr hoch anſchlagen konnte. Dieſe Truppen waren in ſeiner Hand doppelt ſo viel als in andrer, ſeine unübertroffene Meiſterſchaft, ſeine Kühnheit, ſeine Verzweiflung, konnten Unglaubliches mit ihnen wagen und ausrichten. Er ſetzte ſeine Angriffe den ganzen 10. März hindurch fort, ließ die Ruſſen, welche Clacy nehmen wollten, wiederholt zurückwerfen, verſuchte mit den 2 Diviſionen Curial und Meunier das Dorf Semilly zu nehmen, dann auch Ardon; das Feuern ſeiner Plänkler ließ nicht nach. Man konnte genugſam erkennen, daß es ihm Ernſt war, daß er eine neue Schlacht nicht ſcheute. Erſt nachdem alle Verſuche an der Tapferkeit der Bülow'ſchen Truppen, die ihm hier zunächſt entgegenſtanden, geſcheitert waren, erſt nachdem er ſich überzeugt, daß das verbündete Heer ungeſchwächt in ſeiner Stellung beharrte, zog er in der Nacht zum 11. in der Richtung nach Soiſſons ab. Wäre nicht ſelbſt Blücher, bei aller Unerſchrockenheit und Verwegenheit hier vollkommen berechtigt geweſen die Vortheile ſeiner Stellung nicht um eines Kampfes willen aufzugeben, der jedenfalls die größten Opfer koſten mußte, aber von zweifelhaftem Ausgang ſein konnte?

Allein Blücher, der alte Blücher war für den Augenblick nicht da; er ſchleppte ſich ſchon lange mit ſchmerzhaften Leiden, die ihn jetzt überwältigten, nach der Anſtrengung, die er noch am 9., wenn auch nur als Zuſchauer gemacht, hatte er ſich niederlegen müſſen, ja er meinte er könne nichts mehr leiſten, er wollte das Heer verlaſſen! Daß Gneiſenau die Seele des Hauptquartiers war, daß die thätige Kriegsführung hauptſächlich von ihm ausging, war bekannt genug, aber der Antheil, welchen Blücher's Kraft und Wille, ja demgemäß auch ſchon ſein Name zu jener Führung ſteuerte, ließ ſich davon nicht trennen, war ſo nothwendig als unberechenbar; am wenigſten wünſchte Gneiſenau, daß dieſe ſondernde Rechnung verſucht

würde, willig ließ er das eigne Verdienst und den eignen Ruhm in den Namen des Feldherrn aufgehen, der seinerseits ohne Eifersucht ihm so ganz vertraute. Die Erkrankung Blücher's aber drohte das so glückliche Verhältniß aufzulösen. Konnte dieser den Oberbefehl nicht weiter führen, so fiel derselbe nicht an Gneisenau, nicht an Yorck, Kleist oder Bülow, sondern in russische Hand und auch hier nicht an Sacken, sondern an Langeron, als den ältesten General des Heers, der aber selbst nicht glaubte der Aufgabe gewachsen zu sein. Und wie hätte es mit dem Gehorsam ausgesehen? Schon jetzt war er schwierig zu erlangen, mangelte oft; die zu dem schlesischen Heer neu hinzugestoßenen Truppen waren mit den alten noch nicht verschmolzen, es gehörte Zeit und Thätigkeit und Glück dazu, dies zu bewirken. Die ganze Sache stand in größter Gefahr, denn wankte das schlesische Heer, so wankten alle andern; ein schneller übler Frieden stand dann bevor, zum Nachtheil Preußens, zu dessen äußerster Gefahr. Daher war Gneisenau's und aller Gutgesinnten große Aufgabe, vor allem das gebietende Ansehn Blücher's, wenigstens den Schein seiner Befehlführung dem Heere zu erhalten, um diesen Schein zu retten war aber auch die bisherige Kriegsführung, bei welcher Blücher zu Pferde den Soldaten sichtbar und jeden Augenblick fähig erscheinen mußte Befehle zu ertheilen, für einige Zeit einzustellen. Als am 10. daher schon alle Befehle zu neuen großen Bewegungen ertheilt waren, man aber erfuhr, daß Napoleon selbst noch kampfbereit gegenüber stand, bat nicht nur Gneisenau, sondern auch andre tapfre Generale den kranken Feldherrn, jetzt nichts zu wagen, sondern in fester Stellung abzuwarten, was der Feind thun werde, den Truppen aber einstweilen Ruhe zu gewähren; wie groß dieses Bedürfniß war lag ohnehin am Tage, und wurde allgemein gefühlt. Der Stillstand, der durch diese Verhältnisse in den bisher so angestrengten Unternehmungen des sonst un-

ermüdlichen schlesischen Heeres eintrat, das grade jetzt stärker war als je vorher, ist öfters mit herbem Tadel erörtert worden, namentlich hat Müffling diese Stockung mit vielem Eifer besprochen. Er versucht mit großer Bestimmtheit, das was so natürlich aus obigen Ursachen sich vollständig erklärt, aus andern kleinlichen und persönlichen abzuleiten. Er will alles Gneisenau'n und dem Einflusse Boyen's auf ihn zuschreiben, der jenem eingeredet habe, es komme hauptsächlich darauf an, daß Preußen nach dem Siege mit beträchtlicher Heerkraft dastände, um nicht bei den Friedensverhandlungen ungerecht verkürzt zu werden. Wiefern Boyen solche Vorstellungen, wie sie hier ihm beigelegt werden, wirklich gehegt und geltend gemacht, und wiefern Gneisenau ihnen nachgegeben habe, müssen wir denen zu untersuchen anheimgeben, die näher in Gneisenau's und Boyen's Sachen zu sprechen berufen sind. Für uns steht einstweilen fest, daß Gneisenau nie, weder vorher noch nachher, ein großes Vertrauen in Müffling hatte, er war schon in amtlichen Mittheilungen zurückhaltend gegen ihn, wie viel mehr mußte er es in persönlichen Dingen sein, und doch soll er selbst ihm das Bekenntniß einer Schwäche abgelegt haben, die dem selbstständigen, abgeschlossenen Karakter ganz unähnlich ist! —

Das Mißvergnügen und der Zwiespalt brachen auch schon wirklich im schlesischen Heere beunruhigend aus. York, höchst aufgebracht über die erhaltenen Gegenbefehle, die nur seinen Siegeslauf zu hemmen schienen, wollte nicht ferner einer Befehlführung gehorchen, die ihm ganz entartet dünkte, er wollte das Heer unter dem Vorwande von Krankheit verlassen, er saß am 12. März schon zur Abreise im Wagen, und nur mit äußerster Mühe, zu der auch Blücher seine schwachen Kräfte anstrengen mußte, gelang es noch ihn zurückzuhalten. Kleist war sehr unzufrieden, Zieten und Andre nicht minder. Die russischen Generale sprachen untereinander über die seltsamen Widerstreite,

an denen sie Theil zu nehmen genöthigt sein könnten. In diesen Zwisten und Unsicherheiten vergingen traurige, gefahrvolle Tage. —

Was Bülow betrifft, so wird ihm keine thätige Theilnahme an diesen Dingen zugeschrieben; er war unzufrieden mit vielem was ihn bisher betroffen hatte, mit vielem was er hier sah und erfuhr; er war kein Freund Gneisenau's, doch grollte er seinem Beyen nicht, daß dieser sich ganz an jenen anschloß. Er sah, wie mißlich die Lage der Sachen durch die Krankheit Blücher's war, durch das Verhältniß des eben von Mainz bei seinem Heertheil eingetroffenen Langeron, bei dem Zustande der Truppen, deren Zucht und Ordnung sehr gelitten hatte, bei der Schwierigkeit der Generale, bei der Nähe Napoleons. Ihn entsetzte der Blick in diese gränzenlose Verwirrung, und er wußte zuletzt, damit nicht dieses herrliche Heer ganz in Unheil und Verderben zu Grunde ginge, keinen andern Ausweg, als selbst eine ihm zwar verhaßte Persönlichkeit herbeizurufen, deren Ansehn und Geschicklichkeit aber fähig wäre das Ganze zusammenzuhalten und zu retten. Er sandte einen Kurier an den Kronprinzen von Schweden, dem er noch immer Berichte zu erstatten pflegte, und der seit dem Anfange des März mit seinen schwedischen Truppen in Lüttich angekommen war, er forderte ihn auf, seine Schweden nur zurückzulassen, aber persönlich herbeizueilen, und den Oberbefehl zu übernehmen, damit doch ein Heerführer da sei. Der Kronprinz war sehr geschmeichelt, ja gerührt durch dieses unerwartete Zutrauen Bülow's, so sehr, daß er ein schon früher bestelltes Bild der Frau von Bülow, welches er ihrem Gatten schenken wollte, nun mit doppelt so reichen Brillianten, bis zum Werthe von 40,000 Thalern, zu besetzen befahl; doch zu kommen zögerte er, weil er den französischen Boden, der ihn noch persönliche Glücksloose hoffen ließ, nicht als Feind betreten wollte. Der Schritt Bülow's,

so seltsam er nach allem was er mit dem Kronprinzen erlebt hatte, scheinen mag, ist ein neues Zeugniß seines reinen Eifers, denn keine andre Wahl hätte ihn solche Selbstüberwindung kosten können, wie grade diese.

Nach dem wirklich erfolgten Abzuge Napoleons konnte das Heer weitläufigere Quartiere beziehen, um sich herzustellen, zu erholen. Die Heertheile von Sacken, Yorck und Kleist wurden zwischen der Lette und Aisne untergebracht. Bülow's Truppen erhielten ihre Quartiere jenseits der Aisne, in der fetten Gegend von Noyon, 6 Meilen von Laon. Müffling nennt diesen Aufenthalt ein Capua, durch welches 6 Tage rein verloren gingen; man sieht nicht, was diese Benennung rechtfertigen soll. Daß die Kriegsthätigkeit eine kurze Zeit stocken mußte, und aus welchem Grunde, haben wir bereits hinlänglich erklärt.

Indeß erholte sich Blücher in so weit, daß wenigstens der Schein seiner Befehlführung gerettet blieb, und Gneisenau der seinigen stets das Ansehn des Feldmarschalls geben konnte. Einige Zeit opferte auch Napoleon seiner Unschlüssigkeit, nachdem er am 14. in Rheims die russische Division Saint-Priest überfallen und gesprengt, blieb er am 15. und 16. daselbst unthätig stehen, ungewiß, wohin er sich zu wenden habe. Blücher zog auf die Nachricht von diesem Unfall seine Truppen wieder mehr zusammen, und auch Bülow mußte am 15. sich bis Laöre heranziehen, während seine Reiterei fortwährend die Gegend von Noyon beobachtete.

Bis zum 17. März blieb alles ziemlich in derselben Stellung. An diesem Tage kam durch Tettenborn's Partheien die Nachricht, daß Napoleon am Morgen bei Epernay über die Marne gegangen sei, und südwärts gegen das große Heer ziehe. Augenblicklich ließ Blücher den Heertheil Sacken nach Corbeny, Winzingerode's gegen Rheims, Langeron's nach Ramcour, Bülow wieder nach Laon vorrücken. Am 19. ging Blücher bis

nach Bery-au-Bac; Bülow erhielt Befehl auf Soissons zu marschiren, um die Arbeiten an den dortigen Festungswerken zu hindern, und wo möglich den Ort selbst zu nehmen. Er kam den 20. März vor der Stadt an, und trieb den Feind in seine Verschanzungen zurück, sandte die Brigade Zielinski und Oppen's Reiterei am 22. über die Brücke bei Vailly, wo der Feind vertrieben wurde, um Soissons auch auf der linken Seite der Aisne einzuschließen, und eröffnete gegen die Stadt seine Batterieen. In Soissons befehligte der junge und tapfre Oberstlieutenant Gérard 3 bis 4000 Mann alter Truppen, hatte starke Verschanzungen und 40 Kanonen sie zu vertheidigen, besonders war die Vorstadt Saint-Wast gut befestigt. Da Blücher befahl, Bülow solle jeden Augenblick bereit sein, gegen die Marne oder Paris zu marschiren, so mußte man alle Mittel aufbieten, um Soissons in kürzester Frist einzunehmen. Am 23. wurde der Angriff erneuert und die Stadt mit glühenden Kugeln beschossen, doch erfolglos. In der Nacht zum 24. wurden die Laufgräben eröffnet, und in der folgenden Nacht bis zum Festungsgraben fortgeführt. Boyen leitete alle Anstalten. Am 27. wurde die Beschießung erneuert, man warf Bomben in die Stadt. In der Nacht zum 29. stiegen die Preußen in den Graben hinab, und bewirkten den Uebergang mittelst einer doppelten bedeckten Schanzkorbjappe; die ganze Vorbereitung geschah in größter Stille und blieb unentdeckt vom Feinde, bis der Tag graute, da wurde plötzlich ein furchtbares Feuer von den Wällen eröffnet, Kartätschenhagel, Sturmbalken und Pulverfässer auf den Uebergang geschleudert; der Angriff war mißlungen, jedoch nicht aufgegeben; Boyen dachte eben den Minirer an der Wallbekleidung anzusetzen, als der Befehl von Blücher eintraf, Bülow solle schleunig auf Paris vorrücken; er ließ demnach Thümen zur Beobachtung vor Soissons, und traf mit den übrigen Truppen am 30. den Marsch nach Paris an. —

Wir haben hier noch einiges nachzutragen, was ſich in Betreff der Befehlsverhältniſſe während dieſer Zeit ereignete. Vom Kronprinzen von Schweden ging ein Schreiben ein, welches Bülow'n gewiſſermaßen die Erlaubniß ertheilte, vorläufig noch unter Blücher's Befehl zu bleiben, ihn aber auch belehrte, daß nach den geſchloſſenen Verträgen ſein und Winzingerode's Heertheil, ſo lange ſie nicht durch andre Truppen von gleicher Zahl erſetzt wären, noch immer zum Nordheer gehörten; die Gründe der Monarchen, beide Heertheile zu Blücher zu weiſen, ſeien nach der Lage der Dinge zu billigen, aber der Kronprinz könne ſein Recht nicht aufgeben, beſonders da er hier nicht bloß General ſei, ſondern einen König und ein Volk vertrete. Ein ähnliches Schreiben war auch an Blücher gerichtet worden. Bülow, der ſeine frühere Aufforderung an den Kronprinzen, zumal da dieſer nicht gekommen war, längſt bereut hatte, wurde durch das Schreiben ſehr unangenehm berührt; „Was ſoll ich damit? rief er aus, indem er das Blatt wegwarf, was brauch' ich ſeine Erlaubniß? Meint er etwa, ich werde, wenn er mich ruft, zu ihm nach Lüttich zurückmarſchiren?" Er ſelbſt aber klagte in einem Bericht, der dem Könige vor Augen kommen ſollte, in bittern Ausdrücken über die Leidenſchaftlichkeit des Herzogs von Weimar in Betreff eines preußiſchen Offiziers, den der Herzog beleidigt hatte, weil er mit ſeiner Abtheilung, wie ihm befohlen war, Bülow'n nachfolgen wollte; noch herber klagte er über Borſtell's undienſtmäßiges Benehmen, derſelbe erkläre ſich für den Beſchützer Belgien's, und verſäume darüber die Pflicht, die ihn dahin rufe wohin er gehöre! Bülow bat dringend, daß Borſtell verſetzt würde. Inzwiſchen hatte auch Blücher an den Herzog von Weimar geſchrieben, und ihn benachrichtigt, daß er an Borſtell den Befehl erlaſſen, ſogleich über Laon nach Soiſſons zu marſchiren, welchem Befehl denn der Herzog nicht zu widerſprechen wagte und Borſtell nicht anders

als gehorchen konnte. Doch entbot ihn der Herzog noch zu sich, um Rücksprache mit ihm zu nehmen, und hielt dadurch den Abmarsch noch um einen Tag auf. —

Während hier noch um diese Verhältnisse gestritten wurde, hatten sie bereits alle Bedeutung verloren. Die Ereignisse führten in rascher Folge die größten Entscheidungen herbei. Napoleon hatte dem Hauptheere der Verbündeten bei Arcis-sur-Aube eine für ihn nutzlose Schlacht geliefert, in ungewissen Bewegungen einige Tage verloren, sich durch Tettenborn's und Winzingerode's Gefecht bei Saint-Dizier täuschen lassen, und dadurch den vereinigten Heeren offnen Raum gewährt gradezu auf Paris zu marschiren; diese schlugen bei Fère-Champénoise die Marschälle Marmont und Mortier, trieben deren Trümmer vor sich her, griffen am 30. März die Außenwerke von Paris an, es erfolgte die Uebergabe, der Abfall Marmont's, die Absetzung Napoleons durch einen Senatsbeschluß.

Mittlerweile hatte Bülow noch am 30. die Brigade Krafft gegen Compiegne vorgesandt, die übrigen Truppen kamen am 31. bis Trosly, wo sie unter freiem Himmel lagerten. Bülow selbst aber war auf die Nachricht, daß die Heere der Verbündeten vor Paris und das schlesische Heer den Montmartre zu stürmen im Begriff sei, mit 8 Schwadronen und 3 reitenden Batterieen dorthin vorausgeeilt, kam jedoch erst an, als bereits die Schlacht geliefert, der Montmartre erstürmt, Paris übergeben war.

Am 31. März erfolgte der Siegeseinzug der verbündeten Herrscher und ihrer Feldherren in Paris; Bülow durfte nicht fehlen, der König ließ ihm aber vorher, durch den Major von Weyrach, den Bülow mit wichtigen Aufträgen in das große Hauptquartier gesendet hatte, den schwarzen Adlerorden zustellen, mit der Aeußerung daß er ihn in Paris nicht ohne diesen Orden sehen wolle, der ihm schon läng gebühre. —

Die Kriegsereigniſſe hörten nun allmählich auf, nur auf einigen Punkten fielen noch einzelne Kämpfe vor. Krafft's Truppen machten am 1. April einen vergeblichen Sturm auf Compiègne, in welchem der Kommandant erſchoſſen wurde, doch ohne daß die Angreifenden es erfuhren. Einige Tage ſpäter kam Borſtell mit ſeiner Brigade, dem Compiègne ſich ergab. Alle Truppen Bülow's zogen darauf nach Paris, wo ſie am 5. April am Fuße des Montmartre lagerten.

Bülow brachte 10 Tage in Paris zu; die Fülle neuer Gegenſtände, der Zuſammenfluß ſo vieler Herrſcher, Miniſter, Generale und Krieger von allen Nationen, die mächtigen Eindrücke des erfolgten ungeheuern Umſchwunges der Weltgeſchicke, mögen ihn vielfach beſchäftigt und erregt haben; indeß nahmen ihn auch die Dienſtgeſchäfte fortwährend in Anſpruch. Da Blücher aufs neue erkrankt war, ſo mußte für den Oberbefehl über das ſchleſiſche Heer anderweitig geſorgt werden; durch ein Schreiben Barclay-de-Tolly's vom 2. April wurde Bülow mit der Nachricht überraſcht, daß ihm der ruſſiſche Kaiſer einſtweilen dieſen Oberbefehl übertragen habe; ſonderbar genug ſollte er nun denen befehlen, die ihm hatten befehlen wollen, — aber freilich war die Sache jetzt von keiner Wichtigkeit mehr; daß der ruſſiſche Kaiſer für ſich dergleichen Anordnungen traf, war nicht auffallend, er hatte oft auf ſolche Weiſe in den Gang der Dinge eingegriffen, und es wurde dem Fürſten von Schwarzenberg, dem eigentlichen Oberfeldherrn, zum Verdienſt angerechnet, dergleichen geſtattet oder ſchweigend hingenommen zu haben.

Unter dem 4. April erhielt Bülow ſeine Ernennung zum General der Infanterie, nebſt den ſchmeichelhafteſten Verſicherungen der vollen Anerkennung ſeines Verdienſtes um die große Sache, deren Sieg die Freiheit Europa's hergeſtellt habe. An ſeine Truppen erließ Bülow am 2. April einen Tagesbefehl, in welchem er ihnen die ſtattgehabten Ereigniſſe und die darauf

erfolgte Absetzung Napoleons mittheilt, sodann fährt er fort: „Die hohen verbündeten Monarchen haben diesen der ganzen Menschheit zum Heil gereichenden Entschluß bestätigt, und von diesem Augenblick an sind Frankreichs friedliche Bewohner als unsre Freunde zu betrachten, und nur die kleine Anzahl von Bonaparte's noch übrigen Söldlingen, die die Waffen gegen uns führen, müssen wir als Feinde ansehen und behandeln. — Hoch erfreut es mich, daß das meinem Befehl anvertraute stets siegreiche Korps mit gerechtem Vertrauen das Bewußtsein hegen darf, auf seiner ehrenvollen Bahn sich einen wesentlichen Antheil an dem glorreichen Ausgange des gemeinschaftlichen Kampfs erworben zu haben. Eben so nothwendig ist es aber auch, die Ueberzeugung einst in die Heimath zurück zu nehmen, durch keine schändlichen Bedrückungen, durch keinen Raub, durch keine Plünderung, den Ruhm der preußischen Waffen befleckt, die Ehre unsres Namens geschändet zu haben. — Von meinem unterhabenden Korps kann ich erwarten, daß es hierin ein musterhaftes Beispiel geben wird, da es nie durch äußere Umstände zu einem unregelmäßigen Verfahren gezwungen worden ist; sollte dennoch das Gegentheil geschehen, so werde ich solches auf das härteste bestrafen. — In den erwähnten glücklichen und erfreulichen Ereignissen finde ich eine neue und dringende Veranlassung, sämmtlichen Herrer Brigade-Chefs, Kommandeurs und allen Offiziers, die Aufrechthaltung der pünktlichsten Ordnung nochmals zur Pflicht zu machen, und zu erklären, daß ich mich dabei lediglich an sie allein nur halten werde. — Jeder Soldat, der sich eine Uebertretung der vorgeschriebenen Ordnung erlaubt, ist sogleich und für immer in die zweite Klasse des Soldatenstandes erklärt, und wird demgemäß bestraft, seine härteste Züchtigung aber sei die allgemeine Verachtung seiner rechtlichen und braven Kammeraden. — Jeder Offizier muß es sich zur Pflicht machen, Unordnungen die zu seiner Kenntniß gelangen,

ohne Rückſicht auf das Regiment oder Bataillon, zu dem die Thäter gehören, zu ſteuern, und jeder Exzeß muß auf der Stelle und ohne alle Ausrede in vorgeſchriebener Art von dem Regiments- oder Bataillons-Kommandeur, zu dem dieſe Leute gehören, und an den ſie abzuliefern ſind, beſtraft werden. — Nur auf ſolche Weiſe können wir dahin gelangen, die Zahl unſrer Feinde immer mehr zu vermindern, und Europa, unſerm Vaterlande, und uns ſelbſt recht bald den Frieden zu verſchaffen, den wir alle ſo nöthig bedürfen, und ſo ſehnlich wünſchen müſſen."

Am 10. April fand ein militairiſcher Gottesdienſt, ein allgemeines Dankfeſt und Tedeum Statt, worauf die verbündeten Truppen mit Ausnahme der Garden, Paris und die nächſte Umgegend verließen. Bülow's Truppen, nach dem Departement du Nord beſtimmt, marſchirten fürerſt nach Compiègne, wohin er ſelbſt ihnen ſogleich folgte. Hier wohnte er auf dem Schloſſe, und ſaß am 11. April mit ſeinen zahlreichen Offizieren grade bei der Mittagstafel, als ein vierſpänniger Reiſewagen unter heftigem Knallen der Poſtillone in den Schloßhof einfuhr. Der Kronprinz von Schweden wurde gemeldet, der nun auch zu der allgemeinen Zuſammenkunft nach Paris eilte. Bülow ſprang auf, und Alle mit ihm, den Kronprinzen zu bewillkommnen. Beide umarmten ſich herzlichſt, indeß konnte Bülow, der die geheimen ehrgeizigen Wünſche des Kronprinzen in Bezug auf Frankreich kannte, ſich nicht enthalten ihm zuzurufen: „Votre Altesse Royale arrive trop tard, Louis dix-huit est proclamé roi de France!" worauf der Kronprinz nur ſcherzend antwortete. Bald aber kamen andre Dinge zur Sprache, einige Aeußerungen des Kronprinzen ärgerten Bülow'n, er warf ihm die früheren Verſäumniſſe vor, und wurde immer bittrer, bis zuletzt der Kronprinz in höchſtem Unmuth ſchied, und das Vorgefallene ſo nachtrug, daß fernerhin auch von dem Bilde mit

Brillianten nicht mehr die Rede war; doch die Genugthuung, endlich sein Herz ausgeschüttet zu haben, war Bülow'n ein reicher Ersatz. —

In Compiègne hatte Bülow Gemälde und andre Kunstwerke bemerkt, die aus preußischen Schlössern herstammten oder herzusammen schienen; er schrieb deßhalb an Hardenberg, und erbat sich sachverständige Beauftragte, um die wirklich preußischen Gegenstände auszusondern und mitzunehmen; allein die Ansprüche der Sieger auf die ihnen einst durch Napoleon geraubten Kunstschätze wurden damals allgemein niedergehalten, es bedurfte einer zweiten Besiegung Frankreichs um sie geltend zu machen und den Raub heimzuführen. —

Bülow setzte am 15. April seinen Marsch zur belgischen Gränze fort; der General Maison machte Schwierigkeiten, das Departement du Nord den preußischen Truppen zu räumen, er versuchte Bedingungen zu stellen, eine Art Waffenstillstand einzuleiten, allein Bülow ließ sich auf nichts ein, setzte seinen Marsch fort, und zwang durch seine so feste als besonnene Haltung die Franzosen sich zurückzuziehen. Am 1. Mai brach sein Hauptquartier aus dem Departement du Nord wieder auf und kam nach Belgien, wo es in Gent bis zum 1. Juli verweilte.

Bisher hatte sich Oesterreich um Bülow nicht sonderlich bekümmert; jetzt empfing er unter dem 22. Mai durch Schwarzenberg vom Kaiser Franz das Kreuz des Marien-Theresien-Ordens; dieses Kreuz wird in Oesterreich hoch geehrt und sparsam ausgetheilt, neben den höchsten Orden gilt es als der schönste Ehrenschmuck; für Bülow nur knüpfte sich an dasselbe die Betrachtung, daß der Kronprinz von Schweden wegen der Schlacht von Groß-Beeren, die ihn doch wenig anging, das Großkreuz dieses Ordens erhalten hatte. —

Der König und der russische Kaiser machten nach dem in Paris erfolgten Friedensschluß einen Besuch in England beim

Prinz-Regenten, und wie Blücher, hatten auch Yorck und Bülow dorthin Einladungen empfangen. Kurz vor der Abreise meldete Bülow diese seiner Frau, er schrieb aus Gent am 1. Juni: „In ein paar Stunden werde ich von hier meine Reise über Calais nach London antreten, ich muß Dir also noch ein paar Worte schreiben, besonders da ich Dein Schreiben vom 24. Mai schon gestern Abend erhalten. Du äußerst Dich, daß es wohl möglich wäre, daß ich mit bei dem Einzug des Königs in Berlin zugegen sein sollte. Die Sache ist möglich, und der General Yorck, der heute früh ebenfalls hier durch nach England gegangen, ist ebenfalls der Meinung, daß wir drei Generale, welche die Armeekorps kommandirt haben, mit dem Könige in Berlin einziehen würden. Aus diesen Gründen ist es also rathsam, Du bleibst fürs erste noch in Berlin; in London glaube ich des Königs Idee zu erfahren, ich werde Dir also sobald möglich Nachricht geben, und bevor Du nicht von mir etwas hierüber erhältst, so reise nicht ab. Allerdings würde es auf alle Weise vortheilhafter und auch angenehmer für uns sein, nachmalen zusammen die Reise nach dem Orte unserer Bestimmung machen zu können, auf alle Fälle warte, bis wir hierüber Gewißheit haben. In Ansehung des Wagenkaufs glaube ich würdest Du gut thun mit dem Graf Röder zu sprechen, ich glaube er versteht so etwas. Es ist sonderbar, daß man nun Konzerts zum Vortheil derjenigen, so sich bei Paris geschlagen haben, giebt, warum hat denn niemand ein solches zum Vortheil der Verwundeten meines Korps gegeben, da dieses doch ganz allein in drei verschiedenen Schlachten, nicht allein Berlin, sondern die ganze Mark Brandenburg gerettet! — Daß mein kleiner Albert wieder besser, dafür dank ich Gott, denn wie ich höre, so hat er dieselbe Krankheit gehabt, woran ich mein armes Minchen verloren. Gott erhalte Dich und die Kinder gesund. Nachschrift: Morgen Abend denke ich in Calais zu sein. Bis

zum 1. Juli wirst Du ja einen Wagen fertig bekommen, wenn keiner vorhanden wie Du ihn haben willst."

In London erhielt Bülow die noch in Paris am 3. Juni unterzeichnete Kabinetsordre des Königs: „Durch Ihr hohes Verdienst und die glückliche Entwickelung der großen Angelegenheit, die wir eben verfochten, haben Sie sich das Vaterland dauernd verpflichtet. Ich wünsche Ihnen einen thätigen Beweis der Anerkennung davon zu geben, indem ich Sie und Ihre Nachkommen hierdurch in den Grafenstand unter Beilegung des Namens Bülow von Dennewitz erhebe. Demnächst wird es meine erste Sorge sein, Ihnen noch einen andern Beweis meiner Erkenntlichkeit durch die Verleihung eines Besitzes in liegenden Gütern für Sie und Ihre Nachkommen zu geben. Friedrich Wilhelm." Zugleich waren Yorck, Kleist und Gneisenau in den Grafenstand erhoben, Yorck mit dem Beinamen von Wartenburg, Kleist mit dem von Nollendorf, der Graf von Tauentzien erhielt den Beinamen von Wittenberg, Blücher, der wie Hardenberg Fürst geworden, den von Wahlstadt. Kurz nachher bekam Bülow auch die amtliche Anzeige seiner neuen Bestimmung, die ihm vertraulich schon früher bekannt geworden, nämlich die Ernennung zum Oberbefehlshaber der Truppen und Festungen in Ost- und Westpreußen. In London wurde ihm auch der reichgeschmückte goldne Degen, den der Prinz von Oranien, nun schon König der Niederlande, ihm bestimmt hatte, feierlich überreicht; auf dem Gefäß desselben waren die Namen der eroberten Festungen Doesburg, Arnheim, Herzogenbusch und Gorkum eingegraben. Hierüber that späterhin Oppen sehr unwillig, er meinte Doesburg und Arnheim seien Eroberungen, die mit seinem, nicht mit Bülow's Namen verknüpft werden müßten, gleiches Mißvergnügen äußerte Hobe wegen Herzogenbusch und Zielinski wegen Gorkum. Es ist in kriegerischen Dingen nicht anders, die persönlichen Ansprüche wollen sich

ſtufenaufwärts und ſtufenabwärts geltend machen, und das Verdienſt, welches ſich nicht genug anerkannt oder belohnt glaubt, hat ſich damit zu tröſten, daß in dem höheren Befehlshaber ſtets auch diejenigen mitgeehrt und mitbelohnt ſind, die durch Rath und That dazu beigetragen haben. Wie ſehr Bülow ſeinerſeits die Mitwirkung der unter ihm Dienenden dankbar würdigte, zeigt folgender Tagesbefehl, den er aus London erließ: „Der ruhmvoll erkämpfte Frieden, der die preußiſchen Heeresabtheilungen in ihre vaterländiſchen Provinzen zurückruft, trennt auch das bisher meinem Oberbefehl anvertraut geweſene dritte Armeekorps, und hat Seine Majeſtät den König unſern Herrn veranlaßt mir in dem General-Militair-Kommando von Oſt- und Weſtpreußen einen andermeitigen Wirkungskreis für die Zukunft huldreichſt zu ertheilen. — Indem ich dieſer neuen Beſtimmung folge, kann ich nicht unterlaſſen, den hochgeachteten Waffengefährten dieſes meines Korps mit dem herzlichſten Lebewohl zugleich den innigſten Dank für den unermüdlichen Eifer, das Vertrauen und die Anhänglichkeit zu ſagen, mit denen ſie meine Bemühungen für das Wohl des Vaterlandes nützlich zu wirken in dieſem heiligen Kriege unterſtützten. — Ganz vorzüglich fühle ich mich den Herren Generalen, Brigadiers und Kommandeurs verpflichtet, die durch Einſicht und Thätigkeit ſo ſehr zu den ſchönen und rühmlichen Erfolgen beitrugen, deren ſich das Vaterland mit uns erfreut. — Die übrigen Herren Offiziere aller Grade und Waffen bitte ich von der hohen und aufrichtigen Achtung überzeugt zu bleiben, die ich ihnen für ihr ſtetes ausgezeichnetes Benehmen von ganzem Herzen widme. — Unvergeßlich werden mir die Thaten bleiben, die ich von ihnen, ſo wie von den braven Unteroffizieren und Gemeinen dieſes Korps unter meinen Augen verrichten ſah! — Zugleich kann ich nicht unterlaſſen, bei dieſer Gelegenheit dem Korps bekannt zu machen, daß Seine Majeſtät der

König mir durch die Erhebung in den Grafenſtand unter Beilegung des Namens von Dennewitz ein huldreiches Merkmal der allerhöchſten Gnade und Zufriedenheit zu ertheilen geruht haben. Ich und meine Nachkommen werden fortan in dieſem Namen das Andenken an ein Korps ehren, deſſen hoher Muth demſelben ſeine Bedeutung verlieh, und deſſen Mitglieder einen ſo weſentlichen Antheil an dieſer, mir in ihrer aller Namen gewordenen Auszeichnung beſitzen. Mein höchſter Stolz iſt die Ehre ſolche Truppen gegen den gemeinſchaftlichen Feind geführt zu haben, und in ihnen dem Vaterlande ein Korps zurückzugeben, welches dem Feinde gegenüber nie einen Schritt gewichen hat. London, am 20. Juni 1814. Graf Bülow von Dennewitz."

Nachdem Bülow an den zahlreichen Feſten und vielfachen Ehrenbezeigungen, die den fremden Monarchen und Generalen in England mit Begeiſterung dargebracht wurden, ſeinen reichlichen Antheil gehabt, auch nach der abſonderlichen engliſchen Weiſe, wie Blücher, dort die Doktorwürde empfangen, kehrte er nach Belgien zu ſeinen Truppen zurück, über welche unterdeß Borſtell den Befehl geführt hatte, und deren völliger Rückmarſch in die Heimath nun angeordnet wurde.

Die Feſtlichkeiten im Vaterlande, mit denen die heimkehrenden Krieger geehrt wurden, konnten den im Ausland erfahrenen an Herrlichkeit nachſtehen, übertrafen ſie aber an Herzlichkeit und Rührung. Wie viele der waffenfreudig Ausgezogenen kehrten nicht heim! Der Bülow'ſche Heertheil hatte über 16,000 Mann und 600 Offiziere verloren; nur wenige Mannſchaft war in feindliche Gefangenſchaft gerathen, kein einziger Offizier. Ueber 600 eiſerne Kreuze waren ausgetheilt worden. Die Namen der Gebliebenen wurden mit goldnen Buchſtaben auf Ehrentafeln eingegraben und dieſe in den Kirchen ihrer Geburts- oder Wohnorte angeheftet. Der Einzug in Berlin

am 7. Auguſt war an ernſter Pracht und edlem Schmuck eines der größten Schauſtücke, welche dieſe Hauptſtadt je geſehen hat. Bülow insbeſondre wurde als der dreimalige Retter Berlins jetzt allgemein anerkannt und hoch gefeiert. Der Magiſtrat und die Stadtverordneten begrüßten ihn durch Zuſchriften und Abordnungen. Die Univerſität, in Nachahmung der engliſchen Sitte, verlieh ihm das Ehrendiplom eines Doktors der Philoſophie.

Nachdem Bülow ſeine Frau und Kinder wiedergeſehen, von denen er die jüngſte am 27. Oktober geborne Tochter Luiſe Pauline jetzt zum erſtenmal erblickte, und im glücklichen Kreiſe der Seinen einige frohe Tage verlebt hatte, wünſchte er vor Antritt ſeines neuen Wirkungskreiſes in Preußen ſich eine Erholungsfriſt zu gönnen, und zur Stärkung ſeiner Geſundheit die im Wechſel des Feldlebens manchen Stoß erlitten hatte, ein Bad zu beſuchen. Er hatte fürerſt nur das nahe Freienwalde gewählt, wohin ſeine Familie ihn begleiten ſollte. Alles war zu dieſem Aufenthalt eingerichtet, der Tag der Abfahrt beſtimmt. Da kam ein unerwarteter Handel, der die Freude der Siegeserfolge und Ehren gleich im Beginn trüben, die des häuslichen Glückes vernichten konnte, wenn die tapfre Bruſt empfindlicher bei ſolchem Angriff, oder der Ausgang ernſter geweſen wäre.

Der Graf von Tauenzien war mit der Austheilung der Ehrenbeinamen, welche der König ſeinen erſten Generalen verliehen, ſehr unzufrieden. Beſonders mißfiel ihm der ſeinige von Wittenberg, auf den er keinen Werth legen wollte, ja den er ablehnte, dagegen er Anſpruch auf den von Dennewitz machte, den Bülow bekommen hatte. Bittre Klagen über die ihm widerfahrene Unbill drückte er in einem Schreiben an ſeinen Adjutanten Major von Weiher aus, worin er unter andern ſagte: „Die Schlacht bei Dennewitz habe ich gegeben, nachdem ich ſchon zwei Tage zuvor mit dem Feinde ohne Bei-

ſtand eines andern gefochten, und ich mit kaum 12,000 Mann über 40,000 angriff, und mich allein über 5 Stunden mit denſelben ſchlug; hiedurch rettete ich zum zweitenmale Berlin, und nachher noch zum drittenmal. Die ganze Schlacht habe ich bis zu Ende mit dem vierten Armeekorps mitgemacht, und alle entſcheidenden Augenblicke herbeigeführt, und zuletzt dadurch, daß ich den General Webeſer noch nach Dahme vorrücken ließ, über 2000 Gefangene gemacht und 1 Kanone und 6 Munitionskarren erobert. Dieſes iſt weltkundig, und demohngeachtet trägt ein Anderer den Namen als Denkmal davon und des vierten Armeekorps iſt nicht die Rede, — dieſes iſt hart. — Alles dieſes ſchmerzt, nicht für mich, denn das ruhige Bewußtſein ſetzt über alles hinweg, aber für andre brave, rechtſchaffene Leute, die ihr Leben und Gut ihrem Könige aufgeopfert hatten." Der Brief iſt unterzeichnet: „Graf Tauenzien nicht von Wittenberg." Wir erkennen, daß hier ein Gefühl ſpricht, das ſich im beſten Rechte glaubt, allein ſich in Betreff der Thatſachen den größten Täuſchungen hingiebt. Niemand hat je die Tapferkeit und auch Kriegskunde Tauenzien's in Zweifel ziehen dürfen, in unſrer Erzählung iſt beider ſtets mit gebührenden Ehren gedacht; allein die hier erhobenen Anſprüche erſcheinen jedem Unbefangenen als eine Verirrung des Selbſtgefühls. Weltkundig war grade das Gegentheil von dem, was er aufſtellt, ja die öffentliche Meinung war gegen ihn, und tadelte mit Bitterkeit und Hohn ſeinen Rückzug im Oktober 1813 von der Elbe bis nach Potsdam und Berlin als eine unverantwortliche Uebereilung. Doch dieſer Tadel ſelbſt, der ihm als er nach Berlin kam, nicht verborgen blieb, mochte ihn ſtacheln, ſein vermeintliches Recht ernſtlich zu behaupten.

In dieſem Sinne wandte ſich Tauenzien daher gradezu an Bulow durch folgendes Schreiben: „Gleich nachdem Seine Majeſtät der König geruhet hatten Euer Exzellenz in den

Grafenſtand mit Beilegung des Namens von Dennewitz zu erheben, und mir den Beinamen von Wittenberg zu geben, ſtellte ich Allerhöchſtdieſelben in wenigen Worten den Hergang der gedachten Schlacht dar, und ohne Euer Erzellenz Verdienſt zu ſchmälern, erwähnte ich des kräftigen und thätigen Antheils des vierten Armeekorps bei derſelben. Ereigniſſe von dieſer Wichtigkeit, welche in den Annalen der Geſchichte Preußens glänzen und der Nachwelt mit Wahrheit übertragen werden ſollen, verdienen gründlich berückſichtiget zu werden, daher ich nunmehr dieſe wahrhafte Ehrenſache mit Hochdieſelben direkte abmachen will. — Bis jetzt harrte ich auf eine Königliche Antwort in Betreff der oben erwähnten Eingabe, welche mir vorgeſtern durch die mündlichen Aufträge des Oberſtlieutenants von Thile zu Theil wurde und dahin lautete: „Daß Seine Majeſtät vollkommen mir und dem vierten Armeekorps Gerechtigkeit widerfahren ließen, und unſer Verdienſt beim Siege von Dennewitz anerkennten, und durch Beilegung des Namens von Dennewitz keinesweges beabſichtigt hätten uns dadurch zu kränken oder zurückzuſetzen.“ Dieſe gnädigen Aeußerungen konnte ich von der Gerechtigkeit des Königs erwarten, ſind aber für mich, dem vierten Armeekorps, und der unkundigen Welt, welche nur oberflächlich urtheilt, nicht hinreichend. Ich wende mich daher an Euer Erzellenz, nachdem Sie ohne Rückſicht den Namen von Dennewitz angenommen, mit der ergebenen Frage: „Ob Dieſelben gewilligt ſind, nach dieſer Königlichen Erklärung mir eine ſchriftliche auszufertigen, nach welcher Sie förmlich bekunden, daß ich und das vierte Armeekorps zur Schlacht und zum Siege bei Dennewitz wenigſtens ſo viel als Euer Erzellenz und das dritte Armeekorps beigetragen haben.“ Dieſes Aktenſtück, welches auf der ſtrengſten Wahrheit gegründet iſt, und wo Thatſachen ſprechen, gebührt mir und dem vierten Armeekorps, und taſtet Ihren Ruhm nicht an. In Erwartung

einer bestimmten Antwort habe ich die Ehre Euer Exzellenz die Versicherung meiner ausgezeichneten Hochachtung zu erneuern. Berlin, den 12. August 1814. Tauenzien."

Bülow antwortete hierauf gleich am folgenden Tage ausführlichst wie folgt: „Euer Exzellenz Schreiben vom 12. dieses Monats habe ich erhalten, und muß Ihnen offenherzig bekennen, daß ich es nicht ohne große Verwunderung gelesen habe. Die Beantwortung desselben kann mir nicht schwer werden, denn zuvörderst muß ich Euer Exzellenz so offen als bestimmt erklären, daß ich Ihnen nicht das Recht zugestehen kann, Erklärungen wie die, die Sie von mir verlangen, zu fordern, — in einem Ton zu fordern, als ob ich Ihnen etwas zurückzugeben habe, was ich mir unrechtlicherweise zugeeignet hätte. — Also nicht, weil ich mich, weder auf Euer Exzellenz Schreiben, noch aus irgend einem andern Grunde, dazu verbunden halte, aber weil es mir bei dieser Veranlassung zweckmäßig und passend dünkt, will ich Denenselben hier meine Ansichten, meine unabänderliche Ueberzeugung in der hier in Rede stehenden Angelegenheit mittheilen. — Ich habe nie um Gunst und Gnade bei Seiner Majestät dem Könige, unserm gerechten Monarchen, gebuhlt; — ich habe daher auch so wenig mich zu dem Namen von Dennewitz als zu irgend einem andern gedrängt, und ich darf es gleichfalls glauben, daß bei Auswahl der Namen es nicht nöthig gewesen wäre, sich in Ansehung meiner auf den von Dennewitz zu beschränken. So wie ich diesen Namen nun aber einmal besitze, so führe ich ihn nach meiner festen Ueberzeugung mit Recht, und ich glaube nicht, daß es den Unterthanen zustehen darf, bei Annahme einer Auszeichnung, die ein so gerechter Monarch als der unsrige ertheilt, irgend einige Rücksichten stattfinden zu lassen, wären sie auch weniger grundlos als die, die Sie dabei von mir zu verlangen scheinen. — Gerne gebe ich zu, daß das vierte Armeekorps an

jenem Tage ehrenvoll mitwirkte, doch die Hauptſache, die ganze eigentliche Schlacht hat das dritte Armeekorps und der von mir zu dieſer Schlacht entworfene und ausgeführte Plan entſchieden; es hat mithin dieſes Korps unter meiner Leitung an jenem Tage nicht bloß wenigſtens ſo viel als das von Euer Exzellenz befehligte, ſondern ganz unſtreitig das Meiſte gethan. — Wenige Thatſachen werden hinreichend ſein dies zu beweiſen. Waren die Streitkräfte des vierten Armeekorps, mit denen es bei der Schlacht von Dennewitz erſchien, denen des dritten Armeekorps gleich, und hinreichend in der Hauptſache etwas zu entſcheiden? — Ich behaupte nein, denn abgerechnet, daß mein Korps an ſich ſchon ſtärker war, als das was Euer Exzellenz von dem Ihrigen damals bei ſich hatten, ſo iſt es notoriſch bekannt, daß das vierte Armeekorps in den früheren nachtheiligen Gefechten bei Zahna und Seyda einen ſehr bedeutenden Verluſt gehabt hat, wie dies die große Anzahl Verſprengter beweiſet, die von demſelben nach der Schlacht bei dem meinigen ſich einfanden. Euer Exzellenz Korps hatte alſo an jenem Tage eine zu geringe Stärke, um gegen die bedeutende franzöſiſche Armee entſcheidend wirken zu können. — Mein Entſchluß, am 5. September links abzumarſchiren und mich bei Kurz-Lipsdorf verdeckt aufzuſtellen, wodurch der Feind getäuſcht ward, war eben ſo ſehr ganz mein eigenes Werk, als das Vorrücken und der Angriff gegen Jüterbog am 6. — zu beidem habe ich weder von dem Kronprinzen von Schweden den Befehl noch von Euer Exzellenz die mindeſte Aufforderung erhalten, vielmehr wär' ich am Abend des 5. Septembers gänzlich ohne Nachricht über Euer Exzellenz Korps, und das was Sie mit demſelben thun konnten und wollten, geweſen, wenn meine Beobachtungen mir nicht gezeigt hätten, daß daſſelbe ſtark vom Feinde gedrängt und gegen Jüterbog zurück geworfen würde. — Der Entwurf der Schlacht, ſo wie die Leitung derſelben, war ferner ganz mein Werk, und mußte es

sein, da ich bei weitem die meisten Streitkräfte beisammen hatte. Euer Erzellenz müssen damals selbst hiervon überzeugt gewesen sein, denn Sie ließen mich in dem Moment, wo ich mit der Tête meiner Kolonnen in der Gegend von Nieder-Gebrsdorf ankam, durch einen Ihrer Adjutanten fragen: „Wie und welcher Weise Sie am besten mit Ihrem Korps mitwirken könnten?" worauf ich Sie ersuchen ließ, sich an meinen linken Flügel anzuschließen. Mehrere Offiziers meines Generalstabes haben es gehört und müssen dies bezeugen können. — Es ist hier nicht der Ort, alles dasjenige auseinander zu setzen, was das dritte Armeekorps an jenem Tage unter meiner Leitung geleistet hat, aber so viel weiß ich, daß ich persönlich die zwei Attaken meines linken Flügels gegen des Feindes vortheilhafte Position auf der dominirenden Höhe zwischen Nieder-Gebrsdorf und Jüterbog führte, und denselben von dort vertrieb, Euer Erzellenz Korps in diesem Moment weit zurück war, und eben aus einem Gehölz wieder vorrückte, um sich an meine linke Flügelbrigade unter dem General von Thümen anzuschließen, die von da ab in stetem Vorrücken blieb, und später Dennewitz und Rohrbeck erstürmte; — ich sandte daher sogleich das erste Leibhusaren-Regiment ab, um zwischen Euer Erzellenz Korps und meinem linken Flügel die erforderliche Verbindung zu halten. — Schon dieses Wenige wird hinreichend sein darzuthun, daß das dritte Armeekorps damals den Feind auf seiner ganzen Fronte beschäftigte, und eben so sehr beweist die Richtung seines Rückzuges, daß er nur dem Angriff des dritten Armeekorps wich. — Ein mehreres hierüber zu sagen wäre unnütz, da aus den gedruckten Relationen alles Nähere hervorgehet. Ich wiederhole noch einmal, daß das vierte Armeekorps mit der von dem dritten zu ihm gestoßenen Verstärkung auf's ehrenvollste an jenem Tage mitwirkte, ich verkenne keineswegs Euer Erzellenz Verdienste, aber ich verbleibe fest bei der bereits ausgesprochenen

Ueberzeugung, und indem ich Euer Erzellenz anheim ſtelle, was Sie in dieſer Angelegenheit weiter zu thun für nöthig erachten mögen, füge ich nur noch die Verſicherung hinzu, daß, wie es auch ſei, jene meine Ueberzeugung durch nichts verändert werden kann. Berlin, den 13. Auguſt 1814. Bülow von Dennewitz."

Hierauf ließ Tauentzien mehrere Tage vergehen, während welcher Bülow ſich nach Freienwalde begab, wo er dann durch folgendes weitere Schreiben Tauentzien's, den er, da derſelbe ſieben Tage geſchwiegen, ſchon beruhigt glauben konnte, überraſcht wurde: „Meine Geſchäfte und die Zerſtreuungen, welche allhier ſtattfanden, verhinderten mich Euer Erzellenz Schreiben früher zu beantworten; ich eile daher die verlorne Zeit nachzuholen. — Da Euer Erzellenz ſich zu keiner Erklärung verſtehen wollen, welche Ihnen zur Ehre und keineswegs zum Nachtheil gereicht hätte, da Sie mit wenigen wahren und verbindlichen Worten die ganze Sache hätten abmachen können, dagegen aber ſich ungerecht und beleidigend gegen mich und das vierte Armeekorps äußern, ſo wird es überflüſſig, mich in weitere Discuſſionen einzulaſſen. Ich breche daher ganz ab, und verlange von Euer Erzellenz die gebührende Genugthuung für die beleidigenden Aeußerungen. — Euer Erzellenz ſtelle ich es daher anheim, den Tag und den Ort zu beſtimmen, wo wir uns treffen, um dieſe für mich ſo wichtige Sache mit dem Verluſt Ihres oder meines Lebens abmachen zu können. Mit Ungeduld ſehe ich Ihrer Antwort entgegen. Berlin, den 20. Auguſt 1814. Tauentzien." Das Schreiben überbrachte der Major von Rottenburg, Tauentzien's Adjutant.

Dieſe Aufforderung konnte Bülow nur annehmen; er ſandte auf der Stelle ſeinen Schwager den Major von Auer mit folgender Antwort nach Berlin: „Da Euer Erzellenz, während ich noch in Berlin war, mehrere Tage vorbeigehen ließen, ohne

mir irgend etwas zukommen zu lassen, so konnte ich nichts mehr von Denselben erwarten, reisete also ab hierher ins Bad. — Euer Exzellenz muß ich nun ersuchen, sich hierher zu bemühen, indem die Gegend von Freienwalde sich zu einem solchen Zusammentreffen ganz eignet. Da ich hier niemand bei mir habe, auch nicht einmal meine Pistolen, so wähle ich den Major von Auer, der noch in Berlin zurückgeblieben, zu meinem Sekundanten, welcher Euer Exzellenz dieses einhändigen wird. — Den Tag und die Stunde bitte ich zu bestimmen, den Major von Auer aber davon zu unterrichten, damit derselbe mit dem Erforderlichen hier eintreffen kann. Bülow von Dennewitz." Der Rittmeister von Burgsdorf eilte nach Potsdam um Pistolen für Bülow zu holen.

Hierauf muß Tauentzien sich besonnen und eingesehen haben, daß er zu weit gegangen, und die Sache auf diese Weise nicht auszumachen sei. Er schrieb daher einlenkend: „Euer Exzellenz haben mir durch den Major von Auer gefälligst eröffnen lassen, daß Sie sich hierher bemühen würden, um mir wegen der Ihnen bekannten Sache Satisfaktion zu geben. — Bevor dies aber geschiehet, halte ich es, da der Gegenstand ein öffentlicher und kein persönlicher ist, für Pflicht gegen den Staat und unsrer beiderseitigen Verhältnisse, mich mit Euer Exzellenz nochmals schriftlich zu erklären. — In meinem ersten Schreiben wünschte ich Dero Anerkenntniß, daß an der Bataille von Dennewitz das meinem Kommando damals untergebene vierte Armeekorps einen gleich ruhmvollen Antheil als das dritte gehabt habe, wie solches mehr Pflicht gegen die braven Truppen als gegen mich selbst erforderte. — Dies allein war die Absicht meines Schreibens, keinesweges aber die, Euer Exzellenz persönlich zu beleidigen, welches auch schon aus unsern früheren Verhältnissen genügend hervorleuchten muß. Euer Exzellenz scheinen indessen solches demunerachtet zu vermuthen, und dieser Ursache muß ich

die empfindlichen Stellen Ihres Antwortschreibens beimessen. Ob Dieselben aber nach dieser Erklärung meinen Wunsch erfüllen, und zugleich jene Stellen Ihres Erwiederungsschreibens als nicht darin enthalten erklären, oder mir Ort und Zeit bestimmen wollen, stelle ich Dero Ermessen ergebenst anheim. Ich habe mit Vergnügen eine Auseinandersetzung meiner Handlungsweise dargelegt, welche dem öffentlichen Urtheil künftig zur Richtschnur dienen kann. — Genehmigen Euer Erzellenz die Versicherungen meiner allervollkommensten Hochachtung. Berlin, den 24. August 1814. Tauenzien."

Bülow konnte dieses Einlenken nur günstig aufnehmen, und that alles was ihm möglich war, um dem Kriegskammeraden, dem er auf dem Schlachtfelde stets nach Kräften beigestanden, auch diesmal aus der Verlegenheit herauszuhelfen, in die derselbe sich unnöthig gebracht hatte; er antwortete mit ehrenvollster Handbietung: „Euer Erzellenz muß ich vollkommen darin beipflichten, daß der Gegenstand unseres neuerlichen Briefwechsels lediglich eine öffentliche, keinesweges aber eine persönliche Beziehung haben kann. — Die Erklärung, daß das unter Ihren Befehlen gestandene vierte Armeekorps sich sowohl bei Dennewitz, als bei jeder andern Gelegenheit, mit eben der ausgezeichneten Tapferkeit geschlagen hat, als das dritte und irgend ein anderes, ist von mir früher schon bei mehreren Veranlassungen ausgesprochen worden, sie ist gleichfalls in meinem Schreiben vom 13. dieses Monats enthalten, und ich nehme keinen Anstand solche nochmals hier zu wiederholen. Wenn hierüber Mißverständnisse obwalteten, so müssen solche aus mir ganz fremden Ursachen herrühren, da ich eben so wenig jemals gegen diese Erklärung gesprochen oder gehandelt habe, als ich bisher zweifeln konnte, mit Euer Erzellenz in den freundschaftlichsten, auf gegenseitige Achtung gegründeten Verhältnissen zu stehen, wie uns dies auch auf der Stufe, auf welcher wir im Staate

und in dem Vertrauen des Monarchen stehen, ohnstreitig geziemt. — Wenn also, wie ich gern aus Euer Exzellenz heutigem Schreiben mich überzeuge, das von Denenselben unter dem 12. dieses Monats an mich Erlassene keine persönliche Beziehung und Beleidigung für mich, sondern bloß eine Aufforderung zu der von mir bereits gegebenen, und hier wiederholten Erklärung enthalten sollte, so versichere ich Euer Exzellenz dagegen, daß auch das meinige vom 13. dieses Monats keine persönliche und Euer Exzellenz absichtlich beleidigende Beziehung hatte und haben konnte. — Indem ich mir die Ehre gebe, Euer Exzellenz Vorstehendes auf Dero heute an mich erlassenes gefälliges Schreiben ganz ergebenst zu erwiedern, sehe ich Ihren ferneren Eröffnungen baldigst entgegen, und benutze diese Gelegenheit um Sie zu bitten, die wiederholte Versicherung meiner ausgezeichneten Hochachtung anzunehmen. Berlin, den 24. August 1814. Bülow von Dennewitz."

Durch eine schnelle Erwiederung Tauentzien's erhielt die ganze Sache ihren völligen Schluß; er lautete: „Durch Euer Exzellenz Erklärung in dem geehrten Schreiben vom heutigen Tage sind die Gegenstände vollkommen beseitiget, die mich nöthigten Genugthuung zu wünschen. Ich bin aber auch herzlich erfreut, darin von Euer Exzellenz die Gesinnungen wiederholt zu sehen, die mich in gleichem Grade erfüllen. Wir und die von uns kommandirten Truppen waren so glücklich, in dem erhabensten aller Kriege zu wirken. Mag ein langer Frieden die Anstrengungen der preußischen Nation und ihrer Krieger krönen, oder müssen wir bald wieder die Rechte unsers verehrten Monarchen und des Vaterlandes vertheidigen, immer werden wir unsere Pflicht erfüllen, und stets wird es mich beglücken, mit Euer Exzellenz im freundschaftlichsten, auf gegenseitige Achtung gegründeten Verhältnisse zu stehen, das, wie ich Euer Exzellenz von meiner Seite versichern darf, unsere gegen-

wärtige Verhandlung nur noch feſter geknüpft hat. — Empfangen Euer Exzellenz die erneuerten Verſicherungen meiner allervollkommenſten und aufrichtigſten Hochachtung. Berlin, den 24. Auguſt 1814. Tauentzien." Hiemit war dieſe ſonderbare Verhandlung ſo glücklich als raſch erledigt. Hatte ſchon ihr Beginn und dann ihre plötzliche Steigerung in Erſtaunen geſetzt, ſo konnte es noch mehr der Schluß, der nach dem genommenen Anlaufe kaum in dieſer Weiſe noch möglich ſchien, aber jedenfalls erwünſcht ſein mußte. Wer dieſe gewechſelten Briefe in ihrer Reihenfolge durchlas, konnte nicht umhin, auch in dieſer Sache, die wohl geeignet war, auch einen gelaſſenen und milden Karakter heftig aufzureizen, das mannhafte, würdige und großmüthige Benehmen Bülow's anzuerkennen, wie damals von hohen und höchſten Perſonen, denen die Kunde davon wurde, allgemein geſchah. Wunderbar genug hatte Bülow ſeinen Ruhm nicht nur dem Feinde durch große Kriegsthaten abzuringen, ſondern denſelben auch im Kampfe gegen Vorgeſetzte, Untergebene und Gleichſtehende nach allen Seiten zu behaupten! —

Bülow begab ſich zu Ende des Auguſt nach Königsberg in Preußen, wo die Behörden und die geſammte Bevölkerung ihm den ehrenvollſten und freudigſten Empfang bereitet hatten. Er bezog daſelbſt das Haus des Kronprinzen, welches auf ſein Anſuchen ihm vom Könige als Dienſtwohnung war überwieſen worden. Er richtete ſich mit den Seinigen hier behaglich ein, doch ohne Prunk, die Hauptſache war ihm ein Muſikſaal, wo er viel große Muſik ausführen zu laſſen ſich im voraus freute. —

Der preußiſche Staat war größer, mächtiger und ruhmvoller hergeſtellt, als er vor dem Unglück vom Jahre 1806 geweſen. Ein langer Frieden ſchien auf weithinaus geſichert; es galt die nachgebliebenen Wunden des Krieges durch freudige Friedensthätigkeit zu heilen, dem Staat im Innern wachſendes Gedeihen zu ſichern, das tapfre Volk zu neuer Bildung und

neuem Wohlstand zu erheben. Dem Kriegshelden konnte kein schöneres Alter bereitet sein, als im Kreis einer glücklichen liebevollen Familie, im Genuß von Ruhm und Ehren; auf hoher wirksamer Stelle, die reichen Früchte reifen zu sehen und mitzugenießen, welche aus der Wiedergeburt des Vaterlandes, dem Erfolge so vieler Heldenthaten, hervorgehen mußten. Bülow scheint in diesem Sinne das Glück seiner Lage tief empfunden und genossen zu haben. Er hatte in Königsberg nur freundliche Verhältnisse, war mild im Umgang, gut mit den Bürgern, im besten Vernehmen mit allen Behörden, verehrt und geliebt in der ganzen Provinz.

Die von dem Könige verheißene Schenkung von liegenden Gütern für Bülow war schon bestimmter ausgesprochen und der Betrag derselben, wie für jeden Oberbefehlshaber eines Heertheils, auf 200,000 Thaler festgesetzt worden, indeß erlitt die Auswahl und schließliche Anweisung der Güter mancherlei Verzögerungen. Bülow schrieb deßhalb nach Berlin an Blücher, um durch dessen Rath und Betrieb die Sache beschleunigen zu lassen. Wir theilen Blücher's selbstgeschriebene Antwort, ihrer Eigenheit und ihres freundschaftlichen Tones wegen, hier unverändert mit: „Euer Erzellenz sehr gütiges Schreiben habe ich das Vergnügen gehabt zu erhalten. Ich wundere mich, daß an Dieselben wegen der Donation noch nichts ergangen, die meinige habe ich bereits erhalten, und der Finanzminister von Bülow schreibt mich, der König habe sich in Ansehung der andern Herren Generale, so auch welche erhielten, sehr gütig erklärt. Ich glaube, Sie thun wohl, mein verehrter Freund, wenn Sie gleich in Preußen oder wo Sie wollen, Güter in Vorschlag brächten, das habe ich gethan, und der König hat es akkordirt. Die Güter, so ich gewählt, liegen in Schlesien, und hören zu den ehemaligen Trebnitzer Klostergütern, sie können ohngefähr 12,000 Thaler Revenuen tragen. Der Brief von

Ihnen ist mich sehr werth, ich werde des Inhalts wegen morgen mit dem Finanzminister sprechen, ich kann Bülow in dieser Sache nicht anders als loben, und ich bin versichert Sie werden auch mit ihm zufrieden sein. Unser Kollege in Schlesien hat sich hierbei mit Allen brouillirt, und man will daß er zu enorme Foderungen mache, die mich aber nicht bekannt sind. — Euer Exzellenz können versichert sein, daß ich Ihre Angelegenheit so wie die meinige bei Rückkunft des Königs betreiben werde. Es ist schlimm, daß alle geistlichen Güter mit 50 Prozent belastet sind, ich sollte meinen, dieses müsse eine Abänderung leiden, denn wenn wir Abgaben geben sollen, so müssen sie mit den Abgaben der adlichen Güterbesitzer gleich sein; ich werde mich darüber so viel ich nur kann vertheidigen; so sollen auch alle geistlichen Güter die Jurisdiktion und das Patronatrecht verlieren, beides ist nicht viel werth, aber des Anstands wegen muß man sie doch beizubehalten suchen. — In Schlesien ist es mich wie Ihnen in Preußen ergangen, man hat mich da mit Herzlichkeit aufgenommen. — Ob uns in der Folge noch eine Fehde bevorsteht, weiß der Himmel, trauen will ich der Sache nicht; man hat zu Paris die Umstände nicht benutzt, Frankreich wird schon wieder zu laut, man hätte selbiges die Flügel besser beschneiden sollen. Erhalten Sie mich Ihre Freundschaft und Andenken, und seien von meiner treuen Freundschaft und herzlichen Ergebenheit versichert. Blücher. Wenn Sie in Ansehung vorerwähnter Sachen noch was zu wünschen haben, so schreiben Sie mich, ich will Hardenberg und Bülow schon warm halten, und beide sind auch gut vor uns gesinnt.“ —

In Wien versammelte sich im Oktober 1814 der Kongreß von Monarchen und Bevollmächtigten, welchen es oblag, die neue Ordnung der Dinge in Europa und besonders auch in Deutschland schließlich festzustellen und dauernd zu sichern. Wie wenig versprechend diese Arbeit begonnen wurde, in welche

Schwierigkeiten und Abwege sie gerieth, ist allgemein bekannt und bedarf hier keines neuen Berichts. Nur zuletzt, als nach viermonatlicher Dauer das Ganze schon im Begriff war sich feindlich aufzulösen, zog am Ende des Februars 1815 ein Ereigniß, das wie ein gewaltiges Schwert den Knoten völlig zu zerhauen drohte, die sich lösenden Fäden wieder zusammen, und rettete einen Theil der gehofften Ergebnisse in der hergestellten Einigkeit der großen Mächte. Dieses Ereigniß war das Wiedererscheinen Napoleons, seine Rückkehr von Elba nach Frankreich, seine Wiederaufnahme des Kaiserthums.

Der Eindruck dieser überraschenden Vorgänge war ungeheuer; die ganze Welt begriff, daß das neue Kaiserthum, wie friedlich es jetzt sich auch ankündigte, gleich dem alten nur Krieg bedeuten könne, daß bei demselben keine Sicherheit und Ruhe zu hoffen sei, daß man aus allen Kräften es sogleich angreifen und vernichten müsse. Deutschland war zunächst bedroht, am meisten Preußen, und hier auch am stärksten erwachte der alte Kriegseifer und rief die gewaltigsten Rüstungen hervor. Das Zusammensein der Monarchen in Wien gab ihren Maßregeln wünschenswerthe Einheit und beschleunigenden Nachdruck, und die Kongreßverhandlungen wurden in neuer Bahn einem vorläufigen Ziel rascher entgegengeführt.

Im Anfange des Jahres war Bülow an einer Leberentzündung bedenklich erkrankt, und zwar bald wieder hergestellt, aber doch nicht von allen Nachwehen befreit worden, und die Aerzte fanden dringend nöthig, ihm für den Sommer den Gebrauch des Karlsbades zu verordnen. Die Wiederkehr Napoleons ließ alle Rücksichten auf Gesundheit wegfallen, und es galt nur die Pflicht aufs neue in's Feld zu ziehen. —

Auf dem linken Rheinufer zog sich eiligst ein preußisches Heer zusammen, über welches Blücher den Oberbefehl erhielt. Bülow erhielt die Bestimmung, wieder einen Heertheil zu be-

fehligen, der diesmal der Zahl nach der vierte hieß. Von manchen Seiten wünschte man Blücher entfernt zu halten, von andrer Bülow'n, aber weder der König war dieses Sinnes, noch Boyen, der jetzt als Kriegsminister in Wirksamkeit stand. Als Merkwürdigkeit ist hier noch anzuführen, daß in der Schweiz, welche gleichfalls durch Napoleons Wiederkehr bedroht und ihre Selbstständigkeit auf's äußerste zu vertheidigen entschlossen war, die deutschgesinnte Parthei sich Bülow'n zum Anführer des schweizerischen Freiheitsheeres erbitten wollte; so groß war das Vertrauen auf seinen Feldherrnruhm und auf sein Kriegsglück.

Von Wien empfing Bülow noch die vorläufige Nachricht, daß der König die kraft der Schenkung ihm erb- und eigenthümlich zu übergebenden Güter schon bestimmt habe, namentlich Grünhof, Rudnicken, Kupzau, Nautzau, Neuhausen und Klein-Heide bei Fischhausen in Ostpreußen, und daß die förmliche Urkunde deßfalls nächstens erfolgen werde. Er beschloß daraus ein Majorat zu bilden, das immer auf den ältesten Sohn vererben sollte. Um völlige Ordnung in seine Angelegenheiten zu bringen, und für seine geliebte Gattin so wie für seine Töchter gehörig zu sorgen, wollte er jetzt, bevor er auf's neue den Ungewißheiten des Krieges sich hingäbe, auch seinen letzten Willen gerichtlich feststellen. Demnach ersuchte er das Gericht, ihm zu diesem Zweck eine Gerichtsperson zuzusenden. Es erschien der Tribunalsrath Bobrick, ein sehr geachteter Mann, als Dichter damals geschätzt und zugleich im Gegensatz als einer der förmlichsten Rechtsmänner bekannt. Bülow bat ihn, das Erforderliche vorzunehmen, Bobrick aber setzte sich hin und begann ein seltsames Gespräch, er stellte die wunderlichsten Fragen, welche Jahrszeit man habe? in welcher Jahrszeit man gewöhnlich ernte? und anderes dergleichen, worauf Bülow höchlich befremdet anfangs antwortete, dann aber ungeduldig bat, doch zur Sache überzugehn; Bobrick aber belehrte ihn, daß er

ganz bei der Sache sei, denn nach den Vorschriften des Gesetzes habe er sich zuvörderst durch angemessene Fragen überzeugen müssen, ob der General auch bei gutem Verstande und verfügungsfähig sei, nachdem er sich hievon nun wirklich überzeugt habe, könne er jetzt das Weitre vornehmen. Bülow hatte großes Vergnügen an dieser Einleitung, und fand es nur unverantwortlich, daß man von Seiten der höchsten Behörden bei Anvertrauung eines Oberbefehls und eines Heeres weniger vorsichtig zu Werk gehe. —

Nachdem Bülow so sein Haus bestellt hatte, reiste er im Anfang des Mai's begleitet vom Hauptmann von Below, von Königsberg nach dem Rhein. Schon am 10. Mai schrieb er aus Köln an seine Frau, und erzählte darin die beklagenswerthen Vorfälle mit den Sachsen in folgender Weise: „Uebermorgen gehe ich nach Lüttich, wo ich den Feldmarschall und das Hauptquartier finde. Dieses Konzentriren der Truppen hat keine feindliche Bewegung zum Grunde, sondern eine bedeutende Empörung der Sachsen. Der Feldmarschall hatte in Lüttich nichts bei sich als das sächsische Korps, 15,000 Mann stark. General Kleist hatte sich das Vertrauen und die Liebe dieser Truppen erworben, und konnte mit ihnen machen was er wollte; er hatte gerathen, sie nicht zu theilen (nämlich in das was der König von Sachsen behalten und was preußisch werden sollte), wogegen diese Truppen einen großen Widerwillen gezeigt. Nun kommt aber der Befehl aus Wien, diese Theilung vorzunehmen, welches die Truppen Abends beim Verlesen (wo sie nur Seitengewehre tragen) erfahren. Im Augenblick entsteht ein großer Tumult, sächsische und preußische Offiziere werden mit Steinen geworfen, die ganze empörte Masse zieht mit gezogenem Seitengewehr nach der Wohnung des Feldmarschalls, General Müffling glaubt sie beruhigen zu können, erhält aber einen tüchtigen Stein auf die Schulter, und nur seine massigen Schulterklappen erhalten

ihm den Arm. Die Hausthür des Feldmarschalls wurde barrikadirt, große Steine fallen in alle Zimmer, und am Ende laufen die empörten Sachsen Sturm auf die Wohnung, und hätten den Feldmarschall massakrirt, wenn man diesen nicht schon zu einer Hinterthüre hinaus nach einem nahegelegenen Dorfe gebracht hätte. Hier wurde der Befehl an die preußischen Truppen gegeben, auf Lüttich zu marschiren." —

Blücher und Gneisenau nebst dem Generalmajor von Grolman, jetzt Generalquartiermeister, standen wie früher an der Spitze des Heers, dessen ersten Heertheil Zieten, den zweiten Pirch, den dritten Thielmann, und den vierten Bülow befehligte; von den vier früheren Befehlführern, Yorck, Kleist, Bülow und Tauentzien, war demnach nur Bülow beibehalten, was nicht wenig Neid und Eifersucht erweckte. Sein Generalstab bestand aus dem Generalmajor von Valentini, Major von Ruits, Hauptmann von Below und Lieutenant von Trzebiatowski; seine Adjutanten waren der Major von Drigalski, und die Hauptleute von Szwykowski und von Bülow; als zur Dienstleistung ihm zugetheilt werden der Oberst von Miltitz, Major von Royer, Rittmeister Franz von Eckardstein, Hauptmann von Eichler, Rittmeister von Burgsdorf, Lieutenant von Auerswald und noch einige Andre genannt. Sein Heertheil bestand aus 4 Brigaden, befehligt vom Generallieutenant von Hake, Generalmajor von Ryssel, Generalmajor von Losthin und Oberst von Hiller von Gärtringen; die Reservereiterei befehligte der Prinz Wilhelm von Preußen, unter ihm der Generalmajor von Sydow, das Reservegeschütz der Generalmajor von Braun und Oberstlieutenant Moritz von Bardeleben. Das Ganze betrug ungefähr 30,000 Mann.

Erst nach und nach fanden die verschiedenen Truppen, die zum Theil weite Märsche zu machen hatten, sich an den Sammelorten ein; wegen der von den niederländischen Behörden, trotz

aller Einsprache des preußischen Feldherrn, sehr erschwerten Verpflegung mußten sie in weitläufige Quartiere verlegt werden, ein Umstand, der sogleich höchst nachtheilig werden sollte. Doch war die preußische Rüstung allen andern voraus; nur das englische Heer, dem die niederländischen, hannöverschen und andre deutsche Truppen vereint waren, stand unter dem Herzog von Wellington bei Brüssel ziemlich schlagfertig da, doch ebenfalls in zu weitläufigen Quartieren zerstreut; eines von beiden, im besten Falle beide zugleich, hatten den ersten Stoß von Napoleons ganzer Macht aufzunehmen, sobald es ihm beliebte den Krieg zu eröffnen. Von dem Stande der Sachen schrieb am 19. Mai Bülow aus Lüttich: „— Bei uns ist noch alles in größter Ruhe, außer daß ein paar Patrouillen sich begegnet, wobei aber keine Händel entstanden. Napoleon ist noch immer mit einem großen Theile seiner Truppen in und bei Paris. Auf allen Straßen nach dem Innern von Frankreich sind die Brücken abgebrochen, die Wege verhauen und verdorben. Eine sehr große Parthei in Frankreich will den Herzog von Orleans zum König haben, die übrigen Bourbons sind durchaus gehaßt oder verachtet, so daß ihnen wenig Hoffnung übrig bleibt. Meine Truppen sind noch nicht alle beisammen, doch in Zeit von 8 Tagen wird alles komplet sein. Die große österreichische Armee in Schwaben ist erst den 7. oder 8. Juni ganz beisammen, weil viele Regimenter an der türkischen Gränze standen, doch ist schon ein bedeutender Theil unter Schwarzenberg bei Heilbronn zusammen. Die Russen kommen noch etwas später; vor Mitte Juni werden die Feindseligkeiten wohl nicht anfangen, wenn nicht besondre Begebenheiten sie herbeiführen; indessen ist es mehr als wahrscheinlich, daß man mit irgend einer Parthei in Frankreich unterhandelt, dennoch glaube ich wird ein Krieg nothwendig sein, um eine solche Parthei, sei sie welche sie wolle, emporzubringen." Am

5. Juni ebendaher: „Der König der Niederlande ist vorgestern Nachmittag hier angekommen, 20 vierschrötige Lümmel waren von der Munizipalität gedungen um die Pferde vom Wagen zu spannen und ihn nach seiner Wohnung zu ziehen. Um 7 Uhr Abends ging ich mit den Generalen und Stabsoffizieren zu ihm, er war zuvorkommend artig und freundlich. Gestern war ich mit einigen Andern zu Mittag bei ihm, sein Benehmen ist ohnerachtet seiner Königswürde wie ehedem in Berlin, er ist schwach und kleinlich; er ist ein guter Bureau-Arbeiter, aber wahrlich kein Regent. Wir haben ihm einige Wahrheiten gesagt, welche er übrigens ganz gut aufnahm." Ferner am 11. Juni: „Nach sichern Nachrichten sind in der Vendée so wie auch in Bretagne bedeutende Unruhen ausgebrochen. Nach der Vendée sind von Paris aus 25000 Mann auf Wagen transportirt, und in diesen Tagen sind alle Gendarmen aus den nahgelegenen Departements bei Mezières zusammengezogen und sollen nach der Bretagne gegen die dortigen Insurgenten marschiren. — Der größte Theil der französischen Armee steht zwischen Douay, Maubeuge, Rocroy und Mezières; es sollte eine Reserve bei Guise zusammengezogen werden, allein bis jetzt ist wenig dort angekommen. Das Hauptquartier Napoleons kommt nach Laon, einem Posten, den wir ihm haben kennen lernen. Gegen den Ober- und Mittelrhein steht nur wenig, und Marschall Suchet gegen Piemont und Savoyen ist auch nur schwach; es ist indessen Zeit, daß wir uns in Bewegung setzen, damit Napoleon nicht alles was gegen ihn im Aufstande begriffen unterdrückt."

Die Sachen nahmen schnell ein ernsteres Ansehn, und vier Tage nach dem letzten jener Schreiben war die Eröffnung der Feindseligkeiten schon erfolgt. In dieser Aussicht erging aus dem Hauptquartier zu Namur am 14. Juni diese Weisung an Bülow: „Die Nachrichten, welche vom Feinde eingehen, besagen, daß Napoleon sich bei Maubeuge konzentrirt, und es

ſcheint er beabſichtigt, die Offenſive gegen die Niederlande zu beginnen. Dieſemnach erſuche ich Euer Erzellenz angeſichts dieſes eine ſolche Einrichtung in der Verlegung der Truppen des vierten Armeekorps zu treffen, daß ſich daſſelbe in Einem Marſche bei Hanut konzentriren kann. Blücher." Dieſe Nachricht traf in Lüttich Morgens um 5 Uhr am 15. Juni bei Bülow ein, der darauf unverzüglich die nöthigen Maßregeln traf, Blücher'n davon Meldung that, und an Grolman die neue Truppenverlegung einſandte.

Der Befehl ſagte nicht, daß die Truppen ſich bei Hanut ſammeln, ſondern nur daß ſie ſo verlegt werden ſollten, um mit Einem Marſche dort ſich ſammeln zu können. Dies war geſchehen, und Bülow dachte am folgenden Tage ſein Hauptquartier in Hanut zu nehmen, wiewohl er weder dieſen Marſch billigte, noch überhaupt den Vermuthungen beipflichtete, die man im Blücher'ſchen Hauptquartier hegte. Noch nach dem Empfang obiger Weiſung ſchrieb er am 15. Juni aus Lüttich: „Hoffentlich wird nun alles bald in Bewegung kommen, welches nothwendig, damit Napoleon nicht mehr Zeit gewinnt, die gegen ihn aufgeſtandenen Partheien zu unterdrücken. Im Süden von Frankreich kann man erwarten, daß ein großer Theil des Volkes ſich mit den Oeſterreichern verbinden werde. Napoleon iſt gegenwärtig beinahe ganz in den Händen der alten republikaniſch-jakobiniſchen Parthei. Dieſes muß für ihn eine ſehr üble Lage ſein, da er Despot ſein will und nichts weniger als Republikaner iſt, überhaupt glimmt das Feuer unter der Aſche, die ganze Nation iſt in Gährung, eine jede Parthei nach ihrer Anſicht. — Die Herren in Namur haben auf Einmal die Angſt bekommen, daß Napoleon von Maubeuge aus, wo er angekommen, und den größten Theil ſeiner Truppen zuſammengezogen haben ſoll, gegen uns zur Offenſive übergehen werde; ich glaube nun dieſes durchaus nicht, beſonders daß er es auf

die Weiſe, wie man es vermuthet, thun wird, nämlich auf der ſogenannten Römerſtraße zwiſchen uns und den Engländern, als wohin ich morgen nach Hanut marſchire. Allein durch dieſe unſere Bewegung wird das ganze Land zwiſchen der Maas und Moſel entblößt, wir werden ihn vielleicht auf den Gedanken bringen, ein Korps hier vorgehen zu laſſen, um dieſe Provinzen zu verwüſten, über Philippeville oder Givet kann ſich dieſes wieder zurückziehen." Die Meinung Bülow's, Napoleon werde nicht von Maubeuge ſogleich angreifend verfahren, war zwar in demſelben Augenblick ſchon thatſächlich widerlegt, und ſein Widerſpruch gegen die Herren von Namur giebt allerdings eine unzufriedene Gereiztheit zu erkennen; allein jene Meinung hatte mancherlei Gründe für ſich, die auch im engliſchen Hauptquartiere vorwalteten, und ſeine Unzufriedenheit war einigermaßen berechtigt, denn das Blücher'ſche Hauptquartier benahm ſich äußerſt zurückhaltend gegen ihn, und ließ ihn faſt ganz ohne Mittheilungen, da dem Oberbefehlshaber eines Heertheils doch wohl gebührte, von den einlaufenden Nachrichten und von den Abſichten und Planen des Feldherrn mitunterrichtet zu ſein. Als ein beſondrer Widerſacher Bülow's im Blücher'ſchen Hauptquartier galt der General von Grolman.

Noch am 14. Juni Abends 12 Uhr erließ Blücher durch Gneiſenau folgende zweite Weiſung an Bülow: „Euer Exzellenz gebe ich mir die Ehre ergebenſt zu erſuchen, das unter Dero Befehlen ſtehende vierte Armeekorps morgen als den 15. dieſes bei Hanut in gedrängten Kantonirungen konzentriren zu wollen. Die eingehenden Nachrichten machen es immer wahrſcheinlicher, daß die franzöſiſche Armee ſich uns gegenüber zuſammengezogen hat, und daß wir unverzüglich ein Uebergehen zur Offenſive von derſelben zu erwarten haben. — — Bis auf weiteres bleibt das Hauptquartier des Feldmarſchalls Durchlaucht noch in Namur; das Hauptquartier Euer Exzellenz dürfte ſich wohl am

zweckmäßigsten in Hanut befinden, und ersuche ich Euer Exzellenz zugleich zur Briefkommunikation einen Brief-Ordonanz-Posten in Hanret zwischen hier und Hanut aufstellen zu lassen. Gneisenau." Dieses Schreiben empfing Bülow den 15. gegen Mittag. Die Truppen waren im Marsch, aber nicht nach Hanut, sondern nach den neuen Quartieren, aus denen sie mit Einem Marsch Hanut sollten erreichen können. Es galt die Frage, was zweckmäßiger sei, die Truppen auf ihren verschiedenen Wegen plötzlich nach Hanut einlenken, wo für ihre Verpflegung nicht gesorgt sein konnte, oder sie die neuen Quartiere erreichen und von da nach Hanut marschiren zu lassen? Bülow entschied sich für das letztere, denn was hiebei vielleicht an Zeit verloren ging, wurde an Verwirrung und Anstrengung erspart, die mit dem erstern Fall unfehlbar verbunden waren. Doch darf man wohl annehmen, daß Bülow, hätte er gewußt, wie die Sachen wirklich standen, was man aber selbst im Hauptquartier zu Namur, wie die einander überstürzenden Befehle zeigen, nicht gleich im Ganzen erkannte, sondern stückweise nach und nach erfuhr, dann seinen Truppen keine Anstrengung würde erspart haben, um sie wenn auch noch so ermüdet an das vorgeschriebene Ziel zu fördern, obwohl dies so früh, wie man es im Blücher'schen Hauptquartier erwartete, wohl in keinem Falle möglich gewesen wäre.

Blücher schrieb auf's neue aus Namur am 15. Juni Mittags um halb 12 Uhr folgenden Befehl an Bülow: „Der Feind hat heute Morgen die Feindseligkeiten angefangen, und drängt mit Heftigkeit die Vorposten des ersten Korps auf beiden Ufern der Sambre auf Charleroi zurück. Bonaparte ist mit seinen Garden selbst zugegen. Euer Exzellenz ersuche ich daher, sobald Ihr Korps die nöthige Ruhe bei Hanut genossen hat, spätestens morgen früh mit Tagesanbruch aufzubrechen und auf Gembloux zu marschiren, auch mich von der Stunde Ihres

Eintreffens genau zu benachrichtigen. Ich werde noch heute mein Quartier nach Sombref verlegen, wohin ich die ferneren Meldungen erwarte. Blücher." Grolman sagt, diesem Befehl sei ein gleicher vorausgegangen, mit dem ein Feldjäger schon früh vor 10 Uhr sei abgefertigt worden, da jedoch Bülow noch nicht in Hanut war, so sei der Befehl dort für ihn liegen geblieben, bis ein zweiter Feldjäger mit dem um halb 12 Uhr ausgefertigten Befehl dort angekommen sei, jenen noch uneröffnet gefunden und dann beide zugleich Bülow'n, der auf dem Marsche war, entgegengebracht habe. Wir haben Ursache, an jenem früheren Befehle zu zweifeln, bei Bülow findet sich nur Kunde von dem spätern. Die Sache ist nicht erheblich, außer daß sie beweist, wie leicht in solchen Erörterungen irrige Annahmen sich einschleichen, und wie schwer die unzweifelhaften Thatsachen klar herauszustellen sind. Genug, der Befehl Blücher's, mit Tagesanbruch am 16. Juni von Hanut nach Gembloux zu marschiren, traf Bülow'n erst am 16. Morgens um 5 Uhr noch in Lüttich als er eben zu Pferde stieg um nach Hanut zu marschiren, wo, wie vorausgesetzt wurde, seine Truppen schon gerastet haben sollten. Bülow sandte sogleich nach allen Seiten die dringendsten Befehle zur äußersten Beschleunigung des Marsches; allein sie waren hier noch nicht vereinigt, geschweige denn ausgeruht und zum Weitermarsch fähig, als am 16. Juni Nachmittags um 1 Uhr ein mit Bleistift geschriebener Zettel von Gneisenau daselbst einlief, also lautend: „Das vierte Armeekorps soll in seinem Marsch das Thal des Orneau und Gembloux links lassend auf der Römerstraße bis auf das Plateau bei Artelle vorgehen. Im Auftrage des Herrn Feldmarschalls. Gneisenau." Bülow erneuerte seine ertheilten Befehle, und sandte den Hauptmann von Below zu Blücher, um die eingetretenen Umstände zu erklären und weitere Befehle zu empfangen. Dieser kam Abends nach Namur, fand Blücher'n nicht

mehr dort, eilte ihm nach, und traf ihn erst am späten Abend in Sombref. Die Schlacht, zu welcher Bülow hatte mitwirken sollen, die Schlacht am 16. bei Ligny, war unterdessen begonnen, geschlagen und verloren worden.

Wir sind hier zu dem Punkte gelangt, wo Bülow's Verhalten mit bitterstem Tadel gerügt worden, die schwersten Beschuldigungen erlitten hat. Grolman versicherte laut und ohne Scheu noch bei Bülow's Leben, derselbe hätte vor ein Kriegsgericht gestellt werden und den Kopf verlieren müssen, denn er habe kommen können, aber nicht kommen wollen; man führte Worte an die er gesagt haben sollte, er werde den Teufel thun und seine Truppen opfern, um die dummen Streiche Andrer wieder gut zu machen, man erinnerte an seinen Ungehorsam gegen den Kronprinzen von Schweden; doch diesen Ungehorsam hätten Preußen ihm nicht vorwerfen sollen, sie vergaßen, daß dieser Ungehorsam einer des Vordringens und Angreifens, nicht einer des Zurückbleibens gewesen war. Auch zeigte sich in allen seinen Maßregeln das Gegentheil von bösem Willen, wir werden gleich sehen, daß er ankommt, und in welcher Bereitschaft. Grolman hat in seinen spätern Vorlesungen, die er lange nach Bülow's Ableben hielt, jene gehässigen Anschuldigungen nicht wiederholt, er spricht gleichwohl Bülow'n nicht von jedem Tadel frei. Auch Valentini sagt: „Es gehörte der unerschütterliche und leichte Sinn des Siegers von Dennewitz dazu, um von dem Gedanken an die wahrscheinlichen Folgen wohlgemeinten Abweichens vom Buchstaben des Befehls nicht im Gemüth niedergeschlagen zu werden;" und weiterhin: „Sein glücklicher Sinn, der immer heiter in die Zukunft blickte, und keine Gefahr sah, der er nicht gewachsen wäre, hatte ihn hier zu dem Fehler verleitet, eine wichtige Sache zu leicht zu nehmen. Doch hat diese Sinnesart bei vielen andern Gelegenheiten seinen Truppen manche Mühseligkeiten, die Uebereilung, blinder Lärm und

Aengſtlichkeit verurſachen, erſpart, und ſie wohlgenährt, kräftig und gutes Muthes in den Thaten erhalten, zu denen er ſie führte." Dieſe Entſchuldigungen ſetzen etwas voraus, was keineswegs erwieſen iſt, nämlich daß Bülow auf die erhaltenen Befehle mit ſeinen Truppen kampffertig zur Schlacht von Ligny hätte eintreffen können. Man läßt außer Acht wie ſpät die Befehle ausgefertigt, wie ſchlecht ſie befördert worden. Hier iſt der Ort zu bemerken, daß Müffling, der ſonſt dieſe Geſchäfte mitbeſorgte, und von dem wir anerkennen müſſen, daß er die Ordnung und Pünktlichkeit des Blücher'ſchen Hauptquartiers war, diesmal ſich nicht hier, ſondern bei Wellington befand. Bülow ſelbſt ſagte ſpäter zum Hauptmann von Below: „Wenn die Schlacht von Bellealliance nicht ſo glücklich abgelaufen wäre, würden die Herren ihr Möglichſtes gethan haben' mich vor ein Kriegsgericht zu ſtellen, was ich indeß durchaus nicht gefürchtet haben würde."

Doch ſehen wir ſein ferneres Verhalten! Sobald er vernommen, daß Blücher ſogleich eine Schlacht liefern wolle, was ihm übrigens eine Uebereilung dünkte, ſo war ſein Eifer in vollſter Thätigkeit. Nach allen Richtungen flogen ſeine Adjutanten, die marſchirenden Truppen zur Eile zu treiben. Er befahl: „Was bei Hanut angekommen, ſoll kochen und futtern, dann ſogleich auf der Römerſtraße weitermarſchiren." Er ſelbſt ſprengte dahin, und an der Spitze der erſten dort geſammelten Brigade zog er eiligſt dem Kanonendonner zu, der dumpf ſchon herüberſchallte. Gegen Abend erreichte er die Gegend von Gembloux, die andern Brigaden folgten ſo raſch ſie konnten, aber erſt am 17. war alles, nachdem ſchon in die Bewegung nach Wavres eingelenkt worden, wieder beiſammen, nach einem unerhört anſtrengenden Marſch. Mehrere Abtheilungen hatten in 16 Stunden über 9 deutſche Meilen zurückgelegt. —

In Gembloux fand er die bei Ligny geſchlagenen Truppen

auf dem Rückzuge nach Tilly und Wavres begriffen. Er ließ seine Truppen längs der Römerstraße streitfertig lagern, die Brigade Hake rückwärts bei Hottemont, um die Straße von Namur nach Löwen zu bewachen, welche dort die Römerstraße durchschneidet. Thielmann's Brigaden Borck und Stülpnagel konnten erst um 3 Uhr Morgens ihren Rückzug vom Schlachtfelde bewirken, Thielmann selbst kam mit den übrigen Truppen erst um 7 Uhr durch Gembloux und hielt jenseits bis 2 Uhr Nachmittags Rast. Dies konnte er wagen, weil er von Bülow benachrichtigt war, daß dieser eine Stunde hinter Gembloux lagerte. Mit Ingrimm sah Bülow die unglücklichen Folgen und vernahm er die näheren Umstände der gelieferten Schlacht, und als unerwartet sein ehemaliger Adjutant der Major von Weyrach erschien, schüttete er seinen ganzen Unmuth vor demselben aus. Dieser war jetzt in gleicher Eigenschaft bei Blücher, und von Gneisenau während der Schlacht auf den linken Flügel zu Thielmann geschickt worden, um ihn aufzufordern seinerseits anzugreifen, aber Thielmann konnte nichts ausrichten; indeß verging einige Zeit, die französische Reiterei durchbrach die preußische Linie, die Preußen mußten zurück, und Weyrach, dadurch abgeschnitten, mußte bei Thielmann bleiben, erst um 7 Uhr Morgens am 17. kam er in Meliorenr wieder zu Blücher, der ihn unverweilt an Bülow sandte, um dessen Marsch nun über Walhain und Corbair gegen Dion-le-Mont und Wavres zu leiten. Als Weyrach den General in Basse-Bodecee um halb 10 Uhr fand, freute dieser sich zwar des Wiedersehens seines ehemaligen Adjutanten, ergoß sich aber zugleich in heftige Vorwürfe und Klagen über die Voreiligkeit, mit der man ohne ihn abzuwarten eine Schlacht eingegangen sei, auf solche Weise werde das Heer einzeln aufgerieben, und andre dergleichen Aeußerungen, die doch nur aus dem alten Vertrauen und der hohen Achtung hervorgingen, welche er für seinen ehemaligen

Adjutanten hegte, und die derselbe deßhalb ruhig anhören konnte, ohne sie mit seinem amtlichen Auftrag in Verbindung zu setzen. Indeß traf Bülow nun ohne Verzug alle Anstalten zum Marsche nach Wavres, und sandte den noch rückwärtigen Truppentheilen den Befehl, ihre Richtung unmittelbar dorthin zu nehmen.

Im Blücher'schen Hauptquartier hingegen war man über Bülow sehr aufgebracht. Nur Blücher, der obschon verletzt und leidend doch nur daran dachte eine neue Schlacht zu liefern, sah in Bülow und seinen frischen Schaaren nur das, was sie morgen thun konnten, nicht was sie gestern hätten thun können; er wollte mit dem tapfern Waffenbruder nicht hadern, und meinte dem besten Kriegsmann könne einmal solch Unglück widerfahren, wenn er aber nur das Herz auf dem rechten Fleck habe, sei es nicht von Bedeutung; Zeit und Raum immer genau zu berechnen, bekannte er, sei auch bei ihm selbst nicht die starke Seite. — Diese so schwere und wichtige Kunst sollte eben jetzt wieder in gefährliche Anwendung kommen! —

Wellington, der auch nicht im Stande gewesen war, obgleich er es versprochen hatte, am 16. Blücher'n bei Ligny Hülfe zu leisten, weil er selbst ein hartnäckiges Treffen bei Quatre-Bras zu bestehen gehabt, stand jetzt am 17. mit seiner ganzen Macht daselbst; er hatte gemeint, heute gemeinschaftlich mit Blücher den Feind anzugreifen; als er aber ziemlich spät, denn die beiderseits in der Nacht abgeschickten Offiziere waren nicht angekommen, den Unfall von Ligny und den Rückzug auf Wavres erfuhr, fand er seine Stellung bei Quatre-Bras nicht länger haltbar, sondern zog sich auf Mont-Saint-Jean zurück; hier aber wollte er, auf die unverhoffte Zusicherung Blücher's, zu einer neuen Schlacht mit seinem ganzen Heer anzukommen, diese nun annehmen und festen Fußes den Feind erwarten.

Bülow, von diesen Absichten unterrichtet und wegen ihrer Ausführung zu Rath gezogen, entwarf im Augenblick die nach-

folgende bündige Disposition, die von ihm unterschrieben und mit Blücher's Einvernehmen an Wellington gesandt wurde: „Im Fall daß die Mitte oder der linke Flügel der Wellington'schen Armee angegriffen wird, passirt das vierte preußische Armeekorps die Lasne bei Lasne, stellt sich auf dem Plateau zwischen La Haye und Aywiers auf, um sodann dem Feinde in die rechte Flanke und den Rücken zu gehen. Mein Rath ist, daß dann ein anderes preußisches Korps über Ohain geht, um den meist bedrohten Punkt der englischen Armee zu unterstützen. Ein drittes Armeekorps kann über Maransart und Saurage-mont vordringen, und den linken Flügel und den Rücken des vierten Armeekorps decken. Ein viertes Armeekorps bleibt bei Couture in Reserve. Bülow von Dennewitz." Für den kriegskundigen Leser wird es merkwürdig sein, diese Disposition Bülow's mit der von Müffling über 30 Jahre später als die seinige in seine Denkwürdigkeiten aufgenommenen zu vergleichen; sie lautet: „Vorschläge des Generalmajors von Müffling, im Auftrage des Feldmarschalls Herzog von Wellington, wie die preußische Armee in Uebereinstimmung mit der englischen Armee agiren könne, im Fall daß letztere am 18. Juni von der französischen Armee angegriffen würde.

Erster Fall. Der Feind greift den rechten Flügel des Herzogs von Wellington an. Dann kann ihn die preußische Armee über Ohain verstärken.

Zweiter Fall. Der Feind greift das Zentrum und den linken Flügel der englischen Armee an. Da würde eine Offensive der preußischen Armee, auf dem Höhenzuge fort, am wirksamsten sein, und das schwer zu passirende Thal bei La Haye rechts liegen bleiben.

Dritter Fall. Der Feind wendet sich gegen Saint-Lambert. Dann würde der Herzog von Wellington mit dem Zentrum gegen Genappe vorrücken, und den Feind in der linken Flanke und

im Rücken angreifen." — Man wird in dieſen beiden Entwürfen einen nahen Bezug auf einander leicht erkennen, und das Frühere und Spätere darin dünkt uns nicht ſchwer zu unterſcheiden.

In der Nacht vom 17. zum 18. Juni war Blücher's Hauptquartier in Wavres, die Heertheile Zieten und Thielmann, die am meiſten gelitten hatten, waren auf das linke Ufer der Dyle hinübergegangen, die Heertheile Pirch und Bülow lagerten noch auf dem rechten. Der Marſch zur Unterſtützung Wellington's wurde in 2 Kolonnen angeordnet, die linke aus den Heertheilen Bülow und Pirch beſtehend, ſollte auf Saint-Lambert, die rechte, der Heertheil Zieten, über Ohain gehen, Thielmann in und bei Wavres bleiben. Bülow erhielt Befehl, mit dem Frühſten von Dion-le-Mont aufzubrechen, über die Dyle und durch Wavres in der Richtung auf Saint-Lambert vorzurücken. Die Brigade Loſthin als Vorhut war kaum durch Wavres marſchirt, ſo brach in der Hauptſtraße des Ortes Feuer aus, welches längere Zeit nicht gelöſcht werden konnte; die Truppen fanden Nebenwege, allein Geſchütz und Pulverwagen mußten zurückbleiben, und die Verſperrung der Straße verurſachte großen Aufenthalt. Die Brigade Loſthin kam zwar ſchon um 10 Uhr bei Saint-Lambert an; aber in längern Zwiſchenräumen erſt konnten die Brigaden Hiller und Hake, dann die Reſervereiterei, und endlich als Nachhut die Brigade Ryſſel folgen. Starke Regengüſſe hatten die Wege verdorben, und noch immer fiel heftiger Regen, ſo daß die Truppen unter den größten Mühſalen nur ſchwierig weiterkamen, beſonders aber Geſchütz und Pulverwagen ſehr verzögert wurden. Pirch's Heertheil, der Bülow'n folgte, erfuhr noch größere Hinderniſſe, indem er gegen den Feind, der auf Wavres endlich nachgefolgt war und dort lebhaft angriff, 2 Brigaden zurücklaſſen mußte. Sein Marſch wurde von jenſeits der Dyle heftig mit Granaten beſchoſſen.

Zieten, der über Ohain gehen sollte, setzte sich erst um die Mittagszeit von Bierge in Bewegung.

Blücher hatte sich zu Bülow begeben, und war mit ihm nach Saint-Lambert vorausgeritten, mit Ungeduld das Herankommen der Truppen erwartend und beschleunigend. Um 2 Uhr Nachmittags erhielt er daselbst die Nachricht, daß Thielmann von der ganzen Macht des Marschalls Grouchy bedroht sei; der Alte ließ sich das nicht anfechten; in der Flanke beschossen, im Rücken hart bedrängt, Engwege vor sich, alles war ihm gleichgültig, er hatte jetzt nur das eine Ziel, vorwärts an den Feind zu gelangen, das im Kampfe begriffene englische Heer zu unterstützen. Als jene Nachricht später in dringendster Meldung sich wiederholte, änderte sie nicht das Geringste in dem begonnenen Angriff.

Wir müssen jetzt auf das englische Heer und den dortigen Stand der Dinge zurückblicken, und erlauben uns hiezu eine schon frühere Schilderung zu wiederholen. „Die Engländer hatten bei Quatre-Bras — heißt es in Blücher's Lebensbeschreibung — bloß eine starke Nachhut dem Marschall Ney gegenüber zurückgelassen, die den Feind verzögerte, doch ohne den Angriff selbst abzuwarten, sondern in der Richtung von Brüssel abzog. Dahin folgte Napoleon mit allen seinen Truppen voll Eifer und mit größter Anstrengung. Es hatte die Nacht geregnet, und regnete immerfort, der Boden war bald völlig durchweicht, die schwarze Erde löste sich in zähe Flüssigkeit auf, und mit unsäglichen Beschwerden kam das Heer, auf der schlammigen Straße, und in den alsbald unter den Hufen der Pferde grundlos gewordenen Getraidefeldern, nur langsam fort. Bei Genappe hielt die englische Reiterei ernstlich Stand, und setzte erst nach hitzigem Gefecht ihren Rückzug fort. Erst am Abend gelangte der französische Vortrab an die englische Stellung von Mont-Saint-Jean, die sogleich, aber vergeblich, angegriffen

wurde. Die Nacht brach herein, und machte dem Gefecht ein Ende. Furchtbare Regengüsse strömten diese Nacht vom Himmel; die Truppen litten unbeschreiblich, die Tritte versanken im Koth, Geschütz und Wagen schienen kaum fortzubringen. Am folgenden Morgen, den 18. Juni, waren die Franzosen sehr überrascht, den Feind, welchen sie unter Begünstigung der Nacht über Brüssel hinaus abgezogen glaubten, unverrückt in derselben Stellung, wie am vorigen Abend, vor sich zu finden. Napoleon mußte bald erkennen, daß Wellington's ganzes Heer auf der Anhöhe von Mont-Saint-Jean schlagfertig ihm gegenüber hielt. Der rechte Flügel, von Lord Hill befehligt, stand rechts der Straße von Nivelles und erstreckte sich in der Richtung von Braine-la-Leude. Die Mitte, unter dem Prinzen von Oranien, hielt die Strecke zwischen den beiden Straßen von Nivelles und von Charleroi, und, vorwärts dieser Stellung, rechts das Vorwerk Hougomont in einem Wäldchen, und links den Meierhof la Haye-sainte besetzt. Der linke Flügel, unter dem General Picton, stand zwischen der Straße von Charleroi und den Dörfern Papelotte und la-Haye bis gegen Frichemont. Die Schlachtordnung war in zwei gedrängten Treffen; die Reiterei, als drittes Treffen, stand in der Vertiefung, welche sich hinter der Anhöhe hinzog; Wellington hatte sein Hauptquartier rückwärts in Waterloo, am Ausgange des Waldes von Soignes. Die sämmtlichen Truppen betrugen etwa 68,000 Mann; mit 18,000 Mann stand der Prinz Friedrich der Niederlande bei Hall, um die rechte Flanke des Heeres, welche durch eine Scheinbewegung Napoleons bedroht war, zu decken. Napoleon ordnete sein Heer auf der Anhöhe von Bellealliance zum Angriff. Aber nur mühselig und langsam trafen auf durchweichtem Weg und Feld die Truppen ein; einzelne Regenschauer fielen noch von Zeit zu Zeit, der Boden erschwerte jeden Fortschritt. Erst um Mittag konnte Napoleon den Befehl geben, zum Angriff vorzurücken.

Der zweite Heertheil, unter dem General Reille, wandte sich links, der erste, unter dem General Drouet, rechts, von Belle-alliance gegen die englische Linie andringend; der sechste, unter dem General Mouton, blieb in der Mitte rückwärts halten, noch weiter zurück die Garde; die Reiterei war auf beiden Seiten vertheilt. Zuerst wurde links das Vorwerk Hougemont heftig angegriffen, aber nicht minder hartnäckig vertheidigt. Nachmittags um 2 Uhr wurde auch der Angriff rechts gegen den Meierhof la-Haye-sainte und das Dorf la-Haye durch den Marschall Ney mit stärkstem Nachdruck ausgeführt. Auf letzteren Punkt richtete Napoleon den Hauptstoß, weil der linke Flügel Wellington's der schwächere schien, hier die Verbindung mit den Preußen abzuschneiden war, und auf dieser Seite auch Grouchy's Streitkräfte mitwirken konnten. Das Feuer aus dem Geschütz, aus dem Kleingewehr, die Angriffe mit blanker Waffe, wechselten mit immer neuer Wuth; die Reiterei wogte in stürmenden Angriffen hin und wieder, und zerstörte sich gegenseitig in furchtbarem Gemetzel, ohne irgend einen wesentlichen Erfolg. Dieser Kampf dauerte mehrere Stunden, die Franzosen fochten mit andringender Wuth, die Engländer mit ausdauernder Standhaftigkeit. Endlich wurde der Meierhof la-Haye-sainte den Engländern entrissen, darauf auch das Wäldchen von Hougemont, allein weiter vorzudringen war den Franzosen unmöglich. Wellington, sein Heer mehrmals in Gefahr sehend durchbrochen zu werden, eilte persönlich in das stärkste Feuer, zeigte sich den Truppen, und strengte alle Kräfte an, sich gegen die Uebermacht zu behaupten, bis Blücher mit den Preußen herankäme, und dem Kampf eine entscheidende Wendung gäbe. Er wußte, daß Blücher kommen würde, er wußte ihn im Anzuge, die Vortruppen desselben schon in der Nähe, doch wurde dessen wirkliches Eintreffen auch schon mit jedem Augenblicke nöthiger. Napoleon entwickelte unaufhörlich neue Streitkräfte, sein Ge-

schütz wirkte verheerend, seine Truppen rückten entbrannt zu neuen Angriffen vor; die Kräfte Wellington's erschöpften sich. Es war hohe Zeit, daß Blücher auf dem Kampfplatz erschiene, doch zeigte sich von ihm noch keine Spur, und die Lage der Dinge wurde jeden Augenblick bedenklicher."

Erst um 3 Uhr waren Bülow's Truppen bei Saint-Lambert beisammen. Feindliche Reiterei, die zwischen Limale und Saint-Lambert durch die Dyle gesetzt hatte, erschien in der linken Flanke, Bülow sandte ihr 2 Regimenter Landwehrreiterei entgegen, und setzte seinen Marsch fort, durch die Engen von Saint-Lambert und Laêne möglichst rasch vorwärts, um jenseits derselben, wo die Gegend offener wurde, sich zu entwickeln. Reiterschaaren sprengten voraus nach Maransart und Lerouet, um zu erkunden ob in der linken Flanke irgendwo der Feind sich zeige; auf die Meldung, daß in dieser Richtung alles sicher sei, ging es eiligst vorwärts zum Gehölz von Frischermont, das rasch mit 2 Bataillonen Fußvolk und 1 Husarenregiment besetzt wurde. Merkwürdigerweise war der Major von Lützow vom Generalstabe mit einer Abtheilung Husaren schon Morgens um 10 Uhr in dies Gehölz vorgedrungen, ohne vom Feind entdeckt worden zu sein. Die Brigaden bildeten in breiter Front Angriffskolonnen von allen Waffen, und blieben verdeckt aufgestellt, das Herankommen der andern Truppen erwartend.

Schon war es nach 4 Uhr, und keine Zeit mehr zu verlieren, wenn Wellington nicht unterliegen sollte. Nur 18,000 Mann standen erst kampfbereit, aber der Angriff mußte geschehen. Die beiden vordersten Brigaden Bülow's, bisher hinter dem Pariser Gehölz verborgen, rückten grade in die rechte Flanke der Franzosen und senkrecht auf ihre Rückzugslinie vor, und entfalteten sich in Schlachtordnung, Losthin rechts, Hiller links; Hiller besetzte in seiner linken Flanke ein Gebüsch mit 2 Füsilierbataillons. Die Franzosen stellten anfangs nur Plänklerlinien

und Reiterei entgegen, doch bald erhob sich auch ein heftiges Kartätschenfeuer, aus dem die preußische Reiterei etwas zurückwich. Das Geschütz der Brigade Losthin, auf einer Höhe aufgefahren, antwortete lebhaft, zugleich drang das Fußvolk in der Richtung auf Smouhen vor, erstürmte das Schloß von Frischermont, dann auch Smouhen, und knüpfte so die erste Verbindung mit Wellington's Linie an. Müffling war hier auf Wellington's äußerstem linken Flügel voll thätigen Eifers, den Heranmarsch der Preußen zweckmäßig zu leiten, und sandte nach einander viele Offiziere ab, den Stand der Sachen nach beiden Seiten hin zu melden.

Bülow ließ hierauf die Brigade Hiller sich links ziehen, um Napoleons rechten Flügel zu umgehen; das Dorf Plancenois wurde zum nächsten Ziel gewählt. Nun rückten auch, da sich der Raum erweiterte, die beiden später angekommenen Brigaden ins Gefecht; Prinz Wilhelm von Preußen füllte mit der Reiterei und ihrem Geschütz die Lücke, welche durch das Linksziehen der Brigade Losthin entstand.

In kurzer Zeit war der ganze Heertheil des Generals Mouton gegen die Preußen in's Gefecht gerückt, um nicht umgangen zu werden zog sich die französische Linie gegen Plancenois zurück, und Napoleon sandte den General Duhesme mit 6 Bataillons junger Garde und 24 Kanonen auf den rechten Flügel Mouton's zur Verstärkung. Eine neue Meldung Thielmann's, daß er heftig gedrängt werde, hatte zur Folge, daß Blücher ihm sagen ließ, mit allen Kräften den Uebergang der Dyle dem Feinde zu wehren, und daß er Bülow'n den Befehl ertheilte rasch vorzugehen und Plancenois zu nehmen.

Bülow ließ durch Hiller das Dorf von drei Seiten mit je 2 Bataillonen zugleich angreifen; rechts und in der Mitte drang das tapfre Fußvolk unter furchtbarem Feuer in das Dorf, nahm 3 Kanonen und erstürmte den Kirchhof, aber der Feind

behauptete sich in Häusern und Gärten standhaft, und sein mörderisches nahes Gewehrfeuer zwang die Preußen zum Rückzug, den ihnen feindliche Reiterei schon abzuschneiden drohte. Durch frische Bataillone verstärkt rückten sie unerschrocken zum zweitenmale vor, das Dorf wurde nun völlig erobert. Aber auch Napoleon sandte rasch Verstärkung, und die Franzosen waren wieder im Besitz; sie fochten mit solcher Erbitterung, daß ihre Plänkler bis nahe zu den preußischen Batterieen herandrangen; Reiterei brach gegen Reiterei hervor, Fußvolk auf Fußvolk, es war ein gewaltiger Kampf, der hin und her wogte, kein Theil wollte weichen.

Jetzt erst, nach 6 Uhr, kam der Heertheil von Pirch auf dem Schlachtfeld an, und seine 2 Brigaden rückten auf Bülow's linkem Flügel in's Gefecht. Vom rechten Flügel verkündete der verstärkte Geschützdonner, daß nun auch der Heertheil von Zieten mit Macht herankomme.

Da machte Napoleon einen allgemeinen heftigen Angriff. Er suchte mit aller Gewalt die Verbindung der Preußen mit den Engländern zu hindern, er ließ alles was er an Geschütz noch verfügbar hatte nach dieser Seite aufpflanzen und ein schreckliches Feuer eröffnen, und griff zugleich die Mitte und den linken Flügel Wellington's mit Muth an; die Franzosen nahmen Papelotte wieder und suchten auch Frischermont wieder zu gewinnen. Zwischen Frischermont und Plancenois stand alles im stärksten Feuer. Als der General Durutte dann Smouhen wieder nahm, und die Engländer zu weichen begannen, auch ihre Kanonen verstummten, war die Gefahr augenscheinlich; mit dem Einrücken Zieten's in das Gefecht aber verschwand sie sogleich. Er drang gradeswegs auf Smouhen vor, und ließ 32 Kanonen in dieser Richtung feuern. Das preußische Geschütz fuhr in die Stellung der englischen Kanonen auf, die sich verschossen hatten, der Oberstlieutenant von Reiche, früher an

der Spitze von Bülow's Generalstab, jetzt von Zieten's, richtete die Batterieen so, daß 2 dem Feind, der Bülow'n entgegenstand, in die linke Flanke, zwei andre dem, der den Engländern gegenüber war, in die rechte Flanke schossen.

Den vereinten Anstrengungen Bülow's und Pirch's gelang es nun auch auf dem linken Flügel den Feind gänzlich zu schlagen; Bülow selbst machte an der Spitze des 15. Fußregiments, zur Brigade Hiller's gehörig, den letzten Sturm auf Plancenois, das nun schließlich genommen und behauptet wurde. Die Franzosen wichen auf allen Seiten in größter Zerrüttung. Die Engländer athmeten wieder auf. Wellington sandte 6 Reiterregimenter vor. Alle preußischen Truppen drangen unaufhaltsam zu der Höhe von Bellealliance vor, die ihnen Blücher als allgemeines Ziel bezeichnet hatte, hier trafen auch die Sieger Blücher und Wellington zusammen, und ersterer gab der Schlacht den Namen von diesem Ort. —

Napoleon war gänzlich geschlagen, sein Heer in völliger Auflösung; bei Leipzig verlor er nur Deutschland, und behielt noch Frankreich, hier verlor er auch Frankreich und behielt nichts mehr. Wie bei Leipzig war auch hier Bülow zum entscheidenden Schluß erschienen, hatten seine Truppen den heißesten Kampf siegreich bestanden, die 7000 Todten und Verwundeten, welche die Preußen an diesem Tage hatten, waren größtentheils von seinem Heertheil. Unter den Augen des Oberfeldherrn dessen Befehlen folgend, hatte er doch für die Ausführung immer freie Hand behalten, weder Blücher selbst noch Gneisenau hatten sich eingemischt, vielmehr rühmten beide den richtigen Blick, die ruhige Sicherheit, den unerschrockenen Muth, die in allen seinen Anordnungen, und besonders in der Verwendung der Truppen, immer vorwalteten. Jetzt dachte niemand an Vorwürfe, Blücher umarmte ihn, Wellington bot ihm und Gneisenau'n die Hand,

und ertheilte, er der karg mit solchen Worten war, ihnen und den Truppen die größten Lobsprüche.

Inzwischen war es Nacht geworden. Der Feind floh mit Hinterlassung aller Kanonen, Pulverwagen, Gepäckfuhren, in schrecklichster Verwirrung. Die Engländer waren völlig erschöpft; die Preußen übernahmen die Verfolgung; Gneisenau raffte die noch frischeste Mannschaft zusammen und eilte dem Feind auf den Fersen nach. Auf der Brüsseler Straße trafen Truppen von allen Heertheilen zusammen, die vom Bülow'schen aber waren die vordersten; die Brigade Hiller hatte von Plancenois eine zweckmäßige Richtung schräg vorwärts genommen, und schnitt dadurch einen Theil des feindlichen Nachzuges ab; das Füsilierbataillon des 15. Fußregiments nahm hiebei eine Menge von Geschütz und Gepäck, darunter mit reicher Beute den eignen Wagen Napoleons, aus dem er eiligst herausgesprungen war, um zu Pferde leichter fortzukommen. Bei Genappe wollte der Feind Halt machen, und zündete Lagerfeuer an, doch das Wirbeln der Trommeln und einige Granatwürfe ließen ihn die Flucht fortsetzen. Die Truppen marschirten die Nacht hindurch bis Mellet, wo sie am 19. Vormittags einige Stunden lagernd rasteten; Bülow ließ die Ordnung völlig herstellen, Lebensmittel herbeischaffen, Munition austheilen, der Hauptmann von Reyher stellte die Vorposten aus, sammelte Nachrichten vom Feinde, der in der linken Flanke des Heers noch eine beträchtliche Macht in dem Heertheile des Marschalls Grouchy hatte. Der Marsch wurde bald wieder angetreten und bis Fontaine l'Evêque fortgesetzt.

In der Nacht zum 20. kam von Blücher der Befehl, eine starke Vorhut jenseits der Sambre auf Thuin vorzuschicken, was Bülow durch Sydow's Reiterbrigade und 4 Bataillons ausführen ließ. Bülow selbst marschirte am 20. nach Colleret; ihm wurde noch eine Brigade vom Heertheile Pirch's überwie-

sen, um die Festung Maubeuge auf beiden Ufern der Sambre einschließen zu können. Am 21. gelangte Bülow bis Merville, am 22. nach Fesmy und Hanappe, die Reiterei bis Cateau-Cambresis; Avesnes wurde beschossen und ergab sich.

Da Blücher und Wellington am 23. beschlossen, mit den vereinigten Heeren gradezu nach Paris vorzugehen, so wurde den Truppen ein Ruhetag gegönnt, dann aber der Marsch unaufhaltsam fortgesetzt. Bülow hielt während desselben gute Mannszucht, und jede Plünderung oder Mißhandlung der Einwohner wurde streng bestraft.

Am 24. Juni ging die Vorhut bis Fontaine-Notre-Dame, Saint-Quentin wurde durch Sydow schnell besetzt. Am 25. in aller Frühe brach die mit 1 Husarenregiment verstärkte Vorhut wieder auf, und gelangte nach Jussy; Bülow ließ alle Reiterei, unter Anführung des Prinzen Wilhelm von Preußen dicht folgen um sogleich zur Hand zu sein. Am 26. machte er den Truppen bekannt, die eingetretenen starken Märsche seien zur Erreichung eines entscheidenden Ergebnisses nothwendig, sie möchten daher muthig ausdauern, den Befehlshabern schrieb er vor, diesen Zweck stets im Auge zu haben, sonst aber den Soldaten alle Erleichterung zu gewähren. Die Märsche betrugen 3, 4 bis 5 deutsche Meilen. Erst am 27. stieß man wieder auf den Feind. Sydow kam den Franzosen in Creil zuvor und behauptete die Brücke über die Oise. An demselben Tage hatte Bülow den Major von Blankenburg über Pont-Saint-Marence mit einem Regiment pommerscher Landwehrreiter nach Senlis vorgeschickt, wo er Abends um 9 Uhr eintraf und seine Leute absitzen und füttern ließ, da sprengte plötzlich Kellermann mit einer Brigade französischer Küraſſiere auf den Markt; Blankenburg warf zwar den ersten Anfall tapfer zurück, mußte dann aber doch der Uebermacht weichen, und sich wieder gegen Pont-Saint-Marence ziehen. Gleich traf auch die zweite Brigade

Kellermann's ein, aber auch schon die Vorhut Bülow's, und nun zog der Feind, der nur weitermarschiren wollte, eiligst ab nach Goneſſe.

Dahin folgte die Vorhut rasch am 28. Juni. Der Heertheil Zieten hatte ein Gefecht bei Nanteuil, der von Pirch eines bei Villers-Cottereis. Der Prinz Wilhelm stieß mit seiner Reiterei Nachmittags auf die französischen Truppen, die im Rückzuge von Nanteuil begriffen waren, er griff sie unverzüglich an, der Rückzug wurde Flucht, und die Preußen machten gegen 2000 Gefangene.

Bülow's Truppen waren an der Spize des Heers, die nächsten an Paris. Am 29. Juni standen sie vor Saint-Denis, welches aber vom Feinde stark besezt und nicht angreifbar war. Bülow besezte das Dorf le-Bourguet, und näher an Saint-Denis das Dorf la-Cour-neuve. Am folgenden Tage ritt er mit einer Reiterschaar in aller Frühe weit vor gegen die feindlichen Posten, um die Stellung und Stärke des Feindes hinter dem Kanal von Saint-Denis und auf dem Montmartre genauer zu erkunden. Zu demselben Zweck ließ er noch vor Tagesanbruch Aubervilliers durch Sydow mit 10 Bataillons und 2 Reiterregimentern angreifen; der Feind floh und hinterließ 200 Gefangene. In der linken Flanke hinter dem Ourcq zeigte sich viel feindliches Fußvolk und Kanonen, die ein lebhaftes Feuer machten, doch ohne zu schaden. Hiller machte unterdeß mit 6 Bataillons 1 Reiterregiment und 6 Kanonen einen Versuch gegen Saint-Denis; aber Nachmittags brach der Feind in Stärke hervor, griff hizig an, und wurde erst nach scharfem Plänkler-Gefecht hinter seine Schanzen und Verhaue zurückgedrängt. Sydow mußte nachher rechts auf Argenteuil marschiren, um die Verbindung mit Thielmann zu unterhalten, der dorthin vorrückte.

In der Nacht zum 1. Juli verließ Bülow seine Stellung,

in welche englische Truppen einrücken sollten, und marschirte über Dugny und Pierrefite nach Argenteuil, im Vorbeimarsche Saint-Denis mit seinem Geschütz begrüßend, dann nach Saint-Germain, und am 2. Juli nach Versailles, wo die Truppen ein Lager bezogen.

Die Uebergabe von Paris erfolgte am 4. Juli, das wieder angesammelte französische Heer mußte hinter die Loire zurückgehen. Napoleons Sturz war zum zweitenmal und diesmal unwiderruflich entschieden. Die Verhandlungen über den Frieden begannen; die Wiederkehr der Bourbons konnte nicht hindern, daß die Verbündeten diesmal strengere Bedingungen setzten, erhielt jedoch Frankreich im Besitz der ursprünglich deutschen Provinzen, auf welche die Vaterlandsfreunde vergeblich Anspruch machten. Bülow schrieb am 4. Juli aus Versailles an seine Frau: „Ich eile Dir die Nachricht mitzutheilen, daß Paris nebst den Resten der französischen Armee heute früh kapitulirt hat, mithin der Krieg beendigt ist, indem wahrscheinlich noch heute oder morgen Ludwig der Achtzehnte abermals proklamirt werden wird. — Ob eine richtige Relation von der Bataille am 18. erscheinen wird, daran zweifle ich; ich lege Dir daher ein Pariser Blatt bei, worin die Wellington'sche Relation steht, so wie sie in den englischen Blättern bekannt gemacht ist."

Bülow's Heertheil sollte die Ehre des Einzugs in Paris haben, wo schon der von Zieten eingerückt war. Am 9. Juli früh um 6 Uhr brach er von Versailles auf, der Prinz Wilhelm von Preußen nahm die Vorhut, dann folgte die Reservereiterei, dann die übrigen Brigaden. Die Truppen kehrten am 11. und 12. nach Versailles und Rambouillet zurück, wo sie in weite Quartiere verlegt wurden.

Erst in Paris empfing Bülow eine Königliche Kabinetsordre, die schon unter dem 29. Juni aus dem Hauptquartier Weißenburg an ihn war erlassen worden. Sie lautete: „Da

es meine Absicht ist, daß der Kronprinz den jetzigen Krieg mit dem größtmöglichsten Nutzen für seine militairische Ausbildung mache, so habe ich beschlossen ihn zu diesem Behuf zum 4. Armeekorps zu senden, und wünsche, daß Sie sich damit beschäftigen mögen, die Erfahrungen und Vorfälle des Krieges für ihn so lehrreich als möglich werden zu lassen. Ich erwähle Sie hierzu in der Ueberzeugung, daß der Kronprinz unter Ihren Augen und Ihrer Anleitung mit wahrem Nutzen, und aus großen seinem künftigen Beruf entsprechenden Gesichtspunkten, den Krieg kennen lernen wird. Ich brauche es Ihnen aber gewiß nicht bemerklich zu machen, wie nöthig es ist, die genaue Kenntniß des Materiellen der Kriegführung, der Armee-Einrichtungen und des Felddienstes unter allen Beziehungen erst vorangehn zu lassen, ehe der Kronprinz zur Beurtheilung des Krieges im Großen geleitet werde, weil diese ohne Kenntniß der Elemente der Kriegführung nicht möglich ist. Ich überlasse es ganz Ihrer Beurtheilung, den Kronprinzen durch Aufträge, Expeditionen, welche seinen Kenntnissen und seiner Erfahrung angemessen sind, Führung von Truppenabtheilungen u. s. w. für seine künftige Bestimmung vorzubereiten, und je thätiger Sie ihn beschäftigen wollen, desto nützlicher werden die Folgen für die Ausbildung des Prinzen sein. Ich empfehle Ihnen deßhalb diese mir sehr wichtige Angelegenheit zur vorzüglichsten Sorgfalt und Bemühung, und werde darin gern ein neues Verdienst erkennen, welches Sie sich um mich und den Staat erwerben." Nichts konnte für Bülow ehrenvoller und schmeichelhafter sein, als dieses Vertrauen, das der König nicht nur in seine Kriegstüchtigkeit, sondern auch in seinen Karakter setzte; da jedoch der Krieg so gut wie beendet war, so fehlte schon die Gelegenheit, den vom König ertheilten Vorschriften in vollem Umfang zu genügen.

Gleich darauf erhielt er einen neuen Beweis der anerkennenden Achtung und des besondern Wohlwollens, welche der

König ihm hegte, durch folgendes Kabinetsschreiben vom 11. Juli, das ihn zum Inhaber eines Regiments ernannte: „Ich wünsche Ihnen für den wichtigen Antheil, welchen Sie an dem glänzenden Siege vom 18. vorigen Monats gehabt haben, und durch den Sie zu Ihrem früheren Verdienste um das Wohl des Vaterlandes ein neues eben so großes erworben haben, auch einen neuen Beweis meiner dankbaren Anerkennung zu geben, und habe deßhalb Sie zum Chef des fünfzehnten Infanterieregiments, welches an jenem Tage, wie mir gemeldet worden ist, sich sehr ausgezeichnet betragen hat, ernannt, mit der Bestimmung, daß das Regiment hinführo nächst seiner früheren Benennung Ihren Namen führen soll, in der Art, wie es bei den übrigen Regimentern, welche Chefs haben, bestimmt ist. Wenn ich hierdurch Ihre Verdienste nicht belohnen kann, so werde ich sehr gern jede Gelegenheit wahrnehmen, Ihnen meine besondre Erkenntlichkeit noch zu bethätigen."

In dieser Zeit war eine große Aufregung in Paris wegen des von Blücher ertheilten Befehls zur Sprengung der Brücke von Jena. Blücher und seine Gleichgesinnten wollten von keiner Schonung Frankreichs und der Franzosen wissen, sie begehrten Vergeltung für den Uebermuth und die Gewaltthaten, welche so lange Zeit auf den andern Völkern gelastet hatten, sie wollten vor allem das Denkmal vernichtet sehen, welches dem vaterländischen Unglück der Schlacht von Jena in dieser nach ihm benannten Brücke war errichtet worden. Nicht die andern Verbündeten dachten so streng, auch nicht die Preußen alle, es erhoben sich viele Stimmen gegen ein Vorhaben, das weder den vorwaltenden Gesinnungen noch selbst den Verträgen gemäß erschien, und man berief sich auf die vorauszusehende Mißbilligung selbst des Königs, der jeden Augenblick in Paris erwartet wurde. Der Gesandte Graf von der Goltz, ehemals Blücher's Adjutant, Alexander von Humboldt und Andre hatten in diesem Sinne

dringende Vorſtellungen gemacht; zu ihnen geſellte ſich nun auch Bülow, der ſchon bisher mit dem Blücher'ſchen Hauptquartier ſich in manchem Gegenſatz befunden hatte, und ſchrieb an Blücher folgenden Brief: „Euer Durchlaucht werden es mir verzeihen, daß ich über einen Gegenſtand, der in Anſehung unſerer Verbindungen mit andern Mächten von Folgen ſein kann, vertraulich meine Meinung ſage. Es betrifft die Sprengung der Brücke von Jena. Kunſtwerke zu vernichten, wenn nicht ein weſentlicher Zweck dadurch erreicht wird, kann man im Allgemeinen nicht billigen, und ſo iſt es wohl hier der Fall; denn ich bin feſt überzeugt, daß nicht allein dieſer Schritt von unſern Alliirten, ſondern auch von unſerem Monarchen ſelbſt gemißbilligt werden wird. Nach meiner Meinung muß man die Inſchriften, welche die Arroganz Napoleons hervorgebracht, vernichten, das Werk ſelber aber nicht. Der Karakter unſerer Nation erſcheint größer und edler, wenn man über ſo etwas ſich hinwegſetzt. Wir haben ſo viel Großes gethan, daß wir auf die Prahlerei und Eitelkeit anderer Völker nicht achten dürfen, wohl aber bleibt es gefährlich, den Haß der Nationen ſich zuzuziehen. Paris, den 10. Juli 1815. Morgens halb 9 Uhr.“ Der Widerſpruch aber ſpornte nur den Eifer, die Befehle zur Sprengung wurden nur ſtrenger wiederholt. Die Ausführung jedoch mißglückte, ein ungeſchickter Verſuch that wenig Schaden, und nach dem Eintreffen des Königs war von der Sache nicht mehr die Rede. —

Da die Friedensverhandlungen ſich in die Länge zogen, und die Verpflegung der großen Heeresmaſſen, welche nach und nach in Frankreich eingerückt waren, der Hauptſtadt und Umgegend allzuſchwer fiel, ſo wurde beſchloſſen die kriegeriſche Beſetzung über weitere Landesſtrecken auszudehnen. Den Preußen wurden die nordweſtlichen Departements angewieſen. Bülow's Hauptquartier blieb noch bis zum 18. Juli in Verſailles, die Truppen

aber setzten sich schon am 13. in Marsch nach Chartres, wo Bülow selbst am 19. eintraf, und hier bis zum 24. September blieb. Der König der Niederlande sandte ihm hieher das Großkreuz seines neugestifteten Wilhelmsordens. Aus dieser Zeit des Aufenthalts in Chartres sind ein paar Briefe an seine Frau erhalten, die wir als sprechende Zeugnisse seines Wesens und Lebens hier mittheilen. Am 5. August schrieb er: „Vorgestern haben wir hier das Geburtsfest des Königs sehr feierlich begangen, und zwar in folgender Art. Die hier und in der Nähe stehende Brigade hatte sich um 9 Uhr nahe der Stadt auf einer Wiese versammelt, wo Gottesdienst gehalten wurde, sodann Vorbeimarsch. Auf einer sehr schönen, mit hohen Bäumen besetzten Promenade waren für die hier im Orte stehenden beiden Bataillone und eine Batterie Tische gesetzt, welche um 1 Uhr servirt wurden; die Offiziere setzten sich mit zum Essen, ich nahm auch Theil daran, und brachte die Gesundheit des Königs unter dem Donner der Batterieen aus. Die Soldaten hatten Suppe, Fleisch mit Gemüse, Braten mit Salat, und Wein; unsere Leute waren überaus lustig, dennoch hat sich keiner betrunken, obgleich sie unter gewaltigem Jubel mich und alle Generale hochleben ließen. Das Zuströmen des Volkes war außerordentlich, und den Franzosen selbst gefiel dieses Fest."

Wie der Jahrestag von Dennewitz gefeiert worden, berichtet er am 8. September: „Seit mehreren Tagen bin ich abgehalten worden an Dich, meine gute Pauline, zu schreiben; die Ursach ist, daß meine Umgebung mir am 6. dieses, als an dem Jahrestag von Dennewitz, ein großes Fest geben wollte; um dieses ausführen zu können, fanden sie es für nöthig mich zu bewegen ein paar Tage abwesend zu sein, damit Junius das Nöthige veranstalten könne, weßhalb bei La-Louppe am 5. eine große Jagd veranstaltet wurde; den 6. Morgens abermals ein Treibjagen nach der Gegend des Schlosses Villebois hin, wo das

Feſt veranſtaltet war. Villebois iſt ein ſehr großes altes Schloß, die ehemalige Reſidenz des Herzogs von Sully. Das Zimmer, worin Sully geſtorben, iſt noch ganz ſo eingerichtet wie bei ſeinem Tode, das Sterbebette mit allen Möbeln, auch das Zimmer Heinrichs des Vierten, der hier ſich zum öftern aufgehalten, iſt noch ganz ſo wie er es bewohnt hat. Gegen 3 Uhr kam ich von der Jagd hier an, zu meinem Aerger (denn Du weißt, ich kann den Bombaſt nicht leiden) fand ich an einem errichteten Triumphbogen alle Generale und beinahe alle Stabsoffiziere des Korps, ſo wie die Subalternen des naheſtehenden Regiments und die Adjutanten der Generale, verſammelt; es verſteht ſich alſo, daß ich gute Miene machen mußte. Ich ging mich im Zimmer Heinrichs des Vierten umzukleiden; wie ich fertig war, und die antiken Säle des Schloſſes beſah, kam der Prinz Wilhelm von Paris an, um auch Theil an dieſem Tage zu nehmen. Um halb 4 Uhr ſetzten wir uns zu Tiſch; in der obern Galerie, wo ich mit dem Prinzen war, eine Tafel von 90 Couverts; unten im Saal annoch 40 bis 50 Couverts; einige Franzoſen, Gutsbeſitzer der Gegend, waren eingeladen, und 4 Damen waren auch zum Feſt gekommen, dinirten aber in einem ſeparaten Zimmer; gegen Ende der Tafel kamen ſie zu uns. Junius hatte ſich in ſeiner Größe gezeigt, es war alles außerordentlich gut, es wurde ſehr gut getrunken, die Geſundheiten unter Kanonenfeuer. Nach Tiſche tranken wir mit den Damen Kaffee; ſo wie es dunkel wurde, war eine ſehr ſchöne Erleuchtung, nämlich: vor dem Schloß ein großer runder Platz, wo die Orangerie erleuchtet war, dann der Triumphbogen, die ganze Allee durch aufgeſtellte Pyramiden, am Ende derſelben ein dazu errichtetes Portal; das Ganze machte einen ſehr ſchönen Effekt. Um 9 Uhr fuhren wir nach Chartres zurück. Junius will durchaus, daß ich an Dich ſeinen Küchenzettel ſchicken ſoll, ich lege ihn bei; denn nach ſeiner Idee ſpielt er bei dieſen Ge-

legenheiten die Hauptrolle. — Beiliegend überſende ich Dir die Antwort des Finanzminiſters, welche ich bitte an Hrn. Wendland und Siebrodt mitzutheilen; die Sache wird wohl in's Reine kommen, dann noch eine Antwort von Hardenberg, welche ich bitte nach Grünhof an Oberamtmann Lobach zu ſchicken. Das Wichtigſte iſt aber, daß der König ſich erklärt hat, noch eine abermalige Dotation für dieſen Krieg zu geben, wahrſcheinlich in Gelde und nicht in Gütern, unſere Mädchens werden alſo noch genug bekommen, denn wir werden auf dieſe Weiſe reiche Leute; geizig wollen wir indeſſen nicht werden, ſondern auf einem recht anſtändigen Fuß leben. — Seit geſtern iſt es hier ſo kalt, daß ich ein wollenes Kamiſol angezogen, und mir beim Schreiben die Finger frieren; da Du um 6 Grad nördlicher lebſt, ſo wird es gewiß nicht warm bei Dir ſein; man könnte ſehr gut Kaminfeuer vertragen. Iſt die ſchöne Flinte und das Sevre-Porzellan noch nicht angekommen? Was machen die Kinder? Ich hoffe es geht Alles gut. Sage meinem Bruder, daß er die andre Lütticher Doppelflinte nehmen möchte, ich bringe noch zwei vortreffliche mit, auch iſt ein Hühnerhund aus England verſchrieben. — In Anſehung des Soldes und der Bekleidung unſrer Armee iſt mit den franzöſiſchen Miniſtern abgeſchloſſen, ſie zahlen hiezu an uns 47 Millionen Franken, die Kriegesſteuer iſt ſeparat. Man glaubt nun, daß gegen den 20. dieſes alles beendigt ſein wird, und daß wir dann uns in Bewegung ſetzen werden, da ich denn die meinige unaufhaltſam bis Königsberg forſetzen werde. Lebe wohl, gute liebe Pauline."

Der Prinz Wilhelm von Preußen, im Begriff von Paris nach Berlin zurückzukehren, wollte von dem Heere nicht ſcheiden, ohne dem tapfern General, unter deſſen Befehlen er geſtanden, ein herzliches Lebewohl zu ſagen. Zugleich hatte er demſelben eine militairiſche Bitte vorzulegen, die hier eine gute

Stätte finden mußte. Das Schreiben, vom 24. September, welches für beide, sowohl für den Prinzen als für Bülow ein höchst ehrenvolles Zeugniß ist, lautet wie folgt: „Da der Frieden dieser Tage geschlossen werden soll, so habe ich dem Könige um die Erlaubniß gebeten, die Armee zu verlassen und nach Berlin zurückkehren zu dürfen, beides hat derselbe bewilligt, und verfehle ich daher nicht, solches Euer Exzellenz hiermit anzuzeigen. — Vergönnen Sie mir, Ihnen bei dieser Gelegenheit meinen innigsten Dank auszudrücken für die Freundschaft und Güte, womit Sie mir, die Zeit als ich das Glück hatte unter Ihrem Kommando zu stehen, fortwährend behandelten, das Andenken daran wird nie aus meinem Gedächtniß verschwinden; gewiß nie werde ich vergessen, daß es mir erlaubt war in einem Korps zu dienen, welches so viel zur glücklichen und glorreichen Beendigung dieses weltgeschichtlichen Krieges beigetragen hat. — Zum Besten meines Vaterlandes — und, erlauben Sie es mir hinzuzufügen, zu meiner eigenen Zufriedenheit — wünsche ich Euer Exzellenz Glück, Gesundheit und Freude aller Art bis in Ihr spätestes Alter, in dem Kreise Ihrer Familie wie an die Spitze der Armeen. — Indem ich aus dem tapfern vierten Armeekorps scheide, begleitet mich nur Ein trauriges Gefühl; ich sehe eins der meinem Kommando untergebenen Regimenter vor den Augen der ganzen preußischen Armee herabgewürdigt, ich sehe es ausgeschlossen aus der Reihe der übrigen, denen die Ehre zu Theil geworden ist eine Estandarte zu erhalten. — Es ist freilich leider wahr, das zweite schlesische Husarenregiment hat am 18. Juni einen unglücklichen Angriff auf feindliche Kavallerie gemacht gleich zu Anfange der Schlacht, es hat aber nachher an demselben Tage eine unerschütterliche Tapferkeit bewiesen, es hat sich bei jeder andern Gelegenheit brav benommen, — warum also den einen Augenblick so strenge bestrafen, und die andern Tage des Ruhms und der Ausdauer in Gefahren und Beschwerden

vergessen? Es ist die ganze Kavallerie von der Armee Euer Exzellenz, die Sie durch mich bitten sich eines Regimentes gütigst anzunehmen, das mit dem Siegel der Königlichen Ungnade gezeichnet worden ist. — Das Korps Euer Exzellenz hat es wohl bei Bellealliance verdient, daß es seine Kavallerie von der Schande befreit sehe, womit der Feldmarschall Blücher die Reiterei, welche bei Ligny ihre Schuldigkeit nicht that, bedeckte. Euer Exzellenz haben dreimal Berlin gerettet, Sie haben Holland erobert, diesen Krieg bei Bellealliance entschieden, der König kann Ihnen die Bitte nicht abschlagen, dem zweiten schlesischen Husarenregimente zu verzeihen. — Euer Exzellenz empfehle ich mich nochmals bestens, erhalten Sie mir stets die gütigen Gesinnungen, welche Sie bisher für mich gezeigt haben. — Gott schütze Sie! Ewig Ihr wahrer und dankbarer Freund und Gevatter Wilhelm Prinz von Preußen." Der Ausdruck Gevatter hat hier die doppelte Beziehung, daß Bülow bei des Prinzen am 18. Juni gebornen Tochter Elisabeth, der Prinz hinwieder bei Bülow's am 5. Juli gebornen jüngsten Tochter Pathe war.

In Aussicht auf den nahen Abschluß des Friedens setzten auch schon die Truppen sich zum Rückmarsch in Bewegung. Bülow kam im Anfang des Oktobers wieder nach Paris, wo der König ihm durch ein Kabinetsschreiben vom 3. Oktober nochmals den verbindlichsten Dank ausdrückt, und ihm überläßt, nach dem Abmarsch und der demnächstigen Auflösung des bisher unter seinem Befehl gestandenen Heertheils wieder seine vorige Oberbefehlshaberschaft in Preußen zu übernehmen. Ferner empfing er unter dem 15. Oktober ein Geschenk von 25,000 Thalern. —

In oder vielmehr bei Paris war Bülow in dem Schlößchen Lagrange einquartiert, bei dem Marquis de Lafayette, der in der französischen Revolutionsgeschichte eine so große Berühmt-

heit erlangt hatte. Hier kam es nicht auf politiſche Denkart an, ſondern nur auf edle Bildung und feine Sitte, daher entſtand bald das freundlichſte Vernehmen, und Bülow fand in dem Umgang mit der liebenswürdigen Familie, die gleich ihm die Muſik liebte und ausübte, das angenehmſte Behagen. Auch Alexander von Humboldt ſah ihn hier oft, und freute ſich des vaterländiſchen Helden, der durch Geiſt und Anmuth auch in friedlichen Verhältniſſen glänzte. —

Die Unterhandlungen dauerten noch länger fort, und ſomit auch der Aufenthalt Bülow's in Paris. Als letzten Brief von dort an ſeine Frau finden wir folgenden vom 29. Oktober: „Du erhältſt noch immer etwas aus Paris, indeſſen wird nun trotz des langſamen Ganges der Unterhandlungen unſer Abmarſch in dieſen Tagen erfolgen. Die Dispoſition des Rückmarſches iſt bereits ſämmtlichen Armeekorps zugefertigt, und ſpäteſtens den 4. November werden alle Verhandlungen geſchloſſen ſein. Vorgeſtern habe ich der Sitzung des geſetzgebenden Korps beigewohnt, es wurde über ein zu gebendes Geſetz betreffend die Sicherheit des Staates, der Perſon des Königs und der Königlichen Familie gegen intendirten Aufruhr debattirt. Mehrere ſprachen recht gut; einigemal entſtand Lärm, und der Präſident mußte Ordnung gebieten. — Die Catalani habe ich in der großen Oper Semiramis und geſtern in der Jagd gehört. Sie iſt die größte Künſtlerin, die ich in dieſem Fach kenne, vortreffliche Sängerin und ganz vortreffliche Schauſpielerin, beſonders im Hochtragiſchen. So lange ich hier bleibe, verſäume ich keine ihrer Vorſtellungen.“ —

Bülow's Truppen waren auf dem Rückwege von Chartres am 11. Oktober wieder durch Paris gezogen, und marſchirten dann über Meaux, Chalons und Mainz nach Frankfurt am Main. Bülow ſelbſt hatte ſich unterwegs wieder bei ihnen eingefunden. In Frankfurt am Main widerfuhr ihm die Widerwärtigkeit, daß

daselbst im Schauspielhause eine Ungebühr verübt wurde, an der auch Offiziere seiner Truppen sollten Theil genommen haben. Höchst verletzt durch diesen Vorgang erließ er gleich am 14. Dezember einen strengen Tagesbefehl, welcher so beginnt: „Je mehr ich bisher Ursache hatte, mit dem Benehmen des Korps in jeder Hinsicht zufrieden zu sein, je mehr es mich erfreute, dem Vaterlande Truppen zurückzuführen, die sich sowohl auf dem Schlachtfelde als bei den friedlichen Einwohnern, selbst auf fremdem Gebiete, hohe Achtung erworben haben, mit desto größerm Unwillen habe ich das Betragen erfahren, welches sich einige Offiziere des Korps gestern im Schauspielhause erlaubt haben. Von preußischen Offizieren, denen nach ihren Dienstpflichten die Beobachtung des höchsten Anstandes und der sittlichsten Bescheidenheit geziemt, hätte ich nie erwarten sollen, daß sie an einem öffentlichen Orte sich auf eine solche Weise betragen, aller Ordnung Hohn sprechen, und die Achtung für Damen, die eines jeden Ehrenmannes heilige Pflicht ist, ganz aus den Augen setzen könnten. Ich werde diesen Vorgang aufs genaueste untersuchen und auf das strengste ohne Ansehn der Person bestrafen." — Er spricht dann die Hoffnung aus, daß dergleichen nie wieder vorfallen werde, und macht allen höheren Befehlshabern zur Pflicht, alle etwanigen Vorgänge der Art sogleich zu seiner Kenntniß zu bringen, weil er es sich selbst vorbehalten wolle die Untersuchung und Bestrafung zu verfügen. Die ganze Sache soll sich indeß minder erheblich erwiesen haben, als sie zuerst vorgestellt worden war. —

Der Marsch wurde über Fulda und Erfurt nach Leipzig fortgesetzt, wo Bülow am 27. Dezember von seinen Truppen, die darauf nach Wittenberg marschirten und von dort nach verschiedenen Richtungen sich vertheilen sollten, durch folgenden Tagesbefehl Abschied nahm: „Kameraden! Von den Gefilden ab, wo vor zwei Jahren den großen Kampf für Deutschlands

Freiheit und Unabhängigkeit wir siegreich bestanden, trennt sich unser bisheriger Verein, und auf den verschiedenen in die Heimath führenden Straßen kehrt ihr in den Schoß des dankbar euch erwartenden Vaterlandes zurück. — Mir, dem es beschieden war, an eurer Spitze den Ruhm zu theilen, den ihr euch in diesem denkwürdigen Feldzuge erwarbt, gebieten Pflicht und Neigung, bei unserem Auseinandergehen euch den herzlichsten Dank für die Liebe und das Vertrauen zu sagen, von dem ihr mir so vielfache, so sprechende Beweise gegeben habt. — Ich zolle diesen Dank zunächst den Herren Generalen und Brigadekommandeuren, deren Umsicht, Entschlossenheit und Thätigkeit so viel zu dem glücklichen Erfolge beitrug; ich widme ihn gleichfalls den Herren Regiments-Kommandeuren und allen übrigen höheren und niederen Offizieren, deren Beispiel und rastloser Eifer nicht minder die siegreiche Entscheidung herbeiführte; ich sage ihn allen Unteroffizieren und Gemeinen, deren Muth und Ausdauer jedes Hinderniß überwand. — Heil unserem Herrscher! Heil dem deutschen Volke! dessen heilige und gerechte Sache von den Söhnen des Vaterlandes so muthig vertheidigt wird. Heil auch euch, meine Waffenbrüder! daß ihr mit dem Bewußtsein in eure Heimath zurückkehren könnt, zu denen zu gehören, die nun zum zweitenmale Europa den Frieden erkämpften. — Den Lohn eurer Thaten gewährt euch die Zufriedenheit unseres erhabenen Monarchen, der Dank des Vaterlandes, die Achtung der Mit- und Nachwelt. Erfreut euch dieser schönen Ueberzeugung bei dem Rücktritt in den friedlichen Kreis unsrer übrigen wackern Mitbürger, mit der Bescheidenheit, die dem verdienstvollen und erfahrenen Krieger geziemt; und wenn einst wieder das Vaterland eures Schutzes bedarf, so sei sie euch ein Sporn, um auf's neue zu bewähren, daß Einheit, Muth und Ausdauer uns stets zum Siege führen werden. — Lebt wohl! Erhaltet mir euer Andenken, und seid des meinigen, so

wie meiner aufrichtigen Achtung und Anhänglichkeit, stets fest versichert. Graf Bülow von Dennewitz."

Er selbst eilte über Berlin, wo er nur so lange blieb als erforderlich war um dem König und der Königlichen Familie aufzuwarten und einige Freunde zu sehen, der alten theuren Heimath zu. Am 11. Januar 1816 kam er in Königsberg an. Er fand hier die geliebte Gattin wieder, und mit den andern theuren Kindern eine Tochter, die er noch nicht gesehen hatte. Die Einwohner hatten seine Wohnung festlich geschmückt, der Oberbürgermeister und Abgeordnete der Stadt ihn feierlich eingeholt und ihm ihre Glückwünsche dargebracht, unter begeistertem Jubelgeschrei und dem Blasen vorreitender Postillone fuhr er in die Stadt. Am 14. Januar machte er seine Wiederkehr durch folgende schlichte Anzeige bekannt: „Der so glücklich erkämpfte Friede hat mich wieder zu dem mir von des Königs Majestät anvertrauten Generalkommando von Ost- und Westpreußen und Litthauen zurückgeführt, und hiedurch einen meiner liebsten Wünsche verwirklicht. Indem ich sämmtlichen Bewohnern dieser Provinzen meine Ankunft hiedurch bekannt mache, bitte ich sie um das mir früher so ehrend bewiesene Vertrauen, dessen Erhaltung stets mein Bemühen und meine Belohnung sein wird."

Die Stadt wollte ihm aber noch ein besonderes Fest geben, und wählte dazu den Jahrestag der preußischen Krone den 18. Januar. Oberbürgermeister und Magistrat erschienen in feierlichem Zuge und überbrachten ihm einen kostbar ausgestatteten Ehrenbürgerbrief nebst andern Darbietungen; Festtafel und Ball fehlten nicht, Weiheschriften und Gedichte, von Raphael Bock, von Ludwig von Baczko und Andern, wurden vorgetragen. Die Universität erließ an ihn eine in prächtigem Latein abgefaßte Beglückwünschung und schrieb ihn unter ihre Ehrenmitglieder ein. Vom Könige kam ein huldreiches Schreiben aus

Berlin nebst dem Geschenk eines Brustbildes Napoleons aus der Porzellanfabrik von Sevres.

Für den ruhmvollen Kriegshelden schien sich nun eine Zeit des vollen Glückes, einer segenreichen und ruhigen Thätigkeit zu eröffnen, er konnte heiter und getrost wie zurück so vorwärts blicken. Sein militairischer Beruf erhielt ihn in frischer Uebung aller Kräfte, ohne ihn von den geliebten Seinigen zu trennen, überall trat ihm Bewunderung, Verehrung, Zuneigung entgegen, der Genuß der glänzendsten Geselligkeit, der Freuden seiner Musikleidenschaft war ihm in Fülle gewährt. Sein edler Sinn jedoch trieb ihn mehr noch zum Leisten als zum Genießen. Eine seiner eifrigsten Sorgen war die Gründung einer Anstalt für erblindete Krieger, deren es im Heer leider eine große Zahl gab. Die schon früher begonnene Thätigkeit hiefür nahm er nach seiner Rückkehr sogleich wieder auf; dies reinmenschliche Anliegen ging allen andern vor. Der Banquier Wolf Oppenheim, der ihm zu diesem Zweck 100 Friedrichsd'or übergab, die Kaufmannschaft welche sogleich 1000 Thaler hinzufügte, wußten daß sie ihm kein willkommneres Geschenk machen konnten. Und diese Sorge, dieses Bestreben gehörte recht eigentlich zu der Fülle des Glückes, das seinem noch kräftigen Alter zu Theil wurde, denn wer auf antheilvolle Thätigkeit und hülfreiches Leisten verzichtet, dem fehlt bald auch jede Fähigkeit zum Genießen. Noch am 28. Januar erließ Bülow in dieser Sache, die ihn ganz beschäftigte, eine wirksame Bekanntmachung.

Seine Gesundheit war seit dem vorigen Jahre noch nicht wieder ganz befestigt; den Gebrauch des Karlsbades, für den er gleich nach Beendigung des Feldzugs 1815 in Paris Urlaub zu nehmen gesonnen war, hatte er sich versagen müssen, weil er in Erfahrung gebracht, daß der König die fortdauernde Anwesenheit aller Befehlshaber bei ihren Truppen für nöthig halte. So war er nach Königsberg zurückgekehrt, nicht krank, aber auch

nicht völlig geheilt. In den ersten Tagen des Februar gab er eine Jagd auf seinem Gute Neubausen, ein Vergnügen, welches er sehr liebte, zog sich dabei eine Erkältung zu, und erkrankte in Folge derselben am 5. Februar. Am 16. schien er so weit genesen, daß er die Glückwünsche seiner Familie zu seinem Geburtstag in einem Lehnsessel sitzend anzunehmen im Stande war; allein zwei Tage darauf trat ein Rückfall ein, das frühere Leiden entwickelte sich heftig und gefährlich, ein Friesel, das einige Hoffnung gegeben, verschwand wieder, die Kunst der Aerzte war vergeblich, und nach zwanzigtägiger Krankheit und heftigem Todeskampfe verschied Bülow am 25. Februar 1816 im eben begonnenen einundsechzigsten Lebensjahr. —

Allgemeine aufrichtige Trauer beklagte den großen Verlust. Ein prächtiges militairisches Leichenbegängniß geleitete seine Hülle zu dem Kirchhof der Reformirten. Alle Offiziere des Heeres ehrten nach des Königs Befehl sein Andenken durch dreitägiges Tragen eines Trauerflors, eine Ehre, die bisher nur für Schwerin und Seydlitz war angeordnet worden. — Sieben Wochen nach seinem Ableben kam noch aus Paris das ihm vom Könige Ludwig dem Achtzehnten verliehene Großkreuz des französischen Militair-Verdienstordens in Königsberg an. —

Seine Persönlichkeit und Gemüthsart sind wir in dem glücklichen Fall großentheils mit den eignen Worten derer zu schildern, die ihn am nächsten gekannt haben. Das Gepräge der Wahrheit und die Gediegenheit des Ausdrucks in den wesentlichen Zügen dieser Schilderung nicht durch unnöthige Aenderungen geschwächt zu haben, wird uns der Leser hoffentlich nur danken.

Bülow's äußere Erscheinung machte den angenehmsten Eindruck; er war von mittler Größe, von feinem aber dabei festem Körperbau, der Fuß besonders klein und zierlich. Der Kopf war bedeutend, die Gesichtsbildung edel, besonders die etwas

gebogene Naſe. Die tiefblauen Augen hatten einen lebhaften und leicht wechſelnden Ausdruck, ſie konnten Zornesblitze ſprühen und mild-anmuthig lächeln, in wichtigen Anläſſen blickten ſie ernſt und ſinnend, und auf der edlen Stirne ſah man das gedankenvolle Erwägen. In den Kriegsjahren ſaß er oft den Kopf in die Hand geſtützt ſtill vor ſich hinſchauend; dann hatte ſeine Erſcheinung etwas Großartiges, Antikes. In jüngern Jahren ſchlank und gewandt, blieb er auch in ſpäteren wohlgeſtaltet, und für ſein Alter gut erhalten, in allen Bewegungen friſch und lebhaft.

Mit hellem und ſtarken Verſtande beſaß er viele Phantaſie, und überhaupt große Beweglichkeit des Geiſtes. In Sachen des Glaubens folgte er ohne Grübeln den Annahmen der reformirten Kirche, jede Heuchelei verabſcheuend, überall dem Vernünftigen zuſtrebend, und dennoch im Stillen den Swedenborg'ſchen Träumereien anhängend. Er ſprach von ſolchen Gegenſtänden nur ſelten, aber dann mit Wärme und tiefem Gefühl. Außer den militairiſchen Wiſſenſchaften, die er gründlich ſtudirt hatte, beſaß er mannigfache Kenntniſſe, ſelbſt ſolche, die bei ihm überraſchten; ſeine äſthetiſche Bildung trat in der Leidenſchaft, die er für Muſik und Geſang hegte, mächtig hervor, er liebte beſonders Gluck und Mozart und alte Kirchenmuſik; in dieſer ernſten Weiſe waren auch ſeine eigenen Tonſetzungen, unter welchen eine Meſſe, eine Motette, der einundfünfzigſte und der hundertſte Pſalm beſonders hervorgehoben werden. Merkwürdig iſt es, daß er während der Feldzüge nie das Fortepiano — ſonſt ſein liebſtes Vergnügen — berührte, ungleich darin dem Erzherzog Karl von Oeſterreich, der von gleicher Leidenſchaft erfüllt, dieſer Erholung jede Mußeſtunde, deren er im Felde habhaft wurde, widmete.

Sein Gemüth war urſprünglich heiter und freundlich, aber der heftigſten Leidenſchaft fähig, ſein aufbrauſender Zorn im

ersten Augenblick furchtbar, aber dann leicht und bald begütigt, und kein Groll blieb zurück; auch verleitete ihn keine Aufwallung leicht zu wirklicher Ungerechtigkeit, er entlud seinen Zorn gern im voraus durch heftige Worte und Gewaltthätigkeiten an Sachen, und war dann gleich bereit zu ruhiger Erörterung und Ueberlegung. Nach dem Feldzuge von 1815 besichtigte er eines Abends noch spät ein Lazareth, und fand große Uebelstände zu rügen; augenblicklich ließ er den Generalarzt Rust zu sich bestellen; dieser erscheint am andern Tag in erster Frühe, Bülow liegt noch im Bette, doch wie er jenen nur erblickt wirft er ihm donnernde Worte entgegen, aber zugleich alles was ihm unter die Hände kommt, Kissen, Bücher, Leuchter, Lichtscheere, unter einem Strom von Vorwürfen; da Rust ruhig stehen bleibt und wartet, so legt sich die Aufwallung bald, es kommt zu näherer Erklärung, Rust beweist seine Unschuld, verspricht indeß Abhülfe, und so ist der Frieden schnell geschlossen, wobei denn doch der ganze Auftritt heilsam nachwirkte; wie denn auch Rust versicherte, er habe seitdem den General wegen seiner treuen Sorgfalt für die Soldaten erst recht liebgewonnen. Dieses Entgegenwerfen von Sachen übte er häufig auch bei Meldungen schlimmer Nachrichten, natürlich ohne allen Bezug auf die Person. Die starken Ausdrücke und maßlosen Redensarten stammten aus früher Angewöhnung; in jener Zeit, wo er zu dienen begann, war dergleichen allgemein gebräuchlich, und hinderte nicht, daß daneben, in nicht soldatischen Verhältnissen, die feinste Höflichkeit und gebildetste Sprechweise bestand.

In seiner Denkart freisinnig und menschenfreundlich, voll Antheil für das Gemeinbeste der Menschheit, aufgeklärt und nachsichtig in der Beurtheilung menschlicher Dinge, war er der ächte Sohn seines Zeitalters; genährt mit den französischen Schriftstellern aus der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts hatte er dem Leichtsinn derselben früh deutschen Ernst beigemischt, und

ſich vor ſolchen Verirrungen bewahrt, die eine nie erlöſchende Reue verurſachen. Er liebte die Frauen, und gewann leicht ihre Zuneigung, aber Achtung und Vertrauen mußten ihm diejenigen einflößen, die ſeine Aufmerkſamkeit feſſeln wollten. Wir haben aus ſeinen Briefen hinreichend erſehen können, welch ein liebreicher Gatte, welch ein vertrauensvoller Freund er war; mit gleicher Zärtlichkeit liebte er ſeine Kinder. Er ſpielte mit ihnen, folgte mit inniger Theilnahme ihrer geiſtigen Entwicklung, ſorgte für ihr körperliches Wohlſein und Behagen. Oefters mitten im Rapport ſprang er auf, wenn er im Nebenzimmer ein Kind weinen hörte, ſah was ihm fehlte, nahm es beſchwichtigend auf den Schoß. Im Gewühl des Krieges empfahl er dringend, ſeinen Lieben eine Freude zu ihrem Geburtstage, oder zum Weihnachtsabend zu bereiten, und ihre kindlichen Wünſche zu erforſchen. Aber nicht nur ſeine eigenen, ſondern überhaupt alle Kinder regten ſeine wärmſte Theilnahme an. Zur Zeit des Waffenſtillſtandes fuhr Bülow durch die Wilhelmsſtraße in ſeine Wohnung zurück, als eine an ihn abgefertigte Ordonnanz vorüberſprengte und ein Kind überritt, er ſprang aus dem Wagen, überzeugte ſich daß das Kind nur unerheblich beſchädigt ſei, und ſtrafte den Reiter, den er gleich darauf vor ſeiner Wohnung fand, handgreiflich.

Im häuslichen Leben von einer ſeltenen Liebenswürdigkeit, faſt immer ruhig und heiter, ward ſeine Laune nur zuweilen durch die Mahnungen ſeines Leberleidens getrübt; er erkannte dieſe Einwirkung, und ſprach dann zu den Seinen über den Grund ſolcher vorübergehenden Mißſtimmungen. Er liebte eine wohlbeſetzte Tafel und guten Wein; er verſammelte gern bei ſich Tiſchgäſte, welche er durch heitre Geſpräche über die gewöhnliche Tiſchzeit hinaus zu feſſeln verſtand. Niemand fühlte ſich in ſeiner Nähe beengt, da ſein Benehmen ſtets ungezwungen, wohlwollend und offen war, und der Wunſch, es möchte

jeder sich wohl und behaglich fühlen, ihn stets den richtigen Ton finden ließ. So bewegte er sich in der Gesellschaft, nicht wie auf einem Theater, um gesehen zu werden und Eindruck zu machen, sondern von innen heraus, als ein vollkommen vornehmer Mann. Mit dem Blicke des Menschenkenners begabt, erkannte er sein und richtig die Schwächen Andrer, und belächelte nachsichtig die unschädlichen, Schlechtes und Gemeines versetzte ihn in Zorn, der dann brausend hervortrat. Feiner Witz hatte viel Anziehendes für ihn, und er ergötzte sich oft höchlich daran. Schmeichelei aber war ihm sehr zuwider, und er derselben auch kaum zugänglich. Seines Werthes vollkommen bewußt, und voll Ehrgeiz im Handeln und Leisten, war er doch bescheiden und frei von jeder Eifersucht und Anmaßung, er gönnte jedem sein Verdienst und seine Belohnung, nur wo eine Ungerechtigkeit im Nichtanerkennen oder im Austheilen vorkam, da konnte er mit Entschiedenheit auch seine eignen gerechten Ansprüche geltend machen. So nach dem Frieden 1814 in Berlin, als der Magistrat ihn durch Abgeordnete begrüßen und ihm für die wiederholte Rettung der Stadt danken ließ, machte er diesen bittre Vorwürfe darüber, daß sie nach dem Siege von Groß-Beeren von ihm gar keine Kenntniß genommen, sondern nur dem Kronprinzen von Schweden ihre Huldigungen dargebracht hatten. „Mich, meine Herren, sagte er, konnten Sie damit nicht beleidigen, aber in Ihrer Seele habe ich mich damals des gänzlichen Mangels an Nationalgefühl, den Sie zeigten, geschämt.“ —

Als Bruder war Bülow liebevoll, und hülfreich wenn es Noth that. Wie großmüthig er seine Brüder Karl und Dietrich unterstützt hat, ist schon angedeutet worden. Er stellte letzterem, als dieser sich auf der Festung befand, für die Bedürfnisse des täglichen Lebens unbedingten Kredit, obschon seine eigne Lage damals eine gar nicht günstige war, und er auch keineswegs darauf eingerichtet war, daß der geniale Unglückliche auch Austern

und Champagner unter die täglichen Bedürfnisse zählte. Der älteste Bruder Karl befand sich während der beiden letzten Lebensjahre des Generals in dessen Hause, und obgleich manche Lebensgewohnheit des alten Mannes nicht in gleicher Richtung mit denen seines Bruders war, so behandelte dieser den ältern doch stets mit der größten Zartheit, und zwischen beiden bestand das herzlichste brüderliche Verhältniß. Auch für seinen Schwager von Auer, der von Jugend auf bei ihm lebte, und nur zweimal auf kurze Zeit durch Dienstverhältnisse von ihm getrennt war, hatte er väterliche Sorgfalt und brüderliche Zuneigung.

Nicht minder edel und treu wie seine Bruderliebe war auch seine Freundschaft. Er hatte das Glück, die Freunde seiner Jugend, wenn sie nicht der Tod früher entriß, auch die seines Alters nennen zu dürfen. Wer einmal seine Neigung und sein Vertrauen erworben hatte, konnte für immer darauf rechnen, so wie auch er hinwieder in seinen Freunden sich nie getäuscht hat. In Dienstverhältnissen ein strenger Befehlshaber, lebte er doch mit den Offizieren seiner Umgebung als gütiger Vorgesetzter, der ihr Wohl stets im Auge behielt; die er einmal kannte und als tüchtig erkannt hatte, ließ er nicht gern wieder von sich, und es war ihm höchst peinlich als Weyrach und Reiche im Laufe des Dienstverhältnisses zu andern Anstellungen gerufen wurden. Er scherzte auch wohl mit seinen Untergebenen über etwanige hervortretende Eigenthümlichkeiten, und gewährte diesen freies Spiel; so geschah es einst, als Bülow im Jahr 1815 von Königsberg zum Heere reiste, sein Wagen in der damals noch sehr unwirthlichen Tuchel'schen Haide dem seiner Adjutanten Auer und Szwykowski weit vorausgefahren war, was diese beiden, die ein großes Verlangen nach den mitgenommenen Lebensmitteln empfanden, die sämmtlich im Wagen des Generals waren, in nicht geringe Noth brachte; alle Versuche diesen einzuholen waren vergeblich, die Stimme vermochte

nicht so weit zu dringen; da feuerten die Hungrigen ein Pistol ab, — erstaunt ließ Bülow halten, und als sie herangekommen waren und er die Ursache des Nothzeichens vernommen hatte — ihr jugendlicher Appetit war häufig der Gegenstand seiner Neckereien gewesen, — öffnete er herzlich lachend seine Vorräthe und theilte ihnen reichlich davon mit. Auf alles was ihn umgab erstreckte sich seine Sorgfalt, auch seinen Dienern war er ein gütiger Herr, der stets auf sie billige Rücksicht nahm, und dessen Scheiden sie alle aufrichtig beweinten. Nur Tabak rauchen durfte niemand in seiner Nähe, dies haßte er gründlich, — wie alle Bülow's, sagt man. —

Als höchste seiner Eigenschaften, welcher alle übrigen sich als ihrer vereinigenden Mitte anschlossen, haben wir seine Begabung zum Kriegsmann, zum Feldherrn, anzuerkennen. Von früher Jugend bis an sein Lebensende gehörte er dem Kriegsdienst an; dem preußischen, keinem andern. Seine Treugesinnung für den König, sein Vaterlandseifer, sein Bürgersinn, seine Menschenfreundlichkeit sogar, waren vorzugsweise die eines Soldaten. Das erste Erforderniß dieses Standes, der unerschrockene Muth, der keine Gefahr kennt und den Tod nicht fürchtet, darf dem General am wenigsten fehlen, nur auf diesem Grunde können seine höheren Fähigkeiten bestehen und gedeihen; so durchdrungen war Bülow von dieser Eigenschaft, daß er sie unbedingt bei jedem voraussetzte, und in Betreff seiner selbst kaum einen Werth darauf legte; er war vollkommen gleichgültig gegen Gefahr, und dachte nicht an sie. Alle seine Gemüths- und Geisteskräfte waren der höheren Aufgabe zugewandt, zu führen und zu lenken. Die Uebersicht des Ganzen und seiner Glieder verlor er keinen Augenblick, seine Meisterschaft war die Handhabung aller einzelnen Truppentheile und der verschiedenen Waffen, sie waren ihm sämmtlich gleicherweise gegenwärtig und vertraut. Er begnügte sich nicht, seine Generale anzuweisen, er

selbst leitete die einzelnen Bataillone und Schwadronen durch seinen eingreifenden Befehl. Wir haben schon seiner Eigenheit gedacht, daß er im Beginn eines Gefechts Unruhe und Ungeduld zeigte, seinem starken Willen war alles zu langsam, dagegen im Verlaufe desselben, und je heißer und gefahrvoller es sich verwickelte, immer ruhiger wurde. Seine geistige Allgegenwart auf dem Schlachtfelde beherrschte dasselbe völlig, nie verwirrte sich ihm das Bild, und alle Züge, die er gethan oder noch thun wollte, lagen klar vor seinen Augen; im Herstellen und Nähren des Gefechts war er der größte Meister. Dabei behauptete er die freieste Selbstständigkeit, er bedurfte keines Rathes, keiner Erinnerung, und nur seine vertrautesten Getreuen durften bei vorhandenen Anlässen ihre Meinung geltend machen; für die bewährte war er dann anerkennend und dankbar. Seine eigne Art den Krieg zu führen und Schlachten zu liefern, hat unsre Erzählung thatsächlich schon dargelegt. Valentini sagt: „Rücksichtsloses Vorwärtsgehen auf Bonaparte'n abgesehene Weise, mit Gewaltmärschen und karger Verpflegung, lag nicht in Bülow's System, das sich fast der gemäßigten Kriegsweise früherer Zeiten näherte, und ihn mit einem Villars, Marschall von Sachsen und Prinzen Heinrich von Preußen vergleichen läßt, mit welchen Heroen er wirklich einige Karakterzüge gemein hatte." Und doch hat er auch die stärksten Gewaltmärsche gemacht, die größte Noth nicht berücksichtigt, die kühnsten Unternehmungen ausgeführt, die gefährlichsten Wagnisse bestanden! Aber seine Kühnheit war stets von aufmerksamer Vorsicht, von kluger Berechnung und ruhiger Besonnenheit geleitet. Aus der Vereinigung dieser Eigenschaften ging hervor was man mit staunender Bewunderung sein Glück nannte, denn ein glücklicher Feldherr war Bülow wie selten ein andrer, er hat als Oberbefehlshaber stets gesiegt, die von ihm geführten Truppen sind während dreier wechselvollen Feldzüge nie geschlagen worden. —

Für die Soldaten trug er in jeder Art die größte Sorge, nichts durfte ihnen fehlen, was zu ihrem Wohlsein, zu ihrer Kraft und Tüchtigkeit erfordert war. Er verlangte viel von ihnen, wenn es galt, aber nie strengte er sie zwecklos an; er ließ den Ermüdeten die mögliche Erholung, den Verwundeten und Kranken die beste Pflege zu Theil werden. Er quälte die Leute nicht mit unnöthigen Uebungen und Paraden, mit den Pedantereien des kleinen Dienstes, auf alles dies legte er wenig Werth und kümmerte sich kaum darum, aber im Felde hielt er streng auf die genaueste Pflichterfüllung, ließ keine Versäumniß unbestraft. So handhabte er auch Zucht und Ordnung mit größter Festigkeit, Ausschweifungen, Bedrückungen und Gewaltthätigkeiten waren unter seinen Truppen selten, und nur die höchste Noth konnte in einzelnen Fällen sie entschuldigen. Doch ist der Krieg einmal ein Zustand der Gewalt, und wo es sich um Leben und Tod, nicht nur der Einzelnen, sondern ganzer Völker und Staaten handelt, hat nicht nur die Noth, sondern auch die Leidenschaft eine Art von Recht; nur darf die unentbehrliche Gewaltsamkeit nicht in rohe Willkür und blinde Wuth ausarten, sondern muß auf das Unvermeidliche beschränkt werden, — diese Pflicht der Menschlichkeit hat Bülow stets im edelsten Sinn geübt. Er freute sich seiner Soldaten und liebte sie, aber sonst ließ er sich mit ihnen nicht eben viel ein; er sprach mit ihnen nur das Nöthige, und dann ernst und gemessen; sich durch kleine Vertraulichkeiten und Scherze beliebt zu machen, lag nicht in seiner Art; dennoch liebten sie ihn, und die scheue Ehrfurcht, die sie ihm bezeigten, wurde nicht selten durch begeisterte Aufwallungen unterbrochen. Ein ähnliches Verhältniß bestand zu den Offizieren; nur seine nächste Umgebung hatte sich eines freundlicheren, bisweilen scherzhaften Verkehrs mit ihrem General zu rühmen. —

Als ein schönster Zug in diesem Feldherrnbilde muß die

großmüthige Selbstverläugnung gelten, mit der Bülow sein Streben und Handeln immer einzig auf die Sache richtete, auf den Zweck, der zu erreichen war; dies allein bestimmte ihn, keine persönliche Triebfeder, kein Neid, keine Eifersucht durfte einwirken; er that was er aus höherem Gesichtspunkt als nöthig, als richtig erkannte, ob er selbst oder ein Andrer dabei voranstand, ob er für sich allein glänzender auftreten, in andrer Verbindung vortheilhafter erscheinen konnte, war ihm gleichgültig. Sein oft angeklagter Ungehorsam und seine Eigenmächtigkeit bei Groß-Beeren und Dennewitz gingen nur aus dieser Quelle hervor, aus der Einsicht in die Sache, in ihre Erfordernisse, aus keinem Antriebe von Eigensucht oder Ehrgeiz. Der Beweis hiefür liegt in seinem Verhalten in den Schlachten von Leipzig und Belle-alliance, der Kronprinz von Schweden und Blücher thaten das Rechte, das Sachgemäße, und nie hatten sie einen gehorsamern, eifrigern Vollstrecker ihrer Befehle, als Bülow an diesen Tagen war. Freilich hatte er ein starkes Selbstgefühl, wo wäre ohne solches jemals etwas Großes in der Welt ausgerichtet worden? Sich Unrecht und Zurücksetzung bieten zu lassen, gebührt keinem Kriegsmanne; seine Einsicht und Tüchtigkeit dem Unverstande, der Schwäche, der Falschheit willig unterzuordnen, nicht dem Feldherrn, der außer dem Muthe des Soldaten auch den Muth großer Verantwortung haben muß; ihm steht es zu, in gegebenen Fällen auch nach oben trotzig zu sein, freilich nie zu persönlichem Zweck, und immer auf eigne Gefahr! Aus einem nur fügsamen, nur unterwürfigen Sinn ist nie ein Helfer in der Noth, ein Retter hervorgegangen. —

Bülow, wie schon erwähnt, war zweimal verheirathet, er hinterließ seine zweite Gattin als fünfundzwanzigjährige Wittwe, die ihn noch sechsundzwanzig Jahre überlebte, sie starb im Bade zu Töplitz am 15. Juli 1842. Aus seiner ersten Ehe überlebte ihn eine Tochter Mariane Elise, geboren am 29. Juni 1807,

vermählt im Mai 1827 mit Eugen von Bardeleben, Rittergutsbesitzer und Kammerherrn; aus der zweiten Ehe drei Kinder, der Graf Friedrich Albert Bülow von Dennewitz, geboren den 7. Dezember 1811, vormals Lieutenant im zweiten Garde-Ulanenregiment, jetzt Majoratsherr auf Grünhof, vermählt im Juni 1841 mit Maria Hedwig von Auer, der Tochter seines Oheims; dann Louise Pauline, geboren den 27. Oktober 1813, früher Hofdame der Prinzessin von Preußen, jetzt vermählt mit dem Freiherrn Eduard von Bülow-Oetlishausen, endlich Pauline Wilhelmine Victoria Beerbilde, geboren am 5. Juli 1815, vermählt mit dem Grafen Victor von Klinkowström, Gutsbesitzer in Ostpreußen. —

Der König ließ dem Andenken Bülow's in Berlin ein Standbild errichten, von Rauch's Meisterhand in Marmor ausgeführt; dasselbe wurde zugleich mit der Bildsäule von Scharnhorst im Jahr 1822 enthüllt, und Stägemann feierte das Ereigniß durch ein schönes gedankenvolles Gedicht. Auch andre Dichter und Redner haben den vaterländischen Helden vielfach besungen. Im preußischen Heere lebt sein Andenken und grünt sein Lorbeer unverwelklich fort. —

Nachweisung der gebrauchten Hülfsmittel.

Handschriftliche Mittheilungen aus dem Königlichen Kriegsministerium.

Handschriftliche Mittheilungen aus dem Archiv des Königlichen großen Generalstabes.

Mittheilungen aus dem Gräflichen Familien-Archiv zu Grünhof.

Aufzeichnungen der Freifrau Marianne von Bardeleben, geb. Gräfin Bülow von Dennewitz.

Briefliche Mittheilungen des Freiherrn Eduard von Bülow und seiner Gemahlin geb. Gräfin Bülow von Dennewitz.

Aufzeichnungen der verwittweten Frau Generalin von Auer geb. von Kleist.

Mündliche Mittheilungen des Hrn. Obersten Freiherrn Friedrich von Bülow.

Briefschaften und Gedichte Friedrich Ulrich Arweghs von Bülow.

Mündliche und handschriftliche Mittheilungen des Hrn. Generals der Infanterie von Weyrach.

Handschriftliche Denkwürdigkeiten und mündliche Mittheilungen des Hrn. Generals der Infanterie von Reiche.

Mündliche Mittheilungen des Hrn. Generals der Kavallerie von Prittwitz.

Handschriftliche Tagebücher und Bemerkungen des Hrn. Oberlandforstmeisters von Burgsdorf.

Handschriftliche Mittheilungen des verstorbenen Generalmajors Hrn Grafen von Kalckreuth.

Handschriftliche Mittheilungen des Hrn. Premierlieutenants von Auer in Königsberg in Preußen.

Handschriftliche Mittheilungen des Hrn. Hauptzollamts-Rendanten Bülowius in Marienburg, früher Lieutenants im Füsilierbataillon von Bülow.

Handschriftliche Mittheilungen des Hrn. Kreisgerichts-Sekretairs Heinrich in Sorau.

Aus den militairischen und vermischten Schriften des Reichsfreiherrn Heinrich Dietrich von Bülow. Mit seinem Leben und einer kritischen Einleitung. Herausgegeben von Ed. Bülow und W. Rüstow. Leipzig, 1853. 8.

Der Krieg von 1806 und 1807. Von Eduard von Höpfner. Berlin, 1851. 4 Bde. 8.

Ein vortreffliches, den Gegenstand erschöpfendes Werk.

Tagebuch des Königlich Preußischen Armeekorps unter Befehl des Generallieutenants von Yorck im Feldzuge von 1812. Von dem Generalmajor von Seydlitz. Berlin und Posen, 1823. 2 Bde. 8.

General Graf Bülow von Dennewitz in den Feldzügen von 1813 und 1814. Von einem preußischen Offizier. Leipzig, 1843. 8.

Von Hugo von Hasenkamp.

Der Krieg in Deutschland und Frankreich in den Jahren 1813 und 1814. Von Karl von Plothe. Berlin, 1817. 3 Bde. 8.

Der Krieg des verbündeten Europa gegen Frankreich im Jahre 1815. Von Karl von Plothe. Berlin, 1818. 8.

Historisch-genealogischer Kalender für 1817. Berlin. 16.

Uebersicht der Kriegsjahre 1813, 1814, 1815. Vom General Ernst von Pfuel.

Histoire de la guerre soutenue par les Français en Allemagne. Par le général Guillaume de Vaudoncourt. Paris, 1819. 4.

Manuscrit de mil huit cent treize. Par le baron Fain. 1824. 2 Vols. 8.

Manuscrit de mil huit cent quatorze. Par le baron Fain. 1823. 8.

Tableau de la campagne d'Automne de 1813 en Allemagne. Par un officier russe. Paris, 1817. 8.

Vom General Buturlin.

Die preußisch-russische Campagne im Jahr 1813 von der Eröffnung bis zum Waffenstillstande. Von C. v. W. Breslau, 1813. 8.

Vom General Freiherrn von Müffling, wie die vier folgenden Schriften.

Zur Kriegsgeschichte der Jahre 1813 und 1814. Die Feldzüge der schlesischen Armee unter dem Feldmarschall Blücher, von der Been-

digung des Waffenstillstandes bis zur Eroberung von Paris. Von C. v. W. Berlin, 1824. 2 Thle. 8.

Betrachtungen über die großen Operationen und Schlachten der Feldzüge von 1813 und 1814. Von C. v. W. Berlin, 1825. 8.

Napoleons Strategie im Jahre 1813. Von C. v. W. Berlin, 1827. 8.

Histoire de la campagne de 1815. Par C. de W. Stuttgart et Tubingue, 1817. 8.

Der große Werth der Müffling'schen Schriften ist anerkannt. Doch wird man da, wo die Auffassung der Thatsachen auch Personen betrifft, und besonders solche, denen der Autor Abneigung hegt, ihm nur mit großer Vorsicht folgen dürfen.

Beiträge zur Geschichte des Jahres 1813. Von einem höhern Offizier der Preußischen Armee. Potsdam, 1843. 2 Bde. 8.

Vom General von Prittwitz. Die gewissenhafteste Erforschung und genaueste Zusammenstellung aller Einzelheiten der Truppenbildung und Kriegsführung des Generals von Bülow bis zum Waffenstillstande. Ein für militairische Belehrung unschätzbares Werk.

Darstellung des Treffens bei Luckau den 4. Juni 1813. Von Baron von Burstini. Berlin, 1813. 4.

Ueber die Schlachten von Groß-Beeren und Dennewitz. Von einem Augenzeugen. Münster, 1814. fl. 8.

Vom General von Auer.

Geschichte des Krieges in den Jahren 1813 und 1814. Mit besonderer Rücksicht auf Ostpreußen und das Königsberger Landwehrbataillon. Von Karl Friccius. Altenburg, 1843. 8.

Ein tapfres Buch, eingegeben von rücksichtsloser Wahrheitsliebe; die allgemeinen Betrachtungen aber gehen öfters von befangenen Standpunkten aus. Schreiend ungerecht gegen den Fürsten von Hardenberg!

Napoleon im Jahre 1813, politisch-militairisch geschildert von Karl Bade. Altona, 1839—41. 4 Thle. 8.

Zur Geschichte des Feldzuges von 1813. Vom Generallieutenant von Hofmann. Berlin, 1843. 8.

Denkwürdigkeiten aus dem Feldzuge vom Jahre 1813. Von A. Michailoffsky-Danileffsky. Aus dem Russischen von Karl Goldhammer. Dorpat, 1837. 8.

Erinnerungen aus den Jahren 1814 und 1815. Von A. Michailoffsky-Danileffsky. Aus dem Russischen von Karl R. Goldhammer. Dorpat, 1838. 8.

Diese Mittheilungen des russischen Generals haben für rein russische Sachen großen Werth; wo letztere sich mit preußischen oder andern fremden mischen, wird aufmerksame Prüfung erfordert.

Geschichte des Feldzuges von 1814 in dem östlichen und nördlichen Frankreich bis zur Einnahme von Paris. Berlin, 1843. 44. 3 Bde. 8.

Geschichte des Feldzugs von 1815 in den Niederlanden und Frankreich. Berlin, 1837. 8.

Diese beiden, nach den Verträgen des Generals von Grolman vom Major von Temitz verfaßten Werke gehören zu den gründlichsten und lehrreichsten, die das Fach der Kriegsgeschichte aufzuweisen hat. In den Betrachtungen und Urtheilen lebt der Heldengeist des Blücher'schen Hauptquartiers.

Mémoire pour servir à l'histoire de la campagne de 1814. Par F. Koch. Paris, 1819. 8 Vols. 8.

Histoire des campagnes de 1814 et 1815. Par Alphonse de Beauchamp. Paris, 1816. 17. 4 Vols. 8.

Histoire de la chûte de l'empire de Napoléon. Par Eugène Labaume. Paris, 1820. 2. Vols. 8.

Campagne de dix huit cent quinze. Par le général Gourgaud. Paris, 1818. 8.

Relation en ce qui concerne le maréchal Ney etc. Par M. Gamot. Paris, 1818. 8.

History of the war in France and Belgium, in 1815. By capt. W. Siborne. London, 1844. 2 Vols. 8.

Der Feldzug von 1815 in Frankreich. Hinterlassenes Werk des Generals Karl von Clausewitz. Berlin, 1835. 8.

Plane der Schlachten und Treffen ꝛc. Berlin, 1821—25. 4 Hefte. 4. Vom General A. Wagner.

The fall of Napoleon: an historical memoir. By Lieut. Col. J. Mitchell. London, 1846. 3 Vols. 8.

Genaue Erforschung der Thatsachen, und unpartheiische Würdigung derselben, in lebhafter, faßlicher Darstellung.

Aus meinem Leben. Friedrich Karl Ferdinand Freiherr von Müffling, sonst Weiß genannt. Berlin, 1851. 8.

Sehr verschieden von den früheren Schriften Müffling's, die noch bei seinem Leben erschienen sind. Lange verhaltener Groll gegen Blücher, Gneisenau und Boyen tritt hier ohne Scheu hervor und trübt Blick und Urtheil.

Erinnerungen aus den Jahren 1813 und 1814. Von Karl von Raumer. Stuttgart, 1850. 8.

Was ich erlebte. Von Heinrich Steffens. Breslau, 1841 ff. 8 Bde. 8.

Das Leben des Miniſters Freiherrn vom Stein. Von G. H. Pertz. Berlin, 1849 ff. 4 Bde. 8.

Ein Reichthum ohne gleichen von wichtigen Mittheilungen.

Lebensbilder aus dem Befreiungskriege. Jena, 1841. 44. 3 Bde. 8.

Vom Freiherrn von Hormayr.

Das Leben des Feldmarſchalls Grafen Yorck von Wartenburg. Von J. G. Droyſen. Berlin, 1851. 52. 3 Bde. 8.

Ein Werk voll Tüchtigkeit und Eifer, reich an lebendiger Geſtaltung und heller Färbung.

Erinnerungen aus meinem Leben. Von Wilhelm Ludwig Victor Grafen Henckel von Donnersmarck. Zerbſt, 1846. 8.

Wahrheitsliebend und derb, dabei mildén Sinnes.

Aus dem Nachlaſſe Friedrich Auguſt Ludwigs von der Marwitz auf Friedersdorf. Berlin, 1852. 2 Bde. 8.

Ein tüchtiger Kriegsmann, voll Vorurtheil und Leidenſchaft.

Nachrichten und Betrachtungen über die Thaten und Schickſale der Reiterei. Berlin und Poſen, 1823. 2 Thle. 8.

Vom General Freiherrn von Canitz.

Das Leben des Generals Grafen Bogislaw Tauentzien von Wittenberg. Von C. von Gorszowski. Frankfurt a. d. O., 1832. 8.

Beiträge zur Kenntniß des Generals von Scharnhorſt. Von H. von Boyen. Berlin, 1833. 8.

Der große Krieg. Von dem Generallieutenant Freiherrn von Valentini. Berlin, 1833. 34. 2 Bde. 8.

Theorie des großen Krieges. Von Wilhelm von Willisen. Berlin, 1840. 8.

Wiſſenſchaftliche Darſtellung, für kriegsgeſchichtliches Urtheil ſichre Quelle und Leitung.

Soldaten-, Kriegs- und Lagerleben. Von J. C. Kretzſchmer. Danzig, 1838. 2 Thle. kl. 8.

Lebhafte und ergötzliche Schilderungen, die überall, wo der Verfaſſer das Selbſterlebte erzählt, das Gepräge vollkommener Glaubwürdigkeit tragen.

Pantheon des preußiſchen Heeres. Von L. Freiherrn von Zedlitz. Berlin, 1835. 36. 2 Thle. 8.

Militair-Wochenblatt. Berlin, 1816—1848. 4.

Ein reicher Schatz authentiſcher Mittheilungen.

Preußischer Korrespondent. Berlin, 1813. 14. 4.

Vom Geheimen Staatsrath Niebuhr, dann von Ludwig Achim von Arnim und zuletzt von Schleiermacher herausgegeben.

Haude- und Spener'sche Zeitung. Berlin, 1813—1816. 4.

Königsbergische Hartung'sche Zeitung. 1815. 16. 4.

Denkschriften und Briefe zur Karakteristik der Welt und Litteratur. Berlin, 1838 ff. 5 Bde. 8.

Vom Hofrath Dr. Dorow. Im ersten Band ein Aufsatz vom General von Eisenhart, die Verhältnisse zwischen Bülow und Tauentzien betreffend; im dritten Band eine Berichtigung vom Freiherrn von Bardeleben auf Rinau.

Tagebücher

von

K. A. Varnhagen von Enſe.

Erſter Band.

18 D

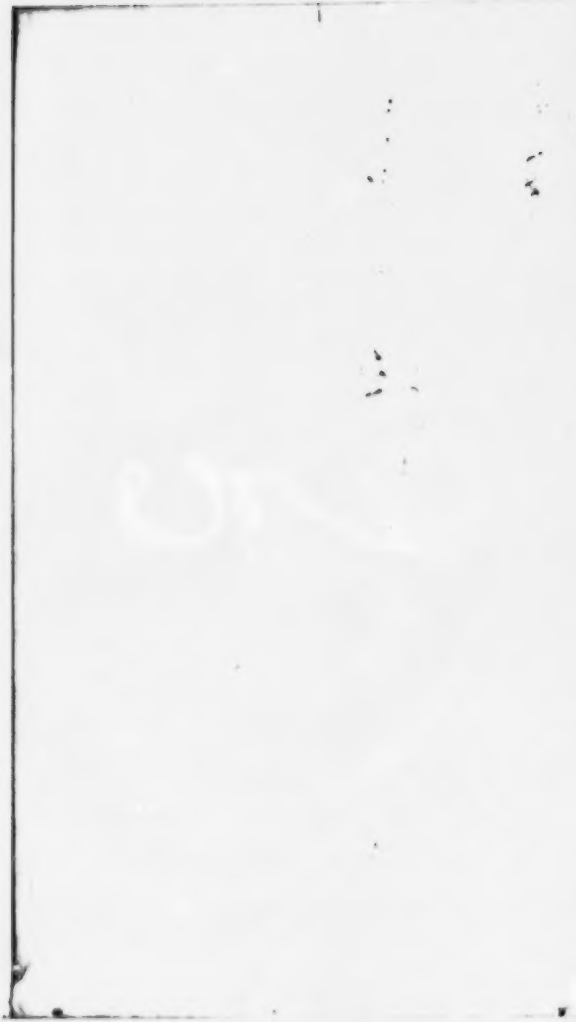

Aus dem Nachlaß Varnhagen's von Enſe.

Tagebücher

von

K. A. Varnhagen von Enſe.

Erſter Band.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.
1861.

Germ. g. 493 b/1

Das Recht der Uebersetzung ins Englische, Französische und andere fremde Sprachen ist vorbehalten.

Vorwort.

Die vorliegenden Tagebücher beleuchten in ununterbrochener Folge unſere jüngſte Vergangenheit. Was Varnhagen von Enſe zunächſt nur für ſich ſelber niederſchrieb, iſt in der That eine vollſtändige Darſtellung der preußiſchen Geſchichte geworden, die hier ſich unverhüllt und klar den Augen des Leſers darbietet. Während die erſten Blätter in Kürze den matten, ſchlaffen, gedrückten Zuſtand unter Friedrich Wilhelm dem Dritten zeigen, entrollt ſich in den folgenden das ganze Gemählde der Regierung Friedrich Wilhelm's des Vierten, mit all ihren verſchiedenen Anläufen und Schwankungen, welche die Revolution von 1848 ſtufenweiſe vorbereiten und unabänderlich hervorrufen mußten. Vieles bisher Dunkle und Ungewußte iſt hier zum erſtenmale aufgeklärt, das ganze preußiſche Staatsweſen, der König, die Miniſter, die ſich bekämpfenden Parteien, das Leben in der Geſellſchaft, der Wiſſenſchaft und Litteratur ſo bis zum innerſten Kern geſchildert, wie dies kaum einem Zweiten möglich ſein dürfte; Varnhagen erhielt von allen Seiten die genaueſten und zuverläſſigſten Mittheilungen, und ſo verband ſich in ihm mit

seltenem Darstellungstalent, mit dem umfassendsten und durchdringendsten Geist und dem sichersten politischen Blick die tiefste und schärfste Kenntniß der Lage der Dinge.

Was er in edlem Eifer, der sich oft bis zur flammenden Leidenschaft steigerte, im Dienste der Wahrheit und Gerechtigkeit treu und gewissenhaft niederschrieb, wird jeder Unpartheiische in seinem unschätzbaren Werthe erkennen. Es sind die Aufzeichnungen eines ächten Patrioten, dessen Herz feurig und liebevoll für Preußen, für Deutschland schlug, und der so begeistert und freudig jeden Aufschwung zur Freiheit, zum Wohl des Vaterlandes begrüßte, wie ihn die Schmach und Unterdrückung desselben mit tiefstem Schmerz erfüllen mußten. Wenn er während der unheilvollen Reaktionsjahre sich den Ausbrüchen des gerechten Zornes und Unmuthes überließ, so wird man auch in diesen die warme Liebe zum Vaterlande erkennen müssen, und in den oft starken, vielleicht maßlos erscheinenden Ausdrücken den natürlichen Aufschrei, die edle Empörung, die der Anblick der zertretenen Freiheit, der um ihre Rechte betrogenen Nation in jedem ächten Manne hervorrufen mußte. An solche Aufzeichnungen den Anspruch zu machen, wie an ein stilistisch-glattes und abgerundetes Kunstwerk wäre unrichtig, es durfte ihnen nichts von ihrer kräftigen Frische und Unmittelbarkeit genommen werden.

Ein Anhänger des konstitutionellen Königthums, und dem Könige Friedrich Wilhelm dem Vierten persönlich ergeben, ohne in seiner Nähe zu sein, hielt Varnhagen an diesen Gesinnungen fest bis auf's Aeußerste. Grade dadurch aber erhält die Entwicklung, die mit ihm selbst in

diesen Blättern allmählig vor sich geht, einen so besonders lehrreichen Karakter. Sie zeigt wie die neueste Geschichte auf einen normal gesunden Geist wirken mußte, der, von fast entgegengesetzten Prinzipien ausgehend, vermöge der Intelligenz seiner Auffassungskraft unter der zwingenden Macht der Ereignisse zuletzt erkennen muß, daß die wahre Volksfreiheit nur auf ganz anderem Wege zu erlangen sei! — Die Entwicklung, die Varnhagen hier gleichsam unter den Augen des Lesers an seinem eignen Menschen durchmacht — sie ist die Entwicklung, welche die letzten fünfzehn Jahre im Volksgeist im Allgemeinen hervorgebracht haben müssen, wenn diese Jahre keine verlorenen sein sollen. Es ist die Entwicklung, die tausend Andere wie Varnhagen an sich erlebt haben und die tausend Andere an ihm nachleben und an ihm durchmachen werden, sich nach seinem Beispiel an der Lehrkraft der Ereignisse bildend.

Neben der allgemeinen politischen Wichtigkeit dieser Tagebücher, geben sie auch ein treues Zeugniß von Varnhagen's edlem und herrlichem Karakter; sein hoher Geist, seine Zartheit und seine Kraft, seine Anmuth und die zermalmende Schärfe seines Witzes, seine persönliche Gutmüthigkeit und Menschenliebe, sein unbestechlicher Wahrheitssinn, seine wahrhaft ideale Uneigennützigkeit, zeigen sich in hundert Zügen. Hatte er, noch in den besten Jugendjahren bereits eine glänzend begonnene diplomatische Karriere verlassen, so wies er auch alle späteren für ein Talent wie das seinige verlockenden Anerbietungen zu erneuter Wirksamkeit im Staate mit Entschiedenheit zurück, da sie sich mit seiner

Ueberzeugung nicht vereinigen ließen. In ſtiller Zurückgezogenheit lebend, begehrte er nichts für ſich ſelbſt.

Ich halte es für eine heilige Pflicht das vorliegende Werk der Oeffentlichkeit zu übergeben; möge es weithin die Geiſter entzünden und erleuchten und tauſendfältig den Sinn für Freiheit und Vaterland anregen und ausbreiten, deſſen wir mehr als jemals bedürfen für die Kämpfe, welche die nächſte Zukunft ſchon uns bringen kann. Ein ruhmvolleres und glänzenderes Denkmal für den edlen Verſtorbenen und das zugleich mehr in ſeinem Sinne wäre, kann es nicht geben, als wenn in ſolcher Weiſe ſein Geiſt noch nach ſeinem Tode thätig fortwirkt für die heilige Sache, die er im Leben zu der ſeinigen gemacht.

Die Philiſter werden wieder zittern vor Schreck, die Reaktion wird wieder ſchäumen vor Wuth ſich in ihrer Nichtswürdigkeit enthüllt zu finden; was liegt daran! Meine Feinde mögen ſehen, daß es ihnen nicht gelungen mich einzuſchüchtern, und meine Freunde, daß ich getreulich und unbeirrt fortfahre die Aufgabe, die mir geworden, zu erfüllen!

Die ſchon früher mit den „Briefen von Alexander von Humboldt an Varnhagen von Enſe“ veröffentlichten Tageblätter ſind hier nicht wieder mit aufgenommen, da ſie dem größten Theile der Leſer als bekannt vorausgeſetzt werden durften.

Berlin, im Auguſt 1861.

Ludmilla Aſſing.

Wer es unrecht findet, wenn Persönlichkeiten ohne Erlaubniß der Personen zur Schau gestellt werden, durch Briefe zum Beispiel, die man drucken läßt, der darf auch keine Kenntniß von dem nach seiner Meinung unrechtmäßig Mitgetheilten nehmen, oder er macht sich der Schuld mitschuldig. — Leset also dergleichen Bücher nicht! Geht nicht hin, wo ihr die Sitte und Behandlung zu tadeln findet!

Varnhagen von Ense.

(Den 11. August 1836.)

Fürst von Bismarck in Brief an seine
Gemahlin d.d. 17. Jan: 1862:

" Neben mir liegt gerade Varnhagens Jagebuch; ich begriffe die Indiscretion der plötzlichen Veröffentlichung nicht, mit dem man diesen dürftigen Zeitspiegel von 1836-1845 verdammt.
Es scheint Gemeinheiten genug darin als jemandes wunde gerührt zu haben, nicht? Schämen, es ist ohne dem Leben. V. ist todt & bekannt, was ist das nicht? Es kommt nun darauf an, wie das Leben alle. Nehmen die einen oder des anderen reift, mit Würmstichen, mit Sonnenschein mit rosigem Wetter, bitter, süss oder fauel? "—

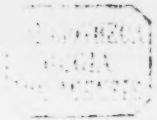

1835.

Berlin, Dienstag, den 11. August 1835.

Die Volkswidrigkeiten dauern hier noch fort; daß man die Fenster beim Könige und der Fürstin Liegnitz eingeworfen, ist ein bedenklicher Fortschritt in der Dreistigkeit, früher wäre das nicht denkbar gewesen. Der Herzog Karl von Mecklenburg ist förmlich ausgezischt worden und mußte sich fortmachen. Die Leute riefen, die französische Revolution solle leben, Napoleon, die Freiheit, alles was die Behörde verdrießen konnte.

In Frankreich wird der Mordversuch gegen Ludwig Philipp wieder auf das unsinnigste mißbraucht, anstatt nun mild und gesetzlich weiter zu gehen, sucht man augenblickliche Macht zu gewinnen, mit Umgehung oder Verdrehung des Grundgesetzes, — der unfehlbare Weg zum Sturze der Regierung! — Die Politik wird mir täglich fremder, und es wäre ein eigenes Geschick, wenn ein großer Umschwung mich noch wieder auf dieses Gebiet zwänge, nachdem ich es möglichst aufgegeben.

Dienstag, den 18. August 1835.

Schlechte Verordnung gegen Volksauflauf. An Verboten hat es schon bisher nicht gefehlt! Jetzt ist nur noch die Möglichkeit erhöht, daß man auch unschuldig hart gestraft werden kann; wie soll man sich aber hüten, unschuldig zu sein?

Dienstag, den 25. August 1835.

Rühle's von Lilienstern „Bericht eines Augenzeugen über den Krieg von 1806" rasch wieder durchgelesen. Ein unendlich lehrreiches Buch und noch weit lehrreicherer Stoff! Wäre ich König von Preußen, diese Geschichte ließe ich sorgfältig bearbeiten, die größten Meister müßten ihre Kunst daran versuchen. Die Quellen des Unglücks wären schonungslos aufzudecken, ihr Verlauf einleuchtend darzustellen. Es geht aus der Betrachtung jener Zeit unwidersprechlich hervor, daß das ganze Unglück von 1806 niemand schuld zu geben ist, als einzig dem Könige selbst! Nur der König selbst konnte das Ganze übersehen und leiten, einen Willen haben und ausführen. Statt dessen ließ er die Untergeordneten sich streiten und abmühen. Die politische Leitung und die militairische waren da, wo sie Einheit werden sollten, vernichtet, und selbst die Gebrechen der Verwaltung, der Ernennungen u. s. w. kamen an den Tag. — Auch die Sammlung der Bulletins von Napoleon aus jener Zeit durchgesehen. Sie waren für den Tag berechnet, und für die Franzosen, diesem Zweck entsprachen sie. Großes ist nicht in ihnen.

Sonntag, den 30. Auguſt 1835.

Die Politik widerwärtig. In Spanien wild! In Frankreich unſinnig! In Deutſchland lahm! Nur in England tüchtig. Kaliſch, Kaliſch! Ganz jämmerlich! Kein Zweck, kein Ergebniß möglich! Spielerei, Soldaten zeigen; ein paar Poſſenreißer von hier, Tänzer, und der wiener Geiger Strauß, die Repräſentanten der Kunſtunterhaltung. Gräßlich. Die Monarchen werden allerlei kleinen Mißwillen und Tadel gegeneinander faſſen, die Truppen ſich ſcheel anſehen, die Koſten bezahlt ſein und damit die Sache zur Ruhe gehen.

Montag, den 31. Auguſt 1835.

Armes Leben in Berlin jetzt; trauriger Zuſtand in öffentlichem Betreff. Alles ſtockt, alles iſt gedrückt, außer was ganz für ſich beſtehen und gedeihen kann, ſtilles Wiſſen und Denken, und vertrautes Geſpräch! — In Frankreich große Spannung, das Miniſterium ſpielt nicht ſich allein, ſondern die Monarchie. — Von der Zuſammenkunft in Kaliſch erwartet und fürchtet niemand etwas. Hier iſt das ganze ruſſiſche Verhältniß den Leuten ſehr zuwider.

Mittwoch, den 2. September 1835.

Die Preßfreiheit der Zeitungen in Frankreich ſcheint verloren. Royer-Collard und Dupin ſprechen vergeblich für ſie. Es iſt ganz richtig, damit das Haus Orleans falle, muß dergleichen vorangehen. Sie ſagen, die republikaniſche Preſſe habe im Volk ungeheure Fortſchritte

gemacht; deſto ſchlimmer! ſind der Feinde ſchon ſo viele, warum ſie noch vermehren durch alle die, welche es jetzt werden? Die ältern Bourbons machten es gerade ſo! Herr Thiers ſpielt eine elende Rolle!

Freitag, den 4. September 1835.

Der König hat die größte Abneigung, nach Kaliſch zu gehen. Man fürchtet feindliche Anſchläge; der Verſuch in Paris hat allgemeinen Argwohn verbreitet.

November 1835.

In der Nacht vom 3. zum 4. November wurde bei Zürich der Leichnam eines jungen Menſchen ermordet gefunden, achtundvierzig Stichwunden zählte man an ihm, die meiſten in der Gegend des Herzens, noch eine größere Zahl hatte die Bekleidungsſtücke durchlöchert. Dies alles ließ auf mehrere Thäter und auf den Gebrauch von Dolchen ſchließen. Der Ermordete war ein Flüchtling aus Preußen, der Student Ludwig Leſſing, Sohn eines Kaufmanns in Freienwalde. Man vermuthet, daß die andern Flüchtlinge in ihm einen ſpähenden Verräther, einen bezahlten Kundſchafter der Regierung geopfert haben. Die Unterſuchung blieb ergebnißlos.

Heute, den 22. Dezember 1835, im Gefühl des Unmuths und der Scham über die grauſame, alle menſchliche

Rückſicht verleugnende Verfolgung, welche gegen junge Schriftſteller verhängt iſt, denen man jedes auch noch ſo unſchuldige Wort im voraus verbietet, die niemand vertheidigen oder auch nur im Guten nennen, aber jeder höhnen und ſchimpfen darf, — heute frag' ich mich, was aus dieſer begonnenen Richtung werden, wohin ſie führen und wie ſie ſich wenden wird? Und ich kann keine Vorſtellung davon finden! — Ich weiß, alles wird anders, als man denkt; hier aber kann ich mir nichts denken, nicht den Fortgang, nicht den Stillſtand, nicht den Rückſchritt, und ich bin ordentlich neugierig, was ich in ſechs Monaten, ſo Gott will, hier als Antwort mir werde drunter ſchreiben können! Denn einige Antwort wird alsdann doch wohl ſchon herangereift ſein.

Den 22. Juni 1836.

Die harten, unſinnigen Maßregeln ſind zurückgenommen. Die Namen dürfen genannt, die Schriften unter Zenſur gedruckt werden. Der Jammer kleinlicher, chikanöſer, hemmender Aufſicht, Hinſchleppung, Widerſpruchs, Ungewißheit dauert fort. Mundt's Buch, ſchon zenſurirt, unterliegt einer neuen Zenſur, und dieſe ſteht ſtill! Laube darf ſich als Redakteur des „Mitternachtsblattes" nicht nennen, obwohl die Behörden wiſſen und geſtatten, daß er es ſei. Der dritte Theil von Knebel ſoll nicht ausgegeben werden, iſt es aber ſchon, und man läßt es dabei bewenden!

1836.

Den 12. März 1836.

Durch den Baron Karl von Schweizer, den ich früher nie gesehen, empfing ich heute ganz unerwartet einen Brief des Fürsten von Metternich, einen schon sehr alten, denn er ist noch vom Dezember des vorigen Jahres. Der Fürst wünscht Aufschluß über das junge Deutschland, und was er darüber sagt, ist nicht ohne Liebenswürdigkeit und Geist. So schmeichelhaft das Ganze für mich gewendet ist, so traurig sind doch die allgemeinen Betrachtungen, zu denen ich dadurch angeregt bin. Ich sehe aus allem gleich die Unmöglichkeit, hier einen Boden des Verständnisses zu gewinnen; mündlich könnte noch manches aufgehellt werden, aber schriftlich ist es nicht zu leisten. Dennoch werde ich versuchen, wie weit es gehen kann; die Hauptsache wird sein, daß ich meine Ansicht kurz hinstelle, und es wird dann darauf ankommen, ob mir der Fürst glaubt, denn erweisen und durchstreiten läßt sich dergleichen nicht.

Ich sehe, daß große Befangenheit herrscht, und auch große Dürftigkeit; wie könnte mir sonst der Fürst den Baron Schweizer so anrühmen, den ich nach einem anderthalbstündigen Gespräch für einen mittelmäßigen Kopf

erklären muß, der mancherlei auffaßt und nachſpricht, und eigentlich nur der herrſchenden Anſicht ſchmeichelt. Doch er iſt im Kabinet des Kaiſers von Rußland angeſtellt, und iſt wohl deßwegen für den Fürſten von Metternich von einigem Intereſſe. Uebrigens ſcheint er mir harmlos und milde, und durch litterariſche Liebhabereien ſehr befriedigt.

Den 15. März 1836.

Ich ergehe mich in Goethe's „Wanderjahren" mit erneutem Genuß, mit wachſendem Staunen und Ertrag. Ein weiter großer Dom, nicht ausgebaut, aber in ſeiner Unvollendung ſchön und erhaben, heiter im Einzelnen, beruhigend durch Hindeutung auf ein zu erahnendes Ganze. Schätze der Weisheit liegen hier ausgeſtreut, Gaben der Schönheit in tauſend Formen. Goethe iſt ein wahrer Lehrer, ein ſtarker, kundiger Menſchenführer. Die Mannichfaltigkeit der Welt, die Fülle des Lebens lehrt er kennen, und zuletzt führt er auf weiſe Betrachtung, auf höchſten Seelentroſt, auf wohlthuende Frömmigkeit zurück. Ich finde hundert ſeiner Sprüche und Schilderungen ganz bibliſcher Art und Kraft; der Dichter verſchwindet faſt unter dem weiſen Lehrer, dem verſöhnenden Vermittler, dem großen Verkündiger. Aber nicht nur das Größte und Wichtigſte lehrt er, ſondern auch im Beſondern und Kleinen weiß er tauſend Vortheile anzugeben, durch erfahrene Klugheit Schaden abzuwenden, Gewinn zu mehren. Ich habe mir in dieſen Tagen Schätze und Rathſchläge von ihm entlehnt, die dem nächſten Geſchäfte der Viertelſtunde wie vielleicht auch dem ganzen Jahre gleich heilſam ſind. Große Gedanken und ein reines Herz ſollen wir von Gott erbitten,

sagt er einmal; wie schön! Dann wieder, der Mensch möge sich selbst etwas Gutes gönnen! — Wie wenig ist noch diese Seite in Goethe gewürdigt worden!

Ich finde, daß man in der Jugend allenfalls Leitung, Rath, Zuspruch und Unterricht entbehren kann, aber im Alter hat man das alles dringend nöthig! Lernen wird da zum höchsten Bedürfniß, und schon der ist geborgen, der in Ermangelung des wahren Unterrichts in Sachen, wenigstens mit einem äußerlichen in Formen sich behelfen kann, zum Beispiel eine neue Sprache lernt. Mir fehlt es nicht an Lust und Trieb; allein wohl die glückliche Zusammenstimmung der Aufgaben und die Klarheit der einzelnen; mir kommt zu wenig in persönlicher Lebendigkeit, und alles nur in drängender Verwirrung und Zerrissenheit zu.

Montag, den 28. März 1836.

Alexander Humboldt war heute von 11 bis halb 2 Uhr bei mir, wegen der Vorrede zu seines Bruders Werk über die Sprachen; er nahm einige verbesserte Ausdrücke von mir an. — Ueber den preußischen Staat; wie es hergeht, was sich bereitet. Ueber den Kronprinzen, der seine wahre Denkart oft ganz verhehlt, seine Vorliebe für Personen oft geflissentlich verhehlt. Ueber Wittgenstein, den wir in die Wette loben. Ueber Witzleben, der geistesschwach geworden. — Der König hat seit vielen Jahren dem Bildhauer Rauch keine Bestellung gegeben, weil er höchst aufgebracht ist, daß dieser eine zweite Bildsäule der Königin angefertigt, ohne daß es ihm aufgetragen war; auch mußte er sechs Jahre auf die Bezahlung warten, und diese fiel sehr karg aus, etwa 8000 Thlr., anstatt 15,000, wie man dem Könige vorgeschlagen hatte. — Ueber die Königin,

wie sich durch Uebereinkunft und blindes Nachreden ein so falsches Bild festsetzen könne, als das jetzt gäng und gebe von dem Karakter der Königin; wer sie gekannt habe, der wisse recht gut, daß sie nicht der harmlose, liebevolle Engel gewesen, sondern äußerst selbstsüchtig, verschlagen, und daher versteckt, wie die mecklenburgische Familie überhaupt. Dies sei auch zum Theil auf ihre Kinder übergegangen. Der König hat sie öfters rüdoyirt, aber sie gab Anlaß dazu. Die Unglücksfälle des Jahres 1806 und bald nachher der unerwartet frühe Tod der schönen und doch immer liebenswürdigen und auch guten und gutmeinenden Frau haben einen Heiligenschein auf sie geworfen, der ihr eigentlich gar nicht paßte und dem Könige seltsam und oft unbequem war, den aber auch jetzt noch niemand angreifen dürfte und möchte. — Ueber Radowitz und dessen Anstellung bei der Bundesmilitairkommission; er werde sie zu benutzen wissen.

Den 12. Juni 1836.

Wir leben von und in Einrichtungen, die wir mißbilligen. Das ist eine große Verkehrtheit, deren Nachtheile stündlich ausbrechen und einmal das größte Verderben herbeiführen müssen. Der Staat und die Einzelnen sind hier in gleichem Falle. Niemand kann dies ändern; denn wer die Einsicht hat, entbehrt der Macht, wer die Macht hat, der Einsicht. Verwahrloster, unbeseelter, geistleerer war unser Zustand 1806 nicht, als jetzt. Wir haben keine Richtung, keinen Zweck, keinen Willen. Wir leben vom Ertrag früherer Kraft und frühern Geistes, und ärgern uns, daß diese noch so stark fortleben, obwohl

wir umkommen und in nichts zerfallen müßten, geläng' es uns, dieſe Nachwirkungen aufzuheben. Wir leben wie im Schlaf ohne Bewußtſein und Licht, das leibliche Leben kann dabei trefflich gedeihen und ſich erholen, und erwacht vielleicht ausgeruht zu herrlichen neuen Arbeiten. Aber der Himmel wende unterdeſſen jeden Ueberfall ab, jeden Feind, jede Gefahr! Auch manche gefährliche Krankheit entwickelt ſich vorzugsweiſe im Schlaf!

Welche Mittelmäßigkeiten ziehen ſich nach oben immer mehr zuſammen! Welche Schwächlinge, eitle, hohle, niedrige Schmeichler der Mittelmäßigkeit! Männer, die uns ſonſt nicht genügten, erſcheinen uns in dieſem Gegenſatz als wahre Helden, als unerreichbare Größen!

In einem Staate, der vorzüglich auf ſeinem Kriegsweſen beruht, von dieſem ſeine Bezeichnung hat, ſollte doch wenigſtens ein Offiziergeiſt, nicht ein Unteroffiziergeiſt, vorherrſchen!

Den 18. Juni 1836.

Blücher's Bildſäule war heute wieder, wie ſchon früher an ſolchem Siegestage, mit einem ungeheuern Kranze von friſchem Eichenlaub umwunden. Ein angeheftetes Blatt enthielt bloß das Datum: 18. Juni 1836. Man weiß nicht, woher dieſe Feſterinnerung veranſtaltet wird; die Behörde ſcheint ſich nicht darum zu bekümmern.

Herr von Melgunoff aus Moskau kam zu mir. Ein geiſtvoller, tüchtiger Ruſſe, ſehr Ruſſe, aber wie Deutſchland ſie wünſchen kann. Vor kurzem war der Fürſt Elim Mestſchersky hier, in dem Weimarer Kreiſe ſehr bekannt, edler und feiner Geſinnung und Bildung; dieſer hat ein-

geſehen, daß in dem Kriegsweſen und in der Diplomatie ihm kein erwünſchtes Ziel dargeboten ſei, und da ſein Geiſt nicht ohne Thätigkeit zu bleiben vermag, und nach weltlicher begehrt, ſo hat er ſich kurz und gut entſchloſſen, und ſich den gewerblichen Intereſſen, denen der Gemeinnützigkeit und der Volksanſtalten gewidmet. Kurz, ein wahrer Saint-Simoniſt, vielleicht mit Abſcheu gegen den Namen! Seine Berichte und Vorſchläge gehen unmittelbar an den Kaiſer, der ihn ſehr belobt. Was auf ſolcher Stelle mit ſolcher Begünſtigung ein echter Eifer leiſten kann, zeigt der Graf Stephan Széchenyi in Ungarn.

Düſſeldorf, Montag, den 11. Juli 1836.

Es iſt ein herrlicher Zug von Goethe, aus der Tiefe der reinſten Frömmigkeit geſchöpft, daß Fauſt durch die Vermittelung Gretchen's, der vorangegangenen Geliebten, ſelber zur Seligkeit geführt wird. Alles irdiſche Verbrechen, Gräuel und Schmach, die Bethörung, der Mißbrauch, die Verlaſſung, die Ermordung des Bruders, die Hindrängung zum Kindermord, der Tod durch das Schwert, — nichts, nichts von allem dieſen Entſetzlichen vermag der einfachen, unwiderſprechlichen Wahrheit entgegenzutreten, daß doch Liebe es war, welche Fauſt und Gretchen vereinigt hatte, dieſe Wahrheit iſt eine ewige, nichts kann ſie aufheben oder ihre Wirkung ſchwächen. Liebe war es, doch Liebe! die ſtärkſte, alles Irdiſche weit überragende Liebe! Sie führt überſchwengliche Verzeihung und Reinigung mit, die höchſte Seligkeit bleibt ihr Preis. Eine tröſtliche, erhabene Vorſtellung, die mich vorgeſtern auf der Reiſe viel beſchäftigte, mein beſtes Denken und Sinnen erweckte, mir im tiefſten

Herzen wohlthat! Ich war Goethe innig dankbar für die schöne Dichtung, die gleich einer Thatsache zu uns spricht. Ich machte unendliche Anwendungen ihres Sinnes, im Großen, im Kleinen. Wer mir dabei die Seele mit hellem Glanz durchleuchtete, wie im Heiligenschein, und doch so nah vertraut und zu meiner Stufe herabgestiegen, — ich will hier den geliebten Namen nicht hinschreiben!

Scheveningen, den 16. Juli 1836.

Ein katholisch-monarchisch Gesinnter suchte, mit aller bedauernden Mild. für die der Gerechtigkeit verfallene Schuld, den Satz darzuthun, daß Johannes Huß doch mit Recht durch die Kirche verdammt und getödtet worden. Wer sich gegen ein so großes Lebendige, dessen Geist die thätigsten Organe beseele, feindlich aufgelehnt, der sei ganz richtig von diesen Organen ergriffen und fortgeschafft worden. Allerdings! entgegnete man, das Recht liegt in der Macht, und ist diese nur gehörig ausgedehnt, so werden ihr auch die Formen, welche das Recht gleichsam ergänzen, nicht fehlen. Hat ein Räuber erst Gerichtshöfe und Schergen, so kann er seine Feinde ganz gesetzlich umbringen. So rechtfertigt sich denn auch die Verurtheilung Ludwig's XVI., der seiner Macht entkleidet nur klein und vermessen seinen Richtern gegenüberstand; er war kein König, wäre er noch König gewesen, so hätte er die Gerichtshöfe, die Gendarmen, die Kerkermeister und Scharfrichter zu seinem Gebot gehabt. — Hier trat eine Stille ein. So weit hatte der Erstere seinen Satz nicht ausführen wollen, die Folgerungen waren ihm zu groß, und er wußte doch nie, wo er sie abschneiden dürfte.

Gewiß, alles Elementare und alles Organiſche hat und übt ſeine Berechtigung. Der Geiſt aber iſt höher als beide, ſoll ſie ordnen und mäßigen. Er allein gibt wahres Recht. Wo er nicht war, oder entweicht, niſtet überall ein Unrecht, das ſich zuletzt furchtbar als ſolches aus jeder Verkleidung enthüllt und durch keine Formen zu hemmen iſt.

Im Haag, den 19. Juli 1836.

Hier in Holland übernimmt mich ein Gedanke, eine Ueberzeugung, die nicht rathſam wäre, laut zu ſagen: ich denke immer, dieſes ganze Land muß einmal preußiſch werden, und wie es für Preußen faſt nothwendig, ſo wird es für Holland glücklich ſein. Bildung und Wohlſtand würden unendlich dabei gewinnen. Wir haben wirklich den Völkern umher viel zu bringen, denen am meiſten, die ſich klüger dünken. Ich ſeh' es ein, ich, der ich uns nicht überſchätze!

Am 22. Juli 1836.

Das Holland, welches den Spaniern und den Franzoſen widerſtand, das, dem der Handel Oſtindiens und China's gehörte, das Holland der großen Mahler, das der Philologen, das der Naturforſcher (Boerhaave, Camper), das der großen Staatsmänner (de Witt, Heinſius) und Seehelden (Tromp, Ruyter) — alles dieſes Holland find' ich hier nirgends wieder! Ein abgeſchwächtes, durch revolutionairen Einfluß und monarchiſche Leitung aus ſeiner Urſprünglichkeit herausgeſetztes, kleines,

kleinliches, aber reiches und von großen Ueberresten zehrendes Nebenland!

Ems, den 5. August 1836. Freitags Abend um 7 Uhr.

— Was für Eindrücke wurden mir in Nassau! Das alte Stein'sche Haus und sein Garten lassen sich stattlich genug ansehen, die Lage ist schön, man sieht, daß hier ein reiches, bedeutendes Geschlecht sich fortgepflanzt hat; aber doch wäre jetzt ein Haus und Garten in offener guter Gegend, vor den Thoren einer bedeutenden Stadt, weit vorzuziehen, und es giebt hundert schönere, befriedigendere Landsitze. Ganz erschrocken aber bin ich über den altdeutschen Thurm, den der Minister Stein zum Andenken der Befreiungskriege mit jahrelangen Anstrengungen und Kosten aufgerichtet, von dem unaufhörlich die Rede war, und der auch mir immer als eine große Sehenswürdigkeit gerühmt worden ist. So was Klägliches und Geringes, Unzweckmäßiges und Geschmackloses habe ich mir nicht vorgestellt! Sich ein Studirzimmer zu bauen, ein Denkmal des wichtigsten Erlebten, einen Behaglichkeits- und Weihe-Aufenthalt, und nichts anderes zu Stande zu bringen, als diese Spielerei, muß das größte Mitleid einflößen! Die Außenseite will etwas versprechen, das Innere aber ist jämmerlich. Unten sind zwei kellerartige Badstübchen, tief hinab, mit Steinen ausgekleidet; einige bunte Glasscheiben verdüstern die unheimlichen Löcher noch mehr; jeder Mensch wird eine hölzerne Wanne in einem heitern warmen Gemach vorziehen! Enge, steile, hölzerne Treppchen führen in den ersten Stock, den ein mäßiges Schreibzimmer ausfüllt,

mit einer hübschen Aussicht, für Bücher ist ein enger Mauerwinkel als Versteck benutzt, während niemand hinderte, einen großen Saal gleich daneben im Schlosse zu haben. Durch noch schlechtere Treppchen gelangt man oben hinauf, wo die Tafeln mit den Schlachttagen sind, und die Büsten der drei Monarchen. Die Büsten von Marmor sind schön, die Tafeln — goldne Buchstaben und Ziffern auf Eisenplatten — sind nicht übel; aber alles macht doch nur einen dürftigen Eindruck, als Denkmal selbst ist es gar nichts, eine Armseligkeit im Vergleich des Geschehenen, als Andeutung eines Denkmals ist es zu wenig von Geist und Einbildungskraft belebt, ohne künstlerische Eingebung, ohne solche, die den Karakter wenigstens ausdrückte. So nehmen sich auch im Schreibzimmer die Bildnisse sehr gering aus. Die ganze Anordnung zeigt, daß Stein ohne höheren Kunstsinn, ohne Geschmack und Schönheitsgefühl war. Die plumpe Bezeichnung genügte ihm. Man sagt, er hat hunderttausend Thaler für den Thurm ausgegeben. Und während noch das Gewicht seiner Persönlichkeit dabei war, ließen sich auch ordentliche Leute blenden und bewunderten das Ding, und meinten, es wäre was damit, oder sie heuchelten und schmeichelten auch nur dem Alten ganz gemein. Jetzt aber zuckt jederman die Achseln, die Dienstboten des Hauses lächeln spöttisch, und sagen unverhohlen, es sei mehr davon geredet worden, als die Sache verdiene! Die Bäder werden nie gebraucht,. wiewohl im Schlosse täglich gebadet wird; die Aussicht im Schlesse ist schöner, die Zimmer geräumiger, anmuthiger, besser gelegen; der Thurm steht ganz öde; die obere Fußdecke, von Marmorplatten, gar zu schwer, und mußte weggenommen werden, nun liegen die Balken aufgerissen bloß, Schutt an den Wänden aufgehäuft, und kaum vier Jahre ist der Be-

ſitzer und Erbauer todt, ſo fällt ſein geliebtes Spielwerk ſchon wirklich in Trümmer, iſt ſchon zur Ruine gemacht! — Sein Schwiegerſohn, Graf von Giech, war eben anweſend; er und die Gräfin und einige Gäſte aus Naſſau ſaßen noch beim Mittagstiſch, und ich mochte mich nicht anmelden laſſen. Der Graf, Erbe ſchöner Beſitzungen in Baiern, und auf welchen Stein auch ſein vaterländiſches Geſchlecht und Beſitzthum mitvererben wollte, hat keine Kinder und ſeine Linie ſtirbt mit ihm aus, für ihn ein unermeßliches Leid, welches ihm all ſein Lebensglück zerſtört! Aber noch größeres Unheil hat ihn erfaßt; er iſt erſt im Beginn der Vierzige und ſchon die Welt ihm völlig in Grabesnacht verſunken! Er hat den ſchwarzen Staar. Seit einem halben Jahre iſt er völlig blind, hoffnungslos, und noch keineswegs darein ergeben, ſondern angſtvoll und jammernd! Der Unglückliche, Bedauernswerthe! — Dahin läuft nun aller Glanz und Ruhm und alle Herrlichkeit aus, welche dieſes bedeutende Leben des Miniſters Stein mit ſo großen Anſprüchen und Kräften ſeinen nächſten Angehörigen zu übertragen meinte!

Dienstag, den 9. Auguſt 1836.

Alles Leben auf der Erde verliert ſich in Dichtung; in den geiſtigen Duft einer ſchönen Blüthe. Alle Geſchichte, im Augenblicke ſelbſt, daß ſie aufgefaßt wird, verwandelt ſich zu jener Blüthe, und wird es immer mehr, je entſchiedener, kräftiger die Auffaſſung geſchieht, je weiter ſie fortſchreitet, je bedeutender und gedrängter ſich ihr Bild darſtellen ſoll.

Das Perſönliche ſchwindet ganz und gar; bei den unbedeutenden Perſonen in der Unbedeutenheit, bei den bedeutenden in der Bedeutenheit. Was iſt ein bloßer Name in den Geſchlechtsregiſtern der Bibel? Was ſind Moſes und Jeſus, mit allen Schilderungen von ihnen und ihrer ewig dauernden Wirkſamkeit? Keine Spur mehr von dem Perſönlichen, das wir meinen, wenn wir von ſolchem ſprechen! Ja, Napoleon, Fichte, Goethe, uns ſo nah und umſtändlich bekannt, ſind doch eigentlich ſchon völlig mythiſche Geſtalten. In allem, was von ſolchem Menſchen überliefert wird, iſt oft keine Spur ſeines wahren Weſens, und er ſelber kann ſein innerſtes Daſein weder in Schrift noch That erkennbar darſtellen, er kann es nur wirken laſſen und eingießen in die übrige Welt. Kein ergrübelter Gedanke, eine innere Anſchauung und Erfahrung! — Wie gleichgültig werden Lob und Tadel für die Todten! Um der Lebenden willen müſſen wir darauf halten. Unſre Sache iſt es, die wir behaupten!

Donnerstag, den 11. Auguſt 1836.

Ueber Perſönlichkeit und ihre Rechte nachgedacht. Ob und wie weit man einen Menſchen erforſchen darf? Ueber einkömmliche Sitte und Beſcheidenheit ſetzen hier Schranken, aber bloß äußerliche, geſellſchaftliche; von innen betrachtet, iſt das Recht unbedingt. Der Menſch will gar nichts andres, als ſeine Mitmenſchen erkennen, und er muß, auch ohne Willen und Bewußtſein, die Ziffern und Buchſtaben leſen, welche die Natur ihm überall entgegenhält. Phyſiognomik, Kranologie, Stimme, Schrift, Ausdrucksweiſe, Lebensgeſchichte, Anthropologie, Weltgeſchichte, Dichtung.

Die unwichtige Aeußerlichkeit will man auch nur meiſtens geſchont wiſſen, das wichtige Innere kann man nicht hehlen noch ſchützen vor dem wahren Blicke, der dafür geſchärft iſt. — Ein jeder lumpiger, roher Gerichtshof, infolge elender, wechſelnder Geſetze, ſoll das Recht haben auf den bloßen Anſchein einer Verwicklung mit begangenem Verbrechen, alle meine Heimlichkeiten zu erforſchen, meine Briefe, Verhältniſſe, Geſpräche, — und ein höchſtes Intereſſe geiſtigen Antheils, reinſten Wahrheitsforſchens, tiefſten Erkennens, ſollte da zurückſchrecken müſſen? Der Grundſatz, que la vie privée doit être murée, außerdem, daß er feig und nichtswürdig iſt, wird auch im Praktiſchen nirgends anerkannt, von keiner Behörde, von keiner Geſellſchaft, von keinem Einzelnen. — Wer es unrecht findet, wenn Perſönlichkeiten ohne Erlaubniß der Perſonen zur Schau geſtellt werden, durch Briefe zum Beiſpiel, die man drucken läßt, der darf auch keine Kenntniß von dem nach ſeiner Meinung unrechtmäßig Mitgetheilten nehmen, oder er macht ſich der Schuld mitſchuldig. — Leſet alſo dergleichen Bücher nicht! Geht nicht hin, wo ihr die Sitte und Behandlung zu tadeln findet!

Emſ, den 16. Auguſt 1836. Dienstag.

Prinz und Prinzeſſin Wilhelm (Auguſte von Weimar) heute früh auf der Promenade begrüßt, die Prinzeſſin mich gleich erkannt, auf mich zugekommen, mit mir geſprochen, von Geſundheit, Reiſen, Weimar, ihrer Mutter, und ob ich dieſe nicht beſuchen würde? Die Prinzeſſin ſieht leidend aus, der Prinz aber ſehr gut. Die Fremden ſind ganz erſtaunt über das ſchöne ſtattliche Paar, das in der That

den vortheilhafteſten Eindruck macht. — Der Wetteifer und die Jagd der Vornehmen und Halbvornehmen geht nun auch ſchon los, das Drängen, Nähern, Folgen, das Bitten und Warten, um einen Blick, ein Wort zu gewinnen. Die Gräfin von R. wird beſonders in dieſe Sonnenwärme von ihrem Gatten gedrängt, darf aber auch nicht verſchmähen, mit Herrn Anſelm von Rothſchild auf und ab zu gehen. Ich ſehe das alles immer mehr mit Rahel's Augen an, neugierig für Altbekanntes, ſcherzhaft im tiefſten Ernſte, mitleidig bei größter Würdigung! Die Leute wundern ſich, mich mit der Prinzeſſin ſo bekannt zu ſehen, und mich doch ſo zurückhaltend zu finden; wenn ſie erſt wüßten, daß meine ganze Sorge iſt, jede Einladung abzulehnen! Freilich war auch ich in dieſem Betreff ſonſt anders geſtimmt; doch Krankheit und Verdroſſenheit helfen der Weisheit nach! — Mit dem Prinzen Wilhelm viel geſprochen, von Reiſen, von Oeſterreich — öſterreichiſche Prinzen voriges Jahr in Schleſien — von den Franzoſen, von meinen Schriften (ich wende es in Scherz), von Goethe — ich hatte Uhland's Gedichte in der Hand. Der Prinz reiſt morgen nach Berlin, die Prinzeſſin bleibt vier Wochen. Die Prinzeſſin Abends auch wieder ſehr freundlich mit mir geſprochen.

Berlin, den 15. Oktober 1836.

Ich bin verſichert, daß eine Zeit kommen wird, wo man die Spöttereien und Ausfälle gegen die Mythen und Kirchenformen des Chriſtenthums, wie ſie zum Beiſpiel Voltaire, Friedrich der Große, d'Alembert verübt haben, gutmüthig und ohne Aergerniß anſehen, ja ein frommer

Christ sich daran mit Beifall ergötzen wird, wie schon jetzt an den naiven, derben, oft unehrerbietigen Behandlungen, welche jenen Gegenständen vom Volk und von Volksdichtern und Volkspredigern immerfort widerfahren sind. Denn im Grunde meinen es jene Männer doch vortrefflich, ihre Polemik geht aus einem religiösen Streben hervor, und was Christus meinte und wollte, ist dem Wesen nach mehr bei ihnen, als bei ihren Gegnern, die nur den Namen von Christus tragen und entwürdigen. Oder meint man, dem Gottgesandten sei an seinem Namen mehr gelegen, als an seinem Wesen? und die seinen Namen schimpfen, weil er ihnen etwas bezeichnet, was Christus in Wahrheit nicht ist, seien deßhalb seine Feinde? — Jene Zeit ist gewissermaßen schon jetzt da, im Einzelnen. Man sehe, was Saint-Martin von Voltaire sagt! Und Schleiermacher's Schwester, eine fromme Herrnhuterin, hatte die größte Liebe zu Friedrich dem Großen.

Den 20. Oktober 1836.

Heute bin ich mit dem Leben der Königin Sophie Charlotte im Entwurfe fertig geworden. In kaum sechs Wochen, bei so vielem Unwohlsein, so vielen andern Arbeiten, Briefen, aufgedrungenen Büchern, Besuchen — wahrlich rasch genug, mir selbst ein Wunder! Ich habe gute Stunden dabei gehabt, geistig erwärmte, voll Anerkennung und Liebe, das ist das Beste dabei; denn das litterarische Hervortreten wird mir immer unbefriedigender und lästiger; wiewohl es zum Schreiben stets ein erster und nachhaltiger Antrieb ist.

Den 3. November 1836.

Ein hieſiger Student hat an den geweſenen franzöſiſchen Miniſter Thiers ein Belobungsſchreiben gerichtet, daß er ſeinen Abſchied genommen. Auf der Poſt hier iſt der Brief geöffnet und zurückbehalten worden. Der Student wurde vom Senat der Univerſität verurtheilt, hier nicht weiter ſtudiren zu dürfen. Bei Gelegenheit dieſes Vorganges kam es zur Sprache, daß hier in allen Behörden der frühere freie und ſelbſtſtändige Geiſt erſtickt ſei, daß namentlich die Gelehrten überall nur die dienſtfertigſte Knechtgeſinnung zeigten, und nirgends mehr ein kühnes wackres Wort gehört werde; bei den Offizieren, in der Juſtiz, und in den Regierungen nun gar, ſei gleichfalls die angſtvollſte Demuth; und der ganze Staat ſei bloß dadurch ein andrer geworden, daß man ſeit zwanzig Jahren nur in einer gewiſſen Richtung befördere, belohne, vorziehe, ſodaß nun in allen wichtigen Aemtern nur Leute ſtehen, die alles gutheißen und thun, was eben grade in Gunſt iſt. —

Berlin bedarf einer freien Entwicklung, oder einer großartigen, geiſtvollen Machtleitung. Beides fehlt.

Den 6. November 1836.

Verwegnes Unternehmen des Sohnes von Louis Bonaparte und Hortenſe in Straßburg. Der Streich iſt völlig mißlungen, und mußte mißlingen. Er deutet aber dennoch vielleicht auf einen künftig gelingenden hin! Die Leute ſogar, die das Unternehmen verabſcheuen und verlachen, können dadurch zu abſonderlichen Gedanken erweckt wer-

den. Es liegt immer eine Warnung für Ludwig Philipp darin.

Den 7. November 1836.

Alle Anzeigen, die ich von Gans' „Rückblicken" lese, machen mir Verdruß und Aerger. Mündlich bekomme ich vortreffliche Worte der Anerkennung zu hören, einsichtsvolle Bemerkungen, gebührendes Lob; gedruckt hab' ich noch nichts Zureichendes gesehen. Unser Gelehrtenvolk wird mit jedem Tage stupider; die derbe Dienstbarkeit, in der die Regierung dasselbe hält, wirkt unaufhörlich im Stillen fort, und trocknet den letzten Rest der noch flüssigen Freiheit auf; servile Pedanten freilich können das Buch von Gans nicht würdigen! Aber auch die jüngern, zum Theil noch freien, noch kämpfenden Litterateren wissen durchaus nicht, worauf es ankommt; sie wissen nichts von der Welt, sie kennen die Stoffe nicht, welche Gans behandelt, noch die Ausdrucksweise, deren er sich bedient. Das Buch von Gans ist ein frischer Durchschnitt, an dem sich ein großer Theil unsres heutigen Weltinhalts klar erkennen läßt. Die Form ist leicht und angenehm, wie von einem Künstler, von einem Meister, aber der Inhalt ist tief; nur ein Philosoph und Staatsgelehrter konnte diesen in der heutigen Lebensgestalt so erkennen, ihn so herausziehen, bilden. Wo wir über irgend eine ältere Zeit solches Buch finden, greifen wir mit Eifer danach. Die rechten Leute thun dies auch jetzt, und wissen die „Rückblicke" wohl zu schätzen, die rechten Leute aber schreiben nicht immer. Es thut mir leid, daß Gans diese Erfahrung machen muß, die doch in Deutschland fast keinem Schriftsteller kann erspart bleiben.

Unſere Landsleute ſind ſchrecklich; erſt urtheilen ſie nur nach Autorität, und dann wieder laſſen ſie keine gelten! Alles nur gebrochen, verſplittert, zweideutig, mittelmäßig, bedingt, halb, kümmerlich, — das iſt deutſch! Wie frei, allgemein, gleichzeitig und vollſtändig iſt ein litterariſcher Erfolg in Frankreich und in England! Wie wird der Autor ſeines Werkes froh und, was noch mehr iſt, ſeines Lebens! — Ich habe ſchon oft gedacht, ich wollte einmal das rechte Wort über Gans zu ſprechen verſuchen; aber es geht faſt nicht, er hat mich zu oft genannt. Das Publikum nimmt das wiederum falſch. — Ich finde in dem Buche ſogar den Karakter des Verfaſſers von der beſten Seite wieder: bei äußerlichen Mitteln einer ſtarken Perſönlichkeit doch nur ein beſcheidenes Maß in der Tiefe; ein Sinn der Gerechtigkeit und Milde, wie er in der Welt ſelten iſt; ein Herz voll echter Güte, das einen doppelt freut bei ſo eminentem Geiſt!

Den 9. November 1830.

Seit dem letzten Kriege hat in Preußen der öffentliche Geiſt, das freie Leben, der heitre friſche Sinn immerfort abgenommen. Die guten Eigenſchaften und Anlagen dieſes Staats und ſeiner Bewohner ſind gleichſam verhüllt. Man muß aber nicht glauben, daß ſie verſchwunden ſind. Kommt die Gelegenheit einmal, wo die Verhüllung weggezogen wird, oder fällt, ſo wird man ſehen, was alles da iſt und hervortritt, und man findet es wohl gar im Stillen gewachſen. Unter Godoi's Herrſchaft konnte man die Spanier nicht ſehen, die nachher dem Kaiſer Napoleon widerſtanden und in Cadix ihre Konſtitution zu Stande brachten.

Aber das plötzliche Hervortreten des lange Unterdrückten iſt immer eine gefährliche Kriſis, ein Wagniß und Verderben!

Während nun unſre Behörden und Privaten, ſofern ſie an den Tag treten, ſo vorzugsweiſe ſervil, frömmelnd, beſchränkt und mittelmäßig daſtehen, daß man aus dieſen ſichtbarſten Lebenskreiſen faſt alles Leben geſchwunden glauben muß, hat dieſes Leben ohne Zweifel ſchon längſt wieder ſeine Stellen gefunden, wo es im Stillen frei und kräftig ſich entfaltet, geſchützt durch die Unſichtbarkeit, in der es noch neu und jung ſich bewegt! Welches dieſe Stellen ſind, können wir freilich nicht ſagen, wenn wir auch vielleicht ſogar in ihnen theilweiſe mitleben. Aber die Folgezeit, die den Gewinn davon zieht, wird auch den Urſprung erkennen und angeben können. Das Wichtigſte des Augenblicks weiß ſelten der Augenblick. Die ganze Römerwelt wußte nichts von dem Leben und Tode jenes jüdiſchen Lehrers, deſſen Namen einſt in ihr herrſchen ſollte. Und als Napoleon Bonaparte in die Schule zu Brienne aufgenommen wurde, dachte niemand in Frankreich an die Verbindung der Geſchicke dieſes Jünglings und der ganzen Nation. Nun grade ſo groß brauchen die preußiſchen Lebenskeime, von denen ich rede, nicht zu ſein, auch nicht ſo einzeln perſönlich!

Das Schlimmſte in Preußen iſt, daß alles ſtockt, daß keine Richtung lebendig und eifrig verfolgt wird, daß auf keiner Seite entſchiedener Vortheil, friſcher Gewinn iſt, daß auch die am meiſten Begünſtigten ohne freudigen Trieb und kräftigen Genuß bleiben. Was gedeiht, gedeiht aus ganz allgemeiner Lebenskraft, ohne Abſicht und Bewußtſein, gleichſam nur als Stoff eines künftigen Genuſſes und Zuſtandes.

Sonnabend, den 10. November 1836.

„Dieſes Thier, Staat genannt, ſtellt ſich überall unſern Schritten zähnebleckend entgegen und läßt uns nicht durch; vor ihm ſicher iſt nur, wer ihm auf den Rücken ſpringt und ſich als Ungeziefer von ihm nährt. Aber wie ſchmählich iſt eben das!“ So ſagt' ich geſtern im Eifer zu *, und das Bild fiel mir dann erſt auf, als wahr und treffend.

Man rühmte, daß die Engländer unſre deutſchen Naturforſcherverſammlungen nachgeahmt, und bei jenen käme viel Werthvolles heraus, dagegen unſre noch gar nichts bewirkt hätten. Ich fragte ganz einfach, ob unſre denn nicht jene bewirkt hätten, bei denen ja ſo viel herauskäme?

Alexander von Humboldt geſprochen. Er iſt ſehr zufrieden mit Jena. Die dortige Verſammlung war die beſte und ſchönſte, die er mitgemacht.

Mittwoch, den 30. November 1836.

Die „Theodicee“ von Leibnitz iſt ein Buch eigner Art und eignen Werthes, wie kein andres mehr zu finden iſt. Ein außerordentlicher Geiſt läßt ſich darin zu gewöhnlichem Verſtändniß herab, und giebt dabei gleichſam ſeine Außerordentlichkeit auf. Wir ſehen dieſe nur im Verſchwinden, wie den Reichthum eines Spielers, indem er ihn verliert. In der That begiebt ſich Leibnitz hier ſeiner größten Vortheile, ſeines ſpekulativen Geiſtes, ſeines freien Aufſchwunges, um in hergebrachten Annahmen und gangbaren Ausdrucksweiſen ſich dialektiſch zu bewegen. Was er herausbringt, iſt im Grunde nicht viel; es war nicht nöthig, ſo großen philoſophiſchen Aufwand zu machen, wenn es bloß darauf

ankam, die Offenbarung zu bestätigen. Allein, wenn es sonst heißt, le jeu ne vaut pas la chandelle, so kann man hier den Satz umkehren, und sagen, la chandelle vaut le jeu. Leibnitzens Thätigkeit und Verfahren ist lebendig, anmuthig und fruchtbar, er setzt die wichtigsten Gegenstände in Bewegung, wobei mehr als die von ihm aufgestellten Ergebnisse gewonnen wird. Der Reichthum seiner Kenntnisse und Einsichten, die Vielartigkeit seines Geistes, die Gewandtheit seines Ausdrucks kommen herrlichst an den Tag. Er hat auch die reichste und angenehmste Belesenheit in diesem Buche ausgestreut. Das ganze Buch ist liebenswürdig, als Unterhaltung vortrefflich, ein Schatz für seine Zeitgenossen, wenn auch als wissenschaftliches Werk nicht gewichtig und streng genug. Zum größten Vortheil gereicht dem Buche, daß die Königin Sophie Charlotte zu seiner Entstehung mitgewirkt; zum größten Nachtheil, daß die Ausführung sich allzu sehr und immerfort an Bayle heftet, der nur eine vorübergehende Macht seiner Zeit und in dieser schon eine halb aufgedrungene war. So trägt das Buch durchaus die Bedingungen seiner Zeitumstände, lebt und gedeiht und krankt und stirbt an ihnen. Wer es jetzt mit freiem Sinn liest, wird den größten Gewinn davon haben. Die vortrefflichsten Sachen stehen darin, die herrlichsten Einzelheiten.

Dr. Guhrauer hat mich zuerst aufmerksam gemacht, daß Leibnitz in der „Theodicee" von Johannes Angelus Silesius spricht, und namentlich die Sprüche des Cherubinischen Wandersmannes anführt. Seit zwanzig Jahren beinah ist von diesen Sprüchen wieder die Rede, in weiten Kreisen sind sie bekannt geworden, alte und junge Gelehrte haben davon gesprochen, niemand aber hat jene Stelle von Leibnitz erwähnt, also wahrscheinlich auch niemand sie

gekannt. Welche Vorausſetzung dringt ſich hier auf! daß in zwanzig Jahren in Deutſchland jenes berühmte Buch von Leibnitz gar nicht geleſen worden, ſo gut wie gar nicht, da jene gewiß merkwürdige Notiz niemals hervorgetreten iſt. Wie viele unſrer beſten Schriftſteller werden faſt nur noch genannt, aber kaum geleſen! Beſonders unſre Jugend lieſt faſt gar keine ältere Autoren. Klopſtock, Wieland, Leſſing ſind ſehr in dieſem Falle, ja ſogar auch Fichte, Friedrich Schlegel, Herder. Hier laſſen ſich wichtige Betrachtungen anknüpfen, über die Jahreszeiten in der Litteratur, die Wetterſtände, Strömungen, die Wiederkehr der Perioden. Offenbar tritt für Leibnitz wieder eine günſtigere Zeit ein; Guhrauer und Erdmann ſind ſchon Beweis dafür. Hab' ich doch ebenfalls grade jetzt das Leben der Königin Sophie Charlotte bearbeiten müſſen!

Daß Roſenkranz an eine Ausgabe der Werke von Kant erinnert, iſt auch nicht unbedeutend. Nachdem man ſich gewundert, was alles und wie lange die Menſchen vergeſſen können, kann man ſich gleich wieder wundern, auf was alles und wie fernher ſie zurückkommen!

Immerzu! Nur Fleiß und Thätigkeit unverdroſſen angewandt! Es geht nichts verloren, was einmal tüchtig geleiſtet worden, und der Schatz des Guten mehrt ſich immer!

Sonnabend, den 17. Dezember 1836.

Unſer Kunſtweſen zeigt ſeine Hohlheit immer bedenklicher, auf allen Seiten kracht es, ſenkt es ſich, berſtet es. Von allen Seiten ſieht man ſich nach Hülfe um. Die Künſtler klagen, daß ſie nichts verkaufen können, die Schüler

schmälern den Erwerb der Meister, die Liebhaber behaupten, daß die gekauften Bilder dunkeln und schlecht werden. Der gemachte Enthusiasmus will nicht mehr vorhalten. Hört man ein Urtheil, so ist es sicherlich der Widerhall einer Stimme vom Hofe her. Die Kunstschreiber stehen auch unter diesem Einfluß. Ganz Berlin läßt sich sein Urtheil von einigen Leuten machen, die vielleicht einige Kenntniß, aber wenig Geschmack und dafür sehr viel Anmaßung haben.

Freitag, den 23. December 1836.

Ich bin auf die Betrachtung gekommen, daß nach allen großen Kriegen in Deutschland gleich die Aristokratie wieder mächtig wird. So nach dem dreißigjährigen Kriege, nach dem siebenjährigen, nach dem Befreiungskriege. Friedrich der Große merzte sogar die unadelichen Offiziere aus seinem Heere aus. Nach dem Befreiungskriege begann in Preußen unmittelbar wieder die Adelsherrschaft, und ist seitdem ununterbrochen gestiegen, trotz aller scheinbaren Beispiele, die man für das Gegentheil aufbringen möchte. Der Dr. Erhard erzählte von einem Kerl, der betrunken aus einem Branntweinladen heraustaumelte, und als er den Kanonendonner wegen der Einnahme von Paris hörte, gleich ausrief: „Da hört ihr's, der Krieg ist vorbei, die Adlichen haben gesiegt!“ Erhard meinte, dieser Kerl habe die tiefste Staatseinsicht bewiesen.

Obige Betrachtung ist sehr einfach und natürlich. Das kleinste Tagesereigniß kann sie geben. Jede Bewegung, Noth, Eile gleicht die Stände aus, hebt die Talente hervor. Nachher treten gleich die Unterschiede wieder ein.

Der Begünſtigte, auch wenn er erſt eben heraufgekommen, ſorgt dafür.

Montag, den 26. Dezember 1836.

In den Memoiren von Mackintoſh und in den Briefen der Sevigné geleſen. Auch im Neuen Teſtamente geſtern den Anfang der Apoſtelgeſchichte. Ich mußte mich oft verwundern und meine Betrachtungen anſtellen. Das Alte Teſtament iſt viel klarer, derber und eigenthümlicher, als das Neue. Beide Bücher können und werden noch lange vorhalten; aber nicht immer, es wird eine Zeit kommen, wo es unmöglich ſein wird, jenen Inhalt in ſolcher Form zu verbrauchen; man wird die Form als ſolche bewahren und in unſchätzbarem Werthe halten; aber den Inhalt wird man unvermeidlich in andere Form gießen. Eigentlich thun das die kirchlichen Anſtalten und Lehrer ſchon immer, Erbauungsbücher und Dogmatiken ſind Verſuche, aber nur im Kleinen. Die katholiſche Kirche iſt am weiteſten gegangen, ſie verbietet dem Laien das Leſen der Bibel. Ich bin überzeugt, der nächſte große religiöſe Fortſchritt kommt nicht aus dem Proteſtantismus, ſondern aus dem Katholizismus, er hat mehr Zeugungskraft, in die er freilich ſein eigenes Beſtehen mitverwendet!

Dienſtag, den 27. Dezember 1836.

Die Seite Schleiermacher's, von der er am merkwürdigſten und bedeutendſten iſt, hat noch gar keine Beachtung gefunden. Was er als Gelehrter, als Prediger, als Schrift-

steller, überhaupt als Mann von Geist und Wissen war, lasse ich gern in seinem höchsten Werthe gelten; doch erscheint es mir nur als die glänzende Ausstattung, die er zu seinen eigentlichen Lebensgeschicken mitbekam. In diesen letztern, in den Aufgaben, die er als Mensch in der Sphäre des rein Menschlichen zu verarbeiten hatte, liegt seine höhere Bezeichnung, sein größtes Interesse für die Welt.

Er hatte große und mannichfache Schicksalslasten zu tragen, er erlag ihnen zum Theil. Daß er zu diesen Bezügen auserlesen war, sie in ihm so rauh zur Sprache kamen, bezeugt ihm eine nahe Verwandtschaft mit den Himmelsmächten, welche diese Loose niederstreuen. Dieses Schicksalsreiche hat die Welt an Schleiermacher bisher fast ganz übersehen. Es kommt aber nur darauf an, den Blick dahin zu leiten, und jeder wird es leicht erkennen.

Schon die Mißgestalt seines Körpers war für diese feine und schöne Seele eine grausame Einhüllung. Er empfand diese Widrigkeit tief, von der Jugend bis in das Alter. Er glaubte auch fest, daß dergleichen zurückwirke, und sagte einst in Halle, er getraue sich in allem was er schreibe, ja fast in jeder Periode, eine schiefe Richtung, einen mangelhaften Fleck, eine Spur von Gebrechen nachzuweisen. In seinen Beziehungen zu Frauen hatte er ohne Unterlaß diesen Uebelstand zu empfinden, zu bekämpfen.

Seine Leidenschaft zur Predigerin Grunow hatte das größte Schicksalsgepräge. Fast niemand weiß jetzt noch diese Geschichten, nur sehr wenige Personen waren überhaupt darein eingeweiht. Doch dürften die urkundlichen

Zeugniſſe davon einſt noch bekannt werden*); ſie ſind irgendwo verwahrt.

Tragiſcher noch waren die Vorgänge in ſeiner nachherigen Ehe, die Geſchichten mit Marwitz, mit der Fiſcher. Wer dieſe Sachen unter den richtigen Geſichtspunkt zuſammenfaßt, wird geſtehen, daß Schleiermacher furchtbar kämpfen und leiden mußte ſein ganzes Leben hindurch. Das Edelſte und Beſte wandte ſich ihm zur Qual, in ihm und außer ihm widerfuhr ihm das.

Aber auch in derjenigen Richtung, die am offenſten zu Tage lag, am meiſten Erfolg und Gedeihen erwies, in ſeiner wiſſenſchaftlichen, theologiſchen, ſchriftſtelleriſchen Bahn, in ſeinem Geiſteswirken, hat er ein ſchweres und hartes Verhängniß erduldet. Der Sturm der Welt, in den er ſeine eigenen Kräfte mitgeliehen, den er gewiſſermaßen mitaufgerufen, hat ihn krumm wie einen Haken gebogen, deſſen Spitze nun ganz umgewendet dahin zielt, wohin ſie nie zielen wollte. Man kann behaupten, Schleiermacher zumeiſt und faſt allein hat es bewirkt, daß die Religion in der gebildeten Welt, in der geiſtreichen und litterariſchen, wieder Wurzel gefaßt hat. Was er aber als Religion meinte und gab, iſt kein Geheimniß. Sein Geiſt und ſeine Bildung vermochten das neue Band zu knüpfen. Was aber geſchah? Die Welt war gieriger, die Rechtgläubigkeit kräftiger, als er gedacht. Sie ergriffen den Vermittler, und riſſen ihn in der Bahn, die er geöffnet, mit unwiderſtehlicher Kraft fort. Er wehrte ſich, ſo gut er konnte, fand aber den Punkt nicht, wo er wirklich widerſtehen, noch den, wo er ausſcheiden konnte; um

*) Sie ſind ſeitdem bekannt geworden. „Aus Schleiermacher's Leben. In Briefen." (2 Bde., Berlin 1858.)

nur nicht unterzugehen, mußte er täglich mehr von seinem ursprünglichen Sinn abweichen, täglich mehr sich in das einhüllen, was er hatte abwerfen wollen, täglich künstlichere Ausflüchte suchen, und dann doch größere Lasten der Heuchelei und Anbequemung auf sich nehmen. Zuletzt hatte er, ohne daß seine Gesinnung und Denkart sich im geringsten geändert hatte, die Liturgie angenommen und der Rechtgläubigkeit sich unterworfen! Welch ein Geschick, welche Wendung für ihn, der vom „Athenäum", von der „Lucinde", vom „Platon" ausgegangen war, und eigentlich noch immer bei diesen stand! Für ihn, der die Bibel hatte beseitigen wollen, sie aufzulösen versucht hatte! Für ihn, dem das klassische Alterthum doch die liebste Beschäftigung gewesen, und der lieber weltliche Dichtungen als geistliche Reden geliefert hätte! Er war einmal Theolog, Kandidat, Prediger; er konnte sich leicht und erfolgreich in dieser Sphäre bewegen, er konnte diesen Boden auch nicht sogleich missen, drum blieb er dabei. Und dafür wurde er mehr und mehr eingefangen und fortgetrieben in das ihm Widerwärtigste. — Viele Jahre ging er mit dem Verhaben um, als Hauptwerk seines Lebens einen Roman zu schreiben, wie etwa „Wilhelm Meister" einer ist; als Studien dazu wollte er vorher ein paar Bände Novellen liefern, die besonders auch das Leben der untern Stände schildern sollten. Er hat mir oft davon gesprochen.

1837.

Freitag, den 6. Januar 1837.

Neuer Angriff auf den König der Franzosen. Am Hof und in der Diplomatie hier ist große Bestürzung; im eigentlichen Publikum, das heißt die freien Leute, oder wo die gebundenen sich einen Augenblick als freie ansehen, macht man sich nichts daraus, ja lacht dazu. Eigentlich ist eine recht schlimme, ja furchtbare Stimmung in der Menge, schreckliche Gleichgültigkeit und dumpfer Trotz, der nur nachgiebt, weil er muß, aber den Zeitpunkt erwartet, wo er es nicht mehr braucht.

Sallustius, Tacitus, Livius, — eine uns fremde Welt! Im Zusammenhange rasch hintereinander gelesen, machen diese Autoren einen unglaublichen Eindruck. Niebuhr meinte einmal gegen mich, er zweifle, ob jetzt jemand, außer ihm, den Livius wirklich ganz gelesen habe, und war sehr verwundert, als ich ihm sagte: Ich. Es gehört aber Muth dazu, wenn man philologisches und kritisches Interesse hat, dies so ganz beiseite zu werfen; thut man das nicht, so geht der Eindruck unrettbar verloren.

Donnerstag, den 19. Januar 1837.

Platen's Bücher vom Staat wieder vorgenommen. Der Inhalt liegt uns ganz nahe, aber die Form rückt ihn in ungemessene Weite. Anwendbar ist davon nichts, aber brauchbar alles, ja unentbehrlich.

Gar ein schönes Buch ist Fichte's von seinem Sohne beschriebenes Leben; das Herz quillt über von Verehrung und Liebe für den herrlichen Mann. Das Buch ist so wenig gekannt, und sollte in jedermanns Händen sein, der diesem Inhalt gewachsen ist. Es sollte wenigstens drei, vier, sechs Auflagen erlebt haben!

Sonnabend, den 21. Januar 1837.

Alexander von Humboldt tief betrübt über den Tod des Mahlers Gérard in Paris; ergrimmt und empört über unsre hiesigen Zustände. Wenn in der allgemeinen Stagnation noch etwas geschieht, so ist es gewiß nur jammervolles! Professor Stenzler in Breslau, der Sanskritgelehrte, ist abgesetzt, weil entdeckt worden, daß er vor zehn Jahren zur Burschenschaft gehört hat! Diese Untersuchungen werden mit Gehässigkeit, Unverstand und mit Verletzung aller Gerechtigkeitsformen geführt; die ganze Justiz ist bei uns demoralisirt; das Kammergericht hat bei diesen Untersuchungen seinen alten Ruf vollkommen eingebüßt. Ich kann über die Thatsachen nicht urtheilen, aber die Wirkung im Publikum ist unleugbar. Herr von Kamptz soll auf das Verderben unserer Justiz den größten Einfluß gehabt haben, und man sagt es laut, da sehe man es, was für ein Schaden es sei, wenn ein dummer, unfähiger Mann auf hohem Posten stehe.

Der Zenſurjammer nimmt auch kein Ende. Der Zenſor John iſt erfinderiſch in neuen Quälereien, er iſt witzig in Anwendung ſtets neuer Chikanen, Bedenklichkeiten und Weitläufigkeiten. Wenn er nicht von Tollheit befallen iſt und aus Verrücktheit handelt, ſo iſt er ein infamer Schuft!

Den 22. Januar 1837.

Geſtern ſchrieb ich Schimpf und Schande gegen den Zenſor John; heute leſe ich ſeine Ehre in der Staatszeitung, er hat beim heutigen Ordensfeſte den Rothen Adler vierter Klaſſe bekommen. Ein Menſch, der die Büberei ausgeübt hat, nach unſrer Beſitznahme von Sachſen eine Schmähſchrift gegen Preußen zu verfertigen, heimlich drucken zu laſſen, in der Provinz zu verbreiten und dann bei der preußiſchen Behörde die Perſonen polizeilich anzugeben, bei denen die Schrift ſich fand! Die Geſchichte iſt nicht nur ſo erzählt, ſondern gerichtlich erwieſen und der Anſtifter mit namhafter Strafe belegt worden. Aber nun iſt doch der Herr Geheime Hofrath John das liebe Kind und Ritter des Rothen Adlers, wenn auch nur der neuen unterſten Klaſſe! Und das ſoll nun doch eine Ehre ſein? Wohl bekomm's!

Ich habe den ganzen Tag rein vergeſſen, daß heute Ordensfeſt war. Wie ſchön! — Ich freute mich, daß der Himmel etwas heiter wurde, daß mir Dr. Guhrauer ſeine Leibniz'ſche Schrift brachte, daß ich etwas ſchreiben konnte.

Mit Leſen ging es mir ſehr ſchlecht. Ich hatte den Suetonius genommen, war aber zu krank für den Gräuel. Welch ein Abſchnitt der Menſchengeſchichte iſt das! Und daß unter dieſem gräßlichen Fell die zarten Fibern des

Christenthums wuchsen und gedieben, diesen Trost muß man hinzudenken, der römische Geschichtschreiber weiß davon nichts.

Man ist hier wüthend über die Entweichung der in Frankfurt am Main gefangen gewesenen Studenten. Man beschuldigt die Behörden, diese Flucht begünstigt zu haben. Gestern stand in der Staatszeitung ein angeblich aus Frankfurt eingesandter, aber hier geschmiedeter Artikel über das Ereigniß, voll plumper Wuth, erbärmlich bis zur Lächerlichkeit.

Freitag, den 27. Januar 1837.

Sie sind hier am Heie ganz wüthig über die Freisprechung der Bonapartistischen Aufrührer durch die Geschworenen in Straßburg; sie schreien über Unsinn, Schändlichkeit, Verrath, sie thun, als wenn nun alle Ordnung und Gesetzlichkeit bedroht wäre. Aber als der Graf Kergerlay vor Gericht stand und seine Schuld durch seine Vertheidigung nicht nur eingestand, sondern noch steigerte, und doch freigesprochen wurde, als die Vendeer Aufrührer von nachsichtigen Geschworenen, trotz offenbarer Thatsachen, für nicht-schuldig erklärt wurden, da waren jene Schreier sehr zufrieden, billigten und rühmten den Spruch. Und als Louis Philipp die Herzogin von Berry den Gerichten entzog und freiließ, selbst neuerdings, als er den jungen Bonaparte straflos fortschaffte, da thaten sie alle, als wäre das ganz natürlich und recht. Und doch hat Louis Philipp durch dies Verfahren augenscheinlich die Landesgesetze gebrochen und seine Willkur über sie gesetzt; die Geschworenen in Straßburg aber haben nur gethan, was sie durften, denn es ist ihr Recht, lediglich nach ihrem Gewissen zu

ſprechen, und die Männer wären verabſcheuungswürdig geweſen, welche durch ihre Entſcheidung über Vorgänge, deren Anſtifter mit Ehren und ohne Strafe entlaſſen worden, die minderſchuldigen Verführten unter das Beil der Guillotine geliefert hätten. — Die Schreier am Hofe ſind aber auch wie die Geſchworenen in Straßburg, ſie urtheilen und ſprechen nach ihrer Meinung, und was ihnen taugt oder gefällt, ſoll gelten.

Solche Ausſprüche von Geſchworenen und Richtern fallen übrigens alle Tage vor; in jeder Preßfreiheitsſache, wo eine Freiſprechung erfolgt, denn ſelten iſt eine Anklage ganz grundlos; aber man will eben den Grund nicht gelten laſſen. So ſprach früher das Kammergericht die Umtriebe frei, die jetzt, bei viel geringern Thatſachen, unbarmherzig verurtheilt würden; ſo wurde Jahn von dem Oberlandesgericht in Frankfurt an der Oder freigeſprochen, und Kamptz und Konſorten wollten unſinnig werden vor Wuth. Aber man will vergeſſen, man will nicht ſehen, man will den einzelnen Fall als unerhörte Ausnahme ſtellen. Die Welt iſt gewiſſenlos, ſofern ſie thätig iſt. Goethe ſagt, der Handelnde iſt immer gewiſſenlos; er hat recht, das Gewiſſen gehört der Beſinnung an.

---

v. Maltitz

Montag, den 30. Januar 1837.

** war geſtern lange bei mir. Wir ſprachen über die Schwierigkeit, jetzt als Diplomat zu beſtehen. Es geht alles auf Nebenwegen, und die eigenen Regierungen geben ihre Angeſtellten preis. Hat doch der Kaiſer Nikolaus zu dem franzöſiſchen Botſchafter Barante, alſo zu einem, den er wie einen Feind anſieht, in St. Petersburg geſagt:

„Je vous ai délivré d'un grand intrigant", indem er von Pozzo di Borgo's Versetzung nach London sprach, wo derselbe denn doch noch immer sein Botschafter ist.

Dienstag, den 31. Januar 1837.

In der sächsischen Ständeversammlung wird scharf gerügt, daß der Papst den verstorbenen König Anton öffentlich getadelt habe. Seltsame Stellung, den Papst angreifen zu dürfen aus Eifer für den König! Hier nimmt man das gern hin, in Dresden ärgert's!

Donnerstag, den 2. Februar 1837.

Es ist ungemein aufgefallen, daß gestern in der Staatszeitung ein eigener Artikel verkündigte, mehrere wichtige Gesetzentwürfe wären Ursache, daß der König für dienlich erachtet habe, alle Provinzialstände der Monarchie zu gleicher Zeit einzuberufen und ihnen jene Entwürfe zur Berathung vorzulegen. Diese Maßregel hat etwas, das über das Provinzielle hinausgeht, und ist insofern eine Merkwürdigkeit. Noch nie ist dergleichen geschehen, und noch nie hat die Staatszeitung von den Provinzialständen in dieser Art gesprochen!

Mittwoch, den 1. März 1837.

Abscheuliche Verfügung unsres Polizeiministeriums gegen den Marquis Arconati-Visconti in Bonn, der darauf so-

gleich das preußische Gebiet verläßt! Herr von Humboldt sagte gestern wiederholt und ganz laut, es sei für uns eine Schmach, daß wir einem Lande angehörten, wo dergleichen geschehen könne. Die Rochow'sche Verfügung ist wirklich nicht nur brutal und ganz unbegründet, sondern auch unsinnig. Dies ganze Verfahren ist empörend. Und gegen solcherlei giebt es jetzt in Preußen keine Hülfe!

Humboldt tadelte gestern sehr Ranke's Schreibart, es sei, als ob er eine fremde Sprache ungeschickt nachahmte.

Donnerstag, den 2. März 1837.

Mit größtem Antheil hörte ich heute von dem Gedeihen der landwirthschaftlichen Lehranstalt sprechen, welche der aus Jena berufene Professor Schulz in Neuvorpommern eingerichtet hat. Der treffliche Mann nimmt seine Sache ganz im Großen und eröffnet die reichsten Aussichten. Schon finden sich die Mecklenburger zahlreich bei ihm ein. Auch in diesem Zweige wird Preußen zum Vorbild und Muster, schon zum zweitenmale, denn bereits Thaer in Möglin hat früher das Seine redlich gethan. Professor Schulz meint, künftig würde niemand in Deutschland ein Landwirth sein können, der nicht studirt habe, und fünftausend höhere Landwirthe wären nicht zu viel für Deutschland. Das sind echt Saint-Simonistische Vorstellungen und Betriebe, und die größten Verbesserungen werden auf diese Weise in dem ganzen Gesellschaftszustande bereitet, still, unscheinbar, aber mächtig und sicher. Und immer ist es doch wieder Preußen, wo dergleichen betrieben wird, wo das Gute gedeiht, und für andere Länder mit; dasselbe Preußen, wo der Polizeiminister einen so empörenden Be-

fehl geben kann, wie der gestern gerügte in Betreff Arcenati's! Ich nehme das heute erfahrene Gute wirklich als Ersatz und Ausgleichung für jenes Schmähliche!

Freitag, den 10. März 1837.

Daß im Herbste zu den Kriegsübungen dreitausend Russen als Gäste hierher kommen sollen, regt ungemeine Mißstimmung auf; ich kann nicht leugnen, daß mir die Sache höchst verfänglich vorkommt. Es ist ein Anfang, dessen Verlauf und Ende man nicht absehen kann; ein bedenkliches Beispiel, das man besser nicht gäbe! — Gleichzeitig mit dieser Nachricht verbreitet sich die andere, daß der Herzog von Orleans die Prinzessin Helene von Mecklenburg-Schwerin heirathen werde; diese Nachricht wird im Publikum günstiger aufgenommen; gutes Vernehmen mit Frankreich gefällt, neue Friedensgewähr ist erwünscht.

Heute Abend war ich bei Herrn von Stägemann; seine Marmorbüste von Rauch war angekommen und aufgestellt; er sieht darin aus wie ein Luther, der lacht; ein schönes Werk! Rauch war selber dort, auch Friedrich Tieck.

Gründonnerstag, den 23. März 1837.

Ueber die neue Anordnung des Kriegsministeriums wird viel gesprochen. General von Witzleben behält seine Ministerbesoldung ganz; General von Rauch ist Vorstand des Ministeriums und wird bald wirklicher Minister werden. Kein neuer kräftiger Anstoß, der so nöthig wäre, kein frischer, umsichtiger Geist; — nur altes Flickwerk! Man sagt,

der nachtheilige Eindruck, und besonders die nachtheilige Fortwirkung, werde im Heere nur allzu groß sein. Der Herzog Karl von Mecklenburg-Strelitz wird als sehr aufgebracht geschildert. Am meisten wird es, so glaubt man, der General von Müffling sein. Beide sollen nach dem Posten gestrebt haben.

Montag, den 27. März 1837.

Oesterreich hat uns seine engherzige Zensur empfohlen und gegeben, und nimmt nun selbst eine mildere für sich! In Wien nimmt die Druckfreiheit auffallend zu, auch in Prag entsteht eine neue Zeitschrift in diesem Vertrauen auf mäßige Zensur! Für uns ist alles auf Jahre hinaus hier verdorben!

Sonntag, den 2. April 1837.

Herrn von Humboldt gesprochen; er will uns eine Vorlesung halten. Berlin ist ihm langweilig und drückend, er sehnt sich nach Paris.

Wie lernt man die Ausgezeichneten, die Echten unter den Menschen, auf's neue schätzen, achten, lieben, wie lernt man ihnen Recht geben, sie preisen, wenn man einige Zeit genöthigt wird, sich mit den Gemeinen näher abzugeben, sie vor sich zu haben und zu bemerken! Nicht nur einem Goethe, einem Rousseau giebt man Recht, wie auch jedem Vornehmen, daß er diese Gemeinen von sich abweist: und wenn er auch selber ein Lumpenhund ist, den andern

Lumpenhunden geschieht schon recht, daß auch ein solcher sie verachtet! — Ueber Adel und Aristokratie ist meine neueste Wahrnehmung diese: Sind die Vorzüge, welche die ersten Klassen haben könnten, aus ihnen gewichen, so sind sie in den geringern auch nicht zu finden; hier sind jetzt die Vornehmen knechtisch, aufgeblasen, geschmacklos prahlerisch, aber die Bürgerlichen, die sich zunächst an jene hinaufdrängen, sind dies alles noch weit mehr, gegen jene kann man Empörung fühlen, gegen diese nur Ekel. Und so drängt sogar noch die Aristokratie der Bildung wieder zu der des Standes hin!

Dieser Tage sah man vierzig Ballen schönen weißen Papiers in die Druckerei von Trewitsch fahren; sie sind ein Theil der viel größern Zahl, welche zu der englischen Uebersetzung des Buchs von Bettinen erfordert werden, denn siebentausend Exemplare sollen gedruckt, nach England gesandt und dort verkauft werden. Jederman hat Bettinen abgerathen, Gelehrte, Buchhändler, Geschäftsleute, jederman versichert, die Sache könne nicht glücken, sie müsse den größten Schaden bringen; aber Bettine beharrt in ihrem Vorsatz und in ihrer Hoffnung. Daß alle Gründe dagegen sind, leuchtet auch mir ein: aber der standhafte Eifer macht mich zweifelhaft; vielleicht ist eine echte Eingebung dahinter, und gegen den Instinkt eines genialen Sinnes werden alle Gründe zu Schanden; vielleicht entspricht der Erfolg dennoch Bettinens Erwartung, wer kann sagen, es sei nicht möglich? Mich soll verlangen, wie die Sache ausgeht! Theil nehmen an dem Geschäft möcht' ich freilich nicht!

Mittwoch, den 5. April 1837.

Herr Ancillon ist bedenklich krank und verfällt mehr und mehr. Man spricht davon, daß Herr von Rochow sein Nachfolger werden soll! „Warum nicht?“ fragt man bitter, „die Laufbahn ist ihm neu, die Geschäfte fremd, Kenntnisse fehlen ihm, Haltung und Karakter ebenfalls, aber er ist Herr von Rochow und gut russisch, — warum also nicht?“

Der französische Gesandte, Herr Bresson, ist am 2. von hier nach Ludwigslust gereist, in der Heirathssache ohne Zweifel. Hier schimpft man in gewissen Kreisen heftig gegen die Herzogin Helene, daß sie Lust und Willen zu solcher Verbindung habe! Einen liebenswürdigeren Prinzen, als den Herzog von Orleans, dürfte man ihr doch schwerlich nachweisen, einen von edlerem und älterem Hause auch nicht; und der Thron von Frankreich und das Leben in Paris, — welches wollte man mit denen vergleichen? — Gefahr — giebt es auch in St. Petersburg; des Königs Tochter, die jetzige Kaiserin kann es bezeugen!

Bußtag, Mittwoch, den 19. April 1837.

Heute Nachmittag starb der Minister Ancillon, beinahe siebzig Jahr alt. Die vornehme Welt kümmerte sich schon nicht mehr um ihn, sondern nur um die Frage, wer sein Nachfolger werden würde; fest versichert, und man konnte sagen entschlossen, an solch' hoher Stelle keinen Bürgerlichen mehr zu sehen; sie sahen seinem Tode wie einer Befreiung entgegen. Wirklich war seine Persönlichkeit mit allen ihren Beziehungen die einzigmögliche Kombination, daß bei uns, in dieser Zeit, ein Bürgerlicher als Minister der auswärtigen Angelegenheiten auftreten konnte; und dies allein,

dünkt mich, iſt auch die ganze geſchichtliche Bedeutung des Mannes. Er hat ſonſt nichts Eigenthümliches geleiſtet, noch irgend gewollt, und in den Staatsgeſchäften iſt ſein Name ſo wenig wie in der Litteratur. Als Menſch hatte er viel Schätzenswerthes, ſeine Geſinnungen waren im Ganzen edel und wohlwollend; wer ihm perſönlich nahe ſtand, hatte ſich ſeiner zu freuen. Seine politiſche Denkart war im Grunde beſſer, als er ſie äußerte; das Hofleben begeiſterte ihn zu heftigern Meinungen und Deklamationen, als er wirklich in ſich trug. Mit ihm als Menſchen hätte ich mich ſehr gut vertragen können; mit dem Miniſter mocht' ich nichts zu thun haben. Er ſeinerſeits war mir abhold; ich grolle ihm deßhalb nicht. Friede ſei mit ihm!

Dienſtag, den 25. April 1837.

Der General von Müffling eilte nach Potsdam, wo er angeblich die Grenadiermützen ſehen wollte; richtig wurde er zur königlichen Tafel geladen. Da jedoch ſagte der König ihm, der Verluſt, den der Staat durch Ancillon's Tod gemacht, ſei unerſetzlich. Man nimmt dies als eine völlige Abweiſung der Hoffnungen Müffling's. Auch Herr von Nagler ſoll keine haben. Es iſt an Herrn von Werther nach Paris geſchrieben worden.

Mittwoch, den 26. April 1837.

Abends mit Profeſſor Gans; die Verhandlungen der ſächſiſchen Landſtände über die Rechte der Juden werden ſcharf durchgeſprochen, die ſtupiden, kleingeiſtigen, ſelbſt-

süchtigen Widersacher der Juden gehörig bezeichnet. „Und wie viel Juden sind denn in ganz Sachsen, daß diese Lumpenchristen so große Furcht haben?“ — Kaum achthundert. — „So wenig Juden nur sind dort? Ja, da wundert's mich nicht, daß die Sachsen so dumm geblieben sind! Die müßten sich expreß welche ausbitten, damit mehr Gescheidtheit ins Land käme!“

Das servile, faule Nachsprechen, das Unterducken unter äußerliches Ansehn, nimmt überhand. Nie herrschte hier, wie jetzt, das Gemeine und Mittelmäßige in der Gesellschaft. Die Ursache ist leicht nachzuweisen. Humboldt nannte vorgestern in seinem Billet Berlin „eine intellektuell verödete, kleine, unlitterarische und dabei überhämische Stadt“. Natürlich, wonach richtet sich denn alles? Jede Opposition ist erstickt; jeder Geist wäre eine. Die guten Elemente sind dabei reichlichst vorhanden, aber sie müssen versteckt und unwirksam bleiben.

Donnerstag, den 27. April 1837.

Ich dachte heute viel über die Religionen; sie sind die stärksten Hülfen der Menschen, und jeder nimmt sich was ihm gemäß ist, der Jude den Jehovah, der Katholik die Jungfrau Maria, der Protestant vorzugsweise den Heiland. Religion haben, Glauben haben, heißt sich einem Bilde, einem Gedanken unbedingt ergeben, und wer das kann oder muß, wem es gelingt, der hat unstreitig einen großen Halt und Trost. Wer auf stetes freies Denken angewiesen ist, wessen Frömmigkeitsgefühl nicht an bestimmten Bildern haftet, der scheint in manchem Betracht ein härteres Loos zu haben und eine schwierigere Seite der Menschheit dar-

zuſtellen. Und die Gottheit, welche die verſchiedenen Beſtrebungen, zu ihr zu gelangen, ſieht, ſieht gewiß mit größerem Wohlgefallen auf die, welche den mühevollſten Zugang zu ihr haben, wie ein Feldherr die Truppen, denen er das Meiſte auferlegt, denen er die wenigſte Ruhe und Schonung gewährt, zu ſeinen beſten rechnet. Ich möchte ſagen, im regſamen Vorpoſtendienſte des Herrn iſt es nicht möglich, auch ruhige Feſtungswache zu beziehen. Die ſtelzen Linientruppen und Garden wollen ſich freilich immer beſſer dünken als die leichten Jäger und Schützen!

Alexander von Humboldt geſprochen; er ſeufzt nach Freiheit, Berlin wird ihm zu langweilig, beſonders der Kreis, in dem er lebt.

Sonnabend, den 6. Mai 1837.

Abends bei Stägemann. Ich ſprach hauptſächlich mit ihm. Er erzählte mir von Kant folgende merkwürdige Aeußerung; derſelbe habe ihm mit dieſen eigenen Worten im Jahre 1797 geſagt: „Ich bin mit meinen Schriften um ein Jahrhundert zu früh gekommen; nach hundert Jahren wird man mich erſt recht verſtehen und dann meine Bücher auf's neue ſtudiren und gelten laſſen!“

Unſre Prinzen ſehen den Herrn Miniſter von Kamptz ſeit ſeiner Schrift gar nicht mehr an, ſondern drehen ihm den Rücken zu.

Der Geheimrath von Tzſchoppe kann es dem Geheimrath von Rehfues gar nicht vergeſſen, daß der ihn durch ſeine Zenſurprojekte habe in Schatten ſtellen und überſteigen wollen. Er verfolgt ihn, wo er kann, und denkt ernſtlich gegen ihn eine Unterſuchung einzuleiten, weil der-

ſelbe als Regierungsbevollmächtigter zu Bonn die verbotene Burſchenſchaft geduldet habe (was wahr iſt). So befeinden einander zwei ſonſt in Ehrgeiz und Dienſtwilligkeit Gleichgeſinnte, in der Gunſt des Fürſten von Wittgenſtein Gleichſtehende! Nur zu! Freſſe einer den andern auf! — In dieſem Augenblick iſt es im Werke, den Einfluß des Herrn von Tzſchoppe in Zenſurſachen völlig zu hemmen, der Miniſter von Rochow bietet ſelber dazu die Hand, und Tzſchoppe ſcheint nichts zu ahnen.

Pfingſtſonntag, den 14. Mai 1837.

Herr von Tzſchoppe iſt Rath erſter Klaſſe und Direktor beim Kronſideicommiß geworden; ein gewaltiger Verſchritt! Man ſieht, daß andere Perſonen es beſſer mit ihm meinen und vorhaben als ſein bisheriger Chef, der Miniſter von Rochow! Die Leute ſind ganz erſtaunt; manche Beamte können ihre Wuth kaum verbergen, und man hört Sachen, über welche ſich der Beförderte nicht eben zu freuen hat. Aber für jetzt kann er ſie alle auslachen!

Auf dem Provinziallandtag in Königsberg hat ein Landſtand ſehr geſcheidt und ſcharf gegen einige Vorſchläge geſprochen, welche die Regierung den Ständen zur Herſtellung ritterſchaftlichen Adels mitgetheilt hatte. Das Votum läuft hier in Abſchriften um. (Herr von Schwanenfeld.)

Donnerstag, den 18. Mai 1837.

Herr Humann erzählt mir von der Herzogin Helene, die er vorgeſtern auf ihrer Durchreiſe in Potsdam geſehen.

Herr von Humboldt schrieb mir ein Wort über sie. Alles sehr günstig. Der König und der Kronprinz waren sehr freundlich mit ihr, die Prinzen Wilhelm und Karl aber ungemein schroff, deren Gattinnen hingegen wieder ganz entgegenkommend. Mancherlei Anekdoten: „Lieber zehn Wochen Herzogin von Orleans, als hier in Schwerin fünfzig Jahr aus dem Schloßfenster sehn!“ soll sie auf die Abmahnungen des Großherzogs Paul erwiedert haben. — Sie benimmt sich mit großer Sicherheit und Haltung.

Sonnabend, den 20. Mai 1837.

— Erst um halb zwei Uhr konnte ich zum Ausgehen gelangen, war aber kaum unter den Linden, als der Herr Minister von Kamptz auf mich eindrang, und ich mußte mit ihm gehen. Er schwelgt in der mecklenburgischen Heirath, findet sie die größte Illustration, die dem Hause Mecklenburg noch widerfahren, rechtfertigt die Julirevolution, preist den König Ludwig Philipp, spottet über die halsstarrige Einseitigkeit der Personen, welche die Heirath nicht gutheißen, sieht in dieser das Heil von Europa: — alles recht gut, aber wie kommt Herr von Kamptz dazu, dergleichen vorzutragen?

Humboldt war in gewohnter Weise offen und freimüthig. Wir besprachen hiesige Dinge, den Haß und die Partheiung, wobei doch gar nichts herauskommt. Herr von Rochow und Herr von Nagler befehden sich heftig; letzterer ist beim Kronprinzen seit einiger Zeit übel angesehen. Der Kronprinz haßt den Fürsten von Wittgenstein und dessen Günstling, Herrn von Tzschoppe. Herr von Stägemann

konnte gestern Abend den Verdruß über Tschoppe's letzte Beförderung nicht verbergen.

Der Kronprinz Oskar von Schweden ist hier und nimmt sich gut aus. Der Fürst von Wittgenstein findet ihn ganz legitim! Wunderbar, wie sich die Neigungen und Ansichten ändern, ganz nebenher, im Kleinen und Stillen, durch Umstände und Verwickelungen! — Herr von Humboldt hat zu Wittgenstein scherzend gesagt: die beiden thätigsten Männer, die am meisten von sich reden machten, wären hier Nagler und Tschoppe, ersterer mache alle vier Wochen etwas Neues an der Post, Tschoppe gleichfalls immer etwas Neues, aber klüglicherweise an sich selber, indem er sich hinaufschöbe. Wittgenstein nahm den Scherz etwas verdrießlich auf.

Sonntag, den 28. Mai 1837.

Der Präsident Adolph von Kleist soll nun Chef-Präsident des Kammergerichts werden. So rasches Aufsteigen ist selten. Das Kollegium haßt ihn sehr, und er gilt für durchaus servil; neulich soll er bei dem Widerspruch einiger Räthe auf den Tisch geschlagen und heftig gerufen haben, das Kammergericht müsse vor allem durch Gehorsam gegen jeden Befehl der höchsten Behörden sich auszeichnen. Freilich, dergleichen Gesinnung und Betragen fördert! Man will jetzt auch bestimmt wissen, daß der in der Schweiz ermordete Lessing wirklich ein von Tschoppe gebrauchter agent-provocateur war, seine Briefe an Tschoppe sollen gedruckt sein. „Mag Herr von Kleist noch so aristokratisch auf Herrn von Tschoppe herabsehen, ihn haſſen und verachten, und sich von ihm unterscheiden wollen, im Dienen

und Aufsteigen segeln sie doch mit gleichem Wind.“ Ich halte aber gleichwohl den Unterschied für sehr groß.

Wenn man sich nur des Antheils und der Aufmerksamkeit für solche Sachen ganz entschlagen könnte! Die Leute gestatten's nicht, sie drängen einem den nutzlosen, unfruchtbaren Aerger immer auf's neue auf. So lange es noch eine Art von öffentlicher Meinung gab, war jedes Wort, jedes Urtheil möglicherweise ein Beitrag zum Guten; aber jene hat hier völlig aufgehört.

Sonntag, den 11. Juni 1837.

Ein Pole, Zuhörer Friedrich's von Raumer, hat einige Ausdrücke, womit derselbe in seinen Vorlesungen über die Theilung von Polen gesprochen, freudig nach Hause geschrieben; der Brief ist der russischen Polizei in die Hände gefallen, und der Kaiser Nikolaus hat davon förmliche Mittheilung an Preußen und Oesterreich gemacht, mit dem Gesuch an ersteres, dergleichen Unfug auf dem Lehrstuhle nicht zu dulden. Raumer sieht einem harten Sturm entgegen. Der Minister von Altenstein wird einen schweren Stand haben, da die Sache von so hohem Orte herkommt, und jede Entschuldigung und Vertretung als neue Schuld erscheint.

Die „Lettres d'un voyageur“ von Frau von Dudevant entzücken mich: welch reichbegabtes, liebliches Geschöpf ist diese Frau! Tiefe, ernste Gesinnung, große Weltansicht, zartes, mächtiges Gefühl, hehre und anmuthige Phantasie, musikalischer Zauber der Sprache, alles findet sich in ihr vereint. Wie ich schon über sie schrieb: „Sappho ist in ihr und Diotima.“ Ihre Schilderung venetianischen

Lebens, ihre Saint-Simoniſtiſchen Erörterungen, ihre Straf-rede gegen Talleyrand, ihre Selbſtvertheidigung, — alles iſt großartig und meiſterhaft.

Sonnabend, den 17. Juni 1837.

Kläglicher Zenſurjammer, unglaubliche Beiſpiele! Ekelhaft! In Böttiger's Lebenserinnerungen aus der früheren weimariſchen Zeit, über Goethe, Lenz, Lavater u. ſ. w., hat der Zenſor Grano kurzweg alle adlichen Namen geſtrichen, auch wenn nichts Schlimmes dabei vorkam; er meinte, man könne doch nicht wiſſen, ob ſolcher Familie die bloße Nennung nicht mißfällig ſei!

Sonntag, den 18. Juni 1837.

Die Staatszeitung enthält einen Nekrolog Ancillon's, der mit Sorgfalt geſchrieben, aber voll grober Unwahrheit iſt. Den Mann zu einem Philoſophen und Staatsmann zu machen, iſt vergebliche Mühe; wie es mit ſeiner Philoſophie beſchaffen iſt, ſehen wir aus ſeinen Schriften; wie er in Geſchäften war, darüber muß man Hardenberg, Humboldt, Bernſtorff, Wittgenſtein und ſogar Lottum gehört haben, und die Beamten des Miniſteriums noch hören! Ein Lächeln begleitete jedesmal die Nennung ſeines Namens. Ein Hofmann war er, ſtatt Philoſoph und Staatsmann, das iſt alles, was ſich in dieſem Betracht ſagen läßt. Seine Eitelkeit und Hoffahrt, ſein vornehm rauhes Weſen zu läugnen, iſt eine unverſchämte Dreiſtigkeit; der ganze Hof iſt voll von Geſchichten, die das Gegentheil be-

zeugen, und ich selbst habe deren einige erlebt. Daß er gegen niemanden Haß und Bitterkeit gehegt, ist auch derb gelogen, er war voll Grimm und Hohn gegen viele Menschen, bedeutende und unbedeutende, und verfolgte sie wo und wie er konnte; den Witz, der ihm zu Gebote stand, wandte er mit aller Schärfe gegen seine Widersacher an. So haßte er beide Brüder Humboldt aus Herzensgrunde, besonders aber Alexandern, den er nur „die enzyklopädische Katze" zu nennen pflegte und auf den er seine giftigsten Pfeile jederzeit abschoß; so verfolgte er den Gesandten von Martens mit bitterem Hohn auf's grausamste, weil der Kronprinz das gern anhörte. Auch den Grafen Bernstorff haßte er, wiewohl er es aus Klugheit verbarg; gegen mich aber hat er seinen Groll einmal geäußert, und mich sogar zu verleiten gesucht, in seinen bösen Tadel Bernstorff's mit einzustimmen, und daß ich das nicht that, hat mir augenblicklich in seiner Gunst geschadet. Schleiermacher war ihm in den Tod zuwider, doch Hegel noch weit mehr, und er schimpfte auf beide, indem er wünschte, der eine möchte den andern zunichte machen. Unwahr ist es auch, daß Ancillon mit Leichtigkeit schrieb; er schrieb in den meisten Fällen mühevoll und langsam, und sann gewaltig über seine Phrasen. Wenn der Nekrolog die Fülle seiner Antithesen erwähnt, so führt er uns von selbst auf die Bemerkung, daß aller Geist und Witz Ancillon's eigentlich bloß in dieser Figur bestand, er machte, suchte und debitirte immerfort Antithesen. Die Verbrennung seines Briefwechsels mag nicht sehr zu bedauern sein, er schrieb stets abgemessen und vorsichtig, und so kam auch wohl wenig Freies und Frisches an ihn. Die Briefe an seine Frau, welche als meisterhafte Memoiren über die Anfangszeiten der Revolution angegeben werden, hat er insbesondere zu verbrennen

empfohlen, weil die darin enthaltenen Urtheile mit ſeinen nachher angenommenen politiſchen Geſinnungen im größten Widerſpruch ſtanden, er hatte den Anfang der Revolution gar nicht ſo übel gefunden und für die franzöſiſchen Bewegungen große Vorliebe geäußert. Auch als Prediger wird er durch den Nekrolog viel zu ſehr gerühmt; ich habe ihn noch predigen hören, es war Schönrednerei, und darin übertraf ihn Theremin weit; ſein Vortrag hatte wenig Inhalt und wurde bisweilen fade, zum Beiſpiel wenn er auf der Kanzel ſagte: „Les femmes, ce sexe enchanteur", was ihm Frau von Genlis mit Recht als unſchicklich vorwirft. Genug, mit dem de mortuis nil nisi bene iſt hier nicht auszukommen. Daß er im Ganzen ein rechtlicher Mann und im Allgemeinen wohlwollend war, will ich gern glauben, und ohne Kenntniſſe und einiges Talent war er auch nicht, — aber ſo gut und brav wie Bernſtorff darf man ihn nicht nennen, und in geiſtiger Hinſicht ihn neben Wilhelm Humboldt ſtellen heißt nur den unermeßlichen Abſtand zeigen!

Donnerstag, den 22. Juni 1837.

Friedrich von Raumer's Angelegenheit wird ſich wohl leidlich löſen; einige Ausdrücke, die er wirklich gebraucht, können ihm höchſtens einen Verweis zuziehen; andere ſind dem Polen, der den Brief geſchrieben, allein zuzurechnen; die ſchlimmſten erklären ſich als argen und ſogar lächerlichen Mißverſtand, den bloß die ruſſiſche Polizeibehörde aus Unkunde begangen hat.

Dienstag, den 4. Juli 1837.

Die äußerliche Beschäftigung mit dem Büchlein Sophie Charlotte, Vertheilen, Packen, Absenden der Exemplare, Briefe dazu schreiben, Dank darüber hören, macht mir den größten Ueberdruß, nimmt mir alle Stimmung! Statt freien Geistes neuen Arbeiten nachzuhängen, muß ich gebunden der alten, abgethanen dienstbar sein! Und wenn die Leute nur wüßten, wie langweilig mir die Lobsprüche sind, die sie mir anzuhören geben! Professor Gans erzählte mir gestern, das alte Vorhaben, mich in die Akademie der Wissenschaften zu bringen, sei wieder in Anregung. Das nun vollends! Neue Verhältnisse, neue Bürden und Aufgaben! Ich kann sie nicht vertragen.

Dienstag, den 11. Juli 1837.

Patent des Königs von Hannover, welches die bisherige Konstitution für unverbindlich erklärt und einstweilen auf die Seite schiebt. Dreist genug, und doch noch zaghaft! Hier hört man laut über ihn schimpfen und ihm alles Böse wünschen. Für den Augenblick entsteht ihm wohl kein Unheil aus der Sache, in der Folge aber unfehlbar! Es ist noch die Frage, ob der Fürst von Metternich das unkluge und rechtswidrige Verfahren billigen wird. In jedem Fall weckt der Streich alle landständischen Interessen in Deutschland auf, und stimmt die Volksvertreter mißtrauisch und scharf! Und was wird man in England sagen?

Der Tod des Generals von Witzleben macht wenig Eindruck; er läßt einen geringen Namen zurück; er war ein bloßer Diener, hat nichts Eignes gebildet noch ge-

wollt. Eine Reihe von Jahren hindurch war er der vielvermögendste Mann im Staat.

Sonnabend, den 15. Juli 1837.

Ueber Geschichte nachgedacht. Mit größerem Verlauf der Zeiten muß sie eine ganz andere Gestalt gewinnen, die mannigfachsten Gestalten, jetzt noch gar nicht bestimmbare. Ganze Völker und ihre Litteraturen wird man in eine Art von Bibeln zusammendrängen. Das Ueberlieferte bleibt in beständiger Bewegung, wird immer auf's neue durchgesiebt, jedes Zeitalter hat ein anderes Sieb, und will Anderes heraussieben. Etwas geht aber doch bei dem Geschäft immer verloren, was der Nächste nicht wieder aufnehmen kann.

Wir müssen uns auf das gesammte Menschenthum nicht viel einbilden; das Beste daran ist immer, daß es zu einer Gränze hinstrebt, wo Unbekanntes anfängt, auf das wir mehr hoffen und vertrauen, als auf das Gegebne!

Hannover, Sonntag, den 6. August 1837.

Man ist im Ganzen hier doch ziemlich aufgeregt und spricht sehr frei über die Lage des Landes, die Handlungen des Königs, die Einflüsse, welche auf ihn wirken; man hält das Staatsgrundgesetz schon für gesichert und dankt es sehr dem Auslande, besonders auch dem Lärmschlagen der badenschen Stände, daß der König und seine Räthe stutzig geworden sind. Ich hörte heute die badenschen Stände laut und enthusiastisch loben, und zwar von ein-

Gründe dafür auf, die an sich richtig sein mögen, aber doch keineswegs den Schluß nöthig machen, auf den es abgesehen ist, daß Metternich die Sachen Oesterreichs schlecht geführt habe. — Hormayr holte mich um ein Uhr zum Mittagessen ab. Merkwürdige Erzählungen; über den Karakter des Kaisers Franz, „voll Haß, Verstellung, Rachsucht, kein andres Interesse als das der persönlichen unbeschränkten Gewalt, ein durch alle Wässer des achtzehnten Jahrhunderts verwässerter Ludwig XI., so menschenfeindlich, egoistisch, gottlos, bigott, zäh und schwach". Einige dieser Züge, die so auffallend abstechen gegen die herkömmliche Bezeichnung jenes Monarchen, sind mir nicht so neu, ich erinnere mich in Oesterreich vor fünfundzwanzig Jahren ähnliche Ausdrücke, wenn auch nicht ganz so starke gehört zu haben, auch von Friedrich Schlegel sogar, in seiner unzufriedenen Zeit, und seine Frau sagte mir einmal mit der ihr eigenen Bitterkeit: „Der Kaiser ist ja kein Deutscher, vergessen Sie doch nicht, daß er ein Italiäner ist!"

Die Bibliothek besucht und die Leibnitzischen Schriften und Andenken besehen. Leibnitz das beste Haupt in Hannover, der größte Name. Sein Grab; sein Haus; seine Bildnisse; die nach ihm benannte Straße.

Abends den Dr. Waitz besucht; einen wackern jungen Mann gefunden, voll Eifer und Tüchtigkeit; seine Rezension besprochen. — Um sieben Uhr zu Madame Stieglitz, wo Hormayr und seine Frau schon waren, sie gingen aber nach einer Weile; es kamen Dr. Waitz, ein Architekt und seine Frau, Madame Pertz und nachher auch Pertz. Alle waren von großer Freiheit, Justizrath Stieglitz und †† wetteiferten in scharfen Bemerkungen über das Patent, die Aristokratie, die Verfassung, den Hof, den König und die

Königin. — Das Land gährt, wird sich nichts gefallen lassen, hält auf seine Rechte, würde im Nothfall (der aber nicht eintreten wird) das Aeußerste thun. Ein großer Theil der Aristokratie ist gegen den König, die Bürgerschaften durchgängig, das Militair ist mürrisch; die Minister fühlen sich gekränkt. Man sagt im Ernst und im Scherz die stärksten Sachen. Ich wollte, Professor Gans säße und hörte das alles, er würde sich doch wundern! — Anekdoten aller Art; die Königin küßt bürgerliche Damen auf die Stirne, adliche auf die Backe; der Minister von Schulte sagt vom Minister von Scheele, er sei ein unverantwortlicher Mensch, u. a. dgl.

Berlin, Montag, den 21. August 1837.

Wieder in Berlin! zu meiner großen Befriedigung, die ich schon zu empfinden begann, als ich nur wieder innerhalb der preußischen Gränze war. Ich begrüßte mit Entzücken unsre Adler, unsre Farben, unsre Uniformen, unsre vortrefflichen Wege, gute Postanstalten, unser fleißig angebautes, in so vielen Beziehungen wohlgedeihendes Land. Auch für den König fühlt' ich mein Herz schlagen, für sein ganzes Haus, für die bestehende Ordnung der Dinge, die ja nicht immer so philisterhaft zu sein braucht, die auch einmal wieder genial sein kann.

Sonntag, den 27. August 1837.

Die Zensurnoth dauert immerfort und ist eine wahre Schande für unsern Staat. Die Zensur ist um so unsin-

niger, da ſie gar nicht ihrem Zwecke nach geübt wird, als eine Beaufſichtigung deſſen, was in das Publikum kommt, ſondern lediglich zum Beſten der Zenſurbehörden ſelbſt, daß nur ihnen kein Vorwurf gemacht werden könne. Das Volk mag leſen was es will, darin kann alles ſtehen; was aber dem Könige zu Geſichte kommen kann, das wird ſorgfältig geprüft.

Dienstag, den 5. September 1837.

Indem ich meine Arbeiten über die von mir erlebten Ereigniſſe und gekannten Perſonen fortſetze, und dieſer Tage manche Züge zu dem Bilde Stein's, Gruner's, Tettenborn's und Anderer zuſammengeſtellt habe, fühl' ich mich, wie in einem wahren Berufe, recht eigentlich verpflichtet, ſo mannigfaches Leben, das ſich im Vaterlande entwickelt hat, den Landsleuten aufzubewahren, und ich fühle dies um ſo ſtärker, jemehr ich annehmen darf, daß ohne mich dieſe Geſtalten gar nicht, oder doch nicht in ihrer rechten Eigenthümlichkeit gekannt ſein würden. Wer unſre letzten Zeiten genauer betrachtet, der wird finden, daß ihr deutſcher Inhalt ſich nur reicher darbietet, und daß die Nation ſich an ſich ſelber wohl erfreuen darf.

In Ballanche geleſen, der ungemein anziehend und auch wieder abſtoßend iſt. Gewiß ein ſehr vorzüglicher Menſch, von großer Tiefe, Würde, Redlichkeit und Liebe, als Autor aber wie durch feindlichen Zauberſpruch von der Meiſterſchaft abgehalten, die er theilweiſe doch erreicht und der er im Ganzen nahe iſt. Ich meine die ſpekulative Meiſterſchaft, nicht die litterariſche.

Das Anordnen und Beherrſchen der Worte iſt gewiß

eine große Verleihung, eine ſeltne Macht und Eigenſchaft; wo ſie aber im höchſten Grade waltet, im Platon, Sophokles, Demoſthenes, in Goethe, in Rouſſeau und ſogar in Voltaire, wenn man in ihm auf das Weſentliche ſieht, — da findet ſich jedesmal, daß ſie mit noch ganz anderm Wirkenden verbunden iſt, das ſich rein aus dem Innern hervordrängt und die ſchöne Form zwar gern erfüllt, aber eigentlich ihrer nicht bedarf, ja in den höchſten Beiſpielen allein aufzutreten liebt und, einmal ſo allein aufgetreten, nie wieder in jene ſchöne Form zurückgeführt werden kann. Das empfand ich lebhaft geſtern beim Leſen im Neuen Teſtament, in den Epiſteln des Paulus. Dieſe tiefe Naturkraft des Geiſtes iſt über alle Bildung hinaus, oder vielmehr ſie iſt die nahrungsvolle Erde, aus der alle Bildung herrlich hervorwachſen mag. Die Wirkung iſt ungeheuer, und man mag es überlegen wie man will, am Ende muß man es ganz richtig finden, daß dieſe Schriften Bibel geworden ſind, und nichts ließe ſich haltbar an die Stelle ſetzen.

Donnerstag, den 7. September 1837.

Ein Aufſatz von des Generallieutenants von Rüchel eigner Hand, die Erzählung der Kriegsvorgänge von 1806 und ſeine Rechtfertigung enthaltend, iſt mir zu leſen gegeben worden. Alle Berichte und Erörterungen beſtärken mich in der alten Ueberzeugung und Einſicht, daß niemand wegen der Unfälle jener Zeit zu beſchuldigen iſt, als der König ſelbſt; er hat den ganzen Verlauf des Unglücks bereitet und herbeigeführt. Ich muß aber noch weiter gehen, und behaupte, die Herſtellung im Jahre 1813 iſt nur

geſchehen, weil der König nicht einwirkte, ſondern überwunden und beſeitigt war, überwunden durch die Franzoſen, beſeitigt durch York, Hardenberg, Scharnhorſt, Blücher; Preußen war damals ein Gemeinweſen ohne König, doch wurde der Name geehrt und benutzt. Nach dem Siege iſt der König wieder hervorgetreten, und ſeitdem iſt auch alles wieder negativ in Preußen, und wenn gleichwohl fortwährend die größten Entwicklungen vorgehn und gedeihen, ſo geſchieht es in Bahnen, wo die Hemmung noch nicht hat eindringen können. Der Privatkarakter des Königs iſt dabei unendlich ſchätzbar und für Preußen im Ganzen wohlthätig. Das wird die Geſchichte einſt anerkennen müſſen.

Sonntag, den 10. September 1837.

Herr Miniſter von Werther, mit dem ich Freitag Abends wieder zuſammen war, empfindet ſchon in vollen Maßen die Schwierigkeiten ſeiner Stellung. Was er vorſchlägt, bleibt unberückſichtigt, was er beſtreitet, wird durchgeſetzt. „Werther's Leiden", der alte Witz! Die Leute am Hofe wiſſen ganz genau, wie er ſteht und was er vermag, und ſie äußern ſich frei und frank. Sonderbar, daß in ſolchen Fällen die dümmſten und unwiſſendſten Burſchen immer die erſten ſind, welche Talent und Kenntniß beurtheilen, und meiſtens läugnen. Es geht Herrn von Werther etwas in der Art, wie es zuletzt, als er weniger in Gunſt war, dem Grafen von Bernſtorff ging, man ſpricht ihm gerade die Eigenſchaften ab, die er entſchieden hat, oder man ſchlägt ſie weit unter dem an, was ſie wirklich ſind! Der Schlich — Lauf und Gang wären hier zu viel ge-

ſagt — der Welt iſt ſo und bleibt ſo, wie man ihn längſt kennt, Hof bleibt Hof, und wo der herrſcht, ſind Ränke und Schwächen, und man ſollte ſich darüber nicht wundern. Für uns hier liegt das Bedeutende auch nur in den Beziehungen, die das ganze Staatsleben von dieſen kleinen Kreiſen und Dingen empfängt, und leider zeigen ſich da nur trübe Fernen, wie ja auch die Nähe ſchon trübe genug ausſieht!

Dienstag, den 12. September 1837.

Der Geſandte Dr. Bunſen bliebe gern hier, allein es findet ſich für jetzt keine angemeſſene Stellung für ihn; er wird zum Winter nach Rom zurückkehren. Er ſchimpft gräßlich gegen die Hegel'ſche Philoſophie und thut ſo, als wäre er ein Freund von Schelling. Die Frömmigkeit — daß ich das ſchöne Wort ſo mißbrauche — bleibt aber die Hauptſache!

Freitag, den 15. September 1837.

Abends bei Stägemann wurde viel zu Gunſten Rückert's geſprochen, und der Herr Miniſter von Werther meinte, ſeine Hieherberufung, welche der Kronprinz wünſche, müſſe ſich doch durchſetzen laſſen, und er wolle dazu mitwirken. — Werther hatte in ſeinen Einwendungen gegen die Ernennung des Herrn von Thun zum Geſandten ſich überhaupt gegen das Herüberziehen von Offizieren in die Diplomatik geäußert; da ſchrieb der König ärgerlich an den Rand: „Sie ſcheinen Ihre eigne Karriere vergeſſen

zu haben!" und befahl die Sache. Der Vorgang wäre nichts, wenn er mündlich statt gefunden hätte, er wird nur etwas dadurch, daß er schriftlich behandelt ward. Fehler in der Einrichtung!

Sonnabend, den 23. September 1837.

Der Herzog Karl von Mecklenburg-Strelitz wurde heute Mittag im Dom feierlich beigesetzt, mit den militairischen Ehren eines Feldmarschalls, hatte der König befohlen. Erschreckend ist die Gleichgültigkeit, mit der dieser Todesfall übrigens behandelt wird; der Mann war so einflußreich, so gefürchtet, hatte ein so großes Ansehn bei Hof und im Heer, und nun will man sich kaum die Mühe nehmen von ihm zu reden, und vergißt sogar den Haß, den man ihm trug. Niemand mochte ihn leiden, er war ehrgeizig ohne Mittel, boshaft ohne Karakter, klug ohne höheren Sinn. Eigentlich war er doch nur ein beschränkter Kopf, voll Hoffahrt, prinzlicher und militairischer, die selbst den Prinzen und dem Militair lästig war. Seine poetischen Erzeugnisse bei Hoffesten sollten für gewaltige Leistungen gelten, sind aber höchst mittelmäßig. Man rühmte ihn als Schauspieler und hierüber sind die Verse von Stägemann bekannt:

„Als Mensch, als Fürst, als Held — nur schesel;
Einzig aber als Mephistopheles!"

Stägemann hat oft bereut, sich diesen Witz erlaubt zu haben, denn der Getroffene wuchs höher und höher, und wurde Herr und Meister für den Witzling!

Dienstag, den 26. September 1837.

Bei dem Leichenbegängniß des Herzogs Karl hat das Volk sich nicht abhalten lassen, Hurrah zu rufen und laute Schimpfreden gegen den Verstorbenen auszustoßen; Frau von ** hat selbst gehört, daß ein Kerl ausrief: „Gott sei Dank, daß der Hund todt ist!“ Er war sehr verhaßt; auch in Mecklenburg konnte ihn niemand leiden. Einst hörte er selbst im Vorbeigehen dort, daß eine Waschfrau bei seinem Anblick ausrief: „Was! Ist das Ungeheuer auch wieder hier?“ Auf dem Rückwege sah er dieselbe Frau noch dastehen, gab ihr zwei Friedrichsd'or und sagte ihr, sie sollte künftig nicht so schlecht von ihm sprechen.

Donnerstag, den 28. September 1837.

Frau von Kalb schrieb mir ein Wort, ich hatte sie seit drei Jahren und länger nicht gesehen, das Wetter und die Stunde waren gut, ich ging zu ihr auf's Schloß. Freudiger Empfang. Die Sibylle, die Titanide, welche sie war, ist sie noch immer; tiefsinnig, vornehm, heiter lachend, voll ruhiger Leidenschaft! Wir sprachen von den Großen, die sie gekannt, von Schiller, der sie liebte, von Goethe, Herder, Richter, von Fichte. Frau von Kalb, leider jetzt ganz blind, diktirt viel. Religion, tiefsinniges Christenthum, ist die Grundlage ihres ganzen Wesens.

Gestern und heute war ich in einem besondern Mißmuthe. Ganz außer meiner Gewohnheit hatte ich politische Gedanken; mir fiel plötzlich wie ein heller Strahl in die Seele, der mich klar erkennen ließ, wie mein eigentlicher Sinn und meine Fähigkeiten doch zumeist politischer Art

ſind, und ich nur aus Unmöglichkeit und Reſignation dieſe Richtung aufgegeben habe! Mir fiel ſchwer auf's Herz, welch ein Unterſchied es ſei, ein freies Volk zu ſein, oder ein nicht freies! Letzteres lebt nur halb, lebt nur ſtrichweiſe! Es trat mir alles zu lebendig vor die Seele, mit was allem ich mich ſchon abgequält, was alles ich in mir ſchon unterdrückt. — Dabei tröſtete ich heute noch einen Leidensgenoſſen, und rühmte das Gute, welches dennoch gediehen, und wie ſich alles ausbreite und verbeſſere und wir nur gutes Muthes fortarbeiten müßten auf den Wegen, die noch offen ſeien, und wären ſie noch ſo ſchmal und ſchwierig!

Dienſtag, den 17. Oktober 1837.

Die ſogenannten Mucker-Geſchichten in Königsberg hat der dortige Arzt Doktor Sachs durch eine merkwürdige Denkſchrift beleuchtet. Er war vor zehn Jahren ſelbſt unter dieſen Leuten, und kennt ſie recht gut. Die Geſchichten erinnern an viele längſt bekannte, an den Pater Girard und Demoiſelle Cadière, an die Geſchichten, von denen Zinzendorf und Jung-Stilling berührt wurden. Die Sinnlichkeit nimmt ihren Raum unter den Menſchen ein, man thue was man wolle; ſie zieht aus dem Faſten Nahrung. In dieſen Sachen iſt die Menſchheit noch völlig unreif, hat ſie die wenigſten Fortſchritte gemacht. Hier bedarf es neuer Wege, neuer Formen, hier muß für Freiheit und Schönheit etwas gethan werden. Das wird noch lange zu erwarten bleiben!

Ein Hauptübel bei unſern Ehe-Einrichtungen iſt die Verwahrloſung der Männer; ſie kommen faſt alle unrein

in die Ehe, überhaupt gewöhnlich zu ſpät in dieſe. Ganz und gar iſt in der Wirklichkeit die Ehe unter der Herrſchaft der bürgerlichen Zuſtändigkeit und Bedingungen, und man thut dabei ganz entſetzlich, ſie ſei religiös und kirchlich ihrem Weſen nach. Lauter Widerſprüche!

Preußen wollte bisher auf ſeinen Sittenzuſtand ſo ſtolz ſein, — es hat deſſen nicht Urſache! Jene Mucker-Geſchichten, die viele ihres gleichen haben, und hier am Hofe die Ballet-Luſt, das ſind Aergerniſſe ganz entgegengeſetzter Art, bei denen man ſehr den Kopf ſchütteln muß! Mit dem Ballet iſt es ärger wie je, wird von Augenzeugen behauptet, die Tänzerinnen ſind wie die Odalisken eines Harems, und wenn auch manches Aeußerſte nicht vorgeht, le diable n'y perd rien, ſagt man, im Gegentheil, Alter und Schwäche machen nur alles häßlicher. — Aber ſie rühmen ſcheinheilig die Frömmigkeit, und machen ſich groß damit, daß ſie Kirchen beſuchen, ſchmücken, bauen.

Freitag, den 24. November 1837.

Drei Gegenſtände werden jetzt hier lebhaft beſprochen, das Verfahren des Königs von Hannover gegen die vorgefundene Verfaſſung, die Forderung des Doktors Koreff in Paris an die Familie Hamilton-Lincoln, und die Verhaftung des Erzbiſchofs von Köln, Freiherrn Droſte von Viſchering. Beſonders dieſe letztere Sache regt ſehr auf, und man ſieht an der Schärfe und Kraft, womit darüber geurtheilt wird, daß es nur einer Gelegenheit und eines Anſtoßes bedürfte, um hier eine große Energie öffentlicher Verhandlung aufzudecken. Alles iſt dazu vorhanden, Geiſt, Kenntniß, Lebendigkeit, Willen und Neigung, — nur ein

unmittelbarer Zweck und Antrieb fehlen. Im Allgemeinen freut man ſich der Strenge gegen den Erzbiſchof, und fürchtet nur, ſie werde nicht durchgeführt werden. Gegen den König von Hannover wird mündlich hier ſo arg losgezogen, daß, dürfte es gedruckt werden, die Angriffe der Engländer gegen ihn faſt dagegen zurückſtehen müßten. Freilich verhallt hier alles fruchtlos!

•

Sonnabend, den 9. Dezember 1837.

Mit Gans zuſammen. Ueber die ſieben Profeſſoren in Göttingen; ich bedaure die Männer, die jetzt in Deutſchland mit Politik zu thun haben!

Von dem Erzbiſchof von Köln iſt es hier wieder ſtill, nur in auswärtigen Zeitungen lärmt es noch; O'Connell greift das preußiſche Verfahren an, Jſambert vertheidigt es. — Man ſpricht von Spontini's neuer Oper, „Agnes von Hohenſtaufen"; das Publikum iſt ſehr getheilt, doch überwiegt die Zahl der Widerſacher. Bei uns iſt das äſthetiſche Urtheil grundſchlecht, verfälſcht, verdreht, vernichtigt, ſervile Heuchelei und gemeine Technik ſind die Hauptbeſtandtheile, dann Dünkel und Armſeligkeit.

Dienstag, den 12. Dezember 1837.

Eine neue Lieferung von Jung-Stilling's Schriften nahm ich zur Hand. Jn Schilderungen landſchaftlicher Natur und des Bauernlebens hat er eigenthümlichen Reiz, und ſeine Religioſität, wie übel oft raiſonirt und diskutirt, hat eine wohlthuende Kraft, weil man fühlt, daß

es ihm ſo ſchön ernſt damit iſt. Seine und Peſtalozzi's Einblicke in das untere, arme Leben ſind einzig. Doch bleibt in dieſer Sphäre etwas Unbefriedigendes, und auf die Dauer hält man es nicht aus. Das Beſte, was dieſe Autoren in ihr leiſten, findet ſich ohnehin bei Goethe wieder, nur gereinigter und in höhere Verbindung geſetzt, z. B. in „Hermann und Dorothea", die Handwerksſachen in den „Wahlverwandtſchaften". Goethe ſchließt wirklich alle frühern deutſchen Autoren in ſich, wie die Menſchenorganiſation alle andern Lebensgattungen in ſich trägt und ihre gemeinſame Vollendung iſt. Auch die meiſten auf ihn folgenden Autoren finden ſich noch in Goethe vor. Es wäre eine artige Aufgabe, dies im Einzelnen nachzuweiſen.

Daß das Chriſtenthum ganz aus ſeiner urſprünglichen Sprache ausgetrieben iſt, und nur in fremden fortlebt, war mir heute ſehr merkwürdig. Bei keiner andern bekannten Religionsſtiftung iſt das zu finden. Jeſus lehrte gewiß in hebräiſcher Sprache, wußte ſchwerlich eine andere; aber ſeine Lehre iſt uns nur in griechiſcher und lateiniſcher Sprache überliefert, und er würde alle ſeine jetzigen Bekenner — menſchlicherweiſe — gar nicht verſtehen können, etwa einige getaufte Juden abgerechnet, und vielleicht Geſenius mit großer Mühe! Das iſt doch wahrlich ſonderbar!

Donnerstag, den 14. Dezember 1837.

Gans kam und brachte den beißenden Artikel der Hamburger Zeitung, wo der König von Hannover als Hund bezeichnet wird; dergleichen packt, alle Welt hat Freude an dem Streich, und daß er gelungen iſt. Unſer

General von Müffling hier giebt dem Könige von Hannover in allen Stücken Recht, lobt und preiſt das Verfahren deſſelben. Aber wer löbt und preiſt den General von Müffling? Es wird ſich auch dazu wohl noch jemand finden; aber bis jetzt hört man nur Tadel gegen ihn. Ein Hauptultra ſagte neulich: „O, der meint's nicht ehrlich mit uns! Der ſtellt ſich nur ſo! Der iſt viel zu klug, als daß er wirklich ſo dächte, wie wir!“

Donnerstag, den 28. Dezember 1837.

Das falſche, theils unkundige, theils argliſtige Geſchwätz über den Streit mit dem Erzbiſchof von Köln iſt mir ganz ekelhaft! Das Rechte will oder kann nicht an den Tag, nur Vorgefaßtes, Gleißneriſches oder Tückiſches! Ebenſo wird die Sache der Göttinger Profeſſoren faſt nur ſchief und falſch genommen, nach kleinlichen Rückſichten und Zwecken. Man ſieht recht, wie wir in Beurtheilung öffentlicher Angelegenheiten zurückgekommen ſind, wie wir alle Grundlagen und alles Maß der Diskuſſion verloren haben. Der Geiſt, oder vielmehr Ungeiſt, in welchem ſeit zwanzig Jahren von obenher alles geſchieht, muß natürlich ein ſolches Ergebniß haben, und dies betrübt mich wahrhaft, als Preußen und als anthropinehmenden Menſchen überhaupt. Heuchelei und Dummheit machen ſich breit, da wo Klarheit und Treue walten ſollten! Was kann dabei anders herauskommen, als Verkehrtes und Unzulängliches?

Ich las in den letzten Abenden die bibliſchen Erzählungen von Jung-Stilling; ſie ſind bei guter Meinung ganz erbärmlich, geben mir aber viel zu denken. Ueber Religion, ihre Kraft, ihre Geſtalten, iſt mir in dieſen Tagen

mancherlei klar geworden. Welche Täuſchungen ſchleichen ſich auch bei den Beſten ein, — wohin gewiß Jung-Stilling zu zählen iſt, — ſobald die äußere Form das Uebergewicht gegen das innere Weſen nimmt; wie kleinlich, ja geradezu kindiſch und albern ſind ſeine Vorſtellungen von der Gottheit in vielen Fällen! Ein edles Herz, doch oft in gemeine Beziehungen verſenkt, und ein durchaus ſchlechter Kopf!

Freitag, den 29. Dezember 1837.

Kriminaldirektor Hitzig geſprochen; General von Barnekow; Generallieutenant Rühle von Lilienſtern; Geſandten von Bülow. Mit letztern beiden alle Politik durchgeſprochen, ſehr aufrichtig, ja ſogar luſtig, aber auch ganz unnütz und müſſig; wo ſich zur Thätigkeit und Einwirkung ſo durchaus kein Anknüpfungspunkt darbietet und die Meinungen ſchon einig ſind, meid' ich ſolche Geſpräche lieber.

Der König läßt ſich die Sachen nicht anfechten, ſie ſind ihm aber in den Augenblicken, wo ſie ihn berühren, äußerſt verdrießlich, und es ſteht ſehr in Frage, ob der Geheimerath Bunſen, der in dieſe Verdrießlichkeiten verflochten iſt, nicht ſeine Gunſt darüber einbüßen wird. — Die Entlaſſung des Grafen von Galen macht einiges Aufſehen, — er hatte auf ſeinem Poſten in Brüſſel ſich geweigert, die Sache der preußiſchen Regierung gegen den Erzbiſchof bei der belgiſchen Regierung in das gehörige Licht zu ſtellen, in welchem man ſie geſehen wünſcht. Uebrigens iſt gar keine Frage, daß die ganze Spannung mehr ariſtokratiſchen Trieb und Hinterhalt hat, als kirchlichen.

1838.

Dienstag, den 2. Januar 1838.

Der König von Sachsen hat erklärt, die von Göttingen vertriebenen Professoren dürften nicht nur sich in Leipzig aufhalten, sondern auch dort lehren. Bravo! — Andern Sinnes ist ein Schreiben des Ministers von Rochow hier an den Rektor der Berliner Universität, das Sammeln von Beiträgen, obgleich nicht strafbar, sei doch in der Stille zu verhindern und abzustellen! Der Rektor hat geantwortet, er wisse von nichts. Die Sache geht ruhig fort. In Hamburg hat Salomon Heine für sich allein 1000 Mark Banko unterzeichnet!

Donnerstag, den 4. Januar 1838.

Unser Prinz — sagte auf einem Balle zu dem jungen Herrn von Savigny, der sich ihm vorstellen ließ: „Sie sind ein Sohn des Mannes, der die Infamie begangen hat, für die Göttinger Professoren Geld zu sammeln?“ Der alte Savigny klagte dies dem Kronprinzen, der darauf an seinen Bruder einige mißbilligende Zeilen geschrieben haben soll. — Man preist hier laut die sächsische Re-

gierung, welche die Göttinger Vertriebenen in Leipzig zulaſſen befohlen hat. Der Miniſter von Lindenau hat davon wohl das meiſte Verdienſt. Wenn man ſo häufig das Schlechte, worüber man klagt, als ächt deutſch bezeichnet, ſo muß man doch auch wieder bei ſolchen Zügen, wie dies Benehmen Sachſens iſt, ebenfalls geſtehen, ſie ſeien ächt deutſch. An Oppoſition fehlt es nie gegen Willkür und Unrecht, und wer ſie übernimmt und führt, iſt nie vorher zu wiſſen; oft erwächſt ein Verfechter da, wo man ihn am wenigſten erwartet. — Die Unterzeichnungen in Hamburg ſind auch ſehr ſchön! In Kiel eine Adreſſe; im Süden regt man ſich auch.

Sonnabend, den 6. Januar 1838.

In der Nacht hatte ich einen ſchönen Traum; ich hörte Goethe'n ein paar Stunden ſprechen, in größtem Eifer und Fluß, meiſtens über das Buch Bettina's; er rühmte, ſchalt, pries und verwarf, und erörterte ſein Verhältniß zu dem Buche mit glänzenden, ſcharfen Ausdrücken. Ich hörte ihm mit Staunen und Vergnügen zu. Schon halb erwacht, vernahm ich ihn noch immer, die Reden, von denen ich ſchon wußte, daß nur der Traum ſie gebe, dauerten fort. Ich erinnere mich, daß er unter anderm ſagte: „Ich kann es nicht annehmen, denn es iſt mir zuwider, ich darf es nicht wegwerfen, denn es gehört mir doch einmal an; will ich es an die Bruſt legen, ſo ſticht es mich, halt' ich es mir fern, ſo reizt es mich; und ſo muß ich es ſchweben und flattern laſſen zwiſchen Himmel und Erde, bis es von ſelbſt ſeine Richtung und Stätte findet!" Was iſt das mit ſolchem Traum? Iſt es der Sinn, die Fähigkeit, die ich für Goethe habe,

und die aus bloßer Empfänglichkeit plötzlich Selbstthätigkeit wird?

Von allen Seiten muß der König von Hannover doch Mißbilligung und Widerspruch vernehmen. In Kuxhaven ist ein Schiff vom Stapel gelaufen, das „Professor Dahlmann" heißt, und selbst unsere Zeitungen verkündigen es. Die Leipziger Zeitung weist den Oesterreichischen Beobachter zurecht, der die Aufnahme Dahlmann's in Leipzig hatte herabsetzen wollen, und unsere Zeitungen geben auch dies wieder.

In Niebuhr's Leben und Briefwechsel weiter geschritten. Sollte man unsere Zeit nur aus solchen Memoiren kennen lernen, so hätte man ein sehr trübes und falsches Bild; als Beitrag indeß ist mir das Buch sehr willkommen; hundert andre Beiträge müssen aber hinzutreten.

Montag, den 8. Januar 1838.

Keine Lust zu arbeiten, doch einiges über Niebuhr aufgeschrieben, ungern, weil ich den trefflichen Mann doch in einigen Nachtheilen zeigen muß, und ihm dann auch wieder Unrecht zu thun fürchte. Das ganze Buch wirkt herabstimmend auf mich, demüthigend, der kränkliche Mißmuth und die einseitige Weltansicht darin machen mir ganz weh; ich muß zu andern Büchern greifen, die mich erheitern und stärken.

Der Moniteur enthält eine Königliche Verfügung, welche den Aerzten Koreff und Wolowski die Erlaubniß zur ärztlichen Praxis in Frankreich entzieht. Abscheulich! Eine bloße Huldigung für den Reichthum und die Vornehmheit

der Familie Hamilton! Ein Schandfleck für die französische Regierung!

Freitag, den 12. Januar 1838.

Spaziergänge im Zimmer und Vergegenwärtigung früherer Zustände, meiner ganzen Lebensbahn, Eindringen in geschichtliche Entwickelungen und Begebenheiten. Hauptergebniß: Es kann kein Kern ohne Schale wachsen! Ohne Irdisches, Gemeines, kein Dasein! Das Himmlische muß in das Unreine tauchen, es reinigen, erheben, leidet aber selber dabei. Ein Staatsmann ist der, dem es gegeben ist, von geistigen Erscheinungen erfüllt und geleitet, auch das Gemeine und Rohe nicht zu scheuen, sondern frisch anzufassen und zu gebrauchen. — Wer selber mit dem Unreinen nichts zu thun haben mag, muß doch veranlassen oder zugeben, daß Andre es für ihn thun. Wie vieles, was zur Ausbreitung des Christenthums nöthig war, hätte Jesus nicht thun mögen, aber Paulus that es für ihn. (Schleiermacher sagte einmal in Halle mit lustiger Keckheit, ohne den Apostel Paulus würde die Sache nicht weit gekommen sein!)

Was wehrt mir nicht alles der Staat, die Polizei, die tausendfältige Anstalt der Einrichtungen und Sitten ab! Da hab' ich es leicht, in meinem sichern Kreise rein und edel zu sein! Jene übernehmen das Gemeine und Rohe für mich. Und daß ich diesen Vortheil annehme, mir gefallen lasse, darin liegt doch wieder — wenn auch nicht als Erscheinung, doch, als Grundwesen — meine Gemeinheit und Rohheit, ich kann sie nicht los werden, auch wenn ich sie mir abhalte! Diese Betrachtung führt drin-

gend darauf hin, das Menſchenſchickſal als ein gemeinſames Loos, eine gemeinſame Bürde anzuſehen, die ſich ausgleichen ſoll, und ſeiner Vortheile ſich nicht zu überheben, ſondern ſich ihrer demüthig ſogar zu ſchämen, wenn man ſie nicht durch Leiſtungen aufwiegt!

In den kleinſten Dingen kömmt dies vor. Eine Dame will Abends nicht allein über die Straße nach Hauſe gehen, ſie läßt ſich von ihrer Magd abholen. Jene Ehrbarkeit wäre gar nicht auszuführen, wenn nicht die Magd es übernähme, ſie für ſich ſelbſt außer Acht zu laſſen.

Das Gemeine und Rohe liegt immer zunächſt den Dienern, Nachfolgern, Jüngern und Schülern ob. —

Profeſſor Gans hat in einem zur Poſt gegebenen Briefe an die Marquiſe Arconati ſich über ſeine Geldſammlung für die Göttinger in ſolcher Weiſe geäußert, wie er wünſchte, daß die Behörden hier die Sache wiſſen ſollten. Vor ein paar Tagen ſagt der Miniſter von Rochow zu dem Geheimenrath Boeckh, jetzigem Rektor der Univerſität: jetzt wüßten ſie genau, wie die Sache ſei, Gans habe allerdings das Mißfällige gethan, aber ſo, daß man ihm nichts anhaben könne, und giebt es nun mit den eigenen Worten von Gans wieder! — Gute Schlauheit von Gans!

Montag, den 29. Januar 1838.

Die Sache des Erzbiſchofs von Köln giebt zu ſchweren Fragen und Vorwürfen Anlaß, und die Mängel unſres Regierungsweſens werden ſcharf gerügt. Daß kein feſter Boden des Verfahrens vorhanden iſt, leuchtet jedermänniglich ein; keine Behörde, welche die Anklage verfolgt, keine, welche darüber richtet, ja nicht einmal eine, welche

das Ganze fortwährend im Auge behält. Der Minister von Altenstein macht und leitet diese Sachen nicht, der Minister von Rochow nimmt nur ruckweise daran Theil, das Kabinet des Königs giebt keine Beschlüsse, die nicht anderswo ihren Ursprung genommen. So bleibt ein unsichtbares Walten aus dem Dunkel heraus zu erspähen!

Nachdem man gegen den Erzbischof Muth gehabt, überlegt man, ob man gegen die Bischöfe, die ihm nachträglich beigestimmt, auch Muth haben solle, und schon das Zögern ist eine Schwäche! Die größte Hoffnung, aus der Sache herauszufinden, wird darauf gesetzt, daß der Pabst den Erzbischof zum Kardinal machen werde, wozu man ihn dringend empfiehlt; man würde ihn dann zu seiner neuen Würde mit allen Ehren sogleich entlassen!

Freitag, den 9. Februar 1838.

Die historische Schule ist sehr aufgebracht über meine Rezension von Niebuhr's Lebenserinnerungen; der salbungsvolle Savigny, der dummeitle Nicolovius, und der ganze brummig-stolze Anhang möchten gern, daß man vom Heiligen Niebuhr spräche! Da können sie lange warten! Sie meinen, wenn man Niebuhr'n abspricht, daß er ein Staatsmann gewesen, so bleibt für sie vollends gar kein Anspruch, so zu heißen. Darin haben sie Recht. Am meisten ärgert sie, daß ein Auszug der Rezension gleich in die Staatszeitung aufgenommen worden, und auch Gans in einer Stelle rühmlich erwähnt ist. Sie sind zusammen, bei allem sonstigen Verdienste der Einzelnen, eine miserable Klique, und wenn man erwägt, wie sie Alle gestellt waren, welche geistige Kräfte und gesellige Ein-

flüsse sie hatten, so wundert man sich mit Recht, wie Wolf und Hegel gegen diese geschlossene Schaar noch so gut haben bestehen können, und wie Gans gegen sie aufgekommen und ihr siegreicher Bekämpfer geworden ist!

Montag, den 12. Februar 1838.

— Den Studenten war bei ihrer letzten Schlittenfahrt von der Polizei vorgeschrieben, welche Straßen sie fahren sollten, und der vorgeschriebene Weg führte nicht an dem königlichen Palais vorbei; der König aber stand am Fenster und wartete vergebens auf das Schauspiel, von dem schon vergnüglich die Rede gewesen war. Am Tage darauf ließ Fürst von Wittgenstein bei dem Rektor, Geheimenrath Boeckh, nachfragen, ob er den Studenten verboten habe (es war behauptet worden), bei dem Palais vorbeizufahren? „Nein.“ Darauf wurde der Polizeipräsident vorgenommen, der suchte sich herauszureden. Um der Sache eine andre Wendung zu geben, ist nun davon die Rede, daß die Studenten bestraft werden sollten, weil sie gegen die Vorschrift einiges Maskenhafte aufgeführt, einige sich als Damen verkleidet, große Hunde mitgenommen hätten u. dgl. m. — All dies ist überaus gering und folgenlos, ich weiß es wohl; aber ich möchte etwas bessere Nahrung im Volke sehen, einige andere Erzählungen wenigstens daneben, an welche sich ein gesunder und tüchtiger Sinn halten könnte! Leider ist aber alles, was man vernimmt, in jener ätzenden, auflösenden, oder doch niederziehenden Art! —

Großer Lärm wegen des Auszugs, den die Staatszeitung aus meinem Niebuhr'schen Artikel aufgenommen.

Man will ihr von manchen Seiten ein Verbrechen daraus machen, daß ſie die Stelle, wo von Gans und Oppoſition die Rede iſt, nicht weggelaſſen, und die perſönliche Ereiferung ſteckt ſich hinter politiſchen Vorwand. Allein der Zenſor, Geheimerath Jacobi, hat erklärt, er habe die Stelle nicht überſehen, ſondern mit gutem Bedacht ſtehen laſſen, und wolle dies auch vertheidigen u. ſ. w. Um die Mitgliedſchaft in der Akademie der Wiſſenſchaften aber, meint man, habe ich mich gebracht, jetzt würden mir Savigny, Bekker und ich weiß nicht wer alles, entgegen ſein. Ich kann darauf nicht beſſer antworten, als mit dem Hippokleides bei Herodot: „Οὐ φροντὶς Ἱπποκλείδῃ!“

Freitag, den 16. Februar 1838.

Gutzkow hat es gewagt, in ſeinem Telegraphen, bei Gelegenheit der Kölniſchen Sachen von der Stütze und der Kraft zu ſprechen, welche Preußen in einer Repräſentativ-Verfaſſung jetzt fände, wenn es die verſprochene hätte! Das kühne Wort verdient angemerkt zu werden.

Sonntag, den 18. Februar 1838.

„Athanaſius“ von Görres, eine widrige Pfaffenſchrift, voll Argliſt und Lüge! Einſt ein Held, Herr Görres, jetzt ein böſes altes Weib! Veraltet, verludert!

Leibnitz, Kant, — welche Erquickung dagegen!

Dienstag, den 27. Februar 1838.

Ich war bei dem Herrn Miniſter von Werther wegen Heine's Angelegenheiten. Alles günſtig genug aufgenommen. Herr von Werther für mich perſönlich von freundſchaftlicher Güte; — wie beglückt es mich, das ſtolze Gefühl, für mich nichts wünſchen, nichts bitten zu dürfen! — Herr von Werther klagt mir bitter, wie unangenehm jetzt die Geſchäfte ſind.

Sonnabend, den 17. März 1838.

Die Geſchichten von Hannover und Köln ausführlich mit Profeſſor Gans beſprochen; er ſprach mit klarer Einſicht die bündigſten Worte, überhaupt ſehr gründlich über unſern Zuſtand, unſre Ausſichten, und daß doch alles anders gehe, als die Machthaber meinten und wollten. Wir lachten darüber, daß der König von Hannover eine Miſſion habe, die er nicht ahnde, nämlich zu zeigen, daß man mit Verfaſſungen nicht ausreiche, ſondern auch Macht haben müſſe. Nebenher zeigt er die Armſeligkeit ſeiner Parthei, die ſich bisher vermaß, höchſt geiſtreich und produktiv zu ſein, wenn ſie nur einmal an's Ruder käme. Nun ſieht man's. Herr Miniſter von Rochow hat auch ſchon Gelegenheit gehabt, in dieſer Sache darzuthun, wie es mit ihm ſteht, ein Schreiben an den Vorſtand mehrerer Elbinger, die eine Adreſſe an den Profeſſor Albrecht — einen der ſieben Göttinger — geſchickt haben, iſt ein Muſter von Behauptung und Form, wie ſie ein Miniſter meiden ſollte; er giebt nutzlos die ärgſten Blößen. Abſchriften ſind in Umlauf.

Donnerstag, den 22. März 1838.

Einige Stoffe und Sätze: Goethe's Faust, ob eine Grundidee durch das Ganze geht? Ordnung und Harmonie sind Goethe's Wesen, also auch das seiner Erzeugnisse. Seine Kraft besteht in der Milde, Sanftheit, Güte, und ist daher die wahre, Schiller's Kraft ist oft überspannt, sucht sich selber erst im Ausdruck. — Die deutsche Sprache hat so wenig Grammatik, weil ihr frisches Leben überall wuchert, und sowohl die alten Zweige als auch schon wieder neue grünen. Die Franzosen haben ihre Grammatik erlangt, indem sie viel mannigfaches Leben der Sprache willkürlich tödteten; jetzt sucht man einige der abgeschnittenen Zweige wieder zum Treiben zu bringen. — Voltaire war ein Apostel christlicher Gesinnungen, nur führten die ihm feindlichen diesen Namen, und er selbst wußte es nicht anders. — Wie die Schöpfung sich offenbart in Sonnensystemen und in Infusorien, immer als dieselbe, so die Geschichte gleicherweise in Völkerstürmen und in den kleinsten Tagesvorgängen, beides enthält für den Dichter dasselbe Leben, das wird schon anerkannt; daß es aber für den Historiker gleichfalls dasselbe bieten müsse, will man noch nicht so allgemein gelten lassen. — Ueber Talent und Genie in Betreff der Liebe. Bettine's Liebe zu Goethe wird nicht als Liebe genommen. — Ueber Klöster, deren Bedeutung und künftigen Ersatz, denn so richtig es ist, die noch vorhandenen aufzuheben, so wahr ist es auch, daß dadurch eine Lücke entsteht, ein Raum, der durch neue Stiftungen auszufüllen ist. Die Art der neuen Stiftung — das ist eben die Frage; eine Hauptaufgabe dabei wird die des Baumeisters sein; das Wohnen der Menschen, die Einrichtung, Ausstattung, Sonderung und Verbindung

dieſer Anſtalt, das ſcheint nächſter Gegenſtand des Forſchens zu ſein, darin die nächſte Entdeckung geſchehen zu müſſen. Ungeheuer iſt ſchon die Veränderung, daß Städte allgemein aufhören Burgen zu ſein, daß Häuſer und Gärten zuſammenfließen.

Freitag, den 23. März 1838.

Sechshundert Studenten brachten geſtern Abend dem Profeſſor Gans eine Abendmuſik zu ſeinem Geburtstag, eigentlich aber für ſeinen Eifer zu Gunſten der ſieben Göttinger Profeſſoren. Nicht auf der Straße, nur auf dem Hofe des Hauſes durfte die Sache vorgehen, nur mit Mühe war ſoviel vom Miniſter von Rochow nachgegeben, der Polizeipräſident hatte nichts auf ſich nehmen wollen. Es war aber doch eine öffentliche Feier, die ganze Straße von Menſchen vollgedrängt. Die Studenten hatten die Muſik eines Garderegiments herangezogen, ſie brachten ihr donnerndes Lebehoch, Gans hielt eine treffliche Anrede, lud die jungen Leute zu ſich herein, ſoviel ihrer konnten, und entließ ſie dann. Sie brachten aber noch ein lautes Vivat den ſieben Göttingern, und die Gardemuſik ſpielte dazu; eine Stimme rief ſogar laut und vernehmlich ein Pereat dem zwei Treppen höher wohnenden Geheimrath von Tzſchoppe, der ſelber am Fenſter war. Mit Mühe redete Gans den jungen Leuten es aus, nicht auch dem Profeſſor Weber — einem der ſieben Göttinger, der eben hier angekommen war — ein Vivat zu bringen, er ſtellte ihnen vor, ſie würden dem Manne nur Verdruß mit der Polizei verurſachen, und ſo unterließen ſie es denn. Genug, es zeigte ſich durch dieſen Vorgang, daß noch Geſinnung und

Muth nicht ganz erloschen sind. Die Servilen wollen bersten vor Aerger. Gans hat sich trefflich benommen, und sie können ihm nichts anhaben.

Der Professor Otfried Müller, der nachträglich den Sieben in Göttingen beigestimmt, hat einen Ruf nach St. Petersburg erhalten. Hier macht das in den hohen Kreisen gewaltiges Aufsehen. Von würtembergischer, von sächsischer Seite ließ sich einiger Halbliberalismus erwarten, und man suchte ihn doch gleich abzuschwächen und niederzuhalten; aber von russischer Seite!

Mittwoch, den 28. März 1838.

Gans erzählt von den Anfechtungen, die seine Studenten wegen des Vivats zu bestehen haben, und er selbst wegen seiner Rede; man erzählt davon die abentheuerlichsten Verdrehungen, die gehässigsten Auslegungen.

Der König von Hannover jämmerlich in sein eigen Netz verstrickt! Er hebt das Staatsgrundgesetz als ungültig auf, weil er als Agnat seine Zustimmung nicht gegeben hatte, nun bei seiner neuen Verfassung fragen ihn die Stände gleich nach der Zustimmung der Agnaten. Er ist krank geworden vor Aerger.

Nun auch in Posen katholische Händel! Weg damit!

Donnerstag, den 29. März 1838.

Wegen des dem Professor Gans von den Studenten gebrachten Vivats, der von ihm darauf gehaltenen Anrede, des Pereatrufes gegen Tschoppe u. s. w. ist ein

schrecklicher Lärm; die Polizei, die Universität, sind in voller Bewegung, man erwartet einen strengen Kabinetsbefehl des Königs. Das Pereat war nur von Einer Stimme gebracht, und hieß: „Pereat, wer hier spiont, und zum Kontrast im Hause wohnt!“ Die Studenten machten alle gleich: St! St! Niemand weiß, wer der Eine war. Gans hat seine Rede aus dem Gedächtniß aufgeschrieben, und der Behörde eingereicht. Daß der Schimpf dem Geheimenrath von Tschoppe widerfahren ist, freut die Leute sehr, er wird allgemein gehaßt; und man lacht darüber, daß er selber davon den großen Lärm verursacht.

In der Kritikgesellschaft wurde heute ein Brief des Professor Dahlmann aus Leipzig mitgetheilt, worin derselbe die Theilnahme an den Jahrbüchern ablehnt, weil er doch schwerlich unter preußischer Zensur könne drucken lassen, besonders in einer Zeit, da ein Mann, den viele Millionen Deutsche als einen gemeinen Verbrecher wegen Eidbruch und Landesverrath bestraft zu sehen hofften, mit dem preußischen rothen Adler erster Klasse geschmückt werde. (Der hannöversche Minister von Schele.) Der ganze Brief ist sehr tüchtig und kraftvoll. — Wir stritten viel über die kölnische und gnesen'sche Angelegenheit, über Bunsen's Verhandlungen u. s. w. Im Ganzen herrscht hier doch wirklich ein elender Geist unter den Leuten, sie haben sich aller wahrhaft politischen Gesichtspunkte entwöhnt, und wissen wirklich kaum, worauf es ankommt. Aber indem die Regierung im Publikum alle Meinung und Einsicht in der That ziemlich herabgebracht hat, ist sie auch von derselben Schwäche und Unfähigkeit, wie es scheint, in ihren eigenen Organen befangen, und ihre Beamten sind mit dumm geworden.

In dem Briefe von Dahlmann ist noch eine Stelle besonders merkwürdig, er spricht von der im alten Sinne landständischen Verfassung als einer Unmöglichkeit, von der repräsentativen als einer zwar für die gegenwärtige Bildungsstufe nothwendigen, über welche hinaus aber noch ganz andres zu denken sei. So deutet er wenigstens an.

Freitag, den 6. April 1838.

Abends zu Frau von Froleff, wohin später auch Herr von Newereff kam. Ich war leidend und nahm wenig Theil am Gespräch, doch gab der „Wilhelm Meister" mir Anlaß zu einigen Bemerkungen, die indeß wenig Eingang fanden. Ich vertheidigte das Wesen Wilhelm's; aber ich spreche es nur Goethe'n und Rahel'n nach, daß reine Liebenswürdigkeit und ächter guter Willen die höchsten menschlichen Eigenschaften sind, gegen welche alles thatkräftige Heldenthum mit seinem Glanz und Ruhm zurücktritt. Dann vertheidigte ich auch die Bedeutung Lotharie's, diese aber, wie ich bekannte, auch gegen Rahel's Ansicht. (Goethe nennt einmal Lotharie'n ganz unvermuthet den „edeln", und zu der Stelle hatte Rahel gleich beim ersten Lesen beigeschrieben: „Warum das Lob?") Aber Lotharie wird uns wirklich als ein edler und hoher Mensch dargestellt. Wie Meister überall Neigung und Wohlmeinung erweckt, so Lotharie leidenschaftliche und achtungsvolle Anschließung; eine reich ausgestattete, tapfere, empfindungsvolle Persönlichkeit, und die von ihren eignen Gaben wie von Flügeln über alle Gegenstände, welche sie fesseln könnten, hinweggeführt wird. Die Höhe der Betrachtung, welche er

gewonnen hat, bleibt aber nicht unfruchtbar. Schon durch ſeine Perſönlichkeit edel, wird er dies noch mehr durch die That. Er arbeitet an Befreiung des Landeigenthums, er bringt Opfer dafür, und nicht als ſchwärmeriſcher Phantaſt, ſondern als beſonnener Weltkundiger, der die Vortheile wägt, die Bewegungen erkennt; er bildet weltumfaſſende, ſicherſtellende Verbindungen, er ſteht als das Haupt großer Kräfte und bedeutender Geiſter da. Dieſer politiſche Inhalt im Goethe'ſchen Roman, ſo wichtig und merkwürdig zugleich, wurde von den frühern Leſern ganz überſehen, beſonders von uns jugendlichen Freunden, die wir ganz andere Seiten darin ſuchten und fanden. Jetzt aber bewundere ich täglich mehr, welche Stoffe und Kräfte der Wirklichkeit unter der leichten Dichtung verborgen arbeiten, und daß gerade ſie es ſind, welche der Dichtung ſo mächtigen Reiz und ſo tiefen Eindruck verleihen. — Ein ſchwer zu durcharbeitendes Thema! Heute gelingt es mir am wenigſten! — Ganz demokratiſch iſt der „Wilhelm Meiſter“ im ariſtokratiſchen Stoffe; wie großartig und dichtungsgewaltig ſchon dies!

Goethe'n verſtand man nicht, und man verſteht ihn nicht! Der wird noch lange nicht trivial werden! Da ich ihn ſchon jetzt ſo anders verſtehe, als vor dreißig Jahren, wie dürft' ich ihn zu verſtehen hoffen nach dreihundert Jahren? Das Individuum erlebt das nicht, aber die Nation um ſo gewiſſer, dieſe wird die gereiften Früchte immer reichlicher pflücken, und ſind deren auch ihr einige zu hoch und hart, nun ſo kommen noch ſpäter fremde Hände!

Montag, den 9. April 1838.

Wie ich geſtern Mittags wieder nach Hauſe kam, hört' ich, ein Kadet ſei da geweſen und habe mich zu ſprechen verlangt. Er kam auch bald wieder und ließ ſich anmelden. Ein kleiner, gedrungener, friſcher, ernſt und keck ausſehender Knabe, der aus keinem andern Grunde zu mir kommt, als um mir ſeinen Beifall zu bezeigen, mir zu ſagen, daß er das „Leben von Seydlitz" geleſen, und davon ſo befriedigt und eingenommen ſei, daß er den Verfaſſer gern habe ſehen wollen. Das ſagte er nicht beſchämt oder entzückt, ſondern ganz frank und frei, ſah mich dreiſt an, fragte, ob ich noch weiteres über Seydlitz hätte, ſein Vater habe ein Paar Pfiffelen von Seydlitz, die er ſehr in Ehren halte, — auf meine Fragen über ſeine Lehrſtunden und Fortſchritte gab er ohne Verlegenheit guten Beſcheid, und benahm ſich überhaupt wie ein junger Offizier, mit Degen und Tſchako ganz bequem und elegant hantierend. Die ungemeine Keckheit gefiel mir, ich war aber ernſt und ſtreng mit ihm, und ſchenkte ihm nur zum Abſchied das Leben Winterfeld's. Wenn der Kleine künftighin dieſe Dreiſtigkeit gleicherweiſe ausübt und auf den Krieg anwendet, ſo hat Preußen einen Kriegsmann mehr, der von ſich reden machen wird! Er heißt ...

Donnerstag, den 12. April 1838.

Der Miniſter von Schulte in Hannover ſagte, als der Sohn des Miniſters von Schele zum Kabinetsſekretair ernannt worden war: „Das iſt nun unſre ganze Religion: wir haben Schele den Vater, Schele den Sohn, und den

heiligen Leiſt!“ Das Witzwort macht hier das größte Glück!

Merkwürdiges, bisher wohl einziges Beiſpiel! Der König von Hannover bringt bei ſeinen Unterthanen zu ſeinen Gunſten, daß er es gut meine mit ſeinem Volke, ein Zeugniß ſeines Bruders vor. Die hannöverſche Zeitung theilt nämlich in dieſem Sinn einen von dem Herzog von Cambridge in England gehaltenen Trinkſpruch mit, worin der König von Hannover gleichſam in Schutz genommen wird, jedoch ziemlich bittweiſe und weinerlich. Das Ganze hat eine erbärmliche Phyſionomie!

Stiller Freitag, den 13. April 1838.

Ueber die Schwierigkeiten des Kampfes, den jetzt Preußen gegen den römiſchen Katholizismus zu beſtehen hat: „Eine Regierung, die den Preßzwang handhabt, die es mit dem König von Hannover hält, und ſogar zu den Eiſenbahnen ein ſaures Geſicht macht, — die kann allerdings gegen Rom nicht viel aufbringen, die müßte eigentlich immer an Rom ſich anſchließen.“

Der Brief des Miniſters von Rochow an den Herrn von Rieſen in Elbing wird vom engliſchen Kourier ſcharf mitgenommen, grimmig verhöhnt! Und der Artikel iſt in Galignani's Meſſenger wieder abgedruckt, und in dieſem Blatt hier überall zu leſen!

Oſterſonntag den 15. April 1838.

Warum ich ſo vieles jetzt Anſtößige oder Mißfällige in den Briefen Rahel's nicht unterdrückt habe, und man-

ches noch Bedenklichere nicht vertilge, ſondern aufbewahre? — Weil ich die Zukunft und ſolche Leſer im Auge habe, die nicht in der Beſchränkung unſerer Tagesmeinungen ſtehen und denen andere Geſichtspunkte gelten werden.

Und hätte ich durch ſolches Weglaſſen und Vernichten wohl zu Rahel's Ehren gehandelt? Gewiß nicht.

Geſetzt, Frau von Sévigné wäre eine Freundin der zu ihrer Zeit in Frankreich verfolgten Proteſtanten geweſen, hätte ſich kräftig zu ihren Gunſten und wider den König ausgeſprochen, die Verwandten und Herausgeber wären aber beſorgt geweſen, ſolche Stellen möchten in der guten Geſellſchaft den ſchlimmſten Eindruck machen, die Briefe würden am Hofe und von der Geiſtlichkeit hart getadelt und die Schreiberin wohl gar für eine ſchlechte Katholikin gehalten werden; deßhalb hätten ſie alle ſolche Stellen ſorgſam unterdrückt: wäre ihre Sorge für den Ruhm und Erfolg der Briefe wohl die richtige geweſen? Bei den nächſten nachgefolgten Geſchlechtern ſchon war gerade das ein Tadel gegen Frau von Sévigné, in ſolchen Beziehungen zu ſehr ihrer Zeit angehört zu haben, und in den ſpäteren Geſchlechtern wird dies nur immer bedauerlicher erſcheinen.

Und will ich denn eine andre, eine künſtlich erſonnene Rahel zeigen, oder eine wahrhaftige, in ihrem ächten Weſen beſtehende? Sollen Geiſt und Wahrheit nur zu eitlem Spiele werden?

Donnerstag, den 19. April 1838.

Jacobi's und Mendelsſohn's Streitigkeiten über Leſſing führten mich auf Hamann's Briefwechſel mit Jacobi, und

ich habe das Buch abermals mit neuer Aufmerkſamkeit durchgeleſen. Fülle von Gedanken und Beziehungen, wahre Lebensſaat! Aber man muß den Samen wirklich als Ausſaat verwenden, nicht ihn gleich als Frucht verzehren wollen. Der Leſer muß ſeine Arbeit und Geduld daran ſetzen, dann gewinnt er reiche Aernten. Auch über Hamann's Perſon iſt viel zu denken gegeben. In mancher Hinſicht erinnert er an Börne; beide geben ihren Eigenheiten mit einer Art von Vorliebe und Achtung nach, und auch mit Ironie, woraus ihre Beſchränktheiten und Launen ſich oft erklären. Das Buch macht mich aber traurig, wie ſo viele Bücher. Wie wenige Bücher ſind wahrhaft erheiternd! Nur die vortrefflichen, dieſe aber auch bei ſchwermüthigem Inhalte!

Ueber Lüge und Wahrheit nachgedacht; ſie gehen immer zuſammen, und immer muß man ſie ſcheiden; denn nur im Scheiden, in dieſer Thätigkeit, hat man und behält man die Wahrheit. Das Erſcheinen, der Ausdruck, die Geſtalt — alles das iſt ſchon ein Stück Lüge. Wer ſich vermißt, nie zu lügen, der weiß nicht, was er ſagt. Ein anderes iſt freilich, die Wahrheit lieben und ſuchen, ein anderes, ſie mißachten und verläugnen.

Sonnabend, den 21. April 1838.

Abends bei Frau von Froloff, wo Neweroff; viel disputirt über das ſogenannte geiſtige Eigenthum u. ſ. w. Eigne Betrachtungen über den Strom der Meinungen; ſie ſammeln ſich wirklich zu einem Strom, und der reißt dann alles fort, auch die ſonſt ſelbſtſtändigen und freien Geiſter! So bei obigem Gegenſtande, auf den man jetzt in Deutſch-

land, Frankreich und England ganz erreicht ist und den nur wenige Personen in seiner ganzen Weisheit durchblicken. Was insbesondere die preußische neuste Gesetzgebung betrifft, so dünkt mich die Anarchie des vorigen Zustandes fast besser!

Die meisten Menschen denken, wir seien im Allgemeinen äußerst vorgeschritten und die Menschheit habe schon das Glänzendste geleistet; ich finde, daß wir den wilden Zuständen noch ganz nahe stehen und nur im ersten Anfange der Zivilisation noch weilen. Und das wenige Gewonnene ist selten ein Erzeugniß der Absicht und Ueberlegung; diese letztern sind im Großen bei menschlichen Thätigkeiten fast noch gar nicht für die Fortschritte der Menschheit in Anwendung gekommen. Immer ganz andere, selbstsüchtige und eitle Zwecke und Anstrengungen warfen nebenher einiges Gute ab. Die Rechnung im Großen ist doch nicht schwerer, als im Kleinen. Was konnte geleistet werden, und was wird geleistet? das ist die einfache Frage! Haben, die Wissenschaften, die Künste schon das Ihrige gethan? Was könnte die Musik zum Beispiel leisten! Die Menschen, die an dieser Kunst jetzt Theil haben, sind eine elende Minderzahl. Was vermöchte in anderer Richtung hinwieder die Baukunst! Und so noch Unendliches von Bildungen, die bis jetzt vielleicht noch gar keinen Namen haben.

Will man mir übel nehmen, daß ich von dem gegenwärtigen Zustande so gering denke? oder daß ich so hoch hinaus will, — mit Gedanken? Soll ich nicht mit Angelus Silesius fragen dürfen:

„Wann steigt die Erd' empor und wird zum Himmel werden?"

Freitag, den 27. April 1838.

Jacobi und Hamann ließen mich Hegel's Aufsatz über Hamann hervorsuchen und wiederlesen, mit großem Genuß und wahrer Befriedigung. Hegel hat ihn gut gefaßt, jenen seltsamen, bewundernswürdigen Kauz!

Marheineke's Rezension von Görres' „Athanasius" gelesen; über alle Erwartung gut, kernig und geschickt, fast naiv im ungeschmückten Heraussagen; das Ganze ist wie eine Baarzahlung in klingendem Grobkourant.

Dienstag, den 1. Mai 1838.

Der Herzog von Cambridge erklärt den Toast auf den König von Hannover für untergeschoben; es scheint, man hat letztern absichtlich damit genarrt.

Donnerstag, den 3. Mai 1838.

Ich las die neuen Schriften von Grimm und Dahlmann über ihre Entlassung mit wahrem Schmerz und Unwillen über den schändlichen Hergang dieser noch ungestraften Frevel am Recht und an der Volksfreiheit, — die kräftigen Worte aber werden nicht verhallen, und die Namen der feigen Diener und des albernen Herrn werden in Schande auf die Nachwelt kommen! — Der gute Grimm ist aber kein Politiker; er meint im Ernste, die hannöversche Verfassung hätte durch den Ausspruch des Bundestags rechtmäßig aufgehoben werden können! Wenn der Bundestag das dürfte und könnte, so höbe er noch heute alle

Verfaſſungen in Deutſchland auf! (Aufgetragen iſt ihm freilich, ſie hervorzurufen!)

Freitag, den 4. Mai 1838.

Der König von Hannover behauptet, der Toaſt des Herzogs von Cambridge ſei doch wahr. Aber man entgegnet, vom Herzog ſei es unglaublich, daß er dergleichen ausgebracht, vom König aber leider bekannt, daß er ſchon mehrmals in dieſen Sachen zur Lüge ſeine Zuflucht genommen.

Sonntag, den 13. Mai 1838.

Der König von Hannover iſt geſtern hier angekommen. Man ſpricht allgemein mit erbitterter Verachtung von ihm, und an öffentlichen Orten hat man ohne Scheu harte Verwünſchungen gegen ihn ausgeſtoßen. „Die Fenſter ſollte man ihm einwerfen, ein Pereat mit Katzenmuſik bringen!“ — Hat gute Wege! Es wird nichts der Art geſchehen, ſondern alles glatt und ſtill ablaufen.

Dienstag, den 15. Mai 1838.

Ich war im Opernhauſe, ſah zwei Akte von Goethe's „Fauſt“, den Mephiſtopheles von Seydelmann. Mehr als zwei Akte vermocht' ich nicht; das Haus war ganz voll, die hieſigen und fremden Höfe, die höhere Staats- und Litteraturwelt, die Studenten, Offiziere, ein wunderbarer Eindruck, dieſe wohlbekannten Sprüche an dieſer Stelle zu

hören, vor allem Volke, dem hohen und niedern, nur Rahel fehlte mir, Rahel, gerade sie, die leidenschaftliche Freundin Goethe's, des Theaters, der Geselligkeit! die Pulse schlugen mir heftig, als wollten sie ersetzen, was mir fehlte, als könnten sie auf ihren Wogen herbeiführen, was ich ersehnte. Und Radziwill's Musik, und Seydelmann's Spiel, alles, alles drängte mich zu derjenigen hin, die für alles das den reinsten, lebendigsten Sinn, das schärfste Urtheil, die frischeste Wärme hatte! — Rechts von mir war Hotho, weiterhin Bettine von Arnim mit Savigny's, links Mendelssohn's; Gans, Werder, Benary, Pitt-Arnim sprach ich im Weggehen. Ich mußte lachen, daß sie nach meinem Urtheil fragten; ein Urtheil ist eine Landung, und ich wogte auf hohem Meere. Im Drange von Ereignissen, im Wechsel der Eindrücke, im Sturm von tausendfachen Betrachtungen über Welt, Zeit, Dichtung, Inhalt, Gestalt, Kunst und Künste, Sprüche, Bedeutung, Gegenwart, — ich kam gar nicht zu mir selber! Oft war ich um fünfzig Jahre zurück, sah Goethe diese Verse dichten, oft um dreißig, hörte sie in unserm Jugendkreise als die Lehrsprüche unsrer Bildung. Die Großherzoglich weimarische Familie zugegen, — der Herzog Karl August nicht, Goethe nicht! Für diesen ist es wirklich ein entscheidender Sieg in Meinung und Ansehn, daß dieser sein „Faust" in Berlin zur Aufführung gekommen. Er dachte es nicht, so wenig wie Lessing, daß sein „Nathan" hier auf der Bühne erscheinen würde. (Und beide mit großer Schwierigkeit, eigentlich ganz gegen den Sinn und Willen des Königs!) — Wie die Schauspieler ihre Sache gemacht haben? Ich habe noch keine Zeit gehabt, das recht zu überdenken! (Auch blieb ich nicht lange genug.)

Mittwoch, den 16. Mai 1838.

Die gestrige Vorstellung des „Faust“ macht großen Lärm und wird allgemein besprochen. Die Vornehmen und Frommen sind verletzt und aufgebracht durch manches Wort, das auf sie gefallen, und das vom Publikum lebhaft geurtirt worden ist. Der Hof hat das Flohlied sehr unanständig gefunden, die ganze hohe Welt ist voll dumpfer Unzufriedenheit. Warum kam der Hof zu dergleichen! Es war allerdings vieles beißend und schlagend, und hauptsächlich durch solche Gegenwart. Da sie nun doch nicht geradezu den ganzen „Faust“ von Goethe zu verwerfen wagen, so muß Seydelmann um so mehr herhalten, er habe die Sache, heißt es, so arg und gemein gemacht. Man ist der Meinung, dergleichen sollte nicht oft wiederholt, sondern in der Stille wieder beseitigt werden. Ich sehe schon, die Sache fällt!

Seydelmann hat sich allerdings vergriffen, die Rolle nicht fein und elegant genug gehalten, sich selber viel zu widrig angethan. Aber unser ganzes Schauspielwesen steht nicht auf der Höhe solcher Dichtungen. Auch Shakspeare wird jedesmal verhunzt. — Seydelmann hat zu sehr für den Sinn, zu wenig für die Phantasie gespielt. Beim „Faust“ muß nothwendig die Phantasie der Zuhörer mit in Thätigkeit gebracht, das Meiste nur angedeutet, nicht aber gezeigt werden. Das versehen unsre Schauspieler fast immer, auch Seydelmann fehlte diesmal hierin.

Mittwoch, den 23. Mai 1838.

Berlin ist außerordentlich belebt; die Höfe, die Truppen, die Feste setzen alles in Bewegung; das Wetter ist

günſtig genug, aber auch bei etwas Regen ſtrömt die Menge unter den Linden, auf dem Schloßplatz u. ſ. w. Dem Kaiſer von Rußland hat das Volk bei mehreren Anläſſen jubelnd zugeſchrieen, ſowie der König von Hannover ſich zeigt, iſt alles ſtill.

Der Fürſt von Talleyrand iſt am 17. in Paris geſtorben. Geſtern kam die Nachricht hier an. Wegen der belgiſch-holländiſchen Sache iſt man nun beſorgt, man verließ ſich darauf, daß ſein Rath ein leidliches Ziel ſichere.

Freitag, den 25. Mai 1838.

Lager bei Spandau, heute und morgen Manöver. Berlin iſt plötzlich ſtill und leer.

Die Königin von Hannover läßt immer warten. Sie hatte der Großherzogin von Weimar ihren Beſuch anſagen laſſen und dieſe ihn angenommen. Ueber eine Stunde war ſchon in vergeblichem Harren vergangen, da fuhr die Königin vorbei, um vorher erſt die Kronprinzeſſin zu beſuchen. Sogleich fuhr nun die Großherzogin in's Theater, und als die Königin ſpäter nun endlich kam, fand ſie niemanden, und fuhr betroffen und ärgerlich nun auch in's Theater. Beide Damen wechſelten hier einige herbe, verdrießliche Worte. Da das Zuſammenſein der hohen Herrſchaften keinen andern Inhalt hat, als dergleichen Aeußerliches, ſo fehlt es nicht an Reibungen, Verdruſſen, Gegnerſchaften und Nebenbuhlereien, die auch den letzten Reſt möglicher Annehmlichkeit zerſtören. Alle, und gewiß unſer König am meiſten, ſeufzen nach dem Ende dieſes Treibens.

Geſtern beſucht' ich Chamiſſo'n. Von alten Zeiten geſprochen. Einfachheit und Treue geprieſen. Im Dichten

ist er rüstig und wird es wohl bis an's Ende bleiben. Er ist bis jetzt nicht alt geworden, sein Inneres ist wie vor fünfunddreißig Jahren, als ich ihn kennen lernte.

Unserm Astronomen Encke wurde angezeigt, der König von Hannover wolle die Sternwarte besehen: „Recht gut", versetzte jener, „ich werde ihm das Siebengestirn zeigen!"

Sonnabend, den 26. Mai 1838.

Der König von Hannover und der König von Würtemberg hatten hier Rangstreit; ersterer ist von älterem Kurfürsten-, letzterer von älterem Königs-Range.

Ob hier politische Gegenstände verhandelt werden? Die hannöversche, die belgisch-holländische, die spanische, die katholische Sache? Schwerlich; wenigstens an neue Bestimmungen und Maßregeln ist nicht zu denken! Die Geschäfte liegen jetzt ganz in den Händen der Geschäftsmänner, nicht einiger Minister, sondern all der zahlreichen Beamten, die darin mitarbeiten. Man will keinen Krieg, das ist ausgemacht, und möglichst viel Ruhe, also zwar nicht viel Konstitution, aber doch grade so viel, als zur Erhaltung der Ruhe nöthig scheinen mag! Die Hauptsache ist bei der hiesigen Vereinigung ohne Zweifel die Wahl einer künftigen Gattin für den russischen Thronfolger.

Donnerstag, den 31. Mai 1838.

Kritikgesellschaft: Marheineke, Henning, Baumann, Schultz, Bopp, Tove; lebhafte Verhandlung über die Kirchensachen. Lutheraner in Schlesien wollen auswandern,

Gegenſtück zu den eingewanderten Zillerthalern; „Was ich bei Tag mit der Leier verdien', geht bei Nacht in den Wind dahin.“ — Ein geldgieriger Mitarbeiter ſchreibt in Betreff des Honorars, und nebenher auch in Betreff ſeiner Rezenſionen: „Der iſt wie mancher Bräutigam, er nähme auch allenfalls das Geld ohne das Mädchen.“

Vortreffliches Wort von Gans: „Wenn die Regierung ſich fürchtet, ſo iſt das ſchon ein Fortſchritt.“ Er führt als Beiſpiel Morgenbeſſer's republikaniſches Geſetzbuch an; vor dreißig Jahren wurde das harmlos in Preußen gedruckt und gar nicht beachtet; dergleichen Meinungen, wie dort ausgedrückt werden, waren damals ohne Belang, jetzt iſt das anders, das Buch könnte nimmermehr gedruckt werden, denn der Inhalt fände Eingang, und die Regierung verbietet es daher, — das aber iſt der Fortſchritt, iſt der Beweis, daß ſolche Meinungen nicht mehr gleichgültig ſind, ſondern daß die Regierung ſelber ſie hat, freilich wohl fürerſt nur in Form der Furcht. Das Wort machte den ſtärkſten Eindruck, und wir mußten ſehr über den glücklichen Witz lachen.

Pfingſtſonntag, den 3. Juni 1838.

Leo's Schrift gegen Görres leſ' ich nun doch. Ein wunderlicher Streit! Zwei Mächte gerathen in Unfrieden, und zwei altverſuchte, ausgediente, aber noch raufgierige Knappen machen ſich eine Luſt daraus, unter jener Namen ihre eigenen Händel aufzurühren und ſich miteinander herumzubalgen. Damit Leo der Sache Geſchmack abgewinne, muß er ſie erſt in's Mittelalter überſetzen, ſich ſelber Waibling und den Gegner Welf nennen. Welche Mas-

keraden und Spielereien! Rom und Berlin werden sich wieder leidlich ausgleichen und die ungerufenen Knappen beschämt und verwirrt heimschicken. Leo sagt mitunter Scharfes und Treffendes, aber es taugt nur wider diesen Feind, nicht für die Sache. Wenn man mit diesen kauderwelschen, einbilderischen, gelehrten Kämpfen die verständigen, geist- und lichtvollen, wirklichen und wirksamen Debatten in Frankreich und England vergleicht, wie leer und nichtig erscheinen jene! Auch kann bei uns der Staatsmann, die Regierung schlechterdings keinen Gebrauch und keine Anwendung von dergleichen Dienstbeflissenen machen; höchstens ist es lieb und angenehm, daß einem ungefügen Geschwätz ebensolches entgegentritt.

Dienstag, den 12. Juni 1838.

Der Präsident Adolph von Kleist wird, um ihn von so vielen andern Kleisten zu unterscheiden, mit dem Beinamen „der Blutige" bezeichnet. Er soll bei den politischen Prozessen, die am Kammergericht anhängig waren, eine ungewöhnliche Härte und Grausamkeit gezeigt haben, so daß er bei Hofe das scherzhafte Lob ertragen muß, er sei doch noch ein Mann, auf den sich die Regierung verlassen könne, der allenfalls Tausende hinrichten ließe, ohne sich viel umzusehen! Er soll nicht nur auf keine Amnestie angetragen, sondern sie sogar aus allen Kräften verhindert haben. Der Minister von Kamptz erhob am meisten die Stimme zur Milde und Begnadigung, allein umsonst. Man sagt, die Behandlung so leichter jugendlicher Vergehen als hochverrätherischer Anschläge sei ein Hohn aller Vernunft und Gerechtigkeit, und so viele ausgesprochene

Todesstrafen seien gradezu Justizgräuel. Auch sind die Milderungen des Königs noch immer äußerst hart, zwanzig, dreißig Jahre Festung, bei wenig Hoffnung nahen Erlassens. Und dabei die Härte und Langwierigkeit der Untersuchung! Genug, unsre Justiz wird schwer angeklagt. „Durch solche Anstellungen", sagt man, „wie die jenes Kleist und andrer ihm Aehnlichgesinnten, hat man die preußische Justiz aus ihrer Unabhängigkeit herausgehoben und zu einem dienstbaren Werkzeuge des Hofwillens, der aristokratischen Interessen, des ultraistischen Fanatismus gemacht." Ich wollte, ich könnte dergleichen Anschuldigungen widerlegen!

Sonnabend, den 16. Juni 1838.

Wieder ein Regentag. Neben der schweren feuchten Luft drückt mich das Buch von Gervinus über deutsche Litteratur; ich finde es überaus traurig, es erhebt nicht, es stimmt herab, und diese Gattung von Büchern ist die allerschlechteste, denn in diesem Grundfehler vernichten sich alle sonstigen Vorzüge. Der Mann hätte sich beschränken sollen, ein tabellarisches Handbuch zu schreiben, denn nur dazu hat er Zeugs, aber ganz und gar nicht zur Geschichtschreibung, wie sehr er auch dazu den Anlauf nehmen will. Welch ein Schwall von Unbedeutendem und Gemeinem, in welchem er sich recht mit Lust aufhält, von dem er mit Beflissenheit die genauste Kenntniß zeigen will! Und wie bleibt sein Urtheil äußerlich, ohne Grundlagen philosophischer Aesthetik, ohne Ahndung des Genius! Wie dürftig sind seine Urtheile über Opitz, Scheffler, selbst über Flemming! Von Canitz und Besser spricht er ohne geschichtliche Einsicht, grade als hätte er es mit ein paar neusten Tagesdichtern

zu thun, die er in irgend einem Blatt abfertigen mußte. Mit solchem Führer muß man keine Litteratur durchwandern; der muß einem jede zuletzt verleiden. Nüchterner Verstand, der das Genie läugnet, und im Mittelmäßigen und Schlechten beleſen iſt, — was kann der uns bringen? — Wie recht hat Goethe, der von einem Buche verlangt, daß es ihn fördre und anrege! Dieſes negative Verfahren, nur alles von ſeiner ſchwachen und ſchlechten Seite zu zeigen, ohne Hindeutung auf das Starke und Gute, was überall wo nicht zu finden, doch heranzubringen iſt, trägt nimmer Frucht.

Dienstag, den 19. Juni 1838.

Heute Abend bei Madame Lea Mendelsſohn-Bartholdy. Madame Garcia mit ihrer Tochter Pauline (der Sängerin, Schweſter der verſtorbenen Malibran) kamen hin; das angenehme, freundliche, graziöſe und herrlich begabte Mädchen ſpricht vollkommen deutſch, hat Goethe und Schiller geleſen, ſchon in Brüſſel, iſt dabei ausgemachte Spanierin. Ich unterhielt mich viel mit ihr. Gans kam, Dirichlet, Felix und ſeine Frau, Fanny Henſel.

Der dritte Theil von Hegel's „Aeſthetik", durch Hotho mit verdienſtlichem Fleiße bearbeitet, iſt eben erſchienen, und giebt ächte Geiſtesnahrung. So müſſen deutſche Bücher ſein. Da fühlt man ſich auf ächtem Boden.

Puſchkin verſchönert mir den Sommer! Die Vormittage füllt er faſt ganz, und manchen Abend. Die Sprache zieht mich ſehr an. Was wird in der einſt noch alles erblühen! Welch unermeßlich reiche Zukunft liegt in dieſer Richtung verhüllt, und mir doch ſchon angedeutet! Nur vor-

wärts, ſie, und wir! jedes Volk ſtrebe für ſich, und gönne dem andern!

Sonnabend, den 23. Juni 1838.

Die auswandernden Lutheraner, die am Sonntage hier auf zwei Kähnen die Spree hinabfuhren, haben bei allen, die ſie geſehen, einen tiefen Eindruck hinterlaſſen. Man ſchätzte ſie auf vierhundert Perſonen, Greiſe darunter und Säuglinge; ſie zeigten ein entſchloſſenes, doch mildes Weſen, ihr Prediger hielt eine gemäßigte Erbauungsrede. Eine größere Anzahl wird noch nachkommen. Die Zeitungen hier haben Befehl, des Durchzugs gar nicht zu erwähnen. Nachdem die guten Leute ſchon ganz fertig waren zum Abzuge, wurden ſie von ihren Bezirksbehörden noch vier Wochen aufgehalten, und mußten ihr ſpärlich beigebrachtes Reiſegeld unnütz verzehren; man wollte ihnen die Erklärung abgewinnen, daß ſie auswanderten, um ihre Lage zu verbeſſern, nicht, um freie Religionsübung zu haben; aber ſie beharrten dabei, nur den letztern Grund anzugeben. Man hört überall ſehr herbe Anklagen über dieſe Verfolgung; ſeit zweihundert Jahren ſei dergleichen in Preußen nicht vorgekommen; man begreife den König nicht, noch ſeine Rathgeber, die ſolche Schmach ruhig zuließen; die Aufnahme der Zillerthaler werde daneben ein ärgerliches Poſſenſpiel. Die Katholiken rechnen triumphirend dieſe Eingriffe des Königs in Religionsſachen auf, um ihren Kampf als eine Sache der Glaubensfreiheit vorzuſtellen. Es iſt eine häßliche Geſchichte und ſetzt den Namen Preußens tief herab. Man ſchämt ſich, beſonders auch deßwegen, weil die Regierung ſelber ſich ſchämt!

Die Anfänge der Eisenbahn hier besucht. Große Anstalt; man sieht's, daß die Welt sich verändern wird, wenn dergleichen allgemein in Gang kommt!

Mittwoch, den 27. Juni 1838.

Frühere Betrachtungen über das Lehrhafte in der Poesie hab' ich in diesen Zug zusammengezogen: Der ist kein Dichter, wer in allem Einzelnen immer auch lehren will; aber wer durch seine Dichtung im Ganzen uns nicht lehrt, der ist auch kein Dichter!

Es giebt keine glücklichere Verbindung als die zwischen kühnem Wagen und kluger Vorsicht, großem Unternehmen und emsiger, ausdauernder Sorgsamkeit. So war Tettenborn bewundernswürdig in seiner Kriegführung, ihm gelang das Meiste, weil er im Großen kühn, und im Detail unermüdet aufmerksam und fürsorglich war. In solcher Weise führte auch der alte Cotta mit größtem Erfolg seine Geschäfte, Voltaire und Goethe verwalteten so ihre litterarischen Kräfte. In Blücher und Gneisenau traten die entgegengesetzten und getrennten Vorzüge sogar in zwiefacher Person in glücklichen Bund. Man geht viel zu wenig darauf aus, dergleichen Verhältnisse zu finden und einzurichten. Unendlicher Gewinn ließe sich auf solche Art erzielen. Aufrichtigkeit und Zutrauen fehlen zu sehr. —

Noch immer wird die Aufführung des „Faust" besprochen. Seydelmann's Mephistopheles wird meist getadelt, selten vertheidigt. Bettine von Arnim verwirft die ganze Vorstellung unbedingt; es ärgert sie schon, daß sie den „Faust" nicht allein hat, daß sie ihn mit dem ganzen Publikum theilt. Mich grade freut das, dies Theilhaben und das

Muß dabei iſt die wahre Luſt bei der Sache. Der König hat wirklich ſein Mißfallen ſo beſtimmt ausgeſprochen, daß jede weitere Wiederholung unterbleiben wird.

Dienstag, den 3. Juli 1838.

Die hannöverſche Ständeverſammlung hat nun in förmlicher Abſtimmung den neuen Verfaſſungsentwurf des Königs abgewieſen. Große Freude darüber hier bei allen ordentlichen Leuten! Die Stände ſind ſogleich vertagt worden.

Mittwoch, den 18. Juli 1838.

Der Kurprinz von Heſſen entläßt die Stände. Saat zur Unzufriedenheit! Hannover ſoll nichts voraus haben, noch allein ſtehen! Nur zu, ihr Thoren!

Montag, den 20. Auguſt 1838.

Ich fuhr zu Chamiſſo, dem Anſehen nach lag er im Sterben, doch hieß es, geſtern ſei er noch ſchlimmer geweſen. Er liegt faſt immer in ſchlafartiger Betäubung und hat keinerlei Schmerzen. Wenn man ihm auf die Frage, wie es ihm gehe, eine Antwort abdringt, ſagt er: „Sehr gut.“ Er ſcheint niemanden mehr zu kennen. Auf dem Rückwege ſtrömten mir alle Erinnerungen aus der Zeit unſrer erſten Bekanntſchaft durch die Seele; im ſchönſten Sommer 1803 war, in Charlottenburg, unſer erſtes Begegnen, wir beide jung, voll Eifer und Luſt des Lebens,

harrend, was die Welt uns noch bieten würde; ſie hat uns mehr gebracht, als wir damals hoffen konnten, — und doch, wie wenig iſt alles, was ſie geben kann!

Dienstag, den 21. Auguſt 1838.

Um ſechs Uhr heute früh ſtarb Chamiſſo! Sein Tod war ein ſanftes Entſchlafen. Gottes Segen über ihn! Ein Dichter iſt uns entrückt; mir der Jugendfreund. Er wird tief betrauert und vielfach beklagt werden. Eine große Gemeinde iſt ihm zugethan, ſchätzt und verehrt ihn. — Ich konnte mich heute zu keiner Arbeit faſſen, in keine Zerſtreuung finden.

Dienstag, den 28. Auguſt 1838.

Alle Tagesblätter gedenken des guten Chamiſſo mit großen Ehren! Möchte Ariſtoteles Recht haben, daß die Todten noch für hieſige Eindrücke längere Zeit empfänglich bleiben, ihnen Gutes widerfahren könne! — In der letzten Nacht, eh er ſtarb, ſprach er phantaſirend immerfort franzöſiſch; die urſprüngliche Eigenheit brach hervor, er ſtarb wie er geboren worden, als Franzoſe.

Dienstag, den 18. September 1838.

Amneſtie des Kaiſers von Oeſterreich für die Italiäner wirkt ſehr auf die Gemüther; man fragt, ob denn hier keine kommen werde? — Lautes Murren über des ruſſiſchen

Kaisers Verordnung, die den Polen ihre Nationaltracht verbietet. — Man kann hier zu keinem rechten Entschluß in den katholischen Streitsachen kommen, und so nährt man das Mißbehagen und die Verwirrung, die schon nachlassen würden, wenn man nur gar nichts thäte!

Mittwoch, den 19. September 1838.

Die von Strauß angestellten Untersuchungen haben eine Wirkung, die im höchsten Sinne religiös heißen muß. Was auf solche Weise zertrümmert werden kann, mag und soll fallen, das Unzerstörbare zeigt sich nur um so fester, je stärker die Schläge sind, die es treffen. Wehe jedoch den Leuten, denen mehr am Vergänglichen gelegen ist, als am Bleibenden! — Mir geht es eigen mit dieser Kritik, sie zerstört mir auch das nicht, was sie am schärfsten angreift, und was ihr auch wirklich nicht Stand hält; ja, die Geschichtsbilder der Evangelien können sich als solche nicht halten, aber was schadet's? auch als Mythen bestehen sie fort, und reiner und edler, dem dunklen Boden entrückt, wo sie mit Aberglauben und Fanatismus sich immer verflechten mußten. Der Fehler bei Strauß ist nur, daß er bloß einreißt, und nicht auch das Wiederaufbauen übernimmt. Meine Phantasie hat dies Geschäft willig übernommen, sie läßt sich diesen Inhalt nicht rauben, sie hegt ihn nur um so inniger, je mehr sie ihn ihrer Pflege überlassen sieht. Nie erschien mir die christliche Ueberlieferung ein größerer Schatz, als seit das äußere Gepräge nicht mehr die Hauptsache sein soll. — Welchem Leser des Homer wäre auch wohl je die „Ilias" und „Odyssee" weniger werth oder genußvoll geworden, weil die Wolf'schen Untersuchun-

gen erſchienen ſind? Ohne dieſe wären wohl nie die Straußiſchen entſtanden! Da ſieht man, wie in der Litteratur alles ineinandergreift, eines das andre ſchafft und bedingt! — Wolf, Niebuhr, Strauß, furchtbare Niederreißer! Verſäumt man bei ihnen das Wiederaufbauen, ſo kann einem wirklich ganz wüſt und angſt werden!

Donnerstag, den 20. September 1838.

Abends Kritikgeſellſchaft. Leo's giftige Denunziation gegen die jüngere Hegel'ſche Schule wird beſprochen, Herr von Henning ſucht ihn zu vertheidigen, Geheimerath Schulze und ich verwerfen Leo's Verfahren mit Unwillen und Abſcheu. Dem unwiſſenſchaftlichen vornehmen Pöbel wird Vorſchub gethan, ſein blinder Zorn gleichſam mit Waffen verſehen, und das kann gar ſchlimme Folgen haben!

Daß die Großfürſtin Marie den Herzog von Leuchtenberg heirathen wird, beſtätigt ſich mehr und mehr. Welch ein Durcheinander! Und da will man noch immer von Prinzipien reden!

Sonntag, den 23. September 1838.

Die Zeitungen melden nun authentiſch, daß die deutſche Bundesverſammlung die Beſchwerden der Stadt Osnabrück ſo wie der Stadt Hildesheim wegen der durch den König von Hannover verletzten Staatsverfaſſung abgewieſen hat. Dadurch iſt in der Sache ſelbſt wenig gethan, aber in Betreff der Bundesverſammlung ſehr viel: nun kann keinem Deutſchen auch nur der geringſte Zweifel mehr

bleiben, daß jene Behörde für die Volksintereſſen nichtig, oder vielmehr gradezu feindlich iſt. Ob ihr dieſe Meinung, die ſie von ſich ſolchergeſtalt feſtgeſetzt, gute Früchte bringen wird? Wir wollen ſehen! — Mir ſtieg die Schamröthe in's Geſicht, als ich es las! Pfui, Metternich! Pfui Alle, die dran Theil haben!

Wäre nicht ſo Häßliches heute zu leſen, ſo wäre der Tag unter die ſchönen zu rechnen!

Knechtiſch bis zur Unverſchämtheit, der Frankfurter Diplomatenhauf! Schmählich, ſchmählich! — „Töft, Öös!" ſagten die Hamburger, als ſie unter dem Franzoſendruck ſeufzten, und neue Truppen in die Stadt rückten. — „Töft, Öös!"

Montag, den 24. September 1838.

„Goethe's Briefe an die Gräfin Auguſte zu Stolberg"! Eine brauſende, edle Jugend, ein klares, mildes, würdiges Alter. Und wenn dieſe Briefe nichts thäten, als daß ſie auf's neue anregten, in den friſchen reichen Lebensdrang zu ſchauen, der jene Zeit erfüllte, ſich immer vertrauter in jenen Kreis einzuleben, neue Seiten und Geſtalten darin wahrzunehmen, — ſo wären ſie ſchon jedes Preiſes werth! Die höchſten Eigenſchaften der Menſchen hängen mit der Fähigkeit zuſammen, ein würdiges Ganzes bis in ſeine tiefſten Einzelheiten hinein innig zu lieben. So liebt der Krieger ſeinen Helden, der Bürger ſeine Stadt, der Philologe ſeinen Schriftſteller, der Jünger ſeinen Meiſter. Wo jene Fähigkeit fehlt, da fehlt gar vieles, und oft in den größten Maßen. — In unſrer Zeit macht man an ſolche Mittheilungen ganz falſche Anſprüche, nicht vom Ganzen,

ſondern vom kleinſten Einzelnen verlangt man die Wirkung, welche jenes nur haben kann, Spannung, Aufſchluß, Vergnügen, Frucht. Mich haben heute jene Briefe ganz beglückt, der ganze Tag hängt daran wie ein Fiſch an der Angel, und wird aus dem Trüben in's Helle aufgezogen.

Der **ſche Geſchäftsträger mit ſeiner Frau. Diplomaten, eine bedenkliche Sorte Menſchen! Ihr Stand verpflichtet ſie ordentlich zum Schlechten, und ſie gleiten früher oder ſpäter alle in dieſelbe Pfütze, ob ſie die Vereinigten Staaten von Nordamerika vertreten oder Rußland, ob die Julusrevolution oder das Pabſtthum ſie ſendet. Rahel hat noch alle Tage Recht über ſie!

Montag, den 1. Oktober 1838.

Ich habe in Erinnerungen geſchwelgt, über dreißig Briefe von Chamiſſo abgeſchrieben und zur Herausgabe geordnet. Die alten Zeiten legten ſich mir warm an's Herz, und alte Liebe, Sehnſucht und Zuverſicht erfüllten mich ſo, daß die Gegenwart ganz verdeckt war. Mit der Thätigkeit hört auch dieſe Täuſchung wieder auf. Ich bin wieder in dem heutigen Tage daheim, der zufällig aber auch eine reiche Wirklichkeit brachte.

Sonnabend, den 6. Oktober 1838.

Nun verlautet doch in der hannöverſchen Sache noch ein beſſeres Verfahren von Seiten der deutſchen Bundesverſammlung, als das bisher bekannt gewordene, das in

Abweisung der Osnabrücker und Hildesheimer Beschwerden bestand. Es soll eine Aufforderung an den König von Hannover ergangen sein, welche ihn sehr in Verlegenheit setzen wird, versichert man. Warten wir! — (Warten wir! im Gegensatz des Früheren: Töst, Öös!)

Mittwoch, den 17. Oktober 1838.

Dieser Tage habe ich viele der Elegieen des Ovidius gelesen, darunter die berühmte: Cum subit illius tristissima noctis imago. Das Einzelne ist oft nicht bedeutend und gewichtig, sondern allzu spielend und leicht, wiewohl immer anmuthig; aber das Ganze dieser Lieder aus der Verbannung ist von gewaltiger Wirkung, ein herrliches Zeugniß der Macht und Größe der Poesie. Der Dichter verschafft sich wirklichen Trost durch seine Begabung, und dies so glücklich und andauernd zu können, unter den geschilderten Umständen, zeigt eine seltne Kraft und innre Heiterkeit; auch der Leser fühlt diese durch, und das Unglück und die Klagen würden peinlich werden, fände nicht der Eindruck Statt, daß, wer noch so dichtet, nicht ganz von dem Leid bemeistert ist, sondern ihm auf Einer Seite überlegen bleibt. — Ein ganz einziges Buch, aus dem Antiken in das Moderne vorgreifend; ein Römer, der ein Franzose werden kann! Der Reiz des Geheimnisses, daß doch nie recht klar wird, worin eigentlich die Schuld des Dichters besteht, wirkt auch seinen Theil mit.

Sonnabend, den 20. Oktober 1838.

Ein paar Geſänge der Aeneide geleſen; ich wollte ſehen, wie ſich Virgil neben Ovid ausnimmt. Das Nationale bildet bei Virgil einen großen Hintergrund, auf dem muß man immer ſeine Gebilde ſich abzeichnen ſehen. Im größten Vortheil erſcheint zwiſchen beiden Horaz, er hat von Ovid das Perſönlich-üppige, von Virgil das National-kräftige. Doch machen alle drei gegen einen rechten Haupt- und Grunddichter gehalten nur eine ſchwache Figur. Die Aeneis gegen die Ilias gar nicht zu nennen! Die Römer, die eigentlichen Römer, muß man im Livius ſuchen.

Donnerstag, den 1. November 1838.

Aus den lebendigen Erzählungen von Gans beſtätigt ſich mir auf's neue, daß eine Nation ein hohes und reiches Leben führen kann, ohne hervortretende Staatserſcheinung. Man ſoll nur die Italiäner nicht verachten, noch für unglücklich halten! Sie haben am Ende mehr und Beſſeres, als die Engländer mit Parlament und Komforts. Aber deßhalb ſollen dieſe nicht Parlament und Komforts wegwerfen, bewahre! Könnten jene noch dergleichen zu ihren Vortheilen hinzugewinnen, wäre es nur um ſo ſchöner.

Tumult in Köln. Dieſe Dinge, an ſich von keinem Belang, können dann weit führen, wenn ſie fortfahren in Preußen eine prinzipienloſe und ſchwache Regierung zu enthüllen. Ich ſage ſchon lange, wir ſind wie vor der Schlacht von Jena — alles vortrefflich, gedeihlich und ſchön, ſogar dauerhaft, nur ſtoßen darf niemand dran! —

Die Urſachen, warum es ſo iſt, ſind dieſelben wie damals. — (Alſo nicht vortrefflich, gedeihlich und ſchön.)

Dienstag, den 6. November 1838.

Hauptgeſpräch iſt hier jetzt die Eiſenbahn, zwiſchen Potsdam und Berlin fahren täglich im Durchſchnitte jetzt über zweitauſend Perſonen, an manchen Tagen bis gegen viertauſend. Noch hört man viele Gegner, und noch mehr Zweifler.

Donnerstag, den 8. November 1838.

Mit Geheimerath [illegible] die katholiſche Sache beſprochen; er weiß den Teufel davon! Aber grade ſeine Unkunde brachte mich dazu, die Sache klar und bündig auszuſprechen, wenigſtens inſofern ſie eine preußiſche Sache iſt. Ich finde, ſie wird vollkommen ebenſo behandelt, wie die politiſchen Verhältniſſe vor der Schlacht von Jena. Bunſen iſt wie Lucheſini, Altenſtein wie Lombard oder Haugwitz; man kann die Vergleichung ſehr weit durchführen. Die Sache kann arg werden, wenn man falſche und einander widerſprechende Maßregeln nimmt, Abfall der Rheinprovinzen, Ausdehnung Belgiens — verlor doch Spanien auf ſolche Weiſe Holland, — die Möglichkeit iſt da, wenn wir durch Dummheit unſre eignen Kräfte zu feindlichen machen; aber bis jetzt könnte wahrlich eine feſte ſichre Hand alles, wo nicht beilegen, doch in's Unſchädliche leiten!

Sonntag, den 11. November 1838.

Herr Minister von Werther sagte mir, die Jesuiten, das heißt die ganze römisch-hierarchische Parthei, trieben ihr Wesen in Deutschland jetzt auf's äußerste; grade das aber würde sie zu Grunde richten, wie derselbe Eifer auch dieselbe Sache in Frankreich zu Grunde gerichtet und die Juli-Revolution herbeigeführt habe. Aber in Frankreich war Preßfreiheit und Kammern, und zuletzt eine Volksbewegung! Sollen wir darauf hoffen? Das ist doch gewiß die Meinung nicht! Und wie lange hätten wir da noch zu warten! — Jetzt findet hier eine Berathung von Oberpräsidenten Statt; Vincke, Bodelschwingh, Schön u. s. w. sind gewiß tüchtige Männer, aber sie können die Sache nicht machen, so wenig als im Jahre 1806 die Scharnhorst, Gneisenau, Yorck, Bülow, Blücher, die doch Alle im Heere schon damals mitfochten, jenen Krieg gewinnen konnten! — Unire Schriftstellerei in der kölnisch-römischen Sache ist ganz kreditlos, das kann man deutlich wahrnehmen; auch Herr von Werther sieht das ein, und giebt gar nichts darauf, — er scheint aber nicht zu wissen, daß dies einzig aus dem Mangel an Freiheit herkommt; theils haben wir in der That keine, oder wo wir sie noch wirklich haben, glaubt man es uns nicht.

Donnerstag, den 15. November 1838.

Gans hat seine Vorlesungen an der Universität mit ungeheurem Zudrang und größtem Beifall wiederbegonnen. Der Minister von Rochow (oder Geh. Rath von Tzschoppe) hatten Schritte gethan, die Vorlesungen von Gans über

neuere Geſchichte zu hintertreiben, allein er konnte nicht durchdringen.

Freitag, den 16 November 1838.

Ich habe mir wieder überlegt, ob ich mich an Leſſing's Leben machen ſoll! Das Theologiſche ſchreckt mich ſo ſehr ab; dieſes muß nothwendig einen großen Raum in der Biographie einnehmen, und iſt mir weder geläufig noch anziehend. Es käme darauf an, Wege zu finden, auf denen man raſch hindurcheilen könnte, ohne dem Gegenſtande zu nahe zu thun.

Sonnabend, den 17. November 1838.

Um mich an etwas Haltbarem und Kernhaften zu erfreuen, warf ich mich in die Geſchichte des Siebenjährigen Krieges; Preuß hatte mir den neueſten Band des von den Offizieren des Generalſtabs ausgearbeiteten Werkes gebracht. Hier iſt kräftiges, die Seele erhebendes, und ich muß hinzuſetzen mir ſchon vertrautes und darum noch beſonders willkommnes Leben. Zum Gegenſatze nahm ich Cäſar's „Kommentarien", und ſchlug die Schlacht von Pharſalus auf. Der Vorzug der Alten in der Darſtellung tritt hier mächtig hervor. Das Detail iſt nöthig und belebend, aber die Weitläufigkeit unnütz und tödtend.

Montag, den 19. November 1838.

Cäsar's „Kommentarien" führten mich auf Xenophon's „Anabasis". Was sind das doch für allerliebste Bücher! — Die Welt ist in großer Arbeit, sich zweier Hauptstützen des bisherigen Lebens zu entledigen, der Bibel und des klassischen Alterthums; daß man an beiden zugleich rüttelt, ist sehr richtig; wenn das Losmachen zu einem gewissen Grade gelingt, — und es wird und muß in der Folge gelingen, — dann wird eine der größten Revolutionen offenbar sein, deren Anfänge schon lange wirksam sind. Dann ist es auch Zeit, von der Weltlitteratur zu reden, welche Goethe verkundet hat, und die von unsern jungen Schriftstellern in einen so kleinen Begriff, in eine fast lächerliche Auffassung herabgezogen werden. — Bibel und Klassiker werden wohl zurückgedrängt werden, aber nicht untergehen, im Gegentheil neue Geschwister bekommen.

Donnerstag, den 22. November 1838.

„Vertheidigung des hannöverschen Staatsgrundgesetzes. Von Dahlmann." Deutsche Politik, schwerfällig und mühselig. Wer nicht gezwungen ist, befasse sich damit nicht. Ich bin nicht gezwungen.

Sonntag, den 2. Dezember 1838.

Abends bei **; vielfaches Gespräch und lebhafte Anregung; mir war aber von Anfang die Stimmung gestört, und ich konnte sie nicht wiederfinden. Das Schriftstellerische, wo es heraustritt, ist mir wie das falsche Kostüm

einer mir fremden Rolle, ich komme mir abscheulich darin vor. Es wurde hervorgerufen, weil A. das Befürchten ausgedrückt hatte, ich möchte bei dem zweiten Theile von Niebuhr mich zu heftig benehmen. — Ich will gar kein Schriftsteller sein, wie kein Geheimrath, wie kein Offizier und Doktor, obwohl ich dergleichen nebenher auch bin oder war. Ich will nichts der Art vorstellen, keine äußre Würde vertreten, und mich benehmen wie es mir als Menschen zusteht und eben recht ist.

Auf dem Wilhelmsplatze ging ich eine ganze Weile umher. Es war sehr still, ich mit den Bildsäulen allein; den alten Dessauer und Winterfeldt betrachtete ich mir lange, der Mond beleuchtete sie unterweilen; ihr Leben und ihr Werth stieg allmählig vor meiner Seele auf, das bischen Ruhm und Ehre schwand ganz klein zusammen. Vergangnes Leben aller Art vergegenwärtigte sich mir. Radzimill's Hotel, Bernstorff's, das Ordenspalais, lieferten ihre Erinnerungen. Der ganze Platz hat mir von jeher etwas Besonderes, Ahndungsvolles, und giebt mir stets eine aufregende Stimmung. — Auch an Chamisso dacht' ich lebhaft, der hier zu hundertmalen seine Soldaten exerzirt hat!

Donnerstag, den 6. Dezember 1838.

In Goethe's „Faust" gelesen, den Schluß des zweiten Theiles. Die Zeitgenossen sind taub und blind, welche diese großartige Dichtung nicht erkennen, von ihr nicht bewegt sind! Ich finde Dante'n nirgends größer und mächtiger. Mit christlichen Schwingen erhebt sich der

Dichter über den rohen Kirchenglauben zu einer heitern Welt- und Daseins-Ansicht, die freilich in gewissem Sinne aufhört eine christliche zu sein; das ist aber grade das Herzliche, daß im Christenthum selber noch die Schwingen sind, die über dessen Schranken hinausführen.

1839.

Freitag, den 1. Februar 1839.

Ich war gestern auch zum erstenmal wieder in der Kritikgesellschaft. Die Anwesenden nahmen mich mit vieler Theilnahme auf. — Klagen über die Lage der öffentlichen Dinge bei uns, überall nur Hemmungen; die „Jahrbücher" können ihren rechten Aufschwung nicht nehmen; auch die strenge Wissenschaft und Gelehrsamkeit kann den Einwirkungen der Tagesstimmung nicht entgehen, überall empfindet man Trockenheit und Dürre. Die Philosophie ist verketzert, die Theologie darf sich von den eingeführten Satzungen nicht entfernen, die Geschichte darf nicht reden, die Poesie ist verdächtig, und selbst in der Naturforschung und Arzneikunde merkt man den Einfluß eines nicht litterarischen, sondern Behörden-Ansehns.

Die belgische Sache wird viel besprochen, doch glaubt man allgemein an einen nicht kriegerischen Ausgang.

Freitag, den 8. Februar 1839.

Steigende Klagen über den aufgelösten Zustand in unserer ganzen Staatsleitung; Stocken, innrer Krieg, Ver-

druß und Unluſt, Schwäche und Schlafſheit. „Ein ſtilles Jena und Auerſtädt ohne Krieg, mit Ballet und Keur!“

Sonntag, den 10. Februar 1839.

— — Das Stückchen Ariſtokratie, das ich mir in dieſen Beiſpielen unwillkürlich betrachtete, erregte mir ſeltſame Gedanken; das Vornehme, dem alles nachjagt, dem jeder opfert, iſt eigentlich nirgends, es iſt ein hohles Luftgebild; keiner hat es, und jeder thut nur ſo, als gehöre es ihm mit an. Aber die Einbildung erfordert Aufwand und Gepränge, und ſo richtet ſich der alte Adel immer mehr zu Grunde, und muß den ſogenannten Geldleuten immer mehr einräumen. Hof und höhere Staatswelt indeſſen ſind ganz von der Vornehmſucht beherrſcht, die Geſelligkeit völlig davon zerfreſſen. Wohl dem, der jetzt in dieſen Kreiſen nichts zu ſuchen noch zu erſtreben hat! Die Fürſtin von ** bekennt mit Seufzen, daß ſie mir meine Unabhängigkeit beneide; mir ſei ja gar nicht beizukommen, meint ſie, was Andre heftig wünſchten, miede ich. Das iſt wohl wahr, aber ein Nachtheil und eine Entbehrung iſt doch dabei; es iſt wie bei ſchlechtem Theater, ich bleibe weg, aber wie gern ging' ich in ſchönes!

Skrzynecki in Brüſſel; die Höfe von Oeſterreich und Preußen wollen ihn nicht als Generallieutenant in belgiſchem Dienſte dulden; neue Verwicklung! — Rüſtungen Preußens. — Käme es wirklich zu ernſtlichen Kriegsverfällen, es wäre eine Schande der europäiſchen Diplomatie! Der Gegenſtand iſt für keine der Mächte die Gefahr werth, die ſich damit verknüpft.

Donnerstag, den 21. Februar 1839.

Abends in der Kritikgesellschaft noch ein schönes Angebinde durch die freudige Nachricht empfangen, die der Geheimrath Schulze mir mittheilte, daß der König jetzt in die neue, vom Minister von Altenstein vorgeschlagene Herausgabe der Werke Friedrich's des Großen gewilligt habe, und der wackere Preuß dabei unter vortheilhaften Bedingungen mit dem Hauptgeschäft beauftragt werden soll.

Freitag, den 22. Februar 1839.

Belgien beruhigt sich. Hannover zuckt hie und da.

Sonntag, den 24. Februar 1839.

Nach dem Lagerhause zu fahren und die Gruppe der Amazone und des Tigers vom Bildhauer Kiß zu sehen, war mir das Wetter zu schlecht. Mühsam wird das Thonmodell noch eine Reihe von Tagen durch Benetzung erhalten; um ein Gypsmodell anzufertigen wäre eine Summe nöthig, die der arme Künstler nicht hat, noch aufbringen kann. Kommt keine Hülfe, so ist binnen kurzer Frist das Kunstwerk rettungslos verloren! Alle Beschauer sind von Bewunderung erfüllt.

Der König ist krank.

Dienstag, den 26. Februar 1839.

Heute Vormittag nach dem Lagerhaus gefahren und die Amazone mit dem Tiger besehen. Der Bildhauer heißt

Kiß und iſt ein Schüler von Tieck. Das Werk iſt groß und kühn, ausdrucksvoll, gewaltig; das Furchtbare iſt im beſten Kunſtſinn; man ſieht, das Pferd iſt verloren, aber der Menſch ſiegt, die ſchöne, in geiſtiger Ueberlegenheit ſtrahlende Amazone wird ſich retten und das arme Pferd wenigſtens rächen. Der dem Pferd auf Bruſt und Hals angeſprungene Tiger iſt gräßlich, eine wulſtige Maſſe; ich zöge vor, denſelben mit den Hintertatzen noch auf der Erde und geſtreckten Leibes zu ſehen; ich weiß wohl, daß das Ganze dadurch unendlich an Energie verlöre, aber dennoch!

Freitag, den 1. März 1839.

Gerüchte wegen Poſen und des Erzbiſchofs Dunin.

In der Kritikgeſellſchaft geſtern kam die böſe Frage wegen des Hegel'ſchen Chriſtenthums vor; Herr von Henning wollte die Luther'ſche Rechtgläubigkeit des Meiſters behaupten, Marheineke jedoch wollte darauf nicht eingehen; ich erklärte die ganze Sache für eine leidige Plage, im Weſen der Wiſſenſchaft von gar keiner Bedeutung, aber als Verhältniß der Philoſophie und beſonders der Philoſophen zur äußern Welt allerdings wichtig: man müſſe ſich mit der Dummheit und Macht abfinden, das dürfe man auch, nur ſolle man nie vergeſſen, daß es nur dies ſei.

Als der König die Amazone von Kiß beſah, äußerte er ſpöttiſch zu dem Adjutanten, er möchte wohl wiſſen, wer der Narr ſein werde, das Geld herzugeben, ſie in Erz gießen zu laſſen! Man hatte der Prinzeſſin Albrecht zureden wollen, dies zu thun; nach obiger Aeußerung

aber wagte man es nicht mehr. In Gyps wird sie nun doch ausgeführt.

Sonnabend, den 16. März 1839.

Schleiermacher's ganzer Stil krankt an seiner Uebersetzung des Platon, diese aber an dem unglücklichen Versuch, die griechischen Partikeln wiederzugeben. Diese spielen in seinem Denken und Schreiben eine so wichtige als nachtheilige Rolle. Er fühlte sehr wohl die Macht und den Reiz dieser Ausdrucksweise, die jedoch mehr eine Begleitung, ein umgebender Duft, ein schimmerndes Beiwerk ist, als die Sache selbst. In der That sind ebenso auch seine Gedanken keine feste Grund- und Kerngedanken, wie Fichte oder Hegel sie haben, sondern meist nur Modifizirungen, Näherungen, Umgehungen, Zurechtstellungen, wobei die Substanz entweder fehlt, oder anderweitig entlehnt werden muß. Unglücklicher noch fällt seine Schreibart durch solchen Mißstand auf; hier wird, was dort ein oft noch anmuthig verdecktes Negative ist, zu positivem, plumpen Auswuchs: die griechische Luft wird zu dickem Dunste; die leichtbeschwingten, beweglichen Vögel, anstatt zu schweben und zu flattern, fallen bleiern zu Boden, die Gelenke erstarren, und kaum daß ein kriechendes Gewürm noch einiges Leben zeigt! Schleiermacher war nicht ohne Bewußtsein hierüber, er selbst versicherte einmal in Halle, in jeder seiner Perioden wisse er ein geheimes Gebrechen versteckt, in vielen könne er es bestimmt angeben, und er meinte, dergleichen müsse man mit Ergebung tragen, wie ein äußerliches körperliches Gebrechen. Diese Aeußerungen waren uns damals höchst merkwürdig, und wir wollten

ſie kaum gelten laſſen, weil wir ſo ſehr eingenommen von Schleiermacher waren.

Mittwoch, den 20. März 1839.

Seydelmann will zum Vortheile des in Braunſchweig beabſichtigten Leſſing-Denkmals drei Leſſing'ſche Schauſpiele in der Singakademie vorleſen. Eine Theaterdarſtellung zu jenem Zwecke hat der König nicht bewilligt.

Sonnabend, den 6. April 1839.

Der Erzbiſchof von Poſen, Herr von Dunin, iſt hier angekommen. Der König aber hat nicht an ihn geſchrieben, ſondern ihm nur ſchreiben laſſen. Man erzählt eine Menge Fabeln.

Mittwoch, den 10. April 1839.

Anekdote: Unſre Prinzeſſin Albrecht ſagte das letztemal, daß ſie den Syndikus Sieveking hier ſah: „Ach, Sie ſind der Herr Sieveking, hamburgiſcher Syndikus, und gehen zum Bundestag! Wie freu' ich mich, das noch zu rechter Zeit erfahren zu haben! Ich habe geglaubt, Sie wären der Spanier Zea, der hier allerlei für die Königin betreiben wollte. Angenehm iſt es doch nicht, wenn man für einen ſchlechten Menſchen angeſehen wird." Dergleichen ſagt die Prinzeſſin Albrecht!

Donnerstag, den 18. April 1839.

Zwei höchst erfreuliche Nachrichten, solche, die das Herz erquicken und den Muth stärken: Schönlein ist von Zürich hieher berufen an die Universität, eine Sache von unermeßlichen Folgen für die gesammte Arzneiwissenschaft hier, eine wahre Wohlthat für Berlin! Die zweite Nachricht giebt endlich Gewißheit, daß Professor Preuß für die Herausgabe der Werke Friedrich's des Großen einen bestimmten Auftrag mit fester Besoldung empfängt! Bravo, Bravo! Mehr, mehr dergleichen! „Wahrlich dann ist es ein Fest, Deutscher mit Deutschen zu sein.“

Geistreiche Bemerkungen von Jumpt über das delphische Orakel, dessen Vorsteher und Priester unbestreitbar Männer der tiefsten politischen Einsicht und der verständigsten Wirksamkeit gewesen sein müßten. Ihr durchgreifender Einfluß auf die Angelegenheiten von Griechenland. Ihre Partheilichkeit für Sparta.

Freitag, den 19. April 1839.

Michelet bemerkt *), daß Bartolomeo von Neocastro und Ramon Muntaner, zwei Hauptschriftsteller über die Sizilianische Vesper, des eigentlichen Anstifters derselben, des Procida, gar nicht erwähnen, indem der erstere die Ehre des Ereignisses ganz den Sizilianern, der andere aber sie dem Könige Don Pedro von Aragonien beimessen will. Und doch steht Procida's Anführerschaft unbezweifelbar fest. Ein wichtiges Beispiel der Warnung gegen so manche heu-

*) Im dritten Bande seiner „Geschichte von Frankreich“.

tige Zweifel, die man auf bloßes Schweigen der einen oder der andern Geſchichtsquelle gründet! — So könnte heutiges Tages ein militairiſcher Schriftſteller gar wohl die Vertheidigung von Kolberg im Kriege von 1807 erzählen, ohne dabei Rettelbeck's erwähnen zu wollen. Und ſo hundert Vorgänge, bei denen die wichtigſten Theilnehmer wohl mündlich, aber nicht in den Akten genannt werden.

Dienstag, den 23. April 1839.

Beſuch bei Rahel de Caſtro aus Altona, die mir die Briefe von Roſa Maria und den Kindern gebracht hatte. Sie wohnt bei der Doktorin Zunz. Ein wackeres Mädchen, von ernſter, feſter Bildung, alles Gute der hamburgiſchen Verhältniſſe in ſich tragend, ohne dieſe beſonders zu lieben oder hervorzuſtellen.

In Chateaubriand's Fragmenten über engliſche Litteratur geleſen; in vielem redneriſchen Schwulſte fand ich wenige gute Bemerkungen. Ein eitler, hohler Menſch! Ich habe doch nie was Rechtes an ihm finden können, und laſſe ihn jetzt noch mehr laufen, als je!

Donnerstag, den 25. April 1839.

Hier ſtockt alles, oder ſcheint alles zu ſtocken. Mit dem Erzbiſchof Dunin wird man nicht fertig. Die päbſtliche Staatsſchrift iſt in Rom erſchienen; man fürchtet hier ſchon, ſie doch beantworten zu müſſen. Man weiß nicht aus noch ein. — Um eine große Laſt fühlt man ſich erleichtert durch den endlich erfolgten Schluß der belgiſchen

Sache. Wird man nun auch durch das demnächstige franzöſiſche Miniſterium beruhigt, ſo überläßt man ſich ohne weitre Sorge völlig der Sommerzerſtreuung.

Donnerstag, den 2. Mai 1839.

Ich beſuchte mit ℔ den Hyazinthen-Flor in der Fruchtgaſſe. Aber unter welchen Umſtänden, in welcher Stimmung! Ich erfuhr unterwegs, daß Gans geſtern von einem Schlaganfall getroffen worden, und hoffnungslos darnieder liegt. Er wollte geſtern bei ſeinem Freunde Dirichlet zu Mittag eſſen, fand aber nur die Frau und Schwiegermutter, und ſetzte ſich mit denen zu Tiſch. Nach den erſten Gerichten klagte er, der Arm ſchliefe ihm ein, die Lähmung der rechten Seite erfolgte unmittelbar, und er fiel vom Stuhle beſinnungslos zu Boden. Doch kehrte die Beſinnung noch wieder; Rebecca Dirichlet fragte ihn, ob ſie zu ſeiner Mutter ſchicken ſolle, und er gab die merkwürdige, muthvolle Antwort: „Nein, warten Sie bis ich todt bin.“ Nach dem Aderlaß, der bald angewendet worden, verlor er das Bewußtſein vollends, und hat es ſeitdem nur auf Augenblicke wiederbekommen. Er wurde nach Hauſe gebracht. Die Aerzte halten ihn für verloren!

Ich fuhr von den Hyazinthen zu ihm in die neue Wohnung, Behrenſtraße 48, die er noch nicht fertig eingerichtet hat, und kaum vierzehn Tage bewohnt! Ich ſah ihn, aber er lag in dumpfer Betäubung. Doktor Romberg ſagte, es ſei wenig Hoffnung, und die hier mögliche nicht einmal eine gute. Profeſſor Hotho, Doktor Benary, Doktor Roſenſtiel, Alexander Mendelsſohn, Madame Amalie Beer ꝛc. Herr von Humboldt war auch ſchon dort. —

Sorgfalt, Beſtürzung, Theilnahme in höchſtem Grade. — Geheimerath Schulze, Profeſſor Werder. — Schultz.

Schreckliche Mittags- und Nachmittagszeit für mich. — Ich ſah Gans nochmals; der Zuſtand war unverändert. Gewähre Gott ihm eine ſanfte Löſung!

Sonnabend, den 4. Mai 1839.

Mit Gans ſteht es nicht beſſer; man hofft noch, aber welche Hoffnung iſt dies! Er leidet nicht; auf Doktor Barez Anfrage, ob er Schmerzen habe? antwortete er geſtern mit ſeiner hellen ſtarken Stimme: „Nein, gar keine!“ Er hat oft volles Bewußtſein, erkennt die Umſtehenden, nennt ſie bei Namen, ſpricht ein und das andere Wort ganz vernehmlich, — aber der Zuſtand iſt nach wie vor ein höchſt gefahrvoller! — Weinen und Wehklagen um ihn. — Lobreden auf ihn. — Ich ſprach den Geheimenrath Barez. — Troſtloſe Geſpräche. Welch ein Schlag zum Beginn des Sommers! Der arme Freund! Und wie hell ſteht uns ſein Werth vor Augen!

Sonntag, den 5. Mai 1839.

Gegen ſechs Uhr heute früh iſt unſer Freund entſchlafen. Unentſtellt, rein und edel ſind die Züge ſeines Geſichts, nur die tiefe Ruhe giebt ihm etwas erhaben Seltſames, denn im Leben war ſeine Phyſiognomie ſtets voll ſprechender Bewegung. Friede ſei mit ihm! Er hat ein kurzes, aber reiches und wackeres Leben geführt, ein weitwirkendes und wohlthätiges. Sein Andenken wird fortleben,

sein Name mit hohem Ruhme genannt werden! — In der ganzen Stadt, in allen Klassen, fühlt man den Verlust, er war allgemein gekannt, und hatte zahllose Anhänger, ihm Wohlgesinnte, Verpflichtete. — In dem bekannten Weinhause bei Luther und Wegener war gestern dieser Vorfall: Jemand trat ein, und sagte die Neuigkeit, daß Prinz **, der Sohn des Königs, in der Besserung sei; „Ach was", rief ein Kaufmann, „so einer mag zehnmal sterben, was ist daran gelegen! Aber wenn Sie uns sagen könnten, daß Gans wieder aufkäme, das wäre des Dankes werth! Ein solcher Mann ist nicht wieder zu finden. An Prinzen wird kein Mangel sein!"

Herr von Henning rief heute mehrmals bei der Leiche mit tiefer Bewegung: „Er war das Salz unsrer Universität, das Salz, und er allein! Wir Alle sind durch seinen Tod weniger geworden." — Geheimerath Boeckh.

Mit Gans ist uns hier die Vertretung des französischen Geistes, der französischen Entwicklung, der französischen Tagesinteressen, so gut wie abgestorben. Er kannte und liebte die französische Nation, sprach und schrieb französisch wie jetzt kein andrer Gelehrter hier, stand mit Frankreich in regem Lebensverkehr. Und dabei wußte er wohl, was er an Deutschland hatte, und auch insbesondre an Preußen und an Berlin, wiewohl er immer, aus Liebe, gegen die Heimath in Opposition stand, und sie zum Bessern aufreizen wollte.

Man fragte mich, ob ich nicht auch glaube, daß er ein glückliches Leben geführt, sich glücklich gefühlt habe? Ich antwortete sogleich: „Wenn er thätig war, ja, da fühlte er sich gewiß glücklich; doch schwerlich, wenn er sich besann." Ich fand hinterher, daß diese Worte ein großes Stück seines Wesens sehr richtig bezeichneten.

Gans glaubte an ein ewiges Leben im höchsten und allgemeinsten Sinne, aber nicht eigentlich an eine persönliche Fortdauer, wie man diese gewöhnlich annimmt. Nach der Lehre Goethe's jedoch hätte nicht leicht ein Mensch größere Sicherheit der Unsterblichkeit der Seele haben sollen, als eben Gans, denn rastlose Thätigkeit und unaufhörliches Streben waren das Element seines Daseins. — Er war einer der muthvollsten Menschen, die ich je gesehen habe, und einer der gutmüthigsten; sein Kopf hatte die trefflichste Organisation, er dachte richtig und schnell, wußte gut und sicher; richtig vortragen wollte er im Gespräch nicht immer, sondern steigerte sich zur Leidenschaft und Uebertreibung. Im Handeln hatte er wieder gutes Maß, klug und taktvoll; daher er seine vielen Unternehmungen meist mit Glück betrieb und durchsetzte, doch waren darunter nie eigennützige.

Mittwoch, den 8. Mai 1839.

Leichenbegängniß des Professor Gans. Seit Schleiermacher's Begräbniß war keines so feierlich, zahlreich und ausgedehnt. Die Leiche wurde getragen. Alle Professoren folgten, gegen achthundert Studenten, eine Menge andrer Leute aus allen Klassen, über hundert Wagen. Musik, Sängerchöre. Marheineke hielt eine Rede am Grabe, die man sehr gut fand. Ich ging zu Fuß mit bis auf den Kirchhof, konnte aber die Rede nicht mit anhören. Ich litt ungemein, schon seit gestern; Doktor Klein, der neben mir ging, führte mich zuletzt. — Von neun Uhr bis gegen Mittag dauerte die Sache. Dann kam Doktor Klein zu mir, hierauf Neweroff, Fürst Wäsemskii und Walujeff;

wir ſprachen von Gans, von ruſſiſchen und franzöſiſchen Dingen. Der Fürſt Wäſemskii iſt einer der feinen und milden Ruſſen; etwas zu ungünſtig in Betreff der Franzoſen und ihrer freien Verfaſſung geſtimmt.

Den Fürſten von Wittgenſtein geſprochen. Ueber Gans, deſſen Leben und Wirken. Ueber den Fürſten ſelber, was er treibt und denkt ꝛc.

Sonntag, den 12. Mai 1839.

Schöne Züge wurden von Gans erzählt, von ſeiner Großmuth, Wohlthätigkeit, Verſöhnlichkeit. Auch ſeiner Schwächen wurde gedacht, mit Wahrheit und Liebe. Schon als Kind beſchenkte er fremde Kinder, brachte der Mutter hungrige Bettelknaben in's Haus, die ſie ſpeiſen mußte.

Donnerstag, den 16. Mai 1839.

„Am Hofe ſind ſie recht froh, daß Gans todt iſt, nun ſind ſie ihn los.“ Viele Feindſchaft ſpricht ſich aus, und nun belebt ſich die Huldigung, die man ſeinen Gegnern bezeigt. Savigny erhebt ſich wieder, das Reich iſt wieder ſein. Lachmann ſpricht mit brutalem Haſſe gegen Marheineke, deſſen Grabrede ein Pasquill gegen Savigny ſei; auch Hitzig ſagt, eine geiſtliche Rede ſei es nicht geweſen, höchſtens ein Korreſpondenzartikel in ein Tageblatt. Laß ſie ſchimpfen und wüthen! Den Geiſt löſchen ſie nicht aus, und der von Gans wird ſie noch oft beunruhigen.

Sonnabend, den 18. Mai 1839.

Neben der Frömmigkeit, die hier am Hof und in den obern Klassen sich so mächtig verdrängt, kommen ebenda auch ganz andre Früchte an den Tag. Der Prinz von **, Sohn der Königin von **, ist von hier an die polnische Gränze versetzt worden, weil er ohne Urlaub der Frau von ** nachgereist ist, und diese Frau, die schon mehrere Kinder von ihm hat, neuerdings heirathen will. Er soll geäußert haben, wenn man ihn daran hindern und auch anderweitig nichts für ihn thun wolle, so werde er auf seinen Stand verzichten, und sich für das erklären was er sei, nämlich für **'s Sohn. Dieser hat in der That die bisher von der Königin heimlich bezogene Pension immer durch den Prinzen empfangen, mit dem er in bestem Vernehmen stehen soll. — Zur Sittengeschichte gehörig. Die Stadt unterhält sich an diesen Aergernissen, die der Heuchelei sehr unbequem fallen.

Montag, den 3. Juni 1839.

Rühle erzählte mir heute — wir gingen eine weite Strecke zusammen — wie er selbst und der damalige Major Bose nebst ein paar andern sächsischen Offizieren sich fest verabredet hatten, bei dem ersten guten Anlasse, z. B. wenn die Oesterreicher eine Schlacht gewönnen, den Fürsten von Ponte-Corvo (Bernadotte), welcher die Sachsen befehligte, zu verhaften, und sogleich den Herzog von Sachsen-Weimar zu berufen, der auch schon eingewilligt hatte, daß derselbe den Befehl über die Sachsen nähme. Die Unfälle der Oesterreicher in Baiern zerstörten diesen

Plan. Von Bose wollte Rühle nicht viel Gutes sagen, doch gestand er ihm etwas Geniales zu.

Kissingen, Donnerstag, den 20. Juni 1839.

Staatsrath Alexander Turgenieff und General von Scharnhorst gesprochen. Zufällig erkannte mich Herr von Bitzthum, und nun war kein Ausweichen mehr möglich, er führte mich zur Großherzogin von Weimar, die in der Halle auf und abging. Sie schlug die Hände auf, angenehm verwundert und begrüßte mich mit wahrer Freudigkeit, sprach voll Antheil von meiner Gesundheit, von ihrem Bedauern mich in Berlin nicht gesehen zu haben, und machte mir dann die größten Lobsprüche, daß ich so gut Russisch gelernt habe, sie habe meine Uebersetzung gelesen, meine Kritik, sie sehe daraus, wie weit ich eingedrungen sei. Von Mißvergnügen oder Kälte konnte ich keine Spur bemerken, und habe ihr doch recht in die Augen geblickt. Entweder hat sie frühere Kleinigkeiten vergessen, oder grade dies Neue, dies Russische, hat ihr zu gut gefallen, genug sie bezeigte sich ungemein gütig. — Ich zog mich sobald als möglich zurück, und bemerkte auch dem Herrn von Bitzthum, daß ich keiner Einladung folgen könne.

Viel allein umhergegangen; zuletzt ein paar Stunden mit Turgenieff und Scharnhorst in lebhaftem Gespräch, bis zehn Uhr. Geschichte und Geschichtsereignisse, Wunder und Natur, Bildung und Geselligkeit: Turgenieff religiös gestimmt, verbunden mit dem entschiedensten Aufklärungs- und Humanitätstriebe, „Sittlichkeit, Vorsehung"; Scharnhorst klarer, heller Verstand, vorurtheilslos, billig, nord-

deutsche Geistesbohe, mit unendlich gutem Willen, reiner Gutmüthigkeit.

Kissingen, Freitag, den 21. Juni 1839.

— Mit Scharnhorst lange gegessen, und mit Herrn Hesse aus Hamburg, der mir aus der Zeitung erzählt, daß nun auch die erste hannöversche Kammer in Gemeinschaft der zweiten den tollen König scharf angeredet hat.

Graf von M. aus Warschau, der mit niemanden sprechen will, der nicht altadelich ist! Scharnhorst zeigt ihn mir als einen lächerlichen Narren. — Herr von Benin. Graf von Hohenthal. — Frau von Rumin, geb. Fürstin Schachoffskoi.

Kissingen, Sonnabend, den 22. Juni 1839.

Meine Ablehnung der gestrigen Einladung, die mir von mehreren Seiten schon als unerhörte Kühnheit, ja als Frevel ausgelegt werden, hat die Freundlichkeit der Großherzogin nicht vermindert, und nachdem ich ihr heute zehnmal ausgewichen, mußte ich ihr doch das eiftemal Stand halten, und sie glaubte mir Muth und Zuversicht einsprechen zu müssen. Von dem Durchgehen der Pferde in St. Petersburg mit dem Wagen, worin der Kaiser, die Kaiserin und die Großfürstin Marie, hatte sie auch nur die Nachricht, die in der Allgemeinen Zeitung steht. Sie mag die Heirath der Großfürstin mit dem Herzoge von Leuchtenberg nicht gradezu tadeln, verhehlt aber nicht, daß sie ihr mißfällt; ja ihr Stolz scheint tiefer davon verletzt, als sie

gestehen will, denn auch die Heirath des Großfürsten Konstantin wird bei dieser Gelegenheit mit peinlicher Empfindlichkeit wieder hervorgerufen. Meine entgegengesetzte Meinung mag mich ihr nicht empfehlen. Aber auch Turgenieff ist diesmal auf der Seite des Stolzes, der Ebenbürtigkeit. Er sieht in dem Benehmen des Kaisers nichts als die ungebundene persönliche Gewalt, er möchte sie lieber gebunden sehen, wenn auch durch Vorurtheile und Althergebrachtes. Ich finde, daß wenn einmal solche Gewalt da ist, sie dann auch die Willkür in diesem erwünschten Sinne muß üben dürfen. Die Inkonsequenz ist die heilsame Zugabe der Machtwillkür. Mich freut die Heirath, weil sie freier Zuneigung entspricht und zwei Personen richtig verbindet, und dann deßwegen, weil sie ein grimmiges Vorurtheil da bricht, wo es am stärksten war. Turgenieff aber freut sich, wie Gans sich freute, wenn er die Machthandlungen, gegen die so oft gar keine Stimme zu erheben ist, einmal mit dem Hinterhalte verbreiteter und positiver Meinung tadeln darf. Ich kann diese Opposition nicht billigen. Wo der Feind in meinem Sinne handelt, ist er mein Feind nicht mehr, bleibt es jedoch darum nicht minder in allem andern.

Den berühmten Gottfried Hermann aus Leipzig kennen gelernt, und dabei wieder auf's neue der ungeheuern persönlichen Vorzüge Wolf's inne geworden. Hermann, klein, trocken, unscheinbar, in schmutzbraunem Flauß, grüner Mütze, mit Spuren an den Fersen, sächsischem Ordensbändchen im Knopfloch, ist auf den ersten Blick ein deutscher Gelehrter; sein Blick ist aber scharf, sein Mund redegeübt, der ganze Gesichtsausdruck heiter, klug, selbstbewußt, irgend eine Ueberlegenheit kann man hier gleich voraussetzen. Er verfiel gleich in's lehrhafte Vortragen und um-

ständliche Erzählen alter Universitätsgeschichten, und ich überließ, gleich müde vom Geben und Hören, das weitere Zuhören dem guten Turgenieff allein.

Nachmittags mit Theremin, mit Turgenieff, Graf von Medem, Scharnhorst. Turgenieff liest mir Waiemekii's Gedicht „Samowar". Zuletzt mit Scharnhorst allein; über die Juden äußert er sich vortrefflich; erzählt seine Kriegsgeschichten; seine Geschichte mit Bettinen, die ihn bei Tisch in den Finger schneidet, daß das Blut hoch herausspringt, das Tellste, was ich noch von Bettinen gehört! — Dr. Siebert aus Bamberg spricht mich an, redet mir von Kunz u. s. w.

Kissingen, Montag, den 24. Juni 1839.

Scharnhorst; Turgenieff; Hermann. Des Letztern Erzählung vom alten Platner in Leipzig: „Meine Herren! Kant hat zwölf Kategorieen, ich habe zehn; warum kann es nicht auch zehn geben? Jeder kann da nach eigner Art verfahren. Das Vorstellungsvermögen läßt sich verschiedentlich eintheilen, eben so wie Sie ein Stück Butter so oder so zerschneiden, in so oder so viel Theile beliebig eintheilen können!" Ferner: nachdem er am Schlusse eines Vortrags angekündigt, morgen werde er auch sein Glaubensbekenntniß darlegen, betritt er in der nächsten Vorlesung mit feierlichem Anstand den Lehrstuhl, und mit theatralischer Deklamation und Aktion beginnt er: „Ich habe Ihnen versprochen, meine Herren, heute Ihnen mein Glaubensbekenntniß offen darzulegen, und das soll nun wirklich geschehen. Vernehmen Sie denn, meine Herren, ich bin — ein Skeptiker!" Hermann meinte, die richtigste

Auslegung dieſes Wortes wäre wohl die: „Ein eignes Syſtem aufzuführen bin ich zu ſchwach, und ein fremdes anzunehmen zu ſtolz!“ — Hermann ſprach über Niebuhr mit Anerkennung, aber ſeine Gereiztheit und ſein Grimm ſeien ganz ohne Maß geweſen, und vorgefaßte Meinungen und Stimmungen hätten ihn ganz beherrſcht.

Ich höre die Großherzogin natürlich oft hier nennen, auch bisweilen umſtändlich von ihr reden, niemand ſpricht übel von ihr, aber auch niemand ſonderlich gut, eigentlich loben thut keiner ſie, wenn ich es nicht thue. Das fiel mir ſchon immer auf; bei ſo vielen wirklich ausgezeichneten Eigenſchaften, ſo gutem Willen, ſo angemeſſenem Benehmen, ſo eigenthümlichem Geiſte; heute fiel mir das Wort dafür ein: es iſt wahr, ſie thut niemanden was zu Leide, ſie erweiſt auch jedem ſeine Gebühr, aber — ſie amüſirt niemanden! Und da wäre es beſſer, ſie hätte oder zeigte mehr Zu- und Abneigung, wenn auch ſolche, die man ungerecht fände; es gäbe dann doch etwas zu thun. — Senator Merck und ſeine Frau. — Um halb ein Uhr zur Cour gegangen, wohl eine Stunde dauerte es. Die Großherzogin meint, wir hätten noch viel mit einander zu reden, ſie hoffe mich in Weimar wiederzuſehen. Ich glaube nicht!

Heute Mittag traf Cuſtine ein, der Herzog Guſtav von Mecklenburg führte ihn gleich zu mir, und ließ ihn dann mit mir. Er ſieht geſund aus, vergnügt, ſinnig, wie ein bedeutender Menſch. Ich freute mich unſäglich! Wir waren auf die offenſte, liebreichſte Art mit einander.

Kissingen, Dienstag, den 25. Juni 1839.

Die Großherzogin hat Custine's Roman „Ethel" gelesen, ist aber unzufrieden damit, weil darin ein Mann seine Schwägerin liebt. Und die „Wahlverwandtschaften" Goethe's nimmt sie doch in Schutz! Da überwog des Mannes Ansehn und Würde, die Macht des Namens. Mit solcher Moralitäts-Empfindlichkeit glaubt man sich gewöhnlich im Vortheil und giebt doch meist nur eine engherzige und unsichre Sinnesart zu erkennen. Die Großherzogin schadet sich durch solche Strenge, die am Ende doch nur eine andre Art Hofetikette ist, in der sie auch zu weit geht, wie man allgemein klagt.

Kissingen, Donnerstag, den 27. Juni 1839.

Ich wollte heute alle Leute vermeiden, aber in der Säulenhalle, wo man wegen des Wetters sich hinziehen mußte, war das nicht möglich. So fiel ich denn in die Hände der Großherzogin, die mir mittheilte, daß gute Nachricht aus Ems vom Prinzen Wilhelm eingegangen; der Großherzog vertrat mir auch den Weg; ja ich mußte sogar die Vorstellung des Generals und der Generalin Murawieff vermitteln! Fürstin Wäsemskii, Löwenstein's, Turgenieff, Senator Merck ꝛc. Fräulein von Schwendler bestätigt jeden Tag den ersten guten Eindruck; eine besondre Art von Haltung, ich möchte sie die weimarische nennen; gilt aber nur von den Frauen, an den Männern hab' ich keine solche Auszeichnung je bemerkt. — Der Fürst von Löwenstein, treuherzig und tapfer, und vor allem der früheren Kameradschaft im österreichischen Kriegsdienst eingedenk, versetzte mich gestern in einen Kreis,

den ich doch wahrlich ſehr vergeſſen hatte. Ich hörte Urtheile und Anſichten, wie aus einer Mährchenzeit. Seine eigne Tochter will er nicht mehr ſehen, ſeit ſie bei einer Anweſenheit in Paris den Hof Ludwig Philipp's beſucht hat! Er iſt der feſten Ueberzeugung, daß wir die Juli-Revolution mit Kriegsmacht ſiegreich unterdrückt hätten, wäre nicht Preußen für den Frieden gewonnen geweſen, durch — franzöſiſches Geld! Und ſolche Meinungen wuchern in der hohen Ariſtokratie nur allzu ſehr weiter! In Oeſterreich und Baiern hat man die tollſten Vorſtellungen von Preußen, wie wir ſie von jenen nicht haben. Noch vielerlei über Metternich, Gentz u. ſ. w. hab' ich anhören müſſen. — Nachmittags wieder ein paar Stunden mit der Fürſtin Wäſemski und ihrer Tochter im Freien geſeſſen, mit dem Fürſten Koſchubei ꝛc. — Nachher mit Turgenieff und Theremin, letzterer macht die Bemerkung, daß wir drei die drei chriſtlichen Hauptkenntniſſe darſtellen.

Kiſſingen, Sonnabend, den 29. Juni 1839.

So morgens früh auf dem Kurplatz, nüchtern, bei ſchlechtem Wetter beſonders, kommen mir die Menſchen vor wie Gemüſe, die vom Lande nach der Stadt auf den Markt gebracht werden; was müſſen da erſt die Krämerinnen, nachher die Köchinnen, dran wegſchneiden, ſchaben, putzen, bis ſie zum Mittag genießbar werden! Jeder, der mich anredet, ſchabt und putzt ſo etwas an mir, und ich glaube wirklich, daß ich um acht Uhr etwas appetitlicher weggehe, als ich um ſechs Uhr gekommen bin. Die Großherzogin wollte heute auch etwas zu meiner Genießbarkeit beitragen, ich krümmte mich aber grüßend fort.

Herr Stelling hat entdeckt, daß die franzöſiſchen Blätter, ehe ſie im Leſekabinet aufgelegt werden, dem hieſigen Badkommiſſair Landrichter von Rotenhan zur Zenſur zukommen, der ſie dann erlaubt oder zurückhält, immer aber durch dieſe vorläufige Durchſicht verzögert. Herr Stelling hat auch entdeckt, daß die Unregelmäßigkeit, die hier jedermann in Zeit und Stunde bemerkt, daran herrührt, daß der Oberkellner im Kurhauſe die dortige Hauptuhr nach ſeinen Bedürfniſſen vor- oder zurückſtellt! Der bremiſche Bürger macht einen gewaltigen Lärm von ſolchen Dingen, indem er ohne Schreien aber doch laut und faſt immerfort die Thatſachen wiederholt, und ſie als Mißbräuche bezeichnet.

Kiſſingen, Sonntag, den 30. Juni 1839.

Die Fürſtin W. iſt unwohl; Turgenieff und Muraviefs haben geſtern ziemlich ſpät den Abend bei ihr zugebracht, die Geſpräche haben ſie aufgeregt. Was mir Turgenieff darüber erzählte, hat auch uns den Morgen ſo ziemlich verdorben, wir knüpften alles Verwandte von nah und fern daran, und tröſteten uns zuletzt doch mit allgemeinen Betrachtungen des fortſchreitenden Guten. Wie für uns Preußen das Jahr 1806 ein tragiſches Schreckbild iſt, auf das wir immer zurückkommen, dem wir nicht entfliehen können, ſo ſcheint für die Ruſſen das Jahr 1825. Sie können nicht aufhören, über dieſe Vorfälle zu jammern, ſie zu betrachten, zu erörtern. Das Jahr 1806 hat ſein Gegenjahr 1813 ſchnell genug gefunden, den Ruſſen fehlt für 1825 ein ſolches Gegenjahr noch. Bei der Vermählung der Großfürſtin Marie hofft man eine ausgedehnte Amneſtie.

Nachricht, daß Bunſen zum Geſandten in der Schweiz ernannt worden. Scherz, daß ich, ähnlich in Ungnade, ſo zum Miniſter in Nordamerika ernannt worden (1819), als wären die Freiſtaaten Strafanſtalten. Die Vergleichung iſt aber falſch; ich war wirklich in Ungnade, Bunſen aber iſt es nicht.

Kiſſingen, Dienſtag, den 2. Juli 1839.

Ausſchnitte: ein Koſak, ein Roſenſtrauß.

Koſak und Roſen, beide ſtechen;
Wer ihnen naht, der blüt doppelt ſich!
Beherzter Muth kann grimme Lanzen brechen,
Und ach! verblutet dann an zarter Dornen Stich!

B. v. E.

Der Gräfin Thereſe Czernin von Chudenitz,
geb. Fürſtin von Roſenberg,
Palaſtdame der Kaiſerin von Oeſterreich,
zum geforderten Andenken.

Kiſſingen, Mittwoch, den 3. Juli 1839.

Kaum hatte ich zu trinken angefangen, und mit Carolath's, Knieſebeck's ꝛc. etwas geſprochen, mit der Gräfin Czernin und dem Fürſten Kotſchubei für den Abend einiges verabredet, ſo kam eine Botſchaft, ich ſei zur Großherzogin eingeladen. Ich durfte es nicht ablehnen. Um acht Uhr ging ich hin. Zum Glück fand ich die Gräfin Czernin auch dort; ein Baron von Gerodorf aus Liefland berief ſich auf unſre alte Bekanntſchaft in Mannheim; die Fürſtin

zur Lippe-Buckeburg und Fräulein Sophie von dem Busche-Ippenburg. Die Großherzogin war von beſtem Willen, ſagte nach allen Seiten Freundliches, wandte ſich oft mit angenehmen Reden an mich, rühmte mich gegen die Andern, allein ſie war leider ungewöhnlich taub, ein eigentliches Geſpräch war unmöglich! So blieb es auch bei der Tafel, man ſprach auf gut Glück, und ſie ſelber auch. Sie meinte, den „Onegin“ von Puſchkin habe ich doch wohl zu hoch angeſetzt, überhaupt will ſie an dem Dichter und Menſchen doch vieles ausſetzen, was am Ende darauf hinausläuft, daß er ein Oppoſitionsmann geweſen, und nicht der Dichter des Kaiſers, ſondern Rußlands, und nur inſofern des Kaiſers allenfalls mit. Das möchten ſie, die Talente für Staat und Hof in Beſchlag nehmen! Dazu müſſen ſie ſich Boileau's und Beſſer's beſolden! Wenn der Herzog Karl Auguſt nicht der geweſen wäre, der er war, hätte auch Goethe nimmermehr am Hofe ausdauern können. Ich bedaure die Großherzogin, ſie iſt eines beſſren Weges werth, als der iſt, den ſie geht; ich würde ihr auch alles ſagen, und dreiſt mit ihr ſtreiten, und ſie vielleicht in manchem bekehren, aber ihre Hartherigkeit macht alles unmöglich. Um halb zehn Uhr nach Hauſe, ganz erſchöpft. — Mit der Fürſtin zur Lippe habe ich manches Angenehme geſprochen, über den Grafen Wilhelm, Scharnhorſt, Gneiſenau, Wellington ꝛc.

Kiſſingen, Freitag, den 5. Juli 1839.

Ich kann das müſſige Leben nicht ertragen, mir fehlt Arbeit, Widerſtand. Im Anfange, wenn man in dem Gewühl der Menſchen noch ſucht und zu finden hofft, wo

man ſich durcharbeiten muß, allerlei Unbekanntes lockt, iſt es noch eine Art von thätiger Arbeit, ſich hier umzuthun; iſt aber dieſe Arbeit vorüber, ſoll der Genuß folgen, das Hinwallen im bereiteten Elemente, dann tritt unſägliche Langeweile ein. Ich empfand dies von jeher im größten Geſellſchaftsglanz, und habe in Wien und Paris die einſamſten Zeiten gehabt. — Wie wenige Menſchen ſind auf der Höhe, wo ſich eine freie Ueberſicht über den Weltwirrwarr faſſen läßt! Die beſten Leute, mit denen man umgeht, wie beſchränkt, wie muß man ihnen nachſehen, ſie berichtigen! Den innerlichen Menſchen fehlt meiſt die äußere Welt, ſie ſind ihrer unkundig, oder ungewohnt, mißverſtehen alles, deuten falſch, kennen den Hergang der Dinge nicht. Ich hätte früherhin nie gedacht, daß Anſchauung und Erfahrung ſo ſelten, und dann auch, daß ſie ſo wichtig ſind. Befriedigender Umgang kann nur unter großen Vorausſetzungen beſtehen, die der ähnlichen Weltanſchauung iſt eine der erſten, nicht der Geſichtspunkte — die können ganz verſchieden ſein, — aber der Gegenſtände ſelbſt, der Stoffe. Wenigſtens ein beweglicher Geiſt iſt erforderlich, der das Nichterlebte ſtets und leicht furzirt. Dieſe Vorzüge der vornehmen Welt werden noch lange beſtehen; die Macht der Mittel iſt ganz auf dieſer Seite, die Wirkung im Ganzen ungeheuer, im Einzelnen ſtets erkennbar. Die Kenntniß der franzöſiſchen Sprache z. B. iſt eines dieſer Mittel; wem ſie fehlt, der erſcheint wie ein Flügelloſer unter Geflügelten, jeden Augenblick iſt er allein geblieben, muß immer warten, bis die Andern ſich wieder zu ihm herabſenken, warten mit allen ſeinen Vorzügen und ſonſtigen Kräften.

Kiſſingen, Sonnabend, den 6. Juli 1839.

Schon um zwei Uhr zum Kaffee auf dem Kurplatz. — Große Unterhaltung mit dem Oberſtlieutenant Paalzow, geſchiednem Manne der Schweſter Wach's, der Verfaſſerin von „Godwie-Caſtle". Sie hatte Recht! — General Muraview; Scharnhorſt; Generallieutenant Graf von Nostiz. Der hannöverſche Oberkammerherr von Bar, alt und gebrechlich, erzählt mir mit Vorausſetzung unfehlbaren Beifalls die hannöverſchen Geſchichten, lobt den König, den Miniſter von Scheele, ſchimpft auf Stüve, und erzählt, indem er loben will, die ärgſten Dummheiten und Schlechtigkeiten, die unſinnigſten Verſchwendungen. Der Kerl kam gut bei mir an! Scharnhorſt ſagte: „Ach laſſen Sie den alten Wicht plappern, nächſtens liegt er doch in der Grube!" Der ſieht den Tod alſo für die Guillotine an!

Kiſſingen, Sonntag, den 7. Juli 1839.

Der Name des Fürſten von Pückler wirkt doch wie ein Zauber auf die Menſchen. Die ganze große Welt aller Nationen hört gleich mit Spannung zu, wenn von ihm die Rede iſt. Er hat einen gewaltigen Ruf, und je geſcheidter die Perſonen ſind, deſto mehr ſchätzen ſie ihn. Das Schriftſtelleriſche wird durch das Perſönliche, dieſes wieder durch jenes getragen. Da wir keine Kriege und alſo auch keine neue Kriegsnamen haben, ſo wird die litterariſche Rambaftigkeit deſto bedeutender.

Kissingen, Freitag, den 12. Juli 1839.

In dem Leben der Menschheit ist alles gemeinsam, alles nur Eine Entwicklung, das Einzelne gehört dem Ganzen an, aber auch das Ganze dem Einzelnen. Dies Gemeinsame hab' ich früh empfunden; bei der Hinrichtung eines Verbrechers war mir zu Muth, als erlitte er die Strafe auch für mich, für alle die Keime ähnlicher Unthaten, die in mir lägen, und deren Entwicklung der Unglückliche nur mir erspare; die Gedichte meiner fruchtbaren Freunde schienen mir zu erlauben, unfruchtbar zu sein; später dünkten mich die Gräuel der französischen Revolution ein Opfer, zu dem die Franzosen sich hergegeben, als hätten sie solche für alle Völker voraus übernommen, und diesen dadurch sie erspart. Aehnlich stellen sich mir nun alle geschichtlichen Erscheinungen! Wir haben es leicht, verständig und hell-denkend zu sein, nachdem frühere Geschlechter für uns den Aberglauben gehabt und erschöpft; wir können edel und rein sein, wenn andre sich mit der Gemeinheit und dem Schmutz beladen haben; in andern Fällen sind wir dagegen die Uebernehmer des Irrthums, des Unrechts, des Leids, und andre werden dadurch freier, heiterer sein. So kommen uns die Liederlichkeit unter dem Regenten in Frankreich, die Feuer der Inquisition in Spanien, die Stockprügel in Preußen zu gute; wir können nun keuscher, milder, sanfter sein, als wenn jenes alles nicht Statt gefunden hätte.

Diese Ansicht des Lebens, die vielleicht auf den ersten Blick etwas Lästerliches hat, ist in ihrem tiefern Wesen wahrhaft menschenfreundlich, versöhnend, fromm; wahrhaft christlich, wenn man will.

Scharnhorst kam ganz begeistert von der Großherzogin,

wo er Abſchied genommen, ſprach mir lange über ſie, ihre tiefe Anmuth, ächte, weſentliche Freundlichkeit, edlen Ernſt, unübertreffliche Feinheit; ſo etwas ſei ihm noch gar nicht vorgekommen! Die Prinzeſſin Karl war ihm auch im vortheilhafteſten Licht erſchienen, voll Grazie, Wohlwollen, höchſt verſtändig und einſichtsvoll in allem, was ſie ſagte. Und Scharnhorſt iſt kein Mann, den das Perſönliche, für ihn Schmeichelhafte, deßhalb, weil es ihn betrifft, beſtechen könnte.

Kiſſingen, Freitag, den 19. Juli 1839.

Ein merkwürdiger und reicher Nachmittag! Der General von dem Kneſebeck dankte mir für die „Briefe von Gentz an Johannes Müller“, und ſprach ausführlich über den Inhalt. Eine große Stunde lang erzählte er mir, in beſtimmten, klaren Zügen, die Hauptmomente ſeiner militairiſch-diplomatiſchen Wirkſamkeit, alle von ihm erlebten Auftritte des Jahres 1806, ſeine Streitigkeiten mit Rüchel, mit dem Herzoge von Braunſchweig, wie dieſer nie habe glauben wollen, daß die Franzoſen gegen Naumburg ſo weit und ſo ſtark wären, dann aber doch gegen ſie habe aufbrechen wollen, aber die Truppen ſeien zu ſpät in Marſch gekommen und dann ſogleich anderweit mit dem Feinde zuſammen geweſen. Wäre der Herzog nicht im erſten Augenblicke tödtlich verwundet worden, die Schlacht, ſo behauptet Kneſebeck mit Ueberzeugung, wäre nicht verloren worden, der Herzog würde ſie noch vermieden oder mit Vortheil geleitet haben. Rüchel wird angeklagt, aber von mir vertheidigt, und zuletzt ſtimmt auch Kneſebeck in die Anerkennung ein. Am meiſten freut mich, was er vom Prinzen Louis Ferdinand ſagt; er rechnet ihm das Gefecht

von Saalfeld nicht zur ſchuld, er vertheidigt ihn mit der Abſicht, daß er nur den Krieg habe eröffnen wollen, die Uebermacht aber, die gegen ihn kam, weder habe hemmen noch ſogar vermuthen können; es war ihm verboten, Erkundigungen auszuſenden, weil man den Feind ſicher laſſen wollte, und ſich noch mit dem Plane trug, ihm mit der ganzen Heeresmacht unerwartet auf den Hals zu fallen. Der Prinz ſei von allen Generalen jener Zeit der am meiſten mit Feldherrngenie begabte geweſen, der einzige, der ſich als Oberbefehlshaber wirklich mit Erfolg perſönlich mit Napoleon hätte meſſen können, an Muth, Entſchloſſenheit, Blick, Einſicht, Kunde des Kriegsweſens, ſei keiner über ihm geweſen. „Zum Herrſchen und Gebieten geboren.“ In dem Revolutionskriege hat ihm Kneſebeck einmal geſagt: „Sie haben einige Orleans'ſche Regungen, aber die taugen nicht.“ In den letzten Jahren waren dieſe auch faſt erloſchen. Er liebte, ſich in ſeiner Vorſtellung als Gegner Bonaparte's zu denken, mit ihm über die Herrſchaft, den Ruhm und Sieg in Wetteifer. „Für Sie beide iſt in Europa nicht Raum, einer oder der andre muß ſich fügen.“ — Nun ich, antwortete der Prinz, weiche gewiß nicht, außer ſterbend! — Die Meinung des alten Kneſebeck über des Prinzen Fähigkeiten iſt gewiß von Wichtigkeit, und ein ſtarkes Zeugniß. — Kneſebeck ſpricht ausführlich über die Politik von 1805 und 1806, den Grafen von Haugwitz, die Fehler aller Art, die begangen worden. „Und“ — ſetzt er hinzu — „wir ſind leider in Gefahr, ganz dieſelben Fehler wieder zu begehen, ich ſah ſie ſchon alle wiederkehren, als es 1830 kriegeriſch zu werden drohte, und ich ſage ſie für die Zukunft vorher! Ich fürchte, ich fürchte, und habe die größten Beſorgniſſe!“ Merkwürdig! — Er will, daß Preußen mit Oeſterreich feſt zuſammenhalte,

er fürchtet, man weiche bei uns von dieſer Verbindung ſchon zu ſehr ab, er beklagt, daß man den Zollverein — den er ſonſt nicht tadeln will — nicht ſchonender für Oeſterreich, nicht rückſichtsvoller für deſſen Stellung, eingeleitet und behandelt. „Ich geſtehe es, ich liebe die Oeſterreicher ſehr!“ — Die ganze Unterredung war mir von unſchätzbarem Werthe. Ein Stück geſprochener Memoiren, und innerſter politiſchen Bekenntniſſe!

Kiſſingen, Montag, den 22. Juli 1839.

Sieveking ſpricht mir ausführlich vom Bundestage; die hannöverſche Sache werde dort mehr und mehr zu einer Lebensfrage, eine große Kriſis ſtehe bevor, der ganze Bund könne dabei auseinandergehen; hauptſächlich Preußen halte den König, weniger ſchon Oeſterreich. Die Andern ſeien alle mehr oder minder gegen ihn, und für das Recht, der König von Baiern an der Spitze, dann Würtemberg, Baden u. ſ. w. Schon jetzt ſei die Spaltung wie zwiſchen zwei Häuſern, Oeſterreich und Preußen ſtellten gleichſam das Oberhaus vor, die Andern das Unterhaus. Käme es dahin, daß der Bund ſich für das Unrecht ausſpräche, oder auch nur das Recht fallen ließe, ſo ſei das Anſehn auf immer dahin; ſchon ſei Preußen auf eine erſchreckende Weiſe geſunken, bald würden Haß und Verachtung ſich offen ausſprechen. Auftritte in Hannover; Verlegenheiten des Königs; es werde noch dahin kommen, daß er es Preußen bitter vorwerfen werde, ihn bei ſeinen unſinnigen Unternehmungen geſtützt zu haben. Sieveking ſagt von ſich ſelber, er ſei ein konſervativer Proteſtant geweſen, der König von Preußen aber mache ihn zum Katholiken, der

von Hannover zum Liberalen. Ich bemerke ihm, daß er den letztern da die beſſere Rolle ſpielen laſſe.

Berlin, Mittwoch, den 18. September 1839.

„Der preußiſche Staat iſt jetzt ein Pfaffenthum von Beamten, die außer dem Gelübde der Schmiererei noch die der Heuchelei und des Gehorſams befolgen.“

Freitag, den 20. September 1839.

Lord Brougham's Betrachtungen über das Partheiweſen in England fallen ziemlich ſeicht aus; nach ſeiner ſtaatsmänniſchen Bedeutung, und nach dem Rufe ſeines Namens hätte ich Gründlicheres von ihm erwartet.

Eine Oppoſition, überhaupt Partheiweſen, wie es in England beſteht, hindert die Machthaber und wird ihnen unbequem, iſt aber dadurch grade der Macht heilſam, und dient zu deren Erhaltung. Die Miniſter werden genöthigt, die größte Wachſamkeit auf ſich ſelbſt zu üben, alle ihre Kraft und Ueberlegung anzuſtrengen, das wirklich Unhaltbare und Thörichte zu unterlaſſen, alles auf ein gehöriges Maß zu ſtellen, und dann hierin ſtark zu ſein. Die Oppoſition hilft mittelbar alles thun und gut thun, was die Miniſter wollen. Unter wenig befähigten, geiſtloſen Miniſtern, wie z. B. Caſtlereagh einer war, hat die Oppoſition Theil an aller Ehre und allem Ruhme der erfolgreichen Staatsleitung; ſogar unter ſtarken Miniſtern, wie z. B. Pitt war, mußte die Oppoſition zu ſeiner großen Energie durch die ihre beitragen. Ich ſehe die parlamenta-

riſche Staatsleitung in ihrer Spaltung doch nur als Einheit. Dem heutigen Momente in der engliſchen Staatsverwaltung gehören Wellington und Peel eben ſo thatkräftig an, als die im Amte befindlichen Miniſter. Das darf man nicht überſehen. Ein großer Vortheil iſt auch, daß der Tadel ſich erſchöpft, ehe die Maßregel hervortritt, die nachher auf wenig Widerſtand mehr ſtößt; dagegen in Ländern, wo keine öffentliche Verhandlung Statt findet, alle Verordnungen einen Schweif von Tadel hinter ſich her ziehen, und dieſer ſtört und hemmt erſt recht.

Donnerstag, den 10. Oktober 1839.

Heute ſind mir Eröffnungen gemacht worden, die mir den Wiedereintritt in den Staatsdienſt in glänzender Ausſicht zeigen; ich wünſche dieſen Wiedereintritt lebhaft, — aber ich muß alles ablehnen, denn meine Seele verkauf' ich nicht, und kein Glück würde mir eines ſein, wenn ich unter ſolcher Bedingung dazu gelangte!

Schon früher zweimal nahte mir ſolche Verſuchung. Als ich im Herbſte 1819 von Karlsruhe nach Berlin gekommen war, und die größte Ungnade zu tragen hatte, ſagte man mir gradezu, ich ſollte nur den Staatskanzler verlaſſen, der doch nichts für mich thäte, ich ſollte nur etwas ſchreiben, was den Gegnern deſſelben eine Bürgſchaft meiner Geſinnung wäre, und gleich würden meine Verhältniſſe ſich herſtellen, und eine glänzende Laufbahn mir wieder offen ſein! Der Staatskanzler, es iſt wahr, hatte nicht den Muth mehr, etwas für mich zu thun, er war völlig zufrieden mit mir und ſchätzte mich, gab mich aber preis und folgte ſelbſt einer Richtung, die er früher be-

kämpft hatte. Aber keinen Augenblick war ich zweifelhaft. Er war doch noch, selbſt im Zagen und Nachgeben, der beſte Vertreter deſſen, was mir und meinen Freunden werth war, und ſtatt ihn zu verrathen und zu befeinden, vertheidigte ich ihn in allem, worin es mir noch möglich war. Er dankte mir es nicht, und die Gegner haßten mich gründlich. Als ich Rahel'n dieſe Sachen umſtändlich erörtert hatte, fragte ich ſie, ob ſie meine Handlungsweiſe billige? Sie umarmte mich, und ſagte lächelnd: „Wir bringen es zu nichts, unſre Denkungsart hindert uns für immer; tauſendmal beſſer, als wenn wir es zu etwas brächten, und ſie nicht hätten." — Das zweitemal war es hauptſächlich Ancillon, der mich verlocken wollte, ich ſollte ganz der Seinige werden, und von Bernſtorff ablaſſen; er wollte mich zu dem Kronprinzen bringen u. ſ. w. Es war freilich nicht klug, mich lieber an den abtretenden Bernſtorff anzuſchließen, und ich ſah bald, wie ſehr ich mir geſchadet; aber Rahel's Zuſtimmung fehlte mir abermals nicht, und wie ſehr ſie den Werth des Anſehns, Einfluſſes und Wohlſtandes kannte, und alles dies trefflich zum Guten zu gebrauchen und zu genießen wußte, wie wenig andre Menſchen, ſo ſtand ihr doch Geſinnung und innre Ehre über allem, und ſie willigte in jede Entſagung, welche von dieſen geboten wurde, mit freudiger Entſchloſſenheit.

Wenn der Teufel all das Staats- und Hofweſen holt, mich ſoll er *darin* wenigſtens nicht mitkriegen!

Freitag, den 18. Oktober 1839.

Jetzt weiß ich, daß Eloi Jourdain in den Tagen, die er hier war, die Flucht des Erzbiſchofs von Dunin nach

Posen hat anordnen helfen! Die Geschichte dient zur müssigen Unterhaltung, zu weiter nichts. Es ist gar kein wesentlicher Antheil, auf keiner Seite! Unsre Behörden waren aber im ersten Augenblick völlig rathlos, Herr von Rochow brachte drei Stunden in peinlichster Verlegenheit hin; der König wollte niemanden sprechen, und sich zu nichts entscheiden, endlich, nachdem er mit dem Fürsten von Wittgenstein sich lange berathen, ließ er diesen mit Herrn von Rochow die Sache überlegen, indem er die gewaltsame Wegführung des Erzbischofs von Posen doch allerdings gestattete. Mir ist der ganze Hergang zum Ekel!

Freitag, den 1. November 1839.

Wunderbare Anschläge zu einem Unternehmen auf Palästina, und zu einem neuen Ritterorden, wozu die europäischen Mächte sich vereinen sollten. Der Kronprinz ist von dieser Vorstellung sehr eingenommen, und äußert unter andern, daß er nicht selber darauf verfallen sei, daran sehe er, wie sein Geist träge geworden sei!

Fest der Einführung der Reformation in der Mark Brandenburg; heute, am Vorabend, Geläute und Posaunenmusik von den Thürmen herab. Morgen große Feierlichkeit in der Nikolaikirche. An dem Feste des Fortschrittes und des Lichtes dürfte ich Theil nehmen; ich feire es aber auch an andern guten Tagen!

Sonnabend, den 2. November 1839.

Reformationsfeier; großer Aufzug, ungeheures Gedränge in der Breiten Straße, auf dem Schloßplatz, bei der Nikolaikirche; in den andern Straßen alles leer und öde. Im Grunde doch mehr Vorsatz als Gefühl bei der ganzen Sache! Die Gleichgültigkeit ist in der protestantischen Menge so gut wie in der katholischen; da hilft kein Läugnen, die Thatsache ist offenbar!

Um neun Uhr Fackelzug der Studenten; ich sah ihn beim Nachhausegehen; recht hübsch, und durch die große Anzahl der Fackelträger bedeutend anzusehen. Dagegen fiel auch die große Menge von Gendarmen auf, die dem Zuge voran und zur Seite ritten.

Donnerstag, den 14. November 1839.

Die Sozietät für wissenschaftliche Kritik hat in ihrer heutigen Sitzung meinen schon vor acht Tagen gemachten Antrag, die Herausgabe ihrer „Jahrbücher" mit dem Ende dieses Jahres einzustellen, zum Beschluß erhoben. Die Unwürdigkeit des Zensurverhältnisses ist der Grund dieser Selbstopferung, die Sachen ließen sich mit Ehren nicht weiterführen. Anwesend waren Herr von Henning, Marheineke, Schulze, Schultz, Bopp, Zumpt, Dove, ich, und als Sekretair Doktor Boumann. Der Schritt ist bedeutend, und wird sehr verschieden ausgelegt werden, auch ist es wahrlich Schade um die „Jahrbücher"! Allein es blieb kaum andres übrig zu thun, und in der Hauptsache stimmten mir Alle bei. — Hätte Gans doch das miterlebt!

Mittwoch, den 20. November 1839.

Die Einstellung der „Jahrbücher“ macht großes Aufsehn; es zeigt sich einige Schadenfreude, aber viel mehr Bedauern und Klage. Aus wissenschaftlichem und preußischem Interesse trauern Gelehrte und Vaterlandsfreunde.

Freitag, den 22. November 1839.

Gestern Kritiksitzung. Nichts Neues, vom Minister von Altenstein kein Wort. Der Druck des Dezemberheftes angeordnet. Man hört schon hin und wieder, die Behörde, erschrocken über unsern Beschluß, werde eine neue Zensureinrichtung treffen, und uns zur Fortsetzung der „Jahrbücher“ auffordern.

Donnerstag, den 28. November 1839.

Kritiksitzung. Der Buchhändler Duncker nimmt den Vorschlag, die Herausgabe der „Jahrbücher“ einzustellen, schriftlich an. Der Minister von Altenstein will uns aber zur Fortsetzung bewegen, und günstige Bedingungen dafür erwirken; deßgleichen hat das Ober-Zensur-Kollegium aus eignem Antriebe von den Dummheiten unsres Zensors Kenntniß genommen, und an den Oberpräsidenten darüber geschrieben. Wenn das nur nicht alles zu spät ist! Vier Wochen sind vom Jahre nur noch übrig. Was hilft auch die Abstellung einzelner Ungebühr? Der Zustand im Ganzen bleibt doch derselbe, und der ist gräßlich. Geistlosigkeit haßt natürlich den Geist, und Heuchelei den Freimuth! — Anwesend waren: Henning, Schulze, Schultz, Marheineke,

Bopp, Hotho, Dove, zuletzt kam noch Geheimrath Link, und nahm eifrig Theil.

Dienstag, den 3. Dezember 1839.

„Wie kommt es, daß Schiller jetzt erst so gewaltig durchbricht, in die ganze Nation dringt?" Es ist ein unlöschbares Feuer, das man zu dämpfen gewußt, nun hat es die Dämpfung bezwungen und flammt nur um so heller. Die Dämpfung bestand in dem großen Ansehn und Wirken der Schlegel, Tieck, Schleiermacher u. s. w.; sie wollten Schiller nicht gelten lassen, und ihr kritisches Gewicht hielt ihn über dreißig Jahre nieder. Jetzt weiß man kaum noch von den Schlegel, und das Ansehn Tieck's ist beschränkt und schwach.

Ueber die vom Könige bei Gelegenheit des Reformationsfestes ertheilte kleine Amnestie wird bitter losgezogen. „Recht im Karakter des Königs!" sagt man, „nur nichts Großes, Freies, Frisches, keine Amnestie der politischen Vergehen, wo so wenig Schuld und so harte Strafe ist, nein, die stückchenartige, dürftige, schwache Gewährung der Strafloßigkeit für unbedeutende Vergehen, Injurien u. dgl., wobei denn doch offenbar der König in das Privatrecht eingreift, er setzt ausdrücklich versöhnliche Gesinnung auch bei den Beleidigten voraus, und wo diese in gegebnen Fällen nicht vorhanden wäre, verlangt er näheren Bericht!" — Dabei ist die Verordnung schlecht abgefaßt. — Achselzucken, Gespött, Unwillen.

Freitag, den 6. Dezember 1839.

Die Kritikgesellschaft war gestern besonders zahlreich. Verhandlung über Altenstein's Antwort; Beschluß, die „Jahrbücher" fortzusetzen, sie ferner bei Duncker erscheinen zu lassen, ihnen neue Kräfte zuzuwenden. Vorschläge zu neuen Mitgliedern, von Hotho, Henning, Dove ꝛc. gemacht. Verhandlung über die Art und Weise, wie die Sozietät ihr Fortbestehen ankündigen soll, wenige schlichte Worte, aber bündig und kräftig.

Herr von Henning wollte mich besuchen, wegen der Formel in Betreff der Fortsetzung der „Jahrbücher"; man hatte die beschlossenen Worte wieder schwächen wollen, wir stellten sie wieder her; das Ganze wurde auf der Straße abgethan. Er erzählte mir, daß Herr von Altenstein die Sozietät ungemein gerühmt habe, er könne nur eifrigst wünschen, daß wir Alle zusammenblieben, und besonders hoffe er, daß ich nicht würde zurücktreten wollen.

Anekdoten von Hannover. Der König scheint wirklich etwas verrückt zu sein; Willkür, Eigensinn und Rohheit bilden sein ganzes Wesen, schöne Königseigenschaften! Wird er gut enden?

Guhrauer's „Kurmainz" ist ein trefflicher Geschichtsbeitrag, und läßt in wichtige, ausgebreitete Verhältnisse tief und authentisch einblicken. Er hat außerordentlichen Scharfsinn, gründlichen Fleiß, und lebendige Bewegung in dem Buche dargethan. Das Ganze ist ein Prachtstück; für einen Umstand aus dem Leben von Leibnitz wird die ganze Welt aufgeboten.

Sonnabend, den 7. Dezember 1839.

„How weary, stale, flat, and unprofitable,
Seem to me all the uses of this world!"

Daß dieſe Worte Hamlet's mir den ganzen Tag im Kopfe herumgingen, möchte immerhin ſein, daß ſie aber meiner Stimmung unabweislicher Ausdruck geworden, iſt arg und kläglich. In der That bin ich nahe daran, mit meinem hieſigen Leben bankrott zu machen. Mit meinem hieſigen, denn die Schuld liegt mehr an Berlin, als an mir ſelbſt. Wie iſt der Ort durch bekannte Einflüſſe zu Grunde gerichtet, auf wenigſtens ein paar Generationen hinaus! Einfacher Wechſel kann hier nicht helfen; es muß erſt wieder ein Zwiſchenſpiel von Unglück eintreten, um freien Raum zu ſchaffen. Der ganze Staat iſt von hieraus angeſteckt, mit Schalheit und Mattigkeit, Verdruß und Langeweile. Humboldt fühlt das auch, und klagt ſchrecklich darüber, P. ebenſo, wiewohl aus fremderen Geſichtspunkten, als Humboldt und ich ſie haben, die wir das Alte gekannt. Auch kennt den Zuſtand, Gans kannte ihn, aber ſie hatten keine Vergleichspunkte in der Vergangenheit. — Keinerlei Nahrung bringt mir der Tag, immer ohne Ausbeute kehr' ich heim, und ausſäen kann ich auch nichts. Politiſches Leben iſt nicht hier, das geſellige haben ſie entartet, das litterariſche niedergedrückt, die Wiſſenſchaft muß in ihren engſten Schranken wie in Kloſtermauern leben, der Geſchmack iſt verdorben, das Theater tief heruntergebracht. Soll uns etwa die ſchöne Gegend ſchadlos halten? — O Berlin, Berlin!

Sonnabend, den 21. Dezember 1839.

Den Gesandten von Bülow gesprochen; er meint, eine scharfe Feder sei jetzt eine Macht. Ja, doch hier nicht! Ueber meine Kenntniß so vieler Verhältnisse, meinen Besitz so mancher Papiere; „Wohl, ich sitze an einer Pulverkammer, wenn ich einmal die Lunte anlege, fliegt halb Berlin auf, aber ich mit.“ Ich müßte fortgehen, und dann aus der Ferne anzünden!

Es heißt, der König von Hannover wolle zur Vermählung der Königin Victoria nach London reisen. „O thät' er's doch!“ sagt ein Hannoveraner, „da wird er vielleicht todtgeschlagen. Das könnten die Engländer doch wohl für uns thun! Bei uns geht es nicht gut an, dort ist es viel leichter.“

Die Leute freuen sich, daß die Franzosen neue Verlegenheiten in Algier haben. Wie irrig, daraus wird ihnen nur neue Macht erwachsen!

Montag, den 23. Dezember 1839.

Betrachtung des englischen Lebens führt mich zu Gedanken über Geschichte, Staat, Menschenentwicklung. Ich bin, alles in allem, sehr zufrieden ein Deutscher zu sein, obgleich ich persönlich, als solcher, in manchen meiner Anlagen nicht gedeihen konnte.

Donnerstag, den 26. Dezember 1839.

Gegen Abend, mich schwer und unlustig fühlend, will ich meine Zuflucht einmal zum Theater nehmen, und Sep-

delmann als Nathan den Weiſen ſehen. Wie ich meinen Platz in der Loge eingenommen habe, laſſe ich mir den Zettel geben, und ſehe mit Schrecken, daß die Aufführung abgeändert iſt, und ſtatt des Leſſing'ſchen Stückes zwei gemeine Luſtſpiele gegeben werden, „Der reiche Mann“ von Töpfer, und „Er requirirt“ von Schneider. Ich machte reiche Ausbeute an Bemerkungen über Schauſpieler und Publikum, Deutſchheit, Volksweſen, Sittlichkeit, Poeſie, nicht zum Vortheil unſres Theaterweſens und unſrer Volksbildung! Der gute Geſchmack und Sinn ſcheinen ganz abhanden gekommen zu ſein; die Verderbniß kommt von oben her, nicht von unten; das Volk hat ein Recht, Volk zu ſein, das heißt, auch plump und roh, — aber der Hof!

Freitag, den 27. Dezember 1839.

Mit Hofrath Dorow über den Fürſten von Hardenberg viel geſprochen, über deſſen Verdienſte, Schwächen, über die Hülfsquellen zu ſeiner Biographie, daß ſo vieles verloren geht, begraben liegt, daß unſre preußiſchen Zuſtände der Geſchichtſchreibung ſo ungünſtig ſind, ja den Ruhm und die Ehre der Nation verkümmern.

Der Kronprinz hält noch ſtark darauf, daß der Adel Majorate ſtifte. Man will in der That den Fürſten von Pückler jetzt anhalten, daß er Muskau zu einem Majorate mache.

Montag, den 30. Dezember 1839.

Der Professor Tholuck hat sich von den Pietisten etwas abgewandt; er ist sogar in das Theater gegangen, um Seydelmann zu sehen, und hat den Wunsch geäußert, den Mephistopheles von diesem Schauspieler zu sehen. Die Eiferer schreien nun: „Ja, da sehe man es klar, der Teufel sei es, der ihn in's Schauspiel locke!“

1840.

Der Name Preußen, und der Sinn und Gehalt, welche dieſer Klang fort und fort in mannigfachſtem Reichthum für die Vorſtellung aufweckt, erfüllen wahrlich mein Herz mit freudiger Gluth. Ich empfinde die Macht eines Vaterlandes, einer tiefen Angehörigkeit, voll Ernſt und Liebe. Nach allen Seiten finden dieſer Ernſt und dieſe Liebe lebendige Geſtalt, an der ſie ſich wärmen und nähren. Die Fürſten und ihr Haus, die Staatsmänner und Helden, das Volk mit ſeinem beſtimmten, oft nicht begünſtigten Karakter, oft trägen Gang und dürftigen Geſchick, — ich fühle ſie alle als die meinen; wie ſie ſind, mir gehören ſie, und ich ihnen, nothwendig und gern, wenn auch bisweilen unwillig, wie dies bei Blutsverwandten auch begegnet. Und wie glücklich, wie ſtolz und gerührt iſt das Herz, wenn es in dieſem Nächſten und Eigenſten zugleich Gutes und Herrliches lieben und ehren kann! Mit welchem Entzücken weilt die Betrachtung auf den großen Fürſten, Friedrich Wilhelm dem Kurfürſten, Friedrich dem Könige! auf den Heldenſchaaren des Siebenjährigen Krieges, des Befreiungskrieges! auf allem Löblichen, was in Geſetzgebung, Unterricht, Geiſtesbildung, Wiſſenſchaften und Künſten, und ſonſtigem Gemeinnutzen, hier verſucht

und geleistet worden, auf allem Tüchtigen und Schönen, was in diesem Volk und Staate gedichen ist! Durch den Antheil an allem diesen Gewordenen und Werdenden, durch die tausend Beziehungen, die sich je mehr und mehr vervielfachen und verflechten, je mehr das Leben selbst sich größer und deutlicher vor dem Blick ausbreitet, wird auch das Kleinste werth und wichtig, und geschichtliche Forschung wie That ergreift mit gleichem Eifer den Stoff eines flüchtigen Moments wie eines dauernden Jahrhunderts.

Spätere Anmerkung Varnhagen's. Wie ich das jetzt, im Dezember 1848 wieder lese, — mit welchen Empfindungen der Trauer und des Unmuths!

Montag, den 6. Januar 1840.

Abends im Schauspiel, „Schwärmerei aus Mode", von Blum, ein schlecht gezimmertes und schlecht ausgefüttertes Stück, langweilig und albern, aber voll Spannung und Aufregung, weil es ein Ereigniß ist, eine solche Darstellung in Berlin mitanzusehen! Fräulein Charlotte von Hagn, die ich zum erstenmale sah, hat ganz vortrefflich gespielt, Herr Seydelmann auch sehr gut. Das ganze Haus gepfropft voll; der König, die Fürstin von Liegnitz, Prinz und Prinzessin Wilhelm, Prinz August ꝛc. Das Publikum ist entzückt, und bezeigt den lautesten Beifall, die Frömmler und Scheinheiligen, die Mucker — Herr von Reckum heißt dieser neue Tartüffe, umgekehrt: Mucker — so in ihrer Blöße vor Augen zu sehen, der lebhafteste Antheil zuckte durch alle Klassen! Wäre das Stück besser,

saur

BIBLIOTHEK DER DISCH. LITERATUR
VARNHAGEN VON ENSE, K. A.

3-598-53028-5
FN. I2199/024

so dürfte es vielleicht nicht gegeben werden, oder wirkte nicht so eindringlich. Genug, es thut seine Dienste, und soll deßhalb nicht gescholten sein, wenn auch die sonstige Schätzung nur gering sein kann!

Donnerstag, den 9. Januar 1840.

Schubarth in Hirschberg hat eine tückische Anklage der Hegel'schen Philosophie und aller ihrer Anhänger unmittelbar an den König gesandt, er beschuldigt besonders die Rechtsphilosophie, der Monarchie entgegen zu sein, und Religion und Sittlichkeit zu untergraben. Der König fragte, was denn ungefähr dort gelehrt würde, und erhielt die Antwort — die ein Freund der Hegel'schen Lehre auch wohl günstiger hätte wählen können —, es käme zum Beispiel der Satz vor, der König sei derjenige, der das Tippelchen auf dem J mache; der König aber nahm das gar nicht in so üblem Sinn, und sagte nur spöttisch: „Und wenn er es nun nicht macht?" Damit fiel die ganze Sache.

Sonntag, den 12. Januar 1840.

Heute Vormittag die Gräfin von [illegible] besucht; sie ist fein und klug. Der Graf trug heftig seine Adelsklagen vor, alle seine Leiden als Gutsbesitzer; er sieht den Untergang des Adels, und ich bestätige ihm das noch mehr! Mit Majorat oder ohne, gleichviel! Seine Verzweiflung hätte einen Jakobiner entzücken müssen!

Sonnabend, den 18. Januar 1840.

Abends im Konzert von Dreiſchock. Der Konzertſaal nicht gefüllt. — Ich konnte mit meinem guten Glaſe vortrefflich alle Perſonen in der Königlichen Loge durchmuſtern. Der König ſieht in der That ſehr alt und hinfällig aus; der Kronprinz aufgeſchwemmt und erhitzt; die Kronprinzeſſin blaß zum Mitleid; die Prinzeſſin Wilhelm (Auguſte) ſieht geſund und rüſtig aus, ſcharf und gebieteriſch, klug und willensvoll, aber für die meiſten Menſchen nicht günſtigen Eindrucks; Prinz Wilhelm noch ſtets etwas kränklich, Prinz Auguſt rüſtig, aber ſtumpf und zerſtreut. Stoff die Fülle zu allerlei Betrachtungen! Am meiſten regte mich der Kronprinz an, dann die Prinzeſſin Wilhelm; beide ſprachen viel miteinander, ganz unbefangen und heiter. — Die Muſik fand Beifall genug, aber Dreiſchock blieb mir auch diesmal unter Thalberg, wiewohl er Schwierigkeiten überwand, denen dieſer bekennt nicht gewachſen zu ſein. Kalte Kompoſitionen.

Donnerstag, den 30. Januar 1840.

— Wer kann genug über den Tod denken! Mir kommt täglich Neues in den Sinn. Ich finde mich den älteſten Zeiten — der Bibel, der Griechen, der Deutſchen, — ſo nah, wie dem geſtrigen Tage, und dem geſtrigen Tage ſo fern wie jenen älteſten Zeiten. Geſchichte, ſie fließt und ſchäumt und wallt vor meinen Augen dahin, ich ſehe ſie leibhaftig, und brauche ihr Weſen nicht erſt zu lernen, nur ihre Aeußerlichkeiten nach den Benennungen der Menſchen.

Dienstag, den 4. Februar 1840.

Im Gießhause das Gypsmodell der Amazone von Kiß besehen. Kein guter Eindruck! Ich fürchte sehr, die Sache wird schlecht ausfallen. Das Pferd ist durch den Wulst entstellt, den der angesprungene Tiger macht; die Amazone erscheint übel zusammengedrückt. Man müßte das Gebild von oben ansehen, um einen guten Gesammtblick zu haben, von unten giebt es nur vertheilte Eindrücke, unbefriedigende, in manchen Standpunkten geradezu häßliche. Den Künstler jetzt nicht fallen zu lassen, ist gewiß recht.

Montag, den 10. Februar 1840.

Ich dachte heute wieder scharf an eine frühere Wahrnehmung, wie falsch die gewöhnliche, allgemein verbreitete Annahme ist, daß der sogenannte Mittelstand den größten Werth habe, die wahre Kraft des Staates bilde, den stärksten Halt der Sitten u. s. w. Nein, alles geht in ihm unter, alles wird matt und klein, wo er herrscht. In der Fülle des Reichthums und der Macht, und in Armuth und Bedrängniß, in beiden Gegensätzen, entwickelt sich Großes und Herrliches weit öfter und leichter, als im elenden Mittelstande!

Mittwoch, den 12. Februar 1840.

Sächsisches Zensurgesetz; sehr freisinnig; macht hier Aufsehn. Wie die preußische Regierung daneben erscheint!

Preußisches Verbot der Buchdrucker-Feier. Ein schmachvoller Eindruck im In- und Auslande!

Hier in Preußen jetzt eine politische Laufbahn und Thätigkeit?! Daß Gott sich erbarme!

Dienstag, den 25. Februar 1840.

Ich habe nur das Bewußtsein, aber nicht das Gefühl, daß meine Schwester Rosa Maria nicht mehr hier ist. Das Gefühl persönlichen Daseins ist mir vielmehr erweitert, die Vergangenheit rückt in den Kreis der Gegenwart, und die Raumesferne schwindet, alles löst sich in trauliche Nähe auf, und legt sich mir an das Herz. Menschen, mit denen ich gelebt habe, mit denen ich lebe, mit denen ich leben werde, und solche, die weit voraus oder weit nach mir stehen, alle bilden mir Eine Gesellschaft, und ich unterscheide nur meine Lieben, nicht ihre Gestalten als lebende oder todte! Gute Rosa Maria, du lebst mir!

Freitag, den 28. Februar 1840.

Die Verwerfung der Dotation für den Herzog von Nemours in der französischen Deputirtenkammer macht großes Aufsehen hier. Eine Ohrfeige, auf die noch andre folgen werden!

Freitag, den 6. März 1840.

Thiers in Paris Minister-Präsident und der auswärtigen Angelegenheiten; Cousin Unterrichtsminister. Beide hier sehr ungern am Ruder gesehen!

Sonntag, den 8. März 1840.

Betrachtungen über die Herstellung des Herrn von Miltitz. Gewiß hat keine Diplomatie eine solche Reihe schlechter und erbärmlicher Subjekte aufzuweisen, als die preußische in den letzten zwanzig Jahren. Verbrecher und Dummköpfe, Schufte, Wichte, Abentheurer, Lumpen, in beliebiger Abstufung! Anzufangen mit dem Bundesgesandten Grafen von der Goltz, der seine geheimen Instruktionen loco dictaturae drucken ließ, bis herab zu Herrn von Miltitz, Grafen von Schladen und Herrn von Otterstedt; dazwischen der General Graf von der Goltz in Paris, Herr von Schepeler in Madrid, Graf von Lottum im Haag, Schoultz von Ascheraden in Kopenhagen, Herr von Hänlein — „der dümmste Mensch unter der Sonne", sagte Graf von Bernstorff —, der alte Küster in München, der junge Küster in Neapel, Herr von Rochow in Stuttgart, Herr von Martens in Florenz, Graf von Voß in Neapel, Graf von Königsmark in Konstantinopel, — dazu noch einen Troß von Leuten wie Herr Küpfer ꝛc.! Eine schöne Wirthschaft! Und sind die Herren von Nagler, von Jordan und Doktor Bunsen wohl sehr zu loben?

Montag, den 9. März 1840.

The life of William Wilberforce. London 1838. 5 Bde. Humboldt sagt, derselbe habe alles aufgeschrieben und aufbewahrt, fast wie ich! — Sein Beten ist merkwürdig; mir nicht zusagend; allzu weinerlich. Jammert zum Beispiel, daß Ludwig der Achtzehnte nicht den Sonntag geheiligt, sondern an diesem Tage seine Ueberfahrt nach Frankreich gemacht, daß er selbst darin gesündigt, und auch

Andre zur Sünde dadurch veranlaßt habe, Sünde ganz von der Art, um derentwillen die Bourbons früher aus Frankreich vertrieben worden. Er bittet Gott, doch dem Könige diese Sünde zu verzeihen! — Bei solcher Schwäche ist Wilberforce doch ein liebenswürdiger Menschenfreund, den man lieben und ehren muß.

Der Kronprinz ist in seinem Benehmen oft unerklärlich. Er faßt die ernsthaftesten Gedanken mit schnellkräftigem Antheil, drückt die würdigsten Gesinnungen eigenthümlich und meist anmuthig aus, dann aber ist er plötzlich wieder ganz possenhaft, lacht unmäßig bei geringem Anlaß, springt, jauchzt, prustet, schreit jemanden laut in's Ohr, und fragt dann: „Hab' ich Sie recht erschreckt?" Ganz ähnliche Züge, wie sie von seiner Knabenzeit erzählt werden!

Sonntag, den 15. März 1840.

Gestern die verabredete Gesellschaft bei [illegible]. Gräfin Ida von Hahn-Hahn endlich kennen lernen, eine blonde hübsche Frau, feingliederig, jugendlicher aussehend als sie wirklich ist; einfaches, ruhiges Betragen, vornehm, gutes Französisch, bestimmtes Deutsch; wenig von Litteratur gesprochen; die Gräfin von — ungemein freundlich und zart mit ihr, Humboldt beweist ihr die größte Aufmerksamkeit.

In Magdeburg wird über die Gottheit Christi gestritten, ein Prediger Sintenis wird angeklagt sie zu läugnen. Der Telegraph hat in dieser Sache Befehle und Nachrichten überbringen müssen. Humboldt ist unerschöpflich in Witzeleien darüber: „das byzantinische Reich!"

Freitag, den 20. März 1840.

Marheineke's Rezension über Stahl's „Kirche und Staat"; ein tapfrer Feldzug gegen Savigny und seine Genossen, gegen Hengstenberg und seinen Anhang ꝛc. Der Aufsatz wird wohl die Berufung Stahl's an Gans' Stelle sehr hindern. Humboldt schrieb mir sehr hübsch über die Rezension, noch ehe sie bis zu mir gedrungen war; wie der Mann alert ist! Er beschämt viele Jüngere.

Mittwoch, den 25. März 1840.

Man spricht von einer Trennung der Geistlichen Angelegenheiten im Altenstein'schen Ministerium; das Kirchliche sollte der Bischof Neander leiten, das Wissenschaftliche ein Andrer. Die Trennung wäre schlimm. Der Kronprinz ist dagegen, weil den sogenannten Frommen der Bischof Neander ein Dorn im Auge ist!

Der Justizminister von Kamptz hat den Schwarzen Adlerorden erhalten. Ein ganz gewöhnliches Ereigniß, ganz im Laufe der Dinge, und doch, wenn man's recht bedenkt, ist es entsetzlich!

Der Prediger Molière erzählte eine hübsche Geschichte: Ein aufgeklärter Jude folgt dem Rathe christlicher Freunde, und will sich taufen lassen; der Geistliche fragt ihn, ob er denn ein rechter Jude sei und alles Jüdische glaube? Nein, ganz und gar nicht, und deßhalb eben wolle er sich davon lossagen. „Was?" ruft der Geistliche, „Sie glauben nicht an den alten Bund, nicht an die Propheten? Dann können Sie auch kein Christ sein," und weist ihn zurück.

Sonderbar, daß ein Jude, um Christ zu werden, erst recht ein Jude sein soll!

Montag, den 30. März 1840.

Der König ist kränklich. Alles was in Berlin von Aberglauben und Uebelwollen ist, wirft sich auf die Jahrszahl 1840 und die damit verbundenen Erwartungen eines Thronwechsels in Preußen. Das Volk arbeitet mit Lust in diesem Stoffe, die weiße Frau ist gesehen worden u. s. w. Der König wird vielfach geärgert und geängstigt durch all dieses.

Mittwoch, den 1. April 1840.

— Der König noch immer kränklich. Die Hofleute sprechen ganz offen von den mancherlei Veränderungen, die man erwartet, sobald der Kronprinz an die Regierung kommen wird. Der Fürst von Wittgenstein sagt, er werde in solchem Falle sich zurückziehen; ich glaub' es nicht, er wird unentbehrlich sein, und gern bleiben. — Man sagt, Herr von Miltitz sei jetzt in großer Gunst bei dem Kronprinzen. Nicht gut, wenn solche Leute gelten!

Große Mehrheit bei der ersten Abstimmung in der französischen Deputirtenkammer für Herrn Thiers. Er zeigt großes Talent, große Festigkeit, und gewandtes Ergreifen des Augenblicks. Sein Sieg wirkt Erstaunen und Unterwerfung.

Sonnabend, den 4. April 1840.

Gestern erzählte mir Doktor Guhrauer, daß er hier in der Akademie der Wissenschaften seine Denkschrift über Leibnitz gelesen. Geistvoller Inhalt, glückliche Gedanken und treffende Bilder. Er scheint auch guten Eindruck gemacht zu haben. Die Akademie wird aber schwerlich etwas thun, um eine Ausgabe von Leibnitzens Werken zu Stande zu bringen. Es herrscht ein engherziger Koteriegeist darin, durch Schleiermacher und seine Freunde aufgekommen und genährt. Friedrich's des Großen Werke kommen heraus, und Leibnitzens, und das „Deutsche Lexikon" der Brüder Grimm, und alles ohne Antheil der Akademie! Wie lange müßte Preuß zum Mitgliede gewählt sein! Wie richtig wäre es, jetzt Guhrauer von Seiten der Akademie zu beschäftigen, zu beauftragen! Aber diese sind keine dienstbaren Geister der Herren von Savigny, Lachmann ꝛc. noch vom Hofe und von einflußreichen Aristokraten begünstigte Empfohlene! So findet auch Marheineke keinen Zutritt, auch — wieder andrerseits — Theremin nicht. Daß die Herren weder Gans noch mich in ihre Mitte wollten, kann ich ihnen nicht verdenken. Daß sie aber in früherer Zeit Fichte, in späterer Hegel zurückwiesen, gereicht ihnen ewig zur Schande.

Donnerstag, den 9. April 1840.

In der Leipziger Allgemeinen Zeitung stehen die Verhandlungen über die Feier der Buchdrucker in Berlin; ganz herabstimmend und entmuthigend! Alles Frische und

Lebendige wird gehemmt, keinerlei Schwung und Begeisterung erlaubt. Was erlaubt wird, ist mühsam, durch Zähheit und Geschäftseigensinn, dem Könige abgerungen, abgebettelt. Freude kann nicht mehr dabei sein, das Gewährte verliert auf diese Art allen Werth.

Aussichten in Preußens Zukunft. Es giebt Personen, die hier einen vollkommen bereiteten revolutionairen Boden sehen, und hier Ereignisse für möglich halten, an welche jetzt niemand denken mag. Die Möglichkeit muß ich zugeben, aber die Wahrscheinlichkeit läugne ich. Was müßte dazu erst alles geschehen! — Im Alter zu erleben, wovon die Jugend träumte, ist kein erfreuliches Geschick! Besser in Ruhe und Stille verharrt! Aber man sucht sich die Zeitläufte nicht aus für die eignen Lebenstage, man muß jene mitmachen und verbrauchen, wie sie eben kommen.

Sonnabend, den 11. April 1840.

Abends in der englischen Bibel gelesen, die Evangelien eigends betrachtet aus dem Standpunkte des Freisinns, der Frische, der Kühnheit und der Aufklärung. Die Evangelien gehören zu den muthigsten, ja verwegensten Neuerungsschriften, kein Blatt davon dürfte heutiges Tages die Druckerlaubniß erlangen. Es stecken Mirabeau's, Rousseau's, Diderot's, und Fichte's und Heine's und Börne's, und noch viele Andre darin!

Dienstag, den 14. April 1840.

Mit Eifer in Guhrauer's „Leibnitz" gelesen. Schöne Zueignung an Humboldt, feurig und gedankenvoll. Leibnitz regt auf und beunruhigt, man kommt außer Athem, wenn man sich mit ihm beschäftigt; man muß ihn selbst, und seine ganze Zeit, die politischen, religiösen und litterarischen Geschichten, und alle Wissenschaften gegenwärtig haben, um ihm zu folgen. Er steht in Glanz und Herrlichkeit da! in größtem Anreiz, in höchster Würde! Einer der Helden unsrer Nation, einer der großen Namen, deren das Menschengeschlecht sich rühmt. — Guhrauer's Begeisterung trägt schöne Früchte; er ist der Wiederhersteller des Mannes, der völlig mißkannt, und großentheils beseitigt war. Es ist eine Lust, wie scharf und gründlich er sich in seinen Autor hineingearbeitet hat!

Was ich schreibe? fragen mich Alle! Laßt mich doch lieber nicht schreiben, ihr seid sichrer dabei!

Freitag, den 24. April 1840.

Altenstein ist sehr krank, man zweifelt an seinem Aufkommen. Der Kronprinz sagte gestern zu jemand, das sei ein Mann, der gar nicht zu ersetzen sei! In seiner Meinung hat er ihn längst ersetzt; höchstens meint er, es sei nicht möglich, einen so untauglichen, unangenehmen Minister wiederzubekommen! Allein die Sache macht das Wort wahr, er ist nicht zu ersetzen, und wird schrecklich vermißt und zurückgewünscht werden.

Donnerstag, den 30. April 1840.

Bedenklicher Zustand des Königs, und hoffnungsloser des Ministers von Altenstein. Schönlein hält letztern für verloren. Der Fürst von Wittgenstein hat zu Schönlein gleich nach dessen Ankunft geschickt, und mit ihm eine Unterredung gehabt, in Folge deren er ihn mit dem Leibarzte des Königs Generalstabsarzt von Wiebel sprechen hieß, um den Zustand des Königs zu berathen.

Man will bemerken, daß seit kurzem ungewöhnlich viele Kabinetsordres erfolgen, und meint, die Personen, die jetzt die Geschäfte in Händen haben, beschleunigten möglichst alles, was sie gern noch abthun möchten, — denn später möchte vielleicht die Zeit versäumt sein!

Nach der Kritikgesellschaft noch eine Stunde mit ** im Winde unter den Linden auf und ab gegangen. Er spricht ausführlich über Altenstein, über seine Vorzüge und Schwächen, und findet die erstern weit überwiegend. Der Geheime Legationsrath Eichhorn, sonst ein Anhänger Altenstein's, spricht von ihm mit bitterster Verachtung, als habe derselbe die katholischen Wirren zumeist verschuldet. Altenstein seinerseits spricht mit verachtungsvollem Hasse von Stägemann, der falsch und tückisch sei, und keine gute Faser in sich habe! — Ich glaube, man kann mit Wahrheit sagen, Stägemann's Redlichkeit hat sich bei ihm zumeist in die Poesie gezogen, da ist er in seiner besten Erscheinung und alles Beste von ihm zu finden! In Geschäften ist er unterwürfig den Ansichten, die man ihm auferlegt, scharfsinnig und gewandt im Ausführen, und schont weder Gesinnungen noch Menschen, daher ist er den Vorgesetzten so bequem und unentbehrlich. Uebrigens hat er auch in den letzten dreißig Jahren seines Geschäftslebens

unendliche Bitterkeiten erleben müssen, und fühlte das Bedürfniß, von dem eingeschluckten Gift auch manches wieder anzubringen. Die letzten scharfen Verweise, welche Altenstein aus dem Kabinet bekam und auf die er gleich wieder krank wurde, waren aus Stägemann's Feder.

Um Altenstein gehörig zu beurtheilen, darf man nicht außer Acht lassen, welch ein Geist er war, wie frei, tief und eigenthümlich seine Gedanken gingen, ganz im Gegentheile von seinem Karakter, der feige, schlau und zäh war. — In Stägemann darf man keinen Augenblick den Dichter übersehen, der er auch jeden Tag ausdrücklich war, indem selten einer verging, wo er nicht Verse machte oder besserte. So lange ich nur mit dem Dichter in ihm zu thun hatte, kannte ich in ihm nur einen edlen, gesinnungsvollen, eifrigen Freund, Vertrauten, Anhalt. Als ich mit ihm in Geschäftssachen zusammen gerieth, da lernt' ich allerdings einen falschen und neidischen Mißwollenden in ihm kennen!

Freitag, den 1. Mai 1840.

Morgen wird Gutzkow's „Savage" hier auf der königlichen Bühne aufgeführt. Vor kurzem wurde das Manuskript beim Kronprinzen durch den Präsidenten von Kleist vorgelesen. Das junge Deutschland, beim Kronprinzen, durch Herrn von Kleist! Nun wahrhaftig, meine dem Fürsten von Metternich vor vier Jahren geschriebene Prophezeihung erfüllt sich schon!

Montag, den 4. Mai 1840.

Im Schauspielhause wurde „Richard Savage" gegeben, Trauerspiel von Gutzkow, bei vollem Hause, vor dem Könige, dem Kronprinzen, unter lebhaftem Beifall, mit Herausrufung des Autors, der aber nicht erschien. Der Minister von Rochow und Herr von Tschoppe haben alles aufgeboten, um die Aufführung zu hintertreiben, oder wenigstens den Namen des Verfassers, als eines Mitgliedes des jungen Deutschlands, streichen zu lassen; aber beim Theater walten andere Mächte, und in dieser Region gilt Madame Crelinger oder Fräulein Stich oft mehr, als die Polizeigewalt jener Leute. So erlebt denn das junge Deutschland in Gutzkow hier jetzt einen Glanz und Sieg, den sich vor vier Jahren niemand träumen ließ. Und Mundt und Laube hier, frei und schriftstellernd! Zum schnöden Gegensatz und albernen Widerspruche fehlte dagegen noch neulich in der Anzeige von Knebel's Werken in der Staatszeitung der Name Mundt's als Herausgebers, und nur der meine war genannt. Wie kleinlich und erbärmlich!

Dienstag, den 12. Mai 1840.

In der englischen Bibel gelesen, mit wahrer Erbauung. Die Bergpredigt Christi enthält himmlische Sachen; er hat allen Mißbrauch seiner Lehre vorhergesehen, und sucht ihm kräftigst zu begegnen. Mir war beim Lesen, als vernähm' ich herrliche Musik, mit der ich aber nicht ganz nah zusammenkommen könnte, sie zog mich nach, aber immer in einer gewissen Ferne. Das heutige Christenthum lag hindernd zwischen mir und dem ursprünglichen. Es enthält und bewahrt die Lehren, das ist wahr, aber wie ein häß-

licher, plumper Koffer köſtliche Habe; wenn ſie nur erſt wieder ausgepackt würde! — Schöneres, als das lehrende Wanderleben giebt es auf der Erde nicht!

Donnerstag, den 14. Mai 1840.

Heute Nacht ſtarb Altenſtein, nach ein Uhr. Große Bewegung deßhalb unter den Staatsbeamten und Gelehrten. Nebenbuhlerſchaft und Eiferſucht aller Art ſind wach. Ueberall ſchwebt die angſtvolle Frage, wer wird ſein Nachfolger ſein? Bei der Kränklichkeit des Königs fällt die Entſcheidung wohl größtentheils dem Kronprinzen anheim, und der denkt ohne Zweifel an Bunſen; die kirchlichen Sachen wird man vielleicht abſondern, und die könnten etwa von dem Biſchof Neander geleitet werden.

Die Gedanken der Leute richten ſich hier mehr und mehr auf den möglichen Thronwechſel, und Hoffnungen und Befürchtungen ſprechen ſich aus. Man meint, unter der neuen Regierung werde der Miniſter von Rochow allmächtig ſein, ſich aber ſchwerlich lange mit Bunſen vertragen. Herr von Werther iſt überzeugt, daß er nicht Miniſter bleibt. Herr von Tzſchoppe hat große Unannehmlichkeit zu fürchten. Etwas Aufräumen thäte wirklich noth! Aber welche Leute werden anſtatt der beſeitigten herangezogen werden?

Bunſen, Bunſen, der liegt mir heute ſchwer im Sinn! Dieſer heuchleriſche Ehrgeizige kann viel Unheil anrichten, und wird Preußen theuer zu ſtehen kommen!

Sonnabend, den 16. Mai 1840.

Heute zum erstenmal sagte man den König todt, einen Augenblick auf der Straße unter geringen Leuten tauchte das Gerücht auf, doch um sogleich wieder zu zerplatzen. Vorurtheil und Voraussetzung wirken hier mit bedrohender Kraft, ja mit tödtlicher selbst, und der arme König wird am Ende das Opfer der bloßen Jahreszahl!

Montag, den 18. Mai 1840.

Im Volke geht der Glaube, der König werde bald sterben, nun schon so weit, daß man den 27. Mai als den Sterbetag bestimmt; wenn das geschieht, sagen die Leute, so bekommt der Mann, der wegen seiner Verkündigung des Todes des Königs gefangen sitzt, eine Anstellung!! Dagegen muß er sitzen, so lange der König noch lebt, und wenn es zwanzig Jahre wären, denn alsdann war er ein falscher Prophet, und das Leben des Königs ist seine gerechte Strafe!!

Mittwoch, den 20. Mai 1840.

Den König sah ich gestern fahren; er scheint um vieles besser.

Freitag, den 22. Mai 1840.

Der König hat heute die Parade am Fenster sitzend angesehen, stand ein paarmal auf, soll sich aber sehr schwach gefühlt haben.

Die Asche Napoleon's von St. Helena nach Frankreich zu bringen, ist so richtig als schön; daß aber England das Ansuchen auf der Stelle bewilligt, ist groß und edel. Thiers hat große Ehre davon. Victor Hugo soll das Ereigniß durch eine Ode besingen; nothwendig muß hier Stägemann darauf eine Ode dichten! — Sonett von Stägemann auf Altenstein's Tod.

Sonntag, den 24. Mai 1840.

Prinz Wilhelm, der Sohn des Königs, hat sich dieser Tage in den Freimaurer-Orden hier aufnehmen lassen. „Was soll das heißen?" fragt mich Humboldt; ich erwiedere, mir schiene dabei nur die neue Gefahr zu bedenken, in die sich der Prinz begebe, die Gefahr der schrecklichen Todesstrafe, falls er etwa seiner Gemahlin die Geheimnisse verriethe!

Montag, den 25. Mai 1840.

Die Gräfin von Hahn fand ich am offnen Fenster sitzen, aber im Zustande ihrer Augen nichts verändert. Sie will nun am Donnerstag abreisen, und in Dresden einen Augenarzt zu Rathe ziehen, den Sommer im grünen Tharand hinbringen, vielleicht ergiebt sich mit der Zeit noch eine günstige Aenderung. Bei jedem Besuche bestätigt sich ihre Liebenswürdigkeit, ihr guter und feiner Sinn. Nur sind die Grundlagen unsrer beiderseitigen Art, die Welt zu sehen und zu empfinden, ganz verschieden. Meine Welt, um es kurz auszudrücken, ist die Welt Goethe's und der

Revolution, da gab es andre Nahrung und Aufschlüsse und Durchbrüche als jetzt!

Beim Nachhausegehen treff' ich Bettinen von Arnim, die mit mir geht, bei meinem Mittagessen bleibt, und mir gleich nachher ihr neues Buch „Die Günderode" zur Ansicht schickt. Zueignung: „Den Studenten", brav und muthig, aber nicht gut im Ton. Sie hat nun auch schon wieder mit dem Buchhändler Doktor Veit Mißhelligkeiten, der noch vor kurzem ein herrlicher, so kluger als edler Geschäftsmann war! Höchstens verdient er den Vorwurf, als Litterator zu leicht zu vergessen, daß er als Buchhändler auch auf äußern Vortheil sehen muß.

Donnerstag, den 28. Mai 1840.

Mich besuchte dieser Tage der Justizrath Doktor Hegewisch aus Kiel. Eine eigne Erscheinung! eine Mischung von Scharnhorst und Reimer, derb und gradezu, reich an Kenntnissen, guter Gesinnung, menschenfreundlich und billig, aber willkürlich beschränkt, eigensinnig, unzufrieden. Er steht noch beim Jahre 1815, und alle Zwischenzeit, in der die Absichten von damals nicht ausgeführt worden, hält er für verloren. Er findet Berlin abscheulich, weil er hier weder Deutschthümelei noch Kammern findet. Er glaubt, so wie der König die Augen schließt, werden die Franzosen in unsre Rheinlande einfallen! Daß er wirklich Verfasser der Schrift über Stände ist, die ich bisher mit vielen Andern dem Grafen von Schlabrendorf zuschrieb, darf ich nun nicht länger bezweifeln; er sagt es bestimmt, und versichert, Schlabrendorf gar nicht gekannt zu haben.

Hegewisch bekannte, daß er als Landsmann und alter

Freund der Familie eine persönliche Vorliebe für Niebuhr stets gehegt habe, denselben auch jetzt immer mit günstigen Augen ansehe; dagegen stellte er nicht in Abrede, daß derselbe nie Karakter gezeigt habe, sondern oft die kläglichste Schwäche, daß er nie hätte von seinen Büchern aufsehen und am wenigsten in Staatsgeschäften sich versuchen sollen! Ihm hat Niebuhr einst das Geständniß abgelegt, die Natur habe ihn eigentlich zum Dichter bestimmt gehabt; worüber Hegewisch als über eine wahre Tollheit sich lustig macht.

Freitag, den 29. Mai 1840.

Der König hat sich unerwartet nun von selbst der hundertjährigen Thronbesteigungsfeier Friedrich's des Großen erinnert, und rasch die Grundsteinlegung des demselben bestimmten Denkmals anbefohlen. Doch soll nicht der 31. Mai gefeiert werden, weil dieser eben auch der Sterbetag Friedrich Wilhelm's des Ersten ist, sondern der 1. Juni, also schon der nächste Montag. Alle Befehle sind eiligst ergangen, alle Behörden in Bewegung. Die Pionire graben den Platz aus, wo das Denkmal stehen soll, am Eingange der Linden. Fröhliche, anregende Arbeit, tausend Zuschauer stehen umher! Alle Menschen sind erfreut, belebt, erhoben, es ist ein neues Feuer in den Adern, Gedanken und Empfindungen schwellen jede Brust. Friedrich ist doch wahres Volkseigenthum, jeder Preuße ist stolz auf ihn. Von gar nichts andrem ist heute die Rede. Der Tag wird prächtig sein. Hundert Kanonenschüsse. Hof und Staat und Bürgerschaft, und vor allem das Heer.

Preuß kam und brachte mir die erste Nachricht von

dem ergangenen Befehl, von der Arbeit der Pionire, von den Anſtalten der Stadtbehörden.

Nachher kam Humboldt. Bei dem Gaſtmahle, das die Akademie der Wiſſenſchaften geben wird, ſoll er einige Worte ſagen. Er hat ſie aufgeſetzt, und bringt ſie mir zur Prüfung und Abänderung. Wir beſprechen ſie, er aber läßt ſie mir zur ſtillen Ueberlegung, und kommt nach einer Stunde wieder, das Ergebniß zu vernehmen. Vielerlei Rückſichten machen die Faſſung ſchwierig. Wir werden einig über mehrere Abänderungen, ein paar Stellen bleiben ungenügend.

Der König iſt ſchwach; heute ſoll er das Bette nicht verlaſſen haben. Er läßt den Vortrag von dem Kronprinzen annehmen, der täglich dazu Vormittags in das Palais kommt, doch den König an manchem Tage gar nicht ſieht. Alles aber geht ſehr freundlich und weich, ohne geſpanntes Weſen.

Sonnabend, den 30. Mai 1840.

Der König blieb auch heute zu Bett, und ſeine Kräfte nehmen ſehr ab; auch ſcheint er ganz erfüllt von der Vorſtellung, daß es mit ihm zu Ende geht. Seine Stimmung iſt traurig und weich, rückſichtsvoll und gütig gegen ſeine Umgebungen. Ungern weicht er von gewohnter Ordnung ab, und nimmt es übel, wenn man ihn zu ſehr ſchonen will. — Die Prinzeſſin Friedrich der Niederlande iſt angekommen.

Montag, den 1. Juni 1840.

Ich ging um zehn Uhr aus, um wenigstens das Volk bei dem Feste zu sehen, da das Fest zu sehen ich weder Platz noch Ruf hatte. Die Menschenmenge war groß, aber in den weiten Räumen doch nicht so gedrängt, daß alle Bewegung aufgehört hätte. Alles hatte ein belebtes Ansehn, eine festliche Munterkeit. Daß man den König krank wußte, milderte doch den fröhlichen Aufschwung sehr. Ich hörte Aeußerungen hierüber, die großen Antheil bezeugten; aber auch andre, in denen Schärfe sich geltend machte. „Sie machen hier dieselbe Wirthschaft, wie in Paris mit Napoleon seine Knochen", sagte ein Handwerker; ein Mann aus einer höheren Klasse rief einem Bekannten lachend entgegen: „Wie doch Herr Thiers uns hier auf die Beine bringt! Friedrich kann sich bei ihm und Napoleon bedanken, ohne das Beispiel in Paris wäre hier heute nichts." Staub und Hitze und Menschendunst wurden unerträglich. Ermüdet und unwohl kehrt' ich gegen Mittag nach Hause, erfüllt von Gedanken, die insgesammt, aus den verschiedensten Ursprüngen, und in den mannigfachsten Gestalten, zu tiefer Traurigkeit einlenkten. Unbezwingliche Schwermuth legte sich mir auf alles, Friedrich's des Großen Ruhm und Herrlichkeit stieg glänzend vor mir auf, um in Schaum zu zerfließen! Die Gestorbenen alle, wie fern stehen sie uns, wie unerreichbar! Die abgeschiedenen Seelen sah ich und hört' ich, wie sie dem Odysseus erscheinen. Und Friedrichen selbst hört' ich, der da sagt: „Un instant de bonheur vaut mille ans dans l'histoire!" Wie viele Augenblicke von Glück hat er gehabt in seinem Leben? — Die Militairmusik und die Kanonenschüsse würden meine Nerven erquickt haben, ich fühlte das größte Verlangen nach dieser

Erſchütterung, aber die Ferne war zu groß, der Raum zu ungünſtig, nur dumpfer Hall erreichte mich.

Meine Traurigkeit iſt mir ſelber wunderlich. Niemand kann lebhafter mit Herz und Sinn an dem Feſte Theil nehmen, inniger zu ſeinem Gehalte ſtimmen, als ich mit reinſter Geiſteserhebung thue. Und doch! — Ich ſollte nicht ſo allein ſein bei dieſem Feſte. Doch, mich dünkt, Rahel würde auch traurig ſein inmitten aller Entzückung. Die Größe der Geſchichte führt in dieſem Fall an ihre eigne Gränze, die ganze Menſchheit erſcheint nur klein, wenn man ſie auf dieſer Gränze betrachtet, ſie muß, um ihre Größe zu retten, in ein andres Gebiet übergehen, in das der Mythe, der Religion, Halbgötter oder Heilige aus ihren Helden machen, die Völker haben das von jeher wohl gefühlt.

Der König ſehr leidend und ſchwach.

Daß der Kronprinz bei der Feier nicht das Wort genommen, iſt unangenehm aufgefallen.

Mittwoch, den 3. Juni 1840.

Allgemeine Bewegung in Berlin, das Volk ſammelte ſich haufenweiſe vor dem Palais des Königs, man ſagte ihn todt, man ſagte ihn ſterbend. In der That hatte die Schwäche ſehr zugenommen, und heftiger Bruſtkrampf konnte jeden Augenblick den Tod herbeiführen. Mittlerweile kam die Kaiſerin von Rußland an. Nachmittags wurde der Zuſtand des Königs etwas beſſer. Man ſagt, er wiſſe, daß er nicht aufkommen könne, er ſpreche mit Ergebung davon, und zeige wahre Standhaftigkeit und Frömmigkeit. — Die Veränderung, die bevorſteht, liegt ſchwer auf allen Gemüthern, wie eine

dunkle Wolke, deren unsichtbares Innere niemand errathen kann.

Wie unkundig und einsichtslos die meisten Menschen sind, zeigt sich recht bei dieser Gelegenheit. Man hört die albernsten Nachrichten über Maßregeln, Bestimmungen und Einrichtungen, die entweder gar nicht Statt finden, oder wenigstens in ganz andrer Weise, als man sie erzählt. Personen, von denen man es nicht denken sollte, haben keine Vorstellung von Staats- und Hofwelt, und keine Einbildungskraft für die Hergänge darin. — Die Zeitungen füllen sich immer mehr mit Irrigem, Verkehrtem.

Donnerstag, den 4. Juni 1840.

Volkshaufen vor dem Palais des Königs; dazwischen Generale, Minister, Hofleute, hin und her; alles erwartungsvoll und still. Falsche Nachrichten in Menge, wie gewöhnlich, auch wahre, zuverlässige. Der König hat heute Morgen aus den Händen des Bischofs Eylert das heilige Abendmahl empfangen. Zwischen Hinfälligkeit und Auflösung zeigen sich noch immer einige Momente von Kräftigung. Was man aber gestern sagte, der König liege im Sterben, gilt auch heute, und wenn der Ausgang noch säumt, so ist bloß eine verlängerte Agonie gewonnen.

Minister von Kamptz, mit dem ich eine Weile spazirenging, scheint seines Verhältnisses unter der künftigen Regierung nicht ganz sicher.

Ich höre, daß unter den hiesigen Stadtverordneten schon eine Petition im Werke ist, von dem neuen Könige sogleich eine Konstitution zu verlangen. Ich glaube nicht, daß diese Anregung zu rechter Gestalt kommt, noch weniger,

daß ſie Folgen haben wird; aber als Anregung iſt mir die Sache höchſt merkwürdig. Solch ein Wort, unter ſolchen Umſtänden zu hören, wenn auch nur ohnmächtig geflüſtert, machte mir das innerſte Gemüth erſchaudern!

Freitag, den 5. Juni 1840.

Der König lebt noch, aber in einem ſchon hoffnungsloſen Zuſtande. — Banges Harren, antheilvolle Sorge und Bekümmerniß in allen Klaſſen; gedrängte Gruppen vor dem Königlichen Palais; unruhiges Gehen und Kommen, wobei die Stille ſogleich auffällt, die von dem Volke beobachtet wird.

Man fragt ſchon eifriger nach den Veränderungen, die unter der neuen Regierung vorauszuſehen ſind. Man glaubt, Bunſen wird an Altenſtein's Stelle berufen werden, falls jener nicht lieber auf Werther's Stelle warten will. Der Miniſter Graf von Lottum ſinkt von ſelbſt in Unbedeutenheit zurück. Der Fürſt von Wittgenſtein will abtreten. Der Miniſter von Werther wird nicht lange bleiben dürfen.

Ich habe die traurigſten Betrachtungen bei all dieſen Vorgängen und Bildern. Ich werde in dieſer Zeit mit beſondrer Gewalt auf meine Jugend zurückgeführt, auf die Erinnerungen von 1802, 1803 und 1804, wo auch dieſe Regierung noch jung war, und im höchſten Glanz und Stolz erſchien. Was habe ich ſeitdem alles dahinſinken ſehen, Menſchen und Zuſtände! Nun folgt auch der bisher ausgedauerte Gipfel aller dieſer Lebensgebilde, der König.

Pfingſtſonntag, den 7. Juni 1840.

Nachmittags gegen halb vier Uhr ſtarb der König. Die ganze Bevölkerung Berlins auf den Beinen, dumpfe Unruhe und Gedränge, kein Geſchrei, nur Rauſchen der Volksmenge. Abends ein Extrablatt der „Staatszeitung", das den traurigen Ausgang verkündet. Die Truppen ziehen ſtill durch die Straßen, um zum Behufe des dem neuen Könige zu leiſtenden Schwurs die Fahnen vom Palais abzuholen. Bei Eintritt der Dämmerung wird der Eindruck all dieſer Bewegung nur um ſo ſchauerlicher. Glockengeläut.

Solcher Gemüthsbewegung, wie heute, erinnere ich mich vor zehn Jahren her, als die Nachricht von der Julirevolution der Franzoſen hierher gelangte, am 3. Auguſt, des Königs Geburtstage, wo auch alles Volk in Bewegung war.

Montag, den 8. Juni 1840.

Der Kaiſer von Rußland hier. Der König von Hannover wird erwartet. In des letztern Sache iſt dem neuen Könige von Preußen die Gelegenheit gegeben, ſich bei der ganzen Welt Ruhm und Ehre zu ſchaffen; er braucht ſeinem Oheim noch gar nicht Unrecht zu geben, nur zu wollen, daß deſſen Sache am Bundestage verhandelt und abgeurtheilt werde.

Die Petition wegen Verfaſſung, von der unter einigen Stadtverordneten die Rede geweſen ſein ſoll, ſcheint auf den Rath kluger Vorſicht ganz in der Stille wieder erſtickt worden zu ſein.

Humboldt ſendet mir den zweiten und dritten Band des Werkes über die Kawi-Sprache.

Man hört in dieſen Tagen faſt nur Lakaiengeſpräche,

die nichtigsten Armseligkeiten, die mit Wichtigkeit verhandelt werden; jeder will das Wahrste und Genaueste aus den besten Quellen wissen, und läßt sich immerfort wieder das Falscheste und Dümmste aufbinden. Lakaiengespräche! — Ich schäme mich, wenn ich jetzt unter Leuten bin.

Freitag, den 12. Juni 1840.

Gestern war das feierliche Leichenbegängniß des Königs. Zahlreiche Truppen, unendliches Volk. Die Leiche wurde vom Schloß in den Dom gebracht, dann in der Nacht still nach Charlottenburg abgeführt, und dort in dem Gartengrabe neben der Königin beigesetzt. Ich habe nichts gesehen, als was der Zufall mir vor Augen brachte; Stimmung und Unwohlsein hielten mich von solchem Gedränge ab.

Stägemann war heute in Charlottenburg, und nahm den sämmtlichen Ministern den Eid der Treue in die Hände des Königs ab.

Sonntag, den 14. Juni 1840.

Bürgermeister Smidt war heute bei mir, mit dem ich die Zeitumstände gründlich durchgesprochen, die deutschen Verhältnisse, den möglichen Einfluß Preußens, den Fürsten von Metternich keineswegs allzu günstig, den Grafen von Münch-Bellinghausen, den Bundestag. — In allen Ständeversammlungen Deutschlands ist die hannöversche Sache in Anregung gekommen, nur in der hessen-kasselschen nicht; das kommt daher, weil der Kurprinz-Regent jedes Mitglied

der Stände einzeln hat verwarnen lassen, daß die erste Erwähnung der Sache sogleich die Auflösung der Stände zur Folge haben würde. „So? dann würde ich sogleich die Ausforderung annehmen", sage ich zu Smidt, „und würde das verhängnißvolle Wort aussprechen." Smidt giebt mir Recht, die kluge Vorsicht gewinnt hier nichts, und jeder Kampf, der hessische wie der hannöversche, würde glücklicher zu führen sein, wenn beide zugleich Statt fänden. Nun kommen die Hessen vielleicht an die Reihe, wenn in Hannover alles verloren ist.

Es ist hier allen Zeugen aufgefallen, daß der König Friedrich Wilhelm der Vierte bei dem Begräbniß im Dom den König von Hannover sehr kalt behandelt hat. Er umarmte ihn zuletzt, und kaum. Ich möchte daraus doch nicht zu viel folgern!

Leipzig, Mittwoch, den 17. Juni 1840.

Von all den Leuten, die ich ehmals hier zu besuchen pflegte, lebt niemand mehr: Adolf Wagner, Minna Spazier, Adam Müller, auch Apel und Mahlmann sind todt. Doktor Kühne besucht, dann Doktor Laube, der eben nach Karlsbad reisen wollte; Brockhaus nicht gefunden; Weiße auf dem Lande. Professor Wachsmuth traf ich, in wackrer Arbeit an der Geschichte der französischen Revolution, über die er gründlich und geistvoll sprach.

Leipzig hat sehr gewonnen seit dem Zollverein, und gewinnt täglich; es wird mehr und mehr Weltstadt, und die Eisenbahnen werden es vollends heben.

Große Zubereitungen zum Buchdruckerfest.

Kiſſingen, den 22. Juni 1840.
Montag Abends.

Ich wollte dieſe Tageblätter hier nicht fortſetzen, aber ich muß doch einiges aufſchreiben, für künftige Erinnerung, zur gegenwärtigen Unterhaltung!

Die ganze bisherige Reiſe war farblos, unerquicklich, die Ankunft hier keineswegs vergnüglich. Von Berlin bis Wittenberg war ich in traurigſter Stimmung; wie oft ich denſelben Weg ſchon gefahren, und in welcher Begleitung, unter was für Umſtänden; das ganze frühere Leben ein Traum, das jetzige weniger als ein Traum; was alles dahingegangen; was noch übrig iſt, und auch bald dahingehen wird. In Leipzig war es nicht beſſer. Traurig fuhr ich durch Weimar, traurig kam ich in Erfurt an, wo ich die Nacht blieb.

In Melrichſtadt geſchlafen. Am Sonnabend um zehn Uhr Vormittags in Kiſſingen.

Der erſte Bekannte, den ich traf, war der junge Boris von Uexküll, nebſt Vater und Onkel. Die ruſſiſchen Generale von Weimarn, von Patkul, Douroff. Der Fürſt und die Fürſtin von Löwenſtein, aus Heubach; dieſelbe langweilige Geringheit, wie voriges Jahr! — Herr von Rotenhan, Doktor Balling. — Freiherr von Hallberg, der Eremit von Gauting, mit langem weißen Bart, Ordensſternen, alter Sonderling, geckenhaft, widrig anzuſehen. — Der amerikaniſche Konſul Liſt aus Paris, der mir ſogleich ſeine Geſchäfte vorträgt, ſeine Anſchläge und Hoffnungen, und dabei für Preußen umſtändliche Belehrungen bereit hat, wie deſſen Staatskunſt und Verwaltung zu gehen habe! Aber auch für Frankreich, für England, und für Nordamerika ſorgt er, und verſieht die Cotta'ſchen Zeitſchriften

mit Artikeln, auch wohl bisweilen den „Constitutionnel“. Ich bin des leeren Politisirens ganz überdrüssig, und sag' es ihm. Er selbst gesteht mir zuletzt, daß er in den Sachen der Staaten doch zunächst nur seine Sache im Auge habe, er wünscht eine vortheilhafte Anstellung, in Preußen oder Frankreich oder Nordamerika. Welche „Oder“ der Mann hier zusammenbringt! Doch ist er wirklich im Ganzen wohlmeinend, eine gute Haut, wie man zu sagen pflegt. — Es sind ein Drittheil weniger Fremde hier, als voriges Jahr, und gegen dreihundert Zimmer mehr.

Gestern und heute schon viele Bekanntschaften machen müssen. — Frau von Severin, russische Gesandtin zu München. Baron von Moltke, russischer Gesandter in Karlsruhe; Fräulein von Wimpfen. — Generalin von Francken, ehmals in Karlsruhe, jetzt in Weimar, redet mich an; ihre Tochter, Fräulein von Baumbach, Herr von Pappenheim, Jenny's Bruder. Fräulein von Seckendorff. — Zwei prächtige Russinnen, Frau von Paschkoff, geb. Baranoff, und Frau von Stolüpin; erstere steht sehr in Gnaden beim Kaiser; der Mann der letzteren ist Adjutant beim Herzog von Leuchtenberg. — Herr Prediger Bachmann aus Berlin, Herr und Frau von Kröcher. — Herr Carrington; Herr Rolleston nebst Frau und Tochter. — Die Kinder des Herrn Warre, die Frau eine geborne Französin, Tochter des Generals Danican. Das kleine Lockenkind ein Engel, Rahel hätte dies Gesichtchen sehen müssen!

Kissingen, Mittwoch, den 24. Juni 1840.

Herr Doktor Schwarz aus Fulda brachte mir Koenig's Antwort an Gretsch mit. Ich bin ganz einverstanden mit

Koenig — Streit darüber mit Herrn Staatsrath Komoffskii, der mir übrigens Grüße von Neweroff brachte. Russischer Kreis beim Nachmittagskaffee unter den Bäumen; die drei Uexküll's, die Generale von Weimarn, Patkul, Klüpfell, Oberst von Engelhardt, Komefskii, und viele Andre. General von Weimarn wollte mich besuchen. — Später mit Herrn Rolleston vielfältigen Austausch von Nachrichten und Bemerkungen; englische Politik, Macht, Kriegserinnerungen; er ist ein Erz-Tory, war in Ostindien bei der Verwaltung angestellt.

Fräulein von Baumbach, und beide Fräulein von Seckendorf, Karoline Stiftsdame, Auguste Hofdame der Königin von Würtemberg, beide sehr betrübt wegen des Verlustes beider Eltern. — Fräulein von Baumbach war drei Jahre in England bei ihrer Tante, der Wittwe des Generals Grafen Rapp, jetzigen Herzogin von Melfort in Schottland.

Herr von Haber aus Karlsruhe hier eingetroffen. Ich frage ihn nach der Geselligkeit dort. Er nennt als das beste Haus das des Grafen von Bismark und führt eine Anzahl mir bekannter Besucher dieses Hauses an, daß mir die Haare sich sträubten vor dem Gedanken, ich müßte mit denen zusammensein, lauter alte schäbigte, abgedankte, trostlose Zerrgebilde, die Langeweile in eigenster Person!

Auf dem kleinen Ball Abends werde ich veranlaßt, mich dem Prinzen Eduard von Sachsen-Altenburg vorstellen zu lassen. Er sagt mir, er habe mich schon auf der Promenade gesehen und sich meines Hierseins gefreut, ebenso seine Gemahlin, geb. Prinzessin von Hohenzollern-Sigmaringen, zu der er mich sogleich hinführt. Sie bewillkommt mich mit Enthusiasmus, fragt nach Rahel, deren Briefe sie mit Entzücken, oft mit Thränen, gelesen habe.

Ich ſetze mich neben ſie, und wir ſprechen lange zuſammen. Sie iſt eine kleine zarte Frau, von langſamem, gefühlvollen Ausdruck, mit einiger Sonderbarkeit im Blicke. Man ſagt nur, ſie ſei bei dieſem weichen Anſchein ganz feſt innerlich, habe den entſchiedenſten Willen und ſetze ihn ſicher durch, beherrſche ihre Umgebung völlig und quäle ſie mitunter ſehr durch ihre Eigenheiten.

Mit Frau von Paſchkoff und Frau von Stolüpin allerlei Reden, Scherz und Galanterie. Mit Mrs. Rolleston und Tochter.

Kiſſingen, den 25. Juni 1840.
Donnerstag Abend.

Dem regierenden Fürſten von Schwarzburg-Sondershauſen vorgeſtellt worden; hübſcher, kranker Mann, ſchlicht und gut. Prinz und Prinzeſſin von Sachſen-Altenburg, gute deutſche Leute, unſer Land und unſre Zeit! Ich habe dieſe Art bei andern Nationen noch nicht gefunden, ſoviel Bewußtſein der eignen Stellung mit ſo viel Vergeſſen derſelben.

Doktor Wagner aus Augsburg, einer der Redaktoren der „Allgemeinen Zeitung", ſucht mich auf; wir beſprechen dieſes Zeitungsweſen, ſeine Bedingungen und Mängel; er glaubt gegen mich keine Zurückhaltung nöthig; wir ſprechrn auch über politiſche Verhältniſſe, die Lage Englands, die Ausſichten Preußens. — Von allen Seiten iſt man außerordentlich geſpannt auf die Folgen der Thronveränderung in Preußen, man erwartet eine große Umgeſtaltung, und iſt etwas verſtutzt, daß noch keine Maßregeln von Belang durch die „Staatszeitung" kund werden.

Mit Herrn Komoſſkii große Verhandlungen über Philoſophie, Geſchichte, Litteratur; Schelling und Hegel, Goethe; Jaſúkoff; ruſſiſche Einrichtungen. — Mit Herrn Rolleston dergleichen Verhandlungen in Betreff Englands, über das jetzige Miniſterium, den Krieg mit China, die Gefahren Oſtindiens. Er meint, bevor die Ruſſen ſo weit vordringen, daß ſie wirklich Oſtindien bedrohten — über Chiwa, oder, wie mir glaublicher, über Perſien, — würde England wohl ſchon auf andre Weiſe längſt Oſtindien verloren haben. — Die Ruſſen reden ſehr übel von dem Unternehmen gegen Chiwa, ſie meinen, der Kaiſer habe die Sache zu eilig betrieben, und der General Perofſkii dann eben ſo. Aber man wird ſie wiederholen, früher und vorſichtiger!

Wiederſehen mit dem General von Schilling. Ich hab' ihn 1813 bei Tettenborn als Lieutenant im Jſum'ſchen Huſarenregimente gekannt. Er bringt mir Grüße vom General und der Generalin Murawieff. In Wien hat er Tettenborn geſehen, und verkündet deſſen baldiges Hieherkommen.

Nachmittags im großen Saal, erſt allein mit ruſſiſchen Blättern, dann mit der Generalin von Francken; andre Damen geſellen ſich dazu. Stuttgarter und Weimarer Verhältniſſe werden vielfach durchgeſprochen. Man erfährt durch die Frauen oft ganz beſondere Dinge, die man auf andre Weiſe niemals erfahren würde, — und wenn man ſie eifrig ſuchte, erſt recht nicht erführe.

Kiſſingen, den 3. Juli 1840. Freitags.

An Zerſtreuung fehlt es nicht, ernſthafte und ſcherzende Geſpräche die Fülle. Bilder aus allen Welttheilen drängen

ſich hier zuſammen, ein Schatz von Eindrücken und Mittheilungen.

Mit engliſchen Generalen wird die Schlacht von Belle-alliance, Wellington's Feldzüge in Spanien und Indien, gründlich durchgeſprochen, größtentheils in engliſcher Sprache. Ruſſiſche Generale nehmen Theil. Der Oberſt Fitzgerald hat alle Feldzüge Wellington's mitgemacht. — Der Oberſt Moriſon war lange in Indien, ſeine Frau, neben mir ſitzend, verſichert mich, ſie ſpreche Indoſtani geläufiger als Engliſch, und giebt mir Auskunft und Beiſpiele dieſer wohlklingenden Sprache. — Auch Herr Colvin ſpricht Indoſtani, und ſeine liebliche Schweſter ſprach es als Kind.

Im Gegenſatz erzählt mir der Oberſt von Engelhardt, deſſen Frau eine geborne Demidoff iſt und der deßhalb die Demidoff'ſchen Beſitzungen in Sibirien bereiſt hat, von der dortigen Kälte. Bei 40 Grad Réaumur, wo das Queckſilber fror, kam in einem Hauſe Feuer aus, die Flamme ſtieg kerzengrad in die Höhe, kein Lüftchen regte ſich, und das Feuer breitete ſich gar nicht aus, wie ein großes Licht im Zimmer ſtand die Flamme zugeſpitzt feſt.

Heute kam der Freiherr von Zedlitz aus Wien an, und verkündet, daß Tettenborn bald kommen wird. Mit Zedlitz große Unterredung, über Metternich, über Oeſterreich, Preußen, Hannover. Er ſteht jetzt im Dienſt, arbeitet aber nur in außerordentlichen Aufträgen, die ihm Graf von Kolowrat oder Fürſt von Metternich geben. Letzterer legt noch ſtets das größte Gewicht auf die franzöſiſchen Zeitungen, und iſt höchſt empfindlich, wenn ſie ihn unſanft berühren; Zedlitz muß öfters die falſchen unerwünſchten Angaben widerlegen. Beim Tode des Generals Grafen von Clam-Martinitz hatte Prokeſch in der „Allgemeinen Zeitung" eine ausſchweifende Lobrede auf denſelben geſchrieben, Zedlitz

hatte auch hier die Feder zu ergreifen, um das Gehörige an die Stelle des Ueberſchwenglichen zu ſetzen.

Nachmittags Unterredung mit Mad. Warre, die mich durch ihre hübſchen Kinder gleichſam holen ließ. Sie hatte das Buch „Rahel“ geleſen und die „Galerie von Bildniſſen“. Sie iſt die Tochter des franzöſiſchen Generals Danican, eines alten Royaliſten, Condéers und Quiberoniſten, der bei der Reſtauration nichts gewann, ſondern auf's neue in's Ausland ging; Soult und Blacas waren ihm gleicherweiſe entgegen. Er lebt ſeit vielen Jahren in Ixehoe. Die Tochter heirathete einen tüchtigen Seemann, Herrn Warre, ſpricht vollkommen Deutſch, und theilt die Geſinnungen ihres Vaters. Sie wollen ſich nun in Baden ankaufen.

Die Stiftsdame Gräfin von Stürpk aus Grätz erzählt mir von der Herzogin von Berry, dem Marcheſe Lucheſi-Palli, dem Herzoge von Bordeaux ꝛc.

Die drei Fräulein, Miß Colvin, Miß Beſt und Miß Carrington, heißen meine pupils, weil ſie ſich im Deutſchen mit mir üben.

Die Königin von Würtemberg iſt am Brunnen erſchienen. „Das kleine Königreich muß viel vorſtellen!“ ſagt eine vornehme Dame.

Kiſſingen, Sonntag, den 5. Juli 1840.

Durch den Oberhofmeiſter von Gemmingen geſtern nachmittags der Königin von Würtemberg vorgeſtellt, darauf auch ihren Töchtern, den Prinzeſſinnen Katharina und Auguſte. Langes Geſpräch mit allen dreien; die Vorgänge in Berlin geben dazu den reichſten Stoff, die Königin

ſpricht unbefangen und verſtändig. Ueber den jetzigen König von Preußen, den ſie ſchon als Kronprinzen beſſer beurtheilt haben will, als Andre gethan. Komplimente über meine Schriften, beſonders auch von den Prinzeſſinnen; das hat allemal einen Beiſchmack, an den ich mich nicht gewöhnen kann! Man ſollte mit einem Schriftſteller, wenn man ihm nichts zur Sache Gehöriges zu ſagen hat, gar nicht von ſeinen Schriften reden.

Boris von Uexküll heute nach Nürnberg abgereiſt. Ich miſſe die treffliche Hülfe und den erfreulichen Beſuch, die ich jeden Vormittag von ihm hatte. Sechzehn Seiten von Lermontoff ſind ſchon überſetzt, die übrigen iſt er mit mir durchgegangen.

Staatsrath Komoſſzkii hat die Rückreiſe nach St. Petersburg angetreten.

General der Kavallerie Tſchitſcherin und Tochter. — Frau von Blomberg, geb. von Wintzingerode, Gemahlin des würtembergiſchen Geſandten in Wien. — Fräulein von Biberſtein und Fräulein Ritter, Erzieherinnen der würtembergiſchen Prinzeſſinnen.

Jahrestag der Schlacht von Wagram und meiner Verwundung. Fürſt von Löwenſtein iſt entzückt, daß ich ihn daran erinnere. Zedlitz hat auch die Schlacht mitgemacht; Tettenborn wurde auf dem Schlachtfelde zum Major ernannt; noch iſt er leider nicht hier.

Kiſſingen, Montag, den 6. Juli 1840.

Herr von Schröter aus Parchim iſt hier angekommen.

Herr von P., der dicke Edelmann, der eine Dame im Ernſte gefragt, ob ſie auch mit Kindern behaftet ſei, läßt

ſich mir vorſtellen. — Herr von Skaratin. — General von Stockhauſen.

Abends beim Brunnen nimmt mich die Königin von Würtemberg gleich in's Geſpräch, und ich muß lange mit ihr auf und abgehen; die Prinzeſſinnen zur Seite, munter und neugierig. Einfaches Reden, leicht und bequem; die Königin ſpricht ſehr gut, graziös und verſtändig; ſie erzählt mir von ihren früheren Verhältniſſen, daß ſie in Rußland geboren worden und vierjährig von dort nach Deutſchland gekommen ſei, von ihrem Vater und Schwager ꝛc., dann von ihrem hieſigen Leben, daß ſie das nächſte Konzert beſuchen werde und den übermorgenden Ball, dem ſie zwei tanzluſtige Töchter zuzuführen habe ꝛc.

Heute viel aus Lermontoff überſetzt, ohne alle Anſtrengung.

Meine vier Sprachen ſind hier täglich in lebhafter Bewegung und ſchneller Abwechſelung. Deutſch und Franzöſiſch rollen gemächlich dahin, Ruſſiſch beſchäftigt Aug' und Ohr, Engliſch hilft knarrend aus!

Kiſſingen, Dienstag, den 7. Juli 1840.

Mir geht es hier in gewiſſem Sinne gar gut; alle Welt kommt mir mit Aufmerkſamkeit, mit Zuneigung entgegen, man hat die größte Meinung von mir, man ſchmeichelt mir von allen Seiten, die Männer nicht weniger wie die Frauen, die liebenswürdigſten jungen Mädchen, die Königin von Würtemberg und ihre Töchter ſo gut wie Miß C. und Miß B., und wie die ruſſiſchen und engliſchen Generale; — das Wohlwollen der Menſchen iſt auch in der That erfreulich, und weithin einen guten Namen zu

haben, kann niemanden gleichgültig sein. Aber wie sehr bleibt das alles auf der Oberfläche! wie wenig dringt in das innre Herz! — Sie wollen mir Angenehmes und Gefälliges erweisen — und sie können es nicht! Ich fühle mich doch immer fern und einsam. Sie gehn Alle ihre Wege, ich nicht mit, ich einsam den meinigen. — Heute Nachmittag hab' ich das recht gefühlt. Ich konnte hundert Menschen aufsuchen, denen meine Gegenwart willkommen gewesen wäre, nicht einen, der mich hätte trösten, aufrichten können, dem ich mich unbedingt hätte anschließen dürfen...

Im Gefühl der Verlassenheit blieb mir nichts übrig, als zu meinem Kaukasus zu flüchten, ich übersetzte an der russischen Novelle, das war mein Trost, meine Beschäftigung, Zerstreuung, — dazu bedarf es weder des erfüllten Badeortes noch der glänzenden Welt aus allen Nationen, das kann ich überall haben, und in der Stille daheim am sichersten!

Mit dem Fürsten von Löwenstein, seinem Neffen dem Grafen von Waldburg-Zeil und Herrn von Zedlitz österreichische Kriegsereignisse besprochen. Zur Schlacht von Aspern soll der General Graf von Bubna den Erzherzog Karl nach dreistündigem Dringen endlich durch den Ausruf bestimmt haben: „Glauben Sie nur, Ew. Kaiserliche Hoheit, es ist wieder Jourdan, der Ihnen gegenübersteht."

Die Russen heute sämmtlich in Bocklet, dort den Geburtstag des Kaisers zu begehen.

Sturm und Regengüsse, mit Sonnenblicken. Die Beleuchtung des Kurplatzes zur Vorfeier des Geburtsfestes der Königin von Baiern wurde durch den Regen verhindert.

Herr von Bonin aus Berlin, der Blonde; der Schwarze wird auch kommen.

Kissingen, Donnerstag, den 9. Juli 1840.

Der gestrige Festtag ist denn auch vorübergegangen, nicht ohne Anstrengung für mich.

Auf dem Ball war es gedrängt, Herren und Damen im Staat, im größten die Königin mit den beiden Prinzessinnen. Der Erbgroßherzog von Sachsen-Weimar hatte sich eingefunden, auch andre Herren, und so fehlte es nicht ganz an Tänzern. Die ältere Prinzessin von Würtemberg eröffnete mit Herrn von Rotenhan den Ball, — vorher hatte die Königin eine Polonaise zwei Minuten lang geführt. Das Gedräng war schrecklich; die vornehmsten Damen standen darin versteckt; Frau von Paschkoff und Frau von Stolüpin ganz abseits eingeklemmt; ich bedaure sie, so stehen zu müssen. „Ei", sagt die letztere, „so machen Sie, daß wir sitzen können, bringen Sie uns doch Stühle!" — Befehlen Sie mir, was möglich ist, erwiedre ich ernst. — Die Damen lachen; es war wirklich kein Schritt, kaum eine Bewegung möglich, und die Königin dicht bei uns, umdrängt von Beeiferten. Nachher sag' ich zu Frau von Stolüpin, sie könne sich retten, wenn sie tanze. — „Fordern Sie von mir, was möglich ist", antwortet sie. Ich sage, wenn ich sicher sei, so von ihr zu hören, was ich ihr gesagt, so würde ich meine Reden zu meinem größten Vortheil einrichten! — Dies kleine Begegniß war ungemein artig, durch die Umstände gehoben, durch die Schönheit und Eleganz der beiden Damen, durch ihre graziöse Laune.

Die Königin sprach mit mir mehr als gnädig; warum ich so leicht bekleidet ginge, sie hätte mich ja schon gewarnt, aber sie sehe mich noch immer morgensfrüh bei größter Kälte im bloßen Leibrock, — auch das hatte was Launiges, — mir wendet sich jetzt fast alles in Scherz und Laune, — dann sprach sie mir von Ludwig Robert's Gedicht: „Der

Meiſter und das Kind" mit vielem Lobeseifer und angenehmer Erinnerung; ſie freute ſich ihrer tanzenden Töchter, ſprach vom hieſigen Leben, ich ſolle nur ja nichts hier arbeiten u. ſ. w.

Meine Engländerinnen waren alle da. — Mit der Gräfin * einen Augenblick geſprochen, ſie mißfällt mir mehr als je, ein alter Todtenkopf, der lächeln und vornehm ſein will.

Kiſſingen, Freitag, den 10. Juli 1840.

Tettenborn geſtern Abend hier angekommen! Herzlicher Empfang, innige Freudigkeit! Er ſieht noch ganz gut aus, ſtark und muthig, ſogar noch prächtig, iſt aber ſehr leidend und unrüſtig; die Generalin gütig und lebhaft wie ſonſt. Tauſend raſche Mittheilungen durchkreuzen ſich, der Lebenden wird gedacht, der Todten, — insbeſondre Bentheim's mit großem Bedauern. Tettenborn erzählt mir von Metternich, derſelbe habe meinen „Wiener Kongreß" der Fürſtin vorgeleſen; ſtrichweiſe auch ihm und Andern, und öfter dabei ausgerufen: „Das heiß' ich ſchreiben!" Er habe auch geſagt, ich ſei ohne Frage die erſte Feder in Deutſchland. Nun, in ſolcher Wirkung, die man aus ſeiner Einſamkeit auf dieſe Großwelt ausübt, liegt doch etwas Genugthuendes! Ich laſſe mir es dankbar gefallen, ohne allen Uebermuth. Auch erzählt mir Tettenborn, unſer Geſandter in Wien Graf von Maltzan habe in ſeiner Gegenwart zu Metternich geſagt, es ſei himmelſchreiend, daß man mich in ſo vielen Jahren nicht für den Staat benutzt habe. Und was ſonſt des Lobes mehr iſt! Ja, ja, „im Alter die Fülle", im dieſelbe Geſchichte!

Oeſterreichs innerſte Zuſtände und perſönliche Verhältniſſe entfalten ſich rückhaltlos vor meinen Augen! Tettenborn und Zedlitz ſagen mir alles, was ſie wiſſen; freilich kenn' ich ſchon vieles, und das Neue fügt ſich wie von ſelbſt dem Alten an.

Der Erbgroßherzog von Sachſen-Weimar ladet mich zu ſeiner Mutter der Großherzogin nach Wilhelmsthal ein, wo auch ſeine Schweſtern, die Prinzeſſin von Preußen und die Prinzeſſin Karl, ſein werden. Ich denke nicht, daß ich hingehe.

Der König von Baiern iſt heute hier durchgeſtürmt. Er ſieht viel älter aus, als voriges Jahr, und gefällt niemanden. Man ſagt, er glaube wirklich an die Vorherſagung, daß er im Jahre 1842 ſterben werde, und richte darnach alle ſeine Unternehmungen ein.

Der würtembergiſche Miniſter Freiherr von Maucler läßt ſich mir vorſtellen, und beruft ſich auf ſeine Schweſter Gräfin von Zeppelin, die eine Freundin von Rahel geweſen ſei.

Fräulein von Uttenhoven, Stiftsdame, Verfaſſerin eines Gedichts auf den Prinzen Louis Ferdinand, das ſie mir ſchicken wird. Sie legte als junges Mädchen auf den Sarg des Prinzen, als er in Saalfeld beigeſetzt wurde, einen Lorbeerkranz.

Mit dem badiſchen Bundesgeſandten Herrn von Duſch nähere Geſpräche; Reizenſtein, Metternich ꝛc.

Meine drei engliſchen „pupils" waren heute zuſammen auf dem Platze. Faſt kann ich Harriet Rolleston als vierte rechnen.

Konzert auf der Schlag- und Streich-Zither, von Petzmayer. Die Königin dort. Unergiebig, früh macht' ich mich fort.

Frau von Stolüpin, Frau von Paſchkoff; Kapitain Hill und ſeine Frau.

Nachmittags mit Tettenborn's, Zedlitz, Frau von Franken und Fräulein von Baumbach, beiden Fräuleins von Seckendorf, dem Erbgrafen von Waldburg-Zeil, Frau von Sanguinetti, Frau von Blomberg, Fräulein von Uttenhoven, Fräulein von Rottenhof u. A. unter den Bäumen am Tiſch beiſammen.

Geſtern iſt meine Ueberſetzung von Lermontoff's „Bela" zum Schluſſe gelangt.

Kiſſingen, Montag, den 13. Juli 1840.

Geſtern Briefe aus Berlin. Von Staatsſachen nichts Neues, als daß der General von Boyen zum Mitgliede des Staatsrathes ernannt worden; Geſinnungen, wie die ſeinigen, werden alſo nicht verworfen, denkt man hiebei.

Tettenborn liegt. Er trägt ſeine großen, vielfachen Leiden mit größter Seelenſtärke, ſeine Munterkeit iſt unerſchüttert, er ſpricht, als wenn ihm nichts wäre, nimmt an allem denſelben Antheil wie ſonſt. Dieſe Kraft iſt in ihm weſentlich, man muß ſie in ihren mancherlei Erſcheinungen kennen, um ihn nicht falſch zu beurtheilen. Je mehr man ihn im Ganzen ſieht, deſto mehr muß man ihn ſchätzen; — bei den meiſten Menſchen iſt das der Fall. — Wir ſprachen geſtern viel Erhebliches, Bemerkenswerthes. Er und Z. gaben ihre Meinung ausführlich über Metternich, und ſtimmten mir ſehr bei, daß er eigentlich keinen andern Erfolg gehabt — und wohl auch keinen andern beabſichtigt — habe, als ſich in der Macht zu erhalten, daher ſein Gang ſich ſtets den Umſtänden gefügt, und

eigentlich nur von Niederlage zu Niederlage geschritten sei. Hätte er freisinnige Grundsätze aufgestellt, so hätte er sich nicht halten können, hätte er jenen nicht immer dennoch nachgegeben, so würde er auch gefallen sein. In seinem ganzen Benehmen lag eine vorgeschriebene Nöthigung. Sein persönliches Verhältniß hat er sehr wohl verstanden; in andern sich oft gröblich geirrt. Er hat gewiß große Eigenschaften, und selbst die kleinern in sich groß gezogen.

Herr Staatsminister von Nagler ist aus Berlin hier angekommen; Herr Graf von S.; mit letzterem die alte briefliche Bekanntschaft erneuert; ein bornirter Ultra von Bildung und Kenntnissen, gehört zu denen, die nur auszusterben haben, die nicht mehr auf die Welt wirken können.

Graf von Bocholz aus Westphalen hier, derselbe, der einst den Herrn von Stourdza forderte. Er war jüngst in Berlin mit der Adelsdeputation für den Erzbischof, die nicht angenommen wurde. Der ehemalige Demagoge lebt jetzt völlig den römischen und aristokratischen Sachen!

Kissingen, Freitag, den 17. Juli 1840.

Arndt's Herstellung in Bonn mißfällt den Ultras.

Bourmont in Marseille vom Volke bedroht. Cabrera mit dem Reste seiner Truppen nach Frankreich geflüchtet.

Mit Tettenborn den ganzen Abend zugebracht, in ergiebigem, sachreichen Gespräch; tausend Geschichten! Verhandlungen über die süddeutschen Bundesfestungen, das Besatzungsrecht Oesterreichs in Ulm, und Spannung Metternich's darüber mit den süddeutschen Höfen. Tettenborn stimmt mir bei, Oesterreichs Anspruch, Ulm in Gemein-

ſchaft mit Baiern und Würtemberg zu beſetzen, ſei billig, erſprießlich, nothwendig.

Kiſſingen, Sonnabend, den 18. Juli 1840.

Die Königin von Würtemberg erzählte mir heute früh im Spazirengehen ihre geſtrige Fahrt nach Brückenau; der König von Baiern hat ſie in der heißen Mittagsſonne einen hohen Berg hinauf geführt; ſie ſtellte es komiſch als ein Opfer dar, das er ſeinen Gäſten gebracht, als eine liebevolle, gütige Aufmerkſamkeit. Von dieſem Steigen und dem fünfſtündigen Zuſammenſein mit dem Könige, deſſen Geſpräch ſehr anſtrengend iſt, — weil er ſchwer hört, undeutlich redet, und keine Antwort abwartet, — war die Königin ganz erſchöpft, rühmte ſich aber, es habe ihr eigentlich doch nichts geſchadet. Das war der Gewinn von der Spazirfahrt und dem Beſuch!

Einladung zur Nachmittagspartie nach Klaushof. Ich lehnte es erſt ab, ließ mir aber dann doch zureden, und fuhr um drei Uhr allein ab. Schöner Weg im Bergwalde. Die Geſellſchaft kam bald. Kaffee im Zimmer, dann kleine Spiele im Freien. Der Prinz von Sachſen-Altenburg, Herr von Rotenhan. Die Prinzeſſinnen und die Königin ſelber ſpielen mit; ich, der Aelteſte von allen Theilnehmern, auch. Im Fangſpiel erhaſch' ich die Königin, ſie muß mit mir laufen. Im Schnurſpiel ſucht man ihre Hände zu treffen ſo gut wie andre. Die Prinzeſſinnen ſind voller Vergnügen und Lachen. Bei aller Luſtigkeit blieb doch ein feſter Anſtand, eine bewußte Aufmerkſamkeit ſichtbar. Die Königin vereinigte Unbefangenheit und Würde, ſie war eine graziöſe Erſcheinung.

Noch ganz erhitzt kam ich nach Hauſe. Zum Brunnen, wo man ſchon lange trank. Die Königin rief mich gleich wieder. Ich mußte über eine Stunde mit ihr gehen. Das ermüdete mich über die Maßen; aber es war nicht zu ändern, ſie ſprach immer mit mir, und niemand löſte mich ab. Sie erzählte von dem Leben in Stuttgart, von dem ſchwäbiſchen Volk, ausführlich von Lady William Ruſſell.

Bei Tettenborn anderthalb Stunden, mit Schulenburg und Zedlitz.

Kiſſingen, Montag, den 20. Juli 1840.

Ich mache die Bemerkung, daß S., wie ſehr er auch Ariſtokrat und Monarchiſt und Legitimiſt ſei, doch im Grunde nicht weit vom Jakobiner ſtehe, ſo ſchlecht denkt er von den Fürſten, ſo hart ſpricht er von ihnen! Neulich ſagte er, mit den regierenden Herren ſei es allerwege nichts, „wenn ſie dumm ſind, langweilen ſie uns zu Tode, wenn ſie klug ſind, bringt ihr Umgang Gefahr.“ Geſtern ſagte er alles Böſe von dem Könige von Würtemberg und ſogar von ſeiner eignen Herrin, der verſtorbenen Königin von Sachſen.

Kiſſingen, den 21. Juli 1840.

Tettenborn beſucht. Herr von Loe dort, der im Frühjahr in Berlin war als Deputirter aus den Rheinlanden. Ausführliche Erzählung der Herausforderungsgeſchichte des Fürſten Lichnowsky gegen den Herzog von Naſſau. Der

Fürst hat den Herzog auf's neue bravirt, ist nach Ems gekommen, dort überall aufgetreten. In Berlin hat der König zu Herrn von Loe gesagt, er habe von seinem Bruder dem Prinzen von Preußen aus Ems eine kurze Nachricht, daß dieser die Sache einigermaßen vermittelt habe.

Kissingen, Donnerstag, den 23. Juli 1840.

Gestern war ein Tag des Unwohlseins für mich, und der Anstrengung. Frühmorgens mit der Königin, Mittags, Abends. Bei der Mittagstafel war ich sehr leidend, und überließ das Gespräch meist den Andern. Ich hätte gern die Einladung abgelehnt, aber es ging nicht, da ich schon ein paarmal bei Tettenborn gegessen hatte. Die Königin erzählte von Italien, vom Theater dort, dann war von Justinus Kerner und seinen Geistern die Rede, vom Somnambulismus, von Tübingen.

Nachmittags kam der Fürst von Waldburg-Zeil zu mir. Ich besuchte meine pupils, die alle drei beisammen waren.

Abends bei Tettenborn, dann eine halbe Stunde mit Frau von Tettenborn auf dem Ball.

Oesterreich hat für Don Carlos über vier Millionen Gulden verwendet. Der Präsident der Hofkammer, Graf von Klebelsberg, machte immer Schwierigkeiten wegen dieser Zahlungen, und Metternich wußte den Widersacher zu entfernen. —

Schulenburg erzählt von den Kongreßverhandlungen in Betreff der Theilung von Sachsen. Man hätte für Sachsen viel retten können, wenn man sich zu einigen Opfern

hätte verstehen wollen, Opfern an Land, als Hauptsache, Opfern an Geld, als Hülfsmittel die Unterhandlungen zu erleichtern. Schon sei ein Protokoll unterzeichnet gewesen, wodurch Sachsen Görlitz und Lauban behalten und im Westen mit den Herzogthümern gegränzt hätte, aber Hardenberg habe Mittel gefunden, das Protokoll umzustoßen, und das preußische Gebiet bis über die Saale hinaus zu erweitern, so wie auch Görlitz zu bekommen. Er setzt hinzu, daß er jetzt keinerlei Bedauern fühle, daß damals für Sachsen nicht mehr sei erlangt worden, — „jetzt würde ich doch nur sächsische Munizipalgarden da exerziren sehen, wo mir nun preußische Husaren vor Augen sind, und die letztern sind mir doch hundertmal lieber!“ Der ächte Emigrant! —

Der Vater des jetzigen russischen Vicekanzlers Grafen von Nesselrode sagte von diesem, derselbe wolle zwar Diplomat werden, habe jedoch keinen Beruf dazu, er habe nicht den Teufel im Leibe. Wer keinen Teufel im Leibe habe, der tauge zum Diplomaten nicht! Der Vater war damals in russischen Diensten und Gesandter im Haag. —

Die zwei Millionen, die für den oberdeutschen Bundesfestungsbau von den französischen Kriegszahlungen her in Frankfurt am Main bei Rothschild zu drei Prozent niedergelegt sind, sollen nicht nur für Rothschild, sondern auch für manche andre Personen, große Vortheile schon gebracht haben und noch bringen, und deßhalb wird von manchen Seiten die ursprüngliche Verwendung der Summe nicht gefördert, sondern vielmehr gehemmt.

Der jetzige Haushofmeister der verwittweten Herzogin von Köthen in Wien war ursprünglich Bedienter bei Tettenborn, „der schöne Leopold“; er kam zur Prinzessin von Schweden, mit Tettenborn's Empfehlung, allein hier machte

er „ſo ſchöne Augen", wenn er die Prinzeſſin in den Wagen hob, daß die ihn abſchaffte. Der Herzogin wußte er ſich bald angenehm und nützlich zu machen, ſo daß ſie ihn zum Kammerdiener beförderte. Von dem Gerücht, er ſei ihr Liebhaber, in Kenntniß geſetzt, beklagte ſie ſich bitter über die böſen Zungen, die ihn und ſie verläumdeten; man machte ſie aufmerkſam, ſie könne das Gerede nur niederſchlagen, wenn ſie den Mann von ihrer Perſon entferne, und damit „der arme Menſch" nicht leide, brauche ſie ihm nur eine gute Penſion auszuſetzen. Aber ſie behielt ihn bei ſich.

Kiſſingen, Freitag, den 24. Juli 1840.

Mit der Königin frühmorgens am Brunnen geluſtwandelt. Ich erzähle ihr, ich wolle die Kiſſinger Kurliſte mit Bemerkungen herausgeben, ich hoffte, das Buch würde reißend abgehen; wer hier geweſen, würde es haben wollen, wer nicht hier geweſen, nicht minder. Sie fragt: „Wird es anonym ſein?" — Nein, die Perſonen werden ihre Namen alle finden, und manche gar nicht gern. — „Ich meine, ob der Verfaſſer ſich nennen wird?" — O der wird alle Urſache haben, ungenannt zu bleiben! Wie wird man auf den ſchelten! Die Getadelten werden ſagen, es ſei ihnen zuviel geſchehen, die Gelobten, es ſei viel zu wenig. — Sie meint, da ſie auch zu dieſem Publikum gehöre, ſo urtheilt' ich doch wohl zu ſtreng, ſie könne ſchon einigen Tadel ertragen und ein wenig Lob auch genüge ihr.

Gleich darauf nahm mich Herr von Nagler unter den Arm, und vertraute mir, daß ſeiner Meinung nach ganz

gewiß der Geheimerath Eichhorn, der Direktor im auswärtigen Miniſterium, an Altenſtein's Stelle kommen werde. — Dann ſagt er mir, er ſehe, ich lebe hier in der Sphäre alles Hohen und alles Schönen, da wolle er mich auf eine junge Engländerin aufmerkſam machen, er und ſeine Frau ſeien ganz betroffen geweſen, als ſie ihrer anſichtig geworden, ſo lieblich und fein ſei ihre Erſcheinung. Nun beſchreibt er dieſe; Zug für Zug Miß Colvin! Ich erwiedere, dieſe brauche ich nicht erſt kennen zu lernen, ſie gehöre zu meinen pupils! Nachher führte ich ſie zu ihm, er beſtätigte es, ja, dieſe meine er. — Ganz artig.

Der Prinz von Sachſen-Altenburg nimmt Abſchied, und lädt mich ein, ihn in Würzburg zu beſuchen.

Kiſſingen, Sonntag, den 26. Juli 1840.

Geſtern Vormittags nur wenig mit der Königin geſprochen; Abends aber lange mit ihr gegangen, und dann unter der Säulenhalle eine Stunde lang neben ihr geſeſſen, in beſtändigem Geſpräch, das perſönlicher und vertraulicher war, als jemals vorher, auch von politiſcher Beziehung.

Vormittags eine Stunde mit Herrn von Nagler, der mir ſein Herz ausſchüttet; er fürchtet große Mißgriffe, theures Lehrgeld. Von Arndt's Wiedereinſetzung iſt er ſehr verletzt, auch werde der König ſie bereuen. Daß der König zu den Juden geſagt, es ſei ihm ſchmeichelhaft u. ſ. w. will Nagler auch nicht gutheißen. Auf Bunſen ſchimpft er geradezu.

Nachmittags eine halbe Stunde mit Herrn von Pechlin, ausführlich und vertraut über die deutſchen Verhältniſſe, den Bund, ſein Anſehen und ſeine Wirkung. Sehr unzu-

frieden mit dem Grafen von Münch-Bellinghausen. Ueber Hannover, Braunschweig ꝛc.

Besuch von Herrn von Geisler. — Abends bei Tettenborn mit Schulenburg, Zeil, Frau von Blomberg. — Graf und Gräfin von Schönborn.

Beim Brunnen heute früh mit den Prinzessinnen gegangen, die mich anriefen. Mit Herrn von Schröter, mit Miß Best und Miß Carrington.

Eichhorn wirklich Kultusminister.

Kissingen, Montag, den 27. Juli 1840.

Sonderbar, es geht mir hier mit den Menschen über alle Gebühr gut, ich werde ausgezeichnet, geschmeichelt, gesucht, von Allen, von geistreichen, liebenswürdigen, hohen, interessanten Personen, — die Königin, Tettenborn's, die Engländerinnen, alle zu meinen größten Gunsten hier, — wir haben die merkwürdigsten Gespräche, die heitersten Scherze; aber alles dies befriedigt mich nicht, die Gesellschaft im Ganzen bringt mir die tödtlichste Langeweile, und ich weiß auch recht gut, warum; mir fehlt dabei doch immer die feste Grundlage des Lebens, mir fehlt Arbeit, mir fehlt Herzensumgang. Für ein bloßes Weltleben in Genuß und Selbstsucht bin ich nicht gemacht! — Wenn ich aber sehe, wie die meisten Andern hier leben, die nicht einmal die äußern Vortheile des Zusammenseins sich aneignen, sondern in trauriger Absonderung und Fremdheit bleiben, so muß ich sie wahrlich bedauern. Nagler sagte mir neulich im Scherz, er habe mich einen Vormittag beobachtet, und an die achtzig Ansprachen gezählt, die ich gehabt! Nun freilich, bei den meisten Landsleuten wird

er es so hoch nicht bringen! Auch die Engländer leben abgesondert, zum Theil auch die Russen. Wenn meine geselligen Anlagen hervorstechen, so ist es großentheils dadurch, daß die der Andern so sehr zurücktreten.

Kissingen, Mittwoch, den 29. Juli 1840.

Gewissensfrage, ob ich unter den vortheilhaftesten Bedingungen wohl in österreichische Dienste treten möchte? Aeußerungen des Fürsten von Metternich über mich und welche Freude er haben würde, wenn man ihm die gute Nachricht brächte. Schulenburg's Beurtheilung der Sache, ein großes Moment, mir äußerst günstig. Ich sage zu allem, daß ich nicht kann, und daß, wenn ich könnte, ich nicht wollen würde. Es thut Tettenborn sehr leid, er hätte mich so gern in Wien gesehen.

Mainz, Freitag, den 31. Juli 1840.

Kissingen gestern Vormittag um elf Uhr verlassen. Die Königin und die Prinzessinnen bedauerten, daß ich nicht länger bliebe, sie dankten mir für manche gute Stunde, die sie durch mich gehabt. Schulenburg, Pechlin, Frau von Blomberg, die Engländerinnen bezeigen mir lebhaft ihr Leidwesen. Tettenborn ist ganz gerührt, eine Thräne in seinem Auge, küßt mich immerwieder, ruft mir heftig zu, ich sei der treuste aller seiner Freunde, wie oft schon habe er das anerkannt! Auch die Generalin weint. Herzliche Versicherungen! Für mich ein tröstliches Gefühl, hier lauter wohlwollende, fast dankbare Menschen zu hinterlas-

ſen! Gegen einige war ich doch unwirſch, aber ſie machten es auch darnach; Dr. Liſt, der politiſche Schwätzer, der plumpe Zudringling. Doch nahm ich auch von letzterm freundlich Abſchied.

Ueber Hammelburg, Gmünden und Lohr durch den Speſſart bis Heſſenthal, wo ich ſchlief.

Heute über Aſchaffenburg und Frankfurt nach Mainz. Um fünf Uhr Nachmittags angekommen. In die Anlagen gefahren zur preußiſchen Muſik. Ungewöhnliches Gedränge. In der Nähe der Muſiklaube iſt ein andres Zeltdach mit feſtlicher Bewirthung, die Gäſte erſcheinen: der Landgraf Philipp von Heſſen-Homburg, der General Graf von Leiningen, ihre Gemahlinnen, andre Damen und Herren. Der Landgraf zum erſtenmal als Gouverneur in Mainz, zum erſtenmal bei dieſer Muſik, daher die Feſtlichkeit. Er iſt nur ein Schatten deſſen, der er ſonſt war, hat einen Schlaganfall gehabt, iſt drei Jahre krank geweſen, doch iſt er jetzt wieder auf den Beinen, ſpricht über alles, hat ſein ganzes Gedächtniß. Kaum hört er meinen Namen, ſo bewillkommt er mich herzlich, ſtellt mich ſeiner Gemahlin vor, Leiningen kommt auf mich zu, drückt mir die Hand als altem Kriegskameraden, wir ſetzen uns mit den Damen um den Tiſch, tauſend Fragen und Erinnerungen. Graf von Coudenhoven findet ſich auch ein, zuletzt auch Herr von Lichtenberg (Neffe des berühmten Göttingers), der Vorſtand der darmſtädtiſchen Regierung in Mainz. Zwiſchenſpiel, es verbreitet ſich die Nachricht, dort gehe Liszt mit Madame Dudevant, alles will letztere ſehen, die Damen ſind höchſt begierig, die öſterreichiſchen Offiziere wollen ſie herbeiführen, preiſen ihre Gaben und ihr Genie, — aber ſie iſt es nicht. Wir ſprechen von Tettenborn, von Bentheim, Wallmoden, Reipperg, Gräfin von Fuchs,

Herzogin von Sagan, von Metternich, dem Kongreß von Wien, den Bundesverhältniſſen. Leiningen iſt ſiebzig Jahr alt, aber ganz rüſtig, ganz leutſelig. Ich verlebe ein paar vergnügte Stunden. Beim Nachhauſefahren aber iſt es mir zu kühl. Ich komme unwohl heim, und bin ganz erſchrocken, daß ein ſo unerwarteter, freundlicher Glücksfall — das Beſte und Schmeichelhafteſte, was Mainz darbieten kann — und die herzlichen Einladungen auf neuen Zuſpruch in Mainz und Homburg, mich ſo wenig befriedigen, ſo wenig locken! Alles Eitelkeit und Tand. Zu ſpät alles! Einſamer Nachhall nur des einſt vollſtimmigen Lebens!

In Kiſſingen noch am letzten Morgen mit dem Baron von Stieglitz Bekanntſchaft gemacht, ruſſiſchen Legationsſekretair in München.

Thal Ehrenbreitſtein, Montag,
den 3. Auguſt 1840.

Die neuſte allgemeine Denkungsart in England ſcheint noch ganz auf der Grundlage zu ruhen, welche Bacon und Locke dargeboten. Erſterer wird zu ſehr geſchätzt, letzterer zum Theil beſtritten, aber noch mit ſeinen eignen Waffen.

Die engliſche Denkungsart iſt einſeitig, ſtarr, ungelenk, ſchwerfällig; ſie bewegt ſich mühſam vom Einzelnen zum Einzelnen, will nicht fliegen noch ſpringen, ſondern nur ſchrittweiſe vorgehen; langweilige Verſtändlichkeit, traurige Richtigkeit! Ihre Wiſſenſchaft beſteht in Wiſſenſchaften, löſt ſich in lauter Spezialitäten auf, im geiſtigen Zuſammenfaſſen ſind ſie ſehr zurück. Sie breiten ſich dagegen im Aeußern mächtig aus, unterſuchen, wagen und betreiben alles, einzeln und

gesellschaftlich, immer praktisch. Aber das Genie kann nur gewaltsam aufkommen, in Wildheit und Ausgelassenheit, in Kampf mit dem Herkömmlichen, — Byron, Shelley. In der geistigen Bewegung ist alles noch an die alten, unvollkommenen Hülfsmittel geknüpft, langsam, ärmlich, klein, in der haben wir die Dampfmaschinen, Eisenbahnen, Telegraphen, Schnellpressen, und gebrauchen sie mit Kraft und Geschick. Von Menschen, wie Fichte, Schleiermacher, Schelling, Hegel, von solchen, wie Goethe, Richter, Herder, Hamann, Jacobi, ja von solchen wie Friedrich August Wolf, haben die Engländer weder Begriff noch Beispiel. —

Im Religiösen scheinen mir die Engländer am beschränktesten; neben der strengen Rechtgläubigkeit und eigensinniger Sektirerei haben sie nur leeren Unglauben und freche Freigeisterei. Die Mittelstufen, die den Kern unsrer Bildung tragen, fehlen ihnen.

Thal Ehrenbreitstein, Dienstag, den 4. August 1840.

Ich denke immerfort daran, welchen Boden ich hier betrete: das einst von Sophie von La Roche bewohnte Haus liegt unfern dieses Gasthofes. Lavater, Goethe, Jacobi, Merck, Leuchsenring — die Schatten — gehen aus und ein! Metternich ist hier in Koblenz geboren. — Mit Rahel war ich hier im Jahre 1817, damals besuchte mich Altenstein hier, sah ich den Geheimrath Johannes Schulze wieder. — Die letzten Lebensanknüpfungen hab' ich hier durch Pfuel, durch Brentano.

Thal Ehrenbreitſtein, Mittwoch,
den 5. Auguſt 1840.

Gang nach Koblenz. — Ich war noch jenſeits, als die Kaiſerin von Rußland von Köln wieder hier eintraf. Abermaliges Geſchütz- und Gewehrfeuer. Im Augenblick ihrer Ankunft fuhr das Dampfſchiff „Konkordia" von hier ab, ſtromabwärts, kehrte aber nach einigen Ruderläufen wieder um, und legte auf's neue an. Die Seltſamkeit klärte ſich gleich auf. Im Augenblicke der Abfahrt hatte der Kondukteur noch eiligſt eine Dame an Bord gehoben, war aber ſelbſt in's Waſſer gefallen, und obgleich ein Schwimmer augenblicks nachſprang, ſo fand ſich doch nur ſein Hut, und nach einer Viertelſtunde fuhr das Dampfſchiff auf's neue ab, ohne Kondukteur. Indeſſen hatte die „Victoria" Kohlen eingenommen, und fuhr durch die Brücke aufwärts. Im Vorbeifahren dicht am Brückenrand ſah ich ſie und die Großfürſtin Olga nahe genug, ſie grüßten die hier ſtehenden Offiziere und die Muſik, welche die ruſſiſche Hymne ſpielte.

Thal Ehrenbreitſtein, Dienstag,
den 11. Auguſt 1840.

Engliſche Lebensart und Sitte; ſie iſt nur gut, wenn ſie überwunden wird, wenn man ſich aus ihr zu freiem Geiſt emporarbeitet; eine gute Schule, aber ankleben darf ſie einem nicht. Franzöſiſche Lebensart und Sitte hat den Vortheil, daß ſie etwas von dem freien Geiſte, den

man jener zum Trotz erringen muß, ſchon in ſich trägt. Die geſcheidtern Engländer ſehen dies ein, und ſind gar keine Franzoſenhaſſer.

Wiesbaden, Dienstag, den 18. Auguſt 1840.

Die Königin von Würtemberg ſchickte nach mir. Sie war um zehn Uhr auf der Eiſenbahn angekommen, hatte gleich nach mir gefragt, und mich überall ſuchen laſſen. Herrn und Frau von Gemmingen begrüßt, dann hinauf zur Königin. Sie war voll Huld und Freundlichkeit, und ſo vergnügt und natürlich, daß ich auch meinerſeits das reinſte Behagen empfand, als wenn ich liebe, gute Freunde wiederſähe. Die Prinzeſſinnen bezeigten ſich eben ſo wie die Mutter, fröhlich und unbefangen, die Prinzeſſin Katharina beſonders voll gütiger Grazie. Wir beſprachen in der Eile Kiſſingen, dann Frankfurt am Main, Wiesbaden, die Rheinreiſe, — die Königin fährt bis Köln, will den Kindern gern alles zeigen, muß aber den 24. ſchon in Stuttgart ſein. Wir beſprachen meinen hieſigen Aufenthalt, meine Rückkehr nach Berlin; die Herzogin von Naſſau und ihre Schweſter Großfürſtin Helene. Die Königin empfing eine Botſchaft von der Herzogin, mit der ſie gleich nach Biberich fahren ſollte; der Abend war auch ſchon beſtimmt; ſo blieb denn nur für diesmal Abſchied zu nehmen! Mir war es recht innig leid; die beſten Wünſche widmete ich den Reiſenden!

Berlin, Mittwoch, den 16. September 1840.

Schwur des Königs bei der Huldigung in Preußen. Neu und eigenthümlich, und in großem Sinn. Aber die Ablehnung der Reichsstände-Verfassung macht bei aller Glimpflichkeit keinen guten Eindruck. Ich glaube, der König wird diese Sache nun seine ganze Regierungszeit nicht los, sie wird immer wiederkehren. Die Provinzialstände am Rhein, in Westphalen, werden nicht zurückbleiben wollen hinter den ostpreußischen, und selbst die märkischen werden sich regen.

Freitag, den 18. September 1840.

Der sächsische Gesandte Herr von Minckwitz sendet mir Namens des Prinzen Johann von Sachsen dessen Uebersetzung des Dante'schen „Fegefeuers".

Sonnabend, den 19. September 1840.

Der Minister von Rochow hat dem Könige eine Denkschrift eingereicht, die aus den Akten alles gegen Eichhorn Vorgekommene zusammenstellt. Geheimerath von Tschoppe hatte sich geweigert diese Zusammenstellung zu machen, und nun der Minister selber die Arbeit übernommen. Der König aber hat dem Minister die Denkschrift einfach zurückgegeben, ohne eine Silbe zu sagen. —

Den Erzbischof von Köln wieder einzusetzen, ist jetzt das Domkapitel das größte Hinderniß. Der Staat hat sich des Kapitels bedient, und es willig gefunden. Nun kann er es ehrenhalber nicht fallen lassen und aufopfern.

Der König ſoll den Brüdern Grimm vorläufig ein Geſchenk von tauſend Thalern gemacht haben.

Montag, den 21. September 1840.

Einholung des Königs und der Königin, die aus Preußen wiederkehren. Die Aufzüge der Gewerke nehmen ſich ganz ſtattlich aus, die Theilnehmer haben völlig das Anſehn von gebildeten, feinen Leuten, mit militairiſcher Haltung, beſonders die berittenen Innungen der Schlächter, Brauer und Kaufleute. — Ich ſah Vormittags ein paar Abtheilungen, und Abends die meiſten, am Opernplatz, als ſie heimzogen. — Beleuchtung der Stadt Abends; nicht ſonderlich glänzend; kein Thurm erleuchtet, die meiſten öffentlichen Gebäude nicht, ausgenommen das Brandenburger Thor. — Der König ritt am Schlage des Wagens der Königin, und grüßte unaufhörlich. —

In Gervinus mit großer Aufregung geleſen, ich ſchlage mich durch ſeine Blätter wie durch ein feindliches Lager durch. Er hat große und glückliche Geſichtspunkte, aber auch ganz niedre und beengte, und gar oft muß ich mit ſeinen Urtheilen im entſchiednen Widerſpruche ſtehen. Für Leſſing, Klopſtock und Goethe findet er oft guten Ausdruck. Meiſt aber fehlt etwas. Er iſt weder des Allgemeinen noch des Perſönlichen vollkommen Meiſter, er hat nur die Gattungen und Richtungen recht inne; mehr Striche als Punkte. Er freut mich und ärgert mich. Seine Beleſenheit iſt ungeheuer.

Einladung als Ehrengaſt zu den Feſten der Buchdrucker.

Mittwoch, den 23. September 1840.

In Goethe und Leſſing geleſen, mit rechter Begier, zur Stärkung! Auch Friedrich's des Großen Geſchichtbücher wieder zur Hand genommen, zu den Helden des Siebenjährigen Krieges zurückgekehrt. Für Preußen iſt dieſe Zeit mit ihren Denkmalen und Ueberlieferungen eine Homeriſche Grundlage. Die Kriege unter Friedrich ſind auch gewiß größer, als die gegen Napoleon, das heißt, von preußiſcher Seite genommen.

Johnſon iſt der engliſche Gottſched; jener hatte wie dieſer ſeine Verdienſte, aber auch große Schädlichkeit. Wir Deutſchen waren ſo klug, unſern Gottſched frühzeitig und völlig aus der Litteratur hinauszuwerfen, dagegen behielten die Engländer ihren zu unberechenbarem Nachtheil in Würden und Anſehen. —

Ueber Leſſing und Herder iſt Gervinus vortrefflich, auch ſchon über Klopſtock. Von Leſſing aber ſpricht er am beſten. Den verſteht er, den faßt er, und das iſt wahrhaftig nicht wenig. Wie er zu Goethe'n kommt, da regt er wieder etwas Mißtrauen auf; der iſt über ihm, den faßt er nicht, und wo er ihn nicht faßt, da widerſtrebt er ihm.

Sonnabend, den 26. September 1840.

Herr von Minckwitz, der ſächſiſche Geſandte beſuchte mich heute; ich ſetzte ihm auseinander, wieſo ich dem Prinzen Johann, der gerade hier iſt, nicht füglich aufwarten kann; wahrſcheinlich aber hat auch der Prinz keinen Augenblick übrig, und ſo iſt's von beiden Seiten gut. —

Gestern und heute Gutenberg's-Fest. Ich habe mich entschuldigt. Wenn ich diese Aufzüge und Festlichkeiten, diese Bildsäulen und Denkzeichen betrachte, so ist mir klar, wie ein neuer Kultus entsteht, der des Genius, anstatt des Heiligendienstes. Die Heiligen, die bestehen wollen, müssen sich als Genien geltend machen, als Erfinder, Wohlthäter, Ausführer.

Den Fürsten von Wittgenstein gesprochen, und ihn sehr wohlauf, munter und fast trotzig gefunden. Er spricht die größte Verachtung gegen alles Hofwesen aus, den größten Ueberdruß alles Umgangs mit Souverainen. Sein bestes Augenmerk im ganzen Tage ist die Spielpartie Abends.

In Goethe gelesen und in Lessing. Der Abschnitt über Lessing im neusten Bande von Gervinus gefällt mir mehr und mehr; überhaupt erscheint mir Gervinus in ganz neuem Lichte, seine Mängel bleiben zwar, aber seine Vorzüge wachsen ungeheuer.

Montag, den 28. September 1840.

Mittags kam Herr Staatsminister von Nagler, und blieb sehr lange; er gehört zu den Unzufriedenen, und lobt den verstorbenen König. Die Gunst des Herrn von Schön ist ihm sehr zuwider, von diesem erzählt er mir viel Nachtheiliges, noch mehr dergleichen aber vom Minister vom Stein, dem er sogar Falschheit und Tücke beimißt; von Niebuhr spricht er mit höhnischer Verachtung, das sei in Geschäften nur ein armer Tropf gewesen. Wie ich ihm sage, daß Arndt's Buch mir sehr gefällt, wird er stutzig, und sieht mich argwöhnisch an, wie ich das wohl meinen könne?

Von dem Könige laufen hundert lebhafte Aeußerungen, drollige Späße und seltsame Schnurren umher, die meisten unläugbar nicht grade geschmackvoll, einige aber doch glücklich.

Der König, dem jetzt alle Herzen entgegenfliegen, und der die Menschen mit Staunen und Hoffnung erfüllt, wird doch, wie mich dünkt, keine leichte Regierung haben. Die vielen Richtungen, die er andeutet, werden ebensoviele Forderungen, und die widersprechenden zu befriedigen wird unmöglich. Dabei glaub' ich schon jetzt wahrzunehmen, daß sich eine Parthei bildet, die ihm systematisch entgegenwirken will, eine Parthei, die über große Kräfte im Stillen gebieten kann, der die frühere Staatsverwaltung angehörte und aus dieser der größte Theil der Beamten. Im Ganzen dem Geist und den Ideen abgewandt, aber voll Klugheit und Weltkunde, werden diese Leute dem Geiste und der Phantasie des Königs bald zu schaffen machen. Ihnen ist er schon viel zu liberal, da er es aber doch nicht so weit ist, als Andre es verlangen, so nehmen jene auch die Unzufriedenheit dieser schon willig auf, und es entsteht die unnatürlichste Koalition. Eine Hauptfrage ist, ob keine Geldverlegenheit kommen wird. Manche glauben es. — Sofern keine Störung von außen eintritt, wird doch alles in gutem Gleise bleiben, bin ich versichert, und einige Schwankungen kommen wohl bei solchem Körper wie Preußen bald wieder zurecht.

Die Sachen im Orient stehen noch zweideutig. Paris wird befestigt. Man hofft dennoch Frieden ziemlich allgemein.

Frau von Lafarge ist verurtheilt. Der Streit über ihre Schuld oder Unschuld wird auch hier lebhaft geführt, so wie der Streit über den Erweis der Vergiftung.

Freitag, den 2. Oktober 1840.

Bücherſendungen durchgeſehen. Nicht viel Erhebliches. Wirklich könnten zwei Drittheile der Bücher, die in Deutſchland gedruckt werden, erſpart bleiben. Auch das Allgemeine wird überall örtlich verſucht; damit gehen viele Kräfte verloren, und was zu Stande kommt, iſt unreif und einſeitig.

Trotz der rauhen Luft ſpaziren gegangen. Den Miniſter von Kamptz angetroffen, und gemieden, auch andre Langweilige, mit denen nichts aufzuſtellen iſt. — Einige Zeit mit Friedrich von Raumer gegangen. In die Wette den König gelobt. Raumer verſichert mir, daß ſich erſt jetzt, durch allerlei Jugenderzählungen ergeben, Tieck habe durch die Bleiſoldaten im „Zerbino" nicht die Soldatenſpielerei des verſtorbenen Königs, ſondern ſeine eigne verſpottet; er ſelber habe eine wahre Wuth gehabt mit Bleiſoldaten zu ſpielen, habe über deren Stehen und Fallen gewürfelt, und für einzelne Figuren ängſtliche Theilnahme gehegt. Luſtig genug, daß dies alles auf den König gedeutet worden!*)

Der Fürſt von Wittgenſtein hat einen Schlaganfall gehabt, man zweifelt an ſeinem Aufkommen. Noch vor kurzem rühmte er ſich ſeines guten Befindens! Mit ihm geht viel unter, viel geweſene Macht, viele Kenntniß der Dinge und Perſonen. Sein in manchem Betreff unbeſchränkt mächtiger Einfluß hatte etwas Trübes, Klägliches; nichts Friſches hat er gewirkt. Privaten hat er viel Gutes erwieſen, er war unter dem Scheine rauher Selbſtſucht ſehr menſchenfreundlich.

*) Spätere Anmerkung Varnhagen's. Aber dieſe Deutung war doch die rechte! ſoll nur jetzt nicht mehr gelten.

Wie ich fand, daß die Katastrophe des Jahres 1806 niemanden zur Schuld zu rechnen sei, als nur allein dem Könige selbst, so find' ich nun, daß auch die Verwirrung, welche seine letzte Lebenszeit trübte, die Mißhelligkeit mit dem Pabste, rein aus ihm selbst hervorging, aus seinem Karakter und seiner Regierungsweise. Nicht Bunsen, nicht Altenstein, nicht Werther können dafür, nur der König selbst, der ohne Prinzipien in widerstreitenden Richtungen sich gehen ließ, wie 1806 in der Politik. Es ist keine moralische Schuld, er wollte redlich das Gute, und glaubte es zu thun; es ist eine intellektuelle, ihm fehlte die Erkenntniß.

Sonnabend, den 3. Oktober 1840.

General von Scharnhorst ruft mich auf dem Gendarmenmarkt an, wir gehen zusammen in Schropp's Laden und besehen Landkarten. Er behauptet, es wird Krieg, gleich auf der Stelle, und Frankreich unterliegt, und wird getheilt; die Franzosen sind das Prinzip der Unmoralität auf der Welt, seit zweihundert Jahren ist dort der Herd alles Bösen, der muß zerstört werden, geschähe das nicht, so wäre kein Gott im Himmel, die Franzosen taugen nichts, also müssen sie untergehen. Ich erwiedre, ja wohl, was nichts tauge, das müsse untergehen, aber dies Schicksal sei der ganzen Welt prophezeit, nicht den Franzosen allein! Er schimpft auf die Franzosen in größter Wuth, wie ein blinder Fanatiker, und stellt einen preußischen, einen deutschen Vaterlandseifer auf, der — ganz französisch ist! Er ist überzeugt, wir werden die ganze Welt schlagen, er versichert, Friedrich Wilhelm der Vierte sei der größte Feld-

herr, ein kriegeriſches Genie ähnlich Friedrich dem Großen. So wüthet er fort, beſchuldigend und preiſend in Einem Athem! Ich ruf' ihn zur Beſonnenheit auf, ſage, hier gelte es ruhige Ueberlegung, und er wird ruhig und beſonnen; ich rede in Ernſt und Scherz mit ihm weiter, er iſt ganz der liebenswürdige, gutmüthige, geſcheidte Mann, als den ich ihn längſt gekannt, und wir ſcheiden mit herzlichem Händedrücken in beſter Freundſchaft. Merkwürdiges Begegniß, das mir viel zu denken giebt! Welch ein Rauſch, welch eine Verblendung! Und wenn ſolche Männer, wenn die Beſten davon ergriffen werden!

Mit dem Fürſten von Wittgenſtein beſſert es ſich.

Jeder will dem Andern Maß und Richtung geben, ihm vorſchreiben, was er thun und leiſten ſoll, mit ſeinem Gelde, ſeinem Range, ſeinem Haus und Gut, ſogar mit ſeinem Geiſte, Talent und Gemüth; da dieſe Anmaßung immerfort ſich erneut, ſo muß auch immer die Zurückweiſung ſich erneuen. Auch Gervinus iſt ſehr geneigt, auf dieſe Weiſe Goethe'n immer zur Rechenſchaft zu ziehen; grade Goethe'n, denn der hatte am meiſten bekommen. Aber was würden wir ſagen, wenn von außen ein ſolcher Prüfer bei uns eindränge, und verlangte Rechenſchaft von uns, was wir mit unſerem Gelde angefangen?

Sonntag, den 4. Oktober 1840.

Spruner's hiſtoriſcher Atlas, Abtheilung Frankreich. Da Frankreich nächſtens getheilt wird, ſo muß man doch den Boden etwas näher betrachten, wo die beſten Einſchnitte zu machen ſind, wo ſie wohl gar noch einigermaßen beſtehen! — Gervinus, Ranke. Ich finde in Gervinus

auf allen Seiten den Einfluß Goethe's, deſſen Gedanken und Bilder eigentlich überall zum Grunde liegen, wenn ſie auch großentheils gegen ihn dienen ſollen. Einzelne Lichter Goethe's haben Gervinus auf die Bahn gebracht, auf der er ſchreitet. Ihm ſelber gehört vorzugsweiſe die ungeheure Beleſenheit, die ihn begleitet. Er hat Scharfſinn, Einſicht, Geiſt, aber an Goethe ſcheitert er, für den hat er nicht Geiſt und Liebe genug, und hier hilft ihm keine Beleſenheit. Ich ſtaune das Buch an, und finde es wichtig und ehrenhaft, daß wir ein ſolches haben.

Die augsburger „Allgemeine Zeitung" ſchreibt aus Weimar, was doch der dortige Boden für Anziehung ausübe, und nennt unter den kürzlich Dortgeweſenen auch mich; ein ſchlimmeres Beiſpiel hätte ſie nicht wählen können! Ich war kaum eine halbe Stunde dort am Mittagstiſche, und bin vorher drei- bis viermal durchgeeilt, ohne auszuſteigen.

Mittwoch, den 7. Oktober 1840.

Auf der Kunſtausſtellung Herrn H. Beta geſprochen, deſſen kleine Schrift über Preußen im Sommer hier eingezogen und unterdrückt worden iſt, weil er darin von Konſtitution geſprochen hatte. Seitdem iſt die Sache nun durch die preußiſchen Stände ganz anders angeregt worden! Wegen des Geredes, das gefliſſentlich von manchen Zeitungen genährt wurde, als habe der König den Ständen eine zuſagende Antwort ertheilt, hat der König nun als Widerlegung alle Akten in Druck zu geben befohlen. Dieſe Maßregel iſt auffallend, und giebt dem Gegenſtande neues Leben!

Nachricht, daß die Engländer Beirut beſchoſſen und er-

obert haben. — Die Erhaltung des Friedens in Europa bleibt doch noch möglich.

Donnerstag, den 8. Oktober 1840.

General von Canitz besuchte mich. Er sprach angenehm und witzig über die Zeitumstände, über Hannover, über den von Willisen kritisirten Feldzug der Russen gegen die Polen, den auch er ausgearbeitet hat, aber unter strengem Verschlusse hält, wenigstens so lange der Kaiser Nikolai lebt. An Krieg will er nicht grade glauben, wiewohl er ihn wünscht.

Schon kommen die Huldigungsgäste von allen Seiten an, überall trifft man Anstalten. Man erwartet, der König werde wieder große Schläge thun durch persönliche Liebenswürdigkeit. Allein diese Waffe reicht nicht aus, und ihre Erfolge sind allzu flüchtig, unwiderstehlich im Augenblicke, doch bald erlöscht ihr Eindruck. Es giebt auch Leute, die kalt und ungetroffen darüber hinwegsehen, und nur die Sachen in's Auge fassen. Die alte Beamtenhierarchie ist mißvergnügt, und sieht mit Schadenfreude, daß der König schon die Verfassungsfrage unbequem abwehren muß, auch in Arndt und dessen Anhang einiges Störende entfesselt hat. Die Bekanntmachung der Aktenstücke wegen der Reichsständefrage hat etwas Freies und Grades, sie kommt aus einem edlen Sinn. Vielleicht wäre sie aber doch besser unterblieben; staatsklug erscheint sie nicht, sie regt mehr an, als daß sie stillt. Möglich, daß sie das Auftauchen der Frage bei der Huldigung unterdrückt, wahrscheinlich sogar; aber der Samen geht dann später auf. Diese Sache geht weiter, über oder unter der Erde.

Gestern im französischen Theater hatte ich die ernsthaftesten Betrachtungen. Die ganze französische Nation vergegenwärtigte sich mir, mit allem was sie entwickelt hat, bedeutet und leistet. Ich fand, daß ein Europa, worin sie fehlte, sich gebrechlich ausnehmen müßte, daß sie nicht zu missen ist, und ihre Rolle gleich von andern, weniger dazu geschickten, übernommen werden müßte. Sie sind etwas, diese Franzosen! wer's ihnen abläugnet, thut's zum eignen Schaden!

Vom russischen Rostitz erzählte mir Canitz dies witzige Wort. „Je ne dis pas", sagte er einesmals zu ihm, „que le Grandduc Constantin n'aime, eh non! mais il aime à avoir un animal comme moi dans sa ménagerie."

Heute hatte ich wirklich das Beste, was Berlin an Menschen nur geben kann, Canitz, Bettine, Pückler, Pfuel's ꝛc. und ich fand mich wirklich wie von Wogen des Geistes und der Bildung getragen.

Sonnabend, den 10. Oktober 1840.

Es wird immer voller in Berlin und lauter, das Gedränge mehrt sich, alles ist mit den bevorstehenden Festlichkeiten beschäftigt.

Der Minister Eichhorn hat endlich gestern seine Ernennung erhalten.

Die Minister von Rochow und von Schön sind als entschiedene Gegner mit einander im Kampfe. Ersterer hat die vortheilhaftere Stellung bis jetzt.

Sonntag, den 11. Oktober 1840.

Besuch vom Grafen von *; bald kam auch der Graf von Kleist vom Loß, wir besprachen die Angelegenheiten des Tages; nach einer Stunde ging Kleist, * aber blieb drei Stunden, von elf bis zwei Uhr. Die Konstitutionsfrage umständlich erörtert, * findet eine parlamentarische Verfassung unerläßlich, und dringend, er meint, eine große Zahl von Menschen aus allen Ständen hegten dieselbe Ueberzeugung, und die Anforderung würde immer wiederkehren. Viele der hier zum erstenmal aus den verschiedenen Provinzen auf demselben Punkte versammelten Landstände schließen sich an Schön an, und verabreden unter einander die Schritte, die zu thun sind; andre vereinigen sich um Rochow, und so bilden sich zwei Partheien. Das Beste ist, daß die Feste nun bald eintreten und nach ihrem Ende die Landstände gleich wieder nach Hause reisen, ein längeres Zusammenbleiben so vieler Abgeordneten würde leicht Gefahr bringen.

Der König hat den Antrag auf Reichsstände in Königsberg wirklich selbst hervorgerufen durch seine Aeußerungen, er hatte mit mehreren Landständen so gesprochen, daß sie glaubten, er wünsche und erwarte solchen Antrag.

Der Minister von Rochow äußert sich in den gehässigsten, wegwerfendsten Ausdrücken über den Minister von Schön. Er hat auch schon persönlich mit ihm die heftigsten Auftritte gehabt.

Dienstag, den 13. Oktober 1840.

Bettinen von Arnim besucht. Merkwürdige Gespräche! Sie arbeitet noch lebhaft an der Sache der Brüder Grimm.

Briefe von Dahlmann, und ihre geistvollen, tiefen und kühnen Antworten darauf, hat sie dem Könige gesandt; liest mir, nachdem ich das Geheimniß gelobt, einen Brief vor, der entschieden Konstitution fordert. Sie will solche durchaus, hält alles andre für nichts. Der König habe so kein Kind, so möge er die Konstitution als solches haben. Sie verabscheut Rochow'n, Müffling, und alle diese Leute, hält nichts auf die Frommen, rechnet wenig auf Eichhorn, der ganz zaghaft sei, sieht nur Heil in dem Volke, in der Jugend, in Reichsständen.

Große Anstalten zu übermorgen. Gerüste, Dekorationen. Zu sehr nur das. Für mich kein guter Eindruck.

Donnerstag, den 15. Oktober 1840.

Dem Könige wurde heute gehuldigt. Ich sah die Feierlichkeit von den in der Säulenhalle des Museums errichteten Tribünen mit an. Von sieben bis zwei auf dem Platz, aber sehr günstig und bequem, mir zunächst Frau von Arnim nebst ihren drei Töchtern, Professor Homeyer und Töchter, Frau von Horn nebst Marie von Korff und Frau von Griesheim, General von Hedemann und Frau, ein schwedischer Offizier. Sehr gute Gespräche während des Wartens!

Das Ganze war schön, würdig, in gutem Sinn. Von der Rede des Königs konnten wir nichts hören, aber schon seine Bewegungen zu sehen, war ergreifend; man mußte innige, kraftvolle Worte dazu denken. Einfallender Regen störte weniger, als daß man den Bürgermeister von Berlin ganz unten auf den Stufen der ungeheuern Treppe entblößten Hauptes seine Rede halten sah; die Ritterschaft hatte oben gehuldigt, er durfte nicht hinauf; ich dachte an

den tiers-état in Frankreich, der ſeine Anträge dem Könige knieend vorbringen mußte. Der Kanonendonner erquickte mich! — Der Leberuf war nur mäßig, nicht allgemein.

Heute Abend ſtehen in der „Staatszeitung" alle Standeserhöhungen, Beförderungen, Ordensverleihungen, die der König bei Gelegenheit der Erbhuldigung gewährt hat. Es iſt nichts von beſonderem Werthe in dieſer Liſte, nichts was den Sinn angenehm trifft, was eine Geiſtesrichtung andeutet. Einige Günſtlinge ſind mäßig befördert, das war natürlich; ſonſt haben Staatskalender und Hofverbindung gewaltet. Man ſchimpft auf den Miniſter von Rochow, nennt ihn das böſe Prinzip, und meint, ſo lange der König ihn um ſich habe, werde er doch nur der König der Edelleute ſein. Sonderbar iſt es, daß der König auch hier alle von ihm erhöhten Adelstitel an Grundbeſitz geknüpft hat, wie ſchon in Königsberg. Es ſcheint, er will den Adel ganz auf den Fuß des engliſchen ſtellen. Ohne Parlament, wozu? Wird die neue Schöpfung gelingen? Es iſt ſehr zu bezweifeln. Einſtweilen aber hilft der König den alten Adel zerſtören, das iſt gewiß!

Meine Biographie des Feldmarſchalls Schwerin angefangen.

Die Beleuchtung der Stadt iſt ſehr reich, das Theater, das Zeughaus, die Akademie ſehr ſchön; der Regen aber iſt hinderlich und löſcht die Lampen zum Theil aus, die Gendarmenthürme kamen nicht recht zum Leuchten. Das Wetter abſcheulich, aber die Straßen dennoch voll Menſchen.

(Im Jahr 1850 angemerkt.) Als im Jahr 1840 zu Berlin dem Könige Friedrich Wilhelm IV. gehuldigt wurde, war auch der Kaufmann Milde aus Breslau zugegen, derſelbe, der im Jahr 1848 eine Zeitlang Miniſter war. Er

theilte jedoch die damals faſt allgemeine Begeiſterung nicht, nicht die Bewunderung, welche das freie Reden des Königs, nicht die Hoffnungen, welche deſſen heitre Sinnesart erregte. Ganz im Gegentheil! Er kam nach Breslau mit ſchlimmen Eindrücken zurück, und verſicherte gleich damals mit Betrübniß, der König ſei der größte Komödiant, den er je geſehen! Man erinnerte ſich dieſer Aeußerung, die man mit Empörung damals anhörte, ſpäterhin mit trauriger Anerkennung!

Freitag, den 16. Oktober 1840.

Ein Regentag, kalt und ſchmutzig, früh dunkel. Die Feſtlichkeiten geben ihren Gang, aber die Leute ſind ermüdet und verdroſſen, bei dem ſchlechten Wetter jammert jeden ſein Anzug, die Bedienten verderben ihre neuen Livreen u. ſ. w. Wir ſind arm, zwar hoffährtig, aber ſehr rechnend!

Heute ſtehen die vom Könige gehaltenen Reden in der „Staatszeitung.“ Daß ſie im Niederſchreiben etwas verändert worden, iſt wohl anzunehmen. Stägemann will an Improviſirung nicht glauben, ſelbſt bei der Königsberger Rede nicht, von der es doch der König ſelbſt geſagt hat; ich erzähle, wie er dem Prinzen von Preußen angegeben, daß ihm der Gedanke, er müſſe etwas ſagen, gekommen ſei — nämlich, als das Wort „treu“ aus ſo vieler Tauſend Mund wie ein Kanonenſchuß hervorbrach, da, ſagte er, habe ſich ihm das Herz im Leibe umgedreht, da habe er gefühlt, er müſſe ihm Luft machen, — aber Stägemann blieb ungläubig, und ſagte mit Lächeln: „Nos kennimus!“

Ich war ſehr trübe geſtimmt heute, konnte weder arbeiten, noch in dem feuchten Wetter gehörig gehen. — Bei dem Meiſten, was Andre erlangen, dank' ich Gott, daß es

mir nicht wird. Gemeinen Ehrgeiz hab' ich nicht. Wenn ich ehrgeizig bin, ſo kommt's aus höheren Trieben, wobei die Perſon ſchwinden mag. Ich habe keinen Begriff davon, daß Niebuhr ſich grämt und darüber weint, wenn er gethan ſieht von Andern, was auch allenfalls er hätte thun können. Führt ein Andrer meine Aufgaben gut aus, ſo bin ich's herzlich zufrieden! Was ich wünſche, iſt ſtilles, liebevolles Zuſammenſein mit denen, die ich aus innerem Rechte die Meinigen nennen darf! Tage des Friedens, der Thätigkeit, freie Natur, heitre Geſelligkeit. Wird mir dies gewährt, ſo nehm' ich es auf jeder Stufe des Ranges an, als geringer Mann, in der engſten Beſchränktheit; leider bietet es ſich mir nicht da, wohin ich hinabſteigen kann, ſondern nur in ſolcher Sphäre, wohin hinaufzuſteigen mir jetzt nicht mehr vergönnt iſt. Ich habe das Weltliche zu ſehr verſäumt, und verſäume es noch; ich kann für mich nicht fordern, nicht bitten und ſuchen, es iſt nicht meine Art.

Sonnabend, den 17. Oktober 1840.

Der Fürſt Alexis zu Bentheim und der Erbprinz waren bei mir. Welche Erinnerungen knüpfen ſich mir an dieſen Namen!

Die von dem Könige bei der Huldigung gehaltenen Reden werden viel beſprochen, und die kühlere Prüfung findet allerlei Bedenkliches dabei. Doch würde jede mögliche Rede hier Anlaß zum Tadel geben. Es iſt ein guter, eigner Sinn, ein kräftiger und fließender Ausdruck in den Worten des Königs, und ſind bei ſolcher Gelegenheit wohl je ſo gute geſagt worden? Das „göttliche Recht", welches darin aufgeſtellt worden, will ich nicht grade ver-

theidigen, aber auch nicht zu sehr anklagen. Wie die Sachen jetzt stehen, ist es ein unschuldiges Theorem. — Der König hat leider viele Feinde; ich sehe sie schon dreister hervorkommen, und höre zum Theil arge Sachen. Gestern hätte ich fast Lust gehabt, als Ritter für ihn aufzutreten; der Ort war mir nur zu schlecht; es war beim Konditor Kranzler, und ein Herr sprach geringschätzig vom Könige, nannte ihn einen Komödianten, und er habe wohl die Dreistigkeit, so zu reden wie er gethan, aber an rechter Kourage fehle es ihm doch, das werde man schon sehen; zwei Andre, die ihm zuhörten, lachten, verwiesen ihm aber seine Lästerung. Aber auch hohe Staatsbeamte blicken mit Verdruß auf die neue Regierung. Einige Personen erschrecken, daß Arndt wieder lehrt, und daß Eichhorn Minister ist; Andre werden mißtrauisch, weil Boyen noch nicht Minister und die Göttinger sieben Professoren noch nicht berufen sind!

Die Gendarmenthürme sind heute prächtig erleuchtet, der Platz für Friedrich's Denkmal, und ein paar Privathäuser.

Montag, den 19. Oktober 1840.

Herr von Bakunin besuchte mich, als ich noch zu Bette lag. Einen Brief Neweroff's an mich hat er verloren. Von seiner Uebersetzung der Briefe Bettinens sind nur Bruchstücke gedruckt, die übrige Handschrift ist in Verlust gerathen. Er scheint ein wackrer junger Mann, edel und frei gesinnt. Er will hier hauptsächlich Hegel'sche Philosophie hören.

Man rühmt oft, der Tod auf dem Schlachtfelde sei schön; unerwartet, schnell, in höchster Lebensspannung,

rühmlich, falle da der Kämpfer, entrückt ſo vielen Leiden und Schwachheiten und Erbärmlichkeiten des gewöhnlichen Ausganges durch Krankheit. Ich aber finde, daß der Menſch immer ſeinen Tod zu einem Tode auf dem Schlachtfelde machen kann, ſofern er nur thätig und im Kampfe bleibt, ſich nicht ohne Noth zurückzieht. Ja mit zunehmenden Jahren wird das Leben ſelber zum Kampf, und es gilt Muth und Tapferkeit, es zu beſtehen. Jeder neue Tag iſt ein Trotzbieten und muß durchgefochten ſein.

Dienstag, den 27. Oktober 1840.

Herr von Werther hält feſt an ſeinem Platze, wenigſtens ſtellt er ungeheure Bedingungen, wenn er freiwillig abtreten ſoll. Der König mag ihn nicht. Sein Poſten iſt wahrſcheinlich dem Grafen Mortimer von Maltzan zugedacht, vielleicht auch dem General von Canitz.

Nachricht, daß Thiers und die übrigen franzöſiſchen Miniſter ihre Entlaſſung eingereicht.

Mittwoch, den 28. Oktober 1840.

Beſuch bei Bettinen von Arnim, Mittheilung der Nachrichten aus Humboldt's Brief. Sie iſt entzückt und dankt mir lebhaft; die Brüder Grimm ſind ihre Leidenſchaft, das Hieherkommen derſelben iſt ihr um der Sache willen wichtig, um Grimm's willen, aber auch eine Ehrenſache der eignen Perſönlichkeit, eine gewonnene Schlacht gegen den Schwager Savigny, ein Sieg über Lachmann und Ranke.

Am 1. November 1840.

Von allen Kränkungen und Beleidigungen, die mir im Leben widerfahren, fühlte ich immer diejenigen am schwersten, die ich für ganz unverdiente halten mußte und gegen die ich ohne alle Waffen war. Mir iſt in dieſer Art viel, ſehr viel begegnet. Wo ich mich auf der Stelle rächen konnte, hab' ich es meiſt verſchmäht und verſäumt; daß ich es konnte, genügte mir. Sehr oft hat es ſich ereignet, daß ich die Gegner und Widerſacher weit zurückließ, und ich über jedes Verhältniß mit ihnen hinauswuchs; ſehr oft aber auch, daß ich der Zurückbleibende war, was ich doch ſelten hart empfand. Wo mir aus Gegnern, die mich gekränkt, oder mir Unrecht gethan, dann wohlwollende Freunde und Gönner wurden, da war dies immer ein gutes, erfreuendes Verhältniß, zum Beiſpiel mit dem Grafen von Bernſtorff.

Sonntag, den 1. November 1840.

Die Ausſtellung der Gewerks-Inſignien giebt zu großen Betrachtungen Anlaß. Man muß an den Inhalt der „Wanderjahre Wilhelm Meiſter's" denken. Was Goethe dichtete, das geſchah bereits. Das Handwerk hat ſich unendlich gehoben; eine Welt des Gewerbfleißes, wie ſie hier ſich den Sinnen darſtellt, iſt keine gemeine und rohe mehr, die flößt Achtung ein, und alle andern Stände müſſen die Bedeutung anerkennen. Wie ſtehen dabei die Adelsideen, die der König hegt?

Mittwoch, den 4. November 1840.

Geheimrath Haſſenpflug iſt hier, und wohnt bei Herrn von Arnim, dem nach Belgien ernannten Geſandten. Mit Beſtürzung und Trauer ſieht man jenen Mann hier, man fürchtet ſeine Anſtellung, ſein Name iſt mit Schmach und Haß behaftet, er gilt für einen Gewaltsknecht der Willkür, für einen heuchleriſchen Frömmler.

Es werden ſchon viele Leute ſehr nachdenklich. Man ſagt ſchon, der König thue wohl mancherlei, aber man erkenne wohl, wohin eigentlich ſein Sinn gehe; ſeine liebſten Leute, die rechten, die auch etwas bei ihm vermöchten, ſeien Betbrüder oder Ariſtokraten. Gegen deren Zahl, Stellung und Geltung werde alles Andre unbedeutend.

Und Leute, die dem Könige perſönlich ganz ergeben ſind, werden am beſorglichſten!

Sonnabend, den 7. November 1840.

Die jungen Ruſſen bei mir, Turgenieff, Bakunin, Skatichkoff.

Geſtern Abend bei Stägemann. Heute tritt er ſein achtundſiebzigſtes Jahr an. Stägemann fühlt ſich auch zurückgeſetzt, wie der Miniſter Graf von Lottum. Nun kommt an Wittgenſtein die Reihe und an Werther. Ueberall ſollen Fromme eintreten. Man hört die wunderlichſten Reden. Unabhängigkeit der evangeliſchen Kirchenbehörde von denen des Staats. Begünſtigungen für die katholiſche Kirche. Vorliebe für Majorate und Patrimonialjuſtiz. Ueberall Beterei und Glaubenseifer. Die Anſtellung des Generals von Thile als Miniſter macht viel böſes Blut. Nun kommen noch Bunſen, Radowitz, Haſſenpflug, Becke-

dorff, Goetze, und weiß der Himmel wer noch alles? Da verſchwinden Eichhorn, Humboldt, Willisen. „Sehen Sie doch nur hin, wer wirklich beim Könige gilt, Einfluß und Gunſt hat, ihm wahrhaft nahe ſteht, das iſt entweder ein Bethbruder oder ein Adelseiferer.“ Man hört viele Mißvergnügte, Unheilsverkünder, Schwarzſeher; ſo ſchnell nach dem allgemeinen Entzücken! Dabei ſagt man laut, der König habe doch keinen rechten Muth, und habe ſich namentlich bei der Verfaſſungsanfrage in Königsberg zaghaft benommen. Dies letztere ſoll ſogar der Miniſter von Rochow geſagt haben. Der Fürſt von Wittgenſtein ſoll vertraulich geäußert haben, der Herr habe als Kronprinz ihm viel Leid angethan, nun bekomme er aber volle Genugthuung, bloß dadurch, daß er zuſchaue, wie derſelbe ſich als König benehme. (Wittgenſtein nämlich glaubt wie ſein Freund Tſchoppe, der Staat ſei verloren, weil der König in großmüthiger Bewegung die Inquiſitionskommiſſion abgeſchafft und Amneſtie gegeben hat!) Ich ſehe die Sachen nicht ſo ſchlimm. Die Frommen ſind mir kein Anſtoß, nur die Heuchler fürcht' ich.

Man will heute wiſſen, Herr von Werther ſolle Obermarſchall werden mit ſtarker Penſion, Graf Mortimer Maltzan Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten, Herr von Bülow Bundesgeſandter, Herr von Canitz Geſandter in London, Graf von Dönhof Geſandter in Wien, Herr von Rochow Geſandter in München.

Montag, den 9. November 1840.

Wie ich ausgehe, begegnet mir in der Behrenſtraße der Geheime Rath von Tſchoppe, nimmt den Hut ab, redet

mich lächelnd an: „Mein Herr von Varnhagen“ ... Ich ſehe ihn flüchtig an, wende mich ab, grüße nicht, und gehe weiter. Es war mir wohl um's Herz, dem Schuft gezeigt zu haben, daß ich ihn verachte. Aber es ſoll noch beſſer kommen! Nur nichts übereilt! Ich will ihm keine Ohrfeige geben, die mir weh thut, wie jener Jude ſagte.

Mit General von Hedemann auf der Sonnenſeite der Linden ſpazieren gegangen, in vertraulichem Geſpräch. — Darauf mit Profeſſor Dirichlet, die politiſche Lage der Dinge beſprechend. Er gehört zu denen, die ſich überzeugt halten, daß im Fall eines Krieges die Franzoſen ſiegen. Ich meine, das kommt ſehr auf die Umſtände an, unter denen wir den Krieg machen, die können grundverſchieden ſein, und man kann ſie nicht vorherwiſſen; die Umſtände, unter denen die Franzoſen den Krieg machen, werden ſo ziemlich ſtets dieſelben ſein, der Krieg macht ſie einander gleich, denn Krieg iſt in Frankreich von ſelbſt die freiſte Entwicklung aller Volkskraft; bei uns iſt dies nicht ſo unfehlbar, bei uns kann Krieg und dabei der Volksgeiſt gefeſſelt ſein.

Donnerſtag, den 12. November 1840.

Geh. Rath Haſſenpflug glaubt an Hexen. Ob deren künftig wieder hier verbrannt werden ſollen? „Warum nicht? Dahin kann es kommen“, antwortet man ganz im Ernſt.

In Preußen iſt die Verfaſſungsfrage noch ſtets in Anregung, und am Rhein ebenfalls. Ueberhaupt iſt das Publikum ſehr wach und aufmerkſam. Man beobachtet ſcharf, und deutet raſch.

Sonntag, den 15. November 1840.

In Betreff Tzſchoppe's tritt eine ganz neue Wendung ein; ſchon geſtern ſagte mir jemand, er habe jetzt öfters Tage, wo er wie verrückt ſei, ganz albern und dämlich; er ſoll wirklich aus Hochmuth und Eitelkeit mitunter überſchnappen. Heute wird mir das von andrer Seite beſtätigt, und man wundert ſich, daß ich nicht ſchon früher davon gehört. Er ſoll ſich einbilden, die ſämmtlichen Amneſtirten wollten ihm — über tauſend an der Zahl — einen Fackelzug bringen, und bezeigt die ſchrecklichſte Angſt, ſie würden ihn dann verbrennen. Der elende Menſch war in der That das Werkzeug ungemein vielen Elends und grauſamer Härte; es wäre kein Wunder, wenn ihm das Gewiſſen ſchlüge, jetzt, da der Schutz von oben ihn verläßt!

Donnerstag, den 19. November 1840.

Eichhorn, meint man, werde als Miniſter ſehr zahm ſein. Stägemann ſagt, er habe ſeit langer Zeit im Staatsrath in kirchlichen Sachen immer mit dem Kronprinzen geſtimmt, das ſei der Weg zu ſeiner Miniſterſchaft. Aber ein ganz richtiger Weg, dünkt mich!

Freitag, den 20. November 1840.

Die Prinzeſſin Karl von Preußen begegnete mir beim Hofjäger, hielt mich an, und ſprach lange mit mir, über Kiſſingen, ihren Bruder, Weimar, Litterariſches. Sie hat ſehr viel guten Willen, und iſt ganz geſcheidt; da ſie nicht leicht böſen Willen zeigt, fürchtet man ſie wenig.

Der Minister Eichhorn soll ganz ungemein vorsichtig zu Werke gehen, fast ängstlich und zaghaft. Besonders auffallend ist dies im Vergleich der Sicherheit und Dreistigkeit, mit der sich der Minister von Rochow benimmt.

Freitag, den 27. November 1840.

Auftreten des Professor Stahl; Scharren und Zischen der Studenten. „Erste Opposition gegen die neue Regierung."

Abends bei Stägemann. Von Stahl war viel die Rede, von Hassenpflug, der die dreitausend Thaler bekömmt, die für Grimm's recht gewesen wären, von Hexenglauben, Geisterwesen, Beterei.

Dienstag, den 1. Dezember 1840.

Im Hörsaale bei Stahl ist wieder gescharrt und gezischt worden; es ist ein offenbarer Kampf.

Spottgedicht auf Hassenpflug, „Haß und Fluch", nach der Melodie: „Sie sollen ihn nicht haben."

Dreistündige Rede von Thiers gegen Palmerston.

Der Vicekönig von Aegypten verliert Syrien, so scheint es, nun völlig. Ob dieser Erfolg den Verbundeten zum Nutzen bleiben wird? — Noch immer Wassersnoth in Lyon.

Donnerstag, den 3. Dezember 1840.

Wieder ein betrübender Verluſt! Am 26. November ſtarb in Freiburg Karl von Rotteck, mein alter treuer Freund, im ſechsundſechzigſten Jahre. In den badiſchen erſten Ständeverhandlungen lernt' ich ihn kennen, und mußte ihm ſehr beiſtimmen; nachher konnt' er ſich in meinen preußiſchen Standpunkt nicht finden, in meine Goethe'ſchen und Hegel'ſchen Sympathieen nicht; doch blieben wir gute Freunde, ſelbſt nachdem ſeine „Weltgeſchichte" in unſern „Jahrbüchern" hart getadelt worden war, was ich nicht hindern konnte, und doch ſehr gemildert habe. Er hatte die redlichſte Geſinnung, er war ein ächter Freiheitsfreund, und hat tiefgreifend eingewirkt. Die Kleinheit ſeines Staates und die Enge ſeines Schauplatzes waren großer Nachtheil für ihn; auch kannte er Norddeutſchland gar nicht. Im Jahre 1813 hatte Stein große Liebe zu ihm gefaßt; damals hätte er an unſre Verhältniſſe mehr herangezogen werden müſſen; nachher hat er von Berlin her freilich nur Feindſeliges erfahren. Sein Andenken wird in hohen vaterländiſchen Ehren beſtehen!

Thiers bekennt ſich öffentlich als Revolutionair, in einer glänzenden Rede, am 27. November.

Sonnabend, den 5. Dezember 1840.

Hofrath Dorow beſucht mich. Er verſichert, Stägemann leide nicht bloß körperlich, ſondern auch am Gemüth, er nehme als Patriot ſich die Wendung tief zu Herzen, die er hier in dem Staatsweſen eintreten ſehe; die Frömmelei und die Bevorzugung der Frömmler ſehe er als das Verderben und als die Schande des Staates an.

In den Goethe-Zelter'ſchen Briefen war ich manches wiederzuleſen veranlaßt. Was ſtecken in dieſen Blättern für Goldkörner! Man ſpricht viel zu wenig davon, man fand zu viel darin, das hier jeder Lump nahe hat, dem ſich jeder gewachſen glaubt, und überſah den geiſtigen Schatz, der darin niedergelegt iſt. Es ſind Sprüche und Urtheile darin, die man zu ganzen Abhandlungen, zu Erzählungen und Predigten ausführen könnte. Mir iſt eigentlich die Maſſe noch zu klein, die Lebensfülle nicht vollſtändig und mannigfach genug. Ich möchte die ſämmtlichen Briefe von Goethe, Schiller, Jacobi, Fichte, Rahel, Humboldt, Wolf, Voß u. ſ. w. in Eine große Sammlung chronologiſch vereinigt, und noch mit Erläuterungen ausgeſtattet ſehen; das müßte eine merkwürdige, großartige Anſchauung deutſchen Lebens geben! — An Friedrich Auguſt Wolf dacht' ich mit großer Liebe. „I shall not look upon his like again!"

Es heißt beſtimmt, Cornelius komme von München hieher, auf ſehr hohe Bedingungen; auch Schelling ſoll berufen ſein, eine Stellung wie Humboldt bekommen ꝛc. Das wäre ein Todesſtoß für Steffens! — Schelling und Cornelius in allen Ehren, und ich erkenne ſie gewiß als Großwürdenträger, — allein beide ſtellen das friſche Leben nicht mehr dar, beide ſind verbraucht und veraltet, jener in der Philoſophie, dieſer in der Kunſt. Zuſammen mit Tieck, Arndt, Savigny, den Niebuhr'ſchen Nachzüglern, A. W. von Schlegel, das giebt kein klares Tageslicht mehr, nur ein nebelhaftes Dämmerlicht, und einen Geruch von Schimmel und Muffigkeit.

In Tacitus geleſen; in Goethe, Novalis.

Sonntag, den 6. Dezember 1840.

Eine Dame ſagte mir heute, ſie könne nicht klug daraus werden, wie ich eigentlich geſinnt ſei, heidniſch oder chriſtlich, monarchiſch oder republikaniſch, meine Aeußerungen ſeien aus allen Tonarten, und ließen bald das eine vorausſetzen, bald das andre. Ich erwiederte auf dieſen Angriff, ſie müſſe doch recht gut wiſſen, was ich ſei, denn indem ſie mir das ſage, ſetze ſie voraus, daß ich ein Mann ſei, dem man dergleichen ſagen könne, und das ſei ein ganzes Glaubensbekenntniß werth!

Wie ſollt' ich mich ſonſt vertheidigen? Soll ich mich darauf berufen, daß man in allen Erſcheinungen das Ideelle lieben, und das Reelle verabſcheuen kann?

Geiſtesfreiheit in Bildungsformen, das könnte mein Wahlſpruch ſein.

„Durch Bildung zur Freiheit" hatte ich ſchon vor zwölf Jahren für die Preußen zum Wahlſpruch auserſehen.

Montag, den 7. Dezember 1840.

Geſtern beſucht' ich Bettinen von Arnim, mich für ihr Buch zu bedanken. Sie iſt außer ſich über die Wirthſchaft, die hier beginnt, ſie mißbilligt alle Vertrauten und Lieblinge des Königs, ſie will Konſtitution, Preßfreiheit, Vernunft und Licht. Nun wird der alte Schelling, der alte Schlegel, der alte Cornelius erwartet, das wird eine verfluchte Rumpelkammer! Sie freut ſich, daß die Studenten den Profeſſor Stahl bekämpfen, daß Savigny mit ſeinem Empfohlenen keine Ehre einlegt, daß Savigny ſelber beim Könige weniger zu gelten ſcheint; er wollte bei Gelegenheit

der Grimm's zu klug sein, und war dumm, er beeiferte sich, eine Theilnahme an ihnen zu verläugnen, die unglücklicherweise der damalige Kronprinz für sie hegte. Bettine lobt Humboldt'en und den Major von Willisen, hält aber nichts auf Eichhorn, verwirft Ranke'n ganz und gar. — Sie will dem Könige die Wahrheit sagen, sie habe den Muth und das Geschick dazu.

Der junge † ist dreimal im Offizier-Examen durchgefallen, und giebt diese Laufbahn auf; nun will ihn der nach Brüssel zum Gesandten ernannte Herr von Arnim gern als Legationssekretair mitnehmen. Augendienerei gegen den in Gunst stehenden Vater. Stände der nicht in Gunst, wie würde jener dem Jungen die Thüre weisen!

Man sagt, unter der vorigen Regierung habe eine mecklenburgische Faktion hier geherrscht, unter der jetzigen komme eine hessische auf. (Radowitz, Hassenpflug, Canitz, waren früher in kurhessischen Diensten.)

Der König soll fleißig arbeiten und sehr vergnügt sein. Noch wohnt er in Charlottenburg.

Dienstag, den 8. Dezember 1840.

Im Thiergarten lange mit General von Rühle gesprochen, über Kriegslehre, Bülow, Jomini, Clausewitz, Willisen; dann mit dem Minister Eichhorn, den ich absichtlich rühme, daß er die Grimm's herschaffe.

Im Theater Abends „La première ride" und „Le père de la débutante", sehr lustig, recht gut gespielt. Die schöne Frau von Haber in der Prosceniumsloge zog alle Blicke auf sich. Gegen uns über war der König der Niederlande Graf von Nassau mit seiner Tochter der Prinzessin Al-

brecht, und später kam auch die Prinzessin von Preußen dazu. Diese Loge war so unterhaltend wie die Bühne selbst. Die Prinzessinnen sahen beide sehr stolz aus, und wollten nicht lachen; doch vielleicht sahen sie das Stück auch schon zu oft. Ich finde es ganz gut, mich von der Prinzessin von Preußen zurückgehalten zu haben; ich würde mich doch zu ihrem Wesen wenig schicken! Sie, die unter Goethe's Augen und Leitung Aufgewachsene, findet Gefallen an Raupach, läßt sich von ihm seine Stücke vorlesen! Wie richtig, daß ich nicht dabei bin! — In Betreff der Zurückhaltung vom Hofe beweist doch auch Bettine den vortrefflichsten Takt; wie klug, wie weise! wenn sie nur dabei bleibt! Man muß verzichten, entsagen können. Darin liegt eine große Kraft, die nachher immer auch wieder Macht wird; und wenn auch nicht, der unmittelbare Gewinn ist doch der größte. Humboldt, der den entgegengesetzten Beruf edel und muthig verfolgt, weiß ein Wort mitzusprechen von dem glänzenden Elende des Hoflebens!

Debatten in der französischen Deputirtenkammer.

Der König hat dem Gesandten in St. Petersburg, Herrn von Liebermann, das Prädikat „Exzellenz" gegeben; bei der Huldigung gab er dem Herrn von Otterstedt, Gesandten in Karlsruhe, den großen Orden. „Im Grunde doch nur die alte Wirthschaft fortgesetzt, mit etwas mehr Frömmigkeit und Sprechen, und mit etwas weniger Ballet." Man sollte es nicht glauben, wie viel Opposition doch hier vorhanden ist, und zum Theil laut wird!

Liste der Günstlinge, die man handschriftlich umherzeigt: Erste Klasse: Rochow, Radowitz, Bunsen, Thile; zweite Klasse: Gröben, Röder, Voß, Kleist, Canitz, Stolberg; dritte Klasse: Savigny, Steffens, Tieck, Eichhorn, Boyen. — Rumohr ist auf der Liste vergessen, Humboldt

auch; der nach Brüssel ernannte Arnim und Hassenpflug sind auch noch nachzutragen.

Donnerstag, den 10. Dezember 1840.

Schlimme Nachrichten von Stägemann; man zweifelt an seinem Aufkommen. Im achtundsiebzigsten Jahr, nach viel Arbeit und Genuß, kann man wohl müd' und reif sein. Auch früher.

Doktor Carriere ist von Reisen zurückgekehrt, und will Privatdozent bei der Universität werden. Verstärkung der Hegelianer. Werder hat die stärkste Zuhörerzahl in der Philosophie; Stahl hat jetzt, nachdem die Gastbesucher ausgeschlossen worden, vierundzwanzig Zuhörer, und liest nun ohne Störung. — Jakob Grimm ist angekommen.

Abends ungeachtet meines Unwohlseins in die Kritikgesellschaft; Henning, Link, Marheineke, Schulze, Zumpt, Dove, Benary, Bopp, Boumann. Mancherlei Förderliches, Unterrichtendes. Hübsche Geschichte vom hiesigen katholischen Probst Brinkmann, der einer katholischen Braut, die einen protestantischen Bräutigam hat, vom Heirathen abräth, und, wenn sie doch durchaus heirathen wolle, ihr vorschlägt, den protestantischen Bräutigam laufen zu lassen, und dafür einen katholischen zu nehmen, er habe grade einen jungen hübschen Katholiken, der ihr gewiß gefallen würde ꝛc.

Berliner Parodie auf das Rheinlied: „Sie sollen ihn nicht haben!"

Wir wollen ihn nicht haben,
Den Herrn von Hassenpflug,
Wenn gleich die Schaar der Raben
Zum Adlernest ihn trug!

Scheinheiliger Geſpiele
Im frommen Knechtlingstreß,
Der Rochow, Stolberg, Thile,
Der Radowitz und Beß.

Den ſtets die Zwingherrn rufen,
Den ſtets das Volk verſchmäht,
Sei auch auf Thronesſtufen
Dein Richterſtuhl erhöht.

Wenn gleich mit Kreuz und Bändern
Man ſchwarz und roth dich ſchmückt,
Du kannſt den Titel ändern,
Uns haſt du nicht berückt.

So lang uns Richter ſchützen,
Durch Muth und Geiſt erhellt,
Und frei im Rathe ſitzen,
Der frei ſein Urtheil fällt;

So lang ſtatt andrer Wehre
Ein Lied iſt unſer Schild,
Gefühl für Recht und Ehre
Uns für Verfaſſung gilt;

Geſchichte wird geſchrieben
Mit unentweihter Kraft,
So lang Ein Mann geblieben
Aus Preußens Ritterſchaft:

So wollen wir nicht haben
Den Herrn von Haß und Fluch,
Den Holland, Heſſen, Schwaben
Verdammt mit Einem Spruch!

Man ſagt, das Gedicht werde heute dem Könige mitgetheilt. Immer gut, daß er es kenne.

Montag, den 14. Dezember 1840.

Der König ſoll ſich auf die Ankunft Auguſt Wilhelm's von Schlegel freuen, weil der ihn beluſtigen wird, mit den geſchminkten Backen, der Spiegeldoſe, den verſchiedenen Perrücken, den koloſſalen Eitelkeiten; eine Art Gundling in unſrer Zeit!

Man ſagt, der König ſoll weniger erzürnt als betroffen ſein über das Gedicht gegen Haſſenpflug, das ihm der Miniſter von Rochow gezeigt hat, ſo wie über manche Zeitungsartikel, die in dieſelbe Richtung einſchlagen. Er ſoll geſagt haben, er ſehe ſich ganz falſch beurtheilt, ſeine Meinung und Abſicht verkannt, man würde ſchon ſehen u. ſ. w.

Heute Nachmittag überkam mich eine eigenthümliche Gedankenreihe, doch dies iſt nicht das rechte Wort, es war ebenſowohl eine Bilderreihe, ich ſchaute die Geſchichte an, die Geſtalt alles Ueberlieferten, und es ſchien mir gar nicht der Mühe werth, das Wahre da herauszuklauben, und ganz verlorene Mühe, das Falſche da eindrängen zu wollen. Die Hauptſache iſt das Sein, das allein beſteht und gilt; ich denke mir dieſes in einer ſichtbaren Wirklichkeit als eigenſtes Selbſt irgendwie dargeſtellt, worüber unſre Gebilde, unſre Scheine, nur wie Wolken wegziehen. Was hilft es mir, mich zu ſchmücken für die Nachwelt, mich in Ruhm und Ehre zu kleiden, werd' ich dadurch im geringſten anders im Weſen, oder iſt das Trugbild irgendwie noch ich? Dieſe Gedanken ſind nicht neu, auch mir nicht, aber die Anſchauung war mir's, und ſetzte mich in angenehmes Erſtaunen wie eine Offenbarung.

„Die großen Phantaſieen, welche man Religionen nennt", ſagt' ich geſtern. Auch: „Ein Künſtler iſt, wer Gedanken als Bilder faßt."

In Tacitus gelesen, in Puschkin; in den Episteln des Paulus. — Briefwechsel Friedrich's des Großen mit Algarotti. — Schulenburg's Beitrag zur Entstehungsgeschichte des Siebenjährigen Krieges.

Die Engländer siegen in Syrien, in China.

Dienstag, den 15. Dezember 1840.

Heute findet in Paris das Leichenbegängniß Napoleon's Statt, gewiß mit großem Lärm, aber ohne Aufruhr.

Ich suche in meinen Biographieen gern größere Stücke aus ältern Schriftstellern einzuschalten, als Proben der Ueberlieferungsweise und Schreibart, welche sich beide meist leicht verbessern ließen, aber dann nicht so ursprünglich ihre Zeit mehr ausdrückten. Ich sehe es für eine Schuldigkeit gegen die Vorgänger an, die meinen Gegenstand früher bearbeitet haben, daß ich etwas von ihnen anbringe, sie in meiner Arbeit nicht erlöschen lasse. Und wenn nun gar etwas gut ausgedrückt schon vorhanden ist, warum es ändern?

Stüve's Vertheidigungsschrift ist in Jena erschienen. Die juristische Form macht sie weniger genießbar, aber dient ihr zum Schutz, man wagt weniger sie zu unterdrücken.

Die Brüder Grimm haben nun zusammen dreitausend Thaler zugesichert bekommen.

Freitag, den 18. Dezember 1840.

Kein Freitag mehr bei Stägemann! Er starb gestern Abend um halb sieben Uhr, nachdem er früher schrecklich

gelitten, zuletzt bewußtlos und ruhig. Mir ſagte es heute Vormittag der General von Rühle; ich ging gleich in das Sterbehaus, ſprach Herrn von Olfers, und ſah die Leiche. Der alte Freund jammerte mich. Was haben wir alles zuſammen erlebt! Vom Jahre 1812 an bis jetzt! Nun iſt er ſtill, ſeine Fröhlichkeit iſt verſtummt, ſein Muth erloſchen. Das Drüben war ihm längſt bevölkerter, als das Hüben; ſeine Eliſabeth, ſeine alten Freunde — er hatte noch Kant und Hippel dazu gezählt —, Hardenberg, Stein, Oelsner, Kieſewetter, Beyme, alle ihm längſt vorangegangen; zuletzt noch der König, das gab ihm den Reſt. Was ſollte er länger hier? Noch einige Sonette mehr machen? Rechte Lebensfreude gab es nicht mehr für ihn. Friede ſei mit ihm!

Abends brachte man mir ein Paket, ſieben Bände von Rotteck, die er mir ſchickt, nebſt ſeinem noch zuletzt an mich diktirten Briefe vom 21. November, voll zärtlicher Verſicherungen. Seine Zuneigung rührt mich tief, und beſonders, daß ich ſeine treue, ſo herzlich geäußerte politiſche Meinung nur ſo wenig erwiedern konnte, auch den Philoſophen und Hiſtoriker in ihm nicht ſo hoch ſtellte, wie er es von mir doch wohl erwarten mußte. Stägemann und Rotteck ſtimmten einſt vortrefflich zuſammen, zuletzt waren ſie entſchiedne politiſche Gegner. Nun ſind ſie beide des Streites überhoben. „Pauvre humanité!“ ſagte Rahel oft mit tiefem Ausdruck, ich glaube der Frau von Stael nach.

Montag, den 21. Dezember 1840.

Stägemann's Beerdigung um acht Uhr früh; ich war zu unwohl, konnte ihr nicht beiwohnen.

Die Beiſetzung der Gebeine Napoleon's in Paris am 15. d. iſt ruhig abgelaufen. Ich hatte es immer vorhergeſagt, das könne kein Tag des Ausbruches ſein.

Ueber den König ſpricht man hin und wieder ſehr ungünſtig. Die Leute ſagen, alle ſeine Thätigkeit bringe nichts hervor, als daß ſie die alte Ordnung verwirre; die Geſchäfte gingen noch ſchwieriger als vorhin. Das Verlangen nach Konſtitution müſſe unter dieſen Umſtänden nur ſtärker werden, ſie werde zuletzt ein unabweisbares Bedürfniß, denn das ſei ein Unbehagen für jederman, nicht recht zu wiſſen, wie man dran ſei. Ich muß doch den König ſehr vertheidigen; er hat wahrlich ſchon viel gethan, und wahre Hauptſachen, deren jede für eine Richtung gelten kann. Eichhorn's Ernennung, Boyen's Herſtellung, Tieck's Begünſtigung, Arndt's und Jahn's Freiſprechung, die Berufung der beiden Grimm, die Amneſtie, die ausgeſprochenen Geſinnungen in Betreff der Preſſe, des Theaters ꝛc. Das ſind ſchon große Dinge, in kaum ſechs Monaten voll Unruhe, Feierlichkeit, Sturm von außen!

Die Leute ſagen auch, der verſtorbene König ſei als ein Wortbrüchiger aus der Welt gegangen, das ſeinem Volke freiwillig und feierlich gegebne Verſprechen einer Konſtitution habe er nicht erfüllt, und Gott habe ihm doch fünfundzwanzig Jahre dazu Zeit gelaſſen!

Mittwoch, den 23. Dezember 1840.

Der König hat eine halbe Stunde nach der empfangenen Nachricht von Stägemann's Tod einige Zeilen an Herrn von Olfers geſchrieben, ungefähr ſo: „Ich beklage und erkenne den Verluſt an Geiſt, Verdienſt und Liebens-

würdigkeit, den das Vaterland und ich in Ihrem theuren Schwiegervater machen. Von meinem innigen Beileid sind Sie beide überzeugt. Gott tröste Ihre Frau."

Man erwartet hier neue Verordnungen in Betreff der Sonntagsfeier, des Kirchenbesuchs, der geistlichen Zucht überhaupt. Göschel soll in diesen Sachen arbeiten.

Die Beliebtheit des Königs schwindet immer mehr; die Anstellung von Hassenpflug war ein arger Mißgriff, die ganze Justiz ist empört. Eben so hassen die Militairs den Herrn von Radowitz, der übrigens durch seine Günstlingschaft ganz schwindlich ist, sich aufbläht und spreizt, und dem man einen baldigen Sturz prophezeiht. Man sagt, er sei der tollste Lügner, so zum Beispiel sei er nie in der École polytechnique gewesen, General von Scharnhorst habe es ihm bewiesen. — Man hat ziemlich allgemein vom Könige die Meinung, er sei weich und schwach, und werde nicht ernstlich durchgreifen, eine schlimme Meinung, die leicht zur Härte nöthigen kann!

Neue Ausfälle des Herrn von Schön in Königsberg für Konstitution und gegen Rochow. Dieser Kampf ist nichts weniger als beigelegt. Es regen sich ernste Unternehmungen. Ich bin sehr besorgt, daß dem Könige noch viel Verdruß von daher kommen wird! Ich fürchte, er ist übel berathen, und sieht nicht alles in seiner Wirklichkeit, sondern in falschem Schein. Offenbar ist die Welt anders, und in dieser Anderheit mächtiger, als er denkt! Falsche Maßregeln, solche, die nicht durchzusetzen sind, die man zurücknehmen muß, werden unendlich schaden. Ich fürchte, ich fürchte! Säh' ich nur mehr ächte Freunde um ihn, Freunde, die sein Heil, nicht ihres wollen! Humboldt und Willisen sind solche; aber wer noch?

Freitag, den 25. Dezember 1840.

Graf von ** spricht mit Heftigkeit seinen tiefen Haß gegen Konstitution aus, aber auch gegen Frömmelei. Er hofft, der König werde den Erwartungen aller ordentlichen Leute entsprechen, und den grundlosen Ruf nach Konstitution völlig zum Schweigen bringen. Der König sei es seinen Unterthanen schuldig, sie vor dieser Pest zu bewahren, und dazu alle ihm verliehene Macht zu gebrauchen. Wenn man seine Milde nicht verstehe, so müsse er drein schlagen, sich als der strenge Gebieter und Herr zeigen, einige von den geistreichen Herren, die ihn umgeben, bei den Beinen aufhängen lassen. Durch solche Reden aufgereizt, erklär' ich, daß ich über die Konstitutionsfrage des Augenblicks wohl sehr bedenklich und eher zum Verneinen geneigt sei, aber im Hintergrunde dieser Frage des Augenblickes entschieden konstitutionell denke, und überzeugt bin, daß auch Preußen, gut oder übel, diese Sache durchmachen müsse. — Ich frage, ob es der König nicht würde als ein großes Unglück empfinden, wenn er statt mit Milde und Großmuth zu regieren, zu herber Strenge würde übergehen müssen? — Graf von ** übt aber schon inmitten seines heftigen Royalismus eine Art Opposition gegen den König, er tadelt nämlich heftig nicht nur die Begünstigung der Frömmler, sondern auch die der Künstler und Gelehrten, und möchte den König vorzugsweise auf das Militair versessen sehen.

Ich sehe es täglich mehr, der König hat einen harten Stand. Ja, er wird streng werden müssen, er wird müssen, ich seh' es ein; streng nach irgend einer Seite, nach irgend einer. — Wie ist es doch schlimm bestellt mit uns!

Wie schimpft man hier auf Herrn von Schön! auf den

Staatsminiſter, Edelmann, Ritter des Schwarzen Adlerordens, als ob er ein Brauer Santerre, ein Schauſpieler Collot d'Herbois wäre! — Und Schön wird in der konſtitutionellen Richtung fortarbeiten, gewiß! aus Ueberzeugung, aus Ehrgeiz und Klugheit, denn er ſieht den unfehlbaren Sieg dieſer Richtung doch voraus, und daß er ſich in der Folgezeit Ehrenſäulen verdient. Herr von Rochow befeindet ihn heftig, allein der König darf ſich das große Dementi nicht geben, daß er Herrn von Schön aus Irrthum ſo erhöht und geehrt habe.

Alle deutſchen Zeitungen ſprechen gegen Frömmelei und Ariſtokratismus, ſprechen die entſchiedenſte Meinung aus, der König werde und wolle nicht den Geiſt der Zeit verkennen, werde und wolle die Preſſe freier machen, die Kirche nicht mit Zwangsmacht ausſtatten.

In Tauler geleſen; in Leſſing; in den Briefen der Frau von Sévigné. — Schriften zur Biographie Schwerin's. Mühſame und oft vergebliche Nachforſchung.

Sonnabend, den 26. December 1840.

In der höchſten Geſellſchaft hier, in der Umgebung des Königs, im Bereiche ſeiner Gunſt, iſt alles hochgeſpannt, und Schmeichelei, Bewunderung, Unterwerfung ſprechen und handeln in übertriebenſter Weiſe, ſo daß der bloß redliche Eifer, die treue Geſinnung und freudige Anerkennung, beſchämt zurückſtehen, und ſich ſogar müſſen verunglimpfen laſſen, wie Cordelia im „Lear". Glücklicherweiſe iſt der König kein Lear, aber Regan und Goneril ſind ihm zur Seite, und doch nicht ohne Einwirkung auf ihn. Der

König will die Preſſe freier machen, liberale Meinungen geſtatten, iſt aber doch bei jeder Aeußerung empfindlich, ja aufgebracht, und es wird an ſolchen Leuten, die dies benutzen um ihn anders zu ſtimmen, nicht fehlen. Ich ſehe klar, daß ich in jenem hohen Kreiſe nicht acht Tage ausdauern könnte; auf die Franzoſen, auf Thiers, muß weidlich geſchimpft, Verfaſſung und Stände mit Haß und Hohn, Adel und Geiſtlichkeit mit unbedingter Verehrung bezeichnet werden. Und jeder Begünſtigte lauert den andern auf, ob ſie vielleicht lau und ſchwach ſind; daher der Wetteifer, die Steigerung.

Die Liberalen ſind im Publikum verlaut, und das dient den Ultras trefflich, den König mehr und mehr auf ihre Seite zu bringen. Reizten die Liberalen den König nicht durch ihren Einſpruch, ſo würden die liberalen Neigungen, die er doch wirklich hat, ihn von ſelbſt den Ultras ablenken, und die Unzufriedenheit dieſer würde dann zur Oppoſition werden. Unſre Ariſtokraten haben ohnehin zu dieſer ſtets große Luſt. Die vornehmſten Männer im Staate verweilen mit Wohlgefallen auf den kleinen Unbeholfenheiten und Irrungen, die ſtets eine neue Regierung begleiten, und angeſehene Militairperſonen äußern mit nachdrücklicher Zuverſicht, der König werde nicht vergeſſen, daß er König von Preußen iſt, das heißt, Beherrſcher eines Staates, der ſich weſentlich auf das Kriegsweſen gründet, und daß eine Vermehrung der Kriegsmacht nöthiger ſei als die der Kunſtſchätze, eine Schwadron Reiter nützlicher als alle Ariadnen, Amazonen u. ſ. w. — Man ſieht aus dergleichen Redensarten, daß eine Faktion vorhanden, die da herrſchen will, und den abſoluten König preiſet, ſo lang er in ihrem Sinn verfährt, ſich aber heftig gegen ihn zu wenden bereit iſt, ſobald er jenes nicht thut. Der Him-

mel gebe dem Könige Kraft, ſtets ſeinen Standpunkt über den Partheien zu behaupten!

Sonntag, den 27. Dezember 1840.

Ein junger Freund ſtellt mich zur Rede, wie es möglich ſei, daß ich mich gegen Konſtitution, ja nur zweifelhaft darüber äußere? Ich erwiedre ihm, ich ſei im Innern vor wie nach entſchieden konſtitutionell, und würde nichts lieber von allem, was mir noch zu erleben möglich ſei, verwirklicht ſehen, als ein preußiſches Parlament, oder auch ein deutſches, wenn es dazu kommen könne. Aber was mich für Preußen und für den gegenwärtigen Zeitpunkt bedenklich mache, das ſei die Rohheit und Bornirtheit derer, in deren Hände jetzt die Sache fallen müßte. Ich glaubte, der gute Augenblick ſei verſäumt, man müſſe ſeine Wiederkehr abwarten, und nicht den ſchlimmen ausbeuten wollen. — Näher befragt über die Rohheit und Bornirtheit, die mich erſchreckt, gab ich Auskunft und Beiſpiele. Es iſt wahr, man könnte die Satisfaktion haben, manchen hochſtehenden Halunken geſtürzt zu ſehen, aber wie theuer wäre dies erkauft, wenn man dafür alle Macht in den Händen von X. Y. Z. ſehen müßte, vor denen ſich zu beugen dann weit härter wäre, als vor der jetzigen Beamtenwelt. Eine Freiheit, wobei vielleicht Börne's Statue errichtet, aber die von Goethe geſtürzt würde, könne ich nicht wünſchen u. ſ. w. Die Beiſpiele machten doch Eindruck. Ich gab übrigens die Verſicherung, daß, wenn etwas Vernünftiges je auf die Bahn gebracht würde, man mich nicht ſäumig finden ſolle; ich hätte ja ſchon vor einundzwanzig Jahren, als ich noch verheirathet und voll

persönlicher Hoffnungen war, im fremden Land und in fremder Sache, meine Gesinnung so dargethan, daß ich darüber alles verloren und meine diplomatische Laufbahn völlig verscherzt habe!

— Armseliges politisches Gewäsch, das ich hier anhören muß, versehnt mich fast mit dem der französischen Blätter. Unsre kleinen Offiziere sind mit ihrer Kriegsbegierde und deren Gründen und Triebfedern nicht viel anders, als die an der Seine. Ein Theil will wenigstens nur auf die Franzosen loschlagen, ein andrer Theil aber auch gar zu gern auf das eigne Volk, wenn es nur mucken sollte! Bewahre der Himmel uns, daß wir dies erfahren müßten! Das Volk droht auch ganz unvernünftig. Und wenn das so fort geht, haben wir bald nur äußerste Partheien, die feste Mitte der Mäßigung löst sich nach beiden Seiten auf.

Es giebt Leute hier, die gradezu sagen, von selbst werde der König freilich keine Konstitution geben, das könne man nicht verlangen, drum aber müsse er gezwungen werden, und das Volk würde das schon thun; um so schneller, wenn es zum Kriege käme! So hoffen beide feindliche Partheien den Krieg, und jede sieht ihren Sieg voraus!

Mein Glück ist, daß ich jetzt nichts mit Staatssachen zu thun habe; in dieser Lage der Dinge find' ich keine Handhabe, an der ich sie fassen könnte; sie müßten erst besser werden, daß ich darin für mich zu thun fände, — oder schlimmer!

Montag, den 28. Dezember 1840.

Den General von Boyen gesprochen; ein vortrefflicher Mann, der noch sehr rüstig ist. Er hat in seinen alten

Tagen eine große Genugthuung, wie Beyme und Wilhelm von Humboldt sie nicht erlebt haben. Ob er noch Kriegsminister werden wird? Ich zweifle.

Donnerstag, den 31. Dezember 1840.

Die neusten Ernennungen in den Staatsrath (Streckfuß und Krosigk) werden mit Unlust aufgenommen, man sagt, sie seien schwächlich und bedeutungslos. Die Ernennung des Herrn von Miltitz aber zum Leiter einer diplomatischen Pflanzschule erweckt lauten Schrei des Staunens und Widerwillens. Man fragt, ob denn dergleichen möglich sei?

1841.

Sonnabend, den 2. Januar 1841.

Es gährt hier eine stets wachsende Unzufriedenheit, die wirklich gefahrvoll zu werden droht. Die alte Beamtenwelt ist dem Könige entschieden feindlich. Der Liberalismus zeigt eine nicht geahndete Verbreitung und Offenheit gegen Aristokratismus und Pietismus. Im Volk ist viel gesunder, kräftiger Sinn, aber auch sehr viel Anlage zum Terrorismus. Dem Könige sagt man vielerlei Uebles nach. Ein bittres Lied ist in Umlauf, wieder eine Parodie von „Sie sollen ihn nicht haben"; es wird gesagt, Wir wollen sie nicht haben, die Könige, welche so und so — und dann werden die von Baiern, Hannover und Preußen bezeichnet! — So schnell nach dem allgemeinen Enthusiasmus, vor dem eine Zeit lang jeder Widerspruch verstummte! — Sei es wie es sei, der Tag würde für Preußen die unglücklichste Wendung sein, der in dem Könige nicht mehr den Vereinigungspunkt aller guten Richtungen zeigen wollte. Ich glaube fest, Preußen bedarf seines Königs, und kann desselben nicht entrathen. Nun, fürerst ist auch wohl keine Noth deßhalb!

Sonntag, den 3. Januar 1841.

Nicht ohne großen Schaden geht es ab, wenn falsche Autoritäten sich verbreiten, schwache, ungenügende, untergeordnete Grundsätze und Muster in einer Nation die Oberhand bekommen, in einer Stadt, in einem Kreise, und den Raum einnehmen, der dem Aechten, Ausreichenden, Ersten gebührt. Auf eine gewisse Zeit kann dies vollkommen gelingen, und ganze Geschlechter können in einer solchen Retardation befangen bleiben. Wir Deutsche haben darin harte Erfahrungen gemacht; welche Krebsschäden waren für uns Gottsched, Kotzebue, selbst Adelung! Wie hat den Engländern ihr Johnson und selbst der treffliche Bacon von Verulam geschadet! Sie können sich von beiden noch jetzt nicht erholen.

Eine solche schlechte, unzulängliche Autorität wird hier jetzt in militairischen Sachen aus Clausewitz gemacht, und gewiß bleibt der Schaden nicht aus! Als die ersten Bände seiner nachgelassenen Schriften erschienen, sagte ich dem General von Rühle mein Urtheil, daß ich ihn äußerst schwach fände, wo die Untersuchung eine geistige sein müßte, und daß er da, wo der Geist nicht sonderlich zu bemühen wäre, den pedantischesten Aufwand davon zu machen strebe; ich glaubte, daß dies Buch, mit allen seinen hohen Ansprüchen, am wenigsten für den Unterricht zu empfehlen sei. Rühle gab mir großentheils Recht, forderte mich aber auf, mein strenges Urtheil nicht zu laut zu sagen; das Buch mache uns doch Ehre, und man müsse ihm und dem Namen des Verfassers nicht schaden, schon um des Auslandes willen, das Achtung vor dem Werke haben solle. Ich ließ die Sache fallen. Seitdem hat sich aber auch erwiesen, daß Clausewitz die Kriegsgeschichte nicht

minder locker und ungenau behandelt hat, als die Kriegslehre, trotz aller logischen Peinlichkeit, die er auf die letztere nutzlos angewandt. Die Sache steht also noch schlimmer, als vorher. Die Autorität hingegen ist in der Zwischenzeit hoch aufgeschwollen, die preußischen Offiziere schwören darauf, und machen es zu einer Ehrensache, daß Clausewitz der beste Schriftsteller über das Kriegswesen sei, ja sie sagen, ein Preuße dürfe als solcher keinen andern Glauben haben, als den an Clausewitz! In solchem Sinne hör' ich öfters reden, und auch der Major von Griesheim, der alle Vorlesungen bei Hegel gehört, und dem ich einen besser geschulten Kopf zugetraut hätte, sprach neulich von diesen Schriften, wie von dem Buche der Bücher! Ich glaube, er sagte es für mich, und meinte es gegen Willisen's Buch! — Nun ja, Willisen wird in seiner Fahrt gar oft auf die Sandbank stoßen, die durch Clausewitz im Strome sich angeschwemmt hat!

Clausewitz hat auch viel Gutes, wer könnte das läugnen? Und wo er von Personen spricht, die er gekannt, von Ereignissen, die er gesehen, da ist er stets von Bedeutung. Nur grade als wissenschaftliche Lehrbücher find' ich seine Schriften schwach. Man sieht auf allen Seiten, daß er sich mit der Logik von Kiesewetter gequält und über die nie hinaus gekommen ist. (Wir hörten beide zusammen die Kiesewetter'schen Vorlesungen, auch Rühle.)

Donnerstag, den 7. Januar 1841.

Ermordung des Bischofs von Ermeland, Doktor von Hatten, in Frauenburg. Großes Entsetzen; die näheren Umstände noch unbekannt. —

Hier iſt noch immer große Aufregung in Betreff des Königs. Die Stadt iſt voll von Erzählungen, Witzworten, Liedern, Zerrbildern. Eine der auffallendſten Geſchichten war im Theater bei Aufführung der „Athalia“, am Sonntage den 3. Man wußte, daß ſie auf Anempfehlung des Königs durch Raupach neu bearbeitet worden, und der König die Aufführung beſtellt habe; auch war der Hof zugegen. Die Stellen vom Beten und Königthum wurden beſonders hervorgehoben, und ſchienen dem Hofe zu gefallen, mißfielen aber dem Publikum. Zum Unglück war die Aufführung ſchlecht, das Ganze höchſt ermüdend, und nun ſuchte man ſich durch Ziſchen und Pochen ſchadlos zu halten. Dieſe Bewegung galt nicht dem Meiſterwerke Racine's, ſondern der Abſicht, die man damit verbunden argwohnt. Der König erhob ſich, und ſtand vor dem Weggehen einen Augenblick an der Brüſtung der Loge, aber das Pochen und Ziſchen dauerte fort; der Prinz von Preußen rief zornig in das Parterre hinab: „Ruhig!“ aber ohne allen Erfolg. Geſtern wurde die Aufführung wiederholt; es war äußerſt leer, aber gepocht und geſchrieen wurde abermals. —

Der König hat eine ſehr ehrerbietige Zuſchrift empfangen, durch die ihm vorgeſtellt wird, wie die Finſterlinge und Frömmler ihm in der Meinung ſchaden, und wie er Gefahr liefe, die Liebe des Volkes zu verlieren. Der König fand die Zuſchrift ſehr gut und meinte, er gäbe zweihundert Friedrichsd'or darum, den Namen des Verfaſſers zu wiſſen. Man rieth auf Marheineke oder den Biſchof Neander. Marheineke iſt es nicht.

Man trägt hier jetzt folgendes Wortſpiel herum: „Der König hat ſich umgeben mit Stahl, Zink-Eiſen, Grimm, Haß- und Fluch.“

Das Unterrichtsministerium will jetzt der Sozietät für wissenschaftliche Kritik die Zensur ihrer „Jahrbücher" übertragen, ein Mitglied der Redaktion soll dieses Amt ausüben; ich soll zum Zensor vorgeschlagen werden!

Freitag, den 8. Januar 1841.

Die heutige „Staatszeitung" erklärt, daß ein sogenanntes Religionsedikt durchaus nicht im Werke sei. Eine Erklärung, welche der Geist des Volks offenbar wider die Neigung des Königs ihm abgedrungen! Die Erklärung ist so abgefaßt, daß sie sogar zuzugeben scheint, ein solches Edikt würde etwas Schlimmes sein. —

Der König erweckt mir wahrhaft Sorge und Bedauern. Ich höre persönlich nur Gutes von ihm, die redlichste Absicht, den besten Eifer. Aber politisch erscheint er mir schwankend und rathlos, von Leuten umgeben, die hauptsächlich nur sich wollen, in extremen Meinungen leben, und nur in diesen sich behaupten. — Man arbeitet eifrigst daran Herrn von Schön zu stürzen und auch Herrn Minister Eichhorn, der den Ultras ein Dorn im Auge ist. Humboldt ist auch das Ziel geheimer Angriffe, und er selber des erfolglosen Kampfes herzlich müde. —

Man führt aus Suetonius die Stelle mit Bedeutung an: „Omnes ordines subinde, ac memoriter, salutavit. Agenti senatui gratias, respondit: Quum meruero." (Ner. c. 10.)

Ich habe mich in des alten Gellert Schriften wieder umgesehen, und den Roman „Die schwedische Gräfin" gelesen; da findet sich denn gleich Inceſt und Bigamie, und all der Greuel, von dem die dummen Leute thun, als hätten erst heute Balzac und Victor Hugo solche Romanstoffe gewählt! So thun sie auch öfters, als sei es seit

gestern erst Mode, Briefwechsel drucken zu lassen; sie mögen den Gellert'schen einmal ansehen, in welchem übrigens sehr Schätzenswerthes zu finden ist, zum Beispiel eine vortreffliche Schilderung der Person Laudon's. Mir war das Durchgehen dieses alten Autors wirklich zur Belehrung, auch in Betreff der Sprache und Schreibart. Gervinus handelt sehr gut von ihm, aus frischer, genauer Kenntniß.

Der Fürst von Wittgenstein hat einmal vor mehreren Jahren zum damaligen Kronprinzen gesagt: „Wenn Ew. Königliche Hoheit einst an die Regierung kommen, können Sie nichts Besseres thun, als wenn Sie den Krauseneck und den Eichhorn als Landesverräther geradezu wegjagen!" Beide hatten, jeder in seinem Amtskreise, der unbedingten Hingebung an Oesterreich entgegengearbeitet.

Sonntag, den 10. Januar 1841.

Gestern Besuch von Herrn von Bakunin; merkwürdige Erzählungen aus Rußland. Ein rechtschaffener junger Mann, von edlem Geist! —

Ein Hauptgrund, jetzt lieber keine Konstitution zu wollen, ist mir freilich der, daß, nach meiner Kenntniß der Personen, in diesem Augenblicke doch nur ein aristokratisches Machwerk hervorgehen könnte, das wieder umzustoßen einst harte Kämpfe kosten müßte. Etwas Tüchtiges, Zureichendes, Gescheidtes, können wir in dieser Richtung jetzt nicht hoffen; schon Rußland und Oesterreich hindern das. Und wer dürfte anzurathen wagen, diese Bande frischweg zu zerreißen?

Andrerseits aber verleiden mir auch die Menschen, denen die Konstitution zuerst in die Hände fiele, um darin zu

wirken, jeden Gedanken an ihre Herbeiziehung. Rohe, ſchneidende Meinungen würden ſich mit ihr bewaffnen, gemeine, beſchränkte Geſichtspunkte würden vorherrſchen, — mich ſchaudert, wenn ich mir die Leute anſehe, denen vermuthlich bei Preßfreiheit und Konſtitution das Uebergewicht beſchieden wäre.

Saint-Simoniſtiſche Anordnungen wären mir freilich lieber, als konſtitutionelle; aber auch dieſe wären mir hochwillkommen, dürft' ich wahre, ächte jetzt hier hoffen, von guter Stimmung und Einſicht aufgenommene, erfüllte!

Dienstag, den 12. Januar 1841.

Beſuch bei General von Krauſeneck, zweiſtündige Unterredung. Er bekennt ſich als einen Liberalen und Rationaliſten, und ſagt, beides mache bei dem Könige keinen Anſtoß; überhaupt preiſt er den König ungemein, und mit guten Gründen und Belegen. Er will, daß ich dem Könige näher trete, und meint, der würde es gern ſehen, er liebe freie Aeußerungen, und nehme ſie freundlich auf. Er ſagt, es ſei meine Pflicht, einem ſo wohlmeinenden und doch ſo viel bedrängten und verkannten Monarchen meine Talente zu widmen, und beſonders auch als Schriftſteller für ihn zu wirken. Wir beſprechen Sachen und Perſonen mit größter Offenheit. Adel, Orden, Bürgerthum, Konſtitution ꝛc. (Krauſeneck macht von dem ihm mit dem Schwarzen Adlerorden beigelegten Adel keinen Gebrauch. Der Oberpräſident Flottwell hat die Erhebung in den Adelſtand abgelehnt.) —

Der König hat zu jemanden geſagt: „Haben Sie je gedacht, daß ich ein Pietiſt wäre? Mir iſt dieſer Ge-

danke ganz neu, ich begreife gar nicht die Möglichkeit, das von mir zu sagen!"

Ferner hat er gesagt: er habe nicht die Absicht, den Berlinern ihre Sonntagsfreuden zu verringern, im Gegentheil, eher vermehren wolle er sie, er sei ja selbst gern lustig u. s. w.

Man sagt, die Bearbeitung der „Athalia" rühre vom Könige selber her, er habe noch als Kronprinz in Mußestunden diesen Versuch gemacht. Bei der ersten Vorstellung hat er am Schlusse einige Minuten lang an der Brüstung der Loge gestanden, und mit zornigen Blicken nach der lärmenden Galerie geblickt, dem übrigen Publikum gleichsam andeutend, daß nur der Pöbel den Werth des Stücks verkenne. —

Im Volk hat die neuliche Erklärung der „Staatszeitung" nichts verfangen; man mißtraut dem Könige, man fürchtet seine Rathgeber, man ist gegen ihn. Schade, schade! es waren so gute Anfänge!

Freitag, den 22. Januar 1841.

Prächtiges Wort von Geheimerath Böckh, als die Rede davon war, den englischen Sonntag hier einzuführen: „O damit können wir sehr zufrieden sein, wenn wir nur auch die sechs englischen Wochentage bekommen!" —

Ernennungen: Herr von Miltitz zum Aide-Maitre de Cérémonie; Geheimerath Kortüm zum einstweiligen Verwalter der Königlichen Bibliothek. Der Oberst von Martens soll nächstens als Gesandter nach Lissabon abgehen. —

Hier verbreitet sich in allen Klassen immer mehr Unzufriedenheit, Mißbehagen, Schwanken; besonders ist in

den Beamten eine große Entmuthigung ſichtbar. Ueber den Miniſter Eichhorn wird ſchrecklich geklagt, er ſei die Schlauheit ſelbſt, aber auch die Zaghaftigkeit, und werde es gewiß nicht lange treiben. — Die Königin ſoll vielen Einfluß haben, oder eigentlich die Oberhofmeiſterin Gräfin von Reede, ohne Leidenſchaft, nach perſönlicher Zuſtändigkeit. — Allgemein beſchuldigt man den König großer Schwäche. —

Es war früher beſchloſſen, dieſen Winter ſolle bei Hof nicht getanzt werden, und der König wollte gar nicht in Berlin bleiben; ſeit dem unangenehmen Lärm über die Abſicht, kopfhängeriſche Kirchenſtrenge hier einzuführen, iſt aber nun bei Hofe wöchentlich Ball, um den Berlinern zu zeigen, daß man weltlich geſinnt ſei. Wenigſtens legt das Publikum die Sache jetzt ſo aus. —

Man fürchtet entſetzlich die nächſten Provinzialſtände; ſie werden in allen Provinzen diesmal zugleich Statt haben, es ſoll unmöglich ſein, dies abzuändern; der Miniſter von Rochow ſoll nicht gewagt haben, dazu einen Vorſchlag zu machen. Man fürchtet, daß ſogar die märkiſchen Stände von Konſtitution reden werden.

Ein Blatt des „Telegraphen“ iſt in allen Kaffeehäuſern von der Polizei aufgeſucht und weggenommen worden; es ſtand darin ein Räthſel, ein Vater habe ſeinen Kindern wegen guten Betragens ein Goldſtück verſprochen, da ſie aber noch zu klein waren, ihnen unterdeß Rechenpfennige gegeben, nachher, als ſie herangewachſen, hätten ſie den Vater erinnert, der ihnen aber geantwortet, ſie wären ja ſchon abgefunden u. ſ. w. — Herr Miniſter von Schön läßt eine lithographirte Schrift umlaufen, „Woher? und wohin?“ betitelt, die ganz im konſtitutionellen Sinn iſt. —

Ein Volkswitz: zwei Bürger vor einem Bildnißladen betrachten das Bild des vorigen und das des jetzigen Königs: „Zwei selige Könige!“ sagt der eine. — „Was soll das heißen?“ fragt der Andre. — „Ei nun!“ versetzt der Erste, „jener ist der hochselige, und der ist der redselige.“

Sonnabend, den 23. Januar 1841.

Ich werde gefragt, ob ich denn nicht mehr so konstitutionell gesinnt sei, wie ehmals? Ich antworte, o ja, im Wesen vollkommen so wie sonst; aber in der Anwendung auf die Zeitumstände müsse ich für Preußen jetzt große Zweifel haben. Aussicht eines Krieges mit Frankreich, an den ich zwar wenig glaube, dessen Möglichkeit ich aber doch nicht abläugnen kann. Neue Regierung, noch nicht völlig eingerichtet, in kaum begonnener Entwicklung. Veränderte Stimmung und Forderung. Dies sind wichtige Momente, besonders das Letztere. Hätten wir 1816 oder 1817 eine Konstitution bekommen, so wäre alles mäßig einhergegangen. Frankreich und England waren konstitutionell weit hinter dem zurück, was sie jetzt sind, Rußland hingegen weiter vor als jetzt; wir liegen jetzt viel heftigern Zuckungen ausgesetzt, da von Westen die fortreißenden Kräfte so viel stärker geworden, von Osten die zurückhaltenden. Wir wären damals in ein gelindes 1789 gerathen, jetzt müssen wir fast in ein heftiges 1793 fallen. Ich wäre mit Mirabeau, mit Lafayette gegangen; mit Robespierre und Saint-Just nicht. Freilich ist es die Schuld der Regierung, daß die Verhältnisse so viel schlimmer sind, die Zögerungen erscheinen jetzt als Versäumnisse; aber gleichviel! die Verhältnisse sind einmal so schlimm,

und ich kann mit gutem Gewissen, auf diese Zeitumstände keine konstitutionelle Bewegung gründen wollen. In jener früheren Zeit wäre ich mit Wilhelm von Humboldt, Stein, Beyme, Altenstein, Stägemann, Gruner, Oelsner, Ludwig Wieland, Weitzel, Eichhorn, Schleiermacher, und vielen Aehnlichen gewesen; mit wem sollt' ich jetzt sein? Mit der unwissenden, rohen Menge? mit der überdreisten, erfahrungslosen Jugend, die das Wort in den Tageblättern führt? Wie häufig muß ich Unsinn und Frevel anhören, der mich froh sein läßt, daß solcherlei noch nicht in Schrift und Wort mächtig werden kann! — Diese Betrachtungen sind es, denen ich folge. Deßhalb vermag ich im Augenblicke nicht einzustimmen in den unbestimmten Ruf nach Konstitution, nach Reichsständen. Ueberdies möcht' ich dem Könige Zeit gelassen sehn, sich zu entwickeln und einzurichten. Er meint es gewiß vortrefflich, er hat große geistige Gaben, sehen wir doch erst, was er leisten wird, welche Gestalt seine Regierung annimmt. Die jetzige Verstimmung kann noch nichts entscheiden, das Gewölk zieht vielleicht vorüber, und der Tag steht als ein heitrer und segenvoller da. Ich möchte es dem Könige nicht zu Leide thun, jetzt von Konstitution zu reden; aber wenn nicht dafür, so auch gewiß nicht dagegen; gar nicht, ist für den König am besten. —

Hielten mich nicht jene Betrachtungen zurück, und dann auch die Rücksicht auf mich selbst, meine verminderten Kräfte, meine alternden Jahre, so wäre ich gern bereit, ich läugne es nicht, der konstitutionellen Sache in Preußen den Rest meines Lebens zu widmen. Keine Gefahr, kein persönliches Mißgeschick dürfte mich schrecken. Ohne Frau und ohne Kinder bin ich bei meinem Thun und Lassen allein betheiligt; Haß und Verfolgung, Bann, Verlust des

Einkommens und Vermögens, Gefängniß sogar, — was machte mir das? Und welch hoher Ehrgeiz, am Ende meines Lebens noch diese vaterländische Bahn zu durchlaufen, den Namen in der Welt berühmt zu machen! Die Lockung ist wahrlich nicht gering! — Und ich weiß, ich könnte viel thun, ausrichten und anregen, außerordentlich viel! Es fehlt an einem Vertreter, der die Brücke hinter sich abwirft, und mit Geschicklichkeit, Maaß, Klugheit — ich darf mir diese beilegen — die Meinungen zu führen unternimmt, sich an die Oeffentlichkeit wendet, Verbindungen knüpft! Alles das könnte mir sehr gelingen, und die Gegner würden sich besinnen, ehe sie brutal gegen mich verführen, und thäten sie's, nun so wäre meine Stellung nur um so größer! — Für 1789, ja! Für 1793, um keinen Preis! —

Nein, liebe Freunde! still und gelassen! Schweigen und Harren! —

Tönt die Sturmglocke, lodern Flammen empor, ja dann ist's wieder ein anderes, dann gilt es einzugreifen! Aber noch tönen nur Schellen, noch flackern bloß Lichter.

Donnerstag, den 28. Januar 1841.

In der Kritikgesellschaft; Henning, Marheineke, Schulze, Schultz, Dove, Benary. Neue Schwierigkeiten wegen unsrer Zensur; der gemachte Vorschlag, daß ich den „Jahrbüchern" das imprimatur geben soll, scheint den Ministern zu mißfallen, und Herr von Stein muß daher sagen, Herr von Henning habe ihn bei seinen im Namen des Ministers Eichhorn gemachten Eröffnungen wohl nicht richtig verstanden. Dummes Zeug! Wenn die Herren nicht wol-

len, ſo mögen ſie's bleiben laſſen. Aber wir werden's auch bleiben laſſen, und bei der erſten Zenſur-Dummheit die „Jahrbücher" aufgeben. Hol' der Teufel alle die Halbheiten! —

Der König hat der katholiſchen Geiſtlichkeit den freien Verkehr mit dem Pabſt erlaubt. Bis jetzt hat nur Belgien dies gethan. Die Sache iſt wohl unſchädlich, und an ſich zu billigen, ſie erſcheint aber vor der Welt als Schwäche, und — ſetzen Andre hinzu — geſchieht auch wirklich aus Schwäche. —

Oeffentliche Sitzung der Akademie der Wiſſenſchaften heute; Friedrich von Raumer las eine Abhandlung, worin vorkam, die Theologen von Upſala hätten ein Verbot der Philoſophie des Descartes nachgeſucht. Der König wohnte der Sitzung bei; er mußte nothwendig an ſeine Theologen denken, die ein Verbot der Hegel'ſchen Philoſophie wünſchen.

Sonnabend, den 13. Februar 1841.

Spontini's Brief an die Redaktion der „Zeitung für die elegante Welt" macht übles Aufſehen, nicht nur die Behörden ſind erbittert, ſondern auch das Publikum, wiewohl daſſelbe bei dieſem Streit eigentlich nicht betheiligt iſt. Man ſagt, er dürfe jetzt nicht wagen, eine Opernaufführung zu leiten, er würde, ſo wie er in das Orcheſter käme, ausgepocht werden. —

Der verſtorbene König hat einen ſtarken Stoß von Papieren hinterlaſſen, die alle von ſeiner Hand geſchrieben, und ein Vermächtniß von Grundſätzen und Aufſchluſſen über Regierungsgegenſtände für ſeinen Sohn, zum Theil

auch für ſpätere Nachfolger enthalten. Ueber die von Preußen zu befolgende Richtſchnur in Betreff Oeſterreichs, Rußlands, des Deutſchen Bundes u. ſ. w. giebt er mancherlei Rathſchläge, über die Behandlung der Religionsſachen, beſonders der katholiſchen, auch über die ſogenannte Konſtitution, die Verordnung vom 22. Mai 1815, Aufſchlüſſe und Anweiſungen, wie es damit zu halten. Dieſe Papiere hatten die beiden Miniſter, Fürſt von Wittgenſtein und Graf von Lottum, in Verwahrung, mit dem Auftrage, ſie dem neuen Könige zu übergeben. Im erſten Augenblicke hatten die Bewahrer und der Empfänger etwas außer Acht gelaſſen, daß dieſes Staatsgeheimniſſe ſeien, von deren Daſein niemand zu wiſſen brauche, und es verlautete allerlei davon. Jetzt will niemand mehr dieſe Papiere kennen, der Fürſt von Wittgenſtein will nie dergleichen geſprochen haben, er weiß von keinem Auftrage u. ſ. w. (Sie ſind dem Prinzen von Preußen zugeſtellt worden.)

Sonntag, den 14. Februar 1841.

Was muß der König alles über ſich ergehen laſſen! nicht nur Tadel, ſondern rohen, hämiſchen Tadel, ſchonungsloſe Gehäſſigkeit, boshaften Mißverſtand, abſichtliche Verläumdung! Und im Grunde geht es jedem ſo, der in irgend einer Art ausgezeichnet ſteht, oder ſonſt bedeutend iſt. Was hat nicht Goethe in ſeinen alten Jahren alles erleiden müſſen von der umgebenden Gemeinheit, Eiferſucht, Verkehrtheit und Dummheit! Sein Ruhm, ſein Alter, ſeine ehrfurchtgebietende Stellung, haben ihm nichts erſparen können, im Gegentheil die Widrigkeiten herbei-

gezogen. Wie erging es Hegel'n, wie jetzt Tieck! Wie ſchimpfen die Leute voll Unverſtand und Gehäſſigkeit auf jeden Mann im Amte! Es iſt ein Krieg Aller gegen Alle, ein Mittelalter voll Fehden und Gewaltthaten, mitten im Frieden! Ich glaube ſogar, der lange Friedenszuſtand iſt ſchuld, daß die feindlichen Elemente, die ſonſt im Felde Tod und Wunden zu geben haben, ſich auf die bürgerlichen und litterariſchen Verhältniſſe werfen, und da ihren Grimm auslaſſen. Dabei fühlt jeder ſeinen bekommenen Zuſtand, ſeine Gebundenheit, ſein gereiztes Mißbehagen, und macht ſich Luft, wo und wie er eben kann, natürlich am ſeltenſten da, wo er am liebſten möchte, am meiſten da, wo es ihm nicht hilft, und wo er daher nutzlos leidenſchaftlich iſt. Als letzte Zuflucht dienen die armen Schauſpieler, und andre Künſtler, und Schriftſteller. Es iſt ein Jammer, wie jeder Menſch, und jede Handlung und jedes Spiel nur da zu ſein ſcheint, um zerlegt, beſchmutzt und zerfetzt zu werden! — Ich halte dieſen Zuſtand bei uns für ein Erzeugniß der zu wenigen Freiheit, nicht der zu vielen. Denn jene iſt es, die mißbehaglich, unſicher und grimmig macht. Aber dieſer Zuſtand — den die Regierung ſchwer fühlt — macht es nun ungemein ſchwierig, mehr Freiheit zu geben. Was würde bei völliger Preßfreiheit für eine Fluth von Schlammwaſſer hervorbrechen! Man hat zu lange gewartet. Und doch bleibt jetzt nichts übrig, als das Verſäumte nachzuholen; man muß etwas thun, man muß mehr Freiheit geben, wenn man nicht in immer größeres Mißverhältniß ſinken will.

Montag, den 15. Februar 1841.

Der Minister Graf von Lottum ist gestern Nachmittag gestorben, sanft eingeschlafen, vierundsiebzig Jahr alt.

Am Hofe herrscht besonders die Oberhofmeisterin Gräfin von Reede, und durch sie gestützt nimmt sich Herr von Miltitz viel heraus; bis zur größten Grobheit geht es, wie er die Damen behandelt. Die alte Gräfin von Reede soll ganz wie verliebt in den alten Sünder sein, der von jeher die Rolle wählte, alten Weibern die Kour zu machen. — — Man fürchtet, daß die Alte-Weiber-Herrschaft hier sehr um sich greifen und viel Uebel anstiften könnte; Aristokratie, Pietismus, und Kamarilla! Das wäre eine schöne Mischung! Ja, so viel ist gewiß, klar und fest sehen die Dinge hier nicht aus, sondern trüb' und schwankend; die Fäden der Regierung sind nicht straffer geworden, im Gegentheil, und Ehrfurcht fehlt ganz, fast auch schon die Furcht. Wie frei und kühn die Sache des Volks ihr Wort giebt, sieht man unter andern an dem einen kleinen Beispiel, daß die Vossische Zeitung ernstlich rügen durfte, die unanständigen Störungen und Gemeinheiten, die auf der neulichen Redoute vorgegangen, seien von Leuten der höheren Stände, die sich für gebildet ausgäben, verursacht worden.

Die Gräfin d'Oultremont ist hier angekommen, und wird nun doch die Gemahlin des Königs der Niederlande, der als Graf von Nassau hier lebt.

Der König soll sich seit vierzehn Tagen nicht entschließen können, wen er zum Kriegsminister machen soll. Viele glauben, er werde den General von Boyen dazu wählen. Die Ultras arbeiten sehr dagegen, einen Liberalen auf diesem wichtigen Posten zu sehen.

Die „Staatszeitung“ nennt die Landtagskommiſſarien und Landtagsmarſchälle für die nahen Provinziallandtage. Herr Staatsminiſter von Schön iſt unter den erſtern. Man ſoll jetzt ſo ziemlich vorgearbeitet haben, daß kein Begehren nach Reichsſtänden laut werden könne; nur in Weſtphalen und am Rhein fürchtet man noch etwas.

Spontini iſt nun wegen ſeines Briefes in den Zeitungen, den man als eine Beleidigung des Königs nehmen will, zur Unterſuchung gezogen, und von dem Kriminaldirektor Dambach mehrere Stunden lang verhört worden.

Das ſind einmal Nachrichten aus der Welt, der kleinen und großen, von Berlin! Wohl dem, den ſie nicht direkt angehen! Ich fühle den ganzen Werth meiner Zurückgezogenheit! — Wie ruhig und erbaut las ich heute früh in Goethe's „Italien“! Wie ſtill betrachtend ging ich Nachmittags in meinen Zimmern auf und ab, Leben und Geſchick erwägend, die Geſchichte, die Bewegungen der Zeit mir vorführend!

Schelling ſoll wirklich hieherberufen ſein, mit fünftauſend Thalern Gehalt. Der vernichtet ſeinen Freund Steffens, wie die Brüder Grimm ihren Freund Lachmann vernichten. — Cornelius ſoll ſchon unterweges ſein.

Sonntag, den 21. Februar 1841.

Zwei Kabinetsordres des Königs, wegen des neulichen Unfugs auf der Redoute, das Militair wird freigeſprochen, die Polizei wird geſcholten. Das wird üblen Eindruck machen!

Montag, den 22. Februar 1841.

Flugschrift aus Königsberg in Preußen datirt, aber in Mannheim bei Hoff gedruckt, worin die Nothwendigkeit und das Recht, daß das Volk durch Reichsstände vertreten werde, dargethan werden soll. Diese große Frage ruht nicht, und wird nicht ruhen! Die aristokratischen Beamten zittern bei dem Gedanken, der König möchte solchen Anforderungen nachgeben, und der Hof — die Prinzen an der Spitze — soll alles aufbieten, ihn gegen diese Seite hin zu verhärten, zu erbittern; allein, wohlkundige Männer meinen, er sei schon von selbst abgeneigt genug, und habe nicht die geringste Lust, Reichsstände einzuführen.

Dienstag, den 23. Februar 1841.

Die Königlichen Kabinetsordres in Betreff des Unfugs auf der Redoute sollen doch ganz anders klingen, als man vorgeben gewollt. Der König spricht seinen ganzen Unwillen aus, und befiehlt die schärfste Untersuchung. Im Publikum ist man überzeugt, daß schon die Vorkehrungen getroffen sind um alles zu vertuschen, allein man hält auch die Ueberzeugung fest, daß Offiziere unter der Maske Prügel bekommen haben. Mehrere Offiziere werden versetzt werden, sagt man. Den Grafen von *, ** und mehreren Andern soll vorläufig der Hof verboten sein. Man behauptet, der Prinz — sei einer der Anstifter des Unfugs gewesen. Ein Prinz von — soll hart mitgenommen sein. — Die ganze Geschichte ist abscheulich!

Der Antistes Hurter in Schaffhausen erklärt in der „Allgemeinen Zeitung" den hiesigen Professor Hengstenberg, Herausgeber der „Evangelischen Kirchenzeitung", für einen

* Pückler
** Bunsen

„Afterredner, Lügner und Verläumder, trotz seines im Munde geführten Christenthums“ u. s. w. Er hatte auf die andringende Frage, wer der Verfasser eines gegen Hurter gerichteten Aufsatzes sei, sich selbst dafür ausgegeben, um den rechten nicht zu verrathen.

Dr. Mundt will Berlin verlassen, weil ihm hier alle Gerechtigkeit verweigert wird, und will in Dresden wohnen. Jederman, auch der Minister von Rochow selber, sagt, daß die Art, wie gegen Mundt's Namen die Zensur ausgeübt wird, eine Ungerechtigkeit und ein Unsinn ist, aber niemand hilft ihm, und die nichtswürdige Anstiftung, die von dem Erzschuft Tzschoppe ausgegangen ist, dauert noch immer fort!

Carlyle's „Chartism“ gelesen; eine Schrift, in der ein lebendiges Herz schlägt, ein kräftiger, heißer Antheil an den Leiden der arbeitenden untern Klassen, und eine scharfe Einsicht in die Mißverhältnisse der geselligen Ordnung. Ganz Saint-Simonistisch!

Mittwoch, den 24. Februar 1841.

Gedanken der Zurückziehung von allem Umgang; Einsiedlerleben in Berlin, ohne Garten schwer durchzuführen. Gute Stimmung haben, eine Hauptsache! Sich der eignen Thätigkeit freuen, nicht an der fremden ärgern! — Wo ist der Raum, in welchem man sich frank und frei bewegen, wo der Pfad, den man sicher gehen kann? Alles ist verschoben, gesperrt, zerrissen. Es ist keine Freude im Oeffentlichen noch im Privaten zu finden. Ungeduldig und peinvoll verlangt alles nach neuen Stützen und Reizen

des Daſeins, das alte ererbte Leben will nicht mehr vorhalten!

Dienstag, den 2. März 1841.

Die Provinzialſtände ſind eröffnet, die „Staatszeitung“ enthält die vom Könige deßfalls erlaſſenen Eröffnungsdekrete. Sie ſind in dem erregten, herzlichen, perſönlichen Tone der Huldigungsreden abgefaßt. Ich läugne die Wirkung dieſer affektvollen Sprache nicht, ſie rührt mich, und durchdringt mich mit der Ueberzeugung von dem guten Willen deſſen, der ſo ſpricht. Aber ich bin beſorgt, ob und wie denn eine ſolche Sprache ſich fortſetzen, behaupten laſſe? und mich dünkt, die Staatsangelegenheiten forderten eine andre! — Die Vergünſtigungen, welche der König gewährt, die Erweiterung, die er dem ſtändiſchen Weſen zugeſteht, ſind unbedeutend; ſie befriedigen nicht, und wenn der König nichts Großes und Ganzes thun, nicht Reichsſtände verkündigen wollte, ſo hätte er beſſer gethan, die Sachen lediglich beim Alten zu laſſen, und nicht das Mindeſte zu bewilligen. Denn was wird jetzt geſchehen? Man wird weiter fordern und ſtärker, wenn auch nicht ſogleich; und innerhalb eines gewiſſen Zeitraums wird der König genöthigt ſein, entweder Reichsſtände zu geben, oder auch die Provinzialſtände wieder zu vernichten. Seltſam, aber richtig, daß dieſe letztern, welche man erſchuf, um ſtatt der Reichsſtände zu gelten, grade das wo nicht einzige, doch wirkſamſte Organ ſind, um die Reichsſtände zu fordern. — Sehr unbequem fiel in dieſen Zeitpunkt die Flugſchrift: „Vier Fragen beantwortet von einem Oſtpreußen“ (Mannheim, bei Hoff), welche in aller Kürze eine Inſtruktion

und ein Zeughaus für die konſtitutionelle Oppoſition enthält; dieſe Bündigkeit und Schärfe iſt nicht mit gemüthlichen Worten abzufinden! Hunderte von Abdrücken waren ſchon verkauft, als die Polizei begann den weiteren Verkauf zu unterſagen. Man ſagt, Herr von Rochow habe erfahren und verhindert, daß die Schrift in Leipzig herauskommen könnte; was hilft das? ſie ging etwas weiter, und kam von etwas weiter her zurück!

Der König ſoll das Abſchiedsgeſuch des alten Grafen von Pourtalès nicht angenommen, auch dem Sohne den Kammerherrnſchlüſſel, den dieſer eingeſandt hatte, wieder zurückgeſchickt haben, mit dem Bedeuten, die Sache beruhe auf Mißverſtändniſſen. Der Adel iſt im Allgemeinen ſehr aufgebracht, und äußert ſein Mißfallen, vom Könige nicht günſtiger behandelt und vertreten zu ſein. Der Bürgerſtand läßt dem guten Willen des Königs Gerechtigkeit widerfahren, iſt aber nicht wenig erzürnt über den Zuſtand, der doch in allen dieſen Dingen als der ſichtbar herrſchende zu erkennen iſt. „Freilich bringt die Unterſuchung nichts heraus! aber wären ſtatt Prinzen, Grafen und Offizieren etwa Studenten beſchuldigt geweſen, da würde ſie ſchon was herausbringen.“ Die Freiſprechung des Grafen von Cardigan durch das engliſche Oberhaus trifft mit unſern Klagen ſpannend zuſammen.

General von Boyen iſt zum Kriegsminiſter ernannt.

Freitag, den 5. März 1841.

Geſtern kam Bettina von Arnim zu mir, und trank Thee, blieb bis gegen elf Uhr. Sie hatte mir viel zu erzählen, war beſonnen und verſtändig, und ließ auch vieles

gelten, was ich ihr entgegnete. Sie iſt entzückt, wie auch ihre Töchter, von Werder's Trauerſpiel „Columbus“, das ſie ſich vorgeſtern von ihm vorleſen ließ. Sie iſt höchſt unzufrieden mit der Regierung, mit allen Perſonen, die obenan ſind, mit allen Sachen, die geſchehen. Sie dringt auf Konſtitution, auf Preßfreiheit, verwirft die Hofetikette. Den Miniſter Eichhorn hält ſie für gänzlich ſchwach, er habe ſich in früheren Mühſalen erſchöpft, er ſei jetzt gar nichts mehr; es fehle nur noch, daß ihr Schwager Savigny auch ein ſolches Beiſpiel gebe, wie man mit allem Verdienſte der Vergangenheit für die Gegenwart nur noch eine Nullität ſein könne!

Adreſſe von Königsberger Notabeln an die Provinzialſtände, die bedrohten Rechte des Landes zu wahren.

Der Verfaſſer der „Vier Fragen“ ſoll ein Mediziner in Königsberg ſein, Namens Jacoby, der auch dem Könige ſich bei Einſendung ſeiner Schrift offen genannt haben ſoll. Der König hat befohlen, daß dem Verfaſſer keine Anfechtung geſchehen ſoll.

Sonnabend, den 6. März 1841.

Der König entgeht der Alternative nicht mehr, entweder muß er künftig Reichsſtände berufen, oder die Provinzialſtände aufheben! Dies ſcheint der unvermeidliche Schickſalsſpruch, der ſeine Regierung begleitet. — „Er hat kein andres Abſehn“, ſagt ein Hofmann, „als der Abgott des Volkes zu ſein, dafür wird er alles thun, und wir werden Mühe haben, ihn von Konſtitution zurückzuhalten, wenn er ſie erſt wirklich allgemein begehrt ſieht.“ — Ich denke im

Gegentheil, er wird in diesem Punkte so nachgiebig nicht sein.

Montag, den 8. März 1841.

Purkinje hat mir seine böhmische Uebersetzung der Schiller'schen Gedichte überschickt, durch Herrn Dr. Cybulski, einen jungen polnischen Gelehrten, der die sämmtlichen slavischen Sprachen studirt hat. Mich freuen diese Bestrebungen, denen sich unendliches Gute verknüpft.

** besuchte mich, und vertraute mir merkwürdige Aeußerungen des Prinzen von Preußen in Betreff des Redouten-Unfugs. — Das Militair ist sehr betroffen über die Dreistigkeit der öffentlichen Blätter, und erbittert gegen die Zensur, die alles durchläßt. Die Offiziere bemühen sich, Widerlegungen und Berichtigungen zu veranlassen. Es ist wahr, die Untersuchung hat nichts ergeben, was Grund lieferte, daß ein Offizier den Abschied empfinge oder begehrte, allein die Leute glauben nur genau, daß eben die Untersuchung nichts ergeben hat!

Nekrolog des Ministers Grafen von Lottum, verfaßt von Streckfuß; man findet ihn matt und gering, ohne Würze und Frische. Ich finde, daß er wirklich ein Bild des Verstorbenen giebt.

Mit Herrn von Henning verabredet, wie dem armen Gries in Hamburg zu einer mäßigen Jahressumme vom Könige zu verhelfen sein möchte. Es ist Hoffnung des Gelingens vorhanden.

Einzige Begebenheit der nächtlichen Verschüttung des Hafens von Biberich durch mehr als hundert Steinschiffe, welche bei Mainz unter der Angabe, sie führten Steine

nach Köln für den Dombau, ungehindert vorüberfuhren. Es iſt nicht zu bezweifeln, daß heſſen-darmſtädtiſche Behörden den Streich verübt. Die Uferſtaaten des Rheins haben von jeher ſolche gewaltſame Selbſthülfe gegen Nachbaren verübt; ich erinnere mich aus meiner Kindheit, daß öfters bei Nacht mit größtem Geheimniß Hunderte von Bauern im Kurkölniſchen aufgeboten wurden, um auf der bergiſchen Seite Faſchinenbaue zu zerſtören, und umgekehrt. Man wußte den Hergang, aber nie wurde ein Beweis möglich. Das bei Biberich Geſchehene übertrifft aber alles, was jemals in dieſer Art vorgefallen iſt.

Donnerstag, den 11. März 1841.

Schöne Mittagsſonne; in wärmſter Frühlingsluft geſtern und heute auf der Sonnenſeite der Linden ſpaziren gegangen, anderthalb Stunden, zwei Stunden. Viele Perſonen geſprochen. Die Politik bricht wie eine Ueberſchwemmung ein, auch mich reißt ſie wider willen fort, und ich muß immerfort auf politiſche Erörterungen eingehen, ſogar die Frauen fangen ſolche Geſpräche mit mir an. N. ſprach mit mir als unbedingt Konſtitutioneller, verlangt Reichsſtände, Preßfreiheit ꝛc. B. als verknöcherter Abſolutiſt, als ſchon fertiger Emigrant! — Noch iſt das alles unfruchtbar, und ich ſuch' es mir vom Halſe zu halten; aber es wird auch meine Zeit vielleicht noch kommen, daß ich mitrede!

Die Ernennung des Generals von Boyen zum Kriegsminister verursacht große Aufregung, und eine Spaltung, welche durch die ganze Armee sich erstrecken wird. Die Liberalen sammeln sich zu ihm, die Ultras zum Prinzen von Preußen, der sich als Boyen's Gegner erklärt. („Wenn der seine Sachen durchsetzt, muß gar ich am Ende den Abschied nehmen", hat er bitter ausgerufen.) Auch Oesterreich sieht scheel zu Boyen's Ernennung. Mit Oesterreich sind wir hinsichtlich der Militairsachen des Bundes gar nicht auf dem Reinen, die preußischen Vorschläge sind in Wien nicht angenommen, die österreichischen hier nicht. Was der General von Heß anfangs hier zuzugestehen schien, mußte er zuletzt wieder verneinen. Der Fürst von Metternich meint, man dürfe jetzt nicht weitere Anordnungen treffen, diese würden den Krieg nur wieder herbeilocken. Oesterreich will wieder alles in der Schwebe lassen, und jede Gelegenheit benutzen, die süddeutschen Staaten unter seine Obhut zu bringen; jede jetzige Anordnung müßte ihnen zu günstig sein, ihnen zu große Selbstständigkeit gewähren. Man denkt in Wien an die allgemeine deutsche Sache nicht, nur an die besondern eignen Vortheile. Herr von Radowitz sagte vor seiner Abreise nach Frankfurt am Main in Betreff dieses Verhältnisses: Preußen erfahre das Leiden, welches in Japan als grausame Strafe verhängt wird, der Lebende wird mit einem Kadaver zusammengekettet!

Der König ist über das hessen-darmstädtische Unternehmen vor Biberich sehr aufgebracht: „Wenn ich in Deutschland was zu sagen hätte, — hat er auf einen Bericht geschrieben, — so würde ich sagen, der Großherzog von Hessen und bei Rhein hat den Teufel im Leibe." Man

glaubt, er werde zeigen, daß er etwas in Deutſchland zu ſagen habe, und werde auf Ordnung und Recht im Bunde dringen. Wenn er dieſe Sachen ernſtlich angriffe, würde alle Welt ihm beiſtimmen, ja er könnte damit die läſtige Konſtitutionsſache ſchwächen und beſchwichtigen, denn ein Fürſt, der nach außen kräftig wirkt, erſcheint in allen innern Angelegenheiten mächtiger, man vertraut ihm mehr, man drängt ihn weniger. Die Gunſt im Bunde muß aufhören, das Recht walten!

Der Graf von Redern, preußiſcher Geſchäftsträger in Darmſtadt, iſt grade hier, und verſichert, vor anderthalb Jahren ſchon habe er die darmſtädtiſche Abſicht, durch einen Damm im Rhein das Fahrwaſſer wieder auf heſſiſche Seite zu leiten, hieher berichtet! — Die Rheinſchiffahrtsbehörde hatte gegen den vorigen Herzog von Naſſau — den Freund des Fürſten von Metternich, den Begünſtigten des Kaiſers von Rußland, den eifrigen Ultra und thätigen Unterſtützer des Don Carlos, — nichts unternehmen mögen, der Bundestag auch nicht, die Kabinette von Wien und Berlin drückten die Augen zu. Nun hat wieder Darmſtadt die ruſſiſche Verbindung für ſich! Lauter heilloſes Zeug! — Der feige Bundestag! wofür der Ohren hat? für jedes Ungemach der Fürſten, für jede Klage der Standesherren! wofür keine? für kein ſeufzendes Land, für keine Klage des Volks, für kein Geſchrei der verletzten Geringen! Und ein Hundsfott wie der Graf von Münch-Bellinghauſen ſteht an der Spitze der deutſchen Angelegenheiten, und genießt ein Anſehen, dem auch Fürſten ſich beugen!

Freitag, den 19. März 1841.

Man erzählt von des Königs wunderlichen Manieren; kommt er wo an, so wirft er seinen Mantel auf die Erde hinter sich ab, nimmt eine kleine Bürste, streicht sein Haar, und läßt sie zu Boden fallen, das Schnupftuch, welches er gebraucht, ebenfalls; natürlich sind alle Hände gleich bereit, das ihm Lästige abzunehmen, aber dies Wegwerfen scheint noch bequemer. Man findet diese Art sehr mißfällig, demüthigend für die Diener, die sich dabei für nichts geachtet sehen, häßlich für die Zuschauer.

Flugschrift vom hiesigen Kammergerichtsassessor Wolff gegen den Professor Stahl. Tapfer und siegreich!

Gedichte über die Redoutenvorfälle. Der Offizier, der sich in die Lampenkammer retten mußte, war der Prinz —. Der Prinz von — hat dem Herrn *, sagt man, tausend Gulden gegeben, daß dieser vor Gericht aussage, er habe jenen Abend niemanden geschlagen, also auch den Prinzen nicht. So sagen, so glauben die Leute, was helfen da die rechtfertigenden Bemühungen?

Donnerstag, den 25. März 1841.

Der König von Baiern sendet einen silbervergoldeten Pokal an den Dichter des: „Sie sollen ihn nicht haben" mit einem seltsam unbeholfenen, querstilisirten Schreiben: „Der vergoldete, silberne, von mir angegeben wordene" ꝛc. Die ganze Sache wird ziemlich abgeschmackt. Die Vogue war grade genug. Die Ueberschätzung und Belohnung wird viel zu viel. Der arme Dichter muß erliegen unter dem Uebermaß!

Anzeige, daß der hübsche Franzose Jules Piaget am 27. gestorben? Die junge Wittwe ist eine geborne Siegmund von hier. Der Minister von Werther war mit den französischen Arbeiten des jungen Mannes sehr zufrieden. Manches litterarische Vorhaben geht mit ihm zu Grabe.

Der Halunke Tzschoppe hat Urlaub erhalten; man findet ihn zu Geschäften nicht mehr brauchbar, seine Blödsinnigkeit, scheint es, hat zugenommen, und mag nun fast auf gleicher Höhe mit seiner Tücke stehen. Verruckt oder nicht verruckt, immer ein Halunk!

Die preußischen Provinzialstände haben die Königsberger Eingabe wegen Reichsständen beseitigt, weil sie, wie der Bericht sagt, dem Könige vertrauen, daß er aus eignem Antrieb alles Nöthige anordnen werde.

In Breslau ist vom Grafen von Hoverden „Eine fünfte Frage" erschienen, gegen den Verfasser der „Vier Fragen", den er der Demagogie beschuldigt. Doch wird auch hier etwas Preßfreiheit und Selbstständigkeit der Richter verlangt.

In Munster ist erschienen: „Schreiben eines Westphalen an seine Freunde in Ostpreußen. Von Dr. W. A. S." Beide Schriften dienen dennoch der Sache, die sie bekämpfen, weil sie dies thun, und schlecht thun.

Die Provinzialstände fangen schon an die Leute zu langweilen. Sie haben eine erbärmliche Phraseologie, lauter knechtische Bücklinge, und vor Betheurungen und Lobreden auf die Regierung behalten sie keinen Athem für freie Mannesrede! — Das muß anders kommen, sonst wird nichts.

Freitag, den 2. April 1841.

Der König soll große Veränderungen beabsichtigen, in der Einrichtung der Behörden, in den Titeln der Beamten, in den Uniformen der Truppen; viele große Bauten sollen bevorstehen, man spricht von Einreißung der Schloßapotheke. Das Einreißen ist nicht schön, und meist voreilig und leichtsinnig. Man soll freie Stellen zum Bauen wählen!

Spontini wollte heute Abend die Oper „Don Juan" selbst dirigiren, wurde aber mit so wüthendem Lärm ausgepocht, daß er sein Vorhaben aufgeben und sich entfernen mußte. Das elende Publikum! Zu solchen Streichen hat es Muth und Neigung! Den edlen Künstler in seiner Kunstausübung beschimpfend zu stören, und eine Verwaltungssache, die das Publikum nichts angeht, vor sein Gericht zu ziehen! Wo Spontini als Intendant ohne Einsicht und Billigkeit verfuhr, wo er wenig Klugheit im Benehmen zeigte, und manche Rüge verdiente, da war man still und ruhig, weil man ihn in der Gunst des Königs wußte. Das elende Publikum! Es möchte sein Müthchen kühlen, und da kommt ihm der aus der Gunst gefallene Musikmeister eben recht! Ehe man Spontini'n auspochte, da sollte man doch lieber andere Dinge thun! —

Es verlautet jetzt häufiger das bedeutende Wort: die konstitutionelle Gesinnung in Preußen müsse sich organisiren, Formen der Vereinigung, der Berathung und des Handelns finden, welche die zerstreuten Kräfte zu gemeinsamer Wirkung sammelten!

In Goethe gelesen; in Tauler; in den Evangelien. — Wie mir die Welt vorkommt, die Menschen, die Geschichte, — der Tod, die sogenannte hiesige Unsterblichkeit, — alles nicht einen Pfennig werth! pflegte Rahel zu sagen, — die sogenannte jenseitige Unsterblichkeit! Ich kann mich

des Gedankens einer persönlichen Fortdauer nicht entäußern, aber zur frommen Beruhigung glaub' ich seiner nicht zu bedürfen. Aechtes Gottvertrauen hält sich bei der Frage nicht sonderlich auf, überfliegt sie, wie ein Vogel einen Fluß!

Montag, den 5. April 1841.

Neulich hat Humboldt bei Lord William Russell dem Präsidenten von K. offen und stark die Spitze geboten, um die liberalen Ideen und Forderungen zu vertheidigen, welche K. unvernünftig angriff. Humboldt rühmte den König als einen wohl- und helldenkenden Fürsten, der nur einige mittelalterliche Vorstellungen noch los werden müsse. K. schimpfte auf die „Vier Fragen", dann zeigte sich, daß er sie gar nicht gelesen hatte. Der König soll wirklich den Staatsminister von Schön noch wie vorher in seiner Gunst haben, und mit dem Minister von Rochow nicht in allem zufrieden sein. „Zwischen mir und meinem Volke soll keine Mauer sein", ist ein Wort, das er oft wiederholt. Einige Ultras werden schon ganz mißtrauisch, und klagen im Vertrauen, daß sie den König für fähig halten, eine Konstitution zu bewilligen!

Neulich war der König über einen — ich weiß nicht welchen — Ausdruck, den Herr von Rochow in einer amtlichen Schrift gebraucht hatte, in heftigen Zorn gerathen, „das vermaledeite Wort, das schändliche Wort!" rief er immer, und in größter Wuth befahl er, Rochow solle kommen. Die Königin erschrak, und fürchtete den unangenehmsten Auftritt, sie richtete es daher so ein, daß Rochow einen Wink erhielt, er möchte sein Kommen unter einem

Vorwande verzögern. Als er nach drei Stunden kam, war der König noch unwillig, aber doch nicht in dem Maße wie vorher. Die Anekdote ist zuverlässig.

Ich wollte Spontini besuchen, fand ihn aber nicht.

Graf Bresson in der Pairskammer zu Paris lobte den verstorbenen König von Preußen und den jetzigen, auch die preußischen Offiziere. — Die Befestigung von Paris ist nun auch durch die Pairskammer bejaht.

Dienstag, den 6. April 1841.

Herrn Spontini besucht; er und seine Frau scheinen nicht sonderlich niedergeschlagen; er versicherte, der Verdruß, den er seit dreizehn Jahren Tag für Tag mit dem Grafen von Redern habe, sei weit größer an jedem Tage, als der neulich wegen des Auspochens. Er giebt mir handschriftliche Papiere, welche seine Vertheidigung in Betreff der ihm angeschuldigten Beleidigung des Königs enthalten. Er und die Frau nehmen meinen Besuch sehr hoch auf.

M. erzählt mir, Freunde von ihm seien Augenzeugen gewesen und erbötig es gerichtlich zu beschwören, daß bei dem neulichen Opernlärm einige Polizeibeamte mit Leuten aus dem Publikum darauf gewettet, Spontini würde hinaus müssen, daß sie dann mitgepocht, und den Preis der gewonnenen Wette — Flaschen Champagners — gleich in der Theaterkonditorei mit ausgelassener Fröhlichkeit verzehrt haben. Ein Polizeikommissarius im Parterre rief voll Grimm: „Ja, er muß hinaus, der Hund; er hat den König beleidigt.“ Alle Polizeibeamte hatten Befehl, nicht eher einzuschreiten, als bis sie den Polizeipräsidenten sich

erheben sähen; dieser aber blieb ruhig sitzen und lachte nur. Als die Ouvertüre unter dem Sturm doch zu Ende gebracht war, gab Spontini wiederholt das Zeichen zum Aufziehen des Vorhangs, und der Sturm hätte sich mit Beginn der Oper vielleicht gelegt, aber der Vorhang wurde nicht aufgezogen, die Behörde hatte es verboten, und so gewann der Lärm neue Frist und Kraft. Offenbar hat eine schändliche Kabale geherrscht.

Später besuchten mich Jakob und Wilhelm Grimm, die Sprachgewaltigen, die wackern biedern Männer voll Treue und Muth! Ich hätte sie unangekündigt schwerlich erkannt, Jakob hat zu sehr, Wilhelm nicht genug gealtert.

Donnerstag, den 8. April 1841.

Im Thiergarten Besuch bei den Brüdern Grimm; sie gaben mir ausführlich Bericht über ihr unternommenes großes Wörterbuch der deutschen Sprache, über Plan, Mittel, Förderung ꝛc. Sie haben über sechzig Mitarbeiter in Deutschland, das Werk mag an sieben bis acht Quartbände stark werden. Ein treffliches Bruderpaar, redlich, schlicht, fleißig, und genial in ihrem Beruf! Ehre dem König, der sie uns gewonnen!

Vortrefflicher Aufsatz von Doktor Klein über Steuben's Gemählde, Napoleon bei Bellealliance.

Tschoppe soll noch nicht so toll sein, wie man gesagt hat, aber was man ihm an Tollheit nimmt, legt man ihm an Bosheit und Tücke um so reichlicher zu. Entbunden von Geschäften ist er aber. Man versichert mit Bestimmtheit, er habe das Schreiben aufgesetzt, das vor zwei Jahren

der Minister von Rochow an die Elbinger erließ; ähnlich genug sieht ihm das plumpe Machwerk.

Stiller Freitag, den 9. April 1841.

Man erzählt folgende Anekdote vom Könige. Bei einer Parade drängt sich eine Dame ungestüm bis zu ihm vor, redet ihn an, und bittet ihn, ihrer bedrängten Lage abzuhelfen. Sie schien darauf zu rechnen, einen guten Eindruck zu machen, dem Könige zu gefallen, und kokett wie ihre Mienen war auch ihr Anzug. Der König betrachtete sie eine Weile, sprach ein paar Worte mit ihr, und gab ihr dann ein Goldstück mit dem Bedeuten, dafür könne sie sich zu den zwei Falbala's, die sie schon habe, noch ein drittes um den Rock setzen lassen!

Ostermontag, den 12. April 1841.

Herrn Spontini's Besuch bei mir versäumt. Die ganze Stadt ist in zwei Partheien seinetwegen getheilt. Seine Gegner verfolgen ihn mit unversöhnlicher Heftigkeit, ein großer Theil der Berichte in fremden Zeitungen ist wider ihn, unter mancherlei zum Theil heuchlerischen Formen des Antheils, der Billigkeit. Rellstab scheint überaus thätig, ein Artikel in der augsburger „Allgemeinen Zeitung" ist wahrscheinlich von ihm, er will den verwundeten Feind vollends niederwerfen. Die Edlen und Feinen sind alle gegen das barbarische Verfahren. Auch erscheinen Artikel für Spontini. Aber hier ist die Mehrzahl und das hellere Geschrei gegen ihn, und es ist die Frage, ob er den Boden behaupten kann.

Der Fürſt von Wittgenſtein iſt ganz wohl, aber ſehr verdrießlich. Sein Günſtling, der Halunke Tſchoppe, mißfällt dem Grafen zu Stolberg gänzlich, und wird von dieſem wohl aus dem Hausminiſterium entfernt werden.

Ernſte Auftritte des Königs mit dem aus Münſter abgeordneten Grafen Klemens Weſtphalen, der für den Erzbiſchof von Köln ſprechen wollte, und ſcharfe Kabinetsordre an den Grafen.

Donnerstag, den 15. April 1841.

Die Stände in Preußen haben gemäßigt, aber ſehr gut und freiſinnig über den Zenſurzwang verhandelt.

Der Geheimerath von Beckedorff ſoll wieder als vortragender Rath angeſtellt worden ſein, bei Rochow und bei Thile. Nichts verſtutzt und widert die Leute ſo an, als dergleichen Ernennungen, die auf Dunkel und Rückwärts deuten. Der katholiſch gewordene Beckedorff müßte in Preußen kein Amt höherer Art zugetheilt erhalten! Das kann nicht paſſen noch taugen!

Geh. Rath Bunſen ſoll hieherberufen ſein. Da Graf Mortimer von Maltzan wegen ſeiner ſchlimmen Augen das Miniſterium der auswärtigen Angelegenheiten ablehnen ſoll, ſo könnte dieſes an Bunſen kommen.

Freitag, den 16. April 1841.

Schelling kommt auf ein Jahr hieher, und wird hier Vorleſungen halten.

Sonntag, den 18. April 1841.

Spazirgang im Thiergarten, die drei Fräuleins von Waldenburg getroffen, mit ihnen über den Hofjäger nach Bellevue gegangen, wo sie mir die Blumen zeigen wollen. Der Hofmarschall von Waldenburg dort, mit Frau und Söhnchen. Die Fräulein sind ganz konstitutionell gesinnt, billigen die „Vier Fragen", finden Konstitution ein allgemeines Bedürfniß, jeder Gebildete müsse dahin kommen u. s. w.

Der Finanzminister Graf von Alvensleben soll seinen Abschied aus Mißvergnügen darüber begehrt haben, daß der König, ohne Rücksprache mit ihm, den Geh. Rath Kühne in den Staatsrath aufgenommen, und auch zu sich beschieden hat, um von ihm mancherlei Auskunft zu erhalten.

Montag, den 19. April 1841.

Ein jüdischer Arzt hier, Doktor Beer, wünschte an der hiesigen Universität Vorlesungen zu halten. Der König hat es ihm nicht erlaubt, um nicht gegen die Verfügungen des verstorbenen Königs anzustoßen, der nicht gewollt, daß ein Jude ein Lehramt habe. Man setzt diesem Grunde die Bemerkung entgegen, daß doch schon manches, was der verstorbene König verfügt, abgeändert worden, und noch vieles werde geändert werden.

Mittwoch, den 21. April 1841.

Gestern den ganzen Vormittag auf einen politischen Aufsatz verwandt, den ich doch am Ende unbrauchbar finde

und vernichte. Bei den Zeitfragen, die jetzt walten, bin ich einem Zuschauer gleich, der mit warmem Antheil der Aufführung eines Drama's folgt, dessen Verfasser ein anerkannt großer Dichter ist. Ich kann und will nicht sagen nach dem ersten Akte, wie der zweite sein soll, ich verlasse mich auf den Dichter, und denke, er wird schon die Sache wenden und leiten, wie es gut ist. Meine Ueberzeugungen und Wünsche sind so allgemein und doch so genau bedingt, daß ich, da ich auf der Bühne, wo die Handlung vorgeht, nichts vorstelle, nur unter den Zuschauern abwarten kann, wie das Werk sich entscheiden, und wer am besten gespielt haben wird! Bis jetzt muß ich es am meisten mit den preußischen Provinzialständen halten, die ihrem Beruf am würdigsten und sorgsamsten entsprechen.

Spazirgang im Thiergarten. Waldenburg's. Die Prinzessin von Preußen redet mich an; sie erzählt dem Prinzen August, der zu Pferde vor ihr hält, die näheren Umstände vom Fall der kleinen Prinzessin aus dem Fenster. — Graf von Trauttmansdorff erzählt mir vom Fürsten von Metternich, von Tettenborn, Schulenburg ꝛc. — Geheimerath Johannes Schulze spricht über die Geschäftsführung des Ministers Eichhorn, die Schwierigkeiten, die Einflüsse ꝛc.

Gedanken über Berlin, Preußen, Volk, Arbeit, Vergnügen: Rahel'sches, Saint-Simonistisches. Was noch alles möglich, wie wenig noch geleistet ist; was noch für Aufgaben vorliegen, was noch für Erfindungen zu machen sind! Unsre jetzige Stufe der Ausbildung wird einst Wunder und Staunen erregen, was alles für Barbareien, Dummheiten und Nichtswürdigkeiten wir neben den edelsten Empfindungen und höchsten Gedanken gehabt und geübt haben.

Donnerstag, den 22. April 1841.

Der König hat ein für Bonn bestimmtes Grabdenkmal Niebuhr's durch Rauch in Marmor ausführen lassen.

Preußen drang seit langer Zeit heftig auf Besteurung des Runkelrüben-Zuckers im Zollverein, wollte sogar für sich allein eine Steuer anordnen, gewann mit Mühe und Eifer endlich die Zustimmung der andern Staaten, und jetzt, da deren Abgeordnete hier sind um das Verabredete in Vollzug zu bringen, setzt Preußen plötzlich seinen Lauf um, und verneint nun heftig jene von ihm angeregte Besteurung! Die Sache macht das übelste Aufsehen, und schadet ungemein der Achtung, die uns bisher so nützlich war. Man sagt, einige der adlichen Gutsbesitzer, die doch immer das meiste Gehör und die sicherste Gunst beim Könige haben, hätten ihm vorgestellt, die Landwirthschaft bedürfe der freien Erzeugung des Runkelrüben-Zuckers. Der König hat von den betreffenden Behörden neue Denkschriften und Gutachten über den Gegenstand begehrt, und nicht verhehlt, in welcher Richtung er sie wünscht.

Freitag, den 23. April 1841.

Herr Spontini hatte sich melden lassen, traf Hofrath Dorow bei mir, und hielt ihn zurück, um der Rathschlagung beizuwohnen. Er blieb anderthalb Stunden, und sprach die überschwänglichsten Sachen, ganz unglaubliche Dinge. Er ist ein Anhänger der vertriebnen Bourbons, er trägt die Unterschrift Heinrich's des Fünften in einem Medaillon auf der Brust, er hat große Verluste bei der Juli-Revolution gemacht, einen Mann solcher Gesinnung

findet man nicht in ganz Berlin! Er hat den verstorbenen König verehrt und geschätzt, aber seine Liebe war immer für den Kronprinzen, den jetzigen König, den hat er — „que dis-je aimé! non je ne l'ai pas aimé, je l'ai adoré. adoré, mais comment adoré! comme ni vous ni moi n'avons adoré nos femmes, nos maltresses!" Ich hatte Mühe, ihm nicht in's Gesicht zu lachen, daß er mit femmes noch zu wenig zu sagen meinte, und daher maltresses hinzusetzte. Er hat auch die Aussöhnung des Königs mit dem Pabste bewirken wollen. Hundert Eitelkeiten und Uebertreibungen, dabei ganz ehrlich und aufrichtig, er glaubt alles selbst. Ich konnte ihm keinen Rath geben, als den, nichts ohne seinen Rechtsbeistand zu thun. — Die Adresse mehrerer Berliner Litteratoren an Spontini stand schon in der „Leipziger Allgemeinen Zeitung", jedoch ohne Unterschriften.

Sonntag, den 25. April 1841.

Schelling kommt als baierischer Staatsdiener, und will Vorlesungen halten, was der König selbst nicht erwartete. — Rückert kommt, und erhält 3600 Thaler Gehalt, Felix Mendelssohn-Bartholdy ist mit 3000 berufen. Cornelius ist schon hier. Die obigen Sätze stehen nicht im Verhältniß mit andern hiesigen Gehalten, selbst nicht mit denen, welche den Brüdern Grimm bewilligt worden. Vielfache große Mißstimmung ist unvermeidlich. So hat auch der General von Borstell eben 100,000 Thaler geschenkt bekommen, zu seinem großen Gehalte, das er fortbezieht, General von Grolman nur 10,000 Thaler. — Humboldt sagt, der König habe einen besondern Trieb, früher ge-

ſchehenes Unrecht wieder gut zu machen, und fügt in Bezug auf mich hinzu: „Da hätte er freilich gleich einen guten Anfang mit Ihnen machen können!“ Ich laſſe das fallen; damit hätte er früher kommen müſſen, als Rahel noch lebte; was ſollte mir es jetzt?

Ich ſagte Bettinen, daß Humboldt ihren Gedanken einer Zueignung an den König gebilligt; „der König verdiene es um ſie“ habe er geäußert. Das nimmt ſie übel und macht mir einen wunderlichen Krieg deßhalb. Sie hatte anderes erwartet.

Sonntag, den 2. Mai 1841.

Die Herren Skatſchkoff, Katkoff und Wolkoff bei mir. In Rußland iſt es unruhig, die Bauern wollen frei ſein, und der Kaiſer will ſie frei machen, aber die Art und Weiſe iſt ſchwer auszumitteln. Einſtweilen ſchlagen die Bauern hin und wieder die Landedelleute todt. Während der Kaiſer in ſeinem Lande ſo liberale Abſichten hegt, ſchüttelt er zu denen unſres Königs den Kopf; „Mon frère de Prusse se perdra“, hat er neulich geſagt.

In unſern Provinzialſtänden iſt ein bedeutender Fortſchritt merklich, gewiß. Aber wie die Sachen bis jetzt noch ſind, hab' ich keine Freude daran, und kann keine daran haben. Mir iſt dabei zu Muth, als verlangte ich ein weites grünes Thal zu ſehen, und man brächte mir eine Schüſſel Salat!

Darin ſcheint alles einig, dem Könige den beſten Willen zuzutrauen, aber nur wenig Thatkraft. Er iſt in ſeiner Phantaſie immer angenehm beſchäftigt, er befiehlt auch wohl das Nächſte und ordnet das Fernerſtehende an, doch

die Entwürfe wechseln leicht, und folgerechte Nachwirkung fehlt. Vieles wird aufgelockert, aufgelöst, und nur Einzelnes neu geknüpft und angezogen. Wer weiß, was noch aus diesem Gemisch werden mag! Ich halte vieles für möglich, was bisher den hiesigen Vorstellungen unendlich fern stand. Das Wort „Konstitution" ist einmal laut geworden, und wird nicht wieder verstummen.

Mittwoch, den 5. Mai 1841.

Humboldt kam nach elf Uhr, blieb über eine Stunde. Er war gestern mit Bunsen und Rauch beim Könige. Der König ist mit Bunsen so innig wie vorher, doch hat er sich nicht zu sehr beeilt ihn zu sehen, es vergingen fünf Tage nach Bunsen's Ankunft, bevor er den König zu sprechen bekam. Der König hatte ihn zwar früher zu einem Balle einladen lassen, aber die Einladung erreichte ihn nicht zu rechter Zeit, der Hofmarschall trug die Schuld. Auf dem Balle sagte der Minister von Rochow zu Humboldt: „Sie sehen, er ist auch nicht hier!" Humboldt aber wußte schon, daß dies absichtlich angeordnet war. Er findet übrigens, daß Bunsen minder gefährlich sei, als Radowitz, dieser sei feiner und kräftiger, habe auch mehr Gewicht beim Könige. — Die Hauptschwierigkeit ist aber auch für die Lieblinge, den König zum Handeln zu bringen; er ist immer geistesrege, heitern Sinnes, lebhaft beschäftigt, aber ohne Folge und Nachhalt in seinem Treiben. — Grabdenkmal für Ancillon bestellt, die Inschrift von Theremin entworfen, von Humboldt mitberathen, vom Könige definitiv festgesetzt. — Direktor Waagen soll nach Italien reisen, um dort vier Gemählde zu kaufen, etwa sechzig tausend Thaler werden sie

kosten. Bunsen's Ankäufe von Gemählden waren alle schlecht, kenntnißlos, theuer.

Der Kaiser von Rußland ist aufgebracht gegen den König wegen der in Posen geförderten polnischen Volksthümlichkeit. Der König scherzt über die Lage, in die er gekommen, daß jetzt die Ultras und Aristokraten seine weiteren Schritte fürchteten, da man ihn schon so lange Zeit selber den Ultras und Aristokraten mehr als billig beigezählt habe! — Der Fürst von Wittgenstein hat sich gegen alles Verfassungswesen aufgelehnt, und ist in dieser Opposition ganz neubelebt worden, den Prinzen hat er über ihre Rechte lange Vorträge gehalten, die Ansprüche des Königlichen Hauses auf die Domainen darzuthun gesucht ꝛc.

Jakob Grimm ist bei seinem ersten Vortrag auf der Universität mit glänzendem Leberuf empfangen worden; der größte Hörsaal war dicht gedrängt voll.

Heute vor zwei Jahren starb Gans. Junge Russen besuchten heute sein Grab auf dem Kirchhofe, wo auch Fichte und Hegel ruhen.

Donnerstag, den 6. Mai 1841.

Humboldt schickt mir das „Journal des débats" vom 29. April, worin Michel Chevalier's Eröffnungsrede. Sie ist sehr schön und frisch, hat ein schönes Wort über Deutschlands Einheit, und ein kühnes über die Juli-Revolution, der Arbeiter habe in drei Tagen einen Thron umgestürzt; hier fand man das Wort anstößig, in Paris spricht es bloß harmlos eine Thatsache aus!

Sonntag, den 9. Mai 1841.

Felix Mendelssohn ist nun hier, mit dreitausend Thalern Gehalt und noch nicht bestimmter Thätigkeit.

Der König läßt Stein's und Hardenberg's Bildsäulen verfertigen, auch Gneisenau's ist schon anbefohlen, und ohne Zweifel York's. — Für den verstorbenen König ist eine Reiterstatue im Lustgarten ausgedacht, der für Friedrich den Großen am Eingang der Linden zum Gegenstück.

Freitag, den 14. Mai 1841.

Nach der frischen, kräftigen Kriegsbewegung von 1813 bis 1815 schien der Kern dieser siegreichen Kräfte für lange Zeit der Herrschaft sicher, Hardenberg, Stein, Gneisenau, Humboldt, Boyen ꝛc. standen in den höchsten Aemtern, Arndt, Görres, Jahn ꝛc. genossen des größten Ansehns. Doch schon im Jahre 1816 hatten die Aristokraten (Servilen, Obskuranten) entschieden die Oberhand, und gewannen sie in reißenden Fortschritten mehr und mehr, bis nach wenigen Jahren jene Männer und ihre Gesinnung völlig verdrängt waren, oder sich in untergeordneten Aemtern, in schmiegsamer Stellung mühsam hielten. Am längsten kämpfte Schleiermacher in seinem kirchlichen Gehäg, aber auch er ward endlich überwunden. Und wer waren die Mächte, denen diese Helden erlagen? Elende Persönlichkeiten, schwache Talente, gemeine Ketterieen, aber sie beherrschten den Hof, die Gesellschaft, die Tageserscheinung, und eine alte Gräfin Goloffkin oder Tauenzien galt hier mehr, als ein würdiger Staatsmann. So fiel Gneisenau durch eine plumpe Intrigue, Stein wurde weggeärgert,

Humboldt verschickt, dann mit Boyen und Beyme entlassen, Gruner entfernt, ich ebenfalls, Arndt und Görres dann verfolgt, Jahn verhaftet, Schleiermacher und Reimer polizeilich geaalt u. s. w. Genug, in kurzer Zeit, besonders nach Hardenberg's Tod, hatten die Gegner wieder vollkommen gesiegt! — Auch jetzt erfahren wir eine frische und kräftige Bewegung, zwar sehr gemischter und zum Theil bedenklicher Art — wenigstens zweideutiger —, aber schon als Bewegung doch sehr willkommen und versprechend. Auch jetzt regen sich die Gegner, die Dunkel- und Stillstandsmänner, und grade sie haben noch überdies die wichtigsten Posten im Besitz. Werden sie nicht bald auch dieser jetzigen Bewegung wieder Herr werden, den König müde machen, und den Aufschwung dämpfen? Sie werden es unfehlbar, und ich verheiße ihnen den Sieg, binnen wenig Jahren, sie werden den freien Sinn und Geist des Königs auf einige Litteratur- und Kunstliebhaberei zu beschränken suchen, und den Staat in ihre Fesseln schlagen, — wenn nicht Oeffentlichkeit uns zu Hülfe kommt; diese allein kann uns retten und den Sieg erhalten. Wie wichtig wäre es daher, daß der König seine beabsichtigte Erweiterung der Preßfreiheit nicht aufgäbe; wie richtig strebt der Minister von Rochow und alles in seinem Sinne mitwirkende Beamtenthum dem Könige diese Absicht zu vereiteln! Und dieser erste Sieg scheint schon von ihnen errungen zu sein!

Gegen Mittag kam **. Auch er wünscht dem Könige mehr Entschlossenheit, mehr Zusammenhang und Folge im Handeln. Auch er sieht den König zu wenig von Freunden, von treuen und gescheidten Gehülfen, und zu sehr von Ehrgeizigen, von unbrauchbaren Dienern umgeben. Wir kommen darin überein, daß, wer es mit dem Könige

** Graf Alexander von Keller

gut meint, hauptſächlich dahin ſtreben muß, ihm ſeine Aufgabe zu erleichtern, ihn weſentlich zu unterſtützen. Bis jetzt weiß ich als ſolche Männer in der Nähe des Königs nur Humboldt und den jüngern Willisen zu nennen.

Bewegung in England, weil die Miniſter die Korngeſetze verändern wollen.

Montag, den 17. Mai 1841.

Beſuch bei Bettina von Arnim; der König will ihre Zueignung annehmen, hat es ihr durch Humboldt ſchreiben laſſen, dieſer berichtet noch, auf die Frage des Königs, welches der Inhalt ſei? habe er geantwortet: „Die Nacht des Gemüths und der Natur von der hellſten Geiſtesſonne beleuchtet", welches er zwar ſelber nicht verſtehe, der König aber für gut angenommen habe; derſelbe habe noch hinzugeſetzt: „wenn Frau von Arnim aber ihm mehr aufbürde und zumuthe, als ihm gebühre, ſo würde er öffentlich in allen Zeitſchriften gegen ſie zu Felde ziehen!" Das finde ich vom Könige ſehr klug, witzig und artig!

Donnerstag, den 20. Mai 1841.

Zum General von Krauſeneck gegangen. Anderthalb Stunden lebhaftes Geſpräch mit ihm. Genaue Erzählung des Herganges der Schlacht von Groß-Görſchen; es iſt nicht wahr, daß es Abſicht geweſen, den Feind im Marſche zu überfallen, man wußte nichts von ihm und traf ihn von ungefähr; Scharnhorſt war ſchon Tages vorher mit dem Abſehen, den Feind in der Gegend von Lützen aufzuſuchen um ihn zur Schlacht zu bringen, ſehr unzufrieden,

und äußerte gegen Krauseneck, er habe vergebens darauf gedrungen, in den Ebnen von Leipzig eine Schlacht zu liefern, wo die zahlreiche Reiterei wirken könnte; auch klagte er sehr, daß das Heer so schwach sei, die Russen waren von äußerst geringer Zahl, die Preußen müßten, sagte er, noch größere Mannschaft aufbieten; seine größte Hoffnung und wichtigstes Augenmerk war Oesterreich, dessen Beitritt hielt er für dringend nöthig. Er reiste nach der Schlacht, seiner Wunde nicht achtend, und trotz allem Einspruche der Andern, die ihn nicht missen wollten, nach Wien ab, empfing aber in Iglau die Weisung nicht dahin zu kommen, weil die Sachen noch nicht so weit gereift seien, daß man ihn dort annehmen könnte. Mit tödtlichem Verdruß kehrte er nach Prag zurück, wo sein Zustand schlimmer wurde, und er bald starb (auf meinem Bette, welches ihm Bentheim hatte zuführen lassen).

Nachmittags kam der Fürst von Wittgenstein zu mir, und blieb wohl eine Stunde; er ist gesund und rüstig wie je. Ueber meine Geschichten mit Tzschoppe ist er höchlich verwundert, bedauert wiederholt, daß ich nicht zu ihm gekommen sei, er würde mir alles gleich erklärt haben, schon seit dem Oktober habe die Geistesstörung sich gezeigt und dann immer zugenommen, der Zustand sei sehr schlimm, auch jetzt in Görlitz, von wo man ihn ohne bedeutende Besserung nicht werde weiterreisen lassen.

Freitag, den 21. Mai 1841.

Plane und Berichte von der Schlacht von Groß-Görschen nachgesehen. Der General von Müffling hauptsächlich giebt die Anlage und den Entwurf der Schlacht für mei-

sterhaft aus. Soviel ist gewiß, daß in jener Schlacht und in der von Bautzen eigentlich niemand den Oberbefehl geführt hat, und daß alle Einheit fehlte, so wie die gewöhnlichsten Vorkehrungen.

Krauseneck erzählte mir gestern noch folgende karakteristiische Anekdote von Scharnhorst. Sie ritten beide in der Schlacht von Groß-Görschen nebeneinander, den Feind näher zu beschauen, da traf eine Kanonenkugel das Pferd Scharnhorst's, riß ihm das Hintertheil weg, und Roß und Reiter lagen am Boden; Scharnhorst aber war unversehrt, und raffte sich gelassen aus dem Staub empor, und sagte gleich zu Krauseneck: „Da sehen Sie, Krauseneck, wie gut meine Vorsicht ist, ich bin gleich vom Pferde los, denn von jeher gilt mir als Regel, vor dem Feinde stets bügelles zu reiten!“ Und nun bestieg er ein andres Pferd, und es war als wäre gar nichts vorgefallen.

Mittwoch, den 26. Mai 1841.

Abends Spazirgang im Thiergarten. Prächtige Schattengänge, frisches Grün. Ich sprach einige Minuten bei der Hofräthin Herz ein, die in der Laube vor ihrer Wohnung saß, mit der Professorin Herkel ꝛc. Ich hörte aus ihren Aeußerungen, daß sie und ihr Kreis, nicht nur mit dem Könige, sondern auch mit Eichhorn, unzufrieden ist. Wort von Wilhelm von Humboldt: „Es kann ein Liberaler Minister werden, aber deßhalb ist er noch kein liberaler Minister!“

Donnerstag, den 27. Mai 1841.

Kritikgesellschaft, wo Marheineke, Henning, Schulze, Schultz, Bopp, Benary, Link, Beumann. Es kamen unangenehme Dinge vor, wir können nicht hoffen, die „Jahrbücher" zu beleben, so lange die versprochene Freistellung in Betreff der Zensur ausbleibt, und wir sie dem Publikum also nicht ankündigen können, das uns als Geknebelte ansieht, und sich von uns abwendet, um Freiere anzuhören. — Der Minister Eichhorn hat den Professoren auf ihre Eingabe gegen die Wiedereinsetzung eines besondern Regierungsbevollmächtigten sehr schnöde geantwortet, sich des Bundestages als elender Ausflucht bedient, und ihnen gesagt, sie gäben den Studenten ein schlechtes Beispiel! Lebte nur Gans noch, der würde eine Replik aufsetzen! Der Mißmuth der Universität gegen Eichhorn ist sehr groß, er entfernt alle die Kräfte von sich, auf die er sich doch einst wird stützen wollen. A. W. von Schlegel ist hier, und bezeigt sich munter, Eichhorn sieht in ihm einen vom Könige Begünstigten, und nimmt ihn sehr hoch. Der Name Gundling wird aber jetzt fast immer als Nachklang des Namens Schlegel gehört, und ich bin überzeugt, er ist zu seinem litterarischen Unheil hierhergekommen, wenn auch am Hofe die Ehren für ihn nicht fehlen werden.

Sonderbarer Mißgriff, daß „durch ein Versehen der Geheimen Registratur" in die „Staatszeitung" vom 26. Mai eine falsche Einleitung zum Königlichen Eröffnungsdekrete des Rheinischen Provinzial-Landtages gesandt worden. Die „Staatszeitung" vom 27. giebt dieses Versehen an, und liefert die rechte Einleitung, worin die Anpreisung der Erbmonarchie besonders auffällt.

Dokter Rauwerck brachte mir seine Schrift: „Urkundliches

zur Geſchichte und Verfaſſung der Provinz Preußen.“ (Berlin, Eichler, 1841.)

Sonntag, den 30. Mai 1841.

In den „Memoirs of the life of Warren Hastings“ geleſen, ein wichtiges, inhaltreiches Werk! Stoff zu den fruchtbarſten Betrachtungen. Aus ſolchen Büchern lernt man große Lebensbezüge gründlich erkennen. — Im Herodotos geleſen. — Ueberall ſind Urverhältniſſe, und ſie brechen in den roheſten wie verfeinertſten Zuſtänden ſichtbar hervor, man braucht nur recht hinzuſehen. Mit den Jahren kommen mir immer beßre Einſichten, hellere, brauchbarere, faſt in dem Grade heller und brauchbarer, als ich für mich weniger davon Gebrauch machen kann! Aber freilich, wenn ich etwas Geſchichtartiges ſchreibe, ſo dringt jener Gewinn mit in das Geſchriebene, ſchwebt über jeder Zeile, beſeelt jeden Ausdruck, und das iſt eigentlich das Verdienſt, das ſie in mir loben, wenn ſie meinen Stil preiſen.

Dienstag, den 1. Juni 1841.

Heute Vormittag den Antrag niedergeſchrieben, den ich übermorgen in der Kritikgeſellſchaft machen will, die „Jahrbücher“ nun beſtimmt aufzugeben. Schmerzlich, aber nothwendig!

Abends gegen acht Uhr zu Steffens, wo zu Ehren Thorwaldſen's gegen fünfzig Perſonen eingeladen waren. Thorwaldſen iſt ein ſchöner alter Mann von vierund-

siebzig Jahren; ein edles, kräftiges, verständiges Gesicht; gutmüthige, einfache Art des Benehmens. Die Gesellschaft war im Garten, und man genoß wandelnd der abendlichen Kühlung.

Unwille des Königs gegen die Breslauer Bürgerschaft durch des Ministers von Rochow groben Eifer ungünstig ausgesprochen, durch des Oberpräsidenten von Merkel Mund nicht verfeinert! Der König hätte die ihm mißfällige Petition der Breslauer, da der Landtag sie schon abgelehnt hat, ganz ignoriren können. Der Unterschied zwischen der Behandlung, die den Königsbergern geworden, und der, welche den Breslauern widerfährt, ist sehr auffallend. Es kommt bei allen Gelegenheiten an den Tag, daß der König keine Diener hat, die um seines Besten willen ihm die Wahrheit sagen, und sich nichts daraus machen, ihm für den Augenblick zu mißfallen. Von Herrn von Rochow meint man im Gegentheil, er habe den König erst recht verleitet, jene ungnädigen Aeußerungen an die Breslauer gelangen zu lassen.

Mittwoch, den 2. Juni 1841.

Die Empfindlichkeit des Königs gegen die Breslauer Bürger macht allgemein den ungünstigsten Eindruck. Man tadelt sehr die Minister, die dem Könige dergleichen nicht ersparen. Aber sogar die früher liberalen, wie Boyen und Eichhorn, sind jetzt, versichert man, auf jeden Augenwink aufmerksam, um unbedingt alles zu billigen und allem zuzustimmen, was der König zu wünschen scheint oder aus zufälliger Laune äußert.

Donnerstag, den 3. Juni 1841.

Kritikgesellschaft. Henning, Boumann, Marheineke, Zumpt, Gabler. Ich halte meinen Vortrag, der die Einstellung der „Jahrbücher" anräth, die sofortige Einstellung. Alle sind mit dem Vortrage sehr zufrieden, und wollen, daß er zu den Akten genommen werde, aber mit der Schlußfolge, daß die „Jahrbücher" aufzugeben seien, jetzt, unverzüglich, ist man nicht einverstanden, und ich selber muß der Meinung beitreten, sie seien wenigstens bis zum Ende des Jahres fortzuführen.

Als ich ausgehen wollte, kam Herr Meyerbeer. Von Spontini sprach er edel und großmüthig; in dem angeschuldigten Artikel will er nichts Beleidigendes finden, und meint, König Ludwig Philipp würde allzu glücklich sein, wenn man seiner nicht unglimpfer gedächte! Bettinen von Arnim überbracht' ich die Lieder, welche die Gräfin von ** für sie zurückgelassen hatte. — Im „Hamburger Korrespondenten" Nr. 124 steht ein heftiger Artikel gegen Bettina's Brief über Spontini; sie wird sehr geschmäht; sie glaubt, es sei von Rellstab. — Mißvergnügen über die Handlungsweise des Königs, was er mit all den alten Kerlen wolle? warum er die Bürger von Breslau so verletze? warum den Bürgermeister von Brandenburg so schnöd' behandle? (Letzterer hatte bei der Huldigung einen Wortwechsel mit dem Minister von Rochow, und dieser scheint seine Rache dem Könige übertragen zu haben.) Ob es noch gelingen wird, ein mildes, großmüthiges, hochfühlendes Herz in ein ärgerliches, mißmuthiges, herbes zu verwandeln? Die Aristokratie arbeitet daran, und würde des Erfolges froh sein.

Freitag, den 4. Juni 1841.

Besuch von Medizinalrath Doktor ** aus Posen. Er sagt mir, die Mißstimmung und Aufregung in der Provinz sei größer als je, man rechne dem Könige nichts dankbar an, man nehme seine Zugeständnisse nur hin, um auf ihnen stehend mehr zu verlangen, niemand wisse was daraus werden solle, die Besonnenen klagten, daß der König die Sachen aus dem Schlummer aufgerüttelt, die er doch in ihren wahren Ansprüchen nicht befriedigen könne. Der Bericht des vorigen Oberpräsidenten Flottwell über den Zustand der Provinz wird dort in vielen Abschriften herumgegeben.

Sonntag, den 6. Juni 1841.

Fouque hat vom Könige eine Erhöhung seiner Pension erhalten, und wird nun hier bleiben. Dem alten Degen sehr zu gönnen!

Der König hat geäußert, wenn kein Hegelianer hier wäre, so würde er einen berufen. O ja, meint man, als einzelnes Wunderthier, zur Vervollständigung der Sammlung, als seltenes Ueberbleibsel einer abgestandnen Denkart, so können die Gegner sich die Hegel'sche Philosophie gefallen lassen, aber nicht als lebendiges Wirken allergreifender Gedankenmacht!

Freitag, den 11. Juni 1841.

Der König ist von Strelitz wegen einer Feier in Potsdam zurückgekehrt, geht aber zu den Festlichkeiten in Strelitz

nochmals hin; nachher kommt die Feier im Magdeburgiſchen zu Ehren Gneiſenau's, und dann ſoll ein anhaltender Aufenthalt in Sansſouci erfolgen, wo die Gelehrten und die Künſtler ihre Rolle ſpielen werden. Die Hofleute ſprechen ſchon ganz ſpöttiſch von dieſer Zeit, und bei den Gelehrten und Künſtlern wird mehr Eitelkeit erregt als befriedigt werden.

Der Magiſtrat von Breslau hat auf die Eröffnung, daß der König ungnädig auf die Bürger ſei, welche die Petition wegen Reichsſtänden beim Landtage eingereicht, ſehr ernſt und feſt geantwortet, ſie hätten nur gethan, was ſie auch jetzt noch für Recht hielten. Dagegen hat eine kleine Minorität von Andersdenkenden zwei Abgeordnete hiehergeſandt, um ihre Unterwürfigkeit auszuſprechen. Zwietracht und Partheiung in der Hauptſtadt der Provinz ausgeſäet; Schwierigkeit des Benehmens gegen eine ununterſcheidbare Menge, in der man Widerſacher ungünſtig, Freunde günſtig behandeln möchte!

Riemer's Buch iſt aus einer hohen Pietät hervorgegangen, und leiſtet für Goethe wirklich Unſchätzbares. Reicher Inhalt, genaue Kenntniß, ſorgſame Zuſammenſtellung, Umblick auf Antikes und Neuſtes, das ſind die großen Verdienſte des Buches. Die Abfaſſung hat viel Pedantiſches, und der Ton iſt herb und ſcharf, bisweilen ohne genügenden Grund für den Leſer, doch fühlt ſich durch, daß der Autor für ſeine Stimmung hinlängliches Recht haben konnte. — Das Buch kann weder ignorirt noch entbehrt werden.

Sonnabend, den 12. Juni 1841.

Ein Gebieter ist der Mensch geboren, aber von hemmenden Stoffen umlagert, in denen er arbeitet, mit denen er ringt. Genie ist nichts weiter, als die Hindernisse zurückwerfen, überwinden. — Auch jede Art des Daseins ist nur eine gehinderte, sonst wäre sie gleich eine höhere, denn jede will hinauf. So ist der Tod nur das Wegfallen eines Hindernisses, die Bedingung höheren Lebens. Doch ist es natürlich, das Leben zu lieben, und den Tod zu scheuen, man klammert sich fest an die Sprosse der Leiter, die einen trägt, wenn man auch noch so sehr höher strebt. Sich zu gefallen in seiner Beschränkung ist aber der Anfang der Selbstsucht, der Gemeinheit, das ist der wahre Tod, wo sich das Fortschreitende in den Stillstand einbequemen will, und dadurch wirklich aufhört, sich vernichtet. — Diese Betrachtungen spielten heute Vormittag lange vor meiner Anschauung, bald in allgemeine Weite sich ausdehnend, bald auf einzelne Beispiele sich zusammenziehend.

Sonntag, den 13. Juni 1841.

Der schwedische Major Hazelius besuchte mich, und wir hatten eine lange Verhandlung über deutsches Volksthum, deutschen Vaterlandseifer, im Gegensatze der französischen Nationalität. Ich konnte mich nicht enthalten, heftig gegen den Dünkel und die Unwahrheit unsrer deutschen Aufspreizungen loszuziehen, in denen wir bloß den Franzosen schlecht nachahmen, und diese verspotten zu dürfen meinen grade in denjenigen Dingen, die sie wirklich besser haben als wir. An Dünkel und Gleißnerei und hohlem gemachtem Wesen

ſtehen wir leider keiner Nation nach! Unſer deutſcher Sinn und Eifer hat in ganz andern Richtungen ſich zu zeigen, als daß wir das Wort Deutſch im Maule führen und von unſerm Rhein elende Lieder ſingen. Wie lange iſt es her, ſo ſperrte man die Leute ein, die von deutſcher Einheit ſprachen! Und „Sie ſollen ihn nicht haben“ ſingen die Völker, aber unſre Regierungen laſſen fünfundzwanzig Jahre die Feſtung ungebaut, die ihn ſchützen ſoll, und für die das Geld noch vom Siege her daliegt! Hic Rhodus, hic salta, du deutſcher Eifer! — Ich gerieth in zu großen Eifer gegen die Mauldeutſchen, aber mir war grade gegenwärtig, wie ſich das Gezücht gegen Goethe verſündigt hat.

Kiſſingen, Donnerstag, den 1. Juli 1841.

Am Brunnen voller als gewöhnlich, man erwartete die Königin von Würtemberg, unerwartet ſah ich ſie mit den beiden Prinzeſſinnen nahebei den Gang herabkommen; ſie erkannte mich gleich, lenkte zu mir ein, und redete mich freundlich an, ſo gnädig und gütig wie ſonſt, nahm mich dann mit, und ganz in altem Vertrauen und alter Bequemlichkeit floß das Geſpräch. Die Prinzeſſinnen ganz heiter und vergnügt. Als wir zurückkehrten, begegnete uns die Fürſtin Eſterhazy, ich ſagte es der Königin, und ſie erneuerten ihre Bekanntſchaft.

Kiſſingen, den 4. Juli 1841.

— Um vier Uhr ging ich zu Tettenborn. Freude des Wiederſehens, herzlich und innig! Frau von Tettenborn,

der badiſche Obermarſchall von Duboys. Tettenborn hält eine meiſterhafte, ausführliche Darlegung des Wehrſtandes der Franzoſen im Vergleich des deutſchen, mit genauer Kenntniß aller Einzelheiten. Er ſieht die Befeſtigung von Paris an wie ich, eben ſo die Vertheidigung des Oberrheins wie ich, denn die Franzoſen, meint er, werden vor dem militairiſchen Nachtheil nicht zurückſchrecken, ſondern den politiſchen Vortheil im Auge haben, und gewiß einen Verſuch gegen Schwaben machen. Lob des Miniſters Thiers als des Wiederherſtellers der franzöſiſchen Kriegsmacht. — Beſonderes Verhalten Baierns. Schwierige Lage Oeſterreichs. Der Fürſt von Metternich ſagte: „Ich ſehe wohl, daß in der Türkei alles zuſammenſtürzt; aber was iſt zu machen? Wir thun alles Mögliche, um die Sachen noch zu halten, aber wenn dennoch alles ſtürzt, ſo können wir's nicht hindern. Was aber daraus werden wird, ich weiß es nicht, das wiſſen die Götter!" — Der Fürſt von Metternich ſendet mir freundliche Grüße und ladet mich auf den Johannisberg ein.

Die Gräfin von Lottum iſt abgereiſt; Tettenborn hat ſie noch vorher geſprochen, und ſpricht enthuſiaſtiſch ihr Lob aus.

Kiſſingen, Mittwoch, den 14. Juli 1841.

— Ich benutzte die Zeit, um Lady Morgan aufzuſuchen, die geſtern angekommen iſt. Sir Charles Morgan, ein verſtändiger, unterrichteter Mann, jünger als die Lady, die eine alte kränkliche, dabei lebhafte und wie mir ſcheint etwas mißtrauiſche Frau iſt. Sie bringt das Geſpräch alsbald auf den Fürſten von Pückler, über den ſie ſich

bitter beklagt; dabei scheint sie seine letzten Ausfälle noch nicht zu kennen. Ich erkläre mich als seinen Freund und Verehrer. Wir sprechen über deutsche Sprache; der Ausdruck „Handschuhe" ist ihr sehr anstößig. Lady Morgan erinnert mich etwas an Dorothea von Schlegel und an Karoline Pichler.

Kissingen, Donnerstag, den 15. Juli 1841.

Mit der Königin auf und ab; nachher mit Lady Morgan; dann wieder mit der Königin, die mich über die Engländerin befragt, sie sagt, sie würde sich mit Lady Morgan nur streiten, wegen deren Vorliebe für Bonaparte und seine Familie; für die Franzosen u. s. w. Der Engländer wird übel gedacht, sie seien egoistisch, ruhmsüchtig und prahlerisch, aristokratisch und kriechend. — Alle Damen wollen, ich soll ihnen Lady Morgan zeigen, aber nicht vorstellen, Fürstin von Auersperg, Gräfin von Quadt ꝛc. — Herr Rolleston und seine Frau, die mich gleich voll Eifer fragt: „Wird sich Lady Morgan der Königin vorstellen lassen? kennt die Königin sie?" Ich weiß nicht, ich selber kenne sie erst seit gestern Abend, ich weiß nicht, was sie beabsichtigt.

In Lady Morgan's „Book without a name" gelesen; artiges Geplauder; ein Aufsatz über das Hotel Carnavalet rührte mich tief, durch den Zauber des Namens Sévigné.

Abends beim Brunnen Sonnenschein, und zahlreicher glänzender Besuch der Promenade. Neu angekommene Baroninnen von Hauer, große, schöne Gestalten, der Vater war Gouverneur von Galizien. — Fürstin Esterhazy, Fürstin von Auersperg, Gräfinnen von Quadt-Isny. — Mit Graf

Panin lange auf und ab, und die politischen Schwierigkeiten eines Krieges gegen Frankreich ausführlich besprochen. Lady Morgan, aufgeweckten Geistes, voll scharfer Laune; ihr Mann war ihren Augen entschwunden: „Ce n'est qu'un mari!“ Dann fügte sie hinzu: „Mais il serait difficile pour moi d'avoir un autre; je suis arrivée à l'age où il faut se reposer sur ses lauriers.“

Kissingen, Sonnabend, den 17. Juli 1841.

— Ich ging lange mit Graf Golofkin, der über Lady Morgan und Pückler sprach; mit Walter's und Dokter Granville, mit Graf Panin und Graf von Tiesenhausen, Grafen von Zeil, Rolleston's, Fürstinnen Esterhazy und von Auersperg, die meiste Zeit aber saß ich ermüdet auf einer Bank. Tettenborn setzte sich zu mir, der Abend war schön, milde Luft, heiter, angenehm, wir sahen die Leute vorübergehen, sprachen von Wien, von den dortigen wichtigen Personen, von der österreichischen Politik und Kriegseinrichtung. Ein Krieg gegen Frankreich wird doch endlich kommen; wie wird es dann aussehen? Schwierigkeiten über Schwierigkeiten! (Mißtrauen des Königs von Würtemberg gegen Oesterreich; bei großen Erfolgen möchte dasselbe sich im Elsaß festsetzen wollen; das könne man durchaus nicht zugeben!) Tettenborn meint, ein Krieg gegen Frankreich werde die Einheit Deutschlands herbeiführen, vergebens würden die Fürsten sich sperren, die Völker wollten sie, wie schon Stein sie gewollt, der ihm einst gesagt: „Glauben Sie mir, lange nach meinem Tode werden die Männer kommen, die meine Idee ausführen!“ — Tettenborn sagt, es sei ein Mißgriff gewesen, daß man

Grolman und daß man Radowitz nach Wien gesandt habe; Grolman sei kein Unterhändler, habe keine Formen, erwecke kein Zutrauen; Krausened wäre der rechte Mann gewesen; — die für Preußen und gegen Oesterreich gestimmten süddeutschen Höfe seien über das Auftreten von Radowitz stutzig geworden.

Kissingen, Montag, den 19. Juli 1841.

Um halb acht Uhr zum Ball. Frau von Krüschanoffskii und Frau von Trotha die ersten Damen; Rolleston's, Walter's. Die Königin nicht, die Fürstin Esterhazy nicht. Lady Morgan sehr geputzt, aber sehr gescheidt im Reden. Sie sprach davon, daß die englischen Fräulein mehr als andre auf's Heirathen ausgehen, gerade weil es für unbemittelte so schwer sei, denn in England, und besonders in London, sei es schon ein Erfolg, wenn man irgend einen bürgerlichen Bestand erringe und behaupte, die Schwierigkeit der Existenz werde immer größer, die kleinste Stelle, der kleinste Gewinn habe gleich eine Unzahl Bewerber, so sei es denn auch mit dem Heirathen, man müsse flink und eifrig dabei sein. — Die Würzburger Musik erweist sich als Tanzmusik nicht besser als die hiesige. Es fehlt an Tänzern. Der Prinz von H. tanzt wild und ungebärdig, er wirft die R.'s arg herum! — Großes Vergnügen, die Fürstin von Auersperg ihre Bemerkungen machen zu hören, Schlag auf Schlag, und immer treffend, satyrisch im höchsten Grade! Arge Neckerei; ich sage ihr, sie sei Lady Morgan. — Mit der Gräfin von Quadt viel gelacht. — Fürst Wasiltschikoff; die Fürstin nicht. — Fürstin Schalikoff und Tochter, Staatsrath Chaudoir; Graf

von Tiefenhausen; Tettenborn's; die Damen der Königin; General von Grabow aus Danzig und Herr von Rochow, letzterer gegen Schön stichelnd. — Frau von Trotha. — Die Familie Hauer.

Kissingen, Dienstag, den 20. Juli 1841.

— Beim Abendtrinken erscheint Graf von Maltzan (Mortimer), er wird fünf Wochen hier bleiben, sieht recht gut aus, ist unverändert in seinem Benehmen, auch gegen mich.

Großes Gespräch mit Lady Morgan, unter andern über Frau von Sévigné, welche sie jedes Jahr auf's neue liest, deren Miniaturbild sie besitzt ꝛc.

Kissingen, Mittwoch, den 21. Juli 1841.

Graf von Maltzan gesprochen. Bei Tettenborn nachher mit ihm zu Mittag. Ich seh' ihn mir darauf an, daß er in Berlin Minister der auswärtigen Angelegenheiten werden sollte. Betrachtungen hierüber. Seine Hauptgönnerin ist die Oberhofmeisterin Gräfin von Reede, die auch am meisten dazu beigetragen hat, daß er Gesandter in Wien geworden; sie war mit seiner Mutter eng befreundet.

Kiſſingen, Freitag, den 23. Juli 1841.

Ich hatte Lady Morgan um ihre Handſchrift gebeten, zunächſt für Fräulein von H., die mich um dieſe Beute hatte erſuchen laſſen; als ich aber gegen Mittag hinkam, hatte Lady Morgan mir etwas ganz Perſönliches für mich aufgeſchrieben, das Lob meines Stils und des Anzugs der Königin, humoriſtiſch und ſchmeichelhaft, ich mußte das Blatt behalten *), und bat mir eine Zeile Engliſch aus, um doch meiner Beſtellerin auch etwas geben zu können. **)

---

*) Lady Morgan hatte geſchrieben: *Autographe griffonage aux ordres de M. Varnhagen von Ense.* Quand on s'addresse à un grand écrivain, il faut bien choisir un sujet digne de son attention et la toilette de Kissingen se présente comme un àpropos heureux, — car la toilette a sa philosophie et son *style* comme la *littérature*, et en exprimant l'admiration due au costume élégant de la Reine de Wurtemberg, ou au beau langage de M. Varnhagen, on se servirait presque des mêmes propos, car les termes «simple», «riche», «pure et «*de bon goût*» s'appliquent également aux perfections de l'une et de l'autre; — à tous les deux la variété ne manque pas à donner le dernier charme, — car la *monotonie* est avant tout à être éviter dans la *parure* comme dans les écrits, et c'est la plus haute philosophie de l'esprit et de la toilette d'écarter cette uniformité qui paralyse l'admiration du vulgaire, et ne fournit rien aux observations des gens comme il faut, — il faut donc que les *grands auteurs* et les *grandes dames* flattent l'inconstance humaine en variant leur style de composition, et de robe, — conservant toujours ce cachet du bon goût, qui sert *de modèle*, et qui est *si* remarquable dans la belle toilette de Sa Majesté et les heureux pages d'un des meilleurs écrivains de la Prusse. Sydney Morgan. Kissingen, Juillet 23. — 1841.

**) Lady Morgan ſchrieb hierauf:

Some men to business, some to pleasure take,
But every woman is *at heart* a *rake*.

The calumny of an ugly little man, and a great poet, whom the women could not love.

Sidney Morgan.

Ernſte Geſpräche mit Sir Charles Morgan über den Zuſtand Englands. Heftige Anklagen der Ariſtokratie, beſonders aber der Hochkirche, welche der tiefe, freſſende Schaden des ganzen Gemeinweſens ſei. Einwanderung armer Irländer, Auswanderung bemittelter Engländer. Herrſchaft der Vorurtheile, Abweſenheit der frommen, menſchlichen Gefühle, alles auf Gewinn und Anſehn berechnet, in der höheren Klaſſe die ſchlechteſten, unwürdigſten Heirathen aus Geld- oder Titelſucht. Barmherzigkeit gegen die Armen, denen die Vornehmen reichlich geben, weil auch darin Ueberlegenheit ſich zeigt, nur die nöthigſte Gabe verſagt man ihnen hartnäckig: Gerechtigkeit! Zuſtand von Irland. Was aus dem Parlamente werden ſoll? Ein Theil des engliſchen Volkes iſt ſo verblendet, oder ſo durch augenblicklichen Vortheil beſtechen, daß es gegen ſein eignes Wohl ſtimmt. Lady Morgan iſt proteſtantiſch. Sie erzählt mir von Lord Morpeth und Lord Melbourne, die zarte Weiſe, wie man ſie mit einer Penſion von dreihundert Pfund überraſcht habe; die reine, edle Geſinnung des Lord Morpeth ꝛc. Ich erzähle ihr alles Gute vom Könige von Preußen. Sie zeigt großen Verſtand, ſchnelle Faſſungskraft, leichte Behandlung der Dinge; es ſpricht ſich mit ihr ganz angenehm.

Abends bei Tettenborn: Graf von Tiefenhauſen, Brüder Buſeck, Graf von Mülinen, Frau von Blomberg und Graf von Zeil, Graf von Maltzan, der Lanner'ſche Walzer auf dem Fortepiano ſpielt. Maltzan fragte mich ſo angelegentlich und genau, wann ich in Berlin zurück ſein würde, daß es mir auffiel, und ich eine Abſicht dabei vorausſetzen muß. Er ſprach auch über die katholiſchen Angelegenheiten, und meinte, ſie ſeien unſrerſeits recht ungeſchickt geführt worden, wogegen ich nichts einzuwenden hatte. Be-

trachtungen über Maltzan's Art und Weſen; Wirkung des Aufenthalts in Wien, der Nähe Metternich's, der eignen Stellung. („Kleid eine Säule, Sie ſieht wie 'ne Fräule", heißt ein Spruch von Goethe.)

Kiſſingen, Sonnabend, den 24. Juli 1841.

Schwermüthig hatte mich ſchon den ganzen Tag die aufdringliche Betrachtung des nichtigen Weltweſens gemacht. Ich ſchrieb mir ein Bildniß davon mit Bleiſtift auf, das alſo lautet: „Hohle Repräſentation aufgeblähter Gemeinheit, nichtsnutzigen, gedankenloſen Dünkels, in ſchon lebloſen, nur noch ſcheinlebendigen Formen, mit ſchwächlichen Kräften, fremden Muſtern urtheillos nachſtrebend, ohne deren Unterlagen und Triebfedern. Keine edle Regung merkbar, kein heller Gedanke, kein ſelbſtthätiger Geiſt, nur der der Nachahmung, des Rollenfaches, kein reinmenſchlicher Anklang, kein friſches Gefühl, kein Intereſſe ſogar, als das für Erbärmlichkeiten, für gemeinen Schimmer und plumpen Vortheil, dabei Bettelſtolz auf elende Dienſtbarkeit. Der Anblick wäre das höchſte Komiſche, wenn die Sache nicht ſo hoch tragiſch wäre. Dieſe hundsföttiſchen Narren, dieſe närriſchen Hundsfötter, nur in Shakeſpeare's Dramen ſollten ſie zu finden ſein, da beluſtigen ſie! In der wirklichen Welt müſſen ſie Abſcheu und Haß erregen."

Kiſſingen, Sonntag, den 25. Juli 1841.

Trinkzeit. Die Königin nimmt mich zum Wandeln; Geſpräch über Geſundheit, Geſellſchaft, England. — Lady

Morgan; ich will ſie Frau von Gemmingen vorſtellen, ſie aber ſagt mir, die Fürſtin Eſterhazy habe ſich ſchon dazu erboten. Geſpräch hierüber; ſie iſt unentſchloſſen, ich beſtimme und treibe ſie, ſie muß die Fürſtin aufſuchen, wir treffen ſie, die Fürſtin geht willig mit, die Vorſtellung bei Frau von Gemmingen geſchieht, und unmittelbar darauf die bei der Königin. Alles geht ganz glatt und glücklich, und die große Sache iſt abgethan! Die Leute waren hier ſehr geſpitzt, wird es, wird es nicht geſchehen! Lady Morgan iſt ganz einſichtig darüber; ſie kennt die Welt, und iſt, wie ſie richtig ſagt, fière et modeste à la fois; ſie meinte auch, die Fürſtin hätte ihr Erbieten vielleicht nicht ſo ernſt gemeint, und ſei nicht geneigt: „Nun dann", ſagte ich, „muß man ſie wider Willen beim Worte nehmen, die Welt will oft wie mit Klauen angefaßt ſein, und dazu muß man Klauen haben, ſich nicht ſcheuen, ſie anzuwenden"; ſie ſah es ein und lachte.

Kiſſingen, Montag, den 26. Juli 1841.

Mit Maltzan lange auf und ab gegangen; er ſpricht mit größtem Lobpreiſe von Metternich, ſucht ihn mir in ſeinen Verdienſten darzuſtellen, ſagt, daß er über ihn manches aufgeſchrieben, daß er ihn ſtudirt habe, es gäbe keine beßre Schule, als der Umgang dieſes Mannes, der ſublim, der einzig ſei.

Einladung zur Königin.

Um ein Uhr Mittagstafel bei der Königin; Tettenborn's, Frau von Blomberg, Graf von Mülinen. Die Unterhaltung lebhaft, die Königin liebt Scherz, und die Prinzeſſinnen lachen gern. Die Königin herrlich angezogen,

eine feine goldne Netz-Schärfe durch das Haar gezogen, an den Schläfen mit grünen Bandschleifen; reicher Schmuck an Brust, Hals und Stirne. Die Königin hatte mich einladen lassen, mit dem Zusatze, wenn es mir nicht genehm sei, sollte ich ja nicht kommen, sie würde sich aber sehr freuen, wenn ich käme! Man kann nicht verbindlicher sein!

Nach dem Essen unter den Bäumen Frau von Trotha, Frau von Krüschanoffskii, Gräfin Panin; die kleine Maschinka genesen, und gar nicht wild, aber ungemein lieblich; kleine Bildchen für sie ausgeschnitten.

Mit Graf von Maltzan gegen anderthalb Stunden auf und ab gegangen, und die merkwürdigsten Mittheilungen empfangen. Sein ganzes Verhältniß mit Metternich dargelegt; der Fürst hat ihm hieher einen sehr liebenswürdigen Brief geschrieben, und will irgendwo mit ihm zusammenkommen. Maltzan fährt in seinen Lobpreisungen des Fürsten fort; sagt, daß derselbe in Preußen verkannt werde, daß er unbedingtes Vertrauen verdiene, erzählt von dessen Geschäftserfahrung, Arbeitsamkeit, Umsicht, tadelt unser Ministerium, welches Herr von Werther ganz habe verfallen lassen, es sei eine Schande, wie unsre Geschäfte gingen! (Daß Graf **, dieser unbrauchbare Mensch, aus Darmstadt weg in's Ministerium komme, sei eine neue Schande; Herr von Werther habe zwar gesagt, er würde ihm nie etwas zu thun geben, aber desto schlimmer! Ich aber sage, er wird nach einiger Zeit zum Gesandten befördert.) Was Maltzan dem Könige gesagt, was der König ihm, in der letzten Unterredung in Sanssouci; der König will nicht glauben, daß sein Volk oder gar die fremden Höfe ungewiß seien, was er eigentlich wolle. Ueber Reichsstände, über die Nothwendigkeit der Konstitutionen

in den süddeutschen, kleinern Staaten, über das Unnöthige und Gefahrvolle solcher Dinge bei uns. Der König müsse sich ein tüchtiges Kabinet organisiren, ein fähiges Ministerium. Es gäbe Leute in Berlin, die zu verhindern suchten und als nachtheilig darstellen, daß der König mit Metternich persönlich zusammenkäme. Ueber den innern Verfall Oesterreich's, während Preußen und das übrige Deutschland mächtig fortschreite. Eine Menge Details über Geschäfte und Personen. Ueber Tettenborn, über Lord Beauvale, über Tatitscheff, Fiquelmont, Werner. Nach allem, was Maltzan mir eröffnet hat, glaube ich nicht mehr, daß er das Ministerium in Berlin abgelehnt habe, ich glaube, er wird es begierig annehmen. — Von dem Minister Eichhorn meint er, derselbe sei nur immer vom Könige bezaubert, wage daher niemals einzureden oder zu widersprechen, sei schwach, habe gar keinen Karakter. — Lobpreis der Gräfin von Reede, ihrer festen Ansichten, ihrer folgerechten Handlungsweise; sie habe alles, was ein Staatsmann haben müsse, sie sei ein entschlossener Karakter, ein heller Verstand, sie wisse immer ganz sicher was sie wolle. — Merkwürdiges Gespräch!

Kissingen, Donnerstag, den 29. Juli 1841.

Lady Morgan stimmt ganz in mein Urtheil über Walter Scott ein, er habe ein schönes Talent der Schilderung, wie ein niederländischer Mahler, aber Tiefe der Gedanken fehle ihm, der Geist werde nicht durch ihn bereichert, und das Herz nicht durch ihn erfreut; sein übergroßer Erfolg sei durch die Umstände und durch Partheiung bewirkt; sein Bekanntwerden fiel in die Zeit, da England auf dem

Feſtlande wieder auflebte, ſeine Sprache und Litteratur dem verhaßten franzöſiſchen Einfluſſe willkommen entgegentrat, der Adel, das Alterthum, das den Zeitfragen Fremde, ſich wieder Bahn brachen; er iſt kein Autor erſten Ranges, kaum zweiten, nur dritten, die Nachwelt wird ihn ſchon an ſeinen Ort ſtellen.

Abends beim Trinken redeten früher als die Königin — was noch nie geſchah — die Prinzeſſinnen mich an, ſprachen bedauernd von meinem Weggehen, und daß am Ende niemand ihnen bleiben werde, dann von ihren weiteren Reiſeabſichten, Wünſchen, Erwartungen. Die Königin wendet ſich endlich ebenfalls zu mir, und ſpricht Aehnliches aus; vielleicht treffen wir auf der Weiterreiſe noch zuſammen, meint ſie, ich ſoll in Frankfurt, in Wiesbaden nach ihr fragen. Rückblick auf den Badaufenthalt; die Königin meint, ſo mit der Geſellſchaft, die ſie gehabt, unternähme ſie es den ganzen Winter hier auszudauern. Daß aller Abſchied ſchwer ſei, daß man ſich an Orte gewöhne wie an Menſchen, und eher noch dieſe als jene wechſle ꝛc.

Hanau, Freitag, den 30. Juli 1841.

Frühmorgens nach ſechs Uhr abgereiſt. Ueber Hammelburg, Gmünden — wo die Schulkinder ſtreiten, ob mein Bello ein Hund oder eine Katze ſei? Die meiſten rufen, es ſei eine Katze! — Lohr, Heſſenthal, Aſchaffenburg und Dettingen nach Hanau.

Ems, Mittwoch, den 4. August 1841.

Um elf Uhr nach Ems gefahren. Ich fand mit Mühe ein Unterkommen im Russischen Hof. — Kaum zwanzig Schritte war ich auf dem Kurplatze vorgeschritten, so begegnete mir Herr Bakunin, mit dem ich mich sehr freute. Er ging mit mir, im Russischen Hof an der Table d'hote zu essen. Nach acht Uhr ging ich aus, trank etwas Krähnchen, besah die Bücher von Herrn Kirchberger, die Spielbank, wo mich Herr Falkenstein aus Berlin anredete. Neuer Regen drängte die Kurgäste in die enge bedeckte Galerie, das stockende Gewühl war beängstigend, und mehrmals floh ich aus demselben in den großen Saal. Wieder unter die Wandelnden zurückgekehrt, steh' ich plötzlich vor der Prinzessin Karl von Preußen, sie tritt an mich heran, indem sie den Arm der Königin von Griechenland losläßt, und fragt woher und wohin, erzählt von Kreuznach, wo sie vier Wochen war, fragt nach Kissingen u. s. w. Morgen um vier Uhr reist sie wieder ab, über Koblenz, den Rhein hinauf bis Mannheim, besieht Heidelberg, und kehrt dann über Frankfurt gradenwegs nach Hause zurück. Die Königin von Griechenland hat geistreiche Züge, ist aber klein, und giebt ihrer Gestalt keine Hoheit, die Prinzessin Karl überstrahlte sie weit. Der Prinz August von Preußen in schwarzem Leibrock drängte sich auch in dem Gewühl, die Erbgroßherzogin von Hessen ꝛc. Unerwartet spricht mich der Fürst von Fürstenberg an, der hier die Kur braucht, rasches muntres Gespräch mit ihm, vielerlei Fragen, Einladung nach Donaueschingen, wohin auch Tettenborn kommen soll. Herr von Senden, Kammerherr der Prinzessin, redet mich an, wir gehen eine Weile zusammen. Herr Buchhändler Lehfeldt aus Berlin. — Ermüdet in den Gasthof zurück, im Eintritt find' ich den Herrn Geheimrath

Dr. Osann aus Berlin, nebst seiner Gattin, geb. Hufeland, ich blieb eine Weile bei ihnen, wir sprachen von seiner Kur, dann sehr herzlich von Assing.

Der König von Hannover ist hier. Ein Engländer bei Tische fragte, was er für eine Krankheit habe? Ich flüsterte zu Bakunin: „Il a une mauvaise constitution.“ Bakunin wiederholte es laut, und man lachte sehr vergnügt! Die Leute sprechen mit bittrer Verachtung von ihm, ganz ohne sich Zwang anzuthun.

Mit Bakunin über Werder gesprochen, er kannte die neuen unwürdigen Angriffe gegen den verehrten Lehrer in der augsburger „Allgemeinen Zeitung“ noch nicht.

Ems, Donnerstag, den 5. August 1841.

Nach sieben Uhr ging ich auf den Kurplatz. Die Königin von Griechenland und die Erbgroßherzogin von Hessen gingen mehrmals vorüber, die Hofdame Bozzaris mit rothem Kopfputz und blauem Büschelquast daran. Fürst Soutzo. Prinz August von Preußen. Geheimrath Dr. Osann und Frau. Fürst von Fürstenberg mit seinen beiden Söhnen; er geht mit mir abseits, bespricht die neueren Zustände, die Verfassungsfrage, den letzten Urlaubsstreit in Baden, wobei er der Regierung entschieden Unrecht giebt in der Sache und noch mehr in der Zuständigkeit des Augenblicks; er sagt, die fügsamste, wohlmeinendste Kammer habe man ganz ohne Noth zu einer widersetzlichen, mißtrauischen gemacht. Er macht mich mit der Gräfin Flahault bekannt, die mit einer schwarzäugigen Tochter hier ist; sie ist eine geborne Engländerin, ihre Großmutter war die Schwester des preußischen Feldmarschalls Grafen

von Keith und des Lords Marischal, der Freunde Friedrich's des Großen; dieſe Großmutter hat ein hohes Alter erreicht, und die Gräfin Flahault hat ſie oft von den Brüdern ſprechen hören, ihre Jugend war erfüllt von Ueberlieferungen aus der Zeit und dem Kreiſe Friedrich's. Wir gingen lange zuſammen, endlich wandte ſie ſich wieder zu ihrer Tochter und deren Begleitung zurück. — General von Barner redet mich an.

Bakunin beſuchte mich mit Herrn Jaſikoff, einem Bruder des in Schwalbach anweſenden Dichters. Melgunoff, der den ganzen Winter in Wien krank war, geht eben jetzt wieder von dort nach Italien. Staatsrath Gretſch iſt vor einigen Tagen von hier abgereiſt; mir iſt es lieb, daß er fort iſt!

Vor dem Eſſen noch in den Blumengängen herumgewandelt; ein preußiſcher General im größten Schmuck und Staat kommt vom Könige von Hannover herab, es iſt der General von Thile, kommandirender General der Rheinprovinz, er erkennt mich eher, als ich ihn, und nach herzlicher Begrüßung gehen wir zuſammen. Wie er hörte, daß ich im Ruſſiſchen Hof eſſe, wo er auch abgetreten iſt, beſtellt er die Pferde wieder ab — denn er wollte gleich nach Koblenz fahren — und belegt an der Wirthstafel ſeinen Platz neben meinem. Wir ſaßen zuſammen in beſtändigem Geſpräch; er hatte viel zu fragen, viel zu erzählen; Frankreich, deutſches Kriegsweſen, der Erzbiſchof von Köln waren die Hauptgegenſtände. Er iſt ein wackrer Mann, ſeines Faches kundig, aber im allgemeinen Denken nicht geübt. Arndt hat ihn für Stein ſehr einſeitig befangen, er hat Religion und Tugend gehörig vorgeſchoben. Thile lobt meine Biographie Schwerin's und möchte mich beſtimmen, die von Stein zu ſchreiben; ich vertröſte ihn

auf das Unternehmen von Pertz. — Lob des verstorbenen Königs; seine Haupteigenschaft sei Demuth gewesen, drum werde er auch so groß und hehr in der Geschichte dastehen. Darüber wäre noch viel zu streiten. Aber ich finde es hier nicht am rechten Orte. Künftig einmal!

Eine Dame nahte sich mir, es war Mad. X.; sie und die Doktorin Veit, geb. Elkan, setzten sich zu mir; letztere so sanft, sinnig und angenehm, als erstere hart, quer und unerfreulich! — Ich besuchte Herrn von Bakunin und seine Schwester Frau von Diäkoff; dann Fräulein Adelheid von Stolterfoth, die Dichterin, die mit ihrer Schwester und Oheim und Tante aus Geisenheim hier ist; eine schöne, stattliche Dame, von angenehmem Reden und feinen Formen; ich bedauerte, sie nicht länger zu sehen und genauer kennen zu lernen; ich berief mich auf ihre Einladung vor zwei Jahren; wir sprachen nichts Litterarisches. Sie ist Stiftsdame im Bayreuthischen.

Frankfurt, Freitag, den 13. August 1841.

Um zehn Uhr fuhr ich in den Russischen Hof, zur Königin von Würtemberg, sie war mit den Prinzessinnen schon ausgegangen zu Fuß, in Kaufläden.

Besuch im Englischen Hof bei Herrn von Bülow, dem neuen Bundesgesandten. Er bleibt noch hier wegen des Fürsten von Metternich, dann kehrt er nach Berlin zurück, seine Familie abzuholen. Er erzählt mir seine schwierige Stellung in London bei der orientalischen Frage, wie man ihn ohne Instruktion gelassen, sowohl Herr von Werther als der König selbst, wie er für seinen Kopf gehandelt und alles gewagt habe, und man zuletzt froh gewesen, daß

er es gethan. Ueber die Schwierigkeiten seiner hiesigen Stellung; ich halte ihm die Vortheile des hiesigen Lebens entgegen, auch läugnet er sie nicht. Er meint, Werther müsse nun seinen Abschied nehmen, der Schwarze Adlerorden deute darauf hin; er zweifle nicht, daß Graf von Maltzan das Ministerium bekommen werde, sieht aber auch für diesen große Schwierigkeiten. — Auf die Bekanntschaft des Fürsten von Metternich ist er sehr gespannt, er hat ihn noch nie gesehen. Er redet mir zu, auf den Johannisberg zu kommen.

Zu Hause treffe ich Herrn Dr. Creizenach. Wir fahren in das Städel'sche Institut. Einrichtung vortrefflich, Inhalt reich. — Zuerst zu Herrn Hofrath Berly, der die Nagler'schen Zeiten zurückwünscht, übrigens wieder ganz rüstig ist und seine alte Thätigkeit eifrig fortsetzt. Dann wieder in den Russischen Hof, wo ich Herrn von Gemmingen fand, der mich sogleich melden ließ. Die Königin ließ mich unverzüglich hinaufholen, und kam mit den Prinzessinnen noch im Morgenanzuge, den sie eben im Begriffe waren zu wechseln. Freundliche gute Worte und wechselseitiges Erzählen. Zwei Tage noch vor der Abreise der Königin war Herr von Zedlitz in Kissingen eingetroffen, auch er, sagte sie, rechne mit Zuversicht darauf, mich bei dem Fürsten von Metternich zu sehen, der am 18. hier erwartet wird, wie mir die Königin bestätigend sagte. Beste Wünsche zur Weiterreise.

Berlin, Sonntag, den 22. August 1841.

Gegen ein Uhr Besuch bei Bettina von Arnim, der ich die Grüße und Schriftchen von Professor Stahr überbringe,

ſie hat aber inzwiſchen einen Brief von ihm aus Helgoland gehabt. Sie erzählt mir von Herrn Thiers, von Spontini, von Dr. Carriere, von Steffens, der ihr wegen Carriere eine Szene gemacht hat, von Tieck und ſeinem Leben in Sansſouci, ſo komiſch und unterhaltend, daß ein ganzes Publikum ſich daran hätte ergötzen können! Tieck's Vorleſen, ſeine Sorge und Noth dabei, die Unterbrechungen, die Tapiſſerie-Arbeiten der Damen, und daß der König dabei zeichnet, oder gar ſelber ein Exemplar des Vorgeleſenen in der Hand hat! Mit Cornelius hat Bettina auch ſchon Verdruß gehabt.

Der Miniſter von Werther hat nun allerdings den Abſchied gefordert, und der Graf von Maltzan wird ſein Nachfolger. Vielleicht geht Herr von Canitz anſtatt nach London nun nach Wien. Der König ſoll ungemein wechſeln in ſeinen Beſchlüſſen. — Man war drauf und dran dem Herrn Thiers eine Katzenmuſik zu bringen, doch hat die Polizei es noch glücklich verhindert. Wo er ſich blicken ließ, war das Publikum höchſt geſpannt, alles wollte ihn ſehen, wo möglich hören, drängte ſich heran, bildete Spalier, als er aus dem Theater ging. Der König hat ihn hier geſprochen, kurz und ziemlich kalt.

Ueber Herrn Dr. Sachs in Prag viel Gutes durch Herrn Aſher erfahren. Er iſt in der dortigen jüdiſchen Gemeinde die höchſte Autorität, ein verehrtes und geliebtes Haupt, was er für Recht hält, wird gethan, ſein Wort gilt; durch Redlichkeit und Bildung, durch Reinheit und Würdigkeit hat er das erlangt.

Sonnabend, den 28. Auguſt 1841.

Man klagt über die Unordnung in den Geſchäften, den Mangel des Zuſammenhangs, die Abgeriſſenheit, die Ungleichartigkeit der Behandlung, beſonders auch darüber, daß alles liegen bleibe, ſelbſt das mit eifriger Vorliebe Begonnene. Der Schlüſſel zu allem dieſen iſt, daß der König ein Mann der Phantaſie iſt, in welchem aber das Schaffende mehr als nur Anregendes erſcheint, denn ſelbſt das Gebieten bedarf einer fortgeſetzten, ſtrengen Folge, nicht in den Gehorchenden allein, ſondern in dem Gebietenden ſelber, um etwas hervorzubringen. Ich denke mir jedoch die Vortheile einer ſolchen Regierung für uns die Nachtheile weit überwiegend, beſonders hinter einer Regierung her, wie die vorige war, wo alles in pedantiſcher Ordnung doch nur erſtickte.

Das ſtärkſte und thätigſte Element in der Liebe iſt der Ehrgeiz. Oft iſt er allein der Hebel, welcher die Liebe trägt; in den allerſeltenſten Fällen mangelt er ganz. Daher Prinzeſſinnen, Lieblinge der Bühne, Kriegshelden und anerkannte Geiſtmächtige, ſo viel geliebt werden. — Herrſcht Ehrgeiz ganz und gar in einer Liebe, ſo iſt dieſe nicht weniger eine Proſtitution, als wenn Habſucht und Geldgier ihr Kern iſt.

Heute wurde — Goethe's Andenken zu Ehren — hier auf dem Königlichen Theater Götz von Berlichingen gegeben.

Sonntag, den 29. Auguſt 1841.

Geſtern und heute viel im zweiten Theile von Straußens Dogmatik geleſen, mit Spannung, Luſt und Unmuth. Seine Waffen handhabt er ſehr geſchickt, und mit Ver-

gnügen ſieht man ihn die Gegner ſchlagen; aber ſeine Waffen ſind nicht die rechten, hält man den rechten Schild entgegen, ſo dringen ſie nicht ein. Dennoch iſt es gut, daß diejenigen, die ſolcherart geſchlagen werden können, ſolcherart geſchlagen werden. — Er hat oft herrlichen Scharfſinn, und treffende cyniſche Ausdrücke.

Sonnabend, den 4. September 1841.

Gries in Hamburg hat vom Könige eine Penſion von dreihundert Thalern nun wirklich erhalten.

Sonntag, den 5. September 1841.

Der König hat der Dichterin Agnes Franz eine kleine Penſion bewilligt, der Dichterin Helmina von Chezy ebenfalls.

Dienſtag, den 7. September 1841.

Alfred Nicolovius Denkſchrift auf ſeinen Vater, Bonn, 1841.

Das Buch über Nicolovius noch heute Abend eiligſt durchgepeitſcht! Ich dachte erſt, ich würde langſam leſen, ich würde genießen, aber es iſt unmöglich. Der Sohn hat ſich als elenden Biographen erwieſen, er hat ſeinen Stoff weder zu gliedern noch zu beleben gewußt, alles iſt mark- und blutlos, wie aus dem Schattenreiche. Das Buch zeigt, wie man ein braver, nützlicher Geſchäftsmann

sein kann, und zugleich ein tödtlich langweiliger, mattgeistiger Kerl. Jacobi und Stolberg sind seine Helden, Lehneriche selber, und an die lehnt sich wieder der Lehnerich Nicolovius! Eines wundert mich, zu erfahren, daß er so ganz übereinstimmend mit dem Minister von Altenstein war, daß er so gut mit ihm stand. Oder ist das nicht recht wahr? Sind die Briefe und ihr Inhalt nur eine gutmüthige Täuschung beider? Ich hatte oft gehört, Nicolovius sei wider Altenstein. Dem sei nun, wie ihm wolle, mir war der Mann immer fatal und langweilig. Als er mich nach Bernstorff's Tod ein paarmal besuchte, fand ich ihn gradezu dumm! Gott hab' ihn selig, da das einmal Gottes Aufgabe ist! — Das Buch ist von der mattherzigsten Wirkung, ich möchte ein Glas Branntewein darauf nehmen!

Donnerstag, den 9. September 1841.

Herr Dr. Carriere; Nachrichten Ruge's von Schelling, es wird glaublich gemacht, dieser könne sich an die Spitze der jüngern Hegelianer stellen, er spreche gut von Strauß, Feuerbach ꝛc. Ich aber glaube nicht, daß er den Sinn derer, die ihn berufen haben, so grob verletzen wird. Berufen hat ihn doch eigentlich der Pietismus und Romantismus, Bunsen's Einfluß hauptsächlich, der die Vorliebe des Königs erzeugt oder wenigstens genährt hat.

Freitag, den 10. September 1841.

Politisches überdacht; von keiner Seite ein erfrischender Hauch, und überall, wo Gutes hervorblickt, ist es aus

großen Massen von Schlechtem. Bei uns herrscht in allem der Schein, das Wort, anstatt der Sache, mächtiges Vorurtheil, geheiligter Wahn, Verehrung von Namen. Unser Kunstwesen ist gar ein Gräuel! Es mögen einst gute Ergebnisse davon kommen, aber die Fluth, aus der sie einst zurückbleiben, wenn diese abgelaufen ist, hat nur Widriges. Eine laue Ziererei, die jeder Alfanz sich zulegt, wie andre Modesachen!

Für unsre Zustände ist das größte Glück, daß sie keine ernstliche Prüfung zu bestehen haben, daß kein Napoleon, keine frische Revolution — denn die von 1830 ist schon faul — ihnen gegenübersteht. Welche Saat für einen Schnitter! Und hinwieder, was könnten wir für Schnitter sein, wenn wir wollten, dürften! Die Mittel fehlen nicht, der Geist fehlt nicht!

Dienstag, den 14. September 1841.

Heine hat sich in Paris mit Herrn Strauß auf Pistolen geschlagen, und ist an der Hüfte verwundet worden. „Seltsame Leute, geborne Juden, die es gar nicht nöthig haben, borgen sich ein Vorurtheil von den Gojim, und brechen einander die Hälse!“

Die Tories im englischen Ministerium machen mir doch einen schlechten Eindruck; meine tiefste Gesinnung ist auf der Gegenseite, das fühl' ich lebhaft! Die Herrschaft der Aristokratie in England ist fürchterlich, kalt, insolent, grausam! So die Untern verachten, wie ein vornehmer Engländer thut, weiß in andern Nationen doch niemand nachzuahmen. Ich fürchte, die Tories werden an allen Höfen schlecht wirken. Bei uns ist die Trennung zwischen Hof

und Bürgerſtand jetzt ſo groß, wie ſie noch nie war, die Abſonderung iſt vollkommen ausgeführt, die frühere Miſchung der Geſellſchaft nur noch als Ausnahme da, jedoch kann es noch viel ſchlimmer werden.

Donnerstag, den 16. September 1841.

Ich beſuchte den Direktor Schadow, er führte mich in ſein Atelier und in ſeinen Garten. Die Büſte, die er von der Königin Luiſe im Jahre 1796, als ſie noch Kronprinzeſſin war, gemacht hat, iſt zum Entzücken ſchön, ich vertiefte mich ganz darein, und begriff nun erſt recht den Zauber, den die Königin durch ihre Schönheit unwiderſtehlich bewirkte. Der alte Schadow freute ſich des Eindrucks. Die Büſte iſt eigentlich der Kopf aus der Gruppe der beiden Schweſtern, die im Schloſſe ſteht, und die ich nothwendig ſehen muß. Schadow erzählte und urtheilte ſehr frei von den früheren Zeiten: „Zur Zeit Friedrich Wilhelm's des Zweiten herrſchte die größte Liederlichkeit, alles beſoff ſich in Champagner, fraß die größten Leckereien, fröhnte allen Lüſten. Ganz Potsdam war wie ein Bordell; alle Familien dort ſuchten nur mit dem Könige, mit dem Hof zu thun zu haben, Frauen und Töchter bot man um die Wette an, die größten Adlichen waren am eifrigſten. Die Leute, die das wüſte Leben mitgemacht haben, ſind alle früh geſtorben, zum Theil elendiglich, der König an der Spitze. Man kann ſich jetzt gar nicht mehr vorſtellen, wie wohlthätig auf jene Ueppigkeit das Beiſpiel Friedrich Wilhelm's des Dritten kam, die ſtille Häuslichkeit, die Schönheit und Bravheit der Königin. Aber Friedrich Wilhelm der Dritte war im Grunde kein angenehmer Herr,

die Königin hat viel mit ihm ausgestanden, und grade hierin ihre größte Lieblichkeit bewiesen. Er war immer trocken, schüchtern, langweilig zum Entsetzen, und besonders unschlüssig, — ach Herr Jemine, was war der Herr unschlüssig, nicht die kleinste Sache war, über die er nicht gezweifelt hätte, die er nicht aufgeschoben hätte, so lange es nur möglich war; er mußte zu allem gedrängt, gestoßen werden, und suchte doch immer bis auf die letzte Minute Ausflüchte." Seinem Bruder Louis, der im Jahre 1796 starb, sollte ein Denkmal errichtet werden, aber da der Vater vor der Ausführung starb, so unterblieb die Sache, der Bruder hatte wenig Lust dazu, und war froh, daß Schadow seine Bestellung willig aufgab. „Wo hat der Herr je einen seiner Brüder geliebt? Ach du lieber Gott, keinen einzigen hat er je leiden können, auch keine seiner Schwestern, sie waren ihm höchst gleichgültig. Doch war er mit Louis noch am besten, wenigstens am meisten mit ihm zusammen. Nein, das war kein angenehmer Herr. Auch die Königin liebte er eigentlich ohne Zärtlichkeit, und das große Wesen, das man später von ihr gemacht, war ihm oft ärgerlich und génant."

Freitag, den 17. September 1841.

Herr Dr. B. kam, und wir besprachen umständlich die Lage der Schelling'schen Sachen hier, das Verhältniß der Hegel'schen Schule. Ich rathe zum ruhigen Abwarten, zur festen würdigen Haltung; man könne nicht wissen, ob er nöthig als Feind anzusehen sein werde, vielleicht verfeindet er sich mit den Frömmlern und Unphilosophen.

Herr Minister Eichhorn hat in Betreff unsrer Jahr-

bucher-Zenſur eine halbe Maßregel getroffen, eine ſchwächliche, ſchiefe, dummſchlaue. Der gewöhnliche Zenſor iſt abweſend, für deſſen Abweſenheit — die nun immer dauern oder auch alsbald wieder aufhören kann — iſt der Geheimrath Johannes Schulze aus unſrer Mitte zum ſtellvertretenden Zenſor ernannt. Die Sozietät hatte zunächſt mich vorgeſchlagen, mein Name ſcheint aber die Behörde ſo erſchreckt zu haben, daß man in der erſten Beſtürzung Herrn Geheimrath von Stein zu Herrn von Henning mit dem Bekenntniſſe ſchickte, die ganze Sache müſſe mißverſtanden ſein, der Miniſter habe nicht gemeint, uns ſelber die Zenſur zu überlaſſen. Da ich nun verreiſt war, glaubte man ſchon eher darauf eingehen zu können, und fiel auf den Geheimrath Schulze. Man thut mir inſofern Unrecht, als ich, einmal Zenſor, gewiß ein genauer und ſorgfältiger wäre. Viel beſſer, daß ich es nicht bin!

Sonnabend, den 18. September 1841.

Von unſern Staatsſachen hör' ich wenig Befriedigendes. Die Leute laſſen ſich durch die Anmuth des Königs wohl beſtechen, aber Urtheil und Mißvergnügen folgen nach; es iſt unglaublich, wie ſehr die Leute unruhig und dreiſt in ihren Anſprüchen und Urtheilen ſind. — Daß der König zu einer Zuſammenkunft mit ſeinem Schwager, dem Kaiſer von Rußland jetzt nach Warſchau abgereiſt iſt, wird ihm von vielen Leuten hier arg verdacht.

Wenn ich von dem Johannisberge und ſeinen vielen Gäſten in den Zeitungen leſe, bin ich immer froh, daß ich nicht da bin.

Montag, den 20. September 1841.

Gestern Frau von Woltmann aufgesucht; sie arbeitet immerfort, und ersteigt auch neue Stufen der Einsicht und Bildung; aber sie ist kein Mittelpunkt weder für Leben noch für Litteratur, sie rennt kometenartig mit irgend einer Wahrnehmung, einem Eindruck in's Weite, und wundert sich dann, daß sie allein und einsam ist. Doch hat sie außerordentliche Gaben, und was könnte sie damit alles leisten!

Ernste Betrachtungen über die Veränderung der Welt. Mehr als je ist alles in die Hand der Thätigkeit gegeben. Großer Umschwung bereitet sich vor. Alle Preise steigen, das Geld allein wird wohlfeiler, bald wird ein Thaler kaum noch sein, was jetzt ein Gulden ist. Alle Zinsen werden gering, alle Besoldungen müssen zu klein werden; der Augenblick, wo das ganze Heer stärker bezahlt werden muß, kann nicht ausbleiben. So bereitet sich mitten im Frieden und durch das fortschreitende Gedeihen eine Krise, der schwer zu begegnen sein wird!

Die Nachrichten aus Schlesien sind nicht sonderlich anziehend. Die gewöhnlichen, sehr wohlfeilen, sogenannten Witze des Königs hätte man den Zeitungen füglich sparen können. Die Leute fragen, ob das derselbe Geist ist, der die beiden Grimm berief, der eines Schelling, eines Tieck bedarf? Die Begeisterung hat schon sehr das Ansehn einer pflichtschuldigen, unerläßlichen; natürlich sind die Meister der Heuchelei gleich mit dabei. Die Sprache, welche von Behörden und Einzelnen geführt wird, ist auffallend servil, voll majestätischen Prunkes, mit überschwänglichen Worten nichts gesagt. Ich weiß, der Einzelne kann das nicht ändern, sondern muß immer die Steigerung noch vermehren, aber der König könnte sich die geschmacklose Ueberfülle verbitten.

Es iſt recht ſchön, daß der König die „Antigone“ des Sophokles will aufführen laſſen. Aber es kann doch nicht viel dabei herauskommen. Alles wird ſehr an die Oper erinnern, und doch weit hinter dieſer zurückbleiben; dafür kann die Schönheit des Geſprochenen und die Hoheit der Handlung nicht entſchädigen, beſonders weil die Aufführung dieſe beiden Seiten wenig mehr heben wird, als ſchon das Leſen es thut. Nun kommt noch die geſchraubte, gekünſtelte Ueberſetzerſprache, der ſchwergehämmerte Vers, die Ungewohnheit dieſer Vortragsweiſe, — da bleibt mir wenig zu hoffen. Zum Glück wird Sophokles davon keinen Schaden tragen! — Ein Schauſpiel voll heutigen Lebens, wenn das der König auf die Bühne bringen könnte, das würde ganz anders wirken! Ein neuer „Figaro“ zum Beiſpiel, wie der von Beaumarchais für ſeine Zeit war, für die unſrige! Ei! Das würde durchgreifen, und Leben und Regen aufthun! Das Stück, wer es lieferte? Heine thäte es ſchon!

In Cicero's Büchern von den Pflichten geleſen; ein braver Autor für den Mittelſchlag; kein ſpekulativer Kopf, obwohl ein philoſophiſcher; ein ſehr nützlicher Autor! Das Antike iſt in ihm doch mächtig, und er thut keine ſchlechte Wirkung. In ſeinen Reden iſt er wirklich groß.

Montag, den 27. September 1841.

Der Unfall, der ſchon wieder den Prinzen von Preußen betroffen, iſt nicht bedeutend. Beim Exerziren der Oeſterreicher traf ihn ein kleines Steinchen in den Schenkel, ein Plänkler muß daſſelbe aus Unachtſamkeit mit der Patrone

in den Lauf geſteckt haben. Diesmal hat der Prinz gewiß keine Schuld.

Es iſt ſehr glaublich, daß die Geſandtſchaft in London Herrn Bunſen zufallen wird. Der König wünſcht gewiß ſehr, ſie ihm zu geben, und ſcheut nur, ſeinen Liebling ſo geradezu zu begünſtigen, aber wenn es der Miniſter vorſchlüge, oder ein ſolcher Wunſch von Sir Robert Peel geäußert würde, gäbe der König gewiß auf der Stelle ſeine Zuſtimmung. Die Tories lieben Herrn Bunſen, und thun wohl etwas für ihn.

Mittwoch, den 29. September 1841.

Dem Profeſſor Welcker aus Freiburg hat man geſtern Abend auch hier, wie ſchon in Leipzig und Dresden, ein Ständchen und Lebehoch gebracht. Er hat aus ſeinen Fenſtern (im Kronprinzen in der Königsſtraße) eine freie, kühne Rede an die Verſammelten gehalten. Daß dies alles geſchehen konnte, iſt ein Wunder!

Den Roman „Die Nachbarn“, von Friederike Bremer, aus dem Schwediſchen, raſch durchgeleſen im Bette. Geſinnung und Abſicht ſind ſehr löblich, das Talent nicht gering, aber wenig urſprünglich, der Geſchmack unrein, und der Humor ſchwächlich. Wenn ich dergleichen ſo ſtark preiſen höre, von Leuten, die den Roman des Manzoni langweilig finden, ſo weiß ich, was ich von ſolchen Urtheilen zu halten habe. — Wir haben dergleichen in Fülle gehabt und zu ganzen Maſſen hinter uns, Lafontaine, Iffland, Kotzebue ſogar, beſonders mußt' ich an „Lorenz Stark“

von Engel denken. — Die paar Bändchen lasen sich doch leicht und angenehm.

Freitag, den 1. Oktober 1841.

Welcker ist schon wieder abgereist; er wollte mich besuchen, bekam aber Zweifel, ob mir das auch recht sein würde! Taktlos, und ebenso taktlos, daß er dafür bei Savigny eine Karte abgab, der beim Empfange sagte: „Ja, der Kerl hätte mir kommen sollen!“

Es weiset sich leider mehr und mehr aus, die Thatsachen lassen sich nicht läugnen, daß Eichhorn ein schlechter Minister ist. Er ist herrisch, eitel, und von einer Klugheit, die zur Heuchelei und Arglist wird, dabei unterthänig und feige gegen den Hof. Man zitirt ihn als neuen Beweis, daß die Bürgerlichen zu so hohen Stellen nichts taugen. — Er hat eine Königliche Kabinetsordre veranlaßt, daß die Berliner Geistlichen sofort in eine Synode zusammentreten sollen, um Vorschläge zur Abhülfe der hiesigen kirchlichen Gebrechen und Unordnungen zu machen; diese örtliche, besondere Maßregel hält man für sehr zweckwidrig, es wird nur Streit und neue Verwirrung daraus hervorgehen; man sagt, es wäre Eichhorn's Schuldigkeit gewesen, dem Könige davon abzurathen, statt dessen habe er ihn dazu aufgefordert, um sich bei den Frommen beliebt zu machen. — Auch die Anfrage Eichhorn's bei allen preußischen theologischen Fakultäten, ob Bruno Bauer nach seiner letzten Schrift noch Dozent bleiben könne? ist sehr gehässig, die Anfrage ist eine Verurtheilung, die gefragten Fakultäten können nicht Ja sagen.

An Bruno Bauer einen Zettel nach Charlottenburg

geſchrieben wegen Bettina von Arnim, die ihn zu ſprechen wünſcht.

Heute Vormittag, noch ehe er meinen Zettel bekommen hatte, kam Herr Doktor Bruno Bauer zu mir, Marheineke hatte ihm geſagt, daß ich ihn zu ſprechen wünſchte. Ein tiefer, entſchloſſener Mann, der unter äußerer Kälte innen glüht! er wird ſich nicht hemmen laſſen, und eher der Märtyrer ſeiner Ueberzeugungen werden. Man ſieht ihm den Denker und den Kämpfer an. Durch die ihm widerfahrene Unbill iſt er tief verletzt und heftig gereizt, und in ſeiner Oppoſition nun auf die äußerſte Gränze gedrängt. Er geht ſchon viel weiter als Strauß, und meint, binnen wenig Jahren würde der ſo weit überflügelt ſein, daß die Regierungen keinen Feind mehr in ihm ſehen würden, ſondern einen Streiter auf ihrer Seite. (Darin irrt er aber; von dem jetzt Beſtehenden wird Strauß nie zu Gnaden angenommen.) Er erinnert mich unwillkürlich an Lamennais. Seine äußere Lage iſt für den Augenblick gedeckt; ſeitdem er ſo frei ſchreibt, werden ihm ſeine Schriften gut bezahlt. — Er wird zu Bettinen gehen, und ihr ſehr gefallen.

Der König hat befohlen, bei Aufführung von Muſik in Kirchen muß der Prediger jedes Stück eigends prüfen und darf nur diejenigen erlauben, die der Würde des Ortes gemäß ſind. Man ſchreit heftig gegen dieſe Verordnung, die ein nur eingebildetes Uebel betreffe, und viel Verwirrung hervorbringen müſſe. An und für ſich ſchon mißfällt die Einmiſchung.

Sonnabend, den 2. Oktober 1841.

Wunderbar, in wie kurzer Zeit der Minister Eichhorn alle Menschen gegen sich zu stimmen gewußt hat! Außer Ranke lobt ihn niemand. Seine Räthe sind erbittert gegen ihn, die Mehrzahl der andern Minister sehen ihn als einen Eindringling an, die hiesigen Gelehrten sind meistens unzufrieden mit ihm, selbst alte Freunde, wie Savigny, Steffens, die ihn der Verstellung und Falschheit beschuldigen; auch sagen schon einige Fromme, er meine es doch nicht aufrichtig mit ihrer Sache. Man behauptet, sogar der König habe schon Augenblicke der Reue gehabt, ihn zum Minister gemacht zu haben, er hätte viel lieber Bunsen.

Der Zensor John ist wieder als Zensor unsrer „Jahrbücher" eingetreten, und des Geheimenrathes Schulze Stellvertretung hört auf. Also wieder der alte Quark! Es ist eine Jämmerlichkeit. Ich stimme noch immer dafür, der Behörde diesen Quark an den Hals zu werfen, und die „Jahrbücher" aufhören zu lassen.

Der Minister von Rochow ist wieder hier, aber auch der Minister von Schön ist angekommen; man erwartet starke Reibungen zwischen den beiden Widersachern.

Jubiläum in Würtemberg wegen der funfundzwanzigjährigen Regierung des Königs. Würtemberg hat allerlei große Fortschritte gemacht, und das Land ist in blühendem Zustande.

Die Tories in England wollen fürerst nichts thun, und das wenige, was sie doch thun müssen, ist ganz so, als wenn noch ihre Gegner am Ruder wären! Es genügt nicht, die Mehrheit der Stimmen in beiden Häusern zu haben, man muß auch die Sachen für sich haben! Daß die Korngesetze abgeändert werden müssen, scheint ausgemacht.

In Frankreich macht die Regierung dumme Streiche! Sie will die Preſſe bedrängen, die Geſchwornengerichte antaſten. Sie möge ſich in Acht nehmen! Herr Guizot hat mir ſchon immer nicht gefallen, er macht ein Handwerk aus der ſtrengen Ehrbarkeit und Biederkeit, er wäre lieber Miniſter Heinrich's des Fünften, als Louis Philippe's.

Die Memoiren der Lafarge ſind gering und von ſchlechtem Eindruck; man hat ſie hier verboten; Dummheit!

Sonntag, den 3. Oktober 1841.

Jemehr ich in den Gentz'ſchen Papieren leſe, deſtomehr bewundre ich den Fleiß und die Arbeitsfriſche des Mannes, deſſen Thätigkeit wirklich ſtaunenswerth erſcheint, aber deſtomehr auch beklag' ich ihn ſelbſt, der bei allen Genüſſen und Befriedigungen doch eigentlich ein trauriges Leben führte. Er ſelbſt wollte ſich hierüber täuſchen, aber im Hintergrunde geſtand er es wohl ein. Er hatte ſich den Höchſten und Vornehmſten durch Geiſtesüberlegenheit und Geiſtesthätigkeit zum Gleichen heraufgearbeitet, und lebte mit ihnen als ſolcher; aber er fühlte wohl, daß er dieſe Stellung nur durch täglich erneuerte Arbeiten und Dienſte behaupten konnte, und daß man ihn doch nur gelten ließ als ein nothwendiges Uebel. Eigentliche Achtung genoß er nicht, nur die größte Berückſichtigung und Schonung; daß er darauf geſtellt war, von den Mächten und Höfen immer große Geſchenke zu empfangen, ſetzte ihn auch ſehr herab in der Meinung. Und welcher Art waren oft ſeine Arbeiten! Mir hätte das Herz dabei geblutet, ich hätte ſie dem Fürſten von Metternich vor die Füße geworfen, und geſagt, der Teufel möge ſie machen! Ueberall wo es

Wundlacken — der ihn zuletzt zum Zweikampfe gefordert hatte — vom Könige zwar Unrecht und der Graf zu Dohna die größte Rechtfertigung bekommen, aber Herr von Rochow ſteht darum in der Gunſt des Königs nicht weniger feſt.

Herr Miniſter von Werther behält als Obermarſchall ſeinen vollen Gehalt von achtzehntauſend Thalern; man fragt, was der König, wenn er Unverdienſt und Ungunſt durch ſolche verſchwenderiſche Gnade bezeichnet, denn für Verdienſt und Gunſt noch thun will? — Die Umgeſtaltung des Miniſteriums der auswärtigen Angelegenheiten, welche der Graf von Maltzan vorhat, wird auch nicht ohne großen Penſionirungs-Aufwand geſchehen können.

In Liefland großer Bauernaufſtand. (Unter andern hat ein Werber aus Südrußland viele lettiſche Bauern zur Auswanderung dorthin verlockt, indem er ihnen vorſpiegelte, wie fruchtbar der Boden dort ſei, und zum Beweiſe Gerſten- und Weizenkörner unter Vergrößerungsglas vorzeigte!)

Mittwoch, den 6. Oktober 1841.

Ich traf den General von Canitz, und hatte ein langes Geſpräch mit ihm; er denkt in den nächſten Tagen nach Wien abzugehen; von Herrn von Werther ſpricht er mit größter Milde und Billigkeit, die er nicht eben ſo für deſſen Nachfolger den Grafen von Maltzan zu haben ſcheint; übrigens gefiel mir Canitz beſſer, da er noch bloß Militair war, der Diplomat ſteht ihm lange nicht ſo gut.

In der „Staatszeitung“ ſteht heute Abend der Austritt Werther's und der Eintritt Maltzan's. Letzterer muß heute oder morgen hier eintreffen.

Donnerstag, den 7. Oktober 1841.

Man sagt, Herr von Savigny soll an Herrn von Kamptz Stelle Justizminister werden, Minister der Gesetzgebung; da er unsrer Zeit den Beruf zur Gesetzgebung abspricht, so müßte er billig ein solches Ministerium verbitten.

Die Synode der hiesigen Geistlichen hat am Montage Statt gefunden. Marheineke wurde mit großer Stimmenmehrheit zum Vorstand erwählt. Er trug darauf an, das Verlangen auszusprechen, daß im ganzen Staate gleichmäßig Synoden angeordnet würden, und ihre örtliche Aufgabe in eine allgemeine zu erweitern, vor allem aber zu beschließen und festzusetzen, daß sie auf Geistesfreiheit unter allen Umständen halten wollten. Dies alles wurde angenommen.

In Halle war eine Versammlung von fünfzig Predigern, die sich sämmtlich einander die Hand darauf gegeben, daß sie die Freiheit der Untersuchung und Prüfung behaupten und vertheidigen wollten. Die nächste Versammlung ist nach Leipzig eingeladen, und wird dreimal so zahlreich sein. — Diese Bewegungen gehen nach andrer Seite hin, als der Minister Eichhorn gemeint hat!

Sonntag, den 10. Oktober 1841.

Frau von Arnim las mir einen Brief des Kronprinzen von Würtemberg, erzählte mir mit lebhafter Freude von Bruno Bauer, und viel Lustiges und Beißendes.

Eine Anzahl Studenten betrieb es, Herrn von Schelling ein Ständchen zu bringen; Bettina rieth davon ab; die Sache wäre aber doch geschehen, wenn nicht Schelling selber es verhindert hätte, indem er einen an ihn deßhalb

abgeordneten Studenten ſchlecht aufnahm, und erklärte, er würde nicht zu Hauſe ſein. Seine Freunde ſagen höhniſch, nachdem Welcker ſo geehrt worden, müſſe ſich Schelling verbitten, daß man ihm das Gleiche anthue!

Der vorige König hatte der Ordenskommiſſion die Anfertigung einer Matrikel der preußiſchen Orden anbefohlen, und der jetzige König dies gleich nach ſeiner Thronbeſteigung beſtätigt, mit Hinzufügung einiger beſondern Weiſungen, zum Beiſpiel daß die polniſchen Namen am Ende mit i, die ruſſiſchen mit y geſchrieben werden, der hohe Adel vor dem niedern hervorgehoben und auch mit den Taufnamen genannt werden ſollte. Die Ordenskommiſſion erklärte demüthigſt, ſie vermöge beides nicht, ſie wiſſe nicht, welche Namen polniſch, welche ruſſiſch ſeien, ſie wiſſe noch weniger, wo die Scheidelinie zwiſchen hohem und niederm Adel zu ziehen ſei, ob zum Beiſpiel die Stolberge zu jenem zu rechnen ſeien, oder nicht. Die Sache kam an das Archiv; gleiche Erklärung der Inkompetenz. Das Miniſterium der auswärtigen Angelegenheiten mußte den Geheimenrath Eichhorn beauftragen, ein Gutachten über die Frage, wer zum hohen Adel zu rechnen ſei, auszuarbeiten. Bei Eichhorn lag die Sache faſt ein Jahr, dann entſchuldigte er ſich mit Krankheit, reiſte ab, und ließ die Frage unerledigt. Alſo ſeit einem Jahre kein Schritt in der Sache vorwärts! So wenig leicht iſt es zu regieren, auch bei ausgeſprochenem Willen, dem keine Reichsſtände entgegenſtehen, wohl aber die Natur der Dinge! Gleich im Beginn müßte dem König ein treuer Rathgeber offen erklären, daß dergleichen Dinge müßten unterlaſſen bleiben, weil dabei nichts herauskommen könne! — Adel und Kirche, damit fange jetzt einer was ab! Das heißt ſich muthwillig in die nutzloſeſte Verwirrung ſtürzen!

Großes Verlangen nach Herrn von Humboldt's Wiederkehr, — von mir, von Frau von Arnim, von Böckh, von Preuß, von Jakob Grimm.

Mittwoch, den 13. Oktober 1841.

Der König will die großen italiäniſchen Sänger hieher kommen laſſen, auch die berühmte Mlle. Rachel. Er will, daß die Zahl der Studenten ſich verdopple. — Schelling hat den König noch nicht geſehen. Ludwig Tieck will ſehr gern auch den Winter hier zubringen, wenn man ihm eine Winterwohnung giebt, wie man ihm eine Sommerwohnung gegeben. Was er in Dresden verlöre, wäre leicht erſetzt, er empfängt ſchon anſtatt des Jahrgeldes von tauſend Thalern eines von fünfzehnhundert.

Donnerstag, den 14. Oktober 1841.

Der Erzbiſchof Droſte von Biſchering wird den bisher zum Biſchof von Trier gewählt aber nicht beſtätigt geweſenen Herrn von Arnoldi zum Nachfolger einſetzen. Man iſt nicht ſicher, ob Herr von Droſte, wenn er Einmal wieder in Köln iſt, nicht dennoch Erzbiſchof wird bleiben wollen. Es wird ſchon lebhaft gefragt, mit welchen Opfern der König die Nachgiebigkeit des Pabſtes und des Erzbiſchofs erkauft habe? Die Furcht, es könne die Ausſtattung der katholiſchen Kirche durch Grundeigenthum geſchehen, erſchreckt alle Gemüther. „Der vorige König hat es verſprochen.“ Reichsſtände hat er auch verſprochen, iſt das eigne Volk weniger zu achten als der Pabſt?

Der Minister Eichhorn hat mit Bruno Bauer eine lange Unterredung gehabt, und gegen den ruhigen, besonnenen jungen Mann, der genau weiß was er will, bald ermahnende Zurechtweisung, bald väterliche Belehrung, und zuletzt heftigen Zorn versucht, in allen Richtungen aber nur die ärgsten Blößen gegeben. Er hat das „Abhängigkeitsgefühl" von Schleiermacher als Grundlage der Religion behaupten wollen, und den Hegelianern sehr verargt, daß sie das nicht gelten ließen. Die Privatsache des seligen Freundes mischt er in die Wissenschaft, die er nicht versteht, die ihn als Minister in dieser Weise gar nichts angeht! Er betreibt die Sache gegen Bauer mit fanatischem Eifer, und sollten die theologischen Fakultäten ihn im Stich lassen, so wird er bei aller seiner Ministerschaft einen schweren Stand haben. Bauer meint, der Minister könne an dieser Sache den Hals brechen; das ist allerdings möglich, denn außer der Feindschaft aller Freigesinnten, die ihm den Versuch übel nehmen, zieht er auch die der Frömmler, die ihm den Nichterfolg verargen, auf sich; ohne der letztern Bewilligung und Gnade kann er nicht lange Minister bleiben.

Der König befindet sich mit seiner Liebhaberei an dem Adel in einer sonderbaren Klemme; er findet die Klasse nicht bestimmt unterschieden, und diese mangelnde Bestimmtheit hinzuzufügen ist gegen seinen Grundsatz, er will anerkennen was ist, nicht machen was noch nicht ist, und das was er als seiend klar sehen möchte, liegt in ungewissem Dunkel. Inzwischen nennt der König die Personen, welche er zum hohen Adel rechnet, im Umgange auszeichnend bei den Vornamen — die er auch in der Ordensmatrikel hervorgehoben wissen wollte — „Graf Anton", „Fürst Ludwig", oder auch kurzweg „lieber Anton",

was den andern Edelleuten, die er mit ihren Geſchlechtsnamen ruft, natürlich ſehr mißfällt.

Der König macht ſich mit Kirche und Adel zu thun, beide werden ihm zu ſchaffen machen! Dieſe Gebilde ruhig ihrer Entwicklung und ihrem Verfall zu überlaſſen, ſich ohne Noth nicht um ſie zu bekümmern, ſcheint in unſrer Zeit das Gerathenſte.

Schinkel ſtarb am 9. — Großes prunkvolles Begräbniß. (Am 12.)

Freitag, den 15. Oktober 1841.

Des Königs Geburtstag. Voriges Jahr Huldigungsfeſt. — Die Stimmung iſt lau, man hört von keiner freien Beeiferung, die amtliche kommt natürlich nicht in Rechnung. Die Zeitungen liefern ſchlechte Gedichte, die Univerſität läßt eine Rede halten, die Akademie der Wiſſenſchaften giebt ein Gaſtmahl. In den Theatern iſt ein Vivat herkömmlich. — Man wundert ſich, wie in dem vollen Jahre doch eigentlich ſo wenig geſchehen iſt.

Traurige Nachricht, daß Lermontoff geſtorben, ſei; noch ſo jung, ein ſo herrliches Talent!

Das Buch von Hormayr*) iſt merkwürdig, und muß in Oeſterreich eine tiefe, dauernde Wirkung machen. Es hat furchtbare Partheien, glänzende, meiſterhafte, aber auch gemeine, ſeichte und ſchwache, und iſt überhaupt Stückwerk, das Leben Münſter's giebt nur den Faden, an welchem ein reicher Vorrath längſt in ihrer Haft ungeduldiger Ak-

*) „Lebensbilder aus dem Befreiungskriege" (zwei Theile, Jena 1841).

tenſtücke und Geheimkunden ausgehängt wird. Der Fürſt von Metternich wird erſchrecken, wenn er ſieht, wie Männer ſeinesgleichen, Thugut, Kaunitz ꝛc. hier gezeichnet ſind, die Geſchichtſchreibung bricht in Oeſterreich ein, und, wie eine Bonapartiſche Invaſion, gleich in's innerſte Herz!

In England geht alles ſehr langſam; das Miniſterium ſucht Zeit zu gewinnen. Die Verhältniſſe ſind immerfort unſicher und gefahrvoll. — Die neue Bewegung in Spanien kann fürerſt auch nur die Verwirrung mehren. Ihr Verfolg dürfte ſelbſt dem Könige der Franzoſen neue Kriſen bereiten.

Sonntag, den 17. Oktober 1841.

Man erzählt, der König habe Herrn von Schön mit Herrn von Rochow zuſammen zur Tafel gehabt, und die Grundſätze, in welchen beide nicht einig, der Reihe nach vorgeführt, geprüft, und immer Herrn von Rochow im Rechte gefunden, ſo daß Schön verſtummte, und nur bisweilen lächelte oder die Achſel zuckte; ſeine konſtitutionelle Wirkſamkeit hier iſt für diesmal nichts.

Dienstag, den 19. Oktober 1841.

In Hormayr's „Lebensbildern" weitergeleſen; das Buch erregt und ſpannt mich, es ſind vortreffliche Stellen darin, und der Inhalt ergreift mich und übernimmt mich wie das Waſſer einen mit ihm kämpfenden Schwimmer; aber der ſcharfe, redneriſche, ätzende, ſchwülſtige Ton ermüdet

mich; wie ganz anders müßte das Buch wirken, wenn es in gehaltener, ruhiger Rede abgefaßt wäre!

Mittwoch, den 20. Oktober 1841.

Die Staatsgewalt, welche der enthüllten Wahrheit zum Trotze, in der Evangelienſache den getödteten Buchſtaben ſchützen und erhalten will, ſteht zu der Wiſſenſchaft in demſelben Verhältniſſe, wie der Pabſt zu Kopernikus. Was hilft es, daß ein Kultusminiſter Linien zieht, um zu beſtimmen, was erlaubt oder verpönt ſein ſoll, zum Beiſpiel Schleiermacher noch jenes, Strauß aber ſchon dieſes, — der Wind verweht ſie, jeder Fußtritt verwiſcht ſie. Wir ſehen es jeden Tag!

Man ſagt, General von Grolman begehre ſeinen Abſchied, wegen eines mit dem Könige beim Manöver gehabten Wortwechſels.

In Spanien behält Eſpartero die Oberhand. Ich lieb' ihn nicht, aber doch mehr als die Königin Chriſtine.

Von Schelling hört man wenig, von Stahl gar nichts mehr.

Donnerstag, den 21. Oktober 1841.

Abends Kritikgeſellſchaft: Henning, Boumann, Marheineke, Schulze, Dove, Bopp, Zumpt. Nachträgliche Erzählung von dem Odeum-Gaſtmahle. Herr Miniſter Eichhorn hat ſchlecht geſprochen und ohne rechten Inhalt. — Schelling war freundlich, ſagte aber doch, daß er die Hegelianer bekämpfen werde, nur hoffe er, der Streit werde

ein wiſſenſchaftlicher bleiben. Er hat um Verzeihung für den Ausdruck, aber ſie wären in einer Sackgaſſe, ſagte er, und er werde ihnen einen neuen Weg zeigen.

Freitag, den 22. Oktober 1841.

Ich hörte heute zuerſt, daß man ſage, der Graf von Maltzan beabſichtige meine Wiederanſtellung und rechne ſtark auf meine Thätigkeit; auch General von Rühle hat es geſagt, und es ſchien, als habe er es von dem Miniſter ſelbſt. Mir iſt keinerlei Mittheilung dieſer Art, weder amtliche noch vertrauliche, zugekommen, und es wäre doch ſonderbar, daß man auf mich rechnen und über mich verfügen wollte, ohne mich vorher zu befragen! — Mich hat die Sache auf den ganzen Tag verſtimmt. Sie hat mich zu einer unwillkommenen Prüfung meiner Kräfte und Ausſichten aufgerufen. Es kann nur verdrießliche Quälerei dabei herauskommen, im Annehmen und im Ablehnen. Ich bin zu krank, um regelmäßig in Geſchäften zu arbeiten, aber man will das nicht glauben. Doch hab' ich es oft und laut genug geſagt, insbeſondre zu Tettenborn, und Maltzan könnt' es wohl wiſſen. Vielleicht unterbleibt aber auch der ganze Antrag, vielleicht findet er auch anderweit zu viel Widerſpruch.

Sonnabend, den 23. Oktober 1841.

Bei heller Sonne, und reiner, doch ziemlich kalter Luft ſpaziren gegangen. Bei der Heimkehr begegnete mir General

von Canitz; er ist in Verzweiflung, noch hier zu sein, hofft aber nun am nächsten Mittwoch nach Wien abzureisen. Er kennt das Buch von Hormayr, sagt, er habe es entstehen sehen, das Meiste schon handschriftlich gelesen, nennt aber die Herausgabe eine Infamie; warum grade das? Ich lobte die Meisterschaft manches Bildes, die Schärfe und das Treffende manches Ausdrucks, die Briefe von Gneisenau ꝛc. Aber Canitz dachte an den Verdruß Metternich's, zu dem er eben hingeht, und da wäre es ihm ganz Recht, die Geschichtsüberlieferung zu hemmen. Wäre das Buch gegen den Staatskanzler Hardenberg, so würde Canitz nichts dagegen haben, denn noch im Grabe haßte er den! Ich versagte mir nicht, seinen Aerger noch mehr zu reizen, indem ich ihm erzählte, daß Metternich gegen Schulenburg die Zuversicht geäußert, auch nach dem Tode werde sein Name in höchsten Ehren bleiben, und daß er sehr böse geworden, als Schulenburg gemeint, der Nimbus werde dann unfehlbar schwinden; nun aber erfahre jener das noch bei Lebzeiten! Canitz möchte die Geschichte tödten, und nur die bestehen lassen, die er und seinesgleichen macht. Dafür ist aber gesorgt! Die Wahrheit lebt, sie soll hoch leben, und ich will auch in ihrem Dienste nicht lässig sein! Solche Bücher wie das Hormayr'sche sind ein Segen, reinigende Gewitter, das sag' ich mit allem Fug, wenn ich auch nicht grade Gefallen an dem Buche finde, so fern es ein litterarisches Erzeugniß ist. Ich lasse vieles gelten, was mir nicht gefällt.

Ich kann heute nicht schreiben. Mir ist bange vor den Anträgen Maltzan's; sie stimmen in keinem Falle mit meiner Neigung überein. Ich fühle mich noch nicht frei genug, und sollte einwilligen, es gar nicht zu sein! Dazu gehörten starke Beweggründe. Und wenn ich diese etwa haben

könnte, würde ich damit Geſundheit und Kräfte erlangen? — Rahel würde mir abrathen? Wer weiß! Sie liebte Thätigkeit und Anſtrengung; ſie räumte auch der Selbſtverläugnung gewiſſe Rechte ein; doch die letztere üb' ich ja ohnehin jeden Tag, wie jeder hier, der ſo denkt wie ich!

Montag, den 25. Oktober 1841.

Ich traf den General von Canitz bei Dümmler, er wollte wiſſen, was für Bücher ihm nach Wien mitzunehmen empfohlen werden könnten, und ich nöthigte ihn wirklich gegen ſeine Neigung, Hormayr's „Lebensbilder" zu kaufen.

Die Veranſtalter des Ständchens für Welcker, Doktor Mügge, Doktor Rutenberg und Doktor Zabel, ſind bisher von der Polizei noch nicht behelligt worden. Aber ſie ſind jeden Tag einer Vorladung gewärtig, und da man behauptet, eine Kabinetsordre des Königs befehle, ſie von Berlin wegzuweiſen, ſo haben ſie ſich vorläufig darauf eingerichtet, von hier wegzugehen. Doktor Meyen würde dann auch Berlin verlaſſen, wiewohl er, durch Zufall, nicht bei dem Ständchen war. Die Erlaubniß zu letzterem war übrigens vorſchriftsmäßig eingeholt und ertheilt, nur wußte der Polizeikommiſſair nichts von Welcker! Der König hat erfahren, daß ein Sohn des Oberpräſidenten Flottwell unter den Bringern war, und hat darauf dem Vater geſchrieben, ſeinen Sohn gehörig zu ſchelten wegen ſeiner Gemeinſchaft mit unruhigen Köpfen, weßhalb der Vater den Sohn eigends nach Magdeburg kommen ließ.

Man behauptet immerfort, Herr von Rochow werde aus dem Miniſterium ausſcheiden, da er den Widerſpruch,

Aerger und die Arbeit und Anſtrengung nicht mehr aushalten könne. Die Leute irren gänzlich, wenn ſie meinen, er ſei nicht mehr in Gunſt beim Könige.

Bisthum in Paläſtina, halb auf Englands halb auf Preußens Koſten. — Geheimerath Bunſen wird aus London hier zurückerwartet.

Dienſtag, den 26. Oktober 1841.

Neue Bücher von Dümmler kamen mir eben recht. Barthold's „Geſchichte des Dreißigjährigen Krieges" von Guſtav Adolf's Tode ab, mit Geſichtspunkten von der Einheit Deutſchlands her, und gegen den „proteſtantiſchen Stolz". Das Buch dankt ſein Erſcheinen ohne Zweifel den kriegeriſchen Ausſichten des vorigen Herbſtes. Es iſt verfehltes Beginnen, kurzathmigen Kriſen mit langathmigen Werken beizuſpringen! Der Verfaſſer hat gewiß auf Dank gerechnet, der ihm nun kaum noch werden wird. — Ferner: Gervinus' „Deutſche Nationalliteratur", fünfter Band. Damit erfüllte ich den übrigen Abend bis in die Nacht hinein. Das Werk iſt ein gewaltiges, aber leider nicht auf der rechten Höhe. Er verkennt Goethe'n, er hat nur beſchränkte Faſſungskraft für ihn, und hält falſche Vorſtellungen und Maßſtäbe hartnäckig feſt. An der Art, wie er Schiller'n hebt und Goethe'n zu ſenken bemüht iſt, erkennt man recht den Unterſchied beider Männer; keines von beiden gelingt! Ich ſehe auf's neue, wie ſehr Goethe ſeinem Freunde überlegen iſt, ja mir wird es nun erſt recht lieb, gegen Gervinus ſchon im voraus Riemer'n auf dem Kampfplatze zu ſehen. Ohne Goethe's „Dichtung und Wahrheit", ohne ſeine kritiſchen und aufſchließenden Bemer-

kungen, hätte Gervinus gar nicht sein Buch unternehmen können, ich sehe auf allen Seiten Goethisches hinein verarbeitet. — Wie doch der lebendige Mensch unter den willkürlichen Kategorieen einer solchen Kritik völlig schwindet! Hier wird nichts erklärt, immer nur zersetzt, und nicht nur die Gestalt zerstört, sondern auch ein falscher Gehalt an's Licht gebracht, weil der Tiegel, in welchem die Schmelzung vorgeht, schon nicht rein war, oder selber Theile in die Schmelzung absetzt. Und so geht das nun in die Jahrhunderte weiter, es möchte einem fast bange werden! Zum Glück bleiben die ursprünglichen Zeugnisse, und es werden auch wieder Menschen geboren, die mit frischem Auge, durch Dunst und Nebel hindurch, das Wahre und Aechte erblicken, die Gabe der Anschauung über jede Verzerrung herrschen lassen!

Wenn ich die Zeit, welche ich selber durchlebt habe, so verarbeitet sehe, wie von Hormayr und Gervinus, so komm' ich mir selber fast wie verstorben vor, und ich fühle, daß ich auf diesem Markte der heutigen Durchsprechung wenig mehr zu sagen habe; ich werde schon mitverkauft als Waare! — Doch nein! ich lebe noch, und denke noch manches Zeichen davon zu geben!

Mittwoch, den 27. Oktober 1841.

Das Polizeiministerium hat über das Welcker'sche Ständchen an den König berichtet, und seinen Bericht damit geschlossen, daß denn doch kein Anlaß zu weiterem gerichtlichen oder polizeilichen Verfahren sei. Der König aber nahm die Sache strenger und erließ eine Kabinetsordre, die im Staatsdienste befindlichen Theilnehmer sollten einen

ſtarken Verweis erhalten, und unbefördert bleiben, die nicht Angeſtellten von hier entfernt werden, der Privatdozent Bruno Bauer ſein Lehramt in Bonn nicht wieder antreten. Letzterer iſt ganz irrig als Theilnehmer mit aufgeführt. Man iſt allgemein erſchrocken und unwillig über dieſe Strenge und Raſchheit des Königs, und wirft bedenkliche Blicke in die Zukunft.

Geheimerath Doktor Schönlein iſt Leibarzt des Königs geworden und Geheimer Ober-Medizinalrath, zum großen Aerger der Militairärzte.

Der König iſt gewarnt worden, nicht zu ſehr den Herren Bunſen und von Radowitz zu folgen, beide ſeien ſehr verhaßt, und würden ihm ſehr ſchaden. Dagegen hat Herr von Radowitz dem Könige warnend geſchrieben, er möge es nicht für ein ſo leichtes Spiel halten, die Hegel'ſche Philoſophie zu beſeitigen, ſie habe tiefe Wurzeln. — Die Verwirrung iſt aller Orten!

Die Miniſter nach dem Herzen des Königes ſind doch eigentlich nur der Graf zu Stolberg und der General von Thile. Der Kriegsminiſter von Boyen ſpricht nur über ſeine Geſchäfte mit dem Könige, der Unterrichtsminiſter Eichhorn ebenſo, überdies will der letztere gar nichts Eignes, ſondern iſt der unbedingte Gehorcher und Bewunderer des Königs, was der gebietet, thut er blind. Ich höre das ſcharfe Wort ſagen: „Sein Sie gewiß, Eichhorn hat längſt ſeine Seele verkauft gehabt, ehe er Miniſter wurde, ſonſt wäre er es nicht geworden!"

Man will bemerkt haben, daß in den Kollegien und ſonſtigen Anſtellungen die Adlichen jetzt mehr und mehr die Stimme erheben, trotziger und herriſcher auftreten als ſonſt.

Vormittags war Hofrath Dorow bei mir, der mir

sagte, daß Spontini's Sache sehr zu dessen Vortheil entschieden sei, nämlich daß er seine ganze Stellung behalte, nur nichts mit der Verwaltung zu thun haben solle; er wird nächstens wieder hier sein.

Donnerstag, den 28. Oktober 1841.

In der „Karlsruher Zeitung" steht folgender nichtswürdige Artikel, den unsre „Staatszeitung" wiedergiebt: „Wir vernehmen, daß der Abgeordnete, Hofrath Welcker, während er den Norden Deutschlands bereist und sich allerwärts durch seine politisirenden Reden bemerkbar macht, auf Befehl seiner Königlichen Hoheit des Großherzogs wieder in den Ruhestand versetzt worden ist." O Scham und Schande ob solcher Schändlichkeit! Und wird man Preußen nicht als den Anstifter dieser feigen Höhnung ansehen? Sollen die Leute den freisinnigen Volksvertreter nicht lieben? Will man ein so edles, naturgemäßes Verhältniß nicht dulden, seine Aeußerung nicht dulden? Wehe, wenn wir an diesem Werke Theil haben! Und heute grade wird die „Antigone" in Potsdam aufgeführt, vor dem Könige und seinen Geladenen, die „Antigone", welche die schrecklichen Folgen zeigt, die man herbeiruft, wenn man das Naturgemäße zum Verbrechen macht! — Aber sie lachen, die Mächtigen, und wenn sie später weinen, dann weinen wir mit! — Könnte man nur die Stimme erheben, hätte man nur eine Rednerbühne, eine freie Presse! — Ich bin grade heute so aufgeregt, das verdammte Zeitungsblatt verdirbt mir den ganzen Abend.

Ich habe, weil sie heute aufgeführt wird, die „Antigone" rasch durchgelesen, um die Schwierigkeiten des Ter-

tes unbekümmert; ich hatte auch nur die kleine Ausgabe von Tauchnitz, die Ueberſetzung von Solger iſt mir abhanden gekommen. Welche Größe und Schönheit! Ich dachte nur immer bei den ſchlagenden Stellen, daß in derſelben Stunde ſie dem Könige in's Geſicht geſagt werden. Uebrigens erweckt es mir eine Art abergläubiſchen Schauders, daß eine ſolche Tragödie am Hofe zur Aufführung gewählt worden, ſolche Darſtellung der harten zum Geſetz erhobenen Willkür und des gräuelvollen Untergangs!

Auf's neue hörte ich heute, die katholiſche Kirche werde mit Grundeigenthum ausgeſtattet werden, denn der vorige König habe es ja verſprochen, und auf's neue hörte ich die Frage damit verknüpfen: „Und Reichsſtände, hat er die etwa nicht verſprochen? Aber freilich, jenes hat er dem Pabſt verſprochen, dies nur — ſeinem Volke!“

Sehr verſtimmt durch das Gefühl unſrer politiſchen Ohnmacht! Und es giebt kein Mittel dagegen, gäbe es eines, — das nicht geradezu Thorheit oder Frevel wäre, — ſo hätte es an Muth und Kühnheit ſchon längſt nicht gefehlt.

Ἀντιγόνη, 737. Hämon ſagt zu Kreon:

Πόλις γὰρ οὐκ ἔστ', ἥτις ἀνδρὸς ἐστ' ἑνός.

74. 75. Antigone zu Ismene:

— ἐπεὶ πλείων χρόνος, ἢ
ὃν δεῖ μ' ἀρέσκειν τοῖς κάτω, τῶν ἐνθάδε.

672. Kreon:

ἀναρχίας γὰρ μεῖζον οὐκ ἔστιν κακόν.

Freitag, den 29. Oktober 1841.

Bis zwei Uhr in die Nacht hinein las ich geſtern noch in Gervinus' fünftem Bande, und quälte mich mit ihm

ab. Ein staunenswerthes, aber auch ein trostloses Buch. Er führt „alle Völker in's Gefecht", und findet dann freilich, daß ein großes Abschlachten nöthig wird, aber auch die Besten finden hier Tod und Wunden. Wie er Goethe'n zu bezwingen sucht, ist merkwürdig anzusehen; er bekämpft ihn mit den eignen Waffen, die jener ihm gleichgültig oder großmüthig überläßt. Aus den kleinsten Geständnissen, Bemerkungen und Launen des Menschen wie des Dichters zieht er die größten Folgerungen, macht das Unbedeutende zur Wichtigkeit. Bekennt Goethe eine Stimmungslosigkeit, so ruft Gervinus, er gestehe ja selbst, daß es mit dem Dichten aus sei. Dagegen findet er das Wichtigste und Schönste unbedeutend und gering, die Novelle von Löwen und Tigern, die Erzählungen in den „Wanderjahren", die „Jahr- und Tageshefte", in denen er sich an geringen Notizen und einzelnen Ausdrücken hält, das Tiefe, Ausschließende, Bezeichnende aber nicht achtet, das Bild der Lebensfülle und Thätigkeit nicht erkennt. Die einzelnen Aeußerungen Goethe's reißt er aus allem Zusammenhang, den ganzen Goethe aber drückt er gewaltsam in einen Zusammenhang hinab, aus dem sich befreit und erhoben zu haben ohne ihn abzureißen sein größtes Verdienst ist. Es ist überhaupt der Fehler des Buches, alles nur in Verhältnissen und Gegensätzen zu sehen, und den äußerlichen, künstlichen, oft rein willkürlichen Zusammenhang festzuhalten, den wahren, innern aber nicht zu sehen. Daher verlieren hier alle Gestalten, das Individuelle wird gedrückt, das Talent mißkannt, die Litteratur, die Poesie, sind ein Gemisch von Irrthümern, Versuchen, Fehlgriffen, Unzulänglichkeiten. Die eingestreuten Bewunderungen und Anerkennungen, die oft beinahe begeisterten-Lobsprüche, welche reichlich eingestreut sind, helfen nichts, sie bleiben doch nur

verloren in dem Verneinenden, Absprechenden. Das Hauptergebniß des Autors bleibt: „Mit der Litteratur ist es aus, und es war nie viel damit.“ Daher auch der niederziehende Hang, der öde, trostlose Eindruck, den das Lesen dieses Buches giebt, die Mißstimmung, die es zurückläßt. Auch spielt die Gereiztheit der politischen Stimmung des Verfassers überall ein, die Göttinger Sache; wir sollen die Poesie aufgeben, unsere Thätigkeit auf Volk und Staat richten. Ferner seh' ich den Heidelberger Schlosser oft durchblicken, den mit den Ereignissen stets zankenden Historiker, daher die Erhebung von Voß, die Verachtung Woltmann's und vieles Andre. Die Darstellung der Verdienste und des Karakters von Voß that mir wohl, ich billige sie ganz; aber warum nicht dann denselben Maßstab an Goethe anlegen, denn wenn die „Luise“ und die „Idyllen“ so viel werth sind, wie sind es dann erst „Hermann und Dorothea“ u. s. w. Aber ich sag' es nun ohne Scheu, Gervinus weiß sehr viel, versteht aber wenig, hat Goethe'n ganz und gar nicht verstanden, kann ihn nicht verstehen, trotz alles Aufwandes von Werkzeugen und Mühen, mit denen er an ihn herantritt. Auch Schiller'n wird er nicht gerecht, so gewaltig er ihn preist und hebt.

Seit Niebuhr's drei Bänden Briefe hat kein Buch mich beim Lesen so ermüdet, verdüstert. Ein trauriges Lesen, wiewohl spannend und aufreizend! Es wird schon ein Kritiker kommen, der das alles gründlich darlegt, ein Kritiker, der Goethe'n wieder versteht und verkündigt. Einstweilen ist es gut, daß Riemer einiges Gegengift wider dieses Gift dem Publikum eingegeben!

Bin ich ungerecht gegen Gervinus? Ich glaube nicht. Er hat Staunenswürdiges, Unglaubliches geleistet, er hat ganze Strecken urbar gemacht, Einzelnes richtig gesehen,

vortrefflich bezeichnet, muthig, scheulos, aber das Ganze — ist ein Mißgriff!

Freitag, den 29. Oktober 1841.

Nachrichten über die Vorstellung der „Antigone"; die Leute im Ganzen sehr zufrieden, schon des Ortes und der Gesellschaft wegen. Einige Personen vom Hofe ließen lächelnd merken, sie kennten doch Amüsanteres. Jemand erklärte, wenn es wahr sei, daß das Stück einige hundert Jahre vor Christi Geburt geschrieben worden, so sei das alles Mögliche. Die Kleinheit der Bühnenräume störte etwas. Die Chöre gingen sehr gut, man fand die Komposition von Felix Mendelssohn-Bartholdy würdig und sachgemäß. Der Schauspieler Devrient machte als Hämon den Verstoß, zu seinem Vater Kreon, anstatt: „Dein, Vater, bin ich!" zu sagen: „Dein Vater bin ich!" worüber Viele lachten. Heute steht eine kurze Nachricht, daß die Aufführung geschehen, in der „Staatszeitung".

Ueber die Welcker'sche Sache kann ich mich nicht zufrieden geben. Das sind Regierungen! Solche badische, wo ein Blittersdorf an der Spitze steht! Gemeingeist und Einigkeit wollt ihr in den Deutschen? Ja, wenn euch bange wird, wenn euch Herr Thiers droht, wenn es gilt, Frankreich abzuwehren, wenn ihr auf euren Thronen zittert! Aber wenn norddeutsche Städte und Länder sich eines süddeutschen Volksvertreters freuen, ihn ehren und feiern, weil er in seiner Stellung auch das Allgemeine betreibt und hält, weil er freimüthig und redlich — wenn auch vielleicht irrig — die Anliegen des Volkes führt, — dann werdet ihr unwillig und boshaft, ja boshaft, denn

Bosheit ist es, den Mann von andrer Seite und auf andrem Gebiete anzugreifen, als wo er euch hinderlich ist, ihm bloß persönlich wehe zu thun, ihm nur euren Haß zu zeigen, ohne irgend einen andern Zweck. Denn der Ruhestand hindert ihn nicht, nun erst recht herumzureisen und sich feiern zu lassen. Könnt' ihr's ihm wehren, könnt ihr den Leuten wehren, könnt ihr das Zutrauen und die Liebe zu ihm vernichten? — Ich hab' ihn nie gesehen, habe keinen Zug zu ihm, halte ihn für einen beschränkten Kopf, für einen schwachen Staatsmann; aber wüßt' ich ein öffentliches Blatt, wo ich das oben Gesagte könnte einrücken lassen, ich thäte es, aber noch besser und lieber sagt' ich's dem Könige, wäre mir Zutritt offen!

Sonnabend, den 30. Oktober 1841.

Bei Gervinus ist es mir ein Räthsel, wie man so viel Sinn für Lessing haben kann, und so wenig für Goethe. So hat er auch keinen für Molière, aber das ist Unkunde äußerer Art, keinen für Voltaire, — er versteht die Franzosen nicht, höchstens das Schlechte von ihnen. — Er fordert uns auf, die Litteratur zu lassen, und uns in die Politik zu werfen; er selbst aber, bei dieser Gesinnung, was thut er? er liefert uns dicke Bände gelehrter Schriften, und er kann nichts anderes thun! — Gervinus ist nicht oberflächlich, aber auch nicht tief, er verkennt das Tiefe in Hamann, Goethe, Friedrich Schlegel; er ist ohne philosophische Gründlichkeit, er hat keinen spekulativen Sinn, da liegt sein Hauptmangel. — Er stellt die Männer alle in Reihe und Glied, da verschwindet der Beste, das ist die

ſchlechteſte Ordnung in all den Fällen, wo es nicht nur Futter für Pulver gilt.

Das Leſen der „Antigone“ feſſelte mich an den Sophokles, ich las noch die „Elektra“ und den „Oedipus auf Kolonos“. Die Stimmung, in welche die Seele durch dieſe Gebilde verſetzt wird, läßt ſich in die Schranken unſres modernen Lebens nicht bannen, ſie zerſprengt den alltäglichen Tag!

Auch in Goethe's „Dichtung und Wahrheit“ las ich mit innigem Wohlbehagen, ich darf ſagen mit ſittlichem Ertrag, den Abſchnitt ſeines Lebens in Straßburg. Er bleibt mir treu, dieſer Dichter, dieſer Lehrer, und ſo werd' ich ihm auch treu bleiben müſſen!

Montag, den 1. November 1841.

Die Urtheile von Gervinus über Jean Paul Richter ſind wohl zum Theil gegründet, aber doch unbillig hart ausgeſprochen. Gervinus ſieht zu ſehr auf die Richtungen und Stoffe, viel zu wenig auf die innere Stärke des Talents, auf die Schnellkraft der menſchlichen Erſcheinung. Durch Herz, Geiſt und Witz gehört Richter unter unſre Beſten. Daß er nicht Goethe war, noch Schiller, wiſſen wir; aber er ſteht ſeinen Mann. Warum iſt Gervinus bei ihm nicht ſo billig wie bei Voß? In ſeiner Schilderung laufen ſogar einige Gemeinheiten mit, die er beim Leſen der Reinſchrift oder der Probebogen hätte ändern ſollen. Und immer die falſchen politiſchen Anſprüche! neben willkürlichem Maßſtabe des Sittlichen! — Wenn ich damit das Stück deutſcher Litteraturgeſchichte in Goethe's „Dichtung und Wahrheit“ vergleiche! Und wie ſehr Gervinus von

dieſer Behandlungsart abweicht, ſo ſtützt er ſich doch augenſcheinlich auf ſie, und auf alles Goethiſche. Mit dem Ausdrucke pathologiſch z. B., welchen auf äſthetiſche Gegenſtände Goethe zuerſt angewendet hat, arbeitet er immerfort in ſeinem Buche. Eine gediegene Kritik des ganzen Werkes thäte recht noth, ſie müßte philoſophiſchen Hinterhalt haben, feinen klaren Sinn, ausreichende Kenntniß. Roſenkranz oder Hotho könnten dieſe Kritik ſchreiben; aber ſie thun es ſchwerlich. Einſtweilen bleibt das Buch ſchwerfällig ſtehen, ſchon durch ſeinen Umfang wenig genießbar: in meinem ganzen Kreiſe hier ſpreche nur ich davon!

Mittwoch, den 3. November 1841.

Man freut ſich hier über den ſchlechten Ausgang der letzten ſpaniſchen Bewegung, die Königin Chriſtine wird allgemein getadelt, — wiewohl man ſich aus Espartero wenig macht.

Das wunderlichſte, auffallendſte Gerücht verbreitet ſich hier in der Stille, und macht den erſchreckendſten Eindruck, nämlich das Gerücht, unſre Königin ſei in Baiern zur römiſch-katholiſchen Kirche zurückgekehrt! Ich kann das durchaus nicht glauben, aber daß man es ſagt, iſt ſchon ſchlimm, und zeigt, wie mißtrauiſch man gegen die Richtungen iſt, welche der König zu begünſtigen ſcheint.

General von Natzmer, Fürſt von Wittgenſtein, beide mißvergnügt, einer ſtillen Oppoſition angehörig, wie auch Herr von Ragler. Erſterer redete mich an, und that wie immer ſehr verbindlich. Aber was kann ich mit den Herren haben?

Donnerstag, den 4. November 1841.

Heute ist im Opernhause die Feier des hundertjährigen Bestehens desselben. Eine Blumenlese von Musikstücken wird aufgeführt, doch nur von deutschen Komponisten.

Die Sache des Bisthums in Palästina soll den König gegen fünfzehntausend Pfund Sterling kosten; man erschrickt bei der Summe desto mehr, weil man großentheils noch zweifelt, daß der geringste wirkliche Nutzen dabei zu erzielen sein wird. — Man hat ohnehin berechnet, daß die Ausführung aller der Unternehmungen von Bauten, Denkmalen u. s. w., die der König bis jetzt als beabsichtigt oder wünschenswerth angegeben hat, über sechshundert Millionen Thaler kosten würde, der Dom von Köln allein über vierzig Millionen. Den Dombau zu vollenden, soll in des Königs lebhaftesten Wünschen sein.

Bruno Bauer ist nach Bonn abgereist. Man fürchtet sehr, daß er sein Lehramt werde aufgeben müssen.

Dienstag, den 9. November 1841.

In dem neusten Hefte des „Staats-Lexikon" steht von Welcker ein Artikel „Oeffentlichkeit", worin die Regeln und Grundsätze deutscher „Adelsvereine" enthüllt werden; diese Vereine sind in Preußen nicht nur geduldet, sondern entschieden wirksam, und geben den Schlüssel zu vielem, was geschieht.

Die Sache mit dem Bisthum von Jerusalem erregt allgemein Mißfallen und Tadel. Man schreit über die große Geldsumme, die wahrscheinlich ganz nutzlos in die Lüfte verstiebt.

Der König ist gestern nach München gereist, und hat Schönlein mitgenommen.

Donnerstag, den 11. November 1841.

Bruno Bauer hat zum größten Erstaunen Aller, die ihn kennen, an dem Ständchen für Welcker doch Theil genommen, und es gleich ohne Hehl eingestanden. Nun wird ihm wohl sein Lehramt abgesprochen sein. Ein andrer Theilnehmer, Wenzel, bei der „Staatszeitung", hat entlassen werden müssen; er hat Frau und Kinder! Unserm Korrektor der „Jahrbücher", Herrn Zabel, der sich als Theilnehmer öffentlich genannt, hat der Oberpräsident Herr von Bassewitz einen scharfen Verweis ertheilt, aber ihm dabei, höchst sonderbar für einen Oberpräsidenten, gesagt, der König habe eine sehr leidenschaftliche Kabinetsordre erlassen! — Man sagt, der König habe mit Heftigkeit selber zur Feder gegriffen, und dabei zornig geäußert, die Opposition habe in Königsberg den ersten Versuch gemacht, den zweiten in Breslau, nun mache sie den dritten gar in Berlin, der solle aber am wenigsten gelingen.

In Königsberg ist ein dorthin gesandter theologischer Privatdozent aus der Neander'schen Schule während seiner ersten Vorlesung von den Zuhörern verlassen; sie riefen, sie hätten genug, und gingen fort! — (Hävernick heißt er.)

Sonnabend, den 13. November 1841.

Gestern brachte die „Allgemeine Zeitung" (vom 9.) einen Artikel aus Berlin, der ganz klang wie aus einem Ministe-

rialbüreau, und die Kabinetsordre gegen Welcker ihrem ganzen Inhalte nach läugnet, mit hoher Amtsmiene, und mit der Versicherung, nur ein unsrer Gesetze und Einrichtungen ganz Unkundiger könne sich dergleichen ausgedacht haben. Schneidender kann der König nicht getroffen werden, und noch dazu von einem seiner bezahlten dummen Diener, der es recht gut zu machen meint! — Uebrigens soll es vermittelt worden sein, daß wenigstens keiner der Theilnehmer aus Berlin fortgewiesen wird. Hiezu rieth auch schon die gemeinste Klugheit, denn hier sind die Leute noch gebunden, draußen aber ungebunden und entschiedne Feinde. Das Artige ist, daß nun wieder Baden auf Preußens Anstiften das Gehässige gegen Welcker verübt hat, und Preußen gegen Welcker's hiesige Gesellen nichts thun will!

Vortreffliches Separatvotum Marheineke's, dem der hiesigen theologischen Fakultät beigelegt, in der Sache Bruno Bauer's. Er vertheidigt ihn meisterhaft, und theilt dabei grimmige Schläge aus; er trägt darauf an, ihm die Lehrfreiheit zu lassen, aber ihn zum Professor der Philosophie zu befördern. — (Großmuth, Tapferkeit, Meisterschaft.)

Dienstag, den 16. November 1841.

In der „Staatszeitung" noch ein Aufsatz von Bockh über die griechische Schaubühne und die Aufführung der „Antigone". Im „Athenäum" ein scharfer Aufsatz von Meyen mit vielem Tadel. In der „Vossischen Zeitung" stand geradezu, der Geist der neuesten Zeit seien Ostentationen und Versuche zu Rückgängen, die doch auch nur wieder Ostentationen blieben.

Der Zorn des Königs über das Welcker'sche Ständchen hat sich zuletzt doch beschwichtigt. Der Polizeipräsident

hat die Herren Rutenberg, Zabel, Köppen ꝛc. kommen lassen, sie haben schriftlich die Erklärung ausgefertigt, daß sie nicht im Sinne gehabt, den König zu beleidigen, wiewohl sie — schrieben sie hinzu — offen bekennten, daß sie mit dem Bestehenden und Geschehenden gar nicht sonderlich zufrieden seien! Und damit war für sie die Sache abgethan. Ein klatriger Ausgang, und viel königliche Autorität ist dabei zugesetzt worden und sitzen geblieben.

Der König hat dem Minister von Schön freundlich und schmeichelnd geschrieben, er solle sein Abschiedsgesuch zurücknehmen; ebenso dem Grafen Klemens von Westphalen, er möchte nicht außer Landes gehen. Die Leute machen scharfe Vergleichungen, wie zärtlich und verzeihend der König die Adlichen behandelt, wie scharf und unwillig die Bürgerlichen. Aber die letztern zeigen nun auch viele Schärfe und Bitterkeit.

Es soll jemand angezeigt worden sein, der gesagt habe, der König betrage sich bubenhaft, und verdiene unmündig erklärt zu werden; die Polizei soll aber den Fall vertuscht haben, um das Aergerniß nicht zu vergrößern.

Gestern von fünf bis sechs Uhr hat Schelling seine erste Vorlesung gehalten, vor einer zahlreichen glänzenden Versammlung. Er trat leise genug auf, sprach vom Frieden, vom Erhalten und Aufbauen, vom nicht Zerstören, vom Werthe der Philosophie, nannte Fichte'n und Schleiermacher'n ehrend, erwähnte Hegel's gar nicht, — wohl aber Gans mit Achtung.

Donnerstag, den 18. November 1841.

General von Rühle, der aus der zweiten Vorlesung Schelling's gekommen war, berichtete mir umständlich den

Inhalt derselben; er stimmte darin mit mir überein, daß aus dem Bisherigen sich noch nicht deutlich ersehen lasse, was und wohin?, daß aber die von Schelling angekündigte große philosophische Neuigkeit, der Schatz von Aufschlüssen, den er gefunden und bewahrt zu haben vorgebe, noch sehr problematisch bleibe. Macht er indeß sein Versprechen wahr, so wird das Staunen nur um so größer sein. Einstweilen fährt er fort, gegen die Hegel'sche Schule sich klug und freundlich zu benehmen, denjenigen aber, die ihn für den Ihrigen ausgeben möchten, große und kleine Ohrfeigen zu geben, den Frömmlern, der historischen Schule, den Unfreien aller Art. Lustig ist es, wie diese Leute sich anstellen, als träfe sie nichts, sie thun nur um so mehr entzückt, um zu verbergen, daß sie Ohrfeigen bekommen.

Sonntag, den 21. November 1841.

Von Schelling sagt man, er sei wie der Sophist Gorgias, den Platon schildert. Er spreche marktschreierisch, wolle alle Räthsel lösen, jede Frage beantworten, — und es kommt zu nichts Rechtem. — Man lobt Schelling um des Königs willen, man tadelt ihn aber auch um des Königs willen, und des letztern Name leidet auch hier wahrscheinlich wieder Schaden.

Donnerstag, den 25. November 1841.

Alle Zeitungen sind voll von der Nichtratifizirung des Zollvertrags mit Luxemburg, alle Welt schimpft auf den König der Niederlande. Nun entdeckt sich aber, daß unser

König einen eigenhändigen Brief an jenen geschrieben, worin er ihm sagt, daß ihm an dem Vertrage nichts liege! Davon wußte kein Minister etwas, und Graf von Maltzan, hätte er mehr Karakter, wäre wohl berechtigt, dem Könige seine Abdankung zu Fußen zu legen, denn er ist völlig bloßgestellt, und wird ausgelacht. Ueber dies Verfahren des Königs in Geschäften sind auch seine begeisterten Anhänger etwas betroffen.

Schelling fährt in seinen Vorlesungen fort; er macht schon sehr mißtrauisch, und man hört Bezeichnungen, wie Charlatan, Sophist u. dgl. Er verspricht viel. Warum hat er zwanzig Jahre geschwiegen? warum redet er jetzt?

Donnerstag, den 2. Dezember 1841.

Schelling setzt seine Vorträge ämsig fort, aber die Zuhörer fallen schon ab. Der Vortrag ist unangenehm, hölzern, ein bloßes Ablesen und Diktiren. Heute sprach er feierlich, anerkennend, fast gerührt von Hegel, eignet sich aber alles Beste von ihm mit seltner Dreistigkeit oder Selbsttäuschung an, von dem sich beweisen läßt, daß es ausschließlich Hegel'n gehört. Noch sieht man nicht, wo es mit seiner Philosophie hinaus will; wohl aber ahndet man, daß es damit nicht viel bedeute, daß es ein bloßes Gerede bleiben wird, daß es damit ein schwaches, vielleicht gar ein lächerliches Ende nehmen wird! Das meinen nicht einige Hegelianer allein, sondern auch ganz partheilose Männer, wie Humboldt und General von Rühle.

Freitag, den 3. Dezember 1841.

Meine Aufzeichnungen werden mehr und mehr politisch, gegen Absicht und Neigung, aber die Tageseindrücke sind vorherrschend von solcher Art, und was man nur irgend anfaßt, nimmt einen Bezug dahin. — Briefe vom Rhein, aus Preußen, aus Süddeutschland, klingen trüb' und peinlich; aller gute Namen des Königs scheint dahin! Und wodurch? durch sichtbare Vorliebe für Adel, Priester, Mittelalter, durch Schwanken und Unsicherheit im Ergreifen der Mittel, durch zu hohe Spannung von Erwartungen, die zu erfüllen fast unmöglich ist! Die Sachen können lange so fortgehen, ehe ein großer, auffallender Schaden daraus entsteht, das ist wohl gewiß; aber die Unterhöhlung des festen Bodens geht im Stillen vorwärts, und die Folgen können nicht ausbleiben.

Was hört' ich heute die harmlose Generalin von ** aus Münster alles erzählen! Der König hofft die stolzen, reichen Adlichen, die fanatischen Katholiken dort zu gewinnen, er geht mit ihnen auf das zarteste um, er behandelt sie fast als Gleiche, zieht sie zu sich heran und Andern vor, — aber sie sprechen ihm Hohn, reden von der Königin schlecht, sehen die Preußen als eingedrungene Fremde an. Sie danken ihm seine Nachgiebigkeit in der katholischen Sache gar nicht, und die Protestanten und Freisinnigen trauern darüber, werden mißtrauisch, glauben ihre Rechte verkürzt.

Sonntag, den 5. Dezember 1841.

Heute war zum erstenmale recht sichtbar, daß die Verordnungen wegen der Sonntagsfeier neu eingeschärft worden. Alle Laden waren fest verschlossen, die Straßen hat-

ten ein auffallend verdüstertes Ansehen. Unter dem Gottesdienste darf auch nicht ein Brot gebacken werden, der Verkäufer wird gestraft und der Käufer, die Waare weggenommen. Die Leute sind empört. Und wenn es dabei noch bliebe, meinen sie, aber bald wird auch keine Musik, kein Theater, kein Ball mehr am Sonntage sein dürfen, fürchten sie. Am Vorabende des Todtenfestes neulich war die Affenkomödie untersagt, weil die Kinder sich auf das bevorstehende Fest bereiten sollten! — Wenn der König nur wüßte, was es heißt, in diese Dinge einzugreifen! — Heute steht Auskunft in der „Staatszeitung" über die wegen kirchlicher Sachen nach England abgesandten Geistlichen, Prediger Sydow und Kandidat Uhden, — der Prediger von Gerlach ist nicht mitgenannt. Auch diese Sendung erregt Argwohn, und alle beschönigende Darstellung verschlägt nichts.

Hier sind jetzt große Untersuchungen im Gange gegen die geheimen Handwerksverbindungen, die sich in Deutschland weit verzweigt haben, und die man größtentheils aus Frankreich herleiten will. Mehrere Hundert von Gesellen sind in Verhaft, und manche davon schon geständig, in Paris zu den Kommunisten gehört zu haben. Das Meiste dieser Sachen scheint aber ursprünglich deutsch, aus alter Ueberlieferung, und größtentheils tüchtig und löblich. Das Ganze läßt sich schwer unterdrücken, und auch wohl nicht leicht ist es zu hindern, daß hin und wieder sich politischer Stoff in diese Formen steckt. Die Betbrüderschaften läßt man gelten, aber wenn es so fort geht, so wird auch in diese sich Politisches einnisten.

In Berlin wird jetzt allgemein der Witz verbreitet, es spuke in Sanssouci, ja, es sei ganz gewiß, Friedrich der Zweite gehe dort ohne Kopf umher!

Dienstag, den 7. Dezember 1841.

Großes Geschrei gegen den Kriegsminister von Boyen, weil er die Zahl der den Regimentern überzählig beigegebenen Offiziere streng beschränkt. Die jungen Adlichen werden hauptsächlich dadurch getroffen. Der Unteroffizierdienst wird dabei gewinnen. — Man sagt schon, Boyen werde die Maßregel nicht durchsetzen.

Die Bestimmung Bunsen's zum Gesandten in London soll nun gewiß sein, aber gegen den Willen des Ministers Grafen von Maltzan, der entschieden dawider ist, und wieder die schönste Gelegenheit hätte den Abschied zu fordern! Aber der hat mehr zu thun! Die schöne Gräfin von Hatzfeldt vom Rhein ist jetzt hier, und Maltzan macht ihr emsig den Hof.

Der König ist im Grund recht übel dran; mit den besten Absichten und mit dem besten Rathe gelingen ihm die Sachen schlecht. Eichhorn's Ernennung erregte die größte Freude, und war, wie sich nun zeigt, ein Mißgriff. Maltzan wurde von allen Seiten gerühmt und empfohlen, und Metternich's Schule darf doch mit Recht auch etwas heißen, und siehe da! die Wahl ist die allerunglücklichste! — Der König will der Aristokratie, der Religion aufhelfen, an sich unverwerfliche Zwecke, aber wie übel werden die Dinge angefaßt, wie verkehrt gerathen sie! Er will Wissenschaft, Kunst, Oeffentlichkeit fördern, aber die Namen Schelling, Tieck, Rückert, Cornelius ꝛc. werden hier matt und fördern nichts, sie verlieren ihren Glanz und erwecken keinen. Die Gesellschaft ist roh und steif wie sie war, die Presse so gehemmt wie vorher, die Stimmung unruhig und widerwärtig.

Donnerstag, den 9. Dezember 1841.

Schelling's erste Vorlesung im Druck erschienen. Es ist Art und Schwung darin, aber auch freche und falsche Anmaßung, marktschreierische Prahlerei, lächerliche Selbstsucht. Ein großer, wahrhafter Erfolg ist hierbei nicht mehr zu erwarten; diese Möglichkeit ist nun schon abgeschnitten; auch die Freunde geben dies zum Theil schon zu, Twesten, Trendelenburg ꝛc.

Kritikgesellschaft: Henning, Boumann, Bopp, Schultz, Benary. Ueber Schelling. Boumann und Benary sprechen von frecher Unverschämtheit, gemeiner Bosheit gegen Hegel, falschen Angaben und Entstellungen. Schelling erhöht die Theilnahme für Hegel und wirkt für die Belebung des philosophischen Interesses überhaupt. Er und seine ganze Erscheinung wider Willen ein Ehrendenkmal für Hegel, der Marmorblock des Xerxes!

Der Polizeipräsident von Puttkammer hat die sieben Welcker-Freunde nochmals zusammen vorgeladen, um sie zu verwarnen, an öffentlichen Orten nicht lose Reden zu führen, regierende Haupter unvorsichtig zu tadeln u. dgl., und hat ihnen die Stellen im „Landrecht" gezeigt, die dies für strafbar erklären. Herr Cornelius, früher Demagog, jetzt im Begriff hier einen Buchhandel anzufangen, erhob sich mit Widerspruch, der Präsident habe ihnen nichts zu sagen, sei nicht ihr Richter u. s. w., und wenn es erst so weit in Preußen komme, daß man nicht mehr seine ehrliche Meinung sagen dürfe, so sei es eine Schande dem Staate anzugehören, und dann gebe er lieber gleich die so eben vom Könige empfangene Bewilligung zur Führung eines Buchhandels zurück und verlasse das Land. Dokter Riedel hingegen erklärte, er würde nicht weggehen, als

wenn man ihn mit Gewalt vertriebe, und sein „Athenäum“ nicht aufgeben, als wenn man es verböte. Herr von Puttkammer sagte verlegen, dies würde nicht geschehen, denn dazu sei kein Grund vorhanden, aber als Fremder habe er kein Recht auf den hiesigen Aufenthalt, übrigens stünden sie Alle unter polizeilicher Aufsicht; dem widersprach wieder Cornelius heftig, sie wären hiezu nicht verurtheilt, das sei reine Willkür ꝛc. Uebrigens verlangten Alle, daß ihre Erklärungen an den König berichtet würden, sie wollten alles Gesagte vertreten. Der Polizeipräsident wußte nicht was er thun sollte, und entließ sie. Das Merkwürdigste ist, daß Doktor Meyen, der bei den Welcker'schen Vorgängen nicht hier war, sich freiwillig mit in die Reihe stellt, und Theil an der Verantwortung haben will.

Spontini's Vertheidigung in zweiter Instanz als Handschrift gedruckt. — Herr von Küstner aus München wird nun wirklich hieher kommen, um die Leitung der Königlichen Schauspiele zu übernehmen.

Sonnabend, den 11. Dezember 1841.

Die neuen diplomatischen Ernennungen sind der Gegenstand der allgemeinen Unterhaltung, jederman macht seine Glossen oder seinen Witz darüber. Daß Bunsen Gesandter in London wird, sieht man als eine Belohnung dafür an, daß er das Bisthum von Jerusalem so rasch zu Stande gebracht. Sonst fällt am meisten auf, daß der unfähige Herr von Werther Geschäftsträger in der Schweiz, und der widerspänstige Graf von Galen Gesandter in Stockholm wird, und daß der aus dem Haag zurückkehrende

Graf von Lottum nicht gleich eine neue Anstellung empfängt. Noch erregt viel Geschrei, daß der König den als Major ausgetretenen Grafen von Brühl gleich als Obersten und Flügeladjutanten wiederangestellt und ihn auch dem Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten zugewiesen hat. — Ob Herr von Otterstedt in Karlsruhe durch Herrn von Radowitz abgelöst werden wird, ist noch zweifelhaft; es könnte sein, daß letzterer als Bundesgesandter in Frankfurt bliebe, in welchem Falle Herr von Bülow hier ein Stück Finanzministerium bekäme. — Der Graf von Redern wird Exzellenz, und Grand maitre de la Garderobe, oder in dem Geschäftskreise des Ministers von Ladenberg untergebracht. Lauter Ernennungen, an denen das Publikum keine Freude hat, die zum Theil heftig getadelt werden.

Die feindselige Stimmung gegen den König mehrt sich mit jedem Tage. Man kann fragen, was er denn so Arges gethan? Nichts, oder gar wenig, aber wie er dasteht, mißfällt er, man erkennt eine Richtung, mit der man nicht einverstanden ist, man hat kein Zutrauen, man vermißt festes Beharren, außer in dem, was gerade zumeist mißfällt. Junker und Pfaffen, Heuchler und Leerköpfe rücken in die Herrschaft ein, und daneben gährt ein Gelüste von Freisinn, das dem Andern nicht die Wage hält, sondern nur zu größerer Verwirrung sich zugesellt. — Bitteres Witzwort, daß ein Eckensteher sich darauf beruft, was der König alles versprochen und ausdrücklich mit „ich gelobe und schwöre" bekräftigt habe, worauf ein andrer Eckensteher jenen berichtigt: „Das hast du nur wegen dem Regen nicht recht gehört, der König hat gesagt: „Ich globe schwerlich, daß ich das alles halten werde!"

In Schelling's Vorlesungen geben die Studenten schon

ofters Zeichen des Mißfallens. Er ſteht mehr und mehr als ein Sophiſt da, man nennt ihn den Wundermann, den zweiten Grafen Caglioſtro. — Wenn er nicht durchdringt, wenn er zuſammenfällt und beſeitigt wird, ſo wird der König ſich furchtbar ärgern, ſagt man. Durch dieſe Hindeutung hilft man ſeiner Sache wahrlich nicht auf!

In Goethe geleſen, in Hegel's „Geſchichte der Philoſophie"; „Leben des großen Corneille" von Taſchereau, „Graf Saint-Germain" von Herrn von Münchhauſen, „Gedichte eines kosmopolitiſchen Nachtwächters" — die grade heute durch die Polizei verboten werden!

Mittwoch, den 15. Dezember 1841.

Schwere Gedanken beherrſchen mich ſeit einigen Tagen. Erinnerung an Rahel. Vergleichung der Gegenwart und der Vergangenheit. Ich bin ſchon halb geſtorben, abgelöſt von allem Leben; das allgemeine rauſcht immer fremder und unerfreulicher vorüber, das perſönliche wird mit jedem Tage matter, einſamer. — Gegen Abend heute, in meiner trübſten und kränkſten Stunde, ſandte mir Humboldt die erſten zwei Bände der Schriften ſeines Bruders, mit freundlichen, ſchmeichelhaften Worten, die aber wieder von nahem Hinſcheiden ſprechen. Das bewegte mich ſehr. Dann las ich die ſämmtlichen Sonette, mit tiefem, ſchmerzlichen Eindruck; die verwandte Klage durchſchnitt mir das Herz. Und daß alles dahin iſt, der Inhalt ſo vielen einſt blühenden, geiſtesmächtigen Lebens, daß ich alle dieſe Geſtalten gekannt, an ihnen Theil genommen, und immer mehr der Kreis ſich verengt, der von Gefährten noch übrig iſt, daß neue Geſchlechter auftreten, die von jenem kaum wiſſen,

ſich von ihm abwenden! Sehr elegiſch iſt das, ich fühlte es bis zur Leidenſchaft. Aber auf's neue beſtätigte ſich mir der Wille, daß dies gelebte Leben nicht untergehen ſoll; die Meinen, die Unſern, ſollen leben im Gedächtniß, und ſie werden es. Jedes neue Buch iſt eine Gewähr mehr. — Viele der Sonette, und das Gedicht an Alexander Humboldt, ſind wunderſchön.

Es ſollen ſchon über tauſend Thaler Strafgelder von den Kaufleuten eingegangen ſein, die an den beiden letzten Sonntagen während der Predigt ihre Laden nicht völlig geſchloſſen hatten. Die Strenge der Sonntagsfeier ſoll noch viel größer werden. Die Bürger murren laut.

Humboldt hat in der Abendgeſellſchaft beim ruſſiſchen Geſandten das beißende Wort geſagt: „Herr von Schelling ſcheint hier ungefähr ſo viel Einfluß zu haben, als der neue Biſchof in Jeruſalem ſich bei den Juden verſprechen kann.“

Freitag, den 17. Dezember 1841.

Steine werden am Luſtgarten abgeladen; ein Eckenſteher fragt: „Was ſollen denn nu all die Steene?“ — „J weßt Du dat nicht?“ antwortet ein andrer, „der König will ja von hier nach Jeruſalem Trottoir legen laſſen!“

Schelling verſpricht noch immer, kommt aber in die Sachen noch nicht hinein. Die Neugier läßt ſchon nach, und der wiſſenſchaftliche Antheil findet ſich noch immer nicht befriedigt, ja ſchon getäuſcht.

Vorleſungen für Herren und Damen, von zwölf bis zwanzig Profeſſoren beabſichtigt, deren jeder nur Einen

Vortrag halten will. Nach engliſchem Vorbilde durch Raumer in Gang geſetzt. Hier wenig paſſend, kein Bedürfniß und wenig Fähigkeit. — Wenn dergleichen Vorträge Werth haben ſollen, ſo können ſie ihn nur durch Eleganz, Geſchmack und Beredſamkeit haben. Wer hat die bei uns? Humboldt will nicht dabei ſein.

Montag, den 20. Dezember 1841.

Die Sache iſt wahr, völlig wahr; der König reiſt zur Taufe des Prinzen von Wales nach England, die Königin Victoria hat die deßfalſigen vertraulichen Eröffnungen durch ein eigenhändiges deutſches Schreiben an den König beantwortet, natürlich ſehr geſchmeichelt und eifrigſt einladend. Am 17. Januar wird der König abreiſen, begleitet von Humboldt, dem General von Natzmer oder Grafen von Noſtitz, Adjutanten und Kammerherren, Geheimen Kabinetsrath Müller, Leibarzt Grimm u. ſ. w. Unter den Adjutanten iſt der neuernannte Oberſt Graf von Brühl. Die Reiſe geht über Calais, woſelbſt oder in Compiegne auch ein Zuſammentreffen mit dem Könige der Franzoſen Statt haben ſoll. Ich kann dieſe Dinge nur duſter anſehen, ich halte ſie für ſehr ſchädlich, ſie erſcheinen mir als Keime großen Unglücks. Was wird der König aus England zurückbringen? Engliſche Hierarchie und Ariſtokratie, den engliſchen Sonntag, den engliſchen Adel, engliſche Vorlieben und Nachahmungen, das ſchlechteſte Geſchenk, das uns werden kann. Bunſen wird das Eiſen ſchmieden, während es warm iſt, und er ſelbſt und ſeine Verherrlichung und Befeſtigung gehört mit zu dem Unheil, das uns erwächſt. Der König wird in England vom Volke mit Zu-

bel empfangen werden, während das eigne Volk dies mit Kälte, ja mit Hohn anſieht, und in ſeinen Bezeigungen künftig noch mehr zurückſteht, und dem Könige ſtets mißfälliger wird. Die Verbindung mit England wäre vielleicht gut, aber dieſe wird keine politiſche mit England ſein, ſondern eine perſönliche mit Kirche und Torismus. Und was ſoll die Zuſammenkunft mit Louis Philippe? Nichts Franzöſiſches hat ſie hinter ſich, ſondern nur Louis Philippe'ſches. Der König zerſtört den Glauben derjenigen, die ſich an ſeine Ueberzeugungen von Rechtmäßigkeit hielten, er nimmt ſich das Zutrauen und die Stützen, die er hat, und gewinnt keine neuen dafür! Eine unglückliche Reiſe, in allem Glanz und Jubel, der ſie begleiten wird, düſter und unheilſchwanger!

Geſtern Abend ſtand die erſte Nachricht, daß eine ſolche Reiſe in England beſprochen werde, in der „Staatszeitung", die es dem „Standard" entlehnt hatte; geſtern wurde der Artikel noch viel überſehen oder nicht geglaubt, heute weiß die ganze Stadt das Vorhaben. Schon heute gleich hat man geſagt, der König werde wohl in London Bunſen's Legationsſekretair werden wollen, und zum erſtenmal hör' ich, daß man ... doch ich will es lieber nicht ausſchreiben!

Lenke der Himmel alles zum Guten! — Ich kann mir nicht helfen, ich bin ſehr bewegt, und ſehe nichts Heilſames!

Der König hat den Fürſten von Wittgenſtein gefragt, wie es denn der hochſelige König gemacht, um mit all ſeinen Arbeiten immer fertig zu ſein? — Der Fürſt ſah den König eine Weile an, und ſagte dann gemeſſen: „Der hochſelige König hat ſtreng auf Ordnung gehalten, alle wichtigen Sachen ſelbſt entſchieden, die untergeordneten

aber seinen Ministern übertragen, denen er wußte vertrauen zu können. Anders geht es auch nicht." — Der König wandte sich vom Fürsten ab und sprach mit Andern.

Sonnabend, erster Weihnachtstag 1841.

Brief von Bruno Bauer; noch hält er in Bonn seine Vorlesungen.

Schelling kommt jetzt in seinen Vorträgen etwas mehr zur Sache, doch geht er mehr drum herum, als daß er in sie eindringt. Neulich begegnete ihm das starke Versehen — um so stärker, da er nicht frei vorträgt, sondern das Aufgeschriebene ablieſt, und sonst in allem, was er giebt, ungemein vorsichtig, klug und berechnet ist —, daß er behauptete, seit Spinoza seien alle Philosophen etwas Spinozistisch, keiner habe dem Einfluße desselben entgehen können, ja sogar Jakob Böhme habe unendlich viel aus Spinoza geschöpft, und er wundere sich, daß noch niemand dies wahrgenommen oder besprochen habe; er empfehle die genauere Untersuchung als eine dankbare Aufgabe. Die meisten Studenten aber wußten, daß Spinoza lange nach Jakob Böhme gelebt, und die Hegelianer meinten, dies ὑστερον πρωτερον gäbe eine Hindeutung, wie derselbe Mann sich in Betreff seiner selbst und Hegel's irre.

Gestern besuchte mich Werder, der ganz erfüllt ist von der nahen Aufführung seines „Columbus", aber auch über Schelling sehr gut sprach, aus edler Tonart, mit sicherer Klarheit, Wissenschaftliches und Menschliches und Gesellschaftliches wohl unterscheidend und richtig mischend.

Die „Staatszeitung" enthält einen ungeschickten Artikel in Betreff der Sonntagsfeier, die alten Vorschriften seien

nicht geschärft worden, der Bestrafungen nicht so gar viele ꝛc. — Man erzählt auch von einer Kabinetsordre des Königs an Herrn von Rochow, daß die Erneuerung jener alten Vorschriften gar nicht im Sinne des Königs sei, daß dergleichen Mißgriffe geahndet werden müßten ꝛc. Die Leute glauben aber steif und fest, daß der König doch die Sache gewollt und noch wolle, sich indeß aus der üblen Wirkung herausziehen möchte! Sie halten den König für unaufrichtig, trauen seinen Worten nicht!

An dem Kandelaber auf dem Schloßplatze, beim Weihnachtsmarkte, hing neulich frühmorgens ein todter Kater, und dabei war die plumpe Inschrift: „Regierst du nicht, wie dein Vater, so geschieht dir, wie diesem Kater!“ Man glaubt sehr stark, daß alle diese schmähenden Witze in der Nähe des Königs, unter den Höflingen entstehen; aber das Volk nimmt sie begierig auf.

Sonntag, den 26. Dezember 1841.

Der König nimmt den Obersten Leopold von Gerlach in sein Militairkabinet. Eine unglückliche Wahl! Wiederum einer von den gewaltsam Frommen, der voll Sophisterei und Rabulisterei steckt, und als Militair für ganz unfähig gilt. — Der König nimmt den Bischof Probst Neander mit nach England; da dieser ein Rationalist und allen Frommen geradezu verhaßt ist, so sieht man darin wieder nur ein unglückliches Bemühen, die entgegengesetzten Richtungen scheinbar gelten zu lassen und unter der höchsten Autorität zu vereinigen; unglücklich nennt man das Bemühen, weil dasselbe schon im Beginn mißlingt, und niemand an den Erfolg glaubt, weil man recht gut weiß,

für welche Seite doch eigentlich nur die Gunſt vorbehalten iſt.

Das „Athenäum" von Riedel iſt doch eingegangen; es konnte bei der hieſigen Zenſur nicht gedeihen. Die Mitarbeiter haben ſich auf dem Titelblatte noch zum Schluß alle genannt, und die Herausgeber in den Abſchiedsworten dem Leſer geſagt, ſie würden ihn an andern Orten wiederzufinden wiſſen.

Der König iſt lebhaft, heftig, leidenſchaftlich, — ſagt man, — aber dabei ſeiner doch ſo ſicher, daß er kein Wort ſagt, das er nicht ſagen will; im Gegentheil, die Lebhaftigkeit dient ihm zur guten Form, manches zu ſagen, was er ſonſt nicht ſagen könnte. Ein großer Uebelſtand iſt, daß er immer aus dem Augenblicke heraus handelt, ohne Grundſatz und Maxime, und ohne Folge. Auch in ſeinen Arbeiten und Papieren hält er keine Ordnung, und hierunter leiden zunächſt ſeine Vertrauten. Briefe von Bunſen an den König finden ſich in fremden Händen, vielleicht feindlichen.

Montag, den 27. Dezember 1841.

Abends im Saale der Singakademie Konzert von Liszt, ohne Orcheſter; er ſpielte ganz allein, wunderbar, beiſpiellos, zauberhaft, mit allgemeinem heftigſten Beifall. Seit Paganini hab' ich keinen ſolchen Meiſter gehört. Die Ouvertüre zu „Wilhelm Tell", eine Fantaſie über Motive aus „Robert dem Teufel", und „Erlkönig" von Schubert waren am ſchönſten. Wir hatten ganz nahe Plätze, und ſahen den geiſtvollen, feinen, ſchönen Mann ganz genau. Zuletzt ſpielte er einen chromatiſchen Galopp, den ich nicht

aushalten konnte; er hatte meine Pulse in seiner Gewalt, und sein Spiel beschleunigte sie so, daß ich schwindlig wurde. — Der König war in seiner Loge, der Graf von Nassau, Prinz und Prinzessin Karl, Prinz August, der Kronprinz von Würtemberg: Ferner Meyerbeer, Felix Mendelssohn, Spontini, Rellstab, Spiker, eine Menge von Bekannten.

Es heißt nun, Otterstedt werde noch auf seinem Posten bleiben, er habe sich an den Prinzen von Preußen gemacht, und diesen für sich sprechen lassen. Die Hauptsache aber möchte sein, daß Herr von Radowitz nicht sehr nach dem Karlsruher Posten verlangt, sondern den größeren bei der Bundesversammlung in Aussicht hat.

Man sagt, der Minister von Rochow habe auf die Entdeckung des Geistes in Sanssouci einen Preis gesetzt.

Man sagt, den Aerzten solle verboten werden, an Sonn- und Festtagen während der Kirchenzeit Krankenbesuche zu machen, und viel andre solche Uebertreibungen.

Mittwoch, den 29. Dezember 1841.

In der „Staatszeitung" stand das Urtheil des Pairsgerichts in Paris. Die Verurtheilung Dupoty's ist eine schreiende Ungerechtigkeit, kein Irrthum, sondern ein wissentliches Unrecht, denn es ist augenscheinlich. Ich war heftig empört. Und nun die Folgen! Dergleichen bleibt nicht ohne Rache, in Frankreich nicht! Die Elenden merken nicht, daß sie sich selbst, daß sie die Regierung herabwürdigen! Aergeres hätte ihnen der Haß der Feinde nicht anthun können. Diese Halunken von Pairs und dieser Halunk von Guizot! Nun, wenn ich es noch erlebe, daß

sie der Teufel holt, will ich sie nicht bedauern. Ich litt von dieser Sache bis tief in die Nacht.

Die Welt sieht für mich nicht heiter und versprechend aus! Was ich kannte, liebte, verstand, schwindet oder verbirgt sich, und heran dringt und gedeihen sehe ich dagegen das Widrige, Ungekannte, Zweifelvolle, Bedenkliche. Wie anders war alles für mich, da noch Rahel und Goethe lebten. Und in der Politik, wie fern liegt schon die Zeit, wo Fox, wo Canning, wo Benjamin Constant, Foy genannt wurden, wo wir noch Männer freisinniger Denkart in hohen Aemtern hatten, und uns mit Bernstorff wenigstens hinhielten!

Meine Seufzer wären keine, sähe ich für mich irgend eine Aussicht zum Handeln; aber für mich, grade für mich, wenn ich mich nicht ganz verläugnen will, giebt es nichts, gar nichts zu thun! Ich kann nicht dreschen, wenn ich das Stroh leer weiß!

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Tagebücher

von

K. A. Varnhagen von Enſe.

Zweiter Band.

18 D.

Aus dem Nachlaß Varnhagen's von Enſe.

Tagebücher

von

K. A. Varnhagen von Enſe.

Zweiter Band.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.
1861.

Lit. G

Lesesaal 493 2

Das Recht der Uebersetzung ins Englische, Französische und andere fremde Sprachen ist vorbehalten.

Unsre deutschen Angelegenheiten aber, scheint es, sollen nicht durch innre Weisheit fortschreiten, sondern durch äußre Stöße. Und für solche äußre Stöße legen die Fürsten immer mehr Sachen zur künftigen Erledigung hin. Schändlicher Zustand einer so großen, so durchbildeten Nation!

Varnhagen von Ense.
(Den 17. Juli 1844.)

Sie sollen sich in Acht nehmen! Die Zukunft gehört nicht ihnen, die gehört uns, den Nichtbegünstigten, den Zurückstehenden, sie gehört uns, auch wenn wir sie nicht erleben!

Varnhagen von Ense.
(Den 5. April 1842.)

1842.

Sonntag, den 2. Januar 1842.

Der König ist ganz erfüllt von seiner bevorstehenden Reise. Mit Herrn von Bülow ist über manche Frage des Kostums und der Sitte nach Frankfurt am Main korrespondirt worden, und er soll nach Köln kommen, um den König bis Ostende zu begleiten, und unterwegs ihn über manche Gegenstände in's Klare zu bringen. Für Sir Robert Peel ist hier ein Stern des Schwarzen Adlerordens in Diamanten zu zehntausend Thalern bestellt. Ob ihn Peel annehmen darf, ist noch etwas zweifelhaft. Im vorigen Sommer hatte der König die beschämende Ueberraschung, daß der Erzherzog Maximilian in Schlesien den ihm vom Könige dargebotenen Schwarzen Adlerorden nicht annahm, weil er als Deutschmeister keinen andern Orden als den Deutschen haben kann, so wie jeder „Deutscher Herr" ebenfalls. Man begriff nicht, daß der König dies nicht gewußt hatte. Doch sollen häufig genug Dispensationen Statt finden. Z. B. trägt der deutsche Komthur General Graf von Haugwitz in Wien viele andre Orden.

Auch Herr von Humboldt frischt sein Englisch auf. Er spricht es aber von jeher ganz geläufig.

Schelling gewinnt hier bei der Universität wenig Anhang. Es gehen allerlei Geschichten von ihm um. Einen Studenten aus der Schweiz, Namens Tschudi, hat er gefragt, ob er ein Sohn des Geschichtschreibers sei? Der junge Mensch war verlegen, faßte sich aber, und sagte aus Schalkheit: „Nein, ein Vetter.“ Und erzählt nun das Geschichtchen, um Schelling's Unwissenheit bloßzustellen. In der That, um so fragen zu können, muß er nie einen Blick in Johann von Müller gethan haben!

** erzählte mir mit verachtendem Achselzucken, Schelling habe in einer seiner Vorlesungen gesagt, um seine neue Philosophie zu verstehen, müsse man klug sein und auch guten Willen haben. Das ist freilich seltsam, denn nun kann er von jedem sagen, der ihn nicht versteht, es fehle demselben an gutem Willen.

Montag, den 3. Januar 1842.

Wegen der Sonntagsfeier steht wieder ein elender Artikel in der „Staatszeitung“, und empfiehlt die von den hiesigen Predigern deßhalb ausgegangene gedruckte Ermahnung, ein Schriftchen, das auch ohne Salz und Kraft ist.

Man erzählt spöttisch, der Minister von Rochow habe die Sache wegen des Geistes in Sanssouci streng untersuchen lassen, und es habe sich ergeben, daß durchaus kein Geist dort zu finden sei, am wenigsten der, den man zu Friedrich's des Großen Zeit dort gesehen haben wolle.

Der sämmtliche Verlag von Hoffmann und Campe ist nun in Preußen verboten. Also dasselbe Verfahren, wie früher, ungerecht, erbittert, dumm. — Für Preßfreiheit ist nichts hier zu hoffen. Im Gegentheil, der Zwang wird größer.

Folgender Vorgang in Schelling's Vorlesungen ist aufbewahrungswerth. Es giebt hier einen Arzt jüdischen Ursprungs, Doktor S., der in Zeitschriften allerlei Tagesberichte schrieb, medizinische Bücher zusammenstoppelte, für Spontini schwärmte ꝛc. Jetzt hört er Schelling, und hat seinen Platz neben dem Generalstabsarzt Doktor von Wiebel. Neulich fragt dieser ihn leise: „Haben Sie das, was er eben gesagt, verstanden?“ — O ja! — „Ich nicht.“ — „Früher hätte ich es auch nicht verstanden, aber nun versteh' ich's, der Herr hat mich erleuchtet.“ — „Welcher Herr?“ fragt Wiebel mit dummer Unbefangenheit. — Jesus Christus, erwiedert S. mit trotziger Frechheit, Jesus Christus, den ich in mir habe! — „Ach so“, sagt Wiebel gelassen, „Sie haben Religion changirt!“ — Der Kerl hat nun gelebt nichts mehr zu schreiben, als was zu Ehren Jesu Christi dient, ist in die frommen Theeabende des Ministers von Thile eingeführt, hat bei der Errichtung des Bisthums von Jerusalem geholfen, hat eigenhändige Briefe vom Könige, und kann es noch weit bringen.

August Luchet, dessen Buch „Un nom de famille“ in Paris gleich mit Beschlag belegt worden, hat darin die Geschichte von Emile Girardin und Armand Carrel mit beispielloser Keckheit und Schärfe in Romanweise verarbeitet. Er ist ein französischer Börne, unerhört kühn in Urtheil und Ausdruck. Ein furchtbar revolutionaires Buch!

Donnerstag, den 6. Januar 1842.

General von Rühle kam, und saß beinah zwei Stunden vor meinem Bette, philosophirend, über Schelling berichtend, ihn und Hegel kritisirend; er ist kein Anhänger des Letztern, aber mit Schelling auch nicht zufrieden, und sehr

der Meinung, daß derſelbe hier keine bedeutende Wirkſamkeit in der Wiſſenſchaft gewinnen, daß er im Gegentheil an ſeinem Ruhme leiden wird. In Rühle iſt durchaus keine perſönliche Erregung; er ſieht auf die Sache; daß Schelling ſich Verdienſte von Hegel anmaßt und dieſen herabſetzt, wird die geſchichtliche Kritik ſchon in's Reine bringen. — Der erſte Hegelianer, der den von Schelling hingeworfenen Fehdehandſchuh aufhebt, iſt Michelet, der in der Vorrede zur eben erſchienenen neuen Auflage von Hegel's „Encyklopädie" (Zweiter Theil, Naturphiloſophie) gegen die gedruckte erſte Vorleſung Schelling's ankämpft, ſcharf und herb, doch noch mit großen Ehren für den früheren Schelling, von dem ſogar das Motto des Bandes entlehnt werden. Da Schelling ſich ſelber in zwei Hälften durchſchnitten, ſo macht's nun auch der Gegner ſo, haut ihn mitten durch, und läßt das ältere Stück unberührt, das jüngere aber hackt er kurz und klein. Für den Streit iſt das Wichtigſte hier die Partheinahme der Nicht-Philoſophen, des Königs, des Miniſters, des Geſandten Bunſen, der Frömmler und Höflinge, die Alle für Schelling ſind, und die Hoffnung von ihm hegen, er werde die Philoſophie durch Philoſophie zur Unterwerfung unter den Glauben zwingen! Nun hat er zwar ſchon laut ausgeſprochen, daß er ſolch nichtswürdiges Unternehmen nicht bezweckt, aber die Leute hoffen doch noch, und meinen, wenn nur erſt Hegel geſchlagen worden, ſei ſchon viel gewonnen.

Freitag, den 7. Januar 1842.

Ich hatte geſtern die Ausſicht auf einen für mich heißen Tag heute; ich fühlte mich ſehr unwohl, und ſollte Vormittags den Geburtstag von * feiern helfen, Abends der

erſten Aufführung von Werder's „Columbus" beiwohnen, zu der ich zwei Logen genommen hatte. Ich überlegte ſchon mißmuthig, ob meine Kräfte hinreichen würden. Da trat ein neuer Umſtand ein, der mich in die größte Verwirrung ſtürzte. Der Miniſter Graf von Maltzan ſchrieb mir ein eigenhändiges Billet, einen vertrauten Wehe- und Hülferuf, und wünſchte heute Abend nach ſieben Uhr meinen Beſuch. Ablehnung war hier nicht zuläſſig. Was die Sache bedeuten konnte, wußte ich längſt. Ich war entſchloſſen, auf keine neue Anſtellung einzugehen, weil ich in der That für Geſchäftsarbeiten unfähig bin. Aber ich ſah einen unangenehmen Kampf voraus, denn Maltzan würde mir nicht ſo leicht glauben wollen. Ich bedachte die Sache her und hin, und alle die Gedanken, die ſich in dieſer Richtung zuſammendrängten, verurſachten mir eine heftige Aufregung, meine Nerven wollten ſie nicht mehr ertragen. Die klare Einſicht und feſte Gewißheit, daß es mit dieſer Laufbahn für mich nichts mehr ſei, daß ich zu krank und zu alt geworden, war nicht erfreulich, der Zweifel der Andern konnte nur unangenehme Erörterungen bringen, dabei dacht' ich mit Unwillen, was dieſer neue Schimmer mir vor zwölf Jahren geweſen wäre, als Rahel noch lebte; damals hätte ich ſolch Anerbieten eifrig angenommen, aber damals zeigte es ſich nur unter Bedingungen, die ich verwerfen mußte. Ich bin kränker als damals, und älter! Dieſe Betrachtungen quälten mich den Reſt des Abends, ich ſchrieb wohl ein paar Briefe, ich las in Puſchkin weiter, aber der Strom des Mißmuths floß unter allem ſtets mit. Ich ſchlief die Nacht wenig, und wurde dadurch nur um ſo unfähiger für die Erforderniſſe des heutigen Tages.

Alſo Maltzan denkt an mich dennoch! Ich glaubte mich von ihm vergeſſen, und war zufrieden damit. Er denkt

indeß an mich etwas spät, nach drei Monaten, er hätte früher bessere Tage treffen können. Er muß sehr in Noth sein, sehr der Hülfe bedürftig, sonst dächte er nicht an mich!

* war von der Mittheilung betroffen, sah mich schon in neue Lebensbahnen entrückt, die Lockung des freundschaftlichen Verhältnisses mit dem Minister dünkte ihr zu mächtig, sie meinte, ich würde nicht alles ablehnen können. Jedoch fühlte sie auch das Gewicht meiner Gegengründe, sah meinen Unmuth ein, einen Brief, den hundert Andre hier als das größte Glück empfangen würden, nur als das Gegentheil aufnehmen zu können.

Um fünf Uhr in's Theater, Anfang um halb sechs Uhr. Zwei Akte gesehen, Seydelmann herausgerufen, dann Werder. Um sieben Uhr zu Maltzan gefahren. Aber was geschah? Ich konnte ihn nicht sprechen! Er war in der Nacht gefährlich erkrankt, man hatte ihm zur Ader gelassen, kein Mensch durfte zu ihm! Ich sprach seinen Arzt, Geheimerath Jüngken, den Geheimerath Heim, Legationsrath Küpfer, Fürsten von Wittgenstein; die eignen Kinder durften nicht zu ihm! Für die ersten vierzehn Tage ist meine Berufung nun jedenfalls vertagt, vielleicht für immer! Seltsam ist es, wie diese Geschickesfäden sich spinnen, kreuzen, verwirren, und weiterziehen! — Ich fuhr in's Theater zurück, sah noch den Schluß des dritten und einen Theil des vierten Aktes, und fuhr dann nach Hause. Das Stück gefiel sehr, zeigte aber doch Längen, und es dauert viel zu lange. Die Aufführung fand ich sehr mangelhaft, die Schauspieler gering, sogar Seydelmann nicht so gut wie sonst.

Sonntag, den 9. Januar 1842.

Mit dem Grafen von Malzan geht es heute eher schlimmer als beſſer.

Geſtern überraſchte mich Abends der Beſuch von Bettina von Arnim; ſie war mit den Töchtern zur Stadt gekommen, um Werder's „Columbus“ zu ſehen, aber ſie fanden keine Plätze mehr. Frau von Arnim hat große Noth und Verdrießlichkeit wegen ihres Buches in England. Die Ballen können nicht länger unter Königsſchloß liegen, und der Buchhändler Longman räth zum Verkauf des Buches als — Makulatur! Die Ausſicht, die Exemplare nach Nordamerika zu ſchicken, ſcheint wieder geſchloſſen. Ein Verſuch, durch den Prinzen Albert eine günſtige Bewegung hervorzurufen, ſollte von Herrn A., der ſich dazu erboten hatte, gemacht werden, iſt aber verſäumt worden, und ſoll jetzt durch Humboldt geſchehen. Ich fürchte, es wird alles vergebens ſein. Sie will aber die Hoffnung nicht aufgeben, und hat ihrerſeits vollkommen Recht. Ein günſtiger Stern kann alles ändern, die Reiſe des Königs giebt neue Anregung, er könnte zweifelsohne dieſer Stern ſein; aber wird es möglich ſein, ihm davon zu ſprechen? — Die muthige Frau ſpricht ſehr ſchön über ihr perſönliches Verhältniß bei der Sache; das Denkmal Goethe's iſt ihr eine geweihte Lebensaufgabe, ſie kann nicht darauf verzichten, ſie fühlt eine Verpflichtung, die ſie erfüllen will; ſie erkennt, darin eine Beziehung zur deutſchen Nation zu haben, und dieſe neuerdings mit ihrem Dichter in ein innigeres Verhältniß zu ſetzen. Sie hat Recht, ihr Werk iſt ſchön durch Pietät, und nicht gleichgültig für die Nation. Sie ſetzt es auch noch durch, wenn auch auf ganz andern Wegen, als die bisherigen waren.

**'s waren in dem erſten der wiſſenſchaftlichen Vorträge

gewesen; die ganze Stadt war dort, der Saal der Singakademie ganz gefüllt; Raumer trug eine Einleitung vor, dann sprach Lichtenstein über das Vorgebirge der guten Hoffnung, und über Thiervertheilung in Afrika, Amerika und Südeuropa; der letztere mißfiel allgemein, schlechter Vortrag, unverständliche Sachen, geistlos, dürftig in jeder Hinsicht.

— Wie schwer es doch ist, das Wesen des Drama's zu fassen! Man kann immer und immer die Stelle im „Wilhelm Meister" darüber nachlesen, die wenigen Worte sagen das ganze Geheimniß. — Im Epos ist Platz genug, da kann alles neben und hinter einander stehen; im Drama ist der Raum enge, da muß alles ineinander geschoben sein, sich häufen und drängen.

Werder hat die größte Ehre davon, daß in ihm der Lehrer und Mensch so werthgehalten wird, um den Dichter in ihm unbedingt übertragen zu können. Der schönste Triumph, der wohl mehr werth ist, als der Erfolg des Dichters ohne jene Begleitung!

Montag, den 10. Januar 1842.

Die „Staatszeitung" bringt heute einen amtlichen Artikel über die Beilegung der Kölner Sache, die Ernennung des Koadjutors des Erzbischofs, die Ehrenerklärung für den letztern. Der König schreibt ihm, er habe ihn nie schuldig geglaubt, revolutionaire Umtriebe angeknüpft zu haben; Bunsen aber, der ihn solcher beschuldigt in jenem heftigen Aufsatze, der die Abführung des Erzbischofs rechtfertigen sollte, bleibt in ungeschwächter Gunst! Man behauptet, die ganze Abmachung sei schwach und unhaltbar, und auf Kosten der Rechte des Staats, und der deutschen katholischen Kirche selbst, mit Aufopferungen erlangt, die

noch dazu nicht dauernden Gewinn sicherten. Das Metropolitan-Kapitel ist belobt, aber im Grunde doch preisgegeben, seine Rechte sind ihm „vorbehalten", aber eigentlich dem Pabste hingeopfert. Man sagt, der König werde von diesem geflickten Frieden noch genug Unlust haben.

Zeremonielstreit in Madrid, diplomatische Kleinlichkeiten zwischen Rußland und Frankreich; solche Miseren tauchen auf und machen sich breit!

Der Bettelbrief der Prediger, man solle doch ihre Kirchen fleißiger besuchen, wird verspottet; man erdichtet einen ähnlichen von Seiten der Schauspieler, die über Leerheit der Theater klagen, und von Seiten der Professoren, die ihre Hörsäle gefüllter sehen möchten!

Graf von Maltzan ist auch heute wieder schlimmer, die Aerzte sagen, er schwebe in großer Gefahr. Ich glaube, er stirbt. — Herr von Werther hat einstweilen die Geschäfte wieder übernehmen müssen, und auch, wenn Maltzan genest, wird er an arbeiten, sagt man, in den nächsten Monaten nicht denken dürfen. — Sonderbar, wie mich dieses Ereigniß im Fluge berühren sollte!

Mittwoch, den 12. Januar 1842.

Daß der Bischof Neander den König nach England begleiten soll, war eine Fabel.

Der Minister Eichhorn nimmt die „Litterarische Zeitung", welche Doktor Brandes redigirt, in seinen Schutz und Sold, sie soll ein Organ der Rechtgläubigkeit, der historischen Schule, und der Schelling'schen Philosophie werden.

Graf von Maltzan ist noch stets in Gefahr, man zweifelt an seinem Aufkommen.

Die katholische Abmachung findet vielen und lebhaften Tadel, man glaubt sogar, daß das Metropolitan-Kapitel von Köln Schwierigkeiten machen wird. Der Brief des Königs an den Erzbischof wäre, sagt man, recht gut, wenn er der Brief eines Prinzen wäre, der bloß seine Gesinnung aussprechen wollte, aber er vergesse den Standpunkt des Regenten. Dies ist der allgemeinste Vorwurf, den man dem Könige macht; alles was er thue und sage, sei sehr gut und schön, wenn man es als von einem Privaten ausgehend betrachte, es seien edle Impulse, großmüthige Gesinnungen, hohe Zwecke nicht zu verkennen; aber das Staatsoberhaupt habe sich anders zu benehmen, das dürfe seine Würde und Rechte nicht vergessen, müsse Maß und Grad nach festen Bestimmungen einhalten, dürfe nicht phantasisch und sentimental verfahren. Der Erzbischof mag ein ehrwürdiger Mann sein, aber dem Könige gegenüber ist er ein Ungehorsamer und Widerspenstiger, den man doch in der That auch nicht wiedereinsetzt, und den der Vater des Königs mit gutem Grund, ja aus wahrer Noth, von Köln entfernt hat.

Donnerstag, den 13. Januar 1842.

Heute sieht ein Zirkular der Minister Rochow, Eichhorn und Maltzan an die Oberpräsidien in Betreff der Zensur in der „Staatszeitung", der König will eine liberalere Zensur, als bisher, vernünftigere Zensoren, aber hinterdrein kommen wieder so viele Einschränkungen, daß die Behörden es durchaus beim Alten lassen können, wenn sie wollen, und wollen werden sie das gewiß! Das Zirkular ist ein elendes Machwerk, der eine Koch hat ein bischen Liberales hineingethan, der andre dafür wieder um so mehr Zwangs-

hülfen. Nicht leidenschaftlich, nicht heftig sollen die Leute schreiben, alle ruhig, gelassen, wohlwollend, — warum nicht gar die Karaktere gleich ändern?

Dem Bundesgesandten von Bülow war das Finanzministerium angetragen, er hat es aber abgelehnt. Man sagt, es sei dem Könige gar nicht darum zu thun, den ihm gar nicht genehmen Bülow zum Finanzminister zu bekommen, als darum, die Bundesgesandtschaft frei zu machen, damit Radowitz sie erhalten könne.

Freitag, den 14. Januar 1842.

Es gehen wieder neue Sticheleien gegen den König im Schwange. Er reist nach London, sagt man, um nachzusehen, ob auch wirklich die Läden dort geschlossen sind am Sonntage. — Seine Lieblinge sind zwei Ausländer, Bunsen und Radowitz. — Er sei ein starker Redner, sagt man, aber auch stark im Versprechen — und nicht Halten! (In der That wird darüber sehr geklagt, daß er nur dem Augenblicke folge, und was er gestern zugesagt, heute vergessen habe.)

Der Minister General von Thile möchte die Ausgabe der Werke Friedrich's des Großen hintertreiben, oder doch beschränken. „Je weniger davon gedruckt wird", sagt er, „desto besser." Der Minister Graf zu Stolberg stimmt ihm darin bei. Wer weiß, was sie noch beim Könige ausrichten! — Der Minister Eichhorn ist blind für die Meinung des Königs beisert, welche sie sei, also jetzt für die Herausgabe. Er sieht ungeachtet der allgemeinen Unzufriedenheit alles ganz rosenfarb, und meint, alles geht ganz vortrefflich!

Sonnabend, den 15. Januar 1842.

Am 12. ſtarb Johanna Stegen, verehlichte Hinderſin, das Mädchen von Lüneburg; das Gefecht vom 2. April 1813 wurde für ihr Leben entſcheidend, aber erſt als Tettenborn im September deſſelben Jahres nach Lüneburg kam, das Mädchen rufen ließ, und ich ſie beſang. Sie war brav und ſchlicht, und vor ihrem edlen Muth und reinen Sinn ſchwieg jede Unziemlichkeit. Als Frau zeigte ſie große Sanftmuth, feine Sitte, und thätige Liebe zu den Ihren. Mich betrübt ihr Tod ſehr, ich wußte ſie gern unter den Lebenden hier. — Auch Geheimerath Doktor Oſann hier ſtarb kürzlich, und der Mahler Profeſſor Hartmann in Dresden; ſo ſinkt die uns bekannte Welt immer mehr dahin, und neue Menſchen rücken herauf, die man noch nicht kennt, und kaum recht kennen will!

Man fragt, was der König dem Prinzen von Wales Angenehmes ſchenken könne? Den Engländern würde am liebſten ſein, erwiedert man, wenn er ihm den Zollverein ſchenkte. — Und was kann er uns von dort am beſten mitbringen? Die Sonntagsfeier und die Korngeſetze, denn die wird man dort am liebſten los!

Es verbreitet ſich das Gerede, der König zeige ſich jetzt oft unerwartet knickerig, erſchrecke vor Ausgaben, die verhältnißmäßig doch nur klein wären, ſpräche von Sparſamkeit, von Einſchränkung in den Unternehmungen. Sollte ſchon hin und wieder vorgekommen ſein, daß es an Gelde gefehlt? Unmöglich iſt es nicht, ungeachtet der gefüllten Kaſſen und der bedeutenden Ueberſchüſſe in den Einnahmen. Der König hat nach allen Seiten mit vollen Händen Geld ausgegeben, und jede ſeiner Liebhabereien hat ihn gleich ſtarke Summen gekoſtet. Was koſtet nicht allein die katholiſche Angelegenheit, die doch ſo ſchmachvoll erledigt wor-

den! Und Ankäufe in Italien und in Deutschland, Reisen seiner begünstigten Leute, der Prediger nach England, des Doktor Julius, des Direktors Cornelius, des Herrn von Olfers, des Direktors Waagen; das Bisthum Jerusalem, die ägyptische Reise für Lepsius entworfen, die übergroßen Pensionirungen, die Abfindungen ꝛc. Jedes Einzelne ist wenig, aber der Schade, wenn die Sache unnütz ist, immer groß genug, und im Ganzen wächst leicht eine ungeheure Summe heran!

Man schimpft laut und heftig auf Bunsen und Radowitz: „Soll der preußische Staat diesen beiden ausländischen Heuchlern und Ränkeschmieden zur Ausbeutung durch den König selbst überliefert werden?“ — „Friedrich der Große dreht sich im Grabe um, seine mächtig aufgewachsenen Pflanzungen in solch heillosen Händen zu sehen.“

In Lao-Tseu gelesen. Wunderbare Mystik! Sätze, die mit den Sprüchen des Cherubinischen Wandersmannes zu vergleichen sind! Sechshundert Jahre vor Christus!

Montag, den 17. Januar 1842.

Der Graf von Maltzan wird außer Gefahr erklärt, seine Krankheit ist nun als ein bösartiges Wechselfieber erkannt.

Gestern wurde das Ordensfest gefeiert. Der König ließ bei der Tafel die „Herren von der Stadt“ heranrufen, hielt ihnen eine Anrede, dankte ihnen für die zarte Aufmerksamkeit, daß sie wegen der seiner Gemahlin zugekommenen Trauer das Stadtordnungsfest verschoben hätten — ein großer Theil der Stadtverordneten und Bürger war darüber sehr unwillig gewesen, als über eine unnöthige Fuchsschwänzerei —, sprach von seiner Abreise, von gutem Wiedersehen, und trank auf das Wohl Berlins. Der

Bürgermeister Krausnick, der auch gern redet, erwiederte die Anrede des Königs mit großen Phrasen, und brachte das Wohl des Königs aus. Die Freiheit der Erwiederung, die sich der Bürgermeister herausgenommen, wurde von Vielen als ungebührlich und als ein nicht zu duldendes Beispiel gerügt. Gewiß war es eine Erdreistung, und als solche mag sie gelten.

Am Abend vorher, in der Mitternacht eigentlich, war großer Feuerlärm, es brannte auf dem Schlosse in den wegen des Ordensfestes überheizten Räumen. Ungeheurer Volksandrang, die Schloßwache wurde überwältigt, Soldaten verwundet; man hatte Verstärkung von der Zeughauswache. Der Brand war unbedeutend. — Man will aber ein ungünstiges Zeichen darin sehen!

Daß der König am Sonntage abgereist, wird in England auffallen und nicht schön gefunden werden.

Ueber die Rede des Königs, die recht herzlich und angemessen gewesen sein soll, hört man vielen Spott.

Freitag, den 21. Januar 1842.

Die Duncker'sche „Litterarische Zeitung" wird ein halbamtliches Blatt, soll besonders politische Flugschriften kritisiren, die Sache Preußens führen ꝛc. Die dem früheren „Politischen Wochenblatte", das jetzt eingegangen ist, gewährte Unterstützung von zwölfhundert Thalern ist auf die „Litterarische Zeitung" übertragen und dem Redakteur Doktor Brandes als Gehalt angewiesen worden. Man sagt, der Minister Eichhorn hoffe durch diese Maßregel die „Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik" herunter zu bringen, denen er doch den von seinem Vorgänger Altenstein bewilligten Zuschuß gradezu nicht entziehen mag. Sie sind

herunter genug, und ich rathe auf's neue, sie eingehen zu lassen! Die Zensur und alle mit ihr verbundenen Rücksichten sind es, die das werthvolle Blatt längst geknickt haben. — Und die Leute heucheln noch stets, sie wünschten und förderten Preßfreiheit! Und bilden sich wohl gar ein, sie hätten durch die letzte elende Bekanntmachung etwas dafür gethan! — Wir erleben hier, was wir so lange schon in Frankreich sehen, und was wir den Franzosen immer vorrücken: die Leute werden in hohen Aemtern ganz anders, als sie vorher waren. Eichhorn, dieser anrüchige Liberale, ist jetzt der Servilsten einer, und meint, alles sei vortrefflich im Staate, weil ihm Thile lächelt und Rochow ihn duldet!

Man hat eine Vergleichung des Königs von Preußen mit dem Könige von Baiern angestellt, beiden nicht günstig, denn sie werden als Phantasten und Brouillons geschildert, aber doch sehr zum Vortheil des Königs von Baiern, dem ein heller Verstand, große Ordnung und sichrer Geschmack beigemessen werden. Die Vergleichung ist um so verletzender, als es bekannt ist, daß der Kronprinz und seine Gesellschaft früher sich über die Art des Königs von Baiern stets lustig machten, und die härtesten Ausdrücke nicht sparten.

Sonntag, den 23. Januar 1842.

Berliner Witz: Wie so kam in der Nacht vor dem Ordensfeste Feuer aus auf dem Schlosse? von zu starker Heizung? — „Nein, man hatte zu viel arme Ritter backen wollen."

Der König hat vor seiner Abreise noch große Bauten anbefohlen, ein neues Rathhaus, einen neuen Dom auf der Stelle des jetzigen ꝛc. Die Schiffbarmachung des

Schafgrabens ist auch beschlossen, die Erhöhung und Ausschmückung des Bellealliancepla̧tzes ist schon im Werk. „Und wenn der König aus England zurückkommt, muß alles fertig sein", sagen die Berliner.

Donnerstag, den 27. Januar 1842.

Liszt macht fortwährend das Entzücken der Stadt, er verherrlicht diesen Winter hier, und ist dessen schönster Glanz. Seine Uneigennützigkeit, seine heitre Bildung, sein wohlwollendes anmuthiges Wesen, erwerben ihm den Beifall in nicht geringerem Maße, als seine alles besiegende Meisterschaft. Sein Konzert in der Aula der Universität, bloß für Studenten, bloß für zehn Silbergroschen der Eintritt, wobei der Ertrag noch dem Geburtsdorfe Liszt's in Ungarn bestimmt war, hat ihm die Herzen nicht bloß der jungen Leute gewonnen. Er wird noch ein zweites Konzert für die Studenten geben.

Wilhelm von Humboldt über die Ehe, ganz Saint-Simonistisch, la femme libre und l'homme libre; die Kirche soll nichts dabei zu sagen haben, und nicht einmal der Staat! In den gesammelten Werken wieder abgedruckt; hier, bei jetziger Stimmung, unsrer Zensur!

Sonntag, den 30. Januar 1842.

Im Liszt'schen Konzert kam neulich der Minister Eichhorn an Bettinen heran, gab ihr die Hand, und fragte, wie es ihr gehe? Sie hat jetzt einen wahren Haß gegen ihn, zog ihre Hand zurück, und sagte: „Schlecht!" — Wieso schlecht? — „Immer, wenn ich Sie sehe." — Wenn Sie mich sehen? — (Frau von Savigny stieß hier Bet-

tinen an, und dieſe fuhr ſcherzend fort:) „Aus purem Neid. Denn ich denke mir, an welch hohem und prächtigem Platz Sie jetzt ſtehen, und wenn ich da ſtände, wie ich da meine Grundſätze wollte wirken laſſen, während Sie die Ihrigen unwirkſam erhalten.“ — Ja das bekenn' ich, die Welt aus den Angeln zu heben, wie Ihr Genie es vermag, das kann ich nicht leiſten! — Nachher erzählt' er ihr, wie er geplagt, gehemmt und gehindert ſei, und zum erſtenmale Liszt höre, den ſie gewiß ſchon zehnmal gehört habe! Es kam zu weiter nichts.

Frau von Arnim ſchreibt an Humboldt nach London, er ſolle ihr vom Könige für das Buch, deſſen Zueignung er angenommen, hier Zenſurfreiheit geben.

Der König will, die Juden ſollen vom Kriegsdienſte befreit ſein. Die Juden wollen es nicht. Boyen iſt auch ganz dagegen. Es wäre für die Juden ein ſchlechtes Geſchenk, begönne eine Reihe weiterer Ausſchließungen, gäbe ſie neuer Verachtung preis; ihre Religion litte es nicht, ſagt der König; die Juden ſagen, ſie litte es recht gut, und in Preußen nun ſchon dreißig Jahre lang. — Die Juden ſtänden in der Front nicht ſtille, heißt es.

Mittwoch, den 2. Februar 1842.

Die erſten Blätter der neuen „Litterariſchen Zeitung“, welche nun ein halbamtliches Miniſterialblatt geworden iſt, durchgeſehen. Verſtellte Freimüthigkeit, die doch nur Dienſtbefliſſenheit iſt. Schlechte Mitte zwiſchen Altabgeſtandenem und Neugährendem, Süßlichkeit und Plumpheit zuſammen, keine ſcharfe Richtung, keine weſentlichen Grundſätze, keine Philoſophie, nur Groll gegen die Hegel'ſche. Tweſten führt da das Wort, vielleicht Trendelenburg. Der Miniſter Eich-

horn hat ein wohlwollendes Auge darauf. Für mich ist das lauter Stroh. Gottlob, daß die „Deutschen Jahrbücher" da sind, die mögen dies Stroh dreschen!

Die „Posaune" von Bruno Bauer ist von den Zensur-Ministerien verboten worden, als lästerlich und frevelhaft. Sie sagt doch nur, was Hengstenberg alle Tage sagen darf, und man braucht gar nicht anzunehmen, daß sie aus Spott so spricht, sie fällt nie aus dem Tone des Ernstes. — Hoffmann von Fallersleben ist in Breslau zur gerichtlichen Verantwortung gezogen wegen seiner Lieder. — Wo sollen wir denn die Wirkung der Verfügung des Königs sehen, wodurch die Presse an Freiheit gewonnen haben soll? Ist nicht alles wie es war, und schlimmer? Soll uns vielleicht für einen Zuwachs der Oeffentlichkeit gelten, daß der Polizeipräsident von Puttkammer neulich in den hiesigen Zeitungen gegen die „Leipziger Allgemeine" die Feuerspritzen vertheidigte, und darthun wollte, sie hätten neulich beim Feuer sehr gut ihre Schuldigkeit gethan? Es war der lächerlichste, armseligste Aufsatz von der Welt, der allgemein verspottet worden.

Mir fehlt es an Stimmung und Sammlung, die innern Betrachtungen aufzuschreiben, welche mir in den letzten Tagen und Nächten reichlich zugeströmt sind. Sie waren meist aus dem Ganzen, hielten Allgemeines fest, und ließen das Einzelne unbeachtet. Das persönliche Leben erschien von geringem Werthe, so denn auch der persönliche Tod von wenig Bedeutung. Aber die Gestalt des Lebens als Ertrag und Frucht desselben hat den höchsten Werth. Die hat das Verlangen und das Recht unsterblich zu sein. Man könnte sagen: Lebe nur, so stirbst du nicht!

Freitag, den 4. Februar 1842.

Heute Abend bei Olfers. Hier ſah ich denn auch endlich Schelling wieder! Er und ſeine Frau erinnerten ſich noch recht gut des Abends, wo ich in Landshut mit ihnen zuſammen war. Er machte mir einen minder guten Eindruck als damals, ſeine Züge ſind roher, ſein Blick härter zugleich und matter; er ſieht mitten in der Freundlichkeit aus, als könnte er jeden Augenblick grob werden, überhaupt hat er kein angenehmes Geſicht, viereckig, veraliert, etwas gemein; der Mund iſt groß und ungebildet, die Augen haben ein ſtarres Forſchen ohne Tiefe und Sinnigkeit. Er ſprach mit Verſtand, Laune, beweglich genug und entſchieden zugleich, viel beſſer, als ich erwartet hatte. Doch wenn ich ſein ganzes Weſen ſo betrachtete, konnt' ich mir ſchwer vorſtellen, daß dies der Mann ſein könne, der einen neuen Umſchwung in dem geiſtigen Leben bewirken ſoll!

Mancherlei bittre Reden gegen Bunſen. Wenn er hier Miniſter werden ſollte, würden alle andern Miniſter den Abſchied nehmen, wurde auch geſagt. Ferner, den König habe er für ſich einzunehmen gewußt durch die unerhörteſten, ſchamloſeſten Schmeicheleien, durch ein geſinnungsloſes Zuſtimmen und Bewundern, er ſei ein Heuchler und Intrigant, nichts weiter. Ferner, der König ſehe mit Verachtung auf den Günſtling Wittgenſtein's, den elenden Tſchoppe, aber was ſei denn Bunſen weiter, als der Tſchoppe des Königs? Keiner von beiden habe auch nur das geringſte Verdienſt aufzuweiſen u. dgl. m. Ich fürchte nur, daß ein großer Theil der Leute, die ſo reden, ſich dem Herrn Bunſen, wenn er erſt Miniſter iſt, eifrigſt anſchließen wird. Man thut ihm in geſchäftlicher Beziehung

auch sehr Unrecht, in den römischen Sachen hat er nicht so große Schuld, als man annimmt.

Sonntag, den 6. Februar 1842.

Gestern Mittags bei Meyerbeer gewesen. Liszt's Bekanntschaft, mit ihm von Frau von Dudevant gesprochen, er hat mir sehr gefallen, sein Geist ist frisch, sein Sinn offen, sein Reden gebildet und edel. — Angenehm war mir auch die Bekanntschaft mit Herrn Sabatier und seiner Frau Madame Ungher-Sabatier; mit ersterm viel über Litteratur gesprochen, französische, deutsche, er kennt auch letztere gut; er sagte Verse von Geibel her, voll Entzücken, daß ich diesen Dichter kannte. Ich erzählte ihm von Chamisso, den er nicht zu finden sehr beklagte.

Geheime Papiere des verstorbenen Generals von Witzleben durchgesehen, seine vertraulichsten Berichte an den König über die wichtigsten Staatssachen, über die Stellung des Königs zum Volk, über die Fähigkeiten der Minister ꝛc. Widerlegung einer Denkschrift des Herzogs Karl von Mecklenburg, der den König tief erschreckt hatte mit Revolutionsbildern, Aufstandsgefahren ꝛc. Alles vom Jahre 1823. Witzleben schlägt vor: etwas Preßfreiheit, etwas Stände, den Minister von Humboldt zum Leiter der innern Staatsverwaltung. Viel gute Meinung bei Witzleben, aber wie schwach und talentlos alles! Und so auch bei dem Könige. Wie rathlos waren jene Männer, wie traurig ihre Verhandlungen! Sehr demüthigend und herabstimmend diese Lektüre!

Dienstag, den 8. Februar 1842.

Wunderbarer Artikel aus der „Königsberger Zeitung" in den hiesigen wiederholt, eine Art Kriegserklärung gegen Rußland! Die Preßfreiheit dürfte dergleichen kaum erlauben, nun thut es die Zensur! Der russische Gesandte wird sich beschweren. Herr von Rochow ist außer sich.

Sonntag, den 13. Februar 1842.

Nachricht, daß Gries in Hamburg gestorben.

Das Beten und Knieen des Königs in London mit der Mrs. Fry mißfällt hier fast allgemein. Ueberhaupt das Niederknieen und Beten vor allen Leuten, gleichsam ein Schaugepränge. Man sagt spottend: „Jetzt heißt es nicht mehr: wenn du beten willst, so gehe in dein Kämmerlein! sondern: so gehe nach England und zeige dich der Welt!"

Liebhabereien unsrer Könige: Friedrich Wilhelm der Erste war holländisch, Friedrich der Große französisch, Friedrich Wilhelm der Dritte russisch, der jetzige König ist englisch; Friedrich Wilhelm der Zweite könnte emigrantisch heißen, mag aber auch ausfallen.

Dienstag, den 15. Februar 1842.

Der neue Zustand mischt sich allmählig mit dem früheren, die alten gewohnten Anregungen dringen wieder hervor, Besuche, Briefe, Zeitungen, Bücher, die Interessen der Litteratur und Gesellschaft, sammeln sich an meinem Bette, ich fühle die Einsamkeit, in der ich mit meinen Gedanken war, unterbrochen und schwinden.

Ich hatte doch mitunter gute Gedanken in dieser Einsamkeit, wiewohl ich oft klagte, ich hätte keine. In meiner

Seele war ich auf guten festen Boden gekommen, der Ruhe und Zuversicht, fern von Selbstgenüge, und doch zufrieden. Der Tod hatte sich mir in den Gedanken verwandelt, das eigentliche Sein beginne erst, wenn es vergangen, die Vergangenheit sei die Vollendung des Seins, die Bürgschaft seiner Aechtheit, also das Vergehen eine Verherrlichung. Der Gedanke hatte das Fruchtbare, daß er mich gleicherweise im Gebiete des höchsten Denkens und im Felde der Historie erleuchtete.

Lord Brougham's Rede im Oberhause, Lob des Königs von Preußen, und Hoffnung, daß er seinem Volke jetzt, nachdem er Englands Freiheit gesehen, ebenfalls eine Freiheitsverfassung geben, das von seinem Vater unerfüllt gelassene Versprechen erfüllen werde. So verfolgt diese Sache den König auch über das Meer! Es kamen in England noch öftere Erinnerungen dieser Art vor. — Einige der dortigen Zeitungen sind schlecht mit dem Könige umgegangen, Worte wie liliot, hypocrite und spy sind hingeworfen worden. — Der König, so scheint es, hat wohl Vielen gefallen, aber nicht in allem, nicht immer, und sehr Vielen gar nicht.

Donnerstag, den 17. Februar 1842.

Gestern kam auch der König aus England zurück. Er wurde amtlich mit Festlichkeiten empfangen, die Volksstimmung aber war lau und that ganz gleichgültig. Man hat durchaus kein Vertrauen zu dem, was der König noch alles thun wird. Für seine kirchlichen Absichten zeigt sich keine Empfänglichkeit.

Humboldt klagt über das Knieen in England, aber auch der Geheime Kabinetsrath Müller sagt, er habe es kaum

aushalten können. Humboldt erzählt scherzend, über das Knieen wären die Stimmen getheilt geblieben, manche sehr dafür, einige heftig dawider, allein manche Stimme dürfe nicht gelten, z. B. die des Hofmarschalls von Meyerinck, denn der sei Partei, er habe sich nämlich dabei die Hosen über dem Knie aufgesprengt! Ernsthaft aber und betrübt erzählt Humboldt, der König habe in England nur theilweise einen guten Eindruck gemacht, und sein Betragen sei widersprechend und wenig angemessen gewesen, einerseits die äußerlichste Frömmigkeit, die man auch schon schlimm gedeutet habe, und andrerseits die ausgelassenste Natürlichkeit, die bekannten berlinischen Späße und Schnurren, die dort gar nicht am Platze waren.

Sonnabend, den 19. Februar 1842.

Abends Bettina von Arnim bei mir, liest mir einen großen Abschnitt aus ihrem Königsbuche vor, eine herrliche Komposition, worin sie die Mutter Goethe's die tiefsinnigsten, kühnsten, schlagendsten Sachen über Hof und Fürsten, Kirche und Glauben, Regieren und Volkswesen, aussprechen läßt, in glücklichstem Humor vorgetragen. Zum erstenmale gestand sie mir völlig ein, daß hier mit der Wahrheit auch Dichtung sei, und daß sie den Anspruch auf buchstäbliche Wirklichkeit nicht mehr machen wolle. Hätte sie dies bei ihrem ersten Buche aufgegeben, wie viel Widerspruch und Verdruß hätte sie sich erspart! Ich bekenne, daß auch ich jenen Anspruch allzu sehr berücksichtigt habe, ich hätte ihn mehr unbeachtet lassen können. Freilich setzte sie grade mir persönlich ihn wie einen Dolch auf die Brust, und sie zwang mich durch täglich erneuertes Ansinnen zur gesteigerten Abwehr. Der vorgelesene Abschnitt hatte in der

Mitte und gegen den Schluß doch wieder den Grund- und Erbfehler aller Arnim-Brentano'schen Sachen, Auswüchse und Weitschweifigkeiten, Mangel an Ebenmaß und Ueberfülle.

Heute ließ mich der Kronprinz von Baiern zu sich einladen, zu Mittag auf das Schloß. Ich kenne ihn gar nicht, und wenn er mich will kennen lernen, so ist das nicht die Art! Ich ließ den Hoflakaien vor mein Bett kommen, und sagte ihm, es müsse ein Irrthum sein, ich kenne den Prinzen gar nicht, übrigens sei ich krank. Das fehlte mir noch, mich so zur Schau rufen zu lassen! Du lieber Gott, „quel honneur!" Der Refrain von Béranger ist hier gut anzubringen.

Der Graf von Maltzan ist fortwährend sehr übel; er rast.

Mittwoch, den 23. Februar 1842.

Vierzehn Tage sind verflossen seit meinem Zufall. Wenn ich auf ihren Inhalt zurückblicke, ihren sittlichen, geistigen und irdischen, so kann ich sie kaum unglückliche nennen, wenn sie auch in manchem Betracht gewiß traurige waren. Alles Beste meines Lebens wogte aus der Tiefe heraus, Erinnerung, Besitz, Vorsatz; und es war wohl der Mühe werth, diese Tage zu durchleben. — Das Alterwerden ist eine sonderbare Sache, man kann sich ordentlich mit einer Art Neugier darauf spannen, wie man die Welt und sich selbst am nächsten Tage, im nächsten Jahre fühlen werde. Wie in der Jugend, so auch giebt es im Alter stets neue Entdeckungen zu machen, und wahrhaftig nicht bloß düstre, sondern auch freudige. Mir kommt es vor, als hätte man die rechte Stärke des eignen Lebens, den vollen Er-

trag deſſelben, erſt dann, wenn man es in der Mitte zuſammenlegt, das Alter auf die Jugend, die Jugend auf das Alter zurückbiegt, und eines mit dem andern ergänzt, abſchließt. Da dies nur im Gedankengebiete möglich iſt, ſo ergiebt ſich von ſelbſt, daß die höchſte Lebensanſchauung eine ideale iſt.

Donnerstag, den 24. Februar 1842.

General von Rühle beſprach mit mir den Stand der Schelling'ſchen Vorleſungen. Sie weiſen ſich immer kläglicher aus, alte Scholaſtik, dürftige Fabelei. „Gott erſchafft erſt ſich, dann iſt er aber noch blind, erſt wenn er die Welt und den Menſchen erſchaffen hat, wird er ſehend.“ Großes Aergerniß! Alſo wie die jungen Hunde, eine Zeit lang blind? „Gott erzeugt den Sohn, und dann mit ihm den Heiligen Geiſt.“ Mißfällige Ausdrücke. Und alles nur, um die Theologen für ſich zu haben, was gleichwohl nicht gelingt.

General von Pfuel will mit mir wetten, daß binnen ſechs Monaten der König der Niederlande weggejagt iſt. Allgemeine Verachtung, allgemeiner Haß! Holland will Republik werden. Zerrüttendes Ereigniß für die europäiſche Politik, deren Ohnmacht und Erbärmlichkeit wieder recht offenbar wird; ſie ſieht das Ereigniß voraus, aber weiß nichts dabei zu thun, als es ſchweigend abzuwarten, um wenn es geſchehen iſt, ein ſo grimmiges als nutzloſes Geſchrei zu erheben!

Unſre Preßfreiheit! Erſt kürzlich wieder iſt Gutzkow's „Telegraph“ in Preußen verboten worden.

Freitag, den 25. Februar 1842.

Es scheint nun gewiß, daß der General von Thile sich zurückziehen wird, und daß der Minister Graf von Alvensleben an seine Stelle treten soll. — Der Oberpräsident Flottwell weigert sich, an Schön's Stelle Oberpräsident in Preußen zu werden; er sagt, Schön auf seinem Landgute werde mächtiger, einflußreicher und gefährlicher sein, als er jetzt im Amte ist.

Bunsen hat sich die ganze Umgebung des Königs in London zu bittern Feinden gemacht. Der Minister Graf zu Stolberg sagte ihm vertraulich, er möchte doch den König jetzt nicht tiefer in das Kirchen- und Frömmigkeitswesen hineinziehen, das ihne dem Könige daheim den größten Schaden. Bunsen fertigte die Warnung schnöd' ab, und sagte, der Graf könne darüber gar nicht urtheilen, er habe ja keine wissenschaftliche Bildung! Dieser sah ihn von oben bis unten an, und versetzte, ob er wissenschaftliche Bildung habe, das wolle er nicht erörtern, aber er habe Einsicht in den Zustand der Sachen zu Hause, und ein Herz für das Vaterland, welches beides ihm, Herrn Bunsen, zu fehlen scheine. — Einer der Generale des Königs (Natzmer), dem sich Bunsen bei einer Gelegenheit unbescheiden verdrängen wollte, packte ihn am Arm und stieß ihn zurück, mit dem Bedeuten, so ginge das nicht! — Unsre Offiziere hat er gar nicht namentlich, sondern nur in Bausch und Bogen als „preußische Gardeoffiziere" vorgestellt, worauf diese einen hannöverschen Diplomaten ersuchten, sie mit den vornehmen Engländern bekannt zu machen. — Die Hauptsache bleibt, daß ihm niemand die Gunst des Königs verzeiht. Und das würde sein, auch wenn er derselben noch so werth erschiene!

Auflösung der Stände in Karlsruhe. Dummheiten von Blittersdorf, dem frechen, verstockten Aristokraten!

Ueber das Alter kommen alle Menschen nach und nach zu denselben Betrachtungen. Mich dünkt aber, es könnte noch ganz anders benutzt werden, als gewöhnlich geschieht; der Boden liegt brach, er müßte urbar gemacht werden, und würde dann reiche Früchte tragen. Doch man sieht lieber von ihm weg, als von einem traurigen Gegenstande.

Man sollte mehr Neugier zu Hülfe nehmen. Wilhelm von Humboldt hatte sie ja sogar für das Sterben.

Die Antwort, welche Sophokles bei Platon auf eine gewisse Frage giebt, läßt sich auch noch in andrer Beziehung ertheilen; die Mängel und Entbehrungen des Alters lassen sich auch als Befreiungen ansehen.

Freilich thun die Menschen im Ganzen für einander zu wenig, und daran scheitern die besten Möglichkeiten dessen, was Gutes sein könnte. Daß jeder nur für sich zu thun meint, dadurch thut man am wenigsten für sich. Das für Andre, für das Allgemeine Gethane trägt hundertfältig.

Sonntag, den 27. Februar 1842.

Der Kronprinz von Baiern hat wieder geschickt, und sich nach meinem Befinden erkundigen lassen.

Der König hat von den Berlinern gesagt, im Anfange hätten sie ihn auffressen mögen, und jetzt wäre es ihnen leid, daß sie es nicht gethan! — Man hört übrigens nicht viel vom Könige oder über ihn.

Montag, den 28. Februar 1842.

Billet von Humboldt; er hat dem Dichter Freiligrath eine kleine Pension verschafft.

Man sagt jetzt, Eichhorn solle Minister der auswärtigen Angelegenheiten werden, Bunsen aber an Eichhorn's Stelle kommen. Ich glaube nicht, daß dergleichen im Werke sei. Der Haß gegen diese beiden Männer ist ungeheuer, und beruht bei Vielen gewiß auf den schlechtesten Gründen, aber bei Andern auch auf haltbaren, nicht abzuweisenden. Sonderbar, diese beiden Bürgerlichen sind eben so dem Bürgerstande wie dem Adel zuwider, und nur der König allein, dieser Adelsfreund, hegt sie in seiner Gunst!

Es heißt, Schön solle Präsident des Staatsraths werden, nur wisse man noch nicht, wie man es dahin bringen solle, daß Mussling weiche; dieser scheint nun auch seine servile Hoffahrt abgenutzt zu haben, und keine Stimme spricht mehr für ihn.

Eine meiner liebsten Beschäftigungen ist das Erforschen der historischen Oertlichkeit Berlin's. Mir wird ganz heimisch dabei zu Muth, warm und behaglich, ein Zauber der Vergangenheit belebt mir die Gegenwart. Unermeßliche Lebensfülle liegt in einem solchen Boden, übergroß ist schon das, was man weiß und erforschen kann, unendlich größer aber das, was man nur voraussetzen kann, nur ahnden kann. Die Beschreibung Berlin's von Nicolai ist mir in dieser Hinsicht unschätzbar, das Buch liegt mir in dieser Zeit fast immer zur Hand, nebst Fidicin, König und andern verwandten Schriften. Die Plane aus verschiedenen Zeitaltern zu vergleichen, ist ein unerschöpfliches Vergnügen, das schönste Bilderbuch könnte mich nicht besser unterhalten. Oft schon war ich versucht, in diesem Stoff auch schriftlich zu arbeiten, einige dieser Alterthümer auch

für das Publikum zu behandeln, — aber ich ließ es doch immer wieder bleiben, um nicht auch diese Spazirgänge wieder in Amts- und Pflichtwege zu verwandeln; diese Beschäftigung soll mir rein zum Vergnügen bleiben, keine litterarische Seite bekommen.

Donnerstag, den 3. März 1842.

Liszt reist ab, nachdem er die unglaublichsten Wohlthaten und Freigebigkeiten verübt. Schöner Aufsatz von ihm über Paganini, im „Magazin für die Litteratur des Auslandes" übersezt. — Bild, er als Standbild, am Fußgestell — wie an der Statue des großen Kurfürsten — vier Besiegte, vier hiesige Damen!

Freitag, den 4. März 1842.

Bettina sprach gestern ganz verzweifelt über ihr Buch in England, neuntausend Thaler verliere sie dabei, niemand helfe ihr aus der Noth, obwohl Mancher es könnte, z. B. der Prinz Albert, welches aber ein Irrthum von ihr ist. Sie klagte auch sonst viel, daß sie ein hartes Leben führe, auf Dornen einhergehe, überall Verdruß und Schwierigkeit erfahre. Dann sprach sie sehr schön über Liszt, seinen gestrigen Abschiedstriumph ꝛc. Ueber ihr eignes Schreiben und Dichten sprach sie mit vieler Einsicht; sie meinte, sie dürfe sich auf ihre Energie nicht verlassen, sie müsse auch Besonnenheit zu Hülfe nehmen, lezteres in Bezug auf ihr Königsbuch. Mit wahrer Verachtung spricht sie von Eichhorn ꝛc.

Eichhorn hat mit seinen Unterredungen kein Glück. Vor einiger Zeit drängte ihn Böckh mit schlagenden Grün-

dea; da rief Eichhorn in der Verlegenheit: „O das iſt Sophiſterei! damit imponirt man mir nicht!“ Böckh aber verſetzte mit Nachdruck: „Sophiſterei? Die müſſen Sie doch aufdecken können! Aber nein, es iſt die treffende Wahrheit, die muß Ihnen imponiren!“ Eichhorn hat gewiſſe Redensarten, wie er die Philoſophie in Ehren halte, wie er leitende Prinzipien habe u. dgl. m., die er ſo oft wiederholt, daß es ganz lächerlich wird.

Wie ein Jammer überfiel es mich geſtern, in der „Staatszeitung“ zu leſen, daß der junge * zum Geſandten in — ernannt worden! Ein Dümmling und Schwächling erſter Sorte! Welche Schamloſigkeit des Vaters, der ſich das ausbedungen! Welche Läſſigkeit, die das bewilligt! Und da thun ſie, als ſei der Graf von X. in der Diplomatie nicht zu gebrauchen! — Nichtig ſammt und ſonders. Nicht bloß bei uns! „Vorüber, ihr Schafe, vorüber!“

Der Miniſter von Kamptz entlaſſen und Herr von Savigny zum Staatsminiſter ernannt. Bettina ſagt von ihrem Schwager, er werde nun auch noch die letzten paar Gedanken, die er bisher gehabt, verlieren, und ſich ganz in die Betrachtung auflöſen, was für einen hohen Poſten er einnehme!

„Wie bei der Huldigung“ war der Schloßplatz, die Königsſtraße ꝛc. mit Menſchen gefüllt, welche Liszt's Abreiſe ſehen wollten; bis nach Friedrichsfelde war alles voll Wagen und Fußgänger. Tauſendſtimmiger Leberuf erſchallte. Der König und die Königin waren nur in der Stadt ſpazirен gefahren, um den Jubel zu ſehen. Man ſagt, der Hof und Adel ſei außer ſich, daß ein Muſikant wie ein König geehrt werde, ja für den Augenblick dieſen verdunkle.

Sonntag, den 6. März 1842.

Merkwürdige Nachricht über den Inhalt Wöllner'scher Papiere, Vorlesungen, die er dem Prinzen von Preußen gehalten hat, — gegen alle Vermuthung ganz freisinnig, demokratisch, revolutionair, schon im Jahre 1784! Alles wird auf den Landmann und Bürger zurückgeführt. Die Papiere gehören der Gräfin von *, die vielleicht in eine Bekanntmachung willigt.

Die hiesigen Staatssachen zu verfolgen, verlier' ich schon die Lust. Der König verfolgt beharrlich seine Ideen, und scheint nur in den Mitteln öfters zu wechseln. Die von ihm begünstigten, geachteten Personen stellt er nach und nach in den höchsten Posten an, und entfernt die ihm mißfälligen, das ist ganz natürlich. Allein das Unglück ist, daß diese Männer des Königs mit wenigen Ausnahmen keine Männer des Publikums sind, oder, waren sie es, bald aufhören es zu sein, wie z. B. Eichhorn. Auch die Ernennung Savigny's mißfällt, man erklärt ihn für unfähig, gleißnerisch, hoffährtig. Man glaubt, es werde nun darauf ausgegangen, Nagler und Rother zum Abschiednehmen zu bringen.

Die Zensur in Sachsen wird jeden Tag strenger, man sagt auf Preußens Anforderung.

Mit diesen Thatsachen stellt man die Kabinetsordre des Königs zu Gunsten einer größeren Freiheit der Presse und die Wiedereinsetzung Arndt's, die Freigebung Jahn's zusammen, und fragt, nach welcher Seite hin denn nun der rechte Wille des Königs liege?

Mit dem Dombau von Köln wird eine große Gleißnerei getrieben, überall Ausschüsse, Spenden, ruhmretige Zeitungsartikel. Mich widert die Prahlerei an! Sollte der Dom auch fertig werden, so wird er kaum das sein,

was er jetzt iſt. — Auch hier Dombau, und Verein, und Beiträge! — Für die Ausgabe der Werke Friedrich's des Großen entſtehen allerlei Zweifel und Schwierigkeiten.

Dienſtag, den 8. März 1842.

Savigny's Ernennung wird ſcharf getadelt. „Wieder eine Beförderung, die den Mann erſt erreicht, wenn er ganz abgeſtumpft und veraltet iſt.“

„Jeruſalem's Biſchof, Dombauten, — es fehlt nur noch, daß man auch die Kreuzzüge auf's neue verſucht!“ Warum nicht? Die Sache liegt ganz nahe, und iſt eigentlich ſchon im Gange, nur führt man dergleichen heutiges Tages nicht kriegeriſch, ſondern diplomatiſch.

In Labruyère und in Ovidius' Triſtien die Elegie: „Cum subit illius triſtiſſima noctis imago“. Vergleichung zwiſchen Ovidius und Puſchkin; der Ruſſe voll Trotz und Muth, der Römer voll ſchmeichelnder Unterwürfigkeit; doch war die Lage des letzteren auch viel härter, und er hatte es mit einem böſen Thiere zu thun, mit dem grauſamen Octavianus Auguſtus. Man muß auch in Anſchlag bringen, daß bei den Römern viele Formeln nur ganz konventionelle Geltung hatten, daher nichtig waren.

Der König von Hannover iſt geſtern hier angekommen; heute die Nachricht von dem Tode des Großherzogs Paul von Mecklenburg-Schwerin.

Im Ovidius iſt wenig römiſches Leben mehr; er hat einen ſtark modernen Anſtrich. Horatius hat bei ähnlicher Richtung wenigſtens noch altrömiſche Erinnerung.

Freitag, den 11. März 1842.

Seltſame Berechnung: „Friedrich Wilhelm der Dritte drei Viertel Soldat, ein Viertel Pfaff; Friedrich Wilhelm der Vierte ein Viertel Soldat, ein Viertel Pfaff, ein Viertel Kunſtliebhaber, ein Viertel allerlei.“

Der König hat ſich heftig gegen die ſogenannte geheime Polizei erklärt, er will ſie abgeſchafft wiſſen. Man ſagt, der Geheimerath Seiffert werde deßhalb aus dem Rochow'ſchen Miniſterium entfernt.

Abſchiedsworte Savigny's in der Zeitung an die Studenten, keine geſprochenen, ſondern nachträglich aufgeſetzte. Leer und armſelig, trocken wie Zwieback, und wie Zwieback zerbröckelnd. Bei allem Ruhme ſeines Namens ein pauvre sire!

Sonntag, den 13. März 1842.

Schelling's Mißgriff in Anſehung des Spinoza und des Jakob Böhme iſt noch nirgends näher beleuchtet, ja nicht einmal — ſo viel mir bekannt — öffentlich gerügt worden. Schelling ſelber iſt deſſelben gar nicht inne geworden, niemand hat ihn darauf aufmerkſam gemacht. Sollte er vielleicht durch eine Andeutung von Strauß, die er flüchtig geleſen oder gehört, und deren Urſprung in ſeinem Gedächtniß erloſchen, zu der Täuſchung gekommen ſein, er habe einen neuen Bezug aufgefunden? Strauß, im zweiten Theile ſeiner „Glaubenslehre“ S. 379, ſagt: „Dem aus Spinoza's Lehre gefolgerten Ergebniß auf wiſſenſchaftlichem Wege zu entgehen, wollen wir, wie ſchon in einem früheren Falle, an der Hand Jakob Böhme's verſuchen, der auch hier das natürliche Komplement zu Spinoza bildet“. Die Stellung dieſer Worte konnte leicht

verführen, den Jakob Böhme für den Späteren zu nehmen, der den Früheren ergänze, wiewohl dieſe Stellung an ſich kein Fehler wäre, denn das Spätere hat eben ſo gut an dem Früheren ſein Komplement, als das Frühere an dem Späteren. Mir iſt ſehr glaublich, daß dieſe Worte von Strauß abſichtslos die Falle geworden, in welche Schelling unbedacht gegangen. Unbedacht und leichtſinnig gewiß, und man ſieht, wie es nicht tief und gründlich in ihm hergeht, ſondern oberflächlich und ruſchlig, denn es handelt ſich hier ja nicht um Verwechslung einiger Geſchichtsangaben, ſondern um Fehlgehen in den Gedankenbezügen ſelber, und nebenher um die fälſchliche Anmaßung, als etwas Neues, bisher Verabſäumtes und nicht ferner zu Verſäumendes anzukündigen, was ſchon von einem Andern und ſehr Namhaften kürzlich beſtimmt und wiederholt hingeſtellt worden war.

Geſtern trug Werder in der Singakademie über Schiller's philoſophiſche Wirkſamkeit vor; ausgezeichnet war der Inhalt und ausgezeichnet die Darſtellung, nicht oberflächlich und doch klar, geiſtreich und belebt, ſehr neu. — Das Publikum erſcheint in jenen Vorleſungen ſchon nicht mehr ſo gedrängt, wie im Anfange. Anekdote von einer Dame, die kein Billet mehr bekommen hatte, und die vom Geheimenrath Lichtenſtein den Troſt empfing, ſpäter, im Februar, würde er ihr wohl eins verſchaffen können. „Nein", erwiederte ſie, „dann dank' ich gehorſamſt, dann iſt es viel zu ſpät und die Sache ſchon aus der Mode!"

Dienſtag, den 15. März 1842.

Bettina muß im Sommer ihre Wohnung verlaſſen, da der Graf von Westmoreland das ganze Haus gemiethet

hat; ſie ſpricht davon, ganz von Berlin wegzuziehen, ſchimpft auf den Ort, die Leute, betheuert, ſie habe außer mir keinen Menſchen, mit dem ſie ein freies, aufrichtiges Wort hier rede! Ich ſage ihr, ſie gehöre hieher, ſie müſſe hier leben, kein andrer Boden könne ihr behagen, von Genuß und Freude ſei keine Rede, aber vom Beſtehen, vom Wirken, Leiſten, vom Athmen; auch wolle ich es gar nicht im Guten nehmen, es bliebe auch im Böſen daſſelbe, — ſie gehöre nach Berlin, wie der Engel in den Himmel, wie der Teufel in die Hölle. Sie ſchien es etwas einzuſehen.

Mittwoch, den 16. März 1842.

Im See bei Rummelsburg haben Wiedertäufer ihr Unweſen getrieben. Der König iſt ſehr aufgebracht. Aber die Leute ſagen, dergleichen werde nun immer mehr kommen. „Was will mir der König thun, wenn ich fromm und toll werde? Er muß mich, ſeiner eignen Geſinnung nach, gewähren laſſen.“

Aufſehn macht die Abberufung des niederländiſchen Geſandten Generals von Perponcher. Vorwand iſt, daß er ſeine Söhne in preußiſche Dienſte gegeben. Er nimmt den Abſchied und bleibt hier. Sein Verhältniß konnte eher Preußen genirt, er war durch ſeine Schwiegermutter, die Gräfin von Reede, und durch fünfundzwanzigjährigen Aufenthalt in alles Hieſige tief eingewebt. Jetzt zeigt ſich, daß er auch Feinde genug hat, man gönnt ihm ſeinen Sturz, findet es richtig, daß er ſich gegen ſein Land vergangen ꝛc.

Die Gräfin von * erzählt mir, wenige Tage vorher, ehe Kamptz ſeine Entlaſſung erhielt, habe derſelbe dem Könige emphatiſch geſchildert, wie er jetzt wohlauf ſei, ſich

der Arbeit freue, zufrieden lebe, an ſeinem Garten Vergnügen habe, an ſeiner Wohnung ꝛc., worauf der König ihm die Hand gegeben und geſagt habe: „Nun das freut mich von Herzen, lieber Kamptz, und ich wünſche, daß Sie alles noch recht lange genießen.“ Dieſe Worte erzählte Kamptz dann zu Hauſe ſeiner Frau, und bemerkte, nun ſei es alſo gewiß, daß der König ihn im Amte laſſe. Ein paar Tage darauf erfolgte der Abſchied. Ich finde dergleichen Perfidie mehr ſcheinbar als weſentlich. Sie haftet an dem Verhältniſſe, nicht an der Perſon, es iſt etwas Nothwendiges dabei. Der vorige König hat es mit Beyme und Andern ebenſo gemacht, der Kaiſer Franz, der Großherzog von Baden, überall wiederholt es ſich. Freilich iſt es nicht ſchön, ſondern recht häßlich, ohne Frage!

Donnerstag, den 17. März 1842.

Billet von Humboldt. Er iſt brav wie immer. Alles Gute in unſerm Staate beruht auf den Männern, die noch den Grundſätzen und Richtungen des achtzehnten Jahrhunderts anhängen, der Aufklärung und Humanität, der Freiheit und Gleichheit. Schon lange mach' ich die Bemerkung. Die Leute aus der ſpäteren Zeit bringen nur Dunkel, Verwirrung und Unſeligkeit.

Was mir General von Rühle von Schelling ſehr aufführlich erzählt, ſetzt mich in Erſtaunen und Erſtarrung. Schelling verkündigt den unbedingten Bibelglauben, will kein Wunder antaſten laſſen, und wirthſchaftet doch innerhalb der Bibelſphäre willkürlich und gewaltſam wie ein Teufel, zum Entſetzen der Philologen und der Theologen. Als Philoſoph macht er völlig bankrott. Die Beiworte „dumm“ und „jämmerlich“ werden ihm von Studenten

nicht gespart. Man war auf wissenschaftliche Blöße und Schwäche gefaßt, aber doch nicht auf solches Zeug. Und dergleichen preist der Minister Eichhorn noch als köstliche Gabe an, will das Hegel'sche Gold damit aufwiegen! Dergleichen Erbärmlichkeit soll an der Universität herrschen, im Staate! — Wartet nur, es wird euch heimkommen! — Man sagt, Schelling sei beim Aufbau seiner neuen Philosophie ungemein klug und schlau, verfahre mit List und Verschmitztheit, und in der Kunst, den Leuten Sand in die Augen zu streuen, finde er seinen Meister nicht. Wenn das wahr ist, so muß ich wieder sagen, daß es zum Erstaunen ist, wie innig Dummheit und Schlauheit sich mit einander verweben! Das eigentlich Sinnverwirrende bei der ganzen Erscheinung ist aber, daß Schelling, unter all den Alfanzereien und Trugspielen, gleichwohl noch immer auch eine Geistesmacht bekundet, die ihn hält und trägt, und die ihn zum beachtungswerthen Gegner macht. Werder namentlich versichert, daß viele Goldadern durch das todte Gestein hinziehen, daß Schelling einige Punkte richtig angebe, von wo aus die Philosophie weiter zu gehen habe. Dabei polemisirt grade Werder am nachdrücklichsten gegen die Verkehrtheiten, Mängel und Anmaßungen, und nennt im Vergleich der von Hegel errichteten hohen Felsenburg das jetzige Gebäude Schelling's einen Fuchsbau.

Ich habe nun auch die frühere Stelle wiedergefunden, wo Strauß den Bezug Spinoza's auf Jakob Böhme geltend macht, und den einen das Komplement des andern nennt. Sie steht in der „Glaubenslehre" Th. I. S. 508. Hier aber nennt er Spinoza'n ausdrücklich als späteren; der Mißgriff Schelling's gründet sich wahrscheinlicher auf die Stelle Th. II. S. 379.

Der König hat die polizeiliche Späherei verboten. Seit

dem, sagt man, sei die Zahl der geheimen Spione verdoppelt; zu den alten Spionen seien nun noch die neuen gekommen, die spionirten, ob denn noch spionirt würde! — So machen die Berliner aus allem einen Scherz.

Freitag, den 18. März 1842.

„Die Berliner machen aus allem ihren Scherz, ja, aus allem, woran sie nicht glauben, worein sie kein Vertrauen setzen, weil sie wissen oder fühlen, daß es doch nur Gaukelei ist!“ Diese Bemerkung ist nicht ohne Grund, und von scharfer Anwendung. Eine Variation auf das Thema Vox populi vox dei!

Luchet ist in Paris wegen seines Romans „Un mari de famille“, weil darin die Regierung, die Gesetze der Gesellschaft und die Sittlichkeit angegriffen seien, zu zweijährigem Gefängniß und tausend Franken Strafe verurtheilt worden. Aber sein Buch besteht, Gottlob, und hat gewirkt und wird wirken, wie alle solche muthigen Einbrüche in Ungesetz und Unsitte. Hätte er nicht die Regierung Ludwig Philipp's angegriffen, so wäre ihm doch nichts geschehen!

Anekdote, vom General von Pfuel erzählt: Zwei Freunde begegnen einander, der eine, kränklich, mißmuthig, klagt seine Noth. „Lieber Freund“, sagt der andre, „ich muß Ihnen eine ernste Frage machen, suchen Sie denn auch Trost von oben, beten Sie?“ — Ach ja, doch leider ohne Frucht! — „Aber wie und was beten Sie?“ — Wie man betet, ich trage meine Anliegen dem lieben Gott vor. — „Ha, da liegt es! Dabei kann Ihnen kein Trost kommen, da haben Sie sich nicht an den rechten Mann adressirt. Zum Heiland müssen Sie beten, der nur kann Ihnen hel-

fen." — (Auch Schelling lehrt, Gott kümmere sich jetzt nicht um die Welt, und habe sie und ihr Geschick lediglich dem Sohn übergeben, und erst wenn Erde und Menschheit ihr Ziel erreicht habe, werde er die Regierung wieder selbst aufnehmen. Warum hat er die Welt nicht lieber gleich Schelling'en übergeben, da der doch so gut Bescheid weiß?)

Man klagt, daß die Abende beim Könige nichts weniger als gesellig eingerichtet seien. Drei Tische stehen in der Reihefolge, nur eben getrennt, an dem ersten sitzt die Königin, der König, und wer sonst von fremden oder einheimischen hohen Personen da ist, an dem zweiten die eingeladenen Personen, denen gleich beim Eintritt ein bestimmter Platz angewiesen wird, am dritten die Hofdamen, Adjutanten ꝛc. Es wird wenig gesprochen, hin und wieder eine laute Frage, die eine laute Antwort nöthig macht, sonst nur leises Gespräch mit dem Nachbar; die Königin schweigt fast immer, der König zeichnet, oder nimmt auch wohl einen Begünstigten abseits und spricht mit dem allein. Thee wird gemacht, nachher auf Strohunterlagen jedem ein Teller gesetzt und ein paar Schüsseln herumgereicht. Wenn vorgelesen wird, so sieht man das als eine Erleichterung an.

Der König ist ganz eingenommen von Doktor Julius, und will trotz alles Widerspruches der Behörden die Gefängnißeinrichtungen, die derselbe empfiehlt, ausführen lassen. Auch bei der Königin steht er in Gnaden, und hat derselben neulich seine Sachen ausführlich vorgetragen und erläutert.

Fest der Landwehr gestern im Englischen Hause, Boyen's Lied wurde gesungen, „Recht, Licht und Schwert", die Stellen auf das Weitergehen und gegen die Finsterlinge fanden begeisterte Zustimmung. Die Meinung sprach sich mit Kraft aus.

Es wurde erzählt, Schelling habe heute seine Vorlesungen geschlossen, und ihm werde ein Fackelzug gebracht, der von oben her veranstaltet worden, und zu dem sich die Studenten immer willig finden.

Sonnabend, den 19. März 1842.

Die Sache der Ausgabe von Friedrich's des Großen Werken war auf das ernstlichste gefährdet, von Seiten der Frommen her, die sich aber mit ihren wahren Triebfedern nicht hervorwagten, sondern dem Könige Bedenken wegen der Kosten erregten. Es war im Vorschlage, bloß die historischen Werke zu geben. Humboldt hat die Sache geschickt und kühn durchgekämpft, eine ernste Erörterung mit dem Könige, die mit Rührung endete, hat die Sache im früheren Geleise erhalten. Solche Siege müßten gar nicht nöthig sein!

Um neun Uhr zur Fürstin von Pückler gefahren. General von Rühle mit mir. Anstatt kleiner Gesellschaft, die mir angekündigt war, eine Assemblee von hundert Personen! Der Herzog von Nassau, der Prinz von Würtemberg, der Fürst von Wittgenstein, die Fürstin von Carolath, die Fürstin von Löwenstein, der Graf von Trautmannsdorff, die Generalin von dem Knesebeck, Frau von Franchet und ihre Schwester Generalin von Luck, Frau von Tronchin, Pitt-Arnim, Frau von Savigny mit Max und Armgart von Arnim, Humboldt, Graf von Redern, Baron von Martens ꝛc. Mit allen Leuten viel und lebhaft gesprochen, am meisten mit Humboldt, Carolath's, Redern, Trautmannsdorff, Frau von Knesebeck und Gräfin von Haake, Hofdame der Prinzessin von Preußen, Gräfin von Hardenberg, und mit der Fürstin von Pückler selbst.

Humboldt erfreute und stärkte mich, durch sein Aussehen, seine Theilnahme, seine Gesinnung, seinen frischen und muthigen Geist. Um elf Uhr fuhr ich nach Hause, hatte noch meine Lust mit Bello, dem klugen, gutmüthigen, braven Hunde, las leichte Blätter, schließlich noch in Strauß's Dogmatik, um für Humboldt einige Stellen anzumerken, und legte mich zur Ruhe nieder.

Liszt ist nun in Königsberg zum Doktor der Musik gemacht worden. Eine Ohrfeige für die Berliner Fakultät, die es in ihrem dummen Bettelstolz versagte!

Schelling soll Exzellenz werden. Großer Schreck darüber bei Vielen. Man thut, als sei er Sieger, Hersteller, Wohlthäter! Bekomm' es euch gut, ihr Lumpen!

Der Fackelzug, obwohl von oben her begünstigt und fast geboten, sehr dürftig — nur dreißig Fackeln — muß dennoch in den Zeitungen prahlen, als wäre es eine große Herrlichkeit gewesen. Schelling's Anrede an die Bringer ist voll Lüge und Tücke; Brot hat er nicht gegeben, und wenn er statt dessen keinen Stein angeboten, so war es doch Brei und Teig.

Sonntag, den 20. März 1842.

Wichtige Besprechung über die Sache von Friedrich's Werken, die Ränke und Schiefheiten, welche dabei vorkommen. Eichhorn spielt dabei die erbärmlichste Rolle, anmaßlich, eitel, schwankend und schwach, muß sich von Böckh und Andern harte Dinge sagen lassen, die Akademie will ihm keine Befugniß anerkennen, ihre Beschlüsse zu bedingen. Als der König den Einfall äußerte, ob es nicht genüge, bloß die historischen Werke herauszugeben, stimmte Eichhorn gleich heftigst ein, die Akademie wollte sich von der

ganzen Sache zurückziehen; als dann Humboldt kam, und Eichhorn erfuhr, der König gebe seinen Einfall wieder auf, stimmte er gleich wieder für das Ganze, und als habe er nie etwas Andres gewollt. Ranke ist sein treuer Begleiter, und macht alle diese Schwenkungen mit.

Der Bischof Alexander in Jerusalem mit Koth und Steinen beworfen; der König soll sehr aufgebracht sein, kann aber nichts thun. — Schelling hat sehr anmaßlich, lügnerisch und tückisch, frech zu den Studenten bei dem ihm gebrachten Fackelzuge gesprochen.

Abends kam auf zwei Stunden der Geheimerath * zu mir. Wiederum sehr ernstliche Unterredung über unsre öffentlichen Zustände und Aussichten. Viel Trauriges, Jammervolles! Frechheit der Frömmlinge, Niederträchtigkeit und Bosheit im Gewande der Gottseligkeit. — Die redlichen, graden Männer werden überall zurückgedrängt, die Intriganten und Gleißner kommen vorwärts. Schamlose Begünstigungen der Unfähigen, die sich aber durch Dienstwilligkeit oder durch ihr Partheizeichen empfehlen.

Wie elend es mit unsrer Oeffentlichkeit steht, kann man daran sehen, daß der elende Bülow-Kummerow jetzt ihr größter Held ist! Miserabel!

Der Fürst von Carolath vertraut mir, er wisse mit Zuverlässigkeit, daß der König bei der Huldigung in Königsberg den bestimmten Vorsatz gehabt, Reichsstände zu verkündigen und eine Konstitution zu geben, daß er aber kurz vor der Ausführung noch umgestimmt und abgelenkt worden. Einige behaupten nun noch, es sei ihm mit jenem Vorsatze nie rechter Ernst gewesen, er habe vorausgewußt, daß man ihm abrathen würde.

Dienstag, den 22. März 1842.

Heute ist die große Stadtneuigkeit, daß am Donnerstag und Sonnabend — am Charfreitag schon immer nicht — kein Theater sein darf. Man fragt, ob denn der vorige König der Gottlosigkeit bezüchtigt werden soll, weil er das Theater an jenen Tagen erlaubte und sogar besuchte? Ein Sieg der Pfaffen, nichts weiter!

In der Charité hier ist der häßliche Unfug vorgekommen, daß eine genesene Kranke von einem der Aerzte geschwängert worden. Der Hof beschäftigt sich mit diesem Aergerniß über die Maßen, die Königin spricht ihren tiefsten Abscheu aus, und will in die Leitung jener Anstalt eingreifen, religiöse Richtung soll dort befördert werden, Krankenwärterinnen sollen von Düsselthal verschrieben werden, Gebet und geistliche Unterhaltung zu Hülfe gerufen werden.

Der Minister Eichhorn gewinnt an Einfluß und Dreistigkeit, seine brutale Hingebung an die Wünsche von oben gefällt. Auch im Staatsministerium hat er schon die Oberhand. Rochow läßt ihn gewähren, Alvensleben, der ihm widerspricht und unabhängig ist, hat weder Feinheit noch Nachhalt, Boyen ist schwach und unkundig, Thile einverstanden, Stolberg größtentheils auch, Savigny ist ihm eng verbunden, Rother, Nagler, Ladenberg sind Nullen, kein dialektischer Kopf im ganzen Ministerium, als der einzige Eichhorn! Auch fühlt er sich glücklich in seiner Macht und Herrlichkeit, und kann seine Freude gar nicht bergen. — Dagegen steigt der Haß gegen ihn auf andrer Seite furchtbar, die Gelehrten, die Geistlichkeit, seine eignen Beamten, sind ihm bitter feind. Man hat die verächtlichste Meinung von ihm, man nennt ihn einen feigen Schmeichler, einen trotzigen Schurken, der seine Seele längst verkauft hat.

Man zeigt ein Zerrbild von ihm, wo er als türkischer Pascha und als römischer Jesuit vorgestellt ist.

Mittwoch, den 23. März 1842.

Das Königstädter Theater giebt Donnerstag und Sonnabend musikalische Aufführungen; im Königlichen Opernhause wird auf Befehl des Königs De profundis von Gluck und Requiem von Mozart gegeben, — auf Befehl des Königs, der noch voriges Jahr dem Grafen von Redern den Vorschlag zu solcher Aufführung im Theater als sündlich anrechnete; die Frommen schrieen damals ungeheuer über die Unheiligkeit, ob sie wieder schreien werden?

Preuß bringt mir seinen kurzen Lebensabriß des Ministers von Boyen, für den „Volkskalender" von Gubitz bestimmt; eine ganz gediegne Arbeit.

Mit der großen Gunst des zum Obersten beförderten und der Diplomatie zugewiesenen Grafen von Brühl soll es schon vorbei sein. Er glaubte dem Könige sagen zu müssen, daß er in Rom eine sehr ungünstige Meinung über Bunsen allgemein verbreitet gefunden, daß man nicht nur seinen politischen Karakter zweizüngig und falsch nenne, sondern auch von seinem sittlichen nachtheilig denke, ihm schmutzige Geschichten, Schacherei und sonstige Vortheilsucherei nacherzähle. Der König hörte dies eine Weile mit sichtbarem Mißfallen an, drehte sich dann auf dem Absatz herum, ließ den Sprecher stehen, und soll seitdem nicht mit ihm geredet haben.

Man sagt, mit der Befreiung der Juden vom Kriegsdienste werde ein Versuch gemacht, um später auch die des Adels in Anregung zu bringen. Ein paar solche Löcher,

und unsre Wehrverfassung, die noch der König bei der Huldigung so sehr gerühmt, ist in Fetzen!

„Dombau, in Berlin, in Köln, — Bisthum von Jerusalem, und zehn andre Liebhabereien der Art, — was könnte damit nicht alles bestritten werden! Wohlfeile gute Wohnungen für die ärmere Klasse wäre — in Berlin — das Nöthigste, wirkte unermeßlich ein, brächte sogar einen Theil der Auslage jährlich wieder, mindestens die Zinsen."

Donnerstag, den 24. März 1842.

Savigny hat viertausend Thaler mehr, als jeder andre Minister, seine Besoldung beträgt sechzehntausend Thaler, er hat ausdrücklich auf dem Mehr bestanden, weil er meinte, seinen Verlust an Honoraren könne er nicht einbüßen. Der Neid und Haß gegen ihn nimmt hieraus neue Nahrung.

Tieck empfängt jezt jährlich dreitausend zweihundert Thaler, eigentlich mit der Bedingung fernerhin ganz in Berlin zu leben; er hofft aber, man werde nicht auf die Erfüllung dringen, sondern ihm den Winteraufenthalt in Dresden ferner gestatten, wo er sich eben in einer schöneren Wohnung neu eingerichtet hat. Seine Freunde meinen, es sei auch der Kalkül dabei, beim Könige nicht durch stete Anwesenheit den Reiz der Neuheit zu verlieren. Ein trauriger, aber gewiß richtiger Kalkül!

Es heißt jezt, Canitz mache Schwierigkeiten wegen Uebernahme des auswärtigen Departements, und so werde Herr von Bülow Minister werden. Wird er es, so wird er es nicht um seinetwillen, sondern wegen Herrn von Radowitz, damit der gleich Bundesgesandter werde, und

später muß denn doch Herr von Bülow dem Herrn Bunsen weichen, der inzwischen heranreift.

Welch traurige Geschichten hab' ich hier aufzuschreiben! Aber man hört nichts andres, und das wichtige Interesse, das sich doch mit diesen Tageserscheinungen verknüpft, zieht mit Gewalt die Betrachtungen zu ihnen hin, und stört alles stille geistige Leben, dem man sich zuwenden und in welchem man sich einschließen möchte. Leider bewegt uns hier jetzt nichts, als die Fortschritte der Frömmler, der blinden Verfolgungssucht, der niedrigen Partheiung und Schmeichelei. Und in der übrigen politischen Welt herrschen eben solche Mächte; in Frankreich der schändliche Louis Philippe und der düster gleißnerische Guizot, in England die stolzen Tories mit dem gesinnungslosen Peel an der Spitze, den sie in die Wette rühmen als die größte politische Erscheinung! Pitt, Canning mögen es verzeihen! Der geschmähte Thiers ist ein bedeutenderer Staatsmann.

Sonnabend, den 26. März 1842.

Die neuen Ernennungen wurden besprochen. Ueber mancherlei Behauptungen läßt sich nicht auf's reine kommen. Ein Ministergehalt ist in der Regel zwölftausend Thaler; soviel soll auch Eichhorn haben, nach Andern aber nur achttausend, dagegen Savigny bestimmt zehntausend, keineswegs sechzehntausend, wie man in der ganzen Stadt wissen will. Das wird fest behauptet, daß er zweitausend mehr habe, als Eichhorn, weil er es sich ausbedungen, um gegen seine bisherigen Einnahmen nicht zu kurz zu kommen. Durch den Bezug der Gelder aus verschiedenen Kassen, und weil manche Beträge nicht Besoldung heißen, entsteht diese Dunkelheit.

Canitz hat Schwierigkeiten gemacht, das auswärtige Departement zu übernehmen, vielleicht in der Voraussetzung, sie würden gehoben werden, aber sie wurden es nicht. Ihm widerfährt nun doch die Unannehmlichkeit, daß der General von Lindheim als militairischer Resident mit zehntausend Thalern Besoldung nach Wien gesandt wird; die Königin hat dies doch durchgesetzt, und der König will ihn los sein. Radowitz wird Gesandter am Bundestage und bleibt auch Militairkommissair. Flottwell wird Oberpräsident am Rhein, Meding in Königsberg, der Hofmarschall von Rochow in Magdeburg, und doch ist alles noch ungewiß, weil beim Könige bis zuletzt alles schwebend und den mannigfachsten Einflüssen ausgesetzt bleibt. Alles ist ein trübes Gemisch von Gunst, Ränken, Beterei, Falschheit in der höheren Verwaltungssphäre, und was geschieht, geschieht oft nicht um seiner selbst willen, sondern um weitere Zwecke zu erleichtern.

So sehr im Zivil und in der Diplomatik mit den größten Summen geworfen wird, so karg und knapp wird im Militair verfahren. Vielfache Unzufriedenheit deßfalls. Der Prinz von Preußen glaubt das Militair nachdrücklich vertreten zu müssen. Ungeachtet seiner streng loyalen Denkungsart wird er wider Willen unvermerkt ein Mittelpunkt stiller Opposition.

Der Minister von Rochow hatte in einer Verlegenheit, dem Könige gegenüber, den Geheimenrath Seiffert bloßgestellt, in der Versicherung, denselben später doch wieder zu retten. Das hat er nun auch gethan, der Geheimerath Seiffert bleibt im Amte. Rochow bedient sich freundschaftlich bisweilen der Feder des Fürsten von Lichnowsky, und bat ihn neulich, gegen die französischen Artikel über das beabsichtigte neue Judengesetz loszuziehen. Lichnowsky that ihm den Gefallen, mit heimlichem Lachen, denn den heftig-

sten dieser Artikel hatte er selbst verfaßt und nach Paris geschickt, auf Anstiften Bettina's von Arnim! Auch gegen das Buch „De la Prusse", das hier streng verboten worden, hat er einen Aufsatz geliefert, wiewohl er selbst an dem Buche, wie er behauptet, vielen Antheil hat. Uebrigens wird Lichnowsky hier am Hofe und in der Gesellschaft schlecht behandelt, an den meisten Orten nicht angenommen ꝛc. Dagegen ist er jeden Tag bei Frau von Arnim.

Ostersonntag, den 27. März 1842.

Rellstab erzählte mir gestern, er sei vor ungefähr sechzehn oder mehr Jahren auf dem Postwagen von Kassel nach Berlin zurückgereist, und habe einen verabschiedeten hessischen Premierlieutenant zum Gefährten gehabt, der in Berlin neue Dienste zu finden hoffte; in Leipzig hätten sie einen ganzen Tag auf den Abgang des nächsten Postwagens warten müssen, und den Tag immer zusammen hingebracht, im Gasthaus, auf Spaziergängen, eben so blieb ihre Vertraulichkeit auf der weitern Reise nach Berlin. Der Offizier war Herr von Radowitz, er blieb noch längere Zeit in gutem Verhältnisse zu Rellstab, schnitt es aber bald ab, so wie er selbst hier festen Fuß zu fassen begann. Rellstab meint ihn genau zu kennen, und sagt, er sei hohl und eitel, seine Frömmigkeit eine geheuchelte. Diese beiden Günstlinge, Bunsen und Radowitz, beide Ausländer, beide herzlose Ehrgeizige, beide Heuchler, werden dem Könige noch großen Schaden thun, und eine eigenthümliche Fatalität im preußischen Staat herbeiführen, der eine Zeit lang völlig in ihren Händen sein wird, so scheint es; denn sie steigen beide mächtig auf, und es ist nur die Frage, an

welchen Klippen sie endlich scheitern werden, ob an frühen und geringern, oder späten und schlimmern.

Eichhorn hat gesagt: „Ueberall, wohin ich blicke in meines Vorgängers Ministerschaft, in der kirchlichen, Unterrichts- und Medizinal-Abtheilung, überall vermisse ich Prinzipien!“ Von Prinzipien spricht er immer, aber die seinen anzugeben möchte ihm schwer werden. — Eichhorn will, daß ein Kandidat Schwarz nicht als Privatdozent in Halle zugelassen werde, weil derselbe an den Ruge'schen „Jahrbüchern“ mitgearbeitet: „Was hat er denn dort geliefert?“ — Das ist mir einerlei, ruft Eichhorn, mir genügt, daß er Theil genommen, für mich ist das ein schlechter Mensch! — „Aber wenn er nur eine Ausgabe des Kallimachos, oder sonst das harmloseste Buch rezensirt hätte? Man muß doch erst genauer zusehen!“ — Nein, nein, ich weiß genug! ich will solche Leute nicht. — Das ist denn doch wahrlich die roheste Barbarei und leidenschaftlichste Gehässigkeit! Und eigentlich hat er in die Sache gar nicht zu reden, die Fakultät allein hat zu entscheiden; sie ist aber schwach, und veranlaßt selber den Eingriff, den sie abwehren sollte.

Für Schelling wird immerfort gearbeitet. Zu einer Denkmünze, die auf ihn geschlagen werden soll, zu einem silbernen Pokal und dergleichen, zeigte sich wenig Bereitwilligkeit, aber dafür hat Eichhorn eine Dankadresse angerathen. Der Oberkonsistorialrath Neander wollte sie nicht unterschreiben, weil zu ausgelassene Verehrungsphrasen darin vorkamen, der Hofprediger Strauß unterschrieb gleich, und darauf, nach Durchstreichung der anstößigen Ausdrücke, auch Neander.

Man sagt, der König sei ganz ungleich in seinem Benehmen, unglaublich heftig und aufbrausend, und unglaub-

lich weich und empfindsam, alles nur stoßweise, und dazwischen sei er ganz zerstreut, wie in stilles Träumen verloren, abgespannt, untheilnehmend, dann wieder laut auflachend, und Possen und Späße treibend. Er soll ungeheuer viel essen, gewöhnlich aber nachher in große Trägheit fallen.

Berliner Witz: „Unsre Minister sollen künftig als Zeichen ihrer Würde Roßschweife bekommen, vielleicht auch den Titel Pascha. Das Ausland sei die Pflanzschule unsrer Beamten, man höre, dem Präsidenten von Nordamerika sei hier eine Oberpräsidentenstelle angetragen!“

Herr von Sternberg, aus Riga zurück, besuchte mich; Grüße von Neveroff.

Montag, den 28. März 1842.

Viel Gerede in der Stadt über die heutige Sammlung in allen Kirchen für das Bisthum Jerusalem. Bittre Anmerkung, Witze, Spöttereien. Die meisten Prediger haben nur das Befohlene abgelesen, ohne eine Mahnung hinzuzufügen.

In der Charité wollte der Prediger Melcher die dort geborenen Kinder nicht taufen, weil sie Kinder der Lust und des Unglaubens seien; der andre Charité-Prediger, Namens Gossauer, wurde gerufen, und taufte sie. Jener verdiente Strafe, wird aber belobt von vielen Leuten. Das kirchliche und geistliche Unwesen wird immer dreister, und kann es noch weit bringen, ehe ihm gesteuert wird. Wer weiß, ob wir nicht Hengstenberg noch als Minister sehen!

In Schelling's „Vorlesungen über das akademische Studium“ gelesen. Was im Jahre 1802 tief, neu und

kühn war, erscheint im Jahre 1842 etwas oberflächlich und gewöhnlich.

Dienstag, den 29. März 1842.

Bettina von Arnim kam. Sie blieb über zwei Stunden, und nachdem sie viel mit mir über ihr englisches Buch, und wie demselben zu helfen, zu Rath gegangen, erzählte sie mir im strengsten Vertrauen die sonderbaren Auftritte, die sie von dem Kronprinzen von W. erlebt. Der hoffnungsvolle, geistreiche, sich anschmiegende Prinz, von dem und an den sie mir so schöne Briefe gelesen, weiset sich nun als wirrer, schauspielernder, ungezogener, launenhafter und schwachmüthiger Phantast aus. Er verlangte heftig, den Fürsten von Lichnowsky kennen zu lernen, ließ sich von Liszt bei Frau von Arnim abholen, fuhr in dessen Wagen mit ihm nach Hause, fand dort (im Hotel de Russie) Lichnowsky'n, hatte pathetische Unterhaltung mit ihm, blieb bis zur späten Nacht mit ihm allein, forderte das tiefste Geheimniß — wegen seines Vaters, des Königs — plauderte selbst alle Umstände aus, klagte dann, daß man sie wisse, schrieb einen enthusiastischen Brief an Bettine, verlangte, sie solle ihn dem Fürsten mittheilen, that dann plötzlich, als wolle er diesen nicht mehr sehen, als könne er ihn nicht leiden, wollte ihn dann doch durchaus bei Bettinen treffen, machte allerlei Winkelzüge, gab ihm dann beide Hände voll Innigkeit, streckte unvermerkt die Zunge heraus, fuhr einen Sessel wild im Zimmer umher, rühmte sich als Schauspieler, als geübt in Verstellungskunst, aß mit Uebermaß Salat, klagte über Uebelkeit, wollte nicht nach Hause, — in Summa betrug

sich so, daß Frau von Arnim ihn seit mehreren Tagen nicht mehr annimmt, und nun meint, er sei zwar nicht toll, aber schlimmer als toll, ein Mensch, der sich seiner Stellung bewußt, jeder Laune überläßt, jede Ausgelassenheit verübt, und zu schwach, um wirkliche Abenteuer zu haben und zu finden, sich eingebildete schafft, durch die kleinlichsten Mittel, durch unwürdige Schauspielereien. Er bat Lichnowsky'n unter andern fußfällig, er solle ihn mitnehmen in den Orient, ihn entführen, ihm Geld schaffen für die Reise; Lichnowsky sagte ihm, daraus könne nichts werden, im Orient angekommen, würde der Prinz gleich dem ersten Konsul sich in die Arme werfen, und bitten, daß der ihn heim schaffe. Diese und andre scharfe Rügen, auch von Seiten Bettinens und ihrer Töchter, nahm er sehr übel. Die Schilderung erinnerte mich an die, welche mir ehemals der Fürst von Wittgenstein vom Herzog Karl von Braunschweig gemacht. Bettina meinte, der Kronprinz habe sich manches von unsrem Könige angenommen, ohne dessen Grundlagen zu haben. — „Schreiben Sie's doch auf", sagte sie, „es ist zu merkwürdig, und man muß doch die Leute kennen, die bei uns zum Regieren bestimmt sind."

Savigny arbeitet schon fleißig. Die Ehescheidung soll abgeschafft werden, die Heirath einer Schwägerin verboten. Alles im Sinne der Frömmler. Savigny und Eichhorn getröstet sich, daß Bülow es mit ihnen halten werde, und sie haben alles Recht dazu, er wird nur das thun, was ihm vortheilhaft sein kann. Ob er aber die Abneigung des Königs überwindet, ist doch noch die Frage.

Mittwoch, den 30. März 1842.

Man spricht nun wieder allerlei von Minister- und Gesandtenwechsel, von Canitz, Pfuel, Minister von Rochow, Schön, Müffling u. s. w. Die abentheuerlichsten Versetzungen, die freilich geschehen können; aber so lange sie nicht geschehen sind, brauch' ich das Zeug nicht aufzuschreiben! Man sieht nur an dem Gerede, wie unsicher und wandelbar hier die Sachen sind, oder doch den Leuten scheinen. Daß der König den General von Müffling gern los wäre, steht außer Zweifel, auch die Minister von Nagler, Rother und von Ladenberg sähe er gern abtreten.

Brief von Justinus Kerner voll treuherziger Liebe und mancherlei Nachrichten.

Donnerstag, den 31. März 1842.

In Leipzig ist dem Buchhändler Wigand die Erlaubniß zur Herausgabe der „Deutschen Jahrbücher" entzogen worden, sie werden mit dem April aufhören. Wigand und Doktor Ruge sind beide hier. Sie wollen, sagt man, mit den hiesigen Behörden unterhandeln; sie werden nichts ausrichten!

Der König hat zu Herrn von Brünneck gesagt, mit der Zensur sei es eine Sauerei von einem Ende zum andern! Aber sie wirkt nach wie vor, und wird in des Königs Namen gehandhabt, in des Königs Namen ergehen Verbote, werden Untersuchungen geführt, Strafen verhängt, und die Litteratur ist gefesselter als je.

Schelling sollte neulich bei Twesten Rede stehen, wegen einiger Zweifel, welche von theologischer Seite gegen manche seiner Behauptungen erhoben worden; er wich aber aus, und vertröstete auf seine Sommervorlesungen. Einreden

von Steffens wies er vornehm ab, und sagte: „Ich verstehe dich nicht!“ Steffens bemerkte mit einiger Bitterkeit gegen einen Dritten: „Ja, so sieht es wirklich, er versteht mich nicht, aber ich verstehe ihn sehr wohl!“ Steffens hat sich auch geweigert, die Dankadresse an Schelling zu unterschreiben; so weit ist es schon!

Freitag, den 1. April 1842.

Herabsetzung der Zinsen der Staatsschuldscheine von 4 auf $3^1/_2$ Prozent. Verbesserung der Lieutenantsgage.

Rühle sprach sehr scharf über Schelling; er meint, derselbe halte noch etwas zurück, wodurch die Unebenheiten seiner Philosophie sich ausgleichen würden, und er glaubt, dieses Zurückgehaltene könnte zuletzt gar wohl auf eine Erklärungsart hinauslaufen, die von der Straußischen nicht so sehr verschieden wäre. Dadurch sei denn auch die Scheu erklärt, mit der sich Schelling allem ernstlichen Andringen entziehe; er wolle den Lärm und Haß nicht in seine alten Tage dringen lassen, nach seinem Tode möge dafür die Sache mit voller Gewalt hervortreten. Bei dieser Annahme würde doch Schelling's Karakter in keinem schönen Licht erscheinen, und sein Pochen, daß er keinen Stein statt Brotes, sondern Brot gebe, ziehe ihn um so mehr der Falschheit. — Uebrigens läßt sich nicht abläugnen, daß in allen nicht ganz einfach begabten Philosophen eine durch die Welt- und Lebensumstände bedingte Verwaltung ihrer Gaben eintritt, eine Verwaltung, die sich mit dem Grund ihrer Lehren und mit den Forderungen an ihren Karakter oft schwer reimen läßt. Leibnitz besonders leidet an diesem Zwiespalt, dann auch Lessing, Jacobi, und wie mir scheint auch vorzüglich Schelling. Bei allen Menschen

saur

BIBLIOTHEK DER DISCH. LITERATUR
VARNHAGEN VON ENSE, K. A.

3-598-53028-5
FN. I2200/025

findet etwas der Art Statt, bei den Philosophen aber fällt es am meisten auf, weil man von diesen rücksichtslose Wahrheit verlangt.

Scharfe Flugschrift in Breslau erschienen: „Die gegenwärtig beabsichtigte Umgestaltung der bürgerlichen Verhältnisse der Juden in Preußen." Der wackre Lexikograph Freund ist der Verfasser.

Sonnabend, den 2. April 1842.

Hitzig sendet mir seine Aufsätze in der „Spener'schen Zeitung", und ein Heft Akten des Königlichen litterarischen Sachverständigen-Vereins betreffend den öffentlichen Abdruck von Privatbriefen verstorbener oder noch lebender Personen. Dieser Gegenstand berührt mich sehr nahe, aber die Erörterung ist mir nur langweilig, von allen hier gesammelten Voten gefällt mir nur das des Medizinalraths Doktor Froriep, es hat Hand und Fuß, lehnt den Antrag, daß es eines besondern Gesetzes bedürfe, mit Gründen ab. Freilich stimmt die Mehrheit wider ihn. In allen diesen gesetzgeberischen Bemühungen liegt etwas Engherziges, Kleinliches. Am Ende machen sie noch ein Gesetz, ob jemand eine gehörte Anekdote weitererzählen könne oder nicht.

Besuch von Dorow. Gespräch über wichtige Gegenstände. Als er ging, kam Bettina von Arnim. Sie hauchte ihren Groll, ihren Ueberdruß, ihren Schmerz bei mir aus. Alles ginge schief, meinte sie, jämmerlich, verachtungswerth, eine scheusliche Heuchelei, Kriecherei und Beschränktheit herrsche. Savigny besonders sei die unglücklichste Wahl, er sei der leerste Tropf, habe nichts als Dünkel und Hoffahrt, die sich aber als Demuth darstellten, er staune seine hohe Würde an, und sei bezaubert von dem Anblick. Al-

les Frische, Muthige, Selbstständige, werde gehaßt, unterdrückt, auf die Seite geschoben. Sie sei überzeugt, es werde großes Unheil hier zubereitet. Sie rühmt den Fürsten von Lichnowsky, den der König nicht sehen will; sie möchte durch mich Humboldt für ihn in Bewegung setzen, worauf ich aber nicht eingehe. Er ist ohne Zweifel bei dem Buche „De la Prusse" betheiligt. — Sie nimmt die „Reden Mirabeau's" von mir mit, das Schlegel'sche „Athenäum" ꝛc.

Canitz, aufgebracht, daß man ihm doch den General von Lindheim nach Wien schickt, hat um seine Abberufung gebeten. Gerüchte, der Minister von Rochow solle Gesandter in Wien, der General von Pfuel Bundesgesandter werden, Radowitz fürerst in Karlsruhe bleiben, denn gegen ihn als Bundesgesandten protestire der Graf von Münch-Bellinghausen.

Baden beklagt sich diplomatisch, daß Preußen der „Kölnischen Zeitung" erlaube, die Auflösung der badischen Stände zu tadeln. Bisher klagte Preußen in solchen Fällen, jetzt spreizen sich die Kleinen! Baden tritt auch mit Schwierigkeiten auf, in Betreff der zu bauenden Bundesfestung Rastatt, lehnt den ganzen Festungsbau von sich ab, wenn man auf seine Bedingungen nicht eingeht; man vermuthet, daß Oesterreich dahinter stecke.

In England findet Peel doch großen Widerspruch.

Dienstag, den 5. April 1842.

Abends fuhr ich zu Steffens. Erst war ich mit der Geheimräthin allein, dann kamen zwei Söhne von Arndt, die hier studiren, ein Norweger, ein Schwede, ein Lizenziat der Theologie Piper, Fräulein Steffens und endlich

Steffens. Er war in seiner alten Art liebenswürdig und munter, fand es ganz unsinnig, daß die Theologen von den Geologen verlangten, sie sollten immer streng mit der Mosaischen Schöpfungsgeschichte übereinstimmen, fand den frömmelnden Schauspieler * lächerlich und immer nach der Schule schmeckend, lauter Urtheile, die man ihm als Kühnheiten anrechnen muß! Von Schelling wäre den ganzen Abend nicht die Rede gewesen, hätte ich nicht angefangen; Steffens gestand, daß er die Sobernheim'sche Adresse nicht habe unterschreiben wollen. — Professor Swederus aus Schweden sprach stark gegen die neue Staatswirthschaftslehre von List, und ich stimmte ihm bei. — Ich sehe es dem Steffens an, daß es ihm ordentlich leid ist, in manchen Tadel schicklicherweise nicht einstimmen zu können.

Ich sehe, daß die vom Augenblicke Begünstigten sich einrichten und fühlen, als gehöre ihnen wirklich die Welt. Eichhorn und Savigny thun, als hätten sie gewonnen Spiel für immer, als gäb' es keinen Widerspruch, keine Gefahr. Sie wissen nichts mehr von der Welt, sehen überall nur sich selbst, in großen Spiegeln, und sonst Herrlichkeit und Pracht. Sie sollen sich in Acht nehmen! Die Zukunft gehört nicht ihnen, die gehört uns, den Nichtbegünstigten, den Zurückstehenden, sie gehört uns, auch wenn wir sie nicht erleben!

Mittwoch, den 6. April 1842.

Das Bülow-Kummerow'sche Buch wird sehr besprochen, die heutigen Zeitungen enthalten einen unverschämten Aufsatz von ihm gegen den Geheimrath Kühne, und die schon widerlegten falschen Angaben tischt er frech zum

zweitenmale auf. — Die „Staatszeitung“ enthält heute auch die umſtändliche Nachricht, in welcher Weiſe dem Privatdozenten Bruno Bauer in Bonn die Lehrfreiheit durch das Miniſterium genommen worden. Hoffentlich läßt nun Marheineke ſein Separat-Votum drucken.

Die beiden phantaſtiſchen Unternehmungen, das deutſch-engliſche Bisthum von Jeruſalem, und die deutſch-engliſche Kolonie auf Barrekauri, werden in unſern Blättern geprieſen und empfohlen, und finden am Hofe die größte Gunſt. Bunſen, das Haupt des erſtern Unternehmens, und Sieveking, das Haupt des zweiten, werden beide im Mai hier ſein.

Verfaſſer des kirchlichen Theils in dem Buche „De la Prusse“ ſoll der Biſchof Laurent in Luxemburg ſein. Auch in Leipzig iſt das Buch nicht mehr zu haben. Hier iſt es in einigen Buchhandlungen verboten, in andern nicht; die letztern ſcheinen vergeſſen worden zu ſein.

Schriften über die Judenſache, über die anglikaniſche Kirche. Jeder, den die etwas freiere Preſſe freut, benutzt ſie zuvörderſt dazu, daß er den König ob ſolcher Gabe preiſt; ſie thun, als ob ſie aus Gehorſam ſo frei wären! „Wenn Kinder eine freigegebene Spielſtunde dazu verwenden, daß ſie den Vater oder Lehrer dankend rühmen, daß er ſie ihnen gegeben, ſo ſpielen ſie doch nicht.“ Mich ekelt dieſes Weſen an! Das muß anders kommen. Und es wird kommen. Ob es aber gut ſein wird, iſt die Frage! — Was wir aber jetzt haben, iſt nur grade ſo viel, als zur Prahlerei taugt, daß wir thun, als hätten wir, was wir nicht haben.

Donnerstag, den 7. April 1842.

An Humboldt geschrieben. Ein Brief von ihm kreuzte sich mit dem meinen; er schreibt unwillig über das Verfahren gegen Bruno Bauer, schön und kräftig! Auch über Strauß vortrefflich, und in ganz neuer Art witzig über die Unsterblichkeit der Seele.

Um sechs Uhr in die Kritikgesellschaft. Henning, Boumann, Marheineke, Schultze, Schulz, Link, Dove, Benary. Aufregung in Betreff Bruno Bauer's. Unwillen gegen Bülow-Kummerow. Die Gegenwirkung wird nicht ausbleiben, aber die rasche, augenblicklich eingreifende ist uns abgeschnitten. — Von der Bibliothek fuhr ich in den Thiergarten zum Geheimenrath Beer. Der Virtuose Ernst war dort, ein hübscher, feiner Mann; edles, bedeutendes Gesicht, angenehme, Zutrauen erweckende Züge.

Freitag, den 8. April 1842.

Wieder ein Brief von Humboldt, mit Einlage der Abschrift des an den Minister Grafen zu Stolberg wegen der Judensache geschriebenen Briefes; sehr vortrefflich!

Die „Königsberger Zeitung" ist ganz freisinnig geworden, und wird jetzt hier mit Begierde gelesen, die Wirthe müssen sie halten, weil alle Gäste darauf erpicht sind. Sie bestreitet das Bisthum von Jerusalem, die Sonntagsfeier, die Absichten in Betreff der Juden ꝛc.

Neue gehässige Witzworte und Bilder gegen den König. Man fängt auch schon an, den Namen der Königin mit in den Tadel zu ziehen. Schlechte Stimmung unter den Bürgern!

Einiges in Goethe gelesen, — man kann nichts Besseres thun! — einiges in Strauß und Hegel.

Fromme Nichtswürdigkeiten; man giebt schon Acht, welche Leute selten oder gar nicht die Kirche besuchen, und von denen, die hingehen, spricht man gut oder schlecht, je nachdem sie den einen oder den andern Prediger vorziehen, in manchen Familien scheut man schon die eignen Dienstboten als Aufpasser. Die Frommen haben ihre eigne Polizei, und die Geistlichen immer etwas Neigung zur Inquisition. — Es ist merkwürdig, wie nicht in Preußen allein, sondern auch im übrigen Deutschland, in England und selbst in Frankreich die Frömmelei überhand nimmt, und die Regierung sich dieser Richtung dienstfertig erweist. Alles das wird einmal durch ein paar Wellenschläge von Revolution rein weggespült!

Sonntag, den 10. April 1842.

Um sechs Uhr in's Schauspielhaus; Laube's „Monaldeschi" zum erstenmal aufgeführt. Das Haus gestopft voll. Der König, die Prinzen und Prinzessinnen, Fürstin von Pückler in der Fremdenloge, Fürstin von Carolath auf dem Balkon. Gespielt wurde schlecht, mit Ausnahme der Fräulein von Hagn, welche die Königin Christine vortrefflich gab. Das Stück ist höchst ausgezeichnet, spannend, gehaltvoll, zum Theil meisterhaft, wie z. B. der erste Akt. Der Dialog rund, frisch, bedeutend. Hier ist entschiedenes dramatisches Talent. Ich blieb nur bis zum Anfange des letzten Aktes. In diesem sollen die Kräfte von Fräulein von Hagn unzulänglich gewesen sein. Der Erfolg des Ganzen jedoch war außerordentlich, der Beifall stürmisch. Laube wurde gerufen, kam aber nicht.

Den König hab' ich genau betrachtet. Er sah alt, aufgedunsen, grau, stumpf und verdrossen aus; doch war er

sehr aufmerksam, und lachte öfters. Er fand das Stück bedeutend, gewichtig, die Schauspieler aber unzureichend, sie seien ihm nicht gewachsen. Diese Aeußerungen erzählte Humboldt noch gestern Abend der Fürstin von Carolath, diese sagte sie Laube'n wieder.

Dienstag, den 12. April 1842.

Der König hat durch Humboldt in besonderem Auftrage den Doktor Laube seines Beifalls versichern lassen.

Die „Antigone" wird nun hier auch aufgeführt, im Schauspielhause, drei Abende hintereinander in dieser Woche. Mich weht aus der ganzen Sache ein Todtenhauch an, und noch weit weniger als im Herbste fühl' ich mich hingezogen, oder auch nur neugierig. Die Plätze sind auch schon größtentheils genommen.

Als der König von Hannover neulich wieder seinen Spruch vorbrachte, von Professoren, Huren und Tänzerinnen, und ihn zumeist an Humboldt richtete, sagte unser König sehr schön zu dem Hanneveraner: „Sie müssen es ihm gröber sagen, so fein versteht er es nicht"; Humboldt aber versetzte: „Eine Art Professor bin ich selbst, die beiden andern Klassen jedoch kenne ich nicht." Er sagte noch andres Scharfe und Beißende zu den Mitgästen, und der König von Hannover hatte wenig Ehre von seiner brutalen Aeußerung. „Sein Brutales ist noch das eigentlich Menschliche in ihm, sein Bestes", sagte ich zu Bettinen von Arnim, und in der That, von dieser Seite her hat er noch den meisten Zusammenhang mit dem hannöverschen Volk, man ergötzt sich an seinen Rohheiten, in denen Natürlichkeit und Witz liegt; einen eleganten, feinen König, der so widerrechtlich verführe, sagte es gewiß fort.

Im Neuen Teſtamente geleſen; jemehr der Inhalt oder vielmehr Gehalt mich anſpricht, deſtomehr zerfällt mir die Form, und nichts entfernt mich entſchiedner von allem Kirchlichen, als dieſes Leſen. — Im Virgil geleſen; unausbleiblich fühl' ich mich durch jede Zeile der „Aeneide" an die Seite meines Vaters verſetzt, in meine Knabenjahre, als er dies Gedicht mit mir las; ich höre ſeine Stimme, ſehe ſeine Mienen und Geberden, glaube noch in der kleinen Stube zu ſein, wo wir wohnten, in der Gerttwiete in Hamburg, und alle andern Erinnerungen von damals reihen ſich lebendig an!

Montag, den 18. April 1842.

Canitz hat ausführlich vorgeſtellt, wie ſeine und die gleichzeitige Anſtellung des Generals von Lindheim in Wien dem Intereſſe des Dienſtes nur ſchaden würde, und daß er ſelber dann bitten müßte, ihm einen andern Poſten zu geben. Zu gleicher Zeit hat der Fürſt von Metternich an den König vertraulich geſchrieben, wie ſehr er wünſche, daß Canitz dort bliebe. Damit iſt Lindheim fürerſt abermals beſeitigt. Aber Canitzens Sieg wird ihm bei Gelegenheit angerechnet werden!

Die Phantaſterei Sieveking's mit Warrekauri hat ihr Ende gefunden, die Engländer wollen die Inſel nicht abtreten. Sieveking kann froh ſein, daß dieſe Wendung ihn frühzeitig aus der Sache zieht, deren Verfolgung ſeinen Namen und ſein Vermögen bloßgeſtellt hätte!

Mittwoch, den 20. April 1842.

Preuß bei mir; ſein Fleiß und Eifer für die Ausgabe der Werke Friedrich's iſt ungeheuer, ich glaube niemand

außer mir weiß, was er alles geleistet, jede Beziehung hat er verfolgt, jede Angabe erforscht, und eine riesenmäßige Vorarbeit geliefert, ohne welche eine korrekte, berichtigte und erläuterte Ausgabe unmöglich wäre. Ohne ihn vermöchte die Akademie den ihr gewordenen Auftrag gar nicht auszuführen. Und doch zögert sie tückisch, ihn zum Mitglied anzunehmen!

Der König hat in Brandenburg, wo das Regiment des Kaisers Nikolai dessen fünfundzwanzigjährige Inhaberschaft feierte, den Offizieren eine Rede gehalten, in welcher auch die Verdienste des Kaisers um Deutschland gepriesen wurden. Dies machte keinen guten Eindruck; man fragte vergebens nach diesen Verdiensten genauer, sie ließen sich nicht auffinden. Die Preußen fühlen sich verletzt, daß ihr König sie so freigebig dem Auslande unterducke; man gedachte auch der Worte wieder, die der König bei der Wegreise aus England dem Lord Aberdeen händeschüttelnd gesagt haben soll: „Ich empfehle Ihnen Deutschland!“ Der öffentlichen Angabe, daß er so gesagt, ist nicht widersprochen worden. Dem albernen, dünkelvollen Aberdeen! Und Deutschland! Preußen müßte sich allenfalls empfehlen lassen; aber Deutschland?

Donnerstag, den 21. April 1842.

Jakob Grimm besuchte mich; Wilhelm fährt wieder aus, seine Krankheit war sehr hartnäckig; auch Jakob sieht sehr angegriffen aus. Langes vertrauliches Gespräch. Er hat die edelste Seele, den reinsten Sinn, seine Arbeit ist ihm alles, in ihr ist er scharf und streng, für die Welt von größter Milde. Doch tadelt er Savigny'n, daß er

die Miniſterſtelle angenommen, die kurze, zweideutige Ehre dem dauernden ſichern Ruhme vorgezogen hat.

Der König von Hannover iſt nach Hannover abgefahren.

Die „Deutſchen Jahrbücher“ haben doch nicht aufgehört zu erſcheinen. Sie haben aber gute Verſprechungen geben müſſen, zahm und artig zu ſein. Sie kündigen es ſelbſt an, und verſparen die Parrheſie der Philoſophie auf beſſere künftige Zeiten, wie ſie ſagen.

Freitag, den 22. April 1842.

Steffens hat die Adreſſe an Schelling nun doch unterzeichnet; mit widerſtrebendem Herzen gewiß, mit ſaurem Lächeln! Er fügt ſich in äußere Dringlichkeit.

Schelling läßt anzeigen, daß er im Sommer beſtimmt Vorleſungen halten wird. Bei den Studenten ſteht er in geringer Achtung und hat faſt gar keinen Anhang. Zum Ueberfluß hat er aber auch dem Könige nicht ſonderlich genügt; der König hat erfahren, Schelling habe geſagt, die Engel ſeien nicht erſchaffen worden, das macht ſeine Rechtgläubigkeit ſtutzen, und er wird mißtrauiſch gegen Schelling. Gunſt oder Ungunſt wegen der Engel! Gott verzeih mir die Sünde, ich hätte bald was hergeſchrieben, was beſſer ungeſchrieben bleibt!

Fruchtloſe Vorkehrung! Der vorige König hatte die lange hier im Privatbeſitz verbliebenen Tagebücher von le Catt, dem Vorleſer Friedrich's des Großen, um eine bedeutende Summe angekauft, und größtentheils durchgeſehen oder ſich vorleſen laſſen, durch Humboldt, Witzleben, Herzog Karl und Andre. Vieles darin ärgerte ihn, und er verfügte daher, daß die ſechs Bände im Archiv

unter Siegel gelegt werden und diese ohne königliche Erlaubniß nicht eröffnet werden sollten. Das geschah pünktlich, aber natürlich nur mit dem Buche, das der König bestimmt angegeben hatte, dies war eine Reinschrift, die für ihn gemacht worden war; eine andere Abschrift, welche schon früher besorgt worden, und die von le Catt eigenhändig geschriebenen Urtexte — französisch mit griechischen Lettern, wahrscheinlich der Sicherheit wegen — blieben offen im Archiv, und können dort nach wie vor — freilich nur von Befugten — gelesen werden.

Montag, den 25. April 1842.

Schelling hat zum General von Rühle gesagt, lernen könne er nichts mehr, dazu sei er nun zu alt. Anders meinte Solon: „γηράσκω δ' αἰεὶ πολλὰ διδασκόμενος", und Saint-Martin!

Freitag, den 29. April 1842.

Erneuerte Versicherung, daß der Minister von Rochow seine Entlassung gefordert und erhalten habe; er habe um die Gesandtschaft am Bundestage gebeten, der König habe bei Metternich angefragt, und der sich einen solchen Mann, wie Rochow sei, verbeten!

„De la Prusse et de sa domination", endlich bekommen! Ein schlechtes Buch, von keinem Franzosen! Der schwerfällige Pedant sticht überall hervor. Unkunde mit äußerlichen Kenntnissen gemischt. Kein höherer Geist, viel gemeine Gehässigkeit, und viel alberner Schnack.

Sonntag, den 1. Mai 1842.

Alle auswärtigen Blätter sprechen in mannigfachster Art von Rochow's Abschied. *) Die Nebenumstände sind meist erfunden, und oft ganz unsinnig. Daß Rochow sein Entlassungsgesuch eingereicht, ist wohl gewiß, aber ob es angenommen worden, das weiß man nicht. Boten und Briefe gehen hin und her, nicht nur zwischen dem König und Rochow, sondern auch zwischen diesem und der Königin. Der König hat einigemal Thränen vergessen, und sich beklagt, daß sein treuer Diener ihn verlassen wolle. Man fragt, ob das Ganze nicht am Ende darauf hinausgehen werde, daß Rochow größere Macht erlange? — Inzwischen thut der König fortwährend Sachen, die Herr von Rochow bestreitet, oder die ihm mißfällig sind. Die Ausschüsse aller Provinzialstände sollen sich hier zu einer berathenden Versammlung vereinigen, eine Maßregel, die nothwendig aufregen muß, und die, wenn Reichsstände versagt bleiben sollen, höchst unzweckmäßig erscheint. Herr von Schön ist zu einer besondern Sitzung des Staatsrathes auf Befehl des Königs eigends hieherberufen.

Man fragt, wohin wir gehen, was wir wollen? Niemand weiß es, alle Behörden schwanken in Ungewißheit, die Widersprüche häufen sich, Eifer und Folgerichtigkeit verschwinden. Mittelalter, Liberalismus, Kirchlichkeit, Aufsichtsstrenge und Preßfreiheit, Adelsvorliebe und Bürgerlichkeit, alles läuft neben einander her, und Maß und Ziel fehlen in allem. —

Rochow's Abschied wird nicht mehr bezweifelt. Er ist

*) Spätere Anmerkung von Varnhagen. Daß er die Brüder des Königs (auf dessen Befehl) aufspüren ließ, war der Hauptgrund.

gedrängt worden, ihn zu nehmen. Durch vielfache Verwirrung und durch Mißverstehen oder Umbeugen Königlicher Befehle hat er schon längst den König mißgestimmt und aufgereizt, zuletzt durch ärgerliche Verfolgung des Grafen Klemens von Westphalen, dem der König verzeihend geschrieben hatte, Rochow aber, im Widerspruche mit dem Königlichen Schreiben, durch den Oberpräsidenten von Vincke hart zusezen ließ. Der Graf von Westphalen läßt hier eine gedruckte Darlegung dieser Sache austheilen. - Der König hat dem Herrn von Rochow dreierlei Posten anbieten lassen, die Bundesgesandtschaft, die Gesandtschaft in Paris, die Vize-Präsidentschaft des Staatsministeriums; er hat sie alle drei ausgeschlagen; die Präsidentschaft des Ministeriums, sagt man, würde er annehmen. Ob er gut rechnet, oder sich verrechnet? wer kann es wissen! Einstweilen ist der Oberpräsident Graf von Arnim zum Minister des Innern bestimmt. — Man bemerkt, daß der König seit seiner Thronbesteigung schon zehn Minister ernannt hat.

Der Kronprinz von W., der sich anfangs so gut anließ und schöne Briefe an Bettine von Arnim schrieb, wird immer entschiedener albern und närrisch, auch boshaft mitunter. Die Offiziere, die mit ihm umgehen, sagen ihm die härtesten Sachen, lehnen es ab sich mit ihm zu duzen, er schließt sie ein und zerschneidet ihre Mäntel, sie brechen aus und gehen davon, er läuft ihnen nach, fällt auf die Knie und bittet um Verzeihung u. dgl. Erbärmlichkeiten mehr!

Montag, den 2. Mai 1842.

In der „Christoterpe" von Knapp stehen Fragmente einer Hexengeschichte von Meinhold, einem Prediger in

Pommern. Diese Fragmente haben dem Könige so sehr gefallen, wie noch nie etwas, und er hat ausdrücklich an den Prediger schreiben lassen, um ihn zu fragen, ob denn das Ganze nicht erscheinen werde? Der Prediger, hocherfreut, sendet das fast schon verloren gewesene Manuskript, das kein Buchhändler bisher hatte nehmen wollen. Nun ist die Aufgabe, dasselbe auf eine dem Verfasser vortheilhafte Art zum Druck zu fördern. Dabei finden sich allerdings Schwierigkeiten, denn dem Könige wäre doch verdrießlich, wenn ihm dieser Wunsch nur auf solche Weise erfüllt würde, daß sein Ansehn oder sein Geld das Beste thun müßte.

Dienstag, den 3. Mai 1842.

In Puschkin gelesen, im Plutarch; wegen der „Ilias" in Wolf's „Prolegomena" nachgesehn, dieses Meisterwerk historisch-kritischer Forschung ist zugleich ein Meisterwerk gediegener Abfassung, man erwähnt seiner jetzt selten, nur Wenige kennen es, und man ahndet kaum, daß ohne dieses Beispiel wir schwerlich die Erscheinungen hätten, von denen unsre Tage bewegt sind, die Werke der Kritik von Strauß und Bruno Bauer.

Der König von Hannover sagte von der Aufführung der „Antigone": „Ich gehe nicht hin, solches Zeug sehe ich nicht, ich bin kein Pietist!"

Donnerstag, den 5. Mai 1842.

Es wird nun völlig grün, auch die Baumblüthen brechen hervor; aber die Luft ist noch immer kalt; wenigstens mir noch feindlich. — Unruhige, vielbewegte Gedanken!

Ich hätte Stoff zu Arbeiten für ein ganz neues, erst beginnendes Leben, und muß die besten der Tage, die mir noch bestimmt sind, als müssige Feiertage hinbringen! Begränzung und Auswahl der Thätigkeit — davon ist nicht mehr die Rede, es gilt Verzichten, Aufgeben! Wenn ich mich recht besinne, find' ich bald wieder Trost; es kommt auf die Menge dessen, was man thut, doch eigentlich nicht an, sondern auf die Art und Richtung der Thätigkeit; wirkt, was ich geschrieben, für mich nach innen fruchtbar, wirkt es nach außen fruchtbar, so hab' ich genug geschrieben!

Im Plutarch gelesen, im Sextus Aurelius Victor und Vellejus Paterculus, in Garat's „Memoiren" über Suard, besonders aber den elften Band von Kant's Werken, Kant's Leben von Friedrich Wilhelm Schubert; es gewährt eine eigne Empfindung, solch hohes Lebensbild in seiner stillen Beschränktheit und doch weltherrschenden Macht zu überschauen. Das Buch erscheint in gelegener Zeit, es regt gar viele Gedanken auf. Mir wurde ganz warm im Lesen, es zündete sich im Gemüth ein Feuer nach dem andern an! Kant's letzte Jahre nur sind betrübend, — in aller früheren Zeit strahlt seine stille Größe belebend und wohlthuend.

Gegen neue Ehegesetze eine warnende Schrift hier gedruckt; ich pflichte ihr ganz bei, sie wird nicht ohne Wirkung bleiben. Neben der frömmelnden Verbildung und Heuchelei ist viel gesunder Sinn und Verstand in Preußen mit aufgewachsen, kann er freie Sprache gewinnen, so siegt er auch. Das bischen Freiheit, das jetzt vergönnt ist, genügt aber nicht!

Sonnabend, den 7. Mai 1842.

Die Königin hat auch von der Vorstellung der „Antigone“ gesagt: „Sehr schön, ja wohl! aber auch sehr ennuyant!“ Dieses Urtheil hört man schon häufiger.

Herr von Rochow geht nicht auf sein Gut Rekahn, sondern nimmt eine Wohnung in der Stadt. Dies gilt als ein Zeichen, daß er keineswegs ganz abzutreten gedenkt.

Heute findet sich gar ein Gedicht in der Zeitung gegen den Kölner Dombau, und ein recht hübsches, von Theodor Amelang. Ja, ja, es werden allerlei Stimmen laut, und darunter ganz freie, unabhängige.

Schreckliche Nachrichten von einer ungeheuern Feuersbrunst, die in Hamburg am 5. Morgens um 1 Uhr ausgebrochen ist, und am 6. Abends noch unbemeistert fortwüthete. Eine völlig beispiellose Kalamität in jener Stadt, in Deutschland. Ich starrte vor Entsetzen! — Alles ist auch hier in Bewegung und Schrecken!

Montag, den 9. Mai 1842.

Das Feuer wüthet noch immer, ein großer Theil der Stadt ist verzehrt. — Der Plan von Hamburg zieht immerfort meine Augen an, der Umfang der Feuersbrunst bezeichnet sich furchtbar auf ihm, der mir zugleich so viele vertraute und theure Stätten vergegenwärtigt!

Eine Extrabeilage der „Staatszeitung“ meldet, daß das Feuer bis zum Steinthorwalle gedrungen, dort aber sein Ziel erreicht! Man hofft, den noch stehenden Theil der Stadt zu erhalten. Hier wird die thätigste Hülfe geleistet, der König hat eine allgemeine Kollekte verordnet, die Minister von Rochow und Rother haben zu Lieferungen von Kleidern, Decken, Nahrungsmitteln aufgefordert, von Magde-

burg geht ein Bataillon Fußvolk, von hier Pioniere ab, und morgen ſendet die Bank fünftauſend Friedrichsd'or auf Befehl des Königs nach Hamburg als vorläufiges Geſchenk. Sehr brav und ſchön vom Könige!

Schrecklicher Zuſtand in Hamburg! Volksnoth, Erſchöpfung aller Kräfte, Mangel an Lebensmitteln. Auch 20,000 Brote gehen morgen auf Befehl des Königs von Magdeburg ab, eine andere Zahl von hier.

Herr Major von G. ſagte vorgeſtern mit Schadenfreude: „Das ſei ganz recht, daß die Hamburger einmal ſolch Unglück erlitten, nun würden ſie nicht mehr ſo ſtolz, nun würden ſie traitabler ſein.“ Man verwies ihm die Rohheit, und meinte, ſeinen Reden nach verdiente er ſelber, daß er abbrennte!

Herr Geheimrath Seiffert frohlockte in einer andern Geſellſchaft, nun würde es doch einmal aufhören, daß man ihnen (er iſt ja von der Polizei) immer von der Muſterhaftigkeit der hamburgiſchen Feueranſtalten vorredete. Der engherzige, plumpe Geſell erfuhr laute Mißbilligung. — (Er iſt bei den Sammlern!!)

Die Bürger ſind eifrig bemüht zu den Sammlungen beizuſteuern; geringe Leute zeichnen ſich durch Gaben aus, an den Annahmeorten iſt förmliches Gedränge. Das iſt ſchön, die Deutſchen fühlen ihre Gemeinſchaft, die Hülfsbeiträge werden von allen Seiten zuſtrömen. Ich freue mich des Königs.

Dienſtag, den 10. Mai 1842.

In Hamburg iſt große Kraft und Tüchtigkeit, Muth und Gemeinſinn. Hier geſchieht viel. Der Magiſtrat hat aus ſtädtiſchen Mitteln zehntauſend Thaler für Hamburg

bestimmt, die damit erkauften Lebensmittel, Decken ꝛc. sind schon abgegangen. Große Sammlungen werden veranstaltet. Der Prinz von Preußen und Prinz Karl haben ganze Wagenladungen fortgeschickt.

Dienstag, den 17. Mai 1842.

Der König, dem es nicht entgeht, wie wenig er bis jetzt mit seinen Absichten durchdringt, wie schwer und verkümmert seine Befehle von Wirkung sind, hält seine Beamten für die Ursache dieser Hemmniß; wer sie angreift, thut ihm einen Gefallen, und doch greift man in den Beamten immer auch die Königliche Autorität an! Deßhalb sagt man, der König sei der einzige Revolutionair im Lande, mache die Leute unzufrieden, wiegle sie gegen die Behörden auf. In der That ist es jetzt schwer, ein guter Unterthan zu sein, es giebt keine klare Stellung für solchen.

Freitag, den 27. Mai 1842.

Abends Kritikgesellschaft. Henning, Marheineke, Dove, Bopp, Benary, Schultz, Gabler, Boumann. Ueber die unbefleckte Empfängniß der Jungfrau Maria; die Katholiken sagen, sie sei auch nach der Geburt Jesu noch Jungfrau geblieben, die Dominikaner in Spanien wollten dies bestreiten, die Jesuiten behaupteten es, und der Pabst gab diesen Recht. Von uns Allen wußte nur Marheineke, wie sich die Sache verhält, und auch er nur ungefähr, nicht genau. „Wenn ich an das Erste glaube, daß sie als Jungfrau empfangen habe, so ist es mir gar keine Anstrengung, auch an das Zweite zu glauben, daß sie es

auch geblieben sei." Entschuldigung der Unkunde. „Seit mehr als fünfzig Jahren ist das wichtige Thema nicht sonderlich mehr verhandelt worden." Nur Geduld, es wird schon wieder aufwachen! „Glauben Sie? Ja, wenn nur die Eisenbahnen nicht wären!"

Tieck hat in Potsdam wieder sein Vorlesen beim Könige angefangen.

„Glossen und Randbemerkungen" von Ludwig Walesrode (Königsberg, 1842). Man wundert sich über die Keckheit der Schrift. — Im Ganzen ist doch die Zunahme der litterarisch-politischen Bewegung merkbar. Es regt sich vieles, und mehr in den Provinzen als hier.

Sehr pikant weist in seiner neuesten Schrift Marheineke nach, wie Strauß nicht mehr auf Hegel, sondern auf Schleiermacher sich gründet, Feuerbach aber auf Schelling sich beruft.

Dienstag, den 31. Mai 1842.

Bettina von Arnim besuchte mich. Ein unerschöpflicher Geist! Sie kam von *'s, hatte dort solchen Aerger gehabt, so viel Gemeines gehört, Widriges und Kränkendes erfahren, daß sie auf der Straße darüber in Weinen ausbrach, und zu mir ging, um sich zu erholen. Sie lobt sehr Humboldt, als den einzigen Mann in der hohen Sphäre, dem es um mehr zu thun ist, als um eignen kleinlichen Vortheil, der alles Menschliche treulich hegt, und sich immer edel und würdig benimmt. Von Schelling sagt sie sehr lustig: „Er kommt mir vor wie der alte Topf, der am Polterabend in Scherben zerschlagen wird, wenn ein junger Hegelianer Hochzeit macht." Von Spontini, von Herrn von Küstner ꝛc. Der Kronprinz von W.

soll wieder etwas bessere Zeit haben, über seine Albernheiten ganz vernünftig sprechen, sie als Nervenunruhe erklären. — Frau von Arnim will etwas für das Hamburger Taschenbuch schreiben, ich soll ein paar Anmerkungen darunter setzen, was ich bescheiden ablehne. „Warum?“ sagt sie, „wollen Sie sich denn nicht auch einmal mit mir etwas vermählen?“ Nun muß ich wohl! Aber immer ist Unterlassen in solchen Fällen sicherer.

Stiftungsurkunde heute eines neuen Ordens pour le mérite für Gelehrte und Künstler, dreißig deutsche Mitglieder ernannt, dreißig auswärtige zum Theil ernannt. Theologie ausgeschlossen, warum? Theologische Gelehrte sind ja nicht Priester, und bisher bekamen ja auch Priester weltliche Orden. Phantasterei, Zunftwesen, zweifelhafte Wechsel, die, wenn sie bezahlt werden, nicht dieses Stempels wegen gültig sind.

Donnerstag, den 2. Juni 1842.

Marheineke gesprochen; der Minister Eichhorn hat bei der theologischen Fakultät angefragt, ob es mit ihrer Zustimmung sei, daß Marheineke sein Votum hat drucken lassen, und wenn nicht, so möge sie Marheineke'n deßhalb zur Verantwortung ziehen, und über seine Gründe ihre Meinung beifügen. Inzwischen ist von Bonn her der Vorschlag eröffnet worden, die vorkommenden Vota dem Druck zu übergeben, und das gefällt dem Minister nicht übel, zum Beweise, daß nicht das Druckenlassen ihm unrecht dünkt, sondern nur der Inhalt anstößig, weil er vertheidigi, der anklagende darf schon hervortreten! Aber die hiesige Fakultät scheut die Oeffentlichkeit, sie will im Dunkel bleiben. Armselige Schächer! Und pauvre sire der Mi-

niſter! Ihn wird es noch reuen, dieſen Handel begonnen zu haben!

„Hegel's Lehre von der Religion und Kunſt", von Bruno Bauer. Ein zweiſchneidiges Meſſer, hingelegt um ſich daran zu verwunden. Kein wohlthuendes Buch. Was mich aber freut, iſt, daß er Voltaire'n wieder hervorzieht, und ihm Gerechtigkeit widerfahren läßt.

„Die juriſtiſche Fakultät der Univerſität zu Berlin" (Berlin, 1842). Zu Ehren von Gans, feindlich gegen Savigny.

Sonnabend, den 4. Juni 1842.

Der König hat den neuen Orden pour le mérite mit einem eigenhändigen großen Schreiben an Metternich geſandt. — Der König hat noch vor kurzem an Herrn von Schön als an ſeinen „väterlichen Freund" geſchrieben, jetzt aber ihn doch ungnädig entlaſſen, ſagt man.

Der Mahler Röſel iſt ſehr krank. Der König hat ihn nach Charlottenhof eingeladen, die Königin ſelbſt wollte ihn pflegen, — zu ſpät kommt dem armen Manne ſo viel Huld!

Sonntag, den 5. Juni 1842.

Herr von Held — der einſt berühmte Verfaſſer des einſt berühmten „Schwarzen Buches" — beim Salzamt angeſtellt, hat ſich dieſer Tage erſchoſſen! Er hat ein Schreiben an den König hinterlaſſen, worin er ſagt, ſeine ehemalige Gefangenſchaft in Kolberg habe ihn genöthigt Schulden zu machen, die er nie habe zurückzahlen können; ſeine Freunde hätten ihn zwar nicht gemahnt, aber um ſo mehr

habe es ihn geschmerzt, daß sie durch ihn ihr Geld verlieren sollten; nun habe er gesehen, wie der Staat Millionen übrig habe und wegwerfe, da habe er gedacht, was der Staat um ihn verschuldet, das könne auch der Staat büßen, habe die ihm anvertraute Kasse angegriffen, seine Freunde damit bezahlt, und gebe nun sein Leben als Quittung dem Staate hin, so sei die Rechnung dann völlig abgeschlossen. Ein merkwürdiger Selbstmord! In so hohen Jahren, und so sicher ausgeführt! Ich habe den Mann früherhin oft gesprochen. Niemand wußte, daß er in so schlechten Umständen war. Der Mann gefiel mir wenig, aber er hatte bedeutende Eigenschaften, scharfen beißigen Verstand und großen Muth, das alte preußische, knappe, nachhaltige, für Recht und Ordnung trocken schwärmerische Wesen, die aufklärerische, alle Phantasie abweisende, und doch philisterhaft poetisirende Art.*)

Der Minister Eichhorn hat die Sache Hoffmann's von Fallersleben in Breslau — wegen der politischen Lieder — hier vor den Staatsrath gebracht, dieser aber sich für inkompetent erklärt. Eine Niederlage, die der Minister nicht erwartete, und die ihm sehr empfindlich ist.

Dienstag, den 7. Juni 1842.

Zwei Jahre sind es heute, daß der jetzige König regiert. Ein merkwürdiges Bild ließe sich von diesen zwei Jahren zusammenstellen!

*) (Spätere Anmerkung von Varnhagen, vom 21. November 1844.) Obige Erzählung in Betreff des Schreibens des achtundsiebzigjährigen Herrn von Held ist insofern irrig, als er dergleichen an den König nicht geschrieben, wohl aber mündlich solcherlei gesprochen haben mag. Sein Schreiben hat der König gut aufgenommen, und den Defekt von dreitausend Thalern niedergeschlagen.

Allgemeiner Tadel über den neuen Orden. Man tadelt die Uebergehung Spontini's, Spohr's, Link's ꝛc. Ueber Metternich ſagt man witzig, er verdient den Orden wenigſtens ſo ſehr wie Daguerre, denn wenn dieſer Lichtbilder, ſo habe jener eine camera obscura für ganz Deutſchland erfunden!

Der König hat Herrn von Schön in den gnädigſten Ausdrücken entlaſſen, und ihn zum Oberburggrafen von Marienburg mit Beibehaltung ſeines bisherigen Gehalts ernannt.

Der König hat ausdrücklich befohlen, daß die Straßburger Ausgabe der Schrift „Woher und wohin" mit den Zuſätzen des Demagogen Fein hier nicht verboten werden ſoll. Dieſe Großmuth geht aber bei der Stimmung der Berliner verloren, ſie ſagen, durch Eine ſolche Nachahmung Friedrich's des Großen ſei nichts gethan; wenn es dem Könige Ernſt ſei, ſo möge er die Zenſur überhaupt abſchaffen.

Man ſagt, der König leide ſehr an den Augen und leſe faſt nichts mehr ſelbſt. Man findet, daß er vor der Zeit altere, die Haare hat er faſt ganz verloren, die Zähne großentheils. Er ißt ganz ungeheuer, und läßt ſich darin durch keine Vorſtellungen mäßigen.

„Hegel's Lehre von der Religion und Kunſt", dies Gegenſtück zur „Poſaune" von Bruno Bauer, iſt offenbar nicht aus der Hegel'ſchen Zucht und Schule, ſondern aus der Schleiermacher'ſchen, eine Nachkommenſchaft des berüchtigten Glückwünſchungsſchreibens!

Schrift von Görres über Staat und Kirche nach Beilegung der Kölner Sache, ein kunterbuntes Schimpfen und Prahlen, in verzwickten Bildern, mit veralteten Motiven von Franken, Schwaben ꝛc.

Sonnabend, den 11. Juni 1842.

Herr von Held hat geendet wie begonnen, mit Tadel der öffentlichen Verschwendungen! — Sein Tod wird faſt gar nicht beſprochen.

Görres will den Dombau von Köln als einen Einigungsbau der Kirche anſehen, wie der St. Petersbau in Rom ein Bau zur Zwietracht geweſen!

„Das anglo-preußiſche Bisthum zu St. Jakob in Jeruſalem und was daran hängt“ (Freiburg, F. Müller, 1842). Eine furchtbare Schrift, ſehr bündig in der Sache und ſehr ſcharf in der Form. Bunſen wird ſchrecklich verarbeitet, und dem Könige werden ungeheure Dinge geſagt. Auf ſolchen Widerſpruch und Angriff konnte man nicht gefaßt ſein.

Dienstag, den 14. Juni 1842.

Ich denke ſeit einiger Zeit, daß, wenn die Dinge ſo fortgehen, ſie unvermeidlich zu einer großen Revolution führen; Deutſchland iſt unſtreitig tief in Gährung, es lernt ſich ſelber täglich mehr kennen, ſteigert ſeine Kräfte, ſeine Einheit; die Regierungen fördern dies aus aller Macht. Hierin liegt Gutes; aber in dem zunehmenden Ueberdruß, Neuerungseifer, Abwerfen alter Autorität und Gewohnheit, liegt Schlimmes.

Die Kirchenordnung der Breslauer Synode macht großen Lärm. Der Staatsrath hat darüber berathſchlagt. Die Miniſter Eichhorn, von Thile, der Präſident von Kleiſt, und ein paar Andre, riethen zur Nachſicht und Geduld, und dieſer Meinung war der König ebenfalls, der ja bisher jene Bewegungen ſtets begünſtigt hat. Die große Mehrheit aber ſtimmte für ſtrenge Maßregeln, und der König, gereizt und verdrießlich, die Gründe der Mehrheit

ſchlecht und trivial findend, ſtimmte ihr denn doch bei, weil ja, wie er ſagte, wahrſcheinlich das Publikum eben ſo urtheile, wie dieſe Mehrheit. Eichhorn ſpielte bei der Sache die traurigſte Rolle.

In der „Staatszeitung" ſteht heute eine Rechtfertigung von Thiers in Betreff ſeiner Ausſage, daß in Deutſchland viele Eiſenbahnen nur auf dem Papiere ſtänden. Es wird ein Reiſebuch (in Magdeburg erſchienen) ausgegeben, worin wirklich viele Linien als fertig aufgeführt ſind, die noch gar nicht oder kaum begonnen worden.

In Herder geleſen, in Gervinus; jener wirkt immer herabſtimmend auf mich, dieſer ärgernd, und beide haben doch viel Gutes, ſind eminente Erſcheinungen. — In Goethe und Leſſing geleſen. Goethe belehrt anmuthig; Leſſing ſchärft und belebt.

Man verſichert auf's neue und ſehr ernſtlich, die Königin habe Gewiſſenszweifel über ihren Abfall von der katholiſchen Kirche, und der König eine ſo ſtarke Neigung zu dieſer hin, daß es nur auf einige gutgeleitete Intriguen ankäme, um einen förmlichen Uebertritt zu bewirken; Radowitz iſt katholiſch, Bunſen müßte es mitwerden. Das wäre doch der höchſte Triumph der romantiſchen Schule! — Jede Doktrin kommt einmal auf den Thron, die Schlegel-Tieck'ſche Schule im jetzigen Könige, die Freigeiſterei in Friedrich dem Großen, die Aufklärung in Joſeph dem Zweiten, gewiß auch künftig einmal der Saint-Simonismus! Ob der Sache zum Heil, iſt noch die Frage.

— Ueber Schmerz und Leid ſtaunend gegrübelt, ein Geheimniß des Daſeins! Der Gegenſatz des „Werde" ein „Entwerde", und doch aus demſelben Stoffe beides, in demſelben Striche!

Freitag, den 17. Juni 1842.

Gestern Kritikgesellschaft: Henning, Beumann, Marheineke, Schulze, Schultz, Bopp, Dove. — Studenten wollten hier eine Gesellschaft zur Vertheidigung des historischen Christus bilden, der Senat schlug die Autorisation ab. Der Minister ist unzufrieden, er würde sie ertheilt haben, und hat Aehnliches in Halle schon autorisirt. Ich erbiete mich, einer Gesellschaft für die unbefleckte Empfängniß beizutreten. Hengstenberg hat ein gelehrtes Buch über Bileam und seinen Esel geschrieben; wer es rezensiren soll? ein Orientalist, wegen der Sprache, in der der Esel gesprochen hat, oder ein Zoologe, wegen der Eselsnatur? Gott erbarme sich über die Tollheiten! Wo gerathen wir hin?

Die Schrift über das Bisthum zu St. Jakob in Jerusalem soll von Hase in Jena sein. Wenn dergleichen anonym, unerrathbar anonym bliebe, würde die Wirkung stärker sein, beunruhigender für die Gegner.

Dienstag, den 21. Juni 1842.

Man unterhält sich viel von den Niederlagen des Ministers Eichhorn im Staatsrath. Jetzt hat ihn der Senat der Königsberger Universität beim Könige verklagt, wegen anmaßlicher und unstatthafter Erlasse in Betreff des Vorfalls, daß die Studenten aus der Vorlesung des Professor Häwernik alle hinausgegangen sind; der Minister wollte harte Bestrafungen, Relegation, Konsilium, Karzer, der Senat fand keine Strafbaren, ja kaum ein Vergehen.

Der Präsident von Gerlach ist Mitglied des Staatsraths geworden; der Oberst Leopold von Gerlach soll als Gesandter nach Konstantinopel gehen.

Der König hat aus Milde wegen des Brandunglücks die Campe'sche Buchhandlung in Hamburg von dem Verbote, dem ihr Verlag in Preußen unterworfen worden, wieder befreit. Man hatte geglaubt, jene gehäſſige Maßregel ſei ohne Wiſſen des Königs verfügt; nun ſieht man, er hatte ſie gebilligt! So geht ihm dieſe gute Handlung beim Publikum wieder verloren, und bringt nur Tadel anſtatt Lob.

Der Gelehrten-Orden wird fortwährend kritiſirt, beſpöttelt, angefochten. Seltſame Anzeige von Link in der geſtrigen Zeitung. Auswärtige Zeitungen führen die Namen der mit Unrecht Uebergangenen auf: Link, Ranke, Raumer, Geſenius, von Hammer, Schloſſer, Liebig, Spontini, Spohr ꝛc.

Strauß in Stuttgart heirathet die Sängerin Schebeſt; die Katharina von Bora dieſes Luther's!

„Essais littéraires et historiques par A. W. de Schlegel" (Bonn 1842). Schwerfälliges, das leicht ſein will, Abgelebtes, das nicht mehr reizen kann. Wie freute ſonſt das Zeichen „A. W. Schlegel". Jetzt iſt es mir widrig! Aber meine Schuld iſt es nicht.

Mittwoch, den 22. Juni 1842.

Man ſagt, der König habe keinen einzigen Miniſter, der die Sachen führen, der beſonders mit den Ständen fertig werden könne; auch Bodelſchwingh zeige ſich als eine ſchlechte Wahl. Anekdote: Der Landrath von Zieten ſieht bei Hof einen neuen Mann. „Wer iſt denn das?" — Der neue Finanzminiſter. — „Kein Staatsmann!" — Wie ſo nicht? — „Der tritt hier viel zu verlegen auf!"

Humboldt hat an Lichtenſtein geſchrieben, ſich zu ent-

schuldigen, daß dieser keinen Orden bekommen hat. „Sie können sich wohl denken, daß der Reisende vom Orinoko den Reisenden vom Kap nicht vergessen haben würde, wenn jener hier hätte bestimmen dürfen."

Der König sagt, er nehme Humboldt nicht mit nach St. Petersburg, um dem Kaiser durch das Weglassen ein Kompliment zu machen. Der König freut sich mit dem Witz, und wiederholt ihn mehrmals.

Der König weiß sich vor Arbeit nicht zu retten. Vieles bleibt liegen, Andres ungeschäftsmäßig angefaßt und dadurch verwirrt. Der persönliche Wille des Königs weiß die Formen der Ausführung nicht gehörig zu finden, die Sachen werden anders, als er sie gewollt. Die Verwirrung und Verlegenheit drohen ungeheuer zu werden — Wetten, daß wir binnen drei Jahren Reichsstände haben.

Freitag, den 24. Juni 1842.

Der König ist gestern nach St. Petersburg abgereist, die Königin nach Dresden.

Erzählung Böckh's von Eichhorn's Benehmen, als er Syndikus der hiesigen Universität war. Damals warf Krukenberg als Student in der Charité den Geheimenrath Kohlrausch aus dem Auditorium, und die Arbeit Eichhorn's, in der er alles Mildernde und Entschuldigende geltend machte, von Eifer und Hitze der Jugend, von billiger Nachsicht sprach, ist noch vorhanden. Krukenberg war Reil's Schüler, Doktor Heinrich Meyer, Schleiermacher, Niebuhr, Reimer, und ihre ganze Genossenschaft, waren gegen Kohlrausch. Nun aber in der Sache Hävernik's, wie ganz anders geht Eichhorn zu Werke!

Das Miniſterium des Innern und der Polizei heißt nun wieder bloß „Miniſterium des Innern".

Brief an Humboldt wegen Marheineke's Rezenſion in Betreff der anglikaniſchen Kirche, nebſt Angabe der vom Zenſor geſtrichenen beiden Stellen, auf Marheineke's Wunſch überſandt.

Antwort von Humboldt. Sehr pikant! Auch über den neuen Orden pour le mérite eine Stelle.

Geſtern den Abſchnitt meiner „Denkwürdigkeiten" „Aachen, Düſſeldorf 1792—1794" geſchloſſen. In ſechs Wochen gegen zweihundert kleine Seiten vollgeſchrieben. Uebergenug!

Montag, den 27. Juni 1842.

Wir bekommen ein neues Preßgeſetz; die Freiheit wird zunächſt ſo weit ausgedehnt, als es die Bundesgeſetzgebung erlaubt. Alle Bücher über zwanzig Bogen werden zenſurfrei.

Der König hat vor kurzem einen Zenſor zur Verantwortung ziehen laſſen; der Kammergerichtsrath Mankopf hatte in einem Gedichte das Wort „Unterdrücker" geſtrichen und dafür „Unterdrückung" geſetzt. Er entſchuldigte ſich, jenes habe ihm geſchienen auf Louis Philippe zu gehen, und da wir mit dem in Frieden lebten ꝛc. Der König meinte, als er dies vernahm, das ſei wohl nur eine Ausflucht hinterher, die wahre Triebfeder ſei gewiß bloß ſein gedankenloſes Verfahren.

Mittwoch, den 29. Juni 1842.

Heute ganz früh kam * * zu mir, zuvörderſt um in dem Sinne, wie er es ſchon ſchriftlich gethan, auch münd-

lich mir zu danken für die Art wie ich in meinen „Denkwürdigkeiten" von ihm gesprochen, günstiger als er es irgend verdiene, meinte er. — — Ich sehe ihn ganz elend, sorgenvoll auf den guten Schein bedacht, feige, gleißnerisch, allem frischen Wahrheitsmuth auf tausend Meilen fern, ich bedaure ihn, ich suche ihn zu trösten, zu beruhigen, — aber sein Wesen flößt mir keine Achtung ein; der Zwiespalt, der in unirer Jugend heftig zwischen uns ausbrach, ist noch immer da, und breitet sich zur tiefen Kluft zwischen uns auf's neue! Aber ich bedaure ihn, und will ihn gern schonen, ihm gern helfen; hatte ich doch längst Furierge genommen, aus meinen Papieren solle nichts ihn Verletzendes bei seinen Lebzeiten veröffentlicht werden. Sind wir aber todt, — du lieber Gott! was schadet es dann? Damit auch die Kinder nichts erfahren? Ei, die erfahren es doch, und wissen es längst! Wollen die Eltern, daß man um ihrer Kinder willen nichts erzähle, was beschämend sein könnte, so kann man ja noch besser wollen, um solcher Folge sicher zu sein, daß die Eltern nichts der Art gethan haben.

Man sagt, der König sei in der letzten Zeit vor Tieck weniger eingenommen gewesen; doch bestimmt er ihm noch seine Wohnung, in den Cantian'schen Häusern, wo jetzt Herr von Olfers wohnt. Sie sind angekauft, um niedergerissen zu werden, doch erst in mehreren Jahren, wenn der neue Museumsbau so weit vorrückt. Bis dahin soll auch die Majorin Paalzow dort wohnen bleiben — für Miethsgeld —, die sich deßhalb an den König gewendet hatte.

Paulus über das Bisthum von Jerusalem. — Aktenstücke über die Preßfreiheitsgesetze; ich fürchte, es kommt auch diesmal bei uns nichts Gescheidtes heraus, die Andern

brechen den Willen des Königs, und dieser Wille selbst ist nicht gar fest.

Donnerstag, den 30. Juni 1842.

Werder besuchte mich. Erörterung unsrer philosophisch-litterarischen Streitsachen, große Eigenschaften Schelling's, Macht seines Geistes, Schärfe seiner Gaben; allein er ist nicht aufrichtig, sondern falsch und boshaft; er verachtet die hiesigen Frömmler, und möchte es ihnen offen zeigen, aber sie sind ihm als Verbündete nützlich, und er dient ihnen, weil sie ihm dienen. Er hat einen tiefen innern Haß gegen Hegel, und Werder sieht den Grund davon nicht in äußerlicher Nebenbuhlerei, sondern in der geistigen Erbitterung über die Thatsache, daß Hegel vieles mit scharfer Gradheit und derber Hand hervorgezogen und hingestellt, was Schelling als zartes Mysterium bewahrt wissen wollte, Hegel hat ihm in gewisser Art seine Heiligthümer profanirt, und dergleichen verzeiht man nicht; das ist noch etwas ganz anderes, als sogenannter Gedankenraub, äußerliche Entlehnung und Aneignung von Ideen! Diese Auffassung und Erklärung gefällt mir ungemein, ich bin überzeugt, Werder hat ganz Recht darin, und es gereicht ihm zur Ehre, die Triebfedern des Streits in einem höheren Gebiete, als dem gemein-persönlichen, aufzufinden.

Kissingen, Donnerstag, den 7. Juli 1842.

Daß Herr von Zedlitz Verfasser der Artikel über die Hegemonie ist, wird von ihm zwar geläugnet, ist aber ganz unzweifelhaft. Canitz hatte vom Könige den besondern Auftrag, den Verfasser herauszuspüren; dem Könige war

der Artikel sehr auffallend und verdrießlich. Metternich schmeichelt dem Könige, ist aber sehr unzufrieden mit dessen Handlungen, über das Bisthum in Jerusalem hat er vor allen Leuten mißliebig gesprochen, die Ständesachen, die Freierstellung der Presse ꝛc. tadelt er als gefährlich, als unbedacht; wäre Metternich jünger, so würde er kräftig eingreifen, theils um zu hemmen, theils um Vortheile aus den Mißgriffen zu ziehen, die in Preußen gemacht werden, denn das Uebergewicht in Deutschland, meint er, sei bei dem unsichern, bald hierhin bald dorthin schwankenden Benehmen Preußens leicht wieder auf Oesterreichs Seite zu bringen. Metternich hatte gleich bei Maltzan's Ernennung den Zweifel ausgesprochen, daß er fähig sei, dem Amte vorzustehen. Maltzan gab schon in Wien bisweilen Zeichen von Gestörtheit.

Kissingen, Freitag, den 8. Juli 1842.

Blittersdorff ist ganz niedergeschlagen, ja in einer Art von Verzweiflung, er wird vielleicht den Abschied nehmen müssen. Seine unnöthigen, zwecklosen Händel mit den Ständen haben ihn zum Gegenstande des Hasses, ja des Abscheus für das ganze Land gemacht, seine Grobheiten haben wieder Grobheiten hervorgerufen, denen er sich entziehen zu müssen glaubte. Hier fühlte er aber, daß seine Flucht eine Niederlage eingesteht, und daß er etwas thun muß, um sich zu heben. Die Hoffnung, der Großherzog würde in der Verlegenheit ihn zum Premierminister ernennen, ist fehlgeschlagen, — „Sie müssen das Ganze in Eine Hand legen, in meine oder eines Andern", hatte er dem Großherzog gesagt, — nun wollte er versuchen, sich auf den Bundestag zu stützen, und schrieb deßhalb an den

Grafen von Münch-Bellinghausen die Lage der Sachen und bat um dessen Ansicht und Rath; vor ein paar Tagen empfing er von diesem die Antwort, sie ist kalt und ausweichend, giebt einige gute Redensarten, berührt aber die Hauptsache nicht, und läßt abnehmen, daß der Bundestag sich hüten wird, die Dummheiten des Herrn von Blittersdorff zu vertreten. Nun ist dieser ganz rathlos, und sichtbar außer Fassung. Es war ein arger Mißgriff und verzweifeltes Beginnen, sich an Münch zu wenden. Dieser haßt den Herrn von Blittersdorff herzlich, und nicht ohne Grund. Gleich als Blittersdorff badischer Bundesgesandter geworden war, spielte er gegen Münch den Widersacher, paßte ihm auf, schrieb eine Denkschrift gegen ihn, reiste mit dieser nach Königswarth zum Fürsten von Metternich, übergab sie und hoffte wohl gar, der kleinen badischen Verhältnisse überdrüssig, in österreichische Dienste und an Münch's Stelle zu kommen; doch Metternich nahm ihn ungünstig auf, und gab die Denkschrift nachher sogar dem Angeklagten zu lesen. Münch's Wuth war gränzenlos, doch paßte es ihm später, der Beförderung Blittersdorff's zum Minister der auswärtigen Angelegenheiten günstig zu sein, um ihn in Frankfurt los zu werden. Jetzt paßt es ihm aber noch besser, ihn in der Patsche sitzen zu lassen. Wie sich Blittersdorff nur an ihn wenden mochte, begreift sich kaum. Der Schritt verräth seine ganze Noth. Er möchte jetzt Tettenborn für sich gewinnen, aber der liebt ihn auch nicht; er möchte durch Zedlitz auf Metternich wirken und spricht daher lange Stunden mit ihm, aber Zedlitz vermag wenig und vergißt alles. Inzwischen werden in Baden die Sachen täglich schlimmer, die Kammern nehmen einen drohenden Ton an, man spricht öffentlich aus, den Ministern müsse der Kopf gewaschen werden. Tettenborn

gesteht mir, es seien bei den Wahlen die plumpsten Bestechungen und gewaltsamsten Umtriebe von oben versucht worden; allen Haß davon trägt Blittersdorff.

Kissingen, Sonnabend, den 16. Juli 1842.

Die Wahlen in Frankreich lassen sich für die Oppositien sehr günstig an; die Badener Hof- und Staatsleute sind darüber betroffen, weil das Beispiel der mächtigen Nachbarschaft auf die badischen Wahlen, falls deren neue Statt finden sollten, sehr einwirken würde. Blittersdorff erfährt von allen Seiten Anmahnungen, doch nach Karlsruhe zurückzukehren, wo man schon davon spricht, ihn durch den Präsidenten der Kammer Herrn Bekk, oder durch den Bundesgesandten von Dusch zu ersetzen.

In der preußischen „Staatszeitung" ist ein Schreiben des Erzbischofs von Canterbury veröffentlicht, wonach die Besorgnisse, die man gegen den Einfluß der anglikanischen Kirche hatte, beseitigt sein sollen. Allein man sieht das Ganze für eine Beschwichtigung an, die absichtlich hervorgerufen worden, und nur ein neuer Mikmak Bunsen's sei, dem der Erzbischof im eignen Interesse dies Zugeständniß gemacht habe.

Kissingen, Sonntag, den 17. Juli 1842.

Mittags unter den Bäumen die große Neuigkeit von dem Unfall und Tode des Herzogs von Orleans erfahren. Allgemeines Erstaunen, allgemeine Betroffenheit! Ich spreche darüber mit Lady Heytesbury. — Herr von Blittersdorff kommt, und theilt mir seine empfangenen Nachrichten mit, die Proklamation des Präfekten von Straßburg, die Be-

rufung der französischen Kammern auf den 26. u. s. w. Er spricht diesmal unverhohlen über die politische Lage der Dinge, in Deutschland, in Baden, über die Schwierigkeit seiner Stellung den badischen Ständen gegenüber, er fürchtet die konstitutionellen Bewegungen in Preußen, sie werden alles mit fortreißen, das nationale Element wird in Deutschland allgemein die Oberhand gewinnen, keine Regierung mehr sich halten können. In Süddeutschland sei man mit Mühe noch Herr dieser Richtung geblieben, werfe sich Preußen in sie, so müsse sie die Volksherrschaft begründen. Heftiges Losziehen gegen Herrn von Radowitz, der sich allein klug dünke, der ein blindes Vertrauen auf den König setze, als würde der den Umständen immer überlegen sein, der in seinem Dünkel meine, die Staatsmänner, welche mit den Ständen nicht fertig würden, seien nur zu talentlos, zu schwach, er solle es nur einmal selbst probiren, schon andre Maulhelden seien plötzlich verstummt, wenn es zum thätigen Verhandeln kam. Zuletzt gesteht Blittersdorff, daß er nichts andres verlange, als größere Gewalt vom Großherzoge, er möchte die Stände schlagen, nur schlagen, was auch die Folgen sein möchten! Premierminister wünscht er zu werden. — Uebrigens will er jetzt nach Karlsruhe zurückkehren, da ihm das französische Ereigniß einen guten Grund dazu giebt, und ihm die Beschämung erspart, als käme er bloß zurück, weil sein Weggehen eine Uebereilung gewesen.

Kissingen, Dienstag, den 19. Juli 1842.

Früh am Brunnen fing mich die Königin von Würtemberg wieder einmal auf; sie sagte, sie habe wohl gesehen, daß ich diese Tage unwohl gewesen, und habe daher

keine Kourage gehabt mich anzusprechen; sie sagt mir, daß auch sie Schwindel habe, und ihr die Kniee fast versagten; ich verhehle nicht meine Freude, daß auch Andre leiden wie ich! Ueber den Tod des Herzogs von Orleans, seine letzten Worte waren deutsch, an den König: „man solle doch die Thüren aufmachen, es sei so heiß", er sprach ohne rechte Besinnung, und glaubte wahrscheinlich, er spreche zu der Herzogin, mit der er oft deutsch redete.

Graf von Taufkirchen aus München, erzählt, daß der Fürst von Pückler in Weimar sei; wenn der doch nach Kissingen käme!

Anekdote: Bald nach dem Tode der Königin Karoline in München begegnete der König Ludwig dem pensionirten hessischen Residenten Kocher, der sich von seinem Bedienten spaziren führen ließ. Der letztere sagte seinem Herrn, der König komme und habe ihn schon gesehen, so daß kein Ausweichen möglich war, der König war auch gleich herangeschritten, und rief, nach seiner Weise mit pathetischem Akzent, indem er mit dem Finger scharf hindeutete, wiederholt: „Die Hosen! die Hosen!" Sie waren heller Farbe, und also nicht der Trauer gemäß. Der alte Diplomat, verdrießlich über diese Schikane, riß seinen Rock auf, zeigte seine schwarze Weste, und rief, mit der Hand auf's Herz deutend: „Ei was Hosen! Hier, Ew. Majestät, traur' ich, in der Brust, aber nicht in den Hosen!" Womit die Hosen denn frei durchgingen. — Noch eine Anekdote: Der frühere Badkommissair Herr von Spraul hatte in Kissingen große Anstalten und Vorschüsse gemacht, die nicht gediehen und ihm nicht ersetzt wurden. Als der König nach Brückenau reisend hier durchkam, fragte er den Badkommissair: „Nun wie geht's, lieber Spraul?" — Ach schlecht, Ew. Majestät, antwortete dieser, ich habe ganz den Humor verloren! —

und legte nun seine Bitte um Bezahlung seiner aufgewandten Gelder vor. Der König achtete dieser Bitte nicht, sondern ging mit Spraul nun weiter alles zu besehen, wobei er immer auf's neue, wohl zwanzigmal, mit verwundertem, klagendem Ton ausrief: „Spraul hat den Humor verloren! Spraul hat den Humor verloren!" Zum Staunen und Räthsel aller Hörer. Das ist der Humor des Königs.

Kissingen, Dienstag, den 26. Juli 1842.

Heute kommen in Paris die Kammern zusammen. Man sieht gespannt ihren Berathungen entgegen. — Aufregung in Baden. Ein Funken aus Frankreich fände dort vielen Zündstoff. Man tadelt immer allgemeiner Herrn von Blittersdorff, daß er ohne Noth und Anlaß diese Uebelstände hervorgerufen. Auch die Hofparthei tadelt ihn.

Kissingen, Sonnabend, den 6. August 1842.

Von Herrn N. die Bestellung, der Fürst von Pückler sei gestern Abend angekommen und wohne im Russischen Hof. Das war eine große Neuigkeit und frohe Botschaft! — Im Russischen Hof lasse ich mir Pückler's Kammerdiener rufen, und dringe sogleich mit ihm in das Schlafzimmer ein, etwa eine halbe Stunde früher, als Pückler geweckt zu werden verlangt hatte. Er erkannte meine Stimme, war gleich völlig munter und liebenswürdig, und sagte, nur um Tettenborn und mich zu sehen, sei er gekommen.

Pückler war wie ich ihn stets gesehen, frei, angenehm, äußerst unbefangen, ganz dem Augenblick angehörig, mild, weder redselig noch schweigsam, aber sehr unterhaltend,

sprach vom Orient soviel als die Gelegenheit grad erforderte, erzählte behaglich von Dresden, Weimar ꝛc.

Berlin, Sonnabend, den 13. August 1842.

Gestern früh um acht Uhr in Berlin angekommen; ich freute mich beim Hereinfahren, es ist meine Stadt, meine Heimath, und dies zumeist durch Rahel, die hier gelebt und gelitten hat! Ich verkenne die Mängel nicht, die Entbehrungen, zu denen man hier verurtheilt ist, aber das Gute überwiegt, das mir Gute hauptsächlich.

Berlin ist leer von Menschen, die Straßen haben ein ausgestorbenes Ansehen. Die Stimmung scheint mir aufgeregt, und dabei matt, ohne rechten Willen und Zug; Partheiwesen nimmt zu, Erbitterung gegen Andersdenkende. Es ist viel angehäufter Gährungsstoff nur leicht bedeckt, Heuchelei, Lüge, Halbheit, List und Betrug spielen auf der Oberfläche in allerlei Larven, aber ein scharfer, ätzender Volksgeist liegt wie auf der Lauer, um bei Gelegenheit dazwischenzufahren, und all das Gesindel auseinanderzujagen. Der Minister Eichhorn verhaßter als je. Die Streitsache mit dem Senate der hiesigen Universität wegen des Studentenvereins zu Ehren des „historischen Christus" macht ihn verhaßt und lächerlich zugleich, und seine Entscheidung zu Gunsten des Vereins ist ein gefährliches Beispiel. Streit mit dem Senate der Akademie der Künste, der dem Minister die Ernennung des Herrn Kugler zum Mitgliede des Senats nicht zugeben will, und sich an den König gewandt hat.

Wie komm' ich mir bei allem diesen vor? Außerhalb des Kampfgewühles, aber nicht gleichgültig! Es ist überall viel zu thun, und wird wenig gethan, oder nicht auf

die rechte Weiſe. In völliger Rüſtigkeit würde ich in vieles eingreifen, und dabei wäre Gefahr für mich; das Talent würde ſich zu breit machen wollen! Jetzt, unthätig, fühl' ich meine Geſinnung reiner, und muß mir ſagen, daß viele der Gegenſtände, wegen deren jetzt geſtritten wird, in der That meine Sache gar nicht ſind, daß dieſe größtentheils noch gar nicht zur Sprache kommt!

Montag, den 22. Auguſt 1842.

Der König wird nach der Schweiz reiſen, man ſagt für gewiß auch nach Paris, und ſpäter auch auf drei Monate nach Italien. Die Leute reden darüber allerlei; es wird geſagt, er möchte doch ja nicht das Geheimniß verrathen, daß ein König dem Lande nicht nöthig ſei!

Donnerstag, den 25. Auguſt 1842.

Berlin iſt ſehr ſtill, ſogar der Stralauer Fiſchzug geſtern war nicht beſonders glänzend und laut, wiewohl die Prinzen draußen waren.

Der Name „Standesherr" ſoll nicht mehr gebraucht werden, wenn von ehmals reichsſtändiſchen Fürſten die Rede iſt; er iſt für ſie zu gering. Den Standesherren in Schleſien ꝛc. wird das nicht gefallen!

Karge Zeit in der Litteratur, es erſcheint wenig; die Buchhändler klagen, nicht die Leſer allein!

Sonntag, den 28. Auguſt 1842.

Goethe's Geburtstag; ſonſt ein lebendiger Feiertag, jetzt ein vergeſſener, unbeachteter! — Mich dünkt, die Zeit

von Goethe iſt ſchon weit von uns ab; die Welt hat ſeitdem eine andre Wendung genommen, ſie ſieht wenig zurück, ſie kann nicht viel zurückſehen, ſie hat ſo viel vor ſich, hat alle Hände voll zu thun. Das Leben wird alle Tage unruhiger, geräuſchvoller, eiliger, zerſtreuter. Der Zollverein und die Eiſenbahnen thun viel dazu, aber auch die jüngere Denkart überhaupt. Alles iſt geſpannt, gehetzt, nimmt an allem ringsumher Antheil, und will in allem nur ſich ſelbſt. Ueberall iſt ein zu großer Maßſtab angelegt, da wird denn alles klein, Bildung ſo gut wie Vermögen, Geſelligkeit und Bedeutung. — Ich ſelber finde die Stimmungen von ehemals nicht wieder, mein Verhältniß und mein Gefühl zur Welt ſind ganz andre geworden, ſeit nur zehn Jahren, ſeit nur drei Jahren, und ich bin ganz verſichert, daß mehr die Welt mir entſchlüpft, als ich ihr. Das Geſchlecht, das mir angeboren, mindert ſich; was hilft es mir da, daß ſich das mir erworbene mehrt?

Ein wenig Spazirgang, ein wenig Geſpräch, — mehr kann auch dem Beſten kaum geboten werden, darauf läuft am Ende alles hinaus, und wahrhaftig, man kann damit zufrieden ſein! — Je beſſer es in der Welt wird, deſto reicher und freier muß beides werden, deſto ſchöner das Verhältniß der Muße zur Arbeit, deſto paradieſiſcher das Leben. Spazirgang und Geſpräch, die ganze Beſtimmung der Erdebewohner! Beides täglich zu haben, wär' ich ganz zufrieden. — Der ehemaligen, gewohnten Geſpräche, der höchſten und vertraulichſten, entbehr' ich jetzt völlig. Und ich ſeh' es ein, ſo, wie ich ſie hatte, können ſie nimmermehr wiederkehren!

Mittwoch, den 31. August 1842.

Der Minister von Rochow war gegen die Berufung der ständischen Ausschüsse, und stimmte dafür, weil er sie als ein minimum des Uebels ansah; der Minister Graf von Alvensleben stimmte gegen sie, weil sie ihm zu wenig dünkten, ein minimum des Guten; dem Minister Grafen von Stolberg dünkten sie grade das Rechte, Entwicklung und Fortschritt, und doch nicht Reichsstände. Stolberg ist schon als Liberaler verschrieen. Er und Thile haben am meisten zu Rochow's Sturze beigetragen; dem Könige wurde vorgestellt, es ginge nicht mehr, die allgemeine Stimme sei zu sehr gegen Rochow. Dieser hat übrigens bei dem Könige, und noch mehr bei der Königin, alle persönliche Gunst, und könnte leicht in einem Hofamte wichtiger und mächtiger werden, als er es in seiner Ministerstelle war. Alles dies sind im Grunde geringe, unbedeutende Dinge, im Einzelnen kommt wenig darauf an, nur in der Masse wirken sie, und als Wetterzeichen und Farben mögen sie angemerkt werden!

Freitag, den 2. September 1842.

Bei der Aeußerung, der König werde auch nach Griechenland reisen, dann aber ohne Zweifel auch nach Jerusalem: „Nun, da werden wir, wie jetzt Komité's für den Kölner Dombau, noch Komité's für den Wiederaufbau des Tempels Salomonis sehen!"

Umlaufschreiben Eichhorn's über Wiederherstellung des Glockengeläutes dreimal im Tage zur Erweckung des frommen Sinnes. Der König hatte Abends in einem Dorfe bei Potsdam solches Läuten gehört, und war davon erbaut worden.

Ein Bruder des Astronomen Bessel ist ein Regierungsbeamter, und Eichhorn lobte ihn gegen den Astronomen: „Ihr Bruder ist ein Mann von großer Frömmigkeit", sagte er mit Nachdruck; — Nun, darin thut er wohl etwas zu viel! versetzte Bessel; — „Nein, nicht zu viel, Sie aber wohl zu wenig, man kann nicht fromm genug sein."

Donnerstag, den 8. September 1842.

Jetzt sind alle Blicke nach dem Rhein gewendet; Dombau, Festlichkeiten, Kriegsübungen, weitere Reisen, Projekte des Königs.

Herr Professor * besuchte mich; er war sehr für den König gestimmt und dabei ganz konstitutionell gesinnt. Zum erstenmal hört' ich von einem Andern das Wort, das ich immer sage, man solle es dem König nur nicht so sauer machen, sondern ihm seine Aufgabe erleichtern helfen; * war für die ständischen Ausschüsse und ihre Zusammenberufung, ich nicht, weil ich ihre Nothwendigkeit nicht erkenne, und sie mir als konstitutionelle Schöpfung nicht genügen. „Man glaube nur nicht, daß man es nicht zu Aeußerstem gelangen lassen werde, alles kommt zum Aeußersten, und muß es, die Natur der Dinge will es, die Bewegungen der Geschichte sind nicht anders, und die Erfindung, ihre Rucke zu mildern, ist noch nicht gemacht." Ueber die „Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik"; wir müssen sie lassen wie sie sind, ihre Schwerfälligkeit gehört jetzt zu den Grundlagen ihres Bestehens, aufregender und populairer würden sie jetzt nicht lange dauern, und auch Preßfreiheit allein genügte dafür nicht, es müßten die abhängigen Lebensverhältnisse der Mitarbeiter aufhören. Wie

in allen Dingen, ist auch hierin nicht viel zu ändern. Ich aber habe keine Lust, für die „Jahrbücher" jetzt etwas zu schreiben. Mich verdrießt Eichhorn's Falschheit!

Nachmittags nach Charlottenburg gefahren. Vor dem Brandenburger Thore längs der Mauer, begegnete mir ein Wagen, ein Herr grüßt, ruft dem Kutscher Halt! Ich erkenne den Minister Grafen von Maltzan, er hält an, und steigt aus, ich natürlich ebenfalls, und wir haben das herzlichste Bewillkommnen! Ich glaubte ihn längst abgereist, aber er wohnt noch im Witzleben'schen Garten in Charlottenburg, wird jedoch nächstens auf ein Jahr verreisen. Er sah schön, liebenswürdig und fein aus, vornehm und enthusiastisch, dabei gerührt und leidend. Er war beinahe überwallend von Freundlichkeit, fragte hastig nach Kissingen, nach Tettenborn, nach meinem Befinden, sprach von seiner Krankheit, wie sehr er sich mit mir immer beschäftigt habe u. s. w. Er will mich besuchen; er sei jetzt in voller Genesung, sagt er. Ich fand ihn so wie vor dem Ausbruche seiner Krankheit, nur weicher und lebhafter. Ach, ich glaube, noch immer krank genug! — Das Begegniß machte mir die größte Gemüthsbewegung, ich freute mich unendlich, ihn so weit hergestellt und überhaupt ihn wieder zu sehen, und doch war mir der Eindruck zugleich so sehr traurig! Ein liebenswürdiger Mensch und ein bedauernswerther!

Freitag, den 9. September 1842.

Nun kommt die Zeit immer stärker heran, die ich schon früher, die ich schon bald nach Goethe's Tod erwartete, die Zeit, wo sein Name sich den Deutschen verdunkelt, wo man ihn stets weniger versteht, sich gegen ihn verstockt,

und ihn auch ſchon äußerlich weniger kennt. Es iſt ein Wunder, daß ſein Stern noch an die zehn Jahre ſo ſtark hat nachleuchten können. Nun aber tritt wirklich eine Verdunkelung ein. Der heimliche Haß der Romantiker, der Schlegel und Tieck's, der offne Haß der Pfaffen haben allein nichts gegen ihn vermocht, ſo wenig wie Börne's und des jungen Deutſchlands Unglimpf. Aber nun kommt die neuſte politiſch-poetiſch-philoſophiſche Deutſchthümelei, und kommt Gervinus mit ſeinen Mißurtheilen, die ihren pedantiſch-gelehrten Nachdruck haben, und ſchon eine Schule bilden, — und dieſe dicken Rauchwolken verdüſtern das hohe Licht. — — Alles wollen ſie hiſtoriſch ordnen, zerlegen, zuſammenſetzen. Sie treiben mit Hiſtoriſch jetzt den Mißbrauch, der früher mit Philoſophiſch getrieben wurde, alles wollen ſie konſtruiren, herleiten, begründen. Und wie armſelig, ja kindiſch iſt da nicht ſelten ihr Verfahren! — Die Zeit wird auch das wieder wegſchieben und zerſtören, und Goethe's Stern ſo hell und rein glänzen wie nur je! Deſſen bin ich ſicher, mir iſt für ihn nicht bange!

Ueberhaupt laſſ' ich das kritiſche Gerede draußen toben und wogen, zu mir herein darf es nicht, nicht in das Innre, wo ich wahrhaft daheim bin. Ich nehme mir die Evangelien, Homer und Shakeſpeare und Goethe, ja und Voltaire und Rouſſeau und Mirabeau dazu, feſt unter den Arm, trage ſie ruhig fort, und laſſe mir von dem Kern und Schatze nicht das Geringſte rauben und verkümmern.

Läugnen will ich es doch nicht, ich ſähe es gern noch mit an, daß eine falſche Autorität, wie die von Gervinus, zuſammengeſchlagen würde. Es gehört dazu ein Streiter, der vor allem philoſophiſch, dann aber auch gelehrt iſt. Er wird ſchon kommen. — Welche Verwilderung ſeit Goethe's und Hegel's Tod!

Schöner Aufſatz von Roſenkranz aus Hegel's Leben. Auch Bernhardy über römiſche Litteratur freut mich.

Montag, den 12. September 1842.

Mir träumt jetzt ſo oft, und eben auch wieder vergangne Nacht, ich ſei noch Student, am Ende meiner Studien, ſoll nun bald als Arzt auftreten, und finde mit Schrecken, daß ich nicht genug dazu gelernt habe, ja daß mir weder Zeit noch Geld mehr zum Nachholen des Verſäumten übrig ſind. Wenn ich aufwache, und mich beſinne, daß ich alt und über jene Studien hinaus bin, ihrer nicht bedarf, dann iſt es eine Befreiung, eine Erlöſung! Aber der Traum gemuthet mich noch in andrer Deutung an, ich kann die Welt als Univerſität, das Leben als Studien nehmen, und an der Schwelle des Abgehens über meine Unzulänglichkeit erſchrecken! Gewiß, mehr verſäumt als geleiſtet! Und das bei einem Leben voll Thätigkeit und Fleiß. Und grade jetzt, wo kein Tag vergeht, ohne daß ich nicht mit Luſt mir Aufgaben ſtelle, und ſie nach Kräften erfülle! Ich glaube, jeder ordentliche Menſch hat das Gefühl ſeiner Unzulänglichkeit. „Nur die Lumpe ſind zufrieden", hätte Goethe ſagen können, ſtatt „beſcheiden".

Der König muß am Rhein unter dem begeiſterten Zujauchzen auch manche unbequeme Stimme hören; Aufforderung, die Freiheit zu fördern, die Preſſe frei zu machen u. ſ. w. Auch Beißendes kommt in öffentlichen Blättern vor.

Dienstag, den 13. September 1842.

Ueber die unaufhörlichen Entzückungs- und Rührungsauftritte, die unſer König am Rhein herbeiführt und aus-

hält, wird mißfällig gesprochen. Man fragt, wie es möglich sei, daß ihm dergleichen nicht zum Ekel wird, was für ein Geschmack dazu gehöre, solche Liebhaberei immer zu üben. Und er selbst habe ja schon treffend gesagt, nach dem Rausche folge der Katzenjammer!

Mittwoch, den 14. September 1842.

Ich las in Mirabeau, in Lermontoff's lyrischen Gedichten, fing eine russische Erzählung des Grafen Sollogub an, wurde aber unterbrochen, hatte auch in der „Germania" des Tacitus eine Stelle nachzuschlagen, und Schleiermacher's „Monologen" zur Hand. Die neueste Kritik von Luden wider die „Germania" scheint mir wenig haltbar, das Büchlein ist ihm eine Zusammenstoppelung und nicht von Tacitus; seine Beweisführung läßt mich unbewegt. Daß die Evangelien zusammengestoppelt und nicht von den Verfassern sind, nach denen sie heißen, ist bewiesen, aber das nimmt ihnen nicht ihren Werth, ihnen ist und bleibt das Christenthum anvertraut.

In Schleiermacher's „Monologen" fiel mir diese, auch von Rahel angestrichene Stelle auf: „Wer mit der Gegenwart zufrieden lebt und Anders nichts begehrt, der ist ein Zeitgenosse jener frühen Halbbarbaren, welche zu seiner Welt den ersten Grund gelegt; er lebt von ihrem Leben die Fortsetzung, genießt zufrieden die Vollendung dessen, was sie gewollt, und das Bessere, was sie nicht umfassen konnten, umfaßt auch er nicht." Am Schlusse des Absatzes heißt es noch: „Auch wo ich stehe, soll man in fremdem Licht die heilige Flamme brennen sehen, den abergläubigen Knechten der Gegenwart eine schauerliche Mahnung, den Verständigen ein Zeugniß von dem Geiste, der

da waltet. Es nahe ſich in Liebe und Hoffnung jeder, der wie ich der Zukunft angehört, und durch jegliche That und Rede eines jeden ſchließe ſich enger und erweitere ſich das ſchöne freie Bündniß für die beſſere Zeit.“ Die „Knechte der Gegenwart“, das gefällt mir! Uebrigens fand ich auch diesmal wieder, daß es ſchwer iſt, in das kleine Buch hineinzukommen; beſonders der Anfang iſt ein ungenießbares Wollen und Bemühen, als wenn einer Licht anzünden will, und es kommt immer nichts, es ſprühen zwar ein paar Funken durch die Dämmerung, aber man ſieht nichts dabei; — ſpäterhin wird das Büchlein beſſer, das Leben regt ſich heller.

Die Auftritte des Königs am Rhein finden hier keinen Beifall; man ſpricht bitter von dieſen Alterthümeleien, die Zeit fordre, heißt es, ganz andre Dinge, als dieſes Liebkoſen mit der Vergangenheit, dieſes Treiben mit Kunſt und Künſtlern. Der alte Geiſt dieſes Staates blicke finſter dazu, und leicht könne er furchtbar rächen, daß man die ſchweren Aufgaben des Lebens, den tiefen Ernſt des Regierens nicht faſſe.

Donnerstag, den 15. September 1842.

Es iſt ſonderbar und auffallend, daß die vielen und ſtarken Aeußerungen der Unzufriedenheit, die man hier hört, faſt nie in ein Zurückwünſchen der vorigen Zuſtände übergehen; man verwirft die Vergangenheit, man verwirft die Gegenwart, man blickt auf eine Zukunft, die zu erſcheinen zögert, die man aber als ein Recht anſpricht, als eine Gebühr erwartet. Friedrich Wilhelm der Dritte iſt ganz vergeſſen, wenn auch die Denkmale, die einmal beſchloſſen worden, zur Ausführung gebracht werden. Außer

dem Minister von Nagler weiß ich kaum jemanden, der den König persönlich lobt, und der thut es auch am Ende aus Unzufriedenheit mit dem jetzigen.

Freitag, den 16. September 1842.

Der König hat dem Minister Eichhorn gegen den Senat der Akademie der Künste Recht gegeben: Herr Professor Kugler soll eingeführt werden. Das wird viel böses Blut machen.

Durch die augsburger „Allgemeine Zeitung" erfahr' ich erst, daß die kleine Schrift über die preußischen Provinzialstände von L. Buhl sehr treffliche, kühne und eindringliche Sachen enthält.

Der Geheimerath von Tzschoppe ist in seinem Wahnsinn nicht nur bis zur Raserei fortgeschritten, sondern nun auch von einem Nervenschlage getroffen, so daß er, wie Geheimerath Doktor Horn sagt, schwerlich noch vierzehn Tage leben wird.

Sonntag, den 18. September 1842.

Mit dem Geheimrath von Tzschoppe ist es nun völlig vorbei; er starb schon vorgestern, nach völligem Rasen. Seine Frau und Kinder sinken aus Glanz und Wohlstand in dunkle Bedrängniß. Es hat nicht viel gefehlt, so wäre Tzschoppe Minister geworden, der vorige König hätte bei längerem Leben ihn gewiß dazu gemacht. Nun ist er todt, und trotzdem, daß er todt ist, kann ich doch nicht anders sagen, als — ein Halunke war er, und daß er nichts mehr vermag, ist ein Segen!

Montag, den 19. September 1842.

Hübſches vom Könige, noch vom Frühjahr her, aus Potsdam. Der König pflegt ſeine Spazirfahrten durch bloßes Fingerdeuten zu beſtimmen, und an demſelben Tage zweimal mißverſtanden und anders gefahren als er gemeint hatte, brach er in ſtarken Zorn aus. Ein Jäger unterſtand ſich, dem Könige zu ſagen, wenn er ein Wort ſpräche, anſtatt nur zu deuten, ſo würde es beſſer ſein. Die Fahrt ging weiter, und der König ſprach mit der Königin viel und lebhaft. Beim Ausſteigen klopft er dem Jäger auf die Schulter, und ſagt luſtig: „Na, ich will mich beſſern!“

Donnerstag, den 22. September 1842.

Es iſt die Abſicht Marheineke'n von hier zu entfernen, er ſoll Biſchof in Stettin werden; Biſchof Ritſchl käme dann von Stettin nach Magdeburg, Biſchof Dräſeke von Magdeburg hieher. Ob Marheineke auf die Univerſität verzichten wird? Wer weiß! Er iſt in einem Alter, wo man wenig mehr zu fürchten hat, aber auch leicht ſchwach wird.

Der Erzherzog Johann zeigt ſich am Rhein recht wohlgeſinnt, aber im Ausdruck iſt er nicht glücklich, ſondern etwas taktlos. „Kein Preußen und kein Oeſterreich mehr, ſondern ein einiges Deutſchland!“ iſt in jedem Falle zu viel geſagt! Darf er das im Namen Oeſterreichs ſagen? Schwerlich! Im Namen Preußens? Gewiß nicht! So weit ſind wir nicht, und dürfen wir nicht ſein! Wir wollen recht ſehr Preußen ſein, und Deutſche freilich ſehr gern, inſofern wir erſtere ſind. In Aachen beglückwünſchte er den König, daß ihm dieſe Unterthanen ſchon ſo anhängen; warum

daran erinnern, daß die Aachener noch ſo neue Preußen ſind, und früher eigentlich das nächſte Verhältniß zu Oeſterreich hatten? Doch er meint es alles vortrefflich!

Rheiniſche Ritterakademie für katholiſche Adliche jetzt eröffnet! Ein ſchändliches Unternehmen, das mit Jeſuiten behaftet iſt, obgleich die namentliche Herbeiziehung derſelben nicht geſtattet worden. Ritterakademie! Nur die Lehrer können bürgerlich ſein! — Mittelalter, Adel, Geiſtlichkeit, Dome, Biſchöfe, Bilder, Orden, lauter Phantaſeen!

Freitag, den 23. September 1842.

Der Schauplatz verändert ſich bei uns mehr und mehr. Die Einen ſchiebt man weg, und die Andern fügen ſich. Aber bei dem ſich Fügen, das doch nicht aus freiem Herzen kommt, iſt kein Heil, und das eigne Thun mißfällt einem, ſo wie man es beim Andern ſieht. Wer ſich im Vorzimmer des Miniſters Eichhorn mit einem Kollegen zuſammenfindet, der iſt ergrimmt, daß dieſer ebenfalls auf dieſem Wege iſt und ſeinen Frieden machen will. Das iſt nun der Lauf der Welt, die Macht iſt jedem lieb, und wer ſie nicht ertrotzen kann, der ſucht ſie zu erſchmeicheln; ſie entbehren iſt gar zu hart! Man ſagt, Marheineke wird ſich gern entfernen laſſen, wenn man ihm die Biſchofswürde anbietet. Nun kommt gar an Savigny's Stelle der frömmelnde Puchta, noch ſchlimmer als Stahl an die Stelle von Gans. Das wird eine ſchöne Univerſität werden. — Großes Leid hat Eichhorn, daß Schelling nicht beſſer hier eingehen will; er thut aber dafür was er kann. Neulich ſagte er zu jemand: „Glauben Sie nur nicht, daß der König ſich um Philoſophie nicht bekümmere; er iſt im Gegentheil ſehr eifrig in dieſer Richtung; nur will er keine negative, ſon-

dern eine positive Philosophie haben, und darin stimm' ich ihm von ganzer Seele bei." Das Beistimmen fände wohl unter allen Umständen Statt, das lassen wir beiseite! Aber mit der positiven Philosophie ist es schlimm! Machen wollen Sie sie doch wohl nicht, Herr Minister? Und wenn nun die Zeit keine solche hat? Philosophie muß man nehmen, wie sie sich giebt! Tragala perro! Friß, was da ist, denn du mußt es fressen, und kannst nichts andres fressen. So habt ihr Kant fressen müssen und Fichte'n, und sehr wider Willen den frühern Schelling; Hegel aber habt ihr noch im Leibe, und schluckt noch immerfort!

Wenn die Leute hier uns die Wissenschaft, den freien Geist und die freie Lehre auflösen, zersprengen, auslöschen, — was ihnen bis auf einen Grad gelingen kann —, so bleibt uns die Aussicht, daß die politische Bewegung immer wächst, und in ihrem gewaltigen Fortschritt uns einst von allem Wuste, den man uns jetzt aufdrängt, befreien wird.

Sonntag, den 25. September 1842.

Programm von Boeckh zum neusten Lektionskatalog, über eine Stelle im „Theätet" des Platon; er fordert die Studirenden auf, sich zu freien Männern auszubilden, nicht zu knechtischen Beamten. Die „Leipziger Allgemeine" und die „Rheinische Zeitung" haben die stärksten Stellen deutsch wiedergegeben, und nun macht die Sache das größte Aufsehn.*)

---

*) Anmerkung von Varnhagen. Stelle aus Platon's „Theätetes", welche dem Boeckh'schen Programm zum Grunde liegt. S. 172. c. ff. „Mir scheint, daß diejenigen, welche sich von Jugend auf an den Gerichtsstätten oder dergleichen aufhalten, im Vergleich mit denen, welche bei den Wissenschaften und in solchen Beschäfti-

Eichhorn hat dem Oberlehrer Doktor Witte in Königsberg die Wahl gestellt, entweder seine Stelle beim Gymnasium oder die Redaktion der Zeitung aufzugeben (er hatte als Lehrer nur Lob und Billigung für sich); Witte gab das Amt auf, und behielt die Zeitung, behielt sich aber vor, den Minister wegen unberechtigten Verfahrens beim Könige zu verklagen. Die Königsberger haben auf der Stelle eine Unterzeichnung zu Stande gebracht, die ihm ersetzt, was er an Einkommen verliert.

Montag, den 26. September 1842.

Die Zensur macht ihre Dummheiten nach wie vor. In einem Roman, den Herr von Sternberg hier drucken läßt, hat ihm der Zensor einige Ausfälle gegen Fürsten, die ein halbtoller Karakter dort vorbringt, gestrichen, und auf desfallsige Vorstellungen erwiedert, das Buch würde

---

gungen herangewachsen, wie Knechte gebildet sind im Vergleich mit Freien." — — „Sie werden zwar scharfsichtig gemacht und gewitzigt, und verstehen sich trefflich darauf ihrem Herrn mit Worten zu schmeicheln und mit der That zu dienen; aber kleinlich und ungerade sind ihre Seelen, denn die Knechtschaft von Jugend an hat ihnen das Wachsthum und das freie grade Wesen benommen, indem es sie nöthiget krumme Dinge zu verrichten, und sie zu der Zeit, da die Seele noch zart ist, großen Gefahren aussetzt, welche sie ohne Verletzung des Gerechten und Wahren nicht überstehen können, daher sie sich denn schnell zur Lüge und zum gegenseitigen Unrechthun hinwenden, und so verbogen und verkrüppelt werden, daß schon nichts Gesundes mehr an ihren Seelen ist, wenn sie aus Knaben zu Männern werden, und dennoch glauben sie dann ganz gewaltig und weise geworden zu sein". (Schleiermacher's Uebersetzung.)

Der Schluß von Boech's Programm lautet:

„Agite igitur, Commilitones, — — ut ante omnia ad libertatem formetis et in libertatem vindicetis animos vestros."

Brava!

doch wohl bei Hof geleſen werden! Auch durfte der Name Rothſchild nicht vorkommen, und bei dem Ausdruck: „gemeine Juden“ mußte das Beiwort wegfallen! — Welch tolle Verwirrung! welches iſt die wahre Meinung? die Freiheit der Preſſe, die ſchon in's Uebermaß ausſchweifte, oder dieſer Zwang der Zenſur, der wieder lächerliche Aengſtlichkeit und empörende Willkür zeigt? Ich traue all den Dingen nicht! Die Zugeſtändniſſe ſind nur im Abſtrakten, im Grundſatz gilt der alte Schlendrian, und nur zum Ergötzen und guten Anſchein ſind einige Ausnahmen! — Aber man möge ſich hüten, mit dieſen Dingen zu ſpielen! ſie machen Ernſt aus dem Spiele!

Dienstag, den 27. September 1842.

Anrede, mit welcher der König bei ſeiner letzten Anweſenheit in Königsberg, im Juli, die Deputirten der Univerſität empfing: „Meine Herren! Ihre Beſchwerde über den Miniſter Eichhorn habe ich erhalten. Dieſe Beſchwerde iſt aber zugleich eine Beſchwerde über den neu angeſtellten Profeſſor Hävernick, und zugleich auch über — mich. Denn in meinem Namen hat der Miniſter Eichhorn gehandelt und verfügt. Der Miniſter Eichhorn aber iſt ein Ehrenmann, ſo ſehr ihn auch das junge Deutſchland für einen Mucker und Pietiſten verſchreien mag. Der Miniſter Eichhorn — ich verſichere es Ihnen auf mein Ehrenwort — iſt ein Ehrenmann, und was er verfügt, hat ganz und gar meinen Beifall. Ueber den Profeſſor Hävernick beſchweren Sie ſich, indem Sie ſich auf ein Vergehen berufen, welches ſich derſelbe vor jenen fünfzehn Jahren in ſeiner Jugend hat zu Schulden kommen laſſen. Ich habe die Sache unterſuchen laſſen, und ſie iſt nicht ſo, wie Sie

meinen. Geſetzt aber, dem wäre ſo, wer von uns, meine Herren, kann in ſeine Jugendzeit zurückblicken, ohne ähnliche Verſtöße, vielleicht nicht noch größere zu finden. Ferner beſchweren Sie ſich, der neu angeſtellte Profeſſor Hävernick ſei dem evangeliſchen Glauben zu ſehr zugethan; ich muß Ihnen aber ſagen, daß auch ich dieſem Glauben ganz und gar zugethan bin; ich bin durch viele Irrſale in dieſem Leben gegangen und dennoch wieder zu dieſem Glauben zurückgekehrt, fühle mich darin glücklich und ſtelz, und ſo lange ich das Heft der Regierung in dieſer meiner Hand halte, werde ich dieſen Glauben mit meiner ganzen Macht zu ſchützen wiſſen. Bei der Oppoſition, die der Profeſſor Hävernick bei den Studirenden fand, hätten Sie genaue Unterſuchung halten und die Schuldigen beſtrafen ſollen. Dieſes alles iſt aber nur zum Scheine geſchehen. Uebrigens verdrießt mich die Sache ſo, daß ich ſicher das Rektorat dieſer Univerſität niedergelegt hätte, wenn mich nicht noch ſo angenehme Erinnerungen aus meiner Jugend — denn auch ich habe einige Kollegia hier gehört — an dieſe Univerſität knüpften. Jetzt habe ich geſprochen, nun reden Sie!" — Ob und wie dem Könige geantwortet worden, davon ſchweigt der Bericht.

Mittwoch, den 28. September 1842.

Daß der König überall Reden hält, und ſogar in Erörterungen ſich einläßt, macht ſeinem Talent alle Ehre und zeigt ſeine Perſönlichkeit vortheilhaft; aber es iſt ein gefährlicher Glanz, der leicht zum Schaden ausſchlagen kann. Noch verſtummt man vor dem hohen Redner, widerſpricht ihm nicht gradezu; aber nicht lange, und er wird ſeinen Mann finden, der ihm antwortet, der ihn überbietet, ſeine

Gründe zusammenwirft: wie dann? — Und dasselbe gilt von den Ministern, die sich ebenfalls an das Redenhalten gewöhnen, und bei denen die Schlappen schon angefangen haben.

Man schreibt aus den Rheinprovinzen, der König und die Königin schmeichelten dort mit Anstrengung den Einwohnern, der Geistlichkeit, dem Adel, den Bürgern, dagegen wären sie kalt, schnöde und achtlos gegen die eignen Beamten, die, mit Ausnahme der höchsten und begünstigten, sich sehr zurückgesetzt und gekränkt fühlten. Man hat dem Könige früh vorgestellt, die preußischen Beamten seien sammt und sonders ein Ausdruck der Revolution, die hauptsächlich durch die Hardenberg'sche Verwaltung in Preußen eingepflanzt worden. Aber sie, die eignen Beamten, zurückzusetzen, dem Volke zu schmeicheln, und ihm zu zeigen, daß man auf jene nicht viel halte, ist das etwa nicht revolutionair?

Die Bücher von Louis Blanc über 1830—1840 und von Hormayr über 1809—1814 gehören sehr zusammen, sie liefern dasselbe Ergebniß, erwecken dieselbe Stimmung. Sie zeigen, daß in den großen Begebenheiten viel Schwäche, Gemeinheit, Dummheit, Zufall und Unsinn mitläuft, daß der große Aufschwung in ein klatriges Ende ausgeht. Schadet nicht! Ist die Vernunft nicht sehr in den Handelnden sichtbar, so ist sie es doch genug in dem Ereignisse, und die Resultate sind schon deßhalb nicht rein, weil sie die Keime neuer Katastrophen enthalten müssen, von denen die Geschichte weiter leben soll.

Donnerstag, den 29. September 1842.

Besuch vom Regierungsrath Hesse, vom Ministerium des Innern. Er ist mit der neuen Redaktion — mit der

erſten war der König nicht zufrieden — des anbefohlenen liberalen Zenſurgeſetzes beauftragt, und wünſcht von mir einige Nachweiſungen und Angaben. Ich ſage ihm, was ich irgend weiß. — Der Fürſt von Carolath unterbrach uns, wir ſprachen über die Tagesangelegenheiten, die Reden des Königs u. ſ. w. Als ich mit Carolath allein war, wollte dieſer ſich Raths erholen in Betreff der provinzialſtändiſchen Ausſchüſſe, von denen er Mitglied iſt; er wollte wiſſen, was damit werden würde, wie man die Sache zu nehmen habe? Ich ſchenkte ihm reinen Wein ein, und zeigte ihm, daß, wenn der König nicht weitergehen und nicht Reichsſtände berufen und eine Konſtitution geben wolle, die Sache als Tollmannswerk erſcheine. Er ſprach ſehr liberal, und meinte, es ſei auch ſo weit, daß man endlich an Erfüllung der in Wien gegebenen Verſprechungen denken müſſe, die Anforderungen der Zeit ſeien zu mächtig, um ſich zurückweiſen zu laſſen u. dgl. mehr. Ich war noch lange nach ſeinem Weggehen mit dieſen Gegenſtänden beſchäftigt, und zu ſehr ernſten Betrachtungen veranlaßt.

Abends bei *. Man beſpricht das Theater, Bettinen, des Königs Reiſen und Reden. Seine ſtets erneuerte Rührung und Begeiſterung wird bewundert, das bengaliſche Feuer, das überall ſeinen Weg bezeichnet, die Ordensverleihungen, die häufiger ſind, als die unter der vorigen Regierung, die dem Kronprinzen ſchon zu häufig ſchienen ꝛc. ꝛc. — „Ich würde hier nicht ſo freie Reden führen, aber der König will es, und ſo folg' ich nur ſeinem Befehl als gehorſamer Unterthan!“ — Sie wären wohl gar im Stande, wenn der König es beföhle: „Es lebe die Republik“ zu rufen? — „Und Sie nicht?“

Sonnabend, den 15. Oktober 1842.

Von des Königs Geburtstag iſt wenig zu merken. Die Stadt iſt ganz ſtill. — Die Ernennung des aufgeblaſenen ſtupiden Fürſten von Solms-Lich zum Marſchall der ſtändiſchen Ausſchüſſe muß als eine hocharistokratiſche auch der ſonſtigen Ariſtokratie mißfallen, auf die jener ſtolz herabſieht. In dem Verzeichniſſe der Ausſchußmitglieder ſtehen die Fürſten von Solms, Neuwied ꝛc. als Durchlaucht, die von Carolath und Hatzfeldt als Fürſtliche Gnaden! Dieſe Unterſcheidungen fallen zu laſſen, beleidigt nie ſo ſehr, als ſie gefliſſentlich anzumerken und feſtzuhalten.

Montag, den 17. Oktober 1842.

Brief und Buch von Moritz Carriere, aus Butzbach: „Der Kölner Dom als freie deutſche Kirche“. Er nimmt die Sachen für wahr, die ich für Täuſchung halte. Für das Wohl und die Herrlichkeit des Vaterlandes glüht mein Herz, aber es giebt ſich deßhalb nicht jeder lockenden Vorſtellung hin. Das Deklamiren von der Einheit und Freiheit Deutſchlands, das Prahlen von ſeiner weltbildenden Beſtimmung, iſt mir völlig zuwider, und beſonders die ſo erkünſtelte, innerlich kalte Dombau-Begeiſterung. Mir kommt es immer vor, als wenn von unſerm deutſchen Volksheere fürerſt nur die Trompeter da wären, die Soldaten aber fehlten; ja, wenn es nur gälte, Mauern von Jericho durch Trompetenſtöße einzuſtürzen, dazu hätten wir alles! Und Carriere ſpricht ſchon von dem Voranſchreiten, von dem Beiſpiel und Muſter, das die Deutſchen allen Völkern ſein werden! Da wird in aller Eile die Gegenwart der Franzoſen, der Engländer, ja ſelbſt der Ruſſen, verneint oder überſehen, um unſre noch proble-

matiſche Zukunft zu preiſen! Das alles iſt nicht ſonderlich deutſch, das iſt nachgeahmt franzöſiſch.

Mittwoch, den 19. Oktober 1842.

Geſtern war die Eröffnung der ſtändiſchen Ausſchüſſe; der Vorgang und die Reden waren bloße Form, chineſiſche Komplimentirſpiele. Weder der Miniſter Graf von Arnim noch der Fürſt von Solms-Lich gaben irgend ein gehaltvolles oder bedeutendes Wort. Die ganze Sache ſcheint jämmerlich angethan, und die rheiniſchen Zeitungen ſprechen mit Hohn und Mißtrauen davon!

Donnerstag, den 20. Oktober 1842.

An den ſtändiſchen Ausſchüſſen hat niemand Freude. Die Berliner fangen ſchon ihre Witze darüber an. Fanny Elßler und die Signora Aſſandri erwecken viel mehr Intereſſe, als der Redner Fürſt von Solms-Lich!

Man verſichert, der König ſei jetzt ſchon mit allen ſeinen Miniſtern darin einverſtanden, daß der Verſuch, die Preſſe freier zu machen, übel gerathen ſei, daß man geſehen habe, wie gleich Mißbrauch und üble Richtungen vorgewaltet. Die Zenſur iſt ſo dumm und gewaltſam wie vorher, wenn auch der König in einzelnen Fällen auf ſie ſchilt und ſie berichtigt.

Der Miniſter Eichhorn hat ein Rundſchreiben erlaſſen, daß im ganzen Lande aller Orten unterſucht werden ſoll, ob unter der vorigen Regierung die Union der Lutheriſchen und Reformirten Kirche freiwillig vor ſich gegangen, oder auch Zwang und Nöthigung dabei eingewirkt. Ein thörichtes Beginnen! Faſt überall war mehr oder minder

Nöthigung dabei, aber von einer Art, die sich nicht erweisen läßt. Die Aufrührung dieser alten Geschichte wird unzählige Gehässigkeiten, Angebereien und Verunglimpfungen nach sich ziehen! An Aufhebung der Union wird man doch nicht denken? — Das hieße die Verwirrung erst recht groß machen!

Man hat den König gefragt, was er mit den Juden eigentlich wolle? Er antwortete: „Ich will ihnen alles Gute, nur will ich, daß sie sich auch als Juden fühlen.“ Letztere Worte sind ein Schlüssel zu vielem! — Man fragt mich, was denn die Juden eigentlich wollen? Ich antworte: „daß man ihnen Zeit lasse, Christen zu werden.“

Sonnabend, den 22. Oktober 1842.

Der verstorbene König ließ einmal — vor etwa zwanzig Jahren — den alten frommen Herrn von Kottwitz zu sich rufen, und vertraute ihm, er sei in einer Art von Gewissensunruhe, ob er nicht zuviel gethan, daß er eine Kabinetsordre gegeben, welche auch Prediger und Schullehrer für absetzbar erkläre, ohne daß eine geistliche Behörde dabei zu sprechen habe, — worauf der alte Fromme erwiederte: „Ja, Ew. Majestät haben damit auch Ihr Gewissen beschwert.“ Der König seufzte. Da meinte der Alte, die Kabinetsordre möge für einige Zeit gelten, dann aber, als eine nur vorübergehende Maßregel, die ihren Zweck erfüllt habe, zurückgenommen werden. Der König seufzte abermals, und sagte: „Zurücknehmen? eine Kabinetsordre? Nein, das geht doch nicht!“ Und dabei blieb es.

Dienstag, den 25. Oktober 1842.

Der König hat nun wirklich die Zensur für alle Druckschriften, deren Text nicht unter zwanzig Bogen beträgt,

aufgehoben. Wie viel oder wenig es sei und wirke, gleichviel, vom Könige bleibt es eine ungeheure That, eine That des Muthes und Freisinns, die kein Andrer so leicht ausgeführt hätte. Man ist erstaunt, wie über ein Wunder, man traut seinen Augen kaum, von so viel Knechtschaft und Schmach erlöst zu sein. Dennoch wird der König wenig Dank haben, und sehr natürlich, denn die Forderung ist noch weit voraus, und seine Gabe scheint nur eine kleine Abzahlung von einer großen Schuld. Was es in ihm ist, und von ihm heißt, daß er soviel thut, daran denken die Wenigsten.

Eröffnung der Eisenbahn nach Frankfurt an der Oder. Ein wichtiges Ereigniß! — Da beißt hinein, Frömmler und Aristokraten!

Mittwoch, den 26. Oktober 1842.

Besuch von Herrn von Henning, Geschäfte wegen der „Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik." Es ist aus mit dieser Zeitschrift, sie wird zu Ende gehen, oder einen andern Karakter annehmen; besser, sie wäre damals eines heroischen Todes gestorben, als die Zensur uns schor!

Von Schirges die Novelle „Tageblätter eines unglücklichen Apothekers" gelesen; wunderhübsch!

Montag, den 31. Oktober 1842.

Muntre und scharfe Scherze über das künftige Ehescheidungsgesetz. Dasselbe findet den größten Widerspruch, wird schon im Entwurfe stets mehr und mehr eingeschränkt, und später an der Meinung völlig scheitern. Unsre Sitte widerstrebt der schamlosen Erörterung von Dingen, die sie

nicht allzu streng nimmt und doch am liebsten im Dunkel läßt; sie widerstrebt am meisten der Einmischung der Geistlichkeit. Man meint, Savigny werde für seine gleißnerische Willfährigkeit, grade dieses Thema — eine der Liebhabereien des Königs — mit Eifer hervorgezogen und bearbeitet zu haben, hart bestraft werden und um sein Ministeransehn kommen; er wird — sagt man — bewiesen haben, nicht daß unsre Zeit, aber daß er selbst keinen „Beruf zur Gesetzgebung" habe.

Ludwig Tieck ist vom Hofrath — er war sächsischer — jetzt hier zum Geheimen Hofrath befördert worden. Was die geringe, fast unschickliche, nichtssagende Titelerhöhung für den siebzigjährigen, schlagrührigen Dichter, dessen Name grade am Hofe weit über solchem Titel steht, und beim Publikum über jedem, wohl bedeuten soll?

Sonntag, den 6. November 1842.

Ich habe diese Tage alles sehr im Großen ansehn können, müssen, wie es mit dem Menschen und der Welt ist, wie alles, im Großen wie im Kleinen, nur Entwickelung und Fortschritt ist, zu einem hier noch unfaßlichen, aber herrlich zu denkenden Ziel. Das Menschenloos, in dem Zeitabschnitte, der dem Einzelnen gewährt wird, ist klein, verglichen mit dem Ganzen; aber wohl dem, der dies kleine Loos treu an sein Herz drückt und es wohl hegt und verwaltet! Jeder Punkt des Lebens ist ein wichtiger und heiliger, jeder strahlt das reinste Licht, wenn wir es ihm nur abverlangen. Denke jeder gut von seiner Aufgabe! — Bei dieser Ansicht ist dennoch mein Gefühl für das Leben um vieles gleichgültiger, als sonst. „Dem bunten

Leben kann ich leicht entsagen", dieser Vers von Friedrich Schlegel fällt mir jetzt sehr oft ein.

Große Klagen über die Quälereien, die bei der „Staatszeitung" nicht aufhören. Alle Augenblicke ist der König unzufrieden mit irgend etwas, und schilt dafür den Redakteur durch Kabinetsschreiben, mit Uebersprungung aller Behörden. Dabei läßt die Posener Zeitung Artikel gegen den Kaiser von Rußland drucken, und die Schlesische sagt, die Stände-Ausschüsse hätten Reichsstände begehren wollen, und nur eine schwache Mehrheit habe die Forderung für jetzt noch abgewehrt.

Vor kurzem erschienen in Hamburger Blättern Artikel über hiesige Verhältnisse, und der Inhalt war von der Art, daß der Verfasser durchaus eingeweiht sein mußte. Die höchsten Behörden wurden aufmerksam, und forschten nach dem Urheber. Herr von Nagler empfing Aufträge, und ließ fleißig spuren, allein ganz umsonst; er versicherte, die fraglichen Mittheilungen könnten unmöglich vermittelst der Post nach Hamburg gelangen, sie müßten andre Wege haben; während man forschte, kamen immer noch solche Artikel. Man will nun sehen, ob in Hamburg etwas zu erfahren ist.

Dienstag, den 8. November 1842.

Selbst nach den Berichten in der „Staatszeitung" sind die ständischen Ausschüsse doch etwas lebhaft geworden; man hat dem Könige das Recht absprechen wollen, die Salzpreise wieder zu erhöhen, man hat mit Nachdruck in Erinnerung gebracht, daß eine neue Steuer ohne die Zustimmung der Provinzialstände nicht eingeführt werden dürfe. Der Minister von Bodelschwingh hat alle Mühe

gehabt, ſeine Faſſung zu behaupten und das Heft nicht zu verlieren, und iſt dabei doch zu manchen Zugeſtändniſſen genöthigt worden.

Freitag, den 11. November 1842.

Der Dichter Herwegh iſt hier.

Geſtern ein Artikel in der „Staatszeitung" zu Gunſten der neuen Eheſcheidungsgeſetze, die bearbeitet werden; matt und dürftig! — Neue Karikaturen; in einer wird der letzte Zenſor freudig zu Grabe getragen.

Profeſſor Dahlmann in Bonn angeſtellt. Endlich!

Sonntag, den 13. November 1842.

Die Stände-Ausſchüſſe ſind entlaſſen und heimgeſchickt. Es iſt alles wider Vermuthen glimpflich abgelaufen. Der König hat ihnen zum Schluß eine Anrede gehalten, in der er ſie belobt, aber mancherlei äußert, wogegen viel zu ſagen wäre. Das Wort „Vertrauen" ſei heutiges Tages ſo ſehr mißbraucht worden; von wem? von den Regierungen und ihren Schmeichlern! Nationale Eigenheit, hiſtoriſche Entwicklung, nicht Repräſentanten des Windes der Meinungen und der Tagesfragen, lauter bedenkliche Worte, wenig feſter Begriff. Meint der König, ſeine Stände ſeien ſo was Apartes, Nationales, Hiſtoriſches? Sie ſind Gebilde ganz derſelben Art, wie die der andern Länder und Völker, nur unvollkommen und unreif, dieſelben weſentlichen Formen, dieſelben Debatten, nur Ein allgemeines Intereſſe gültig, von perſönlichen Meinungen bedingt, keine Stände alter Art, ſondern allerdings Repräſentanten der Zeitſtimmung, der Einflüſſe des Tages!

Wie könnt' es auch anders sein? Ritter, Bürger, Bauern, sind ununterscheidbar, sie vertreten nicht bloß ihre Sache, sondern ihr Urtheil spricht über Allgemeines. Was noch am meisten Korporation sein könnte, Geistlichkeit, Universitäten, Akademieen, ist grade nicht vertreten! Und der Grundbesitz als Bedingung der Wählbarkeit ist nicht viel besser als Patente. Genug, es ist keine Ursache, sich auf diese Institution so besonders gütlich zu thun!

Ein neugestifteter Militairklub zu wissenschaftlicher Besprechung versammelt sich jeden Monat einmal Abends; der Prinz von Preußen ist dabei, der Kriegsminister, viele Generale; man hält Vorträge, es entstehen Debatten, nachher speist man. Auch Militairärzte und Verwaltungsbeamte haben Zutritt.

Freitag, den 18. November 1842.

Der König hatte die Absicht, eine Art von Manifest ergehen zu lassen, durch das er dem Volk unumwunden darlegen wollte, nach welchen Grundsätzen er die Ständeverhältnisse zu behandeln entschlossen sei, wie weit er gehen werde, und daß er nie Reichsstände berufen wolle. Mit Mühe soll er davon abgebracht worden sein, man habe ihm vorgestellt, heißt es, wie mißlich jede doktrinaire Erklärung sei, wie leicht sie der Kritik bloßliege, und wie schwer es sein werde, solche ausgesprochene Grundsätze unter dem Wechsel der Umstände festzuhalten; man ging so weit, ihm bemerklich zu machen, daß es nicht gerathen sei, sein Wort zu geben, daß man etwas nicht thun werde, wenn man doch nicht wissen könne, ob man es nicht doch am Ende thun müsse. Zuletzt hat man ihn dringend ver-

mocht, wenigstens nicht während der Versammlung der Ständeausschüsse einen so aufregenden Schritt zu thun.

Sonnabend, den 19. November 1842.

Schelling ist nun förmlich in preußischen Dienst aufgenommen, als Rath erster Klasse, Wirklicher Geh. Ober-Regierungsrath. Die „Exzellenz" hat er also doch nicht erlangt, aber auch so ist die Beförderung in Preußen eine sehr große, unverhältnißmäßige. Nach Tieck's Vorgang, ist nun auch Raupach zum Geh. Hofrath aufgestiegen. Misèren! Und die sehr schlecht wirken.

Der Minister Eichhorn ist klug genug, um schon gemerkt zu haben, daß der König eine Macht über sich fühlt, mit der man es nicht verderben dürfe, wenn man bei ihm gut stehen will, das ist die öffentliche Stimme. Er scheint in vielen Beziehungen vorsichtiger und zaghafter, sucht die Leute zu gewinnen, lenkt ein, und klagt nun selbst, daß er nicht könne wie er wolle. Aber man glaubt, seine Ministerzeit habe schon am längsten gedauert, und zwar seien es die Frommen, die an seinem Sturz arbeiten.

Merkwürdiger Artikel in der „Vossischen Zeitung" (aus der „Kölner") über die Ständeausschüsse, ihr Unvermögen, ihre Geringheit; sie wären hinter dem Beamtenstaate noch weit zurück!

Der Dichter Herwegh, der noch hier ist, soll Bräutigam einer Fräulein Siegmund geworden sein, einer Schwester der verwittweten Madame Piaget. Man sagt, sie sei sehr verständig, und äußerst freisinnig.

Montag, den 21. November 1842.

Schelling wird neuerdings ſtark beſprochen, die Staatswelt bekümmert ſich um den Mann, der da Rath erſter Klaſſe geworden. Er hat ſeine Vorleſungen diesmal für das halbe Honorar angeſetzt, und ſein Hörſaal iſt wieder gedrängt voll. Die Berliner ſagen, er leſe zu herabgeſetzten Preiſen; das thäten alle Virtuoſen und Raritätenleute, wenn's zu Ende ginge!

Der Dichter Herwegh iſt zum Könige gerufen worden.

„Bruno Bauer und ſeine Gegner", von Edgar Bauer, iſt wohl die keckſte Schrift, die ſeit vielen Jahren hier gedruckt worden. Nicht nur wird der Geiſt unſrer Zeit als revolutionair bezeichnet und als ſolcher geprieſen, ſondern auch der chriſtliche Staat verworfen, und an Worten des Miniſters von Rochow nachgewieſen, daß im Staate ſchon das Bewußtſein erwache, er dürfe kein chriſtlicher ſein, ſondern ein Staat der Vernunft, des Geiſtes! Aber auch der Atheiſt wird geprieſen, er ſei erſt recht der ächte Menſch! Man ſieht, während Schelling ſeine „Philoſophie der Offenbarung" lieſt, hat auch gleich der entſchiedenſte Gegenſatz ſich neben ihm aufgeſtellt, und alle Verheißungen der Zukunft ſind weniger auf Schelling's Seite, als auf der gegneriſchen.

Sonntag, den 27. November 1842.

Ein großes Weltereigniß: Frieden zwiſchen England und China, durch raſche Waffenerfolge erzwungen; alle Bedingungen zum Vortheile der Sieger, China für immer aufgeſchloſſen, dem Verkehr und der Bildung Europa's zugänglich. Die Nachkommen werden die unermeßlichen Folgen dieſes Ereigniſſes ſich entwickeln ſehen! Dreihundert

Millionen abgesonderter, begabter, ausgebildeter Menschen werden flüssig, strömen in die allgemeine Bewegung ein! — Auch in Afghanistan sind die Engländer Sieger.

Von Herrn Ackermann authentische Nachrichten über Herwegh. Geheimerath Schönlein hat ihn beim Könige eingeführt, der König begrüßte ihn als großen Dichter. „Ich freue mich Ihres Besuches mehr, als eines andern, den ich vor einiger Zeit von einem Fremden hatte", — zu Schönlein gewandt, fügte er erläuternd hinzu — „Ich meine den von Herrn Thiers", dann sagte er: „Wir sind ganz verschiedener Ansichten, aber das thut nichts, wir können auch als ehrenwerthe Feinde zusammen sein", ferner sagte er scherzend: „Sie haben mir viele unverdauliche Pillen zu verschlucken gegeben, aber der da (auf Schönlein blickend) doch noch ärgere." Der Besuch Herwegh's beim Könige ist das Tagesgespräch, alle Klassen von Menschen sind in Bewegung; die Vornehmen, die Frommen, die Altgesinnten, sind bestürzt, ja beleidigt, die Jüngern voll Neid. — Allgemein findet man die Hereinziehung von Thiers in diese ganz heterogene Szene sehr ungehörig.

In Leipzig sind die drei Bände Bruno Bauer's über die Synoptiker streng verboten worden, hier nicht, im Gegentheil gab eben erst die „Staatszeitung" die Buchhändleranzeige, daß das Werk erschienen sei.

Donnerstag, den 1. Dezember 1842.

Ich lieferte heute der „Vossischen Zeitung" einen kleinen litterarischen Artikel, hauptsächlich, um Koenig's Novelle („Regina") in der Kürze recht loben zu können. Diese Novelle hat mich ganz entzückt; es ist künstlerische Form und ethi-

ſcher Gehalt. Die Jaſſoy'ſche Familie iſt der Boden, wo die Geſchichte ſpielt, mich ſchauerte gleich die mir erkennbare Wirklichkeit an, und ſteigerte den Eindruck, aber auch die Dichtung, die ſich damit verflicht, hat ergreifende Wahrheit. Koenig ſteht in dieſem kleinen Buche den Beſten gleich. Ich ſehe, er muß Erlebtes, ihm Naheliegendes ſchildern, das iſt Nahrung für ſein Talent.

An demſelben Tage, an welchem Herwegh hier beim Könige war, verbot die Polizei hier das Neueſte, das in der Schweiz von ihm erſchienen iſt. — Auch die Zeitungen in Köln haben einen Theil ihrer kurzen Freiheit wieder eingebüßt, der bisherige Redakteur der einen hat weichen müſſen.

Schmähliche Gerichtsverhandlungen in Mainz gegen angebliche Bünde von Handwerkern, Schändlichkeiten des Inſtruktionsrichters, die das Zuchthaus verdienten, er hat den Leuten vorgeſchrieben, was ſie bekennen ſollten, unter der Vorſpiegelung, dann kämen ſie gleich frei. Das ſind Wirkungen des nichtswürdigen Einfluſſes, den der Halunke Tzſchoppe ausgeübt!

Donnerstag, den 8. Dezember 1842.

In Mainz ſind alle Angeklagten völlig freigeſprochen werden. Eine wahre Genugthuung für alle redlichen Leute! Der frühere Inſtruktionsrichter kann nicht in's Zuchthaus kommen, er iſt ſchon geſtorben. Schade! — Bei dieſer Gelegenheit wird wieder vielfach an den unſeligen Tzſchoppe erinnert, mit Schmach und Abſcheu. Ueber dieſen Nichtswürdigen ergeht wenigſtens nach dem Tode ein hartes Gericht, und es heißt wirklich, ſeine Söhne würden den Namen ablegen.

Mittwoch, den 14. Dezember 1842.

Am Hofe iſt hier große, dumpfe Bewegung. Man ſpricht vom nahen Rücktritte der bisher vorherrſchenden Oberhofmeiſterin Gräfin von Reede; der König ſoll die Gräfin von Voß zu ihrer Nachfolgerin wollen, die Königin aber die Gräfin von Münſter, geborene von Marwitz, Rochow's Schwägerin. Daß der General von Müffling endlich gehen wird, ſcheint auch gewiß, und dann wird Rochow Präſident des Staatsrathes. Genug, es ſteht noch gut um die Ariſtokratie und ihre Koterieen!

Der Miniſter Eichhorn iſt krank vor Aerger, er hat ſich verſtrickt, und weiß nicht herauszukommen. Die Geſchäfte ſtocken, und ſind ihm übermächtig. Der Direktor Ladenberg wirkt ihm entgegen, die meiſten Räthe ſind zu bloßen Schreibern herabgeſetzt. Wer ſoll nun dem Miniſter helfen? Seine begünſtigten Neulinge ſind unkundig, und auch ſchon unzufrieden!

Die Polemik gegen das Eheſcheidungsgeſetz dauert heftig fort. Gedichte, Zeitungsartikel, Flugſchriften, Zerrbilder! Savigny hat an Boyen geſchrieben, er hoffe, er werde ihm die Hand bieten, um die neuen Beſtimmungen auch in dem Militair einzuführen; Boyen hat durch den Major von Griesheim ausführlich antworten laſſen, Savigny ſolle ſich um das Militair nicht bekümmern!

Der Aufſtand in Barcelona ſcheint doch ernſter, als man es glauben durfte, wenn man die Zeitungen las. Aber die Spanier ſind unberechenbar! Ihr Muth ſteigt, wenn alles verloren ſcheint.

Der Lieutenant Zimmermann, Adjutant Boyen's, hat über Afghaniſtan geſchrieben, und dabei Ausfälle gegen Rußland gemacht. Der ruſſiſche Geſandte hat ſich beim Miniſter von Bülow beklagt, dieſer fuhr mit ihm zu

Boyen, der den Adjutanten entlaſſen wollte, was aber Herr von Meyenderff doch verbat. Der König hat den Lieutenant Zimmermann mit achttägiger Haft beſtraft.

Sonntag, den 18. Dezember 1842.

Artikel im „Journal des Débats“ über die Bedeutung des Dombauſeſtes; dem Könige wird nachgerechnet, er habe fünferlei Religion ſchon verſucht: Reformirt, Lutheriſch, Unirt, Engliſch und Katholiſch — Quäkeriſch (mit Mrs. Fry) hätte noch hinzugefügt werden können! — Artikel in der „Leipziger Allgemeinen Zeitung“, es ſei nicht wahr, daß einige Miniſter bei der Berathung des Eheſcheidungsgeſetzes im Staatsminiſterium opponirt hätten, daſſelbe ſei einſtimmig angenommen worden; einige Miniſter hätten ſich allerdings heftig gegen den Entwurf ausgeſprochen, aber nicht im Staatsminiſterium.

Was ſchon vor einiger Zeit geſagt worden, daß Bunſen an die Stelle Eichhorn's kommen, Eichhorn Bundesgeſandter werden, und Graf von Dönhof als Geſandter nach London gehen ſolle, findet jetzt mehr Glauben. Aber Bunſen's Name erregt wahren Schrecken, man fühlt die Möglichkeit, dann Eichhorn zurückzuwünſchen!

Der Lieutenant Zimmermann ſagt in ſeinem Buch über Afghaniſtan unter andern, wenn Chriſtus von dem Daſein Amerikas gewußt hätte, ſo würde er, ſtatt eine neue Religion zu ſtiften, lieber auf die Entdeckung dieſes Welttheils ausgegangen ſein, und ſo wird Columbus gleichſam als der Höhere bezeichnet, der Größeres und Beſſeres gethan, als Chriſtus! Aus welchen Löchern dergleichen freie und wilde Wäſſer einem plötzlich entgegenſprudeln!

Montag, den 19. Dezember 1842.

In „Rotteck's Leben" las ich, daß er bis zuletzt auf das Kotzebue'sche Stück „Menschenhaß und Reue" etwas gehalten, und stets Rührung dabei empfunden habe. Ich wollte diesen Eindruck an mir prüfen, und da das Stück unter altem Wuste zur Hand lag, so nahm ich es vor, und las es frischweg durch; gewiß ohne Vorurtheil, ja fast mit dem Wunsche, etwas Gutes daran zu finden. Aber wie war mir zu Muthe, als ich nun damit fertig war! Nur Ekel und Abscheu empfand ich. Wie gab ich den Schlegel's Recht! wie pries ich die Wandlung der Zeiten, die dergleichen in Verachtung fallen ließ! Das Ganze ist ein Werk der niedrigsten Gemeinheit, vom Kern bis zur Schale ist alles nichtswürdig, der Stoff, die Absicht, die Darlegung, die Ausbildung, die Sprache. Alle Mittel, die hier gebraucht werden, sind die elendesten, wohlfeilsten, jede Szene strebt nur auf den gemeinsten, rohsten Eindruck hin; alles ist ästhetisch so faul wie moralisch; ungern brauch' ich das letztere Wort, in diesem Gebiete, aber hier muß ich es als nothwendig anerkennen. Und dergleichen Quark galt einst allgemein als Kostbarkeit, nicht nur bei den Deutschen, sondern auch bei fremden Nationen! Engländer, Franzosen, Spanier und Russen, wetteiferten, uns von der Schmach zu befreien, dergleichen erzeugt und bewundert zu haben, sie eigneten sich den Quark an, und bewunderten ihn mit. So ist es immer: die Menge läuft immer dem Gemeinen nach, das Vortreffliche zwingt ihr auch Bewunderung ab, indeß bleibt jenes ihr lieber, bis der Tag verfließt und seine Geburten mit ihm hingehen; das Vortreffliche aber besteht, und dauert fort in allen Guten und Edlen. — Ich warf das elende Zeug

wieder hinaus, zu seinesgleichen, denn noch einige Kotzebue'sche Stücke lagen dort.

Donnerstag, den 22. Dezember 1842.

— Von Alexander's von Humboldt Leben in Paris erzählt mir Bülow folgendes Merkwürdige: vor sechs Uhr steht er auf, und arbeitet sogleich mit Arago auf dem Observatorium, gegen acht Uhr frühstücken beide in einem nahen Kaffehause, Humboldt nur Eine Tasse schwarz, ohne etwas zu essen; hierauf begiebt er sich auf die königliche Bibliothek, wo ihm ein besonderes Zimmer eingerichtet ist, hier verschließt er sich, nimmt nur in seltnen Fällen jemand an, und arbeitet bis sechs Uhr Abends, dann fährt er zum Essen, gewöhnlich eingeladen, und der übrige Abend und ein Theil der Nacht gehört der Gesellschaft und Unterhaltung. Bei diesem Leben befindet er sich vollkommen wohl, die Arbeit ist sein höchster Genuß. — Bülow ging zur Besprechung der Tagesgegenstände über. Der König mache es seinen Ministern nicht leicht, er verlange ungeheure Arbeiten und in kurzen Fristen, unterbreche und störe das Begonnene wieder selbst, indem er Anderes vorschiebe; dann auch widerspreche er sich, sage, man habe ihn mißverstanden u. s. w. Jetzt sei das der Fall mit der freien Presse, der König lese begierig die Zeitungen, und finde sich jeden Tag verletzt und empört durch die Frechheit, mit der alles angegriffen werde, durch die Richtung, in der man kühn vordringe, das mißbillige er ganz, dagegen fordre er Abhülfe. Wie das zu machen sei, daß die Presse einer gewissen Freiheit genieße und doch nichts Aergerliches liefre, das wisse kein Mensch, endlose Berathungen fänden Statt. Der nächste Zorn werde auf die

„Leipziger Allgemeine Zeitung" fallen, die ſeit einiger Zeit die Geißel der preußiſchen Regierung geworden; man habe vor kurzem einen Rath aus Merſeburg an Brockhaus geſandt, ihn zu warnen, zu bedrohen, allein der habe geantwortet, er wolle nicht hinter den preußiſchen Blättern zurückſtehen. Die „Rheiniſche Zeitung" habe durch ihre freie Sprache ſchon ſechshundert Abonnenten verloren. Die Zeitung von Brockhaus werde nächſtens verboten werden, kein Geheimniß ſei mehr ſicher, es müßten hohe Beamte ihr Mittheilungen liefern. Die inländiſchen Zeitungen werde die Zenſur wieder ſcharf beaufſichtigen; der Zenſor der „Rheiniſchen Zeitung", ſchon längſt als ein dummer Kerl bekannt, ſei abgeſetzt, mit dem der „Königsberger" werde man ſchwerer fertig werden, der ſei ein Mann von Gewicht und widerſetze ſich dem Oberpräſidenten, indem er ſich auf die Abſichten des Königs berufe. Der König ſage, er wolle, daß man in Büchern frei rede, nicht in Zeitungen, da komme nun das Buch von Zimmermann, und auch da müſſe man einſchreiten. Der König wolle keine Konſtitution, aber alles ſchreie darnach, durch den Vergang mit Herwegh ſei die ganze Jugend aufgeregt, jeder denke nun, er müſſe es nur recht arg machen, dann werde er zu Ehren kommen; nun ſchreie man erſt recht! Und in den Behörden ſelber ſei Partheiſucht, Widerſpruch, Auflöſung! Kurz, Klagen und Klagen.

Freitag, den 23. Dezember 1842.

Der Miniſter von Bülow ſagte mir geſtern ohne Hehl, daß Herr von Rochow fortwährend großen Einfluß übe, und nichts weniger als liberalen, daß er ſich aber des Uebermuthes der liberalen und konſtitutionellen Schreier

herzlich freue, weil die unfehlbare Folge sei, daß ihnen auf's Maul geschlagen werde, und weil dadurch der König wieder auf den Weg zurückkomme, den er verlassen wollte. Daß die Provinz Preußen so unverbesserlich auf Konstitution versessen sei, wird theils dem unmittelbaren Einwirken des Herrn von Schön, theils dem Nachwirken des Kantischen Geistes, der die ganze Provinz durchdrungen habe, beigemessen. Ob übrigens Reichsstände zu wünschen oder nicht zu wünschen seien, das ist für den Augenblick nicht in Frage, sondern in Frage steht nur, was der König wolle, und wie dessen Willen auszuführen sei, wobei denn für die Minister ein Unglück ist, daß der Ausdruck dieses Willens meist sehr unbestimmt und in Widersprüchen befangen ist.

Hergang des Lärms in Betreff des Doktor Rupp. Der General von Thile hält seit einiger Zeit dem Könige fast jeden Tag Vortrag über die Zeitungen und macht ihn auf merkwürdige Artikel aufmerksam; so zeigte er ihm auch die Anklage eines Elberfelder frommen Blattes gegen Rupp, der König stimmt der Anklage bei, und befiehlt, der Elberfelder Artikel soll in die „Staatszeitung" aufgenommen werden. Thile, sehr erfreut, unterrichtet die Redaktion von dem Befehl. Zinkeisen eilt zu Eichhorn; „Um Gotteswillen nicht", eifert der, „das verwirrt alles auf's neue und schadet uns über die Maßen; gehen Sie zu Thile, sagen Sie ihm meine Bedenken, und ich bäte ihn, die Sache dem Könige nochmals vorzutragen, und die Einrückung zu hintertreiben." Thile ist willig dazu, aber der König ergrimmt, und es soll auf der Stelle die Aufnahme geschehen. Sie geschieht also. Kaum hat man in Königsberg gesehen, daß die „Staatszeitung" die Anklage mittheilt, so entsteht ein gewaltiger Lärm, der Magistrat lehnt

ſich auf, Herr von Brünneck ſchreibt an die Redaktion mit Bitterkeit, vertheidigt den Doktor Rupp, verlangt Einrückung dieſer Gegenrede, und ſchließt damit, nur völliger Unverſtand oder jeſuitiſcher Eifer habe jene Aufnahme der Anklage in die „Staatszeitung" verfügen können. Zinkeiſen eilt zu Thile, aber dieſer verwahrte ſich hoch und theuer, dergleichen wage er nicht dem Könige vorzulegen, der gewiß in höchſtem Zorne eigenhändig ſogleich den fürchterlichſten Brief an Brünneck ſchreiben würde; auch kein andrer Miniſter, nicht Bülow, nicht Eichhorn, nicht Graf von Arnim, wollte mit der Sache zu thun haben, Zinkeiſen möge ſehen wie er ſich helfe, er ſolle die Vorwürfe nur hinnehmen. Er berührte in der „Staatszeitung" die Einſprache des Magiſtrats nur obenhin, und außer dieſem leiſen Widerklang hat der König nicht von der Wirkung erfahren, die jene Einrückung hervorgebracht, und er weiß noch heutiges Tages nichts davon! — Andre Geſchichte, das Manifeſt, das der König beim Zuſammentritt der ſtändiſchen Ausſchüſſe wollte in die „Staatszeitung" einrücken laſſen, und wie dies noch glücklich durch Zögern und Ablenken ſei hintertrieben worden. Der König hatte die Schrift eigenhändig entworfen, Legationsrath von Uſedom und Doktor Zinkeiſen ſollten den Stil etwas ſäubern; der König ſagte darin, Preußen brauche keine Konſtitution und ſolle nie eine bekommen, und that heftige Hiebe auf die konſtitutionellen Länder, Baiern, Würtemberg, Baden, Frankreich, England; es wäre ein gräßlicher Skandal geworden, wäre das im Druck erſchienen, jederman hätte gleich erkannt, daß es von der Hand des Königs ſei, da niemand ſonſt hier ſo hätte reden können.

Sonnabend, den 24. Dezember 1842.

Der König hat den drei Miniſtern, die beim Zenſurweſen betheiligt ſind, anbefohlen, ihre Anſichten und Vorſchläge in Betreff einer neuen Zenſurinſtruktion jeder in einer eignen Denkſchrift zu entwickeln. Große Noth, viel Berathen und Erwägen! Endlich kommen die drei Denkſchriften doch zu Stande, und ſiehe da! die drei Miniſter, Bülow, Eichhorn, Arnim, ſtimmen in nichts überein, jeder will für ſein Miniſterium alles frei und ſicher halten, und alles den beiden andern aufladen. Nun iſt ein Rath beauftragt, daraus ein Ganzes zu machen, und der ſagt, wenn er die drei Denkſchriften ſo nebeneinander liegen ſehe, ſo werde ihm grün und gelb vor den Augen!

Nachmittags kam der Fürſt von Wittgenſtein. Klug, praktiſch, wunderlich wie immer. Bedauerte ſehr den König, den guten Herrn, der ſo viel Verdruß habe, dem faſt nichts nach Wunſch gelinge. Die Ständeſachen kamen zur Sprache, die Konſtitution, die Preßfreiheit; wenn man darin nicht weitergehen wolle, müſſe man gar nicht anfangen; wenn man ſelber ſo reizbar und empfindlich ſei, müſſe man keine Karikaturen erlauben, den Zeitungen nicht die Zügel ſchießen laſſen; was man ausſäe, das wachſe dann auch auf, darüber dürfe man ſich nicht wundern. Er möchte nur das Eine wiſſen, was Metternich in ſeinem Innerſten von all dieſen Sachen denke, was er insgeheim dazu ſage! Unſern Miniſtern übrigens geſchähe es ganz Recht, daß ihnen die Sachen ſo ſchwer gemacht würden, warum wagten ſie nicht, dem Herrn in manchen ſeiner Unternehmungen gleich anfangs zu widerſprechen? Wittgenſtein ſagt noch ſpöttiſch, alles was er jetzt von hieſigen Dingen wiſſe, ſchöpfe er aus der „Leipziger Allgemeinen Zeitung“, dort werde alles Wichtigſte und Geheimſte mit-

getheilt. Er fragt nach mancherlei Vorkommniſſen in meinen „Denkwürdigkeiten“, worüber denn Frau von Crayen und Frau von Frohberg in Töplitz ſich verfeindet? wer der hinkende Franzoſe geweſen, wer der polternde Geheimrath, wer der Berichtſchreiber aus Frankfurt am Main an Jordan, doch nicht etwa der „Fuchs in Holzſchuhen“ (Küpfer)? Allerdings! Insbeſondere intereſſirt ihn Schlabrendorf's Grimm über die Sonntagsfeier, und deſſen geheime Nachricht an den König über einen in Paris zu fürchtenden Handſtreich. Wittgenſtein erzählt mir noch von Tzſchoppe's Krankheit, von deſſen maßloſem Ehrgeize, den er zur Schau getragen, und der ihn bewogen, ſich manchen gehäſſigen Einfluſſes zu rühmen, den er gar nicht gehabt, mit dem er nur ſeine Wichtigkeit habe aufputzen wollen. (Er hat ihn wohl gehabt!) Die Wittwe habe ſich an die Miniſter gewendet, und eine Ehrenrechtfertigung ihres Mannes gegen die harten Verunglimpfungen der öffentlichen Blätter verlangt, die ihr auch wohl nicht verſagt werden könne. Ich erwiederte, das würde nichts beſſern, denn die Leute würden ſagen, das Zeugniß der Behörden, denen er gehorcht und gedient in ihren ſchlechten Richtungen, ſei nur eine Beſtätigung ſeiner Schlechtigkeit. Wittgenſtein iſt über dieſe Aeußerung etwas mißmuthig, und geht nun bald.

Montag, den 26. Dezember 1842.

Der König iſt ganz entzückt von dem Roman „Thyrnau“ der Majorin Paalzow, empfiehlt ihn jederman, beſtellt Bilder dazu. „Alſo wieder der ſchwächliche Geſchmack, wie ſein Vater und ſeine Mutter ihn hatten, denen

galt August Lafontaine, dem Sohne die Majorin Paalzow, und Tieck ist nur zur Aushülfe!"

Die „Leipziger Allgemeine Zeitung" enthält einen Brief von Herwegh an den König, voll dreister Freimüthigkeit.

„Die Staatsminister scheuen sich, dem Könige im Staatsministerium wegen des neuen Ehegesetzes geradezu entgegen zu sein, weil keiner seinen Zorn auf sich ziehen mag, aber sie verlassen sich mit Gewißheit auf den Staatsrath, und wissen im voraus, daß hier die Stimmenmehrheit wider den neuen Entwurf sein wird." Dies äußerte mir jemand, der sehr gut unterrichtet ist.

An Bunsen's Hieherberufung wird nicht gezweifelt, er soll an Eichhorn's Stelle kommen, der König will seine Lieblinge um sich haben, will Diener haben, die blindlings mit ihm gehen, die in seinen Ideen lebhaft voranschreiten. Seit ein paar Wochen ist Bunsen's Sekretair, Herr Stipf, hier, ein sehr gescheidter, schlauer Mann, sagt man, mit dem der König viel gearbeitet hat; unter andern wurde eine Agende für die Kirche in Jerusalem berathen und entworfen.

Dienstag, den 27. Dezember 1842.

Besuch vom Grafen von Königsmark, der die Nachricht bringt, daß die „Leipziger Allgemeine Zeitung" in Preußen verboten sei.

In Königsberg hatte die Regierung allen Staatsdienern, der Prorektor allen Studenten scharf verboten, für Herwegh Festlichkeiten zu veranstalten. Unabhängige Bürger gaben ihm doch ein Ehrengastmahl, wobei man die Namen Schön und Jacoby hochleben ließ. Ein Wortwechsel, der entstand, war Ursache, daß ein Offizier den Jacoby herausforderte. Das Verbot, den Mann zu feiern,

den der König geehrt, hat etwas von Tadel gegen den König, und nimmt sich in diesem Betreff seltsam aus.

Nach neun Uhr Abends fuhr ich in die Assemblee zum Minister von Bülow; es waren über zweihundert Personen dort. — Bülow setzte sich später mit mir in eine Ecke, bestätigte mir, daß die „Leipziger Allgemeine Zeitung" vom Januar ab verboten sei, wobei er und Graf von Arnim noch glücklich die Sache so eingerichtet haben, daß die Maßregel nur eine ganz einzelne bleiben kann, und keine weitern Verbote gegen ähnliche Blätter zu folgen brauchen. Er sagt mir auch, Herwegh sei von hier fortgewiesen worden; unter den vorhandenen Umständen habe das freilich nur vom Könige ausgehen können. Nun wird es Lärm geben! Und man ist nicht sehr darauf eingerichtet, ihn zu ertragen!

In Potsdam ist ein Offizier (Danckelman) somnambül, und im magnetischen Hellsehen sagte er schon vor vier Wochen, er sehe den König Louis Philippe in Gefahr, am 29. wenn er zur Eröffnung der Kammern fahre, werde ein Weib mit einer Bittschrift seinem Wagen nahen, überfahren werden, und diesen Augenblick werde man zu einem Mordanfall benutzen; in einer von ihm bezeichneten Straße, in einem Hause, das er schilderte, dessen Nummer aber dunkel sei, werde der Anschlag geschmiedet, da kämen die Verschworenen zusammen, in einem andern Hause noch andre. Die Angaben waren alle so genau und auffallend, daß Bülow sie dem französischen Gesandten Bresson mitgetheilt hat. Uebermorgen ist der entscheidende Tag. Hat der Somnambüle Wahres gesehen, so muß die Sache vorgehen, trotz aller Gegenanstalten, die man treffen mag; läßt sie sich verhindern, so ist die Vorhersagung nichtig!

Freitag, den 30. Dezember 1842.

Herwegh ist gestern Vormittag, der empfangenen Weisung gemäß, von Berlin abgereist, auf der Eisenbahn nach Leipzig, er war eben von einem Ausfluge nach Stettin zurückgekehrt.

Heute steht in der „Staatszeitung" das vom König erlassene Verbot der „Leipziger Allgemeinen Zeitung", und der Bericht der drei Minister, der die Gründe und den Antrag des Verbots enthält; der letztere ist sehr schlecht gerathen, unnöthig zart und dann doch ganz grob, der wird den üblen Eindruck nur vermehren. Herr Brockhaus soll schon hier sein, und unterhandeln.

1843.

Berlin, Mittwoch, den 4. Januar 1843.

In der „Staatszeitung“ ſteht eine gereizte, bittre Berichtigung der in fremden Blättern wiederholten Behauptung, Eichhorn ſolle Bundesgeſandter werden; ſolche Gerüchte würden offenbar in böſer Abſicht ausgeſprengt. Die böſe Abſicht leuchtet hiebei nicht eben ein. Auffallend aber iſt es, daß die „Staatszeitung“ bei dieſer Gelegenheit das Wort nimmt, und ſo hochfahrend und ſcharf. Das geſchieht nicht um Herrn Eichhorn's willen, der auch gar nicht durch jenes Gerücht beſchimpft wird, ſondern hier ſind höhere Intereſſen im Spiele! Man vermuthet, daß der König entſchieden ſeinen Liebling Bunſen hieher ziehen wolle, daß zu dieſem Zwecke jene Veränderung wirklich beſchloſſen geweſen, die frühe Ausplauderung aber, und die ärgerlichen Urtheile, die über den Plan vernommen worden, denſelben für den Augenblick verrückt haben. Natürlich ſei nun der Verdruß um ſo größer, und man ſtelle nun die aufgegebne Abſicht als eine nie gehegte vor! Auch iſt es auffallend, daß die ſcharfen Worte nur von Eichhorn ſprechen, aber nichts von Bunſen ſagen. — Ich glaube noch immer etwas an die Sache; vor ſechs Wochen ſchon wußte der Prinz von Preußen davon, und glaubte

ebenfalls daran, wiewohl ſie ihm äußerſt mißfiel. Wir werden ja ſehen, was in der Folge kommen wird, wenn wir ſo lange leben!

Die „Staatszeitung“ enthielt geſtern eine dumme, hämiſche Kritik der Rede des Dokter Rupp; ſchon deßwegen ſchändlich, weil Rupp mit dem Miniſterium in hartem Kampfe ſteht, und von den Behörden verfolgt wird. Die „Staatszeitung“ ſcheint mehr und mehr das Sprachrohr Eichhorn's zu werden, wobei ſie nicht gewinnen kann!

Sonnabend, den 7. Januar 1843.

Die „Deutſchen Jahrbücher“ ſind von der ſächſiſchen Regierung unterdrückt, durch ein langes, umſtändlich erörterndes Reſkript, das arge Blößen giebt; Dummheit! der Befehl genügte, warum ſich auf Dinge einlaſſen, denen die Behörde doch nie gewachſen iſt? — Brockhaus will ſeine Zeitung eingehen laſſen, und mit andern Redaktoren und in andrer Richtung ein ganz neues Blatt anfangen; ſeinen Schaden rechnet er auf zwanzigtauſend Thaler. — Unſre hieſigen Zeitungen liefern nur Preßfreiheitsartikel, loben den König und ſeine Gnade und ſchelten das Publikum und die Schriftſteller; daß ſich Gott erbarme! warum nicht lieber geſchwiegen? Man gebärdet ſich frei, um dem Könige zu ſchmeicheln, immer mit dem ſcheuen Blick, ob er's noch gutheißt, noch nicht übel nimmt; da waren die Saturnalien der Römer beſſer, da wußte jeder Sklave ſein Recht und deſſen Dauer!

Der König ſagte zu Boyen neulich: „Der General von Neumann wird doch ein bischen alt, es wäre bei Zeiten daran zu denken, ihm einen Stellvertreter zu geben; was meinen Sie zu Radowitz?“ — Boyen verſetzte:

„Ew. Majestät, ich werde auch alt!“ — Worauf der König: „Ah ich verstehe schon, Sie wollen Radowitz nicht! Nun gut, schlagen Sie mir denn Andre vor!“ — Der König war sichtbar ärgerlich, daß seinen Wünschen nicht besser entsprochen wurde.

Der König hat einen alten Schwanenorden wieder aufgefrischt, und der Königin als der Großmeisterin einen Ordensschmuck von zwölftausend Thalern machen lassen.

Sonntag, den 8. Januar 1843.

Merkwürdig, wie bei den Hohen und Hochgestellten eine stille Bitterkeit gegen den König herrscht, wie unzufrieden sie mit seinem Benehmen sind, den Aristokraten ist er viel zu liberal, den Frommen bei weitem nicht fromm genug, die Liberalen haben alle Hoffnungen aufgegeben: „Er hatte nach allen Seiten Versprechungen gemacht, nach keiner Seite hat er sie erfüllt; er hat Alle getäuscht.“ Man hört die härtesten Dinge; Herwegh wird ihm nie verziehen, man ließe ihn gern, wenn es möglich wäre, Kirchenbuße thun wegen seines Unterfangens „solchen hergelaufenen Burschen“ zu sich bringen zu lassen. „Wer von uns“ — sagt ein Hofmann — „ist denn seines Amtes und seiner Ehre noch sicher, wenn diese Mode einreißt?“ — Der vorige König hat's doch eben so gemacht, der ließ den Naturdichter Gottlieb Hiller zu sich bringen, und der war auch, wie Herwegh, ganz familiär mit dem König und der Königin! — „Der vorige König — war der vorige König, der konnte machen was er wollte, es schadete nichts, und als er sich einmal zu viel herausnahm gaben seine Minister ihm auch auf die Finger, fragen Sie nur den jetzigen General von W.! Und Gottlieb Hiller!

wie unſchuldig iſt der im Vergleich mit Herwegh! Aber beſtraft iſt der König doch, die Verweiſung Herwegh's, die er hat befehlen müſſen, iſt einem Widerrufe gleich, und giebt ihm vor aller Welt das Anſehn eines Beſtraften!"

Die heutige „Staatszeitung" muß ſchon berichtigen, es ſei ohne Grund, was norddeutſche Blätter angegeben, daß ruſſiſcher Einfluß die preußiſchen Rückwirkungen gegen die Preſſe verurſacht habe. Wie wird es den König verdrießen, wenn erſt franzöſiſche und engliſche Blätter eine ſolche Behauptung mit größter Gehäſſigkeit wiederholen werden! Und an öſterreichiſchen Einfluß glauben auch hier Viele, ich ſelbſt habe dieſer Annahme vielfach widerſprechen müſſen. — Ich höre, daß die jungen Leute, welche den meiſten Antheil an den letzten Preßärgerniſſen haben, ihre Sache gar noch nicht aufgeben, ſondern auf neue Wege ſinnen, und zum Theil ſchon haben, wie ſie ihre Oppoſition fortſetzen können.

Schrift von Puchta, für den neuen Eheſcheidungs-Geſetzentwurf, in der geſtrigen „Staatszeitung" gelobt. — Dagegen ſpricht der „Geſellſchafter" mit größtem Lobe von der Rede des Doktor Rupp, und wirft ſeinen Gegnern arge Beſchuldigungen an den Kopf. — Sie dämpfen den Geiſt im Publikum nicht mehr, die Frömmler und Knechte, er iſt ſchon zu mächtig. Wär' er nur nicht ſo ungeſchickt und ſo vereinzelt, da würde er noch ganz anders wirken! Aber Deutſche bringt man ſchwer zuſammen, außer zur Philiſterei, zu der ſind ſie immer zu haben; Beweis ſind die zahlloſen langweiligen Vereine und Klubs für Kunſt, Litteratur, Geſchichtforſchung, Geographie u. ſ. w.

Dienstag, den 10. Januar 1843.

Sehr mißſtimmt; die Langſamkeit des Geſchichtsganges mißfällt mir; die Ereigniſſe liegen zu weit auseinander, das Menſchenleben iſt zu kurz beiſammen. Nichts zu thun! wie es iſt, müſſen wir's hinnehmen.

Donnerstag, den 12. Januar 1843.

Beim Könige war große Kour und Konzert; Liszt, Rubini, und eigends dazu von Dresden durch Hofrath Teichmann geholt Madame Schröder-Devrient. Alles war prächtig und geſchmackvoll, viel reicher und voller als beim vorigen König.

Seltſames Gerede, der König, aufgebracht über die vielen öffentlichen Stimmen, die gar nicht in ſeinem Sinne reden, wolle ein eignes Hofblatt gründen, das er ſelbſt mit ſeinen Vertrauten redigiren und füllen werde! Iſt es wahr, daß ein ſolches Vorhaben ernſtlich gemeint iſt, ſo beweiſt das nur, daß niemand in jenem Kreiſe eine Vorſtellung von ſolcher Aufgabe und ſolchem Geſchäft hat! — Der König, ſagt man, laſſe wohl leicht wieder los und eine Zeitlang unbeachtet, was er ſich vorgeſetzt, aber darum verzichte er noch nicht darauf, im Gegentheil, er warte nur auf beſſere Gelegenheit, um alles auszuführen, was und wie er es ſich vorgeſetzt. Bei dieſer Weiſe wird er nur ſchwerlich Erfolg haben, es wird ihm für alles nicht genugſame Lebenszeit verbleiben.

Eine kleine Polemik geht noch immer durch unſre Zeitungen durch, und die amtlichen ärgerlichen Artikel der „Staatszeitung" haben nur neuen Stoff geliefert, und die höchſte Behörde hat nichts gewonnen, als Blößen, wo man ſie verletzen kann! — Wie das bischen Freiheit unter

dem großen Sandhaufen Macht ſich klein und mühſam hervorringt, ſieht man allerdings an den Körnchen, die ſich hie und da bewegen, einſinken und aufwallen, aber der große Sandhaufen liegt unverrückt!

Freitag, den 13. Januar 1843.

Großer Trieb in mir zu friſcher Thätigkeit, aber eine eingreifende, wirkſame unter den gegenwärtigen Umſtänden iſt für mich undenkbar. Aufgefordert, den liberalen Theil unſrer Regierung aufzufaſſen, zu verſtärken, darzuſtellen, find' ich dieſe Aufgabe eine durchaus luftige, und nebelhafte, die Beſtandtheile ſind gar nicht geſchieden, noch ſcheidbar, ſie gähren trübe durcheinander, und was eben an das Licht hervorwogt, iſt gleich darauf tief unten am dunklen Boden. Eben ſo wenig iſt es auf der Gegenſeite klar, ich ſehe nur ein widriges Gedränge kleinlicher Perſönlichkeiten. Und doch würde ich die Schwierigkeiten nicht ſcheuen! was mich am meiſten abhält, iſt die Einſicht, daß Beleuchtung hier nicht nutzen, ſondern eher ſchaden würde! Manches muß im Dunkel oder in der Dämmerung wachſen, um erſt gekräftigt an das Sonnenlicht zu treten. — So hab' ich denn zu ſchweigen! — Ueberlegung, ob die ſtillen Tage denn verlorene ſein müſſen? keineswegs! jeder Tag iſt ein Gefäß, welches mit dem Köſtlichſten zu füllen uns immer geſtattet bleibt; wir haben ein ſo großes Reich im Innern zu verwalten, ſo viel zu ordnen und aufzuhellen, daß es uns an Beſchäftigung nie fehlen kann. Freilich üben wir am liebſten unſre Talente, und oft ungern unſre Pflichten!

Sonnabend, den 14. Januar 1843.

In Nr. 5 und 6 des „Magazins für die Litteratur des Auslandes“ iſt eine Schilderung von Blindenerziehung in Nordamerika von Dickens, und beſonders eine Erzählung von einem taubſtummen und blinden Mädchen Laura Bridgman, die durch Doktor Howe mit Erfolg unterrichtet worden, — Rührenderes und Erſchütternderes habe ich nie geleſen! Dickens hat ein Meiſterſtück einfacher Berichtgabe geliefert, und ſeine hohe und reine Seele leuchtet hell und warm durch ſeine ruhigen Worte hervor. Ich mußte das Blatt weglegen und laut weinen, es war ein Durchbruch des heißeſten Mitgefühls, der in der Schöpfung tief gegründeten Verwandtſchaft alles Geſchaffenen; ich rief leidenſchaftlich zu Gott: Sie ſoll ſehen, laß ſie ſehen, Allmächtiger! öffne ihre Augen, ihr Gehör! laß ſie ſterben, damit ſie zu dir komme! Die prächtigſte Entſchädigung muß ihrer ja harren! laß das grauſame Dunkel enden! — Und iſt es denn mit irgend einer Seele anders? iſt nicht auch die ſinnbegabteſte eingeſchloſſen, gehemmt, zu dunklen Mühen verurtheilt? Die höchſten religiöſen Betrachtungen reihen ſich hier tröſtend an!

Montag, den 16. Januar 1843.

Der Biſchof von Jeruſalem hat einen prahleriſch-eitlen Bericht über die Feier des Jahrestages ſeines Einzuges erſtattet, und der König darauf ſelbſt eine Kabinetsordre an den Miniſter Eichhorn geſchrieben, worin er dieſen beauftragt, allen evangeliſchen Predigern im Lande Fürbitten und Dankſagungen für den Biſchof und das Bisthum anzuempfehlen. Sechstauſend Abdrücke der Verfügung waren bald gemacht, aber der Jahrestag doch ſchon

verſäumt, wenigſtens für alle entfernteren Kirchen. Nun wird die Sache nachträglich geſchehen. Die wenigſten Geiſtlichen haben dazu Luſt, aber die meiſten werden es doch wohl thun. Alſo wieder ein Anlaß zu halber oder ganzer Heuchelei! Dieſe Liebhaberei an dem Bisthum Jeruſalem kann noch weit führen!

Der König ſoll jetzt ſelber öfters Nachrichten und Angaben für die Oeffentlichkeit niederſchreiben, und der „Hamburger Korreſpondent" das Blatt ſein, wo dieſe Artikel gewöhnlich einſchlüpfen.

Mittwoch, den 18. Januar 1843.

Abends bei Williſen's. — Profeſſor Stuhr. Ich hatte mit letzterm viele und merkwürdige Geſpräche, von ſeinen Thorheiten und Schrullen ſcheint er mehr und mehr abzukommen, freilich bracht' ich ihn auch nicht auf ſolche Gegenſtände. Er erzählte mir, wie er Bunſen's Bekanntſchaft gemacht; im Jahre 1815, nach Napoleon's Wiederkehr von Elba, eilte Stuhr von Hannover nach Hamburg, um ſich dort für den Feldzug einzurichten, den er, auf beſondere Einladung Pfuel's, im Blücher'ſchen Hauptquartiere mitmachen wollte. Zur Reiſe nach Hamburg vereinigten ſich Brandis und Bunſen mit ihm, und alle drei nahmen Extrapoſt. In der Lüneburger Haide ſtiegen ſie aus, weil die Pferde im Sandwege kaum fort konnten, und auf der Fußwanderung entſpann ſich bald lebhafteres Geſpräch; Bunſen griff das Chriſtenthum an, Stuhr vertheidigte daſſelbe, aber Bunſen blieb hartnäckig bei ſeiner Verwerfung, behauptete feſt, das Chriſtenthum ſei abgenutzt, es ſei nicht mehr zu halten, und es ſei Zeit, eine neue Religion zu ſtiften; dies führte er mit aller Heftigkeit und

faſt ſpöttiſcher Bitterkeit aus, ſchon damals fanatiſch, wenn auch in entgegengeſetzter Richtung als er es jetzt iſt. Merkwürdig!

Donnerstag, den 19. Januar 1843.

Der Major von Willisen hat mir zwei Manuſkripte mitgegeben geſtern Abend; eines, ſchon früher beſprochen, heißt: „Maria Schweidler die Bernſteinhexe", herausgegeben von W. Meinhold, eine in alterthümlichem Tone gehaltene Erzählung aus dem Dreißigjährigen Kriege, der Verfaſſer iſt Prediger auf der Inſel Uſedom. Ein paar Proben hatten in der „Chriſtoterpe" geſtanden, und dem Könige ſo ſehr gefallen wie ſelten etwas; er ließ an den Verfaſſer ſchreiben, und der ſandte nun das Manuſkript, zu dem er keinen Verleger zu finden gewußt. Der König wünſcht das Ganze gedruckt zu ſehen, will allenfalls die Koſten dazu geben, möchte aber, daß auch der Verfaſſer davon Nutzen hätte, und überträgt dem Major von Willisen die Sache, er möge ſehen, was dabei zu thun ſei. Mittlerweile aber ſendet der Prediger ein zweites Manuſkript ein, ein poetiſches und ſonderbares Werk: „Athanaſia, oder die Verklärung Friedrich Wilhelm's des Dritten, ein religiöſes Gedicht von W. Meinhold". Dies, meint er, ſei ein weit wichtigeres Werk, und wünſcht die Königliche Gunſt vorzugsweiſe dieſem zuzulenken; der verſtorbene König kommt im Himmel an, findet dort ſeine Helden, es treten die Zeitgeſtalten auf, Hegelianer, Schleiermacherianer, Straußianer, Goetheverehrer, — ein wunderliches Gemiſch Dantiſcher Bemühungen und Jung-Stilling'ſcher, gemeiner Geſpräche im Reiche der Todten und dunkeleifrigen Predigerdranges, nicht ohne eine gewiſſe

Kraft und Gewandtheit, aber bei weitem doch der Mühe nicht werth. (Der König hat sehr gelacht, daß Bettina von Arnim darin als „kleine Kröte“ bezeichnet ist, die immer schreit: „Im Himmel und Erden geht nichts über Goethe!“) Durch dieses zweite Manuskript hat der Verfasser dem ersten nicht gut gethan, der König zweifelte, ließ beide liegen, und nahm endlich nur das erste wieder auf, und für dessen Erscheinen soll nun gesorgt werden. Aber wie eigentlich, das weiß auch Willisen nicht! Die Kosten sollen doch nicht zu groß werden, und auch dem Autor etwas einbringen; wenn dieser hundert Dukaten als Geschenk erhält, so ist das Buch nicht gefördert, und die ganze Auflage für den König zu machen, entspräche ebenfalls der Absicht nicht! Nun kommt es also hauptsächlich darauf an, einen willigen Verleger zu finden, und zu hören, was der für Vorschläge macht. Das soll ich übernehmen.

Die „Leipziger Allgemeine Zeitung“ erscheint noch immer, kommt aber hieher nur in wenigen Abdrücken, die sich verstohlen einschleichen. — Der Ton der „Rheinischen Zeitung“ in Köln ist noch immer sehr freimüthig, und darf es sein, weil die Regierung zeigen will, nicht sie wolle Rückschritte machen, sondern die „Leipziger Allgemeine Zeitung“ nur habe alles Maß überschritten! Der Ruhm des Freisinns soll der Regierung ungeschmälert bleiben!

Freitag, den 20. Januar 1843.

Heute meldet die „Staatszeitung“, das neue Ehegesetz werde im Staatsrath erörtert, Savigny habe bei Vorlegung desselben eine ergreifende Rede gehalten, man werde das Gute zweckmäßigst erstreben ꝛc. Dergleichen Bitten um

Gunſt hat die „Staatszeitung“ noch nie gebracht. Ferner enthält die „Staatszeitung“ den ausführlichen Bericht über das Verfahren gegen den Profeſſor Hoffmann (von Fallersleben) in Breslau; er iſt wegen ſeiner Gedichte ohne Penſion entlaſſen. (Der Staatsrath hatte ſich früher inkompetent erklärt, das Staatsminiſterium hat verfügt, und der König beſtätigt.)

Die „Jahrbücher für wiſſenſchaftliche Kritik“ haben nun ſchon die Farbe zu wechſeln angefangen, eine Rezenſion von Julian Schmidt gegen Frauenſtädt führt zum erſtenmal in dieſen Blättern das Wort für Schelling! Herr von Henning hat den Uebergang ſehr allmählig und geſchickt genug vermittelt! Erſt hieß es, man müſſe ſich der Polemik gegen Schelling enthalten, damit der Miniſter, deſſen Unterſtützung wir nicht entbehren könnten, nicht aufgereizt und verdrießlich werde; dann war der gute Wille Eichhorn's noch beſonders nöthig, weil ſogar ein Ausfall bei den vorigen Koſten gedeckt werden müſſe; mit dem Aufhören der Sitzungen war die Zeitſchrift ganz in Henning's Händen, er ſcheint ſie dem Miniſter zu Füßen gelegt zu haben, und dieſer bewilligt blindlings alle Geldforderungen für ſie! Ein ſchönes Ende! Wären wir doch vor zwei Jahren ehrlich geſtorben, wie ich es in Antrag ſtellte!

Eine Merkwürdigkeit muß ich noch aufzeichnen. In der heutigen „Voſſiſchen Zeitung“ ſteht, wie jetzt öfters, ein allgemeiner politiſcher Artikel über die Lage der Oeffentlichkeit in Preußen. Darin wird ſcharf getadelt, daß noch vor kurzem, aber freilich unter der vorigen Regierung, ein Miniſter (Rochow) ſich unterſtanden, preußiſche Staatsbürger, ohne Kenntniß ihrer Perſonen, bloß auf ihren Stand hin, als Private und nicht hohe Beamte, für anmaßend und urtheilsunfähig zu erklären; dergleichen, wird

geſagt, könne jetzt nicht mehr vorkommen. Und noch vor kurzem wäre eine ſolche Rüge in der Zeitung, ſetz' ich hinzu, unter die Unmöglichkeiten zu rechnen geweſen!

Dienstag, den 24. Januar 1843.

Mir träumte dieſe Nacht, der alte Schlabrendorf ſpräche zu mir, er ſaß auf ſeinem wackligen Schemel, in ſeinem zerriſſenen graugelben Kittel, mit ſeinen bloßen Füßen in alten Schuhen, ſein reiches Haar unordentlich um den Kopf hangend, die nackte Bruſt von dem grauen Barte halbbedeckt; er ſah unwillig und ſpöttiſch aus, und ſagte mit Rauhheit: „Was ſoll die Ziererei, laſſen wir die ſchonenden Zweifel, das tändelnde Wünſchen und feige Hoffen, und ſagen wir's uns kurz und baar heraus, daß es mit all dem Zeuge nichts iſt! Wo iſt da Ernſt und Tüchtigkeit, wo ein ächter Gehalt, oder auch nur eine feſte Form? Lauter hohles Reden, nutzloſe Phantaſterei, Liebeln und Schönthun mit dem Rechten, und dabei blindes Hineinrennen in alles Verkehrte. Fort damit! Ich wenigſtens will der Narr ſolcher Vorſpiegelungen nicht ſein, ſeid ihr's wenn ihr wollt; wohl bekomm's! Ich gehe wieder nach Paris, da iſt für's erſte noch immer ein Abwarteort, bis mir die Heimath ſich aufthut. Lebt wohl; wenn ihr mich einmal wirklich brauchen könnt, will ich kommen, jetzt bin ich zu nichts nütze, niemand verſteht noch meine Sprache!" Und ſo polterte er mürriſch weiter, ich hörte die Worte: „Schwanenorden, Jeruſalem, Dombau, Majorate, Zunftweſen, Judenbeſchränkung, Ehegeſetz, abgeſtandenes Gelehrtenweſen, — wo iſt in dem allen ein Strahl helles Licht, wie es dem heutigen Tage gebührt und frommt?" Allmählig verſchwand mir der Alte, und ich war wieder in

Berlin; es war nämlich, als wenn er nicht recht hier geweſen wäre, ſondern ſich nur etwa bis zur Elbe gewagt hätte.

Abends nach neun Uhr zum Miniſter von Bülow gefahren. Ball, die Prinzen und Prinzeſſinnen. Gräfin von der Gröben (geborene Noſtitz), Gräfin von Königsmark, Frau von Olfers ꝛc. Graf von Sedlnitzki, Bildhauer Rauch, der Miniſter von Kamptz, von Werther, der ruſſiſche Geſandte Herr von Meyendorff, General von Rühle, Herr von Olfers, Kammerherr von Witzleben ꝛc. Die Prinzeſſin Wilhelm kam an mich heran, wie ſo man mich gar nicht ſehe u. ſ. w.

Zwei Neuigkeiten wurden mitgetheilt, daß der Königsberger Jacoby hier vom Kammergerichte freigeſprochen worden, und daß Fouqué geſtern geſtorben ſei. — —

Donnerstag, den 26. Januar 1843.

Der König ſoll geſtern im Staatsrath perſönlich alle Mitglieder nachdrücklichſt aufgefordert haben, über das zur Berathung vorliegende Ehegeſetz nur ganz rückſichtslos und frei ihre wahre innerſte Meinung zu ſagen. Der Prinz von Preußen ſoll in einem ausführlichen Vortrage nachdrücklich gegen den Entwurf geſprochen haben; auch die Miniſter von Bodelſchwingh und Alvensleben, ſagt man.

Der König will in Berlin, wird verſichert, an die Stelle des alten Doms einen neuen bauen laſſen, der in die Spree hinein gebaut werden und neun Millionen Thaler koſten wird.

Ludwig Tieck iſt noch immer leidend, ſehr verdrießlich, und auch ſchon mit ſeinem Verhältniß unzufrieden. Seine Unpäßlichkeit hat ihn dem Könige ſehr aus den Augen

gerückt; er ſcherzt über den Geſchmack des Königs, der an den Romanen der Madame Paalzow Gefallen findet, und Bilder dazu beſtellt; er findet dieſe Romane ganz abſcheulich, verachtenswerth und ſchädlich, ſo arg wie nur jemals Leſebücher der Art bei uns geweſen; er ſchimpft aber auch auf alle andern neuen Erſcheinungen, läßt nichts gelten, und möchte allein herrſchen, ohne doch das große Publikum erſchüttern zu können, noch die Kraft zu haben in der Litteratur eine Schule zu bilden. Er iſt alt und ärgerlich!

Freitag, den 27. Januar 1843.

Bettina ſprach von der Stimmung, es ſei den Leuten im Allgemeinen ſchon wenig mehr an einem Könige gelegen, der republikaniſche Geiſt verbreite ſich in Deutſchland ungemein, auch hier in Berlin, unter den gewöhnlichen Bürgern könne man ſonderbare Dinge hören. Für unſern König gäbe es nur trübe Ausſichten, er könne leicht in abentheuerliche Richtung fallen, wenn er ſich erſt überzeuge, daß die Gunſt des Volkes ihm nicht werde, daß die Stimme der Welt ſich abkehre!

Nachmittags erfuhr ich eine eigenthümliche Beſchickung. Unſre Miniſter fühlen ſich unſicher und rathlos, das Bedürfniß einer feſteren Stellung drängt ſich jedem auf. Es iſt der Gedanke erwacht, ein Kern der wirkſamſten Miniſter ſollte in engere Verbindung und beſtimmte Verabredung treten, und dadurch fähig werden, nach oben, nach unten, und nach der Seite, mit mehr Nachdruck und Erfolg die wahre ſachgemäße, preußiſche Linie inne zu halten. Der Miniſter Graf zu Stolberg iſt ganz bereit, ſich zu ſolchem Zwecke mit den Miniſtern Mühler, von Bodelſchwingh, Graf von Arnim, von Boyen, Eichhorn, von Bülow — mit ausdrücklichem Ausſchluſſe

von Savigny und Thile — zu vereinbaren; aber die Sache ist nicht leicht einzurichten, hat ihre sehr mißlichen, ja gefährlichen Seiten, von denen man sich entfernt halten muß, bedarf der sorgfältigen, klugen und redlichen Vermittlung, und auch außerhalb des Ministerkreises einiger vertrauten Mitwirkenden; man wirft die Augen auf Humboldt, auf General von Krauseneck, mit beiden glaubt man mich eng verbunden, so wie mit Bülow. Ich verweise die Sache auf weiteres stilles Reifen und auf die nahe Rückkehr Humboldt's. Ich zweifle, daß etwas der Art zu Stande kommen könne, sehe in der Anregung aber ein Zeichen der Zeit, und wie sehr der patriotische Geist sich regt!

Sonnabend, den 28. Januar 1843.

Herr Friedenberg besuchte mich, der Redakteur der „Vossischen Zeitung". Der vortreffliche Artikel über die Presse und Zensur in Nr. 21 vom 25. Januar ist von ihm. Er sieht ein, daß nicht viel zu machen ist, will aber doch so weit gehen, als er darf, und gewiß, die Thatsache, daß einmal diese Freiheit in hiesigen Zeitungen vorkam, wird für alle Folgezeit feststehen. Die Zensur streicht hier indeß noch alles, was gegen das Bisthum Jerusalem und gegen den Dombau von Köln vorkommt, in den Provinzen ist sie in diesen beiden Punkten nicht so streng.

Das Bruchstück aus Eckermann's drittem Bande in der „Allgemeinen Zeitung" bringt auch ein Lob unsres jetzigen Königs, der als Kronprinz Goethen sehr bedeutend erschien, und von dem er hoffte, derselbe würde die Talente richtig erkennen und benutzen; aber Goethe fordert vor allem junge Talente, und bis jetzt hat der König fast nur alte, abgenutzte hervorgesucht. — Friedrich der Große schrieb

einmal an d'Alembert: „Si dans un pays on pouvait découvrir tous les talens que la nature se plait à distribuer au hasard et qu'on pût employer chacun dans son genre, ce pays deviendrait bientôt le premier de l'Europe.“ (Oeuvr. posth. vol. 12. p. 53.)

Die heutige Zeitung ſpricht gegen das Beten in den Gymnaſien, auch der „Geſellſchafter“ von Gubitz; mir fällt dabei eine Stelle von Hamann ein, der einmal ſagte: „Jedes Buch iſt mir eine Bibel und jedes Geſchäft ein Gebet.“

Dienstag, den 31. Januar 1843.

Der König hat Raumer'n den Vortrag in der Akademie übel genommen, mit ihm kein Wort geſprochen, aber mit Ranke, und ihm die Hand gegeben. Der Miniſter von Thile ſagte auf der Stelle zu Raumer, er ſei ſehr unzufrieden mit der Rede. Der Miniſter Eichhorn wüthet gegen ihn. Raumer indeß hat ein dickes Fell. Ich bin überzeugt: er dachte dem Könige Angenehmes zu ſagen, und verfehlte nur den Ausdruck; denn freilich, alle Religionen ein bischen mitmachen, wie der König thut, das iſt noch nicht, keiner Religion angehören! — Der Schmuck des Schwanenordens hat auch ein Muttergottesbild, das trägt nun die Königin, die vormalige Katholikin, jetzige Proteſtantin, und die Leute fragen, ob ſie wieder katholiſch geworden! — Unfug des Paters Henricus Goßler in Paderborn mit ſeinem eigenmächtig geſtifteten Kloſter von Klariſſinnen, welches die Polizei aufhob. Die Sache iſt der Muckerei ſehr verdächtig. Der König aber hat ſich gegen die Polizei ereifert, die Königin vier der ſogenannten Klariſſinnen zu ſich kommen laſſen ꝛc. und ohne Zweifel wird es doch beſchämend enden.

Die „Rheiniſche Zeitung“ iſt richtig verurtheilt, mit Ende des März ſoll ſie ſterben! Eine mattere, philiſterhaftere, ungeſchicktere Darlegung von Gründen, als die Miniſterien hiefür gegeben, läßt ſich kaum erdenken!

Es war ſchon ganz fertig, daß Bunſen hier eine Stellung als Nebenminiſter von Eichhorn bekommen ſollte, aber neue Schwierigkeiten haben den König veranlaßt, die Sache wieder unbeſtimmt zu vertagen.

Die Miniſter von Boyen und Eichhorn klagen ſehr über den König, daß er ihnen durch Kabinetsbefehle, von denen ſie nur hinterher Kunde empfangen, die Geſchäfte ſtört und erſchwert.

Das Kammergericht hat den Doktor Jacoby, Verfaſſer der „Vier Fragen“, nun völlig freigeſprochen, mit Tadel des früheren Erkenntniſſes, das ihn verurtheilte. Dies allgemein erwünſchte Ergebniß iſt unter dem Präſidenten von Grolman zu Stande gekommen. Der Präſident von Kleiſt, der das Gegentheil hoffte und betrieb, iſt ſehr ergrimmt über dieſen Ausgang.

Donnerstag, den 2. Februar 1843.

In der „Voſſiſchen Zeitung“ ſtand geſtern ein gewaltiger Artikel gegen das Ehegeſetz, der die entſchiedne Hoffnung ausſprach, daß der Staatsrath es verwerfen werde. Ein Meiſterſtück ruhigen Ausdrucks und doch ſtarken Eifers! Andrerſeits bietet der König alles auf, um grade dies Geſetz durchzubringen. Man ſagt, er ſei über die Artikel der hieſigen Zeitungen ſo aufgebracht, daß wieder verboten werden ſolle, dergleichen allgemeine Betrachtungen an die Spitze des Blattes zu ſtellen.

Montag, den 6. Februar 1843.

Der König hat die sämmtlichen Oberpräsidenten rasch einberufen, er will sie noch sprechen, ehe die Provinzialstände zusammenkommen. Vor diesem Termin sollen auch noch mehrere Gesetzentwürfe fertig werden, die deßhalb eiligst an den Staatsrath befördert werden sind, wo man es unmöglich findet, sie in der kurzen Zeit zu erledigen. Das Ehegesetz schreitet nur langsam in der Berathung vor.

Donnerstag, den 9. Februar 1843.

Seit langer Zeit wieder einmal Kritikgesellschaft, im Hotel de l'Europe, Abends um sieben Uhr; Link, Johannes Schulze, Dove, Marheineke, Jumpt, Henning, Boumann, Bopp, Schultz. Vortrag des Herrn von Henning, der Absatz steigt, aber nicht nur ist der Zuschuß des Ministers unerläßlich, sondern auch die Deckung eines Ausfalls noch außerdem. Der Minister Eichhorn will alles für die „Jahrbücher" thun, wünscht aber, daß sie keine einseitige Richtung vertreten, mit andern Worten, daß sie nicht Hegelisch seien. Herr von Henning willigt darein, seinen früheren starken Aeußerungen geradezu entgegen. Diskussion; Geheimerath Schulze, Professor Dove und Oberkonsistorialrath Marheineke tragen darauf an, die „Jahrbücher" lieber eingehen zu lassen; ich würde derselben Meinung sein, finde aber den Augenblick ungünstig, und rathe abzuwarten, ob uns unstatthafte Zumuthungen kommen werden, auch könne sich der Stand der Dinge vielleicht verändern, und dann thäte es uns leid, die „Jahrbücher" nicht mehr zu haben. Man stimmt mir bei. Herr von Henning aber hat offenbar die Neigung, die Opponenten los zu werden oder zu entkräften, und mit Schel-

ling-Eichhorn'schen Rekruten die „Jahrbücher“ als ein Blatt des Ministeriums fortzuführen, er bot heute Matheineke'n schon geradezu Trotz. Und heute schon setzte er es durch, daß Geheimerath Puchta und Julius Müller zur Mitarbeit sollen aufgefordert werden! Es ist ein jammervolles Wesen! Bopp war sehr brav, eben so Dove, Jumpt, und auch Johannes Schulze. Aber es wird nichts helfen, es geht schlecht!

Vorgestern war in der Zeitung zum erstenmal Rotteck's und Welcker's „Staatslexikon“ als erlaubt angezeigt.

Der König hat nachträglich nun doch zu Raumer gesagt, dessen Rede habe ganz die Ueberzeugung ausgesprochen, die er selbst, der König, hege. Der Minister von Savigny stand dabei und mußte es hören, darauf verläugnete er seinen bis dahin geäußerten Abscheu, und sagte zu Raumer mit süßem Lächeln: „Ihre Rede war ganz vortrefflich!“

Sonntag, den 12. Februar 1843.

Goethe's „Achilleis“ — mit der ich mich nicht befreunden kann, und die ich mir von Zeit zu Zeit doch wieder ansehen muß — führte mich zur „Ilias“, und ich las ein tüchtiges Stück in ihr; die Neugier trieb mich dann auf die Fortsetzung der „Ilias“ von Quintus Smyrnäus, und mit großem Erstaunen fand ich diese Gesänge ganz angenehm und ergötzlich zu lesen. Freilich mit der „Ilias“ nicht zu vergleichen, mit der vergleicht sich nichts, das bleibt ein auf ewige Zeiten alleinstehendes, abgeschlossenes Werk. Und dennoch dürfte manches in dem späten Epiker nach Gehalt und Form nicht unwerth sein, in der „Ilias“ zu stehen, und der Tod der Penthesilea, des Achilles, der

Hergang mit dem gezimmerten Pferde, das Opfer der Polixena, und andere Stücke daraus, sind von gutem Klang, und verrathen einen geübten Dichter, aber sie stehen einmal nicht in der „Ilias“, und können daher deren historischen Werth nicht ansprechen. Hier zeigt sich recht klar, wie ein solcher Werth nicht bloß von innen herauswächst, sondern auch von außen anwächst, was ganze Nationen und so viele Geschlechtfolgen dabei gedacht und gefühlt, das Leben, welches sie dem Buche zugetragen, kann nie mehr davon getrennt werden, das haftet für immer an ihm, und weil dieses so viel hervorrufen und tragen konnte, so ist es auch in Wahrheit dessen werth. Dies gilt von Homer und von der Bibel, und von allem, was die Lust und Leidenschaft, der Trost und das Heil der Menschen je hat werden können. Die Bibel kann auch dem Ungläubigen nie mehr ein gewöhnliches Buch werden; und auch Herkules kein gemeiner Krieger, so wenig wie Heinrich der Vierte und Friedrich der Große je wieder den Glanz verlieren können, der sie umgiebt. Dergleichen Werth und Bedeutung wird durch Geschichte erhöht, und so sagten die Alten mit Recht, daß die Helden nach dem Tode immerfort wüchsen. — Goethe ist als Dichter um nichts unter Homer, aber was die „Ilias“ hat, konnt' er der „Achilleis“ nicht geben, ja nicht einmal so viel, als der jedenfalls schwächere Dichter Quintus Smyrnäus noch errang; aber seinem „Werther“, „Faust“, „Meister“, „Götz“, „Egmont“, „Tasso“ und „Hermann“ wird auch kein noch so begabter späterer Dichter beikommen, sie haben ihre Zeit voraus und ihre Wirkung lagert sich als Wall um sie her.

Elende Schrift des Herrn von Reichlin-Meldegg in Heidelberg, ein Sendschreiben an Feuerbach, das sich über

die Hegel'sche Philosophie lustig machen will. Sein Ernst ist von einem Ochsen, sein Scherz von einer Sau.

Die augsburger „Allgemeine Zeitung" meldet aus Berlin, die hiesigen Katholiken seien zahlreich in einer Bittschrift an den König um Wiederherstellung des alten Franziskanerklosters eingekommen; ich erschrak über die Möglichkeit, daß solche Kutten in den Straßen Berlins erscheinen könnten, mich schauderte bei dem Gedanken, so was könnte mich in Wuth setzen! Aber die Nachricht, die zuerst in einem westphälischen Blatte stand, ist für jetzt Gottlob noch grundlos, und der Minister Eichhorn sehr ungehalten über ihre Verbreitung. Sie sollte wahrscheinlich vorbauen, denn allerdings traut man dem Könige und seinem Minister die abentheuerlichsten Dinge zu.

Dienstag, den 14. Februar 1843.

In der hiesigen „Juristischen Zeitung" stand ein Aufsatz gegen das Ehegesetz, worin des Konkubinats als einer gesetzlichen Form gedacht war. Savigny, wüthend, bewirkte beim Justizminister Mühler gegen den Verfasser des Aufsatzes und den Herausgeber der Zeitschrift die Untersuchung auf Absetzung, die auch schon eingeleitet war; aber da man des Ergebnisses nicht sicher war, so nahm man einen Ausweg, und der König erließ eine Kabinetsordre, die beiden benannten Personen sollten ihm nie zu einer Beförderung oder Gunst vorgeschlagen werden. Man erinnert sich hiebei des Kammergerichtsrathes Beyme und zweier Gefährten, welche im Beginn der vorigen Regierung auch eine Kabinetsordre veranlaßten, daß sie nicht befördert werden sollten, weil sie gegen die Erwartung des Königs die Gräfin von Lichtenau für schuldlos erklärt

hatten; bald nachher waren alle drei vorgerückt, Beyme sogar als Kabinetsrath in das Kabinet des Königs.

Der König hat wiederholt befohlen, in der Justiz solle der Minister Mühler alle seine Beförderungsvorschläge möglichst nach dem Dienstalter stellen, diesem entgegen, und wider die entschiedne, noch anderweitig begründete Einsprache des Ministers, hat der König neuerlich den jungen Sethe und noch einige Andere durch ausdrücklichen Befehl außer der Reihe befördert, worüber große Mißstimmung waltet.

Die Stadtverordneten von Berlin haben die unbedingte Oeffentlichkeit ihrer Berathungen verneint, die bedingte — Zulassung von Bürgern — bejaht.

Große Unzufriedenheit mit dem Polizeipräsidenten Herrn von Puttkammer, er wird in den Zeitungen angegriffen, geneckt. Diebstähle und Gewaltsamkeiten häufen sich aber wirklich in Berlin auf erschreckende Weise.

Donnerstag, den 16. Februar 1843.

Der Minister von Rochow ist nun zum zweiten Präsidenten des Staatsraths ernannt, bis er durch Müffling's Austritt der erste werden kann; es scheint, man wollte Müffling doch nicht gradezu gehen heißen. Die lange Zeit bestrittene und Vielen unglaubhafte Ernennung ist also nun doch erfolgt. Es wird noch mehr erfolgen, was man jetzt nicht glauben will. Der König verschiebt, aber giebt nicht auf.

Rellstab in der „Vossischen Zeitung" wacker gegen den pietistischen Sinn gesprochen, der in den Berichten der Krankenwart-Vereine hier vorherrscht; es sei dabei mehr Aberglauben und Schein, als Glauben und Wesen, es sei

verkehrt, Miſſionärinnen auszuſenden zur (äußerlichen) Bekehrung von Heiden, während in der Nähe ein ſo weites Feld ſei zu wahrhaft guten Hülfsleiſtungen ꝛc.

Freitag, den 17. Februar 1843.

Nachmittags Botſchaft von Fräulein von Kalb; die Prinzeſſin Wilhelm wünſcht von mir Jung-Stilling's Geſchichte der Weißen Frau oder eine ſonſtige Geiſtergeſchichte, die ſie heute Abend der Königin vorleſen will! Ich ſuche mühſam Jung's „Theorie der Geiſterkunde" hervor, ſchneide das Buch auf, kann die Stelle nicht finden, bezeichne die über Cazotte, ſuche noch ein andres Buch, ſchreibe ein Wort; mittendrin kommt der Prinz von Bentheim, wünſcht Rath und Hülfe wegen des Ariodante, den ihm der König für den bevorſtehenden Maskenzug übertragen hat, ich muß wieder zu den Büchern, der Prinz leuchtet mir, es findet ſich das Geſuchte nicht, endlich den Arioſto von Streckfuß gefunden, das Nöthige aufgeſchlagen, bezeichnet, und der Prinz mit ſeiner Beute fröhlich ab. Dies hier aufgeſchrieben, wegen des lächerlichen Tumults, der mich in dieſen Anliegen heimſucht!

Der König und die Prinzen ſind nach Hannover zur traurigen Hochzeit des blinden Kronprinzen.

Sonntag, den 19. Februar 1843.

Der König hat nun auch die Karikaturenfreiheit durch eine Kabinetsordre wieder zurückgenommen. Dieſe Widerſprüche mit ſich ſelber geben der Schadenfreude reichen Stoff. Man ſagt, das Volk ſei für Freiheit jeder Art

reif, aber die Obern seien es nicht, die könnten keine vertragen.

Sonnabend, den 25. Februar 1843.

Die neuen Zensurvorschriften stehen nun in der „Staatszeitung", erbärmlich! lauter Rückschritte; ganz das alte Elend! Hatt' ich nicht Recht, dem neuen Liberalismus zu mißtrauen? Der König meint es wie vorher, das glaub' ich; aber wenn ihm die Wirklichkeit dessen, was er meint, vor Augen tritt, entsetzt er sich. Es gehört Muth dazu, seinen Willen mit allen Folgerungen und Begleitungen desselben auf sich zu nehmen; ohne diese Stärke bleibt alles ein ideales Schweben, eine Velleität.

Donnerstag, den 2. März 1843.

Das Fest auf dem Schlosse am Dienstage war sehr glänzend; doch soll das Fest Lalla Rookh vor zwanzig und mehr Jahren, mit dem man es vergleicht, weit schöner gewesen sein, durch sinnigere Anordnung und glücklichere Wahl der Dichtung, durch persönliche Schönheit, und reichere Pracht.

Allgemeine Unzufriedenheit mit den neuen Zensur-Anordnungen. Der König verliert sehr an Vertrauen, weil man ihn schwanken, oder, wo er zu wollen scheint, die Mittel entbehren sieht, seinen Willen in Ausführung zu bringen. Bei der Zensur ist alles der schrankenlosen Willkür und Laune überlassen, die vielen Formen und Instanzen können darüber nicht täuschen! Man hat in den obern Regionen keinen Begriff von Preßfreiheit, und will sie auch ganz und gar nicht, sondern höchstens ihren Schein zum Schmuck und Putz.

Der Professor Friedrich Buchholz starb hier am 24. Februar im 76. Jahre.

Humboldt ist aus Paris hier angekommen, und war schon mit bei dem Hoffeste.

Montag, den 6. März 1843.

Sendung von Marheineke, seine Schrift gegen Schelling. Die Schrift gelesen, mit großer Spannung und Befriedigung; Schelling ist in seiner Blöße dargestellt, seine Phantastereien, seine Widersprüche, sein Neid, seine Hoffahrt, alles ist aufgedeckt, sein hohles Prahlen zu Staub zerschlagen. Die Schrift ist ein Hauptschlag, und trifft außer Schelling noch manchen Andern! Ich finde Fichte's Gradheit und Schleiermacher's Gewandtheit darin. Schelling kann nichts antworten, außer Lügen, Verdrehungen, Prahlereien und Ausflüchte. Schelling hat unsre Welt hier für zu dumm gehalten, er büßt nun seinen Irrthum und Dünkel.

Mit dem Bisthum von Jerusalem geht es schlecht. Der Bau der Kirche ist eingestellt. Peel sagt im englischen Parlamente, die Türken hätten nie der Sache zugestimmt, sie nur geschehen lassen, und nun lassen sie sie nicht mehr geschehen. Großes Geschrei gegen Bunsen, gegen den König, gegen die Fürbitten u. s. w. Der Minister Eichhorn macht ein jämmerliches Gesicht dazu; und der Missionsverein der Ministerin Eichhorn für Syrien? welche Alfanzereien!

Das Ehegesetz gedeiht eben so wenig; auch der Präsident von Kleist hat sich im Staatsrathe stark dagegen erklärt, er habe eine allgemeine Mißstimmung dagegen wahrgenommen; in allen Klassen, in allen Gegenden, die er

kürzlich bereist; einstimmig sei man dagegen. Man glaubt, der König werde den Entwurf zurückziehen. Herr von Savigny hat die Erbärmlichkeit, zu seinen Gunsten jetzt daran erinnern zu wollen, daß er ja längst schon unsrer Zeit den Beruf zur Gesetzgebung abgesprochen habe! Der Mann ist als Exzellenz komplet dumm geworden!

Die Gräfin von Rossi (Mlle. Sontag) war in St. Petersburg auf Händen getragen, hier ist sie kalt aufgenommen worden, und die stolzen Hofweiber wollen in der Gesandtin immer noch die Sängerin sehen. Einige dumme Wortführerinnen haben sich entschieden gegen sie erklärt, und man meint, sie werde schwer dagegen aufkommen, sie müßte denn ein großes Haus machen und ihren Gesang zu Hulfe nehmen. Elendes Weibervolk, übertünchte Laster und Gemeinheiten tragen sie frech zur Schau, und jederman weiß, wie es ihnen vornen und hinten fehlt!

Dienstag, den 7. März 1843.

Freundschaft dauert noch weniger als Liebe, fand ich heute; nur der Name pflegt länger zu bestehen, da nichts hindert, den Schein beizubehalten, wenn auch das Wesen längst entflohen ist. Unsre Freundschaften sind nicht eifersüchtig, sie bestreiten die Vielfreunderei nicht.

Donnerstag, den 9. März 1843.

Der Prinz von * hatte an den Gärtner von Muskau schreiben lassen, wenn derselbe einige Tage abkommen könnte, möchte er doch kommen, um wegen Anlagen auf dem * guten Rath zu geben. Der Gärtner kam, ließ sich anmelden, wurde hereingerufen, und siehe da! es

war der Fürſt von Pückler ſelbſt, der mit Recht verſichern konnte, er ſei der Gärtner von Muskau!

Der alte General von dem Knesebeck hat ſich im Staatsrathe heftig gegen das Ehegeſetz erklärt, unter großen Betheuerungen ſeines Vaterlandseifers, ſeiner Hingebung für das Königthum, ſeiner Anhänglichkeit für den König.

Die eröffneten Provinzial-Landtage erregen wenig Aufmerkſamkeit; doch erwartet man ſcharfe Verhandlungen.

Zwei Prediger, Arndt und Goßner, haben gegen die Maskenfeſte gepredigt, mit deutlicher Hinweiſung auf das üble Beiſpiel des Hofes; ſie erwähnten der vielen Armen, Verlaſſenen, denen mit ſolchem Aufwande geholfen ſein könnte.

Sonnabend, den 11. März 1843.

Die Schrift Marheineke's gegen Schelling wollte die Zenſur nicht durchlaſſen, der Oberpräſident von Meding gab ſie aber auf die eindringliche Beſchwerde des Buchhändlers gleich frei.

Die Schrift: „Die Frage: Wohin?" hier bei Dümmler erſchienen, ſoll vom Geſandten von Canitz ſein. Es wird gezeigt, der jetzige Weg führe zu Reichsſtänden, und als Warnung wird es gezeigt.

Montag, den 13. März 1843.

Ich las die hier bei Dümmler erſchienene Schrift: „Die Frage: Wohin?" Sie iſt unläugbar vom General von Canitz, dem Geſandten in Wien, es ſind ſeine Anſichten, ſein Stil, ſeine Wendungen. Er will das Königthum, Geſetzlichkeit, Stände, Provinzialſtände, ſogar Reichsſtände, wenn ſie nur nicht übergreifen und das König-

thum vernichten. Er spricht mit rechtschaffenem ehrlichen Eifer, mit großer Billigkeit gegen Andersdenkende, er giebt viele seiner ehmaligen Lieblingsvorstellungen auf, er macht außerordentliche Zugeständnisse. Ich muß im Ganzen ihm wohl Recht geben, er sagt das für Preußen im Augenblick Angemessene; ich muß seine Nachgiebigkeit gegen den Zeitgeist sehr anerkennen. Ueber Einzelnes wäre sehr zu streiten, es kommen große Irrthümer vor, und daß er immer von Frankreich und England spricht, ist schon ein Zeichen, daß die Frage als eine so lediglich preußische nicht mehr zu betrachten ist. Der redliche Sinn aber freut mich. Wie ist dieser Erzaristokrat von seiner früheren Höhe herabgestiegen! Ein Zeichen der Zeit! Wie ihr Verfechter, giebt auch die Monarchie nach; und vergebens zeigt er den offenen Abweg, ruft er warnend seine „Wohin", wir gehen ihn, fürcht' ich doch, unvermeidlich, König, Volk, Alle! Es hilft uns nicht, daß wir Maß halten, den König über alle Partheien erhaben stellen, der Kampf ist im Gange, die Partheien lassen nicht ab, und wollend oder nicht steht der König auf der einen Seite, wird angegriffen, beschädigt und verdrängt, soviel es gelingt! Diese Sache geht weiter und immer weiter, und alles fördert sie, der Trotz und Eigensinn wie die Nachgiebigkeit, die Augenblicke der Beliebtheit wie die der Ungunst beim Volke. Die Geschichte wälzt ihre mächtigen Wogen dahin. Nur die Genialität eines großen Herrschertalents könnte darin eine bedeutende Aenderung machen, ein neues festes Dasein gründen; aber die Genialität kunstliebender Phantasie kann dabei nichts thun. Sollte ich jetzt politischen Rath geben, ich wüßte keinen; ich müßte mich, um in das Staatswesen zu passen, auf eine geringere Stufe der Einsicht stellen, auf die Standpunkte der Tagesverlegenheiten, und da, wie

es jetzt die Minister thun, bald die Zügel straffer bald loser halten, um nur eben über die schlimme Stelle wegzukommen, die immer wieder da ist; an ein ruhiges, festes Fahren ist gar nicht zu denken, so lange der Karren noch in diesen Hohlwegen steckt.

Dienstag, den 14. März 1843.

— Aber was bringt uns heute die „Staatszeitung"! Eine Adresse der Posener Provinzialstände, an den König, mit Umgehung des Landtagkommissarius gesandt, vom 8. März; sie wollen Polen sein, begehren die Erfüllung des Versprechens vom 22. Mai 1815, die Zurücknahme der Zensurvorschriften. Die Antwort des Königs folgt auf dem Fuße, verweist dem Landtage die Umgehung der Form, sagt ihnen, sie sollen Preußen sein, das Versprechen vom 22. Mai 1815 gelte nichts, die Zensurvorschriften sollen bestehen, droht, die Posener Stände nicht mehr zusammenzurufen, wenn sie so schlechten Geist haben. Alles vom 12. März, und von allen Ministern unterschrieben, beispiellos schnell! Die Abfassung ist für die Lage der Sache geschickt genug, aber diese Lage der Sache ist und bleibt schlimm! Zwei Dinge fallen unangenehm auf; die Drohung, die Stände nicht mehr einzuberufen, zeigt unwidersprechlich, wie dies Ständewesen auf nichts beruht, und von jedem Einfall abhängt; die Berufung auf die Bundesgesetzgebung in Betreff der Presse ist ein arger Verstoß, was geht der deutsche Bund die Provinz Posen an? Und alle Minister haben das unterschrieben! — Armer König! Die Sachen sind übel bestellt!

Mittwoch, den 15. März 1843.

Herr von * theilte mir mit einiger Erschrockenheit die Nachricht mit, es werde von Personen, deren Angaben man nicht verwerfen könne, mit Bestimmtheit behauptet, die Königin sei wieder katholisch, man habe ganz sichre, unwidersprechliche Zeichen davon entdeckt. Er weiß nicht, was er daruber denken soll. Vielleicht hat man ihm etwas aufgebunden; doch hat er in seinen Verhältnissen auch oft die besten Quellen. Das bloße Gerücht aber ist schon ein Uebel!

Der Prinz Karl tadelt gegen Offiziere ganz unverhohlen alles was jetzt geschieht, und preist ungemein die Regierung seines Vaters. Der Tadel trifft natürlich am meisten alles was freisinnig ist oder scheint, sogar die Abschaffung der geheimen Polizei. Doch der Gegenstand des Tadels verschwindet in der Wirkung, und nur die Form der rücksichtslosen Aeußerung, der waltenden Unzufriedenheit, drückt sich den Gemüthern ein.

Eichhorn hat wieder einen schlechten Streit, und zwar mit dem Geheimenrath Böckh, den er eine Stelle in seinem Programm zum neuen Lektionskatalog zu streichen nöthigte. Damit hat er aber nichts gewonnen, als neuen Haß, und neuen Lärm in den Zeitungen.

Man erzählt, der König habe beim Empfange der Posener Landtagsadresse vor Zorn geglüht, die Faust geballt und mit den Füßen gestampft, nachher aber vor Grimm geweint. Seine erste Beschlußnahme soll gewesen sein, den Landtag auseinanderzujagen und nie wieder zu berufen; die Betrachtung aber, wie sehr diejenigen, die seine Belebung des Ständewesens so heftig getadelt, jubeln würden, hat ihn von solcher Strenge noch abgehalten, diese große Schadenfreude wollte er ihnen nicht gönnen.

Montag, den 20. März 1843.

Der König beabsichtigt, für die Königliche Familie kunstreiche Gräber einrichten zu lassen, ein campo santo, wozu die Zeichnungen ihn schon beschäftigen. — Mit dem Freiherrn von Stillfried verbrachte er neulich einen ganzen Abend über dem Stammbaum der Luxemburger. — Alles, wobei gezeichnet werden kann, ist ihm besonders lieb.

Der Minister Eichhorn hat ein umständliches Schreiben an den Minister des Innern Grafen von Arnim gerichtet, worin er ihn aufmerksam macht, daß die eisernen Kreuze, die hier häufig als Grabkreuze gebraucht werden, mitunter abweichende Formen und Verzierungen haben, und ihm anheimgestellt, Anordnungen zu treffen, daß nur die kirchlich herkömmlichen in den Handel kommen dürfen. Mit was für Dingen sich so ein Minister Eichhorn beschäftigt, was der sich zu thun macht! — Derselbe wollte vier seiner Räthe ausscheiden lassen, der König hat aber den Vorschlag nicht gebilligt, sondern bestimmt, es müßte abgewartet werden, daß erst andre schickliche Plätze für die Ausscheidenden offen wären. Er empfindet das als eine kleine Ohrfeige.

Der Maler M. mißbilligte gestern, daß man immer auf den Grund der Verordnung von 1815 hier Konstitution fordre, dieser Grund sei nur ein zufälliger, er könnte fehlen, und die Forderung würde um nichts weniger begründet sein; Konstitution, wenn sie was taugen solle, dürfe nicht erbeten werden, sondern genommen, ebenso die Preßfreiheit. M. ist ein schlichter ruhiger Mann, aber von grabem Sinn und fester Ueberzeugung. In ihm spricht sich ein Theil der öffentlichen Meinung aus. Und neben solchen Ministern besteht eine solche!

Sonntag, den 26. März 1843.

Der Artikel in den „Times“ vom 9. macht großes Aufsehen; er spricht heftig für die Konstitution, bedauert den Irrweg des Königs, der bald das Eine bald das Andre wolle, schlechte Rathgeber habe, die ihn lächerlich und verächtlich machten, und alle Schuld immer auf ihn fallen ließen. Ein Preuße hat in London den Artikel aus dem Blatte geschnitten, eingesiegelt, und an den König gesandt, mit dem Bemerken, er thue das als wohlmeinender Unterthan, denn es sei gut, daß der König wisse, wie man denke und was man sage, es würden genug Leute zu verhindern wünschen, daß der König das Blatt zu sehn bekäme. Der König soll sehr betroffen und wirklich traurig gewesen sein!

Man bietet jetzt die Geistlichkeit auf, für das neue Ehegesetz einzuschreiten. Der König empfängt Bittschriften, den Entwurf ohne weiters zum Gesetz zu erheben. Hengstenberg ist geschäftig. Prediger verabreden untereinander, wie es auch komme, keine geschiedenen Personen zu anderer Ehe treten zu lassen, ihnen die Trauung zu verweigern. Herrschsucht der Pfaffen, lasse man die nur erst einreißen!

Der König will alle Gebäude, die ehmals königliche oder prinzliche Wohnungen waren, wieder zu solchen einrichten. Die Universität zum Beispiel soll wieder ein prinzliches Schloß werden, und ein neues Universitätsgebäude ist schon im Plane. Das Waisenhaus von Türk in Potsdam ꝛc. Ungeheure Summen wird das kosten, und in keinem Fall diese werth sein!

Mittwoch, den 29. März 1843.

Die Bücher von Rosenkranz und Michelet gegen Schelling durchgelesen, mit lebhaftester Anregung und Theilnahme. Rosenkranz beweist Schritt vor Schritt, wie Schelling von jeher gewesen, — ganz derselbe wie er sich jetzt darthut! Diese beiden Bücher und die Schrift Marheineke's sind drei Hauptschlachten, die Schelling verloren hat. Er muß zu Grunde gehen mit der schlechten Sache, in die er sich gestellt, und seine heuchlerischen, unwissenden Genossen und Gönner müssen mit ihm die Schande theilen.

Doktor Häring hat dem Könige politische Aufsätze zugesandt, welche der Zensor nicht hatte zum Drucke kommen lassen; sie waren für die „Vossische Zeitung" bestimmt, und gewiß zahm genug; aber der König, anstatt den Zensor zu mißbilligen, hat dem Einsender schnöde geantwortet, er sähe mit Widerwillen, daß jener sich mit lauter Sachen beschäftige, die ihn nichts angingen! — und so erschwere man ihm nur das Regieren!

Freitag, den 31. März 1843.

— Frau von M. erzählte mir ausführlich und sehr merkwürdig von Wöllner, dessen sämmtliche reichhaltige Papiere im Besitz ihrer Mutter, der Gräfin von Itzenplitz in Kunersdorf, sind. Wöllner hatte ein Fräulein von Itzenplitz geheirathet. Seine Heuchelei und Schalkheit werden nicht bezweifelt; er schlich sich in's Vertrauen ein, das er zu eigensüchtigen Zwecken mißbrauchte, er war von Ränken erfüllt, und mit Geheimnissen aller Art beschäftigt. Dabei war er ein Freund der Bauern, liebte Landwirthschaft, pflanzte Bäume. Ein guter Mathematiker, war er sonst ein verworrner Kopf. Alle von ihm Begünstigten waren oder wurden Heuchler; schon früh hatte er

das Unglück, daß sein Schullehrer, sein Kantor ꝛc. sich als schlechte Leute auswiesen, des Betrugs und Diebstahls bezichtigt wurden. Er starb sehr elend, von allen ehmaligen Freunden verlassen, arg verschuldet, mit belastetem Gewissen; ein Geheimniß, das er auf dem Herzen hatte, und das ihn sehr quälte, wollte er sterbend der Gräfin von Itzenplitz vertrauen, und damit seine Frau es nicht verstünde, wollte er englisch reden, es kam aber nicht dazu, und ehe er es sagen konnte, verwirrten sich ihm die Sinne und er kam nicht wieder zu hellem Bewußtsein. Große Gaben besaß er unstreitig, und auch gute, die aber in der Berührung mit der Welt immer schlechter wurden. Die nähere Erforschung seines Karakters müßte sehr anziehend sein, und für die Kenntniß der damaligen Zeit ergiebig werden. Die Freimaurerei spielte in seinem Treiben eine große Rolle; er erwartete noch in seinen letzten Zeiten einen hohen brüderlichen Freund aus England, der ihn, wie er sagte, retten sollte, auch durch große Geldsummen, der aber ausblieb; auch die Ordensmitglieder scheinen ihn verlassen zu haben, er hatte wahrscheinlich auch den Orden mit Falschheit behandelt. — Er beförderte als Minister zu der Pfarre, die er selber gehabt, seinen alten Vater, der sie aber nicht lange genoß.

Das achtzehnte Jahrhundert, in der Theorie aufgeklärt und freigeistisch, war praktisch abergläubisch und phantastisch; Cagliostro, Mesmer, Lavater, Schröpfer, Oberreit, Saint-Germain, Swedenborg, Jung-Stilling, die Rosenkreuzer u. s. w.

Sonnabend, den 1. April 1843.

Das Kabinetsschreiben an Häring lautet doch anders, als man es mir zuerst angegeben, es ist empfindlicher und

milder, letzteres schon durch die Ausführlichkeit, mit der es sich auf die Sachen einläßt. Wie gut es gemeint sei, die rechte Art ist diese in keinem Fall. Der König zeigt sich nicht genug und auch zu wenig, es ist ein unangenehmes Gemisch, aus dem doch die Macht und Willkür einseitig hervorblickt. Jedenfalls könnte der König gute Antwort bekommen, wenn Häring sie geben wollte. Das scharfe Wort, der König sei für sein Volk ein agent provocateur, wird bei dieser Gelegenheit vielfältig wiederholt.

Die Prediger Arndt und Goßner haben wegen ihres Predigens gegen die Hoffeste vom Minister Eichhorn Verweise bekommen, sich aber nichts daraus gemacht. Arndt hatte gesagt, die Personen, die sich als Thiere verlarvt, hätten zur Strafe verdient, daß ihnen die Gesichter geblieben wären! Der Prinz — hat gesagt, man sollte den Kerl aufhängen. Schöne religiöse Elemente, von beiden Seiten!

Ganz Preußen ist voll von Ehebruch, alle Landtage der Provinzen sind mit der Verhandlung angefüllt! Es zeigt sich, daß der Lärm ärgerlicher ist, als es bisher die Sache war, die gar nicht so häufig vorkommt, oder doch nur in solcher Weise, daß nichts dabei zu thun ist. — Ein andrer schöner Vorschlag kam von der Regierung an die Landstände; die Beleidigung eines verstorbenen Mitgliedes der Königlichen Familie sollte mit harter Strafe geahndet werden! Die Stände in Königsberg haben ihn abgewiesen, mit dem Bemerken, daß dies alle Geschichtforschung vernichten würde. Noch andre heillose Engherzigkeiten kommen an den Tag. Jammervoll!

Reskript der drei Zensurminister, daß das neue Brockhaus'sche Zeitungsblatt auch noch nicht erlaubt sein solle.

Der König hat die Bittschrift des Buchhändlers ohne Bemerken den Ministern zugehen lassen, „verfassungsmäßig" damit zu verfahren. Verfassungsmäßig! Die Minister nehmen eine ernste Miene an, das Verbot der Brockhaus'schen Zeitung sei eine überlegte, weise Maßregel gewesen, sie dürften diese nicht so leicht wieder aufheben. Lügen! Die Maßregel war eine des Zorns, der Eile, von mangelhafter Ueberlegung, und ganz falscher Begründung. So zerfahren und lumpig waren unsre Regierungsäußerungen noch nie! Alle Haltung und Richtung fehlt!

Bei der Antwort des Königs an die Posener Stände bemerkt man noch mit großer Bitterkeit, daß der König durch seine Behauptung, das Versprechen seines Vaters vom 22. Mai 1815 sei für ihn unverbindlich, den Grund seiner eignen Macht erschüttre, denn wenn er das Uebergehen der Pflichten läugne, so mache er auch das Uebergehen der Rechte zweifelhaft; das Wesen der Erbmonarchie ruhe auf diesem zwiefachen Uebergehen. — Ueberhaupt fehlt es an Kühnheit im Volke nicht, man versichert, daß das Wort Republik nicht selten gehört werde, daß man alles Königthum schmähe, es als unnütz verwerfe, daß die jungen Leute sich wieder in Burschenschaft und andre Vereine zusammenstellen, und die abentheuerlichsten Vorschläge verhandeln. „Woher?" kann man hier fragen, und „Wohin?"

Sonntag, den 2. April 1843.

Ich schrieb an Doktor Siebert nach Bamberg, dem ich mein Buch senden mußte. Die Zeilen, in denen ich ihm meldete, daß ich Schönlein nicht gesehen, waren noch naß, als dieser unerwartet bei mir eintrat, und mir einen abermaligen Brief von Siebert brachte. Der Anblick des derben

genialen, scharfblickenden, ruhig entschlossenen, sichern, und dabei heiter sich mittheilenden, sorglosen Mannes gab mir eine erhöhte Stimmung. — Als Arzt machte er mir den besten Eindruck; in seinem Aeußern fand ich ein Gemisch von Beethoven und dem verstorbenen Generalarzt Horlacher.

Herr von Radowitz ist abgereist, er selbst betrieb seine Rückkehr nach Karlsruhe. Von seiner Ernennung nach St. Petersburg war nicht mehr die Rede. Ueberhaupt soll er in der letzten Zeit sehr im Schatten gestanden haben, ohne allen Schimmer der Gunst. Man weiß nicht, ob dies in Folge vorübergehender Laune zufällig so war, oder ob eine bestimmte Ursache vorhanden gewesen und eine wirkliche Aenderung anzunehmen sei. Mit dem Zensurgesetz war Radowitz unzufrieden, weil die Kommission, zu deren Mitglied ihn der König ernannt hatte, keinen seiner Vorschläge hatte durchgehen lassen.

Dienstag, den 4. April 1843.

Zum Minister von Bülow, große Assemblee. Fürst von Wittgenstein zieht sich wegen der Hitze gleich wieder zurück. Herr und Frau von Bülow sehr zuvorkommend. Humboldt, Pertz, Raumer, Wach, General von Borstell, Generale von Decker und von Knobelsdorf, Graf Cieszkowski, Frau von Meding, zwei Fräulein von Waldenburg, Herr von Schimmelpenninck, Graf von Trautmannsdorff, Fürst von Lynar, Graf und Gräfin von Solms-Laubach, Herr von Kamptz, Herr Humann ꝛc. ꝛc. Raumer sagte mir, Ludwig Tieck habe bei dem neuen Zensuredikte kopfschüttelnd gesagt: „Nun, darnach dürfte wohl kaum der vierte Theil meiner Schriften gedruckt werden!“ So nimmt

jeder an der Oppoſition Theil! Das Kabinetſchreiben an Häring macht den unangenehmſten Eindruck, ſo auch ein Schreiben an den Grafen zu Dohna in Königsberg, worin der König ſagt, er werde ſobald nicht mehr hinkommen, indeſſen werde mit dem Judenpack von Schriftſtellern und Schreiern noch wohl fertig zu werden ſein!

„Jeden Tag ſehe ich in dem Staats- und Regierungsgewebe, in dem wir Alle mithängen, einige Fäden zerſchnitten hinfallen, ohne daß ich neue knüpfen ſehe.“

Donnerstag, den 6. April 1843.

Der König hat wieder ein ſtrenges Kabinetſchreiben nach Königsberg erlaſſen, die Redaktoren der dortigen Zeitung ſollen geändert werden, mit ſolchen Blättern, in ſolcher Richtung, werde alles Regieren unmöglich! Ein ſeltſames Bekenntniß aus des Königs Munde! Man fragt, warum man ſich nicht kürzer an die Zenſoren halte, es ſei unnatürlich und ungerecht, die Redaktoren zu beſchuldigen, wenn doch dieſe nichts ſagen dürfen, als was die Zenſur durchläßt. Man glaubt, die Zeitung werde eingehen.

Im Staatsrath war neulich ein merkwürdiger Auftritt. Der Miniſter Eichhorn verlangte die Gutheißung des Ehegeſetzentwurfs wie er vorliege, denn es zeige ſich mehr und mehr, daß die öffentliche Stimmung nicht ſo dagegen ſei, wie man vorgebe; er bekomme namentlich von der Geiſtlichkeit viele Zuſicherungen, daß ſie damit einverſtanden ſei, beſonders in Pommern erkläre ſich die Meinung ſtark dafür, er habe die zuverläſſigſten Nachrichten darüber in Händen. Hierauf erhob ſich der Prinz von Preußen, und erklärte, allerdings erkläre ſich in Pommern eine ſtarke Meinung für den Entwurf, das ſei ihm bekannt, allein er

wisse auch, daß diese Aeußerungen provozirt worden. Bei diesem Wort erschrak der Minister, und stammelte einige verlegene Worte, das sei eine harte Beschuldigung: „Ja, provozirt!“ wiederholte der Prinz, und nannte Herrn von Gerlach als das Werkzeug dieser Provokazionen. Herr von Gerlach gestand, daß er mehrere Briefe in der Sache geschrieben, aber in guter Absicht. Die Versammlung war in große Aufregung versetzt, und die Opposition stärker als je. Wäre es nur nicht der Prinz von Preußen, wie würden die Minister und die Frommen ihn verlästern, untergraben! Aber gegen ihn sind sie ohnmächtig und feige. Das Ehegesetz erleidet im Staatsrathe fortwährend in seinen meisten Theilen nur Niederlagen. Auch die Provinzialstände sprechen sich in den ihnen vorgelegten Themen, die sich auf den Entwurf beziehen, fast einstimmig verneinend aus, und begehren schon ausdrücklich, der König möge den Entwurf selber ihnen zur Berathung mittheilen.

Ein wunderliches Gemisch in diesem Zustande! Unterthänigkeit und Trotz, Furcht und Kühnheit ringen mit einander, im Hintergrunde drohen die Grundsätze völliger Volksfreiheit und Volksmacht. Die jetzigen Kämpfer wissen selber nicht, was sie treibt und ihnen im Rücken aufsteigt, aber es wird schon sichtbar werden! Die Leidenschaften sind noch klein, und stark umhüllt, aber sie wachsen und werfen ihre Hüllen ab. Wir gehen gewaltsamen Dingen entgegen.

Neulich sagte der König in einer Aufwallung zu Humboldt, alle seine jetzigen Minister seien nichts werth, kein einziger sei unter ihnen, der ihn verstünde und in seinem Sinne wirke.

Heute legte der König den Grundstein zu dem neuen

Museumsbau; er schien ungemein vergnügt, und war gütig und freundlich gegen Leute aus dem Volk. Prinz — aber schlug einem Manne die Mütze vom Kopfe, General von Kühle hat es gesehen.

Dienstag, den 11. April 1843.

In der heutigen „Vossischen Zeitung" ist durch Doktor Friedenberg das Buch von Michelet wider Schelling empfohlen; man sieht dies als etwas Kühnes an, und preist den Verfasser deßhalb. Den Zeitungsredaktionen war früher auf Veranlassung des Ministers Eichhorn ein ernstlicher Wink zugekommen, nichts Widriges gegen Schelling aufzunehmen, als welches der König sehr übel nehmen könnte; die wissenschaftliche Polemik, hieß es damals, gehöre nicht in politische Blätter!

Stiller Freitag, den 14. April 1843.

In der „Allgemeinen Zeitung" steht nun das Kabinetsschreiben des Königs an Häring abgedruckt. Zuerst hatte die „Mannheimer Zeitung" dasselbe, und gleich hieß es nun auch, diese sei verboten. — Nachrichten vom Rhein, daß die Stimmung des Volks dort sehr ungünstig wird; Nachrichten aus Posen, nicht angenehm!

Ostersonntag, den 16. April 1843.

Unruhen in Danzig; Arbeiter, die da meinen, man nehme ihnen ihr Brot, rotten sich zusammen, widerstehen den Truppen, es wird geschossen und eingehauen. Die

Sache ist schon gedämpft, erregt aber hier die Gemüther sehr, und wird im ganzen Lande nachwirken.

Montag, den 17. April 1843.

Herr Professor Weiße besprach mit mir eifrig die Möglichkeit, daß ein Karakter sich verändern, verlieren könne; ob man dann, wenn dies zu geschehen scheine, nicht richtiger annehme, es sei nie einer dagewesen? Der Minister Eichhorn lieferte den Stoff dieses Gesprächs. Ich konnte *historisch* darthun, Schritt für Schritt, grade an diesem Beispiele, wie vorhandene Gaben sich nach und nach ausgeben, verwandeln, und in ihr Gegentheil umschlagen. In zwanzigjähriger Bedrückung und Verläugnung hat sich die Selbstständigkeit aufgezehrt, erschöpft, aus Stolz wird Kriecherei, aus Muth Feigheit, und den Widerspruch, den er jahrelang von oben getragen, will nun der Emporgekommene am wenigsten von unten her auf's neue leiden. Ach erklärlich genug ist das alles!

Der Graf von P. hat dem Polizeiminister in Wien Grafen von Sedlnitzki, mit dem er sich Du nennt, kürzlich darüber geklagt, daß die Jesuiten in Oesterreich, durch die Kaiserin begünstigt, immer mehr Boden gewännen. „O die Jesuiten", erhielt er zur Antwort, „die haben noch nie eine Revolution gemacht!" P. erwiederte sehr richtig: „Gemacht wohl nicht, aber desto mehr verursacht!" Und fügte gegen mich die treffende Bemerkung hinzu: „Wie kann das mit den Jesuiten jetzt auf die Dauer gelingen? Es ging ja vor Zeiten schon nicht! Und die jetzigen Jesuiten sind doch gewiß nicht so gescheidt, wie die alten waren, das jetzige Volk aber viel gescheidter, als das damalige!"

Dienstag, den 18. April 1843.

Graf von P. aus Mailand machte mir einen großen Besuch. Alles Oesterreichische kam zur Sprache, manches Hiesige, viel Italiänisches; er sagte mir, ganz Piemont sei von revolutionairem Sinn erfüllt, alles sei dort reifer zum Aufstande, als je vorher; das Land wimmele von Jesuiten, und die regten Widerwillen und Haß in allen Klassen an; noch sei Mailand von ihnen frei, dank dem Erzbischof, der sie nicht wolle. „Wir stehen zwischen zwei Todesfälle eingeklemmt, im Westen des Königs der Franzosen, im Osten des Kaisers von Rußland, stirbt der eine oder der andre, so steht alles in Frage, und neue Bürgschaften müssen erst erworben werden."

Ende Aprils 1843.

Der König hat Herrn von Sternberg ein anerkennendes schmeichelhaftes Schreiben in Betreff der „Diane" desselben zugefertigt, mündlich aber ihm überschwängliches Lob ausgesprochen.

Der König hält so fest an seinen frühen Vorstellungen, daß er jetzt mehr als je darauf zurückkommt, ganzen Klassen, und nach Befund auch Einzelnen, die Zensurbefugniß zu ertheilen, d. h. sie dürfen ihren eignen Schriften und nach ihrem Ermessen auch den Schriften Anderer die Druckerlaubniß ertheilen. Der Minister von Bülow sagte mir, die Verordnung deßfalls werde nächstens erscheinen.

Neulich dauerte in der Vorstellung der „Hugenotten" ein Zwischenakt ungebührlich lange, und das Publikum fing an zu pochen. Den König verdroß das, und er trat plötzlich in seiner Loge vor, worauf das Pochen einen Augenblick schwieg, nach einer Weile aber mit neuer Heftigkeit

begann; da lief der König ergrimmt aus seiner Loge hinaus, und rief auf dem Gange die Logenwärter aufgebracht an, was denn das für Wirthschaft sei, ob sich denn gar keine Polizei zur Stelle befände, um das Lumpenpack in Ordnung zu halten? Alle liefen erschrocken, um den Aufseher herbeizurufen; der König war in seine Loge zurückgetreten, der Vorhang aufgerollt, das Publikum still, und so verzog sich die Sache wieder ohne weitere Folge. Mehrere Personen aber haben auf dem Gange die Scheltworte des Königs gehört, die sehr üblen Eindruck machen.

Dienstag, den 2. Mai 1843.

Mißstimmung in Berlin; das vermehrtere, aufgeregtere Leben der Stadt ist größtentheils oppositioneller Art. Die Aeußerungen sind erschreckend frei und dreist, und oft maßlos unvernünftig dazu. Die Unvernunft ist eigentlich die Kraft dieser Aeußerungen, und ihre Gefährlichkeit, denn die Vernünftigen ziehen sich davon zurück, und setzen sich doch nicht entgegen, weil die Gegenseite sie ebenfalls durch Unvernunft abstößt. Ich weiß Leute, die es in aller Weise mit der Regierung, mit den Behörden halten, die von dem Volke als politische Macht nichts wissen wollen, aber doch ruhig zusähen, wenn den Ministern Eichhorn und Savigny von dieser Seite starke Beleidigungen widerführen.

Sonnabend, den 6. Mai 1843.

Neue Eröffnungen, ich möchte doch wieder in Geschäftsthätigkeit eintreten, mir würden die schönsten Erfolge nicht fehlen u. s. w. Den schönsten Erfolg hab' ich schon jetzt,

nämlich mit Ehren zurückgezogen zu leben. Ueberdies, wenn ich es noch so sehr wollte und wünschte, ich könnte nicht, in diesem ungesunden Zustande nicht! Und was sollte mich reizen? Ist in unsern Staatsgeschäften irgend etwas Erfrischendes, in meinem Sinne Fortschreitendes, Aufstrebendes? Ihre Dummheiten soll ich aufstutzen helfen, ihren Phantastereien Verstand unterlegen, ihren Schwankungen den Schein fester Richtung zu geben versuchen! Nein, nein! Zu solchen Possen taug' ich nicht! — Apage!

Heute unerwartet Besuch vom Fürsten von Pückler, der aus Muskau wiedergekehrt ist auf einige Tage. Er war in seiner Generalsuniform und sah prächtig aus, auch ist er voller Lebensmuth, und sinnt auf große Unternehmungen.

Man erzählt neue heftige Aufwallungen des Königs gegen seine Hofleute, wobei die gröbsten Ausdrücke vorkommen; sonderbar, daß auch diejenigen Leute, die sich selber unbedenklich alles der Art erlauben, doch dem Könige dergleichen sehr übel nehmen!

Freitag, den 12. Mai 1843.

— Von Förster's erfuhr ich, daß Frau von Kalb heute Nachmittag selig entschlafen, im dreiundachtzigsten Jahr. Das war eine Frau, wie man keine mehr findet, von merkwürdiger Stärke und Lebhaftigkeit während eines kampf- und mühevollen Lebens. Ungemein treffend hat Rahel über sie gesprochen; nicht erschöpfend, aber einen ihrer Züge anschaulichst darstellend.

Montag, den 15. Mai 1843.

Doktor Kapp über Schelling; ein Todtschlagebuch wie es nur je eins sein kann. Furchtbar! Noch weit über Fichte's „Nicolai". *)

---

*) „Friedrich Wilhelm Joseph von Schelling. Ein Beitrag zur Geschichte des Tages, von einem vieljährigen Beobachter" (Leipzig, Otto Wigand). Varnhagen schrieb über das Buch in der „Speierer Zeitung": „Das Buch von Kapp über Schelling wird hier mit wahrer Gemüthsaufregung gelesen. Seit Fichte's «Nicolai» ist mir ein solches Todtschlagebuch nicht vorgekommen. Kapp hat vor Fichte den Vortheil, mit einer zur Zeit noch mächtigeren Persönlichkeit zu thun zu haben, die selbst in dem Gegner noch Sympathieen erwecken kann. Auch geht durch das Ganze dieser furchtbaren Anklage ein tiefer Schmerz, der die zum Theil entsetzlichen Ausdrücke mildert. Man erkennt eine edle Leidenschaft, die jene hervorstößt. Und nur eine solche war auch fähig, eine so weit ausgesponnene, freilich kaum kürzer mögliche Erörterung bis zu Ende mit lyrischem Feuer durchzuführen. Es sind Stellen in dem Buche, die ordentlich Funken sprühen. Jedem nicht zum voraus feindlichen Leser muß einleuchten, daß hier Begeisterung waltet, Begeisterung für die heilige Sache der Wahrheit; keineswegs persönliche Gehässigkeit. Doch wird man das letztere auszustreuen bemüht sein. Immerzu! Das Buch wird bestehen und wirken. Es würde wirken, auch wenn der Geist, den es namentlich angreift, mit Unrecht so genannt wäre. Denn dieser Geist ist da, unter hundert Namen, gleißenden und dunkleren. Er wuchert der Zeit zum Verderben, aber auch sich selbst verderbend. Die Fortsetzung muß unverzüglich erfolgen! Das wichtigste ist sein Allgemeines, sein Aufdecken der Zustände, die sich eingeschlichen haben, der Heuchelei, des ganz schamlosen Ehrgeizes, der rohen Unwissenheit und daher der ignorantinischen Bewunderung der bodenlosesten Behauptungen, die Deutschlands Philosophie vor allen Nachbarländern entehren würden, wenn wir nicht selbst sie bei Zeiten desavouirten. Die S. 334 geschilderten «Kreaturen» bezieht man hier auf bestimmte Phänomena des Augenblicks. Lächelnd fragt man: Wer der . . . «Rabbi» N. sei? Auch die Einsicht des Verfassers in Deutsche Literatur überhaupt und in die literarischen Gebilde und Wirkungen ist höchlich anzuerkennen."

Mittwoch, den 17. Mai 1843.

Die rheiniſchen Provinzialſtände ſind eröffnet; daß ſie immer die letzten ſind, wenn die übrigen Landtage ſchon vorüber, beginnt bedenklich zu werden, ſie wiſſen nun immer den Gang und das Ergebniß aller andern Verhandlungen, und können ſich darnach richten. Der ſpätere Zeitpunkt iſt ihnen auf ihre Bitte gewährt, weil ſie den früheren für unbequem erklärten. Man hatte kein Arg dabei, ſollte es aber auch jetzt nicht haben.

Der Staat hat jetzt faſt gar keine Einwirkung auf das katholiſche Kirchenweſen, und es kam darauf an, die Geiſtlichkeit doch in gewiſſem Sinne gegen die weltliche Behörde zu binden. Dazu hat man in den Entwurf des Strafgeſetzbuchs ein paar unſcheinbare Paragraphen eingeſchoben, deren Bedeutung nicht ſogleich hervortritt, aber den Gerichtshöfen zum Eingreifen Anlaß geben wird. Die weſtphäliſchen Provinzialſtände haben nichts gemerkt; man iſt nun begierig zu ſehen, ob die rheiniſchen kein Aufheben machen werden.

Der Miniſter Eichhorn hat einen neuen Direktor ſeines Miniſteriums an die Stelle des Herrn von Ladenberg bekommen, einen Erzfrommen, vom Miniſter von Thile Empfohlenen, Goetze aus Greifswald. Man ſagt, das ſei ſo gut, als habe man ihm ſeinen Nachfolger und baldigen Verdränger beſtimmt, der Mann werde nicht lange ein Untergeordneter bleiben. Sein Bild hängt bei Thile über dem Sopha; Zeichen genug!

Donnerstag, den 18. Mai 1843.

Ich las in Leſſing; der Ueberdruß und Mißmuth ſeiner letzten Lebensjahre macht einen fürchterlichen Eindruck!

Sein Fleiß und der aufbewahrte Ertrag seines Fleißes giebt auch oft ein schmerzhaftes Mitgefühl. Es fehlte den Deutschen, wie noch jetzt, damals an freier öffentlicher Wirksamkeit, sie mußten sich in gelehrtem Wesen ersticken; wo sie aus dem Bücherstaub in den des Markts und der Straßen heraustraten, mußten sie gleich kämpfen. Uns geht es noch so! —

Vor einiger Zeit wurde ein Mann in Osnabrück, der mit Stüve in Gestalt und Ansehn wohl zu verwechseln sein soll, meuchlerisch angefallen und verwundet. Es war ohne Zweifel auf Stüve abgesehen. Der Verwundete meinte, er würde die Thäter wohl wiedererkennen, wenn er sie sähe. Darauf erhielt er einen Drohbrief, und nun ist er abermals angefallen und lebensgefährlich verwundet worden. Hier sagt man ohne Scheu, daß der König von Hannover der Anstifter sein müsse, niemand sonst könne solchen Nachdruck in die Sache setzen.

Sonntag, den 21. Mai 1843.

Der König reist am 5. Juni nach Danzig, und wird dann in Marienburg das Musikfest besuchen, welches dort nach des Ministers von Schön Veranstaltung Statt findet. Diese Annäherung an Schön erweckt hier unter dessen Gegnern viel Argwohn und Neid.

Montag, den 22. Mai 1843.

Frau von Kalb wurde im Sterben von der Prinzessin Wilhelm besucht, und endlich gefragt, ob sie nicht etwa einen Geistlichen verlange? Sie lehnte es ab mit der Aeußerung: „Ich bin in Gottes Nähe."

Mittwoch, den 24. Mai 1843.

General von Canitz aus Wien hier angekommen, auf Urlaub. Man sagt, er sei berufen, an dem neuen Preßgesetze mitzuarbeiten, und auch in andern Dingen Rath zu geben.

Schrift des Erzbischofs Droste zu Vischering über die Kirche und den Staat; die plumpste Darlegung der maßlosen Ansprüche der katholischen Kirche. Verunglimpfung der andern Glaubensbekenner, roher Eifer und gemeine Gläubigkeit. Es sind zehntausend Exemplare gedruckt; die Schrift hat ungemein große Lettern, damit sie äußerlich gedehnt werde über zwanzig Bogen, und folglich der Zensur nicht unterworfen sei. Der Kunstgriff ist erlaubt, ohne Zweifel, und warum sollte man sich seiner nicht bedienen, da gegen die Zensur alles de bonne guerre ist? Aber die Würde des Erzbischofs müßte billig solche Hülfen verschmähen, sie stehen ihm schlecht!

Montag, den 29. Mai 1843.

Ungeschlachte Zänkereien gleich im Beginn des rheinischen Provinziallandtages. Servile und Liberale streiten unter der Maske der royalistischen Gesinnung. Aus allem geht hervor, daß man sich in diesen Formen unbehaglich fühlt, und nicht mehr lange behelfen wird. Den tückischen Aristokraten Fürsten von Solms-Lich sollten sie zuerst abschaffen; der wünscht das ganze Wesen zum Teufel, dem sind diese Provinzialstände schon viel zu viel! — (Freiherr von Loe gab das Hauptärgerniß.)

Donnerstag, den 1. Juni 1843.

Der König will die Geſchenke in der Diplomatie abſchaffen, er will den Fremden keine mehr geben, und ſeinen Dienern die Annahme unterſagen. Sehr recht!

Der Miniſter Eichhorn hat bei der Schulpforta-Feier eine Art Niederlage erlitten, ſeine Rede mißfiel gleich anfangs, man hörte kaum noch hin, ſprach laut von andern Dingen, achtete ſeiner im geringſten nicht ꝛc. Die ſächſiſchen Schulmänner waren ſehr freimüthig und dreiſt.

Doktor Puſey in England ſoll jetzt entſchieden katholiſch ſein. Die irländiſche Sache nimmt ein bedenkliches Anſehn.

Der Mordanfall in Osnabrück war, wie man jetzt verſichert, nicht auf Doktor Stüve abgeſehen. Damit fallen die Beſchuldigungen, die man in Betreff der Anſtiftung machte, von ſelbſt weg. — Der König von Hannover hat ſich in der letzten Zeit gnädig erwieſen, und den Magiſtratsgliedern zu Hannover die Strafen, zu denen ſie verurtheilt waren, geſchenkt.

Sonnabend, den 3. Juni 1843.

Fürſt von Carolath, der mir viel erzählte. Der Prinz von Preußen will durchaus nicht, daß den Provinzialſtänden Oeffentlichkeit der Verhandlungen zugeſtanden werde, man wird das Begehren wenigſtens nicht gleich bewilligen. Der Prinz ſieht ein immer weiteres Fortſchreiten auf dem Wege der Revolution voraus, wo das ſeine Gränze finden ſolle ꝛc. Der Fürſt von Carolath erwiedert ihm, was künftig noch werden könne, das könne freilich niemand ſagen, aber was heute vernünftig und zeitgemäß ſei, das müſſe man doch jedenfalls thun.

Sonntag, den 4. Juni 1843.

Beſuch vom General von Canitz, Grüße von Tettenborn, von Metternich. Allerdings wegen der Preßangelegenheiten iſt Canitz hieherberufen, aber er will mit den Sachen ſo wenig zu thun haben als möglich, er findet nur Verwirrung und Unſchlüſſigkeit. Gleich nach der Rückkehr des Königs denkt er nach Wien abzureiſen. Er geſteht die Autorſchaft der Schrift „Die Frage: Wohin?“ unbedenklich. — Sehr angenehme, heitre Unterhaltung, über Metternich, den deutſchen Bund, die Verhältniſſe Preußens, theils tiefer Ernſt, theils Witz und Scherz. Anekdoten von der Zenſur; in Paris darf auf dem Theater nicht vorkommen: „Ah! damné ministre“, es wird dafür geſagt: „Ah! damné cardinal!“; in Wien darf auf dem Theater kein Schuft Graf heißen, man ſetzt „Baron“ dafür. Ueber die Fürſtin von Metternich; es iſt Stil, daß die Geſandten in ſie verliebt ſind, Canitz aber meint, ſein Vorgänger habe für ihn mitbezahlt, vestigia terrent!

Die *'ſche Geſandtin wird hier nicht ſchön behandelt; ſie iſt überaus dick, und zwanglos munter, etwas ſonderbar, allein das rechtfertigt nicht, daß man ihr ſo arg mitſpielt, wie neulich geſchah, wo man in ihrem Hauſe, an ihrem Tiſche, während eines feſtlichen Mahles eine Kröte als ihr Bild heimlich herumzeigte, eine Kröte vom Konditor, die man für dieſe Aehnlichkeit beſtellt hatte. Aecht berliniſch, ſagt man. Aber es iſt die Frage, ob dies von Hieſigen herrührt. Frau von *, die ihr den Namen grand monstre aquatique gegeben, iſt eine Ruſſin. Aber ächt vornehme Welt, das iſt wahr!

Dienstag, den 6. Juni 1843.

Am Rhein regen ſich Anſprüche auf die Dotation, welche der katholiſchen Kirche in liegenden Gründen zugeſagt worden, — durch den Niebuhr-Hardenberg'ſchen Abſchluß in Rom. Verſprochen iſt ſolche Dotation, aber ſehr bedingt, abhängig von der Zuſtändigkeit der Sache und den vorhandenen Hülfsmitteln. Wenn der König hierin je nachgiebt, ſo hört Preußen auf, das Preußen zu ſein, das es bisher war! Das wäre ſchön, wenn man dies heilloſe halbe Verſprechen erfüllte, und das weit entſchiednere wegen der Volksrepräſentation nicht! — Daß die Sache ſich am Rheine regt, iſt ſchon ſchlimm genug! — Alles kommt von dem einen Mißgriff her, den Herrn von Droſte zum Erzbiſchof gemacht zu haben, von der Liebhaberei, die Katholiken recht katholiſch zu ſehen, wie man noch jetzt die Juden gern wieder recht jüdiſch ſähe! — Traurige Richtung!

Donnerstag, den 8. Juni 1843.

In den rheiniſchen Provinzialſtänden geht es ſehr beunruhigend her. Anträge auf Anträge! Einer bezieht ſich auf des Königs Antwort an den Poſener Landtag, und will Sicherung gegen des Königs Willkür durch ein Bundesgericht, zu deſſen Errichtung der König mitzuwirken aufgefordert wird. Der Fürſt von Solms-Lich iſt ſeinem Amte nicht gewachſen! Es iſt nicht genug, ein Ariſtokrätchen zu ſein, man muß wenigſtens demokratiſchen Verſtand haben!

Montag, den 12. Juni 1843.

L. erzählte mir von dem Schickſale des Ehegeſetzentwurfs im Staatsrath; es iſt nichts geblieben von allem dem, was

die Pfaffen eigentlich wollten, doch sind einige strengere Formen für die Scheidungen angenommen; der Entwurf muß nun umgearbeitet werden, ehe er an die Provinzialstände gelangen kann; etwa zwei Jahre sind noch sicher, die bisherige Gesetzgebung zu behalten. Die strengeren Formen wären auch nicht nöthig gewesen, aber die Opposition durfte keinen zu freien Standpunkt nehmen, sie mußte sich auf dem des sittlichen Eifers halten, und sie vertheidigt daher mit Heftigkeit jene strengeren Formen, weil dieselben ihr als Brustwehr dienen. — Ueber die katholischen Sachen große Erbitterung gegen den Minister Eichhorn, der früher ungebührlich auf Altenstein schimpfte, daß er gegen Rom zu nachgiebig sei, und der selber nun alles fahren läßt, ja, wenn der König es wollte, gleich selber ein Katholik würde! — Ueber die Schlaffheit und Unfähigkeit des rheinischen Landtagsmarschalls Fürsten von Solms-Lich.

Mittwoch, den 14. Juni 1843.

Briefchen von Humboldt, mit dem dritten und vierten Bande der Schriften seines Bruders.

Ich las gleich in Humboldt's Schriften, hauptsächlich in den Sonetten, die nicht ganz strenger Form, aber gediegenen Inhaltes sind. Einige, welche das Alter besprechen und mit der Jugend zusammenstellen, sind ganz für mich gemacht; sie sagen, was ich empfinde, und bestärken und vollenden meine Empfindung; sie sind mir tröstlich, wie ein schönes Feuer, das ich auf des Nachbars Herde brennen sehe, und das mir den Genuß, den ich am eignen Herde finde, nur erhöht. Ein tiefes Gefühl und eine reiche Anschauung ist in diesen Gedichten. — Die Abhandlung über Goethe's „Hermann und Dorothea" seh' ich jetzt auch

mit andern Augen an, als früher; ſie dürfte keinem Kritiker, der über Poeſie ſpricht, unbekannt bleiben. — Die Ueberſetzung des „Agamemnon" freut mich, ſo auch die überſetzten Bruchſtücke aus Xenophon und Platon. — „Ueber das franzöſiſche Theater" (ſchon gedruckt), und „über ſpaniſche Gegenden" (neu), ſehr ſchätzbare Aufſätze. — Ich fürchte bei all dem, die Welt hat jetzt wenig Stimmung für ſolche Gaben! Andre Generationen aber werden dieſe Stimmung ſchon wieder bekommen, ſie werden zu Goethe, zu Kant zurückkehren, und man wird ſich wundern und freuen über dieſe Geiſtesſchätze.

(Zum 14. Juni 1843.)

Des Alters Gewinn.

III.

Ich ſtürmte ſonſt durch Fluren und Gefilde,
Wenn laut die Jagd nachſpürte ſcheuem Wilde,
Und ſah den Mond oft durch das Dickicht leuchten,
Eh' kehrend wir des Daches Schutz erreichten.

Jetzt ſind mir dies nur Phantaſiegebilde:
Gleich iſt mir Winters Strenge, Sommers Milde;
Die Jahre meiner Haare Flechten bleichten,
Nun Thau und Regen ſie nicht mehr befeuchten.

In dunklen Mauern langſam ſchwer ich kreiſe
Hin meines Lebens buntgeſchlungne Gleiſe,
Und bis mich kühlend einſchließt Grabesruhe,

Zufrieden ich mein ſtummes Tagwerk thue.
Am Abend ſeiner Tage eng ſich betten,
Nenn' inn're Freiheit ich, nicht äußre Ketten.

W. von Humboldt.

Donnerstag, den 15. Juni 1843.

Der König von Hannover iſt in England beim Anslandſteigen vom Volke mit Ziſchen und Höhnen empfangen

worden; als auch Koth und Steine zu fliegen anfingen, rückten Truppen zu seinem Schutze vor. Gleich nach seiner Ankunft machte Herr Hume im Unterhause die Anzeige, er werde auf Unterdrückung der zwanzigtausend Pfund Apanage antragen, die der König als englischer Prinz noch immer, sehr unnöthig und unziemlich, von England bezieht.

Man fragt, wie unser König in Marienburg mit Herrn von Schön gewesen sei? Sehr freundlich und angenehm, der Mann gefällt ihm, ist sein früherer Vertrauter, stimmt seinen Phantasieen zu, seinen aristokratischen Vorstellungen ꝛc. Aber aus allem diesem folgt nichts in Betreff des politischen Einflusses, und für den Augenblick ist der König gegen die sogenannten Liberalen verstimmt, wegen der Staatsrathopposition gegen das Ehegesetz, wegen der Preßfreiheit ꝛc. Im rheinischen Landtage ist die liberale Opposition sehr zurückstehend gegen die aristokratische und kirchliche.

Sonnabend, den 17. Juni 1843.

Hölderlin starb am 7. Juni zu Tübingen im dreiundsiebzigsten Jahre, seit vierzig Jahren litt er an Wahnsinn!

Hier herrscht jetzt eine Art politischer Mattigkeit, alle Partheien sind etwas überdrüssig und enttäuscht, keine hat rechte Zuversicht, auch die Frömmler und Pfaffen nicht, auch sie vertrauen nicht recht auf den König, und sehen sich wieder auf stille, allmählige Arbeit angewiesen, statt der offnen Triumphe, die sie zu feiern meinten.

Montag, den 19. Juni 1843.

Die „Staatszeitung“ legt mit dem 1. Juli ihr „Staats-“ ab, und heißt „Allgemeine Preußische Zeitung“, auch ver-

ſpricht ſie, künftig mehr von inländiſchen und deutſchen Sachen zu handeln. Es ging immer ſchlechter mit dem Blatte; die nutz- und ſaftloſen Korreſpondenzen aus Frankreich und England verſchlangen viel Geld, die Zeitung brachte faſt nichts mehr ein. Wird es beſſer gehen? Schwerlich!

Rheiniſcher Landtag ſetzt ſeine unangenehmen Verhandlungen fort, über ſeine Protokolle, Druck ꝛc. Freilich lauter wichtige Sachen, aber man betreibt ſie in unerfreulicher Weiſe, zerbröckelt, ungeſchickt.

Der Miniſter Eichhorn hat nun gar ſelbſt geſagt, eine Schule hier zu bilden, dazu ſei Schelling und ſeine Philoſophie nun wohl freilich nicht geeignet!! — Große Wuth über das Buch von Kapp; der armſelige Trendelenburg will darüber ſchreiben. — Neues Buch gegen Schelling, vom Kirchenrath Paulus.

Der Profeſſor Huber aus Marburg verdankt ſeine Berufung an die hieſige Univerſität wirklich einem Aufſatz, den er in die „Evangeliſche Kirchenzeitung“ gegeben, einem Aufſatz über die Romane der Schwedin Friederike Bremer.

Dienstag, den 20. Juni 1843.

Das Buch des Kirchenrath Paulus gegen Schelling, leider entſetzlich dick, achthundert Seiten! Verſtändige, gediegene Polemik, vorzüglich im rein Litterariſchen und im Theologiſchen; das große Sündenregiſter wird auch hier entrollt, der herrſchſüchtige Prahler und lügenhafte Charlatan wird bloßgeſtellt in ſeiner ganzen Schmach! Es iſt ſeltſam, wie Schelling hieherkam, war die Hauptſache, in welcher Weiſe er ſich gegen Hegel verhalten würde, ob er frech genug ſein würde, dieſen als ſeinen abtrünnigen

Schüler zu bezeichnen. Jetzt ist das in den Hintergrund getreten, denn nun handelt es sich nicht mehr um diese Beziehung Schelling's, sondern um sein ganzes Wesen, was er von jeher gethan, geleistet und versprochen, jetzt gilt es hauptsächlich seine Verbindung mit unsern Hof- und Staatsfrömmlern, seine heuchlerische Stellung und Autorität in Preußen. Es ist ein demüthigender Zug für unsre Bildungshoffahrt und Klugdünkelei, daß wir diesen philosophischen Cagliostro tragen müssen, und er Hof, Minister, Universität und Publikum zum Narren halten darf! — Mir ist versichert worden, die schon gedruckten Bogen von Schelling's „Weltaltern" habe er hauptsächlich deßwegen zurückgenommen und sorgfältig vernichtet, weil inzwischen Napoleon gefallen war, den er in dem Buche verherrlicht hatte, indem er geglaubt — wie früher der arme Johannes Müller —, derselbe werde fortan der Herrscher der Welt sein! — Das hat mir Steffens 1810 in Halle gesagt, daß Schelling, unzufrieden mit den deutschen Betreibungen, ihn abgemahnt und darauf verwiesen habe, daß das Reich der Philosophen nicht von dieser Welt sei! Schelling aber, indem er Andre abmahnte, trachtete selber am meisten nach dieser Welt, nur auf einer andern Seite, und wollte das Reich allein haben. — Nun kommt alles an den Tag und zur Prüfung, — o Schelling wird noch wünschen, nie nach Berlin gekommen zu sein, nie diesen Lockungen des Glanzes und Ruhmes gefolgt zu sein, denn von seiner Erscheinung hier beginnt der wahre Krieg gegen ihn, aus dem er sich nicht retten wird!

Der König ist heute auf der Stettiner Eisenbahn hier angekommen, durch die Stadt gefahren, und gleich auf der Anhalt'schen Eisenbahn wieder abgereist nach Dresden, die Königin abzuholen.

Der König hat in Danzig bei den meisten Leuten keinen guten Eindruck hinterlassen, namentlich bei den Landtags-Abgeordneten nicht, von denen er die liberalen anfangs kaum kennen wollte, nachher aber, von ihrer Mißstimmung unterrichtet, durch außerordentliche Artigkeit zu gewinnen suchte, was aber auch nicht verfing.

Freitag, den 23. Juni 1843.

Unerwarteter, aufregender Brief aus Würzburg, vom Professor der Philosophie Hoffmann, der Franz von Baader's Nachlaß bearbeiten und herausgeben will, und von mir Rath und Hülfe begehrt. Ich antwortete auf der Stelle. Wie gern fördere ich dieses Unternehmen! In der That, wenn Baader in gedrängter Gestalt, in allen seinen Leistungen erscheint, wird die Welt erstaunen müssen. Wenn der in Berlin gelebt hätte! In München war er ein gelähmter Adler.

Sonnabend, den 24. Juni 1843.

Noch im Bette liegend empfing ich den Besuch des Bürgermeisters Smidt, und seines Sohnes des Archivars, aus Bremen. Die drohenden Reden Webster's in Washington gegen die deutsche Schiffahrt haben in Bremen Besorgnisse erregt und man will gern mit Preußen die Sprache verabreden, welche dawider zu führen ist.

Montag, den 26. Juni 1843.

Humboldt sendet mir einen Bogen aus Eckermann's neuestem noch nicht erschienenen Bande Goethe'scher Gespräche, Goethe's Lob der Jugend enthaltend, das schon

theilweiſe in der „Allgemeinen Zeitung“ ſtand. Er ſchreibt mir dabei, daß er dem Könige aus Cuſtine's Buch vorgeleſen habe, und daß er das Buch ſehr geiſtreich und meiſterhaft geſchrieben findet. — Ich antworte ihm gleich.

Wackrer Artikel in der „Allgemeinen Zeitung“, von Doktor von Madai unterſchrieben, über die in Dorpat im Herbſte 1842 begangenen Ungerechtigkeiten und Härten gegen die Profeſſoren Ulmann und Bunge. Der Miniſter Uwaroff und der Graf von Benkendorf erſcheinen in gehäſſigem Lichte dabei, gradezu Gewalt wird gegen das ſonnenklare Recht geübt!

Als Beiſpiel der wandelbaren Anſichten des Königs erzählt man, vor zwei Jahren ſei er empört geweſen, daß man in Charlottenburg habe ein neues Theater bauen wollen, und habe ſich zornig über die Rohheit der Leute ausgelaſſen, die nicht bedächten, daß ſein Vater und ſeine Mutter dort begraben lägen; jetzt laſſe er auf dem Schloßtheater dort ſpielen, und habe ſich munter darauf berufen, daß auch ſein Vater, der doch gewiß die dort begrabene Gattin innig lieb gehabt, dort habe ſpielen laſſen, trotz der Nähe des Grabes.

Ludwig Tieck hat geſtern vor einem großen Kreiſe Calderon's „Dame Kobold“ vorgeleſen. Er ſoll nun nächſtens in Potsdam die vom Könige ihm gemiethete Wohnung beziehen, und ſein Vorleſen in Sansſouci wieder anfangen. Schon jetzt lieſt er jeden Abend wieder der Gräfin von Finckenſtein vor.

Dienstag, den 27. Juni 1843.

— Ueber die „Bernſteinhexe“; der Paſtor Meinhold hatte Anſprüche auf Anſprüche gemacht, zuletzt ſogar eine königliche Domaine in Pacht verlangt; nun man ihn bedeutet

und ihm Honorar und schöngedruckte Exemplare gesandt, giebt er sich zufrieden und ist sogar zerknirscht, will aber nun das unvermuthet erlangte Geld auf die Druckkosten des andern Werkes verwenden.

Die Demonstration der fünfzehnhundert Kölner, die auf zwei Dampfschiffen nach Düsseldorf fahren, die Landstände zu beglückwünschen dafür, daß sie den neuen Strafgesetzentwurf einstimmig abgelehnt haben, die dem Landtagsmarschall überreichte Adresse und der mit den Düsseldorfern vereint ausgeführte Fackelzug machen gewaltiges Aufsehn! Man sieht schon die Rheinländer unsre Irländer werden, und Repeal rufen! Es giebt Leute, die da meinen, jetzt müßte der König zeigen, daß er Herr sei, und den Rheinländern den Entwurf mit Gewalt aufnöthigen.

Mittwoch, den 28. Juni 1843.

" sprach mir viel von der Stellung des Königs, seinen für ihn wenig geeigneten Dienern; er will mit Frömmlern, Aristokraten und zweideutigen Günstlingen Lebensentwicklung und Fortschreiten! — Der König hat doch noch immer hemmende Rücksichten, so sagte er vor kurzem bei Gelegenheit eines Vorschlags in militairischen Sachen: „Das ist ganz vortrefflich, das ist durchaus meine Meinung, aber ich bekomme schon Krämpfe, wenn ich nur daran denke, daß ich es meinem Bruder — soll begreiflich machen!" Er braucht ja nur entschieden zu befehlen!

General von Grolman schwer krank, man zweifelt an seinem Aufkommen. Er ist ungemein schnell alt und gleich sehr hinfällig geworden. Der war ein Kriegsheld, dem sich in bester Entwicklung die Laufbahn schloß. Kein Krieg mehr seit 1815, was sollt' er thun?

General von Rühle erzählte mir, Goethe selbst habe ihm einmal gesagt, er habe die erste Anregung zu den „Wahlverwandtschaften“ durch Schelling erhalten, wie Kapp in seinem Buche richtig bemerkt. In der Charlotte wollte man die Herzogin Luise erkennen, in dem Hauptmann den Freiherrn von Müffling, jetzigen Gouverneur von Berlin, in Luciane einige Züge der Fräulein von Reitzenstein, und so noch Andre, — in dem Mahler einen jungen Künstler aus Kassel. — Goethe sagte einmal zu Rühle: „Ich heidnisch? Nun, ich habe doch Gretchen hinrichten und Ottilien verhungern lassen, ist denn das den Leuten nicht christlich genug? was wollen sie noch Christlicheres?“ — Das erinnert an die empörte Antwort, die er Knebel'n wegen der sittlichen Bedenken desselben gegen die „Wahlverwandtschaften“ gab: „Ich hab's auch nicht für euch, ich hab's für die jungen Mädchen geschrieben!“ Kann man einem alten, sonst klugen, hier aber stockdummen Freunde deutlicher sagen: „Du bist ein Rindvieh“?

Halle, Freitag, den 30. Juni 1843.

— Der König hat hier bei seiner letzten Anwesenheit keinen guten Eindruck gemacht, die Stadtverordneten wurden dreimal wiederbestellt, und zankten mit Stolberg deßhalb heftig, über die Bürger verlauteten einige Späße, die Professoren wurden wenig beachtet. — Im zoologischen Kabinet wurde ein Auerochs gezeigt: „Ist er bös?“ Burmeister: „Nein, die ganze Familie ist nicht bös.“ Lautes Gelächter über das Wort Familie. Der König wollte manches Thier nennen, irrte sich aber; da besserte Burmeister stets nachdrücklich: „O Gott bewahre, das ist ja der und der“, oder: „Sehen Ew. Majestät denn nicht, daß er einen

Schwanz hat?“ wie könnte das ein ... ſein!“ In ſolchem rauhen Tone ging es fort. — Die Studenten waren lau, viele grüßten nicht einmal, weil ſie auch den König zum Theil nicht erkannten. Merkwürdig, wie ſehr der Nimbus ſchwindet!

Kiſſingen, Mittwoch, den 12. Juli 1843.

Der König von Baiern ſchrieb einmal eigenhändig an Metternich: „Ew. Liebden Wunſch wegen der Bilder habe ich beſtens zu erfüllen geſucht. Ich hoffe, Ihre Geſundheit iſt vollkommen hergeſtellt. In wenigen Tagen werden Sie wohl trocken genug ſein zum Aufhängen.“ So ungefähr; das „Sie“ war groß geſchrieben, aber dann aus dem großen S ein kleines gemacht, wo denn die Phraſe wieder auf die Gemählde ging!

Ein Mann hatte den Adel nachgeſucht, der König zweimal die Sache abgeſchlagen; ein Kabinetsrath rieth jenem nochmals einzukommen, und verbürgte den Erfolg. Am Ende eines Vortrags, nach vielen empfangenen Unterſchriften, ſagte er: Hier iſt auch noch eine Bittſchrift jenes Mannes, dem Ew. Majeſtät ſchon zweimal ſein Geſuch abgeſchlagen, ich habe daher gleich wieder die abſchlägige Antwort aufgeſetzt. „Was?“ rief der König, „was wiſſen Sie denn, wie ich entſcheiden werde? Ich regiere, ich regiere, Sie haben nichts abzuſchlagen, das thue ich, das thue ich, ich bin König, ich bin König, ich mache Edelleute, nicht Sie, ich mache den Mann dazu, er iſt es, er iſt es.“ Und ſo war die Sache durchgeſetzt.

Kissingen, Donnerstag, den 13. Juli 1843.

— Bei Tettenborn Abends. — Herr von Z. erzählte vom Kardinal-Erzbischof von Salzburg, Fürsten von Schwarzenberg, der ein Betbruder und Fanatiker geworden, die Jesuiten einzuführen strebe, und sehr ungehalten sei, daß man dies in Wien nicht wolle. Neulich hat er bei der Firmelung eine wackre Bürgerfrau zurückgestoßen, weil er sie für zu geputzt erklärte, obwohl sie dies nur so war, wie es ihr die Feier zu fordern schien. Die Einwohner waren ganz auf Seiten der Frau, und gegen den Kardinal erzürnt. — Der strenge Kardinal hat natürliche Kinder!

Die Protestanten in Linz erbauen eine Kirche, trotz des Widerspruches des Bischofs, die katholischen Einwohner geben ihnen Gespanne von Pferden und Ochsen mit Blumen bekränzt ꝛc. Im Volke hat der Fanatismus keine Wurzel mehr, nur der unterste Pöbel läßt sich noch durch ihn auf Augenblicke bethören.

Der Diplomat Graf von Bombelles ist gestorben.

General von Grolman ist doch wieder besser geworden.

Kissingen, Sonnabend, den 29. Juli 1843.

Abends beim Brunnen mit Herrn Smithwick gegangen; er zeigt mir die Herzogin von Montrose, Gräfin Radnor und Lady Stafford. — Herr und Frau von Kröcher; Herr Sußmann; Herr von Mohl; Graf Bludoff; Geheimer Hofrath Eichstädt. Die Großfürstin Helene ist angekommen, und erscheint auf dem Kurplatze, alles strömt sie zu sehen; ich sah sie zufällig ganz nah, sie sieht schön, geistvoll und herrscherlich aus. — Ich ging mit Fräulein von Seefried und Fräulein von Wrede, die Gräfin Bludoff kam an mich heran, und sagte, sie wolle mich zur Großfürstin führen,

die schon wisse, daß ich hier sei; ich entschuldigte mich, daß ich, wie sie mich sähe, geführt vom Bedienten, doch nicht vor die Großfürstin treten könne. Hofrath Grimm kam ebenfalls, und sagte, die Großfürstin habe nach mir gefragt; gleiche Entschuldigung. Ich machte, daß ich nach Hause kam, und erholte mich hier vom Gehen bei gutem Kaffee. Auf die Reunion mag ich nicht gehen; Tettenborn's zwar sind dort, und wenn auch später zu Hause, doch für mich dann zu spät.

Die Großfürstin wünscht' ich nur zu sprechen, weil sie Kosloffskii's Beschützerin und Freundin war! Auch der ältere Willisen lobte sie mir stets mit Nachdruck.

Kissingen, Sonntag, den 30. Juli 1843.

— Herr Graf Bludoff kam im Auftrag der Großfürstin mir zu sagen, daß sie mich zu sprechen wünsche, und mich morgen Vormittag um elf Uhr erwarte. Es gab keine Entschuldigung, ich mußte es wohl annehmen, und wenn ich mich leidlich befinde, ist es mir auch die größte Gewährung, ich wünsche längst Kosloffskii's Großfürstin kennen zu lernen!

Kissingen, Montag, den 31. Juli 1843.

Gegen elf Uhr ging ich zur Großfürstin Helene, ich wurde in einen Saal geführt, und gleich darauf trat auch sie ein. Eine hohe, schlanke, fürstliche Gestalt, schönes, liebliches Gesicht, die Stirn heller Verstand, die Augen scharf und fröhlich, der Mund anmuthig, etwas hervortretende Wangen, frische, gesunde Farbe, freies, behagliches Benehmen, wohltönende, klare Sprache, — eine in jedem

Betracht ausgezeichnete Erscheinung! Sie entschuldigte sich, daß sie mich bemüht habe, ihr Wunsch aber sei zu lebhaft gewesen, sie habe es sich nicht versagen können; sie tadelte mich, daß ich nicht im Ueberrock gekommen sei, sie habe es doch ausdrücklich sagen lassen. Sie höre, ich sei leidend, was mir denn fehle? Sie habe die Kur in Marienbad gebraucht, und sei noch sehr angegriffen davon, sie wolle nach Baden, bloß um sich zu erholen. Nochmalige Entschuldigung; ich erwiedere, sie sei meinem Wunsche glücklich begegnet, der doch ohne ihre Zuvorkommenheit schwerlich erfüllt worden wäre; ich wisse schon viel von ihr, ich wolle ihr nur Einen Namen nennen, dann würde sie gleich begreifen, was und wie: Kosloffskii! „Ach", rief sie aus, „der gute Kosloffski, Sie haben ihn gekannt! Ich hatte ihn sehr gern, und er auch mich." Sie beklagte seinen zu frühen Tod, er sei in Rußland sehr nützlich gewesen, und habe viel Gutes gewirkt; durch seine Eigenart die Dinge vorzutragen habe er alles sagen dürfen, auf die ungezwungenste Weise habe er die größte Freimüthigkeit in allen Beziehungen ausgeübt, und oft die verwegensten Sachen ausgesprochen, wie kein Andrer es hätte wagen dürfen, und meist zu gutem Zweck und Erfolg; auch der Großfürst habe ihn gern gesehen, und zuletzt auch der Kaiser, der ihn doch anfangs nicht habe leiden können; jetzt werde er wieder mißgestimmt sein, wegen der Sachen, welche Custine aus Kosloffskii's Munde wiedererzählt habe. Nun war ausführlich von Custine die Rede, die Großfürstin meinte, er übertreibe das Schlechte doch sehr, und sehe das Gute oft nicht; sie gab zu, daß er in vielem Recht habe, aber auch da erbittere er nur, und verstocke die Leute, statt sie zu bessern. Die Großfürstin tadelt das Verfahren in Betreff der unirten Griechen, man habe dem Kaiser vorgestellt,

ſie wären als Halbkatholiſche ihm weniger ſichre Unterthanen, und die Ausführung der Verfügungen des Kaiſers werde gewöhnlich ſtrenger und härter, als er es gemeint habe. Sie will auch das Deutſche in den Oſtſeeprovinzen erhalten wiſſen, das ſei ein Schatz, den Rußland nicht genug pflegen könne. „Kennen Sie Herrn von Madai?“ — O ja, er hat mir ſeine Geſchichte erzählt, und ſie auch drucken laſſen, das iſt ein Ehrenmann! — „Gewiß, und es thut mir unendlich leid, daß er fortgegangen iſt, aber er ging aus Rechtlichkeitsſinn, und ich fürchte, es werden nach ſeinem Beiſpiel noch andre wackre Leute gehen, und jeder ehrliche Mann wird ſich nun doppelt beſinnen, ehe er einen Ruf nach Rußland annimmt.“ — Wird ſein Aufſatz nicht vor des Kaiſers Augen kommen? — „Ich zweifle; eher wenn er kurz und franzöſiſch wäre; ich wünſchte es überſetzte ihn jemand im Auszuge. Freilich ſind Alle, die ihn dem Kaiſer zeigen könnten, eher intereſſirt, daß er ihn nicht ſehe. Auch hilft es nicht, daß der Kaiſer ſeinen Tadel gegen Umaroff oder Benckendorf ausſpricht, oder ſie beſtraft, die geſchehene Ungerechtigkeit muß zurückgenommen werden, das Syſtem muß geändert werden, das iſt die Hauptſache.“

Die Großfürſtin ſprach von ihrer Stellung, ihren Verhältniſſen; dieſe hätten immer einige Spannung, legten tauſend Rückſichten auf, geſtatteten wenig Ruhe, auch lebe ſie in ſteter Aufmerkſamkeit, in ſteter Erwartung, auf Neues gefaßt, auf Störungen aller Art. Jedoch habe ſie ſich gewöhnt, ihr eigentliches Sein von allem Aeußern unabhängig zu erhalten, ſie mache ſich aus dem Aeußern nichts, es ſei ihr gleichgültig; an ihre Stellung und Verhältniſſe denke ſie kaum, ſie ſuche dieſelben ſoviel als möglich zu vergeſſen, und habe mehr das Gefühl, ſie ſei ſie ſelbſt, dies

Ich, wie die Natur es in ſie gelegt, als all das Aeußere, welches die Welt angehe. In der weitern Erörterung entwickelte ſie eine Freiheit des Geiſtes, eine Selbſtſtändigkeit, eine Klarheit der Ueberſicht und eine Unbefangenheit der Darſtellung, wie ſie mir in dieſer Sphäre noch nicht vorgekommen ſind! Sie lachte dazwiſchen, vergnügt klug, und völlig frei, eine edle Bürgersfrau hätte nicht ſchlichter und behaglicher ſein können. Sie wollte ſo wenig Kaiſerliche Hoheit ſein, daß es faſt lächerlich klang, wenn ich ſie ſo nannte, und ſie war es eben hiedurch doppelt und dreifach. Ihr Lachen, ihre freie Munterkeit, ſtanden ihr vortrefflich; die Klarheit, das Maß, die Ruhe ihres Ausdrucks, alles zeugte von größter Reife, von vollendeter Durchbildung des Karakters. Sie ſei, ſagte ſie, mit ſechzehn Jahren nach Rußland gekommen, und in den neuen und ſehr fremden Verhältniſſen ihren eignen Weg gegangen, und trotz aller Hinderniſſe ſei es ihr gelungen, ſich als ſie ſelbſt zu behaupten, als Deutſche, die ſie noch immer ſei, aber doch noch mehr als „Ich“. Solch einen Eindruck von einer ſo hochgeſtellten Dame habe ich noch nicht gehabt, ich geſtand mir, das ſei etwas durchaus Neues. Nur eine Annäherung liefert mir das Gedächtniß in einem Geſpräche, das ich einſt mit der Großherzogin von Baden über Napoleon hatte, und worin ſie ihren Bezug auf dieſen klar und unbefangen ausſprach; aber es war nur das einemal und nur eine Annäherung; in der Großfürſtin ſcheint das innerſte Leben ganz und gar aus dieſem Freiſinne zu quellen.

Wir ſprachen von Umgang, ſie ſagte, den ihren wähle ſie ziemlich frei, jedoch in der höhern Klaſſe finde ſie wenig zu wählen, die Ruſſinnen in St. Petersburg ſeien meiſt frivol, alles gehe nur auf Schein und Glanz, es ſei kein Ertrag dabei; ſie nahm ein paar Damen aus, die ſie erſt

ſpät habe kennen lernen, und die in Paris, ja in Paris, eine beſſere Wendung genommen, Frau von Swätſchin und ihre Schweſter; an den Männern ſei gewöhnlich noch weniger, in dieſem Betreff ſei Kosloffskii unerſetzlich. Ich lobte ihr die jungen Ruſſen, die ich kennen gelernt, Granoffskii, Bakunin, die verſtorbene Frau von Froloff ꝛc. Von Puſchkin war die Rede, von Odojeffskii, Gogol. Sie fragte, wie ich auf's Ruſſiſche gekommen? — Ich erklärte es ihr. — Ueber Kosloffskii's Gutmüthigkeit, Religionsangſt und Schwäche: „Ich kann nicht begreifen, wie man den Tod fürchten kann.“ Tod und perſönliche Fortdauer. Meinungen darüber. — Sie fragte nach Rahel; ich konnte ziemlich gut über ſie Auskunft geben, ihre Hauptzüge darſtellen, ſie nahm den wärmſten Antheil an der Mittheilung, ich glaubte ihre Augen feucht zu ſehen.

Wieder kam die Rede auf Rußland: „Wir haben in St. Petersburg eine ungünſtige Stellung, wir ſind am Ende des Reiches, und die Bildung, die wir in das Innere ſenden, kommt dort ſchwach und fremd an; auch leben wir in dem ſchrecklichſten Klima, von der Natur ſind wir meiſt getrennt, unſer Leben iſt ein künſtliches, erzwungenes.“ — Konſtitutionen, Verſuche in Preußen, was daraus hervorgehen werde? — In Rußland ſei das Weſentlichſte, in die Nation Ideales einzuführen, ſie zu Verehrung und Ausbildung des Idealen zu gewöhnen, dieſe Veredlung thue noth, und dieſe wünſche ſie gefördert zu ſehen.

Ueber die Politik des Fürſten von Metternich, ſehr die ſchwachen Seiten eingeſehen, mit ironiſchem Lächeln über ſein Erhaltungsſyſtem, bei dem ſich doch alles verändre. — Wieder über Cuſtine: wirken werde ſein Buch in Rußland gewiß, aber weit beſſer würde eine ruhige, nicht ſo leidenſchaftliche Schilderung gewirkt haben.

Zuletzt erwähnte ich noch Willisen's, der mir zuerst von ihr gesprochen habe; sie wußte, daß er in Breslau angestellt sei, aber nicht daß er jetzt in England reise: „O der hat mich beim Eintritt in das Leben gesehen, ich war damals sechzehn Jahr, als ich nach Rußland kam! Sagen Sie ihm, wenn Sie ihn sehen, daß ich noch die alte sei, daß ich mich nicht verändert habe, vielleicht in manchem geirrt, aber nicht verändert."

Ich übergehe, was sie mir über mich selbst gesagt; es war alles acht und gediegen, keine schmeichelhafte Phrasen. Sie sagte mir Lebewohl, auf Wiedersehen, sie reise durch Berlin zurück, da hoffe sie mich wiederzusehen, ich solle sie nicht vergessen!

Ich war anderthalb Stunden bei ihr, ganz allein; es war, als ob zwei Ordensbrüder sich getroffen hätten, und auf eignem Boden ohne Scheu und Störung ihre verwandten Ideen austauschten. Ich ging fort mit dem Eindruck, ich habe heute etwas Neues erlebt, etwas noch nicht Gesehenes erblickt. Die schönste Freiheit der Person! Und wäre sie regierende Kaiserin, immer würde ihr Ich höher stehen, als ihre Würde; dies Bewußtsein und Gefühl muß ihr eine eigne Freudigkeit, einen eignen Stolz geben, grade bei so hohen Verhältnissen. Ein Mensch, ein ächter Mensch zu sein, ist das Höchste, es heißt ein Herrscher auch über die Herrschaft sein, ein Gotteskind, was ist dagegen alles Irdische! Aber das Irdische als Zugabe ist da von dem reinsten Werth, von dem höchsten und wahrsten!

Berlin, Sonnabend, den 5. August 1843.

Des Kirchenraths Paulus Buch gegen Schelling ist auf des letztern Ansuchen mit Beschlag belegt, weil derselbe

behauptet, der wörtliche Abdruck ſeiner Vorleſungen darin ſei ein Plagiat! Schöne Mittel eines Philoſophen, ſeine Gegner zu bekämpfen! — Der Zuſtand der Dinge hier iſt nicht erfreulich; in den fünf Wochen, die ich abweſend war, hat ſich die Verſtimmung merklich erhöht.

Dienſtag, den 8. Auguſt 1843.

Am Sonntage war das Feſt des tauſendjährigen Selbſtbeſtehens der Deutſchen, Predigt, Kanonenſalve, Turnfeſt, Gaſtmahle. Das Ganze war kahl und ſchal, unlebendig, nur ein künſtlicher, gelehrter Antheil. Ich hörte, daß man naſerümpfend an das Bisthum von Jeruſalem erinnerte, an „mittelalterliche Liebhabereien“; man ſagte auch, aus der Gegenwart ſolle der Königin Feſte darbieten, aus dem heutigen Leben des Tages, aber das Heutige, Friſche wolle man todt haben, das Abgeſtorbene ſolle für lebend gelten! — In der That hat eben eine Kabinetsordre ſich ungnädig über die Feſtlichkeiten geäußert, mit denen am Rhein die heimkehrenden Ständemitglieder empfangen werden, und hat allen Königlichen Beamten die Theilnahme verboten. Eine matte, verdrießliche, unkluge Kabinetsordre, die allgemein den ſchlimmſten Eindruck macht.

Freitag, den 11. Auguſt 1843.

Heute zu Frau von Olfers. — Herr von Griesheim erzählte einen ſeltſamen Auftritt, der beim Könige in Potsdam Statt gefunden. Der Miniſter des Innern Graf von Arnim brachte dem Könige die ſchließlichen Arbeiten über den Anbau des neuen Stadtviertels jenſeits der Spree dem

Exerzirrlatze gegenüber; der König betrachtet die Vorlagen mit Verwunderung, mit Mißvergnügen, er erklärt alles für falsch, ganz wider seinen Willen, seine Befehle, seine Anordnungen. Der Minister, betreten, beruft sich auf die Aeußerungen, die der König theils ihm selbst gemacht, theils durch Direktor Lenné hat bestellen lassen. „Nein, nein", ruft der König, „das ist nicht wahr, nie hab' ich das befohlen, nichts von diesem allen angeordnet, alles falsch, grade umgekehrt sollte es sein!" Neuen Betheurungen wird neuer, schneidender Widerspruch entgegengesetzt, der Minister ist in grausamer Verlegenheit, und bittet endlich, daß Lenné, der draußen warte, hereingerufen werde. Auch der behauptet dem Könige in's Gesicht, so und nicht anders habe er befohlen. Der König ruft abermals: nein, das ist nicht wahr, grade das Gegentheil! Da ruft ihm Lenné nach und nach die einzelnen Besprechungen in's Gedächtniß, der König läugnet noch immer, doch endlich überwunden, wenn auch nicht überzeugt, sagt er mit Achselzucken: „Nun, es ist alles möglich, es kann sein!" Doch fügt er gleich hinzu: „Aber ausgeführt muß es doch nun anders werden, ganz umgekehrt, hier soll die Kaserne stehen, hier das Gefängniß" u. s. w. Es sind schon große Vorarbeiten geschehen, eine Million Bausteine angefahren ꝛc. Das muß nun alles umgethan werden. Ein Pröbchen von der Art, wie Geschäfte betrieben werden.

Dorow's „Erlebtes", zwei Bände. — Oelsner's „Briefe an Stägemann", Aushängebogen. — Graf de La Garde „über den Wiener Kongreß". — Herwegh's „Einundzwanzig Bogen aus der Schweiz", worin starke Sachen gegen Eichhorn, den König selbst, den Dombau u. s. w.

Montag, den 14. Auguſt 1843.

Der Tod des Grafen Mortimer von Maltzan — er ſtarb am 8. — iſt eine Wohlthat für ihn und die Seinigen; ich ſtellte mir in raſchen Umriſſen ſeinen Lebensgang deutlich vor, Gunſt und Schimmer fehlten nicht, aber es blieb doch nur eine Erſcheinung der Mittelmäßigkeit; ſiebte man ſein Leben, ſo blieben nach durchgefallenem Staube nur wenige Stückchen feſten Stoffes zurück.

Die Zeitungen theilten die bei dem Kommuniſten Weitling in der Schweiz gefundenen Papiere mit; man hat ungeheure Anſchläge entdeckt, Anſchläge zur völligen Umgeſtaltung der beſtehenden Verhältniſſe, zum Kriege gegen das Eigenthum ꝛc. — — Die „Staatszeitung“ ſtellt nun ihre wehmüthigen Betrachtungen über alles das an, die Leute ſind erſchrocken, daß immer neue Unterwühlungen des Bodens entdeckt werden, ſie dachten nun fertig zu ſein, nachdem ſie mit den Demagogen Frieden gemacht, das Turnen wieder eingeführt ꝛc. Weit gefehlt! Der „alte Maulwurf“ gräbt fleißig fort, und ihr werdet ſeiner Gänge nicht Meiſter werden!

Die Amazone von Kiß, in Erz gegoſſen, prangt nun vor dem Muſeum, aber nimmt ſich nicht vortheilhaft aus! Sie giebt von keiner Seite einen klaren Anblick, ſie iſt ein Klumpen, den man mühſam entwirren muß. Was ich vor Jahren beim Anſchauen des Modells geſagt, iſt nun allgemein zu hören; jederman ſieht das Ungeeignete. Auch iſt ſchon davon die Rede, das Bild an einem andern Orte aufzuſtellen, und vor dem Muſeum die beiden vom Kaiſer von Rußland dem Könige geſchenkten koloſſalen Pferde zu errichten.

Bettinen's „Dies Buch gehört dem König“ erfährt wenig Gunſt. Der Tadel hat ſehr das Uebergewicht. Das

Schlimmſte iſt, daß die meiſten Stimmen es als langweilig verurtheilen. Der König ſelber ſoll nur darin geblättert, es noch gar nicht eigentlich geleſen haben.

Donnerstag, den 17. Auguſt 1843.

Ich leſe den Roman von Schelling „Nachtwachen. Von Bonaventura" (Penig, 1805) und habe ganz den Eindruck davon, als läſe ich ein Buch des jungen Deutſchlands, eben ſo unreif, willkürlich, unorganiſch, eben ſo talentvoll, aufblitzend und verſprechend, auch an Keckheit fehlt es nicht. Im Ganzen doch ein unglaublich ſchwaches Erzeugniß, und für Schelling allzu gering. Kein Menſch hier kennt das Buch, und Schelling und ſeine Freunde verſchweigen es mit Fleiß. Man hat es gleichſam entdeckt, durch einen Zufall, denn unter den Büchern Friedrich's von Schlegel, die verſteigert wurden, fand ſich ein Exemplar, das ihm Schelling geſchenkt und in das er ſich als Verfaſſer eingeſchrieben hat. Auch in früherer Zeit hab' ich nie von dem Daſein eines ſolchen Buches gehört.

Freitag, den 18. Auguſt 1843.

— Gegen halb elf Uhr fuhr ich nach Hauſe, am Opernhauſe und an der katholiſchen Kirche vorbei. Der Abend war ſchön, die Luft ſtill. Kaum war ich zu Hauſe, ſo hört' ich auf der Straße den Ruf „Feuer!" Ich ſah hinaus, und hellen Schein hinter dem gegenüberliegenden Hauſe, rothe Rauchwolken zogen langſam herüber nach Nordweſten. Bald erhellte ſich das Haus am Ende der franzöſiſchen Straße, bald auch trat geiſterhaft weiß der Gendarmenthurm aus der Dunkelheit. Jemand rief:

„Gewiß brennt das Opernhaus!“ Und ſo war es! Ein fürchterlicher, unbezwingbarer Brand! Ich ſah mit großer Gemüthsbewegung in die wachſende Helle, in den nach den Linden ziehenden Feuerregen. Ich war bekümmert um die Bibliothek, beſonders auch um das ſchöne Opernhaus ſelbſt, unſer ſchönſtes, edelſtes Gebäude hier, das mir liebſte, von Friedrich erbaut, ſeit hundert Jahren ein wirklicher Muſenſitz; welche herrliche Kunſtgenüſſe hat Rahel hier gehabt! Gegen ein Uhr kam die Nachricht, das Gebäude brenne nieder, aber man ſetze den Flammen Schranken. Ich war todtmüde, legte mich nieder, und ſchlief bald feſt ein. Doch nicht lange, und die Nacht verging zwiſchen trübem Wachen und unruhigem Träumen!

Sonntag, den 20. Auguſt 1843.

Der König hat ſchon erklärt, das Opernhaus ſolle wieder ſo wie es geweſen aufgebaut werden; innere Veränderungen waren ſchon früher beſchloſſen. Man zweifelt jedoch, daß der König dem ausgeſprochenen Sinne werde treu bleiben, die Architekten würden ihn ſchon herumkriegen!

Man behauptet, an manchen Tagen erſcheine der König wie des Regierens müde, und wolle mit den Geſchäften gar nichts mehr zu thun haben. Der Verluſt der Popularität ſoll ihn tief ſchmerzen. Es iſt ihm ſchon zugeraunt worden, daran ſei großentheils der Miniſter Eichhorn ſchuld, der allem was er ausführe einen gehäſſigen Beiſchmack gebe. Man behauptet ſchon, Eichhorn werde nach ſeiner Rückkehr aus Gaſtein den Abſchied erhalten, und durch Canitz erſetzt werden, was ich kaum glauben kann.

Beim Herausgeben aus der Vorſtellung der „Medea“ in Potsdam traf Bettine von Arnim mit Schelling zu-

ſammen; ſie wollte ihm ein freundliches Wort ſagen: „Ich habe Sie die ganze Zeit ſtehen ſehen in der Hitze, und habe Sie recht bedauert“, worauf er aber barſch erwiederte: „Bedauert, oder betrauert? und ſtehen ſehen? Was meinen Sie damit? Wenn Sie einen Witz bei mir anbringen wollen, ſo bitt' ich mir aus, daß wenigſtens Vernunft drin ſei, das dünkt mich bin ich doch noch werth! Ihre Unvernunft und Albernheit mögen Sie bei Andern anbringen.“ Bettine, ganz erſtaunt, faßte ſich doch gleich, und rief lebhaft: „Schelling! das werden Sie doch nicht verlangen, daß ich all meinen Ruhm aufgebe? Grade wegen meiner Albernheit und Unvernunft bewundert mich ganz Deutſchland!“ Und damit wandte ſie ſich lachend ab.

Die Berichte des Herrn von Orlich aus Afghaniſtan wurden dem Könige vorgeleſen; er meldete unter andern, die indiſchen Fürſten, denen er vorgeſtellt worden, hätten ihm ſchöne Geſchenke angeboten, allein er habe, nach dem Beiſpiel der engliſchen Offiziere, nichts angenommen. Als dieſe Stelle vorkam, erhob der König die Arme, machte die Gebärde des Zugreifens, und rief überluſtig: „O Rindvieh! O Rindvieh! Hätte nur immer nehmen ſollen, immer nehmen!“

Ein jüngerer Bauer hatte eine Buchhandlung in Charlottenburg gegründet, und zuerſt ein Buch ſeines Bruders Edgar in Verlag genommen. Der Miniſter Eichhorn machte dem Miniſter des Innern Vorwürfe, daß er einem ſolchen Menſchen die Konzeſſion gegeben; dieſe war aber ſchwer zu verweigern geweſen, und man tröſtete ſich mit dem Vorſatz, der neuen Verlagshandlung bald anderweitig beizukommen. Die Polizei brach nachts in den Buchladen ein, nahm alle Exemplare des fertigen Edgar Bauer'ſchen Buches weg, eben ſo das Manuſkript, und in Berlin bei

Bruno Bauer die hier vorfindlichen Exemplare. Nun muß die Sache vor Gericht kommen.

Dienstag, den 22. August 1843.

Heute Vormittag ausgefahren um Besuche zu machen. Fürst von Wittgenstein war abgereist, in's Wildbad. Major von Willisen zu Hause; mancherlei Mittheilungen. Humboldt war in Potsdam. Fräulein von Kalb traf ich, und hatte vortreffliche Unterredung mit ihr, über die Mutter, Schiller, Jean Paul Richter, über Leben und Sterben. „Alle Trauer schließt einen Keim der Freude ein, der erst gar nicht wahrgenommen, dann plötzlich als glänzender Mittelpunkt aus dem Dunkeln hervorleuchtet, nach und nach sich ausbreitet, und zuletzt nur noch einen schwarzen Rand übrig läßt, der vielleicht auch noch verzehrt und in Glanz verwandelt wird, nur daß wir es hier nicht erleben."

Die Staatsräthin Körner, Mutter Theodor Körner's, ist in hohem Alter hier gestorben. Sie wohnte mit Humboldt in demselben Hause, Oranienburgerstraße Nr. 67; sie unten, er oben. Das Haus ist verkauft, und den Bewohnern droht, ausziehen zu müssen. Humboldt scherzte darüber mit freier Anmuth, und meinte, er thäte vielleicht am besten, wie die verstorbene Freundin gethan, und zöge weg statt aus!

Mich haben die beiden Schriften über Goethe sehr erfreut, Wilhelm Danzel noch weit mehr, als Carus.

Donnerstag, den 24. August 1843.

— Bettine von Arnim, diesmal mit den Briefen des Königs und Humboldt's über ihr Buch, sie las mir beide vor; der König schreibt ausgezeichnet, eigenthümlich, mit Geist und Wärme; „Rebengeländer-Entsprossne, sonnen-

getaufte" nennt er Bettine. Humboldt's Brief ist durchaus vortrefflich, frisch, kräftig und eingehend, zum Erstaunen.

Freitag, den 25. August 1843.

Um acht Uhr zu Olfers. — Mit Geheimerath Toelken die Sache der „Jahrbücher" besprochen. — Erzählungen über Hirt's frühere Lebensereignisse. Ueber den Minister Eichhorn; „Karakter ist das Gedächtniß des Willens", zitirt Toelken, er weiß nicht aus welchem Autor. In Berlin fehlt das Behagen und die süße Frucht der Muße, alles ist angespannt in Fleiß und Thätigkeit, Toelken zitirt Lessing's Ausruf: „Diese Galeere Berlin!" Also schon damals war es so! — Nachher politisirten Friedrich Tieck, Böcking und Toelken, woran ich nur in Folge meines Platzes, weil ich zwischen ihnen saß, nothdürftig Theil nahm. Tieck brachte das ungewaschenste Zeug auf, Franzosenhaß, Schimpfen über Espartero, über Lafitte und Arago, — B. stimmte ein, sichtbar bemüht, es den Leuten recht zu machen, lobte Louis Philippe, und war sehr betroffen, als ich diesen des Verraths und Betrugs an der Nation bezüchtigte, er sah wenigstens, daß man Allen es nicht recht machen könne! Zufällig kam man auf die Straßburger Geschwornen, die für die Gehülfen des Prinzen Louis Bonaparte, den die Regierung straflos entlassen hatte, kein Schuldig ausgesprochen hatten, und sie wetteiferten, dies ein schmachvolles Aergerniß, einen beispiellosen Frevel zu nennen. Da hielt ich mich nicht länger, und erklärte ihnen, ich würde eben so wie jene Geschwornen gehandelt haben; alle Schmach, aller Frevel, lägen einzig auf Seiten der Regierung ihres gepriesenen Halunken Louis Philippe, der den Rädelsführer mit feiger Höflichkeit habe gehen lassen, die Geschwornen aber zu Henkersknechten der armen

Verführten habe machen wollen, jeder rechtſchaffene Mann habe dazu ſeine Stimme weigern müſſen. Mir wurde nicht widerſprochen.

Sonnabend, den 26. Auguſt 1843.

Der Rentier Daniel Alexander Benda, ein ſonſt lächerlicher Kauz, aber freimüthig und gemeinnützig geſinnt, hatte eine Aufforderung an ſeine Mitbürger, nur ſolche Männer zu Stadtverordneten zu wählen, die für die Oeffentlichkeit der Verhandlungen ſtimmen würden, für die Zeitungen beſtimmt, der Zenſor aber den Druck verſagt. Das Zenſurgericht jedoch hat ihn erlaubt, und heute ſteht das Urtheil mit ſeinen Gründen, ſo wie die Aufforderung ſelbſt, in der „Voſſiſchen Zeitung", und dieſer kleine Sieg nimmt ſich recht gut aus! — Die „Staatszeitung" hatte ſich einen hohen Ton angemaßt, und wollte die andern Berichte über den Opernhausbrand meiſternd auf ihren eignen Bericht verweiſen, als den einzig authentiſchen; darauf iſt ihr auch von der „Voſſiſchen Zeitung" ſcharf gedient worden, und es erhärtet ſich mehr und mehr, daß jener anmaßliche Bericht viel Unwahres enthält, daß die Feueranſtalten ſchlecht waren, die Spritzen ſehr ſpät kamen, die Pionire nicht die Gerüſte vor der Bibliothek abgetragen u. ſ. w. Alte, verwünſchte Ruhmredigkeit, die nur immer die Behörden, das Militair und die hohen Perſonen in's ſchönſte Licht ſtellen möchte! Früher wäre eine ſolche Erwiederung, wie die „Voſſiſche Zeitung" ſie der „Staatszeitung" giebt, unmöglich geweſen; freilich führt die letztere den Titel „Staatszeitung" nicht mehr, und ſeufzt, daß ſie, obwohl ſie es iſt, es doch nicht mehr ſcheinen ſoll!

Stägemann's Briefe an Friedrich Cramer ſind merkwürdig; ſie bezeichnen die Umkehr ſeiner Sinnesart vom

Liberalen zum Servilen, oder vielmehr ſeine Altermüdigkeit und Alterverſtimmung; auch ſeine kleinen Tücken ſpielen hier vielfältig, wie ehmals gegen die Feinde, ſo jetzt gegen die Freunde. Ueber meine Biographie Zinzendorf's ſchreibt er: „Wahrſcheinlich hat ihn hauptſächlich die Annäherung des Kronprinzen an das Konventikel- und Pietiſtenweſen zu dieſer ſeiner eignen Denkart ſonſt wenig zuſagenden Arbeit veranlaßt.“ Welch ein „Wahrſcheinlich“ ohne allen Grund! wie Stägemann recht gut wiſſen konnte! Denn er wußte damals meine Verhältniſſe und Gedanken ſehr genau, wußte recht gut, daß ich die Wege zum Kronprinzen, die mir Ancillon eröffnen wollte, verſäumte, nicht benutzen wollte, daß ich überhaupt unverändert meinen Weg ging, und grade dadurch bei Graf Bernſtorff, Fürſt Wittgenſtein, Graf Lottum und General von Witzleben in Achtung und Anſehn ſtand, aber grade am wenigſten in Gunſt, in ſolcher Gunſt nämlich, die hebt und fördert.

Sonntag, den 10. September 1843.

Der Kaiſer von Rußland iſt hier und der Großfürſt Michael. Die Truppen in ihren neuen Uniformen und Helmen. Feſtlichkeiten, Fremde.

Schukoffskii beſuchte mich geſtern.

Mittwoch, den 13. September 1843.

Die Stadt iſt voller fürſtlicher Gäſte und fremder Generale; die Großfürſtin Helene, die Großherzogin von Weimar, der Kronprinz und die Kronprinzeſſin von Schweden, der Prinz Johann von Sachſen ꝛc. ſind hier.

Geſtern der Graf von Saint-Marſan eine Stunde bei mir; dann drei Stunden der Geheimerath Schukoffskii, der ſeine hexametriſche Ueberſetzung mit mir durchgeht, ich muß

die „Odyſſee“ dabei Vers für Vers nachſehen. Er lieſt mir einen Theil des erſten Geſanges vor, dann aus Puſchkin's Gedichten ꝛc. Er iſt ein gutmüthiger, redſeliger Alter, etwas zu demüthig gegen den Hof. Bei ſeiner Treuherzigkeit ſind ſeine lauernden, lächelnd mißtrauiſchen Augen wunderlich.

Man hatte einen Augenblick gemeint, die Königin von England käme hieher; der Graf von Weſtmoreland hatte zum Könige geſagt: „The queen, Sire, is coming to Eu“ (you), und auf den Zweifel des Königs beſtimmt wiederholt: „yes, to Eu“ (you).

Sonntag, den 17. September 1843.

Heute iſt alles ſtill in der Stadt, alle Menſchen ſind zum Frankfurter Thor hinaus, die große Parade bei Friedrichsfelde mit anzuſehen.

Der König will auf dem Opernplatze vier Standbilder errichten, York und Gneiſenau, Hardenberg und Stein. Das wird ſehr ſchön ſein! Beſonders Hardenberg, den er nicht liebt, macht ihm Ehre. Nun bitt' ich noch für Wolf und Fichte, und für Hegel und Schleiermacher vor der Univerſität! Tauſend ſolche Bildſäulen in Deutſchland ſind mir nicht genug.*)

Montag, den 18. September 1843.

Die Geiſtlichkeit war den König mit Vorſtellungen angegangen, doch nicht am Sonntage die Parade zu halten;

---

*) Spätere Anmerkung von Varnhagen. „Staatszeitung“ von Sonntag, 17. September: „Berlin, 16. September. Das in mehreren öffentlichen Blättern mitgetheilte Gerücht über eine angeblich beabſichtigte Erneuerung des Schwanenordens entbehrt, wie wir hiermit aus beſter Quelle verſichern können, jeder Begründung.“

Am 30. Dezember 1843 war der Schwanenorden da!

er hat geantwortet, die Truppen würden im Freien auch Gottesdienſt haben. Die Prediger klagten aber unwillig, das Volk würde draußen nur in Schauluſt zerſtreut und die Kirchen leer ſein. Einige Prediger haben ſich unterſtanden, von der Kanzel herab gegen Sabbathſchänderei loszuziehen. Ob die Hundsfötter denn nicht einſehen, daß jedermann die Phariſäer in ihnen ſieht, denen es um den Schein und um weltliches Anſehen zu thun iſt? Wenn der König einmal im Unwillen völlig mit dem Gezücht bräche! Was würde man da für Umkehr ſehen! Die meiſten jetzigen Frommen ſagten ſich augenblicklich los, wollten mit den Pfaffen nichts mehr zu thun haben, Savigny und Eichhorn würden ſchreien, ſie ſeien von jeher Aufgeklärte geweſen, helle Köpfe, die mit der Dunkelheit der Unzunft nichts zu thun haben wollen!

Dienstag, den 19. September 1843.

Man ſagt, der ruſſiſche Kaiſer habe ſich gegen den König zwar artig und freundlich genommen, aber ohne Spur von Vertrauen, ſchweigſam und zurückhaltend, dagegen ſoll er ſich mit aller Innigkeit dem Prinzen von Preußen angeſchloſſen, viele trauliche Stunden bei ihm zugebracht haben.

Der Miniſter Eichhorn müht ſich am Rhein mit Anreden und Ermahnungen ab, die ihm meiſt ſchlecht gelingen. Er giebt Blößen über Blößen, und die Gelehrten, die er mit nichtsſagenden, inhaltleeren Redensarten von Religion und Moral ſchulmeiſtern will, geben ihm oft ſo derbe Antworten, daß er verſtummt. Der redende Miniſter ſticht gegen den redenden König, dem er nachahmen will, jämmerlichſt ab.

Sonntag, den 24. September 1843.

Der Herzog von Bordeaux, der am Freitage hier angekommen iſt, mißfällt allen Leuten. Der König, der ſich viel mit dem Beſuch wußte, iſt ganz erſchrocken über den unförmlichen, geringen Menſchen, der ganz ohne Geiſt und Leben iſt. Ungeſchickt, träge, maulfaul, macht er eine erbärmliche Figur. Man weiß in Sansſouci nicht, was man mit ihm anfangen ſoll. Das ſieht man ein, daß ein ſolcher Prätendent nichts zu hoffen hat. Es ſcheint eine beſondre Verwünſchung auf ſolchen Leuten zu ruhen; der Ritter von St. George, der Prinz von Waſa, Don Carlos, ſie ſind alle deſſelben Schlages.

Am Freitage die Biographie von Keith angefangen.

Dienstag, den 26. September 1843.

Nachrichten aus Poſen, daß aus Warſchau die Anzeige gekommen ſei, ein Kollegienrath und ein andrer Beamter hätten dort ausgeſagt, als ſie Abends in einem Kanzleiwagen aus dem Gefolge des Kaiſers aus Poſen weggereiſt, ſei an der Warthebrücke ein Schuß gefallen, und am Hinterverdeck des Wagens ſeien Spuren von Rehpoſten ſichtbar; im Gaſthofe, wo ſie vor der Abfahrt ſich erfriſcht, hätten vier Männer gezecht, und polniſch, franzöſiſch und engliſch geſprochen. In Poſen weiß niemand etwas von der Sache. Der Kaiſer war drei Stunden früher weggefahren, wie die ganze Stadt wußte. Man glaubt, die beiden Ruſſen hätten ſich wichtig machen wollen. Die dumme Geſchichte wird aber weit wiederhallen, und den Kaiſer mißtrauiſch, die Polen auf's neue verdächtig machen!

Neuer Plan zur Bebauung des Köpniker Feldes. — Der König will ein ganz großes Schauſpielhaus auf dem Dönhofsplatze bauen laſſen. — Große Verſätze aller Art.

Der Herzog von Bordeaux iſt vom Könige mit ausgelaſſener Freude, mit zarteſter Aufmerkſamkeit empfangen worden; es iſt aber alles an dem ungeſchlachten Weſen des Prätendenten geſcheitert. Der Herzog hat einen Abend hier bei Francher's zugebracht; mit der Gräfin von Roſſi (Henriette Sontag) hat er (bei ihr) Duette geſungen ꝛc.

Freitag, den 29. September 1843.

Bis heute fleißig an Keith's Biographie gearbeitet. Unterbrechung auf einige Tage durch geſellſchaftliche Zerſtreuung, der ich mich nicht entziehen kann! Ich muß Billete ſchreiben, Beſorgungen machen, Beſuche ꝛc.

Der Kammerherr von T. beſuchte mich, brachte mir Grüße aus Moskau und St. Petersburg. Die Ruſſen ſeien mir dankbar und zugethan, verſichert er. Ueber Cuſtine ſpricht er ohne Leidenſchaft, berichtigend und doch anerkennend. Wunderbar ſei die Wirkung des Buches in Rußland, alle Gebildeten und Geſcheidten ſeien mehr oder minder mit den Urtheilen einverſtanden, man ſchimpfe faſt gar nicht, man lobe die Schreibart. Selbſt der General von Benckendorf hat zum Kaiſer offen geſagt: „Monsieur de Custine n'a fait que formuler les idées que tout le monde a depuis longtems sur nous, que nous avons nous-même!“ Doch iſt der Kaiſer erbittert über das Streben, ihn von ſeinem Volk abzuſondern. T. ſpricht mit überlegener Einſicht über das Eigenthümliche der Ruſſen, der Slaven überhaupt, mit hohem Geſchichtsblick über den alten Widerſtreit und Völkerkampf der griechiſchen und lateiniſchen Kirche; über die Sprachen, die Sitten, die Regierungsformen. — Man entdeckt immer mehr Schätze einer mittelalterlichen Litteratur in Rußland, beſonders

geiſtliche Schriften, auch Kroniken, Lieder und Sagen. Alles dies wird neu gefunden, wie bei uns die Nibelungen, die Minneſänger u. ſ. w.

Der König Louis Philippe ſchrieb 1840 an Metternich während der Kriegsausſichten vertraulichſt: „Laissez-moi faire! J'arrangerai les choses de sorte, que les Français ne pourront penser pendant trente ans à faire sérieusement la guerre!“ Erſt als er dieſe Verſicherung hatte, wagte Metternich zum Schein eine etwas ſtarke Sprache öffentlich zu führen.

Louis Philippe gilt für klug! Und mit ſolchen Mitteln denkt er ſeine Dynaſtie zu gründen! Ob er damit etwas Dauerndes gewinnt? Er entwürdigt ſich ſelbſt und ſein Geſchlecht. Er trennt ſich von den Franzoſen zu ſeiner ewigen Schmach, und huldigt denen, die ihn verachten. Er, der an der Spitze der Nation der Welt Geſetze geben könnte!

Montag, den 2. Oktober 1843.

Drei Tage war Adolph von Philippsborn aus Wien hier, und jeden Vormittag ſtundenlang bei mir. Wie überraſchte mich ſein Eintreten, wie freute mich ſeine Gegenwart! Was haben wir alles ausgetauſcht, beſprochen, aufgefriſcht! Er vergegenwärtigte mir unſre guten Zeiten in Mannheim, Karlsruhe, Baden, und auch die ſchlechten erſchienen in der Erinnerung gute; er vergegenwärtigte mir die Zeiten, wo Rahel noch lebte, ſo manchen Zug und ſo manches Wort von ihr hat er friſch bewahrt. Wir lachten viel zuſammen, und doch hat mir der ganze Beſuch einen tief traurigen Eindruck hinterlaſſen! Philippsborn iſt alt geworden, iſt krank, und alles was er Neueſtes mittheilte, war auch krank und düſter! Auch von Tettenborn's Befinden gab er traurigen

Bericht, nicht viel beſſern von Metternich. Die Wiener Zuſtände geben überhaupt kein heitres Bild. Die hieſigen Verhältniſſe hatte der ſcharfe Blick des klugen Betrachters leicht durchſchaut. So kam überall die nackte und nicht ſchöne Wahrheit hervor. — Philippsborn verehrt den Fürſten von Metternich, liebt aufrichtigſt den General von Tettenborn, giebt ſich aber darum keinen Täuſchungen hin. — Ueber die Sachen in Serbien hat er mich vollkommen unterrichtet, ebenſo über die Verhältniſſe der Moldau und Walachei, über die Stellung des Fürſten von Samos Vogorides in Konſtantinopel, und wie alles in dieſen Gebieten mit Geld gemacht wird. Er bedauert gleich mir, daß Metternich in den ſerbiſchen Angelegenheiten — er wollte offenbar den Fürſten Miloſch wieder einſetzen — ſo gänzlich geſcheitert und dem ruſſiſchen Einfluß erlegen iſt. Metternich's Feinde in Wien finden ſein Benehmen ſo unbegreiflich, ſo wider das Intereſſe Oeſterreichs, daß ſie meinen, es müßten perſönliche Triebfedern dabei im Spiele ſein, Hunderttauſende von Dukaten, die nicht er, aber vielleicht ſeine Schwiegermutter Gräfin Molly Zichy ꝛc. empfangen habe, erſt von Miloſch, dann von Seiten der jetzigen Machthaber. In Wien iſt die Stimmung ſehr gegen Metternich; Philippsborn aber vertheidigt ihn auf's treulichſte und meint, wenn auch (wie ich ihm anführte) der Erzherzog Ludwig vor kurzem ohne Scheu geſagt hat, Metternich habe ſich überlebt, ſo dürfte man doch noch manche Beweiſe des Gegentheils zu ſehen bekommen.

Unſre Zeitungen und die Korreſpondenzen von hier müſſen Parthei nehmen für Schelling gegen Paulus. Die elendeſten Argumente werden vorgebracht, z. B. die Frage, ob Paulus für den Abdruck der Schelling'ſchen Textbogen kein Honorar empfangen! Als wenn davon die Entſcheidung des Falles abhängen könnte!

Mittwoch, den 4. Oktober 1843.

Die Leute ſprechen vom Major von Willisen als von einem entſchiednen Günſtlinge des Königs, der den größten Einfluß habe, beſonders in Militairſachen. Viele Leute haſſen ihn deßhalb, aber der Grund des Haſſes iſt, daß er ſich nicht mit ihnen vereinigt, oder wenigſtens abfindet, daß er in ſolcher bedenklichen Stellung frei und unabhängig bleibt, und ſtets nur in ſeiner Geſinnung handelt. Die Leute meſſen ihm Ehrgeiz bei, aber gewiß iſt es, daß ſein Ehrgeiz nicht der ihrige iſt; er denkt ernſtlich daran, aus ſeiner Hofſtellung in das gewöhnliche Verhältniß bei den Truppen zurückzukehren.

Freitag, den 6. Oktober 1843.

Der Schuß in Poſen! Der General von Muſſling, Gouverneur von Berlin, iſt hingeſandt, um die Sache zu unterſuchen! Das macht nun großes Aufſehen, und kann nichts nutzen; er iſt auch nur das Gepränge dabei, der Hauptmann iſt der Polizeirath Duncker, der mit ihm iſt. Man hält den Schuß für ein Mährchen, oder, falls einer gefallen, für einen, der vom Wagen herab geſchehen, letzteres ſagten zwei Zeugen aus, allein die Sache iſt noch zweifelhaft, weil im Dunkel leicht Irrungen geſchehen.

Montag, den 9. Oktober 1843.

Unſre „Staatszeitung“ hat wieder einen elenden Artikel über den Schuß in Poſen! Am Ende kommt man noch überein, einen Anſchlag zuzugeſtehen, weil der Kaiſer etwas von der Sache glaubt, und die Kaiſerin ſchon für ſeine Rettung hat Dankgebete halten laſſen! Dabei thut man

vornehm und bitter gegen die Zeitungen! Dann hat die „Staatszeitung“ auch wieder einen Artikel für Schelling gegen Paulus. Elendes Gewäsch über Eigenthum, als ob das, was Schelling seit vielen Jahren öffentlich vorträgt, nur ihm gehörte, und niemand es bestreiten dürfte, bloß weil er die schriftliche Abfassung zurückhält, die aber jeder nachschreibende Student besitzt und weitergeben kann. Hier ist nicht von Nachdruck oder Verdruck, nicht von Honorar und Eigenthum die Rede, hier ist die Rede davon, ob Schelling ein Windmacher und Lügner, ein bankrotter Philosoph ist, der sich fremde Gedanken anmaßt, und denen, die ihm die Entlehnung nachweisen, Schuld giebt, sie hätten sie ihm gestohlen! Seine Anhänger und Kloppfechter sind das verächtlichste Lumpenpack, auf das je die Sonne geschienen hat!

Sonnabend, den 21. Oktober 1843.

Ich bin kaum fertig mit Keith's Biographie, und sehne mich wieder nach neuer Arbeit; ich muß mich davon mit Gewalt abhalten.

Der König ordnet Bauten über Bauten an. Wenn es die nothwendigen, die zweckmäßigen sind, — sehr gut! — Den Dombau schlägt man auf neun Millionen Thaler an, aber die Sachverständigen meinen, unter zwanzig Millionen sei er nicht fertig zu schaffen. Andre Sachverständige sagen, das sei ein Werk wie vom Kaiser Julianus, dergleichen könne nicht gedeihen. In Köln geht die Sage im Volk, der Dom werde nie fertig werden; auch sei der Bau in früherer Zeit nicht wegen Mangel an Geld eingestellt worden, sondern wegen der Befürchtung, der Grund könne nicht mehr tragen.

Montag, den 23. Oktober 1843.

Ich las heute, durch neuliche Gespräche mit Theremin veranlaßt, in den Fragmenten des „Athenäums“ die frischen Jugendlichkeiten Schleiermacher's und Friedrich und August Wilhelm Schlegel's. Wenn jene Aeußerungen einem Champagnerrausche zu vergleichen sind, so sind unsre heutigen litterarischen Ueberschwänglichkeiten etwa der Katzenjammer dazu. Wie früh haben Schleiermacher und die beiden Schlegel aufgehört, in jener Art weiterzugehen, und das Philisterthum zu bestreiten; wie früh haben sie sich ihm wieder unterworfen; Schleiermacher dem theologischen, Wilhelm Schlegel dem Stael'schen, Friedrich Schlegel dem katholisch-österreichischen! Hätten sie in jener Bahn ausdauern können, sie würden unberechenbare Wirkung gehabt haben!

Man macht nun schon öffentlich die Bemerkung, daß in Deutschland das Interesse für Philosophie auffallend erlischt; natürlich! wenn es sich nicht mehr um Denken und Wahrheit, sondern um Ansehn und Intrigue handelt, und die letzten philosophischen Kräfte nur angestrengt werden, um einen Gaukler stoßzustillen, einen Betrüger zu bestrafen! Aber es ist doch hart und traurig, daß so edle Bestrebungen, von Kant bis auf Hegel, in einen so schmählichen Ausgang gezwungt werden, wie dieser Schelling'sche ist!

Es heißt, der Minister Graf von Arnim werde zurücktreten, wegen kränkender Worte, die ihm der König wiederholt gesagt; der König ist sehr auffahrend, und bedient sich dann solcher Worte, wie „dumm“, „albern“, und dergleichen, mit vieler Geläufigkeit.

Ueber die Bewegung in Griechenland ärgern sich die Höfe schmählichst; nur England scheint einverstanden mit Kalergis.

O'Connell in England vor Gericht gestellt; einstweilen gegen Bürgschaft frei. — Ein Glück, daß nicht auch dort die europäische Diplomatik einschreiten kann!

Sonnabend, den 28. Oktober 1843.

Gottlob! Heute bringt die hiesige „Vossische Zeitung" über die Paulus-Schelling'sche Streitsache einen Artikel, der alles enthält, was ich längst sagen möchte, und nur nicht fähig gewesen wäre, so ruhig und bündig zu sagen! Zugleich bringt dasselbe Blatt die Nachricht, daß Schelling's Klage in Darmstadt gründlich abgewiesen worden. Das war mir ein rechter Morgengruß, und ich sah den Tag mit frischen Augen an. Noch ist die gute Sache nicht so ganz verlassen, die schlechte nicht so ganz im Vortheil, wie die Herren Eichhorn und Konsorten es möchten. Der Artikel ist musterhaft abgefaßt.

Herr von Stillfried, Vice-Oberzeremonienmeister; er hat des Königs Gunst mit Forschungen über das Haus Hohenzollern gewonnen, mit Zeichnungen von Wappen und Denkmalen ꝛc. Die andern Höflinge lieben ihn nicht.

Montag, den 6. November 1843.

In der „Vossischen Zeitung" vom Sonnabend stand wieder ein scharfer Artikel gegen Schelling; ich habe sie heute beide an den Kirchenrath Paulus nach Heidelberg eingesiegelt und abgesandt. — Schelling ist wüthend und zugleich erschreckt, daß man ihm von allen Seiten so stark entgegentritt; besonders ärgert ihn, daß man ihn an der Universität so heftig angreift, — eben jetzt wieder Professor Michelet —, und er selbst hat noch nicht anzeigen

mögen, daß er Vorlesungen halten werde. Hält er keine, so ist es gar aus mit ihm. Der Minister Eichhorn bietet Ansehn und Geld auf, um für Schelling zu werben, aber wen kann er gewinnen, als Schwächlinge und Lumpen?

Die Studenten wollten hier einen Lesekreis bilden, aber die Behörde hat es ihnen untersagt, weil sie auch solche Zeitungen halten wollten, die zwar nicht verboten, aber mißfällig sind; auch gefielen ihr die Vorsteher nicht. Nun werden sie dennoch ihren Zweck erreichen, indem sie mit einem Kaffeewirth oder Konditor die Abrede treffen, daß er für sie die Zeitungen halte; daß die Studenten dann hinkommen, zu bestimmten Stunden, in besondrem Saale trinken und essen, das kann ja niemand hindern!

Der Minister Eichhorn ist redseliger als je; er hält an Professoren und Schriftsteller förmliche Ermahnungsreden, empfiehlt ihnen ethische Standpunkte, dringt immer auf Ethik, und würde sehr verlegen sein näher anzugeben, was er eigentlich mit dem von Schleiermacher gelernten Worte meint! Der junge Feeder Wehl macht sich deßhalb auch schon lustig über ihn in der „Zeitung für die elegante Welt".

Wenn man die Vergangenheit betrachtet und durchforscht, muß es immer im Vortheil der Gegenwart geschehen, sonst verliert man sich als Todter unter den Todten.

Nur immer Thätigkeit! Und wenn man keinen Text mehr liefern kann, so mache man Register!

Dienstag, den 7. November 1843.

Böckh's letzte lateinische Rede ärgert den Minister Eichhorn gewaltig; sie zeigt, daß die Obrigkeit über wissenschaftliche Dinge gar kein Urtheil haben könne, daß der

König selber nichts über die Richtung der Entwicklung zu bestimmen vermöge, und stellt witzig und schlagend das Beispiel auf, was dabei herausgekommen wäre, wenn zum Beispiel Kant nur die Philosophie hätte lehren dürfen, die ihm Friedrich der Große vorgeschrieben hätte!

Donnerstag, den 9. November 1843.

Professor Huber hat seine Vorlesungen angefangen; sehr schlecht. Wieder eine falsche Berufung, wieder ein Aerger für Eichhorn, daß sie nicht besser ausfällt.

Heute Abend bei Fräulein von Crayen zum Thee. — General Graf von Kaltreuth und Frau und Tochter. — Die Gräfin Klothilde von Kaltreuth war äußerst munter und angenehm, sie äußerte sich mit größter Freiheit und hübscher Laune über alles, und hatte die beste Unbefangenheit. Der Vater erzählte mir herrliche Züge von Friedrich dem Großen, die er aus bester Quelle hatte.

Die Kraft, welche in den Befreiungskriegen vereint gewirkt hatte, spaltete sich nach dem Frieden. Die ritterliche, adliche Beiferung sonderte sich vom Volke wieder ab, wandte sich dem Hof und der Vornehmheit zu, meinte, nun sei genug gethan, man müsse nur das Alte wieder aufnehmen und seine Vortheile genießen. Die bürgerliche Beiferung wurde, wo sie nicht im Philisterthum erlosch, zur Demagogie, rang eine Zeitlang offen, und wurde dann in die Geheimbündlerei zurückgedrängt, verfolgt und bestraft; sie wollte vorwärts, und hat unter tausend Schwierigkeiten doch immer einige Strecken zurückgelegt; sie ist noch immer mächtig, und wird endlich siegen; aber es wird schade sein, daß sie auf einseitige Art wird siegen müssen. — Das wäre die herrlichste Aufgabe für den König, im Frieden dieselbe

Einigkeit und Zusammenwirkung herzustellen, die während des Krieges bestand!

Sonnabend, den 11. November 1843.

Wenn man bedenkt, daß ein König ein Mensch ist, auf dessen kleinste Schwäche und fehlerhafte Neigung Hunderte von Dienstfertigen lauern, um sie groß zu ziehen, ihnen zu willfahren, zum eignen Vortheil auszubeuten, unbekümmert um den Schaden, den der Inhaber davon hat, so möchte man wohl das Schicksal, König zu sein, als eine Verurtheilung ansehen, als eine gewaltsame Feuerprobe des sittlichen Menschen!

Wenn ein König gegen seine Umgebung aufgebracht ist, ist es oft nur der Unwille, den er über seine eignen Gebrechen empfindet, die ihm so vergrößert und befestigt entgegenstehen!

Montag, den 13. November 1843.

Ueber Bettinens Verhältniß zum Könige kommen nun doch ganz andre Dinge an den Tag, als sie vermuthen ließ. Er scherzt bisweilen über sie in gar nicht schonender Art. Er hatte ihr erst auf ihr Buch viel freundlicher geantwortet, aber, nachdem er hin und wieder darin gelesen, zerriß er sein Blatt, und schrieb ein andres, das sie auch empfangen hat, und in bombastischem Lobe doch kalt sein soll, ja sogar etwas spitzig; hat mir Bettine das ganze Blatt vorgelesen, und richtig? Nachdem der König weitergelesen und über das Gelesene gesprochen hat, ist seine Stimmung wahrer Unwille geworden.

Mittwoch, den 15. November 1843.

Die Studenten machen ſich luſtig über das Miniſterium, das ihnen aus kläglicher Aengſtlichkeit verweigert hat, einen Leſeverein zu ſtiften, er könnte gefährlich werden! Sie haben das ſchon geſammelte Geld nach Marburg zur Unterſtützung der politiſch Verfolgten geſandt, und bei der Verhandlung darüber die ſchärfſten Witzpoſſen getrieben. Eine theologiſche Studentenverbindung wird vom Miniſterium offen begünſtigt, weil knechtiſch geſinnte Lumpen an der Spitze ſtehen. Gute Wirthſchaft!

Jämmerliche Erzählung in der „Voſſiſchen Zeitung“ von dem Ehrenempfange des alten Gecken und Böſewichts, Predigers Karl Witte, in Frieſack, wegen ein paar hundert Thalern, die der Hundsfott prahleriſch dorthin geſtiftet! Solch elendes Ungeheuer von ekelhafter Eitelkeit iſt noch nicht dageweſen, wie dieſe Geſchichte und Erzählung!

Der „berliniſche hiſtoriſche Kalender für 1844“ iſt erſchienen, diesmal in großem Format; der König hat es befohlen, er will, daß der Kalender ſich hebe, etwas bedeute; das Format iſt nun groß, das iſt richtig, aber der Inhalt iſt ſo unbedeutend und mittelmäßig, wie früher, Füllwerk von Georg von Raumer, Waagen, Lieutenant Zimmermann ꝛc. Da gab es ſonſt noch beſſere Aufſätze von Ritter, Wilken, A. W. von Schlegel.

In der hier erſcheinenden „Rednerbibliothek“ ſind Stellen einer Rotteck'ſchen Rede und eine ganze Welcker'ſche Rede von der Zenſur geſtrichen, und die Streichung vom Zenſurgericht beſtätigt worden. Nichtsnutzige Quängeleien! Nun geht, und prahlt, wie frei die Preſſe bei euch ſei! Den Ruhm der Freiſinnigkeit möchtet ihr haben, ohne die Sache, zum bloßen Putz und Prunk! Aber der Flitterſtaat fällt, und man ſieht das Bettelweſen!

Der badische Minister von Blittersdorff ist wirklich an den Bundestag zurückversetzt, dem Grafen von Münch also gleichsam in Zucht und Strafe gegeben! Für ihn allerdings hart; aber seine Verbannung ist noch immer ein glänzendes Glück, solch ein Kerl müßte ohne weiters aus dem Dienst entlassen werden! Mit den Männern des Volkes, mit den Liberalen macht man nicht so viele Umstände.

Freitag, den 17. November 1843.

In Mannheim starb, siebenundachtzig Jahr alt, der Freiherr von Zwackh, der vor beinahe sechzig Jahren dort in die Aergernisse des Illuminatenordens verflochten war. Diese Jugendlichkeiten waren ihm bald verziehen worden, und er hatte ansehnliche Ehrenstellen erlangt. In seinem Alter wurde er sehr geachtet und gepriesen. Das Illuminatenwesen soll in ihm nie ganz erloschen sein. So geht es jetzt dem Saint-Simonismus, er dauert in seinen einstigen Anhängern mehr oder minder fort.

Der König ist mit den Prinzen im Harz auf der Jagd, auch die Könige von Sachsen und Hannover haben sich dort eingefunden. Hier beklagt man das häufige Zusammensein des letztern mit unsrem Könige, der seine Abneigung gegen den rohen und bösen Ohm etwas zu verlieren scheint, dagegen in seiner Neigung für die Frömmler mehr als je beharrt. Man sagt, es sei unglaublich, was er, ein Mann von Geist, alles in dieser Richtung vertragen und mit hinnehmen kann. Uebrigens soll die gewöhnliche Abendunterhaltung am Hofe über die Maßen trocken und dürftig sein, so daß ein bischen Vorlesen zum Nothbehelf wird, für den König selbst ein bischen Zeichnen; außer Humboldt wagt niemand zu reden, und auch dieser giebt

gewöhnlich nur Thatſächliches, nicht Gedanken. Ludwig Tieck, wenn er da iſt, pflegt nur zu leſen, Steffens, der ſelten geladen wird, ſpricht mit Zagen obſequioſe Dinge, und beide haben nicht viel mehr zu geben, nur Abgeſtandenes, zum hundertſtenmale Wiederholtes. Woher ſollte auch Friſches in dieſen Kreis kommen? — Adjutanten und Hofdamen kommen wegen ihrer unfreien Stellung hierbei wenig in Betracht.

Montag, den 20. November 1843.

Beſuch eines jungen Litterators, der von ſeiner Feder leben will, und nicht kann! Ein jammervolleres Geſchöpf iſt ſchwerlich zu finden! Was er an Talent wirklich beſitzt, ſchwindet ihm unter den Händen, durch den zu frühen, zu haſtigen Gebrauch, den frevelhaften Mißbrauch. Er mißhandelt die Stoffe, die er bearbeitet, wie er ſich ſelbſt mißhandelt. Ich rathe ihm, noch jetzt ein Handwerk zu lernen, und ſeine Freiſtunden dann dem Schreiben zu widmen. Er wird's nicht thun!

Abends beim Miniſter von Bülow zum Thee, wo Herr Howard, von der engliſchen Geſandtſchaft, nebſt ſeiner Gattin, gebornen Freiin von der Schulenburg, die Oberhofmeiſterin Gräfin von Schweinitz, und einige andre Damen. Die griechiſche Bewegung wurde zwiſchen Bülow, Howard und mir umſtändlich beſprochen, doch mehr ſcherzhaft als ſtreitend. Bülow ſagte mir, der König habe allerdings im erſten Augenblicke die Abberufung ſeines Geſandten Herrn von Braſſier verlangt, aber auf einige klüglich beigebrachte Bemerkungen zuletzt befohlen, über die Sache an Metternich zu ſchreiben; „nun hatte ich gewonnen, denn daß der nicht für die Abberufung ſein konnte,

wußt' ich." Der König ſchrieb früher immer ſelbſt an Metternich, aber zu überſchwänglich, und nun hat es Bülow ſo gewendet, daß ihm die Abfaſſung meiſt übertragen wird. „An Metternich hab' ich eine große Stütze, eine unentbehrliche, denn ſein Name gilt beim Könige ungeheuer, wenn es auch nur noch der Name iſt, und ſeine Kraft zum Handeln faſt erloſchen iſt. In vielen Fällen kann ich darauf rechnen, daß er meiner Meinung iſt." Rußland hat erklärt, in der griechiſchen Sache fürerſt nicht einſchreiten, ſondern der Entwicklung zuſehen zu wollen. England wird offen beſchuldigt, die griechiſche Bewegung zum Vortheile ſeines Einfluſſes angeſtiftet zu haben. — Bülow ſprach nachher ganz vertraulich über den König, über den Gang der Geſchäfte ꝛc. Der König ſei unglaublich regſam und antreibend, habe immer Zeit, gewähre zu jeder Stunde Vortrag, und ſei für jederman, der ein Anliegen habe, leicht zu ſprechen. Unglaublich aufmerkſam ſei er auf die Zeitungen, er habe faſt immer Abſchnitzel daraus bei ſich, wegen deren er aufgebracht ſei, die er berichtigt wiſſen wolle; er habe ein eignes Zeitungsleſebureau, und ſei den Miniſtern in dergleichen Anregungen faſt immer voraus; ſeine Empfindlichkeit ſei äußerſt reizbar, und er lege ein unverhältnißmäßiges Gewicht auf die gedruckten Aeußerungen. In ſeinen Raiſonnements ſei er immer logiſch, raſch und gedrungen, es ſei ſchwer mit ihm auszukommen, daure aber die Sache über eine Sitzung hinaus, erſtrecke ſie ſich über Wochen oder gar Monate, ſo ſchweife er ab, laſſe das Frühere los, ergreife Anderes, und gerathe in Widerſprüche. — Bülow meint, der König werde nicht gewaltſam einſchreiten bei den Rheinländern, und wenn Savigny dergleichen betreibe, ſo werde er es faſt allein thun, und gewiß nicht durchdringen.

Der König hat bei der letzten Jagd nichts geschossen, er ist ein schwacher Schütze, und fordert gewöhnlich den nächsten Büchsenspänner auf, mit ihm zugleich zu schießen!

Der König hat von der Aufführung des „Sommernachtstraumes" einen mittelmäßigen Eindruck gehabt, wollte es aber nicht zeigen, und hätte gewünscht, den Versuch gelingen zu sehen. Wenn er hört, daß das Theater gefüllt war, ist es ihm lieb.

Dienstag, den 21. November 1843.

Drei große Männer werden gewöhnlich als Egoisten verschrieen, welche diesen Vorwurf am wenigsten verdienen, Jean Jaques Rousseau, Friedrich der Große und Goethe. Sie hatten alle drei das empfindlichste Herz, hegten die zärtlichste, treuste Freundschaft, übten die allgemeinste Menschenliebe; wer das nicht aus hundert lebendigen Zügen erkennt, der weiß nichts von ihnen. Goethe'n hab' ich als ächten Menschenfreund persönlich erkannt, von den Andern bezeugt es mir die Ueberlieferung. Ueberhaupt gehört der Vorwurf des Egoismus zu den bequemen leichten Waffen, welche die Gewöhnlichkeit immerfort gegen das Ausgezeichnete schwingt. Nur geringere Menschen, nur talentlose, oder auch ganz gemeine, habe ich egoistisch gefunden, die ursprünglichen, genialen, höchst selten. Ich könnte eine ganz andre Musterkarte von Egoisten aufstellen! Sie sind immer auch heuchlerisch, akkommodant, prahlerisch, wollen vor allem den guten Anschein, und trösten sich mit ihm über alles Unheil der Welt, das ihnen auch völlig gleichgültig ist, insofern es sie nicht unmittelbar bedrückt.

Abends Besuch vom Hofgerichtsprediger Bultmann wegen Unterstützung der *. Er beseufzt das Elend der Welt.

aber „das Chriſtenthum wird helfen!“ Ich ſag' ihm, daß ich das bezweifelte, wir hätten dieſe Hülfe ſchon achtzehnhundert Jahr, aber ſie wehre den allgemeinen Uebeln nicht, ſie laſſe dieſelben ruhig neben ſich beſtehen; wir freilich aber prahlten ſehr mit dem Worte chriſtlich, und benennten unſren Staat, unſre Regierung, unſre Kunſt, unſre Geſellſchaft, ja unſer Theater ſo, aber in allen dieſen Dingen ſei meiſt das volle, blanke Heidenthum offenbar; und unſre Geiſtlichen ſelbſt, wie viele dürften denn im wahren Sinne chriſtlich heißen? — Der Mann war ſehr erſtaunt, verſuchte mir aber doch nicht zu widerſprechen, ſondern lobte meinen Eifer als einen frommen. — Das Geld, welches er verlangte, verſprach ich zu geben, und darauf ging er.

„Bettina und ihr Königsbuch. Von A. St....“ (Hamburg 1843). Eine lobpreiſende Rezenſion von Adolf Stahr in Oldenburg.

Mittwoch den 22. November 1843.

Bettina von Arnim kam eilig und entrüſtet, mir zu ſagen, daß die Schrift von Stahr „Bettina und ihr Königsbuch“ heute früh durch die Polizei bei allen Buchhändlern weggenommen worden, den Befehl dazu habe der Miniſter des Innern Graf von Arnim noch in der Nacht ertheilt. Der Grund dieſer Maßregel iſt ſchwer zu finden, der Erfolg dem Zwecke gewiß nicht entſprechend, die ganze Maßregel roh und plump. Ich rathe Bettinen, ruhig abzuwarten, was der Autor oder Verleger thun wird, da ſie der Sache eigentlich fremd iſt, wennſchon Haß gegen ſie hauptſächlicher Antrieb ſein mag. Sie will aber an Humboldt darüber ſchreiben. Das wird weder ſchaden noch helfen!

Heute — Abends von ſechs bis ſieben Uhr — hat Schelling nun doch ſeine Vorleſungen eröffnet, mit großem Zudrange der Studenten, aber zum Theil feindlichem, wie er denn auch mit Pochen und Scharren empfangen worden. Ohne die Gunſt und Macht des Miniſteriums ſtünde es ſchlecht um ihn. Nur Neander liebt ihn, die andern Freunde halten es um des Vortheils willen mit ihm.

Der verſtorbene Miltitz hielt für die hieſigen Zöglinge der Diplomatik eigne Vorleſungen, die ſie zu hören gezwungen waren, weil er auch als Examinator angeſtellt war. Jetzt findet ſich, daß er dieſe Stellung benutzte, um den jungen Leuten Geld abzuborgen, oder vielmehr nicht einmal zu borgen, denn er ſagte ihnen ohne Scham, er würde ihnen dafür beim Examen nützlich ſein. Er borgte von dem einen zweihundert Thaler, von dem andern dreihundert u. ſ. w. — Da meint der Fürſt von Wittgenſtein, man ſolle den armen Schelm doch im Grabe ruhen laſſen! Dürfen wir nicht wenigſtens ſeine Schelmſtücke zu ihm legen? — Und der Schuft begann wieder eine Rolle am Hofe zu ſpielen, wäre jetzt wahrſcheinlich Exzellenz geworden, wenn er lebte!

Sonnabend, den 25. November 1843.

Böckh's Geburtstag ſollte geſtern von den Studenten durch einen Fackelzug gefeiert werden; der Miniſter Graf von Arnim wollte, bevor er die Erlaubniß gäbe, die Liſte der Theilnehmer ſehen, einige Namen waren ihm anſtößig, und er verlangte deren Ausſtreichung. Da erklärten die Andern, wenn einige ihrer Kameraden wegbleiben ſollten, ſo wollten ſie alle nicht, und begnügten ſich daher, ihren Lehrer durch Abgeordnete zu beglückwünſchen. Was das

für elende Quängeleien gegen die armen Studenten sind! Und wie thöricht von dem Minister, sich unter ihnen gleichsam Feinde auszusuchen! Diese müssen sich nun sehr wichtig vorkommen!

Montag, den 27. November 1843.

Als Böckh am letzten Freitage, wo ihm der gescheiterte Fackelzug gebracht werden sollte, seine Vorlesung über Platon's Staat hielt, kam gleich im Anfange des ersten Buches die Stelle vor, daß heute Abend noch ein Fackellauf Statt finden solle, und zwar zu Pferde, was ein ungeheures Gelächter erregte!

Montag, den 4. Dezember 1843.

Meine Durchsicht der Biographie Keith's beendigt. Neue Abschnitte meiner Denkwürdigkeiten überdacht.

Man macht die Bemerkung, daß hier jetzt eine Zeit auffallender Stockung sei; es geht nichts vor, was die Leute durchgreifend beschäftigte, der König selber ist ungewöhnlich still, oder beschränkt seine Lebhaftigkeit auf einen engen Kreis. Man sieht recht, daß wir kein öffentliches Leben haben.

Der Minister Eichhorn hat Theremin's alten Vorschlag, die Vorträge an den Universitäten dialogisch einzurichten und mit wöchentlichen Prüfungen zu verbinden, begierig aufgenommen, und eine ausführliche Denkschrift darüber an alle Fakultäten Preußens zur Begutachtung der Sache gesandt. Ein thörichtes, unnützes Unternehmen, aus keinem vernünftigen Grunde stammend, sondern aus zufälliger Grille, und von Augendienerei begierig geschmei-

chelt! Wie viel Arbeit wird bei dieser Sache wieder verschwendet!

Dienstag, den 5. Dezember 1843.

Nach neun Uhr fuhr ich in die Bülow'sche Assemblée. Der Prinz von Preußen war dort; ich sprach mit Humboldt, Trautmansdorff, Lerchenfeld, Westmorland, Pitt-Arnim, Meyendorff, Böckh, Friedrich von Raumer, Generalin von dem Knesebeck, Frau von Olfers, Majorin Paalzow, Frau von Kloch, Ranke im Vorbeigehen, Königsmarck's, Humann ꝛc. Ergiebiges mit Raumer, Humboldt, Frau von Olfers, Frau von Knesebeck und Pitt-Arnim. — Bemerkungen über die große Gesellschaft; sie lebt nur von Abgestandenem, von Unwahrem, in immerwährender Verlarvung, ohne Ernst und ohne Freudigkeit, und die Diplomaten vor allem scheinen auserlesen zur langweiligsten Dürftigkeit und Leere!

Die Landtagsabschiede werden ausgearbeitet, und geben allen Ministern viel zu thun. Wegen der nächsten Ausschußversammlung der Landstände sieht man in großen Sorgen.

Der Minister des Innern, verbunden mit dem des Kultus, führt einen wahren Krieg gegen die Studenten, die ihrerseits die Sache lustig nehmen. Wenn sie in ihren Kneipen — sie kommen zu zwei- bis dreihundert zusammen — sich von Polizeispähern belauscht wissen, so lassen sie den Polizeipräsidenten von Puttkammer hoch leben, die gesammte Polizei, die Pedelle, unter dem größten Gelächter! Dieser Studentenkrieg hat aber eine sehr ernste Seite; er zeigt die ganze Erbärmlichkeit der obersten Behörden, die sich kleinlichst in jede Jugendäußerung ein-

miſchen mit Unverſtand und Rohheit; er kann auch noch andre Folgen haben! Zum erſtenmale hört' ich geſtern die bisher nie gedachte Möglichkeit erwähnen, daß die Studenten, der elenden Scheereien müde, einmal von Berlin abzögen und die Univerſität in Verruf erklärten! Das wäre ein Schlag, von dem ſie tief erſchüttert würde, der in der ganzen Welt wiederhallte, und der den König leicht veranlaſſen könnte, die Miniſter auf der Stelle wegzujagen, unter denen ein ſolches Aergerniß hervorbräche! — Die Sache iſt in Berlin ſchwer auszuführen, iſt aber ſchon unter einigen Studenten zur Sprache gekommen, und es fehlt nicht an Aufhetzung.

„Unterthänige Reden. Vier Vorleſungen öffentlich gehalten zu Königsberg im Winter 1843 von Ludwig Walesrode" (Zürich und Winterthur, 1843). Sehr heftige, bittre, zum Theil witzige und in einigen Zügen meiſterhafte Angriffe gegen unſre Behörden und gegen den König ſelbſt. Ich werde durch dieſe Schrift an Dr. Jaſſer's „Welt und Zeit" erinnert.

Mittwoch, den 6. Dezember 1843.

Beſuch vom Fürſten Ludwig von Solms-Lich, Beſprechung der ſtändiſchen Angelegenheiten, der politiſchen Verhältniſſe überhaupt; der Tropf meint, Preußen werde mit den berathenden Ständen ausreichen, hält die Ausſchüſſe für eine prächtige Erfindung, meint, ein Verſchreiten ſei unerläßlich geweſen, aber jetzt müſſe man auch um ſo ſichrer ſtillſtehen! Er erſchrickt über mein Bekenntniß, daß ich ganz und gar konſtitutionell geſinnt ſei. „Noch jetzt?" ruft er aus, und wird ganz roth dabei; er fragt ſorgſam nach der hier herrſchenden Stimmung, und iſt froh, als

ich ihm sage, daß man eine nähere Ausbildung der Ausschüsse gewärtige, aber kaum Weiteres fordere, und daß überhaupt in Berlin wenig politischer Sinn sich rege, weniger als in den Provinzen. — Nachher kam Professor Werder, mit dem ich Gespräche anderer Art hatte; er sprach vortrefflich über Bettinens Buch, tief und schön über unsre gesellschaftlichen Zustände.

Freitag, den 8. Dezember 1843.

Der General von Müffling ist zu Wittgenstein gekommen, und hat verlegen die Versicherung ertheilt, sein Freiherrntitel sei wohlbegründet, indeß die Beweise fehlten ihm. Wittgenstein erwiederte, er solle nur ruhig sein, bei ihm würde man die Sache gut sein lassen. Aber im Allgemeinen ist die Nachfrage wegen des Freiherrntitels sehr scharf und störend, eine Menge Leute gerathen in's Gedränge, der General von Lützow, der Gesandte von Outerstedt, die Herren von Arnim ꝛc. Nichtsnutzige, alberne Schikane, zu gar keinem Zweck! Ließe man doch, wie in Frankreich, jedem frei, sich außergerichtlich zu nennen wie ihm beliebt!

„Denkwürdigkeiten zur Geschichte der neuern Zeit. Von Bruno Bauer und Edgar Bauer“ (3 Hefte, Charlottenburg bei Egbert Bauer, 1843). Diese erst mit Beschlag belegten, dann freigegebenen kleinen Schriften sind von keiner besondern Bedeutung noch Auszeichnung, jede Revolutionsgeschichte theilt dasselbe mit.

Sonntag, den 10. Dezember 1843.

Fürst von Carolath bei mir; mit seinem Schwiegersohne Graf von Haugwitz bessert es sich; die ständischen

Sachen ausführlich durchgesprochen; der Fürst hat so viel Gradsinn, daß es zum Scharfsinn steigt, ein gesundes Urtheil, und fast gar keine persönlichen Ansprüche; er verwirft jede Adelsabsonderung, wünscht die auf den Landtagen erlaubte itio in partes abgeschafft ꝛc.

Ich war dieser Tage, soviel es mein Auge zuließ, mit Abschreiben der Briefe Friedrich's des Großen an Lord Marischal beschäftigt, und empfing von daher die beste Stimmung. Friedrich's Verhältniß zu diesem Freunde war durchaus edel, freisinnig und herzlich; er hat für ihn die großmüthigste Fürsorge, die wärmste Herzlichkeit. Ich verehrte und liebte beide Freunde gleichsam mit neuer Kraft, und mußte meine Zuneigung durch Lesen in dem schätzbaren Werke von Preuß neuerdings nähren und pflegen. In manchem Betracht stehen wir gegen die Zeiten Friedrich's doch unendlich zurück, wenn wir auch im Allgemeinen weit vorgeschritten sind, namentlich erscheint unser Regierungswesen lumpig gegen jenes frühere, nirgends ist Nerv, nirgends Geist, nirgends feste Richtung.

Die Studenten, von Jena her aufgeregt — wo sich noch ein Kern der alten Burschenschaft erhalten hat — fangen an, hier mehr zusammenzuhalten und sich zu regen. Ihr an der Ministergewalt gescheiterter Lesekreis besteht in kleineren Abtheilungen dennoch fort; in den nächsten Tagen wollen sie einen Ball geben, im englischen Hause, wozu die Professoren und ihre Frauen und Töchter schon eingeladen sind; dergleichen hat hier noch nie Statt gehabt. Ein paar Studenten, die man zu vorlaut und gefährlich fand, sind fortgewiesen worden. Eichhorn ist ein wahrer Studentenfeind, und möchte unsre Universitäten auf die Stufe der katholischen herabsetzen, wo noch Schulzucht besteht. Er hat jetzt auch von der philosophischen Fakultät

jungen muthigen Schriftſteller Buhl; der Polizeidiener, der ihn griff, ſagte: „Auf den Halunken haben wir längſt gelauert!“ Buhl hat nun Klage geführt, wegen willkürlicher Gewaltſamkeit. Die Sache geſchah am Sonnabend.

Am Donnerstag Studentenball im engliſchen Hauſe; man fürchtet abermals Unſchicklichkeiten von der Polizei! Feodor Wehl hat den Muth gehabt, in der „Zeitung für die elegante Welt“ geradezu herauszuſagen, die Behörde ſtifte durch ihre dummen Maßregeln das Uebel, über das ſie klage, ſie rufe es mit Gewalt hervor. Plumper und lügenhafter Artikel in unſern Zeitungen über die gegen die Studenten ergriffenen Maßregeln; auch dieſer empört nur, und täuſcht niemanden, als wer mit intereſſirt iſt bei der Lüge und ſich gewaltſam verblendet.

Der frühere dünkelhafte und hoffährtige Berichtigungsartikel Eichhorn's in der „Staatszeitung“, die Profeſſoren Braun und Achterfeld in Bonn betreffend, hat nun auch in der „Kölniſchen Zeitung“ ſcharfen Widerſpruch erfahren, die „Voſſiſche“ hier nimmt das begierig auf, und die Berichtigung beſteht mit Schande.

Am Sonntage wurde im Dom bei dem Gottesdienſt eine neue Liturgie befolgt, die auf Zetteln ausgetheilt wurde. Muſik und Geſang, der ſich zwiſchen Geiſtlichen und Laien theilt, viel „Kirie eleiſon“ und „Amen“. Die Leute waren ganz verſtutzt. Wie thöricht, ja wie frevelhaft, an dergleichen eine leichtſinnige Aenderung zu verſuchen, als wäre die Kirche ein Theater, wo man die Dekorationen und Spiele nach Belieben ändert! Ohne Fug und Recht nicht nur, auch ohne Sinn und Verſtand

geht man zu Werke. Die protestantische Kirche wird noch ganz herunterkommen!

Donnerstag, den 21. Dezember 1843.

Das Verbot der Stahr'schen Schrift ging unmittelbar vom König aus, der in ungeheurem Zorn darüber war, gleich an den Minister des Innern schreiben ließ, und der schickte noch in der Nacht zum Präsidenten von Puttkammer!

In Paris starb kürzlich der Oberst Thierry, über siebzig Jahr alt; dritter Gatte der Gräfin von der Mark, Vater der Gräfin von Ingenheim, Stiefvater der Gräfinnen von Stolberg und von Königsmarck. Ich habe ihn zu Paris im Jahre 1814 gekannt.

Heute Besuche bei Dorow — der in's Bad gefahren war —, bei General von Rühle — der ausfahren wollte, beim alten Direktor Schadow. Dieser sprach unverhohlen über den Zustand unsrer Kunstliebhaberei, erklärte den König für abergläubisch und schwach, man könne ihm, wenn man auf seine Liebhabereien eingehe, alles weis machen; Waagen kaufe Bilder, um einem alle Kunst zu verleiden, unser ganzes Museum sei eine Sammlung, daß einem die Haut schaudere, es werde einem ganz düster und schwermüthig dabei, nichts von dem Freudigen und Heitern der Kunsteindrücke sei dort zu finden; Cornelius komponire kühn, aber ein Mahler sei er nie gewesen ꝛc.

Sonnabend, den 23. Dezember 1843.

Man verkündet uns eine Finanzkrise; das fehlte noch, um unsre Verwirrung und Richtungslosigkeit zu vollenden!

— Thile denkt nur an seine kirchlichen Sachen, ist aber der wirksamste unter allen Ministern, weil er Gesinnung und Ueberzeugung hat, die ihm Kraft geben; er diktirt dem Minister Eichhorn täglich, was er thun soll. Der Minister von Bülow gilt für einen Schwächling, der klug und schlau genug wäre, eine gegebene Richtung zu verfolgen, aber, da diese fehlt, ohne Ziel und Festigkeit dahinschwankt.

Schelling hat in seinem gefüllten Hörsaal nur vierzig und einige Zuhörer, die sich ordentlich gemeldet haben und das Honorar bezahlen, 3 Thaler nämlich, dessen Geringheit doch anlocken soll. — Eine hier eingetroffene Fürstin Galizin schickte zu Schelling, er möge doch kommen, und ihr eine „courte exposition de son système" vorlegen; er ließ sich mit Unwohlsein entschuldigen; sie berief darauf — oder schickte er ihn? — einen seiner Jünger, als sie aber hörte, daß „le diable est le frère aîné de Jésus", rief sie „ah! quel blasphème!" und verlangte auf's neue nach Schelling, um ihn seiner Irrthümer zu überführen, und ihm ihr besseres System mitzutheilen! Die Studenten machen sich lustig über die Fürstin und über Schelling.

Herwegh's „Gedichte eines Lebendigen", zweiter Theil, sind in der Schweiz erschienen, und hier in zwei Ausgaben überall zu haben; darin greift er den König schonungslos an, nennt ihn „rathlos", „beifallsüchtig", hält ihm seine Ohnmacht vor, prophezeiht ihm den Untergang. Es ist furchtbar, so arg ist es bei uns noch nicht vorgekommen! Auch die andern Schriften: „Der Fürst und sein Minister", und Stahr über Bettina, sind allgemein verbreitet, und werden mit Schadenfreude gelesen.

Sendungen von Herrn Direktor Schadow, seine Radirungen der Tanzstellungen der Vigano — er hat selbst

nicht alle Blätter mehr —, ſeine kurze Autobiographie, die Briefe von Goethe an ihn, und vier ſatiriſche Radirungen vom Jahr 1813, letztere als Geſchenk. Die Autobiographie war mir ein wahres Feſt; es herrſcht darin eine ehrenwerthe Derbheit und Friſche, ein Cellini'ſches Element in preußiſcher Farbe. Die Darſtellungen der Bigano ſind mir auch ſehr werth. Goethe hat Recht ihrer zu gedenken!

Wir ſollen Konſiſtorialpräſidenten bekommen, die nicht unter den Oberpräſidenten ſtehen, acht, jeder mit 2500 Thlr. Gehalt. Der König, Thile, Eichhorn und Stolberg haben dieſe Sache ausgedacht, und raſch betrieben, ſie wird nächſtens fertig ſein! Von Einigen wird ſie bloß als unnütz, aber dabei den Geſchäftsgang erſchwerend und koſtſpielig, von Andern dagegen als wahrhaft gefährlich und kirchenfanatiſch angeſehen. Traurige Bemühungen! „Chriſtlich-germaniſcher Staat!“ Jämmerlicher Plunder!

Donnerstag, den 28. Dezember 1843.

Der Referendarius Sethe beim Kammergericht, Verfaſſer des freiſprechenden Urtheils für den Königsberger Jacoby, ſoll wegen des Mißfallens, das der König deßhalb auf ihn geworfen, nicht befördert werden. Thatſache iſt, daß er jetzt eben zum zweitenmal übergangen worden, da er voran ſteht Aſſeſſor zu werden. Man rechnet es dem Juſtizminiſter Mühler zur Unehre, daß er das geſchehen läßt!

„Die geheimen Inquiſitionsprozeſſe gegen Weidig und Jordan. Von Karl Welcker“ (Karlsruhe, 1843).

Freitag, den 29. Dezember 1843.

Herr von Madai vom Herzog von Naſſau in Wiesbaden vortheilhaft angeſtellt! Sehr ſchön! Offenbar das Werk der Großfürſtin Helene.

Sonnabend, den 30. Dezember 1843.

In der „Staatszeitung" ſteht das Königliche Patent über die Wiederbelebung des alten Schwanenordens, vom Könige allein unterſchrieben, ohne Unterſchrift eines Miniſters. Man glaubt, der König habe alles auch allein abgefaßt. Ein ſeltſames Erzeugniß, unreif, verworren, betrübend! Der Zweck der Wohlthätigkeit mit ruhmſüchtigem Prunk und eitlem Getändel verknüpft! Auch war die Spielerei mit dem Ordensſchmuck, den die Königin ſchon lange trägt, der Anfang, und erſt hinterdrein wird die Wohlthätigkeit prahleriſch darangehängt. Und wie viel Heuchelei und Gleißnerei wird da wieder im ganzen Lande geweckt! Wo irgend ein ſchlechter Keim iſt, erhält er Nahrung, unter den beſten Vorwänden! Es iſt zum Erbarmen!

Sonntag, den 31. Dezember 1843.

— Es war viel vom Schwanenorden die Rede, von allen Seiten mit entſchiedner Mißbilligung, mit traurigem Achſelzucken. Der König hat mit dieſer Sache einen ſehr unglücklichen Griff gethan, ähnlich dem, der das Bisthum von Jeruſalem gründete. Und er wird Aerger und Noth genug davon haben! Die Verſchiedenheit der Glaubensbekenntniſſe ſoll dabei nicht in Betracht kommen, will er, aber ſie werden ſich ſchon in Betracht ſtellen, ihre Einflüſſe

geltend machen, und Hader und Ränke ſich eindrängen! Fürerſt ſind freilich die Beifallsrufe der Schmeichler, die Anpreiſungen und Beeiferungen der Frömmler zu gewärtigen, indeß dergleichen hält nicht lange vor!

Bei der Ausarbeitung der Sache ſoll Herr von Stillfried dem Könige behülflich geweſen ſein.

1844.

Freitag, den 5. Januar 1844.

Der hiesige Dom wird wirklich abgerissen und ein neuer gebaut, auf neun Jahre sind neun Millionen Thaler zu diesem Behuf angesetzt, vorläufig! — Immer einreißen, immer verschwenden! — Der König hat auch schon der Kaufmannschaft die Börse abhandeln, und eine neue auf dem Köpnikerfeld erbauen wollen!

Ueber den Schwanenorden wird fürchterlich losgezogen! Von allen Seiten! Man hört Worte wie „Kinderei" und „Alfanzerei", die * sei „die erste Gans" im Schwanenorden, und dergleichen mehr!

Sonntag, den 7. Januar 1844.

Die Landtagsabschiede füllen jetzt die Blätter unserer Zeitungen, und machen eine trübselige Gestalt. In weitläuftigen Redensarten immer nur Verweigerung, Ablehnung oder Hinweisung auf schon bestehende Berathungen. Alles ist engherzig, trocken, etwas gereizt dabei, und unter dem Ansehn großer Weisheit und Fürsorge überall die offenbarste Unzulänglichkeit! Erbärmliche Machwerke, diese

Landtagsabſchiede! Beſonders ſind alle Geſuche um Oeffentlichkeit, ſowohl der Landtage, als der Stadtverordneten, als unzeitig abgewieſen. Das wird ſchöne Wirkung thun! Nur zu!

Ueber den Schwanenorden iſt doch nur Eine Stimme des Verwerfens, des Lächerlichmachens!

Des Prinzen Adalbert Reiſeblätter ſind mir zu leſen gegeben worden, Beſteigung des Aetna, des Pik auf Teneriffa, Beſuch von Granada ꝛc. Sie machen dem Prinzen alle Ehre.

Dienstag, den 9. Januar 1844.

Die heutige „Voſſiſche Zeitung“ bringt folgende kurze Mittheilung: In der „Allgemeinen Preußiſchen Zeitung“ No. 79 vorigen Jahres las man Folgendes: „„Das in mehreren öffentlichen Blättern mitgetheilte Gerücht über eine angeblich beabſichtigte Erneuerung des Schwanenordens entbehrt, wie wir hiermit aus beſter Quelle verſichern können, jeder Begründung.“

Schärfer konnte die Vornehmheit ſolcher Berichtigungen nicht verhöhnt werden, als durch dieſes ſchlagende Beiſpiel, daß dieſe ſtolze Sprache doch falſch und lügenhaft ſein könne! Ein verzweifelter Streich, dieſer Wink! Nun erwächſt mit Recht bei jeder Verneinung ſolcher Art der Verdacht, es wird doch wahr ſein!

Der Schwanenorden gilt den Proteſtanten als katholiſcher Mariendienſt, den Katholiken als proteſtantiſche Entartung. Es iſt ein bodenloſes, eitles, phantaſtiſches Spielwerk; nichts Verſtändiges, Zweckmäßiges kann ſich da ergeben oder anſchließen.

Mittwoch, den 10. Januar 1844.

Meine Kirche iſt noch nicht erbaut, meine Gemeinde nicht beiſammen, mein Prediger nicht berufen! Aber: „Es wird das neue Evangelium kommen!“ Und ſeit Leſſing dies geſprochen, wie viel iſt es ſchon näher geſchritten! Es kam aber ſchon immer, und Leſſing ſelbſt war einer der Schritte.

Freitag, den 12. Januar 1844.

Ein Konſiſtorialpräſident für Schleſien iſt ſchon ernannt, der bisherige Regierungspräſident in Liegnitz, Graf von Stolberg-Wernigerode, mit Oberpräſidenten-Rang.

Sonnabend, den 13. Januar 1844.

Humboldt ſoll bei dem Könige nicht ſo viel mehr gelten, wie ſonſt. Er fühlt es, und iſt darüber unwillig, ſucht aber um ſo eifriger ſeine Thätigkeit ſichtbar zu erhalten. Er ſelbſt ſagt, mit dem Tone des Verdruſſes, um den König her ſei es wie eine Freimaurerei, wer das Wort nicht wiſſe, der verſtehe gar nichts von dem was vorgehe; er hat das Wort nicht, und iſt nicht eingeweiht! Das iſt zu ſeinem Lobe, gewiß; aber ihm unerträglich!

Der Miniſter Eichhorn hat in ſeinem Miniſterium eine Menge unnöthig erſcheinender Perſonenänderungen vorgenommen, wobei ſehr viel außerordentliches Geld nöthig wird. Der König bewilligt ihm dieſe Summen gern, und die Veränderungen ſind ganz in ſeinem Sinne. Er hat zu Eichhorn geſagt, als dieſer Miniſter wurde: „Schaffen Sie nur das Altenſtein'ſche Pack weg, es ſind doch nur Hegelianer und Rationaliſten.“

Die Landtagsabſchiede machen böſes Blut. Man ſieht ihnen an, daß auch bei ihrer Abfaſſung böſes Blut war.

Sonntag, den 14. Januar 1844.

Bei Alfred Reument's Vortrag in der Singakademie über die neuere italiäniſche Poeſie war auch der König anweſend, und ſo zufrieden mit demſelben, daß er den Vortragenden nach dem Schluſſe zu ſich rufen ließ, und zum Abend behielt. Außer Reument waren noch Olfers und Rauch beim Könige. Reument's Vortrag war nach allen Berichten wirklich ausgezeichnet, aber für ſich allein hätte er ſchwerlich ſolche Gunſt erlangt; die Hauptſache iſt, daß Reument ein Schützling und Getreuer von Bunſen, und daher von dieſer Seite längſt empfohlen iſt; auch hatte er nicht verſäumt, klüglich der Frömmigkeit einigemal als der ſchönſten Auszeichnung des Dichters, namentlich Manzoni's, zu erwähnen, was denn ſeinen Eindruck nicht verfehlen konnte. Herr Reument gehört zu denen, die, wie Goethe ſagt, auf Fingerchen geben.

Eichhorn hat auch Herrn Dehn, wegen einiger Aeußerungen in deſſen Vortrag über Muſik — am verletzten Sonnabend in der Singakademie —, einen Verweis gegeben, wegen ärgerlicher Gleichſtellung heidniſcher Frömmigkeit mit chriſtlicher! Iſt es denn möglich, daß ein ehmals wackrer Mann ſo ganz und gar ein Lump wird, wie dieſer Eichhorn?

Die Abnahme von Humboldt's Anſehen und Einfluß beim Könige wird von verſchiedenen Seiten beſtätigt. Wenn er ſich doch ein Herz faßte, und ſich zurückzöge, nur auf ein paar Wochen, mit bemerkbarem Trotz! Es wäre ein Triumph für ihn. Seine jetzige Bekümmerniß

und Beeiferung kann ihm nur ſchaden, und ſein Sinken beſchleunigen.

In Paris machte Laffitte Aufſehn durch freimüthige Worte am Schluſſe ſeiner Alterspräſidentſchaft in der Deputirtenkammer; Lamartine ſtimmt ihm unerwartet in ſeinem Journale bei; die Regierungsleute (auch hier) machen ſich luſtig über dieſe ohnmächtige Oppoſition. Aber nur Geduld! — Ich kann es noch erleben, daß dieſer Julithron fällt. Auch mancher andre dann mit. Quod felix faustumque sit!

Montag, den 15. Januar 1844.

Reumont ſoll vom Könige zu ſeinem Privatſekretair ernannt werden ſein.

Der Miniſter von Savigny bemüht ſich allen Tadel, der ihn trifft, auf den König fallen zu laſſen, klagt, daß derſelbe nicht arbeite, ſich mit Jagd und andern Alletrien zerſtreue, ſeine Miniſter nicht um Rath frage, eigenwillig verfahre, in Widerſprüche falle, nichts entſchieden durchſetze ꝛc.

Man ſpricht es aus, der König habe nur Geſchäftsleute um ſich, aber durchaus keinen Staatsmann.

Man behauptet, die Königin habe noch ſtets große Hinneigung zum Katholiſchen. Ich glaub' es nicht. Aber der König muß in ſeinen mittelalterlichen Liebhabereien auch das Katholiſche mitbegünſtigen.

Da die Ruſſen noch immer an den Schuß in Poſen glauben, ſo hat der König im Aerger befohlen, eine Belohnung von tauſend Dukaten auf die beweisliche Angabe des Thäters zu ſetzen, und der Oberpräſident von Beurmann hat dieſe Belohnung öffentlich durch die Zeitungen

ausgeboten. Alles dies wäre nicht nöthig geworden, hätte man das Ergebniß der ersten gerichtlichen Untersuchung gleich ohne Scheu bekannt gemacht, und nicht mit scheinkluger Milderung und Nachgiebigkeit entstellt.

Mittwoch, den 17. Januar 1844.

Die Königin liegt an den Masern krank. Mancherlei Betrachtungen, die hiebei zur Sprache kommen.

Daß Humboldt bei dem Könige nicht mehr in früherem Ansehen steht, hört man von verschiedenen Seiten, von einigen Seiten mit Bedauern erzählen, von andern mit Schadenfreude; die Hofleute hassen ihn und größtentheils auch die Gelehrten, aber meist aus den verwerflichsten Gründen!

Als der König vor kurzem in Magdeburg war, konnte nur mit Mühe erlangt werden, daß einige Straßen von den Bürgern schwach erleuchtet wurden!

Großer polemischer Aufsatz in der „Eleganten Zeitung" von Laube gegen Tieck und sein Theaterwirken, insbesondre gegen die Aufführung des „Sommernachtstraumes"; sehr gut und scharf!

Freitag, den 19. Januar 1844.

Nachmittags kam der Fürst von Carolath, und wir sprachen lange Zeit über den Zustand der hiesigen Sachen. Er will sich vom Landtagsmarschall-Amte zurückziehen, sehr unzufrieden, daß der König die Oeffentlichkeit der Sitzungen nicht bewilligt hat. Er ist überzeugt, diese Oeffentlichkeit und Preßfreiheit müsse zugestanden werden, der König werde nachgeben müssen. Der Prinz von Preußen sagte

zu Carolath, er ſei nicht ſo unbeweglich, wie man hie und da glaube, er wolle jeden vernünftigen Fortſchritt, und namentlich ſei ihm das jetzige Zenſurweſen zuwider, das er ſchlimmer finde als das frühere, es thue ihm leid, daß er ſeinen Namen mit darunter habe ſchreiben müſſen. Man iſt ſehr in Verlegenheit, wie einmal der jetzige Oberpräſident Doktor Merckel in Schleſien zu erſetzen ſein möchte, nur nicht durch Stolberg!

Sonnabend, den 20. Januar 1844.

Bettinens Königsbuch iſt eben jetzt in Baiern verboten worden; nachdem es ſechs Monate frei geweſen! Wie dumm! Bettinen könnte es nur lieb ſein, wäre es ihr nicht in Betreff unſres Königs doch verdrießlich, und wäre es nicht auch ein Zeichen, wie wenig der König Ludwig hiebei ſich als ihr Freund bewährt.

Montag, den 22. Januar 1844.

Geſtern war das Ordensfeſt. Der König ſoll ſich ſehr geärgert haben, als er zu ſpät daran erinnert wurde, daß dies der Tag der Hinrichtung Ludwig's des Sechzehnten ſei, er würde das Feſt gern verlegt haben. Aber ein Gedächtnißtag, den man vergißt, hört eben dadurch auf, und verliert ſeine Bedeutung! — General von Pfuel bekam den ſchwarzen Adlerorden, Humboldt die Brillianten des rothen, mit denen er gleichſam abgefunden worden, nach langen vergeblichen Unterhandlungen wegen des ſchwarzen. Schelling erhielt den rothen Adlerorden zweiter Klaſſe, mit nicht gewöhnlicher Ueberſpringung der beiden untern Klaſſen, daher ohne Eichenlaub. Die Anzahl der Verleihungen iſt

übergroß; zur Zeit der Regierung seines Vaters machte sich der König über die Ordenverschwendung lustig, er kann aber nicht anders als sie fortsetzen!

Die „Staatszeitung", längst erbittert über die „Vossische", ist mit Wuth über einen Artikel der letztern hergefallen, den sie beschuldigt, die Ehre des Vaterlandes zu schmähen. Das that der Artikel aber nicht, sondern ließ nur ein Streiflicht auf die Schmach des Vaterlandes fallen. Die heftige, in der „Staatszeitung" enthaltene Rüge soll der Ausdruck des Zornes des Königs sein, wenigstens aus dem Kabinet kommen. Die „Vossische Zeitung" könnte leicht antworten, aber sie behauptete, in Deutschland fehle noch der eigentliche Boden, auf dem die Freiheit fußen müßte, und in den bestehenden Verhältnissen kann sie nicht antworten, wenigstens das Rechte nicht, denn sie müßte geradezu die Regierung angreifen und Thatsachen vorführen, welche nicht besprochen werden dürfen.

Gerüchte von Unruhen in Posen, von ungeheurer Mißstimmung am Rhein wegen des Landtagsabschiedes; der letztere sei kaum bekannt geworden, so habe man beschlossen die diesjährige Karnevalsfeier einzustellen, gleichsam als Zeichen der Trauer und des Mißvergnügens. Da nun auch Thiers in der Deputirtenkammer wieder sich regt, und leicht in Frankreich eine trotzigere Stimmung wider das Ausland auftreten kann, so wird diese Unzufriedenheit der Rheinlande sehr bedenklich.

Dienstag, den 23. Januar 1844.

Reumont ist nicht Privatsekretair des Königs geworden, sondern arbeitet, der anfänglichen Bestimmung gemäß, im Kabinet und im Ministerium zugleich. Die Gunst, mit der

ihn die vornehmen Kreiſe aufgenommen, iſt ihm natürlich ſehr ſchmeichelhaft; er findet auch ſchon, daß ihm das Klima nicht ſo feindlich iſt. — Er hat den Titel Legationsrath erhalten.

Die „Staatszeitung“ widerlegt die Gerüchte von Unruhen in Poſen, aber die Leute glauben ihr nicht! — Sie giebt auch gegen Jacoby in Königsberg Erörterungen, die unerheblich und von keiner Wirkung ſind.

Der König iſt über die beſchloſſene Aufgebung des Karnevals in Köln ganz außer ſich, und hat befohlen, es ſolle alles angewendet werden, die Leute zu bewegen, den Karneval wie ſonſt zu feiern.

Das Publikum aber iſt außer ſich über die geſtern plötzlich anbefohlene Unterdrückung des Wohlthätigkeitskonzerts für die Theaterleute. Seit mehreren Tagen war das Konzert angekündigt, die Zettel gedruckt und ausgetheilt, es ſollten die gangbarſten Nationalhymnen geſpielt und geſungen werden, „Gott erhalte Franz den Kaiſer“, „God save the queen“, die ruſſiſche Volkshymne, „Lützow's wilde Jagd“, aber auch die Marſeillaiſe und die Riego-Hymne. Als der König geſtern ziemlich ſpät gewahr wurde, daß auch die letztern angeſetzt ſeien, und man ihn ſogar befürchten ließ, das Publikum könne dieſe mitſingen, gerieth er in großen Zorn, und verbot augenblicklich das ganze Konzert, — dem Wortlaute nach ſogar die ganze Stiftung dieſer Konzerte. Das Publikum konnte nicht mehr benachrichtigt werden; es war das ſchlechteſte Wetter, die Leute kamen an, ſtiegen aus, ließen ihre Wagen oder Droſchken wegfahren, und erfuhren nun, es ſei nichts! Allgemeines Murren und Schimpfen! — Viele Mißvergnügte haben ihre Schadenfreude, daß man ſolche Mißgriffe begeht, ſolche Furcht bekennt!

Mittwoch, den 24. Januar 1844.

Rellstab giebt in der „Vossischen Zeitung“ einen köstlichen Artikel über das verbotene Konzert; er sagt nichts von dem Verbote, von dessen Quelle oder Ursachen, schildert aber die Ueberraschung und das Mißgeschick des Publikums, das sich im letzten Augenblicke so unangenehm getäuscht sah, und nun mancherlei Ungemach zu bestehen hatte. Die Sache macht ein widriges Aufsehen.

Die „Staatszeitung“ erscheint mit ihrer Berichtigung aus Posen wieder einmal als Lügnerin. Der Assessor * schreibt vom 22. aus Posen ganz unbefangen: „In diesen Tagen ist hier alles in einer bedeutenden politischen Aufregung, ohne zu wissen weßhalb. Die Festung ist armirt, 36 Geschütze und eine Kompagnie Artillerie ist auf dem Hornwerk postirt, die Wachen sind verstärkt und haben scharfe Patronen; den Grund kennt man nicht, und alles erschöpft sich in Muthmaßungen. Vorgestern früh hat man 34 junge aus dem Königreich Polen gebürtige Individuen verhaftet. Kommunistische Umtriebe sind die wahrscheinlichste Version, doch auch dies ist bloße Vermuthung.“

Freitag, den 26. Januar 1844.

Ich dachte, die „Vossische Zeitung“ würde auf den Angriff der „Staatszeitung“ nicht antworten, würde nicht antworten können; aber meisterhaft hat sie es heute gethan, in einem siegenden Artikel voll klarer Vernunft, überlegner Stärke, schicklicher Haltung und selbstvertrauender Freimüthigkeit. Sie zerschmettert und zerreibt den ungestümen aber rathlosen Gegner. Meisterhaft sind Zorn, Mäßigung und Verstand und Spott hier gemischt. Wenn es wahr

iſt, daß der Angriff aus dem Königlichen Kabinete kam, daß der Kampf hier ein Kampf des Zeitungſchreibers mit dem Könige iſt, ſo gewinnt die Sache die ernſtlichſte Bedeutung. Wir wollen ſehen, ob die „Staatszeitung“ nochmals das Wort nehmen wird! —

Sie nimmt es heute Abend in derſelben Sache nochmals, das heißt, ohne die Antwort zu kennen, wiederholt ſie den Angriff, durch ein angebliches Schreiben aus Magdeburg, ſagt aber nichts, was nicht ſchon durch die Antwort mitgetroffen wäre. Dieſe Hartnäckigkeit und Beeiferung laſſen allerdings auf einen hohen Urſprung ſchließen. Der zweite Ausfall iſt eben ſo ungeſchickt und plump, wie der erſte; er bringt auch zwei Aeußerungen, von denen die eine in Paris, die andre in London mißfallen wird und Gegner finden muß, nämlich die dem Herzoge von Bordeaux gebrachten Huldigungen werden günſtig bezeichnet, und die engliſche Regierung wird eine ſchwache genannt. Die Sache wird nun nur lebhafter!

Abends bei Olfers. — Humboldt hält mich in langem Geſpräch; erzählt, daß wir noch vieles Neue ſehen werden, bei dem Gottesdienſt im Dom ſolle noch mancherlei verſucht werden; — erzählt von den Beiſtunden bei Thile, bei Stolberg, — bei Thile Abends um ſieben Uhr, — und wie dergleichen um ſich greife, es ſei eine wahre „Nörgelei“; meint, der Magdeburger Artikel heute ſei erbärmlich, und werde in Paris und London beantwortet werden, er glaubt, ſolches Zeug werde beim Miniſter des Innern Grafen von Arnim gemacht, der König ſelbſt haſſe die „Voſſiſche Zeitung“ ſchon lange ꝛc.

Sonntag, den 28. Januar 1844.

Der König hat den Staatsrath ſchlimm vermehrt, durch Ernennung des verabſcheuten Haſſenpflug und des elenden Georg von Raumer zu Mitgliedern. Es ſcheint, die ſervile Parthei arbeitet darauf hin, ſich die Stimmenmehrheit zu ſichern, deren ſie bisher ſchmerzlich entbehrte.

Der König hat der Doktorin Helfer — gebornen Fräulein von Lagrange, früher hier Erzieherin, dann in Oſtindien verheirathet und verwittwet — die große Pflanzungen in Oſtindien beſitzen will, viel von dortigen Handelsverbindungen, aber auch von dortigen Heidenbekehrungen vorſpiegelt, zu ihrer perſönlichen und zu allgemeiner chriſtlicher Unterſtützung eine Summe von ſechszehntauſend Thalern geſchenkt, zugleich ihren bürgerlichen Namen zu einem adlichen erhoben.

Dem Miniſter Grafen von Stolberg ſoll der König eine überaus große Summe zum Ankaufe von Ländereien geſchenkt haben. Die Summe wird fabelhaft groß angegeben.

Mittwoch, den 31. Januar 1844.

Reumont's Vortrag iſt mir nun gedruckt zugekommen, und ich hab' ihn mit Erſtaunen geleſen, aber mit dem Erſtaunen des Abſcheu's und Ekels. Wie ſchwach iſt das Ganze, wie oberflächlich und äußerlich die Kenntniß und das Urtheil! Aber wie ſtark iſt die kluge Fügſamkeit, die heuchleriſche Unterwerfung, das ſich gefallen in Sittlichkeit und Frömmigkeit! Ja, das gilt, das muß gelten und Erfolg haben in einer Welt, wie die des Hofes und der Geſellſchaft hier, das iſt nach ihrem Maße, das grade bedürfen ſie und können ſie vertragen! Ein rechter Zeitweiſer

iſt dieſer Vortrag für unſern Kulturzuſtand, eben ſo wie die Romane der Paalzow ein ſolcher ſind.

Mißſtimmung in Königsberg und in der ganzen Provinz Preußen. Merkwürdige Aeußerung: „In Berlin ſollen ſie nur nicht denken, ſie könnten uns mit der Gewalt zwingen; die Provinz würde wie Ein Mann aufſtehen, der hieſigen Truppen, und beſonders der Landwehr, ſind wir ſicher, und wenn man andre gegen uns ſchicken wollte, die kämen wahrlich nicht über die Weichſel!“ Und wenn's auch nur Prahlerei wäre, immer ſchlimm, daß ſolche möglich iſt!

Sonnabend, den 3. Februar 1844.

In Herwegh's „Gedichten“ heißt es unter andern, er habe bisher Seydelmann für den erſten Schauſpieler in Berlin gehalten, dann aber ſich überzeugt, daß derſelbe nur der zweite ſei. Da kommt nun neulich *, deſſen ſtolzer Ehrgeiz ſchon viele Hiſtörchen geliefert hat, mit dem Buch auf die Probe, und zeigt es triumphirend ſeinen Kameraden, indem er ausruft: „Da ſeht Ihr's, da iſt endlich einmal der Mann, der mich erkennt, und der es ausſpricht, endlich wird mir dieſe Gerechtigkeit zu Theil!“ — Die Andern ſind ſo grauſam, ihn zu warnen, er maße ſich an, was dem Könige gemeint ſei!

Das Erkenntniß des Geheimen Ober-Tribunals in der ſchleſiſchen Laudemienſache wurde von der Zenſur in Breslau nicht für die dortige Zeitung zugelaſſen, das hieſige Oberzenſurgericht erkannte für die Zulaſſung, und nun macht die Sache erſt rechten Lärm. Während der König zürnt, kommt Prozeß auf Prozeß, und jeder darf dieſelbe Entſcheidung erwarten. — Auch wegen der Jagdſachen in

Weſtphalen, wo das Tribunal gegen die Anſprüche und Uebergriffe der Edelleute entſchieden hat, iſt der König ſehr aufgebracht, und es werden die kränkendſten Aeußerungen gegen den Gerichtshof erzählt. Ein Mitglied des Geheimen Ober-Tribunals ſagte neulich: „Das verſchlägt uns nichts, ob der König böſe iſt oder nicht, wir ſprechen nach dem Geſetz. Sonderbar, daß er uns zumuthet, wir ſollen dem Geſetz eine Deutung geben, die er durch ein neues Geſetz auszuſprechen doch den Muth nicht hat!“

Angeblicher Entwurf eines Maskenfeſtes am Hofe, Tieck's „geſtiefelten Kater“ vorſtellend, mit ſatiriſcher Bezeichnung der Perſonen. Einiges darin iſt witzig, — das Ganze voll böſer Abſicht.

Dienſtag, den 6. Februar 1844.

Die „Staatszeitung“ liefert Lob aus engliſchen Blättern für den Schwanenorden! aber in erſter Reihe wird doch Louis Philippe gerühmt, welche Nachbarſchaft dem Könige nicht gefallen kann. (In etwa vierzig Briefen, welche Spontini von dem Kronprinzen hat, ſchimpft dieſer oft in den zwangloſeſten Ausdrücken über Louis Philippe.)

Guizot iſt in der Deputirtenkammer gehörig zerzauſt worden; wahrlich nicht unverdient.

Man ſagt, die hieſige „Voſſiſche Zeitung“ ſei dem Könige ſo verhaßt, daß man daran denke ſie zu unterdrücken.

Freitag, den 9. Februar 1844.

Der König hat ſich auf der Jagd in Sachſen etwas erkältet, er wollte durch ſumpfiges Waſſer waten, kam aber zu tief hinein, und wäre vielleicht umgefallen, wenn ihn

Herr von Neumann nicht ergriffen und herausgezogen hätte; er hütete hier ein paar Tage das Bette, war aber gestern schon wieder im Königstädter Theater, wo der alte Bethmann zu seinem fünfzigjährigen Jubiläum eine vollgedrängte Benefizvorstellung hatte.

Ein Bekannter begegnete dieser Tage dem Gartendirektor Lenné, der täglich mit dem König arbeitet, und fragte: „Was machen Sie denn?“ — „Projekte“, erwiederte dieser mit größter Ruhe, „nichts als Projekte, jeden Tag ein neues, der König ist unerschöpflich, eins jagt das andre.“

Die Sache mit der Dotation für den Grafen zu Stolberg wird für eine verläumderische Ausstreuung erklärt; der Graf selber meint, es gäbe unter den Frommen solche Leute, die ihn ungern auf seinem Platze sähen, und ihm zu schaden strebten.

Die Aristokraten in Schlesien sind über die Entscheidung des Geheimen Ober-Tribunals in der Laudemiensache sehr bestürzt, und haben Abgeordnete hieher gesandt, die beim General Grafen von Rostitz sich berathen. Der Herzog von Ratibor verliert, heißt es, über fünftausend Thaler jährlicher Einkünfte. Man hofft den König zu bewegen, durch einen Machtspruch einzugreifen, die Prozesse über Laudemien vorläufig einstellen, und dann durch den Staatsrath erklären zu lassen, daß die Urbarien als rechtgültige Urkunden zu betrachten seien, was das Tribunal verneint hatte. Große Gefahr, in diesen Sachen vom Rechtswege abzuweichen!

Reskript des Justizministers Mühler gegen die in der „Königsberger Zeitung“ gestandene Aufforderung des preußischen Justizkommissarius Rauh zur Theilnahme an der Versammlung deutscher Rechtsgelehrten in Mainz, welche

Einheit des Rechts und des Rechtsverfahrens in Deutschland bezwecken. Er nennt ſolche Theilnahme von Seiten preußiſcher Beamten und Unterthanen verbrecheriſch und ſtrafbar, behauptet, jener Zweck dürfe nur von der deutſchen Bundesverſammlung erſtrebt werden, die es aber doch wohl ſchwerlich thun werde. Wie engherzig, wie unklug! Dieſe Erklärung entfremdet uns alle Deutſchen, iſt eine Warnung und Abſchreckung, die viel unheilvolle Wirkung für uns haben muß.

In der „Odyſſee" geleſen, in Goethe, im Ovidius. — Alte und neue Plane von Paris verglichen, deßgleichen von Berlin.

Donnerstag, den 15. Februar 1844.

Wieder ſechs kranke, größtentheils im Bette hingebrachte, größtentheils verlorne Tage! — Fürſt von Wittgenſtein iſt auch krank, und Humboldt ſogar bettlägerig. Auf die falſche Nachricht ſeines Todes hatte Carus in Dresden gleich hieher an den Bildhauer Rauch geſchrieben, er möchte ſich doch um Humboldt's Schädel bemühen, welchen Brief Rauch dann Humboldten zeigte, der ſehr artig erwiederte, für einige Zeit brauche er ſelber noch ſeinen Schädel, ſpäterhin ſtehe er gern zu Dienſten.

Savigny möchte die Gunſt der Rheinländer wieder gewinnen, und erklärt ſich jetzt heftig gegen die Prügel!

Der Miniſter Graf zu Stolberg hat vom Könige eine Summe zur Einrichtung und Ausſchmückung ſeines Hauſes bekommen, achtzigtauſend Thaler, ſagt man. Damit iſt noch gar nicht verbürgt, daß auch die anderthalb Millionen in Frage geweſen, oder noch ſind!

Jemand räth einem Freunde, ſeine Vermählung nicht

in die „Staatszeitung“ rücken zu laſſen; — „Warum nicht?“ — Ei, dann glaubt man's nicht!

Scharfe, harte und willkürliche Maßregeln in Poſen gegen die dort nicht urſprünglich wohnhaften — aber zum Theil ſchon angeſiedelten — Polen. Alle aus dem Königreiche herübergekommenen Polen müſſen bis über die Elbe ſich entfernen. Die angeblichen Unruhen ſind nichts als Hirngeſpinnſte der Polizei, Verdächtigungen aus Warſchau her, Dummheiten des Polizeipräſidenten von Minutoli. Der alberne Schuß, dieſe plumpe Erfindung, hat ſolche Folgen, bloß weil man nicht den Muth hatte, gleich anfangs mit der gerichtlich ermittelten Wahrheit hervorzutreten!

Stelle im „Geſellſchafter“ Nr. 25 gegen Bunſen. „Herr Bunſen in London, durch ſeine vom üblichen Chriſtenthum abweichende Frömmigkeit ausgezeichnet, und ſchon bekannt als eigentlicher Schöpfer des Geiſtes des neuen Eheſcheidungsgeſetzes“ ꝛc. — Unterzeichnet iſt H. B., das heißt: Heinrich Beta.

Freitag, den 16. Februar 1844.

In den Rheinprovinzen iſt unſre Polizei angewieſen, auf Herwegh zu fahnden, wenn er ſich betreten läßt. Dies iſt die Antwort auf ſeine neueſten Gedichte. Wie wird Herwegh ſich freuen, daß er ſeine Pfeile ſo gut abgeſchoſſen, daß er ſolchen Schrei des Schmerzes und der Erbitterung vernimmt! Solche Maßregel hätte man nie nehmen ſollen, ſie iſt durchaus falſch in ihrer Wirkung.

Sonntag, den 18. Februar 1844.

Rumor wegen des hieſigen Geſellenvereins. Der Einfluß der Geiſtlichkeit abgewieſen, wobei auch die Doktoren Mundt und Minding aufgetreten ſind, das Beiwort „chriſtlich" als nicht hiehergehörig beſeitigt. Der König iſt darüber in Wuth, und hat zum Prinzen Karl mit grimmiger Gebärde geſagt: „Chriſtlich ſollen ſie heißen, oder ich leide die ganze Sache nicht!" Die Behörden glaubten, die Handwerker ſacht einzufangen, alles in ihre Hände zu bekommen! Nun wird entweder nichts aus der Sache, oder etwas ganz andres, als man bezweckt.

Dienstag, den 20. Februar 1844.

O'Connell verurtheilt durch die Geſchwornen, aber noch nicht durch die Richter. Er geht nach London, um einſtweilen noch im Unterhauſe ſeinen Sitz einzunehmen.

Aufſtände in Spanien und Portugal.

Der Weidig'ſche Prozeß und der Jordan'ſche werden von Welcker in dem neueſten Hefte des „Staatslexikons" und von Biedermann in ſeiner Monatsſchrift ſcharf beleuchtet.

Daß die geheimen Verabredungen der deutſchen Regierungen bei den Konferenzen von Wien im Jahre 1834 nun endlich zum Druck gekommen, iſt dem Beamtenpöbel, dem vornehmen, doch ein großer Schreck. Es hätte aber nicht zehn Jahre damit gewartet werden ſollen.

Deutſchland macht Fortſchritte, aber langſame, langſame! — Die Konſtitutionsarbeit gemahnt mich an das Armeſünder-Spiel, Nürnberger Strickzeug genannt.

Mittwoch, den 21. Februar 1844.

Eine Gans, die man auf den Boden legt und ihr einen Strich mit Kreide über den Schnabel zieht, bleibt unbeweglich liegen, weil sie sich festgebunden glaubt; so dumm, wie solche Gans, ist aber auch der Mensch, und läßt sich durch bloßen Schein fesseln, unterwirft sich ihm, gegen allen innern Thatverhalt! So geht es mir heute, da ich mein sechzigstes Lebensjahr antrete; es ist in diesem Ausdrucke kein neuer Inhalt, meine Gedanken sind so frisch, wie vor zehn, und zwanzig und mehr Jahren, meine Empfindungen eben so lebhaft und reizbar, mein Gefühl zur Natur, mein persönliches Bewußtsein in nichts verändert; aber das Wort „Sechzig" legt sich mir wie ein schweres Gewicht auf, und ich glaube mich darunter beugen zu müssen, ohne andre Nothwendigkeit, als die des Wortes! — In Gottes Namen denn!

Donnerstag, den 22. Februar 1844.

Tolles Treiben in Spanien. Die Intriguen der Königin Christine und Louis Philippe's sind der Fluch des Landes. Bösartig und frevlerisch, kühn und gewaltthätig waren Politik und Diplomatik auch in früheren Zeiten, aber so niederträchtig, feig und tückisch, wie in diesem langen Frieden, vielleicht noch nie. Und dabei gelingt den Halunken von der Feder doch eigentlich nichts, wenigstens nicht auf die Dauer. Griechenland, das sie lange niedergehalten, ist ihnen entschlüpft und richtet sich auf, Belgien blüht und man muß ihm die Hand bieten, Holland verkommt und man muß von ihm ablassen. Der Zollverein bringt Wirkungen hervor, die man nicht gewünscht.

Dienstag, den 27. Februar 1844.

„Rathloſer Fürſt", redet Herwegh in ſeinen Terzinen den König an; ja wohl rathlos iſt er, denn in ſeiner Umgebung iſt niemand, der ihm wirklich rathen, ihm in ſeiner ſchwierigen Stellung helfen könnte, der den Stoff, welchen des Königs Inneres hegt und liefert, mit dem, den die Welt entgegenbringt, gehörig zu vermitteln und in ein tüchtiges Ganze zu verſchmelzen wüßte. Wilhelm von Humboldt hätte das vermocht, der wäre der Mann geweſen, den der König als erſten Miniſter hätte brauchen können. Ein ſolcher wird ihm nie mehr geboten; ſeine Günſtlinge bringen ihm keinen Erſatz, im Gegentheil, ſie thun ihm unaufhörlich den ärgſten Schaden, den nichts wieder gut machen kann, ſie entziehen ihm alles Vertrauen der Nation. Ich höre täglich, in den verſchiedenſten Kreiſen, die ſchlimmſten Sachen; mit dem Vertrauen weicht auch die Achtung, und allem Unheil ſtehen die Thore weit offen.

Geſtern kam Bettina von Arnim, mit großen, prächtigen Erzählungen von dem Fackelzuge, den die Studenten den Brüdern Grimm gebracht, von dem Lebehoch für Hoffmann von Fallersleben, und von dem ſpäter — auf dem Exerzirplatz — ausgebrachten für die Göttinger Sieben, und den nachherigen Berathungen in den Zelten, der Verlegenheit der Polizei u. ſ. w. Alles höchſt ergötzlich vorgetragen, in meiſterhafter Nachahmung der Perſonen.

Abends zu Bülow. Ich frage Bülow'n, ob es wahr ſei, daß Canitz komme? — „Nein, der kommt jetzt nicht; aber Bunſen kommt, wenn Sie den etwa haben wollen ..., der kommt!" — Herr von Stillfried ſetzte ſich zu mir, und erörterte mir ausführlich ſeine Forſchungen, die es nur beſtätigen, daß die früheren Burggrafen von Nürnberg keine Hohenzollern waren. — Frau von Bülow führt

mich zur Herzogin von Talleyrand, dem Glanze des heutigen Salons, die Bekanntſchaft iſt ſchnell gemacht, wir ſprechen von ihren Schweſtern, beſonders von der Sagan und Acerenza, von ihrem Onkel Talleyrand, von Metternich, von Tettenborn, — ſie kommt aus Wien. Mir zunächſt ſaß die liebliche Gräfin von Lerchenfeld, mit der ich dann lange ſprach, die Gräfin von Schweinitz und die Gräfin von Hardenberg nahmen Theil. Nachher kamen Bülow und Trauttmansdorff, und hielten mich feſt; ich kam erſt nach elf Uhr nach Hauſe. — Fürſt von Lynar, Graf von Belzig, der koburgiſche Koloß ꝛc.

Der König ſchrieb neulich an jemanden: „Ich kann es nicht ausdrücken, wie ſehr ich dieſe Zeit haſſe, die keine Fürſtenliebe mehr hat.“ Dieſe Worte geben einen tiefen Blick in ſein Inneres!

Zum Bau einer neuen Kirche hat jeder unſrer Miniſter hundert Thaler unterſchrieben, außer Boyen, der nur fünfundzwanzig beſtimmte; die Kollegen haben ihn dringend gebeten, doch ebenfalls hundert zu geben, haben ihm das Auffallende, das Aergerniß eines ſolchen Unterſchiedes vorgeſtellt, das Mißbilligen von Seiten des Königs: alles umſonſt, Boyen blieb bei fünfundzwanzig!

Freitag, den 1. März 1844.

Der König läßt dem Hofmarſchall von Schöning wegen ſeiner Verdienſte um die Hiſtorie ein Haus bei Potsdam bauen. Welche Wahl! Welche Verdienſte!

Doktor Nauwerck darf ſeine politiſchen Vorleſungen an der Univerſität nicht fortſetzen. Da die Fakultät ſie ihm nicht unterſagen konnte, ſo that es das Miniſterium. — Nauwerck hatte vor kurzem ſeinen Zuhörern geſagt:

Schelling ſcheint jetzt anders zu ſein, als er war, und ſchien auch ehmals ein andrer, als er jetzt iſt.

Man erwartet vom Bundestage her neue ſcharfe Verfügungen gegen die Univerſitäten und Studenten, Verfügungen, die Preußen anregt und betreibt! Der letzte Schimmer unſrer gerühmten Freiſinnigkeit erliſcht! Ueberall erkennt man, daß es ein Poſſenſpiel damit war, eine Prahlerei, die man nun doch mit Schanden aufgeben muß. Sie können keine Freiheit vertragen, dieſe Miniſter, dieſer Hof!

Zum 21. Februar:

Nos ignoremus, quid sit matura senectus:
Scire aevi meritum, non numerare decet.
Ausonii epigrammata.

Sonnabend, den 2. März 1844.

Ungeachtet der liebenswürdigen Heiterkeit und oft ausgelaſſenen Luſtigkeit, welche der König zeigt, und durch die er beſonders Fremde ſo leicht einnimmt, hegt er in ſeinem Innern, ſo wird behauptet, ſolche Stimmung keineswegs; im Gegentheil, dieſe ſei verdüſtert, unmuthig, von ſchneidenden Gefühlen aller Art durchfreſſen, zum Ueberdruß und Ekel ermüdet und erſchöpft. Alles was er in die Hände nimmt, bricht oder welkt; ſeine liebſten Vorſtellungen ſind mißkannt, verfehlt; er klagt, daß niemand, aber auch niemand, ihn verſtehe, ihn unterſtütze; den praktiſchen, ordnenden Verſtand, den er zur Seite haben müßte, als befreundeten Gehülfen, findet er nur auf der Gegenſeite als feindlichen Widerſpruch, und die Lieblinge, welche ſeinen Neigungen dienen, haben kein Vertrauen bei Andern, ſind dem Volke verhaßt, ſchaden den Neigungen

ungeheuer, und helfen ihnen daher wenig. Dabei will man in dem Könige wohl augenblickliche Entſchloſſenheit, aber wenig beharrlichen Muth anerkennen, er wendet ſich von den Hinderniſſen, auf die er ſtößt, unwillig ab, zürnt, ſchimpft, und giebt wohl nach, aber darum keineswegs auf. Die Geſchäftsmänner haben es dabei ſchlimm, ihr Eifer genügt dem Könige nie, und doch hemmt er ihn wieder am meiſten, denn er verſagt ihnen den Nachdruck, den ſie nur von ihm bekommen können; er freilich verlangt, ſie ſollen ihn aus der Sache und aus der eignen Ueberzeugung ſchöpfen! In ſolchem Sinne klagen auch ſchon die Frömmler über den König, daß er ihnen nur zuſtimmt, aber nicht beiſteht; in ſolchem Sinne klagen die Miniſter von Thile, von Savigny, und — heimlicher und wehmüthiger — Eichhorn. Noch Eine Probe kann der König machen, und die fürchtet man für ihn am meiſten, nämlich ſeine eigentlichen Günſtlinge an die Spitze der Geſchäfte zu ſtellen, Bunſen und Radowitz, und man erwartet beſtimmt, dieſe noch einſt als Miniſter zu ſehen.

Humboldt iſt dem Könige, behauptet man, durchaus unleidlich, ein wahrer Plagegeiſt, ein beſtändiger Vorwurf, er möchte ihn los ſein, kann ihn aber freilich nicht los werden, denn er bedarf ſeiner zu vielen Sachen, und beſonders auch als Fahne des Ruhmes, er kann dieſen Glanz nicht miſſen, Humboldt muß in Gunſt und Ehren am Hofe ſterben, bis dahin muß man ihn ſchon ertragen.

Glasbrenner's „Berlin wie es ißt und trinkt", Nr. 20, worin die ſchrecklichſten Dinge geſagt werden, im Volkstone die Könige lächerlich gemacht werden, die Reden des Königs, die Frömmelei, zum Theil mit gutem Witz, zum Theil mit gemeinem, aber immer ganz heillos. Dieſe kleinen, von aller Welt geleſenen Hefte, deren Inhalt ſich mündlich

wiederholt, ſind von unberechenbarer Wirkung. — Als ernſter Gegenſatz erſcheint Dahlmann's Buch *) verhältnißmäßig auch im Volkston, und von ſo ſcharfem Inhalt, daß es gradezu wider unſre Zuſtände geſchrieben iſt, den erklärten oder vermutheten Abſichten des Königs ſchroff entgegentritt!

Montag, den 4. März 1844.

Geſtern ſchrieb ich ein Wort über Dahlmann's „engliſche Revolution" für die augsburger „Allgemeine Zeitung"; ich liebe Dahlmann nicht, bei dem hannöverſchen Verfaſſungswerke hat er vieles gehemmt, vieles aus hiſtoriſcher Vorliebe verpfuſcht, aber Zeit und Schickſal haben ihn gut bearbeitet, und ſein jetziges Buch iſt eine furchtbare Bombe, die er in's feindliche Lager ſchleudert, und die beſonders hier in Preußen große Wirkung thun muß; alles fordert uns hier zu Vergleichungen auf, und er liefert ſie in Fülle, warnend hoffentlich, und wenn nicht dies, doch gewiß beſchleunigend für die Entwicklungen. Ich glaube es der Sache ſchuldig zu ſein, das Buch zu rühmen, und zwar unter dem rechten Geſichtspunkte zu rühmen; viele Mißreden ſcheiden ſich dadurch ab, unſichre Schwankungen ſtellen ſich feſt.

Die Studenten, auf die Nachricht von Doktor Nauwerck's erlittenem Interdikt, zogen in großer Anzahl, die ſich durch anſchließendes Volk ungeheuer vermehrte, vor deſſen Wohnung, und ließen ihm durch Abgeordnete ihr Beileid und ihre Hochachtung bezeigen. Es ſoll ein dunkler, ſchweigender Strom geweſen ſein, dieſer Studentenzug, faſt

*) „Geſchichte der engliſchen Revolution."

schauerlich in seiner Stille, und doch so mächtig, daß alles Wagenfahren eine Zeit lang unterbrochen blieb.

Hoffmann von Fallersleben ist durch die Polizei aus der Stadt gewiesen worden, obgleich er ganz unschuldig daran ist, daß die Studenten ihn, als er zufällig bei Grimm's war, hochleben ließen.

Der König, wo er die Hand ausstreckt, rührt Verdruß an. Es war schon albern genug, daß sein von ihm begünstigter Dichterpfaffe Meinhold in der „Allgemeinen Zeitung" eine so unzeitige Erklärung gab, und dabei seine „Bernsteinhexe" als eine schalkhafte Polemik gegen den Kritiker Strauß deutete. Jetzt aber, durch seine Schalkheit hervorgerufen, veröffentlicht Strauß in der „Allgemeinen Zeitung" den Brief, mit welchem der Schalk ihm die „Bernsteinhexe" zugesandt und zur Rezension empfohlen, und durch den er ihm seine größte Verehrung an den Tag legt! Den König muß es tief kränken, seinen Schützling als einen doppelzüngigen Heuchler öffentlich bloßgestellt zu sehen; er wird alle Lust verlieren, sich nach eignem Sinn und Gefallen mit jemanden einzulassen.

Der Geheime Hofrath Eichstädt in Jena hat in seiner Gedächtnißrede auf Baumgarten-Crusius freundlichst meiner gedacht; er sagt in der Vorrede, daß er in Kissingen mit mir 1843 zusammengetroffen, und: „Vir ingenii acumine pollens, quam sit in omni propemodum genere artium versatus, ex multis ejus et egregiis scriptis constat". So sehr hängt mein Herz noch an den Tagen der Schulzeit und Universitätszeit, daß dieses philologische Elogium mir mehr als hundert andre schmeichelt!

Marheineke's Buch gelesen; es schlägt mit Knütteln drein, trifft manchen Schaden, hält dem Könige, den Ministern und den Frömmlern einen klaren Spiegel vor —,

aber so sehr ich der Polemik beipflichte, im Hintergrunde steht ein Kirchenwesen, vor dem ich mich fürchte!

Dienstag, den 5. März 1844.

Abends Besuche gemacht, bei der Herzogin von Talleyrand, dem Grafen von Kleist-Loß, der Fürstin von Pückler, der Gräfin von Blankensee. — Um halb zehn Uhr zum Minister von Bülow; der Prinz und die Prinzessin von Preußen kamen gleich nach mir, und ich fand mich in solch heißem Gedränge — bei eiskalten Füßen —, daß ich mich vor Schwindel an einem Tische festhalten mußte. Mit der Gräfin von Königsmarck, der Gräfin von Lerchenfeld, dem Gesandten von Meyendorff einige Worte gewechselt, das war alles. Die erste Gelegenheit zum Entschlüpfen wahrgenommen, und weggegangen. Unten mußt' ich warten, weil der Wagen nicht da war. Erschöpft kam ich nach Hause.

Erklärung von Jakob und Wilhelm Grimm in der „Staatszeitung", über Hoffmann von Fallersleben, und das bei ihrem Fackelzug stattgefundene Lebehoch für jenen; ein winselndes, wehmuthig-ärgerliches Gestöhn! Es sind gute ehrliche Leute, ja gewiß, aber bornirten Geistes und kleinen Gemüthes, ohne allen politischen Sinn. Sie wollen auf den Göttinger Lorbeern ruhen, und man soll sie nicht zur Unzeit aus dieser Ruhe stören; sind ordentlich stolz auf ihr Philisterthum. Arme Leute!

Es geht das bedenkliche Gerücht umher, der König beabsichtige mit seinem neuen Gottesdienst, dieser Nachahmung des englischen, nur einen Uebergang zur katholischen Kirche, er selbst habe die größte Vorliebe für diese. Wiederum sagt man, ein Beispiel, wie er nur immer das Todte, Abgestandene, Verbrauchte aufgreife statt des Lebendi-

gen, Frischen, Wirksamen, im Kleinen und Großen, in Schelling und Tieck, wie im Staats- und Kirchenwesen; die anglikanische Kirche sei noch erstorbener als die griechische; aber grade dergleichen wolle und wünsche man, dergleichen sei bequem, das Lebendige beunruhigt und stört. — „Also das wäre sein Ehrgeiz, im Religionswesen ein Stifter zu werden? O ja, das könnte er, der Ruhm ist erreichbar, und die Wege dazu stehen offen! Er braucht nur die ächten Geistesrichtungen, welche unsre Zeit durchströmen, zusammenzufassen, die unzweifelhaften Ergebnisse der allgemeinen Entwicklung mit Kraft dem Bedürfnisse der Gegenwart zu gestatten, mit Muth den Erwartungen der Zukunft entgegenzuführen, und die neue Religion ist ganz fertig, und wird ihn verherrlichen, wie selten ein Fürst verherrlicht worden." — Alles nichts! so geht die Welt nicht. Erst muß die Erde gepflügt werden, bevor die Saat ausgestreut wird. Der König pflügt sein Land. Für seinen Vater pflügte es im Jahre 1806 die Fremdmacht.

Mittwoch, den 6. März 1844.

Die lateinische Aufführung der „Gefangenen" des Plautus hat guten Erfolg gehabt. Die Studenten sollen unter Leitung des Doktor Geppert ihre Sache sehr gut gemacht haben. Der König war dort, die Prinzen, die Minister ꝛc.

Sonntag, den 10. März 1844.

Wie ein Guß kalten Wassers durchschauerte mich die aus glaubwürdiger Quelle vernommene Ankündigung, daß nun doch mit nächstem hier die Einführung des englischen Sonntags bevorstehe, die der König fest beschlossen habe und

mit Bunsen's Hülfe nun ernstlich ausführen wolle! — Nun kommt also wieder die Lüge an den Tag, mit der früher dergleichen Angaben verneint, als die Erfindungen Uebelgesinnter bezeichnet wurden! — Was diese Sache für uns bedeutet, scheint der König nicht zu ahnden, seine nichtswürdigen Rathgeber kümmern sich um die Folgen nicht, die nächsten sind günstig für sie, das genügt ihnen. Für den König ist der Schritt höchst gefährlich, er bringt ihn unmittelbar mit dem Volk in Konflikt, zieht die Kräfte der Massen aus ihrer Gleichgültigkeit, und ruft sie zum Kampfe. Der Geringste bei uns sieht in der Strenge der Sonntagsfeier nur einen Angriff auf Freiheit und Wohlsein, nur die Sucht nach heuchlerischem Schein. Es ist, als wollte der König mit aller Macht sein eignes Gedeihen stören und vernichten.

Dahlmann und Matheineke, welche Warnungsstimmen! aber sie werden überhört. — Welche Wege die Vorsehung wählen mag, um weitere Entwicklungen herbeizuführen, wir haben uns zu unterwerfen; — aber klagen und trauern dürfen wir gewiß, so oft unsre Verkehrtheit und Verstocktheit Ursache wird, daß die Vorsehung ihre graden und milden Wege verläßt, um uns auf rauhen und gewaltsamen weiterzuführen!

Gestern hat Doktor Nauwerck in der „Vossischen Zeitung" sich gegen die Ministerialbeschuldigungen verantwortet, in sehr gemäßigten Ausdrücken, aber mit entschiedenem Widerspruch. — Er will ganz von der Universität abgehen.

Der König ist äußerst unwillig über des Predigers Meinhold albernes Benehmen; er findet es eines Geistlichen unwürdig, dabei kannte er dessen Brief an Strauß noch nicht! Er bereut es, sich mit dem Lump eingelassen

zu haben. In dieſer Art kann der König noch viel bereuen, noch mancher, den er jetzt ehrt, wird ihm künftig als Lump erſcheinen! — Der König war doch in der Aufführung der „Bernſteinhexe", aber verſteckt, in der Loge der Prinzeſſin von Preußen.

Dienſtag, den 12. März 1844.

Abſcheuliche Predigt von Goßner in der böhmiſchen Kirche, voll ekelhafter, bösartiger Bilder, mit ſchimpfender Verdammung der Juden, Verachtung unſrer bürgerlichen Geſetze ꝛc. Und die Prinzeſſin * hört ihn gern!

Bedenkliche Redensarten, die leiſe herumgehen: der Prinz von Preußen ſolle Mitregent werden, die Rheinprovinzen ſännen auf Anſchluß an Belgien, Schön beabſichtige etwas Großes in Preußen auszuführen, das ſeinen Namen verewigen ſolle!

Mittwoch, den 13. März 1844.

Ich leſe ſeit Jahren den Vorwurf gegen mich wiederholt, daß ich alles vorzugsweiſe von der günſtigen Seite auffaſſe, daß ich gern lobe, und wo ich nicht loben kann, lieber ſchweige. Ich will den Vorwurf nicht abweiſen, und empfinde ihn als einen ſchönen Vorwurf! Am wenigſten werd' ich mich durch ihn irren laſſen, und etwa Stärke und Kraft dadurch beweiſen wollen, daß ich ſcharfen Tadel ausſpreche! Ich werde fortgehen in meiner Art. Die Leute wiſſen nicht, wie ſehr ich von Natur geneigt und befähigt bin zum Erkennen der Schwächen, zum ſcharfen Tadeln, zum ſtreitſüchtigen Angreifen, und wie große Anſtrengung mir nöthig war, dieſen Hang zu überwinden!

Sie thun mir aber auch noch beſonders Unrecht, daß ſie nicht unterſcheiden, wo und wie ich lobe, nie da, wo mir ein Vortheil daraus erwachſen könnte, oft grade ſo, daß mir es verübelt werden muß. Heute las ich auch den Vorwurf, ich zöge meine Perſon in meinen „Denkwürdigkeiten" je weiterhin deſto mehr zurück; ſoll ich mir das wirklich zum Tadel rechnen? Die guten Leute! Ich kann doch faſt gar nichts von meinen Kritikern lernen!

Am Montage wurden die „Fröſche" des Ariſtophanes mit Muſikbegleitung öffentlich geleſen; Profeſſor Koviſch las ſehr gut, ſagt man, die Muſik von Commer ließ antheillos. Der König war zugegen. Das Vergnügen war ſehr mäßig, hört' ich ſagen. Dagegen iſt alle Welt entzückt von dem Violinſpiel der beiden Schweſtern Milanollo, zweier Mädchen von vierzehn und zehn Jahren, die das Höchſte leiſten, und dabei gleich Engeln ausſehen.

Eichhorn hat dem Profeſſor Hinrichs in Halle ſeine politiſchen Vorleſungen verbieten laſſen. Doktor Prutz in Halle ſoll bei der Univerſität nicht zugelaſſen werden, man macht ihm ſogar Schwierigkeiten wegen des Aufenthalts. Wir ſchreiten mit großen Schritten in die Verdunkelung und Unfreiheit! Dieſe Regierung zeigte ſo große Anſprüche auf Ruhm; welchen wird ſie hinterlaſſen, wenn das ſo fortgeht?

Sonnabend, den 16. März 1844.

Beſuch vom Geheimenrathe *; das alte Thema Eichhorn durchgeſprochen, dann das Thema Humboldt. — Eichhorn fürchtet ihn, und thut ihm alles zu gefallen, was er, ohne bei den Frommen anzuſtoßen, irgend kann. Ueber den wiſſenſchaftlichen Stand der Univerſitäten, ihren ver-

hältnißmäßigen Werth und ihre wesentlichen Mängel; Altenstein brachte sie empor, Eichhorn bringt sie herunter; wenn letzterer noch ein paar Jahre fortverwaltet, so werden die preußischen Universitäten ganz entartet sein, Freiheit, Geist, Wissenschaft und Gelehrsamkeit scheiden aus, ziehen in andre Länder hin.

Sonntag, den 17. März 1844.

Ich erfuhr heute erst, daß die strenge, peinliche Untersuchung über die Freiherrntitel nicht, wie ich glaubte, von der Wichtigthuerei der Behörden, sondern von dem Könige selbst ausgeht, der einen besondern Eifer für diese Sache hegt, und weiß der Himmel was für Vorstellungen damit verbindet. Hunderte von Personen sind darüber in Aufregung, die vornehmsten und angesehensten, Müffling, Knesebeck, Otterstedt, Herwarth ꝛc. Der Fürst von Wittgenstein hat einen umständlichen Bericht an den König erstattet, worin er beweist, daß die meisten Familien in gutem Besitze seien, wenn sie denselben auch nicht durch Urkunden erhärten könnten, was allerdings die Freiherren von Eckardstein, der Freiherr von Telmar und Andre dieser Art könnten, sonach diese Neugeadelten in diesem Betreff besser stünden, als zum Beispiel die uralte Familie von dem Knesebeck. Warum rührt nur der König an alle diese Sachen? Warum nicht dies alles dem natürlichen Lauf überlassen, und wo irgend eine einzelne Schwierigkeit aufstößt, diese nach Maßgabe der Umstände beseitigen? Diese Sachen sind nicht zu ordnen, sie haben keine Regel mehr, und können nur noch in Bausch und Bogen erhalten werden; sie aufstören, heißt ihren schwachen Grund erschüttern. Der König macht sich den Adel, den er heben will, zum

Feinde, und vermehrt das Sinken des Ansehns! Warum an dieſe Sachen rühren? Alles Faule, Halbfaule, Unreife ſcheint den größten Reiz zu haben; aber die Dünſte, die ſich von daher entwickeln, ſind ſchädlich!

Montag, den 18. März 1844.

In Sachſen iſt wieder die Zenſur verſchärft worden, die elendeſten, herabwürdigendſten Vorſchriften ſind ertheilt, von einem verbotenen Buche darf nirgends öffentlich Erwähnung geſchehen, in Auktionskatalogen ſogar darf es nicht vorkommen! Und was iſt alles verboten! Alles, wenn die Behörde es will! Keine Umbildung des Vaterlandes, keine Kritik der Bundesverfaſſung iſt erlaubt, keine Beſprechung der Ständeverhandlungen in andern Bundesſtaaten, ja nicht einmal Bericht darüber! Sie machen, dieſe hundsföttiſchen Regierungen, Deutſchland zu einer Einheit, zu einer Einheit todter Formen, zu einer Art von chineſiſchem Reich, wenn man ſie gewähren läßt. Wenn China, das wirkliche, ſich auflöſt, ſo ſchießt es bei uns wieder an! Aber wartet nur, Hundsfötter die ihr ſeid, es wird auch eure Zeit kommen! Einſtweilen ſorgt ihr dafür, daß offenbar werde, wie eure ſchönen Worte und Verſprechungen nur Prahlerei und Lug ſind, wie eure Schurkerei keine Hoffnung läßt!

Ohne ein Ereigniß, ein großes welterſchütterndes Ereigniß, kommen wir nicht zur Freiheit, das iſt mir klar! Aber ſolch ein Ereigniß bleibt nicht aus. Dann kann ein ſchönes Ausfegen anfangen, dann wird mancher Purzelbaum geſchlagen werden! Noch im Grabe will ich mich darüber freuen!

Und doch iſt ganz Deutſchland voll Oppoſition, von allen Seiten und in allen Geſtalten macht ſie ſich Luft!

Eben las ich in unsrer „Hallischen Allgemeinen Litteratur-Zeitung“ eine scharfe Kritik über die hiesige „Litterarische Zeitung“, welche für das Geld des Staates auf Eichhorn's Betrieb in gehässiger Streitsucht und Verunglimpfung die gehässigste Richtung verfolgt. Man zeigt ihr, daß sie in ihrem Eifer ohne Folgerichtigkeit ist, daß sie ihren Ton umstimmen muß, daß sie haltungslos und leer auf Positives dringt, und dies selber am wenigsten giebt, daß sie endlich gedungen und bezahlt ist. Und das steht in der „Hallischen Litteraturzeitung“! Die „theuerste Exzellenz“ oder der „elende Eichhorn“ muß rasend sein, daß dergleichen geschieht, nicht zu verhindern ist! — Dahlmann und Marheineke sind doch ebenfalls an's Licht getreten! — Und für Jordan in Marburg wird gesammelt! — Und die badischen Stände blamiren den König von Hannover, und fragen, ob ein deutscher Bundesfürst Unterthan einer fremden Macht sein dürfe!

Sollt' ich denn nicht wenigstens das Vergnügen noch erleben, den König von Hannover wegjagen zu sehen?

In Schleiermacher gelesen; er gehört, muß ich jetzt sagen, zu unsern großen Geistern und mächtigen Anregern, aber nicht zu unsern musterhaften Schriftstellern. Was hätte er werden können, wäre er kein Schwarzrock gewesen!

Im Plinius gelesen, im Ovidius.

Mittwoch, den 20. März 1844.

Allgemein wird die Erklärung der Brüder Grimm getadelt. — Wie sehr wird Bunsen gehaßt, auch am Hofe!

An einem Portal des Gartens von Sanssouci war angeschlagen: „Zum Schwanenwirth“. Der König wird

von keiner Seite geſchont, man verfährt unbarmherzig mit ihm!

Mittwoch, den 27. März 1844.

Der König hat befohlen, die Maßregel gegen die verdächtigen Polen, die jenſeits der Elbe ziehen ſollten, unausgeführt zu laſſen; ſie wird nicht zurückgenommen, aber ſchlafen.

Tapfre Erklärung von Doktor Meyen, in Betreff des Hoffmann'ſchen Vivats: „Erwiederung. Da ein »eingeſandter« Artikel in Nr. 71 dieſer Zeitung ſich die Mühe giebt, das Hoffmann von Fallersleben bei dem Grimm'ſchen Fackelzuge gebrachte Hoch zu verdächtigen, indem er die Ausſagen der »Kölner« und »Aachner Zeitung«, daß daſſelbe ebenſo laut und kräftig, wie das der Grimm's und mit noch größerer Begeiſterung gerufen worden ſei, der Unwahrheit zeiht, ſo fühle ich mich veranlaßt, die Wahrheit jener Berichte als Zeuge zu beſtätigen. Haben ferner einige Literaten, welche dem Fackelzuge als Zuſchauer beiwohnten, nicht mit eingeſtimmt, ſo werden ſie es wohl ſo wie ich deßhalb nicht gethan haben, weil ſie wußten, daß ſie beobachtet wurden, und die Folgen, welche ihnen aus ihrem Zuruf erwachſen konnten, in keinem Verhältniß zu der Verehrung ſtanden, welche ſie Hoffmann durch denſelben dargebracht hätten. Iſt doch gegen mich wegen des bloßen Verdachts, daß ich mitgerufen haben könnte, bereits dreimal inquirirt worden. Berlin, den 25. März. Dr. E. Meyen."

Freitag, den 29. März 1844.

Unſre Zeitungen verneinen, daß an Einführung ſtrengerer Sonntagsfeier gedacht worden ſei, Uebelwollende

ſtreuen das aus u. ſ. w. Und es iſt doch wahr, man hat ernſtlich daran gedacht, und hört nie auf daran zu denken, man will nur die Gelegenheit abwarten, und ärgert ſich, die öffentliche Stimmung ſo wach zu ſehen. Wurde nicht auch amtlich verſichert, es werde an keine Erneuerung des Schwanenordens gedacht, und ein paar Monate darauf war die Stiftungsurkunde da!

Wunderliche Anzeige des Polizeipräſidenten von Puttkammer: „Ob bei dem Hoch auf Hoffmann von Fallersleben, welches ſich zwiſchen die Feier des 24. Februar drängte, viel — wie die »Erwiederung« in der geſtrigen »Voſſiſchen Zeitung« behauptet — oder wenig — wie der von ihr angefochtene »eingeſandte« Artikel angiebt — gerufen worden iſt, dürfte füglich dahingeſtellt bleiben können. Das aber bin ich dem Unterzeichner der »Erwiederung«, welcher als Anſtifter jenes Hochs zur Unterſuchung gezogen wurde, eben ſo öffentlich, wie er ſich nennt, zu bezeugen ſchuldig, daß er jede Theilnahme daran, im Widerſpruch mit den ihm vorgehaltenen Artikeln der »Aachener« und »Kölner Zeitung«, ſtets beharrlich abgeleugnet hat. Die »Erwiederung« wiederholt dies, indem ſie nur noch das Geſtändniß der Motive hinzufügt. Berlin, den 28. März 1844. von Puttkammer, Königl. Polizei-Präſident.“

Sonntag, den 31. März 1844.

Weil die Einführung des engliſchen Sonntags öffentlich verneint worden, glaubt man um ſo beſtimmter, daß ſie beabſichtigt ſei. — Gewiß iſt es, daß die Abendbeleuchtung der Kirchen ſchon vom Könige befohlen war, die Einreden des Grafen von Redern haben die Sache jedoch verzögert, und Stolberg redet nun ganz davon ab.

Mittwoch, den 3. April 1844.

Beſuch vom Fürſten von Pückler, der aus Muskau hier angekommen: er hat binnen ſechs Wochen fünfzehnhundert Seiten über Aegypten geſchrieben.

Pfuel iſt General der Infanterie geworden, Canitz zum Generallieutenant, der Flügeladjutant von Willisen zum Oberſtlieutenant befördert, Leopold von Gerlach zum Generalmajor.

Herr Bunſen hat ſeine Aufwartung beim Prinzen von Preußen im ſchwarzen Frack gemacht; der Prinz hat darauf an den Miniſter von Bülow geſchrieben, er möchte Herrn Bunſen einen Verweis geben und ihn bedeuten, künftig in Uniform, wie es ſich gezieme, zu erſcheinen. Bülow hat dieſen Auftrag mit Vergnügen ausgerichtet.

Der König, der ſonſt Abends beim Thee zeichnete, und dabei nur abgeriſſen und zerſtreut an dem ohnehin lahmen Geſpräch Antheil nahm, pflegt jetzt das Solitairſpiel zu üben, wobei noch weniger für die Gäſte herauskommt. Es ſei über alle Beſchreibung dürftig und langweilig in dem Hofkreiſe beim Könige, heißt es, man könne es als eine Strafe anſehen, dort immer ſein zu müſſen. — Unordnung in des Königs Papieren, die Lakaien hanthiren darin; was für ihn allein geſchrieben worden, kommt in aller Welt Hände, er ſelber theilt ſorglos dergleichen Papiere denen mit, für die ſie nicht geeignet ſind.

Gründonnerstag, den 4. April 1844.

Der König leidet an einem Anfall von Podagra.

Auch des Königs nächſte Freunde ſind hart und grauſam gegen Bunſen, keiner ſchont in ihm die Neigung des

Königs, im Gegentheil möchten sie ihr recht wehe thun! So Stolberg, Adolph von Kleist, Geheimerath von Voß ꝛc. Savigny sucht sich mit Bunsen gut zu verhalten, und demüthigt sich vor ihm, Eichhorn bemüht sich in kriechender Vertraulichkeit, die Gelehrten, Schelling, Steffens, Hengstenberg, der Klient Reumont ꝛc. beugen sich in Ehrerbietung. Doch zweifelt man, daß Bunsen hier zu etwas gelangen wird, er ist zu taktlos und selbstgefällig, und hat es namentlich mit den Prinzen unrettbar verdorben!

Gestern ist im Staatsrathe wieder der Ehescheidungsgesetz-Entwurf vorgekommen; der König ist zähe, und läßt in den Dingen, die er sich einmal vorgesetzt, nicht nach.

„Eingesandt. Aus einer Bekanntmachung des Herrn Polizeipräsidenten von Puttkammer in der gestrigen Vossischen und Spener'schen Zeitung ersehe ich, daß Herr Dr. E. Meyen als Anstifter des von mir am 24. Februar dem ehemaligen Professor Hoffmann von Fallersleben ausgebrachten Hochs zur Untersuchung gezogen worden ist. Ich sehe mich dadurch genöthigt zu erklären, daß ich jenes «Hoch» lediglich aus eignem Antriebe ausgebracht habe, daß also von einem anderweitigen «Anstifter» nicht die Rede sein kann. Fürstenwalde, den 30sten März 1844. Albert Tiede."

Dienstag, den 9. April 1844.

Der Hofprediger Theremin erzählt mir manches Ergötzliche von Leopold von Gerlach, der mit allen Damen des Magdalenenvereins darauf bestand, die Prediger sollten mit der Polizei in die Bordelle gehen, ja sie wollten dies, trotz Theremin's Einspruch, durch eine Bittschrift an den König durchsetzen! Vor einigen Jahren predigte ein Kandidat B., der von einer Mission zur Judenbekehrung aus Po-

len zurückgekehrt war, in der Gendarmenmarktkirche, und legte gleichsam Bericht von seiner Sendung vor dem Bekehrungsverein ab; die Kirche war ganz voll, ein elegantes, frommes Publikum. B. — jetzt Prediger in Elberfeld — schilderte die hartnäckige Ungläubigkeit der Juden, und gerieth im Eifer in solche Judenanekdoten hinein, daß die Kirche anfangs von Kichern, zuletzt von lautem Gelächter schallte, und die ganze Predigt blieb von einer Lustigkeit begleitet, wie sie an solcher Stätte wohl noch nie vorgekommen. Theremin schämte sich halbtodt, Gerlach aber, der neben ihm saß, war sehr verwundert über diese Scham, und fand alles ganz in der Ordnung und an der Predigt nichts auszusetzen! Theremin sagt, der Sinn für Angemessenheit ginge seinem Freunde völlig ab. Dem Prediger wurde doch in Folge seiner Unziemlichkeit das Predigen auf ein Jahr verboten. — Was ein Hofprediger mitunter zu bestehen habe, erzählte mir Theremin in folgendem Beispiele: Da der König etwas am Podagra leidet, mußte Theremin am stillen Freitage im Büchersaale des Königs — wie dies schon öfter geschehen — predigen; es war befohlen, die Predigt sollte ohne Gesang und Chor sein. Um acht Uhr morgens aber schickte der Hofmarschall von Meyerink an Theremin die Weisung, es solle doch der Chor dabei sein; Theremin sandte sie dem Major Einbeck — dem Vorstande des Chors (ein Major? ja!) — er möchte diesen noch zu schaffen suchen; der Chor war da, fast wider Erwarten; aber nun wurde gemeldet, der König würde doch im Dom sein, nur die Königin im Büchersaal, dann wieder, nein, umgekehrt, die Königin im Dom, darauf, alle beide im Dom, und zuletzt blieb es so, daß beide Majestäten die Predigt im Büchersaale hörten! Da Theremin seinen Vortrag nach den obigen Umständen jedesmal etwas

bedingen mußte, ſo hatte er kurz vorher, ehe er ihn hielt drei- bis viermal abgeändert!

Donnerstag, den 11. April 1844.

Die Erbitterung gegen Bunſen iſt in den höheren Kreiſen überaus groß. Der ariſtokratiſche Haß wirkt wie ein wahres Gift, unbarmherzig zerſtörend, nur durch Vernichtung befriedigt. Auch gegen den König hört man die ſchonungsloſeſten Aeußerungen; „er ſoll keinen Günſtling haben, als uns und unſre Verwandten und Genoſſen, er iſt unſer lieber König und Herr, wenn er alles für uns thut, ſonſt aber —“; kein Funken von Schonung, von perſönlicher Theilnahme! Dagegen Zärtlichkeit für die Prinzen, denen man unausgeſetzt in den Ohren liegt, ihr Mißtrauen aufreizt, als eine Vaterlandspflicht das Widerſtreben gegen den König vorſpiegelt; ginge es nach dem Treiben der Hofleute, ſo hätten wir bald Bruderzwiſt, Partheiung im Staate, Auflehnen gegen die Befehle ꝛc. — Auch Stolberg und Thile ſind ſchon gehaßt, nicht ſo ſehr von den Liberalen, als grade von den Ariſtokraten und Hofleuten, deßgleichen Eichhorn und Savigny, weil ſie Emporkömmlinge ſind. — Der Kriegsminiſter von Boyen gilt im Militair für einen ausgemachten Demokraten, der das Volk berückſichtigt, die Landwehr, die Gemeinen, nicht bloß in den Offizieren die Armee ſieht; er wird furchtbar gehaßt, ſie nennen ihn Lafayette, nicht ahndend welch ein Ehrentitel der Name iſt! Man iſt wüthend darüber, daß der König ihn neuerdings ausgezeichnet hat, ſein Sohn Hauptmann geworden iſt, ſeine drei Töchter Stiftsdamen; man fragt ironiſch, was denn Frau von Boyen verſchuldet

habe, daß der König nicht auch für sie eine besondre Gunst erdacht? — Traurige Zerrüttung!

Der König sieht sorgenvoll und gedrückt aus; seine augenblickliche Lustigkeit kann darüber nicht täuschen! — Von dem Gustav-Adolph-Verein hat er auch nur Verdruß. — Nur Bunsen ist ihm recht und lieb, und der treibt ihn zu thörichten Phantastereien, schadet ihm unsäglich! — Aufführung des „Faust" bei Radziwill's; der König weinte dabei, durch das Andenken an die gestorbenen Radziwill's gerührt, die er sehr geliebt hatte, und bei denen er solche Aufführung öfters sehr vergnügt angehört.

Sonnabend, den 13. April 1844.

Heute Anfrage des Polizeipräsidenten von Puttkammer wegen eines Kochjungen von Keith, der in der Loge Royal York dient, und auf den der König aufmerksam geworden, — durch meine Biographie Keith's? so scheint es, weil daselbst gesagt ist, es lebten noch Nachkommen des Feldmarschalls in Berlin, auf welche Angabe auch Puttkammer seine Anfrage gründete. Ich verwies auf den Bestunterrichteten in solchen Sachen, auf Preuß.

Montag, den 15. April 1844.

Zusehends bildet sich hier eine Parthei, die man die des Prinzen von Preußen nennen muß, und die ihm gleichsam zuwächst, er mag es wollen oder nicht; in den höheren Klassen und im Militair ist sie schon sehr merkbar. Die Parthei hat zum Inhalte den alten Schlendrian, die alte Pedanterie, das Enge und Knappe des vorigen Königs; aber durch ihre bloße Form, als Opposition, wirkt sie doch

wider Willen zum Fortſchritte, zum Neuerungsgeiſte; man tadelt den König, und ſtimmt darin mit den Liberalen überein, indem man klüglich verſchweigt, was man denn eigentlich wünſcht und will. — Die Aufregung aller Leute iſt doch ungemein groß, und jederman hilft ſie vermehren. Was ſoll und wird daraus werden? Ein konſtitutioneller König! Im Guten oder Böſen herbeigeführt, das Ergebniß bleibt daſſelbe. Wäre es denkbar, daß alles zurückſchritte? Nein.

Donnerstag, den 18. April 1844.

Ueber den Gang unſrer preußiſchen Sachen hör' ich ſtarke Aeußerungen: „Wenn eine unſrer Provinzen die Konſtitutionsfahne aufſteckt, ſo folgen alle nach, und kein Menſch wird es hindern können. Im Grunde gehört nur wenig Muth dazu, und ein gelegner Anlaß findet ſich leicht. Wollte man von außerhalb die Bewegung ſtören, ſo würde man ſie nur zu einer allgemein deutſchen machen. Deutſchland einmal in Aufſtand, unter Auslöſchung der innern Gränzen — und da hat der Zollverein tüchtig vorgearbeitet —, ſo wäre auch die Republik vielleicht da, ganz gewiß in dem Fall, daß kein alter und angeſehener Fürſt die Sachen aufnähme und ſich an die Spitze der Bewegung ſtellte. Die Truppen? In ſolchen Kriſen gehören ſie faſt immer dem friſchen Antrieb, oder theilen ſich nach den Meinungsverſchiedenheiten.“

Freitag, den 19. April 1844.

Geſtern großes Feſt bei der Königin. Alles gedrängt voll. Die Adlichen beklagen ſich, daß man ſo viele Bürgerliche am Hofe ſieht, ſie betrachten dieſelben immer nur

als Eindringlinge, und ſpotten über ſie, als welche doch nie recht heimiſch auf dieſem Boden werden. Die bürgerlichen Offiziere aber behaupten dieſen Boden recht gut, und die adlichen hüten ſich, ihre Anſprüche und Vorurtheile unmittelbar gegen die Kammeraden geltend zu machen. Dafür ſchelten ſie auf den Kriegsminiſter von Boyen, weil er ſich der Bürgerlichen mehr annimmt als einer ſeiner Vorgänger.

Geſtern brachte die „Staatszeitung" die gewöhnliche Ueberſicht der Einnahmen und Ausgaben des preußiſchen Staates. Niemand legt auf dieſe Ueberſicht einen beſondern Werth, die Angaben gelten keineswegs für zuverläſſig; doch ſchimmern allerlei Ergebniſſe durch, zum Beiſpiel daß beträchtliche Ueberſchüſſe und Reſervefonds da ſind, und faſt in allen Miniſterien die Ausgaben ſich gemehrt haben.

Bei dem geſtrigen Hofball war zuerſt allgemeines Gedränge, ſpäterhin aber auffallende Leerheit, mehr als ein Drittheil der Geſellſchaft entfernte ſich noch ehe der König und die Königin den Saal verlaſſen hatten, viele Tiſche beim Eſſen blieben unbeſetzt. Dieſe Nachläſſigkeit und ärgerliche Unſchicklichkeit gehört recht zu den Zeichen der Zeit. Dem Könige und der Königin widerfährt ſolcherlei von ihrem Adel, ihren Dienern!

Sonnabend, den 20. April 1844.

Heute Abend wird im Schauſpielhauſe (Konzertſaale) Tieck's „geſtiefelter Kater" aufgeführt, vor auserleſenen, geladenen Zuſchauern. Ueber das Zweckmäßige, Paſſende, Ergötzliche dieſer Aufführung wird viel geſtritten. Die meiſten Stimmen ſind dagegen. Doch geben ſich viele Leute gewiß heut Abend die Sporen, um zu lachen und entzückt

zu ſein! Auch O. und K. gingen mit dem entſchiednen Vorſatze hin, die Sache vortrefflich zu finden.

Zu Hauſe fand ich die „Denkwürdigkeiten“ von Karoline Pichler, worin ich blätterte, und Theil 2, S. 173 auch mich ſelber fand; ferner in der „Abendzeitung“ von Schmieder eine Dorfnovelle von Alexander Weill, die er mir zugeeignet hat. — Die Pichler'ſchen „Denkwürdigkeiten“ machen mir einen eigenthümlich betrübten Eindruck; alles Leben iſt als verſchwindend hingeſtellt, das Buch iſt wie eine Wanderung über einen Kirchhof, die Verfaſſerin ſelbſt hat ſolch ein Gefühl. So brav und tüchtig und auch talentvoll die Frau in ihrem Kreiſe iſt, ſo geſund und wahr in den meiſten Urtheilen, ſo iſt doch das Ganze mit einer beſondern weiblichen Schwäche behaftet, die mich ganz herunter bringt.

Beuth hat für den König einen wunderſchönen ehernen Rahmen machen laſſen, mit herrlichen Verzierungen, man ſagt im Werthe von ein paar tauſend Thalern. Er ſollte nicht vergoldet werden, weil Beuth meinte, die Vergoldung würde ihn minder ſchön erſcheinen laſſen. Der König hat ihn aber doch vergolden laſſen, und — wahrſcheinlich mit ſeinem Bildniſſe — Herrn Bunſen geſchenkt. Beuth iſt darüber ganz außer ſich, ſieht es wie eine Schmach an, grollt dem Könige, und haßt nun Bunſen noch zehnmal mehr als zuvor.

Montag, den 22. April 1844.

Alles vereinigt ſich, den „geſtiefelten Kater“ für veraltet, langweilig, unpaſſend zu erklären; auch Rühle und Kleiſt hatten ſchon geſagt, die Wiederholung ſei nicht zu rathen. Ludwig Tieck war nicht bei der Vorſtellung zu-

gegen, er war nicht wohl genug. Der König wollte gern lachen, aber langweilte ſich dabei ſichtbar; am meiſten litt die Prinzeſſin von Preußen an Langerweile. — Schon geſtern ſtand ein günſtiger Bericht in der „Staatszeitung“, heute ein gemäßigter von Rellſtab in der „Voſſiſchen“. Wird alles nicht helfen!

Ich mache die Bemerkung, daß mittelmäßige, beſchränkte, verzagte Menſchen, die jede Mittelmäßigkeit willig anerkennen, vor jedem kleinen Geiſte ſich beugen, gegen keinen Menſchen, gegen keine Stellung ſich etwas herausnehmen, plötzlich gegen das höchſte Talent, den größten Karakter und die genialſte Meiſterſchaft muthig werden, und ſich gegen dieſe den Tadel und die Ungebühr erlauben, deren ſie ſonſt nicht fähig ſind. Es iſt, als ob ſie die Sicherheit fühlten, daß die ganze Maſſe von ihresgleichen ihnen dann beiſtimmt. Viele der Mißurtheile über Goethe haben dieſen verachtungswerthen Urſprung.

Um zu zeigen, wie richtig die Staatsbehörde verfuhr, indem ſie dem Doktor Nauwerck die Vorleſungen verbot, giebt die „Staatszeitung“, nach Frankfurter Blättern, Auszüge aus deſſen erſter Vorleſung, die gedruckt worden iſt. Die Stellen ſind aber vortrefflich und von ſchlagender Wahrheit, und die „Staatszeitung“ iſt das Opfer ihrer Dummheit; der Schluß des Artikels, der die Juli-Ordonnanzen Karl's des Zehnten in Schutz nimmt, iſt die Krone der Dummheit, und giebt die ärgſten Blößen. Mit ſolchem Geſindel, wie dieſe Regierungsſchreiber, denkt man die Bewegung der Zeit zu hemmen! Und daneben giebt man vom Hofe her den „geſtiefelten Kater“! Alle Welt iſt erſtaunt über ſolche blinde, wirre, mit den eignen Maximen ſtreitende Liebhaberei. In der That, eine Komödie, worin das Königthum lächerlich gemacht, das Geſetz

aufgefressen, lebende Personen verhöhnt werden, ein ärgeres Beispiel kann nicht gegeben werden. Was würde man sagen, wenn Prutz oder Herwegh dergleichen darböten! Was dürfte man einwenden, wenn Tieck, Schelling ꝛc. in ähnlicher Weise wie Böttiger auf der Bühne verhöhnt würden?

Dienstag, den 23. April 1844.

In der „Staatszeitung" steht eine Erklärung der hiesigen philosophischen Fakultät in Betreff Nauwerck's; ausdrücklich wird gesagt, daß die Fakultät ihm die Vorlesungen nicht verboten hat, doch lenkt der Schluß dahin, sie würde sie ihm doch wohl endlich verboten haben, da sich Unordnungen an sie geknüpft. Man sieht, die Erklärung war als Opposition gemeint, wich aber bald ab, und wurde zu einer Art Unterwerfung. Doch muß Eichhorn sehr ärgerlich darüber sein!

In Frankreich fortdauernder Streit der Geistlichkeit und Universität, und Lärm wegen Otaheiti.

In England Reden O'Connell's. — In Griechenland Annahme der Konstitution. — In Spanien Ränke der Königin Christine und Louis Philippe's.

Freitag, den 26. April 1844.

St., als er in seiner Jugend an keine persönliche Fortdauer glaubte, diese Art Unsterblichkeit der Seele ganz verlachte und mitleidig über die Anhänger dieses Glaubens die Achseln zuckte, war ganz furchtlos, und blickte dem Tode muthig in die Augen. Jetzt ist er wie von seinem Leben von seiner persönlichen Fortdauer überzeugt, und — voll Todesfurcht!

Sehr an Rahel gedacht, an ihre hohe und edle Stellung im Menschendasein, an die Möglichkeiten des Lebens, an die Verhältnisse des Geistes; das Ergebniß war, es kann nichts verloren gehen, nichts aufhören, als das Nichtige, das Gemeine; und uns sind so viele Pforten aufgethan, daß nichts der Annahme widersprechen darf, noch tausend andre können sich eröffnen! Liebe und Vertrauen, die sind das Beste, was wir pflegen können!

Die „Staatszeitung" berichtigt einen Artikel der „Breslauer Zeitung" worin gesagt war, die Seehandlung beabsichtige Land in Hinterindien zu kaufen, Missionen zu gründen ꝛc. Alles dies wird verneint, mit Recht, insofern von Absichten der Seehandlung die Rede ist, aber mit Unrecht, wenn es die Sache gilt. Die Projekte der Frau von Helfer, die Beeiferung Bunsen's für diese, die Eingenommenheit des Königs, alles das ist nur zu wahr! — So kann man den Berichtigungen trauen! Und wer kann mit Beweisen auftreten, um zu zeigen, wie unaufrichtig, wie trügerisch sie selber sind? Die Behörden behalten bei uns Recht!

Sonntag, den 28. April 1844.

Die jetzigen Geisteskämpfe, das seh' ich klar, werden auf ihrem Felde nicht mehr geschlichtet, ihre Entscheidung fällt auf andres Gebiet, es wird früher oder später zum Waffenkampfe kommen. Die Pfaffenparthei, wie man im weitesten Sinn jetzt Ultra's, Aristokraten, Servile, Frömmler und sogar die Gemäßigten gewisser Farben wohl zusammennennen kann, ist schon im Besitze zu großer weltlicher Macht, und wendet diese im Geistesstreite an, es wird also nichts helfen, im Geistesgebiete zu siegen, die weltlichen Vortheile erdrücken den Sieg jedesmal in seinen

Folgen, und man wird genöthigt ſein, den Feind hinter dieſer Schutzwehr aufzuſuchen, und dieſe niederzureißen. Hier in Berlin iſt der freche Hohn, mit welchem die Begünſtigten ſich ihres Vortheils überheben, gradezu empörend! Und dieſelben Lumpen, welche gegen Marheineke, gegen jeden Hegelianer, gegen Nauwerck und Hoffmann von Fallersleben jetzt übermüthig losfahren, ſind ſchmiegſame Kriecher gegen alles, was mit äußrem Anſehn gegen ſie auftritt, gegen Hofleute, Jeſuiten, katholiſche Geiſtlichkeit, ruſſiſche Militairtitel, jüdiſche Geldmacht! Zum Ausſpeien!

Das Verfahren gegen O'Connell einſtweilen eingeſtellt.

Bei uns große Verwaltungsperſonen-Aenderungen, anſtatt Bodelſchwingh's iſt Flottwell Finanzminiſter ꝛc. Lamprecht den Stern zum rothen Adlerorden bekommen ꝛc.

In Mignet geleſen, in Bettinens „Briefwechſel mit Brentano". Dieſer Briefwechſel enthält Vortreffliches und Geringes durcheinander; im Ganzen reizt er mich ungemein durch die Eindrücke einer Jugendzeit, die auch die meinige war, und durch muſikaliſche Sehnſucht, die ſich in die Seele ſchleicht. Seltſam iſt das Ganze in litterariſcher Hinſicht. Bettine fand die Briefe ungeordnet, und ließ ſie ungeordnet, bald iſt der Leſer im Jahre 1801, bald im Jahre 1804, ohne daß dies beſtimmt angedeutet wäre; um die Verwirrung zu vollenden, ſchaltete Bettine beim Abſchreiben mancherlei ein, wieder ohne Rückſicht auf die Zeitfolge, und ſo wird das Spätere in das Frühere geſetzt, das Frühere in das Spätere! Sie ſagte mir ſelbſt, daß ſie jetzt beim Abſchreiben manches hinzufüge, ausbilde, näher beſtimme. Daß feſte Zeitangaben in Friedrich Schlegel's Anweſenheit in Jena, in Savigny's Aufenthalt in Mar-

burg, in dem Erscheinen von Brentano's „Maria“ liegen, ahndet sie nicht.

Dienstag, den 30. April 1844.

Allerlei Notizen aufgeschrieben, auszusendende Brandpfeile in das Feindeslager. „Wer ist der Feind?“ Alles Pfaffengelichter, mit und ohne Kutten!

Die „Vossische Zeitung“ liefert zwei wichtige Artikel, welche der Zensor gestrichen, das Ober-Zensurgericht aber erlaubt hat, für Erweiterung der ständischen Wirksamkeit, und gegen Mühler's Verbot, die Advokatenversammlung in Mainz zu besuchen. Letzteres Verbot ist aber der persönliche Einfall des Königs, der mit großem Zorn dabei beharrt.

Man sagt, der König sei sehr aufgebracht, daß die Herzoge von Sachsen, dann die Herzoge von Anhalt, sich den Titel „Hoheit“ beigelegt, ohne vorher darüber mit den großen Staaten sich in Einvernehmen gesetzt zu haben. Jene Fürsten sind jedoch in ihrem Rechte. Daß der König die andern Höfe gradezu aufgefordert habe, jene Titelerhöhung nicht anzuerkennen, wenigstens vorher Rücksprache darüber zu nehmen, klingt übertrieben; wenn es wahr wäre, so wäre es ein Zeichen großer Aufreizung.

Bunsen sagt auf das bestimmteste, daß er nach England zurückkehren werde. Wenn er nicht ganz verblendet ist, so müssen ihn die Verhältnisse, die hier seiner warten können, sehr zurückschrecken.

Donnerstag, den 2. Mai 1844.

Der König läßt sich französische Gesandtschaftsberichte aus der Regierungszeit Friedrich Wilhelm's des Zweiten,

die sich in Paris abschriftlich zu Kauf boten, im Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten sauber abschreiben, um sie bequem lesen zu können. Sie enthalten die ärgerlichsten und schändlichsten Geschichten, Unsauberkeiten der gröbsten Art.

Erklärung von Doktor Nauwerck in der „Vossischen Zeitung" gegen die Erklärung der philosophischen Fakultät; bloß Thatsächliches einfach hingestellt, mehr gestattete die Zensur nicht.

Freitag, den 3. Mai 1844.

Lichtenberg's „Gedanken und Einfälle" ergötzen durch den Witz, der in ihnen aufleuchtet, durch die Freiheit, mit der er, der eigentlich Zaghafte und Verzagende, sich an das Kühnste wagt; aber die Betrachtung, wie unglücklich er bei allem seinem Geiste war, wie mißlungen er sich vorkam, hat etwas Niederschlagendes, das mich ganz traurig stimmt.

Mittwoch, den 8. Mai 1844.

In der „Kölner Zeitung" stehen scharfe Artikel aus Berlin, wo gegen den Minister Eichhorn und gegen die Erklärung der philosophischen Fakultät in der Sache von Nauwerck scharf angegangen wird; auch eine Widerlegung der Berichtigung, welche die „Staatszeitung" gegeben hatte, daß auf Malacca keine Missionen beabsichtigt würden ꝛc. Immer viel, daß man den Behörden vorhalten darf, wie sie lügen!

Der König hat sich dieser Tage von dem Dichter Oehlenschläger, der jetzt aus Kopenhagen hier ist, in Potsdam dessen Trauerspiel „Correggio" vorlesen lassen. Was doch

dieser Fürst sich für abgestandene Ergötzlichkeiten veranstaltet!

Als ein Vorschlag zur Besetzung einer Präsidentenstelle geschehen war, machte der Minister Graf zu Stolberg im Staatsministerium die sorgsame Frage, ob der Vorgeschlagene auch kirchlich genug sei? Der Prinz von Preußen erhob sich dawider, und meinte, diese Kategorie stehe mit dem Staatsdienst in keiner unmittelbaren Verbindung. Das Wort ist bedeutend!

Der Justizminister Mühler soll abtreten, „abgegangen werden", wie man das Verhältniß sehr gut bezeichnet! An seine Stelle soll der Geheimerath und Direktor Eichmann kommen, ein Frommer! und in dieser Bezeichnung liegt ein ungeheurer Schrecken für alle Zukunft unsrer Rechtspflege.

Der Geheimerath Bunsen soll seine Gunst größtentheils aufgezehrt haben, wie früher Radowitz und auch Canitz. Leopold von Gerlach, der sein Witzeln auch im Frömmeln nicht lassen kann, wiederholt von ihm, was er schon von Radowitz gesagt: „Er kam hieher mit einem so vollen Beutel, daß er alle Welt bewirthen wollte, und er reist mit so leerem ab, daß er nicht die letzte Wirthshausrechnung zu bezahlen im Stande ist!" — Wie geht dergleichen wohl her? — „Das ist ganz einfach! Es theilt jemand eine Idee mit, sie wird lebhaft ergriffen, sie soll eifrig ausgeführt werden, der Vorschlagende wird berufen, in seiner Sache bestärkt, nun soll er an's Werk. Da kommen andre Leute mit in's Spiel, da treten Schwierigkeiten, Widerspruch und Widerlegung auf, zum wenigsten starke Hindernisse, die aus dem Wege zu räumen entschiedner Machtwille nöthig wäre, allein dieser fehlt, im Gegentheil der Eifer wird matt, die öftere Wiederaufnahme der bestrittnen

Sache wird verdrießlich, langweilig, wird abgelehnt, und die Idee bleibt unausgeführt hängen."

Freitag, den 10. Mai 1844.

— Reumont erzählt, daß Oehlenſchläger vom Könige den durch Thorwaldſen's Tod erledigten Friedensorden pour le mérite erhalten habe, worüber viel gloſſirt wird, daß Oehlenſchläger doch nur ein Dichter zweiten Ranges ſei, weit unter Uhland ſtehe ꝛc. Noch iſt bemerkenswerth, daß der König gleich zuerſt ſeine Anordnung bricht, und den erledigten Orden vergiebt, ohne die Mitglieder ſtimmen zu laſſen. Reumont ſagt auch, Bunſen ſei mehr als je bei dem Könige in Gunſt, arbeite viel für ihn, und man wolle ſogar behaupten, eine Konſtitution! (Es werden wohl die Statuten für den Schwanenorden ſein!)

Tapfre Reden Couſin's in der Pairskammer gegen die Anſprüche der Geiſtlichkeit. Verrätheriſche Rolle Louis Philippe's!

Sonntag, den 12. Mai 1844.

Eichhorn's Erlaß wegen der empfohlenen dialogiſchen Form der Vorträge an den Univerſitäten erregt vielen Unwillen; das Reſkript iſt voll Gleißnerei und Falſchheit; ſchmeichelt und ſchimpft, ſchimpft auf die Privatdozenten, auf die Hegelianer, ſehr unwürdig und gemein. Eichhorn wird mehr und mehr zum Halunken, ein erbitterter Waſchlappen iſt das Männchen jetzt! Wart nur, endlich wirſt du doch in den Kehricht geworfen! Und wenn nicht durch den König, doch durch die Geſchichte!

Die Karikatur: „Ordre; Contreordre; Désordre" hat den König tief beleidigt; man ſagt, es ſei der Polizeirath

Duncker nach Leipzig gesandt, um ihren Urheber auszukundschaften. (Der König hat in der Rechten ein Papier, worauf Ordre steht, in der Linken eines mit Contreordre, auf der Stirn steht Désordre.) — Der Witz ist alt.

Man fürchtet, daß Herr von Schön für die Anwesenheit des Königs in Königsberg einen politischen Streich im Schilde hat, auf's neue Reichsstände fordern läßt. Herr von Schön ist ein Doktrinair, ein Aristokrat; was er schaffen möchte, könnte mir nicht gefallen, und dem Volke nimmermehr genügen. Aber was er treibt, ist ein Mittelding, das am Ende die Hauptsache doch fördert.

Dienstag, den 14. Mai 1844.

In Jacobi gelesen. Seine Reflexionen und Sprüchworte erscheinen mir in Vergleich der Goethischen wie abseits an dem Ufer von trägen Wellen abgelagerte Schiffstrümmer, dagegen Goethe mit vollen Segeln und muntrer Flagge reiche Frachten durch die Mitte des Stromes unverletzt dahinschifft. — Es lebe Goethe, ruf' ich immerdar auf's Neue!

Der Oberpräsident von Merckel hat aus Schlesien berichtet, die Noth der Weber im Gebirge sei nicht so groß, als der Lärm, den man davon mache; auch sei es keine außerordentliche, sondern nur die gewöhnliche, seit vielen Jahren dort einheimische; so gut wie dieses Jahr, hätte man schon vor zehn Jahren dort Unterstützung bedurft, würde man auch nach zehn Jahren noch derselben bedürfen. Dieser Bericht war hier den Oberbehörden und dem Hofe ganz willkommen, dergleichen hört man gern, das Gewissen wird erleichtert, und die Sorge ruht aus. Gegen so große Mißverhältnisse, denkt man, vermag man

nichts, da muß der Himmel und das Geſchick walten. Im Gegentheil, je größer das Uebel, je daurender, um ſo mehr ſollte man erſchrecken, müßte man die Kraft der Abhülfe aufbieten! Das Geſchick arbeitet ſich wohl zu ſeinem Rechte, aber durch Untergang und Verderben, und der Himmel läßt vieles zu, was die Menſchen nicht zulaſſen dürfen.

Mittwoch, den 15. Mai 1844.

Seit langer Zeit werden unſre Kadettenhäuſer angegriffen, beſonders iſt der General Krauſeneck wider ſie, dann auch der Kriegsminiſter von Boyen. Man findet die Erziehung unzureichend, unzweckmäßig und koſtbar. Der König hat in Folge dieſer Anſichten fürerſt eine Anzahl Freiſtellen eingezogen; darüber entſtand nun großer Lärm, und der Prinz von Preußen hat ſich herausgenommen, das Geld zur Erhaltung der Freiſtellen — die Summe von ſechstauſend Thalern jährlich — aus ſeinen Mitteln herzugeben. Eine Handlung, die ungemein auffällt, als offenbarer Widerſpruch gegen den Sinn des Königs.

Der König hat einen jungen Grafen von Schönburg ohne weiteres ſogleich als Offizier in die Armee aufgenommen. Auch darüber iſt große Aufregung. Seit der neuen Geſetzgebung iſt dergleichen nicht vorgekommen. Nur die Prinzen regierender Häuſer machten bisher eine Ausnahme, und traten ohne Examen gleich als Offizier ein. Nun heißt es, den ehemals reichsſtändiſchen Mediatiſirten ſei das gleiche Vorrecht feſtgeſetzt, aber das iſt ein Irrthum, ihnen iſt die Befreiung von der Militairpflicht ausbedungen. Ueberdies ſteht das Haus Schönburg keineswegs auf gleicher Linie mit jenen Mediatiſirten. Der König ſcheint wirklich Unrecht zu haben. Der Landesadel iſt es, der

hauptsächlich unzufrieden ist mit dem Vorgange, der Landesadel nimmt es übel, daß der König einen andern Adel so geflissentlich höher stellt.

Freitag, den 17. Mai 1844.

— Durch Besuche unterbrochen: Graf von Kleist-Leß, Graf Archibald von Keyserling, Bürgermeister Smidt, kamen in ziemlich großen Zwischenräumen, und blieben dann zusammen lange bei mir. — Graf von Kleist erzählte mir, so lange wir allein waren, merkwürdige Züge von der Unzufriedenheit des Volks, und sprach die Meinung aus, daß bei der nächsten großen Bewegung alles Adelswesen über Bord gehen werde, möge der König darin nun was immer für Unterschiede festsetzen wollen, in der Krisis werde es völlig einerlei sein, ob man als Freiherr oder als Herr von eingestampft werde!

Dienstag, den 21. Mai 1844.

Neulich bei der Tafel in Potsdam wurde über Bettinen von Arnim nicht eben fein gescherzt, und der König lachte nicht nur aus vollem Halse, sondern gab auch seinen Beitrag dazu. Doch ist sie ihm sehr werth, und behandelt er sie selbst mit aller Zartheit in dem schriftlichen Verkehr, den er mit ihr hat, denn gesprochen hat er sie noch nie.

Ein Doktor Korff gab neulich in der „Vossischen Zeitung" sein Zeugniß, wie ein Gendarm Abends in Verfolgung einiger flüchtenden Ruhestörer auch einen still einherschreitenden Mann von hinten so stark in den Arm gehauen habe, daß der Arm mußte abgenommen werden. Der Polizeipräsident von Puttkammer zeigte darauf an,

der Gendarm ſei in Unterſuchung und der unbefugt aufgetretene Zeuge — Zögling einer mediziniſchen Lehranſtalt — habe für ſein unziemliches Veröffentlichen beſtraft werden müſſen. Dafür iſt Herr von Puttkammer wieder in der Zeitung hart angelaſſen worden, und die Sache findet vielen Einſpruch. So wenig unſre Oeffentlichkeit auch noch iſt, einiges leiſtet ſie doch ſchon!

In Koenig's „Veronika" geleſen, mit vieler Zuſtimmung; ſeine Bücher ſind immer brav, und von eindringlichem Reiz.

Mittwoch, den 22. Mai 1844.

Der König Oskar von Schweden hat ein großes Beiſpiel gegeben, nämlich das Geſetz aufgehoben, welches jeden Verkehr eines Schweden mit dem Prätendenten als todeswürdig erklärte.

Die Frommen bereiteten hier dem Geheimenrath von Rönne eine hohe Stellung, als Haupt einer Handelsbehörde, für das ſogar der Miniſterrang in Vorſchlag war. Dies Betreiben iſt einigermaßen geſprengt, wenigſtens haben die Perſonen, welche dabei am meiſten benachtheiligt werden ſollten, Beuth und Dieterici, jetzt neue Befeſtigung erhalten, Beuth iſt Exzellenz geworden, und Dieterici als Haupt der ſtatiſtiſchen Behörde in ſeinen Ehren und Amtsvortheilen beſtätigt. Man mißt dem Prinzen von Preußen dieſe Wendung zu. — Wenn der König jemanden befördern will, ſo thut er es mit allem Eifer, und es fällt ihm dabei nicht ein, andre dadurch zurückſetzen und kränken, oder ihre begründeten Erwartungen täuſchen zu wollen —; ſtellt man ihm daher vor, daß letzteres ſtattfinden würde, wenn er jenes Vorhaben ausführte, ſo tritt er gleich zurück, und die Bedrohten erfahren dann im Gegentheil ſo-

gar Begünstigung, wie sein gutmüthiges Herz es gebietet. Indessen giebt er die frühere Absicht darum keineswegs auf, und man kann sich darauf gefaßt machen, sie immer wieder vertreten zu sehen.

Donnerstag, den 23. Mai 1844.

Heute auf's neue brachte die „Vossische Zeitung" einen Ausfall gegen Puttkammer: „Eingesandt. Anfragen. 1) Nach welchem Gesetz verdient der Zögling einer medizinischen Anstalt Strafe, wenn er zur Erörterung eines Vorganges beiträgt, an welchem das ganze Publikum im hohen Grade betheiligt ist? 2) Steht es gesetzlich Irgendwem — außer dem verurtheilenden Gericht — zu, öffentlich bekannt zu machen, daß über Jemand eine Strafe verhängt worden sei? 3) Ist die Bekanntmachung der Strafe nicht jedesmal als eine Verschärfung derselben zu betrachten, und hat der jeweilige Polizeipräsident von Berlin das Recht, diese Verschärfung ohne richterliches Ermessen eintreten zu lassen? Ehrenreich Eichholz."

Freitag, den 24. Mai 1844.

Die „Vossische Zeitung" bekämpft den Minister Eichhorn in seiner Empfehlung der Gesprächslehrart an den Universitäten, und zeigt, daß unter schönen und glatten Worten der schändlichste Zwang dadurch eingeführt, die Lehrfreiheit vernichtet wird, die jesuitischen Floskeln werden gut hervorgehoben. Das Eichhorn'sche Schreiben ist ein niederträchtiges Machwerk, wedelnd gegen die einen und geifernd gegen die andern, willkürliches Gebot als freundliche Darbietung ungeschickt verlarvend. Und dafür

meint der Kerl noch das Lob der Liberalen zu verdienen, klagt, daß die öffentlichen Blätter von seinem Wische kein Rühmens machen!

Bei * fand ich Bettine von Arnim, die meiner wartete. Sie hatte mir die überraschende Nachricht mitzutheilen, daß ihr Buch „Clemens Brentano's Frühlingskranz" von der Polizei mit Beschlag belegt worden! Unbegreiflich, denn das Buch hat nichts Verfängliches! Aber gewiß dachte die Polizei eine Fortsetzung des Königsbuches zu finden, von der Egbert Bauer'schen Verlagshandlung versah sie sich ohnehin alles Uebles, und so übte sie denn ihre rohe Gewalt! Bettina hat inzwischen ihr Buch an den König gesandt, so wie auch an Humboldt, und diesem das Polizeiverfahren mitgetheilt. — Sie wird alle Genugthuung erhalten, ich zweifle nicht; der König wird dem Herrn von Puttkammer den Kopf waschen, und die Polizei dafür ein andermal, wo sie muthig sein müßte, zaghaft sein; — aber wie ekelhaft, immer mit der Dummheit, welche Macht hat, den elenden Streit zu haben!

Merkwürdiges Wort des Prinzen Friedrich, Sohnes des Prinzen von Preußen, einstigen Thronerben, dreizehn Jahr alt: „Der jetzige König wird wohl die Sachen noch hinhalten ohne Konstitution, auch dem Nachfolger gelingt es vielleicht noch, aber länger wird es nicht gehen können, dann wird Konstitution unvermeidlich sein." Offenbar hat der Prinz dies nicht selbst ausgedacht, sondern gehört, als vertrauliche Betrachtung der Eltern, als Trost und Seufzer!

Dienstag, den 28. Mai 1844.

In Geijer gelesen, in Goethe. Karl Bernhard König's Schrift: „Der Schaden Joseph's an unsern Landgemein-

den". Redlicher Gradſinn und friſcher Muth! Wie alles zur Oeffentlichkeit, zur Konſtitution drängt!

Eichſtädt's Gedächtnißrede auf Baumgarten-Cruſius. Schönes lateiniſches Lob für mich. Wie hätte das meinen Vater gefreut! Das mehr als alles ſonſt wäre ſo recht nach ſeinem Sinn geweſen!

Gegen Ende des Mai 1844.

Als ein Beiſpiel, wie in dem Könige die Entſchlüſſe wechſeln, und wie ſeine großmüthigen erſten Regungen ſich raſch umwandeln, wird Folgendes erzählt. Ein jüdiſcher Arzt übte in einer märkiſchen Stadt mit Glück und Auszeichnung die Heilkunde aus, ſeit vielen Jahren geehrt von ſeinen Mitbürgern und geſchätzt von den Behörden. Da wird die Polizei aufmerkſam, und es ergiebt ſich, daß er ſeinen von dem Vater ererbten Namen nicht völlig beibehalten, ſondern durch Weglaſſung einiger Buchſtaben in einen weniger jüdiſch klingenden umgeſtaltet. Er beruft ſich auf die für Sprechende wenig hörbare Unterſcheidung, ſchon auf der Schule ſei er ſo genannt worden, ſchon auf der Univerſität habe er ſich ſo geſchrieben, — gleichviel! er ſoll des Vaters Namen unverändert führen, ſelbſt wenn dieſer aus Unwiſſenheit des Vaters als ein inkorrekter ſich darſtelle. Er wendet ſich hierauf an den König. Der König lieſt die Bittſchrift und ſagt, der Mann habe Recht, er führe den Namen einmal, führe ihn mit Ehren, und es ſei eine nutzloſe Schmach, daß er ihn jetzt noch ändern ſolle. Der König fordert eine Feder, die Bewilligung ſogleich auf das Blatt anzuſchreiben. Die Feder taugt nicht, kleckſt, er wirft ſie weg, fordert eine andre. Während er dieſe in der Hand hält, ſpricht er einiges mit dem Kabinets-

rath, ein Adjutant kommt etwas zu melden, der König ſpricht auch mit ihm, wird in ſeiner Stimmung verändert, gedenkt endlich der Bittſchrift wieder, ruft verdrießlich aus: „Ei was, der verdammte Jude ſoll heißen, wie es ihm vorgeſchrieben iſt!“ und ſchlägt das Geſuch ab. — Die Sache muß kürzlich geſchehen ſein; die Erzählung ſoll von dem Miniſter des Innern Grafen von Arnim herkommen.

Donnerstag, den 30. Mai 1844.

Das Staatswesen arbeitet hauptſächlich in rohem und gemeinem Stoff, und läßt ſich von Anwendung durchgreifender, oft rückſichtsloſer Gewalt nicht trennen, das iſt ausgemacht! Das ſollte man nie vergeſſen! Die Stärke iſt ein ſo weſentlicher Beſtandtheil des Regierens, daß wo nur ſie wahrhaft vorhanden iſt, ſchon immer viel Gutes vorhanden iſt. Hieraus erklärt ſich die auffallende Erſcheinung, daß das Volk ſo lange Zeit gewaltſame und ſogar grauſame Fürſten erträgt, ſogar ihnen anhängt, während ſchwache und gutmüthige ſo leicht von ihm aufgegeben oder geſtürzt werden. In Preußen iſt unläugbar große Stärke, aber ſie fängt an, aus der Einheit, in der ſie zuſammengefaßt ſein ſollte, ſich aufzulöſen und in Mannigfaltigkeit auseinander zu gehen, ſo daß bald andre Mächte im Staate ſtark ſein werden, die eigentliche Regierung aber ſchwach. — Viele Belege zu dieſer Wahrnehmung!

Bunſen wird als Exzellenz nach London zurückkehren. Er iſt allerdings in beſter Gunſt bei dem Könige, aber in keiner ſolchen mehr, die in der Staatsleitung herrſchen könnte.

Nun hat der König auch Manzoni'n zum Ritter der Friedensklaſſe des Ordens pour le mérite ernannt; vom Abgeben der Stimmen der Mitglieder war abermals nicht

die Rede. Man lacht über dieses Fallenlassen der eben erst festgesetzten, vom Könige selbst erdachten Form.

Montag, den 3. Juni 1844.

Besuch von Bettina von Arnim, die mir ihren neuen Brief an Humboldt über die Beschlagnahme ihres Buches vorliest; er hatte ihr schon Nachricht gegeben, daß der König noch vor seiner Abreise nach der Lausitz dem Kabinetsrath Uhden den bestimmten Befehl ertheilt, sogleich die Freilassung des Buches auszusprechen.

Die „Staatszeitung" enthält einen Artikel zur Rechtfertigung der Beschlagnahme von Bettina's Schrift, sie sei zensurpflichtig, weil der Name des Autors nicht auf dem Titel stehe, und gleichwohl der Zensur nicht vorgelegt worden. Dies aber ist eine falsche Angabe, sie wurde erst hervorgesucht, als die erste, die Zueignung sei anstößig, nicht mehr Stich halten wollte! Und auch jetzt heißt es klüglich: „Dem Vernehmen nach wird der nachträglichen Druckerlaubniß für die gedachte Schrift ein Hinderniß nicht entgegenstehen, die Wiederfreigebung also, wenn die Beschlagnahme nicht schon aufgehoben sein sollte, binnen kurzem erfolgen." Wie treulos, wie hämisch und gleißnerisch, wie elend! Uebrigens stand auch auf der „Günderode" und dem Königsbuche kein Name des Autors auf dem Titel, und beide Bücher blieben gleichwohl, als über zwanzig Bogen, zensurfrei.

Die „Staatszeitung" bringt auch ein neues Gesetz gegen den Schwindel an der Börse mit Eisenbahnaktien, die noch nicht voll eingezahlt sind.

Die hiesige „Litterarische Zeitung" von Brandes erhält harte Püffe, die „Staatszeitung" ebenfalls.

Donnerstag, den 6. Juni 1844.

Der König denkt ernſtlich an eine Gliederung und Stufenfolge des preußiſchen Adels, und zwar möglichſt nach dem Muſter des engliſchen. Daß er alles hergebrachte Deutſche damit aufhebt, und willkürlich macht, was er als Ueberliefertes ſchätzen möchte, liegt am Tage; auch wird er nichts machen, als neue Verwirrung in dieſen ohnehin ſchon verworrenen Verhältniſſen. Die Zukunft wird ſchon ein ander Wort ſprechen, und dies insgeſammt in den alten Plunder werfen! Was einſt die franzöſiſche Nationalverſammlung in jener denkwürdigen Nacht beſchloß, wird in größerem Stil für ganz Europa wiederholt werden. Wann? — Ich weiß nicht. Aber was Einmal geſchehen iſt, kann auch wiedergeſchehen.

Sonnabend, den 8. Juni 1844.

Geſtern Beſuch von Siegmund von Arnim, der aus Stockholm hier auf Urlaub iſt; er bringt mir von ſeiner Mutter einen Brief Humboldt's zu leſen, nach welchem nun ihr Buch auf Befehl des Königs unverzüglich freigegeben wird.

Heute Nachmittags Bettine von Arnim, mit Briefen und Zeitungsblättern, und mündlichen Erzählungen, ſehr lebhaft und launig, froh ihres Sieges über die Polizei, doch iſt die Wirkung des Königlichen Befehls noch nicht erfolgt.

Am 2. Juni ſtarb in Düſſeldorf, beinahe vierundneunzig Jahr alt, der Konſiſtorialrath Doktor Hartmann, Lutheriſcher Prediger, bei dem ich als Knabe evangeliſchen Religionsunterricht gehabt; meine Mutter pflegte ſchon in ſeine Predigten zu gehen; er war weit über ſiebzig Jahr im Amte. Vor acht Jahren hab' ich ihn noch beſucht.

O'Connell's Verurtheilung und angetretene Haft macht hier kaum Eindruck, man spricht nicht davon. Mehr Antheil und Erregung weckt Laffitte's Tod und Leichenbegängniß. Am meiſten kümmern ſich die Leute um die Reiſe des Kaiſers von Rußland nach London, und ob die Kaiſerin hieher kommen wird, oder nicht; das wird mühſam durchgeſprochen, darüber will jeder das Sicherſte wiſſen, und niemand weiß etwas Sicheres. C., der mit Berufung auf ſeine Quellen dergleichen Nachrichten immer am zuverläſſigſten ausgiebt, entgeht dem Mißgeſchicke nicht, oft nur das Falſche lächerlich zur Schau zu tragen!

Im Herodotos geleſen, in Goethe, in neulateiniſchen Dichtern.

Sonntag, den 9. Juni 1844.

Zum Miniſter Rother gefahren; ergiebige Auskunft über Homburg; Rückblicke auf die früheren Zeiten. Rother hat mit Stägemann oft verabredet, ſie wollten mit mir an beſtimmten Abenden zuſammenkommen, um geſprächsweiſe mir alle Nachrichten und Aufſchlüſſe mitzutheilen, die mir für die Biographie Hardenberg's wichtig ſein könnten. Theils der Geſchäftsdrang, theils der Mangel an gutem Willen, ließen Stägemann die Ausführung weiter hinausſchieben, bis ſie ganz unterblieb. Stägemann, ſagt Rother, war zuletzt nicht mehr gut für Hardenberg geſtimmt, auch gegen Rother treulos, den er ſo wie Hardenbergen bei dem Kronprinzen arg verläumdet hat; ein Theil des Haſſes, den der Kronprinz gegen Hardenberg nährte — und als König noch immer hegt — kommt auf Stägemann's Rechnung. Rother läugnet beſtimmt, daß der Staatskanzler in dem Staatsſchulden-Statut das Wort „Reichsſtände" eigenmächtig und gegen den ausdrücklichen

Willen des Königs eingeschwärzt habe, wie Stägemann damals vertraulich versicherte, und auch mir anvertraute; in dem von dem Könige unterschriebenen Statut, das im Archiv aufbewahrt liegt, findet sich nur bei dem Worte „Reichsstände" ein Strich mit Rothstift, weil er allerdings bei diesem Ausdruck etwas bedenklich gewesen.

In Schlesien Weberunruhen, Truppen aus Schweidnitz, scharf geschossen, mehrere Menschen geblieben.

Montag, den 10. Juni 1844.

Traurige Nachrichten aus Schlesien, der Aufstand der Weber im Gebirge nimmt zu, die Truppen sind zurückgedrängt worden, ungeachtet sie scharf geschossen und viele der Gegner getödtet oder verwundet hatten; man hat eiligst Verstärkungen herangezogen; daß man den Aufstand bewältigt, ist nicht zu bezweifeln; aber welch ein Elend muß geherrscht haben, und welches Unglück ist wieder dieses Ereigniß! Gleichzeitig war in Breslau ein Straßenauflauf; das Volk erwartete, daß dem dort angekommenen Prinzen Adalbert ein großer Zapfenstreich gebracht würde, und da dieser unterblieb, so beging es Ausschweifungen, zertrümmerte Fensterscheiben, plünderte einige Läden. Man sagt, in Schlesien liege aller Orten der Zunder des Aufstandes ausgestreut, es brauche nur geringer Anlässe, und gleich würden die Flammen emporschlagen. Einen Augenblick war es zweifelhaft, ob die Soldaten auf das Volk schießen würden, einige sollen sich bestimmt geweigert haben; dergleichen wird mit größter Sorgfalt vertuscht, wenigstens in die Zeitungen darf davon nichts kommen, man fürchtet, das Beispiel könne anstecken.

Bettine von Arnim war in größter Aufregung bei mir, noch immer ſäumt die Wirkung des Königlichen Befehls ſich zu zeigen, die der Polizeimaßregeln tritt Schlag auf Schlag ein. Gegen Bettinens ausdrückliches Verbot iſt nun ihr Buch zenſirt worden, und der Zenſor hat ihm das Imprimatur erlaubt, mit Ausnahme der Widmung, wegen deren er erſt die Beſcheinigung des Prinzen verlangt, daß er dieſe Zueignung annehme. Elende Quälereien! Als ob die Verſicherung der namhaften Verfaſſerin nicht genug wäre! als ob es nur ſchicklich wäre, von dem Prinzen dergleichen für den rohen Zenſor oder die plumpe Polizei zu fordern! Es iſt mit dieſer ganzen Amtlichkeit des Verfahrens ein erbärmliches und unſinniges Weſen, nirgends wäre ein taktvolles, diskretionaires, den beſondern Umſtänden angemeſſenes Behandeln der Sachen mehr am Platze als bei dieſen litterariſchen Verhältniſſen, und nirgends herrſcht mehr eine plumpe, unverſtändige Förmlichkeit der Behörden, die ſich in demſelben Maße wichtig und peinlich benehmen, als ſie dumm und gering ſind. Ich gab mir doch alle Mühe Bettinen zu beruhigen, ſie von übereilten Schritten abzuhalten. Da ſie jedenfalls gleich an Humboldt ſchreiben wollte, rieth ich ihr wenigſtens, den Brief mäßig und klug abzufaſſen. Sie that mir außerordentlich leid in ihrer Aufregung! Und doch vergaß ſie ſelber bald ihre eigene Sache, um die der Weber in Schleſien zu beſprechen, und auch die des armen Schneidergeſellen Karl Otto, der an ſeinen Wunden geſtorben iſt, und deſſen Mutter ſie geſprochen hat. Bettine weinte im Erzählen dieſes Leids, und es war herzzerſchneidend, was ſie erzählte.

Dienstag, den 11. Juni 1844.

Ueber die Weberunruhen in Schlesien giebt es mannigfache Berichte; die Behörden suchen die Sache gering zu nehmen, doch ist das allgemeine Gefühl sehr aufgeregt, und die Regierung wird hart getadelt, daß sie nicht längst an Abhülfe schreiender Mißbräuche gedacht, unter denen die Weber schrecklichen Druck leiden.

* verheißt mir die hinterlassenen Papiere Sinclair's, die in Mecklenburg bei Verwandten liegen. Die Prinzessin Wilhelm wünscht, daß mir in Homburg die Papiere ihres ältesten Bruders, des vorigen Landgrafen, mitgetheilt werden, um daraus ein Ehrendenkmal für denselben zusammenzustellen. Ich denke auch sehr an einen Aufsatz über Sinclair.

Humboldt ist am Hofe der streitbare Kämpfer für Bettinen, ladet aber dadurch großen Haß auf sich. Der König sagte dieser Tage, es sei entsetzlich, Alle wollten dem unschuldigen Buche zu Leibe, und schon seit vierzehn Tagen arbeite er daran, ihm freie Bahn zu machen.

In Halle hat der Professor Tholuk angefangen, seine Vorträge dialogisch einzurichten. Er fragte zuerst: „Was ist Religion?" — Keine Antwort. — Er wiederholte die Frage, und beantwortete sie, da alles still blieb, dann selbst: „Religion ist die unbedingte Unterwerfung unter Jesus Christus." Er trieb das die Stunde so durch, daß er allein fragte und allein antwortete. Die Studenten waren von seiner dummen Definition schlecht erbaut. Am andern Tage fand man am Universitätsgebäude in großen Lettern angeschrieben: „Klippschule", und an Tholuk's Hörsaal die Frage: „Was ist Tholuk?" mit der Antwort: „Die unbedingte Unterwerfung unter Eichhorn."

Man klagt schrecklich über das neue Börsengesetz, es

ſei ohne Kenntniß, ohne Verſtand gemacht; was verſtehen Kerle wie Savigny, Eichhorn, Thile, von ſolchen Sachen? Aller Kredit iſt erſchüttert, die Fabrikanten fürchten Geldmangel, wollen ihre Arbeiter entlaſſen ꝛc.

Iſt es denn aber zu ertragen, daß eine edle, tapfre, durchbildete Nation, wie die Preußen, dem Unſinn, der Dummheit und Bosheit einiger Schufte und Narren preisgegeben werde? — Ich komme in der unwilligſten Stimmung nach Hauſe, und kann mich der düſterſten Gedanken nicht entſchlagen.

Unruhig, bekümmert, nach friſchem Thun verlangend, aber ohne alle Gelegenheit dazu. Aufreizen will ich die eine Seite nicht, und die andre, der ich rathen möchte, mit Schreibereien heimſuchen, wäre die größte Thorheit!

In Goethe geleſen. — Doch meine Verſtimmung blieb.

Mittwoch, den 12. Juni 1844.

* ſchimpfte auf das Börſengeſetz, welches nur Verwirrung und Unglück anrichte, und unabſehbare Nachtheile entwickeln werde. Er vertraut mir, daß ein noch viel heilloſeres Geſetz in der Mache ſei, ein Verbot nämlich für alle Beamte und Offiziere, fremde Staatspapiere und Eiſenbahnaktien zu kaufen, ein Verbot, das nicht ausführbar ſein werde, und jetzt ſchon als der Gipfel des Unverſtandes erſcheine, auch widerſetze ſich ihm der Prinz von Preußen. Warum will man die Leute hindern, ihr Geld nach Gutdünken und Vortheil anzulegen? Iſt es nicht Gewinn für den Staat, wenn die Kapitalien ſeiner Inſaſſen gute Zinſen tragen? Soll niemand öſterreichiſche Dukaten beſitzen? In einer Zeit des Zollvereins, der Handelsverträge, der Eiſenbahnen und Dampfſchiffe, will man

den Verkehr plötzlich so gewaltsam und willkürlich hemmen? * sagt, wenn das Gesetz ausgeführt würde, müßte er den Abschied nehmen, denn er sei vor allem Landbesitzer, Kapitalist, und Theilnehmer an dem großen Marktgeschäfte des täglichen Lebens, Soldat sei er erst auf diesem Boden.

Als ich Abends ausging, begegnete mir zehn Schritte von der Hausthüre Bettine von Arnim, und ich kehrte mit ihr um. Sie las mir eine Antwort von Humboldt, die den größten Unwillen ausdrückt, aber zugleich den Sinn erkennen läßt, daß er wenig mehr hoffe; doch hat er auf's neue und sehr warm an den König geschrieben. Sie schreibt nun an Humboldt zurück, ihr Buch möge kein Gegenstand seiner Sorge mehr sein, aber die Geschichte des Schneidergesellen Otto und seiner Mutter möge er dem Könige vorbringen. Sie erzählt sie, daß es durch Mark und Bein geht! Ein meisterhafter Brief! Einige Donnerkeile sind darin! Die Sache sei „tragischer als — Sophokles", und der König möchte „den hier beabsichtigten Dom in tausend Hütten in Schlesien bauen!" Vortrefflich!

Sonnabend, den 15. Juni 1844.

Am Donnerstage den Kaiser von Rußland hier ankommen sehen, er geht doch nach St. Petersburg zurück. Nachricht vom Tode des Herzogs von Angoulême; niemand erwähnt des Ereignisses! Auch der Legitimist von K. nicht! Da sieht man's, wie es mit den Leuten steht!

Unglück der Pariser Gewerbausstellung, Wolkenbruch, Wasserschaden. — Der Kaiser abgereist.

Die Weberunruhen in Schlesien sind natürlich bald

unterdrückt worden, und jetzt geht's an's Bestrafen! Freilich kann das nicht anders sein, aber der nichtswürdige Minister Savigny schimpft erzürnt die Schlesier schändliches Volk, eine von jeher schlechte Provinz, es müsse mit den schlechten Kerls ohne Erbarmen verfahren werden! Die verruchten Kerls wollen nicht still verhungern, stören die Exzellenzen in ihrer Ruhe, machen dem Könige Verdruß!

Ich lese wiederum in öffentlichen Blättern mit Erstaunen ganze Mittheilungen und einzelne Ausdrücke, in deren Kern und Form ich unwillkürlich mich selbst erkennen muß. Unter vier Augen oder im kleinen Kreise gesprochene vertrauliche Worte finden so vor dem großen Publikum ihren Wiederhall. Daß man im leisen Gespräche zugleich laut von der Rednerbühne spricht, ist doch wohl ein seltsames Verhältniß! — Bettina von Arnim sagt manches von mir ihren jungen Leuten wieder, die es dann in die Welt befördern. Freilich ist ein Beischmack dabei, der nicht mir gehört, und der mich berechtigt, den Ausdruck zu verläugnen. Aber die Hauptsache bleibt erkennbar. — Mein Wort über den König: „Er giebt nichts auf, und setzt nichts durch", ist mir auch schon im Druck begegnet.

Aus zuverlässiger Quelle erfuhr ich dieser Tage, daß der eigenmächtige Auszug Schill's im Jahre 1809 auf den bestimmten Betrieb und großentheils auf Kosten des sogenannten Tugendbundes geschehen ist, mit Wissen und Anregung der Königin, ihrer Freundin der Frau von Berg, welche letztere auch große Summen eigner und fremder Gelder dazu verwendet hat, und nach dem Fehlschlagen der Sache noch 80,000 Thaler hat bezahlen müssen, zufolge der Aussage ihres eignen Geschäftsmannes.

Sonntag, den 16. Juni 1844.

Große Wuth herrscht am Hof und in den Oberbehörden gegen die schlesischen Weber, jeder Minister glaubt den andern und dem Könige zu schmeicheln, wenn er über die Verruchtheit der Aufrührer loszieht, wenn er die härtesten Strafen für sie begehrt. Man unterläßt nicht, auch von Aufwieglern im politischen Sinn, von bösen oder wenigstens unbesonnenen Schriftstellern zu sprechen, man deutet auf Bettinen von Arnim, auf Herrn Pelz (Treumund Welp), auf jede Schrift hin, wo vom Volke mit Antheil gesprochen wird. Der Minister Graf von Arnim hat den Herrn Pelz fürchterlich abgekanzelt und ihm vorgeworfen, die litterarischen Aufreizungen gereichten den Leuten zum Unglück, die zahlreichen Führer des Aufruhrs würden von den Gerichten streng verurtheilt werden, und die meisten wohl nicht mehr an's Tageslicht kommen! Wenn dies letztere auch nur Prahlerei des Ministers ist, so drückt es doch seine Gesinnung aus. Auf dieser Seite ist keine Menschlichkeit, kein Erbarmen, keine Besinnung mehr. Aber „das Gericht des Herrn" wird nicht ausbleiben; wartet nur, es wird noch anders kommen!

Der Fabrikherr Zwanziger, gegen den sich der Aufruhr zuerst wandte, hat früher, als viele Weber ihm ihre Noth und ihren Hunger klagten, ihnen höhnisch geantwortet: das Stroh sei wohlfeil, sie sollten es doch einmal mit Häcksel versuchen. Dies erinnert an Foulon im Anfange der französischen Revolution, er wollte das Volk mit Heu füttern und sein Kopf wurde auf einer Pike herumgetragen, das Maul mit Heu ausgestopft.

Wie mir jetzt wieder Rahel fehlt! Wie schlug ihr Herz für die Armen, wie richtete sich ihr Geist erhaben empor gegen jeden sündlichen Uebermuth!

Herr Doktor Dronke brachte mir einen Brief von Koenig aus Fulda. Ich ſchrieb an Roſenkranz nach Königsberg, ſeit zehn Tagen hatte ich keinen Brief geſchrieben.

Mittwoch, den 19. Juni 1844.

Lied aus Schleſien, „Die Klagen der Weber", ein ganz proſaiſches Anklagen und Verwünſchen der Fabrikherren, die dem Arbeiter den Lohn abknappen, ſie werden perſönlich genannt und als Leuteſchinder beſungen. Von ſozialiſtiſchen oder kommuniſtiſchen Einwirkungen keine Spur, alles nur platter Ausdruck der Noth und des Hungers. Die Behörden behaupten dagegen trotzig, es gäbe Verdienſt genug, aber die Leute wollten nicht arbeiten, oder verthäten ihren Gewinn in Branntwein. Der Miniſter Graf von Arnim beſchuldigt Bettinen von Arnim, ſie ſei Urſache des Aufſtandes, ſie habe die Leute gehetzt, ihnen Hoffnungen erweckt, durch ihre Reden und Briefe, und ſchon durch ihr Königsbuch! — Auch ſtand ſchon in der „Spener'ſchen Zeitung" ein Artikel in dieſem Sinn.

Ich klagte alle dieſe Tage über Ebbe an neuen Schriften und Anregungen; heute ſchwoll hohe Fluth an! — Darauf kamen Schlag auf Schlag die Biographie Hegel's von Roſenkranz, das längſterſehnte Buch! Ferner der zehnte Band von Möſer's Schriften, Schaller's Vorleſungen über Schleiermacher, und mit einem Brief von Stahr aus Oldenburg, eine Schrift über Algerien von Clemens Lamping. Des Segens faſt zuviel auf Einmal! Ich fiel ſogleich über Hegel's Leben her!

Bettinens Buch iſt endlich frei, die Zeitung kündigt an, daß es zu haben iſt und verſandt worden.

Donnerstag, den 20. Juni 1844.

Die ſchon begonnene Einſetzung von Konſiſtorialpräſidenten neben den Oberpräſidien iſt wieder rückgängig gemacht und aufgehoben.

Große Bauplane des Königs. Der Dom in Berlin ſoll zehn Millionen Thaler koſten; die urſprüngliche Abſicht des Königs iſt durch die Baumeiſter Stüler und Fontaine ſehr bedingt worden; er hat nachgegeben, aber die Sache gefällt ihm nicht mehr; dennoch läßt er ſie vorſchreiten, und ein Werk beginnen, das ihm nicht mehr gefällt, das unverantwortliche Summen koſtet, deſſen Vollendung er kaum erleben kann, und das der Nachfolger wahrſcheinlich nicht vollenden wird! — Bettinens von Arnim ſchönes Wort, er ſolle den Dom in Tauſenden von Hütten bauen, wird jetzt viel gehört und belobt.

Montag, den 24. Juni 1844.

Graf von Keyſerling beſuchte mich, dann kam Bettina von Arnim, die mir einen vom Könige an ſie gerichteten Brief mittheilte, der überluſtig iſt und ihr ſehr mißfällt, mir auch; die Luſtigkeit iſt hier ſehr am unrechten Platz; er warnt ſie unter andern, das Johanniswaſſer, welches ſie in dieſer Johannisnacht etwa ſchöpfe, nicht in die Gefäße der „Bauern“ zu gießen, wo es einen unangenehmen Geſchmack bekomme. Dieſe Andeutung erſcheint ihr troſtlos, ein Mißkennen des armen Volkes, ein Abwenden von ihm. Auch Humboldt ſcheint mißvergnügt, und räth Bettinen im Vertrauen, ihr „Armenbuch“ lieber auswärts drucken zu laſſen.

Nachher der ruſſiſche Dichter Herr von Satin, ein

feinſinniger, edler Mann, von hohen und freien Geſinnungen.

Die „Voſſiſche Zeitung“, und noch mehr die augsburger „Allgemeine Zeitung“ tadelt ſcharf das hieſige neue Börſengeſetz. Von allen Seiten ſagt man, unſre Miniſter hätten damit den dümmſten Streich gemacht, verſtünden nichts von Handel und Verkehr, ſeien gar keine Staatsmänner, nur einſeitige Geſchäftsmänner ꝛc. Leider ſehr wahr!

Mittwoch, den 26. Juni 1844.

Die Statuten des Schwanenordens ſollen fertig ſein und nächſtens veröffentlicht werden.

Ein Entwurf zur Aufhebung des Staatsraths und zur Einſetzung einer neuen Behörde an deſſen Statt wird alsbald in Ausführung kommen. Man will eine Behörde haben, die beſſer zu Willen ſei, das Ehegeſetz gutheiße, keine Oppoſition entwickle; das kann man haben! So ſuchten ſich die Bourbons immer willfährige Kammern zu machen. Nur zu! nur zu! Ihr Landes- und Volksverräther!

In Weſtpreußen beabſichtigt man große Niederlaſſungen zu gründen, den Ueberſchuß rheiniſcher Bevölkerung dort anzuſetzen. Der Miniſter Graf zu Stolberg betreibt die Sache.

Freitag, den 28. Juni 1844.

Das Wetter war geſtern günſtig genug, um nach Tegel zu fahren. Ich kam ſchon um halb ſechs Uhr an, und ging eine Weile im Park ſpaziren, bald aber ſuchte der Miniſter von Bülow mich auf und wir gingen zuſammen, dann

kam auch Frau von Bülow mit den Töchtern, die Gesandten Antonini und Graf von Reſſ, Herr von Meyendorff, der türkiſche Geſandte, der Marquis von Dalmatien; — Bülow zog ſich mit mir in ein unteres Zimmer zurück, und wir kamen auf ernſte Angelegenheiten. Ich las ihm die witzig-ernſte Stelle aus Smidt's Briefe vor: „In Frankfurt zerrt man fortwährend die Hoheit auseinander, bis es deren ſo viele Varietäten geben wird, als Ranggloſſen in Rußland oder rothe Adler in Berlin. Mich wundert, daß noch niemand auf den Einfall gekommen iſt, Hoheit in Brillanten, mit der Schleife oder mit Eichenlaub in Vorſchlag zu bringen. Meinetwegen möchten ſich alle Fürſten untereinander Majeſtät titeln, und alle Geiſtlichen ſich als Heiligkeit begrüßen; aber man ſollte ſo geſcheidt ſein, ſich nicht vor allem Volke darüber zu zanken. Alles was zum ſogenannten monarchiſchen Prinzip gehört, muß in einem gewiſſen Helldunkel gehalten werden, damit man fortfahre daran zu glauben; bei jeder chemiſchen Analyſe kommen flüchtige Gasarten zum Vorſchein, und man kann die Dreieinigkeit nicht beſchreiben, ohne in irgend eine Ketzerei zu verfallen.“ Bülow iſt gegen Koburg ꝛc., weil der Deutſche Bund umgangen worden, weil es undeutſch ſei, erſt die Anerkennung des Auslandes zu gewinnen, das heiße Zwietracht im Vaterlande ſtiften, und Frankreich und England hätten auch gleich dieſen Gährungsſtoff begünſtigt. Hierin ſpricht er eigentlich die Meinung des Königs aus. Nun ſeien ſogar Baden und Kurheſſen mit dem Anſpruch auf Majeſtät aufgetreten, ob man das auch bewilligen ſolle? Nun trennten auch ſchon die ſächſiſchen Herzoge ihre Sache von der anhaltiniſchen! Glücklicherweiſe habe Oeſterreich allein die Sache in Frankfurt zur Sprache gebracht, und Preußen ſich nicht dazu mit Oeſter-

reich zusammengethan, behalte daher noch freie Hand. Etwas gestatten werde man wohl müssen, ein Mittelweg sei nothwendig. Uebrigens könne eine solche Sache den ganzen Bund auflösen ꝛc. Ich widersprach dem Minister in allem, sagte, die Herzoge seien in ihrem Rechte, eine entschiedne Zuständigkeit spräche für sie, und sie würden ihre Sache durchsetzen, Metternich aber sich die Finger verbrennen, wie schon mehrmals in letzter Zeit; übrigens glaubte ich nicht, daß der Graf von Münch aufrichtigen Eifer in der Sache habe. „Das glaube ich auch nicht", erwiederte Bülow. Ueber die diplomatische Eröffnung des Grafen von Chambord in Betreff des Todes des Herzogs von Angoulême; der König will eine warme, antheilvolle Antwort aufgesetzt haben, Bülow meint, sie müsse so sein, daß Louis Philippe sie lesen könne. Auch an diesen muß er ein Schreiben aufsetzen, um für ein Gemählde zu danken, das derselbe dem Könige geschenkt hat. — Mit dem Marquis von Dalmatien großes Gespräch, über Wilhelm von Humboldt, über Soult, Algier ꝛc. Dann mit dem türkischen Gesandten, mit Herrn von Meyendorff umständlich über viele historisch-politische Dinge, mit dem jungen Grafen von Nesselrode, mit dem niederländischen Gesandten Herrn von Schimmelpenninck ꝛc. — Belebte, ungemein freie Gesellschaft. Tegel als Ort ungemein schön, das Schlößchen ein Musenaufenthalt!

Freitag, den 28. Juni 1844.

Billet von Fräulein von Kalb, das mich um zwei Uhr zur Prinzessin Wilhelm bestellt. — Freudigste Ueberraschung durch Neveroff, der aus Riga hier angekommen! Hundert Mittheilungen über ihn selbst, über Freunde, über Litte-

ratur und Staatsverhältniſſe! Granoffskii gedeiht in Moskau vortrefflich; Melgunoff heirathet in Koblenz. Leider kommt Neveroff ſeines kranken einzigen Auges wegen nach Deutſchland! Ich freute mich außerordentlich ſeiner Gegenwart, ein edler, tüchtiger, ächt gutmüthiger Menſch!

Um zwei Uhr zur Prinzeſſin Wilhelm auf das Schloß gefahren. Sie wollte von Homburg mit mir ſprechen, mir Grüße an ihre Brüder dort auftragen, ihren Wunſch ausdrücken, daß ihrem älteſten Bruder aus ſeinen Briefſchaften ꝛc. ein litterariſches Denkmal errichtet würde. Wir ſprachen von vielerlei, auch von Sinclair, kamen auf Hegel, auf Schleiermacher; ich predigte ihr das Evangelium vom freien Geiſte, ſie mußte ſtarke Dinge anhören, ſchien aber nicht unzufrieden damit; ſie hat auch in ihrem Alter viel Grazie, der Verſtand aber iſt nicht überwiegend, und ihre Weichheit und Sanftmuth verhüllt auch Härten. Nach drei Viertelſtunden wurde ich entlaſſen, aber nach meiner Rückkehr ſoll ich ſie wiederbeſuchen.

Sonntag, den 30. Juni 1844.

Graf von Kleiſt-Retz kam, ſchüttete mir alle ſeine Angelegenheiten aus, ſprach lebhaft über die hieſigen Verhältniſſe und Perſonen. Dazu kam Herr von Weiher, beide verwunderten ſich etwas über ihr Zuſammentreffen; ſie waren zuſammen als Adjutanten beim General Grafen von Tauentzien im Jahre 1813. — Auch Weiher verkündete, daß der König den Staatsrath aufheben und an deſſen Statt künftig für jeden beſondern Fall eigne Kommiſſionen berufen wolle; ferner, der Miniſter Graf von Arnim will neue Verfügungen in Betreff der Zeitungspreſſe anordnen, alle Mittheiler von Nachrichten ſollen ſich nennen!

Recht ſo! Da wird jeder Senior, um die Aechtheit der Unterſchriften prüfen zu können, eine Autographenſammlung haben müſſen, aller Tagesſchreiber, Schriftſteller und Beamten, da wird ein allgemeiner Aufſeher der Autographen nöthig werden, der will ich werden, mit hohem Rang und gutem Gehalt! Es kommen Scherze bitterer Art an den Tag!

Der Prinz Waldemar, Sohn des Prinzen Wilhelm, macht eine Reiſe nach Oſtindien.

Die Stadtverordneten wollen der Mutter des getödteten Schneidergeſellen Otto eine Penſion ausſetzen.

Der König hat das Hotel des Prinzen Auguſt gekauft, um einen Miniſter darin wohnen zu laſſen. Auch die ehmals Reichardt'ſche Beſitzung in Giebichenſtein hat er gekauft.

Die Seehandlung hat den Kaufmann Meßner wegen der Artikel deſſelben in der „Boſſiſchen Zeitung" beim Kriminalgericht belangt. *)

In vielen Berichten wurde geſagt, unter den Webern in Schleſien ſeien kommuniſtiſche Flugſchriften ausgeſtreut worden. Das ſei nicht wahr, behauptet der Oberpräſident von Merckel, nicht kommuniſtiſche, ſondern pietiſtiſche Traktätchen. Das bricht ihm vollends den Hals!

In Goethe geleſen, in Voltaire und Puſchkin.

Montag, den 1. Juli 1844.

L. läugnet, daß an Aufhebung des Staatsrathes auch nur gedacht werde. Der Gedanke liegt aber denen, die

*) Spätere Anmerkung von Varnhagen. Er iſt ſpäterhin vermuthet worden.

mit jeder Opposition unzufrieden sind, sehr nahe; und Eichhorn und Savigny haben einen tiefen Haß auf den Staatsrath. Eichhorn gestand neulich, alle seine wohlbedachten reifen Entwürfe drängen nicht durch, und er wisse weder aus noch ein.

Die Bauluſt des Königs ist ungeheuer, doch fast nur auf Kirchen, Schlösser und Kunstgebäude gestellt, auf Bauten des Prunks; von der Bauluſt Napoleon's grundverschieden, der vor allem die gemeinnützige Technik im Auge hatte, Straßen, Kanäle, Häfen ꝛc. Im Volke hört man schon viele harte Vorwürfe, daß das mühsam erarbeitete Staatseinkommen in Luxus verschwendet werde. Die Stimmung ist gar nicht gut.

Homburg, Montag, den 8. Juli 1844.

Vormittags um zehn Uhr in Homburg angekommen. Die letzte Station hat gegen sechs oder sieben Schlagbäume, man zahlt unaufhörlich Chausseegeld, großes und kleines, es ist als ob die hessischen Fürsten von diesem Rothpfennige leben müßten, man verwünscht sie und ihr zerstückeltes Land! Ungeachtet der bestellten Wohnung hatte ich große Schwierigkeiten und Zögerungen hinsichtlich derselben, sie war noch besetzt und der Miethpreis nicht vorher bestimmt. Bei Westerfeld, dem Englischen Hofe schräge gegenüber. — Ich besah mir die Oertlichkeit; das Kurhaus, nah und schön gelegen, ist in gutem Stil, mit Pracht und Geschmack eingerichtet, hat schöne Säle, nach dem Garten eine herrliche Terrasse; aber die Gesellschaft, die sich hier versammelt, fröhnt nur dem Spiel, dem verfluchten Spiel, das alle Gauner und Tagediebe der Umgegend anzieht; ich sah keinen vornehmen Mann am grünen Tische, lauter

Galgengesichter! — Ich ging mit Ganzmann im Kurgarten umher, dann durch die Stadt nach dem Schloßgarten, stieg im Schlosse zwei Treppen hinauf zum Landgrafen, fand aber niemanden, der mich hätte anmelden können. Nun wollt' ich auch die Brunnen gern sehen, ging durch die Stadt zurück, und durch den Kurgarten in der angewiesenen Richtung. Die Brunnen sind weiter entfernt als ich es je gedacht; für mich sind sie in bestem Wetter kaum erreichbar, in schlechtem für mich wie aus der Welt. Indeß will ich's versuchen.

Homburg, Mittwoch, den 10. Juli 1844.

Gegen elf Uhr auf's Schloß, und mich beim Landgrafen melden lassen; freundlichster Empfang, gute Aufnahme der Wünsche der Prinzessin Wilhelm, aber wenig Aussicht zu deren Erfüllung; Nachricht, daß General Graf von Wallmoden heute noch auf eine Stunde hier eintreffen wird, von Frankfurt her, auf der Rückreise von England nach Mailand; Mittheilungen des Landgrafen über seinen Bruder Friedrich Joseph, über seine andern beiden noch lebenden Brüder, — er zweifelt, daß ich dem einen hier anwesenden die Grüße der Schwester werde bestellen können, derselbe lebe hinter vier verschlossenen Thüren und sehe niemanden, schon als Brigadier in Ungarn habe er so gelebt, sei immer auf der Jagd gewesen und habe mit keinem Menschen Umgang gehabt, als mit den Räubern in den nahen Waldungen; Mittheilungen über Sinclair, den er sehr rühmt, er wurde mit den Prinzen erzogen, wurde von den Lehrern immer belobt, an Geist war er stärker als alle, aber an Körper schwächer, und in den Spielstunden mußte er die Vorzüge, die er in den Lehrstunden

genossen, oft empfindlich büßen. Der Landgraf erwähnt mancher Umstände aus meinen „Denkwürdigkeiten", und zeigt, daß er sie aufmerksam gelesen, er sagt mir viel Rühmendes darüber, findet das, was er miterlebt, nach der Wahrheit geschildert.

Nachmittags auf der Terrasse eine Tasse Kaffee getrunken. — Ich ging lange hin und her, setzte mich endlich auf eine Bank, las etwas in Vermontoff, aber die Sonne blendete zu sehr. Ich überließ mich den Eindrücken des Wetters, der Sonne, des Rauschens der Blätter. Tausend Bilder der Vergangenheit strömten mir zu, ich bin der wahre Epimetheus, mich erdrückt die Fülle herrlicher Erinnerungen, und Pandora's Wiederkunft ist mein Sinnen und Sehnen! Diesmal übernahmen mich die Erlebnisse des Wiener Kreises, das Jahr 1809 und die nächstfolgenden; der damalige Prinz Philipp von Hessen-Homburg, welch anmuthige Erscheinung, und jetzt als regierender Landgraf wie alt, wie verfallen, wie einsam in dieser seiner Residenz! Reinperg, Bentheim, Borel, Gentz, die Gräfin von Fuchs, Nugent, alles dahin! Ich dachte so lebhaft der einzelnen Vorgänge, was damals grade wichtig war, worin das Leben sich gefiel, welche Aussichten, welcher Ehrgeiz, welche Wünsche dem Einzelnen vorschwebten, was mich damals so mächtig erfüllte — Rahel, die einzige, mir durch nichts in der Welt je verdunkelte Rahel! — Die Sonne schien brennend auf das einsam gewordene Kurhaus, auf die Orangenbäume, den grünen Rasen, die im Wehen der Luft hinschwankenden Blumen. Der Sonnenschein hat in seiner Heiterkeit etwas tief Schwermüthiges, ich finde das von je. Einen Augenblick duckte die Sonne, und eine dunklere Färbung lag auf allen Gegenständen, die Gegenwart brannte gleichsam weniger hell, und gegen diese

Gedämpftheit ſiach nun auch die Vergangenheit minder ab. Dieſelben Vorſtellungen, wie vorher, gingen mir durch den Sinn, allein die veränderte Beleuchtung hatte auch ſie verändert, ſie waren minder ſchmerzhaft, minder troſtlos, und daß ich ſie in mir nicht hatte erlöſchen laſſen, war mir lieb.

Homburg, Dienstag, den 16. Juli 1844.

Der Prinz Ferdinand von Heſſen-Homburg wollte mich beſuchen; die Leute ſagen, das ſei ein Wunder bei ſeiner Leuteſcheu! Dafür wird er denn nun wohl das Glück haben, mich nicht zu ſehen! — Die Krankheit der Gräfin von Naumburg dauert noch fort.

Unter den Nachrichten aus Berlin ſind mir aufgefallen, die nun vom Könige erlaſſene Eheſcheidungsverordnung, ein Bodenſatz des verunglückten Savigny'ſchen Geſetzentwurfs, voll Schwierigkeiten und Verwirrungen, eine Schrift des Fürſten von Lynar wider das unbeſonnene Börſengeſetz, und die Ernennung des Schülers von Ranke, Doktors Siegfried Hirſch, zum Profeſſor in Berlin.

Ueber Preußen und insbeſondre über unſern König hört man hier nur nachtheilige, gehäſſige Urtheile, und die Meinung, daß wir großen Kriſen entgegengehen, iſt allgemein.

Homburg, Mittwoch, den 17. Juli 1844.

Ueber die Organiſation und Wirkſamkeit des Bundestags; er iſt von Haus aus verkrüppelt und krank, führt aber, wie mancher ſieche Menſch, unter günſtigen Umſtänden ſein elendes Leben ruhig und lange fort, bis einmal

ein unerwarteter Stoß ihn umwirft. Die alte Reichsverfassung war weit besser, organischer, vollständiger, nur wurde sie nicht gehandhabt, es lag keine selbstständige Macht in ihr. Die liegt aber auch im Bundestage nicht, und er hat nur das Glück, daß man sie ihm bisher noch immer borgt. Dennoch möcht' ich den Bundestag nicht aufgehoben sehen, er ist doch immer eine Schleife, welche anzeigt, daß und was zusammengehalten sein soll. Aber seine Ausbildung ist dringend nothwendig, und es ist die höchste Zeit, mit ihr zu eilen. Aber daran denkt niemand, keine Regierung, kein Staatsmann, und von Seiten eines Privaten würde man jeden eindringlichen Vorschlag als einen Frevel ansehn und strafen. Wenn doch auf solchen Gegenstand die Genialität und der Muth des Königs sich lenken wollte! Da könnte er Ehren und Ruhm erwerben! Wenn neben den Vertretern der Regierungen dort Vertreter der Völker aufkämen, es wäre die größte Revolution, welche Deutschland je gehabt, und, wenn Preußen die Führung nähme, gewiß eine friedliche. Es wäre dabei der Vortheil — für die ängstlichen Fürsten wenigstens als solcher zu bezeichnen —, dann die ständischen Verfassungen der einzelnen Länder an Bedeutung und Macht verlieren zu sehen, ja das Verlangen nach Reichsständen in Preußen könnte nicht sichrer umgangen werden, als wenn Preußen auf Bundesstände den Antrag machte. Unsre deutschen Angelegenheiten aber, scheint es, sollen nicht durch innre Weisheit fortschreiten, sondern durch äußre Stöße. Und für solche äußre Stöße legen die Fürsten immer mehr Sachen zur künftigen Erledigung hin. Schändlicher Zustand einer so großen, so durchbildeten Nation!

Homburg, Donnerstag, den 18. Juli 1844.

— Uebrigens ist hier über Mangel der Einrichtungen nicht zu klagen, alles zeigt, daß man in der Mitte altgegründeter und stets neubelebter Kultur ist. Achtmal kommt und geht die Post nach Frankfurt, die Berliner Zeitung vom Montage ist Mittwoch Abends hier, alle Lebensmittel und Waaren sind in Fülle zu haben, die Leute wissen von allen Dingen, in den Gasthöfen sprechen die Aufwärter verschiedene Sprachen; zu dem kommt der Geschmack in Bauten und Gartenanlagen, besonders auch die Freigebigkeit der Spielpächter Gebrüder Blanc, welche alles, was man in andern Bädern bezahlen muß, umsonst geben, als Musik, Lesekabinet, Bälle. Das Pachtverhältniß ist eigen gestellt; sie haben das Kurhaus erbaut und fürstlich eingerichtet, den Garten angelegt, sie sorgen für die Brunnenpflege, die Wege, alles ist vortrefflich gehalten; dafür haben sie die Spieltische, die jetzt auch zur Winterzeit nicht feiern; sie zahlen an den Landgrafen bei dreißigjährigem Kontrakt: in den ersten zehn Jahren jährlich 3000 Gulden, in den zweiten zehn Jahren jährlich 5000, und in den letzten zehn jährlich 10,000, nach dreißig Jahren aber gehört alles dem Landgrafen und der Kontrakt hört auf.

Homburg, Freitag, den 19. Juli 1844.

Der Prinz und die Prinzessin von Preußen sind gestern Abend angekommen; sie wohnen beim Doktor Trapp. Die Prinzessin wird hier still und einsam bloß der Kur leben. Der Prinz reist am Dienstage wieder ab, wohin, wird noch nicht gesagt, sogar noch nicht gewußt; ein Feldjäger soll am Dienstag die Befehle des Königs bringen, für welche

dreierlei Möglichkeiten offen liegen; welche das seien, darf Königsmarck nicht sagen. Ich versetze scherzend: „Aber Sie nehmen es mir nicht übel, wenn ich das Geheimniß etwa morgen in der Frankfurter Zeitung lese?“ Er sagt darauf ganz ernsthaft: „Dafür stehen will ich nicht!“ Und erzählt mir, wie die Reise oder vielmehr der Zweck der Reise des Prinzen als das tiefste Geheimniß behandelt worden, nur der Minister von Bülow habe darum gewußt, nicht Wittgenstein, nicht der Generaladjutant von Neumann, und beide seien vergebens mit Nachforschung bemüht gewesen, dann aber habe unvermuthet der König es ihnen gesagt! — Der König wird richtig nach Wien gehen, wie es die Zeitungen ausgeplaudert, auf drei Tage, während die Königin über Linz nach Ischl reist. Dann will der König eine Weile in Schlesien bleiben, und dort seine Rückstände aufarbeiten; nach Königsberg, zum Jubiläum der Universität, geht er nur auf Einen Tag. —

Eben verläßt mich der Landgraf, er war im größten Staat, weil er vom Prinzen und von der Prinzessin von Preußen kam. Etwa eine Stunde lang sprachen wir von allerlei Gegenständen, viel von hiesigen Sachen, dann besonders von russischen; er brachte mir auch seine erbetene Handschrift, in für mich äußerst verbindlichen Worten. Einladung das Schloß zu besehen, Merkwürdigkeiten von dem Prinzen von Hessen-Homburg, der in Rußland gedient und in „Keith's Leben“ vorkommt, Merkwürdigkeiten von dem, der bei Fehrbellin die Schlacht einleitete, — er hatte früher in schwedischen Diensten gestanden und vor Kopenhagen ein Bein verloren, war zuerst mit einer Gräfin Brahe verheirathet, die ihm viel Geld zubrachte, dann mit einer Prinzessin von Kurland, durch die er mit dem großen Kurfürsten verwandt wurde; dieser schätzte ihn sehr und dankte

ihm lebhaft den Sieg von Fehrbellin; er zog ſich aber ſpäter nach Homburg zurück, baute hier das Schloß, „war der Louis quatorze von Homburg", kaufte mit dem Brahe'ſchen Gelde Güter in Magdeburg und Halberſtadt, die noch im Beſitze des Landgrafen ſind; er erlebte noch die Thaten Karl's des Zwölften von Schweden, und war ſo begierig, dieſen Helden zu ſehen, daß er deßhalb nach Alt-Rannſtädt reiſte, wo derſelbe ſein Hauptquartier hatte; ein paar Monate nachher ſtarb er.

Abends auf der Terraſſe. — Im Spielſaale mit Kommerzienrath Joſua Haſenclever auf und ab. Er machte mich aufmerkſam, daß der Prinz von Preußen eingetreten ſei und noch an der Thüre ſtehe, den Saal zu überſchauen. Als der Prinz mich erblickt, kam er auf mich zu, that die gewöhnlichen Fragen, Königsmarck ſtellte Haſenclever vor, den der Prinz aber ſchon gut kannte; wir ſprachen wohl eine Viertelſtunde zuſammen, da trat die Gräfin Kiſſeleff hervor, die ſchon lange peinlich harrte, der Prinz ſprach einiges mit ihr, wandte ſich aber dann wieder zu uns, die Reiſen des Königs, das Jubiläum der Univerſität Königsberg und die Induſtrie-Ausſtellung zu Berlin waren die Hauptſtoffe der Unterhaltung, bei der kein erhebliches Wort vorkam, — nur eine Bemerkung des Prinzen, der gegen Haſenclever im Scherz den Vorwurf erhob, die Rheinländer wären ſo unartig geweſen, und hätten anfangs nicht theilnehmen wollen an jener Ausſtellung, dafür gebührte ihnen wohl einige Züchtigung, — wobei er den Stock drohend bewegte, freilich im größten Scherz, aber Ton und Gebärde geriethen ihm zu ſtark, und ich erſchrak etwas darüber; Haſenclever nahm die Sache leicht, ſagte, der Vorwurf beruhe doch größtentheils auf Mißverſtand, und

erzählte, wie sich grade rheinländische Fabrikanten vereint, jene Ausstellung reichlichst zu beschicken.

Homburg, Sonnabend, den 20. Juli 1844.

Schukoffskii, der für den Sommer in Sachsenhausen ein Gartenhaus gemiethet hat, und mit Frau und Kind und seinem Schwiegervater von Reuter bewohnt, hat mich durch einen jungen Russen grüßen lassen und will mich besuchen. Freiligrath will aus Kronthal, Hoffmann v. Fallersleben aus Soden kommen; alles ganz in der Nähe, Fahrten wie von Berlin nach Charlottenburg.

Sie wenden hier zum Bauen einen schönen rothen Sandstein an, der geglättet sich wie Marmor ausnimmt. Der Fürst Lichnowsky sagt in seiner Reise von Portugal, es sei ihm dort ein solches Gestein aufgefallen, ganz ähnlich dem, das in Homburg bricht. Darin irrt er jedoch, er hat den Stein hier gesehen, aber derselbe bricht nicht hier, sondern in Würzburg. So kommt auch das Bauholz nicht aus dem Taunus hierher, sondern aus dem Spessart. — Die Ueberbleibsel der römischen Kastelle in hiesiger Gegend und besonders des Pfahlgrabens würden mich sehr anziehen, wenn ich solchen Reizen entsprechen könnte. — Der freistehende Thurm vor dem Schlosse hier ist in seinem untern Theil auch römisch. Man hat zuverlässig ein andres Geschichtsgefühl in Ländern, die von den Römern besetzt gewesen, und ein andres in solchen, die, wie das Spreeland, von ihnen nicht berührt werden.

Besuch des Herrn Agenten Bloch. Er spricht heftig gegen das erlassene Börsengesetz, und versichert, der König sei voll zorniger Reue, daß er es unterschrieben; er tadelt unsre Finanzmaßregeln, in denen weder Plan noch Rich-

tung ſei, tadelt die ſtarken Ausgaben, ſieht den Untergang unſres Staatskredits vor Augen, bedauert den Gang der Dinge, die zunehmende Auflöſung ꝛc.

Homburg, Sonntag, den 21. Juli 1844.

— Nachmittags die Terraſſe und der Kurgarten überfüllt mit Frankfurtern, auch mit Homburgern, die geputzt den Sonntag feiern. Ich ſaß eine Weile mit Cartwright und Barclay, ging dann mit Hasenclever über eine Stunde ſpaziren; er erzählte mir, daß er ein langes Geſpräch mit dem Prinzen von Preußen gehabt, der ihm als einem Mitgliede der Provinzialſtände vieles zum Herzen geſprochen, die Uebergriffe des rheiniſchen Landtages ſehr getadelt habe; Hasenclever's Verſicherung, man dürfe nur nicht am guten Willen zweifeln, der fehle nicht, nahm er ſehr gut auf; die Frage, welches denn die Gränze ſei zwiſchen den Dingen, welche die Provinz angehen, und denen, welche den Staat betreffen, verſetzte ihn in einige Verlegenheit, er meinte, ſtreng laſſe ſich dieſe Gränze nicht ziehen, ſie müſſe praktiſch erfahren werden an den Sachen, die ihnen der König abſchlage, worauf Hasenclever die Achſeln zuckte. Der Prinz ſagte auch, man müſſe nur die Revolution nicht fürchten, dann käme ſie nicht; allein man glaubt allgemein, der Prinz hege dieſe Furcht, und demnach müßte die Revolution kommen! Der Prinz betheuerte noch, daß er durchaus nicht Oppoſition machen wolle, daß er als erſter Unterthan auch zuerſt gehorche, und dgl. mehr. Hasenclever bedauerte, daß man in Berlin die Rheinländer immer nicht verſtehe, bei allem gleich empfindlich werde u. ſ. w. Wir ſprachen dann ausführlich über Konſtitution, Preßfreiheit, Hof, Kirchenweſen, Adelsthum,

Finanzen, ferner über Metternich, Gentz, Wilhelm von Humboldt, Stein, Hardenberg ꝛc., wobei ich bekannte, ſowohl in Konſtitution als Preßfreiheit für jetzt gefahrvolle Gaben zu ſehn, auf die ich indeß darum keineswegs verzichten wollte; man müſſe nur wiſſen, wie die Sachen ſeien, wie man vom Krieg wiſſe, daß man dabei todtgeſchoſſen werden könne, aber ihn dennoch mache. Es war ein auch mir lehrreiches Geſpräch! Haſenclever hat auch dem Prinzen Dahlmann's „Geſchichte der engliſchen Revolution" empfohlen, welche dieſer noch nicht kannte; er ſelber war durch meine Anzeige in der „Allgemeinen Zeitung" auf das Buch aufmerkſam geworden, und hat es ſich gekauft, daſſelbe dann auch nebſt meinen Schriften an einen Neffen nach Rio Janeiro geſandt!

Homburg, Dienstag, den 23. Juli 1844.

— Mit mir gleichzeitig traf die Prinzeſſin von Preußen am Brunnen ein. Beim erſten Begegnen hielt ſie mich an, that einige Fragen, ging dann in eigne Betrachtungen über, rühmte die prächtige Vegetation, die Vorzüge dieſer Gegenden, von denen man immer auf's neue getroffen ſei, — der Prinz ſehe mit Neid das Gedeihen jeden Baumes hier an, und denke ſchmerzlich zurück, wie viel Zeit und Mühe es erfordre, daß bei uns etwas wachſe, — ſie hatte einen Shawl von violettem, blumendurchwirktem Seidenzeuge auf den Schultern, den ihr ein weſtphäliſcher Fabrikant hier zu Füßen gelegt, ſie ſah den Mann, rief ihn herbei, er ſolle ſehen, wie ſie ſein Geſchenk ſchon benutze; dann verſicherte ſie, ſie freue ſich noch, wie ſie ſich als Kind gefreut habe, und ſie könne Gott nicht genug danken, daß er ihr dieſe Fähigkeit noch bewahrt, denn wenn man

ſich nicht mehr freuen könne, ſo u. ſ. w. Der Weſtphale bemerkte, an Anläſſen dazu könne es ihr nicht fehlen; ich mußte etwas lachen, ſie wollte dies gut machen, und verſetzte gefühlvoll, im Innern freilich ſeien die Anläſſe reichlich, aber im Aeußern kämen ſie ſeltner, ihre Hauptfreude ſeien ihre Kinder, und Gott möge ſie in ihnen ferner ſegnen; ihr Sohn mache jetzt eine Fußreiſe im Erzgebirge, ihr Töchterchen aber, das aus dem Fenſter gefallen — ſie habe noch immer einen Schreck bei der Erinnerung dieſes glücklichen Unfalls, bei dem die Gnade Gottes ſo ſichtbar gewaltet —, ſei auf dem Lande, in Babertsberg, es ſei ein etwas ſchwächliches Kind — nicht von jenem Falle her —, aber ſonſt doch wohl und munter. Ich antwortete nicht mehr, als eben nöthig war, mir war zu viel Gott in der Rede. Auch von Auswanderern, von Noth der Arbeiter, von Linderung derſelben wurde geſprochen. Der Weſtphale hatte eine Denkſchrift über die Auswanderer für den Prinzen eingereicht, der heute Abend wieder eintreffen ſoll. — Hierauf ging ich noch eine Weile mit dem Weſtphalen und dem Stadtrath Herrn Knoblock aus Berlin, daſſelbe Thema von Noth, Fabriken, Handel wurde weiter beſprochen; ich ging aber bald nach Hauſe.

Ich leſe in deutſchen Zeitungen, auf Anlaß der Graham'ſchen Briefverletzungen, daß man ſich beglückwünſcht, in Preußen ſolche Gehäſſigkeit nicht zu fürchten zu haben, unſre Verwaltung davon frei zu wiſſen. Die Thoren laſſen ſich dergleichen einreden! und wollen Warnungen nicht achten! Grade dieſer Glaube iſt der Verwaltung erwünſcht, und man wird alles anwenden, um die Enttäuſchung zu hindern. Mir aber redet man nichts ein, ich weiß die Sachen anders. Damit iſt jedoch nicht geſagt, daß nicht

Hunderttauſende von Briefen ungeleſen durchgehen, und daß bei Tauſenden von geleſenen kein eigentlicher Schaden entſteht; daher vertrau' ich dieſe Blätter unbedenklich der Poſt!

Nachmittags mit Haſenclever Kaffee getrunken, unter mancherlei Geſprächen, an denen ein Herr aus Köln Theil nimmt. Der Weſtphale, der dieſen Morgen mit der Prinzeſſin ſprach, heißt Diergart und iſt aus Krefeld; er kannte mich von früherer Zeit.

— Ein andres Zwiſchenſpiel machten drei Ankömmlinge aus Kronthal, Fräulein von Seefried brachte den Dichter Freiligrath und ſeine Frau mit; Mrs. Elliot begrüßte in ihnen alte Bekannte, ich neue. Freiligrath gefällt mir, ein ehrlicher, wackrer Mann, voll geſunder Kraft und geiſtiger Erregbarkeit, bei etwas knorrigem, weſtphäliſchen Ausſehen; die Frau iſt voll Verſtand und Liebenswürdigkeit, eine geborne Melos, aus dem Weimariſchen, von Goethe'n oft freundlich angeblickt. Mit Freiligrath hatte ich Unendliches zu verhandeln, er war nie in Berlin, hat ſeinen Freund Chamiſſo nie geſehen, und alles von dorther iſt ihm wichtig! Rückert, Geibel, Bettina, Humboldt, Herwegh, Schelling, waren fruchtbare Themata, wir ſprachen auch von Werder, Carriere und Roſenkranz, von Eichhorn das Nöthige. Freiligrath verſicherte mich, der Dichter Uhland ſei nicht in Homburg geweſen, ſondern ein Namensvetter, der Irrthum habe ſich bald aufgeklärt! Die Frau ſprach über Weimar und dortige Verhältniſſe treffend und fein, und benahm ſich überhaupt mit anmuthiger Natürlichkeit, dem Mann iſt in ihr ein wahrer Schatz geworden.

Homburg, Donnerstag, den 25. Juli 1844.

Der Wunsch der Prinzessin Wilhelm, wegen der Briefe des Landgrafen Friedrich Joseph aus dem Türkenkriege, scheint doch Fortgang zu haben; es findet sich mancherlei. Mir aber wird die Sache fast schon ängstlich, man nimmt sie hier sehr ernst, und erwartet, wie es scheint, eine Reihe hessen-homburgischer Heldenbilder von mir, ja die Geschichte des ganzen Fürstenhauses würde man mir zu schreiben gern auferlegen. Ich wiederhole immerfort, daß ich keine Absicht, keinen Vorsatz habe, sondern auf den Wunsch der Prinzessin nur sehen will, was da ist, und was damit zu machen ist, daß ich mich zu gar nichts verpflichte ꝛc. Die Gefälligkeit des Landgrafen kann ich nicht genug rühmen, ebenso den Eifer des Hauptmanns von Silber.

Homburg, Sonnabend, den 27. Juli 1844.

— Noch immer fieberhaft und hinfällig.

— Ich habe auch politische Gedanken gehabt, und nicht eben tröstliche. Die schönste Zeit der Freiheit war, als diese in ihrer ersten Liebe stand, im Jahre 1789, in späteren Epochen wird sie kernhafter und dauerhafter gewonnen, aber schon mit dem Bewußtsein von Opfern und Täuschungen. Die Franzosen haben jenen frischen Duft und süßen Rausch vorweg; wir Deutschen werden dergleichen nicht wiederschaffen, wir trinken schon lange den zweiten Aufguß und am Bodensatze. Aber gewinnen werden wir doch alles, was die Franzosen haben, und mehr als sie, dafür bürgt unser Ueberfluß an Genie, an Bildung. Wie weit jedoch sind wir vom Ziele, und welche Zeiten wird es zu durchleben geben, wie vieles uns jetzt Geehrte, Heilige, Unentbehrliche, gar nicht Wegzudenkende

wird zuſammenſtürzen! Die Weltgeſchichte lebt in großen Zügen und hat ihr Beſtes noch im Hinterhalt.

Der Prinz von Preußen iſt heute Nachmittag abgereiſt; Königsmarck hatte zu Ganzmann geſagt, er werde mich noch beſuchen, hat's aber nicht gethan. — Das Geheimniß des Reiſeziels werde ich alſo wohl erſt aus den Zeitungen erfahren; es hätte mir nicht das Geringſte genutzt, es ſchon in Berlin zu wiſſen!

Ich habe mit großer Anſtrengung an Tettenborn geſchrieben; gegen den Schluß beſuchte mich — zum erſtenmal — Herr Rubens, mir eine Nachricht aus Berlin mitzutheilen. Geſtern ſei hier, ſagte er, eine telegraphiſche Depeſche angekommen, daß in Berlin am Freitag auf dem Frankfurter Bahnhof, als eben der König und die Königin abreiſen wollten, auf den König geſchoſſen worden. Herr Kammerherr von Witzleben hat dies Herrn Rubens anvertraut, es iſt aber auch ſchon in die Badegeſellſchaft gedrungen. Die Nachricht hat mich tief erſchüttert. Ich will nur hoffen, daß die Tollheit eines Wahnſinnigen den Frevel begangen! Unerhörtes Ereigniß bei uns! Bei uns kein Boden für ſolcherlei. Wahnſinnig in jedem Fall! Wieder denkt man dabei zunächſt an die armen Polen!

Der Landgraf hat mich ſchon fragen laſſen, ob ich zum Eſſen käme, er wolle mir ſeinen Wagen ſchicken! Keine Möglichkeit, der Arzt verbietet es ausdrücklich.

Geſtern war hier ein Konzert von den Herren Döhler und Piatti, das ſehr beſucht wurde, auch von der Prinzeſſin von Preußen. Heute ſoll wieder eine Muſik ſein; ich höre bloß die Vorübungen, denn der Violoncelliſt Piatti wohnt unter mir, und läßt ſeinen Baß mehr brummen, als mir und Bello'n lieb iſt.

Morgen iſt wieder Bal paré im Kurſaal, und meine

Einladungskarte hab' ich schon, aber Gottlob, sie hat mich nicht! Gesund und wie ein Fisch im Wasser ging' ich auch nicht hin.

— Nachdem * weg war, zog ich mich nochmals an, und machte wieder einen kleinen Gang durch den Kurgarten, neben Madame Marx und noch einer Dame; wir kamen an einer Bank vorbei, wo die Prinzessin von Preußen nebst Hofdame saß, Witzleben stand dabei; die Bank stand etwas vom Wege ab, die Prinzessin aber grüßte mit ausdrücklicher Beflissenheit freundlichst. Die Nachricht aus Berlin soll sie ungemein erschreckt haben, man sah ihr aber nichts mehr davon an. Wo der Prinz in diesem Augenblicke sein mag, weiß man nicht, man hat nach allen Richtungen Stafetten ausgesandt, ihn zu finden. — Die alte Frau von Rielle hat sich an meiner Thür eingefunden, um zu fragen, wie es mir ergeht, die vierundachtzigjährige Französin! Sie bestätigt recht, was neulich der Landgraf mit mir besprach, die Liebenswürdigkeit und Lebenskraft, die sich in alten Franzosen so häufig finden!

Homburg, Montag, den 29. Juli 1844.

Der Prinz von Preußen ist gestern Abend noch gekommen, hat die empfangene Nachricht durch Königsmarck sogleich bekanntmachen lassen, dieser hat sie im Kursaal einem großen Kreise von Hörern vorgelesen. Hiernach berichtigt sich manches von dem, was zuerst verlautete. Nicht auf dem Bahnhofe, sondern auf dem Schloßhofe, als eben der König und die Königin eingestiegen waren, geschah der Streich. Der Thäter ist ein abgesetzter Bürgermeister von — Storckow, glaubt' ich zu hören. Er schoß aus einer Doppelpistole zwei Kugeln in den Wagen

hinein, deren eine den Mantel des Königs durchbohrte. Soviel als Merkmal des hiesigen Moments. Ueber die Sache selbst werden Zeitungen und öffentliche Verhandlungen ein Langes und Breites mittheilen. — Der Prinz war heute noch mit der Prinzessin am Brunnen, und ist dann abgereist. Ein Beileidsbesuch der hiesigen Preußen, den einige von ihnen verabredet hatten, ist in der Allee abgeblitzt.

Sendung des Landgrafen und der Gräfin von Naumburg.

Herr Rubens sendet mir das Extrablatt der Berliner Zeitung, über das Tagesereigniß. Bald kommt auch Königsmarck, und erzählt mir den genauen Inhalt aller Berichte, die seitdem an den Prinzen eingegangen sind. Die Angabe von der Abreise des Prinzen war ein Irrthum, er bleibt vielmehr noch einige Tage hier, damit er alle fernern Nachrichten hier sicher aufnehmen könne; wenn erst die Königin Victoria entbunden sein wird, geht er auf vier Wochen nach England, das ist das große Geheimniß, das nun keines mehr zu sein braucht und schon längst durchzusehen war, der Prinz hat schon Einladungen vom Herzoge von Richmond, Sutherland ꝛc. Der König hat von seiner Reise schon eigenhändig an den Prinzen geschrieben, um ihn zu beruhigen. Königsmarck erzählt mir, daß er gestern Abend im Kurhause in den schon gefüllten Speisesaal getreten sei, und dort der ganzen Gesellschaft den Inhalt sämmtlicher Berichte über das Ereigniß laut vorgelesen habe; er wollte wegen dieser freimüthigen Oeffentlichkeit ausdrücklich von mir gelobt sein, mir gefalle dergleichen doch gewiß, meinte er.

Auf wie weniges kam es an, so wäre Königsmarck, der mit dem Prinzen und der Prinzessin ausgereist, mit

dem König und der Königin heimgekehrt! Solche Gedanken drängen ſich jedem auf und durchwogen heimlich die Gemüther, obſchon in dieſem Kreiſe jede Andeutung dieſer Art auf das ſorgſamſte vermieden wird. Der Prinz, als er in Bingen die Nachricht bekam, zuckte im Leſen, ließ das Blatt aus der Hand fallen, und mußte dann ſehr weinen.

Königsmarck erzählt mir noch die kleine Rheinreiſe, von dem mißlungenen Inkognito, der Königlichen Flagge, den Kanonenſchüſſen, von dem Wirth in Rheinfels, der den Prinzen gleich begrüßte: „Ew. Königliche Hoheit wollen gewiß Ihre neue Beſitzung beſuchen?“ Ferner von Amſchel von Rothſchild in Frankfurt: „Eſſe Sie bei mir, ich hab' alle vornehme Leut und große Herre zu Tiſch, und das iſt einmal ſo mein Sach', ſie müſſen alle bei mir eſſe.“ Ich verſetzte: Da ſieht man recht, daß er den nicht kennt! Er weiß nur, daß der auch ein großer Herr iſt, aber welcher Art das weiß er nicht! Der kehrte beim ärmſten Juden ein, aber nicht bei Rothſchild!

Herr Hauptmann von Silber beſucht mich und bringt mir homburgiſche Geſchichtsſachen.

Homburg, Dienstag, den 30. Juli 1844.

Botſchaft des Landgrafen und der Gräfin von Naumburg, ich ſoll morgen Mittag um zwei Uhr bei ihm eſſen, der Prinz von Preußen ſpeiſt bei ihm, er will mir den Wagen ſchicken ꝛc. Ich verſchiebe die Antwort auf morgen, — und will gern kommen, wenn ich kann!

Der Prinz von Preußen hat gegen mehrere Herren hier auf Anlaß des Ereigniſſes in Berlin geäußert: „Ja ja, es muß vieles anders werden, das zeigt ſich nun wohl!“

Was er damit meint, weiß niemand bestimmt anzugeben. Ich kann mir nur denken, er will damit sagen, der König sei zu liberal, zu milde, es müsse alles etwas schärfer genommen werden.

Rothschild in Frankfurt hatte in neununddreißig Stunden die Stafette aus Berlin, empfing sie mitten in der Nacht, und sandte sie gleich weiter nach Paris. Wenn er zu solchem Zweck in der Nacht geweckt wird, so muß ihm gleich zuerst eine Tasse schwarzer Kaffee gereicht werden, dann liest er die Depesche, trinkt dann ein Glas kalt Wasser nach, das ist völlig eingeführt.

Im Spielsaale den Kurfürsten von Hessen bei der Arbeit gesehen; er spielt den ganzen Tag, sitzt krumm vorgebogen auf die Karte sehend und stechend, die er in der Hand hält, und schiebt das Geld hin und her; ein widerwärtiger Anblick, der deutsche Fürst unter dem Spielervolk und mit dem Golde nochmals das Blut seiner verkauften Unterthanen schnöd vergeudend! — Ich ging in's Lesezimmer und las ein paar Zeitungen. Also Streckfuß ist in Berlin gestorben! Heine von Paris wieder in Hamburg angekommen! — Mich lassen sie nach Soden gehen!

— Im Kurgarten unterhalb der Terrasse hatten wir ein kleines Schauspiel anzusehen. Der Prinz und die Prinzessin von Preußen kamen mit dem Herzog von Nassau und Prinzen Friedrich von Würtemberg langsam heran, setzten sich dann auf ein paar Bänke und mehrere Herren standen umher, oder gingen ab und zu. Der Präsidialgesandte der Bundesversammlung Graf von Munch-Bellinghausen war von Frankfurt gekommen, sprach lange mit Königsmarck, ging dann die Terrasse hinab, reckte sich, spreizte sich, setzte sich auf einen Stuhl, aber es gelang ihm nicht sich bemerkbar zu machen, der Pfau verbiß seinen

Aerger und hielt ſich zu Herrn und Frau von Bethmann, die auch aus Frankfurt gekommen waren; endlich erbarmte ſich jemand und machte den Prinzen aufmerkſam, der ließ denn den Grafen kommen, aber die Bethmann's auch, und der Graf hielt ſich nicht für genugſam ausgezeichnet. Da mußte man ſtaunen, wie der Mann ſich bücken und gleich wieder ſtolz grade machen konnte, ja ſich hinten weit überbog! Als der Prinz und die Prinzeſſin nach einiger Zeit weggingen und der Graf entlaſſen war, zog er eben ſo hintenübergebogen mit grimmig-wichtigen Mienen ab. Das Ganze war höchſt ergötzlich.

Ich las in der „Revue des deux mondes" den ſehr anziehenden Artikel über Benjamin Conſtant's Jugend und ſeine Verbindung mit Madame de Charrière, nach den Mittheilungen von Herrn Gaullieur zu Lauſanne.

Homburg, Mittwoch, den 31. Juli 1844.

Mit vielem Huſten erwacht. Botſchaft des Landgrafen und der Gräfin von Naumburg. Ich faſſe mir ein Herz und entſchuldige mich in Betreff der Mittagstafel, worauf mir leichter zu Muthe wurde!

Die Jugendbriefe Benjamin Conſtant's machen mir keinen günſtigen Eindruck, ich finde ſie lebhaft und eifrig, aber nicht liebenswürdig, es iſt kein tiefer Ernſt in ihnen, keine ächte Leidenſchaft, es fehlt zu beiden der Grund und Boden. Conſtant war ein Talent, ein ſehr bedeutendes und wirkſames ohne Zweifel, aber es lief ſeinen Weg oft ganz allein, ohne den Menſchen mitzunehmen, und dieſer, ſo gutmüthig und argloſ er meiſt war, fühlte denn doch zeitlebens die Kälte, die überall herrſcht, wo das heilige Feuer fehlt. Unwillkürlich mußt' ich beim Leſen der Ju-

gendbriefe Börne's gedenken; wie stillsinnig sind diese, wie erglüht wahr, wie versprechend für die Zukunft! Und Rahel's Jugendbriefe! — Von Madame de Charrière sind keine Briefe mitgetheilt; ich wäre begierig zu sehen, was sie antwortet, wie sie das Einzelne aufnimmt, beifällig oder tadelnd. Daraus könnte man urtheilen, wie es mit ihr bestellt war; ich fürchte, nicht allzu gut; Constant's Briefe wenigstens lassen nicht ahnden, daß sie mehr angesprochen hätte, als er gab, daß sie unzufrieden gewesen wäre.

Hamburg, Donnerstag, den 1. August 1844.

Die hier anwesenden Engländer vereinigen sich, dem Prinzen von Preußen eine Glückwunschadresse wegen der Erhaltung des Königs zu überbringen. Die schon verlautbarte Absicht, England zu besuchen, wirkt hiebei wohl mit ein. Sonderbar, daß bei der gestrigen Tafel des Landgrafen das Ereigniß nicht erwähnt, und auch nicht die Gesundheit des Königs getrunken wurde. Man hört überhaupt nicht viel mehr davon reden, die Ueberfülle der Zeitungsnachrichten stumpft die Neugier ab und macht die mündliche Mittheilung zur langweiligen, jederman hat selber schon alles gelesen. — Daß der Prinz nach England gehen wollte — das große Geheimniß — wußte man in Berlin schon allgemein.

Ich hatte mich angezogen, um auf die Terrasse zum Kaffee zu gehen, da kam Freiligrath zu Fuß von Kronthal, brachte mir seine Handschrift, zugleich sein Album, die meinige aufzunehmen. Wir sprachen viel. — Wir saßen über eine Stunde im Freien, es war kühl aber nicht rauh, und da ich mich durch Gehen noch nicht erhitzt hatte, so bekam die Luft mir gut. Freiligrath gefällt mir mehr und mehr; er ist

tüchtig, klug und gutmüthig; seine Frau ist auch sehr angenehm, scharf und bestimmt, doch alles in Anmuth.

Die Zeitungen durchlaufen; Herr Pelz in Schlesien verhaftet! Das ist übel, da ist man auf schlechtem Wege! Doktor Meyen zu viermonatlicher Haft verurtheilt; auch sehr übel!

Unerwartet kommt Abends noch der Landgraf zu mir, will selber sehen wie es mir geht, drückt sein Bedauern auf das herzlichste aus und sagt, vor meiner Abreise müsse ich nothwendig noch die Gräfin von Naumburg sprechen, die zwar noch das Bett hüte, aber täglich nach mir frage und nach mir verlange. Wir sprachen über Custine, der Landgraf ist in Rußland viel herumgereist und gibt Custine'n in mancher Hinsicht Recht, die Trubezkoi'sche Geschichte aber, meint er, sei übertrieben und die Sache zu grell dargestellt. — Des alten Generals Custine erinnert er sich noch sehr gut, derselbe war beim Vorrücken seiner Truppen gegen die Lahn mehrere Tage in Homburg, wohnte im Erdgeschosse des Schlosses und benahm sich gegen die Mutter des Landgrafen, damalige Landgräfin, sehr rücksichtsvoll und mit den guten Manieren eines vornehmen Mannes; eines Tages kehrte er von einem Ausritt in die Gegend zurück, und ließ sich sogleich bei der Landgräfin anmelden, sie saß im Hintergrunde eines Saales beim Kamin, und der General, feierlich und pathetisch, wie er sonst nicht war, schritt auf sie zu und hielt ihr folgende Anrede: „Madame, les Pays-bas sont perdus, et l'Autriche n'a plus d'armée, la chute de l'empereur est décidée et peut-être celle de tous les rois de l'Europe.“ Die Nachricht der Schlacht von Fleurus war eingelaufen. Die Worte machten auf den jungen Prinzen starken Eindruck, der aber dadurch sehr verwischt wurde, daß er sah, wie einer der Adjutanten des Generals, hinter demselben stehend, wiederholt die Achseln zuckte.

saur

BIBLIOTHEK DER DISCH. LITERATUR
VARNHAGEN VON ENSE, K.A.

3-598-53028-5
FN. I2201/026

Homburg, Freitag, den 2. Auguſt 1844.

Der Kurfürſt von Heſſen hat in Ems an der Spielbank eine Ohrfeige gekriegt, und jederman freut ſich der Geſchichte! Er hatte ſeinen Platz an der Spieltafel aufgegeben, und nach einer längern Zeit ein andrer Spieler ihn beſetzt, da kommt der Kurfürſt wieder, ſieht jenen Platz beſetzt, nimmt den nebenan, der grade frei iſt, ſtößt aber jenen Spieler mit dem Ellbogen heftig an, und anſtatt Entſchuldigungen zu machen, blickt er dem Geſtoßenen frech in's Geſicht, dieſer mißt ihn mit den Augen, und entſchließt ſich raſch, ſchlägt mit der verwendeten Hand unwillig zurück, und trifft den Kurfürſten auf die Backe. Großes Aufſehn, aber keine Einmiſchung! Der Kurfürſt erhebt ſich brummend, und geht ab, der Fremde — es ſoll ein Franzoſe geweſen ſein — zieht ſich auch bald zurück, und das iſt das Ende der Geſchichte, die überall offen erzählt wird, aber ſchwerlich in die Zeitungen kommt!

Gegen drei Uhr ging ich auf die Terraſſe; wegen Wind und Wetter war faſt niemand dort. Ich ſprach im Vorbeigehen Herrn Cartwright, Frau von Bila und Gräfin von Seyſſel, dann Madame Marx. — Im Leſezimmer die „Voſſiſche Zeitung“ geleſen.

In der „Geſchichte des zweiten Pariſer Friedens für Deutſchland, aus Aktenſtücken, von Doktor A. F. H. Schaumann“ (Göttingen 1844), geleſen. Für einen deutſchen Profeſſor ein außerordentliches Werk! Durch Zerlegung der Thatſachen legt er die Hand auf einen Hauptſchaden der deutſchen Zuſtände, nämlich daß dieſe nur durch Oeſterreich und Preußen politiſch vertreten ſind; er zeigt, daß das deutſche Intereſſe leer ausging und leer ausgehen wird, ſo lange nicht die Mittel- und Kleinſtaaten Deutſchlands eine beſondere Vereinsmacht bilden; er zeigt, auch

der Zollverein leiste politisch nichts, außer für Preußen. Sein Mittel, den deutschen Bund wahrhaft zu beseelen mit deutschem Interesse, ist gleichsam eine Erhebung des deutschen Kerns, den er mit preußischer und österreichischer Schale wohl verbunden lassen will, aber doch dieser scharf entgegengesetzt. Seine Darlegungen und Schlußfolgerungen sind sehr gut; in den thatsächlichen Angaben ließe sich manches berichtigen. Wo er Wilhelm von Humboldt's Denkschrift und Ansicht auf Kosten der Hardenberg'schen lobt, beachtet oder weiß er nicht, daß Humboldt nur in Hardenberg's Auftrag und Ansicht arbeitete, und grade jene Denkschrift auch Hardenberg's innerste Meinung enthielt, Hardenberg aber später statt des Gewünschten auf das unter den gegebenen Umständen Erlangbare zurückgehen mußte, und daß es nur zufällig war, daß nicht ebenfalls Humboldt auch diese Denkschrift ausarbeitete, sondern Hardenberg selbst sie verfaßte. Auch Gentz wird mit Unrecht getadelt; was ihm vorgeworfen wird, das hing gar nicht von ihm ab. Auch Metternich sogar war nicht so mächtig, als es scheint, er mußte hundertmal einer Masse von Einflüssen weichen, die gar keinen bestimmten Namen führten, aber als Masse wirkten. Das Buch ist merkwürdig, weil es von einer unerwarteten Seite her, die schon ganz harmlos der Geschichte anzugehören schien, unsre heutigen Gebrechen aufdeckt.

Homburg, Sonnabend, den 3. August 1844.

Die Sonne scheint, aber die Luft ist herb und kalt, ich fühle im Bette den Herbstmorgen, und denke an Brennholz! Würdige Gedanken im Taunus zu Anfang des Au-

guſt! Aber was kann ich dafür? — Ich erwarte heute Doktor Carriere aus Gießen.

Der Prinz von Preußen iſt heute früh nach Koblenz abgereiſt. — Geſtern Abend hat ſich hier ein ſchon bejahrter Mann erſchoſſen, auf einem Zettel aber bemerkt, daß er nicht geſpielt habe.

Ich ſchrieb auch an Herrn Keßler nach Frankfurt. Noch war ich nicht fertig, ſo kam Carriere; er hatte in Butzbach geſchlafen, und den weitern Weg zu Fuß gemacht. Große Freude. Er ſieht wohl aus, ſeine Züge ſind feſter geworden, man ſieht ihm an, daß ihn Edles und Gutes beſchäftigt. Es war halb zwölf Uhr, und ich mußte zum Landgrafen, Carriere ging derweil im Schloßgarten ſpazieren. Der Landgraf war von ungemeiner Freundlichkeit, durchſuchte Papiere für mich, zeigte mir das Bild ſeiner Gemahlin. Sie wolle mich durchaus ſehen, ehe ich abreiſe, ſagte er, und ließ mich anmelden, aber es dauerte ſehr lange, ehe ſie mich empfangen konnte; der Landgraf erzählte mir unterdeſſen allerlei intereſſante Geſchichten aus dem öſterreichiſchen Kriegsdienſte, auch von ſeinem Bruder Friedrich Joſeph, wie dieſer einſt mit Tettenborn, Bentheim und Wallmoden ſich hat ſchlagen wollen. Endlich kam Botſchaft von der Gräfin, und der Landgraf geleitete mich durch eine Reihe ſchöner Zimmer in ihre Schlafſtube; ſie lag zu Bette, begrüßte mich auf's freundlichſte, ſprach von meiner Krankheit, von ihrer, von Oeſterreich, von Mainz, von ihrem Wunſche mich zu ſehen, mich künftig wiederzuſehen, von ihrer Freude an allem, was ſie von mir geleſen ꝛc. Verſtändig, anmuthig, und ſehr geſinnungsvoll. Sie reichte mir zum Abſchiede die Hand, und verlangte, ich ſolle verſprechen künftiges Jahr wiederzukommen. Herzlicher Abſchied vom Landgrafen.

Um den armen Carriere für sein langes Warten etwas zu entschädigen, besah ich mit ihm das Schloß, wo manches Merkwürdige gezeigt wird. Viele Familienbildnisse, aber auch andre, der Kanzler Oxenstierna, Christine von Schweden, Peter der Große; ein Bild Georg's des Dritten von England, aus der Zeit seines Wahnsinns, mit langem Bart, mit Stern auf dem Schlafrock, es war der Landgräfin Elisabeth aus England geschickt worden, aber sie hat das Bild des wahnsinnigen Vaters nie sehen wollen, erst nach ihrem Tode wurde die Kiste aufgemacht. Alterthümer von der Königin Elisabeth von England, kostbarer Malachit, chinesische Laks, englische Bibliothek und alte Bibliothek.

Hierauf ging Carriere zum Essen, ich aß zu Hause und ruhte. Dann kam er und holte mich zum Kaffee nach der Terrasse ab. Ein kurzer Regen störte uns, dann gingen wir unter lebhaften Gesprächen im Kurgarten umher, begegneten Kessenbrinck's, setzten uns mit denen, sprachen von Schiller, Frau von Kalb, Goethe ꝛc. Herr von Kessenbrinck lud uns ein, mit ihnen Thee auf der Terrasse zu trinken; dort saßen wir lange, unter vielen guten Gesprächen; Carriere recht klug, gewandt und bescheiden zugleich, Cartwright setzte sich zu uns. Als es mir zu kühl wurde, standen wir auf, und gingen in den Saal. Vor demselben unerwartet Doktor Spiker aus Berlin, der von Kissingen kommt; drinnen noch unverhoffter der junge Herr von Wedekind aus Darmstadt! — Im Lesekabinet, im Spielzimmer; nachher wieder mit Carriere Arm in Arm lange Zeit auf der Terrasse, der Tag endete mit Helle, mit fernen Sonnenblicken. — Darauf ging ich nach Hause, Carriere suchte ein Unterkommen in einem Gasthofe. — Madame Marx, Geheimeräthin Beer im Vorbeigehen gespro-

chen. Den Beſuch des Hauptmanns von Silber verſäumt. — Sehr ermüdet!

Die Schilderung von Gießen und von Carriere's dortiger guter Thätigkeit gefiel mir ſehr gut; ich wünſche ihm Glück, fürerſt dört zu ſein und nicht bei uns. Wenn er fortfährt, ſeine Kraft und ſeinen Eifer ſeinem ſchönen Berufe zu widmen, ſo wird er ſchon gedeihen, und unfehlbar zu Ruf und Anſehn gelangen, die ihm künftiges Wirken an einer großen Univerſität ſichern. Von Hillebrand, Lutterbeck und Andern erzählt er viel Gutes; von Liebig bringt er mir eine kleine Schrift mit, in die er für mich ſeinen Namen eingeſchrieben hat.

Homburg, Sonntag, den 4. Auguſt 1844.

— Abends noch bei K.'s zum Thee. Fernere Erzählungen von Mecklenburg. Der verletzte Großherzog Friedrich Franz hat während ſeines Lebens, berechnet man, an der Spielbank von Dobberan wohl ſechs Millionen Thaler verloren, die das Land aufgebracht hat. Einſt hatte er alles verloren, und ein Töpfermeiſter, der zugleich ſpielte, ebenfalls; da ſagte der Herzog — er war noch nicht Großherzog — zu dem Töpfer: „Ja, lieber Meiſter, was fangen wir nun an?“ „O das iſt ganz einfach“, verſetzte dieſer, „Ew. Durchlaucht ſchreiben eine Kontribution aus, und ich drehe wieder Töpfe.“

Berlin, Montag, den 26. Auguſt 1844.

Geſtern nach angeſtrengter Fahrt — ununterbrochen von Ems nach Berlin — denn glücklich wieder hier angelangt. Froh, ſehr froh, zu Hauſe zu ſein! Ich kam in ſchönſtem goldnen Abendſonnenglanz.

Hier fand ich Briefschaften und Einsendungen in Menge, von Hormayr, Boas, Fürst Wäsemskii, Guhrauer, Geijer, Hazelius, Kerner, Wilhelm Nolte, auch einen Brief von Frau Rosenberg, derselben, die kurz ehe der Schuß auf den König geschah, der Königin eine Bittschrift überreichte; ferner eine Sendung von Autographen und Siegelwappen aus England, durch Amalia Bölte, die von Carlyle gehört, daß ich dergleichen sammle, und mir die ihr vom Minister Sir James Graham geschenkten zuschickt.

Professor Czwalina und Professor Gladisch aus Posen haben mich besuchen wollen, Melgunoff aus Moskau, Deinhardstein aus Wien und Professor Tafel aus Tübingen, ferner Schefer aus Muskau, und Herr Koch aus Paris. Humboldt hat mich wegen des zum Angriff gegen Eichhorn gewordenen Lobes Altenstein's besuchen wollen, Geheimerath Johannes Schulze deßgleichen.

An Büchern nichts Neues von Erheblichkeit, die nachgelassenen Schriften von Börne ausgenommen. Nichts Französisches und Englisches, von Russischem nur eine kleine Schrift. Das Buch von Nöllner über Weidig hatte ich schon in Wiesbaden durchgesehen.

In dem Lehmann'schen „Magazin" stehen heute die Worte, welche Humboldt zur Erwiederung der ihm gehaltenen Festreden gesprochen hat. Ich habe lange nichts so Schönes, so Vollendetes gelesen, die edelsten Gedanken und Gefühle in den zartesten Schwingungen des Wohllautes ausgedrückt.

Dienstag, den 27. August 1844.

Zu Hause den Besuch des Generals von Rühle empfangen; persönliche Mittheilungen; politische Erörterungen; merkwürdige Urtheile und Ansichten über den Schuß, es

giebt Leute, die nicht an die gefundenen Kugeln glauben, andre die sich eine politische Verschwörung nicht ausreden lassen; alle Einzelheiten der Geschichte werden verschieden erzählt, alle Angaben bestritten, und auch gerichtlich soll wenig mit Zuverlässigkeit ermittelt sein; der König ist erfreut über die Theilnahme, die ihm bewiesen wird, und ist nun überzeugt, er stehe so im Schutze der Vorsehung, daß ihm niemand mehr etwas anhaben könne; Tschech's Kaltblütigkeit und Starrsinn werden ihm von manchen Leuten schon als Heldenthum angerechnet, man hört im Volke Stimmen der verschiedensten Art, rohe Schadenfreude wird häufig laut.

Ich finde Bettinen in hohem Geistesgange, sie urtheilt ohne Befangenheit und Scheu, sieht die Bewegung der Welt mit lebhafter Theilnahme, wird von nichts Einzelnem erschüttert oder hingerissen. Ueber den König spricht sie mit heller Einsicht. Sie erzählt mir, daß Humboldt, dem sie zufällig begegnet sei, ihr gesagt, er gelte nichts mehr beim Könige, der nicht mehr auf ihn höre, überhaupt nichts vernehmen wolle, nichts lesen wolle, sondern in seinem Sinne düster vorschreite, in seine Liebhabereien ganz verbissen, der Freisinn sei nur Schein, er werde sich mit innerm Vergnügen von seinen Ministern gezwungen sehen, jede Verdunkelung zu gestatten; es sei nichts mehr zu hoffen, dieses Spiel sei verloren zu geben. „Ich bitte Sie", sagte er, „geben Sie es auf, an den König oder für den König zu schreiben, schreiben Sie für's Volk!"

Schrift von Ludwig Walesrode: „Der Humor auf der Bank der Angeklagten", (Mannheim, Bassermann, 1844).

Der Minister Eichhorn hat alle Lehrer aufgefordert, das Lesen ihrer Schüler zu überwachen, auch sich darum zu bekümmern, ob die Eltern ihnen in diesem Betreff nicht

zu viel erlauben! Wie inquiſitoriſch, wie gehäſſig, und wie nutzlos! Daher nur dumm und ſchädlich. Der elende Miniſter!

Donnerstag, den 29. Auguſt 1844.

Vormittags eine Stunde in der Gewerbausſtellung, bloß um eine Ueberſicht davon zu haben. Großer Reichthum an ſchönen Sachen, vortreffliche Anordnung. Das ganze Zeughaus iſt angefüllt. Die Vervollkommnung der Technik iſt bewundernswerth, gebietet Ehrfurcht, der Aufſchwung des Handwerks iſt eine Veredlung des Menſchlichen, ein weitwirkender Segen. Aber auch andre Betrachtungen drängen ſich auf! Die Fortſchritte ſind groß, die Fülle des Erzeugens, der Wetteifer der Erfindung und des Fleißes, verdienen alle Anerkennung; aber die große Menge, die Maſſe des Volks, hat wenig Vortheil davon, geht unberührt nebenher! Selbſt dieſe Dreſch- und Säemaſchinen, an unſre Bauern gelangen ſie nicht. Der Vortrab unſrer Ziviliſation, die Reichen und Gebildeten, verzehrt alles, und der nachziehende Haupttrupp, oder gar der Troß, kommt kümmerlich weiter. — In einer Saint-Simoniſtiſchen Volkswirthſchaft würden alle dieſe ſchönen Sachen ſogleich allen den Leuten zu gute kommen, die davon Gebrauch machen könnten oder daran Gefallen hätten.

Während in der Hauptſtadt das Gewerbe jetzt alle Aufmerkſamkeit anzieht, Sinn und Geiſt beſchäftigt, iſt auf einem andern Punkte des Staates der finſterſte Aberglaube und roheſte Götzendienſt die Mitte ungeheurer Bewegung, zu Trier die Ausſtellung des Heiligen Rockes! Hunderttauſende ſtrömen zu dieſem verachtungswürdigen Poſſenſpiel, zu welchem die hohe Geiſtlichkeit und ſelbſt die Staats-

regierung ihr Anſehen herleihen. Es iſt eine Schmach, eine Niedertracht, daß dergleichen begünſtigt wird!

Nachmittags ging ich zu Herrn von Satin, dem feinen edlen Ruſſen, der ſich hat von Dieffenbach operiren laſſen. Er hat vor etwa zehn Tagen die zweite Operation ausgeſtanden, liegt mit Fieber zu Bette, leidet Schmerzen, und ſieht übel aus. Er las in Lelewel's eben erſchienener „Histoire de Pologne", und ſprach ſehr gut über das Buch und ſeinen Gegenſtand. Der treffliche Menſch thut mir ſehr leid, ich fürchte, er ſtirbt! Herr von Ogareff, der mit ihm wohnt, war ausgegangen.

Während meiner Abweſenheit war hier „Moritz von Sachſen" aufgeführt und der Autor Prutz mit ſtürmiſchem Beifall hervorgerufen worden; ſeine Anrede, die er dankend an das Publikum richtete, war frei und kühn, und der Beifall erneuerte ſich noch mächtiger. Seitdem wurde das Drama nicht mehr gegeben; es hieß, einer der Schauſpieler ſei unwohl, der aber ſeinen Freunden verſicherte, er müſſe den Kranken ſpielen. Heute wird nun in der Zeitung die Intendantur aufgefordert, das mit ſo vielem Beifall aufgenommene Stück doch zu ferneren Vorſtellungen gelangen zu laſſen. Aber grade ſolchen Beifall will die Behörde nicht, und an höchſten Orten iſt man ſehr aufgebracht, daß das Stück überhaupt zur Aufführung gekommen iſt.

Sonnabend, den 31. Auguſt 1844.

Geſtern in meinen Papieren gearbeitet. Meine Sorgfalt für alles Litterariſche iſt doch eigentlich nur Gleichgültigkeit für dieſes; denn es gilt mir nur als bewahrende Schale eines darin liegenden Lebenskernes, und wo nur irgend ein ſolcher mich anglänzt, möcht' ich jene Schale

ſchützend um ihn her legen! Es geht nothwendigerweiſe ſo viel verloren, laßt uns einiges zu retten ſuchen! Laßt uns Bäume pflanzen, die Schatten geben; wenn man auch einſt ſie niederhaut!

Sendung von Bettina von Arnim, Klagebrief der Frau Henriette Pelz aus Breslau vom 13. Auguſt über die ungeſetzliche Verhaftung und ſchmachvolle Behandlung ihres Mannes Eduard Pelz; Edgar Bauer's in Bern gedrucktes Buch: „Der Streit der Kritik mit Kirche und Staat", worin Hitzig, Gruppe, Weiße, Marheineke und Andre übel wegkommen. — Nachmittags und Abends zu Hauſe, und in der „Ilias" und in Goethe's „Maximen und Reflexionen" geleſen, zur wahren Gemüthserfriſchung!

Heute, bei gutem Wetteranſchein, wieder ausgefahren, zu Humboldt, der aber in Tegel war.

Zur Feier des Jubiläums der Königsberger Univerſität haben hier eine Anzahl Königsberger ein Vorfeſt gehalten, wobei Dieffenbach den Vorſitz führte. Auch der Königsberger Jacoby und O'Connell, deſſen Sohn unter den Gäſten war, empfingen ihr Lebehoch, wie heute die „Voſſiſche Zeitung" berichtet, und man fürchtet darüber neuen Polizeilärm.

Gegen Abend mit Ganzmann unter den Linden. Generalauditeur Friccius geſellte ſich zu mir, und wir gingen lange miteinander, ich vertheidigte den Fürſten von Hardenberg gegen die Angriffe, die er in ſeinem Buche gegen denſelben gemacht, auch beſprachen wir das Königsberger Feſt und deſſen Toaſte.

Ich war noch nicht lange wieder zu Hauſe, ſo kam Humboldt, der von Tegel zurückgekehrt meine Karte gefunden hatte. Er blieb zwei Stunden, und theilte mir in ſtrömender Rede die wichtigſten Züge des hieſigen Zuſtandes

mit, die vertrautesten Sachen über den König, die Prinzen, die Minister, Günstlinge ꝛc., wovon ich das Wenigste aufschreiben darf und will! Er sprach mit rückhaltloser Freimüthigkeit, wollte auch manches, gegen seine Gewohnheit, von mir vernehmen, über den Prinzen und die Prinzessin von Preußen, die Stimmung in den Rheingegenden ꝛc. Er machte mir die größten Lobsprüche über meinen Artikel in der augsburger „Allgemeinen Zeitung" zum Lobe der Biographie Hegel's von Rosenkranz — der „elende Eichhorn" kam auch jetzt wieder vor —; lobte Rosenkranz, Michelet, Carriere, besonders aber Bettinen; las mir sein Entschuldigungsschreiben an die Königsberger Universität über sein Wegbleiben vom Jubiläum, gab mir die Nachricht, daß ein Band seines „Kosmos" nächstens fertig gedruckt sein werde ꝛc. Er sagte mir, Rötscher habe Hoffnung, hier Dramaturg zu werden, obschon Tieck heftig dawider sei, Eichhorn betreibe es und der König sei dafür gestimmt; Tieck spiele überhaupt eine häßliche Rolle hier, sei engherzig, lieblos, neidisch, sei der Feind jedes neuen Talents, jedes neuen und alten Ruhmes! — Humboldt wird im Herbste nach Paris reisen, will es aber noch nicht gesagt wissen. Er ist vollkommen rüstig und munter, von frischestem Geist; in voller Dunkelheit, ziemlich spät, ging der Fünfundsiebzigjährige ohne alle Begleitung zu Fuße weg!

Höfler in München „über den Kaiser Friedrich den Zweiten". Auch diesen Helden möchten die Leute herabbringen!

Eduard Arnd „Geschichte des Ursprungs und der Entwicklung des französischen Volks".

„Die Atheisten und Gottlosen unserer Zeit", von Friedrich von Sallet.

Einiges aus Humboldt's Mittheilungen.

Bunsen hat in der letzten Zeit seines Aufenthalts hier hauptsächlich Verfassungsarbeiten gemacht, Grundlagen einer Konstitution, freisinniger als man je denken sollte, Reichsstände in zwei Kammern, ohne Provinzialstände, ausgestattet mit allen Erfordernissen konstitutionellen Lebens. Der König hat diese Gegenstände ausführlich mit ihm erörtert, wie er ähnliche Entwürfe auch schon früher mit Canitz, mit Radowitz erörtert hatte, erregte manchen Widerspruch, veranlaßte den Minister des Innern Grafen von Arnim auch seine Ansichten darzulegen, der ein plumpes, engherziges Machwerk lieferte, und entwarf sodann auch die Grundzüge seiner eignen Meinung, welches Königliche Brouillen jedoch Humboldt nicht gesehen hat. Bunsen glaubte schon mit allem durchgedrungen zu sein, da ließ der König alles fallen. Der König kann dieses Spiel noch oft geduldig durchspielen, das liegt in seiner Art, ohne daß er im geringsten daran denkt, mit der Sache Ernst zu machen. Ein Wendepunkt wird aber doch sein, wenn Bunsen einmal hier angestellt sein wird, was er fürerst noch nicht wünscht, da er in London so große Summen erspart; er bekommt jährlich vierzigtausend Thaler, sechstausend mehr als Bülow hatte.

Wir bekommen immer entschiedner ein doppeltes Ministerium, dirigirende Minister im Kabinet, administrirende an der Spitze der Departements; jene haben das Wort, sind Wissende, diese nicht; jene sind unter einem angesehenen Namen im Grunde eine wahre Kamarilla. Der Zwiespalt muß die unseligsten Folgen haben, alles verwirren und hemmen. Bei künftigen Reichsständen können doch nur die administrirenden Minister gelten.

Nachdem der König den Herrn von Flottwell zum

Finanzminiſter ernannt, fragte er ihn: „Nun, wie werden Sie denn mit den andern Miniſtern ſtehen?“ Flottwell erwiederte: „Mit Graf Arnim ſehr ſchlecht, denn er iſt ein ganz ariſtokratiſcher Menſch, am ſchlechteſten aber mit Eichhorn, dem ich ganz entgegengeſetzt bin, der die ſchlechteſte Richtung verfolgt, und ſchon großen Haß auf Ew. Majeſtät Regierung gebracht hat.“ Den Grafen Arnim kann der König nicht leiden, und vertheidigte ihn nicht, deſto lebhafter ſprach er für Eichhorn, mit dem er durchaus zufrieden ſei, der den treuſten Eifer zeige, und dem man ſehr Unrecht thue. Am Schluſſe der Unterredung ſagte gleichwohl der König: „Ich ſehe wohl, für Ihre liberale Richtung werden Sie im Staatsminiſterium alſo eigentlich nur auf Boyen und auf mich rechnen können.“ Welche Widerſprüche!

Der König ſagte zu Graf von Redern: „Bunſen hat mir von einem alten Organiſten Nicolai hier geſprochen, den müſſen Sie mir ſchaffen, den müſſen wir beim Dom anſtellen.“ — Dann aber nimmt Mendelsſohn auf der Stelle ſeinen Abſchied. — „O nein, darum noch nicht.“ — Ein andermal: „Ich möchte doch die Chöre zur «Athalia» durch Meyerbeer komponiren laſſen.“ — Aber auf Ew. Majeſtät Befehl hat ſchon Mendelsſohn ſie komponirt; das gäbe den ſchrecklichſten Krieg. — „Ja, ja, Meyerbeer ſoll ſie auch komponiren.“

Der Duc de Lévis war hier, und natürlich war von den Fabeln ſeiner Abſtammung, von ſeiner Verwandtſchaft mit Jeſus viel die Rede. Als er weg war, äußerten ſich einige Stimmen gegen ihn. „Auch mir hat er nicht gefallen“, ſagte der König, und nun wußte jeder etwas an ihm auszuſetzen; Einer bemerkte, er ſei rothhaarig. — „O das hat er von der Jungfrau!“ rief der König

luſtig aus. Welche Widerſprüche! Humboldt bemerkte, eine ſolche Aeußerung klinge wie aus Friedrich's des Großen Zeit.

„Mauleſelnatur, die nichts produziren kann.“

„Hochtrabender Erlaß nach dem Attentat, Verſenkung in den Gedanken, durch den Schutz der Vorſehung eine neue Weihe, ein neues Zeugniß erhalten zu haben, Verſprechen fortzufahren in dem Begonnenen, deſſen Anfang niemand kennt, ſchlechte Gefühligkeit bei ſolch ernſtem Anlaß.“

Sonntag, den 1. September 1844.

Schlecht geſchlafen, in Folge der Aufregung, die mir aus Humboldt's Geſprächen blieb. Ich weiß es mit Zuverſicht, daß die Anſchläge der Finſterniß nicht auf immer gedeihen, daß namentlich unſere Zeit tauſend Hülfsmittel dawider hat; aber bisweilen überwältigt den Muth ein Alpdrücken der Gegenwart, ein Gefühl, daß Macht und Anſehn doch wirklich bei den Heuchlern und Gleißnern iſt, und die Einbildungskraft vermag ſich nicht zu retten vor den ängſtigenden Geſpenſtern. Dann ſcheint alles verloren auf lange Zeit, und man wünſcht ſich in's Grab. Aber der Tag bringt mit dem Licht auch wieder Freudigkeit! Nur bleiben mir die Nachwirkungen der böſen Träume.

Montag, den 2. September 1844.

Vorgänge in Königsberg. Lebehoch in großem Aufzuge dem Profeſſor Burdach gebracht, heftige Vertheidigung der Dinter'ſchen „Schulbibel“, welche der Miniſter Eichhorn noch kürzlich in einem öffentlichen Erlaß geſchmäht hat und aus allen Kräften unterdrücken möchte. Der König wird ſchlechte

Stimmung dort haben, Eichhorn viel Haß und Galle in ſich aufnehmen.

Der Krieg in Marokko, die Siege der Franzoſen zu Waſſer und zu Lande machen hier wenig Eindruck, die Leute ſind ganz den eignen Angelegenheiten zugewendet, und in der That iſt es in dieſen gedrang und lebhaft; die Noth der Ueberſchwemmten, die Noth der Weber, die ſtädtiſchen und ſtändiſchen Sachen, die Unruhe wegen beengender, unzeitiger Geſetze, die Kämpfe wider die brutale Polizei und dumme Zenſur — alles beſchäftigt die Menſchen in dieſer Zeit ſehr.

Der Generallieutenant und Kommandant von Berlin, Leo von Lützow, iſt geſtern feierlich begraben worden. Er war Frömmler.

Profeſſor Preuß beſuchte mich, wir ſprachen von unſern litterariſchen Angelegenheiten. Die Ausgabe der Werke Friedrich's ſchreitet fort, aber auf jedem Schritte erfährt ſie Anfechtungen!

Noch ſpät eine Sendung von Humboldt, der mir das Drama von Prutz „Moritz von Sachſen“ mit einigen guten Worten ſchickt. Ich leſe es eiligſt durch und antworte.

Die beiden ruſſiſchen Roſſe von Clot, die jetzt vor dem Schloßportal nach dem Luſtgarten hin aufgeſtellt ſind, nennt man ſcherzhaft das eine den gehemmten Fortſchritt, das andre den beförderten Rückſchritt!

So haben denn nun die deutſchen Herzoge, die ſich den Titel Hoheit beigelegt, dieſen auch mit Zuſtimmung des deutſchen Bundestages! Einſtimmiger Beſchluß erkennt ihnen den Titel an, und ſagt ausdrücklich, man wolle Umgang nehmen noch beſonders zu beſtimmen, daß nur „Herzogliche“ Hoheit verſtanden ſei. — Der König hat alſo ſeinen früheren heftigen Widerſpruch aufgegeben! Der

Bundestag aber hat sich lächerlich gemacht, indem er sich den Schein giebt zu verleihen, was ohne ihn schon da war, und was von ihm niemand gesucht hat. — Wie viele große Worte sind da wieder umsonst verschwendet worden!

Dienstag, den 3. September 1844.

Besorgnisse wegen der Königsberger Vorgänge, es scheint dort entschiedener Trotz aufgeboten zu werden, und der Minister Eichhorn kann froh sein, wenn er ungehudelt wieder fortkommt.

Nach einiger Arbeit in meinen Papieren früh zu Mittag gegessen, dann zu Humboldt gefahren, den ich glücklicherweise traf. Wir sprachen über Prutz und sein Trauerspiel, dann von Königsberg, woher Humboldt genaue Nachrichten hat. Der König hat die unangenehmsten Sachen hören und mitansehen müssen, ließ aber keinen Verdruß merken, und war bei der Mittagstafel heiter und liebenswürdig, soll auch ein paarmal sehr gut gesprochen haben. Desto schlechter aber hat Eichhorn gesprochen, er will immer Reden halten, und kann es gar nicht, es fehlt ihm alles dazu, und er selber spricht sich nur immer in Aerger hinein. Auch fehlt es ihm an der nöthigen wissenschaftlichen Kenntniß und Uebersicht; Humboldt erzählt, als die Vorschläge für die Friedensklasse des Ordens pour le mérite gemacht wurden, habe Eichhorn gegen den Mathematiker Jacobi, von dessen anerkannten Verdiensten er nichts wußte, Bedenken erheben wollen, die der König gleich unterdrückt habe mit dem unwilligen Ausrufe: „Ach schweigen Sie nur still, von dem, seh' ich wohl, weiß ich mehr als Sie!" — Büste Humboldt's von David, kolossal, desgleichen von Arago. — Humboldt wollte mich gar nicht fortlassen.

Ein Handwerker, der wider die gesetzlichen Vorschriften in Stettin geistliche Versammlungen und sogenannte Hausandachten gehalten hatte, sollte dort gerichtlich bestraft werden; da stand in der „Staatszeitung“ ein Artikel, der vom Könige rühmte, wie er bei der Gräfin von Reden in Buchwald einer Hausandacht beigewohnt, und mit den Andern gekniet habe; einer der Richter, nachdem er das gelesen, fragte, ob man nach solchem Vorgange noch mit gutem Gewissen jenen Mann verurtheilen könne? — Die Gräfin von H. spielt in ihrer Prahlerei und Hoffahrt auch die Fromme! In Heringsdorf ließ das Weibsbild den Prediger fragen, ob er es nicht für sündlich hielte, wenn sie am Sonntag spaziren führe?

Geheimnißvoll verbreitet sich das Gerücht, Tschech habe bei seinem Mordanschlag einem persönlichen Rachegefühl nachgegeben. Er sei nämlich bei früheren zudringlichen Gesuchen bei dem Könige von diesem nicht nur mit schnöden Worten, sondern zuletzt auch mit Thätlichkeiten abgewiesen worden, der König, durch den Trotz des Mannes erbittert, habe ihn geschlagen und getreten, und dafür Rache zu nehmen habe Tschech sich zugeschworen. Sollte diese Angabe wahr sein, so stünde die ganze Sache in einem andern Licht, und ließe sich freilich dann leichter begreifen. (Spätere Bemerkung Varnhagen's. Kein Wort von all diesem ist wahr!)

Mittwoch, den 4. September 1844.

In meinen Papieren gearbeitet, aber mit schlechtem Fortgang. — In der „Ilias“ gelesen, in Goethe und in Jean Jacques Rousseau. Die Gegensätze stimmten wohl zusammen. Es giebt eine naive Betrachtungsweise, der

kritiſchen grade entgegengeſetzt, wobei man einzig auf das merkt, was der Autor an und für ſich dem Augenblicke darbietet, ohne auf Zeitalter, Sprache, Urſprung und andere Umſtände zu achten, wobei man allen Inhalt und Sinn nur in ſeinem heutigen Werthe nimmt. So leſen Kinder und viele Frauen, ſo viele Leute immerfort die Bibel. Es iſt dies eine gefährliche Art zu leſen, den Autoren und Büchern geſchieht dabei leicht himmelſchreiendes Unrecht, die Vorausſetzung einer Litteratur fällt dabei zuſammen. Aber um den Stoff zu prüfen, iſt dieſe Leſerei bisweilen recht gut. Man muß nur wiſſen, was alles man abſichtlich unbeachtet läßt.

Humboldt ſandte mir den Brief von Beſſel über des Königs Aufenthalt und Benehmen in Königsberg; die Rede des Königs ſteht heute in der „Staatszeitung“ — wohl nicht ganz genau —; die Stelle, wo es heißt: „Aechte Treue, die da weiß, daß man dem Fürſten nicht dient, wenn man ſeine hohen Diener herabzieht“, iſt ſehr mißfällig; dieſe „hohen Diener“ genießen ohnehin ſchon die unermeßliche Schonung, welche ſich überall der Macht und dem Anſehen günſtig erweiſt, Tadel und Haß werden ihnen ſelten unverdient zu Theil, und der Fürſt ſchadet ſich und vergiebt ſeiner eignen Würde, wenn er ſie in ſeinen Purpur ſchützend einhüllen will. Ueberdies gelingt dies nicht, ſein Purpur iſt nicht groß und weit genug dazu, die eingehüllten Miniſter ſtrecken ſich als häßliche Blößen doch daraus hervor.

Ein Mann in Königsberg hatte laut geſagt, der König ſei bei ſeiner Ankunft betrunken geweſen; ein Andrer forderte ihn deshalb zum Zweikampf, der ſogleich Statt hatte, und worin der Erſtere blieb. So ſchreibt Beſſel.

Man hat große Furcht, Savigny möchte an Mühler's

Stelle das Haupt der verwaltenden Rechtspflege werden. Er taugt zu der Stelle gewiß gar nicht, aber sein Dünkel und Ehrgeiz strebt nach ihr, weil sie größeren Einfluß giebt, als seine jetzige Stelle, — zu der er eben so wenig taugt! — Ist das einer der „hohen Diener", die man nicht herabziehen soll?

Freitag, den 6. September 1844.

Gestern an Humboldt geschrieben, über die Rede des Königs, Bessel's Brief zurück, und die Abschrift von Humboldt's Brief an Spontini. — An Stahr nach Oldenburg geschrieben. — Besuch von Herrn Ogareff, und langes Gespräch über seine und seines Freundes Satin Schicksale, über Rußland und Polen, Mickiewicz, die Saint-Simonisten, Fourieristen ꝛc. — Gegen Abend zum Minister von Bülow nach Tegel gefahren, wo ich die Gesellschaft noch im Garten zerstreut fand, die aber dann bald in's Haus zog. Humboldt kam nicht. Ich blieb nur bis nach acht Uhr, sprach, außer dem Minister und seiner Frau, nur einige mindere Diplomaten, den Geheimenrath Herrmann aus München, den türkischen Gesandten, und am längsten den russischen Staatsrath von Fenton, der sich mir vorstellen ließ; wir sprachen von Polen und seinem Verhältnisse zu Rußland, sehr offen und frei; später rief er seine schöne Frau heran, und stellte mich ihr vor, sie ist eine geborne von Mohrenheim, Enkelin der Mostowski's, die eine Zeitlang meine Wandnachbarn waren, Nichte der Rosa Mostowska, die in Paris den Fürsten Sapieha geheirathet hat.

Man sagt, der Geheime Kabinetsrath Uhden solle an Mühler's Stelle Justizminister werden.

Es wird geläugnet, daß Tschech von dem Könige

persönlich übel behandelt worden, im Gegentheil wird als Thatsache festgestellt, daß Tschech den König nie gesprochen, nie angegangen habe. Das aber wird als wahr angegeben, daß seine Tochter, als man sie nach großer Mühe dahin gebracht, eine Bittschrift für ihren Vater an den König zu richten, in der ihr vorgelegten Fassung das Wort „Freveltat" durchaus nicht haben wollte, das schreibe sie nicht von ihrem Vater, auch habe ihr Vater keinen Frevel begangen, sondern recht gethan!

Montag, den 9. September 1844.

Gestern ernst und anhaltend geschrieben, einen Abschnitt meiner „Denkwürdigkeiten", der mir längst auf der Seele lag. Glücklicherweise blieb ich ungestört.

Herr Professor von Mohl aus Tübingen besuchte mich heute, er kam von Königsberg zurück, wo er als Abgeordneter der Universität Tübingen dem Jubiläum beigewohnt; er erzählt mir vieles Merkwürdige. Der junge Boris von Uexkull kam dazu, er hatte vor acht Tagen St. Petersburg verlassen, und ist über Stockholm hiehergereist, Brief und Gruß und Autographen Jasúkoff's vom Fürsten Wäsemskii, schätzbare Autographen — Suboff, Heiden — von Uexkull; Nachrichten von der Familie von Blum in Dorpat; Blum arbeitet an Denkwürdigkeiten des russischen Ministers von Sievers, nach dessen wichtigen hinterlassenen Papieren, er war der Vater der alten Geheimräthin von Uexkull, die mich auf ihrer Durchreise hier besuchte.

Der Referendarius in Königsberg, der gesagt hatte, der König sei bei seinem Einzuge besoffen gewesen, wollte zwar mit eigner Trunkenheit sich entschuldigen, allein der Offizier, der ihn gefordert hatte, ließ ihn nicht los, und streckte ihn

beim dritten Schuſſe zu Boden. Der Gefallene ſoll im Sterben noch zu ſeinem Gegner, einem Lieutenant, geſagt haben: „Ich gratulire, Herr Kapitain!“

In Schleſien hat der Feldmarſchall Graf von Zieten folgende ſervile Taktloſigkeit begangen. Er wollte ſich bei dem König eine Gnade ausbitten, und dieſer ſollte die Gewährung im voraus zuſichern. Der König umging das, und ſagte, eine Bitte Zieten's werde gewiß eine ſolche ſein, die er gern erfülle. Da bat Zieten, der König ſolle ihm das Verſprechen geben, den Tſchech nicht zu begnadigen, denn eine Begnadigung würde hier nur Schwäche ſein. Der König antwortete mit Kälte und Ablehnung, dieſe Sache ſei jetzt noch nicht abgeſchloſſen, aber in vollem Gange, und man dürfe den Entſcheidungen nicht vorgreifen.

Fünfjähriger Preis für das beſte deutſche Geſchichtsbuch vom Könige ausgeſetzt, tauſend Thaler in Gold. Die deßfallſige Kabinetsordre, von Eichhorn gegengezeichnet, iſt unklar und mangelhaft abgefaßt.

Königliche Kabinetsordre, die das Briefporto — endlich — herabſetzt, um ein Beträchtliches. Sehr willkommen!

Welcker's wichtige Urkunden aus Klüber's Nachlaß. Verboten, aber doch überall frei zu haben!

Holtei's „Vierzig Jahre“, dritter und vierter Theil.

Dienſtag, den 10. September 1844.

Wichtige Nachricht, daß das Haus der Lords den Urtheilsſpruch gegen O'Connell am 4. September wegen ſtattgehabter Formverletzungen umgeſtoßen hat. Folgenreiches Ereigniß!

Hormayr's „Taſchenbuch für 1845“ zugeſandt erhalten.

Dieffenbach hat noch immer vom ruſſiſchen Kaiſer für ſeine während beinahe drei Monaten in St. Petersburg geleiſteten ärztlichen Dienſte — bei Mitgliedern der Kaiſerlichen Familie und bei gemeinen Soldaten — keine Bezahlung erhalten. Nach den vom Kaiſer gemachten Aeußerungen hat derſelbe ihm keine geringe Summe zugedacht. Vornehme Ruſſen ſagen unverhohlen: „C'est une cochonnerie de Wolchonskii"; nämlich der Oberhofmeiſter Fürſt Wolchonskii pflegt ſolche Summen, wo er es thunlich glaubt, zu unterſchlagen, und trotzt darauf, daß niemand wagen wird ihn beim Kaiſer anzugeben!

Freitag, den 13. September 1844.

Erſt erſcheint uns die ganze Welt und alles Geſchehene wie Unterlage und Stoff des hellen heutigen Tages, der als das eigentliche Leben vor uns ſchwebt; wir beziehen alles auf ihn, alles iſt uns nur um ſeinetwillen da; bald aber ändert ſich das Verhältniß, wir fangen an, die Welt und uns ſelbſt und das ganze heutige Leben als Träger und Nahrung einer kaum dämmernden Zukunft zu ſehen, auch wir fühlen uns der Geſchichte verfallen, und neue in der Kette ſich anreihende Ringe machen uns zu einem Mittelgliede, gleich ſo vielen andern vor uns. Dieſer Unterſchied in der Anſicht verſchwindet aber heilſam wieder, wenn wir uns gewöhnen, im Wechſel der Erſcheinungen die ewigen Gedanken feſtzuhalten. Die Betheiligung an der Wiſſenſchaft, am Erkennen, überhebt uns jener trotzig ſelbſtiſchen und dieſer feig unſelbſtiſchen Anſicht.

Sonnabend, den 14. September 1844.

Humboldt erlebt heute ſeinen fünfundſiebzigſten Geburtstag in Sansſouci; eine Feier deſſelben vermeidet er, wie von jeher ſolche Bezeigungen, die ſeiner Sinnesart nicht genehm ſind, und deren Lächerlichkeit er ſelber zuerſt herausfinden und verſpotten müßte.

Brief von Profeſſor Jacob aus Schulpforte. Der Miniſter Eichhorn hat Schelling'en in Schulpforte die daſelbſt zur Aufnahme von Kommiſſionen beſtimmten Zimmer einräumen laſſen, Schelling will dort bis zum November bleiben, wie es heißt einer litterariſchen Arbeit wegen.

Der in Königsberg erſchoſſene Referendarius hieß Schade, und war aus Schleſien, der Lieutenant, der ihn erſchoß, heißt von Leithold; das Wort des Sterbenden: „Ich gratulire Ihnen zum Kapitain!" wird als wahr verbürgt.

Dumme Geſchichte in Halberſtadt anhängig! Ein Angeſtellter bei der Eiſenbahn ſagte von einem ſchlechten Bilde des Königs mit Bedeutung: „Schade, daß er nicht getroffen iſt!" Ein ſchon vorgekommener Witz, für den aber dem Manne der Prozeß gemacht wird.

Doktor Meyen iſt wirklich, weil er ſich in den Zeitungen als Urheber des dem Dichter Hoffmann von Fallersleben ausgebrachten Hoch gemeldet, zu drei Monaten Feſtungsſtrafe verurtheilt! Edgar Bauer wegen ſeines hier nicht zum Druck erlaubten, in der Schweiz aber doch erſchienenen Buches — das weder gefährlich noch bedeutend iſt — gar zu drei Jahren! Was das für Geſchichten ſind! Die Leute ſagen offen, unter dem Scheine des Freiſinnes ſei der König viel ſtrenger und gewaltſamer, als ſein Vater es war, und die Behörden wüßten recht gut, daß er ihrer Verfolgungsſucht und Härte heimlich beiſtimme. Ich glaube jedoch mit gutem Grunde, daß dies nicht der Fall iſt.

Ich höre bestimmt versichern, daß Tschech neben seinen persönlichen auch allgemeine Antriebe zu seiner That bekannt hat, daß er die schnödeste Unzufriedenheit mit der Richtung der Regierung des Königs ausgesprochen.

Anekdote vom Könige von Hannover. Die Sängerin Gentiluomo hatte ihren Kontrakt gebrochen, war von Hannover entwichen, und hatte ein Schreiben zurückgelassen, worin sie sagte, sie könnte es in dem langweiligen Orte nicht aushalten. Als der König dies gelesen hatte, rief er heftig aus: „Denkt denn das Luder, daß ich mich hier amüsire?“

Sonntag, den 15. September 1844.

Der Graf Cieszkowski besuchte mich, er kommt aus Posen und geht dahin zurück; er hegt Hoffnungen auf preußische Fortschritte, an die ich nicht glauben kann; ich beweise ihm, daß ich, als Mitglied unsrer ständischen Ausschüsse — für die ich aber vornherein ohne alle Eigenschaft bin — in der falschen Stellung sein würde, gegen meinen Sinn handeln zu müssen, ich müßte nämlich auf Rechten bestehen, die ich verwerfe, den Boden befestigen, den ich lockern möchte; genug, auf dieser Bahn kann es für mich nichts zu thun geben.

Ueber des Ministers Eichhorn schimpfliche Niederlage in Königsberg vernimmt man alle Tage neue Angaben. Seine elenden Reden sind ausgelacht worden, er hat Taktlosigkeit auf Taktlosigkeit verübt. Ein namhafter Mann erzählt, Eichhorn habe ein Kruzifix in der Tasche bei sich geführt, dasselbe bei Gelegenheit hervorgezeigt, und ausgerufen: „Das ist der wahre Mann!“ Aus Scherz übertreibt man, er habe hinzugefügt: „Aber nur Zwei verstehen ihn ganz, der König und ich“. Scherzhafte Erfindung.

der Wirth in Königsberg habe den Minister nur unter dem Beding aufnehmen wollen, daß er ihm für den Schaden an Fensterscheiben ꝛc. einstünde. — „Was wohl Jesus sagen würde, wenn er sähe, welchen Götzendienst so ein Eichhorn mit ihm treibt! Ohrfeigen gäbe er ihm!“ — Ohrfeigen? Jesus schlägt nicht. — „O freilich, der Herr hat auch Hand angelegt, hat die Tische der Wechsler umgestoßen, die Käufer und Verkäufer aus dem Tempel gejagt; und hätte er auch nie geschlagen, jetzt schlüge er!“

In Welcker's wichtigen Urkunden gelesen, mit schmerzlichster Aufregung, mit feindlichster Erbitterung gegen Metternich, Gentz, Bernstorff, Plessen, und alle die Großwürden der Unterdrückung. Jammervolle Zeit, und die noch nicht vorüber ist! — Ich las nachher, um mich zu beruhigen, in Goethe's „Reflexionen“.

„Geschichte des Markgrafen Waldemar“, von Klöden, zwei Bände, denen noch zwei nachfolgen sollen. Mit all seiner ausführlich dargelegten Gelehrsamkeit erweckt mir dieser Autor kein Zutrauen, er hat vorgefaßte Absichten, die außerhalb seines Gegenstandes liegen, und dient diesen mit willkürlichen Annahmen. Er ist ein Schmeichler, und bezieht die Kosten seiner Bücher zum Theil von höherer Gunst. — Daß der Waldemar ein falscher war, ist historisch nicht mehr zu bezweifeln. Für die jetzige Welt hat die Thatsache selbst nur ein historisches Interesse.

Mittwoch, den 18. September 1844.

Es hieß, der König habe wegen der Schwierigkeiten, auf welche die Sache gestoßen sei, die Errichtung besondrer Konsistorialbehörden in den Provinzen aufgegeben, selbst der Minister von Bülow hatte mir im Sommer so gesagt.

Nun leſe ich doch in der Zeitung, der Graf zu Stolberg habe als Konſiſtorialpräſident in Schleſien ſein Amt angetreten.

Der König hat die Wittwe des verhafteten Pelz, die ihm in Schleſien eine Bitt- und Klageſchrift überreichte, ſehr ungnädig angelaſſen, und die Zeitungen berichten darüber mit ſichtbarer Mißbilligung.

Die „Königsberger Zeitung" hat die Anſprache des Miniſters Eichhorn an die Profeſſoren zu Königsberg im Auszuge mitgetheilt, und der Inhalt ſeiner Rede weckt allgemeinen Unwillen. Darauf mußte die „Staatszeitung" erklären, jene Angaben ſeien verfälſcht durch böswillige Auslaſſungen ꝛc. und heute giebt die „Staatszeitung" die Rede ausführlich, wie ſie gehalten ſein ſoll. Aber dieſe Abfaſſung hat gar ſehr das Anſehen, hinterdrein gemacht und ſelber verfälſcht zu ſein durch mildernde Zuſätze und Verſchleierungen. Die Hauptſache, welche jener Auszug mittheilte, ſteckt aber noch immer darin, und es bleibt auch ſo noch arg genug. Die meiſten Menſchen aber halten jene erſte Mittheilung für die ächte; wir werden hören, was die Königsberger ſagen! Denn wo Hunderte gehört haben, darf der Sprecher nicht allein mehr Zeuge ſein, was er geſagt. — Graf von Kleiſt ſchreibt mir darüber, Eichhorn ſchade ſich durch ſolche Sprache nur ſelbſt, denn der König finde raſch das Lächerliche, das Niederträchtige nebenbei. Das Niederträchtige! Ja wohl! Es iſt ein Jammer und eine Schmach, daß ein preußiſcher Miniſter ſich ſo im Kothe herumwälzt! — Man kann Eichhorn nicht mehr Wöllner ſchimpfen, für Wöllner wird es ein Schimpfwort, wenn man ihn Eichhorn nennt!

Sonnabend, den 21. September 1844.

Beſuch vom Grafen von *; er bringt mir eine Handſchrift von Wellington; iſt entzückt von England, von der Macht, dem Reichthum, der Fülle, die er geſehen; findet uns Preußen, uns Deutſche, in allem Betracht tief unter den Engländern; ich ſag' ihm, daß wir in geiſtiger Hinſicht, an innerem Reichthum, hoch über ihnen ſtehen, und daß wir alles, was jene voraus haben, ſchnell auch haben würden, ſobald wir ein Parlament bekämen. „Ja das fehlte uns noch", rief er aus, „uns vollends erbärmlich zu machen, um Gotteswillen kein Parlament!" Dies iſt nothwendig auch des Prinzen von Preußen Anſicht. * fuhr fort, unſre ſtändiſchen Sachen für das elendeſte Zeug zu erklären, das man doch nur ja fallen laſſen ſollte! Ich ſagte ihm, für elend hielte ich dieſe Sachen auch, weil es nur loſe Fetzen wären, aber ſelbſt dieſe abzuſchaffen würde jetzt unmöglich ſein. — Die bevorſtehende Beleuchtung der Häuſer wird unpaſſend gefunden, der auf dem Schloßplatze zu ſingende Pſalm ebenfalls, man müſſe mit ſolchen Vergängen nicht renommiren ꝛc. Ueber Bunſen; der König ſchreibt ihm: „Mein theurer Bunſen!" Theuer genug, meint *, der es ſehr unnütz findet, daß Bunſen jetzt eben dem Könige für ſechsundzwanzigtauſend Thaler ein paar Hautelisſe-Tapeten — nach Raphael'ſchen Cartons — gekauft.

Auf welche traurige Wege ſind wir hingewieſen! Das Einzige, was wir in konſtitutioneller Richtung zu hoffen haben, kann nur in dieſen gedrückten Formen ariſtokratiſcher und phantaſtiſch-mittelalterlicher Sinnesart uns zu Theil werden; zieht der jetzige König ſeine Hand ab, ſo bekommen wir gar nichts! — Da weiß man kaum, was man wünſchen ſoll! — Es wird aber anders kommen, als man denkt.

In Fourier's Sozialismus einzudringen gesucht, nicht zum erstenmale! — Große und reiche Ideen und redliche Absichten, aber mit beschränktem Eigensinn und oft läppischer Spielerei in unhaltbare Einzelheiten ausgearbeitet. Seine Physiologie, und noch mehr seine Psychologie, ist allzu mangelhaft. Er thut, als wenn die ganze Erde wie Frankreich und alle ihre Bewohner Franzosen wären. — Der Mann aber ist edel und groß, und gefällt mir in der Schilderung seines Biographen Pellarin sehr.

Im Volke hört man folgende Bänkelsänger-Verse singen:

War wohl je ein Mensch so frech
Wie der Königsmörder Tschech!
Denn er traf bei Einem Haar
Unser theures Königspaar!
Der abscheuliche Verräther,
Der verruchte Attenthäter,
Der da schoß mit frechem Muth
Unsre Königin durch den Hut.

Der König sagte neulich in Potsdam, bei guter Laune, von Tschech, der Kerl müßte billigerweise als einen Theil seiner Strafe alle die Adressen, Zuschriften und Gedichte lesen, die in Unzahl über seine That einliefen. — Man fand den Scherz nicht angenehm, und meinte, von der Sache und dem Manne dürfte so wenig als möglich, und nur sehr ernst gesprochen werden.

Montag, den 23. September 1844.

— Ueber die Kunstrichtungen, die hier herrschen, gesprochen, des Königs unsichern Geschmack, den Kölner Dombau — die versuchte Buntheit wird wieder abgewaschen, weil alle Welt darüber schrie. Für den neuen Opernsaal hatte der König durch den Grafen von Redern acht Bilder

bei den hiesigen angesehensten Mahlern bestellt, die doch nur auf den ausdrücklichen Wunsch des Königs, für geringen Preis, und wirklich meist aus Gefälligkeit sich der Aufgabe unterzogen; plötzlich fällt dem König ein, die Bilder könnten wegbleiben und ihr Preis erspart werden; das wird den Künstlern gelegentlich bekannt gemacht, dem einen früh, dem andern später, und einige haben die Arbeit schon angefangen, aber das kümmert niemanden.

Heute früh — ich lag noch zu Bette — kam Herr J., ein junger Litterator aus Paris, mit einem Empfehlungsblatte von Humboldt. Er hat im Fluge Frankfurt am Main, Leipzig und Dresden gesehn, sieht eben so Berlin, wird eben so Hamburg und Amsterdam sehen, und vielleicht ein Reisebüchel schreiben: „A Weimar, la ville natale de Goethe, la voiture publique ne s'est pas arrêtée." — C'est bien dommage, vous ne pourrez rien dire de cette ville. — „Si; j'en pourrais bien remplir quelques pages." Mir fällt dabei ein, was Friedrich August Wolf zu Friedrich Buchholz sagte: „Nun dann schreiben Sie in Gottes Namen!" — Sonst ist der Franzos artig und naiv.

Mittwoch, den 25. September 1844.

Der König hat bei seinem Regierungsantritte die geheime Polizei abgeschafft; sie ist schlimmer als vorher wiederhergestellt! Ich wollte dies nicht glauben, bin aber von der Richtigkeit der Nachricht durch bestimmte Angaben überzeugt worden. Junge Männer von Bildung werden dafür bezahlt, an öffentlichen Orten und in Gesellschaften zu horchen; natürlich werden diese aus Beobachtern bald Aufhetzer und Verlocker. Daß auch Offiziere zu diesem Handwerke geworben werden, will ich nicht glauben, und doch!

wer mag alle Vorſpiegelungen überſehen? man kann die beſten Antriebe zu ſolchem Geſchäft rege machen. Gewiß iſt nur dabei das, daß von höchſtem Orte dieſe Unwürdigkeit nicht ausgeht noch gebilligt werden kann.

Vormittags Einzug des Königs bei feſtlichem Aufputz der Häuſer in den Straßen, durch die er fuhr. Der Zuruf war ſchwach, und alle Leute fanden es unrecht, daß der König im ſtarken Galopp fuhr, durch die Leipziger Straße u. ſ. w. Abends Erleuchtung der Stadt, auch nicht allgemein, und nur ſtellenweiſe glänzend. In den Zeitungen wird es ſich beſſer ausnehmen, als in der Wirklichkeit.

In der „Ilias“ geleſen, in Goethe, zuletzt in Fourier die Träume über das Leben der Menſchenſeele vor und nach dieſem Erdenleben, ſinnreich genug, aber alles an Spinnewebfäden!

Freitag, den 27. September 1844.

Nachmittags unerwartet der Fürſt von Pückler, ſehr wohl ausſehend, faſt verjüngt; nächſtens werden drei Bände von ihm „Aus Mehemed Ali's Reich“ im Druck erſcheinen.

Spontini iſt hier mit ſeiner Frau. — Der Geheime Kabinetsrath Uhden iſt wirklich Juſtizminiſter geworden. Wie er ſein wird? Wer weiß! — Feodor Wehl ſoll ſeine dreijährige Dienſtzeit als Soldat antreten!

Sonnabend, den 28. September 1844.

Jeden Morgen erneut ſich die große Frage: Was iſt zu thun? und ihre Beantwortung nimmt gleich einen ſchönen Theil der Tagesarbeit hinweg. Wäre nur nicht am Ende faſt immer die Antwort: Nichts! Aber hundertmal läßt man ſich in derſelben Täuſchung gehen, und meint, Einmal

müſſe doch das große Loos einer andern Antwort kommen. Ich habe ſo vielen Zorn in mir, und ſo viele Liebe, und kann mit beiden nicht hinaus, muß ſie in ſtillen Betrachtungen beſchwichtigen! Gegen das Allgemeine erſcheint das Beſondere des perſönlichen Lebens ſo gering, und es koſtet große Ueberwindung, ſich nur mit dieſem abzufinden. Doch erſcheinen auch hier, blickt man genauer hin, und greift man erſt herzhaft an, der wichtigen Aufgaben genug. — Für den Schüler wird das Aufſchlagen eines unbekannten Wortes im Lexikon zur That.

In Goethe geleſen, in den „Studien" von Roſenkranz, in „Friedrich von Sallet's Leben". Schade, daß Sallet ſo früh ſterben mußte; er war ein wackrer Fortſchreiter, und der Geiſt ſprühte in ihm ſtets Funken der That. Die Genie's, die aus preußiſchen Offizieren hervorgehen, haben einen eigenthümlichen Karakter, in welchem ſich Strenge und Bitterkeit, Muth und Scherzlaune vereinigen, ſo Heinrich von Kleiſt, Heinrich von Bülow, Gaudy, Chamiſſo, und jetzt auch Sallet; in früherer Zeit auch Fouqué, doch dieſer am wenigſten.

Der König, nachdem er erfahren, daß die Bürger allgemein damit unzufrieden geweſen, daß er im Galopp und mit der Feldmütze auf dem Haupte in die Stadt eingefahren, hat ſich am Tage nachher, bei der Parade vor dem Halliſchen Thore, ſehr freundlich dem Volke genähert, und mit einzelnen Leuten munter geſprochen.

Sonntag, den 29. September 1844.

Herr Hoyer aus Oldenburg beſuchte mich; über Prutz und ſein Drama geſprochen, über dramatiſche Poeſie überhaupt. — Herr Graf von Kleiſt-Loß kam dazu; er war

gestern beim General von Thile, wo General Leopold von Gerlach ereifert behauptete, der König dürfe den Tschech nicht begnadigen, zugleich aber die Furcht äußerte, solch Verbrechen würde sich wiederholen ꝛc. Ein Geistlicher war auch zugegen und stimmte lebhaft ein. — Als Graf von Kleist ging, kam Bettine von Arnim, sehr aufgeregt, mit Papieren in der Hand; sie erzählte mancherlei, der General von Gerlach war gestern auch bei Savigny's und eiferte gegen Begnadigung, Savigny's wütheten ebenfalls gegen Tschech, dessen Urtheil gesprochen ist in erster Instanz. Bettine möchte sich seiner annehmen, und dem Könige schreiben, er solle doch den Tschech zu sich kommen lassen und sprechen, ein tiefes psychisches Verhältniß bestehe doch einmal zwischen beiden, und es müsse dem Könige wichtig sein, dies klar zu machen; Begnadigung wäre dann nicht mehr abzuweisen, Bettina wünschte aber sogar die Freiheit für Tschech, Wegschickung nach Nordamerika. Sie denkt sich den König anders, als er ist, er nimmt die Sache nicht so fein, und sieht in Tschech nur den verrückten Bösewicht. Begnadigen wird er ihn doch wohl ohne Zweifel. — Im Volke hört man doch viele Stimmen des Antheils für den Verurtheilten, und seine Hinrichtung würde schauderhaft wirken. Die Höflinge selbst würden sie hinterdrein mißbilligen.

Verfasser der Gemäldekritiken in der „Vossischen Zeitung" soll ein Doktor Müller sein.

Thile und Prinz Karl zu Generalen der Infanterie befördert; neue Besetzung des Königlichen Kabinets; ich kenne die Personen nicht.

Noch ein bänkelsängerisches Lied auf Tschech, offenbar nicht aus dem Volke, und nur heuchlerisch mit Frömmigkeit versetzt, um die Sache in Umlauf zu bringen. Es heißt darin:

Ravaillac bracht' Heinrich um,
Ankarström war gar nicht dumm,
Und Fieschi, der Verräther,
War ein großer Attentäter.

Ferner:

Auch der König tritt heraus,
Sieht noch ganz verschlafen aus,
An den Wagen thut er treten,
Und sein Vaterunser beten.

Dann:

Wie er Tschech'en nun erblickt,
Von Gendarmen rings umstrickt,
Kriegt der König gleich Kourage,
Vorwärts rollt die Equipage.

Dienstag, den 1. Oktober 1844.

Geschichte des Predigers von Gerlach (Bruders des Generals), der sein Dienstmädchen so mißhandelt, so barbarisch geschlagen, ihr die Brust gequetscht und andre Verletzungen zugefügt hat, daß sie, in die Charité gebracht, dort an den Folgen starb. Der Pfaffe ist, trotz alles Ansehns und aller Gunst, in der er steht, doch zu einjähriger Festungsstrafe verurtheilt worden, wird aber auch diese verhältnißmäßig geringste Strafe nicht leiden, sondern legt nur sein Predigeramt nieder und geht mit seiner Familie auf Reisen.

Heute nach dem Erwachen, noch sehr früh, kamen mir vielerlei Gedanken. Unter andern dieser, daß, wenn es keine Fortdauer nach dem Tode, keinen Zusammenhang zwischen dem Erdenleben und weiterem größeren Dasein giebt, durchaus kein sittlicher Nachtheil nothwendig erfolgen muß; vielmehr müßte das Gemüth nur um so mehr vor einer Uebelthat schaudern, für die nun keine Ausgleichung, keine Sühne denkbar ist. Gewiß, der Gedanke einer höheren Waltung und Vergeltung, und daß das Verbrechen seine Strafe leiden wird, das Unrecht gebüßt und

aufgehoben werden kann, mindert die Schrecknisse des bösen Handelns. Wir kennen die Gesetze des Gewissens noch nicht genug.

Wieder ein junger Dichter, der mir dramatische Versuche zur Beurtheilung bringen will! Ich weiß im voraus, daß er kein dramatisches Talent hat, und da ich es ihm zuverlässig sagen werde, so kann ich auf einen Feind mehr rechnen! Nichts verzeihen die jungen Leute weniger, als wenn man ihnen den Beruf zum Dramatischen abspricht.

Bettina von Arnim wurde neulich vom Fürsten von Lynar besucht, der über die Eisenbahnen geschrieben hat und nun über das Armenthum schreiben will; er sagte zu Bettinen, er sei auf glückliche Gedanken über diesen Gegenstand gekommen, und entwickelte ihr genau diejenigen, die er, wie sie sagt, vor einem halben Jahre von ihr gehört hat. Sie meinte darauf, ja, solche Gedanken habe sie früher auch gehabt, aber seitdem ganz verworfen und dafür ganz neue erhalten, die weit praktischer seien; als er befremdet und neugierig diese nun wissen wollte, verweigerte sie jede Auskunft und meinte, noch dürfe sie nicht darüber sprechen. — Sehr lustig! — Dabei fiel mir Friedrich August Wolf ein, der eine Menge Menschen verleitet hatte, „mehre" statt „mehrere" zu schreiben, und als ich ihm nach Jahren sagte, ich hätte dies nie von ihm angenommen, und schriebe immerfort in alter Weise „mehrere", mir gelassen erwiederte: „Ich auch wieder." Die Andern schleppten sich mit dem, was er hatte fallen lassen.

Donnerstag, den 3. Oktober 1844.

Heute unverhofft aus Halle Hofrath Dorow, der viel von des Königs Aufenthalt und Benehmen dort, von der

Unruhe und dem Hin und her wegen des ganzen Zuges erzählte, Prinz Karl und Minister Graf zu Stolberg wußten oft nicht, wenn sie im Wagen saßen, wohin es ging. Andre, die nachfolgen sollten, fuhren in die Irre. Den Minister Graf von Alvensleben hat der König hart angelassen, hört' ich schon früher. — Darauf kam Graf von Kleist und ließ mich einen eigenhändigen Brief des Ministers Mühler lesen, der den Vorwurf Schelling's, seine Klagsache gegen Paulus sei lässig behandelt worden, durch genaue Angabe der Thatsachen abweist.

Herr Ogareff sandte mir Proben seiner Uebersetzung Puschkin'scher Gedichte, die ich mit dem Russischen verglich.

Mit großer Lust in diesen Tagen den neuen Roman „Jeanne" von Frau von Dudevant gelesen. Ein großer und schöner Gedanke, eine Jungfrau von Orleans in unsren Tagen hervorzurufen! Es sind herrliche Züge in der Dichtung, herrliche Seelen- und Landschaftsschilderung. Ganz freier, gleichmäßiger Schwung fehlt, bisweilen sinkt der Flügelschlag.

„Neue Gedichte von Heine"! Ein ansehnlicher Band, bei Hoffmann und Campe eben erschienen. Ein wahres Bad der Erfrischung und Stärkung! Ueber den Kölner Dombau, über die deutschen Heucheleien, meisterhaft! Und so kühn wie nur je! Zum Erstaunen. Dem Könige sind bittre Sachen darin vorgehalten. — Noch ist das Buch nicht verboten.

Man sagt, Spontini, der fortwährend hier ist und seine großen Besuche macht, werde es durchsetzen, große Musiken hier aufzuführen. Dagegen giebt Felix Mendelssohn-Bartholdy deutlich zu verstehen, daß er die hiesigen Verhältnisse müde ist und sich anderswo niederlassen wolle. Dem Könige gelingt es schlecht mit seinen Berühmtheiten,

sie verlassen ihn oder werden zunicht, Schelling, Tieck, Rückert, Geibel, Cornelius, was sind und leisten sie?

Wieder auf's neue wird von der englischen Bischofsweihe, die der König will holen lassen, mit ernster Besorgniß gesprochen, von englischer Sonntagsfeier, neuem Kirchendienste mit Kniebeugung u. s. w. Graf von Kleist vergleicht die Bischofsweihe mit Kuhpocken-Lymphe. Meinen Ausruf: „Sie gäben viel drum, wenn sie katholisch wären, diese Leute", hat Bettina von Arnim so gut gefunden, daß sie ihn vielfach wiederholt hat, auch dem Grafen von Kleist, der seinerseits ebenfalls mit Wohlgefallen dabei verweilt.

Mit wahrer Jugendlust in Heine gelesen!

Sonnabend, den 5. Oktober 1844.

Wenn ich das Treiben der europäischen Menschheit im Ganzen betrachte, so bleibt mir kein Zweifel, sie geht ungeheuren Krisen entgegen, sie sucht angstvoll neue Formen des Lebens. Die Bewegung ist allgemein, und jeder, auch wer sie hemmen möchte, fördert sie. Die Erde nicht nur verändert sich, auch der Himmel, unser Glaube, unsre Hoffnung suchen neuen Anhalt. Das Christenthum ist ausgeartet wie nur je, und neben dem verfaulten Katholizismus ist auch der Protestantismus in giftiger Verderbniß, und eine Reinigung wie die zu den Zeiten Luther's thut dringend noth. Bei uns, im preußischen Staat, ist ein Hauptwirbel der Strömung, die vieles verschlingen wird, bei uns ist die Verkehrtheit am engsten an die Vernunft gedrängt, die Heuchelei und Selbstsucht am schärfsten mit der Wahrheit in Widerspruch. Mir ist nicht wohl zu Muth, wenn ich an die künftigen Stürme denke, sie werden vieles umreißen, was mir theuer ist, sie werden den

Boden mit Trümmern deſſen decken, was mein Leben war. Schon jetzt iſt vieles erſchüttert, dem ich Beſtand wünſche, ſchon jetzt liegt manches abgeſtreift und abgeſchlagen auf dem Boden, was ich hoch grünen und blühen geſehn. Mir iſt nicht wohl bei der Richtung, die jetzt alles geht. Und dennoch freu' ich mich jedes kräftigen Windſtoßes, jeder rauſchenden Woge, die das Gebäu der Lüge und Schlechtigkeit erſchüttern! Ich ſehe dem Weltwirrwar, wie Shakeſpeare ſagt, mit einem weinenden Auge und mit einem lachenden zu. Die Revolution, die mein Gefühl verwirft, erkennt mein Geiſt als nothwendig, und die Einſicht reißt zuletzt auch das Gefühl mit auf ihre Seite fort. So lange es geht, vertheidigt man Haus und Hof gegen den Feind, aber man zündet ſelber an, was zu vertheidigen als unnütz erkannt wird. — Die Regierungen unſrer Zeit ſind zu dumm und zu arg, als daß ſie dauern könnten, ihre eigne Schlechtigkeit bereitet ihnen ihren Untergang.

Sonntag, den 6. Oktober 1844.

Ich höre, Heine iſt ſchon wieder von Hamburg abgereiſt und auf dem Wege nach Paris. Mich freut es, ihn in Sicherheit zu wiſſen. — Freiligrath hat einen Band neuer Gedichte in Mainz drucken laſſen, und ſagt in der Vorrede, daß er auf die kleine Penſion, durch die er vor zwei Jahren vom Könige überraſcht worden, ſchon ſeit Anfang des Jahres verzichtet habe. Es geht dem Könige ſchlecht mit ſeinen Dichtern!

Die Herabſetzung des Briefportos iſt auf eine ſehr unvollkommene Weiſe geſchehen, und in ärgerlichen, böswilligen Beſchränkungen, die ohne vernünftigen Grund ſind. Nach Paris zum Beiſpiel gilt noch der alte hohe

Satz, ungeachtet zwei Drittheile des Weges preußisch sind, ebenso nach Mainz; beinahe lächerlich ist die Ermäßigung nach Hamburg. Solch übler Wille, der fast wie Spott aussieht, erregt großen und gerechten Unmuth, und man fragt, warum in solchen Fällen der König seinen Willen nicht durchsetze?

Den Schullehrern ist von der Behörde bei Amtsentsetzung untersagt worden, ferner durch Aufsätze in den Zeitungen über ihre Lage zu klagen. Das heißt Oeffentlichkeit! Die Militairpersonen sollen auch nicht schreiben. Das ist eine neue Art, ganze Klassen unter Schweigen zu stellen! Und man will den Ruhm ansprechen, freisinniger zu sein als unter dem vorigen Könige!

In meinen Papieren gearbeitet. In Goethe gelesen, in Fichte, in Lichtenberg und Heine.

Montag, den 7. Oktober 1844.

Das gestrige Fest des Königs in Potsdam soll prächtig gewesen sein, es fehlte an keiner Bewirthung noch Freundlichkeit. Doch scheint der König durch seine persönliche Huld nicht so wie sonst die Herzen gewonnen zu haben; sie waren befangen und mißtrauisch gegen die Eindrücke, die sie empfangen sollten, und einige Zeugen meinten, die Anstrengung, solche Eindrücke hervorzubringen, sei zu sichtbar gewesen und doch zuletzt ermattet.

Ueber unsre neue Polizeispäherei, die aber durchaus nicht geheime Polizei heißen soll, erfahre ich die traurigsten Thatsachen. Ein junger Mensch, den ich kenne, hat im Vertrauen eingestanden, daß er polizeiliche Späherei und Angeberei betreibe, und es ist kein Zweifel, daß im Zivil und Militair schwache und arme Beamte für dieses schänd-

liche Gewerbe gut bezahlt werden. Dabei wird unsre Zensur täglich strenger, willkürlicher und rathloser! Es ist unglaublich, welche unschuldige Sätze gestrichen werden und welche dreiste wieder frei durchgehen. Daß man die auswärtigen Erzeugnisse nicht bemeistern kann, versteht sich von selbst. Die größte Verachtung entsteht gegen die nutzlose Bevormundung.

Dienstag, den 8. Oktober 1844.

In meinen Papieren gearbeitet, Auszüge gemacht. Bei historischen Sachen muß man die Wassertropfen sammeln, um eine Strömung zu gewinnen, die Hauptsachen lassen sich wohl auch in unrichtigen Einzelheiten festhalten, aber derjenige, dem es auf Genauigkeit nicht ankommt, sollte von historischen Arbeiten fern bleiben.

Die Polizei hat heute früh die Gedichte von Heine und von Freiligrath in den Buchläden weggenommen! Armselige Maßregel! — Ich habe noch eben zu guter Zeit das Buch von Freiligrath empfangen: „Ein Glaubensbekenntniß. Zeitgedichte von Ferdinand Freiligrath" (Mainz 1844). Verschwenderischer Druck, damit es über zwanzig Bogen seien. Es sind auch hier furchtbare Dinge gesagt, unmittelbare Angriffe gegen den König gerichtet, von dem der Dichter ausdrücklich sich lossagt. Mit seinen Dichtern geht es dem König schlecht, das ist wahr!

Gerücht, daß Eichhorn sein Ministerium abgeben werde. Wollte Gott, es geschähe! Ein schlechterer Minister kann nicht kommen, obwohl kein guter zu erwarten ist.

In Freiligrath gelesen, in Wuttke, in Voltaire's Briefen. „Revue des deux mondes" vom 1. Oktober 1844.

Freitag, den 11. Oktober 1844.

Der Prinz von Preußen hat in Babertsberg durch einen Fall den Vorderarm gebrochen.

Der Minister Eichhorn hat kürzlich zu jemanden in drohender Aufwallung gesagt: „Wenn Fichte käme und wollte jetzt hier Reden halten, wie die an die deutsche Nation im Jahre 1808, ich wäre der Erste, sie ihm zu verbieten". Nach solcher Aeußerung möchte man fragen, warum denn Eichhorn so lange Jahre Feind der Schmalz, Kamptz, Schuckmann, Tschoppe gewesen? Er zeigt sich ja jetzt als ihr wahrer Herzbruder! Auch mit der Universität von Breslau hat er Händel angefangen, wegen ihrer Beglückwünschungsepistel an die Königsberger, er ist ein Mann des Unheils, auch für sich selbst!

Der Minister Eichhorn hat eine neue Dummheit begangen, indem er ein ungebührliches Schreiben Wilhelm Schlegel's, worin viele Mitglieder der Akademie namentlich beschuldigt oder beleidigt werden, der Akademie zugefertigt mit dem Ansinnen, auf die Persönlichkeiten, die darin enthalten, keine Rücksicht zu nehmen. Die Leute sollen sich also gegen den anmaßlichen Narren nicht einmal vertheidigen! Als eine Treulosigkeit wird es dem Minister auch angerechnet, daß er das Schreiben erst dem Könige eingesandt, in der Hoffnung, daß dieser auf den Grund desselben gleich Befehle erlassen würde; der König hat aber die Papiere nur mit dem Befehle zurückgesandt, sie der Akademie zu übergeben.

Das Treibjagen der Dichter gegen den König macht doch ungemeines Aufsehen und den nachtheiligsten Eindruck. Herwegh, Hoffmann von Fallersleben, Freiligrath und Heine, kein schlechtes Viergespann!

In Denina, Voltaire, Wuttke und im Neuen Testament

geleſen. Wie lieb' ich Jeſus, und wie haſſ' ich die Scheinheiligen, die ſich nur nach ihm nennen!

Prinz Albrecht auf Reiſen und in einer Art Ungnade. Der König hat ihm die Diviſion, die er befehligte, genommen.

Sonntag, den 13. Oktober 1844.

Doktor Ferdinand Benary beſuchte mich und gab mir ſeine und ſeines Bruders Vertheidigungsſchriften in Betreff der verbotenen Herausgabe einer philoſophiſchen Wochenſchrift; was er von den mündlich mit dem Miniſter Eichhorn gehabten Unterredungen erzählt, geht über allen Glauben; eines ſolchen Grades von Dummheit hätte ich den elenden Eichhorn doch kaum fähig gehalten! Er ſagt horrende Albernheiten, es iſt eine Schmach, daß dieſer Idiot die Macht hat, Männer von Gedanken, von Kenntniſſen und Wiſſenſchaft zu hänſeln; er gebärdet ſich in der That mitunter wie Jocriſſe. — Humboldt hat ihm in Gegenwart Anderer gradezu geſagt: „Unter Ihnen iſt's ja weit ärger, als unter Wöllner!“

Dienstag, den 15. Oktober 1844.

Des Königs Geburtstag hat ſchlechtes Wetter, es regnete den ganzen Tag; die Stadt war ſtill, und außer den Gaſtmahlen der Miniſter nirgends eine Feſtlichkeit. Der König hatte Gäſte in Parez.

Geſtern Beſuch von Madame Birch-Pfeiffer, die nun hier bei der Bühne engagirt iſt. — Dann kam Preuß, mit dem ich gewohnten Austauſch hatte. — Darauf Doktor Jaup aus Darmſtadt, mit einem Briefe von Doktor Karl

Wagner ein junger Mann von guter Haltung und gradem Verstand. — Der Fürst von Pückler-Muskau war lange bei mir. — Gleich nach seinem Weggehen schickte er mir sein neues Buch: „Aus Mehemed Ali's Reich", den ersten Band, dem andre zwei bald folgen sollen.

Der junge R. bringt mir einen Brief aus Bremen von Hormayr; er erzählt mir, daß Eichhorn gleich nach der Rückkehr aus Königsberg ihm und der Familie einen Besuch gemacht habe, über eine Stunde lang, und ihnen fröhlich und vergnügt so gesprochen habe, als sei ihm dort nur Ehre und Liebe widerfahren; das könne er doch nicht im Ernste meinen, aber er thue doch so, als sei er überzeugt. — Gleich nachher empfang ich eine Antwort auf mein gestriges Billet von K., und darin heißt es, durch die Stadt gingen mancherlei Gerüchte über Eichhorn, man spreche von Entlassung, Spuren von Wahnsinn seien vorgekommen, wie bei Tzschoppe, dem hannöverschen Minister von Schele, die fixe Idee sei der ausgezeichnete Empfang von Seiten der Königsberger Universität, auf den der Mann schwöre! Das Zusammenstimmen dieser Nachricht mit der R.'schen Aussage ist doch bedenklich. Die Sache scheint mir nicht unglaublich.

Versetzungen in der preußischen Diplomatie, die Gesandten wandern; ganz unerheblich! Man wird nur wieder bei der Gelegenheit erinnert, welch mittelmäßige Leute die meisten sind; einige sind wahre Dummköpfe!

Generallieutenant von Ditfurth ist Kommandant von Berlin geworden. Hedemann hatte nicht Lust, scheint es.

Freiligrath und Heine machen großes Aufsehen; der letztere hat einen ganz neuen Dichterruhm, einen frischen zweiten errungen, jederman gesteht, daß sein neuer Band von größtem Genius zeugt, daß er mit Recht sich einen

Sohn von Ariſtophanes nennen kann. Die Dichter thun dem Könige großen Schaden!

In Fichte geleſen, in Goethe, in Voltaire und Pückler.

Mittwoch, den 16. Oktober 1844.

Den größten Theil des Tages bracht' ich mit Pückler's neuem Buche zu, und mit meinem Aufſatze darüber. Ich ſchreibe ohne Aufenthalt ein gutes Stück fertig, und der Reſt wird wohl morgen zu Stande kommen. Nur meine Augen litten ſehr.

Aeußerſt angenehm war mir der Beſuch des Doktor Sachs, der nun aus Prag hieher überſiedelt iſt. Der Mann macht mir Freude, ein richtiger Beruf, ein vollſtändiges Gedeihen, ein reines Verdienſt und ein reines Gelingen. Er wird hier auch litterariſch thätig ſein können. Möcht' es dem guten Zedner nun ebenfalls endlich glücken!

Abends beſuchte mich Frau von Arnim und theilte mir unter andern auch die Briefſchaften mit, die aus Frankfurt am Main über das bevorſtehende Feſt der dortigen Goetheweihe an ſie gekommen ſind. Das Standbild wird noch dieſen Monat aufgerichtet. Ich hätte die größte Luſt gehabt dabei zu ſein!

Spät noch bekam ich aus der Buchhandlung nach Leo's Auftrag den ſechsten und letzten Band ſeiner „Univerſalgeſchichte" zugeſandt. Das Buch iſt Hengſtenberg'en zugeeignet! und mir ſchickt er es!! Aber er zitirt auch meinen Blücher und Zinzendorf und hat meine „Denkwürdigkeiten" viel benutzt; meine Schilderung des Kongreſſes von Wien hat er in vielen Zügen wörtlich beibehalten, und daß Leo ſie in die „Univerſalgeſchichte" einflicht, iſt

wenigſtens ein Zeugniß, daß er in der memoirenhaften Hülle einen Kern ſtrenger Geſchichte nicht vermißt hat.

In Voltaire's Briefen geleſen. Er ſchreibt an d'Alembert am 7. September 1764: „Figurez-vous, que neuf ou dix prétendus philosophes, qui à peine se connaissent, vinrent ces jours passés souper chez moi. L'un d'eux, en regardant la compagnie, dit, Messieurs, je crois que le Christ se trouvera mal de cette séance. Ils saisirent tous ce texte." Wie arg dies auch klinge, da es Chriſtus niemals um ſeinen Namen zu thun ſein kann — und im Grunde iſt es nicht einmal Name, ſondern ein in fremder Sprache ihm gegebener Titel —, ſo beleidigt dies ſeinen Geiſt nicht, ſondern dieſer muß lächelnd billigen, daß Freunde des Lichts die mit jenem Namen ſchmachvoll belegte Finſterniß und Entartung verwerfen und befehden. Das Chriſtenthum, wie es ſich in jener Zeit äußerlich darſtellte, kommt mir vor, wie der Sohn im Evangelium, von dem Jeſus erzählt, wie er das Gebot des Vaters mit Ja beantwortet, aber dann doch nicht gethan habe; die freigeiſtiſchen Philoſophen hingegen ſind dem andern Sohn zu vergleichen, der zwar Nein erwiederte, doch das Geheißene that.

Sonntag, den 27. Oktober 1844.

Der Prinz von Preußen hat neulich zum Miniſter Flottwell geſagt: „Bitter iſt es, bitter, ſehr bitter, aber wenn es ſo fortgeht, ſo wird es unvermeidlich ſein, eine Art von Reichsſtänden zu machen." — Großes Schimpfen über Bunſen, dem der Miniſter von Rochow und der Präſident von Kleiſt ſpinnefeind ſind!

Ich mache wiederholt die betrübende Bemerkung, wie

wenige Menſchen eigentlich für Allgemeines Sinn haben, wie ſehr ſie auf das nächſte Perſönliche und auf die grobe Wirklichkeit angewieſen ſind. Auch ein gewiſſer Mittelſtand von Bildung genügt ihnen, iſt ihnen behaglich und in gewiſſem Sinne heilig. Solche rohe Aeußerungen muß man hören: „Die Geſetze erlauben es, alſo muß es doch wohl richtig ſein!“ Und wie viel bilden ſich die Leute darauf ein, daß ſie „mir“ und „mich“ unterſcheiden!

Donnerstag, den 31. Oktober 1844.

Eines der lebenvollſten, ſpannendſten, anmuthigſten und lehrreichſten Schauſpiele iſt die Kriſis des Voltaire'ſchen Verhältniſſes am Hofe Friedrich's des Großen. Der ganze Aufenthalt, gleich von der erſten Zeit an, iſt Kriſis, und die Kataſtrophe wird nur hingehalten durch Zwiſchenſpiele, welche den Reiz der Theilnahme lebhaft aufregen, und in der witzigen, gewandten und eindringlichen Behandlung Voltaire's unendlich ergötzlich werden. Wie den ſpannendſten Roman habe ich in dieſen Tagen dieſe Geſchichte wiedergeleſen. Nächſter Anlaß waren die zwei von mir aufgefundenen Briefe der Gräfin von Bentinck an Voltaire aus dieſer Zeit.

Der Generalkonſul in Syrien, Herr von Wildenbruch, iſt ſeit der Mordgeſchichte in ſeinem Hauſe ganz herunter, leidet an Nervenſchwäche, kann ſeinen Geſchäften kaum verſtehen ꝛc. Uebrigens kommen dorther die ſchlechteſten Nachrichten über das Bisthum von Jeruſalem, die klägliche Schöpfung zeigt ſich immer kläglicher, Katholiken und Griechen wirken entgegen, und am ärgſten verfahren die Anglikaner ſelbſt, ſie laſſen keinen unſrer Geiſtlichen dort zu,

ſie halten ſtreng auf ihre kirchliche Hierarchie; eine Gemeinde giebt es gar nicht.

Felix Mendelsſohn-Bartholdy will hier ſeinen Gehalt nicht unthätig verzehren und hat ſeine Entlaſſung begehrt. Der König will ihn aber nicht ganz entlaſſen, er ſoll jährlich tauſend Thaler beziehen, die er verzehren kann wo er will, und ſoll nur verpflichtet ſein zu kommen, wenn der König ihn einmal zu einer beſondern Muſikaufführung nöthig erachtet.

Auf Anlaß der Stenzel'ſchen Rezenſion über Orlich kommt nun auch ſehr zur Sprache, daß der König, damit das oſtindiſche Reiſebuch dieſes unwiſſenden Menſchen gedruckt werde, zwanzigtauſend Thaler angewieſen hat!

Sonntag, den 3. November 1844.

Wie dem König doch alles mißglückt! Als Kronprinz hat er mit heißem Eifer geſtrebt und durchgeſetzt, daß die Ritterakademie zu Brandenburg wieder als Lehranſtalt ausſchließlich für Adliche gelten ſolle; unter lauter Uebelſtänden hat ſich das Jahre lang ſo hingeſchleppt; jetzt als König muß er ſelber jene Ausſchließlichkeit wieder aufheben, und die Lehranſtalt wird künftig wie jede andre betrachtet werden!

Dienstag, den 5. November 1844.

Der König hat Spontini'n bewilligt, daß er im neuen Opernhauſe ſeine Opern aufführe und dirigire. Vom Könige iſt dies eine Großmuth und Güte, aber die Leute ſehen große Schwäche und Haltungsloſigkeit darin, auch

paßt es in der That nicht in die Verhältniſſe, und endloſer Verdruß wird daraus entſtehen, mit Meyerbeer, Küſtner und dem Publikum.

Der Guſtav-Adolf-Verein macht reißende Fortſchritte, und man iſt hier darüber eiferſüchtig und ängſtlich, obgleich man ihn gutheißt und beſchützt. Auch eigne Verſammlungen von Predigern und Laien in Köthen, Halle und andern Städten, machen Sorge. — Von dem Schwanenorden dagegen hört und ſieht man nichts!

In Schneidemühl will eine katholiſche Gemeinde deutſche Meſſe haben, und hat ſich an den König gewendet, er möchte ihr dieſelbe Freiheit geſtatten, die er den Alt-Lutheranern gewährt hat. Darüber iſt nun große Verlegenheit. Man will die Katholiken dem Pabſte gehorſam erhalten.

Freitag, den 8. November 1844.

Die Sache mit Spontini verhält ſich etwas anders, als man neulich angegeben. Der König hat allerdings ungemein freundlich an ihn geſchrieben und ihn eingeladen, wenn ſeine neue Oper fertig ſein würde, dieſe hier zu dirigiren, aber von nächſt bevorſtehender Aufführung ſeiner alten Opern unter eigner Leitung iſt nicht die Rede.

Als ganz gewiß wird verſichert, der General von Thile werde ſich aus dem Miniſterium zurückziehen, an ſeine Stelle der Miniſter Eichhorn kommen, deſſen Miniſterium getheilt werden und die Abtheilung des Unterrichts dem Geſandten Bunſen zufallen; der Graf von Redern ſoll Miniſter der Domainen werden. Immer mehr Miniſter, immer kleinere Miniſterien, immer mehr Scheidung zwiſchen

rathgebenden und ausführenden Miniſtern, zwiſchen Drinnen und Draußen, immer traurigere Wahlen!

Pitt-Arnim ſprach neulich mit Redern vertraulich, und nachdem er beklagt, daß ſie beide vom Theaterweſen abgeſchieden, ſagte er vergnügt: „Indeſſen können wir uns zum Troſte ſagen, daß die Spontini'ſchen und Küſtner'ſchen Geſchichten uns auch wieder zum Vortheil gedient, ohne ſie wären wir beide ſchwerlich ſchon Exzellenzen!“ — Da haben Sie gewiß Recht, verſetzte Redern beifällig. Arnim hat dieſen Zwieſprach ſelbſt wiedererzählt. In der That, das ſind Exzellenzen!

Der berüchtigte Joel Jacoby iſt wirklich in Haft und Unterſuchung, weil er Angriffe auf die Perſon des Königs in auswärtige Blätter geſandt, die er dann der Polizei anzeigte. Solche Schufte hält ſich die Regierung, um ihnen die Ehre und den Ruf ehrbarer Leute anheimzuſtellen! Die geheime Polizei, vom Könige förmlich aufgehoben, iſt von den Miniſtern ſchärfer wieder eingeführt, und wird plumper und gewaltſamer als je gehandhabt. Ebenſo iſt die Zenſur dümmer als je.

Trauriger Unfall des Dichters Lenau, bei dem plötzlich Wahnſinn ausgebrochen, in Würtemberg.

Bettina von Arnim beſuchte mich, theilte mir Näheres über die abſurde Verfolgung wider die Brüder Bauer mit, ein Mährchenbuch ihres Sohnes Friedmund ꝛc.

Reumont, wie ich aus ſeinen „Briefen eines Florentiners“ ſehe, iſt doch ganz und gar nicht bloß katholiſch, ſondern auch päbſtlich! Seine ſanften Formen ändern den Grund, der darunter liegt, gar nicht, im Gegentheil iſt der Fanatismus unter ſolchen Formen deſto gefährlicher. Ein dem Pabſt ergebener Mann im Kabinette des Königs! Das kann nicht ſchöner ſein! Ein offenbarer Eiferer würde

alles verderben, ein ſanfter, in Kunſtgelehrſamkeit und Notizenfülle gehüllter, unſcheinbarer Mann, der iſt recht für Zeit und Umſtände paſſend!

Sonnabend, den 9. November 1844.

Die Stellung Preußens gegenüber der römiſchkatholiſchen Kirche iſt eben ſo gefahrvoll als unwürdig, der Staat hat alle ſeine Vertheidigung und Sicherheit nach dieſer Seite aufgegeben, ja der König erleidet den Verdacht, insgeheim den Katholiken günſtiger zu ſein, als den Proteſtanten. Die katholiſche Geiſtlichkeit wird täglich dreiſter, und wenn ſie mit der Regierung noch ſchmeichleriſch, mit den Beamten höflich verfährt, ſo wagt ſie innerhalb der Gemeinden ſchon beſtimmt zu fordern und zu gebieten. Die Einwirkung auf die Gewiſſen zu ſchärfen, ſoll durch unmittelbare Befehle von Rom vorgeſchrieben ſein, und die weltliche Macht ſcheint eine Ehre darein zu ſetzen, die katholiſchen Gläubigen recht eigentlich auf den Pabſt als ihren Oberherrn hinzuweiſen, jeden Widerſpruch und jede Abſonderung zu mißbilligen und zu unterdrücken. Ganz wider Willen, fortgeriſſen von dem allgemeinen Zuge, hat man ſich mit dem Guſtav-Adolf-Verein zu ſchaffen gemacht, und iſt ſehr mißvergnügt, daß derſelbe, den man durch die Anſchließung zu mäßigen hoffte, dennoch ſo kräftig vorwärts geht. Dieſer Verein iſt unter den gegenwärtigen Umſtänden eine erwünſchte Wehrmacht für das Licht des Chriſtenthums, hat aber auch ſeine Gefahren, die zu andrer Zeit bedenklich werden müſſen und die ich nicht verkenne. Daß wir für die gute Sache geiſtlich-kirchliche Mittel nöthig haben, iſt aber recht ein Zeichen, wie weit wir ſchon zurückgekommen ſind!

„Aktenstücke zu den Verhandlungen über die Beschlagnahme des Buches von Bruno Bauer über das achtzehnte Jahrhundert, herausgegeben von Bruno Bauer“ (Christiania, Verlag von C. C. Werner. In Kommission bei Chr. Bünsow in Kiel). Empörung und Traurigkeit hab' ich abwechselnd beim Lesen empfunden. Lumpig und nichtswürdig erscheint unsre Regierung hiebei, tief im Kothe, stinkend vor Fäulniß! Auch das Oberzensurgericht, das zwar das Buch bis auf eine Anzahl Stellen freigab, hat sich lumpig benommen, es hätte die Anklage, die der Staatsanwalt Sulzer ihm eingereicht, mit Unwillen tadeln, ihn strafend zurechtweisen müssen, denn dieser hat mit Unverstand seine Gränzen überschritten, hämische Insinuationen und Verdächtigungen versucht, und überhaupt ein Verfahren geübt, das der altfranzösischen Parlamente und der spanischen Inquisition würdig ist, nicht aber eines preußischen Gerichts unsrer Zeit! Niederträchtig, schmachvoll! — Die Vertheidigung Bruno Bauer's ist im Ganzen gemäßigt, verständig, klar, etwas persönliche Hoffahrt und subjektiver Trotz sind nur Nebensache hier.

Sonntag, den 10. November 1844.

Graf von P. erzählt mir viel von Italien, von Wien, von den Bandiera's, den Eifersuchten der italiänischen Regierungen unter einander, der Abwendung des Turiner Hofes von Oesterreich. Wenn einmal ein rechter Degen dort blitzt, so kann das jetzige Regierungswesen keinen Tag bestehen! Im tiefsten Frieden mehren sich überall die Zündstoffe künftiger Ausbrüche. Die Obrigkeiten haben nichts als die rohe Gewalt der Polizei und der Soldaten, kein eigentliches Ansehen, kein Vertrauen beim Volke.

Der König ist mit dem Kaiser Julianus zu vergleichen; wie jener die heutige Welt in's Mittelalter zurückschrauben möchte, versuchte dieser die christliche Welt in das abgetragene Heidenthum zurückzudrängen; der alte Versuch hat über den neuen schon entschieden; der Erfolg kann nicht dabei sein! Aber bis zu einem gewissen Punkte treiben kann die Macht es immer, und ganze Geschlechtsfolgen können darüber ins Unglück fallen. Hat doch die französische Restauration fünfzehn Jahre gedauert, und das Leben von Millionen Menschen hart gedrückt! Unsre Besorgnisse können nie auf das Ganze gehen, da sind wir des Fortschreitens gewiß. Aber ob unser und unsrer Nächsten Leben in den Tag oder in die Nacht fällt, in den Sommer oder Winter, in das gute oder schlechte Wetter, das kann uns nicht gleichgültig sein. Ich zum Beispiel bin um alle meine begründeten Ansprüche auf ein konstitutionelles Leben in Preußen betrogen, und wenn ich sie heute noch erfüllt sähe — was unter den heute allein möglichen Bedingungen ich nicht einmal wünsche —, so hab' ich sie doch während meiner besten Lebensjahre, während eines Vierteljahrhunderts entbehrt, und dafür der Himmel weiß was an deren Statt gehabt!

Die katholische Geistlichkeit in Düsseldorf und Trier verbietet den Katholiken das Lesen des „Juif errant", weil die Jesuiten in dem Roman schlecht wegkommen. Die Pfarrer des Bisthums Trier haben Befehl bekommen, gegen die „Trierer Zeitung" von der Kanzel herab zu donnern. Die Regierung schweigt dazu, oder unterstützt gar die Pfaffen; in Düsseldorf hat ein Blatt, das den „Juif errant" übersetzte, den Fortgang dieser Mittheilung abbrechen müssen. Aber der Haß der Pfaffen vermehrt die Zahl und Begier der Leser des Buchs in's Ungeheure!

Dienstag, den 12. November 1844.

Graf von P. kam Abſchied zu nehmen. Ausführliche Mittheilungen über Italien. Zuſtand der Höfe, alle mehr oder minder feindſelig gegen Oeſterreich, alle den Völkern verhaßt und verachtet; P. hat dem Fürſten von Metternich geſagt, mit zwei Zeilen in der Mailänder Zeitung unternehme er, ganz Italien zu revolutioniren, es ſei dazu hinreichend, daß geſagt werde, Oeſterreich werde nicht mehr interveniren; der römiſche Hof iſt ganz wider Oeſterreich; beſtimmte Verſicherung, daß der Kardinal Lambruſchini das Vorhaben der Franzoſen, Ancona zu beſetzen, gewußt und gebilligt habe.

Kabinetsordre des Königs, der fünfzehntauſend Thaler zum Verein für die arbeitenden Klaſſen giebt, mit einigen Schnörkeleien; die „Staatszeitung" giebt dieſe Ordre mit größern Lettern! — Was wird denn aus dem Schwanenorden? Todte Geburt! — Wieder iſt ein Bändchen Gedichte, diesmal in der Schweiz erſchienen, worin die bitterſten Ausfälle gegen den König, daß er ſich gegen England erniedrigt habe ꝛc., auch gegen den König von Baiern, der beſonders als Dichter heruntergemacht wird.

Karikatur in Baiern, ein gekrönter Dichter ſteigt vom Pegaſus ab und tritt dem Verein gegen Thierquälerei bei!

Der König von Hannover, als er hörte, unſer König habe von ſeinen Dichtern eine neue Beleidigung erfahren, Freiligrath habe ihm die Penſion abgeſagt, verſetzte mit ſchadenfrohem Lächeln: „Das kommt vom Kokettiren!"

Auguſte Klein, Tochter des berühmten Kriminaliſten, jetzt Mahlerin, war mit Delbrück's viel zuſammen, und ſo fügte es ſich, daß der jetzige König als Knabe öfters mit ihr ganze Stunden zubrachte, ſie mußte ihm dann Geſchichten erzählen, und es wurde zum Gebrauch, daß er ihr jedes-

mal zum Dank einen Kuß gab. Als der König vor kurzem in Strelitz war, hörte er, Auguste Klein sei auch dort, traf sie auf der Straße, umarmte sie, gab ihr auf jede Backe einen Kuß und rief dann: „Nun erzählen Sie mir eine Geschichte!“

Zahlreiche Straferkenntnisse gegen die Weber in Schlesien; die höchste Strafe ist neun Jahre Zuchthaus! Die Regierung deckt ihre eigne Schuld mit Abstrafen der Leidenden! Ein Arzt, der seine Kranken prügelt!

Mittwoch, den 13. November 1844.

Noch trüber, regnigter als gestern! Der November in voller Kraft! — Der Geburtstag der Königin fällt in ungünstige Jahreszeit. Auch feiert ihn niemand als der Hof, das Theater und die Zeitung.

Trübe Betrachtungen über den Verein zur Erhebung der arbeitenden Klassen! Daß der König bei seiner Gabe von fünfzehntausend Thalern ausdrücklich bedingt, das Geld solle nicht ausschließlich zu Sparbanken ꝛc. verwendet werden, erweckt schon Mißtrauen, man wittert eine Absicht auf geistliche Einwirkung, auf pietistische Unterweisungen, auf Glaubensförderung. Aber die Sache hat noch eine andre Seite. Der Staat rühmt sich, fromm, väterlich, weise, erfahren und umsichtig zu sein, alles am besten zu verstehen, für alles am besten zu sorgen, und siehe da! bei eingetretener Noth weiß er sich nicht zu helfen, muß geschehen lassen und gutheißen, daß ein Verein Wohlgesinnter sich bilde und Abhülfe für das Uebel suche! Der Staat selber schließt sich dem Vereine eifrig an, doch seine Beamten sind in demselben nicht Beamte mehr, stehen den andern Mitgliedern gleich. Soll der Verein etwas leisten,

so muß er Macht haben, und die Königliche Macht dankt in demselben Maße ab, als die Vereinsmacht wirksam wird. Wir haben hier unter dem Namen einer berathenden Gesellschaft eine gesetzgebende und eine politische, denn ihre Wirkung kann nicht innerhalb Preußens stehen bleiben, sie muß wenigstens auf den Umfang des Zollvereins sich erstrecken. Was liegt in solcher Stiftung für ein Bekenntniß! Auch werden die Regierungen bald erschrecken, die Behörden werden aus Instinkt der Sache entgegen sein, der Geschäftsgang wird sie ersticken. Also ist wenig Frucht zu hoffen, höchstens ein paar ungenügende Maßregeln, oder man giebt dem Freiheitsgeist einen ungeheuren Spielraum!

Vor längerer Zeit machten angesehene Männer hier, Mendelssohn und Schickler an der Spitze, einen für die Stadt Berlin überaus wichtigen Vorschlag, die Häuserhypotheken durch eine Art Pfandbriefe, ähnlich den schon bestehenden landschaftlichen, in den Verkehr zu bringen. Der König, dem davon gesagt wurde, fand die Sache vortrefflich, und er genehmigte, daß die Sache ihm unmittelbar vorgelegt würde. Die Eingabe erfolgte, und erbat eine Kommission, vor der die Unternehmer ihre Sache näher entwickeln und prüfen lassen könnten. Was aber thut der König? Er sendet die Eingabe ohne weiteres an das Ministerium des Innern, dieses fertigt sie dem Oberpräsidenten von Brandenburg zu, dieser weist sie an die Regierung, diese sendet sie dem Polizeipräsidenten, der nicht weiß, was er damit machen soll, und endlich den Männern die kurze Antwort ertheilen läßt, sie möchten ihre Plane umständlich ausarbeiten und einreichen! Die von oben herab bis zu der geringsten und unkundigsten Behörde gefallene Eingabe mochte nun keiner mehr aufheben, man ließ sie liegen und die Sache unterbleibt.

Ich blieb heute zu Hause, arbeitete in meinen Papieren und wurde sehr beunruhigt durch den Gedanken eines Buches, das ich schreiben könnte und möchte, dessen Ausführung ich mir prüfend vorstellte und für das ich das Maß meiner Kräfte und die Zeitumstände mir überlegte.

Donnerstag, den 14. November 1844.

Ich überdachte auf's neue die litterarische Aufgabe, die mich gestern Abend gereizt; wie anders erschien sie mir jetzt, wie erschreckend die Arbeit, wie unnütz auch! Die Hülfsmittel, die ich schon zurecht zu legen angefangen, trug ich eiligst wieder beiseit!

Auf der Synode der märkischen Geistlichkeit sollen gräßliche Dinge in Vorschlag kommen: Ohrenbeichte, Versicherung der kirchlichen Gläubigkeit in manchen Fällen bürgerlichen Lebens ꝛc. Der Bischof Neander arbeitet mit Kraft entgegen, aber die Frömmler sind zahlreich und haben Ansehn und Gunst der Regierung für sich!

Montag, den 18. November 1844.

Man hatte ausgesprengt, das Sendschreiben über den heiligen Rock sei von Walesrode; nun ergiebt sich aber aus Erklärungen der katholischen Geistlichkeit, daß Johannes Ronge kein erdichteter Name, sondern der eines wirklichen katholischen Priesters in Schlesien ist.

Dienstag, den 19. November 1844.

Heute in der „Vossischen Zeitung" fragt ein Herr von Bülow, weshalb das Ronge'sche Sendschreiben in der

„Königsberger Zeitung" habe stehen dürfen, in der hiesigen aber nicht? Der Zensor hatte dieser Anfrage die Druckerlaubniß verweigert, das Oberzensurgericht sie ihr aber zugesprochen. Die Minister und sonstigen Großen des Reichs sind heftig gegen Ronge, sie wollen, ein katholischer Priester soll gut römisch sein, soll den heiligen Rock anbeten, soll die Ketzer verfluchen! Das sagen sie zwar nicht, aber sie begünstigen doch nur solche!

Der Prinz Friedrich von Preußen läßt einen seiner Söhne in Bonn studiren; darüber spottet der Prinz * * * und meint, ein preußischer Prinz brauche nur Soldat zu sein. Prinz Friedrich aber giebt zu bedenken, wie schlimm die Zeiten seien, wie schwer es falle, sich als Prinz zu behaupten, wenn die ganze Welt vorwärts schreite und man zurückbleibe; auf der Universität lerne man nicht bloß Kenntnisse, sondern sehe auch die Menschen auf nahe und unverstellte Art, und mache Bekanntschaften, die nachher im Leben tausendfachen Nutzen brächten. Alles sehr verständig, aber man sieht wie auch hier die Furcht groß ist, die Furcht vor einem Wechsel der Dinge, dem man nicht entgehen könne!

Sonnabend, den 23. November 1844.

Die der Generalsynode vom Minister Eichhorn mitgetheilten Gegenstände der Berathung und Vorschläge verursachen allgemein den heftigsten Unwillen, das Ganze zielt auf Einrichtung eines vollständigen Pfaffenregiments, das mit größter Frechheit angekündigt wird. Eichhorn hat die Vorschläge nicht erst dem Staatsministerium vorgelegt, auch soll späterhin der Staatsrath nicht über die Ergebnisse befragt werden. Man begreift nicht, wie der König

alle dieſe Sachen hat gutheißen können; daß er es gethan, wird nicht bezweifelt. Die „Weſerzeitung“ unterwirft die Synodenvorſchläge einer freimüthigen, ſcharfen Kritik, in welcher Eichhorn fürchterlich mitgenommen wird. Was man hier in Berlin aber mündlich bei dieſer Gelegenheit ausſpricht, iſt über allen Glauben. — Das Publikum zeigt ſeine Stimmung auch dadurch, daß es nach dem Theater ſtrömt, um ein ſchlechtes, aus dem Franzöſiſchen überſetztes Stück zu ſehen: „Er muß auf's Land“, worin die Frömmelei zu Schanden gemacht wird; Fürſt Wittgenſtein ſogar und Miniſter von Kamptz wollten das Stück ſehen; der Prinz von Preußen hat mehreren Vorſtellungen beigewohnt und alle ſchlagenden Stellen mit Eifer beklatſchen helfen, recht ſichtbar und auffallend; man hat ihm dafür zum Dank ein Ständchen bringen wollen, worüber er jedoch etwas erſchrocken iſt und die zu ſtarke Bezeigung ſorgſam abgelehnt hat. — Es iſt ein Jammerzuſtand, in welchem wir uns befinden, wir werden zum Geſpötte der ganzen Welt!

Der König hat nach dem Schluſſe der Ausſtellung ſie nochmals beſucht und befohlen, ſie ſolle noch bis zum Schluſſe des Monats offen ſein. Der alte Schadow hat das mit dem Beiſatz: „obgleich mehrere Gemählde ſchon abgeholt ſeien“, in den Zeitungen angezeigt. Die Ausſtellung iſt alſo noch offen, aber faſt niemand geht mehr hin, und ſo vereitelt ſich auch hier wieder des Königs Abſicht.

Der Miniſter von Bülow iſt ſehr aufgebracht, daß der König dem Ungehorſam der Geſandten, die ſich weigern auf die ihnen angewieſenen Plätze zu gehen, theilweiſe nachgegeben hat, namentlich daß Herr von Küſter in München bleiben darf. Der König hat die Sache mit Luſtigkeit abgemacht und an Bülow ſpaßhafte Billette geſchrieben, z. B.: „Sie ſehen hier, lieber Bülow, ich wackele!“

und dergleichen mehr. Herr von Rochow, der ſchon nach München ernannt war und nun in Stuttgart bleiben ſoll, will den Abſchied nehmen, aber es wird damit nicht Ernſt werden!

Geſtern zum erſtenmale wieder am Freitage bei Frau von Olfers. General von Rühle, Baurath Stüler, Rauch, Konſul Schulz aus Syrien, Bildhauer Dument und ſpäter Humboldt. Ich ſprach mit Humboldt über manches; er iſt nicht mehr ſpöttiſch gegen Eichhorn, ſondern ernſt empört, ſpricht mit größter Verachtung von dem ganzen Weſen hier. Sein Buch wird erſt in ein paar Monaten fertig; nach Paris denkt er abzureiſen, ſobald das neue Opernhaus eröffnet worden.

Montag, den 25. November 1844.

Einen Aufſatz geleſen über Eichhorn's Wirkſamkeit in geiſtlichen Sachen und dem Einſender geantwortet. Ich begreife doch dieſen Eichhorn nicht, er handelt wie der ärgſte Feind des Lichts, der Feind Preußens, und alle leidenſchaftliche Selbſtſucht und alle plumpe Dummheit, die man ihm beimeſſen mag, ſcheinen immer zu wenig, um dieſe nichtswürdige Schufterei zu erklären. — Noch vor kurzem hat er mit Heftigkeit geſagt: „Ich weiche nicht, ich lebe und ſterbe als Miniſter!“ Auch dies iſt ja eine Dummheit, ein Wort — oder ein Fußtritt — des Königs, und er hört auf Miniſter zu ſein! — So oft er den Namen Wöllner hört oder lieſt, verzerrt er das Geſicht, das den ſcheuslichſten Ausdruck bekommen haben ſoll.

Heute habe ich ein Heftchen von etwa zwanzig Seiten geleſen, gedruckt als Handſchrift. Es enthält, aus dem Engliſchen überſetzt, einen Brief Gladſtone's vom September

1843 an Bunſen und des letztern ausführliche Antwort. Der Gegenſtand iſt Abeken's Schrift über das Bisthum Jeruſalem, Gladſtone hat Bedenken über einige darin aufgeſtellte Meinungen, Bunſen antwortet ausweichend, und trotz der aufgeblaſenen ſalbungsvollen Reden ſo dürftig als undeutlich. Man ſieht, die ganze Sache liegt im Dreck. Aber Bunſen legt ſeine ganze Verwirrung in dem Schreiben an den Tag, beruft ſich auf ſeinen Herrn den König und auf ſeinen Heiland, prahlt mit ſeiner Glaubensfrömmigkeit, mit ſeinen ſchwachen Kräften, ſchimpft auf die römiſche Kirche ꝛc. Nun bin ich erſt recht überzeugt, daß der Kerl ein verächtlicher Halunk iſt, eine Dreckgeburt, ohne innres Feuer, ohne Saft und Kraft, in ſeinem halbdurchſichtigen Schleim iſt er herangekrochen an Staat und Kirche, und beſudelt beide. Einmal ſagt er: „Wenn Gott in ſeinem höchſten Zorne mich in der römiſchen Kirche hätte laſſen geboren werden!“ Welcher Frevel und welche Dummheit liegt in dieſen Worten! Ein wahrer Wahnſinn! Und das Ganze iſt ein Muſter ſchwachen und verkehrten Denkens! Dennoch muß er glauben, etwas Ausgezeichnetes geleiſtet zu haben, weil er es der Halböffentlichkeit übergeben hat und Abdrücke vertheilen läßt, von denen er im voraus weiß, daß ſie auch in andre als befreundete Hände kommen. Aber dieſe Koketterie wird ihm ſchlecht bekommen, er hat zu ſehr ſeine armſeligen Blößen gezeigt! — Und ſolchen dummen, heilloſen Menſchen, wie Eichhorn und Bunſen, ſollen die edelſten und heiligſten Intereſſen des preußiſchen Staates preisgegeben werden? Unſer Aller Wohl und Weh ſoll in ihre Hände gelegt ſein? Die Schamröthe ſteigt mir dabei in die Wangen!

Dienstag, den 26. November 1844.

Polizeiverordnung wegen gänzlicher Schließung der Kaufläden an den Sonn- und Festtagen, und wegen Verbots öffentlicher Bälle an den Vorabenden. Man giebt sich das Ansehn, als erfülle man den Wunsch der Kaufleute selbst, der indeß durch Schikane ihnen abgedrängt ist; nämlich, es bestand das Verbot, in keinem Falle, wenn auch die Läden offen, dürften an den sogenannten Schaufenstern Sonn- und Festtags die Waaren ausgestellt werden, diese jedoch wegzuräumen und nach dem Sonntage wieder einzuordnen wurde zur unerträglichen Beschwer, und da zogen allerdings viele Kaufleute vor, die Läden geschlossen zu halten. Elende Quälereien, wie wir sie vor der Revolution in Frankreich zu tausenden vorkommen sehen, und die Namen, die daran haften — wenn sie nicht vergessen sind — sind gebrandmarkt. Obige Verordnung hat Herr von Puttkammer unterschrieben, aber dieser Name deckt die von Eichhorn, Thile, Stolberg, und wer weiß von wem noch!

Die katholische Geistlichkeit ist in ganz Europa regsamer und thätiger als je, sie versäumt keinen geringsten Vortheil, und handelt gemeinsam und einverstanden. In Preußen geht sie noch vorsichtig zu Werke, gewinnt aber täglich Boden, seit ihr der jetzige König alle Beschränkungen abgeschafft, alle Thätigkeit freigegeben hat. Mit großer Besorgniß sieht man ihr weiteres Umsichgreifen, das zuletzt denn doch dahin führen wird, daß ihm Einhalt gethan werden muß, entweder durch die Regierung, oder ohne dieselbe durch Volksbewegung. Die Thorheit und der Unverstand siegen nicht, aber sie haben es in der Macht, Kräfte zu wecken, die man lieber ruhen sähe! — Es ist, als ob Mephistopheles selbst in unsern Sachen säße, und sie anordnete und leitete zu seinem Spaß!

Freitag, den 29. November 1844.

Geſtern Mittags kam Bettina von Arnim; wir ſprachen über den Verein zur Erleichterung der Arbeiternoth, über den Schwanenorden ꝛc. Frau von S. ſagte ſalbungsvoll, Armuth müſſe ſein, Gott habe ſie eingeſetzt, er werde wiſſen zu welchem Zwecke! Bettina erwiederte ihr mit Empörung, habe Gott die Armuth eingeſetzt, nun ſo habe er auch die Revolution eingeſetzt, die Guillotine, und darein müſſe man dann eben ſo fromm ſich fügen! Der Miniſter von Savigny ſpricht heftig über die Frechheit und den Unverſtand, die eine Ausſtellung des Bildes „die armen Weber“ in dieſer Zeit veranlaßt und geſtattet haben.

Spottbild auf die Könige von Preußen und Baiern, zwei Eckenſteher Lude und Friede.

Sonntag, den 1. Dezember 1844.

Geſtern brachte die „Voſſiſche Zeitung“ einen heftigen Artikel gegen den Biſchof Arnoldi, gegen die ſchändliche Abgötterei mit dem heiligen Rock, und zum Lobe Ronge's; wichtig und merkwürdig.

Die Vereine für das Wohl der arbeitenden Klaſſen ſind hier in voller Thätigkeit, und erwachen überall in den Provinzen. Eine Vorſchule für politiſche Klubs! In Einem Augenblick iſt die Umwandlung fertig! Die Regierung handelt unbeſonnen, und wird in keinem Falle von der Sache Vortheil haben; ob die Weber? ich zweifle; die politiſche Entwicklung? die gewiß!

Man iſt beſorgt wegen heimlichen Treibens der Jeſuiten; die Neigung zur katholiſchen Kirche wächſt überall; am Hofe hier iſt man den katholiſchen Eiferern entſchieden günſtig; man meint, der Miniſter von Thile werde

katholiſch werden; viele Fromme hier bekennen ſich als Puſeyiten, die Sache hat ein modiſches Anſehn, iſt engliſch, noch nicht gemein ꝛc. Von Herrn von Radowitz hört man gar nichts, aber unthätig iſt er gewiß nicht, er verhehlt ſeinen katholiſchen Eifer keineswegs, und gewiß am wenigſten in ſeinen Briefen an den König. — Der König fährt auf vier Tage nach Quedlinburg zur Jagd, wohin der König von Hannover auch kommt!

Mittwoch, den 4. Dezember 1844.

Ein großer Theil von Berlin iſt lebhaft mit der am 7. ſtatthabenden Eröffnung des neuen Opernhauſes beſchäftigt; man ſagt, der König habe den Plan der neuen Oper „Ein Feldlager in Schleſien" gemacht, zum Theil auch den Text ſelber ausgearbeitet, Rellſtab habe nur ergänzt und geholfen.

Hier beginnen alle koſtbaren Winterfreuden wie ſonſt, glänzende Feſte, Tanz, Muſik, Ueppigkeit der Gaſtmahle, ſorglos und lächelnd geht alles ſeinen Gang; der König iſt vier Tage auf der Jagd; und inzwiſchen leiden die Weber, die verurtheilten werden gepeitſcht und eingeſperrt, die Armen frieren und hungern, und die Vereine halten ihre zum Theil ſchon ſtürmiſchen Berathungen! Das iſt der chriſtlich-germaniſche Staat!

Es ſpricht ſich ſchon herum, daß die Vereine gefährliche Schulen ſind, in denen ſich die Leute an öffentliche Verhandlungen gewöhnen, daß ſie, wenn der Wind einmal umſetzt, plötzlich in politiſche Klubs umſchlagen können, daß die Regierung dadurch, daß ſie das Publikum auf ſolche Weiſe zu Hülfe ruft, ſich ſelbſt gleichſam bankrott erklärt!

Donnerstag, den 5. Dezember 1844.

Die „Vossische Zeitung“ ist heute wieder ganz tapfer wider die vom Minister Eichhorn den Synoden mitgetheilten Vorschläge. Ich bewundere diese Aufsätze, weil sie in so maßvoller Haltung doch so kühn und stark ihre freisinnige Meinung aussprechen. Der Minister Eichhorn will zwar in einem eignen Erlasse die Versicherung geben, die Vorschläge seien nicht die seinigen, sie rührten von den Landsynoden her, und er enthalte sich alles Urtheils, allein jederman erkennt, daß dies nur eine neue Lüge und Heuchelei ist! Wäre etwas in den Vorschlägen, das ihm nicht genehm wäre, so hätte er es ausgeschieden, und dann gewiß mit heuchlerischen Worten großgethan, wie er für seine Pflicht erachtet ꝛc. Auch giebt er nirgends an, wo und mit welcher Stimmenmehrheit — oder wohl gar mit Stimmenminderheit — die einzelnen Vorschläge gemacht worden, alles wird als gleichberechtigt angeführt, ausgenommen wo von der verhaßten Lehrfreiheit die Rede ist, da wird — das einzigemal — sorgfältig erwähnt, einige wenige Stimmen seien dafür gewesen! Der Lügner und Dreher! In früheren Jahren, wo ich mich über Villèle's schamlose Nichtswürdigkeiten ärgerte, hätte ich damals gedacht, daß ich einen solchen noch hier erleben würde! — Uebrigens hat Eichhorn doch wieder eine harte Niederlage erlitten, er hatte seine Vorschläge durch das Staatsministerium an die Synode bringen wollen, aber kein andrer Minister wollte dabei mitwirken, sie sagten ihm, er solle es für sich allein thun; sogar Savigny, da er die Stimmung sah, ließ seinen Freund feigerweise im Stich.

Der Kampf wider die Seehandlung geht in den Zeitungen lebhaft fort; der Stadtrath Risch giebt sich keineswegs und dem Minister Rother wird scharf zugesetzt.

Sonnabend, den 7. Dezember 1844.

Die „Euterpe“ des Herodotos wiedergelesen, wegen Pückler's „Aegypten“. Die Schilderungskunst des Fürsten zeigt sich wieder in ganzer Größe; manche Vorstellungen, und zwar solche, die den ganzen Gegenstand in seiner wichtigsten Bedeutung klar machen, giebt nur er mir, kein andrer Reisebeschreiber. — Im Horaz gelesen, und in Rahel's Papieren.

Endlich habe ich von der Königlichen Bibliothek heute empfangen: „Diaries and correspondence of James Harris, first earl of Malmesbury“ (London 1844, 1. und 2. Bd.). Ich habe sogleich zu lesen angefangen. Ueber Berlin und Friedrich den Großen berichtet der englische Diplomat sehr einseitig und schief, er läßt sich vieles Gehässige aufbinden. Da ist Mirabeau, der in einer spätern Zeit kam, doch ein ganz andrer Mann. Auch er hat nicht viel Schönes zu berichten, aber welchen Umblick zeigt er, welchen Scharfsinn, welch richtiges Urtheil! Die ganze Misère der Depeschen wird mir wieder recht deutlich, was für elende Nachrichten geben diese in den meisten Fällen! Und jede Lüge, jede Albernheit, jeder Irrthum ist durch das Geheimniß gedeckt. Lord Malmesbury ist dabei noch einer der geschicktesten und ehrbarsten Männer vom Fach. Wehe dem, der aus Depeschen vorzugsweise die Geschichte schöpfen will!

Dienstag, den 10. Dezember 1844.

Diese Tage angestrengt in Malmesbury's „Diaries and correspondence“ gelesen; einer der ersten Diplomaten Englands ist der Mann gewiß, und sein Eifer, seine Haltung, seine Thätigkeit sind musterhaft; er ist wie Pitt ganz

Engländer, und wie Pitt eine in größter Vollkommenheit ausgearbeitete Parlamentsmaſchine war, die das für England Nöthigſte am beſten lieferte, ſo war Malmesbury die ſorgfältigſte und richtigſte Geſandtſchaftsmaſchine, die der Staat auswärts aufſtellte und arbeiten ließ. Ich liebe nicht dieſe Naturen, die in ihrer Nationalität rein aufgehen, ich liebe diejenigen, welche ganz ihre Nation ſind, und noch etwas drüber, — aber ich verkenne nicht, daß jene ſchätzenswerth und brauchbar ſind, und höchſt wichtig für ihr Vaterland. Bei Malmesbury iſt doch ſo viel Leben, Wärme und Spannung, daß ich mich ungemein angezogen fühle, und das Buch ungern aus der Hand lege. Einen Aufſatz darüber für die „Allgemeine Zeitung“ geſchrieben.

Geſtern Nachmittags Bettina von Arnim, mit vielen Erzählungen, Briefſchaften; die Sache eines armen Studenten hat ſie bei Humboldt nachdrücklich angebracht; drei, vier Anliegen ſolcher Art ſind auch auf gutem Wege; ſie iſt unermüdet thätig, und wenn ſie einen guten Zweck im Auge hat, achtet ſie nicht Zeit noch Arbeit, nicht Gänge noch Anſprachen; die größten Briefe, meiſt des ſchönſten Inhalts und der graziöſeſten Abfaſſung, verſchwendet ſie in ſolchen Angelegenheiten. So tapfer als edel! Ich muß ſie darob preiſen!

Unſre Vereine, Zentral- und Lokalverein, halten keine Verſammlungen; es iſt kein Stoff vorbereitet, der Eifer iſt ſchon lau, die Behörden wirken insgeheim entgegen, warnen ꝛc. — Auch iſt es zu kalt. Aber die troſtloſen Armen, wie leiden die von der Kälte! — Die vornehme Welt prunkt und tanzt in ihren überheißen Sälen, und freut ſich ihrer Ueppigkeit wie immer. Des Königs glänzende Verſchwendung auf der letzten Jagdreiſe hat einen üblen Eindruck gemacht. Auch der Theaterprunk wird von der

untern Volksklaſſe ſcharf getadelt, — „könnten wir uns nur wärmen, hätten wir nur zu eſſen", heißt es.

Der König hat vom Anfange ſeiner Regierung ein entſchiednes Hinneigen zu England gezeigt, und daß er ſeinen Liebling Bunſen dorthin geſetzt, iſt bedeutend genug. Aber mit dem politiſchen Anſchließen will es doch nicht glücken. Die kirchliche Gemeinſchaft iſt verfehlt und verdorben, in den Handelsſachen iſt ſogar Feindliches eingetreten, und der König vermag darin nichts zu ändern. Ueberdies hat er den Verdruß, daß den Engländern — der Königin, den Miniſtern, dem ganzen Volke — der König der Franzoſen wichtiger iſt, als der König von Preußen! — Wir haben eigentlich jetzt kein feſtes politiſches Verhältniß, die alte Freundſchaft mit Rußland und Oeſterreich liegt noch ſo zum Scheine da, hat aber im Grunde wenig Geltung mehr, und wenn der Fürſt von Metternich einmal abgeht, ſo wird auch der Schein aufhören.

Mittwoch, den 11. Dezember 1844.

Man behauptet, an dem Operntexte „Ein Feldlager in Schleſien" habe der König ſelber das Meiſte gethan, die Sachen angegeben, die Verſe geändert, viele ſelbſt gemacht, beinahe zwei Monate ſoll er ſich damit beſchäftigt haben. Auch Tieck hat mitarbeiten müſſen, und beſonders Raupach. Alle Stimmen vereinigen ſich, das Machwerk langweilig und gering zu finden.

Der König ſagte neulich in Betreff der Friedensklaſſe des Ordens pour le mérite, man habe gemeint, er habe durch Ernennung Oehlenſchläger's und Manzoni's die Statuten gebrochen; das ſei aber nicht der Fall, nur für die inländiſchen Mitglieder ſolle Wahl ſtattfinden, und auch

dann brauche er sich an diese nicht zu binden. Die ganze Stiftung soll ihm schon langweilig und leid sein.

Ueber den heiligen Rock zu Trier kommen noch immer scharfe Artikel in den Zeitungen vor. Die katholische Geistlichkeit bietet alles auf, diese Artikel als Angriffe gegen die Kirche, als Bruch des Friedens gelten zu machen, und den weltlichen Arm dagegen aufzurufen. Johannes Ronge soll des Priesteramtes entsetzt und exkommunizirt worden sein. Die Protestanten klagen, daß die katholische Geistlichkeit in Preußen nie eine solche Gunst und Einwirkung gehabt wie jetzt, nie habe man ihrem Treiben so freie Hand gelassen; man fragt, ob die Königin etwa noch heimlich katholisch sei, ob der König es werden wolle? Die Herstellung der Apostel- und Marientage deuten die Leute auch als Annäherung zum Katholizismus; man hofft, die Sache werde nicht durchgesetzt werden, am Hof aber soll man dafür sein. Mit dem Schwanenorden auch, sagt man, sei nichts weiter bewirkt worden, als daß die Königin das Bild der Jungfrau Maria vor der Brust trägt, und das sei am Ende auch der einzige Zweck gewesen!

Donnerstag, den 12. Dezember 1844.

Nachmittags Besuch vom Fürsten von Carolath. Er ist seines Amtes als Landtagsmarschall in Schlesien auf sein Ansuchen entbunden; er meint, der neue Landtag werde sehr stürmisch werden, die ganze Provinz sei in stiller Aufregung.

Der König ist jetzt sehr aufgeweckt und munter, sagt man, die Königin aber stets übler Laune, wechselt in ihren Vorsätzen, Urtheilen ohne sichtbaren Grund, läßt die Leute warten, — auch die Pferde, die nicht immer so geduldig

ſind, wie die Menſchen, vor ein paar Tagen gingen ſie mit ihr und dem Könige durch, in der Wilhelmsſtraße, ſie hatten anderthalb Stunden in der Kälte ſtillgeſtanden, ein Vorreiter hielt ſie noch glücklich auf. Neulich wollte der König Abends, anſtatt gleich nach Charlottenburg zu fahren, noch erſt in's Theater und ſagte es der Königin, die aber nicht Luſt hatte und einwandte, ſie hätten das Stück „Er muß auf's Land" ja ſchon geſehen; aber der König blieb dabei, und die Königin ging ſich anzukleiden. Die Hofdamen, ſchon in Pelze gehüllt für die Fahrt nach Charlottenburg, erfahren mit Schrecken, daß es in's Theater geht, und eilen ſich dafür anzuziehen. Die Königin macht ſehr lange, der König erinnert mehrmals, endlich ſtampft er mit dem Fuße und ruft unwillig zur Königin hinein, es ſei die höchſte Zeit, die Königin antwortet, ſie werde bald fertig ſein, aber es dauert noch ſehr lange. Als ſie endlich heraustritt, ſagt der König, das halbe Stück ſei vorbei, der Reſt nicht der Mühe werth. Und ſo geht es denn ſtatt in's Theater nach Charlottenburg.

Der König las auf dem Theaterzettel von „Er muß auf's Land" die Angabe: „Die Handlung iſt in Wien", und machte darüber gegen Herrn von Küſtner die ſcherzende Bemerkung: „Warum in Wien? Dorthin paßt das nicht, hier in Berlin müßt' es heißen!" Herr von Küſtner ſah das als einen Befehl an, und ließ auf den Zettel, anſtatt in Wien, „in Berlin" ſetzen. Pitt-Arnim erzählt es, und die Sache muß leicht nachzuſehen ſein.

Sonnabend, den 14. Dezember 1844.

Heute früh las man an den Straßenecken unerwartet einen gedruckten Anſchlag, die als gewöhnliche gerichtliche

Warnung abgefaßte Anzeige, daß der gewesene Bürgermeiſter Tſchech wegen ſeines Schuſſes auf den König, nachdem die Strafe des Räderns für ihn in die des Beiles gemildert worden, heute in Spandau dieſe Strafe erlitten habe. Die Ueberraſchung der Leute war ungeheuer, man hatte die Sache bisher für unmöglich gehalten; die Schnelligkeit und Heimlichkeit, mit der die Hinrichtung betrieben worden, macht den übelſten Eindruck, ſelbſt bei ſolchen Leuten, die der Hinrichtung beiſtimmen. Allein die Mehrzahl thut letzteres keineswegs, man iſt erſchrocken, daß der König nicht Gnade geübt, daß er ſich nicht auf gleiche Höhe mit König Louis Philippe und Königin Victoria geſtellt, man findet es häßlich für ihn, häßlich für Preußen, man nennt ihn jetzt blutbefleckt, man bedauert ihn! — Der König iſt auf vier Tage nach Potsdam gegangen, um dem traurigen Vorgang fern zu ſein, und nicht den armen Sünder dicht vor dem Charlottenburger Schloſſe vorbeiführen zu ſehen. — Tſchech wurde geſtern mit dem Beſchluſſe bekannt gemacht, daß er ſterben ſolle, und man ließ ſeine Tochter zu ihm. Es heißt — aber die Wenigſten glauben es — er ſei aufgefordert worden, um Gnade zu bitten, und dann würde ſie ihm gewährt worden ſein, er aber habe durchaus nicht gewollt. Vor Tages Anbruch wurde er in einen Wagen geſetzt und nach Spandau abgeführt. Milchbauern begegneten dem Zuge, der nur klein war, nur von ein paar Gendarmen begleitet. Um halb acht, ehe es noch recht hell war, beſtieg Tſchech das Schafott, muthig und feſt, entkleidete ſich allein, erhob den Arm gen Himmel und rief einige Worte, die aber nicht verſtanden wurden, legte dann ſelbſt den Kopf auf den Block und erwartete den Todesſtreich. Dies hab' ich von einem Augenzeugen. Nur wenige Zuſchauer waren zugegen, die Handlung hatte

auch dort alle Welt überrascht. Die Minister, Gerichtsleute, Höflinge, Schmeichler, triumphiren über die gute Bewahrung des Geheimnisses, über die gelungene Ueberraschung. Das Volk ist weit entfernt sie zu rühmen, der rohere Theil sieht sich um ein Schauspiel betrogen, auf das er ein Recht zu haben glaubt, die Klügeren lachen höhnisch ob der Furcht und Angst, die zur Heimlichkeit ihre Zuflucht genommen. Ich selbst hörte einen Bedienten sagen: „Das ist ja Feigheit, das kommt auf die spanischen Geschichten.“ Zwar hört man in den Gruppen vor den Maueranschlägen auch Leute, die da rufen: „Das ist recht!“ allein man hat bemerkt, daß ein und derselbe Kerl vor drei, vier Anschlägen stehen blieb, als läse er die Sache zum erstenmal, und stets mit Heftigkeit jene Aeußerung wiederholte, auch blickten sich die Leute scheu um, sie witterten Polizei. Was zu dieser und zum Hofe gehört, affektirt die größte Befriedigung; rief doch der junge Graf von * auf der Treppe mein Hausmädchen Mine an, ob sie schon wisse? ... und jubelte, als sei ihm schon zu Weihnachten beschert worden! Der Vater denkt unstreitig eben so, der Prinz von Preußen gleichfalls, er, der in Homburg gleich für unmöglich hielt, daß der Verbrecher den Tod erlitte, soll jetzt am nachdrücklichsten dazu getrieben haben.

Auf die Feier der Einweihung des Opernhauses, auf die Hoffeste, auf all den Prunk des Winterlebens fällt wie ein düstrer, blutiger Schimmer! Die Leute fragen, wie muß dem Könige zu Muthe sein? wie der Königin? diesen frommen, diesen christlichen Personen! Die ausgepeitschten Weber in Schlesien, der hingerichtete Tschech, das dünken schlimme Zeiten, nicht übereinstimmend mit den Aussichten, welchen man sich bei der Huldigung so gern hingab. Man erwartet mehr und mehr Schlimmes.

Gegen Abend kam Bettina von Arnim, sie hatte den Tag in Schmerz, Thränen, Unwillen hingebracht. „Wie konnte sich der König so beflecken!“ rief sie, und war außer sich. Sie hatte noch eine persönliche Empörung heute erfahren, von der sie heftig ergriffen war. Ihr Schwager Savigny kam aus dem Staatsrath, zu welchem der König aus Potsdam herübergekommen war, und ließ sich bei ihr anmelden, ein ungewöhnlicher, auffallender Besuch! Ganz munter und freundlich sagte er ihr, der König habe ihm an sie einen Auftrag gegeben. — „Nun, so laß hören!“ — Der König hat mir gesagt: „Sagen Sie doch Ihrer Schwägerin Bettina, sie möchte nicht in der Stadt ausbreiten, daß ich die neuliche Oper gemacht habe, mir sei das sehr unangenehm.“ Das ist mein Auftrag. — „So? das ist dein Auftrag? Das ist ja zum Todtlachen!“ — Nun, ich finde es ernst genug! — „Ernst genug? und warst doch so lustig dabei? Ich versichre dich, mir ist es für mich nur Spaß, aber für den König kann es Ernst werden. Ich will ihm schreiben.“ — Das thu' ja nicht! Schreibe lieber an Humboldt! Und was willst du denn schreiben? Zeig' es mir vorher! — „Nichts da! Was ich dem Könige sagen will, sag' ich ihm auf eigne Hand.“ — Bettina brachte mir den Entwurf ihres Schreibens; keine Rechtfertigung, nur Empörung über die schlechte Anklage, Gekränktheit, die sich über sich selbst erhebt, edle Andeutungen aller Unzufriedenheit, die in ihr gegen den König ist. Ein Meisterstück; ich rieth ihr doch zu einigen Aenderungen, zu mildernden Zusätzen, die sie auch genehmigte. Die Antwort erhebt sich aus dem kleinen Gebiete der Klatscherei, zu dem der König herabgestiegen, zu dem höchsten Gebiete des Regierungswesens, und wenn der König den Brief empfängt, wird er sich doch wundern.

Ich hörte folgende Worte: „Man hätte es wiſſen können, daß der König den Tſchech nicht begnadigen wird; denn auf ſeiner Bahn gingen bisher noch alle Schritte vorwärts, vorwärts zum Unheil, keiner noch zurück!“

Es läuft ein furchtbares Spottgedicht umher, worin die Gegenſtände aufgezählt werden, für welche der König die Staatsgelder verwendet, das Bisthum Jeruſalem iſt dabei nicht vergeſſen, der Dombau, die andern Bauten, das Ankaufen aller und jeder alten Sachen, der Hofprunk, die Jagd, die unverhältnißmäßigen und vergeudeten Jahrgelder ꝛc. Nur — wird hinzugefügt — für Maitreſſen gäbe er nichts aus, und das habe ſeinen guten Grund!

Von Prutz iſt ein ſatiriſches Drama „Die politiſche Wochenſtube“ erſchienen, wo unſer neuſtes Berliner Weſen unbarmherzig gegeißelt wird, Schelling, Tieck ꝛc., Schwanenorden ꝛc.

Sonntag, den 15. Dezember 1844.

Herr Milnes kam, und blieb an die zwei Stunden; Nachrichten von meinen theuren Wynn's. — Herr Milnes machte mir eine prächtige Schilderung von O'Connell; dieſer bezaubere die Menſchen, ſagt er, durch ein dämoniſches Uebergewicht, er wirke wie magnetiſch auf die Gemüther, ſeine Gegenwart mache alles umher gleichſam elektriſch, und ſein Blick und Wort rufe Spannung und Funken hervor.

Mannigfache Nachrichten über Tſchech; der üble Eindruck äußert ſich auf vielen Seiten. Leute aus dem Volke ſagen, von dem Könige, der ſo fromm ſein wolle, hätten ſie das nicht gedacht, die fromme Königin hätte das nicht leiden ſollen. — Ich ſage, nun, durch die Hinrichtung, habe der Schuß von Tſchech den König erſt recht getroffen!

— Die Heimlichkeit und Beſchleunigung der Hinrichtung mißfällt allgemein. — In den Gruppen, die den Maueranſchlag laſen, zeigten ſich zuweilen offenbar Gendarmen, und dann ſchwieg das Volk, aber dieſes ſtumme Leſen und dann eben ſo ſtumme Weggehen hatte etwas Beklemmendes.

Die Aufſicht auf die Preſſe iſt ſehr verſtärkt, man unterſucht die Buchhändlerpäcke, die auf der Eiſenbahn von Leipzig ankommen. Aber die Zahl der gegen Preußen gerichteten Schriften mehrt ſich nur immer, und man kann nicht alle Wege ſperren. Dabei wird es immer unmöglicher, für die Regierung zu ſchreiben. Die „Staatszeitung" wird täglich leerer, erbärmlicher, die herberufenen Heuchler erweiſen ſich ohnmächtig. — Eine wahre Auflöſung herrſcht in der Verwaltung, die Beamten wiſſen nicht mehr, wie ſie es recht machen ſollen. Die größte Verwirrung herrſcht in den Angelegenheiten, denen der „elende" Eichhorn vorſteht.

Dienstag, den 17. Dezember 1844.

Der Graf von Kleiſt beſuchte mich, brachte mir einen Brief von Ladislaus Pyrker, erzählte mir ſeine Unterredungen mit dem Prinzen von Preußen, mit dem General von Thile, und manches Beißende aus dem Hofkreiſe. König und Königin waren geſtern nicht auf dem glänzenden Ball bei Graf von Redern, aber ſonſt der ganze Hof. Der König hat das Bedürfniß der Zerſtreuung mehr als je, ſeine Arbeit im Kabinet iſt ihm läſtig, er will immer mit Menſchen zu thun haben, mit vielen Menſchen, und ſo iſt er auch im Geſpräch zerſtreut, abſpringend, tonwechſelnd ꝛc. — Beſuch von Bettina von Arnim. Sie lieſt

mir die letzte Faſſung ihres ſchon an den König abgegangenen Briefes vor. Ich fürchte, es wird zwiſchen ihr und dem Könige zum offnen Bruch kommen, das bisherige zarte Verhältniß hat ſchon aufgehört.

„Die politiſche Wochenſtube, Ariſtophaniſche Komödie von Prutz", geleſen. Es ſind die furchtbarſten Angriffe auf Tieck, Schelling, auf Preußen und auf den König ſelbſt darin. Sehr treffende Stellen, ſehr gelungene, zum Beiſpiel die Lieder „Nach Jeruſalem!" und „Ach daß der Schwanenorden nicht fertig iſt geworden!" Beſonders aber der Marſch: „Immer langſam voran! Immer langſam voran! Daß der preußiſche Fortſchritt nachkommen kann!"

Neues Liederbuch aus der Schweiz: „Verbotene Lieder. Von einem norddeutſchen Poeten" (Bern, Jenni, 1844). Lauter Feindlichkeiten gegen den König! „Beleidige den Dichter nicht!" warnt Heine. Daß die Menge dieſer Erſcheinungen, und die ſtets wiederholten Angriffe, im Allgemeinen auf die Volksſtimmung einwirken, iſt keine Frage.

Pater Henricus Goßler iſt hier angekommen und wird in der katholiſchen Kirche predigen.

Mittwoch, den 18. Dezember 1844.

Beſuch von Herrn von Gemmingen. Ueber Welcker's Antrag in der badiſchen Kammer zur Unterſuchung der Wiener Beſchlüſſe von 1834. Ich erkläre dieſe Beſchlüſſe für abſcheulich, meine aber, daß Welcker ſie beſſer ruhen ließe, denn es wären erſprießlichere Sachen zu thun; der Freiſinn iſt in Baden kaum zu Athem gekommen, er ſollte ihn nicht gleich verſchreien, ſondern erſt mehr Luft gewinnen.

Vom Hofe her beſchützt man den Rock in Trier; den Zenſoren iſt vorgeſchrieben, in den Zeitungen keine Angriffe mehr durchzulaſſen, jetzt, nachdem die ſtärkſten geſchehen ſind! Das Volk verſpottet die Pfafferei mit Luſt, auf einem Maskenfeſt in der ſogenannten Friedrichshalle erſchien auch eine Maske in einem alten Hemde mit der Ueberſchrift „Heiliger Rock", die Polizei unterdrückte den Spaß, aber eine Weile hatte er ſchon gedauert.

In Malmesbury, Milnes und Miß Berry geleſen. — Ich wollte aus Malmesbury Auszüge machen, geb' es aber wieder auf, der Augen wegen. Der ſtolze Engländer, ſo redlich, ſo edel, muß doch ſuchen den Fürſten Potemkin zu beſtechen, und da der zu theuer iſt, ſo beſticht er deſſen Sekretair!

In einem fremden Blatte ſtand, das neue Opernhaus ſei ſchön, aber es mache den Eindruck eines Saales für den Hof, nicht für ein Publikum. Ich höre, der Baumeiſter Langhans hat ſelber davon gerühmt, es könne ein ſchöneres Opernhaus vorhanden ſein, aber gewiß keines, das ariſtokratiſcher wäre. Immerhin, doch muß man's wiſſen.

Bildniſſe von Ronge werden hier auf dem Weihnachtsmarkte verkauft. Ronge empfängt Adreſſen, ſilberne Becher ꝛc. von allen Seiten.

Jeſuitenunruhen in Luzern. Die Liberalen geſchlagen! Die Mißſtimmung über die Hinrichtung Tſchech's erſcheint im Volke ſtets entſchiedner und allgemeiner. Der König und die Königin haben die übelſte Nachrede davon! — Tſchech's Tochter war frühmorgens vor der Hinrichtung beim Vater und verzögerte durch ihr Bitten ſeine Abführung um eine halbe Stunde. Sie wußte, weßhalb

ſie gerufen war, und hatte ſich ſchwarz angezogen. Uebrigens waren Vater und Tochter ſehr ſtandhaft.

Freitag, den 20. Dezember 1844.

Ball bei *.— Der Graf Hermann von Lottum ſetzte ſich zu mir, und ſprach unbefangen die ſtärkſte Mißbilligung der Hinrichtung Tſchech's aus, verſicherte, daß alle Menſchen ſie dem Könige verdächten, eine kleine Schaar von augendieneriſchen oder blutdürſtigen Leuten ausgenommen, es ſei eine allgemeine Stimmung darüber im Volke; die Sache beflecke die Regierung des Königs, mache die Frömmigkeit deſſelben verdächtig, bereite ihm Vorwürfe und Gewiſſensbiſſe, die ihn nur tiefer in den Pietismus ſtürzen würden, der König habe geſagt, begnadigen wolle er den Tſchech nicht, aber er wolle für ihn beten!!

Den Konvertiten Pater Henricus Geßler hat man doch hier nicht wollen predigen laſſen, man fürchtete zu ſtarkes Aergerniß. Die Zeitungen melden, er ſei abgereiſt in ſein Kloſter zurück.

Tſchech's Tochter iſt von einer Frau und einem Polizeimann begleitet in einem Wagen man weiß nicht wohin von hier abgeführt worden. — Graf von Lottum ſagte mir, der Präſident von K. iſt ſei ein blutdürſtiger Menſch, das ſei ja bekannt, auch habe Tſchech bis zuletzt den tiefſten Widerwillen gegen ihn bezeigt, und noch zuletzt geſagt, jedes ſeiner Worte ſei wie Eis für ihn geweſen; vielleicht würde die Beſtellung abſeiten des Königs und der Königin, daß ſie ihm verziehen hätten, aus andrem Munde ihm lieb geweſen ſein, ihn erwärmt haben, aus Kleiſt's Munde hätte ſie ihn nur eiſig berührt.

Sonntag, den 22. Dezember 1844.

Nachträgliche Mittheilungen über Tschech. Als er unerschrocken auf dem Schafott erschien, nahm ein Berliner, der dicht daran stand, die Zigarre aus dem Mund und rief: „Bravo Tschech!“ Dieser blickte freundlich hinab, nickte und sagte: „Ich danke Ihnen!“ Als Tschech reden wollte, wurden die Trommeln gerührt. — Tschech's Aeußerungen, als ihm sein Urtheil vorgelesen worden, und namentlich sein Verlangen, den König zu sprechen, machten solchen Eindruck auf die Richter, daß sie sogleich einen Bericht an den Justizminister Uhden erstatteten und dieser in der Nacht mit einem Extrazuge nach Potsdam fuhr, den König sprach und ihm die Lage der Sachen vortrug, der König aber antwortete, er finde sich nicht veranlaßt, eine Aenderung eintreten zu lassen. — Man sagt, die Härte und Kälte des Präsidenten von Kleist sei hauptsächlich schuld, daß Tschech nicht um Gnade habe bitten können, dieser habe bitter geklagt über den Unmenschen, der nicht sein Richter, sondern im voraus sein Henker gewesen. Kleist ist nach Schlesien auf Urlaub gegangen, ihm war elend zu Muthe, so sagen Alle, die ihn gesehen! — Tschech's Tochter ist nach Lippstadt gebracht, in eine Anstalt. Es ist gesetzliche Vorschrift, daß die Kinder von Hochverräthern unter Aufsicht stehen und auf Kosten des Staats unterhalten werden.

Dienstag, den 24. Dezember 1844.

Durch das Weihnachtsfest ging eine düstere Stimmung. Die Hinrichtung Tschech's liegt den Leuten im Sinne, sie wird allgemein mißbilligt und man blickt mit Besorgniß in die Zukunft. Man tanzt, hört Musik, sieht Schauspiele,

das geht ſeinen Gang, aber die Unruhe und Unzufriedenheit geht mit, ſie läßt ſich nicht wegläugnen.

Großer Haß gegen den Präſidenten von Kleiſt giebt ſich kund. Man ſagt laut, daß er blutdürſtig ſei. Man rühmt den alten Kamptz, wie ſogar der noch menſchlicher fühle und denke, als dieſer Kleiſt.

Schelling lieſt bei Eichhorn's aus Schiller's Gedichten vor, ſpricht gegen die jungen Freidenker, rühmt den Proteſtantismus, wie er in München den Katholizismus rühmte.

Die Königin fragte neulich den Finanzminiſter Flottwell nach ſeiner Familie; als er unter andern erwähnte, eine ſeiner Töchter ſei mit dem jungen Hegel verheirathet, fuhr die Königin ſchaudernd zurück, und fragte ängſtlich: „Doch kein Hegelianer?“ Flottwell erwiederte, derſelbe ſei kein Philoſoph, aber er hoffe ein guter Sohn und ehre den Vater nach Gebühr. — Was hat man der Königin eingeredet! Alles Schlechte hat man auf den Namen Hegel gehäuft.

Freitag, den 27. Dezember 1844.

Am Donnerstage kam Profeſſor Preuß, und bald auch Fürſt Paul von Lieven, der den beſten Eindruck macht und höchſt freiſinnig die Nothwendigkeit einer Konſtitution für Preußen nachweiſt, er ſieht ſie als unvermeidlich an, möge nun der König ſie geben, oder das Volk ſie nehmen. Lieven iſt eben in Dorpat Magiſter geworden, was ihm in Rußland einen Rang giebt, den er als Fürſt nicht hat; wir ſcherzen darüber, daß es ihm nun nicht mehr fehlen könne! — Herr Milnes war lange bei mir, und wir führten ernſte Geſpräche über engliſche Staatsmänner, Partheien ꝛc. Daß Canning's, Pitt's, Byron's Ruhm ſo

gesunken, mach' ich den Engländern zum Vorwurf; daß sie gegen das Ausland gerechter werden, ist gut, aber schlimm wäre es, wenn sie das Ausländische allgemein vorzögen! In einigen Beziehungen geschieht es schon, aber hauptsächlich aus dem Antriebe, die unbequemen inländischen Talente dadurch niederzuhalten.

Heute Herr von Gemmingen, später Humboldt, der meinen Brief noch nicht hatte, aber morgen nach Paris abreist, und Abschied nehmen wollte. Er spricht mit empörter Traurigkeit über Tschech's Hinrichtung, rühmt den Brief Bettinens an den König, Bettinens Gesinnung und Thätigkeit. Empfiehlt mir seinen „Kosmos", ermahnt mich, den Minister von Bülow oft zu besuchen ꝛc. Er sieht besser aus als seit langer Zeit, und ich glaube nun, er kann noch lange leben, wiewohl er seinen Tod nahe glaubt und nur wünscht, vorher noch den „Kosmos" zu beendigen. Aber eben das, der ist noch nicht beendigt, und wird es noch lange nicht sein!

Montag, den 30. Dezember 1844.

Milnes erzählt mir von Bunsen, daß er in London wie ein Freidenker spreche, der englischen Kirche als ein Rationalist gelte, für Preußen Konstitution wolle ꝛc. Ich erwiedere, der Bunsen, den er schildere, und der, den man hier kenne, seien zwei verschiedene Personen; aber am Ende seien doch beide nur eine, wenn es ihm hier nicht Ernst sei, sei es ihm auch dort keiner, es sei doch immer Heuchelei, hier frömmelnde, dort freisinnige!

Den Hofprediger Strauß ging auf Helgoland ein Prediger mit großen Lobsprüchen an, wegen des „Lebens Jesu", das er von ihm geschrieben glaubte, und betheuerte, er

denke ganz wie der Verfaſſer dieſes Buches, dürfe es aber nicht laut ſagen ꝛc. Der Mann wußte nur von Einem Strauß!

Von Freiligrath's „Glaubensbekenntniß" ſind wirklich, verſichert Reimer, achttauſend Abdrücke verkauft worden, und die meiſten in unſren Gegenden.

In den „Grenzboten" 1845, Nr. 1, ſteht ein klarer, verſtändiger Aufſatz über die Provinzialſtände in Preußen, und wird gezeigt, daß es mit dieſen ſo wie es iſt nicht fortgehen könne.

Dienſtag, den 31. Dezember 1844.

Die augsburger „Allgemeine Zeitung" enthält einen Bericht aus amtlicher Quelle über die Verurtheilung, Nichtbegnadigung und Hinrichtung Tſchech's, wonach es ziemlich klar wird, daß der Präſident von Kleiſt ſehr wohl, wie man behauptet, durch ſeine Härte die Reue und das Gnadengeſuch Tſchech's zurückgedrängt haben kann, denn er zumeiſt war in dem Falle, ihn dazu zu bewegen oder zu ſtimmen. Uebrigens hat er durch dieſe Härte dem Könige keinen Dienſt geleiſtet, und daß Tſchech nun als Held geſtorben, wird ihm vom Volke hoch angerechnet; auch, daß man nun offen geſtehen muß, er habe keine Reue bezeigt, ſeine That bis zuletzt für recht erklärt, macht keinen guten Eindruck, die Begnadigung hätte ihn vernichtet, die Hinrichtung giebt ihm Leben und Bedeutung.

In allen Luſtbarkeiten dieſer Weihnachts- und Neujahrszeit gehen die Geſchichten von Tſchech als dunkle Geſpenſter mit auf Bälle, zu Gelagen, in's Theater; man hält ſie für beſeitigt, man will ſie vergeſſen, und unerwartet ſtehen ſie wieder vor Augen.

Während Bunsen alles aufbietet, um sich hier bei den Prinzen und namentlich bei dem Prinzen von Preußen in bessere Gunst zu setzen, erklären sich diese mit den heftigsten Ausdrücken wider ihn, als wider den Verführer des Königs zu frömmlichen Phantastereien, als wider den verdienstlosen Günstling, der nur zum Schaden Preußens in's Land gekommen. Auch Prinz Friedrich (aus Düsseldorf) sprach neulich gegen ihn mit größter Verachtung.

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Tagebücher

von

K. A. Varnhagen von Enſe.

Dritter Band.

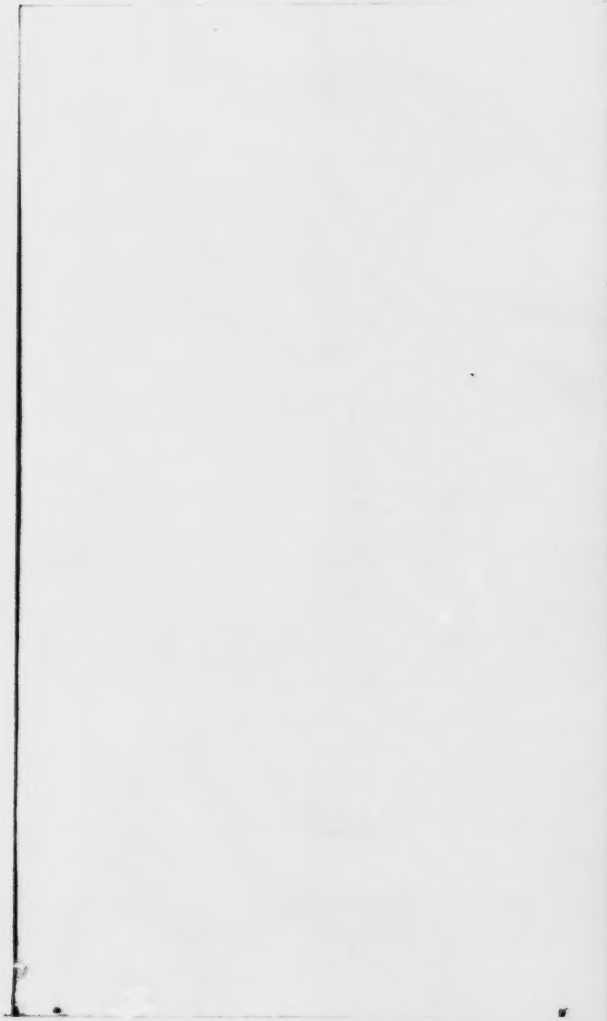

Aus dem Nachlaß Varnhagen's von Enſe.

Tagebücher

von

K. A. Varnhagen von Enſe.

Dritter Band.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.
1862.

Das Recht der Ueberſetzung ins Engliſche, Franzöſiſche und andere fremde Sprachen iſt vorbehalten.

Es iſt im Weſen der Dinge gegründet, daß alles Lebendige wächſt, alſo auch die politiſche Forderung.

Varnhagen von Enſe.
(Den 8. Auguſt 1848.)

STAATS-
BIBLIOTHEK

1845.

Mittwoch, den 1. Januar 1845.

Man will wiſſen, der Fürſt von Wittgenſtein habe das Hausminiſterium nun ganz an Stolberg abzutreten im Sinne. — Herr von Küſtner hat beſtimmt ſeinen Abſchied gefordert, wegen des Verdruſſes, den man ihm von allen Seiten macht. — Es wird behauptet, wir hätten einen Zuwachs von Miniſtern zu erwarten. Der König ſoll finden, es ſei nicht Thätigkeit genug in der Staatsmaſchine; er wolle daher die Räder vermehren.

Eine Anrede Böckh's an die Studenten war in das „Journal des Débats“ gerathen, das natürlich ſeine Aeußerungen ſehr übertrieben hat. Der König las den Artikel und war ſehr ungehalten darüber, daß Böckh von Rückſchritten, von finſtern Zeiten ꝛc. ſollte geſprochen haben.

„Der geiſtliche Kampf. Aus dem Italiäniſchen des P. Dom Laurentius Scupuli, Theatiners“ (Wien, bei den Mechitariſten, 1831). Von der Majorin Paalzow mir geliehen, ein gutes Erbauungsbuch. Auch hier ſteht ausdrücklich und wiederholt angerathen, man müſſe die Sünden vergeſſen, nichts daraus machen, was man Hegel'n als einen Frevel anrechnen wollte! Unſre Heuchler und

Frömmler wissen nicht einmal das Historische der Religionsvorschriften, für die sie zu eifern meinen!

In Milnes gelesen, im Herodotos und in Pückler.

Donnerstag, den 2. Januar 1845.

Brief aus Paris von Gräfin d'Agoult, die mir neue Autographen ankündigt; „l'exécution de Tschech" — schreibt sie — „fait ici une sensation pénible; le bruit de la grâce s'était généralement répandu et la surprise a été grande et douloureuse."

Die Lust am Zeichnen und Verändern hat der König auch bei den Spielkarten ausgeübt; er hat Proben neuer Bilder anbefohlen, die auch eingeschickt worden; indeß scheint die Sache für jetzt zu ruhen. „Ach daß der Schwanenorden nicht fertig ist geworden!"

Sonnabend, den 4. Januar 1845.

Heute Professor Preuß bei mir, Erörterungen über den alten Dessauer, Friedrich den Großen; über die ungeheuren Anstrengungen, Thaten und Arbeiten, die dem preußischen Staate zum Grunde liegen, die aber auch noch jetzt erfordert werden, wenn der Staat bleiben soll, was er geworden ist, und die daher, wenn sie mangeln, nirgends so vermißt werden, wie eben hier.

Reumont war gestern Abend beim Könige und las den ersten Akt von Niccolini's „Arnold von Brescia" vor, der König verstand bisweilen ein Wort oder eine Phrase nicht, und die Königin gab dann sogleich Auskunft, sie kann sehr gut Italiänisch; Olfers, Usedom und noch ein Gast hörten zu, eine Hofdame nähte Tapisserie, eine

andre ſpielte mit einem Adjutanten Schach, es herrſchte viel Ungezwungenheit.

Heute war der erſte Vortrag im wiſſenſchaftlichen Verein, von Profeſſor Zumpt gehalten. — Der Prinz von Preußen hatte gehört, Profeſſor Dönniges habe ſich mit einem Vortrag über den Kommunismus angemeldet, und wollte als Protektor des Vereins dies Thema nicht gutheißen; da ihm jedoch verſichert wurde, der Kommunismus ſolle beſtritten und lächerlich gemacht werden, ſo war er zufrieden. Unrichtige Rechnung, das eine Wort von Dönniges wird zehn Gegenworte hervorrufen; überdies iſt Dönniges, wie alle Schüler Ranke's, trocken und linkiſch.

Die „Weber" wurden zur Gemähldeausſtellung, wie bekannt, nicht zugelaſſen; ein andres Bild, Kopf und Oberleib eines ruhenden Mädchens von Schiavone, erregte Anſtoß wegen vorgeblicher Lüſternheit; ein drittes, die „Mißheirath" von Hübner, ſollte verworfen werden, weil es gegen den Adel aufzureizen ſchien, doch wurde es endlich noch zugelaſſen. Die Empfindlichkeit der Ariſtokratie iſt ſehr groß und wird mehr als je berückſichtigt.

Sonntag, den 5. Januar 1845.

Beſuch von Herrn Doktor Jaup, der mir ein werthvolles Autographon des unglücklichen Rektors Weidig bringt, ein im Gefängniß geſchriebenes Blatt, das ich nicht ohne peinliches Mitgefühl anſehen kann. Wir beſprechen ſeinen Fall und andre ähnliche, den Zuſtand in Heſſen-Darmſtadt, die Erwartungen, die man am Rhein hegt ꝛc.

Gegen ſieben Uhr ging ich zum Miniſter von Bülow, ihm meine Bücher, die „Biographiſchen Denkmale", zu bringen. Ich traf ihn in größtem Wuſt und Drange der Arbeit, er aber

wollte mich nicht fortlaſſen, und ich mußte bis nach acht Uhr bleiben. Er ſprach zuerſt von dem Blatte, das auf dem Tiſche lag, einem Schreiben der Oberhofmeiſterin Gräfin von Reede, das er eben dem Marquis von Dalmatien zufertigen wollte; die Gräfin findet, Madame Gudin könne nicht zur Kour kommen, ſolle aber zum Konzert an Hof geladen werden, — Madame Gudin iſt die Frau des Mahlers, aber die Tochter eines engliſchen Lords. Dann war von Metternich die Rede, der kürzlich vorgeſchlagen hatte, die fünf Mächte ſollten in Griechenland einſchreiten, und auf Preußens erſte Zuſtimmung rechnete; der König wollte aber nicht, fand, es ſei zu ſpät, und man würde ſich nur mit England und Frankreich übel ſtellen; dieſe waren auch entgegen, und Metternich ließ nun die Sache fallen. „Wie konnten wir ihm auch beiſtimmen", ſagte Bülow, „nachdem er uns ſo ſchlecht behandelt? Wir wollten gleich anfangs Herrn von Braſſier abrufen von Athen und alles Vorgegangene mißbilligen, aber das verneinte Metternich, ließ alles gut ſein und meinte, Braſſier und Prokeſch ſollten Hand in Hand gehen, ſtatt deſſen aber hat uns Oeſterreich dort ganz im Stich gelaſſen; auf die Beſchwerde von Canitz ſagte Metternich zu Canitz, er ſelber ſolle die Inſtruktion für Prokeſch aufſetzen, Canitz that es ſogleich, Metternich fand ſie vortrefflich und ſagte, er wolle ſie wirklich abſenden, nur noch ein paar Worte hinzufügen; was das für Worte waren, iſt nicht zweifelhaft, und es geſchah nichts." Braſſier iſt den Anklagen und Verläumdungen von Prokeſch geopfert worden, ſagt Bülow. — Der Miniſter vertraute mir ſodann unaufgefordert, der König habe beſchloſſen, Reichsſtände zu berufen, eine Konſtitution zu geben, und den Entwurf dazu in den Hauptſachen eigenhändig ausgearbeitet; vieles ſei darin, was ſich der Gunſt

des Publikums nicht erfreuen werde, vieles aber auch, was alle Erwartungen überfliege. „Bin ich nicht verpflichtet", hat der König ausgerufen, „das zu erfüllen, was mein Vater versprochen hat? Es handelt sich darum, ob ich ein rechtlicher Mann bin, oder ein Lump!" Ferner: „Wenn mein Bruder Wilhelm mir dabei entgegen ist, so wird es meinem Herzen weh thun, aber nicht den geringsten Einfluß auf meinen Kopf haben, und nichts kann und soll mich in dem Beschlossenen irre machen!" Auch die Zensur will der König aufgeben, die Presse frei lassen und die Uebertretung durch Strafgesetze ahnden; der Vorschlag am Bundestage geht vielleicht nicht durch, aber gleichviel, Preußen wird durch den bloßen Vorschlag hoch stehen! Der Zeitpunkt der Ruhe muß für solches Werk benutzt werden. Die Sache ist nothwendig, Preußen kann und darf nicht still stehen. Mit Einer Versammlung in Berlin wird man besser fahren als mit acht Landtagen, die lauter Opposition sind und sich überall schon die Befugnisse von Reichsständen angemaßt. „Wir sind im Schlamm", sagt Bülow, „und müssen auf festen Boden kommen; die uns abrathen, thun es nur im eigenen Interesse, an unsekes denken sie nicht. Der König von Würtemberg, der Großherzog von Baden, der von Hessen und alle die Kleinen bitten uns immerfort, das Ständewesen ja nicht zu erweitern, die Presse streng zu zügeln, aber nur in ihrem Interesse, sie wollen die Ehre und das gute Ansehn, konstitutionell zu sein, vor uns voraus haben und unsre unkonstitutionelle Macht im Hintergrunde benutzen, ihren Völkern zu imponiren; auch Oesterreich denkt nur an sich, nie an uns und was unsre Lage fordert. Trauttmannsdorff hat schon einige Eröffnungen bekommen, General von Rauch soll sie nach Rußland mitnehmen. Das wird in

Wien und in St. Petersburg Rothſchreie geben! Aber der König will ſich darum nicht kümmern. Den nächſten Provinzial-Landtagen ſoll eine ſchickliche Eröffnung der Abſicht des Königs gemacht werden. Er iſt auf Unſinn, Frevel, Ausſchweifungen und Uebertreibungen gefaßt, aber will ſich daraus nichts machen, und hofft, der gute Geiſt der Nation wird ſchon alles in's Gleiche ſetzen. Auch muß man darauf rechnen, daß dann die Kraft und das Talent der fähigern Beamten wie ein Phalanx für die Regierung ſtehen und den Uebergriffen der Reichsſtände wehren werden. (Dieſe Aeußerung klang mir ein wenig wie ein perſönlicher Anſpruch an mich, denn längſt meint Bülow, ich ſollte dem Staate mit meiner Feder dienen.) Vor wenigen Tagen, im Staatsminiſterium, trat der Prinz von Preußen mit einem Vortrag auf, worin er die Unmöglichkeit darlegte, mit acht ſtändiſchen Verſammlungen zugleich fertig zu werden, die Provinzialſtände alle maßten ſich an, was ihnen nicht zukomme, ſie ſeien alle von ſchlechtem Geiſt erfüllt, ſie könnten nur immer ärger werden, und er müſſe darauf dringen, daß man mit ernſter Gewalt jetzt gegen ſie angehe. Tiefes Schweigen der Miniſter, die im Geheimniſſe des Königs ſind, folgte dem Vortrage des Prinzen, der von dem Beſchluſſe des Königs nichts ahndete. Darauf ſtellten Bülow und Graf von Arnim dem Könige vor, in welcher falſchen Rolle ſie gegen den Prinzen ſtünden, der König möchte doch dieſem die Sache mittheilen. Dies iſt heute geſchehen! Der Prinz wird außer ſich ſein. Wenn man aber eine Konſtitution bekäme und der Prinz zeigte, daß er ſie mißbillige, oder er machte Oppoſition, das wäre ein großes Uebel, ſolche Spaltung muß um jeden Preis vermieden werden. Die Kriſis wird ungeheuer ſein, es iſt, als ob man in den Krieg ginge; den fängt

man auch nur an, in der Hoffnung des Siegs und Gelingens, aber man weiß, daß die Gefahr da iſt, auch zu unterliegen. Indeſſen thun müſſen wir etwas, und jedenfalls gegen unſre acht Provinzialſtände ſind allgemeine Reichsſtände das kleinere Uebel, das leichtere; zuvörderſt ſinken durch dieſe jene gleich auf geringere Bedeutung herab. Der König hat auch den Ehrgeiz, eine große, für ganz Deutſchland muſterhafte Schöpfung aufzuſtellen, eine Verfaſſung, die alle beſtehenden der kleinern Staaten verdunkeln ſoll; mit unſern Kräften, meint er, laſſe ſich etwas leiſten, was bisher nicht dageweſen, die Zuſtimmung der übrigen Deutſchen werde uns nicht fehlen und unſre Kraft verdoppeln. Der König hat dem Prinzen von Preußen eine Abſchrift der entworfenen Grundzüge mitgegeben, damit er ſie ruhig erwägen und ſeine Bemerkungen daneben-ſchreiben könne. Die Bunſen'ſchen Ausarbeitungen ſind es nicht, die den König geleitet haben, er hat nach eignem Sinn alles aufgeſetzt, nachdem er alle Vorſchläge, die er früher eingefordert, gehörig geprüft hat. Mit franzöſiſchen Einrichtungen zu regieren, hat er geſagt, ſei ihm zuwider, er wolle den Deutſchen zeigen, daß mit ihren ächten deutſchen Elementen die Sache gebildet werden könne."

Mit dieſen aufregenden, mich faſt verwirrenden, ungeheuern Neuigkeiten, die mir ohne ſichtbaren Anlaß und Grund ſo rückhaltlos vertraut wurden, verließ ich den Miniſter und konnte auf dem Wege mich kaum erholen von den gewaltigen Eindrücken. —

Was mich ſehr herabſtimmt, iſt der Widerſpruch, in welchem der König mit ſich ſelber ſteht; hat er denn vergeſſen, daß er geſagt, er werde nie Reichsſtände geben? daß er dem Poſenſchen Landtag erklärt hat, er ſei nicht an die Verſprechungen ſeines Vaters gebunden? — Und

Bülow, hat er mir nicht ehmals gesagt, er habe sich hinter Metternich gesteckt, um den König, der nach der letzten griechischen Krisis den Herrn von Brassier sogleich abrufen wollte, daran zu verhindern? Wie kann er nun daraus einen Vorwurf für Metternich machen?

Montag, den 6. Januar 1815.

Bülow's gestrige Mittheilungen haben mich nicht schlafen lassen, sie schaukelten mich zwischen Besorgniß und Hoffnung auf und ab. In der That, man kann darüber ebenso erschreckt sein als erfreut. Es ist ein gefahrvolles Unternehmen, Preußen eine Konstitution zu geben, es fordert eine feste Hand, einen von Vorurtheilen und Liebhabereien freien Kopf, eine folgerechte Ausführung. Wenn ich mir Personen und Umstände überlege, so bin ich keineswegs sicher, daß alles den richtigen Gang einhält, ja es soll mich nicht wundern, wenn aus allem gar nichts wird. — Kommt es aber zu Reichsständen, so ist es mit den jetzigen Ministern allen vorbei! Sie scheinen hievon auch eine Ahndung zu haben und nur mit Seufzen an das Werk zu gehen, das ihnen zuerst schädlich wird. — Der König scheint mißvergnügt in dem Gefühl des Abfalls der Meinung von ihm, er scheint diese um jeden Preis wiedergewinnen zu wollen, er empfindet das Bedürfniß, etwas Großes zu thun, etwas worüber die Welt staunt, die Stellung der konstitutionellen Fürsten in Deutschland reizt und ärgert ihn, er sieht, wie sie ihn mißbrauchen wollen zum dunklen Hintergrund, von dem sie sich nur desto heller abheben, und wie sie doch ihre konstitutionelle Macht gern auf seine absolute stützen, so daß sie ihn bitten, doch ja nicht weiter zu gehen in Freiheit der Presse,

während sie gegen ihre Stände thun, als seien sie nur durch Preußen gehindert. In den deutschen Staaten wird es freilich ein ungeheurer Schlag sein, wenn der König Reichsstände anordnet, der erste Eindruck wird den König sehr befriedigen, aber das Gedeihen der Sache hängt nicht von ersten Eindrücken, sondern von fortgesetzter, strenger, maßvoller und kluger Behandlung ab. Fehlt diese, so kann es arg werden!

An die „Vossische Zeitung" geschrieben und ihr die vortreffliche kleine Schrift des Majors Freiherrn von Vincke auf Olbendorf in Schlesien: „Ueber Kommunal- und Polizei-Verwaltung in den Landgemeinden Niederschlesiens" (Breslau 1845), gesandt und empfohlen. Das Schlußwort ist edel gedacht und recht aus dem Herzen geschrieben.

Besuch von Bettina von Arnim. Ferneres über Tschech, aus bester Quelle geschöpft; er hat die festeste Haltung und Entschlossenheit keinen Augenblick verläugnet, von starrer Verzweiflung war keine Spur in ihm, auch an dem ganzen Morgen keine von eitler Ruhmsucht, er war nur ernst und ruhig; daß er noch habe reden wollen, ist nicht gewiß; als er dem Manne unter dem Schafott, der ihm „Bravo, Tschech!" zugerufen, mit „Ich danke Ihnen!" geantwortet hatte, wurde die Trommel gerührt und die Hinrichtung beeilt. Dem Herrn von Alvensleben drückte er freundlich die Hand und sagte ihm: „Grüßen Sie noch Einmal meine Tochter!" Alvensleben verweigerte ihm die Hand keineswegs. — Gespräch über Savigny's, über den jungen Niebuhr, der ein elender Augendiener des elenden Eichhorn geworden sei, über die niederträchtigen Heirathen in der vornehmen Welt ꝛc.

Dienstag, den 7. Januar 1845.

Rühle hat mit Schelling eine große Unterhaltung gehabt über deſſen geſammelte Werke, deren Herausgabe beabſichtigt wird; Schelling meint, er dürfe die Theile nicht einzeln erſcheinen laſſen, weil man dann nicht vor Augen habe, wie manche Sätze ſpäter bedingt werden, aber auch alle Schriften zuſammen beruhigen ihn nicht recht, er fühlt wohl, daß ſie mehr die Entwicklung einer Perſönlichkeit, als die einer Philoſophie ſind.

Dienstag, den 14. Januar 1845.

Abends bei Bülow. Er flüſterte mir zu, Metternich habe auf die Mittheilung von Canitz wegen hier beabſichtigter Konſtitution erwiedert, ſeit er im Dienſte ſei, habe er noch keine Nachricht von ſolchem Belang empfangen! General von Wurmb nebſt Frau und Töchtern. Gräfin von Lerchenfeld viel geſprochen, Grafen von Trauttmannsdorff, Friedrich von Raumer, Herrn von Meyendorff, Gräfin von Haack, Friedrich Tieck, General Grafen von Neſtitz, Grafen von Redern ꝛc. Mit dem Obermarſchall von Werther in ein politiſches Geſpräch gerathen, das ihn als den elendeſten, geſinnungsloſeſten und dümmſten Staatsbeamten aufdeckte! Das Vieh ärgerte mich, aber ich glaube, ich gab's ihm redlich zurück, er bekam ſein Theil und wird mir nicht wiederkommen! Der war viele Jahre Miniſter!

Donnerstag, den 16. Januar 1845.

Angeſtrengt gearbeitet. — Eine Menge Bücher zu Rathe gezogen zum Behuf der Arbeit über Held. Fülle der Betrachtungen über Preußen! Erwägung der gegenwärtigen Kriſis; das Jahr 1845 wird kein gleichgültiges bleiben!

Bälle, Theater, Assembleen, Jagd, alles geht seinen Gang! — Die Provinzialstände auf den 9. Februar berufen. Schneidemühl, Ronge, Vereindebatten, alles dies geht auch seinen Gang!

Sonntag, den 19. Januar 1845.

Ordensfest, unerhebliche, zahlreiche Verleihungen. Mir fiel nur auf, daß der Staatsanwalt Sulzer, der sich so schändlich in der Bauer'schen Zensursache benommen hat, mit einem Orden begnadet worden.

Dienstag, den 21. Januar 1845.

Langer Besuch, von M. Bunsen hat ihm erzählt, der König habe ihm gesagt, er habe drei Nächte nicht geschlafen, in Ueberlegung, ob er die Universitäten besser im Oberhause anbrächte oder im Unterhause?

Mittwoch, den 22. Januar 1845.

Herr von Stillfried arbeitet mit dem Könige an einem neuen Wappen für Preußen, das gegenwärtige ist nicht heraldisch richtig; da giebt es Zeichnungen, Mahlereien, Gruppirungen, Nachschlagungen, kurz vielfaches Vergnügen.

Donnerstag, den 23. Januar 1845.

Besuch vom General von Rühle; Eisenbahnsachen, Augendienerei der Minister Savigny, Uhden, Eichhorn, Thile und Stolberg, die in jener Sache ganz auf des Königs Seite treten, sie die Unkundigen, während die Kundigen, Boyen, Rother, Nagler, Arnim, Müffling ꝛc.,

doch die Mehrheit haben für die Legung der Bahn nach Königsberg durch die Neumark. „Was ist an der dummen Neumark gelegen!“ hat der König ausgerufen, was nun gleich bekannt geworden ist und keinen guten Eindruck macht.

Nachricht aus Posen, daß Graf Eduard Raczynski sich durch eine kleine Kanone todtgeschossen. Er war schon immer schwermüthig. Mißvergnügen mit seinen Landsleuten kam dazu, unglückliche Ehe ꝛc.

Petitionen in Königsberg, in Köln ꝛc. wegen Reichsständen, Oeffentlichkeit ꝛc. — Gerücht von Reorganisirung des Staatsrathes.

In den letzten drei Wochen, besonders aber in den letzten vierzehn Tagen nach Kräften geschrieben, und heute am 25. Januar die Schrift über Held bis auf einige später auszufüllende Lücken abgeschlossen.

Sonntag, den 26. Januar 1845.

Besuch von Bettina von Arnim; die Konstitutionsfrage wird schon bekannter, man spricht aber kreuz und quer, ohne rechten Boden; Verhandlungen des Vereins für die arbeitenden Klassen: Ministerwerkzeuge dort, Herr von Patow, Herr von Henning, Zurücknahme eines Beschlusses aus Furcht vor der Regierung ꝛc.

In Goethe's „Italien“ gelesen, in Friedrich Schlegel's Werken. — „Der heilige Rock zu Trier, von Gildemeister und Sybel“, der Aberglauben und Betrug offen dargelegt!

Montag, den 27. Januar 1845.

Ich höre, der Prinz von Preußen will für sich und seine Nachkommen gegen die Konstitution protestiren! Da

hätten wir gleich von Anfang einen schönen Zwiespalt! Ueberhaupt, — was für tolles Zeug wird es geben!

Der Staatsrath soll aufgelöst und erneut werden. Der König will manche Mitglieder nicht wieder aufnehmen.

Ueber den Streit zwischen Schleswig-Holstein und Dänemark. Die Dänen „fratzenhaft eitel", sagt Arndt in der „Allgemeinen Zeitung". — In Frankreich Debatten über die Adresse der Deputirten. — In Baden Antrag Welcker's auf Preßfreiheit. — In der Schweiz Aufregung wider die Jesuiten.

Dienstag, den 28. Januar 1845.

— Milnes war sehr mittheilend und liebenswürdig. Wir fuhren nach neun Uhr zusammen zur Assemblee beim Minister von Bülow. Ich konnte ihn im ersten Ansprechen flüchtig zwei Sachen fragen: Ob der Wille des Königs noch feststehe, und am 9. Februar die Bekanntmachung an die Provinzialstände ergehen werde? „Ja, doch hab' ich das, was ihnen gesagt werden soll, selber noch nicht gelesen!" Ob es wahr sei, daß der Prinz von Preußen für sich und seine Nachkommen protestiren werde? „Nein, das werde er nicht thun." Gut! Ich ging weiter und sprach viele Menschen. In zwei Sälen wurde getanzt, alle Prinzen und alle Prinzessinnen waren gekommen; großes Gedränge, große Hitze. Ich sprach Graf Königsmarck und seine Tochter, den Geheimenrath Lichtenstein, Bildhauer Rauch, den Obersten Grafen von Hoym, Hofdame Konstanze von Arnim, den Grafen von Knyphausen, Herrn Wheaton, den Grafen von Trauttmannsdorff, Präsidenten von der Reck, Grafen von Brandenburg, Grafen von Blankensee. Bülow suchte mich später auf, setzte sich mit mir auf ein etwas zurückstehendes Sopha und sagte

mir: „Seitdem ich mit Ihnen gesprochen, habe ich allerdings etwas gehört, was mich nun auch glauben läßt, daß der Prinz von Preußen protestiren will.“ Da wurde er wieder abgerufen. Ich war durch das kleine Ereigniß sehr erregt. In einem andern Saale, wo ich mich zu kühlen suchte, kam Prinz Wilhelm, der Oheim des Königs, auf mich zu und sprach lange Zeit mit mir von Homburg, dem Landgrafen und seiner Gemahlin, von Wallmoden, Mainz, Wien, Prag ꝛc. Später sprach mich die Hofdame Fräulein von Kalb freundlich an, wurde aber nach einiger Zeit zur Prinzessin gerufen. Ich eilte zum Wagen und fuhr nach Hause. Bülow hatte mir noch gesagt, dem Könige werde furchtbar entgegengearbeitet, von innen und von außen.

Mittwoch, den 29. Januar 1845.

Bei * mit Rühle. — Rühle hatte bei dem Minister Flottwell gegessen und den Minister von Bülow zum Nachbar gehabt; dieser sprach mit ihm von der Verfassungssache und erzählte, daß ihm gestern Abend der Prinz von Preußen gesagt: „Ich habe einen Knüppel dazwischengeworfen, der sehr hinderlich sein wird!“ Das ist also das Wort, das Bülow mir gestern sagen wollte, als er grade abgerufen wurde! Seltsam, wie sich das zusammenfindet! — Vier neue Mitglieder des Staatsrathes.

Donnerstag, den 30. Januar 1845.

Die Konstitutionssache läßt mich nicht schlafen noch ruhen; tausend Gedanken durchkreuzen sich. Es drängt mich, doch einige Steinchen aus der rauhen Bahn zu entfernen, und ich habe einen Artikel für die augsburger „Allgemeine Zeitung“ aufgesetzt, um der ersten Nachricht

einen guten Eindruck zu sichern. Wie würde ich ehmals für eine solche Sache bemüht und thätig gewesen sein! Jetzt vermag ich nicht viel und will auch nicht viel. Den guten Willen des Königs möcht' ich mit allen Kräften unterstützen, aber die bestimmten Ergebnisse dieses guten Willens geben mir die größten Zweifel und Sorgen.

Abends zu Bülow. Eine Stunde bei ihm geblieben. — Von der Konstitution wird immer lauter gesprochen, aber die meisten Leute wollen die Sache nicht glauben, sie denken, es sei ein ausgesprengtes Gerücht. An der Börse, wenn sie es erst 'glaubt, wird die günstigste Wirkung erwartet. Ein Mann aus der Provinz hat ausgerufen: „Dann wird das Volk den König auf Händen tragen!" — Bülow wußte noch nichts Gewisses über den Prinzen von Preußen, ich erzählte ihm aus meinen Quellen, was der Prinz thun werde, werde er im Stillen thun, kein Aergerniß geben, keinen Zwiespalt anfangen; aber er sei mit dem Könige hart zusammen gewesen, habe diesem vorgestellt, daß er sich täusche, wenn er glaube, solche Bewegungen leiten zu können, er sei gar nicht zum konstitutionellen Regenten gemacht, er werde wüthend werden, wenn ihm die Stände das Geld zum Bauen, zum Reisen ꝛc. abschlügen, — darüber wurde der König gleich wüthend und sagte, so etwas solle nicht vorkommen; der Prinz meinte, er selber sei viel eher für Konstitution geeignet, der König solle es ihm überlassen, sie auszuführen, oder dem Prinzen seinem Sohne, der König möge sie ausarbeiten, niederlegen und seinem Nachfolger als Pflichtgebot vererben; käme alles jetzt in Ausführung, so würde es heillose Verwirrung geben, der König werde sich getäuscht sehen, sich unglücklich fühlen und eine traurige Regierung haben; alles dies aber hat den König

nicht erschüttert. Dies erzählte ich Bülow'n, er hingegen mir: der König sei durch Metternich's vorsichtige Rathschläge nicht in seinem Vorhaben geändert, auch durch den Prinzen von Preußen noch nicht, aber bei der Wankelmüthigkeit des Königs könne man als gewiß nur annehmen, was geschehen sei; es werde von allen Seiten an ihm gearbeitet, man erwecke seine Eitelkeit in andrer Richtung, man halte ihm Besorgnisse vor, man stelle sich ergeben und ruhig und stelle kaltblütige Betrachtungen an, die alten Vorschriften des vorigen Königs werden hervorgesucht, und wenn gewissen Warnungen desselben nicht die Unterschrift fehlte, wer weiß, was ein einziges Blatt wirken könnte! Noch ist die Erklärung für die Landtage nicht gemacht, Bülow erschrickt, daß nur so wenige Zeit übrig sei, und will erinnern. Ich sag' ihm von meinem Artikel, zeige ihn aber nicht.

Der König hat allen Ministern ihre Meinung abgefordert, außerdem hat früher Canitz und später Bunsen einen ganzen Entwurf ausgearbeitet. Die Verfassung soll den Provinzialständen nur angekündigt werden — dies wissen nur einige Minister —, im nächsten Jahre fertig werden. Der König denkt sich die ersten Reichsstände als die Versammlung aller Provinzialstände, gegen siebenhundert Mitglieder, und die erste Versammlung nicht in Berlin, etwa in Brandenburg oder Frankfurt an der Oder. Später jedoch sollen ausdrücklich Wahlen für die Reichsstände geschehen. Alles ist noch ein großes Chaos, und bevor die Sachen zur That geworden, kann man auf nichts rechnen. Was der König schon unterschrieben hat, nimmt er noch bisweilen zurück. Eigentlich ist grade solchem Könige eine Konstitution nöthig, der muß Schranken haben!

Freitag, den 31. Januar 1845.

Meinen Artikel an die „Allgemeine Zeitung" in Gottesnamen abgeschickt. Es wäre doch arg, wenn der König ihn noch unwahr machte!

Der vorige König hatte seine Meinung aufgeschrieben, daß er die Provinzialstände wohl allmählig erweitern, aber nie Reichsstände geben wolle. Dieses Blatt wünschte er in seinen letzten Tagen noch in's Reine zu schreiben und zu unterschreiben, vergaß es aber wieder. Der Fürst von Wittgenstein meint, wenn die Fürstin von Liegnitz ihre Schuldigkeit gethan hätte, so wäre dies geschehen, er habe dazu gemahnt, aber die Fürstin nicht gewollt, daß der König so aufgeregt würde; wenn Wittgenstein es wolle, so möge er es auch allein übernehmen und ausführen. Eine Abschrift von fremder Hand, mit der Unterschrift des Königs, würde auch genügt haben, aber der König würde sie doch haben durchsehen wollen, und die Anstrengung sehr groß gewesen sein. Bülow gesteht, daß ein solches Papier, im gelegenen Augenblicke vorgebracht, den Willen des Königs umwerfen, wenigstens stocken machen könnte. Auf so schwachen Füßen noch steht hier alles Konstitutionswesen!

Vor Weihnachten schon sollte der General von Rauch nach St. Petersburg zurückkehren, der König hielt ihn immer auf, und hatte keine Lust an den Kaiser zu schreiben. Endlich that er's, aber Rauch stellte ihm vor, daß er noch manches hinzusetzen müsse; der König sah es ein und sagte: morgen! Aber aus morgen ward übermorgen, und so vergingen Wochen, Rauch täglich auf dem Schlosse, an die Dringlichkeit der Geschäfte erinnernd, immer vertröstet; um den König sprechen zu können mit ihm im Wagen gefahren, aber hier auch zu nichts gekommen, endlich vor etwa zehn

Tagen abgereist, mit demselben Briefe, der ungenügend erschienen war, nur mit dem Zusatze, l'ami Rauch würde mündlich das Weitere sagen, und er weiß das Weitere nicht! — Als Rauch Abschied von Königsmarck nahm, sagte dieser: „Mögen, wenn wir uns wiedersehen, bessere Zeiten sein!“ Jener antwortete: „Ach wenn sie nur so gut wie jetzt, nicht schlechter sind!“

Warten des Ministers von Rochow beim Könige wegen einer telegraphischen Depesche. Mehrmaliges Eindringen, vergeblich; der König treibt allerlei Sachen, läßt warten, fährt Rochow'n an, dieser in Verzweiflung fort, es ist die Zeit vorüber, der Telegraph kann nicht mehr dienen. — Eben so der Generaladjutant von Neumann; endloses Warten mit allen wichtigen Militairsachen, der König geht mit dem Gartendirektor Lenné im Zimmer lässig auf und ab; Mittagessen; Nachmittagszeitvertreib, Theater, Abendessen; kurz vor dem Schlafengehen werden nur einige Unterschriften mit Noth erlangt.

Bülow sagte „ein Phalanx von Ministern“, ich bemerkte, das sei ein schöner Phalanx, worin Savigny, Eichhorn, Arnim ꝛc., jeder müsse von drei Andern gestützt und gehalten werden, daß er nicht umfiele, und fiele vielleicht dennoch um, denn Stolberg, Thile ꝛc. hätten eine zu große Falltraft!

Der Prinz von Preußen, schon immer gegen den Kriegsminister von Boyen, hält diesen für einen Hauptanstifter des Konstitutionswesens beim Könige. Die Aristokraten alle sind wider Boyen. Sie sprechen sich zum Theil auch wider den König aus: „Le roi fait des bêtises! Il s'en repentira. Il finira par devenir mélancholique. Il ne devrait songer qu'à s'amuser, pourquoi se mêle-t-il d'être législateur?“ Und viel Anderes noch hört man.

Humboldt hatte dem Könige aus Paris einen so angenehmen Brief geschrieben, eine so geistreiche Schilderung des dortigen Zustandes gemacht, daß der König bei dem Gastmahl der Friedensklasse des Ordens pour le mérite ihn vorlesen ließ, was aber doch nur unvollständig geschah, weil immer hinein gesprochen wurde.

Sonnabend, den 1. Februar 1845.

Schlechte Nacht, die Tagesangelegenheiten ließen mich nicht schlafen. Ich sehe nicht, wie der König seine Reichsstände zu Stande bringen, und noch weniger, wie er künftig mit ihnen fertig werden will. Wir haben zu große Extreme, die sich über dem zu langen Warten ausgebildet haben; die Partheien, die nacheinander entstehen sollten, sind nebeneinander da. Gleichwohl kann dem großherzigen starken Willen viel gelingen; aber ist der Wille stark? wird er es bleiben? wird er mit Verstand und Strenge dieselbe Richtung halten? — Die Adlichen haben hier mehr Zusammenhang, als ich dachte, sie fürchten den vollen Sieg des Bürgerthums, sie wenden alles an, um das Vorhaben des Königs zu vereiteln, zu bekämpfen. Sogar die Höflinge sind darin laut gegen den König. Sie wissen nicht, wie revolutionair sie wirken, indem sie das Ansehn des Königs mindern! — Es wird eine schwere Zeit werden!

Bülow hatte einen Artikel — welchen? — in die augsburger „Allgemeine Zeitung" befördern lassen, der seinen Absichten diente, den er aber nicht bekennen durfte. Der Gesandte von Rochow in Stuttgart bestürmte Herrn von Cotta mit Gewalt, er solle sagen, wo der Artikel herkomme, und berichtete an Bülow mit Verdruß, noch habe er es

nicht erfahren. Bülow sagte zu mir, Rochow hätte doch warten können mit seinem Eifer, bis man ihm die Sache aufgetragen, aber die Hauptsache sei ihm stets, dergleichen seinem Bruder hier zu schreiben; auch habe dieser ihm (Bülow'n) gesagt, er würde es bald heraushaben, von wem der Artikel herrühre! Bülow lachte über die Irre, in der die Leute sind.

Was mich als Knaben quälte und zur Verzweiflung brachte, die lateinische Grammatik, ist jetzt mein großes Vergnügen! Mit lebendigstem Interesse betracht' ich die Formen und Regeln, die mir damals eine bedeutungsleie Last waren, und ich frage mich stets, ob es denn nicht möglich sein sollte, dieses inwohnende Leben und Interesse auch schon für den Anfänger zu entbinden? Der mündliche Lehrer, dächt' ich, müßt' es können.

Montag, den 3. Februar 1845.

Gestern besuchte mich Herr von W. und fragte, was ich von den Verfassungsgerüchten hielte? Als ich ihn ernsthaft versicherte, daß ich sie diesmal vollkommen glauben müßte, fing er an zu weinen! Das hätte ich ihm nicht zugetraut!

Abends bei *. Den größten Theil des Abends wurde von Konstitution gesprochen, es ist merkwürdig, wie manches gleich durchdringt, andres zurückbleibt; Frau von Woltmann hatte schon gehört, daß die Reichsstände nicht in Berlin, sondern in Brandenburg zusammenkommen sollten; Fräulein von * hatte gehört, daß Bunsen in der Konstitutionssache Rathgeber gewesen, und wollte nun von der ganzen Sache nichts mehr halten; auch der angebliche Antheil des Herrn von Bülow-Kummerow gefiel nicht. Eine

Frage nach dem Sitzungssaale der Reichsstände gab mir Anlaß zu der Antwort: „Nun, so weit sind wir noch nicht, daß schon Hillt die Sache in Händen hätte!“

Heute an die „Allgemeine Zeitung“ geschrieben, über Reichsstände. — Besuch von Herrn Sougey Avisard, der längere Zeit in München gelebt hat, und den jetzt Bettine von Arnim zu mir schickt. Er hat Franz von Baader gekannt, kennt Schelling, hat Saint-Martin gelesen. Besonders viel hat er sich mit Rahel beschäftigt, zitirt Aussprüche von ihr, bedauert, sie nicht gekannt zu haben, beneidet Marwitz. — Nachher Besuch vom General von Rühle; Nachrichten über Held, über die Verfassungsfrage, über Eisenbahnen ꝛc.

In Sömmering gelesen, mit Behagen und Wehmuth; das Buch erweckt unendliche Betrachtungen.

Die Schriften von Johannes Ronge durchgesehen; seine Jugendgeschichte ist rührend; Bauernsohn, Schafhirt. Der Geist nicht überwiegend, der Karakter noch zu bewähren; aber Recht hat er, der wackre Mann, Recht wie Luther.

Mittwoch, den 5. Februar 1845.

Auf dem vorgestrigen Ball beim Minister Grafen von Arnim wurde bis vier Uhr getanzt, aber dazwischen immer von Konstitution gesprochen; die ganze Stadt ist jetzt davon erfüllt, und man ist ungemein gespannt, ob am 9. wirklich eine Erklärung erfolgen wird. Viele bezweifeln dies, und glauben die Sache wenigstens aufgeschoben, man spricht von einer Denkschrift Metternich's, von andern Einschüchterungen u. s. w. — Mehrere Bürger sprechen von Illuminiren der Häuser, von großen Freudenbezeigungen ꝛc. In den Versammlungen junger Leute dagegen ist die Rede

gewesen, die Sache werde nichts taugen, komme jedenfalls zu spät, ein konstitutioneller Thron sei immer noch ein Thron, ein Präsidentenstuhl genüge! Hinwieder haben Gardeoffiziere sich das Wort gegeben, wenn es dazu käme, daß Volkshaufen zerstreut werden müßten, wollten sie ohne Schonung und recht mit Lust einhauen ꝛc. Solche Tollheiten!

In der heutigen Zeitung fallen die Worte des Kriegsministers von Boyen sehr auf, der beim letzten Freiwilligenfeste die Brüder Friedrich's des Großen wegen ihrer Uebereinstimmung mit dem Könige, ihres Gehorsams und ihrer Unterwerfung pries; jederman erkennt darin einen scharfen Tadel der heutigen Prinzen, deren Haß gegen Boyen nun noch heftiger werden muß.

Man behauptet, die Ausweisung Ruge's aus Paris sei bei der französischen Regierung durch die preußische mit den größten Drohungen erzwungen worden, der Gesandte wollte abreisen ꝛc. Wie reimt sich das mit unsern konstitutionellen Gesinnungen? „Solche Gehässigkeiten werden dem Könige von seinen Ministern abgedrungen."

„Historical memoir of a mission to the court of Vienna in 1806. By Sir Robert Adair" (London 1844). Ein recht eingefahrener englischer Diplomat, der nichts sieht und kennt als seinen vorgeschriebenen Weg, mit Scheuklappen für rechts und links. Die zähe Selbstsucht der englischen Politik offenbart sich ungezwungen; es ist dies an sich kein Vorwurf, nur soll sie nicht dann wieder sich anstellen, als sei es anders mit ihr. In seiner Erörterung mit Gentz ist Adair anmaßend und fürwitzig. Die Geschichte wird wenig von diesen Minutien aufbewahren.

Freitag, den 7. Februar 1845.

Heute nach einer schlechten Nacht, wie ich eben aus dem Bette steige, Bettina von Arnim, die mich mit lachendem Ungestüm überfällt und mir den noch wüsten Kopf ganz verwirrt. Sie verkündet, alles bisher Geglaubte sei nicht wahr, es käme keine Konstitution, der König sei von seinen Ministern herumgekriegt, habe alles zurückgenommen ꝛc. ꝛc. — „So? Also diesmal nicht? Dann ein andermal!“

Besuch von Herrn von W.; ihm hat Prinz Friedrich gesagt, am 9. würde noch keine Erklärung geschehen, doch die Sache sei im Gange, jetzt aber durch Zwistigkeiten gestört, die von Seiten der Prinzen dem Könige viel Ungemach schaffen. Auch W. will nur immer in den Sachen hanthieren, zwischentragen, anreizen ꝛc. Ich sage ihm, er soll die Sachen gehen lassen, es sei für unsereinen jetzt darin nichts zu thun.

Die „Staatszeitung“ enthält einen scharfen Artikel gegen Dänemark über den Sundzoll.

Sonntag, den 9. Februar 1845.

General von Rühle sehr niedergeschlagen, weil den Gerüchten von Reichsständen vielseitig widersprochen wird, und man das Uebergewicht der Gegner laut verkündet.

Abends ging ich unruhig und unmuthig zum Minister von Bülow, mit dem ich ein langes, inhaltvolles Gespräch hatte. Obgleich den Provinziallandtagen, die heute eröffnet werden, noch nichts von Reichsständen mitgetheilt ist, so steht doch die Sache noch ganz ebenso wie vorher; der König ist durchaus entschlossen, und will den Einspruch

des Prinzen von Preußen nicht gelten lassen, wenn auch einzelne Meinungen desselben beachtet werden.

Sonntag, den 9. Februar 1845.

Die „Staatszeitung" brachte heute Abend die Nachricht von der Eröffnung der Provinziallandtage und zählte die ihnen mitgetheilten Königlichen Propositionen auf. Von Reichsständen kam nichts vor. Ich hatte die Erwähnung kaum noch erwartet, bei der darauf gerichteten Spannung der Gemüther schien mir aber die Unterlassung ein bedeutender Nachtheil, der mich mißmuthig machte; denn, wenn ich von Haus aus die Sache nicht gewünscht habe, so wünsche ich doch noch weniger, daß sie, einmal begonnen, schief gehe. Nach einigem Ueberlegen ging ich zum Minister von Bülow, um zu hören, wie die Sache eigentlich steht. Ich schien ihm gelegen zu kommen, und er theilte mir alles mit.

Der König, sagte er, wankt in seinem Vorhaben durchaus nicht, von russischer und österreichischer Seite ist kaum versucht worden ihn umzustimmen, und würde dies auch immer vergeblich gewesen sein. Aber mit dem Prinzen von Preußen ist der König in hartem Kampfe. Der Prinz schien bereits nachzugeben, aber nach einer langen Unterredung mit dem Minister des Innern Grafen von Arnim, der anfangs mehr auf des Königs Seite war, seitdem aber mehr auf der des Prinzen steht, hat dieser seinen Widerspruch heftiger erneuert. Er hat sich staatsrechtliche Gutachten ausarbeiten lassen, die ihm ein Recht des Widerspruches beimessen, der König hat diesen andre entgegengesetzt, welche jenes Recht verneinen. Wunderbar, daß in Preußen eine solche Frage nur möglich ist! Aber sie war

schon früher aufgeregt, und ich erfuhr zum erstenmal eine bisher völlig ungekannte Thatsache; nämlich im Jahre 1806 hatten die Brüder Heinrich und Wilhelm von Preußen sich angemaßt, dem Könige Friedrich Wilhelm dem Dritten den Krieg gegen Frankreich gleichsam untersagen zu wollen, wenigstens gedroht, ihren Einspruch bis zum Widerstande zu treiben, worauf der sonst so unentschlossene König ihnen sogleich erwiederte, sie möchten es nur versuchen, wie weit sie damit kämen, er aber werde in solchem Falle sich für befugt halten, ihnen die Köpfe vor die Füße legen zu lassen. Die Akten über diesen Vorgang hat sich der König aus dem Archiv geben lassen, und sie liegen in seinem Kabinet. Indeß wird noch an einer Ausgleichung nicht verzweifelt. Der Prinz von Preußen giebt die Frage Ob schon gewissermaßen zu, und wirft seinen Eifer auf die Frage Wie. Der König hat ihm den Entwurf zur Verfassung vollständig mittheilen lassen, und erwartet die Bemerkungen oder einen Gegenentwurf des Prinzen. Bülow hat diesen nachdrücklich aufmerksam gemacht, daß irgend eine Mittheilung über den Inhalt des Entwurfs, etwa nach St. Petersburg, einem Staatsverrath gleichkäme. Ich fragte, wieso überhaupt die Nachricht, der König wolle Reichsstände, sich so früh habe verbreiten können? Bülow meinte, die Andeutungen in französischen Blättern möchten wohl aus Wien gekommen sein, dann aber habe der Minister Alvensleben unbefugt und pflichtwidrig die ganze Sache ausführlich dem Könige von Hannover mitgetheilt, durch den sie dann nach England gekommen sei; der Gesandte Bunsen habe nur ältere Willensmeinungen des Königs gekannt, die schon wieder vergessen seien, die neuesten aber nicht. Von Alvensleben sagte der König, als er den Streich erfuhr, bloß unwillig: „Ich weiß ja, daß er

den König von Hannover mehr liebt, als mich!" Friedrich der Große hätte ihn auf die Festung geschickt. Ueberhaupt beklagt Bülow, daß der König nicht strenger durchfahre; den Minister Arnim, meinte er, müßte er sogleich verabschieden, da dieser, der Hauptmann für das Werk, demselben eigentlich entgegen und jedenfalls zu lau sei. Er lobte sehr die kräftige Wirksamkeit des Kriegsministers von Boyen. Die Hauptsache sei jetzt, schloß er, den König und den Prinzen zu vereinigen, um jeden Preis eine offene Spaltung zu verhüten; man müsse das Wohl des Staates im Auge haben, nicht Personen oder gar Partheien. Vielleicht gelinge es, dem Könige durch den Prinzen sogar einige Verbesserungen abzugewinnen, zum Beispiel zwei Kammern, da nur Eine dem Prinzen zu demokratisch dünke; der König aber gebe darin, daß er alle französischen Formen meiden wolle, offenbar zu weit. Sollte der Prinz und sein Anhang aber meinen, den König nur Zeit verlieren zu lassen und die Schwierigkeiten so zu häufen, daß die ganze Sache unterbliebe, so würden sie sich bitter täuschen und die Folgen davon schwer auf sie zurückfallen; eine öffentliche Erklärung des Königs, daß sein Bruder ihm entgegen sei, würde diesen vernichten. Der König sei fest entschlossen, seine Sache durchzuführen, könne auch ohne Schmach und Schimpf nicht zurücktreten, Achtung und Ehre stünden auf dem Spiel. Freilich sei schon die Verzögerung ein großer Schaden, und wenn die Landtage die Petitionen wegen Reichsständen beriethen, würde man es bereuen, sie nicht durch frühere Eröffnung im voraus beruhigt zu haben. Ueberhaupt würden diese Landtage nicht sanft hingehen, vielleicht wolle man ihr stürmisches Treiben eben recht geltend machen, um Reichsstände als gefährlich zu schildern, aber auch das würde vergeblich sein, und solche Rechnung

zieme höchstens einem Partheihaupte, dem das Ganze gleichgültig ist, nicht aber einem Prinzen des Hauses, der selber zum Herrschen berufen sei. — Ich blieb etwa drei Viertelstunden und ging in großer Aufregung weg. — Eigentlich ist die preußische Revolution in vollem Gange!

Montag, den 10. Februar 1845.

Nach einer schlechten Nacht unmuthig aufgestanden.

Ich konnte nicht umhin, einen Artikel ganz zu Gunsten des Königs über den Stand der Sachen an die „Allgemeine Zeitung" nach Augsburg zu senden, zugleich mit meinem Aufsatz über Sömmering. Ich überlege mir die Sachen hin und her, und gewinne ihnen wahrlich keine heiteren Seiten ab.

Auf der Seite des Königs zu stehen, gilt fast schon als Zeichen schlechter Denkart; die gute Sache ist auf Seiten der Prinzen! — Die meisten hohen Diener des Königs sind wider ihn, auch Savigny ist so schlecht unterrichtet, oder so schmeichlerisch feig, daß er über die Konstitutionsgerüchte spottet, so auch der Minister Graf von Arnim, der doch gut weiß, was der König will. Aber vom Könige hat man nichts zu befürchten, wenn man ihm entgegen ist, von der Prinzlichen Parthei aber bittren Haß, wenn man nicht mit ihr ist. Das ist eine schlimme Stellung!

Der Herzog von Ratibor ist nach Schlesien abgereist, und hat vorher hier versichert, der König habe laut versichert, er denke nicht an Reichsstände und Konstitution! Dagegen erfindet man auch, der Prinz von Preußen habe an den Gesandten von Canitz nach Wien geschrieben und demselben aufgetragen, was er dem Fürsten von Metter-

nich sagen solle, darauf habe denn Canitz mit Metternich zusammen ausgearbeitet, was von Wien aus dem Könige vorgestellt werden solle. — Der Minister von Rochow soll seine ganze Thätigkeit aufbieten, um dem König entgegenzuarbeiten, ihm mißt man auch eine nähere Verbindung mit St. Petersburg zu, woraus sich manche verdrießliche Ausplaudereien erklären.

Seltsam, die Ultra's, welche den König am meisten zur Hinrichtung Tschech's drängten, haben nicht geahndet, daß sie damit dem König einen Keim in die Brust legten, der in Konstitution ausbrechen würde, und jetzt denkt der Prinz von Preußen wohl nicht, daß er, indem er sich der Konstitution widersetzt, dasjenige herbeiführt, was er noch weit mehr haßt und fürchtet, die Revolution! Und ich sehe sie schon als begonnen an; denn wenn er auch jetzt nachgiebt, so werden doch tausend Anlässe sich ergeben, dem Könige auf's neue entgegen zu sein. Die Prinzessin von Preußen hat neulich zu jemand gesagt, man solle nicht glauben, daß sie auf ihren Mann wirken könne; wenn er in seinem Eigensinn sei, könne niemand ihn zu Raison bringen! — Alles das hätte nichts zu sagen, wenn der König folgerichtige Strenge handhabte; aber die Andern wissen zu gut, daß das nicht der Fall ist.

Eine neue Zensurverordnung, daß die Zeitungen bei Mittheilung der vom Oberzensurgericht freigegebenen Artikel nicht mehr sagen dürfen, daß dies geschehen, weil dadurch die ersten Zensoren bloßgestellt würden, ist vom Minister des Innern veranlaßt worden, jedoch soll der König einige Bestimmungen darin gestrichen haben; daher sagt man nun, die Arnim'sche Verordnung habe die Beine verloren und Kopf nie gehabt!

Sonderbar, daß der König meint, eine zeitgemäße Kon-

stitution müsse sich möglichst von den französischen Formen fern halten! Im Gegentheil, möglichst ihnen sich nähern müßte sie, aber noch besser sie überflügeln, denn offenbar sind sie das reifste Erzeugniß der Zeit, und in gewissem Sinne fast schon veraltet. Er wird schon sehen, wie unwillkürlich doch alles auf diesen Weg einlenkt. Das große Beispiel, die lange Erfahrung der Nachbarn muß nothwendig einwirken.

Mittags Bettina von Arnim eine Stunde bei mir. — Ein Mitglied des Lokalvereins für die arbeitenden Klassen hat zu ihr gesagt: „Nur keine Konstitution! Wir gehen jetzt auf zwei graden Beinen und wollen schon weiterkommen, mit Konstitution aber werden wir auf zwanzig Jahre hinken!" — Kein dummes Wort!

„Die Rechte jedes Menschen" (Bern 1844). Eine kommunistische Schrift von Friedmund von Arnim. Auch der Fürst von Lynar soll etwas Kommunistisches in Druck gegeben haben. Immer noch Saint-Simonismus, der sich ausbreitet!

Mittwoch, den 12. Februar 1845.

Ich kann mich der trüben Vorstellungen nicht erwehren, sie erzeugen sich immer auf's neue, aus den verschiedensten Quellen. Diejenige Welt, der ich angehöre, nimmt ab, und eine neue steigt auf, die meinem Geiste näher angehört, aber meinem Leben nicht; an ihren Kämpfen und Siegen werd' ich eben nur im Geiste Theil haben. — Heute, am stillen Tage, den ich zu Hause verbringe, ohne Berührung von außen, sind alle Erinnerungen qualvoll wach in mir, ich habe dem Andenken Rahel's heiße Thränen geweint, und dem Andenken meiner Jugendzeit, in der

ich sie zuerst sah, und meine ersten Freunde gewann. Alles, alles war mir belebt in schmerzlichster Sehnsucht, alles war schön, und doch lange nicht schön genug, dicht neben der Schönheit so viel Dürftiges, Geringes! — Doch hab' ich große Schicksalsgunst erfahren, ich habe Rahel gefunden, Fichte'n und Goethe'n gekannt, dann Charlotte Wynn — das im Persönlichen; im Allgemeinen aber hab' ich die französische Revolution erlebt, den Befreiungskrieg, die Juli-Revolution, soll ich die preußische Konstitution auch rechnen? Ich weiß nicht, ich habe den rechten Muth nicht zu der Sache, ich kann ihr nicht trauen. Wie elend schleppt sich wieder alles hin! Alles Freudige, Frische, wird in Zögerungen erstickt. — Im Grunde liegt hierin hauptsächlich meine heutige Verstimmung.

Ich fuhr gestern noch zu Bülow, wo es nicht so voll war wie gewöhnlich. — Mit Bülow konnt' ich nur vor Zeugen sprechen, es schien aber nichts Neues vorgegangen zu sein, sonst hätte er wohl die Gelegenheit gefunden, mir einen Wink zu geben.

Heute lange im Bette geblieben. Nicht arbeiten können, wegen Unwohlsein. Im Zimmer auf und ab gegangen. — Papiere durchmustert. Im Pindaros gelesen, ich bedurfte solcher Nahrung. Welch eine Welt, die der Griechen, welch eine Sprache!

Nachricht, daß Steffens gefährlich erkrankt ist.

Herr von Erxleben hatte auf dem Lande einen seiner Leute bei den Beinen aufgehangen, und ist dafür zu neun Monat Festung verurtheilt; jetzt geht eine Bittschrift von Edelleuten an den König zur Unterschrift umher, der König möge ihm die Strafe schenken. Zur Ehre des Grafen Hermann von Lottum muß ich anführen, daß er sich gegen die Bittschrift erklärt, ebenso Herr von Jagow und Graf

Itzenplitz, denen auch Graf von Königsmarck beitritt; dem Gesetze müsse Vollzug werden, sagen sie.

Freitag, den 14. Februar 1845.

Die Altpreußen sind über den Anschein, daß es mit der Konstitution nichts werde, beruhigt und erfreut, sie sehen in solcher Anstalt nur Hemmung, nicht Forderung; bei dergleichen Meinungen stutzen dann die Aristokraten, Konservativen, und möchten die Konstitution fast wünschen; faßt der Prinz von Preußen die Sache einmal unter diesem Gesichtspunkte, so wird er ihr eifrigster Förderer!

Heute früh Nachricht, daß Steffens gestern Abend gegen sieben Uhr sanft entschlafen. Ich fuhr hin, fand Frau und Tochter in tiefer Trauer, aber sehr gefaßt. Ich sah die Leiche; mit tiefer Wehmuth!

Gerücht von Veränderungen im Ministerium. Verfassungsgespräche. Die Hof- und Gesellschaftslustbarkeiten verschlingen alles andre Interesse. Der Prinz von Preußen selbst lacht und scherzt, und macht bei seinen Festen den Wirth, als wäre der Himmel ganz heiter. Er schadet sich ungeheuer durch seinen Widerspruch; schon heißt es, er habe gesagt, ihm sei die Rolle zugewiesen, die der jetzige König von Hannover als Herzog von Cumberland habe spielen müssen. — —

Der neue Landtagsmarschall für Schlesien, Prinz von Hohenlohe hat vor seiner Abreise nach Breslau hier erzählt, der König habe in Bezug auf das Verlangen nach Reichsständen gesagt: „Wenn man mich drängt, werde ich mit Kartätschenschüssen antworten.“ Hat der König das gesagt, oder sprengt man es nur aus? In beiden Fällen schlimm! Der König muß wissen, daß Kartätschenschüsse

ohne körperliches Ziel gar nichts sind; und er wird gezwungen sein, wie schon mancher in seinem Falle, nicht durch Menschen, aber durch die Gewalt der Dinge. „Heute will ich, morgen muß ich."

Dienstag, den 18. Februar 1845.

Wegen der Verfassungsfrage wird die Stimmung wieder lauer; die Unterrichteten meinen, der König habe noch denselben Willen, lasse denselben aber in Zerstreuungen erschlaffen, und vorzüglich dadurch siege denn der Widerspruch. Das Vertrauen in den König sinkt aber beträchtlich, und besonders diejenigen, welche seine Nachgiebigkeit jetzt wünschen, denken am übelsten von ihr in Bezug auf ihn selbst. — Boyen hat zu Krausened gesagt, man könne auf nichts rechnen, was eine bestimmte Handlungsweise des Königs verlange, derselbe sei fern von jeder Positivität! — Wie werden die auswärtigen Mächte vom Könige urtheilen, wenn er sich „herumkriegen" läßt! wie die Prinzen hier! Daß vielleicht aus der Konstitution nichts wird, ist mir kein Kummer, ich habe an der Mißgeburt — denn das muß sie sein — keine Liebhaberei, aber daß der König solchen Schaden erleiden muß, das beklag' ich aufrichtig. Hätte er doch lieber nichts angefangen!

Dieser Tage fleißig in den Archivakten über Schwerin gearbeitet, Auszüge, Eintragungen ꝛc.

Heute ist Steffens mit großem Gepränge begraben worden, auf dem Kirchhofe vor dem Hallischen Thore. Ich konnte nicht dabei sein.

Jumpt brachte mir seine Druckschriften über das römische Haus und über die Religion der Römer.

Mittwoch, den 19. Februar 1845.

Man ſagt, der Prinz von Preußen habe dem Könige das Verfaſſungswerk völlig entwunden, er wiſſe zu gut, daß der König bei fortgeſetztem Widerſtande leicht ermattet, die Sache liegen läßt und ſich an andern Sachen erholt, bei denen wieder ein friſcher Wille und leichtes Gelingen zu verſuchen iſt. Aber der König giebt das Verlaſſene nicht auf, er kommt wieder darauf zurück. Und da man das weiß, ſo bleibt alles in ungewiſſer Schwebe, und das einmal Gewollte kann immer wieder vorkommen, ohne je ſeiner Ausführung gewiß zu ſein! — Wenn der König jetzt mit den Reichsſtänden nicht durchdringt, ſo giebt es eine häßliche Wendung unſrer Sachen; hätte er dann doch lieber nichts angefangen! Ich vergleiche ſeine jetzige Lage der ſeines Vaters im Jahre 1805; der Krieg, den er damals vermied, brach im folgenden Jahre um ſo gewaltſamer und verhängnißvoller aus! — Ich ſtehe zum Könige heute in ähnlicher Weiſe wie 1819 zum Staatskanzler; ich bin ohne Auftrag, ohne Gunſt, ungekannt oder doch unbeachtet, ſuche aber mit meinen Kräften den guten Willen zu unterſtützen, die geſtellte Aufgabe zu erleichtern. Doch gegen die Schwäche der Karaktere hält nichts Stand! Ich werde wieder zurücktreten, wie damals, wo Hardenberg nicht hören wollte, daß er in Boyen, Humboldt und Behme ſeine beſten Stützen habe, und dieſe nicht hören wollten, daß ſie ohne Hardenberg machtlos werden müßten! Der König hört jetzt am meiſten auf diejenigen, die ſeiner Abſicht entgegen ſind. — Man verliert alle Luſt und Theilnahme, und kann doch nicht gleichgültig ſein, denn unſer Aller Glück und Unglück iſt in den Sachen mitbefangen.

Ich habe heute die in Paris gedruckte Schrift: „Das

Königliche Wort Friedrich Wilhelm's III. Eine den preußischen Ständen überreichte Denkschrift. Von Doktor Johann Jacoby" zu lesen bekommen. Sie ist von gediegenem, folgerichtigem Inhalt und furchtbarer Wirkung. Das sind andre „Kartätschenschüsse" als die, mit denen der König gedroht haben soll! Und der ungeheure Muth des Mannes, der sich offen als Verfasser nennt! Was ist eine schwache wankelmüthige Willenslust gegen solche Willensstärke! Dennoch kommt die Schrift in diesem Augenblicke sehr ungelegen und kann der Entwicklung, die grade im Gange ist, sehr schaden; eine andre Entwicklung freilich wird ungeheuer durch sie gefördert.

Die deutsch-katholische Kirchengestaltung macht aller Orten reißende Fortschritte, und die Zeitungen dürfen darüber berichten. Geld, Unterschriften, Versammlungen! Ronge und Czerski! Das kann weit führen!

General von Pinel liegt am Herenschuß in Randow danieder; er wollte hier einige Urlaubswochen vergnügt zubringen, so wie er aber besser ist, muß er nach Neuchatel, wegen der Schweizerwirren. Auch der Graf von Lottum, der wider Verhoffen den Gesandtschaftsposten in der Schweiz doch angenommen hat, soll eiligst abgehen; auf den schwierigsten Posten der unfähigste Mensch! Deßwegen soll auch Pinel dort sein, aber die Tagsatzung kann er doch nicht besuchen! — Metternich betreibt die Schweizersache mit großem Eifer, und er dringt darauf, daß Preußen dort jetzt seine Leute habe.

In Schwerin's Papieren gearbeitet, Friedrich's des Großen Lobrede auf den General von Goltz wiedergelesen; was dieser Fürst für Männer zu Gehülfen hatte! Er wußte sie zu unterscheiden, an ihren Platz zu stellen, sie zu schätzen. Solch ein Goltz, einer der trefflichsten, begab-

testen, wirksamsten Menschen, ist gar nicht einmal berühmt!

Beim Könige ist heute Konzert.

Freitag, den 21. Februar 1845.

Gestern an die „Allgemeine Zeitung" geschrieben, für diesmal genug! Der gute Wille für Andre, dem diese nicht entsprechen, wird zuletzt eine Thorheit und ein Widersinn. Ich lasse mich nur zu lange hinzerren, und sollte endlich klug sein und davonbleiben!

Heute Abends bei Olfers. — Oberpräsident von Meding. Letzterer sagte mir, der König habe den sämmtlichen Ständemitgliedern einzeln und unter der Hand mittheilen lassen, sie möchten sich in Betreff der Reichsstände ruhig halten! Wird diese Bitte fruchten? wird sie weithinaus wirken? Ist diese Art der Zuflüsterung würdig? thut sie nicht dem höchsten Ansehn Eintrag? — Schon hört man die schrecklichsten Aeußerungen über den Zustand unsrer öffentlichen Angelegenheiten; die Konstitutionsgelüste des Königs waren nur ein Karnevalscherz; Preußen ist jetzt vorzugsweise der Staat, der eine Verfassung „auf dem Papiere" hat; der König wollte dem Volke einen Brocken hinwerfen, aber der Prinz von Preußen hat ihn weggeschnappt; der vorige König Friedrich Wilhelm der Vierte, — „Sie wollen sagen, der jetzige" — Nein, der vorige, der jetzige ist der Prinz von Preußen, — und was dergleichen Reden mehr sind.

Wankelmuth, Einfälle, Phantasterei — führen zur Schwäche und Unheil; Verachtung, Hohn und Spott wird uns geboten, und die schlimmste Wendung der Dinge bleibt allein übrig! — Warnungen vergeblich! Die Jahre

1805 und 1806 ſprechen laut, aber die Ohren ſind taub. Die Stimme der Vernunft und Erfahrung muß im Exzellenztitel auftreten, und auch das hilft oft nicht. — Mögen ſie zuſehen, wie ſie fertig werden!

Sonntag, den 23. Februar 1845.

Die getäuſchte Erwartung wegen der Konſtitution äußert ſich in herbem Unwillen. Der König hat ſich in der Meinung unendlichen Schaden gethan, der Prinz von Preußen ſich noch weit mehr. Dem Könige wird ſehr verdacht, daß er nicht durchgreift, wie er es doch anfangs wollte. Man ſpottet über die Gelüſte, die keine Folge haben. Man ſpricht vom Schwanenorden, vom Bisthum von Jeruſalem. — Karikatur in Leipzig. — Und dabei iſt die Sache nicht aus; der König hat heftige Erörterungen mit den Prinzen, der ſeinerſeits auch ſehr ſtarke Ausdrücke gebraucht und ſich wie ein Mitregent benimmt, etwas Unerhörtes in Preußen! — Die Zwietracht in der Königlichen Familie iſt alſo nun da, der Großmuthsſchmelz von den Reichsſtänden — falls es noch dazu kommt — abgeſtreift! — Unglückliches Unternehmen, unglückliches Zögern! — Wird gegen Jacoby in Königsberg etwas gethan werden? Man weiß es noch nicht! Und was wird dabei herauskommen? Man weiß es noch weniger! Man kann ihm nicht ſagen, ſeine Rechnung ſei unrichtig; man kann ihm nur ſagen, er ſolle ſo nicht rechnen. Und welche Schmach, dies zu ſagen!

Bettina von Arnim kam und blieb zum Mittageſſen. — Sie ſprach herrliche Sachen über Armuth, über einfaches geringes Leben, über die Erbärmlichkeit unſres Reichthums, Ehrgeizes, unſrer Lebensarten und Künſte; Beiſpiel

einer zweiundachtzigjährigen Frau vom Lande, die mit Kräutern zur Stadt kommt, deren Vater im Siebenjährigen Kriege fiel, der Mann im Revolutionskriege, der Sohn im Befreiungskriege, zwei Enkel hat sie bei sich, freut sich, daß sie freie Schule haben, ist wohlbewandert in „Gottes Wort“ ꝛc. ꝛc. Es war eine herrliche Erzählung, voll Stolz und Freude, Bettinens edelster Kern kam an den Tag!

Professor Werder hat endlich vom Minister Eichhorn erlangt, daß ihm die bisherige Gratifikation von dreihundert Thalern nun als ständiges Gehalt ausgezahlt wird. Eichhorn hat auf Rühle's Fürsprache dabei Rücksicht genommen. Aber was ist das gegen andre Gunst! Der elende Huber hat gleich achtzehnhundert Thaler Gehalt bekommen, und bringt keine Vorlesung zu Stande!

Savigny — dessen Geburtstag gestern durch lebende Bilder in seinem Hause gefeiert wurde — spottet über die gehoffte Konstitution. Dabei weiß er doch, daß eine vorhanden ist, und sagt zu seiner Frau, er begreife nicht, wie so der König grade diese beiden dummen Leute, den Minister von Bülow und den Minister Grafen von Arnim, dabei zu seinen Vertrauten habe machen können! (Der alte Jude: „Ihr meint, ich meine mir? Ja, ich meine mir!“)

Gestern las in der Singakademie Herr Professor Dönniges — ein Schüler Schelling's — über Kommunismus, spöttisch, witzig, mit Achselzucken über die armen Leute und ihre Einbildungen, die Welt habe längst alles Nöthige, auch Assoziationen, es sei alles ganz gut bestellt ꝛc. Der vornehme Pöbel konnte sich recht ergötzen! Ehrbare, unterrichtete Personen waren sehr empört; Sanitätsrath Doktor Aschersen sprach über Dönniges mit tiefster Verachtung.

Montag, den 24. Februar 1845.

Brief aus London von Carlyle, mit schönen Autographen, durch die englische Gesandtschaft; Daniel O'Connell hat ausdrücklich für mich ein Blatt geschrieben!

Die Leute schimpfen weidlich über das zum Narren haben mit der Verfassung; viele glauben, der König habe sich einen Spaß damit gemacht. — Am Rhein hat der Landtag schon sehr ernste Verhandlungen, und verweist dem Könige, daß er ihr dortiges Recht ein undeutsches genannt.

Hillebrand's „Deutsche Nationallitteratur" zu lesen angefangen; schlechte, ungleiche Schreibart, keine glücklich gezogenen Grundlinien; doch ist der Sinn gut und das Urtheil tüchtig; ich wünsche auch mehr Wärme. Ich erinnre mich, vor funfundzwanzig Jahren — und seitdem nichts — etwas von Hillebrand gelesen zu haben, und daß es mir denselben Eindruck machte. Das Buch ist doch willkommen, wegen seines ernsten Fleißes, und weil es dem bornirten Gervinus offen und versteckt entgegenwirkt, — Gerechtigkeit ist sein Hauptvorzug.

Der Minister Eichhorn beklagte sich bitter gegen den General von Rühle, daß mit Boyen gar nicht mehr auszukommen sei, so übertrieben liberal sei derselbe! Dagegen mit Savigny könne er sich leicht verständigen, der sei billig, — das heißt, servil und heuchlerisch, wie Eichhorn selbst.

Dienstag, den 25. Februar 1845.

Alle Blätter besprechen die Verfassungsfrage Preußens, die Petitionen wegen Reichsständen und Preßfreiheit kommen am Rhein schon bei den Landtagen zur Sprache.

„Die Verhältnisse der Seehandlung", amtlich dargestellt vom Minister Rother, eine Staatsschrift, mit der

„Allgemeinen Preußischen Zeitung" ausgegeben. Der König hat die Bekanntmachung erlaubt, sagt aber dabei, daß die Seehandlung neue Fabrikanlagen nicht machen soll.

Die Studenten wollten gestern eine Schlittenfahrt anstellen, wobei die Wallfahrt zum heiligen Rock in Trier vorkommen sollte. Die Polizei unterdrückte die Sache. Doch standen Tausende von Menschen erwartungsvoll unter den Linden.

Donnerstag, den 27. Februar 1845.

Heute früh W. mit der Nachricht, daß Diepenbrock nun doch bewogen worden, Fürstbischof von Breslau zu werden.

In Homburg ist die Gräfin von Naumburg gestorben. Für den Landgrafen ein unersetzlicher Verlust.

Pfuel ist eifrig für die deutsch-katholische Bewegung, die überall um sich greift. Die Sache ist von größter Wichtigkeit und liegt den meisten hiesigen Leuten weit näher als die Konstitution!

Fleißig in Schwerin'schen Papieren gearbeitet. — In Hillebrand's „Litteraturgeschichte", in Wilhelm von Humboldt's Schriften, im Pindaros und in der griechischen Anthologie gelesen.

Sonnabend, den 1. März 1845.

Gestern Besuch von Herrn Hirschfeld; außer den Geldsachen auch die Petition der Juden wegen Bürgerrechten besprochen, der hiesige Landtag scheint der Sache günstig, Fürst von Lynar ꝛc.

Heute Schlittenfahrt der Studenten; der heilige Rock von Trier kam doch vor, desgleichen der Pabst und Ronge,

die Gewerbsverloosung, der Tummel wegen Theaterbillets, der Lokalverein ꝛc. Die Polizei konnte nicht verhindern, daß die einzelnen Mummereien bis zum Dönhofsplatze, wo sich alle versammelten, unbeaufsichtigt durch die Stadt fuhren, und selbst im nachherigen Zuge behauptete sich manches Verbotene.

Die „Allgemeine Zeitung" bringt nun auch aus Breslau die Bestätigung, daß der König Reichsstände berufen wolle und der Prinz von Hohenlohe dieses den Mitgliedern des schlesischen Landtages eröffnet habe. — Ein launiger Artikel aus Berlin über die kurmärkischen Stände. — Ein sehr tückischer über die deutsch-katholische Bewegung.

Montag, den 3. März 1845.

Vischer in Tübingen durch die Stuttgarter Pfaffen verfolgt.

Leo, Tippelskirch, das Wunderkind Witte in Halle, ziehen gegen Ronge und Czerski los! — Lumpen! Die Leute, welche den katholischen Pfaffen trotzen, scheeren sich den Teufel um die protestantischen!

Mittwoch, den 5. März 1845.

Gestern beim Minister von Bülow im Beginn der Assemblée ein ziemlich langes Gespräch. Er sagt, er stehe im Drange der Arbeiten, daß er gar nicht Zeit habe, an sich zu denken, krank zu sein u. s. w., auch die Verfassungssache sei fortwährend in heißer Bewegung, und am Ende werde unfehlbar des Königs Wille durchschlagen; die Gegner seien aber ungeheuer thätig, erbittert und blindwüthend, diese Leute dächten an nichts Höheres, seien anfähig, den

allgemeinen Zuſtand zu faſſen, der Staat gelte ihnen nichts, das Land nichts, das Wohl des Königs und der Dynaſtie nichts, ſie begriffen nur ihr Partheiintereſſe, folgten ihrer tollen Leidenſchaft: „Sagen Sie denen einmal etwas von der Zukunft, von dem Drange der Dinge, von Gefahren des Königthums, von Nachtheilen des Königs, Sie werden gleich ſehen, daß dieſe Leute keine Vernunft annehmen, daß ſie nur toll und verrückt ihre albernen Redensarten wiederholen, daß ſie wie das Vieh ſo dumm und bornirt ſind.“ Ueber die Jeſuitenſache in der Schweiz; Metternich, nachdem ſeine ſtarken Anträge von allen großen Höfen abgelehnt worden, lenkt ein, und man hofft, der Pabſt ſelber werde den Frieden durch Abrufung der Jeſuiten erhalten; Bülow ſtimmt mir bei, daß Metternich nicht ungern jene Ablehnung von Seiten der Höfe empfangen habe. Wir ſprechen über General von Pfuel, den Kriegsminiſter von Boyen, die rheiniſchen Stände ꝛc. — Bei Bülow mit der Herzogin von Dino-Sagan geſprochen, mit Herrn und Frau von Gemmingen, dem Geſandten von Meyendorff, Staatsrath von Fonton, Geheimerath Pertz, Geheimerath Lichtenſtein, Direktor Waagen, Graf von Keyſerling, Graf Richard von Kalkreuth, Reumont, Graf von Königsmarck, Frau von Ende ꝛc.

Heute ließ ich mich durch den Nachklang der Bülow'ſchen Geſpräche beſtimmen, doch wieder einige Zeilen über die Verfaſſungsſache an die „Allgemeine Zeitung“ nach Augsburg abzuſenden, aus reinem guten Willen, nach beſtem Urtheil, was mir der Sache im Sinne des Königs förderlich dünkt. Man möchte ihm doch gar zu gern helfen! Nimmt willig neue Täuſchungen auf!

Wichtige Verhandlungen des rheiniſchen Landtags, ſcharfer Tadel gegen den Oberpräſidenten von Schaper, gegen

den Minister Grafen von Arnim, Wahrung der ständischen Rechte, die ohnehin nur ein Minimum seien, alles vollständig in der Zeitung! — Der westphälische Landtag ist fast noch reicher und stärker an Forderungen als der rheinische.

Sonntag, den 9. März 1845.

Gestern Abends bei *. — Fräulein von * erzählte, Willisen habe bei der Königin neulich mein „Kriegesabentheuer" und einige meiner aus dem Russischen übersetzten Sachen vorgelesen, die Königin habe sich darüber mit großtem Lobe geäußert, und wolle der Kaiserin von Rußland das Gelesene empfehlen und sie fragen, ob sie die russischen Sachen wohl in der Urschrift kenne? Der Geschmack am Hofe ist gar unsicher, ich bilde mir nichts ein auf das Lob!

Der Prinz von Preußen ist fortwährend gespannt mit dem Könige. Seine Helfer suchen die Sachen in die Länge zu ziehen, recht wie die kurzsichtigen Leute, die da meinen, Zeit zu gewinnen sei die Hauptsache; sie vergessen in ihrer Partheiverbissenheit, wie sehr dem Staat und dem Könige die Zeit, welche sie zu gewinnen scheinen, verloren geht. Und am Ende leidet ihre Partheisache dabei doch am meisten. Französische Emigranten, ganz wie die Emigranten, und dabei wie die späteren Ultra's; sie bringen die Dinge auf's äußerste. — Der Prinz Karl hat sich auch rühren wollen, der König ihn aber so derb angefahren, daß er erschrak und verstummte.

Im Pindaros gelesen und etwas in Lermontoff.

„Kritische Gänge. Von Friedrich Theodor Vischer." (Zweiter Band. Tübingen 1844.) Das Buch haben die Narren verboten und weggenommen, da muß man's kaufen!

Dienstag, den 11. März 1845.

Der Minister Eichhorn hat wieder zwei alberne Verordnungen ergehen lassen, wegen der Privatdozenten, die künftig nur auf Zeit zugelassen werden sollen, auf vier Jahre, nach denen der Minister ihnen die Vorträge wieder untersagen darf, dann wegen der Examinatorien, die er anempfiehlt, preist, verlangt. Einige Fakultäten haben schon gegen beide Verordnungen scharf protestirt, Böckh sagt, Eichhorn werde sich schwer ärgern! Fast niemand hier an der Universität hat seine Vorlesungen dialogisch und examinatorisch eingerichtet; man findet es eine Albernheit, die nicht thunlich ist, und wäre sie thunlich, der freien Wissenschaft schaden würde. Eichhorn will die Universitäten herabbringen, Lehrer und Studenten dem Schulzwang unterwerfen, alles in unwürdige Abhängigkeit von der Behörde zwingen. Sein körperlicher Zustand soll etwas besser sein, die Spuren des Irrsinns haben sich verloren, wie Nicolai's Phantasmen einst, durch Blutigel.

Donnerstag, den 13. März 1845.

Gestern Abends beim General von Pfuel, der um vieles besser ist; er nimmt den eifrigsten Antheil an der deutsch-katholischen Bewegung, die noch immer die größten Fortschritte macht; „das ist das wahre Wunder des Rockes zu Trier!" — Der Fürst von Hohenlohe hat sich durch einige schlesische Landtagsmitglieder bezeugen lassen, daß er ihnen nichts vom Könige wegen Reichsständen bestellt habe. Man glaubt aber doch, er habe es gesagt, und vielleicht sei es nur grade nicht in der Unterredung geschehen, auf die er hindeutet, sondern in einer andern. — Der Fürst von Solms-Lich hat in Koblenz wieder ein hübsches Stückchen

gemacht; auf die Klage aus Trier, der dortige Zensor verweigre die Druckerlaubniß für die Landtagsverhandlungen, beschickte er sogleich den Oberpräsidenten durch zwei Landtagsmitglieder, die auch alsbald zurückkehrten und die Antwort brachten, der Oberpräsident habe schon dem Zensor die nöthige Weisung ertheilt. Die Sache ist unbedeutend, aber die Form erheblich; es ist durchaus unstatthaft, daß der Landtag eine Verwaltungsbehörde durch Abgeordnete beschicke, und daß die Behörde sich mit ihnen einlasse. Das Beispiel ist sehr übel und kann sich übel wiederholen! — Gestern bei der Mittagstafel des Königs kam es vor, daß die Oper „Norma" langweilig genannt wurde, und auch O. fand sich dieser Aeußerung schuldig, da rief der König: „Was! O., ich schieße Sie todt, ich schieße Sie todt!" Auch die Königin sagte: „Solch ein Meisterwerk!" Nachher zeigte Cornelius anderthalb Stunden lang seine Zeichnungen zum Campo santo, er hatte auch heidnische Mythen dazu genommen; der König war etwas verwundert, sagte aber auf Cornelius' Rechtfertigung: „O mit mir haben Sie gutes Spiel! Aber sehen Sie zu, wie Sie mit meinen Herren Theologen fertig werden!" — Der König sieht alt aus und verlebt.

Wichtige Nachricht von dem schlesischen Landtage, wo Graf von Renard aufgetreten ist, um Reichsstände mit zwei Kammern zu fordern, unter Beistimmung eines großen Theils des schlesischen Adels.

Freitag, den 14. März 1845.

Ich denke mir die Lage des Königs sehr betrübt, er sieht seinen guten Willen auf allen Seiten überflügelt, sein Ansehn sinken, seine Macht zerbröckeln, und weiß nicht,

woran es liegt und wie zu helfen. Zu Gunsten seiner Person und seines Ansehns, doch dabei auch zu Gunsten der Konstitutionssache, schickte ich ein paar Aufsätze an die „Allgemeine Zeitung“ nach Augsburg. Es wird nicht viel nützen, aber ich thue es zu meiner eignen Befriedigung. Wie schwer bestraft sich jetzt der Verzug in des Königs Vorhaben, wie sehr verwickelt sich alles! Die Aufregung steigt und wird immer trüber! Bald wird der König für seine größte That weder Ehre noch Dank haben, er wird aller Welt als ein Gezwungener dastehen. — Zum erstenmal in hiesigen Zeitungen erscheint ein selbstständiger Aufsatz über Reichsstände, vom Professor Michelet, mit Druckerlaubniß des Ober-Zensurgerichts, in der „Vossischen Zeitung“. Aber wie schwache, veraltete Gedanken bringt der auf! will Abgeordnete der Synoden, der Stifter ꝛc. Hier in Berlin sind die Gedanken am wenigsten reif, am Rhein sind sie viel weiter. — Das wird noch viele Zusammenstöße geben!

Sonntag, den 16. März 1845.

Der Graf von Renard hat seinen im schlesischen Landtag gemachten Antrag noch in derselben Sitzung zurückgenommen, daher denn auch die Protokolle der Verhandlungen keine Erwähnung davon machen; sie geben nichts als eine abgeschwächte, farblose Mittheilung über Anträge wegen Erweiterung der ständischen Verhältnisse, wobei nicht einmal die gesetzliche Mehrheit von zwei Drittheilen der Stimmen für die Hauptsache erlangt worden! Der Graf von Renard aber hat sich doppelt bloßgestellt, gegen die Regierung durch seinen Antrag, und gegen die ihm Beistimmenden durch die Zurücknahme desselben. In Breslau,

Posen und zum Theil auch in Königsberg hat in den Landtagsverhandlungen eine kriechende, ängstliche, feige Sprache die Oberhand gewonnen, ein Aufwand von heuchlerisch demüthigen, unterwürfigen Redensarten ersetzt jede Forderung, die baar und männlich auftreten sollte. Es ist mir zum Ekel, und ich muß mich abwenden von der Erbärmlichkeit! — Auf wie langwierigen, langweiligen, schmutzigen und rauhen Wegen soll Preußen zu einer Konstitution gelangen! Da gefällt mir wahrlich die Regierung Friedrich's des Großen besser, da sorgte, that und befahl Einer, und die Andern konnten ruhig sein. Jetzt soll jeder Theil am Staate nehmen, aber das Theilnehmen hat vorgeschriebene Takte, wobei man zwischen zweien alle Zeit hat einzuschlafen. Die andern Dinge fahren auf der Eisenbahn, die Konstitutionssache noch reglementsmäßig mit der alten Post, zwei Stunden und drüber auf die Meile.

In Hillebrand gelesen, der mir, je weiter ich komme, je besser gefällt. Goethe's Ansichten und Aussprüche sind der Felsenunterbau, auf dem sich das Ganze erhebt. Auch Gervinus ist, ohne es zu wollen oder zu ahnden, ein hauptsächlich von Goethe Gestachelter, ohne das Stück Literaturgeschichte im zweiten Theile von „Dichtung und Wahrheit" wäre er vielleicht nie darauf gekommen, sein Werk zu unternehmen. Alles was Goethe dort sagt, und was jetzt ganz gewöhnlich ist, war damals überraschend neu, schloß ganz neue Ansichten auf, erregte das Erstaunen und Nachdenken, und wurde gleich von jederman voll angenommen und in Gemeingut verwandelt. — Die Leute wissen's nur nicht mehr!

Montag, den 17. März 1845.

Herr von Henning ſchickte mir ſeine Druckſchrift: „Zur Verſtändigung über die preußiſche Verfaſſungsfrage", hier bei Beſſer gedruckt, und gegen Jacoby in Königsberg — „der eine nicht beneidenswerthe Celebrität erworben" — polemiſch gemeint. Was der Deutſche nicht Alles für's Geld macht! Die Schrift iſt in Auftrag und für das Geld des Miniſters des Innern Grafen von Arnim geſchrieben, aber das Geld iſt weggeworfen, denn ſolche Leute wie Henning ſchaden der Sache nur, für die ſie ſchreiben. Hol' ihn der Teufel mit ſeinem erbärmlichen Gewäſch, kleinlich und philiſterhaft, und matt und armſelig. Wie ſo erfrecht er ſich nur, mir den Wiſch zuzuſchicken?

Kühnheit und Zaghaftigkeit ſind auf den Landtagen ſeltſam beiſammen. Die Dreiſtigkeit, den König daran zu erinnern, daß er den Poſen'ſchen Ständen gedroht, er habe ſie aufheben wollen, und daß er dergleichen nicht thun dürfe, ohne alle Provinziallandtage darüber gehört zu haben, dieſe Dreiſtigkeit geht neben der Aengſtlichkeit, man wolle dem Könige ſagen, den Wunſch nach Oeffentlichkeit habe man nur darum nicht ausgeſprochen, weil man fürchtete, er könnte es übel nehmen! — Die rheiniſchen Stände ſind die muthigſten, das iſt gewiß.

Die zwei erſten Bände von Thiers' „Histoire du Consulat et de l'Empire" ſind angelangt; ich habe gleich ſie zu leſen begonnen.

Dienstag, den 18. März 1845.

Der König bildet ſich ein, er habe an ſeinen Provinzialſtänden etwas eigenthümlich Deutſches und Deutſch-Hiſtoriſches; aber deutſch ſind ſie in Wahrheit nur zu nennen,

insofern sie nun seit etwas mehr als zwanzig Jahren kläglich fortbestehen. Von ältern deutschen Landständen ist kaum eine Spur darin; die bewilligten oder versagten Steuern, die griffen in die Verwaltung ein ꝛc. Die Provinzialstände sind nicht nach irgend einem altgeschichtlichen Maße, sondern nach dem Maße der Angst und Furcht gemacht, die in der Zeit, wo sie gemacht wurden, in der preußischen Regierung herrschten, ihre Gestalt aber wurde ganz neu und willkürlich bestimmt. Wenn der König meint, auch die Reichsstände nach diesem Muster zu gestalten, so darf er nur nicht glauben, damit einer deutschen Eigenthümlichkeit näher zu sein, die wird wohl wieder nur in dem Halben und Schwachen bestehen! Sonderbar, den Völkern, welche in dieser Sache die Erfahrung für sich haben, bei denen die geschichtliche Entwicklung wirklich vorgegangen ist, denen will er nichts entlehnen, und sein Absehn geht recht eigentlich darauf hinaus, seine Einrichtungen von den ihren verschieden zu machen. Als wenn hierin nicht grade das Allgemeine, das überall Entstandene, das Ausprobirte, auch nur allein das Bewährte und Sichre wäre! Warum macht man denn die Kanonen à la Paixhans, die Shrepnells und dergleichen, so genau nach? Wird man, wenn man einst deutsche Kriegsschiffe baut, diese eigensinnig anders bauen, als die Engländer, bloß um irgend eine schwächliche Unform dann mit Stolz deutsch zu nennen? — Mich dünkt, wenn jemand dem Könige dergleichen sagte, er würde es einsehen, wenigstens nachdenklich darüber werden, — aber es sagt es ihm niemand, und so bleibt er in seiner Vorstellung befangen.

Am rheinischen Landtage wurde der Vorschlag gemacht, die Petition um Reichsstände nicht als Petition, sondern nur als Wunsch an den König gelangen zu lassen, unter

dieſer Form wollte der Landtagsmarſchall Fürſt von Solms-Lich beitreten, doch Herr Camphauſen von Köln ſetzte noch die beſondre Bedingung, daß der Fürſt dieſen Wunſch dem Könige perſönlich nach Berlin überbrächte, wozu der Fürſt ſich bereit erklärte. Aus dieſer Nachgiebigkeit ſchließt man, daß der Fürſt von Berlin aus dazu angewieſen ſei, und daß der König nur den Schein retten wolle, er erfülle nicht Forderungen, ſondern berückſichtige Bitten. Damit iſt aber heutiges Tages nicht eben viel gewonnen; der Schein wird als ſolcher zu ſchnell erkannt.

In der halliſchen „Allgemeinen Litteraturzeitung" ſteht ein tapfrer prächtiger Artikel über die Schrift des halliſchen Predigers Guſtav Adolf Wislicenus: „Ob Schrift? Ob Geiſt?" gegen die Verketzerungen, welche der Profeſſor Guericke gegen ihn vorgebracht, und gegen die ſchändliche Meuterei der Hengſtenberg'ſchen „Kirchenzeitung", die ſich wider denſelben Mann erhoben; die theologiſche Wuth dieſer verfluchten Pfaffen wird hier ſcharf beleuchtet und gegeißelt.

Donnerstag, den 20. März 1845.

Geſtern Abends bei *; wir ſprechen rückhaltlos über unſre Zuſtände, * meint, wenn der König erſt eine Konſtitution gegeben habe, ſo könne es noch zwanzigjährige Kämpfe koſten, ehe die Sachen ſo zurechtgerückt wären, wie ſie einigermaßen bleiben könnten.

Pelz in Schleſien iſt zu neun Monat Feſtung verurtheilt, er hat appellirt. Es ſind auffallende Verhaftungen in Breslau und andrer Orte vorgenommen worden, man ſpricht von raſenden Anſchlägen und Verſchwörungen,

aber die Leute meinen, dergleichen sprenge die Behörde nur aus, um vorläufig ihre Maßregeln zu beschönigen.

Es scheint den Bemühungen der Landtagsmarschälle, Oberpräsidenten und andern der Regierung Anhängigen doch ziemlich zu gelingen, die Landtage diesmal noch zahm zu halten; man flüstert ihnen unaufhörlich zu, sie dürften alles vom Könige hoffen, nur sollten sie ihn diesmal ruhig lassen, in seinem Vorhaben nicht stören. Das mag denn so hingehen; aber man hätte dergleichen Bitten nicht nöthig gehabt und ganz andre Eindrücke hervorbringen können, wäre man entschlossener vorgeschritten und offener gewesen in Ankündigung dessen, was man beabsichtigt.

In Thiers gelesen, mit Spannung, mit noch unentschiednem Gefühl; das Buch hat mir etwas Unheimliches und reizt mich zum Widerspruch, mehr als mancher entschiedenste Anhänger Napoleon's, mehr als zum Beispiel Bignon. Thiers läßt ungemein seine eigne heutige Stellung durchblicken, thut so weise und billig, so belehrt durch Erfahrung!

Dienstag, den 25. März 1845.

Ich fuhr zur Assemblee von Bülow. Der Prinz und die Prinzessin von Preußen waren eben vor mir gekommen. — Ich sprach mit Bülow, Trauttmannsdorff, Frau von Gemmingen, Marquis de Dalmatie, Direktor Waagen, Graf von Blankensee, Oberpräsidenten von Meding, General von Peucker, Graf von Keyserling, Gräfin von Schweinitz, Herrn von Franckenberg ꝛc. Die Ministerin von Bulow suchte mich auf, um mir zu sagen, die Prinzessin wisse, daß ich da sei, und wolle, ich möchte bleiben, bis sie mich gesprochen habe. Inzwischen kam der Prinz

heran und sprach halb zu Meding, halb zu mir von dem märkischen Landtage, den Verhandlungen über den Servis ꝛc., er hatte einen Ausdruck von bittrem Lächeln, unter dem sich eine wallende Heftigkeit kaum verhüllen konnte; ich nährte das Gespräch meinerseits nur nothdürftig, wozu mehr? — Endlich kam die Prinzessin, sehr artig und verbindlich, fragte nach Homburg, wollte wissen, was und ob ich arbeitete — ich nannte ihr den Namen Held, von dem sie nichts wußte —, erzählte von ihrem Ergehen, von der Mutter in Weimar, vom Leben am Rhein, in Frankfurt am Main u. s. w. Sie wollte offenbar einen guten Eindruck machen, und verfehlte ihn dadurch fast. — Wie glücklich, daß ich nicht von solchen Gnaden lebe! —

Als ich weggehen wollte, hielt mich noch Herr von Schellersheim auf und machte mich mit dem Bürgermeister von Aachen, Herrn Nellessen-Kelleter, bekannt, dessen Frau ich vorigen Sommer in Homburg gesehen.

„Reichsstände werden wir schneller bekommen, als man denkt. Daß ich solchen Tag erleben soll, wo mein Vaterland, für das ich auch mein Blut verspritzt habe, zu Grunde geht, aus blühender Stärke in Verwirrung und Schwäche fallen wird! Ich ließe gern mein Leben, wenn ich das verhindern könnte! O dieser schwache König, ohne Festigkeit und Karakter, von Phantasterei und Eitelkeit übernommen, dieses haltungslose Spielzeug des Zeitgeistes, was stiftet der für Unheil an!“ So hört' ich heute reden. Die Leute begreifen nicht, daß sie durch solchen Tadel ihren eignen Boden zerstören; sie beweisen, daß ein unumschränkter König den Staat in Gefahr bringt, sie wollen ihm Schranken setzen, was kann das anders sein als Konstitution?

Donnerstag, den 27. März 1845.

Gestern unerwarteter Besuch von Professor Guhrauer aus Breslau; er erzählt, daß die Deutschkatholischen dort schon dreitausend Gemeindeglieder sind, daß Offiziere und Beamte zu ihnen gehören und daß am Gründonnerstage ihr Gottesdienst und ihre Abendmahlsfeier voll erhebender Rührung und Begeisterung war. — Herr Bürgermeister Nellessen-Kelleter aus Aachen besuchte mich, er sprach ungünstig von jenen Deutschkatholischen, versicherte, am Rhein würde die Sache nie Boden finden, pries dagegen die freisinnige politische Stimmung dort, freute sich der Stände, erklärte, es müsse nun zu Reichsständen kommen, das habe er auch dem Könige gesagt — bei dem er kürzlich gespeist, und ebenso dem Prinzen von Preußen, der aber von Reichsständen nichts hören wolle, und noch viel weniger von Preßfreiheit, die ihm ein Gräuel sei.

Die pommerschen Provinzialstände haben beim Könige auf „Zurechtweisung" des Ministers Eichhorn angetragen, weil dieser einem Geistlichen, der einem seiner Gemeindeglieder den Zutritt zum Abendmahl aus unzureichendem Grunde versagt hatte, Recht gegeben. Fürerst wenigstens steht das Wort in der „Staatszeitung", und das ist immer schon etwas!

Die Verfolgung der deutschen Schriftsteller in Paris hat der Minister des Innern Graf von Arnim angezettelt, indem er darüber unmittelbar an unsern Gesandten in Paris geschrieben, was gegen alle Ordnung ist. Der Minister von Bülow hat den Gesandten tüchtig gerüffelt, und ebenso den Minister des Innern wegen seines dummen Uebergriffs, der auch ganz vergeblich geblieben!

Der Fabrikant Schlessel aus Schlesien, wegen kommunistischer Umtriebe verhaftet dann freigegeben und dann

wieder verhaftet, ist hieher gebracht worden, um vor dem Kammergericht Rede zu stehen. Der Minister Graf von Arnim hat auch diese Verfolgung wieder betrieben. Ein kleinlicher, ungeschickter Mensch!

Sonnabend, den 29. März 1845.

Zwar in sehr leisem Vertrauen, aber mit großer Bestimmtheit wird versichert, Tschech habe bei seiner Unthat weit weniger aus persönlichen als aus allgemeinen Antrieben gehandelt, er sei zwar durch sein persönliches Mißgeschick erbittert, aber durch die überhaupt getäuschten Hoffnungen zumeist bewogen worden, er habe den König beschuldigt, schlecht zu regieren, der gegebenen Zusagen zu vergessen, dem Volke die Konstitution vorzuenthalten ꝛc. — Dies soll allerdings streng verheimlicht werden; allein wer kann heutiges Tages schweigen? Der Präsident von Kleist selber, der die Untersuchung geführt und auf das strengste Geheimniß gedrungen hat, soll nicht ganz verschwiegen geblieben sein. Wenn das Gerede doch nicht wahr wäre und gleichwohl geglaubt wird, so liegt das nur an unserm Gerichtsverfahren, bei Oeffentlichkeit wäre wenigstens die Unwahrheit nie glaublich.

Die preußischen Stände haben auch der „Evangelischen Kirchenzeitung" von Hengstenberg eins abgegeben; sie schiene unter gar keiner Zensur zu stehen, schmähe und schimpfe Personen, die ihr mißfielen, ungestraft, die Regierung solle den Zensor strenger anweisen.

Heute an die „Allgemeine Zeitung" geschrieben nach Augsburg. Die Aufsätze in der „Allgemeinen Zeitung" werden vielfach bemerkt; im Grunde haben sie den ganzen Verfassungslärm angehoben, so wie überhaupt ohne mich die Sache hier wohl in der Stille geblieben wäre; dem

Könige ist so wenigstens ein Theil des ihm gebührenden Ruhmes gerettet und er selbst in seiner Richtung bestärkt worden.

In Thiers gelesen. Nüchtern, sachwalterisch, kein κτῆμα ἐς ἀεί, nur ein ἀγώνισμα ἐς τὸ παρέχρημα; der gewesene und der künftige Minister scheint überall durch.

Montag, den 31. März 1845.

Gestern Besuch von Hofrath Dorow und Graf von B.; bittre Klagen der Edelleute gegen die Verwaltungs- und Gerichtsbehörden, über die Begünstigung der Bürger und Bauern, das heißt über deren gesetzliche Gleichstellung mit den Edelleuten!

Ronge und Czerski waren am Sonntage hier, haben Gottesdienst gehalten, gepredigt, getauft ꝛc., mit großer Rührung und Erhebung, unter vielem Zulauf und Antheil. Vortheilhafte persönliche Eindrücke, besonders von dem noch jungen und sehr gut aussehenden, offnen und klaren Ronge.

Der Prinz von Preußen äußert sich mit steigender Bitterkeit gegen Konstitution und Preßfreiheit. Der König soll schon bewilligt haben, daß künftig die Zeitungen bei Mittheilung der ständischen Verhandlungen auch die Namen der Redenden nennen dürfen.

Wozu ist nicht ein oberzensurgerichtliches Erkenntniß nöthig! Zur Mittheilung eines Spaßes in Betreff des Verkaufs von Theaterbillets! Heute steht er in der Zeitung, mit solchem Paß. Der gewöhnliche Zensor hatte also den Spaß unterdrücken wollen!

Mittwoch, den 2. April 1845.

Heute wieder an die „Allgemeine Zeitung“ über die Verfassungssache geschrieben; einige Salzkörner ausgestreut.

Nachmittags ging ich zum Oberkonsistorialrath Marheineke, den ich besser fand, als ich dachte, er geht täglich spaziren, doch nicht allein; im Sommer Vorlesungen zu halten ist ihm nicht erlaubt und er auch nicht fähig. Er erzählt mir von des Ministers Eichhorn Maßregeln zur Herabwürdigung der Universitäten, zu Unterdrückung der wissenschaftlichen Freiheit; seinem Anbefehlen von Prüfungsstunden hat die philosophische Fakultät einen scharfen Widerspruch entgegengesetzt, von Boeckh verfaßt und von allen Mitgliedern unterschrieben, selbst von solchen wie Ranke, Huber, nur nicht von — Zumpt! Ich bin ganz verstutzt, das zu hören! von dem grade hätte ich das nie erwartet! Aber er soll schon längere Zeit sich dem Minister anschmiegen. Die Fakultät sagt dem Minister wahre Beleidigungen und führt seine Vorschriften auf Unsinn zurück. Was hilft's? Der Lump nimmt alles hin, und versucht seine Sache doch wieder! Auch in der Sache der Deutschkatholischen hat sich Eichhorn schändlich betragen; der König will ihnen Gewissensfreiheit zusprechen, Eichhorn sie ihnen verkümmern, er folgt in gewissen Fällen sogar dem Könige nicht so wie den Frömmlern, den Hengstenberg, Gerlach ꝛc. — Abends bei der Gräfin von *. Der Graf erzählt sehr lustig, wie es bei dem Könige hergeht, wenn Tieck Abends vorliest, an Stille ist gar nicht zu denken, jeden Augenblick wird etwas gebracht oder kommt jemand; hört dann Tieck mit Lesen auf, so sagt der König ganz zärtlich: „Lesen Sie doch weiter, lieber Tieck!“, nimmt aber dann doch selber die etwa gebrachte „Staatszeitung“, das „Fremdenblatt“ oder sonst Neues, der Prinz von Preußen ebenfalls, und der König vergißt wohl in der Zerstreuung, daß gelesen wird, und theilt eine

Neuigkeit mit ꝛc. Dabei ſoll Tieck ſich glücklich fühlen! Er fühlt ſich gepeinigt, entwürdigt, verhöhnt!

Der König, heißt es, will die Geſandten von Canitz und Bunſen kommen laſſen, ihm in den Verfaſſungsſachen zu helfen; er thäte zu dieſem Zwecke beſſer, die Miniſter Eichhorn und Savigny und Graf von Arnim gehen zu laſſen! Herr von Canitz meinte, ſein Vater und Bunſen — das ginge nicht, die ſpannen nicht miteinander!

Fleißig in Malmesbury geleſen. Abſcheuliche Staatsleitung unter Friedrich Wilhelm dem Zweiten! Noch heute zum ſchämen!

Donnerſtag, den 3. April 1845.

Schreckliche Waſſersnoth in Breslau, in Dresden ꝛc. In Dresden iſt der Mittelpfeiler der Elbbrücke geborſten, das große eiſerne Kreuz in die Elbe geſtürzt, worüber der Zeitgeiſt ſeine Bemerkungen macht, Aberglauben gegen Aberglauben.

Sendung vom Fürſten W., neueſter ruſſiſcher Almanach, Denkmal Krüloff's, der Roman „Fürſt Kurbskii“ in vier Bändchen, vom Verfaſſer Boris Fedoroff mir zugeſchickt. Grüße und Klagen von Graf B. und Tochter. Trauriger Zuſtand in St. Petersburg, alles eng und beklommen, mißtrauiſch, geheim! Der Kaiſer ſchimpft ohne allen Rückhalt auf unſres Königs Verfaſſungsentwürfe, ſieht uns als einen aufgelöſten Staat an; man glaubte ſogar, er würde Truppen an die Gränze vorrücken laſſen! Das ſoll er mal verſuchen! Der Kaiſer iſt in einer Lage, in der ihm ſchlimmer zu Muthe ſein muß, als unſrem König in der ſeinigen; Preußen braucht den Kaiſer im geringſten nicht zu fürchten, Preußen hat in

ſolchem Falle, daß es gegen die Ruſſen geht, ganz Deutſchland für ſich.

In den Memoiren von Malmesbury eifrigſt weitergeleſen. — Eine neue Auflage der „Memoiren der Markgräfin von Baireuth“ iſt eben in Braunſchweig erſchienen; ob man ſie verbieten wird? Mißfällig ſind ſie dem Hofe ſehr. Sie werden einſtweilen begierig gekauft.

Der König hat ſich über den Miniſter Grafen von Arnim ſehr hart geäußert; warum entläßt er ihn nicht? Er hat lauter Leute um ſich, mit denen er nichts anfangen kann. Die Verfaſſungsſache ſchleppt ſich hin; mittlerweile haben innere und äußere Ränke dawider freies Spiel und verderben ſo viel als möglich. — Wo man hinhört, vernimmt man Widerſacher. Was muß das aber für eine unwiderſtehliche Kraft ſein, die trotz allſeitiger Schwierigkeiten, trotz ſo vieler vereinten Macht doch entſchieden vorwärts drängt zur Konſtitution!

Sonnabend, den 5. April 1845.

Die Königin iſt nun doch nach Dresden abgereiſt; die Reiſe wird ihr ſchwerlich gut bekommen, in dieſer Kälte, in dieſe Waſſersnoth hinein. — Der König iſt nach Potsdam gezogen, wo er eine Zeitlang bleiben will. General von Pfuel hat auf zwei Tage mitgehen müſſen. Den König quält die Verfaſſungsſache, das Ob iſt ihm entſchieden, aber das Wie wird ihm täglich unklarer, und am meiſten, was er zunächſt in der Sache thun ſoll. Daß der Aufſchub nicht gut wirkt, ſieht er zur Genüge ein. Die Landtagsabſchiede geben auch wieder heilloſe Arbeit und Verlegenheit.

Nebenius in Karlsruhe iſt wieder Präſident des

Miniſteriums des Innern geworden. Ein Halbſieg der Liberalen und Konſtitutionellen! Mehr würde für ihre Sache ſein, wenn Preußen ſeine Reichsſtände bekäme. Alle deutſchen Stände würden dann weniger in ihrer Beſonderheit ſtehen und ſtark und ſtärker ſich dem Allgemeinen zuwenden. — Unſre Kriſen gehen langſam, langſam! Und bleiben ohne hinzutretende Ereigniſſe wohl gar unvollendet.

In Malmesbury geleſen, merkwürdige Aufſchlüſſe über ſeine Verhandlungen in Paris und in Lille. — Tüchtige Kritik im „Morning-Chronicle“ gegen Thiers' „Geſchichte Napoleon's“. — In Goethe's „Diwan“ geleſen.

Montag, den 7. April 1845.

Pfuel ſagte mir, der König ſei in Potsdam ganz heiter und guter Dinge, zeige keinerlei Unruhe und Beſorgniß, und müſſe wohl in ſeinen Entſchlüſſen feſt und klar ſein. Den Deutſchkatholiſchen will er, ſagte er zu Pfuel, dieſelbe Freiheit laſſen wie den Alt-Lutheranern; das iſt alles, was nöthig iſt. Doch ſind die Ränke, Geſchreie, Flüſterungen, Wuthſchnauben und Gewaltſamkeiten der Römiſch-katholiſchen in voller angeſtrengter Arbeit. Die Fürſtin von Metternich beſtürmt unſern Geſandten von Canitz in Wien mit Anforderungen, der König ſolle doch das Unweſen niederſchmettern! — Neue Bedrängniſſe der römiſchen Kirche in Rußland; ſie verliert Boden, das iſt gewiß.

Neuer Kampf in der Schweiz; die Freiſcharen gegen Luzern abermals geſcheitert, die Jeſuitenpartei ſiegend.

Mittwoch, den 9. April 1845.

N. erzählte mir im Vertrauen, der Kaiser habe in St. Petersburg mit ihm sehr ernst und viel über die Verfassungssache Preußens gesprochen, dies habe er, N., sowohl an Ragler geschrieben, als auch dem Gesandten von Liebermann mitgetheilt, darauf habe der König die Sache erfahren und ihn bloß deßhalb hieherkommen lassen, um sich alles mündlich genau von ihm berichten zu lassen; das sei heute in Potsdam geschehen, wo auch N. beim Könige zur Tafel war; der König hörte alles mit Ernst und Eifer an, that aber sehr entschieden und sagte mit Nachdruck: „Glaube nur niemand mir etwas abzutrotzen, damit kommt man bei mir schlecht an.“ Meinte er die Liberalen, oder den Kaiser Nikolaus? N. war nicht recht gewiß!

Die Jesuitenfreunde in Luzern haben gesiegt; aber in Zürich sind die Liberalen an die Regierung gekommen. — Unselige Verwirrungen!

Donnerstag, den 10. April 1845.

In den rheinischen Provinzialständen ist schon die Stimme erschollen, die ich vorhersagte, die Stimme wider Reichsstände, weil in ihnen die jetzige Selbstständigkeit der Rheinprovinz sich nicht behaupten würde; das ist schon eine Warnung, daß die Provinzialstände zu viel geworden und daß man die Absonderung durch Reichsstände mildern muß! — Die Provinzialstände sind jetzt meistentheils geschlossen, das Konstitutionsgeschrei verstummt und im Volk ist nichts wach und lebendig, was unmittelbar zu Reichsständen drängte, man ist ganz ruhig und guter Dinge, wie sonst. Wer aber unruhig und bedürftig ist, das ist

die Regierung, in ihr iſt die Erwartung auf Reichsſtände fortwährend geſpannt, ſie iſt's, die ſich in der Klemme fühlt und Auswege ſucht. — Der Prinz von Preußen meint den König in die Enge getrieben und in ſeinen konſtitutionellen Lüſten gehemmt zu haben; es iſt die Frage, ob ſich der Prinz hierin nicht irrt; wäre aber auch ſein Vorhaben gelungen, ſo wäre damit nichts Gutes bewirkt, er hätte das Königthum grade als das hingeſtellt, als was er es nicht ſehen will, als ein ſchwaches, andern Gewalten unterworfenes, er hätte den König ſelbſt um Zutrauen und Ruhm gebracht, und das alles ganz vergebens, denn der Gang der Dinge wird doch nicht gehemmt, derſelbe geht auf deſto rauheren Umwegen nur um ſo gewaltſamer vorwärts.

Prinz Friedrich in Düſſeldorf wünſcht dringend zu wiſſen, ob der König den Sommer an den Rhein kommen wird. Der König ſcheint noch nicht entſchloſſen zu ſein; dort nicht glänzend aufgenommen zu werden, wäre ihm unerträglich; doch verheißen ihm einzelne Verſicherungen von dorther noch immer eine vortreffliche Aufnahme, vorausgeſetzt daß die Landtagsabſchiede nicht gar zu ſchnöde ausfallen.

In Malmesbury geleſen; ein Prachtbild der Verhältniſſe und des Daſtehens von Pitt, zur wahren Einſicht in das Weſen des ſtaunenswürdigen Staatsmanns unentbehrlich.

Montag, den 14. Avril 1845.

Duſire, ſchwere Tage, in denen mich große Geſchichtsbetrachtung aufrecht erhält, das erhabene Bild des Kampfes der Engländer gegen Bonaparte's aufſteigende Macht,

und die große Geſtalt von Pitt, der mir noch nie ſo lebendig vor die Seele trat, als durch das Tagebuch und den Briefwechſel Lord Malmesbury's; die große Kriſis, Pitt's Unentbehrlichkeit und dennoch Zurückſtehen, ſein Wiedereintritt, baldiger Tod, und auch Fox's baldiges Sterben, bei der drohendſten Gefahr des Landes, einem wahnſinnigen Könige und nichtsnutzigen Thronfolger, bei unzulänglichen oder unreifen Talenten der Miniſter, — eine wahrhaft ergreifende Darſtellung!

Preßprozeß gegen Rügge, Wehl ꝛc. Späherein der Polizei ꝛc., lauter armſelige Hülfsmittel, während die „Staatszeitung“ ſelber doch die bedeutenden Vorträge mittheilt, die am rheiniſchen Landtage über Volksvertretung gehalten worden.

Mittwoch, den 16. April 1845.

Die Verfaſſungsreden am rheiniſchen Landtage geben einen prachtvollen Schluß zu den diesjährigen Verhandlungen. Was da nicht alles ausgeſprochen iſt! In ſchicklichſter Form die triſtigſten, klarſten Wahrheiten! Mache das einer nun ungeſagt, wenn er kann! Da muß der König ſelber wohl von ſeinen phantaſtiſchen Vorſtellungen ablaſſen, und die Sachen ſehen wie ſie ſind.

Der König iſt nach Dresden gereiſt, die Königin dort abzuholen. Er ſoll mehr als je darauf beharren, Reichsſtände zu berufen. In der augsburger „Allgemeinen Zeitung“ ſteht jetzt meine Erläuterung über das Entſtehen der Verordnung vom 22. Mai 1815 und den Ausdruck Landesrepräſentanten.

Die Schweizerwirren beſchäftigen die deutſche Diplomatik über die Maßen, die Diplomatik aber verwirrt ſie

nur noch mehr. Guizot spielt mit seinen Noten eine erbärmliche Rolle, Aberdeen keine viel bessere. Metternich, der die Andern angestiftet, hält sich selber am verächtigsten.

In Oesterreich ist sogar der Name „deutschkatholisch" verboten! Hier gestaltet sich die neue Kirche mehr und mehr.

Georg Bancroft, Rahel's einstiger Freund hier, der Geschichtschreiber Amerikas, ist unter dem Präsidenten Polk Marineminister der Vereinigten Staaten geworden.

Freitag, den 18. April 1845.

Der Justitiarius Friedrich Schulz, Theater-Schulz, auch Spuck-Schulz genannt, ist im achtzigsten Jahre gestorben. Er war auf der Universität Konstantist, in Berlin leidenschaftlicher Theaterfreund, dann Stägemann's Hausvoet; als Theaterkritiker ist er von Goethe belobt worden, das war der Höhepunkt seines Lebens.

Der König fragte neulich den Fabrikbesitzer Diergardt aus Elberfeld, der jetzt hier ist, ob er den „Juif errant" gelesen habe? Er bejahte es. Da fragte der König weiter, ob er denn mit seinen tausend Arbeitern nicht etwas Aehnliches errichten könnte, wie dort von einer Eisenfabrik angeführt wird? Das verneinte Herr Diergardt und hat sodann eine kleine Denkschrift aufgesetzt, worin er den König auf den Unterschied zwischen Roman und Wirklichkeit aufmerksam macht! — „Was unsrem Friedrich Wilhelm nicht alles einfällt!"

Der Bau der neuen Kirche bei Sanssouci wird scharf getadelt; es sei ganz unnöthig, das Geld sei weggeworfen, und eine Kirche passe zu Sanssouci wie die Faust auf's

Auge, oder als wollte man das Zeichen des Kreuzes auf die neue Ausgabe der Werke Friedrich's des Großen ſetzen.

Sonntag, den 20. April 1845.

Geſtern Nachmittags zur Kriminalräthin Friedel, wegen des Ablebens ihres Bruders Friedrich Schulz, über den wir viel ſprachen, ſeine Eigenheiten, ſeine verſteckte Empfindſamkeit, er hielt als Achtzigjähriger noch feſt am Leben und wollte nicht gerne ſterben; im Ganzen hat er ein glückliches Leben geführt, hauptſächlich allerdings dadurch, daß er im Staate nichts werden wollte und nur geringe perſönliche Bedürfniſſe hatte, in Kleidung, Wohnung und Koſt ein Cyniker!

Heute Beſuch von Herrn M. aus Paris, Geſpräch über Frankreich, die Geiſtlichkeit, die Regierung, die Revolution; Louis Philippe hat alles um ſich her korrumpirt, er liebt nur Mittelmäßigkeiten, haßt alle Talente und Karaktere, die ſich nicht beſtechen laſſen.

Fleißig gearbeitet. — In Thiers geleſen; das Buch iſt ohne Geſinnung und voll Abſicht; ich leſ' es nur aus einer Art von Pflicht.

Freitag, den 25. April 1845.

Nach drei ſtarken Arbeitstagen habe ich ſchon heute die Arbeit abgethan, für die ich mir erſt den ganzen Mai, dann die zweite Hälfte des April beſtimmt hatte: „Voltaire in Frankfurt am Main 1845".

Geſtern Donnerstags Beſuch vom Grafen B., Klagen über Bedrückung und Mißhandlung des Adels durch die

Geſetzgebung, Verwaltungs- und Gerichtsbehörden, ein Ohrenſchmaus für einen Volksmann!

Heute zu Olfers. — Ein Herr von Strenge aus Pommern, ſeit mehr als zwanzig Jahren in Oſtindien als engliſcher Offizier, erzählt mir umſtändlich von dortigen Dingen mit unbefangenem Sinn, aus praktiſcher Anſchauung; ſeine Frau, eine Engländerin, auch ſehr mittheilend. Fürſt von Lynar erzählt mir ausführlich vom beendigten märkiſchen Landtage, von ſeinen Bemühungen für die Judenſache, gegen das alte Provinzialrecht, von der ſtürmiſchen Sitzung, in welcher der Landtagsmarſchall die am Tage vorher angenommene itio in partes der Vertreter des Bürgerſtandes wieder zurücknehmen wollte, was einen Tumult veranlaßte, viele Bürgerliche wollten nicht mehr Theil an den Arbeiten nehmen, man hat ſich mit erbitterter Unzufriedenheit getrennt. Lynar iſt durchaus im liberalen Sinne thätig, will Oeffentlichkeit und Mündlichkeit des Gerichtsverfahrens, Preßfreiheit ꝛc. Er giebt als einen Uebelſtand an, daß die Regierung auf den Landtagen nicht vertreten iſt, es iſt niemand da, den man fragen, der Erläuterungen geben könnte ꝛc. Graf Cieſzkowski, der Mitglied des Poſenſchen Landtages war, erzählt mir von dort manches Merkwürdige.

In Goethe's „Wahrheit und Dichtung" mit neuer Befriedigung und Bewunderung geleſen. Ein durchaus ethiſcher Gehalt, ein aufgelegter Schatz, jedem Zugreifen offen!

Sonntag, den 27. April 1845.

Der infame Witt-Döring iſt hier, er hat den Fabrikanten Schlöffel heimlich angegeben. Schlöffel ſitzt hier

im Gefängniß und man redet nicht von ihm; es ſoll auch nicht das Geringſte gegen ihn herauskommen, je weniger man aber eine Schuld an ihm findet, deſto länger läßt man ihn ſitzen, in der Hoffnung, es ſoll ſich noch etwas finden. Der König ſoll ganz wüthend über den Mißgriff ſein und den Miniſter Grafen von Arnim heftig angefahren haben; man glaubt beſtimmt, dieſer werde den Abſchied nehmen, natürlich Gehalt und Titel und Sitz im Staatsminiſterium behalten! Geben ſollte der König ihm den Abſchied, und nichts laſſen von ſeinem Miniſterthum! Schlöſſel aber ſitzt, darin wird nichts geändert!

„Der Steckbrief" heißt eine in Belgien gedruckte Schrift des geflüchteten Karl Heinzen. Er enthält ein paar gräuelhafte Schändlichkeiten des Juſtizminiſteriums und des Kölner Gerichtshofes; um ein andres Gerichtsverfahren gegen ihn anwenden zu können, hat die Behörde ſeine Anklage, die ihm ſchon kundgegeben war, umgeſtellt und einen buchſtäblich unanwendbaren Paragraphen des Geſetzes gegen ihn geltend gemacht, deſſen Worte man doch aus Scham wegließ! Heinzen nimmt nun Anlaß, den ganzen Zuſtand Preußens in furchtbarer Weiſe zu bezeichnen; unter andern ſagt er: „Die Schuld von 1815, und zwar mit dreißigjährigen Zinſen, nicht ohne dieſe, muß in kürzeſter Zeit abgetragen ſein, ſonſt ſagen wir: ein Lügner iſt ein Lügner und ein Schurke iſt ein Schurke, und hätte er ſeinen Sitz zwiſchen Donner und Blitzen aufgeſchlagen." Er ſagt auch: die Meineide der Fürſtenſouverainetät müßten die Volksſouverainetät hervorrufen. — Die Wirkung ſolcher Schriften iſt mittelbar ſehr groß dadurch, daß ſie durch ihre ſchonungsloſe Heftigkeit andre Stimmen, welche mit kühner Freimüthigkeit ſtarke Wahrheiten ſagen, als gemäßigte erſcheinen laſſen, da man ſonſt dieſe als die äußerſten

haſſen und angreifen würde. — Dagegen hat der alte Miniſter von Kamptz acht Bogen geſchrieben: „Das wahre Wort Friedrich Wilhelm's III. gegen die Verdrehungen des Doktor Jacoby"; man lieſt ihn nicht, man lacht ihn aus!

Dienstag, den 29. April 1845.

Genau betrachtet, find' ich meine Stimmung nur wenig von dem mir Perſönlichen abhängig, ganz entſchieden aber von dem Allgemeinen, das mich mit unwiderſtehlicher Macht ergreift. Heute für den ganzen Tag war ich niedergeſchlagen, fühlte mich wie vergiftet inmitten ſonſt angenehmer Eindrücke, und wußte nicht recht weßhalb, bis ich endlich mich beſann, am fruhen Morgen geleſen zu haben, der Bundestag wolle die deutſchkatholiſche Bewegung unterdrücken. Der Bundestag! Alſo wiederum dieſe zweideutige, nichtsnutzig verfälſchte, entartete Behörde zur Unterdrückung deutſcher Freiheit gebraucht, im Dienſte des öſterreichiſchen Fanatismus, der baieriſchen Stumpfheit, der römiſchen Verdummung, ein Werkzeug zu Gunſten der Jeſuiten; das empört mir das Herz! Und wir haben nichts dawider aufzuſtellen — ohnmächtiges Geſchrei kann ich nicht rechnen —, nichts, als die ſchwache Hoffnung auf die Feſtigkeit unſres Königs! Ich ſehe ſchon, wie der feiſte, kalte, hoffährtige Graf von Münch-Bellinghauſen mit gleißneriſch trotzigen Worten die Verfolgung einleitet und durchführt! Und der ſchuftige König Louis Philippe, unter dem wieder die Jeſuiten in Frankreich wimmeln, wie nur je unter Karl dem Zehnten! — Es gehört ein feſter Glaube dazu, um bei ſolchem Gange der Geſchichte nicht an ihrer Vernunft irr zu werden!

Bei seiner letzten Anwesenheit war Ronge beim Prinzen von Preußen anderthalb Stunden, derselbe hatte ihn rufen lassen. In seiner Wohnung fand er gegen zwanzig Mittagsgäste, die auf ihn gewartet hatten, er entschuldigte sich einfach, der Prinz habe ihn aufgehalten. Während des Essens wird Ronge hinausgerufen, einer Botschaft vom Prinzen halber. Bald kommt er wieder herein, mit einiger Verlegenheit, die damit endet, daß er die Anwesenden bittet, sie möchten vergessen, daß er ihnen gesagt, er sei beim Prinzen gewesen, der Prinz wünsche nicht, daß man es wisse! Sie versprachen es, aber nun weiß doch die ganze Stadt den Hergang!

Endlich ist der erste Band von Humboldt's „Kosmos" erschienen und sieht recht stattlich aus.

Mittwoch, den 30. April 1845.

Die Regierung wird die Statuten des Zentralvereins zur Hebung der arbeitenden Klassen bestätigen, die ganze Arbeit, Verhandlung, Beeiferung lösen sich in Nichts auf! Daß die Regierung, bei ihren Grundsätzen und ihrer Furchtsamkeit, ein Werk des Freisinns und der Selbstständigkeit nicht gutheißen würde, war vorausgesehen von mir und Andern; nun erscheint aber die falsche Lockung und Anreizung um so thörichter, man hat den Geschmack an solchen Berathungen geweckt, warum zeigte man so viele Freiheit, wenn man sie doch nicht geben wollte? Die Regierung hat durch den Versuch nur an Haß und Verachtung gewonnen. Gewissermaßen ist auch der König selber, mit seinem Geschenk von fünfzehntausend Thalern, heimgeschickt, er muß es in andre Wege leiten. Unsre

Halbheit, unsre Widersprüche, unsre Phantasterei, weisen die Kraft nothwendig auf solche Anfatzpunkte hin, die außerhalb der Regierung liegen, und die nur allzufruh gefährlich werden müssen.

Der Minister Eichhorn hat sich in der augsburger „Allgemeinen Zeitung" vertheidigen lassen; wie man doch von ihm Unterdrückung der Geistesfreiheit, Herabwürdigung der Universitäten fürchten könne, von ihm, der Fichte'n gehört, der an der Freiheitserhebung 1813 Theil genommen, der Schleiermacher's Freund gewesen? Welch alberne Beweisführung! Was er gewesen ist, darüber hat man nichts zu sagen, aber was er ist, davon ist die Rede. Desto schlimmer, wenn der ehrliche Mann ein Schuft geworden, oder wenn gar die frühere Ehrlichkeit verdächtig wird!

Schelling hat den König gebeten, ihm als Gericht bei einem Rechtshandel gegen den Buchhändler Mittler anstatt des Stadtgerichts das Kammergericht zu verstatten. Die Kabinetsordre deßhalb wird vom Justizminister gebilligt, der Präsident von Kleist will sie befolgen, aber die sämmtlichen Mitglieder des Gerichts stimmen dawider. Gegen eine zweite Kabinetsordre ebenso. Der Justizminister und Herr von Kleist werden als Männer bezeichnet, die das Recht beugen, der Macht und Gunst zu Liebe! Schädlicher Eindruck auf die Gemüther, das Vertrauen zu der Rechtspflege sinkt; man weiß recht gut, daß auch der Widerstand des Kammergerichts nicht zuverlässig ist, daß diesmal mehr zufällige Umstände als grundsätzliche Gesinnung ihn bewirkt hat!

R., auf dem Gipfel der Gunst und in seinem Wohlbehagen schon anmaßlich und hoffährtig, wird le diplomate laquais genannt. „Er dient", sagte ich schon früher.

In Michelet's „Prêtre, femme et famille" geleſen. Das Büchlein ſchleudert viele Blitze.

Sonnabend, den 3. Mai 1845.

Der Gang unſrer deutſchen Angelegenheiten wird mir mit jedem Tage troſtloſer und widriger. Zwar überall ſind wackre Kräfte, friſcher Muth und ſogar fruchtbare Thätigkeit — hat doch eben die würtembergiſche Kammer ſehr tapfer die Zenſurkoſten verweigert —, aber alles, was geſchieht, iſt nur Flickwerk, in's Große und Ganze wird nicht gewirkt, überall iſt Hemmung, Zweifel, Feigheit, Zaudern, und ſelbſt die Macht wird zur Ohnmacht, wo es auf Deutſchland überhaupt ankommt. Nicht nur den Sundzoll duldet man, auch den Stader Zoll, welchen Hannover ſeinen deutſchen Nebenſtaaten erhöht, den Engländern erläßt; man duldet die ſchleswig-holſteiniſchen Bedrängniſſe, die Sauwirthſchaft in Hannover, die Ungebühr des taxiſchen Poſtweſens, das an und für ſich ein unerträglicher Mißbrauch iſt; man unterdrückt die deutſchkatholiſche Bewegung in Sachſen, Baiern, Oeſterreich, man wagt weder Gewiſſensfreiheit, noch Preßfreiheit, noch freie Verfaſſung auszuſprechen! — Ob der viele Unrath, der ſich anhäuft wie Guano, nicht einſt in Gährung gerathen wird? Ich zweifle nicht, daß alles zu gutem Ziele führt, aber der Gang, der Gang, den wir ablebende Geſchlechter innegehalten und noch innehalten, der Gang iſt ein erbärmlicher!

Dienstag, den 6. Mai 1845.

Profeſſor Preuß kam, dann Weiher; letzterer theilt die Anekdote mit, der Graf von Trauttmannsdorff habe gegen

den Grafen von Sedlnicki bitter über das deutschkatholische Wesen geklagt, und die preußische Regierung hart angeschuldigt, daß sie nichts dagegen thue, worauf aber dieser geantwortet habe, ja da sähe man, wie schlimm es sei, daß man es dahin gebracht, die preußische Regierung so zu stellen, daß sie auf das katholische Kirchenwesen gar keinen Einfluß mehr habe, Oesterreich selber habe nach Kräften dazu mitgewirkt! — Der Fürst von Metternich hat der jesuitischen Regierung von Luzern seinen innigsten Glückwunsch zu ihrem schändlichen Siege geschrieben! Pfui, Herr Fürst! Pfui, Herr Fürst!

Abends in der Bülow'schen Assemblee, die als die letzte gedrängt voll ist. Graf Westmoreland, Herr von Meyendorff, Präsident von Kleist, Kamptz, Jordan, Cieszkowski, Fonton, Oberst von Hoym, Armgard von Arnim, Frau von Gemmingen, Gräfin von Haack ꝛc. Der Prinz von Preußen sprach absichtlich lange und schmeichelhaft mit dem alten Kamptz, zum Lohn für die Schrift, die er gegen Doktor Jacoby und gegen Verfassung geschrieben, Savigny steht dabei und wird ignorirt, spricht aber nachher auch mit Kamptz und spendet ihm Beifall! — Die Prinzessin * hatte mich in's Auge gefaßt, ich benutzte das Gedränge, um bald fortzugehen, ich habe nichts von dergleichen schmeichelhafter Ansprache, das heißt, sie schmeichelt mir nicht.

Man sagt, Hassenpflug solle Justizminister werden. „Wir wollen ihn nicht haben", hilft nicht! Es heißt, er gelte für den Mann, der den künftigen Reichsständen zur Debatte entgegenzustellen sei.

Der König sagte neulich zu jemanden, er lasse sich mit gutem Wissen von seinen Ministern influenziren, das müsse er, dazu sei er Gott verpflichtet!

Ich habe in Behandlung der Lebensverhältnisse und persönlicher Geschichten die größte Aehnlichkeit zwischen Voltaire und Bettinen entdeckt. Ohne meine neuliche Arbeit über Voltaire wäre mir diese Einsicht nicht gekommen. In beiden ist dasselbe Feuerfangen und Funkensprühen, dieselbe Schwungkraft zum Aeußersten, dieselbe Schwankung in's Entgegengesetzte. Bei günstigem Anschein die unmäßigste Verschwendung schmeichlerischer Bilder und Ausdrücke, die überwallende Bereitschaft zum Schreiben, der größte Reiz des eignen Ueberhebens dabei. Wird der Anschein ungünstig, das gränzenloseste Mißtrauen, die übereilteste Anschuldigung, die gehässigste Verkleinerung, der stärkste Trieb, den vermeinten Gegner lächerlich und verächtlich zu machen, ihm allen Unrath anzuschleudern. Merkwürdige Aehnlichkeit! — Aber auch dieselbe Großmuth und Menschenliebe, dieselbe Dienstfertigkeit und Beeiferung, derselbe Muth, dieselbe Festigkeit, dieselbe Unermüdlichkeit! Haß gegen Vorurtheil, Wahrheitsliebe im Allgemeinen, Freimuth gegen die Macht, bei Hindrängen und Anschmiegen!

Freitag, den 9. Mai 1845.

Gestern Donnerstag Nachmittags sehr unwohl. Im unglücklichsten Augenblicke kam Bettina von Arnim, die mich schon Vormittags aufgesucht, aber nicht gefunden hatte. Sie machte mir die wunderbarste Entdeckung, daß sie den König endlich gesprochen, er habe sie zu einer geheimen Zusammenkunft einladen lassen, drei Stunden habe die Unterredung gedauert, er habe ihr, sie habe ihm alles gesagt, er habe sich ihr Beichtkind genannt, wolle sie ferner heimlich sehen ꝛc. Ich muß Verschwiegenheit geloben, soll

zu weiteren Dingen rathen, helfen, Stoffe liefern und bearbeiten, die dem Könige mitzutheilen wären ꝛc. Mich befremdet, daß die Unterredung ſchon vor beinahe drei Wochen geweſen ſein ſoll, und Bettina mir ſo lange nichts davon geſagt hat. Meine Aeußerungen, es ſei doch alles vergeblich, ſie werde nichts ausrichten ꝛc., verletzen ſie, ſie wirft mir vor, ich ſei muthlos und unthätig; ich ſage ihr, wie ich die Sachen ſehe und kenne, ich zeige ihr die Blätter der „Allgemeinen Zeitung“, in denen ich rein in dem Sinne geſchrieben, der Sache und vorzüglich dem Könige dabei behülflich zu ſein, wovon kein König, kein Bülow, noch ſonſt jemand wiſſe! Endlich wird mir ſo unwohl, daß ich ſie bitte, einen Augenblick in's andre Zimmer zu gehen, ſie aber geht weg, ſichtbar mißvergnügt.

Heute als ich nach Hauſe kam, fand ich einen Brief von Bettinen von Arnim; ich fiel aus den Wolken, ſo neu war mir alles, was ich las, eingeſtandner Argwohn, Zweifel, Mißdeutungen der künſtlichſten Art, alles ohne den geringſten Grund, mir ſo völlig fremd, daß ich es kaum recht verſtehe! Merkwürdig zur Karakteriſtik Bettinens. Das Ganze macht mich tieftraurig, reißt ganze Klüfte von Unſicherheit auf! Sie hat mich als einen rüſtigen Helden der Intrigue anſehen wollen, und ich bin ein abgedankter Invalide, der ſeine Gnadentage ſtill verlebt!

Pfingſtſonntag, den 11. Mai 1845.

Geſtern an Bettina von Arnim geſchrieben, daß all ihr Mißtrauen grundlos ſei, daß ihre Annahmen mir ſo fern lägen, um mir kaum recht verſtändlich zu werden. Die Sache bewegt mich ſehr unmuthig, auch deßhalb, weil die

edle, vortreffliche Frau ſich ohne Noth damit quält, und ſchon ſo lange gequält hat.

Heute Abends ein Brief von Bettinen, der mir die völligſte Genugthuung giebt! Er beginnt ſo: „Lieber Herr von Varnhagen! Der Teufel hat dieſen ſchwarzen Inhalt aus dem Schornſtein meines Geiſtes auf meine Seele heruntergekratzt, meine Offenherzigkeit macht Zugwind, der Ruß fliegt mich an und ſchwärzt mich ſehr garſtig an, um vor Menſchenantlitz mich nicht ſehen laſſen zu dürfen. In den heiligen Tagen, wo weißgewaſchne Genien mit feurigen Zungen die Apoſtel begaben, muß ich mich verkriechen wegen dem Abſchaum der Natur, mit dem ich mich ſelber angeſchwärzt habe.“ Dann folgen gräuelhafte Angaben, wie die Behörde von hier aus den Sohn Schlöſſel's, einen Primaner zu Hirſchberg, aus der Schule bringen wolle, und wie Edgar Bauer vorgeſtern in Haft genommen worden, nicht zur Sicherheit, ſondern gleichſam zur Strafe, daß er die Winke zum Davongehen nicht benutzt habe!

Der Geſandte von Liebermann in St. Petersburg nimmt den Abſchied, weil ihn der König in Folge der Nernſt'ſchen Mittheilungen ſchriftlich hart angelaſſen. Ihn wird Rochow erſetzen. Auch noch andrer Wechſel findet Statt. Vollkommen gleichgültig; dumme und unfähige Kerls hier, dumme und unfähige dort!

Wislicenus, den der Miniſter Eichhorn gern abgeſetzt hätte, aber nun wenigſtens zu einem Kolloquium nach Wittenberg forderte, iſt nicht gekommen; er hat erklärt, das könne zu nichts führen. Die Theologen von hier waren vergebens hingereiſt, unter ihnen Twesten, der insgeheim geſteht, Wislicenus habe nicht Unrecht, daß er ausgeblieben.

Der König hat befohlen, amtlich ſoll es nicht mehr

heißen: „Neufchatel und Valangin", sondern: „Neuenburg und Valendis". Indeß bleibt ersteres doch vorherrschend, da die amtlichen Sachen des Landes selbst immer französisch ausgefertigt werden!

Mittwoch, den 14. Mai 1845.

— Unter den Linden gegangen, große Bewegung, alles eilt zur Corsofahrt im Thiergarten, Prinz und Prinzessin von Preußen, deren Kinder mit vier kleinen Pferdchen ꝛc. Ich setze meinen Gang in entgegengesetzter Richtung fort, besehe mir die Bauten am Königlichen Schlosse, die neue Terrasse nach dem Lustgarten, die Anstalten zum Kapellenbau über dem großen Portal; es muthet mich etwas unheimlich an. Es spricht daraus mehr Lust am Verändern, als am Schaffen, mehr Unruhe, als festes Absehen. Die Kapelle wird nicht schön werden, dem Schlosse selber keine Zierde sein! — Das Kunstwesen, so getrieben, wie bei uns, kann nicht gedeihen!

Der Minister Eichhorn hat seine Verordnung wegen der Privatdozenten fallen lassen; so sehr hat der Widerspruch ihn in die Enge getrieben. Nun er nachgiebt, wird man ihm noch besser kommen.

Alle Welt schreit über die Ernennung des Generals von Rochow zum Gesandten in St. Petersburg; „auf den wichtigsten Posten den dümmsten Menschen!" ich finde, dort wird er am wenigsten schädlich sein; in Stuttgart war er es sehr.

Die Oberpräsidenten von Merckel und von Schaper pensionirt. — Unser Regierungswesen bietet wenig Interesse. Größte Auflösung und freie Ungebundenheit mit Momenten der peinlichsten Strenge und Beschränkung.

Freitag, den 16. Mai 1845.

Im Thiergarten landwirthſchaftliche Ausſtellung vom Könige beſucht; er ſieht alt, verlebt und verdrießlich aus. Die Aeußerungen des Kaiſers von Rußland — er iſt in Warſchau, kommt aber ſchwerlich diesmal hieher — machen ihn mißvergnügt. Man thut von ruſſiſcher und öſterreichiſcher Seite alles, um ſeinen Schwung zu lähmen, ſeinen Willen durch Schwierigkeiten und Verſtimmung zu verſtricken. Er ringt, ſich frei zu erhalten; ob es ihm gelingen wird?

Der Prediger Wislicenus in Halle hat ſich nun doch, auf entſchiedenen Befehl des Konſiſtoriums zu Magdeburg, zu dem Kolloquium in Wittenberg geſtellt! — Traurige Quälerei!

Sonntag, den 18. Mai 1845.

Auguſt Wilhelm von Schlegel ſtarb am 12. Mai zu Bonn im achtundſiebzigſten Jahre; ſeine Eitelkeit hat ihn nicht verlaſſen; er hat verordnet, daß ſeine Leiche auf dem Paradebett ausgeſtellt werden ſoll. Dem Namen wird alle Ehre erwieſen, aber der Menſch erregt keine Trauer; er lebte nur noch in Lächerlichkeiten. Dem Könige wird durch dieſen Tod die Schmach erſpart, ſeine Ausgabe der Werke Friedrich's durch eine ungehörige Vorrede verunziert zu ſehen.

Anekdote von dem verſtorbenen Feldmarſchall Grafen von Zieten! Er beſuchte eines Nachmittags die Bildſäule ſeines Namensvetters auf dem Wilhelmsplatze hier, begrüßte und betrachtete ſie, und ſtellte dann folgende Vergleichung an: „Sie, Herr von Zieten? — ich, Graf von Zieten! — General der Kavallerie? — Feldmarſchall! — Schwarzer

Adlerorden? — Schwarzer Adlerorden mit Brillanten! He? — Ich empfehle mich Ihnen!" Er ſelbſt hat den Beſuch ruhmredig erzählt.

In Hegel geleſen, in Goethe.

Dienstag, den 20. Mai 1845.

Am 11. Mai ſtarb in Stuttgart Friedrich Ludwig Lindner, Jugendfreund des Doktor David Veit und Rahel's, im dreiundſiebzigſten Jahre. Ich hätte ihn gern noch wiedergeſehen!

Die Königin von England wird nach Deutſchland kommen. Verlegenheit für den König.

Donnerstag, den 22. Mai 1845.

Geſtern Beſuch beim Fürſten von Wittgenſtein, anderthalb Stunden, er erzählte mir viel Merkwürdiges von Friedrich dem Großen, dem Herzog von Weimar, der Königin Luiſe, dem Miniſter von Struenſee ꝛc. Vor Struenſee's Einſicht und Karakter hat er die größte Hochachtung, er hat in Geſchäften und auch ſonſt viel mit ihm verkehrt. „Ich hab' wohl tauſend Briefe von ihm."

Die deutſchkatholiſchen Sachen gehen ſchwächlich, hier ſind ſogar innere Streitigkeiten ausgebrochen; die römiſchen Waffen wider ſie regen ſich mit aller Macht und in größter Menge.

Freitag, den 23. Mai 1845.

Im Akademiegebäude das große Gemählde von Schorn beſehen, die Wiedertäufer von Münſter vorſtellend; ich

kann in das große Lob nicht einſtimmen, der Gegenſtand iſt abſchreckend und hat nichts Erhebendes, da die Sieger böſe Pfaffen, die Beſiegten tolle Verbrecher ſind; zwar hat der Mahler die letztern ſo gezeichnet, daß ſie die Theilnahme lebhaft anziehen, wenn man die Thatſachen nicht weiß, aber dadurch iſt das Bild unhiſtoriſch. Der König aber hat das Bild beſtellt, und nun loben es eine Menge Leute.

Der Miniſter General von Thile, heißt es, nimmt den Abſchied. Aber das bedeutet wenig, er behält dabei Sitz und Stimme im Staatsminiſterium, ſeine Verbindungen, ſeinen Einfluß. Dieſe Ausſcheidungen, wie zum Beiſpiel auch die Rochow's früher, bedeuten keine Veränderungen in den Grundſätzen und Maximen, es liegen dabei nur perſönliche, oft ganz kleine Verhedderungen zum Grund. — Der König iſt jetzt wenig mit großen Staatsſachen beſchäftigt, heißt es, ſondern ausſchließlich mit ſeinen Reiſen, ſeinem Beſuch in Dänemark, dem Beſuche der Königin Victoria in Deutſchland und was ihm dabei zu thun ſein wird ꝛc. Jetzt iſt auch der Kronprinz von Würtemberg hier, man ſagt, als Freier um die Tochter des Prinzen Karl. — An den Landtagsabſchieden wird gearbeitet; „die Landtage ſind etwas zu warm geworden, man wird ſie mit den Abſchieden gehörig kühlen!“ — Herr vom Kamptz iſt von der augsburger „Allgemeinen Zeitung“ gehörig abgefertigt wegen ſeiner plumpen Verfaſſungsſchrift.

Sonnabend, den 24. Mai 1845.

Der Hof hatte ein Feſt in Potsdam. Zum Corſo-Fahren fehlten daher die Prinzen und Prinzeſſinnen, auch war es kalt und regnete mitunter.

Unſer Miniſter Graf von Arnim hat wieder ein häßliches Stück ausgeführt, ein elendes, kleinliches, dummboshaftes! Der badiſche Deputirte Herr von Itzſtein, bekannt wegen ſeines kräftig-thätigen Freiſinns, war hier angekommen; augenblicklich mußte die Polizei ihn fortweiſen, der badiſche Geſandte nahm ſich ſeiner an, aber bekam die Antwort, der Paß Itzſtein's laute nicht auf Berlin, und ſo bekam die erbärmliche Quängelei ihren Anſchein von Geſetzlichkeit! Wie unwürdig, daß die Regierung ſolchen Haß und ſolche Verfolgungsſucht an Einzelnen ausläßt! Wie verhaßt und verächtlich erſcheinen wir in ſolchen Maßregeln, in denen unſre eignen freiſinnigen Deputirten ſich ſpiegeln müſſen! Wie unklug iſt es, ſolche Männer zu beleidigen, die in ihrem Lande unangefochten leben, ihm theuer ſind und jeden Augenblick an deſſen Spitze ſtehen können! Solche Vorgänge regen Bitterkeit und Unwillen an, um ſolcher Elendigkeiten willen — die trotz aller Freiſinnigkeiten des Königs fortdauern und auf dieſe den Schatten der Unredlichkeit werfen — wünſcht man uns Preußen Demüthigungen, gönnt man uns alle Widrigkeiten. — „Die Miniſter bilden eine fortwährende Verſchwörung gegen den König", ſagte Bettina.

(Die Prinzen und andre vornehme Geſellſchaft kamen doch noch zum Corſo, und er war trotz des ungünſtigen Wetters einer der glänzendſten. Prinz Albrecht warf den Straßenjungen Bonbons und andres Zuckerwerk aus. Gendarmen dagegen — überall ausgeſtellt — gaben der Sache ein zwangvolles Anſehen, ſchritten überall ein, drohten die Leute zu verhaften; das Publikum wird wie Rekruten geſchult und gezüchtet.)

Sonntag, den 25. Mai 1845.

Der trübe, wolkenſchwere Vormittag verging mir in ſchwermüthiger Verſtimmung.

Nachmittags klärte ſich der Himmel auf, es wurde heiter und ſchön, und neubelebt beſchloß ich zu Frau von Stein nach Schöneberg zu fahren. Erquickende Luft, nicht mehr kalt und noch nicht heiß. Tauſende von Menſchen ſtrömten dem Thore zu, bis nach Schöneberg war alles eine gedrängte Prozeſſion; tauſende von Fliederbüſchen längſt des Weges, beſonders ſchöne in Schöneberg ſelbſt. — Frau von Stein *) war allein zu Hauſe, aber Allwina Frommann zum Beſuche dort. Wir ſetzten uns auf der ſteinernen Terraſſe vor dem Hauſe, und Frau von Stein begann uns Goethe'ſche Briefe vorzuleſen. Ein Schatz, wie kein Kaiſer und König ihn hat! Ich hörte mit Andacht zu, mit Empfindungen, die mir das Herz erſchütterten. — Goethe erſchien in dem Vorgeleſenen als die herrlichſte Jugendgeſtalt, als ein reines Menſchenbild, von Gott auf die Erde geſandt, ſeine Schöpfung zu betrachten. Frau von Stein ſagte ſehr gut, ſo wie Goethe hier ſich zeige, denke ſie ſich den erſten Menſchen, ſo rein, ſo kräftig, ſo ſinnbegabt. Der Eindruck wurde ſehr vorherrſchend, daß Goethe in jedem kleinſten Gegenſtand eine Fülle des Lebens genoſſen, in jedem Augenblicke auf dem Gipfel des Daſeins geſtanden, wie nicht leicht ein Andrer; er ſchuf ſeine Welt durch Auffaſſung, durch friſche Regſamkeit, jeder Kieſel war ihm ein Diamant. Seine menſchliche Begabung — ſieht man aus dieſen Briefen auf's neue — war der Grund und die Wurzel ſeiner künſtleriſchen, und überragte dieſe weit. Das Menſchliche und Sittliche erfüllen ſein

*) Eine Verwandte von Goethe's Freundin Charlotte von Stein.

Gemüth, ſein Herz hegt die reinſte, die wärmſte Liebe, er iſt gotterfüllt, ächt fromm und heilig in ſeinem tiefſten Weſen. Er macht keine Worte von Chriſtus, er prahlt nicht mit ſeinem Bekenntniß auf ihn, aber Jeſus hätte ihn zum theuerſten Freunde gehabt, wäre er ihm begegnet! Für die Kenntniß von Goethe's Innerm ſind dieſe Briefe ganz unſchätzbar, ſie drücken beſtimmt aus, was mir freilich ſchon auch anderwärts hinlänglich angedeutet war, daß der größte Dichter auch der edelſte, der menſchlichſte Menſch geweſen.

Wir gingen nachher im Garten ſpaziren, ich eine Zeit lang mit Frau von Stein beſonders. — Es war ſehr ſchön, der Flieder in Blüthe, die Kaſtanienbäume. — Gegen ſieben Uhr ſchieden wir und nahmen den Rückweg über das Feld und durch das Anhalt-Thor. — Schöner Abendſonnenſchein, friedliche fruchtbare Landſchaft, belebt von geputzten Spaziergängern.

Abends bei *. — Mich konnte nichts mehr ſtören, der Tag war mir durch Goethe zu einem glücklichen gemacht.

Montag, den 26. Mai 1845.

Ich bin körperlich und geiſtig verſtimmt, muß mit Gewalt mich zur Thätigkeit raffen; zunächſt bietet ſich aber nur unwillkommne an; die Verkehrtheiten, Aufreizungen, Störungen, Quälereien, Widrigkeiten, die auf mich eindringen, ſind nicht zu ertragen. Ich ſitze den halben Tag mit dem Fliegenwedel, um mir dieſen Schwarm abzuwehren, und kaum laſſe ich die Hand ein wenig ſinken, ſo fällt er auf mich. Faſt keine Bekanntſchaft hab' ich, die mir nicht Verdruß macht, keine Beziehung, in der nicht einige Fäden ſogleich ſich wirren! Was fordert nicht alles

Bettina von Arnim von mir! Wie quälen mich die Schriftsteller, die Buchhändler! Immer soll ich rezensiren, forthelfen, beitragen, vermitteln! Diejenigen, welche bloß Geld von mir verlangen, sind noch die wenigst lästigen Leute! — Nun, es geht einmal nicht anders! Die Fluth wächst, der Boden weicht, es muß geschwommen sein!

Nochmals durch die Schlacht von Bellealliance mich durchgequält. Die Thatsachen stehen endlich fest genug. Was aber immer schwanken wird, immer neuer Gegenstand streitiger Erörterung werden kann, das ist die Bedeutung jeder Einzelheit für das Ganze, der Werth und Einfluß jedes Theiles in Betreff der andern Theile; eine haarscharfe Ausmittlung hiefür wird so lange nicht feststehen, als Preußen, Engländer und Franzosen diese Schlacht in die Wette schildern. Sich an die Hauptsachen zu halten, genügt hier, und da kommen weder Blücher noch Wellington zu kurz.

Felicien David in Potsdam.

Dienstag, den 27. Mai 1845.

Die Langsamkeit der Bewegung, die Unscheinbarkeit des Wechsels in der leisen Folge der Wellen, können über das Steigen und die Richtung der Fluth nicht täuschen, die uns allmählig hebt und entführt. Jeder Tag, so ähnlich er dem andern aussehen mag, zeigt mir den unaufhaltsamen Fortgang, und sichtbar wird der Strom breiter und breiter, alles führt in's weite offne Meer, in ungemeßne Fernen und Größen hinaus. Wie die äußern Verbindungsmittel wachsen auch die innern, jeder Winkelort tritt in den Weltverkehr und eben so jeder Geisteshauch; was ehmals in abgeschiedener Vereinzelung wirkte und

erstarb, wird jetzt in eine Gemeinsamkeit gezogen und aufgelöst. Die Welt geht ungeheuern Entwicklungen entgegen, in denen das bisher Festeste, Religion, Staat, Sitten, Volkheit, fürerst flüssig wird, um später wer weiß welch neue Gestalten zu bilden. Ueberall geht diese Schmelzung vor, vielleicht aber nirgends wird so eifrig, unermüdlich, folgerecht und sicher daran gearbeitet, als in Preußen, und das mit niemands Willen, durch das blinde Thun derer, die thun können! Jeder Tag bringt neue Beispiele!

Heute steht in den Zeitungen eine wackre Anzeige von elf hiesigen Predigern, worunter Heßbach und Jonas, daß ihnen nie eingefallen, einen Antrag auf Absetzung des Wislicenus zu unterschreiben, daß ein solcher Schritt ihrer Ueberzeugung und Ehre zuwider sein würde. Dennoch besteht der Minister Eichhorn auf seinem Vorhaben, den Mann zu verderben. Eichhorn ist auf's Land gegangen um sich zu erholen, man sagt auf's neue, er habe einen Schlaganfall gehabt. — Die Wegweisung des Herrn von Itzstein soll nicht ohne Wissen des Königs geschehen sein, der Minister Graf von Arnim habe ihm vorgestellt, sagt man, Itzstein wolle nach Königsberg reisen, und sich dort, während der König vielleicht lautlos empfangen wird, mit glänzendem Jubel empfangen lassen; daß Itzstein an dergleichen nie gedacht, ist ganz unzweifelhaft.

Man versichert, die Krömmler, Eichhorn, und die katholischen Zuflüsterer, hätten es nun doch dahin gebracht, daß der König die Deutschkatholischen zwar dulden, aber ihnen weder Gottesdienst noch Geistliche erlauben wolle, also auch keine Taufe, Trauung ꝛc. Wenn dies der Fall ist, so erscheint es nur thöricht und unverantwortlich, der Sache bisher so freie Entwicklung gegönnt zu haben!

Donnerstag, den 29. Mai 1845.

Gestern Nachmittags bei schönstem Wetter in den Thiergarten, wo es herrlich grün und frisch war. Von Strecke zu Strecke weiterschreitend kam ich endlich dahin, wo die Corsofahrt begann. Ich folgte bis zum Stern und stand dort eine Weile zusehend. Gräfin von K. und Prinzessin von Preußen grüßten mich, andre Bekannte sah oder unterschied ich nicht. Das Ganze sah ruryig aus, die prinzlichen Fuhrwerke nahmen sich gut aus, die andern meist gering, zehn Droschken oder andre schlechte Personenwagen kamen auf einen herrschaftlichen. Zahlreiche Gendarmen hielten Ordnung, zwei stritten heftig miteinander und dies war der einzige Lärm. Wenige Reiter. Nicht ausgezeichnete, nicht zahlreiche Musik. Jeden Augenblick stockten die Wagenreihen, oft eine ganze Weile. Ein trauriges Vergnügen! Daß man sich sieht, wäre recht gut, aber es wäre besser, man könnte sich sprechen.

Heute Abschiedsbesuch von Herrn und Frau von Gemmingen, die nach Karlsruhe zurückreisen. — Ueber die Ausweisung des Herrn von Itzstein. Man sagt, unsre Polizei habe den Portier des Hauses, wo der badische Gesandte wohnt, angewiesen, bei diesem den Herrn von Itzstein nicht vorzulassen! Wenn unsre Behörden einmal auf dummen Wegen sind, können sie es weit treiben; die Angabe kann richtig sein, warum nicht?

Humboldt ist vorgestern angekommen und hat noch den König vor dessen Abreise nach Königsberg gesprochen.

In Hormayr gelesen, in Rosenkranz, einiges mit bestem Ertrag in Goethe.

Freitag, den 30. Mai 1845.

Humboldt sandte mir heute Vormittag den „Kosmos", „seinem theuern nachsichtigen Freunde". Er ist nur auf wenige Stunden hier gewesen, bei der Prinzessin von Preußen zu Mittag, und gleich nach Potsdam zurückgekehrt, wo er tüchtig arbeiten will. Ueber die Verweisung Itzstein's und Hecker's hat er sich scharf ausgesprochen mit größtem Unwillen.

Nachmittags kam Fürst von Pückler und machte mir vielerlei Mittheilungen. — Später Bettina von Arnim, mit Briefschaften der Tochter Schlöffel's und seines Schwiegersohnes. Nichtswürdiges Benehmen der Behörden, hallunkischer Kammergerichtsreferendar, den der Minister Graf von Arnim ausgesendet als Spion und Schergen, der sich mit frechstem Uebermuth seiner Macht rühmt! — Grobe Zustellung, welche Bettina vom Kammergericht erhalten hat, unterzeichnet vom Präsidenten von Kleist, sie soll eine eidliche Aussage machen, oder man werde sie mit Gewalt dazu bringen. Sie hat aber schon die schriftliche Zustimmung des Königs zur Verweigerung des Eides. Die Behörden verfolgen sie, der König beschützt sie, aber jene in aller Form, dieser ohne alle Form, und dieses Spiel kann mir keineswegs gefallen; auch ist es in ihr nicht klar und richtig, immer etwas Besonderes für sich haben zu wollen, den Weg querfeldein dem graden vorzuziehen. Sie wird auf die Dauer in diesem Streit unterliegen müssen. Ihren Muth und ihr Selbstvertrauen jetzt wieder in der Sache Schlöffel's angefacht und lodernd, muß ich sehr bewundern und hochachten.

Heute stand in der „Vossischen Zeitung" diese Anzeige:

„Kunst-Anzeige.

Den vielfachen Anforderungen und Nachfragen nach den Portraits der badischen Abgeordneten Herren von Itzstein und Hecker zu genügen, zeigen wir hiermit an, daß wir eine Anzahl Exemplare der genannten Portraits verschreiben werden, welche ehestens eintreffen werden.

Berlin, den 28. Mai 1845.

Krebs'sche Kunsthandlung, Franz. Straße 55."

Das ist doch eine derbe Ohrfeige für die brutale und dumme Graf Arnim'sche Polizei! Diese Bezeigung von Theilnahme ist mehr als ein Fackelzug, und geht in die ganze Welt hinaus! Für die Polizei ist diese Einrückung eine beschämende Niederlage, sie wird in ihrer Ohnmacht bloßgestellt; und wie sie auch hinterdrein wüthe, die Sache ist einmal geschehen!

Sonnabend, den 31. Mai 1845.

Wunderliche Kabinetsordre des Königs an die Verwaltungsbehörden in Betreff der Deutschkatholischen, er sei noch nicht entschlossen, und bis er sich entschlossen, dürfe niemand ihm vorgreifen, nicht fördern wolle er die Sache, nicht hemmen. Dies erklären, heißt aber schon fördern, und giebt dabei doch die Unsicherheit, ob er nicht künftig doch werde hemmen wollen. — Uebrigens machen unsre Leute oben schon einen großen Unterschied zwischen Czerski und Ronge, ersteren lassen sie eher gelten als Ronge, der ihnen wegen seiner Freundschaft mit Schlöffel zuwider ist; Schlöffel aber gilt für einen Feind des Adels und der Adelsvorrechte, das ist sein eigentliches Verbrechen.

Unsre „Vossische Zeitung" kommt nochmals auf die Bildnißanzeige Itzstein's und Hecker's zurück, indem sie

berichtigt, es müsse anstatt „verschreiben werden", heißen: „verschrieben haben".

Abends im Thiergarten, letzte Corsofahrt, ohne Musik und Gendarmen. Ich mit Ganzmann in zweispänniger Droschke. Langweilig, wo möglich noch rupviger als das vorigemal; Sträuße und Bonbons wurden noch ausgeworfen, aber auch Radieschen! die zur Hand waren, weil die Blumenmädchen auch deren in ihren Körben hatten. Nach längerem Stocken fuhr ich seitwärts ab, froh wieder in grüne, staublose, stille Wege zu kommen. Aber es wurde bald kühl, und ich fuhr in die Stadt zurück.

Sonntag, den 1. Juni 1845.

— Gleich darauf kam Hormayr und saß an zwei Stunden vor meinem Bette, alles Mögliche besprechend, hauptsächlich seine neuesten Schriften, Oesterreich, Metternich, Preußen, Deutschland. Er sagt, die kalten, kaufmännischen Bremer seien in bittrem Unmuth über Ixstein's Wegweisung; die Konstitutionssache habe man anfangs nicht glauben wollen, jetzt halte man sie für eine absichtlich angelegte Arglist, um das Volk hinzuhalten, die Provinzialstände zu beschwichtigen, von außen und innen durch Schwierigkeiten sich dann hemmen zu lassen. Hormayr ist noch voll Feuer, hat dabei gelassenen Muth und ist auf alles gefaßt. Daß ich ihm sage, seine „Anemonen" seien einer Pulvermine gleich, die den österreichischen Staat auseinander zu sprengen bezwecke, macht ihn lachen; er betheuert, daß er die Völker liebe und es gut mit ihnen meine, mit den Ungarn, den Böhmen, den Deutschen, daß er aber eben deßhalb das System hasse, durch das sie zusammengebunden seien. Die Erzherzoge Johann und Karl preist er, und manche öster-

reichiſche Kriegshelden, auch die Stadion's, aber ſonſt findet er wenig zu loben an dem öſterreichiſchen Weſen.

Dienstag, den 3. Juni 1845.

Ich hatte geſtern Hormayr's aufgefordert, im Opernhauſe die „Wüſte“ von Felicien David zu hören, und ihnen die Fremdenloge empfohlen. Gegen acht Uhr empfand ich Luſt ſelber hinzugehen, und betrat ſeit mehreren Jahren zum erſtenmale wieder das Theater. Das Haus iſt prächtig, gefällt mir aber weit weniger als das frühere; die breiten Hoflogen zu beiden Seiten vorne machen die hintere große Hofloge faſt unanſehnlich, das Publikum iſt dazwiſchen auf's engſte eingeklemmt, es macht dies einen widrigen Eindruck; warum, wenn auch der Hofwelt die beſten Plätze eingeräumt werden, ſollen dieſe architektoniſch ſo auffallend abgezweigt und als etwas Beſonderes dargeſtellt ſein? Das Publikum genießt hier die Theatervorſtellung mit, wie die Bedienten eine Spazirfahrt zu Wagen, hinten auf dem Tritt oder vorn auf dem Bock. — Ich konnte die Stunde recht gut aushalten, und mich freute der Verſuch! — Die Muſik befriedigte mich mäßig, ſie riß mich nicht fort. — Herr von Küſtner zeigte mir noch von ſeiner Loge aus das Haus im günſtigſten Anblick, mein Eindruck blieb aber derſelbe, überdies hat es bei aller goldnen Pracht etwas Düſteres.

Heute früh brachte die „Voſſiſche Zeitung“ die Kabinetsordre des Königs gegen Arthur Lutze, der nun doch den Behörden preisgegeben wird, und durch die kurze Begünſtigung offenbar nur ſchlimmer dran iſt. In derſelben Zeitung ſteht eine Aufforderung aus Mühlhauſen in Thüringen, man möchte doch von Berlin aus das dem Staat

ehrenrührige Gerücht von Wegweisung Itzstein's nicht unwiderrufen lassen! — In solchem Aeußersten bewegen wir uns! — Der Kollegienrath von Liepmann, aus dem „verstorbenen" Weimar kommend, besuchte mich, und sprach wie ein Buch, in eleganter Ironie, wie Humboldt und Wilhelm Schlegel zusammen! Hormayr kam dazu, und blieb noch lange nachher bei mir in großen, wichtigen Verhandlungen.

Freitag, den 6. Juni 1845.

Für den Staat ist nichts heilsamer, als daß jede leitende Thätigkeit in ihm unaufhörlich überwacht, geprüft, in ihrer Richtung erhalten, jeder Mangel sogleich gerügt, alles Tadelnswerthe schonungslos angezeigt, öffentlich getadelt und bekämpft werde. Das Verdecken und Vertuschen, welches eine falsche Vaterlandsliebe und eine falsche Ehre so häufig vorschreiben will, muß immer schaden, kann höchstens da gestattet sein, wo unheilbare Uebel nicht zu bekämpfen, sondern nur zu tragen sind; auf die Dauer aber sind auch diese nicht zu verläugnen, denn grade der Feind wird solche am sichersten erspähen und benutzen. Dieses wachsame Begleiten und Zurechtweisen der Staatsleiter durch eine eifersüchtige Opposition ist die Hauptstärke Englands, die Stärke aller Staaten, wo wahrhafte Berathung Statt findet. In Friedrich dem Großen waren Ministerium und Opposition zu derselben Person vereinigt; er übte in sich selber die scharfe Ueberlegung, welche von einer Opposition nur je hätte ausgeübt werden können. Er vereinigte auch in sich die sonst entgegengesetzten Kräfte, die Kraft der Pedanterie und die Kraft des Genius. — Wie aber stehen die Sachen heutiges Tages bei uns? Wir

haben weder Pedanterie noch Genius, wir haben Schlendrian und Phantasterei, dazwischen bewegt sich, noch beklommen und unreif, ohne sichre Bahn eine mächtige Volks- und Geisteskraft, deren Zusammenballung und Aufschwung das Schicksal vorbereitet.

Heute Besuch von Hormayr, bald nachher Professor Dirichlet; viel über Thugut, dann über Metternich gesprochen, dessen ausgezeichnete Eigenschaften Hormayr willig anerkennt, ohne darum dessen Staatslenkung weniger zu tadeln; auch über Gentz vieles, und daß ich immer sein politischer Feind gewesen, wie ich es noch jetzt bin, aber ihn selber darum doch unpartheiisch beurtheile; „jetzt läuft viel schmutziges Wasser über ihn, das aber wird ablaufen, und dann das reine kommen, das freilich von ihm noch immer etwas schmutzig werden wird". Ich will überhaupt die Erscheinungen nicht in abgesonderter Einzelheit, ich will sie im Zusammenhange betrachten, nur auf diese Weise wird Gerechtigkeit geübt.

Sonnabend, den 7. Juni 1845.

Itzstein's Erklärung in die „Vossische Zeitung" aufgenommen, mit einem Nachsatz der Polizei, die das Zeichen lügenhafter Ausflucht an der Stirne trägt, „der Pässe wegen" heißt es, so feig als dumm, denn wenn man nicht weiß wer jemand sei, so untersucht man, und schickt nicht fort. Die Sache macht hier den heillosesten Lärm, und hier selbst besteht die Meinung, der König könne der unwilligen Stimmung nur dadurch Genüge leisten, daß er den Minister wegjage. L. und R. sind die einzigen, welche ich den Minister habe vertheidigen hören, R. nicht einmal ganz offen. Beamtenseelen.

Dienstag, den 10. Juni 1845.

Der Minister von Bülow ist nach Tegel gezogen; seine letzte Unpäßlichkeit war bedeutender, als man gestand, er war einige Tage hindurch seines Kopfes nicht mächtig. „Er wird es nicht lange mehr treiben, er ist ein gelieferter Mann.“ Schneller Verbrauch der Menschen jetzt, sie werden physisch und moralisch bald abgenutzt.

Mittwoch, den 11. Juni 1845.

Die Sache von Ibstein und Hecker bekommt eine größere Wichtigkeit, als der dumme Urheber sich je träumen ließ. Ganz Deutschland ist erwacht, und fühlt den Schimpf, den es im eignen Innern erlitten hat. Man beruft sich auf Landrecht und Verordnungen, auf Bundesrecht und preußische Erklärungen; man fragt, ob das die Einheit der Deutschen sei, die Einheit des Bundes, des Zollvereins? wahrscheinlich solle das, meint man, eine Probe, ein deutlicher Fingerzeig der liberalen, der konstitutionellen Gesinnungen sein, die man vor kurzem dem Könige so lärmend beigelegt! Daß der König um die Sache gewußt, wird fast allgemein geglaubt, die Behörden selbst verbreiten es. Unermeßlich ist der Nachtheil, den uns diese Dummheit bringt, auf jeden Preußen fällt diese Schmach mit, man schämt und scheut sich, in's Ausland zu reisen!

Der Minister von Bülow, heißt es, wird aus den Geschäften zurücktreten und der Gesandte von Canitz sein Nachfolger werden. Bülow soll entschieden an Schwäche des Kopfes leiden, an Unschlüssigkeit, an Gedächtnißmangel. Canitz ist schon hieher berufen.

Gerücht, dem preußischen Gesandten in Karlsruhe seien die Fenster eingeworfen worden. Hier verspottet man den

badiſchen Geſandten, das Volk trägt ſich mit der Redensart: „Schlafen Sie noch?“ und ein Schläfer heißt „ein Frankenberg“. Man ſagt auch, dem Portier Frankenberg's arbeite man eine Erklärung aus, die er in die Zeitungen ſoll einrücken laſſen, ſie ſei aber ſchwer abzufaſſen, und drei unſrer Miniſterien ſtritten darüber, was ſie den Mann wollten ſagen laſſen.

In Hormayr's „Anemonen“ weitergeleſen, im Livius.

Freitag, den 13. Juni 1845.

Der Lärm wegen Ixſtein und Hecker wird ein für Preußen und Deutſchland verhängnißvolles Ereigniß, daſſelbe wirft uns auf Jahre zurück, nimmt Vertrauen, hemmt unſern Einfluß, häuft Schmach und Verachtung auf uns. In Karlsruhe große Gährung, der Geſandte bedroht, preußiſche Handwerker von ihren Meiſtern entlaſſen, man will keine Preußen mehr ꝛc. — Hier wird von Bürgern eine Adreſſe an Ixſtein und Hecker zahlreich unterzeichnet, der Miniſter Graf von Arnim wird laut geſchmäht. — Nun will gar der Miniſter Eichhorn auf den Gymnaſien vorgeſchriebene Lehrbücher einführen und dieſe nach ſeinem Sinn abfaſſen laſſen, zunächſt über Geſchichte. Das wird ſchön werden! Wir werden eine preußiſche Weltgeſchichte, eine preußiſche Logik bekommen! Wo denkt der Narr hin!

Die Prinzeſſin * ſoll jetzt Betſtunden haben und durch die Frommen manches erlangen, was ſie ſonſt nicht bewirken könnte.

Sonntag, den 15. Juni 1845.

Geſtern Beſuch von *, der mir das Unglaubliche erzählt, auf der Liſte, welche der Miniſter Graf von Arnim

dem Könige vorlegen will, ſtehe unter den von Berlin auszutreibenden Litteraten auch Doktor Häring, der ſeit fünfundzwanzig Jahren hier lebt, Eigenthümer einer Buchhandlung und als Hausbeſitzer ſogar Berliner Bürger iſt; freilich ſchreibt er betrachtende Artikel für die „Veſſiſche Zeitung“!

Heute Beſuch von Doktor Michael Sachs, der mir ſein Buch: „Die religiöſe Poeſie der Juden in Spanien“, das er mir zugeeignet, ſchöngebunden überbringt; ein ſtattliches, erfreuendes Geſchenk, bei welchem das Horaziſche „Nonum prematur in annum“ ſich bewährt, denn ſchon 1835 war es mir zugedacht.

In dem Buche von Sachs geleſen, in dem verwandten von Zedner, und viele Betrachtungen über Judenthum angeſtellt; die Zähigkeit und Dauer des Volkes iſt merkwürdig und mit ihrer weſentlichen, aber engen Frömmigkeit in tiefſtem Zuſammenhang; ſie haben dem allgemeinen Bildungsgange der Menſchheit den von ihnen ausgeſtoßenen Jeſus gegeben, dann Spinoza'n, und geben noch täglich die außerordentlichſten Kräfte ab, in Tauſenden von Getauften und Nichtgetauften, ohne daß ihr eigner Beſtand ärmer wird.

In Hormayr geleſen, im Neuen Teſtament.

Dienstag, den 17. Juni 1845.

Geſtern Billet von Humboldt, voll Unwillen über unſre Polignac's.

Donnerstag, den 19. Juni 1845.

Heute Weiher, dann Graf von Keyſerling. Der König iſt in Preußen ſehr lau, ja kühl aufgenommen worden

und hat keine guten Eindrücke hinterlaſſen; das Zeitungslob iſt grund- und werthlos. Zu Keyſerling ſagte geſtern ein fremder Geſandter in Bezug auf Itzſtein's Verweiſung: „C'est un grand malheur qui est arrivé à la Prusse.“ Die Erklärung Hecker's ſchlägt nun auch alle von den Päſſen hergenommenen Vorwände nieder.

Nachmittags nach Tegel gefahren. Der Miniſter von Bülow im Garten noch mit ſeiner Familie allein; er ſpricht gleich von der Itzſteinſache, meint, der Graf von Arnim habe ſchwer gefehlt, beſonders darin, daß er mit ihm nicht Rückſprache genommen, und wenn er den König vorher geſprochen — was Bülow nicht ſicher weiß —, ſo habe er dem Könige entweder fälſchlich angegeben, er habe jenes gethan, oder es dem Könige unverantwortlich verſchwiegen, daß er es nicht gethan; denn der König hat an Bülow geſchrieben, er finde es ganz unbegreiflich, daß Graf Arnim nicht vorher mit ihm geſprochen. Jetzt liegt alles zur Entſcheidung des Königs vor. Bülow meint, Arnim müſſe öffentlich Unrecht, allenfalls den Abſchied bekommen. In ähnlichem Sinne hat der Geſandte Herr von Radowitz berichtet. Klagen Bülow's über die verworrne Wirthſchaft, wie alles ohne Regel vor ſich gehe, alles erſchwert ſei. Fürſt von Wittgenſtein kam, eine unerwartete Erſcheinung! Er machte mir gleich Entſchuldigungen, daß ich ihn hier ſehe und er noch nicht bei mir geweſen ſei; unverhältnißmäßig! Eine zweite Ueberraſchung, Generallieutenant von Canitz aus Wien; geſtern hier eingetroffen, wohnt hier bei mir im Hauſe, beim Sohn; ſieht alt aus und hat an Karakter wie es ſcheint etwas verloren, ſtimmt in den ſchlechten Ton der Diplomaten ein ꝛc. Wir gingen eine Weile zuſammen, er erzählte mir von Wien. — Mit Graf von Trauttmannsdorff lange geſprochen, auch über Hormayr,

den ich möglichſt vertheidige. — Der unglückliche badiſche Geſandte von Frankenberg zwingt mich ihn anzuhören, erzählt mir ſein Mißgeſchick, iſt voll Eifer für die beiden Weggewieſenen, beklagt, daß Itzſtein nicht darauf beſtanden, ihn zu ſprechen; dies habe er leider nicht gethan, wie die gerichtlich verhörten Diener ausſagten, doch könne man ſich leicht denken, daß er die Sache nicht auf's äußerſte habe treiben wollen und lieber fortgegangen ſei; Frankenberg hat an Itzſtein geſchrieben, um ihn zu verſtändigen, zu begütigen, iſt aber noch ohne Antwort. — Graf und Gräfin Lerchenfeld; letztere ſchon aus Schweden zurück, mit Berzelius; ich ſoll morgen dort eſſen, wegen Berzelius ꝛc. — Frau von Olfers und Töchter, nachher auch Herr von Olfers; Graf von Knyphauſen, Gräfin Sylvius Pückler, Herr von Meyendorff, Fräulein Maxe von Arnim; Fürſt von Pückler, mit dem ich das Grabdenkmal beſuchte; nochmals vertraute Unterhaltung mit Bülow, über den hieſigen Zuſtand, über die auf Deutſchland gegründete und nun zerrüttete Politik, über die Wandelbarkeit des Königs, herrliche Worte, ausbleibende That; „der Miniſter des Innern handelt ſo, als wolle er aller Welt einſchärfen, den Worten des Königs nicht zu glauben“. — Zuletzt redete mich der General von Perponcher an, bedauerte, daß er es nicht in Homburg gethan, ſagt mir ſehr viel Artiges, erzählt mir ſeine Kriegsgeſchichten, iſt unzufrieden mit Siborne, der ihm Unrecht gethan, mit Thiers, der die Räumung Aegyptens ganz falſch dargeſtellt habe, — Perponcher war damals unter Abercromby dort ꝛc. — Gedrängt bei der Rückfahrt, über hundert Perſonen, wohl dreißig Wagen. Lauer Abend. — Bülow ſcheint ziemlich hergeſtellt, ſpricht aber langſamer als ſonſt. Er geht nach Kiſſingen, und dann an den Rhein der Königin Victoria wegen.

ſie würde jeden Antrag der Art mit Verachtung aufgenommen haben, denn beſtig ſei ſie geweſen. Sie beſaß außer dem Gute Lichtenau und für etwa zwanzigtauſend Thaler Juwelen nichts. Erſt Lord Briſtol, der verrückte Biſchof, der als Gaſt des Königs im Neuen Palais zu Potsdam wohnte, machte den König aufmerkſam, daß er eine dreißigjährige Geliebte und Freundin nicht von der Gnade ſeines Nachfolgers abhängig laſſen dürfe; der König beauftragte Wittgenſtein mit Struenſee zu ſprechen, der fand die Sache billig, und ſchlug vor, der Gräfin eine halbe Million holländiſcher Gulden von der durch den Banquier Erben gemachten Anleihe zu geben. Der König genehmigte dies, und Wittgenſtein mußte je hunderttauſend Gulden in ſolchen Papieren mit dem Königlichen Siegel einſiegeln, und auf jedes Paket den Betrag ſchreiben, und daß derſelbe der Gräfin gehöre. Dieſe Pakete brachte er der Gräfin, die ſie in einen Schrank legte, und in dieſem fand man ſie nach des Königs Tode noch unverſehrt, als man alles Beſitzthum der Gräfin einzog. Dies iſt der Betrag und Urſprung der Summe, die man in jenem Schranke fand, den man, weil die Gräfin den Schlüſſel verweigerte, aufbrechen mußte, und die der König weder ihr noch ihren Erben je erſetzt hat. Eine wahre Beraubung!

Sonntag, den 22. Juni 1845.

Die Sache von Itzſtein nimmt allerlei Geſtalten an; eine Adreſſe von Bürgern von Königsberg an ihn iſt abgegangen, ſie wird hier herumgezeigt. Eine hieſige Adreſſe ſoll gleichfalls eine Menge Unterſchriften haben. Immer einſtimmiger wird das Verlangen, die Abſetzung des Miniſters Grafen von Arnim ſei die einzige Maßregel, die

einigermaßen befriedigen könne. Die üble Wirkung im Auslande wird noch lange fortdauern. Man zweifelt aber, daß der König den Miniſter abſetzen werde. — Die Königsberger fordern die Abſetzung des Grafen von Dohna, der, um ihre Petition zu hindern, ſich unter der Hand erboten hat, er wolle in kurzem den Abſchied nehmen, allein die Bürger haben geantwortet, das könne ſie nicht zufrieden ſtellen, er müſſe ihn auf ihr Verlangen bekommen. Die Königsberger halten jetzt große Familienverſammlungen in Gaſthöfen, um ihre politiſchen Verhandlungen fortzuſetzen; in Pillau ſind kürzlich aus Königsberg, Braunsberg ꝛc. gegen viertauſend Menſchen zuſammengekommen, eine Art O'Connell-Wirthſchaft.

Als der neue Ehegeſetzentwurf von Savigny bekannt geworden war, ſchrieb hier ein Kammergerichtsaſſeſſor Haſe ſehr triſtige Einwendungen dagegen und ſeine Schrift trug ſehr dazu bei, daß der Entwurf nicht durchging. Der König befahl in ſeinem Mißvergnügen, Haſe ſolle ihm nie zur Beförderung vorgeſchlagen werden, nie Rath werden. Dieſe Ungerechtigkeit glaubte man längſt zurückgenommen, aber ſie beſteht noch, und der König hat alle Vorſtellungen des Kammergerichts und Haſe's eigne Bittſchriften ungnädig abgewieſen. Der Juſtizminiſter Uhden, der ſich der Sache annehmen ſollte, macht den Frommen und klagt, daß ein ſo frommes Unternehmen, wie jener Entwurf, vereitelt worden. Mir iſt es unbegreiflich, daß der König nicht einſieht, wie ungerecht es ſei, einen Mann, der nur erlaubtes Recht ausgeübt, auf Nebenwegen dafür zu ſtrafen! — Wie weit ſind wir von freiem Staatsweſen!

Wittgenſtein erzählte mir geſtern auch das Nähere über des vorigen Königs Zuſammenſtoß mit ſeinen Brüdern Heinrich und Wilhelm im Jahre 1806 vor dem Kriege.

Die beiden Prinzen hatten sich beigehen lassen, aufgeregt vom Prinzen Louis Ferdinand, vom General von Phul, Obersten von Massenbach, General von Rüchel ꝛc., dem König eine Vorstellung zu übergeben, die ihn unter andern Vorwürfen auch der Schwäche zieh; darauf ließ der König beide nach Potsdam kommen, wusch ihnen tüchtig die Köpfe, und sagte, mit der Schwäche hätten sie in so fern Recht, als es eine große von ihm sei, daß er sie nicht beide jetzt nach Spandau schickte. Härtere Ausdrücke, meinte er, habe der König wohl nicht gebraucht, aber dieser sei hart genug gewesen.

Er erzählte mir auch noch viel von Lord Bristol. Derselbe erhielt die Erlaubniß, den Sarg Friedrich's des Großen zu sehen, und Prediger und Küster empfingen den Bischof mit feierlichem Anstande, waren aber sehr betroffen, ihn als einen nachläßig gekleideten Gentleman heranreiten zu sehen, mit goldnen Sporen, lederner Kappe, dicker Reitpeitsche; noch mehr erschraken sie, als er nach einiger stillen Betrachtung plötzlich die Reitpeitsche schwang, mit ihr auf den Sarg schlug, daß das Gewölbe davon hallte, und ausrief: „Réveille-toi, et mets ordre dans la maudite confusion, où ton successeur a laissé tomber l'état!" Dabei war er der Gast und Freund dieses Nachfolgers! In seiner Betrunkenheit erlaubte er sich alles; zum Herzog von Cambridge sagte er: „Ton père est une bête, et toi tu n'est qu'une belle statue, sans intelligence." Man nahm alles von ihm hin. Seine Tollheit lag bei ihm im Blute, seine ganze Familie war etwas verrückt. — Wittgenstein erbot sich, mir über alle Thatsachen und Vorgänge aus den vorigen Regierungen, wegen deren ich Zweifel und Fragen hätte, zuverläßige Auskunft zu geben, sofern er die Sachen wisse.

Montag, den 23. Juni 1845.

Brief aus München von Hormayr, ob Oesterreich die neuesten Vorgänge und Stimmungen benutzen werde, um Süddeutschland vom Zollverein abzureißen?

In der Nacht vom Sonnabend zum Sonntag großer Volkstumult bei Kroll, Polizei und Gendarmen werden überwältigt, der Prinz von Preußen mit Steinen geworfen, ein Bataillon mußte aus der Stadt geholt werden. Gestern Abend stellte eine Anzeige des Präsidenten von Puttkammer in der „Staatszeitung" die Sache als gering dar, heute steht sie in der „Vossischen Zeitung" nach ihrem wahren Verlaufe geschildert. Wie dumm von der Polizei, sich einer solchen Entstellung überführen zu lassen, wie dumm, diese zu versuchen, wenn Tausende dabei waren, die es anders wissen!

Wenn die Königsberger Bürgerschaft den General Grafen von Dohna los sein will und deshalb den König angeht, so muß man wissen, daß der König schon einmal solchem Begehren willfahrt und den General von Wrangel dort weggezogen hat. — Der König hat den Königsbergern gesagt, es wären etwa vierzig muthwillige Buben, welche die Unzufriedenheit und Störung verursachten; dazu bemerkte einer der Hörer halblaut: „J, soviele sind's nicht einmal, nur sechs bis sieben, aber die sitzen in Berlin und heißen Exzellenzen."

Der Rektor Kirchner in Schulpforta hat seinen Schülern als poetische Aufgabe, die sie in lateinischen Versen behandeln sollen, den Aufenthalt Schelling's in Schulpforta vorgeschrieben. Kann artige Sachen liefern, besonders wenn ein Satiriker unter den Jünglingen ist!

Die Rede des Königs an die Königsberger wird sehr getadelt, sie müsse ihren Zweck, sagt man, durchaus

verfehlen. Was der König tadle, sei durchaus sein Werk; hat er nicht überall die Vereine entstehen lassen, aufgemuntert, ihnen Gelder zur Verfügung gestellt? Jetzt sollen sie unterdrückt sein. Natürlich gefällt das den Leuten nicht.

Der König soll einen seiner Kammerdiener — man nennt den Namen — besonders gern anhören, sich allerlei von ihm berichten und auskundschaften lassen, woraus schon viel unangenehme Folgen hervorgegangen.

Dienstag, den 24. Juni 1845.

Die „Vossische Zeitung" bringt heute eine Stelle aus meinem Heldbüchlein, die grausam verstümmelt und zusammengeschoben ist. Die Zensur hat die Schilderung, wie es den Staatsgefangenen zu ergehen pflegt, nicht durchgelassen und meine stehengebliebenen Worte dadurch in ganz falsches Licht gebracht. Ich muß dagegen Einspruch thun, schreibe deßhalb an Rellstab, und da die Zensur hier wohl meine Erklärung unterdrücken wird, so schick' ich sie zugleich nach Augsburg an die „Allgemeine Zeitung". Die ganze Stelle im Zusammenhang vorzuführen, ersuche ich die „Grenzboten". Die elende Zensur! Ich hoffe, es wird wohl wieder dahin ausschlagen, daß man das Licht im Stroh verbergen wollte, und nun statt eines kleinen Lichtes eine große Flamme aufleuchtet. — In unsrer Zeitung steht nun auch Hecker's ausführliche Erklärung, durch das Zensurgericht zum Druck verstattet, mit Ausnahme einer Stelle und zweier Worte! Welche Erbärmlichkeit! Was ist das für ein Beweisstück, das nicht ganz mehr ist? Und jederman sucht nun, was man weggelassen, was man für so anstößig gehalten hat. Einige Artikel gegen Itzstein

und Hecker in den Zeitungen, oder vielmehr zu Gunsten der Behörden, sind das Jämmerlichste von der Welt, matt, lügnerisch, niederträchtig!

Der König ist gestern von Kopenhagen zurückgekommen, er soll sehr verdrießlich sein, unschlüssig, möchte den Grafen von Arnim, den er nicht liebt, gern zum Teufel schicken, aber auch der öffentlichen Meinung nachzugeben nicht den Schein haben. Dann ist auch von Bülow's Abschied sehr die Rede; er soll einige arge Verstöße gemacht haben, Verwechslungen von Papieren, Unbedachtsamkeiten gegen Gesandte, und wirklich an Schwäche des Kopfes leiden. Man spricht davon, daß Canitz ihn ersetzen werde, Andere nennen den General von Pfuel; man sagt auch, Bunsen und Canitz hätten den Posten ausgeschlagen. Als Eichhorn's Nachfolger wird Geheimerath Bethmann-Hollweg genannt, auch ein Serviler, ein Frömmler, ein Duckmäuser!

Die „Allgemeine Preußische Zeitung" erklärt heute Abend das Gerücht von beabsichtigter Austreibung hier nicht heimischer Litteraten für eine böswillige Erfindung, man habe sich bloß nach den persönlichen Verhältnissen derselben erkundigt, und nur Detter Dronke sei ausgewiesen worden, weil er in einem auswärtigen Blatte den verstorbenen König geschmäht. Elende Ausflucht! Die Behörde ist jetzt zu feig, ihren Verfatz auszuführen, der Lärm hat sie erschreckt. Auf wie lange? Sie wird schon darauf zurückkommen! Und wer braucht denn der elenden Zeitung zu glauben? ihrer unamtlichen Versicherung? und selbst der amtlichen?

In Brougham gelesen, in Thiers, im Cicero.

Mittwoch, den 25. Juni 1845.

Unsre Angelegenheiten nehmen eine stets düstrere Färbung an. Der König ist verstimmt, fühlt das größte Mißbehagen, sieht sein Ansehn geschwächt, besonders sein persönliches, und findet diesen Zustand unerträglich. Die Provinz Preußen ist wie im Kriege gegen die Regierung. Die Antwort der Königsberger auf die Anrede des Königs geht in Abschriften umher, und das Beispiel dieser Dreistigkeit ist ansteckend. Die Danziger haben dem Könige vorgehalten, wie die Eichhorn'sche Vorschrift, den Deutschkatholischen keine Kirchen zu leihen, allgemeinen Unwillen errege, und der König hat ihnen erlaubt, die Vorschrift unbeachtet zu lassen; — lauter Widersprüche! Und wie sollen wir hinauskommen? Wechselt der König seine Minister, so kommen nur schlimmere! Man nennt Bethmann-Hollweg an Eichhorn's Stelle, Meding an Graf Arnim's; wer hätte gedacht, daß wir eine Reihefolge von Wöllner's erleben würden! Auch Canitz würde, sagen jetzt viele Leute, eine Art Wellner sein, er sei ein Erzpietist; sonderbar, gegen mich hat er nie eine Spur davon gezeigt!

Besuch des Grafen von *, dessen Andringen ich entschieden abweisen muß, er meint thörichterweise mit Pückler gleichzustehen, ja denselben zu überragen! Er erzählt mir, in der Nähe seines Gutes sei der König an einem kleinen Orte ausgestiegen, und habe die versammelte Menge durch Abnehmen des Hutes begrüßt, dabei jedoch bemerkt, daß einige rückwärts stehende gutgekleidete Männer die Hüte auf dem Kopf behielten; er habe darauf seinen Hut nochmals abgenommen, jene aber rührten sich nicht; darauf sei er zornig auf den Landrath eingestürmt, er solle sagen, wer die Flegel seien, und sie der schändlichsten Tücke beschuldigt, auch sie zu verhaften und wegen Unehrerbietigkeit zu

bestrafen befohlen ꝛc. Wie viel besser wäre es, dergleichen gar nicht zu bemerken, wenigstens nicht zu beachten! — Daß die Ehrerbietung sinkt, ist leider wahr.

Nachmittags im größten Gewitterregen kam Bettina von Arnim, besprach mit mir die Schlöffel'sche Angelegenheit ausführlich, wir erwogen die Mittel, in dieser Sache zweckmäßig einzuwirken, ob durch den König, den Prinzen von Preußen, die Oeffentlichkeit? Sie will alle drei Wege einschlagen; es fragt sich, in welcher Weise jeden? — Warum denn der Schuft Witt-Dörring nach seiner Verhaftung gleich wieder freigegeben worden, mit einem Bekenntnisse seiner Schuld abgekommen sei, wo ein Andrer an seiner Statt in langwierige Untersuchung gekommen und hart bestraft worden wäre? „Weil die Behörde mit dem Schuft sich verbunden hat, weil er ihr Vertrauter ist und ihr dient."

Doktor Steiger, der zum Tode verurtheilte, aus seinem Kerker in Luzern glücklich entflohen! Glück auf! Der ersten Nachricht wollte man nicht trauen; jetzt aber kommt die ganze Erzählung mit allen Umständen, und allgemeine Freude giebt sich zu erkennen.

Freitag, den 27. Juni 1845.

Gestern Brief von Rellstab, die Zensur verweigert den Druck meiner Anzeige; gleich geantwortet, daß dieser in der augsburger „Allgemeinen Zeitung" erfolgen werde, und daß ich mit dem absurden Zensor John — so heißt der Lumpenhund — keine Schererei haben wolle.

Heute bringt die „Vossische Zeitung" doch meine Anzeige, aber das Nachwort der Redaktion ist weggefallen.

Große Freude über Doktor Steiger's Entkommen.

Man ſagt, das Abſchiedsgeſuch des Grafen von Arnim ſei angenommen. Zu ſpät, und nicht die rechte Art!

Sonntag, den 29. Juni 1845.

In der „Voſſiſchen Zeitung" eine tapfre Erklärung des Doktor Tronke gegen die „Allgemeine Preußiſche Zeitung", deren Redaktion er verklagt hat.

Der Miniſter von Bülow iſt nach Kiſſingen abgereiſt. — Man ſpricht mit Beſtimmtheit davon, daß der Miniſter Graf von Arnim die erbetene Entlaſſung habe. — Die Ernennung Göſchel's zum Konſiſtorial-Präſidenten, mit ſechstauſend Thalern Beſoldung und dem Rang eines Oberpräſidenten macht doch einiges Aufſehn. Dem hat der Pietismus gute Dienſte gethan! Selbſt das Hegelthum ſchadete ihm nicht mehr!

Weimar, Mittwoch, den 2. Juli 1845.

Abends in Weimar angekommen, ſchickte ich zum Geheimenrath von Müller, der aber beim ruſſiſchen Reſidenten von Maltitz war. Dieſer wohnt im Goethe'ſchen Hauſe, um ſo lieber ging ich hin. Geweihter Boden. Zum Erſchaudern, wenn man es überdenkt, wer hier gelebt, und was alles! Maltitz ſchenkte mir ein Blatt von Goethe, mit Bleiſtift geſchrieben. Herr und Frau von Pletz, Fräulein von Schwendler und andre Geſellſchaft; liebreiches Andenken an Frau von Froleff. Geheimerath von Müller begleitete mich in meinen Gaſthof zurück und blieb noch bis halb zwölf Uhr. Er theilt mir vieles mit über die weimariſchen Sachen. Der Kaiſer Nikolai hat allerdings die Reiſe des Erbgroßherzogs nach Paris gebilligt. Ueber

die Ixsteingeschichte auch hier großen Unwillen; die Bundestagsgesandten aber in Frankfurt schimpfen auf Ixstein und Hecker, überall sollte man solche Spitzbuben wegweisen ꝛc. und unser Gesandter Graf von Dönhoff schimpft weidlich mit! Diplomatenpack!

Gotha, Donnerstag, den 3. Juli 1845.

Gegen Mittag in Gotha, bis zum Abend geblieben. Der Wirth zum Mohren, Herr Schäfer, war vor zwei Tagen beerdigt worden; vielfache Erinnerungen knüpfen sich an diesen Mann, auch meine eignen, ich habe noch mit Rahel ein paarmal bei ihm gewohnt! Nach einem heißen Nachmittage voll Schwermuth, glaubt' ich die Luft kühler und fuhr auf das Schloß hinauf; aber die Hitze war fürchterlich; nur die Bibliothek und die chinesischen Sammlungen besah ich. Hofrath Jacobs wollt' ich besuchen, aber man sagte mir, der altersschwache, völlig taube Mann gehe schon um sieben Uhr zu Bette. Professor Ukert wohnte mir zu weit. Als ich meinen Namen in das Fremdenbuch der Bibliothek einzuschreiben hatte, gab der Bibliotheksdiener mit Lebhaftigkeit zu erkennen, daß er ihm bekannt sei, und zeigte den Ort, wo meine Bücher ständen, wenn sie nicht verliehen seien, ich hatte Mühe, mich den Huldigungen, die wohl das Trinkgeld erhöhen sollten, zu entziehen, und war nur froh, daß mein Diener Ganzmann schon hinausgegangen war; Lob hat von der Wollust das an sich, daß Ekel und Reiz dicht beisammen sind. — Ich fuhr sehr verstimmt von Gotha fort, und die Nacht durch bis Fulda. Freund Koenig ging grade vorbei, als ich ausstieg, und wir blieben gleich zusammen, seine Frau war am Tage vorher verreist.

Fulda, Freitag, den 4. Juli 1845.

In Fulda mit Koenig zugebracht, unter reichhaltigen Gesprächen. Man will im Auslande nicht glauben, daß die Ausweisung Itzstein's und Hecker's eine bloße Dummheit, keine Bosheit war, man überschätzt uns noch immer! — Unerträgliche Hitze. Abends ein Spaziergang, ohne Erquickung, auch die Nacht gab keine.

Fulda, Sonnabend, den 5. Juli 1845.

Den Tag über noch mit Koenig verlebt. Die Mainzer Geschichtstage durchgesprochen, Forster, die Klubbisten, Eickemeyer. Die katholischen Sachen. Pfaffenwesen in Fulda. Koenig ist durchaus gesund und tüchtig in seinen Ansichten. — Abends als einige Kühlung eingetreten war, reist' ich ab. — In der Nacht ein Gewitter.

Lich, Sonntag, den 6. Juli 1845.

Vormittags bei guter Zeit in Gießen angekommen. Doktor Carriere wohnt gleich vor dem Thore, die Professoren Hillebrand und Liebig ebenfalls, ich lasse mich hinführen, der Weg kann nicht groß sein; aber die Stadt zieht sich in die Länge, vor dem Thore geht es bergan, und die Sonne brennt unbarmherzig auf den schattenlosen weiten Raum! Doktor Carriere ist verreist. Dagegen find' ich Professor Hillebrand, der mir sehr gut gefällt, seine Frau, die ganz eingenommen ist von Rahel. Vortrefflich empfing mich Professor Liebig, sprach mit Zufriedenheit von Gießen, und daß er keinen andern Aufenthalt wünsche, von der Blüthe der Universität — hauptsächlich seine Wirkung —, von seiner angenehmen Wohnung, Aussicht, Garten ꝛc.,

lobte Berzelius, fragte, ob ich ihn gesehen ꝛc. Liebig wollte eben zum Essen gehen, die Andern hatten ihn schon verläugnet, eine sinnige Tochter aber glaubte mich melden zu müssen, und ich war dem klugen Mädchen recht dankbar. Zuletzt sah ich noch das weitläuftige Laboratorium, in welchem fleißige Schüler auch sonntäglich arbeiteten, Franzosen, Engländer, Deutsche ꝛc.

Um fünf Uhr mit Postpferden nach Lich gefahren, drei Stunden Wegs. Vortreffliche Straße, die ehmals nicht war. Im Freien die Hitze erträglicher. Ich wollte nur den Kammerdirektor Seidel und die verwittwete Fürstin besuchen, nicht den Fürsten, zu dem ich kein Herz habe, und dachte nach einer Stunde zurückzufahren. Man wies mich in den Park, wo ich unter hohen Bäumen eine ganze Gesellschaft beisammen fand. Die Fürstin Wittwe erkannte meine Stimme, ihre Schwester die Landgräfin von Hessen-Philippsthal auch mein Gesicht, in dreißig Jahren habe ich beide nicht gesehen! Beide Damen sahen wohlerhalten, die Landgräfin noch blühend aus. Außerdem war die Fürstin von Solms-Lich, geborne Ysenburg-Büdingen, der Prinz Ferdinand von Solms-Lich nebst seiner Gemahlin, geborne Gräfin Colalto, und ihren Kindern zugegen, bald kam auch der Fürst Ludwig. Sie lasen grade ein Zeitungsblatt, worin mein „Held" besprochen wurde. Vor wenig Tagen waren der Prinz Ludwig zu Bentheim und seine Schwester Prinzessin Charlotte abgereist, er bringt sie nach Sachsen zurück, sie war dreiviertel Jahr hindurch genesen, und bei ihren Schwestern, ein Schreck ließ sie in ihre Geistestheit zurückfallen! — Es gab viel zu erzählen, von beiden Seiten. Ich durfte nicht fort, besonders bestand der Fürst darauf, daß ich bleiben sollte. — Ich mußte vom Könige, den Prinzen, den Prinzessinnen viel erzählen.

Der Fürſt war in der Verfaſſungsfrage ganz auf des Königs Seite, tadelte Alle, die ihn abgehalten, gleich im Beginn ſeiner Regierung Reichsſtände zu berufen, wie er entſchieden gewollt, machte wie der König den größten Unterſchied zwiſchen Reichsſtänden und Konſtitution, wünſchte jene, haßte dieſe, nahm es etwas übel, daß ich ſagte, in der Wirklichkeit käme beides auf eines heraus, und die große Verſammlung würde bald von dem einen Boden auf den andern gerathen, nahm es noch mehr übel, daß ich lieber keine Reichsſtände wollte, hatte mich in Verdacht, es mit dem Prinzen von Preußen zu halten, den er ſehr tadelte. Er vertraute mir, daß er im Begriff ſei, nach Berlin zu reiſen, wohin der König ihn berufen habe wegen der ſtändiſchen Sachen! — Mit der Fürſtin Witwe ging ich nachher etwas abſeits, wir ſprachen von ihrem Bruder dem General, meinem einſtigen Oberſten, mit gerührtem Andenken, auch von andern alten Erinnerungen, von Glück und Unglück. Auch unſer ehmaliges Verhältniß neckender Freundlichkeit kam wieder zu Tag, ihre ſich darin offenbarende Güte für mich, daß ſie mir immer den Krieg machte, mich für bös erklärte und vortrefflich behandelte. Sie erzählte mir, ſie habe vor Jahren in Norderney Heine'n kennen gelernt, und ihn ſehr gern gehabt; bei einem Ausdruck, den er gebraucht, habe ſie unwillkürlich ausgerufen: „Das iſt ganz wie Varnhagen!“ „Varnhagen?“ habe Heine verwundert gefragt, „den kennen Sie? Das iſt mein beſter Freund!“ Und nun ſei der Umgang nur beſſer geworden. Sie hielt Heine'n für innerlich edel und aufrichtig, ein ſolcher Geiſt könne nur das Beſte wollen; ſeine Unarten, meinte ſie, wolle ſie nicht vertheidigen, aber Andre hätten deren auch. Von Rahel wollte ſie viel hören, zeigte mir ihr Bild, einen Abriß ihres Lebens und Karakters,

aus dem „Damen-Konversationslexikon“ abgeschrieben, das Buch „Rahel“ war unbegreiflicherweise nicht in ihre Hände gelangt, wohl aber die „Galerie von Bildnissen“ und meine „Denkwürdigkeiten“. Sie machte mir auf eine hübsche Art Vorwürfe, daß ich ihrer selbst und ihrer Schwestern erwähnt hatte, sie sagte einem Enkel: „Sieh, der Herr da schreibt schöne Bücher, in denen auch von Großmutter die Rede ist, von den Tanten! Ja, schöne Bücher! Aber ist das wohl recht, so von der Großmutter und von den Tanten in Büchern zu sprechen?“ Ich antwortete, auch zu dem Kinde gewandt: „Ei, das haben die Großmutter und die Tanten sich schon früher müssen gefallen lassen, von Justus Gruner, und nicht so gut!“ — Nach hundert artigen Erwähnungen und Anregungen kam die Stunde zum Schlafengehen, wir hatten oben in einem Saale zu Nacht gegessen, Thee getrunken, aber alles in unvertilgbarer Hitze. Meine Zimmer zum Glück waren kühl.

Baxbach, Montag, den 7. Juli 1845.

Neue furchtbare Hitze. Nach dem Frühstück besuchte mich der Fürst, und wir sprachen nochmals die Verfassungssachen und politischen Umstände durch. Die Ixstein-Sache wurde sehr dumm gefunden, der Graf von Arnim ein kopfloser Minister, dem König wurde alles Lob gespendet, aber bedauert, daß er keine Staatsmänner zu Freunden, und so ungeschickte Minister habe, Wöllner-Eichhorn, den eitlen Pfau Savigny ꝛc. — Ich besuchte hierauf Seidel in seiner Wohnung, begrüßte seine Frau, fand seine Einrichtung klein, aber seinen Wünschen angemessen, die schöne Gegend freut ihn, die Lebhaftigkeit des rheinischen Volkes, und er hat es nicht bereut, sein Vaterland Mecklenburg — das er

ſeit 1811 nicht wiedergeſehen — verlaſſen zu haben. — Um halb zwölf Uhr wurde ich zum gemeinſamen Frühſtück in den Park abgerufen. Der Park iſt ſchön und ſehr groß, mit den dazu gehörigen Waldſtücken wohl dreitauſend Morgen, die Wetter fließt hindurch, die Vegetation iſt von herrlichſter Pracht. Leider mußt' ich große Strecken Sonnenbrand durchwandern, um endlich an einem Platz anzulangen, wo auch kein rechter Schatten war; die Fürſtin Wittwe ſuchte ſich einen Sitz, wo grade der Schatten des Hauptſtammes hinfiel, die Andern rückten ſich ebenfalls nach den Umſtänden zurecht, mir blieb nur ein knorriger Aſt zur Benutzung. Die Geſellſchaft von geſtern, und ähnliche Geſpräche. Die Fürſtin erinnert mich an einen heftigen Streit, den wir einſt über Majorate gehabt; der Fürſt Ludwig will weiſe dazwiſchen reden, er liebt es in kurzen Sprüchen ſeine Meinung zu ſagen, und dann hartnäckig zu ſchweigen. In ſeiner Familie iſt er wohlwollend und mild, aber in ſeinen Gedanken pedantiſch, und hält mühſam feſt, was er mühſam erworben. Die Landgräfin Sophie iſt munter wie ſonſt, ſpricht noch weſtphäliſch, möchte noch wie ehmals mit mir ſcherzen; ihre Söhne ſind gute, beſcheidne Knaben. Ich ſoll künftig in der Gegend von Eiſenach ihrem Aufenthalt Auguſtenau nicht vorbeifahren. Wir gingen durch noch heißere Sonnengluthen zum Schloſſe zurück, dort zum Glück in kühle Zimmer, ich blieb mit der Fürſtin Wittwe und der Landgräfin allein, und wir ſprachen eifrig. Vor drei Uhr ging ich mich umzukleiden, und dann zu Tiſch, wo auch Seidel ſich einfand. Der kühle Saal war bald heiß, aber zum Glück erſchien köſtliches Fruchteis, von dem wiederholte ſtarke Portionen mir das Leben retteten, das aber beim Kaffee im Billardſaal faſt wieder verloren ging! — Im Ganzen ein heitres, ſorgloſes,

behagliches Schloßleben, große Einigkeit und Liebe in der vielverzweigten Familie, guter Ton mit den Kindern. — Wir beſprachen noch umſtändlich die Verhältniſſe der Mediatiſirten; daß ihr Loos hoffnungsarm ſei, wurde zugeſtanden. Die Fürſtin Wittwe iſt eine politiſche Frau, ſie hat über zwanzig Jahre lang als Vormünderin die Sache ihres Hauſes mit Einſicht und Kraft geführt. — In ihrem ſiebzigſten Jahre hat ſie noch eine ſchöne reine Stimme, ich hörte ſie und die Landgräfin italiäniſche Sachen ſingen. — Ich ſollte noch länger bleiben, aber beſtand auf der Abfahrt. Um ſieben Uhr führten mich die Pferde des Fürſten nach Gießen zurück. Doktor Carriere war noch nicht da! — Der Kellner verſchaffte mir Eis, doch waren die heißen Zimmer nicht zu kühlen. Nach Sonnenuntergang fuhr ich auf Butzbach zu; hier war Doktor Carriere nicht mehr, wahrſcheinlich fuhren wir aneinander vorbei.

Homburg, Dienstag, den 8. Juli 1845.

Nach elender Nachtruhe in Butzbach von wenigen Stunden heute früh bei ſchon gräuelhafter Hitze hier in Homburg angekommen, nicht bei Weſterfeld Wohnung gefunden, ſondern etwas entlegnere, und leider auch der Sonne mehr ausgeſetzte! Die jungen Wirthsleute, erſt ſeit fünf Tagen Eigenthümer des Hauſes, und in acht Tagen ihre eheliche Verbindung feiernd, haben die Einrichtung noch nicht fertig, aber den beſten Willen zu allem, und ſo muß dieſe ſeltne Eigenſchaft manches Fehlende — nicht ſo ſeltne — einſtweilen erſetzen. Eine die Wohnungen vermittelnde Jüdin fragte ich heimlich, ob die Braut nicht jüdiſchen Geſchlechtes ſei? „Gott bewahre! Sie brauchen keine Scheu zu haben!“ rief ſie heftig. Dieſes „Gott bewahre“ von dem eignen

Volk und Glauben ſagen zu müſſen, zeigt den ſchnöden Druck, unter dem dieſe Leute leben, in den ſie ſich gefügt haben. Ich verwies aber der Frau Liſſa das grauſame Wort, und verſicherte ihr, mir würde es angenehm geweſen ſein, wenn ſie meine Vermuthung bejaht hätte. — Ich brachte den halben Tag damit hin, die Reiſemüdigkeit und mit der alten die neue Hitze zu verwinden, und ging erſt gegen Abend aus. Der erſte Bekannte, der mir aufſtieß, war Herr Fränkel aus Berlin, dann Herr Thurneiſen aus Walluf, dann Moritz von Haber, deſſen Hund Tell mich ſchon früher begrüßt hatte, endlich noch der Kammerherr von Wigleben. Ich ging auf das Schloß, mich dem Landgrafen anzumelden, nach dem Befinden der Prinzeſſin Wilhelm zu fragen, Fräulein von Kalb zu ſprechen; letztere iſt aber in Mainz, jetzt Fräulein Konſtanze von Arnim hier. — Als ich in den Kurgarten zurückgekehrt war, kam Koreff mit ausgebreiteten Armen mir entgegen. Fränkel hatte mir ihn ſchon geſchildert; ſehr aufgedunſen, die Züge ausgeweitet und ſchlaff, das Auge weniger lebhaft als gereizt, der Kopf mit einer allzu haarreichen Perrücke ſehr ungeſchickt bedeckt, die kleinen Füße und Hände träger als ſonſt, der dicke Körper ſchwerfällig, das ganze Anſehn wie eines Veralteten, Ermüdeten, Herabgekommenen. — Männer der Wiſſenſchaft pflegen im Alter durch erhöhte, angeſammelte Würden und Ehren getragen, die Gebrechen des Alters dadurch in etwas bedeckt zu werden; hier ſcheint nur die verwelkte Blüthe ohne ſolche Frucht übrig zu ſein. Ich kann nicht ſagen, wie tief mich der Anblick ſchmerzte, wie ſchwermüthig es mich machte, den einſt glanzreichen Jugendfreund ſo wiederzuſehen! Dabei ſchien er auch gradezu in ſeinem Fach als Arzt heruntergekommen zu ſein, bei ſo herrlicher, genialer Fähigkeit in dieſem Beruf, bei

ſo vielem Geleiſteten! Tief betrübend und demüthigend, auch Fränkel fühlte es, und geſtand mir zu, daß Hunderte, die ſich jetzt über Koreff weit erhoben dünken, nicht würdig ſind, ihm die Schuhriemen aufzulöſen. Wir ſaßen eine Weile auf der Terraſſe, dann kam auch Koreff's Frau, die oben im Saal eine Reihe ſomnambüler Verſuche mit angeſehen hatte.

Homburg, Mittwoch, den 9. Juli 1845.

Am Brunnen Frau von Nelleſen-Kelleter geſprochen. Die Prinzeſſin * hält es nicht aus, mit allen Leuten liebenswürdig zu ſein, ihre Nerven leiden es nicht; ermüdet und gequält, wird ſie nach einiger Zeit ſchroff, und beſonders unter den Damen erzeugt ſie manche Unzufriedenheit. Die Lehre hieraus iſt, man muß ſich nicht zu ſehr bemühen, um nichts, am wenigſten aber um Beifall; merken die Leute, daß man ihn haben will, ſo ſchlagen ſie gleich theurer damit auf. — Als ich ſchon weggehen wollte, begegnete uns eine Dame, Koreff raunte mir ins Ohr: „Fürſtin Sapieha!“ Ich rief ihr nach: „Roſe Moſtowska!“ Sie war es! Herzliches Händedrücken und eiliger Tauſch von Nachrichten; ein angenehmes Begegniß!

Nachmittags der Prinzeſſin von Preußen im Kurgarten begegnet; ſie war guter Laune und ſprach ironiſch über Berlin, von ſeinen Vortheilen, deren ununterbrochener Genuß wie die zu lange Fortdauer ſogenannten ſchönen Wetters zur Verzweiflung bringe. Sie hätte gern die Somnambüle hier geſehen, fürchtet aber den Zeitungslärm, und daß der Mann nachher von ihr Empfehlungen haben will.

Beſuch bei der Fürſtin Sapieha, vielerlei Mittheilungen. — Abends kam Koreff zu mir, nachher beſuchten wir einen Augenblick den Ball, wo ich den Hauptmann von Silber und ſeine Frau wiederſah, ſonſt aber keinen Menſchen von Bedeutung. — Zu Hauſe noch in der „Galerie de portraits du dix-huitième siècle" von Arſène Houſſaye geleſen, den Artikel über Voltaire, in einigem Betracht beſſer als der Artikel von Lord Brougham, in anderm geringer.

Homburg, Donnerstag, den 10. Juli 1845.

Früh am Brunnen, erfriſchende Luft, aber bald wieder ſonnenwarm. Die Prinzeſſin von Preußen hat entſchieden Langeweile; die Leute ſagen, ſie ſähe aus, als habe ſie Kummer, und darin irren ſie nicht. Sie gefiel mir in früherer Zeit weit mehr, ihre Freundlichkeit macht mir jetzt — ich weiß nicht recht wie ſo — nur wenig Eindruck, es iſt etwas dabei, das mich beinahe ärgert. — Thurneiſen, Koreff, Mrs. Rolleſton und Tochter. Kammerherr von Witzleben.

Ich beſuchte den Landgrafen, der ſeinen Verluſt ſchwer trägt; er konnte ſich der Thränen nicht erwehren. Mit der Prinzeſſin Wilhelm geht es beſſer. Ueber Itzſtein und Hecker, über unſre Konſtitutionsſache matte Urtheile, Zeitungswiederhall! Der Landgraf ſollte nach Wien gehen, dort iſt ſeine Welt; hier verkommt er. Er ſagt mir ohne Hehl, Koreff ſei von den Brüdern Blanc, den hieſigen Spiel- und Badepächtern, hiehergezogen worden, und müſſe anſehnliche Vortheile hier haben, da er ſeine noch immer große Praxis in Paris auf drei Monat unterbreche; der Landgraf kennt ihn von Wien her, aus der glänzendſten Zeit, wo die Frauen in ihn verliebt waren und die Kran-

len auf ihn ſchworen. — Ich machte nachher einen ſchönen angenehmen Spazirgang, ganz allein; die Hitze hat dem Grün hier wenig geſchadet, es iſt voll Kraft, den Augen eine wahre Luſt. Indem ich die reinſten Natureindrücke aufnahm, wurde mir gleichwohl das Gemüth ſchwer; als ich dem Grunde dieſer Traurigkeit nachſpürte, fand ich ihn darin, daß ich ſeit zwölf Jahren mich doch nicht habe gewöhnen können, dergleichen Eindrücke für mich allein zu haben, ohne die Augen, ohne den Sinn, welche mir alles über mein urſprüngliches Maß vergrößerten und erhellten.

Nachmittags auf der Terraſſe, mit Koreff's, Fränkel und Andern. Leopold von Buch, zu Fuß von Frankfurt gekommen, kehrte bald ebenſo dahin zurück; er theilte Koreff die neueſten wiſſenſchaftlichen Nachrichten aus England mit. Prächtige Geſchichten von Friedrich dem Großen. — Die Gräfin K. ſetzte ſich zu uns, ich machte ihre Bekanntſchaft; durch ſie erfuhr ich endlich, was aus dem lieblichen Kinde Roſe Potocka geworden, die ich 1810 in Paris gekannt; ſie iſt an einen Grafen Zamoiski verheirathet, eine Nichte der Gräfin K. Geſpräch über Polen, polniſche Juden, polniſche Dichter. Die Gräfin iſt aus Uebermaß alles Weltweſens wieder ganz unſchuldig und harmlos geworden; ihre Blicke, raſch und feurig, ſind mehr forſchend als ſiegend, ſie ſcheint auf der Stelle die Menſchen zu durchſchauen, aber ſchon ganz ohne Zweck für ſich, und mit gutmüthigem Urtheil; ſie nimmt ihre Zuflucht zum Spiel, das doch keine rechte Leidenſchaft bei ihr wird; ſie hat wenig Anlage, eine politiſche Frau zu ſein, und ihre Verhältniſſe — Polin, mit einem Ruſſen verheirathet — laſſen keinen feſten Standpunkt zu; offenbar iſt ihr Sinn aber zu wenig beſchäftigt, nachdem Jugend- und Weltluſt vergangen ſind, und ihre Unruhe ringt mit der Müdigkeit.

Sie verſprach mir Autographen, aus reiner Gute; wird ſie das Verſprechen halten?

Homburg, Freitag, den 11. Juli 1845.

— Ich war nicht genug gegangen, und ſuchte das durch einen Spaziergang nachzuholen, ſetzte mich nachher und las in Milnes' politiſcher Schrift über Irland. Nicht weit von mir ereiferten ſich zwei Herren heftig gegen den Miniſter Grafen von Arnim, ſchimpften den „hübſchen" Ariſtokraten, bedauerten, daß nur ſein Bruder, nicht er ſelbſt hier ſei, ſie wollten ihm ihre Verachtung fühlbar machen; Frankfurter, der Sprache nach, einer ſchon grauen Haars. — Nachmittags auf der Terraſſe mit Frau von Neleſſen, Marquis von Saſſenet und andern Herren und Damen. — Mit Koreff lange geſeſſen, er trägt mir merkwürdige chemiſche und phyſikaliſche Entdeckungen vor, mit Kenntniß und Geiſt. — Nach einem kurzen Gewitterregen, dem ein ſchöner Regenbogen folgte, gingen wir zum Brunnen hinab. Die Prinzeſſin von Preußen begegnete uns, ſprach mit mir und mit Koreff, ſie hatte ſich vor dem Regen flüchten müſſen, klagte über die Langeweile der Brunnenkur, freute ſich auf die Ruhe in Weimar. — Herr Fränkel geſellte ſich zu uns. Koreff unermüdlich in Erzählungen, Fragen, Bemerkungen; wir hatten früher viel von Hardenberg und Wilhelm von Humboldt geſprochen, ich fand manches davon aufzeichnenswerth. — Gegen halb neun Uhr zu Frau von Neleſſen, wo der Marquis von Saſſenet — die Marquiſin war unwohl —, ein Holländer, der meine Schilderungen aus Paris eben geleſen hatte, noch ein Herr und ein paar Damen. Guter Thee. Ob es beſſer ſei, die Menſchen genau zu kennen oder nicht? Ich

war für ersteres, denn die genaue Kenntniß führe stets zur Liebe, daher liebten auch die Frauen zuletzt immer ihre Männer; die Folgerung machte Alle stutzen und lachen, und Frau von Nellessen bestritt mit komischem Ernste die Wahrheit dieser Behauptung. (Französisch alles.) — Um zehn Uhr tappt' ich in der Dunkelheit über das aufgerissene Straßenpflaster allein nach Hause; Ganzmann war noch nicht gekommen. Daß ich es konnte und daß es glückte, war mir lieber, als wenn er gekommen wäre!

Homburg, Sonntag, den 13. Juli 1845.

Früh beim Brunnen empfindlich kalt. Dann etwas Sonne, bald ein Regenguß. — Fürstin Sapieha, Gräfin Kisseleff, Herr Thurneisen, Fränkel und Koreff, Frau von Silber. — Großer Lärm, gestern Abend sei die Spielbank im Rouge et noir gesprengt worden, durch einen Holländer; ein solcher Glücksfall erregt ein freudiges Erstaunen, jeder Spieler setzt sich im Stillen einen Augenblick als den Glücklichen und probirt sich den Gewinn gleichsam an; außerdem gönnt jederman den Spielpächtern den Verlust; man rechnet bei dieser Gelegenheit heraus, daß die Gebrüder Blanc hier wenigstens viermalhunderttausend Franken jährlich erübrigen. — Mlle. Prudence, die Somnambüle, welche der Professor Laurent für Geld ihre Wunder thun läßt, will ich nicht sehen, auch nicht auf Koreff's Zimmer, wie dieser mir anbot. Ich hasse dies ganze Gebiet. Die dunklen Kräfte werden schändlich mißbraucht, man läßt die Arme durch alle Leidenschaften, alle Gefahren, Schmerzen, Gesinnungen gehen, strengt sie durch die mannigfachsten Forschungen an, läßt sie Absurdes errathen, Scheusliches in ihre Vorstellung aufnehmen,

unwürdige Spielereien treiben. Was ſie leiſtet, iſt ganz erſtaunlich und kein Betrug dabei denkbar. Sie erkennt und findet Karten, die man ſich denkt, mit dicht- und wohlverbundenen Augen, ſieht Entferntes, Vergangenes, empfindet den Geſchmack und Geruch von Dingen, die ſie nicht zu nennen weiß, aber beſchreibt. Die Kraft des Menſchen, der ſich mit ihr in Rapport ſetzt, die Energie ſeines Willens und ſeiner Phantaſie, kommen ſehr in Betracht. Es wurde ganz auffallend für jedermann, und faſt lächerlich, daß Herr von W., der ſich zu den Verſuchen ungemein vordrängt, es nur zu matten und mangelhaften Ergebniſſen brachte. — Gegen elf Uhr ſchien die Sonne wieder, und ich machte einen langen Spazirgang im Kurgarten, erſt mit Ganzmann und Belle, dann allein, ich ging ſogar einen Weg in die Stadt allein.

Mittags beim Landgrafen, vierundzwanzig Perſonen; Prinz Wilhelm von Preußen; die Brüder des Landgrafen, Guſtav und Ferdinand; Fürſt von Reuß-Greiz nebſt Gemahlin, gebornen Prinzeſſin von Heſſen-Homburg; Fräulein Konſtanze von Arnim, Hauptmann von Silber, Schloßhauptmann Graf von Arnim, Geheimerath Schönlein, die Bundestagsgeſandten von Hannover und Niederland ꝛc. Ich wählte mir Schönlein zum Nachbar und hatte lebhafte Geſpräche mit ihm. — Der Fürſt von Reuß begrüßte mich als alten Bekannten, ich erinnere mich ſeiner nicht. Dem Prinzen Guſtav wurde ich vorgeſtellt, und wir ſprachen lange Zeit über öſterreichiſchen Kriegsdienſt ꝛc. Sehr lange ſprach der Prinz Wilhelm von Preußen mit mir über heutige Angelegenheiten und über die von 1805 und 1806, ich ſprach ihm von Schlöſſel, er war aber vorſichtig in ſeinen Erwiederungen, übrigens frei genug, faſt immer in ſcherzhaftem und ſatiriſchem Ton; die Prinzeſſin wird wohl

eine längere Zeit noch ihre Genesung abwarten müssen, sagte er, und früher auch Schönlein; es ist auch möglich, meint letzterer, daß ein Krankheitskeim zurückbleibt. Das Gespräch dauerte überlange, ich war froh, als man ging; es war halb sechs Uhr geworden, von drei Uhr an, das war mir zuviel für solchen Versuch.

Zu Hause hatte ein Russe mich aufgesucht, der meinetwegen von Frankfurt gekommen war und gleich nach St. Petersburg weiterreisen wollte. Er fand sich im Spielsaal, ein Kollegienrath von Oertel, einer der Lehrer des Thronfolgers, russischer Schriftsteller, Uebersetzer aus dem Russischen, Lexikograph ꝛc. Er bringt mir Grüße von Shukoffskii, will seine Bücher bei mir in Berlin abgeben ꝛc.

Auf der Terrasse mit Koreff's und Fränkel; Gespräch mit Herrn Laurent und Mlle. Prudence; letztere sieht leidend, aber munter aus, hat etwas von Mlle. Molière in Berlin, sie ist ein Landmädchen, zwei Stunden von Amiens gebürtig, war bleichsüchtig, ist es eigentlich noch, die magnetischen Krisen sollen ihr gut thun ꝛc. Herr Laurent aber ist ein plumper Kerl, ohne alle Bildung, eigentlich nur ein Wundarzt, der sich die Gelegenheit, Geld durch das Mädchen zu verdienen, gut schmecken läßt. Das Gewerbe hat ein gräuelhaftes Ansehn, und sollte durchaus untersagt sein! Subskriptionszettel zu einer Vorstellung morgen; ich verweigere meine Unterschrift.

Homburg, Montag, den 14. Juli 1845.

Regen und Koth. Man kann durch die aufgerissene Straße, voll Stein- und Sandhaufen, Wasserpfuhlen, im tiefsten Lehmboden, weder zu Fuß noch zu Wagen fort. Es ist eine wahre Unseligkeit, ganze Landgüter bleiben an

den Stiefeln haften, nach jedem Ausgang muß man andre anziehen. Ich muß davon reden, es iſt ein zu großer Aerger!

Ich leſe im „Frankfurter Journal“, daß Bülow den Abſchied nimmt und Canitz an ſeine Stelle kommt. Die Nachricht hat doch etwas Bedenkliches! Ich ſehe nun Bunſen als Nachfolger von Canitz, denn wie lange wird dieſer aushalten?

Am Ausgang des Kurſaales redet mich Herr Konſiſtorialrath Ruſt aus Speier an, wir hatten einander zweimal verfehlt. Ein edler, tiefdenkender Mann, voll Würde und Haltung. Er war in Heidelberg Hegel's Zuhörer und ſprach begeiſtert von des Lehrers geiſtigem Wirken, von ſeiner einfachen, behaglichen Perſönlichkeit. Unſere „Jahrbücher für wiſſenſchaftliche Kritik“, in denen er Tweſten's „Dogmatik“ einſt vortrefflich rezenſirt, bekommt er ſeit Jahren nicht mehr zu ſehen, ſie ſind verſchollen. Ich erzähle ihm des Miniſters Eichhorn Ränke. — Erkundigungen über Speier, über Kolb, Butenſchön und deſſen Papiere.

Der größte Theil der eleganten Geſellſchaft war bei der Somnambüle; ich wartete das Ende der Vorſtellung nicht ab. Dreierlei ließ mich die hieſige Polizeiwirthſchaft anklagen und verfluchen: dieſe Vorſtellung, das Spiel und die unvernünftige Wahl der Zeit zum Pflaſtern. Schönlein verwünſchte Letzteres auch, ich ſagte, es ſei ein Schwabenſtreich, er aber verſetzte eifrig, die Sache gehöre mehr nach Schöppenſtädt; er will auf die Süddeutſchen und Rheinländer nichts kommen laſſen, der Sitz aller Thorheit und Narrheit aber iſt ihm Berlin, und er macht ſich über alles Dortige trotz dem beſten Eckenſteher luſtig. Wir ſprachen auch von dem Mißgeſchick Arthur Lutze's, und er freute ſich, daß dem das Handwerk gelegt worden; ein

Regierungsrath aus Potsdam aber ſagte mir, derſelbe praktiſire nach wie vor, derſelbe habe noch große Gönner, darunter Biſchof Eylert, und der König, nach ſeinem donnernden Kabinetsbefehl, habe mündlich empfohlen, ſehr glimpflich zu verfahren, da könne denn die Behörde nichts weiter thun.

Homburg, Dienstag, den 15. Juli 1845.

In den Kurgarten gegangen, Bello laufen laſſen nach dem Ball. Spazirgänger aus Köln; die Ixſtein-Geſchichte hat lange noch nicht ausgetobt; die Leute ſchimpfen arg, zu den reichsſtändiſchen Verheißungen lachen ſie; der König wird gleichwohl mit Jubel in den Rheinlanden aufgenommen werden, ſo wird für gewiß verſichert. — Wie wenig in dieſen Gegenden vornehme Leute dem Volk imponiren, iſt auffallend; wenn man nichts perſönlich von ihnen erwartet und gewinnen will, ſo bemerkt man ſie kaum, ja ſelbſt der regierende Landgraf wird von ſeinen Unterthanen gar nicht beachtet, die Gebrüder Blanc haben mehr Gewicht bei ihnen. Ein engliſcher Herzog iſt auch wirklich bedeutender als politiſche Perſon denn ſo ein Fürſt von Hohenzollern-Hechingen, der grade hier iſt, und deſſen Durchlaucht vom tiefſten Dunkel dicht verhüllt iſt; nur die Nachbarn nehmen Kunde von ihm, weil er ſie durch ſeinen Fortepianolärm beläſtigt. — In der geſtern hier aufgelegten „Allgemeinen Zeitung“ ſtand ein Artikel gegen das Spiel, und daß die Pächter ein paar vornehme Damen für Rechnung der Bank ſpielen ließen, um andren Damen den Zutritt zu erleichtern. Die Gräfin * iſt außer ſich über dieſe Schmähung, die ſie auf ſich bezieht. Auch hierin iſt es nicht mehr wie in alter Zeit, man ſtaunt nicht mehr

wie sonst alles an, was die Großen und Reichen thun, und eine Dame am Rouge et noir wird mit einiger Verachtung angesehen und laut getadelt. — Die Geschichte Victor Hugo's wissen wir hier aus den Zeitungen und aus Pariser Briefen. — Doch für die Ehre der französischen Pairskammer hat niemand große Zärtlichkeit, weder die Vornehmen noch das Volk. Der große Friede macht auf dergleichen Aergernisse ordentlich begierig.

Besuch von zweien Russen, deren Namen ich mir noch erst näher muß angeben lassen, sie kennen den Fürsten Odojeffskii, und haben große Freude, auf meinem Tische Lermontoff's Gedichte aufgeschlagen zu sehen. Mein russischer Ruhm ist groß! Aber man darf es damit nicht genau nehmen; Herr von Oertel zum Beispiel erzählte mir, daß er die „Bela" übersetzt habe, daß auch der Prinz von Hessen-Darmstadt sie übersetzt, doch von meiner schon zum drittenmal gedruckten Uebersetzung wußte er nichts, und er hat überhaupt wohl nichts von mir gelesen.

Nachmittags Kaffee auf der Terrasse; Präsident von Kleist, Koreff's, Frau von Nellessen-Kelleter. — Großer Spazirgang mit Koreff's, Fränkel und einem polnischen Grafen nach Waldlust und mit großem Umwege zum Elisabethbrunnen, Verirrung auf der Wiese, Springen über Gräben. Die anmuthige Landschaft war herrlich beleuchtet; Hügel, Berge, Wald, Wiesen, Ackerfelder, abwechselnd in Glanz und Schatten, der Himmel von wunderbarer Pracht, die zartesten Düfte, düstres Wolkengebirg aufgethürmt, lichte Wölkchen im Blau schwimmend, alles zugleich; ein Regenbogen, der lange stand, silberne Tropfen im Sonnenschein niederfallend.

Was ich von der gestrigen Vorstellung der Mlle. Prudence höre, macht mir die ganze Sache mehr als verdäch-

tig, es ſcheint grober Betrug im Spiele, und der Doktor Laurent zeigt ſich als unverſchämter Marktſchreier. Somnambüle mag das Mädchen urſprünglich geweſen ſein, aber jetzt ſcheint ſie wach ein verſchmitztes Spiel zu treiben. Die Verſuche, welche man prahlend zu rühmen pflegt, wurden diesmal verweigert, man wiederholte ſolche, die weniger zu prüfen waren, und ſtatt der aufmerkſamen Fremden ließ man nur die ſchon befangenen dienſtwilligen Bekannten heran, die Gräfin Kiſſeleff, Madame Koreff. Wie kann aber Koreff dieſen Kerl und ſeine Verſuche rühmen, ein ſo zweideutiges Benehmen gutheißen, Koreff, der ſo genau mit dem Magnetismus bekannt iſt? Er thut nicht klug, als Förderer dieſer Sache zu erſcheinen, ſeine Autorität dafür einzuſetzen, beſonders da keine Spur von Wiſſenſchaftlichkeit dabei vorkommt. Die Stadt Frankfurt hat die Vorſtellungen nicht erlaubt. Keine Behörde ſollte ſie erlauben! Eine ſcheusliche Geldſchneiderei.

Homburg, Mittwoch, den 16. Juli 1845.

— Als ich zum Kurplatz wiedergekehrt, fällt mir eine ſtattliche, geputzte Dame auf, ich erkenne die Gräfin Almaſy aus Wien, ſie in demſelben Augenblicke mich! Fröhliche Mittheilungen aller Art. Sie geht nach Schlangenbad. Sie hat auf dem Main-Dampfſchiffe die Bekanntſchaft unſres Geheimenraths Johannes Schulze gemacht, der mit einem Umweg durch Franken nach Ems reiſte, und erzählt mit Eifer von dieſem Begegniß. Hieher kam ſie nur auf ein paar Stunden, um die Gräfin Kiſſeleff zu beſuchen; ich brachte ſie zu ihrem Wagen und ſah ſie nach Frankfurt zurückfahren.

Später hatte ich eine lange Unterredung mit Ruſt,

über Hegel, Schelling, die Zeitumſtände ꝛc. — Er rühmt Hegel ungemein, nicht nur den Denker, ſondern auch den vielfachen gründlichen Gelehrten, und beſonders den liebenswerthen Menſchen. — Das war einmal ein erquickliches Geſpräch!

Einen Witz von Heine erzählte mir Koreff: Oehlenſchläger hatte bei Koreff's eines ſeiner neuen Trauerſpiele vorgeleſen, ſchlecht, mit ſeiner däniſchen Sprachverderberei des Deutſchen; Humboldt war der Einladung glücklich ausgewichen, Heine aber hineingefallen, und dafür rächte er ſich nach der Vorleſung, indem er ſtatt des erwarteten Lobes nur ſagte: „Ich hätte mir doch nie vorgeſtellt, daß ich ſo gut Däniſch verſtünde!“

Homburg, Donnerstag, den 17. Juli 1845.

Sehr viel Gutes über Koreff gehört; ſeine Praxis und ſein ärztliches Anſehn ſollen in Paris noch ſehr groß ſein, nur ſeine geſellſchaftliche Geltung hat durch ſeine Unklugheit gelitten. Ein alter preußiſcher Offizier, deſſen Namen ich wohl noch erfahren werde, betheuert hier, daß er Koreff's Sorgfalt und Einſicht Leben und Geſundheit zu verdanken habe. Dagegen hör' ich über unſre berliner Aerzte, mit Ausnahme Dieffenbach's, Romberg's und Hauck's, ein ſcharfes Gericht ergehen.

Mittags beſuchte mich der hieſige Oberhofprediger Breidenſtein, ein Mann von achtundſiebzig Jahren, aber noch raſch und feurig. Er hat im Jahre 1815 für die verwundeten Krieger viel gethan, und wohl hunderttauſend Gulden für ſie zuſammengebracht und verwendet. Darüber im Buche „Rahel“ einen Brief abgedruckt zu finden, hat ihm die außerordentlichſte Freude gemacht; er ſagt, von keinem

Kaiſer und keinem Könige nähme er das lieber an, als von dieſer braven Frau, bei der jedes Wort rein aus dem Herzen kommt. Aber nun zeigt der Mann eine andre Seite! Er hat in den achtziger Jahren Kantiſche Philoſophie getrieben, und dieſe ihn keineswegs befriedigt, durch eignes Nachdenken iſt er endlich auf ein neues Syſtem gekommen, das alle Probleme in kurzer Formel löſt, und das er in bildlicher Darſtellung auf ein — Pettſchaft zuſammengedrängt hat! Eine Philoſophie im Pettſchaft, das iſt noch nicht dageweſen! Er will ſie mir eiligſt erklären, und ſpäter hier Vorträge darüber halten. Ich wende ein, alle Anſtrengung ſei hier ernſtlich unterſagt, er verſichert, die Sache ſei ſo leicht als originell, und er habe es vorzüglich auf die Berliner abgeſehen, da unter dieſen manche den Hegel und Schelling gehört haben, er wünſcht Zuhörer aus der haute volée. — Der arme Mann hat zwei Söhne gehabt, die in die Umtriebe verwickelt waren, der eine iſt in Amerika geſtorben, der andre lebt im Elſaß; ihr Richter, Präſident von Kleiſt, wohnt bei ihm, auch die Somnambüle, — er weiß nicht, daß jener der Verurtheiler ſeiner Söhne iſt, die Somnambüle könnte es ihm ſagen!

Nachmittags mit Kleiſt, Koreff's, Fränkel und Thurneiſen beim Kaffee. — Großer Spazirgang, auch zum Brunnen. Gegen Abend mit Frau von Neſſelſen, Herrn Sickama, Herrn von Oechsner und Baron von Buſch-Münch im Grünen geſeſſen, unter lebhaften Geſprächen. Frau von Neſſelſen hat neulich bei der Prinzeſſin von Preußen gegeſſen, auch Vormittags Döhler bei ihr gehört; ſie ſagt, die Prinzeſſin ſcheine Kummer zu haben, man merke es durch alle Freundlichkeit durch; der Prinz war neulich hier, und auch ihm ſah man Mißvergnügen und Verſtimmung an.

Homburg, Freitag, den 18. Juli 1845.

Am Brunnen der Oberhofprediger Breidenſtein. Er iſt der Schwager des verſtorbenen Präſidenten Harſcher von Almendingen, deſſen letzte Jahre durch unſre preußiſche politiſche Misère ſo traurig verkümmert worden ſind; auch von dieſem Harſcher ließe ſich ein Zeitbild aufſtellen, nicht minder gehaltvoll und merkwürdig, als von Held. Breidenſtein iſt ſeit dreiundfünfzig Jahren hier im Amte, und hat Sinclair und Hölderlin ſehr gut gekannt, jedoch keine Papiere mehr von ihnen. — Der Graf von Arnim iſt ſehr zuvorkommend gegen mich, die Urſache iſt mir unbekannt; ich wüßte nicht, wodurch ich ihn intereſſiren könnte. — Hasenclever, Kleiſt, Frau von Nelleſſen. — Die Prinzeſſin von Preußen fragte mich theilnehmend, ob ich unwohl geweſen, ſie habe mich einige Morgen nicht am Brunnen geſehen?

Beim Oberhofprediger Breidenſtein meinen Beſuch gemacht; aber der Mann will mir ſogleich vortragen, was er künftig vorzutragen gedenkt, und ich flüchte mich bald wieder. — Graf von Arnim und Oberſt von Heiſter lange geſprochen. — Beſuch bei Frau von Nelleſſen. — Weiher. — Konſiſtorialrath Ruſt war bei mir und ließ mir ein Blatt ſeiner Handſchrift zurück.

Nachmittags auf der Terraſſe Kaffee getrunken, Geheimer Bergrath Böcking aus Saarbrücken, Koreff, Hasenclever, Diergardt, Thurneiſen. Koreff unterhält uns zwei Stunden lang und drüber mit den auserleſenſten, vortrefflichſten Geſchichten, ärztlichen, politiſchen, militairiſchen, von Talleyrand, Fouché, Marmont, Madame de Boufflers ꝛc. Schade, daß man ſie nicht aufſchreiben, noch ganz ſo wie er ſie erzählt, behalten kann. Er erzählt fließend, eindringlich, mit glücklicher Szenerie, nie übertrieben, nie beläſti-

gend, und immer mit beſter Laune. Daß er viel von Schall hat, darf nicht auffallen, beide ſind Breslauer. Eine Sache war merkwürdig. Koreff erzählt aus Hardenberg's Mund, was auch in deſſen Memoiren ſtehen ſoll, daß im Jahre 1805 vorzüglich Beyme den König am Losſchlagen verhindert habe. Dagegen ſagte grade hier vor kurzem der alte Prinz Wilhelm zu mir, im Jahre 1805 habe Beyme den König fußfällig angefleht, doch loszuſchlagen, und fügte hinzu, er wiſſe dieſe Thatſache durch Mittheilung der Königin Luiſe, die es ihm ſelbſt geſagt habe. Wem nun glauben? Die letztere Quelle ſcheint wohl die zuverläſſigere, auch paßt ihre Angabe mehr zu dem Karakter Beyme's, der kriegeriſchen Muth und viel Entſchloſſenheit hatte.

Der Himmel hatte ſich umwölkt und ein Gewitterregen nöthigte uns die Terraſſe zu verlaſſen. In den Sälen war es drückend, die Zeitungen wurden alle geleſen. Ich ging nach Hauſe.

Botſchaft, daß Henſel's hier ſeien, und Felix Mendelsſohn-Bartholdy. Ich gleich trotz des Regens zurück in den Kurſaal. Nach langem Suchen fand ich Felix und ſeine Schweſter in der Reſtauration. Ich freute mich ſehr des Wiederſehens, die Fremde brachte an den Tag, was die Heimath ſo leicht verdeckt, die alte treue Zuneigung, auf langes Kennen und innere Achtung gegründet.

Die Zeitungen melden den Tod Hermann's von Rotteck in Freiburg.

Homburg, Sonnabend, den 19. Juli 1845.

Gegen Mittag kam Doktor Carriere aus Gießen hier an. Gleich war ich auf heimiſchem Boden, in friſcher Luft,

alles in geistiger Anregung, in sichrem Verständniß! Wir hatten einander viel mitzutheilen, kamen in lebhafte Erörterungen, nie in Streit.

Hamburg, Sonntag, den 20. Juli 1845.

Besuch von Carriere, mit dem ich auf die Terrasse ging. Hier redete mich unvermuthet Doktor Löwenthal an, er war mit seiner Frau und andrer Gesellschaft aus Frankfurt gekommen. — Inzwischen war uns Herr Bauernfeld, der Wiener dramatische Schriftsteller, nachgekommen, und mit ihm wechselte ich einige freundliche Worte. — Nun kam ein komischer Austrin! Ein rothnasiger Herr begrüßte mich feierlich und mit pathetischem Lächeln: „Ich bin Dobes, aus Lennep!“ — Sehr erfreut, die Ehre zu haben. — „Und habe Ihnen viele Grüße von Doktor Weber zu bringen.“ — Vielen Dank, aber ich kenne den Herrn nicht. — „Er war Ihr Schüler in Würzburg, und ist Ihr eifriger Verehrer.“ — Da muß ein Irrthum in der Person sein, für wen halten Sie mich? — „Habe ich nicht die Ehre, mit Herrn Geheimrath von Schelling zu sprechen?“ — Nein, ich heiße Varnhagen, und sehe dem Genannten gar nicht ähnlich. — „Aber er ist doch hier?“ — Nicht daß ich wüßte, ich zweifle sehr. — „O gewiß, in den Zeitungen steht, daß der König ihn sieben geschickt wegen der Krankheit der Prinzessin Wilhelm.“ — Ach Sie meinen Schönlein! — „Schönlein? Ja, ich glaube, so ist der Name! Und da Sie denselben Ordentragen ...“ — Da meinen Sie wieder Schelling, der den Orden pour le mérite hat, aber die Friedensklasse, deren Zeichen von der militairischen Klasse ganz verschieden ist. — Der Mann war ganz in Verwirrung, wußte nichts von Schönlein,

noch von Schelling, bat mich um Erläuterung, die ich eilig gab, und ihn dann seinem Nachdenken überließ.

Ich führte Carriere'n zu Koreff, wo wir lange blieben und sich ein ernst-wissenschaftliches Gespräch entspann; Carriere gab Auskunft über die Universität Gießen, und erzählte Liebig's merkwürdige Laufbahn und einige vortreffliche Züge von ihm. Koreff war auch sehr gut und machte aus dem wissenschaftlichen Pariser Leben erhebliche Mittheilungen, — über chemische Experimente, Gefahren der Wissenschaft, merkwürdige Entdeckungen.

Als wir Koreff verließen, trafen wir auf Doktor Otto Müller aus Frankfurt, einen bescheidenen Litteraten, der die Lebens- und Leidensgeschichte des Dichters Bürger verarbeitet hat. Wir gingen eine Weile zusammen, trennten uns dann vor meiner Thür.

Seltsam ist es, wie die preußischen Landsleute hier schwer mit Fremden bekannt werden; ich habe dasselbe schon früher in Töplitz, in Baden, in Kissingen und Wiesbaden und Ems beobachtet. Kleist geht nur immer mit Arnim's, Gräfin Bernstorff und ihrer Schwester Fräulein von Könneritz, mit der alten Gräfin Haseler ꝛc. So geht es auch Arnim's, da kommt kein Engländer, kein Russe, kein Franzose in's Spiel! Den Beamten zweiter Klasse, die hier sind, geht es eben so. Es ist nicht Stolz, nicht Ungeschicklichkeit; es ist Folge unsrer Landeslage und abgeschlossenen Einrichtung; — hier im Reiche sind die politischen Gränzen für das Leben von fast gar keiner Bedeutung, bei uns bedingen sie beinah alles.

Der Landgraf ist in Schlangenbad; er war früher bei mir, als man mir gesagt hat, die Leute hatten es nur vergessen zu bestellen. Nun seh' ich ihn diesmal wohl

nicht mehr. — Prinzessin Wilhelm ist noch zu Bette. Die Genesung geht langsam.

Homburg, Montag, den 21. Juli 1845.

Nachmittags, als der Regen nachgelassen, mit Hasenclever auf der Terrasse. — Als die Abendkühle kam, zog ich mich in's Haus zurück. Im Lesezimmer bat ich einen Herrn, wenn er sie nicht mehr läse, um die „Vossische Zeitung", er gab sie mir verbindlichst, indem er hinzufügte: „Sie kommen auch darin vor!" Ein mir gänzlich Unbekannter! taktlos gutmüthig, wie nur ein Deutscher sein kann!

Homburg, Dienstag, den 22. Juli 1845.

Nachmittags auf der Terrasse. Gespräch eines Gelehrten aus Bonn, der dort noch den berühmten Eulogius Schneider gekannt hat; geschmacklos, mit Anspruch auf Geschicktheit, — sein Sohn hat in Berlin auf einem Balle, wo Exzellenzen waren, mit einer Gräfin getanzt, man denke! Nun setzten sich * und dann auch * an denselben Tisch, ich hielt es nicht aus und suchte das Freie. Vom Brunnen gegen Gonzenheim zu, ganz einsam, still und anmuthig. Bäume, Büsche, Kornfelder, Gras, alles schimmerte im Nachmittagssonnenschein; der Weg aufwärts gegen die Waldhügel war einzig beschienen, die weißen Wolkenstreifen zerflossen in der Bläue, die Erde lächelte dem Himmel zu, aus dem Bache hervor blickte das Schilf, blickten rothe und gelbe Blumen, leuchtend im goldnen Licht. Wie um mich her, war es auch in mir, die unscheinbarsten Erinnerungen, Jugendeindrücke in hellem Glanz. Auch auf meiner Seele lag Nachmittagssonne, schon stark dem Abend zu-

eilend. Ich fragte mich, ob in diesen Strahlen noch etwas gedeihen solle, was vom frühen Morgen an etwa gereift und gediehen sei? — Lange stand ich und sah in's Weite; eine Zeit lang ruhte ich auf einer Bank, dann trat ich gestärkt und gesammelt den Rückweg an.

Homburg, Mittwoch, den 23. Juli 1845.

Die Zeitungen reden viel von der preußischen Verfassungssache. In der Rheinprovinz erwartet man mit Bestimmtheit, daß der König die Landtagsabschiede mitbringen und große Zugeständnisse machen werde; auf Petitionen der kühnsten Art müsse er gefaßt sein; es werde darauf ankommen, diese Länder fester an Preußen zu knüpfen oder sie abzuwenden. Die Ixstein-Hecker-Sache gilt den Leuten als ihre eigne, sie wollen zur Genugthuung wenigstens das Bekenntniß, daß der Minister Graf von Arnim deßhalb abgesetzt worden sei. Die Rheinländer zeigen nicht die geringste Furcht oder Bekümmerniß, sie sind ihrer Sache gewiß und daher lachenden guten Muthes. Sie meinen, für sie werde sich schon Rath finden, wenn nicht sogleich, doch später; sie könnten in sich selbst ihr Heil finden und brauchten keine Reichsstände — es sei eine Güte von ihnen, daß sie darum petitionirten —, und auch nach außen könnten sie sich manchen Anknupfungspunkt offen halten, nicht grade Frankreich, aber Belgien, aber Süddeutschland. Sie warten ab, was man ihnen bringen werde, überzeugt, daß ihnen immer noch freistehen werde, davon nur das ihnen Taugliche zu nehmen. In Berlin, heißt es, wird fleißig gearbeitet. Die Arbeiter flößen kein Zutrauen ein, am wenigsten Gunst hat der Name Canitz. Eine große Krisis, das ist nicht abzuläugnen, schwebt über uns; was jetzt

gebraut wird, ist ein Getränk, das wir lange Zeit werden trinken müssen. Und die Mehrzahl der Menschen lebt ruhig in den Tag hinein nach gewohnter Weise, ohne Nachdenken, ohne Kümmerniß, als ob das immer so fortgehen müsse, mit Rang und Amt und Würden und Besoldung, mit Vermögen und Einkünften; — so lebten die Leute in Frankreich 1787 und 1788 ebenfalls, aber schon ein Jahr darauf ging es nicht mehr. Wollte man sagen, die Leute thäten am besten, so fortzuleben, sie könnten ja doch nichts ändern? Ich muß sagen, doch, sie könnten's! Ein großer Theil der Unfälle, von denen auch der Einzelne betroffen wird, begründet sich in der Unaufmerksamkeit und Sorglosigkeit der Menge, eine allgemeinere Wachsamkeit würde vieles Unheil unmöglich machen. Ist doch in Preußen an solcher Wachsamkeit ein neues Religionsedikt schon gescheitert, ein dummes Ehegesetz ꝛc. Aber die Selbstsucht hofft auf einzelnes persönliches Glück, und das allgemeine Unglück kümmert sie dann nicht; die Blindheit verbündet sich mit ihr und macht den Schaden um so gewisser.

Man erwartet morgen den König hier, Andre am Sonnabend, Andre am Montag; hier würde er nur eine Stunde weilen, um die Prinzessin Wilhelm zu besuchen.

Ich kehrte gegen Abend in den Kurgarten zurück. — Hasenclever, Nellessen, Herr von Oechsner. — Plötzlich steht aus einer Gesellschaft ein Herr auf, eilt zu mir heran — es ist der badische Bundesgesandte Herr von Blittersdorff, voll Freundlichkeit, ja Vertrautheit, ganz vergessend, daß wir nie Freunde gewesen, noch sein konnten! Er ist mit zwei Söhnen und zwei Töchtern für heute zum Besuch hier. Ich setze mich zu ihnen, und gleich ist von Staatssachen die Rede; von Ystein und Hecker zufällig keine

Silbe, wohl aber von Konstitution, Preßfreiheit, Zollverein ꝛc. Ich bin mit ihm nicht vertraulich, aber offenherzig. Von seinen Aeußerungen will ich einiges hier aufzeichnen. Wir leben schon inmitten einer stillen Revolution, die Kräfte sind in voller Ausbildung, nur bestehen die alten Formen noch, bald werden auch diese zerbrechen. Preußen muß entweder in Deutschland, oder Deutschland in Preußen untergehen. Preußen ist zu weit gegangen, es kann nicht stillestehen und nicht zurückgehen, es wird vorwärts getrieben. Preußens Reichsstände werden ungeheuern Einfluß auf Süddeutschland haben, besonders, wenn — wie zu erwarten — die Rheinländer ein großes Uebergewicht erlangen. Der König und seine Räthe irren sich ungeheuer, wenn sie meinen, einer großen Ständeversammlung enge Schranken zu setzen; ein solcher Körper bewege sich nach eignen Gesetzen, schütze seine Mitglieder und diese würden stets kühner. — Er erzählt mir, daß Otterstedt kürzlich seine Frau verloren habe. Von Herrn von Radowitz, daß er mißvergnügt und kränklich sei. Mancherlei von Tettenborn, Metternich ꝛc. Er sagt unter andern, Baden könne jetzt gar keinen Minister der auswärtigen Angelegenheiten brauchen — Herrn von Dusch rechnet er also für keinen —, ein solcher würde die Regierung nur geniren. — Ich erzählte den Töchtern von ihrer Tante Bettina, von ihren Kousinen, Maxe, Armgard und Gisela. — Der russische Gesandte am Bundestage, Herr von Ubril; sein Name knüpft sich an einst wichtige Verhandlungen; jetzt ist er ein abgelebter, glanzloser Diplomat, ein dickes Männchen, gebrechlich und stumpf.

Der König kommt am Montage, so weiß man am Wilhelm'schen Hofe, doch ist dergleichen jetzt immer etwas ungewiß. Sollte der König einige Tage früher, als die

Königin Victoria kommt, in den Rheinlanden zubringen wollen, so wäre das mit einigen Unstatten verbunden, diese Tage könnten nicht müßig hingehen und aus den Geschäften sogleich Verdrießlichkeiten entstehen; zugleich mit dem Gaste zu kommen und nachher die Geschäfte abzuthun, wäre vortheilhafter. Indeß jeder geht nach eignem Sinne.

Homburg, Donnerstag, den 24. Juli 1845.

Allerlei Gerede aus Berlin. Der Kriegsminister von Boyen soll zurücktreten, worüber man sehr verwundert ist. Das Antwortschreiben des Prinzen von Preußen an die Handelskammer von Krefeld, worin er sagt, daß er sich für Schutzzölle erklärt habe, erregt Aufsehen; man sagt, es sei abgefaßt, als ob er Mitregent sei. Die Verbreitung des deutschkatholischen Wesens wird vielfach besprochen, und die plötzliche Milde und Billigkeit, welche von Rom her den römischen Geistlichen anbefohlen wird, hängt ohne Zweifel damit zusammen. Herr von Nellessen meint, die neuliche Rundreise des päpstlichen Nuncius in der Rheinprovinz habe in diesem Sinne gewirkt. Nellessen hatte in Rom eine Audienz bei dem Kardinal Staatssekretair und berichtete ihm über die katholischen Verhältnisse am Rhein; der Kardinal berief den Jesuitengeneral Rothaan zu einer zweiten Zusammenkunft und ließ Nellessen seine Angaben wiederholen; öfters wandte sich der Kardinal an den General und sagte: „Comprenez-vous, général? Qu'en dites-vous?" Doch dieser blieb stumm, hörte alles mit an und entfernte sich wieder, ohne daß Nellessen nur den Laut seiner Stimme gehört hätte. — Artige Anekdote: Ein rheinischer Advokat hatte den berüchtigten Jonk vertheidigt

und zu erweisen gesucht, daß derselbe unmöglich den Mord begangen haben könne; bald darauf sollte Fonk ihm eine Geldsumme leihen, dieser schlug es ab, der Advokat erzählte das mit bittrer Klage und fügte hinzu: „In diesem Augenblicke sah ich den Mörder in seinen Gesichtszügen deutlich ausgedrückt."

Die Leute erzählen hier Wunder von der Versammlung von Rabbinern, die jetzt in Frankfurt Statt findet; jedermann wird als Zuhörer zugelassen, und die Frankfurter strömen herbei, das merkwürdige Schauspiel mit anzusehen. Abgesehen von der Wichtigkeit des Inhalts der Debatten, soll die Form derselben sehr anziehend sein. Geläufig und eindringlich reden können alle, manche zeigen das größte Rednertalent; nur wenige sollen den jüdischen Akzent hören lassen, einige das klarste und reinste Deutsch reden. Man hätte nie diese Talente, diese reife Sachkunde und Geschicklichkeit des Vortrags in diesem Kreise vermuthet. Wie auch das Ergebniß ausfalle, von den Verhandlungen haben die Juden große Ehre, und die Rabbiner flößen den Christen in Frankfurt eine bisher ihnen versagte Achtung ein.

Endlich seh' ich Koreff einmal wieder; er sieht verstört und zerstreut aus, kleidet sich übel, er sollte nur Schwarz tragen. Er läßt mich Briefe von Guizot lesen, die alle das größte Zutrauen, die lebhafteste Dankbarkeit ausdrücken. Ein Brief des großen Cuvier an Herrn de Boisbertrand lautet buchstäblich wie folgt: „Au jardin du Roi le 29. juin 1830. Monsieur et cher collègue! J'apprends avec stupéfaction, c'est le mot, que M. Koreff, l'un des médecins les plus savants, et certainement les plus spirituels de l'Europe, a encore besoin d'une permission, pour continuer de faire du bien aux Français. Ce n'est pas à un administrateur aussi éclairé que vous, qu'il est nécessaire de

dire que M. Koreff est de ces hommes, qu'il faudrait aller chercher, aller prier de venir, s'ils ne venaient pas d'eux-mêmes. Ainsi je ne lui ferai pas le tort de solliciter pour lui; ni à vous celui de supposer que vous ayez besoin de sollicitations dans une affaire comme la sienne. Toutes les protections envers un homme de mérite, ne peuvent qu'honorer les fonctionnaires qui les accorderont. Veuillez, Monsieur et cher collègue, recevoir avec votre bonté accoutumée la nouvelle assurance de ma haute considération et de mon dévouement. B. G. Cuvier." — Wahrlich, ein ehrenvolles Zeugniß, das manchen Uebelstand aufwiegt.

Homburg, Freitag, den 25. Juli 1845.

Es ist bei fahlem Sonnenschein so schwül, daß ich heute Vormittag lieber nicht ausgehe. Unglücklicherweise ist heute in Homburg Jahrmarkt, und schon die sechste Drehorgel wirbelt unter meinen offnen Fenstern (gleicher Erde) mit rauhem oder pfeifenden Gesang und wilden Schreien. Das Toben nimmt kein Ende, und dabei schreib' ich immer zu!

Ich thue was für meine Freunde, darob muß ich mich selbst loben, darob auch leiden! Werder und Rühle wünschen Abdrücke von Breidenstein's Siegel zu haben, und ich schreib' ihm deßhalb, obschon ich weiß, daß darauf sein Besuch erfolgen wird. Richtig! Kaum hat er mein Billet empfangen, so stürmt der ruhelose Greis zu mir, überglücklich, daß man seiner Sachen begehrt, beipeit sich und mich, meinen Tisch, meine Papiere (nicht dieses!), trägt mir auf's neue seine scharfsinnigen, tollen und unanständigen Erklärungen vor, aber bringt auch die Abdrücke!

Merkwürdig iſt der Aufwand ſeines Verknüpfungstalents, er hat ſeine Lehre überall eingeflochten oder angehängt, an Sprichwörter, an die Farben in der Heraldik ſogar. Ich wurde den Mann nur mit Ganzmann's Hülfe los, der den klugen Einfall hatte, mich zu erinnern, daß man mich ſchon lange auf der Terraſſe zum Kaffee erwarte.

Homburg, Sonnabend, den 26. Juli 1845.

Beſuch des Konſiſtorialrathes Ruſt. Er geht nach Wiesbaden. Urtheile über die Lage des Proteſtantismus in Deutſchland. Er will philoſophiſche Theologie, wie Marheineke; beklagt, daß der Name Hegel's geſchmäht, ſeine Lehre ſo gröblich verkannt werde. Ueber den Staatsrath von Linde in Darmſtadt, er ſei der Mann Metternich's, behandle die proteſtantiſche Kirche mit feiner Kunſt, um ſie zu ſchwächen, beſetze alle Stellen mit Rationaliſten, durch die dann das Evangelium bald gleichgültig werde, und wer noch Eifer behalte, wende ſich dann leicht zur katholiſchen Kirche. Gutes über Hillebrand, von mir über Doktor Carriere.

Als es auf's neue hell geworden, macht' ich einen Spazirgang zum Brunnen, wo ich einen erfriſchenden Trunk that; die Bäume, Wieſen und Berge waren ſchön von der Sonne beſchienen. Von dort mit Fränkel nach Waldluſt und über die Wieſen nach Hauſe. — Koreff ſetzte ſich zu mir, erzählte und fragte vieles, zuletzt gab er mir Auskunft über neue mediziniſche Verſuche in Paris, chirurgiſche Heilungen merkwürdiger Art; eigentlich lebt er ganz in dieſen Sachen, und was er ſonſt betreibt, betreibt er nur nebenher. Mancherlei, was ihm der Fürſt von Hardenberg einſt vertraut, war mir längſt bekannt, andres dagegen

nicht, aber auch etwas zweifelhaft; Koreff's Gedächtniß ist ungeheuer, aber doch nicht ohne Einwirkung seiner Phantaſie, und seine Kritik beim Auffaſſen war von jeher ſchwach. Wilhelm von Humboldt's und Boyen's Zweikampf beim Wiener Kongreß, inſofern es zum wirklichen Schießen ſoll gekommen ſein, bleibt mir noch problematiſch, obſchon Koreff verſichert, Humboldt habe in die Luft geſchoſſen, Boyen aber gezielt. — Anekdote, daß damals in Wien aus dem ruſſiſchen Kabinet einige Landkarten dem preußiſchen mitgetheilt worden, zum Behuf untergeordneter Berichtigungen, daß aber darunter ein Blatt ſich befanden, worauf Rußlands Gränzen bis zur Elbe ausgedehnt waren, über welche der König ſich dermaßen entſetzt habe, daß er lange eingeſchloſſen geblieben, nachher aber höchſt ärgerlich die Karte dem Offizier, der ſie ihm vorgelegt, mit den Worten zurückgegeben habe: „Dumme Kabinetsprahlerei, weiter nichts!“ — Ueber die dem ruſſiſchen Kaiſer offenbarte Zweizüngigkeit Metternich's am Wiener Kongreß, ob die Einſchiebung eines öſterreichiſchen Memoires unter die dem Kaiſer Alexander zugefertigten preußiſchen Papiere abſichtlich von Hardenberg, oder aus Unachtſamkeit von Jordan begangen worden? oder aus üblem Willen von Wilhelm von Humboldt gegen Hardenberg? Letzteres am wenigſten anzunehmen. Aber Unachtſamkeit und Verwirrung waren damals in den preußiſchen Geſchäften ſehr groß! — Mit Koreff noch eine Weile umhergegangen. Der Fürſt von Hohenzollern-Hechingen hatte ihm eben noch ein hübſches Wort vom Fürſten von Ligne geſagt: „Un prince doit se servir de sa cour comme d'un paravent, derrière lequel il cache sa faiblesse et sa bêtise.“

Homburg, Sonntag, den 27. Juli 1845.

Die Straße ist schnell in Ordnung gebracht, damit der König morgen ohne Anstoß darüber fahren könne. — Meinem Barbier ist nicht merkwürdig, daß morgen der König kommt, sehr merkwürdig aber, daß die homburgische Kriegsmannschaft ihre Beurlaubten eingerufen hat, um morgen fünfundsiebzig Mann stark auf die Schloßwache zu ziehen.

Im Lesezimmer, auf der Terrasse; Regierungsrath Mittag, Regierungsrath Hoestermann, Marquise de Cluny. — Besuch bei Koreff; der Kammerherr von Witzleben kommt Abschied zu nehmen.

Nachmittags wiederholte Regengüsse. Als ich auf der Terrasse zum Kaffee ankam, spannte man schon Schirme auf. Koreff mit dem Grafen zu Solms-Laubach im Gespräch, es ist der Flügeladjutant des Königs; freundlichstes Bezeigen gegen mich, er zieht mich zu Rathe wegen seines Vaters, will mir dessen ausgewählte Briefschaften und andre Papiere desselben nach Berlin schicken zur Prüfung und Benutzung. — Der Graf erzählt mir, ein von ihm nach Frankreich gesandtes Exemplar meiner Biographie von Seydlitz sei in's Französische übersetzt worden und werde von allen Offizieren der Reitschule zu Saumur mit Begier gelesen.

Um halb acht Uhr wieder in das Kurhaus zum Abendessen. Da ich etwas Schwindel gehabt, wollte ich nicht ohne Begleiter nach Hause gehen, und spazirte auf der Terrasse, bis Ganzmann käme. Es war kühl, aber zum Gehen ganz gut. Herr von Kleist gesellte sich zu mir; er fand es gleich mir bedenklich, daß der König so lange vor der Ankunft der Königin Victoria in der Rheinprovinz weilen wolle, weil verdrießliche Geschäfte unvermeidlich

seien, aber er meint, der König habe wohl den 26. nicht gern zu Hause zubringen wollen. Wir sprachen von Schlöffel; er glaubt, eine Freilassung vor dem Urtheil werde wohl nicht geschehen, aber das Urtheil werde wohl günstig für ihn ausfallen, der Beweis gegen ihn sei erstaunlich schwach. Daß die Sache so lange gedauert, daran sei Schlöffel selbst schuld, weil er durchaus den Breslauer Gräff zum Vertheidiger haben wollte, was das Gericht nicht zu gewähren brauchte. Ich habe Herrn von Kleist noch nie so billig gefunden.

Homburg, Montag, den 28. Juli 1845.

Koreff erzählt mir, die Gräfin von Edling, geb. Sieurdza, habe ihm einst vertraut, es gäbe eigenhändige Memoiren der Kaiserin Katharina der Zweiten, in denen sie mit brutaler Aufrichtigkeit ihre persönlichen Ereignisse erzählt und unter andern die Absetzung ihres Gemahls umständlich geschildert habe, wobei die Umstände sehr zu ihrem Vortheil sprachen. Die Gräfin hatte einen Band dieser Memoiren — in rothen Sammet gebunden, mit metallnen Ecken — einst auf acht Tage von der Kaiserin Elisabeth anvertraut erhalten. Der Kaiser Alexander habe das Buch einst vernichten wollen, aber die Betrachtung, daß seine Großmutter darin doch besser erscheine, als in den meisten Geschichtbüchern, habe ihn abgehalten, dann habe er auch erfahren, daß zwei Abschriften — diese gewiß, vielleicht mehrere — vorhanden seien, die in Ermanglung der Urschrift um so leichter gefälscht werden könnten. Eine dieser Abschriften soll in Deutschland sein, in Weimar vielleicht!*)

*) Diese Memoiren sind seitdem bekanntlich (1859) erschienen.

Anekdote von Friedrich Wilhelm dem Dritten. In Paris 1815 erzählte er der Gräfin Saint-Aulaire, in die er ſich etwas verliebte, was er alles gelitten, das Kriegsunglück, die harte Zeit nach dem Tilſiter Frieden, den Tod der Königin; er war wirklich bewegt und fügte dann hinzu: „Et pour comble de malheur, j'ai encore dû faire le Jacobin!“ Er meinte das Jahr 1813, wo er zu ſeinem Volk habe reden müſſen, von Freiheit, Bürgerthum ꝛc.

Ich ging auf die Straße, um den König kommen zu ſehen, der Regen trieb mich unter die Halle des Kurhauſes, hörte aber wieder auf. Um halb zwölf Uhr kam der König, die Königin bei ihm im Wagen, in einem zweiten der Flügeladjutant von Willisen und eine Hofdame. So viel ich im Fluge wahrnehmen konnte, ſah der König alt, kahl und gedunſen aus. Er ſaß auf meiner Seite, und grüßte eben. — Ich war kaum zu Hauſe, ſo kam ein Platzregen, eine Art von Wolkenbruch. — Als ich ruhen wollte, erſchien unvermuthet der Oberhofprediger Breidenſtein! Er wollte mir einige Blätter vorleſen, aber ich erklärte beſtimmt, das könne ich nie vertragen, und jetzt müſſe ich ruhen! Er ging endlich. — Während ich ſchlief, fuhren König und Königin wieder nach Frankfurt zurück, ſie waren zwei Stunden hier.

Homburg, Dienstag, den 29. Juli 1845.

Die ganze Nacht Regen, der auch Morgens fortdauert oder wiederkehrt. Durchweichter Boden, ich hüte mich ihn zu betreten! Am Brunnen wandeln nur wenige Schatten umher.

Bei der Frühſtückstafel des Landgrafen war geſtern der König merkwürdig gereizt und redſelig. Ohne beſondern Anlaß ſprach er zu dem Landgrafen ganz laut über

dieKönigsberger Sachen, und machte ſeinem Herzen Luft, in einer Weiſe, als ob er eine wohlbedachte Abſicht dabei erfüllte, ohne daß eine ſolche zu finden war. Er ſagte, der General Graf von Dohna ſei ein vortrefflicher Mann, und werde nur, weil er dies ſei, gehaßt und verunglimpft; wäre er ſchwach und nachgiebig, ſo würde ihn die Parthei nicht genug zu rühmen wiſſen. An der grundſchlechten Richtung dort ſei nur ein geringer Haufen Unzufriedener ſchuld, einige Juden, einige Chriſten, die einen ſo ſchlecht wie die andern, aber ihr verderbliches Treiben ſolle ihnen gelegt werden. „Auch einige von meinen Freunden ſind darunter", fügte er hinzu, „dieſen ſag' ich es alle Tage, daß ihre Richtung eine ſchlechte iſt". Man war verwundert, den König ſo loslegen zu ſehen und unter die Geſchimpften dann unvermuthet auch ſeine Freunde eingereiht zu finden. Der Landgraf antwortete wenig; er finde die Leute ſehr „verwerfenübel", ließ er einfließen, das Geſpräch zu nähren fand er nicht gerathen, aber der König ſprach immer zu und gab den Anweſenden viel der Art zu hören. — Für den Beſuch der Rheinprovinz iſt dieſe Stimmung und Anſicht nicht beſonders günſtig.

Die Art, wie den Deutſchkatholiſchen jetzt dennoch die Benutzung proteſtantiſcher Kirchen geſtattet worden, hat etwas Kleinliches, Rechthaberiſches, Schwaches, und macht den unangenehmſten Eindruck: Nachgiebigkeit und übler Willen verbunden, das erwirbt nie Dank.

Koreff erzählt mir wichtige Begegniſſe mit Talleyrand, Sebaſtiani, Metternich, Hardenberg; auch von dem eben verſtorbenen Grafen Grey, der ſich ſchon alt in Lady Bleſſingten verliebte und ihr die zärtlichſten Briefe ſchrieb, die Koreff von ihr zu leſen bekam. Auch Naturwiſſenſchaftliches kam zur Sprache.

Im Leſezimmer fand und ſprach ich Madame Zimmermann. — In der Dämmerung ſah ich den Landgrafen ganz allein trübſelig umherſchleichen, er kam auf die Terraſſe, that einen Blick in den Spielſaal und ging weiter; ich bedauerte ihn ſehr. Er erkannte mich und knupfte ein Geſpräch mit mir an, erzählte mir vom Beſuche des Königs u. ſ. w. Er will wieder nach Schlangenbad zurück. Das Krankenlager der Schweſter beläſtigt ihn ſehr; ich höre von Andern, daß der Aufenthalt ihn ſchon wenigſtens zwölftauſend Gulden außerordentlich koſtet, was jedoch von beiden Seiten mit Grazie überſehen und von ihm gern geleiſtet wird, obſchon ſeine Einkünfte gering ſind.

Als ich ein geringes Abendeſſen verzehrte, ſetzte ſich ein Herr mir gegenüber und redete mich an, es war Herr Thudichum, Bruder des Ueberſetzers des Sophokles, Schwiegerſohn Breidenſtein's. Er ſprach von ſeines Schwiegervaters Schwächen, mit denen man Nachſicht haben, aber ſie zugleich bewachen müſſe, damit kein Aergerniß entſtehe; daß ich ſein Siegel begehrt, habe ihn ganz trunken gemacht, man müſſe jetzt alles anwenden, ihn zu beruhigen; ich klagte ihm meine Noth mit dem Alten, und daß ich mich verläugnen laſſe. Herr Thudichum iſt im Beſitze des handſchriftlichen Nachlaſſes des Präſidenten Harſcher's von Almendingen — geweſenen Schwagers von Breidenſtein — und will deſſen berühmte Prozeßgeſchichte mit den preuſſiſchen Behörden drucken laſſen.

Homburg, Mittwoch, den 30. Juli 1845.

— Ich ſaß einen Augenblick bei Madame Z., da ſagte die: „Dort kommt Anna Theremin und ihr Bruder! Der Vater iſt auch hier, aber zuerſt auf's Schloß gegangen."

Anna ſehr erfreut, wie ich. Wir ſprachen viel und lange. Ich ſagte es Koreff, daß er nicht wegginge. Endlich kam Theremin, ſehr überraſcht mich zu finden. Er hatte nur Fräulein von Kalb ſprechen wollen, war aber an den Prinzen Wilhelm gekommen, hatte Prinzeſſin Eliſabeth geſehen, und endlich Prinzeſſin Wilhelm ſelbſt beſuchen dürfen. Wir trafen Koreff, Theremin fragte mich ängſtlich, ob das „Du" noch gelten könne, aber Koreff hatte es ſchon friſch gebraucht. Es war eine freudige Spannung, daß wir alte Freunde, ſechzigjährig, und nach den verſchiedenſten, uns trennenden Geſchicken einander dennoch treu, hier unerwartet zuſammentrafen, im Grünen, froh der Erinnerungen, zu neuem Gefühl lebendiger Gegenwart erweckt. Theremin meinte, die heutige Jugend habe nicht ſolche Freundſchaften und Strebungen, wie wir ſie gehabt; er machte hierüber mehrere Bemerkungen, theils ſchüchterner Beſcheidenheit, theils wohlgefälligen Selbſtgefühls. Koreff ließ ein Feuerwerk von Laune, Witz, Erinnerungen und Betrachtungen aufſprühen, Theremin blieb in Einem freudigen Staunen und Lachen, und wurde ganz mitbelebt; einige Witzworte Koreff's waren wirklich vom erſten Glanze überraſchend prächtig und treffend, und eines baute ſich über das andre. „Er iſt ganz der Alte!" rief Theremin. — Wir gedachten Chamiſſo's, Neumann's, Lafoye's, Robert's, ſogar — mit einiger Unluſt — Hitzig's, gedachten des grünen Almanachs, unſrer Sonette, unſrer Thee's. Wir blieben anderthalb Stunden zuſammen, endlich mußten Theremin's wegfahren; ſie reiſen nach Genf. Theremin erklärte, dieſen Tag zähle er unter die glücklichſten ſeines Lebens, und ſchied in wahrer Rührung. Von uns dreien war er entſchieden der am meiſten vom Alter gedrückte, gebrochene; dazu kam das geiſtliche Bewußtſein, das er doch

ſtets bewahrte, und in welchem ſchon früh die eigentliche Geiſtesfriſche ihm untergegangen war. Bedauerte er doch, daß Madame Dudevant im „Spiridion“ nicht zum Chriſtenthum gelangt ſei! „Es iſt ſein Metier“, ſagte Koreff, „man muß es ihm laſſen und drüber hinſehen!“

Koreff und ich aßen noch zuſammen und ſchieden dann. Der eben beginnende Ball reizte uns nicht.

Homburg, Freitag, den 1. Auguſt 1845.

— Ueber die homburgiſchen Verhältniſſe; liederliche Wirthſchaft, Willkür, Gewaltſamkeit, offenbare Rechtsverweigerung, der Landgraf unkundig und ſchwach, man achtet ſeiner nicht, kriecht aber doch vor ihm und ſeinen Brüdern, ſtrebt mit dem „Hof“ in Verbindung zu ſein. Die Spielbank macht Homburg zu einem Neſt von Geſindel, Abentheurern, Beutelſchneidern, liederlichen Weibern, beſonders im Winter, wo einige engliſche Familien, die hier überwintern, gewöhnlich das Opfer der Ränke und Betrügereien werden.

Da der General Sir Frederick Adam mich nicht hat finden können, ſo geh' ich zu ihm, einen weiten Weg. Ein liebenswürdiger freundlicher Mann, von edlen Zügen, hellen Augen, recht engliſches Ausſehen und Art! Er hat meinen „Keith“ in Rom geleſen, wohin er auch zurückkehrt. Hat in der Schlacht von Waterloo tapfer gefochten, war Gouverneur der ioniſchen Inſeln, dann von Madras. Erzählt mir viel von Indien; kennt Herrn Colvin dort. Die Gräfin von Flahault iſt ſeine Couſine, er ſelbſt iſt mit Keith verwandt; ein Onkel von ihm war am Todbette Lord Mariſchal's in Potsdam. Er hofft mir noch Papiere von dieſem zur Benutzung zu verſchaffen, wird an den Erben der

beiden Brüder, Herrn Elphinstone, ſchreiben, der auch noch ein ſchönes Oelbild der Eva Merthens beſitzt.

Nachmittags mit Koreff beim Kaffee, Madame Koreff auch eine Weile mit uns. Fränkel, Regierungsrath Mittag. Der ältere Graf von Redern und Lord Weſtmoreland waren eine Stunde hier. — Sir Frederick Adam auf der Terraſſe mit mir und Koreff; über die Schlacht von Waterloo — findet das Buch von Kapitaine Sibborne fleißig und genau; über das Leben in Rom; über die Ausbreitung der deutſchen Sprache in England; über die Phrenologie ꝛc.

Auf Koreff's Betrieb machen Fränkel und ich mit ihm eine Ausfahrt nach Friedrichsdorf; die Gegend ſchön, der Ort häßlich; aber alles ſpricht dort noch franzöſiſch, es macht einen eignen Eindruck, hier einen Bauerburſchen und ein kleines Mädchen „Oui, Monsieur!“ antworten zu hören. Die Leute halten feſt zuſammen und ſind ſtolz auf ihre Herkunft und Bildung. Die Fahrt war ſchön, der Himmel aber drohte mit Regen; Koreff unerſchöpflich in Witz und Erzählung. — Nach der Rückkehr gingen wir noch zum Brunnen. — Bald nachher brach der Regen aus und wurde ziemlich ſtark.

Homburg, Sonnabend, den 2. Auguſt 1845.

Die Nacht Regen, Morgens ein furchtbares Gewitter, mit Hagelſturm und entſetzlichem Regenguß.

Nachmittags beim Kaffee mit Koreff und Frau, bald kam auch Poley, der wieder von Wiesbaden gekommen. — Präſident von Kleiſt. — Ein Herr ſpricht mich an, es iſt Doktor Carové aus Frankfurt am Main, mit dem ich das ergiebigſte Geſpräch habe, über die Deutſchkatholiſchen, die

Lichtfreunde, die Judenreformer, die preußischen Verhältnisse. Er war mit der Legationsräthin Döring, Herrn Kilzer und andern Frankfurtern. — Sir Frederick Adam. — Herr Duncker der Sohn auf dem Wege von Kissingen nach Ostende hier durch. — Besuch bei Fräulein von Kalb, die ich aber nicht zu Hause, sondern nahebei zum Besuch der etwas kranken Madame Z. finde. Ernstliches Gespräch über den Zustand der Prinzessin Wilhelm, sie leidet immer noch und das Uebel wurzelt sich ein. Man sollte Koreff zu Rathe ziehen, er würde scharf eingreifen. Der Geheime Hofrath Müller ist zu schüchtern und fragt immer erst bei Schönlein brieflich in Berlin an! Das kommt vom Prinzessin sein! — Hauptmann von Silber und Frau, so wie auch Frau von Struve nicht zu Hause. — Auf die Terrasse zurückgekehrt, finde ich Fräulein Hillebrand und nehme von ihr Abschied. — Nachher wieder lange mit P., der mir aus seinen Geschäftsverhältnissen mit Werther und Bülow erzählt, den erstern gründlich verachtet, an letzterm die Abwesenheit aller Pedanterie rühmt. Ueber Koreff's Verhältnisse in Paris, billig und theilnehmend, aus der Anschauung. Mit noch größerer Verachtung, als von * dem Vater, spricht er von * dem Sohne, der allerdings Gesandter sein müsse, weil er unfähig sei, Legationssekretair zu sein.

Es war heute wieder ein Wolkenhimmel von größter Abwechslung und Pracht. Man hat einen weiten Gesichtskreis hier, kann die Ballung, die Anhäufung, den Zug der Wolken genau verfolgen, den Uebergang in Regen, das Zusammensinken, die Wiederkehr der Heitre, das Aufsteigen in Silberwölkchen. Koreff und ich widmeten dem Schauspiele die größte Aufmerksamkeit, und sprachen dabei von Humboldt und Goethe, auch von Rahel.

Homburg, Sonntag, den 3. August 1845.

Heiter, aber kalt, die Fenster stark angelaufen. — Einladung zum Landgrafen.

Doktor Carové gestern erzählte mir als eine Merkwürdigkeit, die er mit angesehen, daß der König bei der Ankunft in Frankfurt den Dichter Shukofskii unter den Bewillkommenden wahrgenommen, gleich in dessen Arme gefallen und mit seiner Backe auf dessen Backe wenigstens fünf Minuten lang geruht, förmlich ausgeruht habe! Der König, bemerkten die Zuschauer, müsse sehr müde gewesen sein.

Koreff, der wieder sehr belebt ist und ausgezeichnete wissenschaftliche Dinge sagt, auch mitunter ganz weichmüthig und gerührt wird; er hat einen solchen Ueberfluß an gutem Willen, daß dieser unmöglich aller zur That werden kann, er muß in Versprechungen überlaufen, die zu erfüllen unmöglich wird; ich bin ganz davon überströmt worden; wenn er nur die wegen Rahel's Briefen nicht vergißt!

Um drei Uhr zum Landgrafen, außer den beiden Brüdern war noch Prinz Wilhelm da, dessen Tochter Prinzessin Karl von Darmstadt, Fräulein von Kalb, Herr von Kleist, ein Graf von Meerveldt, ein Oberst von Laharpe — Neffe Cäsar's von Laharpe — der als Knabe in Homburg mit den Prinzen zusammen war und sie seitdem nicht gesehen hatte, noch ein paar Herren. Der Landgraf sagte mir gleich, seine Nichte verlange sehr nach meiner Bekanntschaft, und ich solle daher ihr Nachbar bei Tische sein. Die junge Frau ist hübsch, munter, rasch und kurz in ihren Aeußerungen, wollte auch mit mir muntres Gespräch haben, und bei ihrer gutwilligen Aufnahme ließ ich es auch an gewagten Redensarten nicht fehlen. Prinz Wilhelm mischte sich auf heitre Weise mehrmals darein, Fräulein von Kalb

— nur durch den Prinzen Guſtav von mir getrennt — half bisweilen aus, Herr von Kleiſt verſuchte kleine Neckereien, und alles lief in beſter Stimmung ab. — Ich ſprach unter andern von Bettina's Großthaten, und daß ihr Eifer allein die einſtweilige Freilaſſung Schlöſſel's bewirkt habe. Endlich entfernten ſich die Herrſchaften, zuletzt der Landgraf, der mir — wie auch Prinz Wilhelm — die beſten Wünſche mitgab, auch die ſchönſten Grüße an Tettenborn. — Draußen aber harrte meiner noch Fräulein von Kalb, um eigentlichen Abſchied von mir zu nehmen, auch Prinzeſſin Eliſabeth erſchien noch einmal und machte auf einige Gemählde aufmerkſam, die ich ſchon kannte vom vorigen Jahre.

Beſuch mit Koreff bei dem Oberſtlieutenant Schmidt von unſrem Generalſtab, der am Fuß leidet; ein Mann von großen Kenntniſſen und ſcharfer Einſicht; er ſieht die Zukunft düſtrer noch als ich! — Sir Frederick Adam verſäumt. — Koreff begleitete mich zu mir nach Hauſe und blieb noch lange.

Darmſtadt, Montag, den 4. Auguſt 1845.

Um acht Uhr von Homburg abgefahren. — Vor zehn Uhr in Frankfurt. Ich hatte geſtern an des Landgrafen Tiſche erfahren, daß Herr von Bülow in Frankfurt krank liege. Ich fand ihn und die ganze Familie im Engliſchen Hof, aber er lag zu Bett und ich konnt' ihn nicht ſehen. Frau von Bülow in größter Angſt und Noth; ich halt' ihn für verloren, er iſt in völlige Geiſtesſchwäche verfallen, ohne Gedanken, ohne Willen. Humboldt war von Koblenz gekommen, nur eben ausgegangen um gleich wieder da zu ſein, ich konnte ihn aber nicht abwarten. Schmerzhaft war

mir der Eindruck von Bülow's Geſchick. Unwillkürlich mußt' ich mich in die Vergangenheit verſetzen; im Jahre 1816 waren Bülow und ich auch hier, beide im Beginn unſrer Laufbahn, reich an Ausſichten, Hoffnungen, ich mit Rahel, er im Humboldt'ſchen Hauſe, noch nicht mit Gabrielen verheirathet; er ſtieg ſeitdem raſch aufwärts, ſteht jetzt auf dem höchſten Poſten, ich verfehlte meine Laufbahn, verlor Rahel; beide alt und krank ſind wir wieder in demſelben Frankfurt, mit welchen Ausſichten, in welchen Umſtänden! Und nach allem Wechſel der Dinge, der ſo ganz zu ſeinen Gunſten war, tauſch' ich jetzt nicht mit ihm! Traurige Betrachtungen! — Um mich zu erheitern, eilt' ich zu dem Standbilde Goethe's in der Allee, das ich noch nicht geſehen. Man hat viel dagegen einzuwenden, ich aber war vom Anblick ſehr getroffen. Die bedeutende Größe, die ungemeine Aehnlichkeit, wirken günſtig. Die Basreliefs am Fußgeſtell ſind ſprechend, ſinnvoll. Freilich war der Gedanke, der ſich mit dieſer Maſſe glänzenden Erzes verbindet, mir die Hauptſache. Der Frankfurter Goethe iſt es, den man hier auf ſeinem Heimathboden ſieht, nah ſeinem Vaterhauſe, unter den Mitbürgern, von ihnen geehrt. Wie es iſt, hat das Denkmal ſeinen Werth. Mich freut es innigſt. Aus den Fenſtern des Hauſes, wo Rahel und ich 1815 in der Allee wohnten — bei Eichmeyer —, kann man es gut ſehen. Warum hat ſie es nicht miterlebt! — Ich beſorgte in Frankfurt noch einige Aufträge, kaufte ein paar Bücher, frühſtückte im Schwan mit Ganzmann, und fuhr nach anderthalb Stunden weiter, ohne ſonſt Beſuche zu machen, wozu wenigſtens acht Tage nöthig geweſen wären.

Gegen zwei Uhr in Darmſtadt, in der Traube. Lauter Erinnerungen! hier bin ich auch mit Rahel ein paarmal

eingekehrt, und über dem Vergangenen liegt ein zauberisches Licht, das dem Gegenwärtigen fehlt, erst in Zukunft werden soll! — Mein erster Gang war zum Professor Karl Wagner. Ein ernster, gediegner, aufgeweckter Mann, dunklen freundlichen Blickes, freien Ausdrucks. Nach mancherlei Erörterungen gingen wir zusammen zum Geheimen Staatsrath Jaup, er war aber verreist, ich sprach die Frau, Tochter, den Schwiegersohn Mangold. — Von da zum Oberforstmeister Freiherrn von Wedekind. Lebendiger, regsamer Mann, ungemein freundlich, klug und lustig, seiner Tüchtigkeit in seinem Fache wohlbewußt. Ausgezeichnete Frau; groß und schmal, scharfsichtig und heiter, scheint ganz auf eignen Füßen zu stehen. — Auf der Straße den Musiker Mangold gesprochen. — Im Gasthofe redet mich Herr Doktor Oppenheim aus Heidelberg an, ich habe ihn öfters bei Bettinen in Berlin gesehen. Meyerbeer wohnt neben mir, ich trete bei ihm ein, Freudengeschrei; auch sein Bruder, der Geheimrath ist da, von Mannheim gekommen ihn zu besuchen; wie man in diesen Gegenden hin und her reist! Meyerbeer holt für die Feste zu Stolzenfels den Chor von Darmstadt zu Hülfe. — Nachmittags Fahrt zur Ludwigshöhe. Schöne Fahrt, mir neu; das Wetter leidlich, die Aussichten wunderschön. Wir finden, der Verabredung gemäß, Frau von Wedekind — der Mann wurde durch Geschäfte verhindert —, Doktor Duller und seine Frau, Doktor von Plönnies und seine Frau, die Dichterin, Doktor Oppenheim, Gerichtsmann Buchner; Professor Wagner machte mich mit Allen bekannt. Sehr freisinnige Gespräche; alle wichtigen Verhältnisse des darmstädtischen Regierungs- und Gesellschaftswesens wurden dargelegt, der Einfluß des Prinzen Emil, des Erbgroßherzogs, besprochen; es herrschen schmachvolle Gebrechen, aber man läßt nicht

ab, dawider zu murren und zu streiten; die Justizfrevel gegen Wilhelm Schulz, gegen Weidig, die Pensionirung Jaup's auf österreichischen Betrieb, die Herrschaft des Kanzlers von Linde, der gegen die Deutschkatholischen wüthe', und den man für einen Diener der Jesuiten hält, — alles kommt zur Sprache. Gute Gesinnung, die endlich durchdringen muß! Doktor von Plönnies, ein freisinniger, sein Fach mit Lust ausübender Arzt, voll Eigenheiten; Frau von Plönnies bescheiden liebenswürdig. — Die Prinzessin Elisabeth, Tochter unsrer Prinzessin Wilhelm, nimmt sich der Frömmigkeit hier an, mit jugendlicher Munterkeit, unser Gesandter Herr von Bekelberg widmet ebenfalls diesen Angelegenheiten große Aufmerksamkeit. — Hofprediger Doktor Zimmermann, Herausgeber der „Allgemeinen Kirchenzeitung". — Duller hat sich den Deutschkatholischen angeschlossen und gewidmet. Die Sache hat hier festen Fuß. — Professor Wagner begleitete mich noch in den Gasthof und blieb bis neun Uhr bei mir. Er hegt ein schönes Vorhaben, in welchem ich ihn möglichst bestärke, das darmstädtische litterarisch-gesellige Leben zu schildern, wie Wachsmuth das weimarische geschildert hat; ausführlicher, bitte ich.

Plumpe Säule mit dem plumpen Standbilde des Großherzogs als Gebers der Verfassung! Das Denkmal so wenig verdienstlich, als der Mann selbst. Er folgte fremden Antrieben, der Furcht, der Noth.

Heidelberg, Dienstag, den 5. August 1845.

Nach einer schönen Fahrt durch die herrliche Bergstraße noch Vormittags in Heidelberg angekommen. Mein erster Gang war zum Kirchenrath Paulus. Ein uraltes, mageres Männchen mit noch scharfen Sinnen, forschendem Blick,

leichter Sprache. Mein Besuch schien ihm ganz angenehm, es war alsbald die Rede von seinem Buche gegen Schelling, von Hitzig's blinder Wuth; er lacht über Verbot und Zorn, und sagt, seine Antriebe seien so rein und seine Ueberzeugung von seinem Rechte so festbegründet, daß er jeden Augenblick dasselbe thun würde, was er gethan, und wenn ihm gelänge, eine zuverlässige Nachschrift der Schelling'schen Philosophie der Mythologie zu bekommen, so würde er sie ohne Bedenken dem Druck übergeben. Er glaubt übrigens, Schelling sei mit Bewußtsein ein Schelm, er habe immer dreist gelogen und geprahlt, und sei zu gescheidt, um nicht zu wissen was er thue. Ueber Neander, seinen dummen Haß gegen Hegel, den er gar nicht kennt, seinen jüdischen Starrsinn u. s. w. Wir sprachen auch über Schlosser, ich legte ihm unser Verhältniß dar, und sagte, ich würde trotz unsrer Streitigkeiten zu ihm gehen; es käme mir so unwürdig vor, durch Heidelberg zu reisen, ohne bei ihm einzusprechen; wir wären beide schon so alt und sähen einander wohl zum letztenmal. Paulus lebte mein Vorhaben, meinte aber, der Ausgang sei zweifelhaft, bei Schlosser hänge alles von zufälliger Stimmung ab. Ich sagte, darauf wollt' ich's wagen. Ich ging hin.

Als wir uns dem Hause näherten, sah er oben aus dem Fenster, ich sah einen schneeweißen Kopf, die Züge konnt' ich nicht erkennen. Ihm als ein Fremder gemeldet, trat ich bei ihm ein und dicht vor ihn, er starrte mich an und erkannte mich nicht. „Schlosser, Schlosser", rief ich, „ich bin versöhnlich", und bot ihm die Hand; an der Stimme erkannte er mich, lachte freundlich, gab mir seine Hand und hieß mich willkommen. Er sprach gleich Litteratur, las mir einige grobe Ausfälle von Thiersch gegen den Fürsten von Pückler, wollte meine Meinung wissen,

und ſagte, es ſei ihm lieb, mich darüber fragen zu können; ihn dünke, Thierſch habe ſich zu ſehr verhauen, mit Pedanterie und Plumpheit, ſpottete über deſſen diplomatiſche Rolle, und wollte ſich des Fürſten etwas annehmen, worin ich ihn beſtärkte, doch mit dem Zuſatze, der Fürſt ſei Mannes genug, ſich ſelber zu wehren. Aber Schloſſer ging in ſeinem Vertrauen noch weiter! Er zeigte mir eine Denkſchrift, die er für den Kronprinzen von Baiern, auf deſſen ihm durch Thierſch kundgewordenen Wunſch ausgearbeitet, und die er noch keinem Menſchen ſonſt gezeigt habe, eine Denkſchrift über die kirchlichen Zuſtände Deutſchlands; er las mir den Brief, mit dem er dieſelbe begleitet, die Antwort, die er darauf empfangen, und las einige Stellen der Schrift ſelbſt; ich ſollte ſehen, daß er tapfer kämpfe, und an geeignetem hohen Ort. Sein Brief ſagte ſo ausdrücklich, daß er für die Schrift keinerlei Belohnung verlange und erwarte, und er wiederholte mündlich dieſe Verſicherung mir ſo ſtark, daß ich im Gegentheil deutlich erkannte, er habe allerdings eine Belohnung im Sinne, Orden, Geſchenk oder was es ſei; auch verſtanden ſeine derben Ausdrücke recht derb zu ſchmeicheln! Da ich ihn in ſo gutem Zuge ſah, ſo benutzt' ich die Gelegenheit, ihm von Flegler zu ſprechen, und ihm vorzuſtellen, wie er dieſen Mann fördern könne, wenn er eine Anzeige von deſſen Buch ſchreibe oder ſeinen Schüler Gervinus veranlaſſe, eine ſolche zu ſchreiben. Das ſchmeichelte ihm ſehr, er faßte die Sache begierig auf und verſprach, Gervinus ſolle es thun, oder er ſelbſt werde es. — Ich fragte nach ſeiner Frau, er führte mich zu ihr, nannte mich den deutſchen Biographen, erzählte ihr freudig mein Anſinnen wegen Flegler's, fragte, ob ſie es nicht auch gut finde, was ſie bejahte. Er rühmte ſeine Geſundheit, ſein Ausſehn, und

daß er doch im nächsten Jahre siebzig werde, rühmte auch sein Bild, das an der Wand hing. Darauf war von alten Zeiten die Rede, wie er nach Rahel's Urtheil und Beifall begierig gewesen, und sie gezwungen, auf dem Heidelberger Schloß eines Abends die Einleitung zu seiner damals noch ungedruckten historischen Uebersicht anzuhören; diese Erinnerung war ihm nicht ganz angenehm; ich gewann ihn aber ganz wieder durch die Bemerkung, daß Rahel große Stücken auf ihn gehalten. Der Gedanke, nach Berlin zu kommen und dort ausgezeichnet zu werden, lächelte ihm außerordentlich; er freute sich seiner tüchtigen, derben Manier, die man doch endlich anzuerkennen beginne — im Gegentheil, man wird ihrer völlig überdrüssig —, und lachte laut darüber, daß man ihn oft der Ungerechtigkeit anklage; „im Moralischen", sagte er, „muß ich immer Recht haben!" Wir sprachen noch über Gervinus, ich tadelte ihn wegen Mißverstehen Goethe's, lobte seine Darstellung Lessing's, fand aber wieder sein Urtheil über Jean Paul Richter zu hart. „Das wundert mich grade von Ihnen", sagte Schlosser, „da grade Sie, wie auch Goethe, in Ihrer Schreibart nach Klarheit streben, und Ihnen die verworrene Unklarheit Jean Paul's, seine liederliche, buntscheckige Ausdrucksweise zuwider sein müßte." Wir trennten uns endlich in bestem Vernehmen, nachdem ich ihm noch gesagt, daß er mich nicht wiederbesuchen könne, denn ich hätte noch viele Gänge zu machen, würde den Abend früh zur Ruhe gehen und am andern Morgen abreisen. Durch Schlosser's Frau erfuhr ich, daß Ziegler's Frau, geborne Hirzel, grade jetzt bei Gervinus' Frau zu Besuch sei. — Ich ging nach Hause, zu essen und dann zu ruhen — Regen.

Nachmittags zu Gervinus gefahren, der jenseits des

Neckar's wohnt, wie auch Welcker. — Ich ließ mich zuerst bei Frau Flegler melden, sie wußte natürlich von mir und meiner Theilnahme für ihren Mann. Eine unschuldsreine, klare, und dabei so tüchtige als feine Frau, von größter Einfachheit und Sicherheit! Dann kam Gervinus, etwas kühl; dann seine Frau, geborne Schelver, deren Vater ich gut gekannt, dann Doktor Hagen; wir sprachen viel Politisches und waren ziemlich einverstanden; Gervinus zuletzt ganz warm und herzlich. Er sieht krank aus.

Von hier zu Welcker, wo ich den österreichischen Flüchtling Herrn von Fenner fand. Hier kam viel zur Sprache; das Schicksal Deutschlands, die Stimmung des Volks, der Drang nach Einheit, die Mißgriffe und Verblendungen der Staatsbehörden. Er verwarf alles blinde Revolutioniren ohne festes Ziel und neue Satzung, im Gegensatz Andrer, denen das Zerstören genüge. Wir sprachen von Rotteck, dem Edlen, seinem allzu frühen Tode, seinen verdienstlichen Arbeiten. „Seine Weltgeschichte", sagte Welcker, „wurde früher von Schlosser heftig getadelt, der es unsinnig und unwürdig nannte, für das Volk zu schreiben, eigentlich aber Neid fühlte wegen des ungeheuern Absatzes, den das Buch hatte, wegen der stets nöthigen neuen Auflagen. Endlich, nach Rotteck's Tode, wollte er einsehen, demselben Unrecht gethan zu haben, man müsse wohl für's Volk schreiben, und versuchte es nun selbst, das Rotteck'sche Werk durch ein ähnliches auszustechen; aber er erfährt schon jetzt, daß das seinige die anfängliche Gunst nicht behauptet, daß ihm das Talent fehlt, und man häufig zu dem ältern Buche zurückkehrt; es ist auch toll, Geschichte schreiben zu wollen ohne alle Rücksicht auf Staat und Gesellschaft." Die Ixstein-Hecker'sche Sache wurde durchgesprochen; die Schlöffel'sche Angelegenheit, Bettina's Verdienst dabei; die

preußische Verfassungssache. — Welcker erzählte von seinem neulichen Aufenthalt in Neapel. — Zweite Auflage des „Staatslexikons", dringende Aufforderung zur Mitarbeit. — Ich schied von Welcker mit dem Scherz, er habe in Berlin zu Bettinen gesagt, er würde mich gern besuchen, wolle mich aber nicht kompromittiren; zum Danke dafür hätte ich ihn nun durch meinen Besuch tüchtig kompromittirt!

Ich fuhr wieder zu Paulus, der beglückt war über den guten Ausfall des Besuchs bei Schlosser. Er nahm es mir hoch auf, die Sache so behandelt zu haben. Schwächen Schlosser's, Lob besticht ihn unbedingt, und er entbehrt fast allen freien Lobes, denn was man in den Zeitungen liest, ist fast immer von ihm seinen Schülern abgedrungenes, aufgenöthigtes! Wir sprachen über Johann Heinrich Voß, Creuzer, sein schändliches Benehmen gegen Carriere, gegen den auch Schlosser eine zweideutige Rolle gespielt. Paulus that mir verschiedene Fragen, die ich so gut ich konnte beantwortete. — Ich ging endlich; Paulus schenkte mir sein Bild und einen Aufsatz, versprach Autographen, erbot sich zu jedem litterarischen Dienste, den man von ihm fordern wolle; ich bat ihn, seine Erinnerungen von Jena aufzuschreiben; Goethe, Schiller ꝛc.

Doktor Kapp ist verreist, im Alexanderbade. — Bei Winter angefragt; die Buchhandlung gehört dem Sohne, der Vater ist Bürgermeister; leider traf ich ihn nicht; Rahel hatte große Liebe zu der feurigen Redlichkeit, die er in der ersten badischen Ständeversammlung bei mehreren Gelegenheiten darthat.

Der junge Herr von Wedekind, den ich in Berlin öfters gesehen und der jetzt in Heidelberg studirt, besuchte mich Abends und erzählte mir von den Studenten, den

Professoren ꝛc. Die Burschenschaft wacht wieder auf und verstärkt sich. Viele Zweikämpfe. Wenig Fleiß.

Ein Spazirgang mit Ganzmann durch die Stadt wurde durch Regen abgekürzt. — Welcker kam noch spät, neue Aufforderung, Beiträge zum „Staatslexikon“ zu liefern. Versprechen von Autographen.

Ich dachte der Zeiten, wo mein Vater und Oheim hier studirten, der Erzählungen von damals, der Anwesenheit meines Vaters im Jahre 1798, ein Jahr vor seinem Ableben ꝛc. — Heidelberg, seit meinen Knabenjahren, mir ein bedeutender, lieber Namen!

Würzburg, Mittwoch, den 6. August 1845.

Frühmorgens nach Würzburg abgereist, über Mosbach, Buchen, Hardheim, Bischofsheim. Regengüsse, Wind. Im Jahre 1814 machte ich diesen Weg im schönsten Wetter, mit Entzücken! Ich reiste von Baden, wo ich Tettenborn verlassen hatte, nach Töplitz, wo mich Rahel erwartete. — Ehmalige Pfalz, ehmaliges Hochstift Würzburg. — Franken und Rheinland innig verwandt, derselbe Stamm des Volkes; fröhliche, gutmüthige Leute, weniger Genius als die Schwaben, mehr Verstand. Rohe Frömmigkeit und rohe Aufklärung gemischt; alte Pfaffenherrschaft, die beides hervorbrachte. — Geringe Forderung eines Schmidts, dem ich deßhalb das Doppelte gab. — Ich kam erst Abends gegen elf Uhr im Deutschen Hause zu Würzburg an, wo zwar Platz war, denn das viertägige große Sängerfest war grade zu Ende, aber alle Leute waren so müd' und träge, daß ich schwer das Nöthige erhielt. — Bello half mich erwärmen.

Kissingen, Donnerstag, den 7. August 1845.

Vor acht Uhr zum Professor Franz Hoffmann gefahren, der auf der Karthause wohnt. Er war noch nicht aufgestanden. Ich rettete Bello's Augen, denn ein Kätzchen, dem man die Jungen ersäuft hatte, stürzte wüthend auf ihn ein, schlug ihn grade in's Gesicht und der sonst beherzte Katzenfeind stutzte erschreckt zurück, mein Stock nur brachte das Kätzchen zum Weichen. — Im Vorzimmer die Gypsbüste Franz Baader's, überlebensgroß, nach der Todtenmaske, zu finster, nicht heiter und klar genug; das jugendliche Bildniß Schelling's an der Wand. — Hoffmann sehr verwundert mich zu sehen, gab mir Auskunft über seine Lage, sein Amtsverhältniß, seine Arbeiten. Er war krank, leidet an den Augen. — Stimmung in Baiern, Aufmerksamkeit auf die Deutschkatholischen, die Regierung dawider, die Bürger nicht abgeneigt, kleine Regungen auch in Würzburg, aber wegen verrufener Leute, die sich dabei wichtig machen wollten, wieder eingeschlafen. Thatsache, daß in Böhmen und Mähren jene Richtung sehr stark ist, und die Neuerung, wiewohl ganz im Stillen, um sich greift. — Ueber Baader's Biographie und Schriften noch wenig Tröstliches. Ueber Schelling. — Hoffmann möchte mich zum Bischof von Würzburg führen, aber ich habe keine Zeit. — Besuch mit Hoffmann bei Professor Denzinger, der ganz in der Nähe wohnt; auch dessen Sohn, Doktor Denzinger, den ich in Berlin öfters gesehen, kam herbei, er wird seine Laufbahn nun doch in Würzburg als Privatdozent anfangen. — Die Universität hat Grundeigenthum von mehr als drei Millionen Gulden an Werth, sie verwaltet es selbst, unter Staatsaufsicht. Solche Sicherheiten gegen den Staat müssen heutiges Tages unnöthig sein und wegfallen!

Ich kam erſt gegen elf Uhr fort, es waren keine Pferde zu haben. — Hoffmann begleitete mich zum Wagen, und verſprach, mich in Kiſſingen zu beſuchen. — Unter Sturm und wolkenbruchähnlichem Regen, über Opferbaum und Poppenhauſen nach Kiſſingen. Ganzmann verkundete, daß er die Ruinen von Bodenlaube ſähe. Unter Regen angelangt. Bei Doktor Balling vorgefahren, ich habe Wohnung im angebauten Nebenhauſe, unter demſelben Dache mit Tettenborn's.

Der General war in Brückenau beim Könige von Baiern, der morgen nach München zurückgeht. Die Generalin war zu Beſuchen ausgegangen und vom Regen aufgehalten. Sie wurde gerufen und drang auf mein Zimmer, umarmte mich mit Freudengeſchrei! Sie war ſehr krank geweſen, hatte zu ſterben geglaubt, aber ſtets muthige Faſſung behalten; ich bewundre auch jetzt ihre Stärke, ſie nimmt das Leben ganz wie ſonſt, mit aller Friſche und Theilnahme, als wenn nichts ſich veränderte, nichts enden müßte. Ich erzähle von Homburg ꝛc. — Fräulein von *, ein Bild provinzialer Eigenheit, närriſcher Behaglichkeit, vornehmer Reſignation. Darauf die Frau des mecklenburgiſchen Generallieutenants von Both, geborne von der Tann, Schweſter zweier Brüder, von denen ich den einen in Oeſterreich, den andern hier gekannt. Sie war in der guten Zeit von Weimar Hofdame der Prinzeſſin Karoline, mit der ſie nach Mecklenburg ging, auch 1814 nach Töplitz kam, wo ſie unſre Wandnachbarin war; ſie hat die jetzige Herzogin von Orleans von Kindheit an gekannt und zum Theil erzogen; der weimariſchen Zeit erinnert ſie ſich mit größtem Behagen, liebt vor allem Schiller, bei deſſen Sterben ſie zugegen war. Das Geſpräch erwärmte ſie ganz! — Sie war eben fort, ſo kam Tettenborn!

Er sieht noch vortrefflich aus. Herzlichste Bewillkommnung! Erzählungen von beiden Seiten. Nach zehn Uhr schieden wir und gingen schlafen.

Kissingen, Freitag, den 8. August 1845.

Tettenborn kam zu mir. — Wir wollten ausgehen, es regnete aber zu sehr. — General von Both kam, Bekanntschaft vom Jahre 1813 aus Hamburg; er sagte mir viel Schmeichelhaftes, wunderte sich, daß ich nicht nach Stolzenfels berufen sei! Ich mußte laut auflachen, so daß der Mann ganz verlegen wurde; ich erklärte ihm dann mein Verhältniß, und er gab sich zufrieden, er hatte mich vorgerückter an Rang geglaubt. Er erzählte, gestern noch habe der König von Baiern sich gefreut, daß das Sängerfest in Würzburg ohne politische Aufregung ruhig vorübergegangen, heute aber komme die Nachricht, noch ganz zuletzt habe man die Schleswig-Holsteiner hochleben lassen, ein in der Nacht abgedrucktes Lied abgesungen und heftige Reden fallen lassen. Man kann dergleichen nicht mehr bezwingen, es ist in der Luft, die man einathmet! — Mit Tettenborn die deutschen, die preußischen Angelegenheiten besprochen. Er macht mir ernstlich Vorwürfe, daß ich von Homburg nicht auf den Johannisberg gefahren sei, der Fürst von Metternich würde begierig gewesen sein, mit mir zu sprechen, er setze großes Zutraun in meine Auffassung der Dinge und würde meine Urtheile gern gehört haben. Ueber Canitz und seine Ansichten und Einbildungen, er werde übergroße Schwierigkeiten finden. Ueber Bülow's traurigen Zustand, seine Schwäche war schon hier sehr merkbar. Metternich liebt eigentlich den General von Canitz nicht, der in Wien als ein Liberaler gilt, Bülow ist ihm weit genehmer.

Mittags Fräulein von Brede zu Tische mit uns. Nachmittags Frau von Blomberg. — Dann kam Gräfin von *, geborne Gräfin von * aus Wien, eine Art von wilder Lore Fuchs, unruhig, eigenwillig, launisch, frank und frei, klug, sich gehen lassend, ohne Rücksicht und doch voll Aufmerken. Tettenborn meint, ich würde ihr den Hof machen, mir gefällt sie aber nicht.

Als der Regen etwas nachließ, wollt' ich doch etwas gehen und mich auf dem Kurplatz umsehen, es war aber furchtbar naß, und ich schwindelte etwas, die Erinnerungen des Bodens waren mir offenbar nicht zuträglich. — Doktor Balling, Doktor Granville. — Unvermuthet Professor Hothe aus Berlin, seit gestern hier. Lady und Miß Fitzgerald, aus vorigen Zeiten. Den Fürsten von Taxis erkannt' ich erst, als er mir seinen Namen sagte. — Bald nach Hause.

Abends bei Tettenborn's waren die Gräfin von S., Frau von Blomberg, Fürst von Taxis, Graf von Luxburg aus Paris Herr von Könneritz, Herr von Küstner aus Berlin, Graf und Gräfin von Wimpffen, geborne von Eskeles, letztere erkannte ich nicht, sie aber sogleich mich; sie sieht ihrem Vetter Bartholdy jetzt ähnlich, hat bedeutende Züge und prächtige Augen; sie erzählte mir von Frau von Pereira ꝛc. — Ich sprach am meisten mit Luxburg, und dann mit Wimpffen, der von Triest und Venedig sehr unbefangen erzählte, auch etwas mit Küstner.

Kissingen, Sonnabend, den 9. August 1845.

Da der Boden etwas trocken geworden war, so macht' ich, nach der Begrüßung mit Tettenborn, einen Spaziergang auf dem Kurplatz und in der Nähe, nicht ganz ohne Schwindel. Ich besuchte das Bureau von Niedergesees,

einige Laden, meine vorigen Hauswirthe Karrig. — Begegnung und stückweis geführtes Gespräch mit Wimpffen's, Taxis, Gräfin von *. Letztere sieht wie ein Mädchen aus, ist aber wenigstens sechsunddreißig Jahr alt, hat sechs Kinder, ihr Mann aber — ich kannt' ihn 1810 in Paris — ist achtundsechzig Jahr, sie leben zusammen in bestem Vernehmen und reichlichen Verhältnissen auf einer Besitzung in Ischl, haben aber auch eine Wohnung in Wien; die Frau ist ihrem Manne nicht nur unverbrüchlich treu, sondern auch in Liebe zugethan, dabei jedoch so unruhig, spielerig, lebhaft und scherzhaft, kokett im Benehmen und leichtfertig in ihren Aeußerungen, daß man ganz andre Gedanken haben könnte. Ich höre, daß sie die sorgsamste, wirthschaftlichste Hausfrau ist, obwohl sie das Geld sonst nicht schont, immer kauft, schenkt, jeden Einfall ausführt. Eine ächte Wienerin von der guten Art, nicht von der schlimmen! Ein Uebermaß geselliger Albernheiten, übereinkömmlicher Scherze, deren Wiederholung den langwierigen Stunden einige Belebung geben soll und deren Inhaltlosigkeit durch Nachdrücklichkeit ausgeglichen wird. Dieses fast kindische, weichliche Tändeln und Scherzen ist in Wien fast allgemein und kann einen Fremden leicht täuschen, indem er es für Ernst nimmt, der Ernst aber steckt dahinter, und die selbstsüchtigste Aristokratie, der grausamste Stolz und die härteste Gleichgültigkeit treten daraus oft unerwartet hervor. Von dieser schlimmen Art scheint die Gräfin ziemlich frei.

Bei Tische Fräulein von Wrede und Herr von Könneritz. Nach dem Essen auf dem Balkon, mannigfache Unterhaltung. Tettenborn erzählte geschichtliche, von ihm selbst erlebte Züge, von denen ich einige aufschrieb. Die Gräfin von S. kam in prächtigem Putz, mit ihr die Ge-

neralin von Both, nachher auch der General. Dieser befragte mich eifrigst nach Bülow, und ich erfuhr, daß er in erster Ehe mit Bülow's Schwester verheirathet gewesen. Bülow's Zustand war schon hier sehr geschwächt, und man redete ihm vergebens zu, seine Weiterreise noch zu verzögern, er wollte an den Rhein, weil er, unabhängig von dem Kommen der Königin von England, bei dem Könige sein zu müssen glaubte. Er hatte sich hier unbedingt für Reichsstände, für Preßfreiheit und für die Deutschkatholischen ausgesprochen. — Tettenborn versichert mich, wenn Preußen eine freie Verfassung habe, werde in Oesterreich das Verlangen nach einer solchen ungestüm ausbrechen, Metternich wisse das recht gut, fürchte aber deßhalb doch nicht die Bewegung in Preußen so sehr, um sie hindern zu wollen, nur beunruhige ihn, daß er darin keine feste sichre Bahn und kein befriedigendes Ziel erblicke.

Um sechs Uhr ging ich auf den Kurplatz, sprach den Grafen von Wimpffen und seine Söhne, fand den Reverend Smithwick, der mich mit einem Herrn Georg Grote bekannt machte, englisches Parlamentsmitglied, mit deutscher Litteratur bekannt, noch mehr seine Frau, er hat einen Brief für mich, von wem konnt' ich lange nicht herausbringen, endlich nannte er den Namen Lewes. — Fürst von Taxis, Lady Fitzgerald. — Der Generallieutenant von Barner, aus Neiße mit seiner Familie hier, stürzte auf mich los, sagte mir die freundlichsten Sachen, nahm mich unter den Arm und ging lange mit mir, in vertraulichstem Gespräch über unsre Angelegenheiten. Ich erstaunte über die Macht der öffentlichen Stimmung; er war sehr vom König eingenommen, sonst aber unbedingt in freisinnigster Richtung, sprach ganz im Sinne der Tagesmeinungen; Verlangen nach Verfassung und Preßfreiheit, Anklagen

des Grafen von Arnim, Ueberzeugung von der Unschuld Schlöffel's, Verwerfung unsrer gerichtlichen Verfassung, Haß gegen Eichhorn, gegen die Frömmler, die Jesuiten, Spott über die grundlose Annahme, daß in Schlesien Kommunismus sei, Gefallen an der deutschkatholischen Bewegung. Ein preußischer Generallieutenant, das ist wahrlich viel! — Barner hat in Spanien unter Lord Combermere gedient (damals Stapelton Cotton), und führte, als ich nach diesem fragte, mich gleich auf ihn zu; ich erneuerte die Bekanntschaft, auch mit Lady Combermere und ihrer Tochter, die beide recht gut deutsch reden. Der Lord erzählte mir von Wynn's, dann von Ostindien, von Soult in England. Mit der Lady ging ich lange allein, und was sie sagte, und wie sie dabei aussah, gefiel mir sehr. — Auch Barner's Frau und Tochter sprach ich eine Weile und begrüßte im Vorbeigehen Herrn und Frau von Kröcher.

Sehr müde nach Hause, auch Tettenborn und Frau von Tettenborn äußerst ermüdet, niemand mochte in die Reunion. Nur Herr von Könneritz mußte die Gräfin von S. hinbegleiten. Fürst von Taxis bei Tettenborn's zum Thee, und Fräulein von Wrede. Muntre Erzählungen, auch ernste.

Kissingen, Sonntag, den 10. August 1845.

Frühmorgens wieder Regengüsse, die den Boden ganz verderben. — Geschrieben, in Schladen's „Tagebuch" gelesen. So wichtig mir das dunkle Stück preußischer Geschichte von 1806 ist, und so eifrig jede neue Angabe zur Aufhellung derselben mich erregt, so wenig erquickt mich dieses Tagebuch. Etwas Geringeres, Dürftigeres läßt sich kaum denken, und nur insofern ist es wirklich ganz im Karakter jener Zeit. Keine Ansicht, kein Ueberblick, keine

Kraft und Entschiedenheit ist da zu finden, und der Tadel, den er auf Andre wirft, trifft vor allen den Tagebüchler selbst, der bei allem Unglück immer nur Wünsche und Seufzer hat; er ist ein Diplomat von gewöhnlichstem Schlage, die erbärmlichste Sorte von Menschen. Auch sogar die thatsächlichen Nachrichten wählte und giebt er schlecht. Dies Buch zu lesen stimmt mich ganz herab, doch kann ich es nicht ungelesen lassen, und les' es sogar mit Begier.

Ein Sonnenblick verlockte mich zum Ausgehen. Karten abgegeben bei Lord und Lady Combermere. Ich sah die Engländer zur Kirche eilen; vornehm und gering, die Weiber meist im Staat und sehr eifrig, die Männer träge; verzwickte Gesichter, nur ein paar schöne. — Neben uns an wird nun auch ein protestantisches Bethaus gebaut, auf König Ludwig's Befehl. — Reverend Smithwick.

Später mit Tettenborn nochmals ausgegangen und die Gräfin von S. besucht, die unwohl ist; Wimpffen's dort, Taxis. — Doktor Tirruff, ein neuer junger Arzt hier.

Nachmittags kurze Zeit auf dem Balkon, es war zu kühl. Gräfin von S. kam, nachher Frau von Both, Herr von Könneritz ꝛc. Frau von Both erzählte von ihrem Aufenthalt in Paris, sie war ein halbes Jahr als Gast der Herzogin von Orleans in den Tuilerien; sie versichert, der Herzog sei nicht aus dem Wagen gesprungen, wie er zum Scherz wohl zwanzigmal gethan habe — es war ein ganz niedres, offnes Wägelchen ohne Seitenrand —, sondern der einzige Augenzeuge, ein Gendarm, habe bestimmt ausgesagt, in dem Augenblicke, als der Herzog aufgerichtet sich zu dem Kutscher vorgebogen, sei das eine Rad über einen großen Stein gegangen, und der heftige Stoß habe den Herzog im Bogen hinaus und auf daliegende Bausteine geschleudert. Ueber das Leben der königlichen Familie, die

Prinzen Nemours und Joinville, die Herzogin Helene ꝛc. viel Besonderes.

Beim Abendbrunnen war es sehr lebhaft, ich fand Hotho wieder, Lady Fitzgerald, Frau von Arnim, die geschiedene, den General von Barner ꝛc. Frau von Zwierlein, geborne Adelheid von Stolterfoth, hatte schon längst auf mein Hieherkommen sich gespitzt, ich begegnete ihr und schloß mich ihr eine Weile an. Sie sieht noch recht schön aus, spricht angenehm und sehr verständig. Als sie nach Fräulein von Seefried fragte, und ich antwortete, sie sei auf der Engelburg bei Passau, habe mir von dort geschrieben, ich ihr aber noch nicht wieder, leider könne ich nicht alle derartigen Pflichten erfüllen, — versetzte sie sogleich: „Sein Sie in Betreff meiner unbesorgt! Ich werde Ihnen keine Briefe schreiben, ich will Sie nur im Stillen verehren!“ Da hatt' ich's! Ich mochte nun betheuern, von ihr grade wolle ich Briefe haben, sie blieb bei ihrem Ausspruch. Ist das nicht angenehm und verständig? — Combermere's waren nicht zu sehen, Herr George Grote auch nicht.

Abends beim Thee die Fürstin Gortschakoff, Wimpffen's, Könneritz, Taxis ꝛc. Lauter zerbröckeltes Gespräch, mit kurzen Ausnahmen zwischen Tettenborn und mir, und Könneritz und mir. — Wiener Leben und Verhältnisse. Hormayr's Vertrautheit mit dem verstorbenen Altgrafen Hugo von Salm, dem Freunde Rahel's. — In Wien dachte man gleich nach der Thronbesteigung des Königs von Preußen den Grafen von Trauttmannsdorff durch einen geschicktern Gesandten — etwa den Fürsten Felix von Schwarzenberg zu ersetzen, aber der König wünschte jenen zu behalten; man würde jedoch ihn auch jetzt noch abberufen, wüßte man einen Diplomaten auszufinden, von

dem man hoffen dürfte, daß er Einfluß auf den König gewänne, aber es findet ſich kein ſolcher!

Kiſſingen, Montag, den 11. Auguſt 1845.

Früh Sonnenſchein, dann aber bedeckter Himmel und kalter Wind. — Zeitungen geleſen. Nebenius in Karlsruhe hat einen Schlaganfall gehabt; tiefbetrübende Nachricht! Ein tüchtiger, in Wiſſenſchaft und Amt kaum erſetzbarer Mann. — Die Reiſe der Königin von England beſchäftigt alle Leute über die Maßen, mich langweilt ſie über die Maßen, dieſe zweckloſe, verſchwenderiſche Reiſe, die auch unſern König brandſchatzt und zerſtreut. — Um warm zu werden, etwas unter den Bäumen gegangen. Belle prächtig und beluſtigend, ſein Geſpiele vor zwei Jahren, der Dachshund Waldmann, kennt ihn und uns noch, Belle aber bringt es über's Herz to cut him! — Wimpffen, Both, Barner. — In „Bürger" von Otto Müller geleſen.

Nachmittags bei Tettenborn Beſuch des Kammerherrn von der Tann, des Freundes vom König von Baiern, des Autographenſammlers ꝛc. Ganz weiß von Haaren, aber ein Wirbelwind von Heftigkeit, Ueberſtürmung! Er war, wie auch Wimpffen, ſchon Vormittags bei mir geweſen, hatte mich aber nicht getroffen, Klagen darüber, über meine Sammlerluſt, die der ſeinen ſchade, aber gleich das Verſprechen ſchöner Geſchenke, eines Blattes von Leibnitz, J. M. Schmidt des Geſchichtſchreibers, Sailer's ꝛc. Er reiſt alsbald wieder ab. — Beſuch der allerliebſten Bubchen der Fürſtin Gortſchakoff; beſonders der jüngere, Konſtantin, kaum drei Jahr alt, iſt von zarteſter Lieblichkeit. — Beſuch der Gräfin von Hompeſch, der Lady Leveſon,

der Fräulein von Schell. Erst als sie weg waren, erfuhr ich, daß die Lady Leveson die ehmalige Lady Acton ist, die ich 1839 in Wiesbaden kennen gelernt, die Freundin der Wynn's, die Tochter des Herzogs von Dalberg, welche so heftig katholisch war und dann plötzlich einen Protestanten heirathete. — Herr Grote hatte mich besuchen wollen, Lord Combermere, Smithwick.

Um fünf Uhr ging ich spaziren, aber es war sehr kühl; ich suchte die bedeckten Gänge hinter dem Ballsaale, wo es wärmer war, und ganz einsam, ich hatte mancherlei Gedanken über die vergangne Zeit, die jetzige kam mir in Bezug auf mich wie ein Nachtrag vor, der auch sein Gutes hat, für sich allein aber nicht bestehen könnte. — Gespräch mit Lady Combermere, die mir jedesmal ungemein gefällt. — Begegnung mit Wimpff.n's, die Gräfin hat eine Bitte an mich, die mich unausgesprochen etwas beunruhigt, bis ich vernehme, daß es nur eine Einschreibung in ihr Album ist! Das Lebensgeschick dieser Frau, das ich aus frühster Zeit begleiten kann, ist mir ein unerschöpflicher Stoff der Betrachtung, des Nachdenkens, — der bloße Anblick spannt meine Vorstellungen, und ich kann nicht über ihn wegkommen, ich muß ihn wie ein geschichtliches Gemählde lange studiren. — Combermere's nochmals, Tettenborn's, Both's, Fitzgerald's, Hotho, Varnhagen, Herr und Frau von Zwierlein; mit letzterer ging und saß ich lange, Einladung, in den Rheingau bei ihr zu wohnen ꝛc., angenehmer Verstand mit höherem Anschwunge, bescheidene Gutmüthigkeit und Klugheit, unbefangene Anerkennung Heine's. — Der Staatsrath von Reisig aus St. Petersburg stellt sich mir vor und bringt mir Grüße von Oliva, den er vor drei Wochen in Reval verlassen.

Wir sollten den Abend bei der Gräfin von S. sein,

die zu unwohl war um auszugehen, der Arzt Doktor Diruff wollte aber, daß sie keine Gesellschaft sähe. Tettenborn's empfingen daher bei sich wie sonst. Die Landgräfin von Hessen-Rothenburg kam, die Fürstin von Salm, geborne Salm, eine unverheirathete Prinzessin von Salm, die Familie Wimpffen, Graf von Putbus mit seinem Hündchen, Graf von Lynar, Baron von Könneritz, zuletzt Herr von Küstner. Mit der Prinzessin von Salm hatte ich kleinen Verkehr, die Landgräfin war mir merkwürdig. Unterhaltendes und sachreiches Gespräch mit dem einen Sohne des Grafen von Wimpffen — er studirt und dichtet —, über Triest, Venedig, österreichische Lehranstalten ꝛc. Der jüngere nahm bald Theil; beide sind ernste, auf Höheres gerichtete junge Leute, in denen das von der Mutter Ueberkommene stark vorherrscht. Seltsam, daß man in Oesterreich bedacht ist, einige Einrichtungen bei den Universitäten abzuschaffen, die „der elende" Eichhorn bei uns in Preußen einführen will! zum Beispiel die kindischen Examen, die vorgeschriebenen Lehrbücher. Das fehlte noch!

Was an solchem Abend alles vorkommt, aus der großen Welt, aus allen Städten und Ländern, welche Verhältnisse und Geschichten, das wäre kaum möglich aufzuschreiben! Aber alles ist Thatsächliches, Wirkliches, die Gedanken muß man dazu mitbringen und dabei doch nur für sich behalten. — Nach zehn Uhr ging ich schlafen.

Kissingen, Dienstag, den 12. August 1845.

Nach frühem Sonnenschein gleich wieder trüb' und regnicht. Geschrieben, gelesen. Auf die Post gegangen, und dann zu Herrn George Grote, wo ich eine gute Stunde blieb. Ein ernster, unterrichteter, freisinniger Engländer,

weltkundig, billig. Griechische Klassiker in Tauchnitz'schen Ausgaben lagen auf dem Tische, daneben auch deutsche Bücher. Er fragte viel über preußische Verhältnisse, wußte schon, daß Savigny „ein Ochs" — nach Bettina —, Eichhorn „der elende" — nach Humboldt — ist, verglich die preußischen Sachen mit den englischen, fand diese nicht zur Nachahmung geeignet, besonders da sich England selbst von vielen kirchlichen und aristokratischen Fesseln zu befreien wünscht, und sehr zu vermuthen ist, daß man grade diese nachzuahmen im Sinne habe. Schlechte Meinung von Bunsen, als von einem, der mit den Liebhabereien des Königs spielt, sie nährt und sie zum Ernste treibt.

Die Gräfin von S. besucht, die unwohl ist und von Erkältung leidet; sie sieht in der That ganz blaß aus, und Doktor Diruff will nicht, daß sie an die Luft gehe. — Mit Tettenborn's von dort mit einigen Umwegen nach Hause und dann zu Tische.

Nachmittags geschlafen, dann gelesen; Regengüsse; dann ausgegangen, im Ballsaale hatte eben die Musik aufgehört, zu der eine große Gesellschaft sich versammelt hatte. Reverend Smithwick stellte mich der Mrs. Grote vor, einer großen, ernstfreundlichen, kränklichen Frau, die sich sogleich jedes Gesprächs fähig zeigte. Lady Fitzgerald, Lord und Lady Combermere, Fürstin Tschernitscheff — mit Lady Combermere hätte ich gern ausführlich gesprochen, aber der Lord wollte militairische Fragen erörtern und ich mußte mich ihm zuwenden. — Man ging zum Brunnen, aber der Boden war naß, die Luft feucht. Ich ging lange mit Herrn und Mrs. Grote, auch mit letzterer allein, sie priesen das Talent von Gentz, stimmten in mein Lob der Memoiren Malmesbury's eifrig ein, Mrs. Grote wollte vorzüglich von Rahel hören, mit schon guter Vorkenntniß und

reinstem Eifer. Vielerlei über Geschichtschreibung kam zur Sprache, und man verlangte — nicht aus Schmeichelei —, ich solle die ganze neuere Geschichte bearbeiten! — Mrs. Grote ist mit der verstorbenen Mrs. Wynn verwandt, sie kennt Mrs. Austin und schätzt sehr Herrn Austin; Milnes ist ein naher Freund; so hängt die Welt überall zusammen!

Frau von Zwierlein nahm Abschied von mir; nochmals herzliche Einladungen, auch von dem Manne, im Rheingau bei ihnen zu wohnen.

Aus dem Schatten der nassen Bäume ruft mich eine Stimme an, es ist die des Geheimenraths Eichhorn Excellenz, des rheinischen Eichhorn. Ganz angenehmes Wiedersehen, das in Berlin, wo wir es leichter haben könnten, nie Statt findet. Ich muß ihm Heibo'n vorstellen. — General von Both, Wimpffen's, Doktor Balling ꝛc.

Zum Thee bei der kranken Gräfin, mit Tettenborn's, Wimpffen's, Herrn von Könneritz. Alles sehr elegant und reich, sie hat eine ganze Kiste voll Silber mitgebracht; gute Bedienung; vortrefflicher Kaffee; Kuchen eigends gebacken von ihrem Koch. Ungeachtet ihres Unwohlseins macht sie die verbindlichste Wirthin, ist heiter, freundlich gegen Alle, scherzhaft. — Mit dem sächsischen Gesandten, Herrn von Könneritz, hab' ich ein großes Gespräch über Konstitution; er meint, Canitz werde sich wundern, Reichsstände ohne Bewilligungsrecht der Steuern seien in unsrer Zeit ein Unsinn, sie würden Uebergriffe thun und niemand sie hindern können, man denke sich das alles falsch, als ob es noch gar keine Erfahrung in diesen Dingen gäbe. — Ueber Bülow keine Nachricht. Man nimmt großen Antheil an ihm.

Kissingen, Mittwoch, den 13. August 1845.

Bei Tettenborn mit General von Both. Er hat Nachrichten vom Grafen von Dönhoff über Bülow, deßgleichen Frau von Tettenborn durch Frau von Blomberg, übereinstimmend schlechte, man verheimlicht einen neuen Zufall, Schlagfluß oder gar Ausbruch von Wahnsinn, man bringt ihn nach Burgörner, dem Gut der Frau von Hedemann bei Erfurt. Canitz reist nun nach Stolzenfels. Niemand wird bei Bülow zugelassen, auch Frau von Bülow sieht niemanden. Ein jammervoller Zustand!

Als es ein wenig aufgetrocknet war, ging ich unter die Bäume, sprach den rheinischen Eichhorn, Wimpffen's, Lord Combermere ꝛc. Ging dann mit Tettenborn zur Gräfin von S. — Die Prinzessin von Salm, Fräulein von Brede. — Frau von Both.

Die Gräfin von S. mit uns zu Tische, doch sichtbar unwohl; sie fürchtet Hohlschwindsucht, bei welchem Namen ich erschrecke! — Nach dem Essen Ausschneiderei, Flechterei, man weiß beides zu schätzen. — Ich ging schlafen und las nachher in „Bürger" von Otto Müller.

Abends beim Brunnen unangenehm durch Feuchtigkeit und Wind. — Oberst Fitzgerald erzählt mir seinen in London gehabten Schlaganfall. Frau von Lauer, geborne Fränkel, redet mich an, wir sprechen von Homburg, Berlin ꝛc. — Herr und Mrs. Grote, sie machen mich mit Lord Leveson bekannt, ich sag' ihm, wie es mir mit Lady Leveson ergangen, er soll mich vorläufig entschuldigen; sie hat mich gleich erkannt und sich nichts merken lassen. — Mit Grote's lange auf und ab gegangen, unter gehaltvollem, mir durchaus zusagendem Gespräch, gute Meinung von Friedrich dem Großen, Verdienstlichkeit der Arbeiten von Preuß; über Wilhelm und Alexander von Humboldt,

das Werk über die Kawi-Sprache, den „Kosmos“, über neuere Dichter, über Schelling's Stand in der Philosophie, Verhältniß zu den Frömmlern; daß Bunsen ihn nach Berlin gebracht, wird für ein schlimmes Zeichen erklärt.

Mit Hotho, Eichhorn und Geheimerath Doktor Wolff aus Berlin. — Professor Laspeyres aus Halle kam eben an.

Abends zum Thee bei Tettenborn's, außer Fräulein von Wrede, eine kokette Deutschrussin, alle Wimpffen's, Graf von Lynar, Herr von Könneritz, Lord Leveson ꝛc. Mit Lord Leveson viel gesprochen; er ist der Sohn des Grafen von Granville, englischen Gesandten zu Paris; er sieht überaus jugendlich aus, lustig und blasirt. Er erzählte mir Scherze von Sydney Smith dem Witzbold, von Milnes, dessen Ungezwungenheit ꝛc. — Mit Gräfin von Wimpffen über eine Stunde gesprochen; sie reist mit den beiden jüngsten Kindern nach Holland, Belgien und Frankreich, sie hat ihr Album für mich mitgebracht, es stehen hübsche Sachen darin, von Gans, Humboldt, Zeltig, Niembsch von Streblenau, Hammer, Pyrker, Grillparzer, — aber auch die Namen Regina Frohberg, Saphir, Braunthal finden sich! In einem musikalischen Album hat sie Blätter von Mozart, Haydn, Salieri, Rossini ꝛc. — Ein drittes Album mit Zeichnungen — sehr kostbaren, preiswerthen, von ersten Künstlern — überließ ich den Andern zum Besehen.

Unter den vielen Erzählungen, die jeden Tag aus großer und kleiner Welt vorkommen, war mir heute merkwürdig, daß General von Both uns vertraute, der Kaiser von Rußland habe schon vor ein paar Jahren zu ihm gesagt: „Je suis persuadé que je mourrai d'une mort spontanée!“ — Wie gleichgültig diese Welt hier gegen

die Schweizervorfälle ist, übersteigt allen Begriff! Ob Leu ermordet worden oder nicht, man erwähnt es kaum.

Kissingen, Donnerstag, den 14. August 1845.

Regnicht und kalt, alle rheumatischen Uebel wachen auf, es ist ein wahres Leiden! — In das Stammbuch der Gräfin von Wimpffen einige Zeilen eingeschrieben; nach Paris an Heine geschrieben. — In Lermontoff gelesen. — Tettenborn.

Bei noch nassem Boden ausgegangen, das Stammbuch bei Wimpffen's abgegeben. — Oberst Fitzgerald; Musik im Ballsaal, eine Straßburgerin singt große italiänische Sachen, von vielen Zuhörern umgeben. — Besuch bei Gräfin von *; Graf von Schönborn bei ihr, der vom Lande hereingekommen, die Levesen's zu besuchen. Ich bleibe noch lange mit ihr allein, in Gesprächen ernster und angenehmer Art; das bedenkliche Thema vom Alter wird abgehandelt, von Ungleichheit desselben, wiefern das Glück an die Jugend geknüpft sei; sie vertheidigt mittelbar ihr eheliches Verhältniß, und daß ihr Mann so viel älter sei als sie, — er ist achtundsechzig, sie einige dreißig. — Bei Steigerwald neue Glaswaaren angesehen. Andre Kaufläden besucht.

Mittags mit Fräulein von Wrede die Zeichnungen im Album der Gräfin von Wimpffen durchgesehen. Unter der Erwartung. — Selbst beim Essen leiden wir Alle von der Kälte, immer auf's neue kleine Regen, die den Boden und die Luft durchfeuchten. — Gegen sechs Uhr dennoch auf den Kurplatz, weil nur Bewegung helfen zu können schien. Man ging in dem Säulengange. — Wimpffen's; die Gräfin voll zärtlicher Dankbarkeit; Herr und Frau von Both; Lord und Lady Levesen, mit welcher letztern ich

endlich zu Erklärungen komme. — Sie iſt ein rechtes Weltkind, ſeit Jahren bald hier, bald dort; ſie gehört allen Ländern an, ihr Vater ein franzöſirter Deutſcher, ihre Mutter eine Piemonteſerin, ihre beiden Männer Engländer; überall hat ſie Verwandte, in München, Wien, Turin, Paris, London. — Lange Zeit ging ich mit Grote's auf und ab, Mrs. Grote war „hungry" nach Mittheilungen von Rahel, ich verwies ſie auf das Buch, obſchon auch dieſes nur ein unvollkommenes Bild von ihr gäbe; ein gutes Wort preßte mir die Verlegenheit ab, ich ſagte: „Alles Hervorheben des Ausgezeichneten in Rahel giebt ſchon deßhalb ein falſches Bild, weil bei ihr grade das bezeichnend war, daß alle ihre Auszeichnung eigentlich unausgezeichnet erſchien." Wir ſprachen über Wilhelm von Humboldt, dann über Strauß, deſſen Bücher Herr Grote geleſen hat und ungemein ſchätzt, ſie ſind ganz nach ſeinem Sinne; merkwürdig für einen Engländer! — Ich mache Herrn Grote mit Hotho bekannt. — Profeſſor Roß, der dreizehn Jahr in Athen war und jetzt nach Halle geht, redet mich an und wir gehen eine Weile zuſammen. — Gräfin von S. — Herr Matthiſſen aus St. Petersburg, den ich ſchon in Berlin gekannt, Neveroff's Freund und Granoffsky's; letzterer in Moskau glücklich verheirathet.

Abends beim Thee Gräfin von S., Fräulein von Wrede, ſpäter Herr von Kennerig. Munire Geſpräche, beſonders mit der Gräfin.

Kiſſingen, Freitag, den 15. Auguſt 1845.

Unverändert kalt und regnicht, man möchte das Bett gar nicht verlaſſen und iſt immer ſchläfrig. — So ſchlimm wie heute war es noch nicht, morgens nur acht Grad Wärme, den ganzen Tag Regengüſſe, alles ſchwimmt in Näſſe.

Ich wollte zu Grote gehen, der Regen zwang mich umzukehren, dann, auf dem Hin- und Herwege vom Staatsrath Reiſſig, doch durchnäßt. Ich brachte dieſem meinen offnen Brief an Oliva. — Bei der Gräfin von S. fand ich Tettenborn, wir waren munter, die Gräfin erzählte mir von ihrer Jugend, ihrem Unterricht; ihre Tante, die Landgräfin von Fürſtenberg, verlangte von ihr, daß ſie von jedem Menſchen, den ſie ſah, den erſten Eindruck zu Papier bringen mußte, die gute und die böſe Seite; das war eine gute Uebung, ſchärfte Aufmerkſamkeit und Urtheil, und die Vergleichung des erſten Eindrucks mit ſpäterer Einſicht war nicht nur belehrend, ſondern auch vergnüglich. — Wir beſuchten auch Fräulein von Brede, die unwohl war, aber doch zu Tiſche kam. Gräfin von Wimpffen dort. — Reverend Smithwick ermahnt mich, für mein ſichtbares Beſſerbefinden doch nur ja Gott recht dankbar zu ſein; ich beruhige ihn, dieſes Gefühl ſei beſtändig bei mir wach und rege; der Mann nimmt dieſe Sache, als gälte es, täglich ſeinen Groſchen abzutragen, und als dürfe man die Schuld nicht in Einer Zahlung abthun, er will tägliches Geben. Er meint es aber in ſeiner Beſchränktheit äußerſt gut.

Beim Mittageſſen lauter Klagen und Unluſt wegen des Wetters. Das Papierflechten war nachher äußerſt willkommen, Frau von Tettenborn hat es ſchnell erlernt, die Gräfin von S. will es in Iſchl als Winterzeitvertreib einführen. — General von Both und Frau nahmen Abſchied. — Der Regen war ſo ſtark und anhaltend, daß an Ausgehen gar nicht mehr zu denken war. Die Gräfin konnte nicht nach Hauſe, blieb gleich zum Abend. — Ich ſchrieb einige Zeilen an Herrn Grote.

Der Thee kam früher als ſonſt. Außer der Gräfin von S. waren noch Herr von Könneritz, Graf von Wimpfen und der ältere Sohn, dann Herr von Küſtner zugegen. Später kam Lord Leveſon. In dieſem hab' ich mich gröblich geirrt; er unterhielt den ganzen Abend mit Tettenborn und dann auch mit mir ein ernſtes, gehaltvolles Geſpräch über Staats- und Kriegsſachen, wußte vieles, fragte ſehr geſcheidt und bewies lebhafte und verſtändige Theilnahme. Auch hörte ich, daß er in dem Miniſterium Palmerſton's eine ganze Zeit Unterſtaatsſekretair geweſen. Lady Fullerton, Verfaſſerin des puſeyitiſchen Romans, iſt ſeine Schweſter und eben jetzt wieder mit einem Werke beſchäftigt; Lord Egerton (früher Sir Francis Leveſon Gower), der Ueberſetzer des „Fauſt", iſt ſein leiblicher Vetter. — Er iſt ungemein höflich und zuvorkommend.

Noch muß ich anmerken, daß der ſchleſiſche Miniſter Schlabrendorf der Urgroßvater der Gräfin von S. war, der pariſer Schlabrendorf aber der Bruder ihres Großvaters. — Frau Joſephine von Münch, die in Rahel's Briefen aus Wien öfters vorkommt, iſt ſchon lange todt, artige Gedichte von ihr ſind unter dem Namen Sephine gedruckt worden. Ueber die Walhalla wurde viel geſprochen, die Treppe von der Donau herauf erlitt allgemeinen Tadel, nur Küſtner wollte ſie loben. Nachrichten von Stelzenfels hatte Graf von Redern ihm geſchrieben. Wenn dort das Wetter nicht beſſer iſt, ſo werden die Luſtbarkeiten ſchlecht ausfallen! Die Königin wollte nur drei Tage — ſtatt vier — dort bleiben, morgen ſoll ſie in Würzburg übernachten.

Kiſſingen, Sonnabend, den 16. Auguſt 1845.

Das Wetter iſt wo möglich ärger noch als geſtern, zwiſchen dem Regen ſtürmt ein rauher Wind. Alles ſieht und fühlt ſich wie im unangenehmſten Herbſt. Man friert grauſamlich.

Beim Mittageſſen war Herr von Köſtneritz. Leveſon's ſind nach Würzburg gefahren und gehen von da weiter. Bald nach Tiſche kam die Gräfin von S. und wir plauderten uns bis gegen fünf Uhr hinan, unter ernſten Mittheilungen, Scherz und Lachen, Flechten und Ausſchneiden, während draußen der Regen ſtürmte. — Um fünf Uhr, da es unmöglich war auszugehen, zog ich mich auf meine Stube zurück, nur um allein zu ſein, da klopft' es gleich an meine Thüre, und herein tritt der Reverend Smithwick, diesmal ſehr unwillkommen, aber ich ließ es ihn nicht merken. Er hielt mir eine Predigt über Tod und Ewigkeit, ſprach von ewigem Heil und ewiger Verdammniß, die über der Sterbeſtunde ſchwebten, und daß man je älter je näher dem Tode ſei. Das Letztere läugnete ich und fand in den Beiſpielen von ſpäter Bekehrung und Vorbereitung zum Tode, die er von namhaften Weltkindern erzählte, nur Beiſpiele von Schwäche und Feigheit. Als er meinen lieben Voltaire ſchmähen wollte, wurd' ich etwas böſe und ſagte ihm, meiner Ueberzeugung nach ſeien Chriſtus und Voltaire die beſten Freunde. Doch lenkt' ich wieder ein, um den guten Mann nicht zu ſehr zu ärgern, obſchon die pfäffiſche Anmaßlichkeit, mir Gewiſſen und Urtheil ſtimmen zu wollen, einige Strafe wohl verdient hätte. Der Regen hielt den Mann bei mir feſt, ich litt ſehr an dem erzwungnen Geſpräch, ſah es aber endlich als eine engliſche Sprachſtunde an und dauerte aus, ſo gut ich konnte.

Um ſieben Uhr wieder zu Tettenborn's, wo Könneritz, die Gräfin von S., die ganze Familie Wimpffen, der Graf von Lynar. — Mit Könneritz und Wimpffen neue Staatsverhältniſſe beſprochen, die Religionsunruhen — in Leipzig und Halberſtadt gewaltſame Auftritte —, das Adelsweſen, die Ranganſprüche, die Hoheit, Durchlaucht und Erlaucht, die Freiherrnſchaft! Merkwürdig war mir die Aeußerung, daß die Ahnenprobe der Kammerherren, die noch in Dresden und Wien beſteht, bald abgeſchafft werden müſſe, denn in Sachſen könne ſie bald niemand mehr leiſten, und die Kammerherren würden aufhören müſſen; in Oeſterreich aber ſei der Mißſtand auffallend, daß nun ſchon mehrere Fürſten ſie nicht machen können, der junge Fürſt Richard von Metternich, der junge Fürſt Eſterhazy, ſogar, wenn ich mich recht erinnere, ein junger Fürſt von Liechtenſtein nicht. Solche Einrichtungen ſterben wirklich natürlichen Todes, aus Erlöſchen der Lebenskraft, man braucht ſie nicht abzuſchlachten!

Kiſſingen, Sonntag, den 17. Auguſt 1845.

Herbſtlich kalt, ein paar Sonnenblicke früh, doch der kalte Wind führt gleich wieder ſchwere Wolken herbei und der ganze Himmel iſt trüb' umzogen.

Beſuch bei Fräulein von Wrede, die noch unwohl iſt, Frau von Tettenborn und Gräfin Gudowitſch. Von hier auf's neue auf den Kurplatz und in das Leſekabinet. Nachrichten über die Vorfälle in Dresden, Herr von Küſtner theilt einen Brief mit, der ſehr genaue Umſtände giebt und ſehr gegen den Prinzen Johann von Sachſen ſpricht. Die Erbitterung ſcheint groß, und keine ſolche, die ſchnell vorübergeht oder örtlich beſchränkt bleibt. Herrn von Kön-

neritz iſt ſehr übel bei dieſen Sachen zu Muth; er möchte gern die Schärfe gutheißen, obwohl er zugiebt, daß ſie hauptſächlich die Unſchuldigen getroffen habe.

Fräulein von Wrede wieder mit bei Tiſch. — Nach dem Eſſen kam die Gräfin von S. in ſchönſtem, geſchmackvollſtem Anzuge. Es war vom Paradies die Rede, „dort hätten Sie das ſchöne Kleid nicht an!“ — Herr von Könneritz, Frau von Bartholomei ꝛc.

Ich wurde gerufen, Herr Grote war zum Beſuche bei mir. — Er iſt ein gründlicher Gelehrter und in allen Stücken wohldenkend. Er hat „Hans von Held“ geleſen und fragt geſcheidt nach den heutigen Zuſtänden Preußens, die ihm ſehr bedenklich ſcheinen. „Der König hat den ganzen Staat aufgewühlt, das ganze Volk unruhig gemacht, der iſt ein Agitator, gegen den kein andrer aufkommt, O'Connell ſelbſt muß ihm nachſtehen.“

Nach fünf Uhr, bei etwas Sonnenſchein, mit Tettenborn's, mit Gräfin von S., Fräulein von Wrede, Graf von Wimpffen unter den Bäumen. Um die Sonne beſſer zu genießen, geh' ich allein eine Strecke zur Lindles-Mühle hin und habe zwiſchen Feldern und Wieſen gleich ganz andre Gedankenfolge. Zurückgekehrt, find' ich Herrn Grote, den ich aber Herrn Profeſſor Hotho überlaße, und gehe lange mit Mrs. Grote, die mit großem Verſtand und vieler Herzenswärme ſpricht; ſie ſcheint mit den erſten Männern Englands in Verkehr geſtanden zu haben; von Herrn Grote, ſagte ſie mir, werden jetzt eben zwei Bände einer Geſchichte von Griechenland gedruckt, Niebuhr ſchätzte ihn und Böckh ſchreibt ihm.

Freiherr von Hallberg, der Eremit von Gauting, ein elender Poſſentreiber für den vornehmen Pöbel. — Frau von Lauer redet mich an und ich gehe eine Weile mit ihr.

Staatsrath von Reiſſig. — Frau von Bartholomei im Rollſtuhl und in Pelz eingehüllt. Es bleibt kalt, ungeachtet der Sonne.

Abends zum Thee die Gräfin von S., die Familie Wimpffen, Graf von Lynar, Herr von Küſtner, Herr von Könneritz, Frau von Bartholomei, Fürſtin Tſchernüſchoff (geb. Soteff) und Tochter ꝛc. Die Gräfin von W. weiß noch recht gut, daß ſie als Kind in mich verliebt war und darüber geneckt wurde; aber auch ſpäterhin, als ich in meinen „Denkwürdigkeiten" geſagt, ſie habe als Kind ſich mir angeſchmiegt, iſt ſie darüber ſehr geneckt worden. Ich glaubte, das alles wäre bei ihr längſt vergeſſen. Eine ſonderbare Frau; ſie hat Geſichtszüge wie eine Heldin, und iſt übermäßig weich; jetzt weint ſie, weil der Mann nicht auf ihre Bitten länger bleiben will —, ſein Urlaub iſt ſchon lange abgelaufen, und doch will ſie allein nach den Niederlanden und Paris reiſen.

Man ſprach davon, daß wir am Mittwoch Alle fortreiſen, die Gräfin von Wimpffen dann ſehr allein bleiben wird; es wurde ſehr beklagt. „Ich könnte allenfalls noch bleiben." — Ja? Nun ſo thun Sie's doch! — „Ich muß vorher wiſſen, was man für mich thun will." — Für Sie thun? O alles! — „Dann bleib' ich." — Tauſend Scherze mit der Gräfin, die man, ohne Wien und Wiener Leben und Art zu kennen, gar nicht verſtehen kann.

Kiſſingen, Montag, den 18. Auguſt 1845.

Bedeckter Himmel, doch zerreißen die Wolken bald und die Sonne bricht hervor. — Im Bette gefrühſtückt: um halb ſieben Uhr, aber gleich nachher aufgeſtanden und geſchrieben. — Um neun Uhr bei Tettenborn, dann unter die

Arkaden zur Gräfin von S., die mich noch zum zweiten Kaffee besonders geladen hatte. Graf von Wimpffen und seine Söhne, Graf von Lynar und ein Herr von Bredow schlossen sich an. Alles gut und angenehm, es wurde einiges gesprochen, man freute sich der Sonne, die doch bald zu heiß brannte. Nach einigem Schlendern auf dem Kurplatze — Bello hatte schon durch seine Sprünge Ehre eingelegt — wurde ein Spazirgang zur Lindles-Mühle gemacht. Man erörterte und genoß die kleinen Vorzüge der Gegend, alles sah frisch und heiter aus. Die Gräfin erzählte natürlich von ihren Gegenden bei Ischl und machte mit lebhafter, doch bequemer Rede die anziehendste Schilderung der dortigen Schönheiten, beschrieb Spazirgänge, die Herrlichkeit der Vegetation, des Himmels, die nach der Verschiedenheit der Jahreszeit wechselnden Eindrücke. Sie liebt das Landleben und findet es auch im Winter schön. Sie hört die Lawinen an ihrem Schreibtisch! Sie schildert mir ihr durch Haushaltung, durch die Sorge für den Mann und sechs Kinder genugsam beschäftigtes Leben, sie wünscht kein anderes. — Wir kamen nach zehn Uhr zurück und trennten uns, um jeder seine Briefe zu schreiben. Der Spazirgang, lang entbehrt, that uns Allen wohl.

Mittags mit Tettenborn's, Wimpffen's, Könneritz und der Gräfin von S. unter den Bäumen, geschlendert, geplaudert, — mir alles zu viel Müssiggang. Manche gute Bemerkung und Angabe fällt doch ab; ich zeichne mir folgende auf: Gentz kam eines Tages zu Tettenborn und fragte ihn vertraulich, ob es denn wahr sei, daß man ihn eines unnatürlichen Geschmacks beschuldige? Und als jener versetzte, gesagt werde es allerdings, so brach Gentz in Thränen aus und rief: „Sie wissen aber doch gewiß,

wie fern ich von ſolchem Abwege, wie ſehr ich auf dem rechten Wege bin!“

Nach dem Eſſen mit Frau von Tettenborn und Fräulein von Wrede das muſikaliſche Album der Gräfin Wimpffen durchgeſehen. Ich hätte die Blätter von Mozart, Haydn, Paganini und einigen Andern gern herausgeſchnitten. Die Damen wollten es nicht erlauben.

Beſuch von Herrn Grote, er lud mich zu einem Spazirgang ein; ich mußt' es ablehnen, weil ich verſprochen hatte mit unſrer Geſellſchaft zur Saline zu gehen. Als ich dazu auf dem Kurplatz mich einſtellte, waren die Damen andern Sinnes geworden, und man ging und ſaß, trat in Läden, ging wieder. Ich wurde deſſen überdrüſſig und ging für mich allein umher, meinen Gedanken nachhängend, die ziemlich ſchwermüthig waren. Nachher entdeckte ſich's, daß Wimpffen's, Lynar und Andre, die nach Trimberg hatten fahren wollen, dies aufgegeben hatten, und in der Hoffnung, uns dort zu finden, nach der Saline gegangen waren. Alles ſchlug heute fehl.

Als ich wieder zu meinen Leuten kam, rief mir Tettenborn ſogleich die „Hiobspoſt“ entgegen, daß er, anſtatt am 20., erſt am 26. abreiſen werde, und hoffe, ich werde nun auch nicht eher abreiſen wollen. Unter den waltenden Umſtänden kennt' ich nur zuſagen; aber die Sache ſelbſt verurſacht mir große Störung. Ich muß wieder meine Ordnung und Beſchäftigung zu Hauſe haben, ich entbehre zu viel!

Grote's und Smithwick freuen ſich meines längern Bleibens. Mrs. Grote iſt eine ausgezeichnete Frau, von großem Verſtand und Sinn, und wie den tiefen Ernſt verſteht ſie auch leichten Scherz. Ich erzählte ihr, in Smithwick's Gegenwart, wie derſelbe mich neulich habe auf den

Tod vorbereiten wollen, und einen anders Geſtimmten, als ich grade war, dadurch hätte zum Tod erſchrecken können. Daß ich behauptete, an Bello's Seelenheil nicht zu zweifeln, war mehr als ſpaßhaft.

Tettenborn erzählte mir lachend, als er mit Herrn von Könneritz Arm in Arm gegangen, ſei derſelbe für mich angeſehen worden; ein Vorübergehender habe zu ſeinen Gefährten haſtig geſagt: „Der da mit dem General Tettenborn geht, das iſt der berühmte Varnhagen!“ worauf Alle auf Könneritz geſehen! Der Spaß war für die Geſellſchaft eine große Ergötzlichkeit. — Wie erbärmlich war dem berühmten V. grade zu Muth! Er hatte vergangnes Glück, vergangnen Lebensreiz überdacht und ſehnte ſich nach neuen Belehrungen, großen Aufſchlüſſen, wie er in lehrreichen Jugendjahren ſie ſo reich empfangen.

Abends zu Graf und Gräfin Gudowitſch, wo große Geſellſchaft. Die Wirthe ſehr zuvorkommend, auch ihre Tochter, Schwiegertochter des Generals Dochtoreff. Fürſtin Tſchernüſchoff und Tochter, Fürſtin Kallimachi aus der Moldau, eine glänzende Schönheit, Herr Strukoff, ein eleganter ruſſiſcher Offizier, der franzöſiſche Konſul aus Stettin ꝛc. Bücher lagen umher; der Graf prüfte mich gleich im Ruſſiſchen, voll Verwunderung, er meinte, ich ſei der einzige Deutſche ꝛc. Er fragte mich „indiskret“, wie er ſelbſt es nannte, ob die Ruſſen bei uns wirklich ſo verhaßt wären? Ich antwortete gelaſſen: Allerdings! — „Aber warum?“ — Weil uns von ihnen nur ſchlechte, despotiſche Einrichtungen kommen. — „Ein Oberſt, der hier war und den ich das Gleiche fragte, meinte, nur einige erhitzte liberale Köpfe ſeien es, die wider uns eiferten! Tettenborn! Wie hieß doch der Oberſt, der hier war aus Preußen? Heiſter! Richtig, ſo hieß er. Aber

ich seh' wohl, der war nicht aufrichtig, und Sie sagen die Wahrheit!" — Gegen zehn Uhr gingen wir nach Hause, im schönsten, kältesten Vollmondschein!

Kissingen, Dienstag, den 19. August 1845.

Eine fast schlaflos hingebrachte Nacht, Gedanken und Träume gleich peinlich. — Der Himmel sehr umzogen. Ich lehne die Einladung zum Kaffee auf der Oelmühle, wo die Damen uns bewirthen wollen, standhaft ab und bleibe bis neun Uhr im Bette, doch ohne den versäumten Schlaf einbringen zu können. — Noch sind Alle dort beisammen, da rauscht plötzlich strömender Regen vom Himmel, und es hat ganz den Anschein, als sei es mit dem bessern Wetter schon wieder vorbei. — Das wird eine traurige Woche werden.

Bis zum Mittagessen auf meinem Zimmer geblieben, dann mit Tettenborn's, Fräulein von Wrede und Herrn von Könneritz gegessen. Große Unterredung über Deutschlands politischen Zustand, die Stellung des Fürsten von Metternich dabei, dessen Ansichten und Erwartungen. Er hat schon einmal gesagt, er könne die Verantwortung, dem Könige von Preußen Rath zu ertheilen, nicht auf sich nehmen, er wisse aber auch keinen, und erkläre sich für den Augenblick bankerott, er könne nur den weitern Entwicklungen aufmerksam zusehn und die Gelegenheiten, wo mit Erfolg einzugreifen sei, abwarten. Er hat sich schon oft in diese Zuschauerrolle zurückgezogen. Den Anträgen auf Preßfreiheit, denen man am Bundestag entgegensieht, wird er nie für Oesterreich beistimmen; dem Könige von Preußen jedoch, meint man, sei weniger am Erfolge gelegen als am Vorschlage, und das dürfte wohl richtig sein.

Metternich hatte Vertrauen zu Canitz, aber zu Radowitz würde er es nicht haben, vielleicht zu Liebermann; übrigens ist sein Grundsatz, einen vorgeschlagenen Gesandten nie bestimmt abzulehnen, wohl aber ihn, wenn er ihm nicht gefällt, gänzlich bei Seite stehen zu lassen und alle wichtigen Geschäfte an dessen Hofe selbst durch den österreichischen Gesandten zu betreiben. Wichtigkeit des Wiener Hofes in diplomatischer Beziehung, Schwierigkeit der Stellung eines Gesandten dort, dem nichts mehr schadet als zu eifrige Thätigkeit. Ueber Radowitz viel Ungünstiges, von Wien und von München her, an beiden Orten wollte er imponiren und ist durchgefallen. Ueber Bunsen auch viel Ungünstiges, man wisse recht gut, daß er den König zu Phantastereien zu verleiten suche. Canitz wurde gelobt. — Ob ich den Fürsten nicht auf dem Johannisberg besuchen wolle? Es kann weder mir nützen, noch der Sache!

Den Damen gefällt es, in's Theater zu gehen; Tettenborn und Könneritz wollen die Spielbank besuchen. Ich gehe auf mein Zimmer. Die Luft ist plötzlich ganz warm geworden, aber furchtbar strömt der Regen vom Himmel. — Einschläferndes Wetter. Trostlos!

Nach sechs Uhr bei wahrer Scirocco-Luft unter die Arkaden gegangen. Frau von Lauer gesprochen, Wimpffen's, Eichhorn, Professor Roß, Staatsrath von Reissig, Herr von Hohenhausen. — Frau von Rommel aus Kassel, die mir Grüße von ihrem Manne bringt und sein Bedauern, nicht mit hier zu sein; Reverend Smithwick unterrichtete mich auf's neue wegen des Erlösungswerkes. — Ich setzte mich auf eine Bank mit Herrn Matthießen, der mir erzählte, mein junger Freund Skatschkoff, der in Berlin den Buchhandel studirte, habe dieses Fach verlassen, weil dabei in Rußland

zu viele Schwierigkeiten vorkämen, und sei jetzt in Archangel als Lehrer bei der Handelsschule angestellt; über Bakunin und sein Geschick.

Unerwartet zeigt sich der wunderbarste Lichthimmel, die Sonne uns durch eine ungeheure durchscheinende goldglänzende Wolke entzogen, aber zauberisch fällt ihr Glanz auf die Ruinen der Bodenlaube und der nächsten Bergabhänge, während zugleich ein Regenbogen in hellen Farben prangt. Hunderte von Menschen standen am Brunnen still und staunten das herrliche Schauspiel an, dessen duftige Schimmer und schwebende Farbenzüge — von eilendem Gewölke hingetragen — gewiß alles übertrafen, was am Rhein in den letzten Tagen mit bengalischem Feuer geleistet worden, — mit bengalischem Feuer, ohne das schon keine Majestät mehr erscheinen kann, es ist das „Heil dir im Siegerkranz" der Dekorateurs! — Ich saß nachher mit Tettenborn, Wimpffen, Gudowitsch, Frau von Bartholomei, auch Küstner kam heran.

Den Abend zum Thee bei Gräfin von S., ich zuerst bei ihr allein, und mache ihr eine Szene, bei der sie anfangs völlig getäuscht war, nachher sehr mit mir lachte, dann in ernste Freundlichkeit überging. Tettenborn's kamen, alle Wimpffen's, Fräulein von Wrede, Könneritz, Herr von Bredow, Gutsnachbar von Rennhausen, mit der Fouqué'schen Familie genau bekannt. — Frau von Tettenborn und ich mit Flechten beschäftigt. — Ueberreiche Bewirthung, der Brunnenkur nicht angemessen! — Mancherlei Erzählungen, Könneritz in bester Laune.

Der König von Baiern hat dem Könige von Preußen gute Rathschläge geschrieben, wie er sich in seinen Verwicklungen benehmen solle, hat dabei seine längere Erfahrung angeführt und dem Könige, wenn er nicht darauf einginge

und ſich warnen ließe, Unheil prophezeiht. Dazu braucht man nicht erſt die Erfahrung des Königs von Baiern! „Und was glauben Sie", fragte dieſer, als er ſeinen guten Willen für ſeinen Schwager jemanden erzählte, „was darauf erfolgt iſt? Er hat mir gar nicht geantwortet." Die ſüddeutſchen Regierungen fürchten alle den Gedanken preußiſcher Reichsſtände wie ein gräßliches Geſpenſt, das ihnen Angſt und Noth verurſachen muß.

Es beſtätigt ſich, daß die Feſtlichkeiten am Rhein und beſonders die Theilnahme des Volks weit geringer waren, als die Zeitungsnachrichten es angeben. Der Toaſt des Königs, auf den letzten großen Sieg gegen Frankreich anſpielend und dazu den Namen der Königin gebrauchend, ſoll dieſer etwas mißfällig geworden ſein, nachdem ſie darauf gebracht worden, daß dergleichen dem Freundnachbar Louis Philippe unangenehm klingen müſſe.

Kiſſingen, Mittwoch, den 20. Auguſt 1845.

Furchtbarer Sturm wüthete die Nacht hindurch und dauerte etwas ſchwächer auch in den Morgen hinein fort. Es war kaum Donnerſchlag und Windſtoß zu unterſcheiden. Wenigſtens trocknet dabei der Fußboden! Heute war früher die Abreiſe beſtimmt. Nun ſteht ſie auf den 26. angeſetzt. Ich für mein Theil bleibe auch nicht länger.

Beſuch bei Smithwick, bei Grote, mit letzterm die kirchlichen Bewegungen im nördlichen Deutſchland, der Katholiken und der Proteſtanten, ausführlich beſprochen, er ſtimmt meinen Anſichten bei. — Einen Spazirgang konnt' ich bei dem unfreundlichen Wetter nicht machen. Als ich wieder

auf meiner Stube saß, kam Graf Sudowitsch, der lange bei mir blieb und viel sprach.

Die Nachrichten vom Rhein lauten matt; der König scheint mit allen großen Anstalten und Beeiferungen wenig Wirkung gethan und wenig Dank verdient zu haben. Außerdem hat auch der Fürst von Metternich von seiner Reise wenig Befriedigung, ihm ist nicht die erwartete Auszeichnung widerfahren, und verwöhnt wie er ist, empfindet er das fast als Beleidigung; die Königin scheint ihn ganz auf den Fuß andrer gewöhnlichen Minister behandelt zu haben. — Wir flechten, erzählen, lachen; Könneritz guter Laune.

Unter den Arkaden eine Weile bei Frau von Lauer und Tochter gesessen; Frau Geheimräthin Köls giebt sich mir zu erkennen, ich hatte sie in fünfundzwanzig Jahren nicht gesehen! — Besuch bei der Gräfin von S., die unwohl auf dem Sopha liegt; Tettenborn's, Könneritz, Wimpffen ꝛc. Große Munterkeit und guter Scherz über des Herrn von Könneritz Uebereilung, uns gemeinschaftlich mit der Gräfin einen Abschiedsschmaus zu geben. Die Gräfin sucht die Kosten immer höher hinaufzutreiben, Könneritz hingegen sie möglichst niederzuhalten, mit bester Laune und Art, es kommt viel Komisches an den Tag.

Mit Tettenborn und Könneritz beim Brunnen. Gespräch über Freimaurerei und des Prinzen von Preußen Verhältniß zu derselben. — Mit Hotho gegangen und mit Konsistorialrath Thilo aus Halle, der noch in Leipzig nach den dortigen Vorfällen war und sie ganz zum Nachtheile des Prinzen Johann erzählt. — Smithwick. — Der griechische Pope aus Weimar, und Professor Stepanoff aus Charkoff, der aber nur russisch kann; Professor der Staatswirthschaft und des Völkerrechts. — Grote's nicht gesehen, Mrs. Grote

ist sehr leidend, wie ich höre. — Artige Engländerin, die auf einer Bank den übrigen dritten Platz neben Tettenborn und Könneritz ohne Umstände einnimmt, auf deren Ansprache frank antwortet und sogar scherzt; edles Selbstbewußtsein und Vornehmheit und Unschuld, die den besten Eindruck machten; sie ist eine Tochter des Generals Hamilton.

Bei Tettenborn's zum Thee sehr lebhaft, alle Wimpfen's, Fräulein von Wrede, Frau von Bartholomei, Herr von Bredow, Herr von Könneritz, Fürstin Tschernüschoff und Tochter ꝛc. Die Fürstin sprach mit mir sehr freundlich und angelegen, als mit einem alten Bekannten und Kriegsgenossen des Fürsten, nicht ahndend, daß derselbe mir stets fremd und in manchen Zeiten gradezu feind gewesen; ich war wenigstens so ehrlich, keinerlei Schein anzunehmen, als sei das anders gewesen, und ließ das Gespräch auch bald abgleiten. — Unterhaltungen aus der Kriegsgeschichte mit Tettenborn. — Herrlicher Mondschein, gestirnter Himmel, kühle Luft.

Kissingen, Donnerstag, den 21. August 1845.

Der Wind kämpft mit den Wolken und macht der Sonne Raum, doch ist es noch äußerst rauh, und erst gegen Abend wird es milder; von den Wiesen aber kommt kalter Dunst.

Den Grafen Gudowitsch besucht. Die Fürstin Kallimachi. — Unter den Bäumen mit Tettenborn's, Könneritz, Fräulein von Wrede und Gräfin von S.; kleine Spannungen und Zwiste wegen des beabsichtigten Gastmahls; die Gräfin hat die Einladungen ausgedehnt. Könneritz

droht, nun auch * einzuladen! Der Scherz überwiegt und die kleine Verdrießlichkeit verzieht ſich ohne weitere Störung. — Ich gehe mit der Gräfin etwas allein ſpaziren. Ihr Schwiegervater war in hoher Gunſt bei der Kaiſerin Maria Ludowika, gebornen von Eſte, auch bei dem Kaiſer Franz ſelber; er las der Kaiſerin oft Abends vor, hatte ihr volles Vertrauen und ſie ſchrieb ihm auch häufig. Die Gräfin weiß von den Sachen, die mir Hormayr erzählt hat, daß die Mutter der Kaiſerin, durch das Beiſpiel ihrer Tochter, der Kurfürſtin von Baiern, erſchreckt, die zweite Tochter für das Kloſter beſtimmt. Ueber die Geſchichte, welche Schiller in den „Räubern“ bearbeitet, als auch in der Familie Sickingen wurzelnd; hievon wußte die Gräfin nichts. Ueber Franz von Sickingen, ſeine Plane, Verdienſte, ſeinen Karakter.

Miß Bethell, Kouſine von Mrs. Grote, redete mich an, ihre Mutter kam dazu und wir gingen eine Weile auf und ab; Mrs. Grote hat auch geſchrieben, über Muſik — ſie ſoll eine große Kennerin und Meiſterin ſein —, über Staatswirthſchaft, Polizei ꝛc. Sie hat eine ſtarke Richtung zur Politik und iſt äußerſt thätig in der freiſinnigſten Weiſe.

Ich führe Herrn Profeſſor Roß zu Tettenborn. — Herr von Bredow.

Mittags viel Scherz über die Zwiſtigkeiten. Könneritz aß mit uns. Daß in Tivoli bei Berlin der Brief Uhlich's, der nicht geleſen werden durfte, geſungen wurde, macht vielen Spaß.

Nachmittags, nachdem ich eine Weile geruht, ging ich allein zur Lindles-Mühle, den artigen einſamen Weg zwiſchen Feld und Wieſen. Dieſer Weg iſt meinen innigſten Gedanken beſonders günſtig, faſt immer giebt er mir eine

erhöhte Stimmung, wenn auch eine meist schwermüthige. Manche Spannungen und Eindrücke fallen weg und geben einem Gefühl von Befreiung Raum, wie es ein Müder hat, der die Kleider abwirft. Es war zu kalt, um zu sitzen, und ich ging gleich wieder zurück. Auf dem Kurplatze gesellte sich Herr Grote zu mir, wir gingen und saßen abwechselnd, und hatten gutes Gespräch; Mrs. Grote noch krank und zu Bette. — Hotho, Frau von Bartholomei, Professor Roß. Zwei Engländerinnen, befreundet mit Grote's, Misses Maberly, von denen die eine vortrefflich singt. — Fräulein Hamilton, Tochter des blinden Generals, wieder auf der Bank ausruhend, und Tettenborn setzt sich zu ihr, hernach die Fürstin Tschernüschoff, die schon längst mit ihr bekannt ist. — Graf Gudowitsch, Strukoff, der Professor Stepanoff und der Pope aus Weimar. — Ein großes, verblühtes, gedrückt aussehendes Fräulein geht vorüber, noch Schönheit verrathend, aber keine mir angenehme, man sagt mir, es sei Fräulein von *, die letzte Geliebte unsers Prinzen August; ihr Begleiter scheint ein völlig gleichgültiger Mensch zu sein. — Ich setze mich zur Fürstin Tschernüschoff, die mir allerliebste Geschichten vom klugen Hündchen der Miß Hamilton erzählt.

Abends beim Thee große Munterkeit mit Gräfin S., das Lachen will nicht aufhören. Tollheiten, Probe von: „O lieber, lieber Varnhagen!“ Sie macht aus dem Scherze die liebenswürdigste Artigkeit, indem sie betheuert, sie sage nie etwas, was sie nicht meine. — Spät kamen noch Wimpffen's, die nach Trimberg gefahren waren. Die Gesellschaft blieb sehr lebhaft, und besonders wurden Wiener Verhältnisse verhandelt, auch die Prozeßsachen von Wald-

ſtein, Windiſchgrätz ꝛc. Um halb elf Uhr trennte ſich die Geſellſchaft. — Heller Mondſchein.

Kiſſingen, Freitag, den 22. Auguſt 1845.

Frühmorgens empfindlich kalt und dicker Nebel, langſam vergeht er und die Sonne dringt durch. Herbſtlich. — Gegen elf Uhr auf dem Kurplatz, anfangs ganz allein; Bello luſtig. — Der weimariſche Pope Sabinin erzählt mir mancherlei von der griechiſchen Kirche, unter andern ein artiges Geſchichtchen von einem ruſſiſchen Bauer, der zur Beichte geht: „Ach, lieber Vater", ſagt er, „ich habe Tauben geſtohlen!" — Tauben? Und was haſt du damit gemacht? Wo ſind ſie? — „Dort in der Ecke liegen ſie." — Laß ſie liegen! — Und der Beichtvater legt ihm eine Buße auf und nimmt dann die Tauben mit. Das nächſtemal beichtet der Bauer auf's neue: „Ich liebe ein ſchönes Mädchen, und ſie war mir ſchon oft zu Willen." — Was, ein ſchönes Mädchen? Wie heißt ſie, wo iſt ſie? — „Ach nein, lieber Vater! Das iſt nicht wie die Tauben!" — Profeſſor Stepanoff, Graf Gudowitſch, Strukoff, Herr von Bredow. — Frau von Tettenborn, Fräulein von Wrede, Gräfin von S.; letztere hat eine Porzellanfigur zugeſandt erhalten, die einen knieenden Herrn vorſtellt, es war geſchickt eingerichtet, ſo daß ſie das Päckchen annehmen und eröffnen mußte, Frau von Tettenborn hatte den Scherz veranſtaltet, nun ſinnt die Gräfin, von wem es herrühren und wie ſie ſich rächen könnte; jedem wird der Verdacht anprobirt, auch mir. Herr von Könneritz, Graf und Gräfin von Wimpffen. Einladung zu heute Abend bei Wimpffen's.

Mittags Könneritz bei uns. Mancherlei diplomatiſche Gegenſtände beſprochen, der Fürſt von Metternich iſt immer ein Hauptthema, auf das man ſtets zurückkommt. Es iſt gewiß, daß den Fürſten die Reiſe der Königin nicht erfreut. Auch der König von Preußen ſoll mit dem Verlauf des Beſuches wenig zufrieden ſein.

Fürſtin Tſchernüſchoff hat Briefe vom Fürſten aus St. Petersburg, daß die Ruſſen im Kaukaſus einen großen, blutigen Sieg erfochten, zwei Generale ſind geblieben, viele Offiziere. Ob es ein Sieg iſt? ein blutiges Treffen war es ohne Zweifel.

Nachdem ich zu Hauſe eine Weile geleſen, ging ich mit Tettenborn's um acht Uhr zu Wimpffen's, wo Könneritz, Kuſtner ꝛc. Die Gräfin von S.

Kiſſingen, Sonnabend, den 23. Auguſt 1845.

Man beſchuldigt den jetzigen Badekommiſſair und Landrichter Herrn von Zu Rhein, daß er die Badegeſellſchaft ganz ſich ſelbſt überlaſſe, nichts anrege oder veranſtalte, ſich um niemanden bekümmere; und rühmt dagegen den vorigen Badekommiſſair Herrn von Rotenhan, der ſehr thätig geweſen ſei. Ich aber finde, daß es jetzt weit beſſer iſt, und ſogar die Geſelligkeit eher gewinnt, als verliert; denn der unſelige Rotenhan dachte nur an die Vornehmen, beförderte ariſtokratiſche Abſonderung, war augendieneriſch gegen die Großen, hoffahrtig und grob gegen die Geringen; ſeine Aufſicht auf dem Kurplatze war auch mehr verdrießlich als gedeihlich, alle Augenblicke ſchritten die Gendarmen ein, wieſen jemanden zurecht oder weg, verjagten die Hunde — nämlich diejenigen, die nicht hohen

Herrſchaften gehörten —, jetzt geſchieht nichts der Art, und es findet doch keinerlei Unfug Statt; die Reunion iſt nicht anders wie damals, auch damals war ſie gewöhnlich leer und ſteif, und niemand wollte tanzen, als die Kiſſinger Einwohner, die aber gewöhnlich warteten, bis die vornehmen Fremden und Rotenban weggegangen waren.

Um elf Uhr auf dem Kurplatze traf ich Herrn Grote und wir ſaßen lange zuſammen auf einer Bank. Er gab mir wichtige Aufſchlüſſe über engliſche Ariſtokratie und engliſche Kirche, den engen Zuſammenhang beider, und ſprach die Ueberzeugung aus, daß das engliſche Volk beiderlei Gebilde noch lange feſthalten und ſorgſam bewahren würde. Herr Smithwick unterbrach uns auf kurze Zeit. — Miß Bethell.

Nach ein Uhr fing die Geſellſchaft zum Mittagsmahl in der Oelmühle ſich zu verſammeln an. Könneritz, Tettenborn's, Fräulein von Wrede, die Gräfin von S., Küſtner, Bredow, Wimpffen's, mit Ausnahme der Gräfin, die uns ſpät auf dem Weg einholte. — Der Wimpffen'ſche Hofmeiſter, Herr Werowa, ein ſteiriſcher Wende, gefiel mir gut, ein ernſter, feſter, wohlunterrichteter junger Mann. Könneritz erzählte manches Angenehme, unter andern, daß er den Fürſten von Metternich wohl dreimal den Hergang des berühmten Schwarzenbergiſchen Feſtes habe erzählen hören, und immer ſehr übereinſtimmend mit meiner Darſtellung; auch andre Zeugen, namentlich die Schwarzenbergiſche Familie, erklärten meine Schilderung für wahr und treu, — welches ich doch hier angemerkt haben will!

Nachdem ich zu Hauſe etwas geruht, traf ich auf dem Kurplatze Mrs. Grote und blieb anderthalb Stunden mit

ihr in lebhaftem Geſpräch von unerwartetem Inhalt; ich brachte ſie dann nach Hauſe, als es ſchon dunkelte und nebelte, und der weite Rückweg wurde mir etwas ängſtlich, wegen meines Schwindels, doch kam ich ohne Unfall glücklich an.

Bei Tettenborn's zum Thee große Geſellſchaft, Graf und Gräfin Gudowitſch, alle Wimpffen's, Könneritz, Bredow, Frau von Bartholomei, Gräfin von S. ꝛc. Ich ſprach viel mit Gudowitſch, Wimpffen, Tettenborn, dann mit der Gräfin von S. Wiener Geſellſchaft verhandelt; ehmals und jetzt verglichen; große Klagen; den Tod von Gentz bedauert; ſeinesgleichen nicht verhanden; auch ſolche Männer nicht mehr, wie Wallmoden, Reipperg, Rugent waren; kein Fürſt von Ligne, kein Graf Trogoff, kein Fürſt Kosloffskii! Der Baron von H. zum Sterben langweilig, Hammer gemieden, Marmont deßgleichen, Zedlitz ohne Eigenthümlichkeit, Grillparzer'n ſieht man nirgends. — Berlin geprieſen. — Alle Stimmen vereinigen ſich für Paris, als den beſten Ort für Leben und Geſelligkeit.

Die Kaiſerin von Rußland wird nach Italien reiſen.

Kiſſingen, Sonntag, den 24. Auguſt 1845.

Morgennebel und ſehr kalt, nur fünf Grad Wärme. — Abſchiedsbeſuch bei Herrn Grote, die Frau ſchon im Bade; er begleitet mich zum Kurplatz, wir ſetzen uns unter den Bäumen und haben ein ernſtes Geſpräch über die Religionen, ihren jetzigen Zuſtand, ihr Verhältniß zum Staate, zur Vernunft. Das Chriſtenthum iſt größtentheils in das Heidenthum zurückgefallen, und in ſolcher Geſtalt ſchlimmer als das Heidenthum, doch liegt in ihm die Fähigkeit, aus

jeder Verderbniß wieder rein emporzuſteigen. — Mit Tettenborn's bei der Gräfin von S., ſie zu ihrem Hochzeitstage zu beglückwünſchen. Als wir dort waren, kam ihre Schwägerin Frau von Speth, geborene S., mit ihrer Tochter aus Würzburg zu gleichem Zweck, nur auf Einen Tag; die freudigſte Ueberraſchung. — Ich ſaß dann lange mit Tettenborn und Wimpffen unter den Bäumen; Profeſſor Roß; Könneritz.

Mittags mit dem Würzburger Beſuch, acht Perſonen. Toaſt auf die Hochzeit der Gräfin von S., auf die Geburt Alexander's von Tettenborn. Große Munterkeit. Könneritz in guter Laune. Nachher auf dem Balkon. Die Luft ſchwer und dunſtig.

Nachdem ich etwas geruht, ging ich zu Gudowitſch und Wimpffen, um Abſchied zu nehmen. Mit Tettenborn und Könneritz auf einer Bank geſeſſen, in ernſten Geſprächen über Metternich, den Krieg im Kaukaſus ꝛc. Küſtner trat hinzu, er reiſt morgen nach München ab. — Ich ging mit Frau von Lauer eine Strecke. — Dann redete mich eine Dame an, ich kannte ſie nicht, ſie mußte ihren Namen ſagen, es war die Gräfin von Rechteren, geb. Prinzeſſin von Hohenlohe-Kirchberg, die ihre liebliche Tochter ſo grauſam verloren hat! Ich ſprach in großer Rührung mit ihr, ſie war ſehr ergriffen. — Herr Grote kam und benachrichtigte mich, daß Mrs. Grote gekommen ſei, mir Lebewohl zu ſagen; ich wurde aber von der Fürſtin Tſchernüſchoff und ihrer Tochter aufgefangen, und ehe ich mit ihnen fertig war, hatte ich Grote's aus den Augen verloren. — Endlich fand ich Mrs. Grote, wir ſaßen wohl eine Stunde beiſammen. Ernſtes, inniges Geſpräch; viel Perſönliches, und dann wieder ganz Allgemeines. Sie freute ſich, eine geborne Lewin zu ſein, ſo nahe dem Namen Rahel's,

obſchon der ihre nicht gleichen Urſprungs, ſondern altſächſiſch iſt. Jetzt hab' ich ihr auch von Autographen geſprochen und große Zuſagen empfangen. Als es dunkelte, begleitete ich ſie in das Haus, wo die Gräfin von S. wohnt, und wo ſie eine Freundin zu beſuchen hatte, dann ging ich zur Gräfin, wo wir zum Thee waren.

Beleuchtung des Kurplatzes, Fackelzug, alles unter den Fenſtern der Gräfin, bengaliſches Feuer, Muſik, Geſang, Böllerſchüſſe, zu Ehren des morgenden Ludwigstages. — Frau von Speth erinnert mich an Fräulein von Bode aus Karlsruhe, jetzige Frau von Gebſattel, die gewöhnlich in Würzburg lebt. Sie gedenkt oft meiner, beſonders aber Rahel's und der ſchönen geſelligen Abende bei uns, preiſt Rahel's Güte und Geiſt mit den lebhafteſten Ausdrücken, freut ſich innigſt jeder Erinnerung! Ich laſſe ihr vielerlei ſagen, was ſie an die alte gute Zeit — jetzt ſcheint ſie's, damals war ſie's nicht — noch mehr erinnern wird. — Fräulein von Speth ſieht auffallend der verſtorbenen Toni von Schönfeld ähnlich, in Geſichtszügen, Weſen, ſogar die Sprache klingt ähnlich ſanft; eine prächtige Erſcheinung! Frau von Bartholomei, Wimpffen's, Bredow. — Ich ſitze mit Tettenborn und Könneritz beiſeit. Merkwürdigkeiten aus der diplomatiſchen Welt; über Geſchäftsverfahren, Depeſchen, Leichtſinnigkeiten. Pozzo di Borgo's trauriger Ausgang, er hatte in kindiſcher Altersſchwäche alles vergeſſen, ſogar ſeine Sprachen alle, verſtand und ſprach in den letzten Zeiten nur noch Italiäniſch. — Lob der Memoiren Lord Malmesbury's. Der jetzt zweiundſiebzigjährige Graf von der Schulenburg-Kloſterroda hat, bloß um ſie leſen zu können, jetzt noch Engliſch gelernt. — Gräfin von Wimpffen von ungemeiner Freundlichkeit; ſie fragt mancherlei wegen Paris, freut ſich, daß ſie eine Empfehlung

an den Maler Gudin bekommen hat. — Um zehn Uhr nach Hause.

Kissingen, Montag, den 25. August 1845.

Nebel und Kälte, aber die Sonne dringt durch und der Tag verspricht schön zu werden. — Gepackt, bezahlt. Sehr bald fertig; unter die Bäume gegangen, bald kamen auch Tettenborn, Könneritz, Wimpffen; alles ist noch mit dem Ludwigstage beschäftigt, großes Mittagsmahl im Kurhause, Abends Ball. — Die Gräfin von S. hat ihre Schwägerin und Nichte von Speth bis Poppenhausen begleitet, ist aber eilig zurückgekommen, um uns zum Abschiede zu bewirthen. — Ehe wir zu ihr gehen, kommt noch Herr Grote, bringt mir ein Briefchen von seiner Frau und eine Bestellung für Berlin, und wir wechseln noch viele gute Versicherungen. Das sind in kürzester Frist für die längste Dauer gewonnene Freunde! — Bei der Gräfin, die schon zum Mittag prächtig angezogen ist, das auserlesenste Frühstück, ein völliges Mittagessen, sogar mit Suppe, Champagner ꝛc. Ich hatte gestern eine Schäferin von Porzellan Abends auf meinem Tische gefunden, die ein Zettelchen in der Hand trug, worauf stand: „Liebster Herr von Varnhagen.“ Das sollte die Antwort sein auf den knieenden Herrn, den sie empfangen hatte, der aber nicht, wie sie glaubte, von mir, sondern von Frau von Tettenborn kam; ich half mir mit Goethe's: Irrte die Schöne? Wohlan! Laß mir des Irrthums Gewinn!“ was allgemein sehr schön gefunden und mir angerechnet wurde, als hätte ich's erfunden. Dergleichen Geschenke und andre Kleinigkeiten des Benehmens sind für die Geselligkeit wichtiger, als man denkt; sie befestigen nicht nur das Vorhandene,

saur

BIBLIOTHEK DER DISCH. LITERATUR
VARNHAGEN VON ENSE, K. A.

3-598-53028-5
FN. I2202/027

ſie bringen auch Neues hervor, und das franzöſiſche Sprichwort hat über und über Recht! Es zeigt ſich darin auch, wie in den größten Hauptſachen, die ſeltne Gabe des Geſchmacks und der Feinheit des Sinnes in günſtigſtem Lichte; das erkenne ich an, der ſelber in dieſen Dingen, ich geſtehe es, oft ganz rathlos iſt! Aber nicht ſowohl aus Mangel an Sinn für die Perſonen, als vielmehr aus nicht geläufiger Kenntniß der Sachen, weil ich von früher Zeit her nicht gewohnt war, etwas zu kaufen, als Bücher. — Als wir gehen wollten, kam noch Wimpffen und ſeine Söhne. Der Abſchied von der Gräfin von S. war voll Herzlichkeit und Ernſt, von den dringendſten Einladungen nach Iſchl begleitet, von den lebhafteſten Verſicherungen dauernden Andenkens. — Zu Hauſe wieder angekommen, ſahen wir noch Frau von Bartholomei, Gräfin von Wimpffen, Könneritz, Doktor Balling und ſeine Frau, endlich ſtiegen wir ein, erſt Frau von Tettenborn, die tief gerührt war, dann der General, endlich zuletzt ich, und ſo fuhren wir nach drei verſchiedenen Seiten ab, nach Lohr, Bamberg und Meiningen.

Meiningen, den 25. Auguſt 1845.

Ich kam bei gutem Wetter nach raſcher Fahrt Abends um acht Uhr in Meiningen an, aß etwas und ging zu Bette. Als ich das Licht gelöſcht hatte, ſah ich aus dem Nebenzimmer durch die Thürſpalten hellen Schein, und bald auch wurden Stimmen vernehmlich, eine Engländerin, welche dazwiſchen mit unruhigen Kindern ſprach, ſang Bravourarien bis tief in die Nacht, und bei dieſem Geſang, der mich lange wach hielt, mußt' ich doch zuletzt einſchlafen! „Sie lieben wohl nicht Muſik?“ fragen

dann die Leute noch, und bemitleiden mich, nicht wegen der Musik, die ich höre, sondern wegen der, die ich nicht höre!

Sondershausen, Dienstag, den 26. August 1845.

In Meiningen immer Verdruß mit den Postpferden, immer kommen sie zu spät; schlechte Postanstalt, alle Klagen, sagt auch der Wirth, fruchten nicht. Ich war froh, in Benshausen eine preußische Postanstalt zu finden. Hier sammelten sich schon Postillone und Pferde zur nächsten Durchreise der Königin Victoria nach Gotha. Man wußte schon, daß die Königin sich überall sehr unfreundlich und gar nicht freigebig gezeigt habe. In Würzburg hatte sie sehr geringe Geschenke gegeben, die sorgfältigste Aufnahme kaum beachtet, um Mitternacht alle Leute in Allarm gesetzt, weil sie eine Klinge auf ihrem Tische haben wollte, und man schickte noch spät in die vornehmsten Häuser, um eine silberne aufzutreiben! Kein freundliches, kein gutes Wort von ihr ist in Umlauf. — In Oberhof mehrten sich Pferde und Postillone. Die Königin berührt auf ihrer Fahrt drei preußische Posten, auf jeder braucht sie gegen 200 Pferde, die zum Theil von Nordhausen, Erfurt und noch weiter geholt werden, also beinah 600 Pferde, deren jedes im Durchschnitt auf zwölf Thaler zu stehen kommt; der König hat alle diese Kosten übernommen, was die Königin von England ihm nicht einmal danken, ja kaum erfahren wird!

In Gotha zu Mittag gegessen; Ehrenpforten, Tanngewinde mit Vogelkirschen untermischt an allen Häusern, viel Fremde in der Stadt. „Die Königin wird unsre armen Anstalten belächeln, was können wir thun? wir können nur den guten Willen zeigen, und aus dem scheint

ſie nicht viel zu machen.“ Man hat von Koburg nicht viel Tröſtliches gehört; einzig an dem Kinderfeſt, das dort gehalten worden, ſcheint ſie einiges Vergnügen gehabt zu haben. — Ich war froh, weiterzureiſen und der Unruhe aus dem Wege zu gehen. — Immerfort begegneten mir noch Poſtzüge. — Selbſt bei dem trocknen Wetter war der Weg hinter Langenſalza höchſt beſchwerlich, und mein Wagen oft in Gefahr zu brechen. Glücklicherweiſe war ich wieder auf Chauſſee, als die Nacht einbrach und ein Gewitter heranzog. Blitz und Donner waren ſo heftig, daß die Augen erblindeten und die Pferde ausreißen wollten. Wir traten in ein ärmliches Haus, wo eine junge Frau mit zwei Kindern — eines auf dem Arm — uns faſt erſchrocken aufnahm, eben kam auch der Mann nach Hauſe, der den ganzen Tag auf der Chauſſee Steine geklopft hatte, ſie wollten ihr Abendbrot verzehren und der ältere Knabe wartete ungeduldig darauf; aber ſie leiſteten uns zuerſt alle Hülfe, ſträngten die Pferde ab, führten ſie an die geſchützte Seite der Hütte, gaben Auskunft über Entfernung, Wetter ꝛc., alles in einem faſt unverſtändlichen Harzdialekt. Als wir nach einer halben Stunde weiterzufahren wagten, gab ich der Frau einen neuen blanken Gulden, den ſie aber unter freundlichen Verſicherungen ablehnte, ſie hätte ja gar nichts für uns gethan, das ſei ja erſchrecklich, daß ich das bloße Eintreten bezahlen wolle; indeß hatte das Kind auf dem Arme ſchon nach dem blanken Stücke gegriffen, und ſo ließ es die Frau denn auch geſchehen und behielt das Geld, das den Arbeitslohn mehrerer Tage betrug und ſie wohl locken durfte. Welche Anſtrengung müßte ein Reicher machen, die dem Edelmuthe dieſer armen Frau ſich gleichſtellen dürfte! — In Sondershauſen unter Donner und Blitz eingekehrt, in dem beſten Gaſthof. Ich

hatte den dummen Einfall, hier Thee zu begehren, und bekam welchen mit Zimmt! Auf meine Klage hieß es, die Köchin habe es recht gut zu machen gemeint, die Kellnerin klagte dann, die Köchin wolle es immer beſſer wiſſen, und ſtreite ihr alles ab, ich wurde aufgefordert, gegen dieſe Parthei zu nehmen und ihr für immer im Hauſe eine Niederlage beizubringen, entzog mich aber dieſem bürgerlichen Kriege und ſuchte zu ſchlafen, wogegen eine klappende Thür noch lange Einſpruch that. Ganzmann mit mir in demſelben Zimmer.

Berlin, Mittwoch, den 3. September 1845.

Um ſieben Uhr geſtern Abend in Berlin angekommen. Die Stadt machte mir den gewohnten Eindruck: öde und ruppig, aber ich begrüßte ſie doch mit größter Freude, als Heimath, als Berufsort.

Heute früh der erſte Beſuch, der mir gemeldet wird: ! Ich will mich retten und gehe aus. Bei Dümmler treff' ich den Miniſter von Kamptz, der freundlich ſcherzen will; neue Flucht! — Als ich wieder zu Hauſe war, kam Bettina von Arnim, ſie wollte fragen, ob ich ſchon angekommen ſei. Sie giebt mir zu meiner Verwunderung den unerwarteten Aufſchluß, daß nicht ihr Bemühen beim Könige die Freilaſſung Schlöffel's erwirkt hat, ſondern das Kammergericht ſelber ſich dazu veranlaßt geſehen. Der König hat ihr ſehr ausführlich und freundlich geſchrieben, die Schuld des Mannes ſei erwieſen, derſelbe habe ihn und die Königin ermorden wollen ꝛc. Bettina ſei durch falſche Angaben hintergangen ꝛc., aber das Gericht werde demſelben doch nichts thun, ſie ſolle nur ruhig ſein. Der Vertheidiger Schlöffel's, Gräff aus Breslau, hat das ganze

Verdienst, die Freilassung jetzt schon erzwungen zu haben, er hat entdeckt, daß ein aktenwidriger Bericht erstattet worden, und drohte dies zu veröffentlichen, wenn man Schlöffel nicht augenblicklich freiließe. So erzählt Bettina. Sie bedauert die Befangenheit, die völlige Verblendung des Königs.

Neuigkeiten: Des Konsistorialpräsidenten Göschel's Erlaß gegen die Lichtfreunde ꝛc. Starke Eingabe des hiesigen Magistrats an den König, daß die Prediger sich weigern dürfen, eine gesetzlich erlaubte Ehe einzusegnen, wenn der eine Theil geschieden worden. Stille Gährung herrscht, die Regierung erscheint ohnmächtig und rathlos.

Freitag, den 5. September 1845.

Geheimrath Bunsen ist hier, eilt aber nach London. Der König hatte ihm beim Abschied am Rhein gesagt: „Lieber Bunsen, Sie müssen Ihre Rückreise über Berlin nehmen, ich muß Sie noch sprechen." Bunsen's Buch über Aegypten ist erschienen, auch eines über die Verfassung der Kirche der Zukunft, er soll in letzterem sagen, die Verfassung sei wichtiger als die Lehre; das ist ein harter Tadel gegen Christus, denn dieser gab nur Lehre, keine Spur von Verfassung.

Sonntag, den 7. September 1845.

Der König wollte am Rhein die Königin Victoria zu einem glänzenden Konzert abholen, aber findet sie zu seiner Ueberraschung im Negligee, sie gähnt ihm entgegen, sagt, sie sei müde, habe Kopfweh, er möge es ihr erlassen. Der König kam zu seiner Gemahlin zurück und sagte: „Ich

habe eben in einen tiefen englischen Schlund hineingesehen!“ Das Konzert war verdorben.

Mittwoch, den 10. September 1845.

Heute die Geheimräthin S. besucht. — Bunsen — der nur anderthalb Tage hier war — hat sie besucht und ihr vielerlei erzählt, unter andern, daß die Königin Victoria ihm gesagt, ihr Mann habe den Rang vor dem österreichischen Erzherzog, und Bunsen möge dem Könige sagen, daß die Königin mit Unrecht dem Erzherzoge den Arm gegeben habe; der König ging darauf zur Königin Victoria und entschuldigte das Geschehene, er habe es nicht besser gewußt, das Versehen solle aber nicht wieder vorkommen; man habe darauf auch den Anlaß vermieden, und beide Prinzen seien nicht wieder so zusammengetroffen, um dem einen oder dem andern einen Vorrang anweisen zu müssen.

— Indem ich aus dem Hause trat, stieß ich auf Canitz, der eben hineingehen wollte. Ich sprach ihm von Tettenborn, Könneritz ꝛc. Er versicherte, noch sei er nicht Minister, sondern nur einstweilen beauftragt. Doch scheint er an seiner nahen Ernennung nicht zu zweifeln.

Freitag, den 12. September 1845.

Unsre Zeitungen sind voll von religiösen und kirchlichen **Plänkeleien, das beständige Knallen,** wobei seltnes Treffen und vieles Fehlschießen, unterhält die Aufregung und **jederman glaubt seine Weisheit dabei** vorbringen zu dürfen! — Die Mißstimmung des Publikums, besonders der

eigentlichen Bürgerſchaft, iſt ſehr groß. — Man ſieht mit Widrigkeit auf die vielen Reiſen des Königs, man fragt, ob denn gar nichts zu thun ſei? — Der Victoria-Beſuch am Rhein bringt dem Könige auch nur üble Nachrede, man beſchuldigt ihn der übertriebenen Beeiferung, des unmäßigen Prunkes, und grade dadurch ſei alles kalt und unerquicklich geworden, eine ganz einfache Aufnahme und Bewirthung hätte weit beſſer gewirkt; anderthalb Millionen Thaler ſeien nun ganz nutzlos vergeudet. Man hat ein Bild, wo eine Schaar verhungerter Weber ſich an den Feuerwerken wärmt! — Daß die Königin Victoria den Fürſten von Metternich zu beſuchen verſäumt hat, wird als eine Kränkung für dieſen angeſehen, und er ſoll es bereuen, daß er der Einladung des Königs gefolgt iſt. Daß die Königin nun noch den König Louis Philippe in Eu beſucht, mißfällt hier überaus.

Dahlmann's „Geſchichte der franzöſiſchen Revolution" (Leipzig 1845). Ein Buch, das nicht ohne Wirkung bleiben wird. Er nimmt, wie auch Rahel that, die Antwort Mirabeau's an Brézé für den Wendepunkt der Dinge an und ſagt, nachdem er den Hergang erzählt: „Das war die Revolution!"

Sonntag, den 14. September 1845.

„Leipzigs Todten!" ein Gedicht von Freiligrath, fliegendes Blatt, mir zugeſandt.

Die Staatsgeſchäfte, klagt man, ſtocken, die nothwendigſten Sachen harren umſonſt auf Erledigung. Was ſich bewegt, ſchreitet deßhalb noch nicht, und am wenigſten in übereinſtimmender, feſter Richtung, alles folgt großentheils der Laune, dem Zufall, die Behörden haben keinen leitenden

Grundſatz mehr, ſie ſchwanken zwiſchen Freiheit und Gewalt, und verkümmern alles durch ihre Einmiſchung. Die Frömmler haben jetzt im Staate, das iſt unläugbar, die Macht, aber ſie wiſſen ſie nicht zu gebrauchen und vieles mißglückt ihnen. Der Sieg, daß es dem Prediger überlaſſen bleiben ſoll, ob er Geſchiedene zu zweiter Ehe trauen will, ein Sieg, deſſen ſich Otto von Gerlach rühmt, kommt ihnen theuer zu ſtehen, er hat die ſtarke Forderung der bürgerlichen Ehe hervorgerufen, die eine große Niederlage des Pfaffenthums wäre. Die öffentliche Stimme gegen Hengſtenberg, Tholuk und das übrige Geſindel verſtärkt ſich mit jedem Tage; zwar verſucht man es von manchen Seiten, auch in den Zeitungen, ihm das Wort zu reden und die Unterzeichner der berühmten Erklärung, Dräſeke und Eylert an der Spitze, anzugreifen, aber bis jetzt ohne Erfolg, nur geiſtlos und gemein. Und dabei ſind doch Dräſeke und Eylert auch noch nicht die rechten Leute, man traut ihnen nicht, denn ſie ſelber ſind auch noch Pfaffen, — welchen Erfolg und Beifall würde ein Führer haben, der frei und klar in voller Geiſtesfreiheit aufträte!

In Fichte geleſen, in Goethe; „Le Meunier d'Angibault", von Frau von Dudevant.

Heute iſt Humboldt ſechsundſiebzig Jahr alt geworden. Bleibe er noch lange rüſtig und thätig!

Montag, den 15. September 1845.

Ich höre von guter Seite her, daß der König ernſtlichſt an Reichsſtände denkt und ſchon Entwürfe für deren Koſtum gezeichnet hat; man weiß aber nicht, ob die verſchiedenen Stände in den Reichsſtänden verſchiedene, oder alle die gleiche Kleidung bekommen ſollen. — Der König

ist jetzt durch den Besuch der Kaiserin von Rußland ganz in Anspruch genommen, sie soll durch Feste, Schauspiele, Fahrten unterhalten werden, ihr Zustand ist bedenklich und selbst gefährlich, hindert sie aber nicht an äußerer Beweglichkeit, im Gegentheil, macht ihr diese nothwendig.

Den Besuch der Königin Victoria in Eu sieht man hier mit scheelen Augen an. Die Höflinge haben Schadenfreude, daß dem Könige auf seinen Toast solche Erwiederung gegeben wird, und sie übertreiben absichtlich den Tadel, den sie auf die Königin von England häufen.

Wenn ich Abends ausfahre und wieder heimkehre, sehe ich gewöhnlich den General von Canitz in seiner Stube unten bei der Arbeit sitzen; wenn ich bedenke, welche Arbeit dies ist, zu welchem Zweck, in welchen Formen und zu welchem Erfolg und Ruhm, — dann preis' ich mich jedesmal glücklich, mit all diesem nichts zu thun zu haben und in freiem Geiste meine Abende hinzuleben!

Bülow soll fast ganz in den früheren Zustand hergestellt sein, aber auf seinem Abschiedsgesuch beharren. Ich kann es ihm nicht verdenken.

„Canitz wird früher mit dem Könige in Zwiespalt gerathen, als mit den andern Richtungen seiner Thätigkeit; er wird nach oben versitzt sein, ehe er es nach unten wird."

Das glauben wir Alle. Doch — wenn wir uns nun Alle irrten? — Canitz hat zu spät erlangt, was er längst anstrebte, er wird vor allem seinen Posten festhalten und gegen den höchsten Einfluß geschmeidiger sein, als sein sonstiger Karakter erwarten ließe. Als Vierzigjähriger, als Fünfzigjähriger noch, da hätte er die Ministerschaft leicht wieder fahren lassen, als Uebersechzigjähriger hat er sie zu lieb.

Ich finde diese Meinung eines guten Kenners von Canitz und den Verhältnissen gar nicht abzuweisen! Wollen sehen!

Donnerstag, den 18. September 1845.

Vorgestern bekam ich einen Brief von dem gewesenen Divisions-Auditeur Gustav Nicolai, dem wegen seines Buches über Italien berüchtigten Nicolai, und von dem ich auch sonst nur Uebles gehört hatte. Sein Brief aber flößte mir schmerzliche Theilnahme für ihn ein, und ihm scheint ungeheures Unrecht geschehen, besonders auf Betrieb des General-Auditeurs Friccius, der persönlichen Argwohn gegen ihn zu bitterster Verfolgung gesteigert. Der Eindruck dieser Sache und das Gefühl der Unmacht dabei lag mir den ganzen Abend schwer auf der Seele.

Gestern am 17. gleich an Nicolai geschrieben. — Bald darauf kam ein Brief und eine Denkschrift vom gewesenen Justizrath Wiese aus Rathenau, dieser klagt ebenfalls über Ungerechtigkeit, die ihm durch Minister und König zugefügt worden sei, er will mich sprechen. Ich antworte ihm, er möge kommen. Es scheint, meine Held-Schrift führt mir solche Bedrängte zu! Ja, wer ihnen helfen könnte! Aber durch die Rechtspflege und durch die Gerichte Verunglückte, deren Schicksalen ist am schwersten beizukommen!

An den Minister von Kamptz, der mich um Konstitutionsbücher angegangen hatte, schrieb ich zur Antwort, ich hätte die verlangten nicht, und fügte ein Wort hinzu, ihm zu sagen, wie ich mich in jetziger Zeit zu unsren Konstitutionserwartungen verhielte.

Freitag, den 19. September 1845.

Von elf bis gegen zwei Uhr war der Juſtizrath Wieſe bei mir und trug ſeine Sache umſtändlich vor. Wenn nicht große Irrthümer in Angabe der Thatſachen Statt finden, ſo iſt ihm allerdings das größte Unrecht widerfahren, vom Kammergericht, den Juſtizminiſtern, vom Könige ſelbſt (dem vorigen nämlich). Es ſcheint Grundſatz bei den Gerichten zu ſein, die Anklage gegen höhere Staatsbeamte fürerſt als Injurien zu behandeln und zu beſtrafen, nachher aber auf die Erörterung der Sache ſelbſt gar nicht einzugehen! Und der König ſelbſt ſcheint auch dieſem Grundſatz beizupflichten. Schrecklich! Hier heißt es alſo: „Sehe ruhig zu, daß Staat und König betrogen und verrathen werden, halt's Maul und kümmere dich nicht darum!“ — Mitten in dieſe Verhandlung kam Herr Oberlandesgerichts-Aſſeſſor Schnitger aus Münſter und nahm an dem Geſpräche lebhaft Antheil; er kam von Töplitz zurück, hatte Pfuel's geſprochen, den Grafen von Kleiſt-Loß, Herrn von Langenn, Herrn von Ammon; ſie ſtimmen alle überein, daß die öffentlichen Sachen in der jetzigen gräuelhaften Verwirrung, bei der Schwäche und Rathloſigkeit der Regierungen, ſich nicht mehr halten laſſen, daß Verfaſſungen zur Stütze der Fürſten nöthig ſind. Schnitger iſt ein heller und geſchwinder Kopf, von beſter Geſinnung, der es mit der Regierung redlich meint, die Zeiten erkennt ꝛc.

Montag, den 22. September 1845.

Die Kaiſerin war geſtern im Opernhauſe und ſah die „Hugenotten“. Morgen reiſt ſie ab, der König begleitet ſie bis Halle. Immer unterwegs! Die Berliner machen

den Witz, ein Postkondukteur könne nicht stärker die Landstraße befahren!

Der König war sehr unzufrieden mit den Manövern, besonders heute mit den Gardekürps, er spie aus, warf mit „Eseleien", „Hornviehdummheiten", „dummen Eseln" um sich, ferzigte auch den Prinzen von Preußen schnöd' ab, sagte, wenn es Ernst wäre, würde der ganze Truppentheil in dem Engwege verloren sein, schrie: „Wollt ihr heraus, ihr Pack!" Die Sachen sollen wirklich den möglichst schlechten Verlauf gehabt haben, die Generale ganz rathlos gewesen sein. Der Prinz von Preußen wird sehr getadelt, als unfähig eine größere Truppenstärke zu befehligen. Man tadelt den Kriegsminister von Boyen, als welcher alle alten dienstunfähigen Generale wieder anstelle ꝛc. Auch hier, im Militair, greift die Auflösung um sich.

Dahlmann's „Geschichte der französischen Revolution" ist noch furchtbarer, als seine englische Geschichte. Er rückt diesmal der Sache näher, die Beziehungen auf unsre Zustände sind deutlicher, absichtlicher, einschneidender. Das Buch ist als politische Erscheinung wichtig, es gebraucht, wie Rotteck, die Geschichte zu bestimmtem Zweck. Mich setzt in Erstaunen, wie revolutionair der Mann geworden. Er urtheilt wunderbillig über Voltaire, hochanerkennend über Mirabeau.

Dienstag, den 23. September 1845.

Die Kronprinzessin von Hannover hat einen Prinzen geboren. Also ist die Erbfolge gesichert! Viele meinen, es wäre besser, das Geschlecht stürbe aus.

Musterung unserer deutschen Regentenhäuser, die mei-

sten schwach oder gar verächtlich! Vergleich mit denen vor der Revolution, viele vortrefflich und ausgezeichnet, wie Baden, Dessau, Weimar, Braunschweig, Neuwied, einige geistliche Fürsten; Friedrich den Großen und Joseph den Zweiten ungerechnet!

Mittwoch, den 24. September 1845.

Unser politischer Zustand beschäftigt mich mehr als billig; da mir keine eingreifende Thätigkeit mehr dabei zugewiesen sein kann, so sollt ich mich davon abwenden, aber es ist ein schauervoller Reiz, der mich nöthigt immer hinzusehen, wo und wie sich etwas ereignet. Ich sehe nach oben schreckliche Verblendung, die jeder sogleich theilt, wie er hinaufkommt; was man thut, führt zum Uebel, und eben so schlimm und verhängnißvoll ist, was man versäumt! Ich komme dabei stets auf's neue auf die Betrachtung zurück, daß Preußen auf das übrige Deutschland und dieses auf Preußen einwirkt, hiedurch werden alle Fragen ungemein verwickelt und der Spielraum der Möglichkeiten unabsehbar erweitert. Aber langsam, langsam geht alles, obschon das Einzelne oft sehr zu eilen scheint.

Heute früh brachte mir der Justizrath Wiese sein Buch über Moral und Religion in der Gerechtigkeitspflege (1825), eine Schrift, welche der General von Thile und der Minister von Kamptz revolutionair nannten. Herr Sougey kam und empfahl mir einen Neger aus Guadeloupe. Besuch eines jungen Mannes aus Wien, ein großer schlanker Mann voll Entschiedenheit und Begeisterung, hat in Halle den Prediger Wislicenus und in Bommelte den Prediger Uhlich besucht, versichert mich lebhaft seiner Anhänglichkeit, geht nach einer Viertelstunde befriedigt fort;

er ist katholisch und heißt Wirth, kennt niemanden von meinen Wiener Freunden.

In Dahlmann's neustem Buch ist alles zum Tagesgebrauch eingerichtet, Kürze und Ausführlichkeit einzelner Absätze ist ganz darnach bemessen. Das Buch ist ein der jetzigen Ansicht und Richtung des Königs und seiner Vertrauten durchaus feindliches, auf allen Seiten stehen Warnungen, Schelte, Drohungen. — Ich seh' es täglich mehr, ohne Stöße geht es nicht ab.

Freitag, den 26. September 1845.

Der Minister von Kamptz, dessen frühere Kritik gegen des Stadtgerichtsrathes Heinrich Simon Buch über das preußische Richterverhältniß von diesem mit grimmer Schärfe in Staub getreten worden, hat die Polemik nochmals aufgenommen, recht böse nach seiner Art, aber schwerfällig und auch unwahr, er möchte sich weißbrennen gegen die Vorwürfe in Betreff der plumpen Verfolgung sogenannter Demagogen, er verschanzt sich hinter die gesetzlichen Behörden, aber man weiß doch, daß er das Triebrad war, und er bleibt schwarz.

Besuch des Fürsten von Solms-Lich.

Sonnabend, den 27. September 1845.

Unsre Staatssachen gehen schlaff und trübe. Der König hat seit seinem letzten Anlauf zu Reichsständen schon wieder ein Jahr verloren, und wer weiß, wie viele Zeit er noch verliert, ehe er damit an den Tag treten kann, während sein Wollen doch nicht gewechselt hat. Aber freilich hat er durch das Säumen allen Glanz und alle Frucht

der frischen That verloren! Das fühlt er auch, und darum hat er an der Sache nicht mehr die frühere Luſt. In der Verwaltung iſt alles ſchlaff, unſchlüſſig und verdrießlich; nur die einſtweilige Verfolgung der Deutſchkatholiken und der Lichtfreunde ſetzt den knechtiſchen Eifer mancher Behörden etwas in Schwung. Und das grade taugt am wenigſten.

Die Depeſche Aberdeen's an Weſtmoreland, von der augsburger „Allgemeinen" ganz und von unſern Blättern theilweiſe gegeben, greift des Miniſters von Bülow früheres Schreiben an Weſtmoreland über die Handelsſachen bitter an. Die Hofleute thun, als wenn Bülow dadurch ganz niedergeworfen wäre, ſehen den abtretenden Miniſter gern als einen ſchuldbeladenen an, und werfen ihm auch vor, daß er das Verfaſſungsweſen begünſtigt und die Abſichten des Königs zu früh habe in's Publikum gelangen laſſen. Bei dem letztern Vorwurf hat man auch mich im Auge, man weiß in den höheren Kreiſen, daß eine Folge von Artikeln in der „Allgemeinen Zeitung" voriges Frühjahr von mir geſchrieben worden. Aber ich habe der Sachen nicht eher erwähnt, als bis ſie in Berlin ſtadtkundig geworden, ich ſtellte nur das bis dahin wenig Geglaubte als Glaubwürdiges feſt und ſuchte alles zur Ehre des Königs zu richten, wobei ich zugleich auf manches Unſtatthafte aufmerkſam machte. Letzteres hat mehr Mißfallen als das Erſtere Gefallen erregt; natürlich, der Hofkreis will ſich nichts einſprechen laſſen, der König hat ſeine gefaßten Vorſtellungen lieb, die ihm Vertrauten wollen auch nichts andres wiſſen, verblenden ſich über ihre Geiſtesmacht und Staatsmacht, und denken, ſie werden ſchon mit allem fertig werden. So ging es von jeher und ſo wird es immer gehen, ſo lange ähnliche Verhältniſſe walten.

Alter Staatssekretair Antonio Perez: „Wenn Gott der Monarchieen müde wird“... welch ein Wort!

Besuch beim Fürsten von Solms-Lich (Meinhard's Hotel), wo ich den Grafen von R. traf; ich störte die beiden Aristokraten sichtlich, sie mochten von ihren höchsten Anliegen gesprochen haben; die Rede kam bald auf Zeitungen, der Fürst empfahl den „Rheinischen Beobachter“, von Doktor Bercht redigirt, ich sagte, daß ich das Blatt nicht kennte, aber wüßte, daß niemand es lesen wolle. R. that schmeichlerisch und anschmiegend zu dem Fürsten, der aber, was den Stand betrifft, den Grafen tief unter sich stellt.

K. H. Hermes über sein Verhältniß zur preußischen Staatszeitung; eine Schande für die preußischen Minister Graf von Arnim, General von Thile ꝛc., für den Geheimrath Bitter ꝛc. Gegen diese Leute alle ist Hermes im größten Rechte!

In Dahlmann gelesen, in Mirabeau's „Memoiren“.

Sonntag, den 28. September 1845.

So steht jetzt die Sache bei uns: Die Hofpolitiker wollen Reichsstände, dazu bequemen sie sich, weil ja doch die Macht der Zeitstimme und sogar nun auch der Wille des Königs dergleichen verlangt; aber dabei soll alles bleiben wie es ist, besonders der Adel, und dieser noch neuen Glanz und neue Festigkeit erlangen; der vornehme Adel rechnet auf hohe Unterscheidungsstufen für sich, der reiche hofft auch auf diese zu treten, der geringere wähnt sich mit in erster Reihe, der Bürger und Bauer soll nur so mitgehen, weil er doch nicht abzuweisen ist. Die sogenannten „Herren“ wollen das Ruder behalten und alle Vor-

theile. Und auf „Stände“ legt man den größten Werth grade im Augenblicke, wo sie schon in Auflösung begriffen, gar nicht mehr recht zu finden und zu sondern sind! — Nein, an dem, was diese Leute wollen, kann ich keinen Antheil nehmen; wenn mich etwas reizt und belebt, so ist es nur die Bewegung, welche entstehen muß, und deren unhemmbares Fortschreiten ganz andre Ergebnisse bringen wird, als jene Leute sich träumen lassen.

Schon hört man auf allen Seiten an den Fähigkeiten von Canitz, an seinem Karakter zweifeln; der Prinz von Preußen und sein Anhang betrachtet ihn als einen Mann der Falschheit und der Ränke, des maßlosen Ehrgeizes; als hochfahrender Kriegsmann war er so willkommen, warum mischt er sich jetzt in Verfassungskram! Eines wird als löblich anerkannt, daß er Bunsen haßt! — Daß Bülow jedoch fortkommt, ist den Widersachern der Reichsstände lieb; jemehr es bekannt wird, daß er für Reichsstände war, desto höhnischer sieht man ihn in seinem geschwächten Zustande, findet diesen eine gerechte Strafe.

Daß sich nur niemand einbilde, auf unsre Staatsleute, auf die Lenker, oder gar auf den König selbst, einzuwirken, andren Sinn dort aufzuschließen, andre Ideen rege zu machen! Bettina von Arnim hat es erfahren, wessen man sich da zu versehen hat, was für Antwort ist ihr geworden auf ihre schönen Zuschriften, die noch dazu die schmeichelndste, unterhaltendste, begeisterte Form hatten! Diese Leute sind in sich selber ganz fest und sicher, abgeschlossen jedem Zweifel, der ganze Zuschnitt aller Dinge spricht noch für sie. Und was könnte man dem Könige sagen? Gar nichts Neues, nichts Geistreiches, Tiefes, nur Allbekanntes, ganz Gewöhnliches, die gemeinsten Wahrheiten, man kann den Propheten, der solche Weisheit bringt, gradezu auslachen.

Dagegen wird sie sich einst von der Tribüne herab hören lassen, und dann wird man nicht mehr lachen.

Es macht einigen Lärm in der Stadt, daß die Opernaufführung im Königstädter Theater, mit Madame Viardot-Garcia, zu morgen in den Zeitungen angekündigt, vom Könige plötzlich nach Potsdam gezogen worden ist. Der vorige König, heißt es, würde gegen die Berliner nicht so rücksichtslos verfahren sein.

Die Abführung Bauer's zu Fuß nach der Festung ist noch nicht vergessen, man rechnet sie der Regierung als eine russische Rohheit an. Schon aber heißt es auf's neue, auch Wehl solle auf neun Monate zur Festung wandern, wegen geringfügiger Scherze, die das Gericht für Beleidigungen des Königs ausgiebt. Und der Verurtheilung von Prutz wegen seiner „Wochenstube" sieht man auch entgegen.

Montag, den 29. September 1845.

Schlechte Nacht, unruhiger Morgen, stärkende Vorsätze.

Wir haben große Freiheit, das ist wahr, aber keine, auf die wir rechnen können, die nicht von Zufall und Willkür abhinge, mit Einem Worte, keinen Freiheitsboden, und den werden wir nicht eher haben, bis er der Macht durch ein Parlament abgerungen ist. Diese Thatsache darf nicht vergessen werden, ohne daß sogleich sich die Folgen des Außerachtlassens zeigen. Ich sage nicht, daß man nicht bisweilen absichtlich vergessen solle, aber man muß wissen, woran man ist. Es geht ein Schreiben umher, das Unterschriften zu einer Erklärung sammeln soll, worin die politischen Wünsche der Zeit ausgesprochen werden; dieses halt' ich für ein eitles Beginnen, da solche Wünsche noch gar nicht feststehen können, alles Grund und Bodens entbehren, und

die Regierung dergleichen Unternehmen als ein Verbrechen anſieht. Möge man dergleichen immerhin thun, aber man wundre ſich nicht über die Folgen! Das iſt Muth am unrechten Ort! Ich und meinesgleichen ſtehen im Nachhalt, der muß die Plänkler ihr Spiel treiben laſſen; und die Ausdauer abzuwarten, bis es Zeit iſt, iſt auch Tapferkeit.

Herr Profeſſor Hillebrand in Gießen ſchickt mir den zweiten Band ſeiner „Deutſchen Nationallitteratur".

Die „chriſtliche Ehrerbietung", mit der Herr Bunſen ſich unterſchreibt, beſprochen! — Des Biſchof Eylert's Auftreten gegen den Regierungs- und Schulrath Striez in Potsdam; wie weit iſt es gekommen, wenn ein Eylert — ſelber doch ein Pfaff — unſre Sache gegen die Pfäffiſchgeſinnten führen muß! So war die konſtitutionelle Sache in Frankreich, während der letzten Jahre der Reſtauration, von Hyde de Neufville vertheidigt, von Martignac und Chateaubriand! — Unſre Polizei, hohe und niedre, wird immer kleinlicher, beengender und quäleriſcher gegen die kirchlichen Bewegungen, und erlangt in der Sache ſelbſt doch nicht den geringſten Vortheil!

Die italiäniſche Vorſtellung mit Madame Viardot-Garcia war nun dennoch hier, der König und die Königin — eben von Iſchl zurückgekehrt — zogen es vor, hieher zu kommen. In der Beſtellung der Plätze herrſchte die größte Verwirrung. Im Königſtädter Theater hatte man alle Anmeldungen zurück und nach Potsdam verwieſen, nach zwölf Stunden nahm man deren wieder an, und ſo ſind viele Leute genarrt worden.

In Thiers geleſen und in Hillebrand's zweitem Theil, wo über den zweiten Theil des „Fauſt" leider wieder die alte Leier geſpielt wird, über das Greiſenalter, die ſymboliſche und gelehrte Dichtung ꝛc. Niemand will das

natürlich und einfach anschauen, jeder bringt einseitige Forderungen. Man will den Dante erklären, aber Goethe'n nicht. Manche Stücke des zweiten Theils glänzen so hell von reinster, lebensfrischer Poesie wie nur die besten des ersten Theils, manche haben dieselbe Herzenswärme, ja stammen sogar aus derselben Zeit, was die Leute wissen, aber immer nicht beachten. Und was die klassische Walpurgisnacht betrifft, so ist sie das Erzeugniß eines Mannes, der, von allen jenen Anschauungen und Kenntnissen erfüllt, auch ihnen seine Dichtergabe widmet, widmen muß, und dabei wahrlich so herrliche Einzelheiten bringt, wie nur irgend ein Dichter.

Dienstag, den 30. September 1845.

In der „Staatszeitung" steht endlich der Austritt Bülow's, der Eintritt von Canitz. Ich las die wenigen Zeilen mit innerer Bewegung von sehr gemischter Art!

Der Minister von Thile hatte dem hiesigen Magistrat geschrieben, er habe die Eingabe wegen der Frömmlinge, der Zivil-Ehe ꝛc. dem Könige noch nicht vorgetragen, die Sache habe dadurch, daß inzwischen Stücke der Eingabe in den Zeitungen veröffentlicht worden, eine unangenehme Gestalt bekommen, auch dürfte es nicht schicklich sein, dem Könige schriftlich Dinge zu sagen, die man ihm in's Angesicht auszusprechen doch nicht wagen werde, er trüge auf Zurücknahme an. Dem Bürgermeister Krausnick soll er in diesem Sinne noch besonders geschrieben haben. Der Magistrat aber, Krausnick an der Spitze, hat geantwortet, er beharre auf seiner Eingabe, und jedes seiner Mitglieder werde den Inhalt auch mündlich gegen den König zu vertreten wissen. Hierauf soll nun die Antwort erfolgt sein,

der König beſcheide den ganzen Magiſtrat zum Donnerstag Morgen um neun Uhr hier auf das Schloß. Man ſieht daher übermorgen einem merkwürdigen Auftritt entgegen. Ohne Zweifel wird der König den Magiſtrat das Uebergewicht ſeiner Beredſamkeit fühlen laſſen, wahrſcheinlich gar keine Entgegnung annehmen. Aber dabei bleibt auch die Gefahr des Mißlingens! Bedauerlich, wenn der König ſich erfolglos bloßſtellt, bedauerlich, wenn der Magiſtrat ſich demüthigt und verblüffen läßt! Der einzig denkbare gute Gang wäre, wenn der König erklärte, die Petition ſei gewährt! — Krausnick iſt immer der Mann des Hofes, diesmal aber muß er der Mann der Stadt ſein, denn er ſelbſt bedarf nächſtens wieder der Stimmen der Bürger.

In Thiers die Kataſtrophe des Herzogs von Enghien geleſen; dieſer vielbelobte Abſchnitt gefällt mir nicht, er iſt viel zu ſachwalteriſch und rhetoriſch-ſophiſtiſch für die Ehre der Franzoſen. So wird Moreau von ſeinem Adjutanten verrathen, und nichtsdeſtoweniger es der allgemeinen Ehrenhaftigkeit der Zeit angerechnet, daß Georges nicht verrathen wird!

Mittwoch, den 1. Oktober 1845.

Der Graf von Kleiſt-Loß beſuchte mich und blieb eine gute Stunde. Er war in Karlsbad und Töplitz, iſt voll muntrer Geſchichten und ſcharfer Mißreden, ſeine Laune und ſein Witz über gewiſſe Gegenſtände ſind unerſchöpflich, die Frommen beſonders ſind ihm ein Dorn im Auge. Er ſpricht aber auch ſehr ernſt und ſorgenvoll. Was ſoll aus den Dingen werden? Les rois s'en vont! Das iſt wahr, auch wenn ſie noch lange bleiben. — Er lieſt Dahlmann's „Franzöſiſche Revolution“.

Es ist ganz richtig, der Magistrat ist morgen auf das Schloß beschieden; er besteht in etwa dreißig Personen, sie wollen in fünfzehn Wagen feierlich auffahren. Die Bürger wollen ihnen auf dem Wege rauschenden Beifallsruf zur Begleitung geben. Die Sache nimmt ein bedeutendes Ansehen, und wird dem Könige zum Verdruß ausschlagen. Ganz Berlin ist in gespannter Erwartung. —

Ich habe heute zufällig ein älteres Blatt gelesen, worin ein Rezensent, unter großen Lobsprüchen, doch mit der Art meines Auftretens gar nicht zufrieden ist; er will mich heftiger, schonungsloser, polternder, er möchte mich in Gefahr sehen, ja am liebsten schon auf der Festung, und sollt' ich für meine Kühnheit mit dem Leben büßen, so soll ich, ihm zu Gefallen, wie ein Held mit Trotz und Hohn sterben! Das ist eine Art von Wahnsinn unter den jungen Schreiern, daß sie Andern die Rollen, den Karakter, den Gebrauch der Talente sogar, bestimmen und vorschreiben wollen. Freilich, sie selber können nichts, als solche Artikel schreiben, und unfähig etwas Tüchtiges zu leisten, möchten sie Andern befehlen! Wenn ich das nun auch thun wollte? Wenn ich dem naseweisen Rezensenten auch seine Rolle vorschriebe, und ihm sagte, er sei zum Gassenkehren, zum Stiefelputzen bestimmt, er solle seinen Beruf doch erkennen und erfüllen?

Mich hat es nie gereizt, meine Sachen in's Französische, in's Englische übertragen zu sehen, oft waren mir deßhalb Anerbietungen gemacht, und ich habe sie stets nachlässig behandelt. Ich fühle ganz den Sinn Goethe's, wenn er sagt:

Im Vaterlande
Schreibe, was dir gefällt;
Da sind Liebesbande,
Da ist deine Welt.

Wenn meine Sachen hier bei uns gedeihen, dann mögen sie als solche auch auswärts gelten. Aber auswärts ein Gedeihen zu suchen, damit sie darauf auch hier gelten, das dünkt mich sehr verkehrt. Mit geringer Nachhülfe von Betreibung könnte ich meinen Blücher französisch und englisch gesehen haben, Oelsner und Doktor Lappenberg boten sich an; es ist mir nicht leid, daß es unterblieben ist. Aber das Anerbieten einer Dame in Kiel, welche Rahel's Sachen in's Französische übersetzen wollte, nicht thätiger aufgefaßt zu haben, reut mich etwas.

Freitag, den 3. Oktober 1845.

Gestern war der Vorgang auf dem Schloß. Als der Magistrat vom Könige heruntertam, empfing ihn von dem dort am Portal versammelten Volk ein lebhaftes Hurrah, aber es waren nicht über vierhundert Menschen beisammen, die Polizei hatte absichtlich verbreitet, erst um elf Uhr würde die Audienz Statt finden. Die Magistratsmitglieder sahen niedergeschlagen aus, und einige winkten abwehrend, man solle nicht rufen und jubeln. Sie begaben sich unmittelbar auf das Rathhaus und hielten eine lange Sitzung, in der sie eine zweite Eingabe beschlossen. Heute steht in der Zeitung ganz kurz, daß die Audienz gewesen, von ihrem näheren Inhalte jedoch wisse man noch nichts. Der König soll indeß gesagt haben, daß er solche Eingaben mißfällig ansehe und daß sie unmächtig seien, den geringsten Einfluß auf seine Ansichten und Entschließungen zu haben; zuletzt gab er dem Oberbürgermeister Krausnick die Hand. Im Ganzen ging es glimpflich genug her, der König schien etwas matt. Sein persönliches Auftreten scheint ganz vergebens gewesen zu sein, er hat damit nichts bewirkt.

Heute Besuch von Theremin, der mir seinen „Demosthenes und Massillon“ und die neuste Auflage seiner „Abendstunden“ bringt. Er erzählt von seiner Schweizerreise, von den Predigern in Genf ꝛc. Er liest Humboldt's „Kosmos“ mit Eifer und Belehrung, verabscheut die Verketzerungen des Buches, klagt überhaupt die Lieblosigkeit an, die jetzt unter den Geistlichen herrscht, und meint, er könne im Dogma wohl der „Evangelischen Kirchenzeitung“ beistimmen, aber in ihrem Verfahren nimmermehr, denn das sei ganz ohne Liebe, hart und bitter, und deßhalb auch wirke sie so wenig zum Guten. Er sagt, er stehe kirchlich ganz allein, habe keine Parthei für sich, werde von jeder angefeindet; kürzlich habe sogar sein sonstiger Freund Tholuk, der ihm früher einen Band Predigten zugeeignet, von ihm drucken lassen, „zum Glauben habe Theremin es nie gebracht“, welches ihn doch auf's äußerste betroffen mache, da er sich bewußt sei, seit mehr als dreißig Jahren den Glauben an Christus rein zu predigen und zu lehren; es sei ihm unbegreiflich, wie man so absprechen, einem Prediger so das Vertrauen der Seinen wankend machen könne ꝛc. Natürlich, lieber Theremin, das ist schwer zu verdauen; aber bedenke, daß du selber über Andre auch schon so abgesprochen hast, und noch heute absprichst, in einem Gebiete, wohin der Blick nur unsicher schweift!

Abends las ich in Theremin's Gedichten und Reflexionen. Er hat unläugbare Gaben der Poesie und der Betrachtung, aber auf allen Seiten hemmt ihn der Theolog, der Prediger. In seinen Gedichten und Reflexionen ist mir merkwürdig, daß er den Stil der besten Schlegel'schen Zeit, des „Athenäum's“ ꝛc. glücklich festgehalten hat, aber auch dabei stehen geblieben ist. Ueber Goethe hat er viel Verdrehtes, über den zweiten Theil des „Faust“ die alten

Wirren und ein theologiſches Gericht dazu! Er ſpricht von der „Oede ſeines Greiſenalters“, aber Goethe ſelbſt empfand dieſe weit weniger, als Theremin ſelbſt — obwohl noch lange nicht ſo alt, wie Goethe geworden — dieſe Oede empfindet, ſeinen eignen Klagen nach, und dann wieder die unchriſtliche Hoffahrt auf das Chriſtenthum! — Dieſe Leute meinen immer, Goethe hätte ſeinen Genius in den Dienſt der Kirche ſtellen ſollen — wie auch Sieveking ſo dünkelvoll von Bettinen verlangte —; ich meine, Schleiermacher und Theremin hätten nicht Schwarzröcke werden ſollen, denn im ſchwarzen Rock erſtickte der beſte Theil ihrer Gaben.

Sonnabend, den 4. Oktober 1845.

Der Magiſtrat wird es bei ſeiner gehabten Audienz nicht bewenden laſſen; in einer Sitzung unmittelbar nachher iſt die Rede des Königs aus dem Gedächtniß zu Papier gebracht worden, um darauf zu antworten. Der König hat dem Magiſtrat ſorgſam bemerklich gemacht, wieviel er thue, daß er ihn perſönlich verlaſſe, das ſei ganz unerhört, und ganz Europa ſehe auf ſolche Handlung. Er war mild und ſcharf, alles durcheinander, der Eindruck war peinlich. Der Miniſter General von Thile war ſeinerſeits auch gar nicht zufrieden, er warf dem Könige vor, daß er ihn und Eichhorn durch ſeine Worte doch gewiſſermaßen bloßgeſtellt habe! Thile wollte zuletzt den Magiſtrat zur Geheimhaltung des ganzen Hergangs verpflichten, ihm wurde geantwortet, man werde ſehen, was zu thun ſei. Verdrießliche Geſchichte!

Sonntag, den 5. Oktober 1845.

Für Canitz läßt ſich in ſeiner neuen Stellung und Wirkſamkeit nur Eine Weiſe des Ruhmes und Gelingens denken, wenn er nämlich frank und offen ſich auf die Seite der Freiheit und des Fortſchritts wendete, hier an die Spitze träte und alles Entgegenſtehende kräftig niederwürfe. Er müßte freilich grade das bekämpfen, was er bisher gehegt, die Standesvorurtheile, die Frömmelei, aber ſolcher Wechſel iſt ſchon oft vorgekommen, und der ſeltne Fall, daß er vom Schlechten zum Guten geſchähe, würde nur den Lobpreis aller Guten hervorrufen. Iſt zu ſolchem Beginnen irgend Ausſicht? Ich zweifle ganz und gar. Canitz hat große Eigenſchaften, aber er wird ſie in einer Richtung gebrauchen wollen, in der ſie nutzlos verwendet werden, in der ſie den Sachen und ihm ſelbſt zum Schaden gereichen. Was kann er von Freunden und Gefährten, wie Leopold von Gerlach, Radowitz, Voß, Haſſenpflug ꝛc. für Beiſtand erwarten? Sie ſind dem Volke verhaßt, und mit Recht! Bunſen überflügelt ihn in den Kirchenſachen und in der Gunſt des Königs, und der ihm eine Hülfe ſein ſollte, iſt ihm verhaßt! Warum? In den Sachen ſtimmen ſie doch ganz überein! Aber man ſieht, nicht die Sachen ſind das Erſte, ſondern das perſönliche Dünken, die Selbſtſucht, welche Neid und Eiferſucht in ſich ſchließt. Aus dieſem Punkte droht Canitzen die größte Gefahr. Ich kenne ihn von jeher als ſtolz und ehrgeizig; aber die Leute verſichern, daß dieſe edleren Eigenſchaften längſt in die kleinlichſte Eitelkeit zuſammengeſchrumpft ſeien, daß er ſich in ſeinem neuen Amte wohlgefällig ſpiegle, gleich dem geringſten Parvenu, daß er ſich prunkend aufbläht und Schmeichelei nicht nur anhöre, ſondern fordere. Ein trauriges Bild, ich wünſche, daß es ſich als ein übertriebenes erweiſe!

Ich arbeitete in meinen Papieren, merkte an, machte Zusätze ꝛc., las dann in Theremin, mit großer Wärme und vielen Betrachtungen; auf allen Seiten bestätigt sich mir, was ich schon aufschrieb: Schade, daß er ein Prediger geworden! Wenn er mitten in der Bewunderung Demosthenischer Reden plötzlich auf Predigten einlenkt, wird es gradezu komisch, und seine beständige Erinnerung, daß man es doch nur mit einem Heiden zu thun hat, ist mir jedesmal widerlich. Er hätte, wäre er kein Prediger, nicht Massillon, sondern Mirabeau zur Vergleichung mit Demosthenes herangebracht, aber als Prediger wagte er das nicht. Sonst hat er viele schöne Stellen und gerechte Urtheile, zum Beispiel über den Zorn, über Oeffentlichkeit ꝛc.

Montag, den 6. Oktober 1845.

Die Verblendung und Thorheit unserer Regierenden sind sichtbar, sie arbeiten an ihrem eignen Untergang. Wie unredlich, wie schlaff und selbstvergessen sie handeln, sieht man zumeist am deutschen Bundestag; welche Versprechungen sind von ihm erfüllt, was leistet er? Er ist ein Werkzeug der Unterdrückung in der Hand der Mächtigen, das ist alles! Seine eigne Oeffentlichkeit, seine eigne Permanenz hat er abgeschafft. Und im übrigen, wie sieht es aus? Ist es nicht, als ob alle Regierungen sich verschworen hätten, irgend Freies, Selbstständiges, Schwungvolles, im größeren Sinne Vaterländisches, sogleich zu hemmen? Die edle deutsche Gesinnung für Schleswig-Holstein, wie scheel wird sie angesehen, wie mürrisch ruft man den Badnern, den Sachsen zu, was sie das angehe! Und ist wohl unter allen deutschen Fürsten einer so freisinnig, so großmüthig,

ſo ſtaatsklug dürfte man ſagen, ſich offen als Beſchützer der Deutſchkatholiſchen, der Lichtfreunde aufzuſtellen? Nein, ſie arbeiten insgeſammt für den Sieg der Pfaffen, der Fanatiker, und welche Freunde ſie an dieſen haben, iſt ihnen durch den Erzbiſchof von Köln noch nicht gehörig eingetränkt! So werden ſie's denn auf's neue erfahren! —

Man ſagt, der General Leopold von Gerlach ſei als Canitzens Nachfolger zum Geſandten nach Wien beſtimmt. Abſcheuliche Wahl! Und doch wird er dort unſchädlicher ſein, als er hier am Hof iſt. —

Von der Rede des Königs an den Magiſtrat wird viel erzählt und geſprochen. Sie ſoll unglaubliche Blößen geben und hat niemanden imponirt. Viele Bürger behaupten, wenn die nächſte Eingabe nichts fruchte, ſo müßten Magiſtrat und Stadtverordnete ihre Stellen niederlegen, und wenn auch die ganze Städteordnung darüber zum Teufel ginge; Berlin würde die Schande davon nicht tragen, ſondern die ſchlechten Miniſter, die den König irrleiten.

Donnerstag, den 9. Oktober 1845.

Vorgeſtern Brief aus München von Hormayr, eine ſehr ungünſtige Schilderung von Metternich's jetzigem Erſcheinen enthaltend.

Prächtiger Trinkſpruch vom Geheimenrath Böckh in der Philologenverſammlung zu Darmſtadt; er kleiner Mann habe mit einem großen, mit Perikles, das gemein, nicht gern unvorbereitet zu ſprechen, und dann rede er auch nicht gern allein, ſondern lieber in dialogiſcher Form, womit jetzt an gewiſſen Orten große Gunſt zu erwerben ſei; —

man freut ſich hier der guten Maulſchelle für den Miniſter Eichhorn.

Herr von Küſtner hat wieder eine Kabinetsordre des Königs zu Gunſten Meyerbeer's erhalten und will wieder ſeinen Abſchied fordern. Der Fürſt von Wittgenſtein ſagt ihm: „Das müſſen Sie ſo genau nicht nehmen, mein Lieber! Dieſer Herr iſt immer wie im Nebel, ſieht und hört nicht recht, thut was der Augenblick ihm eingiebt, und denkt nicht an den Zuſammenhang. Seine Umgebung nennt das geiſtreich und genial, ich aber ſage Ihnen, es iſt nur Zerſtreutheit, alles geſchieht wie im Nebel, und morgen das Gegentheil von dem heute Befohlenen. Laſſen Sie das alles ruhig an ſich vorübergehen."

Freitag, den 10. Oktober 1845.

Beſuch vom General von Pfuel; er iſt in ſeinem Eifer für die Deutſchkatholiſchen ſtandhaft, bedauert, daß man den König gegen ſie geſtimmt, betheuert, daß die Sache keinen politiſchen Beſtandtheil habe, ſondern ganz innerliche religiöſe Ueberzeugung dabei die urſprüngliche Triebfeder ſei, der Staat aber nehme die Sache als eine politiſche und mache ſie erſt zu einer ſolchen. Ob denn der Graf von Sedlnizki nicht dafür zu gewinnen ſei? Was der für eine große ruhmvolle Laufbahn betreten könnte, ſein Name würde in der Geſchichte glänzen! „Ach, der fragt viel nach einem Namen in der Geſchichte! Der hat ſeinen Ehrgeiz auf einen Rothen Adlerorden erſter Klaſſe in Brillanten geſtellt." Ueber unſre Reichsſtände; „nur bald, nur bald!" ſagt Pfuel. Der König lechzt nach Ruhm und den ſchon über ihm fertig ſchwebenden läßt er ſich wieder verziehen!

Mein alter Waffengefährte, der österreichische Feldmarschallieutenant und Oberſthofmeiſter des Erzherzogs Ferdinand von Eſte, Freiherr von Droſte-Viſchering, in Olmütz geſtorben! Pfuel meint, er müſſe achtundſechzig Jahr alt geworden ſein. Wie ſchnell beſeitigt man das Andenken eines ſolchen Todten! Dieſer Droſte war ſehr eigenthümlich, ein tapfrer Offizier und guter Kammerad!

Sonnabend, den 11. Oktober 1845.

Heute früh ein Billet von Frau von Gemmingen, die ſeit kurzem wieder hier iſt; ſie ſchickt mir einen Brief vom achtzigjährigen Kabinetsminiſter von Reizenſtein aus Karlsruhe, der mir auf die freundlichſte, ſchmeichelhafteſte Art ſchreibt, von dem Genuß, den er aus meinen Schriften ſchöpft; von ſeinem Alter und ſeiner Krankheit, ja von ſeinem wie er meint ganz nahen Tode ſpricht er mit Seelenruhe und ſcherzender Grazie, höchſt ehrenwerth und liebenswürdig! Der Brief erregte mich ungemein, und ich antwortete auf der Stelle, alles zuſammenfaſſend, was den alten Mann vor dem Tode vielleicht noch freundlich anſprechen kann!

Beſuch von Doktor Ludwig Auguſt Frankl aus Wien, Verfaſſer des Gedichts „Colombo“ ꝛc. Er bringt mir einen Brief von Kuranda und erzählt mir vielerlei von Wien. Der Fürſt von Metternich hat die Petition wegen freierer und geſetzmäßig beſtimmter Zenſur ſehr übel aufgenommen und kleinlich geſagt, er ſelbſt habe dergleichen im Sinne gehabt und ſchon bearbeitet, die Petition komme ihm ſehr ungelegen, denn nun könne nichts geſchehen, weil es ja ſonſt ausſehen würde, als ließe die Regierung ſich etwas

abtrotzen! Welche Schwäche und Armſeligkeit liegt in dem Bekenntniß! Fühlt das der eitle Greis denn nicht? — Doktor Frankl gefällt mir, er hat ein offnes und feſtes Weſen, feinen Sinn.

Sonntag, den 12. Oktober 1845.

. Bei der entſchiedenen, feſten Vorliebe des Königs für die Leute, die einmal ſeine Gunſt haben, iſt es ein Wunder, daß er die Richtung, in der ſie ihn beſtärken, nicht leidenſchaftlicher verfolgt, nicht heftiger wider die Gegner verfährt. Freilich ſind dieſe Leute auch untereinander nicht einig, ſondern in geheimem, bisweilen auch in offnem Kriege wider einander. Immer jedoch bleibt es ein ſchöner Freiſinn des Königs, neben jenen Leuten auch Humboldt, Pfuel, Willisen ꝛc. zu ſchätzen und zu hören. Die Eingenommenheit für Bunſen, Radowitz, Gröben, Thile, Gerlach, Haſſenpflug ꝛc. ſoll jede Vorſtellung überſteigen.

Die Rede des Königs an den Berliner Magiſtrat wird fürchterlich durchgemuſtert, berichtigt, zerſetzt, man läßt keinen ganzen Faden an ihr. Sie giebt in der That viele Blößen, und iſt im Ganzen nur eine Blöße, die er ſich nicht hätte geben ſollen! — Franzöſiſche und engliſche Blätter haben ſich darüber hergemacht. Ein franzöſiſches Blatt ſoll prophezeihen, der König werde ſich auf ſeinem Throne nicht halten können.

Canitz iſt nach Wien gereiſt, um ſeine Abberufungsſchreiben zu übergeben und ſeine Familie zu holen. Man fürchtet, Metternich werde ihm ſchlimme Einflüſterungen mitgeben.

Die Annahme des nach Rom ernannten Gesandten von Usedom soll bei der päbstlichen Regierung durch Versicherungen und Versprechungen hiesigerseits bewirkt worden sein, über welche die Altpreußen als über eine Herabwürdigung seufzen, — wenn sie auch geheim bleiben soll, sie wird immer bekannt genug!

Montag, den 13. Oktober 1845.

Herr Konrad Meyer aus Zürich bringt mir einen Brief von dem dortigen Staatsarchivar Gerold Meyer von Knonau, der vor mehr als zwanzig Jahren hier war und mir damals eine Empfehlung von Schlosser in Heidelberg brachte. Jener ist ein frischer, muthiger Jüngling, regsamen Geistes und liebenswürdigen Gemüthes, mit welchem ich sogleich in rascher Art die Schweizersachen besprechen kann; ich vertheidige zu seinem Erstaunen den Grundsatz, aus dem die Freischaaren hervorgehen — nicht diese selbst, da mir das Oertliche gar nicht bekannt ist —, denn die Gewalt der Schufte und Heuchler, welche die Jesuiten berufen, ist auf jede Weise zu stürzen, durch Aufruhr und Ueberfall, die Vernunft darf sich ihr Gesetz nicht unter dem Vorwande, daß es der Gesetzlichkeit entbehre, rauben lassen; hier sind Harmodios und Aristogiton am Platze, hier das Schwert unter Myrthenzweigen! — Großer Wohlstand in der Schweiz, Gedeihen Zürich's ꝛc.

Nachrichten vom Minister von Bülow in Tegel, er ist doch noch sehr schwach und spricht langsam und angestrengt. Der Geheime Justizrath Voß im Kabinet des Königs, gemeinhin der rothnasige Voß genannt, hat neulich einen Schlaganfall gehabt. Sterblich sind diese Leute denn doch auch, indeß durch die Folgereihe der Nachrückenden scheinen

ſie gleichwohl nicht auszuſterben, und jeder Wechſel iſt vor der Hand eine Verſchlimmerung.

In der „Staatszeitung“ ſteht heute der ganze Handel mit dem Magiſtrat ausführlich, die Petition an den König, des Königs Antwort, alles wieder ungeſchickt ſpät, nachdem man erſt verſucht hat, aus der Sache ein Geheimniß zu machen! Die Petition iſt ſtark, die Antwort ſchwach und in manchem Sinne bedenklich, zum Beiſpiel, daß der König geſteht, die Kirchengewalt ſei in ſeinen Händen nicht in den rechten, — und dabei will und muß er ſie doch noch behalten! Man ſieht jetzt im ganzen Umfange, wie unklug dem Könige von denen gerathen worden, die ihn zu dieſer umſtändlichen und mündlichen Antwort verleitet haben! Daß der Miniſter Eichhorn „Oeffentlichkeit und Licht will“, glaubt dem Könige kein Menſch, das Lob klingt wie eine Deriſion, und der „elende“ Eichhorn, wie ihn Humboldt nennt, wird ſchwer daran tragen.

In Goethe geleſen, im Neuen Teſtament. — Betrachtungen über das was bleibt, und das was vergeht, in der litterariſchen Welt, das heißt in der Welt des Gedächtniſſes. Das Gehäſſige, Hemmende, Gemeine vergeht am ſchnellſten, ganze Maſſen deſſelben ſterben ohne Spur dahin; doch galten ſie im Augenblick immer etwas, und oft mehr als das gleichzeitige Edle, Geniale; aber die Zeit, welche dieſes auf ihre Schwingen nimmt, läßt jene fallen.

Dienstag, den 14. Oktober 1845.

— Dann ging ich vor das Potsdamer Thor zur Konſiſtorialräthin Ilgen, ich fand ſie zu Bette, ſie erzählte mir ſchön und ſinnig von ihrem Sommeraufenthalt bei Meißen, ihrem Leben dort, eine Reihe wohlthuender Bil-

der! Sie war darauf in Leipzig, wo sie Verwandte und zahlreiche Bekannte hat. Sie meint, das Wahre der Leipziger Vorfälle sei genug ermittelt, werde aber zum Theil verschwiegen bleiben. Die Patronen waren sehr alt, das Blei schon etwas verkalkt, daher die Wunden der Getroffenen nicht heilen wollten; die Aerzte sagen, daß viel mehr Menschen verwundet worden, als angegeben wird, manche haben sich geschämt und ihr Unglück verheimlicht.

Als ich durch den Thiergarten nach Hause ging, begegnete mir der Fürst von Solms-Lich. Er nahm einen zufälligen Anlaß, mir mit Bedeutung die Worte zu sagen: „Man muß nie eine Sache heftig anfangen!“ Ein Wink in Betreff der Verfassungsfrage, ohne Zweifel ist ein Versuch mit Reichsständen nah. Ich ließ es bei dem Winke bewenden, fragte nicht weiter und wir schieden. Diese Geheimnisse werden früh genug an den Tag kommen — und schlecht genug! — Fürst von Carolath versäumt.

„Memoirs of the Lady Hester Stanhope“ (London 1845, 3 Bände). Das Buch ist sehr anziehend und unterhaltend. Der Arzt der Lady ist ihr Eckermann geworden. Sie war offenbar etwas verrückt, aber höchst begabt und genial. Alle Krankheiten europäischer Verwöhnung waren in ihr, gebieterische Herrschsucht, Geistesstolz, Tollkühnheit, Eitelkeit, Empfindsamkeit. Sie hatte die größte Härte, ein bischen türkischer Pascha, ein bischen englischer Missionair, ein bischen Bettine, Schlabrendorf und wer weiß was noch alles! Das weiß ich, mich hätte sie weder bezaubert noch unterworfen, ich wär' ihr anders gekommen! Doch wahrscheinlich hätte sie mich nicht vorgelassen, oder doch nicht zum zweitenmale. Bei aller Genialität, bei allem Unglück und Unrecht, das sie erfahren, muß ich zuletzt doch sagen: Ein abscheuliches Weibsbild!

Freitag, den 17. Oktober 1845.

Vorgestern Geburtstag des Königs, schönes Wetter, aber dessen ungeachtet keine Volkslustbarkeit; außer den herkömmlichen Reden in der Universitätshalle, in den Theatern ꝛc. und außer den amtlichen Gastmählern — alles still. — Die neuen Kostüme der Universität waren schon zuvor besprochen, man sieht sie mit Gleichgültigkeit.

Der Magistrat hat dem Könige wirklich schon geantwortet und ganz tüchtig; er beweist durch thatsächliche Angaben, daß die Vorwürfe, die der König ihm gemacht, völlig grundlos sind, daß seine Eichhorn und Thile ihm Falsches gesagt und ihn Falsches haben sagen lassen, wegen der englischen Kirche, der Vermehrung hiesiger Kirchen und Prediger ꝛc. Des Königs Rede, schon außerdem übel glossirt, wird nun gänzlich zu nichte gemacht. Und dazu so großes Gepränge, zu solchem Erfolg? Es ist wahrlich zum Bedauern!

Ich habe zwei Bände der Memoiren über Lady Esther Stanhope durchgelesen, mit großer Spannung. Außer den schon erwähnten Aehnlichkeiten fand ich auch eine gute mit Rahel und trug einige Worte darüber in das Buch „Rahel" ein; dann eine andre Aehnlichkeit mit der Gräfin von Schlabrendorf, der Freundin Rahel's, eine andre mit der Gräfin Luise zu S., mit der Frau von Arnstein ꝛc. Lady Esther hatte sich auf dem Libanon freiwillig eine Existenz geschaffen gleich der von Napoleon auf St. Helena durch Zwang erduldeten, und der Doktor war ihr Lascases. Ihre Rückblicke auf ihr früheres Leben, die Züge von Pitt und dergleichen sind mir besonders willkommen. Mit ihr selbst hat man großes Mitleid, aber ihm hält der Widerwille die Wage.

Diese beiden Abende, von gestern und heute, waren

ganz von Saint-Martin erfüllt, ihn zu lesen und auszuschreiben. Eine edle, trostreiche, erhebende Beschäftigung!

Sonntag, den 19. Oktober 1845.

Im „Militairwochenblatt" soll „auf allerhöchsten Befehl" eine Berichtigung eingerückt stehen, wonach die Gefangennehmung Blücher's, im Siebenjährigen Kriege, nicht wie ich es erzähle geschehen sein soll, sondern durch einen Husaren Landeck. Eine rechte Misere „auf allerhöchsten Befehl"! Und ich halte mich dennoch für ganz berechtigt, meine Angabe so zu lassen, wie sie dasteht. Der König hat Macht, die werdende Geschichte ein bischen mitzubestimmen, aber gar nicht, die vergangne festzusetzen. Das Stückchen geht übrigens vom Hofmarschall von Schöning aus; sollt' ich mit dem Schächer streiten?!

Dienstag, den 21. Oktober 1845.

Gestern in meiner Arbeit fortgefahren; auf die Dauer macht mich doch Saint-Martin verdrießlich, so wie Fenelon und sogar Tauler; die edelste Weisheit und reinste Liebe immer aus Aberglauben und willkürlicher Annahme heraus, und davon triefend empfangen zu müssen, das belästigt und erzürnt am Ende; nimmt man einzelne Sätze und läßt die anhängende Feuchtigkeit erst ablaufen, so fährt man unstreitig besser.

Ungeachtet des Regens war ich Vormittags in die nahe Ausstellung von Sachen gegangen, die zum Besten der Deutschkatholischen verkauft werden. Ich kaufte mancherlei, auch Ronge's Bildniß, und gab mehr als den Kaufpreis.

Die Damen rühmten den glänzenden Fortgang ihres Unternehmens.

Der Magistrat von Königsberg hat erklärt, er trete der Berliner Petition mit voller Gesinnung bei. Was will der König nun machen, will er auch diese Leute vor sein Antlitz rufen und ihnen eine Rede halten? — Hier ist allgemein das Gerücht verbreitet, der König wolle seine Unzufriedenheit dem Magistrat hier auch damit bezeigen, daß er für das Schloß und alle Königlichen Gebäude das Gaslicht nicht von der Stadtanstalt, sondern von der englischen Gesellschaft beziehen werde. Die Sache ist ohne Zweifel ungegründet, zeigt aber, was man dem Könige zutrauen will.

Der Herzog von Anhalt-Köthen hat mit seinen Staatsschulden eine Art Bankrott gemacht. Der König, heißt es, will ihm durch beträchtliche Summen aus der Klemme helfen.

Unsre Stadtverordneten wollen den König durch eine Deputation um bedingte Oeffentlichkeit ihrer Verhandlungen angehen; alle stimmberechtigten Bürger sollen Zutritt haben. Der König wird sie, behauptet man, hart abweisen.

Der Minister Eichhorn hat sich ein neues Schanddenkmal bereitet, die Absetzung des Konsistorialrathes David Schulz in Breslau, wegen seiner Unterschrift gegen die Hengstenbergische „Kirchenzeitung". Der Minister wollte ihm Rang, Titel und Besoldung lassen — Professor an der Universität bleibt er ohnehin —, aber Schulz hat sogleich auf diese Niederträchtigkeit geantwortet, ohne das Amt wolle er keine Besoldung. Diese Geschichte wird noch viele Folgen haben. Eichhorn brandmarkt sich stets auf's neue, und an den Bischöfen Eylert und Dräseke sich zu vergreifen, ist er doch zu feig! Schulz hat nur gethan was diese.

In Lord Brougham geleſen, über Chatham und Pitt. Alles von Gans hervorgeſucht, zum Ueberblick und zur Prüfung. — In meinen Papieren gearbeitet.

Donnerstag, den 23. Oktober 1845.

Geſtern vor meinem Bette früh ein Herr aus Königsberg, deſſen Namen ich weder bei der Anmeldung noch von ihm ſelbſt verſtand, er ſieht aus wie Friedrich Perthes und Peter Friedrich Röding zuſammen; Grüße von Doktor Jung und Profeſſor Roſenkranz; über die Unzufriedenheit in Preußen, den Muth, die Feſtigkeit der Leute dort. — Nachher kam der Prinz Ludwig von Carolath und ſaß zwei Stunden, für mich ermüdend, aber doch fruchtbar, er ſagte mir alles von Schleſien und darunter viel Bedeutendes; ſeine Sonderbarkeiten treten immer mehr zurück, er zeigt Verſtand und macht ſatiriſche Bemerkungen.

Nachricht, daß der Erzbiſchof Freiherr von Droſte geſtorben. Der alte Mann hat viel Unfug angezettelt! — Der Fürſt von Solms-Lich abgereiſt.

Der König hat dieſer Tage den Miniſter Bülow in Tegel beſucht und ſoll ungemein freundlich geweſen ſein.

Man verbreitet, der König wolle den Winter diesmal gar nicht nach Berlin ziehen, um die Stadt ſeine Unzufriedenheit fühlen zu laſſen, er wolle in Sansſouci bleiben, oder auch in Charlottenburg wohnen. Da ſtrafte er am meiſten die vornehme Geſellſchaft, die nicht gegen ihn geſündigt hat. Ein Bürgersmann ſagte bei dem Gerücht: „Das hält die Stadt wohl aus, aber der König nicht.“

Es heißt, der Prinz von Preußen habe ſeine Zuſtimmung gegeben, daß die Freimaurer den Deutſchkatholiſchen die Maurerlogen zum Gottesdienſt einräumen.

Hiedurch, meint man, werde neuer Zwiſt mit dem Könige entſtehen, Andre beſorgen dann von Oeſterreich her eine große Verfolgung der Maurerei.

Die Prinzeſſin Albrecht hat ſich bitter beklagt, daß ſie die ruſſiſche Kaiſerin habe aufnehmen müſſen; nie ſei ihr eingefallen, ihre reiche Villa am Comoſee den Ruſſen zur Verwüſtung preiszugeben; ſie habe, ohne daß von ihrer Seite ein Anerbieten geſchehen ſei, ein Schreiben bekommen — von wem wurde nicht geſagt —, die Kaiſerin nehme eine Wohnung dort an ꝛc.

In Thiers geleſen, mit vielem Unwillen und Bedauern, der Mann iſt zum Schmeichler und Zurechtmacher hinabgeſunken; in großen Umriſſen verträgt man allenfalls noch ſolche abſichtliche Einſeitigkeit, aber bis in's kleinſte Einzelne verfolgt, bei ſolcher Ausführlichkeit, wird der Fehler rieſengroß und gar nicht zu dulden. Eine Partheiſchrift von zehn Bänden, das geht nicht! Und alles ſo kühl, ſo berechnet, ſo klar, — und ſo offenbar unredlich und gleißneriſch!

Sonnabend, den 25. Oktober 1845.

Beſuch von Doktor Julius Altmann, ein erfahrner kluger junger Mann, von ſchönen Kenntniſſen und friſcher Arbeit. Aus dem kann etwas Tüchtiges werden.

Heute wird in den Zeitungen erklärt, das Gerücht, der König habe für die Königlichen Gebäude mit der engliſchen Gaskompanie abgeſchloſſen, ſei unwahr. Man weiß aber nun ganz beſtimmt, daß alles bis zur Unterſchrift fertig war, der Bürgermeiſter Raunyn hat den Ve...ag geſehen, und die Unterſchrift würde ohne das ſchlimme Gerücht wahrſcheinlich erfolgt ſein.

In der „Bremer Zeitung“ ſteht die zweite Eingabe

des hiesigen Magistrats, durch die er sich gegen die Rede des Königs rechtfertigt, nun auch abgedruckt. Es macht einen häßlichen Eindruck, daß der König, der seine Rede und die erste Petition in die Zeitungen gegeben, diese zweite Petition bisher von der Veröffentlichung zurückgehalten hat. Die ganze Sache wird immer übler für den König, jedermann kritisirt die Rede, und mit den härtesten Ausdrücken. Die Bürger sind erbittert, der gemeine Mann schimpft unverhohlen. Man hat eine rechte Schadenfreude an den Blößen, die der König giebt. Wohin führt das alles? Ohne eigentliche Stöße, ohne erhebliche Vorfälle, in lauter Armseligkeiten, in lauter ungeschickten und trüben Wendungen, kommen wir ganz herunter, bis alles im Kothe steckt und dann doch zuletzt am gefährlichen Abgrunde hängt!

Der Königsberger Jacoby hat ein Buch drucken lassen, das nichts enthält, als Königliche Kabinetsordren, Reden, Briefe ꝛc. des jetzigen Königs, und in dieser bloßen Zusammenstellung die bitterste Satire sein soll, so arg treten die Widersprüche und Unklarheiten, sagt man, daraus hervor. Die Polizei ist scharf dahinter her und nimmt das Buch überall in Beschlag. Das ist wieder eine Satire! — Dem gewesenen Konsistorialrath David Schulz in Breslau sollte ein Fackelzug gebracht werden nach seiner Absetzung, die Polizei verbot es; „ein beabsichtigter, ein verbotener, — das ist so gut wie zwei Fackelzüge".

Der junge Graf von Reichenbach in Schlesien gilt als großer Demagoge, der einen Anhang von vielen Tausenden hat, er ist ein Freund Itzstein's, Ronge's; mehr als genug, um der Regierung verhaßt zu sein! Der Regierungspräsident Graf von Pückler bekam aus dem hiesigen Ministerium den Befehl, über Reichenbach einen

umſtändlichen Bericht zu erſtatten; wider alles Verhoffen fiel der Bericht ſehr günſtig aus; dafür iſt Pückler nicht Oberpräſident geworden. So gehen dieſe Sachen!

In Thiers geleſen, in Lord Byron, und viel in Rahel.

Dienstag, den 28. Oktober 1845.

Brief aus London, von Carlyle. — Beſuch von Herrn Thomas, Erzählung beiderſeits über Herrn Thiers, Einladung zur Mitarbeit an der „Revue des deux mondes", ich lehne ſie jedoch ab, wenigſtens jede beſtimmte Verpflichtung. Herr Thomas hat hier Schelling'en beſucht, und hat ſich etwas von ihm imponiren laſſen; Schelling hat den von Couſin Empfohlenen beſtens aufgenommen, ihn verſichert, er ſei freiſinnig, wolle keinen Rückſchritt, verlange Preßfreiheit, Oeffentlichkeit, freie Verfaſſung! „Das ſagt er Ihnen, damit Sie ihn deßhalb in Frankreich rühmen, während er hier mit den Frömmlern und Finſterlingen verbunden iſt, die Hofgunſt genießt und den verderblichſten Miniſter, den Preußen je gehabt hat, zu partheiiſcher Gehäſſigkeit anreizt! Er will, der Charlatan, Beifall von allen Seiten und um jeden Preis!" Von Leroux's Aufſätzen über Schelling ſagte ich, ſie ſeien die dickſte Verwirrung, der Mann rede in's Blaue, ohne alle Kenntniß; da verſetzte Herr Thomas lächelnd, grade dieſe Aufſätze habe Schelling für das Beſte erklärt, was über ihn erſchienen ſei! „Sie ſehen, es iſt ihm nur um das Lob zu thun, das freilich hier maßlos verſchwendet iſt, auf die Grundlage kommt es ihm nicht an!" Wie muß er in der That Caglioſtro'n beneiden, der doch ganz andres Staunen erregte! Mir fällt hiebei wieder ein, was ich lange vergeſſen hatte, daß ſchon 1806 Schleiermacher von

Schelling zweideutig ſprach und ihm geniale Blicke, aber keine ſtändige Klarheit zugeſtehen wollte.

Der Graf von Kleiſt ſandte mir das „Journal des débats“, worin ſehr ehrenvoll von dem Berliner Magiſtrat und ſeiner Eingabe die Rede iſt. Die Sache nimmt ſich franzöſiſch ſehr gut aus.

Die Eingabe des Königsberger Magiſtrats, ähnlich der des hieſigen, ſteht nun auch in der „Staatszeitung“, ſo wie des Königs ſchriftliche Antwort; dieſe letztere aber befriedigt wenig, und man ſagt, der König ſtelle ſich, als habe er die Eingabe nicht recht verſtanden, indem er nur belobt, was der Beſchwerde zur Seite geſtellt iſt, die Beſchwerde und Anklage dagegen überſieht.

Die Terraſſe vor dem Schloſſe, die der König hat bauen laſſen, wo die ruſſiſchen Pferde ſtehen, wird hier jetzt der „Hengſtenberg“ genannt. Der König habe ſeinen Hengſtenberg, heißt es, ganz nahe haben wollen! — Ein Vorgang, daß ein Handwerker mit Gewalt zu Hengſtenberg habe eindringen wollen, wird verſchiedentlich ausgebeutet; der Mann ſoll eine Forderung gehabt haben, ſagen die Einen, die Andern möchten es als eine Verfolgung darſtellen, die aus der Eingabe des Magiſtrats entſtanden ſei.

In Thiers geleſen, in Uhland's „Volksliedern“, in Prutz' Abhandlung über die politiſche Poeſie der Deutſchen.

Donnerstag, den 30. Oktober 1845.

Der König iſt auf der Jagd. Humboldt ſagt, in Sansſouci ſei man jetzt ausſchließlich mit der Frage beſchäftigt, ob die Israeliten an einem Dienstag oder Mittwoch durch das rothe Meer gegangen; man höre gar nichts andres,

es sei dies der wichtigste Gegenstand, hinter den alles andre zurückträte; was in der Welt jetzt vorgehe und andringe, falle daneben ganz weg! (Bunsen hat über Aegypten geschrieben, Lepsius kommt von dort zurück, Berichte, Zeichnungen ꝛc.) — Großes Aufsehen und Mißfallen erregt es, besonders unter den Offizieren, daß der König dem Minister Grafen zu Stolberg am 23. Oktober mit der Ernennung seines jüngsten Sohnes zum Offizier ein Geburtstagsgeschenk gemacht hat, ohne Examen oder vielmehr gegen das Examen. Kurz vorher hatte der König in einer Angelegenheit ähnlicher Art streng erklärt, er wolle vom Buchstaben der Vorschriften niemals abweichen; es war freilich kein Sohn eines Günstlings, den die Sache betraf. Am meisten nimmt man es dem frommen Grafen übel, daß er sich solche Gunst zu Nutze macht. — Canitz ist von Wien zurück.

Sonnabend, den 1. November 1845.

Besuch von Herrn Thomas, er wird nach Potsdam fahren, die erste Aufführung des „Oedipus auf Kolonos" mitanzusehen, wozu Humboldt ihm ein Billet gesandt.

Der Reiz der griechischen Aufführungen in Potsdam ist schon großentheils erloschen; selbst Reumont wollte heute nicht hinüber, die Ehre und der Genuß halten nicht vor. Ludwig Tieck ist durch Krankheit zurückgehalten, da mag Friedrich auch nicht hin. Von den Schauspielern spricht man gar mit Verachtung.

Sehr verbreitet ist das Gerücht, der Prinz von Preußen werde auf lange Zeit nach Italien reisen, wegen Zwistigkeit mit dem Könige, dem er die Reichsstände und die Pietisterei täglich als den Untergang des Landes vorstelle. Eine zweite

Auflage des Prinzen Heinrich in Rom, mit dem Unterſchiede, daß dieſer nicht der Nächſte am Throne war. — Der penſionirte Generallieutenant Graf Henckel von Donnersmarck, der in Deſſau lebt, bekannt wegen ſeiner Heftigkeit und ſchreienden Stimme, hat hierüber ausgerufen: „Natürlich kann der König das nicht aushalten! Er hat ſeinen Bruder aufgefordert, ſo oft er ihn einen dummen Streich machen ſehe, ihn zu warnen, nun aber habe der König noch nichts gethan, als lauter dumme Streiche, und wenn der Bruder nun ſeine Pflicht thue, ſo werde das freilich unerträglich.“ Solche Reden hört man immerfort, bald gröber, bald feiner, immer derſelbe Inhalt!

Montag, den 3. November 1845.

Bei dem Könige wechſeln auffallend die heftigſte Lebhaftigkeit und die matteſte Verfallenheit; ſeine Nerven ſind ſehr zerrüttet und bedürfen ſtarker Reizungen; Volksjubel, Aufzüge, Feſte, vor allem das Bewußtſein perſönlichen großen Eindrucks, ſtarker Anregungen, erweckter Bewunderung, aber auch Körperbewegung, Ortswechſel, Beſichtigungen und Befehlgeben ſind ihm nöthig.

Die kirchlichen Bewegungen wollten ſchon etwas einſchlafen, da weckt man ſie auf's neue durch Quälereien, Verhöre, Abſetzungen, und im Großen durch Berufung von Abgeordneten der deutſchen Regierungen nach Berlin, wo man einen ſogenannten „Kirchentag“ einſetzen will. Nicht alle Regierungen ſtimmen dazu, einige geben dem Wunſche des Königs nur ungern nach, und Geiſtliche und Laien erklären im voraus, daß dergleichen Abgeordnete nicht die geringſte Macht in Glaubensſachen haben, daß ihre Beſchlüſſe für keinen Menſchen bindende Kraft ausüben können.

Der ſächſiſche Landtag bringt die Miniſter in's Gedränge, dieſe haben die Auflöſung in Antrag gebracht, der König aber will davon nichts hören.

„Beſchränkung der Redefreiheit. Eine Provokation auf rechtliches Gehör von Dr. Johann Jacoby" (Mannheim, Baſſermann, 1846). Eine neue ſcharfe Schrift, mit bündigen Folgerungen. Der Königsberger muß in Mannheim ſeine Druckpreſſe ſuchen!

„Lady Heſter Stanhope." Aufſatz des Fürſten von Pückler. Sehr gut zu leſen; im Ganzen mehr als man hoffen durfte übereinſtimmend mit den Memoiren des Arztes, den der Fürſt hier bei Namen nennt: Dr. Merien.

Mittwoch, den 5. November 1845.

Geſtern den halben Vormittag war Eberty bei mir mit ſeiner Ueberſetzung aus dem Engliſchen. Darauf kam Dr. Arens, wir ſprachen über Zeitungsweſen, Zenſur, Politik, dann ausführlich über Hormayr's Karakter, ſeine Leidenſchaft, Unruhe, Heftigkeit, ſein wildes Toben, Umherſtürmen, Schimpfen und Fluchen — wenn es möglich iſt: Stoßen und Schlagen! Es iſt ein Prediger Kapuziner an ihm verloren, das iſt gewiß. Aber gegen andre Vorwürfe nehm' ich ihn in Schutz; er iſt ohne Eigennutz, ohne Ränke und ſogar ohne eigentlichen Haß; er haßt nur bedingungsweiſe, weil er gereizt worden, weil man ihn nicht gelten läßt, weil er betrogen worden; das iſt ſein Fall mit Oeſterreich, mit Metternich. Dr. Arens findet ihn ſehr unbequem mit ſeinem Vielthun und Auffahren, und ich kann ihm das gern glauben.

Herr Geh. Obertribunalsrath G. macht mir mehrere Mittheilungen über die Gerichte; manche unſrer Urtheils-

ſprüche, ſagt er, ſind nicht beſſer, als ob ſie durch Würfel erlooſt wären! Er ſagt mir heimlich, bei einer Unterſuchung in Poſen wegen Umtrieben habe der verruchte Tzſchoppe in die weggenommenen Papiere falſche einſchieben laſſen, um die armen Verfolgten einer Schuld überführen zu können! Der Gräuel!

Freitag, den 7. November 1845.

Canitz fängt ſchon an bitter zu klagen, daß die Geſchäfte ihn überwältigen, daß ſeine Nerven leiden, daß ſeine Faſſung und Laune ſich verlieren. Er klagt beſonders über die Zerſplitterung ſeiner Zeit und Arbeit, über die unaufhörlichen Unterbrechungen und Beſchickungen, meiſt durch den König ſelbſt, oft auch durch andre Miniſter. Die nöthigſte Sache wäre, die Geſchäftsweiſe zu ändern; allein wer vermag das? Es iſt ſchon viel, wenn Canitz andre Gehülfen gewinnt, als die jetzigen, die allerdings großentheils ſchadhaft ſind und daher auch ſchädlich. Zuerſt hat er den Geh. Rath Philipsborn zur Ausſcheidung beſtimmt und ihm ſchon jetzt die freie Hand genommen.

In Malcolm's „History of Persia" geleſen, in Feriſchta's „Geſchichte von Hindoſtan". Franzöſiſche Zeitſchriften, deutſche Flugblätter. — In Goethe geleſen, in Friedrich Heinrich Jacobi, in Friedrich Schlegel.

Sonntag, den 9. November 1845.

Der plötzliche Tod des Kommiſſionsraths Cerf, Eigenthümers und Direktors des Königsſtädter Theaters, wurde beſprochen — man fand den alten Mann Abends im Thiergarten vom Schlage getroffen —; daß er ſeinen Namen

nicht habe ſchreiben können, iſt eine Fabel, ich habe ein Autographon von ihm; er ſoll in früheſter Zeit einmal von einem Gerichtshandel dadurch losgekommen ſein, daß er verſicherte, nicht ſchreiben zu können, was er denn nachher viele Jahre fortbehaupten mußte.

Sendung des Diploms eines Doktors der Philoſophie und Magiſters der freien Künſte von der Univerſität Tübingen, — große Ehre, und von Tübingen her wirklich willkommen!

Ich hatte aber in dieſen Tagen, trotz des heitern Wetters und meines rüſtigen Einherſchreitens, ganz andre als litterariſche und wiſſenſchaftliche Gedanken, ſehr ſchwere und düſtre politiſche. Wie ich mir ſo die offne Welt anſah, zeigte ſie mir erſchreckend ihre vielen argen Schäden, und namentlich unſer hieſiges Weſen ſeine troſtloſe Verkehrtheit. Unſre Regierung erſcheint ganz gottverlaſſen. Ueberall wimmeln Lumpe, Wichte, Narren. Wenn dieſe Wirthſchaft nicht zur Revolution führt, ſo muß die Vorſehung ein Wunder thun. Wenn noch Kraft des Böſen in dem Hanthieren wäre, aber es iſt die pure Jämmerlichkeit, Phantaſterei, blinde Schwäche!

Der „Neue Reineke Fuchs", von Adolf Glasbrenner (Leipzig 1846). — Unſre Polizei hat wieder den Aberwitz gehabt, nicht nur das Buch zu verbieten, ſondern auch vierzehn Tage lang einen Späher in Leipzig darauf paſſen zu laſſen, um es gleich beim Erſcheinen wegzunehmen. Das Buch iſt überall zu haben und man lacht die Behörden aus.

Dienstag, den 11. November 1845.

Betrachtung, daß das Beſte in der Welt doch ſtets das Allgemeine iſt, daß man aber Glück und Unglück, Ver-

gnügen und Unluſt, faſt immer nur nach den näheren Beſtimmungen dieſes Allgemeinen abſchätzt. Die Entbehrungen höherer Art werden gewöhnlich zu hoch angeſchlagen. Naturgenuß iſt unermeßlich reich vorhanden; Sonnenlicht, Frühlingsluft, Himmelsbläue, Waſſerfriſche, Wald, Wieſe, Blumen — wie hoch ſteht dieſes Elementariſche über allem Beſondern ſeiner näheren Beſtimmungen! Eben ſo iſt es mit der Wirkſamkeit nach außen, jeder Menſch hat ſich ſelber als unendliches Gebiet des Herrſchens, Waltens, Ordnens, ja ſelbſt des Genießens. Troſt für Menſchen in beſchränkten Verhältniſſen. — Was iſt alle Verfeinerung der Geſchmacksfreuden gegen einen friſchen Trunk Waſſer, gegen den Biß in einen ſchönen Apfel? Was alles Entzücken an der herrlichſten Oper gegen die Freude an Muſik und Drama überhaupt? Das heißt, die Verfeinerung iſt allerdings eine Steigerung, aber in ihr iſt das eigentlich Wirkſame doch hauptſächlich der Stoff, der gehoben worden, das Urſprüngliche.

Heute bekam ich den Beſuch des Herrn von *, er ſagte mir, der alte General von dem Kneſebeck habe geäußert, er ſähe die Revolution unvermeidlich hereinbrechen, ſie werde mit aller Anſtrengung bewerkſtelligt und könne nicht ausbleiben; er ſieht nämlich die jetzige Regierungsweiſe als das Werkzeug dazu an. Er lieſt Dahlmann's „Engliſche Revolution"; wenn er nun erſt an die franzöſiſche kommt! Vor zehn Jahren hätte Kneſebeck eine ſolche Aeußerung als eine revolutionaire Bosheit gerügt.

„Preußen im Jahr 1845. Von Dr. Johann Jacoby" (Mannheim, Baſſermann). Nur 16 Seiten, aber von ſchwerem Inhalt! Eine Zuſammenſtellung von Thatſachen, die eine furchtbare Anklage bilden! Bravo, edler Jacoby! Muth und Maß in ſchönem Verein.

Donnerstag, den 13. November 1845.

Geſtern den ganzen Tag fieberig im Bette, nichts genoſſen, niemand geſehen.

— Später fiel ich in düſtre Gedanken, die es vorzüglich dadurch waren, daß ich zu ihrem Gegenſtande perſönlich in ſchwachem Verhältniſſe ſtand. Ich betrachtete die Lage der Welt und die Befürchtungen der nächſten Zukunft. Ich fühlte mich zu alt und kränklich, um in den uns bevorſtehenden Veränderungen noch eine thätige Rolle haben zu können, für mich kommen die Ereigniſſe zu ſpät! Ueberdies kommen ſie in keiner annehmlichen Geſtalt, ſondern in widerwärtiger, troſtloſer, als höchſte Verwirrung! Mein Sinn und meine Geiſtesart ſehen für ſich keine Bahn, jeder in dieſer Verwirrung zu gehende Weg iſt nicht der meine, überall iſt etwas Falſches, Einſeitiges, Verderbliches eingemiſcht, überall müßte ich noch heucheln oder mich einengen, auch für das Thun kein offner Raum, kein freier Kampfplatz, wo Muth und Anſicht klar hervortreten könnte. Das iſt alles ſehr betrübt. Und dann ſeh' ich ſo vieles, was mir theuer iſt, was ich ſichern möchte, unrettbar dem Untergange zueilen! Soll denn Unſinn und Dummheit wiederum alles zum Aeußerſten bringen? Es ſcheint, uns ſoll nichts erſpart werden! — Ich möchte den Urtheilsſpruch verhüten, nicht aber, iſt er einmal geſprochen, ſeine Ausführung. Im Gegentheil! Thut es noth, ſo kann auch ich zum Aeußerſten ſtimmen, und ich weiß, kommt es dazu, ſo werd' ich manches, was ich heute noch retten möchte, mit Freuden und Behagen in den Abgrund ſtürzen ſehen. Aber bis dahin, welche Anhäufung von Wuſt und Thorheit!

Blum ſchreibt mir arge Dinge über den Zuſtand der ruſſiſchen deutſchen Provinzen. Auch hier ſtellen ſich die Sachen nicht rein; das Deutſche wehrt ſich dort, das wäre

gut, aber es iſt zugleich Ariſtokratiſches, und das iſt ſchlimm! Das Ruſſiſche dringt vor, das iſt ſchlimm, aber die katholiſche Hierarchie und die Feudalzuſtände werden mitbekämpft, und das wollen wir uns gefallen laſſen!

Sonntag, den 16. November 1845.

Am Freitag Abend wieder ausgefahren, zu Olfers. — Ich ſprach den halben Abend mit Rauch, anfangs über den verſtorbenen d'Alton, dann über das Denkmal Friedrich's des Großen, des Königs Thaten, Helden, Freunde, Zeitgenoſſen ꝛc. Er ſagte mit liebenswürdiger Unbefangenheit manches Treffende, Wohlgeſehene und Wohlgedachte, zeigte für ſeine Aufgabe den redlichſten Eifer. Mit Friedrich Tieck über ſeinen Bruder geſprochen, über Bernhardi und deſſen Schriften. Ludwig Tieck iſt über die Frömmler ſehr aufgebracht, ſieht großes Unheil durch ſie kommen, weiſt alle Verbindung mit ihnen ab; auch Friedrich erklärt ſich gegen ſie und beklagt, daß nach Bülow's Austritt jetzt nur „Männer der Parthei" im Miniſterium ſind, mit Ausnahme Boyen's, der aber alt und auf ſein Fach beſchränkt ſei. Immer viel von beiden Tieck's, denn eigentlich iſt Oppoſition ihre Sache nicht.

Heute Beſuch des Antiquars Raphael Friedländer, der mir ein Anliegen in Betreff des jüdiſchen Waiſenhauſes vorträgt, mit Redlichkeit und Klugheit, ich unterhielt mich gern mit ihm und verſprach ſeine Wünſche zu berückſichtigen. — Beſuch von Dr. Michael Sachs. Großes Geſpräch über die jüdiſchen Beſorgniſſe, neue Beſchränkungen abſeiten der Staatsbehörde ꝛc. Der ſchändliche Miniſter Eichhorn auch hiebei ſehr thätig und den Fanatikern gehorſam!

In der geſtrigen „Spener'ſchen Zeitung" ſteht ein

Artikel vom Stadtgerichtsrath Simon in Breslau zur Erwiederung gegen den Miniſter von Kamptz, der in Staub zermalmt wird; ihm wird Verfälſchung und Verdrehung der Buchſtellen, Anführung erdichteter, verläumderiſche Anklage, unwürdiges Schimpfen, falſche Schlußfolgerung ꝛc. vorgeworfen, ſein langwieriger unheilvoller Einfluß als Staatsbeamter beklagt u. ſ. w. Die Zenſur hatte den Druck unterſagt, das Oberzenſurgericht aber geſtattet ihn mit Gründen, die gleichfalls abgedruckt ſind. Das iſt ein großer Sieg, ein ſchöner Sieg, und lange hat mich nichts ſo gefreut. Freilich weiß ich, daß Kamptz ein abgeſetzter Miniſter, daß er dem König und den Frömmlern zuwider, daß er beſonders Savigny'n verhaßt iſt, — das alles gab dem Oberzenſurgerichte Muth!

Kleine furchtbare Schrift von Karl Heinzen: „Preußiſches und Deutſches" (Bellevue bei Konſtanz). Er will nicht einmal leiden, daß man ſage, der König habe großen Geiſt! Uebrigens ſagt er in ſeiner Schärfe tiefe Wahrheiten.

Niebuhr's „Vorleſungen über die Geſchichte der franzöſiſchen Revolution", von ſeinem Sohne Markus herausgegeben. Schwach und unreif. Durch Dahlmann im voraus abgewieſen.

Mittwoch, den 19. November 1845.

Mit X. beſprach ich geſtern ausführlich unſern hieſigen Zuſtand und das Ergebniß war ſehr betrübt. Es iſt keine Frage, daß bei einem ſcheinbar geordneten Verwaltungsweſen das ganze Land voll Bedrückung und Scheererei iſt, die dadurch, daß ſie den Schein der Geſetzlichkeit haben, nur um ſo empörender werden; denn jedermann ſieht, daß es nur um ein äußerliches Rechthaben zu thun iſt, daß alles in Advokatenkniffe verwickelt wird, und Kniffe mit der Macht vereinigt, ſind der größte Hohn; die

Regierung wird ganz und gar in praktische Sophistik aufgelöst. Und doch ist es nicht das Volk, das am meisten leidet, das zur Umwälzung drängt, sondern die Regierung selbst, sie leidet am meisten, sie kann es am wenigsten aushalten, sie macht die stärkste Opposition! Niemand ist unzufriedner, mißbehaglicher, als die Minister, den König ausgenommen, der noch schlimmer dran ist.

X. beklagt, daß er schon sechzig Jahr alt, aber freut sich seiner Gesundheit und Rüstigkeit. Jedoch rühmt er sich der letztern schon etwas zu viel, als müsse das Wort schon etwas aushelfen, und ich sehe mit Bedauern, daß er auf die Entbehrungen des Alters gar wenig vorbereitet ist, daß er, wenn sie erst mit Macht einbrechen, überaus unglücklich sein wird. Es ist allerdings eine eigne Sache, erst erfährt man die Jugend und denkt, es sei damit abgemacht, ist nachher sehr erstaunt, auch das Alter erfahren zu müssen, und zwar auch als etwas Neues. Das Letztere hat doch seinen Reiz! Das Gefühl übrigens kann sich von den Einwirkungen noch ziemlich frei halten; die Jugend, die Kindheit können darin noch frisch leben. Wäre nicht eine dämonische Stimme, die einem immerfort in die Ohren raunte: „Du bist sechzig Jahr, sechzig, gleich einundsechzig!“ man fühlte noch anders!

Donnerstag, den 20. November 1845.

Umlauf einer Adresse an den Magistrat, um denselben wegen seines Schrittes beim Könige zu beloben und zu neuen Schritten zu ermuthigen; alles in höflichen Umschweifen, die man endlich unterlassen, oder doch mäßigen sollte! — Der Magistrat hatte auf Versetzung des Predigers Kunze wegen dessen unanständigen Eifers angetragen, der Minister Eichhorn hat aber den Antrag abgewiesen

und dem Prediger eine Art Belobung zufertigen laſſen. Damit hat der Magiſtrat freilich nichts gewonnen, der Miniſter aber auch nichts, als erhöhte Feindſchaft; der Kampf dauert fort, man wechſelt Schüſſe von hüben und drüben. — Dem Superintendenten Schmutter in Sonnenburg hat die Polizei eine Geſellſchaft, wobei Perſonen verſchiedener Stände betheiligt ſein ſollten, verboten. Der Hergang ſteht in der „Voſſiſchen Zeitung", nachdem das Oberzenſurgericht den Druck des Berichts erlaubt hat. — In Poſen zahlreiche Verhaftungen wegen Umtrieben, die man jetzt immer kommuniſtiſche nennt. Seit dreißig Jahren dauert die Plackerei nun fort, die Regierung lebt in lauter Mißtrauen und Unruhe; aber ihr Mißtrauen einmal gegen ſich ſelber zu wenden, fällt ihr nicht ein! Von ſolchen polizeilichen Aufwühlungen leben unſre Miniſter, und wenn dergleichen Nahrung vorliegt, laſſen ſie alles andre Freſſen ſtehen! Dadurch bekommt dergleichen Zeug die verderblichſte Wichtigkeit, man ſchüchtert den Hof, den König ein. Eine ſolche Polizeiſache wird Urſache, daß man betheuert, es ſei mit der Verfaſſung noch keine Zeit, oder daß man die Zenſur verſchärft ꝛc. Eine recht lumpige Regierungsart!

In Shakeſpeare geleſen, in Raynal. Es war doch eine geiſtig hohe Zeit, als Bücher wie Raynal's Werk, Diderot's und d'Alembert's Unternehmungen, Rouſſeau's, Voltaire's, Monteſquieu's, Buffon's ꝛc. erſchienen! Damals war alles in edlen und ſtarken Geiſtern zuſammengedrängt, jetzt iſt alles in Mittelmäßigkeit verdünnt und ausgebreitet.

Freitag, den 21. November 1845.

Die Schrift von Gervinus verdient alles Lob, ſie giebt die ſchlagendſten Wahrheiten, die beſten Lehren und War-

nungen, allein ich kann ihren Gesichtspunkt nicht annehmen. Vergebens hofft er noch milde, friedliche Entwicklung, — es ist schon zu spät, die Sachen haben schon eine andre Richtung genommen, der Bruch zwischen Volk und Regierungen ist in Deutschland unheilbar geworden, und die letztern thun noch immer aus Leibeskräften alles, was ihn erweitern kann. Seitdem die großen Erwartungen und das unendliche Vertrauen, welche der Regierungsantritt Friedrich Wilhelm's des Vierten anfangs erweckt hatte, in Schaum und Dunst zerronnen sind, giebt sich das Volk keiner Täuschung mehr hin; Unlust, Widerwillen und Verachtung wachsen immerfort. Ein so schönes Emporsteigen, wie Gervinus es andeutet, wird uns nicht mehr beschieden, mit jedem Tage kommen wir weiter davon ab. Die Geschichte lenkt auf Revolution ein. Auch die Schrift von Gervinus wirkt unwillkürlich dahin; dadurch, daß er die Linie zeigt, welche die Regierungen gehen sollten, wenn sie aufrichtig, muthvoll, klug wären, zeigt er auch, wie sehr sie jeden Tag von dieser Linie abweichen, wie arglistig, feig und dumm sie sind. — Ich bin aber auch in Betreff des nationalen Gesichtspunktes mit Gervinus nicht einverstanden. Die Deutschen zu einem politischen Volk machen zu wollen, ist ganz löblich, aber es darf nicht auf Kosten der Eigenschaften geschehen, in denen sie bisher tüchtig waren. Ich will meine Deutschen behalten, wie sie sind! Dabei kann mächtige Einheit sehr wohl bestehen. Aber was soll uns eine politische Entwicklung, wobei wir nach außen geböten, wie die Franzosen unter Napoleon, Handel und Gewerbe führten, wie jetzt die Engländer? Wir bedauerten damals die Franzosen, wir bedauern jetzt die Engländer, trotz aller Macht und alles Ansehens, beide sind zu theuer erkauft. Ein deutsches Parlament wünsch'

ich, und ich bin überzeugt, wir werden es bekommen, — auf welchen Wegen, das weiß Gott, — aber nur wenn unsre Mannigfaltigkeit dabei besteht, ja sich in neuer Fülle zeigt, kann ich solche Einheit preisen; nie aber wünsch' ich diese als eine nach außen strebende, als eine erobernde sich ausbilden zu sehen.

— Der Abend war ganz angenehm, konnte aber doch die Verstimmung des Tages nicht überwältigen, die mir aus den politischen Betrachtungen erwachsen war und die ich nicht mehr los wurde.

Sonntag, den 23. November 1845.

Gestern Besuch von Direktor Baruch Auerbach; er ist ganz durchdrungen von Dank für mein gutgemeintes Wort; er sagt, er könne nicht zwei Schritte gehen, ohne Glückwünsche zu empfangen, ja ihm seien auch schon Gaben für seine Waisen um jenes Wortes willen zugeflossen. Der Mann ist an seinem Platz, und damit gut.

„Gleim's Leben und Schriften", acht Bände, eilig durchlaufen, wie auf der Jagd, und mit wenig Beute heimgekehrt. Schreckliche Leserei! Unglaubliche Armseligkeiten. Liebevolle Regsamkeit und Hülfleistung war es, durch welche Gleim sich dergestalt anschloß und hob, daß er sogar für einen Dichter galt. Die Anmaßung, mit der er Fichte'n weise belehren und anleiten wollte, erregt das tiefste Mitleid; der arme Fichte hatte sich diese Schmach zugezogen, indem er seine „Appellation" in seiner Noth auch an Gleim gesendet hatte, mit der Bitte, derselbe möchte seine vielgeltende Stimme mündlich oder schriftstellerisch für Fichte's Sache geben; Gleim gab ihm dafür den Rath, sich künftig vorsichtiger zu benehmen, seine

Philoſophie mit der Gleim's zu vertauſchen, wenigſtens die eigne gemeinverſtändlich vorzutragen!

Die bevorſtehenden Reichsſtände werden wieder lebhaft beſprochen. Man erwartet ihre Zuſammenberufung nun im Februar; ein ganzes Jahr iſt alſo ſeit der vorigen Erwartung verfloſſen! Etwas Gutes, Reifes, Angemeſſenes, erwartet eigentlich niemand; alles Vertrauen zu den Leuten, auf die der König hört, iſt erloſchen; von daher, meint man, könne nur Verkehrtes, Schlechtes kommen. — Die ſämmtlichen Provinzialſtände ſollen berufen werden, nach Brandenburg, oder nach Schwedt, nur nicht nach Berlin!

Neue Dummheit, neue Schwäche: Der Miniſter des Innern hatte den Befehl erlaſſen, wenn Ronge wieder im Preußiſchen erſchiene, ſolle er verhaftet werden; das wäre auch in Halle, Frankfurt a. d. Oder und andern Orten unfehlbar geſchehen; nun kam er aber gradezu nach Berlin, da hätte das Miniſterium ſelbſt handeln müſſen, und wagte es nicht! Der Präſident von Wißmann in Frankfurt ſagt nun, da man Ronge'n in Berlin frei laſſe, ſo würde es eine Albernheit ſein, ihn in Frankfurt zu verhaften, und derſelbe möge nur ruhig kommen. — Der Polizeidirektor Duncker ſagt, ſo könne es mit unſern Sachen auf die Dauer nicht gehen, alles ſolle die Polizei leiſten, alles was die Verwaltung verſäume oder verderbe, und es werde ein Heer von Polizeimannſchaft nöthig, das ſelber dann nicht mehr zu leiten ſein werde.

Bei dem letzten Städteordnungs-Feſt iſt der Miniſter von Bodelſchwingh mitten in ſeiner Rede, wo er dem Magiſtrat und der Bürgerſchaft von Berlin ſeine weiſen Lehren geben wollte, ausgeſcharrt worden. Anfangs wollte er ſich ereifern, ſchrie laut und lauter, mußte aber bald

vor dem Lärm und Toben verſtummen. Solcherlei melden die Zeitungen nicht!

Dienstag, den 25. November 1845.

„Die Thätigkeit der deutſchen Bundesverſammlung, von Karl Nauwerck“ (zwei Hefte, Berlin 1845). Hauptſächlich Aktenſtücke, aber auch ſo ſchon lehrreich.

Unſre hieſigen Zuſtände verdüſtern ſich mehr und mehr. Alle Poſten werden ſchlecht beſetzt. Eichhorn iſt eine Peſt für alle Univerſitäten und Gymnaſien! Der Lizentiat der Theologie Schwarz in Halle muß ſeine ſtarkbeſuchten Vorträge über Kirchengeſchichte abbrechen, weil Eichhorn ſie zu rationaliſtiſch findet, natürlich auf partheiiſche Angebereien hin! Eichhorn würde ſeinem Freunde Schleiermacher jetzt gewiß das Predigen verbieten! Ein gräuelhafter Kerl! — Am Hofe hält man ſich mit den geringſten Läppereien hin, mit byzantiniſchen Streitigkeiten, mit Vermehrung der Hofdamen, der Lakaien ꝛc.; man ahndet nicht, daß die Zeiten bedenklich ſind, und daß man ſie immer bedenklicher werden läßt!

Donnerstag, den 27. November 1845.

Geſtern früh ein Brief aus Weinsberg von Juſtinus Kerner. Er ſchreibt unter andern: „Kürzlich war Herr Ronge bei mir. Ich erzählte ihm, was Du über den Deutſchkatholizismus ſchriebeſt, die Worte in Deinem Brief. Er kennt Deine Werke. Er gefiel mir als Menſch wohl, aber wie man ſich einen Reformator vorſtellt, ſieht er nicht aus. Das iſt aber wohl auch nicht nöthig. Die Natur treibt dieſes Wachsthum, es liegt in der Geſammtheit. —

Strauß läßt Dich herzlich grüßen. Er freut ſich insgeheim der kirchlichen Bewegungen und Ronge's. Dieſer wollte zu ihm, man hielt ihn aber ab. Ronge bedauerte es. Ich kneipte ihn oftmals in den Rücken und er ſchrie gewaltig. Ich aber ſagte ihm, das müſſe er als Reformator leiden können, ich ſpicke ihn nur, er müſſe noch das Braten aushalten. Ich bat als Romantiker den Ronge, er ſoll doch nur die Jungfrau Maria laſſen, er aber ſagte: «Sie muß fort!» — Der arme Kerner klagt ſehr, auch über die Augen.

Hübſcher Zug vom Könige! Er ſprach vor kurzem mit Humboldt darüber, daß die Frauen von Geiſt jetzt ſo ſelten wären, und Humboldt erwähnte der Hofräthin Herz; da erinnerte ſich der König, daß er als Kind in die Lehrvorträge von Markus Herz über Phyſik mitgenommen worden, und daß die ſchöne Frau bisweilen zu den Verſuchen hülfreiche Hand geboten, was ihm eines der angenehmſten Jugendbilder geblieben, und da er hörte, daß ſie bloß von ihrer Penſion aus der Wittwenkaſſe lebe, ſo beſchloß er ihr ſeinerſeits eine Penſion zu geben; er ſah nach und fand, daß nur dreihundert Thaler jetzt in ſeiner Penſionskaſſe verfügbar, ſagte aber, er wolle zweihundert zulegen, die Frau ſei ja ohnehin ſo hochbetagt und würde das Geld nicht lange beziehen. Das Beſte aber iſt, daß er ſie durch ein eigenhändiges Schreiben und durch die angenehmſten Wendungen davon benachrichtigte, auch fünfzig Friedrichsd'or gleich beifügte.

Der König kennt Bettinen von Arnim, die Gräfin Luiſe zu Stolberg, Frau von Olfers, weiß von der Gräfin von Hahn, — die geiſtvollen Frauen ſollten ihm nicht ſo ſelten dünken, und wenn er einmal die Hofräthin Herz

rechnet, ſo darf er auch die Majorin Paalzow, die Gräfin von Voß und hundert andre rechnen.

Der Genauigkeit wegen: Der König hat nicht eigenhändig noch überhaupt an die Hofräthin Herz geſchrieben, ſondern alles an Humboldt gerichtet und dem Schreiber in die Feder geſagt. Die Penſion geht vom 1. Januar 1846, die fünfzig Friedrichsd'or ſind ein Geſchenk außerdem.

Sonnabend, den 29. November 1845.

Bei * ſprach ich General von Rühle; er hatte wieder mancherlei über den Miniſter von Bülow gehört, es kämen immer mehr Ausplaudereien und Verſtöße an den Tag, die er beſonders in der Verfaſſungsfrage gemacht, und man führt darunter auch die Mittheilung an Metternich auf! Als ob er darin und in allem nicht auf Befehl gehandelt hätte! Die Vorwürfe ſind grundlos, Rühle nimmt dergleichen ohne Kritik auf und ſagt es ohne Kritik weiter; das wundert mich nicht, aber mich wundert, daß es Leute giebt, die noch den armen Bülow anfeinden und ihm etwas aufbürden wollen, da er doch niemanden mehr im Wege iſt und allem Anſchein nach für immer durch ſeinen Zuſtand beſeitigt iſt. Haſſen ihn Savigny's, der „elende" Eichhorn, die Konſtitutionsfeinde, die Feinde Humboldt's? Ach du lieber Gott, ſtatt der Vorwürfe von dieſen Seiten könnten eher Vorwürfe von den entgegengeſetzten ihn treffen!

Mancherlei grundloſes Gerede über die künftige Verfaſſung. Manche Leute beſtehen darauf, daß der König einen Auftritt mit Humboldt über jenen Gegenſtand gehabt habe, wobei es zu bittern Wahrheiten gekommen ſei; Andre

lassen den alten General von dem Knesebeck dem Könige herbe Warnungen sagen; beides ist völlig grundlos, der König spricht mit Humboldt nie über dergleichen, so sagt Humboldt selbst, und Knesebeck ist jetzt gar nicht hier.

In Goethe gelesen, in Xenophon, im Neuen Testament. „Geistliche Gedichte von Zinzendorf. Durch Albert Knapp" (Stuttgart, Cotta). Ein starker Band in größtem Oktav. Der Herausgeber preist diese Gedichte heftig an, macht mir und Tholuk und J. G. Müller den Vorwurf, sie nicht gewürdigt zu haben. Aber grade diese Sammlung beweist die Ungenießbarkeit dieser Poesie! Schwache Gedanken sind schwach und ungelenk ausgedrückt, die Empfindungen wiederholen sich und kommen nie zu rechtem Feuer. In dieser Masse wird mir ekel und angst, ich werfe das widrige Buch weit von mir!

Beförderungen im Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten, die Leute verdenken es dem Minister, daß er auch seinen Sohn in Rom gleich zum Legationsrath hat machen lassen. Ach warum denn nicht?!

Sonntag, den 30. November 1845.

Die Häkeleien mit dem Magistrat hören nicht auf. Der Minister von Bodelschwingh hat dem Bürgermeister Krausnick auf die zweite, rechtfertigende Eingabe eine derbe Zurechtweisung geschrieben, im Namen des Königs. Hierauf hat Krausnick eine Beschwerde an den König gerichtet, der König aber seine Verwunderung geäußert, daß man ihm eine dritte Eingabe sendet, bevor er die zweite beantwortet habe; er meinte, niemand sei von ihm dazu beauftragt worden, und die Kommission, welche die Angaben des Magistrats zu prüfen habe, sei mit ihrer Arbeit noch

nicht fertig. Man glaubt, der König habe Bodelschwingh heftig angeredet und seinem Unwillen gegen den Magistrat Luft gemacht, das habe der Minister denn als einen Auftrag angesehen. Die Bürgerschaft will übrigens ihre Sache standhaft behaupten.

Dienstag, den 2. Dezember 1845.

Man erzählt eine Geschichte, die ich gern bezweifeln möchte. Ein armes Fräulein mahlt sehr fein Blumen und Arabesken, und ließ, in der Hoffnung eines Geschenkes und förderlicher Empfehlung, eines ihrer besten Blätter zu Handen der Königin gelangen; außer den Blumen war aber auf dem Bildchen auch ein schnäbelndes Taubenpaar, und als die Königin dies erblickte, warf sie das Blatt mit Unwillen fort, sehr aufgebracht, daß man sich unterstehe, ihr solche „Unanständigkeit" vor Augen zu bringen. Das arme Fräulein ist darüber in Verzweiflung.

In Byron und in Klopstock gelesen. Erster Band der „Werke von August Wilhelm von Schlegel", Gedichte enthaltend; trauriger Eindruck! Diese mir einst so theuren, frisch duftenden, auswendig gelernten Blätter zeigen sich als welk und trocken, als kaum noch genießbar. Manche Strophe von Klopstock dagegen genügte mir noch vollkommen, sprach mir rührend an Sinn und Herz. — Schlegel's Sonett zu seinen eignen Ehren ist von wahnsinniger Eitelkeit, und er sagt meist Dinge, die man ernstlich bestreiten kann.

Die Vorstellung der „Athalie" in Charlottenburg soll sehr kalt gelassen haben.

Sonntag, den 7. Dezember 1845.

Brief aus Wien von Frau von Tettenborn, traurigſten Inhalts! Der theure General iſt ſehr krank, die Aerzte geben wenig Hoffnung; auf Andringen der Fürſtin von Metternich iſt er mit den Sterbeſakramenten verſehen worden! Wäre ich geſund, ich eilte nach Wien! Die Generalin ſchreibt in ſchrecklichſter Angſt!

Der Miniſter von Canitz arbeitet faſt alle wichtigen Sachen ſelbſt und ſtrengt ſich über alles Maß an. Den Geh. Rath * hat er bei Seite ſchieben wollen, ſoll aber im Gegentheil ihn ſchon unentbehrlich finden und ſehr auf ihn hören. „Wie eine Filzlaus hat ſich der in das Miniſterium eingefreſſen.“

Dienstag, den 9. Dezember 1845.

An unſerm Hofe ſollen die Hofdamen vermehrt und bisher nicht übliche Kammerjunker eingeführt werden. Große Neuigkeit! „Und die Reichsſtände?“ Die werden wir auch kriegen!

Militairgewalt jagt in Mannheim die ganz geſetzmäßige Verſammlung der Gemeindebehörden auseinander, und das Miniſterium in Karlsruhe heißt das gut! Rebenius tritt in der eben zuſammengetretenen Kammer auch ſchon als Verfechter der ſchmählichen Wiener Beſchlüſſe von 1834 auf! Schlimm! Und das bleibt nicht ungerochen, das kommt heim! Rebenius, Rebenius, werde kein Winter! Du haſt nicht einmal die Stärke des Trotzes, die zu ſolcher Rolle nöthig iſt!

In England die Lords Ruſſell und Morpeth gegen die Korngeſetze, Kriſis; die Tories verlieren Boden, und wenn Peel bleibt, ſo iſt es unter neuen Verhältniſſen.

Hier werden Verhandlungen über neu zu gründendes Bankwesen ernstlich betrieben. Anstatt der jetzigen Königlichen Bank will man eine Nationalbank. * findet es entsetzlich, daß man eine Königliche Anstalt abschaffen will, meint, unter der vorigen Regierung sei so etwas nicht denkbar gewesen; in wenigen Jahren übrigens werde die neue Anstalt mit Schanden bankrott machen, er wolle sich zurückziehen ꝛc. Ich denke dagegen, die neue Sache wird gedeihen, und rathe ihm, anstatt sich zurückzuziehen, mit vollen Segeln in die neue Richtung einzugehen.

Sehr aufgefallen ist es, daß bei dem neulichen Begräbniß des Kammergerichtspräsidenten von Bülow kein Königlicher Wagen mitfuhr, ebensowenig die Wagen der Prinzen. Man sagt, der König sei auf den Verstorbenen schlecht zu reden gewesen, habe ihm mancherlei nachgetragen. Man tadelt allgemein diese Empfindlichkeit, und findet die Art, sie zu zeigen, so klein als unangemessen. — Dagegen haben Schützenabtheilungen über dem Grabe gefeuert, was selbst bei pensionirten Generalen nicht gestattet wird, wenn sie auch vor dem Feinde gedient haben. Bülow hat in den Befreiungskriegen tapfer mitgefochten.

Donnerstag, den 11. Dezember 1845.

Unsre öffentlichen Sachen lahmen so hin. Der König ist nach Boitzenburg zum Grafen von Arnim, dem gewesenen Minister, auf die Jagd gefahren. Die Weihnachtsausstellungen haben angefangen. Da haben Hof und Stadt genug zu thun, da ruht einstweilen Gesetzgebung, Verwaltungseifer, Landtagsabschied, Reichsstände, Nationalbank ꝛc.

Sonnabend, den 13. Dezember 1845.

Der Minister von Bülow ist aus dem Stumpfsinn nun in Irrsinn übergegangen, darum will man niemanden zu ihm lassen. Heute war er in einer Droschke entschlüpft, fuhr auf das Ministerium, that, als ob er noch dort wohne, fragte nach seiner Frau ꝛc. Der junge Graf von Pourtalès brachte ihn mit guter Art wieder nach Hause.

Den beiden Bischöfen Eylert und Dräseke ist nun auch von dem Minister Eichhorn auf höheren Befehl das Verbot zugegangen, an den kirchlichen Bewegungen durch öffentliche Bezeigung ferner Theil zu nehmen, daher keine Protestation mehr, keine Unterschrift ꝛc.

Prozeß in Köln gegen Herrn von Loe. Versammlung der badischen Kammern.

Von meinem geliebten Tettenborn heißt es in den Zeitungen, es sei keine Hoffnung mehr und man erwarte stündlich seinen Tod!

Montag, den 15. Dezember 1845.

Gestern Nachmittags die Trauernachricht aus Wien, am 9. früh starb der geliebte General; nach achtundvierzigstündiger Bewußtlosigkeit schlummerte er sanft hinüber. Mein Gemüth ist zerrissen, mein Gedächtniß bedrängt mich mit allen Lebenserinnerungen, die sich an den theuern Namen knüpfen, grausam und doch wohlthuend!

Heute unter vielen bittern Thränen an Frau von Tettenborn nach Wien geschrieben.

Die badischen Stände sehr lebhaft und kräftig; Nebenius erschrocken!

Dienstag, den 16. Dezember 1845.

Ich mochte nicht ausgehen und war unfähig zum Arbeiten, zwang mich zuletzt dennoch und brachte mancherlei Mühsames zu Stande.

Frühmorgens kam Weiher, erzählte von Heftigkeiten der hiesigen Polizeibehörde, vom Bankwesen, von des Ministers Eichhorn gewaltsamem Einschreiten gegen die nicht pietistischen Geistlichen, von seinen niedrigen Verfolgungen, seiner geheimen Vorschrift an die Direktoren der Gymnasien wegen des Religionsunterrichts — jeder aus den obern Klassen Abgehende müsse mit einer großen Zahl von Bibelsprüchen wenigstens siebzig geistliche Lieder auswendig wissen, und andre solche Niederträchtigkeiten!

In der „Allgemeinen Zeitung" ist Tettenborn's Tod angezeigt, wahrscheinlich durch Zedlitz, mit großer Anerkennung und mit Hinweisung auf mich, der am meisten berufen sei, über ihn zu sprechen. Schmerzlich, immer der Leichenredner sein zu sollen! (Grade fallen mir auch die Schmähungen in die Augen, mit denen der elende Florencourt in der „Minerva" von Bran das Andenken Tettenborn's verunglimpft, auf Leonhard Wächter sich stützend, der selber doch nur kritiklos niedrige Verläumdungen aufgriff! –)

Herr von Loe in Köln freigesprochen, wohl großentheils aus katholischem Partheiinn, unsern Beamten zum bittersten Verdruß.

Mit der Nationalbank wird es wohl nicht gelingen, wenigstens mit den bisher eingereichten Entwürfen nicht; Bülow-Kummerow ging auf eine förmliche Konzession aus, die er für seinen Nutzen zu verwerthen hoffte; es scheint, der Plan des Ministers Rother zur Erweiterung der Königlichen Bank wird wohl durchgehen.

träge Freimaurerei, die aber weit verbreitet und vielen Leuten eine heilige Sache ist!

Donnerstag, den 18. Dezember 1845.

Hofrath Dorow in Halle soll gestorben sein. Ich erwarte noch bestimmte Nachricht. Es ist ihm lebenslang schlecht ergangen, und zum Theil nur verschuldete er es; er hinterläßt wenige Freunde und zahllose bittre Feinde. Ich half ihm gern, aber liebte ihn nicht.

Der Bischof von Jerusalem, der getaufte Jude Alexander, ist auf dem Wege nach Aegypten gestorben. Alle Deutschen in Syrien klagten über ihn. Der König mag nun für einen neuen sorgen, an dem ersten hat er wenig Freude und keine Ehre erlebt. Das ganze Bisthum ist eine unpraktische Phantasterei.

Das englische Ministerium dankt ab. Wir machen große Augen dabei; Sir Robert Peel war uns kein Vortheil, Lord John Russell wird es noch weniger sein. Wir haben keine Politik, wir stützen uns auf nichts und nichts stützt sich auf uns! Canitz kann das nicht ändern.

Der Zentralverein für die arbeitenden Klassen hat sich wieder einmal geregt; man glaubte ihn schon todt, allein er bedurfte noch einer Versammlung, um sich auflösen zu können, er brauchte seinen Todtenschein. Unerwartet hat sich dieses Absehn umgestellt, die Regierung selbst möchte, daß er fortdauerte, und möchte ihm auch die vom Könige geschenkten 15,000 Thaler anders zu verwenden erlauben, als es ursprünglich bestimmt gewesen. Stürmische Sitzung, man sucht Auswege. Professor von Henning allein dringt auf Auflösung, wird aber scharf zurechtgewiesen und fast hinausgeworfen!

Ein Major Hirsch, Beibruder und Duckmäuser, ist unter außerordentlichen Vortheilen zum Direktor des Charité-Krankenhauses ernannt worden. Großes Geschrei deßhalb.

Sonnabend, den 20. Dezember 1845.

Der Gedanke, daß es bei uns zur Revolution kommen müsse, ist so verbreitet und eingewurzelt in den Gemüthern, daß es fast schon eine Revolution, so zu denken. Aber die Thaten und Ereignisse, die werden noch anders sein, als die Gedanken!

Die Wittwe Benjamin Constant's in Paris, geb. Gräfin von Hardenberg, ist gestorben. In den letzten Jahren lebte sie eng verbunden mit Lerminier.

Tettenborn's Leichenbegängniß in Wien sehr prächtig, sechs Kompagnien Musketiere, vier Grenadierkompagnien, zwei Reiterschwadronen, vier sechspfündige Kanonen, befehligt vom Prinzen von Hohenzollern, rückten mit aus. Die Zeitungen rühmen Tettenborn's Liebenswürdigkeit, Auszeichnung, Glück; er sei im Alter wie in der Jugend, in den größten und kleinsten Verhältnissen, für alle Stände und in allen Beziehungen, immer ein „Löwe" geblieben. Unter den Generalen aus dem Befreiungskriege wird er, obschon er nie einen eigentlichen Oberbefehl geführt, in erster Reihe genannt. Gewiß, außer allem Zeug zu einem Blücher, trug er auch noch Andres in sich, was Blücher'n fehlte.

Montag, den 22. Dezember 1845.

Spontini hat an den König geschrieben, er könne nirgends leben als in Berlin, und wolle dahin zurückkehren, der

König solle ihm sein Amt wiedergeben, ihn seine Opern dirigiren lassen, mit Meyerbeer sei es doch nichts, „croyez-moi, Sire, tâchez de vous débarrasser de ce Juif errant!“ Der König hat diesen Ton übel genommen und Spontini'n durch Humboldt einen Verweis geben lassen, auch ihm seine Bitten abgeschlagen. Jedoch rief der König aus: „Wenn er aber doch kommt, wahrhaftig dann wird nichts übrig sein, als ihn doch gut aufzunehmen!“

Humboldt sagt, der König mache jedes Jahr regelmäßig drei Kuren durch, die drei Aerzte, von denen er sich nacheinander behandeln läßt und die ihm doch nie gründlich helfen, seien Bunsen, Radowitz und Canitz. So quacksalbere er sich bin!

Probe von der Geschäftsthätigkeit des Konsistorialpräsidenten Göschel. In der Nacht vor dem Tage, wo der Prediger Uhlich in Magdeburg sollte eingeführt werden, bekam Göschel eine Stafette vom Minister Eichhorn, die Einführung nicht geschehen zu lassen. Göschel läuft in seiner Angst zum Oberbürgermeister Francke, der ihn damit abfertigt, die Stafette sei an Göschel gekommen, er müsse wissen, was er zu thun habe. Ebenso trostlos entläßt ihn der Oberpräsident von Wedel. Nochmals zu Francke zurückgekehrt, bittet er diesen, ihm wenigstens zu sagen, was er thäte, wenn die Stafette an ihn gekommen wäre? Dieser meint, eine Stafette zurückzuschicken, sei schon zu spät, alles sei vorbereitet zur Einführung, und wenn sie unterbliebe, sei die Ruhe der Stadt gefährdet, die Leute würden die Kirche stürmen. Das berichtet denn der geängstete Mann wirklich, die Einführung findet Statt, und die Behörde muß nun ihr Gift hinunterschlucken, oder stärkeres kochen.

„Das enthüllte Preußen" (Winterthur, 1845). Ein heftiges Buch voll treffender Anklagen und falscher, übertriebener.

Dienstag, den 23. Dezember 1845.

Ich weiß recht gut, alle die Erbärmlichkeiten, die jetzt hier im Schwange sind, könnten eben so wohl von einem Parlament, von einem republikanischen Senat ausgehen, als sie jetzt in unbeschränkter Monarchie durch kriechende und verrückte Minister gethan werden. Allerdings ist es nicht so wahrscheinlich, daß eine große, freigestellte Versammlung schlecht wird, als ein Ministerhauf und Königskabinet, aber es kann vorkommen; und darum ist es mir weniger um solche Formen zu thun, als um das Wesen, dem sie dienen sollen. Ich will, daß das Rechte geschehe, und wenn dies durch einen König bewirkt wird, so soll mir sein Thun lieb und gepriesen sein. Darum lieb' ich Friedrich den Großen, darum fürcht' ich unsre verheißenen Reichsstände! Noch zögern sie zu kommen, aber sie kommen gewiß, und leider, je mehr ich von ihnen höre, desto mehr sinken meine Erwartungen. Wir werden eine Mißgeburt sehen, die für das Ideal der Schönheit wird gelten sollen, eine Mißgeburt, die man am ersten Tag auf das Streckbett wird legen müssen, und der man zugleich üppige Wuchergebilde wird abschneiden müssen. — Ich sehe jetzt hier bei niemand einen leitenden Gedanken, überall nur Wahn, Einbildung und zufälliges Aufschnappen heterogener Dinge. — Daß Canitz etwas Höheres leisten könne, diese Vorstellung laß ich nun auch fahren. — Was soll aus diesem Preußen werden? Zum Glück ist das übrige Deutschland nahe, vielleicht wird Preußen mit diesem zusammen-

gerührt, und aus der allgemeinen Auflösung erhebt sich etwas, das mehr ist als jetzt Preußen.

Donnerstag, den 25. Dezember 1845.

Gestern frühmorgens Brief und Buch von Rellstab: „Ludwig Berger. Ein Denkmal.“ Er hat Recht, daß er das Gedächtniß der Seinen ehrt und bewahrt; ich las das kleine Buch mit ernstem Antheil. Als wir in die Mauerstraße gezogen waren, kam Berger öfters zu Rahel und begleitete willig auf dem Klavier, wenn es etwas zu singen gab. Er fiel mir auf, als ein gediegner, feuriger Mann, aber mit dem Tonkünstler kam ich in wenig Verkehr.

Besuch des Assessors M. aus Posen. Nachricht über die dortigen Untersuchungen; durch russische Polizei kamen die ersten Anzeigen; man verfolgt Gesinnungen und Wünsche, Handlungen kommen wenig vor, außer in den untern Sphären. — Brief von Rosenkranz aus Königsberg; traurige Schilderung des dortigen Wesens der Späherei, Gewaltsamkeit, der Unruhe und Unlust ꝛc. Absetzung Rupp's, um den sich aber gleich eine Gemeinde sammelt.

Kerner schreibt mir, daß der König an Geistererscheinungen glaube, habe Radowitz öfters versichert. — Ferner sagt er: „Ich glaubte, ich schriebe es schon, daß Deine Ernennung zum Tübinger Doktor in Würtemberg allgemeine Anerkennung und Freude erregte.“

Freitag, den 26. Dezember 1845.

Lord John Russell hat kein Ministerium bilden können. Sir Robert Peel ist wieder zur Königin gerufen. Graf

und Gräfin Westmoreland freuen sich der Hoffnung, hier bleiben zu können, beide lieben Berlin und Berlin liebt sie, der Graf war zu Thränen gerührt, als er sah, wie ungern man ihn hier verlöre.

Die Gräfin von E. (die Russin) ist beinahe plötzlich überfromm geworden, ihr Mann mit, und auch ihre Freundin Gräfin von S. (die Kroatin). Alles evangelisch, und in größtem Eifer, durch den Prediger von Gerlach entzündet. Doch der Gräfin von E. größte Autorität ist der Legationsrath Reumont, und dieser streng römisch-katholisch. Ist der evangelische Pietismus hier nur ein Uebergang?

Der Kaiser Nikolai hat in Rom den Pabst umarmt; „l'Empereur russe a embrassé la religion catholique" sagt man hierüber.

Montag, den 29. Dezember 1845.

Abends der Vorlesung des Dr. Michael Sachs beigewohnt, endlich! Von sieben bis acht Uhr im Hotel de Russie. Vortreffliche Rednergabe, klare durchdringende Stimme, gediegner Inhalt. Ich sprach Herrn Zedner und Herrn Asher dort.

Die „Staatszeitung" sagt heute, es sei nicht wahr, daß Eichhorn an die Gymnasialdirektoren eine Vorschrift wegen der Bibel- und Liederkenntniß der abgehenden Primaner erlassen habe. Vielleicht war die Maßregel nicht allgemein, an einige Gymnasialdirektoren ist aber bestimmt eine solche Vorschrift erlassen worden, ich weiß es von Zeugen, die nicht lügen. Die Berichtigung selber ist — wenigstens theilweise — eine Lüge.

Landtagsabſchied für die pommerſchen Stände, in der „Staatszeitung"; mager und ärmlich!

Endlich, nach dreizehn Jahren, wird nun nachträglich erklärt, daß die Beſchlüſſe des Bundestags vom 5. Juli 1832 auch für Poſen und Preußen geſetzliche Kraft haben ſollen! Man hat eingeſehen, daß dies bisher ungeſetzlich behauptet worden war.

Dienstag, den 30. Dezember 1845.

Die Sache mit den Reichsſtänden liegt nun ſo: Die Entwürfe des Königs ſind in letzter Zeit nochmals durch die Miniſter von Canitz und Uhden überarbeitet und mit Zuziehung Savigny's in ſchließliche Faſſung gebracht worden. Dieſe Arbeiten ſollen den nächſten Provinzialſtänden zur Begutachtung vorgelegt werden; der König hofft, daß man ſie mit Dank annehmen wird, Canitz, Uhden, Savigny ſind derſelben Meinung. Andre freilich glauben, daß kein Stein auf dem andern bleiben und ein ganz neues Werk hervorgehen werde, das dann dem Könige nicht mehr gefallen könne. Bis zu den neuen Provinziallandtagen ſind aber noch zwei Jahre! Das iſt ein gefahrvoller Aufſchub! Sind die Leute denn der Dinge für die Zwiſchenzeit ſo gewiß? — Auf's neue ſagt man hier, ſagt man noch ſtärker im Auslande, das Ganze ſei ein argliſtiges Blendwerk, um zu täuſchen und hinzuhalten, die Regierung bewege ſich in lauter Winkelzügen, in Lug und Betrug. Man ſehe ſchon wieder in dieſem auffallenden Beiſpiele, wie argliſtig und wortbrüchig der König ſei; er habe den letzten Provinzialſtänden ſämmtlich durch die Landtagskommiſſaire oder Landtagsmarſchälle vertraulich die Verſiche-

rung ertheilen lassen, er werde ihnen noch im Laufe der Landtage ankündigen, daß er Reichsstände berufen wolle, sie möchten daher aber auch alle Fragen dieser Art ersticken oder glimpflich behandeln, nun aber sei nichts geschehen, und solle auch bis zu den nächsten Landtagen, also bis 1847, nichts geschehen; ob das Wortbalten sei, ob das aufrichtiges Verfahren heißen könne?

Wenn nur sonst nichts vorfällt, ist der Aufschub nicht so sehr erheblich. In solchen Dingen zählt man ein paar Jahre nicht, ein solcher Zeitraum sieht nachher ganz klein aus. Aber wir leben die zwei Jahre in einem gespannten, mißlichen Zustand, der aus Heftigkeit und Schwäche zusammengesetzt ist; dieser macht den Aufschub bedenklich. Wir setzen eine schlimme Krisis unnöthig fort.

In der „Staatszeitung" der Landtagsabschied für Preußen. Ob man dabei noch Lust behalten kann, Landstand zu sein? Fast alles ist abgeschlagen, mit glatten, sich weise gebärdenden Worten zur Ruhe gewiesen.

Mittwoch, den 31. Dezember 1845.

Die Landtagsabschiede mißfallen hier höchlich, mehr noch werden sie in den Provinzen mißfallen. Daß der Minister Eichhorn in Schutz genommen wird gegen die Anklage aus Pommern, daß er einen dortigen Geistlichen für befugt erklärt, einen seiner Eingepfarrten öffentlich vom Abendmahl zurückzuweisen, erregt den größten Unwillen, und die Juristen sagen, die deßhalb angeführten Sätze des Landrechts seien hier gar nicht anwendbar, sondern in offenbar falschem Sinn gedeutet. Man spricht mit Verachtung von dieser Art, die Sachen zu nehmen, und meint,

die Regierung ſolle doch lieber die Spiegelfechterei mit dem Ständeweſen aufgeben; daſſelbe auf dieſe Weiſe fortſetzen wollen, heiße nur die Leute zwingen, den Schein endlich doch auf andre Art in Wahrheit zu verwandeln, denn täuſchen ließen ſie ſich auf die Länge nicht mit ſo elenden Ausflüchten und Abweiſungen.

1846.

Berlin, Donnerstag, den 1. Januar 1846.

Nachmittags kam der Fürst *. Er hat den Minister Uhden gesprochen, der sich über unser Regierungswesen grade so geäußert, wie ich neulich. Die Regierung gehe nicht mehr, nichts gelinge, nichts erfülle mehr seinen Zweck, überall stoße man auf Hindernisse, und wenn man endlich zum Thun komme, werde der Erfolg ein ganz andrer, als den man gewollt! Er spottet darüber, daß zwei Justizminister seien; er sagt, Savigny sei ein unpraktischer Pedant, der hätte Professor bleiben sollen, da sei er ein Fürst gewesen, jetzt sei er nichts als ein müssiges Rad in einer schadhaften Maschine, und andre solche Aeußerungen. Ich theile * den neusten Stand unsrer Verfassungssache mit.

Nachricht, daß der Oberst Graf von Reichenbach, Kommandant von Thorn, diese Stadt hat in Belagerungsstand erklärt, weil Aufständer aus dem Königreich Polen über die Gränze gegangen und mit Bauern diesseits der Gränze vereint gradezu gegen Thorn marschirten, um sich dieser Festung zu bemächtigen. Man ist sehr beunruhigt und erwartet nähere Berichte.

Als Uhlich in Geschäften des Gustav-Adolf-Vereins

neulich von Magdeburg hiehergekommen war, achtete er für schicklich, auch den Prediger von Gerlach zu besuchen. Dieser rief ihm gleich mit Heftigkeit und abwehrenden Gebärden entgegen: „Wir sind Feinde!“ Uhlich erwiederte, wohl wisse er, daß sie verschiedener Ansichten seien, aber er denke, dies könne ein freundliches Begegnen von Mensch zu Mensch nicht wehren. „Nein“, rief Gerlach zornig, „wir können nichts mit einander gemein oder zu thun haben.“ Als Uhlich darauf bestand, daß zwei in ihren Ansichten einander entgegenstehende Männer, sofern es beide redlich meinten, ja sogar ein Interesse hätten, den Versuch zu machen, wiefern einer den andern umstimmen könne, wies ihn Gerlach abermals zurück und erklärte bitter, einen Mann von Uhlich's Denkart müsse er verabscheuen und hassen, und wandte sich ab, als ob der Teufel vor ihm stände. So mußte denn Uhlich beschämt abziehen. Was meint wohl der Unchrist Gerlach, daß der Herr Christus zu seinem Benehmen sagt?

Der König erklärt den Rheinländern im Landtagsabschied, daß er nicht gesonnen sei, den Juden gleiche politische Rechte mit den christlichen Unterthanen zu gestatten, was auch der Mehrheit dieser letztern nicht genehm sein würde. Welche Erklärung! Und seit wann nimmt der König die Stimmenmehrheit so zur Norm?

Im englischen Journal „Punch“ heißt es: In Berlin sei nur noch ein einziges altes Weib (Bettina), das an die Versprechungen des Königs glaube!

Freitag, den 2. Januar 1846.

In der Neujahrsnacht war es unruhiger und lauter auf den Straßen, als sonst bei diesem Wechsel. Die Polizei

hatte diesmal durch Gendarmen aus allen geringen Wirthshäusern schon um elf Uhr die Musikanten vertreiben lassen und dadurch auch die Gäste verscheucht und aufgereizt; natürlich erging sich der sonst abgeschlossene Jubel und Lärm nun auf der Straße, und statt der bekannten Lustbarkeiten hatte man ungewohnte Störungen. Bei Kroll aber, wo auch der Prinz von Preußen war, blieb die Musik die ganze Nacht.

Sonnabend, den 3. Januar 1846.

Ich ging gegen Mittag zum Fürsten von Wittgenstein, wir sprachen über das Erbieten, das er mir machen ließ. Eine fortgeführte Erzählung getraut er sich nicht zu geben, nur Auskunft über bestimmte Fragepunkte; die Sache wird schwierig sein; doch giebt er mir aus den Herbsttagen von 1806 gleich einige Nachrichten, die ich nachher zu Hause niederschreibe. Er spottet über die Neujahrsbeeiferungen; ihm sei es noch nicht geglückt, sagt er, einen seiner Minister-Kollegen oder sonst angesehenen Mann zu bewegen, öffentlich von der Narrheit sich loszusagen, allein wolle er es doch nicht gern thun; sechshundert Visitenkarten lasse er einem Boten übergeben, der trage sie aus, zu wem er wolle, „meinetwegen auch zum Scharfrichter eine", alle eingehenden Karten werden gleich beim Portier ungesehen verbrannt. Herr von Küstner kam, der Minister von Ladenberg, der Geheime Hofrath Paasche; er ließ sie alle warten, jeden in einem besondern Zimmer, und erzählte mir seine Geschichten aus.

Der Landtagsabschied für Posen ist erschienen, der ist der elendeste von allen. Wär' ich Landstand, ich gäbe mir selbst den Abschied und sagte der Regierung, sie möge

regieren, wie sie könne, aber mich nicht zu solchem Possenspiele gebrauchen und in solche Halbheiten hineinziehen! Warum die Leute berufen, sie reden heißen, und so wie sie etwas vorbringen, das nicht gradezu eine Lumperei ist, ihnen auf's Maul schlagen? Seid ihr so weise, so umsichtig und sorgfältig, so regiert allein! — Der König ist schlecht berathen in diesem Verfahren. Er scheint seine vertraulichen Eröffnungen an die letzten Landtage wirklich vergessen zu haben. Den Leuten die Absicht einer Täuschung, eines Hinhaltens auszureden wird nicht leicht sein.

Durch den Eintritt von Canitz in das Ministerium ist bis jetzt nichts verändert, man sieht nirgends eine Wirkung seines Geistes, seiner Thatkraft. Auch die Landtagsabschiede sind durch ihn nicht besser noch schlimmer geworden. Das Ganze unsres Zustandes spiegelt sich in ihnen ab.

Es kam mir wie eine Satire vor, daß ich vor dem Schlafen noch in Voltaire's „Candide" las! In solchen Zuständen wie die unsern versteht man erst recht wieder die Stimmung und Art Voltaire's.

Ich erzählte des Predigers von Gerlach schändliches Benehmen gegen Uhlich, und rief: „Was für einen Hundsfott von Christus der Kerl sich vorstellen muß, daß er durch solches Benehmen bei ihm sich einzuschmeicheln meint?"

Montag, den 5. Januar 1846.

Unsichere Nachrichten aus Posen, die Sache von Thorn scheint übertrieben.

Die „Staatszeitung" meldet, daß zwei Regimenter in die Gegend von Bromberg gerückt, in Folge der Untersuchungen und Unruhen.

Dienstag, den 6. Januar 1846.

Der Schauspieler Beschort hier gestorben.

Die Frömmelei der Gräfin von E. trägt schnelle Früchte. Am letzten Sonntage wurde im Dom der Gottesdienst gestört, so daß Ehrenberg die Predigt aufgeben mußte. Ein Koch in seinem Amtskostüm stürzte gegen die Kanzel vor, schwang eine Bibel und schrie laut von dem Feuer des höllischen Pfuhls. Die Leute glaubten, es sei Feuer ausgebrochen, und drängten hinaus. Als man sich endlich des Menschen bemächtigt, ergab sich seine Verrücktheit; er war in Diensten der Gräfin von E., hatte die Bibel von ihr geschenkt erhalten, und war über seine Auffassungskräfte von ihr bepredigt und geängstigt worden. Er wurde auf die Schloßwache gebracht und predigte weiter. Die Soldaten fanden, daß er gar nicht verrückt predigte, sondern besser als mancher amtliche Prediger. Fräulein von K. hat den Menschen nach der Wache bringen sehen und alle Umstände sogleich erfahren. Die „Staatszeitung" erwähnte des Vorfalls in Kürze. — Der Graf von E. soll die Schwärmerei nicht ganz mitmachen, heißt es jetzt.

Mittwoch, den 7. Januar 1846.

„Der König hat nun schon einen ganzen Wust von Papieren angehäuft, die sich auf die künftigen Reichsstände beziehen, selbstverfaßte Entwürfe, Gutachten von allen Seiten, Einwendungen, Bemerkungen, Auseinandersetzungen, Briefe, Berichte, — der ganze Plunder liegt leblos da, und mich soll doch verlangen, ob aus der todten Masse noch etwas Lebendiges hervorgehen wird!" Als ich dies sagen hörte, konnt' ich nicht umhin zu erwiedern: „Von

Ständen ſpricht man nun ſchon lange in Preußen, lange von Provinzialſtänden, lange genug von Reichsſtänden, aber es giebt noch eine dritte Art, gebt Acht, ob die nicht an die Tagesordnung kommen wird!" — Und welche Art wäre das? — „Aufſtände".

Freitag, den 9. Januar 1846.

„Warum, bei dem beſten Willen, den der König für die fernere Ausbildung der Landſtände hat, tritt er in dem Schein auf, als wolle er ſie nicht? Warum läßt er ſich in dieſer Sache durch den Schein um alles Verdienſt und allen Dank bringen? Warum nicht ein einziges Wörtchen in den abſcheulichen Landtagsabſchieden, daß er Reichsſtände berufen will? Denn er will es doch noch immer?" — Allerdings. Aber ſeinen Willen hat er für ſich, und ſeinen Ausdruck überläßt er den Behörden, die allem Ständeweſen feind ſind, und denen nichts daran liegt, ob der König vortheilhaft erſcheint oder nicht, ja denen das Letztere meiſt lieber ſein mag.

Sonntag, den 11. Januar 1846.

Die Beſorgniſſe wegen Polen ſcheinen größtentheils grundlos; man ſagt ſchon, die Sache ſei von den ruſſiſchen Behörden in Warſchau angelegt, um den Kaiſer bei der Rückkehr aus Italien mit einem einſchüchternden Ereigniß zu empfangen, derſelbe habe beſonders in Rom Eindrücke empfangen, die für die höchſte Verwaltungsbehörde unangenehme Nachwehen bringen könnten, dieſe wolle man abſchneiden oder ſchwächen; in's Preußiſche habe man die Sache hinübergeſpielt, damit man nachher, wenn nichts

Rechtes herauskäme, die Entſchuldigung habe, den preußiſchen Behörden habe der rechte Ernſt und Eifer gefehlt.

Unſer öffentlicher Zuſtand iſt und bleibt kläglich! Der König findet unter ſeinen Miniſtern keinen, der einen Ueberblick des Ganzen habe, auch Canitz hat ihn nicht, oder macht ihn nicht geltend. Zweierlei Richtungen werden von oben her immer auf's neue belebt und beſtreiten einander auf das heftigſte, die Beamtenrichtung und die Volksrichtung; die letztere würde noch lange ſchlummern, würde ſie nicht auch von oben angeregt, oder wäre ſie es nicht ſchon ſeit einigen Jahren; wie leicht ſie, wenigſtens für den Augenblick, zu unterdrücken iſt, ſieht man in Königsberg. Doch geht die religiöſe Bewegung dort weiter; die Prediger Rupp und Detroit bilden neue Gemeinden, denen die Obrigkeit entgegentritt. Hier iſt nun die neue Art Kirchenverſammlung eröffnet!

Der alte General von dem Knesebeck, geſchworner Feind aller Konſtitutionen, iſt nun dahin gebracht, eine zu wünſchen, damit nur einmal das Schwanken aufhöre und wieder ein feſter Boden ſich finde. Er ſieht mit bittrem Unmuth die ſteigende Verwirrung des Staates, die Zerrüttung aller Verhältniſſe. Freilich wird die Verfaſſung, meint er, die der König uns geben mag, eine wunderliche Ausgeburt ſein, eine Phantaſie, die lange brauchen wird, um in taugliche Form zu kommen!

Dienstag, den 13. Januar 1846.

Fürſt von Wittgenſtein, zu dem ich ging, ſagte, ich käme ihm zuvor, er habe eben zu mir kommen wollen; lobte mein Aufgeſchriebenes, erzählte mir Neues. Den Grafen von Pourtales und Andre ließ er warten, endlich

aber, als auch der ruſſiſche General Graf von Kreutz angemeldet wurde, brach ich auf, nachdem ich noch mit Kreutz eine Wiedererkennung gehabt, ich hatte ihn im Herbſt 1814 in Rellingen bei Hamburg beſucht.

Gegen Abend kam Doktor Prutz, ein liebenswürdiger, natürlicher, offner junger Mann. Er ſagte, man habe ihm Muth gemacht, zu mir zu gehen, obſchon er einige Sünden gegen mich auf dem Gewiſſen habe; ich lachte, und es war gut. Seine Sache wendet ſich glimpflich, Humboldt hat ſich für ihn beeifert, der Miniſter von Bodelſchwingh dem König eine Vorſtellung von Prutz unterlegt, der König darauf die „politiſche Wochenſtube" geleſen, und nachdem er die Stellen, die für ihn beleidigend hießen, näher angeſehen, ohne Groll geäußert: „Das kann ich ihm ſchon verzeihen!" worauf der Prozeß niedergeſchlagen worden. Die ganze liebenswürdige Seite des Königs tritt hier hervor! Prutz will künftig hier leben und litterarhiſtoriſche Vorleſungen halten, der Miniſter hat ſchon die Erlaubniß ertheilt; da er ſie nicht an der Univerſität halten will, ſo hat der Miniſter Eichhorn nicht mitzureden, denn dieſer würde nie darein willigen, der rachſüchtige, klatſchhafte Fanatiker!

Mittwoch, den 14. Januar 1846.

Die Maßregel, durch die der König den Unteroffizieren und Gemeinen eine Zulage bewilligt — im Betrag einer halben Million Thaler jährlich —, wird ihm wenig gedankt und außerdem vielfach mißgedeutet. Man ſagt, er wolle ſich für den Fall von Aufſtänden des guten Willens der Truppe verſichern. Von der Möglichkeit, daß es zu Aufſtänden kommen könnte, wird leider im Volke ſchon

gesprochen! — Der Tadel gegen den König und seine Regierung äußert sich immer lauter.

Von den am 5. eröffneten evangelisch-kirchlichen Konferenzen, die auch als protestantisches General-Konzil bezeichnet werden, spricht man kein Wort. Niemand ist nur neugierig, jederman hält die Sache für eine Spielerei. Man wird einiges gegen die Deutschkatholischen und gegen die Lichtfreunde vorbringen, aber das thun die Regierungen ja schon ohnehin; für die Sachen des Glaubens ist die Versammlung unberechtigt und unfähig.

Des Mathematikers Jacobi Rede über Descartes ist gedruckt und liest sich gut. Es sind ein paar scharfe Stellen darin.

In Voltaire und Ignaz Schmidt gelesen.

Sonnabend, den 17. Januar 1846.

Ich ging gestern zum Fürsten von Wittgenstein, der mit „Schüchternheit", ja mit „Aengstlichkeit" mir wichtige Papiere zu lesen giebt, die er geschrieben hat. Er sagt mir Vertrauliches, Schmeichelhaftes; während seines ganzen Lebens habe er nur zwei Menschen gefunden, deren Schreiben ihn ganz befriedigt habe, mich und Stägemann; ich dachte, er würde Gentz nennen; aber nein, der habe zu sehr glänzen wollen, meinte er; recht gut wisse er, daß ihm selbst alles Talent zum Schreiben abgehe, aber ein gutes Urtheil darüber müsse er sich beimessen. Der neapolitanische Gesandte Antonini kam. Der Fürst fertigte ihn ab und sprach dann mit mir weiter.

Heute früh wurde ich überrascht durch ein Ehrendiplom des Narrenthums abseiten des Düsseldorfer Karnevalvereins, närrische Gebilde und ein Hanswurstlied, unterschrieben

von dreizehn namhaften Männern! Mir will ein so festgebauter Spaß nicht zu Sinn, doch da er von meiner Vaterstadt kam, und im Liede die Aufforderung war, ich möchte antworten, so schrieb ich auf der Stelle:

Der Ernst bedrängt uns mehr und mehr!...
Zur Rettung aus der Noth
Ruft Ihr mit Recht die Narrenwehr, —
Ich tret' in's Aufgebot!

Zur Pritsche greif' ich wohlgemuth,
Zur Kappe, die Ihr schenkt;
Und freue mich, daß junges Blut
Des alten gern gedenkt.

Dein Anruf, liebes Vaterland,
Ist mir ein Ehrenzoll
Auch in der Narrheit Scherzgewand, —
Sind wir doch Alle toll!

Die letzte Zeile ist der Wiederhall des Refrains des übersandten Liedes. Damit ist die Artigkeit, dünkt mich, artig und angemessen erwiedert!

Dienstag, den 20. Januar 1846.

Der König hat zum Hofprediger von Grüneisen gesagt, zweierlei könne er an den Würtembergern nicht leiden, ihr Treiben mit der Offenbarung Johannis und ihre Geistergeschichten. Man ist erstaunt, daß der König diese Richtungen mit Einmal tadelt!

Der König scherzte mit dem General von Thile und meinte, derselbe sollte sich um das vakante Bisthum Jerusalem bewerben. Thile will den Spaß gar nicht schön finden und ärgert sich. Thile hätte antworten können, der Bischof müsse ja zur englischen Kirche gehören, von Preußen habe nur das Geld dort Zugang!

Humboldt ſcherzt, Thile bitte die Geſellſchaft Abends bei ſich „zu Gebet und Spiel“!

Donnerstag, den 22. Januar 1846.

Geſtern zum Fürſten von Wittgenſtein, bei dem ich diesmal beinah zwei Stunden blieb, und der mir die vertrauteſten, wichtigſten Mittheilungen machte; er nahm mich mit zu ſeinen Papieren, die in großer Menge und wohlgeordnet ſind. Er hat unendlich viel gearbeitet, in den wichtigſten Sachen, worüber im Archiv oft keine Spur vorhanden. Er bekennt mir, er ſei in ſeinem Leben ſo viel verkannt und ſo arg mißhandelt, ſein entſchiednes Verdienſt ſo oft geſchmäht, ſein redlichſtes Abſehen ſo falſch beurtheilt worden, daß er über Lob und Tadel zuletzt völlig gleichgültig geweſen, und mit völliger Verachtung des Scheins nur ſchlechthin das gethan habe, was ihm Pflicht gedünkt oder guter Willen ihm eingegeben. Jetzt kümmert ihn denn doch ein wenig ſein guter Name, und Angeſichts ſeiner Papiere fühlt er die Ungerechtigkeit, daß Andre im Schimmer ſtehen ſollen und er im Schatten, jene oft unverdient, und er gewiß unverdient, wie grade ſeine Urkunden klar beweiſen können. Allein er iſt noch nicht mit ſich einig, was er thun ſoll. Dringt man in ihn, ſo weicht er aus. „Sie müſſen nicht vergeſſen, mein Lieber, daß ich nebenher auch ein kurioſer Kauz bin.“ — Das ſind Ew. Durchlaucht, das iſt wahr, und ich weiß es längſt. — „So? (Etwas verwundert und ſtutzig.) Aber ich weiß es auch, wie Sie daran ſehen, daß ich es Ihnen ſage! Und daß ich es auch ſelbſt weiß, darauf thu' ich mir etwas zu gute.“

Sonnabend, den 24. Januar 1846.

Gestern Abends bei Olfers; ich behielt aber wenig Eindruck von dem Abend, denn ich war befangen durch alles Feindliche, das ich in den öffentlichen Blättern gegen Preußen und gegen den König gelesen hatte; in London und Paris muß man sich schämen, ein Preuße, ein Deutscher zu sein; die „Times", die „Revue des Deux Mondes" ꝛc. sagen die stärksten Wahrheiten, die Landtagsabschiede erscheinen als eine Beschimpfung der Nation, machen die Landtage zum elenden Gaukelspiel, das Volk wird gradezu genarrt. Und bei solchen Umständen sagt der von der Regierung erkaufte „Rheinische Beobachter" die wahnsinnige Schmeichelei, Preußen scheine bestimmt, unter dieser Regierung sein Gepräge dem neunzehnten Jahrhundert aufzudrücken! In solchem Dünkel bei solchem Jammer gehen wir blindlings weiter! — Wohl zuckt es überall im Volk, überall erheben sich kühne Stimmen, in Sachsen jetzt, in Baiern, in Baden, auch bei uns, insofern die Polizei nicht hemmt. Wenn einmal diese zerstreuten Stimmen einverstanden und zugleich — es kann geschehen — dasselbe Wort aussprechen, dann wird kein Widerspruch mehr helfen, dann wird es mit dem Dünkel aus sein; dann wird zu späte Reue kommen!

Heute Nachmittags besuchte mich der Fürst von Carolath, eben erst hier eingetroffen. Er sagt, in Schlesien sei die deutschkatholische Richtung überall vorhanden, eine Menge katholischer Geistlichen würden sogleich zu ihr sich bekennen, wenn sie des Staates sicher wären, aber die Zweideutigkeit der Regierung mache sie scheu. Er dankt Gott, daß er bei den Provinzialständen nicht mehr Landtagsmarschall ist, er nennt diese Landtage ein Possenspiel, er wolle nicht leeres Stroh dreschen u. dgl. m. Was

daraus werden ſolle? Wohin wir gehen? Zur Auflöſung, zur Umwälzung!

Der König hat unter den Papieren Dorow's, welche der Oberſt von Natzmer auslieferte, eine Abſchrift des Geſchäftstagebuchs des verſtorbenen Kriegsminiſters Generals von Witzleben gefunden. Der Inhalt war ihm ſo wichtig, daß er durch den General von Kaſel ſich von der Wittwe Frau von Witzleben die Urſchrift ausbitten ließ, die auch ſogleich gegeben wurde.

Im Hof- und Diplomatenkreiſe treibt ſich eine Geſchichte um, die gewiß auch ſchon in die meiſten Depeſchen übergegangen iſt. Bei einer der letzten Jagden wartete man lange auf den König, ſehr lange, da meinte endlich der Prinz von Preußen, der König würde nicht kommen, und befahl, die Jagd ſolle anfangen. Da kam der König und zeigte ſeinen Unwillen, daß man nicht ſeine Ankunft abgewartet, ſehr heftig, ſchimpfte den Oberförſter und ließ gegen dieſen aus, was eigentlich den Bruder treffen ſollte. Der Mann ſoll ſich darauf erſchoſſen haben. Nun behaupten Unterrichtete, die ganze Geſchichte ſei erfunden! Wer und wieſo ſie jemand erfunden haben könne, bleibt räthſelhaft, denn ihr Urſprung iſt vom Hofe her!

Als der König den von Dorow's Schweſter, der Kammergerichtsräthin Troſchel, erſtandenen Nachlaß deſſelben aus Halle bekommen hatte, fiel er eifrig darüber her, wunderte ſich über manches, was er fand, und ſuchte nur immer emſiger. Endlich kam er an ein Stück, das ihm ſichtbar eine ſtarke Gemüthsbewegung machte. „Mein Gott“, rief er aus, „wie kommt das hieher? Und es iſt nur eine Abſchrift; wo iſt das Original? Das darf ja in keiner fremden Hand ſein! Ich muß es haben!“ Darauf erfolgten die ſcharfen beleidigenden Nachſuchungen bei der

Generalin von Witzleben, da die meisten dieser Dorow'schen Papiere eine Beute aus dem Nachlasse des Generals waren. Man fand aber das Gesuchte nicht.

Was aber kann dies gewesen sein, das nicht in fremder Hand sein durfte? Höchst wahrscheinlich ein Gutachten des Leibarztes Hufeland, das der vorige König von ihm über die körperliche Beschaffenheit des Kronprinzen, als dieser sich verheirathen sollte, gefordert hatte, und worin Hufeland dessen Unvermögen, so wie die Einwirkung dieses Gebrechens auf Gemüth und Geist, ohne Rückhalt geschildert hatte.

Dienstag, den 27. Januar 1846.

Ich ging zum Fürsten von Wittgenstein, wo ich lange blieb. Mit allem Widerwillen gegen Napoleon beruft er sich doch gern darauf, daß ihn derselbe äußerlich geehrt und freundlich behandelt. Mir ist jetzt klar, solange der Fürst in Gunst und Macht stand, genügte ihm die Ausübung und das Gefühl der Wirklichkeit, ganz unbekümmert um die Meinung der Leute; seitdem aber jene geschwunden, ist auch seine innere Genugthuung dahin, und er möchte jetzt die Anerkennung dessen, was er verdienstlich gewirkt, nachträglich hervorrufen, wenigstens die Ehre, die ihm gebührt, seinem Andenken gesichert sehen. Wie das am füglichsten geschehen könnte, ist ihm noch nicht deutlich; seine frühere Mißachtung der öffentlichen Stimme ringt mit seiner nunmehrigen Neigung, dieselbe anzusprechen, auch will er nur die Wahrheit, keinen Schein, will durchaus nicht prahlen, schon aus Stolz nicht, und doch dünkt ihn alle Veröffentlichung etwas prahlerisch. Ich muß ihn seiner Krisis überlassen, allzu dringendes Zureden würde ihn nur scheu machen.

Abends auf dem Schloſſe bei Fräulein von Kalb. — Doktor Moritz Veit und Frau. — Lebhaftes, gutes Geſpräch, über Goethe, Fichte, Verein der Handwerker hier, und Lieder derſelben, die aber nichts Volksmäßiges haben, ſondern unſre Bildung anſtreben; natürlich, ſie wollen aufwärts, und ihre Poeſie iſt nicht Genie, ſondern Talent und Nachahmung. Fräulein von Kalb giebt mir ein Manuſkript ihrer Mutter mit; das Paſtellbild von Schröder wird mit Vergnügen betrachtet. — Zu Hauſe las ich in dem Manuſkript, es ſind die mir theilweiſe ſchon bekannten Memoiren *), nebſt einzelnen Gedanken und Bemerkungen, alles zwiſchen dem ſiebzigſten und achtzigſten Jahre geſchrieben! Ich war ſo ergriffen von dem Geiſt und Schickſale dieſer großen Frau, daß ich noch ſtundenlang wach blieb und mich in Betrachtungen ihres Lebensloſes verlor.

Die Leute laſſen es ſich nicht ausreden, der König habe einem Oberförſter, weil die Jagd zu früh begonnen, in's Geſicht geſpieen, dieſer ſich dann abgewendet und erſchoſſen!

Badiſche, baieriſche Ständeberathungen, ſächſiſche, — alles zu klein!

Donnerstag, den 29. Januar 1846.

Geſtern zum alten General von dem Kneſebeck, den ich in großen Leiden — Flechten an den Händen — aber aufgeweckten Geiſtes fand. Er ſprach ganz vertraut und erzählte mir über eine Stunde von ſeiner perſönlichen Betheiligung an den Ereigniſſen von 1811 bis 1815.

---

*) Charlotte. Für die Freunde der Verewigten. Manuſkript. Berlin, 1851.

Sonderbar fiel es mir auf, daß auch er, der entſchiedne Haſſer und in gewiſſer Art Verächter Napoleon's, als den Hochpunkt der ihm gewordenen Belobungen und Befriedigungen die Worte geltend machte, welche Napoleon, nachdem er eine Denkſchrift Kneſebeck's über den Feldzug gegen Rußland im Geſpräch erwähnt, zum Grafen von Saint-Marſan geſagt habe: „Ce colonel est bien habile, cet officier a très-bien vu"; Kneſebeck hatte darin das Unglück vorausgeſagt. Auch Kneſebeck brennt vor Begierde, ſeine Sachen zu veröffentlichen, fühlt ſich aber zum Selbſtſchreiben zu alt. Er beſeufzt den gegenwärtigen Zuſtand, preiſt die Warnungen, die in Dahlmann's beiden Büchern ſtecken, findet hier alles troſtlos, hat ſchon gefragt, wie viel Kiſten mit Jakobinerkappen man denn vorräthig habe?

Schlöſſel iſt nun wirklich freigeſprochen. — Arndt hat in der „Allgemeinen Zeitung" eine fürchterliche Erklärung gegen Kamptz erlaſſen. Dieſer alte Miniſter wird recht zerzauſt, aber wahrlich er verdient es; ſeine Thorheiten im Alter ſind noch ärger, als die in der Jugend waren; er treibt giftige Faſeleien, aber hat keine Macht mehr, ſie durchzuſetzen.

Montag, den 2. Februar 1846.

Friedrich Heinrich Jacobi behauptete, durch gewiſſe metaphyſiſche Gedanken, wenn er ſie nicht abwehrte, ſondern feſthielte, ſich augenblicklich tödten zu können. Er nennt aber hier wohl Gedanken, was noch keiner iſt, ſondern noch in der roheren Form der Vorſtellung ſteckt. Mir iſt heute etwas geſchehen, was auf dem Wege ſolcher Erſcheinungen ſich bewegt; ich erkannte jedoch in demjenigen, was mich bis zum Schwindel und zur Ohnmacht zu

verwirren drohte, grade die Abwesenheit eines Gedankens, denn wo der auftritt, da ist Stärke, Ordnung, Beruhigung. — Daß man in der Nacht manche Bilder nicht los werden kann, ist auch nur Schwäche, das stärkende Tageslicht hilft gleich darüber hinweg.

Das Buch von Frau von Stägemann, noch von Dorow zur Herausgabe besorgt, ist in zwei Bänden nun erschienen.

Allerlei politische Gerüchte, man nennt neue Minister bei uns, beschuldigt Canitz des Ehrgeizes, sich über alle seine Kollegen stellen zu lassen, und man meint, ihm könne es gelingen; dagegen meinen Andre, er sei durch die Arbeit schon so mürbe geworden, daß er zufrieden sein werde, ruhig mit den Andern im Schlendrian fortzugehen!

Französische Kammern; englisches Parlament, Peel's vierstündige Rede über die Zollfragen und das Korngesetz.

Dienstag, den 3. Februar 1846.

Nachdem ich einige nothwendige Schreibereien abgemacht, ging ich aus und fühlte mich erquickt durch die frische Luft. Unter den Linden machte Bello seine Sprünge. An der Friedrichstraße stieß ich auf ein militairisches Leichenbegängniß, gedämpfte Trommeln, ein Bataillon Garde, es wurde ein Oberstlieutenant begraben. Ich ging die Friedrichstraße hinauf bis zur Kochstraße, und besuchte Ludwig Tieck, ihm für die Autographen zu danken; er war ziemlich wohlauf und die Freundlichkeit selbst, auch die Gräfin von Finckenstein, die doch nicht ganz blind ist; Tieck sagte, er sei nun schon so alt, er schäme sich, schon so alt zu sein, und fange nun erst an, es zu fühlen; er erzählte

von Karl Philipp Moritz; er will, wenn er beſſer iſt, allerdings noch Memoiren ſchreiben, Bruchſtücke dazu liegen ſchon fertig, auch der Entwurf des Planes, Litteratur würde ſein Hauptaugenmerk ſein, kritiſche Bemerkungen ꝛc. In Erzählung der Thatſachen möchte ich ihm nicht allzu ſehr trauen, er iſt entſchieden partheiiſch in vorgefaßten Meinungen. Abends lieſt er noch nicht wieder, es ſtrengt ihn an.

Ich fuhr von hier quer durch die ganze Stadt zum Profeſſor Heinſius. An der Herkulesbrücke begegnete mir die vom Leichenbegängniß rückkehrende Truppe, ſie brachte mit jetzt luſtiger Muſik die Fahne auf das Schloß. Bei Heinſius blieb ich lange, er theilte mir mancherlei mit. Ich ging zu Fuß weg, froh der Luft und des Gehens; im Luſtgarten begegnete mir Fräulein von Kalb, kehrte um und ging mit mir bis zu Anfang der Linden; wir hatten ein tiefernſtes Geſpräch, von ihr erfuhr ich, daß der zu Grabe beſtattete Offizier der Oberſtlieutenant Schmidt vom Generalſtabe ſei, derſelbe, den ich in Homburg mit Koreff beſucht hatte. Kaum hatte Fräulein Kalb mich verlaſſen, ſo wurde ich ſeitwärts angeſprochen, durch Fürſtin und Fürſt von Carolath, mit denen ich die Linden hinab ging unter lebhaftem Geſpräch, dann lenkt' ich nach Hauſe, nach all den Gängen gar nicht ermüdet.

In der Aſſemblee geſtern bei Canitz war alles glänzend und belebt. Der König und die Königin blieben bis halb zwölf Uhr. Der König in beſter Stimmung, luſtig ſogar. Die Fürſtin von Carolath ſagte ihm, ſie habe eine Bitte vorzutragen; „Nur geſchwind heraus damit, ich bin in der Erfüllungslaune!“ Sie verſetzte, es thue ihr leid, das nicht gewußt zu haben, ſo würde ſie auf ganz andre Bitten gekommen ſein, nun habe ſie freilich nur die

kleine, wegen der ſie ihn angeſprochen. Er bewilligte ſie ſogleich.

Ein Theil unſrer Miniſter iſt mißtrauiſch gegen Canitz, ein andrer Theil unterwirft ſich ihm ſchon demüthig, zu den letztern gehören Savigny und Eichhorn.

Donnerstag, den 5. Februar 1846.

Bettina von Arnim, ſehr müd' und abgeſpannt, wie vergrämt. „Ich bin nicht krank," ſagt ſie, „aber kaput." Doch reizt ſie ſich zu gewaltſamer Luſtigkeit, während ſie unſrem Mittageſſen zuſieht. Nachher lieſt ſie mir den Entwurf ihrer Antwort an den Erbgroßherzog von Weimar, der ſie gefragt hatte, wer an Riemer's Stelle ein tüchtiger Bibliothekar dort ſein könnte? Die tapfre, thätige Frau ſchlägt ihm Hoffmann von Fallersleben vor, und zeigt ihm klug und geſchickt an dem Beiſpiele von Prutz, daß man dergleichen wagen dürfe; in Jena habe Prutz nicht Vorleſungen halten können, weil man ſich vor Preußen's Scheelſehn gefürchtet, aber jetzt hält er in Preußen's Hauptſtadt ſeine Vorleſungen mit höchſter Zuſtimmung! Ich ſoll den Entwurf auch Humboldt mittheilen. Erſt will ſie ihn fertig ſchreiben. Sie ſagte, ſie ſei ganz von Rahel erfüllt, ſie habe in acht Tagen nichts gethan, als nur immer in „Rahel" geleſen, mit unwiderſtehlicher Anziehung, mit höchſtem Genuß und Gewinn.

Freitag, den 6. Februar 1846.

Nachträgliches. Dr. Zinkeiſen hat mir am Beer'ſchen Abend in der Eile manches mitgetheilt, was ihm in ſeiner

Stellung als Redakteur der „Staatszeitung“ zugekommen; er hat in das innere Getriebe hier die traurigſten Blicke gethan. Der Oberſtlieutenant von Schulz hat die Leitung des Blattes nicht bloß wegen Unfähigkeit verloren; es ſind abſcheuliche Dinge vorgegangen! Selbſt der Miniſter Graf von Arnim hat bei und mit der „Staatszeitung“ ſolche Ränke und Tücken ausüben laſſen, daß ein andrer Miniſter geſagt hat, wäre der König dahintergekommen, ſo würde der Graf von Arnim ſchon viel früher ſeine Entlaſſung erhalten haben! Und noch viel andres, das nicht aufzuſchreiben iſt!

Aus zuverläſſiger Quelle: Der König war vor kurzem ſehr verdrießlich von der Jagd bei Oranienburg zurückgekommen, und ließ ſich den aufgeſchobenen Vortrag halten, bei dem es nicht gnädig herging; als der Geh. Rath Müller vom Vortrag herauskam und das Vorzimmer durchſchritt, ſagte er im Unmuthe laut zu ſich ſelbſt, nicht wahrnehmend, daß er von Anweſenden gehört wurde: „Von hier muß man ſuchen ſo bald als möglich fortzukommen! Heute iſt ſogar der * ein Ochſe!“ — Ein tiefer Blick auf dieſe Verhältniſſe! * war jedoch nicht zugegen, der König hatte von ihm, nicht zu ihm geſprochen.

Die Offiziere eines Regiments hier haben eine Traveſtirung „Wallenſtein's“ in der Kaſerne aufgeführt, das Stück iſt vom Lieutenant von Hülſen und voller Anſpielungen auf hieſige Verhältniſſe, alle Hohen und Höchſten bekamen ihre Stachelworte, der Prinz von Preußen, Boyen, Humboldt, niemand wurde verſchont, indeß war alles noch glimpflich. Der König amüſirte ſich über die Maßen; er ſagte, ſo ſehr habe er gelacht, daß er davon „unanſtändig geſchwitzt habe“!

In Bolingbroke's Biographie geleſen; Mazzini's ſcharfe Abhandlung über Italien.

Sonnabend, den 7. Februar 1846.

Ein Brief von Humboldt meldet mir den geſtern Mittag erfolgten Tod des Miniſters von Bülow und antwortet über die Angelegenheit Bettinens, der ich hievon ſogleich das Nöthige mittheile.

Der König hatte die fremden Theologen bei ſich zur Tafel und fragte ſie, wo ſie ihre Sitzungen hielten? In dem Saale des Miniſters Eichhorn, war die Antwort; „Ach, den Saal kenn' ich", ſagte der König, „da hab' ich als Kronprinz einmal einem Diner beigewohnt, wo ein ungeheurer Fiſch entſetzlich ſtank. Nun, die Herren werden wohl einen beſſern Geruch dort zurücklaſſen, hoff' ich." Die Liebhaberei, ſolch Unverbindliches einzuflechten, nimmt überhand. Der „faule Fiſch" könnte allerdings zum Symbol der Berathungen dienen!

In folgendem Geſchichtchen erſcheint die Laune des Königs vortheilhafter. Der Generalſtabsarzt Dr. von Wiebel iſt nicht zufrieden, den Stern zum rothen Adlerorden und ſogar in Brillanten zu haben, ſondern ſtrebt nach der Seligkeit des großen Bandes. Da der Mann in ſeinem Dienſte gar nicht ausgezeichnet iſt, ſo wollte man ihn doch ſo nicht begünſtigen. Er aber legt es bei jedem Ordensfeſte heftig darauf an. Am Tage des letzten Ordensfeſtes ging er früh zum Könige, wo er als Leibarzt freien Zutritt hat, und nachdem er den König lange beläſtigt, ſagte dieſer endlich: „Nun, lieber Wiebel, ſag' ich Ihnen Adieu, wir ſehen uns aber beim Ordensfeſte wieder." — Da geh' ich nicht hin, verſetzte Wiebel barſch. —

„Warum denn nicht?“ — Ich habe ja nicht gekriegt! — „Wirklich? Sie hätten nichts gekriegt? J, da muß ich doch nachſehen! Dort liegt die Ordensliſte, geben Sie doch mal her!“ — Und nachdem der König eine Weile ſie durchlaufen, ſagte er: „Wahrhaftig, Sie haben Recht, Sie ſtehen nicht drin! Nun, da gratulir' ich Ihnen beſtens, ſo brauchen Sie wirklich nicht hinzugehen!“

Der König hört und ſagt allerlei Zoten ohne alle Rückſicht. Ein Hofmann las ihm deren aus einem Buche vor, und der König wälzte ſich auf dem Sopha vor Lachen. Da kam die Königin, und der König wollte, der Mann ſolle weiterleſen, was dieſer indeß verbat. Der König nahm das Buch ſelbſt und las mit Lachen eine kleine Geſchichte, zum Entſetzen der Königin, die den Hofmann mit Unwillen anſah und alsbald ihre völlige Ungnade merkbar werden ließ, in der er noch immer ſteht.

Sonntag, den 8. Februar 1846.

Eine frühere Erzählung muß ich, wie folgt, berichtigen. Die Nachfrage bei der Generalin von Witzleben nach der Urſchrift des Tagebuchs ihres Mannes, das der König abſchriftlich in Dorow's Papieren gefunden hatte, war erfolglos, man hat das Geſuchte nicht gefunden. Der General von Kleſel war nicht mit dem Miniſter von Bodelſchwingh, ſonderm mit einem von dieſem beauftragten Beamten (Geh. Rath Sulzer?) gekommen und verfuhr ſehr herb; anfangs widerſtrebte Frau von Witzleben, ſagte, man ſolle warten, bis ihr Sohn da ſei, dem die Papiere des Vaters mehr als ihr gehörten, aber man achtete ihrer nicht, nahm ihr die Schlüſſel weg, öffnete die Verſchlüſſe und durchſtöberte, ohne ſie nur zuzuziehen, alle ihre

Sachen, fand aber nichts, was mitzunehmen gewesen wäre. Die Ministerin hatte aus Schreck und Aerger einen Nervenkrampf. Ihr Sohn Job, der später kam, als schon alles vorüber war, schrieb an den König einen Brief, der in unterthänigen Ausdrücken doch auf das schärfste die begangene Gewaltsamkeit schilderte und dem Könige vorhielt, daß man unter seiner Regierung dergleichen nicht erwartet hätte. Hierauf schrieb der König an Frau von Witzleben höfliche Entschuldigungen, ohne jedoch zu sagen, daß seine Beauftragten unrecht gethan. Zum Minister von Canitz aber sagte er, den Lieutenant von Witzleben müsse man im Auge behalten, der scheine Fähigkeit und Karakter zu haben. Auf Canitz wird übrigens alle Schuld des unglimpflichen Verfahrens geschoben.

Von dem Ehrgeize und der Herrschsucht des Ministers von Canitz wird viel gesprochen; man behauptet im Ernst, er wolle Staatskanzler oder Oberminister werden; dem König sei er schon unbequem, aber auch so überlegen, daß Canitz alles durchsetze, was er bestimmt wolle! — „Canitz? Der ist ein Fuchs, damit ist alles gesagt."

Montag, den 9. Februar 1846.

In der „Frankfurter Oberpostamtszeitung" steht, ich sei zum Schriftsteller-Kongreß nach Stuttgart eingeladen und wichtige Sachen sollten dort verhandelt werden. Dummes Zeug! Ich habe schon erklärt, daß die Schriftstellerei als Gewerbe mir fremd sei, an ihr aber nur das Gewerbliche zu verhandeln sei; sogar die Preßfreiheit biete den Schriftstellern nur die gewerbliche Seite dar; sie zu fordern sei eine allgemeine Angelegenheit, ich würde sie begehren, wenn ich auch keine Zeile hätte drucken lassen.

Obſchon ich grade jetzt, für uns, ihre Gewährung von großen Uebelſtänden begleitet glauben müßte; doch, wenn die Regierungen fortfahren, ſo roh und unverſtändig zu handeln, ſo bleibt mir nichts übrig, als trotz aller Uebelſtände ſie zu fordern, zu üben, zu erzwingen. Es iſt empörend, wie dumm und nichtswürdig die Zenſur gehandhabt wird, zum Beiſpiel jetzt in Baden, und in allen ſtändiſchen Sachen durch ganz Deutſchland, vermöge des ſchändlichen Beſchluſſes der Bundesverſammlung.

Nachmittags kam Bettina von Arnim; ſie hat ihren Brief an den Erbgroßherzog von Weimar abgeſchickt, ohne ihn zu verändern; mit Recht, denn Humboldt's Bemerkungen ſind aus ſeinem Standpunkte, nicht aus dem Bettinens. Ihr Eifer für Hoffmann von Fallersleben hat übrigens einen beſondern Stachel; die Brüder Grimm haben ſich häßlich gegen ihn betragen und ſind darüber auch mit ihr zerfallen; es würde ihr eine perſönliche Genugthuung ſein, wenn ſie ihm aufhelfen könnte. Sie ſagt aber ganz richtig, daß der Erbgroßherzog ihn anſtelle, ſei ſchwerlich zu erwarten, aber es ſei ſchon gut, daß der Erbgroßherzog den Vorſchlag empfange, der ihm zeige, was man verlange und vermiſſe.

Elende Nachrichten aus der großen Welt; um drauf zu ſpeien! Alle Gemeinheit hat da ihren glänzenden Schauplatz. Ein lumpiger Graf hier fragt mit unverſchämter Geringſchätzung: „Als was war die Frau von * eigentlich hier und am Hofe?“ — Als was! Als Frau von *, wie Sie als Graf von ſo und ſo!

Humboldt, um ſeine Fürſprache gebeten, daß der König ein Gemählde kaufen möchte, erklärte rund heraus, der König kaufe von Kunſtſachen durchaus nur das, was Herr von Olfers ihm vorſchlage.

Das Leben Bolingbroke's lieſt ſich ſehr gut und iſt ein überreicher Stoff zum Denken.

„Friedrich Karl Freiherr von Moſer. Aus ſeinen Schriften ſein Geiſt an das neunzehnte Jahrhundert.“ Von Dr. Hermann vom Buſche (Stuttgart, 1846). Die Schriften dieſer Art mehren ſich und helfen die Nation mit ſich ſelber bekannter machen. Dies Buch iſt aber nicht ruhig genug, es ſprüht zu viel, anſtatt zu leuchten.

Freitag, den 13. Februar 1846.

Die badiſche Ständeverſammlung aufgelöſt; die Regierung konnte das Licht und die Bewegung nicht aushalten, ſie half ſich für den Augenblick, vielleicht auf längere Dauer, vielleicht gelingt es ihr durch Beſtechung und Gewalt andre, ihr günſtige Wahlen zu erlangen; aber der Zuſtand der Dinge, das Bewußtſein des Volkes werden dadurch im geringſten nicht geändert. Wartet nur!

Hier hat die Regierung ein niederſchlagendes Beiſpiel elender Partheilichkeit gegeben; der Schulrath Striez, der gegen Biſchof Eylert geſchrieben, iſt dafür belohnt und zum Konſiſtorialrath befördert worden; ein niederſchlagendes Beiſpiel für die Rechtſchaffenen, freilich ein aufmunterndes für die Halunken.

Bolingbroke's Leben wirft mich auf Betrachtung meines eignen Lebens zurück. Nur kurze Zeit habe ich in Staatsgeſchäften arbeiten können, ſelten meinen eignen Sinn dabei ausdrücken dürfen. Die beſten Jahre meines Lebens bracht' ich daheim in Unthätigkeit zu, daheim in der Verbannung, die man mir in Waſhington geben, ich aber nicht annehmen wollte. Mein Troſt war Rahel. Ich ſchrieb die „Biographiſchen Denkmale“, half die „Jahrbücher

für wissenschaftliche Kritik" gründen und führen, las Englisch und Spanisch, studirte Altes und Neues. Der späte Wiedereintritt in Geschäftsverbindung brachte mir kein persönliches Genügen, einen bestimmten Wirkungskreis konnt' ich kaum wünschen, ich wollte nicht da helfen und dienen, wo meine Gesinnung widersprach, Bernstorff war so edel mir nur Aufträge zu geben, die ich mit gutem Willen ausführen konnte; als Ancillon kam, mußt' ich froh sein, mit guter Art wieder in Ruhe zurückzutreten. Ich habe diesen Lauf der Dinge, dieses Schicksal nicht zu bereuen, ich danke Gott, daß ich nicht als elender Gesandter an verschiedene Höfe müssig verschickt und in diplomatische Nichtigkeit versenkt worden bin, daß ich mir selbst habe leben und dienen können, aber bei erwähltem Staatsdienste ohne Boden und Thätigkeit zu sein, war in der Zeit oft hart und drückend. Das ist nun alles vorbei, desto besser!

Herr Bournet-Laval hört die Vorlesungen von Schelling über Mythologie, mit geringer Befriedigung. Die Ideen ruhen auf gelehrten Annahmen, die Schelling nicht selber schöpft, sondern von Andern entlehnt, und die oft ganz haltlos sind. Neulich hat Schelling die Vermuthung aufgestellt, durch die Pyramiden hätten die Aegypter die Dreieinigkeit Gottes andeuten wollen; darüber waren viele Zuhörer sehr verwundert und fragten einander, ob denn Schelling meine, die Pyramiden hätten nur drei Seiten gehabt?

Sonnabend, den 14. Februar 1846.

— Als ich wieder zu Hause kam, besuchte mich — zum erstenmale — Herr von Bülow-Kummerow. Zuerst war

nur von Autographen die Rede, dann aber ging er auf andre Dinge über und sprach von seinen Angelegenheiten, der achtundsiebzigjährige Mann, mit großer Ordnung, Folge und Genauigkeit. Sein Projekt einer Landesbank findet bei allen unsern Ministern, Flottwell ausgenommen, heftigen Widerspruch. Er sagt, sie verstünden alle gar nichts davon, die Unwissenheit und Dummheit sei horrend, wir seien in Staatswirthschaft und Finanzwissenschaft gegen alle Länder zurück. „Der König", sagt er, „ist ein unglücklicher Mann; er heißt König, aber er ist es nicht, eine Klicke beherrscht ihn, die ihn umgiebt und in ihren Netzen gefangen hält, eine Klicke von frommthuenden, zum Theil heuchlerischen, unwissenden, selbstsüchtigen Leuten, die fest aneinander halten, und die der König schon fürchtet, denen auf die Dauer sein Willen nie widersteht. Und woher andre Minister nehmen; wenn er diese Menschen wirklich abdanken wollte, wen könnte man vorschlagen? Die Gattung ist ausgegangen, keine Pflanzschule vorhanden, wir sind bankrott an Kenntnissen und Einsicht, wir, die wir uns rühmten, alle Staaten darin zu übertreffen! Während die Regierung verdummt und zurücksteht, geht das Volk mächtig vorwärts, — aus diesem Gegensatze muß der Zustand immer heilloser werden, wir gehen der gräßlichsten Revolution entgegen!" Im Vertrauen erzählt er mir, am Montage habe der König einer Sitzung präsidirt, wo Bülow seine Entwürfe gegen die anwesenden Minister förmlich durchstreiten mußte, — Thile, Canitz, Bodelschwingh, Uhden, Rother, Flottwell und der Präsident von Rönne waren zugegen. Thile war der heftigste Gegner, aber ohne alle Sachkenntniß und daher sogleich geschlagen, wo Thatsachen zur Sprache kamen; ebenso brachte Rother nur Meinungen ohne Gründe vor; nur die Anwesenheit des Königs ver-

mochte ſie in ihrer Wuth und in ihrem Haſſe zu zügeln, und der König merkte wohl, daß ſie in den Sachen nicht recht beſchlagen waren, gab ihnen auch oft im Einzelnen Unrecht; — die ganze Sitzung endete jedoch ohne Beſchlußnahme. — Diesmal ſprach Bülow nicht als Faſeler; aber ſeine Weiſe gefällt mir doch keineswegs, — er ſpricht mit Selbſtgefälligkeit, und manche Aeußerungen nähren den Verdacht, daß ihm das Wohl des Staates doch hauptſächlich nur in dem der Edelleute und Reichen beſteht! —

Sonntag, den 15. Februar 1846.

Brief aus Fulda von Heinrich Koenig. Wie ſieht es unter dem — Kurprinzen-Mitregenten in dem armen Heſſen aus! Eine Schmach, ſolche Wirthſchaft in unſrer Zeit! Aber nur, wenn die Franzoſen eine Julirevolution machen, kommt für uns etwas Abhülfe und Gerechtigkeit!

Herr von Bülow-Kummerow ſagte geſtern unter andern: „Preußen ſteht in Europa ganz iſolirt, eben ſo unſre Regierung iſolirt in Preußen, und der König in der Regierung.“

Man ſpricht hier ſehr gegen die badiſche Regierung wegen der Auflöſung der Kammern, auch gegen Nebenius, der eine fohiſche (Berliner Wort) Rolle geſpielt habe ꝛc. Man braucht aber die Augen nicht ſo weit zu richten, man hat nähere Jämmerlichkeit, die man erträgt!

Dienstag, den 17. Februar 1846.

Geſtern Brief und Denkblatt von Herrn von Bülow-Kummerow, der ſich über unſren politiſchen Zuſtand aus-

ſpricht, den Mangel an tüchtigen, fähigen Männern, die Herrſchaft der Kamarilla und die Geiſtloſigkeit unſrer Zeit beklagt; ein wirkliches Denkblatt des Tages!

Die „Staatszeitung“ brachte die Nachricht, daß Poſen einige Stunden militairiſch geſperrt geweſen, während vierzig Perſonen, meiſt junge und angeſehene Edelleute, dort verhaftet worden, in denen man die Anführer der Verſchwörung zu haben glaubt. Um neun Uhr kam der Graf Cieszkowski, wollte mich zur Aſſemblee des Miniſters von Canitz abholen, und war ſehr verwundert über jene Neuigkeiten, die er durch mich erfuhr. Wir beſprachen ausführlich die polniſchen Angelegenheiten; er glaubt an keine eigentliche Verſchwörung, ſagt aber, die allgemeine Unzufriedenheit äußere ſich unverhohlen, und zwar ſehe er darin nur dieſelbe Mißſtimmung, die auch in Königsberg, in Breslau und hier herrſcht, die jedoch in dem polniſchen Volksthum dann einen neuen Boden finde, auf dem ſie haften und gedeihen könne. Er ſpricht ſehr einſichtsvoll und gemäßigt; die Polen des Großherzogthums würden ihr Volksthum früher in einem freien Staatsweſen allenfalls aufgegeben, um den Preis eines preußiſchen Parlaments ihren poſenſchen Landtag gern hingegeben haben, aber nun habe man ſie gezwungen, ſich in letzterm zu verſchanzen, und da ſie als Preußen ſo wenig hätten und haben ſollten, wenigſtens Polen ſein zu wollen. — Die Aufregungen von Seiten der in Paris als Verbannte lebenden Polen findet er unzeitig und verderblich.

In Trevor's „Leben Wilhelm's des Dritten“ geleſen, in den Staatsdenkwürdigkeiten Jan de Wit's, des edlen holländiſchen Vaterlandsfreundes.

Heute bei Herrn von Bülow-Kummerow, mich zu bedanken. Die neuliche Sitzung bei dem Könige war eine

des Handelsamtes; neben Thile soll auch Canitz wunderliche Einwendungen vorgebracht haben, „er versteht von der Sache gar nichts", sagt Herr von Bülow mit lächelnder Ruhe. Heute wird der Plan im Staatsministerium berathen; für ihn sind Flottwell, Boyen, der Prinz von Preußen, ungewiß noch Mühler, Savigny, Eichhorn; die beiden letztern werden in der Klemme sein, dem Ansehn des Prinzen werden sie nicht entgegentreten wollen, den König wissen sie nicht abgeneigt, aber Thile und Canitz flößen ihnen Furcht ein, und diese Waschlappen bestimmen zuletzt die Mehrheit!

Beim Fürsten von Wittgenstein. Eiliges, aber tief vertrauliches Gespräch. Ueber den Wiedereintritt Hardenberg's als Staatskanzler hat das Archiv gar nichts! Ein Angelpunkt der preußischen Geschichte, über den sich keine Akten finden! Wittgenstein meint, man habe sich beeilt zu vertilgen, was darüber Schriftliches verhandelt worden; er will aber doch weiter nachfragen. Belehrung, daß in der Kourtoisie „Oheim" etwas weniger ist, als „Vetter", daß jenes den Reichsfürsten vom Kaiser und von den Kurfürsten gegeben wurde. Ein wirklicher Oheim, dem Blute nach, heißt „Onkel".

Bettina von Arnim kommt um die Mittagszeit; erzählt prächtige Geschichten vom Hessen-Kassel'schen Abgeordneten zur hiesigen (nun beendeten) Synode, von Savigny's ꝛc.

Mittwoch, den 18. Februar 1846.

Heller Sonnenschein. Luther's Sterbetag heute, in allen protestantischen Kirchen hier gefeiert. Unsre heutigen Kämpfer für Freiheit und Licht klammern sich krampfhaft an den alten Reformator, den ja die Regierung mitverehren

muß — ich ſage muß, denn die meiſten ihrer Mitglieder, alle Pfaffen und Schranzen allzumal, wünſchen ihn heimlich zu allen Teufeln! Heutiges darf man nicht feiern, heutige Luther und Hutten werden von der Polizei ſogleich eingeſteckt; daß man ſich auf die alten Helden wirft, zeigt, wie es heute ſteht. — Grade heute leſ' ich in der Zeitung, daß der Bundestag damit umgeht, die Glaubensbewegungen zu hemmen und die ſtändiſchen Befugniſſe einzuſchränken!

Juſtinus Kerner ſchreibt mir vom 11. Februar: „Ich las Deinen Aufenthalt in Wien ſogleich. Es iſt alles ſehr wahr und treu gezeichnet, nur biſt Du gegen mich zu ſchonend und gut.“ Ich muß dieſes Zeugniß hier eintragen. Die Leute wollen die Wahrheit des Dargelegten gern anzweifeln, und fragen, wer ſie verbürge, froh, wenn ſich niemand mehr findet, es zu thun. Hier findet ſich einer und thut's.

Unſre Zeitungen liefern ein Kabinetsſchreiben des Königs an den Breslauer Magiſtrat, worin dieſem ſeine Beſchwerden in Kirchenſachen ernſtlich verwieſen werden, die Eiferer dagegen gelobt. Der halb warnende, halb belehrende Ton klingt ſehr ſchlecht, und wer dem Könige gerathen hat, ſo zu antworten, und wer ihm ferner gerathen hat, dies Schreiben zu veröffentlichen, hat ihm ſehr ſchlecht gerathen! Die Abfaſſung iſt ſchwach und ungeſchickt, dergleichen kann weder Sinnesänderung noch Furcht bewirken, nur tieferen Trotz anregen, und Achſelzucken und Schadenfreude!

Herr von Weiher bei mir. — Ich ging bald aus, auf die Bibliothek, wo Geh. Rath Pertz eine Ausſtellung Luther'ſcher Andenken eröffnet hat; der Zudrang war aber ſo groß, daß ich nicht hineinkommen konnte.

Die Berathung des Staatsminiſteriums iſt gegen den Plan des Herrn von Bülow-Kummerow ausgefallen; Thile

und Rother sind seine heftigsten Gegner, dann Canitz; allgemein ist man gegen seine Person, er sei ein Schwindler, Vortheilsucher, und eigennützige Absichten sollen auch in seinem Plane klar vorliegen.

Der König ist nach Wittenberg zum Lutherfeste.

Freitag, den 20. Februar 1846.

Der Vorsteher des lithographischen Instituts war gestorben, der General von Krauseneck hatte mit Sorgfalt einen für diese Stelle befähigten Offizier ausgesucht, und Kriegsminister von Boyen sagte dem Könige beim Vortrag, er habe den erforderlichen Mann; der König erwiederte: „So? Ich hab' auch einen." Hierauf brach Boyen sogleich ab und trug andre Dinge vor. Nach ein paar Tagen wird Boyen zur Tafel geladen, die Königin sagt: „Lieber Boyen, Sie werden mir eine Bitte nicht abschlagen!" Sie wünscht jene Stelle dem Mann ihrer gewesenen Kammerfrau von Fabeck ertheilt, der König tritt hinzu und sagt: „Ach ja, das ist auch mir recht! Nun, so ist die Sache wohl abgemacht?" Boyen versetzt: „Wenn Ew. Majestät es ausdrücklich befehlen, gewiß! Ich muß aber bemerken, daß ich die Sache wohl zum Vortrag habe, sonst aber dabei gar nicht betheiligt bin, der General von Krauseneck hat sie zu besorgen." Nun wird Krauseneck eingeladen, doch dieser kommt nicht, er ist krank. Andern Tages läßt der König sich nach dem Befinden erkundigen; „Ausgegangen", bringt der Lakai zurück. Noch andern Versuchen wird gleiche Standhaftigkeit entgegengesetzt, und der von Krauseneck Vorgeschlagene hat wirklich die Stelle bekommen.

Ludwig Tieck soll sich mit starken Aeußerungen gegen die Richtung erklären, welche jetzt am Hof und im Staate

herrscht; er tadelt die Minister und selbst den König wegen der Religionssachen. Die Geheimräthin * erzählt es mir mit einigem Entsetzen.

Sonnabend, den 21. Februar 1846.

Die Bankfrage schwebt noch immer. Der Prinz von Preußen ist noch immer für den Bülow-Kummerow'schen Plan, so auch Prinz Karl, Graf von Königsmarck und Andre, die der Herr von Bülow an den ungeheuern Gewinnen der ersten Gründung will theilnehmen lassen. Der Minister Rother klagt über die Unentschlossenheit des Königs, derselbe habe seit einem Jahre eine Denkschrift von ihm über die Erweiterung der Königlichen Bank und Seehandlung, und antworte nicht; nun seien die Umstände schon ganz anders und jene Vorschläge müßten durch andre ersetzt werden!

Gerüchte aus Polen; Warschau in Aufstand, Posen in Flammen, Kaiser Nikolaus todt; — Börsenlist und Börsentrug!

Montag, den 23. Februar 1846.

Besuch vom Grafen von *, besondres Anliegen, Erzählung von vielen Einzelheiten der polnischen Sachen, man will den Plan des Ausbruchs der Verschwörung, die Listen der Theilnehmer, eine Kriegskasse von zehntausend Friedrichsd'or, Waffen- und Pulvervorräthe gefunden haben. Aber am Hofe glaubt man auch noch jetzt an die verrätherischen Anschläge Schlöffel's!! — Wollen sehen!

Die Provinz Posen ist mit Truppen überschwemmt, und die furchtbaren kriegerischen Anstalten sind um so

sonderbarer, als nirgends eine Volksbewegung war, nirgends eine Schlägerei, ein Auflauf, eine drohende Schaar. Man glaubt, die Kopflosigkeit und Angst der Regierung zeige sich in diesem übertriebenen Aufwand von Militairkräften. Es heißt sogar schon, die Provinz solle aufgelöst werden, ein Theil zu Schlesien, ein andrer Theil zu Westpreußen geschlagen werden; das hieße vollends die ganze Monarchie in ihren bisher festen Einrichtungen erschüttern und alle Versprechungen und Rechte mit Füßen treten, ohne allen genügenden Anlaß, aber um so gewisser aus übertriebener Furcht und aus dem Gefühl der innersten Unsicherheit.

Unterschied zwischen den französischen Zuständen von 1789 und unsern jetzigen: In Frankreich ungeheurer Druck auf dem Volke, barbarisch Veraltetes in allem Staatswesen, Aufschwung und Thatkraft aller Volksklassen; in Preußen das Volksleben im Allgemeinen gedeihlich, Druck und Mißbräuche noch wohl zu ertragen, dagegen die Staatsmaschine selbst wird immer unbrauchbarer, das Regieren will nicht mehr gehn, stößt immerfort auf selbstbereitete Hindernisse. Noch stehen unsre Finanzen gut, werden diese einmal schlecht, fehlt einmal das Geld, dann ist's aus.

Mittwoch, den 25. Februar 1846.

Spanische Ränke, Narvaez dankt ab; unklares Zeug. Das schändliche Weib Christine und der schändliche Louis Philippe sind Spaniens Unheil!

In Goethe's Elegieen gelesen, mit dem frischen Eindruck des ersten Lesens, ich war lebhaft in das Jahr 1802 versetzt, wo ich das Buch zuerst bei Kiesewetter kennen lernte und mit staunendem Entzücken las. Das Klassische darin

freute mich schon damals unsäglich, das Erotische war mir jenem völlig untergeordnet.

Donnerstag, den 26. Februar 1846.

Der König hat die Aufführung von Laube's „Gellert und Gottsched", nachdem Prinz Heinrich in den General von Seydlitz verwandelt worden, nun erlaubt.

Der Minister Eichhorn hatte vor zwei Jahren von freien Stücken an Karl von Raumer in Erlangen geschrieben, ob er nicht wieder eine Anstellung in Preußen annehmen möchte, man würde ihm die besten Bedingungen zugestehen. Raumer machte nach einem harten Kampfe dem Minister bekannt, er nehme den Antrag an, und stellte die mäßigsten Bedingungen. Seitdem kein Sterbenswort. Die Anregung war durch den König geschehen, Eichhorn folgte blindlings, nachdem aber der König die Sache zu vergessen schien, vergaß auch Eichhorn sie, ungeachtet er sich doch schon verbindlich gemacht hatte.

Unruhen in Krakau. Das ganze schlesische Armeekorps wird in marschfertigen Stand gesetzt. Viele Uebertreibung ist jedenfalls in den Maßregeln.

Freitag, den 27. Februar 1846.

Auf dem Schlosse Fräulein von Kalb besucht; man kommt gleich mit ihr auf Inneres, Geistiges, wir sprachen von ihrer Mutter; ich sagte, nicht was der Mensch leistet, wie Goethe sagt, sei die Hauptsache, sondern was er denkt und fühlt, das sei die Blüthe, der Lichtstrahl seines Daseins, der Duft und Glanz dieser Blüthe ist das Beste,

was wir von einem Leben haben können, von dem eignen, von dem fremden.

Hinter dem letzten Hofball zieht ein gräuelhafter Schweif von Zwietracht, Läſterung, Hohn, Anklagen, Gemeinheit; beſonders wird die Gräfin von * ſcharf beſchuldigt, eine eiferſüchtige Nebenbuhlerſchaft gezeigt zu haben; ſie wollte mit ihrer Quadrille nicht das Feſt verſchönern, ſondern nur die andern Aufzüge erdrücken, zu Schanden machen, und war ſo dumm, es ſogar zu ſagen! Die Andern zeigen ihr aber jetzt, daß es ihnen auch nicht an Gemeinheit fehlt! Erbärmliches Ringen! Beide Partheien verdienen die Streiche, die ſie empfangen.

Die Oeſterreicher ſind in Krakau eingerückt, aber hinausgeſchlagen worden. Die Preußen rücken in Schleſien an die Gränze. Tolle Wirthſchaft, viel Unglück!

„Histoire des Cabinets de l'Europe, 1800—1815", von Armand Lefèbre (Paris 1845). Bis jetzt drei Bände. Manches Dankenswerthe; die Anſicht entſchieden franzöſiſch, ungerechteſte Vorausſetzung, daß Frankreich immer Recht habe.

Sonnabend, den 28. Februar 1846.

Der König hat nun auch die Eingabe des Breslauer Magiſtrats hinſichtlich der Religionsbeſchwerden durch die „Staatszeitung" veröffentlichen und ſeine Antwort vom 1. Februar bei dieſer Gelegenheit abermals abdrucken laſſen. Trauriger Irrthum, eine gute Wirkung von dieſem Bekanntmachen zu hoffen! Der Eindruck iſt allgemein zu Gunſten des Breslauer Magiſtrats, und beſonders wirkt das Königliche Schreiben nachtheilig für den König ſelbſt, man findet den Inhalt und die Faſſung überaus ſchwach,

und denkt übel von dem Kopfe, der solcherlei erzeugen konnte.

Man versichert, der König finde täglich weniger Gefallen an den Staatsgeschäften, lese wenig mehr selbst, überlasse das Meiste den Ministern oder Kabinetsräthen, größere wichtige Sachen lasse er sich von der Königin vorlesen, oft nur stückweise, mit Unterbrechungen, meist ohne einen Entscheid auszusprechen. Die Königin will keinen Einfluß auf die eigentlichen Staatsgeschäfte ausüben, jedoch übt sie gern Einfluß auf persönliche Sachen, und mittelbar dadurch doch ebenfalls auf die Staatsgeschäfte, besonders unter den obigen Umständen.

Den Generalauditeur Friccius gesprochen; er hat seinen Prozeß über seine Kriegsgeschichten von 1813 gewonnen. — Den Grafen von Hertzberg gesprochen.

Mit der Fürstin von Carolath, die ich im Juwelierladen traf, die Linden hinabgegangen und sie nach Hause gebracht. Sie erzählt mir Familiensachen, nebenher auch vom Dienstagsball, der trotz aller Mißreden und Verstimmungen wiederholt werden soll!

Sonntag, den 1. März 1846.

Abschiedsbesuch Laube's, langes Gespräch über unsre Volksstellung, unsre Zukunft, unsre Hoffnungen. Ich läugne, daß der Einheitssinn große Fortschritte gemacht, es sei meist nur künstliches Erzeugniß auf der litterarischen Oberfläche; ich läugne, daß hierin ein sonderlicher Gewinn zu finden, und überhaupt, daß diese Richtung bei uns ursprünglich, sie sei vielmehr jetzt großentheils den Franzosen nachgeahmt. Ob wir je zu was rechtem Staatlichen kommen werden? Zweifelhaft, die Griechen kamen nicht dazu.

Auch iſt das nicht einziges Heil. Wie viele Engländer, bewußt ihrer Vorzüge und ſtolz auf ſie, geben ſie doch in Wirklichkeit auf, leben freiwillig in fremder Dienſtbarkeit, unter fremden Geſetzen, ſogar in Rußland, als Techniker, Handels- und Gewerbleute, Sprachlehrer ꝛc. Halten wir indeß feſt, was wir haben, und trachten wir ernſt und beſonnen nach Weiterem! Sind wir uns nur ſelbſt getreu, frei von Einbildung und Dünkel, ſo wird uns genug zufallen!

Polniſche Neuigkeiten. Man macht zu viel aus den Sachen. Selbſt die Vorfälle in Krakau ſind nur als zufällige zu betrachten. Freilich liegt der Zündſtoff überall, aber das wird durch die großen Truppenbewegungen nicht geändert; im Gegentheil reizen dieſe den Unbedacht zu augenblicklichen Aufwallungen. Die Polen werden ſich freuen, daß bloße Anſchläge und Gerüchte ganze Armeekorps auf die Beine gebracht, die Unruhe und Furcht der Regierungen bloßgelegt haben.

Dienstag, den 3. März 1846.

In Galizien werden die Unruhen ernſtlich. — Die Staatspapiere fallen beträchtlich, beſonders die öſterreichiſchen.

Donnerstag, den 5. März 1846.

Mit Herrn von Gemmingen zugleich vor meiner Hausthüre, er ging mit mir herauf und ſaß lange, ſehr bekümmert, daß die badiſchen Wahlen ſo liberal ausfallen und die Großherzogliche Regierung die Auflöſung der Stände ſchon bereuen müſſe. — Nach dem Eſſen der Fürſt von

Carolath bei mir, brachte mir ein Autograph und Nachrichten von den polnischen Unruhen. Krakau ist noch nicht wieder von den Oesterreichern besetzt. Man hält für möglich, daß die Polen sich lange halten, denn aller Orten fehlt es an Truppen und Vorräthen, und die Truppen hält man nicht alle für sicher. Wenigstens die Schwäche der großen Staaten ist durch diese Unruhen an den Tag gelegt.

Die Nachrichten aus Polen immer ärger, verworrener. Hier glauben schon viele, und angesehene Personen, es könnte der Aufstand gelingen.

Freitag, den 6. März 1846.

Graf von Königsmarck sagt mir, daß die Russen, 2000 Mann stark, mit klingendem Spiel ruhig in Krakau eingezogen sind, die Häupter des Aufstandes sind geflüchtet.

Zum Fürsten von Wittgenstein gegangen; er ist mit seinen Nachsuchungen und Ueberlegungen noch nicht im Reinen, sagt aber, es sei ihm gar nicht gleichgültig, daß seine Sachen nach der Wahrheit bekannt würden, im Gegentheil, es sei eine Nothwehr, er sei gar zu hart verletzt und gekränkt worden, angefeindet und verunglimpft, ich wisse gar nicht wie sehr!

Merkwürdig ist es, daß so viele Theilnahme für die Polen sich ausspricht, besonders von Seiten der Frauen.

Sonnabend, den 7. März 1846.

Zu Bettinen von Arnim gefahren, die in großer Aufregung ist wegen der unglücklichen Polen, sie möchte für sie wirken, möchte den König für sie stimmen helfen,

verzweifelt aber, daß etwas Gutes, Edles durchdringen könne durch die ſtarren Umgebungen und hergebrachten Meinungen.

Beſuch der Konſiſtorialräthin Ilgen, die ſich der Thränen nicht erwehrt über die armen Polen. „Ich bin eine alte Frau", ruft ſie aus, „aber ich fühle mir das Herz zerriſſen von dieſem Unglück."

Herrn Job von Witzleben geſprochen, der geſtern von ſeinen Gütern im Poſen'ſchen zurückgekehrt iſt. Er ſagt, der Polenaufſtand ſei nur beſchwichtigt, nicht unterdrückt, zu Oſtern könne man auf neue Bewegungen gefaßt ſein, die Geiſtlichkeit rege das Volk unabläſſig an.

Man erzählt, Metternich habe auf die erſte preußiſche Anzeige von Polenumtrieben ungläubig erklärt, das ſei wohl bloßer Wahn! Man iſt hier ſtolz darauf, beſſer unterrichtet geweſen zu ſein, als er. Man thut ſich auch etwas darauf zu gute, daß in Krakau der preußiſche Adler nicht wie der ruſſiſche und öſterreichiſche zerſchlagen worden. Man ſieht aber ſcheel, daß die Ruſſen ſtill genaht und eingerückt ſind. Der Ehrgeiz wirft ſich auf Kleinliches!

Der König warf ſich vor kurzem eines Abends nach reichlichem Mahle müd' und ſchlaftrunken heftig in ſein Bette. Daſſelbe brach in der Mitte ein; laut ſchimpfend befahl er, Leute zu holen, die dem Schaden abhelfen ſollten. Als dieſe kamen, war er aber in der Vertiefung eingeſchlafen, und man wagte nicht ihn zu wecken. Die Leute warteten die halbe Nacht. Als der König dann erwachte, wunderte er ſich über ſeine Lage, ſchimpfte und tobte aber bald auf's neue. Einer der draußen ſtehenden Arbeiter ſagte vergnügt: „Der kann's ja noch beſſer als unſereiner!"

Im Tacitus geleſen, in Hegel.

„Nero Vejentonis libros exuri jussit, conquisitos lectitatosque, donec cum periculo parabantur, mox licentia habendi oblivionem attulit.“ Tacitus, Annales XIV, 50.

Mittwoch, den 11. März 1846.

Große Erschrockenheit hier und in Wien, noch jetzt, deßgleichen in Warschau. In den obern Kreisen hier fürchtet man entsetzlich das Gespenst Kommunismus. — In den Maßregeln wegen Polen herrscht Unschlüssigkeit, Widerspruch, Zaudern. Man freut sich, daß der preußische Adler in Krakau nicht zerschlagen werden, man lacht heimlich über die Unfälle der Oesterreicher, man ärgert sich über das dreiste Vergehen der Russen, man schämt sich, daß die Preußen so spät in Krakau eingerückt. Der Gedanke der Möglichkeit eines Königreichs Preußen und Polen greift sehr um sich; das erste Wort dieser Art sprach 1831 der General von Willisen; der Minister von Canitz ist auch einigermaßen dahin geneigt; die Polen hegen den Gedanken eifrig, die Russen sind ergrimmt darüber. Eifersucht der Kabinete ꝛc.

Der Fürst von Wittgenstein ist in dieser Zeit wieder oft beim Könige, was sehr auffällt. Man sagt, der König ziehe ihn wegen der Bankfragen zu Rathe. Beim neuen Schimmer einiger Gunst ist auch seine Lust an memoirenhafter Darstellung gleich geschwächt.

Am Hofe hält man das Kammergericht, nachdem man es für alle Hochverrathsfälle zum alleinigen Gerichtshofe bestellt und zu diesem Behuf möglichst eingerichtet, d. h. mit Leuten besetzt hat, auf die man sich verlassen will, eben darum für feig, demokratisch, unsicher! Man behauptet,

Schlöſſel ſei wider allen Fug freigeſprochen worden; ſo würden auch die Polen jetzt gut wegkommen, etwa mit Verluſt der preußiſchen Nationalkokarde! Dieſer Berliner Witz gefällt in den höheren Kreiſen. Der Präſident von Kleiſt, der in des Königs Gunſt und zugleich das Haupt des Kammergerichts iſt, nimmt den Witz ſehr übel, und iſt nur zu ſehr geneigt, den Gegenbeweis durch Bluturtheile zu führen.

Donnerstag, den 12. März 1846.

Bei *, wo General von Rühle, der auch bei mir war, aber mich nicht fand; er geneſt langſam und wenig ſicher! Erzählt von ſeiner Sendung 1831 nach München, Stuttgart ꝛc. Die wichtigſten, geheimſten Sachen wagte er nicht zu ſchreiben; als er hieherkam, fragte weder der König, noch Bernſtorff, noch Witzleben nach dieſen Ergebniſſen und Belegen, er hat ſie nie zur Sprache bringen können, und hat noch alle darüber ſprechenden Papiere!

Jemand äußerte beim Könige, der Prinz Waldemar, der in Oſtindien mit den Engländern gefochten, habe dadurch eigentlich wider die Kriegsvorſchriften gefehlt. Der König verſetzte: „Ich hätte es auch gethan, wenn ich dafür auch zwei Monate ſitzen ſollte.“

Der koſtumirte Ball ſoll nun nicht wiederholt werden. Die Königin will es nicht, weil die Prinzeſſin Wilhelm ſo viel ſchlechter iſt. Ueberdies ſind auch die Zwiſtigkeiten noch nicht überwunden; Frau von P. iſt mit der Gräfin von P. geſpannt, die Gräfin R. mit der Gräfin von A. ꝛc. ꝛc.

Man findet unſre Behörden rathlos und ungeſchickt. Die Truppen in Poſen verwendet man auf die unſinnigſte, anſtrengendſte Weiſe, niemand verſteht ſeine Sache, nichts

ist eingerichtet, nichts bestimmt. Ein starker Feind würde leichtes Spiel haben! Nirgends bricht ein leitender Grundsatz durch, alles schwebt und schwankt, wer etwas Richtiges thut, thut es auf eigne Gefahr und ärntet wahrscheinlich Tadel.

Der Landrath von Röder im Posen'schen (Konsistorialrath genannt) hat auf einem polnischen Schlesse nach Waffen gesucht. Der Besitzer war nicht da, die Frau — eine Gräfin — ist zu allem behülflich, aber man findet nichts. Endlich ruft sie aus: „Ach ja, ich erinnere mich, dort in jenem Gebäude liegen Waffen!" Röder freut sich des Fundes und nimmt eifrig in Beschlag — die vorräthigen Landwehrwaffen, die offenkundig dort verwahrt werden!

Freitag, den 13. März 1846.

Mit Geh. Rath Schulze lange gegangen. — Den Grafen von Königsmarck gesprochen, den General von Both, den russischen Staatsrath Fonton, der in Abwesenheit Meyendorff's jetzt die Geschäfte der Gesandtschaft hier führt; über die Polensache, ich erkläre ihm gradezu, das Nationalgefühl der Polen sei ehrenwerth, ihre Anhänglichkeit an das Vaterland edel, ihr Muth bewundernswürdig, auch werde man mit Strenge nichts gegen sie ausrichten, es sei die höchste Zeit, sie mit Milde und Großmuth zu behandeln; er hört mir mit Ruhe zu und sagt mit Staunen: „Le croyez vous? Vous pensez cela?" Darauf wünsch' ich noch, daß die geflüchteten Häupter wenigstens entkommen möchten!

Sonnabend, den 14. März 1846.

Erwägung der Geſchichtsverhältniſſe. Die Machthaber ſind eiferſüchtig auf die Geſchichtſchreibung und möchten ſie beherrſchen, allein hier lernen ſie ihre Ohnmacht erkennen. Die Verſuche, die Geſchichte zu fälſchen, werden von dieſer am unerbittlichſten hervorgehoben. Eher leidet die Wahrheit einige Gewalt unter den Händen des Genius, der ſie auffaßt und darſtellt, und mittelſt der Darſtellung ihr etwas von ſeinem Geiſt einhaucht. Allein dieſe Zuthat ſchadet dem Weſen der Sache nicht, im Gegentheil! Die Darſtellung hat ihre eignen Rechte. Sie behandelt ihren Stoff, wie die Muſik den Text der Worte, zu denen ſie geſetzt wird. Die Wahrheit verdichtet und erhebt ſich unter der Künſtlerhand, ſie wird aufgeweicht und zerfließt unfaßbar unter den Händen der gemeinen Sorglichkeit. Die karakterloſen Darſtellungen ſind immer die ungetreueſten, unkünſtleriſch aber iſt auch karakterlos.

Betſtunden ſind für die vornehme Welt jetzt, was ehmals die parties fines waren; Heirathen werden dort geſtiftet, Beförderungen gemacht, Geſchäfte eingeleitet, ſogar Verabredungen zu Schauſpiel und Konzert getroffen! Man erzählt Beiſpiele. Werther ſagte von Lotten: „Tanzen muß man ſie ſehen!“ Ein junger Herr, der in der Betſtunde eine Braut gefunden, rief entzückt aus: „Beten muß man ſie ſehen!“

In Hegel geleſen.

Dienstag, den 17. März 1846.

Ausgegangen, unter den Linden mit dem Grafen von B., der mir ſeine politiſche Furcht und Bekümmerniß ausſpricht; es iſt doch ſchon weit gekommen, wenn dieſe Art Leute ſich unruhig und nicht mehr wohl in ihrer Haut befinden!

In den polnischen Sachen zeigen die Mächte gegeneinander Eifersucht und Gehässigkeit. Alles geht in's Kleinliche, es ist eine erbärmliche Wirthschaft mit diesen Regierungen! Der alte Metternich hat ein elendes, schlecht abgefaßtes Umlaufschreiben an die österreichischen Gesandtschaften ergehen lassen, voll der ungewaschensten Redensarten; er denkt, es sei mit Schimpfen gethan! — Auch von Canitz erzählt man Aeußerungen, die eine große Jämmerlichkeit in unserm Kabinet verrathen. — Man verliert allen Antheil für den Staat, alle Liebe, man kommt darauf hin, ihn als eine Einrichtung zu betrachten, die man gelegentlich für persönliche Zwecke benutzt, und mit der man sich abfindet; die Häupter selbst scheinen keine andre Ansicht von ihm zu haben.

Freitag, den 20. März 1846.

Gleich beim Frühstück ein Brief von Hormayr, der die neuesten Ereignisse begierig in seine Richtung verwendet, zur Feindschaft gegen die österreichische Regierung, diesmal mit nur zu gutem Fuge! Militair und Zivil haben sich gleicherweise in ganzer Blöße gezeigt. In Wien scheint die Erbitterung gegen die Russen auf hohen Grad gestiegen, man beschuldigt sie treuloser Streiche und unerträglichen Uebermuthes, gegen den doch die österreichische Schwäche nicht aufkommen kann. Die Russen dagegen werfen den Oesterreichern ihre Beschützung des katholischen Wesens vor, und klagen sie in diesem Betreff einer verrätherischen Sympathie mit dem Aufruhr an. Daß die katholischen Geistlichen überall die Treiber und Hetzer waren, macht dem Fürsten von Metternich viel Ungemach.

Sonntag, den 22. März 1846.

Heute Beſuch von Weiher; dann vom Grafen von Kleiſt; dieſer war geſtern Abend bei Schelling und ſagt, derſelbe ſei zwar allem Konſtitutionsweſen gründlich entgegen, meine aber gleichwohl, der König würde ſchon Recht haben, Reichsſtände zu berufen, die er nur dann ſcharf im Zügel halten müſſe; Schelling iſt unruhig wegen unſrer Zuſtände, ſoviel ſieht er doch, daß ſie nicht gut ſind, und er fühlt den Boden unſicher, auf dem er ſteht. Ein abgetakelter Mann, das iſt gewiß!

Abends bei *. P. und der Präſident von Kleiſt erzählten merkwürdige Dinge. Präſident von Gerlach in Magdeburg hat ſein Votum im Staatsrath gegen Kodifikation ſehr unſchicklich veröffentlicht, wodurch Savigny beleidigt, der König aufgebracht worden; Gerlach wird einen harten Verweis bekommen. Derſelbe Gerlach hat in Magdeburg einen Streit mit ſechzig Offizieren, die aus einem Klub ausgeſchieden ſind, weil ihr Einſpruch die Aufnahme Gerlach's nicht verhindern gekennt; ſie wollten dieſen aber nicht haben, weil er ſich erdreiſtet zu behaupten, es dürften billig nur Edelleute Offiziere ſein, weil Bürgerliche doch nie ein rechtes Gefühl von Ehre haben könnten! — Streit Haſſenpflug's mit dem Prediger von Sydow in Potsdam, wegen Erhörlichkeit des Gebets! Haſſenpflug darin ein gottvergeßner Halunke! — Die Faktion, die uns beherrſcht, ruht nirgends!

Es heißt, die leitenden Miniſter Thile und Canitz hätten es nun durchgeſetzt, daß die alten Inſtitute der Königlichen Bank und Seehandlung erweitert würden. Ob dieſer anſcheinende Sieg des Miniſters Rother ein dauernder für ihn ſein wird, oder ſchon jetzt für ihn keiner iſt,

das ſchwebt noch in Zweifel. Möglich, daß man ſeine Sache, aber nicht ihn mehr will. — Herr von Bülow-Kummerow iſt geſtern aufs Land abgereiſt.

Montag, den 23. März 1846.

Beim Leſen in Goethe ergab ſich mir, Redlichkeit ſei die Grundlage des Genies. Rahel hat Aehnliches in andrer Weiſe geſagt, daß nämlich jeder Menſch durch Wahrheit ſeiner ſelbſt original ſein könne. Und im Grunde ſagt Chriſtus daſſelbe, indem er verheißt, dem nach dem Reiche Gottes Trachtenden werde alles Uebrige zufallen. Goethe's Redlichkeit und reiner guter Willen ſind anbetungswerth für den, der ſie ganz einzuſehen fähig iſt.

Zu einer andern Betrachtung wurde ich geführt, indem ich an unſern Miniſter von Canitz lebhaft dachte. Die Eitelkeit, wenn von Gaben unterſtützt, kann lange Zeit als Tüchtigkeit auftreten und in der That das Tüchtigſte leiſten; kommt ſie aber dahin, dies nicht mehr nöthig zu glauben, und will ſie es ſich wohlſein laſſen, dann fällt ſie auch ſogleich in Schwäche und Unfähigkeit.

Die augsburger „Allgemeine Zeitung" hatte einen heftigen Wiener Artikel gegen unſre „Staatszeitung" geliefert, unſtreitig von Zedlitz auf Metternich's Anſtiften geſchrieben, ich höre in einzelnen Wendungen des Fürſten Stimme deutlich hervorklingen; heute antwortet die „Staatszeitung" in einem ſpitzen, gedrehten Artikel, der aber ſo thut, als wäre der Gegner die augsburger Zeitung, und nur nebenher der Einſender in Wien; die Antwort iſt eine ſchlechte Ironie, die nichts wirkt, ein Fechtſtreich, der nicht trifft. Dem altersſchwachen Metternich antwortet eitle Selbſtgefälligkeit. Aber es iſt merkwürdig, wie wenig

Einigkeit in den Kabineten iſt, wie der Hader überall bereit liegt!

Der König iſt leidenſchaftlich und zu den heftigſten Zornausbrüchen geneigt, in welchen er Schimpf- und Fluchworte reichlich zu Gebote zu haben pflegt. Wie man von Heinrich dem Vierten ſein „Ventre saint gris“ und von der Eliſabeth von England „Gottes Tod“ angemerkt hat, ſo paßt man auch den Worten des Königs auf, aber man findet kein einzeln vorherrſchendes, ſondern eine wechſelnde Vielheit, ſo daß die Höflinge ein ganzes Dictionnairchen davon angefertigt haben!

Dienſtag, den 24. März 1846.

Mit Rühle die Schlacht von Wagram kritiſch durchſprochen, die Angriffe der Reiterei, die Wirkung der reitenden Artillerie ꝛc. Er behauptet, am erſten Tage hätte wirklich ein Rückhalt von vierzigtauſend Mann gegen den Erzherzog Johann gerichtet geſtanden, am zweiten freilich nicht mehr, und als die Vortruppen des Erzherzogs in der Ferne ſich gezeigt, ſei bei Raſchdorf Schrecken und Flucht unter die Franzoſen gekommen; ich gebe zu, daß jener Rückhalt am erſten Tage noch da geſtanden, wo der Erzherzog ſie hätte treffen müſſen, aber er würde ſie unvermuthet angefallen haben, ſie ſtanden nicht gegen ihn gerichtet und an ihn wurde nicht gedacht.

Der König iſt munter und fröhlich; man darf glauben, daß er alles für gut beſtellt annimmt und ſich keine Sorge macht. Dem Ableben der Prinzeſſin Wilhelm ſieht man nun mit Gewißheit entgegen; doch iſt ſie noch regen Geiſtes, läßt ſich vorleſen und täuſcht ſich und die Andern über ihren Zuſtand.

Die katholiſchen Knabenſeminare in Weſtphalen und am Rhein erregen großes Bedenken und ſtarken Widerſpruch; allein es geht damit vorwärts. — In Berlin iſt ein katholiſcher Roſenkranzverein zu Stande gekommen! Ob man es noch zu Prozeſſionen bringen wird?

Schöne Anekdote! Der Miniſter von Kamptz geht im Thiergarten ſpaziren und trifft Hengſtenberg, beide gehen nun zuſammen. Da fragt Kamptz — deſſen gute Seite iſt, kein Frömmler zu ſein — den Gefährten, ob er denn wirklich an den Teufel glaube? Eifrig verſichert Hengſtenberg, ja wohl, nichts ſei gewiſſer als der Teufel, er ſei überall, auch hier zur Stelle, er gehe mit ihnen ſpaziren. Kamptz hielt darauf an, ſagte ängſtlich, er müſſe geſtehen, dieſe Geſellſchaft gefalle ihm nicht, da wolle er ſich doch lieber nach Hauſe begeben! Und ſo empfahl er ſich, während Hengſtenberg und der Teufel den Spazirgang fortſetzten.

Mittwoch, den 25. März 1846.

Unſre heutige Zeitung kündigt an, daß hier ein katholiſcher Roſenkranzverein ſich gebildet hat, in Kohorten von je fünfzehn Mitgliedern, die von Stunde zu Stunde im Roſenkranzbeten abwechſeln! Der Probſt Brinkmann tritt mit ſolchen Sächelchen hervor. Solcher Jammer in Berlin! Wer hätte das gedacht! Nun, wir ſtehen würdig da! Wehe, wenn der Tag der Prüfung erſcheint!

Im Badiſchen ſind große Wahlumtriebe; der elende Hennenhofer nimmt ſtarken Antheil daran und ſucht im ultramontanen Sinne zu wirken! Die Karlsruher Wirthſchaft ſteckt ſeit dreißig Jahren, daß ich ſie kenne, in der niedrigſten Gemeinheit, die Wurzeln ſtecken dort tief im Boden und treiben immer neue Schößlinge.

Den üblen Zuſtand Galiziens will man hauptſächlich dem kommandirenden Erzherzog Ferdinand zuſchreiben, der ganz in den Feſſeln einer Fürſtin * gefangen ſei, die ihm einbilde, was ſie wolle, und auch alles von ihm erfahren habe. Daß eine Polin ſich als Judith an Holofernes wage, läßt ſich wohl glauben. — Kaiſer Ferdinand belobt öffentlich den Erzherzog, die Truppen, die Behörden!! — Das kann er ſich zu Gefallen thun!

Donnerstag, den 26. März 1846.

Sendung von Herrn Grote: „History of Greece", Band 1 und 2.

Der Brüſſeler Arnim, der als Geſandter nach Paris geht, aber noch hier iſt, hat eine Somnambüle im Hauſe, die er um alles befragt, die ihm auch in ſeinen Geſchäften guten Rath ertheilt und vorausgeſagt hat, daß ſeine Arbeiten in Handelsſachen den Beifall des Königs haben würden; er fragt ſie, wo der König ſei, was er mache, ob er lächle, was er zu der und der Sache meine ꝛc. An abgeſchnittenen Haarlocken, die man ihr in die Hand giebt, erkennt ſie, ob die Perſonen leben oder geſtorben ſind, ob ſie gut und fromm oder gottlos ſind; auf die Tugend und Reinheit der Somnambüle wird ſehr gepocht, das Haus verehrt ſie wie eine Gottbegabte. Soweit wäre die Alfanzerei noch läſſig, obſchon für einen Geſandten in Paris unſchicklich genug. Aber es iſt noch ein andrer Bezug dabei, Bunſen weiß von der Somnambüle, der König weiß von ihr, und es wird daran gearbeitet, ſie mit dem König in Rapport zu ſetzen! Welcher Abgrund eröffnet ſich hier, welche Möglichkeiten von Bethörungen, Ränken, Gaukeleien! Auch das Dichterlein G., das fromme, hoftreue, hofbeſol-

dete, iſt in's Vertrauen gezogen und glaubt und hilft den Glauben in der Stille ausbreiten.

Dienstag, den 31. März 1846.

Die „Allgemeine Zeitung“ bringt in einem Briefe aus Paris den Ausſpruch von Rahel, daß man Deutſchland in Paris wiederfinde, aber nicht Paris in Deutſchland. Es iſt mir immer eine eigenthümliche Gemüthsbewegung, wenn ich Rahel's Namen unvermuthet antreffe. Ich trage wie einen Harniſch gegen öffentliche Berührung, und Lob wie Tadel macht mir nichts, wenn ich es nicht ſelber auch ſagen muß, aber jener geliebte Namen dringt durch den Harniſch als elektriſcher Schlag!

Es iſt doch eigen, daß zwei von den gleich anfangs ernannten Mitgliedern der Friedensklaſſe des Ordens pour le mérite dieſe Ehre anfangs ausgeſchlagen haben, Arago, und wie ich jetzt ſehe, auch Manzoni, jener aus republikaniſcher, dieſer aus katholiſcher Bedenklichkeit. Von Arago hat Humboldt es zwar geläugnet, aber erſt nachdem er ihn zur Annahme durch freundſchaftliche Vorſtellungen bewogen hatte, und an Manzoni ſchrieb er, annehmen könne er den Orden immer, er brauche ihn ja nie zu tragen! Eine beſondre Erſcheinung, daß man die Leute bitten muß, eine Auszeichnung anzunehmen!

Der Roſenkranzverein wird nun geläugnet, für eine Lüge erklärt; das thut in der „Voſſiſchen Zeitung“ heute ein hieſiger Pfaff Namens Majunke, doch in ſonderbarer, nicht gerader Weiſe, daß man nicht weiß, was eigentlich er für Lüge erklärt, er nennt nichts. Aber man ſagt, die Sache ſei vollkommen wahr, nur werde man ſie jetzt, um Aergerniß zu meiden, ſchleunigſt eingeſtellt haben. Wenn

gelogen worden, so haben die Katholiken gelogen, die prahlend davon erzählt und sich der Theilnahme gerühmt haben!

Man sagt, es bilde sich ein neuer Städteverein, zur gegenseitigen Ermuthigung und Stärkung in der Abwehr gegen die kirchlichen und polizeilichen Regierungseingriffe; Königsberg, Breslau, Berlin und Magdeburg stünden in besondrem Verkehr mit einander, und neuerdings erstrecke sich dieser auch über Dresden und Leipzig.

In Wellesley gelesen, im Lukretius, in Goethe.

Donnerstag, den 2. April 1846.

Der General von Berg aus St. Petersburg und der Staatsminister Graf von Fiquelmont aus Wien sind hier wegen der Polensache, und man bemerkt, daß seitdem die Maßregeln strenger werden. Die Oesterreicher thun sehr aufgebracht und klagen bitter, daß man die Nachrichten aus Galizien hier so begierig in die Zeitungen aufgenommen hat; es soll dort nur wenig Unordnung gewesen sein und nichts durch die Beamten verschuldet, obwohl auch jetzt noch alle Zeugnisse bestätigen, daß die Preissetzung von zehn Gulden auf jeden eingebrachten Edelmann wirklich Statt gefunden und den Bauernkrieg entzündet hat, der noch immer fortwüthet!

Gestern Vormittag besuchten mich zu gleicher Zeit der General von Pfuel und der Graf von Kleist und blieben über eine Stunde. Die Tagesangelegenheiten wurden besprochen, besonders die Verfassungsfrage. Kleist konnte seinen Ingrimm gegen alles Ständewesen nicht verhehlen, erging sich aber mit Wohlgefallen in Verkündigung der größten Umkehr, der schrecklichsten Zerrüttungen, denen wir

durch schlaffe und gedankenlose Regierung entgegengeführt würden; er traf am Tage vorher bei Schelling den Minister Eichhorn, dem er manches Scharfe gesagt haben will; Eichhorn und mit ihm Schelling war sehr der Meinung, daß man den Mißvergnügten und Ungehorsamen mit Kartätschenschüssen entgegnen müsse; die Elenden bedenken nicht, daß Kartätschenschüsse auch gegen sie gerichtet werden können, und daß die Kugeln oft die gesuchten Feinde am wenigsten treffen!

Die „Staatszeitung" scharmützelt wieder etwas gegen den „Oesterreichischen Beobachter".

Sonnabend, den 4. April 1846.

„Epigonen" (Leipzig, Otto Wigand, 1846). Ein scharfes Buch, doch eine Schilderung des Königs ist noch mäßig und mild genug; desto schärfer geht es über Eichhorn her.

In Grote gelesen, in Montholon, im Tragiker Seneca.

Mit der Prinzessin Wilhelm soll es wirklich besser gehen. Die Prinzessin von Preußen rühmt den Muth, mit dem die Tante Wilhelm alles leide, nie klage, sie sei eine rechte Heldin.

Der König soll unerwartet viel arbeiten; man meint, er habe vor, die Welt durch irgend etwas Bedeutendes zu überraschen, er habe das Bedürfniß, von sich reden zu machen, und das sei eine Quelle, aus der immer neue Thätigkeit in ihn ströme.

Sonntag, den 5. April 1846.

Mit der Prinzessin Wilhelm geht es entschieden schlecht. Die Besserung ist nur Wahn. Die Kräfte schwinden.

Der Entwurf zu Reichsständen liegt jetzt dem Staatsministerium zur Berathung vor. Er kann von dieser Behörde verworfen werden, da der Prinz von Preußen Mitglied ist und viele Stimmen auf seiner Seite hat. Müffling, Rochow ꝛc. sind als Mitglieder der ständischen Kommission ebenfalls dabei.

Canitz vermag keinen Witz hinunterzuschlucken. Der nordamerikanische Gesandte Wheaton ging ihn neulich mit der Frage vertraulich an, ob wohl der König, wenn er darum ersucht würde, das Schiedsrichteramt in der Oregonfrage annähme? Canitz erwiederte spöttisch, warum sie sich nicht lieber an den Pabst wendeten? Wheaton ist sehr aufgebracht über diese Abfertigung.

Montag, den 6. April 1846.

Die „Zenobia" von Klein ist zum zweitenmale nicht gegeben worden, wegen zufälliger Hindernisse, jetzt kann sie auf lange Zeit nicht gegeben werden, weil die besten Schauspieler mit Urlaub wegreisen; so wird das Stück, ehe man noch weiß, ob es auf dem Theater leben bleibt, im Beginn erdrosselt. Das Stück ist voll scharfer Beziehungen auf unsre Zeit und von entschiedenem Freisinn; daß alle starken Stellen so lebhaft beklatscht wurden, erbitterte den König mehr als die Stellen selbst, und die Großherzogin von Mecklenburg-Strelitz, die auch die Vorstellung mit ansah, bekannte mit Niedergeschlagenheit, es habe sie mit Trauer und Sorge erfüllt, daß der Beifall fast einstimmig schien, eine Gegenmeinung sich gar nicht hören ließ!

Siege der Engländer in Ostindien. Prinz Waldemar und seine Gefährten leben und sind wohlauf, sie haben

an dem Kampfe ferner Theil genommen und werden belobt.

Bemerkungen über das Christenthum. Keine andre Religion hat solche Entartungen aufzuweisen, solch entschiedne Abweichung von den Lehren des Stifters. Juden und Mohammedaner gehorchen ihren Gesetzlehrern, Christen nicht; wenn jene nicht gehorchen, so verläugnen sie überhaupt das Gebiet ihrer Religion, aus Abtrünnigkeit oder Schwachheit; aber die Christen thun das Gegentheil der Gebote, indem sie recht eigentlich fromm zu sein vorgeben, — sie schwören Eide, mit Anrufung Gottes und Christi, sie beten prunkvoll in Gemeinschaft ꝛc. Denn was kann entschiedner sein als die Weisung: „Ihr sollt ganz und gar nicht schwören", und als die: „Wenn du beten willst, so gehe in dein Kämmerlein" ꝛc.!

„Der König hat seine Regierung mit einem Kreuzzuge gegen die Ungläubigen angefangen, recht wie ein Ritter." — Wie so? — „Er hat das Bisthum von Jerusalem gestiftet." — Ist das ein Kreuzzug? — „Dem Sinne nach gewiß, nur freilich nach Verhältniß der Zeiten und Personen." — Ich verstehe! Nach dem Maße wie das neue Kirchlein im Thiergarten ein Straßburger Münster, oder unsre „Vossische Zeitung" ein „Morning-Chronicle" ist! Wollen wir nicht auch den Zug nach Krakau dem Siebenjährigen Krieg in solcher Art vergleichen?

Dienstag, den 7. April 1846.

Artikel heute in der „Allgemeinen Zeitung" aus Wien gegen unsre „Staatszeitung", abermals Zedlitz in Metternich's Auftrag gegen Canitz!

Allgemein ist jetzt die Lust am Sammeln, Aufspüren,

Bewahren; nie hat man so die Sprachdenkmale der Völker bearbeitet, die Alterthümer überhaupt, die Einzelheiten der Vorzeit, die Eigenthümlichkeiten jedes Orts und jeder Landschaft. Das ist mir grade ein Zeichen, daß in dem nächsten Zeitalter viel untergehen und verschwinden wird, daß es hohe Zeit ist, einige Proben des Frühergewesenen zu erhalten, denn bald wird dieses gänzlich fehlen. Die Brüder Grimm sind solche Retter. Ein ungeheurer Stoff von Gelehrsamkeit drängt sich eilig in sie zusammen, um mit ihnen überzuschiffen. Eben so ist es mit der Geschichte und den Alterthümern der Kirchen, die resumiren sich schnell, um dann auf weit hinaus vergessen zu werden. Das nächste Jahrhundert wird in der Menschheit eine ganz andre Richtung zeigen, ihm wird tausenderlei fremd sein, was uns heute ernstlich beschäftigt, wir selbst werden ihm wie Menschen eines dunklen Mittelalters erscheinen und durch eine tiefe Kluft von ihm geschieden sein. Unsre Litteratur selbst wird nur in scharfer Zusammendrängung fortleben, und unsrer besten Schriftsteller Werke werden sich dezimirt sehen; mehr vielleicht als die griechische und römische Litteratur ist die unsre gefährdet, und es ist die Frage, ob ungeachtet der mächtigen Hülfe der Druckerei unsre Bücher nach zweitausend Jahren noch so reichlich da sein werden, als es jetzt die griechischen und römischen Schriften sind! Das ist keine hypochondrische Betrachtung, im Gegentheil! Welch frisches neues Leben und Schaffen wird dabei vorausgesetzt! Und in der That, das Leben ist noch lange nicht lebendig genug.

Das Staatsministerium hat beträchtliche Einwürfe gegen des Königs vorgelegte Reichsständeverfassung erhoben. Besonders möchte man zwei Kammern, da der König entschieden nur Eine will. Der Prinz von Preußen ist es,

der einige der Minister zum Widerspruche befeuert, die aber auch nur servil sind; sie sind Alle servil, nur die einen für den König, die andern für den Prinzen. Selbstständigkeit und Freiheit fehlen, sogar Sachkenntniß, und durchaus fehlt ein hoher Standpunkt.

Vom gewesenen Fürstbischofe von Breslau, jetzigen Wirklichen Geheimen Rathe Grafen Sedlnicki, erzählt man folgende Anekdote. Eine Dame, die er Abends in Gesellschaft begrüßte, sagte ihm, sie habe ihn schon Vormittags gesehen. „Wo denn?“ — In der Kirche, als Sie pontifizirten. — „So, da! Also en masque!“ — Dieser Witz aber wurde nach Rom berichtet und legte dort den Grund zu dem Mißtrauen und der Schärfe, die ihn später zum Austritte nöthigten.

Mittwoch, den 8. April 1846.

Bei Kranzler die „Hamburgische Zeitung“ gelesen, in welcher der Buchhändler Otto Wigand in Leipzig heftig und frei die Anschuldigungen zurückweist, unter denen die österreichische Regierung seinen gesammten Verlag verboten hat; er bietet tausend Dukaten, wenn ihm eine der Anklagen erwiesen werden sollte, er will sich in Wien der gerichtlichen Untersuchung stellen, und redet durchaus die Sprache der Rechtschaffenheit und Biederkeit. Die österreichische Regierung scheint einen dummen Mißgriff gemacht zu haben, und wird sich schämen, ihn zu bekennen! Das ist wahr, die Regierungen erscheinen täglich unfähiger! Sie wissen nicht, welchen Schaden sie sich thun, aber er summt sich auf und sie entgehen den Folgen nicht. Unser dummer Streich in Betreff Itzstein's und Hecker's treibt seine Wucherung eifrig fort, obschon davon wenig mehr

die Rede iſt. Oeſterreich hat ohnehin jetzt viel zu tragen, die Aufführung ſeiner Truppen und ſeiner Beamten enthüllt ſich bei genaueren Nachrichten immer elender, trotz aller ſeiner Verneinungen, an die niemand glaubt. Auch der Schimmer Metternich's erliſcht nun völlig, es iſt vorbei mit ihm und jederman weiß es.

Beim Fürſten von Wittgenſtein angeſprochen, ich fand ihn munter und völlig wohlauf, bei guter Laune und Rüſtigkeit. Wittgenſtein erzählte mir unter andern einen Zug von Friedrich Wilhelm dem Zweiten, vom Jahre 1796 aus Pyrmont, wobei ich nicht umhin konnte, mein Erſtaunen zu äußern, daß der König ſo genaue Kenntniß von gewiſſen gemeinen Mißgeſchicken gehabt, wie etwa ein Barbier oder Bader ſie täglich kennen lernen kann, da rief Wittgenſtein wiederholt mit ſcharfem Lachen: „Der König?! Friedrich Wilhelm der Zweite?! Dieſer König?! Ach Herr Je, Herr Je! O was hat der nicht alles gewußt und erfahren in ſeinen Schmutzereien! O Je, o Je!“ — Die etwa dreißig italiäniſchen Anſichten, die in Wittgenſtein's Zimmern hängen, von Volpato in Waſſerfarben gezeichnet, ſind ihm von der Gräfin von Lichtenau vermacht worden, die ſie auf ihrer Reiſe in Italien für fünfzehnhundert Dukaten gekauft hatte; andre damals von ihr erſtandene Kunſtwerke hat ſie dem vorigen Könige vermacht.

Gründonnerstag, den 9. April 1846.

Von ſchwerer Luft, unruhigen Träumen und wehmüthigen Erinnerungen gedrückt, konnt' ich es zuletzt nicht mehr aushalten und mußte in Thränen ausbrechen! Mit ſchmerzlicher Liebe gedacht' ich der ſchönen Jugendzeit, wie ich mit den Freunden gelebt und emporgerungen, und

beſonders auf Neumann und Chamiſſo richteten ſich meine Empfindungen. Noch bin ich auf demſelben Schauplatz übrig, aber die Freunde ſind nicht mehr zu finden, und wären ſie noch da, ſo riefen wir alle drei vereint nicht Eine Stunde jener Vergangenheit mehr in's Leben. Dieſes unaufhaltſame Fließen, dieſes Kommen und Gehen hat etwas Schauerliches. Welcher Sterbliche ſollte nicht am Ende dieſes Schauſpiels müde werden und ſich dabei tröſten, daß auch er gehen wird! — Ich nahm voll Eifer Chamiſſo's gedruckte Briefe und las darin mit großer Erregung, manches mir ſonſt darin Unangenehme war mir diesmal kaum zum Anſtoß, das Liebe und Gute aber doppelt lieb und gut. Auch meiner unverwüſtlichen Liebe zu Schleiermacher wurde ich wieder recht inne, ungeachtet er mir ſo vieles Leid zugefügt.

Der König verſäumt keine Vorſtellung der Tänzerin Cerrito, er iſt ganz von ihrer Kunſt hingeriſſen, ſpendet ihr den eifrigſten Beifall. Des vorigen Königs Liebhaberei am Tanz erfuhr ſtrengen Tadel des Kronprinzen, war ihm ein ſtetes Aergerniß. Neulich war der Großherzog Georg von Strelitz beim Könige in der Loge, und man will bemerkt haben, daß nach einem Beifallsſturme für die Tänzerin beide Fürſten ſich erhoben, einander die Hände drückten und ſich umarmten im Uebermaß der einſtimmigen Bewunderung.

Vorige Woche war im Staatsminiſterium bei Gelegenheit der Reichsſtändeſache ein heftiger Auftritt zwiſchen dem Prinzen von Preußen und dem Miniſter von Bodelſchwingh; jener warf dieſem vor, er ſei ſervil, weil er ſeine Ueberzeugung den Umſtänden unterordne, er müſſe dem Könige die Wahrheit ſagen und immer wieder ſagen ꝛc. Bodelſchwingh hatte etwas ungeſchickt geäußert, er ſei im Grunde

nur für Reichsſtände, weil der König ſie wolle. Der Prinz verließ aufgebracht die Verſammlung und dieſe ging auseinander.

Montag, den 13. April 1846.

Bettina von Arnim kommt und theilt mir einen Brief aus Paris von Madame C. mit, der ſie beſchwört, alle Gunſt, die ſie beim Könige haben mag, für den Polen Mieroslawski anzuwenden, um wenigſtens zu erwirken, daß er nicht an die Ruſſen ausgeliefert wird, denn das wäre ſein unfehlbarer, ſchmachvoller Tod! Der Brief iſt ſehr edel und herzbewegend. Bettina fragt mich um Rath, ſie will an den König ſchreiben und ihm den Brief ſenden.

Der König hat ſeine Reichsſtändeſachen dem Staatsminiſterium übergeben, um dem Prinzen von Preußen zu beweiſen, daß alle Miniſter dafür ſeien; er iſt nun ſehr überraſcht und aufgebracht, daß acht dagegen und nur ſechs dafür waren. Er hat geäußert, er werde vor der Hand noch etwas warten, dann aber doch thun, was er beſchloſſen habe.

Der Miniſter Graf zu Stolberg will ſeinen Abſchied nehmen.

Mittwoch, den 15. April 1846.

Die Prinzeſſin Wilhelm geſtern Abend um halb elf Uhr geſtorben. Letzte Stunden der Prinzeſſin, große Standhaftigkeit, Bewußtſein bis zuletzt, einen Geiſtlichen wollte ſie nicht, „ſie ſei zu ſchwach“, meinte ſie.

Donnerstag, den 16. April 1846.

Bettina von Arnim brachte mir ihren Brief an den König; vortrefflich abgefaßt, kurz, eindringlich; sie hat den Brief der Madame C. beigefügt; wird es fruchten? Beinah unmöglich! Ich mußte ihren Brief, den sie bei mir zusiegelte, mit ein paar Worten an Humboldt senden, der bloß erfahren sollte, es sei eine Fürbitte für einen Unglücklichen, die er in günstiger Stunde übergeben möchte.

Ich sagte zu Bettinen, der König nehme alles wie ein Poet auf, mit Emotion, und überlasse sich den Eindrücken, selber nicht gewiß, was aus ihnen hervorgehen werde; so nehme er den Tod der Tante Wilhelm, so den Polenaufstand, die Tänzerin Cerrito, eine alte Tapete, eine Magistratseingabe ꝛc. Bettine sagte, das alles sei eine ébauche zu einem genialen Fürsten, aber freilich nur eine ébauche ꝛc. Sie hatte mir erzählt, was der König leidenschaftlich ausgerufen über den Tod der Prinzessin ꝛc.

Daß die Prinzessin Wilhelm keinen Geistlichen gewollt — Snethlage stand im Vorzimmer wartend —, erregt großes Staunen und wird viel besprochen, gefällt aber den meisten Leuten.

Freitag, den 17. April 1846.

Schlechte Nacht. Ich hoffte Vormittags den Schlaf nachzuholen und lag auf dem Sopha, da ließ sich ein Regierungsassessor von Perbandt melden, den ich erst nicht annehmen wollte, dann aber doch verdrießlich annahm. Er brachte mir einen Gruß vom Minister von Bodelschwingh, der auf Befehl des Königs mir die Anfrage stellte, ob ich einen Koffer mit Schriften von der Generalin von Witzleben in Verwahrung habe? dem Könige

ſei geſagt worden, das ſei der Fall. Ich gab ſogleich mein Ehrenwort, daß ich von der Frau Generalin weder Koffer, noch Packet, noch Mappe, noch Brieftaſche, ja nicht ein ein einziges Blatt habe, noch je bekommen habe, welche Ausſage Herr von Perbandt ſogleich zu Protokoll nahm, das ich unterzeichnete. Er verſicherte, gegen mich beſtehe nicht das geringſte Mißtrauen, mein Ehrenwort ſei mehr, als man verlange, der Miniſter habe ihm nur den Auftrag gegeben, mich einfach zu befragen, aber gegen die Generalin hege man allerdings Mißtrauen. Als ich fragte, warum man, anſtatt an mich, nicht gleich an ſie gehe, da ſie lebe, hier ſei, hier unter mir wohne? wurde mir geantwortet, bei ihr ſeien in demſelben Augenblick zu dieſem Zwecke der General von Koſel und der Geheime Kabinetsrath Illaire. Ich beſprach den Fall etwas näher, daß mir wirklich Papiere anvertraut wären, ob ich die ausliefern, und alſo, indem ich dem Königlichen Befehl gehorchte, nach der andern Seite einen Verrath begehen müßte? Was Staatsſchriften wären, was Privatpapiere? Ja, ob ich nicht auf amtliche mir zugegangene Erlaſſe ein Recht hätte, falls ſolche zu meiner Vertheidigung gehörten? Alles freundſchaftlich und in beſtem Vernehmen. Kaum war Herr von Perbandt fort, ſo ging ich, wie ich dies ihm noch zum Ueberfluſſe mitgetheilt hatte, zur Generalin von Witzleben und erzählte ihr den Vorfall. Sie war in größter Empörung und erzählte, was bei ihr geſchehen war, vom Anbeginn. Sie hatte allerdings Dorow'n viele Papiere mitgetheilt und ihn bei deren Benutzung nicht überwacht, er hatte ein Zimmer bei ihr ganze Tage inne, nahm aber auch einiges mit nach Hauſe, manches beſaß er auch ſchon durch das Vertrauen des Generals, der überhaupt gut auf ihn zu ſprechen war und ſeine Dienſte rühmte. Später

will ſie alles verbrannt haben. Dies glaubt man nun nicht. Sie läugnete übrigens, daß ihr Sohn Job an den König geſchrieben habe, ſie wenigſtens wiſſe nichts davon; darin ſagte ſie mir eine Unwahrheit, warum, weiß ich nicht. — Hierauf ging ich zum Grafen von Königsmarck: „Sie müſſen doch wiſſen, was in Ihrem Hauſe vorgeht!“ Die Gräfin war auch zugegen. Durchſuchung bei der Generalin, Anfrage bei mir, erzählt und erörtert. Der Eifer des Königs iſt ſehr begreiflich, wir kennen das dessous des cartes ſehr wohl, es ſind die eignen Briefe an Witzleben, die der König in ſeiner Gewalt haben will. Die rohe und gehäſſige Art der Ausführung warf der König von ſich ab und ſagte zu Job, als er ihn nach der erſten Nachforſchung zu ſehen bekam, gleichſam entſchuldigend: „Die Eſels haben mich mißverſtanden.“ (Dieſe Bezeichnung mag ſich aneignen, wem ſie gebührt!) Aber nun wird die Sache dennoch zum zweitenmal wiederholt? Und ärger, — denn die Anfrage bei mir iſt eine wahre Beſchimpfung für die Generalin! Da wird ja doch beſtätigt, daß auch die erſte Art kein Mißverſtand war! — Königsmarck hat den Brief Job's an den König geleſen —, vielleicht geſchrieben —, dieſe Sache iſt wahr. Er ſagt mir, er wiſſe, ſein Haus werde beobachtet, ſchon ſeinetwegen; die „aufgehobene“ geheime Polizei ſei dazu beauftragt. Ohne Zweifel iſt einer der Bedienten im Hauſe der beſoldete Späher. Ueber den Zuſtand der Dinge, dieſe Unſicherheit, dieſe Unreinheit der Luft Abends bei Olfer's. Ich erzähle Frau von Olfers und dem Präſidenten von Kleiſt — abſichtlich dieſem — die Vorgänge von heute; die Sache erregt große Verwunderung. Kleiſt ſagt, er würde in ſolchem Fall bekennen, daß er etwas zu bewahren habe, aber die Auslieferung weigern und es auf Gewalt ankommen laſſen.

Sonnabend, den 18. April 1846.

Begräbniß der Prinzessin Wilhelm im Dom, beide Theater deßhalb, auch das Königstädter, auf Befehl geschlossen. Die Zeremonie ist umständlich und feierlich.

Ich ging zum Mahler Magnus, besah sein Bild von Jenny Lind, das Bild, welches Professor Krüger von ihr gemahlt ꝛc. Ich traf Krüger dort.

Als ich nach Hause ging, sah ich Humboldt aus meiner Wohnung kommen, er kehrte mit mir zurück und blieb über eine Stunde, wollte Abends wiederkommen, mir etwas vorzulesen, von sechs bis sieben Uhr. Er sprach von Meyerbeer, bei dem er essen sollte, und meinte, derselbe werde unfehlbar seine gänzliche Entlassung nehmen, seine Stellung sei ganz unleidlich hier. Die Königin macht sich nichts aus ihm, wie auch früher nichts aus Felix Mendelssohn; als dieser seine Entlassung begehrte und der König sie zu geben zauderte, sagte sie zuredend: „Laß ihn doch gehn!" Humboldt hörte es.

Der Graf von K. besuchte mich; er klagte über die schlechte, ekelhafte Leichenrede des Hofpredigers Strauß, der die Ankunft der Prinzessin im Himmel wie eine Art Hofempfang bei Christus geschildert habe! — Scherze über die amtliche Todesanzeige in der Zeitung; „rühmlichst abwesend" heißt es vom Prinzen Waldemar, — was heißt das? fragt die heutige „Vossische"; ich antworte, es sei baierisch und aus den Walhalla-Genossen.

Nach sechs Uhr kam Humboldt und las mir den neuen Abschnitt des „Kosmos" über die dichterisch-gemüthliche Auffassung der Natur nach Verschiedenheit der Zeiten und Völker; ein glänzender Gang durch die Weltgeschichte, ein Prachtstück! Er las unausgesetzt bis halb zehn Uhr, mit guter Ausdauer.

Der Juſtizminiſter Mühler hat im Staatsminiſterium, beſonders gegen den Finanzminiſter Flottwell heftig anſtreitend, geſagt, der König dürfe ſolche Veränderungen wie Reichsſtände nur mit Zuſtimmung aller Agnaten machen. Aber alle Beiſpiele und die Vernunft ſelbſt ſprechen dagegen. Die neue Geſetzgebung ſeit 1811, die neue Organiſation des Staates ſeit 1815, das Staatsſchulden-Statut, die Provinzialſtände, alles ohne jede Zuziehung von Agnaten.

Die Kommiſſion von Canitz, Berg und Jiquelment wird hier das Galgen-Kommité genannt. Der Ausdruck ſoll von der Prinzeſſin von * kommen.

Kabinetsordre wegen Erweiterung der Bank und Ausgabe von zehn Millionen Thaler Banknoten.

Narvaez auf und nieder, endlich ganz ab, nach Frankreich verwieſen! — Die Königin Chriſtine iſt ein Scheuſal!

Montag, den 20. April 1846.

L. brachte die Nachricht, daß auf den König der Franzoſen wieder geſchoſſen worden, im Park von Fontainebleau. Ich konnte den Kummer darüber nicht theilen, für Louis Philippe habe ich keine Zärtlichkeit.

Die Hofdame der Königin, Gräfin von *, ſoll ein genaues Tagebuch über alles führen, was am Hofe vorgeht, was der König ſagt und thut. Wie kann man das hindern! Hat doch Ludwig der Vierzehnte ſeinen Marquis Dangeau gehabt und ſeinen Duc de Saint-Simon, Friedrich der Große ſeinen Pöllnitz und de Catt!

Der verſtorbene Kriegsminiſter von Witzleben war, wie Wittgenſtein ſagt, ungeheuer eitel, wollte ein großer Staatsmann ſein und hatte gar kein Zeug dazu; durch Schmeichelei, je plumper je beſſer, konnte man alles mit ihm machen. Otterſtedt hat das gut zu benutzen verſtanden.

Mittwoch, den 22. April 1846.

Verfaſſer der amtlichen Anzeige des Todes der Prinzeſſin Wilhelm iſt der Geheime Rath und Archivdirektor Georg von Raumer.

Allerlei Merkwürdigkeiten vom Hofe. Der König ſoll bei der Nachricht von dem Schuß auf Louis Philippe ſehr gleichgültig geweſen ſein, keine ernſte Betrachtung angeſtellt haben, ſein eignes Erlebniß ſchien ganz vergeſſen; Andre meinen, er habe eine geheime Genugthuung, daß er nun nicht mehr der letztgeſchoſſene König iſt und dieſe Geſchichten wieder in Frankreich ſpielen ꝛc. — Man ſagt, es ſei wunderbar, wie die ſprechendſten Ereigniſſe beim Könige meiſt ſo gar keinen Eindruck machen, während dann wieder irgend etwas Vorgeleſenes ihn zu Thränen rührt. Poet!

Freitag, den 24. April 1846.

Geſtern Beſuch von Bettina von Arnim, ſpäter von Humboldt, der ſich zum folgenden Vormittag anſagt, um mir einen weitern Abſchnitt des „Kosmos“ vorzuleſen.

Humboldt kam heute gegen elf Uhr und las bis nach ein Uhr; eine herrliche Schilderung! Sein Geiſt iſt in voller Kraft!

Der Brüſſeler (jetzt eigentlich Pariſer) Arnim hat bei der Tafel der Prinzeſſin von Preußen ſich ſehr auffallend betragen, ihr taktloſe, ja unziemliche Antworten gegeben; er will in Paris ſich ganz proteſtantiſch zeigen, die Proteſtanten an ſich ziehen, ein Journal für ſie ſtiften (dazu will er den Herrn Jules Lecheralier gebrauchen), in Summa mehr Miſſionair als Geſandter ſein, wie Bunſen es in England iſt. Das wird eine ſchöne Politik werden! Alle unſre Verhältniſſe dort wird er ſpannen und zerrütten. Humboldt iſt ganz unglücklich darüber.

Die Reichsſtändeſache ſteht noch immer in Berathung, der König will ſie durchſetzen, die Miniſter ſollen ihren eignen Tod ausſprechen, denn beſtehen bei den Reichsſtänden kann kaum einer von den jetzigen Miniſtern; doch meint Canitz, er werde bleiben und die Sachen beherrſchen; wollen ſehen!

Sonntag, den 26. April 1846.

Hübſche Geſchichte in den „Hippologiſchen Blättern“! Ein preußiſcher Offizier giebt einem Sandwagenkerl einen Thaler, um ein ihm dummgewordenes Pferd, das nur noch zum Todſtechen taugt, zur Scharfrichterei zu führen; der Kerl verkauft es für fünf Thaler an einen Karrenführer, den das Pferd dauert und der es mit Erfolg einſpannt, nach einiger Zeit ſieht es ein Roßhändler, dem es auffällt und der es für zwölf Thaler kauft, gehörig aufputzt und einübt, und es nach kurzer Zeit wieder an jenen Offizier, der es nicht erkennt, für fünfundzwanzig Friedrichsd'or verkauft! Das Pferd war im Stall zu gut gefüttert und fett geworden, im Karren wieder geſund. Der durch dieſe Geſchichte ſehr lächerlich gewordene Offizier iſt, wie die ganze Stadt weiß, der jetzige General von Radowitz!

„La mare au diable“, von Frau von Dudevant. „Nélida“, von der Gräfin d'Agoult. — Stadtrath Simon in Breslau über ſeinen Austritt aus dem Dienſt; ſehr brav und ſtark! Doktor Jacoby über ſeinen Prozeß, unbeugſam tapfer! Noch ſind dieſe Hefte nicht verboten, werden es aber gewiß, nur alsdann zu ſpät! — Was hilft der Regierung die Zenſur? Sie ſchadet nur den Andern und erbittert ſie gegen die Quälereien!

Dienstag, den 28. April 1846.

Wenn man verſchiedene Kreiſe beſucht, nimmt man bald wahr, wie jeder ſeine beſondern Neuigkeiten und ſeine beſondere Unkunde hat. Im kleinern Maße dieſelbe Bemerkung, die der Kardinal von Retz macht, nichts habe ihn ſo erſtaunen gemacht, als zu ſehen, wie wenig man am Hofe wiſſe, was in der Stadt vorgeht, und in der Stadt, was am Hofe. Wenn auch zufällig einmal dieſelbe Kunde gleicherweiſe eindringt, ſo wird ſie doch ganz anders aufgefaßt.

Der junge H. war wieder bei mir, ein ſonderbarer Kauz, ein rechter Urvogel, wenn ein junger Mann ſo heißen kann! Ein rechtes Berliner Kind; luſtig, ſtrebend, über ſich ſelbſt mit Laune betrachtungsvoll, und mit ernſten Anſprüchen, die er munter ironiſirt, indem er ſie vorträgt. Er erinnert mich durch Geſicht und Art ungemein an Bernhardi. Er hält ſich für einen gebornen Dichter und will ſeinen Beruf in den komiſchſten Ausdrücken nachweiſen. „Es ſchießt mir, es ſchießt mir nur ſo, ich muß, ich mag wollen oder nicht!“ ſagt er mit furchtbaren Blicken. Ich ſoll ihm rathen bei ſeinen Arbeiten, er will ſie mir bringen. Einſtweilen hat er ſich verlobt.

Freitag, den 1 Mai 1846.

Hübſche Anekdote aus früherer Zeit! Bei der Gräfin Pauline Reale war Abends kleine Geſellſchaft, und Ancillon machte ſeinem Groll wider Humboldt Luft; da war es, wo er von ihm ſagte, er ſei eine „enzyklopädiſche Katze“. Der Ausdruck wurde belacht, und jeder hatte was gegen Humboldt vorzubringen; der Graf Wilhelm von R. wollte

auch sein Theil dazu geben und Ancillon schmeicheln: „Und hören Sie, was Humboldt neulich für eine Dummheit, für eine erbärmliche Schmeichelei hat ausgehen lassen! Er hat vom Kaiser von Rußland gesagt, das sei der angenehmste Monarch, le meilleur écouteur qui existe!“ Ancillon wurde roth wie ein Puter und schwieg; er selbst, nicht Humboldt, hatte dies vor wenig Tagen zur Gräfin von Reale gesagt und A. sich in den Namen geirrt.

Sonntag, den 3. Mai 1846.

Der König hat bei der Mittagstafel dieser Tage laut über den in Halle gestorbenen Pastor A. geschimpft, derselbe sei ein Trunkenbold gewesen und am Säuferschwindel gestorben! — Wer kann gegen solcherlei aufkommen! Auch Luther wurde beschuldigt, in viehischen Lüsten zu leben; „le cochon de Luther“, sagte Kosloffski!

Dienstag, den 5. Mai 1846.

Ich sollte gestern bei Meyerbeer essen, ging aber erst nach Tische hin. Fand Humboldt, Böckh, Toellen, Dieffenbach, Olbers, Joseph Mendelssohn, Martens, Graf Wielhorski, Marquis Lucchesini, Humann, Chelard und Raoul-Rochette; mit letztern beiden viel gesprochen. Humann schenkt mir ein Blatt von Sieyes; — Humboldt erzählt mir ausführlich die neusten Tollheiten Spontini's, der immer noch mit Veröffentlichung der Briefe droht, die ihm der König als Kronprinz geschrieben, dabei um Geld und Ehren bei ihm schmeichelt, Meyerbeer'n verlästert, und doch diesem freundlich schreibt um Beitragsammlung zu einer

Stiftung ꝛc. Noch immer will er das Opernhaus wieder weihen durch ſeine Gegenwart, es ſei nur abgebrannt zur Strafe für die ihm zugefügte Beleidigung ꝛc. Ein toller Italiäner!

Synodentreiberei, Handels- und Induſtrietreiberei! Alles in ſchlechten Händen!

Man ſagt, es ſei gar wohl möglich, daß der König einmal eine Reiſe nach Jeruſalem mache, ſeine Phantaſie ſei ſehr dorthin gewandt; nicht als Kreuzfahrer, dazu ſei er nicht kriegeriſch genug, nicht als Wallfahrer, das erfordere eine andere Frömmigkeit, aber als poetiſch Reiſender.

Erſt ſeit kurzem findet die Einrichtung Statt, daß die beim Könige dienſtthuenden Adjutanten ein Tagebuch führen über alles beim Könige dienſtlich Vorgefallene.

Der Miniſter von Canitz iſt ſehr abgemattet und leidet an ſeinem noch übrigen Einen Auge. Weil er dem König in dem Verfaſſungswerke beiſtimmt, iſt er dem Prinzen von Preußen zuwider. Völlig gehaßt aber iſt er von der Prinzeſſin, die ſogar ſeinen Anblick meidet. Sie wünſcht ihren „lieben Bülow" zurück und ſieht Canitz als deſſen Feind an. — Wie ſeltſam dieſe Sachen alle ſtehen! — Warum ſind alle dieſe Perſonen nicht gut freund untereinander?

Donnerstag, den 7. Mai 1846.

Geſtern ein trauriger Feiertag, Bußtag, von unendlichem Regen durchſtrömt! Ich rettete mich in tüchtiges Arbeiten, das gut von Statten ging. Einen Brief aus Halberſtadt von Wilhelmine Körte beantwortete ich ohne Säumen. Das Andenken Friedrich Auguſt Wolf's iſt mir eines der

theuerſten und rührendſten, und es iſt mir wie ein Ehrenruf, daß ich jetzt für ſeine Tochter, für ſeinen litterariſchen Nachlaß wirken ſoll. Wenn ich an Wolf denke, fühle ich mich wie in geſunder Luft, auf ſicherm fruchtbaren Boden, in edelſter Beſchäftigung. Er iſt mir in beſonderm Sinn vertrauter noch als Goethe, mir iſt er wie ein Vater, Lehrer und Freund zugleich.

In der Zeitung ſtand heute des Finanzminiſters Flottwell Antwort an die Fabrikanten in Krefeld ꝛc. Er verweiſt ihnen ihre Petition, mit deren Gegenſtand die Regierung, wie ſie wüßten, ſich ſchon lange beſchäftige —!—, bemerkt dabei, ihre Petition enthalte nur das ſchon in allen Zeitungen Abgeſprochene —!—, und reibt ihnen unter die Naſe, ſie würden für ihr Gewerbe beſſer ſorgen, wenn ſie auf deſſen innere Verbeſſerung dächten, anſtatt Kollektiv-Petitionen zu veranſtalten —!!—, und dies letztere ſagt er zu Leuten, die ihr Gewerbe auf die höchſte Höhe gebracht hat! Die Beeilung, die Antwort in der Zeitung abdrucken zu laſſen, iſt auch auffallend. Flottwell iſt ſonſt ein verſtändiger Mann, wie kommt er dazu, ſolche Dummheit und Ungebühr auszuüben? Grobheit, die zugleich dumm iſt, wirkt am ſchlimmſten; man wird dreifach wiederbekommen, was man ausgeſäet! Die Rheinländer werden es dem Miniſter gedenken! — Man ſagt aber, der Miniſter ſei unſchuldig, er habe nur genau den in allen Punkten ihm vorgeſchriebenen Weg befolgt, der König habe alles ausdrücklich ſo befohlen. „Deſto ſchlimmer! Warum ſagt nicht einmal ſo ein Miniſter, das thu' ich nicht, weil es nicht recht oder richtig iſt, und legt lieber ſein Amt nieder?“ — Ja, unſre Miniſter, die warten, bis man ſie fortjagt! Sie nehmen alle Fußtritte geduldig hin, und ſo theilen ſie ſolche auch ohne Widerſtreben aus!

Unſre Reichsſtände ſollen nun im Juli verkündigt werden. Nur Eine Kammer; berathende Stimme; Zuſtimmung zu neuen Auflagen, Anleihen; Petitionsrecht; im Kriegszuſtand bedeuten ſie gar nichts. — Angenehme Ausſichten!

Sonnabend, den 9. Mai 1846.

Geſtern beſuchte mich Pitt-Arnim, erzählte und fragte; Bettina von Arnim kam dazu, beide trafen einander ungern. Sie erzählte mir den Inhalt des Briefes, den ich ihr geſchickt; der König entſchuldigt ſich, daß er ſo ſpät antworte, „ſein Spatzengehirn“ ſei ſo vergeßlich!

Montag, den 11. Mai 1846.

Kabinetsordre des Königs an Dieſterweg; will nichts zum Peſtalozzi-Denkmal geben (Waiſenhaus), weil die Unternehmer nicht den rechten chriſtlichen Sinn dabei zeigen! Aus gleichem Grunde gebe ich nichts zum Kölner Dombau, zu den hieſigen Krankenvereinen, Kirchenkollekten ꝛc. Der König aber als König ſollte nicht ſo pietiſtiſche Farbe tragen. Die Kabinetsordre macht böſen Eindruck.

Die Kommiſſion für die polniſchen Sachen, die hier beiſammen war, Canitz, Flauelment, Berg, hat die Errichtung einer beſondern Polizei für Polen bewirkt, einer gemeinſamen, neben und über den ſonſtigen Behörden ſtehenden Verwaltung; nun werden die Ruſſen und Oeſterreicher ſtets in unſre Sachen manſchen! Und wenn wir auch in ihren, was gewinnen wir dabei? — Der König hat ſcherzhaft zum Oberpräſidenten Beurmann geſagt: „Ja ja, künftig ſtehen auch Sie unter polizeilicher Aufſicht!“

Mittwoch, den 13. Mai 1846.

Herr Professor Simson in Königsberg sendet mir das seltne Buch des Präsidenten Morgenbesser „Beiträge zum republikanischen Gesetzbuche“ (Königsberg, Nicolovius, 1800); merkwürdig, was damals gedruckt werden durfte! — Mich besuchten gestern Graf von Kleist und Fürst von Pückler, über anderthalb Stunden; was haben wir alles durchgesprochen!

Gestern lasen wir in den Zeitungen ein Kabinetsschreiben des Königs an Diesterweg, worin er sagt, er wolle zur Pestalozzi-Stiftung nichts geben, weil der rechte christliche Sinn nicht dabei sei, heute lassen die Herren des Ausschusses das Verzeichniß aller derer einrücken, die Beiträge gegeben haben. Auch eine Art der Opposition!

Der König hat wirklich befohlen, mit dem Bau der Schweighäuser inne zu halten. Nun schreit man über die ungeheuren Kosten und über Doktor Julius, den Angeber. Appert hat das beim Könige bewirkt und Julius ist auf's Haupt geschlagen!

Freitag, den 15. Mai 1846.

Der König läßt vor dem Schloß, an den Ecken der Terrasse, einzelnstehende Säulen errichten, auf denen goldne Adler stehen; die Säulen von geschliffenem Granit sind an sich schön, aber die Verzierung ist zu elegant für das mächtige, schwerfällige, düstre Schloß. Diese Sucht zu schmücken ist sehr geschmacklos. Die Leute stehen und machen ihre Bemerkungen darüber, sie finden die Sache unnöthig, man vergleicht sie mit den Achselklappen der Königlichen Lakaien, die waren dem Könige zu einfach, es mußte eine Krone

hinein. Ueberhaupt iſt es ſchon ſo weit, daß nichts von allem, was der König thut, den Leuten gefällt.

Die Frömmler gewinnen hier täglich mehr Boden, ſie ſind eine förmliche Parthei im Staate. Der Miniſter von Thile iſt eines der thätigſten Häupter und behauptet ſich in größtem Einfluſſe trotz vieler Gegenwirkungen. Dieſe Parthei iſt es allein, die den Miniſter von Rochow geſtürzt hat, er diente ihr nicht genug. — (Noch andres kam dazu, ſein Ausſpähen der Prinzen, wobei der König, der es doch befohlen hatte, ihn fallen ließ.)

Mittwoch, den 20. Mai 1846.

Geſtern aus Potsdam ein Briefchen von Humboldt, nebſt einem Briefe des Fürſten von Metternich merkwürdigen Inhaltes.

Heute noch im Bett empfange ich vom General Leopold von Gerlach ein Billet, der Kronprinz von Baiern habe ihm befohlen, mich zu erſuchen, daß ich mich heute um ein Uhr zu einer Audienz zu ihm bemühen möchte. Ich laſſe zur Antwort ſagen, ich läge zu Bett und ſei nicht wohl. Was das für Formen ſind! Zur Audienz, — ich habe keine begehrt! Will der Kronprinz mich kennen lernen, ſo mag er andre Wege wählen, mir ſchreiben oder einen Adjutanten ſchicken. Ich habe nichts von dieſen Prinzlichkeiten, als höchſtens einigen Zwang. Beſſer gar nichts angefangen.

Der Miniſter von Canitz arbeitet ſich zu Grunde, er kränkelt ſchon öfters.

Donnerstag, den 21. Mai 1846.

Besuch von Kuranda, der wieder aus Leipzig hier angekommen ist, später vom Grafen von Kleist. Dieser ist etwas erschrocken und mißbehaglich, weil ich ihm beweise, daß er und seinesgleichen, die den König als einen Revolutionair schildern und tadeln, dadurch ganz revolutionair wirken, bei ganz entgegengesetzter Absicht und Denkart. „Man muß dem König Einhalt thun", damit ist alles ausgesprochen; die Opposition gegen die Konstitution ist die schlimmste, grade weil sie nicht konstitutionell ist.

Der König hat denn doch einen Glückwunschbrief an Louis Philippe erlassen; die Zeitungen melden es aus Paris. — Der Minister von Canitz hat ein kaltes Fieber und leidet an seinem Auge. Wenn er die Geschäfte sollte abgeben müssen, so wird unfehlbar der bisherige Brüsseler, nun Pariser Arnim sein Nachfolger; der ist ein vollkommener Bettbruder und taktlos und dumm über die Maßen!

Sonntag, den 24. Mai 1846.

Feodor Wehl ist wegen seiner satirischen Poesie zu sechs Monaten Festungshaft verurtheilt und soll diese nächstens antreten; er war selbst hier, es zu verkünden, gutes Muthes.

Ueber Volkswesen nachgedacht, über Vaterland, Heimath. Es liegt eine große Gefahr einseitiger Beschränkung in diesen Sachen; man muß sich wohl hüten, nicht darin zu versinken. Für den Geist ist das Vaterland da, wo er frei sein darf, er sprengt alle Volksthumbande, die französischen Reformirten wurden Brandenburger, die deut-

ſchen Freiheitsfreunde ſtimmten der franzöſiſchen Revolution bei.

In Goethe geleſen, in Hegel, in Cicero.

Dienstag, den 26. Mai 1846.

Canitz hat noch immer ſein kaltes Fieber und ſieht elend aus. Daß er unſre Sachen nicht kräftiger führt, als ſeine Vorgänger, dafür wird Folgendes als Beiſpiel angeführt. Unſer Generalkonſul in Warſchau, Herr Balan, wurde von Paskewitſch auffallend ſchlecht empfangen; man ſagte jenem, es ſei ſein Modebart, der ſo ſehr mißfalle, und gab ihm Winke, dieſe hier ärgerliche Weiſe lieber aufzugeben, aber das wollte er nicht. Bei einer Mittagstafel ließ Paskewitſch darauf den Barttträger ganz unten hinſetzen, unter ſeine Hausoffiziere. Nun berichtete Balan bieher und fragte, was er für eine Genugthuung fordern, oder ob er abreiſen ſolle? Nach langem Warten erhielt er endlich von Canitz die kurze Weiſung, er ſolle ſich raſiren. Das that er denn nun, und von Stund an erwies ihm Paskewitſch alle Auszeichnung und Freundlichkeit. Balan aber fühlte ſich tief gedemüthigt.

Die Frömmler waren beunruhigt, daß der König befohlen hatte, mit dem Ausbau der Schweighäuſer inne zu halten, ſie ſahen dieſe als einen Theil ihres Wirkens an und wollten das Spiel nicht verloren haben. Es iſt ihnen geglückt, den Befehl wieder zurücknehmen zu laſſen, und nun heißt es, derſelbe ſei nie gegeben worden!

Donnerstag, den 28. Mai 1846.

Geſtern Beſuch beim Seminardirektor Dieſterweg, ihn wegen ſeines Rücktritts von der Volksſchriften-Geſellſchaft

zu befragen; er giebt die Auskunft, daß ſein Name von den Andern mißbraucht worden ſei; der Mann hat etwas Feſtes, Selbſtſtändiges, Praktiſches, was mir ſehr gefällt; es war auch von der Antwort des Königs über die Peſtalozzi-Feier die Rede; er nimmt die Sache ſehr verſtändig, will übrigens bei dem König auf Unterſuchung antragen, wer das Schreiben des Königs in die öffentlichen Blätter gebracht habe? Dieſterweg hat daſſelbe niemanden gezeigt, noch weniger aus der Hand gegeben; aber ohne Zweifel hat der König die Veröffentlichung gewollt!

Die Antwort der Krefelder an den Miniſter Flottwell ſteht in den Zeitungen, in höflichſten Worten derbe Ohrfeigen, rechts und links! Doch hätte ich lieber ſcharfen Ernſt geſehen, als dieſe Advokaten-Ironie.

Der Kronprinz von Baiern hat ein langes Gedicht auf den Tod der Prinzeſſin Wilhelm gemacht und drucken laſſen; zuſammenhangsloſes Gereim. Ein andres Gedicht von ihm auf den Geſang der Gräfin Roſſi, von gleichem Werth, hat Reument in italiäniſche Proſa überſetzt, die gedruckten Blätter ſollen in Turin Eindruck machen für die Gräfin.

Sonnabend, den 30. Mai 1846.

Am zweiten Pfingſttage beginnt die Generalſynode. Viele Zeitungen enthalten ſchon Aufſätze gegen das nutzloſe Unternehmen. Geiſtliche Spielerei der Weltlichen. Jeder Einberufene bekommt außer den Reiſekoſten drei Thaler für jeden Tag, bei ſiebzig bis achtzig Leuten auf vier Wochen eine artige Summe! — Große Gleichgültigkeit im Publikum, gegen Synode, Reichsſtände, gegen alles! Man

denkt allgemein, es sei doch das Rechte noch nicht, man habe zu warten.

In Schiller und Goethe gelesen, in Xenophon.

Pfingstsonntag, den 31. Mai 1846.

Frühmorgens um sechs Uhr starb am Schlagfluß Marheineke, vor dem Hallischen Thor auf dem Kreuzberge, wo er ein Landhaus bewohnte. Seit zwei Jahren war es mit seinem Wirken vorbei, doch schien er sich zuletzt etwas zu erholen, und brachte den kleinen Auszug aus seiner „Reformationsgeschichte" glücklich zu Stande. Die Frömmler werden sich über seinen Tod freuen! Ich denke mit Wehmuth daran, daß er vor dreizehn Jahren Raheln die Grabrede gehalten hat!

Graf von Kleist schreibt mir von Schelling, den er den Urphilosophen nennt: „Letzterer fand beiläufig den »Kosmos« langweilig und »nicht zu lesen«, eine schöne Frucht der Philosophie, solche Kritik auf solche Unpartheilichkeit gepfropft! O Jemine!" — Er ist jetzt ein großer Freund Schelling's.

Ueber unsre Generalsynode hört man schon manchen Witz. Ernster ist es, daß schon die Geistlichkeit in Halberstadt im voraus protestirt, eben so in Sachsen, am Rhein ꝛc.

Man sagt, der König sei mehr als je entschlossen, Reichsstände zu geben, der Widerspruch des Bruders habe ihn nur befestigt, viel leichter würde dieser ihn haben ablenken können, wenn er scheinbar zugestimmt hätte ꝛc.

Dienstag, den 2. Juni 1846.

Hormayr hier angekommen, im Rheiniſchen Hof. — Beſuch Hormayr's, er ſaß lange vor meinem Bette, ſchüttete ſein Herz aus, beſprach die neueſten Verhältniſſe wegen Polen, beſonders in Betreff Oeſterreichs, den Gang der dortigen Dinge kennt er ſo genau, als wenn er noch dort wäre; über Metternich, Zedlitz ꝛc. Er hat ſeinem Groll ferner Luft gemacht in einem dritten Bande der „Anemonen", der nächſtens erſcheinen ſoll. — Von mir ging er zum Miniſter von Canitz.

Abends kam Hormayr, bald nachher der Oberſtlieutenant von Willisen; Hormayr war prächtig in ſcharfen Schilderungen, witzigen Erzählungen.

Wegen Marheineke's Leiche große Ränke! Die Widerſacher hätten ſie gern in der Stille vom Kreuzberg gleich auf den Kirchhof geſchafft, allein die Anſchläge mißlangen, die Beſtattung wird feierlich von der Kirche aus geſchehen. Der Miniſter Eichhorn ärgert ſich darüber, beſonders auch die Prediger, denen Marheineke wegen ſeines philoſophiſchen Geiſtes und ſeiner perſönlichen Ueberlegenheit verhaßt war.

Man fürchtet, die Pfaffen in Baiern möchten den Sohn des Kronprinzen von Baiern daheim vergiften; ja man fürchtet für den Kronprinzen ſelbſt, der ſeinen Pfaffenhaß ſchon zu offen gezeigt hat. Die Amme des kleinen Prinzen iſt plötzlich geſtorben, ſie war ein Muſter von Geſundheit und Kraft.

Freitag, den 5. Juni 1846.

Nachrichten über die Synode. Daß Gott ſich erbarme über das dumme Zeug! Dieſe jammervollen Pfaffen

und noch jammervolleren Laien! Wenn doch Schleiermacher noch lebte, wie würde der aus dem Wuste noch einiges Geordnete hervorbringen! aber ein Mann seines Geistes fehlt!

Gestern war das Begräbniß Marheineke's, feierlich und zahlreich. Der Minister Eichhorn fand sich in der Kirche ein; Wagen folgten in Menge, große Schaaren Fußgänger.

Montag, den 8. Juni 1846.

Gestern hat der König in Charlottenburg das Grabmal seiner Mutter und seines Vaters besucht und neue Anordnungen dabei gemacht. Das Publikum hier ist gegen solche Bezeigungen der Pietät sehr abgestumpft; die Leute sagen, der König spreche zwar immer von dem Beispiele seines in Gott ruhenden Vaters, aber folge ihm nicht, im Gegentheil, mache alles anders.

Daß der Kaiser von Rußland in Warschau so überaus zärtlich und vertraulich mit dem Prinzen von Preußen ist, erweckt hier Aufsehen und Mißtrauen, denn man weiß, daß der Kaiser mit dem Könige höchst unzufrieden, ja erbittert gegen ihn ist. Daß wieder zehn Polen glücklich aus der Haft in Neiße entkommen sind, wird von den Russen einer geheimen Zustimmung des Königs schuld gegeben; gewiß aber ist diese Flucht nur durch die Sympathie befördert worden, welche für jene Unglücklichen in allen Klassen rege ist.

Der König ist aus Sachsen sehr zufrieden heimgekehrt, das Volk hat ihm überall zugejubelt, besonders in Mühlhausen, Naumburg und Roßla.

Wislicenus ist nun wirklich abgesetzt, Rupp darf nicht mehr Vorträge halten. Beide wehren sich aber noch.

Errichtung einer Akademie der Wiſſenſchaften in Wien, von Metternich endlich durchgeſetzt! Ein Zeichen, daß er ſchwach wird; in ſeiner kräftigen Zeit hätte er ſich keinen Pfifferling darum gekümmert!

Donnerstag, den 11. Juni 1846.

Der Pabſt iſt geſtorben.

Die Generalſynode hat durch ihre Erklärung, daß ihre Beſchlüſſe keine kirchliche Autorität haben, alle Beſorgniſſe niedergeſchlagen, aber auch die Abſichten der Regierung ganz vereitelt. Die Freigeſinnten unter Führung des Biſchofs Neander haben entſchieden geſiegt. Der Geh. Rath von Bethmann-Hollweg iſt ſehr bloßgeſtellt durch die Entdeckung, daß er bei einer Wahl eine Stimme ſich ſelber gegeben habe, was zwar erlaubt iſt, aber nicht hübſch. Die Frömmler ſind wüthend über den Gang der Sache, der Miniſter möchte die ganze Verſammlung wieder nach Hauſe ſchicken. Auf den Biſchof Neander wird gräulich geſchimpft. In der Synode ſelbſt wurde von einem ſchleſiſchen Geiſtlichen die Warnung ausgeſprochen, bei dem geringſten Anſchein, als wollten ſie kirchlichen Zwang ausüben, würden in Schleſien Unruhen ausbrechen, man warte nur darauf!

In Voltaire's Briefwechſel geleſen, Jahrgänge 1763 und 1764. Welche Zeiten! Welches Elend, welche Rechtsloſigkeit und Bedrückung! Aber nun ſehe man das jetzige Frankreich! Daraus läßt ſich hoffen, daß auch unſre jammervollen Zuſtände einſt beſſern weichen werden! Glückauf! Aber ich erleb' es nicht. —

Sonnabend, den 13. Juni 1846.

Geſtern Beſuch vom alten Kriegsrath Müchler, der ganz allein den weiten Weg her und zurück macht, mir köſtliche Karakterzüge aus dem früheren preußiſchen Beamtenweſen erzählt, vom Miniſter Grafen von Arnim (dem Großvater des jetzigen und mit dieſem ſchon Eines Schlages), dem Miniſter Freiherrn von der Reck ꝛc. Er könnte mir manches Blatt geben, für das ich ihm ſehr dankbar wäre, aber er glaubt mir viel größere Güte zu erweiſen, indem er mir ſeine neuſten poetiſchen Gräuel, ein abgeſchmacktes Lob der Bäcker, ein plattes Gedicht auf den Tod der Prinzeſſin Wilhelm und anderes Gereime bringt!

Ein Graf von Keyſerling wird mir gemeldet, „vom ruſſiſchen Hofe"; ein junger, gebildeter Mann, Geognoſt, der mit Murchiſon einen großen Theil Rußlands bereiſt hat; er eröffnet mir, die Großfürſtin Helene habe den Wunſch, mich zu ſprechen, und laſſe mich erſuchen, heute um drei Uhr zu ihr zu kommen. Das war nicht abzulehnen!

Ich befand mich ſehr ſchlecht, fieberhaft und verſtimmt, fuhr aber doch um drei Uhr zur Großfürſtin, unterwegs ſtürzte das Droſchkenpferd und ich mußte den Reſt der Schritte zu Fuß machen. Die Großfürſtin lag auf dem Sopha, ſie iſt krank und liegt faſt immer, fährt nicht aus, und erholt ſich nur, um weiter zu reiſen, nach Zichl. Sie empfing mich mit ſanftem Vorwurf, ob ich denn ihrer gar nicht mehr gedenke? Wir ſprechen von ihrem Zuſtande, den Aerzten, von Prinzeſſin Wilhelm, der Herzogin von Naſſau, Herrn von Madai, von Rußland, Preußen, Reichsſtänden, Synoden, Bülow, Canitz ꝛc. Sie fragt nach meinen ruſſiſchen Verbindungen, nach meiner Geſundheit,

meinen Arbeiten, Sommerplanen ꝛc. Freies, unbefangenes, vertrautes Geſpräch! Die Großfürſtin iſt ganz dieſelbe, wie ich ſie ſchon geſchildert. Nach fünf Viertelſtunden empfehl' ich mich. — Sie hat im vorigen Jahre Herrn von Madai nach Italien zu ſich gerufen, will ihn dieſes Jahr von Kiel nach Iſchl kommen laſſen. — Die junge Großfürſtin Katharina kam vom Muſeum, ſie erinnerte ſich meiner von Kiſſingen her.

Der Miniſter von Nagler iſt heute Nachmittag geſtorben, ſanft eingeſchlafen.

Montag, den 15. Juni 1846.

Ich beſuchte den ruſſiſchen Grafen von Keyſerling, der von Foſſilien umgeben war. Verſtändiges Geſpräch. Profeſſor Mitſcherlich kam dazu. Der Graf wurde zur Großfürſtin gerufen. Wie man ſich auf die Zeitungen verlaſſen kann! In der Voſſiſchen ſtand, der Fürſt von Wittgenſtein habe der Großfürſtin und ihren Töchtern, wie auch den Meiningen'ſchen Herrſchaften ein Gaſtmahl bei Kroll gegeben; dies iſt in Betreff der ruſſiſchen Prinzeſſinnen gänzlich unwahr. Die Großfürſtin Helene hat, ſo lange ſie hier iſt, das Hotel nicht verlaſſen. Der König hatte ſie eben beſucht, als ich bei Keyſerling war. Als ich weggehen wollte, traf ich den Geſandten von Meyendorff, der mich lange aufhielt, nach vielem befragte ꝛc. — Auf der Straße nach ein Uhr begegnete ich dem Biſchof Neander nebſt noch einem Geiſtlichen, die ſehr vergnügt ſchienen, dann dem Hofprediger Strauß, der ebenfalls munter lächelte; ich ſagte ihm, ſie müßten eine glückliche Sitzung gehabt haben, da ſie Alle ſo guter Dinge ſchienen, er meinte aber, das Vergnügen beſtehe darin, ſchon um eins nach Hauſe

zu kommen, da man gefaßt gewesen, bis um drei Uhr zu sitzen. — Den Präsidenten von der Reck ganz munter spazirengehend angetroffen, vor sechs oder acht Wochen glaubte er zu sterben, und sank mit dem Ausrufe: „Kinder, nu holt mir der Deibel!“ zusammen.

Der König hat in seiner Ansprache an die Synodenleute sich besonders an den Königsberger Bürgermeister gewendet und den sehr heftig angeschnauzt; „Irrthümer kann ich verzeihen“, sagte er unter andern, „Frechheiten niemals“; die Sache machte einen peinlichen Eindruck auf alle Anwesende.

Ob Schmückert oder der Graf von der Gröben die Stelle Nagler's bekommen wird? Ich erwarte, daß Gröben sie bekommt. Die Prinzessin Wilhelm soll sterbend auch das sich ausgebeten haben!

Die Geistlichen besuchten die Synodensitzungen anfangs im Priesterrock, jetzt kommen sie in bürgerlicher Kleidung. Die ganze Geschichte hat nicht viel mehr auf sich, man möchte sie fallen lassen. Der König selbst hat den Leuten nun auch gesagt, zu entscheiden hätten sie nichts! Natürlich, dieser Versammlung, wie sie sich wider Erwarten gezeigt hat, will man Ansehn und Macht eher nehmen als geben!

Berliner Witz: „Die erste Sitzung war ein Stangenklettern nach dem rothen Adlerorden.“ — „Jetzt haben wir die Pharisäer und Schriftgelehrten hier, nachher kommen die Zöllner.“ (Die Abgeordneten des Zollvereins.)

Auf den goldnen Adler an der Ecke des Schloßgeländers: „Der größte Eckensteher“. — „Nun weiß man doch, wie das Hotel heißt, das Schild sagt: ‚Zum goldnen Adler‘.“

Schwierigkeiten wegen der neuen Bankverfügung; zwei

Mitglieder der Schuldenverwaltung wollen ſich nicht überzeugen, daß die Ausgabe von Bankzetteln keine neue Staatsſchuld ſei, und berufen ſich auf ihren Eid.

Mittwoch, den 17. Juni 1846.

Scherze über die Synode. Jeder Tag ſtreift ihr etwas von ihrer Würde ab, giebt ihr mehr Weltlichkeit. An den Tiſch des Herrn gehen ſie nicht mehr, deſto fleißiger an den des Miniſters. Bei Gott dem Sohne ſeien ſie geweſen, aber Gott der Vater und Gott der Heilige Geiſt haben ſie noch nicht eingeladen.

Donnerstag, den 18. Juni 1846.

Beſuch vom Grafen Archibald von Keyſerling, der mir ſeine kriegsgeſchichtliche Arbeit über die Streifzüge des Generals von Thielmann als fertig anmeldet. Er ſagt mir, der Miniſter von Canitz habe wieder das kalte Fieber, einen zweiten Rückfall! Aus früheren Verhältniſſen ſehr vertraut mit Canitz, hat er ihn neulich daran erinnert, daß derſelbe einſt, als er eben den Annendegen bekommen — er war höchſtens Rittmeiſter — mit Geringſchätzung von dieſer Ehre geſprochen und die kleine Dekoration am Knopfloche ſpottweiſe „die Warze“ genannt habe, darauf aber, als jener gefragt, welchen Orden er denn haben möchte, raſch in den Ausruf ausgebrochen ſei, „den ſchwarzen Adlerorden“! Dem ſei er nun in der That ganz nah. Canitz that, als wenn ihm jetzt grade gar nichts mehr an dem ſchwarzen Adlerorden liege; aber Keyſerling meint, der Ehrgeiz verzehre ihn, und nur aus Ehrgeiz habe er

sich unter die Frommen begeben, denn daß es ihm mit dem Glauben ernst sei, könne man unmöglich annehmen, er habe viel zu viel Verstand!

Die Briefe Goethe's an Frau von Grotthuß zur Herausgabe durchgesehen und bevorwortet.

Unwahrscheinlich, daß der Prinz von Preußen nach St. Petersburg reist, obgleich es allgemein so heißt, auch schon in den Zeitungen steht.

Die Leute sagen, der König habe gar nichts anderes jetzt im Sinn, als sich nur jeden Tag durch mannigfache Festlichkeiten und Schaubilder zu vergnügen und zu zerstreuen. Die Wasserfahrten sind jetzt in Potsdam an der Tagesordnung.

Dagegen bringt heute die „Staatszeitung" eine weitläuftige Verordnung, wie es künftig mit den Beförderungen und Prüfungen zur höheren Verwaltung gehalten werden soll. Wenn es streng darnach geht, so werden die Räder der Staatsmaschine alle trefflich gearbeitet sein und trefflich gehen, — bis etwas bricht. Wir nähern uns dem Chinesischen. Wie wär' es mir schrecklich, sollt' ich jetzt eine Staatslaufbahn beginnen! Ich begreife nicht, wie die jungen Leute sich durch alle diese Prüfungen durchwinden. Und die Vornehmen, Begünstigten, finden auch hier wieder ihre Rechnung!

Sonnabend, den 20. Juni 1846.

Heute kam Herr Kuranda zu mir; ich gab ihm die Briefe von Goethe an Frau von Grotthuß für die „Grenzboten". Nachrichten über die Somnambüle, welche der Brüsseler (jetzt Pariser) Arnim im Hause hat; Betrug, den sie dem Herrn Rothomb gespielt, bei dem ihr Schwager

im Dienſt war und durch den ſie Haus und Familie kannte, während ſie that, als habe ſie nie von Nothomb etwas gewußt! Sie heißt Madame Iſche, iſt aber eigentlich nicht verheirathet.

Der König ſoll äußerſt ärgerlich darüber ſein, daß ihm die Generalſynode ſo mißlingt. — Nun hat er auch den Verdruß, daß ihm Schelling nicht zu Danke ſchreibt, der in ſeiner Vorrede zu den hinterlaſſenen Schriften allerlei ſagt, was ihm die herrſchende Parthei verübeln muß. Schelling widerſpricht der ſtarren Orthodoxie, will für die Wiſſenſchaft in Betreff der Religion beſondre Freiheit, redet dem Pantheismus das Wort, will nicht, daß die Regierung das Kirchenregiment aus der Hand gebe. Es wird für Schelling unleidlich und ihm zu beſchämend, ſich mit unſern gemeinen Pfaffen und Heuchlern zuſammenwerfen zu laſſen; er will ſich wieder einmal etwas zeigen.

Der achte Band von Fichte's Schriften, womit die Ausgabe vollſtändig iſt. Ein Labſal in der dürren Zeit! Hier ſteht S. 385 auch folgende, im Jahr 1806 geſchriebene, bisher noch ungedruckt geweſene Stelle: „Einem der verworrenſten Köpfe, welche die Verwirrung unſerer Tage hervorgebracht, Friedrich Wilhelm Joſeph Schelling, konnte es gelingen, durch das Geſpenſt eines Subjektivismus der Wiſſenſchaftslehre, welches lediglich in ſeinem großen Unverſtande ſich erzeugt hatte, ſelbſt dieſe (die ſpäter nach Kant Gebildeten) durch ſeine Autorität zu einem Irrthume zurückzubringen, welchen durch ſich ſelbſt zu faſſen ſie doch zu verſtändig waren, und dieſelben von Kant und der Wiſſenſchaftslehre zu Spinoza und Plato zurückzuſcheuchen, bloß weil durch die noch tiefere Unwiſſenheit, wovon eigentlich die Rede ſei, der Mann mit noch größerem Muthe

ausgerüſtet wurde." Und ſo geht es fort. Man ſieht, Schelling hatte ſchon lange ſeinen Mann gefunden!

Sonntag, den 21. Juni 1846.

Graf Archibald von Keyſerling kommt und bringt mir den Anfang ſeines Manuſkripts, die Schilderung der Thielmann'ſchen Streifzüge; er lieſt mir einiges vor, nachher leſe ich das Ganze mit Sorgfalt durch; er ſchreibt natürlich, lebhaft, anſchaulich, nicht kunſtgerecht, im Gegentheil oft unbeholfen, aber das Ganze gewinnt eher dadurch, man ſieht, daß es nicht zurechtgemacht iſt. — Brief aus Breslau von Profeſſor Guhrauer, nebſt ſeiner „Commentatio historico-litteraria de Joachimo Jungio", die ich ſogleich mit großem Vergnügen durchleſe und dabei die Stellen von Goethe und Bacon nachſchlage. In ein ſolches Leben und Treiben vergangner Zeit und die eigenthümlichen Geſchicke eines ſolchen Mannes zu blicken, der zu den ausgezeichnetſten der Nation gehört, wie man ſieht, aber nicht den Namen davon hat, iſt mit einem wehmüthigen Reize verknüpft, der ſich mir dadurch erhöht, daß mir Gießen und Hamburg, wo er zumeiſt wohnte und wirkte, ſo wohlbekannt ſind. Es iſt ordentlich ein Troſt, in dieſem Leben wie in dem des Dichters Flemming zu ſehen, daß in den verwüſtenden Gräueln des Dreißigjährigen Krieges die Wiſſenſchaft und die Poeſie unter den Deutſchen ihr beſonderes Leben glücklich fortſetzten und ſogar Schutz und Nahrung von der Obrigkeit fanden. Daß die meiſten Handſchriften von Jungius in einem unglücklichen Brande bei ſeinem Schüler Vagetius, der ſie herausgeben wollte, verloren gingen, iſt ein wahrer Jammer!

Die „Staatszeitung“ liefert heute Abend die Rede, welche der König am 11. Juni auf dem Schloſſe den Mitgliedern der General-Synode gehalten hat. Von allen bekannt gewordenen Reden des Königs iſt unſtreitig dieſe die matteſte, gehaltloſeſte, verworrenſte.

Ich ging Abends, als es etwas kühl geworden, allein mit Bello unter die Linden zu Kranzler. Dort ſaß ich lange, ſprach Herrn Wolff, Profeſſor Dirichlet. — Durch das offne Fenſter hinter mir hört' ich jemanden ſagen, die Rede des Königs ſei eine konfuſe Salbaderei, ein leeres Geſchwätz! Eine andre Stimme entgegnete — ſie war die eines ältern Mannes —, die Rede ſpreche von der evangeliſchen Kirche, wie der Unteroffizier in Tieck's „Zerbino“ von der Parole. Das Zitat machte, daß ich mich umſah, der Sprecher aber entzog ſich meinem Anblick.

In Fichte geleſen. Die Polemik gegen Schelling iſt von unwiderſtehlicher Kraft und fällt wie ein Keulenſchlag auf die jetzigen Verhältniſſe.

Franzöſiſche Geſchichte, Denkſchriften und Auszüge durchgeſehen. Voltaire's Verdienſt um die franzöſiſche Geſchichtſchreibung. Man muß ſich nur nicht an die Worte und Redensarten ſtoßen, welche die Zeit jedem aufnöthigte, der überhaupt reden wollte.

Dienstag, den 23. Juni 1846.

Geſtern Beſuch von Herrn Kuranda, er bringt mir die „Sonntagsblätter“ von Frankl, in denen die Briefe von Goethe an Frau von Eybenberg ſtehen, bis jetzt erſt drei. Kuranda fürchtet das Verbot ſeiner Zeitſchrift, will aber keine Nachgiebigkeit zeigen; auch ihm ſelber macht man Schwierigkeiten wegen ſeines hieſigen Aufenthaltes.

Madame Louise Aston ist durch die Polizei wirklich von hier weggewiesen worden.

Herr Wehl kam zu mir um Abschied zu nehmen; er geht nach Magdeburg, seine Festungshaft anzutreten, gutes Muthes, ja ganz lustig, fast würde es ihm leid sein, wenn nichts daraus würde! Er will die Zeit zum Studiren anwenden.

Heute Besuch vom alten Grafen von Bothmer; seine Schwester, die blinde Gräfin von Rantzau, ist im sechsundsiebzigsten Jahre gestorben. Er reist noch immer auf der Spur des angeblichen Grafen von Brisberg, der sich mit einer Helgolanderin hat trauen lassen und später davongegangen ist. Ein Bildniß von ihm dient zur Leitung, der Graf hat es lithographiren lassen, es zeigt mehrere Narben von Wunden, spanische Generaladjutantenuniform. Der Graf will in Schlesien die Schäfereien des Fürsten Lichnowsky besehen, bei der Gelegenheit auch dessen Schlösser, Familienbildnisse, vielleicht sieht er ihn selbst.

Große Nachricht, daß der Bildhauer Tieck, siebzig Jahr alt, ein vierundzwanzigjähriges Fräulein Pätsch heirathet, Glossen darüber; für Frauen ist doch Heirath das wichtigste Gespräch!

Ein Schäfer hatte in die Zeitungen die Nachricht eingeschwärzt, der Minister Eichhorn habe an die hiesige theologische Fakultät ein tadelndes Reskript erlassen, weil niemand von ihren Mitgliedern sich bei Marheineke's Leichenbegängniß eingefunden; heute sagt die „Staatszeitung", die Sache sei nicht wahr.

Der König hatte in Magdeburg mit dem Oberbürgermeister Franke ein heftiges Gespräch, man hörte draußen von beiden Seiten laute Stimmen, leidenschaftliche Ausdrücke. „Es hörte sich so an, daß man jeden Augenblick

fürchten mußte, die Thüre würde sich öffnen und Einer herausgeschmissen werden", man hörte Franke'n laut sagen, über die Religion habe kein Fürst Gewalt, und hier am Orte stünden mit ihm dreißigtausend Köpfe in gleicher Ueberzeugung, sie würden Stimme und Arme kräftig für ihre Glaubensfreiheit erheben ꝛc. Zuletzt besänftigte sich der Lärm und der König gab Franke'n zum Abschiede die Hand, und sagte vor allen Leuten: „Nun, mit uns bleibt's beim Alten!" Die Geschichte macht schlechten Eindruck.

Mittwoch, den 24. Juni 1846.

Besuch vom Grafen von Bethmer; merkwürdige Mittheilungen aus den verschiedensten Fächern, von Göttingen her, Spanien, England, Lübeck, Hamburg ꝛc. Mit Humboldt hat er in Göttingen vergnügte Tage erlebt, als dieser in Begleitung des Ministers von Hardenberg aus Franken dorthin kam. Der Graf von Rantzau, welcher den Nachlaß Schlabrendorf's besitzt, ist Bethmer's Neffe und wohnt auf dessen Gütern. Bethmer will ihm wegen der Papiere schreiben.

Das kühle Wetter bewog mich zum Ausgehen. Besuch bei Wittgenstein, wo ich lange blieb. Er erzählte mir hundert Geschichten, zum Theil wichtige, von Hardenberg, Stein, Struensee, dem Vater des Baron Delmar — Salomon Moses Levy, der dem Staate die wichtigsten Dienste geleistet habe —, vom Feldmarschall Kalkreuth, Herzog von Braunschweig ꝛc. Er gab mir drei Bände der neuen Ausgabe Friedrich's des Großen mit.

Man will durch den Telegraphen schon die neue Pabstwahl wissen. — (Pius der Neunte.)

Freitag, den 26. Juni 1846.

Belgien hat erklärt, an ſeinen Gränzen von Reiſenden keine Päſſe mehr zu verlangen. Ungeheurer Schritt! Wie lange jedoch wird es dauern, bis wir dahin kommen!

Der König ſoll bei der geſtrigen Waſſerfahrt ſehr vergnügt geweſen ſein; Potsdam war übervoll. — Sonſt nichts Erfreuendes aus jenem Kreiſe; das Regierungsweſen lahmt, und wo es geht, da geht es in falſcher Richtung. Die Synode liegt wie eine Mißgeburt da, man weiß nicht, was man mit ihr anfangen ſoll, und möchte ſie begraben.

Die philoſophiſche Fakultät macht dem Miniſter Eichhorn ſcharfe Vorwürfe, er mißbrauche das wiſſenſchaftliche Inſtitut der Univerſität, um Angeſtellte für ſeine Verwaltung unterzubringen. Der elende Huber war der einzige Gegenſtimmende, aber grade er iſt ein ſolcher Untergebrachte!

Sonnabend, den 27. Juni 1846.

Friedrich Tieck's Hochzeit, die heute ſtattfinden ſollte, war ein Hauptgegenſtand des Geſprächs. Auch erzählte man viel von Potsdam, dem Waſſer-Corſo, dem Leben in Sansſouci, wo der König und die Königin ihre Zimmer dem Könige und der Königin von Sachſen — ihren Gäſten — geräumt haben. Während der zehntägigen Anweſenheit dieſer Gäſte würde im Kabinet — meint man — an keine Arbeit zu denken ſein! — Humboldt begleitet den König von Sachſen zu den mancherlei Sehenswürdigkeiten.

Montag, den 29. Juni 1846.

Den Rittmeiſter von Canitz geſprochen; ſein Vater hat eben heute wieder Fieberfroſt und iſt matt und verdrießlich. Er geht in wenigen Tagen nach Töplitz.

Die Flucht der Gefangenen aus Neiße macht großes Aufſehen; der König hat eine ſtrenge Unterſuchung anbefohlen, allein man glaubt hier allgemein, daß ihm die Flucht lieb ſei, daß er dazu Winke gegeben habe.

Bunſen ſoll von London hieherkommen, um ſtatt Eichhorn's die Synode zu präſidiren. Reumont ſoll inzwiſchen zu London die Geſchäfte führen, man ſagt von ihm, er ſei in größter Gunſt.

Jena, Dienstag, den 30. Juni 1846.

Heute früh um halb acht Uhr mit dem Eiſenbahnzuge von Berlin abgereiſt. — Mittags in Köthen unvermuthet vom Generallieutenant von Scharnhorſt angeredet, der ſich nach Berlin begab; der Hofmarſchall von Meyerink, von Karlsbad kommend, trat auch heran, dadurch wurde das Geſpräch auf Unbedeutendes beſchränkt. Ich fuhr dann weiter bis Weißenfels, wo ich Poſtpferde nahm, und kam Abends zehn Uhr nach Jena. Im Wagen allein, hatte ich alle Zeit zu mancherlei Betrachtungen, meine Stimmung war nicht freudig, aber Lärm und Zerſtreuung ließen überhaupt keinen dauernden Gedankengang aufkommen. Nur Gedanken, mit denen die Ausſicht friſcher Thätigkeit ſich eröffnet, erfreuen mich; alles, was bloß in Weisheit beſteht, iſt vom Uebel, iſt zum Einpacken.

Mittwoch, den 1. Juli 1846.

Der Markt, wo ich wohnte wie vor zwölf Jahren, war diesmal still und leer, keine Studenten zeigten sich; es war aber auch zu heiß, um in der Sonne sich aufzuhalten. — Besuche gemacht, beim Buchhändler Frommann, bei Professor Siebert, den ich nicht traf. Bei Dr. Friedrich Bran, der mir seinen schönen Garten zeigte, fand Siebert sich ein und wir brachten eine lebhafte halbe Stunde hin; Haus und Garten hatten ehemals dem Herrn von Kotzebue gehört, welch ein schlechtes Andenken unter so vielen guten! — Geh. Hofrath Eichstädt empfing mich sehr liebreich und sein Gespräch, das unwillkürlich eine philologische Wendung nahm, that mir ungemein wohl; er hat von Goethe einen großen Stoß von Briefakten, meist auf die „Litteraturzeitung" bezüglich; Friedrich August Wolf's wurde in großen Ehren gedacht; Eichstädt will künftig an mich schreiben und mancherlei bereden; er ist nicht gleichgültig für Ruhm, wünscht noch Wichtiges zu liefern, liebt übrigens das Leben und hofft auf noch höheres Alter. — In traurigem Zustande fand ich den Geh. Hofrath Luden, um so angenehmer war ihm mein Besuch und alles Tröstliche, was ich ihm sagen konnte. Er hat Herzkrämpfe, die ihn jeden Augenblick bedrohen; vor einigen Jahren war er durch einen Fall auf den Hinterkopf plötzlich vollkommen erblindet, auf zwölf Stunden nur. Er beklagte den Zustand der Litteratur, den Mangel an Aufmerksamkeit für sein Geschichtswerk, besonders für den Auszug aus dem großen; ich bin überzeugt, daß der Nichterfolg dieses Unternehmens eine Ursache seiner Krankheit ist, diese zehn Bände sind für ihn, was eben so viele unglückliche Schlachten und Gefechte für einen General. Schmerzlich rief er einmal aus: „Ach mit Ihnen hätte ich

in Briefwechsel bleiben sollen, warum hab' ich das nicht gethan?" — Seltsam, wie ich bei diesen Alten noch immer als ein Jüngerer gelte! — Krank fand ich auch den Geh. Hofrath Reinhold, der aber munter und tapfer sprach, wider Schelling loszog, aber auch wider Feuerbach ꝛc. — Ich eilte zu Frau von Wolzogen, die ich am Schreibtische sitzend in seinem sorgfältigen Anzuge fand, ganz wohlauf und ganz munter, zu jedem Gespräche bereit; sie verweilte mit besondrer Vorliebe bei den Erinnerungen an Schiller, sagte, der Druck seiner Briefe an Körner sei vorbereitet, freute sich Humboldt's, Wessenberg's, Tieck's, Schelling's, Cornelius', sprach mit Vergnügen von der Großherzogin und ihren Töchtern, mit denen sie in Briefwechsel steht, gedachte Allwinens sehr antheilvoll, beklagte die Polen und verwünschte die Russen, und wollte überhaupt alle Grausamkeit und Härte aus der Welt geschafft wissen. Zuletzt sprach die Achtzigjährige, deren Aeußeres ein noch weit höheres Alter andeutet, von ihrem Bedürfnisse, die große Natur zu sehen und in die Schweiz und nach Italien zu reisen! „J'y consens", sagte jener Aufwärter in Paris, als wir zum fünften- oder sechstenmale eine neue Portion Erdbeeren verlangten. — Gleich nach dem Mittagessen fuhr ich ab. In Kahla sprach der Postmeister sehr gescheidt über Land und Volk, aus seiner Fürsorge ist die Stadt mit Röhrwasser versehen und ein durch die Stadt fließender Bach eingefaßt; er behauptet, in jenem Theile von Thüringen wohnten zehntausend Seelen auf der Quadratmeile und der Verkehr sei außerordentlich belebt. — Abends in Schwarzburg, wo noch der dicke Gastwirth Hübner haust. Nachtansicht des Schlosses. Erinnerung an 1829! Ich bewohnte dasselbe Zimmer, Nahel eines nebenan.

Bamberg, Donnerstag, den 2. Juli 1846.

Früh das Schloß in Schwarzburg beſehen, nicht der Mühe werth. Dann abgereiſt nach Koburg. Schöne Wieſengründe neben den hohen Bergen. Die Schwarzach hatte nicht Waſſer genug, die Itz kümmerte ſich ebenfalls nur hin, die prächtigen Linden waren größtentheils ſchon duftlos. Etwas Regen. In Koburg zu Mittag, Wangenheim nicht da, ich daher ſogleich weiter. Um ſieben Uhr in Bamberg; ein Neuling von Poſtillon fuhr mich auf das entfernte Poſtamt, anſtatt in's Deutſche Haus, wo die Poſtpferde ſtehen, mit vielem Zögern wurde ein Thorweg aufgemacht, wir fuhren in einen öden Hof, ein Hausknecht ſah uns verwundert an, ich beeilte friſche Pferde, er beſprach ſich mit dem Poſtillon, der ſie beſtellen ſollte, daher ſein Trinkgeld empfing und eiligſt fortritt. Wir verlangten nach Kaffee, in einer halben Stunde ſollte er zu haben ſein; das war zu lang, und er wurde abbeſtellt; da fragte man, warum wir nicht am Deutſchen Hauſe angefahren ſeien, da würde alles bereit geweſen ſein! Da ich hörte, der Poſtillon ſei zum erſtenmal in Bamberg, ſo wurde mir ſeine Pferdebeſtellung zweifelhaft, ich verlangte heftig nach dem Poſtmeiſter, der aus der Tiefe eines großen Gartens gerufen wurde, das Mißgeſchick anheilvoll vernahm und ſogleich nach Pferden ſchickte, mich unterdeſſen in ſeinen Garten einlud. Nicht fünf Minuten vergingen, ſo kam unerwartet der abbeſtellte Kaffee, wurde in einer Laube aufgetragen, wo eine Dame ſaß, die fliehen wollte, was ich aber nicht zuließ. Der Poſtmeiſter ſtellte ſie mir vor, Fräulein von Spieß, ich mußte auch meinen Namen ſagen, der wohlbekannt war, auch des Poſtmeiſters Vater, Herr von Stengel, erwies ſich als ein mir altbekannter, der Kaffee war vortrefflich, Bello bekam Milch und erweckte große Theil-

nahme. Wir ſchieden vergnügt, denn auch die Pferde waren ſchon eingetroffen, und kaum hätten wir ſchneller abgefertigt ſein können. Daß der Irrthum des dummen Kerls uns ſo zum Guten eingeſchlagen war, gab uns heitre Stimmung.

Weinsberg, Freitag, den 3. Juli 1846.

Nachdem wir die Nacht durchgefahren, kamen wir frühmorgens nach Würzburg, ich hätte einige Stunden warten müſſen, um Profeſſor Hoffmann zu beſuchen, und fuhr alſo gleich weiter. Ueber Euerhauſen nach Mergentheim, wo eine Art Rakotzi-Quelle viele Badegäſte verſammelt, und über Oehringen nach Weinsberg, wo ich um neun Uhr vor Kerner's Hauſe hielt. Freudige Ueberraſchung und herzliche Begrüßung, ſeine Frau „das Rickele" wurde herbeigerufen, dann der Sohn Theobald, und eine Weile nachher kam auch deſſen Frau. — Kerner'n fand ich beſſer, als ich vermuthet, er geht rüſtig umher, verſieht ſein Amt, lieſt und ſchreibt, der ſich bildende Staar ſcheint nur äußerſt langſam vorzuſchreiten, vielleicht ſteht er ſtill, aber die Verſtimmung iſt groß und Kerner ſieht in der Zukunft nur trübe Bilder, denn mehr noch als um ſich ſelbſt iſt er für ſein Rickele beſorgt, deren Befinden er mit ſtetem Mißtrauen beobachtet.

Weinsberg, Sonnabend, den 4. Juli 1846.

Unruhige Nacht, Lärm, Schlafloſigkeit. Der Nachtwächter ruft hier: „Hört ihr Chriſten, laßt euch ſagen, unſere Glock' hat zehn geſchlagen, wohl um zehne!" Um vier Uhr ſtand ich auf, um ſechs Uhr war Kerner bei mir. Erzählung

von seines Freundes Niembsch von Strehlenau Krankheit, die er für unheilbar hält. Erzählung von seiner Bekanntschaft mit Klemens Brentano, dessen grobem Auffahren, Nachgeben, Todesfurcht, — unter einer Fluth von Thränen rief er jammernd: „Ach, es ist gewiß, ich muß sterben!“ und er war gar nicht krank! Auch mit Theobald hat er einige Fahrten gehabt und wollte ihn katholisch machen; dann schimpfte er wieder auf die Kirche und sagte die frevelhaftesten Sachen. Kerner sagt, er sei als ein boshafter Verrückter anzusehen.

Wir aßen im kleinen Garten. Um die Weidertreu zu besteigen, war es zu heiß, wir bestiegen aber Kerner's alten Thurm, in dessen Verließ während des Bauernkrieges der Graf von Helffenstein gefangen lag, und von da heraus zu seinem schrecklichen Tode hervorgeholt und durch die Spieße gejagt wurde! Das waren Zeiten! Und können sie nicht wiederkehren?

Ein Hamburger hatte sich aus Heidelberg eingefunden und war Kerner's Gast wider dessen Willen. Er wurde, trotz mancher harten Beschwerde, die man gegen ihn hatte, mit unübertrefflicher Güte behandelt. Beispiellos ist auch die Sanftmuth und Liebe, mit der die gestörte Gräfin von Buol, welche Kerner bei sich im Hause hat, behandelt wird. Rickele sorgt wie eine Mutter für sie, widmet ihr alle Zeit, spielt mit ihr; die Arme ist auch voll Zutrauen, will nicht aus dem Haus, ist freundlicher und sanfter geworden, sonst aber bei fünfzig Jahren wie ein Kind von fünf Jahren. — Abends saßen wir in lieblicher Abendkühle unter Bäumen, durch die der Mondschein brach; nun mußt' ich erzählen, von Rahel, von Bettinen, dann Fragen über Goethe beantworten, und da ich ihn durchgängig pries und rechtfertigte, jauchzte Theobald's Frau laut auf,

denn sie ist von jeher eine leidenschaftliche Verehrerin Goethe's.

Weinsberg, Sonntag, den 5. Juli 1846.

Zu Mittag kam von Heilbronn Kerner's Schwiegersohn, der Kaufmann Giell, nebst seiner Frau, beide sehr angenehm und tüchtig. Der andre Schwiegersohn, Dr. Riethammer in Heilbronn, ist mit seiner Frau in Kreuth. — Nachmittags Besuch bei Herrn Fetzer, der mich in Kissingen besucht hatte. Dann kamen aus Heilbronn Professor Christian Märklin, Justizrath Rümelin und Professor Rümelin, Vater und Sohn, letzterer hatte mich in Berlin ehmals besucht. Wir kamen bald in ein ernstes politisches Gespräch, untersuchten den Gesammtzustand von Deutschland, the state of the nation, wie in englischen Parlamentsdebatten, und kamen, uns selbst unerwartet, zu dem allerklaglichsten Ergebniß! Wir mußten uns bekennen, daß wir als Nation erbärmlich dastünden, in nichts vereint als in Einbildungen und elender Geduld, in allen Dingen gehemmt, betrogen, gefoppt, in nichts gefördert oder gestützt, für alle Launen des Schicksals bereit gehalten. Preußen hat alles Vertrauen verloren, man verachtet unser Treiben und verspottet es! Ueber die Synode wurde viel gesprochen, die Leute wissen alles, was man bei uns darüber weiß. Marheineke wird betrauert, Eichhorn geschmäht, Schelling gehaßt. Ein Sohn Schelling's, Diakonus in Weinsberg, ein sehr beschränkter Mensch und Pietist, der aber in Strauß's Gegenwart das Maul nicht aufzuthun wagt, reiste grade den Abend zum Besuch der Eltern nach Berlin ab. — Wieder ein herrlicher Mondscheinabend, wir saßen lange im Freien, unter vertraulichen Gesprächen. Kerner hat in sein kleines

Weinsberg ein großes Leben verſammelt, die vornehmſten Beſuche und Verbindungen ziehen ſich durch dieſe Idylle. Er gab mir ſeine Briefſchaften zu durchblättern, und Briefe einer Gräfin von Kielmannsegge in Dresden zum Leſen mit auf die Reiſe. Alle Jugendfreunde wurden beſprochen, hundertmal der Name Roſa Maria's genannt! — Ein Ausſchnitt von ihr hing unter Glas und Rahmen in dem kühlen Zimmer, wo ich gleich nach dem Eſſen eine Stunde auszuruhen pflegte, aber nicht einſchlief, weil Gedanken und Eindrücke mich wach hielten.

Darmſtadt, Montag, den 6. Juli 1846.

Ich wollte nicht länger die Brunnenkur aufſchieben und beſtand auf der Abreiſe. Ein Gewitter hatte während der Nacht die Luft abgekühlt und der Himmel war bedeckt. Ich hätte es nicht beſſer zu beſtellen gewußt! Kerner brachte mich bis Heilbronn, ich fuhr mit ihm in ſeinem offnen Wagen. In Heilbronn beſahen wir die Kiliankirche und von außen das Rathhaus. Strauß war verreiſt. Kerner wußte nicht Ausdrücke genug, der Freude, des Dankes, des Troſtes, daß ich ihn aufgeſucht, und er wollte nun auch auf wiederholtes Wiederſehen rechnen, nicht bloß im Hades oder Mittelreich; denn dieſe Vorſtellungsweiſe, deren Willkür er in ſeinem ſonſtigen Freidenken vollkommen einzuſehen ſcheint, drängt ſich ihm doch in alles ein! — Ich fuhr in Kühlung und Regen nach Heidelberg, dort ſollte Frau von Dudevant erwartet werden, aber die Nachricht war ganz unverbürgt, dagegen Frau von Chézy gewiß anweſend, und da Paulus, Gervinus und Schloſſer nur mit vielem Aufenthalt und großer Beſchwerde zu beſuchen waren, ſo fuhr ich gleich weiter, bis Darmſtadt,

wo ich einkehren mußte, um nicht mitten in der Nacht in Homburg anzukommen. — Besuch bei Herrn Professor Wagner, der mir seine litterarischen Plane mittheilt, die Briefschaften Höpfner's zeigt ꝛc. Großes Lob der Tüchtigkeit Duller's.

Homburg, Dienstag, den 7. Juli 1846.

Früh von Darmstadt fort. In Frankfurt nur Pferde gewechselt. Von Frankfurt bis Homburg sechs- bis siebenmal Chausseegeld, eine wahre Schande für die Fürsten, deren Gebiete sich in schmalen Streifen über diesen Raum von zwei Stunden hinziehen, und die wie rechte Wegelagerer die Reisenden brandschatzen und aufhalten! Und so was bleibt ewig, niemand denkt daran, eine solche Unanständigkeit abzuschaffen, niemand schämt sich dieser gemeinen Habsucht!' Die Sache ist nicht unbedeutend, denn an solchen Fäden spinnt sich eine Unzufriedenheit fort, die einst zum harten Stricke wird; diese Chaussee-Einnahmen erinnern uns, wie man mit uns umspringt, und wer und wie diejenigen sind, die es thun! — Um zehn Uhr angekommen, bei Herrn Thurneyssen vorgefahren, der mir eine Wohnung in demselben Hause genommen, wo ich voriges Jahr gewohnt, aber andre Zimmer. — Ich packte aus, zog mich um und machte einen Gang auf die Terrasse, wo mich der General von Perponcher anredete, mit dem ich mich eine gute Weile unterhielt. Es war ein Uhr geworden, und ich versuchte im Kursaale zu essen, konnte es aber nicht aushalten, der Lärm und die Hitze machten mir solche Angst, daß ich vor Ende der Tafel aufstehen und das Freie gewinnen mußte. — Nachmittags brachte mir Ganzmann zwei Briefe von der Post, beide frankirt,

aber weil ſie einen Tag hier gelegen, mußten für jeden Brief vier Kreuzer Lagergeld bezahlt werden, als ob es Säcke Wolle oder Fäſſer Bier wären! Auch das brächt' ich im deutſchen Parlament zur Sprache, und wie vieles noch! Ich bin aber nicht Mitglied, das iſt ſchade! — Die Nachricht von Reumont's Adelung — an ſich ohne Bedeutung — war mir ein Feuerzeichen in der Nacht! Das wird in weiter Ferne geſehen und verſtanden! — Ich blieb Abends zu Hauſe und legte mich früh ſchlafen. Vorher noch in des Fürſten von Wallerſtein's „ächten Erläuterungen und Zuſätzen" geleſen, ſie ſind nur als Manuſkript gedruckt. — Homburg ſcheint mir nicht ſehr gefüllt, beſonders nicht von guten Gäſten, die ſchlechte Sorte ſcheint völlig die Oberhand zu haben.

Homburg, Mittwoch, den 8. Juli 1846.

Nachmittags auf der Terraſſe zum Kaffee. General von Perponcher erzählt mir ſehr anziehend von ſeinen Feldzügen, alles Genauere von dem unglücklichen Zuge der Engländer 1809 nach Walcheren ꝛc. Herr Thurneyſſen und unvermuthet auch Herr Dr. Zinkeiſen, Redakteur der „Staatszeitung", da wird politiſirt, aber nicht zur Erheiterung! — Herrn Haumann wollt' ich beſuchen, doch nur die Frau iſt hier. Bekanntſchaft gemacht mit Madame Bochmühl und Tochter aus Elberfeld; ſie verſichern, das Anſehn des Kanzelwütherichs Krummacher, den man auch dort als einen Heuchler erkennt, nehme bedeutend ab. Herrn Feldmann aus Elberfeld geſprochen, einen Herrn aus Kaſſel, deſſen Name mir nicht einfällt. Thee getrunken im Freien und dann nach Hauſe.

Homburg, Donnerstag, den 9. Juli 1846.

Zum erstenmale den Brunnen besucht. Es war leer dort und ich sah nur wenige Bekannte, doch zuletzt noch Frau von Nellessen, die eine lebhafte Freude zeigte, sehr wohl aussah und anmuthig sprach. — Besuch des Hauptmanns von Silber, der mir zuvorkam. Um halb zwölf Uhr ging ich auf das Schloß zum Landgrafen, der erst vorgestern von einer Reise zurückgekommen ist. Wir sprachen von seiner Schwester, von Tettenborn, der Verlust beider schmerzte ihn sehr. — Er zeigte viel Belesenheit in meinen Sachen, fragte mancherlei darauf Bezügliches, knüpfte Bemerkungen an. Die Prinzessin Wilhelm hatte Kerner'n erzählt, sie sei in ihrer Kindheit, als sie vor den Franzosen plötzlich flüchten mußte, durch den Schrecken eine Zeitlang wie wahnsinnig gewesen und späterhin durch eine Hellseherin, zu der man sie nach Mainz gebracht, geheilt worden; ich sollte den Landgrafen um nähere Angaben ersuchen, er wußte aber von der ganzen Sache nichts, die er jedoch keineswegs in Zweifel zog. — Nachmittags auf der Terrasse wieder mit Herrn Thurneyssen; dann sprach mich Herr Oberbergrath Böcking an, der nur als Durchreisender bis zum Abend hier war; mit ihm ging ich spaziren und kam bald in lebhaften Streit mit ihm, gegen seine Forderung von Schutzzöllen behauptete ich die Handelsfreiheit, bestritt den Nutzen unbeschränkten Gewerbfleißes ꝛc. Wir waren über die Thatsachen nicht einig, noch weniger in den Folgerungen. Er ist ein verworrener Kopf, klug in seiner Art. Merkwürdig war mir, was er von seinen persönlichen Sachen erzählte; der Minister Flottwell erlaubte ihm nicht in Berlin zu bleiben, der König aber; darauf wurde er pensionirt mit vollem Gehalt, den ihm der König zu diesem Zweck eben erst um dreihundert

Thaler erhöht hatte. Bei der letzten Zollkonferenz in Karlsruhe war er als Privatmann dort, aber der König ließ ihm durch die Gesandtschaft ungnädig eröffnen, er solle Karlsruhe augenblicklich verlassen; er blieb aber doch noch zehn Tage, mit des jungen Canitz Bewilligung, damit kein Aufsehen entstünde! — Dr. Zinkeisen gesellte sich zu uns, die neue Zeitung wurde besprochen, die vom 1. Oktober an in Berlin erscheinen soll, und ihr dieselbe Prognosis gestellt, wie der „Staatszeitung", dem „Rheinischen Beobachter" ꝛc. Merkwürdige Mittheilungen: der Dsalynski'sche Brief über die Bauernaufstände in Galizien ist von Seiten des Königs in die Zeitung befördert worden, die spitzen Anmerkungen zu dem Gegenartikel des „Oesterreichischen Beobachters" hat wirklich der Minister Canitz eigenhändig geschrieben; in den Zeitungssachen weiß keiner der höheren Beamten aus noch ein. Ich fragte, was denn Ranke zu all den Dummheiten derer sage, die er als seine Gönner verehre, denen er huldige, und die Antwort war: der will nie von diesen Sachen reden. „Lassen Sie mich in Ruhe, ich will nichts hören, was gehen mich die Geschichten an", ruft er aus und giebt so wenigstens negativ seine Leute preis. Ueber Reumont wird viel glossirt; daß er ein Jesuit sei, wird als ausgemacht angenommen; man versichert, noch weit Höherstehende seien Jesuiten und also Revolutionairs, denn sie und nur sie brächten alles zum gewissen Umsturz; man suche sich geflissentlich die Leute aus, die den Staat verderben, den Thron untergraben, zuletzt freilich träten immer die Massen auf, aber dies sei nur die Folge von jenem verkehrten Wirken. — Noch ein Geschichtchen vom Rhein: Als der König zuletzt am Niederrhein war, ließ er sich viele Leute vorstellen, und bei einem Namen, den er nicht deutlich vernahm, fragte er

den Mann ſelbſt, der darauf ſeinen Namen ſagte und hinzufügte „Landtagsabgeordneter“; der König, der nun wußte, wer vor ihm ſtand, ſagte trocken: „Ich habe Sie gefragt, wie Sie heißen, und nicht, wer Sie ſind!“ wandte ſich kurz ab und ließ den Mann ſtehen. Es war Beckerath aus Krefeld, der ſchon lange durch ſeinen Freiſinn mißfallen hatte. Drei Wochen hernach empfing er doch den rothen Adlerorden dritter Klaſſe. Hinwieder iſt er Verfaſſer der beißenden Antwort an den Miniſter Flottwell.

Homburg, Sonnabend, den 11. Juli 1846.

Die Prinzeſſin von Preußen, vorgeſtern ſpät angekommen, war ſchon geſtern am Brunnen, heute kam ſie, als ich eben heimkehrte, ich ging ihr aus dem Wege, die alten Redensarten widern mich an; auch Herr von Witzleben, der hinter ihr herſtapelte, ſah mir wie eine abgedroſchene Redensart aus. — Mit Zinkeiſen geſprochen, mit einem Elberfelder, der mir techniſche Sachen mit Kenntniß erörterte.

Im Leſezimmer die Zeitungen durchgeſehen. Sehr überraſcht hat mich die den badiſchen Ständen durch den Miniſter von Tuſch mitgetheilte preußiſche Erklärung, die Wegweiſung Itzſtein's und Hecker's von Berlin ſei von der preußiſchen Regierung mißbilligt worden, und am wenigſten ſei eine Ehrenkränkung beider Männer damit gemeint geweſen. Die Rede Welcker's über die ſchandbare Geſtalt des Bundestages hat mir auch ein wenig das Blut erwärmt!

Homburg, Sonntag, den 12. Juli 1846.

Früh am Brunnen getrunken, es war kühl, und ich hielt mich nicht länger auf, als nöthig. Als ich zurückging, kamen viele Leute erſt. Mit General von Perponcher geſprochen, mit Herrn von Oechsner, mit Frau von Nelleſſen. — Neben mir wohnt eine holländiſche Dame nebſt Tochter, an Wochentagen lieſt die Tochter mit ſchlechter Geläufigkeit und Eile ihr franzöſiſche Romane vor, heute mit lächerlichem Pathos höchſt langſam die Mutter der Tochter eine holländiſche Predigt und Gebete, dann aber folgten Schelte, weil das Mädchen unter dem Leſen eingeſchlafen war; das heißt den Leuten Gott dienen!

Dr. Zinkeiſen beſuchte mich und erzählte mir umſtändlich ſeine Fahrten mit dem Miniſter Grafen von Arnim, deſſen Rohheit mit ſeiner Dummheit wetteifert, und der da meint, alle Vernunft müſſe ſich vor ſeiner Hoffahrt beugen. Lauter traurige Geſchichten! — Um drei Uhr beim Landgrafen zu Tiſche, mit dem Sohne des Prinzen Guſtav und deſſen Hofmeiſter, Perponcher Vater und Sohn, Präſidenten von Ybell, Thurneyſſen, Hauptmann von Silber ꝛc. Ich ſaß neben dem Landgrafen und hatte das Geſpräch meiſt mit ihm und Perponcher, Kriegsbegebenheiten, holländiſche Waſſerbauten und Sprache ꝛc. — Um fünf Uhr wurden wir entlaſſen.

Draußen ereilten mich alsbald wieder Thurneyſſen und Zinkeiſen, wir gingen eine Weile, dann ſetzten wir uns auf der Terraſſe, Thurneyſſen verließ uns, um mit Madame Haumann zu ſprechen, Zinkeiſen ſetzte ſeine Erzählungen fort, die wirklich oft an das Unglaubliche ſtreiften. Ein beſondrer Fall zeigte den König von vortheilhafter Seite. Die „Staatszeitung" hatte einen Brief aus Brüſſel aufgenommen, den die Brüſſeler Blätter überſetzten und mit

Anmerkungen begleiteten, die für den Gesandten von Arnim unangenehm waren. Dieser klagte beim Minister von Bülow, der von Zinkeisen Bericht forderte und die Klage unbegründet fand. Allein der Gesandte wiederholte seine Beschwerden und wandte sich auch an den König, der nun von Bülow Bericht forderte. Bülow sagte zu Zinkeisen: „Hören Sie, ich bin ganz auf Ihrer Seite und Sie haben völlig Recht, aber ich kann den Gesandten nicht fallen lassen, und meine Politik fordert, daß ich beim Könige seine Forderung unterstütze; ich werde also darauf antragen, daß ihr genügt und der Briefsteller aus Brüssel aus der Liste der Mitarbeiter an der »Staatszeitung« ausgestrichen werde, das kleine Opfer muß den Verhältnissen gebracht werden und kann Ihnen nicht viel schaden." So geschah es. Der König bekam den Bericht, las ihn aufmerksam, schrieb manches an den Rand und erließ endlich ein Kabinetsschreiben, worin er Bülow'n sagte, der Briefsteller scheine ihm ganz Recht zu haben und sei nicht abzuschaffen, die Redaktion verdiene keinen Verweis. Bülow freute sich dieses Ausganges, den er nicht erwartet hatte. Aber welche Geschäftsbehandlung, welche Verschwendung von Schreiberei!

Hamburg, Montag, den 13. Juli 1846.

Gestern war ein großes Fest auf dem Feldberge, tausend Sänger, ein paar tausend Turner, eine unzählbare Menge Zuschauer; einige Abtheilungen Turner sah ich hier durchziehen, rüstige Jugend, in grauer Turntracht, grüne Zweige auf den Hüten, Knüttel in den Händen. Sie sahen sehr gut aus. Ein Diplomat sagte, dergleichen Feste seien recht gut, sie lenkten das Volk von andern Dingen ab;

ich dachte mir im Stillen „zu andern Dingen hin!“ Die Stimmung des Volkes ſcheint in hieſigen Gegenden überhaupt ſehr entſchieden, und wenn ſie vieles erträgt, ſo thut ſie es mit wahrem Bewußtſein und nicht ohne geſchärften Unwillen, ſie harrt der Gelegenheit, und die kommt!

Ich las ein paar Zeitungen, Welcker's Rede über den Bundestag erfreute mir das Herz. Geſagt und gedruckt iſt es doch nun, mögen die Schufte hinterher ſchreien, wie ſie wollen!

Homburg, Dienstag, den 14. Juli 1846.

Ich fühle mich flußfieberig, werde nichts eſſen und zu Hauſe bleiben. — Wenn nur nicht die Leute kommen, nach mir zu ſehen, mich widern die Fragen, die Rathſchläge! — Bello merkt, daß alles nicht iſt wie ſonſt, und ſcheint entſchloſſen, die trübe Zeit völlig zu verſchlafen.

Daß das Schloß und die Gegend von Homburg der Schauplatz der Goethe'ſchen Löwen- und Tigernovelle ſein ſoll, kann ich nicht herausfinden. Der Landgraf weiß nichts von der Sache.

Ich legte mich zu Bette, mir war elend zu Muth, ich hatte kaum Stimme und wollte niemand annehmen. Aber ein alter Herr wollte ſich nicht abweiſen laſſen. Es war der Bürgermeiſter Smidt von Bremen, er hatte in Frankfurt heute Mittag meinen Namen in der Kurliſte geleſen und ſich gleich aufgemacht, mich zu beſuchen. Er war mir herzlich willkommen und ſaß lange vor meinem Bette. Nachdem wir ſein Jubiläum beſprochen (das Liedchen Malbrough, das ihn verfolgt), erzählte er mir die große, folgenreiche Arbeit, die er vollbracht, nämlich die von Nord-

amerika mit dem europäiſchen Feſtlande anzuknüpfende regelmäßige Dampfſchiffahrt nach Bremen zu leiten, eine für ganz Deutſchland überaus wichtige Angelegenheit, deren Folgen aber die Binnenländer erſt ſpäter einſehen werden, die Berliner nicht ahnden. Die Art, wie er die Sache geführt, alle Schwierigkeiten überwunden, alle Vortheile geltend gemacht, ließ den vollendeten Geſchäftsmann erblicken. Wir ſprachen nachher über die deutſchen Zuſtände, die er ſchlimmer ſieht, als im Jahre 1819, er mißbilligt alles kirchliche Mauſchen auf's höchſte. Der Graf von Münch wird aus Wien mit einem furchtbaren Schlage gegen die Preßfreiheit erwartet, auch Schriften über zwanzig Bogen ſollen nicht mehr zenſurfrei ſein, beſonders hiſtoriſche Werke ſollen überwacht werden, als in welche jetzt das meiſte Gift gelegt werde. Ohne Zweifel iſt hier hauptſächlich Hormayr gemeint, ſo wie auch bei dem Verbote der beiden bremiſchen Zeitungen, welche Preußen nicht ohne Oeſterreichs Anſtiften eben verboten hat. Dabei ſchreit ganz Deutſchland ungeduldig nach Preßfreiheit, die Beſchränkung wird als eine Schmach gefühlt. Die Regierungen werden täglich feindſeliger, täglich verhaßter; wenn die Franzoſen einmal kommen mit Freiheitsverkündigungen, ſo werden die Deutſchen ihnen auf's neue zufallen. Wir ſind beide alt und möchten ſcheidend unſer Vaterland in beſtem Gedeihen ſehen, mit verſprechender Zukunft; aber eine größere Gefahr und größere Stoffe des Unheils hat Deutſchland vielleicht nie in ſich getragen, als eben jetzt. — Viele Einzelheiten kamen noch zur Sprache, von den Diplomaten bei den freien Städten, beim Bundestage, von der Unwiſſenheit und Gleichgültigkeit unſrer Miniſter in den Handelsſachen ꝛc. Züge der bitterſten Armſeligkeit! — Smidt machte einen Spazirgang zu den Brunnen, kam

dann wieder, saß noch eine Weile und fuhr dann nach Frankfurt zurück. — Ich hatte nicht geglaubt, daß mir der Tag noch so erheitert werden könnte!

Homburg, Mittwoch, den 15. Juli 1846.

Ich las heute in der Zeitung, daß der Justizminister Uhden zwei Referendarien, die angeklagt waren, atheistische Grundsätze geäußert zu haben, aber nur rationalistischer Ansichten schuldig befunden worden, ohne weiteres aus dem Königlichen Dienst entlassen habe. Vortrefflich, die Heuchlerschule wird immer besser! Auch Dr. Gottschall hat in Königsberg nicht Dozent werden dürfen, weil die Frömmler es nicht wollten. Und in dieser Zeit kommen die Schriften Friedrich's des Großen neu heraus, in einer Königlichen Prachtausgabe! Die Zeitungen lassen schon schlagende Stellen daraus abdrucken.

Um die Mittagszeit besuchte mich der Landgraf, der verwundert war, mich krank zu finden. Auch mit ihm wurden die öffentlichen Zustände besprochen, er ist ursprünglich freigesinnt, hat aber viel österreichisches Wesen eingesogen. Von Tettenborn und Gentz war auch die Rede. Dann klagte er über seine Brüder und seine Schwägerin; in diesem Orte, wo man so wenig Umgang hat, lebt jeder für sich, von ihm ganz getrennt; besonders klagt er über die Schwägerin, die kaum je das Zimmer verläßt und voll gehässiger Leidenschaft ist, seiner Gemahlin hat sie viele Jahre lang alles Uebel zugefügt, sie während achtmonatlicher tödtlicher Krankeit nie besucht; nur als sie hörte, man hole zum Sterben den katholischen Geistlichen, fiel sie in Ohnmacht. Auch auf den Sohn wirkt sie sehr schlecht, daher ihn der Landgraf gern in ein Institut bringen möchte,

nachher auf die Universität nach Bonn und dann ein paar Jahre in Militairdienst. Der Landgraf ſchien noch viel auf dem Herzen zu haben, ſchien aber diesmal nicht damit herausrücken zu wollen; klagte über Unwohlſein ꝛc.

Bei der Milde der Luft wollt' ich doch verſuchen, mein Zimmer zu verlaſſen, ging mit Ganzmann und Bello — der ſich ordentlich freute, daß ich wieder ausging — auf die Terraſſe, trank eine Taſſe Kaffee und ſah mich im Lesezimmer um, ſprach Herrn Thurneyſſen und Madame Crevenna, Herrn d'Orville — Onkel des Fräuleins d'Orville bei Bettinen —, Herrn und Frau von Silber, einen Grafen aus Berlin, deſſen Namen mir nicht beifällt, Perponcher und ſeinen Sohn, alle nur einen flüchtigen Augenblick, und eilte wieder nach Haus. — Doch war mir der kleine Auslauf wohlthätig, und ich habe doch wieder die Ueberzeugung, daß ich in Homburg bin, was ich in meinen vier Wänden vergeſſen kann.

Die Unterdrückung der Deutſchkatholiſchen in Heſſen-Kaſſel iſt durch Einfluß von Wien her bewirkt worden, das iſt ſo ziemlich bekannt. Weniger bekannt aber iſt es, daß dieſer Einfluß in einem Geſchenk von hunderttauſend Gulden für die Gräfin von Schaumburg beſtand, die angetraute Kebſe des Kurprinzen, die er ihrem Mann für baares Geld abgekauft hat. Glaubwürdige Perſonen haben den Wechſel geſehen. Die Fanatiker haben Geld die Fülle, die Jeſuiten kaufen überall großen Grundbeſitz unter fremdem Namen; jener Zweck war die Summe werth.

Homburg, Donnerstag, den 16. Juli 1846.

Der Huſten wankt und weicht nicht. An Ausgehen iſt nicht zu denken, das geſtrige hat mir zwar nicht

geſchadet, aber auch nicht genutzt; heute aber iſt die Luft ſchwer und trübe, auch hat es ſchon etwas geregnet. Für einen Staatsgefangenen wäre meine Abgeſchiedenheit ganz erträglich, für einen Kurgaſt iſt ſie unleidlich.

Ganzmann brachte mir einen Brief von *, der mich erſchreckte und nachdenklich machte. Veränderungen ſtehen bevor, deren Möglichkeit ich beſeitigt oder doch weit entfernt glaubte, und die plötzlich ganz nahe getreten waren, und vielleicht eben jetzt wieder ganz nahe ſtehen! Es iſt immer grauſam, wenn der ruhige Verlauf der Dinge, auf den man ſich eingerichtet, zu dem man ſich gewöhnt hat, nicht durch den eignen Willen, ſondern durch äußere Zufälle geſtört wird; man hat ſich vielleicht nicht ganz gern in eine Lage gefunden, aber man hat ſich darein gefunden und die Unſtatten ertragen, da wird man aufgerüttelt und erinnert, daß es hier nichts Zuverläſſiges giebt, ſondern nur Unſichres und Wandelbares. Wenn dies im Einzelnen vorkommt, iſt es ſchon ſchlimm genug, tritt es aber im Allgemeinen ein, dann heißt es Revolution und Volksgeſchick; ich ſehe im Kleinen das Bild des Großen, und fühle bei ſolchen Anläſſen recht lebhaft, wie ſehr ich am Beſtehenden halte, wenn es nur leidlich, nur erträglich iſt und nicht alle Verbeſſerung ausſchlägt. Aber ich ſpiegle mir nichts vor, ſondern bekenne mir deutlich, daß ich ſelber keines Ortes und keiner Verhältniſſe ſicher bin; die Leute, die unſre Sachen treiben, können es dahin bringen, daß wir Verbannte ſein müſſen oder Auswanderer. Gott helfe!

Homburg, Freitag, den 17. Juli 1846.

Von Herrn Aſſeſſor Dr. Weil Bücher nebſt einem Brief erhalten, „Konſtitutionelle Jahrbücher“, worin ſehr wackre

Aufſätze, von Weil ſelber, von Welcker, von Karl Mathy, aber betrübt zu leſen, lauter Darlegungen, wie ſchmachvoll, willkürlich, dumm und bösartig unſre vaterländiſchen Angelegenheiten behandelt werden, wie der Wahrheit, dem Rechte, der geſunden Vernunft öffentlich Hohn geſprochen wird, ohne Scheu und Scham. Ich konnte es auch nicht lange ertragen und mußte die Bücher bei Seite legen.

Faſt reut es mich, daß ich heute von meinem Zuſtande ſo kläglich nach Berlin geſchrieben habe, denn, ſo arg es heute früh war, ſo leidlich läßt es ſich heut Abend an. Wie glücklich, wenn der Unheld abzöge! Es iſt ein ganz anderes Daſein, ſich krank oder wohl zu fühlen, die Welt nimmt ſich anders aus, die Menſchen, ſogar die Bücher! — Recht geiſtreiche Bemerkungen, nicht wahr? Nein, nur Seufzer!

Ich habe die Ausſicht über einen ausgedehnten Hügelrand auf einen Kirchthurm, der das Städtchen Ober-Urſchel bezeichnet; dieſes iſt jetzt naſſauiſch, gehörte aber ehmals zur Grafſchaft Königſtein, Beſitz der Fürſten von Stolberg-Gedern, aber von Kurmainz ehmals eingezogen. Der Landgraf ſagte neulich zu mir, ich wiſſe wohl nicht, daß ich aus meinen Fenſtern einen Ort ſehe, wo eine berühmte Buchdruckerei geweſen? In der That, ich wußte nichts davon, aber auch der Landgraf konnte mir nicht ſagen, was dort gedruckt worden, noch zu welcher Zeit, ob unter den Stolberg's oder unter Mainz. Ich muß doch die Sache weiter zu erkunden ſuchen.

Homburg, Sonnabend, den 18. Juli 1846.

In der „Allgemeinen Zeitung" ſteht, Ruſſen und Engländer machten hier die Ueberzahl; ganz falſch! Ich habe

noch kein Wort Ruſſiſch hier gehört und ſehr wenig Engliſch, wohl aber viel Holländiſch, und von allen Ecken her ſchlagen frankfurtiſche, kölniſche und weſtphäliſche Stimmen grobfällig an's Ohr.

Herr Thurneyſſen beſuchte mich, er war geſtern in Walluf und bringt gute Nachrichten und Grüße von Frau von Tettenborn. In Frankfurt hatte man die Neuigkeit, daß ein neuer Kongreß in Wien ſtattfinden ſoll, gegen die Preſſe und gegen die Deutſchkatholiſchen. Man weiß, was zu erwarten ſteht, aber man zuckt die Achſeln dazu im voraus. Der alte Metternich hat ſeine alten Künſte längſt verbraucht, er bringt nichts mehr zuwege und hat nie viel zuwege gebracht; was iſt ihm denn eigentlich gelungen? Die Welt ringsumher iſt erfüllt von Dingen, die ihm zuwider ſind, und ſo wird er deren neue ſchaffen! Jemehr man die Deutſchen unterdrückt, jemehr weiſt man ſie den Franzoſen zu, und das wird auch das Ende vom Liede ſein, daß Deutſchland in ſich zerfällt, wenn die Regierungen ihre falſche und elende Wirthſchaft ſo weiter treiben. — Nachmittags, obgleich es regnigt war, ging ich doch aus, trank im Kurhaus eine Taſſe Kaffee, las die „Voſſiſche Zeitung", ſprach Herrn Thurneyſſen, Herrn Feldmann und Herrn von Hänlein, und ging mit Ganzmann im Kurgarten etwas ſpaziren; die Luft war bewegt aber mild, plötzlich regnete es, ich war gleich im Trocknen und nach fünf Minuten hörte es wieder auf, allein da neue Güſſe drohten und doch die Gänge nun naß waren, ſo zog ich mich klüglich nach Hauſe zurück. — Alles klagt über furchtbare Langeweile, die Geſellſchaft wird ſich durchaus nicht Gegenſtand; ich war noch nie in einem Bade, das ſo gar keinen Stoff der Unterhaltung aus ſich ſelber ſchöpfte. Die Prinzeſſin von Preußen iſt wie nicht hier, kein Menſch redet von ihr;

auch sonst niemand von Auszeichnung wird genannt, keine schöne und große Weltdame, kein Mann von Ansehn und Bedeutung. Die vorigen beiden Jahre waren doch ganz anders. Das Spiel jedoch gedeiht, das ist immer in vollem Gange und dicht umdrängt.

Homburg, Sonntag, den 19. Juli 1846.

Frau von * erzählte mir alles Mögliche von Hamburg, eine Menge Vorfälle und Züge, die mir großentheils merkwürdig waren, auch über die Stimmung der Hamburger gegen Preußen, dem sie seit der Geschichte von Itzstein und Hecker entschieden feindlich sind. Der Polizeidirektor Buchner aus Hamburg, der aber unter einem andern Namen hier ist, nahm an dem Gespräche hin und wieder Theil. Auch berlinische Sachen erfuhr ich auf diesem Umwege, die mir an Ort und Stelle unbekannt geblieben waren. General Graf von Perponcher, Herr Feldmann, Herr Thurneyssen, Kommerzienrath Hasenclever ꝛc.

Als der König, wie von den andern Ministern, auch vom Grafen von Arnim eine Denkschrift über reichsständische Verfassung ausarbeiten ließ, hatte er ausdrücklich verboten, das Wort „Konstitution“ oder „konstitutionell“ zu gebrauchen; Herr von Usedom, der statt Arnim's die Feder führte, half sich daher mit dem Ausdruck „parlamentarisches Regime“. Auch von Verantwortlichkeit der Minister wollte der König durchaus nicht gesprochen wissen. Der Minister von Bülow sagte mir damals, die Arnim'sche Denkschrift sei höchst mittelmäßig und schwach gewesen.

Als Herr von Usedom zum Gesandten in Rom ernannt war, wollte der Pabst ihn nicht annehmen, weil er

Bunsen's Gehülfe gewesen ꝛc. Der Minister von Bülow, ohne dessen Zuthun die Ernennung geschehen war, fand die Weigerung erheblich; am heftigsten aber wirkten zwei Weiber in der Sache, die Frau von Kimsky und die Gräfin von Spaur, beide weil sie gern dem jungen Canitz den Posten verschaffen wollten, der mit der erstern gut und mit der letztern sehr gut steht. Die Ränke wurden auch durch Wien durchgefädelt, und der alte Canitz, ohne grade thätig darin zu sein, schwieg doch still dazu, weil der Vortheil seines Sohnes im Spiele war. Endlich aber siegte doch der Wille des Königs, der den Empfohlenen seines Günstlings nicht wollte fallen lassen, und man gab in Rom nach. In den Zeitungen sagte man damals, es hätten gar keine Schwierigkeiten stattgehabt!

In wunderbare Verlegenheit brachte mich Frau von * durch ein begeistertes Lob, das sie meinem Büchlein über Held spendete; sie habe es mit Entzücken gelesen, das sei ein Buch, das alle junge Leute lesen müßten, sie habe es auch gleich ihrem Sohne geschenkt, als die besten Lehren enthaltend, als ein Gegengift gegen alle Revolutionsantriebe, als ein Beispiel, wie man bei bester Gesinnung sich doch unglücklich machen könne ꝛc. Ich konnte nichts dawider aufstellen, ich mußte die seltsame Nutzanwendung in Gottes Namen gelten lassen. Aber solches Lob erinnere ich mich nicht je geärntet zu haben.

Der Tag war zu schön und mild, als daß ich im Zimmer hätte bleiben mögen, die Sonne stand noch ziemlich hoch, und ich ging daher nochmals in den Kurgarten, saß eine Weile mit Herrn und Frau von Born, von denen ich hörte, daß auch Frau von Nelleſſen krank ist — von einem Abende bei der Prinzessin von Preußen —, ging

dann noch etwas, hörte die Musik mit an und ging nach einer halben Stunde schließlich heim.

Die Erinnerung an Hamburg war mir lebhaft erweckt worden, ich träumte mich in meine Jünglingsjahre, in den Garten von Rainville und Slavshof, wo ich oft so gegangen, wie jetzt hier, so das Getriebe mit angesehen, der Musik zugehört, einsam in der gedrängten Volksmenge, der Hauptunterschied von damals und jetzt ist der, daß ich damals noch nichts von dem hatte, was ich jetzt nicht mehr habe. Es gab eine Zeit, wo es mich beglückt hätte, in Hamburg zu leben, jetzt möcht' ich es um keinen Preis! Ich möchte den Ort höchstens darum noch einmal wiedersehen, um den Sinn desto tiefer in das Vergangene zu versenken. Ich habe dort Dinge erlebt, über die ich mich noch heute nicht trösten kann! Harte, verworrene, zerrissene Jugend!

Hamburg, Montag, den 20. Juli 1846.

— Ich bekam den Besuch des Kommerzienrathes Hasenclever, darauf des Hauptmanns von Silber, Hasenclever fragte sehr antheilvoll wie immer nach meinen Arbeiten, dann nach den Berliner Geschichten, Ministerwechsel, Reichsständen, Bank ꝛc. Ich schenkte ihm klaren Wein ein, soviel ich es konnte; warum nicht? Er ist ein Preuße, wie ich, und noch dazu ein Landstand! Sind doch überhaupt alle diese Sachen das öffentliche Geheimniß!

Mittags regnete es und kühlte sich merklich ab, wurde aber bald wieder schwül. Gegen drei Uhr auf die Terrasse mit Ganzmann. Ich hatte kaum eine Tasse Kaffee getrunken, so redete mich ein alter Herr an: „Kennen Sie mich noch?" Ich sagte ganz beherzt: „Nein!", hätte ihn

aber freilich kennen ſollen, denn noch im Jahre 1841 oder gar 1842 hab' ich ihn in Kiſſingen geſehen. Es war der alte Geheime Legationsrath von Kölle, den ich ſchon im Jahre 1811 in Dresden gekannt. Damals mißfiel er mir ſchon, wie er mir noch mißfällt; ein aufgeblaſener, wichtigthuender Schwätzer, der alles weiß und immer durch ſein Wiſſen und ſeine Lebenskunde in Erſtaunen ſetzen will. Herr Moritz von Haber trat zu uns, ſagte mir, daß ſeine Eiſenbahn binnen zwei Jahren zu Stande kommen wird, und daß ſein Bankprojekt in Darmſtadt bereits genehmigt worden, nahm dann Abſchied und fuhr nach Frankfurt zurück. Der Regen begann wieder und nöthigte uns in den Saal, wir ſetzten uns, nach und nach kamen Herr Feldmann, Herr von Oechsner, Herr Thurneyſſen an mich heran; Kölle war immer ſehr weiſe, ſehr gewichtig, nur Herr von Oechsner ſetzte ihn ein paarmal durch gründlichen Widerſpruch in Verlegenheit. — Nach einer Weile ging ich in's Leſezimmer und las lange. Aber der Regen wurde nur ſtärker, ich konnte nicht fort. Aus den offnen Fenſtern des Saales ſah die Landſchaft herrlich aus, erſt grüner Vordergrund, dann aus der Tiefe den Berg hinan ſanfter Nebelduft des Regens, dahinter und darüber wieder das Waldesgrün. — Ich ſprach mit Herrn Blanc. Darauf kam Kölle wieder und wir ſprachen noch ein Langes und Breites, Politik und Litteratur, alles ohne Belang. Darauf kam Herr Dr. Weil, beide Herren kannten einander, und ich ließ ſie etwas allein, denn mich redete der Geſandte Antonini an, den ich ſchon auf ſeine Aehnlichkeit angeſehen und an ſeinem Grinſen erkannt hatte; er kommt mit der Gräfin von Pourtalès aus Schlangenbad, um der Prinzeſſin von Preußen aufzuwarten, und bleibt nur den einen Tag. Kammerherr von

Witzleben, wieder Kolle, Graf von Perponcher. Zuletzt ging ich im Saale mit Dr. Weil auf und ab und hörte von ihm mancherlei Merkwerthes. Endlich hörte auch der Regen auf und ich durfte es wagen, durch die dunstende Nässe nach Hause zu gehen. Ich kam glücklich an und es hat mir, glaub' ich, nichts geschadet.

Ich hätte nicht gedacht, daß Kölle schon so alt ist; er sagte mir, er sei am 11. Februar 1781 geboren. Ich vergesse immer, daß es mir nicht allein geschieht.

In den „Konstitutionellen Jahrbüchern" des Dr. Weil sind die Verhandlungen des rheinischen Provinziallandtags mit allen Namen und Abstimmungen ausführlich abgedruckt, auch selbst das, was die preußische Zensur nicht zum Drucke verstattet hatte; da wird nun der kindische Eigensinn, mit dem unsre Minister diese Namennennung in den Protokollen immer verweigert haben, recht in seiner Erbärmlichkeit hingestellt und die fernere Verweigerung, sollte darauf bestanden werden, zur völligen Lächerlichkeit! Ein rheinisches Landtagsmitglied hat die Verhandlungen offen mitgetheilt, dem Einzelnen ist nicht verboten zu thun, was dem Landtage selbst versagt ist.

Ich lese immer entschiednere Verneinungen der Bunsen'schen Berufung nach Berlin ꝛc. Möglich, daß das alles schon wieder nicht mehr wahr ist, aber ist damit gewiß, daß es auch gar nicht wahr gewesen? — Ich denke an den Schwanenorden. „Das Gerücht von seiner Wiedererweckung entbehrt aller Begründung", versicherte aus zuverlässiger Quelle die „Staatszeitung", ein paar Monate später erschien die königliche Urkunde seiner Erneuerung.

Herrliche Wolkenzüge in meiner Aussicht! Es regnet noch stark und wird kühl. — In Puschkin gelesen mit großem Wohlgefallen.

Homburg, Dienstag, den 21. Juli 1846.

— Ich will etwas gehen, gleich gesellt sich Herr von Kölle zu mir. Ich will in's Lesezimmer, er auch, allein plötzlich sieht er den Baron von Cotta mit seiner Familie ankommen, und so werd' ich ihn los! — In der „Allgemeinen Zeitung" lese ich, daß der Prinz Heinrich von Preußen am 11. in Rom gestorben. — Mit Bello eine Zeitlang Ball gespielt, auf dem eben geschornen Rasen ging es vortrefflich. — Als ich wieder über die Terrasse ging, rief mich Perponcher an, machte mich mit dem niederländischen Gesandten von Scherff und seiner Frau bekannt, und lud mich ein, bei ihnen Platz zu nehmen, aber Kölle kam wieder, und die andre Gesellschaft wurde benachrichtigt, die Prinzessin von Preußen sei im Garten, sie gingen daher Alle zu ihr. Ich streifte Kölle'n wieder ab, ging und saß noch eine Weile allein und lenkte sachte nach Hause. — Das ist nun ein Homburger Tag! Mein einziger Trost war, daß es noch schlimmer sein könnte; was fing' ich zum Beispiel an, wenn ich der Kammerherr der Prinzessin sein müßte?

Herr von Hänlein bemerkte, Baden sei jetzt das revolutionairste Land in Deutschland, Baden und Preußen, wurde der Ausdruck verbessert und dabei bemerkt, daß die preußischen unter Zensur erscheinenden Zeitungen viel ärgere Dinge als die verbotenen Bremer Zeitungen zu liefern pflegen, wenn auch nicht grade für Preußen insbesondre so empfindliche Sachen, denn die Zeitungen werden nicht sowohl für die Kühnheit ihrer Aeußerungen gestraft, als weil sie sich unterstehen, Sachen auszuplaudern, die man geheim zu halten wünscht, man straft sie, daß sie so gut unterrichtet sind.

Hamburg, Mittwoch, den 22. Juli 1846.

Der Huſten iſt wieder ſtark, ein ſchändlicher Morgengruß jedem Tage; ja, ich wünſche ihn, wie mir geſtern vom Sitze der General-Synode geſchrieben wurde, zu allen Teufeln, die dort gewiß auch ſehr zahlreich beiſammen ſind, um zu hören, was alles gegen ſie beſchloſſen wird.

Von Humboldt's „Kosmos" ſind zehntauſend Abdrücke verkauft worden. Der Schluß des Manuſkripts zum zweiten Bande iſt kürzlich bei Cotta eingegangen; in einigen Wochen wird er ausgegeben werden.

Einige Redensarten, die mir in Geſprächen vorgekommen: „Sie hat mich noch ſchön drangekriegt, ich habe Schulden für ſie bezahlen müſſen", „Ich habe mein Fell nicht geſchont"; daß ein kürzlich Verſtorbener „wie von Madame Récamier auch von Frau von Sévigné ſtets Briefe bekam", gehört auch etwas hieher. Ich kann aber verſichern, daß mir dergleichen gar keinen Spaß macht, ſondern eher weh thut.

Endlich hab' ich den Roman von Soulié ausgeleſen, „Les drames inconnus", ein Schandbuch, ohne alle dichteriſche Weihe, Dreck in Künſtelei verarbeitet, gewaltſame Anhäufung von Gräueln, gewaltſame Verflechtung, und das Ganze dennoch matt, leblos, unwahr, ohne die Kraft und Ergriffenheit, die in Sue's Ungeheuern ſich zeigt. Der Anfang iſt noch das Beſte, da iſt noch das meiſte Talent. Ich bin froh, daß die Leſerei zu Ende iſt, und es iſt mir ganz recht, daß ich ſie durch keine ähnliche erſetzen kann, die ſchlechte Koſt verleckt doch, indem ſie mißbehagt, man lieſt mit halbem Sinn, man iſt nicht ängſtlich wegen des Verſtehens und Behaltens, das alles iſt aber ſchlecht. — „Fort mit dem Racker!" ſagte Matthias Sprengel in Halle, wenn er in Zeitſchriften auf eine Klopſtock'ſche Ode ſtieß.

Nachmittags auf der Terraſſe; am erſten Tiſche gleich Hänlein's und Poſtdirektor Buchner. — Diplomatiſche und andre amtliche Verhältniſſe werden beſprochen, Erzählungen, Anekdoten, Karakterzüge, wer nur alles behalten könnte! Auch Herr von Kölle kam richtig wieder, ſetzte ſich zu uns und gab über Rom und römiſche Sachen wirklich erwünſchte Aufſchlüſſe, auch über manche ſüddeutſche Angelegenheiten; er wollte ſich vor Hänlein von der vortheilhafteſten Seite zeigen, und zeigte in der That eine ſolche. Nachher blieb ich mit ihm allein, erſt ſitzend, dann gehend, es folgten vertraulichere Mittheilungen, ein bischen Lob, das ich ſeinem Nekrolog Bartholdy's ſpendete, erregte ihn ſichtbar. So waren faſt drei Stunden verfloſſen, immer im Freien. Herrn von Oechsner geſprochen, Herrn Dr. Weil. Nun ſonderte ich mich ab, um zwei Briefe zu leſen, die mir Ganzmann gebracht hatte, einen aus Berlin von Weiher mit Neuigkeiten, einen aus Bern von Troxler. Daß der Präſident von K. ſich um das Amt eines Generalpoſtmeiſters beworben, war mir ſo neu als verwunderlich. Aller Beamtenwechſel, der gemeldet wird, dünkt mich ſo unnöthig als unerfreulich, die Folge muß Stockung und Verwirrung ſein, und grade in dieſem Zeitpunkte reiſt der König in's Ausland!

Homburg, Donnerstag, den 23. Juli 1846.

Ich leſe in der Zeitung, daß die Fürſtin zur Lippe, die „Studentenmutter", in Rudelſtadt geſtorben iſt; ein Original weniger in der Welt! — Neue Kurliſte, bringt auch nicht Einen Namen, der anzöge oder neugierig machte!

Der Aufſatz in der Cotta'ſchen „Vierteljahrsſchrift" über Autographen galt mir bisher für Kölle's Arbeit,

dieſer aber verſichert, Herr von Radowitz ſei der Verfaſſer.

Das Abentheuer des General-Superintendenten S. aus Königsberg in Preußen, der als Mitglied der General-Synode in Berlin ſich Abends in ein Haus verirrte, wo er nicht wohnte, macht großen Lärm. Ein Pietiſt, ein Orthodoxer, ein Zelot! Der König erlebt wenig Freude an ſeinen Geiſtlichen.

Was iſt das für ein Tag geworden! Gedrängt voll Anregungen aller Art! — Um zehn Uhr kam Kölle zu mir und blieb bis zwölf Uhr. Er war unerſchöpflich in Mittheilungen aller Art, Thatſachen, Bemerkungen, Anſichten, Verknüpfungen; er ſprach mitunter ſehr gut und immer unterhaltend, irrte ſich aber in vielen Sachen, beſonders in den Angaben, die er über die beabſichtigten preußiſchen Reichsſtände aus beſter Quelle wiſſen wollte. Auch ſeine Freimaurerei kam wieder zur Sprache, und merkwürdig war mir, daß er den Illuminaten-Orden noch jetzt in Baiern als beſtehend und wirkend annahm. — Kaum hatte mich Kölle verlaſſen, ſo erſchien ein Fremder, ich erkannt' ihn doch ſchnell, Exzellenz von Müller aus Weimar, der hier die Prinzeſſin von Preußen beſucht. Der brachte einen vollen Sack von Neuigkeiten, aber die meiſten erwieſen ſich als grundlos und fielen ſogleich unter der prüfenden Kritik; zum Beiſpiel, daß Prinz Waldemar ſeit acht Tagen mit Giſela von Arnim — ja, mit Giſela — verheirathet ſei, die ſterbende Prinzeſſin habe es gutgeheißen; ferner, daß Frau von Stein in Schöneberg, erſchrocken über die in Breslau zum Druck beförderten Briefe Goethe's an Herrn von Stein, und fürchtend, daß man ihr durch Abſchriften ihres Schatzes vergriffe, dieſen nun auch in Druck gegeben habe, und

anders noch manches, ſowohl Politiſches als Litterariſches! Es war ein Sturm von Austauſch. Die ſchönſten Sachen für mich von der Großherzogin, ſie klage oft, daß ich ihre Tochter nicht in Berlin oft ſehe, „c'est bien singulier", ſagte ſie, „que M. de Varnhagen ne se rapproche pas davantage d'Auguste." Die Großherzogin weiß, that somewhat is rotten in Denmark, und meint und hofft, ich könne zum Guten wirken! Die Prinzeſſin ſelber hat Herrn von Müller geſagt, daß ich hier ſei, daß ſie mich aber nicht zu ſehen bekomme, daß ſie wiſſe, ich käme nicht zum Diner — ſie hat mich aber auch nie einladen laſſen — und daß ſie ſehr wünſchte, öfters mit mir zu ſprechen, ſie ſehe faſt gar keine kluge Leute u. ſ. w. Ich wehre mich indeß beſtens gegen alle ſolche Redensarten, hinter denen wenig ſteckt. Herr von Müller blieb bis gegen zwei Uhr und ging dann zur Tafel, er ſpeiſte bei der Prinzeſſin.

Ich war zu aufgeregt von den vier Stunden Geſpräch und konnte nicht ruhen, ging daher bald auf die Terraſſe, hatte ein angenehmes Geſpräch mit Herrn von Oechsner, der Herrn Thurneyſſen nicht zu kennen behauptete, und den ich plötzlich fragte, ob er mich kenne? Auf die Schmeicheleien, die er mir ſagte, daß man mich kenne, ohne mich geſehen zu haben ꝛc., erwiederte ich, ſchon im vorigen Jahre habe er mich ſo aufgezogen, dieſes Jahr thue er es wieder, ich ſei krank und wolle es noch diesmal ſo hinnehmen, aber im nächſten Jahre nicht, da ſolle er ſich hüten! Ich mußte noch oft erinnern, freilich ſchrieben wir noch nicht 1847, und ſo müſſe ich's gut ſein laſſen! Es war Humor in der Sache! Herr und Frau von Born nahmen etwas Theil. — Nun aber mußt' ich mich zu Hänlein's ſetzen, mein Platz neben Frau von Hänlein war mir ſchon vorbehalten. Herr Thurneyſſen, Geh. Rath

Buchner und ein junger Fürſt von Corvey — ein hübſcher, kluger Mann — waren von der Geſellſchaft und das Geſpräch wurde lebhaft, ſpäter ſetzte ſich auch Kölle zu uns. Hundert Sachen wurden mir erzählt, links von Herrn von Hänlein, rechts von Frau von Hänlein, ich wurde faſt betäubt vom Zuhören, und mußte doch auch mehr mitſprechen, als mir taugte. Mittendrin kam Ganzmann und brachte mir einen Brief aus Berlin von *. Frau von Hänlein rief gleich: „Ah, das iſt eine Frauenhand!“ — „Wie?“ verſetzte ich, „das eine Frauenhand? Im Gegentheil, eine rechte Kanzleihand! Kennen Sie denn nicht die Hand des Geh. Rathes Philippsborn?“ Ich las nun ſtill für mich, und da ich auf die Neuigkeiten kam, beſonders die von Patow und Georg von Raumer, ſo theilte ich ſie mit. Das beſtärkte Herrn von Hänlein in dem Mißverſtändniſſe, in das mein Scherz ihn geführt hatte, und er ſagte mir nach einer Weile mit antheilvoller Traulichkeit: „Da ſtehen Sie wahrhaftig gut, daß Ihnen Philippsborn ſolche Briefe ſchreibt!“ Das war zum Todtlachen! Er weiß nämlich von Wittgenſtein ſelbſt, wie gut ich bei dem ſtehe, und weiß, daß Canitz mein Kriegskamerad war, da meint er, Philippsborn ſchreibe mir nur, weil er mich bei dieſem ſo gut ſtehen ſehe! Ich konnte ohne Unhöflichkeit ihm den Irrthum nicht benehmen, ließ ihn alſo dabei, ſagte einige ſcherzhafte Worte und ſprach weiter. Nach einer Weile ſtanden wir auf, ich ging mit Kölle auf und ab, da kam Herr von Witzleben, meldete Herrn von Müller an, der ſogleich erſcheinen werde, nur noch nach der Tafel von der Prinzeſſin zu einem beſondern Geſpräch in ihr Kabinet gerufen worden ſei, und ſagte dann mir, die Prinzeſſin habe ſehr gefragt, weßhalb ſie mich nicht ſähe, und ob ich nicht jetzt zur Orangerie

gehen möchte, da würde ſie hinkommen; ich lehnte das ab und ſagte, es ſei mir zu feucht. — Bald kam Herr von Müller, freute ſich ungemein, Herrn von Kölle zu finden, und hatte viel mit ihm zu ſprechen. Nach einiger Zeit ließ uns Kölle allein; nun ſagte mir Müller, die Prinzeſſin laſſe mich bitten, morgen Nachmittag um fünf Uhr zu ihr zu kommen. Ich muß alſo wohl hingehen! Er hat ihr, ſagt er, im Auftrag ihrer Mutter von mir ſprechen müſſen, und ſie habe ihm erwiedert, ja, es ſei ihr leid, daß ſie mich in Berlin nicht ſähe, aber ich zöge mich ganz zurück, und ſie würde es ſo gern haben, wenn ich oft zu ihr käme. Müller bemerkte ihr, ſie müſſe mich rufen laſſen, wenn auch nicht zur Tafel laden, da ich das nicht möchte. Da erwiederte ſie, das habe auch Schwierigkeiten, der Prinz habe etwas gegen mich, er gedenke es mir noch immer, daß ich 1819 den badiſchen Geh. Rath Winter nach einem ſtarken, in der Kammer gehaltenen Oppoſitionsvortrag umarmt haben ſolle ꝛc. Dann meinte ſie, wir könnten uns doch wohl öfter ſehen unter dem guten Anſchein, als wenn ich ihr oder ſie mir von ihrer Mutter etwas zu ſagen habe, denn das wiſſe man allgemein, daß ſie mich überaus ſchätze und mit mir in Briefwechſel ſei. (Du lieber Gott! Briefwechſel!) Und ſo kam noch vieles vor. Ob ich ein Verlangen habe nach ſolchem unſichern, ſcheinſamen und dabei völlig unfruchtbaren Verkehr? Ob ich mein klares Daſein in ſolche trübe Flauſen verwickeln will? Ich wäre dann wahrlich vergebens ſo alt geworden! Aber ich denke, es hat noch keine Gefahr! Vielleicht iſt mit morgen ſchon alles abgethan; wo nicht, und in Berlin findet noch ein Verſuch Statt, ſo wiederholt der ſich doch ſchwerlich!

Homburg, Freitag, den 24. Juli 1846.

Im Briefwechſel Goethe's und Reinhard's geleſen, mit Eifer und Genuß, aber auch mit Betrübniß; — eine ſo reiche Vergangenheit, die auch meine war! In Goethe zeigt ſich auf's neue alles Große, Gütige, Ueberſchauliche ſeiner weitgreifenden Theilnahme; in Reinhard ein feiner und tüchtiger Sinn, in allen Vorzügen und Mängeln eines Franzoſendeutſchlings, der zu ſein ihm eigentlich immerfort unbehaglich war.

Die neuſte däniſche Verfügung in Betreff Schleswig-Holſteins macht großen Lärm. Der Großherzog von Oldenburg will am Bundestage Einſpruch thun; alle Mitglieder des Hauſes Holſtein regen ſich, am meiſten aber das Volk. Man ſagt, die Gährung ſei außerordentlich groß, man ſpreche von Losreißen, von dem Beiſpiele Belgiens; aber den Holſteinern liegt kein Frankreich zur Seite!

— Es war tropiſch heiß, ich wollte mich nun zu Hauſe bis fünf Uhr ſtill halten und ausruhen, aber mit nichten! Geh. Rath von Müller kam nebſt dem Bürgermeiſter Smidt, der eben der Prinzeſſin aufgewartet hatte, und beide blieben nun bis drei Uhr, unter lebhaften aber mich anſtrengenden Geſprächen, und Müller zeigte ſich dabei ziemlich ſchwach, er hat enge weimariſche Geſichtspunkte. — Smidt ſagte mir, die oldenburgiſche Einſprache gegen die däniſche Verfügung ſei ſchon geſtern beim Bundesrath eingereicht worden.

Nach vier Uhr mit Ganzmann auf der Terraſſe. Ich traf Smidt, Kölle und den amerikaniſchen Konſul von Frankfurt, einen klugen Mann. Erſt war von Amerika die Rede, dortigem Leben, dortigen Verhältniſſen, dann von Deutſchland, unſerer Zerſplitterung, unſerm Preßjammer, den unzulänglichen

Regierungen. Beiſpiele wurden erzählt. Dann kam Herr von Müller und ſagte, wir würden eine Stunde ſpäter zur Prinzeſſin gehen, der Prinz Emil von Heſſen-Darmſtadt ſei unvermuthet gekommen, — es heißt, der Großherzog könne nicht lange mehr leben, dann iſt es mit dem Einfluſſe des ganz öſterreichiſch geſinnten Prinzen Emil vorbei und ein ganz neues Leben fängt für das arme Land an. Müller hatte mir ſeinen Brief an den König von Preußen (vom Oktober 1845) zu leſen gegeben, auch ein Kabinetsſchreiben des Königs an ihn. Die Prinzeſſin hat ihn einen Brief Schelling's leſen laſſen, worin dieſer ihr ſeine Vorrede zu Steffens' nachgelaſſenen Schriften näher zu rücken ſucht, das Buch hatte er ihr natürlich zugeſandt; nach dem, was Müller von dem Briefe wiederholen konnte, iſt er nicht gehauen noch geſtochen, ſondern bloß ein Anrufen der Prinzeſſingunſt. Die mag er denn haben! — Smidt erzählte merkwürdige Geſchichten. Von Goethe's Mutter; er ſah ſie im Jahre 1795 in Frankfurt, als er von Jena kam, und brachte ihr Grüße, die Anfänge des „Wilhelm Meiſter" waren eben in den „Horen" erſchienen, von dem nahm Goethe's Mutter Gelegenheit zu ſagen: „Es iſt recht übel von meinem Sohne, daß er, wenn er etwas berühmt machen will, nicht vorher mir ein Wort ſchreibt; das Puppenſpiel, das er da nun eben berühmt gemacht, habe ich lange verwahrt, grade vor vier Wochen aber leider weggeſchenkt!" Ferner erzählte ſie, ſie habe dem Sohne geklagt, es würden ihr ſo oft Gemählde gezeigt, und ſie wiſſe dann nie, was ſie davon ſagen ſolle, er möchte ihr doch etwas angeben, wie ſie ſich dabei helfen könne? Da habe er geſagt: „Mutter, wenn man Ihr ein Bild zeigt, ſo ſehe Sie es eine Weile recht ſcharf an und ſage dann bedeutend: «Das macht ſeinen Effekt!» Da wird jederman

Sie für eine Kennerin halten." — Eine merkwürdige Geſchichte noch erzählte Smidt: Im Jahre 1813 zu Frankfurt am Main verlautete, die Bürger wollten, ſobald der Kaiſer von Oeſterreich einträfe, ihn auf den Römer führen und dort zum deutſchen Kaiſer ausrufen. Der Kaiſer Alexander, der davon hörte, war ſehr aufgebracht und wollte ſolchen Handſtreich durchaus verhindern. Er fragte ſeinen Generaladjutanten von Wolzogen, ob es nicht möglich ſei, in aller Eile ruſſiſche Truppen herbeizuſchaffen? er müſſe ruſſiſche Truppen ſchleunigſt in Frankfurt haben! Wolzogen dachte darüber nach, berechnete die Märſche und ſagte dem Kaiſer, Fußvolk in der gegebenen Friſt heranzubringen, ſei unmöglich, Reiterei aber vielleicht, doch mit großer Anſtrengung, es dürfte nur die Hälfte der in Marſch geſetzten wirklich ankommen, es könnten einige tauſend Pferde dabei zu Grunde gehen! Der Kaiſer ſagte: Immerhin, wenn nur die andern einträfen. Und ſo ergingen denn die Befehle. Die Frankfurter Bewegung unterblieb aber auch aus andern Gründen. Smidt hat die Geſchichte von Wolzogen ſelbſt.

Endlich war es Zeit, zur Prinzeſſin zu gehen. Kölle war auch hinbeſchieden, Müller fehlte nicht. Wir ſaßen um die Prinzeſſin her, und ſie zog alle ihre Liebenswürdigkeit auf, ſagte jedem etwas Schmeichelhaftes, fragte nach Thatſachen und Anſichten, ſprach ihre Meinungen beſcheiden und geläufig aus, im angenehmſten Deutſch, in deſſen Tone Gebieteriſches und Weiches ſich miſchten; das letztere wurde jedoch etwas zu wehmüthig, zu weinerlich und zeigte dann grade die Schärfe, die es verdecken wollte. Der Biſchof von Mainz hatte bei ihr geſpeiſt, das gab Gelegenheit, vom Pabſte zu reden (für Kölle) und dann von der Synode (vermeintlich für mich); ich ſagte

kurz, nachdem die Synode ſich als nicht mehr gefahrbringend gezeigt, kümmerte ich mich um ihre Verhandlungen nicht. Großes Lob des Königs der Franzoſen, in das Herr von Müller und beſonders Kölle eifrig einſtimmen; ich ließ ſie gewähren, endlich ſagt' ich der Prinzeſſin, bloß um nicht ihr gegenüber unaufrichtig zu erſcheinen, müßt' ich bekennen, daß ich für Louis Philippe gar keine Sympathie habe. „Aber er hat uns doch den Frieden erhalten, dieſes unſchätzbare Gut!" Auf Koſten andrer Güter, beſonders der Ehre und Freiheit ſeiner Nation, und glauben Ew. Königliche Hoheit nicht, daß uns durch ſolches Hinhalten das Geringſte erſpart werde, denn eben dadurch iſt auch der Zuſtand von Fäulniß und Gährung begünſtigt worden, der jetzt überall herrſcht und der die größten Kataſtrophen droht. Die Prinzeſſin war etwas überraſcht, ſuchte Hülfe bei den Andern, aber die beſtärkten die Andeutungen, die ich gemacht hatte, die Unzufriedenheit ſei allgemein, wachſe und die Macht der Dinge arbeite mächtiger als ſelbſt der Willen. Ich ſagte noch manches, was zur Sache taugte. Die Prinzeſſin lenkte das Geſpräch auf Berlin und ſeine Geſelligkeit, es ſei ſo ſchwer, dort die rechten Menſchen zuſammenzubringen, ſie habe täglich die Univerſität vor Augen und bedaure oft, mit den vielen ausgezeichneten Männern, die dort wirkten, keine nähere Bekanntſchaft zu haben. „Da können ſich Ew. Königliche Hoheit täglich mehr tröſten, denn unſre Univerſität wird täglich ſchlechter." Sie ließ das gelten. Von Magnetismus war die Rede, von dem Betruge, der ſich einmiſche; Mademoiſelle Prudence im vorigen Jahre habe auch betrogen, ſagte ich, namentlich ein Stückchen, das der Prinz von Preußen mit ihr erlebt habe und, wie ich hörte, als wahr erzähle, ſei mir mehr als verdächtig. Die Prinzeſſin war

im Ganzen gegen den Magnetismus, und wollte nicht zugeben, daß der freie Geist von solch dunklen Mächten beherrscht werden dürfe. — Was ich jetzt arbeite? fragte sie. „Nichts!“ Ich meine, zu Hause in Berlin, wenn Sie wieder dort sind. „Auch nichts! Höchstens schreib' ich einiges zu meinem Vergnügen auf.“ Großes Bedauern, daß meine Talente für den Staat unbenutzt blieben, der ihrer so sehr bedürfte, ewig schade! Aber wenigstens sollt' ich der Welt durch Schriften nützen ꝛc. Zuletzt, an mich gerichtet, Frage nach Fräulein Frommann und großes Lob derselben, in das ich von Herzen einstimme. — Die Sitzung dauerte über eine Stunde. Die Prinzessin hatte alle Segel aufgespannt und segelte mit vollem Winde, sie wollte guten Eindruck machen. Außer diesem Erreichen ihres Zweckes kann sie kein Vergnügen von der Unterredung gehabt haben, sie hat sich entschieden langweilen müssen, denn ihr wahres Inneres kam gewiß keinen Augenblick in Thätigkeit. Dialektische, eingelernte Sachen, zum hundertstenmal abgespielt, sind solche Gespräche. Ich ging unerfreut nach Hause und zog mich wieder bequem an.

Smidt ist nach Frankfurt zurück, Müller zu Gagern nach Hornau.

Homburg, Sonnabend, den 25. Juli 1846.

Smidt sagte sehr treffend, ehmals wollten die Souverains die Repräsentanten ihrer Unterthanen sein, jetzt wollen sie, daß diese die Repräsentanten ihrer Launen und persönlichen Richtungen sein sollen. — Noch eine Erzählung von Smidt. Als der Bundestag 1816 eröffnet war, kam es gleich zum Antrag, eine Geschäftsordnung zu

entwerfen, und Wilhelm von Humboldt ſchrieb einen ſolchen Entwurf nieder, den er dem Präſidialgeſandten Grafen von Buol übergab; dieſer zeigte ihn Smidt und bat ihn, ſeine Bemerkungen dazu ausführlich aufzuſetzen; als dies geſchehen war, fragte Buol, ob er ſie ihm wohl ablaſſen, das heißt erlauben wolle, daß er ſie für die ſeinigen ausgebe und gebrauche? O recht gern! So wurden ſie Humboldt'en mitgetheilt, der über den Gehalt erſtaunt war, manche Bemerkung treffend fand und alles nun mit Buol näher beſprechen wollte. Da ergab ſich nun, daß dieſer von der Sache ſo gut wie gar nichts wußte, keinerlei Rede ſtehen konnte und endlich bekannte, die Bemerkungen ſeien von Smidt. Da ging Humboldt zu Smidt und ſagte: „Wir wollen uns die Mühe ſparen, unſre Verhandlungen mittelſt eines Dritten zu führen, laſſen Sie uns das Nöthige gleich untereinander beſprechen und feſtſetzen!“ Buol hatte auch ſo gethan, als ſei die Eröffnungsrede von ihm, man wußte aber bald allgemein, daß der Graf von Spiegel ſie verfaßt und der Fürſt von Metternich ſie ihm von Wien fertig zugeſchickt hatte.

Nachmittags auf der Terraſſe. Ein Herr von der Leyen aus Elberfeld erzählt uns, wie Homburg als Kurort war, ehe die Brüder Blanc gekommen, als das Haus noch nicht ſtand, der Garten noch nicht angelegt war. Herr Geh. Rath Buchner bringt hamburgiſche Geſchichten vor, von Jäniſch, Salomon Heine, Vogt ꝛc. Endlich kam Kölle, der neues Intereſſe anregte und manches Treffende ſagte. Dann fand ſich auch Herr von Witzleben ein, Frau von Hänlein und Kölle prieſen die Prinzeſſin, da mußte jener denn ſein Theil dazu geben. Ich ging in's Leſezimmer, las einige Blätter, hatte große Sehnſucht nach Berlin, fühlte gar kein Begehren zu weiterem Reiſen!

Mich ergriff die schwermüthigste Stimmung und ich fühlte, daß sie eigentlich immer da ist, wenn auch verdeckt durch Thätigkeit und Anregung, die über sie hin wuchern. Nicht nur die Gegenwart erschien mir traurig, auch die reizendste Vergangenheit, die ich mir lebendig hervorrief, konnte nicht den Wunsch erwecken, daß sie wiederkehren möchte, anders und neu mußte auch sie sich darbieten. Eine Reihe schöner Bilder, die sich nach und nach aufstellte, erfreute mich doch. Sonderbar ist es, wie diese dem Gedächtniß auftauchen; es sind einzelne Stücke, nicht nach bestimmter Wirklichkeit, sondern wie ein Künstler sie anordnen würde, bestimmte Figuren, in Kostum und Ausdruck wahr, aber aus dem Vorrathe des Gedächtnisses nach dem Bedarf der Harmonie gewählt, in entsprechender Oertlichkeit und Beleuchtung, alles ideal zusammengefügt, und das verbindende Element ist immer Luft und Wetter, kein einziges solches Bild, das nicht heitern Himmel, Sonnenschein und helle Farben hätte, meist in Garten oder Feld spielte, bisweilen auch auf bewegter Straße. Chamisso seh' ich nie anders als in seiner Lieutenantsuniform des Regiments von Götz, Friedrich August Wolf stets in hallischer Umgebung. Wie es eigentlich damit steht, kann ich nicht ausdrücken!

Es war aus dem schwülen Vormittag ein kühler Nachmittag geworden, der Wind stürmte heftig aus Nordwesten, auch fielen zeitenweise große Regentropfen. Man konnte weder draußen, noch in den Zimmern behaglich sein. Niemand war zu sehen, die Leute harrten zu Hause der Zeit, wo das Konzert anfangen sollte, das für die Armen gegeben wurde. Ich machte noch einen Gang durch den Kurgarten, aß im Kursaal etwas und ging wieder nach

Hauſe, vor neun Uhr ſchon zu Bette, müd', aber nicht ſchläfrig.

Homburg, Sonntag, den 26. Juli 1846.

Geh. Rath von Müller ſagte, Goethe habe beim Schreiben weder Sand noch Löſchblatt leiden können, im Winter hielt er die naſſe Schrift an den Ofen, im Sommer an's Fenſter, und in keinem Falle, meinte er, dürfe man ſo übereilt ſein, um nicht mit Gelaſſenheit eine Minute abzuwarten, während deren alles trockne. Recht Goethiſch! Doch iſt es mir lieb, daß meine letzte Zeile gewöhnlich ſchon trocknet, während ich das Papier gehörig umſchlage.

Herr von Hänlein ſchickte und ließ nach meinem Befinden fragen, bald nachher kam er ſelbſt und blieb zwei Stunden! Ich war grade beſchäftigt, Briefe zu ſchreiben, denn heute Vormittag, als ich mir überlegte, wie ich hier lebe, was ich hier treibe, wie nutz- und freudelos mir die Tage vergehen, kam ich mir ſelbſt faſt unerwartet zu dem Beſchluß, am Dienstag abzureiſen, höchſtens am Mittwoch, da hat die abgeſchmackte Quälerei plötzlich ein Ende. — Ich fahre zuerſt nach Walluf, dann wahrſcheinlich nach Mainz und von da den Rhein hinab, und wenn das Glück gut iſt, durch das Ruhrthal über Kaſſel nach Berlin.

Herr von Hänlein iſt etwas betroffen über mein Weggehen, er ſagt, ſeine Frau würde ganz beſtürzt ſein, es zu hören. Er klagt mir über Kölle, daß der ſo liberale Reden führe und ſogar an ihn richte; ich erzähle ihm dagegen, wie die Prinzeſſin von Preußen ihn auszeichne, ihm beifällig zuhöre ꝛc. Diplomaten wie Hofleute ſind unverbeſſerlich, das iſt gewiß, und dabei doch immer die erſten, allen Tadel gegen Staat und Hof aufzufaſſen und ſtill in Umlauf zu ſetzen.

Bello merkt, daß Ganzmann in Folge des neuen Beſchluſſes mit ſeinen Sachen zu wirthſchaften anfängt, das Felleiſen hervorholt, und ſpringt wedelnd und piepend umher, er weiß, daß das die Abreiſe bedeutet. Ich weiß nicht, ob er Freude empfindet, daß es weiter geht, oder Sorge wegen ſeines Mitkommens, er thut gar zu ängſtlich und befliſſen!

Jetzt kommen nach und nach Engländer von Namen und Stand. Zum Herbſt kann es noch ſehr glänzend hier werden, aber ich bin froh, davon kein Zeuge ſein zu müſſen!

Homburg, Montag, den 27. Juli 1846.

Ein warmer heitrer Tag, mein letzter diesmal in Homburg. Mein Katarrh läßt es ſich gefagt ſein und weicht.

Beſuch von Dr. Karl Weil, der mir den neuſten Band ſeiner „Konſtitutionellen Jahrbücher" bringt; Klagen über die eiferſüchtige Gehäſſigkeit, mit der Baiern, Baden und Würtemberg unter einander handeln, in Betreff der Eiſenbahnen, Flußſchiffahrt ꝛc. Elender Eigennutz, der aber den eignen Schaden in ſich ſchließt! Deutſcher Bund und Bundestag — eine Aefferei!

Beſuch von Dr. Zinkeiſen, der mir abermals merkwürdige Mittheilungen macht, auch über das neue Zeitungsunternehmen von Pertz, Lachmann, Lichtenſtein, Kortüm ꝛc., für welches die größten Geldſummen verſchwendet werden und für das ſo wenig wie für alles, was ſonſt die Regierung in ſolcher Art angefangen, ein Gedeihen zu erwarten ſteht. — Herr von Kölle iſt nach Frankfurt abgereiſt; niemand hier mochte ihn gern, die Prinzeſſin von Preußen vielleicht ausgenommen, aber auch dieſe meinte wohl nur den Schriftſteller von Ruf in ihm beachten zu müſſen.

Walluf, Dienstag, den 28. Juli 1846.

Früh um ſechs Uhr von Homburg fort, über Höchſt, Hattersheim, nach Wiesbaden. — Ueber Mosbach und Schierſtein fuhr ich dann nach Walluf. — Ich war kaum in Walluf im Schwan abgetreten und wollte eben zwei Häuſer davon zu Frau von Tettenborn gehen, als mir Frau von Schönfeld begegnete, die ſeit einiger Zeit hier um der Freundin willen wohnt; ſie führte mich zu ihr, ließ uns aber dann allein. Heftiger Ausbruch des Schmerzes, troſtloſer Vergleich des Wiederſehens in dieſem Sommer und im vorigen! Lange, umſtändliche Erzählung von der Krankheit und dem Sterben des Generals, beſonders ſchwere Umſtände und Verlegenheiten für die Generalin; er wollte niemanden im Zimmer haben, als ſie allein; Unſicherheit des Arztes; Andringen der Fürſtin von Metternich, voll Mitgefühl und Theilnahme, aber auch voll kirchlichen Eifers; ſie beſtand darauf, daß Tettenborn mit den Sakramenten verſehen würde, der Arzt Freiherr von Türckheim wollte den Vorſchlag nicht thun, weil ihm einſt ein Kranker bei der Ankündigung aus Schreck ſogleich geſtorben war, mit größter Mühe mußte die Frau — ſelber Proteſtantin — das Wort anbringen; Tettenborn wollte zuerſt nicht, nach ein paar Tagen ließ er es träumend geſchehen, er hatte ſchon im Anfange der Krankheit große Abnahme der Geiſteskräfte ſpüren laſſen, antwortete zerſtreut, fiel bald in völlige Stumpfheit und Bewußtloſigkeit. So hauchte er den letzten Athem aus. Der alte Schulenburg war der einzige, der in dieſen Tagen der armen Frau rathend und helfend zur Seite ſtand; Philippsborn war verreiſt. — Der jetzige Großherzog haßte den General, wie er ihn fürchtete, er konnte es nicht vertragen, daß er ihm die Krone zu danken hatte.

Als wir Nachmittags im Gärtchen am Rhein den Kaffee nahmen, kam plötzlich der Herzog von Naſſau angefahren, die Generalin zu beſuchen. Ich entzog mich dem Mit-erſcheinen und blieb mit Frau von Schönfeld im Garten.

Am andern Morgen noch mit den Damen gefrühſtückt, dann mit Miethpferden fort.

Koblenz, Mittwoch, den 29. Juli 1846.

Die Fahrt durch den Rheingau am Ufer des Rhein-bis Rüdesheim wäre entzückend geweſen, aber die traurigen gehabten Eindrücke, mein Unwohlſein und das Gefühl mei-ner Einſamkeit ließen mich des Dargebotenen nicht froh werden. — Bei Rüdesheim ließ ich mich nach Bingen überſetzen; mitten auf dem Rhein nahmen ſich die Maſſen des ſtarkſtrömenden Waſſers auf- und abwärts prächtig aus. — Von Bingen in raſcher Landfahrt bis Koblenz; die Spielereien mit den Ritterburgen, Stolzenfels, Rhein-ſtein, und jetzt auch Rheinfels vom Prinzen von Preußen, machten mir keinen Eindruck. Aber eigne Erinnerungen drängten ſich in Fülle herbei, die ganze Strecke hab' ich ſo oft befahren, unter ſo verſchiedenen Umſtänden, mit Eltern und Schweſter, mit dem Vater allein, mit Tetten-born, Rahel, wieder ganz allein, und nun abermals ſo! — In Koblenz wollte der Oberkellner durchaus, ich ſollte der Biſchof von Jeruſalem ſein, meine Zimmer ſeien ſchon beſtellt und ein Bote ſolle ſogleich nach Engers reiten, den kommandirenden General von Thile benachrichtigen, das ſei Sr. Exzellenz ausdrücklicher Befehl. Da ich nun nicht der Biſchof war, ſo ſollt' ich auch kein ſo gutes Zimmer haben; ich ſagte, ich wolle hier lieber gar keines, und ging nebenan in den Rheinberg, wo ich recht gute Aufnahme

fand. General von Thile war in Engers, der General von Scharnhorſt von Berlin zurück, aber auch ſchon wieder abgereiſt nach Köln, den Legationsrath Sixt von Armin aufzuſuchen, war ich zu müd' und heiß; ich ruhte mich am Fenſter aus, die Augen auf den Rhein, auf Ehrenbreitſtein, auf den Garten des Weißen Roß gerichtet, wo ich die Leute hin und hergehen, oder beim Thee ſitzen ſah.

Eben hatte ich mein Licht ausgelöſcht und mich zu Bette gelegt, aber noch nicht ganz zurecht, als ich das Bett und Zimmer ſich bewegen fühlte, das ganze Haus erbebte, es war, als wenn die Wände vor- und rückwärts geſchoben würden und in ungeheurer Spannung auseinander reißen wollten. Die Schwankung dauerte ein paar Sekunden, ging deutlich von Oſten nach Weſten, in zwei Hauptwegen, zwiſchen denen kleinere zitterten, unter dumpfem Geräuſch, als wenn ein ſchwerer Güterwagen aus dem Hauſe führe. Ganzmann, der mich kurz vorher verlaſſen hatte, rief mir aus ſeinem Zimmer durch die Zwiſchenwand: „Das war ein Erdbeben!“ Ja, das Haus ſcheint ſehr leicht gebaut! antwortete ich. Sogleich aber hörte ich der Wirthin Geſchrei, das Hervorſtürzen der Leute aus allen Zimmern, ich war ſchnell aufgeſprungen, öffnete die Thüre, Ganzmann und die Wirthin riefen: „Ein Erdbeben!“ und erzählten raſch, was ihnen begegnet, Andre kamen dazu, fragend, erſchrocken, ich zog mich nun eiligſt an und eilte mit den Andern auf die Straße, wo ſich die Leute verſammelten, aus allen Häuſern liefen ſie hervor, jeder wollte wiſſen, was die Andern wahrgenommen. Nun ſah ich erſt, daß das Haus von oben bis unten feſte Steinmauern hatte. In den Nachbarhäuſern, auf den Schiffen im Rhein, überall war der Stoß verſpürt worden, grade

20 Minuten nach neun Uhr (Ganzmann hatte gleich auf ſeiner Uhr nachgeſehen); als ich eben meine Thür geöffnet hatte und mich anzog, ſah ich auch einen Blitz über Ehrenbreitſtein, nur einen, Andre wollten wiederholte Blitze geſehen haben. Ein Dampfſchiff kam eben zu Thal fahrend an, die eigne Bewegung des Schiffes hatte keinen Stoß beſonders wahrnehmen laſſen. Nun kamen auch Berichte aus der innern Stadt, ein Schornſtein war eingeſtürzt, Mauern hatten Riſſe bekommen, Kegel waren umgefallen, ein Kutſcher fuhr über die Moſelbrücke und hielt erſchrocken an, weil er glaubte, ſie bräche ein, ließ deßhalb ſeine Herrſchaft ausſteigen, und andere Geſchichten der Art. Wir blieben wohl anderthalb Stunden auf der Straße, aber die Rheinluft war mir zu ſcharf, ich mußte viel huſten und wurde heiſer, daher ging ich auf mein Zimmer und legte mich ermüdet wieder zu Bette, aber in den Kleidern, um gleich fertig zu ſein, falls das Unheil ſich ſtärker wiederholte. Es war ein ſchauerlicher Reiz, dergleichen Begegniß einmal perſönlich erfahren zu haben; der Eindruck war ungeheuer und wirkte lange nach. Eine engliſche Familie, die mit mir in demſelben Gaſthofe wohnte, wollte ſich nicht länger in Koblenz halten laſſen, und reiſte ſo ſchnell ſie es bewerkſtelligen konnte, rheinaufwärts ab, auch noch mehrere Fremde verließen in der Nacht die Stadt.

Bonn, Donnerstag, den 30. Juli 1846.

Heute Vormittag war von nichts die Rede als vom Erdbeben. Tauſend Nachrichten und Wahrnehmungen wurden zuſammengebracht. Man wußte ſchon, daß um dieſelbe Zeit die Erſchütterung noch weit ſtärker in Ems geweſen war, daß man ſie auch in Bonn verſpürt hatte, in Boppart

und andern nahen Orten. — Ich wollte nach Bonn mit dem Dampfſchiffe fahren, hatte daher bis zum ſpätern Vormittage Zeit und beſuchte den Buchladen von Herrn Bädeker, fand aber nicht, was ich wünſchte, nämlich Herder's Briefwechſel. — Die „Prinzeſſin von Preußen" nahm mich auf und ich fuhr bei heißer Mittagsſonne und friſcher Rheinluft gemach nach Bonn hinab, die Geſellſchaft war überaus zahlreich und Zigarren und Speiſen drängten mich zuletzt von meinem ſonſt guten Platz in den Wagen, wo ich Ruhe und zugleich die Befriedigung hatte, den armen Bello zu tröſten, der bis dahin einſam darin geweſen war. — Früh Nachmittags kamen wir in Bonn an und ich nahm Quartier auf dem Markt im Trierer Hofe, bei Herrn Simrock, dem Bruder des Dichters. Eine ſchlechte Hinterſtube zwei Treppen hoch, aber ziemlich kühl, das war in der furchtbaren Hitze alles werth! Ich ruhte einige Stunden, der Katarrh war durch die Fahrt nicht beſſer geworden und machte mich ſehr mißmuthig.

Ich wollte doch nicht vergebens in Bonn ſein, raffte mich nach ſechs Uhr auf und fuhr in einem Einſpänner hinaus vor das Koblenzer Thor, wo Dahlmann wohnt. — Dahlmann öffnete mir ſeine Zimmerthür ſelbſt, und als ich meinen Namen nannte, freute er ſich die Bekanntſchaft zu erneuern. „Erneuern?" Das mußte ein Irrthum ſein! Aber nein, er hatte Recht! Wir hatten im Jahr 1813 in Kiel bei Schleiden's einen Abend zuſammen verlebt, von dem her ihm der ruſſiſche Hauptmann bekannt geblieben war, mir aber der junge, damals unberühmte Gelehrte keinen dauernden Eindruck gelaſſen hatte. Die Berufung auf jene Zeit ſetzte uns aber gleich auf guten Fuß. Ein ſchwarzes, tief und ſcharf blickendes Auge, voll gemäßigter Kraft und Selbſtſtändigkeit, eine heitre, ſichre Miene, etwas

ſchwerfällige Haltung, alles in dunkler Färbung, ließ mich das Bild eines Mannes faſſen, den ich auf der Rednerbühne zu ſehen wünſchte. Ich dankte ihm, daß er vortrefflich ausgeführt, was ich lange beabſichtigt zu thun, nämlich eine Schilderung Mirabeau's zu liefern; wir ſprachen nun über dieſen mit großem Einverſtändniß; ich verhehlte ihm nicht, daß ich mit ſeiner Ueberſetzung der berühmten Worte an Brézé jedoch unzufrieden ſei, wogegen er ſich wenig vertheidigte. Er zeigte mir eine ſchwarze Gypsbüſte, die er aus Niebuhr's Nachlaß erworben, und welche dieſer als die Büſte Mirabeau's gläubig verehrend in ſeinen Zimmern aufgeſtellt gehabt, die aber Rauch ſpäter als die Büſte Gluck's erkannt haben will. In der That hat ſie mit meinen Bildern Mirabeau's keine Aehnlichkeit, es fehlt durchaus „la hure", wie er ſelber ſeinen Kopf nannte. Wieſo Niebuhr eine ſo große Verehrung für Mirabeau hegte? kam in Frage. Ich erklärte es dadurch, daß Niebuhr dieſe Verehrung im Jacobi'ſchen Kreiſe angenommen, Jacobi ſelbſt aber ſie von ſeinem Freunde, dem jüngern Grafen von Neſſelrode, empfangen habe, der mit Mirabeau in Freundſchaft und Briefwechſel ſtand; damals aber wirkte das Anſehn eines ſolchen Grafen auf ſtrebende Bürgerliche mit zauberiſcher Kraft! Wir ſprachen über die Zeitumſtände, wir ſahen ſie mit gleichen Augen. Ich erzählte ihm manches von Berlin, beſonders auch in Betreff ſeiner Bücher. Die neue Regierungszeitung erregte ihm nur Zweifel und Mißtrauen; Pertz und die Uebrigen hatten ihn zur Theilnahme aufgefordert und ihm ihr Vorwort geſchickt, er jedoch meinte, ſo lange ſie ſolche Maximen aufſtellten, werde er nie Theil nehmen; die ganze Unternehmung ſchien ihm verfehlt und hoffnungslos. — Ich verließ ihn, um noch zu Profeſſor Böcking zu fahren,

der weiter hinauf ein gartenumgebenes eignes Haus am Rhein bewohnt, mit bezaubernder Aussicht.

Es war noch heller Tag, ich fragte, wie weit Godesberg sei? „Zum Fahren ein halb Stündchen.“ Also General und Generalin von Czetteritz dort besucht! Nach einer guten Stunde kam ich bei völliger Dunkelheit dort an. Große Bezeigungen, viele Fragen, lebhafte Theilnahme für alles, guter Thee. Die Generalin ist leidend, aber voll Muth und Munterkeit. Am 10. August wird die Gräfin d'Agoult auf einige Tage bei ihr zum Besuch eintreffen; Therese von Bacheracht war schon dagewesen. Ueber den Roman „Relida“. Ueber die Bekanntschaft mit Herwegh und seiner Frau. Bildniß der Gräfin in Erz, sehr schön. Eine Menge Einzelheiten kamen vor, zuletzt auch Politik, Polen, Frankreich ꝛc. Ich fuhr beim schönsten Sternenschimmer heim, trotz der lauen Luft noch vorsichtig in einen Mantel gehüllt, aber dennoch hustend und heiser, und kam erst um elf Uhr im Wirthshaus an.

Bonn, Freitag, den 31. Juli 1846.

Die Rheinlande machten mir einen fremden, beunruhigenden Eindruck; mich dünkte, man müsse hier Gesundheits- und Geldkräfte in Fülle zu verschwenden haben, um alles Dargebotene genießen zu können, denn es ist durchaus nichts beisammen, sondern weit auseinandergestreut, und bei allem Reichthum der Natur und des Alterthums fehlt doch vieles, was wir in Berlin vollauf haben.

Nach sechs Uhr ging ich mit Ganzmann aus. Zuerst auf den Münsterplatz, besah mir das herrliche Münster —

ſchon früher auch in Boppart eine merkwürdige alte Kirche —, die Bildſäule Beethoven's, die ich ganz abſcheulich fand, ein wahres Schandding, wo das unglückliche Mantelweiſen unſrer neuſten Bildhauer in ſeiner ganzen Häßlichkeit erſcheint, und beſuchte dann den ehrwürdigen Delbrück, mit dem ſich herzliches, gediegenes Geſpräch ergab, über ernſte Gegenſtände, das Religionsweſen, die Geſetzgebung, die Litteratur, die deutſche Sprache, — Delbrück freute ſich unſäglich über den endlich errungenen Verſuch mit öffentlichem und mündlichem Gerichtsverfahren, freute ſich der verheißenen Reichsſtände. Ueber Schelling denkt er wie ich. Auf Bettinens Königsbuch hält er viel. — Ich hätte noch ſtundenlang mit ihm ſprechen können, aber ſeine Harthörigkeit und meine Heiſerkeit wollten nicht zuſammenpaſſen. Wir ſchieden mit Innigkeit und beſten Wünſchen. Seinen Wiederbeſuch verbat ich auf's ernſtlichſte.

Von da ging ich zu Dr. Lerſch, der mein Anliegen wegen einer Handſchrift Eulogius Schneider's ſchon durch Dr. Junkmann wußte, aber vergebens darnach geſtrebt hatte, wiewohl gewiß noch manches in Bonn liege, aber bei Leuten, die es mißtrauiſch unter Verſchluß hielten; auch leben in Mainz noch zwei Schweſtertöchter von Schneider, die gewiß noch manches haben. Ich bekannte dem Dr. Lerſch meine Zweifel, daß Schneider ſich auf ſeinem Todeswege ſo reuig und kirchlich bußfertig bewieſen habe, wie es erzählt worden; Lerſch meinte, er habe es aus mündlicher Ueberlieferung, fand aber auch, daß es mit dem ſonſtigen Weſen des Mannes gar nicht ſtimme. Ich weiß, wie dergleichen erfunden und geglaubt wird von Pfaffen und Pfäffiſchgeſinnten. „Ja, man muß nur gradezu ſagen, er habe ſich bekehrt", das iſt eine Formel, die zu Nutz und Frommen der Gläubigkeit unbedenklich angewendet wird.

Den Aufſatz von Rodier hörte Lerſch durch mich zum erſtenmal nennen. In acht Tagen tritt er ſeine Reiſe nach Italien an; er iſt aus Aachen. Er bot mir an, den Abend mit mir zuzubringen, aber ich mußt' es ablehnen, ich bedurfte der Ruhe. — Aus dieſem Grunde ließ ich auch den alten Arndt unbeſucht, mit dem auch die freundlichſten Erörterungen, wie ich ſie erwarten durfte, mir doch nur Anſtrengung oder Unluſt geweſen wären. — Auch für den Dichter Simrock hatte ich keine Kräfte übrig. — Dahlmann war inzwiſchen bei mir geweſen und hatte mich nicht gefunden. — Ein Kourier hatte die Nachricht von dem neuen in Paris auf den König Louis Philippe gerichteten Angriff überbracht. Wenig Theilnahme für ihn.

Soeſt, Sonnabend, den 1. Auguſt 1846.

— Der Flug durch die hier ebene aber fruchtbare Landſchaft, am Schloſſe Brühl vorüber, ſetzte mich in heitre Stimmung. Vielleicht hundert Bauerweiber und Bauermädchen fuhren mit nach Köln, ihre Marktwaaren in Körben oder Säcken, meiſt über einen Zentner ſchwer, trugen ſie auf dem Kopfe herbei, dem Anſchein nach ohne große Anſtrengung. In Köln auf dem Bahnhofe ſehr freundliche Beamte. Ein außerordentliches Blatt der „Kölniſchen Zeitung" gab über den Pariſer Vorfall näheren Bericht. — Die Poſtpferde ließen nicht zu lange auf ſich warten, ich beſtimmte den Poſtillon am Dome vorzufahren, und ſtieg hier aus. Schon der Eintritt überwältigte mich, als ich aber zum Chor gelangte und hier die gereinigten und neugeſchmückten Gebilde betrachtete, kam ein wahres Ent-

zücken über mich. Doch waren es hauptsächlich die uralten Verhältnisse dieses Wunderbaues, die mit Zauber auf den Sinn wirkten und mir die ganze Seele hoben. Ich gestehe, daß mir die Rührung und das geistige Wohlsein, das ich empfand, Thränen in die Augen preßten. Ich hätte stundenlang in dieser heiligen Kühle bleiben mögen. Eine Messe, die mit großem Gepränge und Geschrei gehalten wurde, machte mir keinen Eindruck, ich hatte das Pfaffenthum zu grell vor mir. Dagegen entzückten mich die Glocken- und Orgeltöne. Darauf besah ich die neuen Arbeiten, die der König in Gang gesetzt hat; es ist ungeheuer viel gethan, und doch für das Riesenwerk noch blutwenig! Der gute Willen und das Vertrauen auf die Kräfte dieser Zeit haben etwas Rührendes, aber ich kann mich des Zweifels nicht erwehren, daß sie doch ihr Ziel nicht erreichen werden. Und sollten sie es erreichen, könnte dies Denkmal, wie schön es sei, je die ungeheuern Kosten werth sein, die durch dasselbe andern, menschlich dringenderen Zwecken jedenfalls entzogen werden? Ich war ganz beglückt durch den kurzen Aufenthalt, ich sah ihn als ein Stück meiner Genesung an, ich dankte dem Himmel für diesen einzigen Anblick, für diese Erfrischung des Leibes und der Seele. Die ganze Reise war mir nun gewichtiger und reicher, indeß — wenn mich das Geleistete auch entzückte, das Unternehmen entzückte mich nicht; der Stimme eines Kastraten höre ich mit Bewunderung zu, doch sie hervorzubringen lege ich keine Hand an!

Köln wächst sichtbar an Bevölkerung und Wohlstand, überall sieht man neue schöne Häuser, reich ausgestattete Läden, regen Gewerbfleiß und Handelsverkehr. Alle diese rheinischen Städte, und nicht minder das Land, haben unermeßlich gewonnen unter der preußischen Verwaltung;

wie leer und arm und düſter war alles hier unter der franzöſiſchen! Nur Eines machte ſich damals kaum bemerklich, was jetzt trotzig ſich erhebt, die Pfafferei! Dabei iſt die Unzufriedenheit gegen die preußiſche Regierung ungeheuer, aber ſie iſt ſchon ſelber eine preußiſche Unzufriedenheit, dieſelbe Art, die in Berlin und Königsberg und Breslau herrſcht.

Ich fuhr über die Rheinbrücke nach Deutz, dann über Mühlheim nach Elberfeld — immer den Eindruck vom Dom in der Seele —, dann nach Hagen, und war Abends in Iſerlon. Die Varnhagen'ſche Vikarie hier iſt für jetzt unbeſetzt, die Einkünfte werden aufgeſammelt, bis wieder ein geeignetes Familienglied die Stelle anſprechen kann. Ueberhaupt erinnert mich hier alles an heimathliches Alterthum. Nicht fern von Iſerlon liegt Arensberg, und im Walde nahebei waren noch vor etwa dreißig Jahren Trümmer der Burg Varnhagen zu ſehen, die ſeitdem aber, weil die Steine gebraucht wurden, völlig verſchwunden ſind. Ich dachte anfangs über Arensberg nach Kaſſel zu reiſen, allein der Eifer, nach Hauſe zu kommen, überwog alles, und ich ſchlug den nächſten Weg nach Hannover ein. In der Nacht kam ich durch Soeſt; dem einſt als Mitglied der Hanſa blühenden Orte hatte mein Ahnherr Henricus von Enſe in der berühmten Soeſter Fehde viel Ungemach zugefügt, Bürger gefangen genommen, Vieh weggetrieben, die Stadt gebrandſchatzt; ich war froh, ſo ſtill und friedlich jetzt durchreiſen zu können! Die freien Reichsſtädter und der freie Ritter ſind beide unter daſſelbe Landrecht gebeugt, und recht gut, daß es ſo iſt. — Wir fuhren die Nacht durch.

Hannover, Sonntag, den 2. Auguſt 1846.

In Wiedenbrück verſah ich mich mit beſtem Pumpernickel. In Bielefeld war Schützenfeſt in der Stadt, daher große Lebhaftigkeit, unter vielen neuen Häuſern ſtehen noch einige ganz alte, mit engen Beilergiebeln, wie deren ehmals in Hamburg am Hopfenmarkt ſtanden, jetzt aber nach dem Brande durch neue erſetzt ſind. So ſehr ich eilte, ſo hätte ich mich doch gern in Herford aufgehalten, wäre nur im geringſten wahrſcheinlich geweſen, daß dort noch Spuren des Lebens und Treibens der philoſophiſchen Aebtiſſin und ihres Freundes Descartes zu finden wären! Noch lebhafter wurde ich von Bückeburg und Stadthagen gereizt, wo Denkmäler und Papiere meines Grafen Wilhelm zur Lippe in Fülle vorhanden ſind, die durchzuſehen mir eigentlich Pflicht und dabei der größte Genuß und Ertrag wäre; allein im beſten Fall hätte ich acht Tage darauf verwenden müſſen, und im ſchlimmſten erſt nach ſolcher Friſt erfahren, daß das Archiv ſie nicht mittheile. — Einen angenehmen Eindruck machte mir noch Rennderf, wo zahlreiche Kurgäſte unter Schattenbäumen verſammelt waren. — Ich habe Mindens und der weſtphäliſchen Pforte zu erwähnen vergeſſen; ſchöne Gegend. — Nach neun Uhr kam ich in Hannover an, bekam in Britiſh Hotel daſſelbe Zimmer, das ich vor neun Jahren bewohnte, fand gute Bedienung, erquickte mich und bivakirte angekleidet auf dem Sopha.

Berlin, Montag, den 3. Auguſt 1846.

Vor vier Uhr auf und gefrühſtückt, dann zum Bahnhof. Um fünf Uhr nach Braunſchweig abgefahren, weiter nach Magdeburg, Köthen und Berlin, wo wir nach ſechs

Uhr Nachmittags eintrafen. Furchtbare Hitze, gräßlicher Staub, doch bei allem der Troſt des gewaltigen Forteilens. Zwiſchen Jüterbogk und Berlin ein Endchen Gewitterregen, wir fanden den Sturm ſchon vorübergezogen, es mußte heftig geregnet haben, aber die Luft war ſchwül geblieben, bald ſchien auch die Sonne wieder und die Laſt des Tages drückte nach wie vor. Staub und Hitze hatten mir die Stimme faſt erſtickt. — Zu Hauſe fand ich alles wohlbeſtellt. — Humboldt ſah ich vorbeifahren, der erſte Bekannte!

Auf der ganzen Reiſe, durch Süd- und Norddeutſchland hab' ich nirgends meinen Paß vorzeigen müſſen.

Dienſtag, den 4. Auguſt 1846.

Ueber die hieſige Stimmung; nichts gebeſſert ſeit den fünf Wochen, die ich nicht hier war. Die Bankſache erregt nur Mißfallen, auch bei den höheren Beamten ſelbſt. Die Synode geht nicht nach dem Sinne des Königs, das erregt Schadenfreude und Mißachtung; die Bürger hier wären durch politiſche Triebfedern kaum aufzuregen, durch die religiös-kirchlichen Sachen gelingt es! — Verkehrtheiten aller Art gehen ohne Unterlaß vor, es iſt, als ob ein Dämon dahinter wäre und alles zum Uebel wendete. — Große Unzufriedenheit im Heere.

Die Prinzeſſin von Preußen wird von Homburg nach England reiſen und ſpäter auch die Herzogin von Orleans in Paris beſuchen. Der König und der Prinz haben ihre Zuſtimmung gegeben.

Sonnabend, den 8. Auguſt 1846.

Der König hat an die Magiſtrate und Stadtverordneten von Magdeburg, Breslau, Königsberg ꝛc. einen ſcharfen Verweis ergehen laſſen, daß ſie ſich angemaßt, an die Synode zu ſchreiben und dieſer gleichſam anzudeuten, was ſie zu thun habe. Die Schärfe iſt in väterlichem Tone gehalten und will vor allem belehren, wie die Anmaßung ganz unbefugt ſei, allein die Auseinanderſetzung iſt nicht glücklich und macht durchaus nicht den bezweckten Eindruck. Die Leute erwiedern, der König maße ſich an, was er nicht befugt ſei und nicht verſtehe, nämlich den Glauben und die Kirche zu beſtimmen, nach ſeiner Laune und Willkur, und ſie hätten beſſern Grund darin, als er. — Der Aſſeſſor Eberty in Halle, der die Vertheidigungsſchrift für Wislicenus verfaßt hat, iſt nach Graudenz verſetzt worden, und man läßt ihn auf alle Weiſe fühlen, daß er ſich hohes Mißfallen zugezogen hat. So geht das Verfolgungsweſen immer ſeinen Gang! — Volksunruhen in Köln, Studentenſchlägerei in Bonn, an beiden Orten iſt die Polizei und die bewaffnete Mannſchaft geſchlagen worden, die Sachen ſind unerheblich, aber von gefährlichen Zeichen begleitet. — Der König hat einer Krämerin zu Potsdam in guter Laune ihren ganzen Kram für fünfzig Thaler abgekauft und dann den Soldaten zur Plünderung preisgegeben, eben ſo eine Pantoffelbude, die er alten Weibern überlaſſen.

In Zürich iſt ein kleines Heft erſchienen: „Weniger als zwanzig Bogen. Von K. Heinzen"; darin wird der König ohne Scheu „der gekrönte Jeſuit", „der unter die Verachtung aller ehrbaren Leute herabgeſunkene Berliner Zar" genannt. Die Polizei hat dies Schriftchen mit beſonderer Schärfe verboten und den Buchhändlern angekündigt, ſie würden durch Verbreitung deſſelben an allen

darin begangenen Verbrechen mitſchuldig werden! Das iſt nun allerdings eine unhaltbare Zuſammenfügung!

Donnerstag, den 13. Auguſt 1846.

Der Pabſt! Wird er fortfahren, wie er begonnen hat? Wird er am Leben bleiben? Die Kardinäle bieten ihm ſchon Trotz und Oeſterreich macht ihm Vorſtellungen!

Wir arme Deutſche ſchreien jetzt wegen Schleswig-Holſtein, man wird uns bald das Maul ſtopfen und höhniſch ſagen: Was geht's euch an? Was verſteht ihr davon? Aber wenn einmal wieder Noth iſt, wenn einmal der Feind wieder droht, dann wird man Liebe und Betheiligung für das Vaterland von jederman verlangen, das heißt für das, was die Behörde dann das Vaterland zu nennen beliebt!

Freitag, den 14. Auguſt 1846.

Es heißt, der Graf von Arnim werde wieder als Miniſter eintreten, und zwar als Finanzminiſter! Das wäre in keiner Weiſe gut.

Seit vielen Jahren denkt und erinnert man daran, wie die Polen, wenn Preußen je die geringſte Begünſtigung dafür zeigte, ihm als Mittel dienen können, ſich der Uebermacht Rußlands mit Vortheil zu erwehren. Natürlich aber hat die Regierung ſolche Gedanken nicht erfaßt. Jetzt unerwartet zeigt ſich das Entgegengeſetzte, nämlich daß Rußland ſich die Polen aneignen und ſie verderblich auf uns ſchleudern kann!

Sonnabend, den 15. Auguſt 1846.

Vormittags, ehe ich noch aufgeſtanden war, Beſuch vom General von *. — Ueber den Zuſtand der hieſigen Dinge waren wir ziemlich einig; wie es mit der Synode geht, meint er, werde es auch mit den Reichsſtänden gehen, ganz anders als man es oben vorausſetze; der Pabſt, fürchtet er, wird bald anfangen zu kränkeln!

Die heutige Zeitung enthält eine Bekanntmachung des Kurators der hieſigen Univerſität, Direktors von Ladenberg, betreffend die Worte, welche Profeſſor Michelet bei Gelegenheit eines ihm von ſeinen Zuhörern gebrachten Ständchens geſprochen haben ſoll. Recht ein Zeichen der Zeit, eine Offenbarung der herrſchenden Erbärmlichkeit! Der Inquiſitionsminiſter Eichhorn iſt erſchrocken über das Wort „bevorſtehende Kämpfe", läßt fragen, was da für Kämpfe gemeint ſeien? Michelet giebt natürlich der Dummheit nach und ſtellt ſeine Worte ſo, daß man ihnen nichts anhaben kann, der Kundige aber dennoch ſieht, wie es gemeint iſt. Und nun kommt die Behörde und trägt ihre alberne Furcht und Aufpaſſerei zur Schau, und prahlt, Michelet habe nicht ſo was Arges geſagt, was den Karakter eines Lehrers der Jugend einem ſehr ungünſtigen Urtheil bloßſtellen müßte! Die Bekanntmachung iſt ein größeres Aergerniß, als alles was Michelet geſagt haben könnte!

In Goethe geleſen, im Homer, im Neuen Teſtament.

Mittwoch, den 19. Auguſt 1846.

Geſtern kam Weiher und meldete, daß Herr von Düesberg Finanzminiſter geworden; mir ſehr gleichgültig; immer aus dem alten Kreis unſelbſtſtändiger, abgerichteter Beamten, die aber, wo die Abrichtung nicht ausreicht, ſogleich rathlos ſind.

Die Vorgänge in Köln bleiben nicht ohne ernſte Nachwirkung. Die Bürger ſind aufgebracht und wollen ihre Beſchwerde an den König bringen. Hier meint man, das Militair hätte nicht nachgeben ſollen, und begreift nicht, wie die Behörden ihr Anſehn ſo preisgeben konnten. So wird die Verſtimmung nur bitterer und dauernder! — Der Studentenlärm in Bonn ſcheint beigelegt.

Die ſchleswig-holſteiniſche Sache rumort. — Die päbſtlichen Anordnungen verſtutzen und empören den fanatiſchen Klerus und die ſchlechten Regierungen.

Merkwürdige Antwort Sir Robert Peel's auf eine Zuſchrift der Elbinger an ihn.

Freitag, den 21. Auguſt 1846.

K. erzählte von des Königs Luſtparthien und Zerſtreuungen, es ſcheint in dieſem Kreiſe nicht die geringſte Sorge aufzuſteigen. — In die däniſch-holſteiniſche Sache will ſich der König fürerſt nicht einmiſchen; aber ſeine Stände, ſeine Magiſtrate der Städte, die öffentlichen Blätter erklären ſich laut; überall, wo die Regierung nicht voran iſt, giebt ſie einen Theil ihrer ſelbſt auf und das Wirken geht auf Andre über. K. behauptet, die eigentliche Kontrovers ſei nirgends mitgetheilt, man ſtelle nur immer die Klagen der einen Seite dar; das iſt aber nicht der Fall, er lieſt nur die öffentlichen Schriften nicht. Ihn verdrießt die Theilnahme des Volks, der ſtändiſchen Kammern, der Zeitungen —, ich frage, ob man etwa die Zeiten zurückwünſche, wo kein Deutſcher ſich um Deutſchland bekümmerte, wo der gemeine Mann gegen jeden Regierungswechſel gleichgültig war und jede Obrigkeit nur als einen Feind anſah? Faſt ſieht es ſo aus, als wolle man ſolche

Zuſtände, aber wenn es dann wieder in Frankreich kriegeriſch werde, dann wolle man im ganzen Volke Vaterlandseifer, deutſchen Gemeingeiſt, lebendigen Antheil am Staat! — Uebrigens iſt bei der ſchleswig-holſtein'ſchen Sache noch eine Hoffnung, daß der Bundestag ſie nicht abweiſt, weil ſie eben auch eine Fürſtenſache iſt, auch Rechte des Hauſes Oldenburg und des Hauſes Auguſtenburg vorkommen; wäre ſie eine Sache bloß des Volks und der Stände, ſo wäre ſie, gleich der hannöverſchen vor ſechs Jahren, unrettbar verloren.

Sonntag, den 23. Auguſt 1846.

Die Kölner Geſchichten nehmen eine verdrießliche Geſtalt an. Die Bürger halten ſich für mißhandelt, abſichtlich zum Widerſtande verlockt, ſprechen von dem Leipziger Ueberfall, bringen alles zur Oeffentlichkeit; hier tadelt man die Behörden, daß ſie nachgegeben. Das Staatsminiſterium hat wegen der Sache eine beſondre Sitzung gehalten. Es hilft aber nichts, man wird dieſer Dinge auf dem Wege der Gewalt nicht Meiſter, und der Weg neuer Einrichtungen iſt dieſen Exzellenzen zugeſchloſſen.

Von den Reichsſtänden, die noch gar nicht da ſind, ſpricht man ſchon mit größter Verachtung; was die jetzt helfen könnten, preußiſche Reichsſtände? Deutſche Reichsſtände müßten kommen! Und dergleichen mehr!

In Braunſchweig herrſcht eine tiefe Mißſtimmung gegen den Herzog, man fürchtet gewaltſamen Ausbruch.

Fichte ſchreibt mir unter andern: „Welch eine Zeit, welch eine Schmach, die auf unſrem Vaterlande liegt! Während unſre verhungernden Auswanderer auf dem Straßenpflaſter franzöſiſcher und belgiſcher Städte die Hülfs-

und Vaterlandsloſigkeit unſres Volkes den Fremden zum Schauſpiel geben, wagt ein »Offener Brief« auf das öffentliche Geheimniß auch unſrer politiſchen Nullität im Rathe der Großmächte wie auf etwas Anerkanntes, von ſelbſt ſich Verſtehendes ſich zu berufen. Und der Bundestag hält Sommerferien! Seit Napoleon's Zeit, ſeit den Kataſtrophen der Jahre 1805 und 1806 iſt Deutſchland Aehnliches nicht geboten worden. Dies alles macht auch auf die Ruhigſten einen tief einſchneidenden Eindruck. — Das Schlimmſte und Unheimlichſte iſt, daß ſich unter allen Ständen unſres Volkes wie inſtinktmäßig das Gefühl zu verbreiten beginnt, ſo wie jetzo könne es nicht fortgehen, könne Deutſchland nicht fortdauern."

Dienstag, den 25. Auguſt 1846.

Geſtern Stralauer Fiſchzug; das erzwungene Volksfeſt kommt etwas in Abnahme, die höheren Klaſſen wollen auch nicht einmal Zuſchauer mehr ſein, und allerdings iſt nicht viel zu ſehen, als die Rohheit und Armuth des Volks. — In dem Auguſtheft der Monatsblätter zur „Allgemeinen Zeitung" las ich mit lebhaftem Antheil den Aufſatz von Robert Mohl: „Die beiden Moſer", und verband damit viele Betrachtungen über die Deutſchen und ihre Geſchichte; wenn man da recht hinblickt, ſo kann einem angſt und bange werden! Unſre Nation ſteckt in der furchtbarſten Klemme, ich fürchte, um ſich zum Staatsleben zu bilden, muß ſie ihre beſten Eigenſchaften aufgeben, und wenn ſie dieſe abgeworfen hat, wird es noch zweifelhaft ſein, ob ſie den Staat erlangt!

In Friedrich's von Schlegel „Litteraturgeſchichte" geleſen; ich erſtaunte; manche Gedanken, Wendungen und

Ausdrücke wie überhaupt die Schreibart muß ich wie ſonſt anerkennen, aber die katholiſche Beciferung erſchien mir diesmal ganz unerträglich, beſonders in den Zuſätzen der zweiten Auflage, über die Bibel, das Chriſtenthum und die Indiſche Religion, da ſpricht der Autor bisweilen wie ein Alfanz oder wie ein trunkner Mönch.

Mittwoch, den 26. Auguſt 1846.

Der König war in Muskau und iſt wieder zurück. Man ſagt, ſolche Reiſen, große und kleine, ſeien ihm Bedürfniß, er werde von Unruhe und Aufreizung getrieben, nicht lange an derſelben Stelle zu bleiben.

Das Verfahren des Pabſtes geht noch ſeinen Gang. Die badiſchen Kammern ſchreiten auch noch muthig und die Bewegung in Holſtein nimmt zu.

Der Jeſuitengeneral Pater Rothaan in Deutſchland, in Aſchaffenburg beim Könige von Baiern!

Freitag, den 28. Auguſt 1846.

Wenn ich zurückblicke, ſo ſehe ich deutlich, daß wir ſeit dreißig Jahren — ſeit dem zweiten Pariſer Frieden, ſeit der neugeſicherten Macht der Fürſten — immer auf ein und demſelben Wege ſind, auf dem der Verſäumniß, des Vergeſſens, der Faulheit, des Uebermuths, der Verwahrloſung, daher ſeit jener Zeit unaufhörlich dieſelben Anklagen ſich wiederholen, dieſelben Verſuche zu widerſtreben, dieſelben Unglückswarnungen. Zwei große Rucke gab es in dieſer Zeit, von denen wir auf einen andern Weg geſchoben werden konnten, die Julirevolution und die Thronbeſteigung unſres jetzigen Königs, aber nach kurzem

Anhalten, nach kurzem Zweifel fiel alles wieder in den alten Gang, und 1846 gehen wir auf daſſelbe Ziel hin, auf das wir 1816 gerichtet waren. Die kleinen Verbeſſerungen, die hin und wieder Statt gefunden haben und noch Statt finden, ändern nichts, ſie ſind nur Reize, die uns vor Augen halten, daß Verbeſſerungen nöthig und ausführbar ſind, alſo auch die großen und wichtigen, die noch verſagt bleiben. So iſt es denn natürlich, daß heute oft ganz daſſelbe geäußert worden, denn die Gebrechen von damals dauern noch heute fort, — es iſt, als ob der Staat ſeiner beſten Kraft beraubt wäre, Einſicht, Geiſt und Willen ſind erſtickt in Beſchränktheit, Schlaffheit und Phantaſterei.

Nachmittags Beſuch der Gräfin von Königsmarck, mancherlei Mittheilungen! Sie erwartet den Grafen aus St. Petersburg zurück. Bei der Schilderung der dortigen Feſte, die durch Beleuchtungen und überraſchende Effekte als der Gipfel des Feenhaften beſchrieben werden, und die dem Prinzen von Preußen und ſeinem Adjutanten mächtig imponirt haben, kann ich mich der Bemerkung nicht erwehren, daß die Feſte Ludwig's des Vierzehnten in Verſailles wohl eben ſo viel gekoſtet haben, aber gewiß geſchmackvoller, angenehmer und fröhlicher waren, als die ruſſiſchen. Nach einigen Zügen, die in den Briefen mitgetheilt waren, mußt' ich mir ſagen, der Kaiſer ſcheint mit ſeinen Erfindungen noch nicht weiter gekommen, als wohin die Leiſtungen eines Guckkaſtens reichen, natürlich ſtellt er die Bilder in größerem Umfang und mit mehr Koſten auf!

Geſtern Hegel's Geburtstag, heute Goethe's. — Die General-Synode wird zum nächſten Jahre vertagt. — Die Bewegung für Schleswig-Holſtein hat in Deutſchland überall Wurzel gefaßt und wirkt auf die Stimmung jener Provinzen ſehr ein.

Sonntag, den 30. Auguſt 1846.

Der viele Perſonenwechſel in den Staatsämtern macht ſeine Nachtheile fühlbar; hier und in den Provinzen klagt man über Mißgriffe in den Geſchäften, Stockungen, Verſchleppungen der Arbeit. — So ein Staat iſt wirklich ein Wunderwerk, mit allen Gebrechen und Leiden beſteht er doch und lebt ſo weiter; es iſt freilich auch darnach!

Dienſtag, den 1. September 1846.

Ich denke bei nichts, es müſſe nur ſo ſein, es käme mir unbedingt zu, im Gegentheil, jede Gabe iſt mir immer neu, und ich bin verwundert und beſchämt, daß ſie mir zu Theil wird: die Wohnung, die Geräthe, das Eſſen und Trinken, der Kaffee, der mir morgens gebracht wird, und die Zeitung. Alles könnte mir ja mangeln, und ich müßte es mit Sorgen und Mühen jeden Tag auf's neue erſtreben. Dies Gefühl der Dankbarkeit verläßt mich nie, und am wenigſten, wenn ich etwas wegſchenken, jemanden Gutes erzeigen kann. Als ich dies neulich unbefangen äußerte, wurde ich durch die launige Bemerkung überraſcht: „Nun das iſt viel beſſer, als wenn Sie vor und nach Tiſch ein feierliches Gebet hielten!“

Heute war eine Sitzung des Staatsminiſteriums wegen der Kölner Geſchichten. Der König will alles gut ſein laſſen, die Miniſter ſind daher auch dieſer Meinung; aber der Prinz von Preußen, eben friſch aus Rußland angekommen, iſt ſehr aufgebracht, daß die Behörden den Bürgern nachgegeben, das Militair zurückgezogen, das feierliche Leichenbegängniß des getödteten Handwerksgeſellen geſtattet haben ꝛc. Er möchte den Kommandanten, den Bürgermeiſter, den Generalprokurator mit ſcharfem Tadel belegt,

wo nicht abgesetzt sehen; der Graf von **, der mich heute Nachmittag besuchte, sprach in gleichem Sinne.

Donnerstag, den 3. September 1846.

Gestern in der Mittagszeit ging ich auf die Kunstausstellung. Einige gute Bildhauersachen, einige Landschaften und mehrere Bildnisse abgerechnet, ist das Ganze wieder ein Zeugniß, wie schwach es mit unsrer Kunst aussieht, besonders mit der Mahlerei. Doch werden die Lobredner nicht fehlen! Ich sprach bei den Marmorn Herrn von Humboldt, der in mein Urtheil ziemlich einstimmte. Die Prinzessin von Preußen hat ihm geschrieben, sie habe sich gefreut, mich zu sprechen, ich zucke dazu die Achseln und sage, was ich denke, worüber Humboldt ganz betroffen und verwundert ist, er kann nicht begreifen, daß ich mich so äußere!

Der Anwesenheit des Jesuitengenerals Pater Rothaan in Deutschland wird widersprochen, aber daß er kommen wolle, wird zugestanden. Gewiß ist, daß den König von Baiern in Aschaffenburg hohe Geistliche aus Rom und Lyon besucht haben.

Der Prinz von Preußen ist wegen der Kölner Sachen durch den Kaiser von Rußland so heftig aufgestachelt, und hält sich nun doppelt befugt, stark einzureden. Der Kaiser war über die Vorgänge so aufgebracht und sprach solche Vorwürfe aus, als ob sie in seinem Lande geschehen wären. Der Prinz von Preußen soll gedroht haben, den Abschied zu nehmen, falls man nicht strenger verfahren wolle. Ein Grund mehr für den König, in seiner leichtern Auffassung der Dinge zu beharren; er hat schon geäußert, sein Bruder

habe gar nicht mitzusprechen, und der Kaiser möge sich um seine eignen Länder bekümmern!

In Holstein schreiten die Zerwürfnisse fort. Die deutschen Zeitungen sind sehr tapfer. Auch in Stettin ist eine Adresse an die Holsteiner zu Stande gekommen. Die deutschen Großmächte werden am Ende doch im Sinne der öffentlichen Meinung handeln müssen, nur zu spät, dazu mit den Haaren herbeigezogen, ohne Verdienst und Ruhm.

Sonnabend, den 5. September 1846.

Im Bankgebäude werden große Bauten vorgenommen, die Räumlichkeiten vermehrt, neue Geschäfts- und Schreibstuben, Aktenkammern, ein Versammlungssaal und andre Gelasse angebaut, auch die Zahl der Beamten vergrößert, alles wegen des neuen Bankwesens, und alle diese Kosten, dem Augenscheine nach größtentheils unnöthig — der Versammlungssaal wird kaum zweimal im Jahre gebraucht werden —, fallen sogleich der Verwaltung zur Last, die, wie man voraussieht, einen beträchtlichen Theil der Gewinne verschlingen wird. — Berlin wird immer mehr eine Behördenstadt; jedes Ministerium, außer einem Hauptprachtgebäude, dehnt sich in Nebengebäude aus, kauft und miethet, und hunderte der schönsten Zimmer dienen bloß zur Auflagerung von Akten. Dies Gebrechen, die weitschichtige, umständliche, nutzlose, ja schädliche Anhäufung der Geschäftsbetriebe, der Behörden, dies sollte im preußischen Staate angegriffen und geheilt werden!

Der König hat auf die Vorstellung der Frau Amalia Beer wirklich befohlen, daß der „Struensee" von Michael Beer jetzt vor dem Laube'schen gegeben werden soll. Meyerbeer setzt Musik zu dem Werke seines Bruders, und mit dem

ſo ausgeſtatteten Trauerſpiel ſoll die Kronprinzeſſin Olga von Würtemberg auf ihrer Durchreiſe im Theater geſpeiſt werden.

Der König ſoll ſich bitter über ſeine Brüder beklagen, deren keiner mit ihm ſtimme, beſonders aber ſei der Prinz von Preußen ihm unbequem, und er freue ſich jedesmal, wenn derſelbe verreiſe.

Montag, den 7. September 1846.

Die „Staatszeitung" enthält einen großen Artikel, unterſchrieben von den Miniſtern des Kriegs, des Innern und der Juſtiz, der beweiſen ſoll, daß das Militair und nicht die Bürger die Unruhen in Köln geſtillt, daß die Einrichtung des Bürgerhandelns von oben mißbilligt werden, daß die Soldaten des Schutzes nicht bedurft ꝛc. Dies Machwerk iſt die Folge des heftigen Einſprechens des Prinzen von Preußen, und ſonderbar iſt ihm Genugthuung, daß die Staatsbehörden das, worüber er zornig iſt und deſſen Wirklichkeit er nicht bezweifelt, öffentlich abläugnen, und dies ſo ungeſchickt, daß jeder Leſer das Gegentheil erkennen muß. Dadurch wird Köln auf's neue gereizt und der Unmuth genährt, der gewiß nicht ſchweigen wird.

Nachmittags Beſuch von Mundt. Er war auch in Köln gegenwärtig bei den Unruhen, er hat geſehen, daß die preußiſchen durch die Straße marſchirenden Wachttruppen von Schutzbürgern begleitet wurden, um ſie gegen Volksangriff zu ſichern, er war Zeuge, wie der Kommandant auf dem Rathhauſe von den Bürgern angeſchuldigt und hart in die Enge getrieben wurde; es ſind zuverläſſig wehrloſe und unbetheiligte Leute von den Soldaten-

verwundet worden, auch der getödtete Böttchergeſell ſoll entſchieden unſchuldig geweſen ſein.

Merkwürdiger Verfall in Köln! Der hieſige Kammergerichtsaſſeſſor Oppenheim, Dr. Arnold Mendelsſohn (Sohn von Nathan) und Herr Laſſalle haben der Gräfin von Hatzfeldt gewiſſe Papiere, die ihren Mann bloßſtellen ſollen, dadurch zu verſchaffen geſucht, daß ſie demſelben (nicht ihm, ſondern einer Dame, die vertraute Briefe von ihm hatte) im Gaſthofe ſeine Reiſekaſſette aus dem Zimmer entwandten und damit ſortteilten. Oppenheim wurde ergriffen, Mendelsſohn wird mit Steckbriefen verfolgt, von Laſſalle iſt noch nicht gerichtlich die Rede, allein hier will man behaupten, daß er beſtimmt Mitſchuldiger ſei.

„Nun iſt die General-Synode auseinander, und Bunſen nicht gekommen um ſie zu leiten; alſo waren die Gerüchte falſch, die ihn deßwegen herberufen ſagten.“ Mit nichten gilt dieſer Schluß! Daß Bunſen kommen ſollte, iſt ganz gewiß; aber die Synode ſchien ſo hoffnungslos, daß man wenig von ihr erwarten konnte, auch wenn Bunſen an ihrer Spitze ſtand, und daß man ſie lieber heimſchickte. Auch war die Sache zu früh ausgeplaudert, und Bunſen ſelbſt, durch die öffentliche Stimmung eingeſchüchtert, hatte wohl wenig Luſt zu der Sache.

Mittwoch, den 9. September 1846.

Der Guſtav-Adolf-Verein hat am Dienstag in großer Verſammlung auf Tivoli den Prediger Rupp als Königsberger Beauftragten nicht gelten laſſen, ſondern trotz der Einrede der Geiſtlichen Uhlich, von Sydow und Jonas durch Stimmenmehrheit ausgeſchloſſen. Das Gefühl dieſes Ereigniſſes lag ſchwer auf dem übrigen Abend, man hieß

die Tafelmuſik ſchweigen und ging unmuthig auseinander. Ein ſchönes Beiſpiel chriſtlicher Liebe! Der ganze Verein wird ſchwer darunter leiden, Mitglieder und Beiträge werden ſich mindern. Wenn die Hundsfötter einen in Dogmen von ihnen Abweichenden ausſtoßen, was können ſie denn klagen, daß der Pabſt ſie alle als Ketzer verflucht? Man freut ſich hie und da, daß die Pfaffen ſelber den guten Schein, der ſie noch deckte, abwerfen und ſich zeigen, wie ſie ſind. — Die „Staatszeitung“ ſagt, das preußiſche Kabinet ſei bei der hochwichtigen Sache von Schleswig-Holſtein nicht gleichgültig. Schwanenerden!

Freitag, den 11. September 1846.

Geſtern Vormittag zum Geh. Hofrath Karl Müller gefahren. Sein Haus an der Hirſchelbrücke hat er ſelbſt gebaut, ſeinen Garten ſelbſt gepflanzt; er würde ſich ſeiner Tage freuen, aber er iſt zweiundſiebzig Jahr alt, krank von einem Falle, nervenſchwach, ganz abgezehrt; es gelang mir ſehr, ihn zu erheitern, aufzumuntern, durch Erinnerung an alte Sachen, an ſeine Erfolge in kriegskundigen Angaben, die er noch ausführen könnte. Er beklagt das Zurückſchreiten Preußens, das Sinken unſres Geiſtes, die Verwirrung aller Dinge.

Ein Apotheker Karl Modeſtus Settegaſt brachte mir einen Brief von Bettinen von Arnim aus Wiepersdorf, ich ſchrieb ſogleich an Humboldt, ihm das von Bettinen empfohlene Anliegen des Mannes zu empfehlen. Herrn Settegaſt's Bruder beſorgt die Druck- und Verlagsſachen Bettinens jetzt; als die erſten Ankündigungen von Seiten der „von Arnim'ſchen Verlagsexpedition“ erfolgten, kam von Seiten des Magiſtrats die Anforderung, Bettina ſolle

das Bürgerrecht erwerben und Gewerbsteuer zahlen; sie hat derb und scharf darauf geantwortet und ist seitdem nicht wieder angegangen worden.

Abends bei Hensel's große Gesellschaft, Musik. Ich sprach lange mit Böckh, nachher ausführlich mit Paul Mendelssohn über die hiesige neue Bank. — Hensel und Dirichlet traten herzu und brachten die Hatzfeldt'sche Geschichte zur Sprache, ich vertheidigte mit Scherz und zum Theil im Ernste die drei jungen Leute, verglich ihre That mit der von Wilson, Hutchinson und Bruce, als sie Lavalette befreiten, erörterte den Begriff des Ritterlichen, zog das Verbrechen des Zweikampfs hinein, und es gab eine ganz lustige Unterhaltung, die auch die ursprünglich harten Urtheile sehr milderte. Böckh erzählte, Lassalle, der sich bei ihm gemeldet wegen Habilitirung bei der Universität, habe von neuen Fragmenten des Herakleitos gesprochen, die er gefunden, mit denen es aber verdächtig ausgesehen haben möge, auch sei er nicht wiedergekommen. — Dirichlet macht mir das Wort streitig, „der Assessor Oppenheim sei an den Rhein gereist, das mündliche Verfahren dort kennen zu lernen".

Der Dank an die Kölner wird so formulirt: „Wir danken euch, daß ihr die Ruhe hergestellt, doch eigentlich habt ihr sie nicht hergestellt, und dann habt ihr Halunken euch dazu ordentlich organisirt, — daß ihr euch das nicht nochmal unterfangt!"

Sonnabend, den 12. September 1846.

Böckh erzählte mir gestern, August Wilhelm von Schlegel habe vor ein paar Jahren dem Könige geschrieben und vorgeschlagen, aus den Poesieen Friedrich's des Großen

die gegen das Christenthum gerichteten Stellen in der neuen Ausgabe wegzulassen, und der König habe das gebilligt und in diesem Sinn einen Kabinetsbefehl an die Akademie gerichtet. Böckh hat dieses Schreiben ruhig bei Seite gelegt, in der Meinung, käme es erst an die Poesieen, so würde dann Zeit sein, dem Könige zu sagen, daß das nicht ginge, daß die Ausgabe dann eine verstümmelte sein und alle Welt schreien würde, auch dürfte wohl das, was Wöllner zum Druck gegeben, jetzt wiedergedruckt werden. Indeß erscheint Schlegel in sonderbarem Lichte, wenn man seinen Rath mit dem Inhalt seiner jetzt mit seinem Willen erschienenen französischen Schriften vergleicht, die eine Menge der stärksten Angriffe gegen das Christenthum enthalten. Offenbar hat der Schalk die Welt zum Narren haben wollen, und nach seinem Tode noch Rumor machen. Das ist ihm gelungen, die Pfaffen schreien mörderlich.

Der Prinz von Preußen und mit ihm eine große Zahl vornehmer Offiziere schäumen vor Wuth über die Antwort des Königs an die Kölner, besonders über die Stelle, wo der König nachgebend verspricht, er werde die Militairbehörden anweisen, jedesmal vor Anwendung der Waffengewalt, wenn nur irgend Zeit übrig ist, der Stadtbehörde und Bürgerschaft davon Anzeige zu geben. Sie sehen hierin eine gefährliche Schwäche, ein Vergeben der eignen Wurde, eine Herabsetzung des Militairs. Es ist ein Sturm von Mißbilligung; seit Hangwitz'ens Verträgen mit Napoleon hat man nichts Aehnliches gehört! Und die Kölner? Die sind nichts weniger als befriedigt, die klagen ihrerseits heftig. Der König steht zwischen beiden Theilen und fängt die beiderseitige Feindschaft auf! Er gewinnt nirgends Dank.

Kleine Schrift Delbrück's gegen das Lied von Arndt: „Was iſt des Deutſchen Vaterland?“, mit Erwiederung von Arndt. Alles in beſter Freundſchaft, aber dadurch matt. Delbrück hat ohne Zweifel Recht, trägt aber die Sache faſelnd vor, und von Arndt ſelber zu verlangen, er ſolle ſein Lied verwerfen und öffentlich zurücknehmen, iſt gar thöricht!

„Die Hoſen des Herrn von Bredow. Roman von W. Häring“ (zwei Theile). Endlich erſchienen. Ich habe ein paar hundert Seiten darin geleſen und muß wieder ſagen, was ſchon früher, man kann ſich nicht genug wundern und ärgern, daß mit ſo vielem Talent immer nur ſo wenig geleiſtet wird.

Man nennt jetzt die in Köln beraubte Dame nicht Frau von Meyberg, ſondern Frau von Meyendorff, und behauptet, es ſei die Schwägerin des hieſigen ruſſiſchen Geſandten. Dann wäre es meine Frau von Meyendorff, die ich in Bonn, Baden und hier geſehen, die auch Rahel'n beſucht hat, die geborne von Hoggucr.

Montag, den 14. September 1846.

Der Miniſter von Canitz leidet noch immer, Töplitz hat ihm wenig genutzt, er magert ab und iſt der Geſchäfte überdrüſſig. Gegen die ſpaniſchen Heirathen ſpricht er ſcharf; aber da Preußen wie Rußland und Oeſterreich jetzt mit Spanien keine diplomatiſchen Verbindungen haben, ſo darf man ſich nicht wundern, daß ſie bei der Sache gar nicht in's Spiel gezogen worden. Politiſche Vorurtheile beſtrafen ſich. Des Königs Abneigung gegen Frankreich und Belgien haben ſchon vielen Schaden gebracht und werden noch mehr bringen, wir gehen der nützlichſten

Verbindung verlustig und haben auf der Gegenseite auch keine, denn England verschmäht uns, und Rußland und Oesterreich grollen.

Die „Vossische Zeitung" spricht tapfer für Rupp. — Die leitende Parthei des Gustav-Adolf-Vereins wird allgemein mit Unwillen verurtheilt. Pfaffengezücht!

Als neulich von der Friedensklasse des Ordens pour le mérite die Rede war:

„Sunt qui non habeant, est qui non curat habere." Horat., Epist. II, 2. 182.

Mittwoch, den 16. September 1846.

Heute übernimmt in der „Vossischen Zeitung" ein Lump mit amtlich-gleißnerischem Schein die Ausstoßung Rupp's zu rechtfertigen; er thut aber nichts andres, als daß er die Schuld höher hinauf bezieht, die Hintermänner verschiebt, und darin hat er gewiß Recht, es ist mehr Augendienerei als Fanatismus bei der Ausstoßung; die Schuld erscheint nun nur größer und verabscheuungswerther, der ganze Verein als ein lichtloser, vom Wurm zerfressener.

Große Aufregung in Köln wegen des Erlasses der drei Minister! Nun kommt noch das Kabinetsschreiben des Königs! Verdrießliche Geschichte!

Was der Minister Graf von Arnim heftig hintertrieb, hat endlich sein Nachfolger Bodelschwingh bewirkt, die Statuten des sogenannten Zentralvereins zur Abhülfe der Noth der arbeitenden Klassen sind endlich genehmigt, nachdem sie noch einige Stümmlungen erlitten. Kein Mensch dachte noch daran. Die Mitglieder des Vorstandes erschraken, als sie davon hörten, und meinten, sie wollten mit dem abgestandenen Zeuge nichts mehr zu thun haben. Nun muß

die Behörde noch bitten! Der Verein soll doch die 15,000 Thaler, die der König ihm damals angewiesen, auch verwenden! Eine klägliche Geschichte!

Sonntag, den 20. September 1846.

Der König, nachdem er sich durch die öffentliche Meinung für die schleswig-holsteinische Sache einigermaßen hat anregen lassen, ist nun gleich so eifrig geworden, daß er mißfällig bemerkt hat, die schleswig-holsteinische Adresse sei noch nicht in die „Staatszeitung" aufgenommen worden, — der Zensor hatte die Aufnahme untersagt! — Der Minister von Canitz, leidlich gesund in diesem Augenblicke, zeigt großen Unmuth über die Mentzenhofer'sche Heirath und macht es sich zum Hauptgeschäft, gegen diese Sache zu arbeiten. Leider ist dies ganz unnützer Aufwand von Sorgen und Kräften, denn was kann Preußen thun? Wir haben in Madrid keinen Gesandten, so wenig wie Rußland und Oesterreich, es bleibt also nur übrig, in Paris deßhalb aufzutreten, aber dazu werden die Kabinete von Berlin, Wien und St. Petersburg erst übereinkommen wollen, welche Sprache und Schritte gemeinsam zweckmäßig seien; bis das geschehen, ist längst der Zeitpunkt vorüber, wo dies fruchten konnte, und der matten Einigkeit hat Louis Philippe längst seine Gegenbohrung angebracht. Ich sehe schon die Masse von ausführlichen Denkschriften und Depeschen, welche zwischen den Höfen gewechselt werden, schauderhaft anschwellen, und freue mich innigst, in solch verfluchtem Zeuge nicht mitarbeiten zu müssen!

Schimpfliche Bloßstellung des Abgeordneten Buß in der zweiten badischen Kammer, auch seine versuchten Ausflüchte wurden auf der Stelle als Lügen dargethan.

Dienstag, den 22. September 1846.

Professor Trendelenburg als Rektor der Universität klagte dem Minister von Savigny, die Zahl der hier studirenden Theologen habe sich um die Hälfte vermindert gegen die frühere Zeit. Savigny hörte das mit Mißfallen, hatte jedoch die Stirn, mit freundlicher Unschuld zu fragen, was wohl die Ursache dieser Abnahme sei? worauf Trendelenburg trocken erwiederte, die einseitige und geistlose Besetzung der theologischen Fakultät. Der dumme Pfau wandte sich nun ab und wollte nichts weiter hören.

Mittwoch, den 23. September 1846.

Merkwürdiges Ereigniß! Der König von Dänemark hat am 19. September eine Bekanntmachung erlassen, worin er sagt, sein Offener Brief sei mißdeutet worden, und er spricht nun die Anerkennung aus, daß die Herzogthümer Schleswig-Holstein zusammengehören, selbstständig sind, und daß Holstein und Lauenburg zum Deutschen Bunde gehören; nur in Betreff des Erbfolgerechts schweigt er. Das Ganze ist sehr elend gerathen und in einer halben Zurücknahme eine vollständige Niederlage. Die entschlossene Haltung der Holsteiner, die Stimmen der Deutschen, besonders aber die Oede und Stille an seinem Geburtsfeste haben den armseligen dicken Christian außer Fassung gebracht. Wird das von ihm Gethane genügen? Schwerlich. Aber jedenfalls hat er die Schlappe davon.

Der Sohn des Don Carlos ist aus Bourges entwischt und hat eine Proklamation an die Spanier ergehen lassen. Carlistische Bewegungen in Catalonien. So weit haben der nichtswürdige Louis Philippe und die nichtswürdige

Chriſtine es gebracht, daß ich und jeder redlich Meinende ſich freuen muß über eine Gegenbewegung in Spanien, ſollte ſie auch eine carliſtiſche ſein! Die Art, wie jene beiden, in und zu Ränken Verbundenen, ſeit Jahren das Schickſal Spaniens in Händen halten und das zerrüttete Land für ihre perſönlichen Abſichten immer aufs neue zerrütten und mißbrauchen, muß die Rache der Geſchichte gewaltig anrufen, wenn auch die Thäter während ihres Lebens vielleicht der verdienten Strafe entgehen. Dieſer größte Hundsfott unſrer Zeit, weit ſchlechter als ſein elender Vater Egalité, ſoll als der Held unſrer Zeit gelten! Wohl, die ihn loben, loben ihn ſich zur Schande!

Im Tacitus geleſen, im Horatius.

Der König von Würtemberg hat ſich für die Bundesinſpektion ſeiner Truppen ſowohl öſterreichiſche als preußiſche Generale verbeten, und dieſe willkürliche Feindſeligkeit iſt ihm ungerügt hingegangen. Ach der Deutſche Bund, ach der Deutſche Bundestag!!

Freitag, den 25. September 1846.

Ich habe mir heute auf meiner Stadtwanderung alles recht angeſehen, Bauten, Straßenverkehr, Läden, Soldatenhaufen, Schulkinder, Arbeiter, Damen, ein buntes Allerlei von eigenthümlichem friſchen Leben. Daß Berlin wächſt und ſteigt, iſt offenbar. Ein wohlthuender Eindruck, der des allgemeinen Gedeihens!

Der Geh. Rath Mathis, Stiefſohn des Hofpredigers Theremin, welcher eben zum Direktor im Miniſterium des Innern ernannt worden, hat dieſe Beförderung wider den Willen ſeines Miniſters (Bodelſchwingh), durch den Einfluß

des Miniſters von Thile bekommen. Er hat bei Zeiten beten gelernt!

Die närriſchen Bekanntmachungen eines preußiſchen Generals und eines ihm untergebenen Hauptmanns am Rhein wider den Kommunismus haben die hieſigen Zeitungen aus der „Trierer“ und „Kölniſchen Zeitung“ nicht aufnehmen dürfen.

Sonntag, den 27. September 1846.

Dem Kriegsminiſter von Boyen begegnet, der ſein Joch ſchwer trägt!

Die Gepränge und Zerſtreuungen, die jetzt aus Schleſien berichtet werden, widern mich an! Wie viel Zeit geht da verloren, wie viel Geſinnung wird erſtickt, wie viel nutzloſer Aufwand gemacht!

Der Bundestag hat endlich einen Beſchluß in der ſchleswig-holſteiniſchen Sache gefaßt, der deutſchen Meinung weſentlich gemäß, aber doch mit Vorbehalten und Wendungen, die ihm das Verdienſt einer reinen und offnen Vertretung wieder nehmen. Er empfiehlt, jetzt ſollen die Regierungen auch die öffentlichen Stimmen zum Schweigen nöthigen! Alſo wieder Preßzwang und Polizei! Natürlich, der Bundestag iſt diesmal von der Oeffentlichkeit gezwungen worden, das verdrießt ihn, er folgt und gehorcht, will aber das nicht gut heißen, was ihn gemeiſtert hat. — „Halunke, wehre dich!“ Alte Kriegsvorſchrift, auch der Bundestag wehrt ſich.

Theremin iſt geſtern Nachmittag im ſiebenundſechzigſten Lebensjahre geſtorben.

Dienstag, den 29. September 1846.

Des Königs Rede an die Breslauer giebt vielen Stoff zum Tadel; zuerst, sagt man, ist es eine nutzlose Erdichtung, daß in Breslau nur wenige Unzufriedene seien, jederman weiß, daß die ganze Stadt es ist, und der König selbst weiß es; ferner ist die Bitterkeit gegen die, „welche in Deutschland auf Untreue brüten", und „deren Lob eine Schmach" ist, ein Bekenntniß des Aergers, das die Schadenfreude der Gegner weckt, ja die Leute sagen, es sei Eifersucht auf Lob, auf Zeitungsleb. Diese und andre Redensarten hört' ich unter den Linden.

Der König hat zum Grafen von Münch-Bellinghausen (in Königswarth?) gesagt, er brauche gar keine Leute mit Ideen, Ideen habe er selbst genug, er brauche nur Diener zum Ausführen! — Aber wenn diese ideenlos sind, so wird's auch mit dem Ausfahren schlecht stehen! Wir sehen's. Eichhorn, Thile, Savigny ꝛc. mögen sich bedanken für die schmeichelhafte Aeußerung!

Mittwoch, den 30. September 1846.

Mir steigt seit einiger Zeit die wachsende Ahndung auf, daß das Leben in dem Striche, den es seither gehalten, nun nicht lange mehr fortgehen könne, sondern eine Wendung werde machen müssen. Unser ganzer Boden ist unterhöhlt, tausend Gänge sind hindurchgetrieben, endlich werden sie in ein großes Loch zusammenbrechen. Meine Ahndung ist ein ganz persönliches Gefühl, das freilich aus der besondern Art hervorgeht, wie mich die Dinge der Welt berühren. Politik, Litteratur, Gesellschaft, Kunst, Bürgerthum, alles ist von demselben Strom ergriffen und wird derselben Mündung zugeführt; das fühlt und sieht jeder.

Eine Merkwürdigkeit erſter Art iſt die Verſammlung der Germaniſten in Frankfurt am Main; deutſche Gelehrte — und die größten Namen — verhandeln öffentlich die ſchleswig-holſteiniſche Frage und gegen den König von Dänemark! Metternich muß darob die Hände über dem Kopfe zuſammenſchlagen! Die Sache machte ſich wie von ſelbſt, und die Schüchternheit von Grimm und Pertz, welche alles Politiſche ausſchließen, nur das Wiſſenſchaftliche zulaſſen wollten, konnte die Verhandlung nicht hindern, eine politiſche Demonſtration zu werden.

Als der König voriges Jahr in Frankfurt am Main war, legte der Graf von Münch ihm nahe, doch mit Amſchel von Rothſchild über Finanzen zu ſprechen; aber der König ſagte, er wolle nicht, und ließ Rothſchild unangeredet ſtehen. Rothſchild ſagte nachher zu Münch: „Er hätt' doch wohl mit mir ſpreche könne, ich bin doch a praktiſcher Mann, ich hätt'm doch vielleicht was geſagt, das er hätt' brauche möge!“

Freitag, den 2. Oktober 1846.

In Schleſien, ſagt man, hat der König manches Unangenehme erfahren, wovon freilich die glänzenden Zeitungsberichte nichts melden. Er ſoll von den Einwohnern mehrmals Antworten erhalten haben, wie er ſie nicht wünſchte; auch im Militair habe ſich, wird erzählt, viele Mißſtimmung gezeigt.

Sonntag, den 4. Oktober 1846.

Die Germaniſten in Frankfurt am Main haben ſich auch ſchon entzweit, Gervinus zog ſich zurück.

Die eigenhändigen Briefe des vorigen Königs an Napoleon waren in dem Beſitze Joſeph Bonaparte's, kamen an ſeinen Adjutanten und wurden von dieſem unſrem jetzigen Könige zu Kauf angeboten. Sie ſind für ſechsundzwanzigtauſend Thaler angekauft worden. Man ſagt, ihr Ton und Inhalt ſeien tief demüthig und höchſt beſchämend für den Schreiber; das läßt ſich denken; aber das weiß doch jederman, und man hätte die Briefe ſo theuer nicht bezahlen ſollen! — Der Kaiſer Nikolai hat für ähnliche Briefe ſeines Bruders Alexander gar dreißigtauſend Thaler bezahlt.

Montag, den 5. Oktober 1846.

Dem König iſt in Schleſien eine Uhr, die ihm werth war, aus dem Wagen geſtohlen worden. Belohnung von 20 Friedrichsd'or dem Wiederſchaffer. Der unbedeutende Vorgang iſt ein Gegenſtand vieler Gloſſen, in denen ſich keine ſchöne Stimmung verräth.

Dahlmann's Brief an die Herausgeber der „Geheimrathszeitung", durch welchen er die Theilnahme ablehnt, ſteht heute in der „Voſſiſchen Zeitung" abgedruckt. Vortrefflich; und ſehr eindrucksvoll für die Leſer; gute Warnung für die Obenſtehenden, wenn ſie noch fähig ſind, einer Warnung zu folgen.

Schöner Brief von Heine aus Tarbes an Campe, im hamburger „Telegraphen" abgedruckt. „Der Tod iſt vielleicht gar nicht, vielleicht der letzte Aberglauben."

Donnerstag, den 8. Oktober 1846.

Die Schrift von Franz Raveaux über die Kölner Vorgänge geleſen; nach dieſen ſehr glaubhaften Schilderungen

haben die Soldaten furchtbar gewüthet, die Behörden ſich ſchändlich benommen. Dagegen darf der elende Huber in ſeinem „Janus“ hier ſagen, daß die Behörden ſchwer zu beſtrafen ſeien, weil ſie nicht ſcharf genug geweſen!

Hölderlin's Schriften, in zwei Bänden von Chriſtoph Schwab herausgegeben. Dieſer Autor faßt mich von allen Seiten mit gewaltſamen, lebenvollen Erinnerungen. Seine Gedichte in der „Thalia“ entzückten mich in frühen Jugendjahren, dann bekam ich den „Hyperion“ von Frau von Boye geſchenkt, und ein ganzer Kreis hing an dieſem Gefühlsbuche. Sein „Sophokles“ kam mir in Hamburg in die Hände. Dann ſah ich ihn ſelbſt, in Tübingen, als Wahnſinnigen! Lange nachher in Berlin ging mich der Lieutenant Dieſt wegen der Herausgabe ſeiner Gedichte an, Frau von Kalb ſprach von ihm, Achim von Arnim; endlich Hegel's Freundſchaft mit ihm und Sinclair, von der ich erſt ſpät erfuhr, und ſo erſtreckt ſich mir die Wirkung dieſes Namens über mehr als vierzig Jahre!

Freitag, den 9. Oktober 1846.

Die heutige „Voſſiſche Zeitung“ bringt Kuranda's Bericht über ſeine Ausweiſung, jedoch den Anfang, wo er ſehr ſchicklich von Itzſtein und Hecker ſpricht, hat die Zenſur geſtrichen! Aber die „Grenzboten“, wo der Aufſatz ganz zu leſen iſt, ſind noch unverwieſen. Dummheit über Dummheit.

Dem Bundestage wird übel mitgeſpielt von den Dänen, ſie brauchen ihn oder nicht, wie es ihnen gut dünkt; den letzten Bundesbeſchluß über Holſtein läßt die Zenſur nicht bekannt werden, ſondern ſtreicht ihn dem „Altonaer Merkur“ — in einem Staate des Bundes! — Dagegen

wird jetzt erſt eine Bundesverordnung vom Jahre 1832 gegen die Volksverſammlungen bekannt gemacht, bisher hatte die däniſche Regierung dies unterlaſſen. Heute bringt unſre „Staatszeitung“ einen Artikel zur Rechtfertigung des Beſchluſſes wegen Holſtein, ſo ſcheint es wenigſtens, denn die rechte Meinung iſt in verworrene Sätze verſteckt. Elende Wirthſchaft.

Herr von Nagler hat nicht Eine Million, ſondern über zwei Millionen Thaler hinterlaſſen — ein beinahe ärgerliches Vermögen, über deſſen Erwerbungsart auch der König mißfällig ſich geäußert haben ſoll. Der eben verſtorbene Herr von Treskow von Friedrichsfelde hat ein Vermögen von anderthalb Millionen Thalern hinterlaſſen, die Frucht glücklicher Betriebſamkeit und Verwaltung.

Herrn von Nagler bot einſt Rothſchild in Frankfurt vertraulich an, ſich mit 40,000 Thalern zu betheiligen, und meinte, es ſei keine Undelikateſſe, den ſichern Gewinn einzuziehen; das fand Her. von Nagler auch, und ſo ſehr, daß er erklärte, für die gleiche Summe möchte auch ſeine Frau dabei betheiligt werden, — was Rothſchild mit Staunen über die „Chuzpe“ zugeſtehen mußte. Verbürgte Anekdote!

Sonntag, den 11. Oktober 1846.

In der Wilhelmsſtraße begegnete ich wieder dem Kriegsminiſter von Boyen und ſprach lange mit ihm; er iſt konſtitutionell geſinnt, aber ohne auf Einzelnes eingehen zu können, übrigens erwartet er nicht viel, und was zunächſt kommen kann, kommt für ihn zu ſpät! Er fragt mit Eifer nach meinen Arbeiten, und will mir Papiere liefern, wenn ſich deren für mich brauchbare im Kriegsminiſterium finden.

In der „Ilias“ geleſen, in Grimm's „Litterariſchen Berichten“. — Die „Ilias“ iſt mit nichts in der Welt zu vergleichen, ſie iſt ein einziges, wunderbares, uns in ſeiner Kraft und Reichhaltigkeit kaum faßliches Geſchichts- und Volkserzeugniß, gewiß das Werk oder vielmehr der Ertrag von Vielen, wie jedes große Schaffen der Menſchen, die Reformation, die Revolution ꝛc.

Keine politiſchen Neuigkeiten bei uns, die Zeitungen ſind voll von Herrlichkeit aus Schleſien, wo Zeit und Geld hinreichend verſchwendet werden!

Montag, den 12. Oktober 1846.

Der König iſt in Schleſien beim Heruntersteigen vom Zobten rücklings gefallen, doch ohne Schaden. Andre kleine Mißgeſchicke, Irrfahren, Zufrühkommen, Zuſpätkommen, Irrung in Perſonen. Das Publikum gleichgültig.

Endlich giebt auch der „Altonaer Merkur“ den Bundesbeſchluß wegen Holſtein. Die Bewegung dauert fort.

In Köln iſt Franz Raveaux mit großer Stimmenmehrheit zum Gemeindevorſteher gewählt worden.

Bei Beſetzung hoher Stellen ſieht man beſonders auf willenloſen Gehorſam, ſchweigſames Selbſtverläugnen, weiſt alle perſönliche Eigenart, allen kräftigen Karakter ab; nun ſollen aber ſolche gehorſame Werkzeuge in plötzlichen ſchwierigen Fällen doch ſo handeln und wirken, wie es nur ſelbſtſtändige, karakterfeſte Männer können, ſollen wirken nach eigner Meinung und Anſicht, — natürlich können ſie es nicht, und da hat man denn ſolche Dummheiten, wie ſie in Köln vorgekommen ſind!

Der Prinz von Preußen kommt heute aus Oeſterreich zurück. Der abſolut geſinnte Prinz ſpielt wider Willen die

Rolle eines konſtitutionellen, er macht lauter Oppoſition gegen den Willen des Königs und ſchwächt deſſen Anſehn durch böſen Tadel.

Des jetzigen Pariſer Arnim Frau iſt geſtorben. Seine pietiſtiſche Todesanzeige giebt viel Aergerniß bei allen ordentlichen Menſchen. Die milchgetaufte Betty Strick van Linſchoten, Tochter des damals batavischen Geſandten Bürgers Strick (tout court), endete als Frömmlerin, und Frömmelei prahlt in der Todesanzeige!

„Den Heimgang meiner theuren Frau Eliſabeth Strick van Linſchoten zeige ich Verwandten und Freunden ergebenſt an.

„Sie ſchied von uns heute Morgen gegen 4 Uhr, um einzugehen zu ihres Herrn Freude. Ihm ſei Lob und Dank in Ewigkeit.

Paris, 6. Oktober 1846.

A. H. von Arnim.“

Dienstag, den 13. Oktober 1846.

Mehrere Städte der Provinz Sachſen — Naumburg, Langenſalza — haben ſich dahin ausgeſprochen, zu den Provinzialſtänden keine Abgeordnete mehr ſchicken zu wollen, weil dieſe Stände doch nichts leiſten, nicht richtig zuſammengeſetzt und ein Hinderniß der Berufung von Reichsſtänden ſind. Dies Benehmen, nachdrücklicher und ſchärfer als hundert Petitionen, hat die Regierung ſehr in Schrecken geſetzt, und ſie fühlt die größte Verlegenheit, wie ſie dieſer neuen Art von Oppoſition begegnen ſoll. Indeß wird auch dieſe Regung ſtarken Volkswillens fürerſt abgeſchwächt werden und man wird ſtärkere abwarten.

Beſuch vom Grafen von Königsmarck, der von der Inſpektionsreiſe nach Oeſterreich mit dem Prinzen zurückgekommen. Er geſteht, daß die öſterreichiſchen Truppen viel zu wünſchen laſſen, ſchwerfällig ſind, ohne Geiſt und Spannung, dabei die Generale ganz ſtolz auf ihre Vortrefflichkeit, ja der Kommandirende in Böhmen, Fürſt Alfred von Windiſchgrätz, ſpricht behaglich die Ueberzeugung aus, daß keine Truppe in der Welt ſich mit der vergleichen könne, die er dem Prinzen vorgeführt!

Bei *. Mancherlei verhandelt. Ueber die hieſige Freimaurerei, die in Philiſterthum verſunken iſt, chriſtlich thut, auch die in England und Holland aufgenommenen Juden in den hieſigen Logen nicht zuläßt, worauf die engliſche Maurerei der hieſigen allen Zuſammenhang kündigt. Der Prinz von Preußen hiebei betheiligt, ob für oder gegen die Juden, wird geſtritten; jedenfalls iſt er verdrießlich über den Zwiſt.

Mittwoch, den 14. Oktober 1846.

Der König ſoll fieberkrank ſein, wird aber doch morgen ſeinen Geburtstag feierlich begehen. Seine Ankunft aus Schleſien war auf heute feſtgeſetzt, auch wollte er gleich im Königſtädter die Viardot-Garcia hören; das wird nun wohl unterblieben ſein.

Donnerstag, den 15. Oktober 1846.

Die „Voſſiſche Zeitung" fordert in ihrem Geburtstagsgedicht von Rellſtab die Freiheit der Gedankenmittheilung. Poetiſch wird das erlaubt, in klarer Proſa würde ein Begehren nach Preßfreiheit übel ankommen. — Wirklich

hat der König befohlen, daß sein Geburtstag mit hundert und einem Kanonenschuß gefeiert werden soll — hier eine auffallende Neuerung —; weil aber befürchtet wurde, daß im Lustgarten die neuen Fresken von der Lufterschütterung leiden könnten, wurde das Schießen vor dem Oranienburger Thor auf dem Schießplatze der Artillerie abgehalten, in der Stadt hörte man nichts davon. Alles machte sich ungeschickt. Auch bei den Gastmahlen des Kriegsministers von Boyen und des Gouverneurs von Müffling kam Ungeschicktes vor. In der Stadt war alles still; die neuen Laternen wurden nicht angezündet, man sagte, der König habe es nicht gewollt. In den Theatern zeigte das Publikum große Kälte, niemand sang das Lied „Heil dir im Siegerkranz" mit, niemand klatschte nach der Geburtstagsrede. Böse, sehr böse Stimmung!

Unruhen und Kampf in Genf.

Man hat hier gleich den Witz gemacht, nun werde es an der Börse besser werden, da der König den Berlinern so viel „vorschießen" lasse!

Montag, den 19. Oktober 1846.

Gestern kam der alte Graf Christian von Bothmer, erzählte von seinen letzten Reisen in Oesterreich, Holland ꝛc., von seinen Nachforschungen in Betreff des Mannes, der sich mit einem Helgolander Mädchen unter dem falschen Namen eines Grafen von Wrisberg — Freiherrn von Rheinsberg — durch den katholischen Priester in Hamburg hat trauen lassen, sie darauf mit einem Kinde hat sitzen und nichts mehr von sich hören lassen; sie hat noch sein Bildniß in Miniatur, ein Gesicht, welches sehr an den Fürsten Felix Lichnowsky denken läßt, auch soll die Uniform,

in der es gemahlt iſt, nach Einigen ſpaniſch und Karliſtiſch, nach Andern portugieſiſch und Miguelitiſch ſein. Bothmer ſagt, darin ſtimmten alle Ausſagen überein, daß der genannte Fürſt eines ſolchen Stückchens vollkommen fähig ſei.

Es ſcheint, Canitz iſt ſchon ſehr mürbe und wird auch mit dem Könige nicht gut fertig. Wegen der ſpaniſchen Heirath wird viel Unnützes geſchrieben, dagegen die ſchleswig-holſteiniſche Sache auf die leichte Achſel genommen. Nun macht wieder der unerwartete Sieg der Liberalen in Genf bei den Höfen großen Lärm; Unwillen, Schreck und Verwirrung herrſchen in Wien und Berlin, von Paris her wird man darin einen Anlaß ergreifen, ſich mit den drei Mächten des Oſtens gegen die Freiheit zu verbinden und dadurch deren Mißvergnügen über die ſpaniſche Heirath abzuſtumpfen.

In Magdeburg herrſcht die größte Verſtimmung, der König hat auf alles, was von dort kommt, die entſchiedenſte Ungnade geworfen; man ſpricht neuerdings von Uhlich's Abſetzung. Dagegen ſoll der Präſident von Gerlach hieher befördert werden, derſelbe, der die Frechheit gehabt, an des Herrn von L.'s Mittagstiſche, wo bürgerliche Beamte und Offiziere ſaßen, laut zu ſagen, daß ein Bürgerlicher keinen Begriff von Ehre haben könne!

„Das öffentliche Recht des Deutſchen Bundes. Von Guſtav von Struve" (2 Bde., Mannheim 1846).

„Wanderungen aus meinem Gefängniſſe 1839. Von Dr. Sylveſter Jordan" (Frankfurt a. M. 1847).

Dienstag, den 20. Oktober 1846.

Guſtav von Struve bricht über den Deutſchen Bund förmlich den Stab! Das Buch iſt furchtbar an Wahrheit

und Schärfe, kein Beſtreiten dieſer aufgelegten Thatſachen iſt möglich, die ganze Schande iſt aufgedeckt!

Mittwoch, den 21. Oktober 1846.

Ein neuer gewaltiger Anlauf in Kirchen- und Glaubensſachen iſt im Werk, das Königliche Anſehen ſoll mit ganzer Macht auftreten, aber wird gewiß nur Schaden dabei leiden! Unſre Fanatiker und Schälke, unzufrieden mit der General-Synode, die ihre Erwartungen ſo bitter getäuſcht hat, wollen einen andern Weg einſchlagen. Die Synode iſt heimgeſchickt worden, ohne ihre Arbeiten vollenden zu können, aber ſie hat ein General-Konſiſtorium vorgeſchlagen, und ein ſolches wollte man einrichten, um durch dieſes dann alles Gehäſſige thun zu laſſen, zu dem die Synode ſich nicht hergeben wollte; allein man erkannte bald, daß man ſchwerlich auch nur zwölf Mitglieder für daſſelbe finden könnte, deren man unbedingt ſicher wäre; man ſah voraus, daß die Gewählten, einmal in ihrer Stellung und in ihrem Auftrage, doch leicht wieder eine Mehrheit bilden würden, an der die Abſichten ſcheiterten. Deßwegen iſt nun die Abſicht, aus freier Fauſt durch Königliche Beſtimmung das feſtſetzen zu laſſen, was man bisher noch immer unter dem Scheine kirchlicher Autorität wünſchte hervorzurufen. Der Miniſter Eichhorn, der ſich eine Weile mit der Mehrheit der General-Synode leidlich zufrieden bezeigt, läßt ſich auf's neue als Werkzeug des finſtern Eifers gebrauchen, arbeitet für den neuen Anſchlag und ſetzt den letzten Reſt ſeines geſchmähten Namens dabei zu. Für mich hat er zwar ſolchen Reſt nicht mehr!

Allerlei Nachrichten über Luiſe Aſton, die vom Miniſter Bodelſchwingh ſo dumm als brutal ausgewieſene Dichterin

und Freidenkerin, — ſie iſt nach Köpenick verbannt, aber täglich hier in Berlin.

Unſre Zeitungen bringen die Freiſprechung des Oberprokurators Leue zu Koblenz durch den hieſigen Reviſionshof, Sethe und Eichhorn (der Wirkliche Geheime Rath) haben die ſchönſte Unabhängigkeit und den trefflichſten Freiſinn gezeigt. — Die Miniſter und die Hofleute ſind ſtutzig und aufgebracht, der König ſehr mißvergnügt.

Der Miniſter von Canitz hat ſich ſchon dahin bequemt, die Geſchäfte mit größter Gleichgültigkeit zu betreiben, ſeinen Scherz und Witz bringt er noch bei ihnen an, das allein unterſcheidet ihn vom vormaligen Miniſter von Werther, ſonſt könnte dieſer als das Muſter gelten, dem er nachzufolgen ſtrebt. Er ſoll alle Luſt zum eignen Schaffen verloren haben. Ich glaub' es wohl!

Donnerstag, den 22. Oktober 1846.

Man ſagt, der Kriegsminiſter von Boyen habe beim Wiedereintritt in ſein Amt die beſtimmte Abſicht gehabt, und dieſe auch im engſten Vertrauen geäußert, nach und nach durch ſein Einwirken das preußiſche Heer auf einen ſolchen Fuß zu bringen, daß deſſen Ausbildung nicht nur eine kriegstüchtige, ſondern auch dem Geiſt und der Geſinnung nach eine ſolche würde, wie die heutige Welt zu ihrer Förderung ſie fordere; er habe das Heer zum Träger des neuen Lebens und der Zukunft Preußens machen wollen, zur Ausführungsmacht aller liberalen und konſtitutionellen Entwicklungen. Hierin aber ſei er durchaus gehindert worden, theils durch zufällige Schwierigkeiten, theils durch die beharrliche Gegenwirkung ſowohl des Prinzen von Preußen als auch des Königlichen Militairkabinets. So ſei

ihm denn bis jetzt nichts gelungen, und da er nun im Ministerium ganz vereinzelt stehe, auch für alle konstitutionelle Fragen, so denke er ernstlich daran, seinen Abschied zu nehmen, da er sonst fürchte, seinen besten Erwerb, die gute Meinung, die an seinem Namen haftet, vor der Welt einzubüßen.

Freitag, den 23. Oktober 1846.

Der König hat an die Stadtverordneten von Naumburg, die keinen Abgeordneten mehr zum Landtage wählen wollten, eine unwillige drohende Kabinetsordre erlassen: die Stadt soll, wenn sie sich nicht fügt, ihr ständisches Wahlrecht verlieren.

„Berlin. Von Ernst Dronke" (2 Bde., Frankfurt a. M. 1846). Das Buch ist schon verboten, aber auch schon größtentheils verkauft. Der Ueberblick der fünfjährigen Regierung des Königs ist eine furchtbar scharfe Kritik. Ueber Berlin selbst ist viel Geringes und auch Falsches. Ich komme auch übel fort, werde als „Leisetreter" bezeichnet. Thut nichts!

Dienstag, den 27. Oktober 1846.

Willkür und Ungerechtigkeit von der Polizei gegen Luise Aston verübt! Durch den Minister und den König nicht abgestellt! Die Polizei hat sich dabei wahre Nichtswürdigkeiten erlaubt. Die Vertheidigungsschrift der Frau ist in Brüssel gedruckt.

Donnerstag, den 29. Oktober 1846.

Das Feuer der Revolution in Genf ſcheint diesmal auf dieſe Stadt beſchränkt zu bleiben, und vielleicht wird es auch dort durch Guizot's freiheitverrätheriſche Verbündung mit Metternich wieder ausgelöſcht. Allein nichts kann gegen den Wiederausbruch ſichern, und jeden Augenblick kann ſolches Feuer an jedem Orte ſich entzünden und reißende Verbreitung finden. Hätten die Flammen ſich nach Neuchatel, nach Freiburg, nach Baſel gewälzt, ſo hätten ſie auch nach Deutſchland überſpringen können; von Konſtanz bis Memel iſt überall Zündſtoff ausgelegt, Ein Augenblick — und es ſtehen einmal die Volksmaſſen überall gleichzeitig auf, es erhebt ſich ein Bauernkrieg wie in Galizien, was dann?! Und iſt Frankreich ſelber ſicher? Wird die Nation immer, wird ſie noch lange die ſtets ſchamloſeren Ränke und Unterdrückungen Louis Philippe's ertragen? Gewiß nicht! Nehmt euch in Acht!

Pückler ſendet mir das Buch „Der Einzige und ſein Eigenthum. Von Max Stirner" (Leipzig 1845). Es iſt verboten.

Der Sohn des Miniſters von Bodelſchwingh in Folge einer durch Herrn Jagor empfangenen Duellwunde geſtorben. Der Miniſter hat das Duell immer als eine ritterliche Nothwendigkeit vertheidigt!

Sonnabend, den 31. Oktober 1846.

Der König hat wieder eine ungeheure Menge von Orden in Schleſien ausgetheilt, ſchon die dritte Liſte.

Die Sachen in Naumburg haben begonnen, die Stadtverordneten ſind aufgelöſt und auf fünf Jahre von jeder Neuwahl ausgeſchloſſen.

Zwei erwünschte Bücher, die ich mit Entzücken und Behagen lese, den neuen Roman der Frau von Dudevant, „Lucrezia Floriani“, und — Lichtenberg's Briefe!

Verbürgte Erzählung Der Kammergerichtsrath von Alvensleben nahm in die Protokolle der Verhöre von Tschech sorgfältig alles auf, was dieser gegen den König und seine Regierung umständlich aussagte, und wonach die Mordabsicht nicht bloß ein Privatunrecht, sondern auch ein allgemeines zu rächen verhatte. Der Präsident von Kleist verwies das dem Herrn von Alvensleben und fuhr ihn an: „Was haben Sie denn da gemacht? Bedenken Sie doch, daß der König diese Protokolle wird lesen wollen, Sie müssen dss weglassen!“ Alvensleben erwiederte: „Das verbietet mir meine Pflicht und mein Eid, Herr Präsident.“ — Kleist schwieg. So weit konnte falscher Eifer ihn verblenden!

Man weiß jetzt bestimmt, daß die Ausstoßung Rupp's auf den entschieden ausgesprochenen Willen des Königs geschehen, und daß man seine Aeußerung mit angstvollem Eifer den Zweifelhaften zugeflüstert, um sie für die Ausstoßung zu stimmen. Nun aber fallen alle lauten Mißbilligungen von Seiten der ungeheuern Mehrheit der engern Vereine auf den König zurück und er erfährt eine völlige Niederlage.

Sonntag, den 1. November 1846.

Besuch von Herrn Hervey, der Herrn Assessor Alexander Schneer zu mir bringt, aus Breslau, denselben, der über die Webernoth in Schlesien geschrieben hat. Er sagt mir, daß Herr Schlöffel seit seiner Freilassung ganz in sich gekehrt ist,

über der Schmach brütet, die er so unverdient gelitten und für die ihm nicht einmal eine Ehrenerklärung geworden, daß er sein Geschäft aufgegeben und ein Gut in Oberschlesien gekauft hat, wohin er sich zurückziehen will. Sein Angeber und Verläumder Stieber steht hier jetzt wegen anderer Schändlichkeiten vor Gericht. Herr Schneer sagt mir auch, daß der Minister Eichhorn den Professor Guhrauer in Breslau vor allen andern Professoren ausgezeichnet, ihm aber dadurch in der Meinung nur geschadet hat. „Das ist ein Mann, wie wir ihn brauchen", hat er gesagt, „hätten wir nur viele Guhrauer!" Aber zum Glück ist Guhrauer nicht so, wie Eichhorn ihn sich denkt!

Donnerstag, den 5. November 1846.

Die hiesigen Zustände überdacht. Mit Reichsständen ist nichts geholfen, dann geht der Tanz erst los! Dem Könige wird diese Schöpfung nicht gelingen, es gelingt ihm nichts! Ein Schweizerblatt sagt frech: „Der Karakter des Königs, seine Person und Regierung, alles ist in Einem Wort ausgesprochen: Impotenz!" — Während dergleichen auswärts gedruckt wird, ist dagegen hier ein Kaufmann zur Untersuchung gezogen, der in seinem Laden gesagt hatte, der König werde wohl wieder betrunken gewesen sein, als er auf dem Zobten gefallen! Ein Briefträger, der grade gekommen war und es mit angehört, hat es angezeigt. Man glaubt, das Gericht werde auf Zuchthaus erkennen.

Der König hat auf der Hubertusjagd dieser Tage wenig Erfolg gehabt; den Wildschweinen werden im voraus die Hauer abgesägt, beim Anlaufe von den Jagdbedienten

die Hinterfüße in die Höhe gehoben, und dennoch hat das Abfangen nicht gelingen wollen.

Sonnabend, den 7. November 1846.

Die Theater waren geschlossen wegen Beisetzung der aus Rom gekommenen Leiche des Prinzen Heinrich. Man fand das eine sehr überflüssige Bezeigung.

Der Prediger von Sydow predigte am Sonntage sehr freimüthig, er sprach von der Erbärmlichkeit des Bemühens, die Religion mit der Staatsscheere zurechtschneiden zu wollen!

Theurung, Noth. Man fürchtet sehr Volksaufläufe.

Sonntag, den 8. November 1846.

Der Kriegsminister von Boyen will bestimmt seinen Abschied nehmen. Man streitet über die Grundsätze, die er in seiner Verwaltung befolgt hat. Eigentlich keine, denn er ist immer gehindert worden. Eine Hauptsache war bei ihm, daß der, den er anstellen oder befördern sollte, Pulver gerochen hätte; er hielt nichts auf die gelehrten Friedensoffiziere.

Montag, den 9. November 1846.

Fräulein von K. sagte mir gestern etwas, das mich verstutzte. Sie meinte, während der letzten Zeit habe sie sich viel mit mir beschäftigt, wer und wie ich eigentlich sei, was ich eigentlich wolle? Doch sei sie darüber nicht klar geworden, wohin ich ziele, was ich beabsichtige, meine Schriften gäben darüber nicht genügend Auskunft; ich

hätte ohne Zweifel geheime, doch ganz bestimmte Zwecke? Darauf hatte ich zuerst keine Antwort, dann mußt' ich lachen und erwiederte: Zwecke, wie sie solche wahrscheinlich dächte, hätte ich keine, am wenigsten persönliche, und wie ich mir nie als Hauptsache vorgesetzt, etwas Bestimmtes zu werden, so ginge es mir auch mit dem Allgemeinen, mir fiele die Anmaßung nicht ein, daß diese oder jene Gestalt werden solle; daß ich aber wünschte und strebte, in allem was geschieht, möchte das Gute und Schöne, das Menschliche vorzugsweise geschehen, darin liege gar nichts Bestimmtes, Auszeichnendes. Sie drang aber näher auf mich ein und verlangte zu wissen, was ich mir als politisches Ziel dächte? Ich erwiederte auf's neue: Nichts Bestimmtes, überall aber das Menschliche, die Bildung, die Freiheit; wo diese seien, da schließ' ich mich gern an, unter Friedrich dem Großen wie unter Lafayette und Washington, ich liebte Königthum und Republik, Parlament und Ministervirtuosität, Volksversammlung und Machtgebot, immer nur käme es darauf an, welchen Inhalt diese Formen hätten, wiewohl die Formen der Freiheit auch schon als Formen mir höher ständen. Fräulein von K. gab sich endlich zufrieden, obschon ihre Unsicherheit nicht gehoben war. Mir gab diese seltsame Erörterung viel zu denken, ich sehe darin, wie ich den Leuten ungefähr vorkomme, sie wissen nicht, was sie aus mir machen sollen. Fräulein von K. hatte nur die Meinung ausgesprochen, die in höheren Kreisen neuerdings über mich zur Sprache gekommen war, es stimmt mit manchem, was ich von P., von K. und von Andern seit einiger Zeit vernommen. Blödsichtige, thörichte Meinungen! — In einer Zeit, wie die unsrige, wo alles durcheinander gährt und ineinander verschwimmt, soll jemand einer Gestaltung angehören oder

ſie wünſchen, für die kein Boden vorhanden iſt! Deutſch bin ich und preußiſch geſinnt; aber kann ich hier ein Royaliſt ſein, wie die Ultra's in Frankreich es waren, oder ein Girondiſt, ein Whig? Schon die Namen ſind fremd! Wir haben hier keine Partheien. Wenn wir den Ausdruck dennoch gebrauchen, ſo iſt es bitt- und leihweiſe mit großen Abzügen.

Mittwoch, den 11. November 1846.

Die „Grenzboten" bringen mein Wort über Viehoff's Goethebuch, mit meiner Namensunterſchrift; ein kleiner Widerſpruch gegen Kuranda's Ausweiſung, ich zeige wenigſtens, daß mich dieſe nichts ſchiert.

Herr Profeſſor Helwing brachte mir ſein Buch über die preußiſchen Anſprüche auf Schleswig und Holſtein, und verhandelte mündlich vieles mit mir über den Gegenſtand; der König hat ſich aus dem Buche durch Humboldt die wichtigſten Abſchnitte vorleſen laſſen, der Miniſter von Canitz lieſt es jetzt; die Sache bleibt immer merkwürdig und macht dem Profeſſor Helwing alle Ehre.

Unſer auswärtiges Miniſterium hat vom Könige ſchon vor längerer Zeit die Weiſung, bei allen Anſtellungen im Orient ſich erſt mit dem Kultusminiſterium in Einvernehmen zu ſetzen, da dieſes die kirchlichen Sachen dabei zu wahren habe!

Jagd, und immer Jagd! Und doch kein Jäger!

Freitag, den 13. November 1846.

Kabinetsordre, daß künftig bei und nach Tumulten nichts den Bekanntmachungen und Angaben der Behörden

Widersprechendes veröffentlicht werden soll. Eine unpraktische Verfügung, auf den einzelnen Kölner Fall zugeschnitten, für diesen zu spät, für andre nicht passend und in aller Weise zu umgehen.

Sonnabend, den 14. November 1846.

Die Kabinetsordre wegen der Bekanntmachungen bei und nach Tumulten erleidet harte Kritiken. Man sagt, auf gleiche Weise könne man die ganze Tagesgeschichte — und dann auch alle Geschichte überhaupt — auf amtliche Darstellung beschränken.

Bei uns werden Zwangwillkür und Freiheitsäußerung noch lange Zeit nebeneinander laufen!

Sonntag, den 15. November 1846.

Die Zeitungen fangen an, von einem häßlichen Vorfall zu reden, den der Prinz von Preußen auf den Stettiner Bahnhof hier gehabt; er begleitete dahin den Großfürsten Konstantin, fand etwas nicht in der Ordnung, machte den Direktor herunter, griff ihn vor der Brust und stieß ihn gegen eine Wand, auch fuhr er einen Hamburger Kaufmann an, der den Hut nicht abgenommen hatte und im Saal umherging, aber lebhaft erwiederte, er sei fremd hier und kenne keinen Prinzen. Der Vorfall kam dem Könige zu Ohren und der sagte ironisch: „Das ist ja vortrefflich für einen Prinzen, der so populair sein will!“ Die Sache erregt die tiefsten Mißgefühle.

Die Börsengesetze, die vor zwei Jahren so großen Lärm machten und statt zu nutzen nur schadeten, sollen jetzt zurückgenommen werden. — Viel zu spät!

Die Reichsstände sind uns näher als je! Der König

sucht nur noch Gebäude und Räume, die für solche Versammlung angemessen wären. Er dachte an das Marmorpalais in Potsdam, an den Saal im Kadettenhause; auf dem Schlosse hier möcht' er sie nicht gerne haben. Der König zweifelt nicht, daß sie im Gleise, das er vorschreibt, bleiben werden. „An das Budget sollen sie nicht rühren!" sagt der Minister von Canitz mit Entschiedenheit. — Es werden viele Erfahrungen gemacht werden, die wir Andern längst gemacht haben!

Verstimmung vor dem Schlafengehen; Besorgnisse für das Allgemeine, keine schönen Tagesgefilde vor mir!

Mittwoch, den 18. November 1846.

Dieser Gedanke hat mich heute viel beschäftigt: Die Christen haben auf ihrem Ausgange aus der Lehre in die Welt das meiste Gute verloren und vergessen, wohl auch als zu beschwerlich abgewerfen, und laufen mit dem bloßen Namen weiter, der freilich leicht zu tragen ist. Redliche wohlgesinnte Leute haben die verlornen Päcke und Bündel aufgerafft und tragen sie ihnen keuchend nach, aber jene wollen auf den Zuruf nicht hören und meinen, sie hätten all das Ihre. Rousseau, Pestalozzi, Fichte, Saint-Simon, jede neue Theorie, Sozialismus, Kommunismus, alles ist nur bemüht, zurückgelassenes Christenthum nachzubringen!

Freitag, den 20. November 1846.

Der Freistaat Krakau hat aufgehört, ist österreichisch geworden, durch Uebereinkunft der drei Schutzmächte. Welch ein Beispiel! Also nicht fester stehen auch heute noch die Staaten? Und welches Bekenntniß eigner Schwäche in den Gründen! Furchtbar muß diese Thatsache in den Geistern

wirken! Man hätte nichts Wahnsinnigeres thun können. — Dazu giebt Canitz seinen Namen? Durch solcherlei will er in der Geschichte leben? Pfui doch, pfui! — Gräßliche Politik!

Sonntag, den 22. November 1846.

Der König, sehr eingenommen von der Herzogin von Sagan, ihrem fürstlichen Hofhalt, Gepränge und Eleganz, hat sich auf's neue zur Jagd bei ihr angesagt. Sie hat ein Vermögen von hundertundzwanzig Millionen Franken und blendet alle Welt durch ihren Luxus. — Der spanische General los Valles war eine Zeitlang hier, und da er jetzt Weinhandel betreibt, so hat ihm der König große Bestellungen gemacht; früher schon hat er ihm achthundert Stück Friedrichsd'or geschenkt.

Ueber Krakau wird viel gesprochen. Man sagt, Rußland habe die beiden andern Mächte gezwungen! Schlechte Entschuldigung, oder heißt das nicht bekennen, man sei zu schwach, den Russen auch das schlechteste Verlangen abzuschlagen? — Die Geschichte ist ein neuer unheilbarer Riß in das Band zwischen Fürsten und Völkern. Es ist auch politisch dumm, dergleichen jetzt auszuüben. Die Regierungen sind mit Blindheit geschlagen, sie arbeiten emsig an ihrem Untergange; der letzte Rest von Vertrauen wird erstickt; die schamlose Willkür zeigt sich ohne Schleier. Unheilsaat für die Zukunft, sie wird schon aufgehen!

Der Geh. Rath von Voß hat nun wirklich den Abschied genommen; der König will, daß er dreitausend Thaler Besoldung behalte, bei dreißigtausend Thalern Einkünften, die er besitzt. — Der Minister von Canitz ist übler Laune und macht ihr durch Sarkasmen Luft, die aber bisweilen nur allein ihm schaden; die Rauhigkeiten des Königs erträgt er sehr unwillig.

In den Sachen des Guſtav-Adolf-Vereins macht der Miniſter Eichhorn die niedrigſten, tückevollſten Ränke, ſo daß man ſich abwendet und das ganze Zeug zu allen Teufeln wünſcht!

Dienſtag, den 24. November 1846.

— Auch von Krakau war die Rede und der Unwillen einſtimmig; dieſe „chriſtlichen Regierungen, dieſe frommen Miniſter, dieſe Leute, die immer Gerechtigkeit im Munde führen!“ Furchtbare Volkswitze ſind ſchon im Umlaufe, zum Beiſpiel Preußen bekomme als Schadloshaltung von Oeſterreich zwei Millionen Thaler, und mit dieſer Summe wolle man die Reichsſtände kaufen!

Heute früh kam Herr von A. Abſchied zu nehmen; ich gab ihm noch mein Glaubensbekenntniß über Krakau mit auf den Weg nach Oeſterreich, ſagte alles grade heraus, und auch über Metternich, der aus elender Furcht grade das Gegentheil von dem thue, was die Furcht ſchwächen könnte; nicht nur ſchändlich, auch dumm ſei das Verfahren. Der arme öſterreichiſche Guberniolrath, ſonſt freiſinnig genug, wußte nicht, wie er bekehrt war! — Ich ging aus, zuerſt zum Geh. Rath Johannes Schulze, dem ich mein Buch gab, und dann zum Fürſten von Wittgenſtein, der ebenfalls mein Buch empfing und mir ſehr klagte, wie ſehr er mit Scheerereien geplagt ſei, wie durch Treuloſigkeit und Undank ihm ſein Alter verbittert werde; ich könne keinen Begriff davon haben, wie weit das gehe, es ſei entſetzlich! Ich antwortete ihm, ich wiſſe mehr, als er vermuthe, ich ſei nicht unkundig deſſen, was vorginge. Aber er blieb dabei, nein, ich könne das nicht wiſſen, mir nicht vorfallen! Er ſchien Luſt zu haben, mir Beiſpiele mitzutheilen, aber es kamen Geſchäftsanmeldungen und ich empfahl mich.

Die „Allgemeine Zeitung" bringt heute meine Anzeige von des Professor Jacob „Beiträgen zur französischen Geschichte". Sie wird ihm bei Einigen nutzen, aber bei Andern desto mehr schaden. Ich habe an hohen Orten entschiedene Feinde, denen mein Namen ein Gräuel ist und die nur auf die Gelegenheit warten, mir etwas am Zeuge zu flicken. Der falsche, tückische Eichhorn steht an der Spitze. Dieser Mensch ist ganz untergegangen in serviler Sophistik, seine ganze Amtsführung ist Gleißnerei und Unwahrheit, er ist alles menschlichen Gefühls baar, erkennt keine Würde an, als die äußere der Stellung, kein Verdienst, als die Brauchbarkeit für seinen augenblicklichen Zweck. Aber nicht seine Verwaltung nur, auch die der andern Ministerien hanthiert mit Heuchelei und Lüge, die Wahrheit ist wie verschwunden.

Der alte Boyen will sich wirklich zu Ostern zurückziehen und hat sich — rührend genug — vom Könige ausgebeten, ihn zum Gouverneur der Invaliden zu machen!

Der König soll sich mit Verdruß über den Volksjubel in Rom geäußert und gemeint haben, das sei noch das erste Jahr, der Pabst werde schon sehen, wie es schon im zweiten anders sein werde; man kenne das, man habe es auch erfahren!

Mittwoch, den 25. November 1846.

Ueber Krakau schrieb ich: „Sie sind mit Blindheit geschlagen und werden erst wieder sehen, um das Unglück zu schauen, das sie angerichtet und in dem sie untergehen."

Der Minister Uhden ließ den Generalprokurator Eichhorn kommen und machte ihm Vorwürfe wegen der Leue'schen Sache, dieser aber wies die Vorwürfe zurück und sagte, er sei ein so kundiger Rechtsgelehrter als Herr Uhden, habe mehr Erfahrung, thue seine Pflicht und werde sie

ferner thun. Sethe sagte zu Uhden: „Ew. Exzellenz lagen noch in den Windeln, als ich schon Prozesse führte.“ — Der Landrath in Schlesien Graf von Reichenbach ist in die Provinzialstände gewählt, und die Regierung sucht Mittel, die Wahl ungültig zu machen. Man hascht die Angabe eines Schulzen auf, der Graf habe ihm, als sie zusammen auf dem Postwagen fuhren, ein verbotenes Buch von Heinzen zu lesen gegeben. Der Minister Uhden legt den Fall ohne Nennung der Personen dem Kammergerichte vor und fordert ein Gutachten, ob darauf nicht ein Kriminalverfahren zu begründen und eine schwere Strafe zu verhängen sei? Das Kammergericht aber verweigert die Antwort, weil der Fall nachher bei ihm angebracht werden könnte und dann schon ein Vorausurtheil gefällt sein würde, man müsse die wirkliche Thatsache vor Augen haben. — Der Fürst von Wittgenstein hat sich in den schimpflichsten Ausdrücken über Eichhorn und Savigny ausgesprochen, in Betreff der gleißnerischen Frömmigkeit.

Mit unsrem ganzen Aufenthalt auf der Erde sieht es doch mißlich aus! Saint-Martin sagt, sie habe uns aus Gnaden aufgenommen, als wir fielen, er giebt uns also eine andre Heimath. Aber auch wenn wir von hier sind, ist unsres Bleibens hier nicht. Seltsamer Zustand, wir sind sichtbar ein Endpunkt und doch immerfort in der Mitte, und können nicht aus dieser hinaus. — Sind wir einem künftigen Erdenzustande auch nur Urthiere eines alten? Wir müßten, selbst bei dieser ahndungsvollen Einsicht, doch nur fortfahren nach unsrer Natur zu leben und zu thun, und die ist freilich schmutzig und grausam! Geist und Herz sind als Fremdlinge dieser Natur eingesetzt. Es ist ein harter Stand für sie!

Donnerstag, den 26. November 1846.

Sendung vom Fürſten von Wittgenſtein mit einem Briefe von ihm voll bittrer Klagen.

In der „Staatszeitung“ ein amtlicher Artikel, der gleichſam freigiebt, über das Krakauer Ereigniß die verſchiedenartigſten Anſichten zu haben, nur das aus guter Quelle verſichert, daß Preußen bei der Sache weder Land noch Geld empfängt, wohl aber die dieſſeitigen legalen Intereſſen geltend macht. Seltſam weich und nachſichtig! Doch gleich zu Anfang ſteht die falſche Behauptung, die drei Mächte allein hätten Krakau zur Republik gemacht; der Kongreß hat es — wenn auch nicht angeregt — doch ausgeſprochen und beſtimmt, au nom de la très-Sainte et Indivisible Trinité! Doch die Einverleibung geſchieht auch wieder au nom de la très-Sainte et Indivisible Trinité! — Mit Canitz ſoll über die Sache gar nicht zu ſprechen ſein, er ſchneidet kurz ab.

Freitag, den 27. November 1846.

Ich kann mich nicht entſchließen, dießmal dem Fürſten von Metternich mein Buch zu ſchicken, er iſt mir zu ſehr zuwider ſeit der Krakauer Geſchichte. Nun beherrſcht ihn die Furcht ſo ganz, daß er der Gefahr in den Rachen läuft, ja den Frieden ſogar ſetzt er auf's Spiel; ſo lange er den erhalten half, hatte er doch noch ein Verdienſt, war er der Welt brauchbar, in mancher Beziehung heilſam, — aber nun iſt er ja nur verderblich! Und ich höre, ganz fanatiſch iſt er jetzt auch, von ſeiner Frau und dem Beichtvater abhängig, er, der frühere Weltmenſch, Freigeiſt, Spötter! Todesfurcht, Jenſeitsfurcht, immer nur Furcht und Furcht!

Abends entſchloß ich mich ſchwer zum Beſuch bei *. In dieſer Geſellſchaft kam das Wort Krakau nicht vor. — Dagegen wurden einzelne Fälle aus unſerm Regierungsweſen beſprochen, die den elendeſten Zuſtand bezeichnen, die kläglichſte Auflöſung, die Unterhöhlung durch Unwahrheit und Schein. — Als die Breslauer Deputirten hier beim Finanzminiſter von Düesberg ihre dringenden Anliegen wegen der Handelsverhältniſſe mit Krakau vorſtellten, ſagte der dummerweiſe: „Daran hat niemand gedacht.“ Er erfuhr jetzt erſt, daß dies ein Gegenſtand von Belang ſei! — Der Juſtizminiſter Uhden giebt Blößen über Blößen, er hat keine höhere juriſtiſche Bildung als die des Landrechts, und iſt dabei ganz der Mann des Hofes. —

Lichtenberg ſagt in ſeinen abgeriſſenen Sätzen, wo er überhaupt von der Unſterblichkeit der Seele nicht viel halten will, es ſei ein inſtinktmäßiger Vorgriff vor allem Raiſonnement, zu meinen: „Es wird nach unſerm Leben ſo ſein, wie es vor demſelben war.“ Ohne die Hauptſache berühren zu wollen, muß ich die Richtigkeit der letztern Anführung beſtreiten. Der Inſtinkt des Menſchen ſagt nicht jenes, ſondern erkennt an, daß unſer Leben ein Anfang ſei, der eine Fortſetzung fordre, daß das Ufer, wo wir landen, ein andres ſei als das, von dem wir ausgeſchifft. Jene Annahme, ſo leicht ſie ſich darbietet, iſt doch erſt eine Folge des Klügelns.

Sonntag, den 29. November 1846.

Geſtern Billet von Humboldt, der mir Herrn Galuski empfiehlt, einen in Frankreich geborenen Polen, der ſchon über A. W. von Schlegel geſchrieben hat und jetzt über Fr. Aug. Wolf ſchreiben will, für die „Revue des deux

mondes". Ich gebe ihm mündlich und schriftlich alle Auskunft, nenne ihm alle Hülfsmittel, aber zu meiner Freude kennt er die meisten schon. Er scheint so gewissenhaft als eifrig, fein und artig, etwas leidend, mit heller dünner Stimme.

Der Kammergerichtsassessor Oppenheim ist in Köln durch das Geschwornengericht freigesprochen worden. Die Verhandlung steht in der „Kölnischen Zeitung" (vom 26. und 29. November); auch Lassalle wird dabei genannt.

Das Aergerniß in der Hatzfeldt'schen Familie fängt nun erst recht an; die Gräfin Sophie will alles drucken lassen, was ihr Mann an ihr gethan. Der Fürst hat seine Scheidung erlangt und will nun Frau von Buch heirathen.

Wittgenstein's Verdrüsse und Leiden kommen jetzt aus Verhandlungen mit dem Prinzen von Preußen, der den Ansichten und Gründen des Fürsten heftig widerspricht. Seltsam, sie stehen politisch auf gleicher Seite und müßten zusammenhalten, aber sie thun es nicht.

Ein Klempnermeister, Stadtverordneter, hat hier eine Petition an den nächsten Landtag wegen Reichsständen angeregt. Die Zeitung spricht davon.

Montag, den 30. November 1846.

Telegraphische Nachricht, daß Guizot entlassen und Molé an seine Stelle berufen worden; wird noch bezweifelt.

In des Grafen Amadeus Henckel „Tagebüchern des Siebenjährigen Krieges" gelesen. Tiefer Einblick in die innern Verhältnisse der Königlichen Familie, des Heeres! Ich hätte nie gedacht, daß die Abneigung, der Widerspruch, der Tadel und die Verkleinerung, in denen man gegen den König wetteiferte, so weit gegangen wären, wie es hier geschildert wird! Seine ärgsten Feinde waren seine Nächsten,

seine Brüder und deren Anhang. Niemand wollte seine Ueberlegenheit anerkennen, immer schob man ihm die kleinlichsten Antriebe unter, den stumpfsten Eigensinn, die thörichtste Eitelkeit, und erst mit den Jahren überwog seine Größe, trat Bewunderung und Anerkennung an die Stelle dieser Tadelsucht! Ein Wunder, daß man ihm doch gehorchte, aber das that man. Seine ärgsten Widersacher waren der Prinz August Wilhelm und der Prinz Heinrich. Wie einsam stand der große Fürst, wie verlassen und verrathen sogar von seinen Nächsten! Friedrich wird mir durch diese Memoiren nur um so bewundernswürdiger, sie wirken das Gegentheil der Absicht, in der sie geschrieben worden.

„Gesammelte Schriften, von Ruge" (4 Bde.).

In der „Ilias" gelesen und in der „Aeneis", in Lewes, in Lichtenberg.

Krakau wird sehr besprochen, unire hiesigen Blätter sagen darüber Dinge, die man für unmöglich halten möchte. Die Abgeordneten der Breslauer Kaufmannschaft sind wieder abgereist; auch der König hat ihnen gesagt, er habe gar nicht gewußt, daß Krakau für Schlesiens Handel so wichtig sei, er wolle jedoch suchen von Oesterreich günstige Maßregeln zu erlangen.

Mittwoch, den 2. Dezember 1846.

Heute beim Fürsten von Wittgenstein, der mir vertraulich von Hardenberg, Kircheisen, Altenstein und von sich selber spricht; er sagt, er habe „aus Mitleid", aus übertriebener Gutmüthigkeit in sein Ministerium den Grafen von Stolberg aufgenommen, aber das habe der längst vergessen; niemand werde doch denken, daß er einen Geschäftsgehülfen an jenem gewonnen habe? Er gab mir eine Denkschrift mit nach Hause.

Mit General von Rühle hatte ich ein großes Gespräch, das sich in dem Kreise der Kantischen Philosophie bewegte.

Krakau, immer wieder Krakau! Der Eindruck wird stärker und schwerer und droht es immer mehr zu werden. Die deutschen Zeitungen führen eine sehr freie Sprache, und besonders wiederholen sie das in Frankreich und England Gesagte. Metternich soll gesagt haben, die Einziehung Krakaus sei eine Expropriation für das Gemeinbeste, wie sie täglich für die Eisenbahnen vorkämen! Der Witz ist so schlecht wie die That. Der alte Fürst offenbart immer mehr seine Gebrechlichkeit. Ich will nun auch nichts mehr mit ihm zu thun haben.

Auch der Großherzogin von Weimar schick' ich diesmal mein Buch nicht, mich ekeln die Redensarten, die ich schreiben müßte, und die erwiedernden, die ich zu empfangen hätte. Wozu das alles? Ich verehre deßhalb die Fürstin nicht weniger, ich schätze gewiß ihren Werth! Aber — genug!

Donnerstag, den 3. December 1846.

Um einzusehen, wie falsch die preußische Politik geführt wird, braucht man sich nur einen Augenblick das Gegentheil dessen, was eben geschehen ist, vorzustellen! Der König erkläre offen, er versage der Einziehung Krakau's seine Zustimmung, und wolle zwar nicht deßhalb Krieg anfangen, aber im Angesichte der Welt protestiren. Polen, Preußen, Deutsche, Franzosen und Engländer würden ihm beistimmen, jubelnd danken, sein Name wäre der herrlichste in Deutschland, in Europa, er hätte sogleich die stärksten Verbündeten; und was verlöre er? Die Lüge eines guten Vernehmens mit Rußland und Oesterreich, denn in der Wahrheit ist es seit einigen Jahren schon nicht mehr

vorhanden, nur ein bloßer Schein, uns zum Nachtheil. Aber wie weit sind wir von solchem Entschlusse, solcher Gesinnung entfernt!

Man sagt nun ohne Hehl, Canitz führe sein Ministerium wie alle Andern vor ihm, es sei zwischen ihm und Werther kein Unterschied. Er denke, heißt es, vor allem an Förderung seiner Familie, der ihm befreundeten Familien, seine Denkungsart habe sich kleinlich in das engherzigste Adelsinteresse zusammengezogen! Das ist der gerühmte, der gehoffte Canitz! Das Amt hat ihn nicht gehoben, sondern niedriger gestellt. Und die andern Minister — schweigen wir!

Freitag, den 4. Dezember 1846.

Besuch von *, über Litteratur und Staat gesprochen, unsre Zeit mit geschichtlichem Auge betrachtet; sie wird einst besser aussehen, als sie zu erleben war; sie hat schon zu viel Gutes, um schlecht heißen zu können, aber da jenes Gute nirgends für sich abgesondert besteht, sondern überall gemischt ist mit dem Schlechten, so giebt es nur allgemeines Mißbehagen; sonst gab es wenigstens Freistätten, wohin man sich retten konnte, Geselligkeit zum Beispiel, und auch das Gegentheil, Einsamkeit, man überließ den Staat und seine Anliegen denen, die sich damit befassen wollten, es gab ein reichbedachtes Privatleben; das ist jetzt nicht mehr erlaubt und kaum möglich, alles ist politisch oder hat doch solchen Beischmack, man muß sich darauf einlassen, muß es mitmachen.

Abends bei Olfers. — Endlich kam auch Humboldt, mit dem ich ein langes Gespräch hatte, ihm die Sache von Bettina von Arnim vortrug und guten Bescheid erhielt;

er meinte jedoch, unmittelbar für Hoffmann von Fallersleben beim Könige etwas zu thun, ſei ganz unmöglich, man mache ſich von dem Zuſammenſein mit dem Könige die falſcheſte Vorſtellung; übrigens ſei der König erbittert. Von Bettinen ſprach er mit größter Verehrung, klagte aber, ſie bürde ihm zu vieles auf, und mehr als er tragen könne. Humboldt war überaus geiſtesfrege.

Sonntag, den 6. Dezember 1846.

Die Reichsſtände ſollen wirklich ſo nahe ſein, daß der alte General von dem Knesebeck darüber auf's äußerſte beunruhigt iſt, laut ſeine Unzufriedenheit ausſpricht und den König beſchuldigt, er richte die Monarchie zu Grunde. — Der Prinz von Preußen hofft in den Reichsſtänden ſelber gegen ſie zu wirken und meint, der König werde ſie wohl bald nach Hauſe ſchicken. — Ueber den Klempnermeiſter Berner wird weidlich geſpottet. — Dronke, der ſich nach Koblenz gewagt hatte, iſt dort verhaftet worden.

Mittwoch, den 9. Dezember 1846.

Beſuch des Herrn Profeſſor Helwing, mit ihm das Ständeweſen beſprochen, die Mangelhaftigkeit des Grundſatzes, daß nur der Boden vertreten werden ſolle, die nutzloſe Quängelei, daß, um wählbar zu ſein, man ſchon zehn Jahre Beſitzer geweſen ſein müſſe, die Lächerlichkeit in dieſen Dingen, alles beſonders und anders haben zu wollen, als Andre, und dergleichen mehr.

Der Staatswirthſchafter Liſt in Tirol geſtorben; nach einer Andeutung der „Allgemeinen Zeitung" muß man Selbſtmord vermuthen. Sie machen ein großes Weſen

von ihm, ich habe nie viel Sonderliches an ihm gefunden. Es ging ihm alles ſchlecht, das iſt wahr; beſſer hätte er es verdient.

Die Angriffe der franzöſiſchen und noch mehr der engliſchen Blätter, beſonders der „Times“, auf die neueſte preußiſche Politik haben den Miniſter von Canitz doch hart getroffen, er vergißt Ironie und Witzeln, macht ein ſehr ernſtes Geſicht und verhehlt ſeine Beſorgniſſe nicht, daß die Sachen weiter gehen könnten; ja, er ſoll zweifelhaft geworden ſein, ob es jetzt nicht beſſer wäre, die Reichsſtände noch ferner hinauszuſchieben. Canitz erweiſt ſich wie ſeine Vorgänger den Verhältniſſen nicht gewachſen, und ſein Anſehen ſinkt ungemein. Alle Leute ſagen, daß Bülow in weit beſſerer Haltung daſtand.

Donnerstag, den 10. Dezember 1846.

Abends langer Beſuch vom Grafen von *. Wir kamen bald auf Erörterung unſerer Staatsſachen. Ich hörte die merkwürdige Aeußerung, ein Premierminiſter ſei uns nothwendig, als eine Art Vormund; der Mann, welcher wahrſcheinlich dieſe Stelle einſt bekommen werde, ſchieße jetzt Haſen, näher wurde nicht bezeichnet, wer gemeint ſei. Der vorige König, hieß es, habe einen Premierminiſter nicht nöthig gehabt, der habe ſeine Größe erſt gezeigt, als Hardenberg geſtorben war; wenn dieſer am Leben geblieben und Humboldt, Beyen, Beyme, Gneiſenau, Grolman nicht entfernt worden wären — welche alle den König in der Enge halten wollten —, würde der König ſich nie in der Größe haben zeigen können, die er nachher entwickelt. Dieſes Wort „Größe“ muß hier ſehr auffallen, und iſt wohl in keiner Weiſe vom vorigen Könige gültig,

auch das Thatsächliche ist ganz falsch aufgefaßt, der König hat sich vom Staatskanzler nur bedingt und widerstrebend leiten lassen, hat ihn nach außen und innen stets gehemmt, und nach Hardenberg's Tode ging erst alles recht schwach, da begann die Mediokrität und die Kamarilla, die Angst und Verlegenheit bei jedem bedeutenden Ereigniß, die Ränke des Herzogs Karl von Mecklenburg-Strelitz, die Einwirkung Witzleben's, die Staatsführung Lottum's, die Thätigkeit des Kronprinzen und seiner Leute. Ich sehe in der ganzen Vorstellungsweise nur die Ansicht, welche man sich im Kreise des Prinzen von Preußen nach persönlicher Angemessenheit zurechtgemacht hat. Der vorige König hatte sehr ehrenwerthe Eigenschaften, aber keine, die das Beiwort „groß" vertragen kann.

Dem Staatsrath liegt ein neues „Religionsedikt" vor, das gegen die Lichtfreunde, Deutschkatholiken ꝛc. gerichtet ist. Der König führt selber den Vorsitz und hat erklärt, er wolle die Meinungen hören, habe die seine jedoch schon festgestellt. Man glaubt, aus den beabsichtigten Anordnungen werde die Nothwendigkeit der bürgerlichen Ehe unvermeidlich hervorgehen, die doch grade dem Könige so sehr zuwider ist.

Die „Vossische Zeitung" brachte heute eine Vertheidigung des Dr. Falkson in Königsberg, der als Jude eine Christin geheirathet hat und nach England gereist war, sich trauen zu lassen.

Für die jetzige Zusammenkunft des Gustav-Adolf-Vereins hier, meint man, habe der Minister Eichhorn und seine Parthei alle Anstalten getroffen, daß das Ergebniß wider Rupp ausfalle. Der Sieg wird gering sein gegen die Niederlagen in ganz Deutschland.

Die Reichsstände sollen wieder verschoben sein. Vor

kurzem ſprach der König ſchon von einem Saale, der für ſie zu ermitteln ſei; nächſtens, meint man, wird die Drapperie beſtellt werden, Federn geſchnitten, Tinte bereitet, — und auch dann würden ſie noch nicht berufen werden, das rechte Zeichen ſei noch lange nicht da, — es werde ein Schreckenszeichen ſein!

Sonnabend, den 12. Dezember 1846.

Geſtern die „Voſſiſche Zeitung“ ausnehmend tapfer. An den Fürſten von Wittgenſtein geſchrieben, ihm eine Denkſchrift über die preußiſchen Staatsbehörden zurückgeſandt.

Hier iſt ein Verein junger Leute entdeckt worden, die ſozialiſtiſcher Umtriebe beſchuldigt werden. Viele Verhaftungen. Man nennt keine bekannte Namen.

Im Guſtav-Adolf-Verein — in der Singakademie — haben die Freunde Rupp's den vollſtändigſten Sieg erlangt, der Oberbürgermeiſter Krausnick iſt erbärmlich unterlegen, der Biſchof Neander vor der Abſtimmung weggegangen. Der Prediger von Sydow hat für Rupp geſprochen, am beſten der Reviſionsrath Jonas.

Man ſagt, der Prinz von Preußen habe ſeinen Adjutanten Königsmarck zu dem Bahnhofsdirektor Haſſelbach geſandt und ihm Entſchuldigungen ſagen laſſen. Auch in der Freimaurerloge „Zu den drei Weltkugeln“ kam die Sache zur Sprache, die Brüder nahmen ſich des beleidigten Bruders an, vermittelten eine Verſöhnung und der Prinz gab dem Gekränkten in der Loge die Hand. Gut!

Der Fürſt Wilhelm Radziwill hat den General Grafen von Henckel leicht vermocht, eine harte Aeußerung über den Prinzen Louis Ferdinand zurückzunehmen. Das Buch

giebt auch ſonſt Anſtoß und Aergerniß. Als Willisen in Charlottenburg Abends beim Könige daraus vorlas, ſaß die Hofdame Fräulein von Marwitz dabei, wie über ihren Vater und Großvater harte Stellen geleſen wurden, und die Gräfin von Haak, geb. Tauentzien, mußte eben ſolche über ihren verſtorbenen Mann anhören. Geſchichte — nimmt kein Blatt vor's Maul!

Montag, den 14. Dezember 1846.

Schlöſſel's Prozeß geleſen, im Auslande gedruckt. Die Erzählung der vielen Schändlichkeiten empört mich im Innerſten!

Dienstag, den 15. Dezember 1846.

Um acht Uhr zu dem General von dem Knieſebeck gefahren; ich fand ihn in vollem Staat, ſehr rüſtig und munter, Fräulein von Kalb war ſchon da, die Gräfin von Bohlen kam, Graf Julius von der Gröben und Andere. Ich ſprach einiges mit der Gräfin von Bohlen, flüchtige Worte mit Fräulein von Kalb und Frau von Treskow, ſonſt immer mit dem alten General, der mir mit lebhaftem Eifer vieles aus der Kriegsgeſchichte erzählte, von Rüchel, Prinz Louis Ferdinand, vom vorigen Könige, zum Theil Geheimes und Wichtiges, wegen deſſen er ſich mein Schweigen erbat. Der General, im achtzigſten Lebensjahre, hat ein ganz friſches Gedächtniß und ſpricht gemeſſen und ſicher, lieſt alles Neue, ſprach mit Wohlgefallen von den Schriften der Gräfin von Hahn, gab Auskunft über die Schrift von Radowitz und erklärte ſich entſchieden — merkwürdig und überraſchend von ihm — für Abſchaffung der Zenſur, für freie Preſſe und für feſtere Verſchmelzung der

deutſchen Völkerſchaften, ja er ſpottete über den Bundestag und meinte, derſelbe ſollte durch einen Bundesbeſchluß ſich darüber ausſprechen, ob das Tabackrauchen auf den Straßen Statt finden dürfe! Wir ſprachen auch viel über den Grafen von Henckel, ſeine Erinnerungen und den Nachlaß ſeines Vaters.

Um halb elf Uhr fuhr ich nach Hauſe.

In Fichte geleſen, im Ovidius.

Donnerstag, den 17. Dezember 1846.

Beſuch bei *. Erzählung vom Aufenthalt in Sagan, der König hat „gewiehert" vor Freuden; anderthalb Meilen Weges zur Heimkehr von der Jagd Abends mit bunten Ballons und bengaliſchem Feuer beleuchtet, Prunk des Jagdweſens, der Dienerſchaft, der Geräthe ꝛc. — Alles iſt entzückt ꝛc. Talleyrand'ſches Geld, ſchlechter erworben als Rothſchild'ſches, deutſches Beſtechungsgeld ꝛc.

Neue Anklagen gegen den Miniſter Eichhorn, aus ſeinem Miniſterium ſind dem Vertheidiger Rupp's verfälſchte Akten zugeſtellt worden. Keine Anſtellung findet Statt, ohne daß der Glauben unterſucht wird, das heißt, man muß ſich zu der frommen Parthei bekennen, und die Scheinheiligkeit genügt. Elender Zuſtand, der das ganze Regierungsweſen vergiftet und zerfrißt!

In der „Ilias" geleſen, in meinen Papieren gearbeitet.

Sonnabend, den 19. Dezember 1846.

Nachricht, daß der Landgraf Philipp von Heſſen-Homburg am 15. geſtorben, kurz vorher war er zum öſterrei-

chischen Feldmarschall ernannt worden. Er war ein edler Mensch und mir sehr lieb.

Sonntag, den 20. Dezember 1846.

Abends zu * gefahren. — Bei Tische zog Graf von Lottum mit tapfrem Eifer und freier Wahrheitsliebe gegen das gräuelhafte Verfahren, welches Schlöffel erlitten, los; er hatte die Schrift gelesen und war empört über die Schande der Regierung. Ich hörte ihm mit Wohlbehagen und Beifall zu. Als auf den Minister Eichhorn die Rede kam, stellte er diesen in seiner Augendienerei lustig dar, wie der fromme Mann mit seiner frommen Frau und dem frommen Gevatter Schelling im Theater gegenüber dem Könige dessen Gefallen an der üppigen Tänzerin Cerrito sich mitaneigne, durch das Opernglas entzückt hinschaue, mit dem Könige zugleich in die weitausgestreckten Hände klatsche ꝛc. Auch in der Kirche hört Eichhorn, so wurde erzählt, kaum auf die Predigt, sondern sieht nur immer durch das Glas, wer alles gegenwärtig ist und gehörig heuchelt. Die Geh. Räthin von S. wollte sich seiner annehmen, wurde aber schnell beschwichtigt und ihr gesagt, Eichhorn sei nicht nur hassenswerth, sondern auch verächtlich; Lottum sagte, er sei der wahre Revolutionair jetzt wie ehmals, er verbreite überall im Lande Mißvergnügen und Haß.

Montag, den 21. Dezember 1846.

Unerwartet tritt Herr Georg Schirges bei mir ein, gestern von Hamburg angekommen, ein wackrer, sinniger

Mann. Er erzählt mir von Hamburg, wir beſprechen Litteratur und Menſchen.

Der Biſchof Neander hat es nun mit beiden Partheien verdorben; ſein Eifern gegen Rupp hat ihm bei den Frömmlern nichts genutzt und bei den Liberalen den Stab gebrochen. Er hat manchen harten Strauß gegen die Fanatiker früher gekämpft, aber mehr weil er ſeiner Stellung nach nichts anders konnte, ſo ſcheint es, als weil er recht wollte. Fehlt es ihm auch nicht an geiſtiger Stärke, die ihm oft ein gutes Anſehn gegeben, ſo ermangelt er doch eigentlicher Karakterfeſtigkeit. Andre haben ſchon früher den Pfaffen in ihm erkannt. In folgender Geſchichte zeigte er ſich als ſolcher.

Vor einer Reihe von Jahren wurde der Kandidat Otto von Gerlach von der theologiſchen Fakultät hier geprüft zur Erlangung der Lizenziatenwürde. Marheineke fand ihn allzu ſchwach in der philoſophiſchen Theologie, Strauß und Auguſt Neander fanden ihn genügend, mehr Fakultätsmitglieder waren nicht da, die Sache ging an das Miniſterium, welches entſchied, die Mehrheit ſei für den Kandidaten, alſo ſei er zuzulaſſen, mit der Bemerkung jedoch, daß, falls derſelbe künftig zu einer Profeſſur ſich melde, er beſſere Kenntniß in der philoſophiſchen Theologie nachzuweiſen habe. Gerlach und ſeine Freunde waren in Wuth, der Kronprinz war der erklärte Begünſtiger der Familie Gerlach, die Fakultät wurde aufgehetzt und erließ an das Miniſterium ein Schreiben, dergleichen könnten ſie ſich nicht gefallen laſſen, ſie kennten keine philoſophiſche Theologie, ſie müßten ſich gegen jede Einmiſchung fremder Lehren in die Theologie verwahren; das ganze Schreiben war frech und höhniſch, wie von Leuten, die höheren Schutzes ſicher ſind. Altenſtein forderte Bericht vom Geh. Rath Schulze

und vom Bischof Neander, jeder gab sein Votum, das von Neander aber war das nachdrücklichste, und Schulze verfaßte hierauf eine schlagende Antwort an die Fakultät, worin derselben ihre Ungebühr hart verwiesen und nebenher gesagt war, wenn sie nichts von philosophischer Theologie wüßten, so möchten sie den bei ihnen mitunterzeichneten Schleiermacher fragen, der in seiner Enzyklopädie diesem Theile der Theologie einen großen Abschnitt gewidmet habe, oder möchten sich von der Fakultät zu Heidelberg belehren lassen. Ueber diese Abfertigung geriethen die Pfaffen und ihre Helfer außer sich. Es hieß nun, Altenstein und die Hegelianer wollten die Theologie unterdrücken, sie müßten als Feinde des Christenthums aus jeder Wirksamkeit entfernt werden. Der Kronprinz schrieb in solchem Sinn an den König, der sehr erschrak und in Zorn gerieth. Altenstein war mittlerweile in's Bad gereist, Schulze auf einer Dienstreise, die Parthei wußte sich die Akten zu verschaffen, die durch viele unbefugte Hände gingen, bis sie zuletzt an den König kamen. Man erwartete Altenstein's und Schulze's Absetzung. Der König aber fand wider alles Erwarten das Votum Schulze's und die Altenstein'sche Verfügung sehr vernünftig, billigte das Geschehene und schrieb an den Kronprinzen seine Meinung. Als Schulze zurückkam, hörte er, welche Gefahr ihn bedroht hatte; er ließ sich die Akten geben und fand, daß die Gefahr noch größer gewesen, als er gedacht, denn Neander hatte mit Zustimmung des Geh. Raths * sein Votum aus den Akten entfernt und also Schulze's Votum allein stehen lassen, so wie das von seiner Hand geschriebene Antwortschreiben an die Fakultät. Als er ihnen wegen dieses schändlichen Verfahrens Vorwürfe machte, hatten sie nur die kahle Entschuldigung, es wäre zu Gunsten

Altenſtein's geſchehen, den ſie nur ſo rettbar geglaubt. Neander hatte ſich feigerweiſe zu retten geſucht, und ohne Noth, wie ſich nachher gezeigt. — Pfaff bleibt Pfaff!

Mittwoch, den 23. Dezember 1846.

Die Buden auf dem Theile des Weihnachtsmarktes, der nach dem Luſtgarten verwieſen worden, und beſonders die am meiſten abgelegenen nach dem Dom hin, wurden faſt gar nicht beſucht, und die armen Händler in Verzweiflung ſteckten ſchwarze Trauerfahnen auf; der Einfall half, und viele Leute kauften nun dort.

Unaufhörlich kommen Druckſchriften heraus, in denen willkürliches und gradezu ungeſetzliches Verfahren der Behörden nachgewieſen wird, namentlich des Miniſters des Innern und des Kultusminiſters, aber nie wird einer Sache dieſer Art von Staatswegen Folge gegeben; es bleibt ruhig bei dem Geſchehenen, man hört von keiner Unterſuchung, geſchweige denn von Beſtrafung der Geſetzwidrigkeiten. Empörend iſt Schlöſſel's Prozeß, ſchändlich das Verfahren gegen Rupp (die Altenverſtümmlung), elend die Verweiſung der Luiſe Aſten, lächerlich der Prozeß gegen Dr. Jacoby, nutzlos und kleinlich die Ausweiſung Kuranda's, — und der König läßt das alles ſo hingehen! Leider thut ihm das in der Meinung unerſetzlichen Schaden!

Freitag, den 25. Dezember 1846.
Erſter Weihnachtstag.

Die öffentlichen Zuſtände verbittern mir alles; täglich hör' ich Dinge, die mich ganz unſelig machen! Die ſchamloſeſte Willkür und Unvernunft übt ihre Amtsmacht. Preu-

ßen, ſcheint es, muß immer ſeinen Tſchoppe haben, jetzt iſt es der Geh. Rath und Direktor Mathis und ſein Helfer der Geh. Rath Sulzer, die machen in Polizeiſachen, was ſie wollen, der Miniſter leiht ihnen ſein Anſehn; wer an dieſer Polizeiſtelle im Miniſterium ſteht, iſt ein Paſcha, der ſo handeln darf, daß preußiſch nicht viel beſſer iſt als türkiſch.

Wie werden überhaupt die Völker behandelt! Mit welcher Gleißnerei, Verhöhnung, Gemeinheit! Nicht bloß in Rußland, Oeſterreich, ſondern auch in Frankreich! Und man meint, der Himmel werde ſolche Schlechtigkeit nicht ſtrafen? Man fürchtet die Beiſpiele der Geſchichte nicht, aber man kennt ſie auch nicht! – Wartet nur!

Dabei ſtehen unſre Reichsſtände dicht vor der Thüre. Sie braucht nur geöffnet zu werden und der König hat ſchon die Hand an der Klinke!

Sonntag, den 27. Dezember 1846.

Feodor Wehl iſt aus Magdeburg eingetroffen, nachdem er ſeine Strafe völlig ausgeſtanden; aber als man ihm ſeine Freiheit ankündigte, machte man ihm zugleich bekannt, daß ihm der Aufenthalt in Berlin verboten ſei; eine gehäſſige Bosheit von der Polizeibehörde! Er iſt nun während der Feiertage heimlich hier, und ſtets in Gefahr, verhaftet und fortgeſchafft zu werden.

Die neuſten Verhaftungen werden belacht, es ſoll nichts dahinter ſein! – Des Königs und der Königin Beſuch in der Ausſtellung des Handwerkervereins gereicht dieſem zum Vortheil und ſchützt ihn etwas gegen die eiferſüchtige Polizei. Einige feine Arbeiten haben großes Wohlgefallen erweckt, auch der Geſang der Handwerker.

Unzulänglichkeit der Zensur, an einem neuen schlagenden Beispiele! Die Breslauer Abgeordneten wegen des Krakauer Handels waren vom Prinzen von Preußen aufgefordert worden, die hier empfangenen Vertröstungen gleich durch die öffentlichen Blätter ihren Mitbürgern bekannt zu machen; Ec ütz aber hatte die Zensoren in Schlesien anweisen lassen, dies nicht zu gestatten, zufällig war der Zensor des „Handelsblattes" vergessen worden, und durch dies übersehene Loch floß nun alles dennoch aus! Man lacht darüber.

Druck von H. A. Brockhaus in Leipzig.

BIBLIOTHEK DER DISCH. LITERATUR
VARNHAGEN VON ENSE.K.A.

3-598-53028-5
FN. I2203/028

Tagebücher

von

K. A. Varnhagen von Enſe.

Vierter Band.

Aus dem Nachlaß Varnhagen's von Enſe.

Tagebücher

von

K. A. Varnhagen von Enſe.

Vierter Band.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.
1862.

Das Recht der Ueberſetzung ins Engliſche, Franzöſiſche und andere fremde Sprachen iſt vorbehalten.

Die Leute thun immer, als ob eine Revolution das goldne Zeitalter herbeiführen müßte oder könnte. Das iſt durch keine Geſchichtserſcheinung verwirklicht. Revolutionen ſind die Schritte der Weltgeſchichte, ſie hat keinen andern Gang, und der Schritt führt nur zum Schritt, erſt der letzte zum Ziel. Aber Gutes fließt aus jeder großen Entwicklung.

Varnhagen von Enſe.
(Den 13. Juni 1849.)

1847.

Berlin, Montag, den 4. Januar 1847.

Heute ſtand in der „Voſſiſchen Zeitung“ ein tapfrer Aufſatz vom Profeſſor Dr. Michelet, der ſehr bündig nachweiſt, daß die Regierung gar kein Recht habe, die franzöſiſch reformirte Kirche in Königsberg ſchließen zu laſſen, daß dies den Verſprechungen des großen Kurfürſten entgegen iſt, ſo wie den Rechten der Calviniſchen Kirche u. ſ. w. Sehr wacker von Michelet! Der Miniſter Eichhorn wird es ihm nachtragen, aber das freie Wort dringt in die Welt!

Mittwoch, den 6. Januar 1847.

Schon lange Zeit ſage ich, man ſolle und werde die Schriftſteller des achtzehnten Jahrhunderts neu herausgeben und bearbeiten, ſie ſeien die breite Grundlage unſrer heutigen Bildung, in ihnen böten ſich fertige Waffen für unſre Kämpfe, und in der That hätten dieſe Schriftſteller das Eigne, daß ihre Wirkung in ihren Zeitgenoſſen ſich nicht habe erſchöpfen können, daß demnach wirklich noch ein Ueberſchuß von Lebenskraft in ihnen heutiges Tages zu verbrauchen ſei. Zuerſt achtete man meines Wortes

nicht, dann widersprach man ihm höhnisch, wollte sogar Goethe'n zu den Abgestorbenen rechnen, die ganze Litteratur vom laufenden Jahr neu schaffen und ableiten, — mit den unzulänglichsten, nur vom Ueberkommenen dürftig belebten Kräften! Aber bald lenkte man ein; Laube gab Heinse'n heraus, Gervinus Forster'n, es erschienen nicht nur Kant und Fichte neu, sondern auch Mendelssohn, Lichtenberg, Kästner, Engel, Knigge, ja Gellert; Prutz behandelte den Göttinger Dichterbund, die deutschen Zeitschriften, die „Göttinger Anzeigen" wurden durchmustert, die „Berliner Monatsschrift" durch Meyen, Bruno Bauer schlug mit dem von ihm entdeckten Edelmann um sich. Recht gut, nur immer mehr dieser Art! Ein Volk muß von sich wissen!

Den elektrischen Telegraphen, der von Potsdam nach Berlin zum Gebrauche des Königs gezogen worden, nennen die Leute den Klingeldraht zur Ministerklingel!

Freitag, den 8. Januar 1847.

Die „Vossische Zeitung" sprach von meinem neusten Bande „Denkwürdigkeiten" und in ihrem leitenden Artikel von meinem Vorschlage, bei dem Bundestag ein Ober- und Unterhaus zu haben; worüber man sonst in Feuer und Flamme gerieth, das steht nun ruhig in der Berliner Zeitung!

Mit Rauch ausführlich über sein Friedrichsdenkmal, die Helden und Größen jener Zeit, die Hülfsmittel und Wahl ꝛc. verhandelt. Der König sagte zu Rauch, der Fürst von Dessau müsse den Hut aufhaben, wogegen Rauch einwandte, die Andern seien alle in bloßem Kopf; aber der König blieb dabei, er müsse den Hut aufhaben, und

Rauch wußte ſich den Eigenſinn nicht zu erklären, endlich kam der Grund an den Tag, weil der Fürſt ein regierender Herr geweſen, der einzige unter ihnen. Rauch will aber dennoch nicht gehorchen, beſonders auch, weil Leopold eine ſchöne Stirn gehabt.

Sonntag, den 10. Januar 1847.

Unſre Behörden, durch die früheren Maßregeln des Königs aus ihrer Machtruhe aufgeſtört, ſind weſentlich ſchikanirend geworden; dies iſt der ausgeprägte Karakter unſrer ganzen Verwaltung, ſie iſt peinlich, zänkiſch, rechthaberiſch, und in einem ſteten Zuſtande von Gereiztheit bringt ſie auch ſolche ſtets hervor.

Swinemünde wird befeſtigt.

Dienstag, den 12. Januar 1847.

Die Veſte Boyen, vom Könige ſo benannt, und die ſechs Baſtionen derſelben nach Boyen's drei Vornamen und nach den drei Hauptſtücken aus Boyen's Lied „Des Preußen Loſung iſt die Drei", nämlich Schwert, Licht und Recht. Man findet den Einfall — wenigſtens ſonderbar!

Donnerstag, den 14. Januar 1847.

In einem Zuſtande, wo weder Freiheit geſetzlich beſtimmt iſt, noch die Macht ruhig waltet, iſt ſchwer zu leben. Die Macht iſt hier durchaus unruhig, unſicher, argwöhniſch, furchtſam und täppiſch, nebenher auch falſch und lügneriſch; von letzterer Eigenſchaft giebt beſonders

der Minister Eichhorn starke Proben, er behauptet den Leuten in's Gesicht hinein, was er schon als nicht wahr weiß, er verspricht ihnen, was er schon entgegengesetzt angeordnet hat; es werden merkwürdige Geschichten erzählt! Neulich hat er den Professor Michelet zu sich beschieden und in Gegenwart des Geh. Rathes von Mühler arg heruntergemacht, wegen seiner Erklärung in der Zeitung über die französische reformirte Kirche; der Minister schäumte vor Wuth, Michelet blieb gelassen und hat durch eine neue Erklärung seine Ansicht nur stärker aufgestellt.

Freie Gemeinde in Nordhausen. — Jetzt verstattete Ordinirung der Geistlichen in Breslau, ohne Verpflichtung auf die Symbole.

Eine der merkwürdigsten segenreichsten Erfindungen, wenn sie sich bewährt, nämlich die chirurgischen Operationen schmerzlos zu machen dadurch, daß man den Leidenden durch Dunst von Schwefelsäure betäubt! Aus Nordamerika gekommen.

Nachrichten aus München von dem steigenden Einflusse der Lola Montez. Sie soll Gräfin werden, die Wachen für sie herausrufen und in's Gewehr treten ꝛc. Gute Hülfe für das Ansehn der Vornehmen, der Monarchie selber! Νήπιοι.

Gestern sprach ich mit einem gewesenen Husaren, der mir von der Besetzung der Gränze gegen Polen 1831 erzählte. Es war sehr kalt, der Dienst überaus hart und anstrengend. „Aber", sagte er, „wir hatten dafür auch gute Zulage, wir Husaren an der Gränze bekamen der Mann $1\frac{1}{2}$ Sgr. täglich vom Könige, und vom Kaiser von Rußland 2 Sgr." — Vom Kaiser von Rußland? Das wird wohl ein Irrthum sein! — „Nein, es ist uns ausdrücklich bekannt gemacht und vorgelesen worden. Nach

beendigter Sache bekam auch jeder Offizier ein Pferd vom Kaiser und der Rittmeister zwei."

Diese Thatsache war bisher mir ganz unbekannt. Bei scheinbarer Neutralität seine Truppen von einer der Partheien bezahlen zu lassen, das scheint mir doch stark und sogar schimpflich, ja gefährlich. Welche Verblendung in Friedrich Wilhelm dem Dritten!

Sonnabend, den 16. Januar 1847.

Die „Staatszeitung" enthält eine ausführliche Verordnung, von den Ministern von Bodelschwingh, Eichhorn und Uhden unterzeichnet, und allen Behörden zuzufertigen, daß keine amtlichen Anschläge mehr an die Kirchthüren gemacht werden sollen.

Bericht über die revolutionairen Umtriebe in der Schweiz, diesmal mehr gegen Gott als gegen die Regierungen gerichtet!

Ein Aufstand gegen die Regierung von Freiburg jämmerlich gescheitert.

Der König hatte nicht die Absicht, der Universität Dorpat die Werke Friedrich's des Großen zu senden. Ich hoffe, es wird nun doch geschehen; ich habe mit Nachdruck angebracht, wie sehr es dort gewünscht wird, und daß Dorpat, die deutsche Universität in Rußland, wohl Anspruch auf diese Auszeichnung haben dürfe.

Der König hatte eine neue Verordnung wegen der Uniform der Flügeladjutanten ꝛc. bearbeiten lassen, selbst bearbeitet, endlich unterzeichnet und schon an die Behörden abgefertigt, als plötzlich alles zurückgenommen und alle schon abgegebenen Abschriften wieder eingefordert wurden. Die Königin soll eine Bemerkung gemacht haben, auf die

man Rückſicht nehmen und noch eine Aenderung vornehmen will.

Im Cicero und Ovidius geleſen; der letztere hat eine große Lieblichkeit und ſeine Verſe thun mir wohl.

Montag, den 18. Januar 1847.

Geſtern im Saale der Akademie das Urweltthier Hydrarchos beſehen und mit dem Auffinder Herrn Dr. Albert Koch viel geſprochen. Ein gewaltiges Thier, zwiſchen Eidechſe und Schlange; — mir verdirbt dieſe Anſchauung ſehr den Geſchmack an der Erde und ihrer Bildung, durch ſolche Greuelſtufen iſt die Schöpfung zu uns aufgeſtiegen, und der Gedanke liegt nah, daß auch wir nur ſolche Greuelſtufe ſind!

Die ſämmtlichen Provinzialſtände ſollen nun wirklich im Frühjahr nach Berlin gerufen werden und weiteren Eröffnungen entgegenſehen. Ich glaube dies, wie ſchon immer, als entſchiedne Abſicht, weiß aber, daß die Ausführung durch viele Zufälligkeiten bedingt bleibt. — Was übrigens der König jetzt thun mag, es wird zu wenig ſein und Mißmuth erregen.

Der König hat geſagt, er wolle ſeinen Kopf nicht haben, oder der „Schweinekerl" Rupp müſſe unterliegen.

Am 11. Januar ſtarb in Jena Frau von Wolzogen im vierundachtzigſten Jahr. Vorigen Sommer ſah ich ſie noch munter und wohl.

Mittwoch, den 20. Januar 1847.

Humboldt hat — noch vor dem Ordensfeſte — den Schwarzen Adlerorden bekommen.

Der Minister von Savigny, untauglich für die Justiz, soll nun Kultusminister werden, wozu er noch weniger taugt; Eichhorn, heißt es, wird in das Königliche Kabinet gezogen. Auch da wird er nur schädlich sein.

Freitag, den 22. Januar 1847.

Der König hat sich nun endlich bewegen lassen, zwei Kammern der Reichsstände zu bilden. Auch sollen nicht die Provinzialstände in Masse hieher berufen werden, sondern nur ihre Ausschüsse. Jedoch wer weiß, was hierin noch am letzten Tag alles geändert wird! — Zeichen der Engherzigkeit bei dem beabsichtigten Fortschritte: verstärkte Maßregeln gegen die Veröffentlichung der Verhandlungen durch Druckschriften. Man kann hier nichts mehr machen ohne Schikanen! — Die Vorlesungen von Prutz sind verboten, weil gleich die erste dem Polizeiwolk im Ministerium mißfallen hat!

Sonntag, den 24. Januar 1847.

Der Graf von * besuchte mich gestern und brachte mir ein kleines Manuskript zu lesen. Er sagte mir, heute (Sonnabend) seien alle hier anwesenden Königlichen Prinzen beim Prinzen von Preußen versammelt gewesen und zur Mittagstafel geblieben, der Verfassungssache wegen, die nun in vollem Zuge sei und deren Annäherung nicht mehr von Woche zu Woche, sondern schon von Tage zu Tage zu zählen sei; er bestätigte, daß der König in Zweiheit der Kammern gewilligt habe, — ob es dabei bleibe, könne man freilich nicht wissen! Die Prinzen gehen nun alle mit dem Könige, doch nicht allzu gern.

Unglücklicherweise ließ man mir heute den Grafen von * herein; der gemeinſte, anmaßlichſte Ariſtokrat! Seine Klagen ſind eben ſo lächerlich als empörend. Er fürchtet Aufſtand gegen den Adel, deſſen Bedrängniſſe er mit Ingrimm aufzählt. Dabei iſt er ſelber in heftigſter Aufregung gegen den König, ſchiebt ihm die roheſten Triebfedern zu, mit den Reichsſtänden bezwecke er nichts als Gelderpreſſung, darin hätten Dronke und Heinzen Recht, und was dergleichen Schiefheiten mehr ſind. — Der Unglücksbeſuch hat mir den ganzen Vormittag verdorben und mich am Ausgehen gehindert, bei dem hellen Sonnenſchein!

Dienstag, den 26. Januar 1847.

Geſtern kam früh ſchon Weiher und erzählte mir, daß der Güterkauf, den der Fürſt von Wittgenſtein hatte hindern wollen, nun doch geſchehen iſt, mit Umſtänden, die wohl nicht bekannt werden dürfen; der Vermittler Wedeke ſoll ſich und Andre dabei wohl bedacht haben. (Hans von Held, hervor! Du kannſt wieder ein ſchwarzes Buch ſchreiben!)

Ob es möglich iſt, ohne Macht und Stellung auf die Fürſten einzuwirken, ſie von Thorheiten abzuhalten, ſie zur Einſicht zu führen? Nein, es iſt nicht möglich; man muß dergleichen aufgeben, die Großen haben ihr Schickſal, ſie eilen demſelben unrettbar zu, ſie müſſen mit ihren Verhältniſſen, Vorurtheilen, Einbildungen, Befangenheiten und Leidenſchaften ihr Weſen treiben, bis es zu einer Wendung kommt, ſie ſelber können nicht anders. Welcher andre Menſch läßt ſich denn durch Vorſtellungen umändern, durch Warnungen abhalten? Wie ſollte es ein Fürſt, dem alles ſchmeichelt, dem jeder ſagt, er habe Recht? Laß ſie

also ihren Weg ruhig gehen, es hilft nichts, ihnen zuzurufen oder zuzuwinken; stoßen sie aber an einen Schlagbaum, hemmt sie ein Graben, dann werden sie schon merken, was es giebt! Mich dauert doch dabei recht innig der arme König, der so guten Willen hat und nun das Opfer der Vorstellungen wird, die man in seiner Jugend ihm eingepflanzt hat und die er nun ausführen will. Welch glückliche ruhmvolle Regierung könnte er haben! Deutschland könnte er zu Preußen machen, er hätte ein Loos in Händen, dem des Kaisers Karl's des Großen vergleichbar, — nur müßte er die Ideen der Zeit annehmen, deren Herrschaft doch unwiderruflich gedeihen wird, ohne ihn, gegen ihn!

Der würtembergische Minister von Schlayer hat dem Stuttgarter Magistrat, der eine Petition wegen Preßfreiheit eingereicht, eine sehr naseweise Abfertigung gegeben. Dergleichen häuft nur die Schuld, über die einst Abrechnung gehalten werden wird. In allen deutschen Ländern üben jetzt die Regierungen Willkür, Ungesetzlichkeit, geben ihrem Dünkel und Hohn freien Lauf. Unermeßlich häuft sich der Frevel und die Schamlosigkeit; alles wird verkümmert, verweigert, vernachlässigt; Deutschland ist durch und durch ein zurückgebliebenes, unordentliches, veruntreutes Hauswesen! Aber es kommt der Tag der Abrechnung, gewiß!

Droysen's zweiter Band macht mir viel Unlust; überall sind Berichtigungen nöthig, andre Färbungen. Die Abgötterei mit Stein wird gradezu lächerlich. Sein sogenanntes Abschiedsschreiben an die Behörden wird glänzend auseinandergelegt; aber der Verfasser ist ja Schön, nicht Stein! Von Stein sagt er S. 563: „Stein flüchtete von Prag, er fürchtete Gruner's Schicksal, den das Wiener

Kabinet nach Peterwardein hatte abführen laſſen.“ Stein flüchtete nicht, ſondern war nach Rußland gerufen und war längſt fort, als Gruner verhaftet wurde. Solcher unrichtig eingeſetzten Stifte giebt es gar viele hier.

Mittwoch, den 27. Januar 1847.

Mir ſind einige Vorgänge mitgetheilt worden, die in erſchreckender Weiſe darthun, wie drückend oder, falls ſie helfen ſollen, wie nicht vorhanden unſre Juſtiz- und Verwaltungseinrichtungen für die untern Stände ſind; wer arm iſt, kann keinen Prozeß führen, kann kaum zu den Behörden gelangen, iſt allen Plackereien und Willkürlichkeiten ausgeſetzt. Das iſt ein ſchlimmer Zuſtand. Ich weiß, er iſt nicht nur bei uns, er iſt auch anderwärts, auch in Frankreich und England. Wo auch immer, überall muß er ſchlechte Früchte tragen. Ein Staat für die Wohlhabenden, für die Angeſeſſenen iſt wenig beſſer, als ein Staat für die Fürſten, für den Adel. Die als Stiefkinder behandelten Armen können dieſe Einrichtungen nur haſſen. — Man ſagt ſchon lange und wiederholt es oft, in Preußen fehle der Stoff zu einer Volkserhebung, die Geſetzgebung habe ihn ſchon früher hinweggenommen; — ach lieber Gott, welche thörichte Verblendung! Wie viel des Stoffes iſt noch da!

Freitag, den 29. Januar 1847.

Rühle erzählte mir den geſtrigen Vortrag Friedrich von Raumer's in der Akademie, wo auch der König war, der die derbſten Wahrheiten gegen Glaubens- und Kirchenzwang, gegen theologiſirende Fürſten, gegen Landeskirchen

und Synoden anhören mußte; Raumer vertheidigte Friedrich den Großen gegen die Angriffe zweier Prediger, Wilmsen's (schon gestorben) und Tholuck's. — Die Frömmler und Pfaffen, die Augendiener und Schwänzler wüthen gegen Raumer, nennen seine Rede frech, unanständig, gottlos ꝛc. Lichtenstein ist außer sich. —

Das sogenannte Toleranzedikt soll nun, wie es heißt, liegen bleiben. Einige Geistliche, witternd, daß es doch nicht streng genug ausfallen dürfe, haben den König aufmerksam gemacht, daß man keine zu weite Duldung jetzt aussprechen dürfe, daß man sich lieber die zu nehmenden Maßregeln noch vorbehalten möge ꝛc.

Sonntag, den 31. Januar 1847.

Gestern ging ich zuerst zu Friedrich von Raumer — ich glaube das erstemal in meinem Leben, und beglückwünschte ihn wegen der vielen tüchtigen Wahrheiten, die er ausgesprochen; er schien durch den Besuch sehr geschmeichelt, und fast höher noch nahm es seine Frau; die Wuth der Gegner war ihm schon bekannt; einen Frommen wie Tholuck anzugreifen, der noch überdies beim letzten Ordensfest ein rothes Aedlerchen bekommen hatte, gilt als unverzeihlicher Frevel; ein Witzling meinte, Tholuck habe durch Raumer zu seinem kleinen Orden nun gleich die Schleife nachbekommen! —

Unsre Behörden werden immer vexatorischer; jetzt ist überall eine große Ereiferung gegen verbotene Bücher, gegen mißfällige Reden, Vereine, daher Verhöre, Verwarnungen, Hausſuchungen, Verbote ꝛc. Eine wahre Schmach!

Dienstag, den 2. Februar 1847.

Die Königin ist ernstlich krank, ein erster Tagezettel der Aerzte heute in der „Staatszeitung“ läßt weitere Verschlimmerung befürchten. Stürbe die Königin, so würde das große Folgen haben.

Ich ging nach Monbijou, den dort aufgestellten Schild zu sehen, den der König zum Andenken seines Taufbesuchs in London der Königin Victoria schenkt. Das Ganze macht keinen guten Eindruck, keinen harmonischen, ist überladen, mit Anspruch auf Pracht, und doch nur ärmlich. Die heilig-mystische Bedeutung ist durchaus schlecht ausgedrückt. Die Basreliefs am Rande sind vortrefflich gearbeitet, gegen ihre Erfindung aber gar viel einzuwenden. Die Email soll gut ausgeführt sein, in dem Ganzen nimmt sie sich schlecht aus; eben das gilt von den Kameen, die Calandrelli geschnitten; die paar Edelsteine an dem Kreuz sind wie Tapeziernägel. Genug, eine Fülle von Einzelheiten, bloß künstlich ausgesonnen, aber ohne künstlerischen Zusammenhang. Geschmacklos. — Ich traf auf dem Rückwege mit Eduard Magnus zusammen und mit Pitt-Arnim; selbst dieser Höfling stimmte in den Tadel ein. Wir sprachen von unsern Kunstarbeiten und Bauten überhaupt, von den allerlei Versuchen, die nicht gelingen, von den Spielereien, schiefen Fenstern ꝛc. Ich sagte, es sei ein Glück, daß dieselben Ursachen nicht immer dieselben Wirkungen hervorbrächten; das eine schiefe Fenster in Trianon habe den furchtbarsten Krieg zur Folge gehabt, was müßten wir für Kriege auf dem Halse haben, wenn alle unsre schiefen Fenster eben so wirkten!

Dr. Jacoby in Königsberg ist nun auch in zweiter Instanz freigesprochen worden. Schön, sehr schön!

Man versichert, der König wolle Ehren- und Sittengerichte

für den ganzen Beamtenſtand einführen laſſen. Das wird eine ſchöne Hetzerei geben, — wenn überhaupt etwas daraus wird!

Raumer's Rede iſt ſchon gedruckt, ich habe ſie geleſen. Sie iſt als litterariſches Erzeugniß gering, ohne allen Schwung und Geiſt, ohne die bei ſolchen Anläſſen gebotene Eleganz, aber darum nicht minder brav und ehrenwerth. Die Wirkung iſt außerordentlich; die Pfaffen meinten, man dürfe ſich an ſie nicht machen, nun ſchreien ſie entſetzlich. Raumer wird ſchrecklich angefeindet. Er macht ſich nichts draus und hat ein hartes Fell. „Bin ich darum ein Hochverräther", fragt er, „weil ich dem Könige ſage, er thue beſſer, ſich nach ſeinem Oheim zu richten, als nach Tholucken?"

Donnerstag, den 4. Februar 1847.

Geſtern Abends ſaß ich beim Schreiben, da kam die „Staatszeitung", ich ließ ſie erſt lange liegen, dann nahm ich ſie und fand zu meinem größten Wunder die Königlichen Verordnungen über die Reichsſtände vom 3. Februar. Doch Reichsſtände heißt das Ding nicht, es heißt „Vereinigter Landtag". Alles engherzig, kleinlich, verkümmert, mit Anſpruch auf Großmuth alles verſchnürt und beſchwert, — ridiculus mus! war mein erſter Ausruf, als ich die Erbärmlichkeit geleſen hatte. Mich übernahm der Ekel. Ich wandte mich ab und ſang, nicht ça ira, ſondern ça n'ira pas. — Bei * wußten ſie ſchon etwas von der „Konſtitution" und fragten mich, wie ſie mir gefalle; ich ſtockte etwas und ſagte dann: „Da gefällt mir noch eher der Schild". Das machte ſehr lachen.

Ich ging heute Vormittags aus, unter den Linden

gesellte sich der General Graf von Nostitz zu mir und begleitete mich bis zum Schloß. Er sprach davon, daß des ältern Grafen von Henckel „Denkwürdigkeiten" nicht hätten sollen gedruckt werden, weil sie so viel Nachtheiliges und Unangenehmes zu Tage brächten! Ich fragte ihn, ob ihm an der Wahrheit nichts gelegen wäre? wer Schmach verdiene, den solle sie treffen, kein Name sei dagegen zu groß. Von der „Konstitution" sagte er wie tröstend: „Nun, es ist doch nicht zu viel weggegeben." Das karakterisirt ihn und sein ganzes Gelichter; „weggegeben"! Was denkt er von mir? glaubt er, ich sei seiner Meinung? — Ich ging zum General von dem Knesebeck, der sich meines Besuchs ausnehmend freute, viel und lebhaft erzählte, und mich zuletzt versicherte, er wolle nun seine Sachen auch noch aufschreiben; im achtzigsten Jahre — etwas spät! Ich sah bei ihm die vom König ihm geschenkte Prachtausgabe der Werke Friedrich's des Großen, die drei ersten Bände. — Als ich wieder zu Hause war, kam Bettina von Arnim, erzählte von ihren litterarischen Sachen, von ihrem Goethedenkmal, zuletzt von Savigny, der sehr gedrückt sei und bitter klage, wie sehr ihm Unrecht geschehe, wie kein andrer Minister mit ihm sei, am wenigsten Uhden, der ihn sogar verdrängen wolle.

Dr. Meyen ist gestern verhaftet worden, er ist beschuldigt, das Heine'sche „Weberlied" in einem Klub vorgelesen zu haben!

Eine Dame, deren Verhältnisse ihrem Worte Bedeutung geben, hat mir aus wohlmeinender Fürsorge die Warnung zugesteckt, daß man kluge Leute meiner Art jetzt scharf beobachte. Ich habe erwiedert, mich könne niemand aushorchen, denn ich dächte nichts Unredliches, und was ich dächte, sagte ich jedem ohne Scheu, sobald er es hören wolle.

Abends bei * zum Thee; mit dem Grafen viel über die „Konstitution" gesprochen, über die Stille und Gleichgültigkeit, mit der sie aufgenommen wird, über die Schwierigkeiten, die in ihr liegen, die Erweiterungen, die man begehren werde ꝛc. Wundern, daß ich mit Knesebeck während einer Stunde Gespräches dieses Thema gar nicht berührt. Herr Lieutenant von W. scherzt den ganzen Abend mit gutem Humor über Verfassung, läßt das Volk singen: „Nicht genug, nicht genug!" Die Minister: „Seid doch stille, seid zufrieden!" Spricht wie ein Jakobiner, wie ein Ultra, sehr komisch!

Bei Gelegenheit der ständischen Verordnungen vom 3. Februar 1847.

Die Berufung von Reichsständen lag dem Könige schon vor seiner Thronbesteigung im Sinne, er wollte sie bei der Huldigung in Königsberg verkünden und wurde nur durch dringende Vorstellungen, die ihn doch stutzig machten, davon abgehalten. Doch nahm er das Vorhaben bald wieder auf und im Jahre 1844 reiste dasselbe auf's neue zum Entschluß.

Mittlerweile hatte er die Provinzialstände zu verstärkter Thätigkeit gebracht, indeß ihre Anträge wegen Reichsständen stets verneint, und auch sonst erklärt, daß er niemals eine sogenannte Konstitution oder Volksvertretung bewilligen werde. Letzteres kam aus der besondern Meinung, die sich bei ihm festgesetzt hatte, ständische Versammlung und Volksvertretung seien wie Gut und Schlecht verschieden, wobei ihm zu entgehen schien, daß sie in der Wirkung ganz auf Eins hinauslaufen.

Auch im Jahre 1844 kam die Sache noch nicht zu

Stande; viele Stimmen waren dagegen, am meiſten der Prinz von Preußen, und obwohl der König betheuerte, niemand ſolle und dürfe ihn hindern, ſo ließ er ſich doch durch die Gegner hinhalten, bis dann im Februar 1847, mit halber Einwilligung des Prinzen von Preußen, unter matter Nachhülfe bedenklicher Miniſter, das ſeltſame Erzeugniß an den Tag kam, welches wir eben geleſen haben.

Eine Konſtitution iſt das freilich nicht, auch nicht einmal Reichsſtände in dem Sinne, den jederman heutigen Tages mit dem Worte verbindet. Es ſind ſtändiſche Einrichtungen, welche die bisherige ſtändiſche Wirkſamkeit in etwas veränderte Formen umſetzen, den Kreis faſt nur verengen und nur darin eine neue Befugniß ausſprechen, daß Staatsanleihen mit Gewährleiſtung der Stände nun möglich werden.

Im Ganzen erſcheint das Gewährte, jenen Punkt ausgenommen, wenig erheblich, aber auch durchaus ungenügend; es erfüllt keine der Forderungen, zu denen nach dem Maßſtabe heutiger Entwicklung jedes Volk ſich berechtigt fühlt, und denen während ſieben Jahren Anlaß und Zeit genug gegeben war, ſich in aller Weiſe zu bilden und zu ſteigern. Allein abgeſehen von den Anſprüchen der öffentlichen Meinung, genügt das Gewährte auch ſeinem eignen Zwecke nicht; ihm iſt verſagt worden, was zu ſeiner Weſenheit nöthig iſt, was zu ſeiner Brauchbarkeit erfordert wird. Es ſieht aus, als ob man künſtlich bemüht geweſen ſei, das Werkzeug, deſſen man ſich bedienen wollte, recht unvollkommen zu machen, die Federn zu ſchwächen, welche es in Trieb ſetzen ſollen. Die Staatsmänner, durch deren Hände die Faſſung des Ausdruckes ging, ſcheinen furchtſam alle Anſtrengung gemacht zu haben, alles Freiſinnige, Friſche, Durchgreifende zu unterdrücken. Ueberdies haben

ſie, in engherzigem Feſthalten des augenblicklichen Bedürfniſſes, welches allerdings eine große Anleihe nahe in Ausſicht ſtellt, nur dieſen Punkt vor allen andern im Auge gehabt, ſo daß es nun völlig das Anſehn hat, als ſei dieſer in dem Ganzen die Hauptſache.

So haben wir denn allerdings ein Werk vor uns, das niemanden erfreut, im Gegentheil überall beunruhigt, Mißtrauen und Geringſchätzung erweckt und von der allgemeinen Stimme verworfen wird. —

Dabei hört man die Bemerkung laut werden, der König habe die Sache klüglich ſo eingerichtet, daß er nicht zu viel weggebe, ſondern immer alles in der Hand behalte. Das ſagen beſonders die perſönlichen Anhänger des Königs, die jedoch grade in dieſer Richtung ſeine Widerſacher waren. Sie meinen, was dem Volke oder den Ständen vorenthalten worden, ſei der Krone gewonnen. Ich kann mir keine widerſinnigere Auffaſſung denken als dieſe, welche gleich von Anfang den König und das Volk einander als feindliche Partheien gegenüber ſtellt. —

Hat der König einem Feinde Boden eingeräumt, Waffen eingehändigt, die er gegen ſich gewendet glauben kann, ſo hat er unrichtig gehandelt, wie ſparſam er auch im Geben geweſen ſei; dann war ſchon das Geringſte zu viel, dann unterblieb am beſten alles. Denn gezwungen war er keineswegs, auch nicht in entfernteſter Weiſe. Der Staat iſt noch ſo ziemlich in geordnetem Gange, die Finanzen ſtehen vortrefflich, Aufruhr und Widerſpenſtigkeit ſind bei richtigem Benehmen der Regierung nirgends zu beſorgen. Auch die Anleihe, von der die Rede iſt, ſoll weder dem Könige zur Verſchwendung noch ſonſt für perſönliche Zwecke dienen, ſondern dem Gemeinweſen zu großartigen Unternehmungen und Anſtalten,

deren Zurückſchiebung oder Verneinung den König perſönlich weder kränken noch hemmen kann. Wenn eine Erweiterung der ſtändiſchen Formen vom Könige angeordnet worden, ſo müſſen andre Triebfedern, als äußre Nöthigung, ihn dazu beſtimmt haben.

Meiner Ueberzeugung nach liegen dieſe Triebfedern einzig in dem großen Gemüthe des Königs, in ſeinem edlen Sinne; er will ein freies Volk beherrſchen, ein Volk, deſſen Selbſtſtändigkeit und Selbſtthätigkeit um ſo kräftiger und herrlicher den Thron tragen und erheben, das Königthum ſoll ſich durch die Energie eines freien Nationalwillens ſtärken und nach innen und außen eben dadurch mächtiger daſtehen. Hiezu das Werkzeug zu ſchaffen, hält er ſich berufen; nicht einen Feind ſtellt er ſich gegenüber, ſondern einen Bundesgenoſſen zur Seite.

Warum aber dann dieſes Werkzeug, das ſo Vortreffliches leiſten ſoll, in ſeiner weſentlichen Beſchaffenheit verkümmern, beſchädigen, verderben? Warum ein Schwert, das man führen will, anſtatt es in aller Schärfe fertigen zu laſſen, ſorgſam abſtumpfen? Wenn ein Fürſt das Kriegsheer, auf das er ſich ſtützt, auch fürchtet, dann ſteht es allerdings ſchlimm, dann muß er es minder tüchtig wünſchen, dann aber auch ſchafft er es lieber ganz ab. Und das wäre hier leicht, denn eine Nöthigung, Reichsſtände zu haben, iſt nicht vorhanden.

Die Vorſtellungen, welche der König von volksthümlicher Verfaſſung hegt, ſind nicht die, welche unſrer Zeit eignen; ſie ſind gemiſcht aus neuern Begriffen und mittelalterlichen Bildern, fälſchlich hiſtoriſch genannten Formen; aber was er gegeben hat, entſpricht keinem Zeitalter, ſtellt keinen höheren Grundſatz folgerecht dar. Es liegen Phantaſien zum Grunde, nicht Gedanken. Die Mitarbeit ſeiner

Rathgeber hat vollends alles verdorben, ſie haben den ſtändiſchen Brei durch das Beamtenſieb durchgezwängt, und ſo iſt eine dünne, ſchale Brühe geworden, an der niemand Geſchmack finden kann! —

Auch der König wird erſchrecken über die Dürftigkeit, in der ſein Werk erſcheint, über die Mißſtimmung und Mißachtung, die es überall erfahren wird. Er wird mit einiger Beſchämung ſich an der Spitze dieſes armſeligen Parlamentchens ſehen, anſtatt eines großartigen Parlaments, das ihm Kraft und Würde erhöhen ſollte. — Wie ſelten iſt folgerichtiges Handeln! — Hier hat die Ausführung den urſprünglichen Vorſatz um alle Frucht und um allen Lohn gebracht, weil man zweierlei widerſprechende Geſichtspunkte hatte! —

Und was man am meiſten fürchtete und am meiſten zu vermeiden dachte, durch Einengung und Verkümmerung, das grade wird in Folge dieſer nun geſchehen; die neue Schöpfung wird ſich feindlich gegen die Regierung ſtellen, vor allem ihre eigne Vervollſtändigung fordern. Dies Parlamentchen, zu ſchwach und ohnmächtig, andre großartige Zwecke zu erfüllen, wird nur dazu Kraft haben, gegen die Regierung anzukämpfen, und eben hierin durch die öffentliche Meinung unterſtützt ſein.

Preußiſche Ständeſache.

Geſchichtliches.

König Friedrich Wilhelm IV. hatte gleich bei ſeiner Thronbeſteigung (1840) die Abſicht, Reichsſtände zu berufen, und wollte dies bei der Huldigung in Königsberg verkünden; über Nacht aber wurde ſein Sinn durch dringende Vorſtellungen ſeiner Miniſter verändert, und er

wies die ihm vorgetragene Bitte der Provinzialstände um Reichsstände ungünstig zurück.

Er erweiterte aber die Wirksamkeit der Provinzialstände und die Freiheit der Presse.

Seitdem erneuerten die Provinzialstände (doch nicht alle) mehrmals die Bitte um Reichsstände und die Presse in und außer Preußen arbeitete im gleichen Sinne.

Der König wollte jedoch den Vortheil der Initiative behalten und wies alle solche Anträge mehr oder minder herb zurück, indem er versprach, die Erweiterung der ständischen Verfassung nach eignem Sinn und zu rechter Zeit wahrzunehmen.

Die Ungeduld wurde stets größer und wurde schärfer zurückgewiesen, Schriftsteller wurden vor Gericht gezogen, die Presse strenger überwacht. Es verbreitete sich die Meinung, der König wolle nicht weiter vorwärts gehen, sondern nur Zeit gewinnen. Dazu kam, daß der König sich als den Feind aller Konstitutionen und Volksvertretungen bekannte und erklärte, daß er nie eine Konstitution ertheilen würde; man deutete dies auch auf Reichsstände, allein der König meinte nicht diese, sondern die Verfassungsart, die in Frankreich und Süddeutschland vorherrscht, er machte zwischen Konstitution und Ständen einen großen Unterschied, der in praktischer Bedeutung doch ganz unerheblich wird.

Mittlerweile beschäftigte er sich vielfach mit Verfassungsentwürfen. Der Gesandte von Radowitz, der Gesandte Bunsen reichten Denkschriften ein, von denen aber wenig haften blieb; wirksamer wurden die Arbeiten des Gesandten von Canitz, sie blieben die wahre Grundlage des später zu Stande Gebrachten. Der König ließ sich auch von allen seinen Ministern Gutachten und Denkschriften über die

Verfassungsfrage geben; die meisten waren unbedeutend und dabei verneinend; eigentlich fördernd nur die des Ministers von Bülow und des Ministers von Boyen.

Im Anfange des Jahres 1844 verbreitete sich das überraschende Gerücht, der König beabsichtige entschieden die Berufung von Reichsständen. Die Sache war vollkommen wahr; es wurden schon nach Wien und St. Petersburg darüber vertrauliche Mittheilungen gemacht. Von daher war nur Widerspruch zu erwarten, aber dieser sollte nichts bedeuten; stärker erwachte er im Innern. Die Brüder des Königs, voran der Prinz von Preußen als voraussichtlicher Thronerbe, versuchten der Sache entgegenzutreten; die Mehrheit der höheren Staatsbeamten war offen oder heimlich auf ihrer Seite; diejenigen Minister, welche weniger im Vertrauen waren, glaubten dem Könige zu schmeicheln, indem sie die Alleinherrschaft priesen, jedes Vorhaben des Königs zu solchen Dingen verneinten, ja die Hoffenden verspotteten.

Weitläufige Erörterungen fanden nun Statt; die Provinzialstände kamen zusammen und ihnen wurde nichts angekündigt, sie erneuerten daher stärker ihre Anträge und wurden um so strenger abgewiesen. Gereizter wurde die Stimmung, trotziger die Forderung, entschiedner die Meinung, daß nun gar nichts mehr von dem guten Willen des Königs zu erwarten sei. Im übrigen Deutschland wuchs das Mißtrauen und die üble Meinung im äußersten Grade, man sah nur Täuschung und Arglist in allem.

Allein der König beharrte auf seinem Vorhaben, wiewohl er dasselbe nun weniger beeilte. Von seinen Ministern stimmten nur Boyen und Bülow und wirksam nur der letztere bei, außerdem waren der Gesandte von Canitz (damals in Wien) und der Fürst von Solms-Lich, Land-

tagsmarſchall der rheiniſchen Provinzialſtände, ſeine Vertraute und ſeine Einverſtandene.

Nach der Verabſchiedung des Miniſters Grafen von Arnim und der Erkrankung des Miniſters von Bülow rief der König den Geſandten von Canitz aus Wien herbei, um die Arbeiten in der Ständeſache zu leiten. Als der Miniſter von Bülow wegen Krankheit völlig ausſchied, wurde Canitz ſein Nachfolger als Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten.

Die Ständeſache wurde fortwährend betrieben, aber mühſam und langſam. Die Erörterung mit dem Prinzen von Preußen war beſonders ſchwierig; der König machte den Anſichten ſeines Bruders einige Zugeſtändniſſe aus reinem guten Willen, denn verpflichtet hielt er ſich zu keinen, und ſah das Verfaſſungswerk als ſein alleiniges Königliches Recht an, in welches ihm niemand einzuſprechen habe. Der König wollte nur Eine Kammer, der Prinz wünſchte zwei Kammern, daraus erfolgte das Mittelding, der ſogenannte Herrenſtand, der nun weder das iſt, was der König, noch ganz das, was der Prinz wollte.

Nach erfolgter Zuſtimmung des Prinzen wurden nun die Entwürfe nochmals vorgenommen, durchgearbeitet, redigirt. Die vielen Hände, welche dabei thätig geweſen, waren der Abfaſſung nicht günſtig; ſie iſt ſchwerfällig, kleinlich, undeutlich gerathen, der Ton beengend, abwehrend, nicht erhebend und großmüthig, wie doch das Ganze im Sinne des Königs unſtreitig gemeint geweſen.

Man erwartete im Sommer 1847 die abermalige Zuſammenberufung der Provinzialſtände und nicht geringen Lärm von ihnen in Betreff der noch immer fehlenden Reichsſtände. Daß der König dieſe gewähren wolle und werde, wußten wenige Eingeweihte, aber auch ſie glaubten

nicht, daß sie schon jetzt würden gegeben werden, im Gegentheil, man glaubte, das Zögern werde fortdauern und dem Könige mehr und mehr allen Dank rauben.

Durch das plötzliche Erscheinen des Patents vom 3. Februar 1847 wurde daher fast jederman überrascht, um so mehr, da durchaus kein dringender Zwang zu entdecken war, der den König jetzt bewogen haben konnte, die Sache zu beschleunigen; keine Finanznoth, keine Verlegenheit im Innern, keine drohende Gefahr von außen.

Ungeachtet dieser Augenscheinlichkeit, daß das Werk lediglich ein freier Ausfluß der höhern Einsicht und der Großmuth des Königes sei, der die Nation zu höherer Würde und Selbstständigkeit reif achtete und erheben wollte, wurde die ganze Sache kühl und mißtrauisch aufgenommen. Sie war zu lange verzögert worden. Vor sieben, vor drei Jahren, wie würde man das Werk aufgenommen, wie den Geber gepriesen haben! Jetzt wandte sich der Eifer und die Thätigkeit sogleich auf Prüfung und Kritik des Inhalts, der Form, und leider fand sich in beiden der reichste Anlaß zum Tadel, zur Klage, und das Gegebene erschien fast in allen Theilen tief unter dem, was der helle und sich seiner Stärke bewußte Zeitgeist zu fordern berechtigt war.

Kritisches.

Man hegte die Einbildung, etwas ganz Eigenthümliches schaffen zu können, was man deutsch und historisch nennen will, und meinte alles vermeiden zu müssen, was an die politischen Erzeugnisse des Auslandes erinnern könnte. Als ob nicht das Richtige und Wahre überall dasselbe sein müßte! Als ob nicht alle Völker von einander zu lernen hätten, sich gemeinsam entwickelten! Also wenn wir Schiffe bauen, fragte man, sollen wir sie nicht bauen,

wie sie am besten gebaut werden, sondern nach preußischer Grille, nur um sie anders zu haben, als die Engländer und Franzosen? Und was ist denn in diesen neuen Ständesachen deutsch und historisch? Das Alte ist wahrhaftig nicht darin und kann es nicht sein! Die Willkür des heutigen Tages hat gearbeitet, nicht die Ueberlieferung der Geschichte!

Die neue Anordnung will sich nicht auf den Anfang des preußischen Verfassungswesens gründen, auf das Edikt vom 22. Mai 1815, sondern nur auf die späteren Edikte von 1820 und 1823, über die Staatsschulden und die Provinzialstände, obschon diese nicht mehr Rechtskraft haben als jenes. Aber auch diese Edikte werden zum Theil nicht erfüllt, sondern arg verletzt, und die Berufung auch auf sie hält nicht Stich. Warum der Name Reichsstände jetzt vermieden wird, ist gar nicht genügend einzusehen; die Uebelstände sind bedeutend, die daraus entspringen, daß man jenes Wort in den früheren Edikten gebraucht hat, jetzt aber vermeidet.

Um der Regierung recht freie Hand zu lassen, hat man ihr vielfache Möglichkeiten offen gehalten und daher die ständischen Werkzeuge, mit denen sie arbeiten kann, sehr verwickelt. Es giebt in Preußen jetzt Kommunallandtage, Provinzialstände, Vereinigten Landtag, Vereinigte Ausschüsse, Ständische Staatsschulden-Kommission. Die Geschäfte müssen sich in dieser Vielheit verwirren, und die Regierung selbst wird nur Mühe davon haben, nicht Erleichterung.

Daß Wähler und Gewählte Grundbesitzer sein müssen, ist schon bei den Provinzialständen festgesetzt. Allein dies Prinzip und seine Bedingungen findet großen Widerspruch. Doch seine Gültigkeit zugestanden, so muß auffallen, daß

die Anwendung bis jetzt sehr willkürlich geschehen ist, und daß, wenn die Vertretung nach Verhältniß des Grundbesitzes geschehen soll, der Bürger- und Bauernstand ungeheuer gegen Ritter und Herren verkürzt sind. Eine Aufhebung dieses Mißverhältnisses ist schon öfters zur Sprache gekommen; wird sie durchgesetzt, so bekommt das ganze Ständewesen eine andre Physionomie.

Als unglückliches Zwittergeschöpf wird der Herrenstand betrachtet, der bald in den Vereinigten Landtag verfließt, bald aus ihm heraustritt. Er ist keine Pairskammer oder Senat, und gewährt keine Vortheile einer solchen Einrichtung. Zudem enthält er Bestandtheile, die man halbpreußische (die Mediatisirten) und sogar unpreußische (fremde Fürsten) nennen kann. Er wirft Zwietracht und Eifersucht in die höchsten Klassen, denn er setzt den Landadel der altangestammten Provinzen unverdient zurück, und dieser Landadel der Mark Brandenburg, Pommerns, Sachsens u. s. w. ist bisher die gediegenste, treuste, wirksamste Stütze des Staates gewesen. Auch fehlt es nicht an Stimmen, welche den Grundsatz der Erblichkeit bei der Krone vollkommen anerkennen, aber es bedenklich finden, die Erblichkeit politischer Rechte auch bei andern und zahlreichen Familien einzuführen, zu einer Zeit, wo in Frankreich die Erblichkeit der Pairie abgeschafft worden, und in einem Lande, wo man seit Jahrhunderten dergleichen nicht gekannt hat. Ungeachtet der Abstufungen der Adelstitel — Fürsten, Grafen u. s. w. — gab es in Preußen bisher für diese mannigfachen Stufen keine unterschiedenen politischen Rechte, sie hatten alle zu der Krone das gleiche Unterthanenverhältniß. —

Die öffentliche Meinung ist in allen Klassen einstimmig, daß die Verfassung großer Veränderungen bedürftig ist;

Ausdehnung der Befugniſſe, einfachere Geſtaltung, jährliche Wiederkehr der Verſammlung, Oeffentlichkeit der Berathungen und Preßfreiheit werden von allen Seiten begehrt.

Freitag, den 5. Februar 1847.

Wegen der Krankheit der Königin iſt der Ball beim Prinzen von Preußen heute nicht, auch andre Bälle in den nächſten Tagen ſind abgeſagt. Die Königin leidet ſehr an Bruſtbeklemmungen und hat ſtarkes Fieber; ſie zweifelt an ihrer Herſtellung; der König iſt voll unruhiger Bekümmerniß. —

Die „Staatszeitung" liefert einen großen Aufſatz über die neuen ſtändiſchen Sachen und ſucht dieſen das Wort zu reden, ziemlich mild und beſcheiden. —

Wegen Raumer's Rede hat die Akademie eine Verſammlung gehalten und ihm einen Verweis zu geben beſchloſſen. „Die Akademie hat den König nicht eingeladen, damit er ſich Sottiſen in's Geſicht ſagen laſſe."

Auch in den Zeitungen wird gegen und für Raumer gekämpft.

Sonntag, den 7. Februar 1847.

Geſtern zu Wittgenſtein, mit ihm über Jacob's Vorhaben in Betreff der Biographie Hardenberg's zu ſprechen; die Gelegenheit reizt ihn doch ſehr, es jammert ihn, ſo viele geſchichtliche Thatſachen, die er angeben kann, verloren zu geben oder in falſcher Faſſung auf die Nachwelt kommen zu ſehen. Mit dem ſtändiſchen Statut, das der König gegeben, wird es lange nicht genug ſein, meint Wittgenſtein, wie auch ſchon Kneſebeck; es würden ſchon

tüchtige Leute kommen, die den Miniſtern die Wahrheit ſagten, und ſie würden ſo klug ſein, den König niemals zu berühren, deſto mehr aber ſich auf die Verwaltung zu werfen.

Abends bei * große Verhandlung über die ſtändiſche Verfaſſung; Verachtung, Hohn, Mißtrauen; ich ſtreite dagegen, daß ſie nicht redlich gemeint ſei, vertheidige die Geſinnung des Königs und erkläre, wieſo die Sache jetzt grade ſo ausfallen mußte, daß die Anleihen als die Hauptſpitze hervorragen; die Jämmerlichkeit des Machwerks konnte ich nicht vertheidigen.

Graf von Kleiſt-Loß war eine Stunde bei mir; wovon geſprochen? von der Verfaſſung! — Graf von Keyſerling kam, berichtete, was er in der Ariſtokratie gehört, lauter Mißbilligung, ja die ſchnöde Meinung, das Ganze ſei nur Argliſt und Schelmerei!

Der König war voll Grimm, als er nach Raumer's Rede die Akademie verließ, und ſagte beim Hinausgehen: „Es giebt Dinge, die zum Weinen wären, wenn ſie nicht noch mehr zum Lachen wären!“ Gleich darauf beauftragte er den Miniſter Eichhorn, die Akademie gehörig zu rüffeln. Dieſe war aber von ſelbſt ſchon aufgefahren; man ſprach davon, Raumer'n auszuſtoßen; Encke, der bei ſolchen Gelegenheiten immer vorgehetzt wird, ſchrieb an Raumer einen Brief voll Vorwürfe und Schimpfwörter. Glücklicherweiſe hat dieſer eine dicke Haut.

Dienstag, den 9. Februar 1847.

Zum 11. April — Sonntag Quaſimodogeniti, recht karakteriſtiſch — iſt der Vereinigte Landtag nach Berlin berufen, und nicht wegen Finanzen, wie geſagt wird in

dem Berufungsausschreiben, sondern wegen andrer Vorlagen. Dieser Umstand und überhaupt die baldige Berufung machen einen guten Eindruck, obwohl doch Viele noch nicht trauen und erwarten, es werde doch Geld gefordert werden.

Schrift von Johanning in Bielfeld über dortige Zwistigkeiten der Bürger und des Militairs, auch der Landwehroffiziere gegen die obern Befehlshaber. Schlimme Sachen, die der alte Militairpedantismus nicht zu behandeln versteht; er macht offenbar Uebergriffe in die Rechte der Einzelnen.

Donnerstag, den 11. Februar 1847.

Abends ein Paket von Eichstädt aus Jena, Brief und lateinische Programme; in dem neusten thut er mir die größte litterarische Ehre an, die mir seit Goethe widerfahren ist, mir wurde ordentlich warm davon. Er zitirt mein Deutsch als ein durch klassische Studien genährtes, preist meine Darstellungen, und sagt, man erkenne darin Wolfii eximiam disciplinam et Böckhii doctam familiaritatem. Solch philologisches Lob hat mir einen höheren Werth als jedes andre. Lateinisch, — wenn das mein lieber Vater hätte sehen können!

Montag, den 15. Februar 1847.

Der Prinz Karl hat mit Unwillen gesagt, am Tage der gegebenen Verfassung sei Preußen aus der Reihe der großen Mächte herabgestiegen; er und Andre sehen durch die Reichsstände hauptsächlich das Militair bedroht!

In der „Staatszeitung" ein kleiner Artikel, der nur aus dem Königlichen Kabinet oder von Canitz kommen kann; er fordert zur Erörterung der ständischen Verordnungen

auf, wenn dieſe nur auf geſetzlichem Boden ſich halten; das heißt, etwas Fragen und Zweifeln will man geſtatten, aber nicht zu viel. Armſelig! Aber oben wird ihnen die Gleichgültigkeit und das Schweigen etwas ängſtlich, man möchte Poſaunenſtöße und mindeſtens Geſchrei vernehmen. — Der König hat auch ſechs neue Mitglieder des Herrenſtandes ernannt.

Heute früh kam Humboldt und blieb anderthalb Stunden, bis er zum Könige zum Mittageſſen mußte. Der König, den er jeden Abend ſieht, oft in Thränen wegen der Königin und ſonſt aufgeſchloſſen und bewegt, hat nie gegen ihn mit einer Silbe der Verfaſſung erwähnt, dergleichen bleibt im engſten Kreiſe wie in einer Freimaurerei. Zum Prinzen von Preußen hat der König die ſtolzen Worte geſagt: „Ich fühle in mir die Kraft, daß ich die Länder, die du nach mir regieren wirſt, wären ſie auch ſchon in das tiefſte Verderben gerathen, herrlich wieder daraus hervorzuziehen im Stande wäre.“ Iſt Geld ein Antrieb zu dem Neuen? „Ohne Zweifel, ein Mitantrieb.“ — Und ſonſt? — „Eitelkeit“. — Humboldt erzählt mir den Hergang in der Akademie. Der König ſagte zu ihm beim Herausgehen: „Ueber Dinge, die zum Weinen wären, muß man lachen hören“. (Man hatte hinter ihm bei manchen Stellen laut gelacht.) An Eichhorn hat er geſchrieben, er ſei zum letztenmal zu ſolchen „Späßchen“ gekommen. Die Akademie wollte einen Prüfungsausſchuß einſetzen, der die öffentlichen Reden zenſiren ſollte, aber der Encke'ſche plumpe Brief hatte viele Mitglieder wieder auf Raumer's Seite geworfen und der Antrag wurde verneint; da trat der Mineralog Weiß auf und meinte, nur Raumer allein ſolle unter Zenſur geſetzt werden, allein Humboldt ließ dies ohne Abſtimmung verwerfen. Die Akademie ſoll

einen leidlichen Entschuldigungsbrief an den Minister erlassen haben zur Mittheilung an den König.

Lola Montez in München hat vom Könige Ludwig 300,000 Gulden geschenkt erhalten. Tausend Geschichten von ihr. — Hier hat Prinz — „der indische Prinz" — sie in seinem Biwack bei sich gehabt. — Es war nahe dran, daß sie damals hier beim Könige zur Tafel sein sollte!

Mittwoch, den 17. Februar 1847.

Von der Verfassung wurde gestern kein Wort gesprochen —, auch heute nicht. Die Zeitungen fangen an, einige Lobartikel aus den Provinzen zu geben; offenbar ist dem Könige das bisherige Schweigen empfindlich gewesen, und man läßt lieber einigen Tadel zu, damit auch etwas Günstiges gesagt werden könne. Die französischen und englischen Zeitungen sprechen auch günstig genug. Je mehr ich das Machwerk betrachte, desto elender kommt es mir vor, ganz verfehlt in der Grundlage, und wenn was draus werden soll, so darf kein Stein auf dem andern bleiben. Diese gewaltsame Künstelei mit Ständen taugt gar nichts.

Freitag, den 19. Februar 1847.

In der „Staatszeitung" stand wieder ein honigredender Artikel über die Ständesache, mit etwas Galle gemischt. Die neue Phrase, die Angriffe gegen die neue Anordnung stünden nicht auf positivem Boden, hätten den gesetzlichen schon verlassen, wird nun gehörig durchgepeitscht. Elende Erfindung, — die brutale Wahrheit bricht doch überall durch. Die Sophismen von Canitz waren gut für das

kleine Geſellſchaftsleben, für das große politiſche reichen ſie nicht aus. Dabei iſt den Leuten ordentlich angſt und unwohl bei dem Schweigen, ſie wünſchen dringend, daß darüber geſprochen werde, ſie veranlaſſen es im In- und Auslande; es iſt, als ob ſie den Gegnern die Schüſſe ablocken wollten, um nur gewiß zu ſein, daß die Kugel nicht mehr im Laufe ſtecke.

Man hat die Bemerkung gemacht, am 3. Februar ſei hier der „Tartüffe" aufgeführt worden, und am Sonntage Quaſimodogeniti ſei das Evangelium vom ungläubigen Thomas.

Es wird erzählt, der Kaiſer von Rußland habe geſagt, wenn es in Folge der neuen Ständeſachen Unruhen gebe, werde er ſich einmiſchen, denn der Brand des Nachbarhauſes bedrohe das eigne. Man lieſt auch ſchon von Vermehrung der ruſſiſchen Truppen in Polen.

Der Prinz von Preußen hat geſagt, er habe ſich gewehrt ſo lange als möglich, aber das habe er eingeſehen, daß mit acht übergreifenden Provinzialſtänden nicht zu regieren ſei, und nachdem er die Patente einmal unterſchrieben, ſei er nun aufrichtig und eifrig dafür. Doch hat er auch ſchon geſagt, er habe gehofft, es werde etwas zu Stande kommen, das etwa ſieben oder acht Jahre dauern könne, aber das jetzige Ding ſei ja kaum drei Wochen haltbar!

Der König hat geſtern bei der Tafel viel gelacht, die Königin gilt für hergeſtellt. Nach der Tafel war von den „Karlsſchülern" Laube's die Rede, da ſagte er: „Im Grunde hat ja der Schiller es verdient, auf den Asperg geſetzt zu werden, das wäre ganz recht geweſen." Dann fügte er hinzu: „Aber ſagen Sie das nicht weiter!" (zu General von Rühle.)

Sonntag, den 21. Februar 1847.

Gestern Besuch von Bettina von Arnim. Ihre Antwort an den Berliner Magistrat wegen dessen Anforderungen in Betreff ihres Verlagsgeschäftes, sehr ungeziemend und nur etwas witzig, nicht geeignet, gute Wirkung zu thun. Sie ist sehr aufgebracht, daß ich ihr nicht völlig beistimme, und geht empfindlich ab. — Herr Iwan Turgenieff besucht mich, er kommt von St. Petersburg und will wieder nach Frankreich. Auskunft über das geistige Treiben in Rußland, den Stand der Litteratur; es erscheint wenig, aber Talente sind reich vorhanden; die jungen Russen ziehen sich auf sich selbst zurück.

Donnerstag, den 25. Februar 1847.

Die Stimmen über die Verfassung sind vorherrschend mäßig-freimüthig, dankbar einstweilen, mit ausdrücklicher Voraussetzung weiterer Schritte, wie ich etwa vor drei Jahren hätte mitreden können und zum Theil geredet habe, jetzt aber nicht mehr kann! Andre Stimmen fänden jetzt auch nirgends eine gute Stelle, die Zeitungen sind vorsichtig. Oeffentlichkeit und freie Presse wollen aber auch die größten Lobredner erwarten.

Dr. E. Meyen des Hochverraths angeklagt. — Die Vorlesungen von Prutz — so hat der König entschieden — bleiben untersagt.

„Atta Troll. Von Heine" (Hamburg 1847).

Sonnabend, den 27. Februar 1847.

Politische Gespräche. Die Reichsstände werden von vielen Leuten angesehen wie eine Wachtparade, die man

neugierig hinnimmt, ohne daß sie einen näher angeht. Man macht allgemein größere Forderungen, man weiß recht gut, wie unreif und unvollständig die Sache ist. Dünkelhaftes Prahlen mit Unvollkommenheit imponirt nicht, sondern wird lächerlich. Historisch nennen sie das Unhistorischeste, Willkürlichste, naturmäßig entwickelt das Erkünstelte, weise ihre eigne Thorheit und Beschränktheit.

Der Weiße Saal auf dem Schlosse wird für den Vereinigten Landtag zurechtgemacht.

Der König soll in bester Stimmung sein und sich auf die Eröffnung freuen.

In Breslau giebt es Konstitutions-Pfannkuchen. „Wie sind die?" — Es ist nichts darin.

Montag, den 1. März 1847.

Die Herzogin von **versichert, sie sei aristocrate und bonne catholique; ersteres glaub' ich, letzteres nicht. Sie tippte dem Grafen von Kleist auf das Bein und sagte: „Si j'avais ça" — sie meinte Hosen —, „vous verriez!" Er antwortete mit gleicher Gebärde: „Mais vous avez ça" — und meinte den Weiberrock —, „ça vaut quelquefois mieux."

Dienstag, den 2. März 1847.

Ich las des verstorbenen Königs Tagebuch aus der Champagne 1792, im Militairwochenblatt abgedruckt, und las es mit großem Antheil. Der König erscheint etwas dünn und matt, aber in großer Wahrheit und im Ganzen vorurtheilslos und aufrichtig. Das Heft ist ein zeugender Beleg für Goethe's Schilderung, in den einzelnen A...gaben

wie in der allgemeinen Färbung durchaus bestätigend. Die Verhältnisse sind durch kurze Züge scharf bezeichnet. Ich las das Heft in solchem Rückblick auf Goethe und auf die Geschichte überhaupt mit außerordentlicher Befriedigung. Es gefällt mir auch sehr vom jetzigen Könige, daß er die Veröffentlichung zugab und die ihm bemerkbar gemachten Stellen nicht streichen ließ.

Abends spät kam noch der Gesandte von Hänlein aus Hamburg, er war eben angekommen und saß über eine Stunde vor meinem Bette, bis er zu Wittgenstein ging. Die Reichsstände nimmt er wie eine andre Regierungsmaßregel, sie müssen gut sein, weil sie gegeben sind. Nachrichten von Hamburg.

Ich war nachher eine Stunde auf, legte mich aber bald wieder. Las Kriegsgeschichten vom Jahre 1813, die ein Pastor Milarch recht lebhaft niedergeschrieben. Fing Louis Blanc's „Geschichte der französischen Revolution" zu lesen an, wo Gesinnung und Stimmung des Autors mir wohlthuend entgegenkamen.

In den „Monatsblättern" steht ein guter Aufsatz über Hölderlin. Das verhängnißvolle Mißgeschick, das seinen Irrsinn verursachte, wird auch hier nur leise berührt oder eigentlich verhehlt. Es wird nur gesagt, daß er das Haus des Banquiers Gontard in Frankfurt am Main verlassen mußte, und dabei bemerkt, daß man dem Ehemann die Verabschiedung des jungen, schönen, reichbegabten Hauslehrers nicht verdenken konnte. Wie ganz anders stellt sich alles, wie nothwendig entwickeln sich die Folgen, wenn man weiß, daß Gontard den armen Dichter in süßem Gespräch, unschuldigem gewiß, aber doch innigem, und dadurch verdächtigen, mit seiner Frau traf und ihm eine Ohrfeige gab! Eine Rohheit, die Hölderlin, der Frau wegen, nicht einmal rächen durfte!

Daß die baierischen Minister, weil sie die Einheimungs- und Schenkungsurkunde für Lola Montez nicht unterzeichnen wollten, gefallen sind, der katholisch-fanatische Abel an der Spitze, ist doch merkwürdig. Alles ist voll von diesen Geschichten!

Donnerstag, den 4. März 1847.

Die Abel'sche Adresse an den König von Baiern ist sehr stark, fast maßlos. — Die vier katholisch-fanatischen Professoren in München, Moy, Döllinger, Phillips und Görres, entlassen wegen einer Zustimmungsadresse an Abel. — Das Gedicht des Königs Ludwig an Lolita, in unsern Zeitungen abgedruckt, unscheinbar „An L. M." überschrieben.

Dr. Meyen zu zweijähriger Festungsstrafe verurtheilt.

Der Minister von Bodelschwingh lebensgefährlich; auf ihn ist bei den Reichsständen gerechnet, und selbst wenn er genesen, wird er kaum fähig sein, dort aufzutreten.

Frauenbesuch beim Präsidenten Göschel in Magdeburg, beim Pastor Uhlich; dieser ist noch immer in Gefahr abgesetzt zu werden.

Der Minister Eichhorn hat seinem „Rheinischen Beobachter" die weiteren Sachen in dem Raumer'schen Prozeß gemäß mittheilen lassen, namentlich das Entschuldigungsschreiben der Akademie an den König, das denn doch etwas kläglich ausgefallen ist. Dummheit, die schon verfallne Sache auf's neue anzuregen und wieder vierzehn Tage lang in alle Zeitungen laufen zu lassen! Die Leute ärgert, daß Raumer's Rede eine zweite Auflage gehabt.

Für unsre neue Ständesache bieten sich, seitdem man weiß, daß der König alles lieber sieht, als Stillschweigen,

immer mehr zurechtsprechende, schmeichelnde und im Tadeln wenigstens hoffende Vermittelungsstimmen an. Die entschiedenen Verächter des Gewährten müssen natürlich stumm sein; ihr Trotz ist aber drohend und wartet auf Gelegenheit.

Nebenbuhlereien in der Hofgesellschaft. Die Herzogin von S. ist von der Marquisin von D. und Frau von L. schon etwas überflügelt, klagt, schimpft u. s. w. Die Gräfin von R. kann auch die Bühne nicht vergessen, behauptet sich durch Musik und Gesang. Allerlei Geliebel, Aergerniß, Mißgeschick in diesen Kreisen, — nicht werth des Aufschreibens.

Freitag, den 5. März 1847.

Bei Wittgenstein eine vortreffliche, reichhaltige Stunde! Er giebt manchen Aufschluß über die Verhältnisse unter dem vorigen König. Er läßt sich auch mehr als gewöhnlich über die jetzigen Sachen aus. „Ich kann gar nicht sagen, wie leid mir das thut, daß man dem Könige so zusetzt mit der Raumer'schen Rede; man sollte gar nicht zugeben, daß das Anzüglichkeiten seien.“ Er findet, Raumer habe gute Sachen gesagt, und wenn auch nicht zierlich, so schade das nichts; der Mann dürfe doch die Ueberzeugung haben, daß es Pflicht sei, das alles so herauszusagen! Unwillen über die neue Aufführung der Sache im „Rheinischen Beobachter“; Achselzucken, daß der Minister Eichhorn sich diese Zeitung zugelegt, um auf die Meinung zu wirken, und daß, weil jederman es weiß, sie nun nichts wirke, im Gegentheil nur den Klatsch mehre und zum Nachtheil der Regierung. Achselzucken über das Zeitungsunternehmen von Pertz. „Ja, Geld wird's genug kosten, und das wird dem Pertz

(sie) nicht fehlen.“ Ferner: „Ich bin eilf Jahr Polizeiminister gewesen, aber mein Lebtag hab' ich nicht soviel von Bücherverboten, Untersuchungen, Schriftstellerverhaftungen und dergleichen gehört, wie jetzt. Der vorige König verstand in solchen Sachen auch keinen Spaß, aber von zehn Sachen, die an ihn kamen, sagte er gewiß bei neun: ‚Dummes Zeug!‘ und ließ sie fallen.“ Er fragte mich, was denn Dr. Meyen gethan habe? Ich antwortete: Das Lied von Heine auf die Weber vorgelesen. Er fand die Verfolgung zu stark. Klagen über die Scheererei mit Theatersachen; da gäb' es zehn Könige, die alle was zu sagen hätten. — Der Oberhofmeister von Schilden hatte schon lange gewartet, drum ging ich endlich.

Auch Professer Lasaulx in München ist entlassen. Der König stellt seine Sache als die liberale dar und die Gegner als ultramontane Faktiosen, die seine Macht beschränken wollten.

Die medizinische Fakultät hier widerspricht der Berufung d'Alton's; der Abfasser der Vorstellung an den König, Johannes Müller, bedient sich scharfer Ausdrücke.

Verfassungswesen. Ja, ja, sie wollten hier gern was Apartes haben, und was Apartes haben sie auch zu Stande gebracht; nun wird's Mühe kosten, das Aparte wieder in den allgemeinen Strom des Vernünftigen zurückzuführen.

Sonnabend, den 6. März 1847.

Besuch vom Grafen von Kleist, merkwürdige Erzählungen, er war beim Prinzen von Preußen, der vertraulich mit ihm gesprochen hat; in den obern Regionen ist man wieder ganz sicher und zerstreut, ernster und freier Einblick fehlt aller Orten; auch Canitz macht nur Späß-

chen. — Kleist will es nicht Wort haben, aber benimmt sich persönlich ganz den freisinnigen Grundsätzen gemäß, will vor Gericht kein Vorrecht ausüben, bleibt mit den Bauern in derselben Gerichtsstube ꝛc.

Man spricht mit Empörung davon, daß der Prediger Otto von Gerlach, dessen schmachvoller Prozeß eben erst niedergeschlagen worden, zum Hof- und Dompredigter ernannt ist, durch Hof- und Partheibetrieb.

Der Theaterbrand in Karlsruhe hat, wie sich nun ergiebt, über hundert Menschenleben gekostet.

Dienstag, den 9. März 1847.

In den „Monatsblättern" zur „Allgemeinen Zeitung" tadelt ein Herr von Rochau als Rezensent der Böcking'schen Ausgabe von Schlegel's Schriften, daß die alten Rezensionen meist schlechter Bücher mit aufgenommen seien. Ich habe den eilften Band, der solche Rezensionen enthält, eben durchlaufen und kann dem Rezensenten von Rochau nicht beistimmen. Außerdem, daß vortreffliche, noch heute nicht veraltete Kritiken in der Reihe stehen, geben auch die unbedeutendern ein erschreckend-lehrreiches Bild damaliger Litteratur, wie nichts andres dasselbe geben könnte; was alles damals gedruckt und gelesen wurde, sich breit machte, dem Besten zur Seite drängte, ist wahrlich gräuelhaft!

Während sich vielfach in den Blättern — wohl nicht ohne höhere Veranlassung — lobende und hoffende Stimmen über unsre Ständesachen erheben, werden im Publikum mündlich immer mehr tadelnde, verwerfende, höhnische kund. In der That, das Machwerk ist ganz erbärmlich ausgefallen und kann auch nicht der oberflächlichsten Kritik Stand halten. Die Verwirrung und durch sie die

Aufregung und die Ansprüche sind allein gefordert. Und Canitz meint wirklich, er habe damit etwas zu Stande gebracht!?

Donnerstag, den 11. März 1847.

Das neue Buch von Herrn von Bülow-Kummerow. Er schildert unsern Zustand fürchterlich, sagt über die neuen ständischen Sachen die derbsten Wahrheiten, alles verbrämt mit Königslob und monarchischem Eifer. — Für den Augenblick thut er gute Dienste, der alte Mann, obschon er im Grund ein seichter Schwätzer ist und ein ungewaschnes Maul!

Freitag, den 12. März 1847.

In der Friedrichstraße Friedrich von Raumer gesprochen; „Na, die haben mich schön verarbeitet!“ Er hat der Akademie sein Ausscheiden angezeigt, diese hat ihn gebeten zu bleiben, er beharrt aber. „Sie würden es auch thun“, sagt er zu mir; ich erfreue ihn durch die Mittheilung, daß Wittgenstein sich stark für ihn erklärt.

Vor längerer Zeit sagte der König einmal im Staatsministerium, sehr erzürnt über eine Sache, die er nicht gewußt, aber zufällig durch einen Brief erfahren, den er in der Hand hielt: „Aber das ist ja gar nicht auszuhalten, wie es hier hergeht, da erfahr' ich eben, daß ꝛc., und niemand hat hier mir ein Wort davon gesagt, ich bin ja hier wie in einem Schweinstall!“ — Angenehm für die Minister.

Sonnabend, den 13. März 1847.

In den Zeitungen Häring's Erklärung, Raumer's Rede habe er nicht im Manuskript gesehen und gebilligt, aber

dem Inhalt ſtimme er bei, wie dies jeder aufrichtige Preuße thue.

Abends nicht zum ruſſiſchen Geſandten, ſondern zum General von dem Kneſebeck, wo ich eingeladen war. Kneſebeck nahm mich gleich auf die Seite, wir ſetzten uns zum Thee an einen beſondern Tiſch; er ſagte, es ſei ihm zu wichtig, mit mir über manche Sachen zu reden, wir ſtünden in einer großen Kriſis. Er hat das Buch von Bülow-Kummerow ſchon geleſen und bekennt, daß er ihm in vielen Sachen beiſtimme; mit dem Herrenſtand iſt er ſehr unzufrieden, er ſpricht von den alten Geſchlechtern des Landes, die mehr werth ſind als dieſe neuen Herren, zum Theil Halb-Preußen und ſogar Nicht-Preußen (z. B. der Herzog von Deſſau), er vergißt auch die Anſprüche ſeines Geſchlechtes nicht, das älter in der Mark ſei, als die Hohenzollern, gleich den Rochow's, Alvensleben's u. ſ. w. Doch will er dergleichen nicht achten und gern vergeſſen, wenn nur die neue Schöpfung zum Heil des Vaterlandes ausſchlage. — Wir kehren zur Geſellſchaft zurück, aber unſer Geſpräch bleibt, mit geringen Unterbrechungen, vorwaltend und abgeſondert. Er erzählt mir frühere Dienſtverhältniſſe und Kriegsereigniſſe, die Geſchichte eines Deſerteurs von Magdeburg, Auftritte mit dem Herzoge von Braunſchweig. Er bekennt, daß er vom Anfange der Franzöſiſchen Revolution ganz bezaubert geweſen, daß er in dieſem Sinne Gedichte und Flugſchriften verfaßt, daß er mit Gleim die lebhafteſten Streitigkeiten geführt, indem dieſer, altpreußiſch, von den Franzoſen nichts wiſſen wollte. Kneſebeck ließ in Frankfurt am Main eine Schrift drucken: „Europa in Bezug auf den Frieden, vom Abbé Sieyes“, durch die er ſpäter mit Dr. Ebel (Oelsner's Freund und Sieyes' Arzt) in Bekanntſchaft kam. Er galt lange Zeit

für einen Demokraten, und das habe ihm, meint er, anfangs in seiner Dienstlaufbahn sehr geschadet. In Halberstadt lebte er mit Gleim, Fischer, Klamer Schmidt ꝛc., wechselte Briefe mit ihnen, gab Aufsätze in die dortigen Zeitschriften. Erzählungen aus der Champagne ꝛc. — Der Abend verfloß mir schnell und angenehm; um 11 Uhr zu Hause.

Im Horatius, Ovidius gelesen.

Der König war neulich auf einem Ball im Hotel de Russie, wo einige Prinzen und andre ledige Herren die Wirthe machten. Es hieß bisher immer, es sei nicht geziemend, daß der König dergleichen Festlichkeiten in einem Gasthofe besuche. Man sieht nun, daß es doch geht!

Hr. v. K. war neulich Abends beim Könige mit Eichhorn und Schelling; er sagt, es sei über allen Ausdruck, wie diese beiden hölzern und verlegen und stumm gewesen; der König war freimüthig und offen, suchte allerlei Gespräch anzuregen, aber alle seine Mühe war umsonst, aus jenen beiden kamen nur kahle Unterwürfigkeiten mit breitem „Ew. Majestät" heraus. Der König behielt einen schlechten Eindruck von diesen Gesellschaftern. Schadet ihnen aber nicht!

Sonntag, den 14. März 1847.

Beim Fürsten von Wittgenstein; ausführliche Erzählungen aus seinem Leben, auch Wiederholungen früherer Angaben, was mir in sofern wichtig ist, als diese sich bei veränderter Fassung, durch Kürze oder Ausführlichkeit bedingt, in den Hauptsachen stets gleich bleiben; der Fürst geht nicht darauf aus, etwas in's Schöne zu mahlen, die schlichte Thatsache ist sein Augenmerk. Heute war viel von dem älteren Alopeus die Rede, der sehr vertraut mit ihm war und den er als einen tüchtigen Staatsmann aner-

kennt. Einen kleinen satirischen Beisatz erläßt der Fürst auch seinen besten Freunden nicht leicht, so führt er mit Lächeln einige Züge von Alopeus an; dann auch von dem General von dem Knesebeck, den er „eine Art Cicero" nennt, mit dem Bemerken, er sei viele Jahre sein Nachbar im Staatsrath gewesen, da habe er sich stets vor Rippenstößen in Acht nehmen müssen, wenn jener zu reden angefangen und seine Reden mit hastigen Gebärden begleitet habe! — Der Fürst steht jeden Morgen um 7 Uhr auf, kleidet sich gleich fertig an und setzt sich nach dem Frühstück zur Arbeit hin; viel für 77 Jahre!

„Annehmen oder Ablehnen? Die Verfassung vom 3. Februar 1847, beleuchtet vom Standpunkte des bestehenden Rechts, von Heinrich Simon, Stadtgerichtsrathe außer Diensten." (Leipzig, Georg Wigand, 1847.)

Montag, den 15. März 1847.

Der König hat der Akademie schon geantwortet, mild für Raumer, den er ja seit mehr als dreißig Jahren gut kenne und dem er keine schlimme Absicht zutraue. Er ist unwillig, daß das Schreiben der Akademie veröffentlicht worden; Eichhorn will es nun nicht gethan haben! — Die Akademie hat sich erbärmlich betragen. Die Generale von Müffling und Rühle sind als bloße Ehrenmitglieder nicht zur Unterzeichnung des Schreibens aufgefordert worden, sie erklären beide, daß sie nimmermehr unterschrieben hätten.

„Vier Fragen. Von einem Preußen" (Leipzig, Otto Wigand, 1847). Sehr scharf, aber richtig. Das elende Verfassungswerk wird in seiner Blöße gezeigt; ein kindisches Werk, wie Kinder, die mit zusammengerafftem

Gerümpel ſpielen, ſich aufſtutzen und dabei was Rechtes dünken! Es iſt ein Jammer!

Ich ſehe mit Schrecken auf die Entwicklung. Alles iſt möglich bei ſolchen Dummheiten, ſolcher Blindheit und Unfähigkeit unſrer Staatsbeamten, die gar nichts mehr können, als ſich im Salon brüſten. Alles iſt möglich bei ſolcher Reife, bei ſolchem Muthe, die ſich auf der Volksſeite zeigen. Lenkt man eben nicht bei Zeiten ein, werden die Kämpfe ernſtlich, dann gnad' uns Gott! Alles iſt möglich! Und ſollte gar Rußland drohen, ſich einmiſchen, dann kann ganz Deutſchland in revolutionairen Brei zuſammenkochen, blutige Volksenergie das Heft ergreifen, — ich will die ſchwarzen Bilder nicht verfolgen!

Dienſtag, den 16. März 1847.

Gegen den Profeſſor Michelet iſt der König in großem Zorn, er will, daß er abgeſetzt werde; der Miniſter Eichhorn bietet dazu die Hand mit allem Eifer. Michelet iſt ſchon vom Univerſitätsrichter mehrmals verhört worden. Der König dringt auf ſeine Abſetzung. Man meint, es ſei möglich, daß Michelet ſich noch halte.

Der Adel in der Mark und in Pommern iſt wuthend über den errichteten Herrenſtand, zu dem nun der Graf von Redern mit Errichtung eines Majorats gewiß hinzutritt. — Die Geſandtin Frau von Rochow hat aus St. Petersburg einen Brief an eine Freundin geſchrieben, worin ſie ſagt, der Kaiſer Nikolai ſei wüthend auf die hieſigen Ständeſachen, drohe mit ſeiner noch ſtrengern Abſperrung ꝛc. Die Freundin hat den Brief unglücklicherweiſe verloren, und die ihn gefunden haben, beuten ihn aus, er läuft in vielen Abſchriften umher.

Die Akademie wird allgemein mit bitterſter Verachtung angeſehen. Raumer beharrt in ſeinem Ausſcheiden. Die knechtiſchen Akademiker ſind doch erſchrocken darüber, ſie gingen ſo weit, Raumer'n zu bitten, nur grade jetzt nicht auszuſcheiden, ſondern lieber in zwei Monaten, es würde weniger Aufſehn machen! Das iſt doch gar zu dumm!

Donnerstag, den 18. März 1847.

Geſtern fuhr ich zu Ludwig Tieck und nahm das Shakeſpeare-Denkmal mit, das er ſehen ſollte; er freute ſich deſſen ſehr, ſo wie der Stelle über ihn in Carlyle's Brief, den ich ihm vorlas. Ueber die Tagesfragen äußerte er ſich freiſinnig, beklagte das Pietiſtenweſen und den Einfluß, den der König ihm geſtatte; bedauerte, daß der König die Raumer'ſche Rede nicht beſſer zu behandeln gewußt, — „er hätte ihm einfach danken ſollen, daß er den großen König habe vertheidigen wollen", — lobte Raumer's untadliche Redlichkeit, hoffte, derſelbe werde mehr Freunde gewinnen als verlieren.

Heute Beſuch beim Miniſter von Canitz, nach dem Londoner Paket zu fragen. Vorwürfe, daß ich ihn und ſeine Aſſembleen nicht beſuche, er ſehe mich aber bei Fremden; jetzt wegen der Stände werde es erſt recht losgehen. Ich verſpreche zu kommen. Er will Preßfreiheit, Abſchaffung der Zenſur, er arbeite daran mehr als jemand glauben könne. Ueber die Verfaſſung ſehr einſeitig, alles wie umſchleiert! Uebrigens für mich ſehr freundſchaftlich, ja herzlich. — Beim General von dem Kneſebeck, der voll Zutrauen und Achtung mit mir von ſeinen Sachen ſpricht, mit beinahe zarter Hingebung!

Mathematiſches, Aſtronomiſches vorgenommen.

Freitag, den 19. März 1847.

Beſuch von Herrn Iwan Turgenieff, er hat ein ruſſiſches Gedicht an mich gerichtet und bringt mir ruſſiſche Schriften zur Anſicht.

Das Buch von Heinrich Simon: „Annehmen oder Ablehnen?“ iſt hier und in Leipzig bei ſchwerer Strafe ſchon verboten. Schlechte Maßregel! Sie können keine Freimüthigkeit aushalten, ſie greifen immer wieder zu den alten Hülfsmitteln! Und daneben gehen Bülow-Kummerow, „Vier Fragen“ und anderes doch wieder frei einher.

Auf Bülow-Kummerow iſt der König ſehr unwillig, wegen deſſen Anſicht über die Domainen. Eitle Vorſtellungen, als ob der König in ſeinem Königthum nicht mehr hätte als in ſeinem Grundbeſitz! und als ob dieſer ihm bleiben könnte, wenn jenes verloren ginge! Aber ſolche Vorurtheile wurzeln tief.

An dem Verbote der Schrift von Simon iſt Ranke mit ſchuld; Canitz hatte ihn aufgefordert, über das Buch ſeine Meinung zu ſagen, er that es mit den Worten: „Die Vorrede iſt bös, das Buch ſchlecht!“

Montag, den 22. März 1847.

Von dem Simon'ſchen Buche ſind fünftauſend Abdrücke gemacht und bis auf wenige verkauft; das ſtrenge Verbot ging unmittelbar vom Könige aus. Der König ſoll überhaupt ergrimmt ſein, daß ſeine Gabe nicht freudiger aufgenommen, ſondern dafür ſo ſcharf kritiſirt wird; er hat zu lange warten laſſen! Dagegen iſt er angenehm mit den Einrichtungen beſchäftigt, Zeichnen der Sitze, der Verzierungen.

Der Prinz von Preußen hat geſtern wieder einen Un-

fall gehabt, den zwanzigſten oder dreißigſten, — beim Nachhauſefahren Abends iſt er aus dem Wagen durch einen Fehltritt auf die Steine gefallen und hat ſich das Geſicht beſchädigt.

Nachricht von dem geſtrigen Muſiktage bei der Gräfin Roſſi, deren Geſang ſchöner als je ſein ſoll; der alte Großherzog Georg von Strelitz dort ꝛc.

Nach neun Uhr zum Miniſter von Canitz gefahren; Canitz nimmt mich bei Seite, ſagt, daß Willisen aus Breslau ihm geſchrieben habe, er wolle kommen, und — ſetzt er ſpöttiſch hinzu — werde ohne Zweifel ihn bekehren wollen wegen Krakau, das ſei nun jedenfalls zu ſpät und nutzlos. Ich ſage ihm, er ſei vielleicht innerlich längſt bekehrt, aber füge ſich höheren Nothwendigkeiten. Das lehnt er jedoch ab, erklärt ſich ganz im Sinne des Geſchehenen und ſagt, darin ſei er unerſchütterlich feſt, Krakau habe nichts getaugt, das Neſt der Verſchwörungen und Unruhen ſei nicht zu dulden geweſen, die Gräuel ſeien entſetzlich, dauerten noch ꝛc. Er tadelt den Fürſten Metternich, daß er die Preisbeſtimmung für Einlieferung der Anſtifter geläugnet habe, aus Mißverſtand, als ſei das ſo was Arges geweſen ꝛc. Der neapolitaniſche Geſandte Antonini befreit mich aus der peinlichen Erörterung. Ich ſehe, daß Canitz völlig in ſeine Miniſterſchaft aufgeht; er ſieht nichts andres oder will nichts andres ſehen.

Miniſter von Werther. — Mit dem ruſſiſchen Geſandten langes Zwiegeſpräch, zu dem ſich ſpäter der bairiſche Geſandte geſellt und Dr. Waagen. — Frau Miniſterin von Savigny führt mich zu ihren Nichten Armgart und Mar, die ſehr freundlich und lieblich ſind.

Dienstag, den 23. März 1847.

Gegen halb zehn Uhr zum hannöverschen Gesandten Grafen von Knyphausen gefahren, zum erstenmal, auf die zuvorkommendste, freundlichste Einladung. Die Gesellschaft sammelte sich schnell, ich hörte, es würden Prinzen und Prinzessinnen kommen. General von Müffling redete mich an, wir sprachen mancherlei und lange; er beklagte, daß die ältern Henckel'schen Memoiren gedruckt worden, sie zeigten den widrigsten Streit in der Königlichen Familie und würdigten den König herab, indem sie enthüllten, wie er gefehlt, den Kopf verloren ꝛc. Ich fragte: „Ist Ihnen denn an der Wahrheit nichts gelegen? Melden nicht auch die Biblischen Schriften von den Männern Gottes alle Schwächen und Vergehen? Soll Friedrich ein willkürliches Luftgebild sein? Ich finde übrigens nicht, daß er durch die neuen Aufschüsse verliert; hat er bisweilen den Muth sinken lassen, um so bewundernswerther, wie schnell er ihn wiedergefunden!" Müffling sprach darauf noch von Winterfeldt mit wahrer Feindschaft, wie ich diese jetzt nicht mehr möglich geglaubt.

Die Prinzessin von Preußen kam, und gleich auf mich zu, wie überrascht und erfreut mich zu sehen, sprach lange mit mir, lebhaft und angelegentlichst; nachher mit Müffling, mit Canitz; setzte sich mit der Marquise von Dalmatien und der Gräfin Rossi, Antonini machte ihnen Späße vor, die Gruppe war laut und blieb lange gesondert, dann kamen die mecklenburgischen Herrschaften (Schwerin und Strelitz), der Prinz von Preußen; der Erbgroßherzog von Strelitz redete mit mir, ich wußte nicht wer er sei. Später kam der König, drängte sich dicht an mir vorbei, indem er nach der andern Seite dem Grafen Westmoreland „How do you do?" zurief, — sah gedunsen aus, alt,

gereizt, — bald nachher spielte Dreyschock am Flügel. — Mit Meyendorff, Lerchenfeld, Rauch, Stillfried, Reumont, Howard und Anderen gesprochen; Graf von Königsmarck, Fräuleins von Olfers, Fräuleins von Arnim, Gräfin von Schweinitz, Gräfin von Bülow, Martens u. s. w. — Um 11 Uhr fuhr ich nach Hause.

Donnerstag, den 25. März 1847.

Daß der Kaiser von Rußland für 50 Millionen Franken in französischen Renten angelegt, macht allgemeines Aufsehen; ich halte dies bloß für eine persönliche Spekulation, die Hälfte der Summe wird gleich in Getreide bezahlt, und dabei ist der Vortheil augenscheinlich, die andre Hälfte in Gold- und Silberbarren, die dem Kaiser nutzlos daliegen. Für die Erhaltung des Friedens ist das Ereigniß sehr gut.

Man sagt, der Stadtgerichtsrath Simon sei verhaftet, seine Papiere mit Beschlag belegt. Bis jetzt noch nicht wahr! Er war vor kurzem auf zwei Tage hier und ist noch nicht wieder in Breslau.

Je mehr ich die neuen ständischen Sachen betrachte, desto unhaltbarer finde ich sie. Ueberall unzulänglich, verkümmert, dürftig und doch überladen. Das Machwerk darin ist unter aller Kritik, nur das Wollen ist groß und schön, aber das Geleistete jammervoll. Was sind das für Minister? Wo war ihr Verstand, ihr Sinn? — Das heißt den Ständen die größte Macht einhändigen, ihnen ein solches Unding vorzulegen, das sie durchaus neu bilden müssen!

„Unser Ständewesen soll deutsch sein? Durch und durch

ausländiſch! Freilich nicht franzöſiſch oder engliſch, wenigſtens was die Künſtelei und Verwicklung betrifft!"

Flugſchriften geleſen, etwas im Horatius zur Ablenkung der Tageswogen!

Freitag, den 26. März 1847.

Die „Voſſiſche Zeitung" bringt nun das Antwortſchreiben des Königs an die Akademie, es lautet doch anders, als man es mündlich mir angegeben hatte; der König iſt mit dem Schreiben ganz zufrieden, — darüber wird neuer Tadel nicht fehlen, oder vielmehr der König ſtellt ſich mit unter den, der jenes Schreiben trifft.

Der Magiſtrat will Bettinen von Arnim verklagen wegen ihres neulichen Schreibens, beſonders der Abſatz mit rother Tinte, welcher die Schamröthe des Magiſtrats abſpiegeln ſoll, hat dieſen aufgebracht und wird ihr vor Gericht zur Schuld ausfallen. Man ſagt ſchon, der König werde den Prozeß, der ihn ſehr ergötze, bis zum Urtheil geben laſſen, wenn dieſes aber Gefängnißhaft ausſpricht, die Sache beilegen.

Sonntag, den 28. März 1847.

Geſtern Abends in der Aſſemblee beim ruſſiſchen Geſandten (der letzten für diesmal). — Ich kam müd' und gelangweilt nach Hauſe. Schrecklich iſt unſre große Welt! Immer dieſelben Geſichter, immer daſſelbe Geſpräch, ohne Reiz und Leben!

In Breslau Arbeiterunruhen. — Durchſuchung der Papiere des Dr. Borchardt in Breslau, des Freundes von Simon. Wo dieſer iſt, weiß man nicht. Uhden, der Miniſter, und ſogar der Geh. Rath von Voß, ſollen dem

Könige gesagt haben, es sei nicht sicher, ob gegen Simon gerichtlich etwas zu machen sei.

Vom Grafen von Dohna in Finkenstein ist ein Schreiben an die Landtagsabgeordneten Grafen von Brünneck und Herrn von Auerswald in Umlauf, welches die stärksten Sachen gegen das Patent vom 3. Februar enthält.

Man versichert, die Landtagsabgeordneten vom Rhein und von Königsberg, von Breslau und Berlin sollen schon vielfache Verbindung unter einander angeknüpft haben, in Betreff ihrer ständischen Anliegen. Einspruch und neue Forderungen werden mit großer Mehrheit vorgebracht werden.

Der König ist Mittags sehr vergnügt, erzählt und lacht; neulich, als er mit sechs Andern, meist Generalen, gespeist hatte, rief er beim Ende der Tafel: „Na, ich bin überzeugt, die sieben Kurfürsten haben sich zusammen nie so gut amüsirt!“ Abends sieht er die Herzogin von Sagan und einen muntren Kreis, sie gefällt ihm so sehr, wie sie der Königin mißfällt, aber diese bleibt Abends noch auf ihrem Zimmer.

Dienstag, den 30. März 1847.

Gestern langer Besuch von Dr. [illegible]; alles Konstitutionelle durchgesprochen, mit Besorgniß, Eifer, Schmerz; wie werden die Sachen aus dieser Verwirrung herauskommen? wie kann der König sich helfen? wie kann man ihm beistehen? Denn er wird aus dem Mächtigen bald der Bedrängte sein! Die gute Sache, der Vortheil des Kampfes ist schon auf der Gegenseite! Als * fort war, hatte ich den lächerlichen Gedanken, ich wolle zu Canitz gehen, wolle ihm meine Bekümmernisse sagen, ihm den Ausweg nennen, den ich für den einzigen halte, nämlich: den Ständen mit dem Antrag entgegenzukommen, daß Regierungs- und Landtags-Kommissarien zusammentreten, um die Ver-

faſſung neu und vertragsmäßig zu gründen. Eitler Wahn! Wie könnte ſolcherlei Vorſtellung Gehör finden!

Raumer hat dieſer Tage beim Prinzen von Preußen geſpeiſt. Ein Zeichen! Seine Rede wird, was den Inhalt betrifft, auch von ſolcher Seite her gebilligt.

In Gibbon geleſen. In Verfaſſungsſchriften. — Die „Staatszeitung“ enthält einen Artikel gegen die Kölner, der das Aeußerſte iſt von ſchamloſer und unvermögender Sophiſtik, von erbärmlicher Kniffelei, die keinen Ochſen beſtechen kann.

Mittwoch, den 31. März 1847.

Der König iſt gegen Simon beſonders auch wegen deſſen Behandlung der Domainenfrage aufgebracht; aber auch ariſtokratiſche und royaliſtiſche Edelleute zeihen den König darin der Ungerechtigkeit, daß er die Verwendung der Domainen zur Tilgung der Kriegsſchulden nicht ferner geſtattet, ſondern dieſe Laſt, gegen frühere Zuſagen, den Grundbeſitzern aufgebürdet. —

Die Briefe Wilhelm's von Humboldt an die Pfarrerstochter Diede zu leſen angefangen. Die Seiten, von denen ſich Humboldt hier zeigt, ſind mir nicht neu —, doch ſpricht mich vieles ganz neu an. Seltſame Miſchung in dieſem Menſchen von Größe und von Kleinheit, von Freiheit und Befangenheit —, er kann ſich mit ganz Aermlichem abfinden, und das Reichſte iſt ihm nicht genug; die Charlotte Diede war doch gar zu unbedeutend!

Gründonnerstag, den 1. April 1847.

Fleißig weitergeleſen in den „Briefen von Wilhelm von Humboldt“. Was mich am meiſten ungeduldig macht, iſt der große Mangel, daß der Leſer durchaus nicht aus ihnen

das Bild erlangt, wie der Mann wirklich war; seine eigentliche Art zu sein, die lebendige Persönlichkeit, das Erscheinen und Wirken, sein ewiges Witzeln, seine kühnen Paradoxieen, sein Cynismus sind bis zur Heuchelei in diesen Verstandes- und Gefühlsspielen verhüllt; dagegen tritt eine weichliche Seelenbuhlerei, ein ewiges Beichten und Beichthören ohne Thatsachen, ein in aller Weltlichkeit bewahrtes Mönchthum auf eine ermüdende, ja bisweilen widrige Art hervor. Manche seiner Erörterungen fallen auch ganz kleinlich aus und laufen dünn dahin. Das ewige Zurückkommen auf das Unterscheidende der Männer und der Frauen, wie selbstständig jene sein sollen, wie hingebend diese, macht mir auch nur den Eindruck von unsichrer Schwäche. — An großen und schönen Gedanken, an eigenthümlichen Bemerkungen fehlt es in diesen Briefen gewiß nicht; immer ist es einer der ausgezeichnetsten und wunderbarsten Geister, der sich darin ausspricht, und ich bin weit entfernt, ihm die großen seltnen Eigenschaften absprechen zu wollen, die er besitzt und auch hier darlegt.

„Votum eines Süddeutschen über das preußische Patent vom 3. Februar 1847" (Bremen 1847). In dieser Schrift ist alles herausgesagt, was die öffentliche Meinung fordert; viele meiner Gedanken find' ich wieder, auch meinen Hauptvorschlag, nämlich den einer gemischten Kommission zum Umbau des Aufgestellten.

Die „Staatszeitung" fährt fort in ihrer knifflichen Polemik für das Patent; es ist aber unmöglich, daß solche nichtswürdige Beschönigung auch nur Eine Bekehrung bewirke, im Gegentheil, die Regierung hat den Schaden davon, denn ihre Sache erscheint durch solche Vertheidigung gleich eine grundschlechte.

Der König will, daß der Eröffnung des Vereinigten

Landtages der diplomatiſche Körper beiwohne! Die Einrichtung der Plätze muß dazu neu geordnet werden. Der König will ſich feierlich abholen laſſen, in ſechsſpännigem offnen Wagen von Potsdam herüberfahren, mit glänzendem Gefolge aller Miniſter, Generale, Geheimen Räthe ꝛc. Auf ſolche Szenen wird das ganze Gewicht gelegt, alles Andre wird Nebenſache!

Herr Dr. Laſſalle iſt in Deutz verhaftet worden, er iſt beſchuldigt, die beim Schatullenprozeß der Gräfin von Hatzfeldt entdeckte Verſtümmelung der Akten vorgenommen zu haben.

Sonnabend, den 3. April 1847.

Immer näher rückt der verhängnißvolle Tag! Ich ſchwanke in den peinlichſten Vorſtellungen hin und her, eine ganz gute Wendung kann ich mir nicht denken. Der König kann die Stände nicht völlig bezwingen, ſie aber auch ihn nicht, dagegen kann jede der beiden Seiten der andern unendlich ſchaden, jede mit ihrer Waffe, — und was iſt das für ein Zuſtand! Ich ſehe jedoch nicht nur für Preußen, ich ſehe für Deutſchland die größte Gefahr, wir ſind — hol's der Teufel! — mit unſrem Volks- und Staatsweſen kaum beſſer dran, als im Jahre 1805 und 1806; wir reden viel vom Zuſammenhalten und ſind ganz auseinander, es fehlen uns alle Vereinigungspunkte der Meinung, alle Gebilde ſittlicher Macht und Anſehns; liegt auch noch das der preußiſchen Krone darnieder — wie es ſchon iſt und noch mehr zu werden droht —, ſo bleibt nirgends mehr ein feſter Anhalt. Stellt Preußen keine Einheit mehr dar, ſondern eine Entzweiung, wie wird es dann im übrigen Deutſchland ausſehen? Und haben wir Feinde im Innern zu bekämpfen, und der äußre Feind

kommt dazu, Rußland, oder Frankreich, oder beide, ſo werden wir keine Zeit haben, einen Nationalkonvent und einen Wohlfahrtsausſchuß zu bilden, der nach außen und innen das Vaterland rettet! Ich ſehe wahrlich unſre ganze deutſche Zukunft durch die Wehen des 11. Aprils in Frage geſtellt!

Montag, den 5. April 1847.

Neue Schriften über den Landtag. Einige elende, bezahlte, wirkungsloſe Stimmen in den Zeitungen abgerechnet, hört man nur Mißvergnügen und Tadel; jederman geſteht, daß die Verordnungen vom 3. Februar ein ſchlechtes, unhaltbares Machwerk ſind, eine Schmach für die Abfaſſer, dem Inhalt nach wie der Form. Der ritterſchaftliche Adel iſt furchtbar aufgereizt, und dieſe Leidenſchaftlichkeit wird ein wirkſamer Beſtandtheil der nächſten Kämpfe ſein. Der König macht zwar einigen Familien große Verſprechungen und hemmt dadurch den Ausbruch ihrer Unzufriedenheit, aber alle kann er doch nicht dem Herrenſtande zurechnen, und ſelbſt die mit Hoffnungen hingehaltenen bleiben erbittert, daß ſie erſt werden ſollen, was andre ſind.

Nach allem, was ich höre, vom Könige ſelbſt, vom Prinzen und der Prinzeſſin von Preußen, von den Miniſtern Bodelſchwingh, Canitz, Uhden, Savigny — des Speichelleckers Eichhorn nicht zu gedenken —, weiß kein Menſch hier, woran er iſt, was bevorſteht, was die Sachen bedeuten. Gänzlicher Mangel an Einſicht, die falſcheſten Vorſtellungen, die kläglichſten Einbildungen! „Wenn der eine Lafayette nur nicht geweſen wäre, ſo hätte die ganze franzöſiſche Revolution nicht Statt gehabt!“ Solche Dummheiten werden ausgeſtellt.

Ich hörte dagegen einen würdigen alten Herrn ſagen: „Sie wollen den Schlüſſel haben zu allem heutigen Weſen? Hier iſt er: Sie können alles, was oben geſchieht und beabſichtigt wird, aus jenen Eindrücken und Lehren und Stimmungen herleiten, die das Emigrationsleben in Memel 1807 und 1808 erzeugt hat.“

Die Königin iſt aller fortſchreitenden Entwicklung der Ständeſachen feindlich, ſie ſieht mit Verdruß das Thun des Königs, man darf ihr gar nicht von dieſen Dingen reden.

Der König iſt ganz vergnügt und vollauf beſchäftigt mit den Anordnungen des Saales, der Zeremonien, der Bewirthung, des Prunks jeder Art. Man geht auf den König Friedrich den Erſten zurück! Sein Thron wird hervorgeſucht. Die Miniſter und Hofbeamten ſollen Mittagstafeln und Aſſembleen geben, der Miniſter Graf von Stolberg führt die Liſten und beſtimmt den Wirthen im voraus die jedesmal zu ladenden Gäſte. Eitelkeit, dein Namen iſt —! Man ſagt, nach gewiſſen Anſichten wäre es für den Landtag ganz genug, wenn er heute die Eröffnungsfeier und morgen die Schlußfeier beſtünde, dieſe Erſcheinungen und Redegelegenheiten ſeien doch die Hauptſache!

Der Stadtgerichtsrath Simon war hier und iſt nach Breslau gereiſt. Er kam harmlos aus (der Provinz) Preußen, wo er, um ſich zu erholen, zur Jagd geweſen war, und erfuhr hier die gegen ihn eingeleitete Unterſuchung. In Breslau wollte ihn das Gericht als landflüchtig betrachten, und ſchon waren Steckbriefe in der Druckerei, als die Familie einſchritt und die Verſicherung gab, Simon ſei nur verreiſt und ſchon auf der Rückkehr.

Mittwoch, den 7. April 1847.

Neue Schriften über den Landtag, keine, die der Regierung huldigt! — Die Aufsätze, welche durch Einwirkung der Miniſterien und Geſandten in deutſche und ausländiſche Zeitungen zu Gunſten des Patents vom 3. Februar gebracht worden, verſiegen ſchon und ſind ganz wirkungslos. Was kann man auch Triftiges für die Sache vorbringen? Mein Wort: „Der König giebt mir ein Kleidungsſtück und ſagt: Da haſt Du eine Hoſe! doch wie ich es näher anſehe, iſt es eine Weſte; gut, ich kann den Irrthum ſchweigend hinnehmen, aber mitmachen nicht; ſoll ich das Ding anziehen, ſo muß es zur Sprache kommen, daß es keine Hoſe iſt!“ — dies Wort wird mir ſchon als ein fremdes erzählt!

Der König wollte ſich feierlich einholen laſſen zum Landtag, von Charlottenburg her, allein er hat Spöttereien und Uebertreibungen darüber vernommen, und nun wird es unterbleiben; vielmehr heißt es nun, jenes ſei nie die Abſicht geweſen. Doch ſieht man in allen Anſtalten, daß der Prunk eine Hauptrolle bei den Sachen ſpielt.

Hanſemann vom Rhein iſt ſchon hier; es haben ſchon allerhand Beſprechungen und Verſtändigungen Statt gefunden. Die rheiniſchen Abgeordneten wollen zwar Einſpruch thun, aber einſtweilen den Boden behaupten und mehr zu gewinnen ſuchen.

Der König hat dem Herrn von Bülow-Kummerow, der ihm ſein Buch überſandt hatte, dieſes zurückgeſchickt; er habe ſeinem Volk ein Geſchenk gegeben, das rein als ſolches anzunehmen ſei, er wolle keine Kritik darüber und ſende ihm das Buch ungeleſen und mit ſeiner Ungnade wieder zu. Bülow hat darauf an den Miniſter General von Thile geſchrieben, ihm ſei ſolch ein Brief von Sei-

ner Majeſtät zugekommen, er werde denſelben als ein merkwürdiges Dokument in ſeinem Familienarchive bewahren, damit ſeine Nachkommen einſt daraus erſehen mögen, welcherlei Anſichten hier ſo kurze Zeit vor dem allgemeinen Landtage gehegt worden.

Freitag, den 9. April 1847.

Beſuch von Profeſſor Droyſen; merkwürdige Mittheilungen, lebhafte Theilnahme für das Vaterländiſche; Kraft, Muth und Geiſt; es fehlt nur die Stellung! Graf von York fand ſich ein, das Geſpräch dauerte in gleichem Sinne fort; York iſt freiſinnig, hat kein Gefallen an dem Herrenſtand, iſt geneigt, ihm für ſich zu entſagen. Unſichres Verhältniß in dem Falle, daß die Herren in die Provinzialſtände zurücktreten. „Schlechtes Machwerk! kein Stein darf auf dem andern bleiben!“

Beſuch von Herrn Inſpektor Merian aus Zeyſt in Holland, er kommt, um mir für Zinzendorf's Leben zu danken, er iſt Herrnhuter und ſagt mir, alle Brüdergemeinden wären mir dankbar. Er iſt aus Baſel gebürtig. —

Programm der Eröffnungsfeier; ſoviel Zuſchauer als möglich!

Die Zeitungen enthalten das Toleranzedikt, ziemlich gut, aber ſo ungeſchickt abgefaßt, daß gleich eine Kabinetsordre zur Abwendung von Mißverſtändniſſen nachfolgt. Das ſind Miniſter! Alles wird geſchludert. Die bürgerliche Ehe iſt für alle Sekten eingeführt.

Der Prinz von C. kommt, Mitglied des Herrenſtandes, aber voll bittrer Kritik und Satyre, ohne Scheu ſogar vor dem Franzoſen. Er ſagt: „Wir ſind der Buckel des ſtändiſchen Körpers, la bosse, l'excrescence“; er findet in ſeiner Stellung dieſelben Schwierigkeiten, die York findet.

In der „Staatszeitung" eine große Neuigkeit: völlige Oeffentlichkeit des Gerichtsverfahrens, auch in Zivilſachen! Dies dankt man dem Miniſter Uhden.

Jacoby aus Königsberg iſt hier angekommen, Walesrode wird erwartet; ob man ſie wegweiſen wird?

Sonnabend, den 10. April 1847.

Der König hat für ſechszehn Ritter des Schwarzen Adlerordens goldne Ketten machen laſſen, jede koſtet hundert und dreißig Friedrichsd'or. Als er nach England reiſte, ließ er für ſich und General von Natzmer — ſonſt war kein Schwarzer Adler mit — ſolche Ketten machen, erſt jetzt für Alle. — Der König hat allerdings ſeine Eröffnungsrede aufgeſchrieben, bis jetzt ſie aber nur dem Prinzen von Preußen mitgetheilt.

Ganz in der Stille hat der König dem ritterſchaftlichen Adel in Schleſien durch den Oberpräſidenten von Wedel den Vorſchlag machen laſſen, das Erbrecht in den Familien zu ändern, Gut und Titel nur Einem Sohne zu hinterlaſſen, die andern Kinder mit Mindertheilen abzufinden. Die Sache wurde jedoch abgelehnt. So kommt er ſtets auf die alten Lieblingsſachen zurück! „Er giebt nichts auf —, aber ſetzt auch nichts durch."

Schrift von Gervinus über die neue preußiſche Verfaſſung; er ſagt ſtarke und nachdrückliche Wahrheiten.

Das Toleranzedikt war vor ſechs Monaten fertig und wurde zurückgelegt, um für dieſe Zeit aufgeſpart zu werden. Die Leute, die durch das Geſetz nun geſchützt werden, ließ man alſo noch ſechs Monate lang verfolgen, quälen, beunruhigen, um einen Theaterkoup damit auszuführen!

Die Nation nimmt dies Edikt und die Oeffentlichkeit der Gerichte begierig hin, aber ſagt keinen Dank dafür.

Heute giebt die „Staatszeitung" das Programm der Eröffnungsfeier und die Geſchäftsordnung für die Stände; die letztere iſt verwickelt und ſchwerfällig, ſogar im Ausdruck unſicher! Die beiden Kammern habe jede zwei Namen, ſo — oder ſo —!

Der König iſt mehr und mehr von der Herzogin von Sagan eingenommen. Von der Königin wird ſie gehaßt. — Die Nichte Talleyrand's in Preußen Geſetzgeberin!! — Heute ſteht auch die Kabinetsordre in der Zeitung, wodurch die Gräfin von Kielmansegge berechtigt wird, ſich durch ihren Mann im Herrenſtande vertreten zu laſſen.

Der König wollte allen Herren Hofwagen geben; aber nur den Mediatiſirten ſind ſie zugewieſen worden, einige haben ſie angenommen, andre ſie abgelehnt, um nicht gleich zu ſehr Eiferſucht zu erwecken und ſich nicht zu ſehr auszuzeichnen.

Neue Schriften über den Landtag. — Ein Agent der „Times" aus London hier.

Der Hydrarchos iſt für eine Leibrente von 1000 Thalern angekauft worden.

Nachmittags Beſuch des Grafen von *; offenherzige Mittheilung über den Stand der Dinge, ſelbſt in Betreff des Prinzen von Preußen, der dieſer neuen Sachen wenig kundig, einer irrigen Anſicht folgt; das, dem er widerſtrebte, ſoll, nachdem es als Geſetz ausgeſprochen, ſtreng gehandhabt werden; militairiſcher Geſichtspunkt, kein ſtaatsmänniſcher. Stimmen aus der Ritterſchaft. Unruhe, Sorgen, Befürchtungen!

Sonntag, den 11. April 1847.

Das iſt alſo der Sonntag Quaſimodogeniti, an dem der König ſeinen Vereinigten Landtag eröffnet! Ich bin tief traurig, und kann mir nicht vorſtellen, wie aus all der Jämmerlichkeit etwas Vernünftiges werden ſoll, außer es träte Gewalterhebung ein, und dieſe wäre an ſich ſelbſt ein Uebel, und überdies iſt dazu nicht die geringſte Ausſicht. Dieſen Tag wird das Vaterland noch oft bejammern; ob in ſpäter Zeit auch einmal ſegnen? wer darf es mit Sicherheit behaupten! Wir Deutſche ſollen ſo leicht auf einen grünen Zweig nicht kommen, das ſieht man. Wie die edlen Spanier ihr Wohl und ihre Ehre den Launen und der Habſucht des ſchändlichen Weibes Chriſtine zum Spiel und Opfer ſehen, ſo wir unſer Heil andern Launen und Vorurtheilen.

Graf von * kam Nachmittags und erzählte mir die Hergänge des Tages, den Gottesdienſt, die Rede des Königs, den Eindruck. Der König ſprach 35 Minuten, fließend, nachdrücklich, mit herzlichem Tone, mit ſchneidendem, gewaltſamem. Hinter ihm ſtand ein General (oder Miniſter), der den geſchriebenen Entwurf der Rede in der Hand hatte und bei Abſätzen durch Zuflüſterung der erſten Worte einhalf. Man hörte, trotz der lautloſen Stille, nicht alles genau, aber doch genug, um zu wiſſen, woran man ſei. Leberuf am Anfange, Leberuf zum Schluſſe, aber ein paar hundert Ständemitglieder mögen nicht mitgerufen haben. Allgemeine Betroffenheit, Unwillen, Erbitterung. Heute Abend ſind viele Privatzuſammenkünfte, zum Beiſpiel bei Solms-Baruth, bei Bülow-Kummerow, bei Maſſow, um zu berathen, wie man ſich benehmen ſolle. Einige Bürger ſagten, das Beſte ſei, gleich nach Hauſe zu reiſen und ſolcher Schweinerei den Rücken zu kehren.

In der Behrenſtraße beim Büreau der „Staatszeitung“ großes Gedränge, Schlägerei; die Leute laſen die Zeitung bei Laternenſchein und machten ihre Bemerkungen.

„Bisher konnte man von Unſinn, jetzt muß man von Wahnſinn reden.“ — „Der hat Karl's des Zehnten Geſchichte ſchon vergeſſen, doch hat ihn Raumer noch zuletzt an dergleichen erinnert.“ — „Ja, ja, der redſelige, wie immer!“ — „Sollen wir det alles globen?“ — „Dät is ja wie vom Prediger uf de Kanzel.“

Ich will weiter nichts aufſchreiben. Wenn ich meine Anmerkungen alle ſagen ſollte, müßte ich ein Buch ſchreiben! — Aber ich bin überraſcht und niedergeſchlagen! So hätt' ich es doch nicht erwartet!

Geſtern noch hat ein vornehmer Herr den Miniſter von Thile gewarnt, der aber lächelte vornehm, ſagte mit Zuverſicht, es werde alles gut gehen, ſie ſeien nach allen Seiten gerüſtet, der Wille des Königs ſtehe feſt, und das ſei die Hauptſache.

Der König gab ſeine Rede dem Prinzen von Preußen zu leſen und fragte ihn, ob er darin etwas geändert wünſche? Der Prinz las und erwiederte, Einzelnes zu ändern, könne nichts helfen, aber die ganze Rede möchte er wegwünſchen; wolle er ſie halten, ſo möge er ſie ſo halten, wie ſie ſei!

Prinz Karl iſt noch geſtern Abend aus Italien hier angekommen.

Der Hofrath Werner, der nur wegen der polniſchen Sachen hier war, iſt ſchon geſtern nach Wien zurückgereiſt.

Montag, den 12. April 1847.

Die Nacht in fieberhafter Unruhe verbracht. Ich ſuchte vergebens den unheilvollen Eindrücken und Ahndungen zu entfliehen; ich mußte immer an die Lage des Königs gegenüber den Ständen, an die der Stände gegenüber dem Könige denken; jene iſt bei weitem die ſchlimmere, er ſteht allein und muß etwas wollen, die Stände ſind viele und brauchen nur nichts zu thun; er hat ſie in den Vortheil geſetzt, daß auch das Geringſte, was ſie gegen ſeine Meinung ausſprechen, ihnen zur großen That wird. Der König hat ſich das Allerwirkſamſte ausgeſucht, ſeine perſönliche Sache zu verderben, der feindlichſte Dämon hätte es nicht ſchlimmer ausdenken können. Und alle ſeine Schwäche hat er offenbart; die heftige Gelobung iſt eine Schwäche, das Wort ſoll ſtark machen; wo die wahre Stärke iſt, braucht ſie ſich nicht durch Gelübde zu binden; ſeine Empfindlichkeit für die Preſſe, die er mehrmals nennt, ſeine Verneinung des Strebens nach Volksgunſt und Ruhm, alles verräth Schwäche! Die geſchichtlichen Beziehungen ſind grundfalſch, die Sache mit dem Blatt Papier zerfällt in ſich, die Berufung auf England klingt wie Spott, das Lob Louis Philippe's fällt grade in ſeine ſpaniſchen Ränke und Niederlagen. Und ſo alles. Traurig, traurig. — Was werden die Stände thun? Das iſt jetzt die allgemeine Frage. Heute wird es ſich entſcheiden. Etwas gewiß werden ſie thun; etwas iſt viel!

Abends beim Miniſter von Canitz. Viele Ständemitglieder, ernſte, kräftige Provinzgeſichter, doch meiſt nur aus den oberen Klaſſen. — Zuletzt nahm Canitz mich bei Seite und wir hatten ein langes Geſpräch. Er wollte von mir ein Urtheil hören, freute ſich, den 11. April erlebt zu haben; ſeit anderthalb Jahren habe er unſägliche Mühe

gehabt, es ſo weit zu bringen, hoffte noch leidlichen Gang und meinte, der Sturm lege ſich ſchon. Er entſchuldigte ſich wegen der Thronrede, Friedrich Wilhelm der Vierte ſei nicht der Mann, der ſich viel einſprechen laſſe ꝛc.; er verſicherte auch, an dem Herrenſtand ſei er ganz unſchuldig. Wer denn die Häupter der Oppoſition ſeien, welche Namen man nenne? Hanſemann und Auerswald ſeien nicht ſo ſchlimm, Lynar habe nichts zu bedeuten ꝛc. Merkwürdig! Im Ganzen herrſcht in dieſem Kreiſe doch die Vorſtellung, der König habe zu befehlen, auch das Unrichtige, ſein Wille ſtehe über allem, die Stände müßten es ſich gefallen laſſen ꝛc. Man zweifelt gar nicht, daß man die Stände zu Paaren treibe, und ich glaube, darin irrt man ſich nicht ganz. Was hat man aber an demüthigen, verachteten Ständen?

Dienſtag, den 13. April 1847.

Nachträge von geſtern. Der ſcharfe Tadel gegen des Königs Rede ſpricht ſich überall ohne Scheu mit Nachdruck aus. „Keine Zeile, die nicht unwahr oder albern wäre, Kotzebue'ſche Empfindſamkeit.“ „Wir haben zum Anfange die Schlußrede bekommen.“ „Wie unklug, ſich gar keine Hinterthüre zu bewahren!“ — Beim Gottesdienſt im Dom wurde auf Befehl des Königs der 81. Pſalm geſungen, dort kommt aber Vers 12 die Stelle vor: „Aber mein Volk gehorcht nicht meiner Stimme, und Iſrael will meiner nicht“. — Dem Könige war bei ſeiner Rede nicht nur der Miniſter General von Thile zum Aushelfen bereit, ſondern auch der Oberſt von Willisen, den er deßhalb von Aſchersleben hatte kommen laſſen und der hinter einem Vorhange ſtand. — Im Druck ſind aus der Rede einige

zu harte Ausdrücke weggeblieben, z. B. daß der König den für einen Verräther halten würde, der ihm konstitutionelle Zumuthungen machte. — Die gestrige Sitzung war sehr aufgeregt. Vorgestern hatte ein Drittheil der Stände fast beschlossen, ohne weiteres abzureisen, doch beruhigten sie sich. Man lobt schon ihre Klugheit, nur erst Boden zu gewinnen, mit Ausdauer und Geschicklichkeit würden sie vom schwachen König alles erlangen. Ich würde mehr Freimuth loben. In der Adresse wollen sie doch nun ihre Meinung sagen, der des Königs entgegen, vor allem Jahresversammlung fordern. Die Wahlen zu den Ausschüssen wollen sie nicht vornehmen, Geld nicht bewilligen, — wenn es dabei bleibt. Da der König eine Adresse will, so stimmten fast alle dafür, auch die Prinzen, mit Ausnahme des Prinzen Karl, der eben aus Italien gekommen ist, und dawider stimmte. Die Geschäftsordnung ist doch schon angegriffen worden, der Minister von Bodelschwingh ereiferte sich darüber, der auch anwesende Minister von Canitz schwieg, der Marschall Fürst von Solms-Lich wagte doch nicht den Antrag abzuweisen.

Die Ständemitglieder waren gestern dem Könige vorgestellt worden und dann zur Tafel; den Schlesiern sagte er, ihre Provinz sei das Kleinod seiner Krone, den Sachsen auch etwas Artiges, Pommern, Mark, Rheinland und Westphalen wurden leidlich abgefunden, den Preußen aber sagte er, sie sollten sich des Namens würdig zeigen. „Sie haben an meinem Thron gerüttelt, hüten Sie sich!“ Im angefachten Zorn ging er erst den Posenern vorbei, wandte sich dann aber zurück und sagte, er wisse wohl, daß die Anwesenden an dem Aufstande nicht mitschuldig seien ꝛc. Im Ganzen machten seine Worte schlechten Eindruck. — Die Prinzen hatten übel vermerkt, daß ein Antragsteller

nur im Allgemeinen die Mitſtände als „Meine Herren“ angeredet habe, nicht „Ew. Königliche Hoheiten und meine Herren“ geſagt.

Beſuch vom Fürſten von B., vom Grafen von Yorck, Herrn Dr. Frank, General von Both. B. ſpricht als Mediatiſirter, erkennt in allem die Macht des Königs an, von Recht ſei für einen Mediatiſirten längſt keine Rede, verwünſcht den Bundestag ꝛc. „Deutſch? Nennen wir es Preußiſch-Deutſch!“ Damit iſt denn freilich alles geſagt! — Ich höre von großer Aufregung, aber die Regierung gewinnt immer mehr, es wirken hundert Einflüſſe. Die Rheinländer ſind ſchlau und ſpielen royaliſtiſch. Auf ſie ſtützt man ſich, die Oſtpreußen ſind der Feind.

In der Zeitung iſt nicht erwähnt, daß ein poſen'ſcher Abgeordneter, Jakrzewski, zuerſt das Wort ergriffen und viele Beſchwerden gegen die Miniſter angebracht hat. Welch Vertrauen darf man in den Zeitungsbericht ſetzen? — Der Miniſter Graf von Arnim hat dargethan, daß man eine allgemeine Verwahrung in der Adreſſe nicht abweiſen könne. Die Prinzen ſchwiegen. — Prinz Karl iſt wieder nach Genua zurückgereiſt.

Mittwoch, den 14. April 1847.

Schlechter Zuſtand! Ich muß zu Bette liegen. Rheuma im Kreuz und in der Hüfte. Draußen Schneeſtöbern, Wind.

Beſuch vom Prinzen Louis Carolath, von Herrn Ziegler aus Winterthur, Herrn Rudnick, Grafen von Kleiſt, Grafen von Keyſerling, Landrath von Lavergne-Peguilhen.

Große Erörterungen, ob der König die Adreſſe annehmen werde, oder nicht? Daß eine Adreſſe Statt finden ſoll,

hat er ausdrücklich gewollt. Wenn es länger daure als drei Tage, hat er gesagt, wolle er sie nicht mehr annehmen, auch nicht wenn sie eine Verwahrung enthielte. Die Stände sind übel dran, sie haben eigentlich keine Lust zum Kriege, werden aber dazu gezwungen. Man hat ihnen zu große Schwierigkeiten gestellt. Das Patent war schon genug, nun gar noch die Thronrede! Sie müssen widersprechen, sie können nicht in all das Verkehrte einwilligen. „Wird unsre Adresse nicht angenommen, so reisen wir ab", sagen sie, aber sie sehen ein, daß damit wenig ausgerichtet ist. Es bilden sich allerlei Klubs; die Ostpreußen und Rheinländer verständigen sich mehr und mehr; die Posener schließen sich den Ostpreußen an, sie lassen ihr Volksthümliches bei Seite und wenden das Freisinnige heraus. — Die Hofleute gar zu dumm, eigensinnig und knechtisch. Die Minister sind nur Hofleute!

Auch der Philosoph Schelling gehört zu den rohsten Rechtgebern des Hofs und der Minister; deßgleichen der Historiker Ranke; mir sagen's verschiedene Leute, die mit ihnen über diese Sachen gesprochen haben.

Man findet es beißend, daß neben der Tochter Stein's auch die Nichte (und Schülerin) Talleyrand's in unsrem Herrenstande sind und Preußen Gesetze geben helfen.

Freitag, den 16. April 1847.

Immer zu Bette. — Die Verhandlungen über die Adresse werden ernster und ergiebiger. Der Minister Graf von Arnim soll gut gesprochen und sehr zweckmäßige Vorschläge gemacht haben; unter den waltenden Umständen rühmt ihn die Hofseite, die ihn sonst heftig tadeln würde. Aber sein Antrag geht nicht durch und nur als Theil der

Adreſſe will man ihn gelten laſſen. — Die „Staatszeitung“ hatte einen kurzen, unvollſtändigen Bericht über die Sitzung vom 12. gegeben; darüber entſtanden Fragen, Vorwürfe und Forderungen heftigſter Art, und Bodelſchwingh verſprach, es ſolle alles vollſtändig nachgeliefert werden, man habe nur nicht ſo ſchnell mit der Arbeit fertig werden können.

Geſtern Beſuche von Weiher, Pfuel, Dirichlet, Oberſt von W., Frau von Treskow, Fürſt von Carolath. Alle ſprechen in gleichem Sinn. Pfuel, W. und Carolath ſind gewiß Männer des Königs; aber ſie erklären ihn auf den größten Irrwegen, beklagen ſeine Verblendung, den ohne Noth herbeigeführten üblen Zuſtand. Sie finden, daß die Stände nicht unbedingt nachgeben können noch dürfen, und daß, wenn ſie es thäten, dem Könige dadurch kaum geholfen ſei.

Heute Beſuche von Weiher, Graf von Kleiſt, Banquier Hirſchfeld, General von Both, Herrn Georg Reimer, Königsmarck, York und nochmals Königsmarck. — Fülle der Verhandlungen! Königsmarck hofft die Annahme des Entwurfs vom Grafen von Arnim, und ſieht nicht mehr ſo ſchwarz! Enttäuſcht durch York, findet er die Dinge wieder ſehr bedenklich. Es ſind ſtarke und würdige Reden in der Sitzung geführt worden, Bodelſchwingh hat ſich aber arg verſtiegen und unziemlichſt und unbegreiflichſt gefragt, ob man den König verantwortlich machen, vorfordern und ... (er machte die Geberde des Kopfabſchlagens) wolle! Ueberhaupt iſt er mehr dreiſter Schwätzer als Redner und ſeine Kniffeleien und Sophismen in Auslegung der Geſetze ganz ſchamlos unvernünftig, auch bringt er nichts davon durch.

Der Fürſt von Lichnowsky hat ſchauſpieleriſch und

nichtssagend gesprochen. Der Landrath von Vincke, Präsident von Beckerath, Herr von Saucken und Herr von Auerswald haben sich würdig hervorgethan.

Alles scheint einstimmig periodische Reichstage und keine Ausschüsse zu wollen, letztere gar nicht zu wählen oder doch nicht zu ermächtigen.

Die Geschäftsordnung ist schon gebrochen. Man spricht kürzere Aeußerungen von seinem Platze; man hält schriftliche Notizen in der Hand; man redet zwar zuerst den Landtagsmarschall an, nachher aber die Versammlung. Einer hat auch schon lesen wollen und der Marschall sah es ihm nach, bis es von Andern gerügt wurde.

An Späßen fehlt es auch nicht. Der König, sagt man, hat Reichs-Apfel, Reichs-Zepter, Reichs-Panier, alles Reichs-, nur nicht Reichs-Stände.

Sonntag, den 18. April 1847.

Zu Bette, gelähmt und leidend. Langer Besuch von Hrn. Thomas. Dann kam General von Both, um Abschied zu nehmen. — Später Graf von Keyserling mit den zwei Brüdern von Saucken, ostpreußischen Landständen, bald auch der Fürst zu Bentheim. Es fand die lebhafteste Erörterung der Tagesfragen statt. Die beiden Saucken sprachen vortrefflich, besonders angeregt und eindringlich der von Tarputschen, derselbe, dem der König bei der Vorstellung auf dem Schlosse die Hand gegeben und gesagt: „Sie sind mein wackrer Feind! Ich wünschte nie andere zu haben!“ (Wie zu Herwegh: „Wir wollen aufrichtige Feinde sein!“) Die Nachrichten über die Verhandlungen vervollständigen sich; Vincke, Hansemann, Mewissen haben vortrefflich gesprochen, die Adresse ist mit

großer Mehrheit angenommen worden, mit dem Arnim'ſchen Einſchub, aber auch mit Beckerath's und Auerswald's Beiträgen. Der Prinz von Preußen war zu Auerswald hingetreten und hatte ihn vergebens angegangen, ſeinen Zuſatz aufzugeben. Nach Saucken's Verſicherung werden die Stände auf ihrem Recht beſtehen und lieber auseinandergehen, als ſchmachvoll nachgeben. „Und ſollten, was ich nicht glaube, Mehrere von uns wanken, ſich durch Einflüſterungen ablenken laſſen, ſo werden jedenfalls wir Feſte in ſolcher Zahl übrig bleiben, daß wir als ſtarke Minderheit jeden Beſchluß der Andern, wozu zwei Drittheile der Stimmen gehören, unmöglich machen.“ Da ſieht man, daß die Geſchäftsordnung, welche den Ständen ihre Sache ſchwer machen ſoll, auch gegen die Regierung wirken kann!

Beſuch von Dr. Stahr aus Oldenburg. Stahr wollte ſchon an den Ständen verzweifeln, hielt ſie für beſiegt, erlegen. Ich munterte ſeine Hoffnung auf. — Alles iſt geſpannt auf den König, niemand weiß, was der thun wird. „Nachgeben, wie ſchon immer.“ Unſre Formen ſind ſehr demüthig, das iſt wahr, aber auch in ihnen kann ſich ſtarker Ernſt ausſprechen. — Man thut alles, um die Stände zu gewinnen, einzuſchüchtern, aber auch die öffentliche Meinung wirkt ſtark ein und das Beiſpiel der Muthigen, beſonders auch der Hinblick auf ihr Heimkommen.

„Die Adreſſe iſt keineswegs ein Seitenſtück zu dem Schreiben der Akademie; der Stil iſt doch ein andrer.“ Doch noch immer zu verwandt mit jenem.

„Weiſe Mäßigung im Kampfe mit thörichter Macht.“

„Kein Mirabeau, aber etwas von ihm in der ganzen Verſammlung.“ — „Schickt uns nur nach Hauſe! Ihr werdet uns oder Andere wiederſehen, und jedenfalls entſchloſſenere, ſtärkere.“ — „Wir ſchiffen von Klippe zu

Klippe, an einer werden wir ſcheitern müſſen, aber es wird uns Vortheil und Ehre ſein, an einigen glücklich vorbeigekommen zu ſein."

Neue Landtagsſchriften, jetzt nicht mehr anziehend.

In Gibbon geleſen.

Dienstag, den 20. April 1847.

Zu Bette mit vielen Schmerzen. — Geſtern vor meinem Bette große Verhandlungen; Prinz Ludwig von Carolath, Graf von York, Graf C., der eben von Paris gekommen iſt und der, über meine kühne Kritik erſchrocken, alsbald die Flucht ergreift! Herr Hervey. —

Heute ging es ſtürmiſch in meinem Zimmer her! — Brief aus London von Milnes, von Dr. Bergſohn von hier, Sendung von Weiße aus Leipzig, ſeine Antrittsrede über die Nothwendigkeit ſich in der Philoſophie jetzt wieder an Kant zu orientiren. — Beſuche von Herrn Thomas, Dr. Frank, Dr. Michael Sachs, Major von Vincke, General von Pfuel, Herrn Ziegler aus Winterthur.

Geſtern war keine Ständeſitzung; man ſagt, weil der Prinz von Preußen in Potsdam Truppen beſichtigte. Iſt das ein Grund? Schon ihn anzugeben, iſt ungeſchickt. Aber der wahre iſt wohl, daß der König noch keinen Entſchluß in Betreff der Adreſſe hat faſſen können.

Die Miniſter alle pflegen den Sitzungen beizuwohnen, aber bisher hat nur Bodelſchwingh geſprochen; Savigny, von ihm halb gefragt, halb aufgefordert, ob er nicht als Juſtizminiſter die Geſetzlichkeit des Patents vertheidigen wollte, machte das Zeichen der Verneinung mit Kopfſchütteln.

Donnerstag, den 22. April 1847.

Gestern versucht' ich aufzustehen und zu schreiben.

Unruhen auf den Märkten. Auflauf in der Charlottenstraße, auf dem Gensdarmenmarkt. Abends gewaltsames Stürmen der Bäckerladen, Konditoreien, dem Prinzen von Preußen die Fenster eingeworfen. Königsmarck eiligst zu dem Prinzen berufen. Die Truppen unzureichend. Horden schreiend und werfend in der Behrenstraße, unter den Linden, in der Mohrenstraße, Kanonierstraße; ich höre den Tumult, die Trommeln; erst nach Mitternacht wird es still. In anderen Stadttheilen ging es eben so her.

Heute mannichfache Nachrichten vom gestrigen Krawall, der heute in manchen Straßen noch am hellen Tage sich wiederholt! Plünderung der Bäckerladen, Versuch, die Straßen gegen die Reiterei zu verrammeln, heftige Zusammenstöße, viele Verwundete, auch Soldaten. Furchtbare Reden: „Alle Reichen müssen todtgeschlagen werden", Verwünschungen gegen den König und die Prinzen ꝛc. Doch hat das Ganze keinen politischen Karakter. Der Prinz von Preußen hat seine Scheiben am frühsten Morgen wieder machen lassen, man will nicht davon geredet wissen ꝛc.

Unsre Zensur ist jetzt ungeheuer streng, es werden den Zeitungen die maßvollsten Aufsätze zurückgewiesen; auch im übrigen Deutschland scheinen strenge Weisungen ergangen zu sein; die Furcht der Regierungen, die Vorsicht der Redaktionen und die Bemühungen der preußischen Gesandten wirken vereint dahin, daß nur wenig Tadel unsrer Sachen zur Oeffentlichkeit gelangt.

Die Worte des Königs „Ich und mein Haus wollen dem Herrn dienen", sind aus dem Buche Josua 24, 15.

Das Kapitel iſt überſchrieben: „Letzter Landtag Joſuä. Sein und Eleaſar's Tod und Begräbniß.“

Zweierlei Beſorgniß waltet, — daß die Stände nach und nach zum Nachgeben gewöhnt werden, und daß ſie andrerſeits allzuſchnell abbrechen. Man überſieht die Geſinnungen noch keineswegs und rechnet auf ihre Feſtigkeit nicht. Die Regierung fürchtet entſetzlich den Einfluß der öffentlichen Meinung und iſt daher auf die Zeitungen höchſt aufmerkſam, hält auch immer Federn bereit, die den Angriffen entgegenwirken ſollen.

Der König wird auf die Adreſſe nicht ungnädig antworten und ſchon jetzt mit Nachgeben anfangen, ſo wird verſichert, und ich glaube es!

In Gibbon geleſen, in Goethe's Leben.

Sonnabend, den 24. April 1847.

Immer im Bette und keine Spur von Beſſerwerden!

Größte Erörterungen, was zu thun ſei, was man thun werde? Ich weiß für den König noch immer nur den Rath, da gänzliches Nachgeben kaum möglich, die Stände nach Hauſe zu ſchicken, wiewohl auch das ihm empfindlich ſein würde. Die Konſtitution iſt zu ſchlecht gerathen, ſie enthält überall Steine des Anſtoßes, und muß über einen oder den anderen fallen! — Die Sitzungen nehmen ſich noch leidlich genug aus. Gute Reden von Mewiſſen und Hanſemann; letzterer ſprach das ſtarke Wort: „Es fragt ſich, ob wir weiter nur immer von Gnade und Vertrauen leben ſollen, oder endlich vom Recht?“

Der Fürſt von Solms-Lich hatte als Landtagsmarſchall der Herrenkurie geſagt, man müſſe die „falſche“ Vorſtellung abweiſen, als hätten die beiden Kurien verſchiedenen

Beruf und Trieb, die eine das Princip der Bewegung, die andre das der Erhaltung, beiden sei dieselbe Aufgabe gestellt, beiden gebühre dieselbe Gesinnung, nämlich die das Gemeinbeste zu fördern, für König und Vaterland. Darauf erhob sich der Prinz von Preußen und gab das im Allgemeinen zu, meinte aber, daß, wenn sich bedenkliche Anträge fänden, doch zunächst in der Herrenkurie der eigentliche Kern der Thronvertheidiger sein würde. Der Fürst von Solms war verwundert über den unzeitigen Widerspruch, die andre Kurie fühlt sich durch diese Unterscheidung verletzt.

Man will bemerkt haben, daß der Fürst von Solms-Lich den rheinischen Abgeordneten, die er alle schon kennt, vorzugsweise das Wort giebt oder läßt. Auch fällt es auf, daß er nach und nach die Sachen in die verhaßte konstitutionelle Form gleiten ließ, und sein Nachfolger Hr. von Rochow setzt dies fort. Man spricht immer häufiger vom Platze, gebraucht die Worte konstitutionell und parlamentarisch, beruft sich auf englische und französische Einrichtungen ꝛc. Der Fürst von Solms-Lich wollte das Wort „Amendement" nicht gelten lassen, es sei ausländisch, man könne sagen „Abänderungsvorschlag", allein er brauchte jenes bald selbst!

Die Aufsätze im „Journal des Débats" machen großes Aufsehen. Sie sind vortrefflich geschrieben und gut gedacht. Unsre Zeitungen nennen als Verfasser Hrn. Thomas.

Die Antwort des Königs endlich in der „Staatszeitung"; sie ist von allen Ministern unterschrieben. Nachgebend ist sie; zu viel für die Würde, zu wenig für die Sache.

Schnöder Artikel in der „Staatszeitung" gegen den armen Lehmann, Korrespondenten der augsburger

„Allgemeinen Zeitung“. Er hatte etwas Irriges hingeſchrieben. Unverhältnißmäßiger Zorn! Hinweiſung auf die Bundesgeſetze, daß die ſtändiſchen Verhandlungen nur auf den Grund der eigenen Blätter jedes Landes mitgetheilt werden dürfen. Schmachvoll, dies uns vorzuhalten!

Canitz hat den Marquis von Dalmatien wegen der Artikel im „Journal des Débats“ eifrig angeſprochen, dieſer ausweichend geantwortet. Klein und ſchwach!

Sonntag, den 25. April 1847.

Zu Bette, doch ſcheint mein Zuſtand ſich etwas zu beſſern.

Nachrichten von der Landtagsſtimmung. Ein Theil der Ständemitglieder beharrt auf entſchiedener Forderung aller erworbenen oder nothwendigen Rechte; ein andrer Theil will alles von der Zeit erwarten und von der Güte oder Schwäche des Königs, der ja ſchon zeige, daß er nachgeben werde. Aber dieſe Klugheit des Wartens und ſpäteren Erlangens kann ſchwerlich die Würde behaupten, die dem Landtage nöthig iſt; büßt ja ſchon der König ein, indem er nachgiebt! Geht das ſo fort, von beiden Seiten, ſo löſt ſich alles auf in einen matten Brei und wird das Wort von Fanny Lewald wahr, die neulich, als ein eben angekommener Fremder gemeldet und von jemanden bemerkt wurde, er komme zu ſpät, eifrig erwiederte: „O nein! er will uns unſre Laſt erleichtern, er will uns helfen uns zu ſchämen!“ — Mir iſt dieſes Ständeweſen von Anfang an zuwider; ich hab' es immer geahndet, wenn davon die Rede war, daß wir etwas der Art machen würden, ich wußte, daß nichts Geſundes entſtehen könne bei unſern Machern. Doch hatte ich noch vor drei Jahren einen

Anflug von Halbtäuſchung, wandte meinen beſten Willen dazu. Jetzt iſt es aber noch weit ſchlimmer als damals, jetzt iſt die Mißgeburt der Herrenſtand hinzugekommen. „Die Kurie der Herren", „die Kurie der drei Stände", wenn ich nur die Namen leſe, überfällt mich Uebelkeit. Und der Fürſt von Solms-Lich, das blühende Ariſtokrätchen, eine Hauptperſon! — Wer ganz neu zu dieſen Sachen kommt, mag einiges Gute daran ausſpüren, ſich daran erfreuen; bei meinen zweiunddreißigjährigen Anſchauungen aller Hergänge muß ich mich von dieſem unmuthig abwenden, wenn auch jeder einzelne Tag mir neue Spannung und Theilnahme aufdrängt. Abermals ruf' ich Rahel an, ihr Wahrheitsſinn hat ſich nicht getäuſcht, ſie wußte von jeher, wie es hier ſtand! Das Einzige, was ich willigen Herzens aufnehme, iſt die Freiwilligkeit, die wirklich ungenöthigte Großmuth des Königs, in dieſer Richtung überhaupt einen Schritt zu thun; das bleibt ihm als Menſchen hoch anzurechnen, denn er konnt' es völlig unterlaſſen. Hätt' er es nur unterlaſſen! Denn wie er es gethan, iſt freilich die Großmuth eine ganz nutzloſe, ja ſchädliche, ſie ſchwindet in der Thorheit dahin, mit der ſie ausgeführt worden, und wird ihm nicht gedankt, weder jetzt noch künftig.

Montag, den 26. April 1847.

Dr. Oppenheim aus Heidelberg beſuchte mich. Ein ſcharfer Kopf, voll Einſicht; er erzählte mir von Bakunin, Frau von Dudevant, von Robert von Mohl, Gervinus ꝛc.

Die Antwort des Königs will den Ständen doch keineswegs genügen; eine große Anzahl iſt heute im Hotel de Ruſſie verſammelt, um einen kräftigen Einſpruch zu

verabreden. So kann alles doch noch mit einem Bruch enden! Dieſer liegt freilich vor jedem Schritte! —

In Stettin Unruhen, in Halle, Merſeburg ꝛc., alles wegen Lebensmitteln. In Stettin wurde ein Offizier in die Oder geworfen, ein andrer im Geſicht verwundet.

Mittwoch, den 28. April 1847.

Die Verſammlung von Ständemitgliedern im Hotel de Ruſſie war nicht ſehr zahlreich, man hat den Beſchluß gefaßt, eine neue kräftige Verwahrung einzulegen, und viele Abgeordnete ſchließen ſich nachträglich an; der Schritt erſcheint gewagt, unzeitig, allein die Urheber ſagen, ihr Gewiſſen fordre ihn.

Der Prinz von Preußen gab neulich eine Mittagstafel, zu der nur der Herrenſtand geladen war; auch zu der Aſſemblee am Montag Abend — bei Canitz wurde ihretwegen ausgeſetzt — wollte er nur die Ariſtokratie des Landtags einladen, die Prinzeſſin jedoch ſetzte es durch, daß auch Bürger zugezogen wurden.

Als der Prinz neulich in der Herrenkurie jene unbedachten Worte geſprochen hatte, trug der Graf von York darauf an, das Protokoll der ganzen Sitzung, die faſt nur Erörterungen über die Stenographie enthielt, nicht zu veröffentlichen, der Fürſt Lichnowsky aber, der viel mitgeredet hatte, wollte ſich gern gedruckt ſehen, und die Veröffentlichung ging durch. Lichnowsky fragte nachher den Grafen, warum er das Gehäſſige auf ſich genommen, gegen den Druck zu ſtimmen? York erwiederte, bloß um des Prinzen willen, damit ſeine Worte nicht unter die Leute kämen; da rief Lichnowsky: „Ach was ſchiert mich der Prinz von Preußen, mag der für ſeine Worte leiden, wer

heißt ihn reden!“ Schlagende Widerlegung des Ausſpruchs des Prinzen, der ſich auf ſolchen „Herrn“ am ſicherſten ſtützen zu können meint.

Die Artikel des „Journal des Débats“ machen ungeheures Aufſehn. Der König ſoll äußerſt erbittert ſein! Die „Staatszeitung“ kämpft heute gegen den Artikel, der die Thronrede kritiſirt; ſie kämpft aber ſchwerfällig und wirkungslos. Wir haben immerfort Dünkel, prahlen bald mit dem, was wir zu beſitzen vorgeben, bald mit dem, was wir nicht zu haben meinen, heute zum Beiſpiel, daß wir keine Oppoſition haben, da eine ſolche doch nur allzu ſichtbar iſt. Uebrigens lobt die „Staatszeitung“ die Stände, ihre Haltung und Mäßigung, die Adreßdebatte ꝛc. Wer es nicht beſſer wüßte! Man lobt das Verhaßte, bloß weil man noch Schlimmeres fürchtete.

Bei den Aufläufen ſoll der Polizeipräſident von Puttkammer wenig Entſchloſſenheit gezeigt haben. Der Prinz von Preußen hat ihn hart angelaſſen deßhalb.

Donnerstag, den 29. April 1847.

Im Bette. Draußen kalte Luft, Wolken und Sonnenſchein.

Die Ausſicht, mit der ſich die Klugen und Lauen hinhalten und tröſten, kann mich nicht befriedigen. Sie meinen, mit einiger Geduld und Geſchicklichkeit werde man dem Könige nach und nach alles ablocken und abdringen, was dem Volke nöthig iſt, man werde ihm ſein Ständeweſen unvermerkt in ein vollſtändig konſtitutionelles verwandeln, und er werde es ſich gefallen laſſen; er habe ja ſchon angefangen nachzugeben, acht Tage nach der feierlichen Verſicherung, daß er es nicht thun werde, man müſſe nur

seine Schwächen zu benutzen verstehen und seiner Eitelkeit schmeicheln! Was wird damit gewonnen? Daß wir mit schlechten Ständen einen mißachteten König haben! Meinen die es gut mit ihm, die zu einer solchen Fügung der Dinge rathen, die Hand bieten? Gewiß nicht! Kann sich der König in ein konstitutionelles Wesen nicht finden, so regiere er absolut! Besser, daß die Macht in Einer Hand sei, als ganz verloren gehe und der Staat zertrümmere! Es ist nichts Geringes, diese Staatsschöpfung Preußen und seine denkwürdige Geschichte, nicht so leicht wird etwas der Art wieder zu Stande gebracht.

Gesetzentwurf wegen Bescholtenheit, die Eile und Beeiferung der Behörde läßt Bedenkliches im Hintergrunde vermuthen; man fürchtet eine Waffe zu geben, deren Gebrauch vielleicht schon gegen bestimmte Personen beabsichtigt sei. Ist der Fürst von Hatzfeldt durch die Exkommunikation bescholten? der Fürst Lichnowsky durch seine Hoffauer'schen Geschichten? Das ist schwerlich die Meinung; aber vielleicht der Graf von Reichenbach?

Die „Staatszeitung" lobt die Artikel des „Portefeuille diplomatique" über die preußische Verfassung. O weh! Das riecht noch dem Baron von Arnim, preußischem Gesandten in Paris!

Die „Grenzboten" von Kuranda Nr. 16 bringen einen Artikel über den preußischen Landtag, der die herbste Unzufriedenheit mit diesem ausspricht. Die Schlacht sei verloren, heißt es, die Stände hätten nachgegeben, es habe der Entschluß gefehlt. Der Schreiber hat gut reden, er war nicht im Gefecht! Dennoch ist selbst der ungerechte Vorwurf eine Hülfe für die Stände, ihr Widerstand erscheint nun maßvoll auch denen, die ihn sonst unmäßig finden würden!

Freitag, den 30. April 1847.

Beſuch vom Major von Vincke (er iſt noch nicht Oberſtlieutnant), der mir ſeine als Manuſkript gedruckte Schrift über „Patrimonial- und Polizeigerichtsbarkeit auf dem Lande“ brachte; ſehr brav gemeint! Er hat ſie den Landſtänden eingereicht. — Nachher kam Dr. Mundt; wir ſprachen über die ſchwebenden Verhandlungen, den ſpäten Proteſt wegen ſchon erworbener ſtändiſchen Rechte, die Mißachtung, in welche die Stände fallen müßten, das gleichzeitige Sinken des Königlichen Anſehns und daß unſer ganzer Zuſtand immer mehr verſumpfe, mißlicher und kraftloſer werde. Beiſpiele, wie ſtreng jetzt hier die Zeitungszenſur ſei.

Abends kam ganz unvermuthet der Freiherr Auguſt von Haxthauſen zu mir, brachte mir ſein Reiſebuch über Rußland, wollte mit mir über die Raskolniken und Duchoborzen ſprechen, und äußerte ſich auch über die preußiſche Verfaſſung mit vieler Freimüthigkeit. Kirchlich katholiſch und erzariſtokratiſch, wie ich ihn kenne, ſetzte er mich in Erſtaunen durch den Tadel, den er ausſprach. Er nannte den Herrenſtand eine Mißgeburt, wollte lebenslängliche Reichsräthe ſtatt der erblichen, verwarf den Mißbrauch, der mit Hiſtoriſch und Deutſch getrieben werde ꝛc.

Man will wiſſen, der Proteſt, von etwa nur hundert und dreißig Ständemitgliedern unterzeichnet — in den erſten Tagen hätten es mehr als vierhundert gethan — werde vom Landtagsmarſchall zurückgewieſen werden. Es wird mächtig eingewirkt, um die Widerſprecher zu mindern, einzuſchüchtern, abzulenken. — Die letzten Debatten waren ungeſchickt, ſchwerfällig, geiſtlos; die Sachen werden langweilig.

Sonntag, den 2. Mai 1847.

Die Landtagsverhandlungen fangen mich an zu ekeln; wie ſchlecht ſind die Formen, in denen ſich die Leute bewegen ſollen, wie ſchlecht bewegen ſie ſich! Bodelſchwingh iſt nichts weiter als ein plumper dummer Schwätzer und eine knechtiſche Beamtenſeele, die andern Miniſter Tröpfe. Man fängt doch endlich an, ihnen die Spitze zu bieten, auch kommen ſie nach und nach zum Gefecht. Der Finanzminiſter von Duesberg hat nichts Beſonderes vorgebracht, der Kriegsminiſter von Boyen ſich durch eine lächerlich geſprochene militairiſch-royaliſtiſche Rede dem Geſpött überliefert, Thile ſich gleich wieder zurückgezogen; Savigny hat ohne geſprochen zu haben ſein Theil abgekriegt. Das Ganze läßt ſich mehr und mehr zu einer Schweinerei an. Niemand lenkt die Sachen, von keiner Seite. Der König kümmert ſich gar nicht mehr um ſie, er lieſt die Debatten nicht, läßt ſich durch Bodelſchwingh nur kurz mündlich Bericht geben, und damit iſt es gut. Für ihn hat die Sache nur am erſten und zweiten Tage etwas Anziehendes gehabt, als er ſeine Rede hielt und die Stände bei ſich empfing und wieder anredete; damit war für ihn alles aus, die Adreſſeſache mag als ein Anhängſel an ſeine Rede ihn etwas beſchäftigt haben. Jetzt, verſichert man, denkt er an die Stände nicht mehr, — bis auf weiteres!

Heute Beſuch vom Prinzen Ludwig von Carolath; merkwürdige Aeußerungen von ihm, voll Verſtand und Witz!

Berühmte Sprüche — nicht der Weiſen Griechenlands, ſondern preußiſcher Miniſter:

„Ruhe iſt die erſte Bürgerpflicht“. Graf von der Schulenburg.

„Burſchenſchaft iſt Burſchenſchaft“. Herr von Kamptz.

„Beſchränkter Unterthanenverſtand.“ Herr von Rochow.

„Noth kennt kein Gebot.“ Herr von Bodelſchwingh.

Letzterer Spruch, vor dem Landtag öffentlich ausgeſprochen, iſt gleichſam eine Rechtfertigung und Schutzrede für alle Lebensmittel-Aufſtände!

Montag, den 3. Mai 1847.

Frühlingsſonne, mehr Grün, mehr Blüthen als geſtern. Ich aber bin unempfänglich für den erſehnten Eindruck und fühle mich in tiefſter Seele traurig. Dieſe Verſtimmung hat eine Hauptquelle in unſerm vaterländiſchen Zuſtand, ſowohl dem preußiſchen als dem deutſchen. Giebt es etwas Troſtloſeres, Matteres, als dieſe Zerfloſſenheit, Richtungsloſigkeit, dieſen Mangel kräftigen Zuſammenhangs, entſchiednen Wollens? Und auf gewöhnlichem Weg iſt keine Hülfe möglich, die Regierungen haben in ihrem dreißigjährigen Mißbrauche der Macht alle Wege ſorgſam verſperrt, auf welchen die Nation emporringen könnte. Revolution aber und rohe Gewaltausbrüche, wer möchte ſie veranlaſſen, wer nur ſie wünſchen, der ihre Schreckniſſe und Gefahren je erkannt hat?

Landtagsſachen verhandelt, Stellung der Stände, treffliche Rede von Mevißen, Unterzeichnungen der Proteſtation, Schwankungen. Die Perſonen benehmen ſich ehrenhaft genug, aber die Sache wird immer klätriger! Es iſt keine Triebfeder, es fehlt an Maſſenbewegung, die Stände haben nichts hinter ſich als die Provinzen, und die ſind fern und auseinander; der Boden, auf dem die Leute ſtehen, iſt locker, er leidet kein Auftreten. Und wie ſind ſie geknebelt!

Nach 9 Uhr fuhr ich zum Miniſter von Canitz. Er

klagte, es sei ihm nicht ganz wohl, er habe Vormittags in einer Ständeabtheilung die Preßfreiheit vertheidigt und nachher eine gewisse Unklarheit im Kopfe gefühlt. Die Preßfreiheit vertheidigt! Ein preußischer Minister! Aller Ehren werth! Ich fürchte aber, sie wird auch darnach sein.

Der König ist zum Pferderennen nach Neustadt-Eberswalde und kehrt erst morgen nach Berlin zurück.

Mittwoch, den 5. Mai 1847.

Die Landtagssachen verstimmen mich fortwährend. Ich sehe wohl, daß wir ein Beispiel und eine Bezeigung gewonnen haben, die nicht wieder verloren gehen können, aber ich muß trauren, daß so wenig Vernunft in diesem Anfange zu finden ist. Hätten wir die rechten Schritte gethan, wie herrlich hätte das die Nation erhoben, wie wäre ganz Deutschland uns zugefallen! Jetzt sind wir selber voll Scham, und Deutschland wendet sich nur stärker ab. — Unsre Verfassung ist durch und durch aristokratisch, alles ist zu Gunsten der obern Stände eingerichtet; die Bestimmung, daß Bürger nur Bürger wählen dürfen und Bauern nur Bauern, hält diese untern Stände beständig in ihrer Unterordnung fest, liefert sie gebunden dem Uebergewichte der obern. Die Verhandlung über die Bescholtenheit zeigt klar, wie sehr das Junkerthum vorherrscht. Dies heimtückische Gesetz mußte einfach abgewiesen werden!

Am zweiten Krawalltage hatte hier der Generalmajor Leopold von Gerlach ein Kommando unter dem Generallieutenant von Prittwitz und traf seine Anstalten ganz erbärmlich. Prittwitz schalt ihn dafür öffentlich hart aus, sagte ihm, dafür sei er General, um Einsicht und Urtheil

zu haben, nicht aber dumm auf Befehle zu warten, die niemand geben könne, als wer auf dem Platze ſei. Das geſchah vor der Truppe und allen Leuten. Man erzählt es ſich mit unglaublichem Vergnügen, jederman gönnt es dem Naſeweis und Frömmler.

„Seit ſie in den Ständen mit ſind, hat man ſchon gelernt, unſre Prinzen freier anzuſehen, ſie ſind zu bloßen Lieutenants herabgeſunken.“

„Wer ſolche Sachen vor ſechs Wochen geſagt hätte, wie jetzt Mewiſſen, Vincke und Andre, der wäre gleich gefaßt worden und ſäße in Haft“, ſoll der König ſcherzend geſagt haben.

Donnerstag, den 6. Mai 1847.

Man ſagt mir, es ginge mit unſrer Ständeverſammlung ja ganz gut, die Leute faßten die Sachen ordentlich an, ſprächen freimüthig und würden ſchon weiter kommen, der König aber gäbe ſichtlich nach, und würde immer mehr nachgeben. Ich kann die Sachen ſo günſtig nicht ſehen, und wäre es auch ſo, wie man es angiebt. Die Nachgiebigkeit des Königs iſt an ſich ſchon ſchlimm, wo ſtatt ihrer freiwillige einſichtige Darbietung ſein ſollte. Aber ſo leicht wird er nicht immer nachgeben, in Hauptſachen wohl nicht ohne daß ſtarke Erſchütterungen geſchehen, und aus der ruhigen Entwicklung werden wir in die Unordnung und Gewaltſamkeit geworfen. Noch ſehe ich den Gewinn der Freiheit keineswegs ſicher, höchſtens in ſpäter Zeit als Ergebniß vielen Unglücks, und andrerſeits, wer ſteht dafür, ob nicht in dem, was hier jetzt angefangen hat, das Haus Hohenzollern Gefahr läuft?

Landtagsſtreitigkeiten; es fängt etwas Leidenſchaft an

ſich einzumengen. Fürſt Lichnowsky ſagt dem Fürſten von Solms-Lich allerlei Spitziges. Die Junker zählen ihre Menge und werden übermüthig.

Vertrauliche Mittheilung: der Miniſter von Canitz, die Unmöglichkeit fühlend, ſich den ruſſiſch-öſterreichiſchen Abſichten auf Krakau mit Erfolg zu widerſetzen, habe ſich dadurch zu helfen geſucht, daß er die Sache dem franzöſiſchen und engliſchen Kabinet habe ſtecken laſſen, hoffend, dieſe würden nun ſtark auftreten; allein, da dieſe nichts thaten, ſo blieb auch ihm nichts übrig, als nachzugeben.

Sonnabend, den 8. Mai 1847.

In dem Landtage regen ſich täglich mehr Leidenſchaften, die Perſönlichkeiten werden kenntlicher, die Geſinnungen, der Ehrgeiz, der Unmuth. Der enge Zuſchnitt der Formen, in denen man ſich bewegen ſoll, macht endlich auch den Langmüthigſten ärgerlich. Die beiden Landtagsmarſchälle ſind ihrem Amte nicht gewachſen, ſie benehmen ſich als gebietende Leiter und haben das nöthige Zeug nicht; beſonders iſt Herr von Rochow ungeſchickt und maßt ſich eine Macht an, die er perſönlich nicht behaupten kann, er muß den Landtagskommiſſair und den König ſelbſt um Hülfe anrufen; ſeine Mittelmäßigkeit zeigt ſich offen und giebt die ärgſten Blößen. Der Fürſt von Solms-Lich iſt etwas klüger, aber bei weitem nicht klug genug; er ſtellt ſich, als habe er die größte Achtung für die Redefreiheit, als wolle er mit größter Billigkeit verfahren, aber ſeine Eitelkeit begehrt auch das Lob der Regierungsſeite, und ſo möchte er manches Mißfällige durch ſein Anſehn und ſeinen Spruch abwenden, was doch nicht immer gelingt. Die Einrichtung, daß die Marſchälle

von der Regierung ernannt werden und ſelber die Abtheilungen und Berichtgeber ernennen, iſt die verkehrteſte von der Welt und wird ihren Zweck nicht erfüllen. Uebrigens erſcheint mir die ganze Sache nicht erfreulicher, als ſie mir gleich zu Anfang erſchien; ich kann dieſe Ständeverſammlung nicht als meine anſehn, die muß ein andres Geſicht haben!

Sonntag, den 9. Mai 1847.

Dr. Klein ſagte mir, daß er geſtern den Dr. Meyen geſprochen, der, zu zweijähriger Feſtungsſtrafe verurtheilt, dieſe in Stettin abbüßen wird.

Nachmittags kam Bettina von Arnim, voll von Mittheilungen. Sie hat über das Toleranzedikt einen Lobgeſang an den König geſchrieben und ihn durch Humboldt eingeſandt; da Humboldt Neugier gezeigt, zu wiſſen, was ſie denn dem Könige geſchrieben, ſo hat ſie eine Abſchrift überſchickt. Der König ſoll geäußert haben, er halte Bettinens Lob für Ironie, ſei es aber Ernſt, ſo freue es ihn ſehr. Bettina wunderte ſich und wollte es kaum recht glauben, daß mir Humboldt nichts davon geſagt. Recht Bettiniſch! — An den Magiſtrat hier hat ſie auf's neue geſchrieben, wenn er denn nicht Spaß verſtünde, ſo wollte ſie Ernſt mit ihm reden, und darauf ſei ihr wieder eine nichtsſagende Antwort zugekommen. Sie vertraut mir auch, daß das Gypsmodell ihres Goethe-Denkmals in Rom durch Steinhäuſer vollendet ſei, und nun die Ausführung in Marmor beginne; ſie werde dies nun dem König anzeigen und ihn fragen, ob er den dazu von ihr erdachten Brunnen und den Platz auf dem Muſeumsvorraum, wo jetzt der Springbrunnen iſt, geben wolle, dann ſchenke ſie das Denkmal

nach Berlin, wo nicht, ſo werde ſie es nach Weimar geben.

Der Landtagsmarſchall von Rochow, der die Petition für die polniſche Nationalität als eine provinzliche Sache abgewieſen hatte, darauf hart angefahren worden war und die Sache der Entſcheidung des Königs überweiſen wollte, hat darauf nachgegeben und erklärt, daß die Petition einer Abtheilung überliefert ſei. Wahrſcheinlich iſt ihm von oben her bedeutet worden, wie ungeſchickt es ſei, dem Könige hier einen Ausſpruch zuzumuthen. — Auch Bodelſchwingh hat tüchtig herhalten müſſen. Die Miniſterleute werden an den Landtag gedenken!

Wackre Reden von Saucken-Tarputſchen, Mewiſſen, Beckerath, Tſchocke, Vincke, — letzterer iſt einer der nachhaltigſten Dränger. Die miniſteriell geſinnten Junker der Mark, Pommerns und Schleſiens machen den größten Lärm, um den Fortgang der Verhandlungen abzubrechen und die freiſinnigen Redner zu ſtören; ſie, nicht die Oppoſition, gebärden ſich leidenſchaftlich, und Bodelſchwingh hat ſich öffentlich müſſen vorwerfen laſſen, daß die erſte Aufregung und Unart von ihm ausgegangen ſei.

Montag, den 10. Mai 1847.

Die Ständemitglieder hatten ein Mittagsmahl bei Kroll im Thiergarten. Der Fürſt Lichnowsky ſoll alberne, jungenhafte Reden gehalten haben, auch Beckerath keine ausgezeichneten; gemeiner Ton.

Abends fuhr ich in die Aſſemblee zu Canitz. Der Miniſter war etwas befangen, beſprach die Nachrichten vom Kroll'ſchen Feſte; alles Kleinſte erregt noch Eiferſucht, Sorge!

Zu Hauſe die „Staatszeitung“ mit ihren Beilagen geleſen bis halb 1 Uhr. Die Ständeverhandlungen werden erſtaunlich ungeſchickt, weitſchweifig und zerhackt; es zeigt ſich manch unſaubrer Geiſt, und Rückſicht und Klugheit walten vor. Oft ſieht es gradezu wie Feigheit aus. Die üblichen Schmeicheleien für den König ſind um ſo ekelhafter, als ſie oft nur Lügen und Liſten ſind, ſich mit ſeinem Namen zu decken; die Schlauheit, nach und nach etwas mehr Boden zu gewinnen, bringt es doch nicht zu was Rechtem. Lieber ſähe ich durch freie Sprache das tiefe Gebrechen der Unvereinbarkeit des Gewährten und des Angeforderten offen durchgefochten. Ginge die Sache dann ganz auseinander, ſo wäre dabei nichts verloren; ſolches Zeug, wie ſie jetzt haben, können ſie leicht entbehren oder auch wiederbekommen.

Canitz erweiſt ſich doch im geringſten nicht als ein leitender Staatsmann, er läßt eben auch nur geſchehen, wie die Andern. Sie wirthſchaften Alle mit Zufälligkeiten, flicken und ſtopfen, wo was reißt. — Man begreift, was für gut Spiel ein tüchtiger König oder Miniſter hat, wenn einmal ein ſolcher auftritt, und mit Leuten jener Art zu thun findet!

Dienstag, den 11. Mai 1847.

Den neuen Gang der Dinge, in den wir eingeſchritten, find' ich mit jedem Tage beklagenswerther. Welche Mißgeburt, mit welcher fortan Preußen leben ſoll, die es mit aller unſäglichen Anſtrengung doch nie zu was Rechtem ausbilden, und die es eben ſo ſchwer loswerden kann! Dieſe bevorrechtete Ariſtokratie, dieſe Befeſtigung auch des untern Adelsweſens, dieſe gewaltſame Einſperrung in Stände,

wie ſoll das aufhören, ohne daß die gewaltſamſten Vorgänge ſtattfinden, Vorgänge, die, abgeſehen von allem Erfolge, ſchon an ſich die furchtbarſte Heimſuchung ſind? Unſre Staatsbildung iſt auf lange, lange Jahre heillos verpfuſcht! Alle Zeugungskraft ſcheint hier zu fehlen, unfruchtbare Gelüſte nehmen die Stelle jener ein. Der geordnete, militairiſch kräftige und verheißungsvolle, trotz alles Adelthums in ſeinen Grundzügen entſchieden demokratiſche Staat iſt nicht mehr, und ein Verfaſſungsſtaat iſt daraus nicht geworden, als elender Zwitter muß er nun weiterleben, und wer weiß in welche Nöthen gerathen! Das bischen freie Rede, das bischen Einſpruch gegen die Miniſterhoffahrt mag immerhin für den Augenblick ein wenig gefallen, aber es genügt nicht, es kann nicht tröſten für das Mißgeſchick, das in der Hauptſache liegt, in der Verkehrtheit und Willkür der Anordnungen. Was will denn der König mit dieſen Ständen? Glaubt er mit dieſen den Staat gekräftigt, ſeine Regierung geſtützt und erleichtert zu haben? Mit nichten! Grade das Gegentheil! Und wen hat er jetzt in dieſer Verſammlung! Ich will dieſe Hanſemann, Beckerath, Mewiſſen, Saucken, Vincke, Auerswald und wie ſie ſonſt heißen, in ihren Ehren nicht ſchmälern, aber eigentlich ſind ſie doch alle nur ein Mittelſchlag, und das Aechte und Wirkſame in ihnen wendet ſich unter ſchonenden Formen doch nothwendig gegen den König und ſeine Regierung, muß ſie bekämpfen, ſchmälern, ja wider Willen untergraben. Das iſt die Arbeit, das Werk, das vor ihnen liegt. Wie anders, wenn der König, ſelber voranſchreitend, die Vorgeſchrittenſten der Nation, die wirklich Edlen und Tüchtigen um ſich verſammelt hätte, in zeitgemäßer Weiſe, ein Vorbild für Preußen ſelbſt und für Deutſchland! Dieſe Männer und dieſe Formen hätten

ihn wirklich ſtark gemacht, hätten ihn getragen zu unberechenbaren Erfolgen und zur ruhmvollſten Unſterblichkeit! — Die pietiſtiſche Lüge hat alles auf weit hinaus zu Grunde gerichtet.

Mittwoch, den 12. Mai 1847.

Ich höre aus beſter Quelle, daß der König und ſeine Freunde ganz beſtürzt und betrübt ſein ſollen, keine entſchiedenen Talente auftreten zu ſehen, am wenigſten auf der Staatsſeite, denn auf der Ständeſeite will man Beckerath, Hanſemann, Auerswald und Vincke noch ziemlich als Talente anerkennen, obſchon es ſo gar viel auch mit ihnen nicht bedeutet. Die Leute meinen, in dieſem Brei könne ein tüchtiger Schwimmer ſchwimmen, er kann aber nur darin erſticken, oder ihn wegſchlemmen, wenn er friſches Waſſer zuſtrömen läßt. Für ſo ein rechtes „Talent", das ihnen dienen wollte, gäben jetzt Miniſter und König viel. Auch der Landtagsmarſchall von Rochow führt dieſe Klage, er, der doch gleich zuerſt wegen Unfähigkeit beſeitigt werden müßte!

Herr Profeſſor Michelet hat nun eine Entſcheidung ſeiner Sache erhalten. Die Räthe des Miniſteriums, mehrere Juriſten, hatten ſämmtlich erklärt, ihm könne höchſtens ein Verweis gegeben werden, die Entlaſſung von der Univerſität ſei durch nichts gerechtfertigt; dennoch hatte der Miniſter Eichhorn, unterſtützt von ſeinem Direktor von Ladenberg, auf letztere beim Könige angetragen. Der König hat ſie auch ausgeſprochen, jedoch, abgekühlt von ſeinem früheren Zorn, ſie aus Gnaden dahin gemildert, daß ſie fürerſt nicht ausgeführt würde, aber bei dem erſten neuen Mißvergnügen, zu dem er Urſache gäbe! Ob man das

der Würde eines Universitätslehrers angemessen erachtet, so mit dem Strick um den Hals einherzugehen? Ob solche Herabwürdigung noch Gnade heißen kann? Und was wird Michelet thun?

Sonnabend, den 15. Mai 1847.

Die „Staatszeitung" bringt einen rührenden Brief des Pfarrers Uhlich an den König, nebst des Ministers Eichhorn unwürdiger, süßlich-schnöder Antwort darauf. Pharisäergezücht!

Montag, den 17. Mai 1847.

Gestern unerwartet kam Herr Lassalle. Seine Prozeßsachen am Rhein sind gut für ihn ausgefallen.

Besuch von Herrn Moritz Hartmann, der mir seine Gedichte bringt und Abschied nimmt, er geht nach Böhmen, wo er auch die Fürstin von Schwarzenberg zu sehen hofft.

Der König will die Stände nicht vertagen, sondern ihre Arbeiten fortsetzen lassen. Es steht nun außer Zweifel, daß sie Geld nicht bewilligen, zu den Ausschüssen nicht wählen. Die Minister spielen eine klägliche Rolle, jeder wird geschlagen, besteht mit Schande; Savigny thut lieber gar nicht das Maul auf. Grundfehler: Es sollen keine verantwortliche Minister sein, kein konstitutionelles Ministerium, nur Ausführer der Gebote des Königs; also keine Organisation, keine Einheit, keine leitenden Maximen, kein Zusammenhang. So folgt eines aus dem andern!

Mittwoch, den 19. Mai 1847.

Der Landtag ſchleppt ſich in kleinen Bewegungen fort, jeder Abgeordnete will ſein Wort dazu geben, es iſt gar keine gründliche Verhandlung. Der Meiſter der klaren und geſchickten Rede iſt offenbar Vincke; nach ihm ſind Hanſemann, Beckerath, Auerswald, Graf von Schwerin und Mewiſſen ausgezeichnet; es kommen auch von Andern ſcharfe, einſchneidende Worte vor. Die Miniſter haben ſchweren Stand und leiden viel. Der Miniſter Eichhorn hat eben in einer einſtündigen Rede über die kirchlichen Bewegungen ſich vollſtändig blamirt, man hörte nur leeres Geſchwätz, ſcharrte, lachte, über hundert Abgeordnete verließen den Saal. Klägliche Unfähigkeit, die an den Tag kommt! Die Phraſen, die in Miniſterialreſkripten ausreichen, verſchlagen hier nichts; wie ein dummer Junge beſtand der Miniſter; aber als er fertig war, ſprach er ganz wohlgefällig mit dem Grafen von Königsmarck, wie vortrefflich alles gehe!

Der König will den Zwieſpalt zwiſchen ſeinen Anſichten und denen der Stände durchaus auf die Spitze treiben und zur Entſcheidung bringen, wobei er auf vollen Sieg hofft. Man will den Ständen vertraulich zuſichern, ſie ſollen nur fürerſt nachgeben, ſich dem Willen des Königs fügen, dann wolle er ihnen ſpäter aus eigner Bewegung alles, was ſie jetzt fordern, bewilligen. Welch ein elendes Poſſenſpiel wäre das, und wie vergeblich in der Sache! — Die dem Könige ſo rathen, ſind keine Staatsmänner, ſondern elende Intriganten.

„Gehorchen ſollen ſie zuerſt! Ich denke militairiſch, erſt Gehorſam, dann Erörterung.“ Aber wozu dann Stände und Landtage? Die Leute ſehen in dem Landtage den Feind, den man unterdrücken, ſchlagen muß, und bedenken

nicht, daß elende geschlagene Stände zu gar nichts sind und auch dem Könige Schande machen. Verwirrung!

Freitag, den 21. Mai 1847.

Der Prinz von Preußen rief neulich nach der Sitzung den Herrn von Vincke heran und sagte: „Ein Wort unter vier Augen!“ — Vincke sah an zwanzig Personen herumstehen und vorüberdrängen, und fragte daher lächelnd: „Nennen das Ew. Königliche Hoheit unter vier Augen?“ Der Prinz entschuldigte sich, und meinte, es schadete nichts, wenn auch Andre zuhörten; darauf befragte er Vincke'n, ob er auf ihn, den Prinzen, hingedeutet, als er von Nachfolgern des Königs gesprochen, die es nicht gut mit der Verfassung meinen könnten? — Da sagte Vincke spitz: „Ich kann versichern, daß ich bei meinen Worten an Ew. Königliche Hoheit im geringsten nicht gedacht habe.“ — Der Prinz wollte noch von den Rechten sprechen, die er von seinen Ahnen überkommen habe und seinen Nachkommen unverkürzt hinterlassen wolle, Vincke jedoch soll erwiedert haben: „Ich habe gleichfalls Ahnen und Nachkommen.“

Nun ist aber noch das Unerwarteste geschehen, daß nämlich der Minister von Canitz, bei seinen ersten Versuchen zu reden, auf das gräßlichste sich blamirt hat! Eine Petition wegen Schleswig-Holstein war als politisch nicht angenommen worden, Canitz trat auf und sagte, das Verbot sei nicht so streng gemeint, worauf der Landtagsmarschall die den Antragstellern zurückgegebenen Petitionen dieser Art sich wieder ausbat. Große Freude in der Versammlung, Staunen und Verwunderung bei den andern Ministern und ihrem Anhange, Wuth und Geschrei bei

den Ultra's! „Canitz ficht sich die besten Brocken heraus!“ Aber wie ging es weiter! Der Prinz von Preußen stellte nachher Canitz zur Rede, dieser wollte seine Ansicht erst behaupten, wurde aber bald mürbe und besorgt, und am folgenden Tage nahm er in einer zweiten Rede seine erste vollständig zurück! Großer Sturm und Einspruch. Geschrei und Zorn! „Nicht einfach blamirt, sondern doppelt!“ Man schreit, er könne nicht Minister bleiben, alle Höfe müßten wider ihn sein. Der Prinz von Preußen haßt ihn und wird seinen Sturz gern befördern. — Canitz'ens Benehmen ist in der That unbegreiflich; er ist aber ohne Zweifel zu der ersten Erklärung durch Gespräche, die er mit dem Könige gehabt, berechtigt gewesen, oder glaubte es zu sein. Die Zurücknahme jedoch hätte er unterlassen sollen.

Der Prinz von Preußen hat seine Zustimmung zu der Verfassung, die durch das Patent vom 3. Februar 1847 eingerichtet worden, nur unter der dreifachen Bedingung ertheilt, daß

ein Oberhaus stattfinde,

den Ständen kein Budget zur Bewilligung vorgelegt werde,

die Stände sich nicht um auswärtige Angelegenheiten zu kümmern haben.

Der König hörte hierüber seine Räthe, und nahm diese Bedingungen an.

Hieraus erklärt sich der außerordentliche Zorn des Prinzen, als Canitz auftrat und den Ständen ein Recht, über auswärtige Angelegenheiten zu berathen, zusprach.

Pfingstsonntag, den 23. Mai 1847.

Das Geschrei über Canitz'ens Blöße dauert fort. Er hat wenig Freunde, man gönnt ihm die Demüthigung.

Ueber die Stände wird daneben geschimpft, als ob sie die elendesten aller Menschen wären. Namentlich Vincke ist ein schlechter Kerl, der sich unterstanden, die Rede des Königs zu persifflliren! — Das Geschmeiß muß mit Schande fortgejagt werden. Ei, warum habt ihr's denn berufen?

Dienstag, den 25. Mai 1847.

Gestern Besuch vom Grafen von *, lebhaftes Gespräch über die Lage der Dinge, was man dem Könige rathen könne; — zunächst, mit andern Vorstellungen an die Arbeit zu gehen, — vergebliches, unmögliches Anrathen! Jeder bleibt, wie er ist.

Canitz thut ganz vergnügt, und als habe er gar keinen Nachtheil erlitten, im Gegentheil. Auch zürnt ihm der König nicht. Wirklich scheint auch die Sache bei weitem nicht so schlimm, wie man sie macht; er hat nur so viele Feinde, und die machen ihm das bischen Freisinn zum todwürdigen Verbrechen, drücken aber am meisten auf den Widerruf, der ihnen dem Inhalte nach ganz recht wäre, von dem sie aber sehr gut wissen, daß er ihm in der Meinung schadet; sie bestehen darauf, er sei zu sehr bloßgestellt, er könne nicht im Amte bleiben, und sie werden ihm, wenn er bleibt, das Leben noch sauer machen, wobei sie die fremden Höfe klug benutzen!

Mittwoch, den 26. Mai 1847.

Der Graf Yorck hat in der Herrenkurie recht tapfer für die Aufhebung der Patrimonialgerichte gesprochen, ist

aber dafür von Andern scheel angesehen worden; Graf von Dyhrn stimmte ihm bei.

Der König läßt ein Album des Vereinigten Landtags anfertigen, jedes Ständemitglied schreibt ein Blatt, die Ritter geben ihre Wappen dazu, die Standesherrn auch Abbilder ihrer Schlösser. Die Mitglieder bekommen Abdrücke, in Sammt und Gold, in Maroquin, in Leinwand, je nach dem Stande! Das Ganze soll sehr prächtig werden und eine hübsche Summe kosten. — „Nun sind die Landstände dicke durch! Wenn es erst an Zeichnen und Mahlen kommt, dann ist alles geborgen!“

O'Connell am 15. Mai in Genua gestorben.

Wunderliche Nachrichten aus Spanien; sinnliche Liebe scheint dort alles zu bestimmen!

Freitag, den 28. Mai 1847.

Heute Vormittag auf die Königliche Bibliothek gegangen. Hrn. Dr. Spiker gesprochen, Hrn. Stadtrath Duncker, Banquier Fränkel, den Deputirten Oberstlieutenant von Arnim (aus Kriewen) — den bösen Stockaristokraten, der sich freut, daß morgen der Landtag die Prinzipienfrage vornimmt, bei der seiner Meinung nach die Regierung siegen wird. — Der Fürst von Wittgenstein ist in Potsdam.

Der Landrath von Vincke und der Fürst von Solms-Lich haben sich miteinander geschossen, sagt man, und der erstere sei leicht verwundet. — (Unwahrscheinlich.)

Der König fragte den Landtagsmarschall von Rochow neulich: wie es ihm ginge? und als dieser geantwortet: O ganz gut!, so fuhr der König fort: „Nun das ist doch viel, bei allen den Tausendschockschwerenoths-Geschichten, die wir jetzt hier haben!“

Die Nächsten von Canitz sind sehr betreten über die Folgen seiner neulichen Aeußerungen, er selbst aber scheint gutes Muthes. Daß Andre mehr daraus machen wollen, als eigentlich ist, leidet keinen Zweifel.

Der Landtag soll um vierzehn Tage verlängert werden; das Judengesetz wird nicht zur Verhandlung kommen, die andern Königlichen Propositionen werden nicht durchgehen, die Ausschüsse nicht gewählt; so kann alles schnell zu Ende gehen. — Doch wie stehen wir dann und was wird ferner aus den Sachen?

Sonnabend, den 29. Mai 1847.

Nachricht von der heutigen Sitzung, Savigny hat endlich den Mund aufgethan und in einer Rede zu beweisen gesucht, daß die Stände alles hätten, was ihnen zukäme! Man drang darauf, daß sein Vortrag, ehe man ihn verhandle, gedruckt werde, weil er schlecht gehört und daher wenig verstanden worden. Man sagt, er habe sich als schamloser Sophist erwiesen. Es wird ihm gedient werden! — Wenn nicht ein Wunder geschieht, so wird die Regierung in diesem Kampfe noch vollständiger unterliegen, als in den früheren; sie fordert ihn aber.

Der Prinz von Preußen hat gleich nach der ersten Erklärung des Ministers von Canitz gesagt: „Wenn ich König wäre, so blieben Sie keine Stunde mehr Minister!“ Canitz wollte sich vertheidigen; warum hat er nicht gradezu gesagt: „Aber Sie sind es nicht, und haben kein Recht, mich auch nur zur Rede zu stellen“? — Der Prinz hat darauf den Minister Grafen zu Stolberg veranlaßt, nach Sanssouci zu fahren und dem Könige das Unerhörte, was Canitz gethan, mitzutheilen. Der König aber lachte und

meinte, das habe er ja schon lange vorher gewußt, und finde es auch jetzt noch gar nicht zu tadeln. Große Bestürzung Stolberg's, Aerger des Prinzen und gesteigerter Haß gegen Canitz. Sie werden diesen noch wohl unterkriegen! —

Der Prinz von Preußen hat auch den Prinzen Biron von Kurland in der Herrenkurie mit üblen Worten angefahren; Graf von Yorck, heißt es, wolle sich ganz zurückziehen wegen der schnöden Reden des Prinzen.

Montag, den 31. Mai 1847.

Der Graf von Königsmarck sandte mir den nun für die Ständemitglieder gedruckten Vortrag des Ministers von Savigny. So schlecht habe ich es mir nicht gedacht! Kein neuer Gedanke, nichts als was schon Bodelschwingh gesagt hatte, nur matter, farbloser, zaghafter; er faßt die Sachen mit spitzen Fingern an, ohne Spur von Eifer, von Ueberzeugung, ohne Spur eines Willens, einer Hoffnung, ein elendes, dürftiges, kahles Machwerk, noch viel schlechter, als die Eichhorn'sche Jammerrede! —

Canitz machte mir eine scherzhafte Anspielung auf seine letzten Geschichten; er scheint nicht völlig einzusehen, wie groß die Gefahr ist, in der er schwebt, wie entschieden der Haß, den er auf sich gezogen. — Der Graf von Schlick hat zu Hänlein in Hamburg gesagt, wenn das mit unserm Landtage so fortginge, so würden binnen zwei Jahren Oesterreicher hier einrücken!! Damit im Gegensatze war es lustig, wie Trauttmannsdorff mir einreden wollte, er fände den Gang unsrer Sachen ganz vortrefflich und gar nicht beunruhigend. —

Bayerische Staats-Bibliothek

Nun geht das Gerücht, Lichnowsky und Solms-Lich hätten sich geschossen! „Als Landtagsmarschall darf Solms-Lich gar keinen Zweikampf haben.“ — „Gut“, sagte ich, „er schlägt ihn also aus, dann ist er bescholten, dann kann er nicht im Landtag bleiben, dann kann er sich schlagen.“ Allgemeines Gelächter! —

„Nothgedrungener Bericht aus seinem Leben, von E. M. Arndt“ (Leipzig 1847, 2 Bände). Mit allen Polizeistrichen abgedruckte Untersuchungspapiere! Eine späte Züchtigung für Kamptz! —

Dienstag, den 1. Juni 1847.

In Arndt's neustem Buche kommt ein Brief von ihm und einer von Niebuhr vor, in denen von Stein gar Mißfälliges ausgesagt wird. Man sieht, wie beide in ihren späteren Urtheilen mit etwas Gewaltsamkeit ihn zu ihrem Helden gemacht haben, den Zurückgezogenen im Gegensatze des noch thätigen Hardenberg's, mit dem sie unzufrieden waren. Indeß giebt Arndt in einer Anmerkung auch Hardenberg'en wieder die gebührende Ehre. Aus Schleiermacher's Briefen spricht kein schöner Sinn, sondern eine willkürliche, gezierte Schärfe, die er sich zwischen dem Predigen und Platonübersetzen hatte ankommen lassen.

Kritische Stellung des Prinzen von Preußen im Staate. Er wird es dahin bringen, daß die Minister sich ihrerseits eine stärkere geben müssen. Sein Tadel ist gar oft ein zufälliger, persönlicher, von dem er selber nicht Rechenschaft zu geben weiß; dafür ist er zu gewichtig, ja manchmal vernichtend. Und nun daneben und dahinter die Prinzessin mit *ihren* Betheiligungen! Es ist kein Auskommen mit solchen Verhältnissen.

Donnerstag, den 3. Juni 1847.

Ich ging aus, besuchte Herrn Hesse, sprach Friedrich von Raumer, Böckh, war lange beim Fürsten von Wittgenstein, der mir einiges mittheilte, und sehr über Savigny's Niederlage wie über die frühere Eichhorn's lachte.

Ueber Savigny's Jammerrede ist nur Eine Stimme des Verwerfens, der Verwunderung, der Verachtung. „Der König müßte ihn auf der Stelle fortjagen, er hat nicht einmal den Willen gehabt, etwas zu sagen, ob die Fähigkeit, das kommt noch gar nicht in Betracht.“ Die Schadenfreude ist selbst bei den andern Ministern sichtbar. Jederman gönnt dem Pfau, sich so begossen zu haben.

Der Landtag ist bis zum 19. verlängert. In der gestrigen Sitzung ist das Recht jährlicher Wiederkehr mit großer Stimmenmehrheit, jedoch nicht mit zwei Drittheilen, das Gesuch um zweijährige Wiederkehr aber mit weit über zwei Drittheilen ausgesprochen worden. Nun kommt es darauf an, ob man die Ausschüsse wählen wird. Von der Regierungsseite wird alles aufgeboten, die Stände dafür zu stimmen.

Sonnabend, den 5. Juni 1847.

Landtagsverhandlungen in gutem Gange, die Stände zeigen Wohlmeinung, Geschicklichkeit und Rednergaben genug; aber es bleibt doch alles zu sehr in der Schwebe, das Rechte wird allenfalls gesagt, aber nicht beschlossen. Und wenn der König nicht nachgiebt, was dann? — Der Minister Eichhorn ist zum zweitenmal aufgetreten und ist wieder mit Schanden abgefertigt worden; über die Konstitutionskommission, deren Mitglied er gewesen, hat er sich lügenhaft geäußert.

Montag, den 7. Juni 1847.

Eine neue Arbeit angefangen, die Schilderung meines Aufenthalts in Wien vom Jahre 1834. Große Schwierigkeiten der Behandlung; das Persönliche darf nicht fehlen und doch nicht zu stark hervortreten, am wenigsten in zersplitterten Einzelheiten. —

Unsre ständischen Sachen heben sich bedeutend, stellen sich klarer heraus, der König geräth in immer größeren Nachtheil und die Lage der Sachen wird schwieriger und drohender! Was soll er thun? Will er die Widerspenstigen verhaften lassen und sie vor Gericht stellen? (Da würde das neue Zellengefängniß das Ständehaus!) Wird er nachgeben, oder alles gut sein lassen? Alles für ihn schlimm! —

Erklärung des Justizministers Uhden in der vorgestrigen Sitzung über die Banknoten. Immer ernster werden die Sachen, immer mehr enthüllt sich die Unordnung der bisherigen Wirthschaft.

Mittwoch, den 9. Juni 1847.

Der König ist ungemein heiter und lustig; dabei soll er voll Zorn und Unwillen über den Landtag sein und ihn mit Ungnade entlassen wollen; Andre sagen, er lobe die Stände, rühme deren gute Gesinnung, freue sich der Ehre, die seine Schöpfung einärntet. Beides kann recht gut zusammen sein. — Man fürchtet, der König werde wieder eine Rede halten bei der Entlassung, gnädig oder ungnädig, jedenfalls werde sie schaden! —

Der Prinz von Preußen tritt gegen das Verlangen periodischer Wiederkehr des Landtages auf, findet es aber

eigentlich richtig. Er klagt, daß der König ihn antreibe, zu wirken und zu sprechen, und oft in einem Sinne, dem er selber gar nicht beistimme. Die Leute sagen, der König schicke recht gern seinen Bruder in einen Kampf, der ihn unpopulair mache, aber der Bruder, wenn er freisinnig sei, thue unrecht, sich anders zu äußern; doch das sei nur eine Täuschung, er sei nicht freisinnig, sondern das Gegentheil. —

Gerede, daß Vincke den Justizminister Uhden gefordert habe; der Prinz von Preußen hat erklärt, dieser dürfe sich nicht schlagen. — Auch der Graf von Gneisenau soll ein Duell haben mit einem andern Deputirten. —

Die Stände besprechen ein Ehrengeschenk für den Landtagsmarschall von Rochow; aber der Fürst von Solms-Lich soll nichts haben!

Freitag, den 11. Juni 1847.

Es ist ausgemacht, daß der König den Landtag mit einer Rede entlassen will! Bei einer Schlußrede ist indeß weniger Gefahr, es kann darauf keine Antwort stattfinden. —

Der König wird aber vorher — in der nächsten Woche — die Sachen auf die Spitze treiben, daß er verlangen wird, die Stände sollen die Ausschüsse wählen, es sei ihre Pflicht, die Weigerung würde Ungehorsam sein ꝛc. Werden sie nachgeben? Ich glaube nicht, daß sie sich mehr vor dem Könige fürchten, als vor ihren Wählern. Geben sie nach, so thun sie es aber gewiß nicht aus Muthlosigkeit, sondern aus kluger Mäßigung; aber sie geben schwerlich nach! Die heimlichen Zuflüsterungen, daß der König nachher

alles thun werde, was man verlangt, finden wenig Eingang. —

Der Justizminister Uhden wird sich nicht schlagen mit Hrn. von Vincke; er wird sich aber auch nicht erheben von seiner Niederlage. Savigny und Eichhorn strecken alle Viere von sich. Thile hat noch am besten die Probe bestanden und den Schatz gegen Hansemann leidlich vertheidigt. — Der Graf von Arnim sucht sich eine ständische Stellung zu bilden, allein er flößt kein Vertrauen ein. —

Viel kleiner Krieg. — Augendienerische Adresse aus Westpreußen. Die Lumpen regen sich allerwärts, besonders im märkischen Adel, aber sie verdienen sich nicht einmal den Dank der Regierung, die den Lumpen nicht vertrauen mag. —

Zerrbilder, Witze. Die Zensur ist strenger als je! —

Der König, aufgebracht, daß die Stände die Gelder zur Königsberger Eisenbahn nicht bewilligen, hat sogleich die Einstellung des Weichselbrückenbaus befohlen. Diese Zorneseile wird sehr getadelt. —

Sonntag, den 13. Juni 1847.

Mit Y. die Ständesachen sehr besprochen. Die Herrenkurie sei ein Unding, könne so nicht bleiben, im Vereinigten Landtage habe sie eine unhaltbare Stellung, sie werde fast lächerlich; dazu sind über dreißig Mitglieder abwesend. —

Ich sage zu Y., der Landtag habe ungemein viel gethan, aber nicht eigentlich für das Land, sondern fürerst nur für sich; man habe ihn in den Keller gesetzt und er habe sich zum Dach hinaufgearbeitet, sehe zum Schornstein heraus, aus Dachluken, aber immer noch in der-

ſelben Enge; oder auch, einem Fluſſe vergleichbar, habe er ſich gegen die getroffenen Hinderniſſe in ſich ſelber aufgeſtaut, ſie ſelber aber noch nicht überwunden. —

Die Maßregeln des Königs, welche werden ſie ſein? was werden ſie bewirken? —

Unſre Blätter nehmen allerlei bittre Feindſeligkeiten gegen den Landtag auf; man möchte ihn dem Volke verdächtigen, man ſieht ihn als ein verhaßtes Ungethüm an, das man ſchlagen und ſtechen müſſe ꝛc. Die Zenſur geſtattet das. Die Behörden ſchüren es an! Uebles Beiſpiel!

Montag, den 14. Juni 1847.

Beleidigende Ausfälle des „Rheiniſchen Beobachters" (Eichhorn's Zeitung) gegen Herrn von Saucken. — Schändliche Inſinuation in der „Speyer'ſchen Zeitung", daß es bloß den Sicherheitsanſtalten der Polizei zu danken ſein wird, wenn die preußiſchen Abgeordneten, die gegen das Eiſenbahnanlehn geſtimmt haben, glücklich über die Weichſel kommen, wo die Brückenarbeiter brodlos geworden! Mit Zenſur erſcheint ſolche Aufforderung zu mörderiſchen Anfällen! Lumpige Behörden, nichtswürdige, elende Behördenkniffeleien! — Der General von Koſel ſagte neulich bei einem Mittagsmahl: „Man möchte gleich mit Kartätſchen unter das Pack ſchießen!" — Ja, ſagte der Miniſter von Bodelſchwingh ſeufzend, wenn das nur ginge! — Vortrefflich! Einen ſchönen Ton geben ſie an! Und die wollen ſich wundern, wenn ihnen ſo geantwortet wird! Bei ſolcher Regierung ſollen die Leute Vertrauen haben!

Mittwoch, den 16. Juni 1847.

Die Stände hatten eine Königliche Botschaft erhalten, daß der König ihre Sitzung verlängere, bis alle Arbeiten auch in der Herrenkurie erledigt sein würden, dann würden sie seine weiteren Befehle empfangen. Das Wort „Befehle" erregte einen Sturm in den Gemüthern, die Ständemitglieder eilten nach der Sitzung in den Saal von Mielentz, um sich zu berathen.

Donnerstag, den 17. Juni 1847.

In der Ständesache nichts Neues. Eine Mittheilung Bodelschwingh's verschiebt die Wahl der Vereinigten Ausschüsse und der Staatsschulden-Kommission einstweilen, bis die Herrenkurie über die Petitionen sich ausgesprochen und demnächst der König entschieden habe ꝛc. Dies ist vielfach mißverstanden worden, als habe der König jene Wahlen erlassen. —

Allgemein ist die Freude über die Niederlagen der Minister. In der Judensache sind Eichhorn und Thile wieder hart bedrängt worden. Vincke zeigt das Unsinnige und Unwahre des sogenannten „christlichen Staates". Die ganze Verhandlung ist trefflich, ein schöner, freier Sinn herrscht entschieden vor. Diese Stimme des Landes wird überall nachwirken. Die Juden haben damit einen festen Halt gewonnen.

Sonnabend, den 19. Juni 1847.

Man bewundert die Frechheit unsrer Minister und Beamten; auf allen Punkten geschlagen, in ihrer Blöße gezeigt, treten sie doch wieder keck hervor und wiederholen

dreist ihre Sophismen, ihre Dürftigkeiten und Albernheiten. Auch die Ultra's in beiden Kurien bekommen mehr Muth, sprechen ihre Meinungen schamlos aus und trotzen aller Schande. Schamlos bekannten sich mehrere Kerls als Judenfeinde, darunter der Fürst von Radziwill. Schamlos redeten der Oberpräsident von Meding und der Geh. Rath Brüggemann; aber es half ihnen alles nichts. Vincke, Schwerin, Auerswald, Hansemann, Beckerath auf's neue sehr tapfer. —

Der Prinz von Preußen bekam neulich auch in der Sitzung eine scharfe Lehre. Es war die Rede, welches von zweien Amendements vorzuziehen sei? Ungeduldig erhob sich der Prinz und sagte gebietend: „Ich habe ja schon gesagt, daß das erste das bessere ist.“ Aber man achtete seiner nicht und das zweite wurde angenommen. —

Man darf in der nächsten Zeit, wenn der Landtag vorbei ist, von Seiten der Ultra's und der Behörden die thätigste Rückwirkung erwarten. Alles wird in Bewegung gesetzt werden, die Stände zu verunglimpfen, zu verkleinern, als nutzlos zu schildern, als gefährlich. Man fängt schon jetzt an, nachdem man vom ersten Schrecken sich erholt, in diesem Sinne zu handeln, und unläugbar sind auf dieser Seite große Kräfte beisammen. Der Kampf und Riß wird nur um so größer. —

Der Prinz von Preußen auch spricht verächtlich von den Ministern, besonders von Eichhorn und Savigny, und mit Haß von Canitz. Er möchte sie verabschiedet sehen, allein der König wird alle seine Minister behalten und keiner von ihnen gehen wollen. Savigny spricht wohl davon, daß er sich zurückziehen werde, aber niemand glaubt es.

Montag, den 21. Juni 1847.

Der König hatte gestern die Herrenkurie fast ganz und ausgesuchte „gutgesinnte" Mitglieder der Dreiständekurie bei sich zu Gast, sprach aber nur mit dem Fürsten von Hohenlohe und zeigte eine gereizte Mißlaune. Von Abgeordneten aus Preußen waren nur zwei geladen, Hr. von Brünneck und Graf von Eulenburg. Man findet sehr unrecht, daß der König so seine Ungunst merken läßt, man meint, es sei unter seiner Würde, und er dürfe nicht übel nehmen, was er doch selbst angeordnet, nämlich daß jeder seine Ueberzeugung ausspreche. Viele sagen auch schon, aus solchen Zeichen der Ungunst brauche man sich nichts zu machen, solcher Gnade könne man entbehren ꝛc.

Donnerstag, den 24. Juni 1847.

Unter den Linden sah ich einige Gruppen von Ständemitgliedern in ernstem Gespräch, den Fürsten Wilhelm von Radziwill, Fürsten von Lynar, Herrn Sattig, Herrn von Arnim-Kriewen, ich mochte nicht stillstehen und ging weiter. Nachher erfuhr ich, daß es vor der Sitzung ihnen bekannt geworden, der König sende heute eine Botschaft und befehle die Wahl der Ausschüsse; er wolle diese zwar nur in beschränkter Form ohne besondere Vollmachten, aber er wolle sie. —

Besorgnisse wegen der Ständesache; der König im größten Zorn; R. jesuitete etwas, verkündete mit unverhehlbarer Freude, daß der König nachher wieder ohne Stände regieren werde, wenn man ihm die Ausschüsse versage, er wolle Recht behalten, nicht nachgeben; und hat doch schon nachgegeben! Und das völlige Mißlingen

seines Verfassungswesens, gereicht ihm das zum Ruhme bei der Welt? — Schlimme Sachen! —

Freitag, den 25. Juni 1847.

Für Preußen ist heut ein wichtiger Tag, es wird sich heut entscheiden, wie der König und die Stände sich zu einander verhalten. Der König hat gestern den Ständen angezeigt, daß sie heut ihre Wahlen der Ausschüsse und der Staatsschuldenkommission vollziehen sollen, und morgen durch den Landtagskommissair ihre Schließung erfolgen wird. (Also keine Königsrede! Der König geht die Nacht zur Einweihung des Friedrichsdenkmals nach Breslau.) Zugleich hat der König in zwei andern Botschaften den Ständen die besten Versicherungen ertheilt, daß er die Ausschüsse nicht statt des Landtags brauchen, daß die Kommission keine Zustimmungsbefugniß haben soll, die Ausschüsse sollen den Entwurf des neuen Strafgesetzes prüfen, — alles ohne rechten Sinn, denn er vernichtet gleichsam die gewollten Ausschüsse und begnügt sich mit dem Namen, damit nur der Schein gerettet werde, als werde sein Befehl befolgt! Die Stände können nach diesen Versicherungen die Wahl getrost vornehmen, denn es ist von keiner wesentlichen Bedeutung; aber der Werth der Form ist nun so hoch gestiegen, daß sie eigentlich beharren und sich weigern müssen, etwas auszuführen, was sie wenn auch nicht mehr für schädlich doch für nutzlos halten müssen. Werden sie wählen? werden sie die Wahl versagen? Größte Spannung! —

Beim Zeughause dem Grafen von * begegnet, er kommt aus der Sitzung, Westphalen hat gewählt, Vincke — der eine große Rede hielt — und acht Andre ausgenommen; sie

werden wohl auch in den andern Provinzen wählen, aber mit Vorbehalten, Erklärungen, Einsprüchen, Bedenken ꝛc. Das Ganze wird ein Flickwerk! — Der Prinz von Bentheim gesellte sich zu uns. — Betrachtungen. Aufregung. —

Dann kam Graf von * und brachte mir das Album der Stände, das ziemlich geschmacklos ausfällt. Die Rheinländer haben gewählt, nur 19 Bauern nicht. In allen Provinzen gab es Weigernde, sogar in der Mark Brandenburg; in Preußen allein haben Alle gewählt. Die Stimmung war im Ganzen unheimlich, pathetisch, es sind Thränen vergossen worden, man wollte das Heil des Ganzen nicht gefährden, wollte nicht eigensinnig sein ꝛc. Dazu kam, daß der Landtag nicht beisammen, sondern jede Provinz einzeln war, es fehlte an Leitung, an Zusammenhang. Genug, man hat gewählt! Für die Ehre des Landtags nicht günstig, die Verneinung wäre standhafter, würdiger gewesen. Der König hat nichts dabei gewonnen, kaum einen Scheinsieg, das sagen selbst die Höflinge. Klätriger Ausgang! Unklar, verworren! Und die Zweideutigkeit und Spannung der Lage pflanzt sich fort. Jetzt erst fängt alles von neuem an! —

Jämmerlichkeit überall! Die Ultra's triumphiren; sie vergessen, daß es des Königs Stände sind, die sich schwach gezeigt haben. —

Der König hat gestern bei dem Fest in Potsdam keinen der 138 gehabt und auch Andre nicht. Der König will alle Staatsdiener unter den 138 verabschieden und auch sie alle für landtagsunfähig erklären! Ob das geht?!

Sonnabend, den 26. Juni 1847.

Heute ist der Landtag geschlossen worden, der Landtagskommissair hat dabei eine Rede voll strenger Vorwürfe

gehalten, die man ſehr überflüſſig und wenig geeignet findet. Das Ganze geht klätrig aus, es iſt einem dabei matt und übel zu Muth, wie beim Katzenjammer. Man wendet ſich mit Ueberdruß und Mißmuth von dieſem Wirrwarr ab, wo kein geſunder Begriff, kein klarer Vorſatz waltet, ſondern ein bloßes Spiel hohler Vorſtellungen. Der Graf von * beſuchte mich Vormittags zweimal; er iſt auch ſehr niedergeſchlagen, hofft wenig und fürchtet viel von dem Weitergange der Sachen. — Beſuch von Herrn Thomas; er iſt ſehr aufgeregt, und ſieht die Stände für beſudelt an, klagt bitter über Mangel an Karakter bei ſoviel geiſtiger Macht, über den Sieg weicher Gemüthlichkeit bei ſo vielem Verſtande. Er nimmt die Dinge ſogar etwas zu ſcharf und ich berichtige ſeine Anſichten zum Theil. —

Ueber den Ausgang des Landtages herrſcht große Niedergeſchlagenheit. Ernſte Männer weinen über die troſtloſen Vorurtheile und falſchen Anſichten, über den Eigenſinn, der lockere, unhaltbare Gebilde feſthalten will. Daß die Stände die befohlene Wahl vollzogen haben, erſcheint als eine Häßlichkeit, eine traurige Verirrung, die in Widerſpruch ſteht mit allem Früheren. Daß der König zürnt und eifert, wird ebenfalls ſehr beklagt. Man findet, bei dem Ausgange habe niemand etwas gewonnen, nicht der König, nicht die Stände, und viel Unheil werde folgen! —

In Hegel geleſen, im Ovidius. —

Sonntag, den 27. Juni 1847.

Beſuch von Dr. Kuranda; Bettina von Arnim kam dazu und erzählte allerlei Luſtiges; Savigny ſei gleich geſund geworden, als er gehört, die Wahl der Ausſchüſſe

gehe vor sich, er habe den König laut gepriesen wegen seiner Festigkeit, während Andre grade sein Nachgeben und seine den Ständen gegebenen guten Worte beklagt. —

Um 6 Uhr dem Fürsten von Lynar seinen Besuch erwiedert; er wollte mir, sagte er, gern über die Ständesache berichten und sprach mit feurigem Ernst wie ein wackrer, verständiger Mann; von den Auftritten bei der Wahl der Ausschüsse erzählte er mir Herzzerreißendes; es scheint hart dabei hergegangen zu sein, man mußte Bitten und Künste anwenden, alle Proteste und Reservationen gestatten, ja die Bedingung annehmen, daß die Protokolle der Wahlsitzungen vollständig gedruckt würden. Verstimmung über die Entlassungsrede. Unheil, wenn der König die ihm unangenehmen Ständemitglieder für landtagsunfähig erklärt. Der Fürst will mit dem Prinzen von Preußen sprechen, um dergleichen Mißgriff wo möglich noch abzuwenden. Der Bürgermeister von Prenzlau, Kriminalrath Grabow, der sein Mandat niederlegen wollte! Die Minister und der König mögen sich ihres scheinbaren Sieges nicht allzu sehr freuen! Es könnte sie bald gereuen müssen! In der That ist nicht viel gewonnen auf dieser Seite, auf der andern nicht viel verloren. Der Schein ist zwar gegen die Abgeordneten, als hätten sie zu sehr nachgegeben, zu wenig Festigkeit gehabt, allein auch dies ist doch nur Schein; im Grunde haben sie nur dasselbe gethan, was im Anfang, als sie trotz ihres Protestes doch zusammenblieben, Patent und Reglement annahmen und ihre Verhandlungen anhoben; auch damals klagte man sie an, sie handelten unrichtig, schwach ꝛc. Freilich klänge es kräftiger, wenn es hieße, sie haben die Wahl verweigert! Aber wer weiß, was besser ist! Ich kann unmöglich die Sache der Stände wie ein Sachwalter allein

gefördert wiſſen wollen, ich muß das Ganze des Staates im Auge behalten, und das, dünkt mich, haben die Stände auch gethan. Hoffentlich nicht vergebens! —

Montag, den 28. Juni 1847.

Die Widerſacher der Stände, bisher etwas verſtutzt und erſchrocken, heben die Köpfe wieder hoch, führen ein kecks Maul, ſie glauben mit dem Aufhören des Landtages wieder im alten Beſitz zu ſein, ſchmähen und ſchimpfen frech, ermuthigen ſich untereinander und ſuchen ſich bei der Macht durch unterthänigen Eifer einzuſchmeicheln, Vincke heißt ein Spitzbube, Hanſemann iſt ein Lump, Auerswald ein ehrgeiziger Ränkeſchmidt ꝛc. Die Stadt Aachen will den Abgeordneten Hanſemann feierlich empfangen; der König, der an den Rhein zu reiſen dachte, wird nun erſt abwarten, wie die Stimmung dort ſein wird, der Triumph Hanſemann's iſt das Gegentheil für den König, dieſer will auch nicht einmal den guten Empfang mit jenem theilen, er will ihn allein haben. —

Landtagsgeſpräche. Viel Nachtheiliges gegen die elenden Miniſter kommt noch an den Tag. Bodelſchwingh's (der König von Hannover nennt ihn Pudelſchwanz) geſetzwidriges Verfahren gegen Simon in Breslau, Simon hat ihn deßhalb beim Könige angeklagt. — Die Leute ſind im Ganzen für die Haltung der guten Ständemitglieder und gegen den Hof und die Verwaltung. — Vincke und Hanſemann ſind auf Verfolgungen gefaßt.

Dienstag, den 29. Juni 1847.

Herr Thomas kam Abſchied zu nehmen; er geſteht mir von freien Stücken, daß er in unſrem neulichen Streite

die Waffen strecke, er habe sich überzeugt, daß ich Recht gehabt, die Stände durch ihr Wählen der Ausschüsse nicht für so herabgestiegen zu halten, als er sie geglaubt; sie stünden im Gegentheil noch ganz gut, sobald man nur den ganzen Zusammenhang der Sachen in's Auge fasse, alles was bei dem Wählen vorgefallen und bedingt worden, besonders auch den Umstand, daß der König die Wahlen zu bestätigen habe und sie also mit allen Bedingungen bestätigen müsse, oder, falls er das nicht wolle, auf ihre Wirksamkeit verzichten müsse. —

Der Minister von Bodelschwingh hat nach Breslau an den Oberpräsidenten von Wedell geschrieben, daß der dorthin zurückgekehrte Abgeordnete Milde als Wahlweigerer keineswegs dem Könige bei dem Einweihungsfeste mit vorgestellt werden dürfe. Wie kleinlich, wie erbärmlich! Sie werden es noch dahin bringen, daß kein Mensch aus ihren Ehren sich etwas macht. „Οὐ φρένας Ἱππεκλείδης.“

Preßfreiheit und Preßgesetz vom Bundestage zu erwarten! Da heißt es mit Recht: Danaer, die uns Geschenke bringen! — Aber, die Kerls, wenn sie es auch schlecht machen wollen, sie können überhaupt nichts machen, das ist unser Heil und Trost!

Neues Gedicht von Heine, das Schärfste, was er je hat ausgehen lassen, sagt man. Das Lied vom Hengste, wird es bezeichnet, ich kenne es noch nicht.

Donnerstag, den 1. Juli 1847.

Der König aus Breslau zurück, sehr mißvergnügt, wie man sagt, weil der Empfang nur kühl war.

Heute beim Fürsten von Wittgenstein, der ganz wohlauf ist und mir wie gewöhnlich von vergangenen Dingen

erzählt, diesmal von Polizeiverhältnissen, und wie schlecht man fährt, wenn man sich auf Angebereien einläßt, besonders wenn auf bezahlte, da werde man stets belogen und betrogen.

Die Minister scheinen ganz unsicher und ängstlich, wie sie sich in Betreff des eben erlebten Ständekampfes zu verhalten und zu benehmen haben. Sie sind aufgebracht und erbittert, aber auch matt und eingeschüchtert; sie haben nicht Muth und Kraft, selbstständig eine Richtung zu nehmen, eine Handlungsweise vorzuschlagen, sondern harren furchtsam auf die Entschließungen des Königs, dessen sie gar nicht gewiß sind und der gar wohl einen oder den andern von ihnen könnte fallen lassen; denn unzufrieden ist er gewiß, daß seine „hohen Diener" ihm nicht besser Ehre gemacht. Bei Savigny wird offen geschimpft über die Stände, besonders wird Vincke als der Inbegriff alles Bösen vorgestellt. Auch Bodelschwingh ist sehr unwillig. Eichhorn dagegen thut, als hätte er von den Ständen nur Ruhm und Ehre geärntet, als wären ihm alle Erfolge zu Theil geworden! Wirklich etwas toll!

Sonntag, den 4. Juli 1847.

Da noch nichts erfolgt ist gegen die widerspenstigen Landtagsmitglieder, so faßt man die Hoffnung, der König sei von seinem Vorhaben abgebracht.

Schändliche Verfolgung gegen den Professor Reß in Halle, Eichhorn erklärt ihn des Prorektorats unwürdig. Elende Klatschereien dort!

Montag, den 5. Juli 1847.

Die Stadt Aachen bereitet ihrem Abgeordneten Hanſemann einen Triumphzug. Der König, ſehr aufgebracht, giebt die Reiſe in die Rheinlande deßhalb auf.

Die acht Landtagsmarſchälle machten zuletzt dem Miniſter von Bodelſchwingh einen Beſuch, erklärten ihm, daß die Wahlprotokolle gedruckt werden müßten — es iſt aber nur unvollſtändig geſchehen —, riethen ihm dringend ab, gegen die wahlverweigernden Ständemitglieder etwas vorzunehmen, die Regierung möchte doch ja nicht auf ſo gefährlichen Wegen vorſchreiten ꝛc.

In Grote geleſen, im Cicero.

Die Eingabe der Univerſität an den König zu Gunſten des Profeſſor Michelet wird wohl ohne Beantwortung bleiben. Ob Michelet ſich nun dem früheren Spruche ruhig fügen wird?

Mittwoch, den 7. Juli 1847.

Nach langem Verſtummen kommt endlich der Bundestag wieder zu Wort und veröffentlicht eine ſeiner Sitzungen. Aber was bringt er? Die Botſchaft Oeſterreichs, Preußens und Rußlands an den Bund über die Einziehung Krakau's! Und alle deutſchen Regierungen beeifern ſich, ihren Dank für die Mittheilung und ihre Zuſtimmung zu der Sache auszuſprechen. Dies Protokoll veröffentlicht man! dieſe große Lüge, dieſe unauslöſchliche Schmach! Keine deutſche Regierung hat das Schickſal Krakau's ohne Schrecken, ohne Sorge geſehen. Aber ſo verfährt man mit unſrer Nation! Man lügt ihr keck in's Geſicht, man thut ihr jeden Hohn, jede Beleidigung an. Kein deutſcher Fürſt wagt es, die Stimme frei zu

erheben, wie Knechte gebärden ſie ſich alle! Können Knechte auf die Dauer herrſchen?

Ein anderes Aktenſtück, aus unſrer preußiſchen Kanzlei, macht mir auch das Herz ſchlagen! Es iſt die Zirkularnote vom 27. Juni, welche der Miniſter von Canitz an unſre Geſandtſchaften über den Ausgang des Landtages erlaſſen hat. Ich ſchäme mich des prahleriſchen, lügenhaften, albernen Geſchwätzes! Der König wird als Sieger dargeſtellt, die haltloſeſten Einbildungen werden verfochten, als ob das ſtändiſche Syſtem alles Heil, das repräſentative alles Unheil in ſich trage! Nichts hat man durch die großen ernſten Verhandlungen gelernt! Eben ſo kindiſch wie vorher trägt man ſich mit dem geliebten Wahn. Dabei verſchweigt man, daß auch diejenigen, die gewählt haben, dies mit den ſtärkſten Verwahrungen gethan. Man will jämmerlich nur den Schein retten! Ich ſchäme mich, und frage, wie ſoll es nicht zum Aeußerſten kommen bei ſolcher Erbärmlichkeit, Scheinſucht, Kniffelei und Falſchheit?

Freitag, den 9. Juli 1847.

Todesnachricht geſtern aus Salzburg; General von Rühle ſtarb daſelbſt am 1. Juli an Lungenentzündung, im achtundſechzigſten Jahre. Sein Verluſt wird tief betrauert, er wurde ſehr geliebt und verdiente es. Er war ein reiner, edler Menſch, ohne Vorurtheil, ohne Haß, von klarem Verſtand und ſichrem Einſehen, reichem vielartigen Wiſſen, anſpruchslos, mittheilſam; ein gütiges, empfängliches Herz hielt dem forſchenden Geiſte das Gleichgewicht. Er hatte eigentlich ausgelebt, fühlte ſich alt werden und konnte das nicht ertragen, die Reize der Erkenntniß und

des Empfindens waren erschöpft, seine mannichfachen Liebhabereien — Pflanzen, Alterthümer, Geschichtskarten, Mathematik und Logik — in ihm abgestumpft; er konnte nicht viel mehr erwarten, er starb rechtzeitig! Friede sei mit ihm und Ehre seinem Andenken! Ich kannte ihn seit 1801, wo wir zusammen bei Kiesewetter philosophische und mathematische Vorlesungen hörten. Wenn und wo je wir uns wiedersahen, immer fand ich den freundlichen, wohlgesinnten, geistig und sittlich edlen Mann jener frühen Zeit in ihm wieder.

Dr. Julius erzählte, daß der König neulich die Hofräthin Herz in ihrer Sommerwohnung im Thiergarten einen Augenblick besucht und ihr viel Angenehmes gesagt habe. Er kam zu Fuß, schickte einen Adjutanten, um nach ihr fragen zu lassen, und trat dann mit diesem ein. Er hatte seinen Wagen bei der Luiseninsel halten lassen, kehrte aber bald dahin zurück, weil er auf der Eisenbahn nach Potsdam wollte.

„Geschichte des allgemeinen Staatsrechts, von Gustav von Struve" (Mannheim, 1847). Hier werden starke politische Wahrheiten vorgetragen, unter andern nachgewiesen, daß ein einheitliches Deutschland noch heute in 24 wirklich bestehenden Provinzen vorgezeichnet sei! Die Dummheit der Regierungen habe diese der Zukunft günstige Thatsache bestehen lassen, ja gefördert. Diese Hindeutung, mit scharfem Geiste gesehen, dünkt mich eine der wichtigsten, die seit langer Zeit gemacht worden.

Halle, Dienstag, den 13. Juli 1847.

Der Prediger Uhlich in Magdeburg hat einen Handel mit dem Konsistorium, weil er in einer Predigt gesagt,

Chriſtus ſei aus dem Grab erſtanden, er hätte ſagen ſollen „von den Todten"; er hat ſich gerechtfertigt durch das Anſehn des früheren Konſiſtoriums, das jenen Ausdruck gutgeheißen. Man ſchickt ihm Horcher in die Kirche! Verdiente nicht eine ſo dumme, nichtswürdige Behörde den Staubbeſen? In unſrer Zeit, neben den Eiſenbahnen, ſolche Erbärmlichkeiten!

Ich fuhr auf den Bahnhof, denn das Stück Land von Halle bis Eiſenach war doch zu abſchreckend zum langſamen Fahren. Wir mußten lange auf die Abfertigung warten, denn es hieß, der König komme mit der Königin von Berlin und müſſe erſt nach Leipzig befördert ſein, ehe unſer Zug abgehen könne. Inzwiſchen füllte ſich der Bahnhof mehr und mehr. Profeſſor Jacob kam, mich nochmals zu ſehen. Die ſtädtiſchen Beamten, ein paar Stabsoffiziere, der Bahndirektor zeigten ſich geſchäftig. „So was werden wir uns wohl befehlen laſſen!" rief ein Student neben mir, der ſeiner grünen Mütze nach ein weſtphäliſcher Landsmann war, und ſeine Gefährten lachten mit ihm laut; ich erfuhr, es ſei ihnen das Anſinnen eröffnet worden, wenn der König käme, die Mützen abzunehmen. Der Königszug kam, der König in Zivil mit einem runden Hut, den er nicht abnahm, ſprach aus dem Wagenfenſter mit den Beamten, die entblößten Kopfes in der Sonne ſtanden, ließ noch ein paar Perſonen heranrufen und blinzelte ſcharf nach der Volksmenge, die ſich dicht heandrängte, nur ein Zwiſchenraum von vier bis fünf Schritten wurde durch einen auf und nieder gehenden Gendarm frei gehalten, — kein entblößtes Haupt war zu ſehen, kein Laut regte ſich, es war höchſt peinlich anzuſehen. Es wurden Erfriſchungen in die Wagen gereicht, der ganze Hergang dauerte dadurch über zehn Minuten. Dann fuhr

der Zug nach Leipzig ab, ohne andern Laut, als den des Pfeifens der Dampfröhre. Mir war wirklich dabei ſchlecht zu Muthe, und ich glaube, dem Könige auch. — Die Fahrt durch das Saalthal war herrlich, lauter ſchöne Gegend, die man vortrefflich ſehen konnte. Ich hatte gehofft, in einem Wagen allein zu bleiben, allein beim Schluſſe drängten ſich noch ein Herr und eine Dame ein, Graf und Gräfin von Hertzberg, die nach Kiſſingen wollten und bis Gotha mitgingen, freundliche gute Bekannte, ſo daß mein Schreck alsbald vorüber war; mit dem Geſpräch ging es gut, und ſchöne Glaskirſchen und Moslerwein hatt' ich als Zugabe. Daß ich über Merſeburg, Weißenfels, Naumburg, Weimar, Erfurt hinauskam, ohne einen Fuß aus dem Wagen zu ſetzen, war mir eine große Befriedigung. Bei Gotha nahmen meine Mitreiſenden Abſchied, gaben mir viele Grüße für Frau von Tettenborn und Frau von Relleſſen, und ich fuhr nun allein bis Eiſenach, in ſchöner Abendkühle.

Homburg, Freitag, den 16. Juli 1847.

Herr Dr. Weil aus Stuttgart wohnt mit mir in demſelben Hauſe, beſucht mich und bringt die friſcheſte Nachricht aus Paris von Teſte's Schuldbekenntniß und verſuchtem Selbſtmord! Eine gräßliche Geſchichte und für mich doppelt, da ich Teſte'n ſo redlich, arm, begabt und für ſeine politiſche Denkart leidend gekannt habe! Für den ganzen Staat iſt eine ſolche Enthüllung furchtbar, wirft auf die ganze Verwaltung ein böſes Licht, reizt auch in andern Ländern zu prüfenden Zweifelblicken und Forſchungen an! Ich ging erſt Nachmittags aus und wollte eben in das Haus eintreten, wo Frau von Relleſſen

wohnt, als der Kanzler von Müller aus Weimar mich am Arm faßte. Er hatte den alten Gagern in Hornau besucht und war heute mit ihm hiehergekommen, jetzt wolle er mich auf die Terrasse holen, sie säßen dort zusammen, mit Alfred von Auerswald und einigen Andern, und da Auerswald gesagt, ich sei seit gestern hier, so wollte man mich herbeirufen. Gagern, jetzt über achtzig Jahr, war rüstig, liebenswürdig und brav, durch das Alter gebändigt, wie Homer sagt, und daher von mancher früheren Geckerei befreit. Er war so freundlich gegen mich, daß ich vor allem unser Verhältniß besprechen mußte, meine Härte gegen ihn, meine Feindseligkeit, wobei ich die Gründe, die ich dazu gehabt, keineswegs aufgab, nur bedingte; er ließ alles gut sein, erklärte alles aus den verschiedenen Standpunkten. Nun wurde der Landtag besprochen, alles Verfassungswesen, Stein, Hardenberg, Metternich, es war alles sachkundig, geistreich, heiter. Auch Andre nahmen Theil oder hörten zu, Auerswald war besonders gut. Ein Wort von mir machte großes Glück; ich sagte, wenn ein Mann Minister werde, so werde er ein neuer Mensch, es sei falsch, daß er seinen alten Namen behalte, er müßte einen neuen bekommen, wie einer, der in's Kloster tritt. Herr Konsistorialrath Snethlage hörte alles mit an. Kleist aber mied unsre Gruppe. Zwei Aachener ließen sich Herrn von Auerswald vorstellen und erzählten nun den prachtvollen Empfang Hansemann's in Aachen nach allen Umständen. Die Polizei hatte allerlei Hindernisse versucht, kleinlich und erbärmlich, und zwar manches Einzelne aber nicht das Ganze unterdrücken können. „Wie dumm! Will man dergleichen, so muß man es auch durchsetzen und kein Mittel scheuen, so muß man Gewalt und Schrecken zur Hand nehmen, wie Herzog Alba.“ Gagern lud mich nach Hor-

nau, will mir Autographen geben ꝛc. Herr von Müller nahm mich bei Seite und hielt mir einen großen Vortrag, wie es die Großherzogin von Weimar ganz unglücklich mache, daß ich etwas gegen Weimar zu haben scheine, und sie könne doch nichts auffinden, was man mir dort gethan habe; am entschiedensten sei es ihr aufgefallen, daß ich ihr vorigen Herbst mein neues Buch nicht geschickt, wie ich sonst gewohnt gewesen, sie habe so sicher darauf gerechnet, daß sie deßhalb das Buch erst nach längerer Zeit angeschafft und daher verspätet genossen habe. Ich sagte darauf, Weimar habe mir nichts gethan und die Großherzogin verehrt' ich höchlich; allein ich könne mit ihrer Taubheit nicht mehr reden, das sei verzweiflungsvoll; was die Buchersendung beträfe, so hätte ich die auch bei Andern eingestellt, z. B. bei Metternich, es komme mir auf die Dauer so aufdringlich vor ꝛc. Auch seien in dem letzten Bande einige Sachen, die der Großherzogin nicht gefallen dürften; dergleichen ausdrücklich zu überreichen, sei doch mehr, als es überhaupt drucken zu lassen ꝛc. Er freute sich, den letztern Grund auch schon selber angeführt zu haben, wollte alles bei der Großherzogin wieder in Ordnung bringen, und bestand darauf, ich solle sie auf meiner Rückreise in Belvedere besuchen, da werde denn auch die Prinzessin von Preußen grade dort sein, genug, ein Leben in Freuden und Herrlichkeit! Ich erkenne das alles nach Gebühr an, weiß es vollkommen zu schätzen, dachte aber im Stillen sogleich: In Eisenach auf die Eisenbahn, und in Einem Husch nach Berlin, das ist meine Sache!

Homburg, Sonntag, den 18. Juli 1847.

Auerswald kam und brachte mir eine Anzahl der neusten Nummern der „Deutschen Zeitung" von Gervinus,

die ich ſogleich las. Ich fand den Ton etwas verdrießlich, man glaubt eine gerunzelte Stirn zu ſehen und eine mißtrauiſche Spiegelung in der eigenen Vortrefflichkeit; keine Jugend, keine Heiterkeit, der Muth ſelber ſpricht im Klageton, übrigens viel Verſtand, Wackerheit, geſunde, helle Anſichten.

Hamburg, Montag, den 19. Juli 1847.

Ehe der fahle Sonnenſchein alle Kühlung zerſtörte, ging ich den weiten Weg zu Silber's. Ich hörte von ihnen, daß der alte Prinz Wilhelm von Preußen ſeit ein paar Tagen hier zum Beſuch iſt und noch ein paar Tage bleibt, auch die Prinzeſſin Tochter von Darmſtadt iſt hier und Fürſt von Reuß; ich will es aber lieber nicht wiſſen, was ſoll mir das Anſprechen? — Der Hauptmann begleitete mich zu einem hieſigen Bürger, Hamel, der aus eignem Antriebe Bücher und Alterthümer für die Stadt anſchaffte, auch, wie ich erfahren hatte, ein Oelbildniß des Geh. Rathes Iſaak von Sinclair zu dieſem Zwecke verwahrte. Ich erkannte die Züge ſogleich, nur fiel mir ihre Jugendlichkeit auf, der Zweiunddreißigjährige ſieht wie ein knabenhafter Jüngling aus, obſchon die Lebhaftigkeit des Dichters und der Ernſt des Denkers nicht zu verkennen ſind. Große Aehnlichkeit mit unſrem Archivdirektor Georg von Raumer! Seltſam, als Sinclair in Wien ſtarb, war er kaum vierzig Jahr alt, ich zählte beinah dreißig, und doch kam er mir wie ein ganz alter Mann damals vor! Für ein ſo kurzes Leben hat er viel gethan und erlebt. Schade, daß er nicht ſeines Freundes Hegel vollen Aufſchwung geſehen!

Homburg, Donnerstag, den 22. Juli 1847.

Teſte und Cubières verurtheilt! Der Fall iſt von ſo gewaltigem Inhalt, umfaßt ſo unſer inneres und äußeres Beſtehen, daß man Vorleſungen darüber halten könnte. Jederman giebt zu, daß hier das Schreckliche nur eigentlich im Offenbarwerden liege, weit weniger im Begehen; jederman weiß, daß Hunderte von Staatsbeamten in gleichem Falle ſind, man weiß deren namentlich anzugeben, aber macht nicht viel daraus, weil ſie äußerlich nicht angetaſtet ſind, nicht überführt werden können. Wie ſteht es hier mit der Sittlichkeit? mit dem innern Bewußtſein? mit der äußern Ehre? Unter den Richtern Teſte's mögen viele weit Schlimmeres gethan haben, als er; ſie verurtheilen aber mehr ſein Unglück als ſeine Schuld. Man ſieht aus allem, daß es mit den menſchlichen Dingen ſchlecht beſtellt iſt, daß ſie einen Wirrwarr bilden, der es nöthig hat, daß man ihn mild und öfters lieber gar nicht genau anſieht. — In J. J. Rouſſeau las ich kürzlich: „Il y a des moments d'une espèce de délire, où il ne faut point juger des hommes par leurs actions!“ Dies gilt jedoch nur, wenn die Handlungen ganz einzeln ſtehen, nicht wenn ſie ſich wiederholen, eine Folge bilden und eine Gewohnheit werden.

Homburg, Freitag, den 23. Juli 1847.

Ich blieb eine Weile mit Auerswald allein, wir ſprachen über die öffentlichen Angelegenheiten; er geſtand, wie er beim jetzigen Anblick der Sachen ſchon öfters Reue empfinde, daß er und ſeine Freunde zu nachſichtig geweſen, nicht ſtrenger verfahren, er lerne einſehen, daß die

Schonung übel angebracht ſei mit verſtockten und verkehrten Leuten, man dürfe dieſen nicht zuviel vertrauen, ſie verdienten es nicht und belohnten es übel. Merkwürdig und richtig! Man wird es auch in der Folge ſchon gewahr werden. „Unſre beſten Waffen haben wir aus Schonung nicht gebraucht, man ſollte uns doch nicht zwingen, ſie aufzunehmen! Und wenn wir es nicht thun, ſo werden Andre kommen.“ Er findet es unbeſtreitbar und ausgemacht, daß der König unter allen ſeinen Miniſtern keinen einzigen habe, der auf der Höhe der Umſtände, der nur einigermaßen kundig ſei, ſie taugten alle nicht, auch wenn gar kein Landtag wäre, ſie ließen alles verſinken und verkommen.

Homburg, Sonntag, den 25. Juli 1847.

Mit Auerswald ernſte Sachen verhandelt; ich behauptete, alle Regeln im Staats- und Geſellſchaftsleben reichten nicht aus, ſie trügen alle ihren Tod ſchon in ſich, ihre buchſtäbliche Befolgung ſei ſtets gefährlich, immer müßten Urtheil und Einſicht dabei ſein, ſie könnten nur gelten, indem ſie für den jedesmaligen Fall neu beſtätigt, ja gleichſam neu gefunden würden; Auerswald pflichtete mir bei. Goethe wurde zitirt.

Homburg, Dienstag, den 27. Juli 1847.

Am ſpäten Nachmittage beſuchte mich Auerswald und wir beſprachen auf's neue die preußiſchen Ständeſachen, unſre nächſte Zukunft, wobei viel Erhebliches und Neues ſich hervordrängte. Wir ſtimmten in das Lob des Königs ein, bedauerten ihn nur, daß er in der Wahl ſeiner Ver-

trauten und Werkzeuge so unglücklich sei; auch halt' ich hierin keine Aenderung möglich, keine allgemeine, die einzelne hilft nichts. Mir ist klar, daß überhaupt unsre Sachen im Einzelnen nicht ihre Lösung finden werden, aber einer großen, allgemeinen entgegenziehen. Wäre in Preußen alles, wie es sollte, dann würde erst recht auffallen, daß der Körper des Staates nicht genügt. Die Sachen in Holstein, Hannover, Braunschweig, Kassel ꝛc. können für die Zukunft Preußens nicht günstiger sein, als sie jetzt sind. Ein Sturm, den unsre inneren Kämpfe mitbereiten helfen, wirft dies alles in Eine Masse zusammen.

Homburg, Mittwoch, den 28. Juli 1847.

Besuch bei der Fürstin *. Großes Lob des Königs von Würtemberg, mäßiges des Kronprinzen, begeistertes der Kronprinzessin Olga. Die Aufstände in Stuttgart waren viel ernster, als man auswärts glaubt, der König soll untröstlich sein, diese Erfahrung gemacht zu haben. Beunruhigung wegen Holland, der König von Würtemberg ist hingereist, um seinen Rath zu geben, um die Prinzessin von Oranien, seine Lieblingstochter, zu stützen; der König der Niederlande hat ein Herzübel, das ihn zur Ruhe nöthigt, er will aber die Regierung nicht den Händen seines Sohnes überlassen, den er nicht leiden kann. Große Verwirrung. Die Holländer hier sind sehr aufgeregt.

Homburg, Donnerstag, den 29. Juli 1847.

Ich ging spazieren in das Lesezimmer, in den Spielsaal; der Kurfürst von Hessen in weißem Haar und Bart

ſaß wieder unter allem Geſindel und ſpielte mit Rollen Goldes, ſchimpflich anzuſehen!

Homburg, Freitag, den 30. Juli 1847.

Nach einem Blick in das Leſezimmer und die Spielſäle — der Kurfürſt von Heſſen ſaß wieder mit ſeinen Goldrollen, ein ſchändliches Ungethüm da — ging ich ſpaziren, über die große Wieſe nach Waldluſt, dann weiter den einſamen Fußpfad nach Gonzenheim, längs des Abhanges und Baches neben Ackerfeldern und Obſtgärten; ich traf nur ein paar Taglöhner bei der Feldarbeit und Bauernkinder als Hüter einer Gänſeheerde. Der ſonnige Nachmittag lag brütend auf der Landſchaft, alles gab ſich ſtill dem wohlthuenden Einwirken hin, langſam zogen hohe Wolken vorüber. Alles war recht dazu angethan, das Gemüth in ſich ſelber zu verſenken, das ganze Daſein auf ſeinen einfachſten Beſtand zu beſchränken. Die nächſte Vergangenheit und die ferne floſſen in einander. Frühe Kindheit und das verfloſſene Jahr ſtanden in gleicher Reihe. Eigentlich fühlt' ich mich recht alt gegen die Welt, wenn auch in mir ſelber ganz jung.

Homburg, Sonnabend, den 31. Juli 1847.

Jemand klopft an meine Thür, unwillig ruf' ich: Herein! und es giebt ſich Dr. Wagner aus Darmſtadt zu erkennen! Große Freude! Er kommt, um mich zu ſehen. Aber auch ſein Buch iſt fertig und er bringt es mir, ſchön gebunden mit Goldſchnitt, und ſiehe da! mir zugeeignet: anſtatt eines Heftes, das ich vermuthete, ein ganzes Bändchen des für mich anziehendſten und wichtigſten Inhalts,

Briefe aus dem Freundeskreiſe von Goethe, Herder, Höpfner und Merck; für den Reſt der hieſigen Tage bin ich nun geborgen, ich habe etwas, woran ich mich halten kann.

Homburg, Montag, den 2. Auguſt 1847.

Eine Art Franzoſinnen fielen mir diesmal beſonders auf, wie man ſie hier häufig ſieht, heute jedoch waren ſie ungewöhnlich auserleſen und zahlreich: koloſſale Glieder, dick aufgeſchwemmt, ebenſo die Geſichter, erdbraune Farbe, maſſenhafte Züge, kaum menſchlich angeordnet, gräßliche Schnurrbartmäuler, breite Flatſchnaſen, freche Augen, ein Geruch von gemeiner Wirthſchaft und dabei doch elegant und kokett; wenn ein ſolches Vieſt dann noch mit zuverſichtlicher Stimme: „Mon mari" ſagt, ſo ſchaudert einem die Haut, daß es zu ſolchem Kerl von Weib auch noch ausdrücklich einen Mann geben ſoll. Nach dieſer Herzenserleichterung vom heutigen Morgen will ich nun meinen Frühſtückskaffee trinken. —

Ich habe ſchon viel in Wagner's Buche geleſen, es ſind eine Menge von Zügen darin, die für das Geſammtbild jener Zeit und ihrer Menſchen unſchätzbaren Werth haben. Die zarten Schleier, unter welchen Goethe in ſeinen Denkwürdigkeiten ſo manches verhüllt, werden hier oft gelüftet, man erkennt die nackte Wirklichkeit und hiedurch erſt recht die Schönheit und Milde der Goethe'ſchen Darſtellung. Sophie von La Roche, das Verhältniß von Bettinens Mutter und manches Andre iſt mir zum erſtenmal hier ganz klar geworden. — Dem Buche iſt mein Name vorgedruckt und er kommt auch ſonſt ein paarmal darin vor; wenn ich ihn ſo ſehe, iſt es mir immer, als ginge er mich nichts an, und wenn ich mich denn doch hinzu-

denken muß, ſo dünk' ich mir ganz unperſönlich und mythiſch, und möchte durch irgend eine Gewöhnlichkeit mich ſchnell wieder realen Daſeins verſichern.

Homburg, Dienstag, den 3. Auguſt 1847.

Die Zeitungen ſagen, der Fürſt von Metternich ſei ſchwach und durch die neueſten politiſchen Spannungen angegriffen. Im Kirchenſtaat und in ganz Italien gährt es, la France s'attriste, ſagt Lamartine, in Belgien und Holland geben Veränderungen vor, im ſüdweſtlichen Deutſchland ſieht es gewitterhaft aus, Regierung und Volk hängen hier nur noch loſe zuſammen. Möchte man bei uns dies alles im Auge haben, wenn man die Landtagsabſchiede ausfertigt! Wir haben viel zu verlieren und zu gewinnen, noch immer. Aber ich fürchte!

Berlin, Sonntag, den 8. Auguſt 1847.

— Ich erfuhr gleich zum Willkommen folgendes Angenehme: Fräulein von Kalb, unterſtützt von Humboldt, hatte den König auf das Drama „Kolumbus" von Werder aufmerkſam gemacht, und es kam zu Stande, daß der Dichter aufgefordert wurde, ſein nach der einmaligen Aufführung ganz umgearbeitetes Gedicht vorzuleſen. Dies fand vor einigen Tagen ſtatt, im Marmorpalais zu Potsdam, Zuhörer waren der König, die Fürſtin Liegnitz, einige Hofleute, Humboldt, Fräulein von Kalb. Der erſte Akt wurde im Freien geleſen, der König nöthigte Werder'n, ſeinen Ueberrock anzuziehen und den Hut aufzuſetzen, da es etwas kühl war. Thee wurde gegeben. Nachher zog man ſich in einen Saal zurück, man aß zu Abend und die ferneren

Akte wurden angehört. Der König war überraſcht und entzückt von Werder's Dichtung und von ſeinem Leſen, ſprach lebhaft ſeine Befriedigung aus, drückte dem Autor vielmals die Hände. Dies iſt nun alles wieder ſehr gut und liebenswürdig, und freut mich unendlich! Man möchte ja nur immer den König verehren und preiſen, nur immer ſolcherlei von ihm hören! Der Hegel'ſche Philoſoph am Hofe, das iſt neu, zeigt aber, wie leicht der König ſeine Vorurtheile überwinden kann. Was wird nun der tückiſche Eichhorn thun, der grade in Werder dem verhaßten Hegelthum ſo ſchnöde begegnet hat?

Heute las ich nun auch den ſchon geſtern in der „Staatszeitung" erſchienenen Landtagsabſchied. Nach den Umſtänden leidlich genug; dürftig im Gewähren, aber das konnte man erwarten, nüchtern, kurz, aber dafür keinen Aerger, keinen Trotz; das Nichtwählen der rheiniſchen Landgemeinden nur berührt, um zu ſagen, daß ſie alſo in den Ausſchüſſen unvertreten bleiben würden, das Einfachſte, Natürliche. — Man kann im Ganzen zufrieden ſein, daß es noch ſo leidlich ausgefallen. Das Weitere wird kommen ꝛc.

Montag, den 9. Auguſt 1847.

Ranke's „Neun Bücher preußiſcher Geſchichte" zu leſen angefangen, mit Eifer und Spannung, aber nicht mit Befriedigung. Er ſcheint mir in dieſem Buche von ſeiner bisherigen Höhe um viele Stufen herabzuſteigen. Er will zwar möglichſt gegenſtändlich, ohne Rückſicht auf heutige Neigungen oder Abneigungen, ſchreiben, aber er vermag es nicht, die Verſicherung iſt nur eine Phraſe. Er kann nichts darſtellen, was in das gegenwärtige Leben eingreift, was unſre und ſeine Verhältniſſe noch nahe berührt, dazu

gehört Karakter, Entſchiedenheit und Selbſtſtändigkeit, und die hat er nicht. In todtem, abgeſchloſſenen, fernen Stoffe helfen ſie ihm nicht. Wenn er in Zara in Dalmatien lebte, oder in Zürich, da möchte er preußiſche Geſchichte ſchreiben, einen Bericht aus den Vorlagen, gelehrt, kritiſch, nach Maßgabe deſſen, was ſein Tiſch darbietet; nicht in Berlin! Ich fühle bei ſeinem Buch immerfort, daß der Autor unter dem Einfluſſe ſchreibt, den der Gedanke — nicht etwa an den König, ſo weit verſteigt er ſich nicht einmal —, ſondern an Eichhorn, Savigny, Canitz und andre ſolche auf ihn ausübt. Er fälſcht natürlich keine Thatſachen offenbar, allein er verſchweigt oder hebt hervor, legt zurecht und er giebt im Ganzen von den preußiſchen Zuſtänden ein unrichtiges Bild. Glänzende und gelungne Einzelheiten können dies nicht gut machen. Die Schilderung der Königin Sophie Charlotte iſt beredt und theilweiſe treffend, allein die Aehnlichkeit iſt nicht die rechte.

Spontini hier; der Groll ſchweigt, aber die alte Zeit kehrt nicht wieder, Spontini hat ausgedient. —

Ich habe in den Nrn. 209, 210 und 211 der „Staatszeitung" den Artikel über den Landtag nachgeleſen. Er iſt unſtreitig von Canitz und in beſtimmter Abſicht geſchrieben, die Stellung des Königs als vortheilhaft und ſiegreich nachzuweiſen. Vielleicht hat er die milde Faſſung des Landtagsabſchiedes vorbereitet. Auf mich macht er nur einen ſchlechten Eindruck; viel Scheinſames, wenig Aechtes, Abſprünge des Witzes, Mangel an redlicher Strenge der Folgerungen, Mangel an Würde im Ausdruck.

Mittwoch, den 11. Auguſt 1847.

Ranke's „Preußiſche Geſchichten" las ich mit Unluſt weiter. Seine alten Fehler zeigen ſich hier in ganzer

Blöße, vor allem der Wahn, die Hauptſache der Geſchichte finde ſich in dem von ihm zuerſt aufgeſchloſſenen oder benutzten Material, dann in der Anmaßung, als ein Staatsweiſer zu ſprechen, wozu er am wenigſten Zeug hat. Ich kann ihm nicht helfen, aber ich ſehe nicht viel Unterſchied zwiſchen ſeiner Art, über die Dinge hinzureden, und der von Friedrich Buchholz, den er doch tief verachten zu können glaubt. Die Abneigung, Andre anzuerkennen, iſt auch hier wieder auffallend; er zitirt wohl Förſter mehrmals, und dieſer darf ihm allerdings wenig Eiferſucht einflößen, aber nur Einmal Preuß, als wären deſſen Arbeiten nicht vorhanden, oder doch nicht erheblich, da doch ohne deſſen vorarbeitenden Fleiß das Buch von Ranke wohl nie geſchrieben worden wäre.

Als ich nach Hauſe kam, fand ich die Karte des Grafen Alexander von Keyſerling und die Einladung auf den nächſten Abend zur Großfürſtin Helene von Rußland.

Polenprozeß. Was alles an den Tag kommt! Der Polizeidirektor Duncker und auch Gerichtsperſonen werden arg bloßgeſtellt. Große Theilnahme.

Der Artikel in der „Staatszeitung“ über den Landtag enthält allerdings manches aus der Feder von Canitz Gefloſſene, aber das Ganze ſoll doch, mehr als ihm, dem Miniſter von Bodelſchwingh angehören.

Donnerstag, den 12. Auguſt 1847.

Nach halb 8 Uhr über die Zelten nach Bellevue gefahren. Die Großfürſtin Helene empfing mich auf der Terraſſe der Gartenſeite, fand es aber bald abendlich kühl und zog ſich in den Saal zurück, wo wir ganz allein über eine Stunde beiſammen ſaßen, in lebhaftem Geſpräch. Sie

iſt von ihren früheren Leiden, welche von den Aerzten ganz falſch beurtheilt worden, faſt völlig geneſen, ſieht geſund und noch immer ſchön aus. Wir ſprachen erſt nur Perſönliches, ſie fragte mich über meine Begegniſſe, erzählte die ihrigen. Sie liebt Rußland nicht und ſieht ſich immer noch als eine Deutſche an. Sie erzählt von ihrem letzten Aufenthalt in Oeſterreich, in Steiermark, wie ſtill und erquicklich es dort geweſen, obſchon ſie ohne allen geiſtigen Umgang geblieben ſei; lobt das Volk in Oeſterreich, das ſich ungemein rege und es noch zu vielem bringen werde. Sie fragt nach der Stimmung in Deutſchland, mehr neugierig als ängſtlich, und hört meine Angaben mit beifälligem Lächeln an; ich gab ihr ein raſches Bild unſrer Zuſtände, was die Deutſchen wollen und haben müſſen, was man ihnen verſprochen und nicht gehalten, in welcher Schmach und Unwürdigkeit ſie noch ſeufzen ꝛc., aber auch was die Folge ſein wird, wie locker nur noch der Zuſammenhang zwiſchen Volk und Fürſten ſei, wie leicht dieſe fallen könnten ꝛc. Ueber den preußiſchen Landtag, — ſie ſieht ihn an wie wir Andern, lacht über die mittelalterigen Verſuche, findet, daß dieſe Sachen ihr eignes Geſetz haben, und das ſich jedenfalls erfüllen werde. Sie verwundert ſich über meine Beſorglichkeit, billigt indeß, daß ich den Vortheil Preußens nicht als einen einſeitigen des Volks oder der Stände will, ſondern als einen, der auch den Ruhm und das Anſehn des Königs in ſich faſſe ꝛc. Die Großfürſtin ſprach von Frau von Tettenborn, deren Sohn, von der Undankbarkeit der Höfe ꝛc. Sie ſcheint viel innre Unzufriedenheit zu hegen, jedoch nach keinem Einfluſſe zu ſtreben, ſondern ſich darauf zu beſchränken, in ihrem nächſten Kreiſe möglichſt ſelbſtſtändig zu ſein. Was wohl aus ihren Briefen an Kosleſſskii geworden ſein möge, aus deſſen

Denkwürdigkeiten? Faſt hätte ich ſie gebeten, mir Kosloffskii's Briefe an ſie mitzutheilen! — So herzlich und vertraulich, wie das erſtemal in Kiſſingen, war denn doch heute das Geſpräch nicht! Wohl zum Theil meine Schuld, ich war ſcharf und wollte ſcharf ſein. Wenn ſolche Großfürſtin mich rufen läßt, muß ſie auch was dafür haben, und ich dafür, daß ich komme! — Ihre Schweſter, die verwittwete Herzogin von Naſſau, trat herein, ich wurde ihr vorgeſtellt. — Um halb 10 Uhr war ich zu Hauſe.

Freitag, den 13. Auguſt 1847.

Die Schimpfreden gegen den Landtag ſcheinen etwas nachzulaſſen, aber der Haß der Miniſter dauert fort, und man ſtrengt alle Mittel an, um ſich ſervile Beamte zu bewahren und das altpreußiſche Weſen zu behaupten.

Der König kann es nicht aushalten, er geht nun doch an den Rhein, freilich nur auf kurze Zeit, und ſein Aufenthalt wird ſo eingerichtet ſein, daß die Gelegenheit zu Bezeigungen von Seiten des Volks kaum vorhanden ſein wird.

Die Großfürſtin Helene ſagte mir geſtern noch, daß der König von Würtemberg durch den Stuttgarter Auflauf im Innerſten erſchüttert worden. Man hat mit Steinen nach ihm geworfen, nach ihm perſönlich, er hatte das nicht für möglich gehalten, ſah ſich aus einer vieljährigen Täuſchung, daß er die Liebe des Volkes unbedingt beſitze, häßlich aufgeweckt; man glaubt, es ſei eine Veränderung in ihm vorgegangen, und der Eindruck werde nie in ihm erlöſchen.

Schiller's und Körner's Briefwechſel zu leſen angefangen.

Donnerstag, den 19. August 1847.

Abends um 7 Uhr zum Miniſter von Canitz, ich traf ihn am Ende des Gartens ganz allein, die Damen waren ausgefahren. Wir waren ſogleich in muntrem Geſpräch. Er ſprach von ſeinen verrückt gewordenen Vorgängern Maltzan und Bülow, die wie Geſpenſter ihn ſchreckten. „Maltzan", ſagte er, „ſoll wegen des Anſchluſſes von Luxemburg verrückt geworden ſein, da hätte ich doch wegen der Einziehung von Krakau eine weit ſchönere Veranlaſſung gehabt!" — Er klagt über die Prinzeſſin von Preußen, die ihm ſchuld gebe, Bülow'n geſtürzt, getödtet zu haben. — Seinen Vorfall mit dem Landtage, woraus man ſo großes Weſen gemacht, nimmt er ganz leicht, erklärt die Sache, ſcherzt darüber, meint gar nicht eine Blöße gegeben zu haben, und ſcheint wirklich nicht zu wiſſen, was alles man darüber geſagt und damit verknüpft.

Sonnabend, den 21. August 1847.

Heute in den Zeitungen ausführliche Nachricht von der Gerichtsverhandlung, Bettinens von Arnim Beleidigung des hieſigen Magiſtrats betreffend. Sie iſt zu zwei Monat Gefängniß und in die Koſten verurtheilt. So ſchlimm hätte ich es doch nicht erwartet. — Ich fuhr ſogleich zu Bettinen, ſie war aber geſtern, zwei Stunden nach dem Richterſpruch, auf das Gut abgereiſt.

Ueber Bettinens Verurtheilung iſt man doch ſehr betroffen. Es wird dieſer Ausgang ſie doch tief ärgern; ſchon weil die rohe Menge, die nur auf den Erfolg ſieht, nun Recht bekommt und Anlaß zur Schadenfreude.

Im ſiebenten Bande von Thiers geleſen; mit wahrem

Widerwillen und steter Empörung! Ein lauer Schönsprecher und Zurechtleger, ohne Saft und Kraft. Seine Partheilichkeit versteckt sich gleißnerisch unter Billigkeit und Wahrheitsbetheurung, besticht aber nicht; dabei ist sein Vortrag langweilig, sehr langweilig. Er läßt wichtige Umstände ganz weg, hebt unwichtige hervor, macht Mißgriffe genug. Ein sehr schlechter Autor, so gut er sonst auch war!

Sonntag, den 22. August 1847.

Der König hatte heute eine Mittagstafel von sechzig Personen, worunter auch der neue Kriegsminister, Generallieutenant von Rohr. Morgen früh reist der König nach Ischl, ist vom 7.—9. September in Venedig, dann in Padua, Verona, am Gardasee, und kehrt über Inspruck nach Deutschland zurück. — Für seine Abwesenheit ist dem Prinzen von Preußen die Oberleitung der Staatsgeschäfte übertragen.

Der Landrath von Bardeleben in Preußen, gewählt zu den Vereinigten Ausschüssen, hat sich feierlich von jeder Theilnahme an diesem Körper losgesagt, weil im Landtagsabschiede die Vorbehalte und Erklärungen, unter denen diese Wahlen geschehen sind, nicht für gültig angesehen werden.

Mit vielem Aerger in Thiers weiter gelesen; er zeigt sich erbärmlich!

„Aufzeichnungen des Generals Grafen von Bismarck", ein dicker Band, ganz schlechtes Zeug!

„Aus dem Leben einer deutschen Fürstin, von Freifrau von Dalberg", die verstorbene Gemahlin des Grafen von Bismarck, geborene Prinzessin von Nassau, ist gemeint; schale,

ſentimentale, verlogne Aufputzung eines ganz gewöhnlichen Verhältniſſes ſehr gewöhnlicher Perſonen.

Dienstag, den 24. Auguſt 1847.

Beſprechung des ſchrecklichen Ereigniſſes in Paris, der Ermordung der Herzogin von Praslin; ich habe dieſe als Kind ſehr gut gekannt und viel mit ihr geſpielt, erinnere mich genau der Oertlichkeit, des Hauſes, des Gartens ꝛc. Fanny Sebaſtiani, einzige Tochter des jetzigen Marſchalls, war ein liebliches, feines Kind, zeigte aber früh große Leidenſchaftlichkeit. Henriette Mendelsſohn, ihre Erzieherin, ſagte mir ſpäter, ſie habe ſich nicht ſchön entwickelt, ſei kirchlich ſtreng, aber nicht fromm, und quäle ihren Mann; auch von andrer Seite hörte ich, daß die Ehe, ungeachtet neun Kindern, keine gute ſei. Die Ermordung iſt ſchrecklich, und allem Anſchein nach iſt der Herzog der Mörder!

Die Beilagen zur hieſigen „Zeitungshalle", Nr. 197 und 198, geben ausführlich und ziemlich genau den Prozeß Bettinens von Arnim.

Es heißt, General von Pfuel werde aus Münſter hieher verſetzt als Gouverneur von Berlin, an die Stelle Müffling's, der ſich zur Ruhe ſetzt.

Die „Weſerzeitung" enthält einen Artikel über den Polenprozeß, das Beſte, ſagt man, das Ehrenvollſte und Wirkſamſte, was in dieſer Sache für Preußen geſagt werden kann. „Und wir ſind ſo dumm und haben das Blatt verboten, ohne rechten Grund und Anlaß, ein Blatt, das durch ſeine Unpartheilichkeit uns beſchämt und uns ſo ſehr nutzen könnte!" rief ein hoher Staatsbeamter aus.

Sonnabend, den 28. Auguſt 1847.

Nachricht aus Paris, daß es dem Herzog von Praslin gelungen, ſich zu vergiften, und daß er am Gift geſtorben.

Montag, den 30. Auguſt 1847.

Die „Staatszeitung" enthält wieder einen großen Artikel, in welchem man die Feder des Miniſters von Canitz erkennen will, über die Periodizität des Landtags, in bekannter Manier, ſpitzig, höhniſch, abſprechend, hiſtoriſch, und im Grunde doch nachgiebig; mir kommt es immer vor, als ſei dergleichen für den König geſchrieben, ihm durch Schmeichelelei und Rechtgeben die Luſt zu machen, mehr zu thun. Aber freilich läßt ſich eine ſolche Abſicht hier nicht vorausſetzen!

Die Praslin'ſche Geſchichte wirkt in Paris fürchterlich. Auch hier glaubt man, der Hof und die Behörden hätten ſeine Vergiftung gern geſehen und begünſtigt.

Mittwoch, den 1. September 1847.

Man verſichert mit Beſtimmtheit, eine Königliche Verfügung werde erſcheinen, welche den Vereinigten Landtag alle zwei Jahre zu berufen verſpricht. Seltſam! Wieder wäre dann dieſer nachgiebigen Entſchließung, wie dem Landtagsabſchied, ein heftiger Artikel der „Staatszeitung" vorausgegangen, gleichſam als wollte man dem beſſern Sinne durch den Gegenſatz den Weg bereiten, oder den König erſt von allem Bittern und Grimmigen befreien! Der Prinz von Preußen mißbilligt dieſe Artikel ſehr und ſchreibt ſie unbedenklich dem Miniſter von Canitz zu. Sonderbar, was

eigentlich am meiſten in der Meinung des Prinzen iſt, weit mehr als in der des Königs, wird von dem Prinzen nun verworfen, weil es von dem Miniſter kommt, den er nicht leiden kann!

Der König iſt aber dennoch gegen die Mitglieder der Oppoſition höchlich erbittert; dies erſtreckt ſich ſogar auf den Miniſter Grafen von Arnim. Dieſer hat den Prinzen von Preußen zu ſich nach Boitzenburg eingeladen und der König darauf einen vierſeitigen Brief an ſeinen Bruder geſchrieben, um ihn abzuhalten, — der Prinz wird aber doch hingehen und die Prinzeſſin mit. Dieſe Nachricht iſt eine durchaus zuverläſſige, aus beſter Quelle. Vorher wird Graf von Redern beſucht. Humboldt macht das alles mit; erſt gegen das Ende des Septembers will er nach Paris. Er lieſt noch immer Abſchnitte des „Kosmos" bei Hofe vor; der letzte Bogen des zweiten Bandes iſt ſeit ſechs Monaten immer noch rückſtändig.

Aufregung in Italien. Pabſt. Ferrara. Der Hof von Turin tritt gegen Oeſterreich auf, heftige Artikel der Zeitungen von Turin und Mailand, ſeit dreißig Jahren iſt dergleichen nicht vorgekommen.

Schweiz. — Spanien! —

Freitag, den 3. September 1847.

Der König hat noch zuletzt, ehe er abreiſte, fürchterlich gegen den Magiſtrat von Berlin geſchimpft, wegen der Klage gegen Bettinen von Arnim, die er nichtsdeſtoweniger ſtecken läßt in ihrem Mißgeſchick; die meiſten Männer gönnen es ihr und viele Frauen auch. Sie läßt ſich bei mir nicht ſehen.

Profeſſor Michelet hatte ſich an den König gewendet,

er möchte ihm die Schmach des ſeltſamen Spruches, den der König über ihn verhängt, doch abnehmen; der König hat es abgeſchlagen, weil er noch keine innige Reue ſehe! — Der Beichtiger! —

Der Miniſter Eichhorn hat dem Könige berichtet, Raumer ſuche die Erlaubniß nach, das Amt eines Stadtverordneten hier anzunehmen, und der Miniſter findet es zuläſſig, weil auch Raumer ſehr gute Geſinnungen bei der ihm kundgewordenen Wahl geäußert; der König findet es auch zuläſſig, mit dem Bemerken, Raumer werde ja wohl auch gehörig überlegt haben, daß er ſich neben ſolchen Menſchen, wie Rauwerck und Behrend ſind, niederſetzen werde!

Es iſt nicht mehr zu bezweifeln, daß General von Pfuel als Gouverneur hieher kommt, Müffling nimmt den Abſchied. Pfuel war auch ſchon um den Abſchied eingekommen, der König ließ ihm antworten, er ſolle bis zum Oktober warten.

Bodelſchwingh ſoll an die Spitze des Miniſteriums geſtellt werden, mit einem Kanzlertitel vielleicht. Thile und Savigny ziehen ſich zurück, erſterer als verbraucht, letzterer als ganz unbrauchbar von Anfang bis zu Ende! Welche Beſoldungen werden da wieder fortdauern!

Ferrara von den Oeſterreichern ſtärker beſetzt. Proteſtationen des Pabſtes. — Englands kräftiges Auftreten für Italien, für die Schweiz.

Der hannöverſche Geſandte Graf von Knyphauſen wird wohl zum Winter wiederkommen. Man ſagt, der König werde von Weſtphalen rückkehrend in Hannover einſprechen und alles beilegen. Unrichtiges Nachgeben, über das Canitz nicht erfreut ſein kann! Seltſam, Canitz hatte in Hannover dem Könige die größten Dienſte bei deſſen Verfaſſungsumſtürzung geleiſtet, das iſt nun der Dank dafür, daß er ſagt: er wolle keine Canitze!

Montag, den 6. September 1847.

Der Pabſt und Sardinien gegen Oeſterreich.

Herr von Schleinitz wird nicht als Geſandter nach Konſtantinopel gehen, die Prinzeſſin von Preußen will ihn nicht ſo weit entfernen laſſen; Hannover iſt ihm zu gering; fürerſt iſt er noch hier und wird immerfort eingeladen.

Mittwoch, den 8. September 1847.

Die franzöſiſchen Blätter mit den Praslin'ſchen Briefen, eine romanhafte Aufſpannung und Verwirrung, voll pſychologiſcher Probleme, mir aber im Zuſammenhang ſehr klar, auch das, was in der „Allgemeinen Zeitung" angedeutet iſt, daß zwiſchen den Gatten vor dem Mordanfall Liebesinnigkeit ſtattgefunden habe; die Herzogin, kalten Herzens, war voll Sinnengluth und ungeachtet ihrer neun Kinder nicht abgekühlt.

Freitag, den 10. September 1847.

Ich las, um mich zu erquicken, Goethe's Eugenia in Einem Zuge durch, und mit Wunder und Staunen! Dies Gedicht wollte man kalt finden, bei verſengender Gluth, die nur innerhalb der ſtrengen Form gebannt bleibt, aber ſelbſt dieſe glühen macht! Man verſtand das Werk nicht und verſteht es noch nicht, weil man es nicht gehörig lieſt. Nach Lamartine's „Girondе" traf mich hier noch gewaltig der Gehalt der Revolution, ja ſtärker, weil in höherem Gebilde. Der arme fünffüßige Jambe ſogar iſt hier gehoben, er wirkt als ob er zum Trimeter geworden wäre. Ich war ſehr zufrieden mit dieſer Leſewahl. Die Ueberbleibſel des Schema's der beiden folgenden Theile las ich auch. Ju's

Ungeheure ſteigt die Aufgabe! Was wäre das für eine Trilogie geworden! Schade, daß ſie uns entgangen iſt!

Dienſtag, den 14. September 1847.

„Der Romantiker auf dem Throne der Cäſaren, oder Julian der Abtrünnige. Ein Vortrag von David Friedrich Strauß“ (Mannheim 1847). Ein merkwürdiges Schriftchen, zuſammengeſetzt aus ſtechenden Anſpielungen; ſie würden noch ſtärker wirken, hätte der Vortrag etwas feinere litterariſche Ausbildung, die beſtimmten Andeutungen auf die Gegenwart müßten fehlen. — Ich habe ſchon vor Jahren unſres Königs mittelalterliche Beſtrebungen mit den Rückwirkungen des Kaiſers Julianus verglichen und in dieſem Frühjahr, beim Leſen Gibbon's, öfters davon geſprochen.

Donnerstag, den 16. September 1847.

Die „Staatszeitung“ meldet, daß der Miniſter Guſtav von Rochow in Aachen in der Nacht zum 12. geſtorben. „Der beſchränkte Unterthanen-Verſtand.“

Espartero in ſeine Würden wieder eingeſetzt und nach Spanien berufen. Sieg des engliſchen Geſandten in Madrid.

Metternich fängt ſchon an nachzugeben, in der Schweiz, in Italien! — Die hoffährtige Klugheit und Sicherheit ſind am Rande.

Sonnabend, den 18. September 1847.

Der König wird am Rhein mit hinreichendem Jubel empfangen werden, um gute Laune zu neuem Nachgeben zu bekommen.

Inzwiſchen gehen die troſtloſen Verſuche neben den

heilſamen immer fort. Es wird ſehr daran gearbeitet, durch eine neue Einrichtung der Landgemeinden die Bauern wieder mehr unter die Gutsherren zu bringen. Das wird jedenfalls ſchlecht ausſchlagen! Selbſt ein großer Theil der Edelleute will die Sache nicht.

Auch iſt ernſtlich die Rede davon, die Unionen der lutheriſchen und reformirten Kirche aufzuheben und eine neue Staatskirche zu gründen. Du lieber Gott! Was für nutzloſes Gethue!

Die Stellung Göſchel's in Magdeburg ſoll ganz unhaltbar geworden ſein. Gegen ſeine und Eichhorn's Anordnungen haben ſogar Tholuck und Guericke in Halle ſich für Ublich erklärt.

Donnerſtag, den 23. September 1847.

Freher Beſuch von Franz Grillparzer, der in Hamburg war und nach Wien zurückkehrt. „Das Herz drängt mich, zu Ihnen zu kommen, und zu niemanden ſonſt hier!“ ſagte er. Wie alt und vergrämt ſieht er aus! Aber ſein edler Karakter iſt unerſchüttert, ſeine Geſinnung rein, ſein Gefühl warm und ſtark. Er ſchildert mir ſeine Verhältniſſe, den Druck und die Einſamkeit, in denen er lebt. Der Fürſt von Metternich vergiebt ihm nicht, daß er ſich nicht um ſeine Gunſt beworben, die angebotene vernachläſſigt hat. Ueber Oeſterreich ſieht er ſehr klar. Ueber Deutſchland hat Grillparzer ſehr eigenthümliche Anſichten, er behauptet, Deutſchland ſei im achtzehnten Jahrhundert größer, kräftiger, einiger geweſen, als es im neunzehnten iſt. Ueber die Ausartung der Litteratur iſt er troſtlos, er ſieht mit Recht großes Unheil in dem Mangel an Ehrfurcht, der hier eingeriſſen iſt, er verwirft die Schreier,

tadelt aber auch Gervinus, Grimm und Tieck wegen trüber, unerſprießlicher, nachtheiliger Beſtrebungen. Wir ſprachen von Tauber, Karajan, Zedlitz, Landesmann, Auguſte Brede, Henriette Pereira. Von unſern Landſtänden entzückt. Erfreut durch den Anblick von Hamburg. Berlin ihm werth.

Sonnabend, den 25. September 1847.

Der König iſt am Rhein überall ziemlich gut empfangen worden, die Behörden thaten freilich das Meiſte, und die Hauptſtädte hat er gemieden. Er nahm alles ſehr gut auf.

Montag, den 27. September 1847.

Uhlich iſt nun wirklich vom Predigtamte ſuspendirt, aber von den Magdeburgern bei der Rückkehr von Darmſtadt glänzend empfangen worden; es ſoll Unruhen gegeben haben, die Truppen ausgerückt ſein, das Volk gedroht haben, wenn Uhlich heute die Kanzel nicht beſteigen dürfe, ſolle auch kein andrer es an ſeiner Statt. Göſchel iſt weggegangen aus Furcht und klagt hier ſeine Noth dem Miniſter. Dummheiten über Dummheiten! Regen die ruhigen Bürger mit Gewalt auf!

Am Rhein und jetzt in Weſtphalen überall für den König bengaliſches Feuer. Ohne das geht es nicht. Am Ende wird es par excellence als Königliches Feuer nur für die höchſten Herrſchaften gebraucht werden dürfen, wie das Lied: „Heil dir im Siegerkranz!“

Mittwoch, den 29. September 1847.

Die Spannungen in der politiſchen Welt nehmen zu, aber noch entſcheidet ſich nichts. Ferrara, Algier, Spanien, alles höchſt bedenklich! — Der Marſchall Soult durch Guizot erſetzt. — Narvaez noch in Madrid. — Espartero noch nicht zurückgekehrt. — England über die Sendung Aumale's nach Algier ſehr gereizt.

Bei uns nichts Neues von Erheblichkeit.

Freitag, den 1. Oktober 1847.

Ich ſetzte mich geſtern friſch zu meiner Arbeit, wurde aber durch unerwarteten Beſuch unterbrochen, es kam der Miniſter von Canitz und blieb faſt zwei Stunden. Der gelegentliche Anlaß, daß Droyſen an ihn geſchrieben wegen einer Biographie des Feldmarſchalls York — er wußte gar nichts von Droyſen — war bald abgeſprochen und es kam zu vertraulichen Mittheilungen. Seine hieſige Stellung wurde zwiſchen uns erörtert, die Schwierigkeit der Verhältniſſe, die Mißſtimmung des Prinzen von Preußen gegen ihn, die Feindſchaft der Prinzeſſin. „Aber ihr zu Gefallen werde ich noch nicht vom Platze weichen.“ Doch meint er, ſein Abtreten könne ſehr leicht erfolgen, wenn man ihm etwas anthue oder zumuthe, das ihm nicht genehm ſei; wenn er aber aufhöre Miniſter zu ſein, nehme er keine Geſandtſchaft mehr an, dann ziehe er ſich ganz oder doch auf ſein militairiſches Verhältniß zurück. Auch ſeine Geſchichte im Landtage erörtert Canitz umſtändlich, er behauptet feſt, weder der Krone noch ſich das geringſte vergeben zu haben, Bodelſchwingh war vorher unterrichtet, daß Canitz auftreten würde, um auch politiſche Petitionen für zuläſſig zu erklären. Der Miniſter Graf von Stolberg

fing zuerſt Feuer und gerieth in Angſt, nun ſei alles verloren, „der hat die politiſche Cholera!“ Die Leute hätten einen Lärm gemacht, als müſſe er aus dem Dienſte treten, dazu ſei aber nicht der geringſte Anlaß geweſen. „Hätte ich damals mein Miniſterium niederlegen müſſen, aus jenem Anlaſſe, ſo würde es ein Triumph für mich geworden ſein, die Stände hätten mir einen Fackelzug gebracht und mich zurückverlangt.“ Er fügte die merkwürdigen Worte hinzu: „Nun ja, wenn einmal Stände da ſind, ſo müſſen ſie auch in ſolchen Fällen zur Stütze dienen; wenn ſie dazu nicht taugen, ſo bedeuten ſie gar nichts!“ Noch vieles wurde verhandelt, auch Geſchichten aus dem hieſigen Diplomatenkram, Anekdoten ꝛc.

Humboldt kam heute Abſchied zu nehmen, wohl und rüſtig, geht übermorgen nach Paris. Ueber den zweiten Band des „Kosmos“, über ſeines Bruders Briefe, Frau von Bacheracht, Bettina von Arnim; der Miniſter Uhden hat geſagt, in zweiter Inſtanz werde letztere freigeſprochen werden, was auch der König zu erwarten ſcheint.

Sonntag, den 3. Oktober 1847.

Adreſſe von einigen und vierzig Mitgliedern der märkiſchen Ritterſchaft an den König, um ihre Mißbilligung über den ſchlechten Gang des Vereinigten Landtags auszuſprechen; unglückliche beifällige Antwort des Königs, die Mehrheit ſei doch gut geweſen, habe den Zeittheorien nicht gehuldigt! Das macht den kläglichſten Eindruck. Und dabei die lächerlich erbärmliche Verfolgung Uhlich's, die Reden am Rhein und in Weſtphalen, die Maßregeln gegen die Zeitungen! Dr. Friedenberg hat von der Redaktion der „Weſtfäliſchen Zeitung“ zurücktreten müſſen, die Behörde

wollte es; ein ähnlicher Fall iſt in Schleſien vorgekommen. Und wozu habt ihr denn eure Zenſur? Ihr bekennt ja offen eure Unfähigkeit, ſie zu handhaben!

Fleißig gearbeitet. Aber traurige Gedanken! Die Welt erſcheint mir in der That ein zerrüttetes Weſen, ein Wuſt, der erſt ſich geſtalten ſoll, aus dem das Beſſere unter Noth und Schmach ſich herausarbeiten ſoll, mit Grauſamkeit und Gräueln aller Art. Wir ſtehen noch in den erſten Anfängen. Die Menſchen jammern mich und die Thiere. Und doch ſind es die Menſchen, die am meiſten Böſes und Verkehrtes haben, am meiſten der Zucht bedürfen!

Dienſtag, den 5. Oktober 1847.

Geſtern zu der neuen Strafanſtalt gefahren. Mir wird der Eintritt ſchwierig gemacht; der Direktor, Hauptmann von Grabowsky, hört meinen Namen, macht mir die ſchmeichelhafteſten Freundlichkeiten, daß ich ganz beſchämt wurde, und läßt mir alles zeigen. Die Zellen ſind nicht ſchlecht, und doch ſchrecklich; die ganze Anſtalt iſt übergroß, hat ein furchtbares Anſehen und koſtet ungeheure Summen; 500 Zellen ſind vorhanden für eben ſoviele Sträflinge, und der Bau allein koſtet über 800,000 Thaler! Ich ſah einige Polen, die jetzt hier untergebracht ſind und natürlich nicht unter der ſtrengen Zucht ſtehen.

Donnerstag, den 7. Oktober 1847.

Viel Mißliebiges von des Königs Reiſe. Kleinliches Benehmen gegen die freiſinnigen Landtagsabgeordneten. Camphauſen in Köln nicht beachtet. In Weſtphalen bei der Einweihung des Vincke-Denkmals war der freiſinnige

Deputirte mit zugegen, der König zog die ganze Familie zur Tafel, dieſer Sohn blieb ungeladen! Das iſt keineswegs gut, noch klug! Nach dem Schwarzen Adlerorden hat der König keine größere Auszeichnung zu geben, als ſolche Zurückſetzung, die ſich geradezu in Ehre verwandelt. Aus der Ungnade machen ſich nur Schwächlinge und Knechte noch was. — In Elberfeld hat der König ebenfalls unangenehmen Eindruck hinterlaſſen. —

Wie die Franzoſen ihren Karakter ſehr geändert haben, dadurch daß ſie politiſch geworden ſind, mit Einbuße vieler Liebenswürdigkeit — ſo ſteht auch den Deutſchen eine Umwandlung bevor, wobei ſie von ihren bisherigen ſchätzbaren Eigenſchaften viel verlieren müſſen. Hiezu ſtimmt das merkwürdige Wort von Karl Rohr: „In der Hauptſtadt merkt man das noch nicht ſo, aber in den Handels- und Provinzſtädten wächſt ein Geſchlecht heran, das aller idealen Beſtrebungen vergeſſend, oder gar ihnen feindlich, dreiſt und roh auf das rohe Wirkliche hinſtürmt und bald nichts wird gelten laſſen, als was die äußeren Bedürfniſſe und Genüſſe betrifft."

Müffling Feldmarſchall, Boyen auch, Kneſebeck ohne Zweifel mit. Lauter Friedens-Feldmarſchälle! keiner hat je nur ein Regiment vor dem Feinde befehligt. Dieſer Titel kommt herunter, wie der Titel Exzellenz. Müffling und Kneſebeck — Boyen macht eine Ausnahme — ſind für den Feldmarſchallstitel ſo ſchädlich, wie R. und A. für den Exzellenztitel.

Sonnabend, den 9. Oktober 1847.

Geſtern früh Beſuch von S., Erörterung der hieſigen Gerichtsveränderungen, unvermeidliches Fortſchreiten in der Geſetzgebung, Verdienſte Bornemann's und Kisker's, Uhden

iſt der Fuhrmann, der alles bei Hofe durchbringt, die koſtbare Waare gehört ihm nicht.

Heute Mittags zum Miniſter von Canitz gefahren, ihn über Dreyſen's Anliegen geſprochen. Von dieſem weiß Canitz kein Wort, nennt ihn Droſchke u. ſ. w. — Der Kriegsminiſter von Boyen kam, herzliches Begegnen, „So wollen wir nun noch fünfzig Jahre mitmachen!“ Er kam zu Fuß, ganz rüſtig und ſo ging er auch wieder ab.

Niederlagen der Mexikaner. Spanien, Neapel, Toskana, Schweiz! — Geſpannter Zuſtand in Frankreich. Louis Philippe macht es wie ſeine Vorgänger, richtet ſich mit Miſeren zu Grunde! Aumale nach Algier, Soult Großmarſchall, die elenden Ränke in Spanien, die ihm gar nichts helfen! Recht ſo, nur weiter in der Verblendung!

Die neuen Schweiggefängniſſe werden barbariſche und koſtbare Spielereien genannt!

Mittwoch, den 13. Oktober 1847.

Ich ging zum Fürſten von Wittgenſtein, fand ihn ſehr rüſtig, gut aufgelegt und mittheilend. Vom Prinzen von Waſa — man hat es ihm übel genommen, daß er geſtern beim König in Zivilkleidern und mit ſchwarzer Halsbinde erſchienen war —, von ſeiner Scheidung und deren Urſachen; der König hat ihn bei ſich in Sansſouci und iſt ganz zärtlich mit ihm. Weiteres, was Wittgenſtein anregte und mittheilte, will ich hier nicht aufſchreiben.

Abſcheuliche Sachen in Bielefeld! Das dortige Bataillon nach Herford verlegt, um Bielefeld zu ſtrafen; auf die Bitten der Bielefelder ſagt der König, die Truppen ſollten wiederkommen, wenn Johanning ſeine Stelle im Magiſtrat, Delius ſeine Landtagsſtelle niederlegte! Eine Bedingung, die nicht

in der Macht der Bürger ſteht; ſie werden alſo förmlich zu geſetzwidrigem Verfahren aufgehetzt! Bitten fruchten nicht, aber Steinwürfe, die beiden Männer legen ihre Stellen nieder, erklären aber, daß ſie durch Gewalt genöthigt ihre Niederlegung für ungültig halten. Die Truppen ſollten ſchon wiederkehren, doch kam Gegenbefehl und ſie ſind noch in Herford.

Der König hat hundertmal bei Tafel oder Abends beim Thee erklärt, er wolle die Akropolis von Athen und Jeruſalem ſehen, was wäre damit für Schwierigkeit verbunden? In drei Monaten könne man jetzt alles abmachen! Man lebe nur Einmal, warum ſolchen Wunſch ſich verſagen? Aus ſolchen Reden ſind die Gerüchte entſtanden, die man jetzt unwillig für Erfindungen erklärt!

Freitag, den 15. Oktober 1847.

Sendung von Koenig aus Hanau, „Die Klubbiſten von Mainz".

Heute des Königs Geburtstag. Große Krone auf der Kuppel des neuen Schloßthurms, mit Fahnen umſteckt. Sieht entſetzlich eitel und prahleriſch aus! Die zweite Freskenhälfte am Muſeum enthüllt und Abends beleuchtet; Gasflammen auf dem Schloßplatze, daher große Menſchenmenge, aber kein Jubel, kein Volksfeſt. Theaterreden, Miniſtergaſtmahle, Böckh's lateiniſche Univerſitätsrede, das iſt alles.

Wie ungetreu die „Staatszeitung" berichtigt, daß der König beim Vincke-Feſt den älteſten Sohn nicht eingeladen habe! Sie ſagt, bei dem Feſteſſen ſei der König nicht geweſen, wohl aber der älteſte Sohn, und die beiden jüngern nicht! Natürlich, denn dieſe hatte der König an ſeine Tafel

gezogen! Eine Berichtigung, die beſtätigt! — Es iſt eine ordentliche Wuth jetzt, jeden Umſtand, der den König und ſeine Reiſe betrifft, in das gewünſchte Licht zu ſtellen!

Sonntag, den 17. Oktober 1847.

Was ich vor achtundzwanzig Jahren wünſchte, erwartete, aus beſten Kräften anregte, beginnt jetzt erſt in leiſen Anfängen ſich zu verwirklichen! Hanſemann iſt nach München gereiſt, um die bairiſchen Stände kennen zu lernen, ſich mit Gleichgeſinnten zu beſprechen. Er hat auch regelmäßige Zuſammenkünfte deutſcher Ständemitglieder vorgeſchlagen, — da werden wohl die erſchrockenen Regierungen ſich entgegenſtellen, es zuletzt aber doch nicht hindern können! Es ſcheint, erſt Preußens Eintritt in die Reihe der konſtitutionellen Staaten hat jenen Gedanken fruchtbar gemacht, vorher mochte alles zu klein, zu einſeitig, zu unerſprießlich dünken; die ſüddeutſchen allein konnten ſich nicht vereinigen, ſie fühlten zu lebhaft ihre Gegenſätze und ihre Unmacht. Der Himmel gebe ſein Gedeihen, es kann etwas Tüchtiges aus jenen Anfängen hervorgehen!

Der König hat eine Verzeihung für die Aufläufeverbrecher am 15. ergehen laſſen. Recht gut.

Dienstag, den 19. Oktober 1847.

Der König iſt auf acht Tage verreiſt, zur Jagd im Harz ꝛc. Prinz von Waſa mit ihm.

Mittwoch, den 20. Oktober 1847.

Die Frau des Dichters Herwegh ist hier angekommen und sendet mir einen Brief von Bakunin aus Paris.

Gegen Abend der russische Minister Graf Bludoff über eine Stunde bei mir, er kommt von Rom, wo er seine Aufträge nicht völlig erledigt, aber doch so weit geführt hat, daß die Verhandlungen weiter gehen können. — Nachrichten aus Italien. Der Pabst sei ein guter Mann, aber nicht genial, nicht praktisch, er werde mehr gezogen, als daß er ginge, die Begeisterung ängstige ihn schon, Metternich wird hart getadelt. Haß gegen Oesterreich.

Um 9 Uhr zum Minister von Canitz; freundlichster Empfang! Die Gräfin von Voß dort, ersucht mich gleich um Aufschlüsse über die Wilhelm Humboldt'schen „Briefe"; der General Leopold von Gerlach mit Frau und Kindern, der Marquis von Dalmatien. — Canitz erzählt mir, welche Depesche er an Bunsen geschrieben zur Mittheilung an Lord Palmerston, wegen der Entstellung seiner Unterredung mit Herrn Howard, die durch den Druck von Berichten des Gesandten Lyons in Athen öffentlich geworden.

Der General von Gerlach war ungemein zuvorkommend, sprach fast immer mit mir und äußerst verständig, unbefangen, ja freisinnig. Ist dies Verstellung, so ist sie gut. Ich habe allen Grund zu glauben, daß er mich nicht leiden kann. Ueber preußische Geschichte sprach er sehr gut und verwarf zu meinem größten Wunder ganz und gar Ranke's neuestes Buch, erklärt sich ganz einverstanden mit dem Artikel gegen dasselbe in der augsburger „Allgemeinen Zeitung".

Der Herzog von Lucca hat abgedankt, sein Land wird mit Toskana vereinigt.

Das Scheusal Königin Christina wieder in Madrid!

Freitag, den 22. Oktober 1847.

Geſtern Beſuch bei Frau Emma Herwegh, ihr für den Brief von Bakunin zu danken. Eine hübſche, beſeelte Frau, von ſcharfem, entſchloſſenem Weſen; ihr dreijähriges Söhnchen iſt ganz ein Pariſer Bübchen.

Die Hofräthin Herz iſt noch immer ſterbend, leidet aber nicht ſehr. (Sie ſtarb Abends nach 8 Uhr.)

Die Schweizerſachen immer geſpannter! Einfältige Artikel unſerer „Staatszeitung“.

Im Homer geleſen, in Roſenkranz' „Studien“.

Sonnabend, den 23. Oktober 1847.

Heute Abend um 9 Uhr wollte der König in Magdeburg die Abgeordneten der Stadt empfangen, wegen der Uhlichſchen Sache. Was wird es da geben? Eine verhängnißvolle Stunde!

Sonntag, den 24. Oktober 1847.

Savigny zum Präſidenten des Staatsminiſteriums ernannt? Premierminiſter? — Nach den gemachten Erfahrungen iſt das eben ſo, als ob die Oeſterreicher den General Mack zum Obergeneral ernennten!

Montag, den 25. Oktober 1847.

Das deutſche Vaterland, das ich noch als abgelebtes Kaiſerreich, dann in ſeiner ſchmachvollſten Zerriſſenheit geſehen, darauf in ſeiner kriegeriſchen Befreiung, auf welche wiederum eine traurige Verſunkenheit gefolgt, — das deutſche Vaterland iſt in emſiger, angeſtrengter Arbeit zu neuer Erhebung. Dies Schauſpiel iſt herzzerreißend; die Arbeit

iſt ungeheuer, allgemein, mit den größten Opfern verbunden, durch die großmüthigſten Geſinnungen unterſtützt und der Erfolg dabei höchſt ungewiß, oder wenn auch von gutem Glauben als unfehlbar angenommen, doch in ungewiſſe, weite Ferne geſtellt; keiner der Arbeiter, die jetzt in der Nacht ringen und kämpfen, ſoll, ſo ſcheint es, den erſehnten Tag ſchauen! Alles zieht ſich bei uns furchtbar in die Länge! Daher iſt alles nur Mühſal und Unmuth, nirgends erſcheint das friſche, muntre Gelingen, die Freude der That, die Luſt des Erfolgs. — Noch wäre es Zeit, daß ein ſchon mächtiger Fürſt an die Spitze der Bewegung träte, ſie dadurch überaus abkürzte und der Gründer eines neuen Kaiſerreichs würde; noch wäre es Zeit, dieſe Herrſchweiſe zu retten, zu erhalten, auf weithinaus neu zu begründen! Aber bald wird es nicht mehr Zeit ſein. Die Bewegung, getäuſcht und befehdet von allen unſern Fürſten, oder von ihnen doch nicht unterſtützt, wird ſie überſchreiten und zurücklaſſen, als nutzloſes Gebild, als einzuſtampfenden Schutt für die Ausfüllung der Unebenheiten, die Bewegung wird nothgedrungen eine freiſtaatliche werden. Hütet euch, hütet euch!

Geſtern Abend ein ſchönes Nordlicht von halb 11 Uhr bis nach 12 von uns geſehen, roſenroth im Nordweſten und Nordoſten, die Verbindung im Norden ſahen wir ſchwach.

Dienstag, den 26. Oktober 1847.

Verflucht ſei das leere nichtsnutzige Politiſiren, das zweck- und grundloſe Schwatzen aus der Zeitung und über die Zeitung! Nichts iſt mir gräßlicher, als dies elende Vernünfteln ohne Kenntniß, dies unwiſſende Vorausſetzen, dies Klugſein oder gar Witzigſeinwollen ohne Geiſt und Verſtand! Jämmerlicher Dünkel und Müſſiggang! Lieber

will ich Erbſen zählen, lieber Paternoſter plappern, als dergleichen mitmachen! Aber man wird nicht gefragt, ob man wolle, man wird gezwungen zur Theilnahme! Schändlich!

Der Graf von * redete mich an und verkündigte mir ſeinen Beſuch, weil er meinen Rath wünſche, mir einiges vorlegen wolle! Ich habe keine Ahndung, was er von mir wollen kann, und wünſche, daß er mich in Frieden läßt. Ich habe dergleichen vornehme Beiläufer und Beſchwerlinge ſchon genug!

Nichts Erhebliches aus Magdeburg. — Der Polenprozeß wird beſchleunigt. — Die Sammlung in Magdeburg für Uhlich ſoll ſchon fünfundſechzigtauſend Thaler betragen und auf hunderttauſend gebracht werden.

Freitag, den 29. Oktober 1847.

Man zerbricht ſich die Köpfe darüber, was Savigny's Präſidentſchaft des Staatsminiſteriums eigentlich ſei, ob das Altgewöhnliche oder Neubedeutendes? Mir ſcheint das Erſtere. Es laufen jetzt immer viele falſche Nachrichten umher, dieſe der Premierminiſterſchaft iſt wohl auch eine.

Feiger Artikel in der „Spener'ſchen Zeitung" gegen die Magdeburger, man will die Sache als nichts darſtellen. Der König hat die Beſchwerdeſchrift nicht angenommen, wegen der Tauſende von Unterſchriften, die er nicht will, die ihn ärgern, die ihm, wie er ſagt, nicht imponiren. „Aber Hunderttauſende?" fragt man bitter!

Sonntag, den 31. Oktober 1847.

Die Majorin Paalzow geſtern gegen Mitternacht nach langem ſchmerzhaften Kampfe geſtorben.

Dienstag, den 2. November 1847.

Gestern Abends gegen 9 Uhr zum Thee beim Minister von Canitz. Ich hatte ernste gute Gespräche mit Canitz, über das Ministerverhältniß, den Vortrag beim Könige, über Zeitungsgerüchte ꝛc., wo sich denn auch Anekdoten und Scherzreden von selbst anreihten. (Der König denkt nicht daran, einen Premierminister zu ernennen, der will er selbst sein und bleiben.)

Freitag, den 5. November 1847.

Gegen Abend kam Frau von Treskow und brachte mir die Schreckensnachricht, daß Felix Mendelssohn-Bartholdy gestern Abend in Leipzig gestorben. Ich war sehr ergriffen, besonders auch wegen der armen überlebenden Geschwister Rebecka Dirichlet und Paul. Und der arme Felix selbst, inmitten der besten Jahre, der größten Kraft, aus den schönsten Erfolgen heraus, aus dem reinsten Familienglück! Ein harter, harter Schlag! Wir besprachen den Fall umständlich. Frau von Treskow machte scharfe und hohe Betrachtungen über Leben, Menschenloos, Glück, Karakter, Tod.

Zeitungsartikel für und gegen Preußens politischen Gang. Die Königlichen regen sich sehr, aber die Ständischen bleiben ihnen nichts schuldig. Dem Herrn von Radowitz ist in einem neuen Artikel der „Allgemeinen Zeitung" gut heimgeleuchtet worden.

Auch in der Kirchensache von Magdeburg sind die Federn der Ministerleute thätig; hätten wir nur wirklich Preßfreiheit, man sollte bald sehen!

In der Schweiz ist der Ausbruch nahe.

Sonntag, den 7. November 1847.

Kleiner Sieg der böhmiſchen Stände gegen den Hof. — In Betreff Neuchatels nehmen wir eine ſchlechte Haltung an, für die Jeſuiten, gegen die geſetzliche Oberbehörde.

Dienstag, den 9. November 1847.

Louis Blanc giebt eine ganz neue Darſtellung des Halsbandprozeſſes, die meine frühſten Annahmen beſtätigt, nämlich, daß die Königin allerdings um die Sachen gewußt, mit dem Kardinal ein böſes Spiel getrieben habe, bei dem er gefoppt ſein ſollte; der Betrug aus Habſucht fällt dabei auf ihrer Seite weg, und ſie mochte von den Folgen überhaupt keinen klaren Begriff haben. Dagegen iſt der Abſchnitt über die Illuminaten ſehr ſchlecht, und ſelbſt Saint-Martin und ſeine Wirkung falſch aufgefaßt. Die Martiniſten hießen nicht von Saint-Martin ſo, ſondern von Martinez-Pasqualis, und Saint-Martin hatte in der Revolution nur wenige, ſo gut wie unthätige Anhänger.

Donnerstag, den 11. November 1847.

Nachricht, daß der Geheime Rath Dieffenbach heute in ſeinem Klinikum zwiſchen zwei und drei Uhr plötzlich todt hingefallen, ohne Unwohlſein, ohne einen Laut des Schmerzes!

Der König hat dem Prinzen von Waſa den Schwarzen Adlerorden gegeben.

Der König trauert ſehr um Mendelsſohn; er hatte noch kürzlich ihn aufgefordert, Bibelſtellen in Muſik zu ſetzen.

Sonnabend, den 13. November 1847.

Nachricht, daß der franzöſiſche Botſchafter in Neapel, Graf Breſſon, dort am 2. mit durchſchnittenem Hals in

ſeinem Bette gefunden worden. Er hatte kurz vorher ſeine Antrittsaudienz gehabt. Louis Philippe's Werkzeug! Gewiſſen, Ehrgeiz, Schmach!

Heute bringen die Zeitungen den Hergang der Magdeburgiſchen Geſchichten ganz ausführlich, die Eingabe der Stadt, die umſtändliche Antwort des Königs in ſorgfältiger Redaktion. Glatt genug ſind die Worte, verſöhnend und mild dem Klange nach, aber in der Hauptſache dennoch ſchroff und hart; immer das πρῶτον ψεῦδος, als wiſſe der König und das Häuflein ſeiner Frömmler ganz allein, was die Kirche ſei, die proteſtantiſche Kirche. Der König rühmt auch, daß er die Kreis-Synoden erlaubt habe, die unter dem vorigen Miniſterium verboten geweſen; Miniſterium? warum ſagt er nicht Regierung? Altenſtein hat es doch gewiß nicht gethan, ſondern der vorige König! Er giebt den Magdeburgern Bedenkzeit. Ich bin begierig, ob ſie ſtandhaft bleiben.

Bettina's neuſtes Buch: „Ilius, Pamphilius und die Ambroſia" ſoll auch von der Polizei, vor dem Ausgeben, weggenommen worden ſein!

Montag, den 15. November 1847.

Keine Zeitung meldet es, aber Augenzeugen erhärten es, daß in Magdeburg, als der König die vielbeſprochene Audienz ertheilte, das Volk in den Straßen unten unaufhörlich ſchrie: „Es lebe Uhlich!"

Mittwoch, den 17. November 1847.

„Haft und Flucht. Von Theobald Moras", kleine Schrift, vergnüglich zu leſen; es iſt der Schwager Heinzen's, der vom Dampfſchiff in den Rhein ſprang.

Die Aufregung in Italien dauert fort. In der Schweiz beginnt der Bürgerkrieg. Ich wäre des Sieges der guten Seite gewiß, läge nicht die Macht und der Eifer des Einwirkens der Mächte als eine dunkle, unberechenbare Größe drohend im Hintergrunde!

Freitag, den 19. November 1847.

Freiburg in der Schweiz von den Eidgenossen eingenommen. —

Hier ist das Neueste, daß Herr von Voß zum Konsistorialpräsidenten der Mark ernannt worden. Er wird sich von den Gerlach's leiten, stoßen und hetzen lassen. Man wundert sich über den geringen Posten für ihn, da er immer schien Minister werden zu können.

Dienstag, den 23. November 1847.

Die Formen unirer Gesellschaft überdacht; sie können nicht lange mehr halten. — Ob nicht die Bildung und die gebildeten Völker mit ihr bald wieder nach Süden streben werden? Ob man nicht, bei den steigenden Schwierigkeiten des Lebens, in Masse sich den Ländern zuwenden wird, wo Boden und Himmel gütiger sind?

Unser preußischer Staat kommt mir gar wackelig vor. Die Regierung ist gar zu geist- und sorglos; bei all ihrem Sorgen und Mühen kommt nichts heraus, weil es meist in falscher Richtung geschieht. Elender Zustand in den Kirchensachen, im Bürgerthum! Als ob dumme Jungen ihre Einbildungen als Gesetz aufstellten! Keine freie Presse, keine Sicherheit der Person! Ein Streifchen Verfassung und Verfassungsrecht in einem Sumpfe von Willkür und

Polizeigewalt! Die Dinge arbeiten, aber wo die Weisheit menſchlicher Einſicht leiten ſollte, da waltet Naturentwicklung!

Am Ende verdankt Preußen dem kirchlichen Wahnſtreben des Königs und ſeines Eichhorn die größte kirchliche Freiheit, die freien Gemeinden mehren ſich.

Donnerstag, den 25. November 1847.

Nachricht, daß die Gräfin Henriette von Finckenſtein, Ludwig Tieck's Freundin und die bei ihm lebte, am 23. Nachmittags geſtorben. Wie dies ganze Geſchlecht vor mir dahinſtirbt, mit allen ſeinen, einſt ſo lebhaften, wirkſamen Verhältniſſen und Wirkungen! Wenn Baum auf Baum niederfällt, ſchwindet am Ende der Wald, in dem man lebte, die ganze Gegend verändert ſich.

Herr von Radowitz war aus Karlsruhe hergekommen und iſt nach Wien geſchickt worden. Man ſagt, er ſei tief mit den Jeſuiten in der Schweiz verwickelt! — Unſer Benehmen in dieſen Sachen iſt einzig! Wenn wir dumme Streiche machen, ſo werden ſie uns ſchon heimkommen. — Was für Artikel unſre Zeitungen aufnehmen müſſen! — Wir ſind verliebt in den Sonderbund, in dieſes jeſuitiſche Scheuſal!

Sonnabend, den 27. November 1847.

Die „Staatszeitung" bringt eine Kabinetsordre vom 5. in der Bielefelder Sache, wo der Anfang mit dem Schluß in Widerſpruch ſteht. „Horazens ſchöne Jungfrau, nur daß der Kopf unten iſt und der Fiſchſchwanz oben." —

Ausgegangen; mit dem Geheimen Rath Johannes Schulze

in der Sonne am Muſeum ſpazirt und mancherlei ausgetauſcht. —

Oeffentliche Verhandlungen der Stadtverordneten, guter Anfang! — Die Zeitung ſagt, Bettina von Arnim habe ſich mit dem Magiſtrat verſöhnt, und damit ſei der Prozeß aufgehoben. —

Radowitz iſt zum preußiſchen Geſandten zu dem Kongreß ernannt, der ſich in Neuenburg verſammeln ſoll, um über die Schweizerſache zu berathen! Der Jeſuitenfreund!! Eine gute Wahl, um gleich zu zeigen, für wen man Parthei nimmt!! Er ſoll in Wien erſt nähere Verabredung nehmen. Man haßt ihn dort.

Sonntag, den 28. November 1847.

Zu Kranzler gegangen; dort gab man mir die eben eingegangene „Frankfurter Oberpoſtamtszeitung", worin gemeldet wird, daß nach harten Kämpfen Luzern ſich den Eidgenoſſen ohne Bedingung am 24. ergeben hat! Ein ſchwerer Stein fiel mir vom Herzen! —

Fräulein von K. erzählte, der König wolle Werder's „Kolumbus" in Charlottenburg aufführen laſſen und habe ſchon Befehl dazu gegeben; eine Vorleſung, die Werder neulich bei der Prinzeſſin von Preußen gehalten, hatte auch den ſchönſten Erfolg, doch hatte er das Vorurtheil gegen Hegel bei Vielen zu überwinden, und der Graf von P. ſchien entſchloſſen, in dem Glauben zu verharren, von einem Hegelianer könne nichts Gutes kommen! —

Die Familie Bettina's hat mit ihrem Wiſſen und Willen alles aufgeboten, um ihren Prozeß mit dem Magiſtrat abzuſchneiden. Savigny hat mit dem Könige geſprochen und an Bettina die Beſtellung gebracht, der König laſſe

ihr ſagen, ſie möchte nur einen Brief an den Magiſtrat ſchreiben, worin ſie erkläre, daß ſie dieſen nicht habe beleidigen wollen; allein Bettina will ſich dazu nicht verſtehen, ſie ſagt, ſie habe das ſchon gethan und vergebens, und da ſie ſich wieder beſchützt glaubt, iſt ſie nur um ſo trotziger, weidet ſich an Savigny's bittrer Verlegenheit und ſchreibt nun flugs an den König, um ihn in berauſchten und berauſchenden Redensarten zu belehren, wieſo ſie ſeinen Rath nicht befolgen könne! Schade um die ſchönen Kräfte dieſer reichbegabten, aber unſeligen Frau!

Montag, den 29. November 1847.

Der König ſoll bei der Nachricht vom Falle Luzerns in heftigen Unwillen ausgebrochen ſein, mit den Füßen geſtampft haben. —

Auf Befehl des Königs wird in der „Staatszeitung" ſeit einiger Zeit Neuenburg unter „Inland" aufgeführt. Es wird beſtritten, daß dies ſtaatsrechtlich richtig ſei; Neuenburg iſt ſchweizeriſch, ſagen die Leute, und theilt nicht die Verhältniſſe und Schickſale Preußens, ſondern der Schweiz. —

Der neue Kurfürſt von Heſſen will die Verfaſſung nicht anerkennen, obſchon er ſie beſchworen; man ſpricht von Unruhen in Kaſſel. —

Mittwoch, den 1. Dezember 1847.

Der jetzige Kurfürſt von Heſſen will in der That die Verfaſſung nicht anerkennen. — — — In der Schweiz will man einſchreiten, wo kein Grund dazu vorhanden; in

Kaſſel, wo man aus eignem Vortheil es thun müßte und Grund und Recht dazu wäre, wird man den Kurfürſten ſchalten laſſen nach Belieben! —

Der heutigen „Staatszeitung“ liegt der Entwurf des Strafgeſetzes bei, den die Vereinigten Ausſchüſſe berathen ſollen. Es kommen ſehr ſchlimme Artikel darin vor; das Verbot von Verſammlungen, die nicht von oben genehmigt worden; die Heiligkeit der Bundesverfaſſung; der Schutz für verſtorbene Mitglieder des Königlichen Hauſes ꝛc. Ich war ſehr verſtimmt nach dem Leſen.

Freitag, den 3. Dezember 1847.

Der Urtheilsſpruch über die Polen iſt veröffentlicht! Nicht auf Hochverrath, ſondern auf Landesverrath iſt erkannt, aber doch acht Todesurtheile ſind gefällt! Man iſt allgemein erſchrocken und beunruhigt, doch hofft man entſchieden, daß keine Hinrichtung Statt finden werde. Dagegen iſt der Prinz von Preußen wüthend über die Gelindigkeit des Spruches, weiſet auf Rußland hin, will, daß das Urtheil umgeſtoßen werde ꝛc. Natürlich findet er Leute, die ihm zuſtimmen, doch wenige. Wie wird man den König zu bearbeiten ſuchen! — Große Frage, ob die Verurtheilten appelliren ſollen? Mieroslawski will es nicht thun. Mir ſcheint auch die Verneinung gerathen, doch giebt es dafür keinen ſichern Halt, es iſt im einen und andern Falle Wagniß dabei. —

Erklärung Preußens an die ſchweizeriſche Tagſatzung, Neuenburg neutral, jeder Eingriff ein Friedensbruch; ſchweizeriſche Antwort, man kenne von Neuenburg nur die dortige Regierung, nicht den König von Preußen; harte Worte; alles in unſren Zeitungen! Welche Bloß-

ſtellung bei völligem Unrecht, und wo auch die Macht nicht durchgreifen kann, ohne die größten Verwicklungen und Gefahren! — Hat Canitz an dieſen Mißgriffen und Unbeſonnenheiten Theil, oder kann er ſie nur nicht hindern? Man weiß es nicht! — Der Horizont verdunkelt ſich ſtark!

Der Graf von Peurtalès — deſſen Mitbewerber Wildenbruch bis jetzt war — iſt nun entſchieden zum Geſandten in Konſtantinopel ernannt. Der König hat den Miniſter von Canitz gar nicht gefragt. —

In Magdeburg Uhlich's freie Gemeinde. Der Fürſt von Pückler iſt ganz aufgeregt für dieſe Sache, die auch große Folgen haben wird. Die Ernennung des fanatiſch-eifrigen Haſſenpflug zum Konſiſtorialpräſidenten in Schleſien wird auch dort freie Gemeinden hervorrufen. Recht ſo, arbeitet nur weiter, Dunkelmänner! —

Werder's „Kolumbus" ſoll nun nächſtens auf dem Schloßtheater in Charlottenburg aufgeführt werden; der König hat befohlen, daß Hendrichs die Rolle des Kolumbus ſpielen ſoll. „Oedipus auf Kolonos", „Athalia", beide mit Muſik von Felix Mendelsſohn, ſollen auch aufgeführt werden.

Sonnabend, den 4. Dezember 1847.

Vortreffliches Schreiben oder vielmehr Denkſchrift des Bürgermeiſters Smidt an den Miniſter von Canitz über die Bremer Preſſe und Zenſur; das Schreiben von Canitz ſticht dagegen unvortheilhaft ab.

Man verſichert, der Oberpräſident von Schleſien, Hr. von Wedell, habe ſo dringende Vorſtellungen gegen die Ernennung Haſſenpflug's zum Konſiſtorialpräſidenten in

Schleſien gemacht, daß dieſe zurückgenommen ſei. Gewiß würde der Mann dort nicht anders wirken, als wie ein Miſſionair für die freien Gemeinden, für die Deutſchkatholiſchen und andre Sekten! —

Ueber Neuenburg ſpricht man ſehr bedenklich, man glaubt, die Eidgenoſſen werden ſchon eingerückt ſein, unbekümmert um des Königs von Preußen Erklärung. Man findet, der König habe recht muthwillig die Backe hingehalten, um dieſen Streich darauf zu empfangen. Und was wird aus allen dieſen Geſchichten werden? Hr. Guizot hat hieher die vertrauliche Zuſage gemacht, wenn gegen Neuenburg etwas unternommen würde, ſollten franzöſiſche Truppen im Sinne Preußens einſchreiten; allein wird Hr. Guizot die Zuſage halten, wird er es können? Und iſt es nicht unwürdig, daß dieſes Preußen, was gegen das Juli-Frankreich ſo mißlichig und fremd ſich hält, von dieſem Frankreich ſich helfen läßt? Wir haben eine recht armſelige Politik, nur Gepraht und Kleinlichkeit! Unbeſonnenheiten und Schulerſtreiche. —

In dem „Berliner Kalender für 1848“ iſt auch das Zellengefängniß in Moabit abgebildet und darunter ſteht „Staatsgefängniß“. Als der König dies las, wurde er zornwüthig, ſchrie über verdammte Dummheiten, er habe kein Staatsgefängniß, in Preußen gäbe es dergleichen nicht, und ſchleuderte den Kalender weit weg auf die Erde. Alle Behörden aber brauchen jenen Ausdruck unbedenklich bis jetzt. —

Der General Fürſt N. war heute in der Oper; es machte mir einen widrigen Eindruck, dieſen Polen fröhlich im Theater zu ſehen, während ſo viele ſeiner Landsleute eben zum Tod oder zu langwierigem Gefängniß verurtheilt werden! Keine Scham!

Die „Staatszeitung" wird uns heute Abend die Berufung des ständischen Vereinigten Ausschusses auf den 17. Januar ankündigen, zugleich, daß die zur Vorberathung über den Strafgesetzentwurf durch den Landtagsmarschall ernannte Abtheilung schon am 29. Dezember hier zusammentreten werde. Zur Rechtfertigung dieser letztern Maßregel werden zwei Paragraphen aus der noch unveröffentlichten Geschäftsordnung des Vereinigten Ausschusses bekannt gemacht. Wie seltsam und verworren ist dies alles, wie zusammengesetzt und schwerfällig! Die Absicht soll sein, den Ausschuß durch die Abtheilung gleich thatsächlich in Wirksamkeit zu setzen und so alle Vorfragen und Erklärungen, die man fürchtet, zu umgehen; denn der Abtheilung wird man sagen: „Ihr habt gar nicht für den Ausschuß zu reden, treibt eure Sache!" Und dem Ausschusse nachher: „Was wollt ihr hinterdrein kommen? es ist ja schon alles im Gange!" Traurige, elende Behelfe! Warum schafft sich die Regierung Stände, die sie nur immer zu hemmen, einzuengen, zu überlisten sucht? Es ist wirklich, als ob einer sich einen Wagen bestellte, aber die Räder schlecht haben wollte! —

Neuenburg hat doch schon Angst bekommen, trotz des Königsschutzes, auf den es pochte, und grade jetzt seinen schuldigen Doppelbeitrag an die schweizerische Kriegskasse eiligst abgetragen! Welches Herabsteigen nach den großen Worten! —

Der König fragte kürzlich bei Tafel, wo denn im Schlosse zu Hannover der Mord an Königsmarck verübt worden, ob man die Stelle genau wisse? Canitz, der dort als Gesandter längere Zeit gewesen, wollte das Oertliche näher bezeichnen, allein der König sah gleich, daß er auf

irrigem Wege war, und rief unwillig: „Nein, nein, ich ſehe ſchon, Sie wiſſen's nicht, Sie haben mir ſchon meine politiſchen Verhältniſſe zu Hannover verwirrt, bringen Sie mir in dieſe Oertlichkeit nicht auch Konfuſion!“ — Wahrlich nicht angenehm!

Montag, den 6. Dezember 1847.

Franzöſiſche Druckſchrift von Mieroslawski: „Débat entre la Révolution et la Contrerévolution en Pologne.“ — Ueber die Schweizerſachen hört man die freimüthigſten Urtheile, ſelbſt Offiziere ſprechen laut gegen die Maßregel des Königs. Die Antwort der Tagſatzung auf die Note des preußiſchen Geſandten Herrn von Sydow ſteht in unſren Zeitungen, und unſre derbe Abfertigung wird von uns mit großem Beifall geleſen! Man erinnert in der Antwort uns auch an die frühere Niederlage, die Herr von Olfers in der Schweiz bei ähnlichen Anmaßungen erlitten!

Später fuhr ich zur erſten Aſſemblee des Miniſters von Canitz. Ich ging mit Schelling die Treppe hinauf und ſprach eine Weile mit ihm. — Präſident von der Reck und Frau, Gräfin von Knyphauſen und Tochter, Gräfin von Bülow, General von Gerlach, Trautmannsdorff, Meyendorff, Savigny, W., mit dem ich über die Schweiz ſprach, ihm die ſchlimmen Nachrichten vorhielt und dabei ſein Schafsgeſicht bewunderte, — mit Herrn Howard ausführlich geſprochen, mit Herrn Hermann Sieveking ꝛc. Ich blieb bis kaum zehn Uhr.

In Baader geleſen, im Seneca.

Mittwoch, den 8. Dezember 1847.

Unsre Zeitungen liefern fortwährend auch die Aeußerungen, welche die Schweizer gegen Preußen machen; aller Orten wird der Sieg der Liberalen gepriesen, die Einmischung der Fremden verworfen, der König findet sein Benehmen überall scharf kritisirt und mißbilligt, wenn auch nur mittelbar.

Donnerstag, den 9. Dezember 1847.

Herr von Beckerath lehnt durch ein maßvolles, aber die Thatsachen aufzählendes Schreiben seine Berufung in den Vereinigten Ausschuß ab. Sein Stellvertreter desgleichen. Das ist in diesem Augenblick ein ungeheurer Schlag! Was wird der König thun?

Als Urheber der falschen Maßregeln Preußens in Betreff Neuenburgs wird der Ober-Zeremonienmeister Graf von Pourtalès angesehen. Hofgesinde, Kamarilla!

Am nächsten Sonntage soll der hiesige Universitäts-Gottesdienst anfangen. Die Pietisten machen viel daraus.

Ublich ist nun wirklich aus der sogenannten Landeskirche ausgetreten, mit ihm in Magdeburg schon achttausend Seelen.

Vor einiger Zeit stand in unsern Zeitungen die Anzeige, wer ein recht ähnliches Bild des Jesuitengenerals sehen wolle, möge unter den Linden die Weinstube des Herrn Habel besuchen; dort aber hing und hängt nur das Bild des Königs. Man spürt dem schlechten Spaßmacher bis jetzt vergebens nach.

Freitag, den 10. Dezember 1847.

In der Schweiz befeſtigt ſich die gute Sache.

Die huldvollen Antwortſchreiben, welche der König einem pietiſtiſchen Privatſchreiber und einigen andern unbedeutenden Leuten, die an ihn im Gegen-Uhlich'ſchen Sinne eine Adreſſe gerichtet hatten, geſchrieben und zum Druck erlaubt hat, machen hier ſchlechten Eindruck.

Sonntag, den 12. Dezember 1847.

Heute ganz früh der Freiherr von Lützerode bei mir, ſächſiſcher General und Geſandter in St. Petersburg viele Jahre, lebt jetzt in Wandsbeck. Ich ſah ihn 1828 in Kaſſel. Er hat vortrefflich Ruſſiſch gelernt. Jetzt iſt er mit einem Prozeß beſchäftigt gegen den Herzog von Aumale und wünſcht Rath und Beiſtand. — Später kam Graf Chriſtian von Bothmer, der wieder einmal hier iſt, um die Angelegenheit der Helgolanderin gegen den angeblichen Grafen Brisberg zu betreiben; ſein Verdacht ruht noch ſtets auf dem Fürſten Lichnowsky.

Unſre „Staatszeitung" giebt nun auch die Noten Preußens und der Tagſatzung, mit einem beſchönigenden Nachwort, das ganz erbärmlich ausſieht! Kurz vorher noch hatte einer unſrer Staatsbeamten geſagt, man müſſe ſehen, daß man etwas zu entgegnen finde, in diplomatiſchen Sachen ſei dazu immer Gelegenheit.

Man beſchuldigt ſehr Herrn von Radowitz, auf den König in den Schweizerſachen übel einzuwirken. Man erklärt ihn für den Bundesgenoſſen der Jeſuiten.

Im Seneca geleſen, in Goethe, in Carlyle.

Camphauſen, im Gegenſatze „ſeines Freundes Beckerath", erklärt, daß er ſich zu dem Vereinigten Ausſchuß

einfinden werde, aber sein Schreiben ist noch schärfer als Beckerath's und von andrer Seite eine noch stärkere Ohrfeige.

Dienstag, den 14. Dezember 1847.

Der Generallieutenant von Neumann will aus dem Militairkabinet des Königs ausscheiden.

Die Jesuitenparthei regt sich noch thätig, sie ist geschlagen, aber nicht getödtet. Hier, in Wien, in Paris sind die treulosesten Umtriebe im Gang!

Der Kurfürst von Hessen hat doch nicht gewagt, die Verfassung umzustoßen! Generale und Stabsoffiziere erinnerten ihn, daß sie der Konstitution geschworen haben!

Mittwoch, den 15. Dezember 1847.

Ein merkwürdiges, als Beispiel in Deutschland wichtiges Ereigniß, daß die Generale und Stabsoffiziere, besonders aber die Hauptleute der kurhessischen Truppen in Kassel nur schwören wollten, „unbeschadet der Verfassung"!

Sonnabend, den 18. Dezember 1847.

Die „Staatszeitung" versicht den Grundsatz, daß alle Gesetzlichkeit für die ständischen Sachen einzig in dem Patente vom 3. Februar liege! Nutzloses Behaupten! Das Vernünftige, das Sachgemäße ist das Rechte!

Sonntag, den 19. Dezember 1847.

Werder's „Kolumbus" wird morgen in Charlottenburg vor dem Hof aufgeführt. Aber auch heute Abend läßt

ihn der König ſich und der Königin nochmals vorleſen; er hat mit großer Zartheit Werder befragen laſſen, ob ſeine Geſundheit heute dieſe Anſtrengung vertrage? —

Man fürchtet, die Gefahr, uns in den Schweizerſachen fürchterlich bloßzuſtellen, ſei noch nicht vorüber. Die Berichte von Radowitz ſchüren das Feuer an, in Wien ſind die Jeſuiten geſchäftig, und Guizot will nicht Unrecht haben!

Unſer ehemaliger Generalkonſul in der Moldau und vielfacher Vertrauendiener Wedeke, einſt mit dem Prinzen Karl, dann mit Wittgenſtein und Eichhorn ſehr verwickelt, jetzt durch den Polizeimeiſter Duncker gefänglich hier eingebracht und des Unterſchleifes und mancher Betrügereien bezüchtigt, ſoll dem öffentlichen Gerichtsverfahren entzogen werden, heißt es.

Montag, den 20. Dezember 1847.

Die Geſchichte mit Wedeke ſcheint ſehr ernſtlich und weitgreifend. Man ſagt, die Prinzen von Preußen und Karl ſeien darein verwickelt, der Güterkauf in Schleſien komme zur Sprache ꝛc. Ein Dr. Freyberg, früher ſehr von der Regierung gebraucht, jetzt Gatte der Fräulein Cerf, Theilnehmer an den Omnibus ꝛc., ſoll Gelder des Prinzen Karl zu der Omnibus-Anſtalt erhalten, aber keine Zinſen gezahlt haben, daher Klage, Unterſuchung der Papiere, Entdeckung von Beamten-Schmutzereien in großer Anzahl, in Folge dieſer Papiere denn auch Wedeke's Verhaftung.

Mittwoch, den 22. Dezember 1847.

Gräßliche Schande Guizot's und Louis Philippe's! Um Rußlands elende Gunſt buhlend, weiſen ſie Bakunin aus Paris und Frankreich fort!

Jämmerliche Beſchämung für uns! Nach allen ſtolzen Prahlereien von Schutz und Macht erfolgt jetzt in Neuenburg das bereitwillige Zugeſtändniß, die auferlegte Strafſumme von 300,000 Schweizerfranken ungeſäumt zu zahlen!

„Proteſt einiger tauſend Breslauer Bürger gegen die Beſtrebungen des Miniſteriums Eichhorn" (Leipzig, 1847, 15 S.). Eine furchtbare Anklage! Das Toleranzedikt wird als Gewiſſenszwang dargeſtellt. Blutige Thränen möchte man weinen über dieſe Ausartung des preußiſchen Staats!

Donnerstag, den 23. Dezember 1847.

Unſre Zuſtände werden immer verworrener, empörender. Die Adreſſe aus Breslau iſt furchtbar wahr. Wir ringen gegen die ſophiſtiſche Gewalt der Regierenden noch härter als gegen die brutale. Verruchtes, nichtswürdiges Zeug!

Metternich will in den Schweizerſachen nicht nachlaſſen; er iſt wüthend aufgebracht, und hetzt wo er kann, und bringt die albernſten Sachen vor. Der alte Faſeler ſollte abdanken, aber das liegt ihm fern!

Auf den Alpen liegen noch viele Beſchämungen und Ohrfeigen; die Leute werden ſie ſich abholen. Geht nur hin!

Sonnabend, den 25. Dezember 1847.

Steckbrief hinter dem entwichenen Dr. Freyberg. — Tod der Erzherzogin Marie Louise am 17. zu Parma. Sie war ganz häßlich und abschreckend geworden. Alle Leute sprechen schlecht von ihr.

Mittwoch, den 29. Dezember 1847.

Der König hatte 50,000 Mann nach der Schweiz marschiren lassen wollen; der Prinz von Preußen meinte, es müßten 100,000 Mann sein; durch den Widerspruch wurde die Sache im Aerger aufgegeben.

Neuenburg sollte anfangs zwei Millionen Schweizerfranken Strafgeld zahlen, und sah für den Augenblick nirgends eine Hülfe; um so mehr beeilte man sich die wirklich geforderten 300,000 zu entrichten.

Freitag, den 31. Dezember 1847.

Der König, sagt *, läßt seine Täuschungen noch nicht los! Der Deutsche Bund sollte 50,000 Mann marschiren lassen, Oesterreich und Frankreich ebenfalls, dann wollte man die Schweiz ordnen; als ob man darüber einig gewesen sein könnte, als ob man ohne die Schweizer dies vermocht hätte! Gut geordnet haben die europäischen Diplomaten Griechenland, das verstümmelte Land mit seinem unreifen Könige!

1848.*)

Il y a des faits que j'ai vus par mes yeux et d'autres par des yeux meilleurs.
Voltaire.

Dieſes Jahr begann für uns mit widrigen politiſchen Eindrücken. Der König hatte ſich auf Oeſterreichs Anreiz in die innern Angelegenheiten der Schweiz gemiſcht, und wollte den pfäffiſchen Sonderbund einiger Kantone gegen die geſetzliche Oberbehörde der Schweiz mit aller Macht unterſtützen. Da ſein Anſehn hier nichts ausrichtete, ſo wurde ſein gekränkter Stolz nur um ſo eigenſinniger, und er verbündete ſich nicht nur mit dem Fürſten von Metternich, ſondern auch mit dem Könige der Franzoſen, dem ſonſt ihm ſo verhaßten Louis Philippe, zu gemeinſamen Maßregeln gegen die Schweiz. Allein die ſchweizeriſche Tagſatzung, unbekümmert um ſolche Drohungen, that nach ihrer Befugniß, bot eine anſehnliche Kriegsmacht auf und bezwang den Sonderbund ohne große Anſtrengung durch die vom General Dufour ſo tapfer als klug geführten Truppen. Neuenburg, das als proteſtantiſch zwar dem katholiſchen Sonderbund nicht angehören konnte, jedoch

*) Die hier von Varnhagen begonnene geſchloſſene Darſtellung des Jahres 1848 iſt leider nicht vollendet worden, ſondern nur ein Bruchſtück geblieben, das nicht weiter als bis zur Mitte des März reicht.

der Sache deſſelben günſtig war, hatte keine Truppen gegen ihn geſtellt und wurde dafür von der Tagſatzung in Geldſtrafe genommen, gegen die das preußiſche Verhältniß den widerſpenſtigen Kanton nicht ſchützen konnte; Neuenburg beeilte ſich das Geld auszuzahlen, noch froh genug, daß der Betrag nicht ſiebenmal höher angeſetzt worden, wie es anfangs die Abſicht geweſen. Der König gerieth in den heftigſten Zorn, die Anforderung von Strafgeldern hatte ihn ſchon beleidigt, noch mehr that es die ſchnelle Folgeleiſtung ſeiner Unterthanen. Da er für ſich allein der Schweiz nichts anhaben konnte, ſo ſuchte er den Deutſchen Bund gegen ſie aufzuregen, meinte, dies ſei die ſchönſte Gelegenheit, ihn einmal nach außen als Einheit wirken zu laſſen, er bot fünfzigtauſend Mann ſeiner Truppen zu dieſem Zweck; allein der Deutſche Bund hielt ſich klüglich zurück, fand dieſen Anlaß, als deutſche Einheit aufzutreten, nicht eben günſtig, und die ſüddeutſchen Fürſten zeigten keine Neigung, den Durchmarſch preußiſcher Truppen zu geſtatten; andrerſeits äußerte ſich der Prinz von Preußen, in der Gewohnheit des Widerſpruches gegen alles was ſein Bruder that, mit bitterm Unmuth über die Thorheit eines ſolchen Unternehmens, das nach den erſten fünfzigtauſend Mann bald andre fünfzigtauſend erfordern und leicht alle Vorräthe der Schatzkammern aufzehren könnte, ohne daß auch im größten Erfolg irgend ein Vortheil daraus für den Staat erwachſe, denn Neuenburg war doch mehr ſchweizeriſch als preußiſch, und wenn das Land ſich der Tagſatzung fügte, ſo konnte der Fürſt nichts dawider einwenden. Allein der König wollte durchaus Recht behalten und ſeine erlittene Kränkung rächen. Er ſandte ſeinen Geſandten in Karlsruhe, den General von Radowitz, nach Wien und Paris, um den

Eifer gegen die Schweiz dort stärker anzufachen und ein kriegerisches Einschreiten zu bewirken, zu welchem er abermals seine Truppen anbot. Abenteuerlicher konnte zwar nichts gedacht werden, als wenn preußische Truppen, bei versagtem Durchmarsche durch verbündete deutsche Länder, diesen durch das noch immer als feindlich angesehene Frankreich nehmen sollten, es dunkte dies ebenso unschicklich als bedenklich, besonders wenn man erwog, wie diese Truppen gleichsam in der Luft stehen und welchen Zufällen sie ausgesetzt sein würden; allein von dem Eigensinn des Königs glaubte man alles erwarten zu dürfen. Doch in Wien war man gar nicht geneigt, den Einfällen des Königs blindlings nachzugeben; Metternich, verschwenderisch mit Worten, kargte mit Thaten und fand überall, wo nicht seine Stellung in Gefahr kam, in welchem Fall er entschlossen genug handeln konnte, Aufschub und Zögerung vorzuziehen. Gleiche Stimmung herrschte in Paris. Louis Philippe und Guizot wünschten keine ernstlichen Händel mit der Schweiz und fertigten den etwas ungestümen Abgesandten mit wohlfeilen Ausflüchten ab. Doch verständigten sich die drei Höfe noch zu dem Versuch einer diplomatischen Einschüchterung und erklärten der schweizerischen Bundesbehörde durch eine gemeinsame, sehr eindringliche Note, der Bundesvertrag der Schweiz dürfe ohne die Zustimmung jener Mächte und Englands und Rußlands nicht verändert werden; der König als Fürst von Neuenburg hielt sich noch besonders zum Einspruche berechtigt, und drückte dies in hochtrabenden, stolzen Worten aus. Allein England und selbst Rußland, welches sonst mit Preußen so nah verbündet schien, nahmen an diesen Erklärungen nicht Theil, die Schweizer aber antworteten auf die schwach begründeten Angaben des Königs mit siegreich starker

Widerlegung und änderten an ihrem Bundesvertrage was ihnen zu ändern war. Auch in Neuenburg gewann jetzt die bisher niedergehaltene freisinnige Parthei leicht die Oberhand, das Volk sagte sich von dem Könige los und die wenigen Beamten, die er dort hatte, an ihrer Spitze der Gouverneur, General von Pfuel, mußten das Feld räumen.

Durch diese Ereignisse war der Stolz des Königs auf's tiefste gebeugt, er konnte nach den stärksten Großsprechereien jetzt nur schweigen und mußte geschehen lassen, was er in der That kein Mittel hatte zu verhindern. — Seine Unmacht wurde offenbar, unter Spott und Hohn der zahlreichen Widersacher, die er schon längst aller Orten an hohen und niedern, gegen sich aufgeregt hatte. Schon bisher war ihm vieles, was er launenhaft und eigenwillig unternommen, wenig geglückt oder ganz mißrathen, man hatte darüber gelacht, gespottet, die frühere Meinung von seinem Geiste, von seinen Fähigkeiten war ganz gesunken; aber eine solche Demüthigung, wie diese in der Schweizer Sache, hatte er noch nicht erfahren, keine so wichtige, keine so für das In- und Ausland sichtbare, keine so vollständige. Hier gab es nichts zu vertuschen, zu beschönigen, die Thatsachen sprachen zu laut und sicher, die Schande ließ sich nicht verläugnen. Scharf und mannigfach waren die Aeußerungen der Schadenfreude, in der Schweiz, im südlichen Deutschland, im eignen preußischen Land und in der Hauptstadt Berlin. Man führte Tabacksdosen, die den König und einen Jesuiten mit den Rücken zusammengewachsen als „Sonderbündler" vorstellten, man sang Spottlieder, man machte hundert Witze, und vor allem wurde als ein unauslöschlicher Schimpf bezeichnet, daß der König für die Jesuiten sich mit dem verhaßten Thron-

räuber Louis Philippe verbunden, ihm ſüße Schmeichelworte geſchrieben habe und zum Lohne dann von ihm ſchmählich im Stich gelaſſen worden.

Als Beiſpiel des abgeſchmackten Dünkels und der frechen Schmeichelei, die bei ſolchen Gelegenheiten von Höflingen und Diplomaten bis zuletzt geübt wird, mögen die albernen Worte hier ſtehen, welche der preußiſche Geſandte von Arnim-Strick in Paris damals hingeſchwatzt. Der Sonderbund war ſchon gefallen, die Verhältniſſe der Schweiz aber noch in großer Spannung, da ſagte jener in beſondrer Gunſt des Königs ſtehende, durch Frömmeln und durch Eingehen in beliebte Vorſtellungen zuletzt raſch emporgeſtiegene Diplomat mit angenommener Verachtung: es ſei ihm unbegreiflich, warum der König nicht ein paar Bataillone nach Neuenburg ſchicke und den Sachen ein Ende mache! Ein preußiſcher Stabsoffizier, der ſich bei ihm befand, erinnerte dawider, daß, abgeſehen von den politiſchen Bedenken, hier auch militairiſch nicht ſo leicht zu verfahren ſei, man würde einer geringen Truppenzahl nur ſpotten, denn der Tagſatzung ſtünden über ſechzigtauſend — er hätte ſagen dürfen über hunderttauſend — Mann zu Gebot, und das ſchweizeriſche Kriegsweſen ſei vortrefflich. „So? Meinen Sie?“ verſetzte der Geſandte, „nun ſo möchte der König denn allenfalls drei Bataillone hinſchicken!“ Mit ſolchen elenden Fratzen beſtärkten knechtiſche, wohlbezahlte Schmeichler die eigne und fremde Verblendung.

Ein andrer Gegenſtand, welcher neben der Schweizerſache die öffentliche Aufmerkſamkeit lebhaft anregte, war der große Polenprozeß, deſſen Verhandlungen öffentlich geführt wurden. Der unvertilgbare Vaterlands- und Freiheitsdrang, der in den Polen durch kein wiederholtes

Unterliegen jemals entmuthigt wird, hat diesem schwer mißhandelten Volke seit sechzig Jahren die Achtung und das Mitgefühl aller Edelgesinnten zugewandt, und das große Verbrechen am Ende des achtzehnten Jahrhunderts, die Theilung Polens, ist seither in allen politischen Ereignissen als verhängnißvolle Mahnung erschienen, daß das nicht gesühnte Unrecht seine Strafe sucht. In der letzten Zeit hatten die von den Polen versuchten Aufstände als unkluge und voreilige zwar nur geringe Zustimmung erlangt, aber die stets erhöhte Grausamkeit der russischen Gewaltherrschaft, das mörderische Walten Oesterreichs in Galizien, wo die polnischen Edelleute durch ihre von der Regierung dazu durch Prämien aufgereizten Bauern todtgeschlagen wurden, und zuletzt die neue Gewalthandlung, welche wider Völkerrecht und Verträge den letzten Scheinrest eines freien Polens, den Freistaat Krakau, willkürlich einzog und an Oesterreich gab, diese abermaligen Vergehungen erregten durch den Unwillen, der in ganz Europa darüber laut wurde, für die Sache der Polen neuen Antheil und Eifer. Diese sprachen sich in Berlin besonders lebhaft für die zahlreichen Angeklagten aus, die in dem neu erbauten Zellengefängniß verhaftet lagen, und theils zum Tode, theils zu andern schweren Strafen verurtheilt, der Entscheidung ihres Schicksals entgegensahen. Für Mieroslawski, der aus Paris nach Posen geeilt war, um Noth und Gefahr seiner Landsleute zu theilen, der so geschickt die Feder jetzt wie früher tapfer das Schwert führte, und durch seine freie Vertheidigungsrede vor Gericht sich selbst und seine Sache hoch geehrt hatte, waren eifrige Verwendungen von Paris her eingetreten, denen die edle Bettina von Arnim in vertrauten Briefen an den König ihre beredte Stimme lieh und ihn aufforderte, den zum Tode verurtheilten

Fremdling — denn er war kein Unterthan des Königs und staatsrechtlich kein Pole mehr, sondern in Frankreich eingebürgert — zu begnadigen, wozu dieser selbst ein Bittgesuch einzureichen freilich verweigerte. Ohne Zweifel war der König zur Gnade geneigt und sein Sinn offen genug, um zu erkennen, daß die Polen aus edlen Antrieben und mit heldenmüthigem Kampfe dahin gekommen waren, wo sie nun als Staatsverbrecher gelten mußten, und er vermochte den äußern Anschein von dem wahren Kerne der Sachen wohl zu unterscheiden. Allein man wußte ihn von Leuten umgeben, die im knechtischen Eifer für die unbedingte Herrschermacht das Menschliche für nichts achteten, und die ihn, wie früher in der Sache Tschech's, auch jetzt wieder zur blutigen Strenge drängten, für deren gleißnerische Beschönigung die herkömmlichen Redensarten nicht fehlten; man wußte, daß der König leicht zu erbittern und dann sehr eigensinnig war, daß besonders die Eifersucht auf die eigne Macht und Würde ihn härter machte, als es nach seiner Gemüthsart vorauszusetzen war. Dazu kam die ängstliche Rücksicht auf Rußland, das jede Milde gegen die Polen als eine Beleidigung seiner zu nehmen schien. In der That konnte der König zu einer großen, frischen Gnadenhandlung sich nicht entschließen, seine Antworten gaben keine Zusicherung, jeder einzelne Fall wurde nach kleinlichen Umständen und Erwägungen bestimmt; Unterwürfigkeit und Reue kamen dabei hauptsächlich in Betracht, wer sie bekannte, schien der Gnade am würdigsten, obschon es klar war, daß zumeist Furcht und Heuchelei jenes Bekenntniß hervorriefen, daher diese belohnt, edler Trotz und Muth aber bestraft wurden. Entschieden wurde vor der Hand nichts, die ganze Sache ging in besorglicher Schwebe, und um so lebhafter

blieb im Volke das Mitgefühl für die Polen wach und thätig.

Von andern Seiten her wurde die öffentliche Stimmung täglich nicht minder aufgereizt und beschäftigt. Die Beamtenwillkür, der Uebermuth aller Hochstehenden, die adliche Hoffahrt im Offizierstande, das in Staat und Kirche stets wachsende Uebergewicht der Frömmler gaben täglich die schreiendsten Zeugnisse der verhaßten und verderblichen Richtung, in welcher die ganze Regierung sich bewegte. Die Minister folgten blind nicht nur den Geboten, sondern schon den Winken und Zuflüsterungen, die ihnen von oben kamen, oder zu kommen schienen, dafür in andern Fällen auch wieder um so mehr der eignen Laune, wenn Sachen und Menschen unbeschützt der Macht des Amtes unterworfen waren. Die Anstellungen und das Vorrücken im Amte geschahen fast nur nach persönlicher Gunst, wobei man den Schein gewisser Formen doch sorgsam zu erhalten suchte, während die wahrhaft berechtigten Ansprüche, wenn sie nicht auch nebenher die Gunst erwarben, gekränkt zurückstehen mußten. Besonders die Uebergriffe und Belästigungen, welche die Polizei sich erlaubte, nahmen gränzenlos überhand. Aus den elendesten Anlässen, aus geheimen Verdächtigungen, aus Mißverstand und aus bloßer Dummheit wurden Fremde und sogar Einheimische beaufsichtigt, beunruhigt, bedroht und nach Belieben ausgewiesen, aus der Hauptstadt, aus dem Lande. Wer es einmal gewagt hatte, den Behörden gegenüber seine Selbstständigkeit behaupten zu wollen, der mußte fortan in tausend Plackereien die unversöhnliche Rache der Regierungsmacht empfinden. Willkürlich wurden Druckschriften mit Beschlag belegt, oft bloß um den Verfasser oder Verleger zu kränken; Zeitungen wurden verboten aus den oft

erbärmlichsten Ursachen, die man sich anzugeben schämte; die Litteratur seufzte unter dem Drucke der willkürlichsten Zensur und der abgeschmacktesten Zensoren, und behielt nur dadurch einige Freiheit, daß die hohen und niedern Beamten, die sich mit Ueberwachung der Presse beschäftigten, mit ihrem beschränkten Beamtenverstande dieses weite Feld nie gehörig durchschauen konnten. Der Minister von Bodelschwingh, als Minister des Innern auch mit der Polizei beauftragt, waltete in diesem Gebiete ganz eigenmächtig, aber auch seine Helfer spielten hier abwechselnd die Knechte und die Gewalthaber.

Der König hatte die sogenannte hohe oder geheime Polizei bald nach seinem Regierungsantritt förmlich abgeschafft und sich darob ungeheuer loben und preisen lassen. Das Wahre jedoch ist, daß seitdem die geheime Spürerei erst recht aufkam, daß die aus diesem giftigen Schmutze geschöpften Verdächtigungen und Verläumdungen nie häufiger und gehässiger waren. Der Minister von Rochow besaß in diesem Fache das höchste Vertrauen und bewies darin den betriebsamsten Eifer. Insbesondre wurden die Brüder des Königs überwacht und belauscht, ihre kleinsten Handlungen aufgezeichnet und eiligst gemeldet. Doch eben hieran sollte Rochow nach einiger Zeit scheitern. Der jüngste Bruder des Königs, Prinz Albrecht, entdeckte zufällig die groben Fäden, die auch um ihn gezogen waren, und zwar in einem Falle, wo die Späher gradezu Falsches berichtet hatten. In höchster Empörung über solche Unwürdigkeit fuhr der Prinz zu dem Minister, überhäufte ihn mit heftigen Vorwürfen und erwies augenscheinlich, daß die Sache, die man ihm berichtet und die er dann dem Könige mitgetheilt hatte, völlig erlogen sei. Rochow mußte zugeben, daß er durch seine Kundschafter getäuscht

worden ſei, bat den Prinzen um Verzeihung, entſchuldigte ſich mit der vorgefundenen Dienſteinrichtung, und daß es nicht die Abſicht geweſen, ſie ſo weit zu treiben, als dies geſchehen. Allein der Prinz beruhigte ſich hiebei nicht, ſondern eilte gradeswegs zum Könige, ſchüttete ſeinen Unwillen gegen Rochow leidenſchaftlich aus, nannte ihn einen unwürdigen Miniſter, der die Königliche Familie in den Schmutz ſeiner Polizei herabziehe, und verlangte als Genugthuung, daß er abgeſetzt würde. Der König, erſchreckt durch den Zorn des Prinzen, und erfreut, daß Rochow nicht eingeſtanden, auf weſſen Befehl er gehandelt, bewilligte die Abſetzung auf der Stelle. Rochow nahm ſeinen Abſchied ruhig in der Hoffnung hin, bald um ſo reicher für ſeine Hingebung belohnt zu werden. Doch dies erfolgte nicht, er behielt ſeine Beſoldung, ſeine Ehren, auch war ihm der König keineswegs ungnädig, aber ſeine Amtswirkſamkeit erhielt er nicht wieder, ſondern blieb zurückgeſetzt. In ſeinem lange verbiſſenen Groll hierüber ſagte er kurz vor ſeinem Tode zum General von Rühle, er ſolle ihm glauben, der König ſei der falſcheſte und ſchwächſte Menſch, der in Preußen zu finden ſei. Nach Rochow kam der Graf von Arnim-Boitzenburg, der ſich durch die Ausweiſung der badiſchen Ständemitglieder von Itzſtein und Hecker berühmt gemacht, und jetzt waltete Bodelſchwingh. Daß unter ihm jenes verruchte Polizeiweſen noch eben ſo betrieben wurde wie früher, möge folgende Mittheilung bezeugen. Mein Hauswirth, der Graf von Königsmarck, der vertraute Adjutant des Prinzen von Preußen, ſagte mir einſt warnend, ich müſſe doch wiſſen, in welchem Hauſe ich wohne, nämlich in einem von der Polizei ſorgfältig beobachteten. Auf meine näheren Fragen erfuhr ich denn, daß während der letzten Zeit,

als wegen der Gunſt des Prinzen er beim Könige ſo ſehr in Ungunſt geweſen, der bekannte Polizeirath Duncker unter fremdem Namen im obern Stock als Aftermiether mehrere Monate gewohnt habe, um deſto leichter alles was im Hauſe vorging zu erfahren, wie er denn gewöhnlich mehrere ſolche Wohnungen in der Stadt habe. Ja, der Polizeipräſident von Puttkammer ſelbſt geſtand ſpäterhin dem Grafen: er könne verſichert ſein, daß alles was er treibe, jeder ſeiner Schritte und jedes ſeiner Worte ſogleich der Polizei bekannt werde, was natürlich nur durch Beſtechung der Dienerſchaft und durch andre unwürdige Anſtalten zu bewirken war. So war ein nächtliches Abentheuer des Prinzen von Preußen, das um 5 Uhr Morgens ſtattgefunden hatte, um 8 Uhr ſchon dem Könige bekannt; ein Zweifel wegen eines beſondern Umſtandes jedoch war übrig, und da nur Königsmarck hierüber Auskunft geben konnte, ſo wurde Puttkammer zu ihm geſchickt um ihn auszufragen, wobei er jedoch am gerathenſten fand, dem Grafen alles zu ſagen und ihn zu warnen. So ſtand es mit der geheimen Polizei!

Daneben war gleichwohl ein ſtartes Vorſtreben zur Freiheit ſichtbar und in gewiſſem Sinne ſogar von oben der Anſtoß dazu gegeben. Der König hatte in der ſtockenden Luft, die während ſeines Vaters Regierung herrſchte, oft ſelber einige Beklommenheit gefühlt und wünſchte freiere Bewegung um ſich her zu ſehen. Er glaubte die öffentliche Meinung ganz für ſich zu haben, durch ihre lebhaftere Aeußerung alſo nur zu gewinnen, ihr Vorhandenſein und ihre Zuſtimmung ſollte den Glanz ſeiner Regierung erhöhen, und er gewährte daher der Oeffentlichkeit größeren Raum, als ihr bisher verſtattet geweſen. Schon ſeit mehrern Jahren hatte er die ſtändiſchen Körper in lebhaftere

Thätigkeit geſetzt, die Freiheit der Preſſe durch Vorſchriften erweitert, redneriſche Vorträge begünſtigt, bürgerliche und kirchliche Gegenſtände der öffentlichen Verhandlung überwieſen und auch ſelbſt nicht verfehlt, bei jeder Gelegenheit durch freie Anſprachen und Antworten ſich als erſten Redner ſeines Landes darzuthun. Indeß waren alle dieſe Freiheitsgeſchenke im Grunde nur ſehr dürftig und überdies faſt immer von üblem Beiwerke begleitet, das ſie gleich wieder verkümmerte. Ein Kleinigkeitsgeiſt, oft nur als kindiſcher Eigenſinn zu erklären, vernichtete allen guten Eindruck und Erfolg der doch auf dieſe abgeſehenen Maßregeln. Von dieſer Art war zum Beiſpiel die beharrliche Weigerung, [illegible]t den zur Veröffentlichung der ſtändiſchen Verhandlungen im Druck mitgetheilten Reden auch die Namen der Redner nennen zu dürfen, da doch dieſe Namen hinlänglich bekannt wurden und ihre Weglaſſung nur als ein verwirrender Uebelſtand auffiel. In den meiſten Fällen trat der Förderung die Hemmung ſogleich auf die Ferſen, wodurch die Gemüther nur unruhig und verdrießlich gemacht wurden, ja der Unwillen ſo weit ging, daß ganze Wahlkörper für die ſtets wieder gehemmten Stände keine Wahlen mehr vornehmen wollten und durch Drohungen dazu gezwungen werden mußten. Indeß ging der König dennoch in den beabſichtigten Entwicklungen fort, wobei auf jeder höheren Stufe jene Widerſprüche ſich ebenfalls ſteigerten und auch der Unmuth immer ſtärker ausbrach. Als der König nach vierjährigem Hinzögern die ſämmtlichen Provinzialſtände zuletzt in den Vereinigten Landtag zuſammengezogen hatte, erfuhr nicht nur dieſe Mißgeburt von Verfaſſung den ſchreienden Tadel aller Seiten, ſondern auch die Miniſter ſelbſt erlitten durch eine doch äußerſt maßvolle und zahme Oppoſition die

ſchmählichſten Niederlagen, welche der König ohne Noth zu ſeiner eignen Sache machte; die empfindlichſten Aeußerungen ſeines Mißvergnügens, ja Drohungen und Verfolgungen ſchleuderte er gegen die Männer, die auf ſeinen Ruf nur ihre Pflicht gethan und ihre Ueberzeugung ausgeſprochen hatten. Ein ächter Staatsmann, welchen Standpunkt er auch ſonſt haben mochte, mußte jedenfalls ein Verfahren als thöricht verdammen, das in ſolchen Widerſprüchen ſich bewegte, in allem den Schein der Freiheit wollte, aber durchaus nicht ihr Weſen, und doch ſchon durch jenen unwiderſtehlich zu dieſem hintrieb. Die ſtrengſten Altpreußen, die eifrigſten Königsgeſinnten ſchalten höchſt mißmuthig den Unbedacht, der mit den gefährlichſten Neuerungen ein ſolches Spiel trieb, die öffentliche Meinung nur gewaltſam aufregte, jedoch in keiner Weiſe befriedigte, während die Nation, durch eigne ſtille Bildung und Verkehr und Beiſpiel gereift, des Spieles überdrüſſig, mit Ungeduld verlangte, daß endlich Ernſt gemacht würde mit den konſtitutionellen Verheißungen, die ſeit dreiunddreißig Jahren unerfüllt geblieben waren.

Unter ſolcher Verſtimmung und Aufregung war am 17. Januar die Eröffnung der Vereinigten Ausſchüſſe durch den Miniſter von Bodelſchwingh geſchehen. Dieſes verkleinerte Abbild des Vereinigten Landtages hatte dieſer im vorigen Jahre nicht gutheißen wollen, die geringere Zahl ſchien leichter zu handhaben, der Vereinigte Landtag ſollte ſeine Befugniſſe auf ſie übertragen, er ſelbſt konnte dann in den Hintergrund geſchoben und etwa für feierliche Gelegenheiten als ein Prachtſtück aufgeſpart werden. Allein der Vereinigte Landtag dachte nicht ſo ſelbſtmörderiſch, und die ihm ſelbſt noch nicht geſicherten Rechte durfte er nicht einem andern Körper beilegen, der überdies

als eine Schöpfung der Willkür ein zweideutiges Anſehn hatte. Viele Landtagsabgeordnete hatten das ihnen anbefohlene Wählen zu den Ausſchüſſen beſtimmt verweigert, andre ſich nur mit Widerſtreben und nach innerem Kampfe dazu verſtanden, weil ihnen eingeſchärft wurde, daß der Ungehorſam ſchwere Folgen haben würde. So kam die Wahl zwar nothdürftig zu Stande, aber die allgemeine Stimme und die der Gewählten ſelber war ſo ſehr gegen die Ausſchüſſe, die man als einen Nothbehelf anſah, den der König anſtatt der von ſeinem Vater vor dreiunddreißig Jahren verſprochenen und ſeit dem Jahr 1840 von den Provinzialſtänden, Magiſtraten und Bürgerſchaften wiederholt verlangten Volksvertretung vorſchieben möchte, daß man bis zuletzt in Zweifel ſtand, ob das ungeſchickte Machwerk wirklich zur Ausführung kommen werde. Doch die Einberufung war gegen Erwarten erfolgt, und es hieß, ihr Zuſammentritt ſolle die Vorſchriften, welche der König in ſeinem Patente zur Einſetzung des Vereinigten Landtages gegeben, zur vollſtändigen Erfüllung bringen. Der König wollte nun einmal Recht behalten, wenn auch nur äußerlich; wurde ihm in der Form gewillfahrt, ſo mochte er in der Sache manches nachgeben, freilich ſo viel möglich ebenfalls nur dem Scheine nach. Wirklich wurden die Ausſchüſſe nicht zu der umfaſſenden Beſtimmung berufen, die man ihnen auferlegt hatte, ſondern nur zu dem einzelnen Zweck berufen, einen neuen Strafgeſetzentwurf zu prüfen, den das Miniſterium ihnen vorlegte. Hierin lag nichts, was ſie als ihre Pflichtbefugniß überſteigend anſehen durften, was den Vereinigten Landtag beeinträchtigen konnte, in welchem ſie ſelber ihre wahre Stellung und jedenfalls eine feſtere als in den Ausſchüſſen hatten. Man flüſterte ihnen zu, nach dieſer

zarten Rücksicht und Schonung ihrer Gewissen hätten sie um so mehr Ursache, dem Könige dankbar zu sein und sich voll Vertrauen seiner Leitung hinzugeben.

Der Strafgesetzentwurf war unter des Ministers von Savigny unglücklicher Leitung zu Stande gekommen und stellte der obrigkeitlichen Willkür ein Unmaß empörender Strenge zur Verfügung. Die Ausschüsse fanden hier Gelegenheit, sich ein Verdienst um den Staat zu erwerben, und nahmen sich vor, den gewaltsüchtigen Ministern die Arbeit gehörig durchzubessern; dabei blieben sie auf der Hut, neben diesem unverfänglichen Auftrage keinen andern zuzulassen. Das Volk verhielt sich anfangs äußerst gleichgültig beim Zusammentritte der Ausschüsse, man dachte, dies sei doch einmal das Rechte nicht, es möge denn so hingehen, bis das Rechte komme. Die Thatsache, daß die meisten Häupter der Opposition, unter ihnen Binde, Beckerath und von der Heydt, und überhaupt mehr als ein Drittheil der Mitglieder des Vereinigten Landtages sich mit der Sache nicht eingelassen, gereichte zur öffentlichen Genugthuung. Indessen erregten die Verhandlungen, welche durch die „Staatszeitung" ziemlich genau mitgetheilt wurden, bald nähere Aufmerksamkeit, man sah mit Vergnügen, daß die machtstolzen Minister auch hier wieder Zurechtweisungen erfuhren, die ihnen nicht oft genug konnten ertheilt werden.

Gleich zuerst erneuerte der Graf von Schwerin die Verwahrung, daß die Ausschüsse nur mit dem Vorbehalt an die Arbeit gingen, daß ihnen keine andre, als die Prüfung des Strafgesetzes, angemuthet würde, dasselbe erklärten Auerswald und Camphausen, und mehr als dreißig Mitglieder traten dieser Erklärung offen bei. Dann hielt Camphausen eine mächtige Rede, durch die er den wahren Stand der Dinge in Bezug auf diese Versammlung aus-

einanderſetzte. „Das Volk wird wiſſen“, ſagte er, „daß wir, die wir hier erſchienen ſind, gleich denen, welche die Wahlen zu den Ausſchüſſen zu vollziehen oder anzunehmen ſich geweigert haben, an dem Grundſatze feſthalten, daß alle das Perſonen- und Eigenthumsrecht und die Steuern betreffenden Geſetze ohne den Beirath des Vereinigten Landtages nicht erlaſſen werden können. Die Mitglieder des Vereinigten Landtages, die nicht mit uns hier ſind, werden wiſſen, daß wir nicht geſonnen waren, noch geſonnen ſein werden, uns Rechte beizumeſſen, die nach der Anſicht des Vereinigten Landtags ihm allein zuſtehen. Die Regierung endlich wird wiſſen, daß nicht, wie ihr Organ dem Lande einzureden bemüht geweſen, der Zwieſpalt geſchlichtet iſt, der zwiſchen den thatſächlichen Zuſtänden und der früheren Regierung beſteht. Um ſo mehr halte ich es für meine Pflicht, die Regierung hierüber nicht in Zweifel zu laſſen, als der Gang, den ſie am Schluſſe des Vereinigten Landtags und nach ihm eingeſchlagen hat, mich mit tiefer Betrübniß und mit Sorge für die Zukunft erfüllt.“ Der Schluß ſeiner Rede war: „Als die Stände bis auf die äußerſte Gränze vorrückten und, weit hinübergebogen, die Hand zur Ausgleichung darboten, iſt dieſe Hand im Zorne zurückgeſtoßen worden. Ein Wort hätte hingereicht, den Verfaſſungsſtreit in Preußen auf immer zu beendigen. Es iſt nicht geſprochen worden. Die Folgen müſſen getragen werden. Die Geſchichte aber wird richten zwiſchen uns und der Regierung“. Bei den Worten, die verſöhnlich dargebotene Hand ſei im Zorne zurückgeſtoßen worden, ſcharrten einige der höflich geſinnten Abgeordneten mit den Füßen, und Bodelſchwingh ſprang auf, gebärdete ſich heftig und redete auf den vorſitzenden Fürſten von Solms-Lich dringend ein; allein dieſer achtete

nicht darauf, ſondern ließ den Redner ſeinen Vortrag ungeſtört zu Ende bringen. Dann erſuchte er ihn zwar, den Ausdruck „im Zorne“ zurückzunehmen, aber Camphauſen erwiederte, die Sache ſei wahr, und was den Ausdruck beträfe, ſo könne er ihn höchſtens dahin mildern, daß er ſtatt „im Zorne“, allenfalls geſagt haben wolle „im Unwillen“. Bodelſchwingh wurde roth und blaß, und ereiferte ſich ganz lächerlich, ohne doch irgend etwas auszurichten. Am Hofe wurde geſchimpft über den Fürſten von Solms-Lich, daß er den Redner nicht zur Ordnung gerufen, daß er den Miniſter hülflos gelaſſen; man ſehe nun, daß er nicht der rechte Mann ſei, daß der König ihn nicht ferner brauchen könne. Man fügte triumphirend hinzu, jetzt habe er den Schwarzen Adlerorden verſcherzt, worauf indeß erwiedert wurde, dann ſei er auch des Frohndienſtes überhoben, am Hofe ſich in ſolcher Lächerlichkeit zu zeigen, wie den Rittern dieſes Ordens eben auferlegt worden war, da der König ſie am 18. Januar in rothen Mänteln und mit goldnen Ketten bei ſich verſammelt, was ſeit der erſten Stiftung nie wieder vorgekommen, ein buntes Gepränge ohne alle Bedeutung, deſſen der König ſelber nachher geſpottet und die Betheiligten ſich tief geſchämt hatten.

Soviel konnte jeder Unbefangene jetzt einſehen, der König und ſeine Miniſter wollten keinerlei Widerſpruch dulden, ſondern begehrten unterthänige Zuſtimmung, höchſtens ſollten demüthige Vorſtellungen geſtattet ſein. Jeder Begriff von Volks- und Freiheitsrechten fehlte, das Ständeweſen ſollte nur, wie andre Behörden, als ein Werkzeug der Regierung gelten, nebenher auch zum Prunk und Glanze dienen. Gute Geſinnung war nur die knechtiſche, Ueberzeugung ſollte ſchweigen vor dem Gebote der Willkür,

Pflichtgefühl ſich in Gehorſam verwandeln. Auf den Inhalt des Widerſpruches kam es gar nicht an, auch auf die Ausdrucksweiſe kaum, mochte jener noch ſo gering, dieſe noch ſo zart und rückſichtsvoll ſein, immer war es doch Widerſpruch, und dieſer ein Verbrechen. Der König trug es beſonders den Mitgliedern des von ihm ſo unglücklich ausgedachten Herrenſtandes bitter nach, daß ſie auf dem Vereinigten Landtage nicht ſtets nach ſeinem Sinne geſtimmt hatten. Der Herzog von Braunſchweig erzählte, der König habe zu ihm bald nach dem Schluſſe des Landtages vom Prinzen von Biron und von den Grafen von Dyhrn, York und Renard in Ausdrücken geſprochen, die ſich gar nicht wiederholen ließen; das Mildeſte ſei geweſen, daß er ſie dumme Jungen, den Grafen von York insbeſondre einen undankbaren Racker genannt. Die Günſtlinge und Miniſter des Königs beſtärkten ihn ſchmeichelnd in ſolchen Anſichten, beſonders erwies Bodelſchwingh ſich eifrig, Eichhorn und Savigny ſtimmten gehorſam ein; dem Königlichen Anſehn gegenüber, hieß es, müſſe Vernunft und Recht und Gewiſſen ſchweigen, wo der Herr befehle, ſei der Diener nicht mehr verantwortlich, der Herr ſelbſt aber nur dem höchſten Gott.

Jedoch das Volk hegte längſt andre Gedanken, das Bewußtſein von Freiheitsrechten, nicht nur zugeſtandenen oder verſprochenen, ſondern urſprünglichen und nie verlierbaren, war vielfach erwacht; die Forderungen der Vernunft und Gerechtigkeit wurden durch Einzelne, durch Körperſchaften, durch die allgemeine Stimme ſtets deutlicher und lauter ausgeſprochen, und ließen ſich mit den unzulänglichen und verkehrten ſtändiſchen Einrichtungen, die man ihnen hinwarf, nicht mehr beſchwichtigen, ſondern beſtanden auf gründliche Volksvertretung, für welche ein billiges

Maß faſt überall in Europa und auch ſchon in Deutſchland in vielen Beiſpielen feſtgeſtellt war.

Je mehr man ihre Berechtigung anfocht, um ſo ſtärker wurde die Oppoſition; im Inlande ſelbſt, ungeachtet aller nergelnden Zenſur und polizeilichen Verfolgung, lieferten Zeitungen und Flugſchriften den Behörden tägliche Gefechte, in denen die Miniſter und beſonders Bodelſchwingh hart mitgenommen wurden. Was in Preußen nicht gedruckt werden konnte, fand ſeine Stätte jenſeits der Gränze. So erſchien von Herrn von Holtzendorff-Viermannsdorff, einem märkiſchen Gutsbeſitzer, der von den höchſten Behörden mit Gehäſſigkeit verfolgt und in verdrießliche Händel verſtrickt worden war, in Mannheim eine Flugſchrift, die den Titel führte: „In Preußen!“ Sie enthüllte die Ränke, in Folge deren der freiſinnige Mann für beſcholten erklärt war, ſie zeigte die Unwürdigkeit der gegen ihn ergriffenen Maßregeln, ſie erklärte gradezu, daß ein Bodelſchwingh nur Verachtung verdiene. Dieſer war außer ſich vor Wuth, daß ihm dergleichen geboten wurde, und ſuchte vergebens die Schrift zu unterdrücken. Jede Niederlage reizte nur ſeine Leidenſchaft heftiger, in den Vereinigten Ausſchüſſen wurde er ſtets trotziger und herriſcher und ſuchte die unverſchämteſten Strafgeſetze durchzubringen, wobei er es an Klopffechterſtreichen und Sachwalterkünſten, wie an ſtets bereitem Wortſchwall nicht fehlen ließ. Bei der Unfähigkeit Savigny's trug er faſt die ganze Laſt der Debatte und erhielt empfindliche Stöße genug, doch raffte er ſich immer wieder auf und pochte auf ſein Amt und ſeine Stellung.

Dem Hofe konnte das nur gefallen und Schmeichler beſtimmten ihn ſchon wegen dieſes wenig rühmlichen Hervorragens vor ſeinen traurigen Kollegen zum künftigen Staatskanzler, obſchon es gar nicht in Ausſicht ſtand, daß

ein ſolcher je wieder ernannt werden würde. Der Hofrath Friedrich Förſter brachte bei einem Gaſtmahl ihm in's Geſicht einen Trinkſpruch aus, worin es hieß: „Künftig wird man nicht nur mit Adlerſchwingen, ſondern auch mit Bodelſchwinghen ſich erheben.“

In Preußen war faſt keine der alten Einrichtungen mehr in altem Beſtande, alles hatte die unruhige Hand der Neuerung angeſtoßen, alles harrte der Umwandlung, die doch ſelten zum reinen Fortſchritte gedieh, meiſt ihre Verkümmerung in ſich trug und oft in entſchiednen Rückſchritt ausartete. So hatte der König die Oeffentlichkeit der Gerichtspflege eingeführt; aber die Unabhängigkeit des Richterſtandes, ſchon unter der vorigen Regierung oft gefährdet, war unter der ſeinigen völlig vernichtet worden. Mit der neuen Gerichtsverfaſſung ſchienen die Patrimonialgerichte unvereinbar und vielfach wurde deren Aufhebung gefordert; allein der König liebte dieſe veralteten, unzweckmäßigen und ſogar gegen ſein eignes Anſehn ſtreitenden Gerichte als ein Ueberbleibſel des mittelalterlichen Staates, den er gern auch in andern Dingen hätte wiederherſtellen mögen; das göttliche Recht der Fürſten, die Pracht der Kirche und das Beiwerk der Künſte ſo wie die Buntheit der Lebensgeſtalten ſchmeichelte ſeinem romantiſchen Sinne, ſeiner vorgefaßten Einbildung. Nicht wenig Verdruß und Verlegenheit verurſachte ihm daher in dieſer Zeit das unerwartete Geſuch um Aufhebung der Patrimonialgerichte, zu welchem faſt alle großen Gutsbeſitzer in Schleſien, unter ihnen die Erzherzöge von Oeſterreich, der Herzog von Braunſchweig und der Fürſt von Hohenlohe, ſich vereinigt hatten. Daß die Großen und Vornehmen, von denen er vorausſetzte, ſie müßten mit ihm deſſelben Sinnes ſein, jetzt eine ſolche Veränderung wünſchten,

die ihm ſo gänzlich zuwider war, dunkte ihm der Gipfel der Verkehrtheit; er ſah darin einen Verrath an der guten Sache, eine Mißkennung deſſen, was er für recht und ſchön hielt und was allen Seinigen dafür gelten ſollte, endlich — und das war genug — einen Widerſpruch gegen ſeinen erklärten Willen. Die Behörden mußten alle möglichen Schwierigkeiten machen, es wurden perſönliche Abmahnungen verſucht, ſogar mit Ungnade gedroht. Doch eine leere Grille konnte ſich gegen eine anerkannte Nothwendigkeit auch mittelſt jener Hülfen nicht behaupten, und die Abſchaffung der Patrimonialgerichte wurde zugeſagt, indem doch die Zeit, wann dies geſchehen ſollte, noch in's Unbeſtimmte hinausgeſchoben blieb.

Auf die Stimmung in Berlin hinſichtlich des Hofes und der höheren Klaſſen wirkten auch die Händel und Aergerniſſe thätig ein, welche aus jenem Kreiſe jetzt häufig zur Kenntniß des Volks gelangten. Von den Königlichen Prinzen wußte niemand etwas Bedeutendes oder Anziehendes mitzutheilen, wohl aber die mannigfachſten Züge von herriſcher Geſinnung, rohem Militairgeiſt, wüſter Liederlichkeit. Mit der Achtung wich die Scheu, ihr Stand ſchützte ſie nicht mehr gegen den ſchärfſten Tadel. Die Zwietracht, in welcher ſie mit dem Könige ſtanden und die der Prinz von Preußen in ſteter Mißbilligung der Handlungen des Königs offen zeigte, war in der öffentlichen Meinung beiden Seiten nachtheilig. Ein Gerichtshandel, der gegen den Hofrath Wedeke, einen Geſchäftsbetrauten des Prinzen Karl, eingeleitet war, aber von Seiten der Miniſter und des Hofes ſogleich unter Obhut genommen und niedergehalten wurde, gab zu ſo ſchändlichen Gerüchten und Vermuthungen Anlaß, daß man vielfach ſagen hörte, dieſe Geſchichte ſei für Preußen, was für Frankreich

die berüchtigte Halsbandgeſchichte geweſen, eine Herabziehung des höchſten Anſehns in das Gebiet der niedrigſten Ränke und Verbrechen, ein Hineinblicken des unterſten Volkes in die Unſittlichkeit der ſogenannten Vornehmen, die doch ſolch gemeinen Antrieben und Verſuchungen, denen etwa Armuth und Rohheit erliegen durften, durch Bildung und Ueberfülle des Beſitzes völlig entrückt ſchienen.

Während der König und ſeine frommen Günſtlinge mit kirchlichem Eifer die Wohlthat der Eheſcheidung dem Volke ganz zu entziehen ſuchten, hatte dieſes die Schadenfreude, in der Königlichen Familie ſelbſt eine Eheſcheidung angeregt zu ſehn, indem der Prinz Albrecht aus triftigen Gründen darauf beſtand, von ſeiner Gemahlin geſchieden zu werden. Auffallend war es auch, daß der Hof den Ehegeſchichten des Fürſten von Hatzfeldt, welcher ſogar vom Pabſte deßhalb aus der Kirchengemeinſchaft ausgeſtoßen war, gleichwohl allen Vorſchub und vermittelnde Hülfe leiſtete, weil er doch ein Fürſt ſei, hieß es. Die Händel, welche zwiſchen ſeiner Schweſter, einer verheiratheten Gräfin von Hatzfeldt, und deren Gemahl ausbrachen, und die eine Frechheit und Verwilderung deſſelben enthüllten, wie die ärgſten Zeiten der Sittenloſigkeit in den franzöſiſchen vornehmen Kreiſen ſie kaum ſchlimmer zeigten, gaben ihren reichen Beitrag, den höheren Stand und Namen herabzuwürdigen.

Auch in andern, an ſich unbedeutenden Handlungen ſah man mit Widerwillen einen Mangel an Haltung und Würde, der auf das Volk die nachtheiligſte Wirkung machte. Ein Schneidermeiſter Bär in Breslau hatte für eine Handſchrift Friedrich's des Großen, in deren Beſitz er durch Zufall gekommen, die des jetzigen Königs einzutauſchen

gewünscht und sich an diesen deßhalb schriftlich gewendet. Der König fand sich geschmeichelt, ergriff die erwünschte Gelegenheit, recht leutselig zu erscheinen, und antwortete sogleich eigenhändig, daß er den Tausch annehme. Seine Antwort, die unverzüglich in den Zeitungen gedruckt erschien — was nur mit seiner Erlaubniß geschehen konnte —, war voll überschwänglicher Güte, und die Absicht, den armen Schneider zum Entzücken hinzureißen, sprach aus jeder Zeile. Das war schon widrig genug, aber zum Unglück ließ sich der König noch weiter ein, klagte dem Schneider über die schlechte Stimmung der Zeit, und forderte ihn auf, in seinem Kreise für gute Gesinnung zu wirken! Diese taktlose, gefallsüchtige Vertraulichkeit machte den jämmerlichsten Eindruck, erregte das Mißfallen der höheren Klassen und wurde selbst im Volke nur verlacht; sogar die unterthänigen Beamten fanden es bedenklich, daß der König „den beschränkten Unterthanenverstand" so unverhältnißmäßig erhob. Hinterher fand sich nun gar, daß der Schneidermeister ein närrischer Kauz, ein Trunkenbold und Lustigmacher war, der viel zu leiden hatte wegen des hohen Schreibens, und besonders darüber, daß er seine gute Gesinnung verbreiten sollte. Ich durfte diesen Zug hier nicht weglassen; er deutet schon jetzt auf manche größere Erscheinungen derselben Art, die später vorkommen werden. Daß der König diese Lust, überall persönlich einzuwirken und die Leute durch unmittelbare hohe Ansprache zu bestürzen, auch dann nicht verschmähte, wenn es in ungnädiger Weise geschehen mußte, bewies ein Brief an die vierzig Bauern, die mit dem schon erwähnten Herrn von Holtzendorff eine Adresse im Sinne der Opposition des Vereinigten Landtages unterschrieben hatten. Nicht genug, daß die erschrockenen Behörden alle Drohungen und Künste anwandten, um

die Bauern zum Widerruf ihrer Unterſchriften und zur Losſagung von dem Urheber der Adreſſe zu zwingen, ſondern der König ſelber ſchrieb an ſie ermahnend und drohend, und ſagte ihnen, daß ihr Vergehen, eine Meinung in politiſchen Dingen haben zu wollen, diesmal noch aus Gnaden unbeſtraft bleiben ſolle.

Schon in dieſen heimiſchen Verhältniſſen lagen genug Keime der Unzufriedenheit und Aufregung, aber ſie wurden ungeheuer vermehrt durch die täglichen Nachrichten von der wachſenden politiſchen Bewegung in Italien, in Frankreich, in faſt allen deutſchen Ländern. Von dem größten Gewicht waren die Vorgänge in Italien, wo Pius der Neunte, durch Lebensalter und Geiſt ein Wunder in der Reihe der Päbſte, die freiſinnigſten Fortſchritte begünſtigte, das verdorbene Staatsweſen umgeſtaltete und die wieder menſchlichere Kirche mit den Anſprüchen der Gegenwart zu befreunden ſtrebte. Die ganze katholiſche Welt wurde von dieſem Umſchwung ergriffen, der von einem geiſtlichen Anſehn ausging, deſſen Heiligkeit auch die grimmen Finſterlinge nicht öffentlich angreifen durften. Die katholiſchen Fanatiker, die Jeſuiten und ihre Anhänger, ſahen mit Entſetzen ein Beginnen, das ihrer Herrſchaft tödtlich zu werden drohte, ſie heuchelten äußerlich Unterwerfung, wirkten aber heimlich mit aller Macht entgegen. Die weltlichen Fürſten erſchraken, Oeſterreich und Frankreich fürchteten die beſte Stütze ihrer Macht zu verlieren, wenn ſich die geiſtliche von ihnen trennte, und häuften die dringendſten Mahnungen, der Pabſt möchte ablaſſen von ſeinen Neuerungen, die das gefährlichſte Beiſpiel gäben; allein die Kraft des Volkes hatte ſich ſchon um den geiſtlichen Führer geſchaart und trug ihn jubelnd vorwärts. In Neapel, in Sizilien wurden freie Verfaſſungen mit

den Waffen gefordert und von dem feigen Könige verheißen, in Toskana willfahrte der Großherzog den lauten Volkswünſchen. Die großen Städte in Oberitalien, Mailand, Venedig, Genua, Bologna, zeigten die heißeſte Gährung, überall wollte das Volk die Einheit Italiens, das Aufhören der drückenden Fremdherrſchaft. In München hatten die heftigen Stürme, zu denen die Erſcheinung der ſchönen Kunſtreiterin Lola Montez zufällig Anlaß geworden war, die Luft von dem Giftdunſte der finſtern Pfaffenpartei gereinigt, das Volk war zu neuem Leben erwacht und begrüßte freudig die Veränderungen, welche den lange verdämmerten Staat zu freiem Lichte führen ſollten. Im ganzen Süden von Deutſchland gährte es, die Donau hinab bis tief nach Ungarn hinein, den Rhein hinab bis in das altverſtockte Holland. In beiden Heſſen, in Thüringen und Sachſen regte ſich der Volksgeiſt, die Herzen ſchlugen feuriger, der Geiſt blickte heller. Würtemberg berief ſeine Ständeverſammlung; die Stände von Baden waren ſchon in voller Berathung, der Abgeordnete Baſſermann hatte den kühnen Antrag geſtellt, dem deutſchen Bundestag eine deutſche Volksvertretung beizugeſellen, ein Gedanke, der ſchon vor dreiunddreißig Jahren ausgeſprochen war und jetzt mit ungeheurem Jubel in ganz Deutſchland aufgenommen wurde, wiewohl noch niemand glaubte, daß ſeine Ausführung ſo nahe ſein könnte, auch wurde der Antrag fürerſt noch abgelehnt, machte aber im ganzen deutſchen Volk einen großen Eindruck.

Im nördlichen Deutſchland war das Zerwürfniß der in ihren wichtigſten Rechten tiefverletzten und feindlich bedrohten Schleswig-Holſteiner mit dem Könige von Dänemark durch den däniſchen Thronwechſel nicht ausgeglichen, ſondern vielmehr geſteigert; die ſtändiſche Vertretung, welche

für ihr Recht ſogar den Spruch des deutſchen Bundestages aufzuweiſen hatte, rüſtete ſich zu kräftigen Verfaſſungsbeſchlüſſen und zu thätigem Widerſtand. In Hannover, in Mecklenburg, in den preußiſchen Ländern, überall regten ſich unruhige Wallungen, deren allgemeine Urſachen durch örtliche Anläſſe häufig genug verſtärkt wurden. Im Großherzogthum Poſen regten ſich die raſchen, nie zu entmuthigenden Polen, um für mögliche Ereigniſſe vaterländiſche Waffen und Maßregeln vorzubereiten.

Die Schweiz hatte durch ihre entſchloſſene Thatkraft die drei großen Mächte, welche ſich ihr gebietend auflegen wollten, in ihre Schranken zurückgewieſen und allen Völkern die Schwäche dargethan, welche in den ſcheinbar Mächtigen ſteckte. Man freute ſich der Niederlage, welche die Fürſten erlitten, die den Fortſchritt der Völker zu hemmen verſucht hatten; in Berlin war beſonders die Demüthigung des eignen Königs hochwillkommen, ſogar in den höchſten Kreiſen äußerte ſich die Schadenfreude. Das Volk hatte ſich nicht einreden laſſen, die Schweizer ſeien Feinde, im Gegentheil ſah es in ihnen Bundesgenoſſen, deren Erfolg auch ihm zu gute kam. Dieſe Stimmung drückte ſich lebhaft in unſern Zeitungen aus, die ſchon mehr der Menge gefallen wollten, als dem Hof. Die Zenſoren vermochten nicht mehr die Fluth zu bemeiſtern, ſie ſelbſt wurden fortgeriſſen und die Behörden wußten ſich nicht zu helfen. In Königsberg kam ſogar eine Glückwunſchadreſſe an die Schweizer zu Stande und wurde mit mehr als tauſend Unterzeichnungen abgeſchickt, ſo ſehr auch die Polizei ſich abmühte, dies zu hintertreiben.

Unter allen vielfachen Beſchwerden und Klagen, die ſich immerfort gegen das hergebrachte Regierungsweſen erneuerten und ſteigerten, waren die häufigſten und lauteſten die

gegen die Anmaßung und Willkür der Polizei und gegen die Unterdrückung der Oeffentlichkeit, besonders der freien Schrift und Rede. Es war unendlich vieles zu wünschen, zu fordern, allein das fühlte jederman, daß es vor allem der freien Organe bedurfte, damit die Stimme des Bedürfnisses sich aussprechen und geltend machen könnte. Daher stand in allen Begehren und Bittschriften immer die feste Wiederkehr und Oeffentlichkeit der Landtage und die Freiheit der Presse voran, selbst wenn man annehmen konnte, daß den Bittstellern bisweilen grade hieran weniger gelegen war. Die Oeffentlichkeit der Landtagsverhandlungen war insofern gewährt, als sie wenigstens rasch und vollständig gedruckt wurden, den Versammlungen der Stadtverordneten waren auch Zuhörer gestattet, eben so Gerichtsverhandlungen, jedoch noch in beschränktem Maße. Auch die Freiheit der Presse, hieß es, wolle der König unter gewissen gesetzlichen Bedingungen gern zulassen und suche schon längere Zeit die Wege, welche zu diesem Ziele führen könnten. Er meinte nämlich, die Bundesgesetzgebung erlaube ihm nicht die Zensur ganz abzuschaffen, auch sei mit einem bloß preußischen Gesetz wenig geholfen, er habe sich daher vorgenommen, durch den Bundestag ein allgemein deutsches zu Stande zu bringen, und darüber wurde wirklich schon lange mit großen Schwierigkeiten unterhandelt, die besonders Oesterreich erweckte, das, wie jederman wußte, die Preßfreiheit unter keiner Bedingung wollte. Am Bundestage konnte die Sache zehn, zwanzig Jahre so hingehen, ohne daß ein Ergebniß erlangt wurde, und es hieß ein Gespötte mit der Geduld der Nation treiben, sie auf jene Verhandlung zu vertrösten. Die Deutschen fühlten die Schande, unter den gebildeten Völkern Europa's das einige zu sein, welches der Preßfreiheit entbehrte; die Spa-

nier, die Portugiesen hatten sie, und die Deutschen, die so vorzugsweise litterarischen, gelehrten und bücherbedürftigen Deutschen, welche die Buchdruckerkunst erfunden hatten, mußten die unwürdigste Aufsicht, den schmachvollsten Zwang erdulden! Auch sah man, trotz aller Versicherungen über die freisinnigen Absichten des Königs, in Preußen die Zensur dem Willen nach eben so streng und willkürlich gehandhabt wie früher, nur die Unfähigkeit und ewige Verlegenheit der dabei Angestellten hinderte den vollen Erfolg. Wie kleinlich und lächerlich die Zensoren, wie dumm und albern sie nicht selten verfuhren, davon gab es die schreiendsten Beispiele; in dem Antrage Bassermann's war von Vertretung des Volks am Bundestage die Rede, der Zensor der „Spener'schen Zeitung" erfrechte sich, dies zu fälschen, und anstatt „des Volks" hieß es hier: „der Stände". Ein Geheimrath John wurde berühmt durch seine läppischen Mißgriffe, die Geheimräthe Mathis und Sulzer und der Minister von Bodelschwingh selber zeichneten sich durch die Tücken und Scheereteien aus, die sie gegen schutzlose Schriftsteller anwandten. Die Prozesse wegen Preßvergehen mehrten sich und wurden von den Behörden mit gehässigem Eifer betrieben. Die Gerichtsverhandlungen eines solchen Prozesses drucken zu lassen, wurde als ein neues Preßvergehen verfolgt. Ueberall sah man Aufreizung zur Unzufriedenheit, frechen Tadel der Gesetze, Mangel an Ehrerbietung gegen die höchsten Personen. Die Willkür, und ich darf sagen die Bosheit der Polizeigewalt wurde nie härter geübt, als in dieser Zeit, wo das Verlangen, nach festem Gesetz regiert zu werden, allgemein, wo die gesetzliche Freiheit angeblich so nahe war. Vorträge über die Städteordnung, von einem Stadtverordneten in Potsdam zur Belehrung der Mitbürger unternommen, durften nicht fortgesetzt werden; Vereine

von Bürgern in Berlin, in Königsberg, in Magdeburg, zu gemeinnützigen Zwecken gestiftet, wurden ohne Grund verboten, selbst über dem so wohlthätigen als harmlosen Handwerkerverein in Berlin schwebte stets die Gefahr der Auflösung, und nur der Zufall, daß der König vom Anblick einiger Arbeiten einen nicht ganz ungünstigen Eindruck bekommen, schützte die treffliche Anstalt vor den rohen Eingriffen der Polizei.

Außer dem Hof und seinen Anhängen, den hohen Beamten und dem Rahme der vornehmen Gesellschaft, wohin der stolze Ehrgeiz wie die demüthige Eitelkeit aufstrebte, war kein Lebensgebiet, das nicht durch das herrschende Regierungswesen mehr oder minder zu leiden hatte, durch unleidliche Hemmungen verkümmert war. Die niedern Beamten standen unter hartem Zwange, wurden mit Arbeit erdrückt und absichtlich niedergehalten. Wer als Gelehrter und Künstler nicht in die Hofgunst sich einschmeichelte, der verblieb nichtbeachtet im Dunkel. Der eigentliche Bürger empfand überall den Druck hemmender, beaufsichtigender Anordnungen, im Gewerbe, vor Gericht, von der Kirche und Schule her, ja beim Besuche des Schauspiels peinlich erinnert, daß er ein Unterthan sei; bevorrechtete Staatsanstalten, wie die Seehandlung, wirkten ertödtend auf die allgemeine Betriebsamkeit. Der Handel litt an schwankenden Maßregeln, an Schutzlosigkeit im Ausland, an der Unwissenheit der Regierung, die bei dem Hingeben des Freistaats Krakau nur über dieses ihr gleichgültige Ländchen verfügt zu haben meinte und nicht ahndete, daß sie den wichtigsten Handel und Wohlstand von ganz Schlesien damit unheilbar getroffen hatte. Der Landmann war aus der Freiheit, zu der ihn die Hardenberg'sche Gesetzgebung zu erheben angefangen, durch vieljähriges Bemühen des

ſpäteren Regierens allmählich in die alte Unterordnung zurückgedrängt. Die beſitzloſen Arbeiter, die oft hungernden und bettelnden, galten für eine Art Ungeziefer; ſie mochten ſterben, wenn ſie nicht leben konnten. Nie vorher war es in Preußen zu ſolcher Verwahrloſung des gemeinen Wohles gekommen. Die Miniſter, wie hoffährtig und eingebildet auf ihre vormundſchaftliche Weisheit, konnten in Wahrheit ihr Handwerk nicht mehr. In Schleſien zeugten jetzt eben Hungersnoth und Seuche furchtbar gegen ſie. Das arme Volk galt dieſen dünkelvollen Höflingen für nichts; dem Könige zu ſchmeicheln, ihn zu belügen, Vortheil von ſeinen Schwächen zu ziehen, das war ihr Fach. Die frommen Thile und Stolberg, die ſcheinheiligen Bodelſchwingh, Eichhorn und Savigny, hatten das Elend ihrer Mitmenſchen nicht ſehen wollen, es lieber geläugnet, die Schilderungen deſſelben für Uebertreibungen der Uebelgeſinnten ausgegeben, um nur das Wohlleben und die Behaglichkeit nicht zu ſtören, deren der Hof und die vornehme Welt ſich erfreuten.

Im Heer, um endlich von dieſem auch ein Wort zu ſagen, zeigten ſich dieſelben Gebrechen und Mißverhältniſſe wie im übrigen Staat. Das volksthümliche Kriegsweſen vom Jahre 1813 hatte vielfache Aenderungen erfahren, die faſt nur in Rückſchritten beſtanden. Die Landwehr wurde tief herabgeſetzt gegen die Linientruppen und mußte ihre höheren Offiziere von dieſen empfangen. Die Linientruppen hinwieder mußten der Garde weit nachſtehen, die in Berlin und Potsdam, im Glanze der Hofgunſt die entſchiedenſte Bevorzugung genoß; die Gardeoffiziere, größtentheils aus dem vornehmeren und reicheren Adel, dünkten ſich die Blüthe des Heeres und betrugen ſich ſtolz und ausſchließend gegen andre. Die Garde war daher bei den

Feldregimentern im Allgemeinen sehr verhaßt, aber auch in diesen war der militairisch-aristokratische Geist, der von ihr ausging, verbreitet und begünstigt. Doch gab es eine große Anzahl von Offizieren, die edel- und freigesinnt jedes Standesvorurtheil abwiesen und, dem Volke zugeneigt, dessen politische Freiheit aufrichtig wünschten und beförderten. Solche Gesinnung hat später sich zum Theil verloren oder versteckt, allein sie war damals reichlich vorhanden und konnte bedeutende Ergebnisse liefern, wenn die Umstände irgend günstig waren.

Während das Volk hungerte und siechte, am Hofe Schauspiele und Musik und Feste stattfanden, die große Welt nur mit Vergnügungen beschäftigt war, kamen die in der Schweizersache an Louis Philippe abgeschickten Gesandten Oesterreichs und Preußens, der Graf von Colloredo und General von Radowitz, aus Paris zurück, berichteten ihren schlechten Erfolg und über die dortigen Zustände. Der König hatte kürzlich an Louis Philippe eigenhändig geschrieben, und die französischen Zeitungen prunkten mit den Worten: „Sire, Sie sind der Schild der europäischen Monarchieen, der von der Vorsehung erhobene Arm, um das Werk von Jahrhunderten zu retten und die Gesellschaft auf ihren alten, erschütterten Grundlagen zu befestigen. Möge Gott Ew. Majestät zum Heile Frankreichs und zum Besten Europa's noch langes Leben verleihen! dies ist mein heißester Wunsch!“ Dieses Buhlen um die Gunst eines Fürsten, den man bisher aus dem jetzt schmeichelnden Munde nur verächtlich hatte bezeichnen hören, war an sich mißfällig genug, wurde dies aber noch mehr und zum wahren Gespötte, da dieser Schirm und Arm grade jetzt die jesuitischen Genossen in der Schweiz preisgegeben, die preußischen Zusinnen mit feigem Zurückziehen

abgewiesen hatte. Und noch mehr, dieser Schirm und Arm war selber bedroht, eine gährende Opposition stieg in Frankreich täglich höher, die ganze Macht Louis Philippe's schien in Frage gestellt und mußte erst durch neue Entscheidungen sich als befestigte darthun.

Denn der wahre Mittelpunkt, von dem die politische Bewegung Europa's ausging und Beispiel und Kräftigung bekam, war auch diesmal wieder Paris. Die bald achtzehnjährige Regierung Louis Philippe's, des verschmitzten Bürgerkönigs, der durch Arglist und Ränke so Macht wie Gold erwuchert und das ihm vertrauende französische Volk um Freiheit und Ehre gebracht hatte, war diesem längst eine schimpfliche Last, ein tiefer Abscheu. Auch im Auslande fühlte man nur Haß und Verachtung gegen den Abgrund von Schlechtigkeit, der hier offenbar wurde. Die treulosen und großentheils gelungenen Angriffe auf die Freiheit, die unersättliche Geldgier, die Verderbniß in allen Zweigen der Verwaltung und selbst in der Volksvertretung, die Herabwürdigung Frankreichs bei den fremden Höfen, die schmutzigen Umtriebe zu den spanischen Heirathen, endlich die schmachvolle und nicht einmal aufrichtige Handbietung zur Unterdrückung der Schweiz hatten den niedrigen und tückischen Sinn des Mannes, dem Frankreich anvertraut war, in ganzer Blöße gezeigt. Seine Minister hatte er seinem Sinne gemäß ausgesucht oder gezogen und gestutzt; selbst der doch weniger gefügige Thiers war in dieser Schule zuletzt vom Staatsmann zum Ränkemacher hinabgesunken, die schlechteren, Guizot und Bugeaud, hatten sich durch schweigsames Beugen, wo es den Willen des Gebieters, und durch frechen Muth, wo es die Unterdrückung des Volkes galt, zu unentbehrlichen Werkzeugen der Gewaltherrschaft erniedrigt. Guizot bekämpfte jetzt mit allen

Hülfsmitteln redſeliger Lüge und roher Gewalt das in ganz Frankreich erwachte Verlangen nach einem freieren Wahlgeſetz. Die Klubs und Vereine waren längſt unterdrückt, die Preſſe vielfach eingeſchränkt, ſo hatte die Oppoſition den Ausweg erwählt, für jenen Zweck Gaſtmahle anzuordnen, wo Reden und Trinkſprüche und Unterzeichnungen zu Gunſten der Wahlreform ſtattfanden. Guizot ſelber hatte früher als Abgeordneter ſolche Gaſtmahle zu politiſchen Zwecken benutzt, auch waren ſie jetzt in voller Uebung und niemand hinderte ſie. Plötzlich fiel es ihm ein, ſie zu unterſagen, beſonders in Paris, wo ſie freilich ihm und ſeinem Herrn am verdrießlichſten ſein mußten. Man hielt ihm die Unrechtmäßigkeit des Verbotes vor, man erklärte, dem ungeſetzlichen Befehl nicht gehorchen zu wollen. Abgeordnete und Nationalgarden traten gegen die Miniſterwillkür auf. Doch Guizot drohte, dieſe nöthigenfalls mit Waffengewalt durchzuſetzen, und er zog mehr Truppen nach Paris. Alles verkündigte den nahen Ausbruch eines Sturmes, der nach vielen düſtern Zeichen furchtbar werden mußte.

Inzwiſchen hatten in Berlin die Verhandlungen der Vereinigten Ausſchüſſe ihren Fortgang und wurden mit jedem Tage lebhafter. Die Oppoſition ſetzte es durch, daß die Schärfung der Todesſtrafe durch Handabhauen, das Aufſtecken des abgehauenen Kopfes, die Prügelſtrafe und die Vermögenseinziehung verworfen wurden, trotz der Anſtrengungen, die nebſt Bodelſchwingh der elende Savigny machte, um dergleichen Barbarei und Ungerechtigkeit beizubehalten. Deßgleichen blieb der Antrag der Regierung, auf das bloße Berathen einer Aenderung der preußiſchen Verfaſſung ſo wie der des deutſchen Bundes die Strafe von einem halben bis zu ſechs Jahren Arbeitshaft zu ſetzen, in

der Minderheit. Allein andre grauſame Strafbeſtimmungen über Hochverrath, Majeſtätsbeleidigung, Beleidigung hoher Beamten, Religionsverſpottung und Gotteslästerung, beſonders über Schmähung der Mitglieder des Königlichen Hauſes, ſogar der längſt verſtorbenen, womit jede würdige Geſchichtſchreibung unmöglich wurde, über Tadel der Obrigkeit und ihrer Maßregeln, wurden nach dem Sinne der Miniſter feſtgeſetzt. Als auch jede Unternehmung zur Auflöſung oder Veränderung des deutſchen Bundes dem Hochverrathe gegen Preußen gleichgeſtellt, jeder Tadel des Bundestages und ſeiner Verordnungen zum Verbrechen gemacht werden ſollte, brach dieſer Tadel auf der Stelle heftig aus; die langverhaltenen Anſchuldigungen gegen dieſe zum Polizeidienſte Preußens und Oeſterreichs herabgeſunkene Staatsbehörde wurden laut, Camphauſen zeigte, daß der Bundestag keine der Verheißungen, die durch die Bundesakte dem deutſchen Volk gemacht worden, erfüllt habe, daß er die Hemmung aller Entwicklung, aller Freiheit geweſen ſei, daß von ihm kein Heil zu erwarten ſtehe, daß er am meiſten der Aenderung, der Umſchaffung bedürfe. Später kam an den Tag, oder wurde behauptet, daß der König ſelber den Bundestag für eine todtgeborene Einrichtung erklärt, von ſeinen ſchmachvollen Verſäumniſſen aller deutſchen Anliegen geſprochen habe, allein ſolche Wahrheit ſollte damals nicht gelten, oder wenigſtens das Volk ſollte ſie nicht ſagen dürfen. Nächſt Camphauſen machten Auerswald und Naumann die ſtärkſten Angriffe, Bodelſchwingh wußte nur elende Gründe entgegenzuſtellen, Savigny war kalt und kleinlich, die Winkelzüge, die Kniffe, der hohe Ton, alles was die Miniſter verſuchten, zerbrach an der Schärfe der Gegner; die Schläge, welche dieſe dem Bundestag und ſeinen elenden Vertheidigern gaben, trafen zu richtig

und ſtark, um nicht die größte Wirkung zu thun und in ganz Deutſchland wiederzuhallen. Allein die Miniſter erlangten dennoch die Stimmenmehrheit, zu ihrer und der Verſammlung ewigen Schande; die knechtiſche, die furchtſame Geſinnung überwog. Die Regierung bot alle Hülfsmittel auf, das ihr ſchon entſinkende Heft noch zu behaupten, die zahlreichen Beamten in den Ausſchüſſen wurden eingeſchüchtert, die nicht minder zahlreichen Ritter und Junker durch Zureden gewonnen. Doch gingen die Miniſter aus den Verhandlungen, wenn auch durch die Zahl der Stimmen als Sieger, in Betreff des öffentlichen Eindrucks als ſchmachvoll Geſchlagene heraus, bedeckt mit Haß und Verachtung, die ihr ſchlechter Willen und ihr armſeliges Benehmen erweckt hatten.

Zwei Mitglieder der Vereinigten Ausſchüſſe ſahen ſich genöthigt, dem Miniſterium noch auf andrem Boden entgegenzutreten und daſſelbe öffentlich bloßzuſtellen. In Berlin war eine Generalſynode von Geiſtlichen und Laien der proteſtantiſchen Kirche gehalten worden und das Ergebniß ihrer Berathungen dem Sinne der frömmelnden fanatiſchen Parthei, welche am Hofe herrſchte, nicht ganz gemäß erfolgt. Nachher aber hatte der König die Errichtung eines neuen, mit ausgedehnter Macht ausgeſtatteten Oberkonſiſtoriums angeordnet, und die Miniſter prieſen jetzt das neue Werk amtlich als ein ſolches an, bei welchem die Beſchlüſſe der Generalſynode zum Grunde gelegen hätten. Aber dies war gar nicht der Fall, das neue Oberkonſiſtorium entſprach keineswegs den Anſichten der Synode, ſondern war ein Werk der Miniſter ſelbſt, welche durch ſolches das geſammte proteſtantiſche Kirchenweſen in die Gewalt jener begünſtigten Parthei bringen wollten, der ſie ja ſelber auch angehörten.

Die ganze Einrichtung rief laute Klagen und Beſchwer-

den hervor, und Schwerin und Auerswald als geweſene Mitglieder der Synode traten jetzt mit der öffentlichen Erklärung auf, daß es ein falſches Vorgeben ſei, wenn man das neue Oberkonſiſtorium auf das Anſehn der Synode ſtützen wolle, denn dieſe habe ganz andre Vorſchläge gemacht, die aber nicht beachtet worden ſeien. Dieſe Erklärung machte das größte Aufſehen, erregte den ſtärkſten Unwillen, denn in kirchlichen Sachen war die Meinung empfindlicher und die Theilnahme beherzter, als in politiſchen. Alſo auch hier wieder, hieß es, die alte Unredlichkeit und Hinterliſt! Sie wollen den Schein, als hätten ſie die freie Stimme des Volkes für ihr Treiben, im Grunde aber folgen ſie nur der eignen Laune und Willkür; mögen ſie das denn thun, aber tragen ſie auch den Namen davon und den Haß, der daran hängt; den Schein unſrer Wahl und Vertretung ſollen ſie ſich nicht anmaßen, um das eigne Machtverfahren mit dem blendenden Schimmer freier Zuſtimmung und des höheren Geſetzanſehens, welches aus dieſer kommt, lügneriſch auszuſchmücken! Das Miniſterium konnte nichts erwiedern, nahm aber um ſo eifriger jede Gelegenheit wahr, auf die verhaßte Oppoſition zu ſchimpfen und die Männer, welche dieſe führten, als Feinde des Staates und des Königs anzuſchwärzen.

Wie der König ſelbſt über dieſe Oppoſition dachte, war aus vielen ſeiner Aeußerungen bekannt. Das geringe Maß der Wünſche und Bitten, denn von großen Forderungen war noch gar nicht die Rede, die Behutſamkeit und Schonung, welche ſtets in Betreff des Königs beobachtet wurden, die ſtrenge Geſetzlichkeit und warme Vaterlandsliebe, welche ſich bei jeder Gelegenheit zeigten, wurden für nichts geachtet; die Männer, welche es wagten, dem zu widerſprechen, was ihnen als die Meinung des Königs bekannt

war, von ſeinen hohen Dienern vorgelegt wurde, mußten ſammt und ſonders den Vorwurf des Ungehorſams tragen, bald auch Empörer, Gottloſe heißen; dies traf den frommen ariſtokratiſchen Schwerin und den feinen vorſichtigen Auerswald ſo gut wie deren bürgerliche Genoſſen, die bei eben ſo treuer Geſinnung mitunter etwas derber in ihren Ausdrücken waren, ſie hießen ohne Unterſchied Feinde des Königs, Revolutionairs, Jakobiner. Dieſe Ungunſt, welche allerdings nur die ausgezeichnete Minderheit traf, konnte doch nicht hindern, daß es ſchicklich erachtet wurde, die ſämmtlichen Mitglieder der Ausſchüſſe zu einem Hoffeſt einzuladen. Sie erſchienen, und die Mehrzahl nahm ſich unter den glänzenden Hofleuten und auf dem ungewohnten Boden nicht eben vortheilhaft aus. Sie hatten hier wie alle Andern das Anſehn wartender Diener, mußten gleich ihnen die Launen der Gnade wie der Ungnade geduldig hinnehmen und den ſichtbaren Hohn und Widerwillen der Schranzen erleiden, die doch manchem der Abgeordneten an Geburt, Rang und Titel weit nachſtanden. Einige Stabsoffiziere gingen ſo weit, laut zu ſchimpfen; ein Augenzeuge hat folgende Worte berichtet, die ihm, dem entfernt ſtehenden, vollkommen hörbar ausgeſtoßen wurden: „Dieſe Kerls, die zu ſchlecht ſind, uns die Stiefeln zu putzen, müſſen wir hier in den Zimmern des Königs ſehen, dieſe Adelsfeinde, dieſe Revolutionsleute!“ Mehrere der Abgeordneten, ſchlichte Bürger oder Landleute, mit dem Hofbrauch unbekannt, waren in ſchwarzen Halsbinden; das war noch ein beſonderes Verbrechen, das drohte dem ganzen Staate den nahen Umſturz, man verzieh es dem Könige nicht, daß er nicht befahl, dieſe ungebührlichen Kerls hinauszuſchmeißen. Die Leute aus der Provinz glaubten dieſe Art von Offizieren ſeit der Strafe vom Jahre 1806 ausgeſtorben, ſie war es größten-

theils in den Feldregimentern oder traute ſich hier nicht mehr an's Licht, in der Garde jedoch und am Hofe war ſie völlig wieder auferſtanden, übte die alte Hoffahrt und den leeren Dünkel — denn in den vielen Friedensjahren war ſelbſt die Tapferkeit unerwieſen geblieben —, und erbitterte durch das rohe Junkerthum nicht nur den Bürgerſtand, der in jeder Bildung ſo weit vorgeſchritten war, ſondern auch diejenigen der eignen Standesgenoſſen, die einen beſſern Sinn hegten.

Der König, erfreut über den Erfolg ſeiner Miniſter, welche der Stimmenmehrheit in den Vereinigten Ausſchüſſen nunmehr ſicher ſchienen, wurde nun auch in ſeinen Begehren dreiſter. Um durchaus ſeinen Willen zu haben und wenigſtens äußerlich Recht zu behalten, verlangte er, wovon im Anfange vorſichtig war geſchwiegen worden, daß nun auch der ſtändiſche Ausſchuß für den Staatshaushalt zuſammentreten ſollte, den der Vereinigte Landtag zwar auch, aus Gehorſam, gewählt hatte, aber mit der ausdrücklichen Erklärung, daß derſelbe ſo wenig als die Vereinigten Ausſchüſſe befugt ſei, irgend Beſchlüſſe zu faſſen, die nur dem Vereinigten Landtage ſelber zukämen. Man ſtellte dem Könige vor, daß dieſer Ausſchuß, wenn er auch zuſammenträte, ganz nutzlos bleiben und nur zu Aergerniß und Streit führen würde, denn nimmermehr ſei zu erwarten, daß der Gehorſam ſo weit gehen werde, mit dem eignen Gewiſſen auch das Anſehn des Vereinigten Landtages zu verletzen, dem die Mitglieder des Ausſchuſſes verantwortlich ſeien; derſelbe werde die Vorlagen des Staatshaushaltes allenfalls einſehen, aber nichts über ſie beſchließen, ſie weder billigen noch verwerfen, noch weniger aber eine Anleihe oder neue Steuer bewilligen, da er ſich hiezu nicht befugt halte. Gleichviel, der König verlangte, daß der Ausſchuß

fürerſt zuſammenträte, er habe es befohlen, ſo müſſe es auch geſchehen; dabei ließ er andeuten, er würde nicht darauf dringen, daß man auf die Sachen ernſtlich eingehe, es ſei kein weiteres Ergebniß nöthig, als daß ſein Willen ausgeführt erſcheine. Die Abgeordneten zuckten die Achſeln, meinten dem Eigenſinn nachgeben zu dürfen, da dies in der angegebenen Weiſe nichts bedeute und man für dieſe Nachgiebigkeit dann auch von dem befriedigten Könige die Vergeltung hoffen könne, daß auch er nun einige der ſtändiſchen Wünſche erfüllte, beſonders das Verlangen nach feſter Beſtimmung einer regelmäßigen Wiederkehr des Vereinigten Landtages, worauf aller Werth und Nutzen dieſes ohnehin höchſt unzweckmäßigen und verſchnörkelten Gebäudes beruhe. Die Miniſter verſicherten, auf dieſe Gewährung könne man rechnen, man ſolle nur der Eitelkeit des Königs zu Hülfe kommen und ihm die Gelegenheit geben, daß er ſagen könne, nachdem nun alles von ihm Befohlene geſchehen, wolle er aus freiem Entſchluſſe nun auch ſeinerſeits auf ſtändiſche Wünſche eingehen. So kam der ſtändiſche Ausſchuß für den Staatshaushalt denn zuſammen. Kaum aber war auch dieſer Gehorſam ausgeübt, ſo hieß es, der König ſei zu nichts verbunden, man werde doch nicht meinen, ihm Bedingungen geſtellt zu haben? Jenes Zugeſtändniß, daß der Landtag in feſten Zeiträumen — etwa von zwei zu zwei Jahren — wiederkehren müſſe, welches bisher ſo eifrig den Abgeordneten als Lockung war vorgehalten worden, verſchwand ſogleich wieder, als dieſe nicht mehr nöthig ſchien, und man hörte von allen Seiten, daß der König nicht im geringſten geſonnen ſei, dergleichen zu gewähren, ſondern daß man abzuwarten habe, was er in der Folge für gut erachten würde zu beſchließen. Viele Abgeordnete bereuten jetzt ihre zu große Nachgiebigkeit und man hörte laute

Aeußerungen des Unwillens über ein Regierungsweſen, das aus Unzuverläſſigkeit, Falſchheit und Dunkel zuſammengeſetzt ſei, keinen Rath annehme und ſich doch nicht zu helfen wiſſe. Beſchuldigten die Meiſten hierin vorzugsweiſe die ſchlechten Miniſter, mit denen der König ſich umgeben habe, ſo gingen Andre weiter und ſagten, der König allein ſei die Quelle dieſes Unheils, der Widerſprüche, der Verwirrung, die Miniſter ſeien ihm nichts als Diener ſeines Willens und er habe nur ſolche gewählt, die auch nichts weiter ſein wollten.

Unter ſolchen Eindrücken, bei geringer Hoffnung eines beſſeren Ganges der Dinge bei uns, aber in feſter Zuverſicht, daß die Freiheit auch uns einmal kommen werde, traf uns am 26. Februar die Nachricht aus Paris, daß das Miniſterium Guizot, in Folge ſeines blinden Eigenſinnes, die ſogenannten Reformbankette gewaltſam zu hindern, der ungeſetzlichen Willkür angeklagt worden ſei und auch ſchon der allgemeinen Aufregung habe weichen müſſen, die ganze Bevölkerung aber noch in drohender Bewegung ſei. Louis Philippe wurde hier am Hofe ſehr getadelt, daß er ſeinen Guizot, den Mann nach dem Herzen aller Höfe, ſo leichthin aufgegeben, doch tröſtete man ſich damit, daß er an deſſen Stelle den unbedeutenden Molé berufen und den rohen Bugeaud zum Befehlshaber von Paris ernannt habe; mit Liſt und Gewalt, meinte man, werde der kluge König das unruhige Volk in kurzem wieder zähmen. Aber am 27. früh wurde bekannt, daß der Sturm über alle Erwartung heftig geworden, daß Louis Philippe dem Thron entſagt habe, daß die Herzogin von Orleans Regentin und Odilon-Barrot, einer der Führer der Reformbankette, Miniſter ſei. Ungeheuer war die Beſtürzung unſrer vornehmen Welt, plötzlich über die Gränzen des für ſie mög-

lich Gehaltenen hinausgeschleudert, wußte sie sich gar nicht mehr zu fassen; nur der Name der Herzogin gab noch einigen Trost, sie war nun auch den Leuten lieb und werth, die früher auf ihre Heirath geschimpft hatten, mit ihr sah man das französische Königthum und seinen Zusammenhang mit den alten Höfen doch aufrecht erhalten, und blieb dieser Boden nur fest, so hoffte man ihn auch nach und nach wieder einzunehmen. Allein diese Gedanken, kaum gefaßt und aufgestellt, stürzten sogleich in neuem Schrecken zusammen, denn am 27. Mittags erscholl die Kunde, Louis Philippe sei in einem Fiaker entflohen, seine ganze Familie versprengt, Frankreich als Republik ausgerufen, eine provisorische Regierung eingesetzt und die eifrigste Volkspartei im Besitze der Macht; neben den schon bekannten Größen Lamartine, Dupont de l'Eure und Lamericière fand sich ein bisher unbekannter Namen aus dem Arbeiterstande. Das ferne Gewitter hatte mit seinen aufeinanderfolgenden Blitzen Furcht und Schrecken erweckt, aber dieser letzte Schlag wurde als ein ganz naher empfunden und alles starrte wie betäubt. Der Hof und die Vornehmen fühlten, daß hier kein bloßer Regierungswechsel sei, mit dem man sich abfinden könne, sondern daß ein Weltereigniß alles bis jetzt Bestehende in Frage stelle; die Einbildungen, die Zuversicht, der Dünkel, in welchem sie bisher geschwelgt, lägen plötzlich im Staube. Der Schrecken zeigte sich auf den Gesichtern, im Stottern ängstlicher Fragen, was für neue Nachrichten man habe, wie man die Sachen ansehe? Diese Leute wollten Trost und Stärkung jetzt von denen, welchen sie sonst den Abfall ihrer Weisheit und Einsicht gnädig zukommen ließen; ich habe die sonst hoffährtigsten Vornehmen an diesem Tage ganz erstarrt und wie vernichtet gesehen in rathloser Zerknirschung. Selbst die Freisinnigen

ſtutzten und zweifelten, ſie vermochten die Fülle und den Umfang der Ereigniſſe nicht ſogleich zu faſſen. Zuerſt beſannen ſich wieder und erhoben die Stimme die Geſinnungsloſen, Lauen, Halben, die bei allem was geſchieht, nur an ſich ſelber denken, die Gelegenheit aufgreifen, ſich beliebt oder wichtig zu machen, ihr albernes Geſchwätz, ihr gedankenloſes Schimpfen anzubringen, und dieſes Geſchlecht iſt in großen Städten immer zahlreich. Schon am Abend, als das Extrablatt der „Staatszeitung" die große Neuigkeit allgemein verbreitet hatte, mußt' ich die dümmſten Erörterungen, die armſeligſten Albernheiten von ſolchen Leuten hören. Sie waren plötzlich klüger als Louis Philippe, entſchloſſener als Bugeaud; es wäre ſo leicht geweſen, den Sturm zu beſchwören, dieſe Tröpfe hatten es nur nicht verſtanden! Wem es Ernſt war bei der Sache, wer irgend ächten Antheil nahm, der fiel nicht in ſolche Plattheiten. Die meiſte Haltung zeigten wackre Offiziere, welche nahen Krieg vorausſahen und hier ihre perſönlichen Aufgaben einfach und klar geſtellt fanden. Im Gewirr albernen Geſchwätzes waren einzelne merkwürdige Urtheile zu hören. Ein junger Gardeoffizier ſagte unverhohlen, er werde nicht gern gegen die Franzoſen fechten, aber tauſendmal lieber gegen die Ruſſen. Eine edle Gräfin geſtand mir, ſie freue ſich über den Sturz des hinterliſtigen Louis Philippe, der nie viel getaugt, und ſie freue ſich der Republik, das ſei die Regierungsform, die den Franzoſen, dieſem Heldenvolke, wohlanſtehe und gebühre. Mit gewichtigem Ernſte beſprach der Graf Klemens von Weſtphalen das ungeheure Ereigniß, deſſen mächtige Einwirkung in unſre Zuſtände er als unabwendbar erkannte. Wenn der Fürſt von Pückler in ſeiner geiſtreichen Gleichgültigkeit keinen rechten Standpunkt zu nehmen wußte und nur aus perſönlicher Rückſicht bedauerte,

daß nicht wenigſtens die Herzogin von Orleans geblieben ſei, ſprach dagegen der ehrliche Fürſt von Carolath mit wahrem Schmerze ſeine vaterländiſche Bekümmerniß aus: „Glauben Sie nur“, ſagte er zu mir voll Eifer, „es wird hier eben ſo gehen, es iſt bei uns der gräßlichſte Zuſtand, das ganze Land leidet, alles wird verwahrloſt, man regiert nur ſcheinbar, jeder Beamte denkt nur an ſich, wie er ſich in Gunſt ſetze und vorwärts komme, die Miniſter ſelber kennen und ſehen nichts mehr, alles iſt Schein und Trug; in Dünkel und Ueppigkeit der hohen Stellung vergeſſen ſie der allgemeinen Wohlfahrt, die von allen Seiten ſchutzlos preisgegeben iſt; bleiben die gerechten Forderungen des Volkes noch länger unerfüllt, ſo werden ſie gewaltſam ausbrechen, und was dann folgt, iſt nicht abzuſehen.“ Er ſetzte hinzu: „Niemand, glauben Sie mir, niemand wagt dem Könige zu ſagen, was bevorſteht, niemand ihm die falſchen Vorſtellungen, denen er folgt, zu berichtigen.“

Der König, welcher voriges Jahr in der Thronrede bei Eröffnung des Vereinigten Landtages feierlich erklärt hatte, keiner Macht der Erde ſolle es je gelingen ihn zu bewegen, daß er eine Konſtitution gebe, ſagte auch jetzt wieder, bei Gelegenheit der neuen Konſtitutionen in Italien, zum Fürſten von Pückler: „Ich begreife die Leute nicht, eine Konſtitution kann man ja gar nicht geben, die muß hervorwachſen“; doch als Pückler halb ſchmeichelnd und halb beißend die Bemerkung ausſprach, es ſei ein erfreuliches Zeichen, daß die vom Könige eingeführte Verfaſſung auch ſchon wachſe, wandte ſich dieſer unwillig ab und redete von andern Dingen mit Andern. Der Uebergang Frankreichs zur Republik hätte jetzt lehren können, daß die Fürſten nur froh ſein ſollten, mittelſt konſtitutioneller Formen Thron und Krone zu retten, allein der König wies dieſe Anſicht

weit weg, und kaum von der erſten Betäubung erholt, ſprach er von dem neuen Stande der Sachen in Frankreich mit Verachtung und Hohn. Eine Handvoll Böſewichter, meinte er, habe den König Louis Philippe geſtürzt, aber dieſe ſei nur mächtig geweſen im Auftrage der Vorſehung, die ſich ihrer bedient habe, um auf den Trümmern des Unrechtmäßigen das Rechtmäßige herzuſtellen; der ſcheinbar mitgefallene Thron werde bald wieder glänzend daſtehen, beſetzt von dem wahren Könige, dem die Republik den Weg bahne. Daß Louis Philippe ihm noch ganz kürzlich der Schild der Monarchie, der von der Vorſehung erhobene Arm geweſen, davon wollte er jetzt nichts mehr wiſſen; er gab ihn ohne Bedenken preis und ſchloß einige Zeilen, die er zufällig an Humboldt zu ſchreiben hatte, mit den Worten: „Laissons passer en silence la justice de Dieu.“ Verblendung und Uebermuth bekamen in kurzer Friſt wieder völlig die Oberhand. Als der Prinz von Preußen den König erinnerte, die nahbevorſtehende Entlaſſung der Vereinigten Ausſchüſſe ſei eine gute Gelegenheit, die ſo ſehr gewünſchte feſte Zeitbeſtimmung für die regelmäßige Wiederkehr des Landtages auszuſprechen, fuhr der König ihn verweiſend an: „Warum? wer darf mir etwas vorſchreiben? Niemand ſoll mir Forderungen machen. Ich fürchte nichts, ich bin eine geheiligte Perſon.“ Als man ſich wunderte, woher doch dem Prinzen ſolche freiſinnige Anwandlung komme, wurde der Aufſchluß ertheilt: „Ganz einfach; wollte der König vorſchreiten, ſo würde der Prinz ihn zurückhalten; nun er ſtehen bleibt, drängt ihn der Prinz vorwärts, welcher Inhalt in dieſer Form ſich bewegt, iſt gleichgültig.“ Wahren Sinn für Freiheit und freie Staatsformen konnte man freilich keinem von beiden zutrauen. —

In dem Gewirr der Nachrichten, die aus Frankreich,

aus Belgien, vom Oberrhein zuſtrömten und die ſich vielfach widerſprachen, konnte man ſich ſchwer zurechtfinden. Von dem preußiſchen Geſandten in Paris, Herrn von Arnim-Strick, war nur eine und noch dazu ſehr dürftige Depeſche angelangt, worüber der König ungehalten war. Die Börſe wußte auch nichts Zuverläſſiges und war in Angſt und Noth allen wilden Gerüchten preisgegeben, mit denen ſie überſchüttet wurde. Man verkündete mit Dreiſtigkeit, daß in Paris alles wieder umgeſchlagen, der Prinz von Joinville an der Spitze einer Regentſchaft ſtehe, die Republik wieder abgeſchafft ſei. Der franzöſiſche Geſandte, Marquis von Talmatien, aber glaubte kein Wort davon, bejammerte ſein eignes Loos und erklärte ſeine amtliche Eigenſchaft für erloſchen. Der König ging mit dem Prinzen von Preußen alle eingelaufenen Nachrichten ſorgſam durch, verglich die Thatſachen, die Zeitangaben, die Quellen, und das Ergebniß war, daß alles Günſtige falſch, alles Ungünſtige nur zu wahr oder doch wahrſcheinlich ſei. Der Gedanke, daß es mit der neuen Republik zum Kriege kommen werde, lag nahe genug; es galt vor allem, Oeſterreichs und des deutſchen Bundes ſicher zu ſein. General von Radowitz wurde nach Wien geſandt, der preußiſche Bundesgeſandte bekam dringende Anweiſungen zum thätigen Wirken, der Oheim des Königs, Prinz Wilhelm, ſollte ſich wegen militairiſcher Fürſorgen nach Mainz begeben. Ein Artikel der „Staatszeitung“ vom 1. März beklagte die heilloſe Revolution, ſchimpfte auf den Meineid der Truppen und hob dagegen Preußens „unerreichte Wehrverfaſſung“ hervor, ſprach von den „unverletzlichen Verträgen“ des Wiener Kongreſſes, ließ aber neben der Andeutung, daß man ſie nöthigenfalls mit den Waffen behaupten werde, doch die Hoffnung durchblicken, daß der Frieden könne erhalten

bleiben und daß man keine Einmiſchung in Frankreichs innere Angelegenheiten bezwecke. Im Widerſpruche hiemit ſagte Bodelſchwingh zu einem fremden Geſandten, in vierzehn Tagen würde am Rhein ein preußiſches Heer ſtehen und auf den erſten Befehl in Frankreich einbrechen, um der Republik ein Ende zu machen! Der Artikel der „Staatszeitung" wurde auf den Kaffeehäuſern laut vorgeleſen und von den Zuhörern mit ſcharfem Tadel begleitet; die Hindeutung, daß das Heer in Algier ſich für Louis Philippe erklären dürfte, erregte nur ſpottendes Gelächter.

Der Bundestag, den ungeheuren Ereigniſſen ſo viel näher und umgeben von der gährenden Unzufriedenheit der Rhein- und Mainländer, hatte diesmal nicht gewartet, bis ihm Weiſungen und Ermächtigungen von Wien und Berlin kämen, ſondern in Noth und Angſt den Muth zum Selbſthandeln gefunden. Schon am 1. März hatte er einen Anruf an die Deutſchen erlaſſen, der ſie zur Eintracht und Stärke aufforderte und ihnen jede volksthümliche Förderung zuſagte. Doch die Ereigniſſe hatten ihn ſchon überflügelt. Die frühere Rückſicht auf ihn war bei den Regierungen ſchon gefallen, Baden hatte ſchon Preßfreiheit bewilligt, Geſchwornengerichte verſprochen, Bürgerbewaffnung und Volksverſammlungen geſtattet. In Heſſen-Darmſtadt, in Frankfurt am Main war thatſächlich Preßfreiheit vorhanden. Der Senat von Hamburg willigte in bisher hartnäckig verweigerte Reformen der Stadtverfaſſung. Jetzt erklärte nun nachträglich der Bundestag, der Zwang der früheren Beſchlüſſe ſei aufgehoben, jeder Staat in Deutſchland möge nach eigenem Ermeſſen die Preßfreiheit bei ſich einführen, der Bundestag ſelbſt wolle die Begehren der Nation fortan eifrig berückſichtigen, die nothwendigen Entwickelungen zum Heil des Ganzen ſofort berathen.

Mit den ersten Pariser Nachrichten von der dortigen Revolution entzündete sich in Berlin ein Anfang öffentlichen Lebens, wie es bis dahin hier nicht bekannt gewesen war. In den Kaffeehäusern, Lesekabinetten, Konditoreien, überall wo Zeitungen gehalten wurden, drängte sich alles zu den neuesten Blättern, die Begier und Ungeduld der Leute wuchs mit ihrer Zahl. Wer ein frisches Blatt zuerst in die Hand bekam, mußte auf einen Stuhl steigen und den Inhalt laut vorlesen. An das Vorlesen knüpften sich einzelne Bemerkungen, bald umständlichere Betrachtungen, wohl gar Aufforderungen, ein Andrer redete ein, unversehens war ein politischer Klub entstanden, der zwar gleich wieder zerrann, aber auch eben so leicht in der nächsten Stunde sich erneuerte. Besonders waren die Zimmer der Zeitungshalle überfüllt, hier nahm das Vorlesen schnell eine bestimmte Gestalt und Richtung, einige freisinnige junge Männer bemächtigten sich der Sache, hielten förmliche Reden und erörterten die Fragen des Tages. Ueber Barrikadenbau wurden ordentliche Vorträge gehalten, dem Anscheine nach zur Belehrung über eine geschichtliche Merkwürdigkeit, aber die praktische Nutzanwendung machte jeder Hörer von selbst. Die aus allen Gegenden Deutschlands eintreffenden Berichte von mehr oder minder stürmischen Nachbildungen der Pariser Vorgänge erhöhten deren Bedeutung und rückten sie uns näher, in jedem neuen Ereignisse lag die stachelnde Mahnung, nicht zurückzubleiben in dem allgemeinen Drange, sondern ebenfalls thatkräftig aufzutreten. Der Raum der Zeitungshalle genügte nicht mehr für die Versammlungen, die Redner verlangten zum eigentlichen Volke zu sprechen, sie beriefen eine Volksversammlung im Freien, bei den Zelten im Thiergarten. Dergleichen war durch die Landesgesetze sowohl als durch Bundesbeschlüsse streng untersagt,

aber niemand kehrte sich daran, und selbst die beunruhigte Polizeibehörde schien bei ihrer Einsprache die Ungesetzlichkeit der Sache nicht allzu fest zu halten. Sie trat mit den Anregern in vertrauliche Verhandlung und wollte die Strafgesetze schlummern lassen, sofern nur die Führer gewisse Bedingungen eingingen und die Verantwortung übernähmen, daß die Versammlung nicht in stürmischen Unfug ausartete. Der Kandidat Paul Löwenberg, Dr. Oppenheim aus Heidelberg und Dr. Wiß führten die Sache mit Nachdruck, Dr. Max Schasler und Dr. Levysohn, durch das Beispiel ermuthigt, nahmen ebenfalls Theil.

Diese erste Volksversammlung wurde am 7. März gehalten; als äußerer Anlaß und Gegenstand galt die Berathung einer Adresse, welche dem Könige die Volkswünsche aussprechen sollte. Die Versammlung war nur klein und bestand meist aus geringen Leuten, jüngeren Schriftstellern, auch wohl schon anrüchigen: wer bei seinem Freisinn eine gewisse Vornehmheit behaupten wollte, die Furcht, sich bloßzustellen, nicht aufgeben mochte, der hielt sich zurück und that geringschätzend. Aber der Inhalt der Adresse zeigte bald den Ernst und die Wichtigkeit dieser Anregung. Man verlangte Druck- und Redefreiheit, Amnestie für politische Vergehen, Versammlungs- und Vereinigungsrecht, Gleichstellung der Rechte ohne Rücksicht auf Glaubensbekenntniß und Besitz, Geschwornengerichte, Verminderung des Heeres und Volksbewaffnung, allgemeine deutsche Volksvertretung, endlich schleunigste Einberufung des Vereinigten Landtages. Diese Forderungen stimmten im Wesentlichen mit denen überein, die auch an andern Orten schon gestellt worden, und es geschah absichtlich, daß man hierin sich dem übrigen Deutschland eng und fest anschloß; außerdem wurde auch auf Verbindung mit Frank-

reich nachdrücklich hingewiesen. Von einem Wechsel der Minister wurde nicht gesprochen, das Volk wußte deren Namen kaum; ein sogenanntes Arbeiterministerium zu fordern, wurde absichtlich unterlassen, weil dieser Gegenstand, wiewohl schon sehr im Volke besprochen und beliebt, für jetzt leicht verwirren und entzweien konnte. Das Verlangen nach dem Vereinigten Landtage zeigt, wie mäßig und bescheiden man in den Formen noch an das Nächste sich halten wollte. Die Adresse erhielt mehr als tausend Unterschriften, und Namen so vieler unbekannten, zum Theil geringen Leute aus dem Volke machten in dem Kreise der reichern Bürger und höheren Beamten ein unangenehmes Aufsehn; es wurde sogleich ein Widerspruch, eine Anklagsrüge gegen dies Verfahren zum Unterschreiben ausgelegt, die „Vossische Zeitung" gab niederträchtige Ausfälle gegen die „hochverrätherischen Judenjungen", man fragte mit Unwillen, warum solche Umtriebe geduldet, warum die Schuldigen nicht sogleich gestraft würden. In der That wurden auch alsbald mehrere Verhaft- und Ausweisungsbefehle höchsten Ortes unterzeichnet, deren Vollstreckung indeß der Polizeipräsident von Minutoli noch verzögerte unter Angabe von Gründen, die man gelten ließ. Ein Minister äußerte höhnisch, es sei besser, diese Leute noch auf der Straße zu lassen, wo sie bei Gelegenheit von Gewehrkolben und Pferdehufen besser bedient werden möchten, als dies von den Gerichten zu erwarten sei.

Minutoli begann schon in diesen Tagen die zweideutige Rolle zu spielen, die bald nachher so stark hervortrat und ihm selbst verderblich wurde. Schlau und gewandt, von Ehrgeiz getrieben und durch die Umstände begünstigt, hatte er durch Entdeckung und Behandlung der polnischen Umtriebe in Posen das volle Vertrauen des Hofes erworben.

Wie dem eigennützigen Arzte die Furcht und Angſt des Kranken, ſo ſollte ihm die Unkunde und Feigheit der Großen ein ſicheres Mittel ſeiñ, ſich als wichtig, als unentbehrlich darzuſtellen. Doch war er klug genug einzuſehen, daß Gunſt und Förderung auch einmal von andrer Seite kommen könnten, und er wünſchte es daher mit dieſer nicht zu verderben. Daher ſchmeichelte er jetzt auch der Volksſache und ließ ſich vom Hofe die Erlaubniß geben, jeden beliebigen Schein anzunehmen, indem er dann nur um ſo beſſer die Abſichten und Verbindungen der Gegner erforſchen und für die Sache des Hofes wirken könne. Dieſes den Leuten einzureden, gelang ihm vortrefflich; der ruſſiſche Geſandte ſelbſt, der doch nicht zu den dümmſten gehörte, war ſo von ihm berückt, daß er auf die Frage, warum doch die Polizei eine ſo offenbare Geſetzwidrigkeit wie eigenmächtige Volksverſammlung dulde und das Volk an Handlungen gewöhne, die man nachher doch werde beſtrafen wollen, mit lächelnder Zuverſicht erwiederte, Minutoli habe die ganze Sache in feſter Hand und ſtehe für jede Gefahr, die überhaupt gegen den Nutzen, das ganze Getriebe genau zu durchſehen und dann mit Einem Schlage zu vernichten, gar nicht in Betracht komme. Nicht minder aber als die Höflinge und Diplomaten beſchwatzte Minutoli die Volksmänner, und indem er ihnen die Anſichten, die er zum Theil wirklich hatte, vertraulich offenbarte, gab er ſich ihnen als einen Mann zu erkennen, auf den ſie in gewiſſen Fällen rechnen dürften. Als er am Morgen des 8. März, nachdem der König erfahren, daß man die Abſicht habe, ihm die geſtern in der Volksverſammlung beſchloſſene Adreſſe durch Abgeordnete perſönlich zu überreichen, und dies auf jede Weiſe verhindert wiſſen wollte, mit dieſem letztern Auftrag in der Zeitungshalle erſchien, wo er gewiß war,

die erwählten Abgeordneten anzutreffen, und nun diese aufforderte, von ihm eine Mittheilung zu empfangen, traten sie sogleich hervor, obschon einige glaubten, es könne augenblickliche Verhaftung gemeint sein, und ließen sich durch die guten Worte und Versicherungen, die sie hörten, leicht bewegen, ihr Vorhaben aufzugeben und die Adresse auf dem gewöhnlichen Wege, durch die Post an den König zu befördern. Minutoli schilderte ihnen die Abneigung des Königs gegen politische Auftritte solcher Art, und daß man dieser Schwäche nachgeben müsse, um sie nicht zu den gefährlichsten Ausbrüchen zu reizen. Hierauf wurden zwar einige Stimmen laut, L. Buhl, Ottensosser und Andere, man müsse den Zutritt erzwingen, was jedoch die mehr besonnenen Führer ablenkten.

Die zweite Volksversammlung, zu welcher der Polizeipräsident die Erlaubniß schon nicht mehr versagen durfte, fand bei den Zelten am 9. März in größerem Maaße Statt. Es fanden sich über viertausend Theilnehmer ein und die Stimmung war eine sehr erhöhte. Die Redner, durch den bisherigen Erfolg ermuthigt, sprachen freier und eindringlicher über die Gebrechen des Staates, sie bezeichneten die Hemmnisse, welche fallen, die Veränderungen, welche eintreten müßten. Ihren eindringlichen Ansprachen antwortete wiederholter, stürmischer Beifall. In aller Aufwallung jedoch blieb ein ernster Eifer sichtbar, die Schranken der Gesetzlichkeit nicht zu überschreiten, keinen Bruch der Ordnung zu gestatten und den Volkswillen zwar kund zu geben, aber nicht durch rohe Gewalt durchzusetzen, man erwartete alles von der Einsicht und Billigkeit der Regierung. Man kam überein, das Volk müsse seine Mündigkeit vor allem

durch Zucht und Sitte darlegen. Am Tage vorher hatte der König durch eine Verordnung kund gegeben, daß die Preſſe künftig zenſurfrei ſein, das Ganze aber der darüber nöthigen Beſtimmungen am Bundestage verhandelt werden ſolle. Dies erregte das größte Mißvergnügen. Der Bundestag hatte ſelber bereits den Riegel weggezogen und jeder Regierung anheimgeſtellt, die Zenſur abzuſchaffen, was auch vielfältig ſchon vorher geſchehen war. Daß nun Preußen einen andern Weg nehmen und die Sache wieder am Bundestage verſchleppen wollte, erſchien wie ein Hohn, wie eine Beleidigung. Auf dieſen Gegenſtand wurde mit Nachdruck hingewirkt, die frühere Adreſſe wurde beſtätigt und durch einen beſondern Zuſatz verſtärkt. Auch wurde beſchloſſen, ſie der Stadtverordnetenverſammlung zu übergeben, damit dieſe ſie mit ihrer eignen, die ſchon in Berathung ſtand, an den König gelangen ließe. Ruhig und ſchweigend kehrte die Volksmaſſe von den Zelten in dunkler Nacht durch das Brandenburger Thor in die Stadt zurück. Die Stadtverordneten beriethen ſich ſpäter über die Zumuthung, die ihnen gemacht worden war, und wieſen ſie ab. Sie wollten mit dem geringen Volke keine Gemeinſchaft, die auch in den Geſinnungen nicht zu finden war, denn ſie ſtanden an Freiheitsſinn und Bildung weit hinter jenem zurück und ſprachen den demüthigſten Dank aus, wo jene mit Recht nur Grund zur Klage ſahen. Die Stadtverordneten fuhren indeß nicht beſſer als das Volk, auch ſie wollte der König nicht vorlaſſen und zeigte wiederholt, daß ihm alle dergleichen Eingaben äußerſt mißfällig ſeien.

Die Volksverſammlungen bei den Zelten wuchſen mit jedem Tage an Zahl und Bedeutung. Die Leiter hatten

Mühe, Maß und Ordnung zu behaupten und einige wilde Anträge zu beseitigen. Sie sahen eine starke, täglich steigende Aufregung, aber ein bestimmtes Ziel war darin nicht zu erkennen, die höheren, politischen Forderungen hatten noch keine für jederman greifliche Gestalt, man wollte, daß alles anders, besser würde, die Mittel und Wege hoffte man von der Regierung; die Minister waren zu unbekannt oder zu verachtet, als daß die Leidenschaft des Volkes sich gegen sie hätte wenden mögen. Im Ganzen herrschten Billigkeit, guter Wille, ehrlicher Sinn, der gern jedem das Seine gönnte; mit etwas Redlichkeit und Einsicht konnte die Regierung dieses Volk nicht nur beschwichtigen, sondern völlig gewinnen. Aber die Führer der Volkssache erkannten bald, daß die Regierung, in Eigensinn und Hoffahrt befangen, nichts freiwillig thun werde, daß sie durch Verzug und Halbheit die Massen nur stärker aufreizen und es zu einem Aeußersten bringen werde. Eine Revolution lag nicht in dem Sinne des Volkes, sie künstlich hervorzurufen wäre so thöricht als strafbar gewesen, aber ihre Möglichkeit stand vor Augen, der Starrsinn der Regierung konnte mehr bewirken, als tausend noch so geschickte Aufwiegler; auf diese Möglichkeit hin wurden Vorbereitungen getroffen. Außer den Studenten waren noch die Arbeiter zu entschiedenem Auftreten fähig. Schnell war ein Ausschuß gebildet, um das Wohl der Arbeiter zu berathen, und diese selbst gaben viele Mitglieder dazu; die Versammlungen waren öffentlich, und auch hier wurden Reden gehalten, die Polizei mochte es nicht hindern. Hier zeichnete sich der Goldarbeiter Bisky durch besonnene Tüchtigkeit und durch seinen Einfluß auf den schon länger bestehenden Handwerkerverein aus, dann der Maschinenbauer Sigrist durch kühnen Muth, der Buchdruckergehülfe Born aus Posen durch eine merkwürdige

Fähigkeit, auf das Volk zu wirken, Brill aus Breslau durch die Klarheit und Eindringlichkeit seiner belehrenden Vorträge. Die gegenwärtige Noth der untern Volksklassen wurde besprochen, man brachte das Elend des vergangenen Jahres in Erinnerung, man forschte nach den Ursachen, man stellte Vergleichungen an; die Fahrlässigkeit der Behörden, die mangelhaften Einrichtungen kamen zur Sprache. Hier streute sich wie von selbst der Samen der Revolution aus. Aber dennoch mußte die Mehrzahl stets erinnert werden, daß diese Mißstände nicht durch einzelne Abhülfe, auf welche der Sinn meist gerichtet war, zu erledigen seien, sondern nur im Großen durch politische Formen der Boden gewonnen werde, auf dem neben der Freiheit auch die Wohlfahrt sicher gedeihen könne. Die sittliche Bildung dieser Leute setzte in Erstaunen, ihr Rechtssinn, ihre Billigkeit, ihr Anstand; aber die politische konnte nur gering sein und stand ihrem Eifer weit nach. Im Anfange der Bewegung, als dergleichen noch durch die Polizei gefährdet war, lag eine Freiheitsadresse zum Unterschreiben in einer Privatwohnung ausgelegt, wo mehrere Tage lang die Arbeiter scharenweise sich einfanden und bis zu zwölftausend Unterschriften lieferten. Aber mit ihrem Eifer hielt auch ihr Mißtrauen und ihre Empfindlichkeit Schritt, auf welche beide Eigenschaften die Führer stets Rücksicht nehmen mußten. Die Arbeiter hatten von Anfang kein Zutrauen zu den Versprechungen, sie wollten Thaten sehen, sie wollten selber thun; eine in ihre Mitte geworfene Adresse, die ein Arbeiterministerium mit freier Vertretung der Arbeiter forderte, schlecht abgefaßt, wie von einem der Ihrigen, aber derben Inhaltes, brachte die ganze Klasse in Bewegung, sie sahen nun *ihre* Sache zur Sprache kommen, sie lernten ihre Zahl und Macht erkennen, sie und

die Studenten waren von Natur die Erſtberufenen zum Waffenkampfe, der dem Gefühl der Menge ſchon unvermeidlich ſchien.

Denn es war bekannt und vielfache Aeußerungen und Zeichen beſtätigten es, daß der König und ſeine Miniſter aller freien Entwicklung entgegen waren, daß man militairiſche Maßregeln traf und nur ſehnlichſt die gute Gelegenheit erwartete, das unverſchämte Volk die Zuchtruthe fühlen zu laſſen, in die Maſſen einzubauen oder ſie niederzuſchießen. Dieſe Denkart gab ſich unter den Gardeoffizieren und Hofleuten, bei den meiſten Generalen und höheren Verwaltungsbeamten unverhohlen zu erkennen. Da war immer von Geſindel, Rackern und Lumpenpack die Rede; da hieß es, wenn auch hundert Unſchuldige fielen, daran ſei nichts gelegen, die Hauptſache ſei, daß Blut fließe, damit der Pöbel geſchreckt und der Soldat eingeweiht werde; wer getroffen werde, der ſei auch nicht unſchuldig, warum befinde er ſich im Auflauf! Als Hauptträger dieſer volksverachtenden und volksfeindlichen Geſinnung, die den Staat nur als Militairgewalt begriff, galt der Prinz von Preußen, ſeine ganze Umgebung, die geſammte, ſeinem Einfluß überlaſſene Garde war davon erfüllt. Wegen ſeiner politiſchen Starrheit und ſeines ſtrengmilitairiſchen Weſens glaubte man den Prinzen geeignet, die Rheinlande gegen die franzöſiſchen Bewegungen zu ſichern, außerdem war ſeine ſtete Nähe dem Könige höchſt unbequem, und ſo wurde beſchloſſen, daß der Prinz mit ſeiner Familie — die Prinzeſſin wollte nicht zurückbleiben — ſeinen Wohnſitz in Köln nehmen ſollte. Am 15. März hatte der Prinz frühmorgens alle Kaſernen beſucht und von den Truppen Abſchied genommen, wobei er in ſeinen Anreden durch ernſte Mahnungen dem Sol-

datengeiſte kräftig zugeſprochen und auf die Ehre des Gehorſams hingewieſen. Das Abſchiednehmen in den Kaſernen hatte Aufſehn erregt, die Nachricht, der Prinz gehe an den Rhein, ſetzte die Gemüther in Unruhe, weil man den Frieden bedroht glaubte, die Worte, die er hatte fallen laſſen und die vielfach herumgetragen wurden, riefen Unwillen und Erbitterung hervor. Als es nun plötzlich hieß, der Prinz reiſe nicht, und man die ſchon gepackten Wagen wieder abſchirren ſah, dachte man nicht anders, als der Prinz ſolle in Berlin bleiben, weil man ſeines militairiſchen Eifers hier noch nöthiger bedürfe, als am Rhein. In Wahrheit aber unterblieb ſeine Abreiſe, weil die Behörden vom Rhein berichtet hatten, der Prinz möge nicht kommen, er ſei dort ſo verhaßt, daß man Unruhen befürchten müſſe, wenn er in Köln erſchiene. Der König zeigte dem Prinzen den Bericht mit einiger Schadenfreude und äußerte achſelzuckend, unter ſolchen Umſtänden könne freilich aus der Sache nichts werden. Der Prinz aber ſah mit Aerger ſich einer Laune des von ihm gehaßten und verachteten Volks geopfert, und ſeine Stimmung gegen dieſes im Allgemeinen wurde nur um ſo feindlicher, wie ſein finſteres und drohendes Ausſehen genug erkennen ließ.

An demſelben Tage, wo dies geſchah, war Abends bei den Zelten eine Volksverſammlung; man hatte ſchon gar nicht mehr angefragt, ſondern übte das Recht der Vereinigung und freien Beſprechung als ein urſprüngliches, unverjagbares. Aber grade heute, hieß es, werde die Polizei dieſe Zuſammenkünfte nicht länger dulden und nöthigenfalls die bewaffnete Macht gegen ſie aufbieten. Schon am Nachmittage, als bei dem ſchönen Wetter, das überhaupt dieſe verhängnißvollen Märztage auszeichnete, Tauſende von Menſchen durch die Straßen wogten und auch großentheils

nach dem Thiergarten zogen, müſſige Spazirgänger, zum Theil mit Frauen und Kindern, Neugierige, die den Verlauf der Dinge ſehen wollten, bald auch Arbeiter, die Feierabend gemacht hatten, erregte es Unruhe und Mißtrauen, daß zahlreiche Reiterſchwadronen das Brandenburger Thor beſetzten und Streifſchaaren in den Thiergarten hinaus ſandten. Bald hörte man, daß an einigen Punkten der Stadt Kanonen aufgefahren worden, daß die Wachen überall verſtärkt, das Schloß und das Zeughaus voll Truppen wären. Die berittenen Gendarmen ſah man in dienſteifrigem Ernſt, Offiziere und Ordonanzen ritten hin und her, Abtheilungen Fußvolk zogen durch die Straßen. Um die Truppen entſtand jedesmal das größte Gedräng, ſie zogen wie immer die Menge an, die ſich jeden Augenblick aus allen Theilen der Stadt mehrte. Manche Leute wurden beſorgt, mahnten wohl zum Weggehen und blieben doch ſelbſt, von Neugier gefeſſelt. Andre boten den Polizeibeamten Trotz, verhöhnten ſie, ließen dem Witze freien Lauf, der bei ſolchen Gelegenheiten den Berlinern niemals fehlt. Ein General, der mit zu großem Selbſtvertrauen mitten durch die Menge reiten wollte und dabei nicht feſt im Sattel blieb, wurde mit Gelächter verfolgt; doch fand weder eine Beleidigung der Truppen Statt, noch zeigte ſich auf der Volksſeite irgend eine Spur von Bewaffnung. Nur die unverhältnißmäßigen Anſtalten der Regierung machten den Eindruck einer Herausforderung, in der man zugleich Furcht und Uebermuth erblickte.

Die Volksverſammlung wurde indeß nicht gehindert noch geſtört; die Führer und Redner, welche unter dieſen drohenden Umſtänden durch ihr muthiges Beharren ſehr bei dem Volke gewannen, ſprachen für die deutſche Sache, insbeſondre für die deutſche Flotte, und der Polizeipräſi-

dent, der in der Nähe war und durch seine Kundschafter von fünf zu fünf Minuten Bericht erhielt, fand diesen Gegenstand unverfänglich; dies große Spielwerk, meinte er, könne man dem deutschen Michel schon erlauben. Dennoch wurden ihm von hohen Militairpersonen nachher Vorwürfe gemacht, daß er die schöne Gelegenheit versäumt habe, die Reiterei sei ja zur Hand gewesen, das Gesindel würde von ihr gut zugerichtet worden sein.

Doch friedlich sollte der Abend auch nicht enden.*)

Berlin, Sonnabend, den 1. Januar 1848.

Die „Staatszeitung" bringt heute aus Paris die Thronrede zur Eröffnung der Kammern. Die Stelle über die Schweiz ist matt und ablassend, giebt die Verbündung mit den Mächten auf, spricht für die Zukunft der Schweiz nur gute Hoffnungen aus! Die Irrfahrten des Generals von Radowitz sind damit auch trostlos erledigt. Guizot hatte ihm Kouriere entgegengeschickt, jetzt lieber nicht nach Paris zu kommen; allein Radowitz eilte hin, um wo möglich für die Thronrede einen stärkern Ausdruck zu erwirken, findet aber nun nur die Niederlage mit anzusehn!

Der Staatsminister von Schön erklärt sich in einer für die Regierung beleidigenden Weise gegen die Patrimonialgerichte und will zu deren Neubildung nicht mitwirken.

Der Fürst von Leiningen giebt in der „Allgemeinen Zeitung" den Mediatisirten gute Rathschläge, die sie nicht befolgen werden!

---

*) Hier bricht die zusammenhängende Darstellung des Jahres 1848 leider ab. Indeß findet sie in den weiteren Tagebuchblättern ihre Ergänzung.

Sonntag, den 2. Januar 1848.

Der Graf von Voß-Buch (früher Herr von Voß, ich weiß nicht, wann und wie er Graf geworden) iſt Wirklicher Geh. Rath und Exzellenz geworden. Er ſoll an der Spitze ſämmtlicher Konſiſtorialpräſidenten eine neue Oberbehörde werden, unabhängig vom Miniſter Eichhorn. Neue Verwirrung!

Wenn man die bisherige Einrichtung der Landwehr angreift, ſo wird die Verwirrung und der Zwieſpalt auch in die bisher noch ruhige Armee gebracht. Es ſoll ernſtlich beabſichtigt werden, die Landwehr gegen die Linie in ein untergeordnetes Verhältniß zu bringen. Doch meint man, die Sache werde diesmal noch leer ablaufen. Spottvers auf den neuen Kriegsminiſter:

Ich heiße Rehr,
Hab's hinter'm Ohr,
Und vieles vor,
Doch bleibt am Ende alles wie zuvor.

Dienstag, den 4. Januar 1848.

Der König wohnt wieder hier im Schloß, nachdem man ſeine Zimmer acht Tage lang tüchtig durchgeheizt; er liebt 17 bis 18 Grad Reaumur!

Beſuch von Herrn Profeſſor Koberſtein aus Schulpforta. — Beſuch vom jungen Herrn Wilhelm Ullrich aus Hamburg, der mir von ſeinem Vater deſſen Schrift über den Thukydides und von Dr. Lappenberg einen Brief bringt.

Die Schweſter von Louis Philippe, Madame Adelaide, iſt ſiebzig Jahr alt geſtorben.

Nachricht, daß Abdel-Kader in franzöſiſche Gefangenſchaft gerathen. Man hört das hier gar nicht gern.

Mittwoch, den 5. Januar 1848.

Die „Staatszeitung“ bringt eine neue Erörterung wegen der Macht des Fürſten in den Neuenburger Sachen. Der König behauptet, ohne ſeine Erlaubniß dürfe der Kanton auf eine Reviſion des Bundesvertrages gar nicht eingehen. Es wäre wohl zunächſt die Sache der Neuenburger, dieſes Recht, das ſich ihr Fürſt beilegt, zu prüfen und nach Befund zu beſtreiten. Allein von dieſer Seite ſcheint kein Widerſpruch zu fürchten; es wird alſo wohl bei der Tagſatzung zur Sprache kommen, und da kann für Neuenburg großer Nachtheil, für Preußen ſchlimme Verwicklung und Schmach entſtehen. Der König ſcheint auf dieſe Dinge ganz verſeſſen! Wenn er auf die Franzoſen rechnet, ſo irrt er ſich, denn Louis Philippe iſt nicht feſt und noch weniger Guizot; ein unbedachtes Vorſchreiten könnte in Frankreich die Lage der Sachen umwandeln. Es wäre doch merkwürdig, wenn der König, der alles aufrührt, auch noch einen Krieg aufrührte. Der Himmel verhüte es!

Montag, den 10. Januar 1848.

Ich weiß nicht, ob es Andre auch ſo fühlen, aber mir iſt es jedesmal die höchſte Befriedigung, der behaglichſte Genuß, wenn ich mit der Macht und dem Anſehn des Staates, mit den gebietenden Lenkern in wahrer Eintracht ſein, aus vollem Herzen nach ihrem Sinne wirken und auch hinwieder bei meinem Handeln ihre Genehmigung und Stärke haben kann. Iſt es meine Schuld, daß mir das ſo gar ſelten begegnet? Ich bin ungern in der Oppoſition, und mein ganzes Leben hindurch muß ich es faſt immer ſein! Denn wo die Ueberzeugung in mir anders

ſprach, habe ich nie meinen Sinn verläugnet oder gebeugt, und mein Leben zeigt es, daß ich in der ſogenannten Laufbahn nicht gediehen bin. Aber ſolcher guten Augenblicke hab' ich doch bisweilen einige gehabt, und dann wie ſehr empfunden! Im Jahre 1813 in Berlin und Breslau, dann in Hamburg, vielfältig unter Tettenborn's Kriegführung, auf kurze Zeit auch mit Hardenberg, dann in Karlsruhe 1818 und 1819, bei meiner Sendung nach Kaſſel 1828, am größten aber und ſchönſten bei den erſten Regierungshandlungen König Friedrich Wilhelm's des Vierten! Kein Römer hat mehr Begeiſterung für den Pabſt Pius den Neunten, als ich für den König hatte! Daß dergleichen doch nur ſo kurze Dauer hat! Wer ſolche Zu- und Uebereinſtimmung ſein ganzes Leben empfunden könnte, der müßte ein glücklicher Menſch ſein. Auch in geringerem Stile läßt ſich dieſe Befriedigung denken, für den unfreien, beſchränkten Menſchen ſchon im bloßen Dienen, im blinden Anſchließen an einen Friedrich den Großen, an Napoleon, an Ludwig den Vierzehnten ſogar. Aber wir ſind nicht auf Glück angewieſen, ſondern auf Kampf und Prüfung, auf Alleinſtehen und Selbſtbewußtſein.

Der Prinz von Sachſen-Meiningen tritt hier in Kriegsdienſt; der König wird gefragt, wie man ihn betiteln ſoll? „Nur Durchlaucht, — das heißt im Dienſt, aber ſonſt — wie man will, Hoheit in Gottesnamen!“ Der König wollte früher ſo ſtreng jede Neuerung abweiſen, dann das Zugeſtändniß in ſeiner genauen Beſchränkung feſthalten, — nun läßt er alles zu.

Mittwoch, den 12. Januar 1848.

Heute früh Frau von Treskow vor meinem Bette mit der Nachricht, daß um 7 Uhr der Feldmarſchall Freiherr

von dem Kneſebeck am Stickfluß geſtorben, im einundachtzigſten Jahre.

Freitag, den 14. Januar 1848.

Geſtern unerwarteter Beſuch vom Grafen von Kleiſt, der von Baſel, Stuttgart, Straßburg und Metz zurückkommt. Wir beſprachen die hieſigen Dinge, mit großem Leidweſen, denn wir erkennen ſie als haltungslos, ſchwach, verworren und verkehrt, den ſchlimmſten Wendungen ausgeſetzt; kein Miniſter flößt Vertrauen ein, wir haben keine Staatsmänner, die etwas unternehmen könnten; ſind gute Eigenſchaften vorhanden, ſo ſind ſie gebunden, und die gelöſten möchte man gleich wieder binden. Kleiſt verſichert, im Auslande ſei der Name Preußen jetzt in tiefſter Verachtung, man verhöhne unſre Regierung auf das bitterſte. — Die „Weſerzeitung" ſollte zum neuen Jahr in Preußen zugelaſſen werden, es waren beſtimmte Verſicherungen darüber ertheilt. Die Erlaubniß erfolgte jedoch nicht, und auf die verwunderte Anfrage deßfalls ertheilte das Miniſterium die Antwort, daß die „Weſerzeitung" auf's neue einen feindlichen Geiſt gezeigt habe durch Aufnahme einer Nachricht, in Preußen würden die öffentlichen Bauten großentheils eingeſtellt; vergebens erklärt die Redaktion, in preußiſchen Blättern habe ja die Zenſur dieſelbe Nachricht zum Druck verſtattet, es bleibt bei dem Verbot! Nun legt der Redakteur Arens in würdiger Sprache den ganzen Verlauf öffentlich dar und unſer Miniſterium ſteht in jämmerlicher Schamblöße!

Tabacksdoſen, in denen ein Jeſuit und ein Uniformträger mit den Rücken zuſammen verbunden, letzterer zeigt die Aehnlichkeit Friedrich Wilhelm's des Vierten, drunter

ſteht „Sonderbündler“. — Gutzot läßt die Schweizerſache mehr und mehr los, und Radowitz wird mit langer Naſe abziehen.

Kleine Schrift gegen Ranke's Geſchichtſchreibung, von Zimmermann. Was hier gegen Ranke's „Preußiſche Geſchichten“ geſagt wird, hab' ich längſt geſagt, aber auch ſchon gegen ſeine „Geſchichte der Reformation“. Es fehlt der Karakter.

Sonntag, den 16. Januar 1848.

Mir zunächſt, in der Dreifaltigkeitskirche, wo ſonſt Schleiermacher gepredigt hat, predigt jetzt Krummacher; heute ſprach er mit ſolcher Heftigkeit, daß ihm trotz der Kälte der Schweiß von der Stirne lief; er verglich Deutſchland mit dem verlorenen Sohn, das ganze Land liege im Argen, ſeit der franzöſiſchen Revolution ſei alles nur Gottloſigkeit und Unſitte, es werde noch ſchlimmer werden, die Litteratur verbreite das Gift, aber nur Geduld! nach einigen Jahren wird die Religion wieder herrſchen und das Land wieder ein frommes und liebes ſein! Der — Pfaff! — Die höfiſchen Leute ſchimpfen entſetzlich über die Stadtverordneten, daß ſie ſich ſo viel herausnehmen und ſogar den neuen Strafgeſetzentwurf beurtheilen; es ſei ein erſchrecklicher Mißgriff, daß man ihnen die Oeffentlichkeit bewilligt habe, die Leute meinten ſich nun wichtig machen zu müſſen, buhlten um die Gunſt der Bürger, beſonders Friedrich von Raumer ꝛc.

Von dem Geſandten in Paris, Baron von Arnim (dem frommen), wird ein ſchönes Stück erzählt; als die Schweizerſache noch unentſchieden lag, ſagte er, es ſei ihm unbegreiflich, warum der König nicht ein paar Bataillons

nach Neuenburg ſchicke und der Sache ein Ende mache! Ein preußiſcher Offizier entgegnete ihm, ungerechnet was politiſch entgegenſtünde, ſo ſei gewiß, daß man einer ſolchen Maßregel nur ſpotten würde, die Tagſatzung habe über ſechzigtauſend Mann vortrefflicher Truppen zu Gebot. Arnim erwiederte nur: „So? Meinen Sie? Nun, ſo möchte der König allenfalls drei Bataillons hinſchicken!“ Mit ſolchem abgeſchmackten Hohn und Dünkel meint das Geſchmeiß etwas auszurichten, und unmittelbar nachher regnet es Ohrfeigen über Ohrfeigen! Was kann ein ſolcher Menſch auf ſolchem Poſten Gutes bewirken, was Geſcheidtes berichten?

Montag, den 17. Januar 1848.

Ball beim Miniſter von Canitz, der König und die Königin kommen hin; ich habe keine Luſt und bleibe fort.

Die Vereinigten Ausſchüſſe heute durch Bodelſchwingh eröffnet. Strafgeſetzentwurf, ſonſt nichts erwähnt. Veröffentlichung der Verhandlungen durch die „Staatszeitung“. — Große Gleichgültigkeit gegen dieſe Sachen, man denkt, es ſei doch nun einmal das Rechte nicht!

Mittwoch, den 19. Januar 1848.

Die „Allgemeine Preußiſche Zeitung“ bringt die Geſchäftsordnung für den Vereinigten Ausſchuß und andres dahin Bezügliche, alles iſt engherzig, ſo lahm, es ekelt mich zu leſen!

In Schleſien haben alle großen Beſitzer, die Erzherzöge von Oeſterreich, Braunſchweig, Hohenlohe ꝛc., wie York ſelber, für die Aufhebung der Patrimonialgerichte geſtimmt,

der König iſt ganz ergrimmt darüber, er liebt dieſe Gerichte einmal!

Die Ritter des Schwarzen Adlerordens geſtern in der Ordenskleidung beim Könige, in rothen Mänteln ꝛc. Seit der erſten Stiftung war das nicht der Fall. Buntheit, Schauſpiel, — unſre Zeit hat Muße, dabei ernſt zu bleiben!

In der „Staatszeitung" heute ein langes Sendſchreiben des Biſchofs von Jeruſalem; das Anglikaniſche tritt ſtark vor.

„In Preußen! Von von Holtzendorff-Viermannsdorff" (Mannheim, Selbſtverlag, 1848). Die Schrift war hier vom Zenſor geſtrichen, auch vom Oberzenſurgericht nur verſtümmelt zum Druck erlaubt. Harte Anklagen gegen die Regierung, beſonders gegen Bodelſchwingh, den der Verfaſſer zu verachten erklärt. Hier ſtellen ſich die Sachen anders dar, als die Behörden ſie vorſtellen. Die Beſcheltenheit des Verfaſſers erſcheint wirklich als eine unwürdige Miniſterintrigue.

Donnerstag, den 20. Januar 1848.

Man wundert ſich, daß auch heute die „Staatszeitung" noch keine Verhandlungen des Vereinigten Landtages bringt. Es ſcheint noch in Berathung zu ſtehen, ob und in wiefern dieſe erſten Verhandlungen zum Druck gelangen ſollen. Sie waren allerdings ſtark. Der Graf von Schwerin erneuerte gleich zuerſt die Verwahrung, ebenſo Auerswald und Camphauſen, und mehr als dreißig Mitglieder traten offen bei. Dann hielt Camphauſen eine mächtige Rede, worin er den Stand der Dinge darlegte. Als er ſagte, die Regierung habe die perſönlich dargebotene Hand im Zorne zurückgewieſen, ſcharrten einige Mitglieder, und

Bodelſchwingh ſprang auf, gebärdete ſich heftig und ſchien dem Fürſten von Solms-Lich dringend zuzureden, allein dieſer blieb ſtill und ließ Camphauſen ſeine Rede zu Ende führen. Nachher forderte er ihn zwar auf, den Ausdruck „im Zorne" zurückzunehmen, aber Camphauſen beharrte, die Sache ſei wahr, und was den Ausdruck beträfe, ſo könne er ihn höchſtens mildern, indem er ſtatt „im Zorne" denn „im Unwillen" geſagt haben wolle. Bodelſchwingh wurde roth und blaß. Nun iſt man in Verlegenheit, was man thun ſoll. Der Ausſchuß iſt ſo wenig am Gängelbande zu führen, als der Landtag es war. Auf Solms-Lich iſt man am Hofe ſehr erbittert, er hätte als Landtagsmarſchall eingreifen ſollen. Man meint, er habe den Schwarzen Adlerorden verſcherzt.

Freitag, den 21. Januar 1848.

In der „Staatszeitung" endlich die Verhandlungen des Ausſchuſſes; ob nicht in einigen Punkten gemildert und verkürzt? es iſt glaublich, dann auch wohl mit Zuſtimmung der Betheiligten, indem ſowohl Camphauſen als Sanden-Tarputſchen gern dem Frieden einige Opfer bringen.

Sonntag, den 23. Januar 1848.

Das Ordensfeſt wurde heute gefeiert; der Fürſt von Solms-Lich ſteht nicht in der Liſte. Es iſt überhaupt kein Schwarzer Adlerorden vergeben worden. Fürſt von Pückler hat den Stern zum Rothen Adlerorden erhalten. Auch der Hegelianer Profeſſor Gabler hat einen Orden bekommen, immer viel!

Montag, den 24. Januar 1848.

Beſuch bei Ludwig Tieck; ich fand ihn ziemlich wohlausſehend, er aber meint, das ſei ſein lügenhaftes Geſicht; er beklagt die Strenge des Winters. „Wir klugen, gebildeten Leute," ſagt er, „ſind ſo dumm, in dieſen unwirthlichen Ländern zu wohnen, und überlaſſen die ſchönſten den dummen Barbaren, die ſich nicht einmal was draus machen!"

Gegen Abend kam Herr Job von Witzleben zu mir und brachte eine kleine Schrift, welche er und ſeine Brüder zur Rechtfertigung ihres Vaters gegen Herrn von Rahden haben drucken laſſen; es werden in der That merkwürdige Unrichtigkeiten nachgewieſen.

Nach 9 Uhr zum belgiſchen Geſandten gefahren. Herr und Madame Rothomb ſehr freundlich. Die Fürſtin von Carolath macht mir Vorwürfe, daß ich gar nicht zu ihr käme. Der Herzog von Koburg kam, eben als ich fort wollte, den hatte Canitz noch abwarten wollen.

Nachricht, daß der König von Dänemark geſtorben.

Ich ſah den Miniſter von Bodelſchwingh hier zum erſtenmale; er ſieht ſtark und entſchloſſen aus, allein nicht Vertrauen einflößend.

Mittwoch, den 26. Januar 1848.

Der baieriſche Konſul aus Louisville am Ohio in Kentucky tritt bei mir ein, Herr Smidt, Sohn des Bürgermeiſters von Bremen, von dem er mir einen Brief mitbringt. Der Vater ſchickt mir ſeinen Brief an Eichmann über das Patent vom 3. Februar vorigen Jahres; vortreffliche Lehren in ſüßem Saft eingegeben, hin und wieder etwas zu viel den fremden Einſichten eingeräumt, aber

ſonſt in guter Laune, tüchtig und ſcharf, ein Sündenregiſter im Vorbeigehen abgeleſen; es iſt gut, daß der König und die Miniſter dergleichen geſehen haben, es kann nicht ohne gute Wirkung geblieben ſein. Franklin, Möſer, — Smidt erinnert an beide, nur überflügelt er den letztern weit durch größere Anſicht und Erfahrung der Welt. — Herr Dr. Wolfſohn kam dann, ſprach über ſeine Angelegenheiten, gab mir ſein Buch: „Die ſchönwiſſenſchaftliche Litteratur der Ruſſen".

Freitag, den 28. Januar 1848.

Bettinens Buch iſt auf's neue ſcharf verboten, nicht des Inhalts wegen, ſondern um der Form willen. Sie hat den Druck hier geſchehen laſſen und das Gedruckte dann nach Leipzig geſandt, oder vielmehr die dortige Firma hier beidrucken laſſen, was ein Umgehen der geſetzlichen Vorſchriften iſt.

Sonnabend, den 29. Januar 1848.

In der „Voſſiſchen Zeitung" iſt der Brief des Königs an den Schneidermeiſter Bär in Breslau mitgetheilt, der für ein Autograph des großen Königs das des jetzigen einzutauſchen wünſcht. Der Brief iſt liebenswürdig, gütig, etwas auf's Gefallen eingerichtet, aber im Grunde doch ſehr zu tadeln, denn er giebt alle Würde preis, klagt über die Zeitſtimmung, und fordert den Schneidermeiſter auf, in ſeinem Kreiſe für gute Geſinnung zu wirken! Wo bleibt da der „beſchränkte Unterthanenverſtand"?

Bedenkliche Nachrichten aus Italien; die Oeſterreicher wollen nach Neapel marſchiren! — Blaſſe preußiſche Note

an die Schweizer Tagſatzung; „Waſch mir den Pelz, aber mach' ihn nicht naß!“ Dabei wird verſichert, der König wolle noch nicht alle Kriegsgedanken gegen die Schweiz aufgeben, ja er habe noch jeden Tag Luſt, gewiſſe Befehle zu ertheilen, die auf Rüſtungen deuten. Der Prinz von Preußen tritt allem dieſen ſtark entgegen. — In Königsberg iſt ſogar eine Adreſſe an die Schweizer zu Stande gekommen, und die Polizei hat es nicht zu hindern vermocht. Auch unſre Zeitungen ſprechen täglich zu Gunſten der Schweiz und die Zenſur läßt es zu.

Mittwoch, den 2. Februar 1848.

Herr von Hänlein aus Hamburg beſucht mich. Vom König erzählt er mir geſchmeichelt, der habe ihm in Hamburg geſagt: „Hänlein, Ihre Berichte ſind meine wahre Wonne, Sie nehmen auch den Klatſch in ſie auf, das amüſirt mich.“ Ich wäre doch lieber nicht ſo geliebt vom Könige. Indeß jedem nach ſeinem Geſchmack!

Sonnabend, den 5. Februar 1848.

Die Aufforderung zu milden Gaben für die nothleidenden Schleſier, von dem Oberpräſidenten und von dem kommandirenden General unterzeichnet, wird ſehr ungehörig gefunden. Dieſe Behörden hätten längſt Fürſorge üben müſſen, und ſollten auch jetzt amtlich mit Staatsmitteln kräftig wirken, anſtatt ſich an die allgemeine Milde zu wenden. „In Preußen iſt eine ſolche Maßregel außer der bisherigen Ordnung; doch was iſt in der bisherigen Ordnung geblieben? Alles geſchieht anders!“

Neapel! Dänemark! — Die Schweiz noch nicht beruhigt, Galizien auch nicht, in Deutſchland alles unzufrieden! — Guizot ein elender Kerl, Louis Philippe ein Schuft.

Sonntag, den 6. Februar 1848.

Gehaltvolle, zum Theil ſcharfe Debatten im Vereinigten Ausſchuß. Auerswald, Schwerin, beide Saucken, Brünneck, Sperling und einige Andre ſehr brav und geſchickt, Camphauſen ſteht am meiſten gegen Bodelſchwingh, der immer verſucht etwas vorzudringen, aber ſchon einigemal hat zurücklenken müſſen; ihm fehlt ein Gegner wie Vincke war! Savigny ſpricht oft, aber nie ausreichend, immer nur erläuternd, bemerkend, zu bedenken gebend ꝛc.

Dienſtag, den 8. Februar 1848.

Beſuch geſtern beim Fürſten von Wittgenſtein, ich fand' ihn über Erwarten wohl, völlig angezogen, arbeitend. Er ſagt: „An's Leben ging's mir noch nicht", dem Tode ſieht er gefaßt entgegen, ohne aber ſonderlich an ihn zu denken. Als Hülfsmittel bei Schmerzen empfiehlt er das Fluchen, damit gehe viel weg, meint er; auch dem Hofprediger Strauß habe er neulich das Mittel angerühmt und ihn gefragt, ob er denke, das höchſte Weſen da droben im Himmel ſei ſo klein, dem Menſchen ſo was übel zu nehmen?

Der Schneidermeiſter Bär in Breslau, dem der König ſo traulich geſchrieben hat, ſoll ein närriſcher, etwas dem Trunk ergebener Kauz ſein, der viel zu leiden hat wegen

des empfangenen Schreibens, und beſonders darüber, daß er ſeine gute Geſinnung verbreiten ſoll!

In den Verhandlungen des Ausſchuſſes wird der Landesverrath gegen den Deutſchen Bund nicht verworfen und ſogar auf die Provinzen ausgedehnt, die nicht zum Bunde gehören. Sehr logiſch! man muß es geſtehen; aber der Unſinn trägt vielleicht einſt gute Frucht!

Die glänzende Rede von Thiers über die Schweiz iſt ein ſtarker Schlag wider alles, was unſer König meinte und wollte, ſie muß ihm ſehr bitter ſein. — Der Graf von Colloredo und Herr von Radowitz ſind aus Paris hier eingetroffen, haben dem König ihren traurigen Bericht erſtattet und Colloredo iſt darauf nach Wien gereiſt. — Guizot im Gedränge!

Konſtitution in Neapel verkündigt! Lord Palmerſton hat erklärt, das Einrücken der Oeſterreicher in Toskana, Kirchenſtaat und Neapel als Kriegserklärung anzuſehen!

Mittwoch, den 9. Februar 1848.

Abends las ich mit Aufregung die Ausſchußverhandlungen. Camphauſen, Auerswald, beſonders aber Naumann ſehr ſtark gegen den Deutſchen Bund, Bodelſchwingh mußte vieles zugeſtehen, Savigny war kleinlich und kalt, das Ganze erweckte mir Zorn, Verachtung. Auf dieſem Wege gedeiht nichts. Alles erbärmlich auf Seiten der Regierung! Lauter kleine Maßregeln und Kniffe, das Heft zu behalten, das ihnen doch ſchon entfällt! Sie können ihr Handwerk nicht mehr. In Schleſien zeugt eben Hungersnoth und Seuche fürchterlich gegen ſie! In dieſem Staate iſt früher dergleichen nicht vorgekommen, nicht in dieſer Ausdehnung. Auch die Geſchichte wollen ſie unter-

drücken, unmöglich machen, sie fürchten sich wie noch nie! Es ist niederschlagend, wie thöricht und tückisch alles geht. Daß die Strafe sie treffen wird, weiß ich wohl, aber das ist mir keine Genugthuung, das wird ein neues Unglück sein!

Der Minister von Canitz hat einen gründlichen Haß gegen den jetzigen Kurfürsten von Hessen, er ist deßhalb um so mehr den Ständen günstig, aber für sie das Wort zu nehmen, sie offen in ihrem Rechte zu stützen, das thut kein Minister in ganz Deutschland! — Canitz betreibt am Bundestage das deutsche Preßgesetz, es wird aber äußerst beschränkend, gefahrdrohend für die Schriftsteller und höchst vexatorisch sein; ein abscheuliches Machwerk, sagt man. — Die vom Ausschuß verworfene Schärfung der Todesstrafe durch Abhauen der Hand, Aufstecken des Kopfes, war des Königs eigner Einfall, er hatte bestimmt darauf gedrungen. Mittelalterlich!

Unsre heutige „Vossische Zeitung" bringt Folgendes: „Die «Semaine» vom 31. v. Mts. theilt folgende Stelle aus einem Briefe des Königs von Preußen, den dieser aus Anlaß des Todes der Prinzessin Adelaide an den König der Franzosen geschrieben hat, mit: «Sire! Sie sind der Schild der europäischen Monarchieen, der von der Vorsehung erhobene Arm, um das Werk von Jahrhunderten zu retten und die Gesellschaft auf ihren alten, erschütterten Grundlagen zu befestigen. Möge Gott Ew. Majestät zum Heile Frankreich's und zum Besten Europa's noch langes Leben verleihen! Dies ist mein heißester Wunsch!»" Wer irgend Gedächtniß hat, staunt und entsetzt sich über diese Ausdrücke. Seit wann hat Louis Philippe aufgehört ein Usurpator zu sein? Welchen Augenblick wählt der König zu solchen Lobsprüchen! Den,

wo Louis Philippe in ſeinen Ränken am offenbarſten iſt, mit Schanden daſteht, verabſcheut wird!

In Steiermark etwas Bauernaufſtand! Und Regung gegen die Zenſur! Oeſterreich, hüte dich!

Im Seneca geleſen, im Ovidius.

Guter Einfall: Die Miniſter haben den König gebeten, ſie wieder „Er" zu nennen, dagegen aber mit andern Benennungen zu verſchonen.

Donnerstag, den 10. Februar 1848.

Bettina von Arnim ſendet mir nun ihr neues Buch, ganz unerwartet. Dabei ſagt mir ihr vertrauter Geſchäftsführer, das Buch ſei noch nicht von der Polizeibehörde freigegeben, dieſe wolle das Eingeklammerte auf dem Titel (Arnim'ſche Verlagsexpedition) nicht geſtatten.

Beſuch von Weiher, der ſeine Freude über die zwei neuen Konſtitutionen bezeigen will, die däniſche und die neapolitaniſche; doch die kommen etwas ſpät und werden ſchwerlich zuſammenhalten, was auseinanderfallen will.

Die Ausſchußverhandlungen gehen ihren Gang. Die Liberalen haben nicht das Uebergewicht, wie im Vereinigten Landtage. Camphauſen, Auerswald, Schwerin, beide Saucken, Sperling, Naumann täglich im Gefecht. Sehr ſchlechter Beſtandtheil iſt der Fürſt Boguslaw Radziwill, ferner der Graf von Renard, der Herr von Rochow, und ganz beſonders der Oberſtlieutenant von Arnim-Criewen.

Sonnabend, den 12. Februar 1848.

Die augsburger „Allgemeine Zeitung" bringt einen merkwürdigen Artikel über den Bürger Krackrügge zu Erfurt,

der wegen Anzeige eines Verbrechens zur Strafhaft verurtheilt worden, ein Opfer des Beamtenhaſſes!

Sonntag, den 13. Februar 1848.

In den badiſchen Ständen hat Baſſermann den Antrag gemacht, die Regierung ſolle am Bundestage die Vertretung der deutſchen Ständeverſammlungen beantragen. Wird nicht zugelaſſen; aber der Antrag iſt bedeutend! Von meinem erſten Gedanken in einem Zeitungsblatte vor zweiunddreißig Jahren bis zu einem öffentlichen Begehren dieſer Art iſt eine ungeheure Strecke!

Montag, den 14. Februar 1848.

Sendung von Dr. Franck, Blätter des Struve'ſchen „Deutſchen Zuſchauers", des beſtigen Mannheimer Blattes, worin meiner ehrend gedacht wird. — Der mit Steckbriefen verfolgte Dr. Freyberg hat ſich zum allgemeinen Erſtaunen jetzt freiwillig hier vor Gericht geſtellt. — Geſchichten von Lola Montez in München. Unruhen unter den Studenten.

Abends um 9 Uhr zur Aſſemblee zu Canitz, wozu beſonders eingeladen war. Mit Meyenderff geſprochen, Königsmarck, Alvensleben, Profeſſor Rauch, niederländiſchen Geſandten von Schimmelpenninck, Minckwitz, Graf Paul von Haugwitz, Keſſenbrinck, Fürſt und Fürſtin von Carolath, Gräfin von Knyphauſen, Herrn und Frau von Hänlein, Major von Bonin, Herrn von Küſter, Herrn von Stillfried, Gräfin von Sievers, Gräfin von Fürſtenſtein, Herrn Rothomb, Pitt-Arnim, Gräfin von Bülow, Graf Ernſt von Schlippenbach, zuletzt Herrn von Berg, der mir die

neuſten Nachrichten aus München erzählt, von dem Andringen der Bürger und Nachgeben des Königs, der Zurücknahme des Beſchluſſes gegen die Studenten, der Ausweiſung der Gräfin von Landsfeld. — Ich habe hin und wieder einige ſcharfe Sachen ausgeſprochen; mögen die Leute wiſſen, wie ich denke; ſie zu ſchonen, hab' ich keinen Grund, und es iſt immer nützlich, daß ſie erinnert werden, was alles man verabſcheuen und verachten kann!

Das neue Oberkonſiſtorium! Nutzloſe, ſchädliche Einrichtung, zu Gunſten einſeitiger Herrſchſucht!

Der Miniſter Graf zu Stolberg iſt wegen des Nothſtandes in Schleſien dorthin abgereiſt. Er iſt nicht der Mann zu ſolchem Auftrage, ganz im Gegentheil. Aber man hat ihm den Geh. Ober-Finanzrath Kühne mitgegeben, der iſt der Mann.

Dienstag, den 15. Februar 1848.

Die „Staatszeitung" hatte die Einrichtung des Ober-Konſiſtoriums angeprieſen und dabei einfließen laſſen, dieſe Behörde ſei eine Folge der hier gehaltenen General-Synode; heute erklären aber Auerswald und Graf Schwerin in der Berliner Zeitung, die General-Synode habe Vorſchläge zur Synodalverfaſſung der Kirche gemacht, man habe jedoch die Sache der Gemeinden fallen laſſen und nur die Sache der Regierung durch jene Behörde bedacht. Unire Leiter und Mächler heutiges Tages können nichts mehr thun, wobei ſie nicht ſogleich Ohrfeigen bekommen, ſo ungeſchickt oder ſo treulos benehmen ſie ſich!

Die Bürgerbewegung in München hat vollkommen geſiegt, den König vollkommen gezwungen, das ihm Schmerzlichſte zu thun; er, der noch eben für Lola Montez ſo

eifrig war, daß er seine Universität zerstören, fünfzehnhundert Studenten fortschicken wollte, muß nun diese verbleiben sehen und die geliebte Lola fortschaffen! Ob sich denn aus diesem auffallenden Vorgang jemand eine Lehre nimmt? Sieht man denn nicht, daß das Volk alles erzwingen kann, wenn es will? daß die Fürstengewalt schwindet, der entschlossenen Volksmacht gegenüber?

Donnerstag, den 17. Februar 1848.

Vorgestern starb der Feldmarschall von Boyen, als man ihn schon in der Besserung glaubte.

In Gibbon und im Ovidius gelesen; mich reizt es ungemein, für die Ursache seiner Ungnade und Verweisung aufklärende Anzeigen zu finden, die aber nicht in den Tristien und Pontischen Episteln zu suchen sind, sondern in den Büchern Amorum, die mir im Einzelnen oft den widrigsten Eindruck machen. Ovidius hat viel von Heine; auch in seinen Klagen spielt noch der Schalk, und wenn er um Verzeihung bittet, neckt er noch und zeigt in der Ferne immer wieder den Gegenstand, von dem zu reden ihm Unheil gebracht; seine Schmeicheleien sind nur heuchlerisch und kosten ihn gar nichts. —

Oesterreichs neuester Bundesvertrag mit Parma und Modena ist ein sehr ernstes Ereigniß, allerdings noch eine Kraftäußerung Metternich's. — Man verbreitet von Wien aus die Hoffnung, daß der Kaiser bedeutende Zugeständnisse im Sinne der heutigen Volkserwartungen machen werde.

In Frankreich spannt sich alles auf's äußerste. Guizot vergißt, daß er selbst die Reformbanquette angefangen. Die Opposition wirft die Schmähung, die man ihr ange-

than, kräftig zurück, ſie nennt Polignac und Peyronnet zur Warnung. Louis Philippe und Guizot trotzen, ſie können ſiegen, aber dann doppelt wehe über ſie! ſie können aber auch fallen, und kein wackrer Mann wird ſie bedauern, ſondern jeder ſie verachten.

Sonnabend, den 19. Februar 1848.

Der treffliche Abgeordnete von Saucken-Tarputſchen hat die Sache des unglücklichen Krackrügge in Erfurt in den Ausſchußverhandlungen wenigſtens zur Sprache gebracht.

Erſt der Polizeipräſident von Minutoli, dann der Miniſter von Bodelſchwingh, hat die Gräfin von Hatzfeldt hier wegweiſen wollen, ſie jedoch hat ſich widerſetzt, ihr Recht behauptet überall in Preußen ſich aufzuhalten, und man iſt zurückgetreten! — Den Verſuch der Willkürgewalt kann unſer Regierungsweſen noch nicht laſſen, und auch die Ausführung fehlt in vielen Fällen nicht. Wie weit noch von Freiheit!

Montag, den 21. Februar 1848.

Geſtern Vormittag Beſuch von Weiher, Oelsner, Fürſt von Carolath, der gar lange blieb, aber mir viel Merkwürdiges aus dem Hof- und Staatskreiſe mittheilte, von dem engen Zuſammenhalten der ſogenannten Frommen, von der Schnelligkeit, mit der ſie einander jede Nachricht oder Bemerkung mittheilen, von ihrem Eifer gegen Andersdenkende, ihrer durchgreifenden Begünſtigung der eignen Anhänger.

Herr Dr. Laſſalle iſt auf Anfordern der rheiniſchen

Gerichte in Potsdam verhaftet und nach Köln abgeführt worden. Der Kaſſettenraub iſt durch des Dr. Mendelsſohn Verhör und Verurtheilung nun zur Sprache gekommen auch für Laſſalle. Die Gräfin von Hatzfeldt iſt noch hier.

Nun iſt auch die ſtändiſche Abtheilung für das Staatsſchuldenweſen zuſammengetreten und hat ihre Sitzungen begonnen. Nachdem alſo des Königs Willen ſo weit erfüllt worden, daß ſeine Anordnungen formell vollſtändig in's Leben gekommen, wird er jetzt die geſetzliche Friſt von zwei Jahren für das Berufen des Vereinigten Landtages ausſprechen und ſodann auch weitere Nachgiebigkeit üben. So wird geſagt.

Als der Kaiſer und die Kaiſerin von Rußland in Palermo waren und das Gold mit vollen Händen ausgeworfen wurde, war grade Hungersnoth in Rußland und viele Tauſende ſtarben, Hunderttauſende wurden nach Sibirien überſiedelt, mit 12 Kopeken täglich auf die Reiſe, die anderthalb Jahre dauerte. Des Kaiſers italieniſche Reiſe hat fünfundzwanzig Millionen Silberrubel gekoſtet. Den Lazaroni's warf der Kaiſer zum Spaß Händevoll Dukaten zu.

Mittwoch, den 23. Februar 1848.

Heute beim Grafen von Weſtphalen, mit dem ich eine gute Unterredung hatte; ſeine Eiſenbahnangelegenheit ſcheitert an dem preußiſchen Beamtenweſen, die Miniſter ſind für die einzelnen Gegenſtände ganz in den Händen ihrer Unterbeamten und einen Mittelpunkt aller Behörden giebt es nicht; dann ſprachen wir über die Willkür der Polizei, über den Mangel einer Habeascorpus-Akte, die

persönliche Freiheit ist durch nichts gesichert; die Gräfin von Hatzfeldt, anstatt sich von Minuteli und Bodelschwingh einschüchtern zu lassen, hat ihnen getrotzt, und diese Herren haben sich nach dem feigen Versuche zurückgezogen; der ehmalige Minister von Alvensleben hat auch für die Gräfin gesprochen, das ist wirksam gewesen; also doch nur Nebenrücksicht, Zufälligkeit, nicht Recht und Gesetz!

Gute Nachrichten aus Italien. Angst in Wien.

Freitag, den 25. Februar 1848.

Canitz lebt sorglos in den Tag hinein, ironisirt alles, arbeitet nicht allzu viel, scheint nicht zu ahnden, wie man ihn befeindet und verlästert.

In den Ausschußverhandlungen hat das Ministerium in den meisten Fällen eine starke Mehrheit und läßt es merken, daß es sich auf sie verläßt. Der Landtagsmarschall von Rochow stimmt jedesmal eifrig für die Regierungskommissaire, er ist ein völliger Knecht, und ich sehe, daß ich mit allem Fug schon im vorigen Jahr ihm nicht viel Gutes zutraute. Savigny ist die Engherzigkeit selbst, der Graf von Galen ein katholischer Fanatiker, der Fürst Radziwill ist auch ein böses, widriges Element in der Versammlung.

Sonnabend, den 26. Februar 1848.

Die Nachrichten aus Paris bewegen mich; das Reformbanquet hat nicht stattgefunden, aber ungeheurer Auflauf, hin und wieder Kampf. Antrag durch mehr als fünfzig Abgeordnete, die Minister in Anklagestand zu setzen. Ent-

laſſung des Miniſteriums, Berufung Molé's. Die Sachen ſind gicht aus, ſie fangen erſt recht an!

In den Geſetzverhandlungen mit Unluſt weitergeleſen. Savigny's Unfähigkeit zeigt ſich immerfort, kein Paragraph iſt ordentlich abgefaßt, überall giebt er Blößen, die er dann ungeſchickt vertheidigt und doch meiſt den kürzern zieht. Uhden und Biſchoff halfen ihm noch am meiſten, ſonſt fiel er ganz durch. Die Strafen ſind möglichſt hart und ſtreng, das läßt ſich von dem trocknen dürftigen Kopf erwarten. Die Pietiſterei zieht ſich durch alles, und dann die Furcht, die wackligen hohen Diener ſuchen für ſich und ihre Herrſchaft allen möglichen Schutz. Wir bekommen etwas Chineſiſches in unſre Geſetzgebung. Mit der Entziehung der Ehrenrechte wird der ſchmachvollſte Mißbrauch getrieben; das iſt der treuloſe Hinterhalt, aus dem ſie die unbequemen Leute am leichteſten niederzuwerfen und politiſch unſchädlich zu machen hoffen! Es iſt ihnen aber ſchon geſagt worden, daß Jeſus auch der Ehrenrechte verluſtig erklärt war. Wen die Mitmenſchen achten, wem das Volk vertraut, der iſt ein Ehrenmann, und wenn ihr ihm tauſendmal die Ehre abſprecht!

Montag, den 28. Februar 1848.

Louis Philippe hat abgedankt, die Herzogin von Orleans iſt Regentin, Odilon Barrot an der Spitze des Miniſteriums! Alſo Molé half nichts, es mußte mehr ſein, aber dieſes Mehr überſteigt alle Erwartung.

Beſuch bei der Gräfin von Königsmarck. — Der Graf von Weſtphalen kommt zu mir Abſchied nehmen, und holt mich von Königsmarck's ab. — Wir ſind im beſten Sprechen, da kommt Gräfin Eliſabeth und verkündigt, eben

komme ihr Onkel Ingenheim und bringe die Nachricht, in Paris ſei die Republik ausgerufen! — Herr von Weiher. — Bald kam Graf von Königsmarck und erzählte mir die ganze telegraphiſche Depeſche: Republik, an der Spitze der Sachen Lamartine, Dupont de l'Eure und unbekannte Namen, die Königliche Familie geflüchtet, Palais Royal in Flammen, General Lamoricière an der Spitze der Nationalgarden. — Der Fürſt von Carolath kommt, bald auch der Fürſt von Pückler; große Erörterungen, Bezugnahme auf hieſige Sachen, alles dunkel, alles in Frage geſtellt.

Solmars Abends mit Ludmilla bei **, wo große Geſellſchaft. Das Extrablatt der „Staatszeitung" wird vorgeleſen, die Aufregung dauert den ganzen Abend. — Ein ſpaniſcher Clavijo Artillerieoberſt C. trägt auch den Gemeinplatz vor, Soldaten müßten gehorchen; ich erwiederte ihm, in Paris hätten ſie es auch gethan, dem wahren Souverain, dem Volke, und nicht dem von dieſem gemachten Könige; daß man mit dem Gehorchen auch nicht viel erlange, zeige das Beiſpiel in Rußland, Peter der Dritte, Paul der Erſte ꝛc. Sonſt ließ ich mich nicht ein und that gut, denn ich war in furchtbarer Aufregung. — Ich ſchlief erſt gegen zwei Uhr ein.

— Kein Menſch wagt dem Könige die irrigen Vorſtellungen, die er hat und denen er folgt, zu berichtigen. — Der König hat den Nothſtand in Schleſien erſt durch die Zeitungen erfahren und iſt dann ſehr aufgebraust, Bodelſchwingh und Stolberg hatten ihm die Sache verheimlicht, und die entdeckte verkleinerten ſie. Sie waren gewarnt, aber achteten nicht darauf. Man ſagt in den höchſten Kreiſen mit Unwillen, der König müßte ſolche elende Diener wegjagen, zur Verantwortung ziehen und ſtrafen ꝛc.

— Carolath ſagte unverhohlen, hier werde es nicht beſſer geben, es ſei bei uns der gräßlichſte Zuſtand, und wenn man die gerechten Forderungen des Volkes nicht erfülle, ſo würden ſie gewaltſam werden; man regiere nur ſcheinbar, man ſchwelge in Dünkel und Ueppigkeit ꝛc. Aehnlich ſprach Graf von W.

Dienstag, den 29. Februar 1848.

Die geſtrigen Nachrichten in der „Voſſiſchen Zeitung“ nochmals geleſen, mit einem Sturm von Betrachtungen! Dünkel, Eigenſinn, kindiſcher Eigenſinn im Vorgrund, aber dahinter Lug und Trug, Gewiſſenloſigkeit, Tücke, Verrath! Wie vor achtzehn Jahren Karl der Zehnte und ſein Polignac, ſo jetzt dieſer Louis Philippe und ſein Guizot, die Klugen, die Staatsweiſen, die damals auf den Fehlern jener emporgeſtiegen! Die Hand der Nemeſis! Die furchtbarſte Lehre, — wieder nutzlos ohne Zweifel! „Und das grade jetzt, da Louis Philippe allen Höfen lieb und werth iſt!“ Eben drum, das iſt das gewiſſeſte Zeichen, daß er nichts taugt; wär' er ihnen noch verhaßt, ſo ſäß' er noch auf dem Thron, er hat ſich zu einem von ihrer Sorte machen wollen, drum liegt er! — Der Marquis von Dalmatien iſt in der größten Verwirrung, er bekam die Nachricht von Louis Philippe's Abdankung, als er grade beim Könige hier war, er bat dieſen um Erlaubniß wegzugehen. — Vor ein paar Tagen hat der König zum Fürſten von Pückler geſagt, bei Gelegenheit der italieniſchen Konſtitutionen: „Ich begreife die Leute nicht, eine Konſtitution kann man ja gar nicht geben, die muß hervorwachſen!“ Pückler bemerkte, es ſei ein erfreuliches Zeichen,

daß die vom König eingeführte Verfaſſung auch ſchon wachſe, darauf aber wandte ſich der König unwillig ab und redete von andern Dingen mit Andern. — Der Prinz von Preußen hat den König erinnert, bei Entlaſſung des Ausſchuſſes ſei eine gute Gelegenheit, die Periodenzeit des Landtages auszuſprechen; der König fuhr auf: „Warum? wer darf darauf dringen? niemand ſoll mir Forderungen machen! Ich fürchte nichts, ich bin eine geheiligte Perſon!“ (Auch für Tſchech und ſeinesgleichen? Die Pulverkörner ſitzen zum Theil noch im Geſichte der Königin.) Aber wie kommt der Prinz dazu, ſo konſtitutionell zu ſein? — „Ganz einfach; wollte der König vorſchreiten, ſo würde der Prinz inne halten, nun hält der König zurück, da treibt der Prinz vorwärts.“ —

Der Graf von Limpurg-Styrum iſt aus Oberſchleſien hieher gekommen, um Ankäufe zu machen, mit Vollmachten von Stolberg und Wedell, von ſo unerhörter Ausdehnung, daß er wie eine Art Diktator im Staate walten konnte. Bodelſchwingh hat ihm dieſe Vollmachten hier abgenommen. — Die Sache wird immer klarer, daß die Unterbehörden ſchon vor ſechs Monaten die Noth verkündigt und zu Hülfsmaßregeln aufgefordert haben, allein Bodelſchwingh hat alles verächtlich gering behandelt; die Oberbehörden wollen nun doch Recht behalten, und man meint, Bodelſchwingh werde wohl den Oberpräſidenten alles tragen und ihn fallen laſſen.

Die Prinzeſſin von Preußen weinte über den Fall Louis Philippe's, freute ſich aber über die Regentſchaft der Herzogin von Orleans; meinte, Herr von Schleinitz müſſe jetzt Geſandter in Paris werden, und durch ihn werde ſie der Herzogin immer guten Rath zukommen laſſen!

Beſuch von Humboldt, über die Ereigniſſe, verdammt Guizot'n, freut ſich auch des franzöſiſchen Volksgeiſtes.

Mittwoch, den 1. März 1848.

Louis Philippe, aus den Tuilerien in einem Fiaker geflüchtet, ſoll in England angekommen ſein; von Guizot weiß man nichts. Die Herzogin von Orleans ſoll im Invalidenhotel bewahrt ſein; ihre Anweſenheit macht noch Hoffnungen für ſie und ihren Sohn möglich. Man wollte geſtern ſogar wiſſen, das Volk nehme den Herzog von Joinville zum Regenten an. — Hier iſt Beſtürzung und Unruhe, General von Radowitz iſt nach Wien abgegangen; der Prinz Wilhelm wird ſich nach Mainz begeben. — Vom Geſandten in Paris, Herrn von Arnim-Strick iſt nur Eine Depeſche hier angekommen und der König mit ihm ſehr unzufrieden; überhaupt aber fehlen Briefe und Zeitungen aus Paris ſeit einigen Tagen und man fühlt die peinlichſte Ungewißheit. Der Miniſter von Bodelſchwingh hat die Dummheit gehabt, zu einem fremden Geſandten zu ſagen: „Ich denke, wir laſſen in vierzehn Tagen marſchiren.“ Man hört überhaupt die dummſten Reden, die albernſten Urtheile und Nachrichten!

Aber man hört auch ſolche Worte: „Müßte, damit dies alles geſchehen, mein Leichnam mit dort liegen, er ſollte dort liegen!“ In der Menge ſpricht ſich dieſe Theilnahme und die höchſte Bewunderung für die Franzoſen laut aus.

Mieroslawski liegt im Gefängniſſe krank; als er die geſtrigen Nachrichten mitgetheilt erhielt, biß er vor Wuth in ſeine Bettdecke, jetzt krank und gefangen zu ſein.

Die geſtrige Ausſtellung meineidiger Tiſchler — ſeit Menſchengedenken die erſte wieder — am Pranger auf

dem Molkenmarkt erregte ſolche Aufregung und ſolches Gedränge, daß man ſie abkürzte. Wer hat die Rohheit und gefährliche Volksbeluſtigung wieder hervorgeſucht?

Herr von Hänlein kommt Abſchied zu nehmen, er war in Schwerin und hat dort die großen Neuigkeiten erfahren, und eilt jetzt nach Hamburg zurück. Er iſt tief gebeugt, ſeine neuſten Depeſchen hat er im Miniſterium noch ungeleſen vorgefunden, und der Miniſter hat ihm ſagen laſſen, er könne ihn nicht ſprechen und auch nicht beſtimmen, wann er ihn würde ſprechen können; Exzellenz iſt er auch nicht geworden. — Hänlein ſchimpft auf Radowitz und ſagt, derſelbe ſuche nur ſich zu bereichern, ſei geldgierig und liebe die Jeſuiten, Preußen ſei ihm nichts, er benutze es nur. — Der Marquis von Dalmatien war ſchon einigemal beim Prinzen von Preußen, als Privatmann; die günſtigen Gerüchte, die geſtern verbreitet waren, glaubte er keinen Augenblick. — Der Neffe der Herzogin von Orleans, der in Bonn ſtudirt, iſt abgereiſt ſie aufzuſuchen, der König läßt ihr alle ſeine Schlöſſer am Rhein zum Aufenthalt anbieten. — Man hat keine unmittelbaren Nachrichten aus Paris ſeit dem 24., nur aus Straßburg weiß man, daß die Sachen ſich nicht wieder umgekehrt haben, daß alle Gerüchte der Art falſch ſind. Der König hat heute mit dem Prinzen von Preußen alle bisherigen Kunden einer genauen Prüfung unterzogen, und das Ergebniß iſt, daß nur die ſchlimmen wahr oder glaublich ſind. — Herr von Weiher beſuchte mich. Die Börſe iſt in Schrecken und Noth, alle Geſchäfte ſtocken, die hieſigen Bankantheile ſind geſunken. — Des Königs erſter Ausruf bei den Pariſer Nachrichten war: „Das führt zum Kriege!“ und er wollte gleich die Stände einberufen; nur

mit Mühe haben der Prinz von Preußen und Herr von Bodelschwingh ihm letzteres wieder ausgeredet.

Donnerstag, den 2. März 1848.

Die „Staatszeitung" brachte gestern einen Artikel, der zwar die heillose Revolution beklagt, den Meineid der Truppen schimpft, aber die Bewahrung des Friedens hofft, jede Einmischung abweist. Das Letzte allein hätte bessre Wirkung gethan, das Schimpfen war überflüssig.

Die Prinzessin — spielt ein seltsames Spiel mit den Leuten! Sie ist voll Herrschsucht und Verstellung, aber in dieser so ungeschickt, daß sie niemanden täuscht. Sie klagt über Verkennung; sie sagt mit Rührung, nur vier Personen kennten sie wirklich, die Herzogin von Sagan, die Gräfin Westmoreland (!), Humboldt und Schleinitz! Letzterer kommt jetzt unangemeldet zu ihr, frühmorgens, spätabends, er bringt ihr alle politischen Neuigkeiten, liest ihr Depeschen vor, und sie hat andre politische Vertraute, darunter fremde Diplomaten, denen sie wieder alles mittheilt; man erklärt dies für einen Unfug, der nicht länger zu dulden sei, der den Staatsgeschäften Nachtheil bringe. Schleinitz soll durch einen Gesandtschaftsposten entfernt werden. Die Herzogin von Sagan, aufgefordert der Prinzessin in allen Stücken die Wahrheit zu sagen, hat dies gethan, aber mit schlechtem Erfolg, die Prinzessin ist seitdem kalt gegen sie. — Mit der Königin steht sie schlecht. — Auf den Prinzen wirkt sie sehr übel; man meint, ihre Herrschsucht könne denselben unter Umständen zu sehr gewagten Schritten treiben.

Als ich nach Hause kam, traf ich auf Herrn von ", der mit mir kam und mir seine (!) politischen Ansichten

und Gefühle vertrug! Ich hielt an mich. Als aber nach dem Essen X. kam und mir ähnliche Reden hielt, platzt' ich los und sagte ihm furchtbar die Wahrheit. Er suchte die Fehler, die Louis Philippe und Guizot in den letzten Tagen gemacht, mit der Lorgnette, fand sie im Mangel an Energie, — ich sagte ihm, ihre Fehler wären darin zusammenzufassen, daß sie beide viele Jahre hindurch Schurken und Hundsfötter gewesen. Er meinte, die Truppen in Afrika mit Aumale und Joinville würden kommen und das Königthum herstellen; „Vive la république!" werden sie rufen und den Prinzen ein Schiff zur Abfahrt anbieten. Welche Urtheile haben die Menschen, welche Ansichten der Dinge, welchen Mangel an Gesinnung!

„Bodelschwingh unser Guizot!" Die „Staatszeitung" bringt die Ausschußverhandlungen. Der §. 370 des Strafgesetzentwurfs bringt eine Bestimmung, die im früheren Entwurfe fehlt, wodurch die Ständemitglieder in die Hand der Regierung geliefert sind. Beim ersten Worte dagegen ließ aber Bodelschwingh den §. gleich fallen, doch sprach noch Camphausen seinen Unwillen aus. Es war der 26. Februar, — früher hätten sie ihn mit Leib und Leben verfochten und durchzubringen versucht. — „Bodelschwingh kein Guizot!" — Aber die Schändlichkeit wird nicht ohne Wirkung bleiben, man wird sich den üblen Willen merken!

Der König soll in diesen Tagen ausgelassen lustig gewesen sein, oder doch sich so gezeigt haben. — Canitz macht Witze, er sagt unter anderm, wenn Leonidas seine Spartaner vor dem Kampfe mit den Persern hätte frühstücken und Taback rauchen lassen, so würde von den Thermopylen nicht viel Rühmliches zu melden sein!

Freitag, den 3. März 1848.

Sehr ſchlecht geſchlafen wegen Nervenreizung. Die großen Ereigniſſe mit allen ihren Folgen lagen mir im Sinn. Ich fürchte ſehr, daß wir nicht ohne Demüthigung abkommen, wir können zu den neuen Sachen nicht gut ſtehen und die Gefühle werden ſich nicht zurückhalten laſſen, das Bewußtſein der Macht wird über deren Maß nur allzu leicht täuſchen. Dazu wird in Frankreich auch nicht alles Roſenwaſſer ſein, ſondern Gift und Gift uns anſtrudeln!

Artikel der „Times“ gegen Louis Philippe und ſeine Politik.

Der Artikel der „Staatszeitung“ über die Pariſer Ereigniſſe iſt auf Kaffeehäuſern laut vorgeleſen worden und hat in ſeinen erſten Abſchnitten lautes Mißfallen erregt. Bei dem Hindeuten auf die Möglichkeit, daß das Heer in Algier noch für den König ſein könnte, hat man laut gelacht.

„Sie zünden die Bahnhöfe an, ſie verbrennen die Staatswagen Louis Philippe's! Welche Rohheit, welcher Vandalismus!“ — Ja, da haben Sie Recht! Die Leute haben gar keine Rückſicht! Denken Sie ſich, in den heißen Kampftagen ging in Paris ein unſchuldiger Knabe mit einer Tüte Bonbons über die Straße, die Blouſenmänner ſtürmen vorbei, nehmen ſich nicht in Acht, ſtoßen ihn an und alle Bonbons fallen in den Schmutz! Welche Rohheit, welche Rückſichtsloſigkeit!

„Wenn nur was Gutes draus wird!“ Draus wird? Was wollen Sie denn, das tauſendjährige Reich? das iſt noch nie geworden! Das Ereigniß iſt für ſich ſelber genug. Sie haben ein großes, erſchütterndes Trauerſpiel geſehen, der Vorhang fällt, Sie gehen nach Hauſe und

fragen nicht, was denn nun draus wird. Morgen wird wieder geſpielt, daſſelbe Stück oder ein andres. Was iſt aus dem Siebenjährigen Krieg gekommen? Gar nichts; er iſt aber eine der herrlichſten Erſcheinungen in der Geſchichte. Jeder Athemzug iſt eben ein Athemzug und erhält das Leben, doch muß dem einen gleich wieder einer folgen, wenn das Leben dauern ſoll. — Um die Herzogin von Orleans iſt viel Streit. Sie ſoll überall angekommen ſein; man tadelt ſie derbe, daß ſie ſich mit ihrem Sohn erniedrigt, daß ſie zu wenig Muth gehabt, daß ſie zu viel Ehrgeiz gezeigt habe, daß ſie hätte beſcheiden in Ludwigsluſt bleiben ſollen. Ich habe Leute gehört, die ihr wünſchten ermordet zu ſein, nur um die Revolution mit dem Vorwurf befleckt zu können. — Unſinnige Gerüchte, eines dümmer als das andre; und ſonſt verſtändige Menſchen glauben das Dümmſte. Wie wenig Kritik iſt in der Welt!

" und "" ſind ohne Feuer, kalt und zweifelnd ihre kleinen Verhältniſſe überlegend! keines Enthuſiasmus fähig! — Was haben die vom Leben! —

Schande, Schande! Jetzt bewilligt Baden Preßfreiheit und läßt die frühere Rückſicht auf den Bundestag augenblicklich fallen, verſpricht Geſchwornengerichte, giebt Bürgerbewaffnung und Volksverſammlung zu! Jetzt redet der Bundestag — ſeit dreißig Jahren zum erſtenmal — die Deutſchen an, verſpricht nationale Förderung! Jetzt willigt der Hamburger Senat in die Reform der Verfaſſung! Jetzt ſind ſie Alle ſo artig, ſo willig! Schande, Schande über die jetzige Feigheit wie über den früheren Trotz!

Sonnabend, den 4. März 1848.

Sie ſind Alle außer ſich vor Wuth und dabei ganz niedergeſchlagen über die Nachrichten aus Frankreich, die Republik macht reißende Fortſchritte, findet nirgends Widerſtand; Rothſchild, der Erzbiſchof, Bugeaud, die Pairs — alles beugt ſich. Hier hat man auch das Aeußerſte gethan, den Bundestag reden laſſen, ohne Oeſterreich zu fragen! Canitz muß die Depeſche aus allen Kräften beeilt haben. Das gereicht ihm zur Ehre. Aber im Ganzen bleibt doch die Schande, daß man nichts gethan hat für das Volk als in der Angſt und Gefahr! — Nun aber kommen andre Forderungen, ein deutſches Parlament wird begehrt!

Der Prinz von Preußen ſagt: „Louis Philippe iſt durch Barrikaden geſiegen, durch Barrikaden gefallen, das iſt in der Ordnung!“ Die Prinzeſſin weint und beklagt ihre kleinen Hoffnungen und Ausſichten; wenn ſie ein Mittel wüßte, ſagt man, würde ihr Ehrgeiz eben ſo gern mit Lamartine und Louis Blanc manſchen, als mit der Herzogin von Orleans. Sie muß viel Hartes anhören vom Prinzen. Die Königin iſt tief niedergeſchlagen, der König mit Gewalt luſtig.

Vor einiger Zeit ſtanden zwei Herren unter den Linden und verſäumten zu grüßen beim Vorüberfahren der Königin. Ein dritter Herr trat heran und ſagte: „Die Sitte befiehlt, die Königin zu grüßen, warum nahmen Sie die Hüte nicht ab?“ — Wir ſahen die Pferde und ſprachen über die, ſo haben wir's verſäumt; aber wer ſind Sie, daß Sie uns ſo fragen? — „Ich bin der Miniſter von Bodelſchwingh.“ Es gab noch einige Wechſelreden, dann trennte man ſich. Er liebt es den Gendarm zu machen. Heute that er's nicht, ſein Bruder Guizot warnt ihn!

Ich habe wieder an die „Allgemeine Zeitung“ nach Augsburg geſchrieben, als wohlgeſinnter Preuße, dem Staate zu Ehren, dem Könige zur Hülfe, und doch ganz in dem Sinne, den die Regierung eigentlich nicht hat. Aber ich lobe, um beim Guten zu erhalten, zum Beſſern zu treiben. Andre werden es ſchon genug auf andre Weiſe thun!

Daß die Leute ſich hier wenig um die Verfaſſungsſache kümmern, daß ihnen wenig an neuen Zugeſtändniſſen liegt, iſt ganz wahr, aber der Grund iſt ein ſehr traurig-er, er liegt in der Meinung, daß dieſe Verfaſſung ein verfehltes Ding ſei, daß ein Ausbilden nach dieſer Grundlage keinen Werth habe. Das allgemeine Vaterlandsgefühl iſt wahr und bei Vielen erſtreckt es ſich über Preußen hinaus, auf Deutſchland.

Baden giebt volle Preßfreiheit, hebt den Bundeszwang auf. Welcker wird in den Staatsrath gerufen und um Rath gefragt!

Generalkonſul Theremin bringt die Nachricht, daß Neuenburg ſich von unſrem Könige losgeſagt und ganz der Eidgenoſſenſchaft angeſchloſſen hat!

Die Sitzungen des Handwerkervereins in der Johannesſtraße haben eingeſtellt werden müſſen.

Die heidelberger „Deutſche Zeitung“ erſcheint nicht auf der Höhe der Ereigniſſe, ihr iſt bange, ſie zieht ſich in's Enge und ihr mürriſcher Ton paßt nicht zu den muthigen Stimmen, die überall laut werden.

Sonntag, den 5. März 1848.

Beſuch von Frau von **; Erzählungen aus dem Kreiſe der Ariſtokraten. Hier iſt ſchon debattirt worden,

ob man ſich in gewiſſen Fällen auf die Landwehr verlaſſen könne, ob ſie zum Beiſpiel gegen die republikaniſchen Franzoſen fechten werde? — Später Beſuch von der Gräfin von *", Beſtätigung des Abfalls von Neuenburg; der König hat geſagt, er verliere nichts daran, als nur die ſchöne Ausſicht vom Schloſſe, die könne er aber auch miſſen. Sehr gut, daß er es ſo leicht nimmt! Aber was vermöchte er dagegen zu thun? — Unruhen in Hamburg, dem Herrn Jäniſch die Fenſter eingeworfen. — Aber Kaſſel? geſchieht nichts in Kaſſel? dort iſt doch die gräßlichſte Wirthſchaft ſo viele Jahre hindurch.

Ein Graf von der Schulenburg, Schwager der Frau von Canitz hier im Hauſe, iſt von Paris angekommen und ſchildert den dortigen Zuſtand als erſtaunenswürdig, die größte Ordnung herrſche, die größte Sicherheit, die Haltung des gemeinen Volkes ſei bewundernswerth. — Adelstitel abgeſchafft.

Der Prediger Büchſel in der Matthäuskirche im Thiergarten hat heute auch Fürbitten gehalten für eine hohe Wittwe, die mit ihren beiden Kindern in großer Drangſal ſei; die Prinzeſſin von Preußen hat dabei immer das Schnupftuch vor den Augen gehabt und ſehr geſchluchzt.

In Köln Unruhen. In Stuttgart Preßfreiheit, in Naſſau, der Bundestag läßt jedem Staate frei, ſie zu geben! In Hanau Unruhen. — In Hamburg war der Auflauf gegen das Haus des Bürgermeiſters Kellinghuſen gerichtet. — Adreſſe des Kölner Gemeinderaths an Camphauſen, der Strafgeſetzentwurf ſoll noch dem Vereinigten Landtage vorgelegt werden. — Scharfe Verhandlung im Vereinigten Ausſchuß über die Unabhängigkeit der Richter; Savigny wie gewöhnlich gering und geiſtlos!

Der Handwerkerverein ſollte geſchloſſen werden, hat

aber grade heute eine Sitzung gehalten, nachdem der Vorſtand dem Polizeipräſidenten verſichert, daß ein der Regierung freundlicher Sinn dort herrſche. In demſelben Hauſe, wo der Verein ſich verſammelt, iſt eine Druckerei, aus der man einen Maueranſchlag hervorgegangen glaubt, den man geſtern früh an den Kasernenmauern fand und der die Soldaten auffordert, eintretenden Falles auf ihre Mitbürger nicht zu ſchießen. Die Soldaten ſehen dieſe Aufforderung als eine Beleidigung an, als eine Zumuthung, ihre Soldatenehre zu verletzen, und ſind ſehr ergrimmt; die Gardeſoldaten haben ſogar gebeten, man möchte eintretenden Falles ſie zuerſt anwenden, damit ſie zeigen könnten, wie ſie geſinnt. Die Offiziere jubeln hierüber, der Hof iſt erfreut. Aber ich würde dieſem Eifer vor dem Ereigniſſe, dieſer wohlfeilen Erhitzung, nicht zu ſehr trauen; in der Wirklichkeit macht alles einen andern Eindruck. Gewiß iſt es, daß nach dieſem Maueranſchlag eine Anzahl ſcharfer Patronen ausgetheilt worden ſind.

Gerücht vom Einrücken der Ruſſen in Galizien, unwahrſcheinlich für jetzt.

Montag, den 6. März 1848.

Ich denke bisweilen, daß es ſehr übel mit mir ſteht, aber ich ſchiede jetzt in freudiger Gemüthsſtimmung, den Blick in heitres Morgenroth getaucht. Ich weiß ſehr wohl, — — aber jetzt iſt es Morgenroth! —

Eines kränkt und beſchämt mich immerfort, daß wir Deutſchen nichts aus uns ſelbſt, daß wir alles aus Frankreich bekommen, als Nebenwirkung und Nachtrag der dortigen Ereigniſſe. Jedes Zugeſtändniß der beſtürzten Re-

gierungen iſt mir ein Stich durchs Herz. Schande über Schande, daß ſie alle jetzt eilig geben, was ſie mehr als dreißig Jahre mit dünkelvollem Trotz verweigert haben! Und das bischen Preßfreiheit, das bischen Vereinigungsrecht, das bischen Freiheit für die Stände, wie bald werden ſie es wieder verkümmern! Vielleicht kommt aber auch bei uns dieſer elende gute Wille zu ſpät; verhängnißvoll iſt es doch, daß ſie heute nichts geben können, ohne ſich zu erniedrigen, ohne ſich ſchuldig zu bekennen der langen Verſäumniß und der jetzigen Angſt!

Einige Bürger hatten hier eine Adreſſe angeregt, doch iſt dieſe von der Polizei frühzeitig weggenommen und unterdrückt worden. — Berliner Witz, der König ſei kein Fürſt von Neuenburg mehr, aber dem Miniſter von Canitz habe er den Titel Graf von Neuenburg verliehen.

Nachmittags Beſuch von der Gräfin von **; der König hat den Vereinigten Ausſchuß durch eine Rede geſchloſſen und die Periodizität des Vereinigten Landtages zugeſtanden, man hatte mehr erwartet und die Geſichter waren meiſt unzufrieden. Nachher waren die Stände beim Prinzen von Preußen, der ihnen auch eine Rede hielt und zuletzt Herrn Camphauſen beſonders anredete und ihm dringend empfahl, alles zu thun, um Köln in Ruhe und Ordnung zu halten. Der Prinz muß hiebei nicht glücklich in Art und Ausdruck geweſen ſein, denn die meiſten Ständemitglieder zeigten nach ſeinem Weggehen laute Unzufriedenheit. — Der Großherzog von Baden hat den König insgeheim angefleht, ihm einen tüchtigen Mann zu ſchicken, auf den man in Rath und That ſich verlaſſen, der nothigenfalls auch die Truppen befehligen könne, denn auf die badiſchen Generale ſei kein Verlaß. Der König hat den General von Schack aus Erfurt hingeſchickt. Das beſte

Mittel, um die badiſchen Truppen mißmuthig und auffäſſig zu machen! — Das 24. Regiment (Ruppin ꝛc.) marſchirt nach Köln. — Die Truppen hier haben ſcharfe Patronen erhalten und müſſen in der Kaſerne möglichſt in Bereitſchaft bleiben.

Die Zeitung bringt die Rede des Königs bei Entlaſſung des Ausſchuſſes. — Dummer Artikel der Wiener Zeitungen, ſie glauben dem Volke noch weismachen zu können, daß in Paris nur Laſter und Verderben herrſche, jetzt herrſche! — Vorgänge in Wiesbaden, Frankfurt am Main ꝛc.

Abends mit Ludmilla bei **. Botſchaft von zu Hause, ich ſolle mich nicht wundern, wenn Trommeln gingen, Schüſſe fielen ꝛc. Man befürchte einen Auflauf vor dem Schloſſe, die Bürger wollten dem König eine Adreſſe überreichen; wie dieſer ſie aufnehme, ſei ungewiß; die Truppen ſind in den Kaſernen bereit gehalten, haben ſcharfe Ladung und ſcharfe Befehle, ſind voll Eifers, es könne ein großes Blutbad geben ꝛc. Manche Offiziere und Höflinge ſchienen den Zuſammenſtoß zu wünſchen, damit der Sieg herrlich kund werde! — Es iſt aber alles ſtill geblieben, nur viel dummes Zeug geſprochen worden.

Dienstag, den 7. März 1848.

Geſtern ſpottete man über den Unſinn der neuen Regierung in Frankreich, den Arbeitern Arbeit zu verbürgen, den Unfähigen Nahrung. Als ob nicht jede Regierung dieſe Fürſorge haben wolle, ſie verſpreche gewiſſermaßen, aber das Verſprochene nicht leiſte! „Wie lächerlich, für hunderttauſend Leute in Paris täglich Arbeit oder ohne

Arbeit Nahrung zu ſchaffen! Das iſt ja unmöglich, das geht nicht!“ Im Jahre 1815, wandt' ich ein, ließen wir 150,000 Mann in Frankreich zurück, die das Land bei ungeheuern Kriegszahlungen und Leiſtungen aller Art bezahlen und verpflegen mußte, ohne daß ſie das Geringſte arbeiteten, und wobei man das eigne Arbeitervolk doch ebenfalls beſchäftigte und bezahlte, — wie ſo ging denn das? Man wußte nichts zu entgegnen.

Sie freuen ſich über den Eifer und die Betheurungen der Soldaten, und erzählen mit Luſt deren kräftige Ausdrücke; ſie vergeſſen, daß ſie alſo ſchon dem Soldaten Selbſtbeſtimmung zutrauen, daß ſie ihm geſtatten, nicht mehr blindes Werkzeug zu ſein!

Der Graf von Königsmarck hält ſeine Pferde geſattelt. Die Truppen ſind in Bereitſchaft. Während der Nacht haben viele Soldaten unbemerkt in den Straßen und an den Straßenecken aufpaſſen müſſen, ob Maueranſchläge verſucht würden. Es iſt alles ruhig geblieben und nichts entdeckt werden. Man ſetzt aber die Anſtalten fort und hat große Beſorgniſſe.

Beſuch vom Grafen von Keyſerling. — Beſuch vom Fürſten von Pückler und Grafen von Kleiſt, erſterer fährt bald wieder fort, letzterer macht mir merkwürdige Bekenntniſſe. Kleiſt hat geſtern eine Unterredung mit dem Prinzen von Preußen gehabt und ihm die Nothwendigkeit von Bürgerbewaffnung vorgeſtellt für die innere Sicherheit, die Nothwendigkeit eines deutſchen Parlaments für die Einheit der Deutſchen, beides hat der Prinz mit Widerwillen verworfen. Auch mit dem Miniſter Grafen zu Stolberg hat er dieſe Sachen beſprochen. — Kleiſt prophezeit dem hieſigen Weſen den nahen Untergang.

Spott und Hohn über die franzöſiſchen Regierungs-

maßregeln. Die Abſchaffung des Adels ſchmerzt ſie ungeheuer, das können ſie nicht verwinden, ſie thun aber, als wäre es bloß lächerlich.

München, Wiesbaden, Hanau, Braunſchweig, Leipzig, Dresden ꝛc. überall Bewegung, Zugeſtändniſſe, Verſprechungen, die langſamen Kaſſeler und Hannoveraner! — Schande, Schande! Auf die Franzoſen hat alles gewartet, Regierung und Volk, Paris iſt offenbar unſre Hauptſtadt!!

Am 4. März ſtarb der Geheime Hofrath Eichſtädt im ſechsundſiebzigſten Jahre. Das thut mir leid, ſehr leid! — Der Fürſt von Wittgenſtein ſoll ſehr ſchwach ſein.

Die Truppen ſind heute Nacht wieder in Bereitſchaft, auch acht Kanonen mit Kartätſchenladungen auf dem Pontonhof. — Die Straßen ſind ganz ſtill. Der Wind wirbelt den Schnee.

In Grote's griechiſcher Geſchichte und in Ulrici's Geſchichte der griechiſchen Poeſie geleſen.

Mittwoch, den 8. März 1848.

Nirgends in unſren deutſchen Zeitungen ſind' ich den rechten Ton, der für die gegenwärtige Spannung paßt. Sie werfen ſich in ein eingebildetes Deutſchthum, das auch den Regierungen gefallen möge, und indem ſie gegen Frankreich losziehen, vergeſſen ſie, daß ſie es nur Frankreich verdanken, ſich ſo äußern zu dürfen. Sie ſchimpfen auf das republikaniſche Frankreich, ſpotten über ſeine großen Vorſätze, bezweifeln den Erfolg und bitten ſich dabei von dem Golde, mit dem dort gewirthſchaftet wird, ein paar Silbermünzen aus! Als wenn ſie, gleich den Re-

gierungen, dreißig Jahre geſchlafen hätten, erwachen alle Redensarten, die gegen das Bonapartiſche, gegen das Bourboniſche, gegen das Orleans'ſche Frankreich gelten konnten. Wie gemäßigt und rein ſpricht die neue franzöſiſche Regierung, wie großmüthig und fern von allem Prahlen! Wir dagegen prahlen und eifern, als ob wir ihre veralteten und weggeworfenen Stichwörter uns anzueignen müßten! Dies Prahlen und Drohen findet ſich auch beſonders bei uns Preußen, von ganz oben angefangen. Meine deutſchen Landsleute kommen mir ganz kläglich vor! In ihrem Thun iſt wohl einige Kraft, aber wie zerſplittert und ungeordnet, und einzig in Folge der großen Kraft, die in den Franzoſen aufgetreten iſt. Traurig iſt dieſer Zuſtand, widerwärtig!

In Köln gab es ernſte Unruhen; zwei ehmalige Artillerie-Offiziere, von Willich und Anneke, dort verhaftet. Gewaltſame Auftritte in München. Aber wichtiger als alles: Ungarn tritt fordernd auf, der Hof in Wien ſieht ſich von dieſer Seite ſtark bedrängt. Koſuth.

Ich wollte heute niemand annehmen, aber Eduard Grenier kam, und ich freute mich herzlich; aus Wien, wo die Nachrichten aus Paris ihn erreichten, eilt er nach Paris zurück. Welches Wiederſehen!

Geſtern war im Thiergarten eine Bürgerverſammlung von ſechshundert Perſonen, man unterzeichnete lithographirte Abdrücke einer Adreſſe an den König mit den freiſinnigen Forderungen des Tages. Die Polizei hatte nicht gehindert. — Hier bewegt ſich doch mancherlei! — Die Abgeordneten aus Preußen, Auerswald, Brünneck ꝛc., haben noch für ſich beſonders dem Könige ſchriftlich und mündlich vorgeſtellt, daß es bedrohlich in ihrer Provinz

ausſähe, ſie würden ſchlecht empfangen werden, und es ſei hohe Zeit, große Gewährungen zu machen.

Ueberall will man Volksſtände am Bundestage. Am kräftigſten in Baden. — In Heſſen-Darmſtadt iſt der Erbgroßherzog Mitregent geworden, Gagern der Sohn Miniſter. Die Regierung erklärt amtlich, daß der Bundestag bisher ſeine Aufgaben ſchlecht wahrgenommen!

Die Herren Freyberg und Wedeke aus der Haft entlaſſen. Man ſagt allgemein, da es nicht möglich geweſen, ihre Schuld von der andrer, hochſtehender Perſonen zu trennen, ſo habe man auch ſie laufen laſſen! Der Polizeidirektor Dunker ſieht die Sache eben ſo an und ſchimpft arg über die Regierung.

Donnerstag, den 9. März 1848.

Ich hätte doch nicht gedacht, daß hinter dem Trotz und Eifer der deutſchen Fürſten ſo wenig Kraft wäre, als nun ſich zeigt. Alle thun ſchleunigſt, was man von ihnen will, auch das, was ſie noch eben für ungeſetzlich erklärten! Der Bundestag wird für nichts geachtet. Heſſen-Darmſtadt ſchmäht ihn ſogar. Aber mit unſrer Volks- und Freiheitsſache ſteht es dennoch ſchwach! Man denke ſich eine plötzliche Rückkehr der Fürſtenmacht in Frankreich, würden nicht alle deutſchen Fürſten ſogleich ihre Zugeſtändniſſe widerrufen, die Bewegungsführer verfolgen und ſtrafen? Wir leben vom fremden Glück, von fremden Einwirkungen! — Aber ſteht es noch ſchwach mit dem Volke, ſo ſteht es doch noch ſchwächer mit den Fürſten; ſie mögen ſich hüten, man traut ihnen wenig und mancher ſieht in Gefahr, verjagt zu werden.

Die franzöſiſche Republik iſt in Wahrheit der chriſtlichſte

Staat, den es bis jetzt giebt; wie ſteht gegen ſeine Grundſätze unſre Prahlerei mit dem leeren Namen beſchämt zurück! Dort wollen ſie wenigſtens redlich, was wir lügen.

Heute iſt wieder eine Verſammlung im Thiergarten (bei den Zelten), wo Verträge gehalten und Eingaben unterſchrieben werden ſollen.

Beſuch von Weiher, ſpäter vom Grafen von Keyſerling. Gerüchte, Befürchtungen, man ſcheint im Allgemeinen hier unſchlüſſig und rathlos. Kriegsreſerven werden einberufen. Es iſt ſo arg, daß man Krieg wünſcht und auf die Franzoſen ſchimpft, weil ſie ſich nicht ſtellen!

Nachmittags Beſuch von Gräfin **, dann von ihrer Mutter, ich ſprach leider heftig, zu heftig für meine Bruſt, aber ich konnte die abgeſchmackten Emigranten-Meinungen, denen ſich die ſonſt freiſinnigen Damen zum Sprachrohr machten, nicht ruhig anhören, zumal bei ſchon gereizten Nerven, — ich lag zugedeckt auf dem Sopha. Als Herr Eduard von Bülow kam, gingen die Damen. Herr von Bülow reiſt nach Stuttgart; er ſprach über alle Erwartung frei, verlangte ſchleunige, vollſtändige Bewilligungen in Preußen, verwarf das eben berathene Strafgeſetz ꝛc. Auch Ludwig Tieck ſoll ſich ſo äußern, die Sachen in Frankreich günſtig anſehen, die Republik als einen edlen Verſuch begrüßen, auch wenn er nicht gelänge; die Bewegung ſei doch eine ſchöne, der Heldenmuth und die Selbſthingebung herrlich, und dergleichen mehr.

Ich fuhr früh zu **, um Grenier noch zu ſehen. Er kam von Bettina von Arnim aus dem Thiergarten, ſie freute ſich der Republik, ſprach mit Haß von unſern Miniſtern, mit Naſerümpfen vom Könige ꝛc.

Hier war auch in der Zeitungshalle eine Verſammlung, um Eingaben an den König zu berathen und zu unter-

zeichnen. Der Polizeipräſident von Minutoli erſchien, nicht um die Sache zu hindern, ſondern nur um zu ſagen, daß der König keine Abgeordnete empfangen würde, man möchte daher die Schrift durch die Poſt einſenden.

Auch im Thiergarten war eine Verſammlung. Spät am Abend bekam die Regierung plötzlich Furcht, man ordnete Truppen, um das Schloß zu vertheidigen, Königsmarck wurde ſpät zum Prinzen von Preußen befohlen, er ritt hin und kam erſt tief in der Nacht heim. Es war nichts vorgefallen.

In Hannover und Kaſſel ging es bisher nur lau, der König und der Kurfürſt geben zwar nach, aber mit Widerwillen und wenig. Es ſind ſtärkere Schläge zu erwarten.

Herr von Blittersdorff nach dem Volkswillen abgerufen, an ſeiner Stelle iſt Nebenius badiſcher Bundesgeſandter.

Freitag, den 10. März 1848.

Unruhige Nacht, viel Bruſtbeklemmung. Ich überdachte die Lage der Welt, wußte keine Geſtalt aufzufinden, in der ſich die Sachen zunächſt beruhigen könnten. Ungewißheit, was in der großen Umänderung zu Grunde gehen muß, was ſie glücklich überdauern kann. Schwierigkeiten auf allen Seiten.

Bei uns herrſcht eine große Lüge, zu der man ſich ſtillſchweigend vereinigt hat, Regierung und Volk ſchreien nach Einheit, Kraft, Ehre des Vaterlandes, Vertrauen zwiſchen Fürſt und Volk, Waffenbereitſchaft, — und die Gefahr von Frankreich her dient zur Triebfeder; aber das eben iſt die Lüge, die Regierung möchte nur ſich behaupten, das Volk nur ſeine Anſprüche durchſetzen, die Regierung möchte unter der Gefahr von außen das Volk ſeiner

Ansprüche vergessen machen, das Volk möchte unter derselben Vorspiegelung die gewünschten Zugeständnisse erlangen. Die Republik ist zugleich Schrecken und Beispiel, gegen sie steht das Volk nicht wie gegen Bonaparte, Karl den Zehnten oder Louis Philippe.

Ungeheure Proklamation König Ludwig's von Baiern! Deutsches Parlament zugesagt, Revision der Bundesakte ꝛc. Kurz vorher hatte man öffentlich ausgerufen, Ludwig habe das Volk schon einmal angelogen, und unsre „Vossische Zeitung" theilte es mit! — Armseliger Erlaß an das hiesige Staatsministerium wegen freier Presse! nichts Ganzes, nichts Frisches, mühsam, ängstlich nach zwei Seiten, das Mehr zu verzögern und doch bereit zu halten! Ach, das wird noch manchen Stoß erfordern, ehe es zu was Rechtem kommt!

In Grote's griechischer Geschichte gelesen. Dort im alten Griechenlande ging es lebhaft her, alles wurde durchgemacht, versucht und ausgeführt! Da war politisches Leben! — Wir haben nur Augenblicke, in denen wir begeistert sind, dann sind wir nüchtern und schlafen.

Sonnabend, den 11. März 1848.

Warm, Sonne, bald aber wieder Wolken und Regen, der gar nicht aufhören will. Dieses Wetter ist den Aufgeregten sehr ungünstig, die Bewegung stockt und verliert ihren rechten Zug.

Unsre Zeitungen berichten von den Volksversammlungen im Thiergarten mit Glimpf und Maß. Also Preußen achtet in diesem Falle der Bundesgesetze nicht? Beim Ausschusse der Stände that die Regierung noch, als ob jene Gesetze heilig wären! auch noch bei der neuen

Bekanntmachung über die künftige Preßfreiheit! Ueberall Widersprüche und Willkür!

In Weimar Unruhen, in Bremen; alles bewilligt; da man anfangs noch zurückhielt oder auswich! — Hier in Berlin ist noch Zähigkeit, auch in Dresden, Kassel und Hannover; doch ist in Sachsen die Zensur schon abgeschafft. Wenn man aber die Vorgänge in München erst überall weiß!

Aus Wien und Italien nur karge Nachrichten, doch denkt man an Zugeständnisse. Gerücht von Metternich's Abdankung.

Der Prinz von Preußen wird nun doch nach dem Rhein abreisen; Graf von Königsmarck begleitet ihn. Anfangs meinte der Prinz, er dürfe Berlin nicht verlassen, damit der König nicht zu sehr allein stünde; er fürchtet, daß dieser unbedacht handle; Andre fürchten, der Prinz werde am Rhein nicht zum Heil wirken, sondern viel verderben.

Der König sieht sehr blaß und angegriffen aus, Sorge und Unruhe sind ihm auf dem Gesicht eingeschrieben; er soll zu Zeiten mit den Füßen stampfen, zu Zeiten sehr niedergeschlagen dasitzen. Ich hab' ihn lange nicht gesehen.

Unsre Hof- und Staatsleute hoffen noch eine Umkehr in Frankreich, sie möchten die jetzigen Lenker fallen sehen, jeder Widerspruch, den diese finden, ist jenen eine Freude; sie bedenken nicht, daß diese Lenker nur fallen, weil sie zu gemäßigt sind, daß nur heftigere an die Stelle kommen.

In Grote gelesen, im Ovidius.

Sonntag, den 12. März 1848.

Billet von Humboldt nebst einem Gedicht von Freiligrath zu Ehren der Republik.

Ich wollte die Luft verſuchen, ſie that mir gut. Beim ruſſiſchen Geſandten meinen Brief abgegeben; Meyendorff hielt mich eine Stunde lang auf, beſprach die ganze Lage der Dinge mit mir; er gab vieles zu, ſprach freiſinnige Gedanken aus, am Ende ſtand aber immer der Vortheil der Höfe, der Regierungen voran; er wünſchte für den König die Diktatur in Deutſchland, Oeſterreich müßte die andern Fürſten dazu auffordern, dieſe ſie darbieten, der König ſollte dann die einflußreichen Männer der jetzigen Bewegung um ſich verſammeln, den Miniſter von Gagern, den Fürſten von Wallerſtein (nicht auch Baſſermann, Itzſtein, Camphauſen, Welcker?) —; ich entgegne, letzteres würde mit Jubel aufgenommen werden, eine Art deutſchen Parlaments darſtellen, aber die Diktatur müßte mit Kraft genommen werden, das Ergreifen dem Anbieten entgegenkommen, etwas Machtwillen müſſe dabei erſcheinen, ſonſt würde ſie nichts helfen, kein Zutrauen erwerben ꝛc.

Die Stadtverordneten haben geſtern die Eingabe der Volksverſammlung an den König zu befördern abgelehnt; die Zuhörer ziſchten, ſchalten, es herrſchte die größte Aufregung, man wollte dem Vorſteher der Stadtverordneten die Fenſter einwerfen, aber der anhaltende Regen verhinderte die Menge, das Unternehmen auszuführen.

Geſtern waren Abgeordnete von Breslau beim Könige, die er ſehr freundlich aufnahm und mit denen er eine Weile ganz eingehend ſprach; er ſagte ihnen zu, daß ihre Wünſche berückſichtigt werden ſollten.

Die Studenten haben eine Verſammlung gehalten, der Rektor hat die Aula dazu bewilligt. Eine Petition an den König iſt beſchloſſen worden, Lehrfreiheit ꝛc. — Es ſollen einige gute Reden gehalten worden ſein.

Der Präſident von Minutoli hat gerathen, einige Volks-

verſammlungen zu geſtatten, man mindre die Aufregung, er habe die Sachen in der Hand; dies iſt gebilligt worden. Daß die Bundesgeſetze dadurch verletzt werden, will man diesmal nicht beachten.

General von Pfuel iſt aus Münſter hier angekommen und ſchon in ſein neues Amt als Gouverneur von Berlin eingetreten; jetzt kein Ruheposten mehr! Er iſt voll Eifer und träumt nur Krieg.

Alle Truppen waren wieder in Bereitſchaft, man fürchtete einen Volksſturm, Lamprecht war feſt überzeugt, man würde die Bank zu plündern ſuchen; der Abend ging ſtill vorüber, bei hellem Mondſchein.

Furchtbare Adreſſe aus Hanau an den Kurfürſten von Heſſen, Schmach und Drohung! Steht in der „Staatszeitung“!

In Grote geleſen, in Voltaire.

Montag, den 13. März 1848.

Beſuch vom Grafen von Kleiſt, der ſehr aufgeregt iſt und fürchterlich gegen die Behörden ſchimpft, der Miniſter von Bodelſchwingh will ihm die Errichtung einer Sicherheitswehr nicht geſtatten. „Hätte ich meine Eingabe durch den Hofpfaffen Strauß empfehlen laſſen, ſo würde das Gezücht unter einander ſagen: das iſt einer der Unſern! dann würde alles leicht von Statten gehen!“

Ich ging aus, die Straßen waren belebt, des ſchönen Wetters wegen, ſonſt aber alles wie gewöhnlich.

Die Abreiſe des Prinzen von Preußen an den Rhein iſt auf einige Tage hinausgeſchoben. Die Prinzeſſin geht mit und freut ſich auf ihr ſelbſtſtändiges Auftreten, ihr Hofhalten, ihren Einfluß auf die Menſchen ꝛc.

Abends mit Ludmilla zu ** gefahren; auf dem Gendarmenmarkt begegneten wir einem Dragonerregiment, es waren viele Leute in Bewegung. Man befürchtete heute einen größen Volksauflauf und die Truppen, die man bisher in den Kasernen gehalten, rückten diesmal auf die Straßen. Ein Regiment zu Fuß und eines zu Pferd hatten das Potsdamer Thor und die Leipziger Straße besetzt, eben so war das Brandenburger Thor und die Linden bewacht, am stärksten das Schloß und der Schloßplatz, kein Wagen und kaum ein Fußgänger konnte dort vorbei. Auf dem Bankhofe stand eine Kompagnie Neuenburger Schützen, der Eingang des Hauses war inwendig besetzt, auf der Straße bewegten sich starke Reiterschaaren auf und ab. Man sagte, am Brandenburger Thor sei es wild hergegangen, es kam aber alles darauf hinaus, daß sich das Volk an den Truppen ergötzt, gejubelt und geschrieen habe. Die Volksversammlung bei den Zelten, bisher fünfmal erlaubt, wurde heute verboten als ungesetzlich; das war sie aber schon das erstemal; die Leute fragen, warum hat man sie denn gestattet? wollte man uns eine Falle stellen? Fast scheint es so, die Behörden haben eine wahre Ungeduld, ihre Uebermacht thatsächlich zu erhärten, man wünscht, es möchte nur erst zu blutigen Dingen gekommen sein!

Der neue Gouverneur General von Pfuel — er wohnt noch auf der Bank — hatte den Befehl ertheilt, die Truppen sollten mit möglichster Gelindigkeit und Schonung verfahren; dagegen versicherten manche Offiziere, sie wären angewiesen, mit äußerster Strenge rasch einzuschreiten.

Gegen 10 Uhr verließ ich mit Ludmilla die Bank, wir drängten uns zu Fuß an der Reiterei vorbei, erst auf dem Gendarmenmarkt fand sich eine Droschke. Gegen 11 Uhr

war alles ſtill, um Mitternacht zog eine letzte Reiterabtheilung durch unſre ſtille Straße.

In der Zeitungshalle las Herr Kutſcheit auf einem Stuhle ſtehend den Verſammelten langſam und nachdrücklich einen Aufruf an die Preußen aus einem Mannheimer Blatte vor, worin der König wortbrüchig genannt wird und überhaupt die ſtärkſten Sachen geſagt werden. Man rief Beifall und lachte.

In unſren Zeitungen nimmt eine erbärmliche Philiſterei überhand, eingeſandte Worte der Abmahnung, der Beruhigung, der Hinweiſung auf die Vergangenheit, voll Königsbegeiſterung und Königsvertrauen, doch in ganz matten, geiſt- und kraftloſen Ausdrücken! Dergleichen wird wenig helfen!

Zeitbemerkungen.

„Wird die franzöſiſche republikaniſche Regierung ihr Verſprechen halten können und den Arbeitern Arbeit, den Arbeitsunfähigen Nahrung geben?“ Im Grunde iſt das die Aufgabe jeder Regierung, und jede ſtrebt dies zu erfüllen, aber freilich bis jetzt ſehr ungenügend. Aber warum ſollte das nicht vollkommen erfüllt werden, beſonders wenn die Regierung eine wahrhaft chriſtliche iſt, was die neuſte republikaniſche der That nach zu ſein ſcheint, wenn ſie auch das Wort nicht eben prahleriſch voranſchiebt? Konnte doch die Bourboniſche Regierung, zwar nicht ihre Armen und Nothleidenden, doch ein Heer von Höflingen, Vendeern und außer den franzöſiſchen Truppen auch noch Schweizertruppen und dazu 150,000 Mann, die von den Alliirten in Frankreich zurückgelaſſen waren, bezahlen und verpflegen. — Und wenn die

republikaniſche Regierung jenes ihr Verſprechen wirklich nicht erfüllen kann, — nun ſo iſt ſie doch noch immer beſſer als diejenige, die ihre erfüllbaren Zuſagen nicht erfüllen will!

Die Sieben Weiſen Griechenlands hatten jeder bekanntlich ſeinen Spruch. Ein Witzbold in Berlin hat auch ſolche Schlagworte preußiſcher Miniſter zuſammengeſtellt, wobei freilich nur erſt fünf Nummern beſetzt ſind, zwei ſind alſo noch zu haben. Wer Anſprüche macht, beeile ſich!

1. „Ruhe iſt die erſte Bürgerpflicht!“
Schulenburg. 1806.
2. „Burſchenſchaft iſt Burſchenſchaft.“
Kamptz. 1820.
3. „Der Unterthanenverſtand iſt beſchränkt.“
Rochow. 1838.
4. „Wir haben keinen Beruf zum Geſetzgeben.“
Savigny. 1845.
5. „Noth kennt kein Gebot.“
Bodelſchwingh. Landtag 1847.

Dienſtag, den 14. März 1848.

Abends kam Graf von Kleiſt, um Abſchied zu nehmen; er war in großer Erbitterung gegen Bodelſchwingh, Stolberg, Meding; er ſieht das größte Unheil kommen, weil dieſe Schwachköpfe, dieſe dünkelhaften Geſchäftsleute nichts einſehen, nichts in rechter Art anordnen können; er will nun auf eigne Hand für ſeine Sicherheit ſorgen; auf ſeinen Karten nennt er ſich kurzweg Wilhelm Kleiſt.

Die „Staatszeitung“ bringt Abends ein großgedrucktes Patent, das den Vereinigten Landtag auf den 27. April beruft; zugleich wird ein Fürſtentag auf den 25. März nach Dresden ausgeſchrieben, um eine Reviſion der Bundes-

akte vorzunehmen. Warum der so früh, der Landtag so spät? Und eine unglückliche Hand läßt das Patent, das nothwendig zwei Patente sein sollte, mit der Zustimmung Oesterreichs anfangen! Das Wort heutiges Tages verdirbt alles! Man sieht in Oesterreich jetzt nur Schwäche und üblen Willen. Dresden erinnert auch an Pillnitz. Die Sache hat nicht die rechte Art, befriedigt nicht, ist schon viel zu spät!

Der — Kurfürst von Hessen hat sich den Hanauer Forderungen gefügt! Es wird aber doch nicht gut thun; er wird weichen müssen. — Adressen und Nachgiebigkeit von allen Seiten! Verwirrung, Volksgährung.

Die Bank ist wieder mit Truppen besetzt. Am Schlosse, im innern Theile der Stadt abermals Auflauf und blutige Vorgänge. Ein Sohn des Dichters Rückert, der sich bemühte die Leute anzufeuern, hat einen Säbelhieb erhalten. Ein Hauptmann von C., der sich in Mantel und Mütze unter dem Volke befand, ist auch schwer verwundet worden. — Das Volk rief den Truppen zu: „Bauerjungen, geht zu Hause und freßt Kommißbrot." Die Truppen haben viel gelitten, besonders das Fußvolk, mehrere Reiteroffiziere sind durch Steinwürfe verletzt.

In Grote gelesen. Aber leider bis 4 Uhr Morgens wach gelegen, mit tausend Gedanken!

Die Unfähigkeit, den Dünkel, die Verkehrtheit sieht man immerfort in der Welt amtlich thätig und die traurigsten Ergebnisse liefern, in der Haushaltung, beim Erziehen, am Krankenbette, bei Anordnungen jeder Art, — aber nirgends so groß und verhängnißvoll wie beim Regieren! Diese hohen Beamten verstehen gar nichts, keinen Zustand, kein Ereigniß; sie handeln im alten Schlendrian, bis die Mißerfolge sie selber umwerfen und zum Teufel jagen!

Unſre Bewegungen ſind bis jetzt nur Polizeiunfug und Pöbelunwille, wobei doch ein dumpfes Bewußtſein mitgeht, daß höhere Forderungen vorhanden ſind, die den Lärm rechtfertigen ſollen. Bis jetzt auch wird das Militair mit dem Unfuge gut fertig. Die Leute oben halten dies aber ſchon für die politiſche Bewegung und glauben ſie zu beſiegen. Kommt dieſe einſt in der That, dann werden ſie ſich wundern und die Soldaten auch, dann wird das Volk nicht unterliegen! —

Mittwoch, den 15. März 1848.

Auf der Bank beim General von Pfuel, er bekannte mir, daß geſtern Abend auch viele Unſchuldige zuſammengehauen worden; man meldete, daß eben in der Brüderſtraße neuer Auflauf ſei, die Leute hätten eine Leiche von geſtern Abend aufgefunden, die Blutſpuren auf der Straße ſeien ſichtbar, man errichte Barrikaden. — Ich wollte ſchon weggehen, da erſcholl Geſchrei von der Straße, wir ſahen aus dem Flurfenſter eine Treppe hoch, ein Haufen von etwa hundert Kerls und Jungen lief brüllend vor, neben und hinter drei Offizieren, die vom Kälbermarkte her auf dem der Bank gegenüber liegenden Bürgerſteig langſam und ſtill fortgingen, ich ſah, wie Steine ſie trafen, wie ein erhobener Stock auf den Rücken des einen ſchwer niederſchlug, ſie muckſten nicht, blickten nicht um, gewannen die Ecke, bogen in die Wallſtraße ein und fanden Zuflucht im Gouvernementshauſe, deſſen beide Schildwachen die Verfolger abſchreckten. Ich hatte die ſchrecklichſte Empfindung, die drei Offiziere ſo unwürdig behandelt zu ſehen! Nach einer Weile kam eine Abtheilung Soldaten vom Zeughauſe her, befreite die Offiziere und geleitete ſie nach dem Zeug-

hause hin; das Volk hatte sich auf funfzig Schritte zurückgezogen und die Soldaten kamen nicht näher, sondern thaten, als ob die Leute sie nichts angingen. Nach einer halben Stunde kamen starke Patrouillen, fanden aber kein Volk mehr, die Aufrührer waren gegen das Schloß hin zurückgeströmt. Die drei Offiziere waren der Oberstlieutenant von Rochow, den die Leute gleich kannten vom Landtage her, die andern zwei, wie ich später hörte, ein Graf von der Gröben und ein Herr von Schack.

Der König soll in Potsdam sein, Truppen mußten ihn zum Bahnhof geleiten. Das Volk sagt, er fürchte sich, er sei ganz verstört!

Ich kam ganz erschüttert nach Hause. — Nachher kam der Graf * zu mir, um mir zu sagen, daß Wien in Aufstand ist und Metternich's Entlassung gefordert wird, man schoß mit Kartätschen und das Militair schien Meister, aber man fürchtete die Vorstädte. — Heute erwartet man, daß es hier scharf hergehe. — Graf von Keyserling. — Weiher.

Endlich ließ auch Bettina von Arnim sich wieder blicken; sie las mir eine Stunde lang ihre letzten Briefe an den König vor, mir zur peinlichen Ungeduld. Ich war kalt und warf ihr vor, daß sie mißtrauisch sei, daß sie mich verläumde; sie war betroffen und meinte, wir wollten die Zeit, die wir noch zu leben hätten, in Frieden miteinander hinbringen und dies Gespräch vergessen, ich solle einer alten Freundin ein paar Fehler verzeihen. Zuletzt wollte sie noch was von mir, und deßhalb nur war sie gekommen!

März 1848.

Als der König im März 1848 die erste Nachricht vom Aufstande Wiens und von der Flucht des Fürsten Metter-

BIBLIOTHEK DER DISCH. LITERATUR
VARNHAGEN VON ENSE,K.A.
3-598-53028-5
FN. 12204/029

nich erhielt, sagte er gleich: „Nun werd' ich nach Berlin müssen, damit sie mir nicht dort auch tolle Streiche machen." Er war überzeugt, daß seine Königliche Gegenwart, der Eindruck seiner Person, seines Namens, vollkommen hinreichen werde, jede Unruhe zu stillen, jeden Aufruhrversuch niederzuhalten!

(Erst im Jahr 1851 erzählt, aus der zuverlässigsten Quelle.)

Donnerstag, den 16. März 1848.

In Wien hat der Aufstand gesiegt, Metternich dankt ab. — Gestern hatte Pfuel die Truppen unter den Steinwürfen des Volks etwas in das Schloßportal zurückgezogen, ließ nicht schießen, aber Reiterei von der Stechbahn her vorsprengen, und es gelang auf diese Weise, einige zwanzig Meuterer zu verhaften. Der Prinz von Preußen aber trat zornig an Pfuel heran und sagte: „Herr General, alles was ich mit so vieler Mühe geschaffen, diese gute Stimmung zum Angriff, haben Sie verdorben, mein ganzes Werk vernichtet, die Truppen demoralisirt, Sie haben die ganze Verantwortung davon, es ist indigne!" Pfuel antwortete rasch: „Königliche Hoheit, ich beschwere mich sogleich über Sie bei Seiner Majestät; was ich gethan, hatte guten Grund und Erfolg und ich werd' es verantworten." Pfuel ging zum König, verlangte Genugthuung oder Entlassung, der Prinz kam dazu, bat, ihm seine Uebereilung zu verzeihen, und so war's gut. Aber nun ist's doch gar nicht gut! Was soll daraus werden? — Der Prinz geht nun nicht an den Rhein, der König hat Berichte, daß die Gegenwart des Prinzen und der Prinzessin dort die nachtheiligste Wirkung machen würde. Der Prinz hat

von den Truppen hier und in Potsdam den rührendsten Abschied genommen, nun bleibt er. — Vor dem Hause des Prinzen standen heute ganze Haufen und schimpften und höhnten ihn, der am Fenster stand. Gestern wurde sein Sohn Prinz Friedrich, der vom Schlosse nach Hause fuhr, arg ausgezischt, er kam in schrecklicher Aufregung an.

Mit dem Grafen von Knyphausen eine halbe Stunde auf der Straße alles durchgesprochen, er will durch Truppenmacht allen Volkswillen unterdrückt wissen, er will unbarmherzig mit Kartätschen drunter schießen sehen, wie die braven Truppen in Wien!

Zu Hause hatte ich Humboldt versäumt.

Besuch von Frau von *. Scheußliche Aeußerungen von hiesigen Aristokraten, besonders von Emporkömmlingen wie — —

In das Haus des Prinzen von Preußen sah man von hinterwärts Soldaten einzeln einschleichen, das Volk entdeckte es und höhnte. Der Prinz hat Zuckungen im Gesicht aus Wuth. Der König soll ganz bleich sein, nicht essen, nicht schlafen, laut jammern.

Bürger als Schutzbeamte mit weißen Binden und Stäben in obrigkeitlichem Ansehn; das Volk ruft: „Die Schwefelhölzer weg!“

Es ist schon geschossen worden, bei der Bank wurde die Zeitungshalle durch Truppen geräumt, man riß das Pflaster auf, erbrach einen Waffenladen, wir hörten den Befehl zum Laden, die Hörnersignale zum Schießen.

Zu Hause kam Abends noch die Gräfin von * und sagte, daß Wien in Flammen stehe, Metternich's Palast zerstört ist, der Kaiser abgedankt hat, die Studenten haben das Zeughaus erstürmt, die Bürger sich bewaffnet, das Militair ist geschlagen. Die „herrlichen Truppen“, die gerühmten „Kartätschen“!

Donnerstag, den 16. März 1848.

Die verwittwete Großherzogin Alexandrine von Schwerin ist nach Schwerin zurückgekehrt, voll Aerger und Grimm. Sie war an den Rhein gereist, die Herzogin von Orleans zu sehen. Ihr Bruder, der König, hatte ihr vorgestellt, da sie früher mit der Herzogin gespannt gewesen und ihre Heirath mißbilligt habe, würde ihre Theilnahme leicht als Schadenfreude ausgelegt werden können, als wolle sie sich an dem Unglück der Gefallenen weiden. Sie ließ sich nicht abhalten, reiste nach Ems und — wurde nicht vorgelassen! Dem Marquis de Dalmatie ist es ebenso ergangen. — Der General von Schack ist aus Karlsruhe schon zurück, der Großherzog selbst hat ihn abzureisen. — Der Gesandte von Arnim-Strick aus Paris ist hier und giebt Aufschlüsse über den Hergang der Dinge, ein gemeiner Diplomat! Louis Philippe hätte ich weiß nicht was noch Dümmeres thun sollen, als er schon gethan hat!

Wenn ich den Hergang der Dinge betrachte und die Blindheit und Dummheit, die in den höheren Kreisen walten, so kommt es mir vor, ich säße vor der Bühne und sähe ein Drama aufführen, bei dem es mir graust. Der Dichter hat es so machen müssen, um eine Handlung durch mannigfache Steigerung zu ihrem Gipfel zu bringen, er braucht eben auch die Verblendung und Dummheit dazu! „Laßt sie doch das dümmste Zeug reden, belehrt sie nicht, streitet nicht mit ihnen, lacht nur dazu, sie sind ja für uns dumm, ohne solche Hornviehdummheit würden wir sie ja nicht los, ein bischen Verstand würde sie retten, laßt sie doch!“ So soll ein Demokrat seinen Freunden zugesprochen haben!

Merkwürdig ist es, daß das Volk wenig erklärte Ab-

neigungen kund giebt, kaum Eichhorn und Thile werden genannt; es geht der Haß eigentlich höher hinauf! Aber auch begünstigte Namen hört man gar nicht, keine Leiter und Anführer kann man bezeichnen. Merkwürdig ist auch die Beharrlichkeit und Zähigkeit, mit der sich der Auflauf alle Tage erneuert, ohne Waffen, ohne Brandlegung. Nach und nach wird die Bewegung politisch bedeutender, der Eindruck der Nachrichten von Außen wirkt auch mächtig ein, jetzt der Sieg des Volkes in Wien! Sollte alles, wie leicht möglich, hier durch Waffengewalt unterdrückt werden, durch rücksichtsloses Metzeln, so wäre doch damit nicht viel gewonnen, die Stimmung bliebe dieselbe, der Haß und Grimm wäre nur erhöht, und bald suchte und fände er neuen Anlaß zum Ausbruch. Der nahe Landtag schon giebt eine gute Gelegenheit.

Man fragte, warum alle unsre Prinzen, die Brüder des Königs nämlich, so verhaßt seien? Die Antwort war: „Seit zwanzig Jahren hört man von keinem irgend einen schönen Zug, weder der Großmuth noch der Güte, oder geistiger Kraft, sondern nur schmutzige Geschichten, Liederlichkeit, Geldgier, nur von engherzigen Aeußerungen, Stolz und Grobheit, übermüthigem Benehmen; wo soll da die Liebe, wo das Ansehn herkommen?"

Der König soll den Prinzen Karl seit dessen Rückkehr noch gar nicht gesprochen haben.

Die Philisterei in den Zeitungen, die Warnungen gegen Freiheitsschwindel, der Eifer für das alte Preußenthum dauert fort, geistlos und wirkungslos! Der Stadtverordnete Naumerck hat offen gegen dies alberne Geschreibsel gesprochen, gegen das die Zeitung den Einspruch der andern Seite nicht aufnimmt.

Wien macht einen furchtbaren Eindruck. Der Hof

jammert, das Volk jubelt. Nun Wien ſich nicht gehalten hat, ſteh' ich auch für Rußland nicht!

Freitag, den 17. März 1848.

Ich ging vor zehn Uhr aus. Es war geſtern bei der Bank nichts mehr vorgefallen, auch beim Schloſſe nicht, die Gruppen hatten ſich, ohne daß die Truppen einſchritten, früh aufgelöſt, nur die Schutzbeamten hatte man verhöhnt, ihnen zum Theil die Stäbe zerbrochen, die Binden abgeriſſen. Die Bürger verlangten bewaffnet zu werden, aber man verweigerte dies. Auch das Anerbieten der Studenten, den Bürgern zu helfen, wenn man ihnen erlaubte, ſich zu bewaffnen, wurde vom Kommandanten, General von Ditfurth, mit ſchnödem Trotz abgewieſen; er wollte die Abgeordneten, nachdem er ſie bewogen, die große Schaar ihrer Kameraden, welche vor dem Hauſe warteten, wegzuſchicken, ſogar in Haft nehmen, aber Pfuel kam und entließ ſie freundlich.

Wieder war Humboldt bei mir geweſen, er hatte ſehr gewünſcht mich zu ſprechen.

Beſuch vom Fürſten von Carolath. Er ſprach mit geſundem Verſtand, aus purer Redlichkeit, die gediegenſten Wahrheiten aus, die reinſten Sympathieen für das Volk; daß man für die Arbeiter und Armen ſorgen müſſe und wenn es Millionen erfordere, daß man jeden, auch den Beſitzloſen, in die ſtändiſche Vertretung aufnehmen müſſe, daß Waffengewalt hier gar nichts ausrichte, daß der Landtag ſogleich zu berufen ſei, das ganze Miniſterium als untauglich und verhaßt ſogleich zu entlaſſen, daß Auerswald, Schwerin, Camphauſen, Hanſemann, Vincke ꝛc. ſchon längſt Miniſter ſein ſollten und dergleichen mehr, mit tief-

ster Ueberzeugung und Ruhe sprach er es aus. Vor mehr als acht Monaten hat er so auch dem Prinzen von Preußen gesprochen, kam aber schlecht an und ist seitdem in Ungunst.

Der heutige Tag blieb ohne Ruhestörung und Auflauf. Dies Wunder wird dem Einwirken der Bürger verdankt, der Schutzmänner, welche der ersten Mißachtung zum Trotz ihre Aufgabe mit Beharrlichkeit, Milde und Klugheit, auch ohne Waffen, die man ihnen nicht anvertrauen wollte, glücklich durchführten! An zweitausend Schutzmänner, denen sich die Studenten anschlossen, waren thätig, mit dem völligsten Erfolg! Soldaten zeigten sich nirgends.

Wird diese Ruhe dauern? Kaum glaublich! Es werden schon neue Wallungen kommen, da die Regierung noch wenig bewilligt hat und bald wieder in das alte Geleise einzulenken versuchen wird! Uebermäßig erschrocken sind unsre elenden Minister, oder übermäßig sicher; sie bedürfen neuer Lehrstunden.

Die Nachrichten aus Wien sind außerordentlich! Metternich geflüchtet, Reichsstände berufen. Preußen ist weit überflügelt in der neuen Bewegung, ihm ist in Deutschland nur wieder der zweite Rang angewiesen. So viel gilt der Augenblick!

Sonnabend, den 18. März 1848.

Als schönstes Zeichen und als glücklichsten Erfolg der deutschen Vorgänge begrüß' ich freudigst die Ernennung Welcker's zum badischen Bundesgesandten und die Beisendung Bassermann's, dann die Ernennung Jaup's in Darmstadt zum Präsidenten des Staatsraths, die Wiedereintretung Jordan's in die kasselschen, Stüve's in die hannöverschen Stände! Dieser Wechsel erscheint wunderbar, er zeigt den Aufgang einer neuen Zeit! Glückauf! Glückauf!

Bei Halle sind Truppen zusammengezogen; einen Theil derselben hat man in die Umgegend Berlins beordert, sie lagern in den Dörfern. Auch aus Potsdam sind Truppen hierher gekommen.

Die Stadtbehörden haben über grobe Ausschweifungen und Gewaltthaten der Gardekürassiere Klage geführt, der Minister von Bodelschwingh hat strenge Untersuchung durch eine gemischte Kommission angeordnet und die Bestrafung der Schuldigen versprochen. Daß er dies aber in die Zeitungen hat einrücken lassen, verargt ihm der Prinz von Preußen auf's äußerste; ein solches Dementi dürfe man der Truppe, die im Diensteifer gehandelt, nie geben, der Soldat werde beschimpft, seine gute Stimmung geschwächt ꝛc. Gestern hieß es in der Zeitung, der Prinz habe zu Pferde überall befehlend und leitend eingewirkt; das sollte Ruhm sein; heute, da man fühlte, daß auch Haß dabei sein könne, wird es widerrufen und gesagt, daß der Gouverneur allein zu befehlen und anzuordnen habe.

Ich fuhr zu Humboldt, den ich nicht traf, und zurück, ging über die Linden, alles hatte den friedlichsten Anschein. Unerwartet hörte man von acht Kanonen, statt der bisherigen vier, für das Schloß, auch von neuen Angriffsgelüsten der Menge. Da erschien ein Maueranschlag des Magistrats, daß der König ein Preßfreiheitsgesetz unterschrieben und den Landtag auf den 4. April berufen habe. Großer Jubel, aber es gab noch bedenkliche Besorgnisse. — Nachmittags kam Dr. * und brachte üble Vermuthungen, der Sturm würde heute heftiger losbrechen als gestern. Gerücht von Abdankung Thile's, Eichhorn's, Savigny's und Ernennung Schwerin's, Camphausen's, Beckerath's.

Gegen 4 Uhr plötzlicher Lärm, in den Straßen der Ruf: „Waffen! Waffen! Man haut und schießt die Schutz-

bürger vor dem Schloſſe zuſammen!“ Frau von Maltzahn kam daher; der König ſollte eine Deputation von tauſend Bürgern empfangen, er kam auf den Balkon, konnte aber nicht ſprechen, dankte tief bewegt, empfing tauſendfachen Leberuf (um drei Uhr). Inzwiſchen drängte man die Bürger gegen das Portal, man wehrte den Eintritt, durch Mißverſtand*) hieb Reiterei ein und wurde geſchoſſen. Neuer Kampf, höchſte Wuth!

Ich ging mit Ludmilla (um vier Uhr) nach den Linden, ein Schutzbeamter (Bleſſon war's) hielt uns auf, Graf von Bismarck ſagte, bei Kranzler ſei eine Barrikade, Uhlanen ritten vorbei, ſie anzugreifen. Wir eilten nach Hauſe. Gleich wurden nach allen Seiten bei uns Barrikaden errichtet, langſam, behaglich, feine Leute die Anführer, Jungen und Geſellen aller Art. Steine ausgeriſſen, auf die Dächer gebracht, die Häuſer nach Waffen durchſucht, die Häuſer mußten offen bleiben. Noch bei Tage, dann aber heftiger bei Nacht (im hellen Mondſchein) von allen Seiten Kampf, Gewehr- und Geſchützfeuer, eingedrungene Truppen mußten unter Steinhagel nach der Behrenſtraße zurück. Auftritte im Hauſe, nichts geplündert oder zerſchlagen, außer Fenſterſcheiben. Der Kampf dauerte die ganze Nacht, bis nach fünf Uhr. Auf den Dächern die jungen Leute mit Steinen. Nicht ſchlafen gegangen.

Den 18. März 1848.

Auch in meiner Wohngegend regte ſich ſchnell der Eifer zum Barrikadenbau; von den Linden heimgehend, ſah ich

*) Spätere Anmerkung von Varnhagen. Nicht durch Mißverſtand!

ſchon alles an der Arbeit, und um nicht ausgeſperrt zu werden, mußt' ich eilen nach Hauſe zu gelangen, wo die Thüre ſchon verſchloſſen war. Rechts nach der Jägerſtraße, links nach der Behrenſtraße, vorwärts in der Franzöſiſchen Straße, deren ganze Länge man von meinen Fenſtern gradaus überſehen konnte, ſtiegen raſch die Schutzwehren empor, hinter denen wir uns bald wie in einer Feſtung abgeſchieden fanden. Einige wohlgekleidete junge Leute, dem Anſehen nach Studenten, gaben Anleitung und Befehl, eine gemiſchte Menge, Hausknechte, Bürger, Alt und Jung, waren eifrig am Werk, Droſchken und Wagen wurden angehalten und umgeſtürzt, die Rinnſteinbrücken und das Pflaſter aufgeriſſen, Fäſſer und Kaſten herbeigeholt, ein im Bau begriffenes Haus lieferte Balken, Bretter und Ziegel; auf die Dächer der Eckhäuſer häufte man einen großen Vorrath von Pflaſterſteinen, auch Kloben wurden hinaufgeſchleppt, um ſie von der Höhe auf die Angreifenden herabzuſchmettern. Noch wäre das Unternehmen leicht zu hindern geweſen; hätte eine Bürgerwehr ſchon beſtanden, ſie würde die Barrikaden nicht geſtattet haben; doch jetzt half jeder dabei, die ehrbarſten Männer und Frauen. Alles wurde ohne vieles Geräuſch, mit großer Ordnung und Folgſamkeit ausgeführt. Inzwiſchen erklangen vom Gendarmenmarkt her Trommeln, und bald erſchienen auch zahlreiche Truppen, die ſich grade vor uns in der Franzöſiſchen Straße bei der Charlottenſtraße aufſtellten, dann zur Friedrichsſtraße vorgingen und eine hier kaum begonnene Barrikade zerſtörten, aber gegen die an der Kanonierſtraße nicht anrückten, ſondern vielmehr wieder bis zur Charlottenſtraße ſich zurückzogen. Im Angeſichte der Truppen ging die Arbeit ungeſtört fort, und die entſchloſſene Haltung der Führer, welche mit einſichtiger Ge-

lassenheit das Zweckmäßigste anordneten und auch selbst Hand anlegten, flößte Bewunderung und Vertrauen ein. Ihre Zahl war eigentlich gering, vielleicht kaum zwanzig, um sie aber schaarten sich etwa zweihundert, auf die sie rechnen konnten. Doch die meisten waren noch ohne Waffen und in allen Häusern suchte man nach solchen. Ein Arbeitsmann zeigte das Königsmarck'sche Haus; hier wohnten drei Offiziere, sagte er, hier müßten Waffen zu finden sein. Als die Hausthüre auf wiederholtes Anrufen nicht geöffnet wurde, so traf man Anstalten, sie durch Balkenstöße zu sprengen; da erfolgte der Einlaß und die erbitterte Menge ergoß sich tobend durch das Haus. Aber die Führer hielten strenge Ordnung, nur nach Waffen durfte gesucht werden, niemand wurde beleidigt, keine Scheibe zerschlagen, kein Schimpfwort ausgestoßen und ungeachtet des Mißvergnügens, daß sich keine Waffen fanden — welche von der Dienerschaft eiligst im Garten versteckt worden waren —, ging alles mit Höflichkeit zu und die Damen rühmten, wie artig die Herren mit ihnen gesprochen, ihnen allen Schutz zugesagt und ihnen sogar ihre Namen angegeben hätten, was als sehr ritterlich gepriesen wurde. Das Dach des Hauses war nicht geeignet zur Vertheidigung befunden und das Haus wurde bald wieder verlassen, nur bei Todesstrafe anbefohlen, dasselbe die ganze Nacht offen zu lassen, wie alle Häuser dieser Gegend.

Unterdessen war der Kampf anderwärts in vollem Gange, die Sturmglocken ertönten, Gewehrfeuer und bald auch Kanonenschüsse erschollen aus der Ferne, die Französische Straße hinab bei der Friedrichsstraße sahen wir beides auch in unserer Nähe blitzen. Die Truppenmasse stand dort fest und durfte nicht so weit vorgehen, um die Barrikade an der Kanonierstraße anzugreifen. Nur von den Seitenstra-

ßen her geschah dies ein paarmal, durch einzelne Schaaren von Fußvolk und Reiterei, die jedoch durch Steinwürfe, durch Büchsen- und Pistolenschüsse zurückgewiesen wurden. Während die Kämpfer hier sich zusammendrängten, war die Barrikade an der Behrenstraße nicht gehörig besetzt geblieben, und einer Abtheilung Fußvolk gelang es, in die Mauerstraße einzudringen, sie kam bis an das Königsmarck'sche Haus, hier aber nahmen die inzwischen von der Kanonierstraße herbeigeeilten Kämpfer sie mit einem Steinhagel von dem gegenüberliegenden Dach in Empfang, furchtbar prasselten die Steine nieder, von Schüssen aus den Fenstern begleitet, das Feuer der Soldaten aufwärts hatte keine Wirkung; um nicht ganz zu Grunde gerichtet zu werden, mußten die Truppen eiligst abziehen und brachten zwei Todte und mehrere Verwundete mit zurück.

Die Kämpfer von gegenüber hatten gesehen, daß während des Gefechts auch aus dem Kellerfenster des Königsmarck'schen Hauses auf sie geschossen worden, und stürmten nun wüthend in das Haus, um den doppelten Verrath zu rächen, denn man hatte die Waffen erst verläugnet und nun gegen sie gebraucht. Ein Diener, der That schuldig, hatte kaum Zeit, über die Gartenmauer zu flüchten, ihn und die verheimlichten Waffen suchte man nun mit wildem Eifer und tobendem Geschrei, die Frauen wurden hart bedroht und sollten schwören, daß sie keine Waffen wüßten, aber zerschlagen wurde auch diesmal nichts, nichts gefordert noch genommen.

Als der Abend eintrat und es dunkelte, wurde der allgemeine Kampf nur um so heftiger und furchtbarer. Das Geschütz donnerte jetzt in geregelter Folge, immerfort das Krachen des stärksten Gewehrfeuers, das Uebergewicht der Truppen schien kaum noch zu bezweifeln. Doch unsre Gegend

wurde nicht ernstlich mehr angegriffen und außer einigem Geplänkel fiel bei unsren Barrikaden nichts vor. Wir hörten, daß einige Kämpfer sie verlassen hatten, um sich an andre Orte zu begeben, wo das Gefecht am hitzigsten war; da nichts weiter vorfiel, so zogen sich beim Zunehmen der empfindlichen Nachtkälte noch viele zurück; eine kleine Schaar jedoch unter den bewährten Führern hielt standhaft aus und verdoppelte bei geschwächter Zahl ihre Wachsamkeit. Nach längerer Stille bei noch völliger Dunkelheit, aber schon gegen den Morgen hin hörte man plötzliches Trommeln, als rückten Truppen heran; augenblicklich waren die Kämpfer bereit, man hörte sie flüstern, und auf das Gebot einer jugendlichen, wohltönenden Stimme: „Meine Herren, auf die Dächer!“ ging jeder auf seinen Posten. Dieser Ruf, ruhig und fest und mit edler Einfachheit gesprochen, klang schauerlich durch die Finsterniß und wirkte mit erhebender Macht, besonders in der Vorstellung, welche Gefahr die auf sich nahmen, die ihm gehorchten; denn der allgemeine Kampf hatte schon, so schien es, nachgelassen, keine Volksmasse umgab und ermuthigte die auserlesenen Kämpfer, denen nach vergeblichem Widerstande keine Rettung, sondern nur der schmachvollste Tod übrig war, durch Herabsturz von den Dächern, durch die Bajonette der Soldaten, oder gar durch Henkershand. Gewiß, der Heldenmuth und die Todesentschlossenheit dieser kühnen Jünglinge waren der größten Bewunderung werth.

Allein die Gefahr ging vorüber, es erfolgte kein Angriff; der Kampf erneuerte sich aber mit dem frühen Morgen in anderen Stadttheilen, man hörte Kanonendonner, ein anfangs nahes Gewehrfeuer entfernte sich bald, unsre Gegend schien verlassen, die Truppen, welche die Französische Straße bei der Charlottenstraße besetzt gehalten, wa-

ren verſchwunden. Unter dieſen Umſtänden zogen auch die Barrikadenmänner allmählich ab und eilten den andern Kampfplätzen zu, wo die Entſcheidung noch ſchwebte und wo Verſtärkung dringend nöthig war. Bei eingetretener Tageshelle ſtanden die Barrikaden unberührt, auf ihnen wehten ſchwarzrothgoldene Fähnlein, Zeichen der deutſchen Freiheit, die den ganzen Tag ſtehen blieben; erſt gegen Abend wurden ſie mit den nun überflüſſigen Barrikaden weggeräumt, indem jeder Eigenthümer ſeine dazu verwendeten Sachen wieder an ſich nahm. Die Fähnlein aber waren ſchnell durch Fahnen erſetzt, die nun zahlreich aus den Fenſtern und auf Dächern wehten.

März 1848.

Etwa 7 oder 8 Bataillons Fußvolk waren bei Halle zuſammengezogen, um allenfalls dem Könige von Sachſen Hülfe zu leiſten. Pfuel ließ dieſe Truppen nach Berlin ziehen, am 17. März Abends und im Laufe des 18. kamen ſie an.

Am 14. oder 15. früh bei Gelegenheit einer Berathung mit einigen Miniſtern ſagte der König, er warte nur auf nähere Nachrichten aus Baiern, um auch dorthin ſogleich Hülfe zu bringen, und ſich zum Kriegsminiſter von Rohr und General von Pfuel wendend, ſetzte er hinzu: „Ihnen General Rohr und General Pfuel trage ich auf, ſogleich einen Operationsplan für die Armee zu entwerfen, die nach Baiern beſtimmt iſt.“!!!

Am 17. (oder 16.) ein Schreiben des Prinzen Albert aus London, das den König beſchwor, doch ja dem Lande Reformen in ächt konſtitutionellem Sinne zu geben, nur

so sei dem drohenden Sturme, der zum Theil schon über Deutschland hereingebrochen sei, zu begegnen. Der König ließ sich den Brief vorlesen, äußerte aber nichts darüber.

* war zugegen, als der Prinz von Preußen in aufgeregter Stimmung aus dem Kabinet des Königs in den Vorsaal tretend, wo Generale, Minister, Adjutanten, Hofchargen u. s. w. versammelt waren, laut sagte: „Auf diese Art kann man nicht mehr mit Ehre dienen." Eine Minute darauf hörte man die ersten Kanonenschüsse in die Königsstraße hinein.

März 1848.

Der König war in Potsdam bei der Tafel, als ihm, dem schon durch die Pariser Revolution tief Erschütterten und Geängstigten, der Aufstand und Kampf in Wien und dessen Gelingen gemeldet wurde. Er verfärbte sich, fing an zu zittern, ließ Messer und Gabel fallen und holte schwere Seufzer. Dann sagte er: „Nun muß ich nach Berlin, sonst geht es dort auch los." In seiner Verwirrung und Betroffenheit hatte er doch ein so starkes Gefühl von der Macht seiner Persönlichkeit, daß er glaubte, seine Gegenwart werde hinreichen, alles niederzuhalten. Wäre er, minder auf sich selbst vertrauend, in Potsdam geblieben, so hätten die Ereignisse vom 18. März kaum stattfinden können.

In den Märztagen 1848 zu Berlin, als es schon unruhig war und die Truppen schon geschossen hatten, kamen in der allgemeinen Aufregung auch eine Anzahl Studenten auf das Schloß und erbaten sich die Erlaubniß, als bewaffnete Schaar aufzutreten und im Sinne der Regierung Ruhe und Ordnung handhaben zu helfen. Sie wurden an den

Adjutanten des Prinzen von Preußen, Major Grafen von Königsmarck, gewiesen. Obschon das Anerbieten ganz konservative, ja fast aristokratische Farbe trug, so war doch der Militairstolz durch dasselbe beleidigt, und hochfahrend und schnöde wies der Graf die Leute zurück, die nun, sagt man, im Verdrusse sich größtentheils auf die Gegenseite stellten und Anführer bei den Barrikaden wurden. So gewiß Königsmarck damals nur im Sinne des Hofes, der Prinzen, der Gardeoffiziere handelte und jeder von ihnen es eben so gemacht hätte, so gewiß ist es, daß heute, wo die Minister Brandenburg und Manteuffel herrschen, dem Grafen von diesen her daraus ein Vorwurf gemacht wird, jene Hülfe abgewiesen zu haben!

(Aus sehr guter Quelle.)

(Berlin, den 4. Juli 1850.)

Zum 15. März 1848.

Vor dem Auftritt, den der General von Pfuel mit dem Prinzen von Preußen hatte, gab dieser, der nur als Zuschauer zugegen war und gar nichts befehlen durfte, den mit Steinwürfen geneckten Truppen eigenmächtig den Befehl, das Gewehr zum Schießen anzuschlagen, Pfuel befand sich sogar noch vor der Fronte und wäre von seinen eignen Leuten erschossen worden. Er aber wollte überhaupt auf die paar Steinwürfe nicht mit Kugeln antworten lassen, befahl abzusetzen und pries die strenge Zucht der Soldaten, die mitten in der Erbitterung doch pünktlich gehorchten. Darauf nun brach der Prinz gegen Pfuel in Vorwürfe aus!

Daß die Truppen eigenwillig ohne Befehl die Gewehre angeschlagen hätten, ist nicht wahr.

Zum 18. März 1848.

Als vor dem Schloſſe durch die hervorſtürmenden Soldaten die erſten Gefangenen in den Schloßhof gebracht wurden, meiſt armſelige Leute, Krüppel, die nicht ſchnell genug hatten fliehen können, ſchwächliche Alte und unreife Jungen, die darauf in den Schloßkeller gebracht und arg behandelt wurden, da trat der Prinz von Preußen vor und redete die Soldaten heftig an: „Grenadiere, warum habt ihr die Hunde nicht auf der Stelle niedergemacht?“ Der Major * ſtand dabei und hörte es, auch der General Fürſt *.

Der Prinz von Preußen, der gar keine Befehlführung hatte, nahm ſich heraus, ſowohl dem General von Pfuel, als ſpäter dem General von Prittwitz Weiſungen zu ertheilen, auch ohne deren Wiſſen über die Truppen zu verfügen. Daß von ihm oder ſeiner Umgebung, jedenfalls nach ſeinem Sinn und Willen der unerwartete Angriff auf das friedliche Volk ausging, weil man ein Gemetzel haben und Schrecken einflößen wollte, war die entſchiedne Meinung aller Zeugen, die damals den Dingen nahe ſtanden. Auch der König war ſo berichtet und aufgebracht über das Benehmen ſeines Bruders, um ſo mehr aufgebracht, als die Sache eine ſo gräuliche Wendung nahm. Deßhalb rieth er auch ſo ungeſtüm zur Flucht ſeines Bruders, da er dieſen von der Wuth des Volkes nicht mit Unrecht bedroht wußte.

Zum 18. März 1848.

Als Bodelſchwingh am Vormittage den Entwurf der Proklamation vorlas, die ſchnell gedruckt werden ſollte, und unter den angeführten Gewährungen auch die einer

„Konſtitution“ vorkam, war der König durch dieſes Wort verletzt und rief: „Verfaſſung, Verfaſſung!“

Zum 18. März 1848.

Herr Major * ſagte mir noch heute, daß der Befehl zur Säuberung des Schloßplatzes, als die Menge dort im Freudenrauſche Vivat ſchrie, in einen Befehl zur Auseinanderſprengung der Volksmaſſe verwandelt worden ſei, worauf denn die Reiterei mit erhobenem Säbel und, im Galopp eingedrungen ſei. Der General von Prittwitz hat ihm ſpäter einmal vertraulich eingeſtanden, er wiſſe wohl, wer den ſo verwandelten Befehl gegeben und gebracht habe! — —

Der Verdacht, der Prinz von Preußen und ſein Adjutant, Major Graf von Königsmarck, ſeien es geweſen, wird nicht widerlegt.

Zum 18. März 1848.

Als der König im Begriff war, mit der Königin die Flucht zu nehmen — man ſagt, wohl zu zehn verſchiedenen malen habe er dazu den Anſatz gemacht —, fiel einmal der Oberbürgermeiſter Krausnick ihm zu Füßen und beſchwor ihn zu bleiben: er würde ermordet werden, wenn er die Flucht verſuchte! Das glaubte der König und blieb. Der Schrecken war allgemein und niemand ſah die wahre Beſchaffenheit der Dinge.

Der Fürſt Lichnowsky ſpielte am 18. und 19. März 1848 in Berlin eine zweideutige Rolle. Unten bei dem

Volke ſchimpfte er auf den Hof, ermahnte zum Trotz, ermunterte zu Barrikaden, oben beim Könige ſprach er vom Niederſchießen des Pöbels, vom Zuſammenhauen der Hunde. Er verbreitete das Gerücht, die Neuchateller Schützen ſeien übergegangen, was eine Zeit lang allgemein geglaubt wurde. (Daß Berliner Schützen von der Gilde in ihrer grünen Uniform die Barrikaden der Breiten Straße vertheidigen halfen, gab in der Dämmerung Abends am 18. den erſten Anlaß des Gerüchts, das alſo Lichnowsky wenigſtens nicht ganz erfunden hat.) Späterhin war es drauf und dran, daß Lichnowsky wäre zur Unterſuchung gezogen worden.

Der Polizeipräſident von Minutoli war in den Märztagen ſehr verdächtig, es bald mit der einen Seite, bald mit der andern zu halten. Gewiß iſt es, daß er ſich bei den Barrikaden wie ein Mann des Volkes, auf dem Schloſſe als eifriger Diener der Gewalt bezeigte. Er hat ſo wie Krausnick vom argwöhniſchen Volke derbe Prügel bekommen; zuletzt ſtand er doch ganz auf deſſen Seite, half die Bürgerwehr einrichten ꝛc. Der Kommandant, General von Ditfurth, hatte das zweideutige Benehmen wohl erkannt und ſagte, als Minutoli gar einen Fackelzug erhielt, zu ihm: „Nun, Sie ſind wahrlich ein ausgezeichneter Polizeipräſident! Anderwärts kommen Beamte Ihrer Art kaum mit dem Leben davon, Sie hingegen bekommen einen Fackelzug! Wahrlich, Sie ſind der Erſte, dem das begegnet!“

Zum 18. März 1848.

* erzählt, am 18. März 1848 ſei unſern ihrer Wohnung eine Barrikade errichtet worden, welche die Anhalt-

ſtraße von der Wilhelmsſtraße abſperrte. Da alles ruhig war, ſo ging ſie mit einigen Bekannten über die Straße, um die Sache näher anzuſehen. Die Barrikade war kaum 3 Fuß hoch und gar nicht vertheidigt, nur einige Jungen ſtanden dabei. Plötzlich kam ein Zug Uhlanen herangeſprengt, der ſie befehligende Offizier gebot, die Barrikade zu nehmen und abzutragen; da fiel es einem der Jungen ein zu rufen: „Eins, zwei, drei, Feuer!“ Es erfolgte kein Schuß, aber auf das bloße Wort ſprengte der Offizier mit ſeiner Truppe ſchneller davon, als er gekommen war. Die Jungen lachten höhniſch hinterher und auch die Frauenzimmer mußten über den Vorgang lachen.

Ferner: Der Biſchof Neander, ein Verwandter von *, ward am 18., als er mit einer Deputation auf dem Schloſſe war, vom Könige ſehr ſchnöde behandelt und mit wüthigen Zornreden angelaſſen, gleichſam als ſei er ſelbſt ein Barrikadenkämpfer und Aufwiegler, ſo daß der Biſchof mit ſtarken Worten ſich vertheidigte und in höchſtem Unwillen und größter Erbitterung nach Hauſe kam. Am andern Morgen, nachdem das Schießen etwas aufgehört hatte, ſchickte der König nochmals mit grimmigen Mahnungen den Mahler Henſel zum Biſchof: wenn die Barrikaden nicht augenblicklich abgetragen würden, ſo werde er wieder Befehl zum Schießen geben. Der Biſchof fragte mit heftigem Zorn: ob denn der König meine, daß er darin etwas zu ſagen habe? das ſei ja der größte Unſinn! Die Biſchöfin riß ſich in der Wuth über die alberne Botſchaft die Haube vom Kopfe.

(Am 18. April 1852 erzählt.)

Am 18. März 1848.

Ein armer Teufel von Theologe sah die Unruhe des 18. März als gute Gelegenheit an, seinen Eifer für den König an den Tag zu legen. Seine Versuche, zum Volke zu reden, mißlangen aber völlig, und er kam mit genauer Noth ungeschlagen fort. Da dachte er, an solchem Tage sei ein treues Herz unschätzbar für den König, und drängte sich zum Schloß. Hier aber hatte er das Unglück, unter die Gefangenen zu gerathen, die in die Schloßkeller eingesperrt und dann nach Spandau gebracht wurden, unter Fußtritten, Kolbenschlägen und sonstigen Mißhandlungen, bei denen er sich damit zu trösten suchte, daß er sich sagte, er leide das alles für den König. Fräulein Johanna Neander kennt den armen Teufel.

Zum 18. März 1848, Mittags.

Der ehemalige Minister Graf von Alvensleben erzählt, er sei es gewesen, der dem Könige den Befehl, daß General von Prittwitz den Oberbefehl der Truppen führen solle, gleichsam abgedrungen, ihm fast die Hand dazu geführt habe, das heißt zur schriftlichen Ausfertigung. Dem Könige wurde gemeldet, die Bürger (in der Hofsprache die Meuterer) begehrten durch das Schloß durchzuziehen, was man unmöglich gestatten dürfe; General von Pfuel sei nicht zu finden — auch hatte dieser schon früher jenen Durchzug für zulässig erklärt —, aber Prittwitz sei da —, der König willigte ein, daß der den Befehl führe, da jedoch trat Alvensleben vor und meinte, so ginge das nicht, der König müsse dies schriftlich aussprechen; der König wollte nicht dran, rief: „Mein Gott, was soll ich denn thun!“ sagte:

„In der Galerie iſt ja Prittwitz zugegen, ſagen Sie's ihm doch mündlich!“ Aber Alvensleben beſtand auf ſchriftlicher Ausfertigung, die dann ganz kurz auf einem Blatt Papier ertheilt wurde. So weit Alvensleben. Wer aber dem Könige gemeldet, daß die Meuterer eindringen wollten, daß Pfuel fehle, wer ihm Prittwitz vorgeſchlagen, davon ſagte er nichts, hingegen fügte er hinzu: „Wenn auch Pfuel dageweſen wäre, würde ihm doch die Befehlführung abgenommen worden ſein, es wäre alles eben ſo gekommen.“

(Berlin, April 1848.)

Als jemand über den unglaublich geringen Verluſt ſich wunderte, den die Gardetruppen in den Straßenkämpfen des 18. März in Berlin erlitten haben ſollen, erwiederte man ihm trocken: „Bei der Garde iſt das ſo Sitte, ſie verliert immer wenig, im Befreiungskriege 1813—1815 hat ſie faſt gar nichts verloren.“

(Mai 1848.)

(Zum 18. März 1848.) Sonnabend, den 8. April 1848.

Heute habe ich mit General von Pfuel und einigen andern Zeugen die genauere Zeitangabe der Vorfälle am 18. auf dem Schloßplatze dahin ermittelt und feſtgeſtellt, daß die Bewilligungen des Königs, durch die ſich alles in Jubel und Freude zu löſen begann, gleich nach 2 Uhr Nachmittags geſchehen, General von Pfuel gegen $2^1/_2$ das Schloß unter dem tauſendſtimmigen Leberuf des Volkes

verließ, gegen 2¾ auf der Bank ankam, nach ungefähr 10 Minuten den neuen Tumult vernahm, um etwa 3¼ wieder auf dem Schlosse war — denn etwa eine Viertelstunde war er in der Wohnung des Bürgermeisters Krausnick aufgehalten worden —, und da vernahm er denn, durch den Generaladjutanten von Neumann, daß der König, gleich nachdem Pfuel den Rücken gewendet, den Befehl über die Truppen dem General von Prittwitz übertragen habe, der denn die bekannten Angriffe Statt finden ließ.

---

18. März 1848.

Gedruckt und zum Maueranschlag bestimmt eine Bekanntmachung des Generaladjutanten von Neumann, wodurch erklärt wird, es hätten sich der durch Zeugen erhärteten Angabe, daß die Reiterei nur im Schritt und mit eingesteckter Waffe am 18. auf den Schloßplatz vorgerückt sei, andre Aussagen entgegengesetzt, welche behaupteten, dies sei im Galopp und mit geschwungenem Säbel geschehen. Eine strenge Untersuchung sei angeordnet, um, wenn letzteres wahr erfunden würde, die Schuldigen streng zu bestrafen.

Das Blatt wurde zu spät fertig und der öffentliche Anschlag unterblieb. Ich habe es aber gedruckt gesehen, in größten Lettern, aus der Decker'schen Druckerei.

Zum 18. März 1848.

Daß am 18. März bei dem Kampfe gegen das Volk einzelne Truppenabtheilungen zum Volk übergegangen seien,

hat sich nicht bestätigt, obschon dies allgemein verbreitet war und auch von sonst wohlunterrichteten Männern, zum Beispiel General von Pfuel, Minister von Canitz, als wahr angenommen wurde. Mehrere Tage nach dem Kampfe nannte Canitz gegen mich die Neuchateller Schützen, denen jenes Uebergehen hauptsächlich vorgeworfen wurde, „die schändlichen, verfluchten Jungen!“ Gewiß aber ist es, daß einzelne Soldaten übergingen und nachher in Bürgerkleidung auf den Barrikaden mitfochten. Entschiedene Thatsache ist es auch, daß ganze Trupps von Soldaten an mehreren Stellen sich dem Kampf entzogen, in die Häuser gingen und nicht wieder herauskamen, ja dem Ruf ihrer Offiziere nicht folgten, wenn diese sie wieder auffanden. Das haben mir Offiziere mit bitterer Klage erzählt. Pfuel war entschieden der Meinung, bei fortgesetztem Kampfe würden die Truppen schaarenweise ermattet und übergegangen sein.

Zum 18. März 1848.

Ein Schlosser, der hier jetzt im Hause arbeitet, erzählt ganz behaglich, wie er am 18. März mitgekämpft, und zwar unter Anführung des Herrn Eichler, der auf dem Tönhofsplatz ein Feuer angezündet hatte, wo gleichsam sein Hauptquartier war, und von wo aus er den Kampf an allen nächsten Barrikaden durch seine Befehle leitete. Bald war er bei der einen, bald bei der andern, am meisten doch bei seinem Feuer, wo die Kugeln häufig einschlugen, er aber unausgesetzt seine Anordnungen traf, die Streitkräfte vertheilte, den Kampf nach eingehenden Meldungen bald verstärkte, bald beschränkte, auch hatte er sich mit

entfernteren Kampfſtellen in Verbindung geſetzt. Pünktlich wurde ſeinen Befehlen gehorcht, jederman folgte ſeinen Anordnungen, nur in Einem Stücke nicht ganz, im Genuſſe geiſtiger Getränke! Die Einwohner brachten den Kämpfern Speiſe und Wein und Branntwein und Kaffee. Eichler beſchwor ſie, nur Kaffee zu trinken, aber keinen Branntwein, durch den ſie bald des Streites unfähig würden. Eine Zeit lang ging es, aber als die Nacht kalt wurde, die Stunden langſamer verfloſſen, da griffen die Leute auch zum Branntwein, und am frühen Morgen lagen ihrer einige Dutzend betäubt umher, die Truppen drangen vor, ſtachen mehrere der Schlafenden nieder, und Eichler mußte vom Dönhofsplatze weichen und zog in die nächſte Barrikade, wo er ſich wieder behauptete. Er hatte ſeine Stimme mit ſolcher Anſtrengung gebraucht, daß er zuletzt gar keinen Ton mehr hatte, ſondern nur leiſe flüſtern konnte.

(Geſchrieben am 24. September 1848.)

In der Nacht vom 18. zum 19. März 1848.

Der Major von Lauer, Adjutant des Prinzen Waldemar, erzählte: Der König und die Königin ſollten fliehen, da rief die Königin: „Ich will auch einmal ſprechen! Der König hat ſo richtiges Gefühl; wenn er ihm folgt, hat er immer Recht. Will er fliehen, ſo werde ich mit ihm gehen; will er bleiben, ſo bin ich bereit, auch hier alles mit ihm zu theilen!“

Zum 18. März 1848.

Der Miniſter von Bodelſchwingh hatte einen großen Theil der Zugeſtändniſſe des Königs vom 18. März ſchon

eine ganze Weile in der Tasche, hielt aber damit zurück, um später desto wirksamer mit ihnen hervorzutreten; er wollte den Sturm erst dahin kommen lassen, daß die andern Minister weichen müßten, er allein übrig bliebe und dann als Retter aufträte und nun mit Zustimmung des Volks als Meister die ganze Leitung der Dinge führte. Er hat sich aber sehr verrechnet!

Am 19. März fehlte durchaus der Meister, der in dieser Verwirrung klar gesehen und richtig geleitet hätte.

Zum 18. März 1848.

Mir erzählte heute Herr Dr. Carové, er wisse es aus der vertrautesten, sichersten Quelle, daß der Prinz von Preußen es war, der dem General von Prittwitz Mittags am 18. März den Befehl überbrachte, anstatt Pfuel's die Befehlführung über die Truppen zu nehmen, wobei Prittwitz noch anfangs zauderte, weil er ja nicht der älteste der anwesenden Generale sei.

Deßgleichen erzählte Dr. Carové, ein junger Student, Herr *, der bald nach den Kampftagen Berlin verlassen habe und nach Heidelberg gekommen sei, habe ihm dort ganz unbefangen gesagt, er sei auf dem Platze gewesen, als ein Offizier an die Reiterei (Mittags am 18. März) herangesprengt sei und ihr den Befehl zugerufen habe: „Einhauen! Einhauen!", was denn auch sogleich in vollem Rennen geschehen sei.

(Berlin, den 11. August 1848.)

Zum 18. und 19. März 1848.

Tapezier K. erzählte mir heute seine Erlebnisse in den Märztagen. Er wohnte in der Kronenstraße, und vor seiner Wohnung standen die Truppen im Kampfe. Die Soldaten, sagte er, wollten auf das Volk nicht schießen, und viele schossen blind, indem sie von den Patronen die Kugeln abbissen und wegwarfen; solcher abgebissenen Kugeln lagen am nächsten Morgen (am 19. März) eine Menge auf der Straße, wurden von den Bürgern eingesammelt, und von Herrn K.'s Leuten werden noch heute mehrere zum Andenken aufbewahrt.

Die Barrikaden auf dem Alexanderplatze, die nicht genommen wurden, vertheidigte der Rittmeister B., früher Adjutant Wrangel's, dann außer Diensten. Er hatte gleich im Beginn des Kampfes eifrigst mit seinen beiden Söhnen die Parthei des Volks ergriffen.

(Freitag, den 18. August 1848.)

Zum 18. März 1848.

Der Umstand, daß die Reiterei, die von der Stechbahn her unvermuthet auf den Schloßplatz und das unbewaffnete Volk einritt, nicht mit eingesteckter Waffe und im Schritt, wie die Königliche Proklamation sagt, sondern mit gehobenem Säbel und im Galopp vordrang, ist durch zahllose Augenzeugen, durch unverdächtige und auch durch solche, die der Hofparthei angehören, als unzweifelhafte Thatsache erwiesen. Ich habe das Thema gewiß mit fünfzig Personen durchgesprochen. Diejenigen, welche die Sache läugnen, müssen sich zuletzt dahinter flüchten, daß die Reiterei von dem Platze, wo sie stand, in jener Verfassung

aufgebrochen, geben aber zu, daß ſie in der andern auf den Schloßplatz hervorgebrochen ſein könne, eine Unterſcheidung, die grade beweiſt, was ſie läugnen ſoll! Sogar der Graf von Königsmarck, den man beſchuldigt, den Befehl zum Vordringen mit eigenmächtiger Schärfung überbracht zu haben, lächelte behaglich über den Zweifel und meinte, man habe wohl mit dem Geſindel noch erſt viel Umſtände machen ſollen?

Nacht vom 18. zum 19. März 1848.

Der Lieutenant von Lupinsky vom Garde-Schützen-Bataillon war mit vier Schützen und zwei Grenadieren vor diejenige Thüre des Königlichen Gemachs kommandirt, durch die man in das Zimmer ging, wo alle Welt beim Könige vorgelaſſen wurde. Er empfing ſchriftlichen Befehl, unter keinen Umſtänden, was auch vorgehen möge, Gewalt zu brauchen. In der Nacht vom 18. zum 19. März kam der König und fragte einen der Schützen, was für Befehl ſie erhalten hätten? Die Antwort war: „Einen ſehr traurigen! aber wir, die ſechs Mann, haben uns das Wort gegeben, daß nur über unſre Leichen der Weg zu Ew. Majeſtät führen ſoll.“ Dabei ſtanden ihm Thränen in den Augen. Der König wiſchte ſich die Augen und ſagte: „Ja, ich muß, ich habe den Befehl unterſchrieben (ſich den Kopf haltend), es ſind traurige Zeiten; ich habe es immer geſagt, aber ſie haben es nicht glauben wollen! Ich weiß, ihr ſeid mein braves Militair.“

Lupinsky und die ſechs Mann blieben bis Dienstag (21. März) im Schloß in Zivilkleidern, mußten aber, als ſie erkannt wurden, dennoch fortgehen.

Lupinsky hörte alle Unterredungen mit an. Beim ersten Kanonenschuß fiel die Königin dem Könige zu Füßen und bat um Gottes willen, er möge nicht schießen lassen: „Fliehen wir", rief sie, „wir haben keine Kinder, wir haben Vermögen genug." Fünfmal ging der König mit der Königin am Arm, von einem Jäger mit einer Mappe begleitet, nach der Seite des Lustgartens hin, wo im Schloßhofe die gepackten Wagen bereit standen, — fünfmal kamen sie nach einer Viertelstunde wieder; der Major von Vincke — auch Andre noch — ging ihnen nach und holte sie gewissermaßen zurück.

Ueber die Beweggründe und Umstände der Flucht des Prinzen von Preußen nach dem 18. März ist Streit. Der Prinz behauptet, der König habe ihm befohlen wegzugehen, worauf er selbst aber dies schriftlich verlangt habe; der König sagt, dem Prinzen sei angst geworden, und er habe gewünscht fortzugehen. Gewiß ist, daß der Minister Graf Stolberg, der, wie Canitz sagt, immer das Herz in den Hosen hat, erschrocken dem Könige gemeldet hat, des Prinzen Leben sei in Gefahr, man wolle ihn umbringen, da denn der König geantwortet, so möchte er doch fortreisen. (Am 9. Juli erzählt.)

In der Nacht vom 18. zum 19. März trat ein angesehener Mann hervor und bat den König flehentlich, er möchte doch Befehl geben, daß der furchtbare Kampf aufhöre, daß die Truppen das Feuer einstellten. Der König lag auf den Arm gestützt und schwieg. Da trat der Prinz

von Preußen heran und rief: „Nein, das soll nicht geschehen, nimmermehr! Eher soll Berlin mit allen seinen Einwohnern zu Grunde gehen. Wir müssen die Aufrührer mit Kartätschen zusammenschießen!“ Der König blieb auf den Arm gestützt und schwieg.

(Aus sehr zuverlässiger Mittheilung vom Hofe her.)

Zum 19. März 1848.

Der König befahl am 19. März Abends dem Prinzen fortzugehen, der Haß gegen ihn spreche sich zu heftig aus, man müsse das Aeußerste besorgen, die Republik werde ausgerufen werden. Der Major von V. schaffte einen Wagen, der Prinz und die Prinzessin setzten sich ein, V. stand als Bedienter hinten auf dem Wagen, und so fuhren sie in der Dämmerung in das Karlsbad vor dem Potsdamer Thor, wo sie bei Schleinitz einkehrten. Am frühen Morgen, eigentlich noch in der Nacht (sie hatten sich nicht zum Schlafen hingelegt), fuhren sie nach Spandau, der Prinz war etwas verwundert, er glaubte nach Potsdam zu kommen, blieb aber nun in Spandau den ganzen 20. März, unerkannt und verborgen; als aber auch Königsmarck sich einfand, ahndete man, daß der Prinz dort sein müsse. V. stellte dem Prinzen vor, daß es nöthig sei, den Grafen nicht bei sich zu behalten, sagte es dem Grafen selbst, und der Prinz entließ diesen. Nun ging es nach der Pfaueninsel, hier trennte sich die Prinzessin und kehrte nach Potsdam zurück; der Prinz, von V. bestimmt, der ihm vorstellte, daß er, wenn in's Ausland, durchaus nur nach England gehen dürfe, reiste nach Hamburg. Früher war von Magdeburg die Rede gewesen, ja von Potsdam, was aber sogleich wieder aufgegeben wurde. V. gab

dem Prinzen 400 Thaler, die er bei ſich hatte, und kehrte nach Berlin zurück, dem Könige zu berichten. Der König fragte, ob es wahr ſei, daß B. dem Grafen (fälſchlich) im Namen des Königs den Befehl gebracht, vom Prinzen wegzugehen? B. ſagte nein und erzählte das Wahre. Der König war auch gleich zufrieden und ſagte: „Ich weiß es ohnehin nur durch den Kotillon.“ Der König billigte die Reiſe nach England, und B. eilte dem Prinzen nach, den er aber erſt wieder in Hamburg traf, wo er bei dem Generalkonſul Oswald heimlich wohnte, nicht bei Hänlein, der von der Anweſenheit des Prinzen nichts wußte und ohnehin voll Furcht und Angſt und zu nichts zu brauchen war. Hier bekam B. auch die 400 Thaler zurück und ging wieder nach Berlin.

Königsmarck hatte dem Prinzen in Spandau geſagt, das Volk habe ihm, dem Grafen, ſeine Wohnung demolirt. Nur ein paar Scheiben jedoch ſind zerbrochen worden.

B. ſagte dem Prinzen in Hamburg, es ſei ein großes Unglück, daß er nicht ſchon ſeit zehn Jahren den Oberbefehl über die Truppen niedergelegt. Hierüber gerieth der Prinz in großen Zorn, ließ ſich aber die Gründe dieſer Meinung ausführlich herzählen.

Den Abzug der Truppen aus Berlin will der König nicht gemeint haben durch ſeinen Befehl, die Truppen zurückzuziehen; daß es aber geſchehen ſei, ſoll Bodelſchwingh bewirkt haben, der dem Einſpruche des Prinzen und des Kriegsminiſters von Rohr heftig entgegnet haben ſoll, den Befehl des Königs dürfe man nicht deuteln. (Dies ſcheint irrig, andre Berichte ſind genauer und glaubhafter.) Bodelſchwingh rief den anweſenden Offizieren befehlend zu: Reiten Sie, meine Herren, reiten Sie und verkünden Sie den Befehl des Königs!“ Ein letztes Bataillon wollte

man noch zurückrufen, aber der Befehl traf es nicht mehr in der Stadt. B. proteſtirt, er habe keinen ſolchen Befehl ertheilt oder überbracht.

(Aus des Majors von P. Mund, am 19. September 1848.)

Zum 19. März 1848.

In der Nacht zum 19., als die Sachen immer ſchlechter wurden und ganz verzweifelt ſchienen, fiel der König einmal rücklings in einen Lehnſtuhl, hob Augen und Hände zum Himmel und rief weinend: „O Gott, o Gott, haſt du mich denn ganz verlaſſen!“ Darauf war er einige Minuten wie betäubt, bis ihn eine neue Botſchaft wieder auftrieb.

In der Nacht zum 19. März 1848 ſagte die Königin, welche mit dem Könige mehrmals die Flucht zu nehmen dachte, zu ihrer Garderobenfrau Schwarz, ſie möchte nur ihre beſte Habe in einen Bündel zuſammenpacken und mitnehmen, denn „wenn wir fort ſind, ſo bleibt hier kein Stein auf dem andern, das Schloß wird niedergeriſſen!“

(So gut, als hätte die Frau Schwarz es mir ſelbſt erzählt!)

(Berlin, den 20. September 1850.)

Zum 18. und 19. März 1848.

Der Hofprediger * erzählt, er habe am 18. März im Dom nachmittags eine Trauung zu verrichten gehabt, bald ſei es in der Kirche unruhig geworden, man habe draußen Lärm gehört, und es ſeien Leute hereingeſtürzt mit der

Nachricht vom begonnenen Kampf; alles habe nun die Flucht ergriffen, er selbst habe nicht mehr nach seiner Wohnung (Oranienburger Straße) gelangen können, sei auf das Schloß geeilt und habe hier gezwungen aushalten müssen bis zum folgenden Tag. Er war meist mit dem König und der Königin zusammen, alles lief durcheinander, jeder that was er wollte, erschöpfte Bürger warfen sich auf's Sopha, Fremde setzten sich ungeladen an die Königliche Tafel, aller Rang, alle Etiquette war aufgehoben. Schilderung der Angst, der Verwirrung, der Verzagtheit und Unschlüssigkeit. Zehnmal wollten König und Königin fliehen, die Wagen standen bereit, der alte Prinz Wilhelm, als Kutscher verkleidet, wollte sie fahren, immer kehrten sie wieder um. Verzweiflung, Händeringen, Weinen, Flehen. Viele Kostbarkeiten wurden auf Kähne gebracht, die zum Theil noch in der Nacht abfuhren.

Am Morgen des 19., der ein Sonntag war, und als der Kampf nachzulassen schien, wollte der König, daß * in der Schloßkapelle den Domchor versammeln und Gottesdienst halten sollte; vergebens stellte * vor, daß der Domchor nicht herbeizuschaffen sei, daß er selber die Nacht kein Auge zugethan habe und ganz außer Fassung sei, der König kam mit der Königin in die Schloßkapelle, wo * einige Erbauungsworte vortrug, mehr wurde es nicht, und das Getümmel und die rathlosen Berathungen gingen auf's neue los. — Er hatte gemeint, ein Hohenzollern müsse mehr Muth und Fassung haben, als er hier gesehen; nicht nur der König, sondern auch der Prinz von Preußen und alle Prinzen hatten die größte Verzagtheit und Hülflosigkeit gezeigt.

Sonntag, den 19. März 1848.

Die „Staatszeitung" kam gestern durch alle Barrikaden glücklich an und brachte eine Proklamation des Königs, die alles bewilligt, deutsches Parlament, deutsche Flotte (!) sogar, konstitutionelle Verfassung! Er entsagt sogar seinen Lieblingsideen! Gestern, gestern früh diese Proklamation! Da wär' es Zeit gewesen, sie kam 8 Stunden zu spät! Der Kampf, ohne politischen Zweck, ist nach ihr nur noch einer der Wuth und Rache. Das Volk ist von furchtbarer Kampfbegier, die jungen Leute zeigten gestern einen Heldenmuth, der mich in Erstaunen setzte. Die Gräfin von Königsmarck sprach mit ihnen, sie fand sie fein und artig, sie versprachen, sie und ihr Haus zu schützen, sie nannten ihr sogar ihre Namen. Später aber flüchteten doch alle Frauen — Königsmarck's, Witzleben's, Canitz'ens — in das Haus, wo der Präsident von der Reck wohnt.

Heute früh ein neuer Maueranschlag, eine Proklamation des Königs, „geschrieben in der Nacht vom 18. auf den 19", erklärt, verspricht auf's neue, in den beweglichsten Bitten, alle Truppen sollen zurückgezogen, nur die Königlichen Gebäude zum Schutz besetzt werden.

„An meine lieben Berliner!

„Durch mein Einberufungspatent vom heutigen Tage habt Ihr das Pfand der treuen Gesinnung Eures Königs zu Euch und zum gesammten teutschen Vaterlande empfangen. Noch war der Jubel, mit dem unzählige treue Herzen mich begrüßt hatten, nicht verhallt, so mischte ein Haufen Ruhestörer aufrührerische und freche Forderungen ein und vergrößerte sich in dem Maße, als die Wohlgesinnten sich entfernten. Da ihr ungestümes Vordringen bis in's Portal

des Schlosses mit Recht arge Absichten befürchten ließ und Beleidigungen wider meine tapfern und treuen Soldaten ausgestoßen wurden, mußte der Platz durch Kavallerie im Schritt*) und mit eingesteckter Waffe**) gesäubert werden, und 2 Gewehre der Infanterie entluden sich von selbst, Gottlob, ohne irgend Jemand zu treffen. Eine Rotte von Bösewichtern, meist aus Fremden bestehend, die sich seit einer Woche obgleich aufgesucht, doch zu verbergen gewußt hatten, haben diesen Umstand im Sinne ihrer argen Pläne durch augenscheinliche Lüge verdreht und die erhitzten Gemüther von vielen meiner treuen und lieben Berliner mit Rachegedanken um vermeintlich vergossenes Blut! erfüllt und sind so die gräulichen Urheber von Blutvergießen geworden. Meine Truppen, Eure Brüder und Landsleute, haben erst dann von der Waffe Gebrauch gemacht, als sie durch viele Schüsse aus der Königsstraße dazu gezwungen wurden. Das siegreiche Vordringen der Truppen war die nothwendige Folge davon.

„An Euch, Einwohner meiner geliebten Vaterstadt, ist es jetzt, größerem Unheil vorzubeugen. Erkennt, Euer König und treuster Freund beschwört Euch darum, bei Allem, was Euch heilig ist, den unseligen Irrthum! kehrt zum Frieden zurück, räumt die Barrikaden, die noch stehen, hinweg und entsendet an Mich Männer, voll des ächten alten berliner Geistes, mit Worten, wie sie sich Eurem Könige gegenüber geziemen, und ich gebe Euch mein Königliches Wort, daß alle Straßen und Plätze sogleich von den Truppen geräumt werden sollen und die militairische Besetzung nur auf die nothwendigen Gebäude, des Schlosses, des Zeughauses

*) **) Anmerkung von Varnhagen. Falsch; im Galopp und mit gehobenem Säbel.

und weniger anderer, und auch da nur auf kurze Zeit beschränkt werden wird. Hört die väterliche Stimme Eures Königs, Bewohner Meines treuen und schönen Berlins, und vergesset das Geschehene, wie Ich es vergessen will und werde in Meinem Herzen, um der großen Zukunft willen, die unter dem Friedenssegen Gottes für Preußen und durch Preußen für Teutschland anbrechen wird.

„Eure liebreiche Königin und wahrhaft treue Mutter und Freundin, die sehr leidend darniederliegt, vereint ihre innigen, thränenreichen Bitten mit den Meinigen. — Geschrieben in der Nacht vom 18.—19. März 1848.

Friedrich Wilhelm."

Die Leute reißen die Proklamation ab, sie sagen, das sei zu spät, die Worte helfen nichts mehr, man habe das Volk verrätherisch überfallen und gemetzelt. Sie wollen die Truppen hinausschlagen, sie wollen Feuer anlegen. (Truppen aus Stettin sind angekommen.) Es ist diesen Morgen schon wieder geschossen worden, in der Neuen Königsstraße sollen die Bürger Kanonen haben, die Neuchateller und andere Soldaten zu ihnen übergegangen sein. — Die Leute nehmen die nicht bezwungenen Barrikaden ruhig auseinander und die Straßen sind gangbar.

Ich ging zur Bank, wo gestern auch Barrikaden, aber die Truppen bald Meister waren. Unterwegs sprach ich den Rittmeister von Ehrenstein, der mit seinen Ulanen seit gestern Mittag auf dem Gendarmenmarkte hält. Die Truppen haben schrecklich Schaden gelitten; viele Todte und Verwundete, darunter viele Offiziere; sie sollen auch ihrerseits entsetzlich gewüthet haben, gegen Wehrlose, gegen schon Gefallene.

Schwarzrothgoldene Fähnchen wehen noch bei den

eingeriſſenen Barrikaden, auch auf dem einen Gendarmenthurm eine ſolche.

Ein Herr kam vom Schloſſe, ſagte, daß Offiziere mit weißen Tüchern wehend umherreiten, das Volk dem Könige Hoch ruft. Ein Offizier kommt eben und ruft die Truppen ab, die beim Generalſtab ſtanden, ein Bataillon zieht vorbei unter Hurrahgeſchrei, ſie ziehen alle aus der Stadt. — Aber am Oranienburger Thore und in der Prenzlauer Straße ſoll man ſich wüthig ſchlagen, in letzterer Straße haben die Bürger geſtern fünf Kanonen genommen, die will man wieder haben! — Stadtverordneten Georg Reimer geſprochen, Herrn Alexander Duncker. — Das Polengefängniß wurde geſtern angegriffen, hielt ſich aber. Viele Polen ſollen im Volke thätig, manche ſchon gefangen ſein. —

Bettina von Arnim kam gegen Mittag mit Giſela und Herrn Settegaſt. Sie waren beim Schloſſe. Alle Miniſter haben abgedankt, der König den Bürgern wiederholt zugeſprochen; die Bürger verlangten aber Bewaffnung, und daß die Gefangenen herausgegeben werden; die in den Schloßkellern ſind ſogleich freigelaſſen, aber auch die nach Spandau abgeführten will man haben. Die Bürger haben den General von Möllendorff gefangen und halten ihn als Geißel feſt. — Savigny war bis zum Augenblick in dummer Verblendung. —

Es regnet und die Straßen ſind leer. — Mancherlei Erzählungen. Die Truppen ziehen ab, Bürgerwehr beſetzt alle Poſten, auch das Schloß; ſie ſehen kräftig und muthig aus.

Sonntag, den 19. März 1848.

Die Vorgänge haben etwas Wunderbares. Zehn, zwölf junge Leute, entſchloſſen und todbereit, haben Barrikaden

mit wohlgezielten Schüſſen, hinter den Barrikaden hervor, aus den Fenſtern der Häuſer, mit Steinhagel von den Dächern herab, ſiegreich vertheidigt gegen Kanonen, Reiter und Fußvolk, ganze Regimenter mußten mit Verluſt weichen. Die eigentlichen Kämpfer waren wenig zahlreich, die Gehülfen aber willig und die Maſſe günſtig, ſo konnte es geſchehen, daß 20,000 Mann Truppen nichts ausrichteten! Das Hiſtoriſche in der Proklamation iſt grundfalſch, nicht „im Schritt und mit eingeſteckter Waffe" wurde der Schloßplatz „geſäubert", ſondern mit gehobenem Säbel und im Galopp! Hundert Zeugen betheuern das. Aber man ſagt dem Könige die Wahrheit nicht, der Hohn, welcher den verhängnißvollen Befehl geſteigert hat und ſo gewaltſam ausführen ließ, ſoll um jeden Preis gedeckt werden, drum macht man lügenhafte Berichte. Ueber dieſe falſchen Angaben ſind die Bürger furchtbar erbittert. Der König war alſo nicht Herr der Stadt, ſeine Truppen waren nicht ſiegreich. Aber doch immer iſt es ein Räthſel, daß ſie wie nach einer Niederlage abziehen! Im Grunde war es eine für den König, wenn auch der Sieg entſchiedener geweſen wäre. Die Hofoffiziere, die Ariſtokraten alle ſind wüthend über die Schmach, ſie kochen Grimm und Haß!

Heute wurde nah beim Schloſſe eine Leiche aus einem Hauſe gebracht. „Meine Herren, den Hut ab! es iſt Bürgerleiche!" Ein Leiterwagen war zur Hand. „Was! für dieſe Leiche? Eine Königliche Kutſche her!" Sie mußte geholt werden. Der König wird jeden Augenblick auf den Balkon gerufen, um die Leichen zu ſehen, die man ihm bringt. Er muß alles thun, was gefordert wird.

Auf dem Schloßhofe ſtanden den Tag über geſtern die Königlichen Reiſewagen gepackt. Der König hatte die rhei-

niſchen Deputirten ſchlecht aufgenommen, Herr von Wittgenſtein ſtellte ihm nachdrücklich vor, daß die Provinz in größter Gährung ſei. Der König wollte die Sache überlegen, Wittgenſtein ſagte: „Da iſt nichts zu überlegen, nur zu gewähren“. Nun, wir ſprechen morgen weiter! „Nein, ſogleich iſt ein Entſchluß nöthig.“ Nun denn in einer Stunde. „Dieſen Augenblick iſt alles zu thun, denn im nächſten iſt es zu ſpät.“ Darauf verhieß der König alles. Er hatte den Landrath von Vincke durch Stafette herbeigerufen, der kam an und mußte im Reiſeſtaub gleich zum Könige, dem er Weſtphalen als furchtbar erregt ſchilderte; er fügte hinzu: „Ich kann nicht ſagen, wie ſchmerzlich es mir war, in Berlin unter Kanonendonner einzufahren!“ Zwei anweſende Generale (einer dieſer Generale war Leopold von Gerlach) lachten dazu. Vincke drehte ſich nach ihnen um und ſagte ſtark: „Wer über dieſen Kanonendonner lachen kann, der iſt ein ſchlechter Preuße“. Der König ſagte: Es hat auch niemand gelacht. „Ja, dieſe beiden Herren haben gelacht, und es iſt unpaſſend und ſchlimm, daß es geſchehen kann!“ Der König wollte Vincke'n begütigen, lud ihn auch zum Abendeſſen; er antwortete: „Nein, Ew. Majeſtät, ich ſoupire nicht“, und ging.

Vorher hatte noch ein Zivilbeamter die Frechheit, Vincke'n zu ſagen, das danke man alles ſeinem ſchändlichen Landtage! Vincke fragte: „Wer iſt der Herr?“ Man ſagte es ihm, da verſetzte er nachdrücklich: „Nun, Herr von *, ſo muß ich Ihnen ſagen, daß es falſch und ſchlecht iſt, über eine der heiligſten Inſtitutionen des Staates in ſolcher Art vor dem Könige zu ſprechen!“

Der Handſchuhmacher Wernicke unter den Linden hatte vorbeiziehenden Truppen zwei Barrikadenhäupter gezeigt, die ſogleich verhaftet wurden, aber das Volk befreite ſie wieder.

„Mit dem Verräther werden wir morgen ſprechen, heute wollen wir unſer Werk ausführen.“ Sie haben heute ſeinen Laden zerſtört, ſeine Handſchuhe zerriſſen; auf dem Laden ſteht mit Kreide: „Schon beſtraft“. Es werden heute noch einige ſolche Verübungen geſchehen ſein. Auch gegen einige verhaßte Univerſitätsleute ſcheint etwas beabſichtigt zu werden, die Spione Henning und Hirſch ꝛc.

Ein Student, der bei uns bei den Barrikaden ein Hauptmann war und vom Dach herab Steine auf die Soldaten ſchleuderte, war die Nacht einmal zu Bettina gegangen und hatte ihr bekannt, das Herz habe ihm geblutet, die unſchuldigen Leute zu beſchädigen, aber die Sache des Vaterlandes und der Freiheit habe es verlangt. Er traf noch in der Nacht dieſelbe Truppe, die matt und niedergeſchlagen an einem Wirthshauſe ſich erquicken wollte, und er ließ den Leuten Schnaps und Brot geben!

Zum 19. März 1848.

Zuerſt wurden ſechs bis ſieben Leichen von der Breiten Straße her nach dem Schloß angefahren, die blutigen Wunden aufgedeckt, bekränzt mit Blumen und Laub. Die begleitende Volksmenge ſang Lieder und ſchrie; der König ſoll die Leichen ſehen, hieß es. Auf den gebieteriſchen Ruf erſchien der König auf dem Altan, der nach dem Schloßplatz hinaus führt. (Er hatte erſt gezweifelt, auf Pfuel's Zureden trat er vor. Der Prinz von Preußen wollte folgen, Pfuel hielt ihn zurück, der Prinz ſah ſich um, zu ſehen wer ihn hielt, und blieb zurück.) Alles hatte den Kopf entblößt, nur der König die Mütze auf; da hieß es gebieteriſch: „Die Mütze herab!“ und er nahm ſie ab. Die Leichen wurden dann durch das Schloß durch nach dem Dom

gefahren. Alle folgenden eben ſo; dieſe aber machten auf dem innern Schloßhof Halt, und hier mußte der König ebenfalls wiederholt auf der Galerie erſcheinen, die Leichen grüßen und vieles anhören. Endlich wurde ein geiſtliches Lied angeſtimmt, — „Jeſus meine Zuverſicht“, und damit beſchloß der furchtbare Auftritt, die ganze Volksmenge ſang mit und ſchien verſöhnt. Der König durfte ſich erſchöpft und vernichtet zurückziehen. Die Oertlichkeit nach den ſorgfältigſt erfragten Angaben feſtgeſtellt.

(14. März 1852.)

Am 19. März 1848.

Das Volk im Schloßhofe ſchrie heftig um Loslaſſung der Gefangenen, ſowohl der noch in den Schloßkellern aufbewahrten, als der nach Spandau ſchon abgeführten. Der König mußte vortreten und das Verlangen gewähren. Er rief: „Nun, die ſollt Ihr haben!“ Und fügte den ſchlechten Spaß hinzu: „Ich weiß aber nicht, ob ſie Euch noch gefallen werden!“ Man wußte ſchon, daß ſie furchtbar zerſchlagen, geſchändet und gebunden waren, man gerieth in Wuth über dieſen Scherz des Königs; nun erſt wurden die Leichen gebracht, er ſolle ſehen, ob ihm die gefielen, rief man laut, und nun erfolgte der ſchauderhafte lange Vorgang dieſer Leichenſchau, die der König (die Königin wollte ihn nicht verlaſſen) beſtehen mußte; „Mütze herunter!“ rief man ihm gebieteriſch zu und er mußte die ganze Zeit baarhaupt bleiben.

(Aus zuverläſſiger Quelle von Augenzeugen.)

Am 19. März 1848.

Am 19. März, ehe der Prinz von Preußen durch den Ausbruch des Volkshasses gegen ihn zur Flucht gezwungen wurde, fand zwischen ihm und dem Könige noch ein heftiger Auftritt Statt. Der Prinz warf dem Könige mit bittrem Hohne Feigheit vor; der König weinte vor Wuth und sagte: „Ich bin verrathen, aber nicht feig, verrathen von meinen Ministern und verrathen auch von dir, der du dich jetzt so erfrechst, daß ich dich sollte verhaften lassen und vor ein Kriegsgericht stellen!“ Der Zudrang derer, die den Prinzen beschworen, sich dem Sturm und der Wuth des Volkes zu entziehen, und denen er nun erschrocken nachgab, brachen den Bruderstreit ab. Gleich nachher weinte der König weichherzig und bedauerte seinen Bruder, der selbst ein Verführter sei.

(Aus zuverlässiger Quelle, am 10. Mai 1848.)

Am 19. März 1848.

Bürgermeister Naunyn und Stadtrath Duncker waren Sonntag den 19. März 1848 früh beim Könige, der König versprach, die Truppen zurückzuziehen; Herr von Arnim (der Pariser Gesandte, Arnim-Strick) wiederholte die Aeußerungen des Königs so, daß ganz etwas Andres daraus wurde, auch Andre redeten ein und die Verheißungen des Königs wurden beschnitten, verdreht; — nun winkt der König dem Grafen von Arnim und Bodelschwingh, alle drei gehen in's Kabinet des Königs; bald kommen die beiden Minister zurück, Bodelschwingh hat den Befehl des Königs in der Hand und sagt: „Seine Majestät zieht die Truppen zurück.“ Der Prinz von Preußen tritt heran und sagt: „Das heißt, wenn die Barrikaden

eingeriſſen ſind." Bodelſchwingh erwiederte: „Es iſt dies meine letzte miniſterielle Handlung, ich bringe den Befehl Seiner Majeſtät, wie er iſt." Viele reden und ſchreien nun. Der Prinz wiederholt: „Es verſteht ſich, die Truppen ziehen ab, ſobald die Barrikaden eingeriſſen ſind." Stadtrath Duncker verſetzte darauf: „Königliche Hoheit, wir Alle ſind Unterthanen des Königs, und dürfen an deſſen Willen und Worten nichts drehen oder verändern, Seine Majeſtät hat unbedingt befohlen." — So ging der Befehl endlich ab.

Den 19. März 1848. Nachmittags 4 Uhr.

Der König hatte bewilligt, daß die Truppen abzögen, unbedingt, nach dem Willen der Bürger aus der Stadt; der König aber will gemeint haben, aus den Straßen. Als er (zwiſchen 4 und 5 Uhr) wahrnahm, daß das Schloß nicht mehr von Truppen beſetzt ſei, rief er aus: „Um Gotteswillen, wo ſind die Truppen hin? Wer hat das befohlen?" Der General von Prittwitz antwortete: „Ich nicht, Ew. Majeſtät! Es müſſen unmittelbare Befehle an die einzelnen Abtheilungen ergangen ſein, ich habe nichts befohlen, die Truppen ſind mir aus der Hand gekommen!" Einige ſagen, der Major von Vincke, Andre der Miniſter von Bodelſchwingh habe den Wegzug der Truppen aus der Stadt angeordnet. Ich ſelbſt ſah einen Offizier, der mit weißem Tuche wehend durch die Straßen ritt und die Truppen, wo er deren fand, abziehen hieß. Allgemein glaubt man, daß der König doch in der Angſt ſo befohlen habe, wie er es bald nachher nicht gethan haben wollte.

Zum 19. März 1848.

Daß der König die Truppen zurückzöge, war Bedingung von Seiten der Bürger; die Straßen, das Schloß sollten geräumt werden, — ob auch die Stadt? war nicht so bestimmt ausgesprochen. Der König aber gab den Befehl unbedingt, die Truppen sollten aus der Stadt ziehen, und es geschah. Bald darauf aber schämte er sich und that, als hätte er dies nicht befohlen, fragte verwundert den General von Prittwitz, der darauf antwortete, die Truppen seien ihm aus der Hand gekommen! So blieb es denn angenommen, der König habe nicht die Räumung der Stadt befohlen, ein unseliges Mißverständniß sei daran schuld. Wenn aber dem Befehlshaber wirklich ohne sein Wissen die Truppen „aus der Hand kommen", und kein Höherer hat es befohlen, so muß er doch die Verantwortung tragen. Nun aber ist dem General weder vom Könige selbst noch von andern Generalen und Offizieren der geringste Vorwurf gemacht worden, natürlich, da jener und diese den wahren Zusammenhang wohl wissen!

Man brauchte nur die Offiziere zu fragen, die Nachmittags mit weißen Tüchern herumritten und den einzelnen Truppentheilen den Befehl brachten, aus der Stadt zu marschiren, von wem sie den Befehl empfangen und wie er gelautet? —

(Aus Mittheilungen B.'s, K.'s u.)

Zum 19. März 1848.

Der Gendarmerie-Oberst T. war zugegen, als der Prinz von Preußen am 19. März auf dem Schlosse, nachdem er gehört, daß der König befohlen, das Militair solle abziehen, ganz außer sich den König

angeſchrieen hat: „Bisher hab' ich wohl gewußt, daß du ein Schwätzer biſt, aber nicht, daß du eine Memme biſt! Dir kann man mit Ehren nicht mehr dienen!“ Und damit warf er ihm den Degen vor die Füße. Der König, auch außer ſich, rief: „Das iſt zu arg! Du kannſt nicht hier bleiben, du mußt fort!“

Die Soldaten fraterniſirten wirklich ſchon mit dem Volke, tranken Kaffee mit den Bürgern, verſprachen nicht mehr zu ſchießen, verlachten die Offiziere. Darum zog man die Truppen aus Berlin!

Dies alles hat der Oberſt T. gleich am 20. März mit allen Umſtänden erzählt.

Zum 19. März 1848.

Wieſo zogen die Truppen, anſtatt nur in ihre Kaſernen zurückzugehen, gänzlich von Berlin ab und ließen den König im Schloß unbeſchützt?

Die erſte Erklärungsart iſt, der König habe in der Angſt es befohlen, dann ſich deſſen geſchämt und getan, als ob es die Schuld der Andern wäre; die Antwort des Generals von Prittwitz, „Sie ſind mir aus der Hand gekommen“, hätte wohl eine ſtrenge Unterſuchung zur Folge haben ſollen, wie denn das möglich geweſen ſei, ohne ſeine Schuld; aber es erfolgte nichts.

Andre meinen, es habe gar keine Befehlgebung mehr beſtanden, man habe geſagt und gehört, die Truppen ſollten fort, da ſei jeder Führer mit den ſeinigen hinausgezogen.

Eine dritte Meinung behauptet, Prittwitz habe abſichtlich den König dem Volk überlaſſen wollen, zur Strafe für ſein feiges Nachgeben.

Keine von dieſen Erklärungsarten ſchließt die andre gänzlich aus, es hat hier Vielartiges zugleich eingewirkt. Eine unſrer höchſten Militairperſonen gab mir ſpäterhin noch einen wichtigen Grund an, der wenigſtens mitgewirkt und manche Führer leichter in die Maßregel willigen ließ, aus der Stadt wegzuziehen; man habe nämlich gefürchtet, die Truppen würden mit dem Volke ſich verbrüdern, deſſen Jubel theilen ꝛc., wovon ſchon während des Kampfes manche bedenkliche Zeichen zu ſehen geweſen ſeien.

Noch wird geſagt, der Prinz von Preußen habe in heftiger Leidenſchaft, als er hörte, die Truppen ſollen ſich zurückziehen, wüthend ausgerufen: „Nun, ſo ſollen ſie ganz und gar zurück und aus Berlin hinausmarſchiren!“ Dieſer Befehl — obſchon der Prinz eigentlich nichts zu befehlen hatte — wurde befolgt.

Bei den Unruhen in Breslau im März 1848 war der kommandirende General Graf von Brandenburg ganz rath- und muthlos. Er war auf dem Rathhaus und ſah ſchweigend mit an, daß die tobende Menge den König laut ſchimpfte, das Bild deſſelben an eine Schandſäule hing und mit Koth bewarf. Das Einzige, was er ſagte, war, daß er meinte, hier ſei Lebensgefahr, und daß der Oberpräſident von Wedell, der mit ihm den Aufruhr anſah, eiligſt Breslau verlaſſen und flüchten ſolle. Der arme Teufel folgte dem Rath, kam nach Berlin, wurde hier ſchlecht empfangen und verlor ſeinen Dienſt und Poſten in Schande! — Brandenburg hatte die Küraſſiere in ihre Kaſerne einſchließen laſſen, die Artillerie auf einer Inſel aufgeſtellt, beide Waffen daher unbrauchbar gemacht. Ein

altgedienter Offizier ließ ihn durch die Gräfin bitten, diese Fehler doch zu beſſern, aber es war ſchon zu ſpät.

(Von Augenzeugen.)

März 1848.

Der Kriegsminiſter General von Rohr wurde nach dem 18. März 1848 von Berliner Bürgern lebhaft angegangen, er möchte doch bewirken, daß die Garde von Potsdam wieder nach Berlin käme, es ſei zur Verſöhnung und Ordnung, man wolle die Feindſchaft zwiſchen Soldat und Bürger ſich nicht befeſtigen laſſen. Der Kriegsminiſter machte allerlei Einwendungen, die leicht widerlegt wurden. Endlich platzte er heraus: „Was hilft das alles! Die Gardeoffiziere wollen nicht, ſie wollen einmal nicht!“ Ein merkwürdiges Bekenntniß!

Beim großen Begräbniß erließ der Kriegsminiſter an den Landwehrfeldwebel Braß eine Ordre, den Berliner Landwehrmännern die Uniformen und ihre Fahne auszuliefern, damit ſie als Krieger mit ihrer Fahne voran den Zug mitmachen könnten. Es wurde durch zufällige Umſtände verhindert.

Rohr hatte, wie Alle, ganz den Kopf verloren und fügte ſich blindlings in die neue Ordnung der Dinge.

Zum 20. März 1848, Vormittags.

Der König ſagte zu *, er möchte ihm in ſein Kabinet folgen, ſetzte ſich, hieß ihn ſich ſetzen und ſchwieg. * redete ihn ein paarmal an, doch der König ſchwieg. Endlich nach einer neuen Pauſe brach er ſein Stillſchweigen. „Wie glauben Sie“, fragte er, „daß für einen gewiſſen

Fall hier fortzukommen wäre? Ich bin nämlich benachrichtigt worden, daß drei Vereine, jeder über fünfzig Mitglieder stark, sich gebildet haben, um mich zu ermorden, und wäre es nicht gut, jetzt gleich mich zu entfernen, ehe es vielleicht zu spät ist?" * suchte ihn zu beruhigen, meinte, die Gefahr sei vorüber u. s. w. Andre Personen traten ein.

Montag, den 20. März 1848.

Gestern allgemeine Erleuchtung der Stadt, Freudenschüsse bis tief in die Nacht. Jetzt schon solche Verschwendung des Pulvers? Sie können es noch nöthig haben! — Der König spricht endlich konstitutionell, giebt dem Grafen von Arnim Auftrag zur Bildung eines neuen Ministeriums. — Leider muß man gestehen, ohne die verrätherische Wuth, ohne die Dummheit, welche plötzlich den Frieden brach und auf die Bürger hauen und schießen ließ, stände es mit allen Gewährungen doch nur so so! Der blutige Kampf war das Glücksrad, aus dem das große Loos hervorging.

Ich ging mit Ludmilla unter die Linden, das Haus des Prinzen von Preußen sollte gestürmt werden, die Inschrift „Eigenthum der ganzen Nation" und die deutsche Fahne schützten; es wurden Reden gehalten. — Justizrath Crelinger ging mit uns. Alle Schilder der prinzlichen Hoflieferanten wurden abgerissen, die des Königs geachtet und mit Kreide als solche bezeichnet, die bleiben sollen. — In der Vossischen Zeitungsexpedition meinen Beitrag für die Bürger abgegeben.

General von Pfuel war nach der friedlichen Entscheidung, als die Bürger dem Könige Hoch riefen, aus dem Schlosse nach Hause (auf die Bank) geeilt, um sich umzu-

kleiden und ein Wort an seine Frau zu schreiben, aber gleich hört er Wuthgeschrei und Waffenruf. Er eilt mit Lebensgefahr nach dem Schlosse zurück, Stöcke und Degen wurden gegen ihn geschwungen. Keine halbe Stunde war er weg gewesen, aber diese hatte man zum brutalen verrätherischen Angriffe gebraucht! Er hörte, der Befehl der Truppen sei ihm abgenommen und dem General von Prittwitz übertragen, er gab sogleich seine Entlassung ein, der König ernannte ihn zum Inspekteur zweier Armeekorps. Bei dem ganzen folgenden Kampfe war Pfuel ohne Wirksamkeit, unter ihm hat kein Schuß fallen dürfen. Die allgemeine Ueberzeugung ist, daß der Prinz von Preußen und die aristokratischen Offiziere den Augenblick günstig fanden, ihre Wuth zu kühlen und das „Gesindel" zu Boden zu schmettern. Ein Ausruf des erschöpften Königs: „Ach ich kann nicht mehr! Schafft mir Ruhe, schafft mir die Leute weg!" — gar kein militairischer Befehl — diente zum Vorwand, der Prinz gab den Befehl einzuschreiten, und fügte leise hinzu: „Und nur tüchtig, blindlings und schonungslos!" Das will ein Schloßdiener gehört haben. Königsmarck war Ueberbringer des Befehls und verschärfte ihn noch. Alles das glauben die Leute zuverlässig zu wissen, die Annahme findet wenigstens in vorausgegangenen Reden nur allzu viel Grund! Daher ein furchtbarer Haß gegen den Prinzen und seinen ganzen militair-aristokratischen Anhang. Es scheint jetzt unmöglich, daß er zur Regierung gelangen könne.

Unser Haus ist fortwährend bedroht, man spricht von Brand, von Zerstörung wenigstens der Königsmarck'schen Wohnung. Man schafft Sachen fort. Ich allein bin noch in dem Hause, Alle sind geflüchtet, auch der Portier, der aus einem Kellerfenster geschossen haben soll.

General von Pfuel bei mir in Zivilkleidern, erzählt' mir seine Geschichte und vieles Andre. Er hat wie ein Mann gehandelt, standhaft, menschenfreundlich, tapfer, gegen die Federhut-Offiziere und ihr unseliges Haupt! — Kamarilla, Kamarilla! schändliches Gezücht, giftigster Feind aller Könige!

Wegen des Hauses eine deutsche Fahne aus dem Fenster gehängt, es geschah kein Angriff. — Abermals Erleuchtung. — Bürger- und Studenten-Patrouillen. — Nach Mitternacht Feuerlärm, blinder, aber Unruhe und Besorgnisse, man nahm Waffen zur Hand.

Zum 20. März 1848.

In der Nacht vom 19. zum 20. März war Berlin beleuchtet und hallte von Freudenruf und Freudenschüssen ob des errungenen Volkssieges. Den Ueberwundenen war dies natürlich ein Gräuel. In der Nähe des Schlosses war der Jubel am lautesten, zur Verzweiflung der Schloßbewohner. Der König schickte in den Hof zur Hauptwache der Bürgerwehr und ließ bitten, man möchte doch das Schießen einstellen, die Königin litte so schrecklich davon, ihre Nerven seien ganz zerrüttet. Die Bürgerwehr erklärte, sie könne dabei nichts thun, das Volk würde auf solche Zumuthung antworten, die Königin habe das mörderische Schießen der Truppen recht gut vertragen und nicht einstellen lassen, nun möge sie auch das harmlose Freudenschießen des Volkes ruhig hinnehmen.

„Allgemeine Preußische Zeitung" 1848.

Diesen Artikel hatte der Minister Graf von Arnim dem Zeitungsredakteur zugefertigt. Er erregte solchen Unwillen,

daß er verläugnet und der Redakteur Zinkeisen als unschuldiges Opfer seiner Amtsführung entsetzt wurde.

„Berlin, den 20. März. Wie am 15. d. M., so hatte sich hier auch am 16. gegen Abend eine große Menge von Menschen auf den Straßen versammelt, namentlich beim Zeughause und am Eingange der Linden. Bei der Fruchtlosigkeit gütlicher Aufforderungen zum Auseinandergehen mußte die Menge durch das Militair zerstreut werden, worauf denn auch die Ruhe nicht weiter gestört wurde.

„Am 17. erneuerten sich die Volkszusammenläufe nicht, vielmehr herrschte überall, auch am Abend, Ruhe und Ordnung, so daß Beides als vollständig wieder hergestellt betrachtet werden konnte.

„Als im Laufe des nächsten Vormittags die für Preußen und Deutschland so hoffnungsreichen Entschließungen Sr. Majestät des Königs, welche das Patent wegen beschleunigter Einberufung des Vereinigten Landtages ausspricht, und das volle Freiheit gewährende Gesetz über die Presse vom 17. d. M. bekannt wurden, verbreitete sich allgemeine Freude, die Straßen erfüllten sich ungewöhnlich, und namentlich hatte sich auf dem Schloßplatze Nachmittags die Menge versammelt, Se. Majestät den König mit Jubel begrüßend. Die von uns bereits gestern mitgetheilte Ansprache Sr. Majestät des Königs an die Berliner giebt die näheren Umstände an, welche den Gebrauch der Waffen veranlaßten. Das Vordringen der Truppen trieb die Massen zurück; die in den inneren Stadttheilen errichteten Barrikaden wurden meistens zerstört und gegen Tagesanbruch war ein weiterer Waffengebrauch nicht mehr nöthig. Tief beklagenswerth ist es, daß zahlreiche Opfer hierbei fielen. Das Militair hatte die Straßen inne und

hielt dieselben auch am gestrigen Morgen besetzt. Nachdem Namens der Bürgerschaft Sr. Majestät dem Könige die Bitte vorgetragen war, ihr die Aufrechterhaltung der öffentlichen Ordnung und Ruhe anzuvertrauen, wofür sie vollständige Bürgschaft übernehme, ertheilte Se. Majestät den Befehl, daß sich das Militair in die Kasernen zurückziehe. Nachdem diesem Befehle genügt war, geruhten Se. Majestät der König die Bildung einer Bürgergarde zu genehmigen, die auch sofort zusammentrat. Sie sammelte sich, begleitet von einer zahllosen Menge, im Schloßhofe, wo unter lautem Jubel dem Könige, der Königin und dem ganzen Königlichen Hause ein stets sich erneuerndes Lebehoch zugerufen wurde. Am Abend, wo die Stadt erleuchtet war, wogte die Menge umher, unter Jubel und Dank für den geliebten Landesvater, der es vorzog, durch Milde und Huld der Stadt die Ruhe zu sichern, anstatt mit der bewaffneten Macht.

„Das der Bürgerschaft geschenkte Vertrauen hat sich bewährt. Es wird sich ferner bewähren, und so möge mit Gottes Hülfe unter dem Schutze dieses Vertrauens, der Treue und der Eintracht zum Wohle Preußens und Deutschlands das zur Reife gedeihen, wozu die Großherzigkeit, Weisheit und der deutsche Sinn unseres geliebten Königs durch das ewig denkwürdige Patent vom 18. d. M. den Keim gelegt hat."

„Berlin, 21. März. Der in der gestrigen Nummer dieser Zeitung gegebene Artikel über die Ereignisse in der Hauptstadt hat Reklamationen gegen die Richtigkeit und Vollständigkeit des Thatsächlichen zur Folge gehabt. Die Redaktion sieht sich daher zu der Bemerkung veranlaßt, daß die in diesem Artikel enthaltenen thatsächlichen Mittheilungen keinen Anspruch auf Authenizität machen. Sie

behält sich vor, später, nachdem sie vollständiger über die Thatsachen unterrichtet sein wird, auf diese Ereignisse zurückzukommen."

Dienstag, den 21. März 1848.

Reichhaltiges „Extrablatt der Freude" zur „Vossischen Zeitung" von gestern, lebendige Schilderung des Heldenkampfes am 18. Schöne Züge von Tapferkeit und Hingebung! — Die Stadt ist bewegt, aber nicht unruhig. Gestern nach Mitternacht Allarm, es hieß, der Prinz von Preußen komme mit allen Truppen zum Angriff; sogleich hieß es: „Zu den Waffen!" und am Palaste des Prinzen Albrecht erhob sich eine Barrikade; der Prinz, der schon am 18. sich als Bürgerfreund erwiesen, trat selbst heran, beruhigte die Leute, schickte auf's Schloß und es erfolgte eine Verbürgung, daß das Gerücht grundlos sei. — Wahr ist aber, daß sich in Potsdam eine Art Koblenz bildet, von Feinden der Volkssache und des Königs. Viele Offiziere nehmen den Abschied. Der Prinz von Preußen ist nach England abgereist.

Der König ritt heute Mittag durch die Straßen, die drei Farben trug er selbst, Fahnen wurden ihm vorgetragen, das Volk schrie ihm Hoch! Prinz Albrecht ging zu Fuß in Uniform vom Schloß nach Hause, das Volk begleitete ihn jubelnd mit Hutschwenken. Ueberall deutsche Fahnen und Kokarden.

Proklamation des Königs, daß er sich an die Spitze von Deutschland stelle. — Leider hat er den Pariser Arnim-Strick zum Minister der auswärtigen Angelegenheiten ernannt! eine sehr schlechte Wahl! — Die Polen waren, als der Königliche Befehl zu ihrer Freilassung ankam, gestern so eben durch Volkskraft schon befreit.

Auf den Abend der Fürſt von **. Er war geſtern Abend noch auf dem Schloſſe, ſah die Hofbeamten ganz verſtört, der König lief mit kleinen Schritten eilig durch das Zimmer in ein anderes, ſah blaß und elend aus, einfältig lächelnd, faſt kindiſch, ein Bild des Jammers! Er bat geſtern vom Balkon herab die Bürger gefragt: ob es ihnen angenehm ſein würde, wenn er heute durch die Straßen ritte?

In Schleſien ſoll ein bedenklicher Aufſtand ausgebrochen ſein, bei welchem Graf von Reichenbach, Schlöffel, Simon und Gräff thätig ſein ſollen. (Wahrſcheinlich ſehr übertrieben!)

Ruſſen ſind die letzte Hoffnung unſrer Ultras. Ich ſage: „Wenn der Kaiſer Nikolai ſich in unſre Sachen miſcht, ſo ſeh' ich darin nur, daß die Vorſehung ihn zum blinden Werkzeuge braucht, Deutſchland zu kräftigen und Polen wiederherzuſtellen, wobei das Werkzeug zerbrechen mag."

„Preußen geht fortan in Deutſchland auf." Dies Wort in der Königlichen Proklamation iſt von ungeheurem Inhalt, ein Schlagwort von zermalmendem Gewicht, das kann ungeheuer wirken! Der Graf von Arnim ſoll den Aufſatz verfaßt haben. — (Nein, der Miniſter von Arnim-Strick.)

Es kann noch kommen, daß wir von Frankreich den Elſaß und Lothringen, von Rußland die baltiſchen Länder fordern. Solcherlei kann Schwarzrothgeld thun!

Bis jetzt iſt alles nur ein Anfang.

Zum 21. März 1848.

Als der König nach ſeinem Ritt durch die Straßen mit dem deutſchen Banner wieder auf das Schloß zurück-

kehrte, drang ein Haufen Gassenjungen und wahres Gesindel mit in seine Zimmer, rief ihm Vivat und jubelte, worauf er ihnen Kußhände zuwarf, die Arme über der Brust betheuernd zusammenschlug u. s. w. Mit Mühe brachte man die Leute endlich fort und die unwürdigste, kläglichste Geschichte schien vorüber. Aber das Volk auf dem Schloßplatze wollte den König sehn, er mußte erscheinen, dann auch Prinz Albrecht, den der König umarmte und küßte. Dann rief man die Minister, Graf Schwerin eilte das Volk anzureden, verbrauchte alle Phrasen und redete so in's Zeug hinein, daß Graf Arnim ihn heimlich am Rock zupfte und ihm zuflüsterte, er solle doch aufhören, hier müsse nur der König zum Volke reden! Allein Schwerin gefiel sich in seinem Reden, wandte sich unwillig zurück und sagte: „Warum denn? Lassen Sie mich doch!" Als auch er geendet hatte, wollte man noch Andre sehen, man wußte nicht wen, und als eine Stimme auf Humboldt verfiel, schrie alles nach ihm und er mußte kommen; er hatte den Takt, sich nur zu verbeugen und nicht zu reden.

(Von einem Augenzeugen mir erzählt.)

Zum 21. März 1848.

Der in St. Petersburg angestellte General von Rauch war am 21. März beim Könige auf dem Schloß, als dieser, durch den Minister von Arnim-Strick dazu getrieben, seinen Ritt machen wollte als Beschützer der deutschen Sache. Rauch sollte mit dem Könige ausreiten, ahndete aber nichts von dem Zwecke; da er keine Uniform anhatte und keine Zeit war, sie aus seiner Wohnung (im Thiergarten) holen zu lassen, so willigte der König darein, wiewohl ungern, daß er in Bürgerkleidung mitritte. Erst

als er auf dem Schloßhof ankam, um zu Pferde zu ſteigen, hörte er ungefähr, wovon die Rede ſei, ſah die Fahnen, die zur Begleitung bereiten Perſonen, fürchtete eine große Bloßſtellung des Königs, eilte wieder die Treppe hinauf und traf auf den König, der herunterkam; Rauch eine Stufe tiefer ſtehend, vertrat ihm den Weg, bat flehend, Seine Majeſtät möchten doch den Schritt erſt näher überlegen (er ſprach Franzöſiſch zu ihm), — der König aber rief: „Non, non, c'est décidé, nous allons monter à cheval!“ Und ſo mußte Rauch mit. Dieſer ſagt, er habe keinen Tag in ſeinem ganzen Leben ſolchen Schmerz und ſolche Beſchämung empfunden, er ſei halbtodt geweſen vor Gram und Leid.

(21. Juli 1848.)

Dienstag, den 21. März 1848.

Der Umritt des Königs mit der deutſchen Fahne und ſein Benehmen dabei, ſeine Anſprachen, ſeine Austheilung deutſchen Bandes ſollen ein elendes, lächerliches Anſehen gehabt und nur dem unterſten Volk gefallen haben. Die Adlichen, die Offiziere, die Hofleute ſind außer ſich darüber, beſonders daß der Thierarzt Urban und andre ſolche Leute dem Könige zur Seite waren. Der Miniſter von Arnim-Strick, der die Sache wo nicht angegeben, doch gebilligt hat, wird furchtbar deshalb verwünſcht und verflucht.

Dennoch kann dieſe Wendung, die der König ſeiner Sache zu geben verſucht, von großen und guten Folgen ſein; es kommt darauf an, ob die Demonſtration nicht bloße Schauſpielerei, ſondern ehrlicher Ernſt iſt, ob ſie nachhaltig durchgeführt, mit Kraft vertreten wird. Viele

läugnen das und meinen, der König habe nur aus der augenblicklichen Schmach herauskommen wollen und dazu dies Gaukelweſen tauglich erachtet.

Indeß, wie es immer ſein mag, man muß den König ſoviel als möglich bei ſeinen Worten feſthalten und ihn in ſeiner Stellung mit ſeinen Eigenſchaften und Fehlern ſoviel als möglich zum Heil der Vaterlandsſache benutzen. Unter allen iſt er doch der ſchicklichſte und nützlichſte Träger derſelben. Nach der Volksſeite hin muß man ihn möglichſt verſöhnen, loben, empfehlen. Wenn er aufrichtig bei der Volksſache iſt, bleibt, ſo iſt allerdings viel für dieſe gewonnen; aber — —!

„Auf den Wunſch des Thier-Arzt Urban genehmige ich ſehr gerne, daß derſelbe die in Potsdam und Umgegend liegenden Truppen, namentlich das Kaiſer Alexander Grenadier-Regiment, ſofort nach Berlin zurückführe.

Selbſtgeſchrieben am 21. März 1848.

Friedrich Wilhelm."

„Perſonen und Zuſtände Berlins ſeit dem 18. März 1848." Erſtes Heft. Leipzig, Ernſt Keil und Comp., 1849. (Von Peterſen.) NB!

---

21. März 1848.

Als der König auf ſeinem berüchtigten Umritt an die Univerſität gekommen war, hielt er auch hier ſtill, ließ die Profeſſoren, ſo viel ihrer da waren, herbeirufen und redete im Gedränge von Studenten und Volk unter vielem andern auch dieſe Worte zu ihnen: „Schreiben Sie ſich's auf, meine Herren! Schreiben Sie ſich's auf, was ich

Ihnen ſage, denn es iſt für die Nachwelt: ich trete an die Spitze von Deutſchland, in deſſen Einheit und Freiheit beſteht fortan Preußen noch, nicht anders! Schreiben Sie ſich's auf!"

Als der König am 21. März 1848 ſeinen Umritt hielt, richtete er auch bei der Hauptwache am Zeughaus, die ſchon von Bürgerwehr beſetzt war, eine Anrede an das Volk und gab die ſchönſten Verſprechungen. Da rief plötzlich eine durchdringende Stimme: „Glaubt ihm nicht, er lügt! er hat immer gelogen und lügt auch jetzt wieder!" Man ſtürzte auf den Mann los, der König griff in ſeine Zügel, die Begleiter drängten ihn fort, jener Mann aber, bloß, ſchlecht gekleidet, aus dem Volke, wurde unter Mißhandlungen in die Wache geſchleppt, während er immer ſchrie: „Ihr mögt mich zerreißen, aber ich rufe doch, er lügt, er lügt, glaubt ihm nicht!" Nach ein paar Stunden Haft ließ man ihn wieder los.

(Von Augenzeugen.)

Zum März 1848.

„Der Prediger Krummacher in Berlin predigte im März 1848 von den Barrikadenkämpfern, die mit weißen Kleidern, Palmen in der Hand, als ſelige, verklärte Entrinner von der Erde zum Himmel eingegangen ſeien; ſie waren damals die Seligen, die Erlöſten. Jene Gläubigen, die einen ſolchen Ton nicht anſtimmten, hielten pflichtmäßig ihr befohlenes Dankgebet und ſchwiegen. Nur wenige Monate ſpäter und die Parthei ſchüttete Fluch und Schande auf das Ereigniß, für das ſie gebetet hatte."

„Blätter für litterarische Unterhaltung.“ Leipzig, 1851. 27. Dez. Nr. 133. (Ueber Dräseke, unterz. 46.)

Zum März 1848.

„Der König wäre unfehlbar nach dem 18. März von uns Generalen und Offizieren, die wir der Truppen sicher waren, zum Abdanken gezwungen worden, hätten wir nur jemanden gehabt, der an seine Stelle zu setzen gewesen wäre; denn der Prinz von Preußen war durch seine Flucht nach Hamburg und England auch nicht mehr zu brauchen, und auch späterhin sind die Versuche, ihn zum Helden zu machen, klätrig genug ausgefallen.“ Solche Reden hörte man von Hofoffizieren noch einige Jahre später ohne Scheu herausſagen! (1852.)

Mittwoch, den 22. März 1848.

Auf dem Gendarmenmarkt Anstalten zum großen Leichenbegängniß. Alles in größter Ordnung und Ruhe.

Nachmittags Besuch von Pfuel. Er zeigt die heiterste Fassung, übersieht das Persönliche mit Gleichgültigkeit, blickt nur auf das Allgemeine; er spricht über die Ereignisse mit Wahrheit, Gerechtigkeit, Großmuth, er sieht den höheren Zusammenhang, die Poesie der Dinge.

Besuch von Georges Schirges aus Hamburg. Dort erwartete eine zahllose Menge auf dem Eisenbahnhof den König als Flüchtling ankommen zu sehen, und wollte über ihn herfallen!

Den Grafen Hermann von Lottum gesprochen, er folgt seiner Familie nach Potsdam, wohin noch immer Leute sich flüchten. Kleines Koblenz! — Unruhen gab es auch dort.

Gerücht, daß Krakau hergestellt sei als Freistaat, daß in Warschau ein furchtbarer Aufstand ausgebrochen.

Hier war alles mit dem Leichenzuge beschäftigt. Zahlreiche Bürgerbewaffnete durchstreiften die Stadt.

Uhland zum würtembergischen Bundesgesandten ernannt. Vortrefflich! — Neue Unruhen in München.

Der ehmalige Minister von Canitz hat die Anstellung als Generaladjutant des Königs abgelehnt; er zieht unten in die Wohnung seines Sohnes, des Rittmeisters.

Der König hat den Abgeordneten von Breslau und Liegnitz neue vortreffliche Zusagen ertheilt, alles, alles wird gewährt.

Die Professoren Huber, Gelzer und Stahl sollen geflüchtet sein, Göschel ist von Magdeburg verjagt worden, der Präsident von Gerlach dort durch den Minister Bornemann sogleich abgesetzt. Auch der junge von Kamptz wurde fortgejagt.

Die Prinzessin von Preußen ist als Mann gekleidet in Paletot und Mütze entflohen.

Königsmarck und Berg, Adjutanten des Prinzen von Preußen, sind verabschiedet worden.

---

22. März 1848.

Am Begräbnißtage der Barrikadenkämpfer war der König schon ganz darein ergeben, daß er würde im Leichenbegängniß mitgehen müssen, und er schien weniger eine Schmach hierin zu fühlen als vielmehr die Furcht, daß irgend ein Anschlag auf ihn bei dieser Gelegenheit gemacht werden könnte. Er fragte ernstlich, wer denn mit ihm sein, von was für Leuten er umgeben sein würde, und bat, man möchte dazu die zuverlässigsten Männer der

Bürgerwehr aufsuchen. Die Besorgniß war unnöthig, niemand verlangte, daß der König mitgehen sollte; wäre es aber verlangt worden, so wäre es unfehlbar auch geschehen. Die Hofleute waren in tausend Aengsten, auch für sich selbst, ob sie mit dem Könige gehen müßten und was ihnen geschehen könnte!

Am 22. März 1848 kamen zu Hamburg ein preußischer Offizier und eine Kammerfrau der Königin an, mit mehr als zwanzig Kisten, worin die Kronjuwelen, andre Kostbarkeiten und ein Theil des Schatzes; Herr von Hänlein wollte diese Kisten, um Aufsehn zu meiden, nicht in seine Wohnung bringen lassen, auf dem Bahnhof konnten sie auch nicht bleiben. Da fand sich ein Kaufmann Scheinert, ein Böhme, den Frau von Hänlein aus Prag her kannte, und nahm die Kisten zu sich, um sie dann gleich nach England einschiffen zu lassen, wohin sie auch abgingen und von wo sie noch nicht wieder zurückgekommen sind. Die Kammerfrau kehrte nach Berlin zurück. Der Offizier begleitete die Sendung nach England.

Der Offizier war der Hauptmann von Bergh, die Kammerfrau Fräulein Clauce. Auch der Proviantmeister Lange war dabei.

Dies erzählte mir heute unter vielem andern ganz unbefangen Herr von Hänlein, nur um zu zeigen, wie vielerlei er zu thun gehabt!

(Berlin, den 5. März 1849.)

Zum 22. März 1848.

Am 22. März kam Hauptmann von Bergh in Hamburg zu Hänlein. Er hatte von Berlin im Auftrag der

Königin den Hausschatz, den Schmuck der Königin und der Prinzessinnen und das Silbergeräth des Prinzen von Preußen begleitet. Es konnte nicht alles fortgeschafft werden (das persönliche Vermögen des Königs, ein Theil des Hausschatzes, von Kammerdienern des Königs begleitet, kam Mittags nach; der Küchenmeister Lange war der Hauptführer), aber man lud so viel man konnte auf große Kähne, um die Sachen nach Spandau zu schaffen, was auch glücklich während des Leichenzuges gelang. In Spandau, das sich nicht halten ließ, weil es von Munition entblößt war, durften die Sachen nicht bleiben, und Bergh nebst zwei Kammerfrauen (Clauce) der Königin begleiteten alles auf der Eisenbahn nach Hamburg. Hänlein gab dem Herrn von Bergh einen Kourierpaß nach London und ein Schreiben an Bunsen.

Bergh hatte sich den Bart abgeschnitten, galt für einen Kaufmann, Lange deßgleichen, Bergh aber durfte doch nicht auf den Bahnhof gehen, damit er nicht erkannt würde, zumal nicht von dem Generalkonsul Oswald, der bei dieser Gelegenheit über den König sich die nichtswürdigsten Aeußerungen erfrechte.

Bergh und Lange im Hotel de l'Europe, Fräulein Clauce in Streit's Hotel.

Um elf Uhr brachte der böhmische Glashändler Scheinert den Lange mit seinen Sachen auf's englische Dampfschiff. Fräulein Clauce nach Berlin.

Am 23. März, Gräfin Neale, Portugiese von Correa. — Major von Vincke.

Der Major von Vincke kam den 22. März 1848 in Hamburg zu Herrn von Hänlein und meldete diesem, der

Prinz von Preußen werde bei ihm einkehren. Da Binde bei Hänlein keinen rechten Eifer zu bemerken glaubte, so ging er zum Generalkonsul Oswald, der sich beflissener zeigte, dem Prinzen bis Bergedorf entgegenreiste und ihn mit zu sich auf's Land nahm, nach Dockenhuden, wo der Prinz frühmorgens ankam, einige Stunden schlief und gegen Abend abfuhr, um zu Schiff nach England zu gehen.

Ein sehr naher Bekannter von mir war beim Prinzen Albrecht von Preußen zum Mittagessen, unter mehreren andern Gästen war auch der preußische Generalkonsul Oswald aus Hamburg. Letztern stellte der Prinz mit den Worten vor: „Der Mann, meine Herren, der meinem Bruder, dem Prinzen von Preußen das Leben gerettet hat, ohne dessen Beistand er schwerlich davongekommen wäre." Bei der Tafel rief der Prinz ihn auf und sagte: „Nun, lieber Oswald, erzählen Sie doch mal, wie ist es hergegangen?" Und nun erzählte Oswald die ganze Fluchtgeschichte, wie der Prinz von Preußen sich verkleidet, den Schnurrbart abgeschnitten habe, dennoch aber auf der Eisenbahn erkannt worden sei, diese daher zu Fuß verlassen habe, querfeldein gewandert, endlich zu einer Fuhre gelangt sei und auf Nebenwegen seine Flucht fortgesetzt habe. Auf den Bahnhöfen, in Ludwigslust, in Hamburg hätten Tausende ihn erwartet, um ihn zu zerreißen u. s. w. Kurz, die ganze Flucht, mit allen Umständen! Die brüderliche Theilnahme erschien den Meisten als brüderliche Bosheit, dies alles an voller Tafel wiederholen zu lassen!

---

22. März 1848.

Stadtverordneter Kopisch aus Breslau vor dem Könige. „Sie (nicht Ew. Majestät!) müssen Urwahlen geben, oder Schlesien ist Republik.“ Der König gab sie. Heinrich Simon, Mitabgeordneter aus Breslau, war empört über die Grobheit Kopisch's.

Zum März 1848.

Der Minister Graf von Arnim-Boytzenburg stürzte ganz erschrocken beim Könige herein und kündigte ihm eine Sturmpetition des Volks an, das die Ausschließung des Prinzen von Preußen von der Thronfolge verlange; er schien der Meinung, daß nichts übrig bliebe, als dies zu gewähren. Indeß gab es keine solche Sturmpetition, die Sache war eine Erfindung. Man sagte, der Prinz Karl habe sehr auf jene Ausschließung gehofft! Die Prinzessin von Preußen hielt die Sache für entschieden und gab ihren Gemahl, den Prinzen, schon auf, dachte aber ihren Sohn zu retten und vorzuschieben.

Donnerstag, den 23. März 1848.

Bittrer Witz: eine Kanonenkugel ist in eine Mauer geschlagen und sitzt in ihr fest, man hat darüber geschrieben: „An meine lieben Berliner“ (die Anrede der Proklamation des Königs).

Ein Aufsatz von G. Julius in der „Zeitungshalle“ hat den Bürgern mißfallen und dem Verfasser Drohungen und Beleidigungen zugezogen; ein paar Ausdrücke sind unvorsichtig, aber sonst ist der Aufsatz gut. Aber die Philisterei nimmt überhand, die muthigen Kämpfer sind ab-

getreten, die Matten und Furchtsamen machen sich geltend, unter Bürgern und Studenten, es ist, als ob ihnen das Geschehene leid wäre; auch wünschen sie schon Truppen herbei, weil ihnen der Wachtdienst zu schwer wird; die Furcht und Besorgniß haben ihn allerdings übermäßig gesteigert.

Die Prinzessin von Preußen ist in einem Männerpaletot und in der Mütze entflohen, doch nicht weiter als nach Potsdam, wo sie noch ist. Der Prinz von Preußen war vor der Flucht noch eine Nacht hier versteckt. — Daß er nach England gereist sei, glaubt man noch nicht recht.

Der General von Willisen aus Breslau tritt bei mir ein! Er hat Vorschläge wegen der Polen. Eine Abordnung aus Posen ist grade hier und fordert die vollkommne Erfüllung der Versprechungen von 1815. Man sieht voraus, daß man alles gewähren muß, daß die Provinz freiwillig an ein künftiges Polen wird abzutreten sein. Beide Fürsten Radziwill weisen die Sache von der Hand, sie wissen recht gut, daß sie bei ihren Landsleuten nicht für ächt gelten. Willisen getraut sich das Werk durchzuführen.

Besuch von Pfuel, der später auch mit Willisen zusammentrifft, Berathungen und Vorschläge. — Im Laufe des Tages kam Pfuel noch dreimal wieder, Willisen noch zweimal; Mittheilung ihrer Ansprache bei den Ministern, bei General von Krausenek ꝛc.

Die Gardefüsiliere in Potsdam haben aus der Stadt gemußt, weil sie sich frech rühmten, viel Bürgerblut vergossen zu haben. „Da, riecht Bürgerblut!“ mit Hinreichung schmutziger Hände. — Die Kriegsreservisten aus Berlin wollten hieher, um dem Leichenzuge beizuwohnen, sie stehen in Torgau; sie wurden hart angelassen, der Kriegsminister von Rohr sprach von Kartätschen!

120 (?) Todte und Verwundete sind (viel mehr!), auf der Militairseite gegen 150 (?) (nicht so viele!).

Fast in jedem Hause hier fehlt ein Theil der Bewohner, die Vornehmen sind meist geflüchtet.

König Ludwig von Baiern dankt ab. — Die Jesuiten müssen Rom verlassen.

Sonnabend, den 25. März 1848.

Acht Tage seit dem 18.! Welche Woche! — Ich muß zu Bette bleiben und leide sehr an Husten und Brustbeklemmung.

Besuch vom Grafen von Kleist; er reicht seinen Abschied ein, er ist Major außer Diensten, aber das hätte er in Gottesnamen bleiben mögen! Seine Erbitterung ist gränzenlos.

Besuch von Fräulein von C.; auch sie hat an der Ecke der Jägerstraße Soldaten gesehen, die gegen die Bürger nicht fechten wollten und ihrem Hauptmann nicht folgten.

Besuch des Königs heute Mittag in Potsdam, die Bürger jubelten ihm, die Offiziere hörten seine Ansprache mit zerknirschten Mienen, viele auch mit Rührung. Gegen Abend kam er nach Berlin zurück.

Schleswig-Holstein hat sich endlich von Dänemark losgerissen und eine provisorische Regierung sich in Kiel eingesetzt. Abgeordnete haben den Schutz unsres Königs angerufen und er ihn zugesagt; es heißt, es sollen preußische Truppen in Holstein einrücken, man nennt sogar die Garden.

Abends kam unerwartet General von Canitz, der gewesene Minister, und saß zwei Stunden vor meinem Bette.

Er durchsprach die Vorgänge mit mir, die Aussichten, die alten und neuen Persönlichkeiten. Er ist für sich selbst unbesorgt, scheut den Tod nicht, ist ehrenfest und pflichtgetreu wie immer, sieht aber den Untergang Preußens vor sich, das Heer ist ihm die Hauptsache, die Garden der Kern des Heers. Er billigt das Verfahren Pfuel's, nur das Schloß, die Umgegend desselben und dessen Verbindung mit ein paar Thoren sichern zu wollen, aus rein militairischen Gründen; daß man aber die Truppen zurückgezogen nach tapferm Kampfe, sie ganz aus der Stadt gezogen, findet er die größte Schmach. Er hat den Prinzen von Preußen dringend ersucht, er möchte doch, da er ohnehin keinen Befehl hier führe, sich jeder Einmischung entschlagen, bedenken, daß er der Thronfolger sei, daß von ihm nichts Blutiges gegen die Einwohner ausgehen dürfe; er, Canitz, wisse wohl, daß er das Vertrauen des Prinzen nicht habe, allein die Umstände seien wichtig, er müsse reden, der Prinz solle ihn anhören, als ob ein Zigeunerweib ihm in den Weg träte! Vergebens! — Wir kommen überein, daß die Minister nicht bleiben können, am wenigsten Arnim-Strick, daß Bunsen nicht kommen dürfe, wir finden keinen Minister der auswärtigen Angelegenheiten! — Schrecken und Angst Savigny's ꝛc.

Spät gegen 9 Uhr kam noch General von Rhaden und brachte einen Brief des Grafen von Yorck, der einen Augenblick hier war, aber gleich wieder nach Breslau abgereist ist; er ist Oberpräsident von Schlesien, wo die Bauern und Arbeiter aufstehen, den Grafen von Schaffgotsch bereits zu den größten Opfern gezwungen haben ꝛc. — Auch Willisen ist schon abgereist, als Königlicher Kommissarius zur Ausgleichung mit den Polen.

Der zum Minister ernannte Camphausen hat das Amt

noch nicht angenommen. „Jetzt, ſchwarze Suppe, er will warten, bis der Braten kommt, und hat ganz Recht.“

Williſen hatte vor vier Wochen an den König vertraulich geſchrieben, ihm alles vorgeſtellt, was nöthig ſei; ja, vor vier Wochen, wer hörte da?

(Auf ein Blatt mit ſchwarzrothgoldnem Rande geſchrieben.)

Berlin, den 25. März 1848.

Dieſe Farben, vor kurzem noch ſtreng verboten, verfolgt und geſchmäht, Zeichen des Aufruhrs, noch zuletzt auf den Barrikaden des 18. März, trägt jetzt ganz Berlin, der König Friedrich Wilhelm der Vierte, ſein Hofſtaat, das Kriegsheer, ganz Preußen, ganz Deutſchland. Und „Preußen geht in Deutſchland auf!“ Dieſer Spruch, könnte er wahr werden, wäre von entſcheidender Bedeutung für unſre Geſchicke. Doch niemand glaubt ihm recht, auch diejenigen Eiferer nicht, die ihn am meiſten wünſchen wahr zu ſehen. Es iſt nicht die Kraft, ſondern die Schwäche, welche dieſe Worte ſprach. Die Macht des Volkswillens, die alles durchſetzen könnte, iſt nur auf kurze Zeit vereint, nur zur raſchen That, nie zu dauerndem Wirken. Schon der 19. März war nicht mehr dem 18. gleich. Der Sieg der Volksſache überraſchte die Sieger eben ſo ſehr als die Beſiegten. Doch wird der eine große Tag eine lange und tiefe Nachwirkung haben, die Freiheitsſchule für die Deutſchen iſt eröffnet worden, und ehe ſie wieder geſchloſſen wird, können ſie viel lernen für die Zukunft.

Einſtweilen geht es mit friſchem Winde fröhlich vorwärts. Die Schiffenden denken nicht an Scheitern, doch iſt das Meer voll Klippen. Sähen wir nur erſt ein Freiheitsheer gerüſtet daſtehen und gegen Oſten Trotz bieten! Wer

die Freiheit als Ausnahmebesitz der Deutschen, wer sie nicht als Gemeingut aller Völker will, der ist kein ächter Freund von ihr. Verbrüderung mit Franzosen, Polen, Italiänern, gemeinsamer Krieg gegen alle Unterdrücker, das ist noth!

Sonntag, den 26. März 1848.

Rauhe kalte Luft, matter Sonnenschein. Ich bin etwas aufgestanden, aber mit Husten und Beklemmung.

An die „Allgemeine Zeitung" nach Augsburg geschrieben, einiges Angemessene über den hiesigen Zustand. Die „Vossische Zeitung" etwas angegriffen.

General von Rhaden kam Vormittags. Er fährt mit der Herzogin von Sagan heute nach Potsdam zur Prinzessin von Preußen; es soll ein Geheimniß sein, aber er verrieth es, ohne es zu ahnden.

In Stettin haben Soldaten und Bürger sich verbrüdert und sind einig darin, daß das Stettiner Regiment, welches hier gegen die Bürger gefochten, nicht mehr dorthin zurückkehren soll. — In Pommern kommt das Junkerthum in die Klemme, die Bauern regen sich. Der Landrath von Waldow-Reinhövel, ein böser, trotziger Aristokrat und willkürlich scharfer Beamter, ist geprügelt und verjagt worden.

Man arbeitet daran, den Prinzen von Preußen herzustellen, seine Rückkehr möglich zu machen. Die Adlichen und Militairs sehen in ihm ihren Hort. Man hat schon die Freimaurer für ihn in Bewegung setzen wollen, aber es findet sich, daß diese nichts von ihm wissen mögen, er gab ihrer Sache Glanz und Schutz, aber ihn liebte man nicht. Die Volksseite hat jenes Bestreben schnell gemerkt

und heute schon eine bittre Schmähschrift gegen ihn im Druck erscheinen lassen, die auf den Straßen feilgeboten wird. Man sagt, er sei der Volksfeind und werde es bleiben, daher bleibe seine Wiederherstellung unmöglich; er habe alle Schuld, er trage sie auch!

Graf von Keyserling kam, dann Fürst von Pückler, zu ihnen Bettina von Arnim mit der Nachricht, daß in St. Petersburg ein Aufstand sei. Ich bin etwas ungläubig, die Nachricht kommt zu früh. Doch wer weiß!

Göschel wurde von dem Gastwirth in Halle, wo er als Flüchtling abgestiegen war, sobald er seinen Namen genannt hatte, förmlich ausgewiesen, und als er hierüber beim Kommandanten Beschwerde führte, hieß dieser ihn sogar aus der Stadt fortgehen, da sonst ein Unglück entstehen könnte!

Eichhorn ahndete nichts von seiner Entlassung; als er sie empfangen hatte, sank er zusammen und jammerte und wehklagte, er habe doch so treu gedient, er sei verkannt, er sei freisinnig wie sonst ꝛc. Ja christlich-germanisch! Abends floh er voll Angst durch den Garten, er soll im Harz eine Zuflucht gefunden haben.

Geh. Rath Mathis, Geh. Rath Sulzer und andre solche Eiferdiener der Polizeiwillkür, des Beamtenübermuthes sind noch nicht abgesetzt! — Den armen Zinkeisen machte man gleich zum Sündenbock! — Die gestürzte Parthei, die Gewaltknechte, hohe und niedere, heben schon wieder etwas die Nase, sie hoffen nach und nach sich wieder heranzubringen und den verlornen Boden wiederzugewinnen; aber sie irren; es kann wieder gehauen und geschossen werden, das Volk ist nicht in Berlin allein!

Unsinniger Traum wegen Sendlingen, die alles angezettelt haben! Franzosen mit vollen Geldsäcken! Recht

geſcheidte Leute tragen ſich mit dergleichen Albernheit. Sie wollen alles lieber aus den tollſten Dingen erklären, als aus der wahren Urſache!

Montag, den 27. März 1848.

Gottlob, der Geh. Rath Mathis hat ſeinen Abſchied! Aber mehr, mehr, und bald, bald! Seit dreißig Jahren hat ſich viel Geſindel im Staatsdienſt angehäuft.

Die Prinzeſſin von Preußen hat aus Babertsberg an * geſchrieben und mit vielen Klagen gefragt, ob denn die Mißſtimmung gegen den Prinzen noch nicht zu Ende ſei? es wäre doch Zeit, ſeine Herſtellung und Rückkehr einzuleiten. * hat ihr ausführlich und aufrichtig die Wahrheit geſagt, daß an die Rückkehr des Prinzen noch lange, lange nicht zu denken, daß er tödtlich gehaßt und auch die Prinzeſſin nicht vom Volke geliebt ſei, daß man ſage, ſie habe für das preußiſche Volk kein Herz. Das wird freilich mißfallen!

Ungeheurer Aufſtand in Mailand. Neue Verwicklung der politiſchen Verhältniſſe! Oeſterreich wird in Italien nichts behalten, eine Republik vor ſeiner Thüre haben, andrerſeits Galizien verlieren, wie Preußen das Großherzogthum Poſen. Immer alles zu ſpät, nach erwecktem Mißtrauen und Ingrimm, nach Kundwerdung der eignen Schwäche!

General von Berg iſt aus Warſchau angekommen, der bringt nichts Gutes, wird üblen Einfluß auf den König und die Miniſter haben! Mein Kriegskammerad von 1813, aber in böſer politiſcher Schule groß geworden!

Unzuverläſſige Nachrichten aus Mailand. Auftritte dort und in Venedig.

Erklärung des Königs wegen Schleswig-Holstein. Bei Havelberg ziehen die Truppen sich zusammen. Die provisorische Regierung wird ihrer vielleicht nicht bedürfen.

Ich las Abends die „Römischen Elegieen" von Goethe; frisches Leben, warme Natur, gesunde, wohlthuende Luft, ein erhöhtes Dasein! — Auch des achtzigjährigen Voltaire's Briefe thaten mir wohl; in solchem Alter und bei solchen Leiden, welche Wärme, welcher Muth, welche Thätigkeit zum Guten! Einer der Helden der Menschheit!

Dienstag, den 28. März 1848.

Die Prinzessin von Preußen will hier ihren Palast wieder beziehen; der große Schild mit der Inschrift ist schon abgenommen.

Unsre Aristokraten und Offiziere wollen nicht glauben, daß sie nicht mehr oben sind, es soll und darf nicht wahr sein; sie getrösten sich einer nahen Gegenrevolution, des herrlichsten Sieges der Truppen über das Bürgerpack, das ganz unter die Füße getreten werden muß, sie schwören blutige Rache allen denen, die jetzt im Sinne der neuen Zeit handeln und sprechen. „Die Verbrecher, die Empörer, das heillose Gesindel, die sollen jetzt Helden heißen? Verrücktheit! In's Zuchthaus mit den Rackern!" Das sind ihre Reden; sie haben vergessen, daß es eine Guillotine gab und wieder geben kann!

Gustav Robert kommt Abschied zu nehmen. Er hatte schon vor den Unruhen seinen Landarbeitern den Lohn erhöht und die Arbeitszeit verkürzt. Viele Junker seiner Gegend haben sich verbündet, dies nicht zu thun.

Dr. Mühl aus Straßburg besucht mich. Er sieht täglich die Verwundeten in der Charité und kann nicht genug

rühmen, wie edel, wie kernhaft, wie maßvoll und geduldig die Meisten sind. Er denkt an die Abreise.

Besuch von Frau von *. Sie erzählt Wunder von C., der nun einen Arbeitersturm mit angstvollem Schrecken fürchtet und ganz den Kopf verloren hat. Ranke ist vollends unsinnig geworden, jammert und wüthet, hält alles für verloren und auf immer, glaubt an völligen Untergang der gebildeten Welt, an Barbarei der wilden Gewalt, so was sei noch nie gewesen. (Der Alfanz will ein Historiker sein!) „Bösewichter bewachen den König, der Pöbel herrscht nach Willkür, alle Sittlichkeit, alle Religion ist dahin!" (Wegen Eichhorn und Savigny?) Er möchte fliehen, aber weiß nicht wohin! — Feigheit, wie verbreitet ist die doch!

Graf von Keyserling: Sorge, ob die Pensionen bleiben werden? Achselzucken als Antwort; solche wie die Werther'sche, Kamptz'sche ꝛc. schwerlich.

Erlaß des Ministers von Auerswald wegen der Gewaltthaten in Schlesien. Recht gut. — Camphausen nimmt das Ministerium nicht an, aber aus nicht unfreundlichem Grunde.

Stüve als Minister in Hannover ist eine Siegesfahne der Freiheit! Der alte Schuft Ernst August muß den Nacken beugen!

General von Canitz hat nun doch hier im Hause die Wohnung seines Sohnes bezogen.

Beim russischen Gesandten versammeln sich Abends viele Diplomaten und halten ihre Emigrantengespräche. X. erzählt mir, heute habe Meyendorff sich ohne Scheu derb ausgesprochen, den König einen roi poltron genannt, Preußen ein zerrüttetes Land, man schimpfe auf die Russen, man fordre Krieg gegen sie, — Rußland werde ihn nicht

anfangen, wenn man ihm aber Polen aufwiegle, werde es mit 200,000 Mann erst die Polen vernichten, dann die Deutschen züchtigen! Diese plapperten viel von Einheit und Stärke, seien aber mehr zerrissen und schwach als je, hätten kein Heer, das preußische sei entartet und würde lieber mit den Russen sein; auch werde Rußland sich mit Frankreich verbünden, dem in Westen freies Spiel lassen und selber im Osten nehmen, was ihm beliebe, da würde von Deutschland wenig übrig bleiben! — Ei!

Mittwoch, den 29. März 1848.

Der General von Canitz kommt, um sich als Mitbewohner anzumelden; er ist in größter Erbitterung, dem Könige kann er das Zurückziehen der Truppen nicht verzeihen, er nennt es Unsinn, Verkehrtheit, wie es in der Geschichte keine mehr gebe, denn nach seiner Meinung haben die Truppen vollständig gesiegt. Er glaubt fest an verabredeten Plan, daß am 18. ein Sturm losgehen sollte, sei er doch am nämlichen Tag in Mailand und Stockholm ebenfalls losgebrochen, dies habe alles seinen Zusammenhang in Paris. Nun, dann müssen doch der König und der Prinz von Preußen mit in der Verschwörung gewesen sein, wenigstens haben sie das Ihre redlich dabei gethan, der Prinz im Angreifen, der König im Nachgeben! Ich mag mit dem armen Canitz nicht mehr streiten, es wäre grausam, er ist ohnehin gebeugt genug! — Er ließ gestern die Augsburger Zeitung von mir holen, heute scherzt er, daß er vor wenig Tagen sich der Zeitungen und Depeschen gar nicht habe erwehren können!

Es sollen wieder Truppen nach Berlin, darunter ein Regiment aus Torgau, bei dem die Berliner Söhne ste-

hen; Pfuel gab dies gleich als die richtigste Maßregel an, Canitz nennt es die heilloseste!

Nachmittags im Sonnenschein ein paar hundert Schritt unter den Linden gegangen; die Luft, nach der ich mich gesehnt, war mir aber doch zu scharf und ich bald müde.

Die Minister Grafen Arnim und Schwerin, so wie von Rohr entlassen; Hansemann und Camphausen berufen. — Graf Yorck legt öffentlich seine Ansichten dar.

Abends fuhr ich wieder einmal zu *. Viele Züge von Adels- und Beamtenhoffahrt wurden erzählt. Bei den Dämchen geringe armselige Meinungen, das bischen Bildungsgeschwätz deckt den völligen Mangel an Seelengehalt nicht mehr.

Venedig frei. Mailand im Kampfe siegend.

Falsche Gerüchte, Schreckensnachrichten, böslich ausgestreut und albern geglaubt!

Donnerstag, den 30. März 1848.

Wenn ich die Vorträge, welche mir X. und Canitz gemacht, mit so mancherlei Aeußerungen, die ich sonst hier oder aus Potsdam höre, in Verbindung stelle, so wird mir ziemlich klar, was die Militair- und Adelspartei jetzt eigentlich bezweckt. Sie sinnt eifrig darauf, alles Vorgegangene durch einen großen Gewaltstreich umzuwerfen, sich wieder in Besitz zu bringen, Rache zu üben. Den König will sie beseitigen, er soll abdanken, der Prinz von Preußen, der Mann nach ihrem Herzen, ihm auf dem Thron folgen. Aber in der Unsicherheit, ob jetzt dessen Thronfolge angenommen würde, wünschen sie vor allem diese als unzweifelhaft hinzustellen, für sein angestammtes Recht eine Ehrfurchtsbezeugung zu bewirken. Da der Fall noch fern

scheint, so könnte wohl mancher Gegner bewogen werden, sich dahin zu erklären, daß das Recht unantastbar feststehe; wäre das erlangt, so würde der Fall plötzlich nahe treten. Aber wie wollen sie den Prinzen im heutigen Sinne weißbrennen, ohne ihn bei seiner eignen Parthei anzuschwärzen? Es geht nicht, sie bringen ihn aus den Widersprüchen nicht heraus! Sie stiften aber durch ihr Partheibemühen viel Unheil, schaden dem Könige. — Es wird übrigens gesagt, der König habe dem Prinzen wichtige Aufträge nach England mitgegeben, auch ist der Graf von Pourtalès mit ihm. — Andre zweifeln noch, daß er in England sei.

Brief vom Grafen von Kleist aus Tschernowitz; er hat eine Eingabe an den Landtag drucken lassen, eine andre, die Aufhebung der Adelstitel und vieles sonst noch fordernd, soll nachkommen.

Durch die Friedrichsstraße zieht eben ein Regiment Fußvolk ein, von Bürgerwehr begleitet, eingeholt mit Musik, aus allen Fenstern wird ihnen Hurrah gerufen, mit weißen Tüchern geweht ꝛc.

Besuch beim Minister von Canitz; * zupft Charpie. „Aber nur für unsre Soldaten, nicht für die Barrikadenhelden!“ Tochter und Sohn des Generals von Gerlach: „Ach wie freu' ich mich, daß wir wieder Soldaten haben!“ Bei ihrem tiefen Sturze sind sie noch trotzig genug, diese Aristokraten. Canitz sucht vergebens zu bergen, wie sehr er gebrochen ist; er sieht die hiesigen Sachen als verzweifelt an, die Armee als aufgelöst, die Regierung als nicht vorhanden. „Nur irgend eine Regierung“, sagt er, „und ich bin zufrieden!“ — „Judenjungen und Eckensteher haben die höchste Gewalt.“ — „Nun, der Kunstdusel wird doch Gottlob jetzt auch vorüber sein!“

Dem General Graf von der Gröben in Düsseldorf sind die Fenster eingeworfen und eine Katzenmusik gebracht worden.

Savigny's packen, um nach Frankfurt am Main zu gehen.

Die neuen Minister regen sich; Hansemann will aus dem Schatze fünf Millionen für die Bank nehmen, das Geld im Keller helfe zu nichts. — Sonderbarer Vorschlag für mich, daß ich mit dem ausgeschiedenen Minister Grafen von Arnim vereint eine gemäßigte Zeitung herausgeben soll! Der Graf würde die Kosten tragen. Ich bin wohl konservativ, aber bisher hielten mich die sogenannten Gutdenkenden für einen Jakobiner!

Freitag, den 31. März 1848.

Ich ging unter die Linden. Mit Professor Hensel gesprochen, der den Oberbefehl über 600 Künstler führt, dabei jede Nacht auf dem Schlosse schläft, der Königin wegen.

Die kleinen Diplomaten voll Angst um ihre Stellen, mehr als um ihre Fürsten! — „Die reichen jüdischen Banquiers haben große Summen zur Revolution hergegeben, um ihre Emanzipirung durchzusetzen.“ Neuste Neuigkeit des Aberwitzes! — Jammern über die Demüthigung der Truppen.

Der König will einige Tage in Potsdam ruhen. Die Verantwortung, unter der sich die Minister zu stehen erklärt haben, überhebt ihn großer Nachtheile.

Herrn von Werther ist angedeutet worden, zwei Drittheile seiner Pension aufzugeben; er hat es mit Seufzen

gethan und bekommt nun, statt 18,000 Thaler, nur 6000! Die Minister erhalten fortan jeder nur 6000 Thaler jährlich und keine oder geringe Pension.

Gegen Mittag kam der Graf von Dyhrn aus Breslau und brachte mir einen Brief vom General von Willisen. Merkwürdige Erzählungen! Yorck hat seinen Abschied verlangt und dringend gebeten, man möchte Pinder zum Oberpräsidenten machen, was geschehen sein soll. Der Sturm gegen Yorck's Haus kam nicht zur Ausführung. Der freisinnige Dyhrn klagt bitter über die schlesische Ritterschaft, die, mit der pommerschen verbunden, auf dem Landtage eine Reaktion machen will! Das Junkergesindel ist noch nicht belehrt genug, man wird ihm die Züchtigung stärker zumessen! — In Schlesien liebäugelt man mit Oesterreich, in der Lausitz mit Sachsen; Danzig verwirft die deutsche Kokarde.

Der Fürst von Pückler kam und wir drei sprachen weiter über den Zustand der Dinge, die Rettungsmittel des Staates, des Königthums.

Die Prinzessin von Preußen wünscht wieder hieher zu kommen und ihr Palais zu beziehen, sie hofft das Volk an die Vorstellung zu gewöhnen, daß sie allein stehe und ihre Sache von der des Prinzen getrennt sei. Ihr wäre es ganz recht, wenn ihr Gemahl vom Thron ausgeschlossen, ihr Sohn zum Thronfolger erklärt und sie allenfalls zur Regentin-Vormünderin bestimmt würde! Alles jetzt geht auf Sonderung und Abreißung, auch in diesem unseligsten Hofkreise!

In Gordon's Betrachtungen über den Tacitus gelesen.

Graf von Dyhrn erzählte mir Folgendes: „Mein Bruder, früher Offizier, lebte bei mir auf dem Lande, wo es ihm aber nach einiger Zeit nicht mehr gefiel, und er wünſchte wieder in den Kriegsdienſt zu treten. Mit einem Empfehlungsſchreiben vom General von Willisen in Breslau an den Kriegsminiſter von Rohr reiſte er zu dieſem Zwecke nach Berlin. Er kam hier in den Unruhetagen an und meinte, jetzt ſei keine Zeit für ſein Anliegen, er wolle warten, bis dieſe Kriſis vorbei wäre. Natürlich regte der Zuſtand der Dinge ſeine größte Theilnahme auf, er ging in der Stadt umher, um alles mit eigenen Augen zu ſehen, ohne jedoch durch Wort oder That ſich irgend einer Seite anzuſchließen. Zufällig fand er zwei Kurländer, die ebenfalls nichts zu thun hatten und alles zu ſehen wünſchten, man verband ſich leicht, und die Ausflüge waren faſt immer gemeinſchaftlich. Am 18. März Nachmittags ſtanden die drei Gefährten längere Zeit unter den Linden nächſt der Friedrichsſtraße, wo der Verſuch gemacht wurde, eine Barrikade zu errichten. Sie gingen auch hin und her und ſtanden wieder, wie es die Umſtände ſo mit ſich brachten. Ein Bettler verfolgte ſie beharrlich und mit ſo beweglichen Reden, daß endlich mein Bruder, ermüdet und gerührt von den ungewöhnlichen Bitten, dem Mann ein Achtgroſchenſtück — er hatte kein kleineres Geldſtück bei ſich — einhändigte und ihm dabei zurief: »Aber nun nicht gleich im Schnapsladen verthan, ſondern ſucht Arbeit und haltet euch brav!« Die Kurländer gaben ihm auch etwas. Dies hatte der Handſchuhmacher Wernicke, der vor ſeiner Thüre ſtand, geſehen und gehört, und da eben ein Trupp Soldaten heranzog, die ihm Sicherheit gaben, ſo ſtürzte er auf meinen Bruder zu, faßte ihn bei den Schultern und ſchrie: „Treff' ich doch endlich einen von den Spitzbuben,

die uns hier die Leute aufwiegeln und Geld unter sie vertheilen!» Das Volk wollte sich des Angefallenen annehmen, aber die Truppen kamen näher, und nun hielt mein Bruder es für das Beste, ihnen entgegenzugehen und dem Offizier den Mißverstand aufzuklären; dieser wollte sich mit den Angaben meines Bruders nicht begnügen, sondern verlangte, derselbe solle mitkommen und in Haft bleiben, bis sich ausweise, daß er wirklich der Hauptmann Graf Dyhrn sei, was diesem nicht ganz recht war, er aber doch eingehen wollte. Inzwischen hatte sich das Volk dicht herangedrängt, bedrohte die Truppen, die sich zu schwach fühlten, und riß meinen Bruder in wogender Bewegung wieder fort, so daß er freiblieb und die Truppen ohne ihn weiterzogen. Aus diesem Vorgang hat sich in ganz Schlesien das Gerede verbreitet, ich sei in Berlin gewesen, habe bei den Barrikaden geholfen und dem Volke Geld ausgetheilt! Besonders waren die Behörden von der Richtigkeit der Angaben überzeugt. Du lieber Gott! Ich Geld austheilen! Was würden dazu meine Gläubiger sagen? Die wissen besser, daß ich nichts wegzuwerfen habe!"

Der Handschuhmacher Wernicke hat also nur aus Mißverstand seinem Eifer gefolgt und dadurch sich die harte Strafe zugezogen!

Sonnabend, den 1. April 1848.

Carolath Weiher Besuch vom Prinzen *, der klug und beschränkt durcheinander schwatzt, mich äußerst ermüdet und stört; ** kam dazu, ich ließ beide ihre Sachen miteinander abhandeln und ging inzwischen im Zimmer auf und nieder. Dem Prinzen sagt' ich mit Entschiedenheit, wenn der Landtag Flausen mache, sich gar nicht einlassen oder zuviel

herausnehmen wolle, so werde er auf der Stelle mit Schimpf und Schande fortgejagt werden; er könne nichts als die Brücke sein, und müsse still über sich hinschreiten lassen, aus sei es mit ihm jedenfalls; nur wenn es leise herginge, sei noch Hoffnung für einzelne Mitglieder; ließe er sich beikommen, etwa zu protestiren oder sonst Flausen zu machen, so werde man mit Hohngelächter heimgewiesen und kein Mitglied mehr gewählt werden.

Man fürchtet das Auseinandergehen des Heeres, die Ablösung der Provinzen! Das Rheinland ist jetzt beinah am festesten.

Unter den Linden sah ich den Einzug des dritten Uhlanenregimentes, aus Fürstenwalde ꝛc. Schöne und starke Schaar! Die wichtigsten Wachten behalten die Bürger allein, bei gemischten befehligt der Offizier der Bürgerwehr.

Einzelne Adelsregungen in Pommern, Magdeburg ꝛc. für den unumschränkten König, die nur den verblendeten Edelleuten schaden! Sie werden's empfinden!

Bild des Prinzen von Preußen an einem Laden, darunter steht: „Ausgespielt". — Anderes Bild: Ein armer Junge bietet Blätter feil und ruft: „Der Prinz von Preußen vor man eenen Silberjroschen!" — Ne, sagt ein Bürger sich abwendend, och nich mal vor jar nischt!

In der „Staatszeitung" Verordnungen des Königs (aus Potsdam vom 31. und 1.), daß die alten Landtagsmarschälle wieder für den Landtag ernannt sind, Solms-Lich und Rochow, und daß Camphausen Landtagskommissarius sein wird; auf die Gallerien des Weißen Saales werden Zuhörer zugelassen.

Die „Staatszeitung" meldet, daß der Prinz von Preußen am 27. März in England angekommen, wohin er im Auftrage des Königs gegangen.

Das neue Wahlgeſetz, das morgen vorgelegt wird, iſt ohne Zenſus, jederman wahlfähig und wählbar. Dahlmann wollte durchaus irgend eine Beſchränkung, der auch zu Rathe gezogene Profeſſor Keller aber beſtand darauf, es ſolle keine Statt finden, und verhieß aus ſolchen unbeſchränkten Urwahlen die konſervativſten Wahlen. — Wieſo hat man Keller zu Rath gezogen?

Sonntag, den 2. April 1848.

Der General von Willisen beſuchte mich ſchon früh, in großer Eile. Er geht nun mit großen Vollmachten nach Poſen, und wird den Polen Vertragspunkte vorlegen, bei denen ſie und wir beſtehen können: thatſächliches Beſtehen ihrer Volksthümlichkeit, Ausſicht auf Herſtellung eines freien Polens, Unterhandlung darüber mit Rußland und Oeſterreich, Verſtändigung mit Frankreich, Vorkehrungen zum möglichen Kriege mit Rußland, Befeſtigung Breslau's durch vorgeſchobene große Werke. Die ganze bisherige Politik iſt umgekehrt. Der Miniſter von Arnim bietet zu allem die Hand, aber nicht aus kräftiger Geſinnung und Einſicht, ſondern aus Schwäche, die ſich erhalten will und dem Winde folgt! — Willisen wohnte geſtern der Miniſterberathung in Potsdam bei, der König war lebhaft und gegen ihn beſonders freundlich. In Potsdam eine andre Welt, als hier! Trotz und Verbiſſenheit; niemand dort trägt die deutſche Kokarde, obwohl der König ſie trägt und dem Militair ſie zu tragen anbefohlen hat.

Graf von * war bei mir. Schreckliche Wuth gegen den König, der machtlos und gehorſam ſei; Freude, daß ihm hin und wieder nicht gehorcht wird, auch von den Truppen nicht! Das wollen Royaliſten ſein, die dem

Könige Gut und Blut opfern, ihm unbedingten Gehorsam leisten, die den Gehorsam für die erste Pflicht des Soldaten ausgeben wollten! Sogar die Sache von Schleswig-Holstein soll eine ungerechte sein, weil der König etwas Ehre davon zu haben scheint! Ich erwiedere, das möge mit der alten Politik ausgemacht werden, denn gegen Dänemark habe sich noch der alte Bundestag mit Metternich, Canitz ꝛc. ausgesprochen!

Ich ging am Schlosse vorbei nach der Königsstraße; das Schloß ist mit Bürgerwehr stark besetzt, der Landtag kann ruhig Sitzung halten. Ich sprach Dr. *, wir besahen die zerschossenen Häuser in der Königsstraße. — Besprechung der Lage der Dinge; manche tröstliche Aussicht, guter Geist der Arbeiter.

Als ich nach Hause kam, war der russische Gesandte bei mir gewesen und wollte wiederkommen, denn er habe mir etwas zu sagen. — Graf Kleist und Fürst Pückler lange bei mir. — Um 6 Uhr ging ich zu Meyendorff, wo ich den Grafen Kleist wiederfand. Meyendorff hatte mir das russische Manifest zeigen, mich bei der Uebersetzung zu Rathe ziehen wollen, er las mir beides vor. Ueber unsre Revolution denkt er klein und befangen, sieht in allem das Werk weniger Fremden, französischer Sendlinge und französischen Geldes! „Nun", sagte ich, „diesen Mächtigen beug' ich mich, die sind dann wirklich die Herren der Welt, unsre Könige und Kaiser." Diese Diplomaten haben gar kein Auge mehr, sie wissen nichts von der Welt, sie sehen nur ihre Einbildungen, die ihnen gemeinsam sind!

Den Grafen von Knyphausen gesprochen, er kam mit Frau und Töchtern von einem bescheidenen Sonntagsspazirgange zu Fuße heim. Auch gut verblendet!

Die Zeitungen gelesen. Landtagssachen, Entwurf des

Wahlgesetzes; nicht ganz nach meinem Sinn! Entwurf konstitutioneller Grundlagen; mir fällt auf „Recht der Preußen, sich in geschlossenen Räumen zu versammeln", also nicht im Freien? Engherzig, Beamtenpfiffigkeit! In der ganzen Geschichte fehlt noch viel, ist noch lange nicht die rechte Art!

Montag, den 3. April 1848.

Ich schrieb an die augsburger „Allgemeine Zeitung" einiges, was ich auf dem Herzen hatte.

Nachmittags General von Pfuel bei mir, der eben von Magdeburg und Potsdam gekommen. Verwüstungen in Westphalen gegen die Schlösser und Höfe der Edelleute. Er stimmt mir bei in dem Tadel gegen den Wahlgesetzentwurf, daß die Wahlen keine mittelbaren sein sollten.

Die Militairhartnäckigkeit in Potsdam soll etwas nachgeben, der König unwohl sein; die Prinzessin von Preußen geht mit ihrem Sohn am Arme fleißig spaziren, auch in den Straßen von Potsdam, ohne Bedienten, die Offiziere suchen ihr zu begegnen, begrüßen sie ehrerbietigst, beten sie an, preisen sie.

Die beiden Regimenter Franz und Alexander marschiren nach Schleswig-Holstein.

Landtagsverhandlungen in der „Staatszeitung". — Erklärung des Staatsministeriums über den Mißverstand, mit dem des Königs Ausspruch, an die Spitze der deutschen Sache treten zu wollen, aufgenommen worden ist. — Noch keine sichre Nachricht aus Wien wegen Mailand, doch scheint es gewiß, daß die Oesterreicher geschlagen sich auf Verona zurückziehen, daß Piemontesen in Mailand eingerückt sind.

Dienstag, den 4. April 1848.

Die Mängel des Wahlgesetzentwurfes werden schon scharf gerügt, in Klubs und Zeitungen. Das Ministerium hat darin wirklich sehr gefehlt, ein Zensus wäre nicht mißfälliger gewesen, als die Ausschließung ganzer Klassen und die mittelbare Wahl.

Der Oberpräsident von Meding hatte die Frechheit, in der vorgestrigen Sitzung des Landtages zu erklären, daß er nun aufrichtig konstitutionell sei, worin gleichsam die Bitte lag, ihn doch auf seinem Posten zu lassen. Er wird heute schon in unsern Zeitungen dafür gezüchtigt und ihm gesagt, daß solche Kerls abgesetzt werden müssen.

Graf von Keyserling besucht mich Nachmittags. Er hat mit Herrn von Saucken-Tarputschen gesprochen und erzählt mir von der heutigen Landtagssitzung viel Seltsames. Der Landtag scheint so leicht nicht abtreten zu wollen, sondern noch einige Wichtigkeit anzustreben. Die Minister sind ihrer Aufgabe nicht gewachsen. — Die Regierung fordert unerwartet vom Landtage eine Anleihe von sechs Millionen Thaler zur Unterstützung der Kreditverhältnisse. Der Landtag erörtert das Wahlgesetz; er kommt zu einigem Leben! Ich finde das bedenklich; dieser Landtag gegenüber den neuen Grundsätzen und Versprechungen! — Der König kam nach dem Schlusse der Sitzung in den Vorsaal und sprach ganz freundlich mit vielen Abgeordneten.

Der Polizeipräsident von Minutoli legt den Oberbefehl über die Bürgerwehr nieder. Er ist in den letzten Ereignissen als ein zweideutiger Mensch erschienen, der nach beiden Seiten sich beliebt machen wollte.

Man sagt, der alte Minister von Schön müsse an

das Ruder kommen. Der wird es aber nicht zu führen wissen.

Der König beruft — in der heutigen „Staatszeitung" steht der Erlaß — den Landtag, 113 Vertreter zu wählen, die nach Beschluß des Bundestags diesem bei Revision der Bundesakte zur Seite stehen sollen; Posen und Preußen wird freigestellt, deren auch 12 und 23 zu wählen. Mit einemmale steht der Landtag in ungeheurer, nie geahndeter Wichtigkeit! — Ich halte dies für den unheilvollsten Mißgriff, ein Verfahren von allerschwerstem Bedenken. Ich weiß alles, was der Drang des Augenblickes fordert, ich weiß die Gründe, welche die Minister zu ihrer Entschuldigung anführen können, aber dennoch bleibt es die größte Unklugheit. Wir verscherzen alles Vertrauen bei den übrigen Deutschen. Camphausen, Schwerin, Hansemann, Auerswald sind Kinder des Landtags, er hat sie gehoben, sie lieben ihn, sie würden am liebsten mit ihm weiter wirthschaften! Ein Meding, ein Arnim-Kriewen, ein Thadden, und wie die Lumpen und Dummköpfe alle heißen, sollen unsre Volksvertreter am Bundestage wählen helfen, nicht als Einzelne in der Menge, sondern als bevorrechtete Wahlmänner! Es ist eine Schmach. — Ich schreibe zur Herzenserleichterung gleich meine Meinung darüber an die augsburger „Allgemeine Zeitung".

Mittwoch, den 5. April 1848.

Ich sprach den Grafen und die Gräfin von *. Wie hat sich die einst so hübsche muntre Frau verändert! Der Graf sieht voraus, daß sein Posten eingehen wird, in * verliert er auf seinen Gütern ein Drittheil seiner Einkünfte durch die Abfindung mit den Bauern. — Fürst von

Wittgenſtein; er iſt viel beſſer, aber ſchwach, und ſpricht nicht gern von den neuen Dingen. — Fürſt *; abgeſtorbene Geſpräche, nicht aus, noch ein, die Leute ſind alle wie vor den Kopf geſchlagen!

Maueranſchlag, Adreſſe an den König im Namen der Volksverſammlung bei den Zelten, mit unterſchriebenen Vorſtehern; die Geſetzentwürfe befriedigen nicht; man will keine Wahlmänner, die Urwähler ſollen unmittelbar die Abgeordneten wählen, die Almoſenempfänger und Diener ſollen mitwählen, die Volksverſammlungen ſollen auch im Freien ſein dürfen; ſie rühmen ſich, die Waffen ſiegreich geführt zu haben, ſie meinen der Ehre würdig zu ſein, ſie auch ferner zu tragen. Sie haben Recht, durchaus Recht in allen dieſen Sachen. Ich begreife die Miniſter nicht, die das nicht vorherſahen, daß man mehr ſchon verſprochen hatte und nichts mehr abdingen kann! Aber dieſe Miniſter ſcheinen ſchon ganz thöricht geworden, man muß den Verſtand verloren haben, jetzt Rückſchritte zu verſuchen! Iſt denn die Miniſterſchaft ein Gift, das die Sinne umnebelt? — Die Adreſſe iſt in einem kurzen, harten Ton, in ihrer Art vortrefflich. — Sie will auch 21 und 24 Jahr, ſtatt 24 und 30, um Wähler und Gewählter zu ſein; ebenfalls richtig, denn am Rhein gilt das jüngere Alter, und es iſt die breiteſte Grundlage verſprochen.

In den Straßen ſprach man von Arbeiterunruhen, vom Brande der Goldſchmidt'ſchen Fabrik in der Köpenicker Straße. Starke Patrouillen Bürgerwehr. Die Volksverſammlung bei den Zelten ſoll ganz ruhig auseinander gegangen ſein. — Bankrotte.

Die Verhandlungen des Landtages haben eine ſchiefe Phyſiognomie, die falſche Stellung giebt ſich überall kund,

die Minister hätten sich mit ihm nicht so tief einlassen sollen. Die Abstimmungen sind indeß bis jetzt noch ziemlich den Volkswünschen gemäß. Die Wahlen nur für den Bundestag bleiben bedenklich!

Artikel der „Times" über den Prinzen von Preußen, daß dessen Reise mit den Berliner Sachen nichts gemein habe, daß der Prinz sich in nichts gemischt habe. Die „Allgemeine Zeitung" nimmt dies als eine Erklärung vom Prinzen selbst, und macht dazu eine bittre Anmerkung; mit Recht. Freilich hatte der Prinz keine Befehlführung, aber er mischte sich dennoch in alles ein, befahl und schalt nach Belieben; der Auftritt mit Pfuel und die denkwürdigen Worte dabei! Durch Lüge wird dergleichen nicht ungeschehen gemacht.

Im Platon gelesen.

Donnerstag, den 6. April 1848.

Preußische Truppen sind in Altona eingetroffen, zur Vertheidigung Schleswig-Holsteins gegen die Dänen.

Besuch vom Grafen von York; auch er findet es bedenklich, daß die Minister den Landtag so sehr gebrauchen; besonders die Wahl der Vertreter am Bundestage scheint ganz unstatthaft, gegen sie legen auch schon unsre Stadtverordneten Einspruch ein, diese Wahl müsse durch Urwähler geschehen.

Ich ging über den Schloßplatz durch die Breite Straße zu d'Heureuse, sah mir die Zerstörungen an, welche die Kugeln hier gemacht, und die Räume, wo die Barrikaden gestanden.

Nachmittags kam General von Pfuel. Wir sind in den meisten Dingen gleicher Meinung, nur theile ich nicht

die, daß ein Krieg mit Frankreich unvermeidlich sei. Ueber den Landtag, über die Mißgriffe der Minister, ihm neues Leben einzublasen, neue Bürden aufzuerlegen, sind wir ganz einig, auch über den Mißgriff, von neuen Steuern zu reden, von der Verwendung der Herrenkurie zum Behuf eines etwanigen deutschen Oberhauses, wenn etwan kein preußisches vorher beliebt worden. Als wenn man das Geringste von dem alten Plunder beibehalten könnte, dürfte! — Pfuel war gestern in Potsdam, hat den König gesprochen, findet ihn wie immer, glaubt ihn nicht unglücklich. Die Garde ist wüthend gegen ihn, besonders auch wegen seiner letzten Anrede: daß er sich nie sichrer gefühlt, als seit die Bürger seine Wache sind.

Der posensche Provinziallandtag hat durch Mehrheit der Stimmen erklärt, nicht zum Deutschen Bunde gehören zu wollen. Die Deutschen aber wollten die Wahl der Volksvertreter zum Bundestage vornehmen.

Der preußische Bundesgesandte Graf von Dönhoff ist um seinen Abschied eingekommen, Graf von Arnim in Wien ebenfalls, Graf von Bernstorff in München, Radowitz in Karlsruhe; Bunsen leider noch nicht.

Das Ministerium büßt schon seinen Fehlgriff, der Vereinigte Landtag, anstatt folgsam zu dienen, will sich breit machen, verlangt die Einsicht in den gesammten Staatshaushalt, die vollständige Auskunft über den Schatz ꝛc.

Unser hiesiges Diplomatenvolk schildert das Senden preußischer Truppen nach Holstein als die größte Ungerechtigkeit und erlaubt sich überhaupt die mißfälligsten Reden; mit Ausnahme des russischen Gesandten haben sie alle schon konstitutionelle Regierungen, sie sollten längst abgerufen sein, um freigesinnten zu weichen. Auch gegen die Polen sind alle diese Diplomaten wie verschworen,

höhnen ihr Vaterlandsſtreben, ſchneiden ihnen alles Recht und alle Hoffnung ab.

Der alberne Faſelhans * war heute ganz voll von dem, was ihm die ſaubern Kollegen reichlich eingeſtopft.

Wie viel gemeines Geſindel hat ſich bis jetzt an Höfen und in der Diplomatie ſchändlich gemäſtet!

Freitag, den 7. April 1848.

An die „Allgemeine Zeitung" nach Augsburg geſchrieben, im Unwillen über die dem Vereinigten Landtage überwieſene Wahl der Volksvertreter zum Bundestage.

Ich las die Landtagsverhandlungen. Wie veraltet in Form und Inhalt! Selbſt Herr von Vincke genügt nicht mehr; ſein „Rechtsboden" iſt nicht mehr derſelbe, und das Wort verſchlägt nichts mehr!

Wir ſind eigentlich noch weit zurück!

Sonnabend, den 8. April 1848.

In der „Voſſiſchen Zeitung" ſteht ein wohlgeſchriebener Artikel über den Mißgriff des Miniſteriums, dem Vereinigten Landtage die Wahl der Volksvertreter am Bundestage zu übertragen.

Die „Spenerſche Zeitung" bringt die Namen der vom Provinziallandtage der Mark gewählten Männer; im Ganzen recht gut, über Erwarten gut.

Freimüthiger Artikel von Anton Gubitz im geſtrigen „Geſellſchafter", über König, Volk, Thronfolge ꝛc.

Profeſſor Stahr aus Oldenburg beſuchte mich; der iſt im guten Gange, verſteht die Zeit und ihre Gebilde, iſt voll Muth und Zuverſicht! Wir ſehn die meiſten Sachen in gleicher Weiſe.

Graf von Yorck, der im Finanzausſchuß des Landtages iſt, hat mir von den Hülfsmitteln geſprochen, die vor-

handen sind oder geschafft werden müssen. Der Schatz ist sehr gering; etwa noch neun Millionen Thaler! Fünfzehn Millionen sind zur Kriegsrüstung nöthig, über dreißig Millionen will das Ministerium verfügen können. Die Rüstungen sind größtentheils unnöthig! Alte Vorstellungen, alte Furcht! Was den Schatz betrifft, so bin ich überzeugt, daß mit dem besondre Handgriffe vorgenommen worden! Ich habe immer gehört, und aus den zuverlässigsten Mittheilungen — früher von den Ministern Graf von Lottum und Bernstorff, vom Fürsten von Wittgenstein, später aus hingeworfenen Winken des Ministers Rother und des Kriegsministers von Boyen —, daß der Schatz zwischen sechzig und siebzig Millionen Thaler betrage, daß für ein Kriegsjahr gesorgt sei ꝛc. Die Vermuthung ist sehr natürlich, daß man den größern Theil des Geldvorraths — schon früher oder jetzt — abgetrennt und als Familieneigenthum der Dynastie gesichert habe; ein Verfahren, zu dem früher auch alle Berechtigung vorhanden war, da ja dem Könige alles Staatseigenthum gehörte und er damit schalten konnte nach Belieben.

Eine Aeußerung von der Gräfin von H. wurde erzählt: „Als ich in der Nacht zum 20. ausrufen hörte: ‚Ach Gott, nun sind wir Alle verloren! der Prinz von Preußen kommt mit den Truppen zurück!‘ klang es mir wie Musik; ich war entzückt, daß die Preußen wiederkämen, um dies niederträchtige Berlin zu strafen, es in Grund und Boden zu zerstören, der Erde gleich zu machen!“ — Mein Gott — da wären ja Sie und ich mit umgekommen! wandte man ihr ein: — „Hätte nichts geschadet!“ erwiederte sie. So, viele unsrer Offiziersweiber, dünkelhafte Frölen, die vor Armuth umkommen und vom Stolz leben, Kadettenmütter, Kadettenschwestern! Unverbesserliches Volk!

Die „Staatszeitung“ bringt Wahlgeſetz und Wahlordnung und Willisen's Proklamation an die Poſener.

Gearbeitet. Im Platon geleſen, in Leibnitz.

Sonntag, den 9. April 1848.

Ich konnte nicht widerſtehen, ich mußte gleich wieder einen Artikel für die „Allgemeine Zeitung“ anfertigen, zum Beſten unſrer vaterländiſchen, noch ſo vielfach bedrohten Sache! Ein Wort mehr, es wirkt immer etwas mit!

Man meint, unſer Miniſterium könne morgen, wenn der Landtag ihm das Geld abſchlägt, fallen. Dann hätte es ſeine Strafe dafür, daß es den Landtag aufgeblaſen hat; dann müßte es dennoch auf eigne Verantwortung handeln, oder einem neuen Miniſterium ſo zu handeln überlaſſen. Aber es hat damit ſchwerlich Noth, der Landtag wird alles bewilligen, und wie die Sachen ſtehen, mit Recht, wenn auch ohne Berechtigung.

Ein Bataillon von der Garde bei Potsdam hat ſich geweigert die Gewehre anzufaſſen; die Soldaten ſagen, ſie ſeien beſchimpft! Man läßt es ſo hingehen, viele Offiziere haben ihre Freude daran, haben ſelbſt dazu aufgehetzt. Man ſollte die letztern vor ein Kriegsgericht ſtellen und das Bataillon auflöſen, die Mannſchaft nach Hauſe ſchicken und ſpäter für Feldregimenter wieder einziehen, ſo rieth ein tüchtiger General; aber man thut nichts!

In den Papieren des Miniſteriums des Innern findet ſich nun der ſchlagende Beweis, was für ein treuloſer, eigenſüchtiger Miniſter Bodelſchwingh war. Seit einem Jahre wußte er den Nothſtand in Schleſien, wollte aber nie die Sache zum Vortrage bringen; auf deßfallſige Mah-

nungen ſagte er, der König fahre heftig auf, dürfe nicht verſtimmt werden, brauche nicht alles zu wiſſen.

Nachrichten über das Leben in Potsdam, das Schmauſen und Luſtigſein der Gardelieutenants, die Haltung der Prinzeſſin von Preußen, die Mißſtimmung der Bürger gegen Militair und Adel ꝛc.

Proteſtationen von allen Seiten gegen die Wahl der Volksvertreter am Bundestage durch den Landtag.

Ausſtreuung der grundloſeſten Gerüchte, von hieſigen Unruhen, Schlägereien, Plünderungen, von Umwälzung der Dinge in Frankreich.

Als die Königin hier nach den Sturmtagen zuerſt wieder ausfuhr, ſtieg ſie im Thiergarten aus dem Wagen und ging eine Strecke zu Fuß; hier traf ſie wie durch Zufall — aber verabredet — den entlaſſenen Miniſter Grafen zu Stolberg und hatte mit ihm eine lange Unterredung.

Der König darf die Leute ſeines frühern Umganges, ſeine Kamarilla, jetzt nicht mehr ſehen; er hat es ſeinen jetzigen Miniſtern verſprechen müſſen, welche ihm vorſtellten, daß er durch ſolche Umgebung ſich nur verdächtigen würde.

Montag, den 10. April 1848.

Der Oberpräſident von Meding läßt ſich in der Zeitung vertheidigen, er klammert ſich feſt an ſeinen Poſten! Um ſo weniger darf er ihn behalten.

Einen Artikel über Italien und Polen geſchrieben. Leider bringt die „Allgemeine Zeitung“ alles erſt nach 9 Tagen, alſo für hieſige Wirkung viel zu ſpät! Ich kann mich aber mit den hieſigen Zeitungen nicht einlaſſen! —

Hier fehlt es durchaus an politischer Bildung und Umsicht, daher geht auch alles träge und seicht, kein frisches Feuer, keine durchgreifende Kraft. Wäre der geschehene Umschwung nicht durch den allgemeinen Zustand aller Länder Deutschlands gesichert, durch die hiesigen Verhältnisse wäre er es wahrlich nicht, diese für sich allein würden jeden Augenblick eine Rückwirkung zulassen. Ich rufe und warne genug, aber die Leute hören wenig und verfolgen nur ihre persönliche Lieblingsarbeit, zum Beispiel Crelinger seinen Klub, der noch nichts geleistet hat. Doch will er jetzt auch in den Provinzen Töchterklubs errichten; das ist ein Schritt.

Ich ging um 1 Uhr aus. Beim Zeughaus begegnete ich der Bürgerwehr, die auf Wache zog, mit Trommeln; gutes festes Ansehn, in der Bürgerkleidung sehr militairisch.

Besuch von General von Pfuel, der in der Schlußsitzung des Landtags war und berichtet, daß der Landtag nach einer herrlichen, alles fortreißenden Rede Vincke's dem Ministerium ein Vertrauensvotum ertheilt hat, bis auf vierzig Millionen Thaler zu verwenden; ferner daß der Landtag auf Ansuchen der Minister die schon geschehenen Wahlen der Volksvertreter zum Bundestag zurückgenommen hat! Ein ungeheurer Gewinn, recht mir zu Sinn! — Die Staatspapiere sind gestiegen. Alles ist voll Freude und faßt neuen Muth! — Ich schrieb gleich noch ein Wort nach Augsburg und schickte es ab.

Die „Staatszeitung" bringt schon die beiden großen Ergebnisse.

Graf von York reist heute Abend nach Schlesien; Abschied von ihm.

Dienstag, den 11. April 1848.

Ich blieb Nachmittags und Abends zu Hause, das feuchtkalte Windwetter ist mir zu nachtheilig. Den letzten Abendsonnenschein, der die Luft nicht mehr erwärmte, genoß ich in meinen Zimmern auf- und abgehend, unter vielen aufregenden Gedanken! Sie waren theils in die Vergangenheit gerichtet, theils in die Zukunft. Wie viele theure Abgeschiedene möcht' ich heraufbeschwören, das kaum Gehoffte nun mit Augen zu sehen! Vor allen meine geliebte Rahel, die lichthelle, herzwarme, in deren wunderbarer Theilnahme alles Geschehene sich erhöhen und in vielfachstem Glanze zeigen würde, in mannigfachem, nicht erfindbarem noch errathbarem eigenthümlichen Reiz! Und wie viele Freunde, die den Anbruch dieser neuen Zeit nicht sehen! Schlabrendorf, Fichte, Oelsner, Erhard, Gans! Und bin ich selber denn noch ein ganzer Zeuge? Ein kräftig mithätiger, erfolgreich eingreifender leider nicht! Doch gefreut könnte mich alles auch in kräftiger Jugend nicht mehr haben. Ich lebe seitdem anders, die Welt wirkt anders auf mich! Es ist mir leichter geworden, in ihr zu leben, und leichter, sie zu verlassen!

Heute ist mir übrigens nichts sonderlich Erweckendes zugekommen, kein Buch, kein Brief, kein Gespräch. Die Zeitungen Abends bringen nichts Neues. Doch seh' ich aus den Landtagsverhandlungen, daß mein Erz-Aristokrätchen, mein Ständeschwärmer, der Fürst von Solms-Lich, nun auch ein eifriger Konstitutioneller geworden ist, alle Folgerungen dieser neuen Staatsform will und begehrt, und in diesem Sinn auch schon auf viele Gerechtsame seines Standes — Steuerfreiheit, Polizeigewalt, Gerichtsbarkeit, Patronat und Jagdrecht — freiwillig Verzicht leistet!

Mittwoch, den 12. April 1848.

Ich schrieb an die „Allgemeine Zeitung" nach Augsburg.

Der Fürst von Metternich mußte aus seiner Wohnung in Wien zu Fuß flüchten, die Fürstin fand sich erst wieder zu ihm, und sie bestiegen einen Einspänner, um zur Eisenbahn zu gelangen; sie fuhren nach Mähren ab, ohne die Kinder bei sich zu haben, nach denen sie geschickt hatten; diese kamen mit ihrem Lehrer, als der Zug schon abgefahren war, sie mußten anderthalb Stunden warten, bis wieder einer abging, wurden erkannt, bedroht, aber durch eine Schaar Studenten geschützt; so kamen sie den Eltern glücklich nach. Auf einer Liechtenstein'schen Herrschaft wurden die Flüchtlinge gut aufgenommen, aber das Volk murrte und drohte, sie mußten weiter. In Olmütz versagte ihnen der Erzbischof seinen Pallast, auch auf einer seiner Herrschaften in der Nähe wollte er sie nicht beherbergen. Auf der Weiterfahrt nach Prag bemerkte Metternich — als Herr Meyer reisend, in der zweiten Klasse —, daß ihm gegenüber im Wagen ein Pole saß, den er vor seinem Pallaste das Volk aufregen gesehen; auf dem nächsten Halteplatz besprach ein Begleiter des Fürsten sich mit dem Zugführer, stellte ihm die Gefahr vor, in der der Fürst schwebe, und bewog ihn zu versprechen, im freien Feld unter einem Vorwand anzuhalten. Das geschah, Alle mußten aussteigen, es hieß, eine Beschädigung habe Statt gefunden; dann wurde plötzlich das Wiedereinsteigen angeordnet und fortgefahren, der Fürst und die Fürstin aber und ihr Begleiter blieben auf dem Felde zurück, während der Feind sich entfernte. Sie mußten eine Weile zu Fuß gehen, bis sie wieder einen Wagen erlangten. In Prag blieben sie unentdeckt. In Töplitz fuhren sie ein, als grade der Fürst von Clary die deutschen Fahnen auf-

ſtecken ließ und die Bürgerwehr mit deutſchen Kokarden ausrückte; das Haupt der Bürgerbewaffnung erkannte die Flüchtigen, ließ ſich aber von den Bürgern gleich verſprechen ſie zu beſchützen, man ſteckte ſogar aus Schonung in ihrer Nähe die Kokarden ein. Die Reiſe ging durch Sachſen, Thüringen und Heſſen ohne Aufenthalt weiter nach Holland, wo ſich der Fürſt nach England einſchiffen wollte.

Donnerstag, den 13. April 1848.

* kam früh und eröffnete mir ſein ganzes politiſches Anliegen. Er war ſchon beim König in Potsdam und kehrt dahin zurück, er ſpricht die Miniſter, den General von Pfuel ꝛc. Sein ganzes Abſehn geht auf Herſtellung von Polen, Bund mit Frankreich, Krieg gegen Rußland; er iſt der Meinung, daß man den polniſchen Theil von Poſen den Polen überlaſſen, ihre Bewaffnung geſtatten ſoll. — Seine Erörterung iſt ſehr triftig; er ſagt, was wir nicht für Polen thun, thut am Ende Rußland, dann haben wir Polen, Rußland, das weſtliche Deutſchland und Frankreich gegen uns, unſre Oſtſeeländer werden polniſch, das weſtliche Deutſchland republikaniſch an Frankreich angelehnt, Preußen ſchwindet ein, Deutſchland wird, anſtatt vereint und groß, zerriſſen und klein. Dies ſind nur Umriſſe, die er ſehr geſcheidt ausführt. Aber wie ſollen dergleichen Anſichten hier Wurzel faſſen, bei dieſen Miniſtern? Arnim iſt ein Wicht, Reyher ein bloßer Mann vom Fach, die ſonſt braven Camphauſen, Hanſemann, Auerswald ſind keine politiſchen Männer. Und wer Arnim erſetzen ſollte, iſt nicht einmal anzugeben. Wie alles lahmt, ſieht man ſchon an dem Stillſtehen unſrer Truppen an der Eider, damit die diplomatiſche Vermittlung Zeit gewinne!

Dem General von Williſen gelingt es in Poſen mit

den Polen über alle Erwartung, dagegen iſt er von Seiten der Deutſchen allen Schmähungen und Unwürdigkeiten, ſogar Steinwürfen ausgeſetzt! Die alten Beamten und Militairs ſind ſeine wüthigſten Gegner, der kommandirende General von Colomb an der Spitze.

Der Oberpräſident von Meding ſoll endlich den Abſchied nehmen wollen. Der Geh. Rath Sulzer hat ihn am 11. erhalten.

Präſident von * hat ſich von ſeinem Schrecken ſo weit erholt, daß er wieder heftig ſchimpft; er ſieht den Zuſtand vor unſrer Revolution als das Ideal einer Staatsverfaſſung an, vergißt aber, wie ſehr er ſchon lange ſchimpft und tadelt.

Im Platon geleſen, bei dem doch wenig Befriedigung zu finden iſt; man kann ihn nur unter den ſtärkſten Verſetzungen in griechiſches Leben genießen. — In Pepe's Memoiren, im Ovidius.

Freitag, den 14. April 1848.

Neue Bekanntmachung Willisen's, würdig, edel, aufrichtig und kraftvoll, aber ich fürchte, er unterliegt den Leidenſchaften, die ihn zwiefach beſtürmen! Den Polen iſt alles zu wenig, den Deutſchen alles zu viel. Der kommandirende General von Colomb, der Oberpräſident Beurmann, die Beamten und Militairs ſind alle gegen ihn! Die Deutſchen zeigen ſich roh, unedel und verſtockt; die Polen allerdings mitunter gewaltſam und zügellos, aber ſie ſind die Unterdrückten ſo lange Zeit geweſen und eher zu entſchuldigen. Im Ganzen ein ſehr trauriger und gefahrvoller Zuſtand!

Die Dänen rücken vor und die Preußen ſtehen an der

Eider Gewehr im Arm! Es iſt zum Verzweifeln! Alles kurzſinniges Preußenthum, das die Polen zuſammenhauen möchte, den Dänen aber die zarteſte Schonung zeigt. Dort verkennt man das Unrecht, hier das Recht! Alles verkehrt! Aber das konſtitutionelle Preußen hat zum Kriegsminiſter den General von Reyher, zum Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten den Jammermann Arnim-Strick! Und keinen wahren Staatsmann im Miniſterium!

Unſre Gewerbs- und Vermögensverhältniſſe liegen noch in ſchwerer Unordnung; ein ordentlicher Gang will ſich nicht herſtellen! Wären wir es allein, ſo fände ſich wohl Rath; aber die ganze Welt iſt mit uns zugleich in der Kriſis und das macht das Uebel ſo ſchwer! Wo ſoll das Vertrauen anfangen, wo die Sicherheit zuerſt auftreten in dem allgemeinen Schwanken? Es ſcheint mir, Paris und Frankreich müſſen auch diesmal vorangehen! Das Heil der franzöſiſchen Republik bedingt unſern Zuſtand, den Viele noch immer ſo thöricht ſind im Gegenſatze zu jenem zu ſehen!

Sonnabend, den 15. April 1848.

Beſuch vom Juſtizrath Schleiden aus Holſtein; er kommt aber aus Frankfurt am Main als Abgeordneter des Funfziger-Ausſchuſſes zugleich mit Mathy, ſie haben Aufträge hier und in Rendsburg und gehen von dort nach Frankfurt zurück. Er bringt mir Grüße vom Bürgermeiſter Smidt. Mit den Miniſtern von Auerswald, von Reyher und von Arnim hat er geſprochen, gute Worte von ihnen empfangen und die Verſicherung, daß ihr Anliegen ſchon erledigt ſei; der Befehl an die Preußen, in Schleswig vorzudringen, ſei ſchon abgegangen und der Fürſt

Radziwill zum Befehlshaber ernannt. Eine unglückliche Wahl, der Pole für die deutsche Sache vorangeschoben! Ein paar Belagerungsgeschütze zur Sicherung bedrohter Küstenpunkte schlug der Kriegsminister ab; warum?

Besuch vom General von Canitz, der die ganze polnische Frage mit mir durchspricht, von andrem Gesichtspunkt als ich, aber mit Geist und Schärfe; eben so den Stillstand unsrer Truppen an der Eider; er ist mit der Zögerung, mit der Unreife der Maßregeln, mit der diplomatischen Verschleppung sehr unzufrieden und schont seinen Nachfolger Arnim nicht. Wir haben keinen politischen Leiter hier und keinen militairischen; diese beiden Zweige der Thätigkeit sind der Unkunde und dem alten Schlendrian überlassen!

Dasselbe bestätigt und erhärtet auch der Oberst von Willisen, der bald nach Canitz'ens Weggehen bei mir eintrat. Er belegt es mit schlagenden Beispielen, sowohl in den Anordnungen nach Schleswig, als in denen nach Polen. Er behauptet, spät oder früh müsse es in Polen zum vollen Ausbruch kommen, und wir seien ganz unschlüssig noch über unser Verhalten. Rußland rüste und lasse marschiren, wir seien dadurch schon jetzt wie im Kriegszustande, und was wir jetzt thun oder unterlassen, bedinge schon mit den künftigen Sieg oder die Niederlage. Er hat ganz recht! Reyher untüchtig für sein Amt, Krauseneck altersschwach, die wichtigsten Posten übel besetzt!

Gerüchte aus Schleswig, aus Posen. Alles Dunst! —

Der Minister von Rother hat den Abschied, in ganz günstigen Ausdrücken. Seine Verwaltung muß in die des Finanzministers eingehen, das hätte längst geschehen sollen!

An die „Allgemeine Zeitung" nach Augsburg geschrieben.

Sonntag, den 16. April 1848.

Brief aus London, Nachrichten über den dortigen Zuſtand; die Chartiſtenbewegung iſt gut abgelaufen, aber die Sache iſt damit nicht zu Ende; ſonderbar, die Leute fordern dort grade das, was wir eben erhalten haben!

Beſuch vom Grafen von Keyſerling, wie gewöhnlich beladen mit unglaublichen Gerüchten, und von Anſichten befangen, die er in ſeinen Kreiſen vernimmt. Es giebt eine ganze Klaſſe von Leuten hier (der Generalmajor Leopold von Gerlach gehört zu ihnen), denen kein andres Heil möglich ſcheint, als die ſiegreiche Ankunft der Ruſſen und mit dieſer Hülfe die einfache Wiedereinſetzung der früheren Gewalt, wobei denn auch das jetzt aufgehobene Ober-Konſiſtorium wieder zu Ehren käme! Sie ſehen nichts andres, ſie wünſchen es, ſie halten es für möglich! Unverbeſſerliches Volk!

Wieder einen Artikel für die augsburger „Allgemeine Zeitung" geſchrieben und darin die Mängel ſtaatsmänniſcher Leitung beklagt; gegen Arnim, Reyher und auch etwas gegen Krauſeneck. Der einzige Stachel der Vaterlandsliebe treibt mich zu ſolchen Anklagen; ſolche Reizmittel ſind dringend nöthig. Es iſt unglaublich, wie lahm alles geht, in einer Zeit, wo es eine raſche Umſchaffung gilt, eine Erneurung faſt aller Behörden. Am Ende iſt die Aemterbeſetzung der ganze Staat. Und welche Verwickelungen können im Laufe des Sommers bevorſtehen, gegen welche Gefahren können wir Stand halten ſollen. Das Miniſterium genügt den Umſtänden nicht!

Gedankenloſe Fräulein aus dem Bürgerſtande jammern über den erloſchenen Glanz des Hofes und der Geſellſchaft, an dem ſie doch nie Theil nehmen durften, bei dem ſie höchſtens das Zuſehen hatten; ſie vermiſſen die Federbuſch-

Offiziere, denen sie zu schlecht waren; sie klagen, daß die Kaufleute ihre theuren Waaren nicht absetzen, die doch nur von den Vornehmen gekauft wurden! Dies niedrig gesinnte, bettelstolze Geschmeiß muß verschwinden, oder so auf's Maul geschlagen werden, daß es in seine Winkel sich verkriecht!

Finanzmaßregel. Darlehnskassen und deren Papiergeld.

Im Platon gelesen und in Puschkin.

Die Gerüchte aus Holstein vom preußischen Gefecht grundlos. Von Willisen aus Posen nichts Neues.

Montag, den 17. April 1848.

Unter den Linden einige Unruhen gegen Bäcker, gegen Möbelmagazine von Seiten der Tischlergesellen; die Zuckersieder aber ziehen jubelnd mit Fahnen und Musik umher und bringen ihren Brodherren Vivats.

Nachmittags werden die Bewegungen gegen die Bäcker fortgesetzt, doch den Personen kein Leids gethan, nur wird das zu leicht befundene Brod an die Ladenthüren genagelt und drohende Warnung ertheilt, künftig besseres Gewicht zu liefern; man hatte unter andern ein angeblich 8pfündiges Brot nur 5½ schwer gefunden! — Dem Bäcker * unter den Linden ist doch noch eine Strafe zugedacht, er hatte den Unverstand, diesen Morgen zu sagen, er backe nur für Herrschaften, nicht für den Pöbel!

Volksversammlung bei den Zelten, Herr Eichler sprach über die Wahlen, man will keine mittelbaren; am Donnerstage will man vor das Schloß ziehen, „wo die Hohenzollern so lange gehaust und möglicherweise noch hausen werden"; da will man dem Minister Camphausen, der

ſchon einmal das Verlangen abgelehnt, es nochmals vorbringen. Friſch und trotzig. In der Sache ganz recht!

Miniſterium des Handels, der Gewerbe und öffentlichen Arbeiten einſtweilen Herrn von Patow anvertraut.

Voltaire ſchreibt in ſeinem dreiundachtzigſten Jahr an d'Argental (31. Auguſt 1777): „Il faut combattre jusqu'au dernier moment, la nature et la fortune, et ne jamais désespérer de rien, jusqu' à ce qu'on soit bien mort.“ Gehört der Mann, der ſo ſchreiben und in der That ſo handeln konnte bis zum letzten Hauche, nicht unter die erſten Helden der Menſchheit? Welch heiße Liebesgluth hegte der in ſeinem muthvollen Herzen!

Dienstag, den 18. April 1848.

Miniſter General von Canitz. Erörterung über den Gang der öffentlichen Angelegenheiten, was zu fördern, was zu vermeiden ſei. Die engſten Begriffe, die trübſten Vorurtheile walten! Der hellſte Punkt iſt der Krieg, da glaubt der Altpreuße am meiſten Beſcheid zu wiſſen, wiewohl Zweck und Erfolg auch da ſehr im Schatten ſtehen.

General von Pfuel kam Abſchied nehmen, er will die Oſterfeiertage in Randow zubringen. Wir ſprachen über die Lage der Dinge, ſehr einverſtanden. Abwägung der Vortheile der Republik und der Monarchie, Uebergewicht der letztern, wenigſtens für jetzt! Das ſtrenge Geſetz bedarf begleitender Gnade, einer Einſicht, die über den Formen ſteht, einer Willkür zum Wohlthun, zum Fördern einzelner, vom Volke nicht getragener, vom Geſetz unbeachteter Größen, der Kunſttalente, der Wiſſenſchaft, der höchſten ſittlichen Darſtellung. Die Griechen hatten hiefür eine Menge

von Anſtalten, ihre Spiele, Götterfeſte, Prytaneen, Orakel ſogar.

Neue Bekanntmachungen vom General von Willisen in Poſen. Sein Spiel iſt noch nicht ganz verloren! Aber hier ſchimpft das alte Offiziervolk ſchrecklich auf ihn! Man ſagt, es ſei ganz unmöglich, daß er noch Kriegsminiſter werden könne, die Stimmung der Armee ſei gar zu ſehr gegen ihn!

Auf meine dringende Frage: warum hier nichts recht in Gang komme, alles lahme und ſchleppe, wo denn das Hinderniß liege? erhalt' ich die bedenkliche Antwort: In der Schwierigkeit, mit dem Könige fertig zu werden! Er habe ſich vom Schrecken allmählig erholt, fühle ſich wieder, verſuche ſeinen Willen, thue den der Andern nicht, und der Einfluß einer Kamarilla wird wieder ſichtbar. Freilich, wenn die Miniſter vom rechten Schrot und Korn wären, ſo hätte es gute Wege, aber ſie ſind eben ſchwach und ſchüchtern! Der König hält den Miniſter von Arnim, der König den General von Reyher, der König den Oberpräſidenten von Meding! Welch große Gefahr für den König! Er wird neuen Zwang herausfordern, und nicht ungeſtraft!

Ich höre, daß der elende Miniſter Eichhorn nach dem erſten Schreck über ſeine Entlaſſung ſich bald wieder feſt einbildete, er werde binnen vier Wochen wieder im Amte ſein! So wenig erkannte das Vieh den Zuſtand der Dinge und die Kraft der Bewegung, die ihn geſtürzt!

Mittwoch, den 19. April 1848.

An die „Allgemeine Zeitung" nach Augsburg einen ſcharfen Artikel geſandt. Unſre Dummheit und Schlaffheit iſt arg.

Ich ging unter die Linden, wo Arbeitergruppen ſtanden. — Wir beſprachen erſt die heutigen Unruhen der Arbeiter vor dem Oranienburger Thor, die Breslauer neuen Händel ꝛc., dann die morgen bevorſtehenden Auftritte. Ich bin dafür, daß die Miniſter den Petitionsaufzug geſtatten, die Begehren anhören und darauf nach Ueberzeugung antworten, bei Nein und bei Ja würde es ruhig ablaufen.

Aber die „Staatszeitung" kommt und bringt das Verbot des Aufzugs, weil eine ſolche Menge, wenn auch — wie angekündigt — ohne Waffen, wie eine Einſchüchterung der Behörden ausſehe! Die Tröpfe, ſie ſollen nur nicht ſchüchtern ſich zeigen, ſo fällt der Schein von ſelbſt! Sie fordern die Bürgerwehr und den Polizeipräſidenten auf, dem Verbote Kraft zu geben. Der König giebt der Bürgerwehr das Recht des Militairs, im Fall eines Angriffs von ihren Waffen Gebrauch zu machen. — Hier treten nun drei Fälle ein: 1. Die Bürger weigern ſich, 2. ſie thun nach dem Willen der Miniſter und ſiegen, oder 3. werden geſchlagen. Alle drei Fälle ſind ſchlimm für die Miniſter, auch der zweite, nur ſcheinbar und trügeriſch vortheilhafte. Möglich iſt es auch, daß die Volksführer den Zug aufgeben; das wäre am beſten, aber auch dieſer Fall beſchämend für die Miniſter, und man würde es ſchon auf andre Weiſe einbringen! Genug, meines Erachtens hat das Miniſterium Camphauſen heute ſein Todesurtheil unterſchrieben. Sie mußten den Aufzug geſtatten, die Petition annehmen, würdig darauf antworten und die Unannehmlichkeit ſolcher Verhandlung nicht ſcheuen; das gehört zu den Laſten konſtitutioneller Miniſter! Nach ſolchen Stürmen muß man einigen Wellenſchlag ſchon hinnehmen. Das Miniſterium taugt überhaupt nicht und die einzelnen Miniſter ſind ganz unzulänglich!

In Posen zwiespältiges Verfahren! Willisen sagt, die Polen haben den Vertrag erfüllt, andre Generale erklären, die Polen hätten ihn gebrochen!

Aus Schleswig nichts. Es ist zum Verzweifeln. Nun mischen sich die Schweden schon ein. bald werden's die Russen thun! Der Zeitverlust ist für die Sache selbst arg, für uns aber unersetzlich, die Kriegsehre, der Einfluß in Deutschland leiden, wir sinken in der Meinung!

In Puschkin gelesen, in Goethe.

Hecker und Struve sind in ihren Versuchen, die Republik zu gründen, in Konstanz und Donaueschingen gescheitert.

Donnerstag, den 20. April 1848.

Das Ministerium bietet in unsern Zeitungen alle Stimmen seines Anhangs auf, um Recht zu bekommen gegen den Einspruch der Volksversammlung und den beabsichtigten Aufzug. Aber was ihm heute gewonnen scheint, wird später um so gewisser verloren sein. Vor der Nationalversammlung wird es nicht bestehen, es müßte denn diese ganz erbärmlich ausfallen.

Heute werden beglaubigte Zeugnisse durch die Zeitung veröffentlicht, nach denen der Volksunwille gegen den Major von Preuß keineswegs grundlos gewesen. Ich habe nie gezweifelt, daß er das ihm Angeschuldigte verübt! Das Volk hat in solchen Fällen scharfe Augen und irrt im Thatsächlichen nicht leicht.

Maueranschläge in großer Menge, alle für die Minister, mittelbare Wahl, von Studenten, Arbeitern, Wählern, Bürgerwehr. Ueberall Ausrücken der Bürgerwehr gegen etwanige Unternehmungen. Ich traf den Obersten

von Willisen, der eben zu mir gehen wollte und mich nun nach Hause begleitete. Lange Unterredung über die Verhältnisse. Der König hat ihn berufen, bei ihm zu sein, durch Rath und That einzuwirken; aber Willisen besteht auf einer Stellung, in der er mit eigner Gesinnung auftreten könne. Ueber die entsetzlichen Mängel in den Personen, denen das Wichtigste anvertraut ist, die angehäuften Gebrechen einer seit dreißig Jahren faulen Wirthschaft! Ueber die Stimmung der Truppen, die Schlaffheit und den falschen Eifer der Befehlshaber.

Die Volksbewegung hat nicht Statt gehabt, die auf dem Alexanderplatz Versammelten erklärten, nicht ohne Erbitterung, sie hätten waffenlos ihr Verlangen vorbringen wollen; sie könnten nicht zugeben, daß ihre Sache durch die Minister in einen Waffenstreit ausarte. Sie verzogen sich alsbald in verschiedene Straßen. Auf dem Schloßplatze waren Tausende der Bürgerwehr, im Schloßhofe sogar Militair. In allen Gruppen sprachen Leute heftig zu Gunsten der mittelbaren Wahlen. Dem Volke mißfiel dies Bereden und Versprechen. Auch die Bürgerwehr hat viele Unwillige, man hört Aeußerungen, daß wenn es zum Kampfe gegen das Volk kommen sollte, das Gewehr nicht gebraucht, sondern dem Volkskämpfer übergeben werden müßte!

Abends beim Minister von Canitz. Vertrauliche, merkwürdige Gespräche! Die wichtigsten Mittheilungen über die früheren Regierungssachen, Mühsale wegen der Landtagssache, der Preßfreiheit; elende, schlaffe Kollegen, endlose Berathung, daß es nie zum Thun kommt; schädliche Einflüsse von Radowitz, der ein gouvernement occulte hier einrichten wollte, von Bunsen, der eine Pairie mit Bischöfen im Kopfe hatte, von Leopold von Gerlach mit

seinem Kirchenzwange ꝛc. Canitz hat auch herzlich schlechte Meinung von Savigny, von Eichhorn. — Auch die heutigen Vorgänge besprachen wir ganz frei. — Um halb 12 ging ich hinauf.

In Gentz gelesen, Handschriften und Gedrucktes. In Goethe.

Freitag, den 21. April 1848.

An die „Allgemeine Zeitung" nach Augsburg geschrieben, nachdrücklich für Willisen's Unternehmen; es ist für das südliche Deutschland wirksam, wenn auch schwerlich für hier und Posen selbst. Einen zweiten Artikel abgesandt wider das Ministerium und für den Assessor Jung, dessen Erklärung in den heutigen Zeitungen ganz tüchtig ist und brav. *)

In der „Vossischen Zeitung" steht, der Prinz von Preußen werde den Befehl über die Truppen in Holstein führen. Der Kriegsminister von Reyher versichert, es sei daran nie gedacht worden. Es scheint man hat probiren wollen, ob die Meinung es sich gefallen ließe. Gewiß

*) Die Erklärung lautete: „Von dem beabsichtigten Zuge für heute war ich schon gestern zurückgetreten, aus Gründen, die ich in der «Zeitungshalle» entwickelt habe. So eben lese ich die Bekanntmachung des Staatsministeriums und muß gegen die darin uns untergeschobene Absicht der Einschüchterung der Behörden protestiren. Ein Zug wie der beabsichtigte, etwas sehr gewöhnliches in freien Ländern, sollte der vorgebrachten Forderung der directen Wahl größere Oeffentlichkeit und dadurch neue Anhänger verschaffen. Wer sich dadurch einschüchtern läßt, ist werth, daß er fällt, denn er zeigt, daß er die friedliche Meinungsäußerung freier Männer nicht vertragen kann.

G. Jung,
Landesgerichts-Assessor."

nicht! Die Prediger laſſen ſogar in ihren Fürbitten auf der Kanzel jetzt den Prinzen und die Prinzeſſin von Preußen fort! Ob es befohlen iſt? Ich konnt' es nicht erfahren.

Aus Poſen nichts, aus Schleswig nichts. Auf beiden Punkten geht es uns ſchlecht, es iſt zum Verzweifeln! Dort ein bischen Frieden, hier ein bischen Waffenthat ſind uns nöthig wie das tägliche Brot. Aber unſre dummen Leiter verderben oder hemmen nur, dazu haben ſie Muth, und laden die ſchwerſte Verantwortung auf ſich, ſtatt die leichtere zu übernehmen! Herr Camphauſen verübt Heldenthaten gegen den Aſſeſſor Jung! Herr von Auerswald iſt wie gar nicht da; Arnim-Strick iſt zum Unheil da; kein einziger politiſcher Kopf iſt unter ihnen. Auf den Oppoſitionsſitzen hatten die Männer doch guten Verſtand, ſie haben ihn in ihre neue Stellung nicht mitgenommen!

Sonnabend, den 22. April 1848.

Die ärgſten Ultra haben außer einer ſchwachen Hoffnung auf Rußland keine! Mit Truppenmacht einen Augenblick in Berlin wieder Herr zu ſein, das wäre wohl möglich, aber jederman ſieht ein, daß die Sache ſich nicht halten könnte, daß die Freiheitsbewegung ſtärker noch in den Provinzen als in der Hauptſtadt iſt, daß ein neuer blutiger Sieg des Volkes dann dem Königlichen Haus und allem Adel den Garaus machen würde. Und auch bei der Hülfe von Seiten der Ruſſen wäre dieſe Gefahr; die Ruſſen fänden, falls ſie als Sieger verdrängen, ihre Freunde und Rufer nur als Leichname! Wohin man blickt, nirgends iſt ein Anhalt für das geſtürzte Regierungsweſen. Ja, wenn Wien noch das alte wäre, wenn Metternich

dort noch ſäße, in allen Vortheilen ſeiner alten Künſte, in der Mitte aller diplomatiſchen Fäden! Aber nun wirkt das ganze Gewicht Oeſterreichs in der Freiheitsrichtung mit.

Unerwartet kam um 10 Uhr noch der General von Williſen, wohlerhalten und guter Dinge aus Poſen, wo er ſein ungeheures Geſchäft für den Augenblick glücklich geſtellt, Ruhe geſchafft, die Polen entwaffnet hat; aber mit welchen Widrigkeiten, mit welchen Gefahren, mit welchen Entgegenſtrebungen hat er zu kämpfen gehabt! Der General von Colomb müßte billig vor ein Kriegsgericht geſtellt werden. Ein tückiſcher Kerl, er iſt ein Verräther der preußiſchen Sache, er hat alles auf's Spiel geſtellt, er uns in Gefahr gebracht, ganz Deutſchland wider uns zu haben! Und mit ſolchem — macht man noch viele Umſtände! — Williſen erzählt mir alles haarklein. Auch daß er ſchon in Potsdam war, der König aber ihm ſagen ließ, in einigen Tagen würde er ihn ſehen!! Nach ſolcher Sendung, in ſolcher Sache, die man ſchon unrettbar verloren hielt! „Und wegen meines polniſchen Auftrags", ſagt Williſen, „iſt es nun nicht mehr möglich, daß ich Kriegsminiſter werde! Sie ſagen, die Stimmung in der Armee ſei zu heftig wider mich!" Die Stimmung, welche ſie machen und hegen, die ihnen zum Vorwande dient! — Aber der König ſelber iſt mit dabei im Spiel, auch er will keine tüchtigen, entſchloſſenen Männer, er begünſtigt die Widerſtrebung. Und die Miniſter ſind ſchwach, willenlos und einſichtslos! Weil ſie von der höheren Politik nichts verſtehen, fühlen ſie ſich unſicher, getrauen ſich nichts.

Oſterſonntag, den 23. April 1848.

General von Willisen kam früh und brachte mir ſeine Berichte an Auerswald zum Leſen. — Nach einigen Stunden kam er nochmals, er hatte Camphauſen und Arnim-Strick geſprochen; man hat ihm geſagt, daß heute endlich beſtimmte Befehle an Colomb nach Poſen abgegangen ſind, Willisen's Anordnungen zu halten und den Belagerungszuſtand aufzuheben. Die Miniſter thun übrigens, als ſei das ſchwere Werk Willisen's, das ſie für unmöglich gehalten, gar nicht ſo beſonders viel, und bedauern nur, daß er ſich dabei in der Armee ſo verhaßt gemacht. Sie ſagen zu ihm: „Ach, ſchaffen Sie uns doch einen Kriegsminiſter!“ ſchamlos vergeſſend, daß es ſchon abgeredet war, Willisen ſolle es werden. Arnim-Strick ſandte ihm geſtern den franzöſiſchen Agenten, Herrn von Circourt, damit er mit ihm über Polen ſpreche; heute fordert er ihn auf, mit Meyendorff über Polen zu ſprechen! Was iſt das für ein Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten! Willisen fühlt die Argliſt nicht genug, daß der Kerl nur die Verlegenheit und Verantwortung von ſich abſchieben will; Meyendorff wird aus Willisen's Geſpräch nur den Stoff einer vollſtändigen Anklage deſſelben in St. Petersburg ziehen! Arnim ſagte auch: „Stellen Sie uns nur nicht übel mit Rußland!“

Ich begegnete unter den Linden dem Banquier F., der ganz geſchlagen iſt. Er ſpricht wie der Geh. Rath B., der neulich in einem Briefe nach London ſchrieb: „Wir waren frei, reich und glücklich!“

Kurzer Beſuch bei Willisen im Hotel du Nord. Dann ging ich zum Aſſeſſor Jung und machte deſſen Bekanntſchaft, ich ſprach mit ihm über Polen, ich hoffe nicht ganz vergeblich. Er hat Verſtand, Umſicht und die Karakter-

ſtärke — dünkt mich —, die des augenblicklichen Feuers nicht bedarf, weil ſie es auch unter äußerer Kälte immer im Innern hegt.

Ich ſchrieb im Zorn und Grimm ſogleich an die „Allgemeine Zeitung“ nach Augsburg.

Der General von Gerlach iſt noch täglich in Sansſouci beim König und übt den verderblichſten Einfluß. Der König wird immer widerbaariger, will alles nicht, hemmt und verzögert, heimlich billigt er den Trotz ſeiner Offiziere, wenn er ihn auch ſelber tragen muß! (Sie ſitzen an ſeiner Tafel ſtumm und antworten ihm einſilbig!)

Wohin ſoll das noch gehen? Wollen ſich die Leute ganz in's Verderben ſtürzen? Soll es zu neuem Volksſturm kommen? Dann iſt nicht nur der König in Gefahr, ſondern die Monarchie, dann geht's ihnen an's Leben und an ihre Güter! Sie bringen es dahin, unfehlbar, wenn nicht bald Einhalt geſchieht!

Extrablatt der „Staatszeitung“; die Dänen legen auf alle deutſchen Schiffe Beſchlag und nehmen die preußiſchen weg!

Montag, den 24. April 1848.

Ich laſſe mich noch immer gutmüthig hinreißen, an den Menſchen Theil zu nehmen, die ſich verderben wollen! Bei dieſem ihnen eingewurzelten Willen aber kann ich ſie nicht retten und kann es niemand, ſie müſſen zu Grunde gehen. Richtig wär' es, dieſem Gang der Dinge ruhig zuzuſehen und die Ergebniſſe abzuwarten und möglichſt vorauszuſehen, welche ſich daraus entwickeln werden. Leider iſt mein Herz noch zu warm für ſolche Weisheit, und ich bedaure die Blinden, die ſich dem Abgrund nahen!

Seit geſtern bleibt mir kein Zweifel, daß die Hofpartei — Gardemilitair, Landadel, Stockbeamte — aus allen Kräften eine Reaktion anſtrebt; ihr Haupt iſt der Prinz von Preußen, ihr Boden Potsdam und Pommern, ihre Hoffnung Rußland, ihre Hülfsmittel die Truppen, welche ſie für ſich zu ſtärken, für den Staat unbrauchbar zu machen wünſchen; als Werkzeug dient ihnen ſelbſt der König, den ſie in ihre Richtung allmählig herüberziehen, dabei aber haſſen und verachten, und gewiß ſogleich wegwerfen, ſobald ſie es ohne Schaden können. Unſre Miniſter ſcheinen davon nichts zu ahnden, nur Arnim-Strick dürfte darum wiſſen, und jedenfalls iſt Reyher ein gehorſamer Diener. Das Volk ſcheint noch ſtumpf, aber einige ſeiner Führer merken etwas. Ob die Plane der Unterdrückung gelingen können? Gewiß nicht! Aber heilloſe Verwirrung können ſie anrichten und blutige Opfer bringen, die niemand will. Was könnte die ganze Provinz Pommern gegen Deutſchland? Was wäre vom Aufſtande zu hoffen, ſelbſt wenn die Ruſſen ihn unterſtützten? Nur größere Vernichtung der Freiheitsfeinde, nur freiere Hand für die Freiheitsfreunde. Wie ſich die preußiſche Nationalverſammlung zu dem allen verhalten wird, iſt noch nicht abzuſehen. Harte Worte wird's geben.

Von Bromberg verfolgt eine Deputation den General von Williſen hier mit Anklagen. Er wird endlich ein Wort in den Zeitungen hier ſprechen. Ferner werden Fragen an ihn öffentlich geſtellt werden, die er öffentlich beantworten wird. Die Wahrheit wird doch ſiegen und die Verläumdung zu Schanden werden. Geſtern iſt noch nicht der ſcharfe Befehl an Colomb abgegangen, der Oberpräſident ſollte ihn nur einladen, den Belagerungsſtand aufzuheben! Inzwiſchen hat der Wirrkopf ein zweites

Gefecht gegen polnische Einwohner liefern lassen! Heute soll nun wirklich der Befehl, Frieden zu halten, abgegangen sein! Die Minister berathen heute die Abgrenzung der Deutschen und Polen in Posen, zaghaft und ungeschickt, sie machen in diesen Bestimmungen wieder Schülerstreiche. — Der König wird Willisen morgen in Potsdam verlassen; er hat ihn das vorigemal nicht sehen wollen, weil er hörte, Willisen sei nicht in Uniform!

Der Minister von Auerswald hat den ehemaligen Polizeipräsidenten von Puttkammer wieder hieher in sein Ministerium gezogen; eine Wahl, die man gar nicht billigt. Sonst geschieht fast gar nichts in dieser starren Beamtenwelt der Ministerien. Auch der abscheuliche Meding hat den Abschied noch nicht.

Heute sollen unsre Truppen in Schleswig vorgehen; General von Wrangel hat Befehl, auch in Jütland vorzudringen, — wenn's wahr ist!

Dienstag, den 25. April 1848.

Weiher kam und brachte die Nachricht, daß die Preußen nach einem scharfen Gefecht in Schleswig eingerückt seien. Bald erschien auch ein Extrablatt; etwas so lahm und lau und lumpig Abgefaßtes hab' ich lange nicht gesehen!

Nachmittags ging ich um 4 Uhr zur Vorberathung der Wahlen unsres (40sten) Bezirkes, in dem Hause des vormaligen Ministers Stolberg auf dem Wilhelmsplatz, in dem Saale, wo die Minister ihre Sitzungen hielten. Herr Stadtverordneter Georg Reimer als Vorstand, Bezirksvorsteher Kahlbaum sein Gehülfe. Zwischen drei- und vierhundert Menschen; Grafen, Generale, Hofbeamte, Kauf-

leute, Handwerker, Dienſtboten, alles durcheinander; ſehr anſtändig, einfach und gut. Reimer ſprach, dann Referendarius Dörk mehrmals, Dr. von Arnim, Dr. Parow und Andre, ſehr zweckmäßig und mit Erfolg. Ueber dreißig Kandidaten wurden aufgeſchrieben, darunter freilich ſolche wie General Peuker, Hofmarſchall von Schöning, Fürſt von Radziwill! Bei dem Namen Schöning rief ich: „O Gott bewahre! ſolche können wir nicht brauchen!“ Ich glaube, er ſtand in der Nähe und hat es gehört. Auch mein Name wurde aufgeſchrieben — ich hörte um mich her viel Schmeichelhaftes flüſtern, unter anderm: „Das iſt einer der Beſten, der hat ſchon vor dreißig Jahren angetragen, was jetzt geſchieht!“ — auch in den Wahlausſchuß wurd' ich gewählt. Geſprochen hab' ich nicht, außer zu den Nächſtſtehenden. Die ganze Sache gefiel mir, ich war von der anderthalbſtündigen Berathung ſehr zufrieden. Herr Dörk ſprach gut; ich machte ſeine Bekanntſchaft. — Beim Nachhauſegehen ſprach ich den Miniſter von Canitz am Fenſter; Schöning kam vorbei und erzählte, er habe die Ehre, mit mir zuſammen auf der Kandidatenliſte zu ſtehen; ich ſagte nachher Canitzen, was mir mit jenem begegnet ſei, dafür ſei er höflich genug!

Ich war den ganzen Abend in froher Stimmung. Freiheit und Gleichheit waren mir endlich thatſächlich vor Augen! Ich ſprach lebhaft mein Entzücken aus.

Daß die Polen nun erklären, ſie müßten das ganze Poſen haben, auch die Deutſchen, als ihre polniſchen Angehörigen, das iſt doch gar zu arg! Liebelt iſt hier und ſagt, die Preußen hielten den Vertrag nicht, es würde daher zu einer Niedermetzelung kommen müſſen!

Der Oberſtlieutenant von Griesheim, ein Inbegriff alles Schlechten beim Militair, hat in der Vorberathung

seines Wahlbezirks mit süßen Worten darauf angetragen, man sollte vorzugsweise die Geflüchteten wählen, um ein rechtes Zeugniß der Versöhnung zu geben! Du dummer Reinecke!

Mittwoch, den 26. April 1848.

Die „Staatszeitung" bringt die Königliche Bestätigung der Willisen'schen Konvention und weitere Verfügung zu der beabsichtigten Reorganisation. In der Beilage ist ein Artikel aus der „Breslauer Zeitung" abgedruckt, der Willisen's Verdienst und Karakter in das hellste Licht stellt und ausspricht, daß er sich den größten Dank des Vaterlandes erworben!

Colomb aber erklärt noch am 23. April die Konvention für gebrochen und also ungültig! Er mit seinem unzeitigen tollen Eifer hat sie gebrochen, noch ehe sie zur Ausführung kommen konnte! Ein tückischer Kerl; und das ist derselbe General, der in Posen ruhig zusah, daß vierzehn Tage lang die Polen ihm unter der Nase exerzirten, nachdem sie die preußischen Adler abgerissen hatten! Solche Unwürde und Feigheit, und gleich darauf, als ein Vermittler kam, solch unsinnigen Kriegseifer! Der alte Kerl müßte vor ein Kriegsgericht gestellt werden, wenn Friedrich Wilhelm nicht Friedrich Wilhelm, Reyher Reyher und Camphausen Camphausen wäre!

Donnerstag, den 27. April 1848.

Die Volksversammlung von den Zelten brachte dem General Willisen eine Dankadresse durch Abgeordnete, ein Vivat in Masse hat er sich verbeten.

General von Below sollte Kriegsminister werden, Oberst von Auerswald sein Gehülfe und Major von Fischer. Gleich

nachher alles wieder nichts! — Der König hatte den rasenden Gedanken, den General Leopold von Gerlach zum Bundesgesandten zu bestimmen, und wunderte sich, als man ihm erklärte, das sei nicht möglich. Was kann man hoffen, wenn solche Verblendung herrscht!

Neue Gräuel im Posenschen von den Preußen verübt. Gemetzel Unbewaffneter! Der König sagte, ob es nicht ein Wunder sei, 50 getödtete Polen und nicht Ein verwundeter Preuße! Man entgegnete ihm, ein Wunder sei hier nicht nöthig vorauszusetzen, es erkläre sich alles natürlich dadurch, daß die Bewaffneten Unbewaffnete niedergemacht. Der König schwieg verdrießlich. Der General von Colomb muß öffentlich einige falsche Angaben gegen Polen zurücknehmen, in Kozmin seien nicht sechs preußische Soldaten ermordet, Herr von Chlapowski habe nicht Aufständische angeführt, sondern abgewehrt. Aber ein Preuße hat am Ostersonntag einem katholischen Priester vor der Kirche die polnische Kokarde abgerissen, worauf eine blutige Rauferei entstand. Polen, die aus Willisen's Vertrag noch in Waffen stehen, haben einen preußischen Adler wiederhergestellt. Der Belagerungszustand ist noch nicht aufgehoben! Nichtswürdige Partheiwuth und schändliches Benehmen der Deutschen in Posen, des preußischen Militairdünkels!

Ich ging um 4 Uhr in das Wahlkomité im ehemaligen Stolberg'schen Hause; um 5 in die Dreifaltigkeitskirche zur großen Versammlung. Anträge, Reden. Fürst Boguslaw von Radziwill sprach schlecht und mißfiel; General von Peuker arglistig im reaktionairen und militairischen Sinn; Tapezier Hiltl mit wüthender Emphase für das Königliche Haus, dem sein Geschäft ihn nahe gebracht! Besfern Eindruck machten Dörk, Dr. Parow, Dr. Busch, Geh. Rath von Grolman, und besonders einige Handwerker;

die Volkssache blieb im Vortheil. Um 8 Uhr nach Hause.

In Schleswig neue Vortheile. — Im Badischen noch Gefechte gegen die Republikaner, Freiburg erstürmt!

Freitag, den 28. April 1848.

Frau Bettina von Arnim kam. Sie bittet mich, ich soll wieder ihr alter Freund sein, ich sei der einzige, dessen Wort ihr wohlthue, sie erquicke und aufhelle! Auf den König schimpft sie gewaltig, er sei voller Falschheit und Arglist, feig und verrätherisch.

Der Oberst von Webern war neulich beim Könige und bezeigte ihm seine Theilnahme an allem, was der König jetzt erleide. Der König antwortete: „Vergeben hab' ich alles, aber vergessen nichts!"

Falsche Nachricht vom Tode des Königs von Dänemark.

Sonnabend, den 29. April 1848.

Mit Unlust geschrieben, aber doch mit Eifer, weil ich es für ersprießlich hielt. Artikel an die „Allgemeine Zeitung" nach Augsburg, Warnungen für uns! —

Ein paar Stunden ernstlich und in strenger Schlußfolge den Zustand Preußens erwogen! Das Ergebniß war sehr betrübend und ich konnte die traurige Verstimmung den ganzen Tag nicht verwinden! Ich sehe die größte Gefahr, daß die bisherige Staatsgewalt zerbricht, und kann bei dem Gedanken nicht gleichgültig sein. Ich hänge an der geschichtlichen Erscheinung, ich möchte sie nicht verlieren, ich möchte die Erbschaft des Guten im Alten mit hinübernehmen in das Neue! Aber ich sehe die Gefahr, daß die neue Freiheit dies Preußen klein macht,

wie es die Herrschaft Napoleon's im Frieden von Tilsit klein gemacht. Wenn wir nicht klug und muthig sind, so verlieren wir Rheinland und Westphalen. Ich weiß es zuverlässig, daß dort eine Parthei lebhaft an Oesterreich denkt, an den Erzherzog Johann, bei erster Gelegenheit fallen die Lande ab, und es giebt dann kein Mittel, sie noch festzuhalten. Zwei gute Nägel sind jetzt noch Camphausen und Hansemann, aber wie lange, so springen die los! Die Minister sind nicht kühn genug, der König ist — davon überzeug' ich mich täglich mehr — nicht aufrichtig, er kann es nicht sein, sein Sinn und Geist haben ein durchaus entgegengesetztes Streben, die alte Gewohnheit siegt immer wieder, er hat zu wenig Verstand, zu wenig Muth. Und seine Kamarilla übt schlechtesten Einfluß wie vorher. Durch ihn kann daher das Rechte nicht geschehen. Dabei die blinden Leidenschaften der Gestürzten, Gedemüthigten, die lieber den Staat zu Grunde richten, als daß er so bestehe, wie sie ihn nicht wollen; nachher werden sie's genug büßen und bereuen!

Nachmittags kam General von Pfuel, er hatte eine Berathung mit den Ministern von Auerswald und von Reyher gehabt, er soll — nach Willisen's Vorschlag — in Posen das Werk Willisen's abschließen und vollenden, er steht über Colomb und dieser und Steinäcker haben unter ihm gedient. Er hat Lust, den Auftrag zu nehmen; er träte aus dem Zwielicht hervor, in welchem er jetzt nicht recht weiß, woran er ist, und erschiene in der Thätigkeit seiner bis jetzt noch ungewissen Anstellung, die nur auf mündlichem Ausspruche beruht. Daher red' ich ihm nicht ab. Er bespricht mit mir den Inhalt des Auftrags, und wir sind bald darin einig, daß das Polenthum möglichst national und abgesondert gestellt werde, damit, wenn es

völlig abfällt, dies ohne zu heftige Zerreißung geſchehen könne. Stellung zu Rußland, Berufung auf Kaiſer Alexander's Gebarung mit dem Königreich Polen. Er dankt mir herzlich für Rath und Antheil.

Um 6 Uhr in die Vorwahlverſammlung, zuerſt Einordnung der Stimmzettel im Ausſchuß, nachher Verhandlung im Ganzen, über fünfhundert Perſonen. Die Leute ſind noch ungeübt, bis 9 Uhr kam nur eine engere Kandidatenliſte zuſammen und eine vorläufige Ueberſicht der Stimmenzahlen. Die meiſten Wähler, hab' ich erſehen, wählen blindlings oder nach äußeren Verhältniſſen, nicht nach politiſchem Vertrauen. Daher haben General von Peuker, Fürſt von Radziwill und Lieutenant Heiß ſoviele Stimmen, aus Anhang oder Kriecherei! Die meiſten hatten Geh. Rath von Grolman und Reimer, meine Kandidaten! (Wir waren im Palais des Prinzen Karl, die Hitze war trotz des großen Saales zum Erſticken!)

Sonntag, den 30. April 1848.

Beſuch von beiden Brüdern Stahr. Der aus Stettin reiſt heute dahin zurück. Ueber den Geiſt im Volke, in den Regierungen, über das nächſt Bevorſtehende. Ausgleichung zwiſchen Monarchie und Republik. Die Jugend iſt größtentheils auf Seiten der letztern. Ob uns die Rheinlande abfallen werden? Was für Folgen daraus?

General von Willisen hat den Miniſtern geſchrieben, daß er ſeinen Auftrag als erledigt betrachte und fernerhin in der Sache nichts mehr thun wolle; ſeinen Vorſchlag, Pfuel nach Poſen zu ſenden, nehmen ſie begierig an, und heute wird die Sache beim Könige verhandelt. Der König grollt mit Willisen, anſtatt ihm zu danken für einen Dienſt,

den kein Andrer ihm zu leiſten im Stande war; beſonders iſt er aufgebracht, daß die Miniſter, ohne ihn, den König vorher zu fragen, Willisen von Poſen hieher beſchieden haben, wofür dieſer doch nichts kann. Der König hat über eine Stunde mit Willisen von den polniſchen Sachen geſprochen.

Der General Graf von Canitz iſt zum Kriegsminiſter ernannt; er kam vom Rhein mit dem Verſatz abzulehnen, ſprach aber den König vor den Miniſtern und ließ ſich breitſchlagen. Er ſoll ganz unfähig ſein, ohne politiſchen Blick, ohne Geiſtesſchärfe, ohne Rednergabe.

Ein ruſſiſcher Kourier iſt von Warſchau hier angekommen und erklärt, er habe im Poſen'ſchen alles ruhig gefunden. Ihm glauben die Miniſter endlich, was ſie Willisen nicht glauben wollten, und ſind außer ſich vor Staunen und Vergnügen! Aber auch ein Kourier des engliſchen Konſuls in Warſchau iſt hier angekommen, und ein Brief, den er an einen polniſchen Großen hier mitgebracht, iſt die einzige ſichre Nachricht, die wir über die ruſſiſchen Truppenbewegungen hier haben. Drei Heertheile ſtehen in Polen, andre wälzen ſich vom Dnieper und der Düna langſam heran; ein furchtbares Heer zieht ſich gegen die Weichſel zuſammen und kann im Juli — an der Elbe ſtehen! Wir haben keinerlei Vorkehrungen nach dieſer Seite getroffen! Die Gefahr von Oſten erſcheint dem Hofe nicht als Gefahr, ſondern als Rettung. Die Hoffnungen der Ultras haben kein andres Ziel, als die Ankunft der Ruſſen. Der Kaiſer erneuert und verſtärkt ſeine friedlichen Verſicherungen, allein wer darf ihnen trauen? Die Zweideutigkeit des Miniſters von Arnim läßt den ſchlimmſten Verdacht zu; natürlich finden die Anklagen gegen ihn kein Gehör, natürlich wird die Richtigkeit des Kriegsmini-

stets den Leuten lieb! — Furchtbarer Argwohn, der doch im Augenblicke nichts zu thun vermag!

Der König hat den Offizieren der Bürgerwehr die silberne Schärpe; das Feldzeichen der Offiziere des stehenden Heeres, zugestanden; neue Unzufriedenheit der letztern! Allerdings wäre eine seidne Schärpe mit den Farben der Stadt Berlin angemessener. Die Bürgeroffiziere werden schon übermüthig!

Lamartine's friedliche Erklärung und Beschluß, die deutschen Freischaaren an der Gränze sollen auf französischem Boden keine Waffen führen.

In Gibbon gelesen.

Bei Bamberg soll ein deutscher Heertheil sich vereinen, 20,000 Preußen, 20,000 Oesterreicher und 20,000 andre Deutsche!

Druck von A. H. Burkhardt in Leipzig.

Bayerische Staatsbibliothek München

Tagebücher

von

K. A. Varnhagen von Ense.

Fünfter Band.

Germ. g. 493 =
5

Aus dem Nachlaß Varnhagen's von Enſe.

Tagebücher

von

K. A. Varnhagen von Enſe.

Fünfter Band.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.
1862.

Das Recht der Ueberſetzung ins Engliſche, Franzöſiſche und andere fremde Sprachen iſt vorbehalten.

Staats

„Sein Sie doch milder in Ihren Ausdrücken", sagte man mir gelegentlich; darauf erwiederte ich: „Das ist leicht, nur langwierig; anstatt aufzuzählen, wie schlecht und pflichtvergessen zum Beispiel Bassermann sich aufgeführt, in würdigen strengen Worten und Redensarten, sag' ich nur kurzweg Schuft oder Lump, ist das nicht besser?" Freilich ist das nur da schicklich oder gültig, wo man schon festen Boden hat, unter Einverstandenen oder doch Verstehenden; das Schimpfen allein thut's nicht, es muß der Gehalt schon bekannt oder vorausgesetzt sein, so wie auch die höhere Ausgleichung; neben der Sünde steht ihre Entschuldigung, ihre Freisprechung.

Varnhagen von Ense.
(Den 19. Dezember 1848.)

Unsre ganze Hoffnung muß auf das eigentliche Volk gestellt sein, auf das Volk, in dessen Mitte Kraft, Gesinnung und gesunder Verstand sich immerfort und unerschöpflich erneuern.

Varnhagen von Ense.
(Den 2. Juni 1848.)

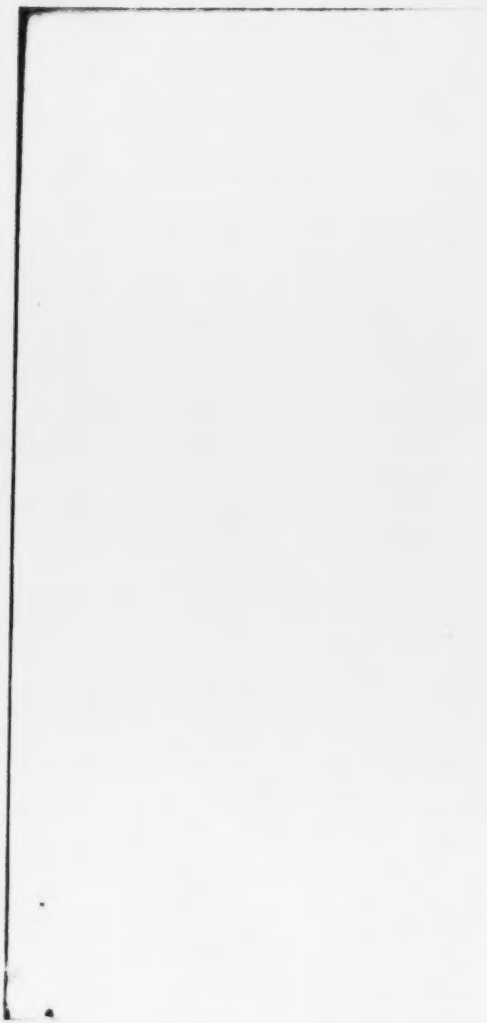

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

1848.

Berlin, Montag, den 1. Mai 1848.

Heute der große Wahltag in ganz Preußen! Schon um halb 8 Uhr früh ging ich zur Urwahlenversammlung in die Loge Royal-York. Erst gegen Mitternacht wurde man fertig. Ich ging um die Mittagszeit eine Stunde nach Hause, dann hielt ich wieder aus bis nach 8 Uhr Abends; um diese Zeit kam ich erschöpft nach Hause und ging um 10 Uhr zu Bette. Das Wahlgeschäft war unnütz, peinlich und weitschweifig, zum Sterben langweilig, bloßes Zählen und Namenverlesen den ganzen Tag! Die Gespräche, die man führen konnte, waren auch nicht sonderlich, doch konnte man öfters den Saal verlassen und bisweilen, wenn die Sonne schien, im Logengarten frische Luft genießen. Grolman, Reimer, Magny, Stadelmann erhielten gleich bei dem ersten Abstimmen die Mehrheit, dann aber mußte dreimaliges Abstimmen entscheiden, zuletzt zwischen dem Tischlermeister Schramm und dem General von Peuker, wobei der letzte durch Anstrengung seiner Werbfreunde siegte. Als Wahlmänner für Frankfurt sollten wieder Grolman, Reimer und Peuker, dann Fürst Radziwill und Sethe gewählt werden. Ich wartete diese Wahlen

nicht ab, sondern gab nur für die erste noch Sethe'n meine Stimme, Peuker und Radziwill waren den Leuten lieb der Titel wegen, es schmeichelte ihnen, solche Namen zu zeigen! Dagegen fiel der Lieutenant Heitz, eben erst Major bei der Bürgerwehr geworden, gänzlich durch, ebenso Dörk und Dr. Busch, wie auch Dr. Parow, die sich die meiste Mühe gegeben hatten und wirklich auf viele Stimmen rechnen durften. Eine Gesellschaft von hundert und fünfzig Wählern hatte sich noch gestern zusammengethan und jener Herren Leben und Thun geprüft, das Ergebniß war, daß man ihnen die Stimmen entzog, am meisten dem Lieutenant Heitz, auch Hiltl und Decker wurden in den Hintergrund gestellt, dagegen Peuker und Radziwill nicht angefochten. — Ich sprach während der Wahlhandlung viel mit dem Hofmarschall von Meiering, Oberstlieutenant von Schöler, Georg Reimer, dem Lehrer Schirmeister vom Werder'schen Gymnasium, und mit vielen Bürgersleuten, zum Theil mit diesen in sehr erfreulicher Weise; befragt über einige Kandidaten, sagt' ich maßvoll meine Meinung, enthielt mich aber aller Beeiferung und warb weder für den einen, noch den andern, so willig man auch schien, mir zu folgen.

Dienstag, den 2. Mai 1848.

Besuch von Weiher, Nachricht von den Wahlen. Gefecht bei Xirez, 600 Polen gefangen, auf dem Wege nach Küstrin.

Ich ging aus, zu Kranzler, zum General von Willisen. Ich sprach dort den Grafen Cieszkowski, Dr. Kraschewski, Herrn von Koszielski. Dann kam der Oberst von Willisen, mit dem ich nachher eine halbe Stunde allein blieb und

den Zustand der Dinge besprach, mit Schmerz und Sorgen. Er theilte mir die neuesten Nachrichten über den Stand der Rüstungen und den Marsch der Truppen in Rußland mit. Allerdings giebt es viele Preußen, die auf die Russen als auf ihre Rettung blicken, allerdings mag dem Könige dies auch bisweilen einfallen; er bereut gewiß tief das Geschehene! Aber die Russen, wenn sie erst hier Meister wären, würden nicht ihn retten, sondern bald würden sie mit einigen preußischen Offizieren vereint ihm seine Abdankung vorlegen, und der Prinz von Preußen als König auftreten!

Herrn Justizrath Crelinger gesprochen, über seine Kämpfe, sein Zurücktreten; er sagt, die neue Zeit gehöre der Jugend, dieser müsse man überlassen das Nöthige zu thun. Auch seines Klubs ist er schon müde und läßt Andre dort walten.

Die „Staatszeitung" (sie hieß zuletzt „Allgemeine Preußische Zeitung") hat mit dem 30. April aufgehört und erscheint nun als „Preußischer Staatsanzeiger" in derselben Gestalt, als Blatt für amtliche Mittheilungen. Ein Redakteur ist nicht genannt.

Das heutige Blatt bringt eine schwungvoll sein wollende aber matte Proklamation des Königs an die Armee, mit neuer Verheißung von Freiheit und Deutschthum, ehrenhafter Nennung der preußischen und Empfehlung der deutschen Farben. Gegengezeichnet vom Grafen von Kanitz. — Dann aber bringt sie das Gutachten der siebzehn Vertrauensmänner am Bundestage, den Entwurf einer deutschen Reichsverfassung, ein Werk der größten Kühnheit und Rücksichtslosigkeit! Wenn das durchgeht!! Das wäre etwas! Aber —!

Der General von Canitz hatte mich besuchen wollen,

um Abſchied zu nehmen; er reiſt mit den Seinigen nach Braunſchweig.

Mittwoch, den 3. Mai 1848.

Ich konnte geſtern nicht einſchlafen, der Entwurf der Reichsverfaſſung lag mir im Kopf und drückte mir das Herz. Ich ſah darin den Untergang Preußens, mit einem Schmerze, deſſen ich mich nicht fähig geglaubt hätte; und die dabei neuzuhoffende Geſtalt Deutſchlands erſchien mir zu ungewiß und fern, als daß ich ſie mit voller Freude hätte begrüßen dürfen. Ja wenn das erbliche Kaiſerthum uns Preußen zugeſprochen wäre, das ließe ich gelten! Doch der Entwurf iſt ein Werk von ungeheurer Kühnheit, von faſt naivem Gradedurchgeben, und wenn die Sache wirklich zur Ausführung käme, ſo hätten wir jetzt Alten zwar manches zu beklagen, aber dem jüngern Geſchlecht wäre die Ausſicht auf eine bis jetzt nicht geahndete Volksgröße aufgeſchloſſen. —

Leider bringt die „Voſſiſche Zeitung“ heute abermals einen böſen Angriff gegen Williſen, diesmal von einem preußiſchen Lieutenant unterſchrieben. Seine Vertheidigung in der „Spener'ſchen Zeitung“ iſt aufrichtig, edel und großmüthig, aber für die Lage der Dinge nicht derb genug. —

Der Prinz Karl von Preußen arbeitet mit Eifer daran, ſich eine Parthei zu machen; ſein Abſehen ſoll entſchieden dahin gehen, ſeinen Bruder, den Prinzen von Preußen und deſſen Sohn von der Thronfolge ausſchließen zu laſſen, und ſelber mit ſeinem Sohn an die Stelle von jenen zu treten. Solche Zwietracht in hohen Häuſern pflegt deren Untergang zu bezeichnen! —

Der Polizeipräſident von Minutoli hatte den Verſuch

gemacht, die Volksverſammlungen im Freien von ſeiner polizeilichen Erlaubniß abhängig zu machen; man hat ihm bedeutet, daß dies ein Uebergriff ſei, den man nicht dulden werde, und man hat ſich auch nicht darnach gekehrt. Er hat ſeinen Irrthum zurückgenommen. —

Der Geſandte von Uiedom aus Rom hieherberufen, er ſoll als Bundesgeſandter nach Frankfurt gehen. Schlechte Wahl!

Donnerstag, den 4. Mai 1848.

Die Königin Iſabella von Spanien durch Preußen anerkannt.

Unſre deutſchen Verhältniſſe verwickeln ſich mehr und mehr, bald werden wir den Polen nichts vorzuwerfen haben, wir auch ſtellen eine polniſche Wirthſchaft dar! Oeſterreich iſt in ſolchem Zuſtande, daß man nicht weiß was es iſt, Preußen nicht viel beſſer, beide ſind in dem, was in Frankfurt am Main geſchieht, noch zur Zeit wie nichts, und dabei wirklich bedroht, beide werden ſich der deutſchen Bewegung entziehen, wenn dieſe ſie nicht an die Spitze führt, beide ſind ſchon zu ſchwach zur Selbſtſtändigkeit, und noch zu ſtark, um völlig in Deutſchland aufzugehen. Was ſoll, was kann Preußen jetzt thun? Bei dieſem Könige, dieſen Miniſtern, dieſer eignen Lage und der der Welt? Eins könnte retten, kriegeriſch vorangehen gegen Rußland! Hegemonie und Kaiſerkrone gehörten ihm; allein das wird nicht geſchehen! Wir werden wohl Krieg gegen Rußland haben, aber ohne das Verdienſt des Entſchluſſes, des Vorangehens. Schwächliches Taſten nach allen Seiten, Zögern!

Unglückliche Nachrichten aus Poſen! Der alte un-

fähige Colomb und ſeine Gefährten ſetzen das ganze Land in Aufruhr! Früher ſo zahm, daß er alles geſchehen ließ, will er jetzt überall angreifen und niederdrücken. Und hier giebt es weder Leitung noch Befehlführung! Miniſter von Arnim, Graf von Kanitz, welche Stumpfheit und Untauglichkeit!

Gegen 7 Uhr kam der General von Willisen zu mir und führte bittre Klagen. In Poſen geht es gräulich her, die Polen haben ſich auf's neue bewaffnet, die Preußen eine Schlappe erlitten, man macht aus unſern Soldaten wilde Thiere!

Herr Agent Bloch iſt zum zweiten Direktor der Seehandlung ernannt worden, worüber viele Leute ſehr unzufrieden ſind.

General Aſchoff ſoll als Anführer der Bürgerwehr ſich wenig tüchtig erweiſen und ſeine Stelle nicht behaupten können, eben das gilt von dem Oberbürgermeiſter Naunyn.

Die Wahlmännerverſammlungen ſind ſtürmiſch, der Freiſinn ſteht in der Minderheit, alles iſt voll Reaktion, voll Eifer für den Hof, die Ariſtokratie, das Militair. Sogar Willisen ſieht es als ein Unglück an, daß ſo wenig Edelleute und Mitglieder der vorigen Stände herankommen werden — ihrer werden immer noch zu viele ſein! — und er fürchtet die demokratiſche Macht der Frankfurter Verſammlung. Ich ſetze meine beſte Hoffnung auf dieſe!

Armes Preußen, armes Deutſchland! wie zerriſſen, wie arm, wie unfrei ſind wir doch! und dabei wie ſtolz und eitel! Wir werden es ſchrecklich büßen! Uns ſteht noch viel bevor! Und dennoch freut mich die Freiheitsluft, die ich athme. Sie iſt doch jetzt vorhanden, wirklich vorhanden!

Freitag, den 5. Mai 1848.

Gestern Abend war ein Auflauf vor der Hausvogtei, eine Volksversammlung hatte beschlossen, der junge Schlöffel solle aus der Haft entlassen werden; die Bürgerwehr trat zusammen, man unterhandelte, es wurde Beschleunigung seiner Sache verheißen, und die Menge ging ruhig auseinander.

Immer lauter und zahlreicher werden die Stimmen für den Prinzen von Preußen, das heißt die Stimmen der Reaktion. Es sieht bei uns für die Freiheit sehr trüb und matt aus; man wird sie nicht uns entreißen können, aber verderben.

Ich ging aus, sprach unter den Linden den Geh. Rath Johannes Schulze. Ein Banquier * stürzte auf Johannes Schulze und mich los und jammerte, in Pommern und der Neumark, bei Danzig u. s. w. seien keine Edelleute und Gutsbesitzer, überhaupt keine Honoratioren zu Wahlmännern gewählt, lauter Tagelöhner, Kossäthen, Büdner! Das Vieh ahndete nicht, wie sehr es mein Herz erfreute, und ich würdigte den Kerl nicht, es ihm zu sagen!

Im Posen'schen neue Gefechte von ungewissem Ausgang. Man sagt, Colomb habe von Anfang an, seit Willisen's Erscheinen, geheime Befehle gehabt, diesem entgegen zu verfahren; man sagt, er werde auch jetzt wieder den Anordnungen Pfuel's entgegen handeln. Zum Teufel, wer giebt denn jetzt solche geheime Befehle? wer darf es? „Colomb wird, wenn die Russen kommen, den Yorck spielen!" Ja, spielen! denn es zu sein, dazu gehörte selbstständiger Entschluß und Verantwortung; die würde der alte Mann nicht haben, der nach geheimen Befehlen (oder Wünschen) handelt!

In Frankfurt am Main kommen schon die Abgeord-

neten zusammen. Was wird man dort machen, wogegen wir keinen Einspruch thun müßten? Wie hat der König diese Zwischenzeit, in der noch alles zu gewinnen war, mit Nichtsthun und kleinen Nebenstrebungen versäumt! Wäre es nicht noch Zeit, das Herz der Deutschen durch frische That zu gewinnen? Kaum! Und vielleicht doch! Aber man denkt nicht daran, man hat Schrullen und Faseleien im Kopf. Die Vorsehung hat ihre eignen Ansichten und Wege, sie kümmert sich viel um Friedrich Wilhelm!

Neue Steuer, von der Stadt Berlin ausgeschrieben, 1 Prozent des reinen Einkommens, nach eigner Schätzung. — Der Staat wird eine Steuer von 4 Prozent des Einkommens verlangen, heißt es. — Wüßte man nur die Staatsverwaltung besser bestellt! Läßt man da 20,000 Mann nach Bamberg marschiren, die vielleicht in sechs Wochen eiligst in entgegengesetzter Richtung marschiren müssen!

Sonnabend, den 6. Mai 1848.

Unglückliche Nachrichten aus Posen, die ganze Provinz im Aufstande, Gefechte überall, die Preußen vielfältig geschlagen; General von Pfuel mit Lebensgefahr angekommen, man hatte unterwegs viele Kugeln auf ihn abgeschossen. Es zeigt sich jetzt auf schreckliche Weise, wie recht Willisen geurtheilt, die friedliche Ausgleichung für wichtig zu halten. Sie sehen jetzt, was sie mit der Gewalt und Unredlichkeit, denn diese ist auch dabei, gewonnen haben!

Eröffnung der französischen Nationalversammlung. „Vive la république!“

Sonntag, den 7. Mai 1848.

Besuch vom Grafen von Kleist, der aus Dresden kommt und mir Grüße vom sächsischen Minister von Langenn bringt. Er spricht mit alter Erbitterung, gegen den König und den Prinzen von Preußen, gegen alle Könige und Prinzen, lobt mit Erbitterung die Republik, und schimpft auf die Russen, die er im Grunde des Herzens herbeiwünscht! Ein wunderlicher Kauz! ἀσπερχὲς μενέαινεν.

Herr Dr. Michael Sachs kam, und dann, als Kleist ging, Fräulein L., die sehr matt geworden, sich in die neuen Dinge gar nicht finden kann, für den Prinzen von Preußen spricht, die trübsten Aussichten hegt, doch sieht sie alle Gefahr nur von Seiten der Arbeiter; ich zeige ihr andre, politische, die Reaktion, die Russen, den Verrath, freilich alles ad majorem libertatis gloriam, denn die Ereignisse sind noch zu klein, sie sollen groß werden, die Vorsehung liebt nicht einfache und kurze Wege, und ihre Ziele stehen weit hinter denen, die wir erblicken.

Nachmittags mit Ludmilla in den Thiergarten gegangen, beim schönsten Wetter. Gleich vor dem Thore begegnete uns Bettina von Arnim, schloß sich uns an und ging mit uns, über die Zelten zum Hofjäger und zurück, unter stetem Gespräch, voll Eifer für die Polen, für Willisen, für die Franzosen, auf deren Hülfe sie rechnet gegen die Russen, für die Polen und uns! In Posen habe man Verrath gespielt, gewiß seien an Colomb geheime Befehle ergangen, die Minister seien falsch und der König! — Auf dem Rückwege sahen wir bei den Zelten den Beginn einer Volksversammlung, ein Redner griff die Minister an, lautes Bravo scholl ihm zu, einige Stimmen aber zeigten

Mißfallen. Der Anblick dieſer Menge und das Wogengeräuſch der Volksſtimmen machte mir den beſten Eindruck.

Der General von Pfuel iſt auf der Reiſe nach Poſen von Bewaffneten angefallen worden, ſeine Dragonerbedeckung nahm das Gefecht an und er fuhr unter den Schüſſen der Polen weiter. Sein in Poſen erlaſſenes Manifeſt ſetzt durchaus das Werk von Williſen fort, er verkündigt die polniſche Organiſation des polniſchen Landestheils. Der Bürgerkrieg iſt aber im vollen Gange und wird mit grauſamer Wuth geführt!

Montag, den 8. Mai 1848.

Schlimme Nachrichten aus Poſen.

Der engliſche Geſandte Graf Weſtmoreland hat mit dem Miniſter von Arnim einen harten Auftritt gehabt und ihm derbe Dinge geſagt. Wir leben vom Tag auf den Tag, ohne Richtung und Grundſätze! Mit England müßten wir auf's beſte ſtehen! —

Ich ging Nachmittags wieder allein in den Thiergarten, zu den Zelten und weiter. Herr Türrſchmidt ſagte mir, der Aſſeſſor Jung ſei gewählt, was mich freute.

Ach wie ſehn' ich mich nach Leuten, mit denen ich es politiſch halten könne, die ganz auf der Höhe ſind, Vergangenheit und Gegenwart kennen und Zukunft wollen! Ich vermiſſe ſie ganz! Ich kann niemanden jetzt vertragen, als wer den Teufel im Leibe hat! „Il faut avoir le diable au corps, pour être bon diplomate", ſagte der alte Neſſelrode, ich ſage „pour être révolutionnaire!"

Dienstag, den 9. Mai 1848.

Ludwig Crelinger giebt in den Zeitungen eine offene, freimüthige Erklärung über das Versehen, das er vor vielen Jahren als Gerichtsmann begangen hat, und das in der That keinen Vorwurf gegen seine Redlichkeit begründet. Seine Erklärung ist recht brav und ehrt ihn.

Ich ging aus, las Zeitungen bei Kranzler, besuchte dann den General von Willisen, mit dem ich über eine Stunde sprach, über seine Angelegenheiten, die polnischen, die hiesigen. Das Ministerium ist erschrocken, und denkt nun endlich daran, die Generale von Colomb und von Steinäcker abzurufen! (Es wird es aber doch nicht thun!) — Beim Nachhausegehen traf ich **, der von mir kam und wieder mit mir zurückging. Ich hatte mit ihm ein überaus wichtiges Gespräch, über die gegenwärtige Lage Preußens, die entsetzlichen Versäumnisse, die Tag für Tag weitergehen, dann über die Zukunft Deutschlands. Wir kamen dahin zu bedauern, daß der Fünfziger-Ausschuß am Erlöschen sei, denn er sei bisher das einzige Thatkräftige gewesen, und man hätte durch ihn können befehlen lassen, daß Preußen gegen Rußland rüsten solle! Er vertraute mir, der König denke sich das Kaiserthum gern an Oesterreich geknüpft, dann große Erzämter dazu u. s. w. Ich schrie auf vor Entsetzen über diese Kinderei! Wie soll man einem solchen Kopfe helfen! — ** ging von mir nach Potsdam zurück.

Ueber die russischen Truppenbewegungen fehlen seit einiger Zeit alle sichern Nachrichten. Der Hof thut so, als könnten wir dabei völlig ruhig sein, er sieht nichts Uebles darin! Das Ministerium und der König sind nicht zu bewegen, ein Stücker tausend Dukaten an zuverlässige Kundschafter zu wenden, Kundschafter militairischen Blicks.

Man lebt in aller Ruhe, während die Gefahr mit jedem Tage näher rückt. Der jämmerliche Minister von Arnim treibt sein diplomatisches Geschäft, wie es der elende Werther trieb, vom Tag auf den Tag, unbekümmert um das Ganze; niemand denkt an Schweden, die Türkei, die Donaufürstenthümer, obschon in diesen der freie Volksgeist sich schon regt!

Extrablatt zur „Nationalzeitung" mit der Nachricht, daß die Polen unter Mieroslawski sich auf Gnade oder Ungnade dem General von Colomb ergeben haben und nun Frieden sei. Die Staatszeitung sagt nichts.

Mittwoch, den 10. Mai 1848.

Die gestrigen Nachrichten aus Posen sind heute durch die Zeitungen noch nicht bestätigt, sie waren jedenfalls voreilig.

Unsere Wahlen der Abgeordneten für Frankfurt sind mittelmäßig hier ausgefallen, sehr nach örtlichen und dann nach künstlich gepflegten Stimmungen, daher zum Beispiel Rönne, Diesterweg, Camphausen doppelt ꝛc. Aber unsere Aristokraten und unsere hohen Staatsbeamten sind außer sich, daß nicht mehr Abgeordnete aus den Oberklassen gewählt sind, daß die Edelleute und großen Grundbesitzer so wenig Stimmen haben. Das ist die Folge ihrer bisherigen Anmaßung, das Volk zu bevormunden, sich zu seinen Vertretern aufzuwerfen, die Folge des Mißtrauens, das sie sich während dreißigjährigen Waltens verdient haben, die Gegenseite der Provinzialstände und des Vereinigten Landtags, wo das Verhältniß umgekehrt war, wo die Vornehmen und Betitelten herrschten. Sie hofften alles von der mittelbaren Wahlart, nun sie sich getäuscht sehen,

ſchreien ſie über dieſe. Bei der unmittelbaren würde, meines Erachtens, das nämliche Ergebniß diesmal auch eingetreten ſein, nur ſchroffer noch und reiner.

Donnerstag, den 11. Mai 1848.

M. erzählt mir, in mehreren Wahlbezirken ſei ſehr von mir die Rede geweſen, für Frankfurt, viele Stimmen würden ſich für mich erklärt haben, wenn ich perſönlich erſchienen wäre und den Vorſchlag durch meine Erklärungen unterſtützt hätte. —

Man läßt nicht nach, voreilig und unklug die Rückkehr des Prinzen von Preußen anzuregen, man will ſie benutzen zu den größten Bezeigungen, ihm den triumphirendſten Empfang bereiten, ihn zum Mittelpunkt aller Rückwirkungen machen. Sehr gefährlich! Denn man fordert auch die ganze Stärke der Widerſacher heraus, unter denen es ſehr Entſchloſſene giebt, die ſich das Wort gegeben haben, ihn hier vor beſchworener Konſtitution nicht zu dulden, ja niederzuſchießen, wenn es ſein müßte. Man ſammelt aber im ganzen Lande Stimmen für ihn, eine Menge vornehmer Edelleute und Militair machen ſich daraus ein eifriges Geſchäft. —

Nachdem ich dies hier niedergeſchrieben, überraſcht mich Abends die Staatszeitung mit dem Antrage des Staatsminiſteriums beim König auf unmittelbare Herberufung des Prinzen von Preußen, von dem Könige genehmigt mit dem Bemerken, daß der Prinz alles Vergangene gutheißt, und daß ſeine bisherigen Adjutanten durch andere erſetzt ſind, — Major Graf Königsmarck aus dieſer Stellung geſchieden, Major Oelrichs zu andrer Beſtimmung abgegangen. Ob dieſe Maßregel von dem Miniſterium gehörig

überlegt worden, ob ſie richtig und klug iſt? Ich zweifle. Allerdings wird der Prinz dadurch, daß er ſich fügen muß, ein anderer, ſelbſt für ſeine Anhänger, die ihm doch nur anhingen, weil er Trotz zu bieten ſchien; jetzt wird er zu dem, was in ihren Augen der König iſt; aber — es läßt ſich noch viel darüber ſagen, und mich ſollte nicht wundern, wenn durch ſein Erſcheinen in Berlin wieder Blut flöſſe.

Gegen zwanzig Generale ſind verabſchiedet worden, unter ihnen Krauſeneck, Etzel ꝛc. —

Ich brauchte dieſer Tage ein Gleichniß vom Kegelſpiel mit guter Wirkung. Man ſagte, der König ſolle abdanken, der Prinz von Preußen regieren; „O, der kann's auch nicht!“ rief Einer; „Konſtitutionell“, verſetzte ich, „kann das jeder; denn, ſehen Sie, die Kugel, welche der Kegelſpieler die Bahn hinunter nach den Kegeln wirft, die muß gut gerichtet werden und kann abirren, die Kugel aber, welche der Kegeljunge in die Rinne wirft zum Rücklauf, die legt ſicher ihren Weg zurück und weicht nicht aus der Richtung.“

Freitag, den 12. Mai 1848.

An die „Allgemeine Zeitung“ nach Augsburg geſchrieben, nach den Bedürfniſſen des Tages! Eine Stimme iſt wenig in dieſem Geſchrei, doch darf ich nicht ſchweigen, auch nutzt es wohl hie und da.

Ich ging aus. Unter den Linden zahlreiche Gruppen und heftige Reden, wegen der Berufung des Prinzen; Maueranſchläge, daß die Miniſter nicht, ſondern das Volk jene Rückkehr zu beſtimmen haben, und Aufforderung, daß diejenigen Bürgerwehren, die wider die Rückkehr ſind,

morgen nicht zur Heerschau kommen sollen, die der König halten will. Ein Mann, der den Prinzen hochleben ließ, wurde von allen Seiten angefallen und mit Mühe durch eine Anzahl gemäßigter Männer fortgebracht. Auch in andern Straßen standen Volkshaufen gedrängt. —

Besuch beim Assessor Georg Jung. Erzählung von der gestrigen Gerichtsverhandlung gegen den jungen Schlöffel, der wegen Anreizung zum Aufruhr zu sechs Monaten Festungshaft (sehr gelinde Strafe) verurtheilt worden; seine zweistündige Vertheidigungsrede soll an Schärfe und Herbheit einzig gewesen sein und im Druck erscheinen. Jung erklärt das Ministerium für das unfähigste und schwächste, das man nur denken kann, besonders soll Camphausen ängstlich und unschlüssig sein, weil er die meisten Sachen freilich nicht kennt und daher unsicher ist. Aber das Dümmste und Heilloseste zu beschließen oder geschehen zu lassen, dazu sind sie kühn genug. Um den alten nichtsnutzigen Colomb nur nicht anzurühren, lassen sie die ganze Provinz in Flammen gesetzt werden! Um ein elendes Hofgelüst zu befriedigen, setzen sie die Ruhe der Stadt und des Landes auf's Spiel! —

Bei * Morgenbesuch. Ich sagte ihr ernsthaft: „Unsere Minister wollen kein Königthum, sie gehen auf Republik aus, das sind verteufelte Kerls, diese Camphausen und Hansemann, das sind Rheinländer, Katholiken, was ist denen an der Königlichen Familie gelegen? Die wollen keine Hohenzollern mehr, und thun alles um den Thron zu stürzen." Sie ging in die Falle und sagte: „Wirklich? glauben Sie das? Das ist ja entsetzlich!" Ich sagte darauf, nach den Handlungen müßte ich es so voraussetzen, oder annehmen, daß die Leute von der größten Dummheit

ergriffen seien, zu welcher letztern Annahme doch in ihrem früheren Benehmen nichts berechtigte. —

Als ich wieder zu Hause war, kam General von Willisen. Die Lage der Dinge in Posen wurde besprochen; ich behauptete, alles Unglück stamme aus der Feigheit, daß man hier anfangs nicht den Entschluß habe fassen wollen, den alten, untauglichen Colomb zu beseitigen, und Willisen mußte mir Recht geben. Dann sprachen wir über die neue Verwickelung mit Schweden, das uns zu drohen wage, während wir mit diesem Lande innige Verbindung haben sollten; über die Unfähigkeit oder vielmehr den Verrath des Ministers von Arnim-Strick, der es heimlich mit Rußland halte, an die Dauer der Freiheit nicht glaube und sich dort den Rücken sichere.

Die heutige Volksversammlung bei den Zelten sollte die Sache des Prinzen von Preußen verhandeln. Ich konnte nicht widerstehen und ging nach 7 Uhr hin, sprach Dr. Reich, dann unerwartet den Assessor Jung, und hörte dann diesen eine kräftige, scharfe, wahrheiterfüllte Rede halten, die das Ministerium der elendesten Schwäche zeihte. Ich war überaus froh, dergleichen einmal mit angehört zu haben, das Ganze machte mir den erhebendsten, würdigsten, schönsten Eindruck. Viele Tausende riefen ihm Beifall und Zustimmung! — Auf dem Rückwege den Herrn Professor Stahr gesprochen. —

Zu Hause angekommen, hören wir Geschrei vom Wilhelmsplatze her, man sagt, es sei ganz schwarz von Menschen vor dem Hause des Ministers Camphausen! —

Die Heerschau der Bürgerwehr ist schon abgesagt, unter einem Vorwande, den niemand glaubt! — (Wegen der Nachwahlen für die Doppeltgewählten.)

Der Tumult vor Camphausen's Wohnung war von

der Zeltenverſammlung, die gleich nach meinem Weggehen dorthin muß aufgebrochen ſein. Abgeordnete ſprachen den Miniſter, er antwortete vom Balkon herab, verhieß, daß morgen die Sache in neue Berathung gezogen werden ſolle, bat dringend um ruhiges Auseinandergehen, was auch erfolgte. Die Bürgerwehr war unterdeſſen zu den Waffen gerufen worden.

Sonnabend, den 13. Mai 1848.

Mein Erſtes war, an die „Allgemeine Zeitung“ über die geſtrige Tagesfrage zu ſchreiben, den Mißgriff der Miniſter in helles Licht zu ſetzen und unſre Stärke aufzurufen. Ich war ſehr bewegt und dachte lebhaft alle Gefahren des Vaterlandes durch.

Profeſſor Adolf Stahr, Herr von Weiher, General von Williſen kamen. Nachrichten über den Lärm in vergangener Nacht. Etwa 600 Mann drangen auf den Palaſt des Prinzen von Preußen ein, wollten die Inſchrift herſtellen, Steinmetzen wollten ſie in die Quadern ſogleich einhauen. Tauſende von Zuſchauern füllten den Platz, die Bürgerwehr mit ihrem General Aſchoff war zur Stelle. Volksredner beruhigten die Menge, erſt Eichler, dann Held, welche mit großer Geiſtesgegenwart und beſtem Erfolge ſprachen, auch den General zum Reden veranlaßten, und auf ihre gute Mahnung verlief ſich das Volk ruhig mit den heitern Rufen: „Gute Nacht! Gute Nacht!“ Es war etwa $1^1/_2$ Uhr. —

W. blieb mit mir allein und wir ſprachen weiter über die Lage der Dinge. Hofränke und Hofſchwächen, Umtriebe der Ariſtokratie, Einwirkungen von St. Petersburg kamen ſehr in Betracht. Keinem unſrer Diplomaten iſt

zu trauen, am wenigsten dem Minister von Arnim-Strick. Die Schwäche der Minister zeigt sich gegen Willisen als wahre Treulosigkeit; statt ihn zu stützen, möchten sie ihn beseitigen, das Mißwollen der Offiziere gegen ihn wird ihnen zum erwünschten Vorwand, sie besetzen die Posten, die ihm in Aussicht gestellt waren, mit den unfähigsten Leuten, — Kriegsministerium, Generalstab.

Ich las bei Kranzler einen trefflichen Aufsatz in der „Zeitungshalle", eine siegvolle Kritik des Ministerberichts über die Sache des Prinzen; es wird gezeigt, daß jedes Wort eine Schiefheit oder wenigstens Unziemlichkeit enthält. Die Ungebühr, daß der König ohne Noth erklärt, er habe — — entfernt, ist aber ungerügt geblieben. —

Mannigfache Anschläge unter den Linden, alle gegen den Prinzen, seitens der Studenten, der Klubs, eines Theils der Bürgerwehr, Gruppen, in denen er ein Mörder genannt wird ꝛc. —

Die Bürgerwehr auf den Beinen. Abends in der Staatszeitung die unsinnigste Proklamation des Staatsministeriums, daß es seine Berufung des Prinzen nicht zurücknimmt. So was Dummes, Schiefes, Mattes ist noch nicht da gewesen! Die Schächer sind von Gott verlassen, reden albern in den Tag hinein, als wenn sie von nichts wüßten. Thun, als ob sie den Prinzen auf die hohe Schule geschickt hätten, und jetzt käme er mit guten Kenntnissen zurück! Aber sie sind nicht blos dumm, sie sind auch Schelme, Verräther. Der treffliche Artikel in der „Zeitungshalle" (vom 12.) weist es überzeugend nach. Die Volksredner benehmen sich diesen elenden Kerls gegenüber mitleidig und maßvoll, sie mahnen zur Ordnung und Ruhe. Aber die Strafe wird schon kommen! — Es ist unbestreitbar, die Dummheit der Minister bringt es zum Aeu-

berſten, und dieſe Nacht ſtand — in voller Wahrheit — die Monarchie auf dem Spiel!

Sonntag, den 14. Mai 1848.

Schlechte Nacht. Bruſtbeklemmung. — Träumend und wach hatte ich unſre Zuſtände und Gefahren ſtets in der Seele, Trauer über Preußen und Freude an der Freiheit, denn dieſe grünt und blüht denn doch ſiegend empor, was auch nebenan zu Grunde gehen mag! Nach dem Aufſtehen ſchrieb ich gleich an die „Allgemeine Zeitung“, mir die Seele in etwas zu befreien.

Beſuch vom Miniſter von Canitz, anderthalb Stunden; er theilt mir geſprächsweiſe eine Menge wichtiger Sachen mit, über den Gang der Sachen früher im Kabinet und im Miniſterium, über den Widerſpruch, den er vom König und von den andern Miniſtern erfahren, über die Verhandlungen am Bundestag, in der Schweiz; über Krakau hör' ich zum erſtenmal einige Worte, die den Entſchluß, die Einverleibung geſchehen zu laſſen, zwar nicht rechtfertigen, aber doch das Urtheil ſchwebend erhalten konnen; der Vorwurf bleibt hiernach mehr einer des Mangels an Klugheit und an Rückſicht für die Meinung Europa's, Preußen konnte die Sache geſchehen laſſen, aber nicht mit Zuſtimmung, ſondern mit Mißbilligung und Einſpruch. Canitz meint, die letzten Schmiereien des Staatsminiſteriums ſeien aus der Feder des Miniſters von Arnim-Strick.

Ob dieſer nicht überhaupt die leitende Hand gefährlicher Umtriebe ſein ſollte? Argwöhniſche Verknüpfungen ſind folgende: Arnim iſt ganz vertraut mit dem ruſſiſchen Geſandten, die Ruſſen marſchiren vorwärts, die Preußen

in Posen schließen sich an, in der Mitte Juni's können sie hier sein, die Nationalversammlung wird gesprengt, der König in seine Unbeschränktheit wieder eingesetzt, — und vielleicht gleich nachher abgesetzt, — zu allem diesen braucht man den Prinzen von Preußen, nicht zur Nationalversammlung muß er hier sein, aber zu jenen Zwecken! Das Ganze dürfte wahrscheinlich genug sein, ließe sich nur so viel entschiedne Absicht, Folgerichtigkeit und Kraft in diesen Leuten voraussetzen! Indessen konnte dergleichen auch geschehen ohne ihr wissentliches Theilnehmen, durch Vortheilzieben aus ihrer Dummheit und Dienstwilligkeit. Rußland hält sich drohend und räthselhaft.

Neue Anschlagzettel wider und auch für den Prinzen von Preußen. Zahlreiche Mitglieder der Bürgerwehr erklären sich wider die Rückkehr des Prinzen, für die Behauptung aller errungenen Freiheiten, und daß sie es mit dem Volke halten. Gegen 6 Uhr die Hornisse zur Versammlung der Bürgerwehr; man fürchtet Volksbewegungen gegen die Minister, es werden scharfe Patronen ausgetheilt. Wehe, wenn sie gebraucht werden! Das würde schreckliche Folgen haben!

Gegen 8 Uhr kam Professor Stahr, und erzählte was er mit angesehen. Die Volksversammlung bei den Zelten war ohne Waffen; man gab zu, daß Waffen ungesetzlich seien. Nochmalige Abordnung an die Minister; Abgeordnete waren Held, Eichler, Prutz, Ruge ꝛc. Gegen 40,000 Menschen zogen schweigend mit. Camphausen nicht da, aber Schwerin und Auerswald; es dauerte anderthalb Stunden, ehe die Abgeordneten mit den Ministern herauskamen, die Menge harrte still. Schwerin sprach stotternd, versprach nochmalige Berathung, mußte aus tausend Stimmen hören, daß man alles Vertrauen in die Minister ver-

loren habe; dann trat Held auf und verkündete, man solle morgen bis 4 Uhr ruhig abwarten, ob eine genügende Antwort käme, nach dieser Frist hielten die Abgeordneten ihren Auftrag für erloschen, das heißt, dann möge geschehen, was sie nicht hindern wollten. Auerswald sprach nicht öffentlich und machte eine schlechte Figur. Die 40,000 Menschen zogen in geordneten Reihen wieder nach den Zelten.

Zu Hause geblieben. Der Abend blieb ruhig.

Montag, den 15. Mai 1848.

Canitz nahm gestern den König (aber nicht den Prinzen von Preußen) entschieden gegen den Vorwurf der Feigheit in Schutz; er sagte, wenn es dem König eingefallen, ihm als edles Bild vor die Seele getreten wäre, so würde er sich zu Pferde gesetzt haben und unbedenklich in die Mitte des Kampfes gestürzt sein, sei es um die Kämpfenden zu hemmen oder um sie zu befeuern, denn beides sei allerdings in ihm als möglich anzunehmen, es komme auf die Eindrücke an, mit denen er zur That geeilt haben würde. — Canitz versichert mich, die wesentlichen Dinge seiner politischen Laufbahn seien schon aufgeschrieben, und könnten nach seinem Tode gedruckt werden, falls dann noch jemand von Preußen wissen wolle. Ich erwiederte scherzend, so gut wie von Venedig werde wohl auch von Preußen noch eine Geschichte übrig bleiben, sollte auch der Staat schon aufgehört haben. —

Die Minister beharren auf ihrem Sinn; Mauerzettel, daß der Prinz unwiderruflich zum 22. Mai komme, daß die Gegner nicht das Volk, Berlin nicht das Land sei, daß die Bürgerwehr sich bereit halte. Man ist sehr ge-

spannt auf die Entschlüsse der Volksleiter. (Die gedruckte Bekanntmachung klingt doch etwas anders, sie sagt, der Prinz werde nicht vor dem 22. kommen, an welchem Tage die Nationalversammlung unwiderruflich zusammentrete, und er werde vorher seine völlige Zustimmung zu dem neuen Gange der Sachen öffentlich erklären. Die Drohung mit der Bürgerwehr fehlt, aber lächerlich ist der Schluß, die vielen Deputationen störten das Ministerium in seiner wichtigen Verfassungsarbeit!)

Die Minister wenden nun auch ihrerseits alle Mittel an, eine Volksstimme zu ihren Gunsten hervorzubringen, sie vervielfältigen die Anschläge, Zeitungsartikel, Zustimmungsadressen, sie schicken Beauftragte aus um die Volksgruppen zu bearbeiten, was ihnen auch theilweise gelingt. Doch können sie die Thatsache nicht wegbringen, daß sie durch ihre Ungeschicklichkeit die unglücklichste Aufregung verursacht, noch die andre, daß sie eigentlich nachgegeben haben und nun den Prinzen eine klägliche Rolle spielen lassen!

Liste neuer Minister gedruckt in Umlauf, Jung, Rauwerck, Behrend, Hansemann — von dem man weiß, daß er den Beschluß der Andern widerrathen —, Diesterweg und Griesheim! Dieser falsche Bruder ist ein rother Jakobiner und ein weißer, wie er es für nützlich hält!

Der Minister General von Thile war dieser Tage hier. Man sagt, er sei gekommen, weil der König eine Kirche einweihen läßt; da muß er mit dabei sein!

Der General Graf Henckel von Donnersmarck aus Dessau war neulich in Potsdam beim Könige, und dieser beauftragte ihn, den angesehenen Bruder Freimaurer, sich unter der Hand doch in den Maurerlogen umzuthun, wie die Stimmung sei, ob man die Rückkehr des Prinzen

von Preußen wünsche? Der General that es, brachte aber die Antwort, die Meinung der Freimaurer sei dawider, die Maßregel sei noch viel zu früh und sogar gefährlich, man müsse dringend abmahnen. Der König hatte eine andre Antwort gehofft und ließ den unerwünschten Rath unbeachtet.

Dienstag, den 16. Mai 1848.

Der König hat heute auf dem Schlosse die Offiziere der Bürgerwehr angesprochen, den General Aschoff umarmt ꝛc. Es sind Thränen geflossen, Schmeichelreden, die den Offizieren des Heeres äußerst mißfallen müssen.

„Der König", sagt man, „muß seine Garde aufgeben, dafür legen die Minister sich Leibwachen zu." Die Ministerwohnungen sind beim geringsten Anlaß gleich von zahlreicher Bürgerwehr besetzt.

Die Minister sollen gesagt haben, nach dem 22. Mai sollten die Volksversammlungen im Freien aufhören, oder doch strenger Aufsicht unterworfen werden. Wagt es nur, ihr Polignac's und Guizot's, die Freiheit zu schmälern, sie wird sich zu rächen wissen!

Mittwoch, den 17. Mai 1848. Bußtag.

Die Zeitungen wimmeln von Aufsätzen und Adressen zu Gunsten des Prinzen von Preußen, die reaktionaire Parthei wetteifert in Anstrengungen, seine Rückkehr zu bewirken und zu einem Siege zu machen. Vor solcher Thätigkeit weichen die Gegner immer einen Augenblick zurück, aber das Gelingen wird kein Sieg sein! Erstlich kommt der Prinz nur, insofern er sich zu konstitutioneller Richtung

bekennt, und ſchlägt damit ſeine Freunde gleichſam auf's Maul; dann wird ſeine Anweſenheit auch neue Widrigkeiten hervorrufen. Man ſucht ihn vor allem rein zu waſchen von dem Vorwurf, am 18. März Befehle gegeben zu haben, und beweiſt, er habe keine Befehlführung gehabt; das ſteht allerdings feſt, aber eben ſo feſt begründet iſt die Thatſache, daß er unaufhörlich mitgeſprochen, mitbefohlen, angeordnet und beſonders ſeine Geſinnungen ausgeſprudelt hat; der Auftritt mit Pfuel iſt nicht der einzige dieſer Art; den Militairdünkel, den Durſt nach der Genugthuung, das Volk durch die Soldaten niederwerfen, zuſammenhauen zu laſſen, die Verachtung des Bürgerthums, den Wunſch, die Obergewalt durch Blutvergießen beſtätigt zu ſehen, hat er nicht nur in jenen Sturmtagen, ſondern wochen- und monatelang vorher immerfort ausgeſprochen, beſonders bei Gelegenheit der Februartage in Paris, und noch bei der Nachricht, daß in Wien das Volk mit Kartätſchen niedergeſchmettert werde. Hundertmal hab' ich durch den Grafen von ** den Widerhall ſolcher Aeußerungen mit Unwillen gehört, hundertmal dagegen geſprochen! Die Geſchichte wird ſchon die Zeugniſſe ſammeln; der Tag will nur Partheigeſchrei.

Ueber die Pfaffen! So lange haben ſie den Namen des Prinzen von Preußen aus ihren Kanzelfürbitten weggelaſſen, — heute predigte Krummacher in der Dreifaltigkeitskirche zu ſeinen Gunſten! Aber es heißt auch hier, wie bei ſo vielen Zeitungsartikeln, man ſoll ihm verzeihen, er habe ſich gebeſſert! Das ſteht dem Prinzen ſchlecht an, das ſetzt ihn herab. —

Beſuch von Weiher, dann vom Grafen Cieſzkowski; letzterer lieſt mir ein Manifeſt vor, das die Polenaus-

ſchüſſe von Poſen, Krakau und Lemberg vereinigt an alle Volksvertretungen freier Völker richten.

Held iſt von den Volksverſammlungen zurückgetreten, man hat ihn verdächtigt und übel behandelt; er ſagt in öffentlichem Anſchlag, viele Berliner hätten die Revolution mitgemacht, gleich nachher aber als einen Fehler angeſehen, der nicht ſchnell genug wieder abgeſtellt werden könne!

Der König hat der Bürgerwehr geſagt, ſie ſollten nur beſtimmen, wenn er ſie in Augenſchein nehmen ſolle, er werde jeden Tag bereit ſein! Man bringt dieſes Schmeicheln mit der nahen Eröffnung der Nationalverſammlung in Verbindung. Man möchte der Bürger gegen jene verſichert ſein. Man hat große Rückſchritte im Sinn, hier wie in Frankfurt, man will beide Verſammlungen im Zugel gehen laſſen, und wenn dies gelingt, raſch einige beſchränkende Geſetze gegen das Volk durchbringen; gelingt es nicht, nöthigenfalls durch die Bürger und die Truppen wirken.

Neues Gefecht im Poſen'ſchen, Niedermetzeln und Zuſammenſchießen der Polen.

Die Schrift von Radowitz zur Vertheidigung des Königs iſt unwillkürlich die furchtbarſte Anklage gegen den ganzen Zuſtand, und der ſchlagendſte Beweis, daß ohne die Volksgewalt in noch ferneren dreißig Jahren nichts Geſcheides entſtanden wäre. Der ſogenannte gute Willen mit all den elenden Rückſichten war doch nur eine andre Art Unvermögen!

Donnerstag, den 18. Mai 1848.

Die „Allgemeine Zeitung" nimmt meine Zuſendungen öfters gar nicht auf, oder nur ſtückweiſe. Ob ihr nun ihre

bezahlten Berichterstatter lieber sind, oder — was sehr glaublich — hiesige Regierungseinflüsse stattfinden, genug ich war willens, ihr nichts mehr zu senden. Im Dienste der Sache jedoch entschloß ich mich, ihr heute wieder einen Artikel zuzufertigen, der mäßig im Ausdruck doch einen starken Kern hat.

Der Oberpräsident Pinder in Schlesien hat die Breslauer Petition gegen die Rückkehr des Prinzen von Preußen mitunterzeichnet, und will den Abschied, wenn nicht die Minister jenen Antrag zurücknehmen oder selber austreten.

Großer Sturm in Paris am 15., zu dem die Polensache den nächsten Anlaß gab. Eine telegraphische Nachricht vom 16. meldet, daß die Nationalgarde treu geblieben sei und gesiegt habe.

Graf von Keyserling bringt die Nachricht, daß am 15. auch in Wien ein Volkssturm gewesen ist; man wollte anfangs widerstehen, mußte aber alles bewilligen, hauptsächlich, daß die nächste Volksvertretung eine konstituirende und nur in Einer Kammer sein soll. Das wird auf unsre Sache hier und auf die deutsche in Frankfurt von größtem Einflusse sein! Der Hof und die Aristokratie sind auf's neue bestürzt! —

Hier sollen in der letzten Woche ungeheure Summen von der Regierung verwendet worden sein, um die politischen Gegner zu bestechen, die Anhänger zu befeuern, und auf dieselbe Weise will man, heißt es, auf die Abgeordneten einwirken, deren viele ja geringen Standes und arme Teufel sind, die sich leicht, meint man, werden gewinnen lassen! — Unser ganzes Regierungswesen ist verderbt, die ganze Schichte der obern Luft verpestet; auch die einzelnen Guten, die hineingerathen, sind unverzüglich

angesteckt. Welch ungeheures Aufräumen wird da nöthig, und spät gewiß erfolgen!

Der König soll den Ministern gedroht haben, abzudanken, wenn sie den Prinzen nicht zurückriefen. Davon ließen sie sich schrecken. Sie mußten es darauf ankommen lassen! Den Abgeordneten der Volksversammlung wurde dies zu verstehen gegeben, und das scheint auch sie nachgiebig gestimmt zu haben, ein Zeichen wenigstens ihres guten Willens für das Königthum, denn die Abdankung hätte der Republik den Weg gebahnt.

Der Mantelträger Oberstlieutenant von Griesheim ist seit acht Tagen gichtkrank. Major von Fischer besorgt die Geschäfte.

Freitag, den 19. Mai 1848.

Die Offiziere in Potsdam brüllen bei ihren Mahlen das Lob des Prinzen, der König bleibt unerwähnt! —

Wir Deutschen stehen in diesem Augenblick, man muß es gestehen, zwischen Frankreich und Rußland in sehr trauriger Gestalt! Frankreich als Freistaat, aber beisammen, Rußland als Kaiserstaat in voller Machteinheit, wir Deutsche dagegen im Streben nach Einheit mehr als je zerfallen und geschwächt, in dreifachem Kriege (gegen Italiäner, Polen, Dänen), die beiden Hauptstaaten Oesterreich und Preußen in innern Krisen, deren Ende nicht abzusehen ist! Bisher konnten wir von Seiten Frankreichs Frieden hoffen, vielleicht ein Bündniß, unser Verhalten in Polen macht den Frieden zweifelhaft, das Bündniß unmöglich; werden wir angegriffen, so müssen wir die Hülfe der Russen anrufen oder annehmen, und dabei läßt sich unsre Freiheit nicht wahren. Wie Recht hatten beide

Willisen, jedes Blutvergießen in Polen zu fürchten, wie Recht der ältere, alles zur Beruhigung der Polen aufzubieten! Die Elenden, die Stockpreußen, die kurzsichtigen Minister, die das Werk nicht gelingen ließen, haben uns in die gefahrvollste Lage gebracht. Und doch ist Oesterreich noch viel schlimmer dran! Dort fällt alles auseinander. Deutschland scheint nicht zu retten als durch den Sturmschritt auf dem Wege der Revolution. Wer weiß, ob wir es nicht bald bedauern müssen, daß Struve und Hecker gescheitert sind! Denn sollten wir doch zur Republik gelangen müssen, so wäre es ein Unglück, sie nicht gleich anfangs ergriffen zu haben! —

Besuch von Professor Stahr. Er ist von tüchtigster Gesinnung, und sieht auch sehr dunkle Zukunft. Ich überlege mit ihm, wo und wie man jetzt ein politisches Wort am besten anbringen könne. Wir finden keinen Weg, er muß erst gebahnt werden. Die hiesigen Zeitungen sind erbärmlich, die „Zeitungshalle" nicht allgemein gelesen, die „Bremer Zeitung" auch nicht, mit der „Augsburger" ist es ein elend Ding! —

In Wien hat die Regierung alles nachgegeben, in Paris hat die Regierung durch die Nationalgarden gesiegt. —

Sonnabend, den 20. Mai 1848.

In Wien und wieder in Paris gewinnt der Erhaltungseifer das Uebergewicht. Unser Hof und unsre Minister werden gleich etwas trotziger.

Besuch von Weiher. Nachrichten aus der Stadt. Die Bürger sind jetzt heftige Gemäßigte, sie meinen, es sei des Sieges genug, jetzt dürfe man ausruhen, den Wohl-

ſtand herſtellen und mehren. Das Volk möge ſehen, wie es zurecht komme, es ſolle arbeiten. Um Polen brauche man ſich nicht zu kümmern. Die guten Bürger möchten ſich doch irren! Sie werden wohl noch manchesmal geſtört werden, das Volk wird hart anklopfen.

Wir leben im Grunde noch ſehr im alten Elemente weiter, dreißigjährige Gewohnheit iſt zäh, die Mißverhältniſſe und Mißbräuche ſind tief eingewachſen, unſre Vorſtellungen nicht einmal, geſchweige denn unſre Handlungen, ſind ſchon gehörig gereinigt. Noch immer wird jeder dumm oder ſchlecht — oder beides —, wer in die obere Schichte kommt. Der Glanz, das Anſehen, die Einrichtung blendet. Ging es doch früher dem elend gewordenen Eichhorn ſo, warum nicht dem nur durch die Umſtände ſtark erſchienenen Auerswald, Camphauſen ꝛc. Wer von jeher in jener Schichte gelebt, Prinzen und dergleichen, iſt von jeher in gewiſſem Sinne dumm, in vieler Art ſchlecht. Es iſt nicht zu ändern, es gehört mit zu den Beſtandtheilen, die zum Machen der Geſchichte nöthig ſind.

Meine Erwartung, daß nun in Rußland eine Bewegung zur Freiheit eintreten müßte, zögert in Erfüllung zu gehen. Vielleicht gehören ſtärkere Reize dazu, als die bisherigen waren, vielleicht iſt ein ausgebrochener Krieg dazu nöthig. Wer weiß! Indeß wird Rußlands Stellung immer drohender, und die Lage von Deutſchland bedenklicher, ſeitdem wir ſo thörichterweiſe die Sympathieen der Polen verſcherzt und den eigenen Halt verloren haben, eben ſo wie Oeſterreich, an deſſen Völkergemiſch unſre deutſche Einheit ſchmachvoll ſcheitert! —

Ich ſprach die Frau von C. und Herrn von W., beide aus Potsdam kommend. Was die alles ſagten, und als richtig und natürlich vorausſetzen, ganz unzweifelhaft als

auch meine Meinung annahmen! Der heilloſeſte Unverſtand und die hörnerneſte Bornirtheit herrſcht in dieſen Adelskreiſen! Ein deutſcher Abklatſch des franzöſiſchen Emigrantenweſens! — Und beſonders die Weiber, die Offiziersweiber, ſind ganz toll. Ich bin gegen Guillotine und Galgen, aber für die Ruthe.

Die katholiſche Parthei hält ſtreng zuſammen; ſie hat es dahin gebracht, daß General von Radowitz zum Abgeordneten für das deutſche Parlament erwählt worden, auch der Kanzler von Linde.

Für Berlin iſt doch heute glücklicherweiſe der Königsberger Jacoby zum deutſchen Parlament gewählt worden.

Sonntag, den 21. Mai 1848.

Die Leute ſind doch unverbeſſerlich! Der König hat das Gelüſt zu einer Rede, will die Nationalverſammlung dazu auf dem Schloß eröffnen, nachher ſoll ſie in der Singakademie ihre Sitzungen haben! Und die albernen Miniſter widerſprechen nicht! Aber die Abgeordneten widerſprechen, und erklären, daß ſie auf das Schloß nicht kommen werden! Sie haben ſchon geſtern eine Vorberathung gehalten, und halten auch heute eine. — Der Verfaſſungsentwurf iſt auch ein ſchönes Machwerk! Anderthalbhundert erbliche Pairs will der König ernennen, fünfzig gewählte ſollen hinzukommen. Nichts da! Veralteter Kram! Aber was für Stöße wird es geben, in und außerhalb der Verſammlung! Die Truppen, die Provinzen, die Partheien, alles wird ſeinen Willen haben und durchſetzen wollen! —

Der König hat dem neuen Bundesgeſandten Herrn von Uſedom ſolche Vorſchriften gegeben, daß dieſer ſelbſt ſie

die allerunſinnigſten nennt. Unter andern will der König keine Würde, keinen Ehrenvorzug, keine Oberleitung annehmen. Nach dem früheren Auftreten und Kundgeben!

Der Miniſter von Arnim bekennt, daß er auf die Verwicklung der ſchleswig-holſteiniſchen Sache nicht gefaßt geweſen, er habe gemeint, die erſten preußiſchen Soldaten an der Eider würden den Widerſtand der Dänen aufhören machen. Ein Schwach- und Querkopf, dieſer Miniſter! —

Ich blieb zu Hauſe. — Der Abend brachte mir, indem ich in den offenen Mittelſtuben auf und ab ging, einen Strom von Erinnerungen aus meinem Leben mit Rahel! Ich mußte mir in tiefſter Wehmuth ſagen, daß ich vom Schickſal über die Maßen begünſtigt worden bin, daß ich kein Leben kenne, mit dem ich das meinige vertauſchen möchte. Unendlich viel hab' ich entbehrt, ſah ich meinen Wünſchen und Anſprüchen verſagt, ich habe Leid und Schmerz und Kränkung in Fülle gehabt, aber das Gute, das mir gewährt worden, überragt weit meine Erwartungen, mein Verdienſt!

Montag, den 22. Mai 1848.

Ich ging aus, unter die Linden, zum Schloß, das von Bürgerwehr beſetzt war, die aber den Durchgang nicht hinderte; zahlreiche Gruppen ſtanden umher, die Eröffnung der Nationalverſammlung fand Statt, die Abgeordneten ſcheinen ſich gefügt zu haben. Schelling und ſeine Frau waren auch als Zuſchauer am Schloßportal, ſonſt kein Bekannter.

Dann kam Graf von Keyſerling und berichtete mancherlei. Unter andern ſagte er, ihm ſei aus zuverläſſiger Quelle bekannt, daß eine Anzahl tüchtiger Männer aus

den obern Klassen sich verbündet habe, bei der nächsten Aufwieglung über die Häupter der Rotte herzufallen und sie vom Leben zum Tode zu bringen! — (Ein Mordversuch gegen den Assessor Jung ist schon gemacht worden.) Also Blut! Noch hat das Volk niemanden getödtet oder verletzt, — fangt ihr nicht an! Uebrigens dacht' ich an Grangeneuve! —

Nachmittags kam General von Willisen. Das Ministerium hat ihm eine ehrenvolle Anerkennung ertheilt und verneint, daß irgend ein Grund zu der von ihm begehrten Untersuchung vorhanden sei; auch ist ihm der Kommandantenposten in Köln angetragen.

Es heißt, Colomb sei abgerufen und Brünneck erhalte die Stelle; auch Olberg soll abgerufen sein.

Die Staatszeitung bringt die heutigen Verhandlungen. Die Rede des Königs ist farblos; er las sie vom Blatt mit nicht fester Stimme. Der Verfassungsentwurf ist nicht ganz so, wie man erzählt hatte. Von den Abgeordneten haben neun sich geweigert auf das Schloß zu kommen, darunter Kirchmann, Temme, Jung, gestern hatten sich über achtzig dazu unterschrieben, aber noch um 11 Uhr kam ein Schreiben des Ministeriums, das vorstellte, wie die Sache gar keine weitere Absicht habe, als eine örtliche Angemessenheit zu beachten, daß man doch keine Erheblichkeit daraus machen möchte u. s. w. Da gaben die Meisten denn nach.

Gestern ist ein Kourier an den General von Wrangel nach Dänemark abgefertigt worden; man glaubt, die von ihm ausgeschriebene Kriegssteuer von zwei Millionen Spezies werde mißbilligt, auch solle er seine Drohungen, für jedes von dänischen Schiffen an deutscher Küste zerstörte Haus ein Dorf in Jütland anzuzünden, zurücknehmen.

Dienstag, den 23. Mai 1848.

Ausgegangen; unter den Linden; die Revue der Bürgerwehr durch den König war schon vorüber; einige Bataillons waren sehr schwach, eines fehlte ganz, das Hurrahrufen war matt, und das Bemühen des Generals Aschoff, es durch Gebärden und Winken hervorzurufen, ganz erbärmlich; auf dem Akademiegebäude und auf der Universität waren von unbekannten Händen schwarze Fahnen aufgesteckt, sie wurden abgenommen; der König war ganz damit beschäftigt, den Eindruck zu beobachten, den er machte. — Hrn. von Krajzewski gesprochen, den polnischen Abgeordneten.

Inzwischen hatte ich den Besuch des Justizrathes Schleiden aus Rendsburg versäumt. — General von Canitz gesprochen. —

Besuch vom Fürsten von * *. Er erzählt mir merkwürdige Sachen! Unter andern eine authentische Anekdote vom Könige. Nach den Revolutionstagen im Februar zu Paris schrieb der dortige Gesandtschaftssekretair Graf Max von Hatzfeldt einen Privatbrief über den Hergang der Dinge an seinen Schwager hier, den General Grafen von Nostitz, und sagte darin, alles wäre gewonnen gewesen, wenn Louis Philippe den Muth nicht verloren hätte, wenn er im kritischen Augenblicke den Minister Guizot nicht aufgegeben, sondern behalten hätte, denn Bugeaud habe schon alles fertig gehabt, um die Rebellen von hinten anzugreifen und ihnen den Garaus zu machen, aber Louis Philippe's Schwäche und unzeitiges Nachgeben habe alles verdorben. Nostitz gab dem Könige den Brief zu lesen, und der König las ihn voll Eifer, ja rief aus einem andern Zimmer die Königin herein und zeigte ihr den Brief, indem er sagte: „Da sieh mal, was das für ein Unglück ist, wenn ein

König schwach ist!“ — Und vierzehn Tage später, wie schwach war er selbst! —

Ich besuchte Hrn. Justizrath Schleiden; er bleibt fürerst hier, als Agent der schleswig-holsteinischen Regierung. —

In Wirsitz (Posen) ist zur preußischen Nationalversammlung als Abgeordneter der Prinz von Preußen erwählt worden, als Stellvertreter der Legationsrath Küpfer.

Alle Partheien bemühen sich die zu Abgeordneten gewählten Bauern und sonstigen geringen Leute zu gewinnen, man schlägt sich ordentlich um sie, mit Versprechungen, Anreizungen, sogar mit Geld. Der elende Wit-Dörring ist auch aus seinem Schlupfwinkel hervorgekrochen und prahlt hier mit Ränken und Dienstleistungen.

Wen ich noch gesprochen, jeder sagt, daß der Verfassungsentwurf nicht durchgehen werde, nicht genügend sei.

Dem Minister Camphausen ist wie gestern auch heute wieder eine Katzenmusik gebracht worden. — Auch dem General Aschoff. —

Stein's politische Denkschriften, von Pertz herausgegeben, Berlin, bei Reimer, 1848. Ein mäßiger Band. Merkwürdig, weil es von Stein ist, aber für heute brauchbar ganz und gar nicht! —

Ich sagte zu * *, als von den Serviern, den Wallachen, den Völkerpartheien in Ungarn die Rede war: „Wir sind nur zu sehr geneigt zu glauben, daß die Erschütterungen der Welt keinen andern Zweck haben, als uns möglichst prompt einige liberale Formen zu liefern, unser persönliches Bedürfniß nach etwas billiger Freiheit zu stillen; — aber nein! Das Schicksal faßt die Dinge größer und weiter, es denkt nicht an unsre kleinen Begehren, sondern wühlt überall die Grundsuppe des Volksthums auf, unter-

nimmt eine neue Gestaltung aller Staaten und aller Staatenglieder."

Mittwoch, den 24. Mai 1848.

Vor zwei Monaten war in Deutschland alles auf deutsche Einheit gerichtet, es entstand das Vorparlament, der Fünfzigerausschuß, der Bundestag unterwarf sich, die Regierungen ebenfalls, Preußen und Oesterreich voran. Bald aber wird den Einzelländern die Gestalt, in der sich die Einheit herausbilden will, bedenklich, sie sehen Nachtheile, Verluste, die Stimmung zieht sich wieder auf das Sonderthum zurück, die Fürstenmacht ergreift diese Wendung willig, die Aristokraten möchten daran die völlige Rückkehr knüpfen, sie erkennen, daß sie noch stark sind. Hier aber liegt für die Fürsten eine große Gefahr; das Schicksal stellt ihnen eine Falle! Das Sonderthum wird nicht halten, die Vereinigung wieder neuen Anlauf nehmen, ganze Strecken werden ihr huldigen, den Gehorsam gegen die Hauptstädte aufsagen, und dann von selbst gezwungen sein, sich republikanisch einzurichten. So kann es wohl kommen! —

Als gestern die beiden schwarzen Fahnen von der Akademie und Universität abgenommen waren, lösten viele Studenten ihre schwarzen Halstücher und wehten mit diesen, um ihr Mißvergnügen zu bezeigen.

Nachmittags mit Ludmilla in den Thiergarten gegangen, wo es wunderschön war, das frischeste üppige Grün, das goldne Sonnenlicht! Bei den Zelten Volksversammlung, ein Redner sprach heftig gegen den Verfassungsentwurf der Minister, gegen die Erblichkeit in der Oberkammer. Einen Augenblick bei Bettinen von Arnim.

Einige Flugblätter verwerfen geradezu das Königthum. Auch in dem Klub auf dem Dönhofsplatz (in der Reitbahn) wurde mit Lobpreis von Republik gesprochen, mit dem Beifall von mehr als dreitausend Menschen. Ein Redner gebrauchte den Ausdruck: „Das süße Wort Republik."

Ich blieb den Abend zu Hause, zum Minister von Canitz zu gehen konnt' ich mich nicht entschließen, ich hatte nicht Lust zu den schwierigen Silbenmaßen, in denen ich dort das Gespräch hätte führen müssen.

Um 9 Uhr brachte eine Schaar Landwehrmänner dem Minister Camphausen ein Hoch und sang ihm ein Lied. Um 10 Uhr wurde ihm eine fürchterliche Katzenmusik gebracht. Ich hörte alles über die Gärten her sehr laut. Die Wilhelmsstraße war voll Menschen.

Gestern Abend haben Studenten und Arbeiter den Verfassungsentwurf an der Stelle, wo Friedrich's des Großen Denkmal zu stehen kommen soll, feierlich verbrannt; man glaubte anfangs, es sei auf das Palais des Prinzen von Preußen abgesehen.

Eine kleine Kneipe, so dunkel, daß auch bei Tag immer eine Lampe dort brennt, dient als Versammlungsplatz einiger jungen Leute, die auf den Einfall kamen, ihren eignen und eingesammelten Witz drucken zu lassen. So erschienen mehrere Nummern der „Ewigen Lampe" in kleinen Bogen, mit zum Theil vortrefflichen Einfällen. Die ersten Nummern haben schon die dritte Auflage erlebt. Einige Hiebe gegen Ranke, Förster, Savigny, Meding ꝛc. sind von bester Art.

Der Grundſatz der Volksthümlichkeit allerdings ſoll gelten, aber nicht unbedingt, nicht einſeitig und allein, wie überhaupt auf der Welt nichts außer dem Zuſammenhange des allgemeinen Lebens beſtehen und gelten kann. Völker und Staaten, ja Länder ſelbſt, welche auf jenem fußen, ſind nur Erſcheinungen, die ſtets der Veränderung und dem Wechſel unterworfen ſind. Hätte Gott gewollt, daß jedes Volk für ſich bleiben, jedes Land ſeine unverrückbaren Grenzen haben ſollte, ſo würde die Erde aus lauter Inſeln beſtehen, von nicht allzu ungleicher Größe, und müßte die Entwickelung ſo gleichmäßig vorgehen, daß nirgends ein Uebergewicht des Geiſtes, der Tüchtigkeit und des Muthes entſtünde, denn dann wäre Eroberung nach außen die ſichere Folge. Weit anders, wiſſen wir, iſt die Welt eingerichtet. Völker entſtehen und vergehen, miſchen ſich untereinander, herrſchen abwechſelnd und dienen, erobern weite Strecken, werden in's Enge gedrängt, die Länder haben keine unwandelbaren Grenzen, ſelbſt Gebirge dienen nicht immer als ſolche, Flüſſe werden überſchritten, Meere durchſchifft. Der Grundſatz der Volksthümlichkeit läßt ſich daher nicht ſtreng einhalten und durchführen. Allein es giebt auch einen wirklich höheren Grundſatz für das Leben der Menſchengeſellſchaft. Das iſt der der Staatsbildung. Mehr als durch gleiche Abſtammung und Sprache gehören die Menſchen zuſammen durch gleiche Staatsformen, Geſetze, Sitten und Einrichtungen, der Religion und höheren Geiſtesbildung zu geſchweigen. Daher können ſehr wohl Theile des einen Volkes in den Umkreis des andern aufgenommen werden, in dieſem begnügt und glücklich ſein, und dies um ſo mehr, je größere Vortheile die Einbürgerung gewährt, je freier die Verfaſſung, je trefflicher die

Geſetze, je reicher die Lebensquellen ſind. Mögen immerhin Deutſche in Frankreich mitleben, Slaven in Deutſchland, Italiäner und Franzoſen der Schweiz angehören, dies wird kein Unglück ſein, und überall eine haarſcharfe Scheidung vorzunehmen, wird zur Unmöglichkeit. Daher dürfen die Anſprüche, welche die Staaten als ſolche machen, nicht unbedingt hintangeſetzt werden dem Anſpruche der Volksthümlichkeit. Einige Tauſende von Polen werden es ſich immer gefallen laſſen müſſen, die Ausründung Preußens zu bilden, die Deutſchen in Liefland und Siebenbürgen werden den Zuſammenhang mit dem großen Vaterlande, das ſie verlaſſen haben, ſchwer wieder anknüpfen, die Tſchechen können aus der Einſchließung durch Deutſche nicht mehr heraus. Möchte man dieſe einfachen Wahrheiten bei den jetzt überall ſchwebenden Völkerbewegungen nicht aus den Augen verlieren! — Der Grundſatz der Volksthümlichkeit iſt doch zu achten, beſonders wo dieſe zu eigner Staatsbildung ſchon gediehen iſt, aber als einzige Unterlage der letzteren nicht anzunehmen.

Unſre beſten Völker ſind Miſchvölker, die Franzoſen und Engländer vor allen, die Deutſchen ſind es großentheils; ein noch ſehr urſtämmiges Volk — einige Tatarenmiſchung abgerechnet — ſind die Ruſſen, aber wie tief ſtehen ſie noch! Die Polen, auch ein in ſeinem Kern urſprünglicher Volksſtamm, leben nur noch als Unterdrückte, und die Juden, das reinſte, unvermiſchteſte Volk auf der Erde, haben ſogar den Boden verloren, auf dem ſie heimiſch waren. — Zeichen genug, daß es Höheres giebt, als die Naturverwandtſchaft!

Donnerstag, den 25. Mai 1848.

An den bremischen Bundestagsgesandten Dr. Smidt geschrieben nach Frankfurt am Main, Aussichten und Befürchtungen ihm mitgetheilt, vielleicht zu guter Wirkung! vielleicht! —

In der „Zeitungshalle" steht wahrheitsgetreu der Auftritt zwischen dem Prinzen von Preußen und Pfuel.

— Abends als ich nach Hause gekommen war, wurde die Straße plötzlich ganz schwarz von Menschen, und zwei Häuser von uns erhob sich eine furchtbare Katzenmusik für den dort wohnenden Landwehr-Kommandanten, der für den Prinzen von Preußen große Beeiferung gezeigt hat. Wenn man so bei Nacht die gewaltigen Haufen sieht, die schreiend und pfeifend sich aufreizen und das fürchterlichste Gebrüll ausstoßen, so wundert man sich, daß sie nicht weiter gehen und thätlich eingreifen, aber kein Mensch wird verletzt, nicht einmal eine Scheibe eingeworfen. Der wüthende Haufen zog bald die Mauerstraße nach dem Wilhelmsplatze zu, um vielleicht noch andere Personen zu beglücken!

Man fürchtet bei der jetzt schon ganz nahen Ankunft des Prinzen von Preußen blutige Schlägereien.

Die Erbitterung über den Verfassungsentwurf wächst mit jedem Tage, auch die klügeren Ultras meinen, die Minister hätten den Verstand verloren, um mit solchem unhaltbaren Machwerk hervorzutreten; sie mußten wissen, daß dies nicht durchgehen könne, daß sie eine Niederlage für sich damit gleichsam herausforderten. Alle Zeitungen fallen darüber her. Auf den Straßen sieht man in der Mitte von Volksgruppen heftig reden. Bei der Singakademie stehen Schaaren von drohendem Ansehn, die un-

geduldig fragen, ob die Nationalverſammlung ſich noch nicht erklärt hat?

Der Schauſpieler Louis Schneider ſpielt eine Rolle bei den Bezeigungen für den Prinzen von Preußen. Ihm werden Hochs und Katzenmuſiken gebracht, wie den Miniſtern.

In Burmeiſter geleſen, im Horatius.

Freitag, den 26. Mai 1848.

Geſtern bekam auch Wit-Dörring, im Hotel du Nord, eine Katzenmuſik, der Lump macht ſich mauſig. Eben ſo der Oberbürgermeiſter Krausnick, der anfangs feig abgetreten iſt, nun aber wieder Muth bekommen hat und den Bürgern ſagt: „Ihr müßt euch ferner von mir bürgermeiſtern laſſen, oder jährlich ſo und ſo viel Geld geben.“

Der Landrath Bauer (aus der Provinz Poſen), deſſen Wahl mit ſchweren Inzichten beanſtandet war, iſt aus Partheigeiſt wider die Polen dennoch wider Fug und Recht als Abgeordneter zur preußiſchen Nationalverſammlung zugelaſſen worden. —

Abends noch eine Stunde ſpaziren gegangen, unter den Linden, zum Luſtgarten, auf die Schloßterraſſe, wo die letzten Strahlen der Sonne angenehm wärmten. Unter den Linden war es lebhaft, ſonſt aber die Stadt überaus ſtill und die Straßen öde, wie ich mich kaum ſie geſehen zu haben erinnere. —

Für den Prinzen von Preußen wird geſchrieben, geſchrieen, geworben, Geld über Geld ausgeſtreut. Wer ſich ein Landwehrkreuz holt zum Empfange des Prinzen, bekommt 5 Silbergroſchen dazugeſchenkt, viele Nichtlandwehrmänner haben dies ſchon benutzt, um die kleine Gabe zu erhalten, und man ſieht abſichtlich nicht allzu genau

hin. Dabei ſcheint auf die entſchloſſene Geſinnung der Landwehr und beſonders der Bürgerwehr noch nicht ſo entſchieden zu rechnen, ein Theil beider Körper iſt ziemlich günſtig für die Revolution geſtimmt. Die Erſcheinung des Prinzen kann die Partheien leicht entflammen, und es iſt nicht unmöglich, daß es zum offnen Kampfe kommt, daß Blut fließt.

Wieder eine Katzenmuſik neben mir an, diesmal ſchon um 9 Uhr, wieder dem Landwehroffizier von geſtern geltend. Die Schaaren zogen bald weiter und ſchienen noch viel zu thun zu haben. Das Horn der Bürgerwehr ſchallt dazwiſchen, bisher kümmerte ſie ſich um Katzenmuſiken nicht, heute will man ſie nicht dulden.

Der „Staatsanzeiger“ bringt einen Artikel, der den Vorwurf, das Miniſterium ſei unthätig, widerlegen will, und ernſtlich verſichert, daſſelbe habe eine neue Medizinalordnung ſchon weit vorgearbeitet! Das klingt doch wahrlich wie Hohn! Daran, daß das Miniſterium dies als ein Verdienſt anrahmt, kann man ſeine Erbärmlichkeit recht ſehen! In einer Zeit, wo die ungeheuerſten politiſchen Fragen ihrer Löſung harren, wo die That dieſe Löſung herbeiführen ſoll, ſprechen die Tröpfe von Medizinalordnung! Und freilich auch etwas von Univerſitäten und Kirche.

Um 2 Uhr in der Nacht Generalmarſch getrommelt; die Bürgerwehr trat zuſammen, aber es dauerte ſehr lange, die Trommel und das Horn riefen lange vergebens. Es hieß, dem General Aſchoff ſeien die Fenſter eingeworfen worden.

Sonnabend, den 27. Mai 1848.

Der Allarm in der vergangenen Nacht war ganz unnütz, es iſt gar nichts vorgefallen, dem General Aſchoff war nur geſagt worden, dieſe Nacht ſollte das Schloß angegriffen werden — was gegenwärtig gar keinen Zweck haben könnte, da dort weder der König noch die Regierung iſt — und der dumme Kerl hat auf ſolches Gerede hin, womit man ihn zum Narren gehabt, die ganze Bürgerwehr aufgeſtört.

Ausgegangen. Gruppen bei der Singakademie, unter den Linden, der Verfaſſungsentwurf ſchlecht, die Landwehrmänner durch Geld gewonnen, die Miniſter ſchlecht ꝛc. Der Magiſtrat hat eine Sitzung über den Straßenunfug gehalten und erklärt, die Bürgerwehr ſei zu ſchwach, ſie müſſe Truppen im Hintergrunde haben! Alſo Militair! In Schöneberg iſt deſſen ſchon einquartirt, und dieſe Nacht ſollen Dragoner bis vor die Thore gerückt ſein — „Mit ſolcher Unruhe und Störung iſt nicht möglich zu regieren.“ Dann tretet ab. Jetzt muß mit ſolchen Störungen regiert werden. Sie können aber nicht in Ordnung kommen, thun Falſches und Schlechtes oder nichts, und unten ſoll Ruhe und Vertrauen ſein! Wir ſind im Kriege, und ihr ſeid der Feind, daß ihr's wißt! — Einige Volksmänner ſprachen in den Gruppen ſehr gut, ein Handwerker ſo über Rußland und Frankreich, daß die Miniſter alle von ihm lernen könnten!

Man fürchtet, in unſrer Nationalverſammlung werde ein altpreußiſcher, mit Halbem und Verkümmertem zufriedener Geiſt vorherrſchen. Mit Furcht vor der Republik machen die Miniſter die trefflichſten Geſchäfte!

Herr Oberlandesgerichtsrath Erelinger kam und gab mir über die Wiener Anfragen die vollſtändigſte Auskunft.

Wir beſprechen aber auch den ganzen Zuſtand, den preußiſchen und deutſchen, die Reaktion und die Republik und daß uns die erſtere in letztere ſchleudern wird. Geringe Hoffnungen für die nächſte Zeit, deſto größere für die ferne. Bedenkliche Kriſis für Berlin; ob wieder Blut fließen ſoll?

General Aſchoff will abdanken, da es faſt allſeitig verlangt wird. Aber Kommandant möchte er bleiben, nur von der Bürgerwehr los.

Die Stadt iſt ganz ruhig. — In Gibbon und Walpole geleſen.

Sonntag, den 28. Mai 1848.

Verordnungen gegen die Katzenmuſiken, vom Magiſtrat, von Minutoli, von Aſchoff. Großer Kraftaufwand zu ſolchem Heldenſtück! Aber wo Kraft nöthig iſt, im Kriege, da geben wir nach: die Preußen haben Befehl, Jütland zu räumen! Erbärmlich, nun ſchwillt den Dänen und Schweden erſt recht der Kamm! Dem Feinde braucht man nur zu zeigen, daß man nichts wagt, und er ſtößt nur ſchärfer darauf los.

Ausgegangen. Bei Kranzler waren alle Zeitungen in Leſerhand. Bei der Univerſität und unter den Linden Gruppen. Wenig Aufregung zu ſehen. Das Volk iſt nur allzuzahm, es wäre ihm etwas mehr Lebendigkeit zu wünſchen!

Beſuch beim ſchleswig-holſteinſchen Juſtizrath Schleiden. Er beklagt, daß man aus Jütland weggeht, hält es für eine ſchlimme Maßregel. Er hofft von Frankfurt viel und von Berlin. Ich erſchrecke ihn etwas durch mein Verwerfen des Wortes „Vereinbarung", durch mein Lob Jung's

und durch meinen Geſchmack an harmloſen und — verſteht ſich — wohlangebrachten Katzenmuſiken!

Bei mir zu Hauſe mit Weiher zuſammengetroffen. Erzählung von Bürgerwehr, Landwehr ꝛc., Erklärung vieler Abgeordneten, daß die Erblichkeit im Oberhauſe durchaus nicht zu geſtatten ſei; ſonſt aber große Gefälligkeit für das für die Leute aus der Provinz noch immer blendende Miniſteranſehn. Dieſe traurigen Miniſter haben mehr Glück als Verſtand! —

Nachrichten aus Neapel, daß die Revolution dort beſiegt worden; noch unſicher, aber wie es ſcheint, nicht grundloſes Gerücht.

Streit in Mainz zwiſchen Bürgern und preußiſchen Soldaten! Sehr ſchlimm für uns!

Deutſche Nationalverſammlung in Frankfurt! Schwerer Stand! Die „Gemäßigten“ thun's nicht mehr, es iſt zu weit gekommen.

Montag, den 29. Mai 1848.

Unter den Linden und im Wäldchen vor der Singakademie ſind Volksgruppen, in ihrer Mitte Redner von zum Theil heftiger Art, theils wird gegen den Verfaſſungsentwurf geſprochen, theils gegen das Zuſammenziehen ſo vieler Truppen um Berlin; man warnt das Volk gegen Ueberfall, gegen die Maßregeln der Miniſter, die das Volk mit der Bürgerwehr in Kampf ſehen möchten, man warnt gegen die Ruſſen und nimmt ſich der Polen wieder an, was vor einigen Tagen nicht ohne Gefahr geſchehen konnte. „Aus dem Hauſe wird uns auch nicht viel Gutes kommen!“ ſagte ein Mann aus dem Volk, auf die Singakademie deutend.

Zum Fürſten von Pückler gegangen; er iſt nach Hamburg verreiſt. Ich wurde bei der Fürſtin angemeldet; Humboldt war bei ihr und machte die traurigſte Schilderung von dem Hof in Potsdam, von dem Blödſinn, der Eitelkeit, dem Aerger, die dort herrſchen; er ſieht von keiner Seite eine Rettung, nicht vom König her, nicht von den Miniſtern, nicht von der Nationalverſammlung.

Man ſagt, aber gewiß irrig, heute werde die Prinzeſſin von Preußen dem Prinzen entgegenfahren. Sie trug ſeit dem 19. März immer Schwarz, ſeit einigen Tagen aber ſchon wieder farbige Kleider. Ihre Lage, meint man, ſei eine der peinlichſten.

Schlimme Nachrichten aus Neapel, aus Wien, Gerüchte von Unruhen in Leipzig. Die Hoffnungen der Reaktion ſteigen. Man bereut ſchon, daß man verſprochen, der Prinz von Preußen werde ſich zu konſtitutionellen Grundſätzen bekennen. (Schmeichleriſcher Aufſatz in der „Allgemeinen Zeitung“ aus London, kann ſehr wohl von Bunſen ſein.)

Landkarten durchgeſehen. In Burmeiſter geleſen. Im Ovidius.

Die Angaben von Vermehrung und Annäherung der Truppen erweiſen ſich als falſch. Der Miniſter Camphauſen giebt darüber bündige Erklärungen.

Dienstag, den 30. Mai 1848.

Ich ſchrieb an Carriere, in ſehr gedrückter Stimmung, ich ſehe alles um mich her matt werden, fehlgehen, die ſchlechten Richtungen und Abſichten überall im Vortheil. Ich weiß wohl, es wird nicht dabei bleiben, die matte Schwüle trägt Blitz und Donner in ſich, aber das Ge-

witter darf man eben fürchten, und dem Wanderer iſt ein heiterer friſcher Tag lieber. — Ich ging aus, allein; bei Kranzler war mir die nachhaltige Derbheit der „Zeitungshalle“ angenehm; im Kaſtanienwäldchen war es ſtill, durch die Friedrichsſtraße zogen ein tauſend Arbeiter, in Reihen zu vier und vier unter den Arm gefaßt, nach der Weidendammer Brücke zu, es hieß, ſie hätten ſich zur Fortſetzung der Erdarbeiten bei den Rehbergen verſtanden, nachdem der Magiſtrat ſie ihnen hatte entziehen wollen wegen ihrer Faulheit. Sonſt kamen die Soldaten um dieſe Zeit deſſelben Weges vom Exerziren zurück; guter Gegenſatz! — Unter den Linden ging Dr. Zinkeiſen eine Weile mit mir und ſprach konſervativ.

Zu Hauſe Beſuch von Graf von Keyſerling; er kam aus der Priegnitz; die Edelleute wollen von dort nach Berlin marſchiren, ſobald die Nationalverſammlung dem König zu nahe tritt, zum Beiſpiel etwa die Domainen in Anſpruch nimmt.

Die Poſener Stadtverordneten wollen die Ehrenerklärung des Staatsminiſteriums für Willisen nicht gelten laſſen, ſondern widerſprechen ihr in der „Poſſiſchen Zeitung“! Der Haß iſt unverſöhnlich; er hat die fanatiſche Eigenſucht zum Kern, die ekelhafte Deutſchthümelei zur Maske, den alten Militairdünkel und Beamtentrotz und zuletzt den ganzen ruſſiſchen Groll zum Hinterhalt. Auch regen ſich wieder einige Offiziere gegen Willisen. Er iſt das Opfer der Schwäche, Zweideutigkeit und Feigheit unſrer Miniſter! Und helfen kann ihm niemand, er müßte ſelbſt mit Keulen dreinſchlagen! Und während ein ſolcher Mann wie geächtet iſt, kommen die Leute, welche dem Volksunwillen gegenüber ihre Entlaſſung nahmen, wieder in Wirkſamkeit und Ehren, — Radowitz und Bunſen ſind

Mitglieder des Parlaments in Frankfurt, Graf von Arnim iſt ebenfalls dort, — das hätte man vor zwei Monaten nicht für möglich gehalten! Und Arnim-Strick, und Kanitz noch Miniſter! Und Meding nicht verabſchiedet, und Mathis wieder eingetreten!

Die Studenten hier — ſehr ungleich geſinnt — haben ſelbſt veranlaßt, daß neun von ihnen, die am Tage der Bürgerwehrſchau ſchwarze Fahnen aufgeſteckt und mit ſchwarzen Halstüchern geweht hatten, relegirt worden ſind. —

Auf dem Wilhelmsplatz war heute Abend Lärm von arbeitloſen Arbeitern, ſie drangen bei dem Miniſter von Patow gewaltſam ein, bedrohten ihn, thaten ihm aber nichts. Leichenblaß, bot er ihnen Geld, ſie aber riefen unwillig, ſie wollten nicht Almoſen, ſondern Arbeit! Es endete damit, daß ihnen zu übermorgen Arbeit verſprochen und darauf ein Vorſchuß von 10 Silbergroſchen für jeden ausbezahlt wurde.

Nachrichten aus Wien, wo die Studenten geſiegt, aus Neapel, wo die Reaktion wüthet, aus Mainz, wo der Preußenhaß ſich heftig äußert. Unſre Truppen ſind überall die verhaßteſten, die rohſten, überall betragen ſie ſich zuchtlos, in Polen, in Berlin, in Mainz, Trier, Aachen, Köln; ſelbſt in Schleswig haben ſie durch Hohn und Dunkel ſich die Gemüther entfremdet. Das iſt der Soldatengeiſt, dem man ſo eifrig hier gehuldigt, den man mit aller Anſtrengung geſchaffen, wie der Prinz von Preußen ſich unwillig gegen den General von Pfuel äußerte, dem er vorwarf, dies Werk zu verderben!

Aſſeſſor Jung hat tapfre Anträge und Fragen heute in der Nationalverſammlung geſtellt.

Mittwoch, den 31. Mai 1848.

Jeder Fehler beſtraft ſich, das kann man ſich in allen Verhältniſſen als unverbrüchliche Wahrheit vor Augen halten, im einzelnen Leben wie in Staatsſachen; das Wie und Wann läßt ſich nicht vorausſagen, und wir können darüber lange in Täuſchung ſein, die Sache bleibt jedoch nicht aus. Wie vieles kommt uns jetzt aus den letzten dreißig Jahren heim, wie vieles wird aus dieſen gegenwärtigen Tagen uns einſt heimkommen, uns oder unſern Nachkommen! Wir ärnten Unkraut, und wir ſäen es auch!

Ich ging allein aus, las bei Kranzler Zeitungen. Unſre politiſche Preſſe iſt ſchlecht beſtellt, die meiſten Blätter ſind ohne Richtung, ohne Urtheil, ſie haben faſt alle eine auflöſende Wirkung, kein großer Strom öffentlicher Meinung ſammelt ſich, unſre großen Volksvertretungen in Frankfurt und Berlin finden keine Stützen in den öffentlichen Blättern, nur kleinliche Kritik, verwirrenden Einſpruch, urtheilloſen Tadel, am meiſten ſtehen die freiſinnigen Kämpfer anhanglos; viele Blätter ſind auch den Regierungen verkauft oder leiden von daher Einfluß.

Ich ging bis zum Zeughauſe, wo großer Lärm war. Kiſten mit Gewehren — man ſagte, es ſei Kommißbrot — und mit Granaten und Shrapnells, wollte man heimlich in Kähne laden und fortſchaffen, es wurde entdeckt. Volk und Bürgerwehr vereint hielten die Kiſten an, alles mußte wieder ausgeladen werden, zwei ſchon in der Nacht abgefahrene Kähne mußten in Charlottenburg ſein, eine Schaar Studenten machte ſich auf, ſie zurückzuholen. Alles iſt empört über die Heimlichkeit und Liſt, die eine böſe Abſicht vorausſetzen, mehr als je mißtraut man der Regierung, Volk und Bürgerwehr, die man entzweien wollte, befreunden ſich wieder, man tobt gegen Aſchoff und macht

ihm bittre Vorwürfe. Ich treffe Ludmilla, ſpäter den Mahler Gurlitt. Wir hören ſehr harte Reden. Man rügt auch, daß die Fenſter im Zeughauſe gegen die Gewohnheit verhangen ſind, daß man zahlreiche Soldaten unerwartet im Innern entdeckt. Auch ſagt man beſtimmt, daß Camphauſen, wenn er verſichre, um Berlin ſtünden nicht mehr Truppen oder näher als ſchon ſeit längerer Zeit, entweder ſelbſt lüge, oder ſich habe belügen laſſen; die Thatſache ſei unbeſtreitbar, ſelbſt Sternberg verſichert das, aus ſeinen Offizierbekanntſchaften her. Die Regierung iſt dumm, das iſt klar, und tückiſch, das iſt nicht minder klar!

Die Zeitungen bringen immer mehr Schändlichkeiten an den Tag, welche von den preußiſchen Truppen in Polen begangen worden; alles mit Unterſchriften, auch deutſchen, oft gerichtlich beglaubigt. Die Poſener Fanatiker, deutſches Krämervolk und übermuthiges Militair, erſcheinen als eine ſcheusliche Race!

Abends mit Ludmilla am Zeughauſe vorbei, wo große Volksmaſſen, aber ruhig, einherwogten. Eine Kanone war vom Kahne weggenommen und nach dem Schützenhauſe gebracht worden. Mancherlei Gerüchte. — Um 10 Uhr nach Hauſe. Tiefſte Ruhe in der Stadt.

Brief von Iſaak Moſes Herſch an den Miniſter Camphauſen. (Soll auch von Kaliſch ſein; nicht ohne Witz.)

Himmelfahrtstag. Donnerstag, den 1. Juni 1848.

Graf von Keyſerling kam und erzählte die verkehrteſten Sachen, die unſinnigſten Gerüchte, die von der hohen Geſellſchaft unverbrüchlich geglaubt werden. Franzöſiſche und polniſche Sendlinge haben geſtern auf dem Dönhofsplatz (!) ihre Berathung gehalten; ein Hieſiger ſchlich ſich nahe

heran, und hörte soviel, daß sie übereinkamen, die Republik in den nächsten Tagen auszurufen!

Das Volk will sich bei den Erklärungen des Kriegsministeriums in Betreff der Waffensendung nicht beruhigen, sondern hält sich für belogen; man begehrt die Waffen ausgeliefert, das Volk will selber sie gebrauchen, zum Schutz der Freiheit und seiner selbst. Maueranschlag von Urban, der zugleich das Ministerium Camphausen zur Rechenschaft gezogen sehen will.

Beim Zeughause starke Bürgerwehr und große Volkshaufen.

Sie haben eine neue Kommission für Sicherheit und Ruhe gebildet, Puttkammer, Minutoli, Aschoff, Naunyn, Fournier, Stadtverordnete und Bürgeroffiziere, die sich täglich versammeln will. Dummes Zeug! Sie sollen oben das Richtige thun, mit ernstem Willen vorwärts gehen, dann wird es unten ruhig werden. Aber wenn der Hof lau, das Ministerium zweideutig, das Militair drohend, der Adel und die Beamten trotzig und rückwirkend sind, was soll dann das Volk thun? Es muß mißtrauisch sein! Noch gestern wurde in einer vornehmen — eigentlich nur halbvornehmen, weil die Wirthe geringen Herkommens sind — Gesellschaft gesagt, man müsse die unverschämten Arbeiter mit Gewalt abweisen, ihnen Kugeln zu fressen geben, das sei die Kost, die ihnen gebühre! Solch gräßliche Unmenschen, geschieht ihnen wohl Unrecht, wenn man ihnen zu schlucken giebt, was sie ihren Mitbrüdern zudenken? Herzloses, prahlendes Gethier, diese Leute! — Es war beim reichen ***.

Ich habe mir überlegt, ob ich nicht meine Gedanken und Vorschläge in Betreff unsrer Zustände durch eine besondre Schrift veröffentlichen sollte? Das Ergebniß der

Ueberlegung iſt leider verneinend. Meine Forderungen und Wünſche ſind äußerſt mäßig, aber ich weiß beſſer als tauſend Andre, daß auch dieſe mäßigen Forderungen und Wünſche nimmer zu erlangen ſind, außer durch härtere und ſchärfere, die mit Ungeſtüm andringen. Ich würde daher, ſpräche ich in letzterer Weiſe, meinen wahren Sinn nicht ſagen; ſagte ich aber dieſen, ſo würde ich meiner eigenen Sache nur ſchaden. Denn es iſt Krieg, und ich kenne wahrlich den Feind, den ich, indem ich ihn Andern überlaſſe, ſchärfer bekämpfe, als wenn ich es ſelber und mit meinen Waffen thäte. Aber ich unterſtütze die Streiter, wo ich nur kann, ſchriftlich und mündlich. Ja, wenn ich Abgeordneter ſein könnte, auf dieſem Boden würde ich gewiß meine Schuldigkeit thun.

Freitag, den 2. Juni 1848.

Wenig Ausſicht, daß unſre deutſchen Zuſtände und am wenigſten unſre preußiſchen ſich ſobald ordnen werden, im Gegentheil, immer mehr Verwirrung, Reaktion der Ariſtokraten, Einlenken der Freiſinnigen, die letztern ſind uneinig, als ob ſie nicht mehr dem gemeinſamen Feinde gegenüberſtänden, ſondern ihn überwunden hätten! Die Mehrheit unſrer hieſigen Volksvertreter hält es mit den elenden Miniſtern. In Frankfurt machen ſich die Beckerath, Radowitz, Graf von Arnim, Vincke breit; letzterer iſt heute nichts mehr wie ein ſchwatzhafter, weſtphäliſcher Edelmann und preußiſcher Beamter, er, der vor dem Jahre ein Held war!

Unſre ganze Hoffnung muß auf das eigentliche Volk geſtellt ſein, auf das Volk, in deſſen Mitte Kraft, Ge-

ſinnung und geſunder Verſtand ſich immerfort und unerſchöpflich erneuern!

Hrn. G. zurechtgewieſen wegen ſeiner dummen Nachrichten, beſonders in Betreff des Aſſeſſors Jung, über den die albernſten Sagen umhergehen, z. B. er habe den größten Theil ſeines Vermögens ſchon zugeſetzt für revolutionaire Zwecke, er habe auf alle Bahnhöfe Leute geſchickt, um ſich der ankommenden Abgeordneten zu bemächtigen, ihnen Dienſtgefälligkeiten, ſogar Geld anzubieten!! Das vornehme Pack und ſeine Knechte haben den wüthendſten Haß und Groll gegen Jung aus richtigem Gefühl; ſie merken, daß er einer ihrer gefährlichſten, unerbittlichſten Feinde iſt, den in ſeinem Muthe nichts einſchüchtert, der keinen Kampf ſcheut, der die mißlichſten Aufgaben rückſichtslos behandelt. Keinem andern möchten ſie ſo gern zu Leibe, als eben ihm!

Unſre Militairleute ſind ſehr beſtürzt über den Rückzug unſrer Truppen aus Jütland und ſelbſt aus einem Theil von Schleswig, und ein für die Dänen vortheilhaftes Gefecht erbittert noch beſonders. Die Miniſter werden nun erkennen müſſen, wie ſchlecht ſie dieſe Sache behandelt. Der elende Arnim-Strick, und die kläglichen Rohr und Reyher.

Der Schwächling und Hofſchmeichler Aſchoff hat nun ſein Amt als Haupt der Bürgerwehr niedergelegt. Major Bleſſon verſieht einſtweilen die Stelle.

Ein Theil der Borſig'ſchen Arbeiter hat Gewehre ausgeliefert erhalten. Die andern Arbeiter verlangen deren auch.

Scharfe Ausſtellungen gegen den Verfaſſungsentwurf in allen unſern Blättern, „Zeitungshalle", „Lokomotive" ꝛc.

Die Studentenſchaft will zum Sonntag Nachmittag einen Zug nach dem Friedrichshain veranſtalten. Die Behörden ſcheinen nicht entgegen; will man etwa dort einen

günſtigen Eindruck für den Prinzen von Preußen bewirken, die Stimmung der Gemüther benutzen, um ſeine in dieſen Tagen wahrſcheinliche Rückkehr günſtig aufnehmen zu machen?

In Burmeiſter geleſen, in Voltaire's und d'Alembert's Briefwechſel (herrliche Sachen!), in den Memoiren der Montpenſier ꝛc.

Sonnabend, den 3. Juni 1848.

Beſuch von Dr. Franck. Die Erwartungen beſprochen, die wir von den Nationalverſammlungen haben können; den Finanzzuſtand; wo der Schatz geblieben? wie groß und aus welchen Quellen das Privatvermögen des vorigen Königs? wie es mit den Domainen ſtehe? Ob eine geheime Finanzverwaltung je eine ganz redliche geweſen? Wie weit die Volksvertretung das Vergangene mit zur Rechenſchaft ziehen dürfe?

Beſuch von Profeſſor Stahr und Hrn. — aus Oldenburg; letzterer reiſt in Verfaſſungsangelegenheiten nach Frankfurt am Main. Wir beſprechen die Lage der Sachen mit für den Augenblick ſehr trüben Ausſichten!

Eben heute bringt das „Militairwochenblatt" die Anzeige, daß der Major Graf von Königsmarck, nachdem er aufgehört, Adjutant des Prinzen von Preußen zu ſein, wieder den Garde du Korps als Major zugetheilt worden.

Sonntag, den 4. Juni 1848.

Die „Zeitungshalle" bringt den Bericht des Berliner Klubſendlings Louis Levinſon über ſeinen Aufenthalt in Poſen, das Benehmen des Generals von Colomb, Stein-

äcker's, und besonders auch des Majors von Olberg. Sprechende Thatsachen! — Schändlich!

Nachmittags um 4 Uhr der große Zug nach dem Friedrichshain, vom Gendarmenmarkt aus, ich sehe Menschen und Fahnen in der Ferne von meinen Fenstern aus. Die Nationalversammlung hat den Antrag mitzugehen durch die Tagesordnung beseitigt. Der Zug scheint seinen Verlauf in bester Ordnung zu haben.

Der heutige „Staatsanzeiger" bringt ein Schreiben des Prinzen von Preußen vom 30. Mai aus Brüssel an den König, das dieser dem Staatsministerium zur Veröffentlichung übermacht. Steif, auf ungeschicktem Fuß, matt und schief, und dabei — —, als wäre das, was entstehen soll, eine Fortsetzung dessen, was wir schon hatten; zur *festeren Begründung* der freien Institutionen hat der König die Vertreter des Volks berufen? mehr und mehr sollen sie sich *entwickeln*, diese Institutionen? Ich dächte gar! Was sollen diese — —, diese handgreiflichen — —? Welchen Verstand hofft man damit zu berücken, welchen Willen zu fangen? Es ist albern und dumm, und thut unermeßlichen Schaden! Den Verfassungsentwurf noch an das Patent anhefteln zu wollen, ist ganz erbärmlich, wie Ludwig's des Achtzehnten neunzehntes Regierungsjahr im Jahre 1814, als er eben nach Frankreich zurückgekommen war. Können denn diese Schächer von Ministern kein vernünftiges, natürliches Wort mehr finden, müssen sie alles verfumfeien? Das Ministerium Camphausen verdient wahrlich die Ruthe! Prügelstrafe ist bei uns abgeschafft, aber die Züchtigung für Knaben noch nicht. Diese verdient schon Camphausen wegen des Sprachschnitzers in den drei Zeilen seiner Mittheilung:

„Se. Majestät der König haben dem Staatsministerium

das nachſtehende Schreiben Sr. K. H. des Prinzen von Preußen mitzutheilen und daſſelbe zur Veröffentlichung dieſes Schreibens zu ermächtigen geruht.“ Daſſelbe geht hier auf Schreiben; warum nicht lieber den Akuſativ voran und den Dativ folgen laſſen? — Ach, wollte Gott, dieſe Unglücksvögel machten keine andere Fehler, nur Sprachſchnitzer! Wir wollten ihnen die allergröbſten gern verzeihen! —

Montag, den 5. Juni 1848.

Ich ging aus, unter die Linden, ſaß eine Weile auf einer Bank, ging dann weiter in das Univerſitätswäldchen, horchte bei einigen Gruppen an, konnte aber nicht erfahren, weßhalb die Singakademie heute weit mehr als gewöhnlich von Bürgerwehr beſetzt iſt.

Der geſtrige Zug, der in großer Ordnung vor ſich ging und nirgends eine Störung der Ruhe veranlaßte, hatte unſre Behörden und obern Klaſſen in größten Schrecken geſetzt. Die Truppen waren in den Kaſernen marſchfertig, die Polizei in Bewegung, die Bürgerwehr ſollte — auf Bleſſon's Anmahnen — in ihren Bezirken bereit ſein, war aber größtentheils in oder bei dem Zuge, einige Miniſter packten ein und hielten ſich zur Flucht fertig, furchtſame Damen und Herren waren nach Brandenburg, Potsdam u. ſ. w. geflüchtet, Offiziere hatten ihre Pferde aus der Stadt geſandt, um vor den Thoren aufſitzen zu können; man erwartete, es würde die Republik ausgerufen und dann die Stadt geplündert werden!! Die Truppen ſollten ſich in dieſem Falle ſchleunigſt aus der Stadt ziehen und mit andern herbeikommenden dann Berlin umſtellen und aushungern, oder auch durch Beſchießung in Brand ſtecken!

Die dummen Wichte und armſeligen Burſchen, die ſolcherlei Anſtalten treffen und ſolche Furcht zeigen! Sie bringen die Volksleute erſt recht auf die Gedanken, was alles ſie verſuchen könnten! Und Miniſter und Generale ſind ſo dumm! (Man ſagt Arnim-Strick und Camphauſen ſeien am meiſten erſchreckt geweſen und hätten die Flucht durch ihre Gärten nehmen wollen.)

Die Nationalverſammlung iſt trübſelig; wegen des verhafteten Baldenaire ein elender Beſchluß. Die Miniſter trotzen auf die Mehrheit, die ihnen aus Feigheit gehört! —

Schimpflicher Rückzug aus Schleswig! Frankfurt giebt eine Erklärung deshalb, die uns Preußen bloßſtellt!

Dienstag, den 6. Juni 1848.

Unſre Revolution war ſchon längſt im Gange vor dem 18. März, ſie war die ſtete Begleiterin — lauter oder ſtiller — aller Regierungshandlungen ſeit dreißig Jahren, ich ſah ſie wohl mitgehen! Aber nicht minder iſt mir die Thatſache klar, daß mit dem 18. März das alte Regierungsweſen *nicht* aufgehört hat, ſondern noch mächtig andauert — auch wieder lauter oder ſtiller — und unſre Zuſtände beſtimmen hilft. Mit dem 18. März iſt nichts Neues angefangen, nichts Altes abgeſchloſſen, es war nur ein gewaltiger Ruck, der die Wechſelverhältniſſe des Vorhandenen *anders* geſtellt, der das im *Schatten* Geſtandene *in's Licht* geſtellt, und umgekehrt.

Ausgegangen. Unter den Linden ſcharfe Anſchlagzettel gegen Bleſſon; mit Recht wird er verworfen. — Aſſeſſor Jung hat geſtern eine Ehrenmuſik bekommen. Held ebenfalls.

Man ſagt mir, der Miniſter von Arnim habe an

Hrn. von Cotta geſchrieben, er möchte doch die den Miniſtern feindlichen Artikel aus Berlin — meine! — nicht mehr in die „Allgemeine Zeitung" aufnehmen laſſen. Mit was für Gründen er dies Geſuch unterſtützt haben mag, weiß ich nicht; aber ich ſehe ſchon ſeit einiger Zeit meine Aufſätze immer ſeltner aufgenommen, und ſchreibe ſeit dem 24. Mai keine mehr dorthin.

Beſuch vom General von Willisen. Er iſt aus Aſchersleben zurückgekommen, mit ſeinem Bruder, den der König auf's neue zu ſich gefordert hat, und der nun auf unbeſtimmte Zeit in dieſem Verhältniß ausdauern muß; er ſoll Rath geben, vermitteln, gerade in militairiſchen Dingen aber wird er am wenigſten gefragt. Der König iſt nicht nur verworren, ſondern unwahr, zweizüngig, voll geiſtigen Hochmuthes, aber dabei verzagt, unentſchloſſen, ſpricht unendlich viel ohne beſtimmte Richtung, iſt eigenſinnig und hemmt alles, mißhandelt alles. Die Miniſter ringen mit ihm ſeit drei Wochen um die Abberufung Colomb's, ſie können nichts erlangen; ſie grollten acht Tage und waren gar nicht beim Könige, dann mußten ſie doch wieder kommen, und der König blieb im Vortheil! — Unſre Sache verludert, das iſt auch eine Geſchichtsart, eine uns leider ſehr bekannte! —

Der Oberſtlieutenant von Griesheim hat geſtern in der Nationalverſammlung eine arge Dummheit begangen, einen Ungehorſam von Landwehrmännern durch einen Sophismus gerechtfertigt. Das Beiſpiel wird wirken! Die Miniſter ſind unwillig darüber.

Abends zu Hauſe geblieben. Zeitungen geleſen, mit vielem Gram über den Mangel an Einheit und Kraft unter den Freiheitsfreunden!

Mittwoch, den 7. Juni 1848.

Der Prinz von Preußen wollte heute in die Nationalverſammlung kommen, niemand wußte es als der Präſident Milde, der über eine Stunde unten bei der Thüre war und wartete, endlich aber doch die Sitzung beginnen mußte; man rechnete, daß ſie bis 4 Uhr dauern würde, aber durch raſches Abfertigen der Sachen war ſie ſchon um 2 Uhr zu Ende, der Prinz kam ſpäter und fand alles geſchloſſen! Solche Unglücksfälle hat er immer!

Donnerstag, den 8. Juni 1848.

Große Neuigkeit! Frau von H. in Schöneberg erzählt, Varnhagen ſei nun ein entſchiedner Republikaner geworden, habe Geld ausgetheilt, um für die Republik zu werben ꝛc. Sie ſoll nächſtens ausgerufen werden, das ſei aber der Untergang Berlins, man werde die Stadt einſchließen, ausbungern, von Grund aus zerſtören, man warte mit Ungeduld auf dieſen Augenblick des beſchloſſenen Strafgerichts! —

Der Prinz von Preußen erſchien heute in der Nationalverſammlung, die „Zeitungshalle“ bringt ſchon kurzen Bericht darüber. Der „Abgeordnete von Wirüz“ erhielt das Wort zu einer perſönlichen Erklärung. Dann entfernte er ſich wieder. Als er kam, wollten viele Abgeordnete aufſtehen, man rief ihnen zu: „Niederſetzen!“ — Als er ging, wollten ihm viele Abgeordneten Bravo nachrufen, aber Ziſchen von der Linken dämpfte es. Der ganze Vorgang war nur bedeutend durch ſeine Unbedeutenheit. —

Freitag, den 9. Juni 1848.

Seit einigen Tagen iſt die Stadt überaus ruhig und ſtill, nur ſind die Linden und der Thiergarten fleißig beſucht. Ein Theil der brotloſen Arbeiter iſt nach dem Oderbruch abgegangen. Die öffentlichen Verſammlungen ſind lauer geworden. Die Bürgerwehr iſt mit der Wahl eines neuen Hauptes beſchäftigt. Nur gegen oder für Held iſt der Partheigeiſt in Maueranſchlägen und Zeitungsartikeln lebhaft thätig. —

Ich ging allein aus, unter die Linden, aber mir war ſchlecht und ſchwach zu Muth. Ich ging eine Weile mit Dr. Klein, dann mit Graf von Keyſerling, wir ſprachen über die heutige Sitzung der Nationalverſammlung; es wird eine große Schlacht geſchlagen, es handelt ſich darum, die Revolution anzuerkennen oder nicht; das Miniſterium macht eine Hauptfrage daraus und will die Anerkennung nicht ausdrücklich, ſondern ſehr bedingt, wo nicht gar verneint. Ich weiß, die Miniſter werden die Mehrheit für ſich haben, aber deſto ſchlimmer, der Bruch zwiſchen Volk und Nationalverſammlung wird dadurch immer größer, und das Volk weiß ſich im Recht und in der Macht. Viele Abgeordnete haben erklärt, wenn die Miniſter unterlägen, nach Hauſe gehen zu wollen. Aber die Abgeordneten laſſen ſich wohl einſchüchtern, nicht das Volk, es nimmt jede Drohung an und fürchtet nichts. Ich ging mit großer Mühe nach Hauſe und war erſchöpft. —

Nachmittags kam Botſchaft von der Singakademie; die Anerkennung der Revolution iſt mit kleiner Mehrheit verweigert worden, jedoch in ſolcher Weiſe, daß die Anerkennung dennoch dabei geſchehen iſt. Halbes, laues Verfahren, das auf's neue die Unſicherheit, ja die Unredlichkeit des Miniſteriums zeigt! Das Volk war ſehr aufgeregt,

der Prediger Sydow mußte sich in die Universität flüchten, desgleichen der Minister von Arnim-Strick, der beim Herauskommen aus der Nationalversammlung sich naseweis benehmen wollte, und aus den Püffen und Stößen der derben Volksfäuste mit Mühe durch Studenten gerettet wurde. Der Abgeordnete Jung und Andere mischten sich unter die Menge, mahnten zum Frieden, baten dringend um Unterlassung jeder Gewalt gegen Personen. Gleich Maueranschläge, Gruppen bis zum späten Abend. Schimpfen gegen die schlechten Abgeordneten ꝛc. —

Die Vorgänge werden besprochen. Die Halbheit der Minister liegt am Tage, sie erklären sich gegen die Ereignisse, aus denen sie Minister geworden sind! Wie nach der Juli-Revolution in Paris! Die Guizot's gedeihen auch bei uns. Aber ihre und ihres Louis Philippe's Klugheit wird auch ihr Schicksal finden! —

„Ich bin ein rechter Narr, daß ich mich noch ärgere, wenn der König, die Prinzen, die Minister, die Aristokraten, die Beamten fortwährend Ungenügendes und Thörichtes thun; aber das kommt daher, daß ich es wirklich noch gut mit allen jenen meine, sie vor Schaden bewahrt sehen möchte; wär' ich ihr Feind, so hätte ich wahrlich alle Tage den reichsten Grund, über und über fröhlich zu sein! Bald wird nichts anders übrig sein!"

Sonnabend, den 10. Juni 1848.

Dem französischen Gesandten Arago (nah der Stadt Rom wohnend) ist gestern Abend ein Lebehoch gebracht worden, man hat die Marseillaise gesungen und die französische Republik hochleben lassen. Er dankte mit einigen

franzöſiſchen Worten und bedauerte, nicht Deutſch zu können. — Ein Vorgang von Wichtigkeit! —

Beſuch vom Grafen Cieſzkowski. Ueber die geſtrige Sitzung; Drohungen von Seiten der Miniſter abzudanken, von Seiten der Mehrheit der Nationalverſammlung, ihre Verlegung an einen andern Ort zu beantragen; man ſieht auch Anträgen entgegen, die Preſſe zu beſchränken, und das Zuſammenſtehen von Volkshaufen zu verbieten, beſonders da letzteres Verbot auch in Paris beantragt worden! Immer beſſer! Das Volk wird ſich zu helfen wiſſen! Frage nach möglichen neuen Miniſtern, wo ſie finden? Das iſt unſre Sorge nicht, mögen die zuſehen, die neue zu ernennen haben; unſre Sorge iſt, die jetzigen untauglichen abzuſtoßen! —

Brief von Hrn. G. Julius, Redakteur der „Zeitungshalle", der mir ſeinen Beſuch ankündigt. Er kommt Nachmittags nach 5 Uhr, und wir haben eine lange Unterredung über ſein Blatt, über den Gang der Dinge, über die Ereigniſſe, die uns bevorſtehen. Die Thorheit der Regierung, darüber ſind wir einig, treibt alles zum Aeußerſten! Eine Verlegung der Nationalverſammlung würde deren Spaltung ſein, die gehorſamen Mitglieder würden folgen, die freigeſinnten nicht, dieſe würden hier zu einem ſelbſtſtändigen Parlament erwachſen, der Bürgerkrieg wäre da. Die Volkspartei hat hier in den letzten Wochen ungeheuer gewonnen, ſie kann auf dreißigtauſend entſchloſſene Kämpfer rechnen, Breslau würde ſogleich die ſeinigen herbeiſchicken. Die Monarchie könnte im Nu zerbrechen! —

Ueber die Linden gegangen. Volksgruppen, Maueranſchläge, von Held, gegen Held; er hat großen Anhang. Ein Arbeiter ſagte zum andern, daß ich's hörte, die von

der Nationalverſammlung ſeien Schweinhunde; „Viele davon, aber nicht Alle", ſagte der Andre. —

Hrn. Joſephy geſprochen und ihn angefeuert. Bei * war Grenier und erzählte lebhaft den geſtrigen Hergang. Er hatte den Geſandten Arago aus dem Thiergarten von Bettinen abgeholt, die Leute hatten faſt drei Stunden auf ihn gewartet. Arago war ſehr in Verlegenheit, ſprach aber geſchickt und angemeſſen nur das Nöthigſte. Einziges Ereigniß! —

Namentliche Zeugen treten auf und bekräftigen, daß Hr. von Arnim-Strick geſtern das Volk flegelhaft und frech angeredet und dadurch gereizt hat, auf ihn einzudringen. Kein Menſch kannte ihn, denn wer kennt bei uns einen Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten? aber als man gehört hatte, es ſei ein Miniſter, konnte das natürlich den Drang nur ſteigern.

Pfingſtſonntag, den 11. Juni 1848.

Nachmittags Beſuch vom Fürſten von X. Vor ein paar Tagen war er in Potsdam, wurde zum König eingeladen, und hatte große merkwürdige Geſpräche mit ihm. Er fand den König wohlgenährt und munter, ganz in alter Weiſe, mitunter luſtig, in ganz gemeine Späße übergehend und ſich unglaublicher Ausdrücke bedienend, dann wieder etwas verdrießlich durch die Zeitumſtände. Im Allgemeinen war der Hof von einer Haltung, als ob nichts vorgegangen ſei, wie durch eine Kluft getrennt von dem neuen Weſen. Und doch iſt dieſes ihnen nah genug vor Augen, denn ſelbſt in der Hofſtadt Potsdam waren am Abend der Rückkehr des Prinzen von Preußen, ſagt X., nur ſehr wenige Häuſer beleuchtet, und allen dieſen wur-

den von Potsdamern zum Hohn Katzenmusiken gebracht, ohne daß es jemand zu hindern wagte. Der König sprach unter andern davon, daß es jetzt eine böse Zeit sei, daß es früher doch für alle Welt besser gewesen, worüber man eigentlich zu klagen gehabt? X. solle es ihm doch mal sagen! Dieser, um doch etwas zu sagen, nannte den Druck in Glaubens- und Kirchensachen, da fuhr der König heftig los: „Und das sagen Sie mir, der ich, wie Friedrich der Zweite jeden nach seiner Façon selig werden lasse, der ich ganz tolerant bin? Wie wenig streng ich bin, das können Sie gleich sehen, ich habe ja Humboldt bei mir! Freilich, wenn ich die Wahl habe, ist mir ein guter Christ lieber als wer keinen rechten Glauben hat. Ueberdies werden jetzt viele Leute, die früher Atheisten waren, gläubige Christen, wie Florencourt, von dem Radowitz mir es schon vorausgesagt hatte, daß in dessen Atheismus der Keim des vollen Glaubens stecke." — X. wußte gar nichts von dem Manne, den der König so rühmte. Der König fuhr fort und sagte, solche Verwandlungen würden häufig werden, in Folge von Gottes Strafgerichten, denn es sei offenbar, daß Gott seine Hand eine Zeitlang abziehen wolle von der Welt, und diese ihrem eignen Bösen überlasse, es werde jetzt ein paar Jahrhunderte geben der Verwilderung, wie nach der Völkerwanderung. Dann kam er auf den ihm gemachten Vorwurf zurück und wollte bestimmte Beispiele hören; der Fürst entschuldigte sich, daß er die einzelnen Fälle nicht so genau wisse, nannte aber doch Uhlich in Magdeburg. „Nun gerade dem", rief der König voll Aerger, „hab' ich ja volle Freiheit gelassen, aus der Kirche auszutreten, und seine Sektirerei zu treiben", — X. wollte einwenden, daß dies Ausscheiden grade ein Unrecht geschienen, aber der König fuhr fornig los: „Aber

freilich, das werd' ich nicht dulden, daß man auf dem Altar ein Mädchen beſchläft" (der König gebrauchte den niedrigſten Ausdruck), — X. fragte ganz erſchrocken: „Iſt wirklich ſo was vorgekommen?" Aergerlich erwiederte der König auf dieſe Frage: „Nun, ich rede nur figürlich!" — X. erwähnte der gemäßigten Oppoſition auf dem Vereinigten Landtage: „Was?" fuhr der König auf, „das war grade die allertreuloſeſte und niederträchtigſte, die hat am meiſten verſchuldet!" — Ich dachte das um ſo weniger, verſetzte X., als grade die jetzigen Miniſter aus der Mitte jener Oppoſition genommen ſind. — „Nun, das iſt ſchlimm genug!" antwortete der König mit verächtlichem Grinſen. — Von „ſeinen lieben Berlinern" ſprach der König mit Grimm und Verachtung als von einer Racaille!

Pfingſtmontag, den 12. Juni 1848.

Der Fürſt von X. erzählte mir noch folgenden Vergang in Potsdam. Einige hundert Arbeiter wandten ſich in ihrer Noth an die dortige Regierung mit der dringenden Bitte um Arbeit, die Regierung wies ſie ab und dem Magiſtrate zu, deſſen Pflicht es ſei, ihnen Arbeit zu verſchaffen; der Magiſtrat aber wies ſie ebenfalls ab und ließ einige der Leute, die ſich heftig geäußert hatten, in Haft nehmen. Die troſtloſe Schaar wandte ſich nun mit ihrem Anliegen an den König; dieſer ſprach mit ihren Abgeordneten, las ihre Vorſtellung und ſagte: „Lieben Leute, ihr habt ganz Recht und euch muß geholfen werden; geht nur wieder zur Regierung und ſagt, daß ich euch ſchicke und der Regierung befehle, euch Arbeit zu ſchaffen!" Froh gehen die Leute hin, allein die Regierung weiſt ſie wieder ab, ſagt ihnen, ſie ſollen das Wort des Königs dem Ma-

giſtrat bringen, und als ſie von dieſem wieder zurückgewieſen werden und endlich ihr Unwillen ausbricht, werden wieder einige verhaftet. Der Hofgärtner Sello legt ſich endlich in's Mittel und nimmt die ganze Schaar in Arbeit, da es in den Königlichen Gärten grade viel zu thun giebt. Aber welch ein Hergang iſt dieſer! — Der Fürſt ſagte mir noch: „Den großen Herren iſt gar nicht zu helfen noch zu dienen, ſie leben in einer andern Welt wie abgeſchloſſen, man muß zuſehen, wie ſie ihr Schickſal machen und leiden.“ —

General von Wrangel hat nun wieder Befehl zum Vorrücken empfangen. Welch trauriger Feldzug! Welch unberechenbarer Schaden für die deutſche Sache! Unſre Miniſter verdienten die größte Strafe dafür. Und welche niederträchtige Inſtruktionen hat man dem Hrn. von Wildenbruch ertheilt! Die Preußen, läßt der König durch ihn den Dänen im Vertrauen ſagen, hätten vor allem den Zweck, durch ihr Einrücken die republikaniſchen und radikalen Beſtrebungen in den Herzogthümern niederzuhalten! Eine wahre Infamie! Wer hat das angegeben, wer es unterzeichnet? Alſo gegen das Volk, nicht für das Volk! — Und nun ſtehen die Betrüger und Gleißner am Pranger der Oeffentlichkeit! Was können ſie noch für Vertrauen hoffen? —

Beſuch vom Grafen von Kepſerling. Der belgiſche Geſandte Hr. Rothomb hat ihm geſagt, binnen kurzem würde der Graf von Paris mit einer Regentſchaft wieder an der Spitze von Frankreich ſtehen. Ob Rothomb das wohl ſelber glaubt? —

Beſuch vom Juſtizrath Schleiden. Ueber die ſchleswig-holſteiniſche Sache. Hoffnung beſſrer Wendung. Die holſteiniſchen Truppen betragen gegen 11,000 Mann, ſind

aber faſt gar nicht gebraucht und beſchweren ſich bitter bei Wrangel deßhalb, der ſich mit Scheingründen entſchuldigt; der anfängliche Grund war wohl, daß die Preußen die Ehre des Kampfes für ſich haben wollten. —

Der Fürſt von Wittgenſtein hat einen Brief vom Fürſten von Metternich erhalten; dieſer ſchreibt ſehr gefaßt ohne Klage. —

Dienſtag, den 13. Juni 1848.

Beſuch vom Oberſten von W., in der größten Hitze. Er ſprach ſeine Unzufriedenheit mit der Kriegsführung in Schleswig aus, meinte, unſre Lorbeeren dort ſeien gering, wir hätten wohl einige Tapferkeit, aber wenig Einſicht gezeigt, die Truppen ſind mißmuthig und murren, Wrangel iſt ein Friedensgeneral, auch ſchon viel zu alt. Wir haben noch keine Kanone oder Fahne erobert, und laſſen den Dänen einen Brückenkopf! —

Das Miniſterium hat eine Verordnung durchgeſetzt, nach der künftig das Maximum einer Zivilpenſion 4000 Thaler ſein ſoll. Auch in den Reiſegebühren der Beamten bei Dienſtreiſen ſind Erſparniſſe angeordnet. —

Der Polizeipräſident von Minutoli verbietet die Anſammlungen von Menſchen in der Nähe der Singakademie und überhaupt; die Bürgerwehr ſoll einſchreiten. Ob man folgen wird? —

Die „Zeitungshalle“ bringt Zeugen über die Intrigen des Miniſters von Arnim, und daß er ſich die Höflichkeitslehre unbeſonnen zugezogen hat. Schande hat er zum Schaden obenein! Aber Held's „Lokomotive“ tadelt ſehr das Bedrohen und Bedrängen der Abgeordneten, mahnt dringend zur Ordnung und Ruhe, die „Zeitungshalle“

ebenſo. In dieſen Mahnungen iſt eine Art Ehrbarkeit, die jedoch ſo wenig ausrichtet, als das Zureden zum Frieden und zur Verſöhnung, wenn ſich zwei Leute ſchlagen wollen. Der Grad der Erbitterung entſcheidet hier; wer ſich betrogen und verrathen glaubt, der ſchreitet zur Gewalt. Das Volk gehorcht hierin einem unvertilgbaren Naturtriebe, und in gewiſſen Fällen iſt jederman ſo wie das Volk, der Gebildetſte und Feinſte. Dann iſt es eben ein Kriegszuſtand, in dem man ſich befindet; in dieſen aber wirft uns wider unſern Willen das elende Miniſterium immer zurück. —

Der Miniſter Camphauſen ſoll ſich dem Könige überaus zugethan erweiſen, von ihm mit Vorliebe ſprechen und ihm daher auch angenehm ſein. Das wird aber nicht hindern daß der König ihm recht gern die Entlaſſung giebt, wenn es erſt ſo weit iſt! —

Ich habe mir unſre politiſche Lage überdacht; ſie iſt ſchauderhaft! Sollte der Krieg wider die Ruſſen, der auf's neue ſehr droht, bald unvermeidlich werden, ſo haben wir tauſendfache Nachtheile, die wir früher nicht hatten. Alle Polen, ſtatt für uns, gegen uns! Ein unermeßlicher Unterſchied! Unſre größte Hoffnung müſſen die Franzoſen ſein. Vor drei Monaten hätten wir ihnen zugleich und den Ruſſen die Spitze bieten können. —

Mittwoch, den 14. Juni 1848.

Im Kaſtanienwäldchen und um die Hauptwache her größere Volksmengen als je! Natürliche Folge des Minutoli'ſchen Verbotes! Es ſind dort ein paar Bataillone Bürgerwehr aufgeſtellt, aber vom Major Bleſſon in ſo dummer Weiſe, daß ſie weder den Zuſammenlauf der

Menſchen hindern, noch die Singakademie ſichern. Die Bürger ſtehen aufmarſchirt, Gewehr beim Fuß, und ſprechen untereinander, oder mit Bekannten, die herantreten, Tauſende gehen und ſtehen umher, es iſt ein Gebrauſe munterer Stimmen, das ſelbſt in ſeiner Abſichtsloſigkeit drohend klingt, man ruft der Bürgerwehr lachend zu, ſie ſolle doch lieber nach Hauſe gehen! Die Gruppen ſind ſehr gemiſcht, feine Herren und rohe Arbeiter, Studenten, Lehrburſchen, Damen mit Sonnenſchirmen, Handwerker. In einer Gruppe wagte ein großer, entſchloſſen ausſehender Mann dem Volke ſtrenge Lehren zu geben, was aus dem Mißbrauche der Freiheit entſtehen werde ꝛc.

Der Hofmarſchall Graf von Keller macht in den Zeitungen bekannt, die ehmaligen Miniſter Eichhorn, Thile und Stolberg ſeien ſeit dem 18. März vom Könige nicht zur Tafel geladen worden. Unanſtändig und in dieſer Art gar nicht nöthig. —

Derſelbe Hofmarſchall hatte unglücklichſt den heutigen Tag gewählt, um an die Schloßportale die Eiſengitter befeſtigen zu laſſen, an die man ſeit hundertundvierzig Jahren nach dem 18. März zuerſt gedacht. Große Aufregung des Volkes; die Bürgerwehr konnte nicht hindern, daß ein großes Gitter durch Arbeiter ausgeriſſen und bei der Kurfürſtenbrücke in die Spree geworfen wurde, ein andres, kleineres ſchleppten die Studenten auf die Univerſität. Das Volk rief, das Schloß ſei hundert Jahr offen geweſen, könne auch ferner offen bleiben.

Nachmittags großer Zuſammenlauf rings um das Zeughaus, das Volk wollte, die Soldaten ſollten heraus. Generalmarſch geſchlagen, die Bürgerwehr ausgerückt. Bleſſon hatte ſchon im voraus die aufregendſten, dümmſten Vorſchriften drucken laſſen. Es kam zu Thätlichkeiten am

Brandenburger Thor, am Zeughaus, in der Münzſtraße, einige Bürger ſchoſſen auf das Volk, es wurden einige Leute getroffen, gleich erſcholl das Geſchrei nach Waffen. Ich war mit Ludmilla ausgegangen, wir ſahen die Leute vom Zeughaus her laufend und Tücher ſchwenkend zu den Waffen rufen, allein bald auch ſtarke Abtheilungen Bürgerwehr vorbeiziehen, die erklärten, nicht gegen das Volk fechten zu wollen; ſie zogen zum Theil mit vielem Volke vor das Kriegsminiſterium, um das Wegnehmen der Truppen aus dem Zeughauſe zu verlangen. Das erſtickte den Kampf. In der mondhellen Nacht kam es aber noch dazu, daß das Zeughaus vom Volk erdrungen und die Soldaten daraus fortgeſchickt wurden, Tauſende von Gewehren und viele Kugeln und Blei wurden herausgenommen, Bleſſon mit ſeinen dummen Anſtalten richtete nichts aus! Erſt der Handwerkerverein und die Studentenſchaft brachten die Leute gegen Morgen dahin, das Zeughaus zu verlaſſen, worauf ſogleich wieder Soldaten hingeſandt wurden. —

Die Stadt war ſehr unruhig, und es war vieles möglich! —

In der Nationalverſammlung waren die Miniſter diesmal wenigſtens ſo klug, gegen die Verlegung derſelben ſich zu erklären! Großes Geſchrei wegen der Sicherheit der Perſonen. Jung ſprach das Rechte und Tüchtige.

Donnerstag, den 15. Juni 1848.

Endlich, endlich ſteht Colomb's Abberufung von Poſen in der Zeitung! Er iſt zum Gouverneur von Königsberg ernannt. General von Brünneck erſetzt ihn in Poſen. Ueber vier Wochen hat dies zu bewerkſtelligen gekoſtet! — Der General von Pfuel hat nun endlich den Belagerungs-

zuſtand von Poſen aufgehoben, da die Ruhe hergeſtellt iſt! —

Man wird nun nach und nach inne, daß Wrangel kein Feldherr iſt. Aus den kleinen Gefechten, die ſehr ungeſchickt geführt worden, machte man großes Weſen, das preußiſche Prahlen war wieder im vollen Gange (im Jahre 1813, wo die größten Thaten geſchahen, war es ganz abgelegt!) und noch jetzt erläßt der alte Mann Belobungen an die Truppen, als hätten ſie eine Leipziger Schlacht gewonnen. Der neue Blücher „Drauf“ iſt bis jetzt noch nicht recht gelungen! — Und der Krieg der Oeſterreicher in Italien! Radetzky, der angebliche Sieger, geht auf Vicenza zurück. Daß man dieſen Unterdrückungskrieg noch fortſetzt, iſt ein Gräuel! Und Deutſche ſchreien ihn für eine deutſche Sache aus! Wer die edlen Italiäner geknechtet wünſchen kann, iſt ſelber der Knechtſchaft werth, iſt ſchon ein Knecht. —

Ich ging aus; der Platz vor der Singakademie und die Hauptzugänge zum Zeughauſe waren heute zweckmäßig abgeſperrt, aber noch immer viel Volk angehäuft. Der ruſſiſche Geſandte von Meyendorff kam aus der Gegend, ich mußte lachen, denn mir fiel ein, daß die Leute geſagt, er werde immer geſehen, wenn Unruhen eintreten, er mache ſie mit ruſſiſchem Geld!

Der Miniſter von Canitz iſt mit Tochter und Schwägerin heute nach Freienwalde abgereiſt. Die Leute ſehen dies als Flucht an. —

Gegen Abend ging ich eine Strecke in den Thiergarten; es waren Soldatenpoſten dort ausgeſtellt, Uhlanen und Fußvolk, um zu verhindern, daß die aus dem Zeughauſe geraubten Waffen nicht fortgeſchafft würden. Aber die Leute denken nicht daran, die Waffen aus der Stadt zu

bringen, ſie wollen im Gegentheil ſie in der Stadt gebrauchen. — Bleſſon hat den Befehl niederlegen müſſen, er hat ſich als durchaus unfähig gezeigt. — Der Kultusminiſter Graf von Schwerin hat abgedankt.

Die zwei Bataillone des 20. Landwehrregiments und das Gardelandwehrregiment ſind auf heute einberufen, um mit der Bürgerwehr gemeinſam den Dienſt zu verſehen; die Bürger haben es gewünſcht.

In der Nationalverſammlung iſt heute mit einer Mehrheit von 46 Stimmen der Antrag beſchloſſen worden, einen neuen Verfaſſungsentwurf auszuarbeiten. Jung, Uhlich und Andre hatten das Geſchrei wegen Unſicherheit der Verſammlung zum Schweigen gebracht. Die Miniſter ſchwach, halb, ängſtlich!

Radetzky geht nach Vicenza zurück!

In den Memoiren der Mlle. de Montpenſier die Geſchichten von Lauzun geleſen.

Prag in Aufſtand und Kampf! Es wird gebüßt werden, daß der Fürſt von Windiſchgrätz dort den Befehl führt!

Freitag, den 16. Juni 1848.

Man wird endlich beſorgt wegen der Ruſſen; Poſen und Thorn werden ſchleunigſt in Stand geſetzt. Aber welch ein Kriegsminiſter iſt da, ein Graf von Kanitz, der ſich ſelbſt für unfähig hält, und ſein Macher Griesheim, der ein falſcher Bruder iſt und die Ruſſen zu Bundesgenoſſen wünſcht! —

Wenn der König noch jetzt zu zwei Verordnungen ſich entſchlöſſe! 1) Er ſei falſch berathen worden, der Nationalverſammlung einen Verfaſſungsentwurf vorlegen zu laſſen,

ſie ſolle ſelbſt einen ausarbeiten, und 2) Volksbewaffnung nicht in Berlin allein, ſondern durch das ganze Land. Damit wäre mehr zu retten, als mit dem kleinlichen, dummen Widerſtande, der nur erbittert. —

Heute wird es wieder recht klar, wie herrſchend noch die verkehrteſten Staatsanſichten ſind; tauſend nothleidende Arbeiter zu verpflegen, für ſie auf einige Zeit zu ſorgen, bis ſie wieder ſelbſt etwas verdienen, das erklärt man für Unſinn, für lächerlich, für unmöglich; aber Tauſende vom Pflug und vom Handwerk abzurufen, um ſie als Landwehr zu beſolden und zu verpflegen und zum Schildwachtſtehen zu verwenden, das iſt ganz leicht und im Nu verfügt, dazu fehlt es nicht an Geld, das iſt richtig, vernünftig! Und ſo geht das Falſche durch alle unſre Zuſtände und Verhältniſſe! —

Die geſtrige Abſtimmung in der Nationalverſammlung wurde durch Hanſemann's erbärmliches Feilſchen doch wieder abgeſchwächt und zu einer Halbheit. Er wollte die Vereinbarung retten, auf welche die Verſammlung berufen ſei, die Nation habe dieſe durch die geſchehenen Wahlen angenommen, dadurch gebühre dem Könige die Initiative! Der ſchändliche Sophismus, die verrätheriſche Inſinuation, gingen nicht durch, aber man verſtand ſich doch, die Ausarbeitung eines neuen Verfaſſungsentwurfs nicht an die Spitze zu ſtellen, ſondern in den Hintergrund. Ein elender Gewinn für die Miniſter, aber doch eine Beſchmutzung der Sache! Hol der Teufel dieſe Textdreher! Schwerin iſt ſchon fort, Arnim-Strick ſteht auch am Abſchied, Kanitz deßgleichen, aber auch der feige Camphauſen muß abtreten und Hanſemann dazu! —

Abends mit Ludmilla ausgegangen. Im Kaſtanienwäldchen waren ſtarke Gruppen, heftige Stimmen [illegible],

man halte nicht Wort, man betrüge sie seit drei Monaten mit Nichtsthun und Vorenthalten, das Volk müsse Waffen haben und werde sie bekommen ꝛc. Mittlerweile fordert das Gericht die geraubten streng ein, fordert alle Bürger auf, die verborgenen anzugeben, droht mit schweren Strafen ꝛc. —

Sonnabend, den 17. Juni 1848.

Ich habe mir bisher die möglichste, redlichste Mühe gegeben, alles Gute und Glänzende, was ich im Könige weiß oder voraussetze, zu praktischem politischen Zweck zusammenzufassen und geltend zu machen; aber vergebens! Er leidet es nicht, er zerrt und wirft das Gebilde gleich wieder auseinander, thut alles, jene Absicht zu vereiteln, bloßzustellen, Lügen zu strafen. Auch den guten Willen, an den ich bisher noch gern habe glauben wollen, muß ich fahren lassen, wenigstens ist er nicht in der Gestalt vorhanden, in der allein er nützen könnte! Jeden Tag wird es klarer, daß der König nur dem Zwange nachgegeben hat, daß er beschämt und ergrimmt darüber ist, daß er die Richtung, die er zu halten versprochen hat, verwünscht und haßt, in ihr nicht fortschreiten will, von ihr ablenken möchte. Seine Minister, die er doch ebenfalls haßt, dienen ihm dabei trefflich. Das Volk hat gute Merke, ist mißtrauisch und wachsam. Die Revolution ist daher nicht zu Ende, der Krieg dauert fort, man darf sich nicht wundern, daß es noch Schlachten giebt und der eine Theil ganz besiegt wird.

Sonntag, den 18. Juni 1848.

Nicht unmittelbar in Preußen, aber in Kopenhagen und London hat Rußland in Betreff unſrer Verhältniſſe zu Dänemark jetzt eine drohende Sprache geführt. Es ſcheint unvermeidlich zum Kriege kommen zu müſſen, vor drei Monaten für Deutſchland das größte Heil, jetzt ein unabſehbares Unglück! Unſre Regierung hat den Ruſſen trefflich in die Hände gearbeitet, die Polen, unſre Verkämpfer gegen Rußland, haben wir jetzt zu Feinden, und alle Slawen; unſre Kriegsmacht iſt zerſplittert, unſicher, verwildert, das Zutrauen verloren. Im beſten Falle können wir erſt an der Elbe den Ruſſen Halt bieten. Aber ein Schrei des Entſetzens wird ganz Deutſchland durchzucken, furchtbare Anklagen werden gegen uns aufſtehen, man wird die Regierungen des Verraths bezüchtigen, ſie für unfähig erklären, — vielleicht gewinnt die Volksſache eine Diktatur, einen Heilsausſchuß, der ſie rettet, vielleicht! Indeß können wir ein ſchreckliches Jahr erleben, die gräßlichſten Zerrüttungen und Verluſte erleiden! — Oeſterreich hat uns wenig Beiſtand zu bieten, es erſchöpft ſeine Truppenmacht im unſinnigen Kriege gegen Italien und zerfällt mehr und mehr. Schrecklicher Kampf in Prag! —

Es kann aber auch ganz anders kommen, als es ſich jetzt anläßt. Es kann jeden Augenblick in Rußland ſelbſt eine Veränderung eintreten, und mich wundert nur, daß ſie nicht ſchon geſchehen iſt. Es kann auch ſein, daß die Ruſſen beſtimmt ſind, die Revolution und Freiheit ſich bei uns zu holen, — freilich mit unſrer Beſchwerde, aber doch ſchließlich auch unſrer Sache zum Heil! —

Die Prinzeſſin von Preußen bemüht ſich, ihren Liebling Schleinitz an Arnim-Strick's Poſten zu bringen. Sie wendet ſich deßwegen an Camphauſen, der den meiſten Einfluß

beim Könige hat. Aber Camphauſen hat ſelber Luſt, die auswärtigen Angelegenheiten zu führen, er gefällt ſich im Kreiſe der Höfe und der Diplomatie, und traut ſich alle erforderliche Klugheit und Feinheit zu. —

Die Volksfreunde Dr. Löwinſohn und Korn ſo wie Urban ſind in Verhaft. Held ſoll geſucht werden. Man will ſie als Anſtifter der Unruhen beim Zeughauſe vor Gericht ſtellen. In der Volksverſammlung bei den Zelten wurde kräftig für ſie geſprochen und die Behörde beſchuldigt, daß ſchon mehr als die geſetzliche Friſt verſtrichen wäre, ohne daß ihnen geſagt worden, weſſen ſie angeklagt ſeien. Auch das Volk wurde vertheidigt wegen des Waffenraubes; es habe ein Recht auf Waffen aus dem Verſprechen des Königs, es ſei natürlich, daß die Leute am Ende auch dies Recht mit Gewalt ausübten, wie alle andern, die ihnen im Guten nicht gewährt werden. Mehrere Bürgersleute ſprachen kräftig und gut. —

In Voltaire geleſen und in Kant.

Montag, den 19. Juni 1848.

Beſuch vom Miniſter von Canitz, der auf einige Stunden von Freienwalde hierher gekommen iſt. Er erzählte mir merkwürdige Dinge von dem eben abgegangenen Miniſter von Arnim-Strick, den er für ſtellenweiſe toll erklärt; derſelbe war früher ganz freundſchaftlich mit Canitz, aber auch ein Mucker, und äußerſt hoffährtig; aus Paris ſchrieb er oft die unſinnigſten Dinge. „Jetzt hat er die Karre in den Dreck geſchoben, mag nun ein Andrer ſie wieder herausbringen!“ Unſre politiſchen Verhältniſſe hat er ganz verdorben. —

Nachher kam Hr. von Weiher; er arbeitet im Stillen

mit Erfolg an Bewaffnung der Gesellen und Arbeiter unter dem Namen der Hülfswehr; auch ist ein Ausschuß thätig, um die Befestigung und Vertheidigung von Berlin zu berathen. —

Hr. von Schleinitz ist zum Minister der auswärtigen Angelegenheiten ernannt. Die Prinzessin von Preußen hat durch Camphausen gesiegt! — Auerswald, furchtsam und zu schwach für das Ministerium des Innern, will es mit dem Kultus versuchen! —

Bakunin, von den Russen gefordert, wird ausgeliefert, wenn er in's Preußische kommt; der Polizeipräsident hat Herrn Dr. Müller aufgefordert, seinen Freund zu warnen. Wenn es nur nicht zu spät ist! —

Abends mit Ludmilla zu * *. Es kam vielerlei zur Sprache. Die neuesten Nachrichten aus Prag, wo Windischgrätz besiegt und abgesetzt worden, der Protest Frankreichs gegen die in Posen beabsichtigte Theilung.

Blesson erscheint den Leuten als ein Verräther, der absichtlich die Bürgerwehr als unzuverlässig angegeben, dann sie ohne Befehle gelassen, um die Nothwendigkeit der Herbeiziehung von Truppen darzuthun, was denn auch geschehen ist. —

Der abgegangene Minister von Arnim-Strick nannte öffentlich Lamartine'n seinen edlen Freund, und insgeheim hielt er sich an den russischen Gesandten von Meyendorff, mit dem und Circourt er die Polensache so zurechtlegte, wie sie in Paris vorgetragen werden sollte. In derselben Zeit aber hielt er auch Reden wie diese: „Nun soviel haben wir einstweilen gewonnen, daß wir Louis Philippe los sind, Metternich los sind, — den Kaiser Nikolaus werden wir auch wohl los werden!" Er deutete dabei an, der Kaiser sei sterblich, was um so mehr auffallen

mußte, als Circourt eben dem Kaiſer die Anzeige hatte zukommen laſſen, er habe ſich polniſcher Meuchelmörder zu gewärtigen! Welche Miſchung von Zweizüngigkeit, Lüge, Verrath, Augendienerei, Dummheit! Arnim hatte, um ſich zu heben, trotz ſeiner Vertraulichkeit mit Meyendorff, in ſeinen Noten eine grobe und plumpe Sprache gegen Rußland angenommen, was großen Aerger verurſachte. Meyendorff ſelbſt mochte einſehen, daß mit dem Haſenfuß nichts Rechtes mehr anzufangen ſei; am Ende iſt er zumeiſt durch ruſſiſchen Betrieb gefallen! —

Schöne Briefe von Frau von Dudevant über die Revolution. Brief der Gräfin d'Agoult an Fanny Lewald im „Courrier français".

Entwurf der Adreſſe in unſrer Nationalverſammlung.

Dienstag, den 20. Juni 1848.

Ich ging aus, traf unter den Linden Hrn. von Weiher, der eben von einem Abgeordneten gehört hatte, das Miniſterium Camphauſen habe abgedankt, weil es nicht Mittel wußte, ſich zu ergänzen, und auch wegen des Adreßentwurfes; der Abgeordnete Küpfer, der mit dem ehmaligen Miniſter Grafen von Alvensleben aus der Sitzung kam, beſtätigte die Nachricht. Man vermuthet, Hanſemann werde ein neues Miniſterium bilden.

In der „Zeitungshalle" wird der Oberſtlieutenant von Griesheim tüchtig angegriffen, ſein Bericht über den Zeughausſturm wird einer ganz falſchen Auffaſſung, vieler Entſtellungen und Verſchweigungen beſchuldigt, mit Anführung einzelner Thatſachen, die von Zeugen mitgetheilt werden.

Mittwoch, den 21. Juni 1848.

Mir wird die Genugthuung, jetzt täglich an vielen Orten meinen Sinn und meine Ansichten ausgesprochen, meine Urtheile wiederholt, meine Winke benutzt zu sehen. Oft kann ich den Ursprung solcher Aeußerungen gradezu auf mich zurückleiten. Da ich keine Reden zu halten vermag, an keiner öffentlichen Berathung Theil nehmen kann, sogar für meine politischen Aufsätze keine sichere Stätte habe, so ist es mir ein großer Trost, aus jener Wahrnehmung das Bewußtsein zu erhalten, in unsrer großen Entwickelungszeit doch kein unnützer Knecht zu sein. Wie ernst es mir mit der Sache ist, erkenne ich recht daran, daß mir der Name so gleichgültig wird. Mir ist zu Muthe wie einem Soldaten in Reih und Glied, ich schieße meine Kugeln in den Feind hinein, sie haben weder Auf- noch Unterschrift. —

Besuch von Weiher; über die Hülfswehr als Zweig der Bürgerwehr, die Befestigung von Berlin. ** kam von Potsdam; über den Ministerwechsel; was ich von Schleinitz halte? Nicht viel! Ein Schönling und Schwächling, ein Frauenknecht. — Ich erfahre, daß Camphausen dem Prinzen von Preußen eine zweckmäßige Rede ausgearbeitet hatte, die auch angenommen war, dann aber ohne Rücksprache mit jenen matten geringen Worten vertauscht wurde, die der Prinz wirklich sprach, zur größten Ueberraschung und Entrüstung aller Minister; wer diese Vertauschung gemacht und gewollt, ist nicht zu ermitteln. ** schwieg bei der Frage.

*** ist auch nicht ohne Flecken der Hofluft; die tägliche Gewöhnung bringt allmählig dahin, daß man Schwarz, wenn auch nicht gradezu Weiß, doch etwa Grau nennt; die Volkssache schwindet ihm unter dem Schimmer des

Hofweſens, er ſieht zu leicht anſtatt des Volkes nur Pöbel. Die Stürmung des Zeughauſes iſt auch ihm nur Raubſucht und Dieberei. Ich ſehe das Ehrgefühl und das Mißtrauen des untern Volkes darin. Die geringſte Klaſſe hat jetzt mehr Gefühl von Ehre, als die oberen, die von jeher damit feilſchen und markten. —

Das Zeughaus und die Pulvertürme werden jetzt nach Spandau entleert; man hat es diesmal öffentlich angezeigt. Die Maßregel iſt nothwendig in Ausſicht eines Ruſſenbeſuches. —

General von — ſchickte mir die Schrift des Majors von Voigts-Rhetz über die polniſchen Sachen. Sie iſt in Auftrag Colomb's geſchrieben, und ſchwitzt aus allen Blättern die Gleißnerei der Mäßigung wie die Zurechtmachung der Angaben! Ein treuloſes Partheiſtück! —

Camphauſen ſoll vom Könige beauftragt worden ſein, eine Verfügung in Folge eines Schreibens vom ruſſiſchen Kaiſer zu treffen, welches in ſeiner Geſammtheit mitzutheilen der König verweigerte. Darüber ſoll es zum Bruch gekommen ſein. —

Donnerstag, den 22. Juni 1848.

Es iſt ein großes Mißverhältniß für mich, daß ich in meinen Geſinnungen zu jüngern mir größentheils unbekannten Leuten ſtehe, meinen Altersgenoſſen und überhaupt meinem näheren Umgang eigentlich fremd bin. Es iſt traurig, wie ſehr ich allein ſtehe! *, auf den ich früher bis zu einem gewiſſen Grad rechnete, iſt mir ganz abgefallen und ** neigen ſich mehr und mehr abwärts. Sie ließen ſich eine Wendung der Dinge gefallen, die manches Erwünſchte gewährte, aber damit ſollte es nun genug ſein,

der Anfang ſollte zugleich das Ende ſein; da dies nun ſich anders zeigt, ſo trüben ſich die Blicke oder zeigen gar Abſcheu. Wär' ich nur rüſtig, nicht durch tägliche Kränklichkeit gehindert, ich ginge noch friſch mit den Jüngeren voran! —

Beſuch von Weiber. Angaben über die vermuthlichen neuen Miniſter, die Vorſchläge ſind erbärmlich, die Verbindung unhaltbar, man quält ſich im Schwachen, Verkehrten, Untauglichen ab und will das Rechte, das einzig Heilſame nicht thun. Es geht nicht mit dieſer Potsdam'ſchen Halbheit und Dummheit, es geht nicht! Das Königthum richtet ſich unrettbar zu Grunde, darin iſt es folgerecht in allen ſeinen Handlungen. —

Es ſoll jetzt beſchloſſen ſein, daß kein Gehalt über 4000 Thaler, keine Penſion über 3000 betragen ſoll. Der ehmalige Miniſter von Werther iſt von 18,000 Thalern dadurch auf 3000 herabgeſetzt; er hatte ſich erklärt, mit 12,000 zufrieden ſein zu wollen! — Auch meine Penſion ſieht einer Kürzung entgegen, wiewohl ſie nach früherer Schätzung nur niedrig iſt. Immerhin! Ich nehme jede mich perſönlich treffende Bedingung der Revolution willig an. Die Freude, dieſen Umſchwung der Dinge noch erlebt zu haben, kann mir nur dadurch getrübt werden, daß ich die Geſtaltungen der Volksſache und Freiheit ſo heillos verſchleppt, die nichtswürdigſten und verderblichſten Rathſchläge noch immer herrſchen ſehe! —

Demokratiſche Vereine am Rhein und hier in Zuſammenhang. —

Der Miniſter Camphauſen hat nach ſeiner Abdankung noch dem Magiſtrat vorzuhalten ſich erdreiſtet, wie der Zuſtand der Stadt eine Schande und Schmach für ſie und das ganze Land ſei, die Unruhe müſſe aufhören, und der-

gleichen gemeine Redensarten mehr. Ich hätte ihm dienen wollen, ich hätte ihm seinen Vorwitz gebührend verwiesen und ihm gesagt: „Sie sollten doch nur das Maul halten! Sie und Ihre Gesellen allein, ja Sie Minister allein, sind an der Unruhe schuld, denn wie kann das Volk ruhig sein, wenn es oben nichts geordnet, nichts in Thätigkeit, sondern alles in den Händen unfähiger, zaghafter Minister täglich schwanken und lahmen sieht?" Und noch jetzt wird es so fortgehen! Camphausen wird als Geäffter noch ferner dem Hofe dienen, anstatt in der Opposition jetzt die Ränke aufzudecken, lieber sie vertuschen und neuen dienen!

Freitag, den 23. Juni 1848.

Es wird immer klarer, daß der Minister Camphausen sich vor dem Uebergreifen der Hofeinflüsse zurückgezogen hat, denen er anfangs geschmeichelt zu sehr nachgab, nachher aber erschreckt sich zu widersetzen begann. Dies dreimonatliche Ministerium hat unsre ganze Sachlage zum Schlechten verändert und der neuen Entwickelung überaus geschadet, noch mehr aber dem Königthume, dem es gefällig war, dessen geheime Neigung und alte Gewöhnung es offenbar werden ließ, und für das im Volke jede Großmuth, die ihm vieles zurückzugeben bereit war, jetzt erstickt ist. —

In Spandau wurden am 14. die Eisenbahnzüge durch Soldaten aufgehalten und die Schienen aufgenommen. Der Kriegsminister hatte keinen Befehl gegeben, er war aus Potsdam gekommen, also vom Hofe, der sowohl die Flucht aus Berlin als den Zuzug von Hamburg hemmen wollte. Die Narren dort fürchten und erwarten mit jedem Tage

die Verkündigung der Republik, woran hier nicht gedacht wird; aber dadurch, daß man es immer erwartet, bald den einen Tag, bald den andern dazu mit Gewißheit annimmt, dadurch bringt man die Leute auf den Gedanken, daß die Sache eigentlich ganz natürlich, räthlich und ausführbar sei. Viele Aristokraten scheinen den Ausbruch herbeizuwünschen, damit er ihnen das volle Recht gebe, das unbedingte Königthum wiederherzustellen.

Es ist ganz entschieden, daß Rußland uns mit Krieg droht, wenn Wrangel wieder in Jütland eindringt! Und es ist ganz entschieden, daß die Minister uns so wehrlos gemacht haben, nun gar keinen Krieg bestehen zu können! Fortwährend ziehen preußische Truppen westwärts, anstatt ostwärts! Wir würden hoffentlich späterhin die Russen schlagen und strafen, das glaub' ich fest, aber nicht ohne Hülfe der Franzosen, und für den Anfang wäre ein Drittheil von Deutschland dem Feinde preisgegeben. —

Der schreckliche Kampf in Prag ist weniger ein Kampf gegen die Tschechen als einer gegen das Volk gewesen, und nicht die deutsche Sache, sondern die brutale Militairgewalt hat dort gesiegt. Daß aber das Volk in sich gespalten war, Tschechen und Deutsche, und letztere weniger eifrig als jene, hat diesen Sieg möglich gemacht. Gegen die Tschechen sind die meisten deutschen Stimmen ungerecht.

Sonnabend, den 24. Juni 1848.

Kein neues Ministerium! Pfuel ist ohne Minister-Instruktionen abgereist, bloß mit denen des Hofes, denn das alte Ministerium bestand nicht mehr, ein neues ist noch nicht fertig.

Alle Tage kommen neue Berichte über das grausame, räuberische Wüthen der preußischen Soldaten und Beamten so wie der andern Deutschen im Posen'schen gegen die Polen. Diese Nachrichten treten bezeugt und beglaubigt durch Namen hervor, die sich allem Haß der Sieger dadurch bloßstellen. Außer einem Hrn. von Treskow, Grafen von Lüttichau und besonders dem Landrath (und leider Abgeordneten) Bauer, wird auch der bekannte Paul Ebers vieler Schändlichkeiten bezüchtigt; er antwortet heute in der „Vossischen Zeitung" einem seiner Ankläger, dem Grafen Bninski, sehr quatsch, wie der Berliner sagt. —

Der demokratische Klub in Frankfurt am Main will seine Hauptthätigkeit in Berlin gründen. Dieser Schreckschuß wirkt Entsetzen am Hof und in den Behörden, man sieht den Untergang vor Augen! Man will die neuen Ankömmlinge sogleich ausweisen. Auch im Königreich Sachsen will man sie nicht dulden. Als wenn das so ginge! —

Brief aus London von einem Herrn Le Dhuy, Aufforderung an einem neuen Wochenblatt „Le spectateur de Londres" Theil zu nehmen. Ist das das Metternich-Guizot'sche Blatt? Wie schlecht kennen mich die Leute, wenn sie meinen, ich soll daran mitarbeiten! —

Es ist jetzt Mode, von gewissen Seiten mit biederem kläglichen Ernst die Ueberzeugung auszusprechen, daß in Potsdam an Reaktion gar nicht gedacht werde, ebenso, daß auch nicht die geringste Aussicht zum Russenkriege vorhanden sei! —

Am 7. Juni waren die vormaligen Minister von Thile, Stolberg und Eichhorn zur Grabfeier in Charlottenburg beim Könige; diese Thatsache bezeugt der Präsident von Kleist, dem ich übrigens darin beistimme, daß ein solches

Zuſammentreffen durchaus kein Grund zur Verdächtigung iſt. Aber es ſind andre Gründe genug vorhanden! Man athmet in Potsdam die Reaktion, ſie ſteckt in allen Gewohnheiten, Neigungen, Wünſchen, offenbart ſich in tauſend Handlungen und Zügen immerfort. Zu einem Plan haben ſie es freilich nicht gebracht, das geht über ihre Geiſteskräfte! —

Geſetz wegen Unverletzbarkeit der Volksvertreter. Aus Anlaß der Begebniſſe des Predigers Sydow. Das Geſetz iſt gut, verräth aber ſeinen Anlaß nicht, indem es gegen ſolche Begegniſſe grade gar nicht ſchützt, ſondern nur gegen die Behörden.

Anſchlagzettel aller Art, „Tod den Ruſſen“ iſt einer überſchrieben, andre ſprechen von den Vorſchlägen zum neuen Miniſterium ꝛc.

In Kant geleſen und in Roſenkranz.

Sonntag, den 25. Juni 1848.

Hr. Dr. Friedrich Kapp, Direktor des Gymnaſiums zu Hamm, war bei mir, ein Freund des Hofgerichtsraths Schnitger zu Greifswald, und ließ mir ſeine Schrift: „Aufruf zur Umgeſtaltung der deutſchen National-Erziehung“, worin viel Kühnes und Scharfes, — auffallend iſt es, daß er aus der Kinderzeit die Mährchen, aus der höheren Schule „die verſtand- und maßloſen Epiker“ verbannen will.

Die „Neue Berliner Zeitung“ ſucht durch weitere Probenummern ſich beſtens zu empfehlen. Pitt-Arnim lobt ſie nach Kräften, aber dieſe Kräfte können nicht viel. Das Blatt iſt mittelmäßig im ſchlechteſten Sinn, erſcheint in der Geheimen Oberhofbuchdruckerei und iſt unter der

Maske wohl nur die schon mehrmals in der Geburt erstickte Geheime-Raths-Zeitung.

Montag, den 26. Juni 1848.

Was ich in diesen Blättern aufschreibe, pflegt mir meistentheils nach einiger Zeit gedruckt vorzukommen. Einiges rührt wohl auch von mir her, indem Andre das Gehörte wiederholen und geltend machen; aber auch ohne diesen Zusammenhang erfolgt die Sache aus ihrer eignen Natur. Ich stehe durch Zufall auf einer Anhöhe der Erfahrung und Mittheilung, wo mir vieles früher zur Kenntniß und Einsicht kommt als Andern, die entweder tiefer stehen, oder, wenn eben so hoch oder höher, doch den Blick nicht dahin wenden, wo das Rechte zu sehen ist.

Ein Extrablatt zum „Staatsanzeiger" bringt uns das neue Ministerium. Ein Zwitterding ohne Saft und Kraft. Wir gehen von Halbheit zu Halbheit, und erschöpfen alle falschen Wege, ehe wir uns zu dem rechten entschließen. Schreckenstein ist beibehalten, aber Schleinitz hat weichen müssen; wie wird die Prinzessin von Preußen klagen! — Unsre Sachen gehen schlecht.

Ich ging aus, den Zwischenraum zweier Regengüsse benutzend. Die Sitzung der Nationalversammlung war völlig unbewacht, keine Bürgerwehr, keine Studenten, und alles war ordentlich und ruhig, die Volkshaufen drängten nicht einmal gegen den Eingang, sondern hielten sich tiefer im Wäldchen. Ein Unteroffizier in Uniform suchte die Leute aufzuregen, man bedeutete ihm, man wolle keine Aufwiegler und er solle sich eilig entfernen, er versuchte noch zu trotzen, war aber schnell so hart umgeben und bedroht, daß er entwich; ein Volkshaufen wollte ihm fol-

gen, aber einige junge Leute baten dringend, ihn allein weggehen zu laſſen, damit es keine Geſchichte gäbe, und die Leute ließen ihn gehen. Der fürwitzige Burſche, hörte ich dann, hatte ſich unter andern angemaßt, nicht leiden zu wollen, daß jemand eine Einlaßkarte zur Singakademie verkaufte. —

Ich machte dem Hrn. Direktor Friedrich Kapp meinen Beſuch, Jägerſtraße Nr. 1. Ein ernſter, tüchtiger Mann, der ſeinem Stand Ehre macht; er iſt hieher berufen durch den Grafen von Schwerin zu einer Lehrerkommiſſion. Sehr freigeſinnt. —

In Paris war am 23. neuer großer Kampf, Arbeiter gegen Nationalgarde und Linientruppen. —

Unſer neues Miniſterium hat durch Hanſemann's Mund in der heutigen Sitzung der Nationalverſammlung endlich die Revolution anerkannt, eben ſo die fehlerhafte Zuſammenſetzung einer erſten Kammer im bisherigen Verfaſſungsentwurf, verſpricht viele gute Geſetze, das Beſte des Volks wahrzunehmen ꝛc. — Camphauſen hat matt geſprochen, wie gehandelt.

In der „Zeitungshalle“ guter Bericht von der geſtrigen Volksverſammlung, wo die Frage der Republik beſprochen worden iſt. Der Denunzianten-Verein hatte durch öffentlichen Anſchlag den Staatsanwalt gegen dieſen „Hochverrath“ angerufen! Dieſe Alfanzen, dieſe Lumpen!

Ich mochte nicht mehr ausgehen.

In Kant geleſen, mit gutem Ertrag und beſter Anregung.

Dienstag, den 27. Juni 1848.

Das neue Miniſterium hat geſtern ſeine Laufbahn doch nur kläglich angetreten, beſteht auf der Adreſſe, will Vertrauensbeweis, droht mit Abtreten. Wäre es nur ſchon fort! Wir können vielleicht noch ein Dutzend ſolcher Miniſterien raſch verbrauchen und wegwerfen, ehe wir ein taugliches bekommen, das wirklich ſteht und ſchafft. Wie Schwefelhölzer, die nicht Feuer faſſen. Der geſtrige Bericht über die Verhandlungen klang für die Miniſter vortheilhafter, als die heutige ausführliche Mittheilung. —

Ausgegangen. Bei der Nationalverſammlung wieder keine Wache, und nur kleine Gruppen, alles ſtill und ruhig.

Beſuch von Grenier, der mir Nachrichten aus Paris bringt; der Kampf ſcheint noch nicht ganz vorüber, doch ſiegt die Regierung. Grenier iſt ſehr beſtürzt und beſorgt wegen der Folgen, ich ermuntre ihn und zeige ihm, wie groß und unverletzbar Frankreich in ſeiner Freiheit daſteht; doch iſt er ſehr betroffen über meine Aeußerung, daß ich das Volk, die Arbeiter, wo nicht rechtfertige, doch entſchuldige, daß wir in gleicher Lage eben ſo thun würden, daß ich in dieſem Bewußtſein nicht fähig wäre, gegen ſie ein Gewehr abzudrücken. —

Die „Zeitungshalle“ berichtet von willkürlichen Gewaltmaßregeln, die auf Eiſenbahnhöfen von preußiſcher Mannſchaft ausgeübt worden, die Befehle von Potsdam hatten. Ganz wider alles Recht, alter Polizeigewöhnung folgend! Kann nicht ſtreng genug gerügt werden!

Hr. von Minutoli war bei Mundt's Schwager, Hrn. Dr. Müller, und ſagte demſelben, er wolle ganz mit der Regierung brechen, man habe ihn zu ſchändlich behandelt; er will alles, was er in den Revolutionstagen gehört und geſehen, wahrheitgemäß aufſchreiben und drucken laſſen.

Ich aber glaube, er will bloß damit drohen, und das Vorhaben bekannt werden laſſen, damit die Regierung ihn gut bedenke. Ein zweideutiger Menſch!

Mittwoch, den 28. Juni 1848.

In Potsdam iſt jetzt der Fürſt von Windiſchgrätz der Held des Tages, er iſt ein großer Mann! Warum haben wir am 18. März keinen ſolchen gehabt? fragt man ſeufzend! In Potsdam ſieht man der ruſſiſchen Vermittlung der ſchleswig-holſteiniſchen Sache mit Vertrauen entgegen, der Friedensſchluß wird die Schleswig-Holſteiner wieder unter den König von Dänemark ſtellen, und wenn ſie das nicht wollen, wird man ſie zwingen. Ich wende ein, daß ſchon der alte Bundestag gelitten und bekräftigt hat, daß die Braunſchweiger ihren Herzog verjagt! Wenn die Schleswig-Holſteiner nun den verrückten König, der ſie bekriegt hat, durchaus nicht wollen, thatſächlich einſtweilen als Republik daſtehen, was kann ſich da nicht anknüpfen? Beſchleunigte Entwicklung! Jetzt heißt auch in Potsdam der Krieg gegen Dänemark ein ſchon im Beginn ungerechter! — Uebrigens hofft man in Potsdam auf eine Bewegung zur Republik, ſie würde das Zeichen ſein zum Gebrauche der Militairmacht, zum Einmarſche der Ruſſen, die ebenfalls auf dieſen Augenblick harren. Das würde dann den Zwieſpalt in Deutſchland vollenden!

Beſuch von Frau von — —. Mittheilungen aus der Geſellſchaft. Im Volke hört man keine Zoten und Schimpfreden, ſie ſind dafür in den höheren Klaſſen gang und gäbe; auch das Ehrgefühl iſt jetzt am lebendigſten bei den geringen Leuten, im Adel- und Beamtenſtande herrſchen Gemeinheit und Schmutz!

Der Minſterpräſident von Auerswald iſt einſtweiliger Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten, Hr. von Schleinitz unter ihm Ausführer der Geſchäfte, beide ſind unbedingt dem Hof ergeben, die auswärtigen Sachen alſo ganz in der Hand des Königs. Das meinen ſie wundergut ausgeklügelt zu haben! Aber wie bei Louis Philippe, wird dieſe liſtige Einrichtung ſchlechte Frucht bringen!

G. tief ergriffen von den Nachrichten aus Paris, Freunde von ihm ſind verwundet ꝛc. Er iſt ganz erbittert gegen die Aufſtändiſchen, die doch viel Recht auf ihrer Seite haben und im Kampfe den größten Heldenmuth beweiſen.

Donnerstag, den 29. Juni 1848.

Beſuch vom Staatsminiſter von Schön. Er beruft ſich auf früher ſchon gemachte Bekanntſchaft, bei Stägemann. Er iſt der Schwager der Brüder von Auerswald, ſpricht aber ganz unbefangen über ſie, er hält mehr von dem jetzigen Miniſterpräſidenten (Rudolph) als von dem geweſenen Miniſter des Innern; erſterer ſei freiſinniger und karakterfeſter; ich hatte gehört (und glaube noch), daß er dem Hofe zugeneigter ſei. Doch glaubt Schön das jetzige Miniſterium ſchlecht zuſammengeſetzt, er denkt von Hanſemann ſehr gering; Milde wollte durchaus Miniſter werden, aber die landwirthſchaftlichen Sachen nicht mit übernehmen; um ſeinetwillen machte daher Hanſemann für dieſe einen eignen Miniſter, der wohl auch nicht viel davon verſteht! Ein erbärmliches Verfahren, ganz unwürdig dieſer Zeit! Ich erfuhr auch, daß Hanſemann zum Erſtaunen der andern Miniſter und ohne Camphauſen's Zuſtimmung manche Fragen aus alleinigem Selbſtbeſchluſſe zu Kabinets-

fragen gemacht und dies der Versammlung erklärt habe; warum aber hat Hr. Camphausen nicht auf der Stelle widersprochen? Schwerin hat sein Ministerium nur in Verwirrung gebracht und nichts gethan, er konnte nicht bleiben. Schön denkt sehr freisinnig, will jetzt keine erbliche Oberkammer, will alle Freiheiten, die versprochen worden, ist aber sehr unwillig über die Leute, die am Ruder sind, die größtentheils jeder wissenschaftlichen Bildung entbehren; er zitirt den Spruch des Mephistopheles: „Verachte nur Vernunft und Wissenschaft" ꝛc. Höchst reichhaltige Erörterungen über England, genaue Kenntniß der dortigen Verhältnisse; merkwürdige Mittheilungen über seine Unterredungen und seinen Briefwechsel mit dem Könige, der ihm sehr vertraut habe und 1840 zu allem Freisinnigen willens gewesen sei, aber die Pietisten haben alles verdorben, den König umgarnt, jeden andern Einfluß abgelenkt, vernichtet. Wichtige Mittheilungen über Stein, die Königin Luise und deren Betreibungen, den General von York, auf den er wenig hält und der ein geborner Kassube gewesen, über den König Friedrich Wilhelm den Dritten ꝛc. Schön hat sein volles Gedächtniß; er hat viel aufgeschrieben, gesteht er auf meine Frage, doch nicht in chronologischer Folge. Der Besuch erfreute mich und gab mir Anregung für den ganzen Tag. Ich lag dabei auf dem Sopha zugedeckt, mit rheumatischen Schmerzen, überhaupt sehr leidend und körperlich verstimmt. Ich blieb so den ganzen Tag.

Besuch vom Grafen von Keyserling. Neuigkeiten. — Abends spät noch ein Besuch von einem Lehrer, der mich von den Urwahlen her kennt, dessen Namen ich aber nicht weiß.

Hr. von Schön erzählte mir, der vorige König scheine

doch in seinem Gewissen beunruhigt gewesen wegen seines nicht gehaltenen Versprechens einer reichsständischen Verfassung. Er habe sechs oder sieben verschiedene Pläne dazu schriftlich angedeutet, meist nur kurz, auf einzelnen Blättern. Einmal auch den Plan, alle Provinzialstände zu Einer Versammlung zu vereinigen. Unseliges Schwanken des jetzigen Königs, der bald wollte bald nicht wollte, bald sich unverpflichtet erklärte durch seines Vaters Wort, bald verpflichtet.

1848.

Als Minutoli seine Befehlshaberschaft der Bürgerwehr niedergelegt hatte und seine Polizeipräsidentschaft ein wirkungsloses Amt war, wünschte er eine andre Anstellung und eine außerhalb von Berlin. Der König aber wollte ihn durchaus nicht weglassen, sondern verlangte, er solle fortfahren mit den vertraulichen, täglichen Berichten, die er bisher hatte erstatten müssen. Minutoli that's, und der König antwortete fleißig, Minutoli soll über hundert eigenhändige Blätter vom Könige haben, von oft besonderem Inhalt; im Allgemeinen soll daraus hervorgehen, daß der König bis zum Juli an keine Reaktion dachte, sondern ganz zufrieden war, wenn nur alles in dem eingeschlagenen Gange blieb und für ihn keine neue Gefahr entstand. Bis zum Juli hatte er noch immer die größte Furcht. Minutoli, der immer schwarz sah, und dessen Einbildungskraft sehr thätig war, nährte unabsichtlich durch seine Berichte diese Furcht und Besorgniß. Als diese nachließen, gewann die Reaktion Boden.

(Berlin, den 21. Nov. 1852.)

1848.

Hansemann sagte von der Berliner Nationalversammlung: „Wir wollen sie mit Gesetzentwürfen erdrücken!“

Camphausen verlangte in Frankfurt am Main, man müsse die deutschen Fürsten auffordern, nur recht viele einzelne Ständeversammlungen zu berufen, um dadurch die Nationalversammlung in Frankfurt zu schwächen!

Freitag, den 30. Juni 1848.

Kalt und regnigt wie gestern. Ich leidend wie gestern, zu jeder Arbeit unfähig.

Die Art, wie das neue Ministerium zusammengekommen ist, enthüllt sich mehr und mehr, persönlicher Ehrgeiz und persönliche Feigheit haben die unwürdigsten Ränke gemacht. Hansemann wollte in Rodbertus und Milde einen Theil der Nationalversammlung gewinnen; Milde strebte nach einer Ministerstelle, fürchtete aber Blößen zu geben, daher wurde bloß um seiner Schwäche willen ihm ein Minister der Landwirthschaft zur Seite gesetzt! Auerswald wollte die auswärtigen Angelegenheiten, kann aber nicht Französisch, deßhalb mußte Schleinitz unter ihm bleiben, dieser wollte nicht Minister sein, um nicht in der Versammlung reden zu müssen, was er nicht kann! Schreckenstein's Verbleiben war die Bedingung des Königs. In gewöhnlichen Zeiten möchte dergleichen hingehen, aber jetzt, in diesem Drange, wo nur die Sache gelten darf und offner Gang! —

Nachrichten aus der heutigen Sitzung. Der Ministerpräsident von Auerswald hat auf die politischen Fragen erbärmlich geantwortet, zum Theil gelogen, zum Beispiel Wrangel's Rückzug aus Jütland sei nur aus strategischen Gründen geschehen! und doch albern hinzugesetzt, noch aus

dem Grunde, den Dänen Verſöhnlichkeit zu zeigen! Die drohende ruſſiſche Note läugnet er ab, auf den ſchändlichen Sinn des Wildenbruch'ſchen Schreibens geht er nicht ein. Eben ſo erbärmlich antwortet Griesheim auf die Fragen wegen der Entwaffnung und Mißhandlung, die den aus Holſtein rückkehrenden Freiſchärlern in Spandau durch Militair widerfahren iſt; der Geſandte von Hänlein in Hamburg hatte ihnen eine Verläumdung vorangeſchickt! Die Verſammlung bezeigte ihren Unwillen, war aber nicht ſcharf genug. —

Die Stadtbehörden bringen uns neue Polizeiwacht unter dem Namen Konſtabler, auch rufen ſie noch mehr Truppen hieher und wollen die Bürgerwehr feſter binden und beſchränken. Das wird ſchlimm werden! —

In Paris ſind eine Menge Tagesblätter verboten. Das fängt gut an und wird Nachahmung finden! Ohnehin hat hier eben ein Preßprozeß Statt gefunden, der eine mehrjährige Feſtungsſtrafe zur Folge haben ſoll. —

In Frankfurt am Main ſind einige große Schritte geſchehen. Die deutſche Nationalverſammlung wählt einen Reichsverweſer und ſchafft den Bundestag ab. —

Gegen Abend raffi' ich mich auf und ging zu **, war aber ſehr leidend. Ich kann auch die Geſpräche nicht mehr anhören. Ein Major von * that viel in dummen und nichtswürdigen Redensarten. Eine Heerde Rinder oder Schafe hat dieſen Elenden mehr Werth als eine Schaar Arbeiter; ſie ſprechen mit Wonne davon, dieſe zuſammenzuſchießen, alle Grauſamkeiten ſind ihnen ein Scherz.

Sonnabend, den 1. Juli 1848.

Ich lebe in ſo widriger Berührung, höre ſo gehäſſige Dinge, vernehme ſo unmenſchliche, verſtockte Geſinnungen, daß es mich heute früh ganz erfriſchte und erhob, von unſrem Milchmann, einem Bauer aus Machnow, zu hören, wie brav ſein Sohn für ihn beſorgt und bemüht iſt, morgens in aller Frühe aufſteht und alles bereitet, damit der Vater eine Stunde länger ſchlafen könne. Schlicht und derb, aber ſoviel Gutes im Herzen, wie nicht in den feinſten Kreiſen der hohen Geſellſchaft! —

Unruhen der Arbeiter. Einige hundert zogen zum Miniſter Milde, zur Nationalverſammlung, Bürgerwehr in Bewegung, Truppen. —

Als ich wieder zu Hauſe war, kam Bettina von Arnim, gab mir ihr Buch — den zweiten Theil von „Ilius Pamphilius und die Ambroſia“ —, ſetzte ſich zu meinem Mittageſſen und erzählte viel.

Gleich nachher kam der Graf von * *, ſehr niedergeſchlagen, ſorgenvoll. Er war bei Meyendorff, ich höre den Wiederhall dortiger Redensarten. Alle Hoffnungen ſind auf den Fortſchritt der Zerrüttung, auf blutigen Kampf gegen die Arbeiter, auf das Kommen der Ruſſen geſtellt. Nach und nach wird aus den verworrenen Erbitterungen eine Art Plan. Vor allen Dingen ſoll die Bürgerwehr mit dem Volke zuſammenſtoßen, es niederſchießen, man hetzt daher beide gegen einander, man gewöhnt die Bürgerwehr, die Truppen als ihren Rückhalt anzuſehen. Man verſtärkt dieſe letztern, man ſtellt Polizeiwachten her, man wird das Volk in ſeinen Freiheiten beſchränken, durch alle Mittel niederhalten; bäumt es ſich, vergreift es ſich an den Behörden oder der Nationalverſammlung, ruft es gar die Republik aus, ſo ſtürmt plötz-

lich von Potsdam und der Umgegend alle Truppenmacht herbei, Berlin wird beſetzt, nöthigenfalls bombardirt und in Brand geſteckt, das Kriegsrecht verkündigt, alles konſtitutionelle Weſen eingeſtellt, die Häupter der Freiheits- und Volksparthei als Verbrecher gerichtet und hingerichtet, und — die Ruſſen kommen. Man lechzt nach Blut! Die Geſchichte von Prag, die von Paris, hat den Leuten die größte Luſt erweckt. —

Erzherzog Johann von Oeſterreich in Frankfurt zum Reichsverweſer gewählt. Doppelter Schlag für Preußen, ein Oeſterreicher, ein Katholik! Der letztere Umſtand war für die Stimmenden beſonders erheblich, die mächtige katholiſche Parthei wollte keinen Proteſtanten.

General Cavaignac an Lamartine's Stelle Präſident.

Sonntag, den 2. Juli 1848.

Beſuch beim Staatsminiſter von Schön, bei ihm treff' ich den Abgeordneten Hrn. Geh. Rath Abegg. Lebhafte Verhandlung über den heutigen Zuſtand, ich vertheidige das Mißtrauen und die Regſamkeit des Volkes, beſpreche die Schändlichkeit des Betrugs und Verraths in der Wildenbruch'ſchen Note, in dem Benehmen gegen die Polen, vertheidige die linke Seite der Nationalverſammlung, namentlich den Aſſeſſor Jung. Schön, außer im letztern Falle — denn Jung iſt ihm zuwider — giebt mir in allem Recht, Abegg iſt ſchwieriger, will jeden Bürger in ſtrenger Geſetzlichkeit, während doch die Regierung ganz außerhalb derſelben iſt, die Reaktion auf allen Seiten thätig iſt — letzteres giebt er zu. Ich ſage, wir ſind im Kriege, und müſſen ihn weiter führen, Mißtrauen iſt uns geboten, jede Schwäche beſtraft ſich, wir bedürfen der Muthigen und

Kühnen, die Volksmänner Jung und Held ſind unſre beſten Vorkämpfer, unter ihrem Schutze nur kommt die konſtitutionelle Monarchie zu Beſtand, denn die bloßen Verfaſſungsfreunde möchten ſie zwar bauen, aber ſchwerlich behaupten. —

Ich ging zum Fürſten von — —, der grade zu mir kommen wollte. Wir ſprachen ſehr einverſtanden über den Erzherzog Johann, deſſen Freiſinnigkeit wie die welken Reize einer vormaligen Schönen ſei, der uns nichts helfe und übrigens aus Preußenhaß und katholiſchem Eifer gewählt ſei, zwei unglücklichen Trieben, die in Frankfurt leider ſehr verwalten. —

Das Bild des Grafen Breſſon führte uns zu traurigen Betrachtungen; der Fürſt ſagte, Breſſon habe ihn immer freundſchaftlich getadelt, daß er nicht praktiſch ſei, ſein Leben nicht beſſer einrichte, er mache ſich noch zu viel aus der Welt, habe noch zu viel Ehrgeiz ꝛc. Und derſelbe Breſſon ſchnitt ſich bald nachher den Hals ab, weil ein erbärmlicher Louis Philippe ihn fühlen ließ, daß die Fürſtengnade wandelbar iſt. —

Grenier hatte über die Pariſer Ereigniſſe viel mitzutheilen, beklagte ſehr den Bürgerkrieg, aber war mit dem Siege ſehr zufrieden, den die Regierung erfochten. Beſchämend iſt doch die Unterbrechung der Preßfreiheit, das Verbieten der Maueranſchläge, die Maßregeln gegen Klubs und Vereine, die beſchloſſene Deportation der Gefangenen. Ohne Zweifel wird das Beiſpiel auch auf uns wirken, und es wird nicht an Wiederholung des Verſuches fehlen, auch unſre Freiheit zu beſchränken. Ich ſage aber, jede Regierung, die wieder zu den alten Hülfsmitteln greift, iſt wieder die alte Regierung, die ſich für unfähig erklärt, ſich nicht halten kann und fallen muß! Dies liegt im Weſen

der Dinge, denn was nicht öffentlich werden kann, wirkt geheim, um ſo verſtärkter, ſicherer, gefährlicher.

Wenn hier etwa ſolche Maßregeln nicht beliebt werden, ſo dürfte es daher kommen, weil die Reaktion ſie nicht will. Denn bei ſolchen Maßregeln kann allerdings ein gemäßigtes Konſtitutionsweſen beſtehen und ſich befeſtigen, das iſt aber der Hof-, Militair- und Beamtenariſtokratie ein Gräuel, das möchte ſie verhindern; ſie wünſcht Ausſchweifungen und Unfug im äußerſten Maß, ſie hofft daraus den Anlaß zu nehmen, das alte Gewaltherrſchen herzuſtellen. —

In Hervey's Memoiren geleſen. Im dreizehnten Kapitel iſt eine ſchreckliche Schilderung Georg II. und des Lebens ſeiner Gemahlin! — Im Horatius geleſen.

Montag, den 3. Juli 1848.

Beſuch vom Geh. Rath Abegg, der in dem Ausſchuſſe der Nationalverſammlung zum Entwurf einer Gemeindeverfaſſung thätig arbeitet, Neffe des Stadtraths Abegg, den ich 1817 in Mannheim gekannt; als Polizeivorſtand der Stadt Königsberg mit den Miniſtern und dem Oberpräſidenten in Kampf, abgeſetzt u. ſ. w. Er erzählt mir die ganze abſcheuliche Verfolgung. In Breslau war man in den Märztagen ganz nahe daran, die Republik auszurufen, er hat nach Kräften abgerathen, kam dann mit andern Abgeordneten hieher und verlangte Urwahlen; Milde hielt ſich damals in Breslau während der Gefahr vorſichtig zurück, jetzt als Miniſter meint er, Abegg ſei in ſeinen Forderungen damals doch zu weit gegangen, Urwahlen hätte man nicht nöthig gehabt! Abegg leiht von mir Bincke's Büchlein über die innere Verwaltung von Eng-

BIBLIOTHECA REGIA

land; Hanſemann will zu ſehr den franzöſiſchen Vorbildern folgen. Abegg war beim Vorparlament und Fünfziger-ausſchuß in Frankfurt. —

Die Militairperſonen ſind jetzt in Geſellſchaft unangenehm, ſie ſelber fühlen ſich nicht frei, und wer will und kann immer Rückſicht auf ſie nehmen! —

Ehrgeiz Minutoli's, der Oberſt der Bürgerwehr werden will, um ſich dann allen Partheien wichtig machen zu können. Er lobt jetzt das Volk, er klagt über das Treiben der Reaktion, die ihm auch ſeinen Poſten als Polizeipräſident verleidet habe; er gewinnt viele Stimmen. —

Unruhen in Ulm. Gährung in Frankfurt am Main. In Köln hat man dem zurückgekehrten Camphauſen die Fenſter eingeworfen.

Dienstag, den 4. Juli 1848.

Ausgegangen, unter den Linden, durch den Univerſitätsgarten nach Monbijou, wo ich eine Zeitlang unter den hohen Schattenbäumen ſpaziren ging, indem die Bilder vergangner Zeiten mir durch die Seele ſtrömten. Hier war Chamiſſo bei der Wittwe Friedrich Wilhelm's des Zweiten als Page, hier beſuchte Voltaire die Gemahlin Friedrich's des Großen und dieſer ſelbſt fand ſich an beſtimmten Tagen hier ein; Formey, der Akademiker, war ein oft gerufener Gaſt, d'Argens, Pöllnitz, Maupertuis ꝛc. Frühere Erinnerungen des eigenen Lebens, an Kieſewetter, Fichte, Rahel, Bettina von Arnim und Andre, ſchloſſen ſich hier an.

Nachmittags um 4 Uhr ging ich zu Crelinger; ich fand ihn, * und * *. Wir hatten gleich guten Boden des Geſpräches, das ſich ungemein belebte, als Dr. Johann Jacoby kam, der

Abgeordnete, der eben die Nationalverſammlung in großer Verwirrung verlaſſen hatte; der Präſident Grabow hatte ſich in ſie hineinziehen laſſen. Ich ſah hier Jacoby'n zum erſtenmal; er gefiel mir ſehr, Einfachheit, Klarheit, Muth ſprechen aus ſeinen Zügen. Es wurde ſehr viel verhandelt, erörtert, der Mangel an Kenntniß der allgemeinen politiſchen Welt fiel mir auf; die hohen Geſichtspunkte fehlten nicht, aber ſie blieben immer nur im Gebiete des Gedankens, nicht der Thatſachen. —

Der Miniſter des Kultus, Hr. Rodbertus, hat bereits wieder ſeine Entlaſſung genommen, er will die Halbheit des Miniſteriums in der deutſchen Sache nicht mitmachen. Unſre nach Wien abgegangene Zuſtimmung iſt mit elenden, dummen Einſchränkungen geſchmückt, die nichts thun als zeigen, daß wir in Halbheit, Zögerung und Bedenken eine jämmerliche Rolle ſpielen! —

Tapfrer Artikel von Held in der „Lokomotive" gegen den Magiſtrat und die Stadtverordneten, die allerlei Schlechtes gegen die Bürgerwehr im Sinn haben. —

Ich fange an mit Camphauſen zu glauben, daß wir keine Revolution gehabt haben, noch keine, ſie wird noch kommen, und ſie wird kommen! —

In Kant geleſen, in Hervey ꝛc.

Mittwoch, den 5. Juli 1848.

In der „Spener'ſchen Zeitung" will heute jemand die Wildenbruch'ſche Note vertheidigen, ſtellt aber nur elendes, ſophiſtiſches Gewäſch auf; unſer durch jene Note aufgedecktes politiſches Benehmen iſt die ſchamloſeſte Betrügerei, verrätheriſche Lüge, und ein Brandmal derer, die ſich eben

erſt ihres Deutſcheifers prahlend rühmten, während ſie ſchon die Niederträchtigkeit im Herzen hegten!

Wunderbar überraſchte mich ein Büchlein, das eben in Dresden erſchienen iſt: „Aus Karl's von Noſtitz Leben und Briefwechſel.“ Dieſes Andenken auch dankt mir ſeine Rettung, dieſen Todten hab' ich noch dem Leben erhalten, durch meine „Denkwürdigkeiten“, durch das Buch „Rahel“! Unfehlbar wäre er der großen Schaar Vergeſſener heimgefallen. Der Herausgeber, mir unbekannt, iſt durch mich angeregt worden. Eine kurze Selbſtbiographie von Noſtitz, einige ſeiner Tagebücher, und Briefe von ihm und Merian, ſetzten mich in die frühere Zeit zurück, gaben mir Licht und Wärme der Jugendtage.

Abends bei *. Ich hatte Mühe, den Offiziersgeredten Stand zu halten; es kommt immer armſelig heraus, wenn einer nur die Geſichtspunkte ſeines Faches hat, nur in dieſem ſteht, und das Offiziersfach iſt ohnehin eines der leerſten und dünkelhafteſten.

Zerrbilder und Spottgedichte auf den Juſtizkommiſſarius Ahlemann in Samter, der mit aufgebotener Volksmacht nach Berlin marſchiren wollte, die Stadt für die Revolution zu beſtrafen!

Dekan Lachmann hier mit Profeſſor Franz wegen der Feſtrede in Streit, — oder wegen des Programms zu den Vorleſungen, es iſt einerlei Zeugs.

Donnerstag, den 6. Juli 1848.

In Potsdam iſt Aerger und Wuth über Preußens Niederlage in Frankfurt am Main. Die Prinzen ſind außer ſich, ſchimpfen auf das Geſindel in der Paulskirche, das ſich ſo erfrecht. Hätte es den Prinzen von Preußen ge-

wählt, ſo würde es geprieſen. Mir gefällt auch der Erzherzog Johann nicht beſonders, aber wer von allen deutſchen Prinzen hat auch nur das bischen Namen wie er?

Der Prinz von Preußen will Stettin beſuchen und einige Wochen dort bleiben. Da er nichts thun kann, was ihm jetzt wahrhaft fruchtet, ſo ſollte er ſich ſtill halten.

Die Ruſſen ſind in die Moldau und Wallachei eingerückt; dies iſt eine Ablenkung — weniger ihrer Macht als ihrer Aufmerkſamkeit — von unſern Sachen, allein wir werden es einſt bitter bereuen, daß ihnen ſelbſt dort in ſolcher Ferne ſo freie Hand gelaſſen wird. England wird ſprechen müſſen. —

Kaum iſt es etwas ruhiger hier, ſo regen ſich die Behörden gleich im alten Stil. Viele Verhaftungen kommen vor, Preßprozeſſe, Polizeiquälereien, man will auf's neue die Maueranſchläge hindern, den Kleinhandel mit Flugblättern verbieten, die Poſt verſagt mir die Leipziger Zeitung „Reform" ꝛc. —

Die Miniſter ſind heute in Potsdam. Es iſt auch mit ihnen ſchon wackelig! Sie bringen vielleicht ihre Portefeuilles nicht nach Berlin zurück, das wäre recht gut!

Freitag, den 7. Juli 1848.

Unruhe in der Stadt, es hieß, die Schloßgitter ſollten wieder eingeſetzt werden, und zwei Bataillone des 12. Infanterieregiments kamen aus Frankfurt an der Oder wirklich an. Die Bürgerwehr wollte ſich widerſetzen, ein Bataillon derſelben war beſonders aufgebracht, eine Schaar verſperrte den Soldaten den Eingang zur Kaſerne; doch ging alles noch friedlich ab. Indeß iſt der Unwillen ſehr groß, ſowohl gegen den Magiſtrat, der dieſe Vermehrung der Truppen

veranlaßt hat, als gegen den Kriegsminister, der zu dem Ränkespiel die Hand geboten. Der König hatte erklärt, es sollten nicht wieder Truppen nach Berlin kommen, als bis und insofern die Bürger selbst es verlangten. Nun haben die Bürger kein Verlangen der Art geäußert, der Magistrat aber den Kriegsminister gefragt, ob er nicht zur Sicherung der Umgegend einige Truppen auf die nächsten Dörfer quartieren könne? Der Minister antwortet, das ginge nicht gut, aber er werde zwei Bataillons und etwas Reiterei in die leeren Kasernen Berlins einrücken lassen. Und das läßt der Magistrat gut sein, und die Truppen sind da. Der Kriegsminister bildet sich auf seinen gelungenen Streich was ein; der Mensch fühlt nicht, daß er sich und die Regierung herabwürdigt durch solche verächtliche Pfiffe, daß der vermeinte Gewinn, etwas mehr Truppen hier zu haben, gar nicht in Rechnung kommt gegen die Schmach, zu niedriger Arglist und verrätherischer Tücke seine Zuflucht genommen zu haben! —

Stürmische Sitzung in der Nationalversammlung. Hansemann und Schreckenstein im Gedränge, beide bestehen schlecht und gehen in beschämter Bitterkeit aus der Sitzung. —

Besuch beim General von Canitz, der gestern mit den Seinigen wieder hier eingetroffen ist. Er fängt doch endlich an besorgt zu werden, die gute Laune schwindet oder wird gallicht. Er hat Pferde und Wagen und überflüssige Dienerschaft aufgegeben. Er sieht, daß er schwerlich eine neue Anstellung zu hoffen hat, daß auch nur eine verhältnißmäßig geringe Pension ihm zufallen wird. Er spricht ohne Hehl gegen die jetzigen Minister: Hr. Hansemann versorge seine Ladendiener im Staatsdienst ꝛc., spottet über Schleinitz ꝛc. Unaufgefordert macht er seine Apologie

wegen der Einziehung des Freiſtaats Krakau, mit ſchwachen, unhaltbaren Gründen; es ſcheint, daß dieſe Sache ihm beſonders wurmt, und daß er ſie gewiſſermaßen bereut; er ſagt mir, daß er in ſeinen Denkſchriften, die nach ſeinem Tod erſcheinen ſollen, beſonders dieſen Gegenſtand ausführlich dargelegt habe. —

General von Willisen ſoll eine erledigte Diviſion in Königsberg endlich bekommen haben. Man glaubte und hoffte von gewiſſen Seiten, er werde übergangen werden. —

Abends große Volksgruppen unter den Linden. Doch keine weiteren Vorfälle. —

In Paris wird die Preſſe beſchränkt, man will die Klubs verbieten ꝛc. Canitz lobte mir die Pariſer Nationalgarde, das iſt ein böſes Zeichen! —

„Sie werden doch nicht meinen, daß der König ſeine Miniſter aus der äußerſten Linken wählen ſoll?“ Grade das mein' ich, nur mit der kann er weiter kommen, mit der ſich retten. Die Andern alle richten ihn zu Grunde.

Sonnabend, den 8. Juli 1848.

Fleißig gearbeitet. Denkſchrift über die Lage des preußiſchen Staates, deſſen Gefahren und mögliche Rettung: 1) durch Anſchließen an Deutſchland, was aber eine Aufgabe der größten Klugheit und geſchickteſten Sorgfalt iſt, 2) durch wahren Freiſinn im Innern, wozu nur kraftvolle Ehrlichkeit gehört. Doch wer hört auf meine Stimme, wer kümmert ſich um meinen Eifer? Jeder, den ich ſpreche, will nur, daß ich ihm helfe, beiſtimme, ſchmeichle; wie ſollt' es beim Könige oder den Miniſtern anders ſein? Hier in Berlin zeigt ſich leider die dürftigſte Trockenheit,

nirgends ein frischer Trieb und kräftiger Schwung, wir sind noch nie so arm erschienen!

Billet und Sendung vom Staatsminister von Schön, „Text zu unsrem nächsten Gespräche", über einen Staatsrath als ausübende Behörde, durch Volkswahlen.

Der neue Polizeipräsident von Bardeleben hat von den Ministern den bestimmten Befehl, den litterarischen Kram von der Straße fortzuschaffen, der einzige kleine Reiz, der hier im Sommer noch einen Gang unter den Linden belebt, soll also wegfallen!

Das alte Regierungswesen greift immer dreister um sich, die Behörden wissen nichts von der neuen Freiheit, die Klagen der öffentlichen Blätter verhallen fruchtlos, die Anfragen in der Nationalversammlung haben keine Folge, die Truppen sind da, man kann jede Gewalt üben, sobald man will. Die Freigesinnten im Volke scheinen dem argen Spiel geflissentlich Raum zu lassen, damit die Thatsache der herrschenden Rückwirkung recht sichtbar und dann ein allgemeines, kräftiges Schütteln wieder möglich werde. Für die einzelnen Plänkeleien bei jedem Uebergriffe sind die Massen nicht rege genug.

Der demokratische Klub hat einen kräftigen Anschlag gegen den Magistrat erlassen und dessen Anmaßung dem Volke bloßgestellt. Der Mickmack mit dem Kriegsminister ist eine unwürdige Schwäche, ein wahrer Verrath. —

Besuch von Direktor Kapp, der mir seine Rathschläge für das Volksschulwesen mittheilt, die er auch schon vor den Mitgliedern der Verfassungskommission erläutert und zur Annahme gebracht hat; es sollen die Hauptsätze, daß der Unterricht Staatssache, also frei von kirchlichem Einfluß, und für das Volk unentgeltlich sein soll, in den Verfassungsentwurf aufgenommen werden. Man hofft es gegen

die katholische Parthei durchzusetzen. — Merkwürdige Ansicht über Kindermährchen, Aberglauben, Virgilius ꝛc. Angenehme Auskunft über westphälische Personen. Die Lehrerberathungen sind bis zum Herbst ausgesetzt. —

Es heißt, Rodbertus werde ein Ministerium bilden mit Kirchmann, Waldeck ꝛc., er selbst als Präsident. Der Antrag Dr. Johann Jacoby's soll das jetzige Ministerium zum Bruche gebracht haben. Noch ungewiß! —

Abermaliges Aufgebot der Bürgerwehr; es hieß, man wolle die Kaserne in der Münzstraße in Brand stecken! —

Hr. Rothomb, der belgische Gesandte, soll Augenmerk auf unsre Rheinlande haben und in vielfacher Verbindung mit den rheinischen Abgeordneten stehen; ein Abfall von Preußen könnte für Belgien reicher Gewinn werden! —

Der Erzherzog Johann hat die Reichsverweserschaft angenommen, aber mit Erwähnung des Bundestages und der Zustimmung der deutschen Regierungen, was den Tüchtigen und Entschlossenen unter den Deutschen wenig gefallen kann. —

Chateaubriand am 4. in Paris gestorben, beinah achtzig Jahr alt.

Sonntag, den 9. Juli 1848.

„Daran denkt doch niemand, den alten Zustand wiederherzustellen!“ Das hört man überall zum Ueberdruß, die falschen Listigen bringen es aus, und die seichten Flachköpfe wiederholen es. Aber wohl denkt man daran, der Hof, die Beamten, die Adlichen, die Militairs, und auch ohne ihr Denken liegt der Wunsch und seine Erfüllung in unsren Zuständen ganz nah, denn in fast allen Zweigen des Staatswesens herrscht noch in Personen und Verhält-

niſſen das angeblich Geſtürzte. Nach und nach iſt in die Gelüſte zur Reaktion auch mehr Bewußtſein und Plan gekommen, ſie hat ſich umgeſehen und ihre Kräfte erkannt, die Ereigniſſe von Prag und Wien haben ihr Muth gegeben. Hier bieten ihr Stadtverordnete und Magiſtrat aus Dummheit die Hände. Die Behörden verfahren wieder eifriger nach alten Vorſchriften, alten Geſetzen, die nicht mehr gelten dürfen ſeit den neuen Verkündigungen. Was aber am meiſten ſchadet und die Regierung vollends untergräbt, iſt ihre Unredlichkeit, ihre Zweizüngigkeit, ihr Benehmen mit kleinlichen Kniffen und elenden Liſten. Der König ſchickt für die deutſche Sache ſeine Truppen gegen Dänemark, und heimlich ſagt man dem Feind, es ſei nicht gegen ihn gemeint, ſondern gegen das deutſche Volk! Dieſer gemeine und dumme Betrug brandmarkt uns auf viele Jahre hinaus!

Ausgegangen; den Staatsminiſter von Schön beſucht, der eben zu mir kommen wollte; Geſpräch über den Staatsrath, wie ihn der neue franzöſiſche Verfaſſungsentwurf hat, eine Behörde, die mitregiert und aus der Wahl hervorgeht; Vergleichung mit den Formen der Vereinigten Staaten von Nordamerika, der ſpaniſchen Cortez ꝛc. Klagen über unſern alten Staatsrath, das jämmerlichſte Weſen, nichts als Beamtendünkel und Hofweisheit, elende Pedanterei und Klauberei! — Das Miniſterium Auerswald ſcheint ſich doch zu halten, Hanſemann iſt heftig mit Schreckenſtein zuſammengeſtoßen, dieſer hat nachgegeben; Schleinitz iſt auch wieder entfernt, und der Graf von Bülow beſorgt unter Auerswald die laufenden Geſchäfte des auswärtigen Miniſteriums.

Die Frau von W. beſucht, die zu mir hatte kommen wollen; ſie ſieht ganz böſe aus von politiſchem Grimm;

ſie ſpricht mit Wuth und Verachtung vom König, ſie hat „den Menſchen“ nie leiden können, er ſoll abdanken, er iſt unfähig zu regieren, er ſoll einem Beſſern Platz machen, er iſt feig, treulos, hat Preußen erniedrigt. Sie will in Potsdam bleiben, ſie muß „blaue Röcke“ ſehen! Sie verachtet alle Deutſchen, will keine Deutſche ſein, ſie ſei eine Slawin, alle ihre Angehörigen ſind polniſchen Urſprungs, doch ſind die Polen ihr auch verhaßt; aber der Kaiſer von Rußland, der iſt ihr Abgott, und der vortreffliche Prinz von Preußen, der nur leider ein zu guter Unterthan iſt!

Abends unter den Linden. Hrn. Geh. Rath Abegg über den Jacoby'ſchen Antrag geſprochen.

Entwurf zu einem Bürgerwehr-Statut für den ganzen Staat, der Nationalverſammlung endlich vorgelegt. Sehr weitläufig. Wird noch manche Aenderung erleiden!

General von Below hat den Auftrag, dem Erzherzog Johann in Wien beizubringen, daß der König erwarte und ihn erſuche, nicht in die preußiſchen Verhältniſſe einzugreifen ꝛc. Das wird er von ſelbſt nicht thun!

Der König iſt ganz mißmuthig darüber, daß die deutſchen Geſandten hier eingehen werden. Das hätte er ſich denken können, als er ſagte, Preußen gehe in Deutſchland auf!

Montag, den 10. Juli 1848.

Die Beſtürzung, daß ein Erzherzog von Oeſterreich als Haupt von Deutſchland auch über Preußen ſoll zu ſagen haben, iſt allgemein und äußert ſich immer heftiger. Der Hof und die Miniſter wiſſen nicht, wie ſie ſich dabei benehmen ſollen, und benehmen ſich ſehr ungeſchickt. Sie ſollten ruhig ſein und abwarten, dieſe Verhältniſſe ſind

ſehr zart und können nicht viele Berührung ertragen. Alle Beſorgniß und Abwehr iſt für jetzt unnöthig und voreilig. Warte man doch ab, bis der Fall eintritt, wo man nicht anders kann und Nein ſagen muß, bis dahin laſſe man es beim Ja. Der Erzherzog wird nur allzu beſcheiden ſein, die Regierungen nicht vor den Kopf ſtoßen; es iſt zu wetten, daß er weit eher mit der Frankfurter Verſammlung, als mit den Regierungen in Widrigkeiten kommt, er wird jener ſehr bald nicht genügen, ſich abnutzen, einſtweilig iſt er ohnehin, wie ſchnell kann die Perſon wechſeln, das Verhältniß ſich ändern! Und iſt es denn unmöglich, daß nach einigen Monaten Preußen dennoch an die Spitze von Deutſchland gerufen werde? Soll man den Poſten, den man vielleicht noch ſelber einnimmt — wenn man recht will und recht dazu thut, gewiß noch einnimmt —, im voraus ſchwächen und herunterſetzen, weil zufällig der Erſte, der ihn gleichſam zur Probe bekommt, ein Nichtpreuße iſt? Wird er einſt preußiſch, dann werden wir ihn ſo mächtig und angeſehen als möglich wünſchen, daß die Andern ſich uns fügen, ſehr richtig finden!! —

Das Miniſterium ſollte den Antrag Jacoby's am Dienstage zu beſeitigen ſuchen, man könnte ſich gewiß mit Jacoby und überhaupt mit der linken Seite verſtändigen, aber freilich gehört dazu guter Willen und gehörige Beachtung, nicht, daß man die linke Seite links liegen laſſe, wie man durchaus thut.

Der General von Below ſoll die beſtimmte Forderung nach Wien mitgenommen haben, daß der Erzherzog Johann den Prinzen von Preußen zum Oberbefehlshaber der deutſchen Truppen ernenne. Radowitz iſt zum Kriegsminiſter anempfohlen. — In Wien hat die Erklärung des Miniſters Auerswald ſchon den größten Unwillen erregt. —

Der König von Hannover will auch dem Reichsverweser nicht allzu freie Hand lassen. Oeffentliche Erklärung darüber. Die Sachen gehen einen schlimmen Weg. Die Einheit der Deutschen wird nicht mit und bei den Fürsten zu Stande kommen. Nur das Volk allein kann sie bewirken und genießen. Ob das aber ohne die Fürsten zu handeln versteht, reif dazu ist? Sehr die Frage! —

Gestern war Volksversammlung bei den Zelten, heute wieder. Doch hat schon gestern der Polizeipräsident von Bardeleben einen Anschlag gemacht, daß Versammlungen im Freien seiner Erlaubniß bedürften, und bestimmt Strafsätze für die Dawiderhandelnden. Zu letzterm hat er gewiß gar kein Recht. Ob er glücklicher sein wird als sein Vorgänger Minutoli? — Es war hier vierzehn Tage sehr ruhig — sie können's nicht aushalten, die Behörden, sie versuchen gleich wieder ihre Streiche, setzen die Gemüther in Wallung. — Sehr natürlich ist es, daß viele Mißtrauische behaupten, die Regierung wolle es zu einem Ausbruche bringen, wobei sie das Volk arg zuzurichten hoffe, sie glaube ihre Anstalten vortrefflich und wolle sie nicht umsonst gemacht haben. Deßhalb sind die vielen Truppen hier, seit gestern sind deren auch in Charlottenburg bereit gehalten! —

Hrn. Dr. Jacoby gesprochen; er wird morgen seinen Antrag wegen des deutschen Verhältnisses so stellen, daß die Sache der Gegenseite nicht zu schwer fällt, sondern noch Luft läßt. —

Neuer jüdischer Brief von Hersch an den halbabgegangenen Magistrat. Der Brief an Krausnick ist mit Beschlag belegt. —

Canitz erzählte mir, daß für Leute seiner Art immer etwas Unheimliches dabei sei, sich öffentlich zu zeigen; er

ſähe es ſehr gut, daß Leute, die ihn kennen, ihn auf der Straße ſcheuen, er habe das benutzt, um ſich an Humboldt für manche Witzelei zu rächen, er ſei neulich die ganzen Linden mit ihm zuſammen hinabgegangen, was demſelben gewiß ſehr unangenehm geweſen!

Dienstag, den 11. Juli 1848.

Wie kommt der Polizeipräſident von Bardeleben darauf, Geld- und Gefängnißſtrafen zu beſtimmen gegen diejenigen, welche Volksverſammlungen berufen oder halten ohne ſeine Geſtattung? Er ſetzt 5 bis 50 Thaler oder verhältnißmäßiges Gefängniß, warum nicht 1000 Thaler oder lebenslänglich Zuchthaus? Der Kerl müßte ſogleich abgeſetzt und beſtraft werden! Und dergleichen Verſuche ſollen nicht Reaktion ſein?

Ich ging aus. Vor der Nationalverſammlung einige Gruppen, doch ruhigen Anſehns. Ich ſprach ausführlich mit Hrn. Wyslouch, indem wir im Wäldchen auf und ab gingen. — Die „Reform" beſtellt. — Hrn. Auguſt von Haxthauſen geſprochen, er kommt aus Weſtphalen und geht nach Wien. — Hr. Miniſter von Kamptz drängt ſich mir auf und geht eine große Strecke mit mir. Ich laſſe ihn nicht zu Worte kommen, um nicht ſein Stottern zu hören, ſchimpfe auf unſre Regierungen und Miniſter als ganz unfähig und rathlos, und ließ ihn in vergnügter Stimmung zurück! — Bei Bettinen von Arnim eingeſprochen, ihr für ihr Buch zu danken; ich traf Hrn. Direktor Kapp dort, der dann mit mir durch den Thiergarten in die Stadt zurückkehrte.

Nach 8 Uhr Abends noch eine Stunde unter den Linden und bis zum Luſtgarten gegangen; ſchöner Abend-

ſonnenblick, viel Menſchen in Bewegung; unter den Linden ein dichtumdrängter Tiſch, wo Unterſchriften gegen die Zweikammerform geſammelt wurden.

Immer mehr Truppen in Berlin! Wortbrüchigkeit, Hinterliſt! Man läßt es geſchehen, aber jederman fühlt das Unwürdige, und die Regierung hat nur Verachtung und Mißtrauen davon.

Der Kaiſer von Rußland hat ein Glückwunſch- und Belobungsſchreiben an den Fürſten von Windiſchgrätz gerichtet; Meyendorff hat ſeinen zwölfjährigen Sohn damit abgeſchickt. Der Kaiſer weiß ſo gut wie der Fürſt, daß der Gräuel in Prag nur zufällig die Tſchechen traf; ihm hat die Sache nur die Bedeutung, daß die Soldaten das Volk ſchlugen.

Die Zeitungen ſprechen ſchon mit Entzücken davon, daß der Reichsverweſer im Sommer dem Domſtiftungsfeſt in Köln beiwohnen werde, der katholiſche Erzherzog läßt ſie ganz den König vergeſſen, von dem gar nicht die Rede iſt. Dieſe Domgeſchichte, daß der Erzherzog dort dem Könige den Rang und Glanz wegſchnappt, ſoll den König mehr ſchmerzen als alles Andre! —

Die Verhandlung über den Jacoby'ſchen Antrag iſt noch nicht zum Schluſſe gekommen, ſie wird morgen fortgeſetzt.

Mittwoch, den 12. Juli 1848.

In allen Zeitungen ſpricht ſich die Verwirrung aus, die in den deutſchen Angelegenheiten herrſcht, beſonders ſeit der Wahl des Reichsverweſers, der übrigens damit angefangen hat, ſich recht ungeſchickt zu benehmen.

Der Jacoby'ſche Antrag iſt heute mit großer Stimmen-

mehrheit verworfen worden. Der Zweck iſt gleichwohl erreicht, die Sachen ſind in ausführlicher Erörterung durchgeſprochen, die Meinungen hell zu Tage gekommen. Jacoby ſelbſt hat kräftig geſprochen, ſehr gut Waldeck. Die Miniſter haben geſchwiegen und ſind ſo wohl am Leben geblieben, aber in trauriger Geſtalt und ſichtbarer Ohnmacht. Sie werden ſich hinſchleppen, und Andre nach ihnen wieder, — bis einmal (gewiß erſt ſo ſpät als möglich, und vielleicht zu ſpät) ein Miniſterium vollſtändig aus der linken Seite zu Stande kommt, worin auch der Miniſter des Auswärtigen und der Kriegsminiſter ächt ſind; daß auch die andern Miniſter, wenn jene unächt ſind, nicht gut ſein können, ergiebt ſich ſchon daraus, daß ſie in das Zuſammenſtehen mit unächten einwilligen. —

Ich ging nicht aus. Der Abend verflog in Schreiben, Leſen und Aufundabgehen nur allzuſchnell! —

In Hervey geleſen, in Goethe einiges, im Homer. —

Alle Zeitungen ſind voll von Willkür und Grauſamkeit des Militairs, beſonders noch jetzt im Poſen'ſchen, von Uebergriffen und Ungebühr der Behörden. —

Die Miniſter wollen darauf beſtehen, daß Volksverſammlungen im Freien durch die Verfaſſung von der Erlaubniß der Behörde abhängig gemacht werden ſollen.

Donnerstag, den 13. Juli 1848.

Ich ſchrieb einiges über die Zuſtände hier. Ging dann aus. Unter den Linden ein Anſchlag von Seiten des einſtweiligen Befehlshabers der Bürgerwehr, Major Rimpler, daß in den nächſten Tagen die Schloßgitter würden eingeſetzt werden, und daß man es ruhig ſolle geſchehen laſſen. Gegen das Recht ſcheint mir wenig zu ſagen (obſchon die

Rechtsleute darüber nicht einig ſind), aber die Sache macht mir den übelſten Eindruck, und wenn ich der König wäre, ich litte ſie durchaus nicht. Faſt anderthalb Jahrhundert war das Schloß offen, ohne Gitter, jetzt werden dieſe ſeit dem 18. März das ſchmachvollſte Denkmal der vom König erlittenen Niederlage, das Königthum hinter dem Gitter erinnert an Gefahr, Gefängniß, Sicherſtellung, wie eines gemeinen Beſitzthums gegen Diebe und Räuber, — „daß du mir nicht geſtohlen wirſt" heißt eine gäng und gäbe Redensart, — und wie gering iſt dieſe ermſelige Sicherheit? Jeder ernſte Sturm vernichtet ſie im Augenblick!

Die große Neuigkeit, daß der Erzherzog Johann in Frankfurt angekommen iſt und der Bundestag ſeine Macht ihm übergeben hat. Zum Präſidenten ſeines Miniſteriums hat er Camphauſen ernannt! Eine traurige Wahl!

Der König ſoll in Potsdam von der gräßlichſten Laune ſein; die Ehren des Reichsverweſers ſind ihm Höllenpein, die hätte er haben mögen, wie ſelig hätte er ſich gefühlt, ſolche Triumphreiſe zu machen! Nur Geduld, es kann noch alles werden, wenn man nur etwas im rechten Sinne thäte! Der Erzherzog und ſein Camphauſen werden ſchnell genug verbraucht ſein. —

In Johannes von Müller geleſen. Das hielt man ſonſt für politiſche Weisheit! Wie gering gegen die wahrhaft großen Geſchichtſchreiber Thukydides, Tacitus! Wie tief unter Gibben, und in Betreff der Darſtellung unter Voltaire und Hume.

Freitag, den 14. Juli 1848.

Es liegt eine Ermattung und Langeweile auf Berlin, wie kaum je vorher. Nur in der friſchen That iſt Muth

und Freudigkeit, ohne sie ist gleich alles versunken. Man hört keine Rede, keine Aufforderung, die irgend einen Schwung hätte, die Leute singen nicht, lachen nicht, überall fehlt der rechte Eifer. Wer heute Berlin ansieht, dem wird der 18. März ein unbegreifliches Räthsel. —

Einen Aufsatz ausgearbeitet. Wofür? Was soll's? Ein Tropfen im Meere! Gleichviel; es ist einmal meine Aufgabe, ich muß das Meinige thun! Goethe schoß auch seinen wohlbefiederten Pfeil getrost in's Blaue:

„Der ganze Himmel stand ihm offen;
Er hat wohl irgendwo getroffen!"

Ausgegangen in das Wäldchen vor der Singakademie; keine Wache vor der Nationalversammlung; die Stadt ist ruhig. Man sieht überall Soldaten spaziren gehen, sie haben wenig Wachtdienst, mischen sich sehr mit dem Volke, erwecken aber doch bisweilen Argwohn. Auch kommen Streitigkeiten und Raufereien genug vor, besonders in der Nähe der Kasernen, wo denn gewöhnlich Offiziere die Soldaten aufhetzen oder ihrer Gewaltübung ruhig zusehen. —

Der Minister Rother giebt über sein Vermögen in der „Spenerschen Zeitung" Auskunft, wie gering es sei, woher es entstanden. Er hat nicht das Glück, die Ueberzeugung der Leute zu gewinnen; seine Versicherungen lassen die Leute ungläubig. Auch mich dünkt, er macht sich gar zu klein! —

Ich las einen Brief aus Posen, der eine traurige Schilderung des dortigen Zustandes macht, das Beamtenwesen in voller Blüthe, alles Alte herrschend wie früher, schändliche Gehässigkeit der Deutschen gegen die Polen, dabei neue Besorgnisse von Unruhen. Alles sehr niederbeugend! —

Aus Frankfurt am Main wird gemeldet, der Reichsverweser werde Radowitz zum deutschen Kriegsminister

ernennen! Der hat noch unter Napoleon gegen die deutsche Sache gefochten. Wie diese Günstlinge Bunsen und Radowitz, gegen die schon in der alten Zeit soviel eingewendet wurde, auch nach und trotz der Revolution sich geltend machen! Sie haben starke Partheiklumpen hinter sich, fügen sich in alle Wendungen, haben keinen Mangel an Redensarten, und statt der Gesinnung, List und Ränke. Das trägt eine Weile.

Die ganze Geschichte mit dem Reichsverweser scheint ungeachtet des Zeitungslärms doch wenig Vertrauen zu finden. Oesterreichisch und katholisch, das ist schlimm! Auch Camphausen und Radowitz sind katholisch, letzterer auch österreichischer Herkunft. Bei dem Eifer und Zusammenhang der Katholischen ist das nicht gleichgültig.

Sonnabend, den 15. Juli 1848.

* geräth mehr und mehr in die Potsdam'schen beschränkten Ansichten, ganz unwillkürlich! Er sieht auch schon alles Heil in der Unterdrückung der Republikaner, der Klubs, der Presse, der Krawalle, der Maueranschläge und Straßenlitteratur; ich sehe das Heil nur in thätigem Fortschreiten, im freisinnigen Handeln! Für bloße Versprechungen, deren Erfüllung gar nicht verbürgt ist, wollen sie vom Volke gleich wieder Unterwerfung unter das was sie Ordnung nennen, nämlich unter die alte! Er gesteht selbst, daß der König sein Aufgehn Preußens in Deutschland nicht halten will und kann, daß man die Verfassung, wie unsre Nationalversammlung sie im Sinne hat, nicht zugeben wird, daß der demokratische Geist gedämpft werden soll. Er billigt, daß man die Anwalte Kirchmann und Temme durch einen Verwaltungsstreich entfernt, daß man Preßprozesse einleitet,

Leute verhaftet ꝛc. Auch Held ſoll vor Gericht gezogen werden!

Der Bundesgeſandte von Uſedom wird hart getadelt, er habe ſich altvornehm abgeſchloſſen gehalten und nichts gethan noch gewirkt. — Der General von Willisen wird wohl die eröffnete Diviſion nicht erhalten, man verſpricht ihm eine andre Stellung. Er hat eine kleine Schrift gegen Leigts-Rhetz drucken laſſen, ein bischen zahm!

Der Streich gegen Temme und Kirchmann erwirbt den Miniſtern keine Achtung; ſie meinten zu gewinnen und verlieren nur. Man ſieht, mit was für treuloſen Geſellen man zu thun hat!

Die Kirchen- und Kultusſachen ſollen künftig zum Juſtizminiſterium kommen. Das wäre gut! Wird's geſchehen?

Die Katholiſchen in unſrer Nationalverſammlung haben ſich erboten, in allen Fragen mit der Regierung zu ſtimmen, falls dieſe der katholiſchen Kirche ihre Ausſtattung mit Grundeigenthum zuſichern will. Die Sache iſt zuverläſſig. Sind das Volksvertreter? Iſt ſolcher Stimmenverkauf nicht geradezu Treubruch und Verrath? Und dieſe Leute haben Anſehn und Einfluß, beſtimmen unſre nationalen Zuſtände hier und in Frankfurt! Der Erzherzog Johann iſt auch ſchon mehr als billig auf dieſe Seite gelenkt!

Beim General von Canitz. In der augsburger „Allgemeinen Zeitung" ſteht ein Artikel von der Niederelbe, der unſre politiſchen Leiter hart angreift. Bülow, Canitz, Arnim-Strick, Schleinitz, — ich hab' ihn nicht geleſen. Canitz hatte eine Art Wuth ſich zu rechtfertigen bei mir: heute wollte er mir beweiſen, wie recht Preußen und Oeſterreich gegen die Schweiz verfahren; es gelang ihm ganz und gar nicht! Ueberhaupt iſt er ſehr erbittert, gegen Frankfurt, gegen Berlin, der Erzherzog iſt ihm ein Gräuel,

der Krieg gegen Dänemark, unſre Nationalverſammlung, unſre Miniſter, der König und der ganze Hof! — Schlimme Anſichten: Volk iſt Pöbel, die Großen und Vornehmen ſind anders berechtigt (allein berechtigt?) als die Geringen, der Soldat iſt mehr als der Bürger. Es iſt den Altgeſinnten nicht zu helfen!

Die Zwangsanleihe iſt in die Nationalverſammlung gebracht.

General Aſchoff iſt als Kommandant von Berlin durch General von Thümen erſetzt.

Sonntag, den 16. Juli 1848.

Der Prozeß wegen des Zeughausſturmes iſt entſchieden. Urban zu 1 Jahr, Löwinſohn zu 2 Jahren, Korn und Sigriſt jeder zu 7 Jahren Feſtungshaft verurtheilt, nach den alten, nicht mehr zu Recht beſtehenden Geſetzen. Eine offenbare Ungerechtigkeit, die auch als ſolche im Volke durchaus gefühlt wird. Die Reaktion jubelt; beſonders iſt ihr Sigriſt verhaßt, der am 18. März wie ein Held auf den Barrikaden gefochten. — Wenn der König dieſe Männer begnadigte! Wie würde er dadurch ſich heben! — Er wird ſich hüten.

Der Polizeipräſident von Bardeleben macht bekannt, daß ſein Erlaß wegen Volksverſammlungen vom Miniſter des Innern beſtätigt worden ſei. Dummer Kerl, der alſo geſteht, daß er allein nicht dazu befugt geweſen, und es ſich angemaßt! Aber auch das Miniſterium iſt nicht befugt, Geſetze zu geben und Geld- und Gefängnißſtrafen zu beſtimmen. Lauter Mißgriffe und Willkür.

Der Bundestag iſt erloſchen; am 12. Juli war ſeine letzte Sitzung; ſeine Macht iſt auf den Reichsverweſer über-

gegangen. Der Bundestag hat im Leben nicht viel taugen wollen, aber ſein Tod erfolgt unter Umſtänden, daß man ihn doch bedauern muß. Arg, aber wahr!

Prof. Roſenkranz als Unterrichtsminiſter; gut, ſehr gut! Geſinnung und Geiſt fehlen nicht.

Beſuch von Dr. Pribil; er ſtand mit den Tſchechen in Prag in Verbindung, war zu ihrem Parlamente berufen, aber wegen perſönlicher Verhältniſſe nicht hingegangen. Er iſt ganz Tſcheche und ganz Huſſit. Die Swornoſt dauert in Böhmen fort und die Bewegung wird unfehlbar zu neuem Ausbruch kommen.

Die Reaktion verkündete ſchon immer, am 15. werde etwas vorfallen, ſie wünſchte es, ſie ſuchte es herbeizuführen, ſie hatte ihre Anſtalten getroffen. Es iſt aber ruhig geblieben, zu ihrem Aerger. Auch ſie ſollte die Ereigniſſe nicht locken, ſie kommen von ſelbſt!

Da die franzöſiſche Republik ihre Preſſe beſchränkt, Volksverſammlungen, ſelbſt Klubs verbietet, oder Ausnahmgeſetzen unterwirft, ſo wird man ſich hier nicht halten laſſen, ſondern zehnfach berechtigt glauben, daſſelbe zu thun. Man iſt ſtolz darauf, den Franzoſen hierin nachzuahmen, und wird ſich das Beiſpiel zu Nutze machen.

Abends bei *, wo Eduard von Bülow; er ſprach ungemein freiſinnig, geht gutes Muthes auf alles Revolutionaire ein, macht ſich keine Täuſchung, verficht nichts Vorgefaßtes. Er ſprach von Ludwig Tieck, der in Sansſouci viel beim König iſt, von Heinrich von Kleiſt ꝛc., von ſeinem Aufenthalt am Rhein, in Würtemberg ꝛc.

Die Ernennung Roſenkranzens zum Unterrichtsminiſter wurde viel verhandelt. Als ich nach Hauſe kam, war er bei mir geweſen, ſeine Karte lautet noch „Profeſſor Roſenkranz“. —

In Johannes von Müller geleſen (es giebt doch viele Goldkörner von ihm, er hat viel ſelbſt geforſcht) und in Raynal.

Montag, den 17. Juli 1848.

Wie verblendet die Menſchen ſein können! Canitz wollte ſich wegen des Verfahrens gegen die Schweiz rechtfertigen, und gab mir ganz einfach den Zweck, in der Schweiz die radikale Parthei zurückzudrängen, als hinreichenden Grund ſtaatsrechtlichen Einſchreitens, ja er verirrte ſich ſo weit, Baiern, Würtemberg und Baden, weil ſie ſich geweigert Oeſterreichs und Preußens eigenſüchtige Partheizwecke zu befördern, des Abfalls von der deutſchen Sache, der Verläugnung deutſcher Einheit zu beſchuldigen! —

Streit im 24. Infanterieregiment wegen Beſtrafung eines Gemeinen, der Major ſehr ungeſchickt und täppiſch.

Den Oberſt von R. aus * geſprochen. Er war kürzlich in Süddeutſchland und am Rhein; alles Landvolk in Baden und Würtemberg, ſagt er, iſt für die Republik, der Reichsverweſer ſieht erbärmlich aus, man ſieht ihm die Unfähigkeit gleich an; der geweſene Miniſter von Arnim-Strick war in Frankfurt und gab ſich alle Mühe Reichsminiſter zu werden, bis jetzt ohne Erfolg. — R. ſprach mit Verachtung vom Könige und ſagte, ſo lange der dicke Mann auf dem Throne bleibe, könne es mit Preußen nichts werden! —

Beſuch von Bettina von Arnim. Sie lieſt mir einen Brief von Mieroſlawski und andere Sachen die Polen betreffend vor, ſchwere Anſchuldigungen gegen Colomb, gegen die Miniſter, den Hof. Man ſagt ohne Hehl, daß die preußiſche Regierung die nichtswürdigſte, treuloſeſte, wortbrüchigſte unter der Sonne ſei, man beruft ſich auf die Note Wildenbruch's, in der die deutſche Sache eben ſo

verrathen wird, als es durch das Benehmen in Posen die polnische ist; man sagt, wir seien die lumpigsten Prahler, die schamlosesten Betrüger, die eigensüchtigsten Verräther, die jemals Deutschland in seinem Schoße gehegt, — kurz die grausamste Erbitterung! — Bettina sagt mir, daß Bakunin hier sei und gestern bei ihr mit Arago eine lange Unterhaltung gehabt habe. —

Proklamation des Reichsverwesers an die Deutschen; schwach für die Freiheit, scharf für die sogenannte Ordnung. Dumm. — Zu Ministern hat er ernannt: Schmerling für das Innere und Aeußere, Peuker für den Krieg!!! Heckscher für die Justiz, die übrigen Stellen sind noch zu besetzen. — Mich freut nur dabei, daß ein getaufter Jude Reichsminister hat werden können. — Es kommt an den Tag, daß deutsche Regierungen für die Besetzung der Reichsministerien dem Erzherzog nachdrücklich ihre Vorschläge gemacht haben; daß wir grade den närrisch eitlen Peuker sollten empfohlen haben, will ich doch nicht glauben! Doch — wer weiß? —

Drei Lieutenants des 25. Infanterie-Regiments in Deutz erklären, daß sie aus politischen Beweggründen den Abschied nehmen, da Vorgesetzte und Kameraden ihre Freiheit beeinträchtigen wollen.

Dienstag, den 18. Juli 1848.

Heute wurde vom frühen Morgen bis zum späten Abend an der Einsetzung der Eisengitter gearbeitet, durch welche die Schloßportale gesperrt werden können. Unter großem Zulaufe von Volk, aber friedlich, die Bürgerwehr stand bereit die Arbeit zu schützen, brauchte aber nicht einzuschreiten. Man sieht die Gitter als ein Denkmal des 18.

März an, das Schloß iſt dadurch zum Käfig geworden; die Sache macht den ſchlechteſten Eindruck, man bemitleidet den König, man lacht über den Schöppenſtedter Streich, die Gitter nach der Gefahr zu machen, man fragt auch, ob die Tuilerieen keine Gitter gehabt? Aber die Hof- und Militairpartheі glaubt den größten Sieg erfochten zu haben; nur ſei ſchade, daß hinter der Gitterwehr nur Bürgerwehr ſteht! Jetzt heißt es, die Bürgerwehr müſſe fort, die Soldaten müſſen das Schloß beſetzen.

Mit unſern Soldaten wird es immer ſchlimmer, ein Theil iſt widerſpenſtig im liberalen Sinn und will politiſche Rechte ausüben, ein Theil wird durch die Offiziere aufgewiegelt gegen Volk und Freiheit und begeht allerlei Ausſchweifungen, aber auch dieſer Theil wird gegen die Offiziere aufſäſſig. Eine große Verwilderung, die von oben befördert wird und den Beförderern den größten Schaden bringen wird!

Der Reichsverweſer hat in Frankfurt geſagt, wenn er wiederkomme, bringe er das Beſte mit, was der Mann habe, Weib und Kind! Der hält noch bei Iffland und Kotzebue, wie ich ſehe. „Schwert" hätte er eher ſagen dürfen. Seine Proklamation mißfällt allgemein, der erſte beſte Polizeimeiſter hätte ſie machen können. Und ſeine ſchofeln Miniſter! Nun, das wird auch nicht lange dauern, und arbeitet alles der Republik in die Hände.

Mittwoch, den 19. Juli 1848.

Maueranſchlag von Beta, die Verſprechungen des Königs und ihre Erfüllung betreffend. —

Mit Grenier die Stellung Frankreichs und Deutſchlands beſprochen, wieſo eine verrätheriſche Parthei in Frankfurt

— von Radowitz, Lichnowsky und andern Nachtvögeln gepurrt — uns immer die Franzosen als Feinde vorspiegeln möchte, gegen sie das Nationalgefühl lenken, gegen sie unsre Kräfte aufbieten möchte, weil wir in diesem Kampfe zugleich für die Regierungen und gegen die Freiheit fechten würden, was diesen Aristokraten eben ganz Recht wäre. Und sie finden leider Gimpel, die ihnen glauben! Doch würde der Erfolg des Kampfes ein andrer sein, als sie glauben; Süd- und Westdeutschland würden lieber die Deutschheit als die Freiheit aufgeben und sich nöthigenfalls an Frankreich schließen. Aber es giebt auch Hundsfötter, die solcher Zerreißung des Vaterlandes nicht achten, falls dabei für sie nur ein Winkel von Land und Staat übrig bliebe, wo sie ungestraft ihren Absolutismus und Hierarchismus ausüben und ihre Jesuiten für die Zukunft pflegen können!

Das Schloß wird seit den Gittern häufig der Käfig genannt. „Ach was, das ist ja gar nichts gegen das Volk, was können da die paar Eisenstangen helfen? Das ist bloß zu dem Zweck, daß die Schlosser was zu verdienen bekommen." Das Volk scheint überaus gleichgültig bei der Sache und nur darüber zu scherzen. —

Ich hab Lord Hervey's „Memoiren" ausgelesen. Das Buch wirkt gegen das Königthum, durch genaue Schilderung eines nichtswürdigen Hofes und einer verderbten Regierung. Ich schrieb an Charlotte Wynn, Lord Hervey komme mir vor wie der Theilnehmer an einer Spitzbubengesellschaft, der dadurch, daß er alle ihre Schändlichkeiten anzeigt, sich gleichsam der Mitschuld etwas entledigt, hier im höheren Sinne King's evidence.

Donnerstag, den 20. Juli 1848.

Billet und Druckſchrift von Hrn. von Schön, als Text zu unſrem nächſten Geſpräch: „Staat oder Nationalität?“ Eines und das Andere mit, doch iſt der Staat je freier deſto höher.

Zu Hauſe Beſuch von Dr. Häring. Er erzählte von Neapel, wo er die Mordgeſchichten mit erlebt. In Betreff der deutſchen Sache zeigte er gute Anſichten, wagt aber doch mit ſeinem Schiffchen ſich nicht auf's hohe Meer der Freiheit, ſondern macht nur Küſtenfahrten, — er glaubt mehr Sicherheit da, wo mehr Gefahr iſt. Ich vertheidigte zuletzt heftig gegen ihn den demokratiſchen Klub wider die Anmaßungen des Magiſtrats, der die Bürgerwehr einfangen wollte. —

Ich war ſehr verſucht, heute an den König zu ſchreiben und ihm einen Vorſchlag zu machen — Amneſtie für die Zeughausgeſchichte, den Offizieren und Bürgerlichen —, ich hatte ſchon im Kopf alles in die gehörigen Worte gebracht, kurz, eine halbe Seite, — da kam die Ueberlegung, daß es kindiſch und lächerlich iſt, auf dieſe Weiſe wirken zu wollen, ohne Beruf, ohne Bekanntſchaft, ich ſtand von allem ab, gehe alles ſeinen verhängnißvollen Gang! Man ſoll da wirken, wo man Macht hat, thue man das redlich, wie klein auch der Kreis ſein möge! Und iſt nicht Bettina von Arnim abſchreckendes Beiſpiel? —

Das Verſammlungsrecht in Stuttgart und Heidelberg verletzt. Die Studenten ſind deshalb von Heidelberg ausgezogen. Ueberall ſucht man die Freiheit zu beſchränken, zu verkümmern, mit aller Polizeimacht einzuſchreiten, ſogar mit Hohn und Spott. Man wird es auf's Aeußerſte treiben und dann wird das Aeußerſte kommen! —

Es heißt, Kirchmann und Temme hätten ihre Beförderung doch abgelehnt. (Kirchmann hat sie angenommen.) Mit Rosenkranz ist man noch nicht in Ordnung gekommen! Die deutsche Sache soll er klar machen! —

Spät kam General von Pfuel, der seit dem frühen Morgen von Stettin hier eingetroffen. Er hat auch die Rückreise von St. Petersburg zu Wasser vorgezogen. In St. Petersburg und selbst in Peterhof wüthet die Cholera, der Kaiser selbst ist leidend, hat Druck in der Leber- und Magengegend.

Freitag, den 21. Juli 1848.

Ganz früh schon besuchte mich *, er kam aus Potsdam, erfüllt von der Unruhe, die man dort wegen Frankfurt empfindet; ein Ausschuß der Nationalversammlung — Hr. von Rönne ist mitunterschrieben — hat in befehlendem Ton an eine hiesige Behörde geschrieben und Mittheilungen verlangt! In Potsdam ist alles darauf gerichtet, nur die Truppen recht geschlossen und bereit zu halten, den militairischen Geist will man bewahren, schonen, erwecken; man hetzt die Soldaten auf gegen diejenigen, die ihnen von Rechten und Freiheit reden; wie lange kann das vorhalten? * sagt, der König dürfe keine Amnestie wegen der Zeughaussache aussprechen, wenigstens nicht für die Offiziere, das würde die Armee furchtbar übel nehmen, diese bestehe auf strengster Bestrafung aller Vergehen, die gegen ihren Stolz begangen werden. Die Amnestie, so natürlich sie aus der nach den Märztagen ertheilten auch folgt, würde jetzt als ein Werk der größten Schwäche angesehen werden. Was ist da zu machen? Wenn die Leute hartnäckig im Irrthum wandeln, nicht sehen, nicht hören!

Nachmittag Beſuch von Gräfin *. Erguß aller angeſammelten Empfindungen und Meinungen der eingefleiſchten Adels-, Militair- und Hofwelt. Aller Haß, aller Aerger, alle Bitterkeit gegen Perſonen, aller Hohn über die Zuſtände, alle Wünſche der Ariſtokratie kommen ungeſchminkt zum Vorſchein. Und wie ſind dieſe Leute von gewiſſen Dingen unterrichtet! Alles was ſie näher angeht, wiſſen ſie genau, die Hofwelt liegt klar vor ihnen, in ihrem einſamen * erfahren ſie alles.

Der gedemüthigte Preußenſtolz lehnt ſich heftig gegen den Reichsverweſer auf. Man will bei Berlin eine ſtarke Truppenmacht lagern laſſen, um auf jeden Fall gerüſtet zu ſein. Gegen die Reichsverweſerin höhniſche Ausfälle, desgleichen gegen die Miniſterin **, die in die frühere *ſche Miniſterwohnung einzieht und dort manches beſſer einrichten läßt, das kann die Ariſtokratie nicht verwinden. * und **, ſolcher Unterſchied! Der vorige Miniſter von Arnim-Strick iſt ein Schuft und müßte am Galgen hängen, ſo lautet der Spruch. Der Miniſter Hanſemann iſt ein Fuchs, ein Ränkemacher; jetzt geht er darauf aus, den Kriegsminiſter zu ſtürzen, der aber nicht weichen will. Neulich wohnte der Prinz von Preußen, vom König berufen, einem Miniſterrath über das deutſche Verhältniß bei, während der dreiſtündigen Sitzung that aber der Prinz den Mund nicht auf. — Dem Prinzen war bei ſeiner Rückkehr aus England bekannt geworden, daß ſeine Gemahlin allerlei zu ſeinem Nachtheil angeſponnen, daß ſie ſeine Ausſchließung von der Thronfolge nicht ungern geſehen haben würde, falls ſie als Regentin für ihren Sohn hätte regieren können; er machte ihr deßhalb heftige Vorwürfe, ſie ſuchte ſich herauszureden, mit doch nicht genügendem Erfolg. Auch den Prinzen Karl hatte ſie für dieſe

Umtriebe gewonnen, der eine Zeitlang darauf einging, jedoch als er sie durchschaute, sich sogleich zurückzog.

Major von *, der Leisetreter fängt an zu trappsen!

Der Waffenstillstand mit den Dänen noch nicht geschlossen! — Leiden Stettins, Danzigs, Königsbergs, Memels. Trauriger Zustand!

Ein Oberst Kaiser, der sich als Befehlshaber der Schutzmänner bezeichnet, hat sich unterstanden, dem Drucker des „Krakehler" zu befehlen, ihm jeden Morgen sein Blatt um 7 Uhr abgeben zu lassen! Mit schnödem Spott abgewiesen.

Sonnabend, den 22. Juli 1848.

In Potsdam wird fortwährend an das Abdanken des Königs gedacht; der Prinz und die Prinzessin von Preußen arbeiten im Stillen darauf hin, sind die Mitte aller altpreußischen Gesinnungen. Der Präsident von * meint, ein Regierungswechsel jetzt würde die Monarchie in die größte Gefahr bringen. —

Der König und die Minister sind in großer Noth wegen der deutschen Sache. Man denkt schon daran, sich von ihr loszusagen, sich ihr entgegenzustellen, mit Hannover, Sachsen, Hessen ꝛc. einen norddeutschen Bund zu schließen. Nach den früheren Erklärungen? nach der Betheurung, bei ihnen ohne selbstsüchtige Absicht gewesen zu sein? nach den entdeckten Treulosigkeiten in Betreff der Truppensendung nach Holstein, der nach Dresden und Meiningen gegebenen Rathschläge? Welche Anklagen würden uns erdrücken, in welcher sittlichen Verworfenheit würde unser Benehmen erscheinen! Was würden die übrigen Deutschen thun? was die Rheinlande, Westphalen, Schlesien? Wie würde die

Freiheitsstimmung in den übrigen Provinzen sich verhalten? Schwere Aufgabe, von unsern elenden Ministern nicht zu lösen! Jeder Mißgriff ist hier nothwendig von furchtbaren Folgen. Bisweilen scheint es, als solle Preußen an seinen eignen Fehlern untergehen! Was dann in Deutschland? —

Ausgegangen. Die Schloßgitter besehen; nicht der Rede werth! — Hrn. von Schön gesprochen. Rosenkranz wird nicht Minister, sondern bekommt eine Nebenstellung. Flickwerk, das lieben sie! —

Der General von Wrangel wird hiesigerseits vielfach angeschuldigt wegen seiner Erklärung, daß er seine Vorschriften aus Frankfurt zu empfangen habe; man hat ihm aber ja diese Stellung von hieraus gegeben! —

Die Frau des Reichsverwesers, Baronin von Brandhoff, erregt ihm in der Hof- und Aristokratenwelt die allerbitterste Feindschaft! Nichts empört die vornehmen Weiber in dem Maße, wie der Gedanke, solcher Posthalterstochter den Oberrang zuzugestehen. Daß der Erzherzog sie nach Frankfurt mitbringen will, thut ihm in jenem Kreise mehr Schaden, als wenn er der Nationalsache einen Verlust bereitet hätte. —

In Frankfurt hat der preußischen Sache, außer unsrer hiesigen unverzeihlichen Unthätigkeit, nichts so sehr geschadet als die Thätigkeit der Lichnowsky, Radowitz ꝛc. — Jetzt müßte die Regierung nothwendig einige Handlungen ausgehen lassen, um die Meinung wieder etwas zu gewinnen, in der Hauptsache aber vorsichtig still sein, die Entwicklung der Dinge erwarten, und die nicht ausbleibende Gelegenheit ergreifen, um an die Spitze zu treten.

Sonntag, den 23. Juli 1848.

Hr. Pribil kam und brachte mir über sechzig Handschriftblätter, unter denen einige sehr schätzbare. Besuch des Hrn. Ministers von Schön. Das Gespräch war etwas peinlich, er bestritt dem guten Pribil und mir das nationale Recht der Polen, Tschechen und andern Slawen, aus sehr dürftigen Gründen, von wissenschaftlicher Bildung, Intelligenz und Kultur, wie er sich ausdrückte, hergenommen, er will slawische Kant, Buffon, Montesquieu oder Newton sehen; er meint, wir Deutschen hätten alle Intelligenz allein gefressen, eigentlich nur die Preußen, und deßwegen werde die Vorsehung uns auch nicht zu Grunde gehen lassen! Mir wird von solchen Redensarten ganz übel! Wir haben viel, unstreitig, aber im Rühmen scheint es mir hinzuschwinden. — Als ich mit Schön allein geblieben, kamen unsre Zustände an die Reihe, Schön beurtheilt sie viel zu einseitig, nur als preußische, das Allgemeine lehnt er ab. Wir streiten viel, seine Gründe konnten mir nicht einleuchten. — Er ließ mich in tiefer Verstimmung und Trauer, ich trug den ganzen Tag die Last der schwersten Zweifel. —

Rosenkranz wollte nicht Minister sein, besonders da er hörte, daß die katholische Geistlichkeit heftig gegen ihn kabalirte. Er wird Rath erster Klasse.

Der General von Peuker war auf preußische Empfehlung Reichskriegsminister geworden, ihm dabei hiesigerseits angedeutet, welche Schranken er zu beachten habe. Nichtsdestoweniger ist seine erste Verfügung, daß am 6. August alle deutschen Truppen ausrücken und dem Reichsverweser huldigen sollen ꝛc. Dies wird hier keineswegs geschehen, die Regierung sieht es als Unsinn an, das Volk und die Truppen fast eben so. Der altpreußische Sinn erwacht

mit großer Stärke. Man erzählt, der Erzherzog Johann habe gesagt: „Nun wollen wir mit Italien bald fertig werden!“ also, er denkt die deutschen Truppen zur Unterdrückung der Italiäner anzuwenden! Im Grunde sind die Oesterreicher als Deutsche jetzt schon widersinnig im Kampfe gegen die Volksfreiheit, aber gar noch andre Deutsche hinzuschicken wäre Tollheit!

Preußen kann allerdings seine Selbstständigkeit nicht aufgeben, besonders nicht einem noch zweifelhaften, ungestalteten deutschen Volksstaate; allein es kann auch ohne den Zusammenhang mit dem übrigen Deutschlande kaum bestehen. Und die Erklärungen des Königs, die Einverleibung Ostpreußens in den deutschen Bund, der schleswigsche Krieg, die Anerkennung des Reichsverwesers, — will man das alles zurücknehmen, ungeschehen machen? Wie erscheint der König dabei? Als ein gedankenloser Phantast, als ein heimtückischer, in seinen Versuchen gescheiterter Verräther! Und vergißt man die Volks- und Freiheitssache ganz und gar? Der Preußengeist, den man erweckt sieht und fördert, ist kaum mit der Konstitution verträglich, er richtet sich schon jetzt gegen den König, der abdanken soll; ein solches Ereigniß gäbe heillose Verwirrung, das Königthum selbst litte schon durch den Wechsel. Was geschähe mit Rheinland, Westphalen, Schlesien, Sachsen? Würde der deutsche Volksgeist nicht auch in den alten Provinzen rege werden, die Freiheit obenan stehen? Und mittlerweile siegte vielleicht im Süden schon die Republik! Welche Aussichten, welche Gefahren!

Unsre Staatslenker haben den Kopf verloren. Aus falscher Unthätigkeit rennen sie in falsche Entscheidung. Hier gilt es Abwarten, Zusehen, — verständiges Einwirken! Unsre Ultras in Frankfurt haben uns unendlich

geſchadet, doch hat man nur ſie begünſtigt. Noch wäre es Zeit, andre Wege einzuſchlagen, allein Herr von Auerswald und ſeine Genoſſen ſind nicht die Leute dazu.

Montag, den 24. Juli 1848.

Gegen Abend kam der Ruſſe Bakunin, kräftig und muthvoll wie nur je, ſtolz und freudig, voll ſüßer Hoffnung! Der rieſige Körper leiſtet ihm jeden Dienſt. Er erzählte mir ſeine Ereigniſſe, von Paris, Prag, Breslau; hier hält er ſich für ziemlich ſicher, und etwas wagen, meinte er, müſſe er ſchon, denn er habe Thätigkeiten auszuüben. Seine Verbindungen ſcheinen ausgedehnt, er rühmt ſich vieler Freunde in Rußland, beſonders ſolcher, die es ihm erſt geworden, ſeit er verfolgt werde. Erklärungen und Aufrufe in ruſſiſcher Sprache zu zehntauſend Abdrücken; Freiheit aller Slawen, der Polen, Tſchechen, Illyrier ꝛc. Geiſtliche thätig. Er lebt hier unter dem Namen Jules, die Miniſter Kühlwetter und Milde wiſſen von ihm, Graf von Reichenbach iſt ſein Freund. — Er arbeitet an einer Schrift und hält ſich ganz eingezogen. — Von mir ging er zu Arago, den er von Paris her ſehr gut kennt.

Die „Zeitungshalle“ bringt den Verfaſſungsentwurf der Kommiſſion der Nationalverſammlung. Ob der durchgehen wird?

Man regt immer mehr Preßprozeſſe an; zwei Schriftſteller, Hepf und Beta, ſind eben verhaftet worden.

Schutzmannſchaft, Konſtabler, ſchon häufig in den Straßen zu ſehen. Es ſollen 2000 Mann ſein, mit Unteroffizieren und Offizieren. Sie haben nichts zu thun, jetzt. Dazu hat die Stadt Geld, 2000 Mann jahrein jahraus

wohlzunähren; für die brotlosen Arbeiter auf kurze Zeit zu sorgen, hat man keine Mittel! Freilich, jene sind für die Sicherheit der Reichen, für die Zwecke der Machthaber da! —

Man hat bemerkt, daß Berlin lebhafter ist als sonst um diese Zeit; auch sind die Spazirgänge, die Kaffee- und Wirthshäuser ungemein besucht. Wohlgekleidete Damen sieht man sehr viele auf den Straßen. Doch stehen eine große Menge von Wohnungen leer. —

Heute hat Hr. Arago in Charlottenburg dem Könige in einer Privataudienz seine Beglaubigungsschreiben übergeben. Endlich, nach langem Hinhalten. — Hr. von Schleinitz als Gesandter nach Paris ernannt. —

Die Worte des Königs: „Preußen geht in Deutschland auf", die des Erzherzogs Johann: „Mich einfachen Mann", sind nicht genau im Französischen wiederzugeben, so wenig wie Börne's Wort: „Die Bourbons sind Stiefkönige der Franzosen." —

Im Cicero gelesen.

Dienstag, den 25. Juli 1848.

Besuch vom Grafen von Kleist-Loß; er kommt aus Stettin, wo er einer Versammlung von Grundbesitzern beigewohnt hat, auf deren Verderben es von Hansemann und den Demokraten abgesehen sei; die neuen Steuern, die drohenden Verluste, machen auch ihm doch endlich etwas bange; sein Haß gegen den Hof äußert sich nur um so heftiger.

Ich bin erstaunt über die Menge der Zeitungen, die in schlechtem Geiste geschrieben werden, von stehengebliebenen, irregewordenen, scheugemachten Litteraten, die sich

auf's höchste noch an eine schlechte Deutschheit anklammern, den Ministern und Regierungen huldigen und ihren Muth gegen die Polen und Tschechen spielen lassen. Diese Ungerechtigkeit, diese Hoffahrt, welche selbst den Italiänern grollt, wird sich einst noch hart bestrafen! — Die konstitutionellen Vereine wirken auch in schlechtem Sinne, doch sehen sich eine Menge Leute genöthigt, in ihnen sich eifrig für Verfassung zu erklären, da sie doch lieber Reaktion wollen! Diese hat indeß ihre offne Vertretung, in Magdeburg hat sie unter dem Vorsitze des berüchtigten Präsidenten von Gerlach eine große Versammlung gehalten, durch die zwar nichts bewirkt worden, die aber ein sprechendes Zeichen bleibt, wie wenig die Revolution gilt; dergleichen müßte gar nicht gewagt werden! Es fehlt der Schrecken, die Gefahr!

Die hiesige Reaktion sucht ihren hiesigen Windischgrätz oder Cavaignac, denn auch der Republikaner, der das Volk zusammenschießt, ist ihr ein Held. Der General von Prittwitz soll angedeutet haben, er sei zu allem bereit, aber — nicht so lange ein König da sei, auf den man sich nicht verlassen könne.

Ruge und Vogt haben in Frankfurt gut gesprochen. Auch der Reichsminister von Schmerling nicht übel; Anerkennung, daß die Freiheit vor sechzig Jahren aus Frankreich gekommen, und auch jetzt wieder.

Hier ist Camphausen angekommen, der als Gesandter des Königs beim Reichsverweser thätig sein soll, dann Beckerath, der bei der Frankfurter Nationalversammlung sich für Preußen bemüht. — Die Stettiner Besatzung erklärt, dem Reichsverweser nicht huldigen zu wollen. (Ich denke, das Militair soll nicht berathschlagen? Aber Hof und Aristokratie sehen dergleichen Beschlüsse gern.)

In Goethe's Italien gelesen, im Cicero.

Mittwoch, den 26. Juli 1848.

Ausgegangen. Beim Grafen von Kleist angefragt, Besuch bei Bakunin, der in voller Arbeit bei einem Aufsatz über die Wallachei ist. — Dann im Thiergarten bei Bettinen von Arnim. Lange Unterredung mit ihr. Sie klagt die Regierung hart an, die Minister, besonders Hansemann, bedauert den König, der das Opfer aller dieser Unfähigkeiten, leider auch seiner eignen wird. Sie nimmt sich mit ungeschwächtem Eifer der Polen an.

Der letzte Gesandte beim Bundestage, Herr von Usedom, ist jetzt hier und versichert, während drei Wochen — in dieser Zeit! — zu Frankfurt ohne Instruktion geblieben zu sein! Wir haben gar keine politische Richtung, verfolgen mit Bestimmtheit gar keinen Zweck, leben vom Tag auf den Tag und wundern uns, daß nicht jeder uns alle möglichen Vortheile bringt! Wir sind in wahres Jammerwesen versunken, es liegt wie ein Fluch auf uns.

Angriffe gegen den Finanzminister Hansemann, der Adel ist wüthend, besonders wegen der Grundsteuer, die er von bisher steuerfreien Gütern nun auch zahlen soll. Die Versammlung zu Stettin führt eine drohende Sprache. Ebenso spricht man in Danzig, Königsberg ꝛc. wegen des dänischen Krieges, unter dem man leidet, von Steuerverweigerung. Die Besatzung von Stettin aber protestirt gegen das deutsche Verhältniß, gegen den 6. August, und in Potsdam freut man sich dessen, uneingedenk des Grundsatzes, daß das Militair nicht zu berathen habe! Der Hof bedenkt nicht, daß die Stimme der Truppen nun auch in entgegengesetzter Richtung sich erklären kann.

Der Waffenstillstand mit den Dänen scheint nicht zu Stande zu kommen. Man ist hier in der größten Verwirrung und weiß nicht, was man thun soll; eine Meinung machte sich schon geltend, der König solle die Preußen aus Schleswig zurückrufen! Das fehlte! —

Ich kam nach 10 Uhr nach Hause, ging aber nochmals aus, um einen in der Nachbarschaft blühenden Cactus grandiflorus zu sehen. In der Abendkühle macht' ich noch einen Gang unter den Linden. Hier standen wieder, was seit drei Wochen nicht gewesen war, dichte Gruppen, ich fragte, was geschehen sei? Die Konstabler hatten einem gewesenen Freischärler seinen Paß abgefordert und zugleich ein paar unschuldige Bürger verhaftet. Ein junger Mensch aus der untersten Volksklasse sagte mit Nachdruck: „Wir sollen hier keine Ruhe haben, viele Wochen hindurch ist alles ruhig, da bringt man uns ganz unnöthig die Konstabler, gleich ist alles wieder voll Zank und Tumult, die machen die Unruhe!" Auch wurde gesagt, dazu habe der Magistrat Geld, für die Arbeiter und Armen nicht, und auch zu Konstablern habe man keine Armen genommen, sondern die reichliche Versorgung solchen Leuten gegeben, die schon gut genug stünden. Die Aufregung ist sehr groß.

Willisen's offner Brief an Boghts-Rheetz macht guten Eindruck durch seinen milden Ernst. Vortrefflich!

Donnerstag, den 27. Juli 1848.

Die Zeitungen wimmeln von heftigen Preußenstimmen. Ein Gardelieutenant von Stülpnagel fordert seine Kameraden auf, den Konstitutionseid nicht zu leisten, die Soldaten würden ihrem Beispiel folgen, und wenn das Militair

nicht wolle, so könne niemand es zwingen! Aehnliche Stimmen von Berlin und andern Orten. Militairaufruhr also! Und den in diesem Sinne werden Hof und Minister und Generale nicht bestrafen! —

Hr. Temme hat nun auch seine Beförderung angenommen. —

Besuch von Hrn. Dr. Stahr aus Stettin. Darlegung unsrer verwickelten politischen Lage, unsrer Fehler und Versäumnisse, unsrer Gefahren. —

Besuch von Hrn. Direktor Kapp. Höchst anziehende Mittheilungen über das Unterrichtswesen, die Volksschulen, die Stellung der Geistlichen dabei ꝛc. Merkwürdige Angaben zur Geschichte der katholischen Sachen in Münster und am Rhein, das Wirken von Hermes, die Anklägerei von Windischmann und Walter gegen ihn ꝛc. —

Der Waffenstillstand mit den Dänen nicht geschlossen, neue Feindseligkeiten! — Danzig droht, auf eigne Hand Frieden zu machen, die Steuern zu verweigern ꝛc. Ueber Wrangel schimpfen die preußischen Offiziere voll Wuth, noch mehr über Peuker; es ist nichts als der adlich-militairische Dünkel, der sich in unsrem Militair unvertilgbar zeigt! — Unsre Generale bekommen jetzt mehr und mehr Beinamen; der für Wrangel sollte „Drauf" sein, will aber nicht mehr recht haften. —

Der vom Ministerium vorgelegte Bürgerwehrentwurf hat sich als eine bloße Uebersetzung des französischen Nationalgardengesetzes vom Jahre 1831 entdeckt! —

Hansemann's Absicht, die bisher steuerfreien Güter der Edelleute mit Grundsteuer zu belegen, wird als die eigentliche Revolution angesehen, gegen welche alles bisherige nur ein Spaß war! Alle Gutsbesitzer sind verloren, wenn das durchgeht, wird versichert, und der Ruin des Grundbesitzes

iſt einem Nationalbankrotte gleich. Hanſemann wird geſchmäht wie der letzte aller Lumpenhunde, er ſei ein bankrotter Krämer, ein Intrigant, ein Kerl, den man wegjagen ſollte, todtſchlagen allenfalls ꝛc. — „Und dieſe ſchuftige Nationalverſammlung, Sie werden es ſehen, läßt das mörderiſche Geſetz gewiß durchgehen, dieſer Pöbelausſchuß wird ſich freuen, die höheren Klaſſen in den Staub zu treten.“

Im Cicero geleſen. Ich ſtieß auf die Stelle: „Scito, nihil unquam fuisse tam infame, tum peraeque omnibus generibus, ordinibus, aetatibus offensum, quam hunc statum qui nunc est.“

Elende plumpe Ironie des Grafen von Gneiſenau gegen die Revolution und die Berliner in Betreff des Degens ſeines Vaters, der beim Zeughausſturm geraubt worden ſein ſoll, und der ihm für hohes Geld zurückgeliefert werden möge! „Die ariſtokratiſche Nullität“, wie Pückler einmal den Grafen in einem Aufſatze bezeichnete, hat ſich recht offenbar gezeigt.

Freitag, den 28. Juli 1848.

In Frankfurt iſt die Poſen'ſche Sache vorgekommen; Radowitz und ein gewiſſer Jordan haben ſchändlich geſprochen, Ruge und Vogt gut und tapfer, Janiczewski ſehr gut und durchdringend, er fordert Gerechtigkeit, und jeder ehrenwerthe Deutſche fordert ſie mit ihm. Das ſind unwürdige Auswürflinge des Vaterlands, die ihm durch Unrecht und Gewalt dienen wollen, Arndt ſelbſt, in dieſem Betreff, iſt ja nicht beſſer, als die Schergen Napoleon's waren! — Auch Schuſelka ſprach gut. —

Beſuch bei Dr. Oppenheim, den die praktiſche Beſchäf-

tigung mit den politischen Dingen sehr ausgebildet hat, er spricht scharfsinnig und klar über die Aufgaben des Tages. —

Abends Volksgruppen unter den Linden; große Empörung gegen die Konstabler, deren Benehmen sehr roh und gewaltsam ist; der große Müssiggang reizt sie zum Heißhunger nach Thätigkeit, und so machen sie die kleinsten Dinge zu großen Sachen, die unschuldigsten zu strafbaren. Eine Menge abscheulicher Geschichten werden erzählt, in der „Zeitungshalle" werden mehrere mitgetheilt, und dann das ganze Konstablerwesen verworfen, als eine scheusliche, unsittliche Einrichtung, eine wahre Knechtung des Straßenverkehrs, eine Mißgeburt der Unweisheit des Magistrats. Wirklich thun einem diese zahlreichen Bummler in den Augen weh. Berlin darf diese Unwürdigkeit nicht dulden. Alles war ohne diese Kerls ganz ruhig und sicher. Und sie kosten jährlich fast eine Million Thaler! Der Wahnsinn nur kann in solche Ausgabe willigen zu dem Zweck, die Stadt unsicher zu machen und zu entehren. Der Magistrat verdient eine derbe Züchtigung! — Der Magistrat hat Abgeordnete nach Potsdam geschickt, die Königliche Familie zur Rückkehr hieher einzuladen, man wollte ihr wahrscheinlich durch den Anblick dieser Knechtungsknechte die Ueberzeugung geben, daß es nun ganz schön in Berlin sei! —

Erklärung des Ministers von Auerswald in der Nationalversammlung, daß die „häusliche" Angelegenheit mit dem Reichsverweser nicht so erheblich sei und sich bald schlichten werde. Man wird mit beliebter Halbheit verfahren. —

Der General von Below ist wieder nach Wien gesandt worden an den Erzherzog Johann.

Mieroslawski iſt endlich frei; er wird nach der franzöſiſchen Gränze gebracht. Es hat ſich keinerlei Verbrechen ermitteln laſſen, das ſeine längere Haft rechtfertigte.

29. Juli 1848.

Die Konſtabler.

Berlin hat unvermuthet eine neue Phyſiognomie bekommen, ein ganz neues Straßengeſicht, ein vorher unbekanntes, noch nie dageweſenes! Früher eine Stadt, wo das Militair eine Haupterſcheinung war, die Federbuſchoffiziere, die Gardelieutenants, die großen ſchönen Soldaten, die Gendarmen, dann nach der Revolution eine Stadt des Bürgerthums, der Bürgerwehr, der Gewerbsleute und Arbeiter, iſt Berlin ſeit kurzem eine Stadt der Konſtabler geworden, denn Konſtabler ſind jetzt die Haupterſcheinung, die ganze Stadt iſt eine Konſtabler-Stadt: wohin man blickt, ſieht man Konſtabler, ſie ſchlendern in allen Straßen mit übereinandergeſchlagenen Armen, ſie ſtehen an allen Ecken, zu zweien, zu dreien und mehreren, es wimmelt von ihnen unter den Linden, überall ſtößt man auf Konſtabler, welche pflichtmäßig das bisher von brotloſen Arbeitern aus Noth getriebene Bummeln üben. Sie ſtellen in dieſer Zeit der Thätigkeit den Müſſiggang in ſeiner ſchönſten Entfaltung dar. Aber der Müſſiggang iſt langweilig, man ſehnt ſich in ihm bald nach Beſchäftigung, und wo nothwendige fehlt, ſchafft man ſich bald unnütze. Zudem haben dieſe Menſchen, wenn ſchon zum Theil aus zweideutigen oder ſchlimmen Klaſſen — begnadigten Sträflingen, degradirten Soldaten, früheren Poliziſoldlingen und heimlichen Angebern, ſagt man, freilich aber auch wie-

der aus verarmten Handwerkern, hülfsbedürftigen Bürgern, dienſtloſen Handelsdienern und andern ehrbaren Leuten —, im Allgemeinen ein lebhaftes Ehrgefühl, und wollen auch etwas thun für die reiche Bezahlung. Daher ſpähen ſie in ihrem Schlendern und Herumſtehen mit gierigen Blicken nach irgend einer Ungebühr, bei der ſie einſchreiten können, und da ſich dergleichen leider gar wenig, oder nicht in Verhältniß der ungeheuern Zahl der Konſtabler genug vorfindet, ſo erfinden ſie den Anlaß, ſchreiten ein und greifen zu, wo keine Urſache dazu iſt, muſtern die Vorübergehenden mit unverſchämten Blicken, fragen beläſtigend nach Päſſen, horchen auf die Geſpräche, heißen die Leute, die ſtille ſtehen und etwas betrachten, ihren Weg fortſetzen, verhaften Abends die Leute, die durch große Bärte Verdacht erregen, ſchleppen die Magd, die ihre Herrſchaft abholt oder in die Apotheke geht, als liederliche Dirne auf die Wache u. ſ. w. u. ſ. w. Allerdings hat der Polizeipräſident von Bardeleben Recht, wenn er erklärt, ſo etwas wie die Konſtabler ſei noch nie dageweſen, wirklich ſo etwas iſt noch nie dageweſen, dieſe Mißgeburt der Magiſtratsweisheit und Polizeierfindung iſt bis jetzt einzig! Wenn der Polizeipräſident von Bardeleben aber ferner ſagt, daß die neue Schöpfung auch an keine frühere Beziehung anknüpfe, ſo hat er nicht eben ſo Recht, denn ſie knüpft allerdings an mancherlei Früheres an, z. B. an Bettelvogt, Nachtwächter, Polizeivigilant, Gendarm, Spürhund, Häſcher und dergleichen mehr. Die Weisheit der ſchaffenden Behörden kann nur die Verbindung dieſer Beſtandtheile als das Werk ihres Genius in Anſpruch nehmen, die einzelnen Beſtandtheile ſind ſchon alle dageweſen und haben jeder ſeinen geſchichtlichen Ruhm. Ferner ſcheinen Magiſtrat und Polizeipräſident bei dieſer

Schöpfung einer großen Täuschung zu unterliegen, indem sie ihre Konstabler für höflich und bescheiden ausgeben, als angewiesen mit aller Feinheit und Artigkeit zu verfahren, erst nur gütliches Zureden zu versuchen, nur im äußersten Nothfalle streng zu verfahren, und nur im seltensten Falle zu verhaften. In der Wirklichkeit fangen sie gleich mit letzterm an, und jeder Fall dünkt ihnen der seltenste. Von ihrer Bescheidenheit und Artigkeit erzählt man die angenehmsten Geschichten. Die „Zeitungshalle" hat deren mehrere veröffentlicht. Sie ruft am Schluß ihrer Erzählung: „Fort, unverzüglich fort, mit diesem elenden, unverantwortlichen Institute! — Fort, schleunigst fort mit diesem die Stadt entehrenden, sie zu einem Zuchthaus, das in allen Gängen und Winkeln Wächter hat, umwandelnden und den Freiheitssinn des Bürgers empörenden neuen Institute! Fort! auf der Stelle fort mit dieser Mißgeburt des Polizei- und Spioniergeistes, das eine Masse von Bürgern, die in seinen Dienst traten, sittlich verdirbt, und das uns Andern eine Million Thaler — hört! hört! eine Million Thaler kosten soll!"

Wir können nicht anders als von Herzen einstimmen in die Forderung der „Zeitungshalle"! Die nothgedrungenen oder dilettantirenden Bummler anzusehen, erregt Mitleid, bisweilen vielleicht Widerwillen, — aber der Anblick dieser privilegirten Bummler, die zur abscheulichsten Geschäftigkeit übergehen, empört das Innerste jedes ehrbaren freigesinnten Mannes; das Institut ist ein despotischer Hohn, eine freche Protestation gegen die Freiheit, Berlin wird und kann dergleichen nicht lange dulden. Da wir demnach den Konstablern keine lange Dauer versprechen können, und die Konstabler-Physiognomie Berlins plötzlich wieder verschwinden kann, so rathen wir den Fremden doch baldigst recht

zahlreich nach Berlin zu kommen, um ſich die Konſtabler-Stadt als Merkwürdigkeit anzuſehen! — Der Magiſtrat hat auch ſchon eine Deputation nach Potsdam geſandt, um den Hof einzuladen, doch baldigſt nach Berlin zurückzukehren, nach Berlin, der Konſtabler-Stadt, die nun vermöge der Konſtablerſchaaren und der eingeſetzten Schloßgitter wieder ein vollkommen ſichrer, ruhiger, polizeimäßiger Aufenthalt geworden, wo ſich — die Konſtabler für den Augenblick ganz wohl befinden!

Sonnabend, den 29. Juli 1848.

Es war ſchon richtig, daß Roſenkranz Unterrichtsminiſter werden ſollte, aber Auerswald kam vom Könige zurück und meinte, es ginge nicht. Offenbar hatten die katholiſchen Pfaffen und proteſtantiſchen Pietiſten das Gehör des Königs gewonnen.

Hier wird am 6. Auguſt gar nichts geſchehen. Man hofft, der Reichsverweſer werde den Reichskriegsminiſter mißbilligen, dieſer hat in der That alle Formen verletzt, wie ein Schuljunge, unkundig und urtheillos; es geſchieht ihm Recht, und denen, die ihn geſandt haben!

Spät Abends kam noch Graf Cieſzkowski und blieb ſehr lange. Er wollte Troſt und Hoffnung bei mir ſchöpfen gegen die Frankfurter Abſtimmung. (Venedey hat noch ſehr brav geſprochen, ganz infam der elende Lichnowsky, die Mehrheit der Verſammlung ſchändlich; dieſe Deutſchen wollen ſchon unterjochen, knechten, recht ein Zeichen, daß ſie ſelbſt noch Knechte ſind, Knechte des Dünkels, der Eigenſucht!) Ueber die Zukunft Preußens, Deutſchlands. Was für Ereigniſſe in Ausſicht ſtehen; Revolution in Rußland.

land, in England; Verwerfung der preußischen Konstitution durch den König; Republik in Deutschland, neue Volkserhebung; Einmischung der Franzosen, zunächst in Italien ꝛc. ꝛc.

Der König war heute in Berlin, hat das Museum, eine Kaserne und Monbijou besucht, in Bellevue den Vortrag einiger Minister empfangen. Ein Regiment hat die deutschen Kokarden abgenommen, eine wahre Wuth herrscht für Schwarz und Weiß! Fahnen hängen aus den Fenstern, an einigen Orten, doch wurde eine große schwarzweiße Fahne, die nahe den Linden ausgehängt war, Abends unter großem Tumult weggerissen vom Volke. —

Im Cicero gelesen, im Xenophon. —

Zu morgen hat der König die ganze Nationalversammlung zu einer Spazirfahrt in den Gärten zu Potsdam und zu einer Kollation in Sanssouci einladen lassen. Gehört das zu den Thaten, durch die sich der König wieder beliebt machen, hervorthun soll? — Da war mein Vorschlag besser!

Sonntag, den 30. Juli 1848.

Gestern Abend noch spät nach 11 Uhr großes Geschrei von den Linden her. In der Artillerie-Schule unter den Linden war eine schwarzweiße Fahne ausgehängt; das Volk sammelte sich an und wollte sie herunter haben, ein Offizier wollte für sie sprechen, mußte aber eiligst fortgehen unter Schelten und Drohen der Leute, Fenster wurden eingeworfen, der Eingang gestürmt, da nahm man die Fahne innen klüglich weg. Man sieht, die schwarzrothgoldne Sache hat auch ihre Verfechter. Kein Konstabler war zu sehen. Später aber sammelten sich ihrer 200 und

vereint mit Bürgerwehr drangen ſie plötzlich auf die andern Leute, die vom Thiergarten heimkehrend hier ſtill ſtanden, mit roher Heftigkeit ein und verwundeten einige Perſonen. —

Armeebefehl des Königs. Er habe „ſich für die Wahl des Erzherzogs ausgeſprochen", zweideutige Redensart! Vorher? nachher? Iſt er gefragt worden? Man will einen Einfluß zu verſtehen geben, den man nicht gehabt hat, außer etwa ganz unter der Hand. Das Ganze iſt matt, lahm, wird den Preußenthümlern nicht genügen; am Schluſſe ein Wortſpiel! —

Die Schrift des Oberſtlieutenants von Griesheim: „Die deutſche Centralgewalt und die preußiſche Armee", wird uns erſt recht die Gemüther in Deutſchland abwenden, Haß und Widerſpruch in reichſtem Maß erregen. Das preußiſche Prahlen iſt hier auf ſeiner Höhe und giebt unbeſonnen die ärgſten Blößen. Manche ſeiner Anführungen ſind gradezu dumm, andre unwahr oder ſchief. Das Wort des Königs bezichtet er der Uebereilung. Mit den Feſtungen prahlt er, aber wie ſie alle 1806 ſchimpflich übergeben worden, das verſchweigt er, überhaupt iſt 1806 für ihn nicht vorhanden! Man wird ihm antworten, dem Prahler! zu unſerm Schaden, nur zu ſehr! — In Poſen, wagt er zu ſagen, haben die preußiſchen Waffen fleckenrein gekämpft! Er beleidigt Oeſterreich, die Rheinbündler, — vergißt, daß Preußen unter Grawert und Yorck mit den Franzoſen gezogen, daß ſie unter Bernadotte bei Groß-Beeren, Dennewitz und Leipzig gefochten, daß ſie alle unter Schwarzenberg geſtanden, daß die meiſten neuern Schlachten nicht von ihnen allein geſchlagen worden. Er beleidigt die Ruſſen. Er vergißt die großen Feldherren Eugen, Stahremberg, Montecucoli, Daun, Laudon, Clerfait, Erzherzog Karl,

den Markgrafen von Baden ꝛc. Er vergißt, daß Blücher, Scharnhorſt, Gneiſenau, der Deſſauer ꝛc. Ausländer waren. Er wagt den neuen Provinzen zu ſagen. wenn ſie abfielen, würden die alten zum zweiten- und drittenmale ſie wiedererobern! Der Prahler ſtiftet nur Zwietracht, in Preußen ſelbſt; er verdiente auf die Feſtung geſetzt zu werden. —

Im Xenophon geleſen. —

Die franzöſiſchen Klubs und die Preſſe werden ſo beſchränkt, daß es ärger wird als unter Louis Philippe. Die Regierung hält ſich nicht! —

Wir werden nun bald nachfolgen in unwürdigen Zwangsmaßregeln. Sie graben ſich ihr Grab.

Montag, den 31. Juli 1848.

Die deutſche Fahne hat doch geſtern über die preußiſche geſiegt, das Volk läßt jene nicht fahren. Der Kriegsminiſter ſelbſt hat geſtern befohlen, die Soldaten dürften nicht willkürlich die deutſche Kokarde ablegen, und die ſchwarzweiße Fahne ſei aus dem Kaſernenfenſter zurückzuziehen. Bedenklich erſchien es, daß ein Theil der Landwehr die deutſche Kokarde behielt und die preußiſche abnahm. Wohin die preußiſche Bewegung zielt, erkennt man aus dem geſtern verbreiteten Gerücht, heute ſolle der Prinz von Preußen als König ausgerufen werden! —

Beſuch vom General von Willisen, der aus Klein-Oels hier angekommen iſt. Der König hat ihn durch ein ſchmeichelhaftes Kabinetsſchreiben hieherberufen, das Miniſterium giebt ihm eine vertrauliche Sendung, er ſoll Wien, Peſt, ganz Italien bereiſen, um von dort Berichte zu geben. —

* ſagt mir, der König habe ſich das Pamphlet

Griesheim's vorleſen laſſen und ſei damit zufrieden geweſen; auch den Stich auf ihn ſcheine er nicht gefühlt zu haben. —

Ruſſiſches Umlaufſchreiben von Neſſelrode, daß Rußland in friedlichen Geſinnungen verharrt, aber die Feindlichkeit deutſcher Angriffe ſehr empfindet; tadelt den däniſchen Krieg, den maritimen Ehrgeiz, der deutſche Bund ſoll in ſeinen Gränzen bleiben und nicht erobern, das europäiſche Gleichgewicht darf nicht geſtört werden — noch immer dieſe Dummheit! — Rußland ſei Bürge der Verträge ꝛc. —

Geſtern war der König, der die Abgeordneten bei ſich in Potsdam bewirthete, ſichtbar nicht guter Laune, mit den Polen hat er gar nicht geſprochen. Der Miniſter Kühlwetter lud ihn nach Berlin ein, der König antwortete: „Wenn ſolche Dinge vorfallen, wie eben jetzt wieder, gegen meine Farben, ſo werd' ich keinen Fuß mehr hinſetzen.“ Kühlwetter bat, der König möchte ihm erlauben über dieſe Vorgänge einen beſondern Bericht zu erſtatten; der König wies das ab, er habe ſchon Bericht genug darüber. Als der Miniſter noch weiter reden wollte, ſagte der König ſich abwendend: „Schon gut, ſchweigen Sie.“ —

Im Xenophon geleſen, in Voltaire. — Einen Aufſatz gegen Griesheim's Schrift verfaßt. —

Als neulich die Abgeordneten des Magiſtrats in Potsdam waren, ſoll der König ſie ſehr leicht behandelt und durch allerlei Redensarten gehänſelt haben, ſo daß das Ganze ſehr mißfällig blieb. Auch der Prinz von Preußen war anfangs brummig und ſcharf, erſt als ſie auf den Wunſch der Prinzeſſin zum zweitenmale wiederkamen, benahm er ſich freundlicher, was dem Einfluſſe der Prinzeſſin zugeſchrieben wird.

Dienstag, den 1. August 1848.

Hr. Dr. Gottschall bringt mir aus Hamburg einen Brief von Ludmilla. Politisches Gespräch. Bei großer Schärfe viel Offenheit und dichterische Theilnahme für alles Menschliche.

Abends bei *, wo Eduard von Bülow, Hr. von Putlitz, Sternberg. Bülow ist ganz auf Seiten der Volkssache, freut sich der Studenten, zieht gegen die Konstabler los. Ueber die Frankfurter Versammlung, gegen Radowitz, Lichnowsky ꝛc. Radowitz ein „Blender", gesinnungslos eigensüchtig, jesuitisch falsch.

In der Nationalversammlung ist eine Habeas-Corpus-Akte beantragt, bei Gelegenheit der Konstabler, deren Errichtung heftig angegriffen wird. Auch der Kaplan von Berg spricht gegen sie. Die Minister sind verlegen.

Unter den Linden, trotz des Verbots, ungeheure Volksmassen; die Konstabler, über tausend, ihren ungeschickten plumpen Kaiser an der Spitze, versuchen die Leute gütlich auseinanderzubringen. Sie werden verhöhnt, bedrängt, das Volk sagt, sie machten den Auflauf, sie sollten nach Hause gehen, dann würde sich von selbst alles verziehen. Sie wagten keine Gewalt und zogen nach 11 Uhr ab. — Ein Offizier wurde von den Studenten angehalten und bedroht, weil er keine deutsche Kokarde trug, er wurde „Verräther" geschimpft. Deutsche Fahnen an der Universität, der Reichsadler über dem preußischen. Die schwarzrothgoldne Bewegung hat sehr die Oberhand.

In Köln Kanonendonner und Glockengeläute für den Reichsverweser; auch in Sachsen und Schlesien.

Wenn man hier nicht vorsichtig und geschickt ist, so

ſpaltet ſich Preußen. Offiziersrohheit in Erfurt, ſchändliche Gewaltthat!

Held's Anſchlag gegen den Staatsanwalt; ſcharf.

Mittwoch, den 2. Auguſt 1848.

Nachdem ich ein paar Stunden geſchrieben, ging ich aus, beſuchte Hrn. Dr. Gottſchall, der beim Referendarius Hierſemenzel wohnt, und hörte hier mancherlei Bedeutendes, Ergötzliches.

Der Geſandte Bunſen aus London iſt ſeit geſtern hier; es heißt, der König wolle ihm die Oberleitung der Geſchäfte übertragen. Es wäre doch einzig, wenn der König das, was er als unbeſchränkter König nicht gewagt, jetzt als konſtitutioneller ausführte, durch ſeinen Günſtling zu regieren!

Der Prinz und die Prinzeſſin von Preußen ſind geſtern von Potsdam hier eingetroffen, eine Weile in ihrem Palaſte geweſen und dann nach Stettin gereiſt. Auf dem Bahnhof und vor dem Palaſte ſind ihnen einige Hurrahs gebracht worden.

Die Studenten ſind geſtern beim Heimzuge von einem Kommerſch hinter Charlottenburg, wo eine Bierhalle, am Thiergarten und zum Theil ſchon in Charlottenburg ſelbſt durch Soldaten mit Steinwürfen begrüßt und mehrere ſchwer verwundet worden. Große Aufregung heute. Beſchwerde beim Kriegsminiſter, ob das die gerühmte Disziplin ſei? Unbefriedigende Antwort. Die Studenten beſchloſſen einen neuen Zug nach Charlottenburg. Alles Volk auf den Beinen, auch die Konſtabler, Bürgerwehrſchaaren, die Truppen bereit; im Thiergarten anſehnliche Truppenreihen, beſonders Reiterei. Den ganzen Abend Tumult, Geſchrei,

Zusammenstöße, Steinwürfe, Singen, bis nach Mitternacht. — Die Konstabler und der Farbenstreit!

Donnerstag, den 3. August 1848.

Nachmittags Besuch vom französischen Gesandten Hrn. Arago und Hrn. Grenier. Langes Gespräch, über Polen, Italien, die preußische und deutsche Bewegung. Arago beklagt die letzten Ereignisse in Paris, das jetzige Treiben der Regierung, er stimmt mir bei, daß man durch Schließen der Klubs ꝛc. nur die eigne Unfähigkeit verkünde, daß man die Unbequemlichkeit und Gefahren der Freiheit tragen müsse.

Unter den Linden, vor der Universität, nach dem Schlosse hin, große Bewegung, bei der Universität auf dem Balkon zwei deutsche Fahnen, zwischen ihnen (auf Befehl des Königs durch den Rektor aufgesteckt) eine preußische, vor dem äußern Hofgitter eine deutsche Fahne nebst der Inschrift, daß dies die Fahne der Studenten sei, die preußische auf dem Balkon vom Rektor komme; hier werden zahlreiche Lebehoch ausgebracht. Arbeiterschaaren, drohende Gebärden, aber keine Gewaltsamkeit. Kein Konstabler zu sehen. —

Zwischen österreichischen und piemontesischen Truppen dreitägiger Kampf am Mincio, Siegesnachrichten von beiden Seiten, doch scheinen die Oesterreicher zuletzt gesiegt zu haben. Das ist jedenfalls zu bedauern, für die Italiäner wie für die Deutschen. —

Bunsen ist unerwartet hieher gekommen. Das Ministerium Camphausen hatte ihn gerufen, falls die Umstände ihm erlaubten, London zu verlassen; er blieb aber lieber dort. Jetzt kommt er unvermuthet auf jenen alten Ruf, den Ministern ungelegen. Es könnte aber sein, daß ihm der König geschrieben hätte, er solle kommen. —

Im Xenophon geleſen, in Friedrich dem Großen. —

Unter den Linden und vor der Univerſität bis zum ſpäten Abend dichtgedrängte Menſchenmenge, aber ganz friedlich, ohne alle Ausſchweifung; die Konſtabler in der Charlottenſtraße aufmarſchirt. Man beſieht und beobachtet ſich gegenſeitig, und am Ende verzieht ſich alles.

Ohne die Konſtabler fehlte jeder Anlaß des Zuſammenlaufes, ſie geben ihn durch ihre Gegenwart, und, wenn ſie nicht ruhig bleiben, zum Kampfe!

Freitag, den 4. Auguſt 1848.

Es beſtätigt ſich, daß Radetzky zuletzt geſiegt, nach hartem Kampf, in dem die Piemonteſen ſchon große Vortheile errungen hatten. Radetzky wird Großkreuz des Thereſienordens. —

In Schweidnitz abſcheuliche Vorgänge, der Kommandant hat die zu ſeiner Hülfe ausgerückte Bürgerwehr zuſammenſchießen laſſen; mehrere Todte, viele Verwundete. Der Miniſter von Auerswald ſprach davon in der Nationalverſammlung und verhieß ſtrenge Beſtrafung der Schuldigen; der Kommandant wurde ſogleich abgeſetzt, die Truppen abgelöſt. Alle ſolche Vorfälle bilden eine Kette. —

Es heißt, Griesheim habe ſeine Entlaſſung aus dem Kriegsminiſterium, das Staatsminiſterium habe ſie ausgeſprochen. Der öſterreichiſche Geſandte Graf von Trauttmansdorff klagt beſonders heftig über die Beleidigungen Oeſterreichs in der Griesheim'ſchen Schrift. Es werden noch ganz andre Klagen kommen und Preußen wird viel zu leiden haben. Dahin führt unbedachter Ehrgeiz! Zu ſcheitern wie Williſen, iſt Ehre und Ruhm; wie Griesheim, Schand und Spott. —

Beſuch beim Miniſter von Schön. Langes, mannigfaches Geſpräch; gewiſſe Lieblingswendungen kommen allzu häufig vor, Stolz auf Kant, Berufung auf höhere Bildung, Erhebung zur Idee, wiſſenſchaftliche Tiefe. Er erzählt aber ſehr Gutes und Angenehmes von Königsberg, von England, von Halberſtadt, wo er mit dem Gleim'ſchen Kreiſe ganz vertraut war; der als Feldmarſchall geſtorbene General von dem Kneſebeck galt in jenem Kreiſe viel, er war unter den jungen Offizieren der erſte, der ſich zu Kant's Lehren hielt! —

Unter den Linden, bei der Univerſität, iſt alles ruhig. Selten ſieht man einen Konſtabler. Das Miniſterium hat befohlen, daß von allen öffentlichen Gebäuden die Fahnen weggenommen werden ſollen, um allem Partheiſtreit auszuweichen. Die Privaten mögen nach Belieben die preußiſche oder deutſche oder beide aushängen.

Sonnabend, den 5. Auguſt 1848.

Schriften gegen Griesheim, vom Oberſtlieutenant von Forſtner und Andern, Artikel gegen ihn von Hugo von Haſenkamp (angeſtellt im Miniſterium des Innern) in der „Nationalzeitung". Aber Griesheim iſt ſeines Amtes noch nicht entlaſſen, das war eine falſche Nachricht, die aber noch wahr werden kann. Den Schaden, den er angerichtet, kann leider ſeine Entlaſſung nicht wieder gut machen. —

Große Sorgen wegen Italien. Wenn die Franzoſen dort einrücken, ſo wird man alle Mittel aufbieten, die Deutſchen zum Krieg gegen Frankreich aufzureizen. Gelänge dies, ſo wär' es das größte Unglück für beide Länder! Für uns wäre Spaltung unvermeidlich, Republik und Königthum, und beides unter der Obhut der Fremden! —

Man hört mit Entſetzen die genauern Umſtände der Schweidnitzer Verfälle. Man erwartet ſtrenge Beſtrafung der Befehlshaber. Sollte dieſe nicht, oder nicht genügend erfolgen, ſo wird der Soldat als Feind des Bürgers angeſehen und der Riß unheilbar. —

Das Miniſterium hat die Abſicht, unſre Nationalverſammlung keine beſondere Geſetzentwürfe mehr berathen zu laſſen, ſie vielmehr auf das Verfaſſungswerk hinzudrängen und nach deſſen Vollendung ſie aufzulöſen, und alles Weitere einer andern Verſammlung vorzubehalten, die dann alsbald zu berufen wäre. Man hofft, auf die Wahlen ſo einzuwirken, daß man eine geſchicktere, vornehmere und fügſamere Verſammlung erlangen kann. Viel Glück dazu!

Sonntag, den 6. Auguſt 1848.

Die Stadt in großer Bewegung wegen des Zugs auf den Kreuzberg. Allgemeine Theilnahme wie bei dem Zuge nach dem Friedrichshain, Muſik, prächtige Fahnen, der demokratiſche Klub mit rothen. Damen, Bürgerwehr, Gewerke, Studenten, Arbeiter. Ungeheures Uebergewicht der ſchwarzrothgoldnen Geſinnung, die ſchwarzweiße verkroch ſich heute. Doch hatten die Teltower Bauern eine ſchwarzweiße Feier auf dem Kreuzberg, waren indeß lange vor der Ankunft der Berliner wieder abgezogen. In der Hauptſache ſcheint alles friedlich hergegangen zu ſein, nur Abends unter den Linden, als die Konſtabler die Leute auseinander treiben wollten, gab es heftigen Zank und derbe Stöße, die Konſtabler hatten den Dr. Eichler verhaftet, die Bürger befreiten ihn aber, und ſchalten herbe gegen dieſe abſcheuliche Polizeiwache. Der Miniſter Kühlwetter hat geſagt, die Konſtabler ſollten beſtehen, und er wolle mit ihnen

ſtehen und fallen; ſo falle er denn, der Miniſter Kühlwetter! —

Nach den Zeitungen ſoll heute in Baiern die für den Reichsverweſer ausgeſchriebene Huldigung unbedingt vor ſich gehen. Preußen ſpielt eine elende Rolle; erſt fängt es die Sache an, betheuert ohne Ehrgeiz dabei zu ſein, und wie es Ernſt wird und ſeine zwar geläugneten, aber gehegten Anſprüche nicht erfüllt werden, zieht es ſich brummig zurück, und auch das nicht ganz; gradezu den Handel aufzuſagen hat es doch nicht den Muth!

Montag, den 7. Auguſt 1848.

Sehr verſtimmt durch die politiſchen Sachen, beſonders durch unſre preußiſche Verkehrtheit! Die Niederlage der Italiäner betrübt mich ſehr; iſt ſie die Folge der Unreinheit, in der ihre Sache auftrat? daß ſie nicht Republik machten? ſich vom König Karl Albert berücken ließen? Nun, dann ſteht uns Deutſchen auch nicht viel Gutes bevor, denn wir leiden an gleicher Halbheit, und unſre Verwirrung iſt nur größer! —

Dritter Band von Ranke's „Preußiſchen Geſchichten". Der ſiebenjährige Krieg bleibt ausgeſchloſſen. Elendes Buch. Anmaßlich, kindiſch, geziert einſeitig, im Ganzen höchſt unzuverläſſig, wie der Autor ſelbſt. —

Artikel aus Wien, daß auch dort die Anordnung Peuker's nicht befolgt wird, daß ſie dort für jetzt nicht thunlich ſei, weil die Truppen nicht national unterſchieden ꝛc. Die Sache ſei eine Uebereilung. Auch in Hannover geſchieht Einſpruch. Dagegen gehorchen Baiern, Braunſchweig, Sachſen ꝛc. —

In Deſſau iſt der Adel abgeſchafft, hier zuerſt auf deutſchem Boden! —

Im Herodotos geleſen, in Voltaire und in Goethe.

Dienstag, den 8. Auguſt 1848.

Der Oberſt der Konſtabler Namens Kaiſer hat eine lächerlich-elende Bekanntmachung erlaſſen, man möge doch mit den Konſtablern Geduld haben, ſie ſeien noch ungeübt und roh, aber würden ſchon lernen, und man werde ſich an ſie gewöhnen. Schöne Aufgabe für die Berliner, ſich zu Uebungsſtücken für die Konſtabler herzugeben! — Auch der Magiſtrat von Charlottenburg hat eine Kundmachung verübt, in welcher der dortige Unfug gegen die Studenten beſchönigt und dieſen die Urheberſchaft aufgebürdet wird; niederträchtig, gegen alle bezeugten Thatſachen! Man will hier Charlottenburg in Verruf erklären. —

Die Bürgerwehr-Parade heute iſt gut abgelaufen, ſie hatte den Sinn und das Anſehn einer deutſchen Huldigung, mehr, als man es vorausgeſehen hatte. Der Miniſterpräſident von Auerswald nahm ſie ab. Alle Miniſter und alle Abgeordnete der Nationalverſammlung waren dabei. —

Gefahr der Lage der Dinge in Frankreich, der letzte Sturm kann ſich erneuern. Beſorgniß, daß die Sachen aus Cavaignac's Händen in die von Odilon-Barrot und Thiers fallen, Leute, die jetzt nichts Gutes mehr ſtiften können, die nur noch als Ränkemacher gelten dürfen! —

Ich bewies ſchon am Nachmittage *, daß die früheren Forderungen, die damals richtig und vollkommen genügend waren, es heute nicht ſein können. Wer ſich mit dem Früheren heute begnügt erklärt, iſt ſelber ſtehen geblieben, kindiſch und unreif, — es iſt im Weſen der Dinge gegründet,

daß alles Lebendige wächst, also auch die politische Forderung. —

Nichts Tröstliches aus Italien! Radetzky rückt gegen Mailand. Freche Proklamation von ihm und Montecuculi, den man in Wien nicht gelten läßt. —

Philisterhaftes Benehmen des Erzherzogs Johann bei seiner Wiederkunft in Frankfurt. Vervollständigung des Ministeriums. Bunsen war in Vorschlag als Minister des Aeußern, hatte aber zu viele Stimmen gegen sich. Diese Ränkemacher und Selbstsüchtler, gesinnungslose Talente, sind hier wie in Frankreich stets voran und gleich bei der Hand, wo es Macht und Beute giebt. —

Im Heredotos gelesen; in Clausewitz den Feldzug von 1796. —

„Untersuchung wegen des mörderischen Angriffes der Truppen in Schweidnitz gegen die Bürger, — sie wird mit größter Strenge geführt." — O ja, recht streng und langwierig, dann bekommen wir gewiß noch das Ergebniß, daß die Bürger dem Militair Abbitte thun sollen!

Mittwoch, den 9. August 1848.

Die Nationalversammlung war heute sehr stürmisch; die Mordgeschichten von Schweidnitz kamen zur Sprache, und es wurden strenge Bestrafungen der schuldigen Offiziere verlangt. Das preußische Militair kann sich nirgends mit den Bürgern vertragen, in allen Städten Blutvergießen und Gewaltthaten, in den alten wie in den neuen Provinzen. Man beschuldigt natürlich am meisten die Generale und Offiziere, auch den Prinzen von Preußen, der habe seit Jahren daran gearbeitet, diesen abgesonderten Militairdünkel unter den Truppen auszubreiten; das ganze Heer

tauge nichts, heißt es, daſſelbe müſſe aufgelöſt und ein neues gebildet werden. Der alte Miniſter von Boyen ſeufzte ſchon über dieſe verkehrte Richtung und wirkte ihr nach Kräften entgegen, deßhalb ſei er auch, wird verſichert, dem Prinzen von Preußen ſo verhaßt geweſen. —

Hoffnung, daß die Franzoſen in Italien einſchreiten werden; ſeit dreiunddreißig Jahren haben ſie ſich nicht dort blicken laſſen. Sie kommen als Republikaner, das iſt auch bedeutend. —

Ruge nennt die Deutſchthümler, wie Arndt ꝛc., ſchlimmere Feinde Deutſchlands, als ſelbſt die Moskowiter. Es iſt wahr, der Dünkel und die Ungerechtigkeit, die dieſe Kerls auf die deutſchen Sachen häufen, entehrt und erdrückt das Vaterland. O wie ſchlecht und dumm gebärden ſich doch ſo viele unſrer Landsleute! —

Hr. Grenier war bei mir und hatte mir den Bericht von Bauchart über die Junivorgänge zurückgelaſſen. Gleich geleſen. Ein ſchändliches, unheilvolles Machwerk! Ledru-Rollin, Louis Blanc, Cauſſidière und Proudhon ſind darin abſcheulich mißhandelt. Die Anhänger des ſchändlichen Louis Philippe ſitzen in der Republik zu Gericht über die Republikaner! Welcher Hohn! —

Was mag uns Deutſchen noch bevorſtehen? Aber gleichviel! Nur vorwärts, nur hindurch! Was auch entgegenſtreben möge. Die Menſchheit fordert Opfer, jeder Sieg fordert deren, der Sieg aber iſt ihr gewiß, wenn auch Zeiten kommen, die den Schein des Gegentheils haben. Dieſe große Rechnung kann Abzüge vertragen, es bleibt zuletzt doch reiner Gewinn übrig. —

Im Herodotos geleſen.

Donnerstag, den 10. Auguſt 1848.

Die Univerſitätsbehörde hier tritt gegen den Charlottenburger Magiſtrat auf, vertheidigt die Studenten gegen falſche Angaben jenes — Magiſtrats. —

In Frankfurt am Main haben einige Worte des Abgeordneten Brentano zu Gunſten einer Amneſtie für Hecker's Anhänger einen Sturm der Ultra's erregt; er ſagte, man werde für ſie doch nicht weniger thun, als für einen Prinzen von Preußen geſchehen ſei? Der abgeſchmackte Präſident Soiron hat ihn dafür am folgenden Tage zur Ordnung gerufen. Das iſt gar nicht begründet, nach der Anſicht vieler Perſonen, denen ich beipflichten muß. —

Alle Blätter ſchreien gegen die Konſtabler, dieſe Abſcheulichkeit muß fort, es iſt eine Frechheit der Miniſter und des — Magiſtrats, der Einwohnerſchaft ſolches Aergerniß zu bieten! Die Miniſter und der Magiſtrat ſollten mit den Konſtablern fort, das wäre das Beſte! Die Kerls ſind privilegirte Müſſiggänger, Bummler, Aufpaſſer, Händelſucher. —

Der König reiſt am 13. nach Köln zum Domfeſte und wird fünf Tage fortbleiben. Dort wird eine ſchöne Zucht ſein! Was kommen da für Reaktionaire und Fanatiker zuſammen! — Der Kölner Dom, die deutſche Flotte! — Aber die deutſche Einheit, die deutſche Freiheit?!? — .

Im Herodotos geleſen, in Goethe. —

Der Miniſter Kühlwetter hat verſichert, Griesheim werde nicht in ſeiner Anſtellung bleiben, der Kriegsminiſter von Schreckenſtein wolle nur des Anſtandes wegen noch einige Zeit hingehen laſſen.

Freitag, den 11. Auguſt 1848.

Ich brachte den Vormittag in mehreren Arbeiten hin, die mich aber nicht hinderten, immerfort die Trauer über Mailand zu empfinden. Der Sieg der Oeſterreicher vernichtet viel, nicht nur auf jenem Punkte, ſondern wirkt nachtheilig für die Freiheit in ganz Europa, die Sachen verwirren ſich und überall werden die Entwicklungen geſtört und gefährdet. Das Dazwiſchentreten Frankreichs und Englands iſt eine traurige Aushülfe. —

Wie unſre Verfaſſung werden wird, weiß der Himmel, ſo wie die Kommiſſion ſie entworfen hat, wird ſie wohl nicht bleiben; aber jedenfalls wird ſie dem Könige, dem Hof und den Miniſtern zu freiſinnig ſein, und wenn die Ereigniſſe in der Welt nicht gerade ſehr drohend ausſehen, ſo wird es nicht an Antrieben und Antreibern fehlen, die dem Könige die Verwerfung anrathen. Das wäre ein entſetzliches Unheil und könnte ſehr weit führen! —

Nachmittag beſuchte mich Hr. Dr. Carové, der von Heidelberg zum Beſuch hier iſt. Wir tauſchen unſre Anſichten und unſre Kunde von den vaterländiſchen Dingen aus, und finden uns ziemlich in gleicher Richtung und gleichem Abſehn. Er theilt meinen Unwillen über die Ariſtokraten in der Paulskirche und deren ſchändliches Betragen gegen Brentano, der ſeine Anführung des Prinzen von Preußen überdies gar nicht böſe gemeint hat; den König von Hannover hat niemand in Schutz genommen, als es über den herging. Dieſe Rotte von ränkeſüchtigen Fanatikern hätte man gar nicht zulaſſen ſollen, Feinde der Volksſache ſollten gar nicht wagen dürfen, in der Paulskirche zu erſcheinen.

11. August 1848.

Das jetzige Unglück der Mailänder und Venetianer kommt bloß daher, daß sie nach den ersten Kraftanstrengungen einlenken wollten, daß sie ihr Heil im Anschluß an einen fremden Monarchen suchten. Der Ehrgeiz des Königs Karl Albert lähmte die Kraft der Revolution. Ueberlegungen, Ränke, Unterhandlungen voll Klugheit und guter Worte traten an die Stelle der frischen That. Zweifel und Erwartungen kühlten die Begeisterung ab. So verging eine kostbare Zeit, die der Feind benutzte. Den König Karl Albert fort und Ober-Italien ist noch durch Aufbietung vereinigter Volkskraft zu retten.

Wenn in einer Revolution die Gluth und Gefahr des ersten Entscheidungskampfes vorüber sind, so ziehen die Helden sich meist zurück, weil sie das Ihre gethan haben und das Geringere gern Andern überlassen. Nun eilen die Egoisten, die Intriganten herbei, die Feiglinge, die während des Kampfes sich versteckt hielten, die Werthelden und Prahler, die den neuen Zustand für sich ausbeuten wollen, und verderben Alles, was sie berühren. Sie sind die Ersten, die da ausrufen, nun sei Alles vorbei, alles Gewünschte errungen, jetzt müsse man stehen bleiben, jetzt die Hand zur Versöhnung, zum Frieden bieten. Und doch dauert der Krieg in verdecktem, aber um so gefährlicherem Spiele heftig fort, breitet sich aus und überflügelt die Sichern, ehe sie merken, wie thätig der Feind sich regt. Vor jenem Mittelschlage von Leuten, vor jenen Halbliberalen, die nach ihrer schwachen Mittelmäßigkeit das Maß der Freiheit feststellen wollen, vor jenen After-Ehrgeizigen, die jetzt nach Amt und Ansehn trachten, denen

ein Minister-Portefeuille noch die Eitelkeit reizen kann, haben die wahren Freiheitsfreunde mehr noch, als vor ihren erklärten Gegnern, auf der Hut zu sein! Die erklärten Gegner können sonst wackere und edle Männer sein, jene Egoisten und Intriganten sind Schelme und Verräther.

Sonnabend, den 12. August 1848.

Besuch von **. Ueber den öffentlichen Zustand. Ernste Bedenken; für die Freiheit ist noch nichts gegründet, die Macht des Hofes steht hoch über allem, er könnte thun, was er wollte, wenn er den Muth und die Geschicklichkeit hätte. Wie lange es dauern und wie es enden würde, das ist freilich eine andre Frage! — Es soll stark die Rede davon sein, Hrn. Bunsen zum Kultusminister zu machen; die Minister sollen größtentheils schon dafür gewonnen sein, und der König wünscht es mit Leidenschaft! Hr. von Schön trägt auch wohl dazu bei, er steht sich gut mit Bunsen, der ihm stets geschmeichelt hat.

Schändliches Benehmen der Aristokraten in der hiesigen und in der Frankfurter Nationalversammlung! Und die eine Ungebühr bleibt nie allein, es kommt die zweite, durch welche jene bestraft wird. Der wahre Vaterlandsfreund hat auch bei dieser letztern keinen Gewinn, nur der Partheimann. Bei uns aber zeigt sich diesmal recht, daß unsre Revolution keine ganze war!

Neue Ernennungen durch den Reichsverweser. Heckscher, jetzt Minister der auswärtigen Angelegenheiten. — Max von Gagern hier angekommen. Aber der König und Auerswald reisen eben nach Köln.

Deutsche Truppen sollen nach Limburg vorrücken. Ein Krieg gegen Holland!

Die Demokraten wollen nicht hören! Sie denken noch immer, ſie haben die Macht. Sie haben ſie nicht. Die Gegenpartei ſtärkt ſich, hat alle Mittel, wird ſchlagen und treffen. Die Demokraten lächeln ungläubig zu der Warnung.

Als Gagern nach Berlin gekommen war, um durch ſein perſönliches Anſehen und Gewicht die Maßregeln der Reaktion mit den Anſprüchen der Nationalverſammlung einigermaßen auszugleichen, ſtellte ihm Hr. von Unruh vor, wie ungünſtig die Lage der Dinge ſei, die Reaktion habe mit großer Klugheit und Geſchicklichkeit gearbeitet und im Augenblicke vollkommen geſiegt, auf dieſem Wege werde ſie weiter und immer weiter gehen. Das wollte Gagern nicht im geringſten glauben, ſondern meinte, Frankfurt werde die Obermacht behaupten. „Sein Sie verſichert", ſagte ihm Unruh, „in einem halben Jahre werden Sie grade eben ſo weggejagt wie wir jetzt!" Gagern wandte ſich mit verachtendem Hohnlächeln ab und hielt es unter ſeiner Würde, eine ſolch' unmögliche Sache vorauszuſetzen und zu beſprechen.

Von Hrn. von U. mir erzählt (Berlin, den 17. September 1857).

Sonntag, den 13. Auguſt 1848.

Griesheim iſt in ſeiner alten Stellung im Kriegsminiſterium verblieben, aber der neue Glanz, der hinzugekommen war, iſt erloſchen. Das Vertreten des Kriegsminiſters im Staatsminiſterium und in der Nationalverſammlung iſt ihm genommen. Die andern Miniſter wollten ſeine gänzliche Entfernung, Schreckenſtein hat ihn noch gehalten.

Bunſen iſt mit dem Könige nach Köln gereiſt und geht

saur

BIBLIOTHEK DER DISCH. LITERATUR
VARNHAGEN VON ENSE, K.A.

3-598-53028-5
FN. I2205/030

von da nach London zurück. In den hiesigen Dingen hat er ein Haar gefunden! — Der Kaplan von Berg strebte Unterstaatssekretair im Kultusministerium für die katholischen Angelegenheiten zu werden.

Montag, den 14. August 1848.

Besuch von Weiher, Mittheilungen über Radowitz, man ist auf die Kamarilla am Hof aufmerksam und will die Intriganten aus der Nähe des Königs fern halten. Wird nicht gelingen. Im ersten Sturm ist das versäumt worden.

Wuth und Sturm der Landedelleute gegen Hansemann, wegen der Grundsteuer. Adressen, Vereine, Einsprache ꝛc.

Die Konstabler sollen auf 600 vermindert werden, aber es ist die Frage, ob sie nicht ganz abgeschafft werden müssen. Das Publikum will sie nicht sehen, ihr Anblick ist schon beleidigend. Der vorige Minister von Auerswald und der jetzige Minister Kühlwetter haben die Ehre dieser so scheuslichen als dummen Erfindung!

Von Seiten der Demokraten vermeidet man jeden Zusammenstoß mit den Konstablern, der Bürgerwehr und den Soldaten gestissentlich, stärkt sich aber im Stillen durch Werbung und Heranziehung der Gleichgesinnten, wirkt durch Vereine, Reden, Feste.

Volksfestlichkeiten werden jetzt sehr beliebt. Uebermorgen Musikfest im Thiergarten.

Hr. Lassalle in Köln freigesprochen.

Dienstag, den 15. August 1848.

Die „Spener'sche Zeitung" bringt einen nachdrücklichen Artikel für Hansemann's Grundsteuergesetz, und sagt gradezu, dasselbe sei schon 1810 ausgesprochen, aber durch den

Adelseinfluß am Hofe hintertrieben worden. Seit jener Zeit habe der Staat auf Kosten der andern Steuerpflichtigen, den steuerfreien Gutsbesitzern schon den zweimaligen Betrag des Kapitals, das durch die Steuer vorgestellt wird, erlassen; jetzt ihnen Entschädigung zu geben, hieße ihnen den Betrag zum drittenmale schenken. Es ist aber sehr die Frage, ob das Gesetz durchgeht, der Adel bewegt Himmel und Hölle gegen Hansemann, gegen die ganze Nationalversammlung.

Daß der König zum Tomfeste reist und den Ministerpräsidenten mitnimmt, wird als ein nutzloses Possenspiel getadelt. Man sagt, der König bedürfe dergleichen Labung, die Minister müßten etwas für seine Neigungen thun, damit er wieder gutes Muthes werde, nicht ganz versaure und verstocke! Allein eben dies wird nicht gebilligt. Verschwendung an Geld, an Zeit, an Worten. Und jedenfalls wird es eine trübe Geschichte, bei der wenig gewonnen und viel verloren werden kann. Einen Triumph, einen reinen Triumph wird der König nicht haben, und wäre er möglich, könnte man ihn jetzt wünschen? Ist nicht noch alles in Schwebe, in Gefahr? —

Nachmittags Besuch beim Staatsminister von Schön. Ich höre von ihm manches Wichtige aus früherer Zeit, über den vorigen König, über den jetzigen, über Königsberg; auch über Hamburg erzählt er manches. Er meint, Bunsen sei hier gescheitert, ungeachtet alle Vorliebe des Königs für ihn sogleich erwacht gewesen, die Minister hätten ihn fortgeschickt, weil sein Aufenthalt je länger je mehr Kabalen erzeugt haben würde. Hansemann werde an der Grundsteuer scheitern; „die bricht ihm den Hals".

In Frankreich erbärmlicher Zustand! Die Preßfreiheit gesetzlich beschränkt, die Partheiverfolgung gegen Ledru-Rollin

und Louis Blanc ꝛc. schreiend ungerecht und schändlich, der General Cavaignac gegen das Ausland schüchtern!

Aber welch ein Zustand in Frankfurt am Main! Die rechte Seite bedeckt sich mit Schande. Vincke, Radowitz, der Narr Lichnowsky, Wartensleben — zum Auspeitschen! Friedrich von Raumer wieder der Alte! Ich spreche von Auspeitschen, weil jene — die Thätlichkeiten schon begonnen haben! — Rauwerck brav, Blum, Ruge, vor Allen Vogt aus Gießen.

Der Kaiser Ferdinand in Wien zurück. Die Oesterreicher sind in Bologna eingerückt. Kriegssteuer Radetzky's in Mailand von 30 Millionen Lire. —

In Düsseldorf haben die Stadtverordneten berathen, ob sie den König begrüßen wollten? Anfangs nein, dann doch ja!

„Wenn die Verfassung hier fertig ist und Frankreich ist ruhig und Oesterreich im Siege, dann ist zu befürchten, daß der König sagt: «Diese Verfassung kann ich nicht annehmen, ich löse die Nationalversammlung auf und werde eine neue berufen.» Einstweilen regiert er dann weiter, und ob und wann die Berufung erfolgt, ist die Frage." Wohl möglich. Aber die Folgen! Und ist das Schreckbild der Republik nichts?

Mittwoch, den 16. August 1848.

Besuch beim Grafen von Trauttmansdorff; Anfrage wegen österreichischer Truppen, die hier durchkommen sollen. Radetzky hat aus Wien Befehl erhalten, die Grenzen Piemonts nicht zu überschreiten. Waffenstillstand. Hoffnung, daß die Lombarden einen selbstständigen Staat bilden mögen unter einem Erzherzog. Bittre Klagen gegen Griesheim.

Zu meinem Mittageſſen kam Bettina von Arnim, gleich darauf Geh. Rath Roſenkranz. Sie blieben nachher noch lange. Bettina ſprach dithyrambiſch über die Aufgabe der Herrſcher und Staatsmänner, große Gedanken und reiner Willen führten zu allem; wer durch edles Handeln in Verlegenheit komme, der werde auch den Witz in ſich finden, dieſe zu beſiegen, das Vertrauen der Edlen ſei die größte Macht. Die Befreiung der Polen hier aus dem Gefängniß, ihr Triumphzug, ihre Entlaſſung nach Poſen, alles das habe dem Könige, den Miniſtern, dem Hof und Militair wie eine Laſt auf der Seele gelegen, dafür habe man Rache gewollt, die Entwaffneten angegriffen, die Wehrloſen niedergemacht oder mißhandelt, die ſich flüchtig wieder Sammelnden mit Kartätſchen zuſammengeſchoſſen. Aehnliche Rache würde man auch am eigenen Volke, an den Berlinern beſonders nehmen, ſobald man den Zeitpunkt als günſtig erachte; dazu ſeien alle Hofleute, Militairs, Beamte, Edelleute wie verſchworen; die Verſchwörung geh. noch weiter, alle Tage werde es offenbarer, daß ſie den König vom Throne ſtoßen wollten, um den Prinzen von Preußen darauf zu ſetzen; deßhalb werden die Truppen aufgehetzt und gegen die Bürger mißbraucht, man wolle den Bürgerkrieg ꝛc. —

Das Muſikfeſt war wenig genießbar wegen der Ueberfülle von Menſchen, über funfzigtauſend kann man annehmen; beim Hofjäger ſelbſt war das Gedränge furchtbar, Zäune und Planken wurden eingeriſſen, die Wagen konnten nicht aus der Stelle, Prügeleien ꝛc. Die Konſtabler waren nicht da, oder hielten ſich zurück, einige ſagten grade heraus, ſie miſchten ſich nicht ein, damit die Sache nicht ärger würde. —

Der Miniſter Kühlwetter wird beſchuldigt, den Bericht

seiner Worte in der Nationalversammlung unbefugt geändert zu haben, er hatte gesagt: „viele Polizeimannschaft“ und dies abgeändert in „gute“. Freilich wünscht er die Dummheit auszulöschen!

Donnerstag, den 17. August 1848.

Die Gräfin von Ahlefeldt gesprochen, die eben nach Holstein zu reisen im Begriff ist. — Nachmittags kam der Fürst von Pückler, gestern eingetroffen, morgen zum Rhein abreisend. —

Gegen Abend zu **. Ich wurde überstürzt mit Nachrichten und Mittheilungen, denen ich auf meinen sonstigen Wegen kaum begegnen konnte. Daß der König ganz willig gewesen sei, dem Reichsverweser huldigen zu lassen, daß aber der Zorn des Prinzen von Preußen und seine Erklärung, die Regimenter würden es nicht thun, alles umgestoßen und sein Widerspruch den ganzen schwarzweißen Sturm erregt habe. Und vieles Andre! —

Friedrich von Raumer als Reichsgesandter nach Paris abgegangen. Der Ehrgeiz versöhnt ihn mit der neuen Ordnung der Dinge, denen er schon ganz gram war, die er verzweifelnd verabscheute. —

Blutige Auftritte in Düsseldorf nach der Durchreise des Königs; die Soldaten auch hier die Urheber, selbst nach dem „Staatsanzeiger“!

In Köln gute Aufnahme des Königs, wobei jedoch die Anwesenheit des Reichsverwesers mit in Betracht kommen darf. Die Worte des Königs an Gagern: „Vergessen Sie nicht, daß es deutsche Fürsten giebt und daß ich einer von ihnen bin“, erscheinen höchst ungeschickt, unnöthig und schädlich. Sie enthüllen die gereizte Empfindlichkeit, und

die Antwort liegt nah: „Vergessen Sie selber es nur nicht!“

In Shakespeare gelesen, in Voltaire. Beide geben vortrefflich zusammen, wie Voltaire und Rousseau, wie Voltaire und Goethe. Auf späteren hohen Standpunkten schwinden die Tagesbeschränkungen und nur das Dauernde gilt.

Sonnabend, den 19. August 1848.

Die politischen Zustände verwirren sich mehr und mehr. — Hier versammelt sich unter Bülow-Kummerow's Leitung das sogenannte Junkerparlament; es wimmelt von Edelleuten aus der Mark und Pommern. Schwerer wiegt die Zwietracht, welche zwischen Volk und Truppen immer allgemeiner wird; überall blutige Händel, von aufgehetzten Soldaten hervorgerufen, zur Freude der Offiziere, denen aber in andern Fällen die Soldaten allen Gehorsam weigern! Der Hof und die Minister lassen es geschehen, so wie sie auch den Widerstand reaktionairer Beamten dulden, den von freisinniger Seite aber sogleich bestrafen. Und noch immer besteht die Konstabler-Ueberschwemmung! In der That, man möchte zweifeln, daß die Märztage gewesen sind!

Die Oesterreicher hatten Bologna besetzt, sind vom Volke hinausgeschlagen worden, bombardiren jetzt die Stadt.

Aus Frankreich nichts Gutes. Man schätzt, daß die Junigeschichten dem Lande gegen 70 Millionen kosten; aber den Armen, den Hungernden beizuspringen, was nicht ein Viertheil betragen hätte, erklärte man für unmöglich, für belachenswerthen Unsinn! — Unsinn ist hier im Spiele,

aber auf welcher Seite? — So vermehrte man auch hier, anstatt den Arbeitern Brot zu geben, lieber die Truppen und stellte zweitausend Müssiggänger unter dem Namen Konstabler an! Und in der obersten Sphäre, wie verschwendet man da!

Friedrich von Raumer's Sendung nach Paris wird allgemein getadelt; ein Mittelmann, von vielen Vorurtheilen, — der wird nichts Gutes noch Kluges ausrichten.

Sonntag, den 20. August 1848.

Besuch von Dr. Carové; Gespräch über seine Schrif.. Erörterungen über den Gang unsrer Sachen; Carové hat die größten Hoffnungen für die glückliche Entwicklung und zwar ganz nahe, meine Hoffnungen sind auch groß und zuversichtlich, aber auf unbestimmte Ferne gestellt. So große, vielartige Stoffe, solch ungeheure Widersprüche und solch unabsehbare Verflechtungen werden nicht so leicht und völlig bewältigt! Ja wenn die Revolution nicht halb geblieben wäre, stärkern Schwung genommen hätte! Aber jetzt, wo die Schwankungen rückwärts schon stärker sind, als die vorwärts gerichteten! wo sogar Frankreich durch den trostlosen Juni-Sieg wieder gebunden und entartet ist! Carové hat gehört, daß in Frankreich wieder an den Königsthron, an Joinville gedacht wird, daß die Republik nicht dauern könne, ungeachtet doch die rothe noch nah im Hintergrunde steht! —

Nachricht, daß in St. Petersburg und in Moskau zugleich Unruhen ausgebrochen seien, und daß der Kaiser nach Kronstadt geflüchtet sei. „O, der flüchtet nicht, der läßt sich in Stücken hauen!“ Na, na! wollen sehen! —

Die Oesterreicher haben Befehl erhalten, sich von Bologna zurückzuziehen, dadurch ist ihre Rache gehemmt worden. Denn die Einwohner hatten ihnen wirklich eine Schlappe beigebracht. —

Aus Dänemark noch nichts Gewisses. Die Unterhandlungen dauern fort.

Montag, den 21. August 1848.

Gestern wollten in Charlottenburg eine Anzahl Demokraten sich in einen Klub vereinigen, über tausend Bürger und Arbeiter und Jungen warteten auf sie, fielen über sie her und schlugen sie auf den Tod, stürmten dann in die Häuser, suchten die Demokraten auf, rissen sie hervor, zerprügelten sie, führten sie in's Gefängniß, sogar Weiber und Kinder. Der Superintendent Mann — ich kenne den Schäker seit 40 Jahren! — hetzte und gab Geld! Brune und Egbert Bauer sind gräßlich zerschlagen. Heute Maueranschlag des hiesigen demokratischen Klubs über diese Gräuel. — — Bekanntmachung des Charlottenburger Magistrats.

Gegen Mittag heute war Arbeiter-Auflauf in der Wilhelmsstraße beim Minister Milde. Konstabler wollten einschreiten, wurden aber geprügelt und fortgejagt, die Bürgerwehr flüchtete in das Palais des Prinzen Karl.

Abends Gruppen unter den Linden, auf dem Universitätsplatze erhitzte Gemüther, drohende Gesichter. Später neues Stürmen in der Wilhelmsstraße, die Minister sollen fort! hieß es. Versuch zu Barrikaden, in der Behrenstraße das Pflaster aufgerissen, bei Milde die Rampengitter zerstört, unter den Linden die Eisenstangen fort, die Ecksteine umgeworfen. Erst nach 11 Uhr wurde es still. Die

Konstabler hatten nichts ausgerichtet; die Bürgerwehr — Horn und Trommel riefen sie unabläſſig herbei — war sehr läſſig; natürlich will sie nicht alle Dummheiten, Vernachläſſigungen und Treuloſigkeiten vertreten, die jeden Augenblick von unſern nichtsnutzigen Behörden begangen werden.

Der König iſt in Sansſouci zurück. Er meint, es ſei ihm auf der Reiſe prächtig ergangen. Nur Düſſeldorf hat ihn ſehr verdroſſen.

Die proviſoriſche Regierung von Schleswig-Holſtein hat ſich vertagen müſſen, damit ſie der Diplomatie nicht im Wege ſei! — Die Wildenbruch'ſche Note wird zur Wahrheit.

Dienstag, den 22. Auguſt 1848.

Ich ging aus, ſah unter den Linden die Zerſtörungen von geſtern Abend; ſtarke Volksgruppen und ſtarke Bewegung.

In der Nationalverſammlung ſprachen der Miniſterpräſident von Auerswald und der Miniſter Kühlwetter über die Vorfälle in Charlottenburg und hier, der letztere wird ſeine Konſtabler vermehren wollen, der würdige Konſtabler-Miniſter! — Auerswald hatte geſtern grade Aſſemblee, als die Steine in ſeine Säle flogen, die Gäſte mußten ſich hinter den Mauerpfeilern halten, um nicht getroffen zu werden, und nahmen alle durch den Garten ihren Rückzug. Der Miniſter ſchämte ſich beſonders, daß ihm der Schimpf in Gegenwart der fremden Geſandten widerfuhr; als wenn die zu Hauſe in ihren Ländern es beſſer hätten! Man ſieht in dieſem Zuge die ganze Erbärmlichkeit dieſes hoffährtigen, immer den Schein zur Hauptſache machenden Staatsgeſindels! Das ſind die Miniſter, dieſe, wahrlich!

Abends unter den Linden sah es drohend aus. Der Regen half die Menschen zerstreuen. Konstabler und Bürgerwehr waren zugleich auf den Beinen bis tief in die Nacht.

Mittwoch, den 23. August 1848.

Rosenkranz wohnt den meisten Sitzungen des Ministeriums bei, sie dauern viel zu lange, es ist wenig Schärfe in der Behandlung der Geschäfte, noch weniger Uebersicht, als wesentlicher Mangel erscheint die geringe Geistesbildung; Milde und Hansemann sind ganz unwissenschaftlich; Kühlwetter ist mittelmäßig, strichweise klug, strichweise dumm und ungeschickt; Bierke verspricht viel und strebt empor. Nach den letzten Vorgängen wollen die Minister ein Aufruhrgesetz durchbringen, ein Verbot der Maueranschläge, eine Aufhebung der Klubs! Nach den Charlottenburger Gräueln waren sie ganz gelassen, ohne allen Eifer, nach den zerbrochenen Fensterscheiben Auerswald's ist alles Feuer und Flamme! Rosenkranz sagt, sie wissen nicht, was sie mit jenen Zwangsmaßregeln hervorrufen, den vollständigen Aufruhr, jetzt oder in der Folge! Ein Minister selbst hat gesagt, ohne den stürmischen Andrang der Konstabler würden keine Fenster eingeworfen worden sein, erst deren brutales Einschreiten habe den Zorn der Volksmenge entflammt, wären sie nicht gekommen, so hätte es mit der Abordnung von Sprechern sein Bewenden gehabt.

Die Minister stützen sich auf das Beispiel Frankreichs, in Cavaignac sind sie eines neuen Ludwig Philipps sicher, sie glauben alles wagen zu können und schämen sich fast, daß Baiern ihnen gegen die Klubs vorangegangen. Hanse-

mann sieht die Sachen auf andre Art an: „Seit die Staatsschuldscheine wieder zu 74 stehen", sagt er, „können wir schon wieder etwas wagen!" Sie sollen sich hüten, die Thoren!

Der konstitutionelle Klub ist mit den Ministern in Verbindung, ihr Vorstand fragt öfters an und erbietet sich zu Diensten, die Minister wissen aber selten davon den rechten Gebrauch zu machen.

In Wien ist Eifer und Muth. Wir haben von dorther noch manches Beispiel zu erwarten.

Der Reichsverweser hat an den preußischen kommandirenden General und an den Oberpräsidenten der Rheinprovinz Dank- und Zufriedenheits-Erlasse gerichtet, die mir wirklich als Uebergriffe erscheinen; mich dünkt, all dergleichen müßte ausschließlich an die hiesige Oberbehörde gehen. Das wird noch gute Händel setzen!

Donnerstag, den 24. August 1848.

Ausgegangen, zu Kranzler, beim Museum. — Wenige Gruppen im Kastanienwäldchen. — Auch der Stralauer Fischzug, der heute ist, wird wenig besucht. — Die Stimmung des Volkes ist aber sehr aufgeregt. — Die Konstabler reißen die Anschlagzettel des demokratischen Klubs von den Mauern und Bäumen ab; Schlägereien deßhalb.

Die „Reform" giebt gediegene muthvolle Aufsätze, auch die „Zeitungshalle" zeigt großen Muth, es wird alles gesagt, noch! Aber im Ganzen steht es schlimm, und die Reaktion, mit der das elende Ministerium zu demselben Ziele wirkt, bringt es zu neuen Kämpfen. Was sie verschulden, werfen sie den Gegnern zu, sie schlagen, und wer getroffen scheint, wird wegen seines Schreiens angeklagt!

Die geschlagenen Menschen sind nichts, aber die zerschlagenen Fensterscheiben, die fordern Einschränkung der Freiheit! — Sie werden es noch weit bringen!

Freitag, den 25. August 1848.

Held hier ist Major des Bataillons der Maschinenbauer geworden, darüber sind die Aristokraten im größten Schrecken! Nun sei es Zeit, sagen sie, bald werd' es zu spät sein, man müsse einen großen Schlag thun, dem Feinde zuvorkommen.

Oesterreich hat die französisch-englische Vermittlung in Italien abgelehnt. Die Sachen verwickeln sich, es werden neue Kräfte sich erheben.

In der Volksversammlung bei den Zelten am 23. waren über 10,000 Menschen, sie erhoben zuletzt die Hände, als Gelübde, die errungene Freiheit zu bewahren, und ließen Hecker hoch leben.

Sonnabend, den 26. August 1848.

In Paris bereitet sich eine große Bewegung, indem die Legitimisten sich dem Volk anschließen. Ich glaube weder an Heinrich den Fünften, noch an den Grafen von Paris oder Joinville. Ich glaube an die Republik, und gar wenig an Cavaignac! —

Ränke in Frankfurt am Main und Paris haben die Abberufung Savoye's von Frankfurt bewirkt; er hing mit Ledru-Rollin zusammen. —

Der konstitutionelle Klub ist für das Aufruhrgesetz und will es in einer Volksversammlung empfehlen! Der Klub ist im gänzlichen Verfall, wenig besucht, ohne hervor-

ragende Talente. Die elende Verbindung mit dem Miniſterium richtet die Leute zu Grunde. —

Die Wahl Held's ſoll durch Umtriebe, denen die Miniſter nicht fremd ſein mögen, rückgängig geworden ſein. — Der Oberſt Kaiſer hat ſein Amt niedergelegt, einſtweilen ſteht an der Spitze der Konſtabler der ehemalige Bürgerwehrmajor Heitz, ein falſcher tückiſcher Kerl! —

In Wien Kampf der Arbeiter gegen die Bürgerwehr, jene ſind im Nachtheil, die Hauptſchlacht ſcheint aber erſt zu liefern. —

Der Reichsverweſer hat von Preußen eine Heeresmacht von 150,000 Mann verlangt, man ſagt, um auf den Fall, daß die Franzoſen in Italien einſchreiten, gegen dieſe den Krieg mitzuführen. Unſinn! Indeß mag der König ſchon bereuen, daß er nach Köln gegangen und dort mit dem Reichsverweſer ſo verbrüdert erſchienen iſt; es wird ihm nach dieſer Gemeinſchaft jetzt um ſo ſchwerer, ſich ihren Folgen zu entziehen. Köln war eine Falle für ihn, und er ging hinein. —

Die Potsdamer Bürgerwehr machte dem Könige dieſer Tage viel Verdruß. Er beſtimmte die Parade, die Bürger waren mit dem Platze nicht zufrieden. Er ſagte ſich los, ſie hielten die Parade und ließen den Reichsverweſer leben. Der König war bitter mißgeſtimmt und ſchimpfte ſehr.

Hieſige Maurergeſellen, die an den Schändlichkeiten in Charlottenburg Theil genommen, werden von ihren Meiſtern abgelohnt und niemand will mehr mit ihnen arbeiten.

Sonntag, den 27. Auguſt 1848.

Die Lage von Deutſchland verwickelt ſich mehr und mehr, das Anſtreben zur Einheit wird immer mehr zum

Zerfall. Der Reichsverweſer ſpricht mehr und mehr Macht an, die Kleinen geben ſie, die Großen nicht; er knüpft überall mit dem Ausland an, aber das Inland fehlt ihm noch; er führt Krieg und droht Krieg, mit erborgten Truppen. Dabei geht die Zerſetzung im Innern der Staaten weiter, alles ſteht in Gegenſätzen, die ſich nicht löſen wollen. Es iſt ein wildes Getümmel der Streitenden, man weiß nicht mehr, wer Freund oder Feind iſt, man findet unerwartet, daß man gegen die eigne Sache gekämpft hat. Hier wäre vor allen mit Ajas zu rufen: „O Zeus, laß Tageshelle werden, damit wir im Lichte ſtreiten!“ —

Nachmittags kam Bakunin. Er erzählt ſeine Geſchichte, legt ſeine Hoffnungen und Ausſichten dar, theilt die neueſten Nachrichten mit. Er iſt ſchon zufrieden mit dem jetzt erlangten, der Bewegung, ſie allein iſt ſchon ein Heil, ein ſchöner Tag zwiſchen trüben, man freut ſich ſeiner und genießt ihn, wenn auch keine ſchöne darauf folgen. Er fragt mich nach ruſſiſcher Druckerei. —

Den Reſt des Abends blieb ich allein, wagte nur wenig zu leſen. Zu ſchreiben hatte ich verſucht, der Muth ermattete aber noch früher als die Augen! Ich war wieder in eine politiſche Ausarbeitung gerathen, und wollte vergeſſen, daß dergleichen unnütz iſt, dann fiel mir dies plötzlich wieder ein und ich legte die Feder weg. —

Man ſagt, in den nächſten Tagen ſollte hier ein Sturm geſchehen; das Unternehmen kann nur zum Schaden des Volkes ausfallen; alle Beſonnenen rathen ab. Das Beiſpiel von Wien räth auch ab. —

Neue Ein- und Uebergriffe der Konſtabler. Nächtliche Hausſuchung in der geſtrigen Nacht beim Handwerkerverein. Man ſuchte nach Munition; es fanden ſich einige blinde Patronen. — Der Polizeiſtaat iſt im vollen Gange. —

Man fand auch ſcharfe Patronen, die aber dem Verein zu ſeinen Schießübungen waren gegeben worden! —

Große Aufregung in der Stadt. Anſchlagzettel des Handwerkervereins, Rimpler's. Abends dichte Menge vor der Univerſität, beim Zeughauſe.

Montag, den 28. Auguſt 1848.

Die „Reform" iſt ſcharf und tapfer, ſie faßt die Zuſtände klar auf und giebt kühn die Folgerungen, was zu thun ſei. —

Abends ging ich aus. Unter den Linden ſehr lebhaft. Gruppen vor den Anſchlagzetteln, große Erbitterung über die unſinnigen Schritte der Regierung, das verrätheriſche Benehmen der Beamten, die feige Zahmheit der Nationalverſammlung.

Ein Konſtabler heißt jetzt ein „Kühlwetter". Dieſe Anſtalt iſt ein Hohn auf die Freiheit, auf die Revolution. Es ſollte mich nicht wundern, wenn dieſe Polizeiknechte ſämmtlich erſchlagen würden! Es iſt zu arg, wie ſie es treiben, oft wider Willen, denn ſie ſelbſt klagen auch ſchon über ihren Dienſt.

Neue Truppen kommen nach Berlin, Jäger von Potsdam. Man ſagt, die Regimenter, welche hier geſtanden, ſeien unzuverläſſig, die Leute hier angeſteckt von Freiheitsſchwindel. Ueberhaupt merkt man, daß die Truppen ſich zerſetzen und daß nur ein Theil ſogar der Offiziere gegen das Volk zu gebrauchen iſt. —

Es hieß, die Hausvogtei ſolle geſtürmt werden, um die vielen Verhafteten zu befreien, die dort ſeit den letzten Tagen ſitzen, allein es geſchah nichts. Die großen Volksmaſſen verliefen ſich, als die Bürgerwehr erſchien. Die

Häupter der Bewegung scheinen eingewirkt zu haben; in der That würde jetzt ein Sturm, der nur einen besondern Zweck hätte, nichts nützen, sie sehen ein, daß ein Sturm, der jetzt gedeihen soll, wenigstens das Ministerium stürzen muß, die Stürmer an die Spitze der Regierung bringen muß. —

„Der König? kann noch bleiben!" hört' ich einen Mann sagen; „Die Nationalversammlung? wollen sehen!"

Dienstag, den 29. August 1848.

Hrn. von Schön besucht. Er hatte beim Prinzen von Preußen gespeist, ihn sehr mürrisch und verschlossen gefunden; ungeachtet der langen und genauen Bekanntschaft nahm der Prinz ihn keinen Augenblick bei Seite, um ein vertrautes Wort zu reden; „Wahrscheinlich hält auch er mich für einen Urheber der Revolution, wie mein Bedienter neulich es von den Königlichen Lakaien in Sanssouci hat hören müssen." Schön hatte am Sonnabend beim Könige gespeist; „Nach Tische stand der König abgesondert in Gedanken, hatte uns wohl Alle vergessen und sah uns gar nicht, sein Gesicht war der Ausdruck des tiefsten Leids." Es waren die Geschichten mit der Potsdamer Bürgerwehr ohne Zweifel, die ihn so verstimmten. — Schön sprach sehr vertraut über den Zustand der Dinge hier, es werde zur blutigen Krisis kommen, die Regierung wolle es und werde siegen, aber was nachher? Unbeschränkte Reaktion? Die werde keinen Bestand haben und auch wieder unterliegen. Er spricht mit Erbitterung über Camphausen, der uns viel Unheil gebracht und noch bringe, die schleswig-holsteinische dumme Geschichte, die Ungeschicklichkeit mit dem Prinzen von Preußen, den Reichsverweser ꝛc. Jetzt

mahne Camphausen von Frankfurt her, der König solle nur noch Geduld haben und warten, bald werde man dem Reichsverweser um so sichrer hinterrücks den Gnadenstoß geben können! Ersteres könnte nach Umständen klug sein, — wenn man zugleich in rechter Art volksthümlich thätig wäre —, das Andre aber bleibt unwürdig, niederträchtig. Schön sagt, Camphausen sei ganz unfähig, einem hohen Posten vorzustehen. — Rosenkranz kam dazu, ich aber ging bald. —

Waffenstillstand mit Dänemark auf sieben Monate. Zu Gunsten der Dänen bis zum Frühjahr, damit das Zufrieren der Belte ihnen im Winter gefahrlos sei! —

Alles arbeitet darauf hin, dem Volk in Berlin eine Niederlage zu bereiten. Mehrung der Truppen, Gebrauch der Konstabler, Gewöhnung der Bürgerwehr und Einengung derselben, Gerichte, Polizei, scharfe Gesetze; die Nationalversammlung dient willig, die Minister sind voll Eifer. Aber — der Sieg der Reaktion wird mit der Freiheit auch die meisten Helfer treffen, sie wird den Rest der Bürgerwehr vernichten, die Minister zum Teufel jagen, den König zum Abdanken zwingen! Das ist klar; doch bietet alles die Hände zum eignen Unheil!

Donnerstag, den 31. August 1848.

Abends den Minister von Canitz gesprochen; er scheint gutes Muthes, und das ist ein schlimmes Zeichen, denn gut ist ihm doch gleichbedeutend mit reaktionair. Er ist für Freiheit und Volk blind, er sieht beides nur als Zerrbild, er hat keinen Begriff von beidem. —

In der „Frankfurter Oberpostamts-Zeitung" stehen arge Artikel gegen Preußen; wir sollen uns dem Reichsverweser

unbedingt unterwerfen. Ein kleiner, trefflich geschriebener Aufsatz in der „Zeitungshalle" hier, von Th. Fontane unterschrieben, sagt gradezu, Preußen stirbt, und muß sterben, es soll seinen Tod sogar eigenhändig vollziehen! Dies hat mich sehr ergriffen. Es ist viel Wahres darin. Und ich schreibe für einen Verurtheilten, Sterbenden, Todten! Es ist entsetzlich! —

Bei uns geht es schändlich her! Verwaltung, Magistrat, Gerichte, Polizei, mit Konstablern, Militair und Bürgerwehr, alles ist in die Wette reaktionair, im Widerspruch mit allen ausgesprochenen Grundsätzen, mit den offenbarsten Rechten des Volkes. Täglich geschehen die brutalsten Angriffe, die hinterlistigsten Niederträchtigkeiten, die Tagesblätter rügen und schreien, doch ohne Erfolg. Die Regierung spielt ein arges Spiel mit dem Volke! Die Nationalversammlung schweigt dazu. Weh ihnen, es wird ihnen schon heimkommen! —

Und ich kann wünschen, daß dieses Preußen an die Spitze von Deutschland komme? Mit diesen Neigungen, Gewöhnungen, Tücken und Gewaltsamkeiten? Mit den Bunsen, Radowitz und all den Günstlingen und Ränkemachern der früheren Zeit? — Nein, dieses wahrlich nicht, sondern ein andres Preußen, ein volksthümliches, freies, wie ich es voraussetze!

Freitag, den 1. September 1848.

Meine kleine Schrift durchgesehen. Es war nahe daran, daß ich sie zerrissen hätte. Nach neuem Kampfe sandt' ich sie an Hrn. Georg Reimer mit einem Briefe. Ich habe das Meine gethan! —

Die Polizei wirthschaftet, wühlt und wüthet ohne alles

Maß, ſie herrſcht überall, Hof, Miniſter, Landesbehörden, Militair, Stadtbehörden, Gerichte, und dann die Polizei ſelbſt, alles iſt Polizei und nichts als Polizei! Die Schandwirthſchaft thut ſich noch recht was zu Gute. Verhaftungen, Hausſuchungen, Spürereien, Gewaltthaten und Rohheiten auf der Straße, alles erlaubt man ſich, jede dumme Anzeige wird geglaubt und beachtet und darnach verfahren. Eine ſolche Wirthſchaft hat es hier noch nicht gegeben. Dazu die lächerlichen, nichtsnutzigen Bekanntmachungen, von Bardeleben unterſchrieben, von Heitz, und die jammervollen, ſchülerhaften Reden — Stottereien — der gottverlaſſenen Miniſter Auerswald, Kühlwetter, Hanſemann! — Wie dumme Jungen in den Tag hinein ſprechen die Jammermenſchen. Es iſt eine wahre Schande! —

Freiligrath in Düſſeldorf verhaftet. Natürlich mußte man in der Stadt, wo man den König in ſeinem Wagen mit Dreck beworfen — es iſt wirklich geſchehen! — doch irgend einen Gegenſtreich verüben! —

Im Ganzen wächſt hier unter den Bürgern der demokratiſche Geiſt, und auch unter den Soldaten, was die Reaktion mit Schrecken erfüllt. —

In dieſen Tagen, ſoviel es meine Augen erlaubten, in Spinoza geleſen, in der Ethik und Politik.

Sonnabend, den 2. September 1848.

Beſuch von Weiher; ſehr langes Geſpräch über die Stellung der Regierung und des Volkes; jene nimmt alles klein, einzeln, aus engſtem Geſichtspunkt, unehrlich, hinterliſtig, dieſes alles im Großen und Ganzen, wird daher überall, wo es nicht auf dieſes Große und Ganze ankommt, leicht betrogen, überliſtet, geſchlagen, indeß iſt die

Regierung trotz aller kleinen Siege dennoch unrettbar verloren, in Frankreich Bonaparte, die Bourbons, die Orleans, sind Zeugen. —

Daß der König mit seinem Bruder heftige Auftritte gehabt, bis zur Feindschaft heftige, ist nur zu wahr, und vergebens hat man es vertuschen wollen. Die kleinen Volksblätter sprechen schon von Kain und Abel. —

„Der Königin Sieglinde Rheinfahrt" (Brüssel 1848). Eine Reihe von Spottgedichten auf den Empfang der Königin von England am Rhein durch den König von Preußen. Scharf und bös, gegen den König erbarmungslos.

Sonntag, den 3. September 1848.

Besuch von Hrn. R., Ansichten über die preußische und deutsche Sache, trostloses Benehmen unsrer Regierung, unsre elenden Minister durchgenommen, die Unthätigkeit des Königs beklagt. Bei uns glaubt man noch allgemein, das Regieren bestehe in kleinen Künsten und Handgriffen, in Polizeipfiffen, niemand hat große Gesinnung und hohen Geist. — Warum tritt nicht der König auf, und erklärt, die von ihm versprochene Volksbewaffnung habe er nicht so engherzig gemeint, als sie jetzt die Minister anordnen wollten? Welche Wirkung thäte das! —

Der dänische Waffenstillstand macht den schlechtesten Eindruck. Schleswig-Holstein erscheint verrathen, man fürchtet hier, dort werde eine Republik entstehen. Allgemein schimpft man dort auf unsern König, Frau von W. sagt es, die eben aus Rendsburg hier angekommen. Auch in Stettin ist man gar nicht zufrieden, man sagt, der Waffenstillstand gebe zwar die Schiffe frei, lasse aber den Handel gelähmt. —

Abends zu **, N., mit hiesigen Offizieren und Edelleuten ganz vertraut, behauptet ganz entschieden, der König müsse fort, müsse dem Prinzen von Preußen weichen, eher könne hier nichts werden, dann aber würde alles vortrefflich gehen, das heißt die Soldatenwirthschaft und die Knutenwirthschaft! Seine Aeußerungen verriethen den innersten Beschluß der ganzen reaktionairen Parthei, ihr entschiedenstes Ziel, ihre ganze Hoffnung. Ich widersprach nur so weit, um ihn stets dreister zu machen. — Er schimpft auch auf die Königin, die den König von aller Strenge abhalte, geizig sei ꝛc. Armer König, von allen Seiten befeindet, ohne Anhalt, als den schädlicher Freunde und schlechter Rathgeber! Wer kann ihm helfen, wenn er selbst es nicht thut? —

Louis Blanc glücklich in England angekommen, auch Caussidière geflohen. —

Kaiser Nikolai sendet Radetzky'n den Sankt-Georgsorden! —

Oesterreich fügt sich dem Reichsverweser nicht.

Gegen Arnim-Strick's „Frankfurt und Berlin" hat der ehmalige Minister von Canitz eine bittre Gegenschrift drucken lassen.

Montag, den 4. September 1848.

Stürmische Sitzung der Nationalversammlung heute, das Ministerium weigert die Ausführung des Beschlusses der Nationalversammlung wegen der Aufforderung an die Offiziere, aus dem Dienste zu scheiden, wenn ihre Gesinnung nicht dem neuen Zustande beistimme. Vertagung auf übermorgen. —

Große Aufregung in der Stadt. Spaltungen in der

Bürgerwehr; man sagt, auch im Militair selbst, die Regierung könne sich nicht mehr auf alle Truppen verlassen! —

Die Reaktion ist entschlossen, einen großen Streich auszuführen, gegen das Volk, die Bürgerwehr, selbst gegen die Nationalversammlung; sie wartet mit Ungeduld auf den Anlaß, jeder Auflauf kann dazu dienen. Man will Kampf; Truppen in Menge sind hier und in der Umgegend, alles ist vorbereitet und verabredet, die Edelleute und Offiziere lächeln einander wohlgefällig zu, am meisten freuen sich die Offiziersweiber und zeigen schon allen Hohn des Sieges mit süßer Selbstbefriedigung! Ist der König unentschlossen und schwach, so wird der Prinz von Preußen stark sein. Das Freiheitsgesindel soll vernichtet werden, die Rädelsführer in's Zuchthaus, wohin sie gehören! Cavaignac, Radetzky, Windischgrätz, welch ermuthigende Beispiele! Und Cavaignac nähert sich schon Rußland! O man hat sich nur verblüffen lassen, aber man kommt schon wieder zur Besinnung! In ganz kurzer Zeit muß alles gethan sein. —

Der „Staatsanzeiger" bringt den dänischen Waffenstillstand. Solchen Verrath und Erbärmlichkeit hat man nicht erwartet! Das wird Schimpf und Schande regnen auf uns! Und auf Frankfurt, auf den Reichsverweser mit! —

Waldeck hat heute erklärt, wenn das Ministerium die Beschlüsse der Nationalversammlung nicht ausführe, so könne keiner der Abgeordneten noch mit Ehren seinen Sitz behalten.

Dienstag, den 5. September 1848.

Ich ging allein aus, unter den Linden auf und ab. Nach einer Weile gesellte sich Hr. W. zu mir, und wir

sprachen eine kleine Stunde über die Lage der hiesigen und allgemeinen Sachen. — Ein polnischer Abgeordneter kam zu uns, erzählte von der heutigen Sitzung der Nationalversammlung; er meinte, Schreckenstein und Kühlwetter könnten wohl abdanken müssen. Dummheit der Minister; die Antwort auf den Beschluß vom 9. August mußten sie auf der Stelle bereit haben, nicht nach vier Wochen Berathung; die Unmöglichkeit, gegen die Versammlung verneinend aufzutreten, mußten sie auch einsehen.

Die Aufregung in der Stadt ist groß, doch ohne Tumult und Lärm. Die Demokraten sind kühn und trotzig, doch wegen sie viel und können leicht verlieren, auf einige Zeit, denn die Zukunft gehört ihnen. —

Der dänische Waffenstillstand ruft die härtesten Anschuldigungen hervor; der „Staatsanzeiger" heute sucht ihn zu beschönigen, matt und kläglich. —

Die deutschen Gesandten des Reichsverwesers sind ein bloßer Luxus, sie werden noch gar nicht anerkannt. —

Die durch falsche Angaben geäffte Polizei scheint sich zu schämen und hält sich etwas ruhig. Die Volksversammlungen unter den Linden haben regelmäßig Statt, ohne alle Störung, da die Konstabler wegbleiben. Man nennt diese jetzt häufig Kühlwetter, zu Ehren ihres Gründers und Beschützers. Dieser Kühlwetter ist ein fertiger Schwätzer, sonst aber ein erbärmlicher Wicht, nach allem was man von ihm hört. —

Den Anschlagzettel des Königs „An meine lieben Berliner" hat man neu gedruckt und überall angeschlagen. Das Volk liest ihn begierig und vergegenwärtigt sich die Märztage, so wie es bitter die falschen Angaben berichtigt, die der Zettel enthält.

Mittwoch, den 6. September 1848.

Im Thiergarten spaziren gegangen; unfern der Luiseninsel vor einer Bank fand ich in die Erde gezeichnet einen Galgen, woran eine Figur hing, dabei stand der Namen Radowitz! —

Gegen Abend unter den Linden, im Lustgarten. Dann bei **. — Die Burschе waren heute überaus zahm, die Furcht liegt ihnen in den Gliedern, das Ministerium muß morgen siegen oder fallen. Alle Klubs sind thätig, die Bürgerwehr spricht mit, man glaubt der Soldaten nicht mehr sicher zu sein. Volksversammlung bei den Zelten. Die „Reform" spricht mit Kühnheit und Geist, die „Zeitungshalle" gleichfalls sehr kühn. Held und der Polizeipräsident von Bardeleben bekämpfen einander durch Maueranschläge! —

Steckbriefe gegen Edgar Bauer, gegen Karbe. —

Die Dummheit der Minister wird allgemein zugegeben, wie erbärmliche Schuljungen haben sie sich aufgeführt! — Ob sie morgen ihren Stand behaupten, oder sich zurückziehen? Man ist sehr gespannt. Die Linke beharrt auf ihrem Vorsatze, nöthigenfalls auszutreten und ein Manifest an die Nation zu erlassen. Die Minister sind nach Potsdam gefahren. —

In Spinoza gelesen, und in Fichte.

Donnerstag, den 7. September 1848.

Ich ging ungeachtet meines Unwohlseins doch aus, um 1 Uhr zur Singakademie, wo große Volksgruppen waren, um den Ausgang der Verhandlungen abzuwarten. Ich sprach den Mahler G., der eben von Hansemann kam und dort gehört hatte, die Minister wollten sich behaupten.

Ich erſchreckte ihn ſehr dadurch, daß ich ſie ſchuftige Miniſter nannte. Dann ſprach ich Hrn. Profeſſor Benary, der mir als gewiſſe Nachricht mittheilte, daß das Miniſterium ſchon in einen Vermittlungsvorſchlag gewilligt habe. Die Lumpen! damit haben ſie ſich ſchon gerichtet. Benary hoffte ſicher ihren Sturz. Ich ſprach mit ihm lebhaft, es ſammelten ſich Zuhörer um uns, immer näher und dichter, ich war unverſehens ein Volksredner geworden! Mein rheumatiſcher Schmerz nahm überhand, ich mußte nach Hauſe. Den Reſt des Tages brachte ich liegend auf dem Sopha zu. —

Abends kam G. und brachte Nachricht. Bis gegen halb 6 Uhr hatte die Sitzung gedauert. Alle Amendements waren verworfen worden, der Stein'ſche Antrag mit einer Mehrheit von 77 Stimmen, mit 219 gegen 142, hatte geſiegt. Große Freude im Volk! Eichler kam und beſchwor das Volk, die Abgeordneten der rechten Seite ruhig weggehen zu laſſen; es geſchah, man bildete eine breite Gaſſe, ſo wie aber ein Linker kam, wurde Hurrah geſchrieen und gejubelt, Stein auf den Schultern getragen, Waldeck deßgleichen, beide im Triumphe nach Hauſe begleitet. Keine Ausſchweifung fiel vor. —

Die Miniſter hatten ſich ſchon vorher entfernt und fuhren nach Potsdam zum Könige. Man glaubt noch nicht, daß ſie weichen, ſie werden das Letzte aufbieten.

Freitag, den 8. September 1848.

Roſenkranz wäre jetzt willig, eine Miniſterſtelle anzunehmen; er fragt mich, ob ich eintretenden Falles in eine neue Kombination, z. B. eines Miniſteriums Schön, miteintreten würde? Ich ſage entſchieden: Nein!

Bettina von Arnim kam, grüßte mich als Minister der auswärtigen Angelegenheiten, rieth aber gleich dringend, ich möchte es nicht annehmen, möchte wohnen bleiben, wo ich wohne! Ich sagte ihr, mit mir habe es gute Wege und keine Gefahr, langweilte sie mit meinen rheumatischen Schmerzen, Augenleiden, Nervenübeln. Sie wollte wissen, der König sei heute früh um 6 Uhr hier auf dem Schloß angekommen und habe erklärt, er werde die Minister nicht entlassen. Sie will an ihn schreiben und ihm Rath geben und guten Zuspruch. —

Sie war kaum fort, so kam Dr. Oppenheim. Auch er glaubt an ein Ministerium Schön, an den schon Hr. Geldstücker geschrieben hat, er möchte zurückkommen. Auch Oppenheim spricht von einem Portefeuille für mich! Sie täuschen sich Alle und meinen, ich könnte Geschäften vorstehen! Was ich annehmen könnte, wäre höchstens die Stelle eines Beiläufers, der gelegentlich seine Meinung frank und frei sagen dürfte. Wir sprachen über die Lage des Tages, die Zähheit und Schamlosigkeit der Minister, wir gehen viele Namen durch, Waldeck und Rodbertus unter Schön werden gebilligt, es fehlt aber sehr an Namen! — Oppenheim sagt, die Demokratie sei stark und auch auf neue Wahlen eingerichtet, sie greife unter den Bauern um sich und auch unter den Truppen. —

Unsre Minister haben noch nicht abgedankt. Der Reichsverweser aber hat seine Minister, nach der Abstimmung, die den dänischen Waffenstillstand nicht genehmigt, sogleich entlassen, und Dahlmann soll ein neues Ministerium bilden. —

Unsre Verlegenheit hier ist gränzenlos! Niemand weiß Rath, am wenigsten die Leute, welche ihn zu geben berufen sind. —

In Fichte gelesen, in Voltaire. —

„Aufgehen oder Vorangehen?“ (Berlin 1848.) Kleine Schrift vom Miniſter von Canitz, zunächſt gegen Arnim-Strick. Wir ſtimmen in vielem merkwürdig überein; nur iſt er kein Volksfreund in meinem Sinne.

Sonnabend, den 9. September 1848.

Nachmittags Beſuch vom Miniſter von Canitz, anderthalb Stunden. Er beginnt mit dem Vorwurfe, daß im Hauſe Meiſterſtücke geſchrieben würden, von denen er nur zufällig erfahre! Er iſt in der That mit meinem „Vortrag“ außerordentlich zufrieden. Ich bin ganz erſtaunt darüber, allein die Ereigniſſe haben ſeiner Denkart manche Hemmriegel allmählig weggezogen. Wir beſprechen den ganzen Zuſammenhang unſrer Angelegenheiten, mehr als früher einverſtanden. Canitz iſt ein Ehrenmann, nimmt an keinen Ränken und Umtrieben Theil; für ſich hofft er nichts mehr, wünſcht kein Jahr mehr zu leben! Wir gehen die Männer durch, die hier an die Spitze treten könnten.

Noch keine neue Miniſter. Man ſagt, der König wolle ſie behalten, ſie wollten nicht weichen. Allerlei Gerede. —

Rellſtab hat geſtern meinen „Vortrag“ ungeheuer gerühmt in der „Voſſiſchen Zeitung“, Spiker heute desgleichen in der Spener'ſchen. Ich hatte ſolchen Beifall nicht erwartet, im Gegentheil. Aber auch die Demokratie iſt damit zufrieden, zu meiner größten Verwunderung; Dr. Oppenheim billigt die Schrift, und ſagt, wie Machiavelli müſſe man jetzt die Einheit als Hauptſache ſtellen, die Freiheit erſt folgen laſſen. —

Schelling's, Rückert's, des Mathematikers Jacobi ꝛc. große Gehalte will Hanſemann vom 1. Oktober an kürzen, auf die Hälfte und noch mehr herabſetzen. Dies findet

große Mißbilligung und wird nun wohl unterbleiben. Von Ludwig Tieck war dabei die Rede nicht. —

Sehr merkwürdig iſt, daß ſeit kurzem ſehr ſchnell im Volke ſich die Nachricht und Meinung verbreitet, der Prinz von Preußen habe ſich der Volksſache zugewendet, auf ihn ſei fernerhin zu hoffen, zu rechnen. In den Schenken wird es geſagt, auf den Märkten, Handwerker und Dienſtboten theilen es mit. Man hat Held in Verdacht, heimlich jetzt der Sache des Prinzen zu dienen, vom Grafen von Pfeil iſt es gewiß, daß er den Prinzen kürzlich mehrmals geſehen; Dr. Cohnfeld, der unter dem Namen Buddelmeyer berliniſche Volksſachen ſchreibt, war in bitterſter Armuth und iſt ſeit kurzem auf gutem Fuß, man ſagt, der Prinz habe ihm geholfen. Ueberhaupt ſoll der Prinz jetzt große Summen verwenden. Wenn er glaubt, durch das Volk etwas zu gewinnen, ſo erkennt er deſſen Macht an, wie iſt es dann mit dem Militair? Bleibt der volksthümliche Prinz dennoch der Held der Ariſtokratie? Hierin liegt noch viel Dunkel! Die Zukunft wird es aufklären! Alle Umtriebe, ſoviel iſt gewiß, der Reaktion, des Adels ꝛc. ſind jetzt gegen den König gerichtet. Mein Lob ſeiner Eigenſchaften iſt faſt Oppoſition gegen den Zug des Treibens! So ſeltſam iſt alles!

Sonntag, den 10. September 1848.

Ich hatte ein paar Stunden geſchrieben — unter andern einen Aufſatz für Bettina von Arnim —, ſo kam Carriere! Freudiges, herzliches Willkommen! Er erzählt mir von Frankfurt, ich ihm von Berlin. Ueber Perſonen, über die Verdorbenheit aller alten Liberalen, der Franzoſenfreſſer, der Landtägler, der Preßfreiheitler; Jugend, Jugend! Friſche und Kühnheit! — Hieſige Zuſtände ſcharf geprüft,

die Hoffnungen erwogen und für die nächste Zeit noch sehr schwach befunden. — Der Minister von Canitz sendet mit verbindlichen Worten mir seine Schrift. — Als Carriere fortgegangen war, kam Hr. Henry H., mir zu sagen, daß er meine Sachen für England schon besorgt hat. Unglücklicherweise geriethen wir in Streit über den dänischen Waffenstillstand, über die hiesige Lage der Sachen, über das Geschichtliche des 18. und 19. März, und in großem gerechten Zorn sagte ich ihm harte Dinge. Ich hörte alles aristokratische Volk, allen Militairdünkel aus ihm reden, er hatte die kleinlichsten Ansichten, nannte den dänischen Krieg ungerecht, den Waffenstillstand gut, drohte mit Krieg von England und Rußland, gab dann zu, daß England keinen gemacht haben würde ꝛc. Er ist der wüthigste Feind der Volkssache, der Freiheit, der Deutschen, zum Glück wenig schädlich.

Mir zum Troste kam Bettina von Arnim, theilte mir mit, was sie dem Könige geschrieben hat, über seine Lage, zur Empfehlung Schön's, der Linken, der Volkssache. — Wir gingen die hiesigen Partheiungen durch. Der Adels- und Militairdünkel ist unser Gebrechen; wie sich diese glatten Burschen blähen, diese Gardeoffiziere, Grafen und Freiherren! Bettina erzählte namhafte Beispiele. Alles Herz ist aus ihnen gewichen, aller Sinn, alle Ehrlichkeit, und selbst mit der Tapferkeit steht es bei vielen schlecht, hinter der Prahlerei steckt blutwenig, oft geradezu die baare Schande. Den König hassen sie und rühmen den Prinzen von Preußen, aber den Prinzen lieben sie eben so wenig, sie sind bereit, auch ihn wegzuwerfen. Diese Race muß vertilgt werden!

Binnen drei Jahren ist das preußische Heer ganz neu, kein gemeiner Soldat darinnen, der nicht die Revolution

als Bürger erlebt hätte. — Für die Ariſtokratie aber bedarf es ein dreißig Jahre Zeit, es muß ein neues Geſchlecht heranwachſen, damit die Revolution ſich einwurzeln könne.

Heute war große Volksverſammlung. Die Linden ſpät ganz voll von Menſchen, auch ein Zug mit einer Fahne. Die Konſtabler hielten ſich ruhig, und ſo blieb es auch ruhig.

Montag, den 11. September 1848.

Einen Aufſatz für den Druck geſchrieben. — Beſuch von Carriere, der aus der Nationalverſammlung kam. Der König entläßt die Miniſter, giebt ihnen aber Recht, daß die Einmiſchung der Nationalverſammlung in Verwaltungsſachen gegen das konſtitutionelle Prinzip ſei! Beckerath iſt berufen, ein neues Miniſterium zu bilden. Waldeck und d'Eſter reden mit Schärfe und Entſchloſſenheit, und weiſen den Tadel zurück! —

Held hat geſtern in der Volksverſammlung gegen die Nationalverſammlung geſprochen; das Volk bedürfe Brot und Freiheit, er werde ſagen, wie beides zu ſchaffen ſei. Er ſagt es noch nicht, aber ſeine Rettung für das Volk iſt der Prinz von Preußen, für den er lebhaft ſpricht. — Heute iſt Held, ſo heißt es, unter den Linden vom Volk ausgeprügelt worden. Wenn er meint, ſeine Leute nach Belieben dem einen oder dem andern Haupte zuführen zu können, ſo irrt er ſich. —

Gerücht aus Frankfurt am Main, daß der däniſche Waffenſtillſtand endlich doch genehmigt worden.

In Wien will der Reichstag ebenfalls ſelbſtmächtig ſein; halb geſteht es der Miniſter zu! Bei uns iſt es durch die Annahme des Amendements Tamnau, zu der die Miniſter ſich bereit erklärten, ebenfalls halb zugeſtanden! Durch

dieſe Erklärung haben die Miniſter ihre eigne Behauptung gebrochen. Jetzt kommt es hier zum heißen Kampfe. Man erwartet auch Vincke'n. Der ſoll's machen! —

Der König iſt übel berathen. Er verkennt die Lage der Dinge. Die Nationalverſammlung kann nicht konſtitutionell ſein, eine Konſtitution iſt noch nicht da, wie kann man ihr ein Maß anlegen, das ſie ſelbſt erſt ſchaffen ſoll? Jede konſtituirende Verſammlung iſt thatſächlich ſouverain oder ein Spielwerk. Die Verſammlung ſteht auf dem Boden der Revolution und führt Krieg für die Konſtitution, die wirklich auf allen Punkten erobert werden muß. Die Erklärung des Königs ſchürt dieſen Krieg heftiger an; ſein Anſehn leidet dabei, wird immer ſchwächer, und ſelbſt ein augenblicklicher Sieg hilft ihm auf die Dauer nicht, im Gegentheil, macht ſeine Sache ſchlimmer. —

Und der Prinz von Preußen! Wie ſchlecht muß ſeine Sache ſtehen, wenn Held ſie ſtützen ſoll! Erſt Haupt der Militairariſtokratie, dann der Proletarier, — geht das? —

„Lydia, von Louiſe Aſton. Ein Roman."

Dienſtag, den 12. September 1848.

Bettina von Arnim war gleich nach dem Eſſen bei mir geweſen und hatte mir ihren Brief an den König mitgetheilt, vortrefflichen Inhalts! Wenn der König dergleichen beachtete und befolgte, ſo könnte es ſehr gut ſein. Aber — Regan und Goneril ſind die lieben Töchter, und Cordelia wird verſtoßen! Wer kann vierzigjährige Gewöhnung umwerfen, eingewurzelte Vorurtheile und Neigungen! Bettina wird aber auf's neue ſchreiben, und vielleicht dringt doch irgend ein Wort ein. Ich ſage ihr, wir kämen mir

beide vor, wie Figuren in einem Trauerſpiel, das Friedrich Wilhelm der Vierte hieße, der Dichter zeige in uns die dem König perſönlich zugethane Geſinnung, die ihm dargebotene Geiſteshülfe, aber wie durch unüberſteigliche Kluft von ihm geſchieden, es hilft ihm nichts! Dicht daneben ſind die Auftritte, in denen er den ſchlechteſten Einflüſſen preisgegeben erſcheint, den verderblichſten Rathſchlägen folgt.

Zweite Woche des Septembers 1848.

In den letzten Zeiten des Miniſteriums Auerswald hatten die Miniſter einen ſtürmiſchen Auftritt mit dem König. Er beſchwor ſie, er befahl ihnen, die Nationalverſammlung aufzulöſen, die Bürgerwehr zu entwaffnen; ſie würden ſeine Retter ſein, unſterblichen Namen in der Geſchichte haben, ſeine Truppen ſtünden bereit zu dem Werke. Die Miniſter erſchraken, Auerswald wollte nicht, Hanſemann zagte, Schreckenſtein weigerte ſich, am meiſten ſprach Gierke gegen ſolches Unternehmen. Der König ſagte, wie der Kaiſer Friedrich vor Heinrich dem Löwen gekniet, ſo knie er jetzt bittend vor ihnen. Aber auch das verfing nicht. Die Miniſter gingen in ein anderes Zimmer ſich zu berathen; als ſie wiederkamen, zeichnete der König allerlei Blumen auf's Papier, und fragte ohne aufzuſehen, ob ſie ſich beſonnen hätten? Als er ihre beharrliche Weigerung ſah, gerieth er in fürchterlichen Zorn, ſtieß die härteſten Beleidigungen aus, gegen Auerswald, Schreckenſtein, Hanſemann, ſie verriethen ihn, hätten ihn betrogen, am heftigſten fuhr er gegen Gierke los, dem er ſogar in's Geſicht ſpulte. Natürlich war die Folge, daß die Miniſter abtraten.

Mittwoch, den 13. September 1848.

Hansemann soll durchaus im Amte bleiben wollen, an der Spitze von Bank und Seehandlung, einer Stellung, die er als Rother sie hatte, für unnütz und schädlich erklärte! Beckerath und Mevissen werden als unmöglich angesehen für unser Ministerium. Rathlosigkeit, weil man sich sperrt das Rechte zu thun, Waldeck, d'Ester ꝛc. zu nehmen! — In Frankfurt a. M. ebenfalls große Verlegenheit, Dahlmann tritt zurück, Hermann aus München wird angegangen. Man spricht vom Baron von Stockmar; Ränke, koburgische Hausinteressen mit englischen verflochten. Fort! —

Schlägereien der preußischen Soldaten in Posen, in Mainz. Aber auch — in Potsdam! Gestern Abend war dort Soldatenaufruhr, die Offiziere wurden nicht gehört, mißhandelt, die Soldaten verbrüderten sich mit den Bürgern, Gardedükorps hieben zwar auf die Soldaten ein, aber das machte die Sache nur um so schlimmer. Es wurden Barrikaden gebaut. Der Hof ist bestürzt, die Generale sind rathlos. „Das fehlte uns noch!" rufen die Reaktionaire. Das Ereigniß konnte zu keiner Zeit schärfer eintreten, als eben jetzt. Ich hab' es lange vorher gesagt, man verwilderte die Soldaten gegen das Volk, aber nun sind sie auch wild gegen die Offiziere! —

Der König soll nach Charlottenburg geflüchtet sein.

Donnerstag, den 14. September 1848.

Oppenheim erzählte seine gestrigen Schicksale in einem Klub, wo Held herrschte und seine Ankläger beschuldigte. Oppenheim wagte gegen Held aufzutreten und griff ihn herzhaft an, erregte aber solchen Sturm, daß er in Gefahr gerieth und fortgehen mußte. Uebrigens kommen Held's

Umtriebe an den Tag, sein Besuch bei Fräulein Ottilie von Hake, seine Verbindung mit der verwittweten Generalin von Gräve, mit Hrn. von Katte, und vielleicht mit dem Prinzen von Preußen, dessen Name wenigstens vorkommt in diesen Geschichten, werden öffentlich mitgetheilt. —

An die Soldaten sind Tausende von Abdrücken verschiedener Ansprachen zur Eintracht mit dem Volke ausgetheilt worden; sie lesen und kaufen solche Blätter mit Begier. —

In Frankfurt an der Oder haben sich Soldaten gegeneinander geschlagen. — In Wien drohender Aufstand. — In Schlesien Bauern gegen Rothschild ꝛc. — In Chemnitz im Erzgebirge blutige Vorfälle. —

Abends bei *. Hr. von Putlitz ungemein brav; er sagte mir, daß in seiner Gegend die Gutsherren zur Zahlung einer Grundsteuer willig seien, an der Agitation dawider keinen Theil nehmen; als man von Abschaffung des Adels sprach, sagte er ganz harmlos: „Mein Familie hat des Adels so lange genossen, daß sie ihn getrost ablegen und nun auch Andern gönnen kann.“ —

Besorgnisse wegen der Truppen. Zweifel über den Prinzen von Preußen. Wird der König die Augen öffnen? —

Der „Staatsanzeiger“ bemüht sich — nach altem Kunstgriffe — die Potsdamer Vorfälle als klein vorzustellen, verräth aber selbst, wie bedeutend sie waren. —

Die Truppen aus Schleswig zurück in Spandau, die Regimenter Franz und Alexander.

Ein französischer General Le Flos als Gesandter hier durch nach St. Petersburg.

Freitag, den 15. September 1848.

Beſuch von Weiher. Es iſt ausgemacht, daß in der Nacht der Potsdamer Soldatenunruhen der König und die Königin nicht in Sansſouci geſchlafen haben; die glaublichſte Ausſage läßt ſie nach Charlottenburg flüchten, doch meint eine andre, ſie ſeien auf dem Schloß in Potsdam geweſen.

Nachmittags kam Bettina von Arnim und las mir ihren zweiten Brief an den König mit dem Vorſchlag eines Miniſteriums Schön-Waldeck; ich gebe ihr manche Verbeſſerung und ganze Einſatzſtücke dazu.

Beckerath iſt hier und wird nun doch ein Miniſterium zu bilden unternehmen. Das wird ſchönes Zeug werden! —

Aus Potsdam fortwährende Bemühungen, die Soldatengeſchichten als gering hinzuſtellen; Verſchweigungen und Lügen, die ſogleich berichtigt werden. „Mit eingeſtecktem Gewehr und im Schritt", wieder wie am 18. März, dieſelbe Lüge. Früher galt dergleichen, man durfte nicht öffentlich widerſprechen, ſie vergeſſen, daß man es jetzt thut. —

„Gottſched und ſeine Zeit, von Th. W. Danzel." (Leipzig, 1848.) Ein mir willkommenes Buch! Gottſched wird hier einmal in ſeiner Bedeutung gewürdigt. Gervinus wird in dieſem Punkt und auch ſonſt zurechtgewieſen.

In Voltaire's Brief an den Marſchall von Richelieu, vom 19. Auguſt 1766, find' ich eine Stelle, die mir ſehr zu denken giebt: „J'ai encore une chose à vous dire, mon héros, dans ma confession générale, c'est que je n'ai jamais été gai que par emprunt. Quiconque fait des tragédies et écrit des histoires, est naturellement sérieux, quelque français qu'il puisse être." Merkwürdig. Ich glaub' ihm unbedingt.

Sonnabend, den 16. September 1848.

Den Minister von Canitz gesprochen. Unglaubliche Namen unsrer künftigen Minister, ungehörte, aus der untersten Schichte der verfaulten Beamtenschaft! Aber noch ist nichts gewiß. Beckerath will dem Preußischen viel Deutsches abdingen; klägliche Kleinlichkeit, innerhalb dieses Gegensatzes sich bewegen zu wollen, statt über demselben! Thut hier das Rechte, willig und gleich, so wird euch das Uebrige bald zufallen. Dieser abgenutzte Beckerath! Aber es scheint, die ganze Opposition aus dem Vereinigten Landtage muß erst durcherzellenzt werden! Nur zu, und so schnell als möglich! — Von Schön ist nicht die Rede, seine Schwäger, die abgedankten beiden Minister von Auerswald, sind ihm entgegen.

Sonntag, den 17. September 1848.

Brief aus Königsberg vom Minister von Schön; zum Erschrecken wie der alte Mann plötzlich abirrt, er schimpft auf die Minister und auch auf die Nationalversammlung, er hat nicht den Standpunkt, den wir ihm liehen, bei weitem nicht! Mit seiner Namensverherrlichung der Idee, worauf er stets zurückkommt, ist es nicht gethan! Es thut mir herzlich leid um ihn. —

Fleißig und angestrengt gearbeitet. — Besuch von Hrn. Dr. Goldstücker, einem jungen Sanskritgelehrten aus Königsberg; über Akademieen, Universitäten, das Nationalinstitut in Paris, neue Zeitschriften ꝛc. Dr. Carriere kam dazu, er nimmt Abschied. —

Abends über die Linden. Viele Anschläge unter den Linden, besonders im Namen von Soldaten gegen die Nachrichten von den Potsdamer Vorfällen. Sie ziehen keine

Leser an, dagegen werden die demokratischen Anschläge von Soldaten begierig gelesen. —

Allerlei Nachrichten von Zusammensetzung des neuen Ministeriums, ein tolles Durcheinander. Wahrer Unsinn, daß die abgehenden Minister ihre Nachfolger wählen und einsetzen, das heißt ihre Kameraden und Gesellen. —

In Wien starke Bewegung und Verhandlung. Die Dankadresse an Radetzky findet Widerspruch. — Borrosch. — Kossuth. — Jellachich. —

In Frankfurt am Main noch alles unentschieden. Die Baiern sollen starke Umtriebe machen, die Reichsgewalt an sich zu bringen, die Oesterreicher gegen Preußen ganz feindlich sein. Ränke aller Art sind dort im Gange, Radowitz ist einer ihrer Mittelpunkte. Das Schlechteste, was uns zu Theil werden kann, Ränke und Radowitz! —

In Danzel gelesen. Seine Polemik gegen Gervinus freut mich. — Aber Danzel selbst ist auch nicht rein und hoch genug, er zeigt merkbare Befangenheiten und gelehrten Dünkel. —

Unruhen in Mecklenburg-Strelitz; preußische Truppen hin.

Montag, den 18. September 1848.

Pfuel giebt mir zu verstehen, er sei mit im neuen Ministerium, ob als Ministerpräsident oder als Kriegsminister scheint er selbst noch nicht recht zu wissen, jedenfalls aber in höchstem Ansehn. Er fragt mich zuletzt, ob ich nicht Lust hätte, ein Ministerium zu übernehmen? — „Nein!“ —

Der König schrieb an Beckerath, als der das Ministerium abgelehnt hatte, den süßesten, schmeichlerischesten Brief; er bedürfe seiner, er möchte seines Rathes nicht entbehren, er gebrauchte die anmuthigsten Wendungen, er schrieb wie ein eifriger Liebhaber an eine spröde Geliebte.

Der dänische Waffenstillstand in Frankfurt am Main mit geringer Stimmenmehrheit anerkannt. —

General von Wrangel ist Oberbefehlshaber aller Truppen zwischen Elbe und Oder geworden. Er soll der Windischgrätz dieser Länder sein! — Seine Proklamation, ein famoses Stück!

Dienstag, den 19. September 1848.

Besuch von Rosenkranz; noch kein Ministerium; die Nationalversammlung hielt kurze Sitzung und setzte die nächste auf Donnerstag an, wo sie einen Antrag an den König berathen will. Unglaublichkeiten aller Art von unsern heillosen Ministern; auf was für Dinge diese Affanzen verfallen, was für Menschen sie hervorsuchen! Es herrscht die Verwirrung, der Widerspruch, die Schwäche mit Gelüsten Stärke zu sein, der Aberwitz, die Phantasterei. Was für Vorschläge werden gemacht, in welcher Weise das Ministerium auftreten soll! Staatsstreiche werden angerathen, die Sprengung der Nationalversammlung, der Belagerungsstand von Berlin, die Vernichtung der Preßfreiheit und Klubs, der Angriff gegen Berlin, die gnädige Verleihung einer schwachen Konstitution, gar keine, und dann wieder das völligste Nachgeben, den Wünschen der Nationalversammlung entgegenkommen, die Armee reformiren ꝛc. Die Reaktion wartet mit Ungeduld, daß ihr das Volk Anlaß geben soll loszuschlagen —, aber damit im Gegensatze wartet auch das Landvolk auf den Anlaß, die Edelleute zu verjagen und sich in die Güter zu theilen! Diese Gefahr wollen die Leute nicht sehen! — Herr Justizrath Schleiden kam und sah noch Rosenkranz; er ist voll Grimm über den Waffenstillstand, sagt, die ganze Geschichte sei voll schmutziger Heimlichkeiten, erzählt mir, wie schlecht

auch militairisch der Krieg geführt worden, und daß Wrangel nichts weniger sei als ein Feldherr. Und man macht ein Wesen, als ob der größte Krieg voll Heldenthaten beendet wäre, stiftet ein eignes Ehrenzeichen, giebt Feste!

Später kam Hr. Major von Vincke, den ich seit dem März nicht wiedergesehen hatte. Er scheint ganz wohl zu sein, von seiner früheren krankhaften Aufregung nichts zu wissen. Er erzählte mir alle seine Schicksale mit dem Prinzen von Preußen, dem er fortwährend, so wie der Prinzessin, ganz ergeben ist. Gegen Königsmarck ist er sehr aufgebracht und meint, derselbe sei das Unglück des Prinzen gewesen. Vincke bringt mir auch eine kleine Druckschrift über Gemeindeverfassung, worin er ziemlich aristokratisch redet; er will konstitutionelle Monarchie, aber keine demokratische keine Urwahlen, möchte den König abdanken sehen ꝛc.

Vom neuen Ministerium noch nichts Gewisses, doch nennt man Pfuel als Minister-Präsident, den Grafen von Dönhoff als Minister der auswärtigen Angelegenheiten, außerdem noch viele Namen!

Schlägereien und Plünderungen gestern Abend in der Karlsstraße durch Soldaten verübt.

In Frankfurt am Main Unruhen und große Spaltung im Parlament. Die Linke will ausscheiden und sich abgesondert auf eigne Füße stellen.

Mittwoch, den 20. September 1848.

Unter den Linden bis zum Schlosse standen die hiesigen Truppen in Parade; der General von Wrangel ritt die Front herunter, die Soldaten waren zum Hurrah kommandirt, der General von Thümen ritt hinter Wrangel und stachelte sie mit gräßlichen Gebärden und Degenschwingungen heftigst dazu an, was den lächerlichsten und widrigsten

Anblick gab. Die Zuschauer bewiesen sich sehr kalt, ein dünnes Hurrah von Jungen machte sich kaum hörbar. Am Schlosse hielt Wrangel den Offizieren und Bürgern eine Anrede, drohend und schmeichelnd, von der einige Sätze Beifall erhielten. Als er davonritt, im Galopp, von glänzendem Schwarm der Generale und Offiziere gefolgt, liefen wieder Jungen neben seinem Pferde und riefen Hurrah, es schien ihm aber wenig zu gefallen, denn er gab die Sporen und eilte schnell aus ihrem Bereich.

Ueble Eindrücke von Wrangel's Anstellung und Proklamation; die Linke der Nationalversammlung will dagegen auftreten, nöthigenfalls die Versammlung verlassen und ein Manifest an die Nation richten. — Man erwartet von der Regierung das Allerschlimmste, man macht sich zum Kampfe bereit, der Anblick der Truppen und Wrangel's hat nur erbittert. Ich sah eine Mutter weinen, weil ihr Sohn nach Hause gegangen war, weil er Kugeln gießen wolle! Vergebens sagt man dem Volk, es solle sich ruhig halten, es könne jetzt nichts ausrichten gegen die Uebermacht, es werde zerschmettert werden, in 24 Stunden können gegen 40,000 Mann beisammen sein, ein stiller Widerstand werde die Regierung zum Nachgeben zwingen; der Muth und die Kampflust sind sehr groß, die „Reform" und die „Zeitungshalle" zeigen die unerschrockenste Kühnheit. —

Nachmittags kam Bettina von Arnim, las mir ein neues Schreiben an den König vor. Ich theilte ihr den Brief von Schön mit. Ob hier in dieser Verwirrung noch einige Hoffnung sei? Hoffnung für den rathlosen König? Geringe! —

Keine Nachricht von Pfuel! Kein Ministerium! — Aber die Nachrichten aus Frankfurt am Main sind arg

und erschrecken. — In Potsdam wird man bange sein, und vielleicht überdreist werden!

In den Klubs ist große Thätigkeit. G. holte mich ab und kam aus dem demokratischen Klub, wo Jung gesprochen hatte, gegen die Militairreaktion, gegen Wrangel's Proklamation, im Beisein von mehr als hundert Soldaten, rothen Husaren, Jägern ꝛc., die laut ihren Beifall gaben. Es scheint in der That, als ob die Stimmung der Soldaten sich verändre; die Offiziere sehen sich nicht mehr ihrer Mannschaft sicher, sie möchten sie daher eiligst gegen das Volk gebrauchen, ehe sie völlig unbrauchbar wird.

Donnerstag, den 21. September 1848.

Die „Spener'sche Zeitung" bringt einen Erlaß von Schreckenstein an den kommandirenden General in Königsberg (ohne Zweifel an alle andern eben so ergangen), worin alles eingeschärft wird, was die Nationalversammlung verlangt, vom 13. September! Welche Albernheit, alles zu thun und doch abzugehen, weil man es zu thun für unmöglich erklärt! Ein Geschichtchen aus der Kinderstube, vom eigensinnigen Fritzchen, für Campe's Kinderbibliothek! — Dr. *, der aus der Nationalversammlung kommt, bringt die Nachricht, daß Pfuel durch ein Schreiben das Ministerium auf morgen ankündigt, ferner die Nachrichten aus Frankfurt am Main, daß der Fürst Lichnowsky vor dem Frankfurter Thore, wohin er hinausgeritten, um den Feind zu erkunden, durch Turner und Bauern mit fünf Schüssen getödtet worden, unglücklicherweise hatte General von Auerswald ihn begleitet und theilte dieses Loos; letztern bedauert man, den frechen Naseweis Lichnowsky bedauert niemand. — Ich ging aus; — dann

wieder zu Hause; die Ruhe der Stadt entsprach meiner Stimmung nicht.

Bettina von Arnim kommt, erzählt mir Gerüchte über mich, dann von Pfuel, was er morgen bringen werde, Amnestie ꝛc. S. kam, er hat einen großen Theil von Deutschland bereist, aller Boden ist vulkanisch, Süden und Westen neigt zu Republik. Dann kam General von Willisen aus Paris; ich blieb bald mit ihm allein. Der Minister von Auerswald hat ihn gerufen, aber zu spät!

Ränke wegen Abdankung des Königs, größte Gefahr!

Abends bei **. — General von Pfuel. Er setzte sich neben mich und sprach mit Lächeln von seinem Ministeramt, es könne nur acht Tage dauern, er opfre sich, er habe nicht ausweichen können ꝛc. Klug genug ist er, um die Gebrechen der Stellung einzusehen. Schon klagt er über den Hof, über seine Kollegen. — Pfuel bringt morgen noch keine Amnestie, sie würde später kommen, man mache noch Schwierigkeiten!

Freitag, den 22. September 1848.

Besuch von Weiher. Allerlei Mittheilungen. Was man alles hört! „Das zweite Garderegiment ist unrichtig", sagte ein geringer Mann. Ganze Bataillone bezeichnet man, die gegen das Volk nicht fechten würden. Es giebt Leute, die an provisorische Regierung denken und sich nach Mitgliedern derselben umsehen! Die Demokraten sind im Ganzen hier sehr für den König.

Ausgegangen. Unter den Linden kühne Anschläge gegen Wrangel, vom demokratischen Klub, vom konstitutionellen, sogar der Weinhändler Louis Drucker macht seinen Spaß gegen ihn. — Auf dem Gendarmenmarkte starke Gruppen

vor der Nationalverſammlung, trotzige Geſpräche! Ich treffe Bakunin, der mir ſagt, daß er heut Abend nach Schleſien abreiſt, um an der ruſſiſchen Grenze mit Polen und Ruſſen ſich zu beſprechen und ihnen dringend abzurathen, jetzt nichts zu unternehmen. Mit Dr. Goldſtücker, mit Hrn. Müller, dem Schwager Mundt's, geſprochen, Hr. Sander aus Deſſau trat heran, Hr. Eichler ꝛc. — Weiher kam aus der Verſammlung; er ſagte, jetzt nehme die Sitzung eine langwierige Wendung, man ſuche gefliſſentlich die Zeit hinzubringen, um für heute die Kirchmann'ſchen Anfragen (wegen Wrangel) zu verhindern oder doch die Abgeordneten müde zu machen ꝛc.

Nachmittags ausgegangen, ſtarke Gruppen auf dem Gendarmenmarkt. Aufregung in der Stadt. Alle Klubs thätig. Die Demokratie will keinen Kampf beginnen, aber den angebotenen aufnehmen, ſie iſt voll Muth, rechnet auf ihre Stärke und auf den Abfall der Soldaten. Ganz ohne Organiſation ſcheint ſie auch nicht.

Die Mehrzahl der Konſtablek waren heute auf dem Schloß verſammelt, in Potsdam alle Truppen marſchfertig.

Sonnabend, den 23. September 1848.

Hr. von Weiher führte mir Hrn. Berends, Abgeordneten der linken Seite, zu. Ein friſcher junger Mann von einunddreißig Jahren, von reinſter Geſinnung ohne Arg. Wir ſprechen über die Tageslage.

Abends bei * *. — Spät erſt kam Sternberg und ſagte, es herrſche die größte Aufregung unter den Offizieren, ſie brennen vor Begier auf das Volk einzuhauen, ſie lechzen nach Blut und fürchten nur, es möchte übermorgen nichts daraus werden!

Soldatenbrief aus Teltow hier in das Haus, wo ich wohne, es hieße, ſie würden wieder auf Berlin losgehen, aber die Soldaten dächten jetzt anders! Ein Soldat hier ſagte zu einem Volksmann: „Wenn's losgeht, ſo ſchießen wir hoch, und ihr nehmt nur unſre Kackers von Offizieren auf's Korn, ſo iſt uns beiden geholfen.“

Sonntag, den 24. September 1848.

Ich habe die Nacht wenig geſchlafen, der öffentliche Zuſtand lag mir immerfort auf der Seele. Welchen Ausgang ſoll dieſe deutſche Verwirrung finden? Freiheit zuletzt, das iſt mir gewiß, aber Freiheit auf Gräbern, auf Trümmern! Und vorher langer Bürgerkrieg. Dies wäre keineswegs nöthig, die Regierungen könnten es vermeiden, aber ihre Unredlichkeit reißt alles in gemeinſames Verderben. Die Ariſtokratie hat noch die ganze Macht, aber ſie verwendet ſie zum Uebel. Die Konſtitutionen ſind eine Komödie, das fühlt, das ſieht das Volk, und ſein Mißtrauen iſt entſchieden, nichts reißt gewaltiger zu Wuth und Rache, als das Gefühl, betrogen, genarrt zu ſein.

Beſuch beim ſchleswig-holſteiniſchen Geſandten Dr. Schleiden. Die däniſche Regierung hat bei Ernennung der ſchleswig-holſteiniſchen proviſoriſchen Regierung den Wortlaut des Waffenſtillſtandes verletzt. Klage beim Grafen von Dönhoff deshalb.

Ich wollte zu Bettinen von Arnim gehen, ſie begegnete mir und wir gingen nun lange unter den Linden; Rosenkranz geſellte ſich zu uns, wir ſprachen alles durch, mit patriotiſcher Leidenſchaft.

Zu Hauſe hatte Canitz nach mir gefragt, er zieht noch heute aus, ich ſoll ihn in ſeiner neuen Wohnung nicht

vergeſſen. Daß er zu morgen ausgezogen ſein wird, iſt doch auffallend, er hatte noch ſechs Tage hier zu wohnen und zieht heute, am Sonntag. Es ſcheint, er ahndet Unruhen und Kampf.

Später kam Weiher, erzählte mir ſeinen Auftritt auf dem Caſino mit dem Oberſten von Schulz, dem Jeſuiten, dem weiland Redakteur des weiland „Politiſchen Wochenblattes", der hier ein Gemetzel ſehen möchte.

Alle Welt erwartet zu Morgen eine Kriſis, viele Leute ſind in gräßlicher Furcht. Ich glaube doch, die Sache wird ſich noch hinziehen. Seltſam, ein Sieg der Waffen nützt auf keiner Seite, die Reaktion führt er zum Untergang, die Demokratie ſetzt er in Verlegenheit, ſie müßte die Republik verkünden, proviſoriſche Gewalt einſetzen, und dazu iſt nichts reif.

In Frankfurt am Main bereitet man die größten Unterdrückungsmaßregeln und bietet Truppen von allen Seiten auf.

Geſtern, zum erſtenmale ſeit dem März, wurde ein Zeitungsblatt mit Beſchlag belegt, Nr. 220 der „Zeitungshalle", doch fand man nur noch wenige Abdrücke. Das Blatt enthält nicht mehr, als alle Tage in ihm, in der „Reform" und in der „Nationalzeitung" ſteht. — Laune, Willkür!

Heute ſind die letzten Pferde aus dem Palaſte des Prinzen Karl nach Potsdam abgeführt worden, alle Zimmer ſind ausgeräumt, Möbel, Bilder, Geräthe, alles iſt fort. Seit mehreren Wochen dauert das heimliche Fortſchaffen. Ueber ſiebzig Pferde waren da. Es iſt ausgemacht, man erwartet Kampf, Beſchießung, Plünderung, man richtet ſich dazu ein. Auch in Sansſouci ſtehen immer Wagen bereit zur Flucht. Welch ein Zuſtand!

Sonntag, den 24. September 1848. Abends.

„Das ist der glücklichste Mensch", sagt Goethe, „der das Ende seines Lebens mit dem Anfang in Verbindung setzen kann." Mich dünkt, ich kann mich in diesem Betracht glücklich nennen. Alles, was meine Jugend erfüllte und reizte, ist mir auch im Alter lieb und erquicklich, die klassischen, die historischen Studien, Homer, Horaz, Ovid, Xenophon, Platon, Seneca, Cicero; meine Versuche sind zu Arbeiten geworden, die auch von Andern geschätzt werden, mein Drang nach mannichfacher Lebensanschauung hat Befriedigung gefunden; die Hauptsache meines Lebens, die Gewinnung Rahel's, halt' ich für ein Glück, mit dem keines, gar keines für mich in Vergleichung steht, und nachdem ich sie allzu früh verloren, war es ein lebendiger Trost, in ihrem theuren Nachlaß eine lebenslange, erhebende Beschäftigung zu haben. Und nun das politische Leben! Meine Jugend wurde von der französischen Freiheit beseelt, ich focht mit, als das französische Joch abgeworfen wurde; lange Jahre vergingen dann im heimischen Druck, ich rang wider ihn mit allen Kräften meiner Lage, meines Talents, aber war ergeben, in meiner Lebenszeit das volle Licht der Freiheit in Deutschland nicht mehr hoffen zu dürfen. Da erleb' ich in meinen alten Tagen auch das noch! Zwar krank und nicht fähig zu mitthätiger Anstrengung, aber frischen Geistes und Herzens. Für den Augenblick ist das Licht getrübt, es leidet von unreinen Stoffen, die man immerfort hineinwirft; aber es wird sich reinigen und heller leuchten als je, ich habe festen Glauben. Ich war darein ergeben, in stiller Ruhe mein litterarisches Tagewerk zu vollenden, so weit es ginge, die gesammelten Stoffe aufzuarbeiten, ich verzichtete auf kräftigere Lebensschwingen, aber diese sind gekommen; ich fühle neues Leben,

ein solches, wie es dem Manne gebührt, und auch im Unmuth, im Zorn und Schmerz fühl' ich den erhöhten Werth solchen Lebens. Die Brust erglüht für Vaterland, Volk, Freiheit und Staat! Und wie auch die Würfel noch fallen, ich sage Heil! Heil! daß ich dies erlebe!

Montag, den 25. Sept mber 1848.

Auf dem Gendarmenmarkt große Volksmenge; ich höre, daß die Hauptsache schon entschieden ist, Pfuel hat einen neuen Armeebefehl vom 23. erlassen, den er mittheilt und der die Linke wie die ganze Versammlung befriedigt. Das vorgestern noch Unmögliche wurde also noch am nämlichen Tage möglich? Nein, erst gestern, der Erlaß ist vordatirt, er wurde erst gestern beschlossen, nachdem hier die Regierung durch den Telegraphen erfahren, daß Struve mit 3000 Freischärlern in's Badische eingefallen ist, diese Nachricht ist erst heute Mittag in's Publikum gelangt. Alles ist aber froh, daß der Kampf hier vermieden, die Krisis erledigt ist. Nur die Militairaristokratie schimpft und sprüht Gift, sie wollte Gemetzel um jeden Preis! Pfuel wird von ihr am meisten zu leiden haben.

Briefwechsel zwischen Rimpler und Wrangel. Letzterer hat den Minister von Pfuel zur Rede gestellt, dieser ihn beschwichtigt.

Die Nationalversammlung war stark mit Konstablern besetzt, sie mußten auf Befehl des Präsidenten alle sogleich fort. Ich sah ihren Befehlshaber Heitz auf der Straße in großer Beschämung und Tücke.

Man versichert mich, mehr als je hätte das Volk den Kampf aufnehmen können, in der Bürgerwehr sei viel kriegerische Lust, das Volk habe Waffen und Munition im

Ueberfluß. Ganze Bataillone der Truppen haben ihre Volksgesinnung förmlich angezeigt. Soldaten haben bürgerfreundliche Reden gehalten, die Truppen aus Schleswig sind gegen Wrangel verstimmt, sie erzählen viel Mißliebiges und sehen mit Erstaunen die Kraft und den Muth hier des Volks.

Nachmittags langer Besuch von Dr. Oppenheim. Ein heller Kopf, einsichtig, eifrig, muthvoll.

Die Bürgerwehr wird alarmirt, wegen eines Angriffs auf die Gefängnisse. Es ist die Bruno Bauer'sche Parthei, die einige Betrunkene zum Lärm aufregt. Unbedeutend. Die Demokratie hat nichts damit zu thun. —

In Voltaire's „Philosophischem Wörterbuch" gelesen. Unerschöpflicher Witz, Scharfsinn, Belesenheit! — Im Ovidius. —

Man sagt, die Todesstrafe abzuschaffen, stehe die Regierung deßhalb noch an, weil die Reaktion das Beil noch erst nach dem Siege gebrauchen wolle! Sie könnte es leicht zu ihrem Schaden aufbewahren!

Ich hörte sagen: „Der König ist furchtsam und rachsüchtig; die Polen mußten zusammengeschossen werden aus Rache für die Demüthigung, die er hier durch sie am 19. März erlitten; die Berliner sollen gezüchtigt werden, zur Strafe der Schmach, die sie ihm mit den Leichen angethan." Das ist gewiß nicht in seinem Gemüth!

Dienstag, den 26. September 1848.

Nach einer fast schlaflosen Nacht unwohl aufgestanden. Einiges geschrieben, am Fortsetzen durch die Augen gehindert. — Ausgegangen, bei Hrn. Karl Duncker, bei Hrn. Abgeordneten Berends; niemand zu Hause. — Brief

aus Frankfurt am Main vom bremischen Bürgermeister Smidt, durch den hamburgischen Syndikus Dr. Banks, der nach Kopenhagen gesendet wird. Merkwürdige Aeußerungen von Smidt, doch weiß auch er im Augenblicke nicht, was zu thun. Geistvolle Denkschrift vom Februar über das Bundeswesen, die angegebenen Rathschläge hätten ohne den Sturm nicht eingeleuchtet, nach seinem Ausbruche sind sie zu spät.

Mittwoch, den 27. September 1848.

Der „Staatsanzeiger" bringt einen Aufruf des Reichsverwesers, der nicht undeutlich ankündigt, daß er Freiheitsbeschränkungen für ganz Deutschland beabsichtigt. Wie begierig werden die hier aufgenommen werden; ihnen wird man gleich und völlig gehorchen! Wir spielen dann wieder Bundestag. Die Folgen werden schrecklich sein. Nichts kann die Republik besser befördern! Der Augenblick wird leicht der Gewalt gehören, aber die Zukunft um so sichrer der Freiheit. Und Preußen — früher so widerspenstig, dann so willig, wenn es Unterdrücken gilt — verliert allen Glauben, nimmt allen Hohn und alle Schmach auf sich, ist verloren für immer! Könnte es den Unterdrückungsmaßregeln widerstehen —, alles deutsche Volk wäre ihm gewonnen. Ich dächte, es wäre der Mühe werth!

Donnerstag, den 28. September 1848.

Ich lag noch zu Bette, als General von * kam; er brachte Nachricht von Unruhen in Köln, von wachsendem Bauernaufstand in Schlesien. Ich theilte ihm meine Befürchtungen in Betreff der Maßregeln des Reichsverwesers

mit, die wir begierig annehmen und damit in der Meinung des Volkes allen letzten Halt verlieren würden. Er stimmte mir völlig bei. — Ich überlegte mit ihm die Möglichkeiten eines Bestehens von Preußen, dasselbe dünkte uns an Dynastie, Staatsgröße und Geschichte unauflöslich geknüpft; aber kein Heil ohne die kühnsten Fortschritte, ohne Eroberungen von Freiheiten und Ländern! Die Demokraten sind jetzt für den König, der König würde durch richtige Schritte sie in ganz Deutschland gewinnen.

Bei der Nationalversammlung ist es ruhig.

Ich sagte mit Nachdruck, die Auflösung des Gardekorps sei unerläßlich, dasselbe sei der eigentliche Verderb des Heeres, die Schule des Uebermuthes, der Sammelplatz der Hoffahrt. —

Herr von Weiher besuchte mich. Struve mit vielen der Seinigen gefangen und erschossen. Gewaltmaßregeln des Reichsverwesers, die allgemeine Empfehlung hier schon angenommen! —

In Goethe gelesen und in Voltaire. — Adalbert Rördansz, „Ein Freiheits-Martyrium", über den Transport der gefangenen Berliner am 19. März nach Spandau, schändliche Vorgänge in zuverlässigen Aussagen! Abscheuliche Soldaten und noch abscheulichere Offiziere! —

Ich soll Abgeordneter der Nationalversammlung werden, man bietet mir die Stelle an, man sagt mir, meine Wahl sei unzweifelhaft, wenn ich sie wolle. Ein Mitglied der Linken (Zacharias) tritt aus, wegen schlechter Gesundheit. Ach, derselbe Grund hindert mich einzutreten! Ich kann nicht!! Aber das Zutrauen freut und ehrt mich auf's höchste. —

Das Gesetz zum Schutze der persönlichen Freiheit (unser Habeas corpus) ist endlich veröffentlicht.

Freitag, den 29. September 1848.

Besuch von Weiher, Nachrichten aus Beamten- und Offizierskreisen. Die Nationalversammlung wird den Ministern neuerdings zu Leibe gehen, wegen Abschaffung der Todesstrafe; der König will durchaus nicht in diesen Beschluß willigen. Der vorige Minister Milde sagt jetzt, der König pflege beim Vortrag alles gutzuheißen, was die Minister wollen, kaum aber seien sie in Berlin zurück, so kommen Billette oder Boten, die alles wieder zurücknehmen und in Frage stellen; man meint, der Prinz von Preußen oder Leopold von Gerlach oder sonst ein Einfluß wirke dann immer hinterdrein. Die Minister verstanden offenbar ihre Sache nicht. Die jetzigen verstehen sie eben so wenig. Es ist eine schändliche Quälerei.

Gegen Abend die Frau Ministerin von * * eine Stunde bei mir. Durch sie hör' ich alles, was man in Potsdam und in gewissen Adelskreisen auf dem Lande denkt. Haß gegen den König, Verfluchung Hansemann's und Arnim-Strick's. Hoffnung auf den Prinzen von Preußen. Standesgefahrt in ungebeugtem Stolze, Festhaltenwollen alles Uebergewichts über das Volk. — Vom Fürsten Lichnowsky sprach sie doch schlecht, er habe in den Märztagen die zweideutigste Rolle gespielt, von ihm sei das Gerücht verbreitet worden, die Neufchateller Schützen seien zum Volk übergegangen, auf dem Schlosse habe er versichert, die Truppen wankten, sie würden abfallen u. s. w. Vom Könige erzählt sie mir, daß er noch seine Späße treibe, wie er sie als Kronprinz getrieben. Vor einigen Wochen kam die Hofdame Fräulein von der M. in Sanssouci von einem Spaziergange zurück und fand ihr Zimmer ganz in Unordnung, viele Möbeln umgeworfen, andre von ihrem Platze gerückt, Bücher und Papiere und allerlei kleines Geräth

umhergeſtreut. „Ah", ſagte ſie, „ich weiß ſchon, der König iſt hier geweſen." So war es.

Ich blieb zu Hauſe und las in Goethe's Briefen an Frau von Stein, deren erſter Band endlich erſchienen iſt. Bewegtes, ſtilles, unſchuldiges, reiches Leben! Aber die Briefe ſind diesmal nicht die Sache ſelbſt, nur das Fernglas, durch das man ſieht und nun die weite, prachtvolle, reiche Landſchaft erkennt. Wenn je, ſo muß man hier Gefühl und Verſtändniß mitbringen. Mir war ſo friſch, als läſe ich in heitrer Gegenwart das eigne Leben, und doch mit der Gewißheit des fernen Vergangenſeins, alle tief ſchwermüthig. —

Die Miniſter ſind wegen des Belagerungsſtandes von Köln hart angegriffen worden, beſonders von d'Eſter; ſie konnten nichts Haltbares erwiedern, ſie drehen ſich in Unſinn und Lügen herum.

Sonnabend, den 30. September 1848.

Vieles mit * * geſprochen. Die gefährliche Ausrede der Miniſter, ſie hätten wegen Abſchaffung der Todesſtrafe noch gezögert, weil ſie warteten, was in Frankfurt am Main beſchloſſen werden würde! — Was Preußen zu thun hätte in dieſer Kriſis. Aber alle ſtaatsbildenden Gedanken ſind in unſern letzten Königen erloſchen, wir bedürften des großen Kurfürſten, Friedrich's des Großen, ſelbſt die beiden Könige zwiſchen jenen könnten noch gelten. Der jetzige König hat nur romantiſche Ideen, ſonderbare, verderbliche, er wird nie mit dem Volke gehen. Da auch kein andrer Fürſt es thut, ſo halt' ich ſie alle für verloren. — Ich zeichne den politiſchen Gang vor, den man nehmen ſollte; man muß nur die Zielpunkte feſt im Auge halten, dann

erreicht man ſie. Heſſen-Kaſſel und Hannover müſſen unſer ſein, ſie ſind zu haben! Ein großartiges Mediatiſiren muß vor ſich gehen, durch das Volk, Preußen braucht nur zu leuchten, ſo wenden ſich alle Blicke zu ihm. Die Kaiſerkrone iſt ihm ſicher, ſobald es nur will. Nur immer großartig und friſch, das Uebrige findet ſich. Die Gegenſätze muß man nicht vermitteln und verſöhnen, man muß ſie behaupten als Gegenſätze, und beherrſchen. — Ja, ja! Sagen wir's dem Adler an der Schloßterraſſe, dem alten Fritz auf der Kunſtkammer, ſie hören's vielleicht; ein Lebender hört's gewiß nicht! — * * ging, etwas erſchüttert.

Der Wiener Hof verräth die Magyaren und richtet ſie zu Grunde. Oeſterreich hält zuſammen in ſeinem Heere; noch! —

In Goethe's Briefen geleſen, mit Erbauung und Erfriſchung. Die Welt freilich wird die kleinen Zettel ſchlecht vertragen; was aber verträgt ſie, was man ihr nicht mit ätzender Schärfe einreibt? —

Der preußiſche Staat iſt ſeit dreiunddreißig Jahren auf Warten geſtellt, er iſt unvollſtändig, hat klaffende Lücken auszufüllen, — jetzt könnte er zu dem kommen, was ihm gebührt, jetzt könnte er in thätiges Amt eintreten, — und er verſäumt's! Am Ende behält er nicht einmal ſein Wartegeld!

Sonntag, den 1. Oktober 1848.

Die deutſche Zentralgewalt, wie man ſie in Frankfurt eingerichtet hat, iſt nicht nur ein Unſinn, ſondern wird auch zum Gräuel. Dieſe Reichsminiſter, Leute wie Schmerling, Peuker, verfahren wie dumme Despoten, ſie häufen Schuld auf Schuld und werden ihr endlich ſelbſt erliegen.

Der Reichsverweſer iſt dabei ziemlich gleichgültig, er iſt nur der Knotenpunkt — würde Pfuel ſagen —, in welchem alle Regierungsränke und Kniffe zuſammenlaufen. —

Bei der in Charlottenburg ſtattgehabten Konfirmirung des Prinzen Friedrich Wilhelm hat die Mutter, Prinzeſſin von Preußen, beſonders viel und eifrig mit dem General von Wrangel ſich unterhalten und dabei auch etwas geweint; der König hat nur, ſo bemerkte man, mit den anweſenden Pfaffen geſprochen. —

Einiges geſchrieben, für die „Reform“ und für die „Nationalzeitung“. — Ausgegangen. Bei Kranzler Zeitungen durchgeſehen. Beſuch beim Miniſter von Canitz; über eine Stunde; vieles beſprochen. Von Metternich merkwürdige Züge. Canitz freut ſich des Einſchreitens der Zentralgewalt, ſieht willig jetzt ihr die preußiſchen Truppen untergeordnet, ſagt, daß uns die Kourage jetzt von Frankfurt poſtfrei zugeſandt wird, wünſcht, daß wir ſie gehörig gebrauchen, nicht gegen die Freiheit, nicht gegen die Volksrechte, aber gegen die Anarchie, die Auswüchſe der Freiheit, die Wühler! Er ſieht nicht, daß ohne dieſe Außenwerke der Freiheit ſie ſelbſt verloren iſt, daß dieſe Zuſtände die Folgen des vorigen Zuſtandes ſind, die Gewährleiſtungen des Künftigen! Er will zu viel mit Truppen machen, er hat kein Verſtändniß für das Volk! Schade! — Für Preußen wollen er und ich daſſelbe politiſche Ziel, aber auf entgegengeſetzten Wegen. „Die Menſchen verſtehen einander nicht“, ſagt Goethe. —

Nachmittags fuhr ich mit Ludmilla in den Friedrichshain, ich wollte die Märzgräber gern einmal ſehen. Zeichnungen hatten mir ein falſches Bild gegeben, ich fand alles ganz anders, als ich mir es vorgeſtellt. Der Anblick der erhöhten Gräber, in dichten Reihen ein Viereck bildend,

war freundlich; eine Fülle von Blumen und Kränzen zeugte von der eifrigsten Pflege, Kreuze, Grabsteine und Inschriften fehlten nicht. Die stärkste Wirkung machten die Grabstätten ohne Denkmal und Inschrift, durch eine bloße Nummer schlicht bezeichnet, unter denen die unbekannt gebliebenen Todten liegen, für die kein Name zu ermitteln war. — Die kolossale Büste Friedrich's des Großen nimmt sich nicht sonderlich aus. — Wir fuhren im schönsten Herbstabendsonnenschein zurück. —

Struve's Erschießung war voreilig gemeldet; er ist erst später nah der Schweizergränze verhaftet worden und erwartet sein Schicksal in Karlsruhe.

Montag, den 2. Oktober 1848.

Ich habe doch jetzt bisweilen die Stimmung, daß es ganz gut wäre, wenn ich mich zur Ruhe legte, die Empfindung, daß mein eigentliches Leben vorüber ist, daß ich nur ein Nachleben führe, ein Leben, nicht mehr der That, sondern der Betrachtung, und daß auch diese weiterhin nur abnehmen kann, geistig wie körperlich. Solche Stimmung und Empfindung hab' ich in meinen besten Momenten, wo ich mich am wenigsten getrübt und gehemmt finde, im Eindruck des goldensonnigen Herbsthimmels, der Goethischen Briefe, der reinsten, in sich befriedigten Geistesbetrachtung, in einem Elemente persönlicher Befriedigung, die mich angenehm müde macht. Regen hinwieder Trübnisse mich auf, bieten sich Kämpfe und Anstrengungen an, ist Tagesunlust zu überwinden, Widriges abzuweisen, dann will ich nichts von Ruhe wissen, dann will ich dem irdischen Leben auch irdisch angehören, dann will ich so weit ich noch kann meine Schuldigkeit thun.

Mit großer Innigkeit las ich weiter in den Briefen Goethe's an Frau von Stein; das Buch ist nicht für jedermann, die Leute werden stutzen und die Köpfe schütteln, und wohl gar meinen, solche Zettel hätten auch sie hunderte geschrieben und empfangen, es ist aber nicht wahr. Das Buch veranlaßte mich, die Gedichte Albrecht's von Haller hervorzusuchen, und ich las eine ganze Zeit darin, vieles wußt' ich noch auswendig; das gab dann wunderbare Gegensätze, zwischen Haller und Goethe ist die Kluft von mehr als einem Jahrhundert, und doch giebt es Brücken genug, die von dem Einen zum Andern führen.

Ich habe meine Jugend mit Litteratur nähren müssen, die großentheils älter war als meine damalige Zeit; nicht nur ruhte die Autorität der Empfehlung auf den ältern Büchern, sondern diese als abgesetzte waren auch leichter zugänglich, auf dem Trödel, in Versteigerungen, auf Rumpelkammern. So hab' ich mich gewaltig mit Haller, Gottsched, Rabener, Georg Friedrich Meier und Andern geplagt, und zehrte an vertrockneten Brotrinden, während die schönsten weißen Wecke frischgebacken mir im Bäckerladen unerreichbar dalagen. Es hat aber auch das sein Gutes gehabt.

Einiges geschrieben für die „Reform" und die „Nationalzeitung".

General * * kommt aus der Nationalversammlung und berichtet mir das Vorgefallene; das Ministerium, obwohl ungeschickt und schwankend, hat große Mehrheit. — Wichtiger Beschluß des Zentralausschusses in Frankfurt am Main, daß jedes deutsche Land seine eigne Verfassung haben soll; Folgen für Oesterreich, das wahrscheinlich ausscheidet, dann neue günstige Aussichten für Preußen; wird es sie benutzen? — Leider ist es zu bezweifeln. —

Der Baron von Stockmar war hier und iſt heute Mittag abgereiſt, der engliſch-koburgiſche Intrigant! Ob er ſich die Einwilligung geholt, daß er Reichsminiſter für die auswärtigen Angelegenheiten werden ſoll? Das wäre ein großes Unglück! Ich ſoll darüber nachdenken, wen man ſtatt ſeiner wählen könnte, aber nicht Canitz! Ich ſoll mit Pfuel ſprechen, Graf Schwerin wäre vorzuſchlagen, nur ja nicht Arnim-Strick, der in Paris als eine Art Kriegserklärung gelten würde, aber in Frankfurt immer drängt und lungert! Heilloſer Zuſtand! Früher hatte man von Frankfurt auch in ſolchem Falle gefragt, man gab hier keine Antwort, ſäumte, da wurde es Heckſcher, der für uns allerunglücklichſte! Soll es wieder ſo werden?! — Ich rede aber mit Pfuel nicht.

Langer Beſuch Abends vom Grafen von **. Er war geſtern in Potsdam. Aus ihm ſpricht die größte Erbitterung. Sein Zorn verletzt mich nicht ſo, wie die Lauheit von Andern, von ihm iſt nichts Andres zu erwarten.

Dienſtag, den 3. Oktober 1848.

Der Baron von Stockmar hatte hier den Auftrag von Seiten der Zentralgewalt, den König aufzufordern, alle ſeine diplomatiſchen Verhältniſſe in die des Reiches eingehen zu laſſen. Auf Nebenwegen, durch einen Günſtling, einen Intriganten wird dergleichen betrieben! Fürerſt iſt ablehnende Antwort ertheilt worden. — Das Reichsminiſterium hat hier angefragt, ob man nicht gern ſehen würde, daß durch die Zentralgewalt die Klubs und Volksverſammlungen beſchränkt, die Plakate ganz verboten würden? Nur allzu gern, hat man hier geantwortet! —

Pfuel ſitzt im Miniſterium — von 5 Uhr Nachmittags

bis Abends 10 Uhr ist gar nichts Seltenes. — Das Ministerium verbringt die meiste Zeit mit Nebensachen, die mit größter Weitläufigkeit ordnungslos verhandelt werden. — Jeder Minister hat noch persönliche Geheimnisse, Hintergedanken, kleine Ränke, die er den Kollegen vorenthält, woraus denn Mißtrauen und Zwietracht entsteht. Jetzt will das Ministerium die Abschaffung der Todesstrafe beim Könige dadurch erzwingen, daß es daraus eine Kabinetsfrage macht; einige Minister aber meinen, nur der Justizminister solle mit seinem Austritt drohen, wozu Kisker aber keine Lust hat.

Brief aus Königsberg vom Staatsminister von Sa... der wieder nach Ideen seufzt! Auf ihn ist nicht mehr rechnen. Rosenkranz brachte mir den Brief und sprach sehr klar über den würdigen Greis.

Mittwoch, den 4. Oktober 1848.

Noch im Bette bekam ich den Besuch * *'s. Er vertraute mir als noch tiefstes Geheimniß, daß Camphausen Reichsminister für die auswärtigen Angelegenheiten werden soll. Seine Ansichten über Preußens Verhältniß zu Deutschland. Seltsame Umstellung, ich werde mehr und mehr zurückhaltend für Preußen, * * mehr hingebend, vielleicht aus denselben Gründen. Soviel ist gewiß, daß Preußen sich mehr und mehr in Nachgiebigkeit verwickelt und bald ganz umstrickt sein wird; die Polizeistrenge, die bundestagsähnliche Handhabung der Reichsgewalt, die sogenannte „Kourage", die man von dort empfängt, gewinnt die Herzen der Regierenden. Nachher wird es anders kommen, und man wird wünschen wieder los zu sein! Die Demokratie hingegen will jetzt ein selbstständiges, ein vorherrschendes

Preußen, lehnt ſich an das preußiſche Volk und — wenn er will — an den König. (Aber er will nicht!) — Ganz im Sinn meiner Schrift. —

Es giebt noch Leute, die da meinen, Oeſterreich, auch das abgeſonderte, nicht deutſche, müſſe doch in Deutſchland den Vorrang behalten und auch die Reichsgewalt von ihm herſtammen. „Das heißt", erwiedere ich, „wir ſollen nicht einmal die Ehre haben, von der urſprünglichen Macht abzuhängen, ſondern von der abgeleiteten, anſtatt von dem Mutterſtaate, von der Kolonie!" —

Die Ermordung des Grafen von Lamberg auf der Peſter Brücke beſtätigt ſich. Die Magyaren büßen ſchrecklich für ihren Uebermuth und nehmen nun auch furchtbare Rache. So niederträchtig und ſchmachvoll iſt kaum jemals eine Nation von ihrer Regierung verrathen worden, als die Magyaren durch Oeſterreich! —

Ein Aufſtand in Ellwangen durch Rau iſt in ſich wieder aufgelöſt. Rau ſoll ein gutmüthiger, liebenswürdiger Menſch ſein.

Drei Tage Berathung in Wittenberg abſeiten der proteſtantiſchen Fanatiker und Jeſuiten, — Hengſtenberg, Bethmann-Holweg, Senfft-Pilſach, Göſchel, Stahl ꝛc. In jetziger Zeit weniger gefährlich, doch muß man auf Schelmenſtreiche gefaßt ſein und die Burſchen im Auge behalten. —

Briefchen von Humboldt, aus Potsdam; er hat ſich für K. verwendet, iſt ſelber bedroht, und arbeitet wohl, aber mit geringeren Kräften und trübem Gemüth. —

Aus Schleſien kommen Flüchtlinge hier an, unter andern der Baron von Stillfried, den die Bauern verjagt haben.

In Diderot geleſen, im Xenophon.

Donnerstag, den 5. Oktober 1848.

Ausgegangen, nach dem Leipziger Platz zu Staatsrath Rosenkranz, der mir die Urtheile Schön's über die neuen Minister mittheilt. Ich geb' ihm Aufschlüsse über Pfuel's Karakter, sehr zum Lobe des Menschen in ihm. Ueber die Schläfrigkeit der Geschäftsführung. Der König will die Amnestie für die Polen nicht geben, wenigstens Unterschiede festhalten, die Geistlichen und Edelleute anders behandeln als die Bürger und Bauern. Die Minister verlangen aus Posen Berichte von den Behörden, um auf diese gestützt dringender die Amnestie zu verlangen. Welche Umwege! — Der Zentralgewalt will man ein Reichsministerium aus lauter Preußen bilden, dann auch mit ihr gehen, natürlich um sie als Polizei zu benutzen! Man will vier bis fünf Heeresmassen in Deutschland aufstellen, als Knotenpunkte, aus denen man das Volk züchten kann! Also mehr Truppen! Wird nicht endlich das Geld fehlen? Noch haben die Regierungen dessen, das bethört sie. Wenn aber die Steuern nicht eingehen, was dann? — Sie bringen es auf's äußerste! —

Als ich nach Hause ging, begegnete mir General von Pfuel; er schrie mich gleich an, wollte mich nach Hause bringen, vorher aber sollt' ich noch mit ihm auf und ab gehen. Wir gingen dem Wilhelmsplatze zu, er sprach im Tone des tiefsten Schmerzes. Er kam eben aus der Nationalversammlung. „Es wird nicht lange dauern", sagte er, „und ich wollte, es wäre schon vorüber. Ich bin wie gehetzt. Die Stunde, wo ich in British Hotel mit Dönhoff esse, ist meine einzige Erholung, gleich nachher wieder Sitzung, alle Tage, bis in die Nacht hinein; ich kann niemanden sprechen, keine Depesche lesen, dann die Vorträge beim Könige, es ist zum Verzweifeln! Aber das Hauptübel ist

in Potsdam, der König will nicht, hemmt alles.“ Er bekannte, das ganze Ministerium sei von Haus aus unparlamentarisch, weil ganz außerhalb der Nationalversammlung gewählt, es stehe auf Wolken, es scheine nur eben erst etwas Zutrauen zu gewinnen, das aber von Potsdam her schnell wieder zerstört werde. Man versage dort die Amnestie für die Polen, die Abschaffung der Todesstrafe, und was man endlich zugestehe, komme so spät, daß es doch nur abgedrungen erscheine, man kein Verdienst dabei habe, keinen Dank. Ich rathe ihm, schleunigst Geschwornengerichte einsetzen zu lassen, der Justizminister solle Waldeck, Temme, Kirchmann und andre Juristen einladen, den Entwurf zu machen, in zwei Tagen könne er fertig sein; Pfuel möchte es wohl, blickt aber verzweifelt zum Himmel! Auch er ist jetzt hingetrieben zur Unterordnung unter Frankfurt! Auf seine Kollegen kann er sich wenig verlassen, sie bilden keine politische Einheit; er für seine Person will durchaus gesetzlich bleiben, fremde Dummheiten nicht vertreten, Gewaltsamkeiten nicht billigen. Beim Scheiden vor meiner Thüre sagte er mir schmerzlich bewegt: „Ich bin zwischen zwei Mühlsteinen, und der eine Mühlstein ist in Potsdam!“ Er that mir in der Seele leid. —

Nachmittags wurde auf dem Gendarmenmarkt in feierlichem Zuge, der vom Dönhofsplatze herkam, das neue Bürgerwehrgesetz — ein schwarzumflorter Eisel trug es zwischen den Ohren mit großer Inschrift — von Bürgerwehrmännern verbrannt. Konstabler zogen den kürzern. Das Horn ertönte. Reden auf der Treppe des Schauspielhauses. —

Nachricht, daß die Ungarn gesiegt haben; daß Freiligrath in Düsseldorf freigesprochen worden.

Freitag, den 6. Oktober 1848.

Die Konstabler, die gestern auf den Gendarmenmarkt rückten, um die Verbrennung des Bürgerwehrgesetzes zu hindern, wurden in die Flucht geschlagen, flohen hierhin und dorthin, ihr Major Heintz einer der eiligsten. Der Eselzug hatte schon auf dem Alexanderplatz begonnen. Die Sache ging ganz vom Volk aus. —

Ich muß doch anmerken, daß der General von * * mir neulich sagte, der König würde den Grafen von Arnim-Boytzenburg nie mehr zum Minister nehmen, er hasse denselben, seit dieser ihn verleitet, der sogenannten Breslauer Deputation, die nur eine zufällige Vereinigung von Unbevollmächtigten war, die Freiheiten scheffelweise zuzuwerfen, die „breiteste Grundlage" u. s. w. Natürlich reue das den König bitterlich, überhaupt sei nicht der 18. oder 19. März, sondern der 21. der unglücklichste Tag der preußischen Monarchie. (Vorher hatte die Aristokratie noch die größten Hoffnungen, der große Grundbesitz, die hohen Beamten, die Standesherren, dachten noch an ein adliches Oberhaus.)

Merkwürdiger Aufsatz in der „Reform", von Dr. Oppenheim; er will ein deutsches Demokraten-Parlament in Berlin. —

Abends beim Minister von Canitz; nur er und seine Schwägerin und Tochter. Er ist sehr erbittert, mehr als früher gegen alle Menschen, gegen die alten Minister und die neuen, gegen die Frömmler, die Kunstduseler, die Verfassungsgegner — von denen freilich sogar er selbst beschuldigt wird, durch Förderung des Vereinigten Landtags alles jetzige Unglück herbeigeführt zu haben —, gegen den Grafen von Arnim, gegen Bodelschwingh, gegen Auerswald und Pfuel, gegen unsre Nationalversammlung, gegen

den Reichsverweser ꝛc. Seltsam, wie fest man in ergriffenen Meinungen steht! Er will den Italiänern kein Recht zugestehen, frei und selbstständig zu sein, sie sind österreichische Unterthanen, sonst nichts; aber die Kroaten haben alles Recht, gegen die Ungarn aufzustehen! Er höhnt den ältern Willisen, daß er den Polen Freiheit gönnen wollte, und Willisen vergiebt ihm die Aufopferung von Krakau nicht. Er läßt niemanden gelten, aber auch niemand läßt ihn gelten, und es scheint, seine Rolle ist ausgespielt! Der Abend verging nicht nur leidlich, sondern angenehm. Wir hatten einige scharfe Erörterungen, aber aufrichtig, wahr, ohne Leidenschaft. —

Ueber die Beschlüsse der Nationalversammlung, wiefern sie gelten? Die Antwort ist sehr leicht, sofern sie mit dem Grunde und Triebe übereinstimmen, aus denen jene berufen worden, sonst nicht! Die Nationalversammlung darf keine Rückschritte machen; sie darf die Freiheit, aus der sie stammt, nicht mindern, nur mehren. Sie darf z. B. keine Staatsreligion aufstellen, keine neue Standesunterschiede schaffen, keine Volksrechte kränken. Sie ist eine Vertretung des Volks, keine Herrscherin!

Sonnabend, den 7. Oktober 1848.

Kräftige Maueranschläge über die Soldaten, Beispiele von reaktionairen Offizieren namhaft gemacht. —

In der Nationalversammlung wurde die Aufhebung des Jagdrechtes ohne Entschädigung beschlossen. —

Nachmittags ging ich allein aus, unter die Linden, wo ich eine gute Weile dem Volksgetreibe zusah. Soldaten lasen die Maueranschläge, gingen mit Bürgern spaziren, hörten in Gruppen zu, die sich um einzelne Sprecher

versammelt hatten. Es ging alles ruhig her, und sehr anständig; so verhielten sich auch zahlreiche Arbeiter, die auf den Bänken saßen, bei verwildertem Ansehen, ganz ehrbar, sogar höflich: kein rohes Wort hört' ich während des Spazierganges. Die augsburger „Allgemeine Zeitung" giebt von dem Aussehen unserer Stadt und besonders der Linden eine ganz falsche Schilderung. —

Trübe Aussichten. Der Minister des Innern, Eichmann, scheint den Vorschriften des Reichsministeriums eifrig zu gehorchen; die Unterdrückung der Freiheit wird versucht werden, aber nicht gelingen, nur wird der Versuch uns und jene viel kosten, und es ist für uns kein Trost, sondern nur ein Weh mehr, daß die Gegner zuletzt am schlimmsten fahren werden. Wir möchten den Kampf mindern und mit geringerem Siege zufrieden sein, jene zwingen uns den vollständigsten auf. Denn daß die Revolution am Ende siegt, wenn auch erst nach vielen Jahren, ist unwiderleglich gewiß, dafür bürgt die Weltgeschichte. —

In Frankfurt am Main benimmt die rechte Seite sich schändlich! In Wien übt das Ministerium an den Ungarn den treulosesten Verrath. In Paris herrscht der Säbel. In England werden die Chartisten verurtheilt. Von den Polen schweigt man, doch dauern in Posen die Quälereien fort. —

In Feßler gelesen, in Grote. —

Bakunin wird von Breslau weg und aus ganz Preußen verwiesen; wenn er wiederkehrt, soll er an Rußland ausgeliefert werden! Solche Drohung wagt man schon! —

General von Pfuel hat vertraulich gesagt, die reinste und vernünftigste Staatsform sei allerdings die Republik! Er selbst sei in abstracto ein Republikaner! —

Pfuel hat noch seinen alten Witz. Er wohnte der

Verfassungskommission in einer ihrer Sitzungen bei, schlummerte aber etwas ein; als er wieder aufwachte, wollte er wissen, was denn verhandelt werde? — Wir sind noch bei Abschaffung des Adels, hieß es. — „Der stirbt ja", versetzte Pfuel, „einen recht schweren Tod!"

Sonntag, den 8. Oktober 1848.

Besuch vom General *. Wir sprechen über die Lage der Sachen. Er ist gegen den Beschluß über die Jagd, gegen die Amnestie!! Ueber die Linke, wen ich davon kenne? Berends hat mich Einmal besucht, Waldeck wollte heute mich kennen lernen; dann kenn' ich noch Jung, den hab' ich besucht vor drei Monaten schon. Was die Linke wolle? Freiheit, nicht Umsturz, aber sie fühlt, daß überall schlechter Wille waltet, darum führt sie Krieg und muß ihn führen. Ein Ministerium der Linken, und zwar der äußersten, wäre das richtige! Selbst der König könne kein besseres finden, er bräche dem Gegner den äußersten Flügel ab und brächte ihn auf seine Seite. Drei Bedenken walteten, sagte *, daß ein solches Ministerium die noch 15 bis 20 Millionen, die vorräthig seien, nutzlos den Arbeitern spendete, die vorhandenen Waffen dem Volk austheilte, das Heer zerstörte — neu gebildet werden soll es aber —; wenn für diese drei Dinge Sicherheit gegeben würde, so könne ein Ministerium der Linken leicht möglich werden. Ich rathe, solche Bedingungen gar nicht auszusprechen, kein Mensch dächte an dergleichen, es sei eitle Furcht! Ich sage wiederholt, für alle Uebel gäbe es Rettung, so wie man sich in's Große werfe, Preußen an der Spitze in Deutschland würde das Meiste, über das man jetzt klagt, gar nicht mehr spüren. Ueberhaupt solle man den Tag nicht zu wichtig nehmen.

Man ſoll auf's Ganze ſehen, auf das was bleibt, nicht auf das was verdunſtet. Die Demokraten wollen hier zuſammenkommen, man laſſe ſie doch! Von den ärgſten Reden, die ſie halten, wird über's Jahr nichts mehr übrig ſein, aber übrig bleiben wird die Thatſache, daß Berlin die deutſche Hauptſtadt iſt. Er ſah das vollkommen ein.

Montag, den 9. Oktober 1848.

Beſuch von Dr. Mundt, er kommt aus der Nationalverſammlung, wo man einige Flickereien an dem Bürgerwehrgeſetz vornimmt und das Jagdgeſetz weiter verhandelt. Er ging aus Langerweile fort aus der Verſammlung. Bald kam auch Dr. Oppenheim, verwundert, daß wir noch nicht die Neuigkeiten aus Wien wußten; ein franzöſiſcher Kourier brachte ſie heute früh, und Arago kam ſelber mit ihnen zu Oppenheim: Blutiger Kampf in Wien, Sieg des Volkes, der Kriegsminiſter Latour gehängt, der Kaiſer geflohen, der Reichstag permanent und ſtellt ſeine Forderungen. Daneben Jellachich wieder geſchlagen. Die Truppen, die von Wien ihm zu Hülfe ſollten, wollten nicht; dies der Beginn des Kampfes. Wir beſprechen das Ereigniß. —

Ich ging aus, brachte das Extrablatt zu *, wo ich mit Grenier zuſammentraf, der von mir kam. Lamentation über Latour. Aber ſind die Tauſende, die der Verräther in den Tod ſchickte, für nichts zu rechnen? Und wie viele Hunderte armer Polen hat man grauſam mit Shrapnels zuſammenſchießen laſſen? Euer Mitleid hat nur Eine Schneide, auf der Rückſeite iſt es ſtumpf. Ich ſpeie auf ſolche Rührung, die dem Federhute gilt! —

Abends Beſuch von Weiher. Ueber die Ereigniſſe. Ich will in der letzten Wendung der Sachen in Wien nur erſt

einen Uebergang sehen, nichts Entscheidendes; morgen kann Jellachich dort sein, später andre Truppen, noch später die Russenmacht einschreiten. Wer weiß! Alles steht in Frage, ist wechselnd und schwankend. Aber die Wirkung ist dennoch ungeheuer, auch von der flüchtigen Erscheinung. —

Inzwischen bringen die Reichsminister in Frankfurt am Main einen schmachvollen Gesetzvorschlag zur Sicherung des Parlaments, mit schändlichen Strafen für jede Beleidigung eines Mitglieds, mit Unterdrückung aller Volksversammlungen binnen fünf Meilen in der Runde! Die Frankfurter sollten erklären, daß sie eine Versammlung, die sich so sichern muß, nicht mehr auf ihrem Gebiete haben wollen! Ob die Wiener Nachrichten den Reichsverweser und seine Minister nicht etwas scheu machen werden? — Canitz sagte neulich, es sei dem Erzherzog Johann nie zu verzeihen, daß er Oesterreich verlassen habe, da hätte seine Pflicht ihn festhalten müssen, allein er habe es wieder wie bei Wagram gemacht, seine Schuldigkeit nicht gethan. —

In Feßler gelesen, im Thukydides die Abschnitte über Harmodios und Aristogeiton, und des Kallistratos Hymne.

Dienstag, den 10. Oktober 1848.

Ein gewesener Offizier kam zu mir, klagte mir seine bittre Noth, daß er mit den Seinigen hungere; seine Papiere zeugten für ihn, noch mehr sein feines, gutmüthiges Wesen; aber einem Geheimen Rath und Träger des Ordens pour le mérite glaubte er zum Gehör sprechen zu müssen und dies dadurch am besten zu thun, daß er sich als eifrigen Reaktionair darstellte. Ich sagte ihm, er solle es gut sein lassen, und gab ihm, was ich irgend konnte, mit dem Beifügen, es geschähe nicht seiner politischen Gesinnungen wegen,

ſondern um ſeines Unglücks willen, das ohne Wahl der Parthei den Menſchen treffe. —

Beſuch beim Fürſten von Wittgenſtein, er iſt ſehr ſchwach und ſcheint wenig Gedächtniß mehr zu haben; er kann jeden Tag auslöſchen. Sein eigentliches Leben iſt mit dem des vorigen Königs zu Ende. Sein Alter war hart und traurig. —

Beſuch des Miniſters von Canitz; die Vorfälle in Wien regen ihn auf als ob es hieſige wären; er begreift den Gang der Geſchichte nicht mehr, das Leſen im Tacitus — er hat ihn vorgenommen — hilft ihm nichts, er ſieht alles aus falſchen Geſichtspunkten, wie Gentz will er immer nur Einzelne, Häupter und Leiter ſehen, nur mit dieſen zu thun haben, er verkennt das Leben der Maſſe, die Ideen, die ſich in ihr verkörpern. Immer kommt er auf Krakau, dieſe Geſchichte wurmt ihn, er möchte ſie durch alle mögliche Gründe wegvernünfteln und vermag es nicht. —

Ich blieb zu Hauſe, in guter heitrer Stimmung; wenn ich die untergeordneten und durch ihre Geringheit ſelbſt böſen und falſchen Leute meide, erſpar' ich mir viel Aerger; wenn mich die Gemeinheit, mit der umzugehen ſchon ein Opfer für mich iſt, nicht aufreizt und empört, ſo fühl' ich mich mild und ohne Haß, kann vieles mir Widrige entſchuldigen, bedauern; auch die Aeußerungen, denen der Zufall mich ausſetzt, laſſen mich gleichgültig; bei jenen Leuten nur werd' ich aufgebracht, eigentlich über mich ſelbſt, daß ich mich in ihre Gemeinſchaft begebe, denn es iſt wirklich ein Hinabſteigen; die rechten Ariſtokraten ſind ſie doch nicht, mit denen werd' ich ganz gut fertig, ſobald ſie nur wirklich die rechten ſind, nicht die Nachzügler-Sorte, die noch nichts iſt, ſondern gern etwas werden möchte. —

Ludmilla war bei Neander's. Mit ſeinen Augen geht es Gottlob beſſer, auch der Schweſter Befinden iſt gut; ſie

waren grade am 18. September in Frankfurt am Main von Soden angekommen, die Droſchke, worin ihr Gepäck gefahren wurde, diente nebſt dieſem zu den Barrikaden! Doch bekamen ſie's unverſehrt wieder. —

Mittwoch, den 11. Oktober 1848.

Beſuch von Weiher. Dieſer Mann zeigt ſich in dieſer Zeit von beſter Seite, treu der Geſinnung, die er eine Weile während er am Hof lebte zu verläugnen ſchien, eifrig in ſeinem nächſten Kreiſe, ohne Selbſtſucht und Eigennutz. Wir ſprechen über hieſige Verwicklungen und über die Ereigniſſe in Wien. —

Armſelige Polen-Amneſtie, theilweiſe! Eine Jämmerlichkeit.

Ausgegangen. Bei Kranzler Zeitungen geleſen. Auf dem Gendarmenmarkt mit Verkäufern geſprochen. Hr. Profeſſor Dirichlet ging eine gute Strecke mit mir, langes Geſpräch mit ihm. — Dann bei Wittgenſtein eine Stunde, ich fand ihn um vieles beſſer, er ſitzt im Lehnſtuhl, ſteht auf und geht umher. Auch ſein Gedächtniß war friſcher. Sonſt lehnt er alle Politik entſchieden ab, mit mir ſprach er nichts als Politik, und mit ungewöhnlicher Offenheit. Der arme König, ſagte er, folge ſchlechtem Rath; ob denn Adolph von Willſen nicht helfen könne? Der habe doch ſonſt des Königs Ohr und ſeine Stimme dringe durch! Achſelzucken über Leopold von Gerlach, Radowitz und Camphauſen. Er billigt ſehr, daß ich mich auf keinen Miniſterpoſten eingelaſſen. Den Reichsverweſer kennt er ſehr gut, ſechs Jahre hat er jeden Sommer in Gaſtein ſeinen Platz am Mittagstiſche — „Ein rechter Hundefraß, doch das iſt eine Sache für ſich“ — neben ihm gehabt, auch die Frau und der

Graf von Meran aßen mit; der Erzherzog iſt liebenswürdig und geſcheidt, aber ſchwerlich ein Staatsmann, dazu der Schmeichelei überaus zugänglich und herrſchſüchtig! Er hätte in Wien bleiben ſollen; was er wohl jetzt zu den öſterreichiſchen Geſchichten ſage? Dort ſoll er helfen, aber nicht Preußen mediatiſiren, „ja, es iſt doch wahr, unſer König iſt mediatiſirt, ganz mediatiſirt, und läßt ſich's gefallen!“ Zuletzt ſprach der Fürſt noch ſehr klug über ſich ſelbſt; ſeine Krankheit und ſein Alter ſeien ihm ein Schutz geweſen, nicht in Verwicklungen zu kommen, die er ſonſt nicht hätte vermeiden können; er habe ſeit acht Monaten hart gelitten, aber wenn dies ihn vor jenem Uebel bewahrt habe, ſo wolle er zufrieden ſein. Er habe die achte Zeit ſeines Lebens in Wohlſtand, Anſehn und Einfluß zugebracht, er ſehe nicht ein, warum er nicht auch eine Zeitlang — wenn er noch länger lebe — auch in Unbedeutenheit und Bedrängniß leben könne? Er ſei übrigens von Natur ſehr gelaſſen, beſonders bei Sachen, die er nicht ändern könne. —

Der „Staatsanzeiger“ bringt den Beſchluß der Frankfurter Nationalverſammlung, der das infame Geſetz zu ihrer Sicherheit mit unbedeutenden Aenderungen annimmt. Was wird dieſe Infamie für Folgen haben? Das preußiſche Miniſterium wird alles gehorſam annehmen und ausführen, dadurch den Staat als völlig mediatiſirt darlegen, und dem Könige, der die Preußen dem brutalen Buchſtaben fremder Gewaltherrſchaft überläßt, das letzte Anſehn rauben. Welche Infamie, in der Zeit grade, wo man ſich ſchändlich und ehrlos aufgeführt, ſich ſelbſt außer allem Tadel ſetzen zu wollen! Der eben geſtohlen hat, erklärt den für einen Dieb, der ihn ſo nennt. Pfui, Reichsverweſer, Reichsminiſter, Pfui „edler“ Gagern, ihr ſeid jetzt keinen Pfiffer-

ling mehr werth, und weh euch, wenn euch die Volksrache trifft! Ich halte jetzt einen Sturm auf Frankfurt am ersten für möglich. —

Die Gewaltsmenschen wußten noch nichts von Wien! — Umwandlung der Kadettenhäuser! Gering und dürftig. — Aus Wien nur Gerüchte, nichts Erhebliches. —

In Feßler gelesen, in Schneller, Französisches, Griechisches. —

Donnerstag, den 12. October 1848.

Der Minister Camphausen von Frankfurt am Main hier angekommen. Da werden schöne Reichsverwesereien getrieben werden! Wir stecken in lauter Ränken und Schlichen! —

Besuch bei Dr. Oppenheim. Er sagt mir, daß der Entwurf gegen die Preß- und Redefreiheit schon in der Fach-Kommission der Nationalversammlung mit großer Mehrheit verworfen sei. —

Die Nationalversammlung hat mit großer Mehrheit das „Von Gottes Gnaden" abgeschafft! Der König giebt in der Sache der Abschaffung der Todesstrafe den Grundsatz zu, behält sich aber Veränderungen in der Fassung vor, das heißt der Entwurf soll nochmals verhandelt werden. Lauter Kleinliches und Halbes! — Die Linke ist schon ganz zufrieden mit Pfuel, er giebt in der Hauptsache nach. —

Nachmittags kam Bettina von Arnim wieder. Gespräch über Wien, über die Lage des Königs. Nichts zu thun! —

Abends kam Hr. von *, der wegen der Bülow-Kummerow'schen Agitation hier ist. Anderthalbstündiges Gespräch, ohne Zank, vertraulich. Er theilt mir mehrere wichtige Sachen seiner Parthei mit; der König soll fort, der Prinz von Preußen an dessen Stelle! Der Minister

von Bonin muß die Hanſemann'ſchen Sachen wider Willen fortſetzen, ſonſt käme es zum Bauernaufſtand. Anekdote: Ehe der König Camphauſen und Hanſemann rufen ließ, wollte er ein Miniſterium durch Alvensleben und Vincke bilden laſſen; jener war willig, ſagte aber, Eine Bedingung müſſe er machen, daß der König vorher abdanke, denn mit ihm ging' es nicht mehr. Der König fuhr heftig empor: „Wie können Sie mir ſo was ſagen!“ —

Bei Gerresheim war eine Volksverſammlung, in der Dr. Laſſalle darauf antrug, die Rechte der Frankfurter Verſammlung für Volksverräther zu erklären, die Linke abzurufen. Das iſt Antwort dem Erzherzog Johann! —

Jellachich ſteht eine Stunde von Wien!! Die Wiener greifen zur Wehr!

Zum 12. Oktober 1848.

Die Revolution von 1789 begann mit freudiger Begeiſterung, entwickelte ſich in Gerechtigkeit und Großmuth. Bald aber wußten ihre offenbaren und geheimen Feinde, die Reaktionaire im Innern und die auswärtigen Höfe, ſie durch tückiſche, nie ruhende Angriffe zu ſtärkerer Kraftäußerung, zur verzweifelten Nothwehr zu zwingen. Die Revolution wurde durch ihre Feinde in Maßregeln der Schärfe und des Schreckens getrieben, das Blut floß in Strömen, auf Richtplätzen, auf Schlachtfeldern. Die Revolution mußte blutig werden, ſie wollte es nicht; ſie mußte erobern, was ſie auch nicht wollte, ſie mußte es, denn man ließ ihr keine Ruhe, ſie mußte ſich wehren.

Sehen wir doch denſelben Gang der Dinge in Deutſchland! Traurig, aber es iſt ſo! Unſre Revolution begann mit Mäßigung und Großmuth, die am 18. und 19. März

vom Volk Besiegten durften ruhig abziehen, keinem auch noch so verhaßten Menschen wurde nach dem Siege ein Haar gekrümmt, keinerlei Rache gesucht. Doch diese Großmuth ist der Revolution übel vergolten worden. Ein unfähiges Ministerium nach dem andern hat an den Volksrechten gebröckelt, gerissen, Ein treuloser Anschlag nach dem andern die Freiheit zur Täuschung zu machen gesucht. Noch heute steht Alles in Frage, nichts ist sicher, nichts verbürgt, die verrätherischen Angriffe zeigen sich von allen Seiten. Die Emigration in Koblenz, der Vertrag von Pillnitz, waren der französischen Nation nicht feindlicher, als es uns die Treulosen sind, die sich in Frankfurt eingenistet haben. Diese deutschthümelnden Großmäuler, welche sich aufsperrten, um Völker zu fressen, aber nur ihren vergifteten Pesthauch ausdampfen, sie sind schuld an dem elenden Zustand, in den das deutsche Vaterland gefallen ist. Sie sind schuld, daß die Sache der Freiheit entartet, sie sind schuld an allen Gräueln, die wir leiden; sie allein durch ihre Gleißnerei, ihre falschen Begierden, ihre Selbstsucht und Feigheit. Sie treiben das Land zur Nothwehr, denn es sieht seine Ehre in einem schmachvollen Waffenstillstand verrathen, seine Freiheit unsichern Händen anvertraut, ja mit Frechheit verkümmert, zertreten. Die Frevel, welche durch jener Leute Unfähigkeit und Verrath hervorgezwungen sind, durch ihren Hohn und Uebermuth, wollen sie dem Volke, der Freiheit zur Last legen, und ohne Scheu sprechen sie schon deren Unterdrückung aus. Schon ist überall in Deutschland rohe Gewalt im Schwunge, überall Blut geflossen. Die wahren Urheber dieser Blut- und Mordszenen sind diejenigen, die unsre Freiheit antasten, unsre Volksrechte verkümmern. Die Feinde der Revolution dringen ihr die Wehr auf, die sie vermeiden möchte!

Das Volksgefühl läßt ſich nicht irren, es weiß, woher das Unheil kommt; ihm und dem Richterſtuhl der Geſchichte iſt kein Sündenbock vorzuſchieben! —

Aus Frankfurt am Main ſchreibt man, der Entwurf eines Geſetzes, betreffend den Schutz des Parlaments und der Beamten der Zentralgewalt, welcher Entwurf nicht nur das ganze Frankfurter Gebiet, ſondern auch die nächſten Länderſtrecken des unverlierbaren Rechtes der Volksverſammlungen im Freien gewaltſam berauben will, macht auf alle Deutſchgeſinnten einen ſo widrigen Eindruck, daß man darauf antragen wolle, ein Parlament, das ſolcher drakoniſchen Geſetze zu ſeiner Sicherheit bedarf, vom frankfurtiſchen Gebiete weggehen zu heißen. Seine Anweſenheit wird durch jene Maßregel für jeden Ort, den ſie trifft, eine Kalamität. Mag es ſehen, wo es ſonſt ein Unterkommen findet. Am beſten thäte es, ſich in der Luft irgendwo anzubauen, Ariſtophanes könnte die Riſſe zu der neuen Stadt liefern. –

Was wir im Deutſchen für ſchöne Ausdrücke haben! Volksvertretung, Volksvertretung in Berlin, in Frankfurt am Main; ja wohl Vertretung, und das Volk und die Freiheit fühlen die Tritte. Reichsverweſung, ja ja, Verweſung des Reichs; wir ſind glücklich in Ausdrücken, die Sache kann nicht wahrer bezeichnet werden.

Freitag, den 13. Oktober 1848.

Geſtern vertraute mir noch Hr. von K., von den hieſigen Truppen ſeien die Huſaren und das vierundzwanzigſte Fußregiment größtentheils von dem Volke gewonnen, wenigſtens auf ſie für die Regierung gar nicht mehr zu rechnen. Ich wollte zweifeln, er aber beſtätigte mir es nachdrücklich!

— Daß in Wien so viele Truppen, erst Grenadiere, dann auch von den Fußregimentern und selbst Kürassiere zu dem Volk übergegangen, bestürzt hier die Leute am meisten. Man weiß hier gar nicht mehr, wie man die Truppen behandeln soll, Nachgeben und Schmeicheln lockern die Zucht und Strenge ruft Widersetzlichkeit hervor. —

Held dringt mit seinem Anhange in alle Klubs ein und sucht sie zu stören. Um zu wirken, muß er fortwährend die Maske der Volkssache tragen und daher demagogisch reden und schreiben; indem er dem Hofe dient, nutzt er doch der Demokratie. —

Nachrichten aus Wien, keine entscheidende Vorfälle. — Pfuel in der Nationalversammlung über den Belagerungsstand von Posen, verspricht in acht Tagen Auskunft! — Umlaufschreiben Risker's an die Staatsanwalte, Verbrechen zur Strafe zu bringen gegen das freie Wort und die freie Presse. Kleinliche, elende Maßregeln! Auch das Gesetz zur Sicherheit der Frankfurter Nationalversammlung ist jetzt vom Reichsverweser förmlich veröffentlicht, eine Schande und Schmach der Deutschen! — Die alte Zeit will zerschlagen sein, sie drängt sich zum Beil heran. —

Bei * sah ich Hrn. Albert Brisban, den Nordamerikaner, eben hier angekommen! Er erwartet und hofft eine völlige Umbildung des Gesellschaftszustandes, meint aber, daß noch jahrelange Verwirrung und namenloses Elend den Weg dazu bahnen müsse. Ueber Frankreich, England, die Vereinigten Staaten, Fourier, die Saint-Simenisten ꝛc. —

Die Zeitungen bringen auch Abends noch nichts Entscheidendes von Wien. —

Es ist merkwürdig, daß weder in Frankreich, noch in Deutschland, noch in Italien der Umschwung der Dinge

sogleich, wie sich hoffen ließ, zu neuer, fester Freiheitsform führt. Bei uns in Deutschland und in Italien ist die Unvollkommenheit des Umschwunges schuld an seiner Unfruchtbarkeit, in Frankreich scheint der Umschwung zwar vollkommen, aber es ist nur Schein; aber auch dort ist die Reaktion vorherrschend in allen Lebenseinrichtungen und Verhältnissen, auch dort ist das Alte in seinen Wirkungen übermächtig. Die politische Revolution ist nur das Außenwerk, eine gesellschaftliche muß im Innern vorgehen. Dazu gehört lange Zeit, und die Bewegung wird noch oft hin und her schwanken.

In der ersten französischen Revolution versuchte man das Alte gewaltsam auszuscheiden; es kam sachte wieder. In der neuesten versucht man das Neue gewaltsam auszuscheiden, die Proletarier gehen in die Verbannung, statt des Adels nach Koblenz; aber sie sitzen noch zahlreich fest, und die Verbannten werden auch wiederkehren!

Sonnabend, den 14. Oktober 1848.

Ich versuchte allerlei zu thun, konnte aber nichts lange fortsetzen. Körperliches Unbehagen und Spannung des Gemüthes ließen mich nicht zur Ruhe kommen. Die neuern Nachrichten aus Wien sind nur immer trüber, bedenklicher. Jellachich und Auersberg sind vereint und können die Stadt jeden Augenblick in Brand schießen; es heißt sogar, es geschehe schon! Der Kaiser ist in Brünn, beharrt in seiner Weigerung, und von allen Seiten marschiren Truppen gegen Wien. Ob das Volk sie halten kann, wer weiß es? Vielleicht ist jetzt schon der Schlag geschehen, das Volk zerschmettert, der Reichstag versprengt, die Reaktion im vollen Gange, sie wird es an blutiger Rache nicht

fehlen lassen. Die verblendeten Tschechen, vor nicht langer Zeit den Kanonen von Windischgrätz erlegen, halten es jetzt mit ihm und seiner Parthei. Die Magyaren säumen zu kommen, ihr Sieg ist das Unglück von Wien!

Ist Wien gefallen, so haben wir hier schöne Dinge zu erwarten! Die Reaktion lauert nur auf den Anlaß; sie wird hier noch grausamer sein und auch gegen den König andringen.

Aber, ist Wien gefallen, dann wehe dem Hause Lothringen! Dann kann es mit Oesterreich völlig aus sein! Und der Fall von Berlin wird das Unglück der Hohenzollern, dann bricht der preußische Staat! —

Die „Zeitungshalle" räth neue Urwahlen an, für Berlin und für Frankfurt, beide Nationalversammlungen verunreinen ihren Beruf, verrathen das Volk. Die Anmaßungen der Reichsgewalt sind empörend, es ist Frechheit und Hohn dabei. Nein, solches Deutschland erkenn' ich nicht an!

Sonntag, den 15. Oktober 1848.

Noch nichts Entschiedenes aus Wien. Unterhandlungen, zweideutige, das Volk wird durch Hinhalten abgemüdet, die feindliche Kriegsmacht aber wird verstärkt. Sonderbar stehen die Sachen; siegt die Hofparthei, bezwingt sie den Volksaufstand, legt sie Wien in Trümmern, so fällt das Kaiserhaus um so gewisser; giebt sie nach oder wird besiegt, so ist für dieses noch Hoffnung.

Ausgegangen. Unter den Linden alles voll Menschen, die von den Zelten zurückkamen, wo schon um 9 Uhr Volksversammlung war. Man sagte mir, die Wiener Sachen und die Bürgerwehr seien besprochen worden, von Ottenfoser, Hexamer ꝛc.

Der „Staatsanzeiger" bringt Nachrichten aus Wien, aus denen sich keine Klarheit ergiebt. Seltsam ist es, daß Auersberg den Schwarzenbergischen Garten und das Belvedere mit allen Truppen verlassen hat, und zwar sehr eilig; doch ist er nicht weit gezogen, nur bis Inzersdorf; ob er den Angriff der Wiener fürchtete, oder das Anrücken der Magyaren? Reichstag, Bürger und Volk, sehr muthig. —

Der König wurde beim Ein- und Ausgange des Domes vom Volke mit eifrigem Lebehoch begrüßt. Es ist darin die aufrichtige Gesinnung, die ihm wohlwill, im Gegensatze des Prinzen von Preußen und der Reaktionaire, die wider den König sind. — In Bellevue hat der König zu dem Hrn. Rimpler und den Abgeordneten der Bürgerwehr gesagt: „Vergessen Sie nicht, daß ich es bin, der Ihnen die Waffen gegeben hat; ich hoffe, daß mein Volk so treu als tapfer sein wird." Nicht sonderlich geschickt, und nach dem Spruch an Gagern in Köln gemodelt. Soll darin vielleicht auch eine Anspielung sein auf die Umtriebe, welche die Reaktion angezettelt und auch gegen den König richtet? Sehr zu bezweifeln, der König weiß diese Dinge schwerlich in ganzem Umfang, oder glaubt sie nicht. — Abends viel Schießen in den Straßen; keine Beleuchtung.

Montag, den 16. Oktober 1848.

Die Nachrichten aus Wien lauten bedenklicher als je; Auersberg ist zwar abgezogen, aber steht mit Jellachich vereint, und Windischgrätz wird mit Truppen erwartet. Wenn die Truppen nicht abfallen oder auseinandergehen, so steht es mit den Wienern schlimm. Hier stockt alles

Eigne in Erwartung der dortigen Wendung; Hof und Volk fühlen, daß ihre Sache dort schwebt.

Zu den Abgeordneten der Nationalversammlung hat der König gestern gesagt: „Danken Sie Gott, daß Sie noch einen König haben, und daß er noch stark von Gottes Gnaden ist, werd' ich Ihnen zeigen!" Die Abgeordneten der Bürgerwehr murrten, als er ihnen sagte, daß sie die Waffen von ihm hätten, und eine Stimme soll laut gesagt haben, sie hätten die Waffen nicht von ihm! Auch hat der König geäußert, er sei ein Hohenzollern, das solle man nicht vergessen. Man scherzte sogleich, auch der eben verjagte Fürst von Sigmaringen sei ein Hohenzollern, und zwar von der ältern Linie. Kurz, der gestrige Tag brachte nichts Gutes!

Gräfin von Ahlefeldt gesprochen, die aus Holstein zurückgekommen ist.

Bettina von Arnim kam. Was vom Könige noch zu hoffen sei? Nichts. Was für ihn noch zu fürchten sei? Alles. Der Prinz Adalbert war bei Bettinen, um Abschied zu nehmen, er geht nach Frankfurt am Main, in der Sache der deutschen Flotte!

Besuch von Hrn. Wehl. Der Generalmarsch für die Bürgerwehr wird geschlagen, auf dem Köpnicker Felde soll es zwischen Arbeitern und Bürgerwehr schon zu blutigem Kampfe gekommen sein. Unter den Linden hatte man mehrere Leichen getödteter Arbeiter vorbeigetragen. Die Bürger scheinen voreilig die Schußwaffe gebraucht zu haben. Seit 2 Uhr Nachmittags dauerte der Kampf, um 3 Uhr ging hier die Trommel, die Bürger griffen hurtig zu den Waffen.

Nach 5 Uhr ging ich aus, überall war zahlreiche Bürgerwehr aufgestellt. Auf der Hauptwache sprach ich Hrn. Hirschfeld, am Schlosse den Geh. Kommerzienrath Beer.

Zu Hause fand ich Hrn. Wehl und Hrn. Gottschall; dieser kommt von Breslau und eilt nach Hamburg, wo sein „Jastram und Snitger“ gegeben wird.

Den Abend nach dem Thee lange Zeit in meinen Zimmern umhergegangen, unter den größten Erwägungen. Wunderbar sind die Wege, durch welche die Geschichte geht. Wir Deutschen müssen durch eine harte Schule jetzt, eine Schule jedoch nur ist es! Wir sollen Volksthum erst lernen, denn wir wissen es noch nicht. Was in Wien jetzt vorgeht, die Verwirrung, die der Reichsverweser anrichtet, alles wirkt dahin, die Hindernisse unsrer Volksentwicklung fortzuschaffen, die kleinen Staaten, den Glauben an das Königthum ꝛc. Ich hätte die Schule milder gewünscht.

Dienstag, den 17. Oktober 1848.

Die „Reform“ spricht heute mit erstaunenswürdiger Kühnheit, mit Drohungen gegen die Reichsgewalt und gegen die Fürstenmacht in Oesterreich und Preußen, mit entschiedener Aufforderung zum Handeln, sobald der Reichsverweser Preußen oder andre Truppen gegen die Wiener senden wollte. Der Artikel ist voll Einsicht und Feuer.

„Und wenn sie in Ungarn und Oesterreich die Republik verkünden, wenn sie in Preußen vielleicht dasselbe thun, werden dann die Russen nicht einschreiten?“ — Das glaub' ich selbst, und darauf scheint es mir auch abgesehen, eine so große Masse europäischer Völker kann und soll nicht aus dem Spiele bleiben, das wäre unnatürlich, auch für sie wird eine neue Entwicklung bereitet. Die Geschichte arbeitet immer im Großen. Ich habe bei unsren neuesten Ereignissen keinen Augenblick die Polen und Russen ver-

geſſen, obgleich ſie eben jetzt pauſiren. Auch die Engländer vergeſſ' ich nicht; ſie werden auftreten, wenn man's am wenigſten erwartet. — Einſtweilen liegt Deutſchland tief im Argen. —

Beſuch von Weiher. In Schleſien großer Hang nach Oeſterreich; in Böhmen und Mähren ſind alle Robotten ſchon abgeſchafft, in Schleſien noch nicht. — Den Grafen von ** geſprochen, der auf einen Tag hier iſt. „Das iſt recht, die Bürgerwehr muß Schaden leiden, damit ſie ſich mit dem Militair gegen den Pöbel vereinigt und der zuſammengeſchmiſſen wird!" Und wenn ſie ſich nun mit dem Pöbel verbrüdert? — „Dann ſind wir Alle verloren. Dann können wir nur auf die Ruſſen hoffen. Ja, wenn nur erſt die Knute da iſt, wie wollen wir uns freuen!" Sachte, ſachte! Wer weiß! —

Bei Kranzler Zeitungen durchgeſehen. — Als ich in ſtrömendem Regen nach Hauſe ging, waren die Arbeiter mit zehn bis zwölf Fahnen auf der Treppe des Schauſpielhauſes und wollten ihre Klagen bei der Nationalverſammlung anbringen. Der Abgeordnete Waldeck und Andre verſprachen ihnen Genugthuung und beruhigten die Menge.

Geſtern war es drauf und dran, daß Militair gegen die Arbeiter beordert worden wäre. Es wurde noch zur rechten Zeit verhindert. Die Demokraten boten alles auf, die Bürger und Arbeiter aufzuklären, daß die Reaktion ihren Zwieſpalt wünſche, daß ſie aber verbrüdert ſein müßten. Die Demokraten boten ſich zu Leitern und Rathgebern an; die Bürgerwehr ſoll ihre ſchlechtgeſinnten Führer abſchaffen; das Volk auf ſeiner Hut ſein. Die Leichen in's Schloß gebracht, unter geiſtlichem Geſange. — Die Konſtabler unerwartet mit Schießgewehr bewaffnet. — Manche Leute behaupten, das Militair würde ſich mit den

Arbeitern und dem größern Theile der Bürger vereinigt haben. — Ein Schlossermeister in meiner Nähe rief gestern einem Offizier der Bürgerwehr, der ihn aufforderte, eiligst zu kommen, mit Heftigkeit entgegen: „Was? Gegen die Arbeiter, ich bin selbst einer, und will mich nicht gegen sie brauchen lassen!“ Der Offizier versetzte: „So ist es ja nicht gemeint, wir wollen ja mit ihnen uns verbrüdern!“ „Das ist was anders“, sagte jener, „da komm' ich gleich.“

Pfuel hat vor mehreren Tagen dem Könige gesagt, derselbe betrete einen Boden, wohin er ihm nicht folgen könne, er müsse um seine Entlassung bitten. Da lenkte der König gleich freundlich ein. Pfuel sagt, es sei furchtbar, was man mit dem Könige ausstehe!

Gräßliches Schimpfen von Offizieren gegen den König.

Mittwoch, den 18. Oktober 1848.

Etwas geschrieben, ohne rechte Stimmung, die Lage der Dinge in Wien hält mich in großer Schwebe, dort wird unsre Sache mitentschieden. Die Einmischung der Russen steht auf's neue in Frage, wenn Ungarn republikanisch wird.

Die Nationalversammlung ist über die Arbeiter-Petition, welche Waldeck und Berends unterstützten, zur Tagesordnung übergegangen.

Schändlicher Bericht des Polizeipräsidenten von Bardeleben, ganz gegen die Wahrheit zum Nachtheil der Arbeiter. Altes Behördenthum!

Pfuel ist in großer Aufregung, er versichert mit Thränen in den Augen, daß das Ministerium es redlich meine, und will auch für Bonin und Eichmann bürgen; die aber sind bestimmt wider ihn und ganz reaktionär, sie machen sich

über ihn lustig, und machen ihm weiß, was ihnen gut dünkt. Pfuel klagt bitterlich über den König, der nicht zu leiten sei und immer von der Richtung abspringt, über die man sich mit ihm verständigt habe.

Man rechnet, daß in Berlin über 50,000 Arbeiter sind.

Graf von Breßler, verhaftet wegen Austheilung von Geld an Arbeiter, die er zum Barrikadenbau aufhezte, ist gleich wieder freigegeben worden!

Donnerstag, den 19. Oktober 1848.

Der Magistrat und die Stadtverordneten nicht besser wie die Nationalversammlung bei Gelegenheit der Frage über die Leichenbestattung.

Und nichts Erhebliches aus Wien! Immer dieselbe Spannung! Doch scheinen die Ungarn jetzt endlich zu kommen. — Die Tschechen in Prag lassen es die Deutschen jetzt entgelten, daß diese früher sie beleidigen und unterdrücken wollten; sie verzeihen eher dem Windischgrätz, als den Frankfurter Deutschthümlern. Beklagenswerth!

Freitag, den 20. Oktober 1848.

Geschrieben, für den Druck. Dann kam Geh. Rath Rosenkranz und besprach mit mir die Lage der Sachen; hat gute Meinung und regen Geist. — Der Minister von Bonin hat sich versteckt, um die Abgeordneten der Arbeiter nicht zu empfangen; es hieß, er sei verreist! Schwarze Gespenster, die Arbeiter wollten ein Blutbad anrichten!! Der Minister Eichmann tückisch und hinterlistig. — Und dieses Ministerium grade ist das nachgiebigste! — Dr. Goldstücker kam und wir sprachen von Schön;

wenn er kommt, so soll er sich zur Linken setzen, sag' ich, zur äußersten Linken, da kommt er zur Geltung.

Auf dem Opernplatze große Vorbereitung zum Leichenzuge der am 16. im Kampfe Gefallenen, die Gewerke mit ihren Fahnen ꝛc. Dr. Spiker sagt hartherzig, daß er keinen dieser Leute bedaure! Unter den zehn Todten ist ein Maurer, der getroffen wurde, als er ruhig beim Essen saß; ein junger Mensch fiel in der Bude, wo er seine Waare feil bot, also zwei gewiß Unschuldige!

Sonnabend, den 21. Oktober 1848.

Ich ging trotz des Regens aus, sah mir auf dem Gendarmenmarkte den Volksverkehr an. Ich war wiederum sehr erstaunt über die zunehmende Bildung und Sittigkeit der untern Klassen, ich hörte kein schlechtes Wort, aber manches gute; auch erlauschte ich einige politische Aeußerungen, die sich auf die Nationalversammlung und ihre Behandlung der Arbeitersache bezogen, sie waren guten Sinnes, voll geduldigen Vertrauens und nicht übertriebener Erwartungen. Was vernahm ich dagegen in diesen Tagen, theils unmittelbar, theils mittelbar, für rohe, brutale Ausdrücke aus vornehmen Kreisen, unbarmherzige schändliche Wünsche, gemeine, schlechte Denkart! Wahrlich, die Bildung schwindet oben sichtbar ein, oder vielmehr der Firniß, der sie vorstellte, und darunter sind die nichtswürdigsten, rohsten Gesinnungen, die häßlichste Selbstsucht. Nächst den Vornehmen sind die Gelehrten am meisten mit von dieser Art, mancher berühmte und gelehrte Professor zeigt eine Denk- und Sinnesweise, braucht Ausdrücke, die man jetzt von keinem Karrenschieber und Gassenkehrer mehr

hört. Hr. *, Hr. †, Hr. — und Andre sind in dieser Weise völlig Pöbel.

L. war in der Nationalversammlung. Tapferkeit der Linken, besonders Waldeck's und Jung's, schändliches Benehmen des Hrn. von Meusebach, des Präsidenten Grabow, des Ministers Eichmann.

Sonntag, den 22. Oktober 1848.

Pfuel hat seinen Abschied gefordert. (Am 21. schon bekommen, auf weit früheres Begehren.) Er ist heute nach Randow abgereist.

Den Leuten in Potsdam schwillt der Kamm wegen der Nachrichten aus Oesterreich.

Wien scheint eng umschlossen zu werden, die Magyaren kommen nicht! Windischgrätz ist zum Feldmarschall ernannt. Große Ränke und Schliche. Hier am Hofe will man wissen, Jellachich habe die Bewegung gegen Ofen nur gemacht, um desto sichrer auf Wien zu gehen, auch sei er von den Ungarn nicht geschlagen worden. Die Kamarilla in Potsdam hält jetzt alles bei uns möglich, sie verstärkt ihre Thätigkeit auf's äußerste.

Inzwischen seh' ich überall das Werk der Auflösung fortschreiten. In deutschen Landen, in Böhmen, Mähren, Oesterreich. In Italien regt es sich wieder. Und in Paris nimmt das Philisterthum so die Oberhand, daß nothwendig die Republikaner sich auflehnen müssen.

In Fichte gelesen, in Voltaire; und mancherlei preußische Geschichtssachen.

Montag, den 23. Oktober 1848.

Der General von Pfuel fuhr am 21. nach Potsdam, schrieb dort bei seinem Sohne sein Entlassungsgesuch, ging damit nach Sanssouci und kam freudig mit der Entlassung zurück, „aus Gesundheitsrücksichten" steht darin! Sein Nachfolger soll der Graf von Brandenburg werden, ein beschränkter Mensch, voll Dünkel und Aufgeregtheit. Der König soll seit das „von Gottes Gnaden" ihm abgesprochen worden, gar kein Maß mehr kennen, voll Wuth und Haß erfüllt sein. Er hat seine Mißstimmung auch wieder in dem Dank an die Bürgerwehr zu erkennen gegeben, die er belobt, am 16. brav gewesen zu sein, und die er erinnert, daß er ihr das Vertrauen und die Ehre erzeigt habe, ihr Waffen zu geben! Die Ehre? der gedemüthigte König, der bei der Leichenschau gehorsame? Und jedermann weiß, daß die Bürger sich die Waffen genommen. Der König, dem man in der letzten Zeit alles fleißig zugetragen, was ihn kränken und reizen kann, tobt und schimpft wie noch nie; er will — heißt es — Rache, blutige Rache, er will Berlin mit Feuer und Schwert züchtigen und schreckliches Gericht halten.

Abendbesuch von Weiber; über die Gerüchte von Wien, daß die Stadt mit Sturm genommen sei, in Brand stehe ꝛc. und über die Folgen eines solchen Ereignisses für uns. Von der Stimmung in Potsdam, den dortigen Personen und Mitteln; man will die Kontrerevolution versuchen, man wird es mit Uebermacht thun, mit Truppen und Geld ꝛc. Einfluß der Generale Leopold von Gerlach, von Rauch, von Prittwitz ꝛc. Dagegen sagt Humboldt: „Wie kann jemand Einfluß haben bei einem humoristischen Könige?"

Die Bürgerwehr hat schon gegen die ihr vom Könige

gewordene Belobung protestirt durch öffentlichen Anschlag. Der „Staatsanzeiger" bringt noch nichts Entscheidendes aus Wien. Nur das Zurückgehen der Ungarn scheint gewiß. —

In Fichte gelesen, im Cicero.

Zum 23. Oktober 1848.

Als Pfuel seine Entlassung einreichte, sagte der König: „Ein General der Infanterie und Ritter des Schwarzen Adlerordens verläßt seinen König nicht." Pfuel erwiederte, auf dem Schlachtfelde werde er stets dem Könige zur Seite bleiben, aber als Minister solle er seine Ueberzeugung aussprechen und vertreten, da müsse er ausscheiden, wenn seine Denkungsart den Handlungen, die man von ihm verlange, widerspräche. Der König wollte von dem Abschiede nichts hören. Doch sagte er später, er wolle den Grafen von Brandenburg berufen, was Pfuel davon halte? Dieser sagte dem Könige, der Graf sei in keiner Weise dazu geeignet, verstehe gar nichts von Staatssachen, und habe überdies die öffentliche Meinung ganz wider sich; er werde gar kein Vertrauen erwecken. Der König gab das alles zu, meinte aber zuletzt, es sei doch gar ein schöner Name! Da zuckte Pfuel mit den Achseln und schwieg.

Der König sagte jedem folgenden Ministerium, das vorige habe ihn betrogen, verrathen. So sagte er von Camphausen zu Rudolph Auerswald, von diesem zu Pfuel, von Pfuel zu Manteuffel!

Ein Fürst, ein regierender, ist ihm ein höheres Wesen, das er zu seiner eignen Klasse rechnet, ein höherer gottbegnadigter Mensch; alle andern Leute, wenn auch sonst vornehm und ausgezeichnet, sind ihm dagegen ein bloßes

Gesindel. Für jene hat er alle Aufmerksamkeit und Sorgfalt, die andern behandelt er achtlos. Man muß es nur sehen, wie er Abends in Unruhe und Zorn geräth, wenn ein geringerer Gast zufällig in einen Lehnstuhl zu sitzen kommt, oder ein Prinz auf einen gewöhnlichen Stuhl sich setzt; er ruht auch nicht, bis er die Abänderung bewirkt hat.

Dienstag, den 24. Oktober 1848.

Besuch bei Dr. Oppenheim, wo Hr. Bamberger sich einfindet, ein Abgeordneter aus Mainz zum übermorgenden Demokratenkongresse hier. Wir besprechen den Zustand der Dinge hier, den in Wien. Die „Reform" sprach heute warnend, zeigte den veränderten Ton, in welchem Minister und Behörden reden, und daß man jeden Augenblick auf einen Ueberfall gefaßt sein könne. Diese Meinung ist hier sehr verbreitet, man meint, es könne das Hofmanifest schon bereit liegen, man fürchtet sogar, die Regierung könne den Demokratenkongreß plötzlich umstellen, die Hauptpersonen festsetzen, die Andern verjagen. — Ansichten über die Folgen eines Falles von Wien.

Pfuel hat auf den Wunsch seiner Kollegen, und wahrscheinlich auch mit Zustimmung des Königs, noch auf mehrere Tage die Geschäfte behalten, daher seine Entlassung noch nicht angekündigt ist. Der König sprach vom Grafen von Brandenburg, Pfuel stellte ihm aber vor, daß er diese Wahl für keine gute halten könne, daß schon der bloße Namen schaden müsse. — Ein Gerücht sagt, Professor Leo aus Halle sei in Sanssouci beim Könige gewesen und habe den schlimmsten Einfluß auf ihn geübt; — natürlich im Sinne Leopold's von Gerlach, des Generals von Rauch ꝛc.

Nachrichten aus Wien, das ganz von kaiſerlichen Truppen umſtellt iſt, melden nun doch unerwartet den Anmarſch der Ungarn! —

In Fichte geleſen, im Cicero. — Schleswig-Holſteiniſche Aktenſtücke ꝛc.

In der Nationalverſammlung wurde heute der Antrag Waldeck's, daß die Frankfurter Beſchlüſſe erſt hier den Abgeordneten vorgelegt werden müßten, durch Mehrheit für nicht dringlich erklärt und an eine Kommiſſion verwieſen. — Merkwürdige Abſtimmung, in der die eine Stimme wechſelt (von Riebe.) —

In der Nationalverſammlung iſt nun die Schändlichkeit völlig aufgedeckt, daß in dem Augenblick, als der ältere Williſen mit den Friedensaufträgen des Königs und der Miniſter in Poſen auftrat, der General von Colomb aus dem Kabinette des Königs den Befehl erhielt, mit den Waffen gegen die Polen loszugehen! Und dieſe — Miniſter, Auerswald, Camphauſen, Arnim-Strick, Hanſemann, haben zu ſolcher Schändlichkeit geſchwiegen, ſie ſich gefallen laſſen! — Darum auch verbot der König, daß Williſen ſeine Rechtfertigung drucken ließe, darum ſchickte man ihn als unbequemen Zeugen in's Weite fort!

Mittwoch, den 25. Oktober 1848.

Nachmittags Beſuch vom General Adolph von Williſen, der mir ſeine Schrift: „Ueber die Heer- und Wehr-Verfaſſung" bringt.

Profeſſor Leo hat beim König in Sansſouci gegeſſen, das iſt alles, der König hat ihn eigentlich gar nicht geſprochen. Aber auch das bloße Zeichen iſt ſchlimm, daß ein Wütherich wie Leo zum Könige gebracht wird.

Später kam Hr. Brisbane und ein anderer Nordamerikaner Hr. Dana. Ueber die deutsche Revolution und ihr Eigenthümliches. Ich sage, sie sei ein Guerillaskrieg, im Gegensatze der großen Hauptschlachten, welche in der französischen Revolution vorwalten.

Ein junges adliches Fräulein kam neulich zu einer ältern Freundin und sagte unter andern: „Ach Gott, nun ist es doch wieder nichts geworden, der Kampf ist beigelegt zwischen Arbeitern und Bürgerwehr, die Truppen sind nicht in die Stadt gerufen worden! Es ist doch recht traurig!“ — Liebes Kind, versetzte die Freundin, wie kannst Du nur so sprechen, solch ein Blutbad herbeiwünschen! — „Aber“, versetzte das Fräulein, „sie sagen ja Alle, das sei unsre einzige Hoffnung, und Vater und Mutter sind ganz traurig, daß es wieder zu nichts gekommen.“ Das ist doch sprechend genug.

Donnerstag, den 26. Oktober 1848

Nachmittags Lärmblasen der Bürgerwehr; man sagt, es sei am Zeughause unruhig, weil wieder Waffen in Kähnen fortgeschafft werden. Es heißt, man wolle die Stadt gewöhnen, beim Allarm gleichgültig zu bleiben, um so leichter würden dann einmal die Truppen hereinbrechen und der Belagerungszustand ausgesprochen werden, dann sei es mit Plakaten, Tagesblättern, Klubs und Volksversammlungen plötzlich aus, dann packe man ein paar hundert der ärgsten Kanaillen und hänge sie auf, wenn sie nicht vorher im Getümmel unversehens zusammengehauen werden ꝛc. Die Reaktion denkt und betreibt nichts andres, als diese Umkehr. Ich bin noch heute erstaunt und erschrocken über all die Unmenschlichkeit und Verruchtheit,

die man in den obern Klassen ohne Scheu gegen die untern ausspricht; von Thieren möcht' ich so nicht reden! Jeder Arbeiter, jeder Arme, wenn er nicht in der Uniform steckt, ist schon an sich ein Racker, ein Galgenstrick, der im Elend umzukommen verdient, oder durch den Säbel; seine Frau und Kinder sind eine verfluchte Brut; dieses Lumpengesindel soll weder Recht noch Freiheit haben, es soll stumm verhungern und die Vornehmen nicht belästigen, die sich in Wohlleben und Hohn aufblähen! Und diese Vornehmen wollen wohl gar zum Theil auf Jesus Christus stolz sein! Glauben sie, daß sie vor ihm bestehen werden? Ihr Anrufen dieses Namens ist größere Lästerung als je Freigeister auf ihn häufen konnten. Auch ist mir nicht zweifelhaft, daß in den Aristokraten und ihrer Wuth und Härte zehnmal mehr Teuflisches ist, als in allen noch so grauelhaften Ausbrüchen des Volksgrimmes. Jene haben die Bildung, den Besitz voraus, und das lebenslang ausgeübte Unrecht schmachvollen Druckes, das Volk hingegen, ungebildet und verwahrlost, hat ein Unrecht abzuwerfen, eine Schmach zu rächen; ist es ein Wunder, wenn es hierbei maßlos wird? —

Aus Wien noch immer nichts Zuverlässiges! Doch scheint die Stadt völlig eingeschlossen, und vielleicht ist der Angriff schon erfolgt. Und die Ungarn? —

In der Frankfurter Nationalversammlung geht es schändlich her, in der hiesigen kaum besser. Auf der rechten Seite sitzen wahre Gassenbuben, ein Meusebach, Baumstark ꝛc. Doch ringt die linke Seite mit manchem guten Erfolg. — Der Präsident Grabow dankt ab. —

Der Demokratenkongreß hat heute seine Sitzungen begonnen. Ueber zweihundert Abgeordnete sind gekommen. Georg Fein wurde zum Vorsitzenden ausgerufen.

Freitag, den 27. Oktober 1848.

Nach der „Breslauer Zeitung“ iſt nicht mehr daran zu zweifeln, daß Windiſchgrätz die Stadt Wien zu beſchießen angefangen hat.

Von einer Bombardirung Wiens iſt noch keine Nachricht hier. Man hat ſich kanonirt und plänkelnd verſucht, weiter noch nichts. Man erwartet hier Wiens Unterwerfung.

Ich prophezeihe, bald werde in Deutſchland das Geld fehlen, der Staatsbankrott bevorſtehen. Freilich jetzt noch ſchwimmen wir im Gelde, aber wir verſchwenden es auch gehörig. Wartet nur! —

Nachmittags war ein dreijähriger allerliebſter Knabe bei mir, deſſen frühreife Klugheit und naive Derbheit mich ungemein erfreute; er merkte auch bald den Spielkameraden in mir, und wollte immer wieder zu „dem Mann“.

Sonnabend, den 28. Oktober 1848.

Profeſſor Mundt war bei Pfuel und hat angefragt, wie das Miniſterium das Verhältniß zu Frankfurt behandelt wünſche. Er ſchreibt für das Miniſterium! Pfuel geſteht, daß er nichts Rechtes anzugeben wußte! —

Um 1 Uhr Beſuch vom Geh. Rath Waldeck, von Weiber begleitet. Waldeck erſchien mir im günſtigſten Lichte, kraftvoll im Denken und Geſinnung, ein ehrenfeſtes, ſtarkdurcharbeitetes, feſtes und bewegliches Geſicht. Er ſprach mit Klarheit und Feſtigkeit, immer aus der Sache; nichts Perſönliches miſchte ſich ein, nichts Schmeichelhaftes oder ſonſt Abſichtliches. Er blieb über eine Stunde, und wir beſprachen die wichtigſten Anliegen. Mich dünkt, die Linke hat einen guten Führer an ihm. —

Nachmittags kam *. Er hätte gern Waldeck bei mir gesehen. Ueber den König; derselbe zögert das Jagdgesetz zu verkünden, weil er dasselbe als einen Eingriff in das Eigenthum betrachtet; indeß wird er es doch wohl ausgeben müssen, dergleichen ist schon mehr vorgekommen. Ueber Pfuel; in der Zerstreutheit vergißt er oft, daß er Minister ist, hört mit Beifall die Reden der Linken, nickt ihr zustimmend, schüttelt öfters bei den Behauptungen der Rechten verneinend den Kopf; dergleichen gefällt dann sehr und versöhnt ihm viele Gemüther, die ihm grollten. —

Nichts aus Wien. — Der Demokratenkongreß hat ein dürftiges Aussehen. — Unsre Abgeordneten der rechten Seite in der Nationalversammlung haben sich schändlich aufgeführt, einen zurückgezogenen Antrag aufgenommen, um dann gegen ihn zu stimmen! Ehrlos, bubenartig.

Sonntag, den 29. Oktober 1848.

Sendung und einige Zeilen von Dr Carriere aus Gießen. Sein Gedicht „Die letzte Nacht der Girondisten" in sechzig Stanzen, im „Morgenblatt", 204—210.

In der Zeitung nichts Neues aus Wien. Doch scheint Windischgrätz wieder trotzig zu sein und die Wiener auf einigen Punkten tapfer gefochten zu haben.

Graf von Stprum aus Schlesien mit andern Abgeordneten, als Vertreter von siebenhundert Rittergutsbesitzern, wollen den König dringend bitten, doch ja das Jagdgesetz zu sanktioniren, weil sie sonst ihres gesammten Eigenthums, ja ihres Lebens nicht mehr sicher wären.

Zum 29. Oktober 1848.

Der König wollte das Jagdgesetz durchaus nicht unterzeichnen; er nannte es eine Ungerechtigkeit, eine Rechtsverletzung, deren er sich nicht schuldig machen werde. Dem Grafen von Wartensleben gab er darauf sein Königliches Wort und seinen Handschlag. Mittlerweile kamen aus allen Gegenden Bitten und flehende Gesuche der Edelleute, besonders aus Schlesien förmliche Abgeordnete, die den König bestürmten, das Jagdgesetz eiligst zu veröffentlichen, sie seien Alle ihres Lebens nicht sicher, der König werde sie retten durch Genehmigung des Jagdgesetzes! In diesem Sinne sprach der Graf von Stolum flehentlich zu dem König, Namens von siebenhundert schlesischen Edelleuten. (Graf von Yorck sprach dasselbe seufzende Verlangen dringend gegen mich aus, in der Hoffnung, ich würde dem Ministerpräsidenten von Pfuel davon sagen, — dieser war aber schon nicht mehr an der Spitze der Geschäfte, nur noch zum Schein Minister.) Genug, der König unterzeichnete das Jagdgesetz, am Tage nach dem Versprechen, das er dem Grafen von Wartensleben gegeben hatte. Dieser sandte sogleich dem Könige den Kammerherrnschlüssel und seine preußischen Orden zurück.

Montag, den 30. Oktober 1848.

Mit Ludmilla den schönsten Spazirgang gemacht. Ueber die Linden und durch den Thiergarten, dann die Dessauer Straße zu Ende in's Freie, wo Bauten und Erd- und Wasserarbeiten betrieben werden; ein werdender Marktplatz, ein schönes Wasserbecken, himmelblau, dahinter eine frisch grünende Wiese, die ganze Gegend von goldnem Sonnenschein überflossen. Ich sprach mit einem Aufseher der Ar-

beiten, nachher mit den Arbeitern bei der Ramme, die mir sehr gefielen, rüstige, schöne junge Männer mit frischen Gesichtern von gutem Ausdruck, und die angestrengt ihr Werk förderten. Sie gaben mir verständige Auskunft, bescheiden und freimüthig, und brachten mir ein Hurrah, nach schon eingeführter Sitte, wofür ihnen eine kleine Erfrischung gereicht wird. Ich sprach auch noch mit andern Erdarbeitern, und überall fand ich guten Sinn. Nirgends hört man unanständige Worte, sieht man Betrunkene. Und wie arbeiten sie! und das in jedem Wetter! Wie hart werden diese braven Leute in der Regel behandelt, wie schändlich verläumdet! —

Bernstorff'sche Depesche aus der Gegend von Wien. Der Angriff hat ernstlich begonnen, aber erst am 28. früh, und mit großem Verluste der Kaiserlichen, die Wiener schlagen sich heldenmüthig, werden aber ohne Zweifel erliegen. Der „Staatsanzeiger" giebt die Nachrichten, ohne die Quelle zu nennen.

Dienstag, den 31. Oktober 1848.

Ausgegangen mit Ludmilla. Als wir durch das Schloß gingen, marschirte im Hof ein Bataillon Bürgerwehr auf, wegen der Monsterpetition für Wien, die heute der Nationalversammlung soll gebracht werden; gleich darauf geriethen wir in einen Zug derselben mit Fahnen, der zum Gendarmenmarkte einlenkte. Es fielen drohende Redensarten, von Aufhängen und Zuschlagen. —

Drei Abgeordnete zum Demokratenkongresse sind hier wegen der vorgestern bei den Zelten gehaltenen Reden verhaftet worden. —

Nachmittags kam General von Pfuel. Neueste Nach-

richt aus Wien durch eine Depesche des Grafen von Bernstorff: In der Nacht vom 28. zum 29. starker und allgemeiner Angriff von Windischgrätz, die sämmtlichen Vorstädte erstürmt, in der Jägerzeile (Landstraße, sagt die Zeitung) gegen dreißig Barrikaden binnen drei Stunden von den Truppen genommen. Die innere Stadt hält noch, unterhandelt, feuert aber auch. Die Ungarn haben sich zurückgehalten. Ferner, Radetzky hat neuen Waffenstillstand auf zwei Monate. Ferner, Cavaignac hat einem Freunde vertraut, daß Louis Bonaparte unzweifelhaft Präsident werde; dann, wenn die Deutschen nicht durch Einigkeit imponirten, werden die Franzosen uns sicher mit Krieg überziehen! —

Ueberdies verkündete Pfuel mit Lustigkeit: „Heute haben wir den Adel abgeschafft, die Orden, die Titel!“ Und er wollte sich todtlachen darüber! — Er sagt, der König habe sich unermeßlich geschadet durch seine Aufreizung über die Abschaffung des von Gottes Gnaden. Ich bemerke ihm, daß Kaiser Ferdinand selbst jetzt es abgelegt läßt. — Pfuel mißbilligt die heutige Petition nicht, insofern sie den Sinn hat, die Nationalversammlung aufzufordern, daß sie die Zentralgewalt angehe, durch den Fall von Wien nicht die Freiheit gefährden zu lassen.

Abends lärmten Horn und Trommel, die Abendsitzung der Nationalversammlung war vom Volk umlagert, alle Zugänge mit Fackeln beleuchtet, es durfte niemand heraus, man zeigte Stricke, mit denen die volksfeindlichen Abgeordneten gehängt werden sollten. Bürgerwehr war im Schauspielhause. Nach und nach kam auch von außen so viele, daß die Ausgänge frei gemacht werden konnten. Doch ging es nicht ohne Verwundungen ab. Die Versammlung hat die Aufforderung an die Zentralgewalt beschlossen. —

Um 10 Uhr kam ein Hausbewohner vom Schauplatze her und erzählte mir, was er geſehen.

1848.

Das Geſchrei wegen der Vernagelung der Nationalverſammlung war offenbar abſichtlich, erkünſtelt, betrügeriſch. Niemand iſt aufgefunden worden, der die Nägel und Stricke wirklich geſehen hätte, alle wußten nur durch Hörenſagen davon, die Sache iſt eine Fabel. Wahr iſt es, daß der Abgeordnete d'Eſter einmal aus der Verſammlung herauskam, ſich an die Gruppen wandte, die umher ſtanden, und ihnen zurief, ſie ſollten dieſe und dieſe Ausgänge bewachen und keinen Abgeordneten hinauslaſſen, der ſich der Abſtimmung feig entziehen wolle. Das hat Hr. Adolph Streckfuß gehört und als übertriebenen Eifer mißbilligt. Bald aber fanden ſich andre Leute, die das Volk aufhetzten, man müſſe alle die Kerls, die nicht gut ſtimmten, gleich todtſchlagen, neue Barrikaden errichten ꝛc., lauter Dinge, die den Truppen Anlaß und Berechtigung ſein ſollten, einzurücken und die Stadt zu beſetzen. Da dieſe reaktionaire Abſicht unverkennbar, ſo faßten Streckfuß, von Hochſtetter und Auguſt Braß einen ſolchen Aufwiegler und brachten ihn auf die Wache. Anfangs gab er ſich einen falſchen Namen, aber bald mußte er ſich als ein Adlicher bekennen, der als Reaktionair bekannt war. Er wurde an die Polizei abgeliefert und ſollte vor Gericht geſtellt werden, bekam aber in der Stille ſeine Freiheit, und von ihm war nie mehr die Rede.

(Nach der Erzählung von A. St., Berlin, 9. November 1857.)

Zum Oktober 1848.

Noch im Februar 1853 sagte der Abgeordnete von Brünneck in der Ersten Kammer, als man ihm vorhielt, auch er sei vor Stricken im Oktober 1848 durch die Reaktion gerettet worden, mit Nachdruck, er habe damals nichts von Stricken, aber auch nichts von rettenden Junkern gesehen; die seien damals ganz anders beschäftigt gewesen.

Mittwoch, den 1. November 1848.

Mit Ludmilla ausgegangen über den Gendarmenmarkt. Diesmal waren in den Straßen nicht eben angenehme Gruppen von übelaussehenden, erhitzten Leuten, welche die gestrigen Vorfälle besprachen. — Besuch bei *; Dr. Hermann Franck, der mich hatte besuchen wollen, kam hin; er ist seit kurzem wieder hier und machte gestern als Bürgerwehrmann die Sachen mit. Stricke hat er keine gesehen, doch sagte man, es seien deren drohend gezeigt worden. Zwischen die Bürgerwehr und das Volk drangen unbewaffnet die Maschinenbauer, wie sie es früher angekündigt hatten, um jeden Zusammenstoß zu verhindern, man verhielt sich von beiden Seiten freundlich, aber ein neu herzukommendes Bataillon Bürgerwehr machte sehr unrecht einen Angriff auf diese Unbewaffneten, was große Erbitterung erregte. Diese Ungeschicklichkeiten der Bürgerwehr wiederholen sich zu oft, als daß man nicht Absicht voraussetzen sollte. Es gab noch harte Stöße und auch Stiche. (Einer der Maschinenbauer getödtet, neun schwer verwundet!)

Plakat des demokratischen Klubs, der die schwache Maßregel der Nationalversammlung wegen Wien heftig tadelt und der Zentralgewalt und ihren Ministern ganz offen Hohn spricht. Die Kühnheit ist wirklich sehr groß und

ganz ohne Verhältniß der Mittel, die man hat sie zu unterstützen. —

Der König hat das Jagdgesetz verkündigen lassen. Warum nicht gleich? warum so langes Sperren? —

Ein kühner Artikel in der „Zeitungshalle" heute greift den König selber an und sagt, bei der konstitutionellen Fiktion seien wir noch nicht; die wahre Lage der Dinge wird offen ausgesprochen, das falsche Wesen der Oberbeamten scharf bezeichnet. — Soldatenunruhen, Offizieranmaßung, Reaktionsversuche werden aus allen Gegenden gemeldet. —

Mich dünkt, die Demokraten verstehen ihre Sache schlecht; sie sollten erst auf der Stufe des konstitutionellen Königthums festen Fuß fassen, ehe sie weiter steigen; auf der hätten sie Tausende von Gesinnungsgenossen, die ihnen jetzt entgegen sind, hätten schöne Verschanzungen, die ihnen jetzt fehlen. Der Katholizismus ist auch erst durch das Lutherthum erschüttert worden, ehe der freie Geist gegen beide auftreten konnte. Wie sie klüglich ihre Zeitung nicht „die Revolution", sondern bescheiden „die Reform" nennen, sollten sie auch von Republik nicht sprechen. Aber es ist wahr, sie wollen nicht klug sein, sondern offen und kühn, und bisher ist es ihnen genug damit gelungen. —

Die Nachrichten aus Wien sind auch heute nicht entscheidend; der Gemeinderath hat sich am 30. unterworfen, aber die Besetzung der innern Stadt ist noch nicht gemeldet. Auch ist die Sache mit den Ungarn noch ganz dunkel. Der Kaiser soll in Olmütz immer in der Kirche sein und weinen. In Brünn aber ist ein Aufstand ausgebrochen, das Militair entwaffnet, man will den Wienern helfen, in österreichisch Schlesien auch, deßgleichen in andern Gegenden. — Wie es auch sei, die Hofpartei wird ihres Sieges nicht froh

werden. Bald werden die Tschechen, bald selbst die Kroaten mit ihr Handel haben.

Donnerstag, den 2. November 1848.

Die Nachrichten aus Wien geben dem Hofe Muth, er schreitet zur That. Pfuel bekommt nun wirklich seine Entlassung und zeigt dies der Nationalversammlung an, dieselbe empfängt ein Schreiben des Grafen von Brandenburg, der König habe ihn mit Bildung eines neuen Ministeriums beauftragt. Gleichzeitig eine Bekanntmachung an den Straßenecken von Eichmann, gestrigen Datums, denn heute ist er nicht mehr Minister, daß den Behörden befohlen sei, so wie die Bürgerwehr nicht rechtzeitig und vollständig ihren Beruf erfülle, die Truppen herbeizurufen. Große Entrüstung in allen Gruppen! Die Nationalversammlung beschließt eine Adresse und Deputation an den König, protestirt gegen Brandenburg, gegen Eichmann's Verfügung. —

Bei Kranzler die Zeitungen durchlaufen, eine kurze Zeit auf der königlichen Bibliothek. — Hrn. Grenier gesprochen, dann Cieszkowski, Hofrath Förster, Professor Michelet. — Ich ging wieder auf den Gendarmenmarkt. Die Nationalversammlung hatte ihre Sitzung wieder aufgenommen.

Gegen Abend mußt' ich wieder auf die Straße. Der Gendarmenmarkt wimmelte. Rimpler hatte einen Anschlag gegen Eichmann's Verfügung drucken lassen, protestirt gegen den Eingriff; auch eine Adresse an die Bürgerwehr, stets fertig zu sein und dem Vaterlande in so großer Krise nicht zu fehlen. Die Nationalversammlung berathet, die Rechte benimmt sich wieder niederträchtig, reißt aus, um die Versammlung beschlußunfähig zu machen! Der Präsident Philipps recht brav. —

Wir gehen weiter in die Stadt hinein. Auf dem Rückwege finden wir Volk und Bürgerwehr dicht gedrängt auf dem Gendarmenmarkt. Eine Deputation ist nach Potsdam zum Könige, die sehr ernste Adresse — sie weist auf das Unheil in Oesterreich hin — ist schon im Druck zu haben. Wenn die Deputation zurück ist, beginnt die Sitzung wieder. Vielleicht spät in der Nacht! —

Die Zeitungen melden den Fall Wiens, doch so kurz und neben so widersprechenden Gerüchten, daß Viele noch zweifeln. Bettina von Arnim hatte schon Mittags mir die Nachricht hinterlassen, Windischgrätz sei von den Wienern gefangen.

In dem Eindrucke dieser Dinge mußte man sich der Nachtruhe hingeben! Ich fand sie spärlich! —

Pfuel wurde vorgestern aus der Sitzung durch Jacoby und Jung geleitet und trat bei letzterm ein, der dicht am Schauspielhause wohnt. Bis nach 1 Uhr in der Nacht blieb Pfuel hier und machte mit den beiden Männern, wie diese mit ihm, sehr gute Bekanntschaft. Am Hof ist man wüthend darüber!

Freitag, den 3. November 1848.

Aus Wien nur die alten zweifelhaften Nachrichten. — Unsre Krisis hier hielt die Nationalversammlung bis 1 Uhr in der Nacht vereinigt; die Deputation sollte erst den König gar nicht sehen, sah ihn dann doch, bekam ausweichende Antwort, Jacoby richtete das scharfe Wort an den König: „Das ist das Unglück der Könige, daß sie die Wahrheit nicht hören wollen", worauf der König sich wandte und wegging. Heute Ministerrath. Die Vormittagssitzung wird bald abgethan und eine Nachmittagssitzung der Nationalversammlung angesetzt. —

* kam Nachmittags, die Sitzung war schon aus, das Ergebniß ziemlich beruhigend. In der ganzen Krisis soll gar keine Absicht sein, das Zusammentreffen von Pfuel's Abdankung und Eichmann's dummer Bekanntmachung mit dem Falle Wien's nur Zufall sein. Der König hat erklärt, Brandenburg würde ein konstitutioneller Minister sein, und der Präsident Unruh sagt außerdem, ein Gespräch, das er mit Brandenburg gehabt, sei sehr befriedigend ausgefallen. Aber wer wird an Eichmann's und Bonin's Stelle kommen? Manteuffel?! wer an Dönhoff's?! — Mir fällt eine Last von der Brust, daß ich erfahre, der Schein sei ein falscher, daß feige Ränke vom Hofe her gespielt werden sollten. — Pfuel hat keinen Anlaß gehabt, in diesem Augenblick abzutreten, er hat plötzlich den Einfall ohne Verabredung ausgeführt und erst an die Nationalversammlung, dann an den König geschrieben. Nur das kann ihn bestimmt haben, daß er gehört, der König habe sein Verweilen bei Jung, so wie sein Votiren für Rodbertus' Antrag mit bitterer Schärfe getadelt. In der That macht man aus beiden Sachen Pfuel'n ein großes Verbrechen, sagt, er sei toll geworden, ein Republikaner ꝛc. Die Volksseite entläßt ihn mit Bedauern und in größten Ehren. —

Die Familie †, Frau von * und Tochter, Frau von ** ꝛc. sind alle schmerzlich erbittert und ganz unglücklich über die Abschaffung des Adels. Viele Adliche wollen jetzt enger als je zusammenhalten, sich gegen den Bürgerstand abschließen, ihre Vortheile nur ihresgleichen zuwenden. Ja, wenn sie einig wären! Aber die Selbstsucht ist größer als der Körperschaftssinn!

Sonnabend, den 4. November 1848.

Nachricht von der Nationalverſammlung; kein Miniſterium, aber Brandenburg ſcheint nicht aufgegeben, und die Angabe wegen Grabow's beſtätigt ſich nicht, wohl aber iſt von Kirchmann und Rodbertus die Rede. Die Stimmung iſt matt; man wagt es, Jacoby'n wegen ſeiner tapfern Worte an den König zur Rede zu ſtellen! Dagegen empfängt er auch Glückwünſche und Zuſtimmung von vielen Seiten. —

Endlich Gewißheit, daß Windiſchgrätz Meiſter von Wien iſt; doch iſt das Ereigniß ſo düſter, daß ſelbſt die Hofparthei nicht darüber frohlocken mag. Ein Rundſchreiben Weſſenberg's ſagt ausdrücklich, daß die Freiheit unangetaſtet bleiben ſoll; die Ariſtokraten ſehen dabei keinen rechten Gewinn. Eben ſo geht es den Slawen, es wird ausdrücklich erklärt, daß kein Volksthum über das andere geſiegt haben ſoll. Bethörte Tſchechen, die dem Verwüſter Prags gegen Wien Recht gaben! —

Hier bei uns iſt die Reaktion thätiger als je, ſtatt der abnehmenden Cholera wird ſie zur freſſenden Seuche, beſonders in den mittleren Beamten, die nun ſehen, daß ihr Heil noch immer in den alten Händen bleibt; Magiſtrat, Stadtverordnete, Univerſität, Akademie, Gerichtsweſen, Verwaltung, alles ſchreit reaktionair, huldigt den Miniſtern, der Zentralgewalt, ſofern ſie polizeilich geworden. Dazu die enthüllte Geringheit der Demokratenverbündung! —

Wir haben nicht Eine Million Thaler nach Frankfurt geſandt, ſondern zwei Millionen. Preußiſche Abgeordnete ſchreiben von dort, das habe dem Parlament ungeheuer imponirt, dies Geld und die Truppen, die man angeboten, ſeien mit Zentnergewicht in die Stimmung geſunken; man erkenne die Macht und die Bedeutung Preußens darin, und

daß ohne Preußen kein Heil sei. Aber wen gewinnen wir damit? die Volksgesinnung? noch lange nicht! Die Stimme der Reichsgewalt, sofern sie uns braucht, und ihrer schuftigen Anhänger, die zum Theil uns und alle die Freiheit hassen. —

Unsre Abgeordneten der Rechten hier benehmen sich schändlich! Augendiener, tückische Verräther und schamlos! Sie begehen ihre Niederträchtigkeiten ganz offenbar! — Die kleinen Blätter „Kladderadatsch", „Krakehler" ꝛc. sind ihre Züchtiger.

Sonntag, den 5. November 1847.

Kümmerliche Nachrichten aus Wien, Verlegenheiten der Regierung, die nicht weiß was sie thun soll, die ihre Feinde nicht recht finden kann. —

Ueber unsre Minister nichts Zuverlässiges. Vermuthungen. —

Die Hofpartei, Eichmann und Bonin, und Andere, sind außer sich über Pfuel. Das thut ihm gut bei der Volkspartei; er hat das Glück, daß man ihn rühmt. —

Um 8 Uhr bekam Jacoby wegen seiner Worte an den König einen großen Fackelzug, der sich vom Alexanderplatze her in Bewegung setzte. Alles ging ruhig vorüber. Das Schloß war stark von Bürgerwehr besetzt, die Gitter verschlossen. Eine Katzenmusik für Eichmann unterblieb. —

Pfuel schrieb seine Entlassung in der Nationalversammlung ohne Rücksprache mit seinen Kollegen. Diese erfuhren den Vorgang auf der Straße, als sie zur Versammlung gingen. Sie wußten nichts, und auch jetzt nicht, ob der König einverstanden sei — er war es nicht —, ob sie mit in den Abschied eingeschlossen seien ꝛc.

Montag, den 6. November 1848.

General von * beſucht mich und ſpricht über die Kriſis des Tages. Brandenburg hat zwei Leute willig gefunden, Manteuffel und Ladenberg, mit ihm Miniſter zu ſein. * begreift nicht, warum er nicht gleich ablehnt. Der König treibt die Nationalverſammlung wider ihren Willen auf eine gefährliche Spitze. Soll ſie den Brandenburg dulden? das darf ſie kaum; ſoll ſie ihn zurückweiſen? dazu hat ſie kaum die Macht. Neue Vorſtellungen werden nicht fruchten, auf Drohungen und Volksunruhen wird die Reaktion ſogleich mit Belagerungsſtand antworten, mit Auflöſung oder Verlegung der Nationalverſammlung.

Abends Hr. von Weiher mit Hrn. Dr. Zabel, Redakteur der „Nationalzeitung“. Großes Geſpräch. Dr. Zabel voll Einſicht und gutem Willen; gefällt mir ſehr.

Pamphlet von Lord Brougham über die neueſten Revolutionen. Dieſe Schrift empört mich durch die Anmaßung, mit der das ſeichteſte Gewäſch, die gemeinſte Denkart und niedrigſte Anſicht darin ſich kund giebt. Wie iſt der Mann bankrott!

Hier ſind Abgeordnete aus mehreren kleinen Ländern, die mit den Mitgliedern unſrer Linken in tiefſtem Geheim berathen; ſie haben den Vorſchlag, ihre Fürſten auf Penſion zu ſetzen und Land und Leute mit Preußen zu verbinden, ſofern ihnen verbürgt würde, daß ein demokratiſcher Staat wirklich zu Stande kommt und beſtehen wird, denn ſonſt wollen ſie freilich nicht ihre Selbſtſtändigkeit und ihre jetzige Freiheit opfern. Welch ein Fingerzeig für den König, wenn er ihn verſtünde und befolgte! — Selbſt aus Baden kommen ſolche Stimmen. —

Dienstag, den 7. November 1848.

Ausgegangen, zu Kranzler. — Lange Unterredung mit dem Major von Vincke. Er redet ganz reaktionair, schimpft auf die kleinen Unordnungen, auf die scheinbaren Gefahren der Abgeordneten, meint, dies müsse vor allem abgestellt werden, eigentlich will er aber nur damit den Beginn der Militairherrschaft, und gesteht mir, die Abgeordneten möge seinetwegen alle der Teufel holen. —

Abends Besuch vom Abgeordneten Dr. Karl Grün. Vieles durchgesprochen. Er ist etwas entmuthigt, ich keineswegs! Es geht alles schlecht, das ist wahr, aber um besser zu gehen. Ueber den Zustand der Partheien, ihre Kräfte. Ich sage, das Alte hat alle Macht im Einzelnen, ist in jedem besondern Fall siegend, aber im Allgemeinen durchaus nicht, und darum auch wieder im besondern Falle nicht immer. Umgekehrt ist es mit der Volks- und Freiheitssache, die hat nur das Allgemeine.

Es gehen die widersprechendsten Gerüchte, bald giebt der König nach, bald wird die Nationalversammlung aufgelöst, nach Frankfurt an der Oder verlegt oder nach Schwedt. — Die Reaktion drängt zu einem Staatsstreich, zum Einrücken Wrangel's, und vorbereitet wird die Sache immer mehr. Das Zeughaus ist so gut wie geleert, der Schatz großentheils nach Magdeburg geschafft, Plane zur Besetzung und Behauptung Berlins liegen fertig. In diesen Tagen waren alle Truppen in der Umgegend bereit, die hiesigen in den Kasernen festgehalten, diese auf mehrere Tage verproviantirt; die Offiziere thaten alles, um die Truppen zu stimmen, Geld, Schnaps, Bier, wurden ausgetheilt, daneben auch Munition, man liest der Mannschaft Aufrufe vor, sogar einen Radetzky'schen! Genug, bei jedem Anschein einer Krise wird der Arm zum Schlage gehoben;

ob endlich der Tag wirklich kommt, wo der Schlag fällt?

Die Aufforderung in der „Reform", die Truppen nach Berlin zu ziehen, macht die Militairhäupter sehr stutzig; sie werden irr' in ihrer Zuversicht auf die Truppen, welche die Demokratie rufen mag. Die Truppen erkennen in den Volksfreunden keine Feinde mehr.

Furchtbares Gedicht an den König, er sei ein Scheusal, ein Verräther, er müsse sterben! Fliegendes Blatt.

Gedicht von Freiligrath auf den Fall Wiens, von glühendem Unwillen erfüllt.

Einer der schönsten Züge unsrer Zeit ist der Beschluß der Maschinenbauer, sich bei jeder Krise unbewaffnet zwischen Volk und Bürgerwehr aufzustellen, um den Zusammenstoß zu verhindern. Und in diesem edlen Berufe haben sie leider gleich zuerst auch ein Todesopfer schon geliefert!

Mittwoch, den 8. November 1848.

Besuch vom Grafen von Keyserling: „Nun, heute geht's los! Wenn die Nationalversammlung nicht die Minister annimmt, so wird sie nach Brandenburg verlegt und die Truppen rücken nach Berlin." Das ist ganz gewiß, daß die Kasernen hier verproviantirt und den Soldaten scharfe Patronen mitgetheilt sind, vorläufig dem Manne 15 Stück. — Es ist dies das sonderbarste Verhältniß; ein paar Regimenter sind in der Stadt, Schreckenstein vermehrte sie nach Belieben, andre Truppen zogen durch, das Zeughaus hat eine Besatzung von Soldaten, niemand konnte das Einrücken aller Truppen Wrangel's hindern, und dennoch lauert man ängstlich auf einen Vorwand und versucht allerlei Kniffe, um es in's Werk zu setzen! Die Sache er-

klärt sich nur daraus, daß die Heftigen der Parthei ein ruhiges Einrücken gar nicht wollen, sondern ein stürmisches Einschreiten, mit Blutvergießen und Rachenehmen. —

Wieder zu Hause, und Besuch vom Generallieutenant von Both. — Both hat vom hiesigen Kommandanten General von Thümen gehört, der König wolle oder solle Hrn. Habicht aus Dessau zum Ministerpräsidenten machen. Ist das Ironie? —

In Mecklenburg Unruhen auf dem Landtage. Die polnische Grenze in Posen wird durch den Reichskommissair General von Schäffer (kürzlich noch hessendarmstädtischer Gesandter hier) gezogen, warum nicht durch einen Preußen? Schlimme Dinge das!

Die Nationalversammlung hat heute Mittag eine Sitzung ohne Minister gehalten. — Heute Abend aber bringt das Staatsministerium Brandenburg seine eigne Ernennung in die Sitzung. Die Ernennung steht im „Staatsanzeiger". Nun wird es Schwierigkeiten geben! Caligula ließ sein Pferd zum römischen Konsul aufnehmen. Warum soll Brandenburg nicht zum Minister ernannt werden?

Donnerstag, den 9. November 1848.

Besuch von Weiher. Ich gehe mit ihm aus. Bei Hirschfeld erfahre ich die erste Nachricht von der heutigen Sitzung, daß der Staatsstreich geschehen, daß man sich ihm widersetzt! Beim Schauspielhause zahlreiche Bürgerwehr und Gruppen. Ich spreche den Major von Vincke, den General von Willisen. Der General von * hat ein Aussehen, das mir nichts Gutes weissagt, ich scheue mich, an ihn manche Fragen zu thun. Ich muß vermuthen, daß Truppen im Anmarsche sind — in den Kasernen hier sind

5000 Mann — um die Nationalverſammlung mit Gewalt auseinander zu treiben. Was weiter folgen wird, weiß der Himmel. Der heutige Tag kann — nicht heute, noch morgen, aber vielleicht übers Jahr — dem Könige die Krone koſten! —

Der Hergang der Dinge ſteht in den Zeitungen. Brandenburg tritt auf wie Polignac vor achtzehn Jahren in Paris, erbärmlich. Der Präſident von Unruh zeigt Karaktergröße, nimmt jenem das Wort, führt die Sitzung weiter mit Würde und Kraft, die Verſammlung iſt wunderbar einig und feſt, bis auf etwa ſechzig bis ſiebzig Mitglieder der Rechten, die ſich mit den Miniſtern entfernen, die Auerswalde, Milde, Kühlwetter, Meuſebach ꝛc., die ſich dadurch mit ewigem Schimpf beladen. Die Verſammlung faßt ihre kräftigen Beſchlüſſe und tagt bis 2 Uhr. Um 6 Uhr Abendſitzung, bis um 7 Uhr; neues Beharren, neue Entſchloſſenheit. Auf morgen um 9 Uhr die nächſte Sitzung. —

Man ſagt, der König habe Rimpler'n befehlen laſſen, durch die Bürgerwehr die Nationalverſammlung auseinander zu treiben, und Rimpler habe geantwortet, er werde ſie mit der Bürgerwehr ſchützen und nur den Bajonetten weichen.

Viele Stimmen wollten, die Nationalverſammlung ſolle die Miniſter nicht fortlaſſen, ſondern verhaften. Unruh ließ die Bureau-Beamten, denen der neue Miniſter von Manteuffel ſchon geſtern befohlen hatte, den Saal ſogleich nach Verleſung der Vertagung zu verlaſſen, durch ſeinen Befehl feſthalten. Schönes Benehmen von Bornemann, Gierke, Rodbertus, den geweſenen Miniſtern. Manifeſte an die Provinzen, jeder Abgeordnete ſchreibt an ſeine Wähler. — In der Bürgerwehr ſpricht ſich der beſte Geiſt aus, ſie zeigt großen Muth und ſeltne Ausdauer. Plakate der Demokraten, das Volk ſolle ſich ganz ruhig halten. Es iſt in der Stadt die größte Stille. —

Man erwartete ſchon zu Mittag den Anmarſch der Truppen, dann zum Abend. Man begreift die Zögerung nicht. Vielleicht kommen ſie in der Nacht, und ich bin ganz gefaßt darauf, daß morgen Berlin mit Truppen überſchwemmt und in Belagerungsſtand erklärt iſt. Dann hören Klubs, Vereine, Gruppen, Zeitungen, Mauerſchriften auf! Aber die Nationalverſammlung muß den Belagerungsſtand gutheißen, dem Geſetze nach! Sie will nöthigenfalls einen andern Sitzungsſaal ſuchen, allenfalls nach Breslau ziehen und ihren Widerſtand überall erneuen und geltend machen. —

Nachmittags kam Hr. Grenier zu mir und brachte mir die neuſten Angaben. — Graf von Keyſerling kam und fragte, ob ich hier bliebe? (Gewiß!) Sein Koffer ſei gepackt, um nach Charlottenburg zu flüchten. — Eine Menge von Leuten flüchten, beſonders alte Militairs, ſie ſehen ein gräßliches Blutbad voraus, deſſen erſte Opfer ſie ſein könnten, worin ſie ſich durchaus irren. Der Kommandant von Berlin, General von Thümen, ſoll einer der ängſtlichſten ſein. —

Die ganze Kriſis erweckt mir den entſchiedenſten Ekel. Es kann nur eine Schweinerei herauskommen, ob der König nachgebe oder ſiege, er wird verlieren auch im Sieg; die Nationalverſammlung zwar gewinnt jetzt unendlich, aber auch ſie geräth in großes Gedränge, wenn ſie den König beſiegen muß. Endloſe Verlegenheiten und Verwirrungen! Und dann die elende Nachahmung Oeſterreichs, die das Beiſpiel mit Kremſier geben mußte! Jammervoll, um drauf zu ſpeien!

Freitag, den 10. November 1848.

Wenig geſchlafen, immer unſre Lage überdacht, nach allen Seiten. Die Ueberzeugung befeſtigt ſich, daß unſer

Preußen nicht seiner eignen Kreisung folgt, sondern einer größern, daher nicht allein Zweck, sondern auch Mittel ist; ein Bataillon, das in die Schlacht geht, soll nicht siegen als dieses Bataillon, sondern zum Siege wirken des ganzen Heeres, und muß dabei vielleicht zu Grunde gehen; auf dieses letztere scheint es allerdings bei uns abgesehen! —

Frühe Morgensitzung der Nationalversammlung, ein Theil der Abgeordneten war die ganze Nacht mit dem Präsidenten im Saal. — Schreiben Brandenburg's an Unruh, unbeachtet bei Seite gelegt. — Schreiben Bardeleben's, des Polizeipräsidenten, an Rimpler, er solle mit der Bürgerwehr die Abgeordneten austreiben, muthige Zurückweisung durch Rimpler, der dem abgeschmackten Kerl sein Unberechtigtsein vorhält. Erklärung der Nationalversammlung, daß sie kein Blutvergießen will, den Bajonneten wird sie weichen mit Protest, die Bürgerwehr ebenso. —

Ausgegangen. Auf dem Gendarmenmarkte den Major von Vincke gesprochen, mit Dr. Goldstücker lange gegangen. — Die Sitzung dauert immerfort, Bürgerwehr hat das Schauspielhaus wie gestern umstellt — nach den Linden; mit Hrn. Arago und Cremieux gesprochen, mit dem Grafen Cieszkowski, der in die Sitzung eilt.

Besuch von Bettina von Arnim, die sehr angegriffen aussieht. —

Statt um 12 Uhr Mittags, wie es angesagt war, kamen die Truppen erst nach 4 Uhr in die Stadt, von allen Seiten zugleich, so mündeten auch von allen Seiten zugleich starke Truppenzüge nebst Geschütz auf dem Gendarmenmarkt; Wrangel hat die vier Straßenwände vollständig besetzt, zwischen seinen Truppen und der das Schauspielhaus umstellenden Bürgerwehr bewegt sich ungehindert das Volk in dichten Massen, die dem Rimpler

wiederholte Bravo's rufen, Wrangel'n schon ausgelacht haben. Eine gefährliche Stellung. Es scheint, man rechne darauf, daß mit der Dämmerung Unfug eintreten werde, dann hat man Anlaß zum Schießen und Einhauen. Uebrigens will man die Abgeordneten ermüden, wo nicht gar aushungern, sie anzugreifen macht man noch keine Anstalt. Trauriges Beginnen! Nach keiner Seite gut! —

Die Truppen sind unter tiefem Schweigen des Volks eingezogen; einige Damen, die aus dem Hause des Grafen von R. mit weißen Tüchern wehten, wurden durch Hohngelächter der Leute, die unten standen, fortgescheucht. —

Der seltsame Zustand auf dem Gendarmenmarkte dauerte einige Stunden; Wrangel wollte oder durfte nicht Gewalt gebrauchen. Die Abgeordneten vertagten endlich ihre Sitzung bis morgen 9 Uhr, und gingen nach Hause; sollten sie morgen — wie fast gewiß — den Saal verschlossen finden, so wollen sie die Aula zum Sammelort haben, wenn nicht auch diese verschlossen sein wird! Nach ihrem Auseinandergehen zog die Bürgerwehr ab, eben so gingen die Truppen in ihre ersehnten Quartiere. Es war scharfkalte Luft. —

Arge Reden fielen im Volke vor. Es fehlte nicht an Leuten, die den Prinzen von Preußen über den König erhoben.

Am 5. November starb in München der Freiherr von Hormayr, im 67sten Jahre; in andrer Zeit wäre das ein Ereigniß gewesen, bei dem man verweilt hätte! —

Schlimme Nachrichten aus Wien. Windischgrätz läßt hängen und erschießen. Jetzt geht es gegen Ungarn. —

Im Suetonius gelesen, in Voltaire. —

Bassermann hier als Reichskommissarius! — Moritz Hartmann aus Frankfurt am Main von der Linken an die Linke hier gesendet.

Zum 10. November 1848.

(Von einem Augenzeugen.)

„Ich war auf den Gendarmenmarkt geeilt, wo die Hauptentwicklung vorgehen mußte. Nach langem Harren rückte Wrangel an, der stumm oder mit Zischen aufgenommen wurde. Vier bis fünfmal ritt er mit seinem ganzen Gefolge um den Platz herum, was die Veranlassung zu vielen Spottreden gab. »Er geht wie die Katze um den heißen Brei«, hieß es hier. »Nein«, sagte man dort, »er schämt sich, drum will er warten, bis es dunkel ist.«

Finster wurde es dann auch wirklich. Im Sitzungssaale der Nationalversammlung aber entflammte das Licht und ergoß seinen Schein über die Menge, die in einer Art rührender Feierlichkeit harrte. Ich sah Leute, die Thränen in den Augen hatten. Gesprochen wurde nur leise. Neben mir hörte ich einen alten Mann, der zu zwei jüngern Leuten gewendet sagte: »Das ist ein großer Tag, den könnt ihr euch merken wie euer Geburtsfest.« Dann, als ein Umstehender über die Widerstandslosigkeit klagte, schüttelte er dreimal langsam den Kopf und sprach: »Jeder redet, wie er's versteht. Die Sache aber liegt so: Berlin ist der Kopf, der denkt; die Provinzen sind die Glieder, die handeln. In acht Tagen wird man wissen, warum wir uns nicht widersetzt.«

Bald darauf wurde es lebhaft. Rimpler wurde mit tausendstimmigen Hochs empfangen und zu Wrangel begleitet, der auf die Frage, warum er hier mit seinen Soldaten stehe, jene lächerlich-martialische Antwort gab, die heute in den Zeitungen steht. Sie wurde vielfach belacht und zur Zielscheibe des Witzes gemacht. Royalistisch gesinnte Personen schüttelten die Köpfe darüber, wie über das ganze Verfahren dieses preußischen Mars. Man sah

in seinem Stehen und Passen wieder eine halbe Maßregel. Statt die Versammlung aufzulösen mit Gewalt der Bajonnete, wie es doch eigentlich sein sollte, begnügte man sich damit, sie sich vertagen zu lassen.

Sie that dies etwas nach 5 Uhr. Mit einem nicht enden wollenden Hoch begrüßt, begab sie sich paarweise aus dem Hause, in das sie heute zurückzukehren versuchen wird." F. W.

Wrangel hielt bei den Fichtinen, nächst dem Hotel de Brandebourg. Hier hatten die Diplomaten ein paar Zimmer gemiethet, zum Zusehen. Die Verhöhnung Wrangel's war fürchterlich: „Ach, reiten Sie uns unser schönes Gras nicht nieder!" schrieen die Jungen. Eine Art Hanswurst tanzte ihm stets voraus und machte tausend Possen, bot ihm auch zehnmal die Hand, die Wrangel annahm! —

Eben so erzählte General von Prittwitz dem General von **, er sei Zeuge gewesen, wie Wrangel verhöhnt worden und wie das Volk die etwa ihm zuwinkenden Damen drohend verscheucht habe.

Sonnabend, den 11. November 1848.

Gestern Abend hat das Haus noch acht Mann Einquartierung bekommen, gute freundliche Leute, die unbefangen sagen, sie möchten nur erst wissen, wie es mit ihnen steht.

Ich ging mit Ludmilla aus, über die Linden, wo Maueranschläge aller Art, von den Behörden, von Klubs, von Einzelnen, alle drückten die Mahnung zur Ruhe aus, aber mit Ernst und Entschlossenheit. Fliegende Buchhändler wie sonst, Spott gegen Wrangel ꝛc. Vor dem Hotel de Russie eine große Volksmenge, die Nationalversammlung hält dort Sitzung, Hurrah's werden ihr gebracht.

Im Schlosse noch Bürgerwehr, nur zwei Schildwachen für Wrangel vom Militair. Ich frage, warum so wenig Gewehre vor der Wache? „Wir haben zwanzig Mann nach dem Hotel de Russie geschickt, zum Schutze der Nationalversammlung, bis die dazu berufenen Bataillone ankommen.“ Die Studenten wollten ihr die Aula geben, der Präsident von Unruh aber lehnte es ab, da der Rektor Nitzsch die Schlüssel weigerte; die Schützengilde hat das Schützenhaus, die Stadtverordneten haben das Kölnische Rathhaus angeboten.

Die Soldaten sind in größtem Erstaunen über den friedlichen Zustand, keine Reibung gegen sie, kein Auftritt! Der ganze Hergang hat etwas Außerordentliches. Auch sagt man schon, der König sei tiefgerührt über diesen würdigen Ernst und wolle nachgeben. Ich glaub' es nicht! — Nachgeben, am Ende ja, wenn nichts mehr hilft, aber nicht jetzt! —

Nachmittags Besuch vom General *. „Zuerst eine Frage! Haben Sie vorgestern unter den Linden eine Rede gehalten?“ — Ich? wie kommen Sie darauf? Keine Spur! — „Der König sagte gestern zu mir: «Ihr Freund Varnhagen hat gestern unter den Linden das Volk bepredigt?» Ich sagte, gewiß nicht, denn mein Freund Varnhagen begeht keine Unschicklichkeit. Worauf der König sagte: «Ich hab's von einem Augenzeugen.»“ Ich muß bemerken, daß man dergleichen Lügen dem Könige nicht meinetwegen sagt, sondern um *'s willen, um dem zu schaden. — Wir besprechen die Lage der Dinge, welche * ziemlich so sieht wie ich; er hält den Sieg der Nationalversammlung, wenn diese nur ausdauert und keine Mißgriffe begeht, für unfehlbar, dem Könige wenige Aussicht des Gelingens. Wir halten besonders die Einmischung

des Reichskommissairs Bassermann für ein grenzenloses Unheil, wenn man sich dahinter stecken wollte. — Vor allem müsse jedes neue Ministerium darauf dringen, daß die Umgebung (Kamarilla) des Königs gewechselt werde, mit diesen Gerlach, Rauch, Massow ꝛc. sei nicht auszukommen. Hat doch in Oesterreich das eben ernannte Ministerium dergleichen Forderung gestellt. — Die Reaktion hat hier jetzt freien Lauf und wird es so treiben, als sie kann. —

Der „Staatsanzeiger" bringt eine Königliche Proklamation, voll Unwahrheiten, Verdrehungen, leerer Redensarten, hochtönender Versicherungen, im Angesichte der entgegengesetzten Thaten. Die Bürgerwehr soll aufgelöst und entwaffnet werden, als die ihre Waffen zu ungesetzlichen Zwecken mißbraucht habe!

Die Wirthschaft geht immer weiter. Düstre Aussichten. Ich kann mich kaum durch Lesen in Saint-Martin und den eben empfangenen zweiten Band der Goethischen Briefe an Frau von Stein etwas beruhigen zur Nacht. — Wäre ich nur zwanzig Jahre jünger, oder wenigstens gesund!

Die Königswache und mehrere andre Wachen waren schon heute von Soldaten besetzt. Rimpler soll seinen Oberbefehl niedergelegt haben, desgleichen die meisten Majore.

Die Königliche Proklamation ist ein schönes Thema für dialektische Vorlesungen! Das Volk ist zwar nicht geeignet, die kritische Zerlegung in's Einzelne zu verfolgen, aber es fühlt im Ganzen die Falschheit, die schlechten Vorwände, die Arglist, die Unwahrheit und fühlt mit Erbitterung und Haß den Sinn des Ganzen, oder vielmehr den Unsinn!

Zum 11. November 1848.

Als Wrangel'n ein Major (Leblanc?) die Meldung brachte, daß alles ruhig sei, erwiederte jener mit plumper

Luſtigkeit: „Zum Teufel, mein Lieber, es wäre mir angenehmer zu hören, Sie wären gehangen; dann wüßte ich gleich, was ich zu thun hätte!“

Sonntag, den 12. November 1848.

Beſuch von Weiher. Zeitungsnachrichten, Gerüchte. Die Bürger ſind in höchſter Erbitterung, viele haben die Nacht über in Berathung zugebracht. Man ſpricht von Verhaftbefehlen gegen Rimpler und Unruh, gegen die ganze Nationalverſammlung. In Frankfurt an der Oder Unruhen, in Breslau — ſo heißt es — Aufſtand. Viele Leute ſprechen von offner Gegenwehr. Steuerverweigerung ſteht in Ausſicht. Aber nichts ſchreckt die Reaktion, ſie fühlt ſich im Vortheil und wird ihn gebrauchen, bis er in ihren Untergang umſchlägt. —

Baſſermann ein Schuft! Das alſo iſt der Freiſinn des alten Badeners? — Sie ſprechen von Anarchie, ja, die iſt da, aber in der Regierung, da wüthet ſie! und die Bewegung im Volke iſt nur die ſchwache Nachwirkung davon.

Beſuch von Bettina von Arnim, über eine Stunde.

Ich ging noch vor Tiſch aus. Unter den Linden iſt angeſchlagen, daß die Bürgerwehr aufgelöſt ſei, dicht daneben, daß Wrangel vom demokratiſchen Klub als Volksverräther erklärt iſt; auch ein Anſchlag der Nationalverſammlung erklärt die Auflöſung der Bürgerwehr für ungeſetzlich, alle diejenigen, die dazu geratben oder helfen, für Verräther. Man muß geſtehen, der Muth iſt groß, der all dieſes wagt, im Angeſicht von 20,000 Soldaten! Die Bürger müſſen mit aller Anſtrengung abgehalten werden, daß ſie nicht den Kampf verſuchen.

In den Straßen ziehen ſtarke Truppenabtheilungen

umher, ganz gerüſtet, ſchweigend, ganze Kompanien und Bataillone, das Volk ſieht ſie an, alles iſt ruhig.

Nachmittags kam Graf von Keyſerling, er hatte eben auf dem Schloſſe Wrangel geſprochen, der ganz luſtig und grimmig war und nur wünſchte, daß der Augenblick käme die Waffen zu gebrauchen. Dieſer Zuſtand der Ruhe macht ihn ganz ängſtlich und mißtrauiſch; in der Nacht empfing er die Meldung, die Bürger wollten die Soldaten im Schlaf überfallen und entwaffnen, und gleich erließ er den Befehl, alle Truppen ſollten angezogen ſein und wach ſitzen!!

Ich ging aus; allerlei Gruppen, beſonders las man eifrig die Anſchläge, deren einer, vom demokratiſchen Klub ausgehend, die Soldaten gradezu auffordert, Wrangel'n und ſeinen Offizieren nicht mehr zu gehorchen.

Auf der Bank war ein Bataillon von 900 Mann zur Beſatzung.

Was ſoll daraus werden? fragt jederman. Niemand weiß eine Antwort. Ich aber weiß, daß gewiß etwas dazwiſchen kommt, was die Geſtalt der Dinge ändert. Die Regierung erſcheint dem Volk als Feind. Der Haß gegen den König ſteigt ungeheuer. —

Als ich nach Hauſe ging, waren die Plakate, wodurch für Berlin und zwei Meilen umher der Belagerungsſtand ausgeſprochen wird, ſchon angeſchlagen; es war ſchon dunkel, aber beim Schein der Laterne wurde der Zettel geleſen, von dichten Gruppen. Die Folgen des Belagerungsſtandes wurden in vielen Punkten einzeln aufgezählt, alles von Wrangel unterſchrieben. Hohngelächter, Schimpfworte, Unmuthausbrüche hörte ich; vor einem jungen Menſchen vor der Bank, den etwa fünfzig andre eifrig anhörten, die beſtimmteſten Aufforderungen, Wrangel und

Brandenburg zu tödten, nicht die Soldaten, aber die Generale und Offiziere, die müsse man auf's Korn nehmen, den schuftigen Ministern nur kurzweg den Hals umdrehen.

Heute Abend im „Staatsanzeiger" eine matte Bekanntmachung des Staatsministeriums gegen die Nationalversammlung und elende Betheurungen seines reinen Strebens! —

Heute Nachmittag um 3 Uhr war noch eine Volksversammlung bei den Zelten durch Karbe ausgeschrieben. Vor der Hand die letzte!

Abends, den 12. November 1848.

Der Anfang dieser Winterszeit erinnert mich unwillkürlich an den Beginn des Winters von 1812. Unsre deutsche Sache schien damals so gut wie verloren, Napoleon stand auf dem Gipfel des Ruhmes und der Macht, alle Deutschen folgten seinen Fahnen, Preußen und Oesterreich hatten ihre Truppen ihm übergeben, er drang siegend in Rußland vor. In Berlin war französische Besatzung, alle Festungen, vom Rhein bis zur Weichsel in französischer Hand, an Aufstände war nicht zu denken, die tapfersten Vaterlandskämpfer standen in weiter Ferne bei Spaniern und Russen, die deutschen Fürsten waren Napoleon's Knechte, die deutschen Länder von französischer Polizei überwacht. Wir schienen hoffnungslose Thoren, doch nie waren unsre Hoffnungen größer, thätiger; und wie haben sie sich erfüllt! — Eben so ist es jetzt, die deutsche Freiheit ist überall schwer getroffen, sie scheint völlig verloren, Oesterreich, Preußen und die Zentralgewalt wetteifern in rohen und tückischen Schlägen und alles gelingt ihnen. Wien, Frankfurt, Berlin endlich — geknechtet, Mailand

deßgleichen, die Reihe kommt an Peſt; Frankreich zerriſſen und ohne Luſt zum Kriege. Unſre Lage ſieht wirklich verzweifelt aus. Worauf ſollen wir rechnen? Unſre Nationalverſammlung verſprengt, verfolgt, haucht ihre letzte Gluth in ohnmächtigen Seufzern aus, der Belagerungsſtand nimmt uns alle Waffen, unterdrückt alles politiſche Leben, die Preſſe, die Rede verſtummt, die Reaktion, im Beſitze aller Vortheile, wird ſie ſchonungslos geltend machen; gegen dieſe Heeresmacht hier iſt kein Widerſtand möglich, auf ihren Abfall iſt in keiner Weiſe zu rechnen, ich erwarte nicht den Aufſtand der Provinzen, die Behörden werden auch dort nur ſchärfer auftreten, die Nationalverſammlung wird keinen Bürgerkrieg entzünden, ſondern auslöſchen wie ein Licht, und wenn neue Wahlen Statt finden, können ſie gar wohl im Sinne der Reaktion ausfallen. So ſtänden denn die Sachen wirklich verzweiflungsvoll! Und dennoch ſind meine Hoffnungen groß und zuverſichtlich, wie kaum jemals vorher. Nie ſchien mir die Freiheit gewiſſer ſiegreich, als heute Abend, wo eben der Belagerungsſtand verkündet werden iſt. Nur iſt das, was vorher nahe ſchien, in unbeſtimmte Ferne gerückt, und mehr als vorher muß ich darauf verzichten, den neuen Tag noch zu erleben. Doch kommen wird er unfehlbar. Ich weiß nicht wann noch wie, aber der dunkle Vorgrund zeigt in der Ferne hellen Schein! — Vor kurzem noch, wie mächtig, wie fortſchreitend ſchien die Freiheit! Mailand war befreit, Ungarn ſelbſtſtändig, Wien erhob ſich zum zweitenmale, wie mächtig ſchienen wir, wie entſetzlich den Regierungen, — nicht mächtiger und entſetzlicher ſcheinen uns dieſe jetzt! Und wie ſchnell hat ſich alles verändert, wie bald kann ſich wieder alles ändern!

Wir haben die Freiheit der Polen nicht geachtet, wir

haben uns über die Slawen erhoben, Deutſche freuten ſich über Prags Niederlage! Wir ſollen lernen, daß wir nicht beſſer ſind, daß auch wir, noch eben ſo ſtolz und prahleriſch, in neue Knechtſchaft fallen können. Und wir ſollen noch viel mehr lernen, durch die Revolution für ſie. Wenigſtens wird es nicht an Leuten fehlen, die ſich aus den Vorgängen wichtige Nutzanwendungen für die Zukunft merken!

Zum 12. November 1848.

Sämmtliche Miniſter wohnen und arbeiten im Gebäude des Kriegsminiſteriums, das von mehr als 2000 Mann Soldaten beſetzt und ganz zur Vertheidigung eingerichtet iſt. Der Oberſtlieutenant von Griesheim aß heute mit ihnen dort zu Mittag. Man ſprach luſtig von den Tagesangelegenheiten. Als man vom Tiſche aufſtand, ſah man nach der Uhr, es war grade 5; nun eben, hieß es, geht der Belagerungsſtand an, jetzt eben wird er auf dem Schloßplatz unter Trommelſchlag verkündigt! Darauf erhoben ſich Alle und füllten die Gläſer und ſtießen fröhlich auf die Geſundheit des Belagerungsſtandes an. — Ein ſchöner Zug! —

Der geweſene Miniſter Gierke, welcher der Nationalverſammlung treu geblieben, ſagte zu einer Dame: Er habe in ſeinem Leben nicht ſo gut geſchlafen, als in der Nacht nach dem muthigen Entſchluß der Nationalverſammlung in der Abendſitzung — der letzten im Schauſpielhauſe; nie habe er ein beſſeres Gewiſſen gehabt.

Montag, den 13. November 1848.

Ich ging aus, fand bei Kranzler die „Nationalzeitung", die also doch erschienen ist und auch mir noch später gebracht wurde, sie enthält die durchdachtesten, schlagendsten Sachen und spricht mit größter Kühnheit. — Ich lenkte um die Katholische Kirche zum Opernplatz ein, von allen Seiten zogen starke Soldatenschaaren heran, schwenkten unerwartet, veränderten Front, trieben die Gruppen auseinander, alles zu Ehren des Belagerungsstandes! Bei der Universität schlug der Hauptmann einer Schaar mit dem Säbel unter die Leute und mit der Faust einen Mann in's Genick. Die wandernden Schaaren zogen auch beim Zeughaus vorbei und in den Lustgarten; die Schloßgitter waren verschlossen, nur auf Erlaubnißkarten ging man aus und ein. — Ich sprach Frau von **, die mit Bewunderung von der Nationalversammlung sprach, sehr viel von der Majorswittwe! Der Belagerungsstand erfuhr scharfen Tadel. Man sagt, auch der Prinz von Preußen habe ihn mißbilligt, sich mit seinem Bruder darüber gezankt und sei, weil er nicht abermals den Haß des Volkes auf sich laden wolle, nach Weimar gereist.

Zu mir kamen Dr. Oppenheim und Hr. Stadtrichter Martini, Abgeordneter zum deutschen Parlament aus Westpreußen. Ich hatte das Glück, beide sehr trösten zu können. Ich hörte leider von ihnen, daß Robert Blum und Fröbel in Wien standrechtlich erschossen worden! (Fröbel ist wunderbarerweise begnadigt.) Ueber die Absichten des Königs, über die Aussichten der Nationalversammlung.

Graf von Keyserling kam, mir zu sagen, daß Berlin von Truppen umstellt sei, um Zuzüge aus den Provinzen abzufangen, daß man dreihundert Freischärler aus Mecklen-

burg entwaffnet, daß man Fremde nicht nach Berlin laſſe. Die Militairs fürchten, der König werde nachgeben, zugleich ſind ſie ängſtlich wegen der Truppen, die nicht recht zu wollen ſcheinen.

Nachmittags kam Bettina von Arnim nebſt Fräulein Giſela und dem Profeſſor Cybulski, den ich in vielen Jahren nicht geſehen. Alles beſprochen; hoffnungsvoll für das Gute, aber wenig für den König! Wir bedauern ihn, können ihn aber nicht entſchuldigen!

Ein Junge in der Jägerſtraße rief laut einen Zettel aus: „Bekanntmachung ohne Wrangel's Erlaubniß!" Ich kaufte ihn. Die furchtbarſte Feindſchaft und Verhöhnung gegen Wrangel, unterſchrieben vom Kammergerichtsaſſeſſor Wache, vom Drucker Fähndrich! Dieſe Verwegenheit iſt beiſpiellos, ich muß ſie bewundern!

Aber die Truppen fangen wirklich an nicht zu gehorchen. Auf dem Dönhofsplatz ſollten ſie einen Haufen Menſchen angreifen, als ſie dicht heran waren, ſetzten ſie Gewehr beim Fuß und ſagten: „Was ſollen wir die Leute denn angreifen, ſie ſtehen ja ganz ſtille und thun nichts!" Von zwei Augenzeugen. Aehnliches hat der Bürgerwehrmann Kolbe von zweien Schaaren bei dem Anfang der Linden geſehen.

Montag, den 13. November 1848.

Morgennebel, grauer Himmel; Belagerungsſtand, denn der gehört mit zum Wetter! —

Die Nacht verging in tiefſter Ruhe, auch heute Morgen iſt es todtenſtill. Geſtern Abend aber, an den Ecken, wo die Leute gedrängt die Wrangel'ſchen Erlaſſe laut ablaſen, fielen noch furchtbare Reden vor. „Von den Verräthern

ſoll keiner ſeinen Geburtstag nochmals feiern, die ſind gerichtet.“ Ferner: „Der feige Böſewicht, der eitle Narr und ſchändliche Betrüger ſoll uns nicht mehr mit Redensarten berücken, ſinkender Lug geht aus ſeinem Maul.“ An einer andern Stelle hieß es: „Spart nur euer Pulver und Blei bis zum rechten Augenblick, jetzt nichts gethan!“ Und: „Um Gotteswillen, Brüder, Geduld, Geduld, wir ſchlagen den Feind um ſo beſſer künftig, laßt ihn doch ſeine Krone vollends verſpielen.“ Wie will der König fortregieren bei ſolcher Volksgeſinnung? Und ſie iſt faſt allgemein; die Edelleute und Offiziere, die gegen das Volk ſind, die den jetzigen Zuſtand gewollt, ſind doch noch mehr gegen den König, und ſie werden ſich freuen, wenn der Grimm und die Wuth ſo ſteigen, daß man ſeine Abdankung verlangt. Auf die iſt es zumeiſt abgeſehen.

Der Nationalverſammlung iſt durch die ſcharfen Maßregeln ein ungeheurer Dienſt geleiſtet. Sie konnte ihre wandernden Verſammlungen nicht lange fortſetzen, ohne in die tödtlichſten Verlegenheiten zu gerathen, ihre Berathungen mußten ſie über ihren Zweck hinausführen, in eine falſche Rolle, die nicht durchzuführen war, der Stoff mußte ihr ausgehen oder unbehandelbar werden. Dazu kam das Verſiegen der Diäten, von denen manche Abgeordnete gradezu leben müſſen. Hätte man ſie ihr unſtätes Daſein noch acht bis zehn Tage fortſetzen laſſen, ſie wäre genöthigt geweſen, ſich ſelbſt für unfähig längeren Beſtehens zu erklären, hätte beſchämt ſich freiwillig trennen müſſen, jetzt erreicht ſie ihr Ende durch Gewalt, mit Ruhm und Ehre.

Man ſagt heute, der König habe einen Theaterſtreich vor; zu überraſchen, in Erſtaunen zu ſetzen, Effekt zu machen, das ſei ſein ganzes Leben. Nach einigen Tagen,

wenn der Belagerungsſtand genug gezeigt habe, daß er die Macht beſitze, der Herr ſei, werde er aus freiem Entſchluß eine Verfaſſung bekannt machen, die alle Welt befriedigen ſolle durch das höchſte Maß des Freiſinns, auch ein ganz freiſinniges Miniſterium ſolle dann folgen; nur die bisherige Nationalverſammlung ſei ihm zuwider, die könne er einmal nicht leiden, geben wolle er mehr als ſie. Ob das wahr iſt? Man bezieht auf ſolche Abſicht den Ausdruck in ſeiner Proklamation, man ſolle die Thaten abwarten. Ob er ſich in ſeiner Erwartung nicht täuſcht? Wird das Volk ſeine Gaben nicht verſchmähen? Wer kann's wiſſen! Schon heute hört' ich ſagen, und wenn alles das wäre, iſt es denn nicht ein kindiſches Poſſenſpiel, eine elende Rechthaberei, bei der Tauſende von Menſchen frevelhaft auf das Spiel geſetzt werden? Führte nicht Nero ſolche Schauſpiele auf? —

Am 10. als die Truppen eingerückt waren und den Gendarmenmarkt auf allen vier Seiten beſetzt hatten, ritt der Kommandant, General von Thümen — der ſich über die Maßen fürchten ſoll — an den Oberſten des 9. Regiments von Bajenski heran und ſagte ihm, er ſolle doch zu verhindern ſuchen, daß die Soldaten mit den Bürgern ſprechen, worauf der Oberſt antwortete: „Das wird ſchwer zu machen ſein.“ Nach einiger Zeit kam Thümen wieder und fand viele Geſpräche im Gange, machte dem Oberſten darüber Vorwürfe, und dieſer ſoll vom Pferde geſtiegen ſein und den Degen eingeſteckt haben. So wird erzählt; der Oberſt gilt für freiſinnig.

Die Nationalverſammlung, die geſtern faſt einſtimmig den Hrn. von Unruh wieder zum Präſidenten gewählt hat, hält auch heute wieder Sitzung und ſoll die Anklageakte gegen die Miniſter redigirt haben zur Abgabe an den

Staatsanwalt. Die Mitglieder sind aber vorsichtig und schlafen meist nicht in ihren Wohnungen, um nicht einzeln verhaftet zu werden.

Die Ablieferung der Waffen findet Schwierigkeiten. Die Listen und Dienstpapiere sind vernichtet. Vielen Bürgern sind die Waffen von Arbeitern auf dem Wege zum Zeughause genommen worden; sie ließen sich gern berauben!

Zum 13. November 1848.

Unter den guten Zügen von Seiten der Truppen ist besonders auch folgender zu bewahren. Die Lehreskadron ritt — zu Ehren des Belagerungsstandes — die Leipziger Straße hinauf und fand an einer Ecke wohl über hundert Menschen zusammen, die aber ganz friedlich standen und die Reiter ansahen. Da sagte der Offizier lächelnd zum Wachtmeister: „Sind das wohl über zwanzig?“ Der Wachtmeister erwiederte lächelnd: „Ja, das mögen wohl ein paar drüber sein.“ Und so ritten sie mit der ganzen Schwadron vorüber, ohne etwas gegen die harmlosen Leute vorzunehmen.

Dienstag, den 14. November 1848.

Die Nationalversammlung schloß gestern Mittag um 2 Uhr ihre Sitzung im Schützenhause und ließ, wie jetzt gewöhnlich, einen ihrer Präsidenten und eine Abtheilung ihrer Mitglieder dort zurück, um die Fortdauer der Versammlung zu bezeichnen; bald aber rückten mehrere Bataillone Soldaten an, die bewaffnete Macht drang in den Sitzungssaal, und der Präsident und die Abgeordneten

wurden sämmtlich herausgeführt, jeder von einem Soldaten am Arme gefaßt. Das Volk, dicht geschaart, brachte ihnen endlose Hochs und begleitete sie weithin. Die Stadtverordneten bieten der Versammlung einen neuen Sitzungssaal. —

Wunderbarerweise giebt die „Spener'sche Zeitung" heute nicht nur fortwährend Berichte von den Sitzungen, sondern liefert auch Zustimmungsadressen; daß sie auch Stimmen für das Ministerium hat, versteht sich von selbst. Wrangel hat durch Befehl sieben hiesige Blätter „suspendirt", die „ewige Lampe", „Krakehler" und „Kladderadatsch" haben die Ehre dabei zu sein.

Die „Vossische Zeitung" läßt den Polizeipräsidenten von Bardeleben erklären, daß Wrangel's Befehl in Betreff der Presse ungesetzlich sei, es bestehe keine Zensur, und die nicht verbotenen Blätter dürften drucken, was sie wollten, so auch jeder Schriftsteller. Wrangel hat Unglück, früher wies Pfuel, nun gar Bardeleben ihn zurecht.

Der Prinz von Preußen war gestern noch in Potsdam. Ein Zank mit dem Könige jedoch hat stattgefunden. — Gestern war auch ein Krawall vor dem Schloß in Potsdam, welches der König seit vorgestern bewohnt — nicht mehr Sanssouci.

Besuch von Dr. Hermann Franck; scharfsinnige und klare Erörterung des Zustandes, der Möglichkeiten; das Ergebniß lautet sehr schlecht für die Regierung, für den König. Er erzählt, gestern sei ein Artillerieoffizier in der Leipziger Straße heftig an ihm vorübergeschritten und fast auf ihn gestoßen, der dem nachfolgenden Volke, das ihm Beifall rief und klatschte, beschwichtigend mit der Hand gewinkt und das Aufsehen habe meiden wollen; auf Befragen, was denn vorgefallen? war die Antwort, der

Offizier habe zu den Soldaten gesagt, sie sollten nur ja nicht auf das Volk schießen, denn das Volk sei im Rechte. — Graf von Keyserling nahm an dem Gespräche Theil und erklärte, er sei ein alter Soldat, aber auch er sei schon nahe daran, zur Volkspartei überzugehen. Vor allem aber wollte er, der König solle abdanken, und das meinten die meisten Offiziere und Altpreußen.

Nachher kam General von ** und sprach sich lebhaft und schmerzlich aus. Er gab einige Maßregeln an, die ein Rettungsmittel für den König sein könnten, wirklich staatsklug und anwendbar, nur daß der König den Rath nicht hören, noch weniger befolgen wird. Er gesteht, der König habe die Vereinbarung gebrochen, es sei an ihm, sie herzustellen; das Ministerium müsse abdanken, die Truppen hier bleiben, die Nationalversammlung am 27. hier wieder Sitzung halten, der Grund einer Verlegung falle weg, wenn die Truppen hier sind; Belagerungsstand aufheben, Bürgerwehr herstellen! — Er sagt, der Oberst von Sommerfeld, vom 12. Regiment und die andern Offiziere, welche die Abgeordneten gestern abführten, hätten die Thränen in den Augen gehabt! — Bis jetzt hat die Bürgerwehr kaum hundert Gewehre abgeliefert. Man wird die übrigen mehr als zwanzigtausend einzeln mit Gewalt holen müssen. —

Nachmittags ausgegangen, den jungen Grimm gesprochen. Truppenzüge vom Schlosse her, starke Volkshaufen zu beiden Seiten mit. Dreimaliges Wirbeln der Trommeln, man erwartet Schießen, aber nein! das Volk bleibt und die Truppen ziehen weiter; am Anfange der Linden wiederholt sich der Vorgang, das Volk eilt näher, anstatt sich zu entfernen; da löst sich das Räthsel,

der Offizier läßt etwas verkündigen, „Standrecht", sagt mir der Offizier auf der Königswache, den ich frage.

Der Assessor Schramm warf Zettel an die Soldaten in die Thüre der Bank hinein, wurde aber eingeholt und verhaftet.

Mittwoch, den 15. November 1848.

Ich ging aus mit Ludmilla. Bei Kranzler die augsburger „Allgemeine Zeitung" durchgesehen; die hiesige „Vossische" nimmt wunderlich genug wieder eine liberalere Färbung an. — Unter den Linden hatten sich in Folge der Erklärung Bardeleben's die fliegenden Buchhändler wieder einrichten wollen, die Militairpatrouillen trieben sie aber fort. Truppenzüge zu Fuß und zu Pferde; sie ließen die Menschenhaufen, die überall weit über die Zahl zwanzig waren, ruhig stehen. —

Der Assessor Wache sollte verhaftet werden, Ruge desgleichen, für jeden war eine Kompanie Soldaten bemüht worden, aber man fand keinen von ihnen. — Die „Reform" war wieder heute erschienen mit Trotzworten gegen Wrangel. Die nichtverbotene „Nationalzeitung" erscheint auch wieder. — Der Assessor Schramm ist wieder freigegeben worden. —

Das Einsammeln der Bürgerwehr-Gewehre durch militairische Gewalt giebt einen eignen Anblick. Starke Truppenschaaren sperren die Straße oben und unten ab, eine andre Schaar begleitet die Wagen, die innerhalb der Absperrung die Gewehre aufnehmen sollen, von dieser Schaar gehen drei, vier oder mehr Mann in jedes Haus und holen die Gewehre, die der Hauswirth schon auf den Flur bereit gestellt haben soll; doch die Ablieferung geschieht sehr

unvollkommen, die Wagen fahren ziemlich leer wieder ab. Listen giebt es nicht mehr; in vielen Häusern wird die Zahl der darin wohnenden Bürgerwehr-Männer zu gering angegeben, viele Bürger sagen, und mit Wahrheit, sie hätten ihre Gewehre gleich den ersten Tag abgeben wollen, wären aber unterwegs derselben mit Gewalt beraubt worden; daß sie dazu die Hand geboten, kann man ihnen nicht beweisen. Die Truppenschaaren stellen sich regelmäßig unter Trommelschlag auf und machen exerzierartig ihre Bewegungen. Die Hunderte von Zuschauern werden nicht belästigt. —

Elendes Geschreibe des neuen Justizministers Rintelen, um sein Weglaufen aus der Nationalversammlung zu beschönigen! —

Gerüchte: der Reichsverweser in Potsdam, es kommen 50,000 Mann Reichstruppen, Baiern, Hanoveraner und Andre, um dem König beizustehen (gegen wen?), das Schloß in Potsdam brennt, der König ist ermordet u. s. w. —

Der „Staatsanzeiger" bringt eine Verordnung Wrangel's, daß alle Hauswirthe ihre fremden Einmiether melden sollen, auch wenn sie solche schon früher gemeldet hatten. Diese Maßregel trifft alle die Fremden, die sich bisher bei Freunden ungemeldet aufhielten, die sich verstecken müssen, keine Päße haben und wegen dieses Mangels auch nicht abreisen können, da alle Bahnhöfe, Straßen und Wege genau bewacht sind. Sind Ruge, Wache und Andre dieser Art nicht schon fort, so hofft man sie zu fangen. Doch wird auch Mancher seinen guten Versteckert finden, es sind viele Wirthe nicht so zaghaft, oder lassen sich täuschen, und dies gern!

Donnerstag, den 16. November 1848.

Die „Nationalzeitung“ giebt heute Bericht über die gestrige Sitzung der Nationalversammlung im Mielentz'schen Saale, wo die Militairgewalt eindrang, doch aber der Beschluß, daß die Steuerverweigerung mit dem 17. anhebe, noch einhellig gefaßt werden konnte. Würdige, muthvolle Haltung! —

Die „Nationalzeitung“ giebt heute auch eine treffliche Uebersicht unsres Zustandes, bezeichnet mit starken Zügen die Ungesetzlichkeit, die Willkür, den Hohn, die Anarchie der Maßregeln, zeigt, wie alles von fernher mit Lug und Tücke bereitet worden, mit Oesterreich und der Zentralgewalt im Einverständniß. Nicht ohne Herzklopfen und Thränen hab' ich dies wahrheitgetreue Bild anschauen können! Es ist entsetzlich! Preußen hat viel verschuldet, aber hat es diese Schande verdient? Die Franzosen schämten sich ihrer Schreckenszeit, aber was ist diese gegen die Häßlichkeit unsres Zustandes, dieses Inbegriffs von Verrath, Niederträchtigkeit, Falschheit, Dummheit und sogar Feigheit mitten in der Gewalt! Was können uns jetzt die Polen, die Tschechen, die Italiäner sagen, auf die wir im Uebermuth unsres Freiheitsschimmers herabsahen als auf Völker, die immerhin uns freien Deutschen noch dienen konnten? „Alle Schuld rächt sich auf Erden.“ Auch die jetzige der scheuslichen Hofpartei wird sich rächen. Gewiß! Aber mir kein Trost. Zwiefacher Gräuel statt eines! Und Schande, Schande, auf weithinaus Schande, daß in unserer oberen Schichte solche wilde Bosheit herrschen konnte! —

Wrangel hat der „Deutschen Reform“ — der Zeitung Milde's — Vorwürfe gemacht, daß sie noch die Verhandlungen der Nationalversammlung liefere; die Zeitung

erscheint nicht mehr. — Auch die „Spenersche Zeitung" liefert die Verhandlungen nicht mehr, und entschuldigt sich überhaupt, nur Unvollkommenes von hier berichten zu können. —

Ein Ansinnen an Hrn. von Unruh, sich mit Wrangel und Brandenburg in Verhandlungen einzulassen, wies er unwillig zurück mit der Aeußerung, diese müsse er dem Kriminalrichter überlassen! —

Ausgegangen, zu Dirichlet's, wo Dr. Philipp ꝛc. Alle durchaus für das Volk, für die Nationalversammlung! —

General von * kam und brachte mir die Nachricht, daß die frankfurtische Versammlung mit einer Mehrheit von fünfzig Stimmen sich dahin ausgesprochen, die hiesige Nationalversammlung möge nur hier bleiben, und die Reichsgewalt möge die preußische Regierung in diesem Sinne bedeuten! Auch daß ein anderes Ministerium zu ernennen sei. — Nun, das fehlte noch, daß unsre Sache von dorther geschlichtet würde! Für den König ist die Verlegenheit groß. —

Ob Anarchie hier gewesen, ob die Nationalversammlung unfrei? Ich sage entschieden nein und abermals nein! Jedenfalls mußte die Versammlung allein darüber urtheilen, kein Vormund. Ich sehe, die falsche Ansicht und die Tücke dauern in Potsdam fort, es kann nichts Gutes gedeihen auf diesem Boden. Neulich sagte * selbst, die Kamarilla müsse fort. Ich fürchte, die geht und fällt nur mit dem König. —

Schändliches Benehmen der Professoren der hiesigen Universität; Encke, Stahl, Lachmann, Ranke ꝛc. äußern sich über die Abgeordneten, diese würden schon nach Brandenburg laufen, um die Taggelder zu holen ꝛc. Gesindel, das

kein Gefühl hat für edlen Muth und hohe Würde, der unsre bessern Offiziere sich beugen!

Donnerstag, den 16. November 1848.

Abends. Die Nationalversammlung will den Rath, der ihr von gewissen Orten zugegangen, jetzt auseinanderzugehen, nicht annehmen, sondern die Berathungen und Beschlußnahmen fortsetzen. Vielleicht hat sie Recht, und wird dadurch noch eine Vermittlung möglich erhalten, die zwar immer ein trauriges Flickwerk sein wird, aber doch zu sehr im deutschen Karakter und in dem unsrer Zustände liegt, als daß sie ganz abzuweisen wäre. Denn wir wollen einmal kein Aeußerstes, und können es auch nicht gebrauchen. Was sollten wir anfangen, wenn der König uns fehlte? Er ist uns nöthig wie das tägliche Brot! Eine provisorische Regierung wäre nicht zu finden, der Republik fehlte alle Möglichkeit der Gestalt, kein Bürger gönnte oder vertraute dem andern das Steuer. An einen raschen und vollständigen Sieg der Volkssache ist ohnehin im Augenblicke nicht zu denken; die jetzigen Zustände geben ihr Nahrung, und diese giebt ihr künftig Kräfte, nur jetzt nicht. Wir sind auf ruhige Ausdauer und wiederholte neue Kämpfe angewiesen. Wenn es zu jenem Flickwerke kommt, so wird es sein wie vorher; man wird ringen und ringen, und lauter üblen Willen finden. Uebrigens ist das Flicken auch so leicht nicht; der König wird die aufrührische Nationalversammlung nicht anerkennen wollen, diese nicht ihre ausgerissenen Mitglieder wieder aufnehmen. Jetzt indeß muß ihn der Frankfurter Beschluß verstutzen, und vielleicht ändert er das Ministerium, das im Abgehen auch allen Haß mitnehmen soll! Doch darin irrt er sich, ein großer Theil des Hasses, der größte, bleibt auf ihm selber. —

Besuch von Hrn. von Weiher und Hrn. Kammergerichtsassessor *. Letzterer spricht von der Schwierigkeit, den wilden Muth des gemeinen Volkes länger zu zügeln, alles dürste nach Kampf, es sei das Verlangen allgemein, die noch geretteten Waffen zu gebrauchen. Ich stelle aus allen Kräften die Nothwendigkeit auf, dies um jeden Preis zu vermeiden, zeige die Gefahren, die Gewißheit des Mißlingens, das Vergnügen und den Hohn der Feinde, falls man ihnen so zu Willen wäre. Ich zerspreche mir die Lippen, ich weiß nicht, ob ich überzeugt habe. Hr. * scheint das Volk gut zu kennen.

Wenn die Reaktion noch etwas weiter geht, so wird sie uns eine hübsche Schadenfreude bereiten. Sie wird diese halben und falschen Liberalen, die uns so entsetzlich geschadet haben, züchtigen, diese Auerswald, Hansemann, Camphausen, Milde, Kühlwetter und Konsorten, diese feigen Halbverräther, die da meinten, mit ihrer Erhebung sei es nun genug, nun solle die Revolution enden, sie wollten mit der alten Parthei allenfalls theilen, sich ihr anbiedern und deren Vortheile mitgenießen; aber diese alte Parthei denkt anders, ihr sind diese Konstitutionellen mehr noch als die Republikaner verhaßt, diese vermögen wenig und gefährden kaum, jene aber haben sich in die Regierung gedrängt, in die hohen Aemter, sind Minister geworden und Exzellenzen, — das verdient Strafe! —

Der „Staatsanzeiger" bringt bedauernde, bemitleidende, süßliche, höhnische Artikel über die traurigen Wanderzüge und die ohnmächtigen Zuckungen der Nationalversammlung, deren Beschlüsse von keinem Werthe seien, auch nichts bewirken können, als sie immer tiefer fallen zu lassen; dabei werden doch Formmängel hervorgehoben und die ausgebrochene Zwietracht verkündigt ꝛc. Mit treuloser Arglist

wird auch der Frankfurter Beschluß berichtet, und die armselige Taschenspielerei versucht, als sei die Niederlage deßhalb ein Sieg, weil eine noch größere nicht erfolgt ist! Eine angeblich mäßige, milde, aber innerlich wuthvolle und giftige Sprache! — Hinckeldey an Bardeleben's Stelle. —

* behauptet, der Offizier, der gestern im Mielentz'schen Saale die Versammlung wieder verließ und ihr die Frist gab, in der sie noch die Steuerverweigerung einstimmig beschloß, habe wohl aus eignem Gefühl gehandelt, wobei ihm aber zu Statten kommt, daß alle solche Befehlsaufträge die größte Schonung und Milde vorschrieben.

Ich kann mich mit * in Betreff unsres Verhältnisses in Frankfurt nicht vereinigen. Ich sehe dasselbe sehr ungünstig an. Man verräth und verkauft uns dort, man schmeichelt uns um uns zu fangen; sind erst alle Maschen fertig, so wird man das Netz unbarmherzig zusammenschnüren. Alter Haß gegen Preußen verbindet sich dort, österreichischer, katholischer, reichsländischer, der katholische ist nicht der schwächste, wiewohl er noch am meisten unter der Decke steckt. Viele schaden uns auch aus Dummheit, weil sie über der Vorspiegelung das Wirkliche nicht sehen, Vincke zum Beispiel. Radowitz ist wenigstens ein Halbverräther. —

Im Suetonius gelesen und in Goethe's Briefen.

Freitag, den 17. November 1848.

Fruchtlose Abordnung der Stadtverordneten nach Potsdam an den Prinzen von Preußen, und trauriges Gespräch zwischen diesem und dem Professor Gneist; der Justizkommissarius Otto Lewald war auch dabei. Man sollte dergleichen Schritte ganz unterlassen. —

Die Frankfurter Abstimmung macht einigen Eindruck, aber das preußische Herz fühlt auswärtige Hülfe schmerzlich! Die Stimmung im Lande scheint einigermaßen getheilt; natürlich bieten die Behörden alle Mittel auf, um die Adressen für den König zu mehren und die für die Nationalversammlung zu hemmen. — In Pommern und Sachsen wird Landwehr einberufen, das kann manche neue Erscheinung erzeugen; man zieht noch immer mehr Truppen in die Nähe von Berlin. Um durch Soldaten mächtig zu sein, giebt es deren schon übergenug in der Stadt. —

Dürftige „Spener'sche Zeitung", vier Seiten anstatt zwölf! Ein Fremdenblättchen so gering wie noch nie! — Die gestrige „Nationalzeitung" — sie erscheint nicht mehr — wird heute mit 6 bis 8 Silbergroschen bezahlt. Fremde Zeitungen sind ungehindert. —

Die Minister sitzen alle im Kriegsministerium, fressen und saufen bis in die Nacht hinein, Ladenberg macht Punsch, Griesheim den Adjutanten und Schmeichler, sie schwimmen in Glück und Wonne, sehen Berlin als eine eroberte feindliche Stadt an, finden sich großmüthig, daß sie nicht blutige Rache nehmen ꝛc. Wrangel ist über die Maßen dumm und plump, bedroht die Zeitungsredakteure mit einem — „nun wie heeßt doch so 'n Mann?" — Zenker, flüstert man ihm zu; schilt vor allen den Justizrath Lessing!! häuft Sprachfehler auf Sprachfehler, und spielt halb Pascha, halb Blücher! (Alles aus dem Munde Griesheim's, der selber den dümmsten Unsinn und die gemeinste Denkart, einen türkischen Henkersinn ausspricht!)

Besuch bei Dr. Grün; heute keine Sitzung, gestern war auch keine, vielleicht wird überhaupt keine mehr sein; der letzte Trumpf war Steuerverweigerung, und der ist ausgespielt. Den Frankfurter Beschluß wird unsre National-

versammlung weder annehmen noch abweisen; mag die Regierung sehen, wie sie damit fertig wird! — Besuch bei Dr. Oppenheim, Hr. Martini noch dort. Erörterungen. Der Winter ist eine trübe Zeit, da sucht man durch Kälte und Nahrungssorge durchzukommen, aber das Frühjahr, das Frühjahr! —

In Köln war eine Volksversammlung, die sich für Steuerverweigerung erklärt hat. —

In Dänemark neue Minister, Orla Lehmann ab. —

Graf von Keyserling bei mir; er kommt von Wrangel und rühmt, ein Drittheil der Gewehre habe man, und die übrigen hoffe man zu bekommen. Hier in der Nähe, in der Mauerstraße und in der Französischen, werden Haussuchungen gehalten durch starke Truppenabtheilungen; sie scheinen nur geringen Ertrag zu liefern. Viele Denunziationen sind falsche. Uhlanen reiten vorüber. Alles im ärgsten Regen. —

„Staatsanzeiger", voll weiser, gemäßigter Ansichten, bei denen aber stets ein πρῶτον ψεῦδος bleibt, nämlich die Eigenmacht der Beurtheilung und Bevormundung, daß die Regierung Thatsachen aufstellt, die von der Mehrheit der Nationalversammlung bestritten werden, und daß die Regierung gegen eine konstituirende Versammlung sich Rechte beilegt, die ihr diese erst geben müßte, da noch keine Verfassung da ist. Ferner sündigt die Regierung gegen die von ihr schon genehmigten Gesetze in Betreff des Belagerungsstandes, und noch besonders gegen die feierlichen Versprechungen des Königs. Der „Staatsanzeiger" freut sich, daß die Widerspenstigen durch ihren letzten Beschluß nun offenbar als Hochverräther sich gezeigt! — Elendes Gewäsch vom Minister Rintelen! —

Sonnabend, den 18. November 1848.

Ausgegangen, bei Kranzler die Breslauer und Leipziger Zeitungen gelesen. Sie enthalten alles, was hier nicht gedruckt werden kann! — Auf der Straße den Professor * gesprochen, der nun endlich auch nicht mehr nicht kann! Ich verstand ihn erst gar nicht, unsre Besorgnisse schienen aus derselben Quelle zu fließen, sie kamen aber aus entgegengesetzten. Er lobte das Gewäsch des armseligen Nintelen! Wenn's ihm schmeckt, mir kann's recht sein! — Allerlei Gerüchte. —

Die Militairaristokratie ist sehr unzufrieden mit den Aeußerungen der Stadtverordneten, noch mehr aber mit den Antworten des Prinzen von Preußen, der sein Ehrenwort gegeben, daß er treu festhalten werde an den konstitutionellen Grundsätzen, und der gesagt, wer nach den Hohenzollern regieren werde, wisse er nicht, aber diese würden mit Ehren untergehen. — Sind wir denn so weit? fragt man, jetzt da alles gut geht, ist es jetzt schicklich, von Untergang zu reden? Und Konstitutionelles jetzt? Fort damit! — Die Militairaristokratie will sich, nichts weiter. —

Ein Lieutenant von W. in Verhaft wegen eines wilden Briefes an seinen Obersten, der Landwehroffizier L. dem Kriminalgericht übergeben, wegen Verführung der Soldaten, ein Unteroffizier wegen Schimpfens auf den König verhaftet. — Die Soldaten hier bekommen erhöhten Sold. — Die Einberufung der Landwehr ist beiden Partheien recht, die Regierung sieht in dem Kommen den Gehorsam, die Volksparthei sagt, diese werden ihre Truppen sein. —

Besuch von *. Es ist ihm sehr um Vermittlung zu thun, der König wird, meint er, in den Hauptsachen nachgeben, wenn man ihm in den Formen Recht läßt, zum

Beiſpiel nach Brandenburg geht. Iſt das verbürgt? Die Steuerverweigerung — eigentlich nur die Erklärung, das Miniſterium Brandenburg habe kein Recht Steuern zu erheben — wird als das ärgſte Selbſtſchaden der Linken angeſehen, allein der Regierung iſt dabei ſchwül zu Muthe. Ob eine gegebene Verfaſſung des Königs nicht doch befriedigen würde? Nimmermehr. Was beginnen? Ich weiß es nicht. Wird man in Brandenburg 202 Abgeordnete vereinigen? Unerheblich; thut man das Rechte, ſo ſind 20 genug. Man hat eine große republikaniſche Verſchwörung entdeckt! Ich glaub' es nicht, das Mährchen ſoll bloß die Verlängerung der Militairherrſchaft ſichern. — Der König ſpielt ein gefährlich Spiel. „Er weiß es." Der preußiſche Staat kann zerbrechen. Gewiß. Denn bei eigenthümlicher Stärke hat er auch eigenthümliche Schwäche, ſeine Lage, Zuſammenſetzung, Neuheit. —

Hanſemann läßt ſeine hieſige Anſtellung im Stich und will eine bei der Reichsgewalt. Hält auch er Preußen ſchon für verloren? Alles trachtet dort etwas zu gewinnen. —

Die Behörden arbeiten aus allen Kräften, die Reaktion als Volkswillen erſcheinen zu laſſen, die Landräthe müſſen auf die Bauern einwirken, auf die kleineren Städte, man ſtrengt alles an, um diesmal Recht zu behalten. Man will die letzten Millionen dafür aufwenden. —

Man ſtreut aus, zum Beiſpiel Griesheim thut es, der ehemalige Miniſter Bornemann ſei in Wahnſinn verfallen, — wohl aus Gewiſſensbiſſen?! Er iſt aber ganz wohl und munter, und iſt ſehr zufrieden mit dem was er gethan hat, und will muthig dabei beharren.

Sonntag, den 19. November 1848.

Der Abgeordnete zur Nationalversammlung und gewesene Präsident derselben, Hr. Grabow, erklärt in den Zeitungen, daß auch er dem Könige gesagt, nach seiner Ueberzeugung stehe demselben nicht zu, diese Versammlung zu vertagen, zu verlegen oder aufzulösen ohne deren Mitwillen, und daß er gerathen habe, sie in Berlin zu lassen und ein neues, freisinniges Ministerium zu ernennen. — Die Reaktion will davon nichts hören. —

Besuch von Weiher, Keyserling, Grün ꝛc. Nachrichten aus Breslau; der Oberpräsident Pinder hat öffentlich die Maßregeln des Ministeriums für ungesetzlich, die Nationalversammlung im Recht erklärt; in Breslau hat sich die einberufene Landwehr der Bürgerwehr angeschlossen. Aus einer Bekanntmachung des Oberpräsidenten von Bonin ersieht man, daß in Sachsen die Steuerverweigerung beginnt und Offiziere der Landwehr die Soldaten auffordern, der Regierung, welche von der Nationalversammlung hochverrätherischer Maßregeln bezichtigt ist, nicht zu gehorchen. — Die „Kölnische Zeitung" ist plötzlich umgeschlagen und schreibt gegen das Ministerium. — Der Instruktions-Senat des Kammergerichts hat mit siebzehn gegen zwölf Stimmen das Ministerium mißbilligt und ein justitium ausgesprochen. Eine solche Mißbilligung ist auch von dem Obergericht in Posen zu erwarten. — Die Auditeure, Salbach an der Spitze, haben erklärt, daß sie ein Kriegsgericht nur gegen Militairpersonen statthaft finden. — Kabinetsordre des Königs, daß ohne weitere Anfrage Wrangel die vom Kriegsgerichte verurtheilten Personen sofort könne erschießen lassen! Sultan und Pascha! —

Der König fühlt die bitterste Verlegenheit; die Widrig-

keiten häufen ſich. Das Vertrauen auf die Landwehr iſt ſchon etwas erſchüttert, doch iſt ſie das Letzte, was man hat, man müßte denn an Reichstruppen oder Ruſſen denken! Dann aber iſt es auch völlig aus. Einſtweilen brennen die Schläge von dem Frankfurter Parlament, von den Nationalverſammlungen Mecklenburg's und Braunſchweig's, ja von dem Prinzen von Preußen, der in ſeiner Antwort an die Stadtverordneten den König in deſſen Benehmen am 19. März der Schwäche und Rathloſigkeit zeiht. Der König unterhandelt mit Grabow, mit Beckerath; ein neues Miniſterium beſeitigt wenigſtens die Steuerverweigerung, die nur dem Miniſterium Brandenburg gilt. — Aber der Eigenſinn des Königs beſteht darauf, daß die Verlegung der Nationalverſammlung Statt finde, obſchon grade für dieſe alle Gründe und Vorwände jetzt fehlen! Dieſer Eigenſinn in kleinlichen Dingen hat den König ſchon manche bittre Erfahrung vergebens machen laſſen; er ſetzt alles dran, und doch nicht genug. Hat er ſchon ganz vergeſſen, wie ſehr die Schweiz ihn gedemüthigt mitten in ſeiner Machtfülle? —

Wir haben jetzt zweierlei Hochverräther, Nationalverſammlung und Miniſterium; beiden wird wohl nichts geſchehen, aber welch ein Zuſtand!

Wenn ich die Nationalverſammlung als Schickſalswerkzeug anſehen ſoll, ſo iſt es mir denkbar, daß ſie zerbricht, aber um einer ſtärkeren Platz zu machen. —

Die Regierung iſt noch geldmächtig; ſie verſchwendet aber ihren Reichthum in den jetzigen ungeheuern Militairanſtalten; ſie wird ärmer, das hat ſie ſicher davon! Sie wird es bereuen!

Montag, den 20. November 1848.

Bei Kranzler die Breslauer und die Kölner Zeitungen gelesen. Die Erklärung von Pinder. Offiziere, die ihre Entlassung nehmen, weil sie der Ungesetzlichkeit nicht dienen wollen. Hier waren Anschlagezettel an den Ecken, unterschrieben von Landwehroffizieren aus der Provinz Sachsen und an die Soldaten gerichtet, worin gesagt war, diese sollten auf die Berliner nicht schießen ꝛc. Die Zettel wurden schnell abgerissen. Der Oberpräsident von Bonin aber spricht in einer Bekanntmachung von meuterischen Offizieren; dadurch wird die Thatsache offenbar, die man verbergen wollte! —

Die Nationalversammlung hat sich bis auf 270 Mitglieder verstärkt; selbst der ehemalige Minister Milde hat sich wieder angeschlossen. Dergleichen Leute wählen stets, was ihnen das Sicherste dünkt, er muß die Regierung für sehr schwach halten.

Hrn. Professor Dirichlet gesprochen, brav und muthig.

Wrangel, von dem man schon sagt, er sei eine jämmerliche Copie Blücher's, beklagt sich bitter über die Rolle, die man ihn spielen läßt, über die Spöttereien und den Haß, den er auf sich lädt; er sagt, er wünsche den Belagerungsstand zu allen Teufeln, sehe ihn lieber heute aufhören als morgen, und er, der so barsch auftrat, versichert weichmüthig, noch sei kein Blut vergossen durch ihn, und hoffentlich solle es dabei bleiben. Seine Proklamation hat man ihm geschrieben; die berühmte Rede bei der Parade hat man ihm für die Zeitungen in eine Art Fassung gebracht. Er ist ein völlig ungebildeter Mann, der sich durch lauter Unbekanntes umgeben und genirt fühlt, und davon ganz mürbe wird. Vor kurzem wurde hier der „Prinz von Homburg" gegeben, darin kommt vor: „Tiefen

Wrangel werden wir über's Meer zurück jagen", ein Sturm von Beifall erfolgte. Küstner war außer sich, daß ihm die Stelle nicht vorher aufgefallen und er den Namen habe stehen lassen. —

Lächerliche Vorgänge mit Soldaten. Einer sollte einen Fremden in einem öffentlichen Gebäude dem dort kommandirenden Offizier vorführen, weil ohne besondre Erlaubniß der Eintritt verboten war. Vor der Thüre des Offiziers wandte sich der Soldat plötzlich zu dem Fremden und sagte: „Ach, wissen Sie was, gehn Sie nur so, es wird Sie niemand hindern!" —

Schändlicher, lügenhafter Bericht Bassermann's in Frankfurt am Main über den Zustand Berlins, was er in den Straßen gesehen, vor und bei dem Belagerungsstand, erst Gestalten, die ihn erschreckten, dann bessre Leute mit frohen Gesichtern! Der feige Hofschmeichler, der Ministerlakai! Daß Berlin auch vorher ruhig war, muß er gestehen; die Schreckgestalten sind ein Gespenst, die frohen Gesichter eine Lüge; ein paar Damen an den Fenstern mochten lächeln, ein paar Freudenmädchen auf der Straße, sonst war alles ernste Trauer, Unwillen und Zorn über die schlechtberathene Regierung, — wie schlecht berathen, wird die Folge zeigen. Auch in Betreff der Nationalversammlung hat er Lügen gesagt, wenigstens sich aufheften lassen. Der Liberale von ehmals hat nichts gesehen, als den Hof, die Minister und was ihm die gezeigt haben. Von den Volksleuten, von den wahrhaft Freigesinnten hat er niemand angehört. Und von solchen Kerlen sollen unsre Geschick mitabhängen! Schmach, doppelte Schmach für Preußen, das berufen war selbstständig zu bleiben und voranzugehen in der Freiheit. — Schändliche Rede Jordan's von Berlin in Frankfurt.

Dienstag, den 21. November 1848.

Wenn eine Regierung und ihr ganzer Anhang alle Mittel aufbietet, um über Thatsachen ein falsches Licht zu verbreiten, so kann die einzelne Gegenstimme wenig ausrichten. So verläumdete die preußische Regierung früher die Polen, und so verläumdet sie jetzt die Berliner! Ich schreibe im Eindruck dieser Nichtsnürdigkeiten, Verdrehungen und Verläumdungen, und da ich nur in Kürze diesen Eindruck aufschreibe, so sieht das oft wie bloßes Schimpfen aus. Freilich bin ich leidenschaftlich dabei, allein die Thatsachen geben mir erst die Leidenschaft, ich bringe sie nicht im voraus mit. Gott ist mein Zeuge, wie gern ich der Regierung alles zum Besten auslege, wie eifrig ich stets das Gute von ihr hoffe; meine Schuld ist es nicht, daß ich mich so oft empört fühle. Ich lese Abends im Bette den „Staatsanzeiger" mit Herzpochen, wegen der gleißnerischen sophistischen Artikel, die er liefert. Immer wieder dieser Vorwand — diese Lüge — von Anarchie, von Pöbelherrschaft, immer wieder die Versprechungen — diese Lügen — von besten Vorsätzen, von redlichem Willen. Von den zwei großen Verräthereien, in der posenschen und in der schleswigholsteinschen Sache schweigt man ganz stille. Innerhalb acht Monaten zwei solche Schandflecke, und nun den dritten in dem neusten Staatsstreiche, der offenbar seit einem Vierteljahr mit allen Listen und Betrügereien tückisch vorbereitet worden! Wird das gute Früchte tragen? —

Bassermann ist wieder hier. Seine Lügen und Dummheiten werden schon in öffentlichen Blättern aufgedeckt; namentlich widerspricht der Abgeordnete von Kirchmann den Angaben, die jener von ihm will gehört haben. Griesheim aber lobt ihn!! —

Breslau und Schlesien heftig bewegt. — Die Königs-

wache bekommt Gitter! Man baut Bastillen, immer zu! Haben die Forts um Paris dem elenden Louis Philippe genützt? — Nach Maßgabe der Zunahme des Friedens und der Stille werden die Militairvorkehrungen verstärkt.

Zwei Kammergerichtsräthe, Eichborn und Gottheiner, haben ihre Entlassung genommen. Der Stadtgerichtsrath Theodor Meyer hat in Posen eine Adresse für die Nationalversammlung mitunterschrieben. Nachrichten aus Breslau sind ausgeblieben. —

In Frankfurt am Main werden böse Anträge gegen unsre Nationalversammlung gemacht. Ueberhaupt bietet die Regierungspartei alle ihre noch reichen Mittel auf und bethört das Volk, wie sie Einzelne gewinnt. —

Man lockt unsre Abgeordneten, Einzelne und ganze Gruppen, sich zur Versammlung am 27. in Brandenburg einzufinden. Viele sind geneigt, auch die Linke sogar erwägt die Sache, hofft auch dort noch die Mehrheit, denkt wenigstens Einspruch thun zu können. Unterhändler von Seiten des Königs und der Minister geben die größten Versprechungen. Man sagt, dies sei eine Falle; kämen die Abgeordneten, dann würde man sie als unfähig zurückweisen, wenigstens die äußerste Linke ausstoßen, damit sie mit der Schande des Nachgebens auch die der Nutzlosigkeit desselben habe; wer schon oft Arglist und Verrath geübt, der werde es auch diesmal. —

Mit der Nationalversammlung steht es schwach. Große Kräfte sind nutzlos aufgeboten, es ist kein Zusammenhang, keine Gleichzeitigkeit. Viele Leute sind nun bloßgestellt ohne Zweck. Aber die Verwirrung ist gestiegen und die Aufregung, manche Lehre gewonnen; die Sache wird doch Folgen haben.

Mittwoch, den 22. November 1848.

Der hiesige Magistrat erläßt eine große Bekanntmachung, voll Salbung und Philisterei, gegen die Nationalversammlung und für die Regierung, mit besten Hoffnungen ꝛc. Die Regierung scheint in der That großen Anhang zu finden in allen Aengstlichen und Matten, und die Volkssache wird einen langen Schlaf haben müssen. —

Ausgegangen; bei Kranzler die „Breslauer Zeitung" gelesen, die furchtbar gegen das Ministerium loszieht, als den Urheber der jetzt wahrhaft eingetretenen Anarchie. —

Gerüchte von russischem Einfluß, ein Graf Tolstei in Potsdam beim Könige, russische Geldsummen, — dieser bedarf es nicht, noch ist preußisches Geld genug vorhanden, noch! —

Die Reaktion ist voll Furcht in Betreff des Königs, man fürchtet seinen Wankelmuth, seine Feigheit, — dies Wort wird ausgesprochen, aber die Häupter selber sind nicht ohne Furcht, die Generale, die Minister, die Hofleute, alle fürchten einen neuen Schlag von Seiten der Demokratie, sie können sich nicht darein finden, daß kein Kampf stattgefunden, die Ruhe verwirrt sie, der Graf von Brandenburg fühlt Schrecken und Angst, auch Wrangel verhehlt seine Sorgen nicht; diese Leute sind durch ihre Unkunde und Unfähigkeit schon furchtsam, sie sollen eine Rolle spielen, für die sie nicht gemacht sind. Daneben im Kriegsministerium Fressen und Saufen in burschikoser Lustigkeit!

Wenn wir aus dieser Verwirrung wirklich schon im Augenblick eine Konstitution und einige Freiheit retten, so danken wir es nur den heftigen Anstrengungen der Demokraten, dem Schreckbilde der Republik. Hätten sie nicht den Kampf so weit vorgeschoben, so dächte der Hof jetzt nicht an Aufstellung konstitutioneller Grundsätze, son-

dern an Willkürherrschaft; wie die Sachen stehen, scheint ihnen jener Rückschritt heute genug. —

Die Frankfurter Nationalversammlung hat die von der hiesigen ausgesprochene Steuerverweigerung mit großer Stimmenmehrheit für null und nichtig erklärt. In Westphalen und am Rhein werden schon vielfach die Steuern verweigert; in Sachsen und Schlesien auch, doch nicht allgemein. Die Truppen versagen hin und wieder den Gehorsam. In Sachsen allein über zwanzig Landwehroffiziere des Ungehorsams angeklagt.

Donnerstag, den 23. November 1848.

Nachrichten von der Nationalversammlung. Sie wird mit allen Mitteln der Regierung fortwährend angegriffen, verläumdet, geschimpft, und kann sich nur mühsam vertheidigen, da ihr die Zeitungen größtentheils verschlossen sind. Doch läßt sie Berichte und Ansprachen drucken.

Freitag, den 24. November 1848.

Die Nationalversammlung, so weit die Sachen bis heute stehen, geht nicht nach Brandenburg. Ihr sind keine Vermittlungsvorschläge gemacht worden. Das Benehmen Bassermann's erscheint, jemehr ich davon höre, immer treuloser, niederträchtiger. Auch die neuen Reichskommissarien Simson und Hergenhan zeigen sich durchaus partheiisch, halten sich ganz an den Hof, sind gegen die Abgeordneten feindlich verschlossen. — Rodbertus und Schulze(-Delitzsch) sind nach Frankfurt am Main gesandt; statt des letztern war Herr von Berg bestimmt, allein er

wollte lieber nicht in Berührung mit seinen dortigen Glaubensgenossen kommen.

Sonnabend, den 25. November 1848.

Betrachtungen unsrer Krise. Von Seiten des Hofes immerfort neue Ränke, treulose Unterhandlungen mit Einzelnen, Verspiegelungen und Zusagen, die alle nicht Ernst sind. Der König eigensinnig, kleinlich, beharrt auf Vorwänden, die nicht mehr gelten, liebäugelt mit den Reichskommissarien, dem Frankfurter Wesen ꝛc. Niemand weiß, was er eigentlich meint, er lebt in lauter diplomatischen Gespinnsten, hat tausend Nebenabsichten, ist verstockt, wo er es am wenigsten scheint, gebraucht alle Menschen für seine Zwecke, niemand hält ihn für aufrichtig, niemand traut ihm. Man denke sich aber auch seine Lage! — Ich glaube, die Nationalversammlung ginge nach Brandenburg, würde diese Selbstverläugnung üben, hätte sie Sicherheit, daß der König aufrichtig mit ihr handeln wolle; man glaubt aber, er wolle sie demüthigen und abweisen. —

Lächerliche Petition in der Zeitung, der König möchte eine Konstitution oktroviren! — Des Königs tiefster Wunsch ist das ohne Zweifel. —

Der Kaiser Ferdinand hat nach der Bezwingung Wiens das „von Gottes Gnaden" wieder angenommen! —

Abschiedsbesuch vom General *; er reist morgen nach Paris. Verlegenheiten in Potsdam; das Ministerium möchte sich behaupten, der König aber opfert es gleich, sowie er nur ein andres hat; aber woher dies bekommen? volksthümlich soll es sein, und auch royalistisch, aber hierin liegt eben die Spaltung, es soll die Erbschaft der jetzigen Minister antreten und doch andre Wege gehen; Wider-

sprüche, die nicht zu lösen! Soll der König nachgeben? Das Wort ist ungeeignet, aber er hat allein Macht und Standpunkt, um das Rechte zu thun, die Nationalversammlung hat beides nicht, also ist es an ihm, das zu thun, was man irrig nachgeben nennt, — trotz des Sieges ist auch er doch am meisten im Nachtheil, und im Unrecht ohnehin. Man ist in Potsdam ängstlich gespannt, ob übermorgen am 27. in Brandenburg 202 Abgeordnete zusammenkommen werden, die beschlußfähige Zahl; heute hat man 185 herausgerechnet, die kommen wollen. Aber was hilft diese Form? Es bliebe immer eine verstümmelte Versammlung, der Zwiespalt im ganzen Lande nach wie vor. Habe der König nur 100 Abgeordnete in Brandenburg und thue mit ihnen das Rechte, so wird er alles ausrichten; mit 300 aber nichts, wenn er das Unrechte will. — Man denkt an Beckerath und noch stärker an Camphausen. — Grabow erscheint schon als zu abtrünnig!

Düsseldorf in Belagerungsstand erklärt. Ein Theil der Räthe der dortigen Regierung und die Bürgerwehr haben sich für die Nationalversammlung erklärt. Man glaubt, in Breslau werde der Belagerungsstand nicht nöthig sein. —

Lassalle in Düsseldorf verhaftet. Unruhen in Bonn. —

Nachrichten, Erwägungen. Ob die Nationalversammlung sich durch die Steuerverweigerung geschadet? Sich vielleicht, das heißt den Personen, aber nicht der Sache, die sie vertritt; sie hat dem Volke den Weg gezeigt, den sein Widerstand künftig zu gehen hat. —

In der Zeitung steht die Aufforderung an die Abgeordneten, sich nach Brandenburg am 27. zu begeben, daß alle Einrichtungen dort fertig seien. Die Aufforderung lautet an Alle. Aber man traut nicht. Der König sinnt nur neuen Verrath, heißt es, er läßt uns kommen, um

uns einen Tritt zu geben. Selbſt die äußerſte Rechte fürchtet, man wird ſie als unbrauchbar heimſchicken.

Sonntag, den 26. November 1848.

Die Univerſität hat eine unterwürfige Adreſſe an den König erlaſſen. Es fehlen die Unterſchriften von Magnus, Michelet, Benary, C. H. Schultz, Dirichlet, Hertz und Andern. Die Unterſchriften von Ranke, Hirſch, Lachmann, Henning, Pieper ꝛc. fehlen nicht. (Es fehlen mehr als funfzig, darunter Bopp, Heffter, Vatke, der Mathematiker Dirkſen ꝛc.) Die Adreſſe iſt ein rechter Schandfleck für die Univerſität, deren Rektor und Senat noch vor kurzem jede Freiheitsäußerung abgelehnt hatten, unter dem Vorwand, ihnen gebühre keine politiſche Einwirkung. Der Dozent Hertz wirft es ihnen heute in der „Spener'ſchen Zeitung" vor. — Der junge von Stein-Rochberg, ſein Freund Endrulat und einige andre Studenten, die eine Adreſſe für die Nationalverſammlung angeregt, ſind relegirt worden!! Lakaien, dieſe Profeſſoren! —

Sendung vom Abgeordneten Moritz Hartmann aus Frankfurt am Main, Abdrücke der Rede Simon's von Trier gegen Baſſermann. Vortrefflich die Lage der Dinge ausgeſprochen! — Die Hof- und Miniſterparthei hier ſetzt alles daran, um hier einen Zuſtand von Anarchie als vorhanden geweſen zu behaupten, dieſe Lüge ſoll als unzweifelhafte Thatſache gelten; dies iſt ordentlich das Tagesgeſchrei geworden, der kleinſte Umſtand wird dafür zurechtgeſtellt, das geringſte Zeugniß eingeſchrieben und bei jederman aufgeſucht, erpreßt. Natürlich, denn dieſe angebliche Anarchie muß den Vorwand zu allen Gewaltſtreichen geben, ohne ihre Annahme fehlt jeder Grund zu den

Willkürmaßregeln. Und doch ist alles nur eine große Lüge, und Lüge wird ewig Lüge bleiben! — Ja, die Vermuthung, daß man von oben her Unordnungen arglistig hervorgerufen, dürfte bei genauer Untersuchung zur Gewißheit werden! Ich denke dabei an so viele verrätherische Wünsche, die ich von angesehenen Personen gehört, an den Grafen Breßler, der zu Barrikaden aufgefordert hatte, aber vom Volke den Gerichten übergeben worden ꝛc. — Bassermann hat sich durch seine Niederträchtigkeit für ewig gebrandmarkt, er fühlt es selbst, daß er verloren ist, und fordert seinen Abschied, den ihm der Reichsverweser doch noch abschlägt, er glaubt solchen Menschen noch ferner brauchen zu können! —

Ich ging aus. Die umgitterte Hauptwache, ein beschämender Anblick! In Berlin ist so was nie gewesen; Furcht, Furcht! — Hrn. Crelinger gesprochen, matt, matt! — Besuch bei *; Dr. Hermann Franck kam hin und sprach scharf, einsichtsvoll, klar über unsre Lage; über die Universität sprach er mit Verachtung, mit Empörung über den Justizminister Rintelen, der zuerst als Abgeordneter mit der Mehrheit der Nationalversammlung gegen das Ministerium ging, dann, herausgegriffen aus jener, ein Mitglied dieses wurde; eine Schlechtigkeit, wie sie nur in Deutschland möglich ist! Dieser Rintelen sagte neulich: „Wissen die Herren auch, daß sie ihre Köpfe riskiren?“ Ein ehemaliger Kollege erwiederte ihm, wenn jene ihre Köpfe riskirten, so riskire auch der Minister den seinen. —

In Erfurt Straßenkampf, Volk und Truppen, man wollte die Einkleidung der Landwehr nicht leiden. Belagerungsstand. Warum nicht mit Einem Ruck ganz Preußen mit der köstlichen Erfindung beschenkt?! —

Der „Staatsanzeiger“ giebt schändliche Artikel aus

Oesterreich. Die hiesige „Deutsche Reform“ (Milde) und „Preußische Zeitung“ (Leopold von Gerlach) sind voll der pöbelhaftesten reaktionairen Wuth.

Sonntag, den 26. November 1848.

Man ist sehr gespannt auf den morgenden Tag. Was werden die Abgeordneten thun? was die Minister? was beabsichtigt der König? Gar vielerlei steht als möglich bevor, die schroffsten Gegensätze. Soviel ist mir ausgemacht, daß alle Ausgänge der Sache schließlich zu demselben Ziele führen, die Arbeit wird nur, je länger und schwieriger, desto gründlicher. —

Ich glaube fast, unsre Nationalversammlung muß fallen, unsre Freiheit noch mehr verschwinden, damit diese lerne, daß sie nicht friedlich neben ihren Feinden bestehen könne, daß sie, um selber zu sein, diese Feinde vertilgen müsse. Da die Könige und Fürsten nicht mit der Freiheit gehen wollen, so müssen sie weichen, dazu müssen sie durch Wortbruch und Arglist sich erst recht verhaßt machen, sie waren es noch nicht genug! — Man sagt, Oesterreich wolle sich von Deutschland lossagen, das wird ein Beispiel für Preußen! Frankfurt wird schreien, das giebt Gelegenheit, ihm auf's Maul zu schlagen. Ist man erst Frankfurt los, wo eine unbestritten selbstherrliche Versammlung tagt, so wird man mit den Volksvertretungen, die dann vielleicht noch in Berlin und Wien bestehen, um so leichter fertig; und man schließt neuen Bund mit Rußland. Aber West- und Süddeutschland werden sich nicht fügen, sie werden, auf's Aeußerste gebracht, sich republikanisch anordnen, und, bedroht und angegriffen von Oesterreich und Preußen, sich an Frankreich anlehnen; dann kommt großer Krieg, der

verſchieden enden kann, aber auch ſo enden kann, daß Preußen und Oeſterreich mit republikaniſch werden, und Rußland mit ſich ſelbſt zu thun hat. Bedenkt der König wohl, welchen Weg er betreten, welche Gefahren er herausgefordert hat? Daß die dummen elenden Miniſter nichts bedenken, iſt außer aller Frage! —

Dieſe Zeit ſieht für die Freiheit düſter aus, die nächſte wird wahrſcheinlich noch dunkler ſein; ſchadet nicht! es wird auch wieder hell werden. Was hab' ich nicht ſchon erlebt! Den Aufgang Bonaparte's und ſeinen Niedergang; den Frieden von Tilſit und die Einnahme von Paris; den zweimaligen Frieden von Paris und die zweimalige Herſtellung der Bourbons, und das letztemal unter welchen Umſtänden! aber auch die Julirevolution und dieſes Jahr die Februarrevolution, und Frankreich, wie es Rahel prophezeiht hat, Republik; die Karlsbader Beſchlüſſe und die Märzrevolution in Deutſchland, — genug der Hoffnungen, genug der Bürgſchaften! Friſch drauf los, die Geſchichte gehe weiter! Der Einzelne kann ihr nur dienen, wenig helfen und nichts vorſchreiben.

Montag, den 27. November 1848.

Ich träumte von Brandenburg und was dort heute geſchehen werde. Ich hörte eine Stimme zornig rufen: „Laß ab von ihm, er iſt ein eigenſinniger böſer Bube, ſeine Laune und Hoffahrt geht ihm über alles, laß ihn verlieren, was er nicht zu behalten verdient, er, der über Anarchie ſchreit und ſelber der größte Revolutionair und Anarchiſt im Lande iſt! Ordnung und Geſetzlichkeit fehlten nicht in Berlin, aber in ihm. Laß ihn fahren und kümmere dich um andre Dinge.“ Ich erwachte und hatte Herz-

pochen. Den ganzen Tag kennt' ich den Eindruck des Traumes nicht los werden. —

Der König vergiebt in der Eile wieder kleine rothe Adler-Orden, was er eine Zeitlang vermieden hatte. In den Adelstand jemanden zu erheben, scheut er sich doch. —

In Mylius' Hotel hält die Linke der Nationalversammlung ihre Zusammenkünfte. Heute Vormittag drang der Major Graf von Blumenthal mit 300 Soldaten dort ein und hieß die Abgeordneten auseinandergehen. Diese widersetzten sich, es gab heftige Ausbrüche, Berends rief, der Tag der Rache werde kommen, ein Andrer redete die Soldaten an, sie dürften den Offizieren nicht gehorchen. Zuletzt mußte die Gewalt siegen. Alle Papiere wurden weggenommen, welches den größten Unwillen erregte, auch Privatpapiere, die ein Abgeordneter (Jacoby?) mit seinem Hute bedeckt hatte; ein Offizier wollte, er solle ihm die Papiere ausliefern, dann, er solle den Hut wegnehmen, als beides verweigert wurde, stieß der Offizier endlich — wie es scheint sehr ungern — den Hut fort und nahm die Papiere. Die Abgeordneten zeigten den größten Muth und die entschlossenste Festigkeit. —

Da der „Staatsanzeiger" nichts aus Brandenburg bringt, so muß es schlecht dort ausgefallen sein. Das Ministerium rühmte sich, 185 Abgeordnete kämen ganz gewiß, die 17 fehlenden würden auch noch zu erlangen sein. Die armselige Zahl 202 machte auch die Sache noch nicht; das ist eine Kinderei! Hätten sie die gute Sache für sich, so wäre jede Minderheit stark genug. Aber diese Verräther, Nichtswürdige, Unfähige! Sie werden schon erfahren, daß in ihren Händen ein Sieg nichts ist und zerrinnt wie Wasser! —

Ein Blatt der „Reform" iſt ſchon in Dresden erſchienen; eine neue Nummer von „Kladderadatſch" in Leipzig.

Dienstag, den 28. November 1848.

Trübes Regenwetter. Die Straßen leer und traurig. Alles Leben ſcheint gehemmt in ſolcher Trübniß. —

Ich habe die halbe Nacht geträumt von den Vorgängen in Mylius' Hotel, große Reden gehalten und ſchriftlich Einſpruch und Bericht abgefaßt. Ganz ermüdet davon! —

In Brandenburg war eine klägliche Sitzung, ungefähr 165 Abgeordnete, und unter dieſen eine kleine Zahl, die ſich von den hieſigen abgeſondert hatte, aber nicht als gewonnene, ſondern als proteſtirende, und welche mit Nachdruck die Vertagung für unrecht und die noch am 9. gehaltene Sitzung für gültig erklärte. Die Miniſter wußten nichts anzufangen, und heute ſoll eine neue Sitzung ſein, wo ſie eine Königliche Botſchaft einbringen wollen. Troſtloſe Verirrungen, die nun eine der andern raſch folgen werden! —

Hrn. Abgeordneten Berends geſprochen, man hat ihm viele Tauſende von Abdrücken politiſcher Schriften, Berichten der Nationalverſammlung ꝛc. mit Militairgewalt weggenommen, auch ſeine Preſſen unbrauchbar gemacht. „Der Tag der Abrechnung wird kommen!" Auch geſtern Abend iſt eine Verſammlung der Linken, die zum Abendeſſen vereinigt war, durch Soldaten auseinander getrieben worden. —

„Kladderadatſch" aus Leipzig, Flugſchriften hier in Berlin gedruckt, Schrift von Georg Jung gegen den Berliner Magiſtrat. —

Gagern ist hier, man sagt, um dem Könige die erbliche deutsche Kaiserkrone anzutragen. Ein guter Augenblick! Dabei will der König diese Krone lieber durch die Stimmen der regierenden Fürsten, als durch die der deutschen Volksvertreter empfangen! Auf diese Weise könnte es kommen, daß er sie weder von der einen noch von der andern Seite bekäme! — Daß Oesterreich sich von Deutschland lossagen will, ist im Kabinet ausgemacht, im Reichstage zu Kremsier aber noch nicht zur Sprache gekommen. —

Empörend, wie der Kaiser von Rußland sich unterfteht, in unsern Bürgerkriegen Parthei zu nehmen, die Städteverwüster Radetzky, Windischgrätz und Jellachich zu beloben und mit Orden zu beschenken, als wären es seine Generale! Selbst der österreichische Hof müßte davon verletzt sein, aber da ist jedes Gefühl von Ehre und Würde längst erstickt. Jellachich wird sogar belobt wegen der geschickten Weise, wie er seinen Verrath bewirkt. Der Kaiser Nikolai war immer taktlos, aber nie so roh und plump wie diesmal. Wenn er weiter lebt, wird er auch noch was erleben! —

Besuch von Fanny Lewald. Graf Cieszkowski kam dazu. Ueber die Sitzung in Brandenburg; was heute geschehen sei? Ob die Nationalversammlung nicht besser gethan hätte, dort zu erscheinen? „Mit Aufgebung ihres Rechtes? Nein, nein!“ —

Wrangel wüthend über eine neue Nummer des „Kladderadatsch“. — „Halunkenlied“ auf Bassermann, angeblich von Freiligrath.

Eben ist erschienen: „Briefe an Kaiser Karl den Fünften von seinem Beichtvater. Aus dem spanischen Archive zu Simancas, von Dr. G. Heine“ (Berlin 1848). Die Vorrede ist vom Februar, im März empfing Gotthold

Heine als Freiheitskämpfer eine Kopfwunde, an der er bald nachher ſtarb.

Mittwoch, den 29. November 1848.

Die Abgeordneten in Brandenburg haben erſt auf eine Stunde ihre Sitzung vertagt, dann auf einen Tag. Die Königliche Botſchaft ſoll erſt heute geleſen werden. Die Schwierigkeiten ſcheinen der Hofpartei unerwartet, aber mit ihnen ſteigt nur der Eigenſinn des Königs. Er ſchwelgt wieder in Bildern und Worten und meint ſeine Miniſter müßten daraus alles machen können! Vincke arbeitet mit ihm, heißt es; das iſt gewiß für den König ein bittrer Kelch!

Jacoby aus Königsberg wurde dieſer Tage gefragt, ob er nicht etwas niedergeſchlagen ſei durch die Wendung unſrer Sachen? „Nein, gar nicht", erwiederte er, „der Tag der Freiheit iſt aufgegangen, das hab' ich mit leiblichen Augen geſehen, ob ich ihren vollen Mittag erlebe, iſt gleichgültig, mit geiſtigen Augen erblick' ich ihn ſchon jetzt; wer kann mir das verkümmern?" Er hat Recht, es ſterben ja alle Tage Menſchen, die wären ja alle betrogen, wenn es nöthig wäre, gewiſſe Zielpunkte zu erreichen, die überdies meiſt willkürlich angenommen und in der Gegenwart kaum zu erkennen ſind. Beſſer wie Robert Blum geſtorben, als wie ſein Henker Windiſchgrätz gelebt." —

Ausgegangen. Königliche Bibliothek. Auch das Zeughaus wird befeſtigt, vierzöllige Bohlen mit Schießlöchern kommen vor die Fenſter! Welche Furcht, welche Schande! „Kladderadatſch", eine neue Nummer trotz des Verbotes, zeigt eine Parade, wo ſämmtliche Offiziere, jeder in eiſerner Gitterhülle herumgehen! —

Hof und Minister hatten seit dem März viel und immer von „Ruhe und Ordnung" zu reden, von Pöbelherrschaft und Anarchie, welche letztere nie stattfanden, denn selbst die stärksten Volksbewegungen, wie sie in solchen Zeiten doch ganz natürlich und unvermeidlich sind, waren immer bewundernswürdig gemäßigt und ohne alle Nebenausschweifungen jedesmal nur auf den bestimmten Zweck gerichtet, an den Bewegungen selbst aber immer die Behörden schuld, indem sie durch ihre Handlungen entweder Ungebühr ausübten, oder doch schlimmen Argwohn erweckten; ja es sah grade so aus, als könnten sie Ruhe und Ordnung schlechterdings nicht ertragen, denn gab es einmal vierzehn Tage oder drei Wochen, wo gar nichts vorfiel, keine Aufregung sich zeigte, so waren sie gleich bei der Hand und gaben neuen Anlaß durch irgend einen Eingriff, durch irgend eine Beunruhigung. Sehr natürlich, denn die Fiktion der Anarchie war der Reaktion das unschätzbare Kleinod, durch das sie alle Verluste zu ersetzen hoffte, der einzige Vorwand, sich wieder in den alten Besitz zu bringen. Der Vorwand hat trefflich gedient, sie sind im Besitz, aber um den Preis der schreiendsten Ungesetzlichkeit, und durch Soldaten werden jetzt mehr Gewaltthaten und Vergehen geübt, als je vorher durch das Volk. Die Nationalversammlung, die Bürgerwehr, die Presse und zahllose Verhaftete, Belästigte wissen davon zu sagen. Da niemand aber getäuscht wird durch die feigen Vorwände, so gesellt sich zu dem Eindrucke der rohen Gewalt auch der des lügnerischen Betrugs, und ob daraus nicht wieder Kraftwirkungen erfolgen müssen, wird von den blinden Gewalthabern nicht bedacht.

Donnerstag, den 30. November 1848.

Aus Brandenburg von gestern nur die dürftige Anzeige, daß eine Sitzung gehalten worden, bei der noch weniger Abgeordnete waren als bei der ersten, nur 151! Keine Königliche Botschaft. Die dummen Kerls von Ministern scheinen auf diesen Fall gar nicht gefaßt gewesen. —

Die Soldaten haben wieder eine Versammlung von Abgeordneten, unter den Linden, im Lesekabinet von Eppstein, auseinander getrieben. Auch nimmt man überall ihre Papiere weg, Protokolle, Druckschriften, Briefschaften. Die rohe Verfolgungsart mißfällt allgemein, auch den Gegnern zum Theil. —

Der König hat wieder schöne Worte gemacht, von seinen guten Gesinnungen, seinem Herzen, der Nothwendigkeit seines Eingreifens und dergleichen mehr gesprochen; ohne alle Wirkung, es glaubt niemand den Worten mehr, denen die Handlungen widersprechen. Warum dauert hier der Belagerungsstand fort, den die Nationalversammlung nicht gebilligt hat? Warum begreift er die Umgegend mit? Furchtbarer Eigensinn! Und Verlegenheit und Scham! —

In Brandenburg sieht es erbärmlich aus. Auch dort ist schon Opposition. Sogar der elende Baumstark will kein Hofdiener sein. Immer noch unbeschlußfähig. Sie warten. Die Minister sind erbärmliche Wichte; solchen Dummköpfen ist der Staat überliefert! — Von Auflösung der Nationalversammlung ist stark die Rede, auch von Oktroyirung einer Verfassung. Als wenn das was hülfe! — Der König treibt die Sachen auf's Aeußerste, wie im vorigen Jahre mit dem Vereinigten Landtage. Er schien zu siegen, aber das ganze Gebäu stürzte. Er kann die Ver-

einbarer-Verſammlung auch los werden, aber wer weiß, wie ſehr er ſie zurückwünſchen wird! Traurige Rathloſigkeit und Verſtocktheit!

Die Konſtabler ſind jetzt die Polizeiſpäher, die Vigilanten in höherem Kreiſe, ihr Hauptgeſchäft iſt Anzeberei. Ungefähr fünfzig Mann tragen nie Uniform, damit man ſie nicht kenne; w nn ſie in geheimen Aufträgen ſind, könnte man ſich erinnern, ſie als Konſtabler geſehen zu haben; ein verruchtes Inſtitut! ſeinem Errichter Hrn. Kühlwetter wird es noch einſt gedankt werden! —

Der Miniſter Roſſi in Rom erſtochen. Neuer Aufſtand dort, der Pabſt giebt nach, muß die Schweizerſoldaten entlaſſen. Arge Vorgänge in Bologna.

Die Reaktion iſt jetzt hier allein im Beſitz der Preſſe und mißbraucht ſie mit Hohn und Uebermuth. Während der Zeit, wo das Volk die Macht gehabt haben ſoll, hat kein Menſch die reaktionaire Preſſe beunruhigt — es war ein Fehler, ſieht man jetzt, man hätte dieſe Zeitungen nicht dulden ſollen —, jetzt werden die freiſinnigen Blätter unterdrückt, verfolgt und die reaktionairen ſchimpfen pöbelhaft; „der Klub Unruh", „der Jude Jacoby".

Freitag, den 1. Dezember 1848.

Die „Nationalzeitung" iſt wieder erſchienen, und mit recht wackern Aufſätzen. Ein guter Morgengruß war ſie mir! Sie bringt auch die neueſten Nachrichten aus Brandenburg, wo geſtern 181 Abgeordnete beiſammen waren. Parriſius hatte ſich eingefunden, um die Miniſter anzugreifen, was großen Lärm erregte. Sollte die hieſige Nationalverſammlung ſich dorthin begeben, ſo hätte ſie gleich das völlige Uebergewicht. Viele rathen dazu. Der Unſinn

der Verlegurz kommt täglich mehr an den Tag, er iſt noch größer, als ſelbſt das Unrecht.

Gagern hat beim Könige wenig ausgerichtet; die beiden Schönſprecher haben einander imponiren wollen, es iſt aber keinem gelungen. Gagern, in Darmſtadt ein redlicher Mann, iſt in Frankfurt zum halben Schelm geworden, daß er in Berlin nur nicht zum ganzen werde! —

Schändliche Abſtimmung in Frankfurt, wo mit großer Mehrheit das Recht des Königs ausgeſprochen wird, die hieſige Nationalverſammlung zu verlegen und zu vertagen! Ein wahrer Hochverrath an der Freiheit und am Volke! In dieſer Mehrheit befinden ſich — o Schande! — die Preußen: Stavenhagen, Teichert, Lette, Scheller, Arndt, Beckerath, Beſeler, Flottwell, Grävell, Haym, Jahn, Saucken, Schneer, Schubert, Schweiſchke, Stenzel, Vincke, ferner Biedermann, Dahlmann, Droyſen, Jordan aus Marburg, Mathy, Waitz, Welcker, Wurm, lauter verfaulte Freiſinnige, wegzuwerfen und einzuſtampfen! —

Der Berliner Magiſtrat wird von dem Bezirks-Zentral-Verein hart angelaſſen und beſchuldigt, in den Tagen der Unruhe ohne Muth und Kraft, in denen der Ruhe dem Volk und der Freiheit feindlich geweſen zu ſein. Die Anklage iſt nur allzu gegründet.

Die Abgeordneten in Brandenburg waren heute durch Zutritt von mehr als hundert Mitgliedern der linken Gemäßigten beſchlußfähig, wurden es aber wieder nicht, als dieſe austraten, weil man ihnen die nöthige Vertagung nicht zugeſtehen wollte, in der auch die noch Zurückgebliebenen erwartet werden konnten. Die feindſelige Rechte wollte die Gegner nicht wieder Mehrheit werden laſſen. Der Streit iſt noch nicht zu Ende. Der Hof hat mit allen ſeinen geſetzwidrigen Maßregeln nichts gewonnen, wenn die

alte Mehrheit fortbesteht und sogar seine Maßregeln als ungesetzliche verurtheilt. „Die Anarchie ist doch beseitigt", sagt man den Ministern zum Trost; aber die möchten sie lieber noch haben, um sie auch in Brandenburg benutzen zu können. Es ist beseitigt, was nicht war, damit hat die Reaktion gar nichts gewonnen. Ohne Zweifel werden neue Arglist und neue Gewalt angewendet. —

In Smollett's Englischer Geschichte gelesen. —

Der Pabst aus Rom geflohen, Frankreich unterstützt ihn. — Programm des neuen österreichischen Ministeriums, noch immer sehr konstitutionell, aber die Lombardei soll österreichisch bleiben, und Oesterreich noch nicht entschieden deutsch sein! (Die Nachricht ist falsch, daß der Pabst geflohen sei, doch steht es im „Moniteur".)

Sonnabend, den 2. Dezember 1848.

Die äußerste Linke will ihr Mandat lieber niederlegen, als mit dem Ministerium Brandenburg zu thun haben. Ich glaube dies recht und gut. Diese Männer wahren ihre Ehre und dienen der Sache auch so. Die Nachgiebigen, in sofern sie nur nicht in der Gesinnung wechseln, dienen ebenfalls der Sache und ihre Ehre leidet nicht. Die scheinbaren Widersprüche sind hier keine wirklichen. —

Die „Nationalzeitung" ist auch heute wieder recht brav. —

Giskra aus Mähren hat in Frankfurt am Main sehr gut über Wien gesprochen und das elende Reichsministerium scharf angegriffen. Spottlied auf Welcker, in Mannheim gedruckt. Das Halunkenlied auf Bassermann soll nicht von Freiligrath sein.

Den Grafen von ** gesprochen; er ist hier, um den

Belagerungsstand zu sehen, läßt aber die Ohren hängen, da er sieht, daß für seine Parthei noch so gut wie gar nichts dadurch gewonnen ist. Die „Ruhe und Ordnung" in Berlin ist der Reaktion gleichgültig, sowie die Verlegung der Nationalversammlung nach Brandenburg, wenn dieselbe politische Richtung fortdauert.

Ernste Erwägung unsrer Lage der Dinge. Die augenblickliche Herstellung der Willkürherrschaft ist offenbar, und das Volk hat keine Macht, ihr auf der Stelle entgegenzutreten. Der ungeheuerste Bruch ist verübt worden, die schreiendste Ungerechtigkeit und Gewaltthat, die feierlichsten Königlichen Versprechungen sind zerrissen worden, mit dem begleitenden Hohne feierlicher Erneuerung, wir sind unter die brutale Gewalt gestellt, in die Willkür eines unwissenden Generals, eines dummen Ministeriums, Wrangel und Brandenburg haben den Staat in Händen und das Loos jedes Einzelnen; jeden Tag überlegt man neue Gewaltschritte und Brüche der Gesetze und Versprechungen, und spricht ganz offen davon, daß man sich alles erlauben dürfe; dieser Zustand ist nicht abzuläugnen, allein daneben auch die Thatsache nicht, daß das Volk seine Beistimmung versagt, daß wir den Zustand verabscheuen und brandmarken. Und wir wollen sehen, welche Macht größer ist, die rohe oder die stille.

Sonntag, den 3. Dezember 1848.

Ausgegangen, mehrere Personen gesprochen. Große Aufregung wegen der Nationalversammlung; jetzt sagt man ohne Hehl, sie solle gar nicht sein, auch in Brandenburg nicht, sie solle zum Teufel gehen; früher wollte man sie nur schützen, nur ihre Freiheit sichern! Der König will

eine Verfassung geben, nach seinem Urtheil und Maß, nach seinem Belieben. Sind das die Versprechungen? Und wird das gelingen? Der König ist voll Zorn und Haß gegen alles Konstitutionelle; er geht am liebsten auf den Vereinigten Landtag zurück! Warum nicht?! Die Mitglieder der damaligen Opposition hält er für die eigentlichen Urheber der Revolution, für seine eigentlichen Feinde; hätten ihm diese „Hundsfötter" damals nicht alles verdorben, so stünde jetzt alles gut, diese Auerswald, Camphausen, Milde, Hansemann, Schwerin, Vincke u. s. w. haßt er weit mehr als Jung, Waldeck u. s. w. Der König sagt gradeheraus, alle früheren Minister hätten ihn betrogen, Brandenburg sei der erste redliche, auch will er ihn beibehalten und denkt nicht an ein neues Ministerium. —

Die Spionerei, das Angeben und Verklatschen sind hier im höchsten Schwange.

Die Militairaristokratie sagt jetzt vom König, er sei wieder ein Mensch geworden, er habe sich ermannt, jetzt könne man ihm auch wieder anhängen, in ihm den König anerkennen. —

Ich sage den Leuten: „Ja, die Regierungsmacht ist wieder vollkommen, ist unbeschränkt; wenn es also jetzt schief geht, ist es ganz die Schuld der Machthaber, ist es ein Zeichen, daß sie die Macht übel anwenden." Das müssen sie zugeben, aber es ist ihnen nicht wohl dabei. —

Hr. von Meyendorff sagte freudig gestern: „Eh bien, nos affaires vont très-bien, il faut espérer que cela continuera." Er meinte die hiesigen Affairen. —

Schändliche Erklärung der Brandenburger Abgeordneten gegen die hiesigen; die Minderheit will die Mehrheit ausschließen. Diese Schurken handeln nicht als Volksvertreter, sondern als Ministerknechte, das Ministerium ist

ihre Herrlichkeit, jedes, aber dieses besonders, das ist mit ihnen aus Einem Holze, aus dem faulsten Galgenholze!

Die Niederträchtigkeit der „Neuen Preußischen Zeitung" übersteigt jeden Begriff. Sie lebt vom Schimpfen, Lügen, Verläumden. Sie sagt zum Beispiel die nachträglich nach Brandenburg gekommenen Abgeordneten seien nur deßhalb eiligst aus dem Saal gelaufen, um ihre Diäten rasch ausbezahlt zu erhalten. Kein Einziger hat sich Diäten zahlen lassen.

Montag, den 4. Dezember 1848.

Die „Nationalzeitung" hat heute treffliche Artikel, sie weist den Umfang der noch bestehenden Aristokratie nach und schildert das Benehmen der Buben in Brandenburg. — Sie lehnten die Vertagung auf den nächsten Tag ab, weil sie den Linken keine Zeit zum Eintritte lassen wollten, und nahmen dann eine Vertagung auf vier Tage an, um der Regierung Zeit zu geben, bis dahin neue Staatsstreiche auszusinnen. Diese Baumstark, Daniels, Reichensperger, Walter, Bauer, Bardeleben, Küpfer, Pieper, Meusebach, Hansemann, Harkort u. s. w. Zum Glück stehen alle ihre Namen gedruckt im „Staatsanzeiger"! Voigts-Rhetz gehört auch zu ihnen! —

Man sagt heute allgemein, die Auflösung der Nationalversammlung sei vom Könige beschlossen worden. —

Gewiß ist es, daß die Reaktion nie auf diese Höhe gelangt wäre, daß unsre Sachen in Deutschland sich anders gestaltet hätten, ja auch die italiänischen, wenn nicht während des Sommers den Höfen alle Furcht vor Frankreich geschwunden wäre. Seit sie sich von dorther sicher wußten, hoben sie die Köpfe wieder und arbeiteten drauf los. Die

Stockung unſrer Revolution und aller Rückgang iſt bloß eine Folge des Schlags, der in Frankreich gefallen, der Verrätherei der Volksſache dort. Cavaignac iſt ein Werkzeug der Reaktion. Man macht ihm weis, ein großes einiges Deutſchland ſei für Frankreich gefährlich, es ſei beſſer, dies bleibe zerſtückelt, und man halte mit den Ruſſen gute Freundſchaft. Dieſe Verblendung, dieſe Selbſtſucht wird auch ihre Strafe finden. Indeß tragen wir die Folgen mit. Alles deutet darauf hin, daß die Ereigniſſe vom Februar und März nur ein verläufiger Verſuch waren, daß die Hauptſchlacht noch bevorſteht.

Friedrich von Raumer ſendet aus Paris ſeine nachträgliche Zuſtimmung zur Adreſſe der Berliner Univerſität, mit Gründen —— Und der will einen Staatsmann vorſtellen!

Der Präſident " iſt ſchon wieder übermüthig, als ächter Königlich preußiſcher Beamter, hat ſeine Todesängſte vollkommen vergeſſen. Geduld, ſie werden ſchon wiederkommen! Jetzt iſt er wieder der redlichtreue Diener des Königs, und wie heillos hat er auf ihn geſchimpft, als der Beamtenſtaat durch ihn aufgegeben ſchien! Meine einzige Genugthuung iſt die des Prinzen Hamlet, daß ich's aufſchreibe. —

Die Flucht des Pabſtes iſt doch wahr! Cavaignac trifft Anſtalten, ihn ehrerbietigſt in Frankreich aufzunehmen. Daß er gleich Schiffe und Truppen zu ſeinem Beiſtand beordert hatte, wird ſehr verſchieden beurtheilt.

Dienstag, den 5. Dezember 1848.

Abends bringt der „Staatsanzeiger" die Abdankung des Kaiſers von Oeſterreich, die Verzichtleiſtung ſeines

Bruders und die Thronbeteigung des Sohnes von diesem. Werden wir dies hier auch nachmachen? Wir haben just den entsprechenden Stoff zu demselben Beispiel. König, Bruder und dessen Sohn. Den Belang der Sache wird man erst sehen.

Dann bringt der „Staatsanzeiger" die Auflösung unsrer Nationalversammlung, so schlecht motivirt als möglich, und ferner die vom Könige oktroyirte Verfassung, eben so schlecht motivirt, die mit ihren zwei Kammern durch neue Urwahlen sogleich in's Leben treten soll. Frei ist sie genug, die Zugeständnisse übergroß, aber man fragt, warum, wenn man so viel geben wollte, den leidenschaftlichen gefährlichen Umweg, warum ein Ultra-Ministerium, warum den Hader mit der Nationalversammlung? Daß man die letztere in Brandenburg nur narren wollte, nur gebrauchen, um diese Verfassung demüthig anzunehmen, ist klar, denn das Machwerk war vollkommen fertig, ist dasselbe, von dem schon Pfuel bei seinem Eintritt in's Ministerium mir sprach. Das Ding kommt mir vor wie die Charte Ludwig's des Achtzehnten, wird aber schwerlich so lange Zeit spielen. Der Unsinn, eine konstituirende Versammlung — denn das ist sie doch ebenfalls — in zwei Abtheilungen zu machen, liegt am Tage, der Sinn der beiden Abtheilungen kann also nur sein, die eine durch die andre zu hindern und der Regierung das Heft zu erhalten. Die Nationalversammlung hat der König in zwei Stücke zerrissen, die neue Versammlung beginnt gleich in dieser Zerrissenheit. Und wird denn wirklich diese Verfassung bestehen? Wird sich der König nicht wieder mit den Kammern entzweien? Ist er aufrichtig, und sind diese Einrichtungen wirklich nach seinem Herzen, sind seine verrätherischen Minister so freisinnig? Oder ist nicht die

Hoffnung vielmehr, die Kammern selbst werden die Anordnungen einschränken, bedingen, das Ganze nach dem Sinne des Königs zurückschrauben? Und wenn diese Hoffnung fehl schlägt? Wer kann nach den bisherigen Vorgängen, all den Lügen, Gleißnereien, Arglisten, noch Vertrauen haben? Hier heißt es mit Recht Timeo Danaos et dona ferentes! —

„Kaiser Franz und Metternich. Ein nachgelassenes Fragment." (Leipzig, Weidmann, 1848.) Offenbar von Hormayr. Bittre Persönlichkeiten, auch über die Weiber, über Sedlnitzky, Pilat, Zedlitz ꝛc. Und, so viel ich folgen kann, lauter Wahrheit.

Mittwoch, den 6. Dezember 1848.

In der „Spener'schen Zeitung" eine scharfe Zurechtweisung an die Rechte in Brandenburg, von Hugo von Hasenkamp. — Die „Nationalzeitung" hat wieder vortreffliche Aufsätze. Der König und die Königin waren gestern in Berlin, der König arbeitete im Kriegsministerium mit den Ministern, war auch bei Wrangel. Viel Volk hatte sich versammelt, niemand jauchzte ihm zu. Der Prinz und die Prinzessin von Preußen waren auch hier.

Der Hof rechnet darauf, daß die Mitglieder der Linken nicht wieder gewählt werden. Um dies zu sichern, will man sie zur Untersuchung ziehen wegen der Steuerverweigerung; werden sie verurtheilt, desto besser; werden sie es nicht, so durften sie doch inzwischen nicht gewählt werden. Aus dieser Angabe sieht man schon, wie wenig man dem Könige traut, die Leute sagen, er sei stark in schönen Versprechungen, mache sie aber durch seine Handlungen alsbald zu nichte.

Das Wunderbarste ist, daß der König und seine Minister, indem sie die Nationalversammlung schimpflich verabschieden, doch deren Werk annehmen; die neue Verfassung ist im Wesentlichen und meist Wort für Wort der von der Nationalversammlung ausgearbeitete Entwurf von diesem Sommer! — Besuch vom Grafen Cieszkowski. Berathung über das, was die Abgeordneten jetzt zu thun haben. Die Mehrheit will heute Abends nochmals nach Brandenburg, um einer erwarteten Schlußsitzung beizuwohnen und — zu protestiren, oder — die Verfassung, die doch eigentlich die ihre ist, zu genehmigen. Ich rathe von beidem ab, man wird ihnen die Gelegenheit zu keinem von beiden gönnen, es können neue Demüthigungen und häßliche Auftritte folgen, die jetzt zu vermeiden sind. Die Auflösung ist durch Gewaltstreich geschehen, als so geschehene nehme man sie an und rüste sich zu neuen Wahlen. Cieszkowski ist meiner Ansicht und eilt zu Unruh, ihm sie mitzutheilen; zwar ist es schon zu spät, die Abgeordneten alle noch zu benachrichtigen, aber es kann jemand auf den Bahnhof postirt werden, der ihnen sagt, man glaube besser nicht hinzureisen. —

Die sogenannte gebildete Gesellschaft zeigt immer größere Schlechtigkeit und Roheit, die Unvernunft, Unwissenheit und Gemeinheit sind auf dem Gipfel, diese Klasse ist jetzt der eigentliche Pöbel. Blind soll man zu ihrer Parthei stimmen, sonst ist man Republikaner, Jakobiner.

Der König hat gestern mit der Königin die hiesigen Kunstsammlungen besucht. Quasi re bene gesta! Fühlt er denn nicht, daß er sein Wort gebrochen, seine Versprechungen umgangen, eine Gewaltthat gegen die Rechte des Volks verübt? Und daß er eine traurige Rolle spielt? Die Verfassung der Nationalversammlung läßt man ihn

unterschreiben — freilich mit ein paar starken Aenderungen — und zugleich ihn diese schimpflich auflösen, wozu er kein Recht hat, wozu die Vorwände lauter Lüge sind. — Was hilft's, daß er unverletzlich heißt, die Urtheile treffen ihn doch! —

Die „Zeitungshalle" ist heute Abend wieder erschienen.

Die Maschinenbauer holten von Wrangel die Erlaubniß, sich wegen eines Krankenvereins zu versammeln. Er gab sie gleich, bejahte ihr Vorhaben und schenkte acht Friedrichsd'or dazu, sie möchten ihn als Mitglied ansehen. Die Arbeiter sandten ihm das Geld zurück, sie wollten bloß unter sich sein. Der Falsch-Blücher möchte gern populair werden!

Donnerstag, den 7. Dezember 1848.

Das Wahledikt für die erste Kammer bestimmt für die Urwähler derselben einen Zensus von 500 Thaler Einkommen ꝛc. So klein der Versuch ist, so mißfällig! Die Wünsche der Hofpartei sind freilich ganz anders, der König selbst möchte eine Majorats-Pairie für das Oberhaus von Fürsten, Grafen und allenfalls Bischöfen, und für das Unterhaus Landadel, Beamte, und des Kostums wegen eine Anzahl Bauern. —

Die Kaiser von Oesterreich nehmen in ihrem Titel „von Gottes Gnaden" wieder auf und lassen „konstitutionell" weg. — Unser König hat das „von Gottes Gnaden" nicht abgelegt, aber daß die Nationalversammlung es ihm abgesprochen und den Adel für abgeschafft erklärt hat, ist die nächste Ursache zu seinem Gewaltstreich gegen diese Versammlung. Indeß erfolgt wäre der Gewaltstreich jedenfalls, es würden sich auch andre Ursachen gefunden haben, der Grimm war zu groß.

Die Hofpartei merkt, daß sie durch die Verfassung wenig mehr gewonnen hat, als das kleine Vergnügen, sie nicht von Jung, Waldeck ꝛc., sondern vom Könige zu empfangen. Viele Vornehme und Mittelschlagsleute thun ganz glücklich, sie beißen in den sauren Apfel und thun ganz lieblich, als wenn es der süßeste wäre, sie glauben sich vor der Republik und der Volksherrschaft gerettet. Die Furcht ist noch ungeheuer groß! Auch beim Könige selbst, er möchte gar zu gern das Volk wieder für sich gewinnen. —

Dürftige Nachrichten aus Wien, gar keine aus Ungarn. Verordnung Mazzini's an die Lombarden und Venetianer zur Vertilgung der Oesterreicher! Merkwürdig! Jetzt rufen die Deutschen Abscheu gegen solche Maßregeln; als die Spanier sie gegen die Franzosen ausübten, priesen wir sie und reizten zur Nachahmung! —

Unser politischer Zustand offenbart den größten sittlichen Verderb. Lüge und Gemeinheit treten überall mit frecher Stirne hervor; die Wahrheit, die Redlichkeit gelten nichts mehr; je höher hinauf, desto niederträchtiger ist die Gesinnung, alle sogenannte Bildung ist von niedriger Leidenschaft wie verschlungen, die hohen Herren und Damen reden wie Stallknechte und Viehmägde, — mögen diese mir verzeihen, daß ich sie mit diesen Rohen vergleiche, denen nicht einmal die Entschuldigung zu Gute kommt, daß sie nicht besser erzogen worden. Die Lüge und Verrätherei mit der oktroyirten Verfassung überschwemmt das ganze Land, die Behörden, die Philister, alles Mittelvolk ist davon ergriffen, muß oder will mitlügen, mitverrathen!

Die „Zeitungshalle" hat einen braven Aufsatz von Georg Jung über die letzten Tage in Brandenburg. —

Bei Betrachtung der oktroyirten Verfassung sagte gestern

jemand: „Wie treffliche Dienſte haben doch die ſchwachen republikaniſchen Verſuche uns gethan! Ihnen allein danken wir die viele Freiheit, die man von oben zugeſteht, denn nur die Furcht, die gräßliche Furcht (die ſie noch haben) vor der Republik iſt im Stande, den Hof und die Miniſter zu veranlaſſen, das alles zu bewilligen, was ihnen ſo ganz und gar zuwider iſt.“

Freitag, den 8. Dezember 1848.

Die „Nationalzeitung“ fährt fort, die neue Verfaſſung zu beleuchten, ſehr beſonnen und gemäßigt, aber ſie beweiſt klar, wie es mit allen darin ausgeſprochenen Freiheiten nichts iſt, wie es an aller Bürgſchaft fehlt, an geſetzlichem Urſprung, wie jede Willkür alles wieder vereiteln kann. Sehr brav. —

Eben war Graf von Keyſerling bei mir, er war geſtern in Potsdam und erzählt mir, die Kamarilla ſei ganz wüthend, halte ſich für genarrt und verrathen; er habe mit den Generalen von Neumann und von Rauch geſprochen, die ſeien aber beutonnirt geweſen, da habe er gedacht, wartet nur, euch werd' ich kirren! und ihnen zugeflüſtert: „Erzellenz, warum wird denn nicht ein bischen ufgehängt?“ Da wurden ſie gleich vertraulich, lachten und meinten, das wäre allerdings gut, aber ginge doch ſo nicht, dafür werde vielleicht in der Folge Gelegenheit ſein. Sie ſprachen die Zuverſicht aus, die Verfaſſung werde noch bedeutende Einſchränkungen erleiden. Beim Miniſter von Manteuffel arbeitet Hegel, ein Sohn des Philoſophen, „wie kommt der Sohn eines ſolchen Vaters an ſolchen Platz?“ — „Na, der König hat ſein Wort doch gehalten, die Bürger ſind zufrieden und die Papiere ſteigen.“ —

Besuch bei Dr. Oppenheim, er ist wirklich ausgewiesen, mit Zwangspaß nach Heidelberg; er hat noch bei dem Ministerium des Innern Einspruch gegen diese Rechtsverletzung gethan, wird aber wohl weichen müssen. Wir besprechen die Zustände. —

Ich wollte die Zeitschrift der Frau Luise Aston bestellen, wurde aber zu ihr selbst geführt, ich traf bei ihr einen jungen Freund von Gottschall, der mich kannte, und so war denn die Bekanntschaft gemacht. Sie muß sehr schön gewesen sein und scheint sehr gutmüthig, sieht aber krank aus und klagt auch sehr. Ihr „Freischärler" ist sehr tapfer. —

Politische Schrift vom Fürsten Ludwig von Solms-Lich; er ist jetzt ganz konstitutionell, will die Grundsätze mit strenger Folgerung durchgeführt, ein schwerfälliger Vernünftler, und doch mit sich selbst in Widerspruch. Den höfischen Landtagsmarschall des Vereinigten Landtags wird er nicht vergessen machen. Indeß ist die Schrift gegen gewisse Leute gut zu gebrauchen; den König muß sie sehr verdrießen.

Sonnabend, den 9. Dezember 1848.

In Frankfurt ist nun doch der Adel als Stand durch Parlamentsbeschluß abgeschafft. Nun wird das Parlament in den Augen der Hofparthei bald reif sein, gesprengt zu werden. —

Ich war auf dem Amte der freiwilligen Anleihe. Im Hofe sah ich Soldaten exerziren, die Handgriffe ganz neu und viel kürzer als sonst, die Leute machten ihre Sache sehr gut, der Offizier nannte jeden Sie und war auch sonst höflich.

Das Bürgerthum scheint mit der oktroyirten Verfassung

ziemlich zufrieden und sieht nicht allzu genau hin, es meint reichlich zu bekommen, und übersieht die Weise, die doch zu sehr die eines vornehmen Herrn ist, der ein Stück Geld hinwirft, halb Trinkgeld, halb Almosen. Immer bleibt es eine unreine Gabe, theils aus Zwang, theils aus Hohn gegeben, und mit dem Bewußtsein, die durch ihre eigenen Satzungen schon großentheils vereitelt zu haben. — Es ist aber schrecklich, welche blödsichtige und zugleich arglistige, durchaus rechtslose, willkürliche Regierung wir haben! Das ist die wahre Anarchie. Alle ihre eignen Gesetze, alte wie neue, hat die Regierung gebrochen, gefälscht, in Frage gestellt. Sogar die „Spener'sche Zeitung" wirft ihr dergleichen vor, ausführlich aber Hr. Dr. Oppenheim in seiner heute erschienenen Schrift. — Daß nicht alle Leute zum dummen Bürgerthum gehören, zeigt ein gedruckter Anschlag, der heute früh — trotz des Verbotes — unter den Linden und am Schlosse angeheftet gefunden worden, worin der König ein wortbrüchiger und wortdrehender Betrüger genannt ist, den die Volksrache schon treffen solle! Es giebt hier verwegne Leute, gare, gare! —

Mittags besuchte mich Bettina von Arnim. Wir besprachen die Sache des Königs; wüster Taumel, eigensinnige Laune, Hoffahrt, kein Begriff von Recht und Folgerichtigkeit. — Er arbeitet sich in's Verderben hinein. —

Wie unselbstständig unsre deutsche Sache ist, sehen wir wieder recht klar. Unsre Freiheitsbewegung folgte dem Vorgang der Franzosen, mit deren Stillstande steht auch bei uns alles still; ohne ihren Cavaignac hätten wir keine Radetzky, Windischgrätz, Wrangel. Der Rückschlag im Juni hat am härtesten uns getroffen. Der Verrath der französischen Sache war gleich der der Polen, mit der

Furcht vor der französischen Republik erlosch die Achtung der Fürsten für die eigenen Völker. Die Politik Frankreichs war all diese Zeit schändlich und wird ihre Strafe finden!

Sonntag, den 10. Dezember 1848.

Dankadressen an den König für die Verfassung, Bürgerzufriedenheit, — doch nicht unbestritten! Blindes Volk, das noch immer glaubt, nicht sieht, hofft und erwartet, nicht hat! Es wird aber sehend werden, und dann um so grimmiger werden gegen die Urheber und Helfer des ihm gespielten Verraths und Betruges. Dieser Belagerungszustand von Berlin, giebt es eine größere Ungesetzlichkeit, eine nichtsnutzigere Willkür, eine schändlichere Verschwendung? Und man schämt sich nicht, diese Unwürdigkeit in's Unbestimmte fortzusetzen! Wie zum Hohn der Freiheitsversicherungen, der durchaus verwerflichen Verfassungsgabe! Der König bricht die von ihm selbst erlassenen oder genehmigten Gesetze, zieht die schon erworbenen Freiheiten ein, wirft einige Lappen davon wieder hin und läßt sich preisen, wie redlich und treu er sein Wort erfülle! — Im Januar will er nach Berlin kommen und auf dem Schlosse glänzende Feste geben, auch den Bürgern, das wird ja herrlich werden! —

Nichts beschäftigt und bekümmert den König und seine Leute so sehr, als die nahe Präsidentenwahl in Frankreich; sie fühlen, daß ihr eignes Treiben von dorther die strengste Bedingung empfangen muß; sie zittern vor dem armseligen Louis Bonaparte, sie beten für Cavaignac, mit dem sie sich schon verständigt haben, dessen sie versichert sind. —

Das Frankfurter Parlament benimmt sich in der preußischen Verfassungsfrage schändlich, feig und volksverräthe-

risch, wie ein Haufen gewissenloser Diplomaten, und sprechen noch viel vom Rechtsboden, den sie nach Belieben zerstampfen. —

Besuch vom alten Professor Zeune mit seinem Neffen, in litterarischen Angelegenheiten. Ich sage ihm meine Meinung über unsre Nationalversammlung, unsre Ministerien, die oktroyirte Verfassung und das Frankfurter Parlament; auch über Frankreich, dort sei die Republik nothwendig wie bei uns das Königthum, weil zu dem Gegentheile die erforderlichen Personen fehlen. — Besuch von Hrn. Dr. Horrwitz, dann von Hrn. Dr. Wagner aus Augsburg, Mitredakteur der „Allgemeinen Zeitung"; diesem halt' ich einen ausführlichen, scharfen Vortrag über unsre deutschen und über unsre preußischen Zustände, mit offner kurzer Wahrheit, die er anfangs nicht annehmen wollte, dann aber doch mehr und mehr annahm, — eine Art Parlamentsrede voll Gluth und Eifer, so daß mir der Hals ganz trocken wurde. Hr. Dr. Wagner kommt von Wien und hat dort alles miterlebt. —

Das Steigen der Staatspapiere, durch Ankauf seitens der Behörden künstlich hervorgebracht, läßt schon nach und der Rückgang ist merklich. Sie kauften mit Darlehns-Anweisungen, die jetzt ungewöhnlich im Verkehr vorkommen.

Montag, den 11. Dezember 1848.

Der Minister Graf von Brandenburg schickte mir seine Karte, was das zu bedeuten hat, weiß ich nicht; übrigens ist's wie nicht geschehen. —

Die polizeilichen Ausweisungen mehren sich, alle geschehen auf Befehl Wrangel's, nach Willkür, nach Angebereien und vorgefaßten Meinungen, ganz rechtslos; der

Abgeordnete Aſſeſſor Schramm, ſeit ein paar Jahren hier wohnhaft, hat einen Zwangspaß erhalten, Luiſe Aſton iſt auf's neue verwieſen, kurz es geht nach dem alten Schlag! — Der Belagerungsſtand ſoll hier die Wahlen drücken, die freiſinnige Parthei niederhalten, während die ariſtokratiſch-despotiſche allen Spielraum behält! Man wird dies Beiſpiel einſt für die Gegenſeite geltend machen, wartet nur!

Durch die oktroyirte Verfaſſung hat der König wirklich alle Rechtsformen verletzt, ſelbſt die der Provinzialſtände und des Vereinigten Landtages widerſprechen ſolch einſeitiger Geſetzgebung. Schon haben ſich bei den Gerichten Zweifel erhoben. Die Verwirrung iſt wahrlich beſchämend. Wenn es noch die entſchloſſene Gewalt einer durchgreifenden, ordnenden Regierungshand wäre, aber es ſieht aus wie die plumpe Unart und Ungebühr eines Ipſen Buben.

Die Milde bei ſo viel Rechtsverletzung und Grobheit iſt nur lächerlich, z. B. daß Wrangel endlich geſtattet, den Weihnachtsmarkt an gewohnter Stelle aufzurichten! Die Miniſter aber ſind nicht milde, ſondern handeln mit Hohn und Schärfe im alten Beamtenſinn. —

Der Kaiſer von Rußland mißbilligt die geſchehene Abgrenzung des polniſchen Theils von Poſen; er ſagt, ſie ſei den Wiener Verträgen entgegen, doch wolle er jetzt kein Aufheben davon machen. Es ſcheint, das Erwerbungsgelüſte auf Poſen und Galizien wolle ſich erſtere Provinz als ein Ganzes vorbehalten, nicht durch Zerſchneidung ſchmälern laſſen. — Es liegen noch viele Streitfragen unentwickelt im Hintergrunde. —

Alles in dem heutigen Zuſtande beweiſt, daß die Völker und Staaten von Europa ſchon weſentlich ein gemeinſames Leben führen, das einzelne Leben von jenem bedingt und

geregelt wird. In Paris, Frankfurt, Wien und Berlin derselbe Zustand, auch in London und St. Petersburg wirkt dies Gemeinleben ein, wenn gleich in London jetzt durch alte Gesetzgewöhnung und in St. Petersburg noch durch rohe Willkürmacht verdeckt. In Italien mischt sich alles; beide Aeußerste sind dort beisammen, volle Unterdrückung in Oberitalien, volle Freiheit in Rom. Von Italien aus können auch wir wieder Luft bekommen.

Dienstag, den 12. Dezember 1848.

Alle Zeitungen prüfen die oktroyirte Verfassung, ihren Inhalt, ihre Rechtsgültigkeit; diese Verhandlung bringt die Leute etwas zur Besinnung, und das „herrliche Geschenk" wird schon mit ganz andern Augen angesehen, als am ersten Tage. Doch sind die Philister noch obenauf und zeigen ihren Knechtssinn durch Adressen. Die Magistrate taugen in den meisten Städten nicht, am wenigsten taugt der hiesige, er besteht aus kriechenden Schmeichlern, die vor allem die Gunst des Hofs und der Beamten anstreben, und deren Eitelkeit noch auf die Fußtritte sich was einbildet, die ihnen von oben gegeben werden. Wegjagen, sammt und sonders! —

Ausgegangen. Trauriger Anblick der Stadt, ungeachtet der Weihnachtszeit, unter den Linden ganz leer. Die Reaktion beherrscht die Straße; Herr Rimpler sprach mit einem Herrn, ein andrer ging vorüber und rief laut: „So 'n Bürgergeneralchen, so 'n Schweinhund!" — Täglich werden Gesellschaften gesprengt, Klubs aufgehoben, man meint aber, daß deren über hundert fortbestehen und wirken. Die Polizei wird mit den Angebereien oft bloß genarrt. Gestern kamen eine Kompanie Konstabler und eine Kompanie Sol-

daten, um in der Jägerſtraße einen Klub aufzuheben, ſie fanden aber nichts und zogen unter Hohngelächter des Volkes wieder ab. —

In der „Mannheimer Zeitung“ wird der König gradezu ein Hochverräther gegen das Volk genannt. In einem Frankfurter Blatt ebenfalls. In Leipzig wird ein Blatt verkauft, wo er am Galgen hängt. So weit iſt es gekommen! Verblendeter König! Wer weiß, wie weit es noch kommt! —

„Die einfache Wahrheit, daß der König, indem er vorgiebt, ſein Wort zu erfüllen, daſſelbe recht eigentlich bricht, beginnt ſchon jetzt ſich mehr und mehr feſtzuſtellen, und kein Schwindel von Zeitungslob und keine Spitzfindigkeit amtlicher Sophiſten kann dieſen Thatverhalt weggaukeln.“ —

Die „Zeitungshalle“ iſt auf's neue verboten, ſo auch das Wiedererſcheinen der „Reform“. Das iſt wenigſtens folgerichtig. Wrangel erklärt auch gradezu, daß er die Beſprechung und Vorbereitung der Wahlen verhindern wolle, die Leute ſollen darüber keine Abrede treffen, keine Kandidaten empfehlen, für letzteres werde ſchon die Regierung ſorgen ꝛc. Er iſt ſo dumm, daß er nicht einmal weiß, was er verſchweigen muß! —

Starke Debatte unter den Stadtverordneten, mit 46 Stimmen gegen 44 iſt nun doch eine Adreſſe an den König beſchloſſen worden. Profeſſor Gneiſt ſprach dagegen. —

Anſprache von Breslauer Abgeſendeten, Antwort des Königs, geſchwätzig, runde Phraſen laufen wie Erbſen auf den glatten Boden. Er wünſcht fünf Monate aus der Geſchichte Preußens weggeſtrichen, lobt und rühmt ſich ſelbſt, ſagt, daß ſeine Feinde in Breslau — wie immer ſeine Feinde — feige geweſen, hatte aber auch ſchon daſſelbe von ſeinen Freunden dort geſagt! —

Wie sich die große Menge der Menschen leicht hin und her schwenkt, sehen wir jetzt hier in kläglichen Beispielen! Aber das ist allgemeine Menschenart. In Paris hab' ich es zweimal eben so gesehen. Auch sind es doch eigentlich nicht dieselben Stimmen, die heute Nein und morgen Ja sagen; sie wechseln ab nach den Umständen, die einen verstummen, wenn die andern laut werden; es ist ein Wechsel der Chöre, nicht derselbe Chor. Uebrigens sieht man, wie leicht es der Macht ist, die Gegner zum Schweigen zu bringen. Es kommt nur darauf an, die Macht zu haben, im März hatte sie das Volk, schon im April begann es sie zu verlieren, ließ sich mit dem Vereinigten Landtage hinhalten, ließ sich von den Ministern das Wahlgesetz desselben aufdrängen, — freilich geberchten damals die Minister auch noch dem Fünfziger-Ausschuß und vernichteten die Wahlen des Vereinigten Landtages ꝛc.

Mittwoch, den 13. Dezember 1848.

Ich dachte diese Nacht an die nächsten Kammern und kam zu dem Ergebniß, daß der König, wenn sie nicht nach seinem Sinn und Wunsch ausfallen, noch gerettet werden kann, daß er aber, wenn sie ihm fügsam zustimmen, den größten Gefahren entgegengeht. Das Gelingen ist hier das Schlimmste. Der König sollte das aus Erfahrung wissen; er hat den Vereinigten Landtag durchgesetzt, und was ist daraus geworden? —

Ueberhaupt, die Macht ist wandelbar und zerbrechlich, besonders die von Hoffahrt und Eitelkeit geleitete. Wann war Bonaparte mächtiger als 1807 und 1812, wann erschien er unantastbarer? und schon suchte er sein Verderben in Spanien und Rußland! Unsre Freiheit schien

weit hinaus verloren, und sie war ganz nahe. So mag es auch jetzt sein. Die Königliche Gewaltherrschaft scheint durch nichts gehemmt werden zu können, auf's neue für lange Zeit gegründet, — doch wir wollen sehen, wie es in Jahresfrist damit stehen wird! Der König selbst wendet sie zu seinem Verderben an. —

Besuch vom schleswig-holsteinischen Justizrath Schleiden, Bevollmächtigten beim preußischen Hof; er kommt aus Schleswig, klagt über den dortigen Zustand, über die Anarchie der deutschen Sachen, daß die Verhältnisse nicht geordnet, nicht vertreten seien, daß der Waffenstillstand verstreiche, ohne daß man mit Dänemark zum Schlusse kommt. Noch ist er für den Reichsverweser, für Gagern, für Preußen, ja er ist um der Einheit von Deutschland willen fast reaktionair, aber wenn diese nicht erlangt oder wieder geopfert wird, wenn man Schleswig-Holstein im Stiche läßt, dann, sagt er, „dann werde ich radikal, dann setz' ich meine Hoffnung auf eine neue Revolution". In Gottes Namen! — Er reist bald nach Frankfurt und ich lasse Smidt grüßen. —

„Ursache und Geschichte der Oktoberereignisse zu Wien. Von einem Augenzeugen." (Leipzig 1848.) Eine treffliche Denkschrift, wie ich eine über die Berliner Sachen wünsche! —

Nach Aeußerungen Mühler's ist es beinahe gewiß, daß man die Mitglieder der Nationalversammlung, welche unter dem Präsidenten Unruh hier weiter getagt haben, zur Untersuchung ziehen will, damit sie, wenn auch nicht bestraft werden, was jedenfalls ungewiß erscheint, doch für die Wahlen nicht in Betracht kommen, und es heißt, man zögre mit der Maßregel nur deßhalb noch, damit sie recht in die Wahlzeit falle. Eine so offenbar gehässige, unwür-

dige Maßregel würde der Regierung, den Ministern und dem Könige selbst unberechenbaren Schaden thun. Aber man erwartet von ihr jede Tücke und Arglist bei süßen Worten von Wohlgesinnung und Redlichkeit! Es ist der alte Hof- und Beamtensinn.

Donnerstag, den 14. Dezember 1848.

Besuch von Bettina von Arnim, sie bringt mir Abschiedsgrüße von Dr. Oppenheim, der von Polizei bedrängt am letzten Tage nicht noch zu mir kommen konnte. Der Polizeipräsident von Hinckeldey hat ihm gestanden, es liege gegen ihn nichts vor, als die Anklage demokratischer Gesinnung und der Eifer von ein paar Herren gegen ihn — die Polizei handle nur als Werkzeug! — Pitt-Arnim hat sich erfrecht zu sagen, wo solche Kerls wie Unruh, Waldeck ꝛc. noch hinkämen, da nähmen Leute seiner Art den Hut und gingen fort; darauf sagte Bettina: „Das ist ja recht schlimm, Waldeck ist alle Tage bei mir (erdichtet!), und eben klingelt's, ich glaub' er ist's, das ist so seine Stund'", und als Pitt eiligst fortrannte, rief sie fröhlich aus: „Nun weiß ich doch, wie ich den Affanz am sichersten los werde!"

Welch ein Kontrast, wenn man die heutigen Zeitungen mit denen aus der Mitte und vom Ende des März dieses Jahres vergleicht! Besonders die damaligen Erlasse und Reden des Königs! Das Ueberschwängliche in diesen letztern hat heute nothwendig einen Anschein von Falschheit und Berückung, und man wundert sich, wie damals ohne Bürgschaft alles so vertrauensvoll geglaubt worden.

Abends Besuch von Weiher. Die Bezirksvereine zur Unterstützung der Armen dürfen sich versammeln, jedoch in

Beisein von Polizei, die darüber wacht, daß nichts Politisches verhandelt wird.

Adresse des Geheimen-Ober-Tribunals an den König voll Dank und Anerkennung für die oktroyirte Verfassung und voll bösem Tadel der Nationalversammlung! Niedrig und knechtisch wie die Universität!

Unsre Zeitungen sind abscheulich; überall feile knechtische Federn, überall Bereitwilligkeit, die Besiegten nicht nur zu verlassen, sondern auch zu schmähen, ja das Letztere soll das Erstere recht beschönigen. Man wendet sich der Regierungsmacht, ihrer Gunst und ihrem Gelde zu, schreibt für die „Deutsche Reform". Pfui! — Auch Held's „Lokomotive" darf wieder erscheinen und um den Preis des Schimpfens auf die Nationalversammlung und die Demokraten eine noch ziemlich revolutionaire Sprache fortführen.

Unser ganzer Zustand ist ekelhaft, knechtische Niederträchtigkeit und freche Hoffahrt geben einander die Hände. Lüge und Gleißnerei durchdringen den ganzen Staat in seiner öffentlichen Erscheinung. Wie unter den letzten Bourbons in Frankreich. Was kann man davon für Früchte erwarten? Die sittliche Würde und Kraft geht ganz verloren in diesen Kreisen, im Volke wächst sie.

Freitag, den 15. Dezember 1848.

Besuch des Hrn. Dr. Wagner, der einen Ungarn, Hrn. S., mitbringt, einen früheren Angehörigen der Kanzlei des Fürsten von Metternich. Wir streiten diesmal gemäßigter, es kommen mehr Thatsachen in's Gespräch, aber wir streiten doch, und mir bleibt ein unheimlicher Eindruck aus allem; mich schauert es wie Eiseskälte an, wenn die warmen Volks- und Freiheitsfragen so trocken und geschäfts-

mäßig behandelt werden, und der Eifer, der jedesmaligen Macht beizuſtimmen, ſich ſo offen darlegt; ſogar die geweſene Macht wird verhältnißmäßig hochgehalten!

Beſuch des Generals von Both aus Schwerin. Unter mehreren Mittheilungen von ihm merke ich beſonders dieſe an, daß der König vier Wochen vor dem letzten Staatsſtreiche zu ſeiner Schweſter Alexandrine lächelnd geſagt: „Habe nur noch eine Weile Geduld, ich werde nächſtens alles auf andern Fuß ſetzen!“ Daſſelbe hat er in andern Worten auch ſchon am 15. Oktober den Abgeordneten der Nationalverſammlung in Bellevue geſagt.

Wie man ſchändlich auf die Nationalverſammlung ſchimpft, wie undankbar, wie verläumderiſch! Grade in der letzten Zeit hat ſie die größten, mühſamſten Arbeiten gefertigt, und welchen Muth, welche Haltung gezeigt! Man beſchuldigt ſie des Ehrgeizes; hätte ſie den ſchlechten gehabt, ſich an's Ruder zu bringen, nichts wäre ihr leichter geweſen, aber grade das hat ſie mit Selbverläugnung verſchmäht.

Sonnabend, den 16. Dezember 1848.

Beſuch vom Grafen von Kleiſt-Loß; er bekennt ſich zu der neulichen Anzeige in der „Voſſiſchen Zeitung“, die den Kaiſer Ferdinand wegen ſeiner Abdankung preiſt und die ſchmachvollſte Anſpielung wider unſern König iſt. In Frankfurt an der Oder hat er beide Thile, den Miniſter und den General, geſprochen; viele bittre Aeußerungen gegen alle Welt, Haß gegen die Volksherrſchaft, aber zehnmal größerer unverſöhnlicher Haß gegen den König! Er meint, die nächſten Kammern würden ſein wie die Nationalverſammlung, und es würde noch zu vielen Unruhen, zu Mord und Todtſchlag kommen. —

Abends Beſuch von Weiher. Ueber die bevorſtehenden Wahlen. Thätige Vereine, Bruchtheile früherer Klubs. Hoffnungen der Freiſinnigen, denen die reaktionairen Zeitungen und Maßregeln eine große Menge von Stimmen zuführen.

In Oeſterreich ſchon wieder Polizeiverbote der Vereine. Dort iſt noch viel Druck und neuer Ausbruch zu erwarten. Gerücht vom Einrücken der Ruſſen in Siebenbürgen. —

Die Verhandlungen in Frankfurt nähern ſich einer Kriſe. Das bedingte Veto für das künftige Reichsoberhaupt hat die große Mehrheit, was dem Könige ſehr mißfällt. Die Wahl zum Kaiſer ſcheint ſich dennoch auf ihn zu lenken, weil auch ſeine Feinde faſt eine Nothwendigkeit in ihm ſehen. Doch iſt es die Frage, wie ſich das Volk verhalten wird; in Süddeutſchland ſind Haß und Verachtung ungeheuer geſtiegen ſeit dem neuſten Verfahren gegen die Nationalverſammlung. Rußland ſieht ſcheel und Oeſterreich feindlich zu der Kaiſerwürde des Königs. —

Die Ausſichten für Cavaignac trüben ſich, die Stimmenmehrheit ſcheint für Louis Bonaparte, der doch wohl nicht lange im Beſitze der Macht bleiben dürfte. Hier am Hofe iſt man ſehr ängſtlich, man ſieht alles Gewonnene wieder zweifelhaft, wenn in Frankreich die Republik auf's neue thätig wird, denn bis jetzt ruhte ſie. —

Der König ſoll gegen den Miniſter von Manteuffel ſchnöde derbe Worte gebraucht haben, ſo daß dieſer in ſeinem Eifer etwas irre geworden. Es heißt, der Vorſchlag, die Abgeordneten der Linken in Anklageſtand zu verſetzen, ſei von ihm gemacht worden, der König aber habe ſchon erfahren, daß man dieſes Hülfsmittel öffentlich eine Nichtswürdigkeit genannt, und ſich nun bitter dahin geäußert, man wolle ihn wohl auf's neue beim Volke

verhaßt machen. Dagegen versichert Manteuffel, grade der König selber treibe zu solchen gehässigen Mitteln an, hege Groll und Rache wie kein Andrer. — Leute vom Hofe versichern, der König sinne und zeichne und mahle schon die Zeichen der Kaiserwürde, Krone, Zepter, Reichsapfel, berathe mit Wappenkundigen und Alterthümlern, — ich weiß nur Stillfried, der dazu paßt. —

„Kladderadatsch" wieder erschienen! Und gleich recht derb.

Sonntag, den 17. Dezember 1848.

Besuch von Weiber und Hrn. Dr. Eichholz, Mitredakteur der „Nationalzeitung"; Besprechung über einen Ausschuß zur Förderung guter Wahlen in ganz Preußen, Errichtung von Ausschüssen in den Provinzen, Zusammenhang aller, Ausgleichung der Wünsche und Möglichkeiten, absichtliche Doppelwahlen, Beiträge um unvermögende Abgeordnete zur ersten Kammer zu entschädigen, Verhütung des Zersplitterns der Stimmen ꝛc. Die guten Mitglieder der Linken sollen vor allen Andern berücksichtigt werden, bei den Wahlausschüssen aber nicht vertreten. Sehr gute Anordnungen. —

Dr. Karl Grün kam; er hatte Hrn. Rodbertus mitbringen wollen, allein dieser war verhindert, eben auch in Geschäften für die Wahlen. Wir besprachen die Forderungen des Augenblickes, die Aussichten in die Zukunft; wir waren darin einig, daß noch große, tiefe Stürme kommen würden, daß die deutsche Einheit mehr als je gefährdet sei, daß alle Hemmung von der Fürstenseite komme, daß die Geschichte darüber hinaus gelangen werde, aber vielleicht dann zu spät für die Volksthümlichkeit. Wenn Krieg gegen Frankreich ausbricht, so wird ein Theil

der Deutschen um der Freiheit willen mit den Franzosen sein; ein andrer Theil sich den Russen anschließen, beziehungsweise unterwerfen müssen. Genug, der Arbeiten liegen noch viele vor uns und wir werden sie zu leisten wissen! —

Der Anklagestand genügt nach der oktroyirten Verfassung nicht, um die Wahl zu den Kammern zu hindern. Man ärgert sich schon, diese Bestimmung nicht bequemer für den Gebrauch der Minister gestellt zu haben. Aber entschieden vorschreiten will man gegen die Abgeordneten, welche in die Heimath Aufforderungen zum Aufruhr erlassen haben; deren sollen etwa dreißig sein, auf deren schleunige Verurtheilung man rechnet, und diese würde sie dann wahlunfähig machen. Man hofft übrigens, die Wahlen schon durch andre Einwirkung so zu erlangen, wie der Hof sie wünscht. Eine erste Kammer hauptsächlich aus Rittergutsbesitzern und Kapitalisten hofft man mit Zuversicht.

Alles alte Geschmeiß findet sich in Potsdam ein; auch Hassenpflug aus Greifswald ist dort und oft beim Könige. —

Die Nachrichten aus Oesterreich klingen sehr schlecht. Das Ministerium ist nichts, der Reichstag ist nichts, die Militairpartei herrscht mächtiger und strenger dort, als selbst hier; die Reaktion macht dreiste Fortschritte. —

Dem Kaiserthume Preußens ist Baiern entgegen, demnächst auch Würtemberg, Baden, beide Hessen, dann Hannover, und insbesondere Oldenburg, — hinter diesem steht Rußland als Stütze. Das Parlament in Frankfurt am Main sinkt mehr und mehr, weil es dem Volkssinne widersagt und seine Abstimmungen knechtischer und matter werden. Ueber diese Halbfreisinnigen, Verräther aus Schwäche oder Falschheit, niederträchtig Ehrgeizigen und blödsüchtigen Narren wird ein schweres Gericht ergehen! Auch Dahl-

mann unterſteht ſich, die hieſige Nationalverſammlung zu ſchelten, der ſtumpfe Profeſſor! —

Weg mit den Profeſſoren, Predigern, Beamten! Dieſe ſind der Abſchaum unſrer ſchlechteſten Grundſuppe.

Montag, den 18. Dezember 1848.

Beſuch von Hrn. Dr. G., der beauftragt iſt, mich zum Zentral-Komité für die Wahlen einzuladen; ich lehne die Mitgliedſchaft ab, erbiete mich aber ſonſt zu Rath und That. Mir ſcheint das Ganze noch auf ſchwachen Füßen zu ſtehen. Und Dr. G. iſt ſchon von Ausweiſung bedroht! Rodbertus nimmt ſich der Sachen beſtens an, das iſt denn wieder gut! — Ausgegangen, zum Geh. Rath Waldeck, der aber noch auf dem Tribunal war. —

Neues Reichsminiſterium, der — Schmerling ausgeſchieden; Gagern an der Spitze. Was wird er machen, der ehmalige Held? Eine Nachrolle, wie Camphauſen ſpielen?!

Beſuch von Weiher, Nachrichten von Wahlthätigkeit; Maßregeln der Regierung gegen die mißfälligen Abgeordneten; Einſchreiten des Staatsanwaltes Sethe. —

Das Geheime-Ober-Tribunal ſtößt den Geh. Rath Waldeck zurück, die Oberlandesgerichte die Herren von Kirchmann, Temme, Gierke; der „Staatsanzeiger“ bringt die deßfallſigen Anſchreiben der genannten Gerichte ſehr beeifert zur Oeffentlichkeit, wahre Schmachſtücke niedriger und feiger Geſinnung, denn die meiſten Unterzeichner denken nicht ſo, von Mitgliedern des Tribunals ſag' ich es mit ſichrer Kenntniß; aber der Sieg des Hofes und ſeiner Parthei hat dieſe Leute ganz in Schrecken geſetzt, ſie unterſchreiben alles, was ihnen von ihren Vorgeſetzten dazu geſandt wird; Mühler iſt einer dieſer Vorgeſetzten! —

Die Leute thun hier so, als wenn nun keine Wandlung der Dinge mehr geschehen könnte, zwar die Höherstehenden fühlen sich nicht ganz so sicher, der Aristokratie ist noch immer bange, aber das Gesindel des Mittelstandes, die kurzsichtigen dummen Beamten, die Bürgerphilister, das Geschmeiß der Professoren, Prediger, Künstler, die lassen sich's wohl sein und schwatzen in den Tag hinein und verbrennen sich die Mäuler. Diese Gimpel wollen gemeine Sache mit der höheren Klasse machen und wissen nicht, wie sehr sie von ihr verachtet und verspottet werden, und kehrte die vorige Zeit wirklich zurück, würden sie auch die Fußtritte bald empfinden. —

Die kleinen Köter oktroyiren nun auch! —

Dienstag, den 19. Dezember 1848.

Die Frage wegen des deutschen Kaiserthums ist der Entscheidung nahe; für Preußen spricht die thatsächliche Stellung, die Person des Königs ist eher ein Hinderniß, jetzt, da er eben so gröblich die Volksrechte verletzt hat! Auch ist es mir gar nicht sicher, daß die neue Krone ihm persönlich zum Vortheil sein wird, er findet und schafft neue Verwicklungen, und wird vielleicht nur erhöht, um desto tiefer zu stürzen. Die Süddeutschen werden ihm nie recht gehorchen. Ueberhaupt scheint mir die heutige Geschichtsarbeit vor allem den Zweck zu haben, unsre Fürsten abzudrängen und zu Grunde zu richten, und sie wirken wacker dazu mit. Der Sache des Volkes dient die jetzige Reaktion besser als alles. —

Mit Dirichlet und Grenier gute Gespräche. Verabscheuung all der herrschenden Gleißnerei und Augendienerei, die Lüge des Adressenwesens ꝛc. Die Leute unterschreiben

das Gegentheil dessen, was sie denken, sobald eine Körperschaft, eine Behörde, ein Kollegium im Spiel ist. * hatte kurz vorher, als die Adresse der Universität ausgelegt war, zu Dirichlet gesagt, kein Ehrenmann könne das unterschreiben, am andern Tage stand sein Namen darunter und sie selbst im „Staatsanzeiger"; Dirichlet hielt es ihm laut und ernst vor, und * verstummte in tiefster Beschämung. —

„Sein Sie doch milder in Ihren Ausdrücken", sagte man mir gelegentlich; darauf erwiederte ich: ‚Das ist leicht, nur langwierig; anstatt aufzuzählen, wie schlecht und pflichtvergessen zum Beispiel Bassermann sich aufgeführt, in wurdigen strengen Worten und Redensarten, sag' ich nur kurzweg Schuft oder Lump, ist das nicht besser?" Freilich ist das nur da schicklich oder gültig, wo man schon festen Boden hat, unter Einverstandenen oder doch Verstehenden; das Schimpfen allein thut's nicht, es muß der Gehalt schon bekannt oder vorausgesetzt sein, so wie auch die höhere Ausgleichung, neben der Sünde steht ihre Entschuldigung, ihre Freisprechung. —

Wahlberathungen der Bezirke sind von Wrangel untersagt! Nichtswürdige Maßregel! Und dabei thun die Minister, als seien sie wunderehrlich und gerecht. Schon die ganz ungerechtfertigte Fortdauer des Belagerungsstandes spricht ihre Willkür und Verstellung aus. —

In der „Trierer Zeitung" wird die Rede des Königs an die Breslauer durchgenommen, bei den Worten, seine Feinde seien wie immer feige gewesen, wird er als der Erzfeige hingestellt, sein Gesicht und Benehmen am 19. März und in den folgenden Tagen ihm in Erinnerung gebracht.

Dezember 1848.

Der König hat die Reichskommissare Hergenhahn und Simson hier stundenlang unterhalten und durch seine Reden ganz bezaubert, ohne sich ernstlich auf ihre politischen Sachen einzulassen. „Wissen Sie, wo wir hier sind, meine Herren?“ — Nein. — „Meine Herren, wir sind in dem Arbeitszimmer Friedrich's des Großen, an geheiligter Stätte, wo der große König seine Gedanken ausprägte! Meine Herren, der wußte Macht zu gestalten, indem er seine Zeit begriff. Macht kann nicht geschaffen werden, die muß entstehen. So auch die Reichsoberhauptschaft. Soll ich die Kaiserkrone tragen, so muß sie zu mir kommen, durch die Stimme der Völker, durch den Willen der Fürsten, durch die Stimme meines eignen Volks; ich kann es nur abwarten, nichts dazu thun.“ Das hat die Herren entzückt. Aber es ist nur falsches Gerede. Ganz im Gegentheil, er müßte dazu thun, er müßte zugreifen, den guten Willen durch seine Kraft vollenden, zur That machen, die Krone nehmen, ja erobern. Das ist das Entstehen der Macht, und so hat die preußische sich gegründet.

Simson und Hergenhahn sind hier nichts als dünkelvolle Nullen geblieben. Man hat mit ihnen gespielt, auch Gagern, der mit dem Könige alles vertraulich besprach und wieder abreiste, ohne jene das Geringste wissen zu lassen. Das Ganze elendes Ränke- und Lügenspiel!

Mittwoch, den 20. Dezember 1848.

Brief aus Frankfurt am Main von Dr. Oppenheim, von bedeutendem Inhalt; auch er ist der Meinung, daß der König deutscher Kaiser werden müsse, zweifelt aber am Gelingen, er glaubt wie ich, daß Radowitz dort uns nicht

nur schadet, sondern geradezu verräth, zu Gunsten Oesterreichs sag' ich, zu Gunsten der Katholiken. Und Heinrich von Gagern!? —

Langer Besuch von Rosenkranz; er hat mit den jetzigen Ministern nichts mehr zu thun und kehrt im Frühjahr zu seiner Professur nach Königsberg zurück. Er erzählt mir viel von den Ministern Auerswald, Hansemann, Pfuel. Hansemann wollte der katholischen Geistlichkeit zwei Millionen Thaler in Staatsforsten als Grundbesitz überweisen! Auch in Schreckenstein war der Katholik merkbar. Die Haltungslosigkeit und Unfähigkeit jener früheren Minister lag offen am Tage. Der König hat auch alles Gedeihen nach Kräften gehindert. Rosenkranz bespricht umständlich sein persönliches Verhältniß, seine Neigungen und Fähigkeiten, mit klarer Einsicht, mit Geist und Anmuth. Jetzt hat er sich in strenge philosophische Arbeit geworfen. —

Dr. G. wollte im November nach Paris reisen, seine alten Bekannten Marrast und Arago ansprechen, und wo möglich Cavaignac bewegen, sich für die preußische Nationalversammlung zu erklären! Welche Verirrung, welcher Unbedacht! Früher wollte er durchaus, Schön, Rosenkranz und ich sollten Minister werden; wieder kein Zeugniß guten Bedachtes, unter den dreien ist einer der da will, aber nicht kann, einer der könnte, wenn er wollte, einer der nicht will, weil er nicht kann! G. ist übrigens von edler Gesinnung und tapferm Eifer; nur unerfahren im Lebenstreiben und von einzelnen Bildern sehr befangen. —

Professor *, noch vor kurzem so edel und freisinnig in seinen Aeußerungen, der den König nicht nur der Phantasterei, sondern der Unredlichkeit und Falschheit beschuldigte, ist plötzlich wie umgestimmt, hat die Universitäts-Adresse mit Wonne unterschrieben, preist die oktroyirte

Verfassung, greift die Tadler derselben heftig an, — er ruhmt und liebt den neuen Gang der Dinge; er war mit schwerem Herzen wahr und freisinnig, mit leichtem ist er jetzt knechtisch und schmeichlerisch. Bei mir ist er ausgestrichen. Ein Deserteur ist schlimmer als ein Feind. —

Dr. Arnold Ruge hatte mich aufgesucht und nicht gefunden. Um 8 Uhr kam er nochmals und blieb länger als eine Stunde. Einen besondern Anlaß hatte sein Besuch nicht, aber er war voll Freundlichkeit und Zutrauen. Der früheren Dinge wurde nicht gedacht, er war so harmlos, daß es ungroßmüthig von mir gewesen wäre, ihn daran zu erinnern. Er soll ausgewiesen werden. In seinen Ansichten ist er fest und derb.

Donnerstag, den 21. December 1848.

In England ist allgemein die Stimme gegen unsere Volkssache, die Lüge und Verläumdung hat dort völlig Wurzel gefaßt; alle Berichte, Zeitungen und Schriften, die man dort kennt, sind von der Gegenseite, die guten kommen nicht hin. Die Rückwirkung dieser falschen Ansicht ist groß und für unsre Sache schädlich. —

Die „Nationalzeitung" bringt Waldeck's treffliche Antwort an Rühler; wie müßten die Leute sich schämen, wären sie nicht schon über alles Schamgefühl hinaus! —

Was soll aus Deutschland werden? Die Einheit scheint in dem jetzigen Bestand unmöglich, die Volksbewegung wollte sie, die Fürsten, scheinbar sich anschließend, benutzen deren vollen Aufschwung, sprengten wortbrüchig deren rechtmäßige Organe, die Einheit scheitert an den innern Grenzen, die nur der Dynastieen wegen da sind, sie scheitert an dem üblen Willen dieser. Die Kaiserkrone ist jetzt

ſchon gar nichts mehr, und wird ſie gegeben, ſo bringt ſie nur neue Zwietracht. Der König, der eben die Volksvertreter ſeines Volks unter nichtigem Vorwande aufgelöſt und verfolgt, kann nicht mehr das Vertrauen der andern deutſchen Völker hoffen, die Verſammlung ſelbſt, von der ſie zu empfangen wäre, iſt ſchon nichts mehr nutz, verfälſcht und herabgewürdigt. Man ſpricht von dem deutſchen Elſaß, Liefland ꝛc. als einer Schmach, daß ſie von Fremden beherrſcht werden; aber was iſt das deutſche Oeſterreich beſſer, wenn es dem undeutſchen Kaiſerſtaat angehört? — Die Geſchichte arbeitet alles um, ſchafft die Hinderniſſe fort: darum die Gewaltmaßregeln und Wortbrüche der Fürſten, darum die Zerſtörung der Hauptſtädte, die Verkümmerung der Freiheit durch den Unſinn des Belagerungsſtandes! Die Völker ſollen, ſehen ſollen lernen; ſie werden es! —

Beſuch beim Franzöſiſchen Geſandten Arago, der nun vielleicht bald abberufen wird. Geſpräch mit ihm und Grenier über die franzöſiſchen Zuſtände, dann über die deutſchen, deren Verwicklung erſt recht im vollſten Glanz erſcheint, wenn ein Fremder ſie auffaſſen ſoll! Doch hab' ich an dieſer Probe geſehen, wie mir ſelbſt das was iſt, ganz klar iſt, nur was werden ſoll und kann, liegt im Dunkel. —

Nachrichten aus Ariſtokraten-Kreiſen. Man iſt mit Wrangel ſehr unzufrieden, er iſt zu dumm, das Intereſſe der Parthei gehörig wahrzunehmen, er will ſich beim Volke beliebt machen; nebenher benimmt er ſich ungehörig gegen den König, geht mit ihm unaufgefordert im Zimmer auf und ab, gegen die Königin, nennt ſie „mein Engel" und mehr dergleichen, was man ihm herzlich gern verzeihen würde, wenn er nur ſonſt den Erwartungen entſpräche.

Nachrichten aus Frankfurt am Main. Die österreichischen Abgeordneten trennen sich von der Rechten und wenden sich der Linken zu. Im Verfassungsausschuß ist die erbliche Kaiserwürde abgelehnt. Kein Mann des Volkes gönnt sie noch unserm Könige, er hat durch sein Verfahren sich unermeßlich geschadet, er hat sich selbst, die Würde, die er anstrebte, die Versammlung, welche sie ihm geben sollte, mit aller Beflissenheit heruntergebracht! Unglückliche Hand!

Freitag, den 22. Dezember 1848.

Die „Syener'sche Zeitung" bringt einen trefflichen Artikel zur Vertheidigung Waldeck's und eine scharfe Anklage gegen das Geheime-Ober-Tribunal und die Oberlandesgerichte in Betreff ihres Einspruchs gegen Waldeck, Temme, Kirchmann.

Verhandlungen über die Wahlen. Die Regierung bietet alle Mittel auf, um ihrer Parthei den Sieg zu verschaffen, nach allem Anschein wird es ihr so leicht nicht werden. Die Freisinnigen haben weder Macht noch Geld, nur Gesinnung und Willen, aber diese wirken nachdrücklich im Volk.

Treulose und arglistige Entschuldigung des Ministeriums über das Wort „selbstständig" in den Wahlverfügungen. Man wagt die dreiste Lüge, das Wort sei gebraucht, um vor der Hand den Arbeitern, Gesellen, Dienstboten ihren Antheil bei den Wahlen noch zu lassen, während es offenbar am Tage liegt, daß das Gegentheil beabsichtigt war. Betrügerische, plump lügende Behörden, was kann schlimmer auf das Volk wirken als diese! Verachtung ist die unausbleibliche Folge solcher Schimpflichkeit, die recht eigentlich in das alte Verwaltungswesen gehört! — Nur

war damals die Regierung sicherer, denn wenn sie was Falsches sagte, unterdrückte sie auch den Widerspruch, das geht heute nicht mehr. Doch mußte sie's versuchen, oder das jetzt nutzlose Lügen aufgeben. —

Man ist am Hofe sehr erbarmen über die Stimmenmehrheit von Louis Napoleon, man läßt gleich in den Aktienagiotagen etwas nach, man fühlt, daß man den guten Willen des Volkes wieder nöthig haben kann. Es heißt schon, Wrangel soll an den Rhein gehen, Colomb hier an dessen Stelle kommen; nach seinen Thaten gegen die Dänen läßt Wrangel gegen die Franzosen nicht viel Glanzendes erwarten! Aus ihm einen Helden, einen Feldherrn, einen Sieger zu machen, will einmal nicht glücken!

Der Hauptpunkt der nächsten Entscheidungen dürfte Italien sein, und dort Rom. Oesterreich kann eine römische Republik nicht dulden, eine auf Lombardei und Venedig zu verzichten; Frankreich kann das Einschreiten Oesterreichs nicht dulden. Dann ist der Krieg da, und der Zusammenhang der Höfe wird schon machen, daß er ein deutscher wird. — Werden bei dem Zurücktreten Oesterreichs von Deutschland seine Vertreter in Frankfurt, seine Truppen in den Bundesfestungen bleiben? Ernste Frage und bald zu entscheiden.

Die Oesterreicher drängen in Ungarn vor, haben Preßburg. Die Ungarn sagen, der Thron sei durch die Abdankung erledigt, erkennen das Recht Franz Joseph's nicht an. —

In vee geliebt, vollständige Schrift von Redbertus.

Sonnabend, den 23. Dezember 1848.

Besuch von Weibel, Schriften des Wahlausschusses, sehr gut. Man hofft für die Volkssache nicht nur in der

zweiten Kammer die Mehrheit, sondern auch in der ersten zu erlangen. Die Mehrheit in der einen genügt, um den Sieg der Reaktion zu verhindern, aber die Mehrheit in beiden sichert den der Freiheit noch nicht. Es werden wohl Ereignisse hereinbrechen, die alles auf ein andres Feld schieben. Unsre Verfassungssache wird sich nicht aus sich selbst entwickeln, sie wird entscheidenden Einfluß von außen erfahren müssen. —

Hr. Eichler ist endlich nun doch ausgewiesen, der taxire Barrikadenkämpfer vom Donhofsplatz; ich hatte ihn noch vor wenig Tagen gesehen, mit seinem rothen Bart, mit seinem weißen Hut, er ging ganz furchtlos in den Straßen; nun aber soll er sich verkleidet haben retten müssen, denn man wollte ihn auch verhaften. Ob Ruge hier bleiben darf, weiß ich noch nicht. — Wrangel fängt jetzt auch fremde Blätter zu verbieten an. Der Unsinn geht immer weiter. Die hier wieder erscheinende „Lokomotive" von Held liefert die kühnsten Sachen; freilich eifert sie etwas gegen die Nationalversammlung, um diesen Preis darf sie sich viel erlauben! Den jetzigen Ministern ist das die große Hauptsache. —

Brief und Gedicht vom Kriegsrath Karl Mahler in ganz altpreußischem Sinn für den König, gegen Volk und Freiheit. Dem vier und achtzigjährigen, kranken Greise darf man nicht zumuthen, etwas Neues aufzufassen. —

Einiges geschrieben für auswärtige Zeitungen. Zu Ver celesen; er ist vernarrt in seine neuesten Studien, Hebräisch, Keltisch, Sanskrit. Ein Historiker, der das alte Testament ohne kritische Prüfung als Grundlage der Geschichtskunde betrachtet und behandelt; Rahel nannte solche Leute bibelfest.

Sonntag, den 24. Dezember 1848.

Steckbrief gegen Dr. Eichler in den Zeitungen! Diese gehässige Niedertracht, die man auch gegen Dr. Julius ausgeübt und dann zurückgenommen hat, beides nach Belieben ohne Grund, wird man hier nicht überdrüssig. Solche Maßregeln werben für die Sache der Freiheit. Das abndet das Pack nicht. —

Vortreffliche Denkschriften von Jung und Kirchmann an ihre Wähler, hier im Druck erschienen! Es wird alles gesagt, die Lüge, der Betrug aufgedeckt. Saat für die Zukunft. —

In der Bank war den Soldaten ein Weihnachtsfest eingerichtet; Geschenke zum Verloosen, Punsch, Gesang, Tanz. Zweihundert Mann ungefähr. Das geschah in allen Gebäuden, wo Truppen liegen, im Graf Voß'schen Hause machte die alte Gräfin Pauline Neale die Honneurs. Man schmeichelt den Soldaten und verdirbt sie, die Folge wird es zeigen. Die Patrizier suchen sich der bewaffneten Plebejer gegen die unbewaffneten zu versichern. —

Ludwig Napoleon Bonaparte als Präsident der Republik ausgerufen und eingeführt. Odilon Barrot sein Minister, Dirio ꝛc. Er schwört der Republik den vorgeschriebenen Eid.

Montag, den 25. Dezember 1848.

Hr. Hugo von Hasenkamp nennt sich heute in der „Spener'schen Zeitung" als Verfasser des Aufsatzes gegen das Geheime-Ober-Tribunal und für Waldeck und bestätigt auf's neue seine Behauptungen. Auch die „Nationalzeitung" bringt eine tapfre Erklärung über denselben Gegenstand, ferner eine von Gierke gegen den alten Selbe; der Muth und die Haltung dieser Liberalen machen den besten Eindruck, ihre Sache hebt sich merkbar. —

Eine Menge Leute werden vor Gericht gezogen wegen schmähender Aeußerungen gegen den König; die Angeber gehören meist zu den höheren Klassen, die sich bisher die allerärgsten Beleidigungen der Art erlaubt hatten. Es ist, als ob die Nation sich in zwei Theile scheide, in einen, der sich das Recht anmaßt, auf den König ungestraft schimpfen zu dürfen, und in einen, dem jener dies durchaus nicht zugestehen will. Was hätten die Gerichte zu thun, sollten sie die Schimpfreden der Vornehmen gegen den König ahnden! L. aber, der den König einen Waschlappen nennt, einen romantischen Narren, ein Unglück des Staates, versetzt augenblicklich einen seiner Unterbeamten von hier nach Posen, weil er gegen den König und für die Nationalversammlung gesprochen!

Und *, der Sohn des Hofpredigers, macht es noch besser, der sagt heftig heraus, für den König gäb' es nur Eine richtige Behandlung, erstlich ein Schloß vor den Mund und dann an die Kette! Derselbe * läßt sich aber in des Königs Dienst jede Beförderung und Gunst gern gefallen; er ist eben im auswärtigen Ministerium angestellt worden und soll bald Legationsrath werden; der Graf von Bülow, der einstweilen den Geschäften vorsteht, sorgt bestens für ihn.

Dienstag, den 26. Dezember 1848.

Die politische Bewegung, scheinbar unterdrückt bei uns, geht im Stillen ernstlich fort und nimmt entschiedner den Karakter einer dem König und seinem Regierungswesen feindlichen an. Das Mißtrauen steigt und die Verachtung, alle schönen Redensarten gelten für Lug und Trug. Die Behörden und Edelleute, in diesem Bezug einverstanden,

haben hier in der Gegend und in Spandau den Versuch gemacht, die Bauern für die Wahlen zu gewinnen, anfangs hoffte man Erfolg, bald aber sah man mit Schrecken, daß die Leute kein Zutrauen mehr hatten und ganz der linken Seite sich zuwandten. Gustav Rebert erzählt, daß auch in seiner Gegend, in Pommern, die Gutsbesitzer in Angst und Sorgen lebten und jeden Augenblick Angriffe fürchteten.

Die Sache Deutschlands ist mit der Preußens so innig verbunden, daß sie alle Nachtheile mitertragt, welche diese hat. Der König hat die eine wie die andre zu Grunde gerichtet, zumeist aber seine eigne, durch Verkennung des Volksthums, durch Abwendung von demselben. Er kommt durch seine ihm noch gebliebene Truppenmacht die unorganisirte Volkskraft niederdrücken, aber auf seine Hoffnungen beruhten auf dieser; für ihn bleibt das Bild eines Mannes gültig, der das Balkenende, auf dem er sitzt, sägend absägt. Wenn auch jetzt noch eine Art Kaiserthum für ihn zu Stande kommt, es kann nur Flickwerk sein. —

Von Zeitungen erscheint heute nur der „Staatsanzeiger". Der König vertheilt jetzt wieder in alter Weise Orden, was er in der Zeit der Nationalversammlung ganz unterlassen hatte. Anordnungen des Ministers von Ladenberg; wenn ich in solcher Behördenverfügung Berufung auf die (oktroyirte) Verfassung lese, so wird mir jedesmal übel! Dieser konstitutionelle Anstrich ist eine große Lüge, die sich nun in hundert kleine spaltet; eine Wahrheit wird daraus nimmermehr. Jung hat ganz Recht, wenn er sagt, wir würden bei dieser Verfassung neben dem jährlichen Gerede der Kammern ganz und gar den alten Absolutismus haben. — Aber — noch ist es nur der Anfang der Revolution, und daß sie schon enden sollte mit leidlichem Abschluß, das wolltet ihr nicht! —

Der Fürst von Metternich hat in Brighton gesagt, zuerst würde nach den großen Stürmen Frankreich sich beruhigen und neu befestigen, dann Italien, zuletzt Deutschland. Er weiß am besten, wie viel er beigetragen, daß hier die Verwirrung und Wandlung am größten sein muß.

Mittwoch, den 27. Dezember 1848.

Der Minister von Manteuffel arbeitet aus allen Kräften, den Grafen von Brandenburg zu wippen, wie Hansemann es mit Camphausen und Auerswald machte, und Bodelschwingh in den Märztagen mit seinen Kollegen. Er stellt die Nothwendigkeit, daß alle Minister abdanken müssen, auch gegen sich selber auf, in der Hoffnung, doch der eine zu sein, der bleibt. — Der König bildet sich ein, Brandenburg sei sein Retter! Welche Blindheit gegen die offenbaren Thatsachen, die er doch selbst recht gut weiß, daß Brandenburg nicht von freien Stücken gekommen, daß er von seiner Berufung überrascht worden, daß er sie abgelehnt, sich für unfähig erklärt, daß er nur auf Befehl die Ministerschaft angenommen, daß er nichts angeordnet, sondern nur das Vorbereitete ausgeführt, daß er überhaupt nie etwas sein kann als ein todtes Werkzeug, daß ihm wesentlich aller Geist und alle Thatkraft fehlt. Weiß denn der König nicht, wer ihn berath und leitet, wer ihm Brandenburg empfohlen, wer diesen von Anfang geführt und noch jetzt führt? weiß er gar nicht, in wessen Händen er ist? Die Reaktion kann sich wahrlich in's Fäustchen lachen, und es ist kein Wunder, daß sie den König, mit dem sie so leicht ihr Spiel treibt, auch nicht sonderlich achtet. Traurige Verwirrung und schlimme Lage! —

Treffliche Denkschrift vom Abgeordneten Arnz. — Die Schrift Georg Jung's gegen den Berliner Magistrat ist

jetzt — nach drei Wochen — in den Buchläden verboten worden, ganz nach alter Art! —

Ueber Radowitz hört man jetzt seltsame Dinge. Die Meinung, daß er es mit Preußen und selbst mit dem Könige nicht aufrichtig meine, schlägt Wurzel; er habe uns in Frankfurt unermeßlich geschadet, heißt es allgemein, andre Stimmen fügen hinzu, er habe Preußen dort verrathen. Man wirft ihm auch vor, daß er mit Vogt in gutem Vernehmen stehe. — Hier in Berlin ist die vornehme Klasse in wahrer Raserei der Zwietracht und Gehässigkeit; kein Mensch läßt den andern gelten, kein General den andern, kein Hofmann, kein Minister, kein Geheimrath, kein Professor — falls ich die Pedanten zu der vornehmen Klasse zählen darf, was diese freilich nie zugeben wird.

Donnerstag, den 28. Dezember 1848.

Eine Stunde bei Dr. Hermann Franck; er hatte den glücklichen Gedanken, die zweite Kammer müsse gleich auf Einstellung der ersten antragen, diese selbst damit einstimmen und beide Kammern sich für Eine Versammlung erklären und sofort zusammenfließen. Wegen der Wahlen mancherlei Zweifel. Daß die linken Abgeordneten überall bei ihrer Rückkehr mit Ehren und Jubel empfangen werden, ist doch ein gutes Zeichen.

Freitag, den 29. Dezember 1848.

Der Oberlandesgerichts-Direktor Temme in Münster verhaftet; überall viele politische Prozesse, zum Theil wegen alter, vergessener Vorgänge. — Umlaufschreiben Manteuffel's an die Regierungen in Betreff der Wahlen, diese sollen ganz frei sein, die Behörden sie gegen jeden wühlerischen und partheiischen Einfluß wahren, das heißt also bevor-

munden, unter solchem Vorwande der Regierungsparthei genehm machen; wie mit der Nationalversammlung, die unfrei sein sollte, und trotz ihres Einspruchs geschützt und gesichert wurde durch Verlegung nach Brandenburg. O der Gleißnerei und Lüge! —

Wrangel verbietet, daß die jetzt in Neustadt-Eberswalde gedruckte „Zeitungshalle" nach Berlin eingebracht werde, und wenn ein Blatt davon hier gefunden wird, soll der hiesige Gründer des Blattes verhaftet werden! Unsinn und Roheit von schreiendstem Unrecht, denn der Gründer und Eigenthümer wird mit Strafe bedroht für etwas, das er nicht hindern kann.

Sonnabend, den 30. Dezember 1848.

In Baiern regt sich alles sehr gegen Preußen, besonders wird der König persönlich furchtbar geschmäht. Man wünscht dort Preußen wie Oesterreich aus Deutschland hinaus. —

Assessor Georg Jung hatte den Hrn. von Vincke wegen dessen Beleidigung der hiesigen Abgeordneten der linken Seite auf Pistolen gefordert, dieser den Zweikampf auch angenommen und Eisenach als Ort der Zusammenkunft vorgeschlagen; dort aber weigerte Vincke den Kampf unter dem Vorwande, Jung habe sich von dem Vorwurfe der Lüge, der ihm öffentlich gemacht worden, noch nicht gereinigt, und obschon ihm die Nichtigkeit dieses Vorwandes erwiesen wurde, reiste er ab, ohne sich geschlagen zu haben, Auch der Major von Voigts-Rhetz hatte Bedenken, sich mit Hrn. von Koscielski zu schlagen, aber das Ehrengericht hat ihn dazu verpflichtet erklärt. Die Feinde des Volks und der Freiheit verweigern den Zweikampf, was nach ihrer Ansicht leicht als ehrenrührig erscheinen kann; wenn die Volksfreunde ihn verweigerten, wäre es nur richtig.

Daß Jung aber aus freien Stücken, denn persönlich war er nicht beleidigt, zu den Waffen griff, ehrt und hebt ihn bei der Menge, denn Muth gefällt immer. Binde scheint die Sache noch mehr als Student, denn als Edelmann zu nehmen.

Sonntag, den 31. Dezember 1848.

In Frankfurt am Main sind die vom Parlament berathenen Grundrechte nun förmlich bekannt gemacht und durch ein vom Reichsverweser unterschriebenes Einführungsgesetz als gültig für alle Deutschen ausgesprochen. Wenn es dabei bleibt und sie wirklich gehalten werden, so ist schon Großes gewonnen durch die Revolution. Aber bis jetzt verletzt die preußische Regierung diese Grundrechte, die schon bekannt und auch in preußischen Erklärungen verheißen waren, auf die schamloseste Art und der Belagerungsstand — diese höllische Erfindung einer verzweifelten Willkürherrschaft — spricht ihnen offen Hohn. Die Polizei will sich in Rechte der Bürger nicht finden, sie kennt nur ihre alten Befugnisse im blinden Dienste der Herrschenden. — Wegen der Reichsgewalt nichts Neues, nur die alten Schwierigkeiten und Einsprüche! Baiern, Hannover, Oldenburg ꝛc. Der König hat die Dinge schrecklich verkannt, zu seinem, Preußens und Deutschlands größtem Schaden! Die Einheit Deutschlands und folglich die Kaiserkrone konnten nur aus der Demokratie hervorgehen, trotz den Fürsten; nachdem diese wieder zu Kräften gekommen, sich auf ihre Truppen und auf die Aristokratie stützen, ist die Einheit verdorben und die Kaiserkrone unsicher geworden; der König hat mächtig beigetragen, die Behörde, welche die Krone vergeben muß, herunter zu bringen und überall den Volksgeist zu ersticken.

BIBLIOTECA
REGIA
MONACENSIS

Druck von A. W. Sijthoff in Leiden

Tagebücher

von

K. A. Varnhagen von Ense.

Sechster Band.

Aus dem Nachlaß Varnhagen's von Ense.

Tagebücher

von

K. A. Varnhagen von Ense.

Sechster Band.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.
1862.

Das Recht der Uebersetzung ins Englische, Französische und andere fremde Sprachen ist vorbehalten.

Geschichte, ja, ja, Geschichte! Das ist ein mißliches Ding!

Varnhagen von Ense.
(Den 31. März 1849.)

Die Geschichte ist ein Gerichtshof, den die Könige nicht bestehen können, gegen den alle ihre Macht in Staub zerfällt wie sie selbst.

Varnhagen von Ense.
(Den 2. Juni 1849.)

Bayerische Staatsbibliothek München

1849.

Berlin, Montag, den 1. Januar 1849.

An Humboldt geschrieben, ihm das Büchel Angelus Silesius und Saint-Martin gesandt, als Neujahrsgruß. Ich dachte gestern so sehr auch an seine Einsamkeit, wie aller Alten; die Hofgesellschaft kann dagegen nichts, sie ist erst recht die Wüste! —

Der König ist noch in Potsdam, nicht in Charlottenburg, wie die Zeitungen sagen; er wird erst übermorgen dort erwartet. Die Prinzessin von Preußen empfing gestern eine Adresse von Berliner Frauen zu ihrer Bewillkommnung; eine Frau aus dem Bürgerstand hielt eine Anrede. Die Prinzessin war huldvoll, wie sich von selbst versteht. Am Hofe findet man, daß sie der Königin wegschnappe, was dieser gebühre. Ueberhaupt ist man der Prinzessin am Hofe sehr abhold und alles von ihr wird getadelt. —

Daß die Absolutisten in Oesterreich und die Obskuranten in Baiern das Haupt erheben, wundert mich nicht, so schnell ändert sich nicht der alte Zustand, besonders wenn die alten Wurzeln alle noch da sind. Aber der Volksgeist ist in diesen Ländern nicht mehr zu unterdrücken, und er wird in der Folge sich als deutscher schon bewähren. —

Oesterreich kann recht gut ein Bundesstaat freier Länder werden und so, gleich der Schweiz, die verschiedensten Volksthumlichkeiten friedlich vereinigen, aber die Deutschen müssen auch zu Deutschland zählen, sonst ist kein Heil. — Daß Oesterreich aus allen Kräften der preußischen Kaiserkrone entgegenwirkt, wird immer deutlicher, und daß sein hier noch stets vielvermögender Einfluß uns zur Aristokratie und Militairgewalt hindrängt, ist kein geringer Vorschub für seine Zwecke, denn dadurch grade verlieren wir in Deutschland alle Volksliebe. Und wenn auch die Kaiserkrone dem Könige — wie es ja nicht anders sein kann — zugesprochen wird, ihr Tragen wird ihm schwer werden und er unter der Last seufzen, denn die Völker werden ihm jetzt ungern gehorchen und bald mit ihren Regierungen gegen ihn gemeinsam arbeiten. —

Unser Staatshaushalt für das Jahr 1849 veröffentlicht, neunzig! Millionen Thaler. Soll vor die Kammern kommen!

Dienstag, den 2. Januar 1849.

Besuch beim Fürsten von Wittgenstein, er sitzt im Lehnstuhl und läßt sich von der Sonne bescheinen, er klagt und will nicht klagen, seit einem Jahre nun ist er in diesem Krankheitszustande; es ist nicht wahr, was die Leute sagen, daß er schwachen Geistes geworden, er hat seinen ganzen Kopf, sein ganzes Gedächtniß, und alle sein Eigenheiten des Karakters übt er ungeschwächt; wir sprechen über den Prinzen und die Prinzessin von Preußen, über Königsmarck, den jüngern Willisen, den Grafen von Brandenburg; der Fürst geht jetzt aufrichtiger als sonst mit seiner Meinung heraus, wenigstens gegen mich; er sagt

vom Prinzen mit einer Art von Mitleid, er sei schwach, von Brandenburg, wie der Mensch sich einbilden könne, Premierminister zu sein, er sei es in der That so wenig als ein Sperling ein Adler; nur über den König selbst ließ er sich in nichts ein. — Der gewesene Justizminister Uhden kam und, nachdem ich noch einiges mit diesem gesprochen, empfahl ich mich. —

Wahlversammlungen sollen kurz vor den Wahlen erlaubt werden, jedoch unter Aufsicht eines Beamten; das ist eine schlechte Freiheit, und man wird sie sogar zurückweisen, in der Stille und unter dem Druck hat man schon gute Anstalten von Seiten der Volksfreunde gemacht, und das Geschäft gedeiht hier gewiß so gut, als es überhaupt möglich ist. Die Demokraten halten gut zusammen und einigen sich; hebt man den Zwang auf, sehen sie sich wieder freier, so tritt auch wieder die Zwietracht ein, und jeder hat wieder einen besondern Willen, der sich geltend zu machen sucht. Die Regierung sieht dergleichen nicht ein, wüßte sie's, sie gäbe volle Freiheit. —

Die „Nationalzeitung" hat mit dem neuen Jahr ungeheuer an Lesern gewonnen; es werden mehrere tausend Abdrücke mehr als im vorigen Jahr abgezogen. —

Der König hat eine Neujahrslobrede an sein herrliches Kriegsheer erlassen. Er wirft mit großen Worten um sich, mit „Gottes Hülfe", mit „Hochverrath" mit „abscheulichen Schmähungen", und rühmt das Heer und nebenbei sich selbst über die Maßen. Ob alles so wahr und richtig? Weiß er nichts davon, wie er das Heer schimpflich fortgeschickt aus Berlin, wie es ihn geschmäht und ganz dem Prinzen sich zuwandte? — Ei, ei! — Der König wähnt, jetzt sei alles vorüber! Ei, ei!

Mittwoch, den 3. Januar 1849.

Der Neujahrsgruß des Königs ging mir im Kopf herum und ich konnte nicht einschlafen. Der Mann bringt sich mit allem Fleiß und Eifer in neues Unglück! Welche Stimmung spricht er aus? Grimm und Haß und maßlose Einbildung! Er thut, als wären die Ereignisse des vergangenen Jahres nur das Werk einiger boser Buben und Frevler, nicht die Folge langwierigen Druckes und schlechter Richtung, allzulanger Selbsttäuschung, blinder Verkennung aller Zustände, traurigen Trotzes und daraus gänzlicher Schwäche; er vergißt, was er gethan, gebrochen, was tausendfältig im Druck wiederholt werden, er vergißt, was er noch neulich verheißen, und meint wirklich, die Welt werde ihm glauben, daß er „sein Volk freisinnigen Institutionen entgegengeführt habe", und noch dazu „besonnen!" Durch diese Ansprache an das Heer zeigt er seine Denkart nur zu sehr, er stellt sich allem Haß aufs neue bloß, die Demokraten sehen, daß er seine Sache noch ausfechten will, daß sie keinen Frieden mit ihm haben. Und das Heer? Hat er nicht seine Umbildung zugesagt, die Auflösung der Garden noch gegen *** gutgeheißen? Hat er nicht von seinen Gardeoffizieren und Hofedelleuten viel ärgere Schmähungen erduldet, und schweigend erduldet, viel schnöderen Trotz erfahren als von dem Volke? Solcher Mißbrauch der Worte, der alles anders vorspiegelt als es ist, thut nimmer gut, und der König hat in seinem Reden und Schreiben, in seinem sich hören lassen, seinen ärgsten Feind!

Es hat doch wieder den Anschein, als ob ihm die Kaiserwürde zu Theil werden solle; — „und wenn Satan der Erste in Berlin regierte, wer dort regiert, muß es werden", schrieb ein eifriger Demokrat aus Frankfurt am

Main. Aber wird er viel damit gewinnen? vielleicht nur einen größeren, höheren Schauplatz für seine Unheilsrolle! —

Vortrefflicher Artikel heute in der „Nationalzeitung". Das sind andre Ansichten, Rückblicke und Schlagworte, — der maßvolle Verstand, die ruhige Klarheit, ohne Schwulst und Schönthun. —

Besuch von Weiher, und bald darauf von Rodbertus; der letztere blieb sehr lange und wir besprachen den ganzen Zustand. Lob der Nationalversammlung, die ungeheuer gearbeitet hat, und die noch weit mehr geleistet haben würde, wäre ihr nur Einmal ein vernünftiges und fähiges Ministerium gegenüber gewesen, oder auch nur ein redliches! — Gute Aussicht für die Wahlen; in Schlesien die Linke etwas schwächer, die Opposition weit stärker. Welches wäre die beste, die sicherste Wendung? „Wenn in beiden Kammern die Volksseite die Mehrheit hat, so müssen beide Kammern erklären, daß sie aus Urwahlen — wenn auch durch Zensus verkümmerten — hervorgegangen, sich als die wahre Volksvertretung ansehen, als konstituirende zusammentreten in Eine Versammlung, die oktroyirte Verfassung verwerfen und das Werk der Nationalversammlung fortsetzen." Rodbertus sagt, für die Steuerverweigerung würde er noch heute stimmen; nichts in der Welt sei gesetzlicher gewesen. —

In Mirabeau gelesen; — mit größter Anerkennung des großen Mannes, der es in mancher Hinsicht noch mehr als Napoleon war; er hatte nicht weniger Feuer und Eisen in sich, als dieser, und war ein vollständigerer Mensch.

Donnerstag, den 4. Januar 1849.

Zwei neue Zeitungen werden vorbereitet, eine durch Hansemann, die im Sinne des „Journal des debats" eine Zeitung des jedesmaligen Ministeriums sein soll; Veit und Liebfeldt Verleger, Dr. Karl Weil aus Stuttgart Hauptredakteur, Kapital durch Unterzeichnung 50,000 Thaler, ohne Zweifel vom Staate gedeckt, der nur nicht unmittelbar vertreten will. Die andre Zeitung soll vom Finanzminister von der Heydt gestiftet werden, mit noch größeren Geldmitteln. Wohl bekomm's! — Der Graf Hermann zur Lippe-Biesterfeld ist verdächtig, ein falscher Liberaler zu sein.

Der König hat sich neulich gerühmt, in den Märztagen habe er allein Muth bewiesen, er allein den Kopf oben behalten.

Der Plan des Hofes und der jetzigen Minister ist vollkommen fertig und wird sicher ausgeführt, wofern nicht Ereignisse es verhindern. Wenn die nächsten Kammern die Revision der oktroyirten Verfassung nicht nach dem Wunsche der Regierung machen, das heißt, nicht gehörig zurückgeben und das Geschenkte einschränken, nach dem Vereinigten Landtage hintreiben, nicht gehörig aristokratisch bedingen, so löst der König die Kammern auf, nimmt die Verfassung zurück, giebt eine neue ständische, und beruft Stände oder auch nicht. Auf den Gedanken, daß die neuen Kammern sich zur Nationalversammlung erklären könnten, ist man noch nicht gekommen, aber der Plan käme dann nur schneller zur Ausführung. Wir werden ja sehen, ob und wie das gelingt.

Die Reaktion hat ihre Wahlbetreibungen vortrefflich organisirt; natürlich, ihr steht alles zu Gebot, alle Beamten, alles Geld des Staates, alle seine Einrichtungen.

Ich sehe alles, was jetzt und in nächster Zeit geschieht, nur als Uebungsstücke für das Volk an, der rechte Umschwung wird noch kommen, er ist nur angedeutet.

Große Stille in der Stadt, Verbrechen, Noth und Bettelei nehmen überhand, der Verkehr stockt mehr als im Sommer, das Zutrauen schwindet. Der Belagerungsstand, der den Wohlstand und die Ruhe sichern sollte, fängt doch den Leuten an, bedenklich zu werden; die Ruhe ist auf den Straßen, aber nicht in den Gemüthern. Den Bürgern werden nach dem ersten Rausche die Geschenke des Königs doch verdächtig, man prüft die früheren Versprechungen, man ruft die mannichfachen Reden zurück, die er seit dem März gehalten. Ich hörte bei Kranzler Stücke eines Gesprächs, in denen die Worte „Treubruch" und „Falschheit", und „Lüge" und „Verrath" nicht von den Ministern allein galten.

Freitag, den 5. Januar 1849.

Brief aus Trier von Hrn. Dr. Karl Grün; ungünstiger Stand der Dinge im Lande, das Volk aufgeregt, aber in diesem Augenblicke machtlos, es muß erst Richtung und Zeichen von anderswoher gegeben werden, die Deutschen machen nie den Anfang. —

Fräulein Lewald gab mir ein Schriftchen von „einer Hochverrätherin" — wie es auf dem Titel heißt, von Frau Herwegh mit, das den republikanischen Zug Herwegh's in's Badische mit Wahrhaftigkeit schildert und ihren Gatten wie sie selbst in gutem Lichte zeigt, das sich keineswegs als ein erkünsteltes ausnimmt. Ich sandte das Heft noch am Abend zurück. —

Die Soldaten, durch Volksversammlungen nicht mehr

angezogen, durch Volksredner nicht mehr bearbeitet, sind in den Augen der Regierung doch gar nicht mehr so willig und sicher, als sie es zu glauben sich anstellt. Ein vornehmer Mann, der mit dem Minister von Manteuffel verkehrt, wiederholt dessen bedenkliche Aeußerung, die Soldaten würden in Berlin fürchterlich verwöhnt, die Gemeinen sähen wohl, daß man sie um jeden Preis gewinnen wolle, und meinten nun schon, sie könnten noch höhere Ansprüche machen, die Unteroffiziere hätten ihre große Noth mit ihnen, die Generale merkten es noch nicht; aber weit schlimmer sei, daß auch Gesinnung und Denkart in den Leuten allmählich anders würden, die große Stadt sei ansteckend, ein Theil der Truppen müßte baldigst wieder aus Berlin, überhaupt sei der Wechsel gut. —

Die Anordnungen wegen der Wahlen der Truppen mißfallen allgemein; willkürliche Abänderung des Wahlgesetzes. Aber auch in den übrigen Maßregeln der Landräthe, Regierungen ꝛc. herrscht die größte Willkür. Unsre Regierung ist durch und durch lügenhaft, sie gaukelt und taschenspielert immerfort, und weiß doch, daß man es weiß! —

Königliche Verordnung heute im „Staatsanzeiger" über die neue Einrichtung der Gerichtshöfe, Aufhören der Patrimonialgerichtsbarkeit, und über Einführung von Geschwornen-Gerichten. Weitläufig und erst zu prüfen! —

In Mirabeau gelesen. — Arnold Ruge's Schrift: „Die preußische Revolution seit dem siebenten September und die Konterrevolution seit dem zehnten November. Tagebuch von Arnold Ruge" (Leipzig 1849).

Sonnabend, den 6. Januar 1849.

Der Belagerungsſtand wird immer mehr zum Unſinn und zur Lächerlichkeit, ſchändet die Regierung — nicht die Stadt, die ihn mit herbem Trotz erduldet — und offenbart ihre Willkür, Ungeſetzlichkeit, Unfähigkeit; ſie hebt ihn nicht auf, weil ſie ſich nicht getraut, der Freiheit der Preſſe und Verſammlung gegenüber zu ſtehen. Der König ſpricht von den Märztagen als einer Zeit der Schmach, die Geſchichte wird ihm die Zeit ſeit dem 10. November noch weit ſtärker anrechnen. — Dort war er nur erſchrocken, ſchwach, rathlos, hier iſt er treulos. —

Die Soldaten des 24. Regiments, auf der Bank einquartiert, benehmen ſich äußerſt munter, ſie haben gefunden, daß der Schildwachten zu viele wären, und eine wurde deßhalb eingezogen, ſie ſingen freie Lieder, von den Brüdern im Friedrichshain ꝛc., ſie verwerfen das gewöhnliche Eſſen, machen ſich luſtig über die Damen, die mit ihnen getanzt, ſagen ohne Hehl, ſie wüßten recht gut, daß ſie am 18. März gegen ihre eigne Sache gekämpft, daß man ſie auch ferner gegen die Freiheit gebrauchen wolle und ihnen deßhalb ſchmeichle; die Offiziere dürfen nicht muckſen und thun, als wäre alles gut, manche ſind zum Schein ſtreng in Kleinigkeiten, um bei gröberen Mißliebigkeiten mit mehr Anſtand durch die Finger zu ſehen. — Ja, ja, Geld und Soldaten, beides nutzt ſich ab. Das haben Andre als ihr Schwächlinge, das hat Napoleon erfahren müſſen! — Das Regiment ſoll nächſtens fort! —

Ich blieb Abends zu Hauſe. Der „Staatsanzeiger" brachte die Verhandlungen von Frankfurt am Main vom 4., wo Wesendonk, Simon von Breslau und Andre über die oktroyirte Verfaſſung ſprachen und ſie, wie ſchon früher Uhland gethan, einen Staatsſtreich, einen Bruch

der Volksrechte nannten. Die falschen Beschuldigungen gegen die Nationalversammlung wurden aufgedeckt und erörtert. Genug es kam alles zur Sprache, was ich bisher immer gesagt, die Treulosigkeit, die Lüge, die falsche Vorspiegelung, die alte Absicht, die sich unter neue Umstände versteckt ꝛc. Es thut meinem Herzen wohl, dies alles am Tage zu sehen, und im „Staatsanzeiger", und hoffentlich kommt es in alle Zeitungen!

Daß unsre Gerichtshöfe zu Polizeihulfen heruntergesunken und Proben der elendesten Servilität gegeben, wurde auch gesagt, und der Präsident wollte den Redner nicht zur Ordnung rufen.

Die Verfolgungen wegen der Steuerverweigerung, wegen Reden und Handlungen aus früherer Zeit, mehren sich ungemein. Die Regierung glaubt dadurch einzuschüchtern, sie ist so dumm nicht zu wissen, daß sie dadurch ermuthigt. — Der Erfolg der nächsten Wahlen erscheint im Ganzen doch noch zweifelhaft; die knechtische Seite ist über die Maßen thätig, ist seit langer Zeit schon gut organisirt, hat alle Behörden zu Gehulfen und ungeheure Geldsummen zu Gebot. Der Minister von Manteuffel hat gesagt, diesmal zu siegen sei der Regierung kein Preis zu hoch, eine Million Thaler komme hiebei nicht in Betracht, habe man doch dem Reichsverweser zwei Millionen vorgeschossen, deren nützlicher Erfolg noch ganz ungewiß erschien.

Sonntag, den 7. Januar 1849.

Ansprache an die Urwähler des vierzigsten Bezirks; man soll Wahlmänner wählen, die vor allem die octroyirte Verfassung als zu Recht bestehend anerkennen, damit solche Vorgänge, wie wir sie erlebt haben, nicht wiederkehren,

dem Geſetz wieder Achtung, der Stadt Ruhe und Wohlſtand werde. Ein rechtes Philiſterblatt, von blöder Anſicht der Dinge, Uneinſicht in ihren Zuſammenhang, falſcher Vorausſetzung und Folgerung. —

Adreſſe für Waldeck von einigen tauſend Bürgern hier unterſchrieben. Ich ſtimme ihr ganz bei. Der Mann kämpft mit größtem Muthe gegen alle Widerwärtigkeiten.

Bunſen kommt hieher, wegen der däniſchen Sachen. Die Miniſter ſehen ihn höchſt ungern, können es aber nicht hindern. Sie haben mit dem Könige ſchon manchen harten Strauß. —

In Mirabeau geleſen. Großer Gott, was findet ſich nicht alles in dem! Welche Einſicht, Kraft, Beredſamkeit, und alles in gewiſſem Sinne vergebens; nicht für die Welt überhaupt, aber für ſeine nächſten Zwecke! —

Betrachtungen über die deutſche Sache. Die Gutmüthigkeit, für Frankfurt vorzugsweiſe die Männer zu wählen, die in früherer Zeit ſich einen Dank erworben hatten oder verfolgt worden waren, ohne auf ihre jetzige Tüchtigkeit zu ſehen, hat uns unermeßlich geſchadet. Dieſe Halbliberalen Arndt, Jahn, Beſeler, Dahlmann, Raumer ꝛc. liebäugelten gleich mit der Regierungsmacht, ließen die Freiheits- und Volksſache zu Grunde gehen. Gerührt von jedem Verſprechen, gaben ſie gleich das Zugeſtandene halb wieder auf; nun bekommen ſie gar nichts, die Freiheit iſt eine Fabel, die Einheit ein Traum: Niederträchtig, feig und dumm hat ſich die Mehrheit des Parlaments in Betreff der Wiener und Berliner Ereigniſſe betragen, zum Theil auch verrätheriſch, im Bunde mit Jeſuiten und Ariſtokraten, die ihnen ſchmeichelten. Haß und Verachtung auf den Namen Radowitz und Vincke für ewige Zeit, Schande und Schmach auf den Namen Heckſcher, Baſſer-

mann, Schmerling, und was Gagern noch verdienen wird, wollen wir abwarten!

Januar 1849.

Herodotos sagt (Kalliope 16): „Ἐχθίστη δὲ ὀδύνη ἐστὶ τῶν ἐν ἀνθρώποισι ἔνεστι, πολλὰ φρονέοντα μηδενὸς κρατέειν.“ Ich empfinde dies täglich in dieser Zeit und kann mich in das Glück des Βίος θεωρητικός, welches Aristoteles preist, nicht finden. Zu letzterem müßte man auf mehr Thatsächliches verzichtet haben, als mir möglich ist. Mir sind Deutschland, Preußen, Berlin und andre solche Lebensgestalten lieb und werth, wie persönliche Menschen, wie die theuersten Blutsverwandten und Freunde.

Montag, den 8. Januar 1849.

Erklärung Oesterreichs in Frankfurt; es geht auf den alten Bundestag zurück. Erklärung Gagern's mit einigen kühnen Ausdrücken, aber schon augenscheinlicher Ohnmacht.

Hier wird schon eine neue Verfassung ausgearbeitet, die an die Stelle der oktroyirten treten und die wahren Ansichten des Königs ausdrücken soll; man hofft, die Kammern werden von selbst dann die Hand bieten, durch Gehorsam, mit dem man alles anfangen kann, oder durch Trotz, den man brechen wird. „Wenn aber die Kammern die oktroyirte Verfassung rein annehmen wie sie ist, dann ist sie schon vollgültiges Gesetz, nicht wahr?“ — Ja, dann — dann freilich ist der König geklatscht! — war die Antwort.

Dienstag, den 9. Januar 1849.

Der Fürstbischof von Breslau (Diepenbrock) hat einen nichtswürdigen Hirtenbrief erlassen, worin er politisch Parthei nimmt und das christlich-heuchlerische Geschwätz des Pfaffen dem ungesetzlichen Ministerium dienen läßt; den Pfarrgeistlichen Schaffranek hat er wegen seines Verhaltens in der Nationalversammlung vom Amte suspendirt aber dieses zurückgenommen, weil der demüthig seine Reue öffentlich ausgesprochen hat. Soll man solches unchristliches Pfaffengesindel, Fürstbischof und Pfarrer nicht gradezu zum Teufel jagen, wohin es gehört? — Der Prediger Büchsel hier hat in seinem Altargebet unter andern gesagt: „Gott erleuchte die Wühler!“ — Der Prediger Goßner schimpft von der Kanzel herab die Hofprediger: „sie beugen sich vor König und Prinzen“, sagt er beschuldigend. Er hat gegen sie das Gefühl, welches ein Linienoffizier gegen einen Gardeoffizier hat. Das sind die Pflanzen, die uns der alte Regierungswust gezogen und genährt! Mit solcher Hinterlassenschaft soll unsre junge Freiheit aushalten, ja kämpfen, denn Frieden ist mit ihnen doch unmöglich! —

Die Betriebsamkeit der Behörden und Aristokraten scheut kein Mittel der Arglist, Heuchelei, Bestechung und Vorspiegelung und auch keines der schamlosen Gewaltsamkeit. Tausende von Beispielen stellen dies an den Tag, aber unsre Zeitungen scheuen sich, die Anklagen deßhalb mitzutheilen, indem sie alle fürchten, einem willkürlichen Verbote zu unterliegen. Die Philister, mattherzig und eigensüchtig, treten stolz auf und versichern, ihnen sei die geschenkte Verfassung recht, die Reaktion belobt und gebraucht sie, wird sie aber bald auch ihrerseits wieder treten und sogar schelten, daß sie für diese Verfassung

gestimmt haben, denn sie will diese Verfassung in keiner Weise. —

Niederträchtigkeit zeigt sich in voller Blöße, Schwäche und Dummheit deßgleichen; ein begeisterndes Wort ist nirgends zu hören! Doch sind Geist und Muth reich verhanden und werden zu seiner Zeit schon auftreten. —

Das Werk „Die Gegenwart" (bei Brockhaus) enthält im 13. und 14. Heft eine scharfe Darlegung der Zustände Preußens von 1840 bis 1847.

Mittwoch, den 10. Januar 1849.

Die „Lokomotive" und „Kladderadatsch" nun doch wieder verboten durch Wrangel. Eine Verkehrtheit weniger, aber was macht das in der Maße von Verkehrtheit, die uns umgiebt und bedrängt! —

Bauernaufstände in Rußland, in der Gegend von Kasan u. s. w.

Besuch von Dr. Hermann Franck. Er ist betrübt und niedergeschlagen durch die Betrachtung der hiesigen Zustände, beschuldigt heftig die Unreife des Volkes, die Verlassenheit derer, die seiner Sache gedient, die Schlechtigkeit der oberen Klassen, der Beamten, des Adels. Ich kann ihm nur beipflichten, sehe jedoch neben dem vielen Schlechten sehr viel Gutes und bin gar nicht entmuthigt. Nur schmerzt mich, daß ich nicht unmittelbar Hand anlegen, nicht mit allen Kräften thätig sein kann. Aber was ich thun möchte, sehe ich von Andern fleißig gethan, es unterbleibt nicht. In der großen Verderbtheit und Lüge unsres ganzen Regierungswesens wirkt vieles zum Bessern, alle Thätigkeit, die es aus Schein und Heuchelei betreibt, ist gegen es, immerfort bringt es Opfer für wenigen Gewinn

und richtet ſich ſelbſt immer mehr zu Grunde. Bedenklich, beklagenswerth, aber warnungsvoll bezeichnend iſt das Schickſal des Königs; während er ſich mit den ſchönſten Worten zu erheben ſucht, jede Größe und Tugend ſich beimißt, von der Partheiſtimme geprieſen wird, den Widerhall ſeiner Reden aus dem Volke zu vernehmen glaubt, iſt das Urtheil über ihn in der Wirklichkeit entſetzlich. Der Adel und die Militairariſtokratie haſſen ihn und ſprechen es mit ſchnöder Verachtung aus, er iſt in ihren Augen eine —, ein —, ein —, durchaus —, man muß ihn brauchen, ſoweit er noch dienen kann, dann wegwerfen! Noch ſchlimmer urtheilt der Mann aus dem Volke; er ſieht einen — —, der voll Gift und Haß nur nicht den Muth hat, nach dieſen zu handeln, er nennt ihn gradezu —, und was der Art Ausdrücke mehr ſind! Troſtloſer Zuſtand! Für Preußen eine größere Kriſis als im Jahre 1806! —

Neues Blatt des „Kladderadatſch", trotz des Verbots. —

In Frankfurt am Main die Aufhebung der öffentlichen Spielbanken beſchloſſen. — Windiſchgrätz in Peſt. —

Camphauſen hier, Bunſen wird erwartet. —

In Mirabeau geleſen, im Valerius Maximus.

Donnerstag, den 11. Januar 1849.

Die „Nationalzeitung" bringt einen trefflichen Aufſatz über den Belagerungsſtand, ſeine Ungeſetzlichkeit, ſeine Grundloſigkeit; dabei kommt auch die oktroyirte Verfaſſung zur Sprache, ſo kräftig, als es unter Belagerungsſtand möglich.

Gewäſch des ehmaligen Miniſters Grafen von Arnim über die breiteſte Grundlage, und daß die in der ge-

ſchenkten Verfaſſung noch breiter ſei, als die breiteſte, die er gemeint!

Die deutſche Wechſelordnung iſt bei uns ſchnell angenommen und veröffentlicht. Mit den Grundrechten ſteht es an.

Schwieriger und ſchwieriger wird die deutſche Verwicklung. Gagern vermißt ſich noch großer Dinge und daß die Strebungen der Ultra zu Schanden werden ſollen! Aber hat er, hat das deutſche Parlament noch Macht? Nach der feigen Behandlung der preußiſchen Sachen, bei dem von ihm ſelbſt geſtützten Trotz Oeſterreichs und dem ungeſtraften Verfahren Preußens gegen die Nationalverſammlung? Oeſterreich will nicht aus Deutſchland ausſcheiden, ſondern darin walten und herrſchen, und Preußen will ihm beides zugeſtehen, weil ihm das Anlehnen lieber iſt als das freie Selbſtbeſtehen. Es iſt die größte Schande der Nation, daß ſie ſolche Kabinette hat, die völlig der Nation entgegen ſind, die deren Ehre, Macht und Größe preisgeben, um ihre eigne Schlechtigkeit ſelbſtſüchtig zu behaupten. Wir glaubten noch zu ſehr an unſre Fürſten und Regierungen, wir hielten ſie für beſſer als ſie ſind; wie ſchlecht ſie ſind, das ſollten ſie zeigen, drum wurden ſie wieder augenblicklich gehoben, wir ſollen erkennen, daß von ihnen nichts zu hoffen iſt als Verrath, Tücke und Unfähigkeit. Wie einfach werden einſt dieſe Sachen daſtehen, jederman wird den Zuſammenhang begreifen. Jetzt gehört genialer Blick dazu und große Feſtigkeit des innern Standpunktes, um nicht ganz in der Irre zu ſein.

Freitag, den 12. Januar 1849.

Der Reichstag in Kremſier zeigt wieder etwas Kraft, das Parlament in Frankfurt am Main ebenfalls, für unſre

Sachen hier ist dies als Beispiel ungemein wichtig; sogar die Kammerverhandlungen in kleinern Ländern wirken auf unsre Volksstimme ein, und es ist nicht gleichgültig, daß das unbedeutende Dessau durchaus demokratisch verfaßt worden. —

Neue Schrift des ehemaligen Ministers von Canitz, der das Ministerium, in dem er war, gegen den Vorwurf vertheidigt, zu viel nachgegeben zu haben in den Märztagen. —

Der Justizminister Rintelen macht bekannt, daß die gerichtlichen Verfolgungen der Abgeordneten zur Nationalversammlung nicht von ihm befohlen sind. Dem karakterlosen Manne glaubt man nicht; befohlen mag er nicht haben, aber veranlaßt und angeregt doch gewiß, er und seine Spießgesellen, die andern Minister. „Was kostet Marinelli'n eine Lüge?" Die niederträchtigen Behörden werden nicht widersprechen, und führen allzu gern aus, wozu sie von oben nur einen Wink empfangen, sie möchten gern vergessen machen, daß sie früher auf der Volksseite geschmeichelt, sie nehmen Rache für die Feigheit, die sie früher gezeigt. —

Wichtige Mittheilungen über die Einverständnisse des hiesigen Hofes mit dem russischen. Das Reaktionsheer stand allerdings im Sommer schon in den Russen für Oesterreich und Preußen bereit, wurde aber dann von diesen Mächten aus eignen Truppen aufgestellt. Wäre nicht Wrangel mit seiner Kriegsmacht hier, so hätten wir unfehlbar die Russen; dasselbe Verhältniß gilt für Wien. Aber dann hätten wir auch Franzosen in Deutschland, und wer weiß wie die Sache sich entschiede! Daß unsre Diplomatik immer unverändert eine des Kabinettes war und unsre Volkssache stets befeindete, war mir nie zweifel-

haft. In Betreff Oesterreichs ist unsre Diplomatik in all ihrer Arglist doch übel angekommen; der König hat ein schlechtes Spiel, der Reichsverweser war schon übel, aber der neue Kaiser Franz Joseph ist noch schlimmer; Oesterreich hat nicht nur die Revolution, sondern auch die Ansprüche Preußens gedämpft. Im großen Gange der Dinge wird sich wohl wenig dadurch ändern, aber es ist immer verdrießlich, daß man sich so dumm bezeigt hat.

Sonnabend, den 13. Januar 1849.

Geschrieben, einen Aufsatz für eine englische Zeitung angefangen. Ich wollte eben ausgehen, da kam der französische Gesandte Arago; er blieb eine Stunde; wir sprachen über den Zustand der Dinge in Frankreich, in Deutschland, er glaubt an das Bestehen der Republik. Ludwig Bonaparte wird sie nicht in Monarchie verwandeln, er spricht ganz gescheidt über Berlin, er findet es spaßhaft, sechs Monate Gesandter an einem Orte gewesen zu sein, wo die ganze Zeit die Regierung fehlte, denn oben war Anarchie und Auflösung, während das Volk unten ziemlich Ordnung hielt. Arago hat seinen Abschied gefordert und kehrt dieser Tage nach Paris zurück, wo er seinen Sitz in der Nationalversammlung hat. Er ist, nach allem was ich sehe, doch kein eigentlicher Staatsmann, weder im alten Sinn, noch im revolutionairen.

Besuch bei *. Auch * hält heute die alte Macht für hergestellt, nur so bedingt wie sie selber es will oder zugiebt; die Freiheitskraft sei erloschen, kein neuer Umschwung zu erwarten. Wir werden ja sehen! Ich bin auf alles gefaßt, auf neue Metternichs und Bodelschwinghe, auf Russen und Türken, aber das weiß ich, die Freiheit hat in

Deutschland Wurzeln geschlagen, die nicht auszutilgen sind. Die Deutschen haben Gedächtniß, das spricht kein Mensch ihnen ab, Frühjahr und Sommer 1848 sind unvergeßlich. Die Nationalversammlung und die Steuerverweigerung sind in Preußen nicht ungeschehen zu machen, sie bleiben Beispiel. —

In Mirabeau gelesen. — Der „Staatsanzeiger" bringt die Antwort des Königs an den Schulzen Krengel in Nessin bei Kolberg, der nebst andern Urwählern, Tagelöhnern 2c. um Belehrung gebeten hatte, wen sie wählen sollten. Der König, indem er es ablehnt, giebt doch diese Belehrung und gleich öffentlich. Das Ganze macht keinen guten Eindruck, man erinnert sich eines Briefwechsels, den der König vor dem März mit einem Schneider in Schlesien solcher Art gehabt. Der Kaiser von Rußland wird wieder von Koketiren sprechen!

Sonntag, den 14. Januar 1849.

Wahlangelegenheiten. Druckschriften, die Thätigkeit ist groß, der Fleiß und Eifer zum Erstaunen, besonders wird Dr. Goldstücker gerühmt. Aber die Gegner haben die Behörden für sich, alle Amtsmacht und alles Geld! — Brief von Hrn. Arago, dem ich sogleich antworte.

Die kleinern deutschen Fürsten fangen an, dem Könige von Preußen zu erklären, daß sie bereit sind, ihn als deutsches Oberhaupt zu erkennen, falls er dazu gemacht wird. Oldenburg thut es mit den möglichst unbeeiferten Worten. Gagern, der sich von Oesterreich verlassen sieht, thut nun alles Mögliche, um Preußen vorzuschieben, er möchte doch leidlich enden, mit einem gewissen Ehrenschimmer, der schon ganz erlöschen wollte. Harte Reden

kommen in Frankfurt am Main wieder vor. Bincke, Arndt, Jahn, Bassermann, Welcker ꝛc. benehmen sich jämmerlich. —

In Kremsier ebenfalls tapfre Stimmen, Schuselka voran. Kuranda's Blatt in Wien durch den Minister Grafen von Stadion eigenmächtig verboten.

Der König und die Königin wollen schon im Februar von Charlottenburg wieder nach Potsdam ziehen, Berlin meiden; besonders hat die Königin vor Berlin einen wahren Abscheu. Der Prinzessin von Preußen wird es sehr übel genommen, daß sie hier wohnt, Huldigungen empfängt, im Theater erscheint, leutselig spricht ꝛc. Warum aber nimmt die Königin nicht selbst diese Rolle? Die Zwistigkeiten in der Königlichen Familie spielen in allem mit und verursachen viel Unheil. —

Camphausen und Bunsen hier wegen der deutschen Sachen. Unsern Ministern sind beide verhaßt, besonders Camphausen, den sie gern verabschieden möchten, worein aber der König noch nicht willigt. Camphausen schmiegt und biegt sich so sehr er kann, um nur nicht zu fallen; ebenso Hansemann; und nicht minder Beckerath in Frankfurt.

Aus der Zeit des Berliner Belagerungsstandes.

— Eine Versiegelung wurde durch die Polizei vorgenommen, in einem mitversiegelten Schreibeschrank befanden sich Papiere, die sehr gefährlich waren. Um viel Unglück zu verhüten — es waren Listen darunter, Briefschaften ꝛc. —, mußte man sie retten. Ein demokratischer Führer berief ein paar zuverlässige Gehülfen, Schlosser und Tischler, brachte sie bei Nacht in das Zimmer, wo der Schrank

ſtand, und ſagte ihnen, was nöthig ſei; an der Rückſeite mußte ein Brett vorſichtig herausgenommen und wieder eingeſetzt werden, ohne daß an der Vorderſeite die Siegel verletzt wurden. „Wißt Ihr aber auch, lieben Freunde, daß zwei Jahr Zuchthaus darauf ſteht, was Ihr jetzt thun wollt?“ Ja, das wiſſen wir! war die Antwort. Und ſo gingen ſie friſch an's Werk und die Papiere wurden fortgenommen, das Brett wieder eingeſetzt. Am andern Morgen entſiegelte die Polizei, forſchte genau und fand nur Unverfängliches. „Ja, das wiſſen wir!“ Berliner Handwerker ſprachen dieſe Worte ruhig aus, auf die ein Römer ſtolz ſein könnte!

Montag, den 15. Januar 1849.

Der König will es nicht Wort haben, brennt aber vor Ungeduld, die Kaiſerkrone zu erlangen; er lechzt nach neuer Würde, neuem Schmuck und Glanz, er fühlt, daß er auf dem alten Boden nie wieder zu den alten Ehren kommt, der Kaiſertitel ſoll die Schmach auslöſchen, die er als König erlitten hat. Aber welcher Titel ſoll die Schmach der letzten Handlungen auslöſchen, die er begangen, oder was eben ſo ſchlimm — zugelaſſen hat, der Sprengung der Nationalverſammlung, der Anmaßung einſeitig die neue Verfaſſung zu geben? Dazu wäre ein Heiligenſchein erforderlich!

In Frankfurt am Main kommt nun deutlich zur Sprache, wie es um uns ſteht, daß Oeſterreich und Preußen fortwährend Nebenbuhler ſind, daß die Fürſten die deutſche Einheit hindern, daß ſie das Volk unterdrücken; es kommt zur Sprache, daß Preußen ſeine Aufgabe nicht verſtanden, daß ihm die Oberherrſchaft, wenn überhaupt, nur ſehr

geschwächt zu Theil werden wird. Was soll und kann das Volk thun? Zuvörderst einsehen, wie es ist, dazu gehört Zeit, dann sich versichern, daß die Einsicht und Stimmung allgemein ist, dazu gehört wieder Zeit, und dann? Das Volk ist nicht organisirt, hat keine Regierungsmacht, keine Behörden, keine Truppen, das Volk hat keine andre Hülfe als Ausbruch seines Willens, Aufstand, Revolution. Es wird der nächsten Zeit nicht daran fehlen!

Dienstag, den 16. Januar 1849.

Soldatenausschweifungen in Liegnitz, in Charlottenburg. — An letzterem Orte hatten Aristokraten eine Anzahl Gemeine dafür bezahlt, eine Wahlversammlung von Volksfreunden auseinander zu treiben, doch diese wichen der Uebermacht ohne Widerstand; als aber die Reaktionairs in den Saal kamen, um sich an dem Vorgang zu weiden, wurden sie von den Soldaten jämmerlich zerprügelt; man versichert, es sei nicht aus Mißverstand geschehen.

Schrift von Georg Jung: „Die Reaktionaire." Volksmäßig gehalten, auf die Wahlen berechnet. Die litterarische Thätigkeit für diesen Zweck ist außerordentlich groß. Die Volksfreunde haben sehr klug erst den Schwall der Ergebenheitsadressen ablaufen und sich erschöpfen lassen. Sie wirken jetzt mit größerer Frische zur Zeit der Handlung ein.

Mittwoch, den 17. Januar 1849.

Wahlsachen; in Berlin scheint es damit gut zu gehen, doch trau' ich noch nicht ganz! Die Regierung weiß die Leute zu gewinnen und einzuschüchtern; ein Vortheil nur

iſt auf der Seite der Freiheit, daß nämlich die Stimmzettel, und was für einen Namen der Wähler aufſchreibt, nicht überwacht werden kann. —

An der Oberhauptswürde ſei dem Könige nur gelegen, ſagt man, wenn der Kaiſertitel damit verbunden ſei. — In München iſt alles wider Preußen, in Oeſterreich iſt das Volk gar nicht gegen uns, wohl aber der Hof, der unter freundſchaftlichen Bezeigungen unſer heftigſter Feind iſt. —

Es kommt zu einem neuen Volksſturm unfehlbar, und bräche er auch erſt nach zehn Jahren aus. Oder es wird Krieg und dann haben wir die Schmach, unſre Freiheit an ausländiſches Banner geknüpft zu ſehen! —

Die politiſche Entzweiung, Gehäſſigkeit, Lüge, Nichtswürdigkeit überſteigt hier jetzt alle Vorſtellung.

Donnerstag, den 18. Januar 1849.

Beſuch eines Nachbars, eines Schneidermeiſters, der mich in Wahlſachen anſpricht; eine gemeine Philiſterſeele, ein ſerviler Kerl, der durch meinen Titel verführt, mir reaktionaire Geſinnung zutraut! Er giebt mir die von der Parthei vorgeſchlagene Wahlmännerliſte und bittet mich um meine Stimme für die aufgezeichneten Namen. Ich bekomme durch den Pinſel wenigſtens nun volle Gewißheit, daß die Namen, die ich früher vorgemerkt, wirklich gute und für mich die rechten ſind. —

Hrn. Dr. Agathon Benary geſprochen; gute Nachrichten über die Wahlen, in ſeinem Bezirk iſt die Wiederwahl von Berends geſichert. —

Der König hat heute das Ordensfeſt gehalten und bei dem Rothen Adlerorden eine neue Verzierung von zwei

Schwertern eingeführt! Wie oft hat er früher über derartige „Spielereien“ seines Vaters gespottet! — Man sagt, nun sei der König wieder glücklich, das habe er kaum gehofft, noch wieder Orden geben zu können; die Nationalversammlung habe es auch gar zu arg gemacht, keine Orden und Titel, keinen Adel, kein von Gottes Gnaden, da habe ihm die Geduld brechen müssen! — „Enthüllungen“ des Planes der Demokraten zur Vertheidigung Berlins, ein überwitziges, niederträchtiges Geschmier von Hrn. von Bülow-Kummerow. —

„Skizzen aus Preußens neuster Geschichte“, vom Präsidenten der Nationalversammlung, Hrn. von Unruh, schon die zweite Auflage.

Sehr gemäßigt und tüchtig, wenn es nur der König läse! Doch er wird sich hüten! — Humboldt schreibt mir, der König sei nie edler gelobt worden als in meinem „schlichten Vortrag“; ach Gott, ach Gott! —

Der König und die Königin waren zum erstenmale wieder in der Oper, man gab zu des Sängers Bader Vortheil die Oper „Richard Löwenherz“. Der König und die Königin wurden mit Hoch empfangen und man sang: „Heil dir im Siegerkranz.“ Beide weinten. Rührung! und — Verblendung! Wieder „liebe Berliner?“ Und Kugeln und Bajonnette!

Freitag, den 19. Januar 1849.

Nach dem Essen kam Bettina von Arnim. Ueber Arago, der ihr meinen Brief gezeigt und sich dessen sehr gerühmt hat. Ueber den König, ob denn noch Hoffnung für ihn sei? Er sei trunken in Anbetung seiner selbst, in diesem Rausche stelle sich ihm das Unwahrste als wahr, das Un-

mögliche als wirklich dar. Daß er das dem Volke gemachte Verfassungsgeschenk verabscheue, es zu allen Teufeln wünsche. Daß er, wenn zu größerer Würde erhoben, nur in so größerem Maß Unzufriedenheit und Mißtrauen erregen werde.

An sehr vielen Orten wird den Reaktionairen mit Nachdruck begegnet, es treten tapfre Volksfreunde auf; man nennt einen Paalzow als einen der feurigsten. —

„Signatura temporis" (Berlin, November 1848). Man schreibt die Flugschrift Leo'n zu. Sie ist schlecht und voll Unwahrheit. Canitz sagt in seiner Schrift: „Die Kontrasignatur der Proklamation vom 18. März", es sei viel Wahrheit darin. Canitz will nur sich selbst vertheidigen und meint, eine durchgreifende, als nothwendig und heilsam erkannte Reform sei schon vorher erwogen worden, was ihm die Reaktion sehr übel nimmt.

Sonnabend, den 20. Januar 1849.

Der gestrige „Staatsanzeiger" brachte den Entwurf einer weitläufigen Gemeindeordnung, den das Ministerium den Kammern vorlegen will, vorher aber der Oeffentlichkeit übergiebt, um Einwendungen und Besserungsvorschläge darüber zu vernehmen; es wünscht nämlich aristokratische, um ihn enger zu ziehen, denn obschon er durchaus auf Zensus gebaut ist, kommt er diesen Leuten noch viel zu weit vor, die Minister möchten aber doch freisinnig scheinen. Sie werden von der „Neuen Preußischen Zeitung" auch schon offen angegriffen. —

Besuch von Dr. Hermann Franck. Wahlangelegenheiten besprochen. Er ist nicht sehr muthig und erzählt mir auch manches Niederschlagende aus seinem Bezirke.

Allein im Ganzen kann ich seinen Klagen nicht beistimmen, ich finde, daß das Volk riesenhafte Fortschritte gemacht hat und noch macht. Was er an den hiesigen Bürgern zu tadeln findet, das fände er auch bei den Pariser Bürgern, bei den Londoner Bürgern, das fand sich in Rom und in Athen. Freilich stehen die Deutschen in manchen Erfordernissen zurück, aber das liegt in unsrer Zersplitterung, die noch lange bleiben wird, und in dem Eigensinn, der uns das Anschließen schwer macht. —

Besuch von zwei Herren aus dem Wahlbezirk. Wieso glauben die Leute, daß ich noch kein festes Urtheil habe, daß sie es zu bestimmen helfen müssen? — Trocken abgefertigt.

Die bekanntgemachte Gemeindeordnung ist die frühere, schon von Auerswald vorgelegte, nur sind die weiteren Bestimmungen über die größeren Gliederungen — Kreise, Regierungsbezirke, Provinzen — hinzugekommen. —

Ein Graf von Schaffgotsch hat sich in Wahlversammlungen ganz für die Linke erklärt. — In manchen Versammlungen ist es bis zum Schlagen gekommen; die Reactionairs zeigen den größten Uebermuth, der aber bei entschlossnem Widerspruche gleich zu Kreuze kriecht.

Sonntag, den 21. Januar 1849.

Nachmittags kam Hr. Arago, nochmals Abschied zu nehmen. Er reist morgen. Er kam von Humboldt, dem er meinen Brief gezeigt hatte und meinte, eine besondre Genugthuung werde es ihm sein, auch seinem Vater diesen Brief zu zeigen. Er sprach gerührt von der Familie Arnim, und daß er gewiß wiederkommen werde, wenn auch als Privatmann, um seine Freunde hier zu besuchen.

Der König hat ihn bei der Abschiedsaudienz überhäuft mit Artigkeit und Zutraulichkeit, über eine Stunde lang mit ihm gesprochen, ihm wiederholt die Hand gedrückt, von Frankreich mit Achtung und Liebe gesprochen, der deutschen Sachen mit düstrem Bedenken erwähnt, Oesterreich den ersten Rang in Deutschland zuerkannt ꝛc. Den jüngern Willisen, meinte er, würde er nächstens von Paris nach Turin schicken, die piemontesische Kriegsmacht anzusehen. Arago war vom Könige eingenommen, doch nicht so sehr, um nicht auch Zweifel und Mißtrauen zu haben. Was Arago mir über Frankreichs Verhältnisse sagte, war gescheidt und brav, aber ich entbehrte das Feuer, das ich von einem republikanischen Franzosen jetzt fordern muß! Ueber Deutschland war er klarer als ich erwartete, er wußte viel Einzelnes und sah den Zusammenhang recht gut. Er scheidet von Berlin wirklich ungern.

Montag, den 22. Januar 1849.

Um 9 Uhr Morgens in das Justizministerium gegangen — ehmalige Palais des Prinzen August in der Wilhelmstraße — zu der Urwahl-Versammlung des zweiundsiebzigsten Bezirks — der vorjährige ist in zwei besondere geschieden. Der Geh. Finanzrath Horn war mit Leitung des Geschäfts beauftragt und machte seine Sache herzlich schlecht, wie ein stumpfer Bureaumensch, unbehelfen, umständlich, langwierig; was er den Leuten erklären wollte, wurde durch seine Weitläufigkeit erst recht undeutlich; dabei wußte er seine Partheilichkeit schlecht zu verhehlen. Die servile Parthei gewann ihren ersten Kandidaten, den Sattlermeister Riese, weil ihm als Gewerbsmanne viele unpolitische Stimmen mitzufielen, die Volks-

freunde setzten die drei andern Kandidaten durch, Hartmann, Otto, Larché. Die Wahlen standen immer scharf, mehrmals kam es auf Eine Stimme an. Die Sache dauerte über sieben Stunden, die ich glücklich aushielt, in einem Saale, den 250 Menschen dicht füllten, in dunstiger Hitze und Tabaksqualm. Die feindliche Partei strengte alles an, um wenigstens Horn durchzubringen, aber es gelang nicht, trotz aller Maßregeln, die sie anwandte, z. B. das Herbeiziehen armer und krüppelhafter Leute, sogar Unberechtigter, wie eines Dieners aus meinem Wohnhause, der aber nicht hier schläft, sondern in anderm Bezirke wohnt. Horn beste sich ungeheuer, bestritt die Gültigkeit mancher Wahlzettel, deren Meinung doch keinem Zweifel unterlag, aber es half alles nicht. Einmal gab es furchtbaren Lärm, ein Wähler hatte sich dreyerlei Wahlzettel angeeignet, auch zu Gunsten Horn's, der die Handlung zwar rügte, aber der Sache weiter keine Folge gab. Ich war froh wie alles vorüber war und ging mit dem Obsthändler Godau nach Hause. —

Es zeigten sich einige Wähler, die nicht schreiben konnten, und die auch sonst völlig roh und der Sache fremd schienen, zu der man sie berufen hatte. Aber ich kenne manche sehr vornehme und äußerlich gebildete Personen in Betreff dieser politischen Theilnahme kaum besser berechtigt halten. In der Mehrzahl zeigte sich ein guter Sinn und Eifer, schlichtes Betragen, gesundes Urtheil. Ich sprach viel mit dem Schneidergesellen Brink, mit einem sehr verständigen Handwerker aus Galizien, der seit sechzehn Jahren hier Bürger ist, mit einem Referendarius Valentini, mit einem jungen Kaufmann aus Münster und manchen Andern. Ich schmeichle mir, manches gute Wort gesäet zu haben! —

Ich erfuhr, daß im andren Theile unſres vorjährigen Wahlbezirkes wieder die vorjährigen Kandidaten Grolman und Reimer gewählt worden, dann der Major von Wildenbruch — durch das Uebergewicht der Radziwill'ſchen Dienerſchaft; auch der Graf von Arnim hatte alle ſeine Dienerſchaft vom Lande hereingerufen, — ferner Sethe. G. kam und erzählte, daß in ſeinem Bezirke die Schlechten geſiegt. Aber in der franzöſiſchen Straße lauter „Demokraten". —

Ich war zu erſchöpft, um noch auszugehen.

Dienstag, den 23. Januar 1849.

Gute Nachrichten über den Ausfall der Wahlen, das Uebergewicht iſt entſchieden auf Seiten der Volksfreunde. — Berlin hat ſich, trotz des ſchimpflichen, lächerlichen Zwanges des Belagerungsſtandes, trefflich bewährt. Die Regierung, wäre ſie nicht gänzlich ſchamlos, müßte ſich todt ſchämen, daß ſie ſolche Zwangsmaßregeln noch fortbeſtehen läßt und dabei dennoch die ſchmählichſte Niederlage erleidet. Auch aus der Umgegend laufen ſchon gute Nachrichten ein und für eine demokratiſche zweite Kammer ſcheint hinreichend geſorgt. Für die erſte Kammer wollen viele Leute gar nicht wählen, aus Widerwillen für deren Bedingung und aus Scham ein Vorrecht auszuüben wegen fünfhundert Thalern Einkommens. —

Bettina von Arnim kam und brachte ebenfalls gute Nachrichten von den Wahlen; die Reaktion hat es an Beſtechungsmitteln nicht fehlen laſſen, Champagner, Madera, Leckerbiſſen wurden in den Vorberathungen aufgetiſcht; die Leute, ſich nicht irren zu laſſen, verſchmähten die Bewirthung, Andre nahmen ſie lachend an und ſtimmten

doch, wie sie es sich vorgesetzt hatten. Eine große Zahl Lumpen sind freilich gewählt worden, aber sie sind jedenfalls die Minderheit.

In Grote gelesen, mit ungemeinem Reiz und größter Befriedigung. Die Griechen, schon der Namen ein Zauber, von aller Jugenderinnerung erfüllt! — Ich machte schon oft die Bemerkung, daß den meisten Menschen die Bücher und Gegenstände, mit denen sie in der Jugend zum Unterricht sind gequält worden, gleichgültig oder verhaßt sind, — mir nicht, im Gegentheil! Ich hasse in der Erinnerung die Qual, aber die Sachen sind mir werth geblieben.

Dr. Arnold Ruge, hier nun doch ausgewiesen, hält sich in Potsdam auf. Auch Dr. Goldschucker ist ausgewiesen! Schmachvolle Behörden, so niederträchtig als dumm und tölpisch! Wird nicht endlich diese Hundsfötter ihre Strafe treffen?

Mittwoch, den 24. Januar 1849.

Wen man sieht, der freut sich über die vielen demokratischen Wahlen. Unter den Bürgern ist große Aufregung. In andrer Jahreszeit oder bei besserem Wetter würden öffentliche Bezeigungen kaum zu verhindern sein. Sogar ein Theil der Soldaten hat nicht so gewählt, wie es ihnen empfohlen war. Fernere gute Nachrichten vom Lande, von kleinen Städten, auch aus Breslau und Stettin bessere, als man hoffen konnte!

In Frankfurt am Main nähern sich die Sachen einer Entscheidung. Trotz vieler heftigen Stimmen gegen Preußen — auch Uhland gehört dazu — und mancher eifrigen

für Oesterreich, wird der König ohne Zweifel die Kaiserkrone wohl erhalten, aber welche verblaßte, entwerthete! Und daran ist unsre heillose Politik schuld, unsre Mißhandlung der Nationalversammlung, unser gewaltthätiges, blödsinniges Verfahren! Und dennoch ist der Augenblick wieder etwas günstiger, grade durch unsre demokratischen Wahlen, diese gewinnen uns wieder Zuneigung, die Deutschen sehen, daß wenigstens das Volk gut ist, daß mit diesem eine Verbindung einzugehen ist. Der König indeß wird jedenfalls ein schweres Spiel haben. Soll er das Nichtgehorchen ruhig ansehn, soll er die Unfolgsamen — Fürsten oder Völker, oder beide zusammen — mit den Waffen zwingen? Vielleicht kommt es nicht zu solchem Wechselfall, sondern gleich zu größeren Ereignissen. — Ich soll eine Petition um Aufheben des Belagerungsstandes mit unterschreiben; nein! „Die Regierung selbst wünscht einen schicklichen Anlaß, ihn aufzuheben.“ Um so weniger will ich ihn geben. Möge sie sehen, wie sie mit ihrer Verlegenheit fertig wird, ihr bleibt die ganze Schande davon! Diese elenden Minister, diese Gewaltthäter und Dummköpfe! Der König selbst behandelt sie als solche und giebt ihnen schöne Schimpfreden anzuhören.

Donnerstag, den 25. Januar 1849.

Fernere Nachrichten von den Urwahlen; bisher ist das demokratische Uebergewicht sehr groß. Man hört die schändlichsten Umtriebe der Reaktion, man hat die Leute nicht nur bewirthet, sondern trunken gemacht, man hat falsche Wähler eingeschwärzt — der Professor H. ist darauf ertappt worden und schamlos dennoch nicht weggegangen, sein eingefälschter Mann selber hat ihn als Anstifter ge-

nannt —, aber alles umsonst. Wo Soldaten mitwählten, haben diese mitunter gedreht und einige Wahlen sind deßhalb nicht zu Stande gekommen, im Ganzen aber hat sich auch im Militair eine starke Hinneigung zur Opposition offenbart. —

Besuch von Weiber. Gute Nachrichten und Aussichten. Ob man Theil nehmen soll an den Urwahlen für die erste Kammer? Zweifelhaft. Gründe für und gegen. Am liebsten nicht! Aber die Rücksicht auf das Gemeinwohl scheint das Opfer zu fordern. Von Rechtswegen sollte niemand die Wahl zum Abgeordneten der ersten Kammer annehmen, die zweite Kammer ist doch eigentlich die Fortsetzung der Nationalversammlung, die erste eine Hemmkette für jene, eine aristokratische Last. Viele Bürger wollen sich nicht zu 500 Thaler Einkünften bekennen, aus Besorgniß künftig wegen Vermögenssteuer darnach angesehen zu werden; so bleiben nur ganz Reiche und Beamte als Urwähler. Ich habe einen wahren Ekel vor der Gesellschaft! —

In Frankfurt am Main ist die Erblichkeit des Reichsoberthums mit ansehnlicher Stimmenmehrheit verneint worden, hiedurch ist die Sache für den König kaum noch annehmbar. Dies ist eine wahre Niederlage für ihn, die richtige Folge seiner politischen Irrung. Es standen die Anhänger Oesterreichs und Preußens einander schroff entgegen, entschiedne Stimmen wurden für Oesterreich laut, eben so gegen Preußen, für letzteres wagte niemand recht aufzutreten. Dies hätte auch nur von einem Standpunkt aus geschehen können, den der König und die Regierung jetzt verläugnen, man hätte diese tadeln, das Volk hervorheben müssen, den Staat geltend machen, abgesehn von seinen jetzigen Trägern; wer wollte, wer konnte das dort?

— Mir ist es gräßlich, die ungeheuersten Vortheile, welche für Preußen und Deutschland so einzig dargeboten waren, schmachvoll schwinden zu sehen, durch die Nichtsnutzigkeit und Dummheit der elenden Schächer, die bei uns an der Spitze stehen; standen, stehen und stehen werden, wenn nicht alles umgeschaffen wird. Ich soll nicht schimpfen auf diese Unglücksmenschen? auf diese Verderber des Staates? auf diese Unterdrücker und Gewaltsmenschen, die ihren eignen Vortheil nicht erkennen, zu dessen Gunsten sie sich jedes Verbrechen erlauben? — In welche Hand sind wir gegeben! — Mir ist der heutige Tag ein 14. Oktober, wie mir der 5. Dezember und der 10. November ein solcher war. —

In Grote gelesen, mit ungemeiner Befriedigung.

Freitag, den 26. Januar 1849.

Fernere gute Nachrichten in Betreff der Wahlen. Dr. Goldstücker thut aus Potsdam Einspruch gegen die Wahlen des Bezirks, in welchem er hier gewohnt, die Polizei hat ihn am Tage vor den Wahlen gewaltsam ausgewiesen, er hatte seine Urwählerkarte schon. Sehr tapfer ist sein Einspruch. Die Behörden müßten sich doch endlich ihrer Nichtswürdigkeit schämen! Aber Manteuffel, Hinckeldey, Matthis, Sulzer, Ladenberg, Rintelen, kennen die Leute Scham? —

Aufforderung zu einer Zusammenkunft der Urwähler zur ersten Kammer unsres Bezirks auf heute Abend im Radziwill'schen Hotel. Die armseligsten Ansichten thun sich bei der Einladung kund, der König soll Recht gehabt haben, zu thun, was er gethan, aber in die erste Kammer sollen Gewerbsgenossen! — Ich gehe nicht hin. —

Abends bei * *. Der Abend ging leidlich, aber doch mit einer Art Rückhalt, es will nicht mehr die alte Gesellschaft sein. Eben so geht es in der großen Welt. Die Gesandten Meyendorff und Westmoreland haben wieder Assembleen eingerichtet, die hiesigen Minister aber noch nicht und keinenfalls ist es mehr der frühere Zustand in diesem Kreise. Man sucht zu lächeln, aber der Grimm sitzt dahinter. Man will vergessen, daß man sich auf neuem Boden befindet und wird jeden Augenblick daran erinnert. Die Einzelnen befanden sich auch im alten Zustand nicht wohl, klagten immer, hatten mit ihren Genossen harte Kämpfe, erlitten Unbill jeder Art. —

Betrachtungen über die Frankfurter Beschlüsse. Ob Oesterreich auf die Dauer zusammenhält? Ich glaub' es nicht. Seine Siege sind noch lange nicht Bonapartische und selbst diese konnten kein Reich gründen. Ich sehe in der Arbeit, welche die Oesterreicher jetzt thun, eine Arbeit für die Russen. Die Deutschen in Oesterreich werden sich nicht beruhigen, so wenig wie die Magyaren, Italiäner, Polen, Tschechen. — Die Frankfurter Versammlung wird nicht lange mehr dauern; ihre Mehrheit hat sich schimpflich benommen, den ganzen Sommer hindurch. Die Minderheit wird nicht verloren sein.

Sonnabend, den 27. Januar 1849.

Ausgegangen; zum Bezirksvorsteher Kahlbaum wegen der Wahlen. Der General Leopold von Gerlach hat sich als Kandidat für die erste Kammer gemeldet und erklärt, er gehöre zu denen, welchen der König noch von Gottes Gnaden sei, allein die oktroyirte Verfassung erkenne er völlig an —, zu solcher Lüge und Heuchelei muß der

Großmeiſter der „Neuen Preußiſchen Zeitung“ ſich bequemen! —

Zu Hauſe Beſuch von Keyſerling. Er war in Dresden bei der Herzogin von Sagan; auch hat er den Fürſten von Fürſtenberg geſprochen, der von Wien und Prag kam und in Oeſterreich noch keineswegs alles beendigt glaubte. Keyſerling iſt erſchrocken über den Ausfall der Wahlen, die Reaktion ſpeit Feuer und Flammen, die oktroyirte Verfaſſung ſoll zurückgenommen werden, der König ſoll unumſchränkt bleiben u. ſ. w. —

Hr. Wahlmann Hartmann war zweimal bei mir geweſen, ohne mich zu finden, ich ging gegen Abend zu ihm, er war aber ſchon in der Wahlverſammlung, wohin ich denn auch folgte. Im Hotel Radziwill waren ſchon über hundert Urwähler zur erſten Kammer beiſammen, Hr. von Wildenbruch bewillkommte mich freundlichſt, Leopold von Gerlach lächelte mir zu. Hofmarſchall von Meyering, Präſident von Grolman, der Oberſt Graf von Hoym drückte mir die Hände, ſagte mit Innigkeit: „Ach, daß Sie hieher kommen iſt doch ſchön, wie freut es uns!“ Ich erwiederte beſchämt, ich habe ſchon geſtern kommen wollen, ſei nur durch das Wetter abgehalten worden, er aber verſetzte: „Nun, es iſt ſchön, daß Sie heute kommen!“ Hofmarſchall von Schöning redete mir in's Ohr, geſtern ſei es nicht gelungen, den General von Gerlach als erſten Kandidaten aufzuſtellen, das müſſe heute durchgeſetzt werden. Wildenbruch werde eine Rede halten, wie nothwendig es ſei, daß die Armee vertreten ſei, dies werde wohl ziehen. Schöning wollte ſich meiner bemächtigen, ich aber ſagte, ich müßte noch jemanden aufſuchen. Hartmann war aber nicht zu finden. Endlich ſagte mir jemand, der ſei heute nicht hier, ſondern in der andern Abtheilung, die

in der Krausenstraße versammelt sei; gestern wären alle Partheien hier versammelt gewesen, heute sei es nur die aristokratische. Nun löste sich das Räthsel, nun verstand ich die an mich gerichteten Worte! Ich ging sogleich in die Krausenstraße, wo ich jedoch die Leute schon im Weggehen begriffen fand. Ich sprach Hartmann, Otto und bekam genügende Auskunft. Ueber den Irrthum mußte ich sehr lachen. Die Aristokraten hatten übrigens einen der demokratischen Kandidaten als den übrigen mit aufgestellt und mit ihm noch zwei Bürgerliche, erst heute hofften sie Gerlach durchzubringen! —

Rees von Esenbeck gewaltsam von hier ausgewiesen, krank wie er ist! — Diese schamlosen Minister, diese Landesverräther, wie die Nationalversammlung sie mit Recht bezeichnet hat! — In diesen Wahltagen! Bei der feierlichen Zusage, die sie immerfort geben, es mit der Freiheit redlich zu meinen! Bei den Gesetzen, der Verfassung, den Grundrechten! Sie berufen sich auf den Belagerungsstand, diese ungesetzliche Trügerei, diese vorwandlose Arglist und Frechheit, die von ihnen gemacht ist, von ihnen aufgehoben werden kann!

Sonntag, den 28. Januar 1849.

Bei Radziwill's ging es gestern noch stürmisch her. General von Gerlach kam richtig noch als vierter Kandidat auf die Liste, vor ihm aber drei Bürgerliche! —

Der „Staatsanzeiger" bringt eine preußische diplomatische Erklärung vom 23. Januar an alle deutsche Regierungen über die deutschen Verhältnisse. Sie enthält gar vielerlei. Preußen rühmt sein Verhalten — auch seine

Dummheit und Schwäche ſoll als Tugend erſcheinen und giebt Verſprechen der größten Art. Die Betheiligung und der Rang Oeſterreichs im deutſchen Bunde — der noch beſtehe — werden anerkannt, aber ein Bundesſtaat im Staatenbunde thunlich erachtet; das Parlament wird gelobt, ermuntert, aber auch gewarnt! Die Regierungen ſollen ihm ihre Rathſchläge zur Unterſtützung bringen! Die alte Prahlerei, die alte Zweizüngigkeit, die alte Hinterliſt! Ich leſe darin den Wunſch, den Bundestag herzuſtellen, die eigne Erbärmlichkeit zu verſchleiern, das Parlament einzuſchüchtern —, ſelbſt die Kaiſerwürde wird auf die Seite geſchoben, weil dieſe allerdings bei dem Bundestage nicht gut möglich und kaum nöthig iſt. Im Hintergrunde ſteht die Drohung, daß die deutſche Nationalverſammlung eben ſo unbrauchbar wie die preußiſche, auch ein ſolches Schickſal wie dieſe gewärtigen könne. — Wer dieſes Umlaufſchreiben abgefaßt hat, verdient für ſeine Mühe und Erfindungsgabe den Rothen Adlerorden vierter Klaſſe!

(Camphauſen und Bunſen ſollen gemeinſchaftlich dies Meiſterſtück verfaßt haben. Ihrer würdig! —)

Chateaubriand's „Mémoires d'outre-tombe"! Schön geſchrieben, das heißt mit geſchicktem Schwung der Rede, der aber in der Zukunft nicht ſo geſchätzt werden wird, wie jetzt; es iſt der Glanz Voiture's ꝛc. Die Eitelkeit Chateaubriand's iſt rieſengroß, ich weiß ihr nur die des Feldmarſchalls Grafen von Kalkreuth zu vergleichen, der auch erklärte, es ſei ihm an keinem Ruhm etwas gelegen; er war freilich durch keinen befriedigt, aber von jedem gereizt; eben ſo Chateaubriand.

Montag, den 29. Januar 1849.

Frühmorgens zu den Wahlen für die erste Kammer. In der Wilhelmsstraße, im Hause Reimer's, der auch Wahlkommissair war. — Die demokratische Parthei mußte ihren ersten Kandidaten aufgeben, die Gegner hatten ermittelt, daß ihm an dreißig Jahren Alters einige Tage fehlten, dadurch wurde die Sache ganz verschoben. Ohnehin hatten die Gegner für ihre Kandidaten große Mehrheit, jedoch an deren Durchsetzung keine Freude, denn sie hatten schon die Selbstverläugnung geübt, nur Bürgerliche aufzustellen; der vierte Kandidat, Leopold von Gerlach, fiel von selbst weg, da nur drei Wahlmänner zu wählen waren, man hatte geglaubt vier. Die Hoym's, Gerlach's, Voß, Wildenbruch's, Schöning u. s. w. machten lächerliche Gesichter, als man sie beglückwünschte, daß sie gesiegt hätten. — Ich hörte arge Reden um mich her, nicht nur von jenen Herren, sondern auch von guten Bürgersleuten, die sich hatten beschwatzen lassen und die Reaktionaire spielten; die armen Leute wußten nicht, worauf es ankommt. Unter die Dummen muß ich besonders ** rechnen, ein Großmaul voll Dünkel und Anmaßung, der aber sogleich verstummt, wenn ihm scharf entgegnet wird. Der Preis der Dummheit gebührt aber dem Justizminister Rintelen; ich hörte ihn eine halbe Stunde seine Ansichten aussprechen und fragte endlich, wer der Mann wäre? Hilf Himmel, welch ein Schafskopf! Und ein schlechter Kerl dazu, das sieht man aus seinem Ministerwerden. Die gegen Temme verübte Schändlichkeit — erst jetzt soll er der Haft entlassen sein — wird ihm nicht verziehen werden. Solchen Lump hat das Ministerium Brandenburg als Stütze? Wie tief unter Kamptz! —

Ich sprach mit dem Kaufmann Hartmann, Assessor

Otto, Dr. Parow. Sie täuschen sich nicht über das Bevorstehende. Letzterer wollte wissen, daß die nächsten Kammern beim ersten Mißfallen, das sie gäben, aufgelöst, die oktroyirte Verfassung zurückgenommen und der Graf von Arnim als Minister beauftragt werden würde, eine neue zu machen, nach den Grundsätzen, die er in seiner Druckschrift entwickelt.

Graf von Keyserling sagte mir: „Was konnten wir thun? Uns selbst durchzubringen, sahen wir keine Möglichkeit! Wir mußten das Mittelgut nehmen, das ohnehin die meisten Stimmen hatte! Bonne mine à mauvais jeu!"

Dienstag, den 30. Januar 1849.

Dem Könige mißfällt seine oktroyirte Verfassung mit jedem Tage mehr; er bereut sie; er hofft, die zweite Kammer werde sie verwerfen, er hofft Gelegenheit, die Abgeordneten mit Schimpf heim zu schicken. Er wird es in diesen Verhältnissen nie zum Frieden bringen! — Man sagt, die erste Kammer, auf deren Hofgesinnung man zählt, solle hier berathen, die zweite aber, die man im voraus als hassenswerthe voraussetzt, in Brandenburg. Lauter Maßregeln der Schwäche, der Treulosigkeit, nur gemacht, um noch alles mehr zu verwirren und zu erschweren; die Regierung führt den Beweis tausendfältig, daß man ihr nicht vertrauen darf, sie arbeitet durch Thatsachen eifrigst an der Verbreitung dieser Einsicht. Der König führt eigentlich den beharrlichsten Krieg gegen die Logik und es ist nicht zweifelhaft, wer siegen muß. —

„Vom Kampf um Völkerfreiheit." Erstes Heft, von Rudolph Dulon, Pastor in Bremen (Bremen 1849). Die

ſchwärzeſte Schilderung der treuloſen Maßregeln der Regierungen, ſcharfe Ausfälle gegen unſern König.

Mittwoch, den 31. Januar 1849.

Geſchrieben, für franzöſiſche Zeitungen Berichte über unſre politiſchen Zuſtände; dergleichen Mittheilungen leiſten zwar jetzt wenig, die Franzoſen kümmern ſich wenig um uns und ihre Blätter haben bei uns keine Bedeutung, aber ich wollte doch die Gelegenheit nicht verſäumen. Die Franzoſen gehen jetzt rückwärts, wie ſollten wir es nicht! haben ſie doch ſtets noch die Leitung! Sie wollen jetzt die Klubs abſchaffen, gegen die ausdrücklichen Beſtimmungen der Verfaſſung. Solcher Bruch, ſolche Falſchheit und ſolcher Hohn führen weiter als die Bethörten jetzt meinen. Odilon Barrot iſt ſo ſchlecht geworden wie unſre Waſſermann, Welcker, Auerswald, Vincke, Camphauſen und all das Gelichter! —

Ein General, der von Wrangel kam, ſagte heute ganz beſtimmt, der Belagerungsſtand daure nur fort, damit man mißliebige Perſonen ausweiſen und die Preſſe beſchränken könne; er werde erſt aufhören, wenn die neuen Kammern ein ordentliches Preßgeſetz gemacht haben werden, d. h. eines, wobei die Freiheit ein Geſpött wird! —

Sendung aus Jena und vom Rhein. Die Stimmung iſt trübe. Man traut dem Könige nichts Gutes zu. Man ſieht in unſrer Regierung nur Falſchheit und Verrath.

Donnerstag, den 1. Februar 1849.

Unruhen in Paris. Das Miniſterium will gewaltthätig werden, natürlich widerſetzt ſich das Volk. Es wird

nicht anders sein, die rothe Republik muß kommen, sie wird heraufbeschworen. Wie die Bourbons gehen die jetzigen Regierungsleute! — Auch bei uns gilt das Beispiel der nichtswürdigen Franchet, Gisquet, auch bei uns mit gleichen Folgen! Die gewaltsame Ausweisung des wiedergekehrten Rodbertus hat diesem die Stimmen der noch zweifelhaften Wahlmänner gesichert. Niederträchtige Behörden, Lumpen und Verräther als Minister, welch ein Unglück für die Nation!

Freitag, den 2. Februar 1849.

Gestern hier Schlägereien zwischen Soldaten und Konstablern, deßgleichen Arbeiterschaaren vor dem Rathhause, trotz des Belagerungsstandes; den schamlosen Beamten eigentlich zur Freude, denn sie hoffen dadurch neuen Vorwand für ihre Willkürherrschaft zu gewinnen. Unsre öffentlichen Angelegenheiten sind überall in den niederträchtigsten, schmutzigsten Händen. Wären ehrbare, ehrenfeste Männer darunter, sie würden ja nicht mit solchen Elenden, wie Rintelen, mit solchen Dummen, wie Brandenburg, mit solchen Schlechten, wie Manteuffel, weiter dienen. Alles Schlechte in den Menschen kommt jetzt zur Erscheinung, wird begünstigt, genährt, belohnt; das Gute kommt auch an den Tag, aber unter entgegengesetzten Bedingungen, verfolgt, gedrückt, gestraft. Unser ganzer Lebenszustand taugt nicht, die Bedürfnisse, die Wünsche und Strebungen, alles ist falsch gestellt, muß zum Unrichtigen, zum Verderblichen führen, das Ganze muß verändert werden. Das sehen Louis Blanc und Proudhon längst ein. Alle, die unsern Zustand im Ganzen erhalten wollen, taugen nichts. Ich bin insofern konservativ, als auch in der Umwand-

lung viel vorhandenes Gute ſich erhalten ſoll, und die Umwandlung ſelbſt keine Gewaltſamkeit zu ſein braucht, ſondern als ſanfte Heilung geſchehen könnte; doch das ſetzt voraus, daß die Kranken fügſam oder ſchwach ſind, nicht wo ſie raſen und in der Wuth nach allen Seiten ſchlagen und zerſtören. Leider iſt es keine Ausgleichung mehr, keine Vereinbarung mehr, was jetzt vor uns liegt, ſondern Krieg, entſchiedener Krieg und da gilt es alle Vortheile des Kampfes, um zu ſiegen.

Sonnabend, den 3. Februar 1849.

Das „Komite zur Verabreichung von Erfriſchungen an die Berliner Beſatzung" ſendet „poſtfreie" gedruckte Bettelbriefe in alle Häuſer, man ſoll ſich dankbar erweiſen für den geſetzwidrigen und ſchändlichen Belagerungsſtand! Frech und albern und für ihre eigne Sache dumm, denn durch Verhätſcheln der Soldaten verderben ſie dieſe gewiß.

Beſuch von Hrn. **. Er iſt brav und redlich, aber zu gutmüthig und hofft Gutes von den Böſen. Am Ende freilich, aber nur am Ende, wendet der Himmel auch das Böſe zum Guten, aber das kann nicht unſer Maßſtab ſein. —

Wrangel ſehr niedergeſchlagen und ängſtlich, er fürchtet, er werde in der Geſchichte ſchlecht daſtehen, man habe ihn eine gehäſſige Rolle ſpielen laſſen ꝛc. —

Rodbertus hat nun doch Erlaubniß erhalten, hier zu den Wählern ſprechen zu dürfen! Die Regierung durchläuft alle Stufen der Schwäche und Erbärmlichkeit; indem ſie die Schikanen, die ſie verübt, theilweiſe wieder aufgiebt, zeigt ſie erſt recht, daß es nur Schikanen ſind. Vergogna, vergogna!

Der ehmalige Miniſter, Generallieutenant von Canitz hat eine Diviſion in Düſſeldorf zu befehligen erhalten.

Sonntag, den 4. Februar 1849.

Die Reaktion hier hat die Augen feſt nach Paris gewendet, in vier Wochen ſoll dort die Monarchie hergeſtellt ſein, dann ſoll man ſehen! Man denkt ſchon an die Züchtigung der Schweiz und Wiederbeſitznahme Neuchatels; Pitt-Arnim ſagt unverhohlen: „Wenn uns die nächſten Kammern zu mißfällig werden, ſo ſchlagen wir ſie entzwei, machen andre mit gehörig ſtarkem Zenſus und dann mag das Volk das Maul aufſperren.“ Bettina verſichert mich mit wahrer Rührung, ich ſei jetzt ihr einziger Freund, ſie habe niemanden, mit dem ſie frei ſprechen könne außer mir. —

In Ungarn ſind die Sachen noch nicht zu Ende, die Magyaren greifen mitunter ſogar an und der Kampf iſt heiß. Windiſchgrätz läßt hängen und erſchießen, trotz einem Alba, mit dem Unterſchiede, daß dieſer mehr die Großen ſuchte, jener aber vorzugsweiſe gegen die gemeine Mannſchaft wüthet! Ein Schlächter und Schinder! Hier am Hof aber der Held des Tages, der bewunderte und beneidete! —

In Frankreich!!! Welche Entartung der Regierenden! Das ganze Geſchlecht dieſer lügneriſchen Gewalthaber muß ausgerottet werden, dieſe Leute der Staatsämter, der Börſe, der pfiffigen Ränke- und Beutemacher, die ſich jeder Regierung zu dem ſchlechteſten Dienſt und gemeinſten Lohn anbieten, wie Lakaien und Kuppler! —

Ich las in Grote und ſah vieles im Herodotos und Thukydides nach.

Montag, den 5. Februar 1849.

Heute iſt ein großer Tag, die Abgeordneten zur zweiten Kammer werden gewählt. Der Himmel gebe ſeinen Segen! —

Erſte Nachricht von den Wahlen durch den Nachbar Godau, alle neue Wahlen Berlins ſind demokratiſch ausgefallen mit überaus großer Stimmenmehrheit. Waldeck, Rodbertus, Jacoby ſind zweimal gewählt, dann Temme, Berends und Philipps, letzterer, weil er in Elbing nicht durchgekommen wäre. So hat Berlin ein großes Beiſpiel gegeben, nicht nur ſeine früheren Abgeordneten hat es geehrt, ſondern auch für die Provinz eine Wahl übernommen. Bei der neuen Wahl dreier Abgeordneten (wegen der Doppelwahlen) kommen zunächſt Jung, Heinrich Simon und Aſſeſſor Paalzow in Betracht. —

Der Einſpruch des kurz vor der Wahl ausgewieſenen Dr. Goldſtücker hat zur Folge gehabt, daß die Wahlmänner des Urwahlbezirks, zu dem der Dr. Goldſtücker gehörte, für unrechtmäßig gewählt erklärt wurden und nicht mitſtimmen durften, dies traf unter andern den Oberſtlieutenant von Griesheim und Geh. Rath Lehnerdt. —

Abends kam Hr. von Weiher und brachte reichliche Nachrichten von den Wahlen. Die Ariſtokraten waren furchtbar entrüſtet, viele ſchimpften und tobten, einige Stimmen fluchten auf die Miniſter, die Polizei, den Belagerungsſtand, wodurch dieſes Ergebniß nicht gehindert, ſondern dummerweiſe gefördert worden ſei. Ein paar Unteroffiziere, die als Wahlmänner mitſtimmten, hatten ſich geäußert, auch ſie gäben ihre Stimmen am liebſten dem Geh. Rath Waldeck, aber ſie durften nicht und würden ſcharf beobachtet. Die Demokraten blieben bei ihrem

Siege ganz ruhig und still, kein Hurrah oder Bravo, sie hatten Abrede darüber genommen. —

Von Rechtswegen sollte Berlin heute Abend beleuchtet sein! Aber freilich ist noch keine Zeit zu Freudenbezeigungen. Nun beginnt erst recht der ernste Kampf! —

Ich ging nicht aus. In Grote gelesen. Schach. — Ich ging erleichterten Herzens schlafen, Steine waren mir von der Brust gefallen. Wie lange hab' ich nach solcher Genugthuung geschmachtet! Berlin hat sich herrlich dargethan, ich freue mich seiner. Seine Wähler am 5. Februar stehen ehrenvoll neben den Kämpfern vom 18. März. Und welche Umtriebe, Gewaltsamkeit, Verführung, welche Geldmittel hatte man angewendet, um die Berliner zu verleiten oder zu hindern! Die Antwort auf alles ist die Thatsache: Alle neue Abgeordneten der Hauptstadt sind Freunde des Volks und der Freiheit! — Heil, Heil!

Dienstag, den 6. Februar 1849.

Nach einer unruhigen Nacht — Träume von politischer Bewegung mit Schachzügen ausgeführt — stand ich spät auf, schrieb einiges Nothwendige, und machte mich dann auf, dem Geh. Rath Waldeck meine Glückwunsche zu bringen. Ich fand ihn zu Hause und sehr heiter; er will mit aller Kraft, aber in maßvollen Schritten vorgehen, er weiß, daß es ein Kampf auf Leben und Tod sein wird, aber die Gegner sollen nicht sagen dürfen, daß man sie dazu durch wüthenden Angriff gezwungen habe. — Die Polizei, die Minister und die Militairbehörden wetteifern in schamloser Nichtswürdigkeit. Waldeck fragte mich, wie ich die Zustände ansehe? Ich erwiederte, daß ich diesen Kammern jeden Erfolg absprechе, der Eigensinn des Königs wird auf

keine noch so billigen Vorschläge eingehen, er wird jede Mäßigung für Schwäche halten, er wird die Kammern sprengen, — wenn nicht Ereignisse dazwischentreten; und diese werden nicht fehlen! Ereignisse, die man vorhersehen kann, andre, die niemand hat ahnden können, Aufstände — vielleicht nicht in Berlin —, Krieg, Soldatenwirthschaft —, genug es werde laut hergehen.

Unerhörte Verblendung! In der größten Wuth über die Wahlen behauptet die Reaktion, die allgemeine Stimmung habe sich in ihnen nicht ausgesprochen, diese Mehrheit sei im Grunde nur eine Minderheit! — Wahnsinn!

Ueber die Linden gegangen. Die Straßen sehr belebt und viele fröhliche Gesichter. An allen Bilderläden sieht das Volk gedrängt und freut sich der Bildnisse der linken Abgeordneten. Die Truppen sind in Berlin neuerdings verstärkt worden, andre Regimenter sollen die alten ersetzen. Das Garde-Dragoner-Regiment geht nach Fürstenwalde, man sagt wegen unfügsamen Eigensinnes bei den Wahlen. Es sind allerdings einige merkwürdige Sachen vorgefallen. Bei einer Urwahlversammlung sagte der Offizier, der als Wahlkommissair auftrat, den Soldaten, es verstände sich von selbst, daß jeder brave Soldat nur dem Manne die Stimme geben dürfe, der dem König angenehm sei, in diesem Falle dem Offizier, den er nannte; wer also für diesen sei, der möge auf die Seite treten; die ganze Mannschaft that dies, mit Ausnahme eines Feldwebels; der Offizier fragte ihn schnöde: „Sind Sie etwa andrer Meinung?“ — „Ja“, war die Antwort, „denn ich habe gelesen, daß der König will, wir sollen jeder frei nach seiner Ueberzeugung wählen.“ Dies konnte der Offizier doch nicht gradezu verneinen. Die Folge war, daß alle auf die Seite getretene Soldaten nun diesem Unter-

offizier ihre Stimmen gaben, und er hat als Wahlmann an der Wahl der Abgeordneten Theil genommen und für Waldeck geſtimmt. — In Charlottenburg waren die Soldaten gegen ihren Major widerſpenſtig und blieben ungeſtraft. Aber man erklärte ihnen bald nachher, die Feldzulage werde nun aufhören; da wurden ſie wüthend und riefen, wenn das Volk nicht Barrikaden machte, würden ſie es thun. Man ſagte, ſie hätten die Mittheilung mißverſtanden, und ſie bekommen die Zulage nach wie vor. Man ſieht, wohin das Hätſcheln führt und man ſetzt es doch fort! Es kann noch kommen, daß man die Bürgerwehr gegen die Soldaten aufbieten muß. —

Graf von Keyſerling war bei mir, er kam von Wrangel und erzählte mancherlei, zum Theil beſtätigend für obige Angaben. — Abends Hr. von Weiher. Beſprechung der Sachen. —

Kühne Schrift vom Profeſſor Ernſt Kapp in Minden: „Der konſtituirte Despotismus und die konſtitutionelle Freiheit.“

Mittwoch, den 7. Februar 1849.

Beſuch von Weiher und Hrn. Aſſeſſor Paalzow — ich war noch nicht aufgeſtanden —, der junge Mann ſprach geſcheidt, warm und nachdrücklich über unſre Zuſtände und ich wünſche, daß er zum Abgeordneten gewählt werde. —

Aus der Mark Brandenburg kommen meiſtens ſchlechte Wahlen zum Vorſchein; das war ſchon bei den Provinziallandtagen der Fall, die Mark war immer weit zurück; die andern Provinzen müſſen das Beſte thun. Uebrigens, wenn die Reaktion nur nicht die entſcheidende Mehrheit hat, iſt es recht gut, wenn ſie in der Kammer ſtark und

thätig iſt, das hält die Freigeſinnten zuſammen, die ſonſt gar leicht in Spaltungen zerfallen. Ich glaube, ſogar die erſte Kammer wird einige Dienſte leiſten. Und doch wird die Hauptſache durch Ereigniſſe geſchehen müſſen; ich ſehe keinen andern Weg möglich. —

Gewalt und Willkür wirthſchaften hier nach Herzensluſt. Die Polizei, Dienerin des Belagerungsſtandes, übt Schikanen über Schikanen, gegen Fremde und Einheimiſche, die Konſtabler werden zu den ſchändlichſten Spürereien gebraucht, ſie ſpähen das Privatleben namhafter Perſonen aus, deren Gewohnheiten, Gänge, ſie folgen Frauen auf der Straße, um zu ſehen, wohin ſie ſich verfügen. Der Magiſtrat hat ſich erdreiſtet, einen Wahlmann für ungültig zu erklären, wozu nicht das geringſte Recht ihm zuſteht. — Eben ſo verfährt der Rektor der Univerſität hier gegen die Studenten ganz willkürlich und dieſe wollen bei den Kammern Klage führen. —

Ein vornehmer Herr machte geſtern einem Miniſter bittre Vorwürfe, daß die oktroyirte Verfaſſung ſo ſchlecht, ſo infam liberal ſei. Die Antwort war: „Gnädiger Herr, Sie kennen doch Manteuffel? Wie können Sie glauben, daß er es nicht gar zu gern anders gemacht hätte? Sein Sie gewiß, er hat nichts gethan, als was durch die Umſtände gradezu erzwungen war.“ Der vornehme Herr ſchüttelte den Kopf. —

Der König hat über die Berliner Wahlen mit den Zähnen geknirſcht, mit der Fauſt auf den Tiſch geſchlagen, auf die Behörden geſchimpft, die immer ſo weiſe und ſicher wären und nachher, wenn es zur Sache käme, rathlos und dumm daſtünden; ſelbſt die Miniſter haben arge Ausdrücke hinunterwürgen müſſen; man ſagt, der Miniſter

Rintelen ſchluckte dergleichen am leichteſten, als wäre es Zuckerbrot.

Donnerstag, den 8. Februar 1849.

Beſuch von Weiher. Großes Geſpräch über die Haltung und Schritte, welche den linken Abgeordneten zu empfehlen ſind. Erörterung der eigentlichen Sachlage, woraus ſich ergiebt, daß mit den Gegnern kein Frieden möglich iſt, daß der Willen des Königs unzuverläſſig und jetzt unzweifelhaft der Volksſache entgegen iſt, und überdies „mit der Logik im Streit". Sache des Volks, der Arbeiter, der Armen, eine heilige Sache. Mit Waldeck, Berends und Rodbertus zu ſprechen, auch der Preſſe die nöthigen Winke zu geben, wie es bei der nahen Jährigkeit der Märzereigniſſe zu halten ſei, nämlich dieſe Zeit in tiefem Schweigen vorübergehen zu laſſen, weil jedes Auftreten jetzt nur nachtheilig ſein würde, entweder zu klein erſchiene, oder zu herausfordernd, auch ſoll durch das Schweigen angedeutet ſein, daß die damalige Errungenſchaft nur ſcheinbar geweſen, die Verſprechungen nicht erfüllt worden ſind. Jahre neuer Anſtrengungen ſtehen bevor!

Ich ging aus. Mit dem Schneidergeſellen Hrn. Brink geſprochen, er will über die Gewerbsſachen meinen Rath. —

Nach den Liſten, ſo weit ſie vorliegen und die Bezeichnungen nicht etwa falſch ſind, hat die Rechte mehr Ausſicht zum Uebergewicht in der zweiten Kammer als die Linke, und das Land hat abermals dem Geiſte der Hauptſtadt nicht entſprochen. Vielleicht aber ändert ſich das Verhältniß im Laufe der Debatten; denn die ſogenannte Rechte hat Beſtandtheile, die in manchen Punkten heftig gegen das jetzige Miniſterium angehen werden. Man muß er-

warten, was kommt. Ich beharre in der Meinung, daß nicht Stimmenmehrheit, sondern Ereignisse unser nächstes Schicksal bestimmen werden.

Freitag, den 9. Februar 1849.

Schlechte Wahlen, selbst am Rhein und in Schlesien. Die Regierungsmacht hat sich in ganzer Stärke gezeigt und keine Mittel geschont. Aber die Demokratie ist auch ihrerseits noch stark genug, um den Kampf nicht zu scheuen, und sie kann im Verlaufe der Zeit nur gewinnen, denn der gemeine Mann kommt immer mehr zu Verstand.

Gespräch über die Herzogin von Orleans und die Prinzessin von Preußen; beide waren im Herbst einen Tag in Eisenach ganz allein zusammen, die Kinder und Hofleute waren alle entfernt worden, nach der Wartburg hinauf. Die Herzogin sieht sich ganz als Französin an, liebt Paris und Frankreich, und beklagt weniger, daß ihr Sohn keine Krone, als daß er kein Vaterland habe. —

Ich habe mir überlegt, daß es am Ende den Volksfreunden nützlicher ist, in den Kammern eine starke Opposition zu sein, als die Mehrheit zu haben. Denn im letzteren Falle müßten sie den Gang der Dinge leiten, und auf dem angewiesenen Boden ist das die größte Schwierigkeit; bei dem Scheine der Macht hätten sie Aufgaben zu lösen, für welche doch die jetzige Wirklichkeit der Macht nicht ausreichte, sie müßten die Kammern umwerfen, die Verfassungsarbeit wieder da aufnehmen, wo die Nationalversammlung sie gelassen hat, mit Einem Wort revolutionair verfahren, und dazu sind die Umstände und Stimmungen nicht reif. Als Opposition braucht sie keine so gefahrvollen Anläufe zu nehmen, sie bildet dann gleichsam

durch die Debatte eine politiſche Schule, und die Schwierigkeit und Verantwortung des Thuns fällt auf die Gegenſeite.

Sonnabend, den 10. Februar 1849.

Die neubekannten Wahlen wenden ſich wieder mehr der linken Seite zu, die Partheien halten einander ziemlich in der Schwebe. Ich beſtärke mich in dem Gedanken, daß die Volksfreunde ſich am beſten befänden, wenn ſie nicht Mehrheit wären, ſondern nur Oppoſition. Für den nöthigen Kampf geben dieſe Kammern kein gehöriges Feld, mögen die Vermittlungsleute ſich hier herumbalgen, abmühen, in ihrer Unzulänglichkeit erkennen! Die oktroyirte Verfaſſung iſt und bleibt ein Bankert, und kann die Rechte eines geſetzlichen Kindes nicht erlangen; ſie iſt und bleibt der Keim einer neuen Revolution, dieſe jedoch machen Abgeordnete nicht, dieſe muß das Volk machen, die Abgeordneten müſſen daher abwarten, und ſind in einer ſchiefen Stellung, wenn ſie mehr thun ſollen. — Ich habe viel hierüber gedacht. —

Der Hof oder vielmehr die Reaktion klagt über Brangel, daß er aus Rückſicht auf Volksgunſt ſeine Aufgabe viel zu läſſig erfüllt, die Erwartungen der Partheı getäuſcht habe. —

Kerſerling fragte mich heute nach O. „Denkt er wie wir?“ Ich mußte lachen. „Nein“, erwiederte ich, „nicht wie Sie und nicht wie ich, er iſt ein Royaliſt auf eigne Hand, als Günſtling dieſes Königs, von dem er ſein perſönliches Heil erwartet, ſein Hab und Gut beſtehen in Aktien auf Friedrich Wilhelm den Vierten.“

Der „Staatsanzeiger“ bringt ausführliche Verordnungen über vorläufige Gewerberäthe und Gewerbegerichte, die

im Ganzen guten Sinnes sind, und dann eine amtliche Nachricht, daß jetzt die Bürgerwehr wieder hergestellt werden soll nach dem Gesetz, das von der Nationalversammlung ausgegangen ist. Ich läugne nicht, daß diese Ankündigung mich tief bewegt hat, ich fühlte auf's neue, welch ein Glück es ist, der Regierung beistimmen zu können, mit ihr gleichsam im Bunde sein zu können. O wenn man vertrauen dürfte, wenn man überzeugt wäre, daß nicht Schwäche, nicht Ränke, nicht Dünkel, sondern treue Ehrlichkeit und Aufrichtigkeit oben waltete! Diese Herstellung der Bürgerwehr scheint denn doch ehrlich gemeint; aber in wie grellem Widerspruche ist sie mit andern Maßregeln!

Sonntag, den 11. Februar 1849.

Bettina von Arnim brachte mir ein neues Buch, das im Arnim'schen Verlag erschienen ist: „Revolutionsgedanken und Vernunftreligion und Vernunft- oder Hülfsstaat." — Sie sprach voll Geist und Leben, wie immer, aber auch mit Betrübniß und Sorge, wie sie selten thut. Sie wiederholte mir, daß sie niemanden habe, mit dem sie frei reden könne, als nur mich. — Von unsern politischen Sachen denkt sie nichts Gutes und hält neue Revolution für unvermeidlich. Alles Vertrauen zu dem Könige hat sie längst aufgegeben; sie erwartet von ihm nichts mehr, für ihn aber nur Unheil.

Merkwürdige Verhandlungen in München über das Verhältniß Baierns zu Deutschland. Aus allem geht hervor, daß die deutsche Nation den alten Fürsten und Ministern nicht vertrauen darf, daß von den alten Regierungen kein Heil, ja nichts Gutes mehr zu erwarten steht, daß sie selbst da, wo sie willig auf die neuen Anforderun-

gen einzugehen ſcheinen, nur das Volk hinhalten, bethören, betrügen wollen. — München beleuchtet Berlin, Berlin München, Kaſſel und Dresden ſtecken auch ihr Lichtchen auf! Die Nationalverſammlung in Frankfurt am Main wird das nächſte Opfer ſein, ſie hat es verdient, ſie gab zuerſt das Beiſpiel der Gefügigkeit, der Lauigkeit, und hat uns Preußen geradezu verrathen! Dieſe Radowitz, Vincke, Raumer, dieſe Gagern und Schmerling, — ſie werden es einſt noch büßen, ihren Verrath, ihre Erbärmlichkeit! — Der Reichsverweſer krank! —

In Ungarn haben die Oeſterreicher bedeutende Schlappen erlitten, beſonders der General Graf von Schlick. Was hilft's! Am Ende müſſen ſie doch unterliegen; die Italiäner ſäumen jetzt, wie früher die Ungarn ſäumten, und Frankreich hält die Italiäner durch den Waffenſtillſtand zu Gunſten Oeſterreichs zurück! — Wie verdorben iſt alles, wie falſch und treulos! Begeiſterung und Redlichkeit ſind nur im untern Volke.

Montag, den 12. Februar 1849.

In der „Nationalzeitung" ſteht eine ſcharfe, kräftige Beleuchtung der preußiſchen Note über die deutſchen Verhältniſſe; daß dergleichen gedruckt wird, iſt doch immer viel. Ueberhaupt gilt es jetzt Klarmachen und Belehren, das deutſche Volk geht in die Schulen, das ſind die Debatten der Kammern, der Preſſe, und wird nichts Stoffliches gewonnen, ſo iſt doch der formale Nutzen unermeßlich. Im März vorigen Jahres warf man kühn in's Weite voraus die Forderungen und Anſprüche des Volkes, man hielt es für Errungenſchaften, aber es waren nur bezeichnende Linien in weiter Ferne, zu denen man ſich nun

nach und nach verarbeiten muß. Fahnen, in Feindesmitte geworfen, um sie kämpfend wiederzuerobern. —

Auf den Grafen von Bülow, der die auswärtigen Geschäfte versieht, ist der König schlecht zu sprechen. Der König ist ruhmredig, eingebildet und dabei ganz zaghaft, fürchtet sich vor einer Hofdame, das Urtheil einer solchen entscheidet oft das Schicksal eines Mannes gegen die ursprüngliche Gesinnung des Königs, und man fragt noch, wo unsere Kamarilla sei?! Der König will die Kammern selbst eröffnen, mit einer Rede!

Dienstag, den 13. Februar 1849.

Der Prinz von Preußen hat die Grille gehabt, sich wieder zur zweiten Kammer wählen zu lassen; es ist nichts daraus geworden, was hätte es auch gefollt? —

Nachmittags Besuch vom Abgeordneten Berends, mit dem ich die Schwierigkeiten unserer Zustände besprach. Sein gesunder Sinn hatte im voraus die richtige Haltung, welche der zweiten Kammer nöthig, vorgefühlt. —

Der Prinz von Preußen ist nun doch gewählt, aber zur ersten Kammer, in Rauen. Und mit ihm alte und neue Minister, Ladenberg, Milde, Manteuffel, Brandenburg ꝛc. Schöner Hauf!

Aber man sagt, die Eröffnung der Kammern werde auf unbestimmte Zeit hinausgeschoben! — Warum überhaupt Kammern? warum nicht immer Belagerungsstand? Was sollen die konstitutionellen Possen? —

Die dreillen Gewerbegesetze werden heftig angegriffen, sie seien ein Rückschritt zum Zunftwesen, und der Zweck der Regierung sei, die Meister und Gesellen zu entzweien, die Selbstsucht aufzuregen und davon Vortheil zu ziehen

Daſſelbe gilt von der Bürgerwehr, man wird ſie nur zum Theil herſtellen, die Bürger auswählen, nach Geſinnung, nach Vermögen, die Ausrüſtung glänzend und koſtbar machen, dadurch die reichen bevorzugen, ſie mit dem Volke in Widerſtreit ſetzen, kurz die Menſchen trennen und ſo um ſo leichter beherrſchen. —

Es iſt ſo weit gekommen, daß man der Regierung nichts Gutes mehr zutraut, in ihr nur ein tückiſches böſes Thier ſieht, einen unaufhörlich wirkſamen Feind voll Trug und Lug. Vorwand dient ſtatt Grund. Despotie, Willkür, Gewalt, darauf zielt alles hin, ſchamlos, ehrlos, niederträchtig. Sonſt redliche Menſchen ſind von dem Schwindel ergriffen und begehen oder billigen alles Schlechte. Ein troſtloſer Zuſtand, alle Sittlichkeit, alle Wahrheit wird verläugnet; ob das beſtehen kann? —

In München alles gegen Preußen. Frankfurt kommt endlich in's Gedränge. Schleswig-Holſtein wird aufgegeben. Es iſt dahin gekommen, daß man ſich freut, dieſe Schläge fallen zu ſehen; es iſt eine Genugthuung, daß, wenn das Vaterland einmal preisgegeben wird, doch die Schufte und Gleißner auch gedemüthigt werden, ihr Dünkel zuſammenbricht. — Dieſen darf nichts gelingen!

Mittwoch, den 14. Februar 1849.

Schlafloſe Nacht, Feuerlärm. Unſere Regierung ſtellte ſich mir als ſcheußliches Traumbild beängſtigend auf. Ich war froh, als der Tag kam und ich die Wirklichkeit wieder faßte, die zwar verächtlicher und elender als der Traum, aber weniger beängſtigend erſchien. —

Ich hatte eine Loge im Friedrichs-Wilhelmſtädter Theater; man gab zum erſtenmale eine Nachbildung des fran-

zösischen Stückes „La propriété c'est le vol" auf berlinische Oertlichkeit angewendet. Hr. Aicher, zu dessen Vortheil die Aufführung war, gab ganz das Ebenbild von Held, ein Andrer das des Predigers Sydow; das Stück machte die größte Wirkung. Im Ganzen die rothe Republik verspottend, aber im Beiwerke diese Richtung weit überflügelnd durch bittre Schläge und Stiche gegen die Regierung, die Minister, den General Wrangel, den König selbst. Bassermann als Furcht- und Lügengeist war auch tüchtig mitgenommen. Das Publikum nahm alles mit lautem Jubel auf. Ich begriff nicht, daß man solches Stück erlaubt, da man doch mit willkürlichen Verboten nicht kargt. —

Gelüste des Ministeriums, beide Kammern in Eine zusammenzuwerfen, um für die Revision der Verfassung die Mehrheit der ersten Kammer zur Mehrheit des Ganzen zu machen. Sie denken nicht an Recht, Ordnung und Wahrheit, nur an ihre Bequemlichkeit; was ihnen persönlich angenehm und recht ist, das soll gelten. Es wäre das unwürdigste, schändlichste Spiel mit der Volksvertretung getrieben, und müßte die ärgsten Folgen nach sich ziehen. Auch gegen die Presse hat man jetzt Lust, noch eilig ein provisorisches Gesetz zu erlassen, sowie gegen die Klubs, was eine wahre Verhöhnung der Kammern wäre, oder der Belagerungsstand soll auch während der Kammern fortdauern; sie fürchten nämlich, diese Zammer-Minister, daß ihnen die zweite Kammer jene Gesetze nicht liefern wird. —

Die Zeitungen streiten heftig gegen die provisorischen Gewerbegesetze. —

Der König von Hannover, gestützt auf Preußens Beispiel und Rath, erklärt, daß er die deutschen Grundrechte noch nicht annehme. — Der Kurfürst von Hessen hat hier die Versicherung erhalten, preußische Truppen würden ihn

nöthigenfalls unterſtützen, doch räth man ihm zugleich, nichts zu übereilen, ſondern klug abzuwarten, was weiter geſchehen wird. —

In Dresden ſcharfe Debatten. In Baiern hochbairiſche Bezeigungen, auch gegen Preußen gemeint! So weit ſind wir. —

Bülow-Kummerow dringt in der „Spener'ſchen Zeitung" auf Abſchaffung des allgemeinen Wahlrechts, die Miniſter ſollen nur dreiſt vorgehen! Heftig verlangt er die Abſetzung aller Beamten, die im geringſten demokratiſch geſinnt ſind! Er zeigt, was die Demokraten künftig thun ſollen. (Der Aufſatz über den erſtern Gegenſtand ſteht nicht in der „Spener'ſchen", ſondern in einer andern Zeitung.)

Donnerstag, den 15. Februar 1849.

Die Zeitungen ſprechen von Feier der Märztage; ich rathe auf's dringendſte davon ab, der Verſuch kann nur ungünſtig ausfallen; ich hoffe, die Demokratie läßt ſich warnen und macht den Gegnern nicht die Freude. Ernſtes Schweigen iſt die einzige Haltung, die uns geziemt. Statt der Märztage haben wir die des Belagerungsſtandes, da giebt es nichts zu feiern! —

Schlechte Wahlen zur erſten Kammer, Hanſemann viermal, der ganz in Wonne ſchwimmt wegen dieſes Gelingens der Ränke und des Beamtenanſehens! Auch einige gute, Pinder, Waldeck.

— Gutes Wort: „Die zweite Kammer wird der König auseinanderjagen, die erſte der Volkswillen, da wird keine übrig ſein, und das iſt's ja, was die Leute oben wünſchen!" In der That möchten ſie ſelbſt gefügige Kammern lieber nicht; ihr eigentlicher Zweck iſt doch nur die vorige Will-

kurherrschaft, das Geringste, was sie für Volk und Freiheit auch nur zum Scheine thun, ist ihnen schon zu viel. Von Aufschub ist wirklich die Rede, es werden sogar Petitionen dazu veranlaßt. Nur zu, nur zu! Zerstört auch den letzten Schein von Redlichkeit, es wird euch gut bekommen!

„Die Revolutionairs haben Feierabend.“ Warum sollten sie sich anstrengen? Ihre Gegner thun jetzt die Arbeit, und besser und fleißiger, als jene es könnten.

Freitag, den 16. Februar 1849.

Durch X. hör' ich, daß man mit Wrangel sehr unzufrieden ist, er hätte den Sieg besser benutzen sollen, ein paar Leute zum Schrecken erschießen lassen ꝛc. Aber auch Manteuffel wird hart getadelt, „diese verfluchte Verfassung, konnte er nichts Besseres geben? Dieses verfluchte Wahlgesetz, konnte er kein neues machen?“ Die Reaktion wird Opposition werden.

Die Kammern sind zum 26. nun förmlich einberufen durch eine Bekanntmachung des Ministers von Manteuffel. Man sagt, noch gestern sei die Sache zweifelhaft gewesen.

In Frankreich ringen die Partheien. Italien voll Unruhe. — Ungarn noch nicht bezwungen. General Bem in Siebenbürgen.

Zur ersten Kammer ist Waldeck auch wieder gewählt, Kirchmann ebenfalls, Rosenkranz. Jung hat Aussicht zur zweiten.

Man erwartete gestern und heute einen Aufstand. Die Polizei war geschäftig, die Truppen in Bereitschaft, Patrouillen zogen durch die Straßen —, alles für nichts! Keine Maus regte sich. Man braucht solche Gerüchte, man bewirkt vieles damit, hintertreibt andres; man braucht der-

gleichen am meiſten, um den König zu beängſtigen, zu Entſchließungen zu beſtimmen!

Sonnabend, den 17. Februar 1849.

Der Ausweiſungsbefehl gegen Rodbertus iſt zurückgenommen! War das noch nöthig? meinte man den Abgeordneten hindern zu dürfen, ſich zur Kammerverſammlung einzufinden? Die ganze Geſchichte mit dem Belagerungsſtand und den Ausweiſungen und Verboten iſt ein Aberwitz, ein niedriger und boshafter, wie faſt aller Wahnſinn.

Sonntag, den 18. Februar 1849.

Geſchrieben über die öſterreichiſche Note, wie ihr zu begegnen; die deutſchen Oeſterreicher, die Wiener müſſen die rechte Antwort darauf geben, und ſie werden es thun, hoffentlich. Die Sachen ſind dort noch nicht entſchieden. Die Frankfurter Verſammlung hat uns und ſich ſelbſt verrathen, ſie kann nichts mehr.

Windiſchgrätz droht den Juden in Peſt und Ofen, ſie militairiſch richten zu laſſen, wenn ſie den Ungarn durch Lieferungen beiſtehen oder Gerüchte zum Nachtheil der Kaiſerlichen Waffen verbreiten; die Gemeinde, der ein ſolcher Jude angehört, ſoll 20,000 Gulden Strafe bezahlen! Welch ſchändliche Ungerechtigkeit, welch niedrige Denkart! Dieſer elende Schinderknecht! Denn er iſt nichts weiter, kein Feldherr, kein Staatsmann, nur der rohe Scharfrichter der rohen Kamarilla.

In Briefen an Frau von Wolzogen ſpricht Schlabrendorf mit bitterſter Schärfe ſich über die Bourbons und

die andern europäischen Herrscher aus, über die Schlechtigkeit der Wiener und Pariser Verhandlungen. Gerechtes Strafgericht, unsre heutigen mögen sich dran spiegeln.

In der ersten Vorstellung des Stückes „Eigenthum ist Diebstahl" war Held unter den Zuschauern und behielt seinem Zerrbild gegenüber gute Fassung, ja lachte lustig mit. Wir sahen ihn nicht, aber er war in einer Loge uns gegenüber.

Montag, den 19. Februar 1849.

In Frankfurt wollen sie das Wahlrecht auf Zensus setzen; das möchte angehen, wenn die Sache von Ursprung her zu bestimmen wäre, allein nachdem das allgemeine Wahlrecht einmal zugestanden, gesetzlich ausgeübt worden, ist in der Zurücknahme nur eine Hinweisung auf neue Revolution. Weniger geben konnte man damals ohne Gefahr, aber jetzt das Gegebene theilweise zurücknehmen, ist eine Gewaltthat. Der Graf von Arnim-Boytzenburg sagt in seiner Schrift, sein Ausdruck „breiteste Grundlage" sei mißverstanden und zu weit ausgedehnt worden; warum hat er aber, als das Wahlgesetz im Vereinigten Landtage verhandelt wurde, das Maul nicht aufgethan? Damals schwieg er, und alle schwiegen, das allgemeine Wahlrecht schien allen so nothwendig als natürlich, und man glaubte Ungeheures erlangt zu haben, indem man die Wahlen zu mittelbaren machte. Ueberhaupt darf man nicht vergessen, daß es der Vereinigte Landtag war, aus dem das Wahlgesetz hervorging, das man jetzt beseitigen möchte. —

Die provisorischen, beeilten Gewerbeordnungen werden von allen Seiten heftig angegriffen, als verderblich geschildert, und die Regierung hat ihre große Noth mit die-

ſem Vorgreifen, das ihrer Meinung nach für ſie nützlich ſein ſollte. Dumme Klugheit! —

Ausgegangen. Beſuch bei dem Abgeordneten Hrn. Berends, Hr. Krauſe dort, Hr. von Weiher kam dazu; die Schwierigkeiten einer Feier des 18. März beſprochen, ſelbſt wenn das Miniſterium ſie geſtatten wollte. —

In Naumburg Unruhen.

Es ſcheint, der altpreußiſche Sinn gegen Oeſterreich erwacht einigermaßen auch in der Regierung. Die Antwort auf die öſterreichiſche Note wird nicht ohne Schärfe ſein, wenn die Kamarilla ſie nicht doch etwa mildert, denn die geht ganz mit Oeſterreich. —

Nachrichten aus Ungarn, aus Italien. Wolken über Wolken!

Wird England das Vorſchreiten Rußlands in den Donauländern dulden? —

Donnerstag, den 22. Februar 1849.

Aus Ungarn zweifelhafte Nachrichten. Jellachich und die Kroaten. Siebenbürgen in den Händen des Generals Bem. — In Italien republikaniſcher Sturm. —

Mittermaier hat in Frankfurt am Main ſehr tapfer für das allgemeine Wahlrecht geſprochen, und es ſcheint, als werde kein Zenſus durchkommen. Doch giebt die unterdrückungsſüchtige Parthei diesmal nur aus Furcht nach; ihre Gelüſte, das Volk zu drängen und die Freiheit zu ſchmälern, ſind immer dieſelben. — Zum Schlagen wird es doch kommen, die Regierungen ſind zu unfähig und zu unredlich, ſie wollen immer durch Liſt und Betrug erſetzen, was ihnen an richtiger Kraft fehlt. — (Der Zenſus iſt glücklich verworfen!)

Badische Erklärung in Frankfurt über den Bundesstaat. Immer das Besondre voran! Sofern Oesterreich und Preußen es thun, darf es ohne Zweifel auch Baden. Hr. von Dusch ist mit dem Bremer Smidt befreundet; ich denke, dieser hat etwas geholfen an jener Erklärung. —

Der König von Hannover droht, sich mit seinem Hofhalt nach England zu übersiedeln! Thät' er's doch, und mancher Andre mit ihm, so könnte uns geholfen werden. —

So weit bin ich doch nun gekommen mit allem Erleben und Studiren, daß mir der Unterschied zwischen der Geschichte, die ich nur aus Büchern kenne, und der, die ich als Augenzeuge miterlebt habe, ziemlich verschwunden ist. Beiderlei Kenntniß verschmilzt mir unmerklich, und das ist eine große Befriedigung. Das Was kann öfters ungewiß im Zweifel schweben, aber das Wie ist mir in den meisten Fällen ganz klar. Die geschichtliche Wahrheit ist wesentlich gebunden an die lebendige Auffassung. Thatsachen lernt man auch aus zweiter und dritter Hand, den Geist des Geschehenen empfängt man nur aus den Quellen unmittelbarer Anschauung.

Freitag, den 23. Februar 1849.

Milnes in England hat zu Gunsten unsrer Nationalversammlung und unsres Volkes geschrieben, nicht ohne Einfluß von hier, mir sehr angenehm. — Besuch von Hrn. von Weiher, Wahlangelegenheiten; Assessor Jung hat wenig Aussicht, aber ich dringe mit allem Nachdruck darauf, daß er gewählt werde, schon als Gegner Vincke's, der sich so schändlich dem Kampfe mit ihm entzogen hat und ihn in der Kammer wiederfinden soll.

Der frühere Gesandte in Paris und Wien, Graf von **Arnim**, ist Minister der auswärtigen Angelegenheiten geworden. Der König hätte noch lieber den Hrn. von Arnim-**Strick** genommen! Geh. Rath von Rabe zum Finanzminister ernannt; Bonin hatte die Stelle ausgeschlagen.

Der König erläßt den Befehl, daß die konstitutionellen Minister den Titel Staatsminister und Exzellenz nur so lange führen, als sie im Amte sind, im Zivilstande soll nur durch die Ernennung zum Wirklichen Geheimen Rath das Prädikat Exzellenz bleibend werden. Ohrfeige für Milde, Hansemann, Camphausen, Auerswald ꝛc. und nebenher für Eichhorn, Savigny ꝛc., wenn man es genau nehmen will. —

Hr. von Werdeck hat sich bitter beklagt, daß die Rechte und das Ministerium gar keine Vorbereitungen zum Auftreten in den Kammern machten, während die Linke ungemein thätig sei; auch dürfe man den König nicht aus den Augen lassen, es sei nöthig, ihm die Pietisten und die Linken — wie der jüngere Willisen einer sei — vom Leibe zu halten, denn er lasse sich leicht befangen, und taumle wie ein Betrunkener richtungslos von Einer Seite zur andern.

Das Ministerium hat nichts als die Arbeiten der Nationalversammlung, das ist sein ganzer Vorrath, von dem es lebt, den es verbraucht. Seine Stellung ist eine zeugungsunfähige. Was es irgend thun kann, ist von der Art, daß es lieber die Sache nicht thäte, und was es wirklich thut, ist ein Widerspruch gegen seinen Sinn. Jammerleute! —

Sonnabend, den 24. Februar 1849.

Zweite preußische Erklärung über das deutsche Verhältniß, nicht besser als die erste; noch vom Grafen Hans von Bülow unterzeichnet. Alberne Diplomatik, ruhmredig, lügnerisch, faul!

Das in Frankfurt am Main beschlossene allgemeine Stimmrecht macht hier die Leute ganz verwirrt, sie hätten das nicht gedacht! Nun haben sie mit dem preußischen doppelte Noth und Mühe, und Viele verzweifeln schon, daß die Rücknahme durchzusetzen sei.

Der Prinz Karl ist feindlich gegen den Minister von Manteuffel.

Savigny's loben die Franzosen, die dortigen Vorgänge, Berathungen, dort wisse man den Volksansprüchen zu begegnen, dort sei man praktisch, habe Takt ꝛc. und man seufzt dabei über die hiesigen Zustände.

Ein somnambules Mädchen im Thiergarten bei den Zelten setzt Tausende von Menschen in Bewegung; sie behauptet einen himmlischen Führer zu haben, der Heilungen durch sie bewirkt. Vornehme Damen wetteifern mit dem geringsten Volk in Gläubigkeit und Zudrang. Von oben her sieht man dies gern, man möchte das Volk abergläubisch, dumm und roh, in dieser Richtung erlaubt man ihm gern alles. Die nichtswürdige Polizei sagt, sie könne der Sache kein Ziel setzen; hier sind Konstabler und Soldaten wie nicht vorhanden!

Sonntag, den 25. Februar 1849.

Ich ging aus, zum Fürsten von Wittgenstein, wo ich Geh. Rath Steinbach und den Oberhofmeister von Schilden fand, blieb aber dann mit dem Fürsten allein. Er ist

sehr schwach, aber ohne Schmerzen, und sein Geist völlig klar. Ueber die Tagessachen spricht er mit Scherz, mit Hohn; er hält die jetzigen Minister für ganz unfähig, sie könnten nicht auf der zweiten Stufe brilliren und eklipsirten sich ganz und gar auf der ersten. —

Unsre Regierung hat noch keinen Plan festgesetzt, den sie vor den Kammern befolgen könnte, und gestern wußten die Minister noch nicht den Wortlaut der Rede des Königs! Nur das steht fest, daß die Kamarilla darauf dringt, die Kammern müßten aufgelöst werden, sobald sich das Uebergewicht der Linken zeige. — Werden sie vertagt unter dem Vorwande, man müsse erst die Ergebnisse der Frankfurter Versammlung abwarten, so kann es kommen, daß Preußen lange Zeit ohne Volksvertretung regiert wird. Denn ohne Zweifel giebt es Truppenmärsche und Rüstungen am Rhein; dann heißt es, jetzt müsse alles Gesetzberathen eingestellt bleiben. Der jetzt öffentlich eingestandene Einmarsch von 10,000 Russen in Siebenbürgen kann den Zustand der Sachen schnell ändern und in kriegerische Entwickelung treiben. Wie wird diese Thatsache in Deutschland, in Frankreich, in England aufgenommen werden? England ist der eifersüchtige Wächter Rußlands. Die Franzosen sehen nun klar, daß der alte Bund der Höfe fortbesteht, die Deutschen wissen es längst. Hier ist der Gedanke Krieg einzig und allein als Krieg gegen Frankreich aufgefaßt, jede Feindseligkeit gegen Rußland oder Oesterreich ist eine Unmöglichkeit für die Reaktion. —

Camphausen zum Wirkl. Geh. Rath ernannt; es steht nicht mehr „mit dem Prädikat Exzellenz", weil sich das nun von selbst verstehen soll, nach der letzten Kabinetsordre.

Montag, den 26. Februar 1849.

Unerwartet kam Rosenkranz und berichtete mir von dem Hergange auf dem Schlosse, wo der König die Kammern durch eine Rede eröffnet hat, die er ablas, und die ziemlich kühl und nüchtern war, und daher auch wenig Eindruck machte. Offenbar hat er diese Rede nicht selbst verfaßt, sie ist weder durch Inhalt noch durch Form in seinem Sinn. Vom Staatshaushalt, von den Finanzen, sprach er günstig, von dem Belagerungsstande, daß die Kammern über ihn werden zu urtheilen haben, bei Erwähnung des Heeres allein erhob er die Stimme. Der pflichtgemäße Leberuf mangelte nicht.

Hr. v. Zedlitz aus Wien sendet mir seine „Soldatenlieder" zur Verherrlichung Radetzky's und seiner Truppen! Sogar der General d'Aspre wird gelebt. Da schlage das Donnerwetter drein! Ich will die Tapferkeit in Ehren halten, aber diese Knechtungskriege und Freiheitsmordthaten soll kein Dichter besingen. Verflucht seien diese Verse, verflucht diese Siege! —

In einer Vorrede August Wilhelm Neander's zu einer Uebersetzung, die einer seiner Theologen von einer französischen Schrift Vinet's gemacht, nennt er das Jahr 1848 „das Jahr des Frevels und der Gottvergessenheit"! — Das Jahr des Gottesgerichts, der Wahrheit und des Rechts, hätte er sagen müssen. Nicht die Schande unsrer Nation darf ihr Erwachen heißen, aber Schande und Unglück wäre ihr Wiedereinschlafen, ihr Versinken. Und dennoch! Die Märztage werden bleiben und hätte ihr Leben auch nur einen Sommer gedauert. Die Griechen verloren später alle die Freiheit; aber die Tage von Thermopylä, Marathon, Salamis, wären sie auch ohne Zukunft geblieben, ob die Folgen sechzig Tage oder ein paar

hundert Jahre dauern, für den innern Werth ein kleiner Unterschied.

Die Minister hatten dem Könige seine Rede verfaßt, aber bis vorgestern war er noch gesonnen, eine eigenverfaßte zu halten, die er ihnen noch nicht einmal gezeigt hatte, — oder doch nur dem Grafen von Brandenburg aus persönlichem Vertrauen. Indeß haben sie es über ihn erlangt, daß er die ihrige zuletzt angenommen.

Die äußerste Rechte will heftig gegen die Minister angehen. Der Minister von Manteuffel hat gesagt, wenn sie sich das unterfteht, werde man sich auf die Linke stützen.

Manteuffel sagt auch, die Minister hätten längst die Belagerung abstellen wollen, aber Wrangel habe sich immer widersetzt und ihnen erklärt, die Ruhe der Stadt würde gefährdet sein. Alles falsch. Den Ministern war es nicht Ernst, sie möchten nur den Schein für sich haben!

Dienstag, den 27. Februar 1849.

Ueber die heutigen Kammersitzungen; gescheiterter Versuch der Rechten, durch eine Geschäftsordnung zu überrumpeln! Stärke der Partheien noch nicht klar, aber die Linke sehr stark. —

Ein besonderer Haß der Reaktion wendet sich heute auf Hrn. von Patow, den fügsamen Geschäftsmann, den Aushelfer für alle leeren Stellen. Man wirft ihm vor, die Interessen der adlichen Grundbesitzer nicht genug zu beachten. —

Der Graf von Bülow hat gesagt, er habe seine Geschäftsführung nicht mit Ehren fortsetzen können; in den deutschen Sachen sei kein vernünftiger Gang einzuhalten, der König verwerfe die nothwendigsten Dinge, unbekümmert

um Vorhergegangenes und um die Widersprüche und Versäumnisse, die daraus entstehen, und für die denn doch der Minister verantwortlich sein soll. —

Die Dänen haben den Waffenstillstand aufgekündigt! Die Russen haben in Siebenbürgen schon gefochten und die Szekler geschlagen! —

In Dresden neue Minister. Kammern und Volk für die deutschen Grundrechte, der Hof entgegen. —

Merkwürdige Stelle in der Thronrede über den Belagerungsstand. In den ersten Abdrücken lautete sie ganz anders, als wie sie gehalten worden und dann in spätern Abdrücken lautet. Man hat noch in der Nacht sich besonnen und zur Aenderung entschlossen. Die erste Fassung sagte, der Belagerungsstand müsse fortbestehen, bis die Kammern die nöthigen Gesetze, die statt seiner eintreten sollen, geliefert, und dies ist gegen das schon bestehende Gesetz. Die zweite Fassung umgeht diesen Widerspruch. Die früheren Abdrücke werden nun durch den Polizeipräsidenten öffentlich mißbilligt; wie so durch den?! —

Vom Schlosse kam gestern ein Herr mit weißer Halsbinde von der Kammereröffnung her, traf Hrn. Justizrath Grelinger, gab ihm die Hand und sagte: „Nun, heute war es ganz anständig, man fühlte sich in guter Gesellschaft, nicht wie in der vermaledeiten Nationalversammlung vorigen Jahres.“ Es war Hr. Hansemann, er — der den Edelleuten noch heute zum Bürgerpack gehört!

Mittwoch, den 28. Februar 1849.

Die zweite Kammer hat heute den Viebahn'schen Antrag wegen des vorläufigen Reglements mit einer Mehrheit von 21 Stimmen angenommen. Dieser Sieg der

Rechten hat überraſcht, läßt aber noch nicht auf gleichen Sieg in allen Sachen ſchließen. Jenes Reglement beſchränkt die Kammer in ihrer Freiheit, beſonders aber die der Minderheit. Gerechtigkeit wäre, dieſe nicht zu drücken, ſondern ihr alle Freiheit des Wortes und der Regſamkeit zu gewähren. Der Vortheil der Unterdrückung iſt aber durchaus zweifelhaft und wechſelt nach Umſtänden. Wie leicht kann die Rechte in der Minderheit ſtehen, dann hat ſie ſich ſelber Feſſeln angelegt! — Es zeigt ſich Haß und Erbitterung und Tücke in größter Fülle! —

In der erſten Kammer iſt ein Gefühl von ängſtlichem Unbehagen, man weiß nicht, was man eigentlich ſein ſoll und kann; jederman wäre lieber in der zweiten, man geſteht ſich, daß dieſe nur den rechten Boden habe, daß man nur aus Nothbehelf ſich in der erſten befinde.

Kurzer Ausdruck für unſer deutſches Verhältniß: das Volk iſt für uns, aber wir ſind gegen das Volk; die Fürſten ſind wider uns, aber wir ſind für die Fürſten. Was ſoll aus ſolchen Widerſprüchen Gutes kommen?

Donnerstag, den 1. März 1849.

Beim Prinzen Albrecht waren geſtern Vincke, Graf von Schwerin, Yorck und viele Andre zu Gaſt. Vincke und Schwerin waren ganz deutſch, Yorck dagegen ſtreng preußiſch. Vincke ſagte, mit ſeinem Gegner Berg wolle er leicht fertig werden, aber es ſeien Andre da, die ſchwerer in's Gewicht fielen. Prinz Albrecht fragte, wie ſo man nur einen Mann wie Bodelſchwingh habe wählen können? Vincke zuckte die Achſeln. —

Neue Wahlen in Berlin. Heinrich Simon, Jung, Ziegler und Reuter, lauter gute. —

Allerlei schlimme Gerüchte, Kriegsrüstungen gegen Dänemark, Aufstellung eines Heeres bei Perleberg. Vertagung der Kammern, Bündniß mit Rußland ꝛc. —

Unruhen in der Stadt, die Kattundrucker aufsässig, Konstabler und Truppen gegen sie. Mahnungen der Volksfreunde an die Arbeiter, doch ja nicht einen Kampf zu versuchen.

Freitag, den 2. März 1849.

Nachmittags kam der Fürst von Puckler und gab mir den Brief zu lesen, den der Fürst von Metternich ihm aus Brighton geschrieben hat. Metternich schreibt ganz hübsch, er ein Verstorbener spreche zu dem „Verstorbenen", beklagt die zerrüttete Zeit, sagt, daß er für Recht und Ordnung, also auch für die Freiheit, die wahre Freiheit gesorgt und gewirkt habe, erwartet von der Jury der Geschichte seine ehrenvolle Rechtfertigung; er kenne nur zwei Plätze: auf der Bühne oder in der Loge; von der Bühne vertrieben, habe er sich in die Loge gezogen, im Parterre sei es ihm zu gemischt, hinter den Koulissen möge er nicht stehen, das Paradies überlasse er jener Welt u. s. w. Puckler hat ihm geantwortet, mit der Loge habe er ganz Recht, zumal die seinige doch wohl eine Direktionsloge sein werde.

Daß der König unmittelbar mit Olmütz in Verbindung steht, von dort Briefe empfängt und deren dorthin absendet, von denen die Minister nichts wissen, ist mir auf's neue bestätigt worden. Er schreibt auch an den Fürsten von Schwarzenberg eigenhändig.

Sonnabend, den 3. März 1849.

Ich blieb Abends zu Hause wegen Unwohlsein und ging früh zu Bett. Las in Causidière, Horatius, Johannes Müller ꝛc. — Ueberdachte den politischen Zustand in seinen großen Umrissen und hatte alle Ursache, mich seiner zu freuen, ungeachtet so mancher Wolke, die über uns schwebt. Ich preise den Umschwung, den ich erlebt habe. Wer das Jahr 1848 schmäht, der ist entweder ein engsinniger Schwachkopf oder ein herzloser Selbstsüchtiger, ein Lump und Philister, dem Recht und Wahrheit nichts gelten. —

Rom und Toskana Republiken! Genua und Piemont in Gährung! — Aber Paris, Paris! Da stockt es. Von da muß und wird neue Bewegung kommen.

Sonntag, den 4. März 1849.

Besuch bei Professor Stahr, der in bester Gesinnung beharrt und mir viel Merkwürdiges mittheilt. Die „Bremer Zeitung" hat sich nach Hannover verpflanzen müssen, wo sie als „Zeitung für Norddeutschland" von Dr. Althaus vortrefflich besorgt wird; die Bremer Philister wollten ihren Freisinn nicht mehr dulden. Der Bürgermeister Smidt ist auch schon ganz reaktionair! Stahr schreibt für das Feuilleton der „Kölner Zeitung". —

In Hannover beide Kammern jetzt einig für die Annahme der Grundrechte, in Sachsen ebenfalls. Trotz aller kläglichen Hemmungen schreitet die deutsche Sache doch vorwärts! —

Graf von Trauttmansdorff soll hier durch Hrn. von Prokesch ersetzt werden, kein guter Tausch! Letzterer gehört

zu den ehemals geſcheidten Halbliberalen, die jetzt gar nichts taugen.

Man ſagt, der König ſei mehr als je mißtrauiſch und eiferſüchtig in Betreff ſeiner Brüder, wolle genau wiſſen, was ſie ſagen und thun, mit wem ſie verkehren, von wem ſie Rath empfangen. Auch die Königin, die ſonſt keine politiſche Bedeutung hat und keinen politiſchen Gedanken hegt, ſoll in dieſe Familienverhältniſſe vielfach einwirken.

„Revolutionaire Diplomatie. Von F. L. Streber.“ (Berlin 1849.) „Preußen, ſeine Revolution und die Demokratie. Von Guſtav Siegmund.“ (Berlin 1849.)

Unruhen unter den Fabrikarbeitern und Handwerkern. Der Belagerungsſtand hält ſie nicht ab, ihre Noth zu fühlen. Auf ihre Forderung erhöhten Lohnes wird man nicht eingehen. Die Vornehmen und Beamten, herzlos und grauſam, äußern mit Ingrimm, es ginge den Leuten noch viel zu gut, das machte ſie übermüthig. Ich ſelbſt habe das ſagen hören!

Montag, den 5. März 1849.

In der „Nationalzeitung“ wird heute Rahel's Aeußerung gegen die Diplomaten wiedergegeben, urſprünglich aus der „Zeitung für Norddeutſchland“; es freut mich ſehr. — Geſchrieben. — Beſuch von Weiher, Nachrichten aus Schleſien; die Linke der zweiten Kammer fängt ſchon an ſich zu ſpalten.

Ausgegangen. Bei Kranzler die „Deutſche Reform“ geleſen, ſie enthält einen brennenden Artikel gegen das Vorrücken der Ruſſen, der aus Bodenſtedt's Feder iſt.

Im Reichstage zu Kremſier erhebt Löhner eine furchtbare Diatribe gegen den Einmarſch der Ruſſen. Auch der

englische „Globe" — Palmerston's Zeitung — spricht stark gegen die Besetzung der Donaufürstenthümer.

Dienstag, den 6. März 1849.

In der zweiten Kammer ist heute Grabow erster Präsident geworden, Unruh hatte 14 Stimmen weniger, eben so hatte Auerswald das Uebergewicht als Vicepräsident über Waldeck. Ein Sieg der Rechten ist das nicht zu nennen, aber eine Niederlage der Linken. Nach meiner Ansicht eine gedeihliche Wendung der Sachen. Es wäre nicht vortheilhaft, wenn die Linke jetzt die Mehrheit hätte, sie muß sie sich erarbeiten und das wird sie. Es ist jetzt nicht Zeit, mit vollen Segeln zu fahren. Das Ministerium muß erst sich selber verderben. Hätte die Linke die Mehrheit, so müßte sie gleich dies landesverrätherische Ministerium stürzen und zur Rechenschaft ziehen, und dazu ist die Mehrheit der Kammer jetzt nicht hinreichend. Also warten und arbeiten! Mittlerweile kommen Ereignisse. —

Man will hier durchaus den 18. März feiern, es treten schon Ausschüsse zu diesem Zweck auf, auch das Denkmal im Friedrichshain wird wieder in Anregung gebracht. Wie stimmt das alles zum Belagerungsstand, zur oktroyirten Verfassung? Ich wünsche, daß es gut abläuft, daß besonders kein Aergerniß draus wird, welches die Volkssache lächerlich erscheinen läßt. Ich rathe dringend ab von jedem Versuch einer Feier. Die Umstände sind durchaus ungünstig und ein Gelingen nicht so viel werth, um die Gefahr des Mißlingens dafür einzusetzen. Aber die Berliner wollen ihre Todten ehren, dazu fühlen sie sich berechtigt, die Gewerke setzen eine Ehre darein, die Gelegenheit, mit Fahnen aufzuziehen, ist ihnen zu lockend. —

Ich wollte an " schreiben, unterließ es aber. Alle alten Knöpfe, „die nicht mehr knöpfen", sagt Goethe, heruntergerissen und neue aufgesetzt! Bei mir hält keine Freundschaft Stich, wo Muth und Tüchtigkeit schwinden. —

In Ungarn täglich Gefechte, in Italien steigende Bewegung. Aber ich sehe auf Paris! Dort werden unsre Würfel geworfen und vielleicht kommt es dort bald zu neuer Entscheidung.

Mittwoch, den 7. März 1849.

Unruhiger Schlaf, viel gewacht. Sechzehn Jahr ist es, daß Rahel starb, sechzehn Jahr! und alles mir noch so frisch, so nah! Ich überdachte mir genau jeden Umstand und segnete sie tausendmal, die Geliebte, die Freundin. Mein ganzes Leben ist von ihr erfüllt! —

Geschrieben, aber mit Unlust. Wird es irgend nützen? Ein Tropfen mehr oder weniger im Regen; aber freilich, wollte jeder Tropfen meinen, auf ihn käme es nicht an, so wäre gar kein Regen! — Ausgegangen; Hr. Hirschfeld sagt mir, daß unsre Fabriken hier alle zu thun haben, alle Waarengeschäfte gut gehen, ist das nicht merkwürdig?

Wrangel verbietet den „Kladderadatsch", aber bei Kroll wurde er neulich schmachvoll verhöhnt, er selbst und der Belagerungszustand; Wrangel als Prahlhans, Mädchen trugen ihm Körbe voll Gras nach ꝛc. Wunderlicher Zustand, aus den größten Widersprüchen zusammengesetzt! —

Die Linke spaltet sich, Rodbertus trennt sich von Waldeck, Berends ꝛc. Aber die Rechte ist auch nicht einig und Vincke wird die Unterzeichner seines Programms nicht lange zusammenhalten. Der König selber haßt Vincke'n. —

Der Hof und die Minister zeigen bei allen Gelegenheiten Furcht und Besorgnisse, eine große Unsicherheit und häufiges Schwanken von Strenge zum Nachgeben. Ist es nicht merkwürdig, daß Manteuffel erklärt, kein Urwähler sei von der Bürgerwehr auszuschließen? Also nun doch Volksbewaffnung! Der ganze Zeughaussturm ging nur aus der Verkümmerung dieses Rechtes hervor und konnte nicht stattfinden, wenn man nicht den Berechtigten die Waffen verweigert hätte. Das Volk sagte, uns werden die Gewehre, die der König auch uns zugesagt, willkürlich vorenthalten, wir sehen sie wegführen, nehmen wir sie, denn uns gehören sie! — Die Beunruhigung der Reaktion gründet sich auf allerlei Anzeichen, daß es im Volke gährt, und besonders darauf, daß man den Soldaten nicht mehr völlig traut. Wirklich heißt es, daß von ihnen jetzt Ausbrüche zu erwarten stehen, daß sie bei vielen Anlässen erklären, auf die Bürger würden sie nicht schießen ꝛc. Dazu die Vorgänge, in Italien, die Gährung in Frankreich, die geringen Erfolge des Metzgers Windischgrätz ꝛc. Genug sie fürchten sich und wagen es nicht, offen alle Freiheit zu unterdrücken, indem sie es doch mit vieler thun! — Jetzt will man vor allem die Presse und die Versammlungen durch Gesetze beschränken; aber die gesetzlichen Schranken werden ihnen nie genügen; sie brauchen Willkür und Gewalt, um regieren zu können.

Donnerstag, den 8. März 1849.

Geschrieben, aber mit Unlust, zum Theil des Stoffes wegen; zum Theil wegen der Augen. Aller politische Stoff ist jetzt so schwer zu behandeln, weil die tiefere Wahrheit nur im Allgemeinen gesagt werden kann, in

persönlicher Anwendung aber nicht, weil dazu die Menge nicht reif ist. Die Glaubensmeinungen müssen sich gegen einander abstreiten, mit der übrig bleibenden wollen wir dann schon fertig werden. Ich kann mit dem Lutheraner gegen den Papisten sein, bin aber darum kein Lutheraner. —

Der Kriegsminister von Strotha hat den König aufmerksam gemacht, daß zum Ende März unter den gewöhnlichen Militairveränderungen nothwendig der Abschied zweier Generale sein müsse, des Grafen von der Gröben und des Grafen von Waldersee, beide dem Könige sehr lieb, besonders der erstere als eifriger Beter, aber beide dienstuntauglich. Die Reaktion trifft auch die Pietisten, sie will den König allein für sich haben und benutzen. —

Den Kammern ist eine Denkschrift über die Nothwendigkeit der Einsetzung und der Fortdauer des Belagerungszustandes übergeben. Ein heuchlerisches, durch und durch lügenhaftes und in süßlicher Sprache ganz tückisches Geschwätz, eine wahre Niederträchtigkeit; ich kann nur wiederholen, nicht im Volke, nicht in der Stadt Berlin, sondern in der Regierung war die Anarchie, sie that nichts, erfüllte nichts, sie hält keiner Unordnung ab, sondern rief sie hervor, sie sah jede mit Freuden und wünschte und hoffte größere; in ihr war der fortwährende Verrath; neben Ohnmacht und Feigheit und sie wagt es in ihrer Gleißnerei das Volk anzuklagen, sich für weise, für muthig, für besonnen auszugeben! O, der Halunken und Lügner! Wartet!!

Freitag, den 9. März 1849.

Gestern sprach ich von der Ungleichheit der Zustände in Wien und Berlin, dort Aufstand, Kampf und Eroberung

und daneben Fortdauer des konstituirenden Reichstages, hier kein Kampf, aber oktroyirte Verfassung, heute bringen die Zeitungen die Nachricht, daß der Reichstag aufgelöst, eine Verfassung mit zwei Kammern oktroyirt, mehrere Abgeordnete den Gerichten überwiesen worden ꝛc. Wenigstens folgerichtig ist solche Gewaltthat!

Der Minister von Manteuffel hat vorgestern seinen Salon eröffnet und auch alle Abgeordneten eingeladen; von der Linken kam niemand.

Die Linke spaltet sich, aber nicht in Feindschaft, sondern bleibt im Wesentlichen doch vereint. Rodbertus und Kosch bilden eine gemäßigte Schattirung, die eben dadurch geeignet ist, neuen Zutritt aus der Rechten anzuziehen.

Man kommt schon wieder mit angeblichen Verschwörungen und denkt damit zu fangen! Griesheim und selbst W. sagten von einer solchen im November, man habe alle Fäden! Es war nichts. Jetzt wieder! Manteuffel sprach mit gewichtigem Ernste davon zu einem Abgeordneten, der ihm scherzhaft erwiederte: „Ach, wohl die Bassermann'sche?“ Manteuffel, betroffen, sagte: „Wieso wissen Sie das? Allerdings rühren die Anzeigen von Bassermann her!“ — Ueber all das Lumpenvolk! —

Stahr war gestern bei der großen Truppenschau in Moabit. Die Truppen sahen herrlich aus, sie waren nicht in Parade, sondern kampfrüstig ausgerückt —, man sagt, mit scharfen Patronen, für den Fall, daß die Berliner in der Stadt die Abwesenheit der Truppen benutzen wollten, um etwas zu unternehmen. Als der König mit seinem zahlreichen Gefolge kam, erscholl aus der zahlreichen Volksmenge kein Laut; für die Königin wurden einige schwache Stimmen gehört. Kein Hut, keine Mütze wurde gerührt.

saur

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR 3-598-53028-5
VARNHAGEN VON ENSE,K.A. FN. 12206/031

Beim Vorbeimarsch der Truppen, als die vom 24. Regiment kamen, erhob sich ein Sturm von Jubelruf: „Es leben unsre braven Vierundzwanziger!“ Dies soll einen großen Eindruck gemacht haben. Beim Ausruhen liefen die Vierundzwanziger schaarenweise zum Volk und brüderten mit ihm, wurden aber von den Offizieren schnell wieder abgerufen. Dergleichen Vorgänge sollte man sich zur Warnung dienen lassen, aber man thut es nicht. Der König muß furchtbar leiden durch solche Zeichen der Volksstimmung, er, der nach Jubelruf und Ehrenbezeigungen so begierig ist.

— Von Lichnowsky's Ermordung kam einiges zur Sprache; er hat sich wie ein unsinniger Thor betragen; in Auerswald glaubte man Radowitz zu haben, drum wurde auch er getödtet, Radowitz hatte klüglich abgelehnt mitzureiten. Wort des alten Gärtners, als man so wüthig lärmte über den unerhörten Frevel: „Nun, war denn solcher Lärm bei Weidig's viel schrecklicherem Tod? Da war alles still, das war nur ein Schulmann, kein Fürst!“

Die neuesten österreichischen Patente sind prächtig! Der Reichstag hat keine Verfassung zu Stande bringen können, hat sich in Theorieen bewegt, die Regierung ist so weise, die Volksvertreter sind so unfähig! Dieselbe Sprache wie bei uns. Und dieselbe Lüge im Handeln, denn man läßt doch Religionsfreiheit, Preßfreiheit, Kammern ohne Standesunterschied, Wahlen mit geringem Zensus ꝛc.

Sonnabend, den 10. März 1849.

Ich habe heute mit Jubel gelesen, daß Welcker jetzt als badischer Bundesgesandter abberufen worden, wie ich vor dem Jahre mit Jubel seine Ernennung las, also

doppelter Jubel, den ich an ihm erlebe! Diese Leute müssen alle ihren Lohn bekommen.

Allein ausgegangen. — Marktgewühl auf dem Gendarmenmarkt, Volkswesen, sehr ergiebig anzuschauen.

Welche Nichtswürdigkeit hat das Ministerium in den Gesetzentwürfen gegen Versammlungen und Vereine und gegen die Presse ausgehen lassen! Schamlose Frechheit! Ganz das alte Polizeiwesen, Vernichtung aller Freiheit. Lügner von Haus aus, immer mehr kommt an den Tag, wie sie es wirklich meinen. Mit ihren Rückschritten giebt die Regierung zugleich das Maß ihrer früheren Feigheit und Ohnmacht, man sieht, wie weit sie gezwungen waren. —

Sieht man auf den Inhalt der oktroyirten Verfassung für Oesterreich, so muß man billig erstaunen, wie ungeheuer vieles doch gewonnen bleibt, was für jetzt noch bestehen soll, Zugeständnisse, wie man sie vor einem Jahr noch nicht träumen konnte! Sie wagen ein Oberhaus nicht als Pairie hinzustellen, noch weniger als erbliche, sie wagen die Mitgliedschaft nicht an Standesvorzüge anzuknüpfen. Aber oktroyirt! Keine Bürgschaften! Das Volk nach wie vor betrogen, verrathen. Da muß neue Revolution kommen, sie wollen's nicht anders. — Und sie wird kommen. — Lüge, Schein, Verrath, Sophisterei, bestechende Worte, Vorspiegelungen, — alles kein Heil! —

Was der König gegen den Grafen Hans von Bülow hat? „Er versteht ihn nicht, er kann nicht in dem Ja des Königs das versteckte Nein, in dem Nein nicht das heimliche Ja erkennen; solche Leute sind unbrauchbar."

Der Wiener Magistrat hatte den Namen Metternich in der Ehrenbürgerliste ausgestrichen; dafür trägt er jetzt den Namen Radetzky in sie ein. Wer gewinnt dabei?

Sonntag, den 11. März 1849.

Vortrefflicher, kühner Aufsatz der „Nationalzeitung“ gegen die schändliche, freche Denkschrift des Ministeriums in Betreff des Belagerungsstandes; alle falschen Angaben und Vorspiegelungen werden scharf beleuchtet. Ich fürchte, die Zeitung besteht nicht lange mehr. Da sie die Gewalt haben und willkürlich ausüben, so sind sie dumm oder feig, wenn sie nicht auch hier es thun. —

Der König hatte sich anfangs gegen den Minister Grafen von Brandenburg, hinter dem aber andre Leute standen, verpflichten müssen, gewisse Schranken zu halten in Reden, manche Personen nicht zu sehen, keine Abordnungen vorzulassen; eine Zeitlang befolgte er die Vorschriften, machte sich aber allmählich davon los und kümmert sich jetzt nicht mehr darum. Aber man bewacht ihn doch möglichst. —

Wechseln auch die Minister, so bleiben doch die Generale von Rauch, von Gerlach und die sonstige Kamarilla im Amte. Von Rauch sagt man, er sage dem Könige, wie früher dem Kaiser Nikolai, die strenge Wahrheit und mit derben Worten. Aber was für Wahrheit? man muß die Art kennen! „Ew. Majestät sind zu gut, Sie sollten schärfer strafen; es wird als Schwäche erscheinen, wenn Sie es nicht thun!“ Oder: „Ich muß es ernstlich tadeln, daß Ew. Majestät nicht schon Neuchatel wieder haben, es gehört Ihnen!“ Ja, solche herbe Wahrheit!

Montag, den 12. März 1849.

Die Thore sind seit ein paar Tagen von starken Haufen Konstablern besetzt, um verdächtige Leute, die ohne Pässe oder mit falschen kommen, hier abzufangen. Das

alberne Mährchen, daß in Frankreich zweihundert falſche Päſſe, die alle auf Berlin lauten, entdeckt worden, daß die Revolutionsleute heimlich hier zuſtrömen, daß eine Verſchwörung im Werke ſei, das Mährchen des — Baſſermann, des — Schmerling, wird auf die lächerlichſte und abſcheulichſte Art ausgebeutet, das Publikum wird genarrt und gequält nach Möglichkeit. Und nur die Allerdümmſten glauben es, die gewöhnlichen Dummen ſind ſchon ſo klug und wiſſen, daß dieſe Miniſter, wenn ſie das geringſte Anzeichen hätten, nicht fackeln würden mit Verhaft und Gericht und Strafe. Aber ſie heben im Allgemeinen das Recht der freien Bewegung auf, und das iſt ihnen am liebſten. —

Heute hat Waldeck gegen den Belagerungsſtand geſprochen, mit großem Freimuth und Nachdruck. Manteuffel zitterte vor Wuth und Ohnmacht. Ladenberg, Rintelen, arme Schächer! —

Der Geh. Archivrath Riedel hat voreilig eingeſtanden, daß die zweite Kammer ſogleich aufgelöſt worden wäre, hätte Unruh anſtatt Grabow die Mehrheit der Stimmen gehabt, und daß das gleiche Schickſal ſie bedrohe, ſobald die Mehrheit noch jetzt auf der linken Seite ſei! —

Diplomatiſche Noten Oeſterreichs und Rußlands; die Verträge von 1815 für Deutſchland beſtimmend, darüber haben alle Mächte zu wachen! Hohn, Schimpf, Lüge in frechſter Blöße! Als wenn ſie nicht ſelbſt dieſe Verträge gebrochen hätten, als ob eine Nation ihre Geſchichte je feſſeln ließe!

Dienstag, den 13. März 1849.

Ungeachtet aller Abmahnungen rüstete man sich hier von vielen Seiten zur Feier des 18. und die Maurer wollten die Grundsteinlegung eines Denkmals im Friedrichshain auf ihre Kosten ausführen —, da kommt heute ein Verbot Wrangel's, das an den Belagerungsstand erinnert, innerhalb dessen alle Versammlungen, Aufzüge, öffentliche Reden ꝛc. nicht gestattet seien. Es ist wenigstens gut, daß die Gewalt schon jetzt dagegen spricht, nicht den Leuten böse Fallen legt, als wollte man's geschehen lassen, um dann unversehens zuzufahren. —

Hr. von Weiher bringt mir die große Nachricht aus Frankfurt am Main, wo die neue Wendung der Dinge in Oesterreich den Antrag Welcker's zur Folge gehabt, sogleich auf Grundlage der berathenen Reichsverfassung den König von Preußen zum erblichen deutschen Kaiser zu ernennen. Die erste Nachricht lautete, die Ausrufung sei einstimmig geschehen, so ließ auch Hansemann ein Extrablatt seiner Zeitung sprechen; ein Extrablatt der „Deutschen Reform" brachte die Berichtigung. Wir überlegen die Sache nach allen Seiten. Die schändliche Mehrheit der Frankfurter besinnt sich zu spät! Freilich, nachdem sie unsere Nationalversammlung nichtswürdig der Gewalt preisgegeben und nun auch den österreichischen Reichstag fallen sehen, fühlt sie nun das Messer an der Kehle. Und Welcker, dieser Hinundher! Hole sie der Teufel, diese Volksverräther! Der König aber geräth in die bitterste Verlegenheit; er sieht seinen heftigsten Wunsch erfüllt und kann nicht darauf eingehen. Er kann nicht; er ist zu sehr gebunden durch seine Einverständnisse mit Wien und St. Petersburg, durch sein bisheriges Verfahren, durch seine Kamarilla. Er müßte wieder mit dem Volke gehen, wieder mit den

Höfen brechen, die größten Dinge entſchloſſenen Muthes auf ſich nehmen. Wie kann er das? Hätte er nicht aufgelöſt, belagert, oktroyirt! Jetzt iſt die Lage rathlos. Er hat keinen Menſchen in ſeiner Nähe, der irgend Staatsmann wäre, der irgend auf der Höhe dieſer Aufgaben wäre, er iſt in Widerſprüchen gefangen, und niemand hilft ihm hinaus. Er wird abermals warten, wanken, allerlei verſuchen und alles verſäumen. —

Unſere elenden Kammern! In der erſten Profeſſorgeſchwätz und Beamtendunſt. In der zweiten überall Bosheit und Leidenſchaft. Die bisherige Mehrheit ſtimmt zu jeder Lüge, zu jeder Unvernunft, nur wie es das Miniſterium will und die Reaktion befiehlt. Doch kann ſich das in kurzem ändern. Aber die Mehrheit der Linken hilft auch noch nicht; ſo koloſſaler Unredlichkeit gegenüber wird es zum Aeußerſten kommen müſſen. Und es wird dazu kommen, gegen den Willen der Beſſern, gegen den Sinn der Menge; das Volk wird durch die unverſtändige Regierung mit Gewalt zu neuen Ausbrüchen gedrängt. Und wenn ihm erſt wieder die Macht geworden, wird es nicht das Beiſpiel, das ihm vorigen Herbſt gegeben worden, nachahmen und ſo folgern: „Wir wollten uns mit der Krone vereinbaren, verſtändigen, da jedoch die Krone ſich unfähig erwieſen und mit ihr nichts zu Stande kommt, ſo ſchieben wir ſie bei Seite!“ —

Es ſcheint wirklich Ernſt, die zweite Kammer von etwa achtzig Abgeordneten zu ſäubern, die man vor Gericht zieht wegen Steuerverweigerung. Jetzt, nach vier Monaten, die Neugewählten! „Eben drum, hätte man ſie nicht gewählt, ſo könnten ſie ruhig ſein.“ —

Die Magyaren haben große Vortheile erfochten. Windiſchgrätz iſt verwundet in Ofen.

Mittwoch, den 14. März 1849.

Geschrieben, über die neuste Stellung der deutschen Frage; eine richtige, schließliche Lösung ist bei den vorwaltenden Persönlichkeiten jetzt schwer zu denken; wir werden wohl durch Ereignisse und neue Verwirrung weiter gehen. — Ausgegangen, mit Ludmilla. Das Marktgewühl mit vielem Ergötzen angesehen. Die braven Hunde, welche die Karren ziehen, ein wahres Studium! —

Nachmittags Wilhelm von Willisen, Bericht von der heutigen Sitzung der ersten Kammer. Stahl (Gerlach's Orakel) durch Baumstark bestritten und unterlegen. Brandenburg für die deutsche Sache gestimmt, auch gegen Stahl. —

Mehrere Mitglieder der hiesigen Kammern, die auch der Nationalversammlung in Frankfurt am Main angehören, sind eiligst dorthin gereist, um an der Berathung des Welcker'schen Vorschlages Theil zu nehmen, Bincke, Temme, Saucken, Schwerin ꝛc.

Der neue österreichische Gesandte von Prokesch ist hier angekommen. —

Der russische Gesandte Hr. von Meyendorff, früher so gemäßigt, so zurückhaltend und versöhnlich, ist jetzt eines der thätigsten Werkzeuge der Reaktion, voll finstern Eifers, bittern Grimms und gehässiger Anschwärzung gegen die Volksfreunde; er drückt die Stimmung seines Hofes aus, ein treuer Knecht seines Herrn. Rußland wird immer trotziger, drohender, dreister in seinen Anforderungen. Endlich muß doch dieses Reich in das Gebiet der Revolution treten, kämpfend gegen sie im Ausland, oder — im Inland! Es wird und muß dahin kommen. —

Ich blieb zu Hause, las die Schrift von Milnes, worin sehr viel Gutes, Billiges.

Donnerstag, den 15. März 1849.

Geschrieben. Die deutsche Sache geht mir im Kopf herum, und ich möchte gern dafür arbeiten, aber ich fürchte, daß alles schon zu sehr verdorben ist und die alten Wege nicht mehr zum Ziele führen. Sollte Deutschland jetzt noch durch seine Fürsten werden können, durch diese Fürsten, welche die Volkssache möglichst unterdrückt, geschwächt, verrathen haben? Sollte der Fürst zum Kaiser taugen, der in diesem unseligen Weg am meisten vorgeschritten ist? Ich zweifle! Es wird anders kommen. Auch sehe ich nicht, wie der König jetzt den Frankfurter Antrag annehmen kann, bei seinen politischen Einverständnissen mit den fremden Höfen; er wird unsicher antworten, hinhalten, bedingen, der Aufschwung wird sinken und kläglich enden. —

Trostlose Debatten in den Kammern. Es wäre mir das größte Unglück, jetzt Abgeordneter zu sein. Auf diesem hohlen Boden der oktroyirten Verfassung und der vorläufigen Geschäftsordnung ist nichts zu leisten; ich bewundre und bedaure die Männer, die berufen sind es doch immerfort anzustreben. Ein so nichtsnutziges, haltungsloses Ministerium, ein so verruchtes, liederliches Gebaren hat es noch nie gegeben! Und sie bleiben durch die Gewalt der Willkür, und arbeiten fort an dem Gebäude der alten Regierungsmacht, der sie das Lügengewand der Freiheit umhängen. Es wird dies aber als das Kleid des Nessus sich ausweisen, das den verbrennt, der es trägt. Wenn es auch nicht gleich geschieht, für solche Entwicklungen sind die Zeiträume, die uns lang dünken, noch immer kurz genug.

Freitag, den 16. März 1849.

Einiges geschrieben, tägliche Frohnarbeit! Ob es nützt, ob nicht? Ich darf nicht fragen! Es ist mir auferlegt durch Pflichtgefühl! Wollte Gott ich hätte der Freiheitssache mehr zu bieten, als arme Federworte, die trotz dieser Bezeichnung noch lange nicht ἔπεα πτερόεντα sind! — Die deutsche Frage setzt die Leute doch in einige Bewegung, aber die Unterrichteten sehen ein, daß in der genommenen Richtung jetzt kein Ausweg mehr ist. Der König erfährt die Folgen seines bisherigen Thuns; er kann nicht mehr annehmen, und abzulehnen ist ihm auch todtschädlich. Die deutsche Sache, von ihren Fürsten und deren Werkzeugen, der schändlichen Mehrheit der Frankfurter Versammlung, verrathen, geht diesmal zu Grunde; aber wie, wenn künftig die Fürsten von der deutschen Sache verlassen stehn? Das Volk stirbt nicht, und sein Geist ist erwacht. —

Neue österreichische Note in der deutschen Sache, unter verworrnen dunklen Phrasen die giftigsten Machtgelüste. Und doch benimmt sich Oesterreich noch besser als Preußen! Aber mit dem alten Bundestage und österreichischem Vorsitz wird nichts mehr ausgerichtet, man kann dergleichen herstellen, aber daß es bestehe, hängt von andern Dingen ab.

Gerücht aus Wien, Schuselka sei erschossen! Eine neue ungeheure Schmach wäre es, der deutschen Freiheit in einem ihrer besten Vorkämpfer angethan! Schuselka war immer auf dem Platz, immer voll Geist und Muth! —

Neues Blatt des „Kladderadatsch", streng verboten. Wrangel ist darin bildlich vorgestellt in Verlegenheit zwischen Mich und Mir. Bassermann als der größte Schuft unter den Deutschen bezeichnet. Den Ministern und der ganzen Reaktionssippschaft mit dem Galgen gedroht; im-

mer der Chorſchluß: „Wo wächſt das Holz, wo der Flachs.“ —

Ein Kaufmann fragte den Bedienten eines wohlhabenden Volksfreundes: „Sagen Sie, wie geht das zu, Ihr Herr hat was, und iſt doch Demokrat?“ —

Die Gräfin d'Agoult ſendet mir aus Paris ihr neues Buch: „Esquisses morales et politiques par Daniel Stern.“

Sonnabend, den 17. März 1849.

Geſchrieben. Beſuch von Weiher. Geſpräch über die hieſige Kamarilla, wer dazu gehöre? Ganz unbedeutende Perſonen, die nur durch Stellung und Nähe mitwirken, neben wenigen bedeutenden; dann alle Hofperſonen, Hofmarſchälle und Lakaien, Kammerherren und Garderobenmädchen, Generale und Adjutanten, ferner nach Gelegenheit alle Edelleute und Beamte, viele Leute ſtecken nicht ganz und gar drin, ſondern nur mit einem Arm, einem Bein, oder mit dem Kopf, wenn ſie einen haben; Profeſſoren aber, Künſtler und dergleichen, ſind nicht drin, die läßt man höchſtens als dienende Brüder gnädig zu und verachtet ſie tief. —

Des Halunken Baſſermann große Entdeckung iſt, daß Heinzen von Frankreich her einen dritten republikaniſchen Einbruch in Deutſchland verſuchen wolle, wie die franzöſiſche Polizei Ludwig Bonaparte's ihm dienſtfertig mitgetheilt hat! —

Die Mehrheit unſrer Kammern bedeckt ſich mit tiefer Schande, ruhig unter dem Belagerungsſtande zu berathen und dem Hofe, der ſie erniedrigt, Schmeicheleien zu ſagen. Die wollen Volksvertreter ſein? Schuftige Knechte ſind's. Ich nehme keinen aus, der ſich freiwillig in ſolcher Geſellſchaft befindet und gefällt. —

Der Minister von Manteuffel hat dieser Tage dem Grafen von Brandenburg anzügliche Stachelreden gegeben, warum er nicht den Mund aufthue in den Kammern und die Last der Debatte meist ihm überlasse? Brandenburg soll geantwortet haben, er gebe sich nicht für mehr, als er sei, dies aber sei nicht eben so der Fall mit Andern ꝛc. Der Justizminister Rintelen wird von der Aristokratie wie ein Schuhputzer behandelt, von seinen Untergebenen verlacht. Ein jammervolles Ministerium! —

Der „Staatsanzeiger" bringt Frankfurter Verhandlungen; Rieſſer berichtet über den Antrag Welcker's, die Mehrheit des Ausschusses räth sehr bedingte Annahme, die Minderheit (Schüler aus Jena, Schreiner, Wigard, Römer) beantragen die Tagesordnung; Wigard und Schüler aus Jena machen in einem Sondergutachten die furchtbarsten Anträge gegen Oesterreich, rufen die deutschen Oesterreicher auf, verdammen die dortige Gewaltherrschaft, fordern Rechenschaft wegen Blum, wollen Truppen vorrücken lassen ꝛc. Wenn es auch weiter nichts ist, so ist es doch schon ein Trost, solcherlei im „Staatsanzeiger" zu lesen!

Sonntag, den 18. März 1849.

Besuch von Dr. Hermann Franck; wir sprachen lange zusammen über den Stand unsrer hiesigen Angelegenheiten und stimmten fast in allem überein; daß der Tag durch seine Einzelheiten das Herz wohl zusammenpresse, daß aber die Zeitbewegung im Ganzen nur Erfolg und Gewinn verheiße; daß die schamlosen Gesetzvorlagen der Minister keine Verhandlung mit Gründen verdienen, sondern als Mißbrauch der heutigen Macht auch willkürliche Strenge von der Gegenseite hervorrufen ꝛc.

Montag, den 19. März 1849.

Der gestrige Tag war bewegter, als man hätte denken sollen. Die Regierung zeigte große Besorgniß und traf ängstliche Vorkehrungen, alle Truppen waren in Bereitschaft, starke Abtheilungen von allen Waffen in und beim Friedrichshain, Patrouillen auf allen Wegen, alle Thore stark besetzt. Große Menschenmenge bei den Gräbern, Zusammenstöße mit den verhaßten Konstablern an mehreren Orten, Einschreiten des Militairs, doch ohne Gewaltthat, Versuche mit Fahnen und Aufzügen leicht erstickt, ein paar Schüsse und Kanonenschläge aus Muthwillen, ein umgeworfener Wagen, das war alles. Um 5 Uhr wurde zum Prenzlauerthor niemand mehr hinausgelassen, der Rückweg in die Stadt blieb offen. Zahlreiche Verhaftungen durch Konstabler. — Elender Belagerungsstand! Ein Schimpf und eine Rohheit! —

Nachmittags *; er hatte Sitzung in der ersten Kammer gehabt, dann der Sitzung der zweiten beigewohnt. Er klagt über die Heftigkeit, die Wuth der feindlichen Partheien, und meint, am ärgsten mache es die Rechte. Vincke sehr lahm; Bodelschwingh ungeschickt und dummdreist, von einem Abgeordneten Haak mörderisch zurechtgewiesen; Graf von Renard von Schultze-Delitzsch dem Gelächter preisgegeben (Rother Faden, Zopfband). Am meisten klagt * über die Nullität des Ministeriums, das weder Gedanken noch Richtung hat, das keine Parthei in den Kammern bilden kann, ja es nicht einmal will, mit den Abgeordneten ganz außer Verbindung steht, sogar von Vincke verläugnet wird, von Hansemann. Treffliche Rede Waldeck's, scharfe Angriffe d'Ester's, guter Ausfall Jung's. —

Erwägung der deutschen Sache; was draus werden soll? Die Lage des Königs überaus kritisch und die

Preußens durch ihn. Debatten in Frankfurt am Main. Gagern's Künste und Welcker's Nothruf helfen nichts mehr. Vogt aus Gießen deckt alle Sünden und Verbrechen, welche die Zentralgewalt und die Mehrheit des Parlaments verübt, schonungslos auf. —

Falsche Nachricht, der dänische Waffenstillstand sei auf drei Monate verlängert, durch Oberstlieutenant von Griesheim verbreitet. — Verfolgung österreichischer Reichstagsmitglieder, Violand, Füster ꝛc. und ungarischer Geächteten, Kossuth, Bem ꝛc., auch durch unsere Polizei! —

Großes Wort heute von Johann Jacoby: „Freie Männer durch eignen Willen oder Freigelassene aus Königs Gnaden."

Dienstag, den 20. März 1849.

Sehr verstimmt durch unruhigen Schlaf und traurige Betrachtungen. Durch Schreiben mir das Herz etwas erleichtert. — Besuch von Weiher; Besprechung der gestrigen Debatten und der politischen Lage überhaupt. — Niemals kann es eine elendere Regierung gegeben haben, als unsre jetzige unter diesen Ministern, denen geradezu alles fehlt, außer dem Willen, unsre Zustände wieder in Knechtschaft zu verwandeln und mit dem Scheine der Freiheit die Willkürgewalt auszuüben; nur den Willen haben sie, denn das, was zu dem Zwecke gethan werden muß, thun nicht sie, sondern geschicktere Arbeiter, die aber untergeordnete bleiben sollen. Im Anfange der französischen Revolution, unter der Regierung Ludwig's des Sechszehnten, findet man ähnliche Wirthschaft, ähnliche lumpige Zustände. Die Verschiedenheit der Karaktere des letztern Königs und des unsern macht in den Sachen wenig Unterschied. Die

Nullität des franzöſiſchen und die reiche Begabung des preußiſchen Königs geben im Wirken denſelben Erfolg; jener wollte nichts, dieſer will vieles, unvereinbares, in Widerſprüchen befangenes, das ſich wechſelſeitig aufhebt, das Ergebniß iſt in beiden Fällen Null, und wo ſich andere Kräfte weſentlich einmiſchen, Verwirrung und Zuſammenbrechen. Ich ſehe das letztere nur zu deutlich nahen! Wenn uns der Himmel nicht rettende Ereigniſſe ſendet, dieſe Menſchen, die jetzt regieren, richten uns und ſich zu Grunde. —

Heute hat in der zweiten Kammer der Miniſterpräſident zum erſtenmal geſprochen, um — den Abgeordneten von Kirchmann wegen eines Angriffs auf die Miniſter zur Ordnung rufen zu laſſen! Der Kammerpräſident Grabow that's, gegen allen Fug, denn die Aeußerung Kirchmann's war ganz parlamentariſch, die dummen Kerls verſtanden ſie nur nicht! Vincke machte albernes Geträtſch. Mehrheit der Rechten 11 Stimmen. Waldeck und Pariſius haben gute Dinge geſagt, auch Unruh. —

Feier des 18. März in Breslau, Magdeburg, Frankfurt an der Oder, Potsdam, Nauen ꝛc. —

Der Oberſtlieutenant von Griesheim hat in einer Abtheilung unvorſichtig verrathen, daß ſchon im Juli, als die Truppen noch in Schleswig ſtanden, an Auflöſung der Nationalverſammlung und Oktroyirung einer Verfaſſung gedacht worden. In der heutigen Kammerſitzung kommt dies zur Sprache, und er macht darüber eine armſelige und mißfällige Erklärung. —

„Die bürgerliche Revolution in Deutſchland ſeit dem Anfange der deutſch-katholiſchen Bewegung. Von Bruno Bauer.“ (Berlin 1849.) Ein biſſiges Buch, voll der alten Gewohnheiten, vor allem die Nebenmänner zu treffen,

anſtatt die Gegner zu ſchlagen! Enthält doch manches gute Wort. —

In Bernburg Unruhen, in Strelitz.

Mittwoch, den 21. März 1849.

Geſchrieben. Betrachtung der politiſchen Zuſtände. Vor fünfzig Jahren gab es eine franzöſiſche Republik, die eroberte und mit Waffengewalt in Italien andre Republiken einſetzte; jetzt iſt wieder eine franzöſiſche Republik da, doch ſie erobert nicht, und die Italiäner und Deutſchen arbeiten ſich aus eignen Kräften zur Freiheit empor: das iſt ein mächtiger Unterſchied von heut' und damals, ganz zum Vortheile der Freiheitsſache. Dieſe kann überhaupt nicht mehr unterdrückt werden, alle Verſuche dazu ſind vergebens, wenn auch örtlich und zeitweiſe ſie zu gelingen ſcheinen. Wie hat die Freiheit die dreißig Jahre ſeit dem Wiener Kongreß durchlebt? Kein Jahr, in welchem ſie nicht ihr Daſein und Wachsthum herrlich zu erkennen gab? Und iſt ſie jetzt in Wien, in Berlin erſtickt? Nichts weniger! Sie lebt und ihre heißen Athemzüge ſind ununterbrochen. Alle Tage mehren ſich ihre Anhänger, ihre Vorkämpfer, es kommt nur darauf an, daß die Führer das richtige Befehlswort finden, und die Gewaltherrſchaft hat ein Ende, oder vielmehr ſie ſtellt ſich auf die Seite der Freiheit, denn nach allem Verrath und allen Tücken kann nun die geſetzliche Freiheit auch nicht mehr ausreichen, ihr wird die rächende, ſtürmiſche vorangehen. — Wenn ich ſehe, wie überall gekämpft wird, wie täglich neue Namen auftreten, ſo kann mir für den Erfolg nicht bange ſein. Gleichwohl hab' ich ein Gefühl der Sorge, das nur daher ſtammt, daß ich nicht mitkämpfe als Abgeordneter, als Volksmann,

meine Zuversicht wäre befriedigter und reiner, könnte ich sagen: „Wir werden es durchfechten", anstatt ich jetzt sagen muß: „Sie werden es durchfechten." Kränklichkeit und vierundsechzig Jahre! Hart, hart! —

Die heutigen Kammern waren wieder sehr lebhaft. In der zweiten hat Jung eine treffliche Rede gehalten, Vincke sich wieder bengelhaft betragen. Hier wird der Kampf nicht ausgefochten, sondern auf einem andern Schlachtfeld. —

In Frankfurt am Main wird das Erbkaiserthum berathen, und bei dieser Gelegenheit kommt vieles zur Sprache, was nicht ohne Frucht bleiben kann. Es wächst die Einsicht, es wächst die Zahl. —

Ich wollte Abends Rebecca Dirichlet besuchen, sie lag aber krank zu Bette. Durch den Thiergarten nach Hause. Invaliden, der eine blind und mit nur einem Arm, standen in der rauhen, feuchten Abendluft mit ihren Leierkasten —, warum sind die nicht besser versorgt? Als neulich unter geringen Bürgern die Rede vom Kriege war, von neuen Lorbeern in Schleswig, sagte ein anwesender Soldat: „Ach, von Lorbeern wollen wir still sein! die sind höchstens für die Oberoffiziere —, wir Gemeinen, wenn wir zerschossen und unbrauchbar sind, kriegen etwa 'nen Leierkasten!" Das fiel mir ein — und schwer auf die Seele. —

Ich las das zweite Bändchen der „Confidences" von Lamartine. Es sind schöne Sachen drin, aber das Ganze ist geziert und schwülstig. Er stellt die Einfachheit mit prächtigem Aufwand dar — trop de luxe pour peindre la simplicité. —

Russisches gelesen. — Die Verhandlungen in Frankfurt am Main. Nächstens kommt die Auflösung des Parlaments und die österreichisch-preußische Oktroyirung einer

Verfassung Deutschlands! Recht so! Die schuftige Mehrheit muß in ihrer Blöße und Ohnmacht dem Hohne des Volkes überwiesen werden, geschlagen von denen, für die sie das Volk verriethen. Keine Täuschung mit Scheinfreiheit, die hole der Teufel! Wir müssen wissen, daß wir nichts haben.

Donnerstag, den 22. März 1849.

Geschrieben, aus Pflicht mehr als aus Neigung; was ich damit leiste, ist kaum eines Sandkorns werth —, und doch! — Einfache politische Betrachtung: So wie das Volksthümliche, in seiner höchsten Fassung das Reinmenschliche, zurücktritt, tritt natürlich gleich die Sonderstellung des Einzelnen hervor, anstatt des Gemeinwohls das Vorrecht, die Selbstsucht, natürlich und also mit Recht, es ist ein sauve qui peut, ein Sehe jeder, wo er bleibe. Wenn die Deutschen sehen, daß aus der Deutschheit nichts wird, daß mit der Volkssache die des Vaterlandes unterdrückt, verrathen wird, was können sie anders, als eiligst in ihre Sonderstellung flüchten, in das, was sie als Sachsen, Hessen, Baiern, Preußen ꝛc. sind! Aus diesem Aufgeben der Demokratie fließt alles Unheil, ich wußt' es früher als viele Andre. In der Volkssache ist Wahrheit und Gerechtigkeit, die Völker haben alle dasselbe Interesse, die Verschiedenheit ist nur in der Künstelei der Dynastieen, der Aristokratieen. Sobald das Menschliche herrscht, brauch' ich kein Preuße zu sein, gilt aber eine Besonderheit vor der andern, so muß ich mich dahin halten, wo ich grade stehe, muß das Unrecht Preußens zu meinem Rechte machen. So liegen diese Dinge. Wird diese Einheit durch Thatsachen allgemein, durch Handlungen der Fürsten immer

mehr augenscheinlich, dann kommt eine neue Revolution, gründlicher als die vom vorigen Jahr. —

Besuch vom General von Pfuel, zwei starke Stunden; dazu kam Hr. von Weiher, der die Nachricht brachte, die Tagesordnung sei in Frankfurt am Main mit geringer, der Ausschußantrag aber (das preußische Erbkaiserthum) mit großer Mehrheit verworfen. — Später kam Bettina von Arnim; erweckende, geistvolle, herzliche Gespräche. —

Der Antrag, eine Amnestiebitte in die Adresse der ersten Kammer zu bringen, ging heute unerwartet durch. Die Rechte hatte auf ihre Leute nicht aufgepaßt, sie nicht im voraus bearbeitet. Diese Mehrheit ist nur eine zufällige, die Minister haben sie in den Hauptsachen noch immer, ungeachtet ihre eignen Anhänger die Unfähigkeit, Schwäche und Erbärmlichkeit dieser Führer täglich mehr einsehen. Das Schaf Rintelen hat sich heute in den unglaublichsten Behauptungen verirrt und dann selbst auf's Maul schlagen müssen. Der Abgeordnete von Meusebach hat dumm und voreilig verrathen, daß eine Auflösung dieser Kammer in Aussicht stehe! Bei der Mehrheit, welche die Minister doch haben? Es ist unglaublich, aber in dieser Wirthschaft alles möglich. Auch spricht man schon davon, daß bei der Auflösung die Steuerverweigerer, durch ihre Eigenschaft als Abgeordnete nicht mehr geschützt, sogleich verhaftet werden sollen. Der Antrag dazu ist ganz zuverlässig gemacht worden, und ist eine gebührende Nachahmung dessen, was in Kremsier geschehen. —

Gagern und Peucker haben ihre Entlassung als Reichsminister schon genommen. Gagern versichert, er habe keine Intrigue gemacht; aber er lügt! er hat seit dem Juni vorigen Jahres sich nur in Intriguen bewegt und die Volkssache verrathen, um den Fürsten zu schmeicheln, der

kühne Greifer! Jetzt greift er nach einem preußischen Ministerposten. Es ist wirklich nicht unmöglich, daß wir diese abgenutzte Größe, diesen eitlen Ueberläufer vom Volke zum Hof, diesen Fremden hieherbekommen. Camphausen und Vincke sind dafür. All das abgethane Gelichter!

Freitag, den 23. März 1849.

„Griesheim roch schon im Juli die Leiche der Nationalversammlung, Reusebach riecht heute die der zweiten Kammer; ob indeß die Spürhunde nicht schärfer riechen und noch ganz andre Leichen hinter diesen schnopern sollten?" wurde gestern gefragt. —

Im Schreiben unterbrach Prof. Rosenkranz mich. — Er erzählte mir von Ränken in der ersten Kammer, von der Anmaßung, mit der die Rechte alles ordnen und leiten wolle, der General von Brandt, Baumstark und noch einige dieser Art sind in diesem argen Spiele der List und Berückung die Vordersten. Auch Rosenkranz hatte schon von Vertagung oder Auflösung der zweiten Kammer — die erste soll bleiben — gehört, auch von Gagern's Herberufung ꝛc. —

Die Berathungen in Frankfurt am Main rufen manches gutes Wort an den Tag, das auch in der Folge noch nützen kann; Römer, Schüler und Andre haben eindringliche Wahrheiten gesagt; Riesser, von der Gegenseite, auch einiges Nützliche, wiewohl im Ganzen diese Seite jetzt nichts Rechtes aufbringen kann. Wir müssen jetzt zusehen, daß sie sich bankrott erklärt, sie hat früher andre Bankrotte herbeigeführt, und nachdem sie uns arm gemacht, möchte sie uns einreden, unsre Habe sei mit bei ihnen betheiligt;

nein, unſre und des Vaterlandes Sache hat mit dieſem Jammerdinge, das die Gagern und Konſorten uns anbieten, nichts zu thun! Möge die Gegenwart noch tiefer ſinken, unſer Vaterland liegt in der Zukunft, auf Gerechtigkeit und Wahrheit für alle Völker, auf Freiheit und Brüderlichkeit gegründet, nicht auf ſelbſtſüchtigen Dünkel, dem denn doch nur feige Unterwürfigkeit zur Seite ſteht. Fort mit den Philiſtern und Lumpen, mit den Ehrgeizigen und Eigennützigen! —

Man ſpricht von Gagern, Bunſen, Peucker als hieſigen Miniſtern. Den jetzigen hat ſelbſt Vincke heute einen derben Schlag gegeben; wegen eines Ausfalls gegen die Steuerverweigerer iſt er vom Präſidenten zur Ordnung gerufen worden.

Sonnabend, den 24. März 1849.

Die Zeitungen melden, Griesheim werde den Abſchied nehmen, weil eine hohe Perſon (der Prinz von Preußen) ihn wegen ſeiner Aeußerungen in der Kammer ſcharf angelaſſen habe. Aber auch der Prinz Karl hat ihn gerüffelt, weil er als Gaſt zu Mittag, wozu er die Einladung erſt beim Austritt aus der Sitzung im letzten Augenblick erhalten hatte, in Bürgerkleidung erſchienen war und ſich zwar deßhalb entſchuldigte, aber nicht mit gehöriger Zerknirſchung.

In Breslau die Bürgerwehr vorläufig eingeſtellt, weil ſie (ihr Oberſt nur) ſich geweigert, einen Aufzug für die Märzfeier zu verhindern. — Brave Rede des Grafen von Dyhrn in der erſten Kammer, von Weſendonk in der zweiten, über die deutſche Frage; Jämmerlichkeit des Miniſters Grafen von Arnim, er bekennt, er habe ſeine Note, die

Bayerische

mehrere Tage vorher abgefaßt worden, am 10. noch fortgesandt, obgleich am 9. hier die österreichische oktroyirte Verfassung bereits gedruckt erschienen war, in Folge deren der Inhalt der Note hätte geändert werden müssen. Aber diese Schuljungen-Ausrede ist nur eine Lüge, er hat die Note abgesandt, weil sie nicht verändert zu werden brauchte, da man mit Oesterreich nach wie vor einverstanden blieb. — Vincke mit seinen sophistischen Vorspiegelungen gehörig in seiner Blöße hingestellt, ob auch beschämt? Ich zweifle. —

Fernere Frankfurter Abstimmungen.

Sonntag, den 25. März 1849.

Die „Nationalzeitung" bringt den Schluß des größeren trefflichen Aufsatzes „Die Regierung und das Volk seit den Märztagen 1848", und das Ende lautet: „Denen aber, die heute über ihren Triumph jubeln, rufen wir zu: »Wer kann alle Zwischenszenen berechnen?« — Die großen Ereignisse von aushaltender geschichtlicher Gestalt gehen darüber hinweg und machen daraus den Staub ihres Weges." Ich zuckte, als ich diese Schlußworte las, sie sind von Rahel, aus dem „Salon der Frau von Varnhagen, März 1830", in Kuranda's „Gränzboten" von 1844 und trotz des Druckes wenig bekannt.

Ausgegangen mit Ludmilla, bei Kranzler die „Neue Preußische Zeitung" gelesen, die gegen Gagern loszieht, wie ich, aber aus andern Gründen. Von Peucker sagt sie, „der Reichsminister und ehmalige preußische General" sei hier angekommen. „Da ist er schon so gut wie abgesetzt!" rief ein Offizier.

Einer der angesehensten und heftigsten Reaktionaire ruft neuerdings aus, mit dem Könige sei nichts anzufan-

gen, er ſchwanke hin und her, buhle wieder um Volksgunſt, und habe erſt jetzt wieder geſagt, alle Gewalt gehe vom Volk aus! (Wann und wo? jedenfalls höchſt ſeltſam!) Es verlautet ſchon wieder, das Heil des Staates fordere die Abdankung des Königs, ja man hört Wünſche wie der: „Wäre doch anſtatt des armen Königs von Holland ein andrer geſtorben!“ Und das ſind die Leute, die „mit Gott für König und Vaterland“ ſind!

In Frankfurt am Main kommt durch Venedey eine neue Niederträchtigkeit an den Tag. Schmerling hat geſagt, er wolle jetzt zu Camphauſen gehen, der werde wohl jetzt für die Oktroyirung mürbe genug ſein. Schmerling ſagt, das ſei eine Lüge, den Ausdruck „mürbe“ habe er nicht gebraucht, wohl aber geſteht er, daß die Oktroyirung ſchon längſt im Vorſchlage ſei. Venedey darf die Debatte nicht fortſetzen; da nun erklärt der Abgeordnete Künzel ſchriftlich, zu ihm habe Schmerling das alles geſagt! — Mehr und mehr werden dieſe frechen Intriganten entlarvt, die Deutſchen müſſen erkennen, in welche ſchmutzige Hände ſie die Vaterlandsſache gelegt!

Montag, den 26. März 1849.

Erwägung, was ein Miniſterium Gagern hier werden könnte? Nichts Gutes. Wer in Frankfurt Bankrott gemacht, ſoll in Berlin kein neues Geſchäft anfangen; ein Schwindelgeſchäft würde es immer nur ſein. Man ſagt, er würde doch mehr Konſtitutionelles hier einführen, verſöhnend wirken, ich ſage Nein! Er bringt ſeine ganze Erbitterung gegen die Linke mit, der er die Schuld des Mißlingens ſeiner Abſichten aufbürdet, er kommt als ein Gunſtſuchender, er würde ſich unbedingt dem Hofe hingeben, der

äußerſte Ultra ſein, um ſeine Niederlage zu rächen, ſie vergeſſen zu machen, um die noch vor kurzem von ihm ausgeſprochene Volksſouverainetät abzubitten. Ich halte ihn für einen politiſch durch und durch verdorbenen Menſchen. —

* * kam zu mir und berichtete von der heutigen Sitzung; die erſte Kammer beginnt die Reviſion der Verfaſſung. Seltſame Aeußerungen über die Bürgerwehr; ohne ſie hätte die Nationalverſammlung ihre Aufgabe gelöſt!? Werden denn die jetzigen Kammern ihr Werk ſo ſicher vollenden? Sagt es lieber grad heraus, ihr wollt keine Volksbewaffnung, ſondern nur Soldaten; ihr wollt eine gewährte, ſchwebende Freiheit, keine ſelbſtſtändige. Ob Graf von Arnim nach der beiſpielloſen Blamirung Miniſter bleiben könne? Warum nicht! —

In der zweiten Kammer hat Vincke den Miniſter Grafen von Arnim, zu deſſen und ſeiner Kollegen größter Ueberraſchung, gräulich heruntergeriſſen; das mag im Augenblicke gut gethan ſein, iſt aber nur ein neues Zeugniß, wie richtungslos der Klopffechter um ſich haut. Der Beſchluß fiel dennoch elend aus. —

Von dem Eichhorn'ſchen Knecht Geh. Rath Eilers iſt eine Schrift erſchienen: „Zur Beurtheilung des Miniſteriums Eichhorn", worin alles ſchön und gut gefunden wird, nur werden die damaligen Miniſter insgeſammt beſchuldigt, dem hochverrätheriſchen Treiben Vincke's und ſeiner Anhänger im Vereinigten Landtag nicht ſtark genug entgegengetreten zu ſein. So ſieht auch der König ſelbſt die Sache an; und dennoch iſt Vincke jetzt der Nothnagel des heutigen Miniſteriums! — Rodbertus und Kirchmann. —

Der vormalige öſterreichiſche Geſandte Trauttmansdorff hat ſeine Abberufung erſt mit der Ankunft ſeines

Nachfolgers Hrn. von Prokesch erfahren. So roh und verletzend handelt man auch in diesem diplomatischen Gebiet! —

In Frankreich die Klubs abgeschafft! Große Protestation dawider, als eine Verfassungsverletzung. Das wird Folgen haben! „Keine Regierung ist möglich mit Klubs und Volksversammlungen!“ rufen die Lumpen. Das Wahre ist, keine Regierung hält sich, die nicht Klubs und Volksversammlungen verträgt. Ihr Lumpen müßt euch darein finden, oder weicht! — In Preußen, als die Prügel abgeschafft wurden, schrieen Tausende von Generalen und Offizieren, Zucht und Ordnung seien ohne Prügelstrafe nicht möglich.

Dienstag, den 27. März 1849.

Ich hatte kaum ein paar Seiten geschrieben, so kam General von * *, theilte mir einige politische Neuigkeiten mit, und wir hatten lange die ernstlichsten Gespräche. Er wiederholte, der König wisse nicht das Geringste von Konstitution, was das heiße und bedeute, es liege ihm in Gewohnheit und Blut, davon nichts zu wissen, er wolle in seinen Ministern nur blinde Ausführer seines Willens, er dünke sich klüger als alle Andern, er sage es ihnen in's Gesicht, daß er weiter sähe als sie, daß er die Sachen besser beurtheile ꝛc. Dabei kam die beste Meinung * *'s für den König, die treuste Anhänglichkeit an den Tag. Wir bedauerten den König, das Opfer seiner Stellung zu sein, die ihn seinen wahren Freunden entzieht, seinen Feinden überliefert; er ist von letzteren umgarnt, von solchen, die fortwährend an seine Abdankung denken, und von ihnen leidet er jeden Zwang, den er von der Seite seiner Freunde leidenschaftlich zurückweiset.

Mittwoch, den 28. März 1849.

Gestern in der zweiten Kammer die Adreßdebatte zu Ende gekommen; Arntz hat noch eine gute Rede geliefert, über die alten und neuen Sünden unsrer Politik. Der Minister Graf von Arnim, ungeachtet aller seiner Schande, noch im Amte, hat schwach und obenhin geantwortet. —

Politische Bemerkungen aufgeschrieben, zur Beleuchtung unsrer kläglichen Diplomatie. —

In der zweiten Kammer ist das Ganze der Adresse mit etwa vierzig Stimmen Mehrheit angenommen. Beim Losen zur Ueberreichungsdeputation haben die meisten Mitglieder der Linken ihre Zettel weiß (ohne Namen) eingereicht.

In Frankfurt am Main ist mit großer Mehrheit beschlossen, ein Reichsoberhaupt zu wählen, das den Titel „Kaiser der Deutschen" führen soll, die Würde soll erblich sein und einem regierenden deutschen Fürsten angetragen werden. Und wenn sie abgelehnt wird? — Zugleich ist für künftige Abänderungen der Verfassung ein suspensives Veto beliebt. Alles, alles aber steht auf schwachen Füßen! Die Einheit Deutschlands bedarf der Zersplitterung Oesterreichs und neuer Volkserhebung in Preußen. —

Der Abgeordnete von Forkenbeck, Führer der Linken in der ersten Kammer, ist vorgestern vom Schlage getroffen worden, Folge von Anstrengung und Aerger. —

Die Gerüchte von Gagern's Eintritt in den hiesigen Staatsdienst erhalten sich; es wäre nur ein Aergerniß mehr! — Täglich mehr sehe ich ein, wie der Dünkel und die Vermessenheit dieses Menschen mit seinem großen Anhang von Lumpen und Schuften — ursprünglichen oder gewordenen — Deutschland um die Früchte seiner Revolution gebracht hat. Er sprach und spricht viel von Volkssouverainetät, aber in Wahrheit hat er sie verrathen; er

hat Preußen jeden Bruch erlaubt, aber dafür preußische Truppen gegen das Volk gebraucht, er hat mit Oesterreich zu einer Zeit, wo nichts dazu nöthigte, diplomatisirt, von Schmerling sich bethören lassen, oder vielmehr mit ihm intrigirt, hat Wien fallen lassen und unsere Nationalversammlung, — das kann die Nation ihm nie vergeben! —

Zahlreiche sächsische Soldaten waren gestern im Friedrichshain und haben sich von den dortigen Gräbern Strauchzweige und Gräser zum Andenken mitgenommen. —

Die Russen sind wirklich vom General Bem aus Hermannstadt hinausgeschlagen worden. Die Piemontesen aber scheinen nicht glücklich anzufangen. —

Der König will nichts von Veränderung des Ministeriums wissen, er ist mit ihm zufrieden, und das allein soll gelten. Auch den Belagerungsstand will er beibehalten wissen. In den obern Regionen herrscht neben der größten Erbitterung die kleinlichste Furcht, sie leben in beständiger Angst und sehen überall Schrecken und Gefahr. Die Kamarilla und die Polizei sorgen dafür, daß dieser Jammer genährt werde.

Donnerstag, den 29. März 1849.

Besuch von Weiher, Nachricht von dem Stande der Vorschußkassen in den Bezirken; die Aristokraten suchen sich dieser Sachen zu bemächtigen, das untere Volk durch Geldverhältnisse zu knechten; großer Verein für innere Missionen; recht wie in Frankreich während der Restauration! —

Große Neuigkeit! Der König ist gestern in Frankfurt am Main zum Kaiser der Deutschen erwählt worden durch 290 Stimmen; 248 Stimmen enthielten sich. Das Parlament beschließt, beisammen zu bleiben, bis die neue Volksvertretung

da ist. Wird der König annehmen? kann er? Welches werden die Folgen sein? Rein und klar ist die Sache nicht; die Stimmenmehrheit ist gering, die Volksstimme im Ganzen nicht für ihn, er hat sie auch nicht verdient, sagen die Leute, man giebt unwillig ihm die Krone; und wie wird er sie tragen können? wird er die deutsche Freiheit nicht eben so behandeln wie die preußische? wird er auf der höheren Stufe ein anderer sein? Und wie werden die Fürsten ihm gehorchen? ist er der Mann, sie zu bändigen und die Völker zu befriedigen? ist er der Mann, gegen Oesterreich und Rußland zu stehen, und wie weit ist er schon mit diesen gegen die Deutschen verwickelt?! Alle diese Fragen hört' ich heute aufstellen, keine beantworten! —

Die Piemontesen bitten wirklich schon um neuen Waffenstillstand. Karl Albert hat abgedankt. —

Die Kammern hatten heute keine Sitzung; die zweite Kammer wegen Mangel an Vorlagen! Das erbärmliche Ministerium! —

Magistrat und Stadtverordnete wollen die Frankfurter Deputation, die den Kaiserantrag überbringt, feierlich einholen, dem Hrn. von Gagern das Ehrenbürgerrecht von Berlin überreichen! Dazu sind sie eifrig, das ist das Maß ihres Verstandes, ihres Urtheils! Diese Jammerleute hätte die Revolution nicht am Platze lassen, sondern zum Teufel jagen sollen! sie haben große Schuld an dem schlechten Zustand der Dinge, sie waren von Anfang feige und dumm.

Freitag, den 30. März 1849.

Jeder Tag ein neuer Kampf! Morgens beim Erwachen liegt die Aufgabe des Tages vor mir, und auf ihr die Last

eines langen Lebens, die sich in jener wieder geltend machen will und doch nicht kann. Die Anforderungen der Gegenwart beschränken sich leicht auf das Thunliche, aber die der Vergangenheit sind unermeßlich, und mit ihr auf's Reine zu kommen, ist eine ungeheure Arbeit, der sich doch nicht entziehen kann, wer Anfang und Ende würdig zu verbinden wünscht. In die Wirklichkeit zurück reicht keine Macht als die Einsicht, diese aber waltet segenvoll, nicht sowohl kritisch das Einzelne verbessernd, als vielmehr das Ganze erhebend. Zur Einsicht gehört jedoch die Tapferkeit des Fleißes und der Muth der Schmerzüberwindung. Die Orphischen Urworte, wie Goethe sie wiedergegeben, sind mir heute besonders gegenwärtig, und ich erinnere mich der Zeit lebhaft, wo ich sie Rahel zuerst vorlas. —

Nachmittags allein ausgegangen, die Linden viermal in ganzer Länge durchschritten. Sächsische Artillerie zog zum Brandenburger Thor herein. Sonderbare Empfindungen dabei. Vergleichung der sächsischen Soldaten und der preußischen, die zu Hunderten unter den Zuschauern sich befanden; die preußischen waren mir doch wie Brüder, die sächsischen wie Fremde. —

Die Voreiligkeit des Magistrats und der Stadtverordneten wird von allen Seiten getadelt. Die augendienerischen Behörden sehen nur eine Gelegenheit zu huldigen, und da sind sie stets bei der Hand. So gut wie Hrn. von Gagern könnte auch Hrn. Bassermann das Ehrenbürgerrecht angetragen werden; außer den schaudervollen Gestalten, die er hier in den Straßen gesehen, könnte er dann auch seine eigne zu den Gespenstern Berlin's zählen. Das „Halunkenlied" auf Bassermann soll in einer neuen Auflage mit sehr komischen Bildern erschienen sein. —

Herzerfreuend ist die Anführung Goethe'scher Worte bei Verkündigung der Kaiserwahl im Frankfurter Parlament; der Vorsitzende Simson führte drei Verse aus „Hermann und Dorothea" sehr glücklich an: „Nicht dem Deutschen geziemt es ꝛc."

Sonnabend, den 31. März 1849.

Berathung in der zweiten Kammer über eine Adresse wegen des Kaiserthums. Gemeines Treiben des Grafen von Schwerin und des elenden Küpfer, um Unruh's Antrag fallen zu machen und einen schlechten von Vincke an die Stelle zu setzen. Vincke kein Staatsmann! —

Mittags Besuch vom Grafen von **; natürlich wegen der Kaiserfrage! Dann kam ***; dasselbe Thema! Sie sehen den wahren Zusammenhang der Dinge nicht, sie sind in alten Gewohnheitsansichten befangen, sie wissen nichts von Volk und Volkssache. Man spricht von heiligen Fürstenrechten; wie sind die jetzt bestehenden Souverainetäten entstanden? auf Kosten der Kaisermacht und der Volksfreiheit, und durch Napoleon, in Verrath und Abtrünnigkeit! Und unsre Könige selbst! Mit Geld wurde die Mark und das Kurfürstenthum erkauft, die Krone durch künstliche Unterhandlungen und Bestechung erlangt, Geschichte, ja, ja, Geschichte! Das ist ein mißliches Ding! —

Der König widersteht dem Reize nicht, er wird doch eine bedingte Annahme versuchen. Die Minister wollten durch den Telegraphen die große Deputation in Frankfurt noch zurückhalten, aber der König wollte nicht einstimmen. —

Abdankung des Reichsverwesers. Schmerling's Ränkespiel. Braves Benehmen der Linken in Frankfurt, Vogt's, Temme's, Simon's von Trier ꝛc. —

Der König in großer Gemüthsbewegung! Die größten Gelüste nach Volksgunst und dabei der stolzeste Fürstenschwindel. Geschmeichelt und geärgert zugleich. Die Verlegenheiten gegen die andern Mächte scheint er persönlich kaum zu fühlen, da mögen seine Minister zusehen, die nöthigen Phrasen machen, sich verwickeln, stecken bleiben.

In diesem Augenblicke dauern die elendesten und nichtswürdigsten Polizeiquälereien ganz eifrig fort, die willkürlichste Gewalt wird schamlos ausgeübt, ruhige Versammlungen werden gestört, Personen ausgewiesen ꝛc. Man entdeckt immer neue Verschwörungen, verborgne Waffen —, lauter kindisches, dummes Zeug, mit dem man aber die Furchtsamen ängstigt, den König selbst irre leitet —, von solchem Polizeikehricht lebt das Ministerium sein schändliches Leben fort!

Sonntag, den 1. April 1849.

Nachmittags Besuch vom Grafen Cieszkowsky, er ist etwas matt und schwankend, ich suche ihn bestens zu stärken und für die Linke zu befestigen; die deutsche Frage, die italiänische, die magyarische wird besprochen, die polnische ach! ruht für den Augenblick, obschon polnische Generale in Siebenbürgen und Piemont fechten. —

Abends Besuch von Hrn. von Weiher; schändlicher Vorfall, wo Konstabler und herzugerufenes Militair eine ruhige Wirthshausgesellschaft auseinander getrieben haben; der Assessor Gubitz wurde sogar verhaftet. Diese Willkürlaunen und Scheerereien sind empörend und thun der Regierung selbst den größten Schaden. —

Am späten Abend noch kam Hr. Professor Weiße aus Leipzig und blieb bis gegen 9 Uhr. Ich hatte große Er-

örterungen mit ihm, er klagte über die politische Stimmung in Sachsen, er schilderte die Volksvertretung als völlig revolutionair, er wollte sie konservativ; ich sagte ihm meine Meinung frisch heraus und ließ ihn gestehen, daß die deutschen Regierungen so gewissenlos und verrätherisch gewirthschaftet haben, daß sie kein Vertrauen mehr verdienen, daß man seine Sicherheiten gegen sie nehmen müsse, wie gegen andre Spitzbuben. Ich gab ihm einige Stücke meiner Erfahrungen zu kosten. —

Waffenstillstand in Piement, wahrscheinlich Friede. Dann ist auch Venedig verloren, die sardinische Flotte muß das adriatische Meer verlassen. Die französische Regierung läßt die Italiäner im Stich, verrätherisch, feige! Sie wird es einst büßen! —

Der König von Hannover soll abgedankt haben, der König von Würtemberg dazu geneigt sein. —

Der Sieg der Oesterreicher ist für die deutsche Sache, für das preußische Kaiserthum sehr unbequem. Sie werden jetzt nur um so trotziger sein, entgegentreten, droben. Und wir? Das Volk ist noch nicht frei genug, die Regierung eigensüchtig, schwankend, rath- und hülflos! Solche gewaltige Verwicklungen und solche unfähige, erbärmliche Minister!

Montag, den 2. April 1849.

Graf Cieszkowsky sandte mir eine Eintrittskarte zur zweiten Kammer für heute; ich glaubte es nicht versäumen zu dürfen und eilte hin, bald nach 9 Uhr war ich dort, die Sitzung begann vor 10 Uhr. Präsident Grabow — gefiel mir nicht. Das Gebäude und seine Einrichtungen sind abscheulich, alles klein, unzweckmäßig, schikanös, „das

Gesindel soll sich nicht groß und würdig vorkommen, sich nicht behaglich finden", das scheint die Meinung der Einrichter gewesen. Die Hauptgalerie für Zuhörer ist hinter dem Präsidenten und Redner, diesen gegenüber nur die Minister, dann leere Wand. Die Minister saßen da wie Butter an der Sonne, keiner sprach, außer Brandenburg eine kurze Erklärung, die ihm erst mitten in der Verhandlung gebracht worden war. Brandenburg hat ein stupides Aussehen, Manteuffel ein spitz laurendes, Heydt dümmlich unbedeutendes. — Die deutsche Kaisersache wurde berathen, das heißt die deßfallsige Adresse an den König. Hr. von Berg als Berichterstatter sprach mehrmals sehr tüchtig, klar und warm, er war eigentlich der Beste. Vortrefflich sprachen auch Unruh und Parrisius, letzterer mit besondrer Schärfe. Unter dem Mittelmäßigen blieb Graf von Arnim-Boytzenburg, der ehmalige Minister, er suchte sich zu erhitzen, blieb aber und ließ kalt. Vincke war weit unter meiner Erwartung, sein sich überstürzender Redefluß ist nur ein Fluß, der auch sein Stocken und Stammeln hat. Nur mit fünf Stimmen siegte sein Entwurf über den von Parrisius. Um halb 2 Uhr verließ ich die Kammer, die noch mit Wahlen bis gegen 4 zubrachte. Ich war von der Hitze wie gekocht, von der Spannung todtmüde. Ich hatte großentheils stehen müssen. Mir ist es doch lieb, einmal dort gewesen zu sein. Alle Tage solche Anstrengung hielt' ich nicht aus. Was das Reden und Debattiren betrifft, da hatte ich das Gefühl, es mit den Andern wohl aufnehmen zu können. Ich habe oft auf meinem Zimmer für wenige Zuhörer völlige Parlamentsvorträge gehalten.

Gegen Abend unter den Linden die Frankfurter Deputation einfahren sehen, an der Ecke bei Kranzler, die Wagen kamen von der Friedrichsstraße her. Tausende von

Menschen, aber kein Jubel, alles kühl und matt, Magistrat und Stadtverordnete mit goldenen Ketten in schlechten Wagen. Hinterdrein kam ein Leichenwagen, ein ärmlicher, leerer, das erregte lautes Gelächter und Geschrei.

Dienstag, den 3. April 1849.

Hrn. Dr. Goldstücker versäumt und Bettinen von Arnim. — Nachmittags kam Dr. Goldstücker wieder, er hat Erlaubniß einige Tage hier zu sein, um seine Sachen zu ordnen, dann will er nach Königsberg reisen. Er erzählt mir seine Ausweisungsgeschichte, wie grundlos und gewaltsam sie geschah, und blos um seinen Einfluß bei den Wahlen zu hemmen, wie Griesheim gegen ihn gearbeitet und ihn verdächtigt hat, wie Manteuffel noch eben jetzt arglistig und lügnerisch sich benimmt, Hinckeldey die frechste Anmaßung zeigt. Ganz empörend und schändlich! —

Dann kam der ehmalige Adjutant Wrangel's, Rittmeister außer Diensten, Hr. Borpahl, der am 18. März vorigen Jahres mit seinen Söhnen bei den Barrikaden war, die er auf dem Alexanderplatze tapfer behauptet hat, nachher der Oberbefehlshaber sämmtlicher fliegenden Schaaren war und im November die bedrängte Nationalversammlung an der Spitze jener Schaaren gegen das Militair vertheidigte; er will nach Amerika auswandern und die Regierung sieht es gerne, daß er dem gegen ihn erhobenen Prozeß wegen Widerstand gegen die bewaffnete Macht sich entzieht, man vergönnt ihm dazu drei Wochen Frist. —

Des Königs Antwort auf die Anrede des Präsidenten Simson hat die übelste Stimmung erregt, man fand sie nicht in Uebereinstimmung mit dem, was Brandenburg in der Kammer angekündigt hat. Viele Mitglieder der De-

putation wollten gleich abreisen, Vincke hat sie mit Mühe zurückgehalten und gleich heute in der Kammer einen neuen Antrag eingebracht, den man als offne Feindschaft gegen die Minister, gegen den König selbst ansieht. Der König ist in Neustadt-Eberswalde umgestimmt worden, man sieht in der Fahrt dahin eine besondre Intrigue. Der König hat mit mehreren Mitgliedern der Deputation bei und nach der Tafel absichtlich nicht gesprochen, besonders gegen Dahlmann die schroffste Kälte gezeigt. Der Prinz und vor allen die Prinzessin von Preußen sind für die Annahme der Kaiserkrone. —

Die Berufung des Königs auf den Blick nach oben, der den Geist klar und das Herz gewiß mache, hat sehr mißfallen; das ist nicht Frömmigkeit, sagt man, sondern Prahlen mit Frömmigkeit, Schönthun, wo nichts dahinter als eitle Hoffahrt. —

Denkt der König denn nicht daran, daß die Fürsten, wenn es auf sie ankommen darf, das Kaiserthum enger beschränken werden, als je das Volk es thun würde? Das Volk darf in dem Kaiser auch einen Schutz sehen, die Fürsten nur ihren Unterdrücker, sie sind zur erblichen Eifersucht und zum erblichen Widerstand gegen den erblichen Oberherrn genöthigt. Sie sind dem Kaiser gegenüber auch Volk und zwar dessen schlimmster Theil. Es ist ein erbärmlicher Zustand, in dem höchsten Kreise fehlt es an allen Begriffen, es herrscht nur trübe Einbildung, Verwöhnung, Willkür, Schwäche. Was soll daraus werden?

April 1849.

Beckerath hat erzählt, er habe einen ganzen Abend beim Könige zugebracht und ihm mit allen Beweggründen

zugeredet, die Kaiserkrone anzunehmen, allein der König, wiewohl er die größte Lust zum Annehmen gehabt, sei doch immer dabei verblieben, es ginge nicht. Zuletzt habe er gesagt: „Wenn ich Friedrich's des Großen Geist in mir fühlte, würde ich es thun. Aber diesen Geist hab' ich nicht!"

Als dem Könige die deutsche Kaiserkrone angetragen war, hatte Hr. von Saucken-Tarputschen öfters vertrauliche Gespräche mit ihm und stellte ihm mit gewichtigen Gründen vor, daß er die Krone annehmen müsse. Der König wandte ein, mit der verkündeten Verfassung könne er nicht einverstanden sein. Saucken erwiederte, die Verfassung werde von selber fallen oder sich anders bedingen, die dürfe kein Hinderniß sein. Der König hatte noch viele andre Bedenken, die Saucken der Reihe nach bündig widerlegte. Zuletzt mußte sich der König überwunden bekennen, Saucken habe in allen Stücken Recht, allein es stehe der Sache noch Eines entgegen, und das sei unwiderleglich: „Zur Durchführung dieser Sache", rief er, „gehört ein kriegerischer Geist, ein Held, ein fester Staatsmann; Sie wissen, lieber Saucken, ich bin das alles nicht, ich bin kein Held, ich kann es nicht durchführen, ich muß also ablehnen."

Der König hatte die größte Lust zur Kaiserkrone. Ihn ärgerte nur, daß die Fürsten sie nicht darboten. Er verglich das Angebot mit dem des Gewandes der Dejanira.

Mittwoch, den 4. April 1849.

Nachrichten über die Reichsdeputation. Allgemeiner Unwillen über das Benehmen des Königs. Die Mitglieder wollten nicht in die Oper, thaten es der Stadt zu Gefallen. Der König hatte nach der Mittagstafel in Charlottenburg nicht nur spitze, sondern gereizte, herausfordernde Reden fallen lassen. Die Prinzen waren gar nicht da. In beiden Kammern neue Erklärung des Ministeriums, Graf von Arnim verliest eine Note an alle Kabinette gerichtet, wegen Beschleunigung der Vereinbarung. Die Sache ist dadurch nicht besser, sondern nur schlimmer gemacht, die Verfassung wird ganz in Frage gestellt. Der König ist in einer Klemme, in die er sich gebracht und aus der er sich nicht herausfinden wird; er möchte so gern und kann nicht! Das erbittert ihn. Aber wer ist daran schuld? Er selbst und seine kopflosen Rathgeber. Das ist die Folge der letzten Thaten, des Verlassens der Demokratie. Die Fürsten haben keine Kaiserkrone, das Volk hat sie. —

Die Verstimmung ist hier allgemein, selbst die Stockpreußen wollen zum Theil die Annahme; viele Leute sagen ohne Scheu, daß sie jetzt den König aufgeben, daß sie auf den Prinzen von Preußen hoffen. —

Der König ist sehr beschäftigt und gereizt durch den Uebelstand, daß er als Kaiser der Deutschen unmöglich „von Gottes Gnaden" heißen kann, wie er als König doch durchaus heißen will. Wie soll sich das reimen, „von Gottes Gnaden" ruft gleich den Gegensatz „von Volkes Gnaden", und das wälzt er mit Widerwillen in seiner Seele.

April 1849.

Der König zu Friedrich von Raumer: „Ach, Sie bringen mir auch wohl, was Sie nicht haben?“

Zu Beseler: „Ihr Bruder regiert ja wohl in Holstein?“

Zu Rieſſer: „Ich bin ſehr erfreut, endlich die Ehre zu haben, Ihre Bekanntſchaft zu machen.“ Dann in andrem Tone höhniſch: „Nicht wahr, Rieſſer, Sie ſind auch der Meinung, daß ich eine beſchnittene Krone nicht annehmen kann?“

Zu Simſon über Tiſch lauter unbedeutende alberne Fragen: „Iſt das Waſſer Ihres Univerſitätsbrunnens noch ſo weich?“ „Was ſchreibt man Ihnen aus Königsberg vom Wetter?“

Gründonnerstag, den 5. April 1849.

Die „Nationalzeitung“ drückt unſre Lage und Stimmung heute ſehr gut aus.

Beſuch bei Ph. Münchhauſen, er reiſt heute wieder ab, er iſt außer ſich über das Benehmen des Königs, um deſſentwillen Dahlmann, Arndt, Rieſſer und ihre Freunde ſich die ganze Zeit abgemüht, ihm ihren guten Ruf beim Volke geopfert, und der ihnen nun ſo dankt! Rieſſer, der die herrlichſte Rede zu ſeinen Gunſten gehalten, iſt ihm nur der Hamburger Jude! —

Die Abgeordneten von Frankfurt wollten heute um 2 Uhr abreiſen und eine Erklärung zurücklaſſen, zum Unterhandeln hätten ſie kein Recht, und die Erklärung des Königs nähmen ſie als ein Nein. Die zweite Erklärung iſt in der That noch ſchlimmer, als die erſte; auf den Antrag der Fürſten und mit Zuſtimmung der Nationalverſammlung will der König Reichsverweſer ſein! Hohn und Schwäche, Folge der falſchen Stellung, in die er ſich

gebracht! Werden die Abgeordneten wirklich abreisen? Wenn es auch noch gehindert, wenn die Sache noch hingehalten wird, wenn der König noch wirklich annimmt, ist nicht alles Schöne, Frische, alle Begeisterung und Zuversicht verloren? Und so macht er es bei jeder Gelegenheit, er bringt sich um Dank und Vortheil. —

Mehr als je ist wieder davon die Rede, der König müsse abdanken. Seltsam, wenn er, anstatt die Kaiserkrone zu gewinnen, die Königskrone noch verlöre! Es kann so kommen. Schon sagt man, der König habe nicht das Recht, den Antrag, der nicht ihm persönlich, sondern seinem Hause und Stamme gemacht worden, einseitig abzuweisen. Der Prinz von Preußen und dessen Sohn hätten auch mitzureden und die sind jetzt für die Annahme. Das Erbliche hat ein großes Gewicht. Aber der König will ja selber die Kaiserkrone nur allzugern, er hat sich nur aus Hoffahrt zu sehr mit den Fürsten eingelassen, besonders mit Oesterreich, er hat sich nur zu sehr gegen das Volk verstockt und verbittert, er ist zu sehr von ihm gedemüthigt worden, um von ihm die neue Ehre anzunehmen, er möchte es gefesselt zu seinen Füßen sehen! — So sprechen Leute aller Art, Beamte, Kaufleute, Bürger, fremde Diplomaten, Offiziere. Es ist ein allgemeines Jammer- und Wehgeschrei, man hört Flüche und Verwünschungen. „Ginge doch die Deputation von hier nach Olmütz", hört' ich sagen, „der junge Kaiser nähme Krone und Verfassung an!" —

Die Frankfurter sind fast alle abgereist, Dahlmann voll Zorn, Arndt mit Schmerz; Vincke hat noch zu Dahlmann gesagt, er wisse nicht mehr aus noch ein! —

Als ich zu Hause war, kam Herman Grimm, er hatte Hrn. von Meusebach gesprochen, der ihm von den heutigen Kammern erzählt, von dem Sturm gegen Bodelschwingh,

der sich unterfangen, die Revolution zu schimpfen, von dem Durchfallen aller Anträge; d'Ester hatte gesagt, das Ministerium sei nicht einmal werth, daß man ihm ein Mißtrauensvotum gebe, auch Vincke's Anklagen gegen die Minister hatten die Mehrheit nicht. —

In Oesterreich sind die Wahlen für das deutsche Parlament auf höchsten Befehl eingestellt. Man erwartet die Abberufung der Abgeordneten. In Ungarn geht es gut.

Stiller Freitag, den 6. April 1849.

Die gestrige Sitzung der zweiten Kammer ist denkwürdig. Die vortreffliche Rede Waldeck's wird in Deutschland wiederhallen. Die schamlosen Minister hielten sie aus. Bodelschwingh, durch den Sturm der Verachtung, der ihn traf, erschüttert, stotterte eine erbärmliche Entschuldigung, die in dem stenographischen Bericht sogar etwas verbessert ist. Dennoch siegte die Linke nicht in der Abstimmung, es kam zu keinem Abschluß, aber sie siegte durch den Ausdruck ihrer Gesinnung. — Die Auftritte in der ersten Kammer — eigentlich im Vorsaal — das Benehmen Hansemann's, Beer's und Yorck's, der sich an Fischer von Breslau thätlich vergriff, ist ein Brandmal für diese Leute, die sich zur gebildeten Klasse zählen wollen. Wie edel ist das Volk gegen diese! Und solche drei gehören zusammen, Yorck, Hansemann, Beer! —

Hr. von Weiher besuchte mich, Bettina von Arnim kam dazu und dann General von Pfuel. Wir durchsprachen die Gegenstände des Tages. Der König ist in zitternder Wuth, er ist ergrimmt, daß ein getaufter Jude sich erfrecht (Simson), an der Spitze einer Deputation zu sein, die ihm die Kaiserkrone anbietet; er ist empört über die An-

maßung des Frankfurter Gesindels, das er zu allen Teufeln wünscht, — die Krone möchte er aber doch gern haben! Er hat der Deputation die widrigsten, schnödesten Dinge gesagt. Zu Friedrich von Raumer mit widrigem höhnischen Grinsen: „Eine närrische Zeit, wo man geben will, was man nicht hat.“ Zu dem Mitglied aus Dessau, zu dem aus Mecklenburg sagte er beleidigende Worte: „Ich habe einen heiligen Spruch gelernt in dieser schweren Zeit: «Gegen Demokraten helfen nur Soldaten.» An dem will ich halten.“ — Bettina blieb am längsten und fragte mich um Rath wegen einiger Vorhaben. —

Mittags kamen Adolph Stahr und sein Bruder aus Stettin. Da kam denn vieles zur Sprache. Im Dezember war eine Deputation aus Stettin hier, die dem Könige ihre reaktionairen Huldigungen brachte. Der König ließ sich ganz gehen, schimpfte auf die Volksvertreter, auf die Preßfreiheit, pries seine Militairmacht und schloß endlich: „Was die Demokraten betrifft, mein lieber Masche, so lassen wir einen guten Kantschu flechten und hauen sie aus, daß die Hunde nicht mehr stehen noch gehen können.“ Ipsissima verba.

Sonnabend, den 7. April 1849.

Die Dänen ein Linienschiff und eine Fregatte verloren. —

„Colomba“ von Mérimée gelesen, und in den Hamburger „Jahreszeiten“ (1848, Nr. 12 ff. und 1849, Nr. 8 ff.) Briefe von Justus Erich Bollmann, von F. Helms mitgetheilt. Diese Briefe gaben mir reiche, wunderbare Eindrücke. Wie ist das Leben so kräftig und die Erinnerung

so schwach, und doch scheint diese schwache Frucht der beste Ertrag aller jener Anstrengungen.

Montag, den 9. April 1849.

Der Redakteur der „Deutschen Reform", Dr. Rutsch, eiligst ausgewiesen! —

Oberstlieutenant von Griesheim hat seufzend bekannt, unser ganzes Unglück sei der König, den müßten wir los sein. Auch Hr. von W. hat heftig in dieser Art gesprochen. — Das sind die Royalisten! — Griesheim war gestern in Britz und hat dort den Bauern vorgesprochen, wie unrecht es sei, daß das Militair die Verfassung beschwören solle!

Dienstag, den 10. April 1849.

Nachträgliches. Als der König die Frankfurter Abgeordneten im Weißen Saal empfing, sahen einige Hofleute aus obern Zimmern der Kunstkammer, die man hatte aufschließen lassen, dem Vorgange zu, und mit ihnen war der russische Gesandte, der einzige von allen Diplomaten. Mißfällig für diejenigen, die es sahen oder erfuhren. — Der König hat zu den Abgeordneten auch gesagt, er bedaure, daß er ihnen durch sein Mittagsmahl anderthalb Stunden ihrer kostbaren Zeit geraubt! Was soll dergleichen unnütze Bemerkung vorstellen? —

Der Minister von Manteuffel versichert, es sei kein andres Heil, als das Halten an der Verfassung! Das glaub' ich, da er wankt, möcht' er sich an ihr halten, auch sie zum Schutze gegen den König brauchen. Und diese Verfassung, aus Lug und Borg zusammengeflickt und durch schändliche Zuthat vergiftet! Die Nationalversammlung

hat die Minister für Hochverräther erklärt, und das sind sie. —

Ueber den Sieg einer schleswig-holstein'schen und einer nassauischen Batterie bei Eckernförde über ein dänisches Linienschiff und eine dänische Fregatte freut man sich hier noch besonders aus dem Grunde, daß nicht preußisches Geschütz dies Werk vollbracht, denn der Dünkel und Uebermuth unsrer Offiziere sei ohnehin schon unerträglich, und von dem traurigen Feldzuge Wrangel's machten sie ein Wesen, als ob's was wäre. —

Der elende Rintelen hat den Abschied, aber als Präsident in Münster. Das von ihm ganz in Verwirrung gebrachte Justizwesen soll Geh. Rath Simons als neuer Justizminister in Ordnung bringen. Auch der Graf von Arnim wird endlich abziehen, es ist die höchste Zeit! —

Der König will an den Rhein reisen, auch wohl Frankfurt am Main besuchen! Will er überraschen, hofft er durch Reden einzuwirken? die Sachen durch Machtansehen sich unterzuordnen? Das könnte übel ausfallen! —

Die schleswig-holsteinischen Abgeordneten hat der König hier nicht angenommen, sie sind wieder zurückgereist! — Am Hofe ist man sehr mißmuthig über den Sieg bei Eckernförde, man bedauert die Niederlage der Dänen, man hätte lieber den deutschen Reichstruppen eine Schlappe gegönnt. —

Blutbad in Brescia. Die „feigen" Italiäner schlugen sich mit größtem Heldenmuth und wollen von keiner Uebergabe hören. Auch Bergamo trotzt noch standhaft der Uebermacht der Oesterreicher. Genua hat die Piemonteser vertrieben, die Republik wird dort ausgerufen. —

Der achte Band von Thiers; langweilig und matt ist diese Lobpreisung Napoleon's! So müßte man Louis

Philippe's Regierung darstellen, der entspricht solcher Gleißnerei und Scheingerechtigkeit. Napoleon muß mit Leidenschaft geschildert werden.

Mittwoch, den 11. April 1849.

Nachrichten aus Weimar. Die deutsche Deputation hat auf ihrer Durchreise dort der Großherzogin sagen lassen, die einzigen guten Augenblicke, die sie in Berlin gehabt, wären die bei der Prinzessin von Preußen gewesen. Auch haben die Abgeordneten geäußert, einen deutschen Kaiser hätten sie in Berlin nicht gefunden, außer einem in Weiberröcken. —

Ein Brief aus Hamburg, worin es von der Kaiserwahl heißt: „Schrecklich, daß es dahin kommen mußte, zu einem so verzweifelten Mittel, als anscheinendes Rettungsmittel, greifen zu müssen, sich an einen — anzulehnen und einen solchen als Stütze anzusehen! Darin liegt die äußerste, hoffentlich aber auch die letzte Schmach unsrer nicht energisch betriebenen Freiheitsbestrebungen.“ Ferner: „In Holstein stand es am 18. so, daß Olshausen darüber zu bestimmen hatte, ob die Republik im Norden proklamirt würde. Hätte man an diesem bedeutungsvollen Tage die nord-albingische Republik proklamirt, so stünde es um ganz Deutschland jetzt anders.“ Die Stimmen für Republik sind jetzt schon häufiger und gewichtiger, als im vorigen Jahr. Hier wird in höheren Kreisen und besonders in der Militairaristokratie noch immer eifrig die Nothwendigkeit besprochen, daß der König abdanke, daß der Prinz von Preußen an dessen Stelle trete. Es hilft dem Könige nichts, daß er bei jeder Gelegenheit das Heer belobt, dies denkt nur an die durch ihn erlittene Schmach. Der König

ſagte neulich zu den in das Heer eintretenden Kadetten, die, wie gewöhnlich bei dieſer Gelegenheit, ihm vorgeſtellt wurden: „Sie treten in eine Armee, wie es keine zweite giebt.“ —

Unter Mitgliedern der erſten Kammer ſollten in Folge der neulichen „Jungenſtreiche“ mehrere Zweikämpfe ſtattfinden, aber man hofft, daß eifrige und höhere Vermittelung alles beilegen werde. —

Im März vorigen Jahres kannte man noch keinen Belagerungsſtand, die Erfindung hat man erſt ſpäter gemacht, durch Cavaignac's Beiſpiel belehrt. Aber man konnte ihn damals nicht ausſprechen, er war an und für ſich ſchon vorhanden und von jeher. Das alte Regierweſen war Belagerungsſtand, auch jetzt iſt dieſer nichts andres, als die Herſtellung von jenem, nur mit dem Unterſchiede, daß dies ſelber ſich als Ausnahme bekannt.

Donnerstag, den 12. April 1849.

Hänlein erzählt mir, daß im vorjährigen Februar, als er nach der franzöſiſchen Revolution wieder nach Hamburg wollte, um auf ſeinem Poſten zu ſein, der König, bei dem er ſich beurlaubte, ihn ausgelacht habe: „Sie denken wohl, es giebt Unruhen? O ganz und gar nicht, bei uns ſteht alles feſt und wir haben keine Erſchütterungen zu fürchten!“

Die „Nationalzeitung“ verarbeitet den frechen Bodelſchwingh nach Gebühr, und auch Vincke'n ſtellt ſie in ganzer Blöße hin. —

Seit dem Regierungsantritte Friedrich Wilhelm's des Vierten, und beſonders ſeit dem Siege der Reaktion, häufen ſich die Prozeſſe wegen Majeſtätsbeleidigung in einem

Maße, das unter der vorigen Regierung nicht vorkam. Dies hat folgende Bewandtniß. Nach dem Tilsiter Frieden, der einen großen Theil des geretteten Landes noch in französischen Händen ließ, veranlaßte Hr. von Schön, den andre damalige Räthe hiebei unterstützten, daß die Anklagen wegen Majestätsbeleidigung immer erst an den König oder dessen Kabinet gelangten, damit hier entschieden würde, ob man sie durchführen solle oder fallen lassen. Schön stellte vor, es sei unklug, diese durch die Zeitumstände jetzt häufigern Prozesse, da so viel Leute im Unglück wären und dies dem Könige zuschrieben, da die neuen Maßregeln so viele Menschen schmerzlich berührten und diese sich in unbedachten Aeußerungen Luft machten, es sei unklug, diese Sachen alle zu verfolgen und durch das Aufnehmen derselben in manchen Fällen sogar dem Feinde Vorschub zu thun, in den meisten seien sie ganz unerheblich. Der König ging darauf ein und befahl, daß immer ein vorläufiger Bericht an das Kabinet gerichtet würde. Kam es nun vor, daß jemand auf den König geschimpft hatte, so zürnte dieser heftig, fragte wohl: „Was will er denn? Das ist ja ein dummer Kerl, ein Schweinhund!“ Durch diese Art sich zu äußern nahm er gleichsam seine Genugthuung, es wurde nichts weiter verfügt und die Sache fiel. So blieb es die ganze folgende Regierungszeit, selten wurde der Befehl ertheilt, einer Anklage Folge zu geben. Als Hr. von Rochow Minister wurde, ließ er diese Anordnung abstellen und die Gerichte wurden angewiesen, ohne weitere Anfrage zu verfahren. Für Hrn. von Rochow war es ein Vergnügen, den beschränkten Unterthanenverstand, der sich eine Kühnheit erlaubte, häufiger gezüchtigt zu sehen. (Diese ganze Mittheilung ist ganz genau nach

einer Erzählung des verstorbenen Geheimen Kabinetsrathes Albrecht niedergeschrieben.)

Schrift von d'Ester: „Der Kampf der Demokratie"; Denkschrift von C. O. Hoffmann: „Revolution und Kontrerevolution", und zweites Heft der „Personen und Zustände Berlins". —

In der zweiten Kammer Jung's kräftige Interpellation wegen der Ausweisungen, und schofle, nichtswürdige Antwort Manteuffel's! Frechheit des Grafen von Arnim-Boytzenburg, sich der Ausweisung Hecker's und Itzstein's zu berühmen! — Rodbertus wacker aufgetreten. — Bericht des Zentralausschusses gegen den Belagerungsstand. —

Die Piemonteser haben nach hartem Kampfe sich wieder in den Besitz von Genua gesetzt. —

Aus Ungarn zweifelhafte Nachrichten. — Türken in der Moldau und Wallachei, dort im Südosten erglimmen allerlei Feuerstoffe!

Freitag, den 13. April 1849.

Die „Spener'sche Zeitung" enthält einen Bericht von Radowitz an seine Wähler, der ihn bei den Katholiken entschuldigen soll, für einen protestantischen deutschen Kaiser gestimmt zu haben. Ja, er will wieder preußisch sein und sagt manches wider Oesterreich, aber die Unterrichteten bleiben bei der Behauptung, er habe Ränke gegen Preußen und für Oesterreich gespielt. —

Die Börsenkurse steigen etwas wegen Geldüberfluß, nicht wegen Vertrauens zu den Regierungen. Im Gegentheil, Handel und Gewerbe leiden, und was noch geht, geht ungeachtet der Regierungen, trotz deren Schlechtigkeiten und Dummheiten.

In der zweiten Kammer Berathung über den Entwurf eines Plakatgesetzes. Wesendonck und Rupp sehr gut dawider, nur Eine Stimme fehlte, und es wäre sogleich zurückgewiesen worden. Stimmengleichheit war schon da. Die Linke gewinnt täglich an Kraft und an Zahl. Brandenburg hat sich wieder etwas blamirt.

In Frankfurt am Main gährt es. Das Parlament hat sich auf's neue für Festhalten an der Verfassung erklärt. Die Oberhauptsfrage ist besprochen worden, aber kein Beschluß gefaßt. Man will nichts übereilen, den Fürsten zur Besinnung Zeit lassen. — Freie Versammlung in Heidelberg.

Die österreichischen Abgeordneten sind noch thätig und haben eine Adresse an ihre Regierung erlassen.

Aus Ungarn sehr verheißungsvolle Nachrichten, die Magyaren stehen mit großer Macht bei Pest.

Sonnabend, den 14. April 1849.

Die erste Kammer feiert, sie hat keinen Stoff, keine Vorlagen für ihre Sitzungen. Das ist eine schöne Wirthschaft von Ministern und Kammern! Es ist recht, als wollten sie die Nationalversammlung in das glänzendste Licht stellen.

Abends bei P. Die österreichische Note vom 8. dieses wegen der deutschen Verhältnisse wurde vorgelesen: „Da haben wir's!" rief P. bei jedem neuen Absatz. Die Note ist eine Fülle von neuen Kopfschlägen, wie sie in den „Mystères de Paris" der Chourineur empfängt, man muß diesen Hagel bewundern, auch wenn er einen trifft. Sie erklärt, daß der alte Bundesstaat noch fortbestehe,

daß Oesterreich nichts aufgiebt, daß es sich alles vorbehält, daß das Parlament keine Befugniß gehabt, eine Verfassung zu verkünden, daß die Kaiserwahl ungültig sei, daß das Parlament nicht mehr bestehe, auch der König keine Reichsverweserschaft führen könne. Das ist denn rund und vollständig gesagt, was man meint. Diese hoffährtige Anmaßung, dieses lügnerische Verläugnen alles bisher Thatsächlichen, Zugestandenen, dieser Frevel gegen das deutsche Volk wird seine Strafe finden; für jetzt ist es Strafe, verdiente Strafe, sowohl dem Parlament als dem Könige von Preußen, dem Hrn. von Gagern und seinen Genossen. Wer die deutsche Volkssache verrathen, hintangesetzt, wer sich feig unter Oesterreich gefügt, mit Schmerling geliebelt hat, der wird hier von der Seite, wohin er sich geneigt, hart getroffen; wer die Volkssache aufgegeben hat, um sich hinter die Fürsten zu stecken, der wird hier belehrt, wie es die mit ihm meinen. Wer, wie die schändliche Mehrheit des Parlaments, die preußische Nationalversammlung preisgegeben hat, den österreichischen Reichstag und so seine besten Stützen freventlich geopfert, der verdient kein besseres Ende, als solchen Fußtritt zu bekommen. Die deutsche Sache wird sich durcharbeiten, jetzt oder künftig, das macht mir keine Sorge, aber diese Halunken sammt und sonders gleich jetzt gestraft zu sehen, das macht mir Freude.

Was wird der König thun? Seine Launen sind nicht zu berechnen, aber seine Schwäche. Er wird nachgeben, sich ganz mit dem Volke verfeinden, unter Oesterreichs Machtwort sich beugen, den alten Bündnissen sich unterordnen, und statt des geträumten Glanzes und Emporsteigens nichts als ein trauriges Unterordnen haben! — Was wird das Parlament thun? — Was kann es thun? —

Heute ist der erste Paragraph des Plakatgesetzes in der zweiten Kammer durch kleine Mehrheit der Linken durchgefallen. Der erste Sieg dieser Art, der aber noch nicht verfolgt wird.

Sonntag, den 15. April 1849.

Die „Spener'sche Zeitung" bringt einen scharfen Angriff gegen Vincke, wahrscheinlich von Hugo von Hasenkamp, und sagt im voraus, auch als Minister werde er nichts taugen.

Besuch von Dr. G. Wir besprechen die heutige Lage der Dinge, die Unfähigkeit der Minister, die Unbeachtung aller wesentlichen Rücksichten, die Launen des Königs. Die Regierung thut, als gingen die Kammern sie gar nichts an, man wird sie nächstens auflösen oder fortjagen. Das Königthum tappt wahnsinnig im Finstern herum, jedem Rath unnahbar.

Besuch von Dr. Hermann Franck. Ueber die österreichische Note, ihre Frechheit, die aber im Augenblicke ganz im Vortheil ist und es vielleicht auf längere Zeit noch bleibt. Wir werden unterducken in Schimpf und Schande. Oesterreich trotzt weniger auf die Hülfe Rußlands, die es fürchtet, als auf die Zustimmung oder doch Unthätigkeit Frankreichs; sie scheinen von dieser Seite sicher. Sie haben das letzte Geld aufgeboten für ihre Armee, warum sollten sie nicht einen Theil für den großen Zweck auch in Paris angelegt haben? Louis Bonaparte braucht Geld. Einige Millionen von den piemontesischen Kriegszahlungen mögen auch schon zugesagt sein. Aber wie alles doppelschneidig ist, was man jetzt thut, so ist das Streben Bonaparte'n, den Unthätigen in seiner Stellung zu be-

festigen, auch von dieser Art; ist er erst fest, dann wird er schon thätig werden auch gegen Oesterreich. — Franck sprach sehr gescheidt, mit hoher Uebersicht und hellem Muth.

Hr. von Schmerling ist hier angekommen. Dieser Intrigant ist hier am Hofe und von den Ministern mit Auszeichnung empfangen worden. Natürlich. Der König ist ja mit Oesterreich einverstanden, und die Schläge, die er von dort empfängt, nimmt er willig hin, nur um sie weiter zu geben; in den Grundsätzen ist keine Verschiedenheit, Willkürherrschaft und Volksunterdrückung, von Gottes Gnaden, mit etwas Verfassungs- und Gesetzlichkeits-Anschein, sofern es die Zeiten so durchaus wollen.

Man sagt, die Revolution von 1848 sei gescheitert und verloren, das ist aber nicht wahr, sie ist nicht ganz gelungen, aber auch die Kontrerevolution nicht, der Kampf dauert fort, mit Nachtheilen und Vortheilen auf beiden Seiten. Im Allgemeinen ist ungeheuer viel gewonnen für die Freiheit, schon daß sie zum Worte gekommen ist, daß sie Kinder gezeugt hat, die heranwachsen und gedeihen.

In Thiers gelesen, mit wahrem Ekel; er ist ein gemeiner Bonapartist, der mit den unschuldigsten Redensarten die größten Gewaltthaten erzählt und beschönigt.

Montag, den 16. April 1849.

Rußland verbietet auf's neue das Einrücken in Jütland.

Fortschritte der Ungarn, sie stehen bei Pest und Waitzen in großer Macht. Windischgrätz vom Oberbefehl abgerufen; ein guter Städteverwüster, aber ein jämmerlicher General, dieser Feldmarschall!

Dienstag, den 17. April 1849.

Ich und meine Freunde, wir **wünschen nicht**, daß die Frankfurter Sache zu Grunde geht, aber wir sehen es als richtige Folge der von dieser Nationalversammlung bisher gehaltenen Richtung an, wenn es geschieht. Ebenso wünschen wir dem Könige die Kaiserkrone, aber wenn sie ihm bei seinem Benehmen entgeht, so erkennen wir dies auch für richtig an. Die Zukunft bringt uns reiche Tröstung für alles, was bei diesem Fehlschlagen auch uns fehlschlägt. Wir wollen keine neue Revolution, wir fürchten sie, aber wenn man uns auf sie mit Gewalt hindrängt, so können wir sie annehmen. Ich sehe in der That kein Auskommen mit den jetzigen Regierungen, sie sind und bleiben volksfeindlich.

General von Pfuel war lange bei mir; nach längerer Erörterung des hiesigen Standes der Dinge, der Ereignisse in Ungarn und Italien, kamen wir auf metaphysische Gegenstände, die er in eigenthümlicher Weise, mit hohem und freiem Blick, und mit edler Zuversicht betrachtet. Ueber Selbstsucht, die dem Thiere ganz erlaubt ist, dem Menschen nicht, der Fortschritt besteht im Aufsteigen zum Allgemeinern, wo die Selbstsucht untergeordnet wird, im Ausbilden der Persönlichkeit um sie desto bestimmter aufzugeben.

In den Kammern wenig Erhebliches. Das Versammlungsrecht wird etwas besser gestellt, als die Minister es wünschen, aber die Mehrheit ist nicht sicher, und es geht mehr Schlechtes durch als sollte. Waldeck sehr brav. Riedel jämmerlich, der jüngere Camphausen lächerlich.

Mittwoch, den 18. April 1849.

In Mirabeau gelesen, mit Staunen über seine Einsicht in damalige Zustände, die den heutigen nur allzu ähnlich sind. Sein Eifer, sein Feuer, sind durchaus rein und edel. Er überragt alles um sich her an Größe und Sicherheit, er verläugnet seine Grundsätze nie. Dann in Grote gelesen und in Goethe. —

In der zweiten Kammer das Vereinsgesetz etwas berichtigt, aber doch in noch schlechter Gestalt angenommen. — Die Linke könnte jetzt schon öfter die Mehrheit haben, allein sie strebt nicht genug dahin. Vielleicht ist das grade gut. Die Mehrheit unter Belagerungsstand ist nicht viel werth, erst muß dieser aufhören und noch vieles Andre. Ohne neuen Volksausbruch kaum möglich. Der wird kommen. Die Opposition hält inzwischen das Feld und arbeitet an Befestigungen und mehrt ihren Anhang. —

Aus Ungarn keine Nachrichten, also steht es gut mit den Magyaren. — In Italien nichts beruhigt. Doch ist Genua am 11. durch Vertrag von den Piemontesen wieder besetzt. — Aus Wien Gerüchte von neuem Staatsbankrott.

Donnerstag, den 19. April 1849.

Der König ist betroffen und verlegen, daß bereits 26 deutsche Regierungen, die er zur Vereinbarung und Unterhandlung über deutsche Verfassung und Kaiserwürde eingeladen, ohne weiteres ihre Anerkennung und Zustimmung ausgesprochen haben. Sein eignes Vereinbaren wird dadurch zu nichte. Die Volksvertretungen erklären sich wacker und wirken nach Kräften. Wenn unsere Nationalversammlung noch bestünde! und der österreichische Reichstag! wie ganz anders sähe alles aus! Die Schandbuben in Frank-

furt am Main, welche das Parlament zum Polizeischergen der Fürsten herabgewürdigt haben, diese Bassermann und wie sie alle heißen, bleiben für diesen Schiffbruch ewig verantwortlich. —

Der Graf von Lerchenfeld-Köfering hat eine bairische Erklärung hiehergebracht, die nicht gehauen, noch gestochen ist. Diplomatisches Lumpenwesen. Ließe man nur das Volk sich aussprechen! Aber die Kammern in Baiern sind grade jetzt vertagt, die hannöverschen auch. — Man erwartet die Abdankung des Königs von Würtemberg, auch die des Königs von Hannover. — Die „Vossische Zeitung" hier wagt sogar durch Aufnahme einer Andeutung aus einer süddeutschen Zeitung von der möglichen Abdankung unsres Königs zu sprechen. —

Mehr als je wird in der hohen Aristokratie wieder davon geredet und darauf gedrungen, daß der König seinem Bruder Platz machen müsse. Die Gardeoffiziere sind mit dem Könige nicht ausgesöhnt, trotz aller Schmeicheleien, mit denen er jetzt bei jeder Gelegenheit die Armee überschüttet. —

In der zweiten Kammer kleine Siege der Linken. In der ersten eine Anzahl von Mitgliedern, die sich für konstitutionell erklären und die Revision der oktroyirten Verfassung ernstlich betreiben wollen. Fürst von Hatzfeldt dabei. —

Nachricht aus Paris, daß die Regierung Schiffe und Truppen nach dem Kirchenstaat absendet, weil die Oesterreicher dort und in Toskana vordringen. Für den Pabst und gegen die Republik Rom beabsichtigt, könnte die Wirkung dieses Einmischens doch eine entgegengesetzte werden. —

Neue Stücke des „Kladderadatsch", trotz allem Verbot!

Freitag, den 20. April 1849.

Geschrieben, über die Kaiserfrage als Volkssache, nur in dieser Beziehung hat sie Werth, früher konnte sie auch in persönlicher Hinsicht, als Verherrlichung des Königs, werth und angenehm sein, das fällt jetzt weg, nach so viel Abscheulichem, was geschehen ist. — Der König meint zwar, er könne noch alles wieder gut machen, er habe größere Hülfsmittel in sich als Friedrich der Große (denn dem habe doch der Glaube gefehlt, meint er!!), aber es soll ihm schwer werden, und er ist auch schon zu alt dazu geworden. Hier war die glänzendste Rolle hingelegt, unsterbliche Ehren, wie der Kriegsruhm sie kaum verleihen kann; durch Dünkel und Eigensinn und Schwäche ist alles verfehlt und verspielt. —

Besuch von Hrn. Professor Stahr; Unwillen über die Ungerechtigkeit und den Dünkel der deutschen Professoren gegen andere Nationen, besonders gegen die Italiäner, deren große Bestrebungen und Opfer für die Freiheit man gar nicht einmal kenne, deren schöne und würdige Handlungen aber im Lande wohlgewußt und gefeiert seien, dort sei der Adel in jeder Volkssache voran, dort sei er geliebt vom Volke, während bei uns der angeblich gebildete Theil der Nation sich von dem Gemeinbesten abwende, die niederträchtigste (gleichbedeutend mit hoffährtigste) Gesinnung zeige! Beispiele aus Neapel. — Wir sprachen über Mirabeau, ich zeigte Stellen von ihm. —

Beckrath ist hier angekommen aus Frankfurt am Main. Wird auch nichts Gescheidtes zu Stande bringen! —

Unsre Portierfrau stand in der Thüre und hatte ein rothes Band als Brustschleife, ein Offizier ging vorbei und sagte lachend: „Nehmen Sie sich in Acht, der General «Druf» kann kein Roth sehen!“ Sogar von Offizieren solcher Spott!

Sonnabend, den 21. April 1849.

Geschrieben. Der Sieg bei Eckernförde bestärkt nur meine Ansicht über die Unzweckmäßigkeit des Wesens mit der deutschen Flotte. Kein Schiff, kein Kanonenboot führte hier den Kampf, sondern nur Strandbatterieen. Im Frieden werden unsre Kriegsschiffe verfaulen, im Kriege nichts vermögen. Und wie viel Geld wird hiebei nutzlos verwendet! Nützlicher wäre es, die Sammlungen geschähen für die Volkssache, für deren Zeitungen, Vereine ꝛc. —

In der „Nationalzeitung" nähere Aufschlüsse über den Mordanfall durch Soldaten des ersten Garderegiments in Potsdam gegen Dr. Tropus verübt. Er wollte sich nicht bestechen lassen, dafür nahm die Reaktion Rache. Der König soll über die Unthat aufgebracht gewesen sein, der General von Hirschfeldt aber ein Gedicht von Tropus gezeigt haben, das diesen anklagen sollte, jedoch nichts Böses hat. —

Pfuel kam und brachte vorläufige Nachricht von der Sitzung der zweiten Kammer, deren Berathung aber um 4 Uhr noch fordauerte. Ausführlicheren Bericht gab dann am Abend Hr. Prof. Stahr. Die Sitzung hat von 9 Uhr Morgens bis 5 Uhr Nachmittags gedauert. Der Antrag von Rodbertus, Anerkennung der deutschen Verfassung, ist mit einer Mehrheit von sechzehn Stimmen durchgegangen. Die Polen stimmten dawider, auch einige äußerste Linke, sonst wäre die Mehrzahl noch weit größer gewesen. Der Graf von Brandenburg gab eine Erklärung, die er ablas, dann ließ er sich auf den freien Vortrag eines Gleichnisses ein — offenbar vom Könige herrührend und auswendig gelernt —, in welchem er plötzlich stecken blieb, und den Faden nicht wiederfinden konnte. Er schloß dann mit den Worten: „Das Schiff würde niemals in den Hafen

einlaufen", und wiederholte mit verstärkten Akzenten ziemlich albern dreimal dieses Niemals! Die ganze Versammlung war erschrocken über diese beschämende Geschichte. Es war wirklich das Mitleid des Erbarmens. Schulze (von Delitzsch) rügte jedoch sofort, dies „Niemals" erinnere an eines vom Vereinigten Landtage. Vincke hielt eine furchtbare Rede gegen die Minister. Berg und Rodbertus sehr brav, Grün scharf; der Graf von Arnim-Boytzenburg erbärmlich. Hr. von Bismarck-Schönhausen in seiner Stellung nicht ohne Talent. — Was wird der Beschluß fruchten? Hier im Augenblicke nichts, aber in Deutschland wird er einwirken. — Die jämmerlichen Reden von Kleist-Retzow und dem ganz unfähigen jüngeren Camphausen wurden von Vincke verspottet. Das ist nun der Mann, den die Reaktion kommen ließ, dessen Wahl sie veranstaltete, auf den die Minister rechneten! Er ist kein Reiner für die Sache der Freiheit, aber mit diesen Schmutzfinken will er sich doch nicht zusammenthun. —

„Berlin bei Nacht" heißt ein Stück von Kalisch, das in der Königsstadt wiederholt mit stürmischem Beifall gegeben wird. Es kommen die furchtbarsten Angriffe und Verspottungen darin vor, Bodelschwingh, Yorck, Vincke, der sich vor Jung fürchtet, allgemeine Zustände, die Brigittenau wird erwähnt ꝛc. Und das alles im Belagerungsstande. —

Die Potsdamer Gardeoffiziere haben eine Beglückwünschungs-Adresse an Radetzky erlassen! —

In Florenz Unruhen und der Großherzog hergestellt, heißt es. —

Dreißig deutsche Regierungen haben nun die deutsche Verfassung anerkannt. Der König, der sie zur Vereinbarung einlud und ihre Zweifel und Einwürfe wollte, sieht

seine Hoffnung arg getäuscht. Die Regierungen würden ohne ihn noch geschwiegen haben, seine Aufforderung hat sie zum Sprechen gebracht, und er selbst hat sie sich gegenüber gestellt. Er muß nun allein sagen, daß nur er die Verfassung nicht will. Die Regierungen wollten nicht alle Volksgunst verlieren, auch dem Könige die Annahme erleichtern, darum anerkannten sie. Und wir sitzen beschämt!

Sonntag, den 22. April 1849.

Die Berichte über die gestrige Sitzung der zweiten Kammer geben nur ein Gerippe, nicht das Lebensbild der Vorgänge. Das Mißgeschick Brandenburg's erscheint nicht in der Stärke des Eindrucks, den es auf alle Anwesenden gemacht. Man weiß nicht, was man sagen soll, daß diese Minister noch bleiben. Man vergleicht sie mit dem Pferde, das Caligula zum Konsul ernennen wollte; das konnte auch keine Beschämung fühlen. —

Der Staatsanwalt Sethe hatte Rintelen wegen dessen Verfahrens gegen Temme öffentlich vertheidigen wollen, Temme weist ihm heute in der „Nationalzeitung" mit treffenden Gründen nach, daß er eine schlechte Sache schlecht vertreten und nur seine Unkenntniß bloßgegeben hat. —

Hr. von Hasenkamp in der „Spener'schen Zeitung" über den geringen Werth des unbedingten Veto und den Werth des einstweiligen. —

Besuch vom General von Pfuel; er sieht die Entstehung von Reichslanden voraus, Zertrümmerung einiger der jetzigen deutschen Staaten, Bürgerkrieg. Eine Anzahl muthiger österreichischer Abgeordneten (Giskra, Hartmann ꝛc.) haben erklärt, die Regierung habe sie nicht geschickt, könne sie

auch nicht abrufen von Frankfurt, und sie würden bleiben. Unter den waltenden Umständen ein wahrer Heldenmuth, der Verbannung, Verfolgung nicht scheut. Ein Theil der preußischen Abgeordneten würde ebenfalls nicht folgen, wenn der König sie abriefe. —

Durch einen Artikel der oktroyirten Verfassung hat der König eigentlich die Frankfurter Verfassung im voraus anerkannt und ihr sogar die preußische untergeordnet. Freilich dachte er, es würde anders kommen, und er mittelst jener diese noch mehr einschränken können. —

Besuch von Keyserling. Mittheilungen aus der großen Welt, man ist erschrocken über die Abberufung von Windischgrätz, über die Fortschritte der Ungarn, über Vincke's Schwenkung: letzterem sagt man schon nach, er wolle Reichskanzler werden! —

Unsre aristokratischen Offiziere schimpfen furchtbar auf den König; er müsse abdanken, heißt es stärker als jemals, er sei das Unglück des Landes; man meidet ihn, man thut, als sähe man ihn nicht, um ihn nicht grüßen zu müssen. — Alle Leute, die von Frankfurt am Main kommen, Beckerath unter ihnen, äußern den Wunsch, der König möchte abdanken; mit dem Prinzen von Preußen ließe sich eher auskommen, sagen sie. — Die Prinzessin von Preußen setzt ihre Bestrebungen fort, ist in Verbindung mit Frankfurt, läßt dem Grafen von Schwerin durch eine Vertraute schreiben, sucht auf Vincke einzuwirken ꝛc. Das alles taugt nicht, verrückt den rechten Standpunkt, verwirrt die Sachen nur noch mehr. —

Der König von Sachsen hat heute hier erklären lassen, er werde in der deutschen Sache nichts ohne Oesterreich thun; seinen Kammern gradezu entgegen. Vom König von Hannover erwartet man Nachgiebigkeit, aus Rücksicht

für seinen blinden Sohn, dem er so die Krone besser zu sichern meint. —

Heute wird in Folge des gestrigen Beschlusses der zweiten Kammer beim Könige deren Auflösung berathen. Graf von Brandenburg hat schon gestern gesagt, er halte sie nicht für möglich, die Folgen wären nicht abzusehen.

Montag, den 23. April 1849.

Geschrieben, aber mit Unlust. Die Richtung, welche ich halten wollte, wird alle Tage unhaltbarer und der beste Wille wird an der Dummheit und Schlechtigkeit zunichte, in denen die Regierungen beharren. Wir sind in schwieriger Lage, die Volkssache ist leider auch nicht rein und reif, sie ist noch keine zuverlässige Macht, das sieht man recht an der vorgestrigen Sitzung der zweiten Kammer, ein solch ausgepeitsches Ministerium besteht noch! — Freilich thut das Fortbestehen mehr als man glaubt; kein Jakobinerklub könnte die Revolution besser fördern. Aber eine Schmach ist's doch. —

In der zweiten Kammer ist heute das Versammlungsrecht weitergeflickt worden. In der ersten will man den Entwurf der Regierung nicht, sondern die Arbeit der zweiten Kammer zum Grunde legen. — Der Präsident Grabow benimmt sich ganz partheiisch. — Der Graf von Schwerin wird gradezu albern. —

Die wichtigsten Nachrichten sind heute die aus Würtemberg. Das Volk in Stuttgart und, wie es scheint, im ganzen Lande ist in großer Gährung und wird den König zwingen, die deutsche Reichsverfassung anzuerkennen oder abzudanken. Am Hofe dort gilt der russische Einfluß viel, aber die Volksbewegung scheint übermächtig. Auch in

Sachsen ist die Volksvertretung brav und standhaft, und rügt die Niederträchtigkeit der Minister, den von ihnen selbst schuldig erkannten Gesandten von Könneritz in Wien nicht abrufen zu wollen, weil die österreichische Regierung dies übel nehmen würde; man wird die Besoldung dieses Gesandten nicht bewilligen. —

In Potsdam war eine Volksversammlung für die deutsche Sache, wobei der Abgeordnete Grün eine gute Rede hielt. —

Aus Italien viel Verworrenes. Die Republik in Toskana gesprengt, die in Rom bedroht, Sizilien angegriffen, Venedig gleichfalls. Aber wenn auch der Pabst in Rom, der gekrönte Henker von Neapel in Palermo, die Oesterreicher in Venedig einziehen, damit ist es dort so wenig aus, als in Mailand durch Radetzky's Einzug. Wer weiß, was aus dem Einmischen der Franzosen entsteht! —

In Ungarn steht es gut. Die Magyaren sind in Waitzen und vor Gran, Welden zieht von Pest und Ofen weg. Wie uns diese Magyaren beschämen! Unsre deutschen Großmäuler in Frankfurt am Main wollten den Freiheitsdrang der Magyaren nicht anerkennen, sie sollten sich unterordnen; jetzt sind diese unsre Hoffnung und die Stütze unsrer Sache. Sollten sie unterliegen, dann werden wir es sehen; dann wendet sich alle Macht Oesterreichs gegen Deutschland. Aber kämen auch Metternich und Louis Philippe wieder und aller Troß, der zu ihnen gehört —, es würde mich als ein seltsames Zwischenspiel in Erstaunen setzen, doch an dem endlichen Ausgang nicht zweifeln lassen. Ist doch die französische Revolution nach sechzig Jahren noch nicht aus! Und wir sind erst am Anfange der unsrigen. Mit Recht singen die Polen auch heute: „Noch ist Polen nicht verloren!“ —

Nicht ausgegangen. — In Grote gelesen, im Ovidius. —

Nachrichten aus Potsdam. Die Erbitterung zwischen dem Könige und dem Prinzen von Preußen ist sehr groß und kann jeden Augenblick in schlimmen Ausbruch gerathen. Die Kamarilla findet den König nicht gehorsam genug, nicht dreist genug, sie macht ihm die oktroyirte Verfassung zum Vorwurf, und richtet neuerdings ihre Augen sehr auf den Prinzen, aber mißtraut auch diesem schon. —

Berliner Witz: Brandenburg hat sein Beispiel vom Schiff und von der Seeströmung gleich verwirklicht, er hat Schiffbruch damit gelitten. Ferner: Er hat sein Bild vom Schiff und Hafen nur kontrasignirt. (Pikant; der König ist der Verfasser.)

Dienstag, den 24. April 1849.

Der Rittmeister Vorpahl besucht mich nochmals, um Abschied zu nehmen; er reist mit Frau und Söhnen am 30. von Hamburg nach Nordamerika. Er macht mir den rührendsten, tiefsten Eindruck. —

Der Graf von Brandenburg hat in der Kammer wieder eine Erklärung abgegeben, die gute Hoffnungen für die gute Wendung der deutschen Sache ausspricht. Dummes Zeug oder Verrath kann das nur sein! Meint er etwa die Truppen, die man anwenden will, um die Süddeutschen niederzuhalten, wie die Schleswig-Holsteiner? —

Sturm in der zweiten Kammer, als der elende Bodelschwingh wieder auftrat. Die Linke wollte ihn nicht hören. „Er entehrt die Tribüne!“ rief Waldeck, der Präsident diesen dafür zur Ordnung. Aber der Lärm dauerte fort, und der freche Exminister trat in Wuth und Grimm schnau-

gern die Reichsverfassung an. Das Land ist in großer Gährung. —

Aus Ungarn, aus Italien, nur unsichere Nachrichten.

Donnerstag, den 26. April 1849.

Bei Kolding wenige schleswig-holsteinische Truppen gegen dänische Uebermacht im Gefecht; es scheint, man habe jene mit Absicht bloßgestellt, viele Leute halten dies für gewiß und sagen, im vorigen Jahre sei es eben so gewesen, da habe man die Freischaaren absichtlich aufgeopfert und die eigne Landwehr wolle man nicht anders behandeln. Unsre Regierung gilt wirklich schon als eine durchaus arglistige, ehrlose. —

Billet von Weiher, gute Nachrichten aus Ungarn und Würtemberg, durch gedruckte Flugblätter gleich bestätigt. —

In der zweiten Kammer mit vierzig Stimmen Mehrheit die Ungesetzlichkeit des Belagerungsstandes ausgesprochen, mit einigen und zwanzig die Aufhebung desselben verlangt. Treffliche Reden von Bucher, Waldeck, Jacoby, erbärmliche von Manteuffel, Simons, Griesheim, Arnim-Boytzenburg. Vincke hat wieder für die Minister gestimmt! Die Minister sind verarbeitet worden, wie noch nie, man hat ihre nichtswürdigen Vorlagen in ihrer ganzen Erbärmlichkeit gezeigt, von Bedlam gesprochen ꝛc. Die Linke will nun selbst, wenn die Minister nicht gehen, die Auflösung der Kammern beantragen.

Der König zögert noch, den Grafen von Arnim zu entlassen. Man spricht von Radowitz; ich zweifle doch, daß der König ihn nimmt, er war ihm in letzter Zeit vielfach mißfällig, aus ganz persönlichen, der Politik ent-

legenen Gründen. Haßte doch Karl der Zehnte den Chateaubriand. —

Keyserling gesprochen, der mir die Bestürzung schilderte, die in der großen Welt durch die Fortschritte der Ungarn waltet. Selbst der „Staatsanzeiger" gab Nachricht davon. —

Bitterer Abschied des Fürsten von Windischgrätz von den Truppen. Der noch eben Gepriesene tritt in seine Nichtigkeit zurück. Mordbrenner, aber kein Feldherr.

Freitag, den 27. April 1849.

Ausgegangen. Der Graf von Yorck hielt mich an, er kam aus einer Abtheilungssitzung und sagte, die erste Kammer sei um 3 Uhr zu einer außerordentlichen Sitzung einberufen, mehr wußte er nicht. Unter den Linden stürzte ein Unbekannter auf mich zu und berichtete heftig, die zweite Kammer sei soeben aufgelöst, die erste vertagt. Dasselbe wurde mir bei Kranzler entgegengeschrieen; „Mein Gott!" rief die Ladenvorsteherin, „da sind wir ja wieder da, wo wir im November waren!" und klagte bitter. —

Hr. Grenier, und wir besprachen das Ereigniß, das er mit angesehen. Die Linke jubelte fast, sie hatte den wahnsinnigen Streich erwartet und freute sich, daß das Ministerium sich in seiner ganzen Gestalt zeigte, die Rechte war ganz bestürzt und beleidigt, sie ist am meisten getroffen durch die Maßregel. Vincke betheuerte, nichts gewußt zu haben. — Die ganze Stadt erfüllte sich bald mit Unruhe, die Börse bekam einen Schreck, der Unwillen sprach sich allgemein aus, im Volke hörte man harte Schimpfreden.

Bei Pfuel darauf alle Nachrichten und Bemerkungen

ausgetauscht, die Fortschritte der Ungarn auf der Landkarte verfolgt. —

Der Minister Graf von Arnim hat die Auflösung der zweiten Kammer noch mit unterschrieben.

Radowitz hier. Brandenburg liebt ihn nicht, aus früherer Zeit. Diesmal könnte er doch Minister werden, wenn er es nicht lieber ablehnt. —

Besuch vom Grafen Cieszkowski. Man erwartet ein neues oktroyirtes Wahlgesetz; das wäre denn der offenbare Spott und Hohn getrieben! Man erwartet auch Verhaftungen einzelner Abgeordneten, und das ganze Heer polizeilicher Verfolgungen und Quälereien, Wahlumtriebe, Verdächtigungen, Angebereien. Wir können darauf gefaßt sein. —

Die Gründe des Ministerberichtes, der zur Auflösung räth, sind die erbärmlichsten von der Welt und man fragt billig, warum sind sie auf Debatten eingegangen, die sie hinterher für unberechtigte erklären? ferner, warum haben sie selbst solche Debatten durch ihre Erklärungen veranlaßt? Die zufälligen Mehrheiten von nur einer oder ein paar Stimmen sind ein Uebel, das auch ihnen zur Last fällt; sie hatten ja das Uebergewicht, weshalb verloren sie es? Kurz, erbärmlichere Schächer hat es nie gegeben! —

Ich blieb zu Hause. Abends wurde es lebhaft auf den Straßen und Plätzen. Unter den Linden ganz schwarz von Menschen. Auf dem Dönhofsplatz wurden ein paar Offiziere mit Latten zerprügelt und ihre Degen zerbrochen, weil sie auf Volk und Bürgerwehr geschimpft hatten. Starke Truppenschaaren rückten an, wir hörten schießen. Später noch kam Ganzmann und sagte, daß einige Leute todt und mehrere verwundet seien. Anfänge zu Barrikaden konnten keine Folge haben. Die Truppen schossen

unter die dichten Haufen, und es hätten Hunderte getroffen werden müssen, wenn nicht die Soldaten meistens hoch angeschlagen hätten, um die Menschen zu schonen. —

Die treffliche Rede Vogt's aus Gießen macht ungemeines Aufsehen, sie ist eine wahre Belehrung für das Volk und öffnet die Augen über den Zusammenhang der Dinge. —

Ekel, zum Speien, über unsre jammervolle Wirthschaft!

Sonnabend, den 28. April 1849.

Besuch vom General von Pfuel; Nachrichten aus Ungarn; Trostlosigkeit unserer Minister, die sich nicht schämen, die offenbarsten Unwahrheiten und Erbärmlichkeiten als Gründe ihrer Entschließungen auszusprechen; ein solcher Bettlertrödel, wie sie ihn zur Rechtfertigung des Belagerungsstandes aufgestellt, ist noch nie gesehen worden! Führen die Wichte doch sogar ein Bild an, das man unter d'Ester's Papieren gefunden hat, und worauf ein Mann dem Könige die Augen ausstechen will, das heißt, nach aller richtigen Einsicht, den Staar stechen! Und ein Bild unter Privatpapieren gefunden (durch gewaltsamen Polizeigriff) soll zur Rechtfertigung des Belagerungsstandes der Hauptstadt dienen! So führt Griesheim als Grund eine Anzeige von Louis Drucker an. Hat man je solch elendes Spiel so schamlos getrieben? Da war ja der Halunke Tschoppe noch besser! —

Auf dem Dönhofsplatze hat es neue Reibungen gegeben, die Reiterei hat das Volk auseinandergesprengt, Konstabler haben Schläge bekommen, diese „Kühlwetter" sind allgemein verhaßt. —

Der König fuhr mit dem Prinzen von Parma vor

dem Gasthof Hotel de Russie an und zeigte sich munter und gesprächig bei dem kurzen Verweilen. Viel Volk war sogleich versammelt, aber kein einziger Leberuf ertönte, und jeder Hut blieb auf dem Kopfe! Dergleichen, weiß man, ist dem Könige die größte Kränkung, und er stellt sich nur, als ob er es nicht merkte. Die Stimmung gegen ihn ist arg und besonders unter den Offizieren. —

Die Oesterreicher in Ungarn wiederholt geschlagen, Mähren bedroht und Wien. Gährung in Böhmen. — Zaudern und Schwanken des Parlaments in Frankfurt am Main. — Ausführliche und nichtsnutzige Erklärungen von München und Hannover. —

„Ein neuer Blitz, der in Paris zündet, und wir werden den Uebermuth der deutschen Regierungen in Staub zerfallen sehen. Das deutsche Volk bedarf eines Feuerzeichens von außen, was im Innern geschieht, ist immer zu gesondert und einzeln, spricht nicht das Allgemeine an."

Ob sie sich hier unterstehen werden, ein neues Wahlgesetz zu oktroyiren? Auf ihre Gefahr, sie sollen's nur thun! Die Linke kann es nur gern sehen, wenn ihr Feind Dummheit auf Dummheit häuft, Frevel auf Frevel. Und doch wünscht es niemand von dieser Seite, die Männer sind viel zu redlich und wahrhaft bei ihrer Sache, als daß sie ihr auf diese Weise Gedeihen wünschten. —

Wie wenig den stenographischen Berichten zu trauen ist, zeigen folgende Beispiele: Graf von Dyhrn hat am 23. in der ersten Kammer von „dem Spülwasser des Raumer'schen Historischen Taschenbuchs" gesprochen, dies „Spülwasser" ist weggeblieben; ich selbst habe in der zweiten Kammer den Abgeordneten (ich glaube) Parrisius mit großer Wirkung sagen hören: „Das ist mir alles

egal", wofür es aber gemildert heißt: „das ist mir gleichgültig."

Es sind heute drei Menschen erschossen worden, ein Konstabler ist todtgeschlagen.

Sonntag, den 29. April 1849.

Geschrieben, über die Auflösung der zweiten Kammer, die Nachtheile dieser Maßregel für den König selbst, der sich mehr und mehr mit der Sache der schlechtesten Minister, die je ein Staat gehabt, verbindet und verwickelt und diese doch einmal, wenn die Umstände darnach sind, unbarmherzig preisgiebt und — vielleicht zu spät — sich von ihnen scheidet. — Die Vorwände, die hier gäng und gäbe sind, können nicht alberner, nicht kindischer ausgedacht werden. —

Die „Nationalzeitung" erklärt heute, wahrscheinlich um einem neuen oktroyirten Wahlgesetz einen Riegel vorzuschieben, die oktroyirte Verfassung für rechtsgültig; dies ist voreilig; für die Regierung ist sie es allerdings, sie hat sie dafür erklärt, schon jetzt, für das Volk aber ist sie es erst nach vollendeter Revision, und wenn die Regierung jetzt etwas daran bricht, wird sie ganz und gar ungültig. — Aber die Regierung ist blind und toll! —

Radowitz hat die Kunde von Frankfurt am Main hieher gebracht, daß man dort beschließen will, alle Regierungen zu verpflichten, jetzt ihre Stände zusammenzurufen, die versammelten aber nicht zu vertagen oder aufzulösen; dies habe der hier außerdem schon beschlossenen Auflösung, meint man, völlig den Ausschlag ertheilt. Auch Sachsen hat eben, wie es heißt, seine Stände aufgelöst. Verabredung der Höfe, die Volkssache zu schwächen. —

Die ungarischen Nachrichten auf der Karte veranschaulicht. Nicht unmöglich, daß preußische Truppen nach Böhmen verlangt werden! Für ein von Deutschland abgefallenes Oesterreich deutsche Truppen als Hülfe gegen Völker, die den heiligen Krieg für die Freiheit führen? Die Kabinette sehen darin nur das, was sie immer natürlich finden. —

Der „Staatsanzeiger" bringt eine Instruktion Brandenburg's vom 28. an Camphausen, breit und lau, worin die Kaiserwürde abgelehnt, der deutsche Bund als fortbestehend vorausgesetzt und fernere Verständigung (!) angeboten wird; die Verfassung wird getadelt, als zu beschränkend für die Einzelregierungen, die Grundrechte seien bedenklich und das Wahlgesetz werfe alle Schranken nieder. Wie kann eine Regierung, die ein solches Wahlgesetz selber gegeben, dasselbe seit einem Jahre dreimal hat ausüben lassen, das letztemal sogar nach der Gewaltthat der Oktroyirung, zu diesem Vorwurfe berechtigt sein? Verwirrung, Blödsinn, Frechheit, Verrath!

Montag, den 30. April 1849.

Der Prinz und die Prinzessin von Preußen haben die Auflösung der zweiten Kammer erst nachdem sie geschehen durch den Grafen von Zieten erfahren; beide waren erschrocken darüber und aufgebracht, die Prinzessin sehr betrübt. Auch Grabow und Vincke sind voll Unwillen, daß man sie überrascht, nicht befragt, nicht wenigstens benachrichtigt hat; letzterer hat einen Fluch darauf gesetzt, daß er sich nicht wieder werde rufen lassen. —

Bettina von Arnim stürmte herein und sagte, Magdeburg werde beschossen, weil die Stadt im Aufruhr sei, den

die dort verſammelten Linken angeſtiftet; ſie hatte dieſe Nachricht von ihrer Schweſter, Frau von Savigny, die ganz betrübt that und nur gegen Waldeck und Jung tobte! Auch von andern Seiten kam daſſelbe Gerücht. Doch erwies es ſich bald als völlig grundlos, und nun ſollen wieder die Volksfreunde es erfunden haben! —

Der Halunke Baſſermann ſoll wirklich hier angekommen ſein. Er kann von Glück ſagen, wenn er ungeſchoren wegkommt. Der Menſch hat hier im Herbſt eine niederträchtige Rolle geſpielt und die Stadt wie die Nationalverſammlung ſchändlich verläumdet. Der Dunſt der Hofküche in Potsdam hatte ihn benebelt und das Lächeln der Höflinge ihn beſtochen! —

Noch ſind die ſächſiſchen Kammern verſammelt, jeden Augenblick erwartet man ihre Vertagung. Die Kabinette haben ſich dazu verabredet. Für dieſen Fall ſoll das preußiſche Huſarenregiment in Düben nach Dresden vorrücken. (Sie ſind aufgelöſt am 30., doch iſt die Ausfertigung vom 28.)

In Schleſien rücken Truppen zuſammen, um den Oeſterreichern Beiſtand zu leiſten; dieſe werden von den Ungarn hart bedrängt. Kommen die Ruſſen dazu, wie es immer ſtärker verſichert wird, deſto beſſer! Dann wird der Wirbel vollſtändig. Merkwürdig wäre es, wenn Oeſterreich, nachdem es ſich von Deutſchland getrennt, nun doch als deutſches Land von den Deutſchen Hülfe forderte, erlangte! —

Man wird hier das Wahlgeſetz eigenmächtig abändern. Vergebens! Und wenn auch kein Linker gewählt wird, Oppoſition wird zuletzt auch von der Rechten gemacht. Die Regierung aber zeigt durch ſolche Maßregel auf's neue, wie geſetzloſe Willkür ſie übt. —

Hanſemann ſcheint ſeinen Plan ganz fertig zu haben. Die Oppoſition und Freiheitsbeſtrebung war ihm nur

eine Stufe, die er ſchnell überſprang, um auf den fruchtbaren Boden des Staatsdienſtes zu gelangen und in dieſem will er nun auf alle Weiſe ſich befeſtigen. Er iſt ganz knechtiſch geworden, ganz reaktionair, ganz ſtockpreußiſch, und bereut ſeine Verſuche, dem Junkerthum weh zu thun. Er will ſich in die Finanzen einniſten, wo möglich wieder Miniſter werden. Er glaubt die Revolution ſei geſcheitert, die Regierungsmacht für immer hergeſtellt.

Dienstag, den 1. Mai 1849.

Die Miniſter, ſagt man, ſind nicht einig über die eigenmächtige Einführung eines neuen Wahlgeſetzes, aber Manteuffel, ohne Frage der frechſte, gewaltthätigſte, reaktionairſte unter ihnen, dringt heftig darauf; er iſt am Ende, trotz ſeiner ſogenannten Klugheit, auch nur der blindeſte, kurzſichtigſte unter ihnen. Nach ſeiner in der zweiten Kammer geſpielten Rolle möchte man ihm jede Einſicht und jedes Talent abſprechen. Der König ſelbſt mag ihn nicht, verachtet ihn ſogar, aber ſolche Diener will er; zu Günſtlingen nimmt er Leute von etwas mehr Begabung. —

Nachmittags unter den Linden ſpaziren gegangen. Die Luft drückend. Noch keine Bänke; die Behörde, damit die Bummler keine Sitze finden, entzieht ſie auch den Frauen und Kindern. Aecht polizeilich. —

Wichtige Nachrichten aus Frankfurt am Main: die deutſche Nationalverſammlung mißbilligt die in Hannover und Berlin geſchehenen Kammerauflöſungen, fordert alsbaldige neue Wahlen, erklärt 150 Mitglieder des Parlaments für beſchlußfähig, fordert alle noch übrigen Organe der Volksgeſinnung in Preußen und Hannover auf, den

Willen des Volkes in Betreff der deutschen Verfassung schleunigst auszusprechen.

Im Gegensatze hiemit bringt der „Staatsanzeiger" ein vom Minister-Präsidenten unterzeichnetes Schreiben an alle Gesandten Preußens bei deutschen Regierungen, worin der Frankfurter Nationalversammlung noch eine Frist gestattet wird zum Vereinbaren, dann aber Bevollmächtigte der Regierungen nach Berlin berufen werden, um unter diesen eine Verständigung zu bewirken, nach welcher dann die Oktroyirung der deutschen Verfassung geschehen soll. Ein Staaten- und Volkshaus soll zugestanden, überhaupt die von der Nationalversammlung geschaffene Verfassung nur verbessert werden; das Erbkaiserthum wird aufgegeben. Dabei wird allen Regierungen, die solcher bedürfen, die Hülfe preußischer Truppen angeboten, denn die Revolution müsse unterdrückt werden! Immer klarer wird alles. Denn wie man das Oktroyirte achten und halten wird, sieht man an unsrem Beispiele hier. Die Maske der Heuchelei fällt, es kommt nun darauf an, welch ein Gesicht dahinter steckt, und ob die scheußlichste Häßlichkeit noch jemanden berücken kann, der nicht schon zu ihr gehört.

Mittwoch, den 2. Mai 1849.

Daß die Russen den Oesterreichern zu Hülfe kommen, ist nun gewiß, ein Theil ihrer Truppen soll aus Polen nach Mähren vorrücken und wahrscheinlich dabei, um die Eisenbahn zu benutzen, auch über das preußische Gebiet gehen. Fremde Truppen in dem deutschen Reichsgebiete ohne Zustimmung der Zentralgewalt? — Das Herbeirufen der Russen wird große Folgen haben, der augenblickliche Erfolg der Despotie wird schwer gebüßt werden. — Die

übermüthigen Halunken in Frankfurt am Main erhoben im vorigen Sommer groß Geſchrei, daß die Piemonteſer Welſch-Tirol und die Ungarn den deutſchen Boden bei Wien betraten, was werden dieſe Nackers jetzt ſagen und thun? —

Beſuch von Hrn. Savile Morton, der mir ein Empfehlungsbriefchen von Richard Monckton Milnes bringt. Er war in Kleinaſien, Konſtantinopel und wer weiß wo noch! Er ſchreibt politiſche Berichte für „Daily News“ in London und ſcheint ziemlich liberal, wenigſtens ſpricht er mit Unwillen über die Beſchränktheit der engliſchen Anſichten über die deutſchen Sachen und ſtimmt in das Lob ein, das ich unſern linken Rednern gebe. England und Frankreich, meint er, würden ſich dem Vorſchreiten der Ruſſen nicht widerſetzen, man fürchte ein einheitliches, ſtarkes, demokratiſches Deutſchland mehr, als das entferntere Rußland, nur Palmerſton ſei kriegeriſch geſinnt, aber der werde nicht lange mehr am Ruder ſein. Ich ſehe die Sache denn doch anders, in Paris und in London kann alles plötzlich wieder nach der Volksſeite umſchlagen, Frankreich iſt noch einen ſtarken Reſt ſeiner Revolution, England und Rußland ſelber ſind noch eine ganze ſchuldig, der Zahltag, den ich ſchon im vorigen Jahre nahe glaubte, wird endlich kommen. —

Nachmittags kam der Abgeordnete für Paderborn, Hr. Referendarius Franz Löher und brachte mir eine Empfehlung von Hrn. Dr. Ludwig Wihl, der in Paderborn ein Volksblatt herausgiebt. Löher iſt ein Linker, war ſchon verhaftet, außerdem war er in Nordamerika und hat über die dortigen Deutſchen ein Buch in Cincinnati drucken laſſen. Er gefällt mir, friſch, einſichtig, muthig. Von ihm erfahre ich, daß die Linke ſogleich beſchloſſen hat, ſich des Wählens

in keinem Falle zu enthalten, das neue Wahlgesetz möge sein, wie es wolle, aber beim Wählen eine Verwahrung einzulegen gegen die willkürliche Abänderung des Gesetzes. Daß diese im Werk ist, unterliegt keinem Zweifel. Der Graf von Schwerin hat schon gesagt: „Wozu wäre die Auflösung, wenn kein neues Wahlgesetz käme?" Er zeigt sich immer mehr! Dagegen hat Vincke ein solches Vorhaben entschieden verdammt und erklärt, er müßte kein Ehrenmann sein, wenn er sich durch solche Ministerkniffe wieder wählen ließe. —

Graf von Arnim entlassen. —

Neue Siegesnachrichten der Ungarn und Bestätigung des Vorrückens der Russen, obwol Hr. von Meyendorff noch behauptet, es sei nicht wahr. „Marinelli, was kostet Sie eine Lüge?" Und wäre sie auch schon morgen als solche aufgedeckt, heute vielleicht dient sie noch! —

Die Franzosen sind in Civita-Vecchia. —

Die hiesige Landwehr wird plötzlich einberufen und soll nach Halle rücken, — wegen Sachsen. In Dresden großer Petitionssturm und allgemeine Gährung. —

Im Cicero gelesen und im Thukydides.

Donnerstag, den 3. Mai 1849.

Geschrieben; über die Einwirkung der Russen in unsre deutsche Sache, ihre Truppenzahl und Hülfsmittel. Der Stand der Dinge war im vorigen Sommer für einen russischen Einbruch weit günstiger, damals konnte der in ganzer Stärke auf Ein Ziel sich richten, auf Berlin nämlich und gegen die Elbe, der ganze Süden lag gebunden; jetzt muß die Ueberziehung in ungeheurer Ausdehnung stattfinden, von Siebenbürgen bis Mähren, dabei müssen die

Moldau und Wallachei, Galizien und das Königreich Polen bewacht werden, und die russischen Truppen haben es zunächst mit Slawen zu thun, die ihnen gefährlicher sind als Deutsche. Berechnung, daß die Russen, wenn sie mit gesammter Macht anrücken, doch schwerlich auf ein deutsches Schlachtfeld hunderttausend Mann bringen werden. Wirkung ihrer Hülfe auf die Stimmung der Völker, Eifersucht der preußischen und österreichischen Truppen, denen die Anwesenheit solcher Hülfe eine Schmach sein muß, Verachtung gegen die Fürsten, welche sie zu rufen nöthig finden. Bleibt nur Deutschlands Volk standhaft, einig und revolutionair, so sind sie nicht zu fürchten. —

Windischgrätz will Oesterreich verlassen, seine Söhne nehmen den Abschied. Zu gleicher Zeit in Frankfurt am Main der Antrag, ihn als Mörder Blum's zu verfolgen, zu verhaften! Das kommt nicht in Ausführung, ist aber doch eine Schande für ihn, den Helden seines Hofes, des russischen, des unsern! —

Die Minister wollen das Wahlgesetz durch Auslegung des Wortes „selbstständig" verengen. Was können sie für einen Vorwand haben, dies jetzt zu thun, als ob nun ein Fehler bemerkbar geworden wäre? Der Fehler ist, daß sie die Mehrheit, die sie hatten, nicht behaupten gekonnt, und nun soll ein verengtes Wahlgesetz sie ihnen nicht nur geben, sondern sichern. Und das wird es nicht. Unter den Bedienten, Handwerkern ꝛc., waren grade viele, die sich für sie bestimmen ließen, wie Manteuffel früher selbst eingesehen hatte. Solchen dummen Leuten hilft nur Gewalt. —

Der „Staatsanzeiger" bringt einen großen amtlichen Aufsatz, der unsre Regierung rechtfertigen soll. Das hat kein Staatsmann, sondern ein Professor geschrieben. Der

Redefluß wäre noch gut genug, aber der Inhalt iſt Lug und Trug, alles zurechtgeſtellt und gefälſcht, gegen alle Wahrheit, zu Gunſten der Machthaber, die ſich mit allen Tugenden ſchmücken, der Vorausſicht, der Weisheit, der Mäßigung, der Vaterlandsliebe, und hinter allem ſteckt die baare, nackte Willkürgewalt. Ein heilloſes Volk, dieſe Knechte und Schergen und Sophiſten der Macht! —

Jetzt iſt auch durch amtliche Bekanntmachung in Wien angezeigt, daß die Ruſſen kommen. Hier läugnet man noch, daß ſie das preußiſche Gebiet betreten werden. —

Im Cicero geleſen, im Thukydides. —

Sizilien, Toskana, — unterworfen. Rom und Venedig und Livorno halten noch. — Zwiſchen Oeſterreich und Sardinien neue Anſtände.

Freitag, den 4. Mai 1849.

Gerüchte von Unruhen und ſogar Kampf in Dresden, und daß der König auf den Königſtein geflüchtet, daß ſächſiſche Truppen ſich für das Volk erklärt haben, daß man in Leipzig die Truppen nicht hat nach Dresden abziehen laſſen, die Bahnſchienen aufgeriſſen hat. Dieſe Nachrichten wurden hier gleich in Extrablättern gedruckt und ausgeſchrieen, theilweiſe ſogar angeſchlagen, und machten einen ſichtbaren Eindruck auf das Volk und beſonders auch auf Soldaten; von dieſen ſah ich einen Trupp unter den Linden, aus dem heraus einigen neu Hinzutretenden freudig entgegengerufen wurde: „Wißt ihr ſchon, die Sachſen ſchießen nicht auf die Bürger!“ Hier iſt ohnehin die aufgerufene Landwehrmannſchaft ſehr ſchwierig und ſoll deßhalb auch nicht hier, ſondern in Spandau eingekleidet werden, was ihr natürlich wieder ſehr mißfällt. —

In Schleswig macht die Posensche Landwehr den Befehlshabern viel zu schaffen, sie will nicht begreifen, warum sie als Polen diesen deutschen, nicht einmal eigentlich preußischen Krieg mitmachen und dort eine Volkssache unterstützen sollen, die bei ihnen mit so wilder Grausamkeit niedergeschlagen worden. Der König fühlt den Widersinn schmerzlich, in den er sich gestürzt hat, er bietet allen deutschen Regierungen seine Truppen an, um ihre Unterthanen im Zaum zu halten, und in Schleswig giebt er sie diesen. Ist der Aufstand der Schleswig-Holsteiner gerecht, so ist es auch der der Ungarn und gewiß auch der Polen. Der General von Prittwitz hat Befehl, die Preußen nicht nach Jütland vorrücken zu lassen, und hindert damit auch die andern. Dieser Krieg, aus Noth und Verlegenheit und mit Verrath und Arglist begonnen, wird eben so fortgeführt, eine Schmach des treulosen Kabinets, der Generale, die dort befehligen, und der Truppen, die sich ihrer Unthätigkeit schämen. —

„Erinnerungen aus dem Straßenkampfe, den das Füsilier-Bataillon 8ten Infanterie-Regiments (Leib-Infanterie-Regiment) am 18. März 1848 in Berlin zu bestehen hatte, von Graf Lüttichau", damals Kommandeur des Bataillons. (Berlin, 1849.) — Ganz partheiisch gegen das Volk, dessen Macht und Eifer er wider Willen doch zu erkennen giebt.

„Berliner Zustände. Politische Skizzen aus der Zeit vom 18. März 1848 bis 18. März 1849, von Dr. Rudolph Gneist, Prof. der Rechte." (Berlin, 1849.) Viel Treffendes und gut Gesehenes, aber zu sehr im Mittelweg befangen.

Sonnabend, den 5. Mai 1849.

Die „Deutsche Reform" ist jetzt von der Regierung gekauft, Oldenberg von der Redaktion abgetreten. —

Das Kaiser Alexander Grenadierregiment ist heute früh auf der Eisenbahn nach Dresden befördert worden, wo der Aufstand schon bis zu einer provisorischen Regierung geführt hat; die Altstadt, bis auf Schloß und Zeughaus, sind von den sächsischen Truppen geräumt, bis jetzt haben diese sich aber nicht zu dem Volke geschlagen. —

Mattigkeit des Parlaments in Frankfurt am Main. Gagern wagt nicht zu handeln, erwartet noch immer viel von dem Dank der Kabinette, von ihrer Gnade, aber der Tropf weiß nicht, daß sie ihn nicht viel weniger hassen, als einen Vogt, Raveaux ꝛc. Daß er ihnen gedient, hilft ihm nichts. Schmerling ist mit „den Verwünschungen des deutschen Volkes" ausgeschieden, Gagern kann es auch noch dahin bringen. Camphausen hat sich zurückgezogen, Beckerath nun auch, sie haben sich nicht als Staatsmänner bewährt, sondern theilweise als Diener, theilweise als Spiel der Willkürherrschaft. —

Abends kam der Abgeordnete von Paderborn Hr. Löher und blieb ein paar Stunden bei mir; wir besprachen die hiesige Sache, die deutsche, die ungarische, sehr ausführlich die sächsische, mit allen Wechselfällen und Möglichkeiten. Die Truppenmacht kann im Augenblicke fast alles, aber auf die Dauer fast nichts, der König von Sachsen wird das nie auslöschen, daß er Preußen in's Land gerufen! Das gleiche gilt von den Russen in Oesterreich. Ungarn hat sich für ein ganz freies Land erklärt und mit dem Hause Habsburg-Lothringen völlig gebrochen. — Die Narren in Frankfurt meinen noch heute, Deutschland dürfe nicht leiden, daß die Ungarn deutschen Boden betreten,

als wenn die österreichische Regierung selbst noch zu Deutschland gehören wollte! Im Gegentheil, die Ungarn streiten für Deutschland! Besteht Ungarn für sich, wird Italien frei, Galizien polnisch, so fällt das deutsche Oesterreich von selbst an Deutschland, nur die unselige Verknüpfung so verschiedener Länder unter der Dynastie hindert dies. —

Brandenburg hat entschiedne Abneigung gegen Radowitz, wagt aber nicht, ihn vom Könige fern zu halten. Radowitz hat vom Könige die schmeichelhaftesten Versicherungen empfangen, aber auch schon heftige Aufwallungen erfahren, die ihn äußerst empfindlich berühren; der König wirft mit den unangenehmsten Ausdrücken um sich, mit Schimpfworten, und wenn diese auch nicht immer ein persönliches Ziel haben, so finden sie es doch mittelbar. —

Der König von Sachsen hat endlich gestanden, er könne nicht anders, er habe dem Könige von Preußen sein Wort gegeben.

Sonntag, den 6. Mai 1849.

Die heutige „Nationalzeitung" klagt in einem Schreiben aus Frankfurt am Main die dortige Linke wegen ihres Benehmens in der deutschen Sache an, sehr mit Unrecht; diese Parthei ist hoch zu ehren und stets zu schonen, denn selbst die Wege, welche sie nicht geht, sind uns nur noch offen, weil sie da ist. Wie sprängen die Kabinette mit den Konstitutionellen erst um, wenn die Republikaner nicht wären! Wie thun sie's trotz ihrer Furcht schon jetzt! —

Das Wahlgesetz soll nun wirklich verändert werden; man will die sämmtlichen Urwähler lassen, aber nach dem Vermögen sie in drei Klassen theilen, die Höchstbesteuerten, die Mittelbesteuerten und die gar nicht Besteuerten; das

Unrecht bleibt und die Ungesetzlichkeit, und der Zweck, den man dadurch erlangen will, ist wandelbar und unsicher. — Ueber Radowitz hör' ich die gestrigen Angaben bestätigen; er räth noch zur Annahme der Kaiserwürde, weil er weiß, daß er damit dem Gelüste des Königs schmeichelt, und weil er von Frankfurt kommt, die Minister sehen ihn mit Mißtrauen an. Gegen den Staatsminister Flottwell und den Präsidenten von Kleist hat er sich ziemlich herausgelassen; Flottwell ist ein guter, politisch-dummer Mann, Kleist ist völlig Altpreuße und steht noch in guter Verbindung mit der Kamarilla. —

Keine Nachrichten aus Dresden. Die Angabe des Oberstlieutenants von Griesheim, die Preußen seien dort eingetroffen und gut empfangen worden, ist aus der Luft gegriffen. —

Bewegungen in Rheinbaiern, in Thüringen, in Hessen, in Braunschweig. —

Die „Nationalzeitung" zitirt in gesperrter Schrift das Gesetz des Parlaments vom 17. Oktober 1848, das von der preußischen Regierung angenommen und in die Gesetzsammlung aufgenommen worden, wo es im ersten Artikel heißt: „Ein gewaltsamer Angriff auf die Reichsversammlung, in der Absicht, dieselbe auseinander zu treiben oder Mitglieder aus ihr zu entfernen ꝛc., ist Hochverrath und soll mit Zuchthaus — bis zu 20 Jahren — bestraft werden." Sehr gelegen und beißend, dies jetzt hervorzuheben! Wie beeifert war damals die Regierung für die liebe Nationalversammlung, die ihr so gut diente zum Unterdrücken und Vertuschen! Wie schnell nahm man das Gesetz an, das damals nur gegen die Volksfreunde gerichtet war! Jetzt aber sind es die Regierungen, die jenen Hochverrath begehen wollen, jetzt fühlen sie die Zweischneidigkeit solcher Gesetze.

Montag, den 7. Mai 1849.

Der Reichskommissair Bassermann wird diesmal vom Hofe wenig beachtet oder beschmeichelt, im Gegentheil mit Hoffahrt und Spott abgefertigt; man braucht ihn nicht mehr, wie vorigen Herbst, um günstige Berichte nach Frankfurt zu machen, und wenn man ihn nicht grade braucht, „an sich ist solcher Lump ja nichts!“ —

Während der König den Volkserwartungen so ganz und gar widerspricht, ist er doch keineswegs den Verabredungen mit den Kabinetten treu geblieben, sondern hat auch diese stutzig gemacht, besonders ist Oesterreich sehr unzufrieden mit ihm, und nun steckt er in Widersprüchen, die nach keiner Seite zu lösen sind. Der Mangel an Logik ist bisweilen nur der Schein von Treulosigkeit, oft aber auch ihr Wesen, und beides dasselbe. —

Extrablatt, zufolge dessen das Kaiser Alexander Grenadierregiment in Dresden fast aufgerieben sein soll. Die Polizei nimmt das Blatt überall weg und Militairpatrouillen verfolgen die Jungen, die es zum Verkauf ausbieten. Die Nachrichten sind kaum glaublich. Aber auffallend ist es, daß die Regierung keine giebt, und daß eiligst noch Truppen nachgeschickt werden. —

Der „Staatsanzeiger“ bringt einen Erlaß des Ministeriums gegen die Befugniß der Frankfurter Versammlung, neue Wahlen auszuschreiben und das Volkshaus einzuberufen, und befiehlt den Oberpräsidenten, streng darüber zu halten, daß dergleichen nicht geschehe. Auch gegen andre Beschlüsse wird stark eingesprochen. — Auch bringt er ein Schreiben Bassermann's an Brandenburg, worin die Fortdauer des Belagerungsstandes getadelt, die Auflösung der zweiten Kammer beklagt wird; die Antwort Brandenburg's weist ihn schnöd ab. Dem „Halunken“

Bassermann geschieht Recht. Damals, wie er die „schauderhaften Gestalten“ hier sah, hätte er so reden müssen. Jetzt ist seine Sprache ohnmächtig und wird nur ausgelacht. — Die heftigen Reden in Frankfurt am Main gegen Preußen, die Minister, den König selbst, nehmen sich im „Staatsanzeiger“ wunderlich aus. Gagern und die Rechte halten schon wieder alle Kraftentwicklung zurück!

Gegen Abend ließ das Ministerium des Innern Plakate anschlagen, worin gesagt wird, die Preußen seien in Dresden angelangt und der Kampf dauere fort.

Nachricht, daß in Leipzig die Kommunalgarde gegen das Volk im Kampfe steht und Hülfe aus Braunschweig begehrt.

Das arme Deutschland! Nun offner Bürgerkrieg! Noch gehen die Truppen nicht zum Volk über, wenigstens nicht massenweise. Aber W. hat Recht, thun es ein paar Bataillone, dann ist auch alles für die jetzige Regierung verloren!

Dienstag, den 8. Mai 1849.

Ein Theil der Berliner Landwehr wird in Spandau nun doch eingekleidet; man thut es allmählig, kompanieenweise. —

Die Held'sche Volksversammlung bei Zehlendorf ist durch den Landrath verboten worden. Wrangel verbot dem Eisenbahnzuge dort anzuhalten. Kleinliche Scheererei! Sie haben die größte Furcht vor solchen Dingen und sind nur dreist und schamlos durch die Größe ihrer Furcht. —

Der Generaladjutant von Neumann ist nach Kopenhagen abgesandt worden, ohne Zweifel, um einen Sonderfrieden für Preußen zu unterhandeln. Es wäre kein

Wunder, wenn man die jetzigen schleswig-holsteinischen Waffenbrüder nicht nur im Stich ließe, sondern auch entwaffnete! —

Der Kampf in Dresden dauert noch fort, zum Verwundern, da von hier, Potsdam, Görlitz, Torgau schon über 10,000 Mann dorthin gezogen sind. Aber auch das Volk erhält aus der Umgegend einige Mitstreiter. Daß es unterliegen wird, ist keine Frage. Aber die Folgen! — Bewegung für die deutsche Verfassung in Rheinbaiern, Thüringen, Hannover, Westphalen, sogar in Berlin und Posen trotz des Belagerungsstandes. —

In Dresden ist bei Erstürmung des Hotel de Sare ein Prinz von Schwarzburg-Rudolstadt, der sich dort eines Augenübels wegen aufhielt, in seinem Zimmer von den Soldaten erschlagen worden. Ein Prinz! Das macht Aufsehn, das erregt Mitleid, da schreien die Vornehmen ganz empört über Rohheit und Wildheit der Soldateska; Hökerinnen, Kinder, Handwerker, Dienstmädchen, das hat nichts zu sagen, da zuckt man die Achseln und sagt, sie hätten den Ort meiden sollen!

Mittwoch, den 9. Mai 1849.

Die „Nationalzeitung" hat einen Artikel, der den fortgesetzten arglistigen Verrath der österreichischen Regierung gegen Ungarn und dessen entschiedenes Recht schlagend ausführt. Gottlob! Wrangel's Warnungen haben den Muth dieser Zeitung nicht gedämpft! Und ein ähnliches Sündenregister gegen Preußen, wem drängt es sich nicht bei diesem Lesen auf? —

Geschrieben; der Bürgerkrieg in Sachsen, das unselige Einmischen preußischer Truppen! Der König hat auch

nach Hannover Truppen angeboten; was er am 18. März in Berlin nicht gekonnt oder versäumt, will er nun in allen Hauptstädten Deutschlands nachholen, die Berliner in Dresden strafen und wo sonst das Volk sich regt! Auch eine Art, Deutschland zur Einheit zu bringen, Deutschland für Preußen zu erobern!! Nicht Ruhm, sondern Schmach wird auf dieser Siegesbahn erworben. Und ist der Sieg so gewiß? Hundertfache Schmach aber ist die Niederlage! —

Barrikaden, Kampf und Belagerungsstand in Breslau! Verschärfte Maßregeln des Belagerungsstandes in Posen, Belagerungsstand von Landau, Erstürmung des Landwehrzeughauses in Neuß. — In Dresden Fortdauer des Kampfes. —

Der Kaiser von Oesterreich hat den Oberbefehl seiner Truppen selbst übernommen, das ist schon wegen der Russen, damit kein russischer General Anspruch machen könne, den Befehl zu führen, und die Eifersucht der Oesterreicher zu beschwichtigen. Die Russen sind in Krakau jetzt wirklich eingerückt. —

Neue Vortheile der Ungarn. — Stürmische Sitzung und schwache Beschlüsse der Nationalversammlung in Frankfurt am Main. Gagern mehr und mehr im Gedränge. Welcker und Gervinus bekommen in Heidelberg Katzenmusiken. — Bewegung in Braunschweig. — In Rheinbaiern wird General Dufour aus der Schweiz berufen, an die Spitze der dortigen Volkstruppen zu treten. — Die deutschen Fürsten werden Empörer und Verräther genannt. —

Berliner Adressen für die deutsche Verfassung mit mehr als zehntausend Unterschriften nach Frankfurt am Main abgesandt. —

Unser scheußliches Ministerium will das Wahlgesetz bestimmt abändern. Alle Gesetzesformen sind ihm ein Spiel der Willkür, die ganze oktroyirte Verfassung ist ihm nichts. Es findet in seiner Angst keine Ruhe, als durch stets erneuerte Gewaltmaßregeln; der König selbst, sagt man, harre mit Ungeduld der täglichen Nachrichten, daß die Truppen das Volk durch Waffengewalt schlagen, denn wenn nichts vorfällt, so hat man gleich Furcht, es möchten die Truppen nicht sicher sein, dieser Beweis muß täglich durch die That erneuert werden. An die Zukunft, was draus werden soll und kann, denken diese Leute nicht.

Donnerstag, den 10. Mai 1849.

Die Sachen in Dresden müssen heute zu Ende sein. Aber das Ereigniß, worauf es in der Entwicklung unsrer Zustände ankam, das ein Glied in der Reihe sein sollte, ist vollkommen fertig. Zinzendorf, so oft er erkrankte, fragte, was damit gemeint sei? und kam dabei auf Ergebnisse, die für ihn fruchtbar wurden. Frag' ich in solcher Weise, was mit den Dresdener Vorgängen gemeint sei, so findet sich als Antwort —

Plakat an den Straßenecken, daß Dresden unterworfen sei, nach bis zuletzt hartem Kampfe. —

Zwei wichtige Neuigkeiten! Die Franzosen unter General Oudinot sind vor Rom zurückgeschlagen! Große Aufregung in Paris. Hat es je größern Unsinn und Verrath gegeben, als der Angriff der Republik Frankreich auf die Republik Rom! — Die andre Nachricht ist: der „Staatsanzeiger" bringt ein oktroyirtes Gesetz über den Belagerungsstand! Nun sind alle Freiheiten in Frage gestellt, die oktroyirte Verfassung selbst ist vernichtet durch

Berufung auf einen ihrer Artikel. Nun kann alles ohne Kammern geſchehen, es kommt alles auf das Belieben der Regierung, ſie kann ihr Urtheil über das der ganzen Nation ſtellen. Die Geſchichte iſt ſchändlich, ſchändlich! In Poſen hat der Belagerungs-General von Brünneck ſogar thatſächlich die Zenſur eingeführt, was unter keinen Umſtänden geſchehen darf, wenn das Geſetz noch irgend Geltung hat. Wird das alles ungeſtraft bleiben? Gewiß nicht! Die Gewaltwillkür, der Wahnſinn eines Napoleon iſt es nicht geblieben. Sollte Zaunkönigen gelingen, was dem Adler nicht gelang? —

Der König von Preußen läßt die Sachſen niederſchießen, die mit für ſein Kaiſerthum aufgeſtanden waren und kämpften. Der Reichskriegsminiſter von Peucker ſchickt gegen die Rheinbaiern, die für die Macht, der er dient, aufſtehen, Reichstruppen, „zur Unterdrückung anarchiſcher Beſtrebungen". Gräßliche Widerſprüche.

Freitag, den 11. Mai 1849.

Die Nachrichten aus Frankfurt am Main zeigen deutlich, wie dort alle Leute, die von Amtswegen zum Handeln berufen ſind, entweder ſchwach und unentſchloſſen oder verrätheriſch, nichts thun. Erzherzog Johann iſt ein altes Weib geworden; Gagern ein politiſcher Quackſalber, deſſen Eitelkeit und Unvermögen gräßlich an den Tag kommt, der nicht mehr weiß, wie er ſich und ſeine Sache retten ſoll, und das einzige noch mögliche Mittel verſäumt! Peucker war von Anfang an ein Lump und Verräther. Und welch ein Heer von Lumpen iſt dort verſammelt! Wie haben die Deutſchen ſich verwählt! Wenn ſie künftig wenigſtens beſſer wählen! —

In der Londoner Zeitung „Daily News" bricht schon etwas von dem Einflusse meiner Gespräche mit Hrn. Morton hervor. Immer ein kleiner Trost, daß ich im fünfundsechzigsten Jahre noch nicht ganz unnütz bin für die deutsche Freiheits- und Volkssache. — Auch heute gleich wieder einen Artikel geschrieben. —

Der „Staatsanzeiger" bringt die ausführlichen Entwürfe der den nächsten Kammern vorzulegenden Gemeinde-, Kreis- und Provinz-Ordnungen; sämmtliche Regierungen sollen sie zur öffentlichen Kenntniß bringen und die darüber statt habenden Bemerkungen vor dem 20. Juni berichten. In diesen Entwürfen ist das Wahlrecht nach drei Klassen in Vorschlag gebracht. Die Höchstbesteuerten in einem Bezirk, welche ein Drittheil der Gesammtsteuer bezahlen, die Nächsten, welche das zweite, und die Letzten, welche das dritte Drittheil bezahlen, wählen jede Klasse die gleiche Zahl von Vertretern. —

Die Reaktion bildet jetzt hier Treubünde, in welche sie Leute des niedersten Standes aufnimmt und diese durch Eidschwur verpflichtet „für König und Vaterland". —

Im Thukydides gelesen, — in deutschen und französischen Neuigkeiten mich umgesehen. —

Heute eine neue Arbeit angefangen — kleiner Anfang —, die mir längst im Sinne lag.

Sonnabend, den 12. Mai 1849.

Geschrieben, leider über den deutschen Bürgerkrieg! Den Kampf in Dresden soll hauptsächlich Bakunin geleitet haben, er selbst auch als Gefangener eingebracht sein. —

Barrikaden in Elberfeld, furchtbarer Aufstand. Barri-

laden in Düsseldorf, Kampf, Belagerungsstand. In Krefeld anhaltende Gährung. Die Landwehr am Rhein verweigert sich zu stellen. Ein Bataillon Preußen aus Mainz, nach Rheinbaiern bestimmt, hat vor Speyer zurückweichen müssen und ist nach Mainz heimgekehrt. —

In Ostpreußen durch die Königsberger Stadtverordneten ein Städtetag ausgeschrieben. —

Die Russen gehen nun doch auf der Eisenbahn durch preußisches Gebiet. Erst läugneten unsre Minister, nun geschieht's. —

Der Reichsverweser Johann widerspenstig, Gagern und die andern Minister haben abgedankt. Gagern war schon lächerlich geworden mit seinen Betheurungen und Hoffnungen. Er hatte sich zum Knecht der Kabinette gemacht, nun verabschieden sie ihn, und die er mit in seine Knechtschaft gezogen, können ihn nicht retten. —

Die Preußen sind in Jütland eingerückt, aber zögernd halten sie schon wieder inne. Es ist kein Ernst. —

Der Tropf Louis Bonaparte setzt seinen Verrath gegen Rom fort und will die durch die Nationalversammlung mißbilligten Minister nicht entlassen. Schändlicher ist doch nichts, als dieses Zusammenwirken von Franzosen mit Oesterreichern und Neapolitanern zur Unterdrückung der Italiäner! Der Tag der Vergeltung kommt! —

Die hiesigen Berathungen zur Vereinbarung der deutschen Verfassung dauern noch fort; der König möchte doch gern etwas zu Stande bringen, möchte sagen können, daß er seine Sache durchgesetzt, giebt daher überaus nach, erklärt auf's neue, daß der Entwurf des Parlaments die Grundlage bleiben soll, hofft noch, aus diesen Geschichten als Kaiser hervorzugehen. Nach allen diesen neuen Thatsachen? den blutigen Auftritten in Dresden? der Ver-

wendung preußiſcher Truppen überall wo es auf das Volk zu ſchießen gilt? nach dem Durchmarſche der Ruſſen? — —

Man erwartet täglich ein oktroyirtes neues Wahlgeſetz. An Konſtitution, an Halten derſelben ſeitens der Regierung, glaubt hier kein Menſch mehr. —

Jetzt wird es Ernſt mit den Gedanken an Republik in Deutſchland, die Regierung ſelbſt ſpricht ihre Furcht vor dieſer täglich aus, nur meint ſie noch als Schreckbild hinzuſtellen, was Vielen ſchon das einzige Heil dünkt. Der preußiſche „Staatsanzeiger" nannte geſtern die deutſche Verfaſſung nur Vorwand für den Dresdener Aufſtand, die eigentliche Triebfeder ſei die Republik geweſen; ſie fühlen ſchon, dieſe Leute, daß die Verfaſſungsſache als eine gute erſcheinen möchte. —

„Vielleicht erobert der König nach und nach alle deutſchen Hauptſtädte und den Dank der Fürſten, und wird ſo doch Kaiſer der Deutſchen, als bedrückender Oberherr?"

Ernſtes Wort: „In allem was jetzt geſchieht, iſt vieles ungewiß in Betreff der Wirkung und Folgen; zwei Dinge nur ſind außer Zweifel, wir erſchöpfen unſer Geld und unſre Soldaten."

Sonntag, den 13. Mai 1849.

Geſchrieben. Was ſoll aus den Deutſchen werden? Das machen ſie leider nicht allein ab, ſondern ganz Europa muß dabei mitwirken; die deutſche Bewegung appellirt an eine größere, europäiſche. Soviel aber iſt gewiß, daß der Muth des Volkes überall ſich als außerordentlich zeigt, und der Freiheitsgeiſt ſo allgemein und tief verbreitet, wie man es vor den Ereigniſſen kaum geglaubt hätte. —

Bakunin soll wirklich gefangen sein; daß er einer der Hauptführer des Aufstandes in Dresden war, ist gewiß. Die Aufständischen haben sich in das Erzgebirge geworfen und werden dorthin verfolgt. —

Belagerungsstand in Prag! — Elberfeld rüstet sich gegen den Angriff, Kampf in Neuß, die Landwehr in Westphalen und am Rhein will nicht zusammentreten, die beiden Provinzen in voller Gährung. —

Der Reichsverweser zeigt sich — als deutscher Fürst: falsch, heuchlerisch, feige, verrätherisch — der „ehrliche Mann", wie er sich noch jetzt nennt! —

Am Freitage — so hör' ich erst heute — war trotz des Belagerungsstandes eine Volksversammlung im Birkenwäldchen hinter dem zoologischen Garten; Reden wurden gehalten. Als Konstabler von Berlin und Soldaten aus Bellevue die Versammelten überfallen wollten, rief eine Frau, die sie zuerst sah, der Feind komme! Und die Versammlung war schon auseinander, als der erschien. Die Konstabler verfolgten einige der Leute, wurden aber verhöhnt und fingen niemand. —

Große Aufregung in Paris, gegen den Präsidenten, gegen die scheußlichen Minister! Marrast mit Changarnier in Streit. — Einverständniß Frankreichs und Oesterreichs! Welcher Schimpf, welche Erniedrigung der Republik!

Montag, den 14. Mai 1849.

Artikel der „Nationalzeitung", der die Ungesetzlichkeit und Ungültigkeit der neulich erlassenen Verordnung über den Belagerungsstand gründlich nachweist; sie widerspricht der oktroyirten Verfassung, zerbricht diese völlig. —

Besuch eines Fremden, der Hülfe ansprach. Er gab

Auskunft über vielerlei, was er mitangesehen, vielleicht mitgethan hatte. Ich fragte nicht nach dem, was ihn selber anging. —

Das erste hiesige Geschwornengericht, heute gehalten, hat den Litteraten Robert Springer, wegen eines Artikels der Held'schen „Lokomotive" vom 7. November v. J. der Majestätsbeleidigung schuldig erklärt und ihn zu drittehalb Jahren Festungsstrafe verurtheilt. Damals, so scheint es, sollte die Staatsanwaltschaft schlummern, oder zu schlummern scheinen, um alles sich häufen zu lassen und dann alles nachzuholen. Das Beispiel der Straflosigkeit mußte zur Falle dienen. Unwürdige Regierungskünste! —

Aus Westphalen, vom Rhein, aus Landau, lauter Aufstand. Baierische und badische Soldaten empören sich gegen die Offiziere und gehen zum Volk über, die preußische Landwehr weigert sich zu stellen, oder versammelt sich, um dem Volke beizutreten.

Der Reichsverweser ist offenbar verrätherisch und will seine von der Nationalversammlung empfangene Macht behalten, um sie gegen diese zu gebrauchen. Daß der alte Kerl selbst gern Kaiser geworden wäre und über den getäuschten Ehrgeiz nun grimmig geworden, ist nicht mehr zu läugnen. Es heißt jetzt sogar, er habe — Blittersdorff rufen lassen! —

Der „Staatsanzeiger" bringt die vom heutigen Tag in Charlottenburg unterzeichnete Erklärung des Königs, daß die Mandate der preußischen Abgeordneten zum deutschen Parlament erloschen seien und diese keinen weitern Theil mehr an den Verhandlungen nehmen dürfen. Endlich! Aber kann der König Mandate für erloschen erklären, die er nicht gegeben hat? Viele Abgeordnete werden dies verneinen und im Parlamente bleiben. Doch

iſt deſſen Zerfall nun gewiß, es wird noch einige Krämpfe haben und dann aufhören. Dies iſt die Folge der Gagern'ſchen Staatsklugheit und Verrätherei, der Schändlichkeiten vom vorigen Sommer und Herbſt. Aber es ſchadet nicht. Eine Saat iſt ausgeſtreut, die aufgehen wird. Ich ſah ſo die Chambre des Représentans 1815 in Paris untergehen, aber die von ihr ausgeſprochenen Grundſätze waren 1830 und 1848 lebendig da. —

Wird ſich der Aufſtand in der Rheinpfalz, in Baden und Heſſen organiſiren? Das iſt die Hauptfrage! —

„Kladderadatſch" fährt fort zu erſcheinen, trotz Wrangel und Miniſtern, und bringt die kühnſten Sachen. —

Leben Tſchech's, von ſeiner Tochter Eliſabeth Tſchech geſchrieben, in Bern gedruckt, mit Tſchech's Bildniß. Der Präſident von Kleiſt erſcheint darin abſcheulich und gewiß nach der Wahrheit, denn es ſtimmt alles mit ſeinen eigenen Aeußerungen.

Dienstag, den 15. Mai 1849.

Die „Nationalzeitung" heute wieder ſehr tapfer gegen das Miniſterium und gegen die preußiſchen Maßregeln, ſie nimmt ſogar den Aufſtand in Schutz und die Wehr des Volkes gegen die Beſchlüſſe der vaterlandsfeindlichen, volksverrätheriſchen Kabinette. —

Geſchrieben. Hilft's auch nicht viel, ich muß. Ich kann ja nichts Andres thun. Während ich ſchreibe, täuſch' ich die Schmerzen, die ich für's Vaterland fühle; es iſt Opium, das zugleich reizt und abſtumpft. Wenn ich jetzt Abgeordneter in Frankfurt wäre! Aber ich würde jetzt keinen Entſchluß zu faſſen haben, ich ſtünde ſchon längſt da, wohin er mich ſtellen könnte. —

Beſuch von Weiher; Mittheilungen aus dem Hofkreiſe, Nachrichten aus Ungarn, aus Wien, an letzteren Ort ſoll der General von Canitz in beſondrer Sendung abgegangen ſein, der ehmalige Geſandte dort ſoll die alten Wege wieder ſuchen. Man unterhandelt mit Oeſterreich über die Herſtellung des Bundestages mit einem Volkshauſe, von dem aber Oeſterreich nichts wiſſen will. Die Kaiſerwürde muß der König ſich vergeben laſſen, obwohl ſein Herz darnach hängt. —

Der König hat neulich in Potsdam die Soldaten angeredet und viele Vivats zur Antwort erhalten, davon machen die Zeitungen großes Weſen. Daß er aber hier in einer Kaſerne nicht ſo empfangen, ſondern ſeine Rede lautes Murren zur Folge gehabt, das wird ſorgfältig vertuſcht. Die Offiziere ſelbſt gönnen ihm den Beifall der Soldaten nicht, ſondern lenken den lieber auf den Prinzen von Preußen; ſie grollen dem Könige fortwährend. —

Gedruckte Blätter an das deutſche Heer, in Frankfurt am Main von Fröbel und Andern unterzeichnet, ſind zu Tauſenden hier angekommen und ausgetheilt. Die Konſtabler ſind eifrig dahinter her, reißen ſie den Leſern weg, verhaften die Austheiler, aber nun iſt man erſt recht begierig auf ſie und es fehlt nicht an Verbreitern. —

Ueber Bakunin's Schickſal; ob ſich nichts für ihn thun läßt? Geld für ihn ſelbſt erreicht ihn nicht. Man glaubt nicht, daß er an Rußland ausgeliefert wird, er muß erſt in Sachſen vor Gericht ſtehen. Zeit gewonnen, alles gewonnen. —

Der „Staatsanzeiger" bringt eine Anſprache des Königs an ſein Volk, das er zu den Waffen ruft, er will Deutſchland gegen die Aufſtände ſchützen, ihm eine freie Verfaſſung und Einheit ſchaffen. An Selbſtlob fehlt es

nicht, nicht an Versprechungen. Die Gegner sind Gottlose, Verräther, Verblendete. Die Juden sagen noch heute, Jesus sei ein Aufrührer gewesen und habe mit vollem Rechte den Henkertod erlitten. Friedrich der Große war in die Reichsacht erklärt. Auf der andern Seite sieht alles anders aus. —

Man verheißt uns jetzt eine theilweise Ministerveränderung. Wir bedürfen einer gänzlichen Veränderung — nicht nur der Minister. — Die Wahlen zur zweiten Kammer sollen noch ausgesetzt bleiben. —

In Rastatt und Lörrach Aufstand der badischen Soldaten gegen ihre Offiziere, man verlangte, diese sollten die Reichsverfassung beschwören, ein General todt, Major von Rotberg schwer verwundet ꝛc. —

Eisenstuck aus Rheinbaiern schon wieder abgerufen, Peucker noch mit den Geschäften des Reichskriegsministers beauftragt, der Reichsverweser weicht ebenfalls nicht! —

Große Streitmacht gegen Elberfeld aufgeboten, über zwölftausend Mann. „Einige böse Buben", sagte neulich der König in Potsdam zu den Truppen, „haben dort die Ruhe gestört." —

Im Thukydides gelesen, in Grote.

Mittwoch, den 16. Mai 1849.

Die „Nationalzeitung" verboten! Endlich, verdient hat sie es längst; mit ihr erlischt die einzige, noch frei gebliebene, edle Zeitung. Mit ihr verlier' ich den besten Theil meines Frühstücks, aber es sei drum! Die Willkür und Gesetzwidrigkeit der Regierung muß überall in voller Stärke zu sehen sein. —

Zugleich bestätigt und verschärft das Ministerium den

hieſigen Belagerungsſtand auf den Grund ſeiner eignen, ungeſetzlichen Verordnung. Wunderſchön! —

Ich ſetzte mich zum Schreiben hin, war aber zu aufgeregt, um gleich ſchreiben zu können. Ich tröſte mich, daß ich das Jahr 1848 erlebt habe, kann mir irgend etwas dieſe Genugthuung rauben? — Beſuch von Weiher; Stand der Sachen; von einem gewiſſen Standpunkte aus geſehen, hängt alles auf's beſte zuſammen, iſt alles ganz richtig geordnet —; wenn der Zweck iſt, die Fürſten und ihre Dynaſtieen zu Grunde zu richten, ſie unmöglich zu machen, ſo könnten die Ereigniſſe nicht in beſſrer Folge ſich an einander reihen, die Regierungen thun alles dazu, was die Völker zu thun weder wollen, noch vermögen. Das Erliegen der Sachſen, wohl nächſtens auch der Elberfelder, Rheinbaiern, Süddeutſchen, ja vielleicht ſogar der Ungarn, hindert in dieſem Gange nichts, im Gegentheil. —

Nachmittags kam auf der Eiſenbahn ein Bataillon des Kaiſer Alexander Regiments von Dresden zurück, die Truppen waren mit grünen Zweigen und Blumen geſchmückt, der Prinz von Preußen und ſein Sohn hatten ſie empfangen, und auch der letztere trug einen Lorbeerzweig! Beim bloßen Hören ergriff mich eine Traurigkeit, die bis zum krankhaften Gefühl des Ekels ſtieg, ich war wirklich dem Erbrechen nah. Solche Heldenthaten gegen das eigne Volk, gegen zum Theil Wehrloſe, gegen Menſchen, die vom Vaterlandsgefühl ergriffen in Kampf und Tod gingen, nicht einmal gegen Soldaten verrichtet, und von wildem Morden und Plündern begleitet, ſolche Heldenthaten dienen den verirrten Soldaten zur Prahlerei, werden der gefeſſelten Hauptſtadt vorgeführt! Ich habe lange keinen ſolchen Schmerz, keinen ſolchen tiefen Ekel gefühlt. Auch

wem das Ergebniß lieb iſt, darf es der Bürgerkrieg nicht ſein. —

Ich fuhr aus, um mich zu erfriſchen, durch den Thiergarten, es war aber ſumpfig und kühl dort. —

In Karlsruhe Aufruhr der Soldaten. Der Großherzog geflüchtet, eine proviſoriſche Regierung eingezogen, Brentano, Struve, Blind ꝛc. —

Welcker in Heidelberg mit Steinwürfen verfolgt, kein Schiffer wollt' ihn überſetzen, kein Kutſcher ihn fahren. So geht's denen mit Recht, die auf gutem Wege gingen und dann ablenken, aus Eitelkeit, Feigheit, Selbſtſucht. „Kaiſermacher" rief ihm das Volk höhniſch nach. —

Geh. Rath Waldeck hier verhaftet! — Der erſte Artikel in der geſtrigen (letzten!) „Nationalzeitung" ſoll von ihm ſein. („Der Beſchluß der deutſchen Nationalverſammlung vom 10. Mai.")

Donnerstag, den 17. Mai 1849.
Himmelfahrtstag.

Geſtern war unter der Menge, die den von Dresden rückkehrenden Truppen einen beſtellten Beifall riefen, doch ein kühner Mann in einer Blouſe, der das entgegengeſetzte Gefühl nicht bemeiſterte, Verwünſchungen ausrief und ſogar einen Stein auf ſie ſchleuderte. Der Prinz von Preußen ließ ihn verhaften. — Nach dem Bericht eines Augenzeugen hört' ich ſpäter, ſei nicht auf die Soldaten, ſondern nach dem Prinzen geworfen worden, und von mehreren Händen; es ſind drei Menſchen verhaftet. Nun erklärt es ſich auch, was die Zeitungen ſagen, daß der Prinz die Leute abgehalten, den Frevel ſogleich zu rächen, denn erſtlich iſt das ſo hergebracht und ſchicklich,

und dann ist ja das Gerichtsverfahren fruchtbarer, als solche Uebereilung.

Ueber Waldeck hört man nur unsichere Gerüchte. Daß er mit dem Dresdener Aufstande verwickelt sei, glaubt kein vernünftiger Mensch, aber die Reaktion behauptet es. — Von Bakunin ist alles still. Er hat viele Freunde aus früherer Zeit, wo er hier studirte, Professor Werder, Ludwig Tieck, die sich jetzt vor ihm entsetzen. Seine neueren Freunde sind meist ausgewiesen und können nichts für ihn thun. —

Anruf des Königs an die Truppen, im „Staatsanzeiger". Der König schleudert gegen seine Feinde die heftigsten Schmähungen, auch den Vorwurf der Feigheit, es klingt fast, als sei man empört über die Mäßigung der Berliner, den Kampf der einrückenden Truppen, auf den man gerechnet, nicht unternommen zu haben. Er nennt auch diesmal seinen wahren Feind, die Republik, er nennt sie! „Die Tage von Dresden, Breslau und Düsseldorf." „Gesetzlosigkeit und Republik." „Eidbruch, Lüge, Verrath und Meuchelmord." Diese Sprache kann nicht überboten werden. Der Bürgerkrieg ist da. Ich bin tief traurig, das Licht der Zukunft will diese Nacht der Gegenwart nicht erhellen, das Dunkel ist zu dicht. Es stehen die düstersten Ereignisse bevor, noch viel Blut wird fließen. —

Aus Baden, Rheinbaiern, Hessen u. s. w. lauter Berichte vom Aufstande des Volkes, vom Zutreten der Truppen. — Aus Ungarn nichts. — In Italien gehen die Oesterreicher vor, in Toskana und im Kirchenstaat. — In Paris eine neue Abstimmung gegen die Minister; doch die neuen Wahlen werden erst entscheiden, ob der jetzige Gräuel wirklich fällt. —

Erst heute habe ich erfahren, daß in der ersten Zeit

nach Pfuel's Ernennung zum Miniſter-Präſidenten (grade als er mir vorgeſchlagen hatte mit ihm Miniſter zu werden!) der König ihm geſchrieben, er warne ihn beſonders vor Varnhagen, deſſen Umgang ſchon auf ſeinen lieben * den ſchädlichſten Einfluß gehabt! — Ich möchte wohl den ſehen, der es mit dem Könige die ganze Zeit beſſer gemeint, als ich, aus reinſten Triebfedern, ohne für ſich etwas zu wollen, nur wollen zu können!

Freitag, den 18. Mai 1849.

Nach einer ſchlechten Nacht ſpät aufgeſtanden. Ich fand mich ſehr angegriffen, mehr noch in der Seele, als im Körper. Der Zuſtand des Vaterlandes ging mir ſehr zu Herzen; wäre ich jung und rüſtig, ich wüßte meinen Platz. Geſchrieben und Papiere geordnet, wie im Jahre 1819, als ich von Karlsruhe zurückkehrte. Aber wie himmelweit verſchieden doch von damals! Heute iſt ein Wald, was damals nicht als Baumſchule gelitten war. —

Keine Zeitung. Ich ging mit Ludmilla zu Kranzler und ſah dort einige fremde durch. —

Anſchlagzettel, daß Elberfeld und Iſerlohn ſich ohne Widerſtand ergeben, die Häupter des Aufſtandes aber, ſechshundert an der Zahl, mit viertauſend Thalern nach der Rheinpfalz abgezogen ſind. Wird man ſich wieder ärgern, daß keine Metzelei ſtattgefunden? daß man den „Tagen von Dresden, Breslau und Düſſeldorf" keine von „Elberfeld und Iſerlohn" zugeſellen kann? O Wahnſinn, Bosheit und Uebermuth in der verruchteſten Geſtalt! Der Bürgerkrieg giebt keinen Ruhm. —

Beſuch von Weiher. Er war bei der Geheimräthin Waldeck, ſie iſt gutes Muthes und weiß, daß ihr Mann

es ſein kann. Nachrichten aus der Stadt. Die Bürger ſind regſam und halten ſich das Urtheil unbefangen; ſie ſehen, daß die oktroyirte Verfaſſung keine iſt noch ſein ſoll. —

Görgey hat mit einer Magyarenſchaar die Ruſſen in Mähren überfallen und ihnen eine Schlappe beigebracht, Kanonen genommen u. ſ. w. —

So oft der König in Bellevue die Miniſter ſieht, iſt auch Radowitz dort und bleibt immer eine oder zwei Stunden länger als ſie. In der deutſchen Sache ſollen die Miniſter dem Könige zuletzt das Annehmen empfohlen, er ſie mit ſeinem nachherigen Nein überraſcht haben. —

Unordnungen bei der Landwehr, Soldatenunfug aller Art, auch gegen die Offiziere. In Hamm ſoll ein Bataillon auseinander gegangen ſein. Man ſäet Wind und erntet Sturm. —

Die zu oktroyirende Reichsverfaſſung wird hier bald fertig ſein, man wird ſie dann der Nationalverſammlung in Frankfurt am Main vorlegen, falls es bis dahin noch eine giebt! Man hat hier die größte Angſt, man iſt nur aus Angſt kühn, man wird daher alles Mögliche thun, um Deutſchland in leidliche Faſſung zu bringen, man wird liberal ſein bis zum äußerſten, um die Gemäßigten zu überraſchen, zu gewinnen, — aber ich zweifle, daß etwas Dauerhaftes auf dieſem Wege zu Stande kommt. —

Eſſen in Belagerungsſtand! —

Ein Theil der preußiſchen Abgeordneten in Frankfurt am Main hat nun doch den Muth gehabt, die Erlöſchung ihres Mandats zu beſtreiten, darunter ſind Saucken, Veit, und Andre ſonſt nicht eben löbliche. —

Struve und Blind in Bruchſal befreit und an der Spitze der Regierung in Karlsruhe.

Sonnabend, den 19. Mai 1849.

Hier trägt man ſich mit Wahnbildern der ärgſten Art, die empörte Stimmung will man nicht anerkennen, aber Verſchwörungen, Mordpläne und ſolche Gräuel ſetzt man in Fülle voraus. Bei jedem Lärm, jeder geringen Schlägerei, bei den dummen Drohworten, die der gemeine Mann ſo bedeutungslos in den Tag hinein ſchwatzt, ſchrecken Hof und Miniſter zuſammen, wittern die Behörden Aufſtand, Königsmord, Republik. Sie ſuchen die Gefahr, wo ſie nicht iſt, im Einzelnen; wo ſie wirklich iſt, im Allgemeinen, will man ſie nicht ſehen. Sie halten alle Demokraten für Verbrecher, ſie möchten alle Abgeordneten der Linken zur Haft bringen. Gegen den Abgeordneten d'Eſter iſt wirklich ein Steckbrief erlaſſen. Aſſeſſor Jung ſoll verreiſt ſein, was man ihm als Flucht auslegt. Waldeck's Verhaftung macht das größte Aufſehn, und die Bürger ſprechen eifrigſt ihre Liebe und ihr Vertrauen zu ihm aus. —

Der Aufſtand im Süden gewinnt an Stärke; das Land Baden, die Rheinpfalz, dazu die Bundesfeſtungen Landau und Raſtatt ſind in den Händen der proviſoriſchen Regierungen. Auch in Würzburg haben die bairiſchen Soldaten ſich empört; die badiſchen haben ihre Offiziere fortgejagt und neue gewählt. Dieſe Thatſache melden alle Zeitungen, was wird ſie für Eindruck auf die preußiſchen Truppen machen? Hütet euch, hütet euch! wie man eine Hand umdreht, öffnet ſich der Abgrund! Das gehört zum Bürgerkrieg, den ihr ſo blutig begonnen habt! —

Der König ſcheint die Gefahr zu fühlen und treibt mit Ungeduld zur Vollendung der Reichsverfaſſung, ja er giebt von Tag zu Tage mehr nach, will ſie freiſinniger, um deſto ſichrer die furchtbare Kriſis zu beendigen, die Zuſtimmung

der Nation zu gewinnen. Er verzichtet jetzt auf das unbedingte Veto, auf den Kaisertitel hat er schon aus Rücksicht für Oesterreich verzichtet, er giebt jetzt der Nationalversammlung und den Fürsten nach; er ist schon jetzt in einer schlimmeren Stellung, als wenn er gleich die Annahme erklärt, meinetwegen auch bedingt hätte. Doch meines Erachtens kommt schon alles zu spät, der entzündete Krieg läßt nur gewaltsame Schritte übrig, ehe hier etwas zu Stande kommt, ist schon weiteres geschehen. Der Aufstand kann gedämpft werden, wird es wahrscheinlich, aber die alten Fürsten können, durch Gewalt hergestellt, nie mehr auf friedliches Regieren rechnen. —

Eine Nachricht aus Paris läßt die Franzosen am Oberrhein eine Heeresmacht zusammenziehen. Was dann? —

Ich ging mit Ludmilla zu Kranzler, las die „Mannheimer Zeitung", wo die badischen und rheinbairischen Geschichten sich wunderbar ausnehmen. —

Preußische Abgeordnete in Frankfurt am Main, welche die königliche Abberufung nicht als gültig erklären: Beseler, Saucken, Stedtmann, Mevissen, H. Jordan, Jordan aus Gollnow, Arndt, Simson von Stargardt, Eduard Simson, Schubert, Schleusing, Lette, Schneer, Graf Keller, Andersen, Kösteritz, Leverkus, Markus, Schirrmeister, Ebertsbusch, Albert, Mathies, Löwe aus Magdeburg, Heim, Plathner, Anz, Veit, Dudirs, Tellkampf und Andere.

Sonntag, den 20. Mai 1849.

Die „Spener'sche Zeitung", ohne die „Nationalzeitung", allzu kärglich Frühstück! — Geschrieben; Versuch einer Nachbildung der Rede des Perikles auf die im Kampfe Gefallenen. —

Gräßliche Grauſamkeiten der preußiſchen Soldaten in Dresden, durch Briefe von daher mitgetheilt. —

Die „Kreuzzeitung“ geleſen; Stüve gelobt, als einer der den Rechtsboden behauptet gegen den jetzt revolutionairen Radowitz, der vom Paulskirchenſchwindel ergriffen ſei! — So verkehrt ſich das Urtheil nach dem Bedürfniſſe des Augenblicks, auf beiden Seiten, muß ich doch ebenfalls heute den loben, den ich morgen tadeln werde! Manche freilich ſtecken immer im Schlechten feſt. —

Baſſermann, der noch hier iſt, ſpeiſte neulich in Charlottenburg beim Könige. Gewitzigt durch frühere Erfahrung und den Spott und Hohn, den er darüber zu erdulden gehabt, benahm er ſich kalt und ruhig, während der König und beſonders auch die Königin ſich in Schmeicheleien und Aufmerkſamkeiten erſchöpften. Man braucht ihn noch, man braucht noch die Nationalverſammlung und den Reichsverweſer, noch auf kurze Zeit, dann können ſie ſich zum Teufel ſcheeren. Der König bereut ſogar, die preußiſchen Abgeordneten abgerufen zu haben, darum iſt er nicht weniger aufgebracht gegen die, welche der Abberufung nicht folgen wollen. Er kommt aus den Widerſprüchen nicht heraus. Er ſchmeichelt dem Militair und preiſt es über die Maßen, er ſchimpft und tritt das Volk, wie er nur kann, aber das Volk iſt ihm doch geneigter als das Militair, das ihm unverſöhnlich grollt. Daß die zu oktroyirende Reichsverfaſſung ſchnell zu Ende komme, hat er die größte Angſt und Haſt, und Stüve, der dabei am werkthätigſten iſt, hat im Augenblicke die größte Gunſt. Auf die Kaiſerwürde verzichtet er, ſchon um Oeſterreichs willen, dann auch wegen der Könige, die ſonſt nicht mit ihm vereinigt ſein würden. —

Das Spottminiſterium des Reichsverweſers, Grävell

Miniſterpräſident, Jochmus, Merck ꝛc. erregt nur Lachen, und wird vor dem Gelächter zurücktreten. Wie wichtig es iſt, daß Peucker noch als Kriegsminiſter thätig bleibt, ſieht man aus ſeinen Anſtalten zur Unterdrückung des Aufſtandes in der Pfalz und in Baden; er bietet alle Truppen von Darmſtadt auf. —

In Sizilien iſt der Aufſtand wieder ausgebrochen. Die Neapolitaner vor Rom durch Garibaldi geſchlagen. Oeſterreicher gegen Bologna, gegen Livorno. Die Ruſſen ſind in Ungarn noch nicht aufgetreten, man ſieht, wie langſam alles geht. —

Ich ſagte heute zu Dr. Franck im Eifer: „Nun, das können wir nicht ändern, daß die Geſchichte unſer Leben ſo kurz gemacht hat, und ſich ſelber ſo lang!“ worüber er hell auflachte.

Montag, den 21. Mai 1849.

Beſuch von Hrn. Profeſſor Adolf Stahr, der mir ein Autograph von Dr. Theodor Althaus bringt, der leider in Hannover verhaftet worden, als Hochverräther. —

Billet von Hrn. von Weiher. Er hat die Geheimräthin Waldeck beſucht, die ganz gutes Muthes iſt. An der Geſchichte vom abgerückten Sopha, von einem verrathenen Wandſchrank und gefundenen Papieren iſt kein wahres Wort. — Der angebliche Brief von d'Eſter an Waldeck, worin von Ermordung des Königs und des Prinzen von Preußen die Rede iſt, gehört in die Reihe der plumpaberwitzigen „Enthüllungen“. —

Daß Ofen ſich den Magyaren ergeben hat, iſt unzweifelhaft. Sie haben zahlreiches Geſchütz und zwanzigtauſend Gewehre dort gefunden. Wenig Nachrichten vom ungari-

ſchen Kriege, doch ſcheint es, daß die Ruſſen kein leichtes Spiel haben werden. Auch rüſten in der That die Türken. —

Die Nationalverſammlung kommt endlich zum Bruche mit ihrem unſeligen Geſchöpf, dem Reichsverweſer, nachdem dieſer durch das ernannte lächerliche Miniſterium und deſſen treuloſes Programm ſich in offenbare Feindſchaft gegen ſie geſetzt. Aber die Mehrheit iſt und bleibt lumpig, wie ſie von Anfang war. Gagern erlebt jetzt, daß alle Vorwürfe, die ich ſchon lange gegen ihn habe, ihm nun in's Geſicht ausgeſprochen werden; der Freund Schmerling's nennt ſich noch heute den Anhänger des Erzherzogs Johann, der nichts gethan, als nach Kräften beigetragen, das Vaterland wieder unter das Joch zu bringen. —

Stüve hilft dem Könige bei dem deutſchen Verfaſſungswerk, das er jetzt will, aber eigentlich nicht will, er lobt daher Stüve'n, iſt ihm aber innerlich gram; Radowitz widerſpricht dem äußerlich gewollten Werk und ſchmeichelt den noch nicht entwurzelten Kaiſergelüſten, daher tadelt ihn der König, iſt ihm aber innerlich hold und dankbar. In ſolchen Widerſprüchen liegt alles! Radowitz ſoll eine Zeitlang in Frankfurt, getragen von der katholiſchen Parthei, den Erzherzog Johann als künftigen Kaiſer gedacht haben, und wegen einiger Aeußerungen, die dem Könige hinterbracht wurden, bei dieſem in Ungnade gefallen ſein. Aber Radowitz, als er eine andre Wendung der Dinge ſah, lenkte wieder ein, und er ſteht ſeit längerer Zeit wieder in Gunſt, während von Bunſen jetzt gar nicht die Rede iſt. —

Die Wahlen in Frankreich geben einige Hoffnung für die Freiheitsſache. Wenn dort neues Licht kommt, dann —! —

Der eine der Männer, die neulich auf dem Bahnhofe

Steine gegen den Prinzen von Preußen warfen, iſt vom Kriegsgericht verurtheilt worden erſchoſſen zu werden.

Dienstag, den 22. Mai 1849.

Ich ging aus, las bei Kranzler Zeitungen, beſuchte dann die Geheimräthin Waldeck, die ich vorher nie geſehen. Waldeck hatte ſelbſt angegeben, wo noch Papiere lägen; auch die Frau ſchloß freiwillig ihre Kommoden auf, man ſuchte aber gar nicht in ihren Sachen, noch weniger in allen Winkeln nach Verborgenem. Waldeck war ganz ruhig, die Frau hat ihn zweimal geſehen, heute nur auf wenige Minuten, in Gegenwart des Unterſuchungsrichters. Die Frau iſt überzeugt, daß ihr Mann nichts gethan hat und frei kommen muß. Der Lügenbrief, den man bei Ohm gefunden haben will, angeblich von d'Eſter an Waldeck, war ihr unbekannt; ſie war froh, dies alles von mir zu erfahren. —

Die Nationalverſammlung in Frankfurt ſchwindet ein; Gagern und Dahlmann nebſt dreiundſechzig Mitgliedern ſind ausgetreten unter Erklärung ihrer Gründe, zwölf andre Abgeordnete ohne ſolche Angabe, die ſächſiſchen Abgeordneten ſind von ihrem König abgerufen. Die Verbleibenden ſind an Zahl nicht hinreichend, an Anſehen nicht wichtig genug um wirkſame Beſchlüſſe zu faſſen, nach einigen Krämpfen wird es auch mit ihnen vorbei ſein. Das danken wir der Schwäche, dem Dünkel, dem Verrath der Mehrheit ſeit vorigem Sommer. —

Hier beeilt man die zu oktroyirende Reichsverfaſſung, über dem neuen Oktroy vergißt man die Erfüllung des alten, die Wahlen für die hieſige zweite Kammer. Doch niemand fragt viel darnach im Volke, die Matten ergeben

ſich in die Rückkehr zur alten Willkürherrſchaft, die Muthigen erwarten anderes Heil, als das oktroyirte. Der augenblickliche Sieg der Regierung iſt ihr ſelber verderblicher als dem Volke, er zeigt, wie wenig Ernſt es ihr iſt, mit ihren angeblichen Abſichten, wie ſie von der Konſtitution nur den Schein will; er giebt ihr ein Selbſtvertrauen, das ſie bethört, er nimmt ihr das Volksvertrauen, das ſie ſtützen würde. Die Regierung ſpielt fortwährend ihre ganze Habe, ſie ſetzt alles auf die Soldaten, ſchlagen dieſe einmal um, dann iſt auch alles, alles verloren. —

Die Schmeicheleien und Artigkeiten des Hofes für den „Halunken" Baſſermann haben ſchon aufgehört. Man hat ihn nicht mehr nöthig. Er ſoll, da er nicht nach Baden zurück kann, um eine preußiſche Anſtellung gebeten haben, dieſe ihm jedoch abgeſchlagen ſein. —

Der Kaiſer von Rußland nach Olmütz! Der König auch? — Der Kaiſer wird durch ſeine Anweſenheit wieder nur ſtören, wie im Türkenkriege. —

Selbſt jetzt, wo der König auf der Höhe der Macht und des Ruhmes zu ſein glaubt, iſt das Gerede wieder ſtark, daß er abdanken müſſe, am meiſten in dem Kreiſe der Offiziere, der Hofmilitairs. Und das wird ſogar im Druck ausgeſprochen. —

Man glaubte den „Kladderadatſch" endlich bezwungen zu haben, da der Redakteur ausgewieſen worden. Siehe da! ein neues Stück erſcheint, und beißender als je! —

„Die Marſeillaiſe", ein kleines Drama von Gottſchall, iſt kurz vor der Aufführung in der Königſtadt verboten worden.

Geschrieben. Das arme Vaterland! in welche Zerrüttung fällt es, durch die Schuld von wenigen Menschen, denen der Zufall die Leitung in die unfähigen oder unredlichen Hände gab! Die Sachen gehen weiter, die nächsten Ereignisse werden nichts entscheiden. —

Schöne Rolle Oesterreichs bei dem vom Könige unternommenen Vereinbarungswerke! Der Gesandte von Prokesch wohnt allen Berathungen bei, und wie es an's Unterschreiben kommt, sagt er, dazu sei er nicht ermächtigt, er habe nur seine persönlichen Ansichten ausgesprochen, nicht amtliche; der General von Canitz, deßhalb nach Wien gesandt, kehrt unverrichteter Sache zurück; und Baiern, da Oesterreich nicht beitritt, will nun auch nicht. Hab' ich nicht immer gesagt, die Fürsten thun's nicht, durch sie kommt es zu keiner Einheit, höchstens zu der Einigung, daß es beim Alten bleiben soll, bei der Bundesakte. —

General von Webern hat seine sieben Bataillons Landwehr bei Iserlohn nicht mehr in Zucht und Gehorsam halten können, die Soldaten mißachten seine Befehle, und er jammert. —

Der Prozeß von Robert Springer ist gedruckt erschienen, dabei natürlich der angeklagte Aufsatz gegen den König mitabgedruckt, und wird so wie Dr. Stieber's Vertheidigungsrede, die den König mit Lobsprüchen lächerlich macht, begierig gelesen. — Es hat etwas Niederträchtiges, daß man alle Preßvergehen, die man so lange Zeit gar nicht rügte, ja geflissentlich hingehen ließ, jetzt nachträglich vor Gericht zieht. —

Die französischen Wahlen sind freisinniger ausgefallen, als man erwartete, und die Regierung wird eine andre werden, als sie bisher war. Sogar die zu Ende gehende

Nationalverſammlung übt noch einige Kraft aus, und hat inſonderheit den getadelten Doppelbefehl Changarnier's aufgehoben, er befehligt nur noch die Truppen, nicht mehr die Nationalgarden. — Hier iſt man ſehr erſchrocken. Man dachte das preußiſche Heer den Fürſten als Polizeimacht ruhig darleihen zu können, an die Möglichkeit, daß ein Krieg nach außen nicht gegen das arme Volk, ſondern gegen ein rüſtiges Heer zu führen ſein könne, dachte man nicht. Um ſo mehr möchte man nun die Reichsverfaſſung fertig und angenommen ſehen; aber dem Könige glückt nichts. Die Sache iſt nun erſt recht verwickelt. —

Die Oeſterreicher behaupten, Ofen ſei noch nicht genommen. —

„Die deutſchen Hegemonen. Offenes Sendſchreiben an Herrn Georg Gervinus, von J. K." (Berlin, 1849.) Eine geiſtvolle, ſcharfe Schrift, offenbar von einem Polen. Den hoffährtigen Lumpen in Frankfurt am Main und hier, die für Deutſchland Einheit und Macht und ein bischen Freiheit wollten, aber von Polen, Tſchechen und Italiänern Unterwerfung verlangten, wird hier der Kopf gewaſchen.

Donnerstag, den 24. Mai 1849.

Hr. von Meuſebach hat zu Bettina von Arnim geſagt, ſie möchte ja nicht wegen Waldeck's an den König ſchreiben, denn wenn der auch befehle ihn frei zu geben, ſo werde es doch nicht geſchehen, — „wir kehren uns nicht an ihn, er muß uns folgen." —

Ausgegangen. Die „Mannheimer Zeitung" kommt bei Kranzler nicht mehr an. —

Letztes Blatt der „Neuen Rheiniſchen Zeitung" in Köln, roth gedruckt, No. 301 vom 19. Mai. Der Herausgeber

Karl Marx ist ausgewiesen und kühlt noch zuletzt seinen Muth. Er beleuchtet die Aufrufe des Königs, nennt ihn einen Feigling, den Sohn des Helden von Jena und Magdeburg, beschuldigt ihn des Verraths u. s. w. Ein scharfes „Abschiedswort" von Freiligrath, in fünf Strophen macht den Anfang. Der Untergang der Throne wird verkündet, die Franzosen, die Magyaren werden gerufen. — Der ehemalige Abgeordnete Dr. Karl Grün in Trier verhaftet! Wieder eine dumme Rohheit der Behörden! —

Der König soll bei der Nachricht, daß nach Oesterreichs Beispiel auch Baiern ihm abspringt und sein Verfassungswerk nicht annimmt, in Schimpfreden ausgebrochen sein, und bei dem Argwohn, daß nun Baiern gar die Kaiserkrone annehmen dürfte, vor Wuth geschäumt haben. Kaiser zu heißen, sei ihm das Süßeste, das Ersehnteste, er möchte damit der Welt, der Geschichte imponiren, seinem eigenen Volke und Heer, und noch ganz besonders seinen Brüdern und dem Kaiser von Rußland. Daß dieser letztere und seine Brüder ihn nie bewunderten, vielmehr ihn nie für voll gelten ließen, immer seine Fähigkeiten bezweifelten, wohl gar verspotteten, sei ihm der größte Aerger, das größte Herzeleid. Die Höflinge schon lassen sich nicht täuschen, nicht halten, wird's die Geschichte? Das edle Verlangen, in ihr schön oder groß dazustehn, kann, man sieht es, auch zum Unheil ausschlagen! — um so mehr, wenn nur kleinliche Eitelkeit die Triebfeder ist. —

Die Regierung wüthet in blinder Gehässigkeit gegen alle Freiheitsfreunde, besonders gegen die bisherigen Abgeordneten. Man will damit fügsame Kammern erzielen! Wahnsinn, der zum Untergange führt! In allen Theilen des Landes wird fleißig verhaftet. Hier ist Berends verhaftet, dann Rosentreter, Dr. Weiß, Dr. Julius Waldeck,

Schildknecht, Baumeiſter Peterſen, Oberlandesgerichtsrath Pfeiffer, Oberlehrer Gebhardt, Schönemann, Mathematiker Profeſſor Steiner, Dr. Fr. Köppen, Aſſeſſor Herzfeld, die Lehrer Koch und Gercke, Aſſeſſor Gubitz, Apotheker Bernhardi —, Saat, wohlausgeſäet! —

Neue Drohungen Rußlands, die Räumung von Jütland befehlend. Der Kaiſer, ſagt man, wolle ſeinen Schwager aus dem Widerſpruche befreien, daß er die Rebellen in Sachſen zuſammenſchießen läßt, die in Dänemark aber unterſtützt. Wenn aber der Kaiſer alle Widerſprüche in Friedrich Wilhelm dem Vierten abſchaffen will, da hat er viel zu thun!

Freitag, den 25. Mai 1849.

Die preußiſchen Anſtrengungen ſteigen auf einen Grad, daß ſie dem Staate ſchon gefährlich werden. Der Aufwand von Truppen und Geld iſt unverhältnißmäßig, und beides kann, wenn auswärtiger Krieg hinzutritt, noch lange nicht genügen. Wenn das Volk neue Steuern, neue Aushebungen tragen ſoll, alle Vermögensverhältniſſe erſchüttert ſind, der Handel ſtockt, dann wird man fragen, wozu das alles? und man wird finden, daß gar kein Zweck dabei vorhanden iſt, als der, die Willkürherrſchaft zu erhalten, die Freiheit zu unterdrücken. Dazu, daß die Soldaten ſeine Schergen werden, ſoll das Volk ſie ſelbſt hergeben und ihre Koſten? Es kommen Umſtände, wo die Mehrheit nicht mehr eine Parthei iſt, ſondern der Ausdruck allgemeiner Noth und allgemeiner Unzufriedenheit. —

Die „Nationalzeitung“ iſt wieder erlaubt und wird morgen erſcheinen. Ich hoffe, ſie wird auf's neue freudig in den Tod gehen. Andres kann ſie mit Ehren doch nicht thun. —

Ausgegangen; Zeitungen geleſen, in allen auswärtigen findet man Haß gegen Preußen, Hohn und Mißtrauen gegen den König, Angriffe gegen ſeine Kamarilla und Miniſter, Verwünſchungen der mordgierigen, volksfeindlichen Truppen. So ſtehen wir an der Spitze von Deutſchland! —

Der General Leopold von Gerlach iſt nach München geſchickt worden. Baiern hatte hier Hülfe gegen Rheinbaiern nachgeſucht, der König erwiedert, vorher ſolle der bairiſche Geſandte hier die Beſchlüſſe wegen der Reichsverfaſſung unterſchreiben. Zu gleicher Zeit erklären die Stände ſich für Anerkennung der Reichsverfaſſung der Nationalverſammlung. Sonderbar, der König verlangt etwas, das zum Theil wider ihn iſt, das Volk etwas, das zum Theil für ihn iſt, wie denn auch in dem Dresdener Aufſtand ein ſtarker Beſtandtheil für ihn war. Die geſtellte Bedingung der Hülfe muß übrigens erbittern, ſie iſt ein ungroßmüthiger Zwang und ſetzt ſein früheres Anerbieten in ein ſchlechtes Licht. — Von den kleinen Regierungen, welche ſchon die Frankfurter Verfaſſung angenommen haben, wenden ſich viere der oktroyirten zu. Verwirrung nur und Unheil! —

Bettina von Arnim, zum zweitenmale, da ſie mich das erſtemal nicht getroffen. Sie iſt tief betrübt über die Verhaftungen, beſonders über die Waldeck'ſche; ſie fürchtet für ihn das Schlimmſte, nicht wegen ſeiner Schuld, aber wegen der Bosheit, mit der man ihn verderben will. —

Profeſſor Steiner ſoll nicht verhaftet ſein, dagegen Benary, und man bezeichnet ſchon Dirichlet, Weiher und mich als ſolche, die nächſtens daſſelbe Schickſal haben könnten! —

Der König iſt nun doch aufgebracht gegen Oeſterreich,

gegen Baiern, und auch gegen den Reichsverweſer, der ihm die Zentralgewalt nicht übergiebt! —

Verhandlungen der Stände in München, Beſchlüſſe der proviſoriſchen Regierung in Rheinbaiern, des Landesausſchuſſes in Baden.

Sonnabend, den 26. Mai 1849.

Daß ich meine angefangene Arbeit habe unterbrechen müſſen, iſt mir ſehr ſchmerzlich, ſie war mir ein Anhalt in dieſen unſeligen Tagen, wo alles ſchwankt und im Ungewiſſen ſchwebt, und ſelbſt das Erwünſchte nur in widriger Begleitung erſcheint. Doch war ſie gerade in dieſer Unruhe nicht fortzuſetzen. —

Die „Nationalzeitung" iſt heute wiedererſchienen und bleibt ihrem Standpunkte treu, wenn ſie auch die Schärfe des Ausdrucks einigermaßen mildern muß. —

Geſchrieben. Wer zum Verfaſſunggeben berechtigt iſt? Durch ſich ſelbſt niemand, aber jeder, den das Volk dazu beauftragt, oder, durch deſſen Vertrauen und Zugeſtehen die Macht dazu hat. Alſo der Fürſt, wo das Volk noch nicht mündig iſt, aber nicht mehr, wenn dieſe Mündigkeit vorhanden und anerkannt iſt. —

Graf von Keyſerling aus Böhmen und Dresden zurück; er war in demſelben Gaſthofe (Stadt Rom), als der Prinz von Rudolſtadt von preußiſchen Soldaten ermordet wurde, er lag mit verbundenen Augen harmlos da! Die Soldaten haben ſchrecklich gehauſt, gemordet und zerſchlagen was ihnen vor die Fäuſte kam! Von der Stärke der Ruſſen viel Weſens, aber die Oeſterreicher ſollen erbärmlich ſein, und die Mannſchaft gar nicht mehr Stand halten; die Magyaren als kriegsluſtig und verwegen tapfer gerühmt!

Dies alles von Keyſerling! Er geht wieder nach Böhmen! —

Mehr als je ſoll davon in gewiſſen Kreiſen die Rede ſein, daß der König die Regierung ſeinem Bruder abtreten ſollte, was auch von dem Kaiſer von Rußland ſehr gebilligt wäre; allein der König, ſagt man, wolle davon nichts hören. —

Der Major von Voigts-Rhetz hat ſich mit Hrn. von Koscielski nicht ſchießen wollen; das Ehrengericht hat geſprochen, er müſſe; der Zweikampf hat nun ſtattgefunden, Koscielski iſt leicht an der Hand verwundet. Voigts-Rhetz muß, wie in ähnlichem Falle Vincke gegen Jung, ſehr nachtheilige Urtheile über ſich ergehen laſſen. —

Es heißt jetzt, Bakunin ſei in Dresden nicht gefangen, ſondern ein andrer Fremder, den man für ihn gehalten. (Iſt dies vielleicht ein Vorgeben der Behörde, um die Auslieferung an Rußland zu umgehen? Man verfährt in Dresden mit vieler Schonung.)

Hr. Aſſeſſor Jung wegen ſeiner Beleidigung des Berliner Magiſtrats in contumaciam zu 50 Thaler Strafe verurtheilt. Er iſt verreiſt, die gehäſſigen Feinde nennen das eine Flucht. —

Der Reichsverweſer will die Zentralgewalt nicht dem König übergeben. Zwiſt und Zerfall nach allen Seiten! — Die Nationalverſammlung in Frankfurt am Main hat nun beſchloſſen, daß hundert Anweſende beſchlußfähig ſind. —

Landau iſt noch nicht in den Händen des Aufſtandes, aber ſchwach beſetzt und in großer Gefahr. —

Demüthigung des Kaiſers Franz Joſeph, anſtatt den Kaiſer Nikolai in Wien zu empfangen, muß er ihn in Warſchau aufſuchen. —

Malghera hält ſich noch, die Angriffswerke der Oeſter-

reicher durch Ueberſchwemmung zerſtört. Palermo wieder in den Händen der Neapolitaner. — Rom von Neapolitanern, Oeſterreichern, Spaniern und Franzoſen bedroht! — Benary und Herforth ſind nicht verhaftet.

Pfingſtſonntag, den 27. Mai 1849.

Gegen Abend über die Linden gegangen. Die Stadt hatte ein trauriges Anſehn, trotz des ſchönen Wetters und des Feſttages, mich dünkt noch nie Pfingſten hier ſo öde geſehen zu haben, die Spazirgänger waren weniger zahlreich als ſonſt, überall Soldaten, nirgends Freudigkeit. Die Beſſern trauern wegen des ſchändlichen politiſchen Zuſtandes, die Schlechten, weil es ihnen gewerblich nicht gut geht, ſie Verluſte haben, ſie die Unſicherheit und Stockung fühlen. Der Tapezier K., ein Freund der Reaktion und des Belagerungsſtandes, der anfangs über dieſen jubelte, klagt mir jetzt, daß ſeitdem alles nur ſchlimmer geworden, daß er keinen Verdienſt hat, keine Zahlungen von ſeinen vornehmen Kunden erlangen kann, daß er vor Angſt und Sorge keine Nacht ſchläft. Wart nur, es wird noch beſſer kommen, wenn neue Steuern gefordert werden! —

Unter den Linden ſind endlich — zu Pfingſten erſt — die Bänke wiederhergeſtellt! —

Keine Wahlen ausgeſchrieben! Von den Kammern keine Rede, die oktroyirte Verfaſſung wie nicht vorhanden. Nun haben wir erſt recht „Das Blatt Papier". —

Die deutſche Sache nimmt den kläglichſten Ausgang und alle Prahlerei von „an die Spitze treten", von „retten", von „ſchützen", fällt ſchmachvoll nieder! Die Fürſten können's nicht, ſie hindern nur. — Der Reichsverweſer ſpielt nun auch offen vor der Welt die elende Rolle, die

er eigentlich ſchon immer geſpielt, nur daß es mehr verdeckt war. Und ſeine elenden Miniſter! —

Unterſchied, ob das Volk ſiegt bei Revolutionen oder die Regierung: ſiegt das Volk, ſo iſt mit dem Siege alles vorbei, ſiegt die Regierung, ſo fängt mit dem Siege alles erſt recht an; jenes iſt großmüthig, verzeiht, dieſe gehäſſig, verfolgt und nimmt Rache; das Volk hat immer die Amneſtie fertig, die Regierung nie, ſie muß zu jeder gezwungen werden.

Pfingſtmontag, den 28. Mai 1849.

Beſuch von Dr. Hermann Franck. Nie hab' ich ihn ſo tüchtig, ſo einſichtsvoll gefunden, wie heut. Er gab die klarſte Ueberſicht und gründlichſte Erörterung der deutſchen Zuſtände, und zeigte die ehrenwertheſte Geſinnung. Auch ſcheint die frühere Läſſigkeit von ihm gewichen, er iſt thätig und wird eine Aufgabe, die ihm das Schickſal etwa zuweiſt, nicht ablehnen, ſondern mit Entſchloſſenheit erfüllen. Die preußiſche Politik ſieht er in ganzer Blöße, ſie iſt keine des Staates, ſondern eine der Perſonen, ihrer Launen und Gebrechen, alle ſchlechten Säfte haben ſich hineingezogen. In der That haben wir nichts als blinde Hoffahrt, das Kabinet hat mit Volk und Land nichts gemein und iſt, von dieſen getrennt, den großen Mächten von Europa gegenüber ohne alles Gewicht. —

Man erwartet jeden Augenblick die preußiſche Verfaſſung für Deutſchland und das neue Wahlgeſetz für unſre nächſten Wahlen zur zweiten Kammer. Lauter Handlungen des Eigenwillens, ohne geſetzliche Form, als die ſcheinbare, daß man ſich auf die ſelbſtmörderiſchen Artikel der oktroyirten Verfaſſung beruft, um ſie zu tödten, zu lähmen, ihrer zu ſpotten. Und die Reichsverfaſſung! Wo iſt die Verein-

barung, wo die Zuſtimmung der Fürſten, wo die Berechtigung ſie zu geben? Die Nationalverſammlung in Frankfurt hat man durch Abberufung der preußiſchen Abgeordneten verſtümmelt, für aufgelöſt erklärt, wo will man nun Befugniß und Anſehn hernehmen? die reine Willkür reicht hier nicht aus. —

Man will wiſſen, Waldeck ſei durch Ausſagen von Heintze in Dresden bloßgeſtellt; er war vor einiger Zeit dort. Er und Berends ſollen an die Möglichkeit proviſoriſcher Regierung gedacht und in dieſem Betreff allerlei Vorbereitungen verhandelt haben. Es iſt gewiß nicht wahr. Aber man haßt Waldeck ſo heftig, man fürchtet ihn ſo ſehr, daß man alles aufbieten wird, ihn zu verderben. Man möchte auch den Ausſchuß für demokratiſche Wahlen gern verbrecheriſcher Plane zeihen, aber mit Recht und Wahrheit kann man es nicht. —

In Dresden verbrüdern ſich die preußiſchen und ſächſiſchen Soldaten nicht; kein Sachſe geht mit einem Preußen. —

Es wird verſichert, daß von hier, trotz aller Schwierigkeiten, ſchon über fünfhundert Leute nach Baden und Rheinbaiern gezogen ſind, um ſich dem Aufſtande anzuſchließen. Wer dahin geht, der meint es ernſt. Der Aufſtand macht indeß keine Fortſchritte, wenigſtens keine ſichtbaren; da er nicht in's Feld rückt, ſo wird er ſchwerlich das Feld halten gegen die Truppen, die man ihm entgegenſchickt. Aber die Folgen ſind doch unberechenbar! Ueberhaupt liegt der reichſte Samen für eine künftige Ernte grade in dem Unterdrückten, in den unterdrückten Nationalverſammlungen, Verfaſſungen, Erhebungen. —

Im Xenophon geleſen. Die griechiſche Geſchichte war mir nie ſo lebendig, ſo einleuchtend wie eben jetzt. Die

größte Aehnlichkeit iſt zwiſchen griechiſchen und deutſchen Sachen! —

Der König hat neulich geſagt, er wolle dem Kaiſer von Rußland zeigen, was ein König von Preußen könne, er werde Deutſchland ordnen, und das ſei mehr, als wenn er es eroberte. Doch iſt der Trotz nur ſcheinbar, in Wahrheit fügt man ſich ganz unter Rußland.

Dienstag, den 29. Mai 1849.

Geſchrieben, mit Eifer und Genuß. Solang ich thätig ſein kann, iſt noch das Leben etwas werth! Freilich iſt das Maß der Thätigkeit jetzt nur ein beſchränktes, aber ſie ſelbſt dafür auch ganz meine eigne, von keinen fremden Einflüſſen bedingt. Miniſter und General iſt man jetzt nur als gemeiner Knecht. —

Die Nationalverſammlung in Frankfurt am Main erläßt einen Anruf an die deutſche Nation, von Uhland trefflich verfaßt. — Der Reichsverweſer wird öffentlich Verräther genannt, den man für vogelfrei erklären ſollte! Dabei leiſtet er den preußiſchen Zumuthungen beharrlich Widerſtand. —

Der König betreibt mit Eifer, man kann ſagen mit Grimm, das Werk der Reichsverfaſſung, aber bis jetzt gelingt es nicht. Stüve iſt nun nach München gereiſt. Was wird's helfen! Der König hat ohne die Nationalverſammlung für ſeine Entwürfe keinen geſetzlichen Boden, und muß zuletzt die Gewalt an die Stelle des Rechtes treten laſſen, Deutſchland erobern und knechten — denn ſonſt dauert die Eroberung nicht — und die aus den Händen der Nationalverſammlung verſchmähte Krone uſurpiren. Wie ſoll das werden! Ihm gelingt von jeher nichts. —

Und in Frankreich, wie ſieht es da aus! Neue große Kriſis! Bonaparte ſinnt mit Bugeaud und Thiers auf Staatsſtreiche, die Nationalverſammlung erſchallt von Angriffen gegen ihn. Ein Umſchwung in Paris, und Deutſchland athmet auf. Der ruſſiſche Kaiſer hat die franzöſiſche Republik anerkannt und doch iſt vielleicht die Zeit nahe, wo ſie ihm Krieg erklärt. —

In Rom wird unterhandelt. In Turin Romarino erſchoſſen, nach dem Spruche des Kriegsgerichtes. Venedig hält ſich noch. —

Nun geſteht man in Wien, daß Ofen in den Händen der Magyaren iſt. Dieſe ziehen ſich ohne Schlag von der Wag zurück. Die Ruſſen ſind noch nicht aufgetreten, aber ſchon zahlreich angelangt; die Oeſterreicher taugen gar nichts mehr, alles iſt haltungslos, entmuthigt, ohne die Ruſſen wären ſie unfähig den Krieg fortzuſetzen. —

Im Xenophon geleſen.

Mittwoch, den 30. Mai 1849.

Ausgegangen, Zeitungen geleſen; Niederträchtigkeiten der „Neuen Preußiſchen Zeitung" gegen Waldeck. —

Der „Staatsanzeiger" bringt den Entwurf der deutſchen Reichsverfaſſung, von Preußen, Sachſen und Hannover vorgelegt, welche die andern Regierungen zum Beitritt auffordern. Ein nach einem beigefügten Wahlgeſetz zu berufender Reichstag (Staatenhaus und Volkshaus) ſoll den Entwurf berathen und zum Beſchluß bringen. Der Bund von 1815 beſteht fort für die nicht beitretenden Staaten. Preußen erblicher Reichsvorſtand. Die Reichsverfaſſung der Nationalverſammlung iſt zum Grunde gelegt, der Auswüchſe und Tücken und Schikanen ſind reichlich

eingemiſcht. Das Gute iſt aus Frankfurt, das Schlechte aus Berlin. Eine treuloſe Verfahrensart! Nun zum zweitenmal ausgeübt! Man beruft Vertreter, läßt ſie arbeiten, nimmt ihre Arbeit, ſagt ſie taugt nicht, und giebt ſie als eigne nochmals, verpfuſcht und verfälſcht! —

Ob ein ſolches Werk wohl glücken kann? Und wenn es wirklich zur Annahme gelangt, ob es dauert? — Das jetzige Preußen erblicher Oberherr von Deutſchland, der jetzige König! Werden die Fürſten ſich unterwerfen, werden es die Völker? Wird nicht Preußen immerfort Aufſtände und Gehorſamsweigerungen zu bekämpfen haben, alle deutſchen Fürſten und Völker erſt mit dem Schwert unterwerfen müſſen? Wird Baiern einſtimmen? Kann Oeſterreich damit zufrieden ſein? Wie werden Frankreich und Rußland ſich verhalten, wenn die politiſchen Kämpfe fortdauern? —

Glaubt der König wirklich, mit dieſer Oktroyirung ſei die Sache abgethan? Iſt denn die preußiſche ſchon gelungen? Iſt ihm überhaupt ſchon irgend etwas gelungen?! —

Ein Artikel wird vermißt; es müßte gleich geſagt ſein, daß wenn der Reichstag mißfällt, man ihn gleich nach Hauſe ſchicken und das Volkshaus nach einem neuen, willkürlich veränderten Wahlgeſetz wieder zuſammentreten laſſen wird. —

Das Wahlgeſetz wird wahrſcheinlich auch für die preußiſche zweite Kammer dienen. Eine direkte Steuerzahlung, drei Abtheilungen von Höchſt-, Mittel- und Mindeſtbeſteuerten.

Donnerstag, den 31. Mai 1849.

Unruhige Nacht. Der oktroyirende Uebermuth und die ihn begleitenden Gelüſte und Unmöglichkeiten ließen mich

nicht ſchlafen. — Wenn man damit Uhland's Anſprache vergleicht! —

Beſuch bei Dr. Hermann Franck, wo ich Hrn. Savile Morton treffe. Kritik der oktroyirten Reichsverfaſſung, ſcharfſinnige Bemerkungen von Franck; die Treuloſigkeit, der Dünkel, das falſche Vorgeben, die Zweideutigkeit werden hervorgehoben. Sagt man denn gradezu, was man meint und was ſein ſoll? Man braucht Liſten, unſichre Ausdrücke, macht nachher Deutungen nach Belieben, beruft ſich auf Geſetzlichkeit und Ordnung, iſt immer der alleinige Beurtheiler und Ausleger, rühmt ſich ſelbſt ohne Maßen ꝛc. Hr. Morton meint, der König bringe ſich in ſolche Verwicklungen, daß er, um nicht in ihnen unterzugehen, zuletzt nur das Hülfsmittel der Abdankung werde übrig haben. —

Beſuch von Hrn. von Weiher. Ueber die oktroyirte Reichverfaſſung, ihre Schäden, ihre Fallſtricke, für die Fürſten, für die Völker. Sollten beide nichts merken? geduldig in das Joch gehen? Und wie ſchwerfällig, unbeweglich das Ganze! Was alles muß erſt einig ſein, damit etwas zu Stande komme! —

Mit Hrn. Banquier Hirſchfeld geſprochen, mit Bendemann, Fränkel. „Was hoffen Sie von der Oktroyirung?“ — Nichts. Wenn es gelingt, was ich nicht glaube, ſo wird es ein elendes Ding. Daz iſt nicht auf rechten Wegen entſtanden, das iſt ein Baſtard, der den rechtmäßigen Sohn aus dem Hauſe drängt, der betrügeriſche Jakob gegen den redlichen Eſau. —

Der „Staatsanzeiger“ bringt das neue, willkürlich abgeänderte, ungeſetzliche Wahlgeſetz. Ferner die Einberufung (ſechs Wochen ſpäter als die geſetzliche Friſt es beſtimmt hatte) zum 7. Auguſt der preußiſchen Kammern, und der Wahlen zur zweiten Kammer am 17. Juli. Die Motivirung

beider Maßregeln ist an Frechheit, Gleißnerei, Lüge und Falschheit das Höchste, was zu leisten ist. Jedes Wort über diese Infamieen ist unnöthig. Sie werden gefühlt werden und als Thaten wirken! —

Die neue französische Nationalversammlung ist eröffnet. —

Die Magyaren haben neue Vortheile über die Oesterreicher erfochten. —

Die Reichstruppen haben die Stadt Worms eingenommen.

Freitag, den 1. Juni 1849.

Das neue Wahlgesetz hat nicht nur die drei Steuerabtheilungen, sondern auch die Oeffentlichkeit der Stimmgabe, mit dem niederträchtigen Hohn, daß diese jetzt in allen Stücken gelten müsse. Der einzige Grund ist, weil die Minister hoffen, es werde sich jetzt mancher fürchten, für einen Volksfreund zu stimmen. Aber alle solche Einrichtungen sind zweischneidig, die Leute können sich auch einmal fürchten im entgegengesetzten Sinne. Sichtbar wird es doch nun mehr und mehr, wie diese Freiheitsmörder die konstitutionelle Freiheit verstehen! Die Wirkungen ihrer Handlungen werden nicht ausbleiben. —

Der Handelsminister verbietet den Posten, ferner Zeitungen zu verabfolgen, die aus deutschen Ländern kommen, wo Aufruhr herrscht. Schamlos, willkürlich, fremdes Eigenthum verletzend. —

Daß Rußland und Oesterreich dem Könige erklärt haben, sie würden den Kaisertitel für ihn durchaus nicht anerkennen, daß der König hauptsächlich wegen dieses Verbots ihn abgelehnt, verbreitet die größte Mißstimmung und Mißachtung. —

Sehr merkwürdig, daß neulich würtembergische Truppen, vom Könige Wilhelm befragt, ob er auf sie zählen dürfe, die einstimmige Antwort ertheilt, ja, sofern er es mit der Reichsverfassung halte. —

In meinen Papieren gearbeitet, aber unter dem Druck des Unwillens über unsre neusten Niederträchtigkeiten. Ich sehe wieder, wie sehr ich dies Preußen liebe, wie sehr mich seine Aufführung auch um *seinetwillen* schmerzt. Unsre Truppen betragen sich überall abscheulich, wie gehetzte Thiere, unmenschlich, und stolz darauf, in Dresden, in Solingen, Iserlohn, überall, wo sie gebraucht werden. Und in den knechtischen Zeitungen heißt es dann „musterhaft" und des Lobens und des Preisens ist kein Ende. Frecher log Bonaparte nicht in den Bulletins! —

Besuch von Hrn. Prof. Stahr, der morgen nach Oldenburg zurückkehrt. Viele merkwürdige Mittheilungen, politische Betrachtungen. Ein redlicher, trefflicher Mann. Mög' er leben und wirken! —

Preußen, Sachsen und Hannover errichten in Erfurt ein Bundesschiedsgericht. Verordnung darüber im „Staatsanzeiger". Die Lüge der Gesetzlichkeit, der Berechtigung, des Eifers für Deutschland, des Haltens an dem Konstitutionellen, wird mit beharrlicher Frechheit fortgesetzt. Eine Lüge ist es, der König hat dies mehrmals ausgesprochen, er nennt das konstitutionelle Wesen ein verfluchtes, und schwört, wir sollen davon wieder auf die ständische Gliederung zurückkehren. —

Die Frankfurter Nationalversammlung verlegt ihren Sitz nach Stuttgart. —

Der König läßt den Reichsverweser auffordern, die Zentralgewalt an Preußen zu übergeben! Hat man je so was gesehen! Der Erzherzog sagt Nein. Dann erklärt

Preußen ſich von der Zentralgewalt unabhängig, und daß es die däniſche Sache auf eigne Hand abmachen werde. Das Amt des Reichsverweſers ſei erloſchen, weil er es nur in Uebereinſtimmung mit der Nationalverſammlung ausüben könne, dieſe aber von Preußen als nicht mehr vorhanden angeſehen werde. Welche Willkür! Immer nur Preußen, als ob alles Urtheil bei ihm allein ſtünde! Welche Logik! Was ſollte der Reichsverweſer denn an Preußen übertragen, wenn er nichts mehr hat? — Wäre er nur willig geweſen, wie hätte man ſich der durch ihn überkommenen Macht gerühmt.

Sonnabend, den 2. Juni 1849.

Die Zeitungen bringen uns aus Ungarn, Italien und aus dem ſüdweſtlichen Deutſchland nur dürftige Nachrichten, und immer nur von der einen Farbe; wir leben in einem Dunſtkreiſe von Lüge und Falſchheit, lügenhaften Angaben, lügenhaften Verſchweigungen. Während die preußiſche Regierung kein Recht achtet, jedes Geſetz bricht, alles nach ihrer Willkür auslegt und richtet, jede Gewalt übt, ſpricht ſie immer von Geſetzlichkeit und Ordnung, beſchuldigt die Andern der Leidenſchaft und Verirrung, nennt alles, was ſich der Herrſchwillkür widerſetzt, Rebellen und Böſewichter. —

Heinrich von Gagern hat zu Dr. Johann Jacoby in Frankfurt am Main jetzt eben geſagt, er habe die Nationalverſammlung und ſein Miniſteramt verlaſſen, nicht ſowohl, weil ihn die Richtung der Dinge dazu nöthige, als vielmehr, weil er in ſich nicht mehr die erforderliche Kraft und

Fähigkeit fühle; er habe zu ſich ſelber nicht mehr das rechte Zutrauen. —

Beſuch von Hrn. Savile Morton. Ueber die däniſche Angelegenheit; der König ſei nicht berechtigt, den Frieden mit Dänemark abzuſchließen; England werde darauf beſtehen, daß die Zentralgewalt es thue, ſeine Ehre ſei mit im Spiel, da es einmal die Vermittelung angenommen habe. Aber wie, wenn der König gar ſagt, er handle im Namen Deutſchlands (ſeines Sonderbundes, der das wahre Deutſchland ſei!), und giebt nicht nur Holſteins Sache preis, ſondern hilft auch deſſen Truppen entwaffnen? Das kann kommen! —

Ein geringes, aber vielgeleſenes Volksblatt, „Der Urwähler", bringt heute eine ſehr nachdrückliche, ſcharfe Proteſtation gegen die willkürliche Veränderung des Wahlgeſetzes, mit ſo ſchlagenden Gründen und ſo volksverſtändlich vorgetragen, daß ich daſſelbe als einen der ſtärkſten Stöße anſehe, die auf die Urheber gemacht werden können. Sie werden das Blatt verbieten. Sie werden noch viel mehr thun, ſie ſind getrieben durch das, was ſie ſchon gethan haben. Von allem, was ſie bisher im Scheinkonſtitutionellen angeordnet und behauptet, iſt ihnen kein Tüttel ernſtlich gemeint, ſie wollen von dem allen *nichts, gar nichts*, und haſſen die Narren, die ihnen glauben. Der König haßt *alle* Konſtitution wie den Tod und will ſtändiſche Gliederung zurückführen. Wie furchtbar, daß er immer mit neuen Betheurungen und Anordnungen in das verwickelt, was er eingeſtandenerweiſe nicht will und entſchieden nicht ausführen wird! —

Nachrichten aus Paris; die Nationalſache, die Republik, gewinnt an Stärke und wird es wohl zum Kriege brin-

gen. Die ungeheure Schmach, welche Frankreich in Italien auf ſich geladen, iſt den Franzoſen unerträglich; die Niederträchtigkeit, die gegen Rom verübt worden, muß in dem Blute der Freiheitsfeinde abgewaſchen werden. —

Gefechte der badiſchen Freiſchaaren bei Heppenheim und Weinheim gegen heſſiſche Truppen; heißer Kampf, doch ſcheint es, daß die erſtern weichen mußten. —

Im Xenophon geleſen; in Morellet und Chamfort. —

Das erſte Heft von Adolf Stahr's „Preußiſcher Revolution" iſt erſchienen und enthält eine Schilderung der Märztage, reich an ſtarken Zügen; aber es fehlt noch viel, daß ſie vollſtändig wäre! Der Verfaſſer weiß jetzt mehr, als da er anfing zu ſchreiben, aber alles läßt ſich noch nicht ſagen. Die Geſchichte jedoch wird ihr Recht üben und alles an den Tag bringen; die Geſchichte iſt ein Gerichtshof, den die Könige nicht beſtechen können, gegen den alle ihre Macht in Staub zerfällt wie ſie ſelbſt.

Sonntag, den 3. Juni 1849.

Dürftige Nachrichten aus Baden und Rheinbaiern, keine aus Ungarn. — Die Ruſſen haben ſich in Lemberg der Polizei und der Poſt bemächtigt, als wären ſie in feindlichem Lande. Die Offiziere thun ſehr übermüthig gegen die öſterreichiſchen. — Lächerliche Kundmachung des Feldmarſchall-Lieutenants Böhm in Wien an die „Kaffeeſieder" ꝛc. wegen des Geſindels, das in ihren „Lokalien" freche Reden führt. Ich kenn' ihn gut von Alters her, den armen Burſchen! Noch beſſer kenn' ich den Feldzeugmeiſter Baron Haynau, der jetzt in Ungarn den Oberbefehl führt; er war Hauptmann im Regiment Vogelſang, diente im Jahre 1812 der in Dresden eingeſetzten franzöſiſchen Po

lizei, verrieth ihr Pfuel, Willisen und mich, und war nachher wieder gut österreichisch! Ein Sohn des alten Kurfürsten von Hessen noch dazu! (Auch ein andrer Sohn desselben, Baron Heimroth, diente [aber offen] der Bonapartischen Herrschaft.) —

Die Kroaten sollen sich jetzt mit den Magyaren verbinden; Jellachich sei fast verlassen, heißt es, und habe sich nach Fiume zurückgezogen. —

Der König hat neulich bei einer Truppenschau plötzlich vor einem Bürger still gehalten, der den Hut nicht abgenommen hatte, überschüttete ihn mit Schimpfreden, „schändliche Frechheit, gleich den Deckel herunter! Die Flegel sollen wissen, daß ihr Herr da ist“ ꝛc. Konstitutioneller König! Freilich ist es schlimm, wenn alle Ehrerbietung gesunken ist, aber so wird sie nicht hergestellt.

Montag, den 4. Juni 1849.

Meine Ansicht, daß man nicht wählen soll bei dem neuen Gesetzesbruch, der durch das willkürlich abgeänderte Wahlgesetz begangen worden, findet Zustimmung. —

Der Prinz von Preußen soll nach Warschau zum Kaiser von Rußland reisen; wenn es unterbleibt, so ist es bloß aus Eifersucht des Königs. General von Rauch ist schon in Warschau und hat dem Kaiser auf's genaueste alles erzählen müssen, noch von den Märztagen her; der Kaiser ist mit dem General ganz zärtlich, wie immer, urtheilt aber über den König streng und hart und findet auch seine jetzige Haltung eine falsche. —

In der augsburger „Allgemeinen Zeitung“ ein lobender Artikel über Bakunin, dem eine große Bedeutung beigelegt wird. —

Das zwanzigste Landwehrregiment hat sich empört, Linientruppen standen ihm gegenüber, anstatt auf dasselbe zu schießen, nahmen sie das Gewehr beim Fuß, Landwehr und Linie kamen überein, nie feindlich gegen einander sich gebrauchen zu lassen. Zwei Landwehrkompanieen werden ohne Waffen nach Graudenz abgeführt. — Die Nachrichten von solchen Vorfällen werden sorgfältig zurückgehalten und die trotz dem umlaufenden für übertrieben oder falsch ausgegeben. Aber alles deutet darauf hin, daß das Heer nicht lange mehr ein willenloses Werkzeug sein wird. Das Auftreten eines Unteroffiziers Rattier in der französischen Gesetzgebungsversammlung ist nicht nur in Frankreich von Einfluß. —

Auch die Nachrichten aus dem Südwesten von Deutschland kommen uns nur spärlich und verstümmelt zu. Das Gefecht bei Heppenheim scheint sehr hart gewesen zu sein. — Man spricht von Unruhen in der Gegend von Trier. —

Wirken des Treubundes. Man wirbt Anhänger der Reaktion und schmeichelt ihnen, wie den Soldaten. Es wird damit gehen, wie mit den Soldaten. Konstitutionelle Vereine werden begünstigt, weil sie alle ihrem Namen lügen und reaktionaire sind. Demokratische Vereine werden verboten, aufgehoben, verfolgt; sie versammeln sich aber doch. Sogar Wohlthätigkeitsvereine werden verboten, wenn sie von Demokraten ausgehen. — Schändliche Willkür, Partheilichkeit, Unterdrückung! —

Der König hat einen Auftritt mit dem Prinzen von Preußen gehabt, wobei er sich arger Schimpfworte bedient haben soll. Da wurde, heißt es, endlich der Prinz auch zornig und sagte dem König Dinge, wie er sie bisher von seinem Bruder noch nie gehört hatte, worauf er ganz kleinlaut geworden sein soll. — Gedenken aber wird er's ihm!

Dienstag, den 5. Juni 1849.

Besuch von Weiher, Mittheilung über die Vorschußkassen und Bezirksvereine, deren Thätigkeit die Behörden lähmen, so viel sie können. — Besuch von Hrn. Galusky; lange Unterredung über Frankreich, über Revolutionen, wer sie verursacht, was sie helfen? Auf die Geschichte verwiesen, auf den Gang aller Entwickelungen, auf die Schicksale des Menschengeschlechtes, des auserwählten Volkes Gottes —, nirgends Stillstand, überall Stürme, Krieg, Trümmer, neue Gebilde, es soll nichts rein, nichts fest hier sein! Aber streben müssen wir immer nach dem Reinen, dem Festen, und Revolutionen sind der kräftigste Ausdruck dieses Strebens. Wollen wir selbst nicht hart und scharf sein, so werden's Andre für uns übernehmen; Jesus wollte nicht Feuer und Schwert, seine Nachfolger wußten beides reichlich zu gebrauchen! —

In Luxenburg sollen Unruhen ausgebrochen und die preußische Besatzung angegriffen worden sein —, man fürchtet überhaupt, daß von Belgien her die preußischen Rheinlande bedroht werden können, dorthin giebt es starke Sympathieen, auch katholische. —

Der König hat die hier eingetroffene Königin von Griechenland im Hotel du Nord besucht. Als er ausstieg, war eine dichte Menge um seinen Wagen gedrängt, aber kein Ruf erscholl, niemand grüßte, alle Hüte blieben auf den Köpfen. Die Leute sagten, man habe dem Könige die Wuth auf dem Gesichte angesehen; diese Beleidigungen treffen ihn aufs empfindlichste. —

In Dresden sieht alles noch sehr zerstört aus und die Stadt ist wie ausgestorben. Die preußischen Soldaten dort haben keinen Umgang mit den sächsischen. Der König wird nie wieder Landesvater, das Herbeirufen der

fremden Truppen bleibt ein unauslöschlicher Flecken auf ihm. —

Beide Mecklenburg sollen der oktroyirten Reichsverfassung des Königs beigetreten sein und sich von der Frankfurter losgesagt haben. Man verspricht auch schon den Beitritt von Baiern. Was auch der König von Baiern thun mag, er fürchtet den Umschwung. Stemmt er sich gegen Preußen, so gewinnt die Volkssache unmittelbar den Beistand eines größeren Staates und er selbst befestigt sich. Tritt er Preußen bei, so bricht er mit seinem Volk und mit dem deutschen um so mehr, und ist ein Fürst weniger, den die Meinung zu schonen und zu berücksichtigen hat. So stehen die Sachen in der That. Die Geschichtsentwickelung, gefragt, ob der Aufstand in Baden und Rheinbaiern unterliegen soll oder nicht, antwortet unbedenklich, unterliegen. Denn wenn der Aufstand siegt und sich hält, was ist die Folge? Ein kleiner Gewinn, ein unmächtiger Freistaat an Schweiz und Frankreich gedrängt, während im Norden die Willkürherrschaft sich fester zusammenzieht. Unterliegt er, so ist der allgemeine Zustand auch dort, die Fürsten und die fremden Truppen verhaßt, ein friedliches Vernehmen weithin unmöglich. —

Unsre Behörden und Zeitungen haben noch immer die Frechheit, von Verfassung und Freiheit zu reden, als bestünden sie! Die Verfassung läuft neben dem Belagerungsstande wie ein armes kleines Hündchen neben dem rollenden Wagen her, und bellt es einmal jammernd auf, so schmitzt der Kutscher es mit der Peitsche.

Mittwoch, den 6. Juni 1849.

Geschrieben, über den Gang der Dinge; eigentlich ist alles sehr einfach, wenn man nur hohe Gesichtspunkte

wählt; die Verwirrung iſt nur ſcheinbar, wenn man ſich quer in die Bewegung ſtellt, untergeordnete Zwecke feſthält oder vorausſetzt, was man allerdings immerfort zu thun gezwungen iſt, z. B. die Wohlfahrt des heutigen Tages, oder eines Ortes oder Landes für ſich, die Erhaltung eines Fürſten oder ſeines Geſchlechts, die Rettung der konſtitutionellen Monarchie; aber nach allem dieſen wird eben nicht gefragt, im Gegentheil! — Die Vorſehung kümmert ſich den Teufel um all' das! —

Vortrefflicher Artikel der „Nationalzeitung" über Preußens jetzige Stellung zu Deutſchland, die Täuſchungen und Fiktionen, die bodenloſe Willkür, die ſich zum Richter aufwirft. —

Beſuch von Weiher. Ueber den Hof, den König, die Königin, die Prinzen, Geſchichten und Karakterzüge! Vergleichung der Hohenzollern und Bourbons. Beklagenswerthes Geſchick einer hohen Stellung; alles iſt erhöht, die Forderung, die Zurechnung. —

Damit es an keinerlei Schmach und Schande fehle, iſt nun auch die Kriegsführung gegen Dänemark durch eine Schrift aufgedeckt: „Der Scheinkrieg mit Dänemark im Jahr 1848. Ein Zeitbild von Friedrich Prinzhauſen." (Hamburg, 1849.) Die genaueſten Angaben einer fortgeſetzten Reihe von Lügen und Verräthereien! —

Mein Vorſchlag, nicht zu wählen nach dem geſetzwidrigen Wahlgeſetz, findet immer größere Zuſtimmung, und aller Orten iſt ſchon derſelbe Gedanke angeregt. In Prenzlau, unter Grabow's Führung, hat die Bürgerſchaft ſchon einen ſolchen Vorſatz den Miniſtern vor dem Wahlgeſetz mitgetheilt, um ſie von deſſen Erlaſſung abzubringen, doch vergebens. —

Die preußische Regierung gewinnt nach und nach andre Regierungen für ihre oktroyirte Reichsverfassung, auch wohl noch Baden und Baiern, zur Vergeltung der Truppenhülfe, aber nimmermehr Oesterreich, und noch weniger die Zustimmung der deutschen Kammern. Auch Heinrich von Gagern will wieder für Preußen arbeiten, um nur nicht ganz Schiffbruch zu leiden; er wähnt, sich noch als Haupt benehmen zu können, aber er ist es schon lange nicht mehr und unsern Ministern nur noch eine Null.

Donnerstag, den 7. Juni 1849.

Geschrieben. Unsre Sachen nehmen wieder die höchste Richtung, die Frage steht nicht mehr zwischen Volk und Ministern, sondern wie vor der Revolution zwischen Volk und König, man glaubt nicht mehr an die Verantwortlichkeit der Minister, man sieht in ihnen wieder den König und die konstitutionelle Fiktion fällt. —

Ueber unsre Politik; jetzt wird sie mit den großen Mächten zu thun bekommen, die werden ihr nichts nachsehen oder schenken, wie das eigne Volk noch aus gutem Willen, die mindermächtigen Deutschen halbgezwungen thun. —

Nachmittags Besuch von Weiher, später kam der Goldarbeiter Bisky, anderthalbstündiges Gespräch, Darlegung aller neuen Einrichtungen für die Arbeiter und Gewerbsgenossen, Anstalten zur Belehrung, zum Vergnügen, für Kranke, für Arbeitslose, Vereine, Vereinswerkstätten, Fabriken, Handelswesen, Herbergswirthschaft, ein unendliches Leben und Treiben in diesen Gebieten, sowohl Sittlichkeit als Wohlstand fördernd. Bisky ein trefflicher und sehr begabter Mensch. —

Der baierische General von der Mark hier angekommen; er bringt das Nein seiner Regierung. —

Unsre Minister sollen ihre Entlassung gefordert haben; man sei schon früher der Meinung gewesen, die Wahlen würden besser ausgefallen sein bei andern Ministern, man solle dasselbe nicht wieder sagen können, daher wollten sie abtreten. Brandenburg mag es ernst meinen, Manteuffel aber gewiß nicht. Teuflische Arglist, sie träten vor den Wahlen aus und nachher wieder ein. Wer glaubt jetzt noch an die Regierung! —

In Stahr's Schrift heißt es einmal „Hamlet auf dem Thron", das wurde angeführt, da fiel jemand ein: „Hamlet? höchstens ein schlechter Schauspieler, der den Hamlet zu spielen sich erdreistet und die Rolle verpfuscht."

Auch Radowitz hat im Vertrauen ganz zerknirscht geäußert, mit dem König könne niemand fertig werden, es könne in seinen Händen nichts gedeihen, er könne nicht regieren. —

„Wie soll ich Oktroyiren im Deutschen ausdrücken?" — Immer durch Schein. Also Schein-Verfassung, Schein-Wahlgesetz, Schein-Freiheit 2c. — „Aber damit ist nicht ausgedrückt, daß das Oktroyiren von der Regierung herkommt!" — Doch. Wenn vom Volk oder seinen Vertretern etwas ausgeht, so ist es auf den Schein wenigstens nicht abgesehen. —

Neue Schrift von Ruge. Ferner: „Geschichte der deutschen Revolution von W. Zimmermann" in Stuttgart.

Freitag, den 8. Juni 1849.

Geschrieben; über das Verhältniß Oesterreichs zu Preußen, das Alte verband sich leicht gegen das Neue, aber

das Alte hegt alten Zwiespalt, und der tritt jetzt wieder hervor. Oesterreich trotzt auf die Macht, die es aus seiner Demüthigung gegen Rußland empfängt, wie groß diese und wie theuer jene ist, wird es noch erfahren! —

Besuch von Weiher. Ueber Bisky, den Handwerkerverein, die hiesigen Litteraten ꝛc. Man hört überall den Vorsatz, an den nächsten Wahlen nicht Theil zu nehmen. Berechnung, daß sieben bis acht Reiche Einen Wahlmann, etwa siebzig Mittelständische (20—30) ebenfalls Einen und über hundert und zehn Arme (117) wieder Einen wählen. Unwillen, Abscheu. —

Der General Wrangel hat das Schauspiel „Deborah" von Mosenthal verboten! Die Christen, heißt es, seien darin herabgesetzt, die Juden erhoben! Also Wrangel ein Ausdruck der seligen Eichhorn und Thile? Der germanische Staat ist freilich schlecht behandelt worden, soll nun der christliche gerettet werden? Der Kaiser von Oesterreich hat das Stück durch einen Brillantring belohnt. Ist vielleicht schon Feindschaft gegen Oesterreich hiebei wirksam? —

Wrangel's erneute Aufforderung und letzte, mit dem heutigen Tage ablaufende Frist wegen Ablieferung noch verhehlter Staatswaffen hat zur Folge gehabt, daß viele Degen, Patronen ꝛc. bei Nacht auf die Straße gelegt worden. Es fehlt aber noch viel, besonders mehrere tausend Gewehre, die man bei künftigem Straßenkampfe wieder in den Händen des Aufstandes zu sehen fürchtet. Vielleicht aber kommt es nie wieder zu solchem Kampfe. Die Kinder suchen beim Versteckspielen immer zuerst da wieder, wo zuletzt eines ertappt worden. —

Gefecht bei Weinheim, unbedeutend. — In der Pfalz, in Ungarn — alles nur Vorbereitung, keine Entscheidungen! — Würtemberg, Franken, Hessen, Rheinpreußen in

Gährung, aber kein Zuſammenwirken; ſie werden aufſtehen, wenn Pfalz und Baden gefallen ſind. So war es mit Wien, ſo mit Ungarn, ſo mit Dresden.

Sonnabend, den 9. Juni 1849.

General Leopold von Gerlach und General von der Mark. Erſterer iſt in München völlig geſcheitert, letzterer bringt verneinende Erklärungen von dort. Baiern will ſich dem hieſigen Sonderbund, aus dem der Gemeinbund werden ſoll, nicht anſchließen. Man wird baieriſcherſeits die Unterhandlungen hinhalten, bis Oeſterreich auftreten kann. Baiern hat keine preußiſchen Truppen gegen Rheinbaiern verlangt, Preußen ſchickt ſie auch unverlangt vor; Baiern hat ſich erboten, einige preußiſche Bataillone in die Reichsfeſtungen Landau und Germersheim aufzunehmen, das wieder hat Preußen abgeſchlagen, man begreift nicht warum? Als der General von der Mark ſich auf den Kriegsminiſter von Strotha in einer Sache berief, ſagte der König ganz grob: „Strotha iſt ein dummer Kerl, ein Bombardier, der nichts verſteht; ich habe ihm ſchon ein paarmal geſagt, daß nicht er die Armee kommandirt, ſondern ich.“ Der König ſchimpft auch auf ſeine andern Miniſter, beſonders aber heftig gegen Oeſterreich, gegen den Reichsverweſer, den er nicht mehr anerkennt und der doch noch preußiſchen Truppen befiehlt. Die Verwirrung iſt wirklich vollkommen, aber dieſe Vollkommenheit doch noch einer Steigerung fähig. —

Die „Times“ in London, früher des Lobes des Königs voll, ſchimpfen jetzt auf ihn, wegen ſeiner oktroyirten Reichsverfaſſung, die ſo heillos demokratiſch ſei, daß Deutſchland mit ihr der Herd aller Revolutionen ſein, ganz Europa

von hier aus immer in Flammen ſetzen werde, er ſei der Mann des Verraths, der Unfähigkeit ꝛc. Wiederhall aus Rußland und Oeſterreich! — In Warſchau ſind die härteſten Worte gegen den König ausgeſprochen worden. —

Der König ſinnt ſchon auf Veränderungen in ſeiner oktroyirten Verfaſſung. Die Beigetretenen ſollen dann auch dieſe Launen wieder mitmachen! Die Regierungen, welche früher die Reichsverfaſſung von Frankfurt angenommen haben und jetzt zu der des Königs übergehen, leiden an der Mißachtung, die allen Ueberläufern folgt. Ein ſtarker Schritt zu ihrer Erſchütterung! Und nicht allen wird es gelingen, den Widerſpruch ihrer Stände, ihres Volkes zu beſeitigen, zu unterdrücken. Dieſe Einheit wäre auf den innern Zwieſpalt zwiſchen Regierung und Volk in jedem einzelnen Staate gebaut.

Sonntag, den 10. Juni 1849.

Die preußiſche Kriegsmacht erſcheint den Leuten ſo bedeutend und durchgreifend, daß ſie eines Theils ſich vor ihr fürchten, andern Theils für das neue Deutſchland gewinnen möchten, daher vernimmt man viele Stimmen, welche den Anſchluß an den preußiſchen deutſchen Verfaſſungsentwurf wünſchen, obſchon ſie gegen Form und Inhalt viel einzuwenden haben; man müſſe das Recht dem Nutzen nachſtellen, heißt es, und beſonders in den Regierungen macht ſich das geltend. Allein dieſe, welche früher den Frankfurter Beſchluß anerkannt haben, richten ſich durch den Wankelmuth zu Grunde und kommen in neuen Widerſtreit mit dem Volke, das den König von Preußen jetzt überall haßt und verachtet. Auch Baiern tritt vielleicht noch bei, nach einigem Markten und Dingen. Baiern

iſt aber durchaus nicht aufrichtig und klar, und man muß ſeine öffentliche Sprache von ſeinem geheimen Handeln unterſcheiden; in *manchen* Dingen iſt der Münchener Hof mit dem hieſigen mehr einverſtanden als man geſteht. Die deutſche Kabinetspolitik iſt jetzt kurz ausgeſprochen dieſe: Die Regierungen ſuchen das Volk zu betrügen, und in dieſem gemeinſamen Geſchäft eine die andere. —

Es iſt Radowitz, der jetzt im Kabinette des Königs alle deutſchen Sachen bearbeitet, und die Miniſter haben kaum eine Stimme dabei; er iſt es, der ſie drängt und niederdrückt, ohne grade an ihre Stelle treten zu wollen. Ihm iſt es lieb, bei den gefährlichen Unthaten, die er begehen läßt, hinter dem Vorhange zu ſtehen und nicht ſeinen Namen, ſondern fremde bloßzuſtellen.

Proviſoriſche Regentſchaft von Deutſchland durch die deutſche Nationalverſammlung in Stuttgart gewählt, Raveaux, Vogt, Schüler, Heinrich Simon, Becher. Die Zentralgewalt hat aufgehört.

Jetzt giebt es vier Gewalten, die ſich die Reichsregierung beilegen und den andern beſtreiten: die Nationalverſammlung in Stuttgart, der Reichsverweſer, der König von Preußen, der Kaiſer von Oeſterreich; ein fünfter Körper will als freies Parlament in Gotha zuſammentreten. Die Nationalverſammlung, aus Volkswahlen hervorgegangen, hat entſchiedene Berechtigung, iſt aber verſtümmelt; der Reichsverweſer, durch die Nationalverſammlung ernannt, hat gar kein Recht mehr; Oeſterreich ſpricht den alten Vorrang nach der Bundesakte an; Preußen hat gar kein Recht, als ſeine willkürliche Anmaßung. Aber Preußen hat die meiſte Waffenmacht, gegen alle deutſchen Staaten entſchiedene Ueberlegenheit. Kommt aber Oeſter-

reich wieder zu Kräften, oder Preußen mit Rußland, oder Frankreich in Kampf, dann wollen wir sehen, was wird!

Aus Baden und Rheinbaiern bekommen wir nur solche Schilderungen, die nachtheilig für den Aufstand lauten. Ich sehe die Sache nur als einen Versuch an, als eine Stufe zu weiterem; so waren im Befreiungskriege Schill, Katte, Dörnberg, Braunschweig-Oels, Rostitz, aber 1813 folgte, und Blücher und Gneisenau.

Freischaaren ziehen von allen Seiten zu, das ist gewiß, und zeigt dies allein, daß die Deutschen Muth und Hoffnung nicht verloren haben. —

Daß keine Verschwörungen und Verabredungen diese Sache leiten, wie uns die dummen Hofleute und Beamten einreden wollen, sieht man am besten daraus, daß alles vereinzelt, nichts gleichzeitig geschieht. Wenn Dresden, Breslau, Elberfeld, Baden, Rheinbaiern ꝛc. gleichzeitig aufgestanden wären, welche „Macht der Erde" hätte dann wohl diese Bewegung so schnell unterdrückt?

Montag, den 11. Juni 1849.

Trauriger Zustand des Vaterlandes, wirklich Bürgerkrieg, Anarchie von oben, überall Zerrüttung, es gereicht dieser Zustand ewig zur Schande der Fürsten, und wenn das verlassene, mißhandelte Volk dennoch zusammenhält und aus diesem Elende sich erhebt, so muß es ihm unsterbliche Ehre bringen. Und wie schön und gut könnte es schon jetzt sein, wenn Ein Mensch nicht mit Blindheit geschlagen wäre, seinen Vortheil verstanden hätte! Wer weiß aber, wozu dies dienen soll, führen muß; Gott ist klüger als ich, sagte Rahel in solchen Fällen. —

Brief und Bücher von Adolf Stahr, „Die Republikaner in Neapel“ (drei Theile).

** kam zu mir, als ich eben ausgehen wollte. Gespräch über die Lage der Dinge, die Unsicherheit und Schwäche der militairischen Anordnungen; wenn ein Dembinski, Görgey oder Bem gegenüberstände, oder gar ein junger Bonaparte, wie würde die Reichsarmee wieder die Reißausarmee sein! Aber sie haben es, die schlechten Führer, mit Gegnern ohne Führer zu thun! —

Der „Staatsanzeiger“ bringt endlich die längst besprochene Denkschrift über die Heil. Drei-Königs-Verfassung, wie man hier spottweise die von Preußen, Sachsen und Hannover oktroyirte Reichsverfassung nennt. Die Denkschrift ist Radowitzens Gewäsch. —

Was ich gestern nicht habe glauben wollen, ist doch wahr, der Prinz von Preußen ist gestern Abend nach dem Rhein abgereist, um dort den Oberbefehl über die Truppen gegen den Aufstand zu führen. Einige sagen, der König habe dies Auskunftsmittel ergriffen, um des Prinzen Reise nach Warschau zu verhindern, die sonst nicht gut zu verweigern gewesen wäre. Eine schöne Rolle, die der Prinz übernimmt! Im Bürgerkriege Lorbeern zu suchen, ist schon übel genug; aber wenn sie nicht einmal gefunden werden! Man sagt auch, der König habe den Prinzen um jeden Preis hier los sein wollen. —

Stüve hat hier gesagt — auch zur Prinzessin von Preußen —, daß, wenn man die Stimmen nach Köpfen zählte, man ungefähr eben so viele finden würde, welche der alten Parthei, als solche, welche der neuen angehörten, daß also die Wage ziemlich gleich stünde. Das ist recht albern gesprochen und gar nicht wie ein Staatsmann. Es giebt Millionen, die nur Stoff sind, in denen die po-

litische Partheiung arbeitet, die bestimmbar sind durch Einwirkung und besonders durch Macht. Diese zählen also nicht für sich, sondern nach den Umständen, in denen sie sich befinden, und diese wechseln. Dann kommt es auch auf die Kraft und den Muth an; hundert thätige Revolutionaire sind mehr als tausend unthätige Konservative. — Stüve ist ein geschickter und auch muthiger Sachwalter, weiter nichts. —

Man spricht von naher Aufhebung des Belagerungsstandes und vom Abtreten der Minister —, um schlimmern den Platz zu räumen. — Wenn die Minister gehen, so gehen sie nicht aus politischen Gründen, sondern aus persönlichen, weil sie es nicht aushalten können, weil Radowitz sie drängt, weil der König sie übel behandelt.

Dienstag, den 12. Juni 1849.

Besuch von Weiher, mancherlei Nachrichten, gegen die meisten der Maigefangenen läßt sich nichts auffinden, einige sind schon wieder frei; desto eifriger sucht man eine Schuld in Waldeck, desto länger will man ihn gefangen halten. —

Besuch von Hrn. Savile Morton, er wünscht Aufschlüsse über die Ministerdenkschrift, ich gebe einige Sätze derselben mit ihm durch. Sophismen und Hinterthüren! —

Ein Beispiel von Kamarilla, aus was für Personen sie besteht! — Der baierische General von der Mark saß in Sanssouci an der Königlichen Tafel neben einer Hofdame und fragte diese, ob wohl der General ** hier sei? — Ja, der sei hier, was er mit ihm wolle? — Ihn besuchen. — Das möchte er lieber nicht thun. — Warum? er liebe, er schätze ihn, er sei einer der ersten militairischen

Schriftſteller. — Ich würde Ihnen doch rathen, thun Sie es nicht! Er iſt in Ungnade, niemand ſieht ihn, wir Alle können ihn nicht leiden. — Der Baier kam aber doch und ſagte es **. Und ein ſolches namenloſes Geſchöpf — ich fragte nicht nach dem Namen — ſpricht mit, iſt wichtig, weil ſie in dieſem Kreiſe lebt, gehört zu den Hofdamen, vor denen ſich, wie Humboldt ſagt, der König fürchtet! — Das iſt Kamarilla. —

Schändliches Benehmen der franzöſiſchen Regierung in der römiſchen Sache! Leſſeps und Oudinot, wie Colomb. So viel Verrath, wie in Jahresfriſt, hat die Welt in Jahrzehnten nicht erlebt, und dieſen fehlte es doch wahrlich auch nicht. —

Die drohend auffordernden Aeußerungen Preußens gegen den Reichsverweſer hat man zurückgenommen und für Mißverſtand erklärt. Was aber der Reichsverweſer eigentlich will, bleibt unklar. —

Der Marſchall Bugeaud in Paris iſt geſtorben. Ein Verluſt für Bonaparte. Ein Schuft weniger in der Welt. Aber wie viele noch außer ihm giebt es dort und allerwärts! —

Nachmittags Beſuch von Fräulein Fanny Lewald. Sie beklagt ihre Freunde Heinrich Simon und Johann Jacoby in Stuttgart, die ſich das Vaterland Preußen verſchließen und Beſchlüſſe faſſen, die ſie doch nicht ausführen können. Ich tröſte ſie damit, daß ſie dem ſterbenden Parlamente als gewiſſenhafte Aerzte die letzten Athemzüge nicht abkürzen dürfen, und käme der Kranke wider alles Vermuthen doch noch zu Kräften, ſo würde alle Welt ſie preiſen, wie recht ſie gethan. Ich glaube zwar, daß keine Rettung ſei, allein es giebt Beiſpiele, daß eine ſchon ganz verzweifelte Sache doch noch gewonnen worden, zum Beiſpiel Riego's Aufſtand. —

Oesterreich soll gegen das Einrücken preußischer Truppen in Süddeutschland Einspruch gethan haben. Daß der Reichsverweser den General von Peucker vom Oberbefehl der Reichstruppen abgerufen und diesen dem Prinzen Emil von Darmstadt zugedacht hat, soll hier die Sendung des Prinzen von Preußen bestimmt haben, die übrigens in Süddeutschland nur erbittern kann. —

Man erzählt, der König habe kürzlich bei einer politischen Verhandlung dem Grafen von Brandenburg die geballte Faust unter die Nase gehalten; seinem „Retter“! — Brandenburg soll es entschieden satt haben, Manteuffel aber nicht, der „sieht weniger auf gute Behandlung, als auf Kost und Lohn“. —

Der Assessor Jung, den die Zeitungen als geflüchtet angaben, ist vorgestern unbefangen hier von einer Erholungsreise wieder angekommen. —

In Köthen war eine demokratische Versammlung, zu der auch Rodbertus, Unruh und Andre von hier gereist waren; man war einig, an den Wahlen für Preußen und Deutschland nach dem oktroyirten Wahlgesetze sich nicht zu betheiligen, sondern zu protestiren. Ich bin ganz dieser Meinung, die Folgen mögen für den Augenblick noch so nachtheilig scheinen, später wird die Sache des Volkes und der Freiheit Nutzen davon haben. Möge die Reaktion ihre chambre introuvable bekommen und sich an ihr die Zähne stumpf beißen! Die Zeit wird kommen, wo man sich freuen wird, von dem Possenspiele fern geblieben zu sein.

Mittwoch, den 13. Juni 1849.

Geschrieben, Bemerkungen zu der Ministerdenkschrift über die oktroyirte Reichsverfassung. —

Brief und Sendung von Hrn. Dr. Lappenberg in Hamburg, das längſt erſehnte Büchlein über Fräulein von Klettenberg! Sein Brief herzlich, voll Andenken an Rahel, die auch in dem Buche öfters genannt iſt. Mit ſeinen Augen ſcheint es Gottlob nicht ſchlimmer zu gehen. Das kleine Buch freut mich über die Maßen! —

Nachmittags Beſuch von Weiher. Es iſt ausgemacht, daß der vor Iſerlohn gebliebene Hauptmann abſichtlich durch ſeine eigenen Soldaten erſchoſſen worden iſt. Keine Nachrichten aus Ungarn, keine vom Oberrhein. Aber in Oeſterreich große Noth mit dem Papiergeld, Theurung; unter den ruſſiſchen und öſterreichiſchen Truppen die Cholera. Venedig hält ſich. —

Bei dem wüthigen Geſchrei des Partheigeiſtes, den mit Unvernunft und Lüge verbündeten Leidenſchaften des Eigennutzes und der Selbſtſucht, welche allen erſten Forderungen des Menſchenrechtes, der Wahrheit und Billigkeit, allen Geboten des Chriſtenthums (ſelbſt unter Anrufung deſſelben) frech entgegentreten, bei den gleißneriſchen Sophismen und der behauptungsvollen Unwiſſenheit, welche dabei am heftigſten laut werden, muß ich mir zum Troſte ſagen, daß alles dies mit dem Tage vergeht und keine Spur davon bleibt, als die der Sieg des geſchichtlichen Fortſchritts in ſein Siegesdenkmal aufzunehmen beliebt. Wo ſind die Schmähungen gegen Luther, gegen Friedrich den Großen, gegen Voltaire geblieben? — und gegen Leſſing! —

Die Leute thun immer, als ob eine Revolution das goldne Zeitalter herbeiführen müßte oder könnte. Das iſt durch keine Geſchichtserſcheinung verwirklicht. Revolutionen ſind die Schritte der Weltgeſchichte, ſie hat keinen andern Gang und der Schritt führt nur zum Schritt, erſt

der letzte zum Ziel. Aber Gutes fließt aus jeder großen Entwicklung. Welche Wohlthaten genießen wir alle täglich, die wir den Helden des vorigen Jahrhunderts danken, Voltaire'n, der französischen Revolution! Niemand denkt daran; ich aber thue es und danke es ihnen täglich.

Donnerstag, den 14. Juni 1849.

Die Demokratie regt sich hier noch unentmuthigt und spricht der Gewalt Hohn, trotz aller Anstalten, Ränke, Geldkräfte, Unterdrückungen und Verhaftungen; Muth und Beharrlichkeit sind keine Bajonnette, aber sie trotzen ihnen. Ich finde das Volk so tüchtig und brav, als man es nur wünschen kann, es scheut keine persönliche, keine einzelne Gefahr, die doch immer die schlimmste ist, dagegen fehlt es ihm noch ganz an der Einsicht und Fähigkeit, sich dem Gemeinsamen als fertiges Werkzeug darzubieten, grade das, was den Truppen in ihrer Organisation gegeben ist. — Die „Urwählerzeitung" ist meine Freude, sie sagt die zeitgemäßen Wahrheiten in volksthümlicher Sprache frei heraus. Sie mahnt wiederholt vom Wählen ab, mit Gründen. —

Dahlmann's warnende Mahnung, in fast allen Zeitungen abgedruckt, wirkt besonders durch eine scharfe Sprache gegen Preußen, die darin waltet, die versöhnende kommt dagegen nicht auf. Der Gothaer Kongreß ist eine Privatgesellschaft, von dem Vorparlamente dadurch verschieden, daß dieses die Stimme des Volkes für sich hatte und die der Fürsten feig verstummte, jener aber von dem Volke nicht getragen und von den Fürsten — entweder gleich, oder nach gemachtem Gebrauch — mit Fußtritten heimgeschickt werden wird. Sollen die Deutschen nochmals gut-

müthig von diesen Mittelsmännern sich an der Nase führen lassen? von diesen, wo nicht ganzen doch halben Verräthern? Sie wollten klug sein und waren daher nicht redlich, da wies es sich aus, daß sie auch dumm waren; sie kannten die Fürsten und Höfe nicht, sie läugneten die Reaktion. Gagern's Hoffahrt und übermäßiges Selbstvertrauen möchten sich noch retten; thue er's, wie er kann, aber in unsre Rechte und Ansprüche soll er nicht mehr hineinmatschen! —

Telegraphische Nachricht, daß auf den Prinzen von Preußen beim Durchfahren durch Ingelheim aus einem der letzten Häuser geschossen worden; der Postillon wurde in's Bein getroffen. Die Sache macht hier großen Eindruck, ich hörte Leute auf der Straße in lauten Jubel darüber ausbrechen. Der Prinz wird hier im Volke noch sehr gehaßt.

Abends ging ich über die Linden; trotz des Belagerungsstandes und der Konstabler bildeten sich Gruppen von Menschen, die das Ereigniß besprachen, einige Preußenvereiner suchten mitzureden, zogen sich aber alsbald zurück, da sie erkannten, daß der Augenblick ihnen nicht günstig war. Als stärkere Konstablerschaaren anlangten, hatten sich die Gruppen wieder aufgelöst. —

Die französischen Schändlichkeiten gegen Rom werden täglich offenbarer und gräuelhafter. Hat Frankreich sich in Louis Bonaparte einen Verräther zum Haupt erwählt? Dann wird er enden wie ein Verräther. Die Franzosen können wohl bethört, aber nicht dauernd geknechtet werden. Ledru-Rollin hält sich als tapfrer Gegner des Präsidenten. —

Die baierischen Stände aufgelöst! Die würtembergische Regierung — Minister Römer — in offenbarem Wider-

ſpruche gegen die Nationalverſammlung in Stuttgart! Was wird geſchehen? Die Nationalverſammlung wird nächſtens ausgewieſen werden, ſie kann ſich nicht halten. Der Aufſtand wird unterdrückt werden, er hat zu wenig Boden. Aber was dann? Vereinigung mit Preußen? Man darf nicht vergeſſen, daß die preußiſche Regierung eine Konſtitution *nicht* will, daß die deutſchen Regierungen alle die Freiheit *gar nicht* und die Einheit Deutſchlands nur *bedingt* wollen, ſofern jede dabei etwas für ſich hofft.

Freitag, den 15. Juni 1849.

Die preußiſchen Truppen haben Rheinbaiern betreten. — Der Schuß gegen den Prinzen von Preußen kam aus einem Kornfelde, man will den Thäter haben. —

Der elende Florencourt iſt aus Naumburg nach Potsdam gerufen worden, wo noch zur Zeit Radowitz regiert. Der König ſcheint ſich mit dem Gothaer freien Privatkongreß einlaſſen zu wollen, immer mag ihm dieſe Geſellſchaft lieber ſein, als die geſetzliche, berechtigte Nationalverſammlung, indeß wird es ihr an Fußtritten nicht fehlen! Gagern will ſich an den König anklammern, dieſer noch von Gagern Nutzen ziehen! Ein unfruchtbares Bündniß! —

Im Hannöverſchen überall der Frankfurter Verfaſſungsentwurf angenommen, der Berliner verworfen; auch in Hamburg iſt die Parthei, die letztern wollte, völlig geſchlagen. Im Preußiſchen überall dieſelbe Stimmung gegen den Berliner Entwurf und von allen Seiten der Beſchluß, nach dem ungeſetzlichen Wahlgeſetz nicht zu wählen. —

In Würtemberg iſt in dem Streite zwiſchen der Na-

tionalverſammlung und der Regierung ein großer Theil des Landes für erſtere. Noch ein Stoß und Würtemberg iſt im Aufſtande wie Baden. Aber das geſchieht erſt, wenn Baden unterlegen; ſo ſind die deutſchen Sachen! —

Die Franzoſen ſind in Rom noch nicht! Die Anklagen in der franzöſiſchen Geſetzgebung dauern heftig fort. „Wir könnten gleich dieſen elenden Louis Bonaparte ſtürzen und ſeine ſchändlichen Diener davonjagen, aber — das Volk, das wir aufbieten, wie ſollen wir es nachher führen, beſchwichtigen? Da liegt die Schwierigkeit.“ Doch wird es dahin kommen müſſen. Die Untreue, der Verrath ſind gar zu offenbar und ſchändlich. —

Der General von Wrangel hat das Blatt „Le courrier de Berlin“ von Jules Mellier verboten. Daſſelbe war mir nur als ein reaktionaires bekannt. Wüthet man gegen das eigne Fleiſch?

Sonnabend, den 16. Juni 1849.

Beſuch von Hrn. V. Paſini aus Vicenza, Abgeſandter Venedigs, erſt in Turin, dann von Manin beauftragt in Paris und London; in Paris fand er erſt Verſprechungen, dann Treuloſigkeit und Verrath, in London bei Palmerſton ehrliche Theilnahme, Empfehlungen an den öſterreichiſchen Geſandten Grafen von Colloredo, den guten Rath ſich freies Geleit nach Wien zu bedingen, um dort zu unterhandeln; er war hier ſchon beim Grafen von Weſtmoreland, bei Prokeſch, der freilich keine Befugniß hat, ihm Päſſe zu geben, aber an Schwarzenberg ſchreiben will, bei Herrn von Lurde, dem ihn der neue Miniſter Tocqueville empfohlen hat. Außer dieſen hat er nur Humboldt, Bettinen von Arnim und mich geſehen. Er

ſteht mit Gar in Briefwechſel, der war bisher in Florenz, jetzt vielleicht in Ancona. Er meint, Venedig könne ſich noch lange halten. Er hält die Freiheitsſache nicht verloren, im Ganzen habe das Volk, meint er, nur gewonnen, Italien könne noch wiederholt beſiegt, aber nie mehr unterjocht und gezähmt werden. Aehnlichkeit der italiäniſchen und der deutſchen Zuſtände, allem Gedeihen nur die Fürſtenhäuſer ſchädlich! Er ſagt, die Maſſe des Volkes ſei in Italien reifer, als in Frankreich, wo in den Departements wenig Bildung zu finden ſei. Bittre Klagen über Frankreich, Hoffnung auf baldigen Umſchwung der Dinge in Paris. Unſre deutſchen Sachen ſieht er ſehr richtig; ſcharfer Kopf, klarer Blick und hinter der Ruhe heftiges Feuer. Fünfziger, kahler Scheitel. —

Unruhen in Paris am 13. Die Aſſemblee permanent, Stadt und Bannmeile in Belagerungsſtand. Die Anklage gegen Bonaparte verworfen, der Berg ſtimmte nicht mit. Geſchrei über Verletzung der Konſtitution, man fürchtet Ausbruch des Kampfes zum Abend. Ungeheure Militairkräfte aufgeſtellt. —

Telegraphengeſetz hier oktroyirt. Immer auf Grund des Artikels 105 der oktroyirten Verfaſſung! —

In Paris hat die Regierung mit der Geſetzgebenden Verſammlung vorläufig geſiegt, ohne daß ein eigentlicher Kampf ſtattgefunden hätte. Ledru-Rollin, Victor Conſidérant und Andre in Anklageſtand, verhaftet oder flüchtig. — Die treulos gebrochene Verfaſſung wird immer auf's neue verletzt, ganz Frankreich unter die Gewaltwillkür gebeugt. Wenn das den Franzoſen geſchieht, was wollen wir ſagen! — Aber wird und kann das dauern? Nein. Der Jammerheld Louis Bonaparte wird nicht die achtzehn

Jahre Louis Philippe's erreichen. Wie niederträchtig führen ſich Thiers und Odilon-Barrot auf!

Sonntag, den 17. Juni 1849.

Die Pariſer Ereigniſſe liegen mir drückend auf der Seele. Mich betrübt nicht ſo ſehr das Scheitern des Volksſturmes, als vielmehr die Frechheit der Machthaber, ihre offenbare Lüge, ihr ſchamloſer Verrath. Der Betraute eines Freiſtaats mit ſeiner ganzen Anhängerſchaft gegen dieſen verſchworen, ganz offen feindlich, mit den Ruſſen und Oeſterreichern und Neapolitanern im Bunde zur Unterdrückung der Freiheit! Das Benehmen gegen Rom iſt beiſpiellos in der Geſchichte, ich weiß in der Eile nur das Benehmen Friedrich Wilhelm's des Zweiten gegen Polen — Bündniß, Gewähr der Verfaſſung und ſechs Wochen ſpäter Feind — damit zu vergleichen. Ich weiß wohl, die Nemeſis fehlt nie, aber es iſt ein trauriger Troſt, erſt den Mord, nachher die Hinrichtung des Thäters zu ſehen. Ich verbitte mir beides! Doch — die Geſchichte lacht mich aus. Nun, ſo gehe ſie denn ihren Weg und dem Morde folge, was folgen muß! —

Die „Urwählerzeitung" iſt auch heute wieder ſehr brav. —

Neulich war in einer Geſellſchaft davon die Rede, daß der König hohnlachenden Stolz über ſeine wiedererlangte und verſtärkte Macht ausſpreche, daß er ſich als „von Gottes Gnaden" rühme und im Uebermuthe ſchwelge. „Das glaub' ich ihm nicht", ſagte jemand, „er thut wohl ſo, aber es iſt nicht ſo; er weiß recht gut, daß es mit ſeinem »von Gottes Gnaden« nicht weit her wäre, wenn nicht Cavaignac und Louis Bonaparte ſie ihm gefriſtet

hätten; er lebt von der Gnade, die der Zuſtand Frankreichs ihm verleiht, und iſt innerlich nicht voll Freude, ſondern voll Furcht und Wuth. Auch iſt ihm die konſtitutionelle Rolle, die er noch fortſpielen muß, in den Tod zuwider." —

Beſuch vom General Grafen von Noſtitz. Erzählungen vom 18. und 19. März vorigen Jahres; der General hat alles auf dem Schloſſe miterlebt, er beſchuldigt den König ſelbſt und die Miniſter Bodelſchwingh, Arnim-Boytzenburg und Arnim-Strick der jammervollſten Schwäche, ſie hätten gänzlich den Kopf verloren gehabt. Ueber die jetzigen hieſigen Zuſtände, über die Sendung des Prinzen von Preußen, die ſehr getadelt wird als eine Unſchicklichkeit und Härte, über die Miniſter. Der hannöverſche Geſandte Graf von Knyphauſen hat eben zu ihm geſagt, man ſolle nicht glauben, daß Hannover alles das eingehen werde, was der König in die oktroyirte Reichsverfaſſung hat ſetzen laſſen, auch Sachſen werde ſich wohl hüten, das Einverſtändniß ſei nur ein vorübergehender Schein. —

In Paris war kein eigentlicher Kampf. Aber nun iſt Belagerungsſtand, Ausnahmegeſetz, Gewaltherrſchaft. —

Die Preußen liefern ſchon Schlachten in Rheinbaiern, in denen ſie zwei bis drei Verwundete haben, der Feind aber zwanzig, dreißig Todte! — Noſtitz machte ſich heute luſtig über die Schlachten in Dänemark, von denen man ſo großen Lärm macht, in früheren Kriegen wäre von ſolchen Gefechten kaum die Rede geweſen. Ja, ja, im Prahlen thun wir was!

Montag, den 18. Juni 1849.

Nachrichten aus Frankfurt am Main, daß der Reichsverweser, sehr erbittert über die Sendung des Prinzen von Preußen, einen großen Schlag zu thun gesonnen sei, der aber erst erfolgen soll, wenn die Preußen ihm den Dienst geleistet haben, den Aufstand zu stillen, und sich den Schaden gethan haben, dem Volke noch verhaßter zu werden. Aber erstes Erforderniß hiezu ist, daß Oesterreich gegen die Ungarn gesiegt. —

Hier ist man mißmuthig und etwas beängstigt davon, daß in Paris kein Blutbad stattgehabt. Die Reaktion bedarf eigentlich jeden Tag eines neuen blutigen Sieges, um ihr Bestehen gesichert zu glauben. Daß das Volk geknechtet ist und gehorcht, kann ihr nicht genügen, sie muß es zerschmettert sehen, sonst ist ihr nicht wohl zu Muthe. — Trauriger Zustand. —

Nachrichten aus Darmstadt, daß Mieroslawski die Stadt Ladenburg wieder genommen und den Peucker'schen Truppen eine Schlappe beigebracht, wobei der preußische Generalstabsmajor von Hindersin geblieben. Zum Troste verbreitet man das Gerücht, daß Mannheim genommen worden sei. Ich zweifle kaum, daß der Aufstand nächstens unterdrückt sein wird —, da er still stand, nicht fortschritt, nichts unternahm und die Gegner alle Zeit behielten überlegene Macht zusammenzuziehen —, aber die Schwierigkeiten, in diesen Ländern wieder zu regieren, wird man sobald nicht überwinden. Außerdem aber wird dieser unterdrückte Aufstand wieder nur zur Anweisung auf einen größeren! Der wird nicht ausbleiben, ja er bereitet sich schon vor. Denn unläugbar wirkt das wenn auch nur kurze Bestehen einer provisorischen Regierung, der die Truppen gehorchen, mächtig auf die Nachbarländer ein, in

Würtemberg, in Franken wächst die Gährung, die Soldaten werden immer schwieriger und alles läßt erwarten, daß es zu Ausbrüchen kommen wird. Auch im Elsaß fühlt man stark die Einflüsse der deutschen Bewegung, und das ist für Frankreich nicht gleichgültig. —

Das würtembergische Ministerium hat die deutsche Regentschaft aufgefordert, Würtemberg zu verlassen. Dieser Zwiespalt scheint von wenig Bedeutung, kann aber doch große Folgen haben und Ausbrüche fördern. —

Rom hält sich noch, Venedig gleichfalls.

Dienstag, den 19. Juni 1849.

Geschrieben; die Gegensätze der jetzigen Gewalten in Deutschland betrachtet, die Regierungen haben nur Herrschgelüste und reiben sich gegen einander auf; während sie an ihrem Untergang arbeiten, bleibt die Volkssache in ihrer Allgemeinheit unverletzt und wird am Ende den Boden allein behaupten. Preußen erscheint in großer Macht, das ist wahr, aber der Haß und die Verachtung, die es durch jede seiner Handlungen erregt, sind doch noch größer, und niemand haßt seine Anmaßungen stärker, als die Höfe, die sich ihnen für den Augenblick unterwerfen, Sachsen, Hannover, Hessen ꝛc. —

In Weimar und in Wiesbaden denkt man auch schon an den Anschluß an Preußen, allen Versicherungen und Eiden zuwider. Fahrt nur fort in Wortbrüchigkeit und Falschheit! Was die bringen, weiß man. Ich sehe unsre Regierungen, wie sehr sie zu steigen scheinen, in Wahrheit nur fallen. Diese Bewegung geht unaufhaltsam fort. —

Der vormärzliche Minister der auswärtigen Angelegen-

heiten, General von Canitz, ist zum Mitglied und Vorsitzenden des von Preußen, Sachsen und Hannover beabsichtigten deutschen Verwaltungsrathes preußischerseits ernannt worden. Canitz hat aber in Geschäften alles Vertrauen verloren, die Leute seiner eignen Parthei nennen ihn einen Faseler, der nur Worte mache und noch niemals eine Sache wirklich durchgesetzt oder gefördert habe. Die fremden Gesandten spotten über ihn, die Militairs zucken die Achseln, kurz, jederman hält ihn für unfähig! Ich frage mich verwundert, wie er es dahin gebracht hat, bei seinen unläugbaren Mitteln? Er muß unter seinen Eigenschaften eine haben, die auf die andern lähmend wirkt. —

Der österreichische Hof wird dem preußischen immer feindlicher, es werden schon harte Worte gebraucht. Hr. von Prokesch gilt für einen feinen Spürer und geschickten Ränkeschmidt. Man fürchtet ihn hier und besonders sein Einwirken auf den sächsischen und hannöverschen Gesandten. —

An öffentlichen Orten hier zeigte sich gestern lauter Jubeln und Frohlocken über die Siege, welche die Ungarn sollen erfochten haben. Auch den Preußen wünscht man laut und öffentlich auf der Straße, daß sie von den Aufständischen möchten geschlagen werden. Selbst preußische Offiziere gönnen es wenigstens dem General von Peucker, der ungemein verhaßt ist. Wir haben keinen General, der für völlig tüchtig gehalten würde. Wrangel und Prittwitz gelten für Blender, deren Schimmer schnell erloschen ist. —

In Paris lauter Gewaltmaßregeln. Nur weiter! — Die Verblendung der Fürsten bedarf noch des erhöhten Vertrauens in die französische Regierung, sie müssen erst offenbar gemeine Sache mit ihr machen, wie bisjetzt nur

in Betreff Roms geſchieht. Würden ſie jetzt enttäuſcht und erſchreckt, ſo blieben ſie auf halbem Wege ſtehen. Ganz richtig, die Vorſehung wählt die richtigen Mittel, auf den Untergang der Fürſten hat ſie es abgeſehen. — „Und Gott verſtockete das Herz des Pharao", das war mir als Knaben unbegreiflich, als alter Mann muß ich es als Thatſache anerkennen. —

Die beiden wegen Ungehorſams entwaffneten Kompanieen des 20. (Berliner) Landwehrregiments ſind auf dem Transport nach Stettin durch Spandau gekommen und dort von vielen Berlinern, auch Frauen und Kindern, beſucht worden. Die Regierung ſollte ſich nicht verblenden, daß hier ein Fall iſt, wo Strenge nur übel wirken kann. Denn die Leute haben das Gefühl im Rechte zu ſein.

Mittwoch, den 20. Juni 1849.

Ich las geſtern in den Memoiren von Metz, daß eine Regierung nur dann ſtark und ſicher ſei, wenn ſie zugleich auf Geſetze und Waffen ſich ſtützen könne, die Waffen allein genügten nicht, ſie brächten im Gegentheil Gefahr. Traurige Anwendung auf den jetzigen Zuſtand Preußens, wo kein Geſetz mehr beſteht als zum Schein, zum Dienſte der Willkür, wo alles nur auf Bajonnette ſich ſtützt! —

Beſuch von Hrn. Paſini; er reiſt nach Wien, der Miniſter Fürſt von Schwarzenberg hat ihm perſönliche Sicherheit zugeſagt und Hrn. von Prokeſch aufgetragen, ihm den nöthigen Paß zu geben. Alſo doch kein authentiſches freies Geleit! Paſini verläßt ſich auf Palmerſton und Tocqueville mehr als auf öſterreichiſche Behörde. Möge er ſein Vertrauen nicht bereuen oder büßen! —

Die Brigade Schlick hat durch die Magyaren eine

tüchtige Schlappe erlitten, das iſt gewiß. Sonſt aus Ungarn nichts von Bedeutung; Zeichen genug, daß die Oeſterreicher und Ruſſen noch nichts Vortheilhaftes zu melden haben. —

Am Neckar haben die Peucker'ſchen Truppen zwei kleine Niederlagen erlitten; man ſpricht hier ſchon von den Dummheiten, die er gemacht, denn er hat unter den Stockpreußen die bitterſten Feinde. — Der Hauptmann von Berg iſt wieder als Adjutant beim Prinzen von Preußen angeſtellt und ihm an den Rhein nachgereiſt. Von Königsmarck iſt nicht die Rede. —

Unruhen in Eisleben, die Landwehrmänner weigern den Gehorſam. Soldatenausſchweifungen in Groß-Glogau. — Auch hier hat ſich großer Eigenwillen unter den Soldaten gezeigt, dem die Offiziere im Stillen nachgegeben haben, um die Sache zu vertuſchen. Es betraf das Spazirengehen der Soldaten, welches man beſchränken wollte, damit ſie weniger mit den Bürgern zuſammenkämen. Indeß ſcheint weniger zu beſorgen, daß das Volk den militairiſchen Geiſt überwältige, als daß vielmehr aus dieſem ſelbſt ein übermüthiger Trotz auch gegen die Regierung entſtehe. Die Offiziere klagen ſehr über die Schwierigkeit ihrer Stellung, und nicht wenige ſind tief erbittert über den Gang der Sachen, der Gardegeiſt fängt ſchon wieder an ſich ſtärker zu regen und die Linienoffiziere über die Achſel anzuſehen.

Donnerstag, den 21. Juni 1849.

Ich lag noch zu Bette, da kam Bettina von Arnim. Dann kam Hr. von Hänlein, er hat Hamburg verlaſſen und geht mit ſeiner Familie auf's Land. Von Holſtein ſagt er, die Stimmung ſei auf's äußerſte gereizt; wenn

Preußen nicht für das Land im Frieden gute Bedingungen mache, komme es zum Aufstande, zur Republik. —

Nachmittags kam Hr. von Weiher; dann Fürst von *, der auf ein paar Tage hier ist; er war während des Aufstandes in Dresden, er sagt, die Volkskämpfer seien von bewundernswerther Tapferkeit und Ausdauer gewesen und das ganze Land sei noch heute auf ihrer Seite, die Stimmung sei allgemein wider den König von Sachsen und noch weit mehr gegen den König von Preußen. —

Man will aus Triest in Wien die Nachricht haben, daß Rom am 14. durch die Franzosen mit Sturm genommen sei. — Nachrichten über Gefechte in Ungarn, nur österreichische Angaben, nach denen die Ungarn im Nachtheil sein sollen, sowohl auf der Insel Schütt als im Banat. Von den Russen hört man noch keine Thaten. —

Mieroslawski hat die Reichstruppen ein paarmal gut geklopft. Nun aber sind die Preußen am 20. bei Germersheim aus Rheinbaiern in Baden eingebrochen und haben ein scharfes Gefecht gehabt, bei dem auch der Prinz Friedrich Karl zwei leichte Wunden bekommen. Schöne Ehre! der deutsche Prinz von deutschen Kugeln getroffen! — Nun muß es bald zu einem Hauptschlage kommen. Kanonen und Zündnadelgewehre sind auf Seiten der Preußen. —

Würtemberg, das Ministerium Römer, in offnem Bruch mit der deutschen Nationalversammlung. Truppen in Stuttgart. —

Die „Urwählerzeitung" ist nun verboten. Endlich! Es war bloß Dummheit, sie so lange zu dulden. Die Gewalt kennt kein Recht.

Freitag, den 22. Juni 1849.

Gegen den Dr. Med. Waldeck und die andern Maigefangenen bleibt von allen schändlichen Anklagen nichts übrig, als das angebliche Vergehen, einer durch den Belagerungsstand verbotenen Gesellschaft in einem Gasthofe beigewohnt zu haben! Nicht Klub, nicht Verein, nur Gesellschaft! Welche Bosheit, welcher Mißbrauch der Gewalt, ihn darauf in so strenger Haft zu halten! —

Die „Nationalzeitung" brachte am Sonntag den 17. Morgens einen Artikel „Unsere Lage", der mit Verstand und Maß unsre politischen Zustände erörtert und den Schluß zieht, daß wir auf Grund des oktropirten Wahlgesetzes nicht wählen sollen. Der Minister von Manteuffel hat Hrn. Zabel kommen lassen und ihm erklärt, wenn die „Nationalzeitung" solche Sprache führte, so würde sie wieder verboten werden. Es wird geschehen. —

Die deutsche Regentschaft ist schon aus Stuttgart gewichen, die Nationalversammlung durch würtembergische Truppen gewaltsam abgehalten worden, sich zu einer Sitzung zu vereinigen. Daß diese Sache sich auflösen muß, leidet keinen Zweifel. Aber eine neue wird erstehen, unfehlbar! Warten wir nur! — Kann *ich* warten, können's die Jünglinge doch gewiß! und *könnten* sie's *nicht* — nun, dann um so besser! —

Nichts Zuverlässiges aus Ungarn und Italien, auch vom Oberrhein nichts. — In Paris Lady Blessington an der Cholera gestorben, Kalkbrenner auch, hier Dr. Francesson, der alte Freund von Chamisso. —

Die Stimmung der preußischen Linientruppen und Landwehr ist auf's neue sehr feindlich gegen die Garde und gar nicht für den Prinzen von Preußen, dessen fortgesetzte Vorliebe und Bevorzugung der Garde sehr widrigen Eindruck

macht. Freilich führen die Gardeoffiziere jetzt das große Wort und viele andere sprechen ihnen nach, weil das der gute Ton scheint, aber die meisten auch von diesen denken im Herzen ganz anders, und kommt die Gelegenheit einmal, so wird es sich schon zeigen. —

Die Mehrausgabe für das Militair macht monatlich jetzt weit über zwei Millionen Thaler. Man denkt an eine große Anleihe und will die vornehmsten Banquiers hier zusammenrufen und darüber hören. Die Zustimmung der Kammern scheint man als keine Schwierigkeit anzusehen; vielleicht denkt man ihrer auch entbehren zu können? —

Es heißt noch immer, daß die Minister ein Preß- und Klubgesetz oktroyiren wollen, mit fabelhaft hohen Strafen. Nur zu!

Sonnabend, den 23. Juni 1849.

Der Prinz von Preußen, heißt es, wird zurückkommen, der Erzherzog Johann hat ihn abgewiesen, der General von Peucker, den er sich unterordnen wollte, ihm geantwortet, daß er unter dem Reichsverweser stehe, worauf die wenigen Preußen, die bei ihm waren, ihm genommen worden. —

Auch Dänemark, das früher lieber mit Preußen als mit dem Reichsverweser zu thun haben wollte, zieht jetzt den Reichsverweser vor, um Preußen zu scheeren und zu ärgern. Mit dem Erzherzog offen zu brechen, wagt man hier doch nicht. —

Preußen hat nach Stuttgart wirklich die Aufforderung erlassen, die dortige deutsche Regentschaft und Nationalversammlung zu sprengen, und nöthigenfalls seine Truppen dazu angeboten, das heißt mit ihnen gedroht! Der Minister

Römer hat jedoch erklärt, daß die würtembergiſche Regierung bei ihrem Handeln ſelbſtſtändig verfahren habe und jene Note gar nicht in Betracht gekommen ſei. Man ſagt, der König von Preußen brenne vor Begier, ſeine Truppen nach Würtemberg einrücken zu laſſen und den König dafür zu ſtrafen, daß er erklärt habe, nie einen Hohenzollern über ſich zu erkennen. Indeß gegen das Volk ſind beide Könige ganz einig. Würtemberg wird ſeinerſeits der Militairgewalt nicht entgehen. —

Heute ſtanden die Maigefangenen vor dem Militairgericht. Der Lehrer Gerke wurde zu einjähriger Haft, Dr. Waldeck, Berends, Gubitz ꝛc. zu dreimonatlicher verurtheilt, die bisher erlittene Haft mit eingerechnet. Die Vertheidigung war größtentheils vortrefflich, wies die Ungeſetzlichkeit der Anklage, ihre Unredlichkeit und Unhaltbarkeit nach. Dieſer Prozeß thut gewiß der Regierung den größten Schaden. Nie iſt ihre Tücke und Partheilichkeit ſchlagender an den Tag gekommen. Der Treubund, die Preußenvereine beſtehen öffentlich und üben Trotz und Hohn ungeſtraft, den Volksfreunden ſoll eine Wirthshaus-Geſellſchaft zum Verbrechen ausgelegt werden. „Das Urtheil iſt eine ſchreiende Ungerechtigkeit, der Staatsanwalt ein niederträchtiger Scherge", ſo ſprechen die Leute auf der Straße. —

Es iſt wahr, dergleichen Beiſpiele ſind nothwendig, um das gutmüthige Volk aufzuklären, um es erkennen zu laſſen, wie es mit ſeiner Freiheit, ſeinen Hoffnungen ſteht, mit ſeinen Gerichten und ſeiner Verwaltung —; aber der Weg iſt rauh und ſchmerzlich jeder Schritt! —

In Ungarn ſind die Ruſſen noch immer nicht zum ernſten Treffen gekommen; wie ſich das hinzögert! — Rom ſcheint wirklich von den Franzoſen mit Sturm genommen.

Wohl bekomm's! Es wird ihnen nicht zum Heil gerathen. —

In Frankreich das Vereinigungsrecht auf ein Jahr ausgesetzt! Odilon Barrot, Odilon Barrot! —

Karl Albert — la spada d' Italia — in Portugal gestorben, kaum bemerkenswerth! Ein elender Wicht! —

In Hamburg hat die konstituirende Versammlung das allgemeine Stimmrecht ausgesprochen.

(Das Kriegsgericht dauerte bis am 24. frühmorgens nach 2 Uhr, obige Aeußerungen fielen also am 24. vor; zahlreiche Gruppen warteten bis in die Nacht hinein und zum frühen Morgen auf den Spruch des Gerichtes.)

Sonntag, den 24. Juni 1849.

Geschrieben, ohne alle Aussicht einer unmittelbaren Wirkung, aber aus Pflichtgefühl, es gehören viele Tropfen zu einem Regen, und wenn jeder versagte, gäbe es keinen Regen; also laff' ich mich in Gottes Namen fallen! —

Gerücht, daß Radowitz in Ungnade gefallen sei; wenn es wahr ist, so hat ihn die altpreußische Reaktion gestürzt, der seine Aeußerungen noch viel zu freisinnig sind, und die nicht weiß oder beachtet, daß dieses Freisinnige nur Wind oder Lüge ist, wodurch er die armen dummen Deutschen zu berücken sucht, also recht eigentlich im Dienste der Reaktion. —

Der Prinz von Preußen erklärt als Oberbefehlshaber der preußischen Armee am Oberrhein das ganze Großherzogthum Baden in Belagerungsstand; es ist weder von der Reichsgewalt, noch selbst vom Großherzog die Rede. — Telegraphische Nachricht, daß am 22. bei Waghäusel die Preußen gesiegt, auch von Norden her Mannheim und

Heidelberg beſetzt haben, Mieroslawski aber mit den geſchlagenen Truppen in den Odenwald geflüchtet ſei. (Soll wohl Schwarzwald heißen.) Ob die Sache ſo ganz zu Ende iſt? Wer kann das wiſſen! Aber ich ſage, nach dem völligen Siege fangen erſt die rechten Schwierigkeiten an. Und ehe man ſich's verſieht, ſteht ein andrer Volksſtamm in Waffen, der Reihe nach, das iſt deutſche Art. —

Ancona hat ſich den Oeſterreichern auf gute Bedingungen ergeben. Venedig hält noch immer Stand, es wird unterhandelt. —

Das Hauptverbrechen der beiden entwaffneten Kompanieen des Berliner Landwehrregiments beſteht darin, daß ſie, wenn die Befehlshaber dem Könige ein Hurrah brachten, nie einſtimmten. Wo ſie durchkommen auf ihrem Marſche zur Feſtung, werden ſie von den Einwohnern mit Jubel empfangen, beſtens bewirthet, man ruft ihnen Lebehoch, ſtreut ihnen Blumen ꝛc. Der demokratiſche Geiſt iſt ſehr rege, trotz aller Unterdrückung, und an Muth fehlt es gar nicht, nur an der guten Gelegenheit, daß er ſich zeigen könne. Wenn dieſer Stand der Dinge, dieſe Stimmung bleibt, wenn die Zündſtoffe nicht auseinandergezogen werden und es nur dem Zufalle zu verdanken iſt, daß ſie noch nicht in Flammen ausbrechen, dies aber jeden Augenblick geſchehen kann, ſo hat die Regierung noch nicht viel gewonnen. Die Regierung wird erſt wieder feſt, wenn ſie aus dem Haſſe, aus der Verachtung, in die ſie geſunken iſt, ſich wieder erhebt. Das wird dieſer Regierung nicht gelingen. —

In Retz geleſen. Die Rathloſigkeit des Hofes, als ob man auf dem Berliner Schloſſe wäre am 17., 18., 19. März 1848! —

Ein General ſchätzt die Truppen, die gegen den Auf-

ſtand am Oberrhein verwendet werden, auf 75 bis 80,000 Mann, nämlich zwei preußiſche Armeekorps jedes von 25 bis 30,000 Mann, die Diviſion Baiern iſt 14,000 Mann ſtark, an ſonſtigen Reichstruppen 10 bis 12,000 Mann. Der Aufſtand hat kaum 12,000 Mann alte Truppen.

Montag, den 25. Juni 1849.

Beſuch von Hrn. von **; er war im Reichsminiſterium beſchäftigt und führte die Protokolle der Sitzungen der Miniſter, ſolange Gagern an der Spitze ſtand. Merkwürdige Mittheilungen! Der Erzherzog Johann ein Meiſter in der Verſtellung, ſpricht ſtundenlang ohne zu ſagen was er meint, unter der Decke ſchlichter Einfachheit voll Argliſt und Schlauheit, von jeher voll Ehrgeiz, aber jetzt in ſeinem Alter von dem ungemeſſenſten. Er hat die Kaiſerkrone für ſich begehrt, in ihrer Ausſicht nur hat er die bedeutende Stellung in Wien als alter ego des Kaiſers verlaſſen, er hätte in ihr unbedingt über Oeſterreich geboten, und er hätte ſie auch behalten, denn zur Abdankung Ferdinand's wäre es dann nicht gekommen. — * kam, und das Geſpräch ging weiter. Auch er beſtätigte, was vom Erzherzoge geurtheilt wurde, Radetzky hat laut erklärt, derſelbe ſei der ärgſte Lügner auf der Welt, kein Wort dürfe man ihm glauben, er ſei voll Falſchheit und Ränke. Wallmoden ſagte daſſelbe. Mit Wien ſtand ſich der Erzherzog nie ganz gut, aber doch hielt er Oeſterreich ſtets über Preußen, und war über Berlin oft erzürnt, wenn er es nicht merken ließ. Sogar Metternich fürchtete ihn, und übte die ſorgfältigſte Schonung, die durchgeführteſte Schmeichelei gegen ihn. —

Nachmittags Beſuch von Hrn. Biſky. Er bringt mir die Monatsberichte von der deutſchen Arbeiter-Verbrüde-

rung. Was in dieſem Kreiſe Gutes geſchieht, iſt von politiſchen Sachen unabhängig, kann unter jeder Regierung geſchehen. Aber alles, was den Menſchen bildet, übt, erhebt, kommt von Natur der Freiheit zu gut. —

Der baieriſche Miniſter von der Pfordten macht hier ſchlechte Geſchäfte. Der König hat ihn zur Tafel gezogen, aber wie einen Tropf behandelt, er iſt und bleibt ein Miniſter, der es durch die Revolution geworden, mit ſolchem unhöfiſchen Manne läßt man ſich gar nicht ein; giebt es etwas wirklich Vertrauliches, ſo muß ein alter Hof- und Staatsmann damit beauftragt werden, ein vornehmer, gut klingender Namen, kein geweſener Profeſſor. —

In unſrer Stadtgegend ſind zwei neue Stadtverordnete gewählt worden, beide ſind Demokraten. Die Reaktion hatte ſich die ungeheuerſte Mühe gegeben, ſie hatte Haus bei Haus für ihre Kandidaten die Stimmen zu gewinnen geſucht. Man irrt ſich, wenn man glaubt, alle unſre Bürger ſeien ſchon matt! —

Grabow in Prenzlau will diesmal entſchieden weder wählen, noch gewählt werden nach dem oktroyirten Wahlgeſetz. Jetzt erhebt ſich auch noch eine neue Anſicht über die Auflöſung der zweiten Kammer. Man ſagt, da dieſe zur Reviſion berufen geweſen, ſo habe ſie, bevor dieſe Arbeit geſchehen, gar nicht aufgelöſt werden dürfen. — Die Klaſſen der Wähler ſtellen ſich, ſagt man jetzt, wie 1, 3, 11, nämlich zur Wahl eines Wahlmannes bedarf es in der erſten Klaſſe nur Eines Wählers, in der zweiten dreier, in der dritten eilf. Auch ſo noch könnte die Wahl im Ganzen volksmäßig genug ausfallen; allein es gilt hier, die Ungeſetzlichkeit abzuweiſen, ſich an ihr nicht zu betheiligen. Laßt ſie machen! Sie werden ſchon ihre Noth haben!

Dienstag, den 26. Juni 1849.

Ausgegangen zu Hrn. von D., mit dem ich angelegentliches Gespräch habe. Beklagen der preußischen Politik, der äußeren und inneren, Ueberzeugung, daß alles Sträuben nichts helfen und wir doch in die konstitutionellen Formen werden eingehen müssen, und zwar in die recht wesentlichen, namentlich der Geldverwendung. Ueber Hrn. von Radowitz; er will allerdings auf eine Weile auf's Land gehen, und meint, nach Gotha werde er nicht können. —

Nachmittags ein langes Gespräch mit Nachbarn über die bevorstehenden Wahlen, sie wollen nicht Theil nehmen, und es fragt sich nur, ob sie hervortreten sollen, um zu protestiren, oder stillschweigend sich zurückhalten. Wer will, möge am Wahltage persönlich protestiren, aber es soll niemand dazu verpflichtet sein. Man darf die Zaghaften nicht zum Muthe zwingen wollen. Ein anderes wäre es, wenn ein Schlag ausgeführt werden sollte, da sind die Muthigen auszusuchen, und ein kleiner Haufen entschlossener Leute besser als Massen von zweifelhaften. Hier aber gilt es eine große Zahl aufzuzeigen, da muß man weite Bedingungen stellen. —

Die „Urwählerzeitung" erscheint wieder, und so tapfer als vorher. Warum sie das Blatt wieder erlauben, ist mir ein Räthsel. Aus Achtung für Freiheit thun sie es gewiß nicht. Man sagt, aus Rücksicht für das übrige Deutschland wolle man doch gar zu gern den Schein haben, als wolle man die Presse nicht völlig knechten; man wage nicht, mit den Ansprüchen der Zeit offen zu brechen, weil man von diesen noch Nutzen zu ziehen hoffe; es sei alles Ernstes davon die Rede, daß der König sich durch alle Mittel zum Herrn von Deutschland machen wolle. Ich glaube an das Gelüst, aber nicht an das Gelingen, wenigstens nicht auf

dem Wege, den man betreten. Alle Mittel? Mit Ausnahme der rechten! — Pfuſcherei! —

Die neuſten Siege der Oeſterreicher gegen die Magyaren beſtätigen ſich nicht. — Venedig hält ſich. — Rom iſt nicht genommen. —

Keine neuen telegraphiſchen Nachrichten aus Baden, was ſehr auffällt; ſollte es dort wieder ſtocken? bei der Uebermacht? kaum denkbar. —

„Das oktroyirte preußiſche Wahlgeſetz. Von Ehrenreich Eichholz.“ (Stettin, 1849.) Eine treffliche Schrift. Die Miniſter mit ihren Vorwänden und Scheingründen völlig in den Staub getreten. Eichholz redigirt die „Neue Stettiner Zeitung“, und die Schrift erſchien zuerſt in dieſem Blatte.

Mittwoch, den 27. Juni 1849.

Die Prozeſſe wegen Majeſtätsbeleidigung mehren ſich in ärgerlicher Weiſe; jeder Handwerker, Knecht oder Burſche, der im Trunk oder Uebermuth ein Schimpfwort ausſtößt und angezeigt wird, bekommt ein- oder mehrjährige Strafarbeit. Bis jetzt ſind nur Leute aus der unterſten Klaſſe und ausnahmsweiſe ein paar Bürger vor Gericht gezogen worden. Wenn die Vornehmen an die Reihe kämen, da gäb' es andre Dinge zu hören! Was haben die K—'s, die J—'s, R—'s, die Gräfin von B., die Gräfin von Münſter, die Generale von Prittwitz, Leopold Gerlach, Rauch, die Frau von W., die Gräfin von H. u. ſ. w. u. ſ. w. nicht alles gegen den König ausgeſprochen! Gradezu ſeine Abſetzung wurde verlangt. Doch jetzt, da er ihnen wieder

recht ist, wachen sie darüber, daß das Volk ihn nicht ungestraft schimpfe. Und unsre schamlosen Staatsanwalte und das elende Geschwornenwesen, wie es hier eingerichtet ist! —

Vom Oberrhein kommen nur sparsame amtliche Nachrichten, es muß dort eine grenzenlose Verwirrung herrschen. Die zahlreichen unamtlichen Nachrichten drücken nur diese Verwirrung aus. Die Regierungen von Baden und Baiern, der Reichsverweser und der Prinz von Preußen wirthschaften dort in die Wette und nach sehr verschiedenen Richtungen. Nur in der Gewaltsamkeit und dem Hohne gegen das Volk sind sie einig. Der Prinz von Preußen scheint sich in seiner traurigen Rolle zu gefallen; ein ruhmvoller Feldzug, mit 80,000 Mann gegen 20,000, und gegen deutsche Brüder! Aber so muß es kommen! Der Haß, der genährt oder geschaffen wird, ist unermeßlich, und solcher Haß trifft jetzt nicht mehr wie sonst das mißbrauchte Volk und Heer, sondern nur die Regierungen.

Gagern und sein Anhang kommen in Gotha zusammen. Die „Nationalzeitung" bespricht die Sache recht gut. Was kann aus der trostlosen Gesellschaft hervorgehen? Ein demüthiges, unwürdiges Herankriechen an Preußens dünkelvolle Willkür, und jeder thut es nur in seinem eignen Namen. Eine jämmerliche Maßregel, deren Ursprung verächtlich bleibt, selbst wenn einiger Nutzen daraus für das Ganze zu hoffen wäre! Gagern hat ausgedient, wie seiner Zeit Jahn ausgedient hatte. Er muß irgendwo ein dunkler Minister werden. —

England ist wie ausgelöscht in der europäischen Politik. Es sieht allen Bewegungen zu und begleitet sie mit nur leisen Worten. Doch bewacht es ohne Zweifel die Schritte der Russen und der Franzosen, und wird künftig genöthigt sein, ernster mitzureden.

Donnerstag, den 28. Juni 1849.

Radowitz wirklich in Ungnade; er geht auf's Land.

Die Preußen in Karlsruhe. Verhaftungen, Erſchießungen! —

Die Zeitungen ſprechen ſchon davon, daß die Preußen an den Grenzen der Schweiz ankommend, nun auch dieſe bedrohen und das Fürſtenthum Neuchatel wiederfordern würden. —

In Paris ein ſtrenges Preßgeſetz in Vorſchlag. Hier wird eines oktroyirt werden, ein Klubgeſetz dazu.

Freitag, den 29. Juni 1849.

Die „Nationalzeitung" und die „Urwählerzeitung" enthalten heute Artikel, als ob ich ſie geſchrieben hätte! Ueber die Großmuth des Volkes im Gegenſatze der Grauſamkeit der Reaktion, über die Schuld der Gagern'ſchen Parthei an dem Mißgeſchicke Deutſchlands. Die Gagern'ſche Parthei wirft ihrerſeits dies Mißgeſchick dem Volke vor, allein ſie kommt damit nicht durch. Es iſt offenbar, daß ohne die äußerſte Linke es zu gar nichts als zu einem neuen Bundestage gekommen wäre, daß alle Freiheit, die noch in den oktroyirten Verfaſſungen und Geſetzen (wenn auch nicht aufrichtig) zugegeben worden, nur von der Volksparthei errungen iſt. Es iſt offenbar, daß jene Gagern'ſche Parthei zuerſt den Boden der Volksberechtigung verlaſſen, ſich gegen Polen, Tſchechen und Italiäner voll Uebermuth, gegen die Höfe mit Kriecherei benommen; überdies hat ſie zuerſt die Nationalverſammlung ſchändlich verlaſſen. Freilich werden dieſe Hundsfötter jetzt nicht mit Steckbriefen verfolgt, wie die pflichtgetreuen Mitglieder, die bis zuletzt

auf ihrem Posten geblieben! Aber ihr Gewissen wird ihnen schon sagen, was sie verdienen! —

Pasini hat nach Venedig gehen dürfen und ist von dort nach Mestre gekommen, um mit den Oesterreichern wegen Uebergabe zu unterhandeln. —

Besuch vom Stadtgerichtsrath ** aus Posen. Er kommt von Dresden, wo er vier Wochen als Landwehroffizier war. Auch er, wie der Fürst von **, schildert die Stimmung Sachsens als eine tief erbitterte; der König von Sachsen werde nie wieder das Land in Ruhe und Frieden regieren; die Aufständischen haben sich trefflich geschlagen, der Ausgang war lange zweifelhaft. Die Soldaten haben die entsetzlichsten Grausamkeiten begangen, meist erst nach erfolgter Uebergabe der Stadt. —

Bei Bruchsal fanden die Preußen tapfern Widerstand. Die Badener und Freischaaren sind noch nicht muthlos geworden. —

Die Russen haben in Ungarn schon einzelne Nachtheile erlitten, doch drückt ihre massenhafte Uebermacht gewaltig vorwärts. —

In Gotha jammern Gagern und die Seinen, sie winden und drehen sich, und machen viel Umstände, um doch zuletzt der preußischen Willkür sich blindlings zu unterwerfen! —

Stüve von Hannover hier angekommen, um mit von der Pfordten zu unterhandeln. Zwei Ueberläufer! —

In der Landwehr mehren sich die Widerspenstigkeiten, Dienstweigerung, Nichtbefolgung des Kommando's, Beleidigung der Offiziere, kommen oft vor, das Meiste wird vertuscht. Doch giebt es auch schon viele Fälle ernster Bestrafung. In der Linie kommt auch Ungehorsam häufig vor; ein Offizier ist bei Nacht von seinen Leuten durchgeprügelt worden.

Sonnabend, den 30. Juni 1849.

Geſchrieben an einem Aufſatze zur Beweisführung, daß die deutſche Sache im vorigen Jahre durch das Benehmen der Parthei geſcheitert iſt, die jetzt in Gotha tagt, durch ihren Dünkel, der ſich gegen das Volk, durch ihre Kriecherei, die ſich den Fürſten gegenüber gezeigt. Sie haben, in hoffährtigem Wahn, ſich von dem Volke getrennt, das ihre einzige Kraft war. Sie haben, als ſie noch entſcheiden konnten, die preußiſche Nationalverſammlung im Stich gelaſſen, der Willkür des Königs nachgegeben. Nun leiden ſie ſelbſt von ihr. Was ſie jetzt auch anſtellen, es wird nur jämmerlich ausfallen. Sie ſind keine Volksvertreter mehr, ihre Zuſtimmung brauchen die Höfe nicht, ihren Einſprüchen wird man mit Hohnlachen antworten. —

In Elberfeld wird der Oberbürgermeiſter von Carnap durch einen Regierungsbeamten ſuspendirt, der Gemeinderath proteſtirt gegen das ungeſetzliche Verfahren und jeder Einzelne legt ſein Amt nieder, nachdem die Regierung erklärt hat, die Entlaſſung der ganzen Körperſchaft als ſolcher nicht annehmen zu wollen. Dieſer unverſtändige, plumpe Zwiſt, den die Miniſter mit gewohnter Willkür angefangen, kann weit führen. —

In der Provinz Preußen regt ſich die Demokratie noch ſehr kühn. An den Wahlen wird ſie keinen Theil nehmen. Man überläßt das Feld den Schlechten, um es zu bearbeiten, die Benutzung wird man ſich vorbehalten. Das einzige Mittel, ſelbſt die Reaktion zur Förderung der Freiheit zu verwenden, iſt, daß man ſie zur Arbeit gegen das Miniſterium anſtelle; ſie wird dieſem das Leben ſauer genug machen, und alles was ſie dabei für ſich zu gewinnen meint, iſt von ſelbſt ungültig, wird beim erſten neuen Umſchwunge ſogleich zerfallen. —

Vom Oberrhein nichts Erhebliches. Der Aufstand ist noch nicht erstickt. In Ungarn rücken die Russen endlich vor, es giebt auch schon Gefechte, doch eine entscheidende Schlacht ist noch nicht geschlagen, soviel die Oesterreicher auch von Siegen sprechen. —

In Hannover nachhaltige Bewegung für die deutsche Sache, in Mecklenburg deßgleichen. — In Hamburg das Alte wieder gegen das Neue, der Senat gegen die konstituirende Versammlung; nächstens wird er Preußen rufen! —

Lächerlich schändliches Preßgesetz in Paris vorgeschlagen! Das werden die deutschen Regierungen begierig nachahmen! — Aus Frankreich kam alles Heil, kommt jetzt alles Unheil. Eine Aenderung dort ist für Deutschland entscheidend. Wird sie immer ausbleiben? Ach, sie wird schnell genug eintreten, ich fürchte aber, dann mehr zu unsrem Schaden!

Sonntag, den 1. Juli 1849.

Früh aufgestanden, körperlich leidend und geistig verstimmt, weil mir das Thun gelähmt ist und selbst das Schreiben mir durch die Augen erschwert wird. Auch sind die Tageseindrücke gar zu traurig, Unrecht und Schlechtigkeit gedeihen, der Uebermuth und die Frechheit üben ihre Machtwillkür grausam, die Lüge siegt! Wenn die Polen, die Italiäner, die Deutschen —, sogar die Franzosen geknechtet sind, wo soll die Freiheit noch eine Stätte finden? Ludwig's des Vierzehnten Religionsverfolgungen konnten bestehen, wurden erst ein Jahrhundert später gesühnt! Bisweilen überschleicht mich die Besorgniß, es möchte doch auch mit unsrem deutschen Gedeihen etwas zu lange dauern. Nicht für mich persönlich zu lange, denn mir bist auch

das kürzeste Erreichen nicht viel mehr. Für mich ist gesorgt. Ich habe als Knabe die französische Freiheit erlebt, als Greis die deutsche, was will ich mehr? Den Trost kann mir nichts mehr nehmen, ich habe doch einmal in vollen Zügen Freiheitsluft geathmet, ihre ganze Kräftigung empfunden, das war vorigen Sommer, jeden Morgen erwacht' ich mit diesem Gefühl der Freiheit; keine Behörde, keine Polizei, keine elenden Scheererein, der Mensch galt als solcher, jeder sagte und that, wie er es meinte, und wie ordentlich, wie sittlich, wie zutraulich und freudig war alles! Ich hab' es genossen und danke Gott noch jeden Tag dafür! —

Der „Staatsanzeiger" bringt heute das Klub- und das Preßgesetz. Was von diesem Ministerium zu erwarten stand, konnte man im voraus wissen. Die Gesetze sind freiheitsmörderisch, sie schmecken nach dem Strafgesetzbuch, das man den Vereinigten Ausschüssen vorgelegt. Zwei Meilen rings um den jedesmaligen Aufenthalt des Königs und den Sitz der versammelten Kammern darf keine Volksversammlung sein. Ein zweimaliger Nimbus! Die Beleidigung der Majestät, aller Fürsten, sodann der hohen Beamten, sogar der Kammern, wird streng bestraft. Das Ganze beruht auf dem Artikel 105 der oktroyirten Verfassung, die selbst nur aus diesem Artikel besteht, alles Andre ist Spreu. —

Eine hannöversche Bekanntmachung tröstet die Hannoveraner, die sich vor dem Zollverein fürchten, es habe damit noch keine Noth. Wo bleibt da der Anschluß an die preußische oktroyirte Reichsverfassung?

Montag, den 2. Juli 1849.

Ich gebe gern zu, daß ich mich über das nächste Ziel, dem unsre politischen Begebenheiten zustreben, irren kann, allein ich glaube nicht, daß ich mich über das entferntere Ziel irre. Möglich, daß die Sachen Preußens, wie sie der König jetzt betreibt, gegen alle Erwartung feste Gestalt und eine Dauer gewinnen, die für uns kurz lebende Menschen lang scheint, aber dahinter liegt neue Revolution, und einen Bau für Jahrhunderte wird er nicht gründen. Das halt' ich nach allen Mißgriffen, die er gethan, nach dem Karakter, den er gezeigt, nicht für möglich. Ja wenn er sein Volk noch für sich hätte, aber sein Volk ist wider ihn, theils haßt es ihn, theils verachtet es ihn. Und so thun auch die fremden Fürsten. Der Kaiser von Rußland hat sich erst neulich gegen den General von Lindheim in den härtesten Ausdrücken über den König ausgelassen und den Prinzen von Preußen recht im Gegensatze gelobt! Er hat auch zu dem General gesagt: „Ich, Sie und Rauch, wir sind die einzigen preußischen Patrioten, die Andern sind alle Schwindler und Egoisten." —

Ueber die Kriegsführung des Prinzen von Preußen am Oberrhein wird hier im Generalstab arg losgezogen, man beweist, daß sie nicht ungeschickter und einsichtsloser geführt werden konnte, daß es ein Glück sei, daß er 100,000 Mann hat und Mieroslawski nur 10,000. Auch General von Reyher spricht den herbsten Tadel aus, meint aber, es sei am besten, von der Sache nicht zu reden. Dem Könige jedoch wird der Tadel wohlthun und willkommen sein; das fehlte nur noch, daß ihm der Bruder als Feldherr imponiren dürfte! Und er wird's doch! —

Mit der Ungnade von Radowitz ist es nicht weit her, es wird nicht lange dauern, so ist er wieder beim Könige. —

Vier Landwehroffiziere ſpeiſten vor kurzem als Einquartirte auf dem Durchmarſche beim Grafen von S.; er brachte die Geſundheit Manteuffel's aus, der eine der Offiziere ſagte: „Das können Sie von mir nicht verlangen! Aber ich will eine Geſundheit trinken, in die wir Alle einſtimmen, die des Königs!“ «Warum nicht gar!» rief S., «des Königthums o ja, aber Friedrich Wilhelm's des Vierten, nein!» Der Offizier hat es mir ſelbſt erzählt, und die vier Offiziere ließen es gut ſein. —

Gegen die Gothaer Verſammlung geſchrieben, die aller Scham und Ehre vergißt. Nun wird Gagern erſt recht zum Lump, und dieſe ganze ehemalige Mehrheit der deutſchen Nationalverſammlung zeigt deutlich, daß nur Prahlerei, Dünkel, Eigenſucht ſie leitete, ſie wollten ſehr wohlfeil große Männer werden, die einflußreichen Leiter der Nation und der Fürſten, und möchten auch jetzt noch gern mitſpielen, obſchon matt und elend, als wären ſie es noch! —

Es iſt auffallend, wie unklar und unſicher die Nachrichten vom Oberrhein lauten. Es heißt wieder, der Prinz von Preußen ſoll zurückkommen. —

Der Erzherzog Johann iſt von Frankfurt am Main nach Gaſtein gereiſt und hat einen der Reichsminiſter mitgenommen. Er verzichtet noch nicht. Er wartet, bis Oeſterreich freie Hand hat. —

Die Magyaren ziehen ſich fechtend zurück. Rom hält ſich mit wunderbarer Tapferkeit.

Dienstag, den 3. Juli 1849.

Vortrefflicher, ſcharfer Artikel der „Nationalzeitung“ über Gagern und ſeinen Anhang, deſſen Benehmen in

Gotha gradezu ehr- und treulos genannt wird, wie es schon Vincke im voraus bezeichnet hat, ohne zu ahnden, daß seine Worte so treffen würden. —

Ausgegangen. Bei Kranzler die Zeitungen durchgesehen; die „Kreuzzeitung" sagt offen und richtig, am Stabe des Artikels 105 der oktroyirten Verfassung gingen wir nach und nach aus dem Sumpfe der Märzerrungenschaften wieder hervor! —

Die Reaktion, die nicht mit im Amte ist, äußert großen Unwillen gegen die im Amte befindliche, weil diese nun ernstlich zur Aufhebung der bisherigen Steuerfreiheit der Rittergüter schreitet, also die Revolution doch fortsetzt. Allein die Regierung braucht Geld, und das revolutionaire ist so gut wie das legitime. Das Geschrei wird noch größer werden, wenn erst die Einkommensteuer kommt und neue Anleihen. Die Regierung kann in diesem Betreff nicht Freund noch Feind schonen. —

Nachmittags Hr. Savile Morton. Er findet sich in unsrer Verwirrung nicht zurecht, meint es aber gut mit den Deutschen. Hannover fällt schon ganz ab von Preußen, Stüve hat einen eigenen deutschen Verfassungsentwurf ausgearbeitet und wirbt für ihn. Lauter neue Zersplitterung! Jeder will etwas Besonderes, nur das Volk will das Allgemeine; außer durch das Volk und seine Abgeordneten ist keine Einheit möglich —, in den Höfen und Dynastieen ist nur Spaltung. Das kann nicht oft genug gesagt werden. —

Die Magyaren ziehen sich zurück, die Oesterreicher sind in Raab, die Russen über Kaschau hinaus, wo eine zweitägige blutige Schlacht vorgefallen, deren Ausgang noch nicht ganz bekannt ist. — Sonderbar, wenn die Magyaren unterliegen, was doch der König und seine Minister wie die ganze Reaktion wünschen, so wird zunächst Preußen

den Nachtheil davon empfinden. Dagegen sind wir auf dem Wege, uns mit Frankreich politisch zu verbünden, mit der Republik, mit Louis Bonaparte! Friedrich Wilhelm der Vierte und Louis Bonaparte! Ein köstlicher Spaß! O Verwirrung! —

England regt sich ein wenig wegen Roms; lange nicht genug! Der Frieden mit Dänemark noch nicht zu Stande gebracht. — Was wird aus der deutschen Flotte? —

Der Belagerungsstand von Berlin soll dieser Tage aufgehoben werden. Es wird wenig damit gewonnen sein, als etwas Schein von Freiheit — und etwas Unordnung, die der Reaktion zu lieb sein muß, als daß sie solche nicht fördern sollte.

Mittwoch, den 4. Juli 1849.

Die Nachrichten aus Ungarn sind für die Magyaren ungünstig, die Uebermacht erdrückt sie; aber sie fechten tapfer. Eben so auch die Badner, sie sehen die Uebermacht, aber der Muth ist ihnen nicht gesunken; wo es zum Gefecht kommt, zeigen sie es. Doch bald wird es zu keinem Gefecht mehr kommen. In Rastatt sich einschließen zu lassen, ohne Hoffnung eines Entsatzes, ist auch ein schlechter Rath. Ich verdenk' es keinem, der sich dazu nicht hergiebt. Mieroslawski ist nach Straßburg gegangen, heißt es. —

Das hiesige Ministerium hat schon wieder den Artikel 105 bemüht, in den bäuerlichen Verhältnissen. „Unbedenklich", sagt es, finde es dies; ich glaub' es wohl. Aber, aber! Wird das immer so bleiben, fürchten sie nicht, daß einmal der Tag der Rache kommt?! —

Welche Gräuel werden jetzt wieder in Baden und in

Rheinbaiern vorgehen! Welche Verhaftungen, Verfolgungen, Rachestrafen, Todesurtheile! Wohl dem jungen Schlöffel, daß er im Kampfe gefallen! Wie bedaure ich Trützschler und Kinkel und so viele hundert Andre, die zu den besten deutschen Kräften gehören, und die jetzt so schrecklich zu Grunde gehen! — Nur Ein Wort hätte es den König gekostet, Ein Wort der Annahme, und alle diese jetzt gegen einander kämpfenden, sich einander tödtenden Kämpfer beider Seiten stünden vereint für ihn und seine Kaiserkrone! Wie anders wäre alles! —

„Der nothwendige Ausgang der europäischen Revolution von 1848. Von Franz Schulte." (Frankfurt am Main.) Der Verfasser schrieb in Köln, hat aber ohne Zweifel diesen Aufenthalt seit dem Erscheinen seiner Schrift verlassen. Er sagt viel Kühnes und Wahres. —

Das Gedicht „Preußens größter Schweinehund" ist einzeln gedruckt und viel verbreitet. Ein fliegender Buchhändler stand deßhalb vor dem Kriegsgericht und wurde verurtheilt.

Donnerstag, den 5. Juli 1849.

Jahrestag der Schlacht von Wagram, vor vierzig Jahren verwundet durch eine Franzosenkugel —, welcher Rückblick. —

Mancherlei Ueberlegungen, was die nächste Zeit bringen mag. Seltsam, die vorjährige Revolution hier scheinbar bezwungen und in Wirklichkeit doch gar nicht! Sie sammelt neue Kräfte, und die Reaktion ist ein Stück von ihr mit. —

General von Jochmus, Reichsminister, hier angekommen! —

Nachmittags bei Hrn. Direktor August in dem Goethe-Ausschuß; außer den Herren vor acht Tagen auch Hr. von Küstner. Schwierige Verhandlungen, an denen ich wenig Theil nehme. Mit Hrn. von Küstner manches gesprochen, mit Rauch und Cornelius. Ich sage Rauch'en, daß ich an seiner Stelle den Auftrag aus Weimar, Goethe und Schiller auf Einem Fußgestell verbunden auszuführen, gar nicht angenommen hätte. Zwei ausgeprägte Karaktere, selbstständige Männer, deren Verbindung eine innige war, aber doch keine durch irgend eine äußere Thatsache ausgesprochene — wie z. B. Aristogiton und Harmodios, oder durch gemeinsames Schicksal, gemeinsame Stellung — und die in der Meinung doch ebenso getrennt als verbunden sind, können nicht so kindisch gekuppelt werden. Cornelius schien mir einigermaßen beizustimmen, Rauch war etwas empfindlich. Es ist ein unreifer Einfall des Erbgroßherzogs, dem die Schmeichler in Weimar nicht zu widersprechen wagten. —

Auch heute wieder arbeitet der Artikel 105 der oktroyirten Verfassung! Ein Artikel des oktroyirten Belagerungsgesetzes wird oktroyirt. —

Im Xenophon gelesen, Englisches ꝛc. Verschwörung des Fiesco vom Kardinal von Retz.

Freitag, den 6. Juli 1849.

* * theilte mir mancherlei mit. Seine Ansichten und Neigungen sind doch den meinen sehr entgegen, er will nicht vorwärts wie ich, er wagt es sogar auszusprechen, man müsse auf den Vereinigten Landtag zurückgehen. Armer Freund! Wie klein, wie eng! Wir müssen, im

Gegentheil, über die gesprengte Nationalversammlung hinaus! —

Berends durfte aus seiner Haft einige Geschäftsgänge machen; wo er sich blicken ließ, jubelte ihm das Volk entgegen, Damen wehten ihm mit Tüchern, er mußte sich vor dem Gedräng in einen Laden retten. —

Der baierische Minister von der Pfordten ist wieder abgereist, unverrichteter Dinge. —

Der König denkt über Baden hinaus jetzt sehr an Neuchatel. Freilich war dies die erste förmliche Niederlage, welcher die größere im März folgte. Aber der Anfang seiner Nicht-Erfolge war es nicht! Mißlungen war ihm schon früher fast alles, was er unternahm, das Bisthum Jerusalem, das Haus Bethanien, der Schwanenorden, der Vereinigte Landtag, die Aufnahme der Königin Victoria, die Friedensklasse des Ordens pour le mérite, die Kirchensachen ꝛc.

Sonnabend, den 7. Juli 1849.

Die „Nationalzeitung" ist heute etwas zahm geworden, sie wagt die oktroyirten Gesetze für Klub und Presse nicht gehörig zu tadeln. Ich rechne es ihr nicht zur Schuld, aber ich erkenne darin unsern Zustand. —

Die preußischen Truppen haben wider den Willen der würtembergischen Regierung die würtembergische Grenze verletzt; diese Eigenmacht erregt große Besorgniß; auch in Braunschweig hat Preußen schon gedroht, es werde dort, wenn es nöthig wäre, auch ungerufen Ordnung machen; in Thüringen fürchten die Fürsten noch Uebergriffe Preußens; aus diesem anmaßlichen Schalten kann sehr wohl folgen, daß die Fürsten wieder freisinniger werden, sich

lieber mit ihren Völkern einigen, als die Beute fremder Oberherrschaft zu werden. —

Der Geh. Rath und Professor Julius Stahl hat eine Schrift über die deutsche Reichsverfassung herausgegeben; das schlechte Werk eines schlechten Kerls! — Auch der alte Wangenheim in Koburg hat sich mit einem Verfassungsvorschlage vernehmen lassen; viel zu spät! Das sind veraltete Sachen, jetzt kann nur Demokratie helfen, die volle Freiheit, wie das Jahr 1848 sie dämmern sah. Das allgemeine Wahlrecht wollen die Kerls nicht! —

Manteuffel's Erlaß an die Regierungspräsidenten wegen der Wahlen; mit schamlosen milden Redensarten und heuchlerischen Versicherungen wird nach und nach jede Freiheit erstickt, und immer gesagt, es geschehe, um die Freiheit zu wahren.

Die Ergebnisse der Klasseneintheilung für die Urwahlen fallen immer unsinniger aus, so daß das ungesetzliche, oktroyirte Wahlgesetz nicht einmal den Schein seines Zweckes erfüllt, sondern das dümmste Zeug liefert. Recht! In ihren eignen Netzen müssen sie sich verstricken! —

Man fängt schon an, die Nichtwähler als Feinde des Königs, als Feinde der Ordnung zu bezeichnen. —

Bei dem allen liegt die Demokratie keineswegs danieder. Sie wurzelt tief im Volk, und ihr fehlt es nicht an Eifer und Muth, nur an andern Mitteln, besonders auch an höherer Leitung und festen Organen, doch das findet sich eher im Schweigen, als durch Sprechen. Hat die Restauration in Frankreich von 1814 bis 1830 die Freiheit getödtet? hat es der Bürgerkönig von 1830 bis 1848? Louis Bonaparte wird es eben so wenig. — Wir in Deutschland haben unermeßliche Vortheile gewonnen; wir kommen auf den alten Stand nie mehr zurück. Wir blei-

ben fortan eine Nation, die einmal eine aus Urwahlen hervorgegangene Nationalversammlung gehabt hat, eben so die Preußen. Das vergißt sich nicht, das wirkt nach. —

Wie steht es mit der Schlacht bei Acs in Ungarn am 2. Juli, wie mit dem Vordringen der Russen bei Tokay über die Theiß? Nichts Klares und Sicheres! Die Magyaren weichen zurück, aber auf's Haupt geschlagen sind sie nicht. Doch ist die Uebermacht gegen sie gar zu groß, ohne neue hinzutretende Ereignisse müssen sie verloren sein. —

Die drei Mächte Rußland, Preußen und Oesterreich sind gegen die Revolution einig; sie können sogar ihre besonderen Streitigkeiten vertagen, um nur zuerst mit der Revolution fertig zu werden, die sie in Frankreich selber auslöschen wollen.

Sonntag, den 8. Juli 1849.

Die Zeitungen müssen besondre Warnungen empfangen haben, sie sind überaus matt; allerdings sind es auch die Ereignisse, die jetzt vorgehen, nirgends frische Erhebung, kräftiges Vorschreiten, außer bei der Willkürherrschaft. Auch wirkt wohl schon das neue schändliche Preßgesetz. — Das Nichtwählen der Demokraten macht dem Ministerium große Sorge. Daß man ihre oktroyirte Konstitution fallen läßt, wäre ihnen schon recht, aber noch nicht soll es geschehen, sie brauchen die große Lüge noch. — Es heißt, der Großherzog von Baden wolle abdanken, sein Land einstweilen Preußen überlassen. Die Um- und Uebergriffe Preußens werden doch endlich Widerstand erregen, auch von Seiten der großen Mächte. — Der ganze Unsinn des Bürgerkrieges in Baden leuchtet recht grell ein, wenn man be-

denkt, daß die Aufständischen eigentlich für die Reichsverfassung und also mit für die Kaiserwürde Preußens kämpfen, der König also schlägt mit seinen Truppen seine eignen Anhänger, Leute, die mit tausend Freuden unter ihm und für ihn gegen das Ausland sich geschlagen hätten! —

Der „Staatsanzeiger" bringt den Entwurf einer Einkommensteuer, der von den nächsten Kammern soll berathen werden. Diese Steuer soll statt der Schlacht- und Mahlsteuer und der Klassensteuer eingeführt werden. Doch wird nicht verhehlt, daß mittelbare Steuern in den Städten auch noch ferner nöthig sein würden, und auch der Staat nicht auf alle verzichten kann. Man stellt noch immer größere Belastungen in Aussicht. Das Ganze ist sehr weitläufig, voll drückender Bestimmungen; die Selbstabschätzung verführt leicht zum Betrug, der bei der nachträglichen Untersuchung leicht herauskommt und dann hart bestraft wird; das Einsichtnehmen der Behörde von allen Vermögensverhältnissen wird für Geschäftsleute unerträglich sein. Die Sache wird Lärm machen im ganzen Staat, in allen Klassen. Die Kaufleute und Gutsbesitzer werden sich am meisten sträuben. Es ist noch gar nicht gewiß, daß die Kammern die Steuer bewilligen. Wird man wagen, das Gesetz zu oktroyiren?

Es ist recht gut, daß diese Mittheilung kurz vor den Wahlen erfolgt, sie wird manchen Leuten die Augen öffnen und auf die Wahlstimmen Einfluß haben. Man wird erkennen, daß man keine zu willfährigen Abgeordneten wählen darf. Da nur die Reaktion und die fügsame, sogenannte konstitutionelle Parthei wählen wird, so kommt das Ministerium auch nur mit ihr in Streit, und die Volksfreunde, die wirklich Konstitutionellen sehen ruhig zu.

— Man begreift die Dummheit der Minister nicht, dergleichen kurz vor den Wahlen zu veröffentlichen. —

Die Regierung braucht Geld, viel Geld; aber wozu? Was ist dem Einzelnen daran gelegen, daß Preußen in Holstein, Sachsen und Baden fechten? und gegen deutsche Brüder und gegen die Freiheit? Doch dafür geht das Geld hin. Und trotz aller Steuern und Anleihen wird des Geldes doch immer zu wenig sein; jetzt hat die Nation es noch, und kann es der Regierung geben, wenn es aber der Nation erst fehlt?!

Montag, den 9. Juli 1849.

Hr. v. D. sagte mir über den Zustand Deutschlands und insbesondere seines armen Badens die treffendsten Sachen. Der Aufstand, meinte er, sei der Ausdruck des dreißigjährigen Jammers und der Erbitterung, die der schlechte Einfluß Oesterreichs und Preußens in so langen Jahren hervorgerufen; diese beiden Regierungen trügen die Hauptschuld der ganzen Revolution und aller Uebel, die noch daraus folgten, für sie gäbe es keine Freisprechung. —

Die Schleswig-Holsteiner haben vor Fridericia eine starke Niederlage erlitten; die Preußen waren nicht im Gefecht, sie werden beschuldigt, jene absichtlich dem überlegenen Angriff der Dänen bloßgestellt zu haben, auch General von Bonin ganz besonders wird angeklagt. Gewiß ist es, daß die Preußen und Reichstruppen in Jütland nur einen Scheinkrieg führen. Dieser Verrath dauert schon ein Jahr! —

Schriften an die Urwähler, sehr offen und frei, Darlegung der Gründe des Nichtwählens. Der Treubund schickt aber auch Haus bei Haus und läßt die Leute sich mit Unterschrift verpflichten, daß sie wählen werden.

Der Unsinn der Abtheilung in drei Klassen kommt recht an den Tag. Die allerverrücktesten Verhältnisse treten hervor. Viele der Stimmen, welche die Minister begünstigen wollten, sind in den größten Nachtheil gebracht, sind nahezu vernichtet. Die „Urwählerzeitung" führt das namentliche Beispiel an, daß Seine Exzellenz der Generallieutenant von Willisen in seinem Bezirk in die dritte Klasse fällt!

Dienstag, den 10. Juli 1849.

Gerüchte, daß die ehemaligen preußischen Offiziere, Anneke und Willich, die Festung Rastatt in die Luft gesprengt, daß General von Peucker erschossen sei ꝛc. Mehr Grund hat, was man von der Mißstimmung der Sachsen gegen uns erzählt, von der Feindschaft der sächsischen Truppen in Schleswig gegen die preußischen. Bedenkliche Gerüchte, das Großherzogthum Baden solle aufgelöst werden ꝛc. —

Am Hofe und im Kriegsministerium soll man die Freude über die Schlappe der Schleswig-Holsteiner gar nicht verhehlt haben. Man wünscht sehnlichst diese Verbindung los zu werden, man würde mit Vergnügen diese „Rebellen" unterdrücken helfen. Die Grausamkeit und Treulosigkeit in manchen Kreisen ist wahrhaft erschreckend, zeigt die Menschen in scheußlichster Blöße. Die oberen Klassen sind ganz vergiftet von unsittlicher Denkart, von gemeiner Gesinnung. —

Der General Leopold von Gerlach schimpft auf Baiern, möchte aber mit Oesterreich gutes Einvernehmen; er bestätigt, was ich schon sagte, daß Radowitz nicht in persönlicher Ungnade, nur eben jetzt außer den Geschäften sei; übrigens, meint er, gäbe es nicht entgegengesetztere An-

sichten, als die seinigen und die von Radowitz! Ich weiß doch viele, in denen beide ganz einig sind! —

Der Fabrikant Schildknecht (einer der Mai-Gefangenen) wählt in seinem Bezirk als Urwähler der ersten Klasse zwei Wahlmänner! Er bezahlt allein das erste Drittheil der Steuern in seinem Bezirk. Solchen Unsinn bringt das oktroyirte Wahlgesetz! —

Rom ist von den Franzosen ruhig besetzt worden, nachdem der Widerstand noch zuletzt in blutigen, hartnäckigen Gefechten sich erschöpft hatte. Was nun? —

Zweifelhafte Lage der Dinge in Ungarn. Wird noch ein großer Schlag von den Magyaren versucht werden? Ihre Hauptmacht scheint bei Komern zu stehen. —

Rastatt wird beschossen. —

In Paris die allerschändlichste Wirthschaft! Betrogenes Volk, ärger betrogen als die Deutschen!

Mittwoch, den 11. Juli 1849.

Geschrieben, gegen die Versammlung in Gotha, die, nachdem sie feldflüchtig geworden, noch immer sich anmaßt, dienen zu wollen, sie huldigt wieder nur der Macht und möchte mit dieser in Zusammenhang bleiben; sie spricht vom Wohle des Vaterlandes und sie hat es verrathen! —

Die Schleswig-Holsteiner — und nur sie — haben durch den Ueberfall der Dänen schrecklich gelitten! Gegen dreitausend Mann haben sie verloren, also den vierten oder fünften Mann! Wird sich der General von Bonin rechtfertigen können? und wenn er, wird's der General von Prittwitz? —

Gleich nach dem Essen stürmt Bettina von Arnim herein. Ein Brief von drei enggeschriebenen Seiten an sie,

vom König! Aus Sanssouci vom 9. (Er setzt bei dem Ortsnamen sieben Ausrufungszeichen in Parenthese.) Dieser Brief ist das Anmuthigste, Geistreichste, Herzbewegendste, was man sich denken kann, aus seinem Innern heraus geschrieben. Er freut sich bitter, daß sie doch noch auf den Mann vertraue, den sie verachte! Er wolle gern alles thun, aber er könne wenig, er sagt, was der König sei, was die Minister, er finde keinen, der ihm die Begnadigung Kinkel's unterzeichne. Auch habe er seinem Bruder und den Generalen alle Vollmacht ertheilt, die Gesetze zu vollziehen; doch wolle er an den General Grafen von der Gröben schreiben und dem seine Begnadigung an's Herz legen. Eiskalt habe es ihn überlaufen, als er im „Staatsanzeiger" gelesen, daß Kinkel schon erschossen sei, indeß habe er sich bald besonnen, daß die Nachricht nicht richtig sein könne. Er brauche den Brief der Frau Kinkel. Er lobt Gisela. Und mehr dergleichen; alles in bewegter, treffender Sprache. Nur ist in allem eine falsche Annahme: er könne nichts, seine Gnade sei nichts. Als es galt, sein „Von Gottes Gnaden" herzustellen, die Nationalversammlung zu sprengen, die Kaiserwürde höhnisch abzuweisen, da konnte er genug! Heute kam ein zweiter Brief, er werde schreiben, aber könne den Erfolg nicht verbürgen, verlangt aber unverbrüchliches Stillschweigen über die ganze Sache. Nun jammert Bettina, daß außer mir — dessen sie sicher sei — auch Hr. von D. es wisse; daß sie es an die Frau Kinkel, ich an Hrn. von Kleudchen geschrieben habe — was zwar dringende Nothwendigkeit war —; daß aber auch hier der Prof. von Henning (der!!) darum wisse, weil der ebenfalls angeregt worden durch Frau Kinkel, etwas für die Sache zu thun; daß Friedrich Förster sich rühme, unterrichtet zu sein; daß Kovisch und Lauer die

Frln. Gisela in Sanssouci gesehen! Ja, da ist nun nichts zu machen, als alle zu bitten, sie möchten schweigen, was sie gewiß nicht thun werden. — Beide Briefe machen dem Könige große Ehre als Schriftstücke, zeigen aber auch seinen innern Grimm gegen das konstitutionelle Wesen, und er meint, ein konstitutioneller König zu sein! —

Die Franzosen haben Rom den 3. besetzt; Garibaldi mit 6000 Mann abgezogen. — Venedig hat Radetzky's Anträge verworfen.

Donnerstag, den 12. Juli 1849.

Geschrieben; über die Preßgesetzgebung, ich will gar keine; jedes Verbrechen, durch die Presse begangen, wird bestraft wie ein durch andere Werkzeuge begangenes; haben wir ein Degengesetz? ein Trunkgesetz? Die Preßfreiheit im vorigen Jahre war fast unbeschränkt und hat nicht geschadet, wohl aber im Allgemeinen außerordentlich genutzt. —

Die Zeitungen bringen wenig Neues, außer daß die Russen nun wirklich in Debrezin sind und die Franzosen in Rom. Die Rastatter Besatzung macht zwei tapfere Ausfälle. Unsere preußischen Blätter sind wegen des oktroyirten Preßgesetzes ungemein vorsichtig und haben allen Grund dazu; nur die „Urwählerzeitung" nimmt kein Blatt vor den Mund, und der „Kladderadatsch" auch nicht, wiewohl in letzterem die gute Laune seit einiger Zeit in Bitterkeit übergeht, worin man auch die Wirkung des ernster werdenden Zwanges erkennen kann. —

Unser Hof und Ministerium wenden alle Mittel an, um für den Dreikönigsentwurf — die oktroyirte preußische Verfassung für Deutschland — fürerst immer mehr Regierungen zu gewinnen, mit den Ständen und mit dem Volke

denkt man nicht viel Umstände zu machen. Es ist aber gewiß, daß im Volke noch die größte Kraftfülle steckt, daß man den festesten Muth hat und eine Ausdauer der hartnäckigsten Art —, die Regierungen werden der Revolution nicht Meister werden, trotz aller Soldaten und Belagerungsstände; ich erstaune, wenn ich manche Züge unsrer Demokratie höre, so fest und kühn ist sie noch. Freilich in deutscher Weise, nichts zugleich, nichts rasch, immer nach Gelegenheit, und es muß eine harte Herausforderung vorhergehen, auf Geringes stellt sich das Volk nicht. Wenn aber Kammern da sind, und die wieder gesprengt werden, wenn man Steuern oktroyiren, bestehende Freiheiten abschaffen will und nicht den Schein dabei rettet ꝛc. ꝛc. —, dann sehe man sich vor! — Ueberhaupt, nichts ist bei uns aus, alles ist mittendrin. —

Ein Torfträger, schmutzig und zerlumpt, sah mir und meinem Diener nach den Hüten und rief ganz keck: „Wer keine Kokarde trägt, der trägt auf beiden Schultern!“ Er selbst trug eine deutsche; ich habe sie abgelegt, seit die Frankfurter Nationalversammlung und der Reichsverweser so schlecht geworden sind. — Der Mann gefiel mir sehr. —

Rosenkranz hat sein Mandat als Abgeordneter zur ersten Kammer niedergelegt, mit Angabe von Gründen, worunter auch die Ungesetzlichkeit der neuen Maßregeln. Recht brav!

Freitag, den 13. Juli 1849.

Ausgegangen. Bei Kranzler die „Kreuzzeitung“ gelesen, sie spricht in einem scharfen Artikel heftig gegen die Begnadigung Kinkel's und hat in ihrem Klatschfeuilleton die Nachricht, vor einigen Tagen sei in Sanssouci unter den andern Bittstellern beim Könige eine junge Dame erschienen,

deren Bittschrift G. v. A. unterzeichnet gewesen und nichts Geringeres verlangt habe, als die Begnadigung Kinkel's. Wie wird Bettina betroffen sein, daß alles schon ausgeplaudert ist! Aber dies kommt offenbar von Leuten her, die den König als Späher umgeben, die ihn überwachen und ihm da, wo er zufällig einmal von der Reaktionsbahn ablenkt, gleich das Spiel verderben. Wirklich sollte man denken, daß die „Kreuzzeitung" über dem Könige steht, und Meusebach scheint nicht ohne Berechtigung gesagt zu haben, der König solle sich nicht unterstehen, der Parthei entgegen zu handeln, man werde ihm schon zeigen u. s. w. Diese Leute haben auch gewiß schon an den Rhein geschrieben, um des Königs Verwendung wirkungslos zu machen. —

Besuch beim Bürgermeister Smidt. Der Staatsminister von Stein aus Gotha kam hin; ich sagte den beiden Herren einige Wahrheiten, die sie schwerlich zu hören erwarteten. Sie waren beide für Schleswig-Holstein sehr eifrig und wollten keinen Frieden, ehe nicht die erlittene Schlappe wieder gut gemacht worden.

Der hier schon amtlich verkündete Waffenstillstand mit Dänemark ist nun doch nicht abgeschlossen, vielmehr der dänische Bevollmächtigte von hier nach Kopenhagen gereist. —

Nachmittags Besuch zweier Studirenden aus der Schweiz, sie brachten Empfehlungen von Troxler und gaben mir merkwürdige Nachrichten über die dortige Stimmung; dort wie überall ist die Volks- und Freiheitssache durch eine aristokratische Parthei — zugleich kirchliche und jesuitische — gehemmt und die Frage ist nicht mehr, ob die demokratische Freiheit verfochten, sondern ob ein Theil der Nation überwältigt und vertilgt werden soll. Ein Angriff

der Preußen, meint man, würde den stärksten Widerstand finden und auch die katholische Parthei nicht für ihn sein.—

Sieht es doch aus, als wenn dieses Jahr überall die Revolution geschlagen und unterdrückt werden sollte; die wirkliche Volksfreiheit kämpft nach dem Falle von Rom nur noch in Ungarn, Venedig und ein bischen in Schleswig und Rastatt. Aber das Beispiel von 1848 ist nicht aus der Erinnerung zu tilgen und jede künftige Erhebung kann sich an ihr entzünden. Und die Zugeständnisse der Fürsten bleiben auch, keine Gewalt kann sie völlig zurücknehmen. Es kann manches schlimmer sein, als vor 1848, aber in derselben Art so schlimm kann es nicht mehr sein. —

Der Minister Habicht in Dessau durch preußische Drohungen gestürzt!

Sonnabend, den 14. Juli 1849.

Die „Nationalzeitung" ist heute wieder sehr brav, sie kämpft gegen das oktroyirte Wahlgesetz als ein ungesetzliches mit Nachdruck an und ermahnt zum Beharren im Nichtwählen. —

Heute ist für mich ein wichtiger Tag; ich habe eine wichtige größere Arbeit, nachdem ich sie schon weit geführt, mit der Ueberzeugung aufgegeben, daß sie doch nicht werden kann, was sie werden sollte. Ich finde, daß die Unmittelbarkeit meiner Tageblätter, trotz alles Ballastes, der in ihnen mitgeht, mehr, weit mehr ist, als alles, was ich mit dem sorgsamsten Fleiße daraus machen kann. Doch ist mir das Aufgeben schmerzlich, und bewirkt mir eine unangenehme Leere, die nicht sogleich auszufüllen ist. —

Bei Kranzler die „Neue Preußische Zeitung" gelesen,

ſie greift die Abgeordneten der Rechten nun auch ſchonungslos an. —

Der Unſinn, die Gedankenloſigkeit des Drei-Klaſſen-Wahlgeſetzes kommen immer ſchreiender an den Tag. In einer Wahlberathung, wo alle drei Klaſſen beiſammen waren, trugen die dummen Teufel (lauter Reaktionairs) darauf an, die Kandidaten gemeinſchaftlich zu beſtimmen, die dann von allen drei Klaſſen nach der Reihe durchgeſetzt werden ſollten. Man machte ſie darauf aufmerkſam, daß das mehr ſei, als das alte Wahlgeſetz herſtellen, daß es hieße, alle Wahlen durch die letzte Klaſſe beſtimmen zu laſſen, da bei der gemeinſchaftlichen Kandidatenwahl ja wieder die Kopfzahl gelte, und dieſe in der letzten Klaſſe ſo ungeheuer überwiege, die zweite und erſte Klaſſe aber dann von den beſtimmten Kandidaten nicht abweichen könne. —

Der „Staatsanzeiger" bringt zwei neue oktroyirte Geſetze — auf Grund des Artikels 105 der oktroyirten Verfaſſung —, nach denen ſowohl Richter als andere Beamte disziplinariſch abgeſetzt, verſetzt und penſionirt werden können, ganz nach der Willkür der Regierung! Es iſt hauptſächlich gegen Waldeck und Temme und Andre dieſer Art abgeſehen. — Immer der Artikel 105! Schamloſe Frechheit und zwei Tage vor den Wahlen! —

Das Nichtwählen erregt ſchreckliche Angſt und Verlegenheit! Die Reaktion und die Konſtitutionellen wenden Bitten und Drohungen an, ſogar die „Kreuzzeitung" will die Demokraten bei der Wahl nicht miſſen. Niemand weiß, wie die Sachen ausfallen.

Sonntag, den 15. Juli 1849.

Die unendliche Gesetzgebung aus dem Artikel 105 der oktroyirten Verfassung ist eine traurige Ueberschwemmung, die den fruchtbaren Boden mit Kies und Sand bedeckt; man wird sie ableiten und den Boden ganz neu bebauen müssen. Nicht nur ist diese Gesetzgebung von Haus aus falsch und aus verderbter Quelle, sondern auch ihr Inhalt ist so schlecht, daß man sie ganz wird verwerfen müssen. Ob das durch allmähliges Einlenken in gesetzliche Formen geschehen kann? Ich zweifle. Man vertieft sich zu sehr in diesen Irrweg, es wird wohl keine Aenderung gelingen, als auf revolutionaire Weise, und diese Gesetzgebung wird ein bloß historisches Denkmal sein von den schlechten Absichten und geringen Fähigkeiten unsrer Gewalthaber. — Der Kern des oktroyirten Richtergesetzes ist in dessen §. 53, der recht eigentlich gegen Waldeck gemacht ist, gegen Temme, Kirchmann ꝛc. —

Besuch bei Hrn. Savile Morton, mit dem ich unsre neuesten Ereignisse besprach. Bei dem Engländer steht das Gesetz so hoch, daß er sich gar nicht denken kann, man könne dasselbe bloß zum Spielwerk und Schein haben. — Ich hatte zu Hause Hrn. Bürgermeister Smidt versäumt; Nachmittags kam er wieder und blieb an zwei Stunden. Er war gestern in Potsdam beim Könige, den er sehr gealtert und herunter fand, erschlafft, vergrämt, fast ganz kahl. Wer hier der eigentliche Herr und Meister sei? keine Person, eine Parthei. Das will man nie gelten lassen, und doch ist dies das wahre Verhältniß, und das auch sonst in der Welt häufig vorkommt, sogar in Rußland. Ueber Gagern; Smidt giebt ihm keine große Geisteskraft noch Karakterstärke, er besitze wenig Ueberblick und Klugheit. Brentano hat in der Stille mit dem Großherzog

unterhandelt, um das Einrücken der Preußen zu verhindern. Jetzt ist wirklich das Gelüste, Baden zu theilen, sehr groß. Baiern Mannheim und Heidelberg, Oesterreich den Breisgau, Würtemberg den Seekreis, Darmstadt ein gutes Stück ꝛc. Da wäre ganz Süddeutschland bedacht! Aber Preußen wird es nicht leiden und Baden für's erste in seiner Hand behalten. Für die Folge kann ihm das schlecht bekommen, aber wer denkt bei uns an die Folge? Lauter Zwecke des Augenblickes, dynastischer Uebermuth, militairische Habsucht! —

Das Bundesschiedsgericht der Dreikönigsverfassung wird heute als unter dem 14. Juli eingesetzt durch den „Staatsanzeiger" verkündigt. —

In Ungarn war eine Schlacht, die Haynau gewonnen haben will, bei Komorn; man sieht aber aus seinem Bericht, daß er höchstens den Angriff der Magyaren abgewehrt hat und daß es sehr blutig hergegangen ist. — In Ungarn sieht es räthselhaft aus, und doch kann man nicht zweifeln, daß die Russen und Oesterreicher die Oberhand haben oder bekommen. Traurig genug! —

Es sind preußische Truppen heute aus Dresden zurückgekehrt; der Treubund hatte ihren festlichen Empfang veranstaltet, alle Soldaten waren mit Blumen bedeckt, mit Lorbeerkränzen, man rief ihnen Hurrah, die Damen schwenkten Tücher, Musikchöre spielten ꝛc. Frau von W. fand sich mit einem großen Lorbeerkranz und mit ihren Kindern ein, und schrie unmäßig, gebärdete sich wie eine Besessene; es fiel sehr häßlich auf. Was will man nun noch die Weiber aus dem Volke schelten, nach solchem Beispiele! Der Pöbel trägt seidne Kleider, man darf ihn nicht in Lumpen suchen.

Montag, den 16. Juli 1849.

Geschrieben mit Eifer und Erfolg. Der gestrige Jubel für die Truppen machte den häßlichsten Eindruck. Man verdirbt den sittlichen Geist des Volkes, der Truppen selbst. Wie anders, wenn die Regierung mit ernster Würde dergleichen schlechte Leidenschaft abwiese, wenn die Truppen selbst erklärten, sie hätten ihre Pflicht gethan, aber mit Schmerz und Trauer, daß es gegen Landsleute sein mußte! Durch den jetzigen fanatischen Jubel verrückt man alles richtige Urtheil und Gefühl. Man wird schon erfahren, was daraus entspringt. Denkt denn niemand, daß die preußischen Truppen auch einmal dahin kommen können, wohin die badischen gekommen sind? Nicht von heute zu morgen, aber in künftigen Tagen, nach manchen Zwischenereignissen! —

Die „Vossische Zeitung" sagt heute, eine Tochter Bettinens von Arnim sei in Potsdam bei der Königin gewesen wegen Kinkel's Begnadigung. Das wird dem Könige sehr unangenehm sein, und noch mehr Bettinen. Aber wie kann sie * und * * in's Vertrauen ziehen! — Man glaubt, es werde milde verfahren werden mit den in Baden Verhafteten; der König von Sachsen selber soll sich wegen Trützschler's hier beim Könige verwendet haben. —

Die Dänen verlangen jetzt, daß Preußen eine Vollmacht für den Frieden vom Reichsverweser vorzeige, und setzen unsern Hof dadurch in die Verlegenheit, zu bekennen, daß dieser ihm nichts mehr gelte. Der Waffenstillstand ist noch nicht genehmigt. —

Der „Staatsanzeiger" bringt die Liste der deutschen Staaten, die sich der oktroyirten Reichsverfassung schon angeschlossen haben, und derer, die wegen des Anschlusses unterhandeln. Baden gehört zu den erstern. Baiern, Würtemberg und Oesterreich fehlen.

Der elende Savigny klagte geſtern in Geſellſchaft bitterlich und kummervoll, daß die Demokraten nicht wählen wollten. — „Nun, ſo laſſen Sie doch die Handvoll Leute laufen, um ſo gewiſſer werden die Männer gewählt, die Sie wünſchen.“ — Sagen Sie das nicht, verſetzte der ehmalige Miniſter, wir bedürfen ihrer, um unſre Parthei zuſammenzuhalten, ihnen gegenüber halten es die Konſtitutionellen mit uns, uns allein gegenüber aber nehmen ſie ihren eignen Weg; außerdem ſind die Demokraten gar zahlreich, und ſie ſagen nachher, die Wahlen ſeien von der Minderheit gemacht und gelten nicht. —

K. ſchimpft auf Moritz Hartmann, weil der mit nach Stuttgart gegangen! So recht; die Schwäche ſchilt den Muth! —

Der Hofprediger Strauß jammert gegen einen Bekannten, daß er und die andern Geiſtlichen jetzt gar nicht mehr zum Könige kämen, niemand am Hofe begehre ihrer, ſie ſeien wie ausgeſchloſſen. — Man will hierin ein zunehmendes Uebergewicht der katholiſchen Parthei (Radowitz ꝛc.) erkennen. Viele Leute glauben längſt, der König ſei heimlich katholiſch.

Dienstag, den 17. Juli 1849.

Der Wahltag für die zweite Kammer heute! Ich danke für den dummen Spaß und bleibe zu Hauſe. Laß die Thoren, die ſich von dem freiheitsmörderiſchen Miniſterium dergleichen Gewalt und Hohn gefallen laſſen, die Lumpen, die ihm gar zuſtimmen, laß die ſehen, was ſie zu Stande bringen, wenn die Redlichen und Geſcheidten ſich von ihnen trennen! Es iſt nur noch eine Schmach und keine Klugheit mehr, unter ſolchen Umſtänden ein Wahlrecht zu üben! —

Es drängt ſich immer mehr die Frage auf, wer denn in Preußen eigentlich regiert? Die Regierung iſt eine gewaltſame und willkürliche, das iſt klar, ſelbſt den konſtitutionellen Schein will man nicht ernſtlich, man ſpottet ſeiner, indem man ihn vorſpiegelt. Aber wer führt das Heft? Die Reaktion ganz offenbar. Doch welche Perſonen? Man wäre ſehr geneigt, den König zu nennen, denn allerdings benimmt er ſich gewaltſam und heftig und alles geht von ſeinem Namen aus; allein er iſt doch in vielen Stücken ganz gehemmt, darf nicht thun, was er will, muß ſich in die Richtung fügen, die vorgeſchrieben iſt und von der ſeine Laune doch oft abweichen möchte. Er ſchimpft und mißhandelt die Miniſter, aber er darf ſie nicht abſetzen; wollte er es verſuchen, es würde ihm ſchlecht bekommen. Die Miniſter aber haben auch nicht die höchſte Gewalt, ſie dienen ihr nur in vorgeſchriebener Richtung und im konſtitutionellen Schein. Unter dieſen Umſtänden kommt man auf die Vermuthung, daß eigentlich der Prinz von Preußen ſchon regiert, getragen und geführt von der Reaktion, beſonders des märkiſchen Adels und beſonders der Militairariſtokratie. Dabei will man das Königthum in höchſten Ehren halten, es ſoll durchaus ſo ausſehen, als regiere der König ſelbſt; unter der Bedingung, daß er die gebotene Richtung hält, erlaubt man ihm Würde und Anſehn; wollte er ablenken, ſo würde man bald ernſt mit ihm reden, die Truppen, die Beamten, die ganze Reaktion würde ihm entgegen ſein und auf den Prinzen geſtützt alles vermögen. Darum ſagt der König mit Wahrheit, er fände keinen Miniſter, der Kinkel's Begnadigung unterſchriebe; darum ſagt Meuſebach mit Grund, der König ſolle ſich nicht unterſtehen, vom rechten Weg abzugehen, ſie würden ihm ſchon zeigen u. ſ. w Dazu muß ihnen ſogar die

konſtitutionelle Form dienen. — Aber die Günſtlinge? Radowitz iſt es doch nur beiher und aus den Geſchäften entfernt; Bunſen hat, als der Prinz in England war, ihn verſöhnt; Canitz, den der Prinz nicht leiden kann, hat nur einen geringen Poſten wiederbekommen, Thile und Eichhorn und Savigny keinen; Willisen muß entfernt bleiben, der König darf ihn nicht bei ſich haben. Es paßt alles vortrefflich. —

Nach allem, was ich höre, ſind die Wahlen in vielen Bezirken entſchieden Minoritätswahlen, die einzelnen Klaſſen gar nicht zu Stande gekommen. Gewählt wurde meiſtens nur der Schund vom vorigen mal, der damals durchgekommene und der damals weggefallene. Möge der nun ſehen, was er zuwege bringt! —

In der Stadt iſt alles ruhig und ſtill geblieben. In Charlottenburg aber gab es Reibungen, der dortige Reaktionspöbel ſchimpfte und mißhandelte die von ihren Spazierausflügen heimkehrenden Berliner, warf ſie mit Steinen und Flaſchen, ſchalt ſie Landesverräther. Manche der Heimkehrenden waren geneigt zur Rauferei und es gab einige harte Zuſammenſtöße. —

Mittwoch, den 18. Juli 1849.

Bettina von Arnim brachte mir neue Nachrichten. Das Merkwürdigſte iſt, daß Bettina einen neuen Brief vom Könige hat, aus Sansſouci vom 16., und der etwa ſo lautet: „Mein theurer Gröben hat mir den Brief der von Gott abgewichenen Frau geſchickt" — in der weiteren Wendung wird ſie als die „Verzweifelnde" bezeichnet, und dann heißt es weiter: „Was ich nicht ahndete, iſt, daß Graf Gröben gar nicht die Strafgewalt hat; wer ſie aber

hat, ſagt er nicht, und weiß ich nicht. Das iſt die reine Wahrheit, wenn Sie, gnädige Frau, dahinter auch eine feige Intrigue von Herodes bis Richelieu und Talleyrand vermuthen mögen. Ob ich mich noch einmal rege, da wo ich die Regung mir wohlüberlegt abgeſchnitten habe, werd' ich überlegen. Ich verſpreche nichts. Ehe ich verſprach, konnt' ich vieles halten, ſeit ich aber (ſeit ſechzehn Monaten!!!!!) verſprechen muß, wird es mit dem Halten ſchwer. Vi bacio la mano. Fr. W." Ein Brief, der in das größte Erſtaunen ſetzt! Bettina hat gleich geſtern vortrefflich geantwortet, unter andern, ein Held gebe das Schwert nicht aus der Hand, und das Machtſchwert des Königs ſei die Gnade. Iſt der König wirklich ſo beengt, wie er ſagt? Dann wäre er ja freier auf der Volksſeite. Doch gebunden ſcheint er in der That. Die Reaktion betrachtet ihn als ihren Gefangenen, beſonders ſoll niemand mit ihm ſprechen. —

Vincke hat in Gotha ſehr frei über den König geſprochen und bei einigen Lichtſeiten ſtarke Schatten auf ihn geworfen. Auch gegen Radowitz hat er ſich erklärt und gemeint, deſſen Wirken ſei für die deutſche Sache ſchädlich geweſen. —

Gutzkow in Dresden verliert ſeine dortige Theateranſtellung, auf preußiſches Verlangen! —

Die Wahlen ſind im Durchſchnitt hier von der Minderheit gehalten worden, von einem Drittheil, in den nächſten Orten zum Theil von noch wenigern, in Breslau von einem Viertheil der Urwähler. Glänzendes Ergebniß! —

Der Waffenſtillſtand mit Dänemark iſt nun ratifizirt. Er enthält die ſchmachvollſten Bedingungen. Der Reichsverweſer proteſtirt gegen die Anmaßung Preußens. Die Schleswig-Holſteiner werden ſich nicht fügen wollen. —

Die „Kreuzzeitung“ ſagt heute mit Trotz gegen die „Reform“, ſie wiſſe aus beſter Quelle, daß G. v. A. wohl beim Könige geweſen, mit einer Bittſchrift um Gnade für Kinkel.

Donnerstag, den 19. Juli 1849.

Die Nachrichten über die Wahlen ſehr befriedigend. Die Reaktion rühmt ſich, daß überall ihre Leute durchgekommen, aber das iſt nur wahr, indem ſie die Konſervativ-konſtitutionellen zu den Ihrigen rechnet; da jedoch die Demokraten gar nicht wählten, ſo iſt es kein Wunder, daß der Abfall vom vorigen mal die Oberhand hatte. Die „Spener'ſche Zeitung“ ſagt frech, die Mehrheit der Urwähler ſei erſchienen, aber ſie hütet ſich, einzelne Zahlen anzugeben, wie dies die „Nationalzeitung“ thut. —

Der Regierungsrath von Unruh in Tilſit zur erſten Kammer gewählt. Man ſieht, wie muthig und ſtark die Demokraten ſind. —

Es heißt beſtimmt, der Belagerungsſtand werde dieſer Tage aufhören. Die „Kreuzzeitung“ jammert, daher iſt es glaubhaft. —

Stüve, mit dem die Freiſinnigen gar nicht Urſache haben, ſonderlich zufrieden zu ſein, hat doch hier dem König und den Miniſtern immer vorgehalten, es gäbe kein andres Heil, als ehrlich und aufrichtig konſtitutionell zu ſein. Wie viel ſein Rath aber gegolten hat, ſieht man. —

Die badiſchen Truppen ſollen in Weſtphalen reorganiſirt werden, die Preußen in Baden bleiben: „Da werden die Preußen lernen, die Badener lehren.“ — Ich ſtehe nicht dafür, daß nicht binnen Jahresfriſt preußiſche Truppen in offnem Aufſtande ſind. —

Unter mir wohnt der Graf von der Schulenburg, Oberſt und Kommandeur des 2. Regiments; geſtern wurden ein Unteroffizier und ein Gemeiner aus Charlottenburg vor ihn geführt, angeſchuldigt durch einen verkleideten Polizeimann, am 17. dort frevelhafte Aeußerungen gethan zu haben. Der Oberſt war wüthend: „Strenge Unterſuchung; einſtweilen Haft bei Waſſer und Brot.“ Der Unteroffizier, ein Mann von mittlern Jahren, der Weib und Kinder hat und ſechzehn Jahr untadlich dient, knirſchte mit den Zähnen. —

Die Statthalterſchaft von Schleswig-Holſtein erklärt dem preußiſchen Miniſterium grade heraus, daß es Recht und Verpflichtung in den däniſchen Unterhandlungen aus den Augen ſetze, daß das verrathene Land ſich aber nicht fügen werde. — Die Preußen werden gegen die Schleswig-Holſteiner fechten, dahin kommt es noch! Und im Norden wird die Republik verſucht wie im Süden! —

Bei Kranzler die augsburger „Allgemeine Zeitung“ geleſen; ſie enthält das Lob des Generals von Haynau, deſſelben, der Hauptmann im Regiment Vogelſang 1812 zu Prag war und dort im Solde der franzöſiſchen Polizei zu Dresden uns Deutſchgeſinnte, Pfuel, Willisen und mich verrieth! —

Beſuch bei Hrn. Savile Morton. Neuigkeiten aus England. — Beſuch von Weiher; über die Wahlen, über Waldeck. —

Der König hat neulich auf Hanſemann geſchimpft, der habe ihn abſcheulich hintergangen, in dem habe er ſich gräßlich geirrt. Wir wollen ſehen, ob die Handlungen den Worten entſprechen, ob Hanſemann den Poſten, der für ihn gemacht worden, behält oder nicht? —

Der General von Haynau — die Hyäne von Brescia — hat vor Komorn keinen Sieg erfochten, ſondern eine

Schlappe erlitten; daher folgt seinem ersten Prahlbericht kein zweiter. —

Man hält es für möglich, daß die Ungarn mit ganzer Macht über Jellachich herfallen und nach Italien durchbrechen. Komorn hielte sich dann so lang als möglich. In Italien 50—60000 Mann ordentlicher Truppen könnten dort einen furchtbaren Krieg führen, und wenn nun gar die Piemontesen wieder aufträten! —

Rastatt hält sich noch. — Der „Staatsanzeiger" bringt die Friedenspräliminarien und den Waffenstillstand mit Dänemark. —

Der Reichsverweser belobt aus Gastein die Reichstruppen in Baden, freut sich ihres Sieges, beklagt aber, daß er über Landsleute erfochten werden mußte.

Freitag, den 20. Juli 1849.

Kann Preußen, kann Berlin jemals wieder das vorige werden? Gewiß nicht! Diese Bewegung in den Geistern, diese Unruhe in den Gemüthern kann nicht wieder beschwichtigt, das Bewußtsein von Rechten und Thatkraft nicht mehr erstickt, die Erinnerung alles Geschehenen nicht vertilgt werden. Das halbe Land war in Aufstand, überall ist Blut geflossen, das ganze Volk hat Wahlen vollzogen, hat Waffen getragen, die freie Rede hat geherrscht, die freie Presse. Wie will man das ungeschehen machen! Aber noch ein andrer Grund ist vorhanden; der König selbst vermag nicht mehr der vorige zu sein, die Minister nicht, die Beamten alle nicht! Und auch das Militair ist wesentlich verändert, wenn es auch dem oberflächlichen Beobachter das alte scheint. —

Beſuch von Bettina von Arnim! Klatſchereien wegen des Gnadengeſuchs für Kinkel; die ganze hohe Geſellſchaft ſchimpft, als wenn es ein niedriges Verbrechen, ein frevelhafter Eingriff in ihre heiligſte Sache wäre, für einen Kinkel um Gnade zu bitten. Es kommen die blutdürſtigſten, die niederträchtigſten Geſinnungen an den Tag.

Heute Abend hatten ſich im Thiergarten, links vom Brandenburger Thore, an dem erſten Rundtheil, wo gewöhnlich ein Invalide mit ſeiner Drehorgel ſteht, eine Anzahl Soldaten verſammelt, tanzten und jauchzten, unterbrachen den Weg und zeigten hinlängliche Betrunkenheit. Ein Stabsoffizier kam und glaubte ſein Anſehn zeigen zu müſſen. Er redete die Soldaten an, verwies ihnen den Lärm und die Trunkenheit, machte mehrere Sprachſchnitzer und ſagte zuletzt, ihre erſte Sorge müſſe ſein, den Rock des Königs nicht zu beſchimpfen. Da faßten ſich einige Soldaten auf's neue bei den Händen, tanzten um den Offizier herum, die Andern lachten und jubelten, und dieſer zog ab, kirſchbraun im Geſicht vor Wuth. Sie machen die Soldaten wild; gut, nun ſind ſie's, aber auch in andrer Richtung als man es will!

Sonnabend, den 21. Juli 1849.

Hr. von Weiher kam und berichtete mir von ſeinem geſtern vor dem Unterſuchungsrichter Schlöttke beſtandenen Verhör. Es waren Billette von ihm an Waldeck und Berends unter deren Papieren gefunden worden, in denen auch mein Name vorkam. Er ſollte Auskunft geben über die Art ſeiner Bekanntſchaft mit Waldeck und über einige Ausdrücke in den Billetten. Das war ſehr leicht. Auch wurde gefragt, ob er Ohm kenne? Nein. Das Ganze

lief auf nichts hinaus und giebt den klarſten Beweis, daß gegen Waldeck nichts vorliegt, daß man nach Strohhalmen ſucht, um ſich daran zu halten. Sie möchten gar zu gern Spuren eines Komplottes finden, eines geheimen comité directeur. Du lieber Gott! Seit dem März vorigen Jahres wurde hier alles öffentlich betrieben, nichts geheim gehalten. Wie man aber die Oeffentlichkeit mehr und mehr einſchränkt, unterdrückt, wird das Geheime wieder an die Stelle treten. Sie *machen*, was ſie fürchten! —

Mit den Wahlen ſtellt es ſich immer glänzender heraus. Alle Sophismen und falſchen Tröſtungen der knechtiſchen Zeitungen können die ſchlagende Thatſache nicht wegläugnen, daß zwei Drittheile der Berechtigten ſich zurückgehalten haben. Wir wollen ſehen, wie die künftige Kammer ihre Zuſammenſetzung beurtheilen, was ſie gelten und was ſie leiſten wird. —

Die Reaktion bereitet ſchon glänzende Feſtlichkeiten zur Rückkehr des Prinzen von Preußen; je übertriebener deſto werthloſer, und deſto ſchmerzlicher für den König. —

Hr. Morton kam. Ueber den däniſchen Waffenſtillſtand. Graf Weſtmoreland hat bei der Verhandlung eine ſchlechte Rolle geſpielt. Er und ſein Howard ſind völlige Abſolutiſten, die ruſſiſche, ja türkiſche Regierung iſt ihnen lieber als eine freie, konſtitutionelle, ſie ſind unwerth Engländer zu ſein. —

Der Stadtverordnete Klix vor ein Kriegsgericht gezogen, weil er in einer Vorwahl-Verſammlung die Frage über Wählen und Nichtwählen aufgeworfen, ſich für letzteres erklärt und ein gedrucktes Blatt vertheilt hat, worin das Nichtwählen empfohlen war. Wrangel hatte dies unterſagt, der Magiſtrat aber das Verbot nicht ordentlich be-

kannt gemacht. Kann man sich größeren Unsinn und größere Schmach denken, als solch ein Kriegsgericht? —

Schlöttke fragte den Hrn. von Weiher, was das sagen wolle, daß er an Waldeck unter andern geschrieben habe: „Erhalten Sie den schwarzen Adlerorden!“ Antwort: bei der Abschaffung der Orden habe er gemeint, jener Orden sei doch in der Königlichen Familie zu erhalten. — Ferner: warum Varnhagen gemeint, der demokratische Kongreß, obwohl an sich unbedeutend, sei doch am besten in Berlin zu halten? Antwort: aus der patriotischen Absicht, Berlin auch in dieser Richtung als die Hauptstadt für Deutschland ansehen zu lassen. — Solche Dummheiten!

Sonntag, den 22. Juli 1849.

Zwei Schändlichkeiten in jetziger Zeit überschreien alle andern, schreien am meisten zum Himmel, die Frechheit Frankreichs gegen Rom und der Verrath von Preußen gegen Schleswig-Holstein verübt. Beides fordert frevelnd die Nemesis heraus. Wann sie erscheinen wird, wer weiß es! Aber die Nemesis für die schändliche Zerstörung Polens schwingt noch heute nach funfzig Jahren ihre Fackel und versengt die Thäter, die Todten und die Nachlebenden. Gott muß seine Ursachen haben, so nichtswürdigen Händen Macht und Gewalt zu lassen! —

Briefwechsel zwischen dem Reichsminister Fürsten von Wittgenstein und dem Prinzen von Preußen. Welch elende Posse! Man will von beiden Seiten den Schein haben, als sei alles recht wie es ist, da man doch von beiden Seiten einander spinnefeind ist. Preußen erkennt den Reichsverweser nicht mehr an, schont ihn aber und läßt die Reichstruppen bestehen, die er gegen Baden vor-

rücken ließ. Der Reichsverweſer thut, als wäre es ganz in der Ordnung, daß die Preußen ſelbſtſtändig handeln. In Einem nur ſind beide einig, in der Richtung zur alten Herrſchaft, die aber keiner dem andern gönnt, ſondern nur für ſich will. Was für ein elender Zuſtand! —

Beſuch von Weiher. Ueber die herrſchende Heuchelei und Lüge, die Fluth der Entſittlichung, die von oben über alle Menſchen hereinbricht, recht gefliſſentlich bereitet wird. Dabei iſt die Schamloſigkeit und Frechheit ſo groß, daß ſie ſich gar nicht zu verbergen braucht, ſie darf getroſt in ihrer Macht offen hervortreten, und thut es auch unterweilen. Unſre Höfe und obern Klaſſen ſind ganz verpeſtet, die Zeit der verruchten Cäſaren, von denen Suetonius und Tacitus berichten, weiſt Grauſameres und Greuelvolleres auf, aber der Grund der Dinge iſt heutiges Tages eben ſo ſchlecht, nur feiger und ſchwächlicher. Und verbrämt mit Chriſtenthum, das geſchändet wird. —

Die Reaktion will die Aufhebung des Belagerungsſtandes nicht zugeben, ſie droht mit Volksbewegungen, die ſie nöthigenfalls hervorrufen wird! In der That iſt nicht einzuſehen, warum man den Belagerungsſtand nicht beibehalten ſollte, zumal die nächſten Kammern ihn billigen werden, oder thäten ſie's nicht, nun dann ſchickt man ſie nach Hauſe! Warum ſollen die lieben Miniſter es ſich ſo ſchwer machen? —

Der General von Colomb als General der Kavallerie penſionirt. Es ſcheitern Freund und Feind! —

Die Magyaren haben den Banus Jellachich bei St. Thomas völlig geſchlagen, ſo lauten heutige Nachrichten aus Wien. Görgey zieht den Ruſſen unter Paskewitſch in die Flanke. Die Zips iſt von magyariſchen Streifſchaaren durchzogen.

Montag, den 23. Juli 1849.

Ganz früh kam Bettina von Arnim; ein neuer Brief des Königs, vom 22., ihr gestern Abend durch einen Postboten überbracht. Der König sagt darin, er habe ihr schon früher antworten wollen, sei aber durch Unabweisliches gehindert worden; da er ihr Versprechen habe und den ehrlichen, lieblichen Blick Gisela's, so sei er sicher und das Gerede scheere ihn nicht; seitdem aber habe er aus erster Hand von einem früheren Jugendfreunde Kinkel's eine mit demselben gehabte Unterredung zu lesen bekommen, bei der sich ihm das Haar gesträubt; der Unglückliche bekenne darin seinen Abfall von Christum (sic), „ach! was sage ich! seinen Abfall von dem Begriffe Gottes", und beweise die Unmöglichkeit der Rückkehr aus dem Ebräerbriefe, Kap. 6, V. 4—6. Das Mark in den Gebeinen erfriere ihm vor solchen Aeußerungen (in dem Briefe steht noch, Bettina lächle vielleicht nur dabei!); man müsse den Unglücklichen — hier sind mir die Ausdrücke entfallen — den Eingebungen der Seele derer überlassen, die über ihn zu richten haben, oder der „unbarmherzigen Schwäche schwerttragender Männer". — Welch einen Blick giebt solch ein Brief! Wer ist der edle Jugendfreund, der jetzt in der Todesnoth Kinkel's dem Könige solcherlei Dinge zu lesen giebt, die jede Gnade ersticken sollen? Und mit welchen Gründen arbeitet die verruchte Rotte! Mit solchen, die eines Torquemada würdig sind! Und das soll christlich sein? Das heißt vielmehr, Christus mit rohen Fäusten in's Gesicht schlagen. Wölfe sind es im Schafspelz. Voltaire ist ein Heiliger gegen sie, nicht den Koth von seinen Schuhen abzulecken sind sie würdig. — Verblendung, Wahnsinn! — Was läßt sich dagegen thun? Ich sehe keine Aushülfe. —

Wiederum hat der Artikel 105 der oktroyirten Verfassung gearbeitet! Der „Staatsanzeiger" bringt ein großes Gesetz über Prozeßverfahren. —

In Schleswig-Holstein wird zu größerer Kriegsanstrengung aufgefordert, da die Preußen und andere Reichstruppen abziehen. Es heißt, der General von Bonin und andre preußische Offiziere wollten in schleswig-holsteinischen Diensten bleiben und aus den preußischen den Abschied nehmen. Ob das wahr sein kann?! —

Der Banus von Kroatien ist auf's Haupt geschlagen. Auch die Russen unter Paskewitsch müssen ungeheure Verluste erlitten haben. Der Kaiser Nikolai ist in St. Petersburg angekommen. —

In Frankreich erklimmt die Niederträchtigkeit immer noch höhere Stufen. Solche Mißärnte einer siegreichen Volksbewegung hat es noch nie gegeben. Doch thun wir Deutsche das Mögliche, ein ähnliches Schicksal in uns aufzuzeigen! — Sie wetteifern jetzt alle untereinander, die Verräther des Volks, die Büttel der Knechtschaft! — Doch ihr Lohn wird nicht ausbleiben.

Dienstag, den 24. Juli 1849.

Billet von Bettina von Arnim; sie schreibt: „Alles kann ich trefflich brauchen und schmelze es in einen Brief zusammen. Heute bin ich über mein Buch her und morgen auch! — Aber antworten muß ich, ich bin's dem Kampf auf Leben und Tod schuldig, die Waffen nicht zu strecken bis zum letzten Augenblick." Sie meint, dem Könige antworten, auf seinen letzten Brief. —

Telegraphische Nachricht, daß Rastatt auf Gnade oder Ungnade sich ergeben hat. Die Preußen sollten am 23.

Nachmittags um 5 Uhr einrücken. Man wollte aber ſchon wiſſen, es ſeien dennoch einige Bedingungen feſtgeſtellt worden, die man aber um des Beiſpiels willen nicht ſogleich öffentlich bekennen will. —

Die würtembergiſchen Stände ſprechen ſich gegen die Eigenmacht Preußens in Abſchließung des ſchleswig-holſteiniſchen Waffenſtillſtandes aus. Früher ſchon die braunſchweigiſchen. — Geſchrei und Unwillen gegen Preußen. — Schleswig-Holſtein und Baden dürften uns verhängnißvolle Folgen bereiten. Sofern die Sympathieen des Volkes mit zu rechnen ſind, haben unſre Anſprüche auf Hegemonie furchtbar gelitten. Aber unſre Hoffahrts-Patrioten denken an dergleichen nicht, die denken nur daran, den Prinzen von Preußen als einen Blücher, als einen Poliorketes zu empfangen und den König einerſeits, andrerſeits die Demokraten damit zu ärgern! Eine Mauerkrone wird nicht fehlen. —

Um die Wahlen der Abgeordneten zur zweiten Kammer bekümmert ſich das Volk gar nicht. Man hört nicht hin, man überläßt der Reaktion den ganzen Bettel, mit ſeiner Ungeſetzlichkeit und Minderheitsſchwäche. Natürlich wird die Kammer eine reaktionaire, das wußte man vorher. Die Hauptſache war, die Ungeſetzlichkeit auffallend zu bezeichnen, was durch Enthaltung von der Wahl geſchehen iſt, und der ſo gewählten Kammer alles moraliſche Gewicht zu entziehen. Und doch iſt es noch zweifelhaft, wie es kommen wird! Es regen ſich mancherlei Oppoſitionen. —

In Preußen, in Deutſchland iſt aber jetzt kein ſelbſtſtändiges Heil zu gründen; die Hauptſache iſt in Frankreich auszumachen, dorther muß die Flamme leuchten. Wir müſſen warten und können uns nur ſtärken und vorbereiten auf das, was kommen ſoll! —

Die Belagerung Venedigs hat unerwartet aufgehört; die Oeſterreicher haben eine Menge Kranke durch die Lagunenluft. Wunderbar, wie verſchiedene Schickſale dieſelben Bewegungen an verſchiedenen Orten haben! Mailand, Rom, Genua.

Mittwoch, den 25. Juli 1849.

Wäre auf eine ruhige, geordnete Fortentwicklung unſrer oktroyirten Verfaſſung zu rechnen, ſo hätten wir es freilich ſehr zu beklagen, daß die Reviſion dieſer Verfaſſung in die Hände ſo nichtsnutziger Abgeordneten gelegt ſein ſoll, wie ſie aus den letzten Wahlen zu erwarten ſind. Aber die Regierung iſt ſchon zu weit abgewichen von Geſetz und Vernunft, als daß ſie, das heißt dieſelben Perſonen, wieder dahin zurückgeführt werden könnten. Die bevorſtehenden Feſtſetzungen werden ſein, was der Vereinigte Landtag und die Vereinigten Ausſchüſſe, mühſame Verſuche, die plötzlich durch ein hinzutretendes Ereigniß unnütz werden, die weggeſchwemmt werden durch eine große Fluth. Alſo möge es uns nicht leid thun, wenn in die Oktroyirung neue Mängel und Flecken hinein revidirt werden! Im Gegentheil, es muß ſo ſein, und die zu erwartende Kammer wird ihre Schuldigkeit thun. — Bleibt Paris unterdrückt, wird Moskau und Warſchau nicht frei, ſo iſt es jetzt mit unſrer deutſchen Freiheit auch nicht viel. Im vorigen Jahre ſtand es anders, da konnte die deutſche Freiheit trotz Paris und trotz Moskau etwas ſein. Die ſchändliche Mehrheit der Frankfurter Nationalverſammlung aber hat unſre Freiheitsſache verrathen. —

Geſchrieben. Ich ſehe doch, daß es nicht nutzlos iſt,

ſo mancher Wiederhall zeigt es mir. Alſo in Gottes Namen weiter! —

Der Schauſpieler Schneider, als fanatiſcher Preußenvereiner, wird jetzt am Hof und in der Ariſtokratie gut aufgenommen, erfährt Schmeicheleien und Vertraulichkeiten, darf bei der Gräfin von Voß vorleſen u. ſ. w. So ging es einſt dem Schauſpieler Bethmann, der durch Franzoſenhaß eine Rolle ſpielte. Doch kaum war dieſer Haß nicht mehr nöthig, ſo ließen ihn die Vornehmen ſchmählich fallen, und er war wieder — was er vorher war —; der Schauſpieler Hr. Louis Schneider wird's auch erfahren. —

Der Adel beſteht in Preußen fort, ſo wie in Deutſchland überhaupt, mit Ausnahme des Herzogthums Deſſau. Ob indeß das noch der alte Adel ſein kann, nachdem eine deutſche Nationalverſammlung ihn in Frage geſtellt, eine preußiſche ihn für abgeſchafft erklärt hat —, das möchte niemand bejahen dürfen. Die Abſchaffung des Adels und die Steuerverweigerung, von unſrer Nationalverſammlung ausgeſprochen, haben zwar keinen unmittelbaren Erfolg gehabt, allein ſie ſind und bleiben Denkzeichen, wie weit man gehen könne, ſind in die Zukunft geworfene Keime, die immer einmal aufgehen können, und jederman weiß, daß dies möglich iſt. —

Der Miniſter von Manteuffel hat eine Wahlrede gehalten, worin er betheuert, es ſei ihm und den andern Miniſtern mit der Verfaſſung der heiligſte Ernſt, ſie ſolle beſtehen und genau gehalten werden. Das erregte großen Beifall. Eben ſo ſprach der Kriegsminiſter von Strotha. Ich glaube kein Wort davon; es ſind ſchamloſe Lügen, wie ſchon alles bisherige Betragen. — Und hier können die Leute plötzlich reden, ſie, die in der Kammer ſo verſtockt ſchwiegen?! —

Der Feldzeugmeiſter Hannau führt noch den Oberbefehl, Heß ſcheint ihm bloß zur Seite ſtehen zu ſollen.

Donnerstag, den 26. Juli 1849.

Man hat hieſigerſeits verſucht, Oeſterreich ſchon jetzt für einen Entwurf zu gewinnen, der ihm einen vortheilhaften politiſchen Bund mit dem deutſchen, unter preußiſcher Leitung ſtehenden Bundesſtaat antrug, allein die Sache hat in Wien kein Gehör gefunden. Der General von Canitz ſoll den Entwurf ausgearbeitet haben; er hat keine glückliche Hand. Man dachte wohl den deutſchen Bundesſtaat um ſo leichter nach Preußens Wunſch anzuordnen und zu Stande zu bringen, wenn man ihm jene Anlehnung zeigen konnte. Aber Preußen ſelbſt hat voreilig erklärt, die alte Bundesakte ſtehe noch in Kraft, und Oeſterreich behauptet das auch; darnach iſt klar, daß Oeſterreich an der Spitze von Deutſchland zu ſtehen berechtigt iſt, und die Fürſten haben mehr Neigung zu ihm als zu Preußen; das Volk laſſen beide Mächte aus dem Spiel, bis es wieder einmal gewaltſam daran Theil nimmt. —

Der Stadtverordnete und geweſene Bürgerwehrhauptmann von Kunowski, beſchuldigt, ſeine Kompanie am 12. November v. J. zum Aufruhr angereizt zu haben, iſt durch die Geſchworenen freigeſprochen worden, zur großen Freude ſeiner Mitbürger. —

Nachmittags den Hrn. Profeſſor Benary geſprochen, der durch häusliche Verluſte tief getroffen iſt. Die öffentlichen Zuſtände ſchmerzen ihn ſehr und er ſieht ſie als verzweifelte an; ich nicht, aber ich rechne freilich nicht darauf, das Gute befeſtigt zu ſehen in der nächſten Zeit; mich tröſtet die Zukunft und — die Vergangenheit, mir, den

Deutſchen überhaupt, kann das Jahr 1848 ſo wenig geraubt werden, als den Franzoſen das Jahr 1789. —

Aus England ſchreibt man, der Fürſt von Metternich leide an Gehirnerweichung und ſei ſchon ganz ſtumpfſinnig. —

Was mit den Gefangenen in Raſtatt geſchehen wird, iſt noch ganz im Dunkeln. Es giebt Leute hier, die zur grauſamſten Strenge rathen! —

Die „Kreuzzeitung" deutet ſchon auf künftige ſtändiſche Einrichtungen hin. Sie bekennt aber auch, daß unſre Revolution nicht vom März 1848 her ſei, ſondern aus vormärzlichen, langjährigen Gebrechen komme.

Freitag, den 27. Juli 1849.

Geſchrieben, für die ſchleswig-holſteiniſche Sache gegen eine Theilung von Baden, gegen einen Angriff auf die Schweiz. —

Hr. von Radowitz iſt Generallieutenant geworden, zur Belohnung ſeiner Verdienſte um Deutſchland und Preußen! Er hat die deutſche Sache verrathen und die preußiſche nicht gefördert. Er gehört zu denen, die am meiſten mitgewirkt haben, unſer deutſches Verfaſſungswerk zu Grunde zu richten. Ihm und Schmerling folgt der Fluch der Deutſchen nach. — Der Bankrott Gagern's und ſeines Gelichters iſt nun auch in Gotha recht offenbar geworden. Man hat dieſe Leute ſitzen und berathen laſſen, und weder Regierungen noch Volk haben ſich darum bekümmert. —

Unredlichkeit und Lüge iſt jetzt der Karakter unſres Regierungsweſens, Unredlichkeit und Lüge auf hundert verſchiedenen Stufen, in hundert verſchiedenen Richtungen. Mit ihrem konſtitutionellen Kram iſt es ihnen nicht Ernſt;

nur mit der Gewaltherrſchaft. Wir Volksfreunde können auf dieſe Lüge nicht eingehen, folge daraus, was da wolle! Mögen die jetzigen Lumpenkammern — beſonders die zweite wird eine ſolche ſein, durch ihren Urſprung wie durch ihre Zuſammenſetzung — die oktroyirte Verfaſſung feſtſetzen, zurückſchrauben, den Schein von Freiheit noch mehr abdämpfen —, was liegt daran? Nach dem verruchten, ungeſetzlichen, albernen Wahlgeſetz will ich nicht wählen. Laß die Lumpen machen! Ob ſie dieſe Verfaſſung ungeſetzlich und ſervil zurichten und knechten, was liegt mir daran? ſo wenig als mir daran lag, ob im Herrenſtande des Vereinigten Landtages ein paar Grafen mehr ſaßen oder nicht. Die Sachen werden ſich im Ganzen ändern, und wenn dies etwa nicht geſchehen ſollte — was ich aber nicht denke —, nun, dann liegt mir auch daran nichts! Wenn es nicht die Freiheit, die ächte Freiheit gilt, ſo iſt das Uebrige gleichgültig. —

Heute hat das Miniſterium den Belagerungsſtand aufgehoben, der ſeit dem 12. November vorigen Jahres verhängt war. Der General Wrangel macht in einer von morgen unterzeichneten Veröffentlichung bekannt, daß die Artikel 5—7 und 24—28 der oktroyirten Verfaſſung wieder in Kraft treten. Du lieber Gott! Das klingt wie Hohn. Alle dieſe Artikel gelten nichts, ſind durch ungeſetzliche Geſetze beſchränkt oder aufgehoben, werden in nichts beobachtet! Schamloſe Lügen, der Belagerungsſtand dauert fort, nur daß Polizei, Verwaltung, Gerichte jetzt die Rolle der Militairgewalt übernehmen und die Lumpenkammern ſie dabei unterſtützen, Würdige Genoſſenſchaft! —

Hinckeldey hat ſogleich die Scheerereien für die Reiſenden und Fremden wieder eingeſchärft, auch rothe Abzeichen verboten. So kindiſch als ſchändlich und ganz nutzlos.

Sonnabend, den 28. Juli 1849.

Die Aufhebung des Belagerungsſtandes macht gar keinen Eindruck; man fühlt nur die Niederträchtigkeit, ihn ſo lange haben dauern zu laſſen, ihn noch zuletzt ſo verſchärft zu haben, und noch vor wenig Tagen ihn zur ungerechteſten Verurtheilung des Stadtverordneten Klix mißbraucht zu haben. Für die richtigen Zwecke, für die Sache der Reaktion war der Belagerungsſtand gar nicht nöthig, die Anweſenheit der Truppenmacht genügte, allein die dumme Angſt, der Kitzel der Willkürgewalt, der freche Dünkel und Hohn, in welchem man ſich zeigen wollte, die machten ihn nöthig, denen war er Bedürfniß! Schande, Schande, für Alle, die ſich an dieſem Frevel betheiligt haben! —

Eine Zeitung des Stifters des ſchon lächerlichen Treubundes, des Hrn. Habel, unter dem Namen „Königszeitung", überbietet ſchon die „Kreuzzeitung" und greift dieſe an. — Die Zeitungen der Volksſache ſind bis auf wenige eingegangen oder eingeſchüchtert, und auch die noch übrigen werden bald fallen unter der ſchändlichen Preßgeſetzgebung. Da gewinnen die Philiſter, die armen Schächer der Mittelpartheien, die dummen Halblinge, den freiſten Spielraum. Aber laß ſie nur, dieſe Gagern und Konſorten! Sie arbeiten zum eignen Schaden; ſie haben ſchon Fußtritte bekommen, andre werden folgen! Die demokratiſche Parthei gewinnt in der Stille neue Stärkung, durch die nie raſtende Lehre, durch die Tüchtigkeit der Vorbilder, durch die Macht der Thatſachen. Daß man zu einer ſilbernen Bürgerkrone für Waldeck ſammelt, noch während des Belagerungsſtandes und während Waldeck's Gefängniß iſt ein großes Zeichen. —

Beſuch von Bettina von Arnim; ſie lieſt mir ihren Brief an den König vor. Ein wahres Meiſterſtück! —

Beſuch von Smidt. Er wird nun hier bleiben, als Mitglied des Verwaltungsrathes. Er geſteht, daß er in Bremen viele Gegner habe. Ob die preußiſche Reichsverfaſſung wirklich etwas wird, iſt ihm noch zweifelhaft; Bremen aber müſſe einſtweilen mitgehen, meint er. Er fühlt einige Beſchämung, in der deutſchen Sache nicht frank und frei die wahre Richtung gehalten zu haben. — Alt, alt! den Zeitumſtänden nicht mehr gewachſen und doch nicht zurücktretend, wie er ſollte! —

Hr. von Schleinitz iſt Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten geworden. Nichts, gar nichts, eine Drehbank, die geht, wenn man ſie tritt. —

Ich habe nun die Wahlrede Manteuffel's recht geleſen, ſie iſt ein treuloſes, falſches Stück, ſie ſchwitzt den Verrath aus allen Poren. Nicht einmal gehörig verſtellen kann ſich der Heuchler; er ſtellt ſeine Worte auf ſichtbare Schrauben. „Für ſeine Perſon" und gar nicht für ſeine Mitminiſter „ſtellt er in Abrede", daß er die Verfaſſung beſeitigen wolle; als er ſie unterſchrieb, habe er „die Abſicht gehabt", ſie zu halten. Kein Wort wegen des ungeſetzlichen Wahlgeſetzes! Und die Wähler ſind ſo dumm oder ſo nichtswürdig, ſolchen höhniſchen Frechheiten Beifall zu geben!

Sonntag, den 29. Juli 1849.

Geſchrieben. Was kann ich thun? So wenig es iſt, es trägt doch zum Ganzen bei und ich fehle nicht in dem politiſchen Kampfe meines armen Volkes, des verrathenen, mißhandelten! Diejenigen, die am meiſten verpflichtet

sind, sein Bestes wahrzunehmen, durch Geburt oder Wahlvertrauen dazu verpflichtet, sind seine ärgsten Verräther und Schinder.

Besuch von Hrn. von Weiher. Wir sprechen von der Lumpenkammer, die jetzt zusammenkommt. Wir musterten die Lumpen, die schon namhaft geworden, es sind viele zum Ausspeien ekelhafte darunter. Aber gleichviel! Sie müssen doch, sie mögen wollen oder nicht, der Revolution dienen, und ihre Arbeit ist für uns. Die Freunde thun des Herrn Willen gern und freudig, die Knechte mit Widerstreben, aber thun müssen sie ihn auch. „Wir haben diesmal zu den Wahlen und in die Kammer unsre Knechte geschickt, und ruhen derweile sie frohnen, nachher kommen wir doch selber wieder.“ Die Demokraten, einzeln genommen, sind gar nicht entmuthigt, sie sehen nur ein, daß jetzt nichts zu thun ist, als warten. —

General von Canitz war bei * und zeigte die beste Hoffnung für Durchführung der preußischen Reichsverfassung. Sobald überall die Stände versammelt sind, die mitwählen müssen zum Staatenhause, wird man die Wahlen ausschreiben. Preußen will das oktroyirte Wahlgesetz durchsetzen, aber dabei durch die Finger sehen, wenn hie und da nicht darnach verfahren wird. Was das für eine neue Erbärmlichkeit ist! Kindische Rechthaberei, alter Beamtentik. — Und Baiern und Würtemberg? Oesterreichs zu geschweigen! —

Der Prinz von Preußen belobt die Truppen, daß sie in der kurzen Zeit von sechs Wochen den Aufstand am Oberrhein gedämpft haben, und bewilligt jedem Unteroffizier 1 Thlr., jedem Gemeinen einen ½ Thlr. Gratifikation. Solche Verschwendung! Und weder die Generale noch die Truppen haben Ursache stolz zu sein, die Leitung

war erbärmlich und die Gefechte hart bestritten. Sechs Wochen ist auch ungeheuer lang und hunderttausend Mann gegen zwanzigtausend brauchen wahrlich sich nicht zu rühmen. Der König läßt noch überdies Kirchendankgebete halten, als habe sich der liebe Gott bemüht! — Der konnt' es kürzer haben! —

Seit dem vorigen Sommer fühl' ich mich doch sehr verändert. Die Nerven sind nicht mehr so stark, die Muskeln schwächer. Jeder Gang ermüdet mich. Aber ich fühl' es deutlich, der Körper ist es nicht, es ist die Stimmung, die mich drückt, die Stimmung des Tages, die unabhängig ist von Ansichten und Muth. Mich dünkt, es könnten Ereignisse kommen, Nachrichten, durch die ich zwar nicht gesund würde, aber meine Kränklichkeit vergäße, nicht fühlte.

Montag, den 30. Juli 1849.

Die Kriegsereignisse in Ungarn auf der Karte verfolgt. Die Sache der Magyaren ist noch nicht verloren, aber gut steht sie darum nicht. Die Sache der Russen steht nicht gut, aber verloren ist sie darum nicht! — Die Hyäne von Brescia bedroht Pest mit dem Schicksale Brescia's! —

Bettina von Arnim kommt und liest mir einige starke Aenderungen vor, die sie in ihrem Briefe an den König noch gemacht hat. — Wir besprechen die Lage der Dinge. Was wird die nächste Kammer machen? „Unsaubre Arbeit; darum ruhen wir Herren einstweilen und haben unsre Knechte hingeschickt." Was wird mit der deutschen Sache? „Ein magres Deutschland und ein geschwollenes Preußen." Bettina lacht über diese Antworten. Morgen ist Waldeck's Geburtstag, man will seiner Frau ein Ständchen bringen,

die Bewohner der nächsten Bezirke wollen ihr das Haus bekränzen. —

Besuch von Weiher. Gute Gespräche. Die Entsittlichung oben macht reißende Fortschritte. Die Lüge und der Verrath sind in voller Macht. Ein ganz niederträchtiger Zustand! —

Lächerliche, schimpfreiche Bekanntmachung des Majors und Kommandanten von Weltzien in Rastatt; man sieht daraus, daß die Soldaten dort großen Verführungen ausgesetzt sind; wenn eine eben unterlegene Sache für deren Besieger so gefährlich ist, so muß sie doch einen besonderen Kern und Reiz haben! Daran hat der Schimpfredner wohl nicht gedacht! —

Die Schweiz rüstet und stellt ein Heer unter Dufour auf. — Wir werden noch sehen, daß die französische Republik die niederträchtige Rolle, die sie in Italien mit den Oesterreichern gegen Rom gespielt, nun mit den Preußen gegen die Schweiz spielen wird. Dieser Louis Bonaparte, selbst einst Flüchtling in der Schweiz, Aufruhrstifter und Staatsgefangner! Die ihm helfen, sind Schufte, Thiers an der Spitze. —

In Darmstadt neues Wahlgesetz, mit allgemeinem Stimmrecht und unmittelbarer Wahl. Wird Preußen das bestehen lassen?! —

Wenn ich sehe, wie unsre Regierung Sünde auf Sünde und Frevel auf Frevel häuft, so wird mir bange für Preußen! Soll das keine Folgen haben, daß alle Verheißungen umgangen, zurückgenommen, alle Gesetze mit Füßen getreten werden? Kann dabei das Königliche Ansehn, kann dabei die Achtung der Gesetze bestehen? — Das Maß wird endlich voll!

Dienstag, den 31. Juli 1849.

Besuch von Weiher, der schon bei der Geheimräthin Waldeck war; ein Aufzug mit Musik, den man ihr zur Feier des Geburtstages ihres Mannes bringen wollte, mußte unterbleiben, auch die Blumen, mit denen das Haus bekränzt war, wieder abgenommen werden; an allen Fenstern aber starrte es von Blumen, die Maschinenbauer brachten eine silberne Bürgerkrone, viele andre Gaben, Glückwünsche und Gedichte wurden überreicht. Die Straße voll Menschen, fast lauter feine stattliche Herren — berichtet ein Konstabler. Da doch einiges Gedränge an der Thüre stattfand, so nahmen die Konstabler die erwünschte Gelegenheit sich einzumischen, es gab einige Stöße, besonders trafen sie die Offiziere und Wachtmeister dieser Rotte, natürlich erfolgten dann auch Verhaftungen. — * kam und erzählte mancherlei, was ich schon wußte, von der Wuth der Reaktion gegen die Opposition vom Vereinigten Landtage, Auerswald, Vincke, Schwerin, Sanden, Camphausen ꝛc. Natürlich, die stehen jetzt, beim Zurücktreten der Volksfreunde, wieder im Vordergrunde. — Hr. Galusky kam Abschied zu nehmen; er sagt, Humboldt sei gestern durch Briefe aus Paris sehr verdüstert gewesen, doch glauben wir nicht, daß jetzt ein Staatsstreich so nahe sei. —

Scharfer Artikel in der „Nationalzeitung“ über die Ungesetzlichkeit und Schlechtigkeit des Richtergesetzes; wie alle Zusagen und gesetzlichen Vorschriften dadurch zertreten sind. Noch schärferer Artikel in der „Urwählerzeitung“, wie grundlos, willkürlich und unnütz der schmachvolle Belagerungsstand war. Wo sei die große republikanische Verschwörung geblieben, auf die man sich so nachdrücklich berufen, die nichtigen Andeutungen, die schändlichen Verläumdungen in der zweiten Kammer? Und dieses Ver-

räther- und Lügner-Gezücht will immer noch konstitutionell thun! —

Hiesigerseits ist an die Stadt Frankfurt geschrieben worden, wenn sie noch länger mit ihrem Anschlusse an die preußische oktroyirte Reichsverfassung zögere, so werde man den Reichstag sicher an einen andern Ort legen. Wie unwürdig solche Drohung und Einflüsterung! Und am Ende ist der Stadt an dem Reichstage nicht einmal was gelegen! —

Ein Hauptmann de Quede hier übte Trotz und Härte gegen seine Soldaten; einer von diesen, als der Hauptmann den Rücken drehte, legte das Gewehr auf ihn an, der Hauptmann sah dies im Spiegel, wandte sich rasch, und so bekam er den Schuß nur in den Arm! Der Soldat wird erschossen, ohne Zweifel; aber Warnung, Warnung!

Mittwoch, den 1. August 1849.

Geschrieben; es thut noth, daß man das Wort nimmt für die gute Sache, die schlechte hat Schreier in Menge, bezahlte, knechtische, und die meisten unsrer Zeitungen dienen ihr. —

Ein Gegenstück zu des Majors von Welzien in Rastatt Bekanntmachung an die Truppen liefert General von Prittwitz in Schleswig. Er sagt, bei dem Rückmarsche seien allerlei Aeußerungen der Unzufriedenheit und des Tadels zu erwarten, die erste Pflicht des Soldaten aber sei Gehorsam; niemand, auch die Offiziere nicht, soll sich auf Erörterungen einlassen, sondern jede von oben getroffene Maßregel gut finden. Dachte Hr. von Prittwitz auch so am 19. März und nachher, in Potsdam? Fühlt er nicht, daß er seine Offiziere mit Schande begießt? — Und ein preußischer Richter, wie ist der geschändet! —

Wrangel Gouverneur von Berlin! Der Posten wiederhergestellt! — Die Stadtverordneten haben eine kriechende Adresse an ihn erlassen, was sie hätten können bleiben lassen. Es soll ihm auch noch das Bürgerrecht dargebracht werden! —

Der Polizeipräsident von Hinckeldey nöthigt die „Nationalzeitung", ihre Angaben über die gestrigen Vorgänge bei der Waldeckfeier zu berichtigen; das heißt seine Angaben aufzunehmen, aber diese sind so erbärmlich, so auf Schrauben gestellt, daß sie sich von selbst in ganzer Blöße zeigen. So durchaus lumpig und lügnerisch ist jetzt alles, was von den Behörden ausgeht! —

Camphausen und Vincke haben die Wahl zur zweiten Kammer abgelehnt. Das ektroyirte Wahlgesetz, das ungesetzliche Wahlgesetz! —

Ich blieb zu Hause, theils wegen meines Leidens, theils um nicht reaktionaire, nichtswürdige Reden zu hören, zu denen ich heute am wenigsten gestimmt bin. Freute mich der guten Nachrichten, die das Abendblatt noch aus Ungarn bringt. Temeswar von den Magyaren erstürmt. Große Verluste und Nachtheile der Russen durch Görgey. Ausfall aus Komorn. — Sollte ich es noch sehen, daß die freche Gewaltherrschaft erliegt und die Volksfreiheit irgendwo sich behauptet? Sie wird es überall, das weiß ich; aber Gott weiß nach wie langem Kampf und welchen Zwischenspielen! —

Ueberall in Deutschland die heftigsten Anklagen gegen Preußen wegen des dänischen Friedens, Schmach, Hohn, Bezüchtigung des Verraths, der Feigheit sogar; Prittwitz wird beschuldigt, Furcht und Angst gezeigt zu haben! — Das Ausland verachtet uns wegen des jammervollen Nach-

gebens und Preisgebens! Das will die Schutzmacht Preußen sein! —

Im Xenophon gelesen, in Goethe. —

Ein Ausschuß der Gothaer Versammlung war in Hornau versammelt. Diese Mittelpartei will ihre Thätigkeit um jeden Preis fortsetzen, will sich dem Dreikönigs-Entwurf anschließen, ihn überwachen, daß man auch nicht von ihm abgehe, will Deutschland retten! Die Armen, als wenn sie das könnten, als wenn noch irgend wer auf sie hörte! Im vorigen Sommer konnten sie's, da haben sie's versäumt, aus Verrath, aus Feigheit, aus Dünkel. Da haben sie die Volkssache verlassen, die sie schon vorher verwahrlost hatten. Sie glaubten, die Höfe seien ihnen sicher, die würden ihnen ewig dankbar sein, daß sie das Volk gedämpft. Nun haben sie's! — Diese Kerls, die von Triest und Venedig als deutschen Häfen sprachen, von der Po-Linie — der schändliche Radowitz —, von der deutschen Flotte, die über Welsch-Tyrol schrieen, über die Anmaßung der Polen und Tschechen, auch national und frei sein zu wollen!

Donnerstag, den 2. August 1849.

Ich war kaum aufgestanden, so kam Bettina von Arnim und las mir einen Brief vom Könige vor, vier Quartseiten. Der König wiederholt, daß er sein Begnadigungsrecht den Generalen übertragen habe, daß er keinen Minister finden würde, der Kinkel's Begnadigung unterschriebe, daß er seinen Ministern auch hierin Recht geben müsse. Ob und wo Kinkel vor Gericht gestellt werde, wisse er nicht. Doch schlägt er vor, Bettina möge ohne Zeitverlust bewirken, daß Kinkel eigenhändig erkläre: 1) er sei ein Verbrecher gegen Staat, König und Ehre, und des Todes würdig,

2) er bereue seine Schandthaten tief, 3) er bitte in dieser Reue um sein Leben —, käme diese Erklärung genau so wie er sie vorschreibe, ohne Weglassung und Zusatz, und zur Veröffentlichung geeignet, schleunigst an den König, so — werde vielleicht Begnadigung, wenigstens nicht Vollziehung des Urtheils erfolgen. Das heißt, Kinkel soll gedemüthigt im Staube liegen, seinen Freunden als ein Niederträchtiger erscheinen, sich selber verachten müssen und dann doch vielleicht erschossen werden oder zeitlebens gefangen sitzen! Der König verspricht nichts! Das Uebrige des Briefes erörtert die Begriffe von Gnade, von Strenge, der König nennt d'Ester ein Ungeheuer, beklagt die Thorheit, im vorigen Jahre so viele Gnade geübt zu haben, wofür ihm jetzt damit gelohnt werde, daß man feige Mörder gegen ihn dinge. Er spricht von seinen prächtigen, tapferen Jungen, die jetzt bluteten, weil er zu nachgiebig gewesen ꝛc. — Er scheint zu glauben, er habe nach dem 18. März vorigen Jahres etwas aus freiwilliger Großmuth gethan. — Bettina berät mit mir, was sie antworten soll. Sie wird den Auftrag an Kinkel nicht ausrichten, es sei denn daß der König es ausdrücklich von ihr verlange. Ich würde lieber gar nicht mehr schreiben. — „Der Segen des Entsetzens" kommt ein paarmal in dem Briefe vor, nämlich des Entsetzens vor dem Abfall „von dem Fürsten des Lebens" und noch vieles der Art. Er rühmt sich, die Bibel, die ihm durch und durch ein Buch göttlicher Gebote sei, besser zu verstehen und zu deuten als Bettina. Er sagt, Bettina werde gegen ihn donnern, aber ihrem Donner antworte ein stärkerer, der seines Gewissens. Ein Abgrund von Mißverstand, Vorurtheil, Selbstgefälligkeit und Härte! —

Die bei der Waldeckfeier vorgestern Verhafteten sind nach kurzem Polizeiverhör wieder entlassen worden. —

Dortu aus Potsdam bei Freiburg kriegsrechtlich erschossen. Die Mutter hatte in Potsdam täglich bei der Königin ihr fußfälliges Gnadenbitten erneuert. Die Reaktion schmähte und höhnte sie darüber, P. L. und Andere stimmten mit ein, lobten Hängen, Erschießen ꝛc. — Der Form nach schließen sich die deutschen Regierungen zwar noch immer an Preußen an, allein im Innern sind sie uns sehr abgeneigt und werden täglich mißtrauischer und bedenklicher. Daran soll Canitz viel schuld sein, der durch seine spöttische Art die Leute abstößt und verwirrt, die meisten Mitglieder des Verwaltungsrathes, dem er vorsitzt, sind gegen ihn verstimmt. Er hat keine glückliche Hand in Geschäften, das weiß man längst. —

Am 1. August war Kongreß der demokratischen Parthei in Köthen; Rodbertus, Bauer (Krotoschin), Hildenhagen, Uhlich, Schultze (Delitzsch) ꝛc. Maßige, kluge Beschlüsse.

Freitag, den 3. August 1849.

Besuch von Weiher; Thätigkeit der demokratischen Parthei; Bezirksvereine, Unterstützungen, Verabredungen; der Muth und die besonnene Kraft der Volksfreunde haben sich bei der Waldeckfeier trefflich bewährt; es gehört etwas dazu, jetzt der ganz reaktionairen Regierungspartei gegenüber sich offen zu den Ansichten zu bekennen, die von jener mit Wuth verfolgt werden. Der Graveur Liefeldt, welcher Waldeck's Wohnung gegenüber ein Haus besitzt, hat eine geharnischte Erklärung in die Zeitung setzen lassen und der „Neuen Preußischen" alle ihre Nichtswürdigkeit in's Gesicht geschleudert. — Graf Otto von Schlippenbach macht

sich mit seinem Damen-Treubund täglich mehr zum Gespött. —

Billet von Hrn. Savile Morton. — Nachmittags kam er selbst. Nachrichten aus Warschau. Dort ist alles voll Wuth gegen Paskewitsch, der Kaiser will ihn abrufen, wenn er nicht in den nächsten Tagen einen Sieg meldet. Paskewitsch klagt, daß er den Feind nirgends finde, nirgends zum Stehen bringe, keine Nachrichten erhalte ꝛc. Steigende Theilnahme in London für die Magyaren, Rede von Monckton Milnes, Rede von Palmerston. —

Bettina von Arnim brachte mir ihren Brief an den König; sehr schön und stark! Aber wird er fruchten? Schwerlich. —

Im Thiergarten wurde heute früh das Denkmal für den vorigen König aufgerichtet. Daß Gott erbarm, welch ein Gesabber von elenden Redensarten! —

Prozesse wegen Majestätsbeleidigung allenthalben. Das Volk belustigt sich damit, hört die ausgestoßnen Schimpfreden nochmals; man sagt, da könne der König doch erfahren, wie ein Theil seiner Unterthanen von ihm denkt! Aber wie seine Hofleute, seine Generale, sein Landadel von ihm denkt, das erfährt er doch nicht. Die stoßen andre Majestätsbeleidigungen aus, sogar indem sie sich beugen und heucheln! Doch diese bleiben straflos, sind sicher! —

Die „Nationalzeitung“ hebt sich. Ihre ausführliche Kritik des oktroyirten Richtergesetzes ist vortrefflich, sie legt die ganze Scheuslichkeit dieses Gewebes von Arglist und Frechheit offen dar. —

Auch das Leben der Vereine beginnt wieder. Der noch in Haft befindliche Assessor Gubitz ist zum Präsidenten des Vereins für die Volksrechte ernannt worden. Man will

vor allem zwei Punkte, deutſche Einheit und das frühere Wahlgeſetz.

Sonnabend, den 4. Auguſt 1849.

Beſuch von Profeſſor Bopp, der mir den fünften Band ſeiner „Vergleichenden Grammatik" bringt; Geſpräch über unſere Lage. — Er hat die damalige Adreſſe der hieſigen Univerſität zum Dank für die oktroyirte Verfaſſung nicht unterſchrieben. —

Bei einem neulichen Feſte des Treubundes in Tivoli war nur die Büſte des Prinzen von Preußen, nicht die des Königs, aufgeſtellt. Der König las das in der Zeitung und war ſo aufgebracht, daß er darauf ſpie und ſie dann heftig wegwarf, worauf er zornig auf und ab ging. Das ganze Treiben ſoll er nun haſſen. Aber was hilft's! Er iſt in den Händen der Reaktion, iſt in der Hauptſache mit ihr einig und kommt ſchwerlich wieder auf andre Wege. Die Reaktion ſieht allerdings den Prinzen als ihr Haupt an, aber im Intereſſe des Prinzen ſelbſt will ſie die Königswürde heilig halten und ihren Widerwillen gegen die Perſon des Königs nicht öffentlich zeigen. Doch gelingt es nicht immer, das Maß zu halten. —

Die Erſchießung des jungen Dortu aus Potsdam wird nun amtlich gemeldet und macht den übelſten Eindruck. Die „Nationalzeitung" giebt einen ſo vortrefflichen als kühnen Aufſatz, um darzuthun, daß Preußen keine Urſache hat, in Baden ſtrenge zu ſein, daß ſein Verhalten in der deutſchen und in der preußiſchen Sache größtentheils ſchuld iſt an dem ganzen Aufſtande, daß Preußen viel zu ſühnen und zu leiſten hat und ſelber der Gnade bedürftig iſt. —

In der Bürgerſchaft hier iſt die Frage wegen der

Bürgerwehr lebhaft angeregt. Der Magiſtrat wird über ſeine Pflichtverſäumniß in dieſem Betreff mit heftigen Vorwürfen angegriffen. Aber dieſer Magiſtrat, und die Mehrzahl der Stadtverordneten dazu, ſind elende Waſchlappen. Die Lumpen erhielten zwar von dem Miniſterium ſeiner Zeit die Weiſung, Anſtalten zur Wiedererrichtung der Bürgerwehr zu treffen; ſie wußten aber, daß ſie den Miniſtern einen Gefallen thaten, darauf nicht zu achten. Lauter Gleißnerei, Lüge und Verrath! Der redliche Sinn, die Geſetzlichkeit, ziehen ſich von den Behörden nothwendig mehr und mehr ab, und dieſe werden mehr und mehr ihrer Unſittlichkeit überlaſſen. Was kann das für Früchte bringen? —

Der Miniſter von Manteuffel hat ſich in vertraulichem Geſpräch neulich nicht enthalten, den Grafen von Brandenburg als ein glänzendes Nichts, ſeine andern Kollegen aber als dunkles Nichts zu bezeichnen. Er ſtrebt nach der Miniſter-Präſidentſchaft, allein ſeine Unfähigkeit als Redner, die Kammern zu leiten, ſteht ihm ſehr im Wege. Auch iſt die Kamarilla ſchon nicht ganz mit ihm zufrieden. —

Venedig wird wieder beſchoſſen, mit glühenden Kugeln. — Aus Ungarn nichts Erhebliches, als daß die Kaiſerlichen vorrücken; ob zum Sieg oder zum Verderben, wer weiß! —

Weiße's „Zukunft der evangeliſchen Kirche" zieht mich ſehr an, der Vortrag iſt lebhafter, als in ſeinen früheren Schriften. Er iſt gläubiger und kritiſcher, als Schleiermacher damals war, da ich Exegeſe bei ihm hörte. Tiefer Denker und ſinnreicher Forſcher, voll Gelehrſamkeit, die auf jedem Punkte ihre Eigenthümlichkeit zeigt. Ich muß ihm ſchreiben.

Sonntag, den 5. August 1849.

Geschrieben. — Mitgliedskarte zum Friedrichstädtischen Volksverein zugeschickt bekommen. Die Volksfreunde regen sich, an Muth und Gesinnung fehlt es nicht, mögen nur Einsicht und Zusammenhalten nicht fehlen! Es zeigt sich ungemein viel praktischer Geist, innerhalb des engeren bürgerlichen Wirkungskreises höchst geschickt und ausreichend; aber politische Uebersicht fehlt sehr; diese guten Leute kennen den Hof nicht. —

Nachmittags eifrig gearbeitet, schreibend und auf und abgehend, neue Aufgaben durchdacht. Adolph Müller's Briefe. —

Ueber die neuen Kammern; sie sind für das Ministerium und den Hof eine wahre Falle, denn entweder muß man ihnen vieles zugestehen, was auch uns zu gute kommt, oder man muß, weil man auch mit ihnen nicht fertig werden kann, auch sie unverrichteter Sache fortschicken; dann kommt es an den Tag, daß man überhaupt keine Verfassung will, als nur zum Schein, daß man auch mit den fügsamsten Konstitutionellen sich nicht einigt. Sollten aber die Kammern so niederträchtig sein, alles zu thun, was die Minister wollen, nun, dann sieht die ganze Nation, was für eine jammervolle Volksvertretung aus den Minderheitswahlen hervorgegangen, dann sieht die Welt, was draus wird, wenn die Demokraten ausgeschieden sind. Uebrigens haben diese nicht freiwillig sich zurückgehalten, sondern gezwungen durch die schändliche Zumuthung, nach einem willkürlich veränderten Wahlgesetz zu wählen. Ich freue mich noch heute, nicht mitgewählt zu haben. —

Verworrene Nachrichten aus Ungarn, prahlerische Berichte der Oesterreicher; doch scheinen die Magyaren viel Boden zu verlieren und immer enger zusammengedrängt

zu werden. Wenn sie jetzt eine Schlacht verlieren, so ist es wahrscheinlich aus! —

Gegen Waldeck ist die Voruntersuchung geschlossen; man wird ihn freilassen müssen. Was hilft's! der Artikel 59 des Richtergesetzes ist lediglich gegen ihn gemacht und das ganze Richtergesetz um jenes Artikels willen. — Aber die Minister waren doch recht dumm, sie haben durch die schnöde Verfolgung Waldeck erst recht zum Helden des Volks gemacht, alles ist von ihm eingenommen, rühmt und preist ihn, überall kauft man sein Bildniß, steuert zu seinen Ehrenkränzen ꝛc.

Montag, den 6. August 1849.

Der Belagerungsstand von Erfurt ist endlich aufgehoben. Was nutzt es, da die Willkürgewalt doch im ganzen Lande herrscht? —

Die „Deutsche Zeitung" meldet, Kinkel sei erschossen. Vielleicht noch nicht; aber ich halte ihn für verloren. Daß Dortu so heldenmüthig gestorben, so geisteskräftig noch vorher dem Kirchenglauben, seinem Wahn und Aberwitz abgesagt hat, erbittert die fanatische Parthei auf's höchste. — Sie wollen Blut, diese Leute, und immer auf's neue Blut, denn wenn eine Zeit lang keines fließt, so halten sie sich gleich für gefährdet! —

Lord Nugent im englischen Parlamente gegen Haynau, Lord Palmerston gleichfalls. Schimmert dort einige Hoffnung für die Magyaren? Zu spät! Ihre Unterjochung scheint schon in den Plan des großen Dramas aufgenommen. Dann allerdings wachsen damit die Schwierigkeiten der Reaktion ungeheuer. — Ueberdies werden die Südslaven schwierig gegen Oesterreich. —

Sonderbar, niemand erwähnt der Kammern, die morgen eröffnet werden, man ſieht ſie als ein Poſſenſpiel an, ohne grade zu läugnen, daß das Poſſenſpiel ernſte Folgen haben könne. —

Im Xenophon geleſen, in ruſſiſchen Memoiren ꝛc.

Dienstag, den 7. Auguſt 1849.

Geſchrieben; Ueberſicht der Wahlverhältniſſe und des Bodens, auf dem die heutigen Kammern ſtehn. Die erſte hat man früher nur ſo nebenher mitlaufen laſſen, das Volk hat ſie nicht anerkannt, die zweite iſt ganz und gar ungeſetzlich und was ſie thut nicht verpflichtender als alles andre, was die Gewalt auferlegt. Dies wird in öffentlichen Blättern und Vereinen auch ſchon klar ausgeſprochen. Das einzige Rechte und Gute, was dieſe Kammer thun könnte, wäre, ihre eigne Nichtigkeit auszuſprechen und das geſetzliche Wahlgeſetz wiederzufordern. Sie werden ſich hüten, ſo rechtlich und ehrbar zu ſein, dieſe Jammerkerle! —

Ich ging aus und kam beim Schloſſe vorbei, die Eröffnung der Kammern ſollte eben ſtattfinden, die Lumpen in weißen Halsbinden eilten hin zu Wagen und zu Fuß, nur ein hundertfünfzig Menſchen ſahen am Eingange zu, alles kalt und ſtumm, hin und wieder hörte man von Weggehenden ein ſpöttiſches, ein verächtliches Wort. —

Zu Hauſe Beſuch von Hrn. Savile Morton, er ſpricht mit Empörung von der Niederträchtigkeit der franzöſiſchen Regierung, ſie zwingt Sardinien zum nachtheiligſten Frieden mit Oeſterreich, ſie weiſt alle Flüchtlinge aus, ſie läßt die Sizilianer ſogar in Algier nicht zu! Nachdem ſie früher Sardinien beſchützt, die Aufſtände in Italien begünſtigt

hatte! Wie wir es jetzt mit Schleswig-Holstein machen! Kann das gute Folgen haben? —

Bettina von Arnim war bei mir mit einem Briefe der Frau Johanna Kinkel, mit zwei neuen Briefen des Königs — der eine aus Stettin, der andre aus Sanssouci — und mit dem Entwurf ihrer Antwort. Kinkel lebt noch, man will ihn zur schmachvollsten Demüthigung bringen, dann soll er am Leben bleiben; von den harten Bedingungen will der König den Ausdruck „Ehre" nachlassen, gegen diese gefrevelt zu haben soll Kinkel nicht sagen müssen; dabei geht er auf Erörterung der alten echten und der falschen neueren Ehre ein, mit römischen und biblischen Zitaten! Er sagt wieder, er könne Kinkel'n als König nicht begnadigen, er habe sich des Rechtes begeben, und sagt doch ebenfalls, wenn jene drei Bedingungen erfüllt würden, solle Kinkel am Leben bleiben; er habe dem Prinzen von Preußen und den Generalen jene Bedingungen gestellt für alle Preußen, die vor das Kriegsgericht dort kommen; bei Dortu sei es zu spät gewesen, der sei auch in Unglauben und Abfall dahingefahren, doch sei dessen Vater noch schuldiger, da der ihn auf jene Bahn geführt. Ich konnte in der Eile den ganzen Inhalt dieser zwei Briefe nicht genauer auffassen. Bettina eilte sehr und verließ mich in Eifer, Unwillen und Gram. — Noch das stand in dem letzten Briefe, daß d'Ester Meuchelmörder gegen den König gedungen, dies sei so gewiß als daß der Fischer fischt, der Jäger jagt ꝛc. —

Die heutige Thronrede? Man wollte sie kaum lesen! Lügen, Betrug, leere Worte, daran sind die Minister reich. Sie hat aber neben empörenden auch lächerliche Redensarten. Fort mit dem Schund! —

Mittwoch, den 8. Auguſt 1849.

Die Anſprache des Königs an ſeine Soldaten in Baden, Sansſouci den 28. Juli, macht einen ſchlechten Eindruck, ſie beginnt mit der großen Unwahrheit, daß nie vorher deutſche Soldaten von ihren Fürſten abgefallen ſeien; die Sachſen, Würtemberger ꝛc. im Jahre 1813, die Iſenburger — Soldaten und Offiziere preußiſche Ausreißer — im Jahre 1806, können noch nicht vergeſſen ſein, und die Sachen von Yorck und Schill ſind auch nicht eben kauſcher; aber es geziemt ſich überhaupt nicht, von dieſem Bürgerkrieg, in welchem die Uebermacht auf Seite der Preußen, die größere Tapferkeit aber gewiß auf Seiten der Aufſtändiſchen war, ſo ſtolz und prahleriſch zu reden.

Hätte ich auf die geſtrige Thronrede zu antworten, ſo würde ich derſelben Prahlerei auch dort entgegenſtellen, daß es edler und beſſer geweſen wäre, den Thronerben und den jungen Prinzen von ſolchem Kampfe zurückzuhalten, wie es auch Canitz in den Märztagen dem Prinzen von Preußen richtig vorſtellte. —

Bettina von Arnim kam in großer Erſchöpfung und las mir vieles vor, einen neuen an den König gerichteten ſtrengen und vortrefflichen Brief — den ich auf die Poſt ſchickte —, einen Bericht ſeitens der Bonner Abgeordneten, die für Kinkel Gnade erbitten; die preußiſchen Generale von Brandenſtein, Graf von der Gröben und Andre haben ſich mit Rohheit, Bosheit, ja mit Hohn gegen ſie benommen, die ſchauderhafteſten Grundſätze (und auch Dummheiten) ausgeſprochen! In ſolche Hände iſt das Menſchenſchickſal gelegt. Dieſe Verſtocktheit iſt troſtlos! —

Die „Demokratiſche Zeitung“ von E. Meyen bearbeitet die Eröffnungsrede und den Beginn der Kammern mit kühnſter Schärfe, ſie nennt die zweite Kammer einen Privat-

verein, einen Klub. Auch die „Nationalzeitung“ giebt ihr gutes und gewichtiges Wort, die „Urwählerzeitung“ ebenfalls. —

Die Magyaren ſind beſtimmt in Raab, und Wien iſt voll Schrecken. Auch nach Norden erſtreckt ſich der Komorner Ausfall. Die Wiener Poſt iſt ausgeblieben. —

Garibaldi ſoll in Toskana eine ſtarke öſterreichiſche Schaar völlig geſchlagen haben und auf Rimini ziehen. —

Es heißt, Bunſen ſolle von London abberufen werden; daß die Reaktion dieſen Günſtling des Königs nicht leiden kann, iſt ganz gewiß, obgleich er ihr hündiſch wedelnd dient. — Radowitz, Canitz, Gerlach, der Prinz von Preußen und alle Prinzen haſſen ihn. —

Der Belagerungsſtand in Elberfeld ꝛc. aufgehoben. Bloße Ziererei, er dauert im Weſentlichen doch fort durch die Polizei, wie hier in Berlin, wo man neulich verſuchte, den Landrath Bauer (von Krotoſchin) auszuweiſen, der ſich aber entſchloſſen weigerte. Rodbertus reiſte zufällig ab, ehe das Anſinnen an ihn kam. — Nichtswürdige Polizeiwillkür! —

Baiern und Preußen haben Schlägereien in Mannheim, in Frankfurt am Main. An letzterm Orte häufen ſich die Preußen, und eben ſo die Oeſterreicher und Baiern. Der Reichsverweſer wird nächſtens dort erwartet.

Donnerstag, den 9. Auguſt 1849.

Beſuch von Weiher. Nachrichten von den Berliner Volksvereinen. Die Demokratie in Berlin iſt ſehr ſtark und nicht mehr zu unterdrücken, aber ihre Leiter ſind zum Theil heftige, unkluge Männer, es fehlt ihnen an allgemeiner politiſcher Einſicht. M. z. B. und B. jubeln bei

jedem Vortheil der Magyaren, als sei nun Rußland und Oesterreich vernichtet, und als habe auch Preußen die Hörner einzuziehen. Mir scheint in das begonnene Drama eher zu gehören, daß die Magyaren geschlagen werden, als daß sie siegen; die slavische Sache, ohne welche die deutsche nicht mehr gehen kann, muß erst freien Raum bekommen! —

Schon regt es sich in Kroatien gegen Oesterreich! — Die Vortheile der Magyaren durch den Ausfall aus Komorn und die Besetzung von Raab erweisen sich täglich größer, ungeheure Vorräthe, Geschütz, Pulver, Lebensmittel, Geld und Montirungsstücke sind in ihre Hände gefallen. Wie es mit Görgey, Dembinski ꝛc. steht, weiß man nicht. —

Garibaldi hat sich durchschlagen wollen an die Küste, um nach Venedig zu kommen, seine Schaar ist aber zersprengt worden, er selbst noch nicht gefangen. —

Verlegenheiten der Franzosen in Rom. Die Pariser Blätter kämpfen mit Gewandtheit und Ausdauer. —

Hofgeschichten. Ueber die wetterwendischen Launen des Königs —, ein halb Jahr und länger that er, als könne er keinen Tag ohne den alten Knesebeck sein, zog ihn in das größte Vertrauen, war ganz zärtlich mit ihm, plötzlich hört das auf, ohne allen erdenklichen Grund, und er sieht ihn gar nicht mehr —; der König, heißt es, liebe eigentlich keinen Menschen recht von Herzen, er könne jeden ganz gut missen, spiele gegen jeden eine Rolle, gebe sich keinem rückhaltslos hin, er wolle auch, daß jeder fühle, daß er immer nur untergeordnet stehe. —

Der Belagerungsstand auch in Düsseldorf und Solingen aufgehoben. —

Um die Kammern bekümmert sich kein Mensch, sie treiben ihr Wesen im Stillen. Nur lumpige Züge von vielen ihrer Lumpen kommen täglich an's Licht.

Freitag, den 10. August 1849.

Geschrieben, über unsre Minister, Manteuffel möchte jetzt gern konstitutionell scheinen, die Kammern gewinnen und mit ihnen eine Herrschaft ausüben, die er allein nicht mehr behaupten kann, er läßt daher ausstreuen, daß er schon lange die Aufhebung des Belagerungsstandes gewollt, daß er die Wahl eines Präsidenten der zweiten Kammer freistelle, daß aber seine Kollegen dies nicht wollten; er verachtet einen Rabe, Simons, Stretha, von der Heydt und haßt den Grafen von Brandenburg. — Das Ministerium hatte erst erklärt, es habe nichts gegen Simson als Präsidenten der zweiten Kammer, jetzt aber will es ihn nicht und droht mit Abtreten, wodurch die Lumpen sich einschüchtern lassen! Man sagt, der König sei wieder eigensinnig geworden, aber es ist wohl nicht der König, sondern die höhere Instanz der Reaktion, die über den Ministern steht. — Dem Simson aber geschieht ganz recht, er hat in Gotha zu den Beschlüssen mitgeholfen, die nach den von Preußen empfangenen Fußtritten sich demüthig für Preußens Willkür erklärt. Die ganze Gagern'sche Parthei bekommt jetzt ihren verdienten Lohn — von der einen Seite — von der andern künftig! —

Aus England wird dem Gerücht widersprochen, daß der Fürst von Metternich in Stumpfsinn versinke, er habe vielmehr seinen klaren Kopf und die größte Gemüthsruhe. —

Besuch von *. Ueber die schlechte Kriegsführung der Oesterreicher und Russen in Ungarn, über die schlechte Rolle des Banus von Kroatien, Jellachich. Die Menschen ein Stück Naturgeschichte; sie können einst auf der Erde durch höhere Geschöpfe ersetzt werden und nur als urweltliche Denkmale übrig bleiben. —

Der König ſoll höchſt unwillig ſein, daß die Miniſter ihm die Gelegenheit öffentlich zu reden, verweigert haben. —

Bei dem Kurfürſten von Heſſen hat Preußen durch dringende Eröffnungen beantragt, nicht nur dem Dreikönigsentwurfe beizutreten, ſondern auch ſeinen Miniſter Eberhard zu verabſchieden. Das Erbieten, ihm zu ſeinem Schutze preußiſche Truppen in's Land zu ſchicken, iſt eben ſo gut wie ein Drohen. Der Kurfürſt wird alles thun, aus eigner Neigung und aus Furcht. Es kann ihm in der Folge ſchlecht bekommen! —

Der Reichsverweſer regt ſich wegen der ſchleswig-holſteiniſchen Sache, Preußen ſei nicht befugt geweſen ꝛc. — Es heißt, die Preußen wollen Rendsburg beſetzen, mit welchem Rechte? Der Verrath dieſer deutſchen Sache, der wir uns ſcheinbar angenommen und die wir im Felde wie im Rathe immer ſchlecht geführt, erregt uns unendlichen Haß! —

Der Fürſt von Schwarzenberg iſt in Verzweiflung nach Warſchau gereiſt, um den Kaiſer Nikolai anzuflehen!

Sonnabend, den 11. Auguſt 1849.

Geſchrieben, die Sache der Völker beleuchtet gegenüber der Sache der Fürſten, wie großen Schaden ſich dieſe gethan! Im vorigen Jahre war keiner, der Muth zeigte, in dieſem iſt keiner, der Ehrlichkeit zeigt; dieſer Spruch wiederhallt aller Orten. — Die Verfolgung Waldeck's wird die Miniſter ſchwer gereuen, ſie machen ihn erſt recht zum Mann des Volkes, ſie geben ihm eine Macht, die er nicht hatte. Unvernünftiges Benehmen! Sie bereiten immerfort ihren Schaden. —

Beſuch von Weiher. Nachrichten von den Bezirksvereinen, alles läuft auf Wohlthätigkeit hinaus; Sicherung der Kaſſen. —

Von Kinkel heißt es, er ſei nicht zum Tode, ſondern zu lebenslänglichem Gefängniß verurtheilt; dann fällt auch die Gnade weg. —

Die Minoritätskammer hat den Grafen von Schwerin zum erſten Präſidenten erwählt. Stahl iſt durchgefallen. Schwerin hielt eine unſaubere Dankſagung und lobte den Muth der Miniſter und der Soldaten! Simſon wurde dann mit großer Stimmenmehrheit zweiter Präſident. — Was der Klub thut, iſt mir gleichgültig. —"

Nachmittags Beſuch von Hrn. Morton und Hrn. Crowe, Direktor der „Daily News". Er kommt aus Frankreich und ſpricht mit ſcharfem Verſtand und praktiſcher Einſicht von dem dortigen Zuſtand. „Frankreich iſt für die Freiheit ein verlorenes Land, auf viele Jahre; der Schrecken vor dem Kommunismus hat alles ergriffen, allen Freiſinn zerſtört, die Maſſe der Eigenthümer hält ſtreng zuſammen und iſt feindlich gegen die Freiheit. England iſt wenigſtens neutral, und das iſt ſchon viel; aber auch England wird und kann nichts thun, England iſt todt für die Politik und wird keinen Krieg machen, außer gezwungen. England geht einer Finanzkataſtrophe unrettbar entgegen, jederman weiß es, fühlt es, aber niemand ſpricht davon, nicht die Regierung, nicht der Landbeſitzer, nicht der Kaufmann, man lebt mit dem Tage und wartet. Die politiſchen Partheien haben ſich einander gegenſeitig aufgehoben, wenigſtens geſchwächt, es kann keine mehr regieren, nur ſo die Sachen hinhalten kann man, wie auch Palmerſton thut, die Macht iſt nur eine ſcheinbare, wer etwas unternehmen will, ſieht ſich gleich gehemmt." Ich glaubte den

alten Schlabrendorf zu hören, ſo klar und beſtimmt ſprach der Mann. Von Metternich ſagte er, derſelbe habe durch ſein belehrendes Vortragen alle Welt gelangweilt, ſei in der hohen Geſellſchaft völlig durchgefallen, man meide ihn und er habe gar keinen Einfluß; auch habe er ſich ſeitdem auf einen engen Kreis zurückgezogen. —

Der König hat einen Tagesbefehl vom 31. Juli an die Truppen in Schleswig-Holſtein erlaſſen, einen ſehr kurzen und kühlen Dank, nicht zu vergleichen mit dem an die Truppen in Baden. „Dieſe fochten gegen das Volk, das iſt etwas, die andern aber für das Volk, das iſt nichts!“ —

Erklärung der Frau Schröder-Devrient aus Schlangenbad. —

Dr. Karl Bölſche, Redakteur der „Mainzer Zeitung“, aus Mainz ausgewieſen.

Sonntag, den 12. Auguſt 1849.

Beſuch beim Grafen Cieſzkowski, Erörterung der Lage der Dinge, was die Polen zu hoffen haben, was die Italiäner; die Deutſchen, voriges Jahr noch ſo übermuthig, daß ſie Polen und Italiäner dem Deutſchthum unterordnen wollten, ſind jetzt kaum beſſer dran, als jene. Doch Geduld! „Noch iſt Polen nicht verloren!“ Cieſzkowski meint, Preußen könne ſich doch jetzt zu einer mäßig konſtitutionellen Geſtalt befeſtigen, was allerdings vielen Leuten genügte, iſt aber verwundert, daß ich daran nicht glaube, ſondern einen neuen vollſtändigen Umſchwung erwarte; freilich brauchte es dahin nicht zu kommen, wenn die Regierungen ehrlich wären, aber das ſind ſie eben nicht, ſie wollen nur grade ſoviel Konſtitutionelles, als ſie eben

müſſen, dies Müſſen ſetzt immer revolutionairen Zwang voraus. —

Beim Hofjäger ein Konzert und Feuerwerk zum Beſten der Demokratie. — Es war gedrängt voll und lief ganz ruhig ab, die Konſtabler mußten ſich in der Ferne halten, ein verkappter Polizeiſpäher wurde entdeckt und entging nur mit Mühe den Mißhandlungen. Das Volk war muthig und eifrig, hielt ſelber auf Ordnung. —

Abends bei * *. Lob des jungen Dortu, des bei Freiburg kriegsrechtlich erſchoſſenen; er war ein durchaus edler und ſehr gutmüthiger Menſch; der König freilich erklärt ihn für ein Scheuſal, weil er ein Pantheiſt geweſen! —

Nachrichten aus Ungarn fehlen, daraus entſteht das Gerücht, daß die Oeſtereicher unter Haynau in die ſchrecklichſte Lage verleckt, Paskewitſch mit den Ruſſen durch Dembinski gänzlich geſchlagen ſeien. Soviel iſt wahr, daß in Wien großer Schrecken herrſcht. —

Preußen fängt an zu bekennen, in diplomatiſchen Mittheilungen, daß es ihm ganz recht wäre, wenn der Dreikönigsentwurf beſeitigt und der alte Bundestag hergeſtellt würde, in welchem dann auch Oeſterreich ſeine Stelle fände. Man nähert ſich ſogar dem Reichsverweſer wieder, denn ſofern auch er der Volksfreiheit entgegen iſt, wird man mit ihm leicht einig. Und um kein deutſches Volkshaus zu haben, verzichtet Preußen auch wohl auf einige ſeiner Herrſchſuchtsgelüſte. Das iſt ein trauriger Zuſtand! Und der Gothaer Klub will fortdauernd dieſem Verrath der Volksſache die Hände bieten! —

Der Miniſter von Manteuffel war auf dem Punkte, den Grafen von Brandenburg zu wippen. Das Miniſterium ſollte abdanken, dann wollte Manteuffel bleiben, um ein neues zu bilden. Die Reaktion traut ihm aber nicht

recht. — Wer iſt denn die Reaktion? — Ich weiß es wohl, aber um es zu wiſſen, muß man die Sachen verſtehen. Hinz oder Kunz iſt es nicht.

Montag, den 13. Auguſt 1849.

Eifrig geſchrieben, über Preußens jetzige Saat in Deutſchland, Mißtrauen bei den Fürſten, Haß im Volke. Nachrichten vom geſtrigen Feſte beim Hofjäger; Waldeck's Bild wurde mit Blumen und Lorbeern gekrönt, hoch erhoben und mit ſchmetterndem Leberuf begrüßt. Auch ſonſtige ſtarke Bezeigungen fanden ſtatt; die Regierungsleute ſind beſtürzt über dieſen Muth und dieſe Stärke. —

Beſuch im Hotel de Ruſſie bei Hrn. Crowe. Er klagt wieder über die Nullität Englands, den herrſchenden Torysmus; das wenige Liberale, was ſich noch geltend macht, kam von Edinburg. Er meint, wenn wir in Deutſchland, und beſonders in Preußen, öffentliche Verhandlungen behielten, von welcher Art immer die Körperſchaften ſein möchten, ſo ſei alles gut. —

Beſuch im Hotel de Brandeburg bei Hrn. von Vaerſt. Er liegt; Rehme hat ihm gar nichts geholfen. Mancherlei aus der hohen Geſellſchaft, die er tief verachtet und verſpottet. —

In der Minoritätskammer iſt ſchon Spaltung und Aerger. Noch herrſchen die Halunken, doch die Lumpen regen ſich ſchon gegen ſie. Die Miniſter tragen auf Annahme des Wahlgeſetzes an, vorbehaltlich ſpäterer Reviſion, ſie ſagen ſelbſt, es ſei nicht ganz zweckmäßig! Neues Jagdgeſetz angekündigt. Die Bürgerwehr einzuſtellen im Vorſchlag. Nur zu, nur zu! —

In Baden neue Erſchießungen, nun doch Biedenfeld und Reff. Ueber Kinkel nichts Gewiſſes. —

Furchtbares Gedicht an die Männer der zweiten Kammer! Von E. Koch. Einzeln gedruckt, streng verboten und weggenommen, aber doch verkauft und vertheilt. — Scharfe Artikel der „Demokratischen Zeitung" gegen die Minister, sie seien unwahr ꝛc. —

Das Ministerium Eberhard in Kassel wirklich entlassen, auf Preußens Betrieb! —

In Ungarn bei Großwardein soll eine viertägige Schlacht zwischen den Russen und den Magyaren noch nicht ausgefochten sein. Hier ist im Volke die lebhafteste Theilnahme für die Magyaren, lächelnd stehen die Leute an den Bilderläden und weiden sich am Anblicke Görgey's, Dembinski's, Bem's, Perczel's. —

Preußische Besetzung von Hechingen und Siegmaringen. Ob Einverleibung in den Preußischen Staat? — Kann Würtemberg, Baiern, Oesterreich dabei gleichgültig sein? —

Eine Abordnung unsrer servilen Stadtverordneten beim König in Potsdam zur Audienz in Gegenwart Manteuffel's, bittet um gutes Vernehmen mit Berlin, der König möchte hier wohnen ꝛc. Die Antwort schiebt das noch hinaus! — Bei der Prinzessin von Preußen dann eine Stunde; Huld und Geist, und Bewunderung! —

Dienstag, den 14. August 1849.

Betrachtungen über den Krieg in Schleswig-Holstein; ein scheußlicher Fleck in Preußens Geschichte! Verrath und Prahlerei im Anfang, Verrath und Lüge am Ende. Und wir haben Bonaparte'n so sehr getadelt, wegen Treulosigkeit und Willkür! Der machte doch den Krieg nicht zum Schein, war gegen seine Generale und Truppen ehrlich! —

Beſuch von Weiher. Ueber das Benehmen der Demokraten, ihre Stärke, ihre Klugheit; über ihr Kaſſenweſen, die Vorſicht, die ſie dabei anwenden, über ihre Liſten ꝛc. Von unſren ſervilen Kammern: „Sie wollen das Jagdgeſetz aufheben, die Bürgerwehren, die Geſetze zu Gunſten der Bauern!“ Nun, was iſt denn da zu klagen? ſie werben da ja ganz offenbar für die Verſtärkung der Demokratie! Was kann günſtiger für dieſe ſein? Hab' ich es nicht geſagt, ſie müſſen für uns arbeiten, ſie mögen ſich ſtellen, wie ſie wollen! „Aber die Reviſion der Verfaſſung, wie wird die ausfallen?“ Immer noch gut genug! Und dann — als ob dergleichen, was jetzt gemacht wird, dauern könnte! —

Abends kam *. Ueber Schleswig-Holſtein; Gefahr, daß die Preußen aus Bundesgenoſſen Feinde werden; möchten ſie nicht ſchon Rendsburg beſetzen, die Fregatte Gefion, die holſteiniſchen Geſchütze in den Düppeler Schanzen ſich aneignen? — Wie kann Prittwitz es ertragen, aus ſolchem Feldzuge zurückzukehren? Wie konnte er ſich nur dazu gebrauchen laſſen, eine ſolche Rolle zu ſpielen? —

Man findet, Hr. v. Sydow, unſer Geſandter in der Schweiz, habe ſich nicht gut benommen, ſei den Sachen nicht gewachſen; er iſt abgerufen und einſtweilen der Major von Wildenbruch hingeſchickt. —

Tiedemann bei Raſtatt kriegsrechtlich erſchoſſen und wie Alle, Dortu, Elſenhans, Biedenfeld, Reff, mit größter Standhaftigkeit geſtorben. Exoriare aliquis ....

Der Großherzog von Baden erläßt aus Mainz ein oktroyirtes proviſoriſches Preßgeſetz und verlängert den Belagerungsſtand ſeines Landes. Das iſt ein Fürſt! —

Unſere Lumpenkammern gewähren den jämmerlichſten Anblick, ſie wiſſen es ſelbſt, daß ſie auf ſchlechtem Boden

stehen und sind daher zaghaft und schwankend; ihnen ist unheimlich zu Muth, sie möchten die Oppositen, die sie vorhanden wissen, lieber in ihrer Mitte sehen, als draußen in der unbestimmten Gestalt und Größe; die Opposition würde ihnen Haltung geben. —

In Hamburg rückte gestern ein preußisches Bataillon auf dem Rückmarsche von Schleswig ein. Das Volk widersetzte sich dem Einzug, warf mit Steinen, baute Barrikaden, die Preußen griffen an und schossen. Die Hanseaten stellten die Ordnung her. — In Altona wurden die Preußen mit Verhöhnung und Schimpfreden begleitet, die Hannoveraner und Oldenburger dagegen mit Hurrah empfangen.

Mittwoch, den 15. August 1849.

Geschrieben, über die Bürgerwehr, welche die Minister und die Kammern gesetzwidrig unterdrücken wollen, über ihre Nothwendigkeit gegen die Regierung, ja, dreimal sei es gesagt, gegen, gegen die Regierung, welche alle Freiheit zerstören will und kein Gesetz achtet, jedes schamlos verletzt! —

Die Vorgänge in Hamburg waren ärger, als die ersten Angaben es glauben ließen; das preußische Bataillon hat dreizehn Verwundete, den Major wollten vier kräftige Männer vom Pferde reißen, die Truppen konnten nicht einquartirt werden, sondern wurden in einer Reitbahn untergebracht und bekamen erst am andern Morgen um 3 Uhr Lebensmittel. Die Hanseaten schützten die Zugänge, die hamburgische Bürgerwehr wollte nicht recht auftreten. Der Minister von Manteuffel brachte diese Geschichte gleich in die Kammern, der Wirkung gewiß, zu Gunsten der Truppen, zu Ungunsten der Bürgerwehr. Auch freuten sich der

Junker- und Beamtenpöbel höchlich, daß eine Bürgerwehr getadelt wurde. Manteuffel aber soll nicht vergessen, daß er durch seine Mittheilung den Kammern das Recht giebt, sich um Vorgänge zu bekümmern! —

Der Kommandeur der Gardekürassiere Herr von Lauer hat auf Anzeige der „Kreuzzeitung" seine Trompeter verhört und geschimpft, weil sie zum Demokratenfest Musik gemacht und für Waldeck Tusch geblasen hätten, für den Hochverräther! Mit dummer Wuth will dies Volk alles machen! —

Das Erschießen in Baden dauert fort. Der Major Heilig ist erschossen worden. Alle sterben mit Muth und Festigkeit, wie Helden. Noch keiner hat seine Gesinnung verläugnet. —

Garibaldi flüchtig in der Romagna. — Schändliche Wirthschaft in Rom, Kardinäle wüthen dort, die Franzosen erscheinen in der allerniederträchtigsten Gestalt, von denen selbst, für die sie das Schändliche vollbracht, nicht beachtet und gehaßt. —

Aus Ungarn nichts, also Gutes. Wien in Angst. —

In Paris der Belagerungsstand aufgehoben.

Donnerstag, den 16. August 1849.

Ich verbrachte die Nacht schlaflos und krank, wegen der Gedanken an Hamburg, an die neuen Schlechtigkeiten, die dort sich zeigen werden. Auch dort wird die Volkssache erstickt. Auch dort geht es nun mit Unterdrückungen, mit Verhaftungen vorwärts. Wenn die Stadt leidet, der Handel und das Vermögen Stöße bekommt, so haben es die Reichen und Vornehmen dort wohl verdient, aber das eigentliche Volk dauert mich. Im Grunde sollt' ich mich

der Sache wegen nicht kümmern, denn es muß ja so kommen, die Regierungen müssen es überall zeigen, daß sie nur auf Unterdrückung ausgehen, der Haß muß erweckt, genährt werden —, wie traurig ist dieser Weg! —

Mitten in diesem Wuste von Reaktion, Gewaltsamkeit und Anmaßung, Dünkel und Verrath, stellt sich das Bild einer andern Zukunft auf, ihrer Erfordernisse und Bedingungen. Was wird die Revolution, neu erwacht und gekräftigt, thun? Sie wird alles da wieder aufnehmen, wo die Nationalversammlung hat stehen bleiben müssen, sie wird alles seitdem Geschehene für ungültig erklären, neue Wahlen nach dem gesetzlichen Wahlgesetz ausschreiben, und einstweilen — bis die Nationalversammlung beisammen ist — ein vorläufiges Regiment führen, mit Gewalt, Eigenwillen, Rache, wird absetzen, verhaften, verbannen, einziehen, allenfalls erschießen oder hängen! Denn gutmüthig gehen die Dinge nicht mehr! Soll ich nicht jammern über die heutigen Ereignisse, die solche künftige unfehlbar herbeinöthigen? —

Besuch von Weiher, Vorschußkassen. Die Regierung ist ganz erschrocken über die Ausdehnung, die plötzlich das Vereinswesen hier genommen hat, hier giebt es deren über hundert, in denen kräftiges und dabei gemessenes Leben sich zeigt. Die Polizei reicht mit ihren Beamten nicht aus, die Vereine zu beschicken; sie erdenkt auch schon neue Scheereien, verlangt zum Beispiel die Liste der Mitglieder, wozu sie kein Recht hat. —

Besuch von Hrn. Dr. Migault, einem Richter aus Bremen, der hier das öffentliche Gerichtsverfahren sehen will. — Seine Reise ging über Hamburg, er hat die neuesten Vorgänge dort miterlebt. Das Volk meinte, der Senat habe die Preußen heimlich bestellt, und wollte deshalb sie nicht einrücken lassen. Die Baiern haben das Meiste

dabei gethan, auch in Altona ſchlugen ſich Baiern und Preußen. Hat der Senat wirklich die Preußen gerufen, ſo mag er ſich in Acht nehmen! Das Volk verzeiht das nie! Und jetzt wird dieſer Senat eine Verfaſſung oktroyiren! —

Beſuch von Hrn. Direktor Varnhagen aus Peſt; die Magyaren hielten ihn zwei Tage in Raab auf. Wichtige Angaben über den Stand der dortigen Dinge, ſehr zum Vortheil der Magyaren, obſchon mein Namensvetter ihnen nicht günſtig iſt. —

Beſuch von Hrn. Dr. Goldſtücker; über die Lage der Volksparthei, die elenden Kammern, die in Italien gemachten Fehler, das Scheitern der Sache in Baden. —

Trützſchler bei Mannheim erſchoſſen. Preußens Brigittenau blüht!

Freitag, den 17. Auguſt 1849.

Denkſchrift zur Rechtfertigung des Nichtwählens, verfaßt von Rodbertus; ſie iſt den Miniſtern und der Reaktion ſehr unwillkommen und alle Blätter müſſen gegen ſie losziehen. —

Die Kammerſitzungen ſind faſt leer von Zuſchauern, kein Menſch will die Einlaßbillette auch nur annehmen! Man ſpricht auch kaum von den Verhandlungen, die Volksparthei weiß, daß auf jenem Boden kein Recht, keine Freiheit wächſt, ſie weiß oder fühlt, daß Anderes kommen wird und muß. —

In der „Spener'ſchen Zeitung" meint ein wüthender Preuße, Hamburg müſſe für die den preußiſchen Soldaten zugefügten Beleidigungen zur Buße ſogleich dem Dreikönigsvertrage beitreten! Alſo Strafe iſt das? Das Vieh

beruft sich auf die Gewaltthat Friedrich's des Großen, der seine Truppen in Mecklenburg viele Jahre habe stehen lassen, weil ihm die schuldige Kriegssteuer nicht gezahlt worden sei! Mecklenburg war aber keine schuldig, es war willkürliche Gewalt. Einstweilen soll Hamburg von 10,000 Preußen besetzt werden. Es ist im Grunde ganz richtig, die jetzige preußische Regierung muß ihren Druck überall fühlbar machen, überall den Haß ausbreiten, den sie schon im eignen Lande leidet —, sie schafft dadurch in Deutschland etwas Gemeinsames, ganz andrer Art, als das durch ihre oktroyirte Reichsverfassung versprochene. —

Der König ging gestern mit der Königin und dem Prinzen Johann von Sachsen die Museumstreppe hinauf, einige junge Männer standen dort und behielten die Hüte auf. Den König verdroß das, vielleicht besonders wegen des fremden Prinzen, er ging auf die Leute zu und fragte, warum sie so unhöflich wären, die Königin nicht zu grüßen? Die Leute sagten, sie kennten die Herrschaften nicht. Da rief der König unwillig: „Seinen König und seine Königin müsse jeder kennen!“ Es waren aber fremde Handwerksburschen. In früherer Zeit wäre das nicht so hingegangen; aber jetzt — man wird doch nicht eine Majestätsbeleidigung darin verfolgen? Der Staatsanwalt hätte genug dummen Eifer dazu! —

Die „Demokratische Zeitung“ sagt in einem Artikel über Hamburg fast dasselbe, was ich darüber ausgesprochen. In den meisten unsrer Blätter zeigt sich der frevelnde Uebermuth preußischer Gewaltthätigkeit in vollem Glanze. Es ist, wie ich sage, eine Menge der neuesten Ereignisse dienen nur dazu, daß man sich gegenseitig recht kennen lerne! —

Die erschrocknen Minister denken schon ernstlich daran, daß die Kammern das Vereinsrecht beschränken sollen;

auch thun es noch die Minister vielleicht allein, wenn sie sehen, daß sie die Waschlappen von Abgeordneten nach Belieben behandeln dürfen. Ganz richtig, die Minister wollen nicht attrappirt sein, auch durch ihr eigenes Gesetz nicht. —

Die Venetianer haben ihre Flottille ausgesandt und die österreichischen Schiffe mußten Verstärkung suchen. Da war das Meer frei, um neue Lebensmittel zuzuführen.

Sonnabend, den 18. August 1849.

Geschrieben; über das Vereinsrecht, das man wieder beschränken will, die Thoren sehen nicht ein, daß es gefährlich ist, die Vereine wieder auf das Geheime zurückzudrängen, sie wissen nicht, daß das Vereinswesen, das sich jetzt zeigt und sie erschreckt, während des Belagerungsstandes erst recht begründet und ausgebildet worden. Feigherzige Behörden, voll Falschheit und Tücke, nie gradheraus, sogar in aller Macht noch verrätherisch und arglistig! —

Vertrauliche Mittheilungen aus Rußland — von dem Gesandten von Rochow her — schildern den dortigen Zustand als höchst gespannt; kaum daß der Ausbruch der Revolution, die in den Köpfen gährt, besonders in den höchsten Klassen, noch zurückgehalten wird, so lange der jetzige Kaiser lebt; stirbt er, so kann nichts mehr die Bewegung hemmen. So lauten die Versicherungen Rochow's, der sie nicht aus seinen Wunschen schöpft! Die preußische Politik in Betreff Rußlands ist die demüthigste Folgleistung, und das eifrigste Versprechen, die Revolution nach und nach auszutilgen, man bittet nur um Zeit. —

Die schnödesten, schändlichsten Aeußerungen des Generals von Hirschfeld in Freiburg kommen mir zu Ohren, der frevelhafteste Hohn über die erschossenen oder noch zu erschießenden Freiheitskämpfer, man glaubt wilde Barbaren zu hören, so roh, so gemein klingt diese Grausamkeit. Der Oberstlieutenant von Griesheim zeichnet sich ebenfalls in solchen Rohheiten aus, und die Megären von Offiziersweibern; Hökerfrauen sind feiner und edler. Alle Begriffe von Recht und Ehre sind ihnen verloren. —

Der Disziplinarrath in Trier hat den Abgeordneten und Advokaten Ludwig Simon freigesprochen; die Staatsbehörde hat appellirt. Außerdem ist er in Kriminaluntersuchung! —

Aus Ungarn nichts; die Wiener Presse muß stumm sein, und die Behörde hat nichts Gutes zu verkündigen. Der Zwiespalt zwischen Russen und Oesterreichern scheint sehr groß. —

Die Besetzung Hamburgs und die angeordnete überaus reichliche Truppenverpflegung auf Kosten der Einwohner sind die Ausübung eines Strafrechtes, das aus reiner Willkür und Eigenmacht kommt, dem Völkerrechte ganz zum Hohn. Auf eben diese Weise könnte Rußland durch ein paar Straßenjungen ganz Preußen in Strafe nehmen, wenn jene die Fenster des hiesigen russischen Gesandten einwürfen — was keine Regierung zu verhindern im Stande ist — und Rußland ließe darauf seine Heere nach Berlin vorrücken. — Es scheint aber, der Name Preußen soll im ganzen Vaterlande verherrlicht werden! — Es ist Thatsache, daß am Rhein, in Baiern, Hessen, Thüringen, kein Handwerksbursche zur Arbeit angenommen wird, wenn es sich ausweist, daß er ein Preuße ist. —

Das große Blatt „Erinnerungen an den Belagerungsstand", von der Polizei vorgestern weggenommen, ist gestern durch den Staatsanwalt wieder freigegeben worden.

Sonntag, den 19. August 1849.

Unruhige Nacht, Hamburg lag mir im Sinne. — Geschrieben; über das Vereinsrecht; wenn das bösartige haßvolle Ministerium wieder neue Angriffe macht, so schadet es nur der Regierung, die neuen Haß auf sich ladet und das Wirken der Gegner in's Verborgne zurückdrängt, wo sie es nicht mehr überwachen kann. Uebrigens erklären jetzt alle die zu Vorstehern erwählten Männer, daß sie ihr Amt nicht annehmen oder niederlegen; die Vereine werden scheinbar keine Vorstände haben, wobei sie doch von den Gewählten können geleitet werden. Die Richtung der Geister bleibt dieselbe, und es finden sich tausend Mittel, sie zu behaupten, keines, sie umzuwandeln. — Die Jämmerlichkeit der Minister- und Reaktionsparthei zeigte sich gestern recht auffallend, als der Präsident der zweiten Kammer anzeigte, daß der Landrath von Vincke die auf ihn gefallene Wahl ablehne, und dabei fragte, ob er das Schreiben vorlesen solle? Nein, nein! schrieen alle die servilen Kerls, weil sie wußten, daß Vincke die Gültigkeit des oktroyirten Wahlgesetzes bestritt. Die ganze Welt weiß es aber und das Schreiben ist gedruckt. —

Muthige Erklärung des Dr. Johann Jacoby aus Bevay, er höre, daß die preußische Regierung ihn verfolge wegen seiner Theilnahme an der deutschen Nationalversammlung in Stuttgart; er werde sich nach Beendigung seiner Reise stellen. —

Die Oesterreicher haben am 12. Temeswar entsetzt, die Festung war also doch noch nicht von den Magyaren genommen. —

Die größten diplomatischen Ränke sind jetzt im Gange; es kann sehr wohl geschehen, daß Oesterreich und Baiern, der Reichsverweser, Preußen und selbst Rußland einen Augenblick sich vereinigen, um alles Volkswesen in Deutschland zu unterdrücken, oder auf das geringe Maß zu bringen. Nachher würden freilich Eifersucht und Zwietracht wieder ihr Spiel haben. Aber ihre Künste, die Ränke der Mächte, dürften sich diesmal doch irren; ihre Erfolge bleiben das nicht! —

Ich hatte den Vormittag in Adolph Müller's Briefen gearbeitet und auch seinen jammervollen Tod in zwei ausführlichen Berichten des Vaters prüfend durchgelesen und fand mich dadurch in eine schreckliche Stimmung versetzt, in die mich jede Anstrengung, sie zu überwinden, nur noch tiefer senkte. Das ganze Leben, das eigene, so viele fremde, das Leben ganzer Geschlechter, ganzer Völker schwand in grauen Schattengestalten trostlos an mir vorüber. Da bekam ich Mittags einen Zettel von Hrn. Savile Morton, der so lautete: „My dear Sir, I fear it is all up with the Magyars. To day there is a telegraphic despatch (from Bruck, I suppose) in the latest edition of the Wiener Zeitung, announcing that by the evening train a courier would arrive at Schönbrunn with despatches from General Haynau, which state that Görgey surrended at Vilagos on the 13th. Vilagos is a day's march from Arad.“ Und dann die Depesche selbst! „Der Rebellen-Häuptling Görgey sammt einem großen Theile seiner Armee, 30 bis 40,000 Mann, die Waffen auf Gnade und Ungnade gestreckt.“ Ich glaubte auf dergleichen gefaßt

zu sein, aber der Schlag war zu hart, in jener Stimmung konnt' ich ihn nicht aushalten. Ich mußte bitterlich weinen, ich rief laut den Himmel an, fragte, ob denn schlecht gut sein soll? Beide Eindrücke, von den Briefen und von dieser Nachricht, wütheten verbunden in mir fort, ließen mir keine Ruhe, ich verbrachte einen schrecklichen Nachmittag. Ich fragte wohl, wie kommt Görgey in jene Gegend? woher die Armee, von der ein Theil 40,000 Mann beträgt? Aber die Zweifel hielten sich nicht, ganz falsch konnte die Nachricht doch nicht sein. Auch brachte sie der „Staatsanzeiger". —

Das demokratische Konzert beim Hofjäger war so glänzend und besucht, als das vorigemal, unendlicher Leberuf für Waldeck. Hr. von Weiher ließ mir sagen, die Nachricht von Görgey sei nicht wahr! — Ach, ich sehe, daß ich zwar das Unterliegen der Magyaren in meine Rechnung aufgenommen hatte, aber hoffte, falsch gerechnet zu haben!

Montag, den 20. August 1849.

Ich habe mich von der gestrigen Mißstimmung erholt und neuen Muth gefaßt, dem Leben und den Ereignissen fest in's Auge geschaut und die Zuversicht erneuert, daß das Gute besteht und das Bessere kommt, unter welchen Gestalten es auch bisweilen sich verstecken wolle. Die Schwäche von gestern habe ich noch bei keinem politischen Vorfall empfunden, sie rührte auch größtentheils aus den andern Eindrücken her, die der Magyarennachricht vorhergingen. Meine Zweifel gegen deren vollständige Richtigkeit sah ich heute durch das Extrablatt der „Nationalzeitung", das mir Weiher brachte, gerechtfertigt. Wir erörterten diese Sache und manche andre. Wir kamen

überein, daß wir hier noch große Prüfungen werden zu bestehen haben, die volksfeindliche Gewalt kann die Vereine nicht dulden, sie wird die Preßfreiheit aufheben. Nur zu, nur zu! Es muß noch vieles geschehen, noch vieles zur Sprache kommen, die Gelüste müssen Thaten werden, sonnenklar die Falschheit, der Verrath. Die Volkssache wird von der Reaktion lernen, was sie zu thun hat, und der Schüler den Meister übertreffen, für Einen Schuß zehn zurückgeben und Haft, Absetzung, Verfolgung, Ausweisung reichlichst ausüben. —

Ueber Ungarn noch nichts Gewisses. Doch heißt es in diplomatischen Kreisen, Görgey sei zum Diktator ernannt worden, habe als solcher die Fürsprache des Kaisers von Rußland angerufen, damit der ihre Unterwerfung unter Oesterreich vermittle; später habe er dann, heißt es, sich mit seinen Truppen auf Gnade oder Ungnade ergeben. In kurzem muß das alles in's Reine kommen. —

Garibaldi soll glücklich in Venedig angelangt sein.

Amnestie für die Lombarden, doch sind über neunzig Personen ausgenommen, unter ihnen Graf Casati, den ich kenne, die Fürstin Belgiojoso ꝛc. —

In Rastatt am 16. der ehmalige nassauische und griechische Offizier Böning, schon sehr bejahrt, und der Volksschullehrer Karl Höfer aus Altneudorf, standrechtlich erschossen. Der blutige Rachedurst kann sich nicht ersättigen!

In Goethe gelesen, im Plutarchos. —

Ich bin sehr betrübt, so viele schlechte Bekanntschaften, so traurige Freunde zu haben. Da sind mir manche der Feinde noch lieber, als diese Sorte von Halben und Schwachen!

Dienstag, den 21. August 1849.

Der aus Warschau hier angekommene Graf von Benkendorff hat allerdings Nachrichten mitgebracht, die den vorgestrigen Wiener Nachrichten von Görgey's Unterwerfung einigen Glauben verschaffen. Bestätigt sich die Vermittlung Rußlands zwischen Magyaren und Oesterreichern, so behält Rußland künftig seine Hand in Ungarn, wie es sie in der Moldau und Walachei hat. Der Großfürst Thronfolger ist nach Wien abgereist. —

Besuch von Weiher; Besprechung der Lage der Sachen, Ermittlung des Guten im Schlimmen, Stand der Demokratie. Das Eigenthümliche dessen, was jetzt geschieht, ist die Verallgemeinerung der Zustände, die Gleichmäßigkeit der Verhältnisse, die Unterdrückung wird bald allen Völkern gemeinsam, der Franzose ist nicht viel besser dran als der Deutsche, der Deutsche nicht viel besser als der Pole und Italiäner. — Die Denkungsart und Gesinnung sind aber schon längst dieselben und werden durch alles, was geschieht, nur ausgebreitet und verstärkt. —

Garibaldi soll wirklich in Venedig eingetroffen sein. — Ueber Kossuth, Dembinski und Bem weiß man noch nichts. —

Die Sachen in Ungarn sind noch nicht gehörig aufgeklärt, es müßte denn wahr sein, was angedeutet wird, daß die magyarischen Truppen des Kampfes müde geworden seien und den Gehorsam versagt hätten. Das Anrufen des russischen Kaisers ist jedenfalls wichtig und wird große Folgen haben. —

Die Bürgerschaften von Lübeck und auch die von Bremen (Hr. Bürgermeister Smidt, wo blieb Ihre Klugheit?) haben sich des Beitrittes zur Dreikönigsverfassung noch geweigert.

Wird nicht diese Oktroyirung nun gänzlich fallen und zurückgenommen werden, da Oesterreich wieder stark mitsprechen kann? Wird Rußland nicht auch einreden? Wird es der preußischen Regierung nicht lieb sein, das Volkshaus fallen zu lassen und auf den alten Bundestag zurückzugehen? Es war ihr niemals Ernst mit der versprochnen Freiheit. Der Kaisertraum ist aus und über die Hegemonie läßt sich noch immer auch in den alten Verhältnissen reden. — Man wünscht die oktroyirte Reichsverfassung zu retten, Camphausen und die andern Gothaer bieten alle Kräfte auf, selbst einzelne Demokraten stimmen dafür. Ich bin nicht dieser Meinung. Das Falsche bleibt das Falsche. Wir hatten deutsche, wir hatten preußische Nationalversammlung; die müssen wiederkehren, auf altem Rechtsboden des Volks. Lieber mögen die Russen kommen; Gewalt einmal als unvermeidlich gesetzt, ist mir die offene, die unheuchlerische die liebste. Alles Gefühl für Preußen, alle Vorliebe für diesen Staat ist erloschen. Den Meisten ist es ein gleichgültiger Name; die Faust, die uns drückt, sagen sie, kann auch Oesterreich heißen. Unser Verlangen, unser Recht heißt Freiheit, die hat mit beiden Regierungen nichts zu thun, und am Ende fährt sie noch besser bei Oesterreich.

Mittwoch, den 22. August 1849.

Geschrieben. Ueberblick der politischen Lage von Europa; wo ist die Macht, die wahre Macht, nicht die der Bajonnette, sondern die des Glaubens? Sicher bei den Fürsten nicht! Vielleicht war niemals in Europa eine solche Zeit, wo das König- und Kaiserthum allgemein so herunter war, so viel Haß trug und — was schlimmer

iſt — ſo viel Verachtung. Ganze Völker empört und in Waffen gegen ihre Fürſten geſtanden, Franzoſen, Deutſche, Italiäner, Polen, Magyaren, Dänen, wer will das ausgleichen, heilen? Die Reaktion glaubt zu ſiegen, es ſcheint ſo, aber ſie hüte ſich, ihr Unterliegen iſt nur größer und furchtbarer angelegt. Sie ahndet wohl etwas, ſicher iſt ſie nicht. Wie dringt ſie hier ſchon auf Abſchaffung des demokratiſchen Vereinsweſens, während uns der alberne * * und der ſtumpfſinnige * verſichert, es ſei aus mit der Demokratie! —

Ich habe mich wieder gefaßt. Der Fall der Magyaren konnte mich beſtürzen, wegen der Macht und Bedeutung des einzelnen Ereigniſſes, aber im Grunde gehört das Geſchehene in den Gang des Dramas, wie ich es zu verſtehen glaube. Vorwärts! —

Man ſpricht ſchon von einem neuen Miniſterium, an deſſen Spitze der Präſident von Gerlach ſtehen ſolle. Nie noch hätte Preußen ein ſo gräßliches, ein ſo verderbliches Miniſterium gehabt. Aber es wäre ganz richtig. Längſt ſchon hab' ich verkündet, daß der Augenblick eintreten werde, wo Brandenburg und Manteuffel in Ungnade fallen, getroffen von Vorwürfen, daß ſie lauter Konſtitutionelles angeordnet. Ça ira, ça ira! Die Sachen entwickeln ſich, wie ſie müſſen! —

Nachmittags eine ſchöne Spazierfahrt gemacht nach Charlottenburg und zu dem Blumengarten Witzleben genannt. Der Gärtner, der in Mexico war, führte mich herum. Ueber ſechshundert Arten Roſen, fünfhundert Arten Georginen und hunderterlei andre Blumen in reichſter Fülle. Zurück fuhr ich über Lützow am neuen Kanal hin, auf der Chauſſee mit drei Reihen Bäumen. Große, ſchöne Anlagen, die auf künftiges Gedeihen deuten. Gehe ſeinen

besten Segen der Himmel dazu! und der beste ist Volksfreiheit! —

Ueber den Superintendenten in Charlottenburg, Prediger Mann; ein niederträchtiger, fanatischer Heuchler. Er hat die Leute pöbelhaft aufgehetzt, die Demokraten todtzuschlagen. —

Der Großherzog Leopold wieder in Karlsruhe, durch den Prinzen von Preußen eingeführt! Die Verurtheilungen gehen fort. Der brave Savoye hat darüber an die französischen Minister ein Schreiben erlassen, sie sollen dem Gräuel Einhalt thun. Die „Demokratische" und die „Urwähler-Zeitung" hier sprechen ihren Abscheu freimüthig aus. Wie lange werden sie's noch können! —

In Posen und Breslau wird nun auch der Belagerungsstand aufgehoben.

Donnerstag, den 23. August 1849.

Geschrieben, kurze Denkschrift über die Haltung unsrer liberalen Tageblätter in den Angriffen, die ihnen bevorstehen, sie sollen kühn bleiben, aber mit Klugheit und sich durch Oertliches, Berichte über Litteratur, Kunst, Theater, Gesellschaft, den Lesern empfehlen. Wenn das politische Seil reißt, können sie eine Zeitlang ganz auf diesem nebengespannten gehen. —

Ich höre jetzt weniger als sonst aus der politischen Welt. Meine aristokratischen Bekannten ziehen sich zurück und ich lasse sie laufen, meide sie vorsätzlich. Mit unsrer Regierungsparthei kann ich natürlich keinerlei Beziehung haben. Ich erfahre alles frühzeitig genug, wenn die Ränke und Schliche an den Tag kommen! Minister und Kammern sind jetzt der Pöbel, um den ich mich nicht bekümmere;

die Art, wie sie mit dem Gesetz, mit dem Recht, mit den Versprechungen umgehen, ist schlimmer als Fenstereinwerfen und Katzenmusik, sie ist wahrhaft bübisch. —

In Wien steigen die Kurse nicht. Keine authentischen näheren Nachrichten aus Ungarn. — Die Sachen noch unklar. —

In Kassel das Ministerium Eberhard wieder eingetreten, zum grimmen Verdrusse Preußens. —

Heute sind die sogenannten Maigefangenen — Dr. Waldeck, Berends ꝛc. — entlassen worden. Die niederträchtige, feige Behörde wollte sie schon gestern in der Stille entlassen, dann heute in aller Frühe fortschicken, aber sie blieben bis 7 Uhr, mußten dann aber durch Nebenausgänge weggehen! — Gedicht zu Ehren der wackren Männer.

Freitag, den 24. August 1849.

Geschrieben. Es giebt nichts Schändlicheres als der Mißbrauch der Justizformen zur Befriedigung der Leidenschaft, aus Haß und Furcht einen Mann, den man unschuldig weiß, zur Haft und Untersuchung zu ziehen, bloß um ihn schmachten zu lassen. Wie lange soll der edle Waldeck noch gefangen sitzen? Wäre er schuldig, wäre die geringste Aussicht, daß er verurtheilt werden könnte, so wäre seine Sache längst aus; aber da man ihn nicht in's Zuchthaus bringen kann, hält man ihn in Untersuchungshaft. Und was gewinnt man? Haß und Verachtung für sich, Ehre und Bedeutung für Waldeck! Indeß leidet er sehr; welche Qual, einen ganzen Sommer so zu verschmachten! —

Sendung von Hrn. von Schön, der sehr erbittert ist über den Gang der Dinge. —

Besuch von Savile Morton; über die Sache der Magyaren, bei längerem Bestande konnte sie der kräftigsten Unterstützung aus England und Nordamerika gewärtig sein, der Gedanke war schon erwacht, Freischaaren und Schiffe in's adriatische Meer zu schicken, zehntausend Mann mit zahlreichem Geschütz, viele Millionen würden dazu gezeichnet worden sein. Jetzt ist alles zu spät. Indeß wer weiß! Der Gedanke kann noch fruchtbar werden, für andre Länder, vielleicht auch später noch für Ungarn. Denn daß nun dort alles vorbei sei, kann niemand glauben. Zuckt doch Polen noch immer! Und sind Baden, Sachsen, Berlin ꝛc. wirklich beruhigt? Ganz und gar nicht! —

Die Erschießungen in Baden dauern fort, auch geringe, unbekannte Leute werden verurtheilt. Diese Grausamkeit ist eine fürchterliche Lehre für die Gegner, auch grausam zu sein. —

In Hamburg warnt der Senat die Einwohner vor Preßfreiheit, über die sich Preußen mit Recht beklage. Wieder die alten Erbärmlichkeiten! Was die Behörden hier dulden, verlangen sie von auswärtigen unterdrückt. Albern! —

Die nichtswürdige Polizei wendet gegen das Vereinswesen die jämmerlichsten Scheerereien an; wenn der Verein nicht zur bestimmten Stunde, eine halbe Stunde später, eröffnet wird, so darf er nicht mehr für den angemeldeten gelten, auch nicht, wenn die Reden und Vorträge durch Musik oder andre Ergötzlichkeiten unterbrochen werden. Wozu das? Feige Nichtswürdigkeit, zu quälen und zu scheeren, anstatt herzhaft und frank zu unterdrücken. Es giebt nichts Verächtlicheres! —

Geschichte Schnapphahnski's, Hamburg bei Campe. Des

Fürſten Lichnowsky Schändlichkeiten und Gemeinheiten; das Helgolander Mädchen, die Herzogin von * *, die Ohrfeigen, alles kommt vor.

Aus Ungarn noch nichts recht Klares. — Gerüchte aus Frankreich, Bonaparte ſoll Präſident auf zehn Jahre werden, eine öſterreichiſche Erzherzogin heirathen ꝛc.

Sonnabend, den 25. Auguſt 1849.

Geſchrieben; über die deutſche Sache, die ſo eingeleitet iſt, daß ſie nothwendig auf den Bundestag zurückkommen muß, und dies iſt eine Schmach und Schande, mir aber doch lieber als die Dreikönigs-Oktroyirung. In der erſten Kammer trug der Regierungskommiſſair, der Graf von Bülow, die Lage der Dinge vor und deutete ſchon an, daß, wenn jene Oktroyirung auf Schwierigkeiten ſtieße, der Bundestag in Ausſicht ſtände. Unſre Regierung hat nie etwas andres ernſtlich gewollt; ein Volkshaus hätte ſie allenfalls eine Zeitlang geduldet, um der Hegemonie willen. Der alte Quark iſt ihr aber doch lieber. Daß es an den Tag kommt, iſt gut. Ueberhaupt, dieſe Zeit iſt eine des Kennenlernens. —

Direktor Ternite bei mir; vertraut mir, der General von Colomb habe ihm mit Entſetzen geſagt, ich ſei ein Demagoge, habe nicht gewählt und auch meinen Bedienten nicht wählen laſſen. Ich lache. —

Ich fuhr nach dem Lagerhauſe. Ich dachte, dort würde es übervoll ſein, ich fand nur Ofers und Rauch. Eben wurde das Modell der Statuen warm aus dem Ofen gebracht und aufgeſtellt; ich fand die Gruppe von Goethe und Schiller viel beſſer zuſammengeſetzt, als ich mir ſie gedacht, obwohl ich die Vereinigung in dieſer Art *noch*

nicht billigen kann; Rauch hat sich möglichst herausgeholfen, jede Unterordnung und jede Nebenbuhlerei glücklich vermieden. Das Werk geht noch heute nach Weimar ab. Rauch bemerkte, bei allen alten Statuen solcher Art sei die eine Hand stets im Gewand verborgen, immer finde sich das, aber noch nie habe er finden oder erfahren können, aus welchem Motiv? Olfers meinte, es solle Ruhe bedeuten. Ich fragte, ob es nicht einfach daher zu leiten sei, daß man wirklich so gegangen sei? Das schien Rauch einzuleuchten. Ich blieb noch eine Weile allein mit ihm und besah seine Arbeiten zum Friedrichsdenkmal. —

Ist es wahr, daß Frankreich und Oesterreich von Preußen Erklärungen über die Besetzung von Hamburg verlangen und auch Hannover dagegen Einwendungen macht? — Niemand zweifelt mehr, daß der Senat die Preußen gerufen habe. —

Vortrag von Radowitz über die deutsche Sache in der zweiten Kammer heute. Lug und Trug, unter großem Beifall, auch von der linken Seite, denn er schimpfte auf den alten Bundestag, mit solchen Redereien berückt er die Menschen, wie in Frankfurt mit dem Kitzel der deutschen Flotte und der deutschen strategischen Gränzen. Lug und Trug. Er ist von Haus aus ein Verräther, ob mit Schmerling, mit Gagern, mit Manteuffel, das kann uns gleich sein. Und die Lumpen hören auf ihn!! —

In Baden wird noch immer erschossen. —

In Ungarn alles dunkel und räthselhaft.

Montag, den 27. August 1849.

Ein Billet von Hrn. Savile Morton meldete den Fall von Venedig, das am 24. sich ergeben hat! Eine Nach-

richt, die mich weniger hart traf, als die von dem Erliegen der Magyaren, aber doch immer ein trauriges Ereigniß, das vielen Muth niederschlägt, vielen Uebermuth erweckt. Im Grunde nur richtig, wohl weiß ich es! Sehen wir nun, was weiter sich begeben wird.—

Merkwürdige Geschichte mit Hassenpflug in Greifswald! Er ist des Unterschleifs anvertrauter Gelder beschuldigt, der politische Hundsfott enthüllt sich als gemeiner Verbrecher! Die Zeitungen sprechen davon schon ganz laut. Aber man wird ihm durchhelfen, dem Liebling der Willkürherrschaft und der fanatischen Frömmelei! —

Radowitz hat durch die Frechheit seines Auftretens, dieses Thun als sagte er was, dies Betonen des Geringen, diese falsche Würde, doch wieder dem dummen vornehmen Troß und den blödsinnigen Philistern Sand in die Augen gestreut. Er ist ein Gaukler und Charlatan durch und durch; ein politischer Cagliostro; es ist unglaublich, wie grob man die Leute betrügen kann, ja muß, die Menge läßt sich nicht fein berücken. Im Grunde ist sein Imponiren und das des Heinrich von Gagern sehr verwandt bei großer Verschiedenheit.

Dienstag, den 28. August 1849.

Hundert Jahr! Ganz Deutschland feiert den heutigen Tag. Goethe ist sein größter Name seit Luther. Heil und Segen seinem Andenken! Aber der Zustand der Nation tödtet jeden Sinn für Festfreude, ich empfinde sie wirklich nicht. Und Philister sind's, die den Helden jetzt feiern! —

Ich mußte doch nothwendig etwas über den Fall von

Venedig schreiben; die Schwachen müssen gestärkt werden bei solchen Gelegenheiten. Indeß sind' ich zu meinem Erstaunen, daß die Volkspartei in Berlin den Muth nicht sinken läßt, mag sich draußen begeben, was da wolle; im Gegentheil, sie fühlt sich stark und ist voll Zuversicht. Sie hat kluge Köpfe und sinnreiche, so wie kriegerisch entschlossene zu Führern, und gewinnt immer neuen Zuwachs. Man kommt mehr und mehr dahin, die Freiheitssache als das Erste anzusehen, die Deutschheit als Zweites aufzustellen und das Preußenthum erst als Drittes gelten zu lassen. Das ist die wahre Rangordnung. —

Beim Könige ist der Geheime Kämmerier Schöning eine wichtige Person, er weiß in den Papieren des Kabinets besser Bescheid als der König selbst; er schreibt manches, was der König unterschreibt, er schreibt auch ganze Briefe im Auftrage des Königs unter eignem Namen und mitunter an wichtige Personen, an Generale, hohe Beamte; ein Mißverhältniß, aus dem schon viele Uebelstände erwachsen sind. Doch zur eigentlichen politischen Kamarilla gehört der Mann nicht. —

Gedichte von Petöfy, aus dem Ungarischen von Kertbeny. —

In Baden dauern die Erschießungen fort; man bildet sich auf die grausame Strenge ordentlich was ein! Das Volk lernt allerdings dabei — aber nicht sich fürchten, sondern sich ernst zu rächen! — Ein Herr von Rango, sechsundfünfzig Jahr alt, zu zehn Jahren Zuchthaus verurtheilt und viele Andre. — Ueber Kinkel noch nichts Gewisses. —

Die Besatzung von Komorn soll sich nun auch ergeben haben, aber ebenfalls den Russen. —

Die erbgesessene Bürgerschaft von Hamburg hat sich

durch Mehrheit für den Dreikönigsentwurf erklärt! Armes Hamburg! —

Der Volksverein gestern in Tivoli durch den Polizeimann plötzlich aufgelöst, weil Dr. Meyen gegen den Treubund sprach; nach §. 17 des Preßgesetzes sei das nicht erlaubt. Der dumme Kerl, was soll das Preßgesetz hier? Aber gewiß hat er nach Befehl gehandelt! Man schikanirt, das nennt man regieren!

Mittwoch, den 29. August 1849.

Die Unterwerfung Hamburgs unter den Dreikönigsentwurf ist ein trauriges Ereigniß und wirft neuerdings häßliche Schatten auf Preußen, zugleich auf den Senat. Die schändlichste Verrätherei ist geübt worden, aber sie ist offenbar, offenbar auch die Gewalt, mit der sie durchgesetzt wird, denn gegen alles Recht ist Hamburg von preußischen Truppen besetzt, unter ihrem Zwangsdruck ist der Beitritt erfolgt. Das Volk soll lernen, auch das dieses kleinen Freistaats, daß es seine Regierung ist, die alle Schmach herbeiführt. Und es lernt! —

Geschrieben, aber mit Unlust. Ich sollte gewisse Arbeiten gewohnt sein, aber jeder neue Anlauf ist wie ein erster, als hätte ich noch nichts versucht und gethan. Das Jahr 1848 für meine Denkwürdigkeiten zu verarbeiten liegt mir schwer auf dem Herzen, ich kann nicht ruhig sterben, eh' ich das ausgeführt, und doch erschreck' ich vor der Aufgabe, sie steht vor mir wie ein steiler Fels, zwei Versuche, ihn zu ersteigen, hab' ich, als sie schon weit gediehen waren, wieder aufgegeben. Es muß der dritte gemacht werden, aber der Stoff will sich nicht fügen, die Stimmung

nicht klären. Ich gerathe in eine Art Fieber, wenn ich dran denke. —

Der Staatsanwalt wollte die zweite Kammer gegen die Angriffe des „Kladderadatsch" gerichtlich in Schutz nehmen; die elende Kammer hatte doch die Scham, diesen Antrag, gegen den sich Beckerath erhob, zurückzuweisen. —

Die Frage taucht auf, ob die preußischen Volksfreunde zu den Reichstagswahlen, die nächstens stattfinden können, mitwirken sollen? Die „Urwählerzeitung" bejaht es, mit leidlichen Gründen, stellt es aber reiferer Ueberlegung anheim. —

In Ungarn haben offenbar frühere Unterhandlungen stattgehabt und sind den Magyaren Bedingungen zugestanden worden, und zwar von russischer Seite, Bedingungen, wegen deren Oesterreich keine Wahl mehr gelassen ist. — Auch in Venedig dürfen die Gefährdeten fünf Tage hindurch ungehindert weggehen. So daß in Italien und Ungarn hoffentlich die Scheußlichkeiten von Baden sich nicht wiederholen werden. —

Im Plutarchos gelesen, in Goethe's und Schiller's Briefen. —

Wer regiert denn in Preußen jetzt? Nicht der König; sein Wille gilt nur, insofern er mitgeht. Die Militairpartei herrscht, der alte Preußengeist, der in der Armee den Staat sieht, der aber in neuen Formen sich bewegen muß, weil die alten zerschlagen sind. Die Truppen insgesammt sind vom Könige ab- und dem Prinzen von Preußen zugewendet. Eigentlich ist die Monarchie ohne Monarchen, der Staat besteht ohne König, als Oligarchie, und unfehlbar werden die Menschen es inne (auch ohne ausgesprochenes Bewußtsein), daß der Staat ohne König sein

kann. Iſt das noch das alte Preußen? Nimmermehr! Und ſo iſt ſelbſt die Reaktion noch Revolution!

Donnerstag, den 30. Auguſt 1849.

Die Gegenrevolution geht Schritt für Schritt weiter, ſie hegt die ſtolzeſten Hoffnungen, nicht nur die politiſche Freiheit ſoll unterdrückt werden, auch die geiſtige, man ſinnt ſchon auf Kirchenzwang, die Jeſuiten rechnen auf die Herrſchaft, die Herſtellung des Mittelalters hält man für möglich. Aber was wäre damit geholfen? War damals die Herrſchaft ſo feſt, der Zuſtand ſo ſchön, waren Obrigkeit und Kirche einig, die Kirche nur einig in ſich? — Jetzt, bei Handel, Druckerei, Eiſenbahnen ꝛc.! wird keine Gewaltherrſchaft lange beſtehen, und auch im Augenblicke nicht unbedingt. Thöricht aber iſt es, die Herſtellung des Alten für möglich zu halten, das nicht Stich hielt; die Macht muß, um ſich zu behaupten, Neues ſchaffen, das beſſer hält; thut ſie das aber, — nun das iſt's ja, was wir wollen! Das iſt Revolution! —

Ausgegangen; bei Kranzler die Zeitungen, darauf in den Thiergarten, bei Kroll die Gewerbeausſtellung zu beſehen; merkwürdig wie vielerlei Berlin erzeugt und wie Tüchtiges und Schönes, beſonders an Maſchinen und ſonſtigen Sachen des höheren Handwerks. Ich blieb eine Stunde und kam ſehr ermüdet nach Hauſe. —

Die Polizeiwillkür gegen die Vereine mehrt ſich; unter den falſcheſten Angaben und nichtigſten Vorwänden werden die Reden unterbrochen, die Geſellſchaften aufgelöſt; und die Miniſter bereiten ein neues Klub- und Preßgeſetz, mit ihren eben oktroyirten ſind ſie ſchon nicht mehr zufrieden! —

Wir gehen auf ſchlechten Wegen vorwärts! Verrath

und Bosheit führen, die Dummheit folgt, die Schwäche ſieht zu.

Freitag, den 31. Auguſt 1849.

Geſchrieben; ob die preußiſchen Freiheitsfreunde zum Reichstage der Dreikönigsverfaſſung wählen ſollen? Die „Urwählerzeitung" ſagt ja, die „Demokratiſche" nein. Noch abzuwarten! —

In Baden wird fortwährend erſchoſſen. In Berlin die unwürdigſten Polizeiſcheereien gegen die Vereine. In Hamburg das Benehmen des Senats! —

Die Sachen in Ungarn ſind noch nicht im Klaren. Das Benehmen der Ruſſen gegen die Magyaren iſt freundlich, dieſe wenden ſich ganz jenen zu, nicht den Oeſterreichern; auch mit dem Banus und den Kroaten ſind die Ruſſen in beſter Freundſchaft. Was wird das für Folgen haben! —

Der Großfürſt Michael in Warſchau vom Schlage getroffen. Die Großfürſtin Helena hier angekommen.

Zum 31. Auguſt 1849.

Während des Krieges in Ungarn bekam der Kaiſer Nikolaus eine Zeitlang ſo ſchlimme Nachrichten, daß er ſein ganzes Heer verloren glaubte und die Völkerempörung ſchon in Polen, in das alte Rußland ſogar eindringen ſah. Dabei tröſtete ihn doch in etwas, daß der Fürſt Paskewitſch ſeinen Feldherrnruhm eingebüßt habe. Aber bald kamen die Nachrichten anders, und der Verrath Görgey's legte Ungarn zu des Feldherrn und des Kaiſers Füßen. Als die Gewißheit dieſes Erfolgs durch den Sohn des Paskewitſch überbracht wurde, war der Kaiſer einige

Minuten wie versteinert, schien keine Freude empfinden zu können und seine ersten Worte waren: „Was Paskewitsch für Glück hat!“ er meinte unverdientes, denn daß die Kriegsleitung eine schlechte gewesen, hatte er doch eingesehen. —

Paskewitsch hatte im ungarischen Kriege einigemal ganz das Ansehn, als begünstige er die Ungarn; er versäumte die wichtigsten Maßregeln, auch dann noch, als seine Generale ihn aufforderten, sie zu nehmen. War es Unfähigkeit oder Verrätherei, das war zweifelhaft. Bei einem besonderen Unfall wollte er dem General Anrep Vorwürfe machen, daß er daran schuld sei, weil er die empfangenen Befehle nicht befolgt habe. „Sie haben mir nicht diese Befehle geschickt“, rief Anrep aus, „die Sie jetzt vorgeben, sondern die entgegengesetzten.“ Er zog ein mit Bleistift geschriebenes Blatt hervor. „Da, sehen Sie“, rief er, „Sie werden doch Ihre eigene Handschrift nicht läugnen? wiewohl Sie alles fähig sind!“ Da packte ihn Paskewitsch an der Brust, Anrep aber, jünger und kräftiger, schlug ihn zurück und schleuderte ihn gegen die Wand. „Das ist's, was Sie verdienen!“ rief er im Abgehen. — Die Sache hatte keine weitern Folgen.

Ende August 1849.

Ohne Görgey's Verrath hätten die europäischen Geschicke vielleicht eine andre Wendung genommen; die österreichischen und russischen Generale standen in bittrer Feindschaft gegen einander; in dem russischen Heer war heftige Zwietracht, Paskewitsch wurde von seinen Untergebenen beschimpft, man sprach davon, ihn zu verhaften, der Kaiser war mißtrauisch und feindlich gegen ihn. Der General

Rüdiger hatte schon den Befehl, ihm den Oberbefehl abzunehmen und das Heer aus Ungarn heimzuführen. Görgey's Verrath rettete den elenden Feldherrn und die Ohnmacht der Russen.

Sonnabend, den 1. September 1849.

Die Truppen in Hamburg vermindert. Landwehrmänner aus dem Posenschen sehr unpreußisch. —

Besuch von Hrn. Savile Morton. Ueber den heutigen politischen Zustand; wiefern Preußen und Oesterreich einig, wiefern getrennt, eben so Oesterreich und Rußland. Daß die Waffen jetzt überall schweigen, macht keine wesentliche Aenderung, im Großen ist alles wie es war, der Kampf auf Leben und Tod besteht nach wie vor; wenn Napoleon als Sieger Frieden machte, war auch der Kampf nur scheinbar aus, er dauerte im Stillen fort bis zu neuem Ausbruch, und die oft Ueberwundenen blieben zuletzt die Ueberwinder. Ueber Carlyle, Milnes. — Ob die neue Zentralgewalt, die man beabsichtigt, zu Stande kommen, ob sie etwas bedeuten werde? Nein. —

Die Geheimräthin Waldeck darf jetzt täglich zu ihrem Manne. Von seinem Prozeß verlautet noch nichts Zuverlässiges, nur seine Schuldlosigkeit ist gewiß. —

Die „Demokratische Zeitung" hat wieder einen Artikel über die Wahlen zum Reichstag; ich könnt' ihn geschrieben haben, so sehr ist mein Sinn darin ausgedrückt! — Auch die „Nationalzeitung" ist sehr brav. —

Ich habe mir die „Neue Preußische (Kreuz-) Zeitung" bestellt. Man muß dem Feind in's Auge sehen! Ueberdies zeigt dies Blatt mit frecher Aufrichtigkeit stets im voraus die Punkte, wohin die Parthei strebt. Auch hab' ich das Vergnügen, hier die falschen Liberalen, die Verräther und

Lumpen, bisweilen abstrafen zu sehen! Hr. Baumstark mußte schon hart heran, jetzt auch Hr. von Meusebach etwas unsanft. —

„Kladderadatsch" heute sehr gut über die stille Verachtung von Seiten der zweiten Kammer, er habe noch die volle Achtung der ersten, rühmt er sich! —

In Arad mehrere Erschießungen, unter andern des ungarischen Obersten Grafen von Leiningen.

Sonntag, den 2. September 1849.

Die „Nationalzeitung" zeigte gestern, welche Falle das nach der Dreikönigsverfassung eingeführte Schiedsgericht sei, in der alle Volksfreiheiten gefangen werden. Heute zeigt sie die Anmaßung und Ungesetzlichkeit des Beschlusses der ersten Kammer zur Einstellung der Bürgerwehr. Die Reaktion schleicht wie Schlangen in Windungen immer bedrängender heran, bis alle Volksfreiheit erstickt ist. Der österreichische General d'Aspre, der würdige Kumpan des schändlichen Haynau, hat in Toskana kürzlich auf „die Sklaverei aller Völker" getrunken! Wahnsinniges Vieh! — Wer die Dinge höher ansieht, wird erkennen, daß der Boden nur umgeackert wird, um besser Frucht zu tragen. Die Völker sind in der Lehre, und sie lernen. —

Ausgegangen. Bei Kranzler die augsburger „Allgemeine Zeitung" gelesen. Sie enthält aus Frankfurt am Main einen Artikel, der die Regierungen des Verraths bezüchtigt und einen neuen allgemeinen Volkssturm droht, der sich dann nicht mit Versprechungen wird abfinden lassen. Merkwürdig genug! —

Zwei Soldaten, die auf den König schimpfen. —

Wenn man nur auf die Fortschritte der Reaktion sieht,

auf ihr langsames, aber sichres Verfahren, auf das was sie schon vernichtet, auf ihr Einverständniß und ihr Zusammenwirken, auf den unermeßlichen Hinterhalt, den sie an Rußland, an den eignen, mit Kunst und Anstrengung wieder gezüchteten Truppen hat, auf die Lähmung und die Verrätherei der französischen Regierung —, so möchte man verzweifeln, daß dieses Geschlecht noch je die Freiheit wiedersehen könne. Allein das ist alles schon dagewesen! Wie viel schlimmer sah es 1811 in Europa aus, und 1847! Sind sie bessre Feldherrn und Soldatenfürsten, als Bonaparte war? bessre Schlauköpfe als Louis Philippe? vorsichtiger und zäher als Metternich? Gewiß nicht! Und alle diese sind gefallen! —

Das arme Dessau, mit seiner demokratischen Verfassung und abgeschafftem Adel, an Preußens Fuß hingelegt, um zertreten zu werden! Aber wie der Wurm, der den Fuß, von dem er getreten wird, oft tödtlich sticht, so hat auch Dessau schon uns gestochen, der Adel fühlt den Stich, denn das Beispiel, das Wagniß ist hier alles. Und ein so nahes! —

Die „Urwählerzeitung“ wiederholt ihre Meinung, daß die preußischen Volksfreunde an der Wahl zur deutschen Volksvertretung sich betheiligen müssen, und erklärt, daß sie die preußische Regierung in ihrem jetzigen Bestreben für ehrlich halte. So beißt der deutsche Michel an den Köder an! Das Gepatsche von Radowitz hat ihn hingerissen! — Wie im vorigen Sommer. — Es kann Gründe geben, zu wählen, aber dieser taugt nichts. Wie werden die Volksbetrüger lachen, daß ihnen die Arglist so gut gelingt, daß die hohlen Phrasen so gut einschlagen!

Montag, den 3. September 1849.

Geſchrieben; noch immer derſelbe Gegenſtand, wählen oder nicht! Wie die Sachen ſtehen, bin ich für's Nein. Das ungeſetzliche Wahlgeſetz iſt ein erſtes Hinderniß, dann aber auch das Zweideutige, Falſche der ganzen Reichsverfaſſung. Nein! auf dieſem Wege nicht! Auf andrem, künftig! Wir können warten; wenn ich warten kann, wer nicht? —

Beſuch von Hrn. Kollegienrath von Liepmann; er kommt von Weimar, war lange in Dresden; ſpricht mit beißender Laune von dem Hof und der Geſellſchaft in Weimar, mit Unmuth von den Regierungen überhaupt. Ein kluger und feiner Pedant, mit der Aehnlichkeit von Alexander von Humboldt und Wilhelm Schlegel zuſammen. Er beruhigt mich in Betreff Bakunin's, Rußland werde deſſen Auslieferung gar nicht verlangen. Schukoffskii iſt über Weimar und Dresden zum Kaiſer nach Warſchau gereiſt, um neuen Urlaub zu erlangen. —

Beſuch vom Bürgermeiſter Smidt aus Bremen; er gefällt mir gar nicht mehr, er ſieht aus wie das lächelnde böſe Gewiſſen. Den Beitritt Bremens zum Dreikönigsbunde hat er durchgeſetzt, aber mit nicht ſchönen Mitteln. Er iſt ſehr gegen das untere Volk; ihm gelten nur die Leute, die man in Geſellſchaft ſieht! Und wie viel fehlt, ſo ſähe man ihn nicht! Die großen Diplomaten haben ihn es ſchon fühlen laſſen, daß ein ſolcher Bürgermeiſter nicht ihresgleichen iſt! —

Beſuch von Hrn. Savile Morton. Ich erkläre ihm die Verfaſſung und jetzige politiſche Lage Hamburgs; das Bundesverhältniß Oeſterreichs und Preußens nach der Bundesakte; die Bedeutung der jetzigen Unterhandlungen zwiſchen beiden. Was der öſterreichiſche Graf Wrbna hier

macht? Verhandlungen, um Zeit zu gewinnen, hinzuhalten, bis die Gelegenheit günstig auf den Bundestag zurückführt. Die Regierungen wollen ganz entschieden kein deutsches Parlament, wie beschränkt es auch sei; sie können nichts dulden was dem Volke Freiheit giebt, sie dulden nichts freiwillig, nur wenn sie müssen, und das Müssen scheint ihnen mit jedem Tage sich zu mindern. —

Die Großfürstin Helena ist hier angekommen und reist morgen nach Warschau, wo der Großfürst Michael schlecht daniederliegt. —

Unsre jungen Leute begeben sich fleißig mit Büchsen vor die Thore zu Schießübungen, in Kleidung und mit Hüten, die der Polizei mißfallen. Viele Männer kaufen Gewehre. —

Smidt sagte von der neuen Verfassung Hamburgs, mit der lasse sich gar nicht regieren, sie lasse alles im Schwanken, der Senat habe nicht einmal ein Veto. Smidt, Smidt! —

Der Graf von Arnim-Boytzenburg erklärt in einer neuen Schrift, die im März vorigen Jahres — und noch am 5. Dezember — versprochene Vereidung der Truppen auf die Verfassung sei eine große Verirrung gewesen, die man zurücknehmen müsse. Schwächling, Tünkler! —

Die Hyäne Haynau läßt in Ungarn hängen und erschießen. Die Russen sind traulich mit den Magyaren, bewirthen sie, lassen ihnen Waffen. Komorn und Peterwardein halten sich noch, haben mit den Russen Waffenstillstand. Görgey auch von Oesterreich begnadigt. Kossuth, Dembinski, Messaros und viele Andre in der Türkei in Sicherheit. — Seltsamer Zustand!

Dienstag, den 4. September 1849.

Geschrieben. Ueber die Reichstagswahlen. Lug und Verrath lauern dahinter, wir werden am Narrenseil geführt! Die Regierungen wollen kein deutsches Parlament, das steht fest, darin sind sie einig, und wenn sie selbst es nicht hintertreiben können, so lassen sie es sich von Rußland verbieten. Auf diesem Wege, den man jetzt geht, ist kein Heil. Die jungen Leute, die sich in den Waffen üben, haben richtigen Instinkt. Es kommt zu neuen, beklagenswerthen Stürmen. —

Stimmung am Rhein, Aeußerungen von Soldaten ꝛc. die Revolution ist noch in vollem Gange! Die Reaktion ist doch nur wie das Zurückgehen auf einem Schiffe, das vorwärts fährt. —

Die Revision der oktroyirten Verfassung beginnt schon, in beiden Kammern, stark rückwärts, wie sich von diesen Lumpenkammern, dem Gegentheil von Volksvertretung, erwarten ließ. Eine Schandarbeit, an der sich wahre Volks- und Freiheitsfreunde nicht betheiligen konnten. Und doch arbeiten jene Knechte für uns mit, doch wird so viel erhalten, daß die Verfassung mehr sein wird, als die Willkürherrschaft ertragen kann, vielleicht ertragen wird! Denn das Gelingen des schoflen Werkes ist mir noch zweifelhaft. Mißlingt es aber, dann haben wir den größten Gewinn, dann ist es klar, daß die Sache von vorn angefangen werden muß. Und Gottlob nun haben die Preußen wie die Deutschen das Vorbild von schon Gewesenem, die Versammlungen von 1848, die Grundrechte, die Verfassungen von 1848. —

„Offener Brief an Hrn. Assessor Wagener, Redakteur der Neuen Preußischen Zeitung, von Gustav Scheidtmann." (Berlin, 1849.) Eine starke, theils bittre, theils verspot-

tende Anklage. Wieder ein Muthiger, neben den tapfern Redakteuren Zabel, Meyen und Bernstein! Und „Kladderadatsch“! Noch haben wir etwas Preßfreiheit; und würde sie unterdrückt, sie hat für zehn Jahre Vorrath aufgehäuft!

Mittwoch, den 5. September 1849.

Schlechte Nacht, unruhige Träume; politische Gesichte ferner Zukunft. —

Geschrieben; gegen den Grafen von Arnim-Boytzenburg, dessen schmählicher und eifriger Ehrgeiz die widersprechendsten Gestalten annimmt, jetzt die jämmerlichste! Jeder gemeine Kerl, der vom Tage lebt, hat mehr Ehre im Leibe, als dieser Graf. — Die „Nationalzeitung“ geht ihm heute auch tapfer zu Leibe. —

Nachmittags ausgefahren nach Treptow. Betrachtungen über die Stadt, ihre Ausdehnung, Bevölkerung; Verkehr und Lebensweise, Physiognomie der Einwohner; militairischer Sinn der Volksklassen, ihr Fleiß, ihre Entbehrungen. Frechheit einiger Konstabler, auf der Stelle bestraft durch Bürger, denen Soldaten zu Hülfe kommen; diese Kühlwetter-Schöpfung ist allgemein verhaßt, die Polizeibehörde selber mißhandelt sie. —

Unsre Minister fortwährend anmaßend, willkürlich, dumm, unsre Lumpenkammern knechtisch, zum Theil niederträchtig, die Kamarilla wüthig und blutgierig, der König null —, das ist unser Zustand, dessen sich Gott erbarmen möge! —

Hunderterlei Anschläge im Ministerium und in den Kammern zur Beschränkung der Freiheit, der schon ertheilten Rechte! Man kann in der Eile nicht alles bezwingen, nur Geduld, eines nach dem andern! —

In den Finanzsachen ist es nicht rein bei uns. Die Minister haben toll gewirthschaftet, ungesetzliche Anleihen gemacht, Kassenbestände eingezogen, zu bestimmten Zwecken angewiesene Summen anderweitig verwendet ꝛc. Ihr Glück sind die Lumpenkammern, sie werden alles gutheißen, die Nation aber wird einmal Rechenschaft fordern von den Kammern und von den Ministern. —

In Venedig ist Heinrich Stieglitz gestorben; in Wien Dr. von Feuchtersleben. —

Komorn und Peterwardein sind noch nicht übergeben. Dem Erschießen, das die Hyäne von Brescia, der nichtswürdige Haynau, in Ungarn schon begonnen hatte, ist von Wien her Einhalt gethan worden. — In Baden lehrt man das Volk fortwährend durch grausame Strafurtheile, künftig auch seinerseits so zu verfahren. — Max Dortu's Bild und Lebenslauf in allen Bilderläden am Schaufenster! Die Reaktion ist in Wuth darüber und man wird ein Gesetz dagegen machen.

Donnerstag, den 6. September 1849.

Ränke und Umtriebe am Hofe, nur aus persönlicher Eigen- und Ehrsucht, ohne politische Farbe, oder wenn diese mitspielt, so ist es nur nebenher. —

Der Ehrgeiz der politischen Parthei Gerlach hat eine tüchtige Schlappe bekommen, sie zieht die Hörner gewaltig ein. Der Klügste und Umsichtigste der Brüder wie der ganzen Parthei ist ohne Zweifel der General Leopold von Gerlach, aber dieser hat nur Muth im Hinterhalt, vor dem Riß zu stehen ist er zu feig, er fürchtet auch persönliche Angriffe außerordentlich und liebt seinen Leib mehr, als einem Soldaten ziemt. Canitz hält es nicht ganz mit dieser

Parthei, und ihm fehlt es auch an der nöthigen Haltung und Festigkeit, um ein Partheiführer zu sein, die Diplomatie hat ihn entnervt.

Freitag, den 7. September 1849.

Der Verrath an der Volkssache wird jeden Tag klarer; mit der preußischen Reichsverfassung will man die preußische und jede andre Landesverfassung nach Belieben meistern; das Ganze soll nur ein Gaukelspiel sein, durch das man die eigne Machtvollkommenheit sichern, jede andre untergraben und besonders alles Volksrecht in Abhängigkeit erhalten will. Das Gaukelspiel hat in letzter Instanz die Russen hinter sich; die Russen — von der einen Seite, von der andern freilich die Revolution! —

Des Königs Generaladjutant von Neumann hat aus Warschau mündliche Aufträge des Kaisers für den König mitgebracht, die nicht sehr angenehm lauten. Der Kaiser meint, es heiße wenig gegen die Revolution thun, wenn man draußen zwar den Aufruhr unterdrücke, daheim aber durch die konstitutionellen Fratzen (des farces) ihm neuen Boden zubereite. Die Deutschheitsgelüste finden auch beim Kaiser nur Mißfallen. Er aber läßt sich für seine Zwecke den Panslavismus recht gern gefallen! —

Der König, der nach Pillnitz gereist ist, soll von dort weiter nach Töplitz gegangen sein, um mit dem Kaiser von Oesterreich eine Unterredung zu haben. Ob das wahr ist? Fruchtlos gewiß! —

Ich empfing Zustellungen wegen der in unserm — dem einzigsten — Stadtbezirk zu errichtenden Darlehnskasse. Man hatte auch mich auf die Liste der Kandidaten gesetzt, aus denen die Vertrauensmänner zu wählen sind. Der

Grundsatz ist ausgesprochen, daß bei diesen Wohlthätigkeitssachen keine politische Partheiung einwirken soll; ich finde das recht und bin ganz damit einverstanden; aber ich traue der Gegenparthei des Volksthums nicht, denn sie hat schon die vielfachsten Beweise gegeben, daß sie unredlich alle Mittel für ihre Partheizwecke mißbraucht, mit einem Haß und einer Bitterkeit, die den Demokraten bisher in diesen Sachen fremd sind! Ich mußte deßhalb Erkundigung einziehen und ging zum Hrn. Lederhändler Hartmann. Hier erfuhr ich, daß es in diesem Bezirke für jetzt unmöglich sei, daß die Reaktion die Kasse zu ihren Zwecken mißbrauche, und ich zeichnete sofort meinen Beitrag. Hr. Hartmann sprach mit vielem Verstand und gesundem Urtheil über die Lage der Dinge, sah die Revolution nur als begonnen an, beklagte, daß die Regierung durch ihr Benehmen den neuen Volkssturm heraufziehe, den niemand wünschte ꝛc. In der Ueberzeugung, daß es weder aufrichtig mit dem Reichsverfassungsentwurf gemeint sei, noch irgend etwas Rechtes dabei herauskommen werde, will Hr. Hartmann auch für den Reichstag nicht wählen.

Sonnabend, den 8. September 1849.

Geschrieben. Ob das Heer auf die Verfassung vereidet werden soll? Die octroyirte Verfassung sagt ja, doch nun wird zurückoctroyirt! Indeß die Demokraten sagen auch nein; auf die Verfassung, wie ihr sie verhunzt, nicht! Aber wie kommt nun die Wortbrüchigkeit auch hierin an den Tag, die Falschheit eurer Versprechungen! —

Besuch von Hrn. Savile Morton. Ueber die Zusammenkunft in Töplitz. Der Kaiser von Rußland soll gesagt haben, Preußen dürfe nicht ohne Oesterreich in Deutschland einen

Bund stiften, der alte bestehe noch, man solle sich vereinbaren. Ich bin doch der Meinung, daß das Persönliche bei der Zusammenkunft von keiner Bedeutung ist; Friedrich Wilhelm ist nicht in der Lage zu höchsteignen Beschließungen, und noch weniger Franz Joseph. — Ich höre nachträglich, daß der General von Gerlach mit dem Könige in Töplitz ist; der ist ein Intrigant, aber kein Staatsmann, der hilft allenfalls etwas einbrocken, weiter nichts. Er hat keinen Muth. —

Die „Demokratische Zeitung" sagt heute alles was zu sagen ist. Kühn und stark, ein vortrefflicher Artikel! Die Presse beeilt sich, und mit Recht, denn sie wird schnell genug geknechtet werden. Aber was sie inzwischen geleistet, ist nicht zu vernichten. —

Zu Hause eine Last von Zeitungen durchlaufen. Wenig Gescheidtes, noch weniger Tröstliches. Die schändliche „Kreuzzeitung" ermattet in ihren Angriffen, sie fängt an unsicher zu werden. — Die Kammerverhandlungen sind erbärmlich, die Mitglieder, die Minister, die Zuhörer, alles erbärmlich, zur schmählichsten Verachtung. Camphausen, Beckerath und Genossen sind zu wahren Lumpenhunden geworden; der erstere spricht gegen das Wahlgesetz, das er als Minister vorgelegt und empfohlen, als von einem verderblichen, ganz unstatthaften. Schämt sich nicht, der Lump! Alle schreien, ein allgemeines Wahlrecht ist unmöglich, dabei ist keine Regierung möglich, auch hat es das noch nie gegeben! So schrie man vor vierzig Jahren gegen die Abschaffung der Prügel bei den Truppen! Und das allgemeine Wahlrecht hat in Preußen ein Jahr bestanden, hat dreimal gedient und die besten Früchte getragen, die aber vom Verrath und von der Unfähigkeit verworfen wurden. —

Vor kurzem gingen die Generale von Radowitz und von Gerlach in beſter Freundſchaft zuſammen über die Straße, ſogar eine Weile Arm in Arm. Dagegen hatten Radowitz und der Präſident von Gerlach neulich einen hitzigen Wortwechſel bei Canitz; einer warf dem andern ſein politiſches Treiben vor, jeder wollte den andern zum Revolutionair machen; Radowitz lief im Unwillen fort.

Sonntag, den 9. September 1849.

Die „Urwählerzeitung" macht die triftige Bemerkung, daß am 7. September vorigen Jahres der Abgeordnete Stein auf Beeidigung der Truppen antrug, daß am 7. September dieſes Jahres in der Kammer der Antrag gemacht worden, die in der oktroyirten Verfaſſung ausgeſprochene Beeidigung der Truppen auf die Verfaſſung zurückzunehmen; habe nun Stein Recht gehabt oder nicht? wo ſei nun die Parthei des Umſturzes, des Geſetzbruches? Offenbar auf Seiten der Reaktion. —

Geſchrieben. Ob die Volksfreunde für den Reichstag wählen ſollen? Wenn die jetzigen Umſtände fortdauern, nein! entſchieden nein! Das Ganze, was jetzt bereitet wird, iſt doch nur ein Poſſenſpiel. Und wäre es Ernſt, ſo taugte es nicht. Mit lauter Ungeſetzlichkeit, Wortbruch, Willkür, Eigenſinn, Lüge, Mauſcherei bringt man keine Verfaſſung hervor. Eher noch mit offner, klarer Gewalt.

Montag, den 10. September 1849.

Geſchrieben. Der jetzige Partheienkrieg hat die größte Aehnlichkeit mit dem in Frankreich von 1815—1820. Dieſelben Beweisführungen kommen vor, dieſelben Vorwürfe

und Maßregeln. In Frankreich endete der Streit mit Verjagung der alten Bourbons. Wir aber haben kein Haus Orleans, das an die Stelle trat. Und wir sind um neunzehn Jahre weiter. —

Der König ist von Töplitz und Pillnitz zurück. Der Ausflug nach Töplitz und die Zusammenkunft mit dem österreichischen Kaiser haben nichts auf sich; es war ein Einfall, von politischem Schein, aber nicht von politischer Bedeutung. Der König hatte keinen Minister bei sich, der Kaiser auch nicht. Der General von Gerlach, der den König begleitete, war nur eine Unschicklichkeit in Betreff Oesterreichs, aber keine politische Kraft. Doch bleibt der Besuch immer eine unangenehme Erscheinung, und der Name Pillnitz hat von Alters her schlechten Klang. Daß der König nach Töplitz gegangen ohne der Minister Vorwissen, glaub' ich, daß er aber den Grafen von Brandenburg zu sich gerufen und der das Kommen verweigert habe, glaub' ich nicht. —

Ob wir ein mehr rechtes Ministerium bekommen werden? Schwerlich; aber das jetzige wird mit jedem Tage mehr rechts. Viele meinen, das Ministerium habe sich in der deutschen Sache jetzt zu sehr ausgesprochen, mit der müsse es stehen und fallen. Wenn es folgerichtig zu sein anfängt, ist es freilich verloren; aber es wird nicht so dumm sein und die deutsche Sache fallen lassen, ohne mit zu fallen. Die oktroyirte Reichsverfassung ist ihm nicht mehr werth, als die oktroyirte preußische, ihm ist es recht lieb, wenn beide zerpflückt und zertreten werden, besonders wenn es den Schein behält, nicht schuld zu sein. Von Ursprung an unredlich, lügenhaft, im Schein lebend und mit Vorwänden arbeitend, kann es so lange ausdauern, als der Zustand, auf dem es beruht. —

Die „Nationalzeitung" liefert eine österreichische Depesche an Prokesch, worin die Unberechtigtheit, das Widersprechende, Willkürliche, Eigenmächtige des preußischen Kabinets in das hellste Licht gestellt wird; das Benehmen gegen den Reichsverweser, gegen die deutsche Nationalversammlung, die Stiftung eines widerrechtlichen Sonderbundes ꝛc. —

Brief Louis Napoleon's an Rey, schon vor drei Wochen, gegen die Anmaßung und die Widerspenstigkeit des Pabstes, — jetzt erst durch den „Moniteur" veröffentlicht.

Dienstag, den 11. September 1849.

Ich war beim Schreiben, da kam der Hofgerichtsrath Schnittger aus Greifswald, der zu einem Wasserkurort durchreist; wir sprachen über die Lage der Sachen, die absichtlich dem öffentlichen Gerichtsverfahren gelassenen Mängel, die Uebermacht des Staatsanwalts und die Regierungswillkür, die durch ihn stattfinden kann. Ich fragte nach der ärgerlichen Geschichte Hassenpflug's; er ist wirklich des Unterschleifs angeklagt und in Untersuchung, eine sehr schmutzige, widrige Geschichte, die mehr noch seine herzlose Härte als seine Unredlichkeit bloßstellt. Aber werden seine Freunde Gerlach, Stahl, Canitz, Savigny ꝛc. ihn nicht retten?

Mittwoch, den 12. September 1849.

Die Zeitungen veröffentlichen immer mehr Aktenstücke der Verhandlungen zwischen Oesterreich und Preußen über die deutsche Frage. Die österreichischen zeichnen sich durch gute scharfe Fassung aus und zeigen die Rechtlosigkeit und Willkür der preußischen Schritte sehr klar.

Donnerstag, den 13. September 1849.

Brief aus Hamburg von L. Sie schreibt unter andern: „Die preußischen Soldaten, die im Ganzen mit den Einwohnern in gutem Vernehmen stehen, äußern sich vielfach demokratischer, als die Reaktion sich träumen lassen mag. Gewiß ist, daß die posensche Landwehr bei ihrem Abzug im Eisenbahnhof mehrmals laut Hamburgs Freiheit leben ließ und dazwischen rief: «Nieder mit dem Senat! Wir wollen gern wiederkommen und zu Hamburgs Freiheit mithelfen.»“ Ferner schreibt sie: „Ein hiesiger Arzt, Dr. Philipp Schmidt, hat der Untersuchungskommission für die Vorgänge vom 13. August eine Eingabe zugehen lassen, in der er geradezu die Behörden als die eigentlichen Urheber der Ruhestörungen bezeichnet und versichert, daß er Beweise dessen was er selbst wahrgenommen und anderer Augenzeugen liefern könne, die es klar machten, daß die Behörden, wenn sie gewollt, die Exzesse sogleich hätten unterdrücken können. Darauf verfügte sich ein Mitglied der Untersuchungskommission, ein Senator, zu Dr. Schmidt, um ihn zu veranlassen, seine Erklärung zurückzunehmen; statt dessen aber ließ er sie in mehreren Zeitungen abdrucken.“ — So fehlt es doch nirgends an trefflichem Bürgermuth, der nur leider stets vereinzelt bleibt! —

Hr. Assessor Jung ist nun schließlich durch die Polizei genöthigt worden, Berlin zu verlassen, und geht nach Köln. Und dergleichen polizeiliche Willkür und Gewalt wiederholt sich täglich unter den Augen der Lumpenkammern, die ihre ganze Knechtsgestalt schamlos enthüllen! Ich vermöchte nicht, mit solchen Halunken zusammen zu sitzen und aufrichtig und ehrenwerth zu reden. Die Peitsche für die Schufte, nicht Worte! —

Man argwohnt, daß ich viel an der „Demokratischen

Zeitung" ſchreibe. Keine Zeile bis jetzt! Aber wer mich oft ſieht, mag ſich freilich wundern, daß ſchon in zahlloſen Fällen das, was ich geſtern geſagt, heute faſt in derſelben Weiſe von der Zeitung ausgeſprochen wird. Ich freue mich, daß auch Andre ſo denken und ſehen wie ich, und ihre Thätigkeit iſt mir ſo lieb, als ob es meine wäre. —

Berlin hat jetzt gegen fünfundzwanzigtauſend Mann Beſatzung. Die Truppen werden insbeſondre auf Barrikaden- und Straßenkampf eingeübt. Als ob ſich die Auftritte des vorigen Jahres grade ſo wiederholen müßten! Als ob nicht die Dinge in ganz andrer Geſtalt kommen könnten! Wenn nun die Soldaten fehlen oder ſelber den Aufſtand machen? — So will man auch die nächſten kleinen Städte um Berlin für immer mit Beſatzungen belegen, einen Gürtel militairiſcher Kräfte um Berlin ziehen. Als ob die Forts um Paris den Louis Philippe was geholfen hätten! —

Ob Peterwardein ſich ergeben hat? Komorn hält ſich noch. Alles in Ungarn ſieht trüb und unſicher aus. — Kreisſchreiben Neſſelrode's, daß die Ruſſen nach erfülltem Zwecke ſich zurückziehen und der Kaiſer nur aus Großmuth den Oeſterreichern Beiſtand geleiſtet habe. Das ſchließt aber die Kriegskoſten nicht aus. Wir wollen ſehen. —

Der Großfürſt Michael in Warſchau geſtorben. Der Kaiſer gleich nach St. Petersburg abgereiſt.

Freitag, den 14. September 18 9.

Beſuch von Weiher; über die Stellung der deutſchen Sache; vom Volke, von Freiheit, von Recht iſt gar nicht die Rede, nur von dynaſtiſchen Vortheilen, Eiferſuchten, Wünſchen, welche diplomatiſch vermittelt, daher nie voll-

ſtändig geſchlichtet werden. Preußen ſteht da und bietet mit Eifer ſeine Reichsverfaſſung an, gefüllt mit Frankfurter Freiheiten, doch wird die Füllung bald herausfallen und ſtatt ihrer das Machtbelieben eingeſtopft werden. Inzwiſchen bereitet ſich eine gemiſchte Reichsverweſerſchaft, kommt die zu Stande und kann man den innern Zank überwinden oder vertuſchen, ſo regiert man vorläufig ein oder zwei Jahre ohne Reichsverfaſſung, indem ſie beſtändig verſprochen und vielleicht auch ſcheinbar bereitet wird. Doch iſt wahrſcheinlich letzteres nicht einmal nöthig und ſo braucht man keine Wahlen zum Volkshaus zu veranſtalten. Hält man aber ein Volkshaus für zweckmäßig, ſo wird man es ſchon im engſten Raum halten, und wofern es ſich ausdehnen will, ſprengen. Vorwände findet man zu allem. Wir leben auf neue Rechnung indeß, auf Zukunft, auf neue Revolution. —

* kam. Ueber Canitz, Radowitz, Leopold von Gerlach, Präſident von Kleiſt; eigentlich kann keiner von ihnen die andern leiden, und nur darin ſind ſie einig, daß das Volk nichts ſein ſoll. Sie werfen jetzt ſchon dem Radowitz vor, daß er ſo lange in Frankfurt war; wie redlich er gegen die Freiheit und das Volksrecht dort gearbeitet, wird ihm kaum noch gedankt. —

Erſchießungen in Ungarn und neuerdings in Raſtatt. Nicht das Maß der Schuld kommt in Betracht, ſondern das Maß des Haſſes, oder der Gefährlichkeit, wie die Richter-Schergen es nennen! — Die Hyäne Haynau wird in der „Nationalzeitung“ beſprochen; dieſer Unmenſch und Schuft hat den Kurfürſten Wilhelm IX. von Heſſen zum Vater, ſeine Mutter war ein Judenmädchen aus Hanau, Rebecca Lindenheim. Und dies Juden-Hurkind wüthet am meiſten gegen die Juden, mit einer Willkür

und einer Rechtsverläugnung, wie man ſie nur im Orient findet! —

Hier fängt die Polizei ſchon wieder an, die Sonntagsfeier einzuſchärfen! Ein Zeichen, wie das Alte dreiſt wird; dieſe frömmelnden Gelüſte der Scheinheiligkeit!

Sonnabend, den 15. September 1849.

Rechtfertigung des Nichtwählens, alles was jetzt geſchieht, iſt doch nur ein Poſſenſpiel, wenigſtens im Sinne der Macher; finden ſie ſich bisweilen in ihren eignen Netzen gefangen, kommt etwas Gutes, Dauerndes aus ihrem Lügen und Betrügen, nun ſo werden wir den Vortheil davon mitgenießen, aber dazu mitwirken in ſolch unächter Vorausſetzung können wir nicht, unſre Aufgabe könnte nur ſein, ihre Lüge, ihren Verrath aufzudecken, und das thun wir mittelſt der Preſſe nach Vermögen; freilich nur unvollkommen, weil uns die nöthigen, allverbreiteten Blätter fehlen und dieſe jetzt nicht zu ſchaffen ſind. —

Neue polizeiliche Ausweiſungen aus Berlin! Und in den Lumpenkammern erhebt ſich keine Rüge, keine Anfrage! Dergleichen läßt man ſich von den willkürlichen Behörden immerfort bieten! —

In Würtemberg die Todesſtrafe und Prügelſtrafe abgeſchafft; in Gotha freiſinniges Preßgeſetz. Immer etwas! —

Die Soldaten werden ſtreng und ſtrenger zur Dienſtpflicht und Zucht angehalten; dafür ſieht man allen ihren Vergehen andrer Art durch die Finger, beſonders den Gewaltthätigkeiten gegen Bürger, gegen das Volk, die bleiben faſt immer unbeſtraft, ungerügt. Es beſtehen darüber beſondre Vorſchriften von oben her, die aber nur mündlich

mitgetheilt werden, während die amtlichen Befehle stets allgemein lauten und keine Uebertretungen ausnehmen. Ungeachtet alles Hetzens, Schulens und Beschmeichlens ist aber doch ein großer Theil der Truppen demokratisch gesinnt, und selbst ein großer Theil der Offiziere; „Wir wissen das recht gut", sagte neulich Hr. von Griesheim, aber wir haben gut Acht, und bei der ersten Regung greifen wir zu." Sie meinen wirklich, nicht bloß durch die Truppen das Volk, sondern auch durch ihre Maßregeln die Truppen zu zwingen! Die Reaktion soll sich in Acht nehmen! —

Wenn auch beide jetzige Lumpenkammern die Beeidigung der Truppen auf die Verfassung in dieser streichen, so darf der König doch davon nicht ablassen, denn er ist gebunden durch sein Wort, er hat die Beeidigung versprochen und kann nicht sagen, er müsse den Kammern nachgeben. Dies ist der Inhalt mehrerer, in den Vereinen gehaltenen Volksreden. Stimmt der König nun doch den Kammern bei, so thut er sich ungeheuern Schaden.

Sonntag, den 16. September 1849.

Das allgemeine Wahlrecht, von den Regierungen verabscheut, verkümmert, von den Doktrinairen und Philistern für eine Unmöglichkeit erklärt, von den Zaghaften gefürchtet und aufgegeben, aber in Deutschland allgemein begehrt, in Preußen dreimal ohne Schwierigkeit und Uebelstand ausgeübt, wird künftig allgemein bestehen und herrschen, wo nur irgend Volksrecht als solches in Verfassungsformen gelten wird. Die Philister schreien nur immer, das sei noch nie gewesen! Die Dummheit hat immer zumeist dieses Beweismittel. Eine Revolution wie die von 1848 verdient

auch wohl die Bringerin von etwas Neuem zu sein. Auf England wies man hin, um die Sache durch ein sprechendes Beispiel des Nichtbestehens zu verneinen; aber grade in England regt sich gegenwärtig der Anspruch auf allgemeines Wahlrecht und wird sich zuverlässig durcharbeiten. Es ist eben so wie mit dem Hause der Lords, es besteht aus alter Einrichtung; in neuer Zeit fände es keinen Platz, man würde es, fehlte es, nicht jetzt schaffen. Auf England darf man hinweisen, um zu zeigen, was bestehen kann, z. B. Preßfreiheit, Versammlungen, Habeas-Corpus &c. aber nicht, um zu zeigen, was bestehen muß, oder was unmöglich sein soll. — Uebrigens werden die Deutschen nie vergessen, daß sie das allgemeine Wahlrecht schon geübt, daß sie eine daraus hervorgegangene Nationalversammlung gehabt, daß diese ihnen Grundrechte ausgesprochen und eine Verfassung gegeben hat. —

Der Belagerungsstand in Posen aufgehoben. Nun ist keiner mehr in Preußen. Aber die Polizeiwillkür steht nach wie vor über dem Gesetz und greift überall eigenmächtig ein! —

Der Kaiser von Oesterreich hat sich zum Danke dafür, daß sein Vater ihm zu Gunsten auf die Kaiserkrone verzichtet hat, ausdrücklich und schriftlich verpflichten müssen, binnen einem Jahre ganz dem Willen seiner Eltern und deren Rathgeber zu folgen. Fürst von Windischgrätz hat dies besonders gerathen und durchgesetzt. „Er muß uns freie Hand lassen", sagte er. In diesem uns meinte er sich und dachte nicht, daß er würde weichen müssen. — Radetzky hat dies dem General von * gesagt. Radetzky hat auch von der ganzen Kaiserlichen Familie schlecht gesprochen, sie seien Alle falsch und böse, besonders sei es

der Kaiser Franz gewesen, mit kleinlichster Eitelkeit, mit abgefeimter Tücke!

Montag, den 17. September 1849.

Schon um 10 Uhr kam Hr. von Weiher, ging um 11 und kam nach halb 12 mit Hrn. Dr. Tappert wieder, den ich zum erstenmale sah und der mir als ein sinniger, ruhiger Mann recht gefiel. Wir sprachen von mancherlei, auch vom Wählen für den Reichstag, den Preußen berufen dürfte. Ich sprach meinen Versatz aus, nicht zu wählen, weil mir der Boden, den ich dazu betreten müßte, zu schmutzig sei; ich will unser altes Wahlgesetz, ich will eine freie Nationalversammlung, keine oktroyirte, keine durch willkürliche Gewalt entstehende und in den gegebenen Formen doch nur ohnmächtige. Hr. Dr. Goldstücker kam zufällig dazu. Anfangs wankten die Meinungen, dann neigten sie alle zum Nein. Dr. Goldstücker meinte lächelnd, man werde uns von oben her die Mühe der Entscheidung vielleicht ersparen. Ich denke das auch. —

Es heißt, Dr. Johann Jacoby sei in Königsberg angekommen und dort gleich in Haft genommen. Nach den Zeitungen von heute Abend war in Königsberg die Polizei in seiner Wohnung, fand ihn aber nicht. — In Litthauen und am Rhein erfolgen in politischen Prozessen durch die Geschwornen häufige Freisprechungen, über die der Hof ganz außer sich ist. Und doch sind die Geschwornen, nach dem elenden Gesetz, fast ganz durch die Behörden gewählt! Die Reaktion schreit, mit Geschwornen, die nicht verurtheilen, lasse sich nicht regieren, wie nicht mit Kammern, die nicht knechtisch dem Winke der Minister folgen. —

Ganz zuverlässige Nachricht, daß der König von Hannover sich von Preußen abwendet und zu Oesterreich tritt. Daß aus der noch immer zu demokratischen Reichsverfassung nichts wird, ist Preußen recht lieb, aber daß ihm dabei abgesagt wird, doch tief empfindlich und beschämend. So kommt es, wenn man sich in zweideutige, unhaltbare Lage begiebt! Kein Volksthum, keine Kaiserwürde, keine Oberleitung für Preußen! Die Vereinbarung mit den Fürsten ist der dummste Einfall, den die alberne Hoffahrt nur haben konnte!

Dienstag, den 18. September 1849.

Nach schlechter Nacht in den Tag hinein geschlafen. Um 10 Uhr erschienen Frau von H. und ihre Tochter. Eiligst angezogen und dann zu ihnen in die Mittelstube. Die Tochter legte gleich mit ihrem jesuitischen Glauben los, wollte Andersdenkenden die Köpfe abreißen, Berlin mit Feuer und Schwefel heimsuchen! Sie fragte: „Nicht wahr, solche Sprache von Frauen haben Sie hier wohl noch nicht gehört?“ Ich versetzte mit sanfter Artigkeit: „O, was denken Sie! Wahre Megären haben wir hier und ich höre deren Reden lächelnd an!“ Sie fühlte den Stich und die Mutter suchte begütigend einzureden. Wir schieden in recht gutem Vernehmen und die Tochter drückte mir freundlich die Hand. So bedankte sich ehmals der Soldat nach empfangenen Schlägen bei dem Offizier für gnädige Strafe! —

Mit Hrn. von Canitz soll man unzufrieden sein. Sogar Radowitz soll gegen ihn sein und ihn im Stillen zu verdrängen suchen. Jetzt, da die Volkssache aus der Re-

saur

BIBLIOTHEK DER DISCH. LITERATUR
VARNHAGEN VON ENSE, K. A.

3-598-53028-5
FN. I 2207/032

gierung heraus ist, sind wieder Ränke, Verläumdungen, Heimlichkeiten aller Art obenauf. —

Auch ist wieder sehr die Rede davon, daß Manteuffel den Grafen von Brandenburg verdrängen und Ministerpräsident werden wird. Glück zu! Mög' er sich immer mehr auszeichnen und hoch sichtbar bleiben, nicht im Dunkel dem entgehen, was das Geschick ihm zugedacht hat! —

Ich war heute veranlaßt, meine Stellung zu den öffentlichen Angelegenheiten klar auszusprechen. Ich habe nur eine geistige Betheiligung dabei, mein Alter und meine Kränklichkeit schließen mich von jedem persönlichen Antheil aus; ich kann weder ein Amt mehr annehmen, noch als Abgeordneter oder Sprecher auftreten. Die Revolution kann mir nichts mehr geben, nur nehmen, Rang, Titel, Gesellschaftsverhältnisse, Anmuth des Lebens, Einkünfte, ja durch weiteren Verlauf kann ich mit den Einkünften mein ganzes Vermögen verlieren und bin keines Erwerbes mehr recht fähig, denn selbst meine Schriftstellerei leidet von den Zeitumständen. Wenn ich also für die Revolution gesinnt bin, so ist es wenigstens unpartheiisch. Ich habe alle Versprechungen des Königs angenommen, sie als erworbenes Recht eingetragen, aber nicht zum Gebrauche für mich, sondern für Andre. Ich will, wie gesagt, für mich keinen Vortheil, nicht Volksvertreter werden, nicht in Klubs und Vereinen sprechen, ich habe mit den Steuern, mit den Gerichten nichts zu thun, gegen die Polizei keine persönliche Beschwerde, sogar die Preßfreiheit hab' ich nicht weiter nöthig gehabt, als sie schon unter der Zensur bestand. Aber was ich will, was ich erstrebe, das ist die freie Entwicklung zu sehn, die Rechte des Volks, das Zerfallen des Wahnes und Scheins, der Heuchelei Ich will Freiheits-

luft athmen! — Das Gegentheil anerkennen, ihm zustimmen, — nimmermehr!

Donnerstag, den 20. September 1849.

Immer näher rücken, in den Lumpenkammern und in den Lumpenzeitungen, die Vorschläge zu ständischer Vertretung, zu Pairie und Erblichkeit derselben! So ist's recht, zeigt euch wie ihr seid, ihr Lügner und Betrüger, ihr Verräther des Volks! zeigt eure Gelüste und führt sie aus! Wir erwarten von euch nichts Gutes. Aber ihr werdet einst ausfressen müssen, was ihr eingebrockt! — Den Präsidenten von Gerlach hat gestern die „Demokratische Zeitung" in seiner Sophistenblöße lächerlich hingestellt, wie einen dummen Jungen, der ohne Verstand und Folgerichtigkeit in seiner albernen Wuth hinschwatzt! —

Neue Todesurtheile und Erschießungen in Baden, in Ungarn. Von unsern Offizieren in Baden verlauten die scheußlichsten Aeußerungen, die unmenschlichsten, die gemeinsten. Und hier preist man sie, wie man in Wien den Schlächtern Radetzky, Jellachich und der Hyäne Haynau zujauchzt! Die Aula, die Aula! —

Hr. von Weiher kam und theilte mir mancherlei Nachrichten mit. Die Unterstützungsvereine haben guten Fortgang und halten die Volksfreunde zusammen, im harmlosesten, menschlichsten Geschäft. Weiher hat diese Vereine mit größtem Eifer hier gründen und einrichten helfen. Hr. Assessor von Herford wieder hier; Hr. Dr. Zabel, der die „Nationalzeitung" wieder selbst redigirt. Sie bringt gleich heute einen Artikel, der darthut, daß die Beamtenherrschaft unter dem konstitutionellen Schein unbeschränkt fortbesteht. —

Neue „Oder-Zeitung" in Breslau von Stein und Elsner, an der sich Kirchmann, Rodbertus, Unruh und andre solche betheiligen.

Neue „Erfurter Zeitung" von Krackrügge. Man arbeitet!

Freitag, den 21. September 1849.

Geschrieben. Was jetzt vorgeht, ist lauter Lehre, Unterricht, Aufhellung. Klar wird es, was die Reaktion will, klar, wie die Regierung es meint, klar, was das Volk von ihr zu hoffen hat, hier und überall. Laß jene an Macht zunehmen, sich scheinbar in ihr befestigen, das Volk gewinnt an Ueberzeugung, das ist mehr, als wenn es auf Bajonnette rechnete. — Die Art, wie der Minister von Manteuffel gestern wieder Verdächtigungen gegen den Handwerkerverein aussprach, daß er Robert Blum's Andenken ehre, Verzweigungen habe ꝛc., zeigt wieder ganz die Niederträchtigkeit und Kleinlichkeit unsrer Behördenansichten, die Treulosigkeit, mit der sie die Freiheit ansehen und behandeln. Und die Lumpenkammern schweigen dazu, lassen sich wie Kinder mit solchen Jammerbildern, solchen Gaukeleien abfinden! Aber auch das ist gut, es kommt alles an den hellen Tag. —

Noch vor 10 Uhr Besuch von Mad. Paulsen aus Hamburg und Frau Professorin Ilgen aus Potsdam; erstere leitet Wohlthätigkeitsanstalten in Hamburg und will die hiesigen besehen; keine Frömmlerin, sondern Volksfreundin, von bester Gesinnung und löblichster Thätigkeit. —

Nachmittags kam Hr. Morton, fragte Verschiedenes, hatte mancherlei Neuigkeiten zweifelhafter Art; er gestand, daß er mir anfangs in Betreff der deutschen Sache wenig geglaubt, nun aber sehe, daß alles so komme wie ich ge-

ſagt, aus dem Dreikönigsentwurf werde nichts. Was aber dann werden könne? Das werden wir ſehen. Die Leute, die jetzt am Ruder ſind, können nichts ſchaffen und auch nichts herſtellen. Sie geben bloß Anlaß und Raum zu künftigen Verwirrungen und Ausbrüchen. Sie ſind das Füllſel zwiſchen Ereigniſſen. —

Aber wie peitſcht die „Demokratiſche Zeitung" den Miniſter Manteuffel heute wegen ſeines Ausfalls gegen den Handwerkerverein! Fürchterlich! Er wird der Lächerlichkeit und der Verachtung überliefert. Dabei werden die deutlichſten Drohungen ausgeſtoßen und die Geſinnungen, welche der Miniſter tadelte, erſt recht an den Tag gelegt und behauptet. —

Im Kreiſe Koesfeld ꝛc. ſind Waldeck und Temme zu Abgeordneten in die erſte Kammer gewählt worden. Ob nun ihre Sache zum Spruch kommen wird? Ich zweifle. Die Schamloſigkeit der Regierung hat keine Gränzen! —

In Wittenberg war ein Kirchen- und Frömmlertag. Sie wollen das ganze Land mit inneren Miſſionen überziehen, alle Kirchenſachen, Schulen, Armenpflege u. dergl. in die Hände der Geiſtlichen und ihrer gläubigen Helfer bringen. Große Gefahr! Acht gegeben! — Fürerſt bringt dies der freien Kirche entſchiedne Anhänger. Allein die Mittel der Pfaffenpartei ſind groß; man muß auf der Hut ſein.

Sonnabend, den 22. September 1849.

Geſchrieben; über die neuſten kläglichen Reden Manteuffel's. — Die auf Waldeck und Temme gefallene Wahl wird beſprochen; man hofft, daß die Miniſter,

Kammern und Gerichte sich endlich schämen werden, allein die Minister, Kammern und Gerichte schämen sich nicht.

Es verlautet nun — sicher genug, aber nicht amtlich —, daß der König das Urtheil gegen Kinkel auf lebenslängliche Haft bestätigt habe, dabei jedoch ausdrücklich bemerkt wird, dasselbe dürfte eigentlich nicht gelten, da die Gesetze die Todesstrafe wollten. — Wie häßlich, noch in die Gnade Galle zu mischen! Denn Gnade ist auch das Urtheil, es ist nur so milde ausgefallen, weil es von hier aus so vorgeschrieben war. — Hr. von Corvin-Wiersbitzki, zum Tode verurtheilt, ist auch auf lebenslängliche Haft begnadigt. — Aber schutzlose arme Teufel werden noch erschossen! Und dieses Blut wird künftig wieder Blut fordern! —

In Wien große Finanzmaßregeln, neue Anleihe. Geschwornengerichte. —

Die Lumpenkammern setzen ihre jämmerliche Revision fort und Ein Recht des Volks nach dem andern sinkt, die Reaktion in vollem Gange. Minister und Abgeordnete von eiserner Unverschämtheit!

Sonntag, den 23. September 1849.

Humboldt ist krank und wie es scheint ernstlich. —

Komorn hält sich noch immer und ist sogar nach einigen Seiten noch offen, so daß noch immer bewaffnete Schaaren zur Verstärkung einziehen. Zum ruhigen Regieren kommt es auch außerdem in Ungarn so schnell nicht. In Wien scheint man noch gar nicht zu wissen, wie man das Land ordnen will. Widersprüche in dem ganzen Wesen, wie hier; man kann nicht zugleich in Deutschland etwas sein

und ſich von Deutſchland abſondern. Unbequeme Nationalitäten! —

Unſre Politik hier iſt noch verworrener, unſichrer; wir haben Zwecke, doch die Mittel verwerfen wir; wir üben Macht und Gewalt, aber ohne andren Gewinn, als den des Augenblicks. Wir opfern Geld, flößen Befürchtungen ein, verlieren alles Vertrauen, alle Zuneigung! — Inzwiſchen geht im Innern die Herſtellung des Beamtenthums fort. Jeder Abbruch, der der Konſtitution geſchieht, iſt ſogleich ein Zuwachs der Revolution. Die Anweiſung auf neue Stürme wird immer deutlicher ausgeſtellt, die Miniſter und die Kammern wetteifern, die Summe zu vergrößern. Das Volk nimmt die Anweiſung an.

Montag, den 24. September 1849.

Die Kammern waren geſtern nach Potsdam zum Könige eingeladen. Gleichgültig! Es iſt kein Waldeck, kein Jacoby, kein Rodbertus, kein Unruh unter dieſen Leuten, kein Freier, nur Knechte. —

Bei den letzten Feldübungen haben die Soldaten des zweiten (Königs) Regiments — vom Oberſten Grafen Schulenburg befehligt — auf die des zweiten Garderegiments mit kleinen Steinen geſchoſſen; andre ſagen gradezu mit ſcharfen Patronen. Für heute erwartete man ſtärkere Erbitterung und ſtellte daher lieber die Uebung ein. Ein paar Kompanieen ſind verurtheilt worden, die Nacht ohne Feuer zu bivakiren. —

Es heißt, der Prinz von Preußen ſoll Generaliſſimus der preußiſchen Armee werden; bisher durfte ein preußiſcher Prinz nicht Feldmarſchall werden. Jenes wäre ein be-

deutender Schritt zu weiteren Dingen. Der König ſei auf ſeiner Hut! —

Der König hat geſtern im Marmorpalais den Oberpräſidenten von Patow furchtbar angefahren, daß er wohl rechts ſitze, aber links ſtimme, keiner ſeiner Diener ſolle das ꝛc. Schelten und Schreien.

Dienstag, den 25. September 1849.

Beſuch vom bremiſchen Bürgermeiſter Smidt; Geſpräch über die Lage der Dinge. Er will gar zu gern von mir erfahren, wer an des Hrn. von Canitz Stelle zum Präſidenten des Verwaltungsrathes hier ernannt werden wird! Ich ſage, mir ſei das ganz gleichgültig, wie etwa, wenn ich nicht in's Theater gehe, welcher Schauſpieler dieſe oder jene Rolle ſpielen werde; freilich ſei der Poſten wichtig, ſo ſehr, daß, wenn der rechte Mann ihn habe, dieſer ein Premierminiſter ſein müſſe; allein man wolle keinen ſolchen, ſondern einen alten gefügigen Beamten, der alles thue, was man ihm ſage, die Folgen einer Dummheit bereitwillig auf ſich nehme, und ich wiſſe einen Mann, der vor allem dazu tauge, den ich empfehlen würde, wenn man mich fragte. Begierig rief er aus: „Nun, wen denn?“ Hr. von Hänlein, ſagte ich. Da merkte er, daß ich ihn zum Narren hatte und ſagte empört: „Wenn der einträte, ſo würden Andre dafur abreiſen.“ Heute Abend ſteht im „Staatsanzeiger“, daß Hr. von Bodelſchwingh ernannt worden. Ein Name von übelſtem Klang! Doch da aus der ganzen Sache nichts wird, ſo iſt auch an dieſer Ernennung nicht viel gelegen. Sie zeigt nur wieder, wohin die Regierung zielt! —

Unſre Lumpenkammern verhandeln das Recht der Steuer-

bewilligung und Steuerverweigerung; die Minister und die Ultra's wollen letztere nicht als Recht zugestehen; die sogenannten Konstitutionellen streiten dafür, Auerswald, Simson, Beckerath, Camphausen, sogar Meusebach, Harkort und solches Gelichter, auch behaupten sie die Mehrheit. Aber im Ganzen sind sie matt und knechtisch bis zur Niederträchtigkeit und der Hof wird sich an ihre Lumpenbeschlüsse nicht kehren, sondern ihnen Fußtritte geben wie bisher. Diese Burschen verdienen nichts anderes. Sie sind Bedienten der Minister, keine Volksvertreter.

Mittwoch, den 26. September 1849.

Der Dreikönigsjammer wird alle Tage kläglicher! Alle solche unredlichen, unverständigen Versuche müssen zu Schanden werden! Der Polizeikönig Bodelschwingh an der Spitze des Verwaltungsrathes wird keine Ehre einlegen. —

Wie schreien die Reaktionaire über den Frevel, daß die Kammer mit großer Mehrheit das Recht der Steuerbewilligung und Steuerverweigerung ausgesprochen hat! Da Ministerialräthe, z. B. Meusebach, dafür stimmten, so nennt die „Kreuzzeitung" diese spöttisch Königliche Geheime Oppositionsräthe! — An dem ganzen Werk ist nichts gelegen, die Verfassung kommt nicht zu Stande oder bleibt nicht, der König beschwört sie nicht, oktroyirt seinen geliebten Landtag mit der Herrenkurie und Majoraten. Die Versprechungen alle müssen zu Wasser werden, dem Volke kein unantastbares Recht bleiben, man muß wieder aus Gnaden regiert werden, das „herrliche Kriegsheer" muß alles sein. Das ist die Meinung. —

Graf von Lerchenfeld-Köfering als baierischer Gesandter von hier nach Wien versetzt. —

In Baden wieder zwei Soldaten standrechtlich erschossen! —

In Schleswig-Holstein gräuelhafte Verwirrung, Gewaltherrschaft, Verrath. Alles preußisches Wirken, dort und hier! Und dafür hofft Preußen Dank, Vertrauen, Anschluß?!?

Donnerstag, den 27. September 1849.

Die Reaktion wüthet jetzt gegen Meusebach, Baumstark, Schwerin, Auerswald ꝛc. wegen der letzten Abstimmung, und giebt diesen Halben und Lumpen die Schläge, die sie reichlich verdient haben durch ihren früheren Verrath der Volkssache. „Aber jetzt arbeiten sie doch in gutem Sinne!" Sie müssen, die Knechte, aber der Teufel dank' es ihnen, nicht wir! Brauchen können wir ihre Arbeit doch nur stückweise, das Ganze taugt nichts.

Freitag, den 28. September 1849.

Der Graf Otto von Schlippenbach hat von dem Damen-Treubund einstweiligen Abschied genommen und ist nach Neapel abgereist. Der König hat befohlen, dem Bunde fünfzehn Morgen Boden bei Moabit anzuweisen, zum Bau einer Musteranstalt. Das nöthige Geld sollen die Damen selber einsammeln. Gelingt das Unternehmen, so ist's gut, und der läppische Anfang kommt nicht in Betracht; aber wer wird das Geld geben? —

Anfrage an die Minister wegen der deutschen Flotte, ob es wahr sei, daß der Reichsverweser sie nach dem mit-

telländiſchen Meere ſchicken wolle? Hr. von Schleinitz erklärt, nichts Beſtimmtes zu wiſſen, aber Preußen habe den größten Anſpruch auf die Schiffe, der Reichsverweſer ſei nicht mehr gültig u. ſ. w. —

Komorn hält ſich noch immer und wird auch nicht eigentlich angegriffen. Die Beſatzung erlangt ohne Zweifel gute Bedingungen. — Die Türkei liefert keine Magyaren aus. —

Oeſterreich ſammelt Truppen in Vorarlberg und eine ſtarke Kriegsmacht in Böhmen. Dies iſt ein Drohen gegen Preußen, allenfalls aber auch ein mit Preußen gemeinſames Drohen gegen das deutſche Volk. Die beiden Mächte ſind einig, daß ſie das Volk berauben wollen, nur will die eine der andern wo möglich das Beſte des Raubes entziehen und für ſich haben. —

Die Verhandlungen über die deutſche Sache ziehen ſich von Berlin nach Wien; dort ſind hannöverſche, ſächſiſche Bevollmächtigte und auch baieriſche, würtembergiſche. Preußen wird nun bald erfahren, wohin ſeine argliſtige, verrätheriſche Politik führt; Mißtrauen und Abneigung der Regierungen, Haß des Volkes, Verachtung bei allen Einſichtigen! —

Wie greift die „Kreuzzeitung“ heute die ſogenannten konſtitutionellen Abgeordneten an, die bisherigen Knechte der Miniſter, ihre Fußküſſer und Speichellecker! Sie ſagt ſogar, Waldeck ſei da noch beſſer! und ſo ſagen die Volksfreunde ihrerſeits, die offne Reaktion ſei da noch beſſer, als jene Schwächlinge. —

Die Sitzung des Frauen-Treubundes heute Abend war erbärmlich. Fremde Beſucher kaum zehn. Die Beleuchtung ſpärlich. Etwas Klavierſpiel. Vorleſen eines dummen Gedichts. Aus.

Sonnabend, den 29. September 1849.

Geschrieben; über die Uebersiedelung der deutschen Sache von hier nach Wien, sie ist die ganz richtige Folge des bisherigen treulosen, gewaltthätigen, dummen Benehmen unsrer Regierung! „Oesterreich wird es nicht besser machen." Das sag' ich auch nicht. Wer es so macht, wird die Folgen davon tragen. —

Der General Leopold von Gerlach ist General à la Suite geworden und durch diese Anstellung täglich in der Nähe des Königs. Er ist es besonders, der in dem jüngern Willisen einen verhaßten Nebenbuhler zu beseitigen sucht; die niederträchtigen Schmähungen in der „Kreuzzeitung" werden seiner Anreizung zugeschrieben; er gilt für boshaft und — feig! In der Armee ist er sehr verhaßt und weiß es. —

Der König hat zu Bodelschwingh gesagt, er vertraue ganz auf ihn, er möge die Geschäfte des Verwaltungsrathes mit allem Eifer und Nachdruck beschleunigen, nicht sie hinschleppen lassen, wie Canitz gethan; es sei hohe Zeit, man müsse Ernst machen, es sei dem Könige alles daran gelegen. Worte, Worte! —

Die nichtswürdigen Scheerereien gegen den Handwerkerverein und andre Vereine dauern fort. Polizeiknechte erklären eine Versammlung, die um 7 anfangen sollte und zufällig eine Viertelstunde später eröffnet wird, für ungültig, es sei eine andre als die angemeldete! Nicht Manteuffel, nicht Hinckeldey schämen sich solcher verächtlichen Kniffe! Nur zu, die Kniffe wirken gut. —

Waldeck's Angelegenheit wird von allen Blättern unaufhörlich besprochen; man nimmt sich seiner mit allem Eifer an, die Presse thut Unglaubliches! —

Die Unterſuchung ſoll unrichtig geführt worden ſein, Schlötke ſoll jetzt mehrmonatlichen Urlaub erhalten haben, damit er nicht bloßgeſtellt werde. Wie ſich doch immer ſolche Werkzeuge vorfinden, welche das Gerichtsverfahren unbedingt nach der Willkür und Leidenſchaft der Behörden einrichten!

Sonntag, den 30. September 1849.

Geſchrieben: über die preußiſche Behandlung der ſchleswig-holſteiniſchen Sache; nie gab es einen ſchändlichern Mißbrauch der Macht; ein ſpitzbübiſcher Sachwalter, der ſich mit Gewalt eine Vormundſchaft anmaßt, ſeinen Mündel ſtatt zu ſchützen dem feindlichen Unterdrücker ausliefert, kann nicht verrätheriſcher handeln; es iſt eine ewige Schmach in der Geſchichte Preußens, dieſer Regierung! — Der König wünſcht das Jahr 1848 auslöſchen zu können, Schleswig-Holſtein iſt der ſchwärzeſte Fleck darin, und er wird nicht vergehen, ſo lang es Geſchichte giebt. —

Der König hat gegen Brandenburg harte Worte ausgeſtoßen, durch welche gekränkt dieſer ſeinen Abſchied nehmen wollte, allein dann gab ihm der König die Hand und bat ihn zu bleiben; er blieb denn auch. Aber gewiß iſt es, daß er dem König überaus läſtig wird, daß er deſſen Ungeduld reizt und ihn nicht ein bischen zu unterhalten verſteht! Der König ſtampft, wenn Brandenburg angemeldet wird, mit dem Fuß; und Leopold von Gerlach läßt es an kleinen Sticheleien und Witzeleien nicht fehlen, um den trocknen, geiſtloſen Miniſterpräſidenten lächerlich zu machen. Manteuffel arbeitet auch gegen Brandenburg, aber mit großer Vorſicht, er traut den Gerlach's nicht. — Man ſagt, Brandenburg habe vor einiger Zeit einem Vor-

ſchlage, dem der König eifrigſt beigeſtimmt hatte, noch Einwände entgegengeſetzt, und als man ihm ſagte, der König wolle es einmal, ganz trocken darauf erwiedert, das ſei nicht genug, man müſſe hören, was der Prinz von Preußen darüber meine; dies ſoll der König erfahren haben und ganz außer ſich vor Wuth geweſen ſein. Die Reaktion befürchtet noch jeden Tag, der König möchte abſpringen und wieder einmal verſuchen, bei dem Volke beliebt zu werden. Sie kann aber ganz ruhig ſein! —

Gegen den Grafen von Arnim-Boytzenburg hat ein preußiſcher Ingenieur-Offizier Rüſtow für die Beeidigung des Heeres auf die Verfaſſung geſchrieben. —

Der Oberſtlieutenant von Griesheim, fleißiger Arbeiter der ſchändlichen „Kreuzzeitung". —

Der Sparkaſſenzins iſt nun wirklich wieder auf 3½ Prozent herabgeſetzt. So ſorgt der Magiſtrat für die Armen!

Montag, den 1. Oktober 1849.

Geſchrieben; über Ablegung der deutſchen Kokarde; ſie jetzt zu tragen, bedeutet nichts; ſie einſt wieder aufzunehmen, kann viel bedeuten; das Volk ſollte ſie ablegen, während die Soldaten ſie noch tragen auf Befehl des Königs; wie bald kann befohlen werden, ſie nicht mehr zu tragen! Lieber jetzt ſie freiwillig abgelegt, zum Zeichen, daß man die zum Poſſenſpiel gewordene nicht mehr anerkennt. —

Mit Hrn. von Weiher ſprach ich ernſt über die Lage der Dinge und warf den Funken aus, daß die Volkspartei die deutſche Kokarde ablegen ſoll, als entweiht durch die jetzige Vertretung der deutſchen Sache, man ſoll ſie den Soldaten und den Konſtablern, die ſie ja tragen auf König-

lichen Befehl, allein überlassen. Der Funke faßte. Wir wollen sehen, was die Andern meinen. —

Komorn hat sich am 27. September ergeben, auf ähnliche vortheilhafte Bedingungen wie Venedig; wer will, darf ungehindert fortreisen. —

Der Oberbürgermeister Ziegler in Brandenburg ist auf rohe Weise verhaftet worden, erst jetzt, wegen der Steuerverweigerung vorigen Jahres, und soll auf Hochverrath angeklagt werden! — In allen Provinzen die gehässigsten, kleinlichsten Verfolgungen, Verhaftungen, Preßprozesse ꝛc. Die Regierung macht sich beliebt! Sie säet — und wird ernten. —

Der Handwerkerverein wurde gestern und heute wieder aufgelöst, mit gesetzloser Willkür, mit frechem Hohn, ganz ohne Recht, wider das Gesetz. Der eifrige Scherge in Ausübung solcher Frechheit ist der Konstabler-Wachtmeister Kaiser, ein Haupthalunke!

Dienstag, den 2. Oktober 1849.

Geschrieben. Versuche, den Beschluß der Ablegung der deutschen Kokarde zweckmäßig zu formuliren. „Ablegen und Bewahren" muß es heißen; die Beweggründe sind im Allgemeinen anzugeben, in weiter Umkreisung, die sich verengend immer fester zieht und zuletzt einschnürt, was sie umfaßt. Daß man die Zeit voraussieht, wo die Ablegung jener Kokarde befohlen wird, und daß man dieser Schmach zuvorkommen will, kann nicht öffentlich gesagt werden. Die Parthei wird ihre Genossen künftig an den nackten Hüten erkennen. Und kommt die Zeit des Wiederaufnehmens, so wird dies ergreifender wirken, als wenn man die Zeichen beibehalten hätte. —

Die neue Zentralgewalt, die in Frankfurt am Main eingesetzt werden soll, ist so gut als fertig; Deutschland in den Händen der Kabinette von Oesterreich und Preußen. Der Bundestag wird ihnen noch zu viel dünken. Mir ist nur lieb, daß der hinterlistige Dreikönigsentwurf zu Schanden wird. Die neue Zentralgewalt wird auch zu Schanden werden. —

Die Debatten in den Kammern mögen ihr Gutes haben, auch erleiden die Ultra's fortwährend kleine Niederlagen, aber bekümmern kann ich mich um das elende Zeug nicht. Ich warte auf andre Volksvertreter, und kann warten, ich habe alle Zeit, da mir nicht nöthig ist die Sache zu erleben. Die Nationalversammlung in Frankfurt, die Grundrechte, die Verfassung vom März, die beinah fertige der preußischen Nationalversammlungen, das sind Verschreibungen, die erfüllt werden müssen. Das Gedächtniß des deutschen Volkes wird sie festhalten; ich thu' es mit Zuversicht. —

Der ehemalige Polizeipräsident von Minutoli sitzt in Bamberg und arbeitet aus dortigen Urkunden etwas preußisch Geschichtliches hervor. Ein Brief kam neulich von ihm hier an, der seine Verzweiflung ausdrückt, daß man ihn so vergißt, zu keinem neuen Posten beruft. Auch ein Klugdünkler, der auf beiden Achseln trug und von dem nun niemand etwas wissen will! —

Die Polen haben in den Kammern hier vortrefflich für ihre Sache gesprochen und mit der Zukunft gedroht. Manteuffel hat ihnen matt erwiedert. Sie hatten natürlich die Mehrheit gegen sich. — Die neuliche Rede des geiferigen Präsidenten von Gerlach soll nicht einmal von ihm selbst ausgearbeitet sein, auch las er sie ab!

Mittwoch, den 3. Oktober 1849.

Nachmittags kam ein junger Russe zu mir, Hr. K., mit einer Empfehlungskarte vom Fürsten Wäsemskii; merkwürdige Nachrichten aus St. Petersburg, der Zustand ist dem ähnlich, der in Warschau 1830 herrschte, er konnte sich noch Jahre lang hinschleppen, aber die Einsichtigen wußten, daß er jeden Augenblick brechen konnte; die Julirevolution in Paris kam, und er brach; jahrelang kann man neben dem Pulverthurm wohnen, doch man weiß: es ist Pulver, ein Funke fällt hinein und es ist alles aus. Ich fragte vergebens, ob Neweroff lebt, was Granoffskii macht u. s. w. Den Krieg in Ungarn haben die russischen Freisinnigen sehr ungern gesehen; hätten die russischen Truppen eine bedeutende Niederlage erlitten — kleinere gab es genug —, so würde es in Rußland eine revolutionaire Bewegung gegeben haben. Hr. K. reist nach England. —

Abends besuchte mich Hr. von Weiher; umständliche Erörterungen über Wittwenkassen, Arbeiterversorgung, wohlfeile ärztliche Hülfe, Vereine dazu ꝛc. Die Volkspartei ist jetzt in dieser Richtung besonders thätig; alle Mittel werden aufgeboten, um die unteren Klassen durch Unterricht aufzuklären und durch eigne Kraft unabhängig zu machen. Dazu muß die Reaktion ihrerseits wider Willen mitwirken, auch sie muß dem Volke Fürsorge widmen, deren Ergebniß doch für uns ist. —

Die „Nationalzeitung" eifert seit einigen Tagen für Preußen und gegen Oesterreich; das mag sonst recht gut sein, aber im Augenblick ist es zweckwidrig; für die deutsche Sache sind beide Regierungen in gleicher Art feindlich gesinnt und wirksam, und in manchen Beziehungen Oester-

reich vielleicht weniger als Preußen. Was sie aber auch treiben mögen, unsre Sache betreiben sie nicht; und alles was jetzt geschieht, geht uns nichts an, außer insofern wir es zu erkennen und davon zu leiden haben; betheiligen und anschließen dürfen wir uns nicht. Alte Preußen, als Vaterlandseifrige bewährt, haben schon geäußert, wenn es je zum Kriege käme zwischen Preußen und Oesterreich, so möchten die Kriegsheere immerhin thun, was sie nicht unterlassen könnten, die Nation aber müßte sich zurückhalten und zusehen, wie die Sachen gut oder schlecht gingen. So ließen die Franzosen im Jahr 1814 den Kaiser Napoleon fallen, das Volk hätte ihn retten können, aber den Unterdrücker der Freiheit wollte es nicht halten. —

Die Polizeischeererein sind in stetem Zunehmen. Die unwürdigste Kleinlichkeit, die frechste Tücke und schamloseste Unvernunft machen sich geltend, und die Regierung, die solcherlei will und befiehlt, wird verächtlich und verhaßt! Villèle und Franchet sind auferwacht, der schändlichste Jesuitismus! Unsre Regierungsleute kennen nichts als Militairmacht und Polizeizwang. — Es ist im Grunde nur Unterricht, der ertheilt wird. —

Spannung von Oesterreich und Rußland gegen die Türkei, wegen der magyarischen Flüchtlinge; die Gesandten drohen und brechen den Verkehr ab; England, und auch Frankreich etwas, stützen die Türkei und die englische Flotte wird herangezogen. Aber ich glaube nicht, daß es zu wahrem Ernste, zu kriegerischem Zusammenstoß kommt.

Donnerstag, den 4. Oktober 1849.

Hr. K. kam Abschied zu nehmen. Ueber die Ausbreitung der strengverbotenen Freimaurerei unter den russischen

Offizieren, fast in jedem Regiment eine Loge. Seltsame Stellung vieler höheren Offiziere, die in geringeren ihre maurischen Obern erkennen; doch pflegen die höheren meist zu decken. —

In Sprengung des Buchdruckerkongresses hier hat die preußische Polizei wieder recht ihre Bosheit und Tücke gezeigt. Der Verein war ausdrücklich erlaubt, die Vorlagen dem Präsidenten von Hinckeldey seit drei Wochen mitgetheilt; aber als die fremden Drucker angekommen waren, wies man sie fort und verbot den hiesigen die weiteren Versammlungen. Und das will eine honette, geachtete Regierung sein?! Ihre Bosheit ist aber auch das unfehlbare Zeichen ihrer Schwäche. —

Abends kam Weiher; wir besprachen mancherlei Nichtpolitisches, dann flüchtig die Arbeiten der elenden Kammern, die Gerlach'sche Wuth, die Stahl'schen nichtswürdigen Redereien, die Mattherzigkeit der sogenannten Konstitutionellen, der Auerswald, Schwerin, Camphausen, Beckerath ꝛc. Hr. Berends war sehr ergriffen, hör' ich, von dem Vorschlage, daß die Volksparthei die deutsche Kokarde ablegen soll. —

Die Spannung gegen die Türken scheint beigelegt werden zu sollen. Die Flüchtlinge werden von England beschützt.

Freitag, den 5. Oktober 1849.

Der heftige Auftritt des Königs mit Patow am 23. September soll so brutal gewesen sein, daß man glaubt, Patow müsse seinen Abschied nehmen; der ausgelassenste Zorn mit Schimpfreden und ganz ohne Anlaß, rein vom Zaune gebrochen. Alle Beamten sollen davon tief verletzt sein. Will der König Furcht einjagen? Das gelang ihm schon

vor dem März 1848 nicht; Alvensleben, Vincke und viele Andre machten ſich nichts aus ſeinem Zorn. Man hörte ſchon damals öfter das Wort: Straßenjunge. —

Heute iſt die Friſt zu Ende, welche für Hannover und Sachſen geſtellt war, ſich über den auszuſchreibenden deutſchen Reichstag zu erklären. Sie wollen noch nicht dran. Kann Preußen mit den kleineren Staaten allein zu den Wahlen vorſchreiten. Es will nicht einmal! —

Der Teltower Bauernverein, ſonſt ganz reaktionair und vom Hof und den Miniſtern gehätſchelt, hat jetzt an dieſe eine ſehr freiſinnige, vielbegehrende Petition erlaſſen, die in allen Blättern prangt. —

Heute früh wurde in der Haſenhaide der Füſilier vom 14. Regiment, der ſeinen Hauptmann de Quede erſchießen wollte und ihm den Arm zerſchmetterte, daß er abgenommen werden mußte (der Arm wurde erhalten), nach kriegsgerichtlichem Urtheil erſchoſſen. Die amtliche Bekanntmachung nennt ihn Lorenz Gorsky, die andern Blätter aber Wolff. (Gursky aus Bromberg.) — Soll es kein Deutſcher, ſoll es ein Pole ſein? — Das Volk erzählt die Sache ganz zum Nachtheil des Hauptmanns, der den ſonſt braven Mann auf's Blut geſchoren haben ſoll. Er ſtarb voll Muth und wollte keinen Geiſtlichen. (Doch. Ein katholiſcher war mit ihm.)

Sonnabend, den 6. Oktober 1849.

Geſchrieben. Ueber die deutſche Kokarde. Ich hatte eine gute Merke, zu ihrer Ablegung zu rathen, denn ſchon iſt am Hofe die Rede davon geweſen, ſie den Truppen abzunehmen und dem Volke zu verbieten! Es wird auch dahin kommen; aber vorher muß man ſie den Truppen

und Konstablern allein überlassen, die Volkspartei muß sie als eine befleckte, veruntreute verneinen, muß sie ablegen und aufbewahren. —

Das zweite Heft der „Preußischen Revolution", von Stahr, eine sehr lobenswerthe Schrift, gesunden Sinnes, hoher Ansicht, edlen Ausdrucks. —

Die „Kreuzzeitung" lobte gestern unsre Nationalversammlung, im Gegensatze der jetzigen Lumpenkammern, die ihr, freilich aus den schlechtesten Triebfedern, zuwider sind. Ein Zeichen der Zeit ist's doch. —

Es heißt, Hr. von Patow habe in Folge der am 23. September erfahrenen schlechten Behandlung seinen Abschied gefordert. Der König soll mit greller Stimme so getobt haben, daß die Leute glaubten, er habe es mit einem tölpelhaften Bedienten zu thun. Brandenburg und Manteuffel haben schon Aehnliches erlitten, aber nicht so öffentlich, sie sollen ganz lange Gesichter gemacht haben. —

Warum will man die Wahlen zum Reichstag ausschreiben? Weil man eine deutsche Volksvertretung will? Nimmermehr! Glaubt man der Täuschung des Volks noch so sehr zu bedürfen, daß man so große Mittel aufbietet, um es glauben zu machen, man wolle die Volkssache wahren? Das wäre nutzlos und schwach. Man übe doch ferner brutale Gewalt und willkürliche Gesetzgebung! Warum so viel Arglist und Tücke? Doch nur zu! Arglist und Tücke, Betrug und Heuchelei wirken besser, es sind spanische Fliegenpflaster für das Volk.

Sonntag, den 7. Oktober 1849.

Y. erzählte mir, daß vor einigen Tagen der ehmalige Minister von Arnim-Strick bei seinem Eintreten in die

erste Kammer ein roth-schwarz-goldenes Schnupftuch aus der Tasche gezogen habe, recht wie zur Schau, welches als eine alberne Ziererei allgemein mißfallen habe. Ja, ja, die entehrten Farben mögen fernerhin von Arnim-Strick, von den Konstablern und von solchen Leuten getragen werden, denen es befohlen ist!

Montag, den 8. Oktober 1849.

Geschrieben, doch nicht lange; mir war zu unruhig, zu widrig, Feder und Tinte dünkten mich zu schwach, der Blick in die Zukunft mußte mich trösten. Ich gedachte Schlabrendorf's, der in der Zeit der größten Macht Bonaparte's gesagt hatte, all diese Macht sei nichts gegen die der Revolution, Bonaparte diene ihr wider Willen, die ersten Jahrgänge des „Moniteur" allein seien hinreichend, eine neue Revolution zu erzeugen, und gelänge es alle Abdrücke zu vertilgen, so würde diese Handlung selbst bezeugen, daß so etwas dagewesen, das der Nation nicht ferner bekannt sein solle. —

Der „Staatsanzeiger" bringt Bericht über die abseiten der Stadt Hamburg den Preußen geleisteten Genugthuung; Auflösung und neue Einrichtung der Bürgerwehr, Beschränkung der Preßfreiheit und des Vereinsrechts, endlich Anschluß an die preußische oktroyirte Reichsverfassung, werden aufgeführt; ein kriechendes Schreiben des Senats, unterzeichnet vom Bürgermeister Kellinghusen, wird mitgetheilt. —

Baiern fordert von Baden alle bei dem pfälzisch-badischen Aufstande betheiligten baierischen Landeskinder ausgeliefert, um selber Gericht über sie zu halten, und behält sich jedenfalls das Recht der Amnestie vor. —

Herrliches Vorbild, das der Großherzog von Baden allen deutschen Fürsten ist, die sich etwa gegen ihre Unterthanen der preußischen Hülfe bedienen möchten! Jener Großherzog Leopold ist wohl der kläglichste aller deutschen Fürsten, gehaßt und mehr noch verachtet von jederman, scheinbar wiedereingesetzt, aber in Wahrheit wie abgesetzt durch die Preußen, ihrem Gebot unterworfen, ohne Macht, ohne Ansehn, ohne Willen; sein Land von fremden Truppen überfüllt, von Lasten erdrückt, durch Bluturtheile und Hinrichtungen gezeichnet! Das Volk ist niedergeschmettert, das ist wahr; aber hat der Fürst dabei gewonnen?! Wollt ihr ihm nicht ähnlich werden, Könige von Hannover und Sachsen? Lockt es euch nicht, Könige von Würtemberg und Baiern? Ruft doch die Preußen, oder wartet, sie kommen auch ungerufen! — Doch wie dem auch sei, wie gräuelhaft auch die Erscheinungen im Einzelnen dastehen, wie schändlich Verrath und Unterdrückung, Lüge, Willkür und Bosheit herrschen, im Ganzen dient doch alles der guten Sache; die Brandenburg-Manteuffel'schen Truppen und Schergen, König Friedrich Wilhelm der Vierte besonders, alle arbeiten dem Schicksal in die Hände, sie sind geboren und auserwählt zur Förderung der Freiheitssache. —

Um unsre Lumpenkammern bekümmere ich mich nicht. Die Konstitution will ich ansehen, wenn sie fertig sein wird. Man wird auf sie speien müssen.

Dienstag, den 9. Oktober 1849.

Die „Demokratischen Blätter", von Kirchmann in Ratibor, kommen endlich bei mir an. Sie sind sehr brav,

aber ihre Sprache nicht gemeinverständlich genug. Dies kann sich nach und nach bessern. —

Die „Kreuzzeitung“ schimpft heute heftig gegen die Minister, gegen die Personen, die sie als unfähige, muthlose bezeichnet! Es ist schon eingetreten, was ich voraussagte! Und dieser Tadel wird auf der demokratischen Seite nicht zum Lobe, sondern diese stimmt ihm bei; die Minister haben der Reaktion nicht nach deren Wunsche gedient, die Volks- und Freiheitssache aber haben sie verrathen, haben sie nichtswürdig mit Füßen getreten und verdienen harte Strafe. Und welcher Mittel haben sie sich zum Verrathe bedient! Der wiederholten frechsten Lüge, der schamlosesten Verläumdung, der elendesten Sophismen und Scheerereien, der albernsten Vorwände. —

Heute ist das Maß der zweiten Lumpenkammer voll geworden. Der Artikel 105 ist unter veränderten Worten vollständig beibehalten, selbst die Minister konnten für die Veränderung stimmen, so wenig besagt sie. Diese schoflen Abgeordneten rühmten bisher, der Artikel werde sicher fallen. Feige Schwächlinge, „Kreuzzeitung“, peitsche sie! —

Auch unser Revisionshof hat sich mit Schande bedeckt, die Geheimräthe Graun, Liel, Brewer, Schnaase, und wie sie alle heißen! Nach ihrem Spruch war die Frankfurter Nationalversammlung in Stuttgart nicht mehr in ihrem Rechte und die Theilnahme an den dortigen Berathungen ein Versuch zum Umsturze des preußischen Staates! Die Dummköpfe sagen sogar, der Reichsverweser sei von der Versammlung nicht befragt worden; als wenn sie von diesem ihrem Geschöpf abhängig gewesen wäre! O dieser Jämmerlinge! — Die Freisprechung des Abgeordneten Bernbach ist also kassirt und er kommt vor die nächsten Assisen in Köln. —

Ueber die ungarischen Flüchtlinge in der Türkei nur unsichre Gerüchte, sogar daß Bem, Dembinski ꝛc. zum Islam übergetreten wären!

Mittwoch, den 10. Oktober 1849.

Ich mochte heute nicht schreiben, ich war zu sehr beschäftigt mit Durcharbeitung der Gedanken, die mich schon in der Nacht, während mancher Stunden, befangen hatten. Die Lage, in der wir uns befinden, der Kampf, den wir unausgesetzt zu führen haben, erfordern jeden Tag neue Ueberlegung, neues Klarmachen, wir müssen uns bald auf die allgemeinsten Standpunkte, bald auf die allerbesondersten versetzen, zugleich die Aufgabe des Jahrhunderts und die des Tages beachten; was wir zu helfen haben, was wir zu thun haben. Gottlob! jedes Nachdenken, jedes Prüfen giebt mir neues Vertrauen und ich sehe freudig das Gedeihen unsrer Sache. Sie muß triumphiren! Das Wann und Wie geht mich für jetzt nichts an. Die entgegenstehenden Erscheinungen irren mich immer weniger, ich erkenne immer klarer, wie auch sie den großen Geschichtsgang nur fördern. —

Aus der deutschen oktroyirten Verfassung wird nichts; die Reaktion will kein Volkshaus, den großen Höfen ist selbst ein Bundestag zu viel, sie werden's ein Jährchen oder zwei mit der provisorischen Zentralgewalt allein versuchen. Schritte Preußen dennoch mit Ausführung des oktroyirten Zeuges vor, so wäre dies nur ein Beweis, daß ihm nicht wohl zu Muth ist, daß es sich fürchtet oder Verlegenheiten spürt. Aus gutem redlichen Willen geschieht nichts, solch ein Ding wie redliche Gesinnung giebt es jetzt in der Regierungssphäre gar nicht. Ich glaube an

keine Versprechungen mehr; die Lüge, der Wortbruch, die brutale Willkür treten schamlos auf. Laß sie nur, sie arbeiten für uns! Auch die Lumpenkammern thun recht gut, daß sie den Artikel 105 beibehalten! Verräther und Feige üben Verrath, das ist in der Ordnung. —

In Baden dauern die Verurtheilungen fort; zehn Jahre Zuchthaus, auch noch Erschießungen! — Kinkel ist hier durchgebracht worden in's Zuchthaus nach Naugard, lebenswierig! —

In Ungarn Ludwig Graf Batthiani gehängt, andre Generale gehängt oder erschossen. Blut, das zum Himmel schreit! Und den Teufel Haynau bescheint die Sonne!

Donnerstag, den 11. Oktober 1849.

Das preußische Kabinet macht große Anstalten, in der deutschen Sache vorwärts zu gehen, das heißt doch eigentlich, sie zu einer preußischen zu machen; der „Staatsanzeiger" brachte gestern einen Ueberblick der Verhandlungen des Verwaltungsrathes, der fortan alle seine Verhandlungen öffentlich mittheilen will. Es ist sogar davon die Rede, das Zurücktreten Sachsens und Hannovers für unbefugt zu erklären; es fehlt nur noch, daß man sie mit Gewalt zum Bleiben nöthige! — Man sagt ohnehin schon, es sei jammerschade, daß wir nicht Hannover statt Baden besetzt haben, dieses müßten wir doch über kurz oder lang räumen, jenes könnten wir behalten! Ließe sich nicht in Hannover ein Krawall anstellen, wie in Hamburg?! —

Die „Urwählerzeitung" spricht heute über die Abstimmung betreffend den Artikel 105, und nennt sie die tiefste Erniedrigung Preußens, des Volks, der Kammern, der Regierung. — Auch die Spener'sche jammert darüber. —

Ich lache und fluche dem nichtswürdigen, feigen, verrätherischen Gesindel. —

Abends Besuch von Hrn. von Weiher. Ueber die niederträchtigen, ehrlosen Angriffe der „Kreuzzeitung" gegen demokratische Frauen. Diesmal ist eine gerichtliche Klage eingegeben. Unsre Zeit hat an Rohheit und Bosheit in den Regierungen und den obern Klassen kaum ihresgleichen. Die Zuchthäuser sind noch zu edel für diese Nichtswürdigen, Verruchten. —

Die Regierung geht längst damit um, alle politischen Vereine zu beschränken, zu verbieten; eben so wird sie die Preßfreiheit durch Prozesse und Scheerereien verkümmern. Laß sie's nur thun! Das Vereinswesen hat sich unter dem Belagerungsstande trefflich zu bilden gewußt, es gewinnt an Kraft, was ihm an Ausdehnung abgeht. Die Presse wird sich zu helfen wissen. Die Regierenden aber zeigen sich als Treulose, Wortbrüchige, Boshafte, als Feinde — und bereiten sich kein gutes Geschick. — Ich bin gutes Muthes bei allem! —

Denkschrift der katholischen Bischöfe Preußens gegen die Regierung und ihre Verfassungsansichten. —

„Die Organisation der Volksparthei in Berlin. Von Adolph Streckfuß." (Berlin, 1849.) Merkwürdige, treffliche kleine Schrift.

Freitag, den 12. Oktober 1849.

Was ficht unsre Minister an, daß sie die Verhandlungen des Verwaltungsrathes drucken lassen? Die eigne Schande und Unfähigkeit brennt aus allen Zeilen lichterloh hervor. Das Volk ist unbeachtet, beseitigt, getreten, mit den Kabinetten kommt man zu nichts. Und die wider-

ſtrebenden haben gegen das unſre vollkommen Recht, das Volk ſelber muß ihnen Recht geben; das herriſche, gewaltthätige Preußen verdient nur Mißtrauen, Abneigung. Die kleinen Regierungen, zum Anſchluß gedrängt, möchten daß aus der Sache etwas würde, ſie ſchreien klagend und warnend. Sollen etwa Sachſen und Hannover durch die Oeffentlichkeit gezwungen werden, ſich fügſam zu erweiſen? will man die allgemeine Stimme gegen ſie aufregen? Ihr habt die allgemeine Stimme unterdrückt, ihr könnt ſie nicht anrufen; nicht für euch, wenn ſie ſpricht, iſt es gegen euch. —

Batthyani ſollte erhängt werden, ſein Selbſtmordverſuch machte, daß er erſchoſſen wurde. Sein Tod macht den furchtbarſten Eindruck. Es iſt ein wahrer Mord, die roheſte Gewaltthat. — Und ſo fährt man fort, in Baden die gemeinen Soldaten zu erſchießen. — Die Henker fehlen uns nicht; alle dieſe Bluthunde, dieſe Scharfrichter und Schinder heißen Prinzen, Staatsminiſter, Generale! Welche Lehre für die Volkspartei! Ich betraure bei den jetzigen Opfern auch ſchon die künftigen mit. Doch thun die Böſewichter alles, um künftiges Mitleid zu erſticken.

Sonnabend, den 13. Oktober 1849.

Hr. Profeſſor von der Hagen fragt in einem Billet, ob ich am Fünfer-Ausſchuß des Goethevereins theilnehmen will, oder ob er für mich eintreten ſoll? Ich antworte, daß ich entſchieden um letzteres bitte. Durch die „Nationalzeitung“ hatte ich eben erfahren, daß ich gewählt worden war. Was das für Dinge ſind! Treiben ihre eitle Philiſterei unter dem Glanznamen Goethe's, als ob es nicht

dieſes Jahr 1849 wäre, in dem wir leben. Aechte Byzantiner! Der Untergang der Nation ſteht vor Augen, und ſie denken an litterariſche Feſtlichkeiten. —

Beſuch von Weiher. Ueber die Organiſation der Vereine, über die Sicherung des Kaſſenweſens. Geſchichten aus alter Zeit und neuer. Ränke und Betreibungen der Manteuffel, Radowitz, Gerlach, Bodelſchwingh, keiner der Kerls kann den andern leiden, keiner hat die geringſte Zuneigung für den König, ſie wiſſen recht gut, daß wenn ihnen dieſer abgeht, ſie gleich wieder einen andern haben, ſie richten ſich ſchon möglichſt für dieſen andern ein. —

Abſchiedsbeſuch von Profeſſor Roſenkranz; er reiſt morgen nach Königsberg zurück. Die Maskenanzüge eines Miniſters, Staatsrathes, Mitgliedes der erſten Kammer, läßt er gern hier zurück; er freut ſich, wieder Profeſſor zu ſein. Ueber Königsberg, ſeinen Geiſt, ſeine Bedeutung, ſeine Neigung zur politiſchen Krankhaftigkeit, durch die Lage bedingt. —

Der Prinz von Preußen und heimkehrende Gardelandwehr auf dem Bahnhofe feſtlich empfangen, des Prinzen Palaſt mit Blumen und Blättern geſchmückt. Alles doch gering, ſchwächliches Hurrah! Ein elender Trupp Treubündler dabei, Wrangel und Gardeoffiziere —, der Halunke Baſſermann hätte ſich drob entſetzen können! — Ludmilla war ausgegangen und gerieth mitten in die „ſchlechte Geſellſchaft“ dieſes Einholungszuges. Noch zwei andre Augenzeugen berichteten mir, jeder beſonders, und ganz daſſelbe. —

Der ganze Staat iſt voll Majeſtätsbeleidigungen, alle Gerichte ſind damit überhäuft. Ob man nicht fühlt, daß man den König vor aller Welt als den gehaßten, den verachteten, geſchmähten hinſtellt, und ſo ärger preis-

giebt und beſchädigt, als es die einzelnen Schimpfer thun? —

Waldeck's Prozeß wird von den Blättern immer auf's neue angeregt, auch Temme's. Es heißt nun, es wird endlich zur Verhandlung kommen. Der Staatsanwalt Sethe gegen Waldeck! —

Kinkel im Zuchthauſe trägt die Sträflingsjacke und muß ſpulen! Auf Manteuffel's beſondren Befehl! Man will ihn quälen und beſchimpfen! Wirkt ſo königliche Gnade? Will man zeigen, was von der zu halten?! —

Batthyani, Batthyani! Blut, das zum Himmel ſchreit!

Sonntag, den 14. Oktober 1849.

Nach einer unruhigen, von Träumen geſtörten Nacht, rüſtig aufgeſtanden und mich wieder zum Schreiben hingeſetzt. Ich muß ſchreiben, es iſt die einzige Art, wie ich noch meinen Beitrag zu den Kämpfen geben kann, die wir zu führen haben, und ich darf mir einbilden, daß es nicht ganz ohne Nutzen iſt. Eigentlich fehlen der Volksſache Mitſtreiter meiner Art, ich habe viel dazu gewirkt, daß Ueberblick und Haltung auf unſrer Seite ſei. Auch häuft ſich der Stoff der Arbeit täglich ſo ſehr, daß ich ihn wie eine Laſt fühle, wenn ich nicht täglich etwas davon abſchaufle. Heute waren meine Gedanken hauptſächlich auf die Verbindung gerichtet, welche die preußiſchen Volksfreunde mit den übrigen Deutſchen haben und pflegen ſollen, eine ſchwierige Aufgabe, die ſich der Natur der Sache gemäß in der Schwebe halten muß, da ein feſtes Niederlaſſen auf beſtimmten Punkten gleich zweckwidrig und gefährlich wird. Rede nur keiner von Republik! Aber von freier deutſcher Nationalverſammlung, wie wir ſie

hatten, von Urwahlen, von Nationalehre, von Preßfreiheit, allenfalls von Kaiserthum. Das Uebrige findet sich, und die Ereignisse lassen sich nicht bestimmen, genug wenn sie uns nicht zu sehr überraschen, sondern gerüstet treffen. —

Sogar der „Staatsanzeiger" theilt die Wiener Berichte über den Mord Batthyani's mit, den Unwillen, die Empörung, den Gräuel über diesen Frevel, Treubruch; dagegen ist die Ermordung Lichnowsky's eine Kleinigkeit, sie geschah im Kampfe, traf einen herausfordernden Feind; hier aber ist es ein Parlementair, der widerrechtlich zurückgehalten worden, viele Monate Gefangner war, gar keine Schuld hatte, und durch die Regierung, durch die höchsten Befehlshaber, mit kaltem Bedacht, im Schein von Rechtsformen, schändlich gemordet worden —, und erst nach dem Fall von Komorn! — Werd' ich die Folgen solcher That noch sehen? —

Gestern ist Dr. Johann Jacoby hier durchgereist nach Königsberg, um sich dort wegen seiner Theilnahme am Parlament in Stuttgart vor Gericht zu verantworten. —

Die „Neue Preußische Zeitung" bringt aus Hohn Tag für Tag in Erinnerung, was jedesmal im Jahr 1848 geschehen. Den Spruch Jacoby's zum Könige wiederholt sie hundertmal. Der Volksparthei kann nichts willkommener sein! Und dem Könige wird das, was ihm eine Beleidigung sein soll, hundertmal wieder vorgeführt!

Montag, den 15. Oktober 1849.

Geschrieben. Tröstungen für Gleichgesinnte, man muß ihnen den Blick frei halten, sie über die Wirklichkeit des Tages, die so oft doch nur Schein ist, hinwegführen zu höherem Standpunkte, der Vergangenheit und Zukunft

umfaßt, da zeigt unsre Sache sich in vollem Siege. Ich selbst bin gutes Muthes und voll Zuversicht, aber das Herz will mir doch oft schwer werden und bangt in Sorgen, ich läugne es nicht. Wie viel mehr bedürfen Andre, die meine Vortheile nicht haben, der Aufrichtung! „Wie soll es je wieder anders werden, woher soll Hülfe kommen?“ hör' ich oft fragen; aber das Wie und Woher ist unsre Sorge nicht, dafür öffnen sich neue unerwartete Wege, unsre Sorge ist das Was. —

Der Mathematiker Jacobi hat seine Familie nach Gotha gebracht. Er selbst bleibt hier angestellt, doch verliert er die Zulage von Tausend Thalern, die er aus des Königs Schatulle bezog. Begünstigte verlieren solche Zulage nicht. Kleinlich! —

Zwölf Muskauer Steuerverweigerer in Görlitz freigesprochen. —

Ein Lieutenant Steffen durch Ehrengericht aus dem Heer entlassen, weil er eine nicht aufzufindende Adresse mitunterschrieben haben soll; sonst wird ihm das Zeugniß eines untadelhaft pflichtgetreuen, fähigen Offiziers beigelegt. —

Beim Empfange des Prinzen von Preußen auf dem Bahnhofe wurde auch Zischen und Pfeifen gehört, und mehrere Leute wurden durch die Konstabler verhaftet.

Abends wurden wegen des Königlichen Geburtstages viele Häuser in der Stadt beleuchtet; sonst geschah das nie; allgemein war die Beleuchtung keineswegs; viele Häuser und ganze Stockwerke blieben dunkel. Auch bei mir, so wie beim General von Colomb neben mir, wurden keine Lichter angezündet. Die Wirthshäuser unter den Linden und der russische Gesandte strengten sich an. Kärglich erleuchtet war das Palais des Prinzen von Preußen, prächtigst der

Laden von Gerson und der Saal der Treubündler. Das Ganze ist eine große Lüge; die den König am stärksten hassen, erleuchten am meisten, für ein Königthum, das er ihnen nicht bedeutet. Die wogende Menschenmenge war kalt, viele Stimmen des Spottes wurden laut, sogar von Soldaten, ich selbst habe es gehört. Unheimliche Eindrücke! —

Bei ** fand ich Frau von ††. Ich gab ihnen meine politischen Ansichten, die keineswegs beruhigend waren. Ich stimme darin mit dem Prinzen von Preußen überein, der auch neulich und noch heute sagte, die Gefahren seien noch nicht vorüber! — Merkst du was?! —

Am Geburtstage des Königs verdient es wohl Erwähnung, daß die Königliche Gnade im Zuchthaus sitzt, die Sträflingsjacke trägt, Wolle kratzt. Denn in der Person Kinkel's leidet das alles die königliche Gnade! So wenig Ehrgefühl, so wenig Sinn für die eigne Würde und den eignen Vortheil hat man! Wie anders, wenn diese verkümmerte, kleinliche, mit niedriger Rachsucht beschmutzte Gnade in glänzender Vollständigkeit frei und offen einherschritte! —

Die Mordgerichte in Pest und Arad zeigen den Wahnsinn der Herrschenden! — — — —

Dienstag, den 16. Oktober 1849.

Wenn ich den Zustand der europäischen Welt betrachte, so trifft mich am meisten die Rohheit, Grausamkeit, Unredlichkeit und Gemeinheit, die in den Regierungen unbedingt vorherrscht, alle edlen Gefühle, alle Großmuth, ja alle Ehrliebe und Scham scheinen wie ausgetilgt; alle schwelgen in roher Machtsucht und Eitelkeit, alle wollen nur Rache

und Unterdrückung. Ihnen zur Hand sind die nichtswürdigsten Henker und die frechsten Lügner, die Fouquier-Tinville's und die Villèle's und Peyronnet's zugleich, Scheusale, wie deren nur in der Geschichte irgend vorkommen! Was wird daraus werden? nur das Strafgericht der Geschichtschreiber? Das wäre zu wenig; nein das Strafgericht der thätigen Geschichte wird sie treffen, und eher als sie es denken. Ich erlebe es wohl nicht, aber mich dünkt, ich höre schon die Trommel rühren, welche den Hinrichtungszug derer begleitet, die jetzt verurtheilen, oder verurtheilen lassen. —

Geschrieben, einiges über die deutsche Sache, daß man sie soll ruhen lassen, daß man nicht die verkümmerte Gestalt, in der sie dargeboten wird, annehmen soll, sondern zurückweisen. Die rechte wird schon wiederkommen. Daß wir auf Frankreich warten müssen, auf das übrige Europa, darin liegt keine Schande für uns, das ist einmal der Zuschnitt der neuern Geschichte. Wir Deutsche stehen nicht an der Spitze, wir sind nicht die erste Reihe! —

Hier ist große Wuth über die schwerin'sche Verfassung; die neueste in Deutschland, welche noch aus einer konstituirenden Versammlung ziemlich freisinnig hervorgegangen ist. Seltsames Spiel der Dinge in Deutschland; während die Dessauische Verfassung, auf jene Weise entstanden, schon wieder zerstört ist durch preußischen Einfluß, während dieser sogar in Hamburg hemmend einschreitet, schlüpft in Mecklenburg-Schwerin doch wieder ein solches Werk durch, wo man es am wenigsten erwartete. Freilich wollte hier ein Fürst seinen übermächtigen Adel bändigen! —

Der Magistrat wollte dem Minister Brandenburg das Ehrenbürgerrecht von Berlin verleihen, ein Theil der Stadtverordneten stimmte bei, da erhoben sich wackere

Männer und erklärten, sie würden dagegen Waldeck vorschlagen. —

Ein Theil der Magyaren aus Komorn hier nach Hamburg durchgereist, ohne sich aufhalten zu dürfen.

Mittwoch, den 17. Oktober 1849.

Früh aufgestanden und gleich fleißig geschrieben, über den Mißbrauch der Gerichtspflege seitens der Reaktion; hierin ist stets die tiefste Verderbniß eines Staates zu erkennen, und solcher Mißbrauch bringt zuletzt der Regierung den empfindlichsten Schaden. —

Die Zeitungen bringen ein Schreiben des Staatsanwalts Sethe an den Appellationsgerichts-Direktor Temme in Münster, wonach die Anklage desselben wegen Steuerverweigerung nun fällt und seine Amtssuspendirung aufhört. Aber die Anklage wegen des Stuttgarter Parlaments dauert noch. Man fragt, was jene Erklärung bedeutet? Gerechtigkeit? die erwartet man von der jetzigen Regierung nicht! Kann man nicht anders? sind die kleinen Hülfsmittel, die Tücken und Schändlichkeiten erschöpft? oder was steckt dahinter? —

Gestern ist hier ein Verein durch den beaufsichtigenden Konstabler aufgelöst worden, weil man Stellen aus Friedrich's des Großen Werken vorlas! Ruhmvoller Beweggrund! —

Im Verwaltungsrath erklären drei Stimmen (Darmstadt, Thüringen, Oldenburg) gegen neun, daß der Vertrag Preußens mit Oesterreich zur Errichtung einer provisorischen Zentralgewalt allerdings den Vertrag zur deutschen Reichsverfassung beeinträchtige. So werden die Schwierigkeiten in diesem jämmerlichen Getreibe stets größer! —

Wie sehr die gerühmte Kriegszucht im preußischen Heere gesunken ist, sieht man aus den vielen Soldaten, die sich in Haft befinden. Alle Militairgefängnisse sind überfüllt. Und wie viele Ausschweifungen und Widerspenstigkeiten werden vertuscht! besonders hier in Berlin. In allen öffentlichen Angaben herrscht jetzt Lüge und Schwindelei, von oben bis unten. Ein durchaus verdorbenes, vergiftetes Regierwesen! —

Unter den Majestätsbeleidigungen kommen besonders viele vor, die den König der Trunksucht beschuldigen. Die Meinung, daß der König sich betrinkt, ist neuerdings sehr verbreitet. Kein Rausch, sagt man, aber immerfort kleine Schlücke, — was die Engländer small drinks nennen, die in fortwährender Aufreizung erhalten. Bei den geringen Leuten, die selber öfters sich betrinken, ist der Vorwurf nicht eben schwer gemeint. —

Die erste Kammer streitet noch für das Recht, die Steuern auch verweigern zu dürfen. Man spricht schon davon, diese Kammer aufzulösen, ja beide Kammern. Die Reaktion hofft, daß dann keine mehr einberufen werden. — Mir ganz einerlei. Alles Ein Lumpenpack, nicht besser als der Vereinigte Landtag! —

Donnerstag, den 18. Oktober 1849.

Geschrieben. Die Volks- und Freiheitssache hat für uns hier diese festen Anhaltspunkte, von denen sie nicht ablassen darf: das alte Wahlgesetz, preußische Nationalversammlung, deutsche Reichsverfassung vom 26. März. In dieser Richtung gehen wir muthig durch Dick und Dünn. Die Zukunft mag andre Verbindungen bringen, andre Wege aufdringen —, gut, dann gehen wir doch

immer von jenem aus! Was immer der Gang der großen Geschichte sein möge, der unsre ist durch jene Punkte bestimmt. —

* sprach mit gerechter Empörung von den blutigen Gräueln in Ungarn und setzte hinzu: „Aber ist unser Verfahren in Baden minder scheuslich? Ist es nicht noch schändlicher, gemeine Soldaten so hinzurichten? in jedem Falle sind sie weniger zurechnungsfähig als Generale. Und die Besatzung von Rastatt hat sich doch gewiß nur ergeben in der Voraussetzung — zu der man ihr Hoffnung gemacht — daß man sie amnestiren werde! Daneben das Beispiel der Besatzung von Komorn, die sich die Amnestie erzwang!“ — Ich habe * lange nicht so brav und menschlich gesehen! —

Mein alter Feldzeugmeister Graf von Leiningen ist in Wien an dem Tage, an dem sein Sohn erschossen wurde in Arad (oder gehängt?) aus Gram gestorben! —

Freitag, den 19. Oktober 1849.

Unruhige Nacht, schwere Träume. — Zum Morgengruß die Bestätigung der Nachricht, die ich gestern nicht glauben wollte, daß drei Landwehrmänner, Steil, Manstein und Alken, sämmtlich Familienväter, am 14. früh bei Saarlouis erschossen worden, weil sie im vorigen Jahr bei Erstürmung des Prümmer Landwehrzeughauses durch das Volk diesem nicht gehörigen Widerstand geleistet! Aber Hr. von Natzmer, der das Berliner Zeughaus mit seiner Kompanie verließ, ist nicht am Leben bestraft worden! Und welche Strafe gebührt denen, die das Schloß am 19. März 1848 überlieferten? Ja, schon gestern auf der Straße hörte ich von dem Ereignisse sprechen und einen

Offizier sagen: „Was verdient der, der uns damals von Berlin schimpflich abziehen hieß, der uns, sich selbst und das Königthum verrieth?“ Dieser Gesinnung, welche in der Armee vorherrscht, ist es hauptsächlich zuzuschreiben, daß der Geburtstag des Königs, ungeachtet die Reaktion damit glänzen wollte, im Ganzen so matt gefeiert worden. — Geschrieben, aber nicht viel, ich war zu aufgeregt. —

Mit der deutschen Sache sieht es erbärmlich aus. Die Verwirrung wird immer größer, jemehr die Volkssache unterdrückt wird und die Fürstensache hervortritt. Sie wollen die Einheit der Knechtschaft, aber Oesterreich will Herr sein und Preußen will es, und keiner will nicht Herr sein. In den Verhandlungen ist Lug und Trug, und ein Körnchen Wahrheit läuft doch immer mit und schwellt gelegentlich an. Die neue Zentralgewalt, das „Interim“, ruht auf Widersprüchen und stößt auf solche. Das „Interim, hat den Schalk hinter ihm“, heißt es im „Wunderhorn“. —

Der Kaiser von Rußland, wenn er von seinem Schwager, dem Könige von Preußen, spricht, bedient sich gewöhnlich des russischen Wortes Durak, welches etwas gelinder als Narr, etwa farceur, aber doch ein Schimpfwort ist. —

Wie alle politischen Handlungen außer ihrer Absicht auch etwas Nichtbeabsichtigtes in sich tragen, wird an einem wichtigen Beispiel klar. Aus Haß gegen die Revolution hat der Kaiser von Rußland den König Louis Philippe erst gar nicht und dann nur sehr schwach anerkannt, damit aber dessen Ansehn möglichst geschwächt und gern in Frage gestellt gesehen, die legitimistischen Bemühungen in Frankreich begünstigt und so nach Kräften beigetragen, die Republik hervorzurufen. —

Die Reaktion hier wüthet und schreit gegen die Ver-

faſſung in Schwerin, ſie ſei ein Verbrechen, Preußen dürfe ſie nicht leiden, müſſe der klagenden Ritterſchaft Recht ſchaffen ꝛc.!

Immer neue Unordnungen und Ausſchweifungen unſrer Soldaten, hier, in Schleswig, in Frankfurt, in Münſter. Nur Geduld! Das wird noch ärger werden! Und mancherlei Zeichen beweiſen mir, daß unter dieſer Außenſeite doch im Innern unſres „herrlichen Kriegsheers“ die demokratiſche Geſinnung wächſt. Der Dümmſte wird am Ende einſehen, daß man in ihm nur ein todtes Werkzeug will.

Sonnabend, den 20. Oktober 1849.

Geſchrieben. Lob des Volkes und namentlich der Berliner, die ſich da, wo ſie ſich frei bewegen konnten, heldenmüthig, tapfer, großmüthig, milde, einſichtsvoll, fügſam, beſcheiden und wunderbar geſittet erwieſen haben und nur darin fehlten, daß ſie zu leicht vertrauten, zu ſchnell alles abgethan glaubten. Während der größten Aufregungen, im Andrange der heftigſten Leidenſchaften, wo die unterſten Volksklaſſen, die zum Theil Noth litten, augenblicklich alle Macht hatten, wurde kein Unfug verübt, kein Laden geplündert, kein Frauenzimmer beleidigt, keine unanſtändigen rohen Worte hörte man; vom März 1848 bis November fielen ſo gut wie gar keine Diebereien vor. Die wenig ernſtlichen Vorgänge bei dem Schauſpielhauſe ſind lügenhaft übertrieben worden und ſie kommen größtentheils auf Rechnung der Reaktion, welche alles aufbot, um Ausſchweifungen und Gewaltthaten hervorzurufen. Dies iſt keine Vermuthung, ich weiß es! Wahrlich ein herrliches Volk, beſſerer Führer werth, als es damals hatte, haben konnte! —

Der kindiſche Bericht des „Staatsanzeiger“ über die Umſtände, unter denen Brandenburg und Manteuffel neulich den ſchwarzen Adlerorden mitbekommen haben, macht dieſe Spielerei vollkommen lächerlich, in dem Ernſte liegt ſchon der Hohn. Man ſieht, wie die Liebhaberei des Königs am Theaterprunk veralteter Zeremonien hängt! Höfiſche Schauſpielerei im Koſtüm des Mittelalters! Es wird ſehr darüber geſpottet, mit Unwillen und Verachtung. —

Gagern und Mathy in Bremen, in Hamburg! Die Jammerleute prahlen noch! — Und finden noch Zuhörer! —

Die Magyaren von Komorn durften hier nur durchreiſen. In Hamburg werden ihnen Hurrah's, Vivat's und Ständchen dargebracht. Ein Magyar, der früher hier ſtudirt hatte, fand doch Mittel, ſich trotz der Polizei ein paar Tage hier aufzuhalten und alte Freunde zu beſuchen. Die Hinckeldey'ſche Polizei kommt überall zu kurz, ihre Scheereien treffen alle falſch; was ſie ſucht, entgeht ihr. Sie wird mehr verachtet als gehaßt. Sie hat nichts gewußt von der ſtillen Organiſation der Volksvereine während des Belagerungsſtandes, nichts von den Verbindungen der demokratiſchen Parthei mit den Gleichgeſinnten in Süddeutſchland!

In unſrer politiſchen traurigen Bahn nichts Neues! „Das Interim hat den Schalk hinter ihm!“ kann man wieder ſagen, wie früher einſt. Die Wortbrüchigkeit hält mit dem Dünkel Schritt, mit der Vermeſſenheit, etwas zu unternehmen, was man nicht ausführen kann. Preußen will kein vereinigtes, ſondern ein unterjochtes Deutſchland. Nach und nach merken's die Fürſten, wie ſchon längſt die Völker. Und dazu wollen die Gagernianer noch immer

die Hand bieten! Elende Komödianten, die nur mitspielen wollen, ausgepfiffne Helden, jämmerliche Bedienten jetzt! Fort mit dem Pack!

Sonntag, den 21. Oktober 1849.

Die „Urwählerzeitung" hat einen scharfen Artikel über die Spielerei mit dem schwarzen Adlerorden, blutig geißelnd mit harter Zuchtpeitsche! Nichts thut so weh, als wenn man den Flitter angreift, den kindischen Prunk. Das kann der Tod der „Urwählerzeitung" werden! Dergleichen wird nicht verziehen! —

Geschrieben, über das, was uns bevorsteht, über unsre Haltung und Vertheidigung gegen die Angriffe; der Sieg wird unser sein; aber was wird den Gegnern dann bevorstehen?! Sie haben überall ihren Weg mit Blut bezeichnet, mit Wortbruch, Verrath und Lüge. Das arme Volk, wie haben sie es genarrt, zertreten, gehöhnt! Es wird Rächer finden, nur zu viele! —

Abends Besuch von Weiher. Ueber Versorgungsanstalten, unsre Lumpenkammern; die erste Kammer ist auf den drohenden Wink einer Auflösung ganz gefügig geworden, hat sogar auf das Steuerbewilligungsrecht verzichtet! Niederträchtiges Gesindel! —

Der Präsident Louis Bonaparte scheint sich etwas zu ermannen gegen die Partheien, denen er sich bisher hingab, gegen den tückischen Fallour, den matten Odilon Barrot, den kleinlichen feigen Thiers. Aber ich baue nicht darauf! Ich baue auf den Geist, der im französischen Volke lebt und immer wieder hervorbricht, immer wieder aus allen Fesseln sich befreit. —

Die russischen Einwirkungen sind nicht müßig in Lon-

don und Paris, sie arbeiten auf Herstellung des absoluten Königthums in Frankreich —, aber das ist nur Wahn, der zu Spott wird! Hüte Rußland nur sein eignes Innere! Die Welt steht nicht still. Und der Kaiser geht dem Grab entgegen. —

Aus unsren Sachen hier, wie sie jetzt geführt werden, kann nichts Gescheidtes hervorgehen. Bei aller Herrschermacht ist keine feste Regierung da, sondern nur Auflösung, die von Polizei und Soldaten zusammengehalten nur den Schein einer Regierung giebt. —

Neulich sagte jemand, der König sei der irreligiöseste Fürst, den Preußen noch gehabt habe. Anfangs schrie man dagegen auf, nach und nach wurde man nachdenklich, zuletzt fand man den Spruch ganz richtig, weil sich ergab, daß der Prunk und die Phantasterei des Kirchlichen meist das Gegentheil der Religion ist und grade der Gottlose sich ein Spielwerk aus dem Heiligen macht. „Er weiß nichts von Christus und Christus sicherlich nichts von ihm.“ Es wurde gefragt: ob das Majestätsbeleidigung sei? Man zuckte die Achseln. Ein katholischer Geistlicher soll bei dieser Verhandlung zugegen gewesen sein.

[illegible]ntag, den 22. Oktober 1849.

Treffliches Wort Uhland's gegen das unerhört rechtswidrige Verfahren in Baden. Alle Zeitungen wiederholen die kurze Denkschrift. —

In Hamburg hat die konstituirende Versammlung jedes Vereinbaren mit dem Senat verworfen. Recht so! Das ist der erste Anfang der Freiheit!

Die Hyäne von Brescia murrt, weil Batthyani erschossen und nicht gehängt worden! Daß aber das blutgierige Vieh deßhalb die österreichische Uniform ausziehen

werde, glaub' ich nicht. — Die Todesurtheile ſcheinen in Ungarn eingeſtellt; jetzt, nachdem die Schlächterei ſchon ſo weit gegangen! —

Sonderbund zwiſchen Baiern, Würtemberg, Hannover; Werk Römer's und Stüve's. Taugt nichts, aber die Erbärmlichkeit des preußiſchen Unternehmens kommt dabei zu Tag. —

Der König will dem von ihm ſchnöde mißhandelten Oberpräſidenten von Patow die geforderte Entlaſſung nicht geben; ein paar begütigende Worte ſollen die Grobheiten vergeſſen machen! Und Patow wird damit zufrieden ſein. —

In Paris tagt es ein wenig. Cavaignac ſpricht gegen Tocqueville und Thiers, Victor Hugo gegen die öſterreichiſchen Schlächtereien.

Dienstag, den 23. Oktober 1849.

Geſchrieben. Die Gagern'ſche Parthei wird täglich elender, kriechender, ihr Haupt will noch immer die Rolle eines pathetiſchen Führers ſpielen, faſelt in Bremen lange Reden, bringt dem abweſenden Smidt ein Lebehoch! Wie anders wird Klapka vom Volk in Hamburg begrüßt! Ich ſchreibe gegen die nichtswürdigen Verlockungen der elenden Burſchen, die zu Gotha getagt, gegen die Mehrheit der Frankfurter Nationalverſammlung.

Sonderbare Aehnlichkeit zwiſchen meiner Stellung und der einſtigen des alten Schlabrendorf! Auch er erlebte den Anfang der Volksfreiheit, ſah ſie dann untergehen, durch Gewaltherrſchaft erſetzt, dann durch die Charte der Bourbons, auch er hoffte auf die Wiederkehr der Freiheit, erlebte ſie nicht, aber ſie kam! Als ich ihn kennen lernte, im Jahre 1810, ſchien Andern alles verloren; ihm nicht.

Und ich kann sagen, auch mir nicht! Damals so wenig als jetzt. Sie wird wiederkehren, aber nicht als freudige Glücksspenderin, sondern als ernste Rachegöttin, mit gezücktem Schwert und blutiger Vergeltung. —

Besuch von Weiher. Handwerkersachen. Gesundheitsvereine. Alle dergleichen Bestrebungen liefern den festen, sichern Unterbau der künftigen Freiheit. Vorwärts! — Ich trage zu allem nach Kräften bei. —

Besuch bei Hrn. Savile Morton. Gute Nachrichten aus England, alles ist dort einig, die Türkei gegen Rußland zu schützen, Lord Palmerston kann zu diesem Zweck auf alle Partheien rechnen. Heftige Aufregung wegen der Grausamkeiten in Ungarn. —

Es heißt, die Bevollmächtigten Sachsens und Hannovers bei dem Verwaltungsrathe hier seien abgereist, nachdem sie Einspruch gegen die preußischen Absichten gethan. — So muß es kommen, wenn die Regierungen vereinbaren! Schimpf und Schande haben sie davon und — die Strafe künftig! — Man nennt den König den größten Reichsverderber und Volksbetrüger, den Deutschland je gehabt habe. In sächsischen Blättern. Und die Zerrbilder nehmen kein Ende. —

Dr. Johann Jacoby ist in Königsberg angekommen, gleich in's Gericht gefahren und in Haft gesetzt. —

Der Renegat Hurter (aus Schaffhausen) ist in Wien ausgewiesen worden; der Ultra von den Ultra's! Er soll mit Metternich solche Ränke betrieben haben, die der jetzigen Regierung feindlich erschienen; Palmerston soll sie entdeckt und vertraulich mitgetheilt haben. —

Die „Demokratische Zeitung" heute sehr tapfer! Auch die „Nationalzeitung" ist wieder schärfer; über Finanzen,

Anleihe ꝛc. Wie lange wird diese Preßfreiheit noch bestehen! —

In den Kammern sprechen sie von Erblichkeit, von Pairs ꝛc. Endlich rücken sie auch damit hervor! Doch die Reaktion will im Grunde auch dergleichen nicht, eine Pairskammer setzt eine Deputirtenkammer voraus und mehrt nur deren Gewicht. Indeß für den Augenblick wäre eine Pairskammer doch ein Triumph der Aristokratie! Ein schofler doch nur! Man kann nicht vergessen, daß es hieß: „Der Adel ist abgeschafft!“ Jahrhunderte löschen das nicht aus. Nur zu! nur zu!

Mittwoch, den 24. Oktober 1849.

Geschrieben; doch nicht mit rechtem Triebe! Die Gegenstände verwirren sich zu sehr, werden zu ekelhaft. Und es wird noch weit ärger kommen, das seh' ich mit Gewißheit voraus. Die Wege der Geschichtsentwicklung sind wunderbar und das Menschengeschlecht ist ein heilloses Gewürm! Doch darf man nicht aufhören, die Menschen zu lieben, sie zu bemitleiden, an ihrer Besserung zu arbeiten, ihrer innern und äußern. Und mit sich selber muß man anfangen, da hat man alle Tage genug zu thun. —

Nachmittags Hr. Dr. Hermann Franck bei mir. Ueber die Lage der Dinge gesprochen. Was vom Könige noch zu erwarten stehe? Ob er sich je dem Volke wieder zuwenden werde, ob er es ohne Gefahr könne? Nein, es kann ihm nichts mehr glücken, es ist alles verschoben, verdorben. Er ist ein Fürst, wie ihn das Schicksal braucht, wenn Revolutionen möglich werden sollen! —

Abends bei Dirichlet's. Ein wahrhaft glücklicher Abend!

Niemand zugegen, als beide Gatten und der älteste Sohn Walter. Rebecca las mir aus den Reisebriefen ihres Bruders Felix vor; aus Weimar, München, Wien, Venedig, Rom. Die reiche Vergangenheit der edlen glücklichen Familie stieg lebendig vor mir empor. Die herrlichen Eltern Abraham und Lea, die begabten, liebevollen Kinder! Der einundzwanzigjährige Felix schreibt (1830) mit seiner Reife, mit vielseitiger Bildung und besonders mit anmuthiger Frische die schönsten Briefe. Eben so wie der Bruder erscheint mir aber auch die vorlesende Schwester im schönsten Lichte. Ich betrachte sie mit wahrer Freude. Im Vorlesen und Mittheilen eröffnet sich ihr edles reiches Gemüth, ihr gebildeter Geist, ihr reiner Sinn in ganzer Fülle. Ich fuhr gegen halb eilf Uhr nach Hause. —

In Rastatt wieder drei geborne Preußen standrechtlich erschossen. Diese Hinrichtungen, so lange nachher, so kalten Blutes, sind grauenvoll. Alle Welt ist empört darüber. Nur unsre Regierung, unsre Militairbehörden sind völlig verhärtet, verwildert. —

Radowitz gab heute wieder in der zweiten Kammer nähere Auskunft über die deutsche Sache, scheinbar beredt, aber eigentlich nichtssagend, man erfährt nichts als glatte Worte über Möglichkeiten und Absichten; die zweite Kammer war von den leeren Redensarten entzückt! —

Hr. von Canitz, der neulich gegen Pairie und Adel sprach, ist der Neffe des gewesenen Ministers. Eine merkwürdige Erscheinung, daß ein Canitz als Radikaler spricht! —

Die „Nationalzeitung" bringt die Statuten des schwarzen Adlerordens zur Sprache und bemerkt, daß sie keinen unehlich Geborenen zulassen (Graf Brandenburg), ferner, daß damals der König sich noch nicht „von Gottes Gna-

den“ nannte. Letzteres wird dem jetzigen Könige sehr wehe thun! —

Rasende Aeußerungen eines Grafen von Pfeil in Schlesien, der die Frau, welche für Kinkel's Leben zu bitten gewagt, öffentlich ausgepeitscht sehen will, für Preßvergehen Todesstrafe zulässig erachtet ꝛc. Er heißt Valerian; ist es der, den ich früher wohl bei Olfers gesehen? —

In Raynal gelesen, in Tagesschriften geblättert, nichts besonders Werthvolles gefunden. Manche demokratische Aufsätze leiden an unverständlicher Schreibart, sie müssen gradezu umgeschrieben werden. —

Donnerstag, den 25. Oktober 1849.

Besuch von Weiher. Ueber die Möglichkeit, daß die sämmtlichen sogenannten Konstitutionellen aus den Lumpenkammern plötzlich in Masse austreten; mag es geschehen, aber verbinden dürfen sich die ächten Volks- und Freiheitsfreunde darum doch nicht mit jenen Halben und Lauen, die unsre Sache verrathen haben und noch jetzt voll Dünkels sind. —

Die „Urwählerzeitung“ weiset den Hrn. von Gerlach schön zurecht, der die öffentliche Meinung verachten will und den Palast des Prinzen von Preußen zum Beispiel wählt, vor dem Jahre Nationaleigenthum genannt, heute von Huldigungen erfüllt. Sie sagt ihm, die öffentliche Meinung sei noch wie damals, die herrschende sei freilich knechtisch. Sie erinnert, daß der Magistrat, daß die Behörden immer die ersten gewesen, den Mantel nach dem Winde zu hängen, das Volk aber sei anders, sie giebt es ihm derb. Die Presse arbeitet noch tapfer, eh sie verstummen muß. Jeder Schuß trifft. Die knechtischen Blätter, die „Neue Preußische Zeitung“, die „Deutsche Reform“, die „Konstitutionelle Zeitung“ kommen nicht mehr da-

gegen auf, ſie verlieren den Athem. Um ſo mehr rufen ſie das Einſchreiten der Staatsgewalt an, ſchon ganz offen und frech. —

Die „Kreuzzeitung" ſpricht heute ſehr beunruhigt. Sie fürchtet, die Demokraten könnten Preußens Macht nach außen ſchwächen, wenn ſie den König nöthigten, bei einem Kriege gegen den äußern Feind auch im Innern hunderttauſend Mann zurückzulaſſen. Auch das Verſammlungsrecht will ſie ganz aufgehoben wiſſen, man könne dabei nicht ruhig ſein, beſonders da die nächſte Geſchlechtfolge eine völlig revolutionaire ſein werde. —

Die Pairie und jede Erblichkeit in der erſten Kammer iſt nun verworfen. —

Der Abfall Sachſens und Hannovers merkwürdig! —

Neues Aufhängen in Peſt, neues Erſchießen bei Raſtatt. Gräßlich, gräßlich! —

Der Konſiſtorialrath Otto von Gerlach iſt plötzlich geſtorben. Die Brüder ſind tief erſchüttert und die Erinnerung an den eignen Tod macht beſonders den General beſtürzt.

Oktober 1849.

Das plötzliche Abſpringen des Königs von Hannover vom Dreikönigsbund, mit dem er es urſprünglich ſehr aufrichtig und ernſt gemeint haben ſoll, erklärt man aus der Ueberzeugung, die ihm beigebracht worden ſei, daß der König von Preußen gewiſſe Plane zur Vertauſchung der Rheinprovinz gegen Hannover, Mecklenburg, die Hanſeſtädte ꝛc. wenigſtens nicht gradezu von der Hand gewieſen, ſondern einige Neigung dafür bezeigt habe. Dieſe Plane ſollen beſonders von Jeſuiten gehegt und von öſter-

reichiſcher Seite vertraulich in Hannover mitgetheilt worden ſein.

Freitag, den 26. Oktober 1849.

Abſchiedsbeſuch von Hrn. Savile Morton; er geht nach Dresden und will nach Wien. Hier hat ihm der öſterreichiſche Geſandte die Paßviſirung dorthin verweigert; ſie hätten ſchon genug Litteraten und Zeitungsberichter dort, ſie wünſchten die Zahl nicht zu vermehren. — „So machen Sie aus Oeſterreich Rußland!“ — O ja, recht gern thun wir das. — Morton wird nun verſuchen, in Dresden die Viſirung zu erlangen. —

Das Miniſterium hier will, trotz Hannovers und Sachſens Widerſpruch, doch die Reichstagswahlen zum 15. Januar ausſchreiben. Thörichtes Unternehmen! Wer wird denn wählen? In Preußen eine verächtliche Minderheit, in andern Ländern vielleicht niemand!

Recht ſo! Laß ſie ſtecken bleiben in ihrer eignen Unflätherei! —

Brief aus Heidelberg von Dr. Carové, überbracht durch Hrn. Charles Gouraud, Docteur de la Faculté des Lettres de Paris, Freund des Hrn. Dubois. Hr. Gouraud war in den preußiſchen Rheinlanden, in Baden, Würtemberg, Baiern, zuletzt in Sachſen, er will unſre Zuſtände kennen lernen, auch um für franzöſiſche Blätter darüber zu berichten. Er hat Briefe für Savigny, Hotho, Böckh ꝛc. An mir findet er ſeinen Mann, der ihm reinen Wein einſchenkt! Während zwei Stunden eifrigen Geſpräches war ich bemüht, ihm unſre verworrenen Zuſtände einigermaßen begreiflich zu machen, er faßt ſie leichter als der Engländer, der immer zu viel Geſetzliches vorausſetzt, da-

gegen der Franzoſe mit Willkür und Lüge und Schein beſſer vertraut iſt. Von der Stimmung in Baden macht er eine furchtbare Schilderung, die Demokratie ſei dort und in Würtemberg unüberwindlich, in Baden aber auch der Kommunismus eingedrungen, ſelbſt bei reichen Bauern. In Frankreich wiſſe man davon nichts, die Franzoſen würden mit ihren Angelegenheiten auch ferner fertig werden, von ihnen uns kein Unheil kommen, aber durch neue Ideen, die in Deutſchland wuchern und hier ungekannte Ergebniſſe liefern können, ſei Frankreich mitbedroht. Er ſprach als Demokrat, aber verwarf den Sozialismus. Ueber Rußland konnt' ich ihn ſehr berichtigen. Er kennt Gagern und war öfters in Hornau. —

Beſeler hat ziemlich gut geſprochen in der zweiten Kammer. Beckerath drohte ſogar mit neuer Revolution, aber Manteuffel widerſtritt ihm und behauptete die unermeßliche Mehrheit des Volkes ſtehe mit dem Miniſterium. —

Die Verzweiflung der „Kreuzzeitung" zeigt auch heute wieder, wie unſicher und ängſtlich die Reaktion iſt. Sie beißt und wüthet, was ſie nur kann! aber gegen unſre Feinde, die uns doch dienen müſſen, aber die wir verachten und daher den Beſtien der „Neuen Preußiſchen Zeitung" gern überlaſſen, einen Auerswald, Beckerath, Riedel, Baumſtark und wie alle die Mittelſchlagsleute heißen! Gagern wird heute Abend von der „Nationalzeitung" in ſeiner Blöße dargeſtellt. —

Der Prinz von Preußen nach Baden ab. —

Daß der Freiherr von Canitz und Dallwitz, der Neffe des geweſenen Miniſters, in der Kammer gegen den Adel geſprochen hat, kann man gar nicht verwinden! —

Der König nannte, bei Gelegenheit der Verleihung des ſchwarzen Adlerordens an ſeinen Neffen, unſre Zeit

eine ſolche, „die, wie kaum eine frühere, dem Eitelſten, der Gemeinheit und jeder Untreue fröhnt“!

Sonnabend, den 27. Oktober 1849.

Geſchrieben. Wir ſehen die Regierung in immer größere Verlegenheit gerathen, in immer ſichtbarere Unfähigkeit. Ihr fehlt alle geiſtige und alle ſittliche Kraft. Sie verkehrt in Lüge, Anmaßung, Unredlichkeit aller Art. Sie iſt wie auserleſen dazu, fernere Revolutionen hervorzurufen. Der König hat Recht, daß dieſe Zeit reichlichſt „Gemeinheit, Eitelkeit und Untreue“ zeigt, aber auf welcher Seite? Nicht auf der des Volkes! Auf dieſer iſt Großmuth, Edelſinn, Redlichkeit, Zucht und noch immer — eine Tugend, die ſchon zum Laſter wird — ehrliches Zutrauen! Das aber ſagt, das zeigt niemand dem Könige, das will die Reaktion, die ihn fortwährend zum Wortbruche drängt, nicht ſehen! Und Eitelkeit? Nun, wo deren Uebermaß zu ſuchen, das wiſſen wir. Eigentlich ſchrieb ich über Preußens politiſche Lage und deren wachſende Schwierigkeiten. Man rechnet auf das Heer; allein das möchte doppelt ſo ſtark und zehnmal ſo treu ſein, was hilft's, wo es nicht anzuwenden iſt? Truppen gegen Geiſt ſind noch lächerlicher als Linienſchiffe gegen Reiterei.

Hr. von Saucken ſprach geſtern mit Nachdruck gegen Manteuffel's Berufung auf die ungeheure Mehrheit des Volkes, die hinter den Miniſtern ſtehe. Die Rechte wüthete ſo, daß er die wenigen Worte kaum ſagen konnte. Die Mehrheit ſogar in der Minoritätskammer fehlt ihnen und die Mehrheit des Volkes iſt wohl gegen dieſe Kammer, aber nur, weil dieſe noch zu ſehr mit den Miniſtern ſtimmt. Manteuffel aber lügt, er meint nicht die Mehr-

heit des Volkes, er meint die Soldaten. Und hat er ſelbſt darin Recht?! —

Ungarns Verfaſſung und Beſtand aufgehoben; Kroatien und Siebenbürgen als beſondre Kronländer anerkannt. Ungarn — gleich der Lombardei und Venedig — unter neue, vorläufig militairiſche Verwaltung geſtellt. Und dennoch gehen auch in Oeſterreich konſtitutionelle Reformen ihren Gang! Ja, das Schickſal Ungarns iſt im letzten Ergebniß ein Gewinn für den Fortſchritt, die Feudalverfaſſung iſt abgeſchafft. —

Im Badiſchen ſind fünfundneunzig preußiſche Landwehrmänner als Mitkämpfer für die Freiheit gefangen; vier davon ſind erſchoſſen worden, die übrigen möchte man wohl begnadigen, beſonders wenn ſie Reue zeigen; auch jene vier würden nicht hingerichtet worden ſein, hätten ſie Reue bezeigt; man hatte es ihnen geſagt, daß davon ihr Leben abhinge. Welche elende, niederträchtige Geſinnung liegt dieſem Verfahren zum Grunde! Weil ſie edel und ſtandhaft ſind, tödtet man dieſe Männer; wären ſie feige Heuchler, ſo ließe man ſie leben! Wie ſchief und verderbt muß es in dem Kopf und in dem Herzen ausſehen, die ſolcherlei ausbecken!

Sonntag, den 28. Oktober 1849.

Geſchrieben. Gegen das Uebergreifen der Polizei, willkürliche Ausweiſungen der Fremden und Einheimiſchen, beliebige Verhaftungen und lange Unterſuchungshaft, die größten und ſchmählichſten Gebrechen unſres ganzen Zuſtandes! Die Kammern denken an keine Abhülfe! Dieſe Polizei und das Disziplinarverfahren gegen Beamte und Lehrer ſind wahre Eiterbeulen.

Die „Urwählerzeitung“ zeigt prächtig die Schändlichkeit des (mehr als) Keller'ſchen Vorſchlages zur Bildung einer preußiſchen Pairie! — Die „Nationalzeitung“ beleuchtet das preußiſche Verfahren in der deutſchen Sache. — Daß die jetzige Regierung nichts Geſcheidtes, nichts Haltbares ſchaffen kann, iſt auch dem Blödſichtigſten klar. Sie will auch nichts von allem, was ſie für den Augenblick als ihren Willen hinſtellt. —

In Ungarn neue Hinrichtungen. Schreckliche Bosheit der feigen Regierungsparthei! —

Die Erzherzogin Sophie — —! Katharina von Medicis in ihr aufgelebt. —

Fernere Verurtheilungen in Baden durch die Preußen. —

Gerüchte, daß die Lumpenkammern würden vertagt werden, daß in Dresden während der neuen Ständeverſammlung wieder preußiſche Truppen ſein würden. Gerüchte von nahen Ausbrüchen neuer Stürme, in Paris, Italien, Deutſchland, Berlin. Von Polen und Rußland ſchweigt man und doch liegt hier wohl der meiſte Zündſtoff. —

Erörterung der türkiſchen Frage. Es liegt nicht in der Politik Rußlands, jetzt Krieg mit den Türken zu haben, da dieſer nothwendig einer gegen England ſein würde. Rußland möchte in England lieber einen Bundesgenoſſen ſich bewahren für den großen Reaktionskrieg gegen Frankreich; denn zu dieſem zu kommen iſt die entſchiedne Abſicht der Höfe, ſie wollen die Revolution in ihrem Mittelpunkte zerſtören, ſo bald ſie nur freie Hand haben; ſie wollen Frankreich endlich in der That zertheilen. Dieſer Gedanke iſt ſeit 1792 in manchen Köpfen nicht erloſchen, hat ſich fortgepflanzt in jüngeren. Es iſt die Frage, ob der Augenblick je günſtig ſein wird, ſo was zu unter-

nehmen, ob sie Zeit dazu haben; aber — wenn es dazu käme, dann: Lebewohl Königthum! —

Vortreffliche Rede des Fürsten von Wallerstein in der Abgeordnetenkammer zu München am 23. Oktober. „Als Mitglieder der einzigen Volkskammer eines größeren deutschen Staates, welche jetzt versammelt ist, verwahren wir feierlich uns und die deutsche Nation gegen jede Einsetzung einer neuen provisorischen Zentralgewalt, welche ohne Zustimmung des deutschen Volkes erfolgte." Lob der Frankfurter Nationalversammlung, Tadel der Fürsten. „Die Reichsverfassung ist noch gültig." Der Minister von der Pfordten antwortet ausweichend und nachgebend; allerdings solle die Nation befragt werden, wie, wisse er selbst noch nicht; das Interim sei aber nichts Schließliches ꝛc.

Montag, den 29. Oktober 1849.

Elende Aussicht für die preußische Verfassungssache, die elenden Kammern sind der Regierung noch zu viel, man wird sie vertagen, auflösen, das Revisionswerk liegen lassen unter dem Vorwande, die deutschen Sachen müßten zuerst geordnet werden; diese werden es aber nie! Genug, es wird nichts draus. Merken die heillosen Leute nicht, daß sie der Revolution den größten Gefallen thun? Jeder Verrath, den sie ausüben, jede Versäumniß, jede Täuschung, deren sie sich schuldig machen, ist Nahrung für die Revolution. — Der Sophist Radowitz hat heute wieder sein trügerisches Gewäsch gemacht, aus dem sich gar nichts ergiebt. Nach und nach merken es doch die Leute, was das für ein jämmerlicher Bursch ist! —

Histörchen, daß Manteuffel in einem Bierhause sich zu

Bürgern geſellt, an ihrem Politiſiren Theil genommen habe, dann durch einen der Anweſenden erkannt und mit Namen genannt worden ſei, worauf ihm die Bürger ein Hurrah gebracht hätten. Abgeſchmackt, geſchehen oder erfunden! — Will er nun gar Volksbeliebtheit heucheln?

Dienstag, den 30. Oktober 1849.

Geſchrieben. Baiern ſtimmt dem Interim bei, was will man mehr! Armes deutſches Volk; wie grauſam wird dir mitgeſpielt! Aber es iſt den Franzoſen kaum beſſer ergangen und kaum den Engländern. Man ſoll mir die Deutſchen darum nicht ſchimpfen. Seneca ſagt: „Iniquus est qui commune vitium singulis objecit.“ Aber was wir voraushaben, iſt der Dünkel, mit dem wir, ſelber noch an Ketten, auf die Polen, auf die Italiäner, auf die Tſchechen und Magyaren hinabſehen wollten, uns für werth erklärten, frei und groß zu ſein, jene aber nicht. Dieſer Uebermuth iſt uns gelegt. Die Polen, die Italiäner ſehen in uns jetzt ihresgleichen. Die Revolution wird auch alle vereinigen. —

Das preußiſche Miniſterium veröffentlicht jetzt die Verhandlungen, welche wegen der Hülfleiſtung gegen den Aufſtand in der Pfalz mit Baiern gepflogen worden. Wie man es damals gleich wußte, bat Baiern dieſe Hülfe unter der Hand begehrt und ſie ſcheinbar auch abgelehnt, Preußen aber iſt willig darauf eingegangen, den Schein der Eigenmächtigkeit nicht zu ſcheuen. Elendes Zeug! —

Gräuelhafte Auftritte in Paderborn, wo die zuchtloſen aufgehetzten Huſaren, die aus der Pfalz und Baden zurückgekehrt ſind, blindlings alles zuſammenhauen, auch die Polizeibeamten, und von ihren Offizieren mit Würſten

beschwichtigt werden! Das „herrliche Kriegsheer" wird zu einer zuchtlosen Räuberbande, und die Offiziere sind die ärgsten. Das wird jammervolle Früchte tragen, auch für die Regierung. Die Leiden des Volkes rechnet sie freilich für nichts, aber sie wird schon selber leiden. Nur Geduld! —

Die „Demokratische Zeitung", die „Urwählerzeitung", sehr tapfer! Die „Neue Preußische Zeitung" hat neues Gift angesammelt und speit es wüthig aus. —

Die Schikanen der Polizei gegen die Vereine werden immer ärger, willkürlicher, niederträchtiger. Sie verhängt mit unberechtigter Gewalt Strafen, verlangt Verzeichnisse, die es nicht giebt; setzt eigenmächtig 10 Uhr Abends als Schlußzeit der Vereinsversammlungen. Sie will die Demokraten ermüden, oder zur Gegenwehr aufreizen, damit sie dann Vorwand finde, gegen sie einzuschreiten. Ein niedriges, gemeines Benehmen, durch das die Regierung immer verächtlicher wird! Ihr bitterster Feind kann ihr nur so rathen! —

Mit der Türkei geht es friedlich ab, Rußland und Oesterreich geben nach. — Oesterreich wüthet in Ungarn besonders gegen die Magyaren, die bei Rußland Schutz zu finden hofften; man will zeigen, daß man selber Herr ist! —

In Spanien das Ministerium gegen den König. Was geht's uns an! — In Frankreich schleppt es sich zur Krisis; aber sie bricht noch lange nicht aus. —

„Gotthold Ephraim Lessing. Von Danzel." (Leipzig, 1850. Erster Band.) Ein ersehntes, werthvolles Buch. Aber, bei allem Verdienste des Scharf- und Tiefsinnes und des besten Fleißes, erstickt der Autor doch den Geist in der Masse der Gelehrsamkeit, und das wichtige Werk geht für die Nation verloren!

Mittwoch, den 31. Oktober 1849.

Geschrieben. Wider Gagern und seinen Anhang, die lauen und matten Konstitutionellen, die Fahnenschwenker und Wetterhähne, die nur immer sich vordrängen und in jedem Stück, wie es auch sei, mitspielen wollen! Indem man auf diese Halbschelme schlägt, hat man den Vortheil, die hinter ihnen stehenden Ganzschelme — die wortbrüchigen Regierungen — mitzutreffen. Und immer neue Schläge muß es geben, tausendmal auf denselben Fleck, unermüdlich, sonst hilft es nicht. —

Brief aus Würzburg von Prof. Franz Hoffmann. Endlich einmal wieder ein Manneswort, ein tüchtiges, einsichtsvolles! Ich kann allem was er schreibt beipflichten. —

Der Besuch des Ministers von Manteuffel in einer Weißbierkneipe soll wahr sein; in der Linienstraße, unter dem Namen Müller; der bekannte Malmène soll ihn plötzlich erkannt haben; natürlich alles ein abgeredetes Spiel, um so wohlfeil als möglich ein Mann des Volkes zu heißen! Das auch noch? Jämmerlich! Abgeschmacktes Histörchen, sagt' ich zuerst, jetzt, abgeschmackter Minister! Und gäbe es noch Philister und Lumpe, die sich durch so was berücken lassen? O ja, die giebt es! Kotzebue hatte sein Publikum. —

Was wir hier jetzt vor Augen haben, ist schändlich und entehrend für die preußische Regierung; nichts als Polizeigewalt und Polizeiwillkür, zu den niedrigsten, tückischen Schikanen mißbraucht, zu kindischen, boshaften Scheereien. Das Königthum ist zur gemeinen Partheisache herabgewürdigt, von der früheren Erhabenheit und Milde, von dem Gesetzesschutz für alle, keine Spur mehr! —

Die Lumpenkammern fahren fort in ihrer Lumperei. Die Regierung achtet ihrer nicht, das Volk verachtet sie! —

Die „Demokratische Zeitung“ und die „Urwählerzeitung“ sehr tapfer! Auch die „Nationalzeitung“ gab wieder ein paar scharfe Schüsse. Desgleichen der leipziger „Leuchtthurm“. Diese Blätter alle singen: „Noch ist Deutschland nicht verloren!“ Indeß, so weit sind wir, daß wir das Lied der Polen auf uns anwenden! —

Zuletzt in Georg Forster gelesen.

Donnerstag, den 1. November 1849.

Geschrieben. Ich kann nichts Besseres thun, als meine Pfeile wohlbefiedert in die Welt hinaus zu schnellen, sie treffen wohl irgendwo! Dagegen habe ich gar keine Lust zur litterarischen Ausarbeitung, zu irgend etwas, mit dem mein Namen verbunden wäre; gern verstumm' ich als Schriftsteller, wenn ich nur als Kämpfer noch dienen kann. Wenn man was Rechtes vorhat, schwindet aller Ehrgeiz! —

Große Aussichten für Wien, wenn die Herstellung des Kaiserstaates auf neuer, freierer Grundlage gelingt, die Hauptstadt eines der mächtigsten Reiche zu werden! Aber die Regierung ist zu —, zu —! —

Hier zeigt sich ein Absehn auf Vereinigung des preußisch-deutschen Reichsrathes mit den preußischen Kammern, man denkt, beide Körperschaften könnten zu Einer werden, das heißt, die verbundenen Länder nach und nach in Preußen aufgehen. Was diesen Gedanken hindert, ist nur der Wunsch und die Hoffnung, daß Preußen die ihm verbundenen Länder sich unterwerfen könnte, ohne das Mittel der doch immer verhaßten konstitutionellen Formen. O wir sind noch lange nicht am Ende! —

Heute liefert die „Neue Preußische Zeitung“ eine so furchtbare Schilderung der Zukunft, neuer blutiger Revo-

lution und Volksrache, daß die „Demokratische Zeitung" den ganzen Artikel mit geringer Weglassung als drohendes Manifest wiedergeben könnte.

Freitag, den 2. November 1849.

Besuch von Professor Agathon Benary; zwei Stunden über gelehrte und ungelehrte Sachen gesprochen, über Schleiermacher, Marheineke, Hegel, Gans ꝛc., auch über Ereignisse der neusten Zeit; die Nemesis, daß Dambach und Tzschoppe im Wahnsinn gestorben, daß letzterer sich von der Polizei verfolgt glaubte, und noch sterbend verordnete, seine Söhne möchten ihren verhaßten Namen ablegen! —

Die Arbeiten unsrer Lumpenkammern gehen ihren schlaffen Gang. Sie schaffen nichts, was dauern kann. Die Reaktion will das Gemachte nicht leiden, die Demokratie noch weniger. —

Die Regierung führt in das Beamtenwesen immer mehr knechtische Unterwürfigkeit ein, die Beamten werden zu willenlosen Maschinen herabgewürdigt. Diese Herabwürdigung wird sich einst schwer an der Regierung rächen! Die nächste Revolution weiß, daß sie keinen Beamten auf seiner Stelle lassen darf, und die Regierung selbst droht ja mit neuer Revolution, sie klemmt also ihre armseligen Diener zwischen zweierlei Furcht, und findet einmal, anstatt selbstständiger Kräfte, nur den Umständen unterworfene. Besonders empfinden die Gerichtspersonen ihre veränderte, abhängige Stellung als eine tiefe Schmach, und die kräftigern suchen diese abzuwehren, indem sie doch wider die Regierungsabsichten urtheilen. —

Das Ministerium Römer durch ein Ministerium Schlayer

in Würtemberg erſetzt. — In Köthen und Deſſau kleine Verfaſſungskämpfe; noch hält ſich die Volksſache! — Der König will die mecklenburg-ſchwerin'ſche vereinbarte Verfaſſung nicht dulden, er will als Verwandter und Erbberechtigter einſprechen; zunächſt bringt man ſie vor das Schiedsgericht zu Erfurt, des Dreikönigsbundes, der ſchon nur Einen König hat! —

In Ungarn iſt das Hinrichten eingeſtellt; in Siebenbürgen noch nicht! Wird es nun in Baden aufhören? Wir folgen ja allen Vorgangen Oeſterreichs. Fiſchhof iſt dort endlich freigegeben; wird es nun auch Waldeck? — Sein Prozeß ſoll Ende des Novembers zur Verhandlung kommen. Die Geſchwornen ſind faſt lauter Böſe; man hat ſie ausgeſucht. —

Die Drohungen gegen die Schweiz werden immer ernſtlicher. Die dortigen Flüchtlinge ſollen einen neuen Putſch gegen Deutſchland beabſichtigen; es wäre Wahnſinn! Die Unterdrückungsmacht wird wohl ſchneller vorgehen und die Sache hindern. — Iſt die Schweiz gefallen, dann kommt es an Frankreich und den Hrn. Louis Bonaparte, der ſeine Züchtigung empfangen wird. Dieſe jetzt herrſchenden Franzoſen meinen, man werde ſie verſchonen! Sie werden es büßen, daß ſie alle Freiheit der Italiäner, Deutſchen, Magyaren gleichgültig zu Grunde gehen ließen! — Und ſollte der Despotismus auch Frankreich überwältigen, die Revolution wird er nicht beſiegen, ſondern erſt recht in ſich aufnehmen.

Sonnabend, den 3. November 1849.

Was befördert am meiſten die Aufſtände und Revolutionen? Allgemeinheit drückender, verhaßter Zuſtände! In

dieſem Sinn erwerben die Regierungen der Revolution und dem Aufſtand immer mehr Boden, machen ihn der Saat empfänglich, die ſie unwillkürlich ſelbſt ausſtreuen. Sie ziehen immer mehr Länder in den Zuſtand der Gährung, die furchtbar ausbrechen muß. —

Unerwarteter Beſuch von Fräulein Betty Paoli, die vor vier Jahren mit der Fürſtin von Schwarzenberg hier war. Sie iſt ſehr angenehm, voll Verſtand und Sinn. —

Aus Frankreich die Nachricht, daß die Miniſter entlaſſen und Molé berufen worden, ein neues Miniſterium zu bilden. —

In Georg Forſter geleſen, im Suetonius. —

Der „Kladderadatſch" ergeht ſich heute in unermüdlichem Witz und Scherz über den Beſuch, den der Miniſter von Manteuffel unter dem Namen Müller in der Linienſtraße 44 bei dem Weißbierſchenken Schluder abgeſtattet hat, und wo er ſich von Herrn Mal nène entdecken ließ! Die Geſchichte iſt eine der lumpigſten unſrer Zeit! —

Die Lumpenkammern gehen ihres Weges weiter; in der erſten hat Profeſſor Burmeiſter die zweite als eine aus Minoritätswahlen hervorgegangene bezeichnet, was der Präſident von Auerswald rügen wollte, der Redner aber als Thatſache feſtgehalten hat. Er ſagte auch, die ungeheure Mehrheit, die Manteuffel hinter ſich zu haben prahle, ſei nur eine ungeheure Selbſttäuſchung. — Die Verfaſſung wird ganz in's Knechtiſche und Scheinſame revidirt. Immerhin; uns beſteht ſie nicht zu Recht, wir nehmen ſie hin, wie den Belagerungsſtand, als eine Gewaltthat, die uns zwingt, aber nicht verpflichtet.

Sonntag, den 4. November 1849.

Die „Urwählerzeitung“ zeigt heute, wie der gemeine Soldat hier geringer steht, als in Nordamerika, wie die ungeheuren Kosten des Kriegswesens dem Gemeinen am wenigsten zu gute kommen; auch theilt sie über das Soldatenverkaufen deutscher Fürsten die scheuslichsten Angaben mit. Das schlägt gewaltig ein! Schon nach Aufhebung des Belagerungsstandes sollte der tägliche Zulagsgroschen für die Gemeinen wegfallen, man fand es aber gerathen, ihn noch fortzuzahlen; nun sollte er mit dem 1. November aufhören, aber man glaubte ein dumpfes Murren zu vernehmen, und ließ ihn ohne weiteres fortbestehen. An der Soldatenwirthschaft werden wir noch was erleben! Die erste Wirkung jenes Artikels kann aber der Untergang der „Urwählerzeitung“ sein; sie hat den empfindlichsten Fleck unsres stupiden Regierwesens berührt! —

Elendes neues Ministerium in Frankreich, werthlose Namen! Louis Bonaparte trachtet nach größerer und dauernderer Macht. Der Abentheurer hüte sich! —

Unsre zweite Kammer — Minoritätskammer und Lumpenkammer wie die erste — hat die einundzwanzig Millionen Thaler zum Bau der Ostbahn bewilligt; das Geld ist aber im Allgemeinen Verbrauchsgeld für die Regierung, die darauf rechnet, die Verwendung vor schlechten Kammern oder noch besser vor gar keinen vertreten zu dürfen. —

Der König war am Hubertustag im Grunewalde bei der Jagd sehr lustig, fing selbst einen Keiler ab und machte mit einem gemeinen Jungen, der unter den Zuschauern war, allerlei Possen, über die sich Prinz Karl sichtbar ärgerte; er fand, daß sein Bruder doch gar zu wenig Würde habe. —

Im Suetonius gelesen, in Georg Forster. —

Die Polizei befiehlt, daß die Bilder „Waldeck im Kerker", „Kinkel als Sträfling", und andre solche, an den Schaufenstern der Bilderläden nicht mehr ausgestellt werden sollen, dergleichen rege zu sehr auf! — Endlich; darauf hab' ich lange gewartet; es muß aber noch besser kommen! Wieder Lehre und Beispiel für die Demokraten!

Montag, den 5. November 1849.

Besuch von Weiher; über die deutsche Sache, ihren nächsten Ausgang in das elende Interim, ihre künftige Gestalt; die Regierungen arbeiten für die neue, allgemeine Revolution aus Leibeskräften. —

Unsre Kammern haben den Gipfel der Nichtswürdigkeit erstiegen, eine lumpige Scheinverfassung und eine wirkliche Geldbewilligung von 21 Millionen, ohne Prüfung; ohne Rechnung! So was hat die Welt noch nicht gesehen. Aber das Wunder dabei ist, daß dennoch weder die Reaktion noch die Minister zufrieden sind, daß diese vielmehr ihrem Sturz entgegensehen. Die Scheinverfassung ist ihnen ein Gräuel, aber die Reaktion giebt ihnen doch die Schuld, daß sie da ist, und will gar keinen Schein, während die Minister so viel als möglich wollen. Selbst der schmutzige Versuch Manteuffel's, in der Weißbierkneipe sich in Gunst bei den Philistern zu setzen, wird von der Reaktion hart getadelt, ein Minister soll sich um Volksgunst nicht bekümmern! Am wenigsten soll es der König, und jedes Gelüst dieser Art soll unterdrückt werden. —

Die Stimmung ist furchtbar aufgeregt, und ist um so wichtiger, als sie diesmal sich nicht zersplittert, sondern unbeschädigt aufbewahrt für eine Gesammtwirkung. So hat Waldeck schon seine Anhänger beschworen, den Aus-

gang seines Prozesses, wie er auch sein möge, ruhig hinzunehmen, zu keiner Demonstration zu gebrauchen. —

Vom Rhein, aus Thüringen, aus Holstein, einstimmige Nachrichten von dem Unwillen des Volkes, Verachtung und Haß gegen unsre Regierung, Ueberzeugung daß die Revolution sich erneuern müsse, mit blutiger Rache, ohne Verzeihung, ohne alle Großmuth, weil man es mit einem heimtückischen, niederträchtigen Feinde, mit einem meineidigen Verräther zu thun habe. —

Im Suetonius gelesen. Recht angemessen unsern Tagen!

Dienstag, den 6. November 1849.

Geschrieben: Ueber den preußischen Bundesstaat neben und unter dem Interim; eine arglistige Täuschung! Man darf dieser Unredlichkeit nicht förderlich sein, man darf nicht wählen. In der demokratischen Parthei steht dies schon fest. —

Die Preußen wünschen sich der eroberten dänischen Fregatte Gefion zu bemächtigen, um sie — Verrath und Tücke! — den Dänen auszuliefern. Der Reichsverweser hat dem Befehlshaber des Schiffes streng befohlen, das Schiff lieber zu verbrennen. Die Preußen haben erklärt, dasselbe dürfe von Eckernförde, wo es liegt, nicht fort. Schmach, Schmach!

Mittwoch, den 7. November 1849.

Geschrieben. Nochmals über das Nichtwählen zum deutschen Reichstag, das Ablegen der deutschen Kokarde, man überläßt all den Plunder den Matten und Fügsamen,

möge der oktroyirte Reichstag ſich mit Schande bedecken wie unſre oktroyirten Kammern, wir beſchmutzen uns nicht damit, und legen auch die beſchmutzten deutſchen Farben ab, laſſen ſie den Soldaten, Konſtablern und Geheimen Räthen. Die dreifarbige Fahne thut's nicht mehr! Die Reaktion ſelbſt arbeitet auf das Erſcheinen der rothen hin! —

Abends kam Hr. Berends zu mir, der liebenswürdige, wackre Volksvertreter! Wir ſprachen über die Lage der Sachen, wie die Freiheitsfreunde ſich verhalten, ihre Gefahren, ihre Hoffnungen. Kokarde ablegen und nicht ſich bei den Wahlen betheiligen, beides aus demſelben Grundſatz, Leitung der demokratiſchen Vereine. Die Flüchtlinge in der Schweiz. Waldeck's hoffentliche Freiſprechung; ob die Stadt Berlin illuminiren ſolle? Nein! keinerlei Bezeigung, alles in größter Stille, er ſelbſt wünſcht es und bittet darum. Muth der Berliner, zu große Gutmüthigkeit, jeder Täuſchung ſich allzu leicht hingebend. Braves Volk! —

Der Stadtrath Runge proteſtirt, daß der Vorſteher der Stadtverordneten zu dem Feſte, das dem Miniſterium gegeben werden ſoll, mit der Amtskette geſchmückt gehe. Sehr brav! Dies Feſt iſt der Triumph der niedrigſten Knechtsgeſinnung. Von dem Magiſtrat iſt man dieſe gewohnt. —

Der ehemalige Bürgermeiſter Krausnick iſt wieder im Regierungsweſen angeſtellt, und in einem höheren Poſten. Wie gut muß der ſeine Verdienſte um die Reaktion geltend gemacht und wie muß er vor den Miniſtern und Hofſchranzen gekrochen haben! —

Der Lieutenant Heintz, voriges Jahr Pfuel's Adjutant, der ihn beſpähte und verrieth, hat guten Vortheil daraus

gezogen, daß er nicht mit seinem General zu Jung hinaufging, sondern unten stehen blieb. Er ist Premierlieutenant geworden und begleitet den jungen Prinzen Friedrich Wilhelm, Sohn des Prinzen von Preußen, nach Bonn.

Donnerstag, den 8. November 1849.

Geschrieben. Was wir in Erwartung neuer Ereignisse zu thun haben: uns stärken in Gesinnung und wo möglich an Zahl, das können wir unter allen Umständen, und das ist das rechte Leben, auch an und für sich, abgesehen von dem, was da kommen mag; dies würden auch alle Bürger gern immer thun, wenn nicht von oben her immer mit aller Macht das Falsche und Verkehrte in unsre Verhältnisse geworfen würde. —

Der „Staatsanzeiger" will die Gerüchte über die Fregatte Gefion widerlegen und schmäht das Verfahren des Reichsministeriums. Wenn auch Preußen nicht grade die Zurücklieferung der Fregatte an die Dänen beabsichtigt — was doch sehr gut sein könnte —, so gesteht es doch, daß es sich anmaßt über das Schiff als Kriegsmittel zu verfügen und seine Macht über die des Reichsministeriums zu stellen. Die Sache hat ein schiefes Ansehn und jedenfalls ist ein Uebergriff dabei. Man sieht, das Reichsministerium hat gegründeten Anlaß zum Verdacht, zur Vorkehrung. —

Der General von Canitz wurde gefragt, wie denn wohl Radowitz gegenwärtig zu den Ministern stehe? „Das Orakel!" antwortete er höhnisch. Ueberhaupt ist er unzufrieden und meint, er sehe nirgend etwas Kluges thun, sondern lauter dumme Streiche. „Hilft Radowitz betrügen, oder betrügt man ihn?" Er hilft und wird dabei selbst betrogen, ohne daß er es glaubt; solche Klüglinge sind

immer dumm. „Iſt er wohl im tiefſten Grunde gut preußiſch?“ O ja, ſo lange Preußen gut radowitziſch iſt. —

Die Auflöſungen von Bürgerverſammlungen erfolgen Schlag auf Schlag, immer willkürlicher, roher, ohne Angabe von Grund, oder auf den ungültigſten, ſchikanöſeſten, zum Beiſpiel weil die Verſammlung um 8 Uhr angeſetzt iſt, und es zwei Minuten ſpäter geworden als die Eröffnung begann. — Dr. Zunz hätte eine Rede gehalten ungeſtört; dieſelbe wird gedruckt und in einem andern Verein vorgeleſen, das darf nicht ſein. Man ſucht abſichtlich den Unwillen zu reizen, damit Thätlichkeiten vorfallen, und ein Vorwand gewonnen wird, alle Vereine zu unterſagen. —

In Rogau ſtarb am 7. der ehmalige Staatsminiſter Rother im einundſiebzigſten Jahr. Ein Reſt von Hardenberg's Zeit! —

In Heidelberg muſterte der Prinz von Preußen preußiſche Truppen, die meiſten Soldaten hatten die „Märzblume“ — die deutſche Kokarde — weggethan, was die „Kreuzzeitung“ rühmt. Die meiſten, ohne Befehl, ſogar gegen den Befehl ihres „Kriegsherrn“ des Königs! Die gerühmte Zucht des „herrlichen Kriegsheers“! O die Blinden! —

Dr. Edler, ein abgeſetzter Schullehrer, errichtet hier eine freie Schule. Wie lange wird man es ihm geſtatten! —

Der in Paderborn von den wüthenden Huſaren niedergehauene Polizeikommiſſarius iſt geſtorben.

Freitag, den 9. November 1849.

Geſchrieben. Wie das Schickſal unſre deutſchen Sachen ordnen wird —, ich weiß es nicht; das aber weiß ich,

unsre Sachen finden keinen Weg des Heils, als wenn sie wieder von den unfähigen, wortbrüchigen Fürsten in die Hände einer Nationalversammlung kommen, die nach dem ursprünglichen Gesetz gewählt worden. Dahin allein ist zu streben, dies allein ist anzunehmen. Wäre diese Ueberzeugung nur recht allgemein, ließen nicht so viele sonst redliche Gemüther sich ablenken zu andern Hoffnungen, so wäre unser Geschick nicht zweifelhaft. Ein neuer Volksausbruch, der jene Wendung bewirken soll, wird freilich bei ihr nicht stehen bleiben, sondern wird mehr thun! —

Besuch vom badischen Bevollmächtigten Hrn. von Meysenbug. Wir besprechen sofort die deutschen Angelegenheiten. Er ist vorsichtig und bedachtsam, ich aber gehe frei mit der Sprache heraus, und zeige wie falsch der eingeschlagene Weg sei, wie gefährlich selbst für die Regierungen. Hr. von Meysenbug äußert so viel Einsicht und Freisinn, als mit seiner Stellung nur immer verträglich scheint. Die Hauptklage ist, was Preußen wolle, wisse man nicht; was es im Innern thue, wecke kein Vertrauen; man sehe weder ein festes Ziel noch einen leitenden Gedanken, alles sei verworren, roh und eigensüchtig, alles auf der untersten Stufe! —

Die Zeitungen enthalten neue empörende Geschichten von niederträchtigem Polizeiverfahren gegen die Vereine. Dr. Abarbanell verhaftet. Der Konstablerwachtmeister Kaiser ein gemeiner Scherge, der die niedrigen Schindereien des Oberschinders Hinckeldey und des — — Manteuffel mit Bosheit ausführt. Denn es ist offenbar, die Regierung will solche freche Verübungen, befiehlt sie, belohnt sie. —

Niederträchtigkeit des Kammerpräsidenten, der an Temme schreibt, seine Wahl sei richtig, er möge eintreten, oder

melden was ihn verhindere. Als ob der Lump nicht alles wüßte! Will er der Haft des Unglücklichen noch ſpotten? —

In der baieriſchen Ständeverſammlung hat der Fürſt von Wallerſtein vortrefflich über die deutſche Sache, die deutſche Demokratie geſprochen. Der pfäffiſche Lafaulx tröſtet uns, das Leben der Deutſchen ſei dem Sterben nahe, die Slaven kämen heran!! Er meint, wir ſollten uns deßhalb nur fügſam an Oeſterreich anſchließen, wo ſchon die Slaven vorherrſchten, — was doch nicht mal wahr iſt!

Sonnabend, den 10. November 1849.

Geſchrieben. Ueber die Jämmerlichkeiten des Tages; was kann man von einer Regierung hoffen, die ſich nur in kleinlichen, niedrigen Kniffen bewegt, wo ſie nicht die brutale Macht der Bajonette gebrauchen kann? Die bloße Verachtung muß ihr Verderben bringen, aber zur Verachtung kommt auch noch der Haß! Man gebietet, Waldeck's und Kinkel's Bildniſſe von den Schaufenſtern wegzuthun, weil ſie aufregen, aber Manteuffel's und Brandenburg's Bildniſſe thun das weit mehr, und die hängen noch immer. Schade, daß Hinckeldey und Kaiſer nicht auch ſchon hängen, denn die haben kein geringeres Verdienſt in rettenden Thaten! —

Von dem Feſte der Jährigkeit des Miniſteriums läßt ſich nur ſagen, daß der Knechtsſinn ſeinen Triumph gefeiert hat. —

Die „Urwählerzeitung" giebt einen Artikel „Raunyn mit der Kette", der alle Gelegenheiten aufzählt, wo der Jämmerling ſich in dem Bürgermeiſterſchmuck eingefunden. —

Beſuch von Weiher. Gräßliche Gewaltſamkeit der Konſtabler bei Auflöſung der Vereine; Geſindel und Sträflinge

dürfen nicht so behandelt werden, wie hier Bürger und Frauen behandelt worden! Völlige Rechtslosigkeit! —

Tapfre Kämpfe des Fürsten von Wallerstein in der Ständeversammlung zu München gegen die Dunkelmänner. —

Der König ist von seiner Reise nach Schlesien in bitterböser Stimmung zurückgekommen. Die Zeitungen prahlen wie gewöhnlich von herrlichem Empfang, der ihm überall bereitet gewesen, aber die Wahrheit ist, daß das Volk sich kühl gezeigt und der König sehr unzufrieden ist. Er vergleicht die — freilich nur künstlichen, erzwungenen Huldigungen, die der Prinz von Preußen erfährt, mit dem Empfang in Breslau, und beneidet seinen Bruder. Der König will seinen Mißmuth nicht merken lassen und verbirgt ihn unter einer oft ausgelassenen Lustigkeit; aber die Höflinge passen ihm auf und kennen ihn zu genau, um sich täuschen zu lassen. Die Reaktion will zwar, daß der König im untern Volke die furchtsamste Anerkennung finde, aber wenn es anders ausfällt, hat sie, gegen ihn, ihre Schadenfreude, denn sie will ihn nicht verehren und achten, sie will ihn nur gebrauchen. —

Die Schändlichkeiten des Polizeiverfahrens gegen die Vereine werden immer stärker aufgedeckt; es giebt keine Worte, um diese Niederträchtigkeit der Regierung zu bezeichnen! Alle Scham ist zur Frechheit geworden. Nicht nur wie verruchte Bösewichter, sondern wie besoffene, wahnsinnige Bösewichter handeln diese Schufte. Die Gleichgültigkeit und der Leichtsinn sind merkwürdig, mit denen die große Stadt das erträgt. Alle Vergnügungen müßten eingestellt werden, kein Mensch die Theater mehr besuchen, allgemeine Trauer stattfinden. Aber die Gesellschaftsmenschen leben ihr verächtliches Leben kalt und selbstsüchtig

wie immer, ſie halten ſich allenfalls für klug, daß ſie nicht dabei waren, wo die Schändlichkeiten ſtattfanden. Nichtswürdige Brut! — Aber es giebt einen edleren Schlag von Leuten, die wacker kämpfen, und wo dies nicht möglich, doch entrüſtet trauern und das Gedächtniß dieſer Gräuel bewahren.

Sonntag, den 11. November 1849.

Alle rechtſchaffenen Leute ſind mit den letzten Polizeithaten beſchäftigt, nach und nach wird man doch inne, daß die Regierung ſich in den Konſtablern eine Bande hält, die ſie zu jeder Willkür, zu jeder Gewaltſamkeit und Spitzbüberei zu Dienſten hat, daß der Staat auf dieſe Weiſe zu einer Zuchtanſtalt wird, in der grade die Obrigkeit ſcham- und zuchtlos iſt. Und die Nichtswürdigen reden von chriſtlich, von chriſtlich-germaniſch! O ihr Otterngezücht, würde Chriſtus zu dieſen Buben ſagen! —

Die Lumpenkammern werden ſpottweiſe die Goldkammern genannt, weil ſie der Regierung ſo lieb wie Gold ſind und ihr auch Gold in Fülle darbringen. Dennoch werden ſie — wo nicht aufgelöſt — vertagt werden. Man bedarf der Ruhe, und möchte auch gern wieder oktroyiren. —

Wahrſcheinlich läßt man durch dieſe Lumpenkammern doch noch ein neues Vereins- und Preßgeſetz machen; die Vereine werden verboten, die Preſſe gedrückt.

Montag, den 12. November 1849.

Geſchrieben, wahrlich ohne Luſt und Trieb, da ſolch unheilvoller Stoff vorliegt! —

Die Gewaltthaten der Polizei mehren sich in schauderhafter Weise. Alle Tage willkürliche blutige Mißhandlungen unschuldiger Bürger durch die verthierten Konstabler, die gleich einer Räuberbande alle Befehle ihrer Hauptleute Hinckeldey und Manteuffel ausführen. Die „Nationalzeitung" redet heute letzterm in's Gewissen, in rührender edler Sprache; doch gewiß umsonst. Es ist jetzt hier ein wahrhaft türkisches Regiment —, ein christlich-germanisches ist nur ein stärkerer Ausdruck für dieselbe Sache. — Die Oberbehörden geben den untern bei jedem Uebergriffe stets Recht; der Staatsanwalt weist die Klagen zurück; alles ist ganz der Willkür preisgegeben. —

Benedey, der aus Hamburg hier angekommen war und seine Papiere in bester Ordnung hatte, ist von Hinckeldey hier eiligst ausgewiesen worden; ein geborner Kölner, ein Mitglied der deutschen Nationalversammlung! Er mag jetzt bereuen, daß er dort zur Mittelparthei hielt. —

In Raynal gelesen, im Suetonius; letzterer dient mir als Gegengift gegen das Gift unsrer heutigen Fürsten! Hier ist wenigstens der Ruhm ausgesprochen, den sie verdienen! —

Auch heute Abend war wieder die Bande der Konstabler, die türkische Bande thätig und hat scharf eingehauen. —

Wie voriges Jahr um diese Zeit der Hof und die Regierung die heißeste Sehnsucht und eine Art Wuth darauf hatten, daß Berlin sich den Truppen widersetzen möchte, und die Einwohner zusammengehauen und geschossen würden, so auch jetzt, sie bieten alles auf, um einen Ausbruch zu Stande zu bringen; sie können nicht ruhig sein, bis sie das Volk auf's neue zertreten, ihm den Nacken gebeugt haben. Es ist ein ordentliches Komplott, dessen

Urheber in goldnen Sälen ſitzen, die Ausführung iſt ſolchen Schergen wie Kaiſer und Hinckeldey übertragen, und dem Hundepack der Konſtabler. Die Truppen ſtehen im Hintergrunde bereit, mit geladenem Gewehr. Die Meute dürſtet nach Blut!

Dienstag, den 13. November 1849.

Geſchrieben. Immer nur das leidige Thema, die Bedrückungen, der Wortbruch, die gänzliche Entſittlichung des Hofes und der Vornehmen. Wir lernen jetzt kennen, was die Spanier ſo lange, die Franzoſen ſo lange gelitten haben, unter Ferdinand dem Siebenten und Karl dem Zehnten, verfluchten Andenkens. — Brav iſt die „Urwählerzeitung" heute wieder, ſie führt Stellen aus vorjährigen Proklamationen an, zeigt offen die Lügnereien. —

Die Reaktion arbeitet wirklich ſchon auf Herſtellung des angeblich chriſtlichen Staates los, doch ſind die Anträge des hochchriſtlichen Grafen von Arnim-Boytzenburg ſogar in der Lumpenkammer geſcheitert! —

Der hieſige Profeſſor Helwing iſt als Miniſter nach Lippe-Bückeburg berufen. Das wird was helfen! Er iſt ein Lipper. —

Neue Rohheiten der Konſtabler gegen die „Demokratenhunde". Der Wachtmeiſter Kaiſer iſt ein Liebling Manteuffel's, ein rohes Vieh, das ſich hetzen und gebrauchen läßt, in der Hoffnung aufzuſteigen, aber was Honettes wird ſolcher Elende doch nicht. Giebt es mal einen Ausbruch, ſo iſt er verloren.

Mittwoch, den 14. November 1849.

Die Feier zum Andenken Robert Blum's hat überall in Deutſchland ſtattgefunden, mehr oder minder öffentlich,

hier in einigen Bezirken ganz ungestört, in Stettin auch, dagegen in andern durch die schändlichste Polizeiwillkür verkümmert, unterbrochen, gehindert. Die Rede von Doktor Zunz soll eine der besten gewesen sein. Das Gefühl der Deutschen ist doch lebendig und ehrlich! —

Geschrieben, doch nicht viel. Unmuth und Grimm, denen die Feder nicht Genüge leistet! — Was das Geschriebene soll? Zunächst die eigne Seele erleichtern, wie Goethe's Dichten. —

Abends mit der „Nationalzeitung" als Beilage die vollständige Anklage gegen Waldeck. Aeußerst schwach und ungebührlich verdächtigend ohne thatsächliche Beweise; so schwach, daß man glauben möchte, der Staatsanwalt habe mit Fleiß die Sache so gehalten! Keine redlichen Geschwornen können darauf den Angeklagten verurtheilen; aber wer kann bei uns, bei dieser Willkürherrschaft, auf redliche Geschworne rechnen? —

Die „Kreuzzeitung" kehrt mehr und mehr die kirchliche Seite hervor, den alten pietistischen Kram, der auf gar keiner christlichen Religionspartei ruht, sondern eine kleine, fanatische Sekte für die ächte große Kirchengemeinschaft ausgiebt. —

Warum unterdrückt die Reaktion nicht das Vereinswesen und die Preßfreiheit mit Einem Schlage? Sie kann's; die Minister bringen ein Gesetz dazu in die Kammern, die Lumpenkammern stimmen bei, so ist's geschehen. Warum sucht man statt dessen einzelne Gewaltstreiche zu thun, zum Widerstand aufzureizen, durch Ungesetzlichkeit und Willkür zu erbittern? „Mit der scheingesetzlichen Aufhebung ist der Reaktion nicht gedient, sie weiß, daß damit im eigentlichen Zustande der Dinge, in den Gesinnungen, nichts geändert wäre, daß die Volkskraft sich nur zurück-

zöge, um auf andre Weise ihre Sache zu fördern. Die Reaktion ist voll Furcht, sie möchte den Feind niederschmettern, ihn blutig zerschmettert sehen und das von Zeit zu Zeit wiederholen, sonst kann sie nicht ruhig, nicht sicher sein; sie fühlt, daß ihr Sieg nichts ist, wenn er nicht täglich sich erneuert, daß der ruhige Fortgang der Tage stets ein Gewinn für die Demokratie ist.

Donnerstag, den 15. November 1849.

Die „Urwählerzeitung" ruft die genauen Umstände zurück, unter denen heute vor dem Jahre die preußische Nationalversammlung ihre letzte Sitzung hielt und durch das Auftreten von Militärgewalt im Sitzungssaale aufgelöst wurde, vorher aber noch den einstimmigen Beschluß faßte, das Ministerium Brandenburg sei zu keiner Verwendung von Staatsgeldern und zu keiner Erhebung von Steuern berechtigt. Die Zeitung fügt hinzu, Preußen würde über kurz oder lang die Sachen da wieder aufnehmen, wo die Nationalversammlung es gelassen habe. Ich sage Amen da. —

Geschrieben. Ueber Preußens Verhältniß zu Rußland. Der Kaiser Nikolai bezeigt Mitleid und Schonung für den Staat, den er wieder als absoluten zu sehen hofft, übrigens aber spricht er gegen die Person des Königs nur Verachtung aus, er nennt ihn gewöhnlich seinen Schwager Durak ꝛc. Die Politik Preußens ist, gegen Rußland demüthig zu sein und ihm gute Versicherungen zu geben, im Grunde ist das Verhalten gegen alle Mächte so; gegen Anhalt, Mecklenburg, Hamburg ꝛc. zeigt man großen Stolz und Trotz!! Ehre, Würde, Recht, Ehrlichkeit sind verschwunden. —

Ganz unerwartet trat Bettina von Arnim bei mir ein, die faſt drei Monate nicht hier geweſen iſt. Sie geht auch wieder fort in ein paar Tagen. Sie iſt ganz erfüllt von Leidenſchaft für die Magyaren. Auch von Waldeck ſpricht ſie mit großem Eifer, ſchilt auf Savigny, der die Anklage furchtbar ſchwer findet und nur bange iſt, daß Waldeck begnadigt wird. Sie ſagt tauſend allerliebſte, komiſche, tragiſche Sachen und geht mit der herzlichen Verſicherung ab, wir zwei könnten doch noch zuſammen reden, und müßten nun vertraut bleiben bis an's Ende. —

Vortrefflicher Aufſatz von Meven in der „Demokratiſchen Zeitung" über die Anklageſchrift gegen Waldeck; er zeigt deren Schwäche, deren ganze Elendigkeit. —

Es iſt neuer Belagerungsſtand für Berlin im Anzug, Unterdrückung der Vereine. Darauf arbeitet alles hin. Man lechzt nach Straßenkampf. Der König ſoll die ganze Konſtitutionswirthſchaft laut verfluchen, und mit ihr die Miniſter der rettenden That, die ihm ſchon nicht mehr genügen. Der Beſuch der Königin in Wien ſoll ihn für die Willkürmacht ſehr geſtärkt haben. Die Miniſter rufen den Prinzen von Preußen herbei, dem König Einhalt zu thun, das heißt in ſeinen perſönlichen Gelüſten, die des Prinzen und der Miniſter ſollen nach wie vor gelten.

Freitag, den 16. November 1849.

Beſuch von Weiher. Ueber die Lage des Prozeſſes Waldeck; Wuth der Reaktion, Niederträchtigkeiten der „Neuen Preußiſchen Zeitung", Eifer die Geſchwornen zu ſtimmen. Unter den Demokraten iſt der Beſchluß gefaßt, den Ausgang des Prozeſſes in tiefſter Ruhe zu vernehmen,

jede Aufwallung zu unterdrücken, und da die Reaktion versuchen wird, Unruhen unter dem Namen der Demokratie zu erregen, so soll jeder, der sich nicht ruhig verhält, als ein Feind angesehen werden. Auch ist davon die Rede, die politischen Versammlungen freiwillig auf einige Zeit einzustellen, um die Absichten der Reaktion zu vereiteln. Ich bin sehr dieser Meinung. Aber die gesellschaftlichen, die nicht politischen Versammlungen sollen fortdauern. Berends ist für solche Sachen der beste Leiter. —

Der Ingenieurlieutenant Rüstow in Posen, der für die Vereidigung der Armee auf die Verfassung geschrieben hätte, ist deßhalb zur Verantwortung gezogen worden und sieht seiner Strafe entgegen. —

Der König hat dieser Tage — und auch heute wieder — in Bellevue Ministerrath gehalten und dabei den Hrn. von Manteuffel seinen ganzen Zorn empfinden lassen. Der König verlangt Aufhebung des Vereinsrechtes, Zügelung der Presse, zu diesem Behuf etwa sogar neuen Belagerungsstand, besonders aber eine erbliche Pairie in der ersten Kammer. Manteuffel hat seinen Abschied nehmen wollen und bleibt nur im Amte unter dem Beding, daß die Regierung konstitutionell vorschreite. Also Manteuffel Vertreter des konstitutionellen Wesens! Was er darunter versteht!! So weit ist es schon gekommen; es wird noch weiter kommen! —

Die Reaktion will Kampf, Militairherrschaft, dann Kirchenherrschaft. Der König wird auch mit erblicher Pairie nicht zufrieden sein; hat er sie, so will er sie nicht mehr. Er will seinen Herrenstand, seinen Vereinigten Landtag. Er wird die so knechtisch herabgekommene Verfassung **nicht** beschwören, er wird **keine** beschwören, außer so wie die Soldaten schwören — **gezwungen**. —

Der Abgeordnete Kuh ſagte, ein Prozeß wie der Waldeck'ſche ſei juriſtiſch unerhört, eine Anklage auf Stammbuchblätter gegründet! Dies ganze Verfahren wird mit Abſcheu verworfen. Aber man hat die Geſchwornen ausgeſucht und die „Kreuzzeitung" hetzt auf die niederträchtigſte Weiſe; ſie ſagt, Waldeck ſei der Chef der Demokratie, dieſer aber könne nicht unſchuldig ſein! Wartet nur, eure Beweisführung wird euch ſelbſt einſt treffen!

Sonnabend, den 17. November 1849.

Geſchrieben. Es iſt merkwürdig, wie der Hof und die Miniſter überall, wo ſie nicht grade zu die Soldaten können ſchießen und hauen laſſen, unſicher und feige ſind! Sie haben die Macht, ſie können jeden Augenblick nicht nur die Vereine aufheben, die Preſſe beſchränken, ſondern die ganze konſtitutionelle Wirthſchaft zuſammenwerfen —, ſie wollen es auch, aber ſie wagen es nicht, ſie erſchrecken vor der That, nur mit langſamer tückiſcher Heuchelei haben ſie den Muth vorzugehen, oder mit blutigem Gemetzel von Wehrloſen, die ſich ihnen aber nicht ſtellen. Der König möchte jetzt ſeine Miniſter zum Teufel jagen, wie früher die Camphauſen, Auerswald, warum thut er's nicht? Er ſpeit ſie lieber an und ſchimpft ſie! —

Manteuffel hat ſich unter andern für ſein Bleiben ausbedungen, daß in der deutſchen Sache vorgegangen würde. So ſind denn nun preußiſcherſeits Radowitz und Böttticher für die Interims-Kommiſſion ernannt. (Radowitz, der Kroat, von Preußen, Schönhals, der Rheinpreuße, von Oeſterreich!) Ob denn die Miniſter wirklich ſo dumm ſind, zu glauben, es *könne* auf dieſem Weg etwas aus

der Geſchichte werden? die Nation werde ihr Recht auf immer vergeſſen?

Sonntag, den 18. November 1849.

Betrachtungen über den Gang der Ereigniſſe; überall, wo die gute Sache — die Sache des Volks und der Freiheit — keinen Erfolg gehabt, war ſie nicht rein die gute Sache, hatte ſie überwiegende unſittliche Beſtandtheile, Eigennutz, Dünkel, Verworrenheit, das war bei den Magyaren der Fall, bei dem Aufſtand in Baden, auch hier in Berlin, obſchon in minderem Grade; eben als die Nationalverſammlung gut wurde, da traf ſie die Strafe der früheren Schlaffheit —, die beſte Stärkung unſrer Sache iſt durch Verſittlichung zu gewinnen, der Einzelnen wie des Allgemeinen —, hierin vermag keine Regierung uns zu hindern, im Gegentheil iſt jedes Beſtreben der Art uns in ſo fern förderlich, als eine Unſittlichkeit des Gegners auch ſeine Schwächung iſt. Wir erfahren es täglich; wie verhaßt, wie verachtet wird die Regierung durch ihre ſchändliche Polizeiwillkür! Doch iſt das grade unſre Trauer, wir wünſchen keine verachtete Regierung, ſondern eine geehrte, eine ſtarke. —

Der König thut ganz munter und fröhlich, reißt Poſſen wie ſonſt; aber in der Tiefe der Seele mag es anders ausſehen. Neulich überraſchte ihn einer ſeiner Adjutanten in vollem Weinen, das er ſogleich zu verbergen ſuchte. Man ſagt, die Stellung des Prinzen von Preußen und das „air de supériorité", das dieſer gegen ihn annehme, ſei ihm ganz unerträglich; das „air de soumission" des

Prinzen, das dieſer äußerlich beobachtet, komme ihm wie Hohn vor.

Montag, den 19. November 1849.

Geſchrieben. Ueber die deutſche Sache, deren Unmöglichkeit auf dem von Preußen eingeſchlagenen Wege; der könnte höchſtens zu einer Unterwerfung deutſcher Länder unter die Krone Preußens führen, aber auch das wird er nicht, dazu wäre mehr Wahrheit und Muth erforderlich, als wir jetzt haben. Der Haß gegen Preußen wächſt in Deutſchland furchtbar an, ſogar Oeſterreich ſteht beſſer als wir! —

Abends kam Hr. von Weiher; Bericht über die Bezirks-Vorſchußvereine und andre Anſtalten der Hülfe und Pflege; das iſt immer ein guter Anfang zu einem neuen Geſellſchaftszuſtande, ein Anfang zur Erkenntniß, daß das Volk in ſich ſelber Hülfe findet, wenn es nur ernſtlich will, das heißt ſittlich beſſer wird, nicht in den Tag hineinlebt, ſondern verſtändig, einſichtsvoll, mit Bewußtſein des Höheren. Ueber die Spannung zwiſchen dem König und den Miniſtern; der Prinz von Preußen ſoll den letztern beiſtehen. (Er iſt heute Nacht ſchon angekommen; zum Geburtstage der Königin, heißt es.) Der Prinz ſpricht jetzt viel von Religion und Lehrweſen, den Katholiken nicht eben erfreulich; auch hierin iſt er recht das Gegentheil des Königs, der die Katholiken begünſtigt. Er ſieht überall noch die größte Gefahr. Da hat er Recht! Säh' er ſie nur da, wo ſie wirklich iſt! —

Bei dem Sturm gegen Metternich, als dieſer die Flucht ergreifen mußte, waren beſonders thätig im Aufregen des Volkes: der Fürſt von Lamberg, der Graf von Breuner,

Mitglied der öſterreichiſchen Landſtände, der Graf von Montecucoli, Präſident derſelben. Fürſt von Windiſchgrätz und die Fürſten von Schwarzenberg waren auch gegen Metternich. Sie meinten nur an ſeine Stelle zu treten, alles Andre würde dann bleiben!

Dienstag, den 20. November 1849.

Brief aus London von Mrs. Harriet Grote, voll guter Nachrichten; der ſiebente Band von Hrn. Grote's Geſchichte Griechenlands iſt fertig, der achte wird es nächſtens; bewundernswürdiger Fleiß, den ich ihm beneide, wegen deſſen ich ihn beglückwünſche! Ich dachte den ganzen Tag an dieſe Herrlichkeit und wünſchte ſie als Beiſpiel für meine Arbeiten nehmen zu können —, aber ach! —

An Ausgehen war nicht zu denken. Ich ſchrieb den größten Theil des Vormittags. Ueberlegung, was in der Politik zu thun ſei? Sich wehren, aber mit Bedacht! Sich ſtärken, mit aller Kraft der Geſinnung. Die Reaktion ſelbſt ſagt uns unaufhörlich, daß es noch zu neuem blutigen, entſcheidenden Kampfe kommen müſſe; gut denn, erwarten wir ihn! Aber Berlin iſt nicht der Hauptplatz in Europa, von hier beginnt nichts, hier entſcheidet ſich nichts; mißkennen wir unſre Rolle nicht! Wir bekommen unſren Anſtoß aus Frankreich, aus Paris. —

Neuigkeiten aus Paris. Der dortige unſinnige Zuſtand fängt an zu bröckeln. Die Mehrheit der Nationalverſammlung läßt den Präſidenten ihr Mißfallen fühlen. Das Volk iſt rege, unwillig, aber nicht organiſirt; es muß ein Stoß kommen, der die Maſſe treibt; der wird kommen, dann iſt es vorbei mit dem Charlatan Louis Bonaparte und mit unſern Charlatanen vielleicht auch! In Deutſch-

land gährt es mehr als je und eine Menge von Banden, die bisher noch vieles hielten, ſind zerriſſen, blutig, verfault! —

Unſer Magiſtrat, unſre nicht viel beſſern Stadtverordneten — — —. Man lernt ſeine Leute kennen! — Gerüchte allerlei Art, von Aufhebung des Vereinsrechtes, Zügelung der Preſſe, Belagerungsſtand; die reaktionairen Blätter ſagen Nein und verhehlen doch den Wunſch und das Treiben zum Ja nur ſchwach. Die Demokratie hat ernſte würdevolle Haltung. —

Um die Lumpenkammern bekümmert man ſich immer weniger; die Zeitungen regiſtriren nur die täglichen Niederträchtigkeiten, die dort vorkommen. Kein Menſch von geſundem Verſtande glaubt an ein Beſtehen dieſes Gematſches von Verfaſſung. Nie wird der König das Machwerk beſchwören!

Mittwoch, den 21. November 1849.

Geſchrieben: über das Verhältniß der Stände, und daß es keine feſten mehr giebt, ſondern nur bewegliche, eigentlich nicht Stände mehr, ſondern Beſchäftigungen, die Allen zugänglich ſind, die jeder wechſeln kann; die feſten Gruppen, die ſich allenfalls noch finden, ſind ſchon unweſentlich und auf ſie läßt keine Geſetzgebung ſich gründen. Sogar eine erbliche Pairie kann nur durch Willkür und Zwang entſtehen, und ſie machen, heißt doch wieder nur das Beſtehende aufheben, revolutioniren. Sie mögen es verſuchen! Die Pairie iſt nur eines der Gerüſte, mittelſt deren das Königthum eingeriſſen wird. Armes Preußen, in welchen Händen biſt du! Phantaſten, Spitzbuben und Wütheriche treiben ihr unheilvolles Spiel mit dir! —

Ich ſehe kein andres Heil als die Wiederberufung der Nationalverſammlung durch Wahlen nach dem alten Wahlgeſetz. Aber wie weit ſind wir davon entfernt und ſchwerlich nimmt die Geſchichte dieſen Weg! —

Der geweſene würtembergiſche Miniſter Römer ſagt es ohne Hehl, alle die deutſchen Staaten, welche die preußiſche oktroyirte Reichsverfaſſung annehmen und bei ihr bleiben, ſeien als mediatiſirte zu betrachten, als für Preußen eingefangene. Aber was wird Preußen für einen Gewinn von ihnen haben? Ueberall zu dem Haſſe der Völker auch den der Fürſten und bei erſter Gelegenheit den Abfall beider! —

Was wird mit Baden? Man ſpricht von Abdankung des Großherzogs, von Theilung des Landes unter Oeſterreich, Baiern und Würtemberg. Wie lange kann es als preußiſche Eroberung behandelt und behauptet werden? — Wird Oeſterreich und Baiern, wird Frankreich ſchweigen und zuſtimmen zu der preußiſchen Erwerbung der beiden Fürſtenthümer in Schwaben? Wird nicht England und vielleicht gar Rußland der preußiſchen Beſetzung Hamburgs ein Ziel ſtellen? Jammervolle Politik, in der wir uns bewegen! Ohne Grundſätze, ohne beſtimmtes Abſehen, in eitlem Dünkel des Tageserfolgs, ohne Ehrlichkeit, ohne Vorausſicht, ohne die geringſte Geſchicklichkeit! Solch eine Geſellſchaft von Dummköpfen hat es noch nicht gegeben, wie jetzt unſre Staatsleute ſind, im Rath und in der Ausführung. Ich nehme den gefeierten Radowitz nicht aus, er iſt auch nur ein diplomatiſcher Lump wie die Andern, wenn er auch ein buntes Fell über ſein graues zieht!

Donnerstag, den 22. November 1849.

Die „Urwählerzeitung“ zählt heute mit Bitterkeit die Verheißungen des Königs und der Minister auf und die Treubrüche, mit denen sie insgesammt gehöhnt werden. Diese kleine Zeitung ist von der größten Tapferkeit und trifft immer den rechten Fleck. Ich dachte früher nicht, an Hrn. Bernstein so große Ehre zu erleben! — Die „Demokratische Zeitung“ wehrt sich wie ein Verzweifelter und greift wüthend an. Von den auf den 31. Januar für das Volkshaus des Dreikönigsbundes auszuschreibenden Wahlen sagt sie ohne Scheu, die Demokratie sehe mit Verachtung auf diese elenden, trügerischen Betreibungen. —

Verhandlungen über die Bildung der ersten Kammer. Stahl und Gerlach, Dahlmann, Scheller ꝛc. Es ist alles dieselbe Lumperei, ob sie eine Pairskammer machen oder was andres. Diese Jämmerlichkeit kann nicht bestehen. Warum sitzt Dahlmann in der Kammer? Protestiren sollte er!

Der Charlatan Radowitz hat noch in der letzten Sitzung des Staatsministeriums eine seiner nichtigen Prahlereien ausgeübt; er werde in Frankfurt, sagte er, Oesterreich den pas nicht lassen, außer wenn er sähe, daß ein wesentlicher Vortheil für Preußen dadurch zu erreichen sei, dann werde er den pas lassen! Dies ist ganz wie: „Ein nahes oder ein fernes Ziel, ein freudiges oder ein schmerzliches.“ Wem gefallen denn diese Flunkereien? den Ministern? dem Könige? —

Bodelschwingh versichert, es sei Preußen der größte Ernst mit dem Bundesstaat, sei er auch noch so klein im Anfange, später würden doch die meisten Länder beitreten

müſſen und für Sachſen und Hannover werde man allerlei Lockungen der Eitelkeit anwenden. Von dem Volk iſt gar nicht mehr die Rede. Die Fürſten werden mediatiſirt, geſchieht ihnen ſchon Recht! Und zuletzt iſt alles zum Vortheil künftiger Revolution!

Freitag, den 23. November 1849.

Geſchrieben. Ueber den Prozeß Waldeck's. Wenn man von der ehrenwerthen Perſon abſieht, von der augenſcheinlichen Unſchuld des Mannes, ſo iſt doch ſogar ſeine Verurtheilung ein Gewinn für die Volksſache, der Prozeß an und für ſich iſt ein Ereigniß, von dem die Demokratie Vortheil hat. Wird er freigeſprochen, ſo iſt der Sieg offenbar; wird er verurtheilt, ſo ſteigt das Gefühl des Unrechts, der Haß, die Parthei hat einen Märtyrer mehr. Was kann die Reaktion gewinnen? Bei der Freiſprechung Hohn und Schande, bei der Verurtheilung wird ſie höchſtens einen Menſchen los, für den zehn andre wieder hervortreten, denn die Geſinnung tödten und feſſeln ſie nicht. Von Seiten der Regierung iſt der Prozeß eine Dummheit. Die Geſchichte der franzöſiſchen Reſtauration zeigt es! —

Neues Strafgeſetz — vom König und den Kammern — gegen jeden Verſuch, die Soldaten vom Gehorſam abzulenken, auch der erfolgloſe Verſuch wird hat beſtraft, auch der mittelbare, gar nicht ausdrückliche. Fühlen denn die Jammerleute nicht, was ſie mit der Nothwendigkeit eines ſolchen Geſetzes bekennen? was ſie den Truppen ſelbſt damit ſagen? Nichtsnutziges Gezücht, das jetzt in allem herrſcht, nicht nur ohne allen Edelſinn, ſondern auch ohne allen Verſtand. Man wird's einmal nicht glauben

wollen. Wie dumm und ſchlecht dieſe Leute ſind. Ich könnte ſie ganz gelaſſen ſehen alle zum Teufel fahren!

Sonnabend, den 24. November 1849.

Kleine Schrift von Friedrich Gerhard: „Die Auseinandertreibung des zweiten Volksvereins am 9. November in Kemperhof, mit 56 Zeugenausſagen.“ Der tapfre Berends hat an der Schrift mitgearbeitet. Ich bin krank vom Leſen all der Niederträchtigkeiten und Gräuel. Ja, wahre Gräuel ſind es und wahre Niederträchtigkeiten, unter dem lügenhaften Vorgeben geſetzlicher Befugniß, Schande den viehiſchen Schergen, Schande ihren Befehlshabern, den Miniſtern, den feigen Kammern, die nicht aufſchreien bei ſolchen Uebelthaten! Und das geſchieht unter der Regierung Friedrich Wilhelm's des Vierten! So läßt der das ruhige, geduldige Volk durch Schinderknechte mißhandeln! Nach allen Verheißungen, Zuſagen, öffentlichen Gewährungen! Das ſchreit zum Himmel! Und der Himmel hört den Ruf! Wir werden es ja ſehen! —

Die „Urwählerzeitung“ giebt heute einen Ueberblick deſſen, was die Kammern in ihrer Verfaſſungsarbeit geleiſtet, das heißt zerſtört oder verdorben haben. Die Nationalverſammlung klagte man mit endloſem Schreien an, daß ſie in fünf Monaten die Verfaſſung nicht fertig geliefert, man ſprengte ſie freventlich und ihr beinah fertiges Werk nahm man auf, that Unrath und Tücke hinzu und gab das Ganze nun als oktroyirte Verfaſſung den neuen Kammern zur Reviſion, dieſe ſitzen nun über acht Monat und ſind mit der bloßen Reviſion noch nicht fertig! — Bald wird man ſie unter nichtigem Vorwand vertagen und die Reviſion wird nie fertig. Wie muß die Demokratie

ſich freuen, an der ganzen Wirthſchaft ſich gar nicht betheiligt zu haben! —

Eine unläugbare Thatſache iſt es, daß in Preußen aller frühere Vaterlandseifer, auf den die Regierung in wichtigen Fällen immer rechnen konnte, aus dem Volke mehr und mehr ſchwindet, man erkennt in dem jetzigen Preußen kein Vaterland, man flucht den äußerlichen Erfolgen, man verwünſcht den alten Waffenruhm, der jetzt nur zur Unterdrückung dienen ſoll, man hofft, daß dieſe Regierung Unfälle und Schmach erleiden werde, man ſieht darin eine Genugthuung. Zugleich ſchwindet in den Behörden aller Sinn für Gerechtigkeit, ſie werden zu Partheiwerkzeugen, während im Volke das Gefühl für Recht immer lebendiger wird, bei den Schlechtern aber ſchon bloße Begier nach Rache iſt. —

Abends Beſuch von Weiher. Ueber den Waldeck'ſchen Prozeß. Die Ränke der Kreuzzeitungs-Parthei kommen vielleicht an den Tag, die Schändlichkeiten eines Gödſche, Pierſig ꝛc. —

Die erſte Kammer hat heute beſchloſſen, ihre eigne Zuſammenſetzung ſolle erſt künftig durch ein Geſetz beſtimmt werden, bis dahin das jetzige proviſoriſche Wahlgeſetz gelten. O der Lumpen! Das heißt die Verfaſſung revidiren! —

Das hieſige Geſchworengericht hat einige Anklagen wegen Verbreitung des Steuerverweigerungsbeſchluſſes dadurch erledigt, daß es die Schuldigen freigeſprochen.

Der Redakteur Bölſche in Mainz von den dortigen Geſchwornen freigeſprochen.

Der Freiſprechung Jacoby's in Königsberg ſieht man mit Gewißheit entgegen; aus Bosheit wird die Unterſuchungshaft verlängert und die Verhandlung aufgeſchoben.

Sonntag, den 25. November 1849.

Mein gestriges Gespräch über die zum 31. Januar ausgeschriebenen Wahlen zum Volkshause des sogenannten Reichstages überdacht und weiter ausgeführt. Ich überzeuge mich nur mehr, daß die Volksparthei an diesem Spottwerke nicht Theil nehmen soll. Die Regierung wird mit Minoritätswahlen vorlieb nehmen; möge sie! Es ist nicht unsre Sache, das jetzige Kabinet irgendwie zu stützen, zu billigen. Mögen die kleinen Fürsten sich unterwerfen oder wehren, beides kann uns recht sein, aber wir haben dabei nichts zu thun. —

Keine erhebliche Neuigkeit in der Politik. Doch ist die Nebenbuhlerschaft Oesterreichs und Preußens sehr rege, und Oesterreich gewinnt mehr und mehr Boden in Deutschland, auch da, wo preußische Truppen ihn besetzt halten, auch in Preußen selbst. Die noch bestehende Einigkeit beider Höfe gegen die Völker bekommt harte Proben zu bestehen!

Montag, den 26. November 1849.

Die „Demokratische Zeitung" spricht mit überzeugenden Gründen gegen die Theilnahme an den preußischen Reichstagswahlen vom 31. Januar. Auch die „Nationalzeitung" ist entschieden dawider. Die „Urwählerzeitung" trifft wie immer den Nagel auf den Kopf. —

Der Minister von Manteuffel besucht noch ferner die Weißbierkneipen und will sich auf diese lächerliche, verächtliche Art populär machen, will persönlich erfahren, wie das Volk denkt und spricht! Sucht er sich etwa die Kneipen nicht aus? Geht er auch dahin, wo die Volksparthei haust? — !!! —

Der „Staatsanzeiger“ widerſpricht den Zeitungsangaben, daß Oeſterreich gegen die zum 31. Januar ausgeſchriebenen Wahlen proteſtirt und ſogar mit Waffengewalt gedroht habe. Die Verneinung iſt ſo abgefaßt, daß die Sache eher wahrſcheinlich wird und nur das glaubwürdig bleibt, daß die öſterreichiſchen Vorſtellungen nicht den Namen Proteſt führen und die Drohungen nur angedeutet, aber nicht ausgeſprochen ſind. —

Der Polizeipräſident von Hinckeldey widerſpricht in einer Anzeige dem Vorgeben, als habe er ſein Exekutionsverfahren gegen die Vorſteher der Volksvereine — die ihm die Mitgliederverzeichniſſe einreichen ſollen — auf den von dem Könige perſönlich geäußerten Wunſch aufgegeben. Er beſtehe noch darauf. Die Sache muß doch wohl vor die Gerichte kommen. —

Die Gagern'ſche Parthei benimmt ſich fortwährend recht niederträchtig. Sie windet ſich noch jetzt vor der preußiſchen Regierung im Staube, holt ſich neue Verſprechungen und — Fußtritte!

Dienstag, den 27. November 1849.

Geſchrieben. Ferner über die Wahlen zum Reichstag; ich glaube noch immer, ſie werden nicht ſtattfinden, oder doch in's Unbeſtimmte aufgeſchoben. Die Haltung Oeſterreichs wird immer ernſter und iſt in ſich gründlicher und feſter als die Preußens. —

Nachmittags Beſuch von Smidt und vom badiſchen Bevollmächtigten von Meyſenbug. Nichts Erhebliches. Sie flattern im Käfig, in den ſie hineingegangen ſind, und probiren alle Gitterlücken, ob ſie durchſchlüpfen können.

Wenn nicht eine ſtarke Hand von außen den Käfig öffnet, ſo bleiben ſie drin. —

Der König hat Abgeordneten der Stadt Düſſeldorf, die ſeine Gunſt anſpricht, Audienz gegeben und zwar ohne Gegenwart eines Miniſters. Seine Worte nehmen ſich übel aus, ſie ſind würdelos und kleinlich; ſein gereizter Unmuth trägt den Düſſeldorfern noch das Vergangne nach, und eben ſo den Berlinern, über die er ſich bei dieſer Gelegenheit ebenfalls äußert. Er will nach Berlin, ſagt er, für's erſte noch nicht zurückkommen. —

Der Bürgermeiſter Ziegler iſt vom Schwurgericht in Brandenburg heute des Verſuchs zum Aufruhr ſchuldig erkannt, aller Ehrenrechte verluſtig erklärt und zu ſechsmonatlicher Feſtungshaft verurtheilt worden. Er hatte vergebens das Gericht perhorreszirt. Ein Urtheil, das mit anderartigen Freiſprechungen in grellem Widerſpruche ſteht. Ein höchſt ungerechtes Urtheil! —

Das Hausarchiv iſt vom Staatsarchiv getrennt und erſteres dem Freiherrn von Stillfried übertragen worden. Gunſt für den Fremden, die auch der Reaktion mißfällt. —

Baiern thut Einſpruch, daß Preußen ſich anmaße, über die Geſion zu verfügen oder ein engliſches Schiedsgericht darüber erkennen laſſe. —

Die Ausfälle, Zerrbilder, Spottlieder, Verwünſchungen gegen unſern König mehren ſich in erſchreckender Weiſe; ganz Deutſchland iſt damit überſchwemmt und in Preußen ſelbſt hat das Volk ſeine Freude dran.

Mittwoch, den 28. November 1849.

Schon um 4 Uhr aufgewacht und auch nicht wieder einſchlafen können, weil ich immer an Waldeck denken

mußte, der heute vor dem Schwurgericht ſteht. Und was alles dacht' ich und fühlt' ich bei dieſem Anlaß! Wird ein Gerichtsmord ausgeübt werden aus Partheihaß? Unmöglich iſt es nicht bei dieſen Anſtrengungen der Reaktion, bei dieſen niederträchtigen Einflüſterungen der „Kreuzzeitung". Der arme Waldeck! Aber der Volksſache wird auch ſeine Verurtheilung nützen, wohl gar mehr als ſeine Freiſprechung. Aber wer, der, wie wir Alle, von ſeiner Unſchuld überzeugt iſt, wünſcht nicht heiß und tief, daß dieſe anerkannt werde?

— Camphauſen ſpricht gegen das allgemeine Wahlrecht; er der als Miniſter es eingeführt im April vorigen Jahres! Jetzt ſoll es das Verderben der Monarchie ſein, zur Republik führen! Solches Gelichter macht ſich noch breit! Ihre Schande ſollten ſie im Dunkel zu verbergen ſuchen. —

Der Prozeß gegen Waldeck hat begonnen. Ohm's Nichtswürdigkeit, Lügnerei und Feilheit ſind ſchon völlig an den Tag gekommen.

Der Vorſitzende des Gerichts, Haraſſowitz, hat den andern Zeitungsberichtern Plätze zugeſtanden, denen der „Demokratiſchen Zeitung" und der „Nationalzeitung" nicht! —

Der „Staatsanzeiger" bringt das Edikt wegen der Reichs- (!) Wahlen. Die Einſprache von Seiten Oeſterreichs iſt doch wahr und die amtliche Verneinung des „Staatsanzeiger" beruht auf ſophiſtiſcher Wahl der Ausdrücke. Als ob dergleichen Lügen beſtehen, irgend helfen könnten!

Am 26. Eröffnung der Kammern in Dresden. Merkwürdige Stelle in der Rede des Königs, „daß unser theures Sachsen für die Opfer, die es so gern dem Zwecke der Einheit des ganzen Deutschlands darbringen will, den ihm gebührenden Platz in einem deutschen und keinem andern Reiche finde.“ Das heißt doch wohl: in keinem preußischen!

Donnerstag, den 29. November 1849.

Der Waldeck'sche Prozeß wirft ein helles Licht auf die Scheuslichkeit der Reaktionsparthei, auf die Entsittlichung der Behörden. Nur für so dumm hätte man sie nicht gehalten, dies alles an den Tag kommen zu lassen! Was für ein Mensch der Polizeipräsident von Hinckeldey ist, liegt nun vor Augen. Sein Verhör als Zeuge stellt ihn völlig in seiner Blöße hin. Ein Genosse von Ohm und Gödsche! Keine Spitzbüberei, keine Gewaltthat, die sich die Polizei nicht erlaubt hielte! Die ganze Welt lernt nun dies Schandgetriebe kennen. Das rohe, flegelhafte Benehmen Hinckeldey's vor Gericht ist das größe Aergerniß, die größte Dummheit! Und noch sind einige Geschwornen auf Seiten dieser nichtswürdigen Parthei, möchten Waldeck schuldig finden, ihn verurtheilen! — Dieser Prozeß wird seinen furchtbaren Nachhall haben, wird weit wirken, den wird man künftig wünschen, nicht versucht zu haben! Die Kluft zwischen Regierung und Volk wird durch ihn gewaltig erweitert. Man verliert alle Achtung vor den Behörden, alles Zutrauen. Die im Zuchthaus sein sollten, sind im Amte, die im Amte sein sollten, werden von jenen in's Zuchthaus gesetzt! Wir haben dergleichen in der französischen Revolution gesehen, in der Restauration von 1814 - 1830, aber so schändlich wie hier

kaum. Was läßt ſich davon erwarten? Die Folgen ſolcher unſittlichen Wirthſchaft in Frankreich haben wir geſehen, — ſie werden hier nicht ausbleiben. —

Daß das Vereinsrecht beſchränkt worden, die Preſſe durch Kautionen bedrückt und ſelbſt das Recht freie religiöſe Gemeinden zu bilden verkümmert werden wird, iſt mit Gewißheit vorauszuſehen. — Geduld und Muth! —

Wie Oeſterreich mahnt auch Rußland jetzt davon ab, ein deutſches Parlament — lächerliche Entweihung des Namens — nach Erfurt zu berufen! Daneben verlangt Oeſterreich für das Interim die Leitung der däniſchen Sache, ferner die Uebernahme der Zentralgewalt vom Reichsverweſer, den doch Preußen nicht mehr anerkennt! Lauter ſchmachvolle Erbärmlichkeit, die ſich auf unſre Regierung häuft! Trotz „meines herrlichen Kriegsheers", trotz Manteuffel und Wrangel und Hinckeldey und Radowitz! —

Und die Wortbrüchigkeit, die Wortbrüchigkeit überall! Die täglich erneuerte, ausgedehnte, geſteigerte Wortbrüchigkeit!

Freitag, den 30. November 1849.

Unwohl, aber doch aufgeſtanden und einiges geſchrieben; ich muß ja, die Plackereien nehmen kein Ende und außerdem darf ich mir doch nicht verſagen, dem innerſten Triebe zu genügen, auszuſprechen, was mich am meiſten erfüllt, bedrängt! —

Ausgegangen. Bei Kranzler die augsburger „Allgemeine Zeitung" durchgeſehen. Ein ſich im Laden ſpreizender preußiſcher Stabsoffizier ahndete nicht, was er für eine ſchlechte Figur machte! Neulich machte jemand die

Bemerkung, das „herrliche Kriegsheer" habe wohl früher sehr ungebildete Offiziere gehabt, aber zu keiner Zeit so viel dumme wie jetzt. Und wie es mit der Bildung aussieht, wissen wir auch, es ist schulmeisterliche Drillung und meist auch diese äußerst dürftig. —

Die Abscheulichkeiten der „Kreuzzeitung", die verrätherischen Bübereien gegen Waldeck und andre Nichtswürdigkeiten kommen täglich mehr an den Tag. Und welch ein Licht fällt auf den Ober-Staatsanwalt Sethe, auf den Justizminister Simons, auf Manteuffel, auf die ganze Regierung, die dergleichen Bübereien nicht nur duldet, sondern begünstigt, einen unschuldigen Ehrenmann wissentlich in solchen Schlingen sechs Monate festhält! Der König liest doch gewiß die Berichte von dieser großen Gerichtsverhandlung, sollte er, dessen Herz edel, dessen Geist scharf ist, nicht empört sein durch die Schändlichkeiten, mit denen man seine Regierungszeit in der Geschichte besudelt, sollte er nicht die ganze Sippschaft zum Teufel jagen? Die Gottlosigkeit, die er verabscheut, der Verrath, über den er klagt, alles Böse und Schlechte, das er unterdrücken möchte, sitzt in hohen Ehren ihm ganz nah; die Redlichkeit, Wahrheit und Treue im Gefängniß! —

In Wien lacht man der preußischen Deutschheit und hat die Zuversicht, daß alles in ein Possenspiel, in beschämendes Aufgeben enden wird. Der Fürst von Schwarzenberg hat gesagt, der König solle nur wieder zu Pferde steigen und in einem Umritt durch die Stadt bekannt machen, daß es nichts sei mit Preußens Deutschheit. Den neuen Umritt sei er zur Buße des ersten der Welt schuldig.

Hier sagt man, wie damals von Karbe, Urban ꝛc. könne er sich jetzt von Gödsche, Piersig begleiten lassen,

damit die Parallele vollſtändig ſei! Die Altpreußen, d. h. die Leute der „Neuen Preußiſchen Zeitung", haſſen nichts mit ſolchem Grimm und Eifer als jenes Reiten. Sie verzeihen es dem Könige nimmermehr! —

In der Militairariſtokratie iſt wieder ſtarke Agitation für den Prinzen von Preußen, man preiſt ihn übermäßig, recht im Gegenſatze des Königs, treibt Staat mit den ihm beſtimmten Huldigungen, hofft von ihm den Umſturz des ganzen Konſtitutionsweſens. Sonderbar genug gilt der König dieſen Leuten als Konſtitutioneller, noch vom Vereinigten Landtage her!

Sonnabend, den 1. Dezember 1849.

Beſuch von Weiher; zum Waldeck'ſchen Prozeß hatte er eine Zuhörerkarte, war aber zu unwohl, um ſie zu gebrauchen; Bericht von Augenzeugen über den Eindruck, den das Betragen Ohm's, Hinckeldey's, Gödſche's ꝛc. gemacht; das ungeſchliffene Weſen des Polizeipräſidenten, die Zungenhaftigkeit Ohm's, waren den Volksfreunden das größte Gaudium, ihnen hätte kein größerer Gefallen geſchehen können. Ueber den ganzen Zuſtand der Dinge hier; er kann lange ſo dauern, aber je länger er dauert, deſto ſchlimmer wird er enden. Uns thut der König leid, er hat eine Unglücksregierung und in der Geſchichte wird er eine dunkle Geſtalt ſein. Die Vornehmen, die Militairariſtokratie, die er in den Tod beleidigt hat, gönnen ihm jedes Unglück, finden ihn deſſen werth, und daß er alles thut, ſie zu verſöhnen, verſöhnt ſie nicht. Ein Umſchwung kann noch lange ausbleiben, aber auch jeden Tag unerwartet eintreten; wer kann berechnen, was in andern Ländern geſchieht! und wir leben nicht abgeſondert. —

Die Reaktion ſchimpft ſchon öffentlich auf den Miniſter von Manteuffel, weil er die Geſetze wegen Entlaſtung des Grundeigenthums nicht zurückzieht, die allgemeine Grundbeſteuerung androht. In der „Kreuzzeitung" ſtehen Ausfälle, in der Spener'ſchen. —

Frln. B. erzählt, neulich ſei in einer Geſellſchaft von mir die Rede geweſen und man habe mit Entſetzen von meiner politiſchen Röthe geſprochen; „Sie meinen, er ſei für die rothe Republik?" Ach, wenn es nur das wäre — hieß es — aber denken Sie nur, er hat erklärt, nur Einen Wunſch habe er, den er erfüllt ſehen möchte, nur das Glück zu erleben, den Mörder Lichnowsky's zu ſehen! — Dergleichen Schändlichkeiten tragen die Verläumder gefliſſentlich umher. —

Alle Welt iſt voll des Prozeſſes Waldeck. Die Parthei der „Kreuzzeitung" erlebt die fürchterlichſte Niederlage, man ſieht mit Entſetzen, welcher Unflath und Giftmoder von dort in die Regierung aufſtieg und dieſe ſinkt in tiefe Verachtung. Mit jedem Tage werden die Enthüllungen ärger. Gott hat die Ruchloſen mit Blindheit geſchlagen, daß ſie es zu dieſem Prozeß kommen ließen! Die Dummheit iſt übergroß! —

Die „Kreuzzeitung" hat die Ausſage der Schriftverſtändigen in offenbarer Fälſchung wiedergegeben und viele Umſtände ausgelaſſen. Sie rechnet auf den erſten Eindruck bei ſolchen Leſern und Leſerinnen, denen die unausbleibliche Lügenſtrafung nicht zu Geſicht kommt. —

Die ganze Wucht der Regierung lag — das ſieht man jetzt — eine lange Zeit auf dem Stützpunkte Ohm, dieſem niedrigſten Auswurf der Betrügerei, auf ſeinen Lügen ruhte das Anſehn, das Manteuffel in den Kammern ſich gab, die Erklärungen, mit denen er das Land ſchreckte

und hinhielt. Die Staatsretterei erscheint jetzt im wahren Lichte. Gödsche und Ohm verdienen die höchsten Orden! —

Am 22. November ist nun doch ein preußischer Protest gegen die mecklenburg-schwerinsche Verfassung ergangen, gegründet auf die angebliche Unsicherheit des dortigen Rechtszustandes, die Klagen der Ritterschaft ꝛc. Frech!

Sonntag, den 2. Dezember 1849.

Der Abgeordnete Landrath von Sanden kam neulich aus einer Sitzung im höchsten Unwillen und sagte, es sei als ob die märkischen Granden es absichtlich und mit aller Gewalt zum Bauernaufstande bringen wollten, so heftig widersetzten sie sich jeder Erleichterung des Landvolks, und es würde auch dahin kommen, Aufstände müßten erfolgen. —

In der „Urwählerzeitung" werden heute Ohm, Gödsche, Hinckeldey und Manteuffel trefflich zusammengestellt. Was ich gestern sagte, ist dort ausgeführt. —

Besuch von Dr. Hermann Franck. Ueber die politische Lage im Allgemeinen, über Preußens Verhältnisse und Aussichten. Seit dem zweiten Pariser Frieden immer gesunken, immer verfallen. Keine Grundsätze, keine Richtung, noch heute so! Das „herrliche Kriegsheer" bedarf neuer Proben, daß es die Aufstände besiegt hat, will nicht viel sagen; im Innern desselben sieht es unsicher aus, keimt Demokratie, das weiß auch die Reaktion recht gut. Wie soll Preußen herauskommen aus allen Verwicklungen, aus der schleswig-holsteinischen Sache, aus der badischen, aus der deutschen, aus den eignen konstitutionellen? Niemand kann es sagen. Und überall steht uns Rückzug, Schande bevor! Ueber den Prozeß Waldeck und alle diese Bübe-

reien, eine unermeßliche Niederlage für die Reaktion! Wie muß sie es bereuen, dies angezettelt zu haben, so niederträchtig nicht nur, sondern auch so plump, so dumm! Schon machen die Halunken sich Vorwürfe untereinander, schon heißt es, Hinckeldey müsse springen! und warum nicht Manteuffel? ist der besser? —

Der Prozeß Waldeck ist in aller Leute Mund. Die Jungen auf der Straße schreien: „Waldeck wird frei, Berlin wird erleuchtet!“ Die Demokraten aber wollen, daß alles ganz still bleibe. Die Leute sagen auch, Ohm habe sich erhängt. Obgleich alle Zeitungen ausführlich über den Prozeß berichten, will doch alle Welt die bei Hempel erscheinenden stenographischen Berichte haben, die Pressen haben in diesen Tagen gegen dreißigtausend Abdrücke geliefert, aber immer drängen neue Käufer heran, der Drucker hat Polizei zu seinem Schutze begehrt; an die Besteller die Bogen auszuschicken, läßt man ihm keine Zeit, ich z. B. habe noch nichts erhalten. —

Dem Kammerpräsidenten Simson stellte dieser Tage jemand vor, alle seine und der Kammern große Arbeit sei eine ganz vergebliche, das Volk mache sich nichts draus und die Regierung auch nicht. „Ich weiß es wohl“, versetzte er, „wir sind in einem Schiff, das auf dem Trockenen liegt, es fehlt das Wasser, um es flott zu machen.“ — Daran seid ihr Demokraten schuld, rief der auch anwesende Beseler, weil ihr nicht wählt, uns den Antheil des Volks zurückhaltet. — „So, wir sollen euch das Wasser geben, damit ihr fahren könnt? sagte ein Dritter —, ihr sollt gar nicht im Schiff sein, ihr sollt uns weichen, denn fahren könnt ihr einmal nicht, wenn auch das Wasser nicht fehlt.“ Beseler lief zornig fort. — Diese Gothaer Altliberalen, Gagern-Leute sind die kleinmüthigsten, furcht-

samsten Jämmerlinge; sie sehen immer nur auf Andre, sie schließen sich dienerisch an.

Montag, den 3. Dezember 1849.

Waldeck frei!

Geschrieben. Stellung der Demokratie, ohne Waffen und Geld ist sie doch eine Macht, so lange sie durch Ueberzeugung beseelt zusammenhält; ich vergleiche sie der Macht des Papstes, die in Savona und jetzt in Gaëta fortbesteht, und vielleicht in manchem Sinne stärker ist, als sie in Rom war. Der Waldeck'sche Prozeß ist ein Sieg, den alle Bajonnette und Kanonen nicht verhindern konnten, ein Sieg, den die Reaktion dem Volke aufgezwungen hat, sie arbeitete bethört für unsre Sache. Und so wird es weiter gehen! Alles wendet sich uns zum Vortheil. Einer schlechten Sache dagegen wird alles zum Nachtheil, das Ja wie das Nein, der Sieg wie die Niederlage.

Weiher kommt und berichtet, daß der Staatsanwalt Sethe seine Anklage gegen Waldeck hat fallen lassen. Aber noch hegen wir ängstliche Zweifel, ob Waldeck, wenn auch freigesprochen, wirklich frei wird!

Endlich Nachmittags kommt Dr. Hermann Franck und erzählt den ganzen Vorgang, Waldeck einstimmig freigesprochen, Ohm angeklagt und in Verhaft, Dorn's Vorwürfe gegen Sethe. Waldeck's Nachhausefahren, vom Volke gezogen, tausendfacher Jubel, alle Welt in Bewegung, die Straßen schwarz von Menschengedränge. Ludmilla kommt nach Hause, sie hat viel von der Bewegung miterlebt; erzählt.

„Eine Schlacht von Jena für die Reaktion, dieser Prozeß." Nun geht erst die Sache recht los, sie wiederhallt

durch ganz Europa, ſie zeigt die Ehren der Demokratie, die Büberei der Gegner. Und was kann noch an den Tag kommen! Die Folgen ſind unabſehbar! — In der Deſſauer Straße wurden die Häuſer erleuchtet, Konſtabler unterſagten es. Sperrung des Potsdamer Thors, der nächſten Straßen durch Hunderte von Konſtablern, die ſich ſehr brutal benehmen.

Alle Zeitungen voll von Umſtänden des Prozeſſes, der Volksfreude. Noch zuletzt hat die Reaktion auf die Geſchwornen durch eine Zuſchrift einwirken wollen, die ihnen vorſtellt, auch unſchuldig müſſe Waldeck verurtheilt werden! Die Zuſchrift wurde dem Gericht von den Geſchwornen eingereicht und öffentlich vorgeleſen.

Nach ſieben Monaten ſtellt ſich die Waldeck'ſche Sache genau ſo dar, wie ſie der elende Meuſebach gleich in den erſten Tagen der Frau Bettina von Arnim geſtanden hat! (Ihr Namen iſt auch vor Gericht genannt worden durch den Buchhändler Schneider.) Es iſt nur zu klar, daß die ganze Regierung den wahren Verhalt gewußt, die Büberei begünſtigt, ja betrieben hat! Nicht Manteuffel, nicht Sethe konnten im Dunkel ſein.

Dienstag, den 4. Dezember 1849.

Eifrig geſchrieben, die Eindrücke von geſtern. „Daily News" in London liefert gute Berichte, die dort und auch hier für die Sache der Freiheit vortrefflich wirken. —

Ausgegangen zu Waldeck. Ich traf ihn mit ſeiner Familie und ein paar jungen Damen, die gleich gingen. Er ſah gut aus; etwas magerer iſt er geworden, ſonſt iſt er unverändert. Freudig, muthvoll, ruhig. Er lobt ſehr

seinen Vertheidiger Dorn, klagt aber Sethe'n und Meyer sehr an. Auch über mich hat man ihn verhört, nach unsrer Bekanntschaft, unsren Gesprächen, auf den Grund eines Zettels von Weiher, der meinen Namen enthielt. — Das Ehrengeschenk besehen. —

Die „Kreuzzeitung" sagt sich heute ziemlich kleinlaut von Ohm und ihrem andern Gesindel los; doch noch frech genug. — Der Präsident von Gerlach hat die Niederträchtigkeit, in der Kammer sein Gift gegen Waldeck zu verspritzen! —

Die Gewaltthätigkeiten der Konstabler gestern übersteigen alle Beschreibung, an einigen Orten waren ihnen Soldaten beigegeben, die eben so verfuhren; in die Häuser dringen, Thüren einbrechen, Fenster und Möbel zerschlagen, gelegentlich Sachen wegnehmen, die Menschen blindlings zu schlagen, niederzuwerfen, zu verhaften, Frauen zu schlagen, zu schleppen —, das ist alles ganz gewöhnlich. Und kein Schutz dagegen, kein Recht! Die offenbarste Anarchie von oben! Schändlich von den Ministern, schändlich vom Staatsanwalt! Eine Janitscharenwirthschaft, anstatt eines christlich-germanischen Staates ein türkischer! Und der König sieht ruhig zu, läßt sein armes Volk mißhandeln! —

Ein Bürger, der nichts gethan hatte und ruhig in seiner Hausthür stand, wurde von einem Trupp Konstabler wüthend angefallen, mit „Hund" und „Racker" geschimpft, niedergeworfen, blutig geschlagen. Man rieth ihm an den König, der ihn persönlich kennt, eine Klageschrift zu richten. „Ach", rief er aus, „die Zeiten sind nicht mehr, wo man sagen konnte: «Wenn das der König wüßte!» der König weiß und sieht, was seine Knechte ausüben." —

Hinckeldey findet feile Federn die ihn vertheidigen! Er fürchtet nicht, entlassen zu werden. Er weiß, daß man ihn so will wie er ist, er fühlt sich unentbehrlich. —

Der ehemalige Polizeipräsident von Minutoli ist wieder hier und verlangt Anstellung. Er bezieht sein volles Gehalt. Er droht immer mit Veröffentlichungen und man fürchtet ihn! —

„Die Prinzipien der Demokratie. Vortrag von Dr. Zunz im 8. Berliner Volksvereine gehalten." (Berlin, 1849.) Sehr gut, gründlich und verständlich.

Mittwoch, den 5. Dezember 1849.

Ueber die deutsche Sache, und ob man für Erfurt wählen soll? Ich sehe da gar keine deutsche Sache, sondern nur eine preußische Verlegenheit und ein preußisches Gelüst, ohne Ernst und Kraft; die Volksparthei wird betrogen, wie immer! Aber sie scheint es zu wissen und wählt nicht, trotz alles Zuredens von Seiten der albernen Konstitutionellen, der Gagern, Beckerath, Hansemann, Camphausen, Vincke ꝛc. Der Landrath Vincke (vom Rechtsboden) ist hier angekommen, um sich mit seiner Parthei zu besprechen und sich neue Fußtritte vom Hof und den Ministern zu holen. Er wird sie kriegen! —

Die Janitscharenwirthschaft der Konstabler wird immer ärger, täglich werden Bürger mißhandelt, Thüren erbrochen, Verhaftungen vorgenommen, nach bloßer Willkür, gegen Recht und Gesetz. Und weder die Verwaltung noch die Gerichte steuern dem Unfug und Greuel! Die Gerichte können nicht mehr einschreiten, die augendienerischen Staatsanwälte lassen es sich von oben verbieten. Der Hof und

die Aristokratie lachen freudig zu den Schändlichkeiten! Das arme Volk! Aber es lernt, es lernt! —

Der hiesige Geheimerath von Lauer ist auf Manteuffel's Empfehlung in Bückeburg Minister geworden. Er hatte hier tausend Thaler an seiner Besoldung verloren, da suchte der Knecht auswärtige Dienste und seine bisherige Herrschaft half ihm dazu. Prosit! —

In Frankreich rumort der Präsident noch immer zu einem Staatsstreich! Lasse man ihn nur machen! Er wird sich schon zu Grunde richten! Vielleicht ist dazu für ihn die höhere Stufe nöthig. Nur zu! —

Von allen unsern Zeitungen spricht über den Prozeß Waldeck die „Deutsche Reform" am niederträchtigsten. Man sieht, wer bei dem Bubenstück am nächsten betheiligt ist! Das Blatt ist ministeriell und Keller schreibt es. —

Dr. Zunz sagte zu einem Bekannten von mir, in diesem westlichen Theile der Stadt, wo wir wohnen, habe man gar keine Vorstellung, wie es in dem östlichen aussehe, in dem von Bürgern und Gewerbsleuten vorzüglich bewohnten, hier sei alles demokratisch, voll Muth und Eifer, und kaum von Ausbrüchen zurückzuhalten; ganze Straßen waren dort Waldeck zu Ehren plötzlich erleuchtet und in vielen haben die Konstabler das Auslöschen der Lichter nicht vollbringen können.

Donnerstag, den 6. Dezember 1849.

Ueber die bevorstehenden Wahlen, eine neue Vorschrift deßhalb im „Staatsanzeiger", die Regierung scheint noch vorgehen zu wollen, grade weil die Demokratie nicht wählen will; stürzte diese auf die Wahlen, so würde die Regierung schon zurückziehen. Aber das ist alles einerlei,

was jetzt gemacht wird, taugt alles nicht, hat keinen Boden, und das Volk muß sich rein halten. —

Den Prozeß Waldeck's gekauft, den „Kladderadatsch der Freude", und ein großes satirisches Blatt über den Prozeß. —

Die Unthaten und Gräuel der Polizei werden immer gräßlicher; ich kann die Schilderungen nicht ohne Herzpochen lesen! Die „Kreuzzeitung" erhebt sich wieder in aller Unverschämtheit, und die andern knechtischen Zeitungen, die Vossische, die Spener'sche, nehmen Ausfälle gegen Taddel, den Gerichtspräsidenten, gegen Sethe, gegen Waldeck und für Hinckeldey auf. Es ist die größte Entsittlichung, die ich noch erlebt habe, die Franzosenzeit war Kinderspiel gegen das was heute vorgeht. Und keine Hülfe abzusehen, auf lange Zeit! — Wenn nicht ein Deus ex machina plötzlich auftritt. —

„Die Konstabler wären leicht zusammengeworfen, wenn nicht die Truppen hinter ihnen ständen, und diese — der Schutz der Schutzmänner — spielen die ehrlose Rolle der Gehülfen von Schindern." So sagte gestern ein Bürger auf der Straße, und Offiziere, die es hörten, eilten beschämt von dannen. Auch die Gemeinen schämen sich. —

Die „Kreuzzeitung" hat einen großen Artikel von dem schändlichen B. A. Huber, der gegen Waldeck, gegen Taddel, gegen die Geschwornen geifert. Die Frechheit kann nicht weiter gehen. — Daß Sethe nicht geschont wird, geschieht ihm Recht; wer sich Einmal unterwürfig gezeigt, dem nimmt man es doppelt übel, wenn er sich dann nicht so zeigen will. — Hinckeldey soll sogar bei dem Justizminister eine Beschwerde gegen Taddel eingereicht haben! —

Merkwürdigerweise ist Waldeck während seiner Haft nicht vom Amte-suspendirt worden und hat sein volles Gehalt ausbezahlt erhalten. Sie dachten, auf die Kle-

nigkeit kommt's nicht an, sie dachten ihm bald alles zu nehmen.

Freitag, den 7. Dezember 1849.

Schlaflose Nacht. Ich mußte immer an den Gräuel unsrer Zustände denken, an die Mißhandlungen, an den allen Gesetzen von den Behörden gesprochenen Hohn, das ist ein türkisches Regiment, ein Wüthen toller Pascha's! Es ist als ob man alles dran setzen wolle, daß das Volk sich empöre, um es dann blindlings zusammenzuschießen und den Belagerungsstand zu erneuern. Sie haben keine Ruhe, sie wollen im Blute waten, sie wollen das Volk zertreten, sie wollen Berlin beschossen sehen, sie wollen es brennen sehen. Sie fühlen sich nur auf Trümmern sicher, jedes Lebenszucken ist ihr Feind! —

Besuch bei Hrn. Dr. Schleiden, ich treffe dort den Bürgermeister Baloman aus Kiel und noch einen jungen Herrn; der Abgeordnete Landsermann ging eben fort. Hr. Baleman veranlaßte mich durch seine treuherzige Ansprache, mich über den Stand der deutschen Sache zu äußern, über die Wahlen zum Volkshause (für das Erfurter Parlamentchen), über unsre Politik, über die Parthei Gagern und das von ihr gestiftete Unheil; ich sprach weit schroffer als ich wollte, durch die deutsche Michelei der sonst braven Männer aufgeregt; der Name Landsermann hatte mich schon angeekelt. Plötzlich aber trat Hr. von Beckerath ein, mit dem man mich bekannt machen wollte, ich verbat mir es aber, indem ich fortging und von dem Wiegemann keine Notiz nahm. Schleiden ging mit mir hinaus und war sehr betroffen über meine Entschiedenheit. Ich erinnerte ihn an das Wort, das ich ihm schon im Sommer 1848 gesagt: „Macht euren Frieden so

ſchnell und ſo gut ihr könnt unmittelbar in Kopenhagen!“ Unten ſtieß ich noch auf Radowitz, der aufgeblaſen und flegelhaft nach den Herren fragte; alſo eine Art Berathung! Hole ſie der Teufel! Ich war froh nichts damit zu thun zu haben. Das Vertrauen wird da einmal wieder recht gemißbraucht!

In großer Gemüthsbewegung ging ich fort. —

In Macaulay geleſen, im Martialis; die Pfefferkörner des letztern ſind eine gute Würze für den unverdaulichen Stoff, den der Tageslauf bringt! —

Endlich regen ſich die Stadtverordneten wegen des Polizeiunfugs und richten eine Aufforderung an den Magiſtrat. — Der Stadtverordnete Georg Reimer bei dieſer Gelegenheit ſehr brav. —

Der König hat geſagt, eine Verfaſſung, in der die Zuſammenſetzung der erſten Kammer unbeſtimmt geblieben, könne er nicht anerkennen. Es iſt ja die Beſtimmung beibehalten, die er ſelbſt oktroyirt hat! —

Der Treubund in Zwietracht; Graf von Luckner, beſchuldigt des Wortbruchs, des Unterſchleifs ꝛc., hat ſich entfernt!

Sonnabend, den 8. Dezember 1849.

Die „Urwählerzeitung“ bringt einen Artikel von Simion zu Gunſten des Wählens! Gut gemeint, aber ſehr bethört! Unkundig des Zuſtandes, der in den oberen Kreiſen herrſcht, auf's neue den Vorſpiegelungen vertrauend, die nur Lug und Trug ſind! Die Leute ſehen nicht, daß ſie im Krieg ſind, daß auf der Gegenſeite nichts ehrlich gemeint iſt! Man will die Frage auf einem demokratiſchen Kongreß entſcheiden laſſen; als ob die rechten Leute zu

einem solchen kommen könnten, als ob die wahren Gründe sich so gradezu sagen ließen! Man hat seine Noth mit den Deutschen, sie müssen noch viel lernen! —

Besuch von Weiher; über die Schritte unsrer Regierung, sie führen zu keinem bestimmten Ziel, sie sind ganz geistlos, nur roh gewaltsam und roh listig, sie wollen zunächst nur Macht, plumpe Macht, und diese nur um ihrer selbst willen; sie verirren sich, sobald ihnen eine andre Macht begegnet; kein sittlicher Gehalt, keine edle Regung! — Ueber Waldeck und sein Benehmen. Er hat sich gestern beim Präsidenten von Mühler angemeldet und dem Geh. Ober-Tribunal angezeigt, daß er den Sitzungen wieder beiwohnen würde. Nur Eine Stimme wagte gegen ihn laut zu werden. Das Disziplinarverfahren soll wirklich nicht gegen ihn anzuwenden sein. Ruhe lassen werden sie ihm doch nicht! —

Besuch von Frln. Paoli und Hrn. Christoph Schwab. — Dr. Ludwig Eichler ist hier verhaftet worden; man glaubte ihn gesichert in Paris oder London. Er war einer der tapfersten Barrikadenkämpfer, das wird man ihm gedenken! —

Die Privatschule des Dr. Edler, kaum gegründet, ist polizeilich geschlossen worden mit brutaler Gewalt, willkürlich, gegen alles Recht! Klagen hilft nicht! —

Von Rodbertus eine treffliche Ausführung gegen die Betheiligung des Volks an den Wahlen zum sogenannten Volkshause für Erfurt! In der „Demokratischen Zeitung" mitgetheilt und weiter auseinandergesetzt. Nichtwählen steht fest, so lange nicht das rechtsbeständige, allgemeine Wahlrecht wieder eingeführt ist. Das ist freilich nur durch revolutionaire Macht zu erwarten! Aber durch wessen Schuld ist alles darauf gewiesen? —

Von Seiten Oesterreichs wird der Einspruch gegen das Erfurter Parlamentchen immer nachdrücklicher; man soll auch hier schon darauf verzichten wollen, aber die Sache noch hinhalten, weil man für die Kammern noch die Stimmen derer braucht, denen man jene Versprechung als Lockspeise gereicht. — Leopold von Gerlach spottet schon darüber, daß der großmäulige Radowitz wieder kleinmäulig werden muß und seine Möbeln nochmals fortschaffen wird! —

Preußen sucht den Frieden mit Dänemark eiligst abzuschließen, um dies Geschäft nicht dem Interim übergeben zu müssen. Das soll die Ehre retten! Die Ehre steckt aber in den Bedingungen des Friedens, nicht im Abschließen. Von dieser ganzen Geschichte hat Preußen nimmermehr Ehre zu erwarten! —

Der ehemalige Justizminister Uhden zum Präsidenten des Appellationsgerichts in Breslau ernannt! Der Geh. Rath Mathis beim Interim angestellt! Vormärzlichkeiten der schlechtesten Art!

Sonntag, den 9. Dezember 1849.

Gute Aufsätze gegen das Wählen in den freien Blättern. Die Volksparthei stärkt und erhebt sich in der Absonderung; jemehr nach außen gehemmt durch die Regierung, destomehr wirkt die Demokratie nach innen, sie wird eine politische Religion, und aus der ecclesia pressa entsteht die ecclesia triumphans, der einst Truppen gehorchen, Aemter zu vergeben sein werden! Tausend und tausendmal aber muß den Deutschen die neue Lehre gepredigt werden; sie lernen schwer! — Ich thue alles, was in meinen schwachen Kräften steht, und auch viele Andre seh' ich eifrig am

Werk, aber noch immer fehlt es an Zusammenhang und Einigkeit. Die einzelnen Staaten, die Hauptstädte und Provinzen, die Städter und Landleute —, alles ist noch sehr getrennt, trotz Eisenbahnen und Presse. —

Die „Deutsche Reform" veröffentlicht einen Privatbrief, den man bei dem verhafteten Eichler gefunden, einen den er eben an einen Freund absenden wollte, und worin er von der Berliner Demokratie gering spricht, schärferes Auftreten nöthig erachtet und die Guillotine rühmt. Dergleichen mag von dem Gericht eingesehen und erwogen werden, von der Staatsbehörde aber ist es eine Niederträchtigkeit, solcherlei gleich nach der Verhaftung des Schreibens, und ehe das Gericht darüber gesprochen hat, einem Tageblatt zu übergeben. Ungehörig war es auch, daß Meusebach den schändlichen Ohm-d'Ester-Brief hatte und in Gesellschaften zeigte und vorlas. Daß er es bei Bettina von Arnim gethan, dafür ist er vor Gericht verdientermaßen durch die Aussage Schneider's bloßgestellt worden.

Montag, den 10. Dezember 1849.

Dr. Fischhof in Wien nach langer Haft freigesprochen, wie Waldeck! Dort wie hier! —

In Stralsund Freisprechung eines Aufforderers zur Steuerverweigerung. Das Gegentheil von Ziegler's Verurtheilung. —

Oesterreich tritt gegen die preußischen Anstalten zum Erfurter Parlament immer entschiedener auf. Man spricht auch von einem Einspruch der vier Könige von Sachsen, Hannover, Baiern und Würtemberg. Die Demokratie sagt sich überall von den Wahlen los. —

Unsre freisinnigen Blätter greifen das Ministerium

heftig an und bestehen darauf, daß Hinckeldey nicht mit Ehren Polizeipräsident bleiben könne. — Die „Neue Preußische Zeitung“ eifert gegen den Minister von Manteuffel, Bülow-Kummerow macht gegen ihn in der „Vossischen Zeitung“ die wüthendsten Ausfälle! —

Der König sagt, für die Erblichkeit einer Pairie würde er auf den Artikel 105 verzichten. Er irrt sich! er will sie nur, weil er sie nicht hat; würde sie ihm zugestanden, so würde er sich gegen sie ereifern! —

Seltsam steht es mit dieser Sache. Eine Erbkammer wäre eine unzerstörbare Stütze der Konstitution und sicherte nebenher die Volksrechte mehr als jede andre Einrichtung; sie wäre die entschiedenste Schmälerung der Macht des Königs. Und der König thörichterweise will sie, weil er nicht überlegt, was sie ist. Die Demokratie hätte den unläugbarsten Vortheil davon, aber sie will die Sache nicht, trotz des Vortheils, weil ihr Grundsätze höher stehen, als Vortheile; sie hat Recht! Doch sollten die Vortheile ihr aufgedrungen werden, so kann sie sich solche gefallen lassen.

Dienstag, den 11. Dezember 1849.

Herrliche Neuigkeit zum Morgengruß! Telegraphische Nachricht der „Nationalzeitung“, daß am 8. in Königsberg Dr. Johann Jacoby einstimmig freigesprochen worden ist! — Die Reaktion hatte dort, wie hier gegen Waldeck, alle nichtswürdigsten, schändlichsten Mittel aufgeboten, um von den Geschwornen seine Verurtheilung zu erlangen. Und die Geschwornen sind immer von den Regierungsbeamten ausgewählt! Ein großer Sieg für die Volkssache! —

Besuch von Hrn. Hermann Sieveking, der aus London gekommen ist und nach Hamburg reist. Er hat dort viele wackre Ungarn gesehen, erzählt von der Begeisterung der Engländer für die Sache der Magyaren, die nur zwei Monate länger zu dauern brauchte, um mächtige Hülfe aus England zu bekommen. —

Ludmilla bekam einen verspäteten Brief von Amalia Schoppe aus Hamburg, den ich mit wahrer Freude las. Sie giebt Nachricht von großen Wohlthätigkeitsanstalten, an denen sie mit andren edlen Frauen (auch Frau Paulsen) eifrig Theil nimmt, und spricht über die Volks- und Freiheitssache die muthvollsten, schönsten Gesinnungen aus. Sie hofft für ein künftiges Geschlecht und entsagt dem persönlichen Erleben mit reinster Selbstverläugnung. Aber sie kann noch viel erleben! —

Das Verschwinden der Majorin von Schmitt auf ihrer Reise zu ihrem Manne nach Rastatt, das die „Neue Preußische Zeitung" frischweg als einen von Demokraten verübten Mord bezeichnete, erklärt sich als ein Davongehen mit einem Lieutenant, der ihr besser gefiel, als ihr Major! —

Es ist gewiß, daß das Ministerium Brandenburg-Manteuffel — die Staatsretter — wankt; doch würde jetzt schwerlich die Gerlach'sche Parthei an die Stelle treten, sondern eher der Graf Arnim-Boytzenburg, der allerdings schlecht genug dazu geworden ist. Nach den Märztagen war er freisinnig über die Maaßen, er wollte dem Volkswillen immer vorangehen; seitdem ist er ganz zurückgegangen und hat sich eben so kakakterlos als geistesarm gezeigt. Der taugt zum neuen Staatsretter! — Es ist als wenn die Vorsehung für ihre Zwecke statt des gescheidtern Manteuffel einen dümmern Minister brauchte! —

Die „Demokratische Zeitung“ heute merkwürdig kühn! Ungebeugter Muth und starke Zuversicht!

Mittwoch, den 12. Dezember 1849.

Geschrieben. Nochmals über die deutsche Sache; daß die Nation an den Streitigkeiten der Kabinette gar keinen Antheil hat, ebenso wenig an deren Macht und Ehre; die Wahl der einen oder der andern Knechtschaft ist eine unwürdige Zumuthung; die Stimme, der Eifer des Volkes müssen schweigen, wo es nicht die Sache des Volkes gilt; laß die Höfe sehen, wie weit sie es bringen, ohne die Völker für sich zu haben! Nicht sehr weit! —

Abends ging ich nicht mehr aus. Mich besuchte Hr. Saint-Paul, Verfasser der Schrift „Demokratie“; er will sie fortsetzen und bespricht mit mir mancherlei, deutsche Geschichte, Stellung der Philosophie ꝛc. Aus dem Ministerium war er aufgefordert worden, eine Staatsschrift gegen Hannover und Sachsen zu verfassen, um darzuthun, daß sie durch den Dreikönigsbund verpflichtet seien, mit Preußen zu gehen; er hat es abgelehnt. Saint-Paul führt mehrmals Aeußerungen von Rahel an, in denen sie das Innere der früheren Zustände hell beleuchtet, prophetisch die jetzigen vorausgesagt hat. Ueber die Eigenschaften des Königs: sie verblassen, verwelken, fallen ab! er möchte reden, aber weiß nichts mehr zu sagen, er imponirt nicht mehr; Wort des Hrn. von Meusebach: „Ja, das soll der König nicht versuchen, da hat er es mit uns zu thun, und wir wollen ihn schon in Schranken halten!“ Wort des Generals von Wrangel an die Königin: „Halten Ew. Majestät den König man stramm, für das Uebrige lassen Sie mich sorgen!“ Ist das noch das alte Preußen? —

Die „Kreuzzeitung" ſpeit Gift gegen den Grafen von Arnim-Boytzenburg als den Verkündiger ſo vieler Märzgaben, des allgemeinen Wahlrechts ꝛc. Dieſer Graf iſt im Verlauf von anderthalb Jahren ſo erbärmlich geworden, daß kein Menſch mehr ſich ſeiner annimmt. Der König haßt ihn, die „Kreuzzeitung", die Demokratie. —

Wiederum ſind Vereine ohne Fug und Recht durch die brutale Polizei aufgehoben worden. Man ging ruhig auseinander, gegen das geſetzwidrige Verfahren proteſtirend. —

In Saarbrücken hat das Gericht die Vorſteher der Vereine, angeklagt der Polizei die Einreichung der Liſten der Mitglieder zu verweigern, völlig freigeſprochen. —

Niederträchtigkeit der erſten Kammer, welche ihr neugewähltes Mitglied, den unglücklichen Temme, ruhig dem Gefängniß überläßt, in welchem er von der Willkürgewalt ſeit ſieben Monaten gehalten wird! —

Hier mit einer Kompanie von Kaiſer Franz Regiment, in Trier, und noch an zweien Orten, hat man vor mehreren Wochen gleichzeitig den Verſuch gemacht, den Zulagsgroſchen der Soldaten wieder einzuziehen. Ueberall, wie durch Verabredung, haben die Soldaten auf dieſe Ankündigung damit geantwortet, daß ſie die Gewehre zuſammenſtellten. Man wagte nicht weiter zu gehen, und ſie bekommen den Groſchen nach wie vor. Sehr bündig ſagt man nun: „Der ganze Staat, ſeine Macht und Anſehn, die Miniſter, der Hof, die Reaktion, alles hängt an dem Einen Silbergroſchen täglich!" Und das iſt wahr!

Donnerstag, den 13. Dezember 1849.

Unſre Zeitungen ſehr kühn, die „Urwählerzeitung", die „Demokratiſche", greifen die herrſchende Gewalt ſchonungslos

an und treffen die Personen, Manteuffel, Gerlach, Arnim, mit schweren Schlägen! Wenn man auch nächstens die Presse knechtet, kann man wieder auslöschen, was sie bisdahin gethan? —

Der König schreibt wie ehemals zahlreiche Billette an seine Minister und giebt ihnen einzeln seinen Willen kund. Sie sind oft dadurch in großer Verlegenheit, lassen aber ganz gern die amtlich-konstitutionelle Form fallen, wo sie deren nicht zum Schein dringend bedürftig sind. Und so wird denn regiert! Aber auch die Kamarilla schreibt ihre Billette, und nicht die schwächsten. —

Besuch von Weiher; über das Armenwesen. — Besuch vom Grafen von **; eine anderthalbstündige, ziemlich offenherzige Unterhaltung! „Der König kann kein absoluter sein, noch weniger ein konstitutioneller, der Prinz von Preußen beides." —

Urtheile über den Minister von Manteuffel; er galt auf der Universität für einen schwachen Geist, mittelmäßig in allem, scheute die Mensur, ist nur muthig aus Ehrgeiz, hätte ohne einen General zur Seite zu haben nie etwas gewagt, hat gar keine Ideen, die Umstände tragen ihn, und werden ihn fallen lassen. — Geheimrath Hesse im Finanzministerium. — Hansemann. — Minutoli. — Radowitz. —

Es ist merkwürdig, daß in Preußen ein auffallender Mangel an fähigen Beamten sich zeigt, man weiß nicht woher man brauchbare Leute nehmen soll, schon für Landrathstellen fehlen die geeigneten. Viele der Fähigsten sind ausgeschlossen durch zu freie Denkart, man traut ihnen nicht oder haßt sie schon, andre ziehen sich von selbst zurück, besonders die wohlhabenden, vornehmen. Dagegen hat ein vormaliger Regierungspräsident sich erboten, in

einem Miniſterium Kanzleidirektor zu werden! In Preußen unerhört. —

Es ſoll vollkommen wahr ſein, daß der König den Polizeipräſidenten von Hinckeldey in Potsdam mit lautem Hohnlachen empfangen und auch ſo wieder entlaſſen habe! Dafür aber, daß er das Lachen ausgeſtanden, hat er nun auch keinen Zorn zu fürchten, ſondern bleibt im Amte! —

Der Prinz von Preußen iſt nach Frankfurt am Main abgereiſt. Ein Miniſterwechſel wird alſo wohl nicht ſtattfinden.

Freitag, den 14. Dezember 1849.

Geſchrieben. Ueber die Bedeutung, welche eine erbliche Pairskammer jetzt haben würde; ſie gereichte dem Adel zum Nachtheil, der Volksſache zum Vortheil, obſchon dieſe ſie verwerfen muß, und ein neuer Umſchwung raffte ſie doch gleich fort. Der König litte am meiſten durch ſolche Einrichtung! —

Ein demokratiſcher Kongreß zur Erörterung der Frage, ob das Volk wählen ſolle für Erfurt, iſt nicht beliebt worden. Sehr mit Recht! Erſtens wäre dafür kein guter Ort zu ermitteln geweſen, dann hätten grade die gewichtigſten Männer nicht erſcheinen können und die Sache wäre den unerfahrnen, hitzigen Jüngern überlaſſen geblieben, endlich hätten die beſten und ſtärkſten Gründe nicht ohne Unklugheit öffentlich geſagt werden können. Durch vertrauliche Geſpräche iſt das Nichtwählen zum vollgültigen Beſchluß gebracht. Erfurt wird nur Minoritäts-Abgeordnete bekommen, wie die preußiſche zweite Kammer. Was ſie dann machen, iſt gleichgültig, hat keine Berechtigung. —

Nach und nach wird es ſchon lauter, daß der König

die Verfassung, wo nicht unvollendet liegen lassen, doch gewiß nicht beschwören wird. Die Konstitutionellen werden darüber unruhig; sie jubelten am meisten über die Oktroyirung und priesen deren Inhalt, sie riefen ihre völlige Zufriedenheit aus. Die Mehrzahl war leichtgläubig und dumm, nicht Wenige bloß niedrig und knechtisch, eine große Zahl gradezu verrätherisch. —

General Leopold von Gerlach nach Dresden gesandt, um Sachsen abzureden von der Anschließung an Oesterreich, von der Zuhülferufung der österreichischen Truppen im Fall von Unruhen ꝛc. Völlig gescheitert! Diese Leute haben kein Glück in Geschäften!

Sonnabend, den 15. Dezember 1849.

Geschrieben. Ueber den Schatz der deutschen Nation, die Grundrechte, die Reichsverfassung, das preußische Wahlgesetz, die nicht vollendete Verfassung der preußischen Nationalversammlung —, das ist der Schatz, das Rüsthaus. Im März 1848 war nichts von alle dem vorhanden. Und welche Männer kennt man jetzt, statt derer, die man damals kannte! —

Die „Urwählerzeitung“ hat den guten Ausdruck „niederrevidirte Verfassung“. Ueberhaupt fehlt es nicht an Bezeichnungen; dem Volk ist der Geist erweckt, die Zunge gelöst! —

Besuch von Hrn. Richard Zeune; über den Goetheverein und die kläglichen, langweiligen Vorträge, die man einzurichten beabsichtigt. —

Radowitz und Bötticher nach Frankfurt am Main zum Interim abgereist. Glückliche Reise und Nimmerwiederkehr! — Mit was für Spottgebilden man uns narrt! —

General von Rauch aus St. Petersburg berichtet sogenannte gute Nachrichten! Aber der Kaiser spricht verächtlich von ...

Sonntag, den 16. Dezember 1849.

Geschrieben. Preußen, das alte Preußen mit all seinen Gebrechen, unter Friedrich Wilhelm dem Dritten mit all dessen Mängeln, wäre vielleicht inmitten der deutschen Revolutionen unbewegt geblieben, gleich Belgien; dieses dann so weit zurückgebliebene Preußen hätte dann dennoch alle unsre Sympathieen gehabt, wir hätten uns wahrhaft ihm gewidmet, ihm Vorschub gethan, ihm jeden Aufschwung und Gewinn gegönnt, zufrieden mit der allmähligen Entwicklung, die es in sich trug. Aber das jetzige Preußen, das der Reaktion, das Preußen, welches einen kleinen Theil der Nation zum blutigen Herrscher, zum wüthigen Feind des andern macht, des größern, der ungeheuren Mehrzahl, das Preußen, welches falsch und feig (Tänenkrieg!) und lügenhaft und heuchlerisch seine Schwäche und Schande durch Unterwerfung der Nachbarn verdecken will, das unterdrückende, gewaltsame, und doch zaghafte, was kann dies für Sympathieen wecken?

Nachmittags kam Hr. Bürgermeister Smidt zu mir; er sprach diesmal sehr aufrichtig, über Preußen, über Oesterreich, über die deutschen Länder; in Preußen gar keine Aussicht, keine Persönlichkeit, an die sich einige Hoffnung knüpft, keine, die etwas leistet! Oesterreich ist schon weit besser dran. Die Deutschen haben im Jahr 1848 zu viel gehabt, zu viel gezeigt, um je wieder ruhig zu werden, ohne daß ihre Freiheit und Einsicht gesichert sei. Wann und wie? das weiß der Himmel, der findet seine Wege.

Ein Miniſterium Gerlach könnte nur wider den Willen des Prinzen von Preußen kommen; ein Miniſterium Arnim-Boytzenburg nur mit größtem Widerwillen des Königs. Alſo bleibt es wohl beim jetzigen Miniſterium.

Beſonderheiten vom Prozeß Jacoby in Königsberg. Soldaten beglückwünſchten ihn; einige aber waren ſo aufgehetzt, daß ſie riefen, ſie müßten ihn todtſtechen, wer ihn tödte, bekomme eine Belohnung! —

Wie lange wird es dauern, ſo fordern ſich die Soldaten, anſtatt den Silbergroſchen täglicher Zulage fahren zu laſſen, einen zweiten dazu! Wenn die Lebensmittel theurer werden, der Branntwein ſteigt, die Umſtände ſchwierig werden, ihr Dienſt ihnen wichtiger dünkt!

Montag, den 17. Dezember 1849.

Beſuch von Weiher; über unſre Ausſichten, nach allen Seiten nur trübe, nirgends ein heller Schimmer, doch wiſſen wir, daß es jenſeits der Wolken ſonnenhell iſt. Eigentlich iſt aber der Freiheitsſache alles verheißungsvoll. Gewinn, den wir ſogar von einer erblichen Pairskammer haben würden, und Nachtheil einer ſolchen für das abſolute Königthum, für die alte Ariſtokratie. Sie können nichts ſchaffen die Gegner, was nicht uns nützt! —

Fortgeſetzte Niederträchtigkeiten der „Kreuzzeitung“ gegen Waldeck, ſchuftige Lügen und Jungenſtreiche. Im Ganzen iſt ſie aber doch ſchwer getroffen und lahmt ſichtbarlich. —

Die „Demokratiſche Zeitung“ kühn und geiſtvoll, friſch. —

„Erlebniſſe aus der pfälziſchen Erhebung im Mai und Juni 1849, von Ludwig Bamberger.“ (Frankfurt am Main 1849.) Eine merkwürdige Schrift, aufrichtig, lehrreich.

Sie deckt furchtbare Gebrechen auf, warnt vor Unbedacht und Leichtſinn. Die Schrift iſt zugleich eine Warnung vor unzeitigem Ausrufen der Republik, vor fürwitziger Verlaſſung des Königthums. Sie zeigt den ganzen Werth der Organiſation, der militairiſchen, der adminiſtrativen. —

„Geſchichte des Revolutionszeitalters 1789—1848. In öffentlichen Vorleſungen an der Prager Univerſität. Von Dr. Anton Heinrich Springer.“ (Prag, 1849.) Ein dicker Band. Merkwürdig als ein Erzeugniß Prags, Oeſterreichs, ein revolutionaires Geſchichtswerk von dorther! Das allein iſt Zeugniß einer Revolution, die nicht erſtickt worden iſt, die fortbeſteht und wirkt!

Dienstag, den 18. Dezember 1849.

Der Präſident von Hinckeldey war nahe dran, ſeine Entlaſſung zu bekommen; nur die klägliche Eitelkeit, dem Volkswillen kein Opfer zu bringen, hat es noch verhindert. So behält, aus elender Rechthaberei, die Regierung lieber ihren eigenen Schaden, das unfähige, ihr alle Achtung entziehende Werkzeug. Wenn es einmal eine wirkliche Verſchwörung gäbe, ſo wäre Hinckeldey nicht der Mann, ihr die Spitze zu bieten, das ſieht jeder ein. Der König ſelbſt hat von ihm als einem dummen Kerl geſprochen, der nur zu plumpen Dingen zu gebrauchen ſei. —

Scharfe Witze der in Leipzig erſcheinenden „Reichsbremſe“ gegen Gagern, Manteuffel, Rabe ꝛc.

Mittwoch, den 19. Dezember 1849.

Einige politische Tröſtungen aufgeſchrieben. Der Kampf nimmt eine ganz andre Geſtalt, als der erſte Ausbruch im Jahre 1848 erwarten ließ; er zieht ſich in das Innere zurück, in die Ueberzeugungen, in die Thätigkeit, die Sittlichkeit des Volkes, und hier gewinnt er eine Stärke, der auf die Dauer nichts widerſtehen kann. Aber auch neue Ausbrüche ſind vorauszuſehen, theils ſolche, zu denen ein lang zurückgehaltener Muth endlich getrieben wird, theils andre, wo die Gelegenheit auch die Zaghaften fortreißt. Und ſelbſt die Truppen bleiben nicht, was ſie ſind; ſie werden unruhig, ſchwierig, ſie gehen über, werden geſchlagen. Wer ſich allein auf ſie verläßt, der iſt verloren. —

Ein Brief von Gräfin von **. Ihre Geſinnung iſt edel, wird aber durch Stellung und Umgebung ſo verblendet, daß ſie in falſcher Richtung zur Anwendung kommt. Sie ſchreibt mir ein Beiſpiel von der Unreife und Gemeinheit der Bauern, ſieht aber nicht, daß die Bauern in der Hauptſache Recht haben, und daß die Gemeinheit und der Neid, die ſie ihnen vorwirft, eben ſo und ſchlimmer in den höchſten, angeblich gebildetſten Klaſſen vorkommen; ſie weiß das im Grunde ganz gut, weiß es in der eignen Familie, die Bauern ſind noch lange nicht ſo boshaft als *. Wenn ſie meint, ſogar der Muth fehle in unſrer Zeit, ſo mag ſie freilich in Betreff ihrer Klaſſe Recht haben, wer hat nicht im März 1848 nachgegeben, gezittert, die Flucht genommen! Aber die Volkshelden, die den Kampf geführt, die ſtandrechtlich erſchoſſen worden, die mit Unruh den Bajonetten getrotzt, die wie Jacoby dem Blutgerichte ſich geſtellt, hat es denen an Muth gefehlt? —

Schrift von Karl Vogt aus Bern (dem Gießener), über die Hoffnungen, die der deutschen Sache noch geblieben, und wie die Opposition in der nächsten Zeit zu verfahren habe. Er hat eine vollkommen klare Einsicht; ich finde nichts Neues, nur dasselbe Ergebniß, was jeder helle Sinn aus den Thatsachen nimmt. Daß er nur dieses und ganz dieses sagt, ist eine Bestätigung für die Gleichdenkenden, machte mir aber doch einen traurigen Eindruck; ich hätte gewünscht, neuen unbekannten Trost zu hören. In mancher Beziehung sehe ich dennoch sogar den gegenwärtigen Augenblick heiterer, als er ihn sieht. Er denkt nicht genug an Frankreich, an den allgemeinen Stand der Dinge, an die unhemmbare Nachwirkung des Geschehenen, an die fortgesetzte Arbeit, welche die Reaktion wider Willen für die Volkssache thut! —

Der Prinz von Preußen hat in Aachen — wo er mit einer kläglichen Beleuchtung überaus dürftig empfangen worden ist — öffentlich bedauert, daß die Geschwornengerichte gegen gewöhnliche Verbrechen so streng, gegen politische so milde sind! Schlechter Eindruck solcher Reden! Der Prinz verbraucht sich in nutzlosen Aeußerungen dieser Art; er denkt für die Königssache zu wirken, für die Gesinnung, die er die gute nennt, und zwar nur durch sein persönliches Ansehn, nicht durch Gründe.

Donnerstag, den 20. Dezember 1849.

Die erste Kammer hat auf die Einberufung Temme's verzichtet, läßt ihn in Haft. Schändlich, feige, knechtisch! — Nur sieben Abgeordnete waren für ihn! —

Abends Besuch von Hrn. Professor Agathon Benary; Klagen über den Zustand der Dinge, die Berliner würden

matt; ich kann nicht einstimmen; die Masse des Volkes kann und soll nicht immer in Spannung sein, sie möge eine Zeitlang schlafen oder ihren Tagesgeschäften nachgehen, um so frischer kehrt sie zur politischen Theilnahme zurück, wenn diese durch ein Ereigniß gefordert wird. Wenn nur die Wächter wachen! Auch die Zeitungen dürfen bisweilen etwas nachlassen, im Ausdruck wenigstens, nicht aber in Grundsätzen. Ueber Brieferöffnung; ein Postbeamter betheuert, hier fände keine Statt!!! Jeder Postbeamte weiß freilich nicht drum! —

Die „Kreuzzeitung" thut, als könne ein großer Krieg, sogar gegen Rußland, in Aussicht stehen! Sie will sich damit das Ansehn der Selbstständigkeit geben, die Menge mit der Vorstellung gewinnen, auch gegen Rußland werde Preußen stehen —, zunächst um die Hinterlegung der ersten Kriegskosten in Baarschaften als nöthig vorzustellen. —

Der Goldarbeiter Bisky, Vorstand der Handwerker-Verbrüderung, will auf einige Monate verreisen und sich Nordamerika ansehen, wo ein Verwandter von ihm in Ohio trefflich gedeiht. Er ist hier aber von wichtigster Nützlichkeit.

Freitag, den 21. Dezember 1849.

Die „Urwählerzeitung" fährt gegen des Prinzen von Preußen in Aachen ausgesprochenes Bedauern furchtbar los und zählt bitter auf, was das Volk seinerseits zu bedauern hat. Ein Ausfall von größter Kühnheit! Ob das so glatt abgehen wird? —

Telegraphische Depesche, daß heute Mittag in Frankfurt am Main der Reichsverweser abgedankt und die

Kommission des Interim sich eingesetzt hat. Wohl bekomm's! Nichts für uns. —

Rodbertus schreibt tüchtige Aufsätze für die „Demokratischen Blätter" von Kirchmann. Was uns in Deutschland noch durchaus fehlt, ist schnelle und allseitige Verbreitung. Keines unsrer Blätter wird überall gelesen. —

Ueber die preußischen Finanzen wird Ein Licht nach dem andern aufgesteckt! Es kommt an den Tag, wie schon die vorige Regierung und noch mehr die jetzige die größten Unregelmäßigkeiten begangen hat. Die Gesetzvorschriften sind unbeachtet geblieben, oder gradezu gebrochen worden. Und die Lumpenkammern sind still und ducken! —

Der Steckbrief gegen d'Ester ist zurückgenommen. Folge des Prozesses Waldeck. Wie beschämend für die Untersuchungsrichter!

Sonnabend, den 22. Dezember 1849.

Geschrieben; Vertheidigung der Geschwornengerichte, die man sowohl hier als in Frankreich abschaffen möchte! — Sie sollen verurtheilen, nicht freisprechen, meint ja auch der Prinz von Preußen! —

Der gewesene Abgeordnete Krauthofer in Posen freigesprochen. — Mehrere Freisprechungen in den Provinzen wegen angeblicher Majestätsbeleidigungen. —

In Frankreich geht die Mehrheit der Nationalversammlung darauf aus, die Republik verhaßt zu machen. Der elende Präsident möchte Kaiser werden, aber hat nicht das Zeug dazu! Die ränkesüchtige Mittelklasse möchte den Grafen von Paris als König, die altgesinnte den Herzog von Bordeaux. Allein die Republik scheint eine Nothwendigkeit. —

Die „Urwählerzeitung", die gegen den Prinzen von Preußen loszog, iſt richtig mit Beſchlag belegt worden.

Sonntag, den 23. Dezember 1849.

Geſchrieben. Das deutſche Volk vermag auf die Dauer nicht ſo zuſammen zu leben, wie es jetzt gemiſcht iſt; ein Theil muß ausſcheiden, entweder die ſelbſtſüchtige, günſtiggeſtellte Minderheit, oder der bewußte und kräftige Theil der Volkspartei. Man iſt jetzt bemüht, letzteren Beſtandtheil durch Pulver und Blei, durch Verfolgung, Einkerkerung, Bedrängung jeder Art, zu vernichten, zu unterdrücken; allein es gelingt nicht vollſtändig, es wachſen immer neue Kräfte nach und das Volk ſelbſt kann man doch nicht tödten! Wird nicht einſt auch der Tag kommen, wo der erſtere Beſtandtheil fliehen muß, oder dem Schwert erliegt? Eine weiſe Regierung würde dies erwägen, abzuwenden verſuchen; es könnte die Verſöhnung noch gelingen! Aber giebt es weiſe Regierungen? in Zeiten der Revolution?! Niemals! Daher geht alles den Schickſalsweg, nicht den Vernunftweg. —

„Die deutſche Revolution mit beſonderer Rückſicht auf die badiſche Revolutionsepiſode. Von Florian Mörodes." (Heriſau, 1849.)

„Geſchichte der drei Volkserhebungen in Baden. Von Guſtav Struve." (Bern, 1849.)

Immer mehr Erklärungen, daß die Volkspartei an den Wahlen für den „Erfurter Klub", für das „Erfurter Kränzchen" nicht Theil nehmen werde. Die ganze ſtolze Bewegung, auf welche die dummen Tröpfe von Gotha ſo viel Gewicht legten, geht in eine Lächerlichkeit aus. Und die Eitelkeit des Königs, der doch im Grunde

die Sache auch nicht recht wollte, leidet ſchrecklich, ſie ſo vereitelt zu ſehen, durch dreifachen Einſpruch, Oeſterreichs, Sachſens und Hannovers, der Volksparthei, Baiern und Würtemberg noch nicht mitgerechnet! —

Am Hofe hier iſt man jetzt vollauf mit dem Weihnachtskram beſchäftigt; die Miniſter, die Kammern, alles feiert.

Montag, den 24. Dezember 1849.

Geſchrieben. Noch über das Nichtwählen; die Kurzſichtigen erkennen noch immer nicht genug, wie ſchädlich das Wählen iſt. Alle Stärke der Demokratie im Volkshauſe kann zu nichts helfen, als etwa den Vorwand zu geben, daſſelbe aufzulöſen und zu ſagen, die Volksparthei mache durch ihre maßloſen Anſprüche die ganze Sache unmöglich. Das Werk ſoll ſcheitern; warum ſich dieſes Scheitern aufbürden laſſen, warum ſich dazu hergeben? Das Volk hat den richtigen Sinn, es traut der Regierung nichts Gutes zu, nur die dummen Klüglinge, an ihrer Spitze die Gagern-Lumpen, laſſen ſich durch Hoffahrt auf's neue an's Narrenſeil anbinden. — Die preußiſche Regierung, der jetzt im Widerſpruche der Demokratie, die Wahlſache mehr anliegt, als ſie ohne dieſen Widerſpruch es ſein würde, bietet alles auf, um die Leute zum Wählen zu bringen. Die Landräthe ſind befugt und ſogar aufgefordert, in jeder Ortſchaft die Stimmen einzuſammeln, um den Leuten den Weg zum Wahlorte zu erſparen. Das iſt ein neuer Eingriff, eine neue Verderbniß! —

In Mecklenburg-Schwerin hat man die Kanzlei und Kaſſe der nicht mehr rechtlich beſtehenden, aber widerſtreitenden Ritterſchaft nun mit Gewalt weggenommen. Einſpruch dawider von Preußen und Oeſterreich. —

Die Reichsminiſter haben bei der Abdankung des Erzherzogs Johann jetzt öſterreichiſche Orden empfangen. Ein Unſinn und eine Schmach! Eine Schamloſigkeit von Seiten der Gebenden wie der Empfangenden. —

In Stuttgart iſt die verfaſſunggebende Ständeverſammlung aufgelöſt worden! Es wird keine neue berufen werden dürfen. Das Interim wird dergleichen Freiheiten in ganz Deutſchland unterſagen. Man wird die Verfaſſungen überall auf enge Sätze beſchränken oder gar aufheben. Ganz richtig. Arbeiten dadurch die Herrſchenden nicht eifrigſt zu Gunſten der Republik? werfen ſie nicht die Maſſe der Konſtitutionellen gewaltſam dadurch auf die Seite der Radikalen? Der Augenblick, wo es geſchieht, iſt widrig und demüthigend für die Volkspartei, doch deren Sache gewinnt unermeßlich. —

Rodbertus, der hier war, iſt wieder abgereiſt. — Temme's Angelegenheit iſt in verzweifelter Lage, ein neuer Schrei von ihm an den Juſtizminiſter! — Waldeck hat ſchon über ſechzig Glückwunſchadreſſen erhalten, aus allen Theilen Deutſchlands, beſonders Preußens.

Dienstag, den 25. Dezember 1849.

Erſter Weihnachtsfeiertag.

Geſchrieben. Im richtigen Lauf der Dinge kann es nicht anders ſein, Preußen und Oeſterreich verbunden werden in Deutſchland jede Freiheit unterdrücken, jetzt gleich das Verfaſſunggeben —, dieſes werden ſie auch den Fürſten verbieten, aber mit deren geheimer Zuſtimmung und Freude —, dann das Vereinsrecht, die Preßfreiheit, die Oeffentlichkeit der Gerichte, die Oeffentlichkeit der noch geduldeten Ständeverhandlungen, zuletzt auch (und ganz gewiß) die

Religionsfreiheit! Der Umschwung, der hierauf erfolgen muß, ist ganz unfehlbar; es fragt sich nur, ob die Ereignisse, die ihn bezeichnen, den Gang der Reaktion ereilen, ehe sie am Ziel ist, oder nachdem sie dies erreicht hat? Ich habe allen Grund, ersteres zu glauben! —

Besuch von Weiher; über die Bezirksvereine, die Unterstützung der Armen, die Weihnachtsgaben. — Preußens Aussichten: trübe, sehr trübe! keine Persönlichkeit, die etwas verspräche. —

Der Polizeipräsident von Hinckeldey hat die Unverschämtheit, in den Zeitungen das Ergebniß seiner Untersuchungen über die seiner Konstablerbande durch laute Bürgerklagen zugeschriebenen Gewaltthaten und Schändlichkeiten auszuposaunen, wonach natürlich seine Schergen nur ihre Schuldigkeit gethan haben und die Klagen falsch sind. Der Janitscharen-Aga vertheidigt seine Knechte! Man wird ihm dienen mit Gegenrede. Warum hat man die gerichtliche Untersuchung aus allen Kräften abgewehrt? Da würde die Wahrheit an den Tag gekommen sein. Eine Hinckeldey'sche Untersuchung ist nicht besser, als wenn Schinderhannes seine Gesellen beurtheilen soll, er würde auch sagen, sie haben nur ihre Schuldigkeit gethan! —

Der Prinz von Preußen ahmt jetzt den König nach, hält überall Reden, will alle Leute belehren, ihnen Zufriedenheit oder Mißvergnügen bezeigen, sagt allen Leuten, wie sie sein sollen, hält sich für das Maß und die Regel von allem. Der Geistlichkeit sagt er ihr Theil, der katholischen, der protestantischen; den Beamten, den Bürgermeistern, den Kaufleuten und Fabrikanten, den Volksvertretern, den Gelehrten und besonders den Generalen, Offizieren und Soldaten. Aber ganz anders wie der

König, nicht üppig, gewandt, ſchwungvoll, anregend —, nein, hart, dürftig, pedantiſch und immer unangenehm. Der König ſoll oft Neid empfinden deßhalb, öfter noch Schadenfreude. — Dies Herumreiſen und Herumreden wirkt gar nicht gut und ſtellt den Prinzen ungemein bloß.

Mittwoch, den 26. Dezember 1849.

Geſchrieben. Die Möglichkeit der konſtitutionellen Monarchie iſt in Deutſchland noch nicht erſchöpft, die Fürſten können noch in ſie einlenken; aber niemand kennt die Friſt, die ihnen noch gelaſſen iſt, ſie läuft einmal ab und dann iſt keine zweite mehr zu hoffen. Jetzt arbeitet alles eifrigſt, die Monarchie zu ſtürzen, die Monarchen ſelbſt am eifrigſten! Die Demokratie verträge ſich mit dem Erbkönigthum, dies aber ſucht ſeine Rettung da, wo ſein Untergang gewiß iſt. — Ebenſo der Adel. —

Ich fühlte Nachmittags eine große Verſtimmung. In die Erinnerung früherer Zeiten verſunken, empfand ich eine unausſprechliche Sehnſucht nach jenen Geſtalten, Verhältniſſen, Vorgängen. Alle Ströme dieſer Sehnſucht vereinigten ſich auf Rahel, die ich mit heißen Thränen anrief! Aber auch die Jugendfreunde umfaßt' ich in treuer Liebe, ſowie die Männer, die mir Lehrer, Führer, Vorbilder waren; ich verlangte ſie alle zurück, ich wollte ſie wieder haben, um nochmals mit ihnen zu leben, das Verſäumte nachzuholen, das Mißgerathene zu beſſern. Vergebens! Düſtre Nacht deckt ſie Alle; und der trübe, naßkalte Tag, der im Thauen zu Schmutz werdende Schnee, die ſchwere dunkle Luft, bieten in der Gegenwart keine Hülfe und Tröſtung, wie ſie mir in Rahel, Neumann, Harſcher, Wolf und Andern ſo reichlich geboten wären

Und auch das herrliche, mir so unaussprechlich theure Jahr 1848 ist schon völlige Vergangenheit, seine Fäden sind zerrissen, sein Leben verkriecht sich — für jetzt — in Geschichtserinnerung! Ich habe mich gestählt und fühle mich vertrauend und muthvoll, gebe nichts auf und tröste manchen Zagenden, aber es hilft nichts, an manchen Tagen brechen alle Stützen ein, und ich fühle mich zusammensinken in Schmerz und Sehnen. Heut ist ein solcher. Ich muß es über mich ergehen lassen! —

Der Finanzminister Rabe tritt ab, an seine Stelle kommt Hr. von Witzleben, den der Prinz von Preußen begünstigt. — Auch der Kriegsminister von Strotha nimmt Abschied, es heißt wegen Gesundheitsrücksichten, der wahre Grund aber liegt in dem Widerwillen des Königs und den vielen aus dieser Quelle fließenden Grobheiten.

Donnerstag, den 27. Dezember 1849.

Die zahlreichen Prozesse wegen Majestätsbeleidigung sind eine wahre Schande für die Regierung und zeigen deren Kleinlichkeit, Rachegelüst und Scheererei. Sieht es doch aus, als sei der König ein Zielpunkt aller Schimpfreden im Lande und werde täglich verwünscht und gelästert! In den meisten Fällen werden die Angeklagten durch die Geschwornen freigesprochen; aber auch die Verurtheilungen nutzen dem Königthum nichts. Von den Schmähungen, die der König in den höchsten Klassen erleidet, von den nicht im Trunk, sondern in hellem Bewußtsein ausgesprochenen, daß er ein Narr sei, eine feige Memme, daß er des Thrones unwürdig sei ꝛc., kommt nichts vor Gericht. —

Der Minister von Manteuffel erklärte neulich die Frei-

ſprechung Waldeck's und Jacoby's als Wirkung der politiſchen Feigheit der Geſchwornen! Auf welcher Seite iſt denn die Macht, die Drohung, die Gunſt? Und glaubt Manteuffel noch an die falſchen Briefe? Er hat nie an ſie geglaubt, ſo dumm iſt er nicht: aber ſo ſchlecht iſt er, wie ſeine Geſellen Ohm und Gödſche. Verſteckte Tücke! —

Das Interim zu Frankfurt am Main läßt ſchon gute Vorſätze durchblicken, Vorſätze der Unterdrückung aller Freiheit, des Zwanges auch für die Fürſten. Es wird trefflich, doch wider Willen, zu Gunſten der Freiheit arbeiten. —

Unter den Bürgern hat Hinckeldey's freche Erklärung den größten Unwillen erregt. Laut wird er Lügen geſtraft. Es iſt eine Schande, daß die Regierung ihn noch im Amte läßt. Freilich — bleibt auch ſie ſelber im Amte! —

Allerlei Miſeren aus der vornehmen Welt, dem Hofkreiſe ꝛc. — Knechtsſinn und Eigennutz ſind nirgends ſo zu Hauſe, die gemeinſte Hütte hegt mehr Edelſinn und Ehrlichkeit als dieſe Prachthäuſer!

Freitag, den 28. Dezember 1849.

Der Kaufmann Wolffenſtein ſtraft den Hrn. von Hinckeldey in den hieſigen Zeitungen gradezu Lügen, deßgleichen der Kaufmann Berlin und der Schriftgießer Schoppe; die Gewaltthaten der Konſtabler werden auf's neue erhärtet! — Die „Urwählerzeitung" giebt dem Erzherzog Johann ſein gehöriges Theil, trefflich, tüchtig. —

Geſchrieben, gegen die ſogenannten Konſtitutionellen, die halben, feigen, tückiſchen und zum Theil verrätheriſchen Lumpen der Gagern'ſchen Parthei; wer ſich anfangs in

gutem Vertrauen an Gagern anſchloß, mag zu entſchuldigen ſein, wer bei ihm ausharrte, iſt ſtrafbar; das iſt keine Treue, von reinen Hoffnungen in ſchmutzige Niedrigkeit mitzugehen. —

Alberne, niederträchtige Artikel gegen die Demokratie, voll Gift und Galle, mit erlogenen Angaben, treuloſen Einflüſterungen! auch die heutige „Spener'ſche Zeitung" bringt einen ſolchen Schandartikel mit dem Buchſtaben P. bezeichnet! Dieſe Buben wird einſt die Strafe ereilen. —

Aſſeſſor und Landwehrlieutenant Sackersdorf von den Geſchwornen in Inſterburg der Majeſtätsbeleidigung nichtſchuldig erklärt. Nach ſolchen Freiſprechungen gehen aber die Verfolgungen der Freigeſprochenen erſt recht an! —

Die „Demokratiſche Zeitung" theilt Krauthofer's Vertheidigung mit, die ſehr ſtark und treffend iſt, arge Ungebühr aufdeckt. Unter andern kommt auch vor, der König habe während des Polenprozeſſes 1847 an eine vornehme Dame, die ſich für einige Polen verwendet habe, geſchrieben, die polniſche Nation ſei feige; hiernach könne er die ſpätere Amneſtie für die Polen nicht aus dem Herzen des Königs gekommen glauben. Die Dame war Bettina von Arnim. —

Die „Kreuzzeitung" greift die Miniſter, die Staatsretter, entſchieden an, dieſelben, ſagt ſie, hätten am 5. Dezember 1848 und am 26. Mai 1849 noch Furcht vor der Revolution gehabt.

Sonnabend, den 29. Dezember 1849.

Geſchrieben, wiefern der preußiſche Staat noch Vaterlandsliebe anſprechen kann, noch fremde Neigung hoffen darf! Er weiſt auf neue Revolution hin und ſein äußeres

Gedeihen kümmert die Leute nicht mehr besonders, im Gegentheil erscheint dieses der innern Freiheit hinderlich. —

Besuch von Weiher; vortheilhafte Haltung der Demokratie, sittliches Fortschreiten in den untern Klassen, das Volk befestigt sich durch Tugenden, die der Tapferkeit wird in allen andern mit gepflegt. Was neue Minister machen werden und was von ihnen zu erwarten steht? Zu hoffen ist nichts, aber zu fürchten auch nicht viel; das Aergste, was sie thun können, fällt am Ende auf sie selber zurück; für uns wird die gesteigerte Prüfung Gewinn. —

Warum ich nicht größeren Ertrag geschichtlicher Einsicht und politischer Lehren ausspreche, bei diesem täglich aufdringlichen Stoff, warum ich nicht theoretische Abhandlungen schreibe, Grundsätze und Regeln aufstelle? Darauf kann ich ohne Bedenken sogleich antworten: Weil ich trotz Alter und Krankheit, die mich von Uebernahme bestimmter Pflichten und Obliegenheiten fern halten, dennoch nicht als betrachtender, sondern als handelnder Mensch in den Ereignissen mitlebe, als leidenschaftlicher, der Andern nicht sowohl seine Erkenntniß, als vielmehr seinen Sinn und Eifer mittheilen, sie bestärken und befeuern will. Viele, die ich als äußerst thätig kenne, sind es doch lange nicht in dem Grade, nicht so durchdrungen vom Eifer der That, als ich es mir bewußt bin zu sein, ich, der ich äußerlich nur ein Zuschauer und müßig scheine. —

In der „Demokratischen Zeitung" die Fortsetzung der Krauthofer'schen Rede. Starke Schläge! —

Nicht zu übersehen ist der Umstand, daß Preußen und Oesterreich, indem sie die kleinern Fürsten beschützen, zugleich sie unterdrücken. Dies muß nothwendig eine starke Rückwirkung haben, sobald die kleinern Fürsten sich weniger vor der Revolution fürchten; allein darauf wird es wenig

mehr ankommen; ein neuer Sturm — und kleine und große gehen zum Teufel.

Hr. Bonaparte in Paris hilft beſtens dazu, einen neuen Sturm hervorzubringen. —

Der Abgeordnete Miot in der franzöſiſchen Nationalverſammlung hat ſich auf der Rednerbühne ſehr tapfer gehalten.

Sonntag, den 30. Dezember 1849.

Hr. von Hinckeldey wird fortwährend von unterſchriebenen namhaften Bürgern in unſern Zeitungen Lügen geſtraft; es iſt eine wahre Schande, daß die Regierung einen ſo beſchimpften, durch ſich ſelbſt herabgewürdigten, unfähigen Mann in ſolchem Amte läßt; ſie entehrt ſich ſelbſt dadurch; dieſes Urtheil hört man überall, nicht nur von Bürgern, auch von höheren Beamten, Offizieren, ſogar von Hofleuten ausſprechen. —

Die „Urwählerzeitung" iſt heute prächtig über den Erzherzog Johann, dem ſie die Larve ganz abreißt; er ſteht in ſeiner ſchimpflichen Blöße! Deßgleichen ſpricht ſie über Religioſität und führt mit größter Wirkung den Propheten Jeremias an. —

Geſchrieben. Ueber die preußiſche Diplomatik ſeit dem März 1848. Zu keiner Zeit hat ſie eine ſo geringe, nichtsnutzige und ſchmachvolle Rolle geſpielt. Lügen, Verrath, Niedrigkeit und alles ohne Gewinn! Denn der in Deutſchland ſcheinbare iſt doch keiner, wird von Oeſterreich beſtritten, überflügelt. — Gerüchte von Miniſterwechſel; für die Volksſache gleichgültig, alle jetzt möglichen Miniſter können ihr nichts nützen, am wenigſten die ſogenannten Konſtitutionellen! Sogar ein Miniſterium Waldeck wäre

ihr jetzt nur eine Halbheit; sie ist auf neue Stürme angewiesen, auf europäische —, deutsche, preußische genügen nicht mehr. Die Fürsten haben das früher mäßige Spiel zu dieser Höhe hinaufgetrieben und wahrlich sehr zum eignen Schaden! Er kann nicht ausbleiben. — Die Gerlach-Stahl'sche Parthei fällt jetzt ohne Scheu in ihre pietistische Farbe zurück und verliert dadurch viele ihrer bisherigen politischen Anhänger, denen das Frömmeln zuwider ist, besonders in so fanatischer Gestalt. —

Der Zwiespalt zwischen dem Könige und dem Prinzen von Preußen wird täglich größer. Der Prinz benimmt sich ganz als das Oberhaupt der Truppen. — Die Stadtverordneten hier beschließen mit Eifer, außer dem König und dem Prinzen von Preußen auch die Prinzessin zum Neujahr zu beglückwünschen, weil die seither immer in Berlin ihren Wohnort behalten. Der alte Rammer regt dergleichen an, im Rausche der Gnade, die er empfangen, und die übrigen Philister stimmen bei. Erbärmlichkeiten! Aber der König und die Königin werden es übel vermerken. —

In Macaulay gelesen.

Montag, den 31. Dezember 1849.

Am letzten Tage des Jahres wollt' ich mein Pensum nicht ungeschrieben lassen. Ueber den richtigen Gebrauch der Presse; was ihr nächstens an Freiheit abgeben wird, das kann sie durch Zusammenhang, durch gegenseitige Unterstützung ersetzen; darauf muß sie hinarbeiten. —

Gerüchte, unwahre, daß die Oesterreicher in Sachsen eingerückt. Gerüchte, wahre, von schlechten Absichten der Bundeskommission in Frankfurt am Main, gegen die Presse,

gegen die Volksvertretungen, gegen die kleineren Staaten. Hr. von Blittersdorff ist wieder sehr thätig, mit der Feder. —

Der Graf von Brandenburg ist hart, selbstsüchtig, thut für niemanden etwas; eine dürftige Natur, ohne Güte, ohne alle Anmuth und — besonders jetzt — hoffährtig. So urtheilen nahe Verwandte von ihm. —

Hr. von Usedom thut auch sehr hochfahrend und wichtig; mit der dänischen Unterhandlung aber legt er keine Ehre ein und bekannte neulich einem unsrer Prinzen, der König von Dänemark sei abhängig von einer ultra-dänischen Parthei in Kopenhagen, er dürfe unsre billigen Anträge nicht annehmen; im Frühjahr würden die Preußen wieder losschlagen müssen! Der Prinz schnitt eine Grimasse! —

Hr. von Schleinitz bejammert sein Ministerium, wünscht sich nach Hannover zurück, sieht argen Verwicklungen entgegen, sieht eine schwarze Zukunft vor uns, die Geschäfte sind schwer und undankbar; genug, er möchte fort!

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Tagebücher

von

K. A. Varnhagen von Enſe.

Siebenter Band.

Aus dem Nachlaß Varnhagen's von Enſe.

Tagebücher

von

K. A. Varnhagen von Enſe.

Siebenter Band.

Zürich:
Meyer und Zeller.
1865.

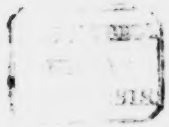

Das Recht der Ueberſetzung ins Engliſche, Franzöſiſche und andere fremde Sprachen iſt vorbehalten.

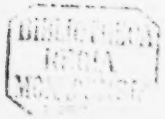

Man wirft immer den Revolutionairs vor, all ihr Thun ſei nur negativ, ſie könnten nur wegräumen, abreißen, aber nichts bauen, nichts Poſitives aufſtellen; das iſt ganz wahr, aber auch ganz richtig, die Aufgabe iſt nur dieſe, die falſchen, die abgenutzten Dinge müſſen fort, die Hinderniſſe müſſen fallen, dann wächſt das Poſitive von ſelber auf, das Wahre, das Lebendige, durch die göttliche Kraft alltreibender Natur; das Poſitive fehlt nie, iſt immer da, man braucht es nicht zu machen, ja man kann es nicht.

Varnhagen von Enſe.
(Den 29. April 1850.)

1850.

Im Januar 1850.

Die Franzoſen haben ihre drei Farben, wir die unſern, die Italiäner die ihren. Aber die alte Fahne genügt nicht mehr, für eine neue Bewegung werden die Völker neue Fahnen nehmen, und für alle Volker wird dann dieſelbe wehen, die rothe, die Partheifahne wird die der beſondern Völker überherrſchen, ſie beſeitigen. Das iſt eine furchtbare Bedeutung der rothen Fahne, und daß ein ſolches gemeinſames Zeichen möglich, ja ganz fertig iſt, muß die Regierungen nicht wenig ängſtigen.

Aufſtand unter der rothen Fahne, mit dem Feldgeſchrei Republik und Volksrechte, mit dem Gebote der unmittelbaren Ausbreitung, iſt was uns zunächſt bevorſteht. Diesmal mit allen Begleitungen des Schreckens, der Rache, der Vertilgung der Feinde, der Einziehung ihres Eigenthums, ohne Schonung und Gnade, die dann als Verbrechen gelten werden.

Proviſoriſche Regierungsmacht, alle Behörden neu beſetzt, Volksbewaffnung in aller Kraft, ſchnelle Umwandlung der Verwaltung, Aufgebot ungeheurer Geldmittel, Reinigung des Gerichtsweſens.

Die Grundrechte verkündigt, das allgemeine Wahlrecht, Nationalverſammlung berufen. Sendungen des Friedens an

alle Völker, Krieg, allgemeiner Krieg gegen die feindlichen Regierungen.

Solcherlei seh' ich in Flammenschrift auf dem dunklen Hintergrunde der Zukunft: Blut in Strömen vergossen, im Kampf und durch Rachegerichte, Armuth und Flucht von dem Volk auf die Vornehmen übertragen, auf die Genossen und Diener der alten Gewalt.

Mich dünkt, ich sehe schon die Zimmerleute das Schaffot aufrichten, ich höre ihr Sägen und Klopfen, — und die Leute da droben in den goldenen Sälen tanzen und lachen, höhnen Vergangenheit und Zukunft, taumeln in wahnwoller Freude, schwatzen albern und boshaft ihre gehässigen Gesinnungen, und haben keine Ahndung der Schicksale, die sie bereiten helfen.

Vielleicht entstehen künftig Vereinigte Staaten von Europa, und es giebt keinen innern Krieg mehr, Europa hat dann keine Millien Soldaten, aber tausend Millionen Thaler zur Verfügung, für Abwehr der Noth, für allgemeines Gedeihen. Kein geringer Erwerb, aber am welchen Preis!! Und der Preis wird gezahlt, auch wenn der Erwerb, wie fast alle großen Zwecke in der Geschichte, fehlschlägt, oder doch nur stückweise gewonnen wird.

Wäre es da nicht besser, die Fürsten vertrügen sich mit den Volkern, die Völker entgingen dem Sturm?

Dienstag, den 1. Januar 1850.

Der Fürst von Waldburg-Zeil-Trauchburg hat dem Könige von Würtemberg dessen Orden zurückgesandt.

Mittwoch, den 2. Januar 1850.

Herr von Hinckeldey hat an Herrn Rodbertus geschrieben, der Schutzmann, der ihn wegen Ausweisung belästigt, habe seinen Auftrag überschritten, sei zur Untersuchung gezogen, und werde nach Befinden der Umstände entlassen werden. Rodbertus darf nun ungehindert hier bleiben, ist aber heute nach Hause gereist. — Daß die Polizei sich anfängt zu entschuldigen, ist schon viel, indeß bleibt doch dabei die Lüge, daß sie entschuldigt, was sie doch wahrhaft verschuldet. Der Schutzmann wird büßen, was der Präsident verbrochen hat. Die ganze Regierung ist schuldig, die willkürlichen, rohen Gewaltthaten angestiftet, befohlen, wenigstens gern gesehen zu haben; sonst wären sie nie geschehen! Die Regierung wird diese Schmach nie von sich abwaschen: die größten Namen sind für immer mit den schlechtesten, mit Thun, Gödsche, Pierstg, Wagener, Kaiser ꝛc. verknüpft! Une queue de canaille! »Seulement une queue? dites aussi, une tête!«

Unter den Linden war heut Abend ein Auflauf. Soldaten hieben auf Bürger ein, Konstabler führten ein paar verhaftete Soldaten durch die Mauerstraße auf die Wache.

Dem Hofe scheint wegen der nächsten Zukunft doch etwas bange zu sein, die Berichte aus den Provinzen lauten nicht beruhigend; die Bauern sind hin und wieder rege, machen Petitionen, und selbst der Soldaten ist man weniger versichert, als man es glauben lassen will. Es wäre wohl möglich, daß der König unter diesen Umständen die Verfassung annähme, obschon die Reaktion heftig dagegen schreit.

Der Graf von Arnim-Boytzenburg hat sich durch die Verläugnung und sophistische Verdrehung seines Benehmens im März 1848 die allgemeine Verachtung zugezogen, und selbst am Hofe wird er für untauglich angesehen zu jedem neuen Amt.

Donnerstag, den 3. Januar 1850.

Geschrieben, gegen die „verfluchten Konstitutionellen“ wie der selige Reden zu sagen pflegte, obschon er eine andere Sorte meinte als ich meine; ich meine die unselige Gagern-Partheі, die jetzt wieder über die Maßen geschäftig ist, um für ihre Täuschungen und für ihre Dummheit Stimmen zu gewinnen, für das Erfurter Puppenspiel.

Unerwartete Mittheilung über einen bevorstehenden Ministerwechsel. Der König, auf die Reaktion gestützt, möchte seine bisherigen Retter, deren er längst überdrüssig ist, zum Teufel schicken, andere Gesichter sehen, altbeliebte. An den Grafen von Arnim-Boytzenburg ist freilich nicht zu denken, aber destomehr an den Präsidenten von Gerlach und den Wirkl. Geheimen Rath Grafen von Voß, — früher Hr. von Voß. Dieser ist ein beschränkter Kopf, eigensinnig, ungeschickt, aber dreist und plump. Der paßt recht dazu, um alles in Grund und Boden hinein zu verderben! Die vollkommenste Staatsverfassung ist ihm die altmecklenburgische, diese empfahl er schon früherhin als Muster für Preußen, der Vereinigte Landtag war ihm zu liberal eingerichtet. Nun ja, macht nur rechte Versuche mit dem armen Preußen! Ihr werdet es weit bringen. — Die Sache war heute schon so gut wie richtig, aber doch noch von einer Sitzung abhängig, werden Brandenburg und Manteuffel sich fügen, so können sie noch eine Weile bleiben, lange jedoch schwerlich. Der Minister Ladenberg jammert schon trostlos, daß er nun pensionirt werden müsse, denn Direktor könne er doch nun nicht wieder werden! Er beschuldigt den König des Wankelmuthes, der Undankbarkeit, seine Minister hätten sich für ihn geopfert, den allgemeinen Haß auf sich geladen, jetzt entlasse er sie, gebe sie preis, ohne genügende Ursache. Andere sagen, der Prinz von Preußen dürfe es nicht leiden, daß man hinter seinem Rücken dergleichen Aenderungen mache ꝛc. Die Volkssache hat mit diesen

Dingen nichts zu thun, sie steht seitwärts, entschlossen, ihr Recht behauptend, ihre Zeit abwartend. Ob die neuen Minister etwas mehr feindlich sind, als die alten, darauf kommt wenig an.

Die Polizeibeamten, auch der berüchtigte Scherge Kaiser unter ihnen, haben wieder hier und in Charlottenburg auf das unbefugteste, unverständigste und dümmste, einige Vereine aufgelöst. Die Demokratie zeigt Engelsgeduld. Viehhirten setzt man ihr zu Wächtern!

Freitag, den 4. Januar 1850.

Geschrieben; über die Gefahren Preußens, das Aufgehen in Deutschland kann noch zur Wahrheit werden, aber nicht so wie es ursprünglich gemeint war! Das Bestehen dieses Staates ist durch seine jetzige Beschaffenheit nicht gesichert, er ist der Willkür, der Gnade künftiger Revolutionsstürme preisgegeben.

Drei Abende hindurch waren beim Könige in Bellevue harte Ministerberathungen über das Abtreten der Minister; sie sind fürerst noch geblieben, aber die Krisis dauert fort. Der König hat nicht den rechten Muth zu einem Entschlusse, dem von der andern Seite nicht genug entgegen gekommen wird, und die Minister wollen *nicht* gern aus ihrem Amte weichen. Man beschuldigt — von ihrer Seite — den König der Falschheit, er habe die Minister glauben lassen, der Prinz von Preußen wisse nichts von seinem Vorhaben, während nun doch entdeckt worden, daß er mit diesem insgeheim sich verständigt habe, und also den Ministern *dieser* Rückhalt schon fehle. Der König will durchaus eine Pairie *in* der ersten Kammer — wieder Flickwerk, anstatt einer Pairskammer! — und es ist wahrscheinlich, daß sie ihm gewährt wird. Aber dann wird er keineswegs zufrieden sein, denn

im Grunde will er keine Partie, die ihm viel zu sehr konstitutionell ist, und er wird Scheereien genug mit ihr haben! Alles, was jetzt gemacht wird, ist nur pumperei, und wird vom nächsten Sturm verweht, oder, wenn der lange ausbleibt, in sich selbst verändert.

Besuch von Hrn. Saint-Paul: er will über die Veränderungen schreiben, die man mit der Landwehr vornimmt, und wodurch diese in ihrem Wesen aufgehoben, zu Linientruppen gemacht wird. Man zieht 200 Mann von jedem Bataillon als Stamm in den Dienst, giebt ihnen Offiziere aus der Linie, wenn die Bataillone selbst eingerufen werden, bekommen sie Oberbefehlshaber aus der Linie ꝛc. Die 200 Mann werden nicht aus den jährlichen Rekruten genommen, wodurch sie mit der Linie gleichartig werden. Die Vermehrung des Heeres durch diese Maßregel für den Augenblick beträgt 26,000 Mann. Wegen des Geldbedarfes ist man nicht in Sorgen, die Kammern zittern vor dem Militair! Herr Saint-Paul fragt mich über die Umstände des Austritts von Boyen und Grolman im Dezember 1819; es waren auch Aenderungen in der Landwehr im Werke, die jedoch, als Boyen und Grolman aus dem Wege waren, nicht ausgeführt wurden.

Herr von S. hoffte, die sächsischen Kammern würden ihren König zwingen, zu Erfurt zu stehen, und Preußen würde sie dabei unterstützen, — „Also die Unterthanen gegen ihren Fürsten?“ Ja freilich! „Gutes revolutionaires Beispiel! Doch wir haben schon mehr solcher Widersprüche!“ —

In Goethe gelesen, im Martialis.

Wenn die kleinern Fürsten Deutschlands mediatisirt werden, ist das nicht auch revolutionair? wird damit nicht die Fürstenwürde entheiligt, wird sie nicht abhängig von der Zuständigkeit Andrer gemacht? Wird dasselbe nicht einst von den großen, von den ganz großen gelten? Genug, alles

was die Fürſten jetzt thun, wie ſehr es gegen die Revolution gemeint ſcheine, dient ihr, muß ſie fördern!

Brief von Eduard von Bülow aus Zürich an [illegible] mit Grüßen an mich. Er empfiehlt ſeinen Sohn. Ganz demokratiſch, Berlin nennt er „das Sodoma der Reaktion“; er irrt ſich, es iſt die „heilige Stadt der Volksſache.“ —

Der König von Würtemberg hat ſich die Abſchaffung der taxiſchen Poſten von der Bundeskommiſſion verbieten laſſen: dagegen den Titel „von Gottes Gnaden“ wieder angenommen! — Beides die größte Schande! beſonders das letztere, das nun erſt recht nichts mehr iſt, und eben recht „von Volkes Gnaden“ heißen könnte.

Sonnabend, den 5. Januar 1850.

Geſchrieben. Der Gang der Geſchichte iſt immer ein andrer, als den die Richtung der einzelnen Schritte anzeigt; den jetzigen Reaktionsſchritten iſt zuverläßig ein andres Ziel geſetzt, als ſie anſtreben. Laſſen wir ſie nur machen. Daß wir den Tag ertragen mit Kraft und Ausdauer, das iſt unſre Aufgabe. Wenn wir nicht ermatten, ſo haben wir nichts verloren. Wir haben als Gewinnſt, was wir tauſend Jahre lang nicht hatten, das Beiſpiel, das Bild einer deutſchen Nationalverſammlung, die aus der Volkshoheit hervorgegangen, das Beiſpiel, das Bild unſrer gedemüthigten, kriechenden Fürſten, die uns ſpäter wortbrüchig verriethen.

Ich las die Schrift von Ludwig Simon, „Ein Wort des Rechts für alle Reichsverfaſſungs-Kämpfer“, und das Blut kochte mir in den Adern vor Zorn und Grimm gegen die Nichtswürdigen, Feigen, ſich klug Dünkenden, durch die unſre deutſche Sache diesmal zu Grunde ging! Ja wohl, der edle Ludwig Simon hat Recht, tauſendmal lieber der Betrogene ſein, als der ehrloſe Betrüger in aller Macht und Ueppigkeit!

Dieser Gagern, Welcker, Radowitz, Schmerling, dieser Erzherzog Reichsverweser! Fünf — aus unsrer Sache fort, wie anders stünde sie! —

Besuch von Weiber: russische Angelegenheiten, Entwicklungen: das Schlimme in Rußland ist kaum schlimmer, als das Schlimme bei uns. An Bosheit und Grausamkeit stehen unsre Gewalthaber den verruchtesten nicht nach. Die Hyäne Haynau ꝛc. ꝛc.

Verhaftung des Grafen Oskar von Reichenbach in Schlesien. — Hier neue brutale, ungesetzliche Auflösung von Vereinen durch das wilde Thier Kaiser, Verhaftung der Vorsitzenden, vorgestern Dr. Tappert's, gestern des vormaligen Abgeordneten Berends. Beide wurden am nächsten Morgen der Haft entlassen. — Die Regierung benimmt sich ganz und gar als der Feind des Volkes.

Die „deutsche Reform" und die „Konstitutionelle Zeitung" greifen die Partei der „Kreuzzeitung" heftig an; sie bellen und beißen auf Befehl der Minister. Diese bleiben nun noch eine Weile im Amt, aber sie haben nachgegeben, nicht der König, oder dieser doch nur so, daß es nichts bedeutet.

Sonntag, den 6. Januar 1850.

Geschrieben: die künftige Gestaltung von Deutschland ist dunkel, aber daß die Freiheit, einmal so erwacht wie im Jahre 1848, nicht mehr im deutschen Volke vertilgt werden kann, das ist gewiß. Macht nur Bundeskommissionen, Patrieen, Kriegsrüstungen, Polizei- und Gerichtsverfolgungen! alles ist umsonst! Und die Bösewichter, die Verräther, die Feigen werden schon ihre Strafe finden, wenigstens ihre Brandmarkung in der Geschichte, während der Name der Freiheitsmärtyrer glänzen wird von Geschlecht zu Geschlecht. Wir haben solcher Helden und Edlen noch eine große Zahl Gottlob am Leben!

Bericht des österreichischen Ministerrathes an den Kaiser über die Neugestaltung des Reiches, der alte Staat wird aufgegeben, der neue verheißen mit allem Ernst; wenn alles wahr wird und gehalten wird, so ist es ein unermeßlicher Fortschritt, der die unsern weit übertrifft. Zwar ist das allgemeine Wahlrecht nicht zugestanden, ein Zensus beliebt, aber man bedenke auch die österreichischen Zustände in Vergleich der unsrigen! Wenn es der Regierung einiger Ernst bleibt, so steigt Oesterreich zu glänzender Macht empor. Preußen empfindet diesen Akt, diese Manifestation wie einen Backenstreich, — und wird die andre Backe hinhalten, um noch mehr zu bekommen! —

Montag, den 7. Januar 1850.

Geschrieben. Ueber die neuen Schändlichkeiten der Polizei; sie werden verübt von Untergeordneten, aber befohlen oder zugelassen von den Obern, und die Höchsten sind von der Bosheit nicht freizusprechen. Das Verfahren ist eine Schande des preußischen Namens. Die Großen können es nicht abwenden, die Nachwelt wird ihre Bildnisse in Hinckelden, Kaiser, Ohm, Goedsche und allem solchen Volk wiedererkennen.

Besuch von Hänlein. Er bringt mir über hundert Briefe von H., die ich durchsehen soll: er hat schon mit Rötbel durchstrichen, was wegbleiben soll im Druck. Wie viel böses und leeres Geklatsch ist in diesen Briefen! Sie werden der Welt wieder zeigen, was die Diplomaten werth sind, ihre ganze Arbeit ist eine Art Kartenspiel, wobei viel gesprochen, viel gezänkelt wird, und der Gewinnst wenn kein eingebildeter, doch höchstens ein paar Pfennige ist. Meine Augen leiden nicht, daß ich alles durchlese.

Heute wurde den Kammern der Vertrag über die Abtretung beider Fürstenthümer Hohenzollern an Preußen zur

Genehmigung vorgelegt. Zum erstenmal ist dieser Vertrag amtlich zur Oeffentlichkeit gebracht. Kein fremder Einspruch?

Die Schrift von Wilhelm Rüstow über das deutsche Militairwesen ist mit Beschlag belegt, und soll vor Gericht kommen. Sie wird bereits im Auslande neu gedruckt.

Die Nachricht von den beabsichtigten Aenderungen in der Landwehr steht auch schon in der „Nationalzeitung". Vorcilig, man hätte sie noch nicht mittheilen sollen.

Unruhen in Servien, für Oesterreich nicht gleichgültig.

Dienstag, den 8. Januar 1850.

Geschrieben. Ueber den Militairgeist.

Herr Dr. Alison, ein Arzt aus Edinburg, besucht mich auf der Durchreise nach Rußland. Er versichert, daß in England bei fortschreitender Entwicklung zwei Dinge unfehlbar bevorstehen, Einführung des allgemeinen Wahlrechts, und Abschaffung der Pairskammer. Der Verfall der englischen Kirche geht nebenher.

Wir haben nun die beiden Endpunkte, zwischen denen die deutschen Zustände sich bewegen, ziemlich fest, beide Parteien kennen die Ziele, auf die sie losarbeiten: Fürstenwillkür, Volksfreiheit, — Karlsbader und Wiener Beschlüsse, Nationalversammlung, — Unterdrückung, Freiheit. Daß wir es schon einmal zur Nationalversammlung gebracht, ist eine Thatsache von unermeßlicher Wichtigkeit. Der Traum ist Wirklichkeit geworden, ist kein Traum mehr. — Das Interim arbeitet uns in die vormärzlichen Zustände vollkommen zurück: nun gut, was ist denn aus diesen hervorgegangen? Die Revolution! — Sie ist vor den Thronen stehen geblieben, die nächste wird über die Throne zertrümmernd hinschreiten. Selbst bei dem Hin und Her der Zustände, bei den Schwankungen von Fürstenwillkür zur Freiheit, und von der Freiheit

zur Fürſtenwillkür, gewinnt am Ende das Volk; denn die Fürſten können das Volk doch nie abſchaffen, wohl aber kann das Volk die Fürſten abſchaffen.

Die preußiſche Regierung will nicht, daß das Erfurter Volkshaus — kommt es auch wirklich? — die octroyirte Reichsverfaſſung im Ganzen annehme, Gott bewahre! ſie ſoll revidirt werden, das Freiſinnige ſoll hinaus! Um dies Hinauswerfen zu ſichern, bringen die Regierungen gleich ſelber Aenderungen in Vorſchlag. Es iſt das nichtswürdigſte Poſſenſpiel, das je mit einer edlen Nation getrieben worden!

Der Miniſter von Manteuffel erklärt, Hinckeldey ſei ganz im Rechte, er dürfe von den Vorſtehern der Vereine die Namen ihrer Mitglieder fordern. Eine ganz willkürliche, unbegründete Auslegung der Geſetzvorſchrift! Falſch und dumm.

Man erwartet eine Botſchaft des Königs an die Kammern wegen der ſechzig erblichen Mitglieder der erſten Kammer und andrem dergleichen Zeug. Verkümmerungen, Ausflüchte, Unredlichkeiten, Launen, — welch haltloſes Flickwerk! —

Mittwoch, den 9. Januar 1850.

Geſchrieben; über das bevorſtehende Verbot der politiſchen Vereine in Deutſchland. Nichts Vortheilhafteres kann für die Demokratie geſchehen; ſie müßte ſich es bei den Regierungen beſtellen, wenn ſie es nicht von ſelber thäten! Noch ſind die Vereine in jugendlicher Kraft, aber ſie ſind nicht lange darin zu erhalten, ohne politiſche Nahrung, ohne Betheiligung an den Wahlen und Debatten, ohne Beſchlüſſe zu thätigem Eingreifen, und unter den Scheereien und Gewaltthaten der rohen Polizei. Mögen ſie daher aufhören! Die Leute, die ſich mit einander beſprechen wollen, werden es unter allen Umſtänden thun, und in kleinerer Zahl um ſo beſſer. Möge die Maſſe eine Zeitlang ſchlafen, ſie wird um

so frischer, wenn es Zeit ist, aufwachen, und die Vereine, Volksversammlungen, Plakate werden dann einen neuen, stärkern Reiz haben!

Heute ist den Kammern die Königliche Botschaft wegen der Verfassung überbracht worden. Sie ist vom 7. Januar. Die erwarteten gebieterischen Vorschläge zur Zusammensetzung der ersten Kammer (ein unglückliches Sammelsurium!), zur Errichtung eines Staatsgerichtshofes, zur Beschränkung der Vereine und der Presse, und noch einiges Andre. Lauter Ungehöriges, Nutzloses, Altfränkisches, und entschieden den bestimmtesten Versprechungen des Königs Widersprechendes. Und bei diesem Brechen der früheren Versprechungen beruft er sich auf seine Gewissenhaftigkeit!! — Doch gleichviel! Wird diese so verschnörkelte und gestutzte Verfassung zur Wahrheit, so ist sie der größte Sieg der Revolution, beschwört sie der König, die Prinzen und die Staatsdiener, so wird damit vieles beschworen, was ihnen der größte Gräuel und was dem Volke lieb ist. Und die erblichen Pairs sind auch nur Nägel zum Festmachen! Uebrigens sind ihrer nicht so viele, als man glaubte, und die Gewählten machen die Mehrzahl. — Die Volkspartei hält die Verfassung nicht zu Recht bestehend, das ist ausgemacht; indessen — sie kann noch immer Vortheil daraus ziehen. Und die Reaktion? muß wüthen! Sogar die Fideikommisse sind nur bald gerettet. Uebrigens Hinterthüren die Menge! Nichts ist fest gegen den Eingriff der Regierung! Alles unredlich, zum Schein, halb! —

Abends bringt der „Staatsanzeiger" die Botschaft nebst den Motiven der Minister. Der König soll die Sachen noch anders gestellt, die Minister sie ihm aber umgearbeitet haben, besonders Manteufel. Schon heute sagt man, der König sei mit dem Machwerke gar nicht zufrieden, und werde es gern sehen, wenn die Kammern Schwierigkeiten machen. Natürlich, er wünscht das, was er beschwören soll, zu allen Teufeln! —

Donnerstag, den 10. Januar 1850.

Geschrieben. Ueber die Königliche Botschaft an die Kammern. Derselbe Sinn wie beim Vereinigten Landtage, bei den Vereinigten Ausschüssen, dasselbe Verfahren! Alles fordern nach Laune, nichts nachgeben nach Vernunft und Recht. Leeres Vorgeben, gehässiges Andeuten, offene Hinterthüren, trügliches Beschwatzen. Der König hatte den Ministern versprochen, das Steuerbewilligungsrecht der zweiten Kammer anzuerkennen, davon ist nichts da, er hat sie getäuscht. — Unglückliches, nutzloses Geflick! Die Kammern werden hündisch wedeln, die Philister im Lande zufrieden sein, aber die Reaktion wird schreien, und es ist noch immer die Frage, ob es zum Schwören kommt. — Die Revolution? lacht und spottet des Wisches, und wartet.

Besuch von Weber; Besprechung der Tagesfragen. Am Hofe muß eine besondre Furcht und Angst sein, sonst ließe man sich auf Konstitutionen gar nicht ein, schickte die Kammern zum Teufel. Es ist ihnen schlecht in ihrer Haut, sie sehen überall Schreckbilder. Und haben doch so viele Truppen, so viel Geld!

Abends mit Ludmilla bei *. Der Abgeordnete, Regierungsrath K. sprach mit Eifer gegen die Königliche Botschaft, sie sei mit Trauer, mit Unwillen angehört worden, sogar auf der Rechten sei geäußert worden, so was habe man nicht erwartet, das sei zu toll. Einige Abgeordnete weinten, Andre schimpften. Die Minister sagten im Vertrauen, der König sei schuld, nicht sie, sie hätten ihre Entlassung angeboten, der König habe ihnen schnöde gesagt: „Mißbrauchen Sie nicht Ihre Unentbehrlichkeit!" Die Minister sagen, sie würden die Vorschläge des Königs gern verworfen sehen! (Sind das Königliche Diener, sind das konstitutionelle? beides nicht! Sie verrathen den König, anstatt ihm die Wahrheit zu sagen oder abzutreten.) Herr von S. kam aus der Partheiver-

sammlung, wo eben Beseler, Simson und Beckerath sehr gut gesprochen hatten, aber doch der Meinung waren, man solle die Vorschläge in Berathung ziehen: Herr von S. selbst äußerte mir, sie müßten gänzlich verworfen werden, besonders die Albanzerei mit der Pairie. „Haben wir uns darum mit aller Mühe aus dem aristokratischen Zeug herausgearbeitet, um so wieder hineinzufallen?“ — Aber die Kammern werden schon annehmen, das Flackerfeuer verspricht! — K. sagte mir, er habe die Konstablerfrevel in der Kammer rügen wollen, aber die nöthige Unterstützung nicht erlangen können. — Die Abgeordneten wollen ein Ende sehen, wollen nach Haus, sie werden alles thun, was der König will. Schimpf und Schande sind sie gewohnt.

Der König hat in der letzten Zeit von den Ministern fast nur in den größten Schimpfwörtern gesprochen: die Minister haben auch für ihn nicht eben lobende Bezeichnungen!

Die einzelnen Artikel der Königlichen Botschaft und der Motive werden vorgenommen, und die Treulosigkeit, die böse Absicht, die Schwäche, die Verkehrtheit überall im Einzelnen nachgewiesen; der Staatsgerichtshof erweckt die meiste Empörung, die Pairie die meiste Verachtung, die Sprachklauberei mit dem Eidschwur wird bitter verhöhnt. Am bittersten wird die „Gewissenhaftigkeit“ zugerichtet.

Die „Demokratische Zeitung“ liefert gleich heute einen scharfen Artikel. Deßgleichen der „Kladderadatsch.“

Alles Ansehn der Regierung fällt, der König wird geschimpft, wie noch nie vorher. Man hört von Spitzbüberei reden, von Missethätern, noch sei die Todesstrafe nicht abgeschafft, und dergleichen mehr! Wo soll das hinaus! —

In der „Kreuzzeitung“ ein Ruthausfall von Witt-Dörring gegen den Grafen von Renard, der beschuldigt wird, es jetzt mit der Volkspartei zu halten.

Bermbach am Rhein freigesprochen: er war als Mitglied

der deutschen Nationalversammlung mit nach Stuttgart gegangen. — Die Geschwornengerichte sind der Regierung ein Gräuel, wie alle Gerichtshöfe!

Freitag, den 11. Januar 1850.

Von allen Seiten hört man eine neue Revolution verkünden, eine, bei der das Blut in Strömen fließen werde; der Prinz von Preußen spricht zu den Soldaten von neuen Kämpfen, von neuen Arbeiten des Feindes, und das Volk weiß, daß es dieser Feind ist, daß ihm Nothwehr auferlegt wird, daß diese Rache gebietet. In der großen Menge ist die feste Erwartung, ein Umschlag müsse kommen, und das Blut der Unverbesserlichen nicht geschont werden. Wenn ein solcher Gedanke einmal Wurzel gefaßt hat, dann kommt die Sache schon deßhalb, weil man glaubt, sie müsse kommen.

Die „Nationalzeitung" und die „Demokratische" decken, in mehreren Nummern schon, unsre Finanzzustände auf, und zeigen, daß alle bisherigen Angaben — wie die Kundigen längst wußten — Lug und Trug sind. Die Regierung erscheint als niedriger Verbrecher, als Betrüger und Fälscher, durch ein Vierteljahrhundert hindurch, mit Wissen und Willen der Höchsten. Gränzenlose Verachtung ist die Folge!

Ich ging aus. Bei Kranzler die „Allgemeine Zeitung" durchgesehen. In der Spandauerstraße die Druckerei der „Urwählerzeitung" besucht, dann in der Rosenthaler Straße Herrn Bernstein, den Redakteur derselben. Er wurde erwartet. Als ich ihn vor vielen Jahren zuletzt gesehen, war er unverheirathet; jetzt sah ich ein förmliches Hauswesen, eine hübsche freundliche Frau und sieben Kinder, alle noch klein, gut gehalten, munter und artig, kluge lachende Gesichter, schwarze lichtvolle Augen. Mäßige Wohnung, mäßiger Hausrath, ein kleiner Bücherschrank, ein Schreibtisch. Das also die Stätte,

von der so viel Geist und Wirkung ausgeht, wo die feste Gesinnung, der ungebeugte Muth wohnen, die das befehdete Ministerium fürchtet, die es nicht gewinnen, die ganze Königsmacht nicht schrecken kann! Unter Wrangel's Belagerungsstand, unter dem Trotz der brutalen Waffengewalt, ist die „Urwählerzeitung" entstanden, nach eingetretenen Stockungen immer wieder vorwärts gegangen, und sollte sie auch nächstens erliegen, sie hat ihr Werk gethan, ein größeres, als je in Deutschland eine Zeitschrift, den „Rheinischen Merkur" nicht ausgenommen. Herr Bernstein kam endlich, ich hätte ihn schwer wiedererkannt, er aber nannte mich sogleich. Dieselbe Schlichtheit und Milde wie sonst; er ist nur streng und scharf aus Eifer für das Recht, für die Sittlichkeit, für die Religion, er haßt das Böse nur aus Liebe zum Guten, er hat keine Leidenschaft, keinen Zorn, keine Galle. Seine Urtheile sind nicht gehässig, er lenkt gern zur Versöhnung ein. Furcht hat er nicht, er ist auf alles gefaßt. Wir sprachen allerlei. Er hat nicht glänzenden Geist und sprühenden Witz, aber alle Macht des Wortes, die in der Ehrlichkeit liegt. Er will mich besuchen, und mir ein vollständiges Exemplar der „Urwählerzeitung" geben, das sonst nicht mehr zu haben ist. Der Besuch hat mich sehr erfreut und gestärkt, unter den lebhaftesten Betrachtungen fuhr ich nach Hause. — O Könige, o Reiche, und Vornehme aller Art, wie klein, wie blind! —

Die Bestürzung, die Empörung über die Vorschläge des Königs sind doch auch außerhalb der Volkspartei sehr groß. Der König bricht auf die feierlichste Weise sein eignes Gesetz; die oktroyirte Verfassung sagt, wenn bei der Revision beide Kammern und der König über einen Punkt nicht einig würden, so bliebe es bei dem Buchstaben der Verfassung. Das wird jetzt nicht gehalten.

Die Minister sind mißvergnügt, und hetzen zum Wider-

ſtand, weil ſie ſelber getäuſcht und mißbraucht worden. Die Reaktion lobt ſie zwar etwas, aber wegen deſſen, was der König gethan. Edelleute aus der Mark hingegen erklären öffentlich, die Miniſter hätten ihr Vertrauen nicht mehr.

Sonnabend, den 12. Januar 1850.

Beſuch von Häulein; er iſt wieder grimmig, will Oppoſition machen, drucken laſſen; er freut ſich der Miniſterkriſis, meint es könne dabei für ihn Günſtiges eintreten. Ich warne ihn, rathe ihm Vorſicht und Zurückhaltung. Er erzählt mir noch mancherlei von Hamburg; von den Zerrbildern und Spottliedern auf den König, der als Trunkenbold dargeſtellt worden, als armer Sünder unter dem Galgen. Von dem Plan, den König zur Abdankung zu zwingen, den Prinzen von Preußen auf den Thron zu fördern; hohe Offiziere, aus Schleswig zurückkehrend, haben in Häulein's Zimmer ihre Degen zerbrochen, geſchworen nicht mehr dem . . . zu dienen; ſie dienen aber noch, und ſind die erſten, darüber zu wachen, daß das Volk den Königlichen Namen ehre!

Unerwarteter Beſuch von Herrn Savile Morton, der in Wien und zuletzt in Prag war. Erzählungen von Wien; er hat nicht Zedlitz, nicht Kuranda geſehen, auch nicht eigentliche Geſellſchaft. Folgendes Merkwürdige erzählt er: am 31. Dez. ſollte ein Soldat Spießruthen laufen, die Mannſchaft war ausgerückt und ſtand bereit, allein kein Arm hob ſich, kein Schlag fiel, die Strafvollziehung mußte unterbleiben. In Prag Italiäner, die im Spital wie die Fliegen hinſterben! In Thereſienſtadt, fünfhundert Magyaren, die ſchanzen und elend leben.

Die „Kreuzzeitung" ſagt ſchon, daß ſie mehr verlangt, als die Königlichen Vorſchläge, ſie fordert von den Miniſtern, das Werk in die Hände zu nehmen und zu vollenden. Sie

lobt die Miniſter, unter Drohungen; ſie ſchmeichelt ihnen, unter Warnungen. Und im Grunde ſind die Miniſter einig mit ihr, auch ſie wünſchen die ganze Verfaſſung zum Teufel, nur ſind ſie von ihrer Stellung abhängig, ſie können nicht wie ſie möchten, und dies, verlangen ſie, ſollen König und Reaktion nicht vergeſſen; daß dieſe es doch vergeſſen, macht die Miniſter auch gegen ſie aufſäſſig, nur dieſer Umſtand! Darin darf man ſich nicht täuſchen.

Neue Schrift vom General von Canitz über die Bemühungen Preußens zur deutſchen Einheit. Schwach und eitel, und ſehr irrig. Er meint, es gebe jetzt in Preußen niemanden mehr, der es nicht gutheiße, daß der König die Kaiſerkrone zurückgewieſen; ſchon der König beklagt es, er hätte ſie gar zu gern angenommen, er jammert noch täglich, daß ſie ihm nicht geworden; er durfte ſie nicht annehmen, das iſt die Sache!

Sonntag, den 13. Januar 1850.

Geſchrieben. Von den Vorſchlägen an die Kammern iſt der über den Staatsgerichtshof der gefährlichſte, der zur Pairie der widrigſte, der über den Eid der kleinlichſte. Die Kammern werden alles annehmen, und es wird alles nichts helfen. Der König wird unzufrieden ſein, und nichts wird beſſer gehen. Der nicht zur Pairie berufene Adel und alle Juſtizbeamten ſind aufgebracht.

Herr Kaufmann Heubes — wenn ich den Namen richtig gehört — aus Düſſeldorf beſucht mich als Landsmann, und fragt mich, ob ich die Wahl zum Parlament in Erfurt annehmen würde? in Düſſeldorf habe man die Augen auf mich geworfen. Ich erkläre ſogleich Nein, und ſage, daß ich die ganze Sache verwerfe, als eine Sache der Gewalt und Willkür gegen Freiheit und Recht des Volkes ausgeübt, daß ich mich

wie die ganze Volksparthei des Mitwählens enthalte ꝛc. Er iſt erſtaunt, mich ſo reden zu hören, giebt mir aber zuletzt Beifall, und meint, viele Düſſeldorfer würden ſich, wenn ſie meine Anſicht erführen, nun auch der Wahl enthalten. Er wird hinſchreiben. Erzählung, wie es am Rhein ausſieht; die größte Mißſtimmung, Bürger und Soldaten ganz getrennt, aber auch die Soldaten von Freiheitsgedanken erregt, wohl trotzig gegen das Volk, doch eben ſo gegen die Offiziere, die ſich viel gefallen laſſen, und doch keinen Augenblick ihrer Leute ſicher ſind. — Ein vom Rhein hier angekommener Major beſtätigt das.

Die Miniſterberathungen beim Könige in Bellevue, die Berathungen der Kammern, ihre endlichen Beſchlüſſe, alles iſt im Grunde ſehr gleichgültig, — die Sachen nehmen ſo oder ſo denſelben Weg, der zur Freiheit führt, und der das Königthum herunterbringt. Es handelt ſich nur darum, ob letzteres ganz zerbrechen ſoll, oder nicht.

Wenn der König allein ſchaltet, wenn er ein Miniſterium Gerlach nimmt, ſo iſt der Untergang vollſtändiger. Auf den Untergang aber ſcheint es abgeſehen. Die Verblendung iſt zu groß. Und woher ſoll Rettung kommen? *Mit* der Freiheit, *mit* dem Volke gehen, *kann* der König nicht mehr; dazu hat er *keine* Macht mehr, die Reaktion hat ihn gebunden und bedroht ihn! und geht er mit *ihr* — wie er thut — ſo iſt er *gewiß* verloren. Unglückliche Lage! — Die ſich ſeine Freunde, ſeine Stützen nennen, ſind ſeine Verderber, und ganz rückſichtslos und ohne Mitleid für ihn; was ihm ſchadet, das iſt ihnen nur zum Lachen, das iſt gerechte Strafe, die ihn trifft; ſie haben kein Herz für ihn. Sein „herrliches Kriegsheer" iſt ganz dieſes Sinnes, und eben ſo die Fürſten, mit denen er zu thun hat; ſie werden ihn fallen ſehen, ohne daß es ſie rührt, wenn nur der Sturz nicht ſie mitreißt.

Montag, den 14. Januar 1850.

Geschrieben: ein Ministerium Gerlach und ein Ministerium Brandenburg, alles Ein Teufel! Die Vornstehenden werden von den Hintenstehenden gedrängt, in Sachen hinein, vor denen auch die Hintenstehenden schauderten, wenn sie voranstünden, das ist der ganze Unterschied!

Die augsburger „Allgemeine Zeitung" sagt, wegen der Wahlen für Erfurt sei hier großer Zwiespalt und Gährung: zum Lachen! In welchem kleinen Kreise muß das sein! Ich habe davon nichts gemerkt!

Unzufriedenheit der gemäßigten Parthei, wobei jedoch nichts herauskommt.

Besuch von Herrn Dr. *, den ich seit drei Monaten nicht gesehen hatte. Er spricht von der jetzigen Krisis, meint, die Volkspartei müsse wieder thätig werden, tadelt die Vereine und ihre Leitung. Ich erwiedere, mit diesen werde es bald aus sein, das Interim werde sie verbieten, und mir sei das ganz recht, als ob ich's bestellt hätte! Es sei jetzt nichts zu thun, als sich in sich zu stärken, die Aufklärung zu fördern, die Einsicht zu wecken, und das geschehe, alles übrige hänge von Ereignissen ab, die nicht in unsrer Hand lägen. Er hat mir wieder eine Thätigkeit ausersehen, eine Aufgabe gestellt, nämlich eine Denkschrift an den König auszuarbeiten, in welcher diesem die Lage der Sachen aufrichtig vorgestellt würde! Unterschrieben vom Verfasser, von den Vorständen der Demokratie, von den Anhängern allen vielleicht! Ich antworte, er solle mir doch zutrauen, daß ich mir meine Aufgaben selbst wählen würde, ohne daß es dazu einer fremden Anregung bedürfe; dabei zeig' ich ihm das ganz Unpraktische jenes Vorschlags, eine solche Denkschrift würde gar nicht gelesen, und wenn sie in die Hände des Königs käme, würde sie gleich weggeworfen, zerrieten, bespieen.

Nachmittags Beſuch von Herrn Dr. Bodenſtedt, der mir ſein neues Buch bringt, „Tauſend und Ein Tag im Orient“, das hier ſo eben bei Decker herausgekommen iſt.

„Der deutſche Militairſtaat vor und während der Revolution. Von Wilhelm Rüſtow. Königsberg 1850.“ 209 S. in 8. Der Verfaſſer in Haft, die Schrift verboten!

„Der Leuchtthurm. Von Ernſt Keil. Leipzig 1850.“ Erſtes Stück des neuen Jahrganges, und erſtes Stück der Reichsbremſe.

Merkwürdige Nachricht im „Staatsanzeiger“ aus St. Petersburg! Revolutionaire Verbindung entdeckt, gegen den Kaiſer, gegen die Staatsverfaſſung, vor fünf Monaten. Jetzt erfolgtes Urtheil: vollſtändige und gänzliche Amneſtie für ſolche junge Leute, die man als Verführte anſieht, Todesurtheil gegen 21 Perſonen, die namhaft gemacht ſind, unter ihnen 3 Gardeoffiziere, ein paar Hofkavaliere, Titularräthe, ein Kollegienrath ꝛc. Der Kaiſer hat ihnen das Leben geſchenkt, und andre ſchwere Strafen über ſie verhängt.

Dienstag, den 15. Januar 1850.

In der Nacht unruhig, wenig Schlaf. Spät aufgeſtanden. Widerwillen gegen alles Politiſche vom Tag, lauter elendes Zeug! Die ſogenannten Konſtitutionellen, die vor Augen haben, was Reviſion bedeutet, wollen die freiſinnigen Zugungen der oktroyirten Reichsverfaſſung dadurch retten, daß ſie letztere ohne Reviſion gleich im Ganzen anzunehmen rathen; die ſogenannten Konſervativen aber beſtehen auf Reviſion. Lauter dummes Zeug, jeder will ſein Gewächs anbringen, das Faß aber, an dem gearbeitet wird, iſt gar nicht für Wein beſtimmt, ſondern für Waſſer, oder für Eſſig, oder ſoll auch wohl gar leer bleiben! Thöricht, wer daran klopfen hilft. — Die Wähler für das Volkshaus werden in ganz Deutſchland

— so weit es hier in Betracht kommt — in beschämender Minderheit erscheinen.

Endlich ist auch den Volksmännern die Geduld gerissen. In der Schönhauser Allee ist vorgestern Abend der Konstabler-Wachtmeister Senier nebst einem Gehülfen, nachdem sie einen Verein gesetzwidrig und brutal aufgelöst hatten, seiner Waffe beraubt und mit Stöcken blutig zerschlagen werden. „Schade, daß es nicht Kaiser war!" hörte man sagen. — An demselben Abend haben Soldaten untereinander sich geschlagen, und es hatte schwere Wunden gesetzt. — Auch Konstabler hatten untereinander Streit, und die Seitengewehre schon gezogen, wozu das Volk in die Hände klatschte.

In Berlin bilden sich mehrere freie Gemeinden, die Regierung und die Geistlichkeit sind darüber äußerst beunruhigt. Zwei Häuser von mir (bei Gundelach) war gestern eine solche Versammlung, in der auch der Prediger Krummacher auftrat und einsprach, daß ihm seine Pfarrkinder so entzogen würden ꝛc. Ein Tischler stand ihm trefflich entgegen; als dieser aber sagte, unsre Geistlichen seien großentheils jesuitisch verderbt, löste der Konstabler die Versammlung auf. Krummacher hat eine starke Schlappe erlitten.

Nachmittags Besuch von Dr. Hermann Franck. Erörterung der Tageszustände: der Unsittlichkeit und Verderbtheit der Regierung, der obern Klassen; wo nicht rohe Gewalt schalter, da walten Lüge und Betrug, Arglist, Kniffe, Verrath und Wortbruch, unendliche Feigheit und Niederträchtigkeit der sogenannten Konstitutionellen, eingewurzelter Knechtssinn, verbunden mit gemeinster Eitelkeit; ein frisches Geschlecht thut noth, andre, andre Menschen, als die jetzt auf dem Schauplatze befindlichen! — Die Regierungsvorlagen müßten sammt und sonders verworfen werden, jede Nachgiebigkeit ist ein Unheil! Und wollen die Kammern die Gesetzwidrigkeit mitausüben, die schon der König gegen sein eignes oktroyirtes

Geſetz ausübt? Es muß beim Buchſtaben der Verfaſſung bleiben, das ſteht feſt! Aber freilich, was iſt die ganze Verfaſſung? ein Wiſch Papier, ohne Werth und Geltung!

Rüſtow's Schrift, ein wahres Wunder von Muth! Er greift den bisherigen Staat und ſein Militair an der Wurzel an, die er bloßlegt. Ein Ingenieur-Offizier im Dienſt!

Herr Griepenkerl aus Braunſchweig lieſt hier ſein Drama „Robespierre" öffentlich vor. Geht mich nichts an!

Der Fürſt von Fürſtenberg aus Baden hier; vom Könige beſucht, die Fürſtin von der Königin. Romantiſcher Tik für die Mediatiſirten! Fürſtenberg iſt matt, aufgeregt und beſorgt, das bischen liberaler Geiſt hält nicht vor! Nichts mit ihm! Laßt ihn laufen!

Mittwoch, den 16. Januar 1850.

Betrachtungen über den Lebensgang überhaupt, Glück, Unglück, Thätigkeiten, Ergebniſſe. Die Stimmung des Gemüths, das Verhältniß zu Natur und Welt, ganz dieſelben im Alter wie in früher Kindheit, aber die Bedingungen anders, der Reiz geſchwächt. In der Jugend *jeder* Freund, *jedes* Schauſpiel, *jeder* Genuß recht und willkommen, ſpäter bis zum Entſagen der Sinn wähleriſch.

Beſuch von Weiber. Die öſterreichiſchen Sachen beſprochen; die Truppen in Böhmen ſind nicht gegen Preußen, ſondern gegen die Revolution, und Preußen giebt nach, daß Oeſterreich die Rolle ſpiele, die bisher die preußiſche war, und es ja noch ebenfalls bleibt. Beide Höfe werden ſich nicht überwerfen, keinen Krieg gegen einander anfangen. Und wenn es geſchähe, was ging' es uns an? Unſer Krieg wär' es nicht, auf keiner Seite läge unſre Sache, und das Volk würde ſich nicht gutmüthig beeifern für eine Sache des Hofehrgeizes und der Militaireitelkeit! — Ueber Radowitz in

Frankfurt am Main; er hat in Geschäften eine unglückliche Hand, ob nicht bald etwas Elendes herauskommen wird? —

Hier kommt alles mehr und mehr auf die Zustände des Vereinigten Landtages zurück. Die Minister und alle Theilnehmer an dieser Bewegung lassen dadurch die oktroyirte Verfassung als eine Spitzbüberei erscheinen, die ihnen selbst den Titel von Spitzbuben — und sollten sie preußische Pairs werden — auf alle Zeiten sichert. Die alten preußischen Pfiffe!

Der Graf von Reichenbach in Schlesien durch das Gericht zu Ratibor wieder auf freien Fuß gestellt.

Erklärung des zweiten Volksvereins hier, daß er seine Sitzungen, die jedesmal durch den Konstablerwachtmeister Kaiser ungesetzlich gestört worden, gegen welche Störungen weder bei Gericht noch Oberbehörde Recht zu erlangen ist, auf einige Zeit aussetzt. Unterschrieben sind Berends, Strackfuß und viele Andre. Eine wahre Schande für die Regierung, eine solche Erklärung der Rechtslosigkeit!

Wie niedrig muß der Zuschauer der „Kreuzzeitung" sein, wenn selbst Hengstenberg, der natürliche Bundesgenosse, ihn verwirft und ihn sündig nennt! Die gemeinen, pöbelhaften Ausfälle gegen Personen und ihre Privatverhältnisse, das Lotterbubengeschrei, scheinen wirklich sehr beschränkt worden zu sein. Die Frechheit der Presse ist kaum je weiter getrieben worden, als in diesem Schmutzblatte, an dem die Gerlach, Radowitz, Huber, Stahl mitarbeiten!

Der Grün'sche Prozeß in Trier ist in vollem Gange. Armer Grün, welche Schmach und Leiden!

Hier wird der große Steuerverweiger-Prozeß eingeleitet. Ungleiches Verfahren im Gerichtswesen, widersprechende Urtheile in derselben Sache durch ein und dasselbe Gericht! Alles trägt zur Entsittlichung der Regierung bei, man verliert alle Achtung vor ihr, sieht sie wie „ein böses Thier an, das man fürchten muß, und bei Gelegenheit abschlachtet."

In Thiers gelesen. Er hat allen edlen Geist eingebüßt, und ist ein pedantischer Schwätzer voll prahlhaften Dünkels geworden. Mangel an sittlichem Kern.

Donnerstag, den 17. Januar 1850.

Politische Bemerkungen aufgeschrieben.

Es sind außer der Rüstow'schen noch zwei Schriften gegen das preußische Heerwesen erschienen.

Schlechte Nachrichten von den Kammern; sie sind erbärmlich, matt und feige, der Abschaum aller Knechtsgesinnung, Kriecherei und Unwürdigkeit, Lumpen und Verräther die Mehrheit ihrer Mitglieder. Camphausen, erst vom Rhein wieder angekommen, übt den schlechtesten Einfluß. Dabei wollen die Elenden doch den Schein meiden, als seien sie so unwürdig, sie halten im Stillen einige Reden mit muthigen Phrasen, aber wenn es gilt, sind sie nur erbärmliche Wichte. Trauriges Geschmeiß, zum Teufel mit ihm! — Sie werden alles annehmen, was der König ihnen anbietet; sie bewilligen auch das Budget.

Gestern waren die Unchristen wieder bei Gundelach versammelt, Krummacher hatte sich auch wieder eingefunden als Gegner, mit ihm viele Treubündler, die sich mit Stöcken versehen hatten. Draußen gingen Konstabler auf und ab. Krummacher konnte mit seiner Dialektik nichts ausrichten, die Stöcke wollten ihm helfen, es kam zur Schlägerei, die Polizei löste die Versammlung auf, und verhaftete — nicht die Unruhstifter! —

Der König beruft sich jetzt häufig auf Bibelsätze, aber nicht aus dem Neuen Testament, sondern aus dem Alten, „wie alle Fanatiker."

Man will wissen, die Demokratie, der man die Oeffentlichkeit so gesetzwidrig verkümmert durch rohe Gewaltthaten

und ſchändliche Kniffe, ziehe ſich mehr und mehr in das Geheimniß, was ihr anfangs ſehr zuwider war. Die höhere Leitung der Parthei mag ſchon längere Zeit als eine geheime beſtehen; wo nur wenige Männer, und insgeheim, ſich berathen, da verliert die Polizei die Spur, und wird um ſo ſicherer getäuſcht.

„Die Zeit, wo wir noch warnten, iſt vorüber, jetzt laſſen wir den Feind ungewarnt in ſein Verderben gehen, denn wir wollen ihn nicht mehr retten, wir ſehen ſeinen Untergang mit gerechter Freude.“

Freitag, den 18. Januar 1850.

Geſchrieben. Wartet in Geduld und Bereitſchaft! Das iſt mein Spruch! Was kommen ſoll, wird kommen. Kann ich, bei vierundſechzig Jahren, hoffnungsvoll warten, ſo kannſt ihr, bei vierzig, dreißig, vierundzwanzig Jahren, es um ſo leichter!

Beſuch von Weiber. Ueber Friedrich Wilhelm den Zweiten und ſeine Wirthſchaft, aus Anlaß von Förſter's Buch. Ueber die Volksparthei in Preußen, in Deutſchland; ſie beſteht und wird beſtehen. Schon daß ſie nun eine eigne Geſelligkeit hat, ihre Bälle, Konzerte, wie die Vornehmen, iſt ein unſchätzbarer Gewinn; nun braucht ein ehrlicher Kerl doch nicht in Verlegenheit zu ſein, wo er hingehen ſoll, wenn ihm die Aſſembleen der Vornehmen nicht offen ſtehen; und beſſrer Ton, mehr Ehrbarkeit, reinerer Sinn iſt gewiß in den Kreiſen der Demokratie, die Ariſtokratie iſt ganz pöbelhaft geworden, trägt ihre Selbſtſucht und Sittenloſigkeit zur Schau. Auf dem großen Ball bei Graf R. haben Gardeoffiziere ſich des unziemlichſten Betragens ſchuldig gemacht.

Das Geheime Ober-Tribunal hat die Wiederverhaftung des Grafen von Reichenbach verfügt, und dem Appellations-

gericht zu Ratibor hart verwiesen, daß es ihn der Haft entlassen; ein Gerücht sagt, der Präsident von Kirchmann und sämmtliche Räthe seien zur Untersuchung gezogen worden!

Die Schrift von Ledru-Rollin, in Frankreich unterdrückt, ist hier deutsch übersetzt herausgekommen.

Der König war in diesen Tagen von schlimmster Laune; Camphausen ist ein paarmal so hart angefahren worden, daß eine so dicke Haut, wie er hat, dazu gehört, um es ruhig hinzunehmen! Freilich, der Mann ist Exzellenz von Königs Gnaden! Auch die Königin, die sonst von dem Könige sehr geschont wird, hat diesmal harte Dinge hinnehmen müssen. — Der König hatte zum Ordensfeste diesmal einige Ueberraschungen vor, neuen Prunk, unter andern hatte er Herolde in mittelalterlichen Trachten bestellt, aber bald wieder, im Mißmuth über die Kammern, wieder abgesagt. Man glaubt, Manteuffel werde keinen Orden bekommen, weil er die Staatsretterei nicht gehörig fortsetzt. Sehr gleichgültig!

Das Aergste ist, daß der König, wenn die Kammern auch seine Vorschläge annehmen, dann doch nicht zufrieden ist, sondern im Gegentheil recht unzufrieden! Mit der Logik im Streit, — wie kann es anders sein! Auch eine Pairskammer, wollte sie dies im Ernste sein, wäre ihm in den Tod zuwider, und er würde sie bald herabwürdigen oder abschaffen. Er will Zierrath, Spielerei für seine romantischen Gelüste, er will Pairs wie Herolde, wie Professorenkostüme, wie Wappenbuntheit, — schauspielerische Effekte. Reden halten gehört dazu. Vor allem will er in Verwunderung setzen!

„Eine Sammlung gemeiner Talente", sagte Steffens von in Halle, der uns jungen Freunden sehr viel Ungemach verursachte, durch mancherlei Leistungen und Strebungen, die wir nicht verwerfen konnten, und die uns doch den Menschen nicht werth machten. „Eine Sammlung gemeiner Talente", von wie vielen Leuten gilt das, die jetzt voranstehen!

„Ich läugne die Talente nicht, wenn sie mir auch mißfallen!“ sagt Goethe. Ich wurde aufgefordert heute, gewisse persönliche Eigenschaften anzuerkennen: „o wie gern! sagte ich, die Stärke und Schönheit der Hörner eines Ochsen läugne ich nicht, aber dessenungeachtet ist es doch ein Ochs, der sie trägt.“

Sonnabend, den 19. Januar 1850.

Geschrieben. Unnützes und sogar gefährliches Erfurter Spiel, das noch immer viele Gutgesinnte täuscht! Von dort ist nichts zu hoffen, viel zu fürchten. Man sagt wohl, die Fürsten seien verblendet, aber die Völker sind es noch mehr, und es gehört alle Macht jener dazu, um diese endlich aufzuklären.

Besuch von Herrn H. aus Ungarn. Erzählungen von den Grausamkeiten der Oesterreicher dort, von dem bessern Benehmen der Russen, die zum Theil in offener Feindschaft mit den Oesterreichern lebten. Der Kaiser sagte zu Gnadebittenden: „Was da unten geschieht, das geht mich nichts an, davon weiß ich nichts!“ Die Zustände dort ordnen sich in keiner Weise, die Regierung ist unfähig Neues zu schaffen, und das Alte herzustellen ist ihr auch zuwider, wenn dies sonst möglich wäre. Die österreichischen wie die deutschen Länder bleiben alle im Zustande des Harrens auf neue Revolution, wie in Bereitschaft dafür gehalten.

Die Soldaten, welche neulich in Wien ihren Kameraden nicht wollten Spießruthen laufen lassen, waren Italiäner, vom Regimente Geccopieri, das seitdem nach Prag verlegt worden ist.

Hengstenberg sagt in der „Evangelischen Kirchenzeitung“ mit ausdrücklichen Worten, der König hätte in den Märztagen sich anders benehmen, so vieles nicht versprechen sollen,

da er es aber gethan, so müsse er Wort halten. Wunderbar, von Hengstenberg kommt der guten Sache jetzt Unterstützung!

Der König wird in diesen Tagen von der Reaktion sorgfältig überwacht, und wenn ihn Bodelschwingh, Camphausen und Andre gesprochen haben, so sind die Schwämme schon bereit, die deren Einwirkung sogleich wieder wegwischen. Man nennt als neue Minister schon Gerlach, Kleist-Retzow, Rochow aus St. Petersburg, Rauch als Kriegsminister.

Brief aus Dresden vom Fürsten von Pückler; angenehme Nachricht über seine Reise in der Schweiz und nach Mailand mit Adolph Müller aus Bremen, der ihn nicht kannte. Grüße von der Fürstin.

Die Schrift von Ledru-Rollin ist in Frankreich verboten, aber hier eine Uebersetzung in 10,000 Abdrücken erschienen; die dumme Polizei hat sie sogleich mit Beschlag belegt, ohne sie zu kennen! Dummheit; für Louis Bonaparte bemüht sie sich, und macht sich lächerlich.

Sonntag, den 20. Januar 1850.

Nachmittags Besuch vom Geh. Rath von B. Harter Tadel des Königs wegen seiner ganzen Regierung, seiner Unruhe, seines Aufwühlens, seines Vereinigten Landtags, der keinen Menschen befriedigt habe, seiner Pairsgelüste u. s. w. Dann sprachen wir ausführlich über die Freimaurerei, mit der sich B. sehr abgiebt, die verschiedenen Systeme, der Herzog von Sussex, der durchaus die Juden nicht ausgeschlossen wissen will, hier schließt man sie noch aus, was B. billigt; er ist sehr betroffen, daß ich sage, die Maurerei sei jüdischen Ursprungs, gründe sich auf den Talmud, trage in ihren alten und ächten Zügen keine Spur von Christenthum, kann aber trotz seiner großen maurerischen Wissenschaft nicht widersprechen.

Heute war das Ordensfest in ganz gewöhnlicher Weise. Von den Ministern hat keiner einen Orden bekommen, Zeichen genug, daß der König sie nicht mehr leiden kann. Auch sonst keine auffallenden Verleihungen, außer an Ranke die des Rothen Adlers zweiter Klasse, wahrscheinlich wegen seines schlechten Geschreibes über preußische Geschichte; sei ihm ge-gönnt! (Doch, Hinkeldey ist Johanniter geworden! Und Naunyn kleiner Adler!)

In Macaulay gelesen, in Forster's Mainzer Geschich-ten ꝛc. —

Die „Kreuzzeitung" mahnt unaufhörlich, der König habe wegen seiner bösen Versprechungen Buße zu thun, und dürfe sie nicht halten. Der Weg mit der Konstitution führe zur Flucht nach England, Saul könne sein Königreich, indem er des Vaters Eselinnen suche, auch verlieren ꝛc. Dergleichen setzt den König jedesmal in Schrecken. Die Partei Gerlach wird ihm bald noch verhaßter sein, als die jetzigen Minister, sie würde ihn ganz und gar beherrschen wollen.

B. war sehr aufgebracht gegen die Freimaurer in Berlin, die den Prinzen von Preußen nach seiner Flucht so ganz verläugnet, sogar ihn geschmäht hätten; in den Logen ver-mied man ihn zu nennen, trank sein Wohl nicht mehr ꝛc.

Montag, den 21. Januar 1850.

Geschrieben; leeres Stroh gedroschen? vielleicht! Doch ist das Zuschlagen eine heilsame Bewegung, und das Bei-spiel ermuntert Andre, die gutes Korn zu dreschen vor sich haben. Immerzu denn! Es braucht nicht alles, was man thut, von großer Wirkung zu sein.

Rodbertus hofft, Grün werde freigesprochen werden, ob-schon die Geschwornen volksfeindlich sind, und der Präsident des Gerichtes die schnödeste Partheilichkeit bewies. Auch

Carriere aus Gießen war in Trier als Zeuge für Grün; sehr brav.

Die „Demokratische Zeitung" sehr kühn heute über den Todestag Ludwigs des Sechzehnten.

Die Königlichen Vorschläge an die Kammern machen in ganz Deutschland den schlimmsten Eindruck; Arglist, Verrath, Wortbruch, gleißnerische Berückung, Niederträchtigkeit, das sind die Ausdrücke, mit denen man Preußen bewirthet!

Prinz Albrecht war nicht beim Ordensfest; in den Zeitungen heißt es, er sei unwohl. Er fuhr aber Mittags im Schlitten spaziren und war Abends in der Oper. Trotz gegen den König. Auch Prinz Karl war nur kurze Zeit beim Feste. — Der König zeigte große Lustigkeit, die niemanden freute; die Königin kränklich, ein trauriger Anblick.

Dienstag, den 22. Januar 1850.

Freudige Nachricht, daß Grün in Trier freigesprochen worden!

In meinen Papieren gearbeitet; politische Wünsche und Mahnungen zur deutschen Einheit. — Die „Urwählerzeitung" ist heute wieder sehr eindringlich; die Polizei hat die wenigen Abdrücke, die sich noch vorfanden, weggenommen, eine neue, ganz nutzlose Dummheit! Auch der letzte „Kladderadatsch" ist weggenommen, doch waren die Abdrücke großentheils schon ausgetragen.

Besuch von Herrn Savile Morton; deutsche Angelegenheiten in Erfurt, hiesige Ministerkrisis, Ankunft von Radowitz; der Engländer kann nicht begreifen, daß mir an dem Zeugs so gar nichts gelegen ist! er meint, unsre Kammern seien doch der Ausdruck unsrer Konstitution, ich sage ihm, daß wir keine Konstitution haben, und diese Kammern ein verächtliches Possenspiel sind. Ueber die Lage der Dinge in Oesterreich.

Abends Besuch von Herrn von Weiher. Er hatte den Lehrer Gerke in dem Gefängniß der Hausvogtei besucht, und ihn guten Muthes und in bester Zuversicht gefunden. Berlinische Sachen.

Heubner, Röckel und Bakunin sind nun wirklich zum Tode verurtheilt, und haben die Verkündigung mit ruhiger Fassung vernommen, besonders Bakunin, der aber verständigt wurde, daß das Urtheil noch einer Revision unterliege. Man hofft, die Strafe wird verwandelt werden in lebenslängliches Gefängniß: eben jetzt ist bei den sächsischen Ständen ein Antrag auf Abschaffung der Todesstrafe beschlossen worden.

Die Minister haben heute einen Entwurf zur Abschaffung der Grundsteuerfreiheiten den Kammern vorgelegt. Ein Köder, um die Leichtgläubigen zu fangen! Geben sie den Forderungen des Königs nach, so läßt man den Entwurf liegen oder sorgt, daß er zu Schanden revidirt werde, geben sie nicht nach, so fällt er mit allem Uebrigen. — Neue Angst, Verlockung, Spitzbüberei, und neue Lakaienschaft, Nichtswürdigkeit! — Das will eine achtbare Regierung sein, die jeden Augenblick ihre Schwäche durch rohe Gewalt und feigen Betrug darthut? —

Der „Kunstdusel", den der ehmalige Minister von Canitz durch den März 1848 glücklich beseitigt meinte, kommt wieder häufig an den Tag: der König besucht Werkstätten der Künstler, giebt Aufträge, macht Ankäufe; alles mit romantischem Eifer, ohne Gedankenrichtung und Geschmack, geleitet von Olfers, Waagen, Stillfried und andern solchen. — Der Prinz von Preußen spottet darüber mit Bitterkeit.

Mittwoch, den 23. Januar 1850.

Geschrieben, gegen das Erfurter Betrugspiel, die mir zugestellte Wahlkarte zur morgenden Wahl erinnert mich daran.

Ich fluche all den Schelmen und Narren, die das Vaterland, die Freiheit, die Volksrechte verrathen helfen! — Die „Nationalzeitung“ heute gut über Camphausen, der vom Anfang seiner Ministerschaft an ein Erzbetrüger gewesen; die Mission des Prinzen von Preußen, die treulose Wirksamkeit in Frankfurt am Main!

Zu Hause den Bürgermeister Smidt versäumt, der wieder von Bremen hier ist, ich dachte er käme nicht mehr! — Nachmittags kam er wieder. Mit ihm besprach ich in kräftigen Zügen den politischen Zustand, über den er endlich doch außer sich war, und ihn für einen sinnlos verwirrten, unheilvollen erklärte; die Unzuverlässigkeit und Arglist unsrer Regierung liegen zu klar am Tage. „Was will denn Radowitz eigentlich in Frankfurt bewirken?“ Nichts Bestimmtes, nichts Vorausgedachtes, er hat nichts und ist nichts, als ein unverschämter Marktschreier! —

In den schleswig-holsteinischen Sachen kommt fortwährend neuer Verrath an den Tag, Verrath, den Preußen gegen das Land ausübt, dem es sich zum Beschützer aufgedrungen hat. Noch heute handelt man im Sinne der Wildenbruch'schen Note, beklagt, daß die schleswig-holsteinischen Truppen dreißigtausend Mann stark und wohlgerüstet sind, daß die Dänen einen schweren Stand haben werden, wenn die Preußen — wie sie geheimen Artikeln nach müssen, im Fall der Frieden nicht erlangt wird — sich zurückziehen u. s. w. Zum Glück wird alles das öffentlich bekannt, und Schmach und Schande fällt auf die Urheber.

Bei Stargardt sah ich heute ein Verzeichniß von Schriften durch, und fand ein Schauspiel „das befreite Kyritz“ erwähnt, ich schrie auf: „Welche Seltenheit! Es ist eine Jugendarbeit von unsrem Friedrich Schulz, Theater-Schulz — auch Spuck-Schulz — genannt!“ Da kannte weder der Buchhändler noch andre im Laden anwesende Leute den Mann, wußte

nicht das Geringste von ihm! Vor wenigen Jahren noch kannte ihn die ganze Stadt, das Theater, die Litteratur, die Staatswelt, er schrieb die Theaterartikel in der Spener'schen Zeitung, war bei Stägemann, bei Rother ꝛc. Goethe hatte ihn wiederholt mit Ehren genannt. Jetzt verschollen. Sic transit gloria.

Donnerstag, den 24. Januar 1850.

Herr Dr. Franck sendet mir ein Autograph von Herrn von Unruh, und schreibt dabei: „Die heutigen Wähler gehen auf Glatteis. Es ist ein angenehmes Gefühl zu Haus zu bleiben, freilich fehlt es nicht an Qual, aber wenigstens hat man nicht die Wahl." Heute wird nämlich für Erfurt gewählt, nämlich von den Schelmen und Narren. Pfui über diese Waschlappen, Feiglinge, Halunken!

Geschrieben: Friedrichs des Großen Geburtstag und das Possenspiel in Erfurt, das heißt die Vorbereitung dazu, denn ob am 20. März die Aufführung stattfindet, ist noch sehr zweifelhaft.

Besuch von Weiber; über den hohen Kriegsstand im Frieden, den unsre Finanzen nicht aushalten, der uns zu Grunde richtet; wie soll es bei wirklichem, ernsten Kriege werden? „Mein herrliches Kriegsheer" hieß es auch im Jahre 1806, und „Meine lieben Berliner" sahen die Franzosen einziehen.

Neue Vorschläge, die man in Folge der Königlichen Botschaft aufgesetzt, sind lithographirt und sollen morgen den Kammern mitgetheilt werden. Eine Pairie würde nach ihnen angenommen, für das Steuerrecht eine neue trügerische Verheißung empfangen, inzwischen das Jetzige — Zusammensetzung der ersten Kammer, das bestehende (oktroyirte, gesetzwidrige) Wahlrecht einstweilen noch zwei Jahre beibehalten!

Ein Provisorium von zwei Jahren, nach solchen Prahlereien bei der Oktroyirung, nach solchen Vorwürfen gegen die Nationalversammlung, nach solchen Täuschungen des ganzen Volkes, das endlich einen festen Stand der Dinge hoffte, nur in dieser Hoffnung die Oktroyirung annahm! Das alles wird gemacht, um Zeit zu gewinnen, die Vortheile der nichtswürdigen Revision festzuhalten, die dabei noch vorhandenen Nachtheile zu beseitigen, besonders aber dem König einen Vorwand zu geben, den Eid auf die Verfassung hinauszuschieben! Und dabei ist des Königs Einwilligung nicht gewiß! Natürlich, denn wenn auch seine jetzige Forderung ohne Widerspruch gänzlich angenommen würde, wäre er ja doch keineswegs zufrieden, sondern müßte sogleich neue machen. Ein gräßliches Spiel von Arglist, Dreistigkeit und Feigheit! Die Lumpenkammern abzuschaffen haben sie doch den Muth nicht, sie wollen sie beibehalten, sie müssen einen Schein haben, sonst ist ihnen unsicher zu Muth, wie allen Betrügern. Ich verachte sie tief!

Keine Zeitungen, wegen des jämmerlichen Wählens!

Ich sah mir heute Bakunin's Bildniß an, ein sehr ähnliches, das dem Leipziger „Leuchtthurm" beigegeben ist. Diese edlen, starken und doch wehmüthigen Züge, diese guten, milden Augen! Dieses Gesicht sollte von Kugeln zerrissen werden? Es wird nicht geschehen! Der König von Sachsen wird die Todesurtheile nicht vollstrecken lassen, wird dem Beispiele des Kaisers Nikolai folgen, den Ruhm der Grausamkeit den Oesterreichern und Preußen lassen!

Freitag, den 25. Januar 1850.

Das gestrige Wetter. Scheußlicher Anblick der Straßen! Düsterer Himmel. — Abends Regen und Windstöße.

Schlecht geschlafen. Die Nichtswürdigkeiten des jetzigen

Staatswesens lagen mir im Sinn; ich weiß, daß die Buben ihren eignen Untergang bereiten, ich sollte mich ihres Thuns eher freuen, aber die Büberei, indem sie geschieht, verursacht mir Herzweh.

Ausgegangen, Besuch bei Herrn Dr. Bodenstedt, bei Dr. Herrmann Franck. Zeitungssachen, die Wahlen, die Verderbniß der Regierung, der höheren Klassen, da sieht man was die früheren Zustände im Stillen gewirkt, der protestantische Jesuitismus, die Frömmelei, der Dünkel und die Selbstsucht, die sich die Maske der Scheinheiligkeit vorgehalten. Dieses Gesücht ist groß dabei geworden!

Das Kreisgericht in Oppeln hat die ihm vom Geheimen Ober-Tribunal aufgegebene Wiederverhaftung des Grafen von Reichenbach nicht ausgeführt, weil es darin eine Gesetzwidrigkeit sah. Disziplinaruntersuchung gegen die Mitglieder des Kreisgerichts.

In der zweiten Kammer heute matte Verhandlung über die Königliche Botschaft; Graf von Renard, Stahl und Keller dafür, Beseler, Graf von Dyhrn, Reichensperger dawider, aber matt! Eine wahre Ekelgeschichte! — „Der Wortbruch, der Verrath, sollen thatsächlich offenbar werden, die Welt soll erkennen, wen sie vor sich hat."

Die Wahlen? Ungefähr ein Zehntheil der Urwähler haben sich betheiligt. Natürlich haben die Knechte Knechte gewählt.

Sonnabend, den 26. Januar 1850.

Ich begann den Tag mit der peinlichsten Vergegenwärtigung all der Niederträchtigkeiten, die jetzt vorgehen und herrschen. Ich verwünschte den ganzen Plunder, alles miteinbegriffen was an ihm Theil hat, und dessen ist gar viel. Der preußische Staat ist vergiftet, und kein gesundes Glied mehr an ihm, außer dem untersten Volk, das nie ganz verdorben ist,

aber auch bei uns leider sehr wenig aufgeweckt; wäre die Menge weniger gutmüthig, ehrlich und träge, es stünde anders mit den Sachen.

Besuch von Herrn R.; Grüße von Fräulein Betty Paoli aus Dessau. Gespräch über unsre schwachsinnigen, gemeinen Geschichtschreiber, — sie taugen alle nichts, sind Knechte, wie unsre meisten Gelehrten, die letzten dreißig Jahre waren eine schlechte Schule für sie, alle die emporkamen, die Namen, Titel, Gunst erlangten, mußten heucheln und schmeicheln, und sie lernten es leicht. Preußen besonders war eine Kastriranstalt, wer einige Mannheit bewahren wollte, mußte ausscheiden, so Wilhelm von Humboldt, Boyen, Grolman, Beyme, Oelsner, und ich darf auch mich hier nennen! Man hat mir erst neulich vorgehalten, was für eine glänzende Staatslaufbahn ich hätte machen können, wenn ich mich hätte fügen wollen. Fügen mußt' ich mich doch genug, aber nicht in alles! —

Abends Besuch von Herrn Fournel, von Herrn von Weiber. Ueber deutsche und französische Bauern, greller Unterschied, jene gutmüthig, erwägend, diese hart und gewaltsam, so sagt Fournel. Ueber Retif de la Bretonne, Jean Jaques Rousseau, Voltaire, Diderot.

Die Kammern haben lange Sitzungen gehalten. Die Halunken-Mehrheit der zweiten Kammer hat schon die meisten Artikel der Königlichen Botschaft angenommen, in Betreff des Provisoriums für die erste Kammer erklärten die Minister sich für die Graf Arnim'sche Fassung. Die Regierung hofft dabei, binnen zwei Jahren die erste Kammer *ganz* mit Pairs zu füllen, — *wir* hoffen, daß *keiner* mehr sein wird! — Manteuffel appellirte an den Patriotismus der Mitglieder; recht verdreht und schändlich, zum Verrath des Landes die Vaterlandsliebe aufzurufen! — Sie mögen ihr Teufelswerk vollenden, sie werden schon sehen, wohin es führt! —

Sonntag, den 27. Januar 1850.

Die Nacht großentheils ſchlaflos hingebracht, in Gram und Unmuth über unſre ſchimpflichen Zuſtände: denn ob mir ſchon für die Freiheit nicht bange iſt, ſo iſt mir doch um vieles bange: was ich kommen ſehe, und was ich vermieden wiſſen möchte: — ich ſehe im Geiſte blutige Gerichte zur Sühne der für die Freiheit hingemordeten Männer, Schlachtopfer der anfänglichen Feigheit und des darauf gegründeten Treubruchs derer, die das Vertrauen und die Großmuth jener geſchont hatte!

Beſuch beim Bürgermeiſter Smidt: er liegt an einem Hexenſchuß danieder. Geſpräch über Erfurt, über die Gefahren der Hanſeſtädte; man wird ſie wider ihren Willen bei Preußen feſthalten wollen, ich kündige preußiſche Truppen auch den Bremern an, Smidt hält es für möglich, rechnet aber auf die Hülfe Oeſterreichs, Frankreichs, Englands und ſelbſt Rußlands, obgleich es die größte Schmach ſein würde, wenn Deutſche gegen Deutſche wieder Fremde zu Hülfe rufen müßten.

Ganzmann zeigte mir auf der Straße den Konſtablerwachtmeiſter Kaiſer, — ein junger frecher Burſch, deſſen rohe Streiche noch einſt auf ihn zurückfallen werden. Welche Saat der Rache hat man ausgeſtreut!

Nun der Vermittlungsantrag des Grafen von Arnim-Boytzenburg von der zweiten Kammer ſo ſchnell angenommen worden iſt, ärgert ſich der König, daß er ſich voreilig damit einverſtanden erklärt hat. Er haßt den Grafen nur um ſo mehr, ſagt es ſei von dieſem eine Frechheit, die Begehren des Königs zu bedingen, gleichſam zwiſchenzutreten zwiſchen ihn und die Nation, oder vielmehr „das Land“, — denn ſo ſoll es jetzt immer heißen.

„Etwas Verrückteres, als unſre erſte Kammer nach dem neuen Plane, kann kaum gedacht werden! Kein Gedanke drin.

Alberne Spielerei, die ein dummer Knabe treibt, und die ein kluger höhnisch verachtet. Hanswurstjacke, Lumpenkram. Mit den Bauten zu vergleichen, die seit 1840 hier entstehen. Muster des Ungeschmacks, der liederlichen Thorheit und Schwäche."

Neuer Entwurf zur Verfassung von Deutschland, durch die Könige von Baiern, Hannover, Sachsen und Würtemberg vorgeschlagen. Gegen Erfurt, wo Preußen die große Sauerei anrichtet!

Am Rhein wendet sich die Sympathie des Volkes wieder sehr zu Oesterreich, wozu die Pius-Vereine kräftig mitwirken. „Ist denn aber Oesterreich um ein Haar besser als Preußen jetzt?" Antwort: „Vielleicht! Das ist schon eine Hoffnung, die wir bei Preußen nicht haben." —

Montag, den 28. Januar 1850.

Geschrieben. Ueber das Erfurter Possenspiel.

Dr. Hermann Franck sendet mir das Blatt »La Presse«, worin die vortreffliche Rede Victor Hugo's steht, die er am 15. Januar in der Nationalversammlung gegen das vorgelegte Unterrichtsgesetz gehalten, gegen die Pfaffen, die Jesuiten; »la France un lion vivant«, »Ignace l'ennemi de Jesus«, »ils voudraient faire des ratures dans le cerveau humain.« Mit Dankworten zurückgesendet. — Besuch von Dr. Goldstücker, der mir den Dr. Müller aus Dessau zuführt, den Sohn des Dichters und Philologen Wilhelm Müller's, einen Sanskritgelehrten, der schon drei Jahre in London gearbeitet hat und nun nach Oxford gehen will. Ueber den politischen Zustand hier, über die englischen Urtheile, die noch leidlichst guten Berichte giebt „Daily News", die schlechtesten — zum Theil von preußischen bezahlten Schreibern — stehen in den „Times". Elende englische Diplomaten.

Abends zu Hause geblieben. In Macaulay gelesen. Es macht mir Freude, den verruchten Jakob den Zweiten unter den Streichen der Zuchtruthe zu sehen. Unsre Nachkommen werden das Vergnügen haben, jetzige Bösewichter so zu erblicken.

Die „Nationalzeitung" sehr brav gegen unsre „Kämmerlinge" und Minister; wenigstens wird die Wahrheit noch gesagt, und tüchtig!

Vollständiges Exemplar der „Urwählerzeitung" erkauft. Kostbarer Besitz für künftige Tage, an denen sie nicht mehr wird erscheinen dürfen! — Krauthofer's Vertheidigung, einzeln abgedruckt. — Rüstow's Schrift noch immer zu haben.

Der König hatte dem General von Rauch versprochen, von seinen Forderungen, die er an die Kammern gestellt, keinen Tüttel nachzulassen, sondern auf unbedingte Annahme zu bestehen. Nachher gab er doch nach, und bewilligte den Vorschlag Arnim-Boytzenburg's. Rauch erinnerte den König an sein Versprechen: „Was hab' ich Ihnen denn versprochen? rief der König in größtem Zorn, davon weiß ich ja nichts! Und was hab' ich *Ihnen* zu versprechen?" —

Die „Kreuzzeitung" beleidigt den König immerfort; sie sagt, die Botschaft zeige, daß *noch* der König, oder vielmehr *wieder* in Preußen der König da sei; also bisher sei er es eigentlich nicht gewesen! —

Gerücht, am 3. Februar werde der König die Verfassung beschwören. Die Reaktion arbeitet aus allen Kräften entgegen, sie sagt, er dürfe nicht. Er selbst wird schon Einwände finden!

In einem süddeutschen Blatte wird gesagt, wenn es noch Sitte wäre, die Könige nach ihren Eigenschaften zu bezeichnen, so würde man den jetzigen König von Preußen nicht treffender nennen können als: „Friedrich Wilhelm der Spitzbube!"

Dienstag, den 29. Januar 1850.

Was aus dieſem Chaos werden kann, weiß der Himmel! Eine friedliche Geſtaltung wird mit jedem Tage weniger möglich, eine volle Herſtellung des Alten iſt ganz undenkbar. Spring' ich über die nächſten Gebilde in weitere Ferne, ſo ſeh' ich freilich ſo was dämmern, wie Vereinigte Staaten von Europa, einen großen Bund von Republiken, der dem nordamerikaniſchen die Hand bietet; aber wie viel Zwiſchenereigniſſe müſſen dazu noch eintreten, die ſich in keiner Weiſe vorausſehen laſſen! Wie viele Schulen werden die Völker noch durchmachen, welche Wechſel von Glück und Unglück die Fürſten noch erfahren, ehe ſie ſchließlich in letzterm untergehen! Sie arbeiten aber tüchtig daran, das iſt wahr! — Die franzöſiſche Revolution iſt beinah ſo alt wie ich, und noch nicht aus. Die franzöſiſche zählt einundſechzig Jahr, die deutſche zwei!

Die Kammerſitzungen heute gedrängt voll! Die Leute wollen das Schauſpiel genießen, das eckle Schauſpiel! Einige Redner ſollen gut geſprochen haben, aber was helfen die Worte, denen die That nicht entſpricht? Sie ſind Lumpen ganz und gar, und zum großen Theile Schelme zugleich. Zum Teufel mit ihnen! Das Miniſterium wirft Schande auf ſie nach Herzensluſt, indem es ſelber tief darinne ſitzt.

Die „Kreuzzeitung" wütbet gegen die Aenderung, welche Arnim-Boytzenburg in Betreff der Pairie vorgeſchlagen und welche die zweite Kammer angenommen hat. Die Reaktion will die ganze Verfaſſung nicht, und die Königliche Botſchaft iſt ihr nur darum werth, weil ſie eben ein Bruch der Verfaſſung iſt.

Radowitz ſpielt bei allem eine klägliche Rolle, tritt nicht auf, macht nichts, ziſchelt nur in die Ohren. — Herr von Meyendorff iſt ſchlecht auf ihn zu ſprechen, er werde wohl, meint er, die Frensdorff'ſche Lobſchrift ſelber diktirt haben!

Frau von Meyendorff, die geborne Oeſterreicherin, ſpricht mit wahrem Haß von ihm. — Das Reich iſt ſehr uneins!

Der alte Schadow im ſechsundachtzigſten Jahre geſtorben.

Mittwoch, den 30. Januar 1850.

Die „Urwählerzeitung“ fällt heftig gegen Arnim-Boytzenburg aus, er verdiene der erſte preußiſche Pair zu werden, unter dem Namen Graf Arnim von Wortbruch: dies wiederholt ſich etwa zwanzigmal, und wird zur furchtbarſten Anklage! — Nachdem die erſte Kammer nun der zweiten nachgefolgt iſt, — die Sitzung von geſtern Abend dauerte bis 2 Uhr heute, — ſcheint nun die Gaukelei fertig, aber nein! nun geht ſie erſt recht los!

Der Präſident von Gerlach hat des Grafen von Arnim (doch angenommenen) Vorſchlag zerfetzt und verſpottet, der Miniſter von Manteuffel gegen Dahlmann erklärt, er erkenne alle Parteien an, auch die gute Demokratie, der preußiſche Staat ſei hauptſächlich demokratiſch, aber die Partei der Doktrinaire erkenne er *nicht* an! Manteuffel ein Demokrat! Gott bewahr' uns! —

Beſuch von Weiher; die Kammergeſchichten mit Verachtung beſprochen; die Wahlergebniſſe und die Richtigkeit und Bedeutung der demokratiſchen Zurückhaltung; die Schrift von Rüſtow ꝛc.

Die elenden Minderheitswahlen für Erfurt liefern natürlich erzreaktionaire Abgeordnete, die den oktroyirten Reichsverfaſſungsentwurf erſchrecklich revidiren werden, und dieſe Reviſion wird auch neue Beſtimmungen in die preußiſche Verfaſſung bringen, wie dies ausdrücklich vorbehalten iſt, — da ſcheint es, als hätten wir dies nicht unbeſtritten der Reaktion überlaſſen ſollen; allein es ſcheint nur ſo! Denn es herrſcht jetzt die Willkürgewalt, und alle unſre Stimmen-

mehrheit hätte nichts genutzt, die Regierung hätte die Versammlung aufgelöst, neue Wahlen nach neuem oktroyirtem Wahlgesetz angeordnet, und wir wären nur bloßgestellt gewesen als abermals Genarrte; so haben wir uns rein erhalten, und lassen die Schelme zeigen, was sie können, was sie wollen, wer sie sind. Die Volkspartei schläft einen gesunden Schlaf; sie wird beim Erwachen um so kräftiger sein. Was noch am meisten fehlt, ist Zusammenhang.

Zeitungen, Macaulay, Louis Blanc, — von ihm: »Pages d'histoire de la révolution de février 1848.«

„Die romantische Schule in ihrem Zusammenhange mit Goethe und Schiller, von Hermann Hettner. Braunschweig, 1850."

Der Verfasser lebt in Heidelberg. Er hat sich in sein Thema fleißig hineingelesen, ist aber dessen nicht Herr geworden. Er klettert im Abgeleiteten umher, sitzt nicht in Ursprünglichem fest. Bei den Deutschen muß man sich in Acht nehmen, sie nehmen gar zu gern den Thaler für einen Groschen, wenn man nicht ausführlich sagt, da ist ein Thaler, gebt mir heraus! Wie oft ist es mir so gegangen, wenn von Kenntnissen die Rede war! Ich schlug meine gering an, Andre die übrigen hoch, und so glaubten sie mich weit unter ihnen, bis die Probe kam und das wahre Verhältniß zeigte. Goethe giebt seinen Personen in der „natürlichen Tochter" ganz allgemeine Bezeichnungen, und da sagt noch Herr Hettner, man sähe gleich, es seien keine Karaktere! Und welch ausgeprägte Karaktere sind gerade diese! Der Herzog, Eugenie, der Weltgeistliche, der Sekretair, der Mönch, der Gerichtsrath! Am wenigsten der König und die Hofmeisterin, jener nach der Geschichte, und die letztere, weil grade ihre Schwäche sie zum Werkzeuge macht. Den Deutschen muß man derb sagen, was man meint und ist, dann glauben sie's mehrentheils.

Donnerstag, den 31. Januar 1850.

Geschrieben. Den Verrath und Wortbruch beleuchtet. Man sagt mir, in England fange man an, unsre Lage etwas besser einzusehen, zu erkennen, wo die Schuld liegt, was für eine Regierung wir haben. Das wäre für mich eine große Genugthuung!

Gerüchte von Unruhen am Rhein und in Oberschlesien. Sie scheinen von den Konstitutionellen ausgegeben, um die Minister, um die Faktion Gerlach zu schrecken. Das elende Mittel sieht ihnen ähnlich, ihrer Feigheit und Dürftigkeit. Ich glaube fürerst nicht an Unruhen. Dazu gehören andre Triebfedern, andre Nothschreie und Zeichen. Künftig! —

Neue Zwietracht in den Schöpfungen der Kabinette. Der Verwaltungsrath für Erfurt mißbilligt die Verfügung des Interims in der mecklenburgischen Sache und die Erklärung des Ministers von Schleinitz darüber. Preußen ärntet den Ertrag seiner Doppelstellung in Frankfurt und in Erfurt, es möchte in Erfurt über Berlin und in Frankfurt über Erfurt stehen, aber kann das nicht. Jede Ohrfeige, die es geben will, giebt es sich selber mit. Eine Politik, so dumm wie verrätherisch, um darauf zu speien, und sie wird auch angespieen.

Unsre Staatssachen sind unanständig, man darf in Gesellschaft nicht von ihnen sprechen!

In Louis Blanc gelesen. Trost und Erfrischung! — In Gibbon.

Pastor Töbe und Lieutenant von Mlezko in Brieg freigesprochen. Sie hatten die Steuerverweigerung der Nationalversammlung verbreitet und zu den Waffen aufgerufen.

Freitag, den 1. Februar 1850.

Besuch bei Dr. Goldstückers Demokratie und Sanskrit, er behauptet, die sanskritischen Studien seien demokratisch,

ſie zerſtören eine Menge von Vorurtheilen ꝛc. Auf den jungen Max Müller, der bei ihm wohnt und zuletzt an dem Geſpräche theilnimmt, haben ſie noch nicht ſehr ſo gewirkt; er iſt in England ziemlich toryſtiſch geworden. Humboldt holt ihn heute Mittag nach Charlottenburg ab, wo er beim Könige eſſen ſoll, der mehrere Abdrücke ſeiner Ausgabe der Veda's nimmt; ſolch ein Buch imponirt dem König, ſchön gedruckt, aus England, gewaltige Quartbände, unverſtändlich, und ſchmeichelt ihm, weil er zeigen kann, daß er die ſanskritiſchen Buchſtaben kennt.

Zu Hauſe fand ich Herrn von Weiher. Der brave Biskv, aus Genthin gebürtig, acht Jahre hier ſeßhaft, iſt wirklich ausgewieſen, doch verhandelt die Polizei noch mit ihm. Schändliche Scheererei und freche Gewaltthat gegen das natürlichſte Recht eines Staatsbürgers, ſeinen Aufenthalt zu wählen und zu wechſeln nach ſeinem Belieben! Nicht ohne Bedacht hatte man dies Recht ausdrücklich in die Grundrechte der Deutſchen geſetzt. Nicht ohne Bedacht ſtößt die Reaktion dies Recht willkürlich um, und übt freche Polizeigewalt!

Man erzählt, der ehmalige Miniſter von Bodelſchwingh habe geſagt, jetzt ſei alles geſchehen, was der König verlangen könne; zu mehr würde er ſich nicht verſtehen, und wenn der König nun nicht die Verfaſſung beſchwöre, könne kein Ehrenmann in der Kammer bleiben. Merkwürdig, wenn es wahr iſt; ich glaub' es noch nicht. Sollte ein Nachtvogel ein Tagvogel werden?

Brief aus Landsberg von Herrn Dr. Boas; litterariſche Anfragen in Betreff der Xenien, Friedrich Schlegel's Ausfälle gegen Schiller ꝛc.

Königliche Botſchaft heute an die Kammern gebracht; der König nimmt die Verfaſſung an, bedauert, daß die Fideikommiſſe nicht bewilligt worden, wird am 6. die Verfaſſung

beſchwören, und beſchwören laſſen von den Miniſtern, Abgeordneten, Staatsbeamten. Abends ſteht die revidirte Verfaſſung ſchon im „Staatsanzeiger".

Die Sache machte in den Kammern keinen Eindruck, alles war ſtill. In der Stadt ebenſo. Die „Demokratiſche" und die „Nationalzeitung" ſprechen mit Würde ihre Unbetheiligung, man möchte ſagen ihre Verachtung aus. Die octroyirte, revidirte Verfaſſung! von dieſen Lumpenkammern revidirt! Die „Neue Preußiſche Zeitung" wehklagt. Alles iſt nichts, gar nichts. Die Freiheits- und Volksſache iſt anderswo hingedrängt, ſie hat andre Forderungen, andre Ausſichten: ihr iſt das Annehmen dieſer Verfaſſung und ihr Verwerfen *ganz einerlei*, ſo einerlei wie dem Türken, „ob der Hund das Schwein küßt, oder das Schwein den Hund." Erſt heute wurde gründlich erörtert, daß das Königthum bei allem was es thue Schaden leide, die Demokratie dabei Gewinn habe; daß ein Erzrevolutionair, den man frage, was ihm für ſeinen Zweck lieber ſei, daß der König annehme oder verwerfe, darauf keinen Beſcheid geben, höchſtens darüber würfeln könne, denn Vortheil habe die Demokratie in jedem Fall, und in welchem mehr, laſſe ſich nicht beſtimmen. — Man weiß, daß der König äußerſt mißmuthig iſt, und es giebt Leute genug, die ſeine Beſchwörung der Verfaſſung noch bezweifeln. Ich gehöre auch zu den Zweiflern. Bis zum 6. iſt noch eine lange Zeit, und die Kamarilla wird alles aufbieten.

Sonnabend, den 2. Februar 1850.

Die Verfaſſung! Ich habe ſie durchgeleſen: wie iſt alles verkrüppelt, entſtellt, überall Wortbruch, Argliſt, Angſt, Erbärmlichkeit! Und doch wie himmelweit vom Vereinigten Landtag! Der König hat *doch* ein Blatt Papier — oder noch beſſer, damit die Demüthigung um ſo größer ſei, einen

Wisch —, und hat sich tief gebeugt. Für seine Niederlage ist genug geschehen, für die Freiheit viel zu wenig! Und was hat ihn vermocht, so gegen seinen Sinn zu handeln? Furcht vor Unruhen? Vielleicht, denn im Hofkreise scheint große Angst zu sein; aber eine stärkere Triebfeder steht man in der Vermuthung und Absicht, daß es im Sommer zum Kriege gegen Frankreich kommen werde, den möchte man mit Hülfe der Konstitution führen, die Beruhigung und Geld schafft, siegt man, so schafft man sie dann nach Belieben ab.

Besuch von Herrn von Weiher. „Was giebt's Neues?" Gar nichts! Nur obenhin ein Wort von der Verfassung, die für uns keine ist. Ob wir uns ihrer künftig bedienen, uns auf sie berufen, an den Wahlen theilnehmen, das kommt auf die Umstände an, es steht in unserm Belieben. — Die Reaktion wüthet, drängt unaufhörlich zur Rechtsverletzung, zur Freiheitsbeschränkung; die Majestät wird von dieser Seite jetzt unaufhörlich beleidigt, doch es folgt kein Prozeß, die Demokraten verachten die Angebereien.

Sache des Goldarbeiters Bisky; der Magistrat ist es, der Magistrat, der ihn verfolgt und ausweisen will!

Die Verhandlung des Prozesses Eichler heute abgebrochen. Der Gerichtshof partheiisch, besonders der Vorsitzende Caprivi, der in Brandenburg beim Prozesse Ziegler sich den Beifall der Regierung erworben hat, und ihn ferner verdienen will.

Unsre Zeitungen brav; die „Nationalzeitung" heute ganz besonders. Sie sagen, was an der Verfassung ist.

Die Beschwörung der Verfassung sollte am 3. stattfinden, am Jahrestage des Freiwilligen-Aufrufs von 1813, des Patentes über den Vereinigten Landtag von 1847, aber da der Prinz von Preußen dabei sein soll und so früh nicht hier sein kann, so wurde der 6. bestimmt. — (Er soll nicht kommen.)

Merkwürdiges „Daher" in der letzten Königlichen Bot-

schaft! Eine wahre Verrücktheit! Und dergleichen Widersinn aus der Feder derselben Leute, die plötzlich fanden, daß „Beeidigung auf die Verfassung“ eigentlich nicht richtig deutsch sei, und daher der Ausdruck geändert werden müsse! Mit solchem „Daher“ läßt sich alles sagen; z. B. „die Monarchie ist die beste Regierungsform, daher wählen wir die Republik.“ — Sie sind und bleiben elende Schächer, diese Leute, Schranzen und Pfaffen, Wortverdreher, Lügner, Falschspieler, und nöthigenfalls Schergen und Henker. Ein ganz verderbtes Geschlecht, der ganze Schaum von Vornehmheit, Reichthum und Bildung, der über Europa hinschwimmt!

Artikel in der „Kreuzzeitung“: „Unsere Lage.“ Heftige Ausfälle gegen den Mann, der an allem Schuld ist; nicht Graf Arnim, der sei ein blindes Werkzeug, sondern der Mann, welcher — man glaubt es sei der König selbst gemeint, aber die Rede biegt ab und läßt sich etwas auf Radowitz deuten! Ein Mitverbündeter, ein Mitarbeiter wird so preisgegeben? — Villele und La Bourdonnaye entzweiten sich auch. — *)

*) Der Artikel lautet: „Unsere Lage, nicht die unserer Parthei, sondern die unseres Vaterlandes ist heut bedenklicher als je, und das Schicksal der Königlichen Botschaft scheint uns verhängnißvoller, als das vielbesprochene Zurückziehen unserer siegreichen Armee. Nicht angenommen und nicht abgelehnt, nein, verunstaltet und verstümmelt nicht allein in dem „unwesentlichen Beiwerk“, sondern ganz besonders in dem, was man selbst als Kardinalpunkte der Revision und der Botschaft, so wie als unerläßliche Bedingungen des Verfassungseides bezeichnete. Und wer ist der Mann, der unserem Vaterlande diesen Dienst geleistet? Nicht der Graf Arnim! er war nur Werkzeug, und hat wohl, wie schon öfter, die Tragweite seiner Vermittelung kaum ermessen! Nicht dieser oder jener Minister! sie sind nicht hart zu verklagen, wenn sie in dem Widerspruch von Pflicht und Wunsch von heut und gestern den Kompaß des Königlichen Willens verloren: Nein, es ist der Mann, der schon seit Jahren als Friedensbote der Revolution fungirt, der, wie im Jahre 1848 die bewaffnete, so jetzt durch sein Erscheinen die legale

Sonntag, den 3. Februar 1850.

Unruhige Nacht; ſpät aufgeſtanden. Geſchrieben; über unſre troſtloſe Lage, kein Geiſt, keine Richtung, nur Dünkel, kleinliche Selbſtſucht, Unſittlichkeit, niedrige Geſinnung, bei den Höchſten! Oeſterreich ſogar ſteht beſſer da, als wir.

Ausgegangen, zu Kranzler, dann zum Fürſten von X. Prächtiger Hund, der mir gleich ganz freundlich iſt. X. ſehr unwillig über die hieſigen Zuſtände. Vor ein paar Tagen bei der Prinzeſſin von Preußen, wo der König war, fragte ihn dieſer ganz trocken, wie viele Tage er ſchon hier ſei?

X. antwortete, es könnten fünf oder ſechs ſein. Darauf drehte ſich der König anderswohin. Es ſollte ein Stich ſein, weil X. ſich nicht bei ihm angemeldet hatte. Als der König wegging, machte er in der Nähe X.'s plötzlich einen Entrechat; das ſollte heißen: „Ich bin recht luſtig!“ doch hatte er eben die unangenehmen Nachrichten aus der Kammerſitzung hier empfangen.

Graf von Arnim iſt der Reaktion ſo verhaßt, daß die ariſtokratiſchen Offiziere ſich beriethen, ob ſie auf ſeinen Ball gehen ſollten? Sie gingen aber doch.

Der Artikel in der „Kreuzzeitung“ iſt gegen Bodelſchwingh gerichtet. Prinz Friedrich von Preußen verſichert, General von Pritzwitz habe ihm ſelbſt geſagt, daß Bodelſchwingh den

---

Revolution zum Ausbruch bringt. Geſchickt wie niemand, die kleinſten Wölkchen von Beſorgniß und von Furcht am Königlichen Horizont zu finden, und dieſe dann nach Befinden als Wieſel oder als Kameel zu deuten, iſt es ihm abermals gelungen, die „große Sache“ in Erfurt durch eine Niederlage der Königlichen Macht in Preußen zu befeſtigen. Den Dank für ſeine Dienſte findet er natürlich nicht bei uns, wir haben ihn nicht gerufen, und wir werden ihn auch nicht begleiten. Wir ſind gefallen — zu Ehren Deutſchlands und wir werden bald beſchwören — nicht wieder aufzuſtehen, und vielleicht — bleibt Preußen doch noch eine Monarchie.“ Kreuzzeitung vom 3. Februar 1850. (Von Bismark-Schönhauſen.)

Befehl zum Abzug der Truppen am 19. März gegeben, das heißt ausgefertigt habe. Eigentlich geht alles gegen den König selbst.

Herr von Prokesch lobt den österreichischen Minister Fürsten von Schwarzenberg, er sei furchtlos, thätig, leichtsinnig, und sehe alles wie ganz neu an, lasse alles Frühere unbeachtet, alles dies sei durchaus nothwendig.

Montag, den 4. Februar 1850.

Besuch von Herrn von Weiher, von Herrn Bürgermeister Smidt. — Ueber die Zeremonien am 6. Der König will die Truppen in Parade aufstellen und hundert Kanonenschüsse thun lassen, die Stadt soll illuminirt werden. Der Tag muß ihm fürchterlich sein, er leidet in seinem Sinn die tiefste Erniedrigung, vollbringt das ihm Widerwärtigste, und dazu bietet er alle Pracht und allen Schmuck auf, läßt seine Truppen ausrücken, die Kanonen donnern, und schwört, was die Truppen *nicht* schwören, die Generale, die Minister aber doch! Verwirrung und Unsinn sonder Ende! — Die Reaktion schreit und schimpft.

In der „Kreuzzeitung" steht, der Prinz von Preußen werde nicht kommen. In den vorläufigen Angaben der Blätter über die Schwurzeremonie steht nichts von den Prinzen, nur vom Könige, das fällt auf. Gerücht, der König werde nach einiger Zeit abdanken, dann sei der Eid erledigt.

Für Erfurt mit geringen Ausnahmen die schändlichsten Wahlen. Ganz recht! *Die* Sache *muß* elend ausfallen!

Oesterreich verstärkt seine Truppen in Böhmen, und bietet dem gesammten Deutschland vortheilhafte Handelsverhältnisse. Baiern arbeitet an einem neuen Großdeutschland. Preußen, überall aus dem Felde geschlagen, bleibt mit seinen unerfüllten Gelüsten offnen Maules stehen: das kommt davon,

wenn man unredlich, tückisch, und bei aller Dreistigkeit gegen das Volk doch verzagt gegen die Mächte ist!

Der Steuerverweigerungs-Prozeß hat begonnen. Schlechte Aussichten! Die Geschwornen aus der Reaktion ausgesucht, der Vorsitzende — Caprivi! der sich im Ziegler'schen Prozeß in Brandenburg so schlimm bezeigt.

Dienstag, den 5. Februar 1850.

Besuch von Weiber. Nachricht von junkerlichen Beratungen, morgen Abend in den Straßen Unfug anzuregen, die Demokraten zu necken und zu schlagen, und wenn sie sich widersetzen, sie mit Konstablern und Militair zu zerschmettern. Jeunesse dorée, aristokratische Offiziere, Preußenvereiner, auch Studenten darunter! Gegenmaßregeln, Abmahnungen durch die Zeitungen; Zabel, Bernstein, Meyen verständigt, auch Bisky. — Nachrichten aus Frankreich von Gährung und Krisis.

Ausgegangen, zu Meyen, in die Redaktion der „Demokratischen Zeitung."

Brief von *. Auch der geht nicht mehr mit, ist ermattet, sieht mit Verdruß auf den Weg, der über seine Ermattung hinausführt. Wie tapfer war er einst! Jetzt spricht er von Atheisten, Gottlosen, schon die Hegelianer sind es ihm. — Schrift gegen **. Daß der schlecht geworden, wußt' ich lange. — Schrecklich! Das ist eine der härtesten Prüfungen, die früher Geliebten, Geachteten, Lebens- und Kampfgenossen, aufgeben zu müssen! Und wie sehr erfahr' ich das! Ich stehe fast allein, mit Jüngern, die wenig von mir wissen, die nicht meine Gesellen waren.

In der zweiten Kammer haben elf polnische Abgeordnete ihr Mandat niedergelegt, um den Eid nicht zu leisten: auch der Graf von Hochberg und noch einer.

In der „Kreuzzeitung" ein trefflich geschriebener Artikel gegen die Verfassung und gegen den Eid.

Der Abgeordnete Kuh streitet in der ersten Kammer brav. Er sagte mir, wenn nicht gegen fünfzehn Mitglieder in die zweite Kammer hinübergegangen wären, würde in der ersten die Mehrheit in den wichtigsten Fragen auf der Linken gewesen sein. Vielleicht ist es aber so besser.

Die Einkommensteuer wird verhandelt.

Mittwoch, den 6. Februar 1850.

In der „Urwählerzeitung" und in der „Nationalzeitung" die Warnung der „Abendpost" gegen das bewaffnete Junkerthum wiederholt und bestätigt.

Besuch von Professor Agathon Benary, von Herrn von Weiher. Besprechung der heutigen Eidleistung.

Ausgegangen, zum Schloßplatz, zahlreiche Gruppen im Rock, Gensdarmen zu Pferd und zu Fuß, Droschken aufgefahren, keine Kanonen, keine Truppenparade, kein Glockengeläut, alles still und düster, die Leute verziehen sich bald.

Der „Staatsanzeiger" bringt den Hergang der Beeidigung. Kein Prinz hat geschworen, der Prinz von Preußen und sein Sohn, und Albrecht fehlten. Die unglückliche Rede des Königs führt auf die Versprechungen der Huldigung in Königsberg und auf die Grundsätze und Lieblingsausdrücke in der Eröffnungsrede des Vereinigten Landtages zurück, eine traurige Unterremintszenz am übelsten Ort! Von den Märzverheißungen kein Wort, im Gegentheil das Jahr 1848 wird verwünscht. Der König sagt ausdrücklich, daß er die Verfassung nur beschwört in der Hoffnung, daß sie anders werde, daß die Kammern es ihm möglich machen mit ihr zu regieren. Hier zeigt sich der Unsinn einer solchen Handlung ganz klar; der Wortbruch kündigt sich förmlich an; wie konnten die Minister so was sagen lassen! — Jämmerlich! —

Abends, bei Regen und Schmutz, eine späte, kärgliche

Beleuchtung, einzelne Häuser, kaum ein Zehntheil der Fenster. Bei mir keine Lichter, auch bei General von Colomb nicht. Kein Schreien auf der Straße, kein Gedränge.

Die Stadtverordneten wollten Brandenburg und Manteuffel mit dem Berliner Ehrenbürgerrecht beglücken, und der Beschluß sollte durch Schlich erlangt werden. Aber der Stadtverordnete Kliz drang auf ordentliche Berathung. Dreißig Mitglieder zogen sich zurück, und die Mehrheit der übrigen entbehrt nun des rechten Ansehns.

Unsre Gewerbsgenossen freuten sich anfangs der neuen Gewerbordnung, meinten etwas von Zunft und Selbstmacht darin zu finden. Nun sie sehen, daß nach wie vor alles durch Magistrat und Regierung geleitet werden soll, daß sie unter dem geringsten Assessor stehen müssen, lassen sie sich mit großer Unzufriedenheit aus.

Im Volke hört man heute vielfältig das böse Wortspiel: „Mein Eid ist Meineid." Erinnert an die Huldigungsformel: „Ich gelobe und schwöre!" — Wat sagt er? — Er sagt, ik globe schwerlich, dat ik dat allens halten werde.

Donnerstag, den 7. Februar 1850.

Geschrieben: über Preußens Aussichten, sie gehen auf in die größeren von Deutschland, von Europa; Frankreich ist die Werkstatt unsrer Schicksale, doch arbeiten wir Alle mit. — Der König ist wieder bei 1847 angekommen, von da kam er auf 1848, wohin wird er nach 1850 kommen? Er zitirt mit Unterwohlgefallen jetzt seine damalige Rede; er rühmt die Königsmacht als ein göttliches Amt, als ein Heiligthum, — die Reaktion aber wirft ihm vor, ihm am wenigsten gebühre dieses Rühmen, da er das Anvertraute so schlecht gewahrt; selbst die Militairaristokratie will nicht ihr Lob aus seinem Munde: „Er lobt die Armee, als ob er zu ihr gehörte!" Dergleichen wird häufig gesagt.

Denkt denn niemand an Amnestie bei dieser Verfassungsfeier? Nicht der König, nicht die Minister, nicht die Kammern? Nein. Dieselben Leute, welche bei der Revolution sich selber von Schuld nicht freisprechen, welche scheinheilig von Buße reden, die auch sie zu thun haben, wälzen gleichwohl die ganze Last derselben auf diejenigen, welche ohne die Schuld der Hohen und Großen nie in diese Lage gekommen wären. Die unwürdigen, die gehässigen, die rechtswidrigen Verfolgungen durchziehen das ganze Land; der große Steuerverweigerer-Prozeß hier, vor dem parteiischen Richter Caprivi, ist eine Schändlichkeit. Das Volk lernt erkennen, es hat mit einem Feinde zu thun, der ihm den Nacken beugen, den Kopf zertreten will, der Feind ist immer derselbe, er trage den Kriegsrock, den Gerichtsrock, den Verwaltungsrock, die Kontrabernummer, oder — was sonst! —

Die Rede des Königs wird furchtbar kritisirt, sie giebt freilich Blößen genug! Er ahndet nicht, welchen Eindruck sie macht, er würde sie sonst mit Thränen zurücknehmen wollen, denn Beifall und Bewunderung, Staunen und Furcht wollte er jedenfalls erregen; — aber was erregt er!! — Nur die „Neue Preußische Zeitung" findet in seinen Worten Morgenthau! Doch die „Neue Preußische Zeitung" ist eine Ruhmestrompete voll Stank.

In Macaulay gelesen. Jakob der Zweite, Jakob der Zweite, du stehst hier vor dem Gericht der ehrlichen Geschichtschreibung, vor dem auch Andre stehen werden! —

Jetzt wird es klar, daß die Mächte die Schweiz bedrohen; der Jammermensch Ludwig Bonaparte wird ruhig zusehen, wenn die Oesterreicher und Preußen einrücken.

In Paris Unruhen wegen des Abhauens der Freiheitsbäume durch die Polizei. Man meint, der Wahnwitz stachle die nichtswürdige Regierung, dergleichen zu versuchen!

Friedrich Tieck sagte heute, der Minister Eichhorn habe

am meisten dazu beigetragen, daß die Revolution ausgebrochen sei, denn er habe dem König stets unbedingt Recht gegeben!

Der Prinz Friedrich Karl, Sohn des Prinzen Karl, als Major den Gardehusaren zugetheilt, hatte in einer Gesellschaft von Offizieren gesagt, der Adel sei nur durch die Gnade des Königs, einen andern Bestand habe er nicht u. s. w. Die Offiziere fanden sich durch diese Aeußerung beleidigt, bringen sie im Regiment zur Sprache, und erklären, mit dem Prinzen nicht dienen zu wollen. Dieser macht Entschuldigungen, die nicht genügen. Darauf soll der Prinz zu den Ublanen versetzt werden, aber die Offiziere der Ublanen wollen ihn nicht. Nun gab er schriftlich Entschuldigungen, die angenommen wurden, und alles blieb im alten Zustande. Doch sind die Gesinnungen auf beiden Seiten nun kalt und argwöhnisch. —

Freitag, den 8. Februar 1850.

Die „Nationalzeitung" spricht scharf und kühn über die Rede des Königs, beleuchtet sie mit hellem Licht. Im Volke geht der Ausspruch umher, der König habe an der Verfassung *vorbeigeschworen*! — Der König spricht von *Landtägen*!

Nachrichten von Krauthofer, von Löwenberg. — Bisky ist nun entschieden ausgewiesen und durch Konstabler fortgebracht! Schändliche Polizeiwillkür! Und Hohn auf die Verfassung! — Er ist aus der Mark, und war neun Jahre hier.

Die „Kreuzzeitung" bringt wieder scharfe Artikel, in einem verkündet sie heute, daß die rothe Fahne durch ganz Europa hin wehen würde. Sie meldet die Pariser Unruhen.

Die scharfen kleinen Artikel der „Kreuzzeitung" sind von Herrn von Bismark-Schönhausen. — Die „Abendpost" geht heut in ihrem Feuilleton fürchterlich über die Rede des Königs her, die „Nationalzeitung" auch gut. — Wie viele Willkür

und Gewalt melden die Zeitungen aus allen Gegenden! Diese Preßfreiheit ist noch etwas Lebensluft, wie lange wird man sie lassen? —

Sonnabend, den 9. Februar 1850.

Die „Urwählerzeitung" und die „Nationalzeitung" fahren fort, die Rede des Königs und folglich unsern Verfassungszustand zu beleuchten. (Der König hat seine Rede abgelesen, die Minister kannten sie nicht vorher, wohl aber Radowitz und ein paar Andre.) Der König spricht als Privatmann!! Er bezeichnet aus seinen vielen Gelöbnissen diejenigen, welche er halten will, — keines vom Jahre 1848 ist darunter. Er wiederholt, sehr unnütz, die religiöse Prahlerei, daß er und sein Haus dem Herrn dienen wolle, ein frommer Fürst würde das fühlen aber nicht damit prahlen. Auf die Verfassung schwören, das bieten die Minister für sprachwidrig, an ihr vorbei zu schwören ist aber jedenfalls sachwidrig. Die Sache mit der Pairie war ganz unnöthig, in anderthalb Jahren ist der Boden, auf dem die Pairie stehen soll, die ganze Verfassung zum Teufel. Dergleichen Auslassungen werden vielfach gehört, und ganz andre, die Hohn und Haß und Verachtung an den Tag legen! —

Besuch von Herrn Dr. Christoph Schwab. Er hat Nachrichten aus Athen, die ihn sehr bekümmern, die Gewaltmaßregeln der Engländer erregen dort große Bestürzung. In Athen schlägt sich der politische Einfluß Englands mit dem von Rußland.

Der Steuerverweigerer-Preiß bringt alle politischen Fragen zur Verhandlung, und wie er auch ende, die Verhandlung ist der größte Nachtheil für die in ihrer Gehässigkeit ganz blinde Regierung. Vortreffliche Vertheidigungsreden, der partheiische Vorsitzer Caprivi wird immerfort geschlagen, in die Enge getrieben. Schändliche Dinge kommen an den Tag.

Der Polizeipräsident von Hinckeldey hat nun selber erklären müssen, dem Herrn Berends sei durch die Konstabler gesetzwidrig Gewalt angethan, und die Schuldigen seien mit Verweis und Ordnungsstrafe belegt worden! Wie schreiend muß das Unrecht gewesen sein!

In Paris läßt der dortige Hinkeldey, das Unthier Carlier, die Freiheitsbäume unter dummem Vorwand abhauen, das Volk schützt sie, und die Gährung ist so groß, daß die Regierung erschrocken nachgiebt. General Lamoricière ist mit genauer Noth den Volkshänden entkommen.

„Kladderadatsch" macht die Schwurrede des Königs gut zurecht! Ueberhaupt wird sie mündlich und schriftlich ungeheuer mitgenommen. „Wir hatten früher breiteste Grundlagen, dafür hat der König jetzt breiten Stempel." Das „Ja, ja", das „Niemals, niemals, niemals", das „herrliche Kriegsheer", das „dem Muthigen gehört die Welt", alle diese Worte werden um und um verkehrt, verspottet.

Sonntag, den 10. Februar 1850.

Die „Urwählerzeitung" weist einzeln nach, was unsre Verfassung bei der Revision verloren hat an Gutem, an Schlechtem bekommen. Ein betrübender Ueberblick! Ein Schandenzeugniß für die beiden Lumpenkammern, die feigen, knechtischen! — Wir haben von Konstitution keinen Schatten, es ist der alte Absolutismus, verstärkt durch Partheihaß, Argwohn, Rachsucht, unter der Heuchelei der Gesetzlichkeit. Daß die Landesangelegenheiten öffentlich besprochen werden, ist kaum ein Gewinn, so lange die rechten Sprecher nicht zum Worte kommen können, seitdem das Wahlgesetz willkürlich verändert ist.

Der König will, daß von ihm gesprochen werde; das erreicht er, gesprochen wird von ihm, aber wie?! Fast nur

in Ausdrücken, die der Staatsanwalt als Majestätsbeleidigungen zu rügen hätte.

Besuch von Weiber; über die Ausweisung Biskv's; was Gapriwi für ein Bursch ist. Herr Arno Duehl, ehmals hier Student der Theologie, Dichter, dann Zeitungsschreiber in Danzig, jetzt Polizeispürer, geht nach Erfurt! natürlich in Polizeigeschäften.

Ich bin gefragt worden, ob ich wohl die Wahl zum Stadtverordneten annehmen würde? Die Volkspartei des vierzigsten Bezirks, in welchem ich wohne, hat die Augen auf mich geworfen, und will mich wählen, da Reimer aus den Stadtverordneten ausscheidet. Wie gern würde ich dies Amt übernehmen, wenn es nur mein Gesundheitszustand gestattete! Aber es ist unmöglich! Vielleicht könnt' ich hin und wieder eine Sitzung aushalten, auch wohl einmal sprechen, eine Ausarbeitung machen, — aber regelmäßig jede Woche sitzen, bei Debatten das Meine thun, Geschäfte übernehmen, bei so vielen Gelegenheiten öffentlich erscheinen, Einladungen folgen, — das ist ganz unmöglich für mich. Schade, denn die Sache reizt mich sehr.

Die „Kreuzzeitung" macht ihre Angebereien und Klätschereien nicht vergebens, es sind Winke für die Polizei, von dieser unmittelbar beachtet. Wenn das Schandblatt sich wundert, daß jemand noch hier sei, noch im Amte stehe, so kann dieser jemand seiner Ausweisung, seiner Entlassung entgegensehen.

Montag, den 11. Februar 1850.

Geschrieben. Was hat Preußen an seiner Verfassung? Nichts, gar nichts, als was die Tugend von der Heuchelei hat, nach Rochefoucauld: l'hypocrisie est un hommage, que le vice rend à la vertu; eine Huldigung, dem Zeitgeist erwiesen. Der König hat durch seinen Eid — den an der

Verfassung vorbeigeschwornen — unermeßlich verloren, das Volk aber nichts gewonnen. Stellung des Prinzen von Preußen: man meint, es sei eine kluge, — ganz das Gegentheil, nur sein Feind kann ihm die angerathen haben.

Nachmittags kam Bürgermeister Smidt; er wollte hören, was ich von den englischen Maßregeln gegen Griechenland halte; ich sagte ihm meine Ansicht, und er stimmte gleich ein. Den Piräus zu behalten, fällt den Engländern nicht im Traum ein; wollten sie einen festen Platz in Hinsicht auf Konstantinopel, so würden sie Tenedos oder eine andre nahgelegene Insel wählen. Die Schweizersache wird sich wohl ausgleichen, die Flüchtlinge werden fort müssen. Aber dann kommen andre Forderungen; Neuchatel, Sonderbund ꝛc. — Mit Dänemark ist man keinen Schritt weiter. Unfähige Politik der Kabinette! Aber welche Kabinette auch sind die jetzigen! so arglistig, betrügerisch und falsch, wie in den ärgsten Zeiten, aber so klug und fein in keiner Weise.

Das durchgehende Kennzeichen der heutigen Regierungen ist die Gemeinheit und Niedrigkeit ihrer Gesinnungen und Handlungen. Seit beinahe zwei Jahren von keiner Seite ein Zeichen von Großmuth, Edelsinn, weder ein solches Wort noch eine solche That! Von keinem Fürsten, von keinem Minister, nur gemeine Lügen, harte Handlungen!

Einen neuen Beleg von der Gemeinheit und Niedrigkeit unsrer Regierung giebt der heutige „Staatsanzeiger"; der Minister von der Heydt hat der Stadt Brieg das Oberbergamt für Schlesien, das im Jahre 1819 von Breslau dorthin verlegt worden, wieder entzogen, weil die Stadt einen den Ministern mißfälligen Mann zum Bürgermeister gewählt und dem Geh. Rath Waldeck das Bürgerrecht verliehen! Nach solchen Beweggründen ist schon oft gehandelt worden, aber so schamlos und frech hat noch kein Minister sie öffentlich eingestanden.

Geschrieben. Es zeigt den größten Unverstand, wie die größte Gehässigkeit, daß keine Amnestie verkündigt wird; die Regierung benimmt sich durchaus als Partbei, als Volksfeind, — was kann das für Folgen haben? Nur schlechte.

In der „Abendpost" (Demokratischen Zeitung) ein vortreffliches Schreiben von Karl Vogt an Beseler, dem alle Verbrechen und Verrätbereien der Frankfurter Mehrbeit derb vorgehalten werden. Sehr brav! — In der „Kreuzzeitung" ein scharfer Artikel gegen das Possenspiel, das in Erfurt mit „Lebenden Bildern" aufgeführt wird; die Minister und auch Radowitz werden nicht verschont. — In der „Konstitutionellen Zeitung" ein durch vier Stücke gehender Artikel über Gerlach von W. R. (Wilhelm Reage?) Breit, aber treffend.

Wenn eine lange Reihe von Jahren alles ziemlich in derselben Richtung sich bewegt, dieselben Umstände, Verhältnisse, Bedingungen walten, da fügen sich die Menschen nach und nach in eine gewisse Ordnung, werden getragen von dem allgemeinen Leben, finden ihren Anhalt an bestehender Autorität, wachsen, gedeihen, bekommen ein gutes Ansehn, man wird getäuscht und hält sie für etwas. Aber in Zeiten der Unruhe und des Sturms, wenn jene Umstände fallen, jene Verhältnisse reißen, die Autorität schwindet oder unsicher wird, jeder auf eignen Füßen stehen und sich selber seine Bahn suchen muß, dann bricht die künstliche Bildung zusammen, dann zeigt sich alles in der ursprünglichen Dürftigkeit, in der niedrigen Gesinnung, in der rohen Dummheit, die leider das Erbtheil der Menge sind. Daher sieht man in solchen Zeiten so viel Erbärmliches. Dagegen tritt auch das Tüchtige selbstständig hervor, zeigt sich, wo es vorher sich nicht zeigen konnte.

Der Prozeß der Steuerverweigerer ist täglich mehr ein Beweis der Dummheit seiner Anreger. Die Reden der An-

geklagten und ihrer Vertheidiger wiederholen die glänzendsten Ausführungen der Nationalversammlung, setzen deren Recht, die Gewaltthätigkeit der Regierung, den Bruch der Versprechungen in's Licht, zeigen der Nation, was sie an der Nationalversammlung hatte, stellen dieselbe im verkleinerten Bilde nochmals auf. Die besten Redner derselben waren längst ohne Tribüne, jetzt haben sie dieselbe wieder, vor Gericht.

Im Seneca gelesen. — „Zur Beurtheilung der badischen Revolution, von Ludwig Degen. Leipzig, 1850. 8." — „Deutsche Monatsschrift. Von Kolatschek. Stuttgart, 1850. Erstes Heft. 8." Hier werden Oelsner-Monmerané und Friedrich von Raumer, obwohl Gegner, gemeinsam abgestraft. Der erste Artikel ist von H. B. Oppenheim über die Demokratie.

Ueber das Wort des Königs: „So lang ich lebe, soll keine dieser Kanaillen zu was kommen!" giebt ein englisches Blatt beißende Erörterungen.

Mittwoch, den 13. Februar 1850.

Geschrieben: die Stellung eines Fürsten über den Parteien, der Fürsorge, der Großmuth — Heinrich der Vierte, der in das von ihm belagerte Paris Lebensmittel einfahren läßt, — diese Stellung wird ganz vergessen, verliert sich; die Regierung will mit Zorn und Härte verfahren, das Volk bedrücken, verhöhnen; vornehme Leute hier in hohen Stellungen freuen sich, so oft ein Bürger oder Bauer auf der Jagd zu Schaden kommt, hoffen, die Einkommensteuer soll auf die Berliner recht drücken, ja eine hohe Person soll gesagt haben, von der ganzen Nation sprechend: „Zahlen sollen die Kanaillen, sie sollen merken, daß sie konstitutionell sind!" Man macht schon den Anfang mit neuen Forderungen; der Kriegsminister von Strotha hat von den Kammern einen Kredit von achtzehn Millionen Thalern für die Armee ge-

fordert, weil die Unruhen in Deutschland noch nicht gestillt sind, und weil die äußern Verhältnisse es vielleicht nöthig machen, die ganze Armee in Bereitschaft zu setzen. Man fragt mit Recht, wer denn als äußrer Feind zu bekämpfen sein könne? Nur Frankreich! Und im Innern noch keine Ruhe? Das ärgste Bekenntniß der Schwäche, der Unfähigkeit! Seit einem Jahr und drüber im Vollbesitz aller Macht, und doch nichts gethan, nichts geordnet! Preußen in Unruhe, schwankend, ansehnlos, Baden in Anarchie, Schleswig Holstein in der Schwebe. Sie sollen sich wenigstens nicht rühmen, diese Staatsretter!

Die „Neue Preußische Zeitung" warnt die deutschen Fürsten, in Erfurt nicht ihre Fürstenmacht schwächen zu lassen, sich nicht unter andre Macht zu beugen, auch unter Preußen nicht, das in Erfurt doch nur als revolutionair auftrete. Sie will nichts von Macht wissen, die auf unwählerischer Mehrheit beruht, das sei gegen Gott und Geschichte. Von der Geschichte scheint sie nichts zu wissen. Wie kamen die Kaiser zu Stande? Wie die Fürsten zu Macht? Durch Stimmenmehrheit, durch Rebellion!

Der Graf von Bülow ist nach Schwerin geschickt, um zwischen dem Großherzog und der Ritterschaft eine Ausgleichung zu versuchen. Der Großherzog aber haßt die Ritterschaft und sieht die Edelleute als seine entschiedenen Feinde an, wie seine Mutter, die Schwester unsres Königs, mit höhnischer Klage versichert. Sie kann es nicht verschmerzen, daß der Sohn ihr jeden Einfluß auf seine Regierung abschneidet.

Donnerstag, den 14. Februar 1850.

Geschrieben. Preußen hat keine Politik, als die des augenblicklichen Dranges, den der Tag giebt. Sein Ansehn hat auch bei den Höfen entsetzlich gelitten. Keine Macht ist

ihm politisch verbündet, keine wahrhaft befreundet. Der Kaiser von Rußland sieht mit mitleidiger Verachtung auf uns herab, Oesterreich mit höhnischem Haß. England mißtraut uns, Frankreich lauert auf die Blößen, die wir geben. In Deutschland erwecken wir noch mehr Widerwillen als Furcht. Unsre Truppen sind überall voran, aber auch nur in ihnen besteht das Ansehn Preußens. Ein ganz erbärmlicher Zustand. Wie er anders werden wird, weiß ich nicht, aber lange dauern kann solcher Jammer nicht!

Besuch von Weiber. Ueber die Vorschußkassen der Bezirke: nur nicht sie aus den Händen geben! Der Magistrat möchte sie gern an sich bringen, er merkt, daß sie ein Werk der Demokratie sind. Dieser Magistrat!

Die Zeitungen melden, daß in einer glänzenden Versammlung beim General von Wrangel, in Gegenwart allerhöchster und höchster Personen, der Prof. Werder ein von ihm verfaßtes größeres patriotisches Gedicht vorgetragen hat! —

Ein vornehmer Abgeordneter von der Rechten war so frech zu sagen, den Kredit von achtzehn Millionen, den der Kriegsminister verlange, werde er für seine Person verneinen, aber recht gern hundert Millionen bewilligen, wenn es zugleich hieße, die Russen kämen und man zöge mit ihnen gegen Frankreich!

Die „Kreuzzeitung" geht wieder gegen Radowitz los. Er hat viele Feinde. Als er zuletzt hier in der Eidkrise wieder anlangte, und die Königin dies hörte, schlug sie die Hände zusammen wie in Verzweiflung. „Er ist ihr wohl zu freisinnig?" O nein, davon ist keine Rede, sie kann ihn nur nicht leiden.

Die Kammern arbeiten am Vereinsgesetz, und werden das Recht noch ärger beschränken, so gut wie aufheben. Ich habe lange darauf gewartet. Diese Schändlichkeit durfte nicht ausbleiben. Sie kommt der Demokratie im Grunde ganz gelegen.

Freitag, den 15. Februar 1850.

Seit dem 1. dieses Monats hat man angefangen, den Truppen von ihrer bisherigen Feldzulage ein Fünftel abzuziehen; die übrigen vier Fünftel, sagt man ihnen, wolle der König einstweilen aus Gnaden noch fortzahlen, und zwar aus der Schatulle, welches Letztere niemand hier glauben will.

Bei dem Stadtverordneten Klix hat die Polizei eine Gesellschaft von nur sieben Personen zum Auseinandergehn gezwungen. Ist das nicht eine Willkürgewalt wie in der Türkei? Warum verbietet die Polizei nicht auch, daß zwei Personen einander besuchen? warum untersagt sie nicht den Umgang mit gewissen Personen? Ein wahrer Hohn, dieses konstitutionelle Preußen! Die Regierung ist durch den Schein, dem sie sich heuchlerisch unterwirft, noch mehr beschimpft als das Volk, das ist alles. In Paris ist's noch besser! Nur zu! —

Die neuen Vereins- und Preßbestimmungen werden von den Lumpenkammern trefflich ausgearbeitet! Nur zu! Zeigt euch, wie ihr seid! Für den Augenblick ist kein Widerstand möglich. Aber wird es je vergessen werden, kann es je ausgelöscht werden, daß Preußen, daß Deutschland beinahe zwei Jahre volle Preßfreiheit gehabt? Daß wir Klubs und Volksversammlungen gehabt? Niemals, niemals, niemals! konnte Brandenburg hier ausrufen. Und wie mächtig ist die Wirkung der Presse in's Volk gegangen! Das ganze jüngere Geschlecht ist gewitzigt durch sie.

Die „Neue Preußische Zeitung" mißhandelt heute wieder den Herrn von Radowitz, den sie einen Slowaken nennt, der noch im Jahre 1813 gegen Preußen gefochten habe. Ei, ei!

Der Zustand von Deutschland verwirrt sich mehr und mehr. Bei der Nationalversammlung war doch ein Gang, eine Aussicht; seit die Kabinette wieder das Heft haben, ist alles ein wirres Treiben, voll blinder Selbstsucht; von den Völkern ist nicht mehr die Rede, die Einheit der Deutschen unter den

Höfen zeigt ſich als Unmöglichkeit, die Freiheit iſt ein Feind, den ſie überall vernichten, wo ſie nur können. Doch können ſie nichts ſchaffen; gänzliche Unfähigkeit, elende Wichte!

Wie die Sachen werden ſollen, ich weiß es nicht. Aber das ſeh' ich klar, die Aufgabe liegt nicht bei uns, ſondern bei den Franzoſen, dort iſt der Heerd, wo unſer Schickſal gebraut wird, auf dortige Entwicklungen müſſen wir warten was die Franzoſen ertragen, müſſen wir auch ertragen, was ſie noch nicht können, können wir gewiß nicht. „Deutſchland in ſeiner tiefſten Erniedrigung", könnte jetzt wieder geſchrieben werden, nur ließen heute unſre eignen Regierungen den Buchhändler Palm erſchießen.

Sonnabend, den 16. Februar 1850.

Geſchrieben, zur Ermuthigung, denn es iſt nöthig! Die Volksſache wird immer feſter gewürgt, und es gilt bei beklommenem Athem weiter zu leben. Dulden und Harren iſt eine ſchwere Aufgabe, doch haben wir ſie ſchon mehrmals glänzend gelöſt. Wir haben den Napoleon und die Franzoſenherrſchaft ausgeſtanden. Und die Franzoſen ſind die Bourbons, die Orleans los geworden, ſie werden auch den Burſchen Louis Bonaparte los werden. Der Blick in die Ferne iſt ganz tröſtlich, nur das unmittelbar Nächſte iſt abſcheulich!

Die „Urwählerzeitung" will aufhören zu proteſtiren, den Zuſtand der Dinge annehmen wie er iſt, und Oppoſition machen ſoviel ſie vermag. Ich ſagte ſchon immer, gefällt es uns, ſo ſtürzen wir uns auf die Wahlen und ſehen was wir da ausrichten! Aber der Zeitpunkt dafür iſt noch nicht da. Bernſtein iſt voreilig. Erſt müſſen wir ſehen was Erfurt bringt, und was die Miniſter thun, wenn die Lumpenkammern — verflucht ſeien ſie und verwünſcht! — geſchloſſen ſind.

Wir haben es mit boshaften Feinden, mit Schurken und Gecken zu thun, das dürfen wir nicht vergessen!

Brief aus Zürich von Dr. Pipitz; endlich einmal eine angenehme Nachricht, daß sein „Mirabeau" bei Brockhaus gedruckt wird. Er will mir den einen der beiden Bände zueignen.

Die gestrige „Abendpost" (Demokratische Zeitung) ist von der Polizei mit Beschlag belegt worden; in der Druckerei fanden sich nur 21 Abdrücke, auf der Post die nach dem Rhein bestimmten.

Klage des ehmaligen Abgeordneten Jung wegen ungesetzlicher und falscher Weigerung der Behörden (Magistrat und Polizei) ihm seine Niederlassung in Berlin zu gestatten; in der „Abendpost". Faule Sachen! Recht niederträchtig!

Der Präsident von Kirchmann seines Amtes durch das Obertribunal auf Befehl des Justizministers enthoben! Wegen der Weigerung, den Grafen von Reichenbach zu verhaften. Was muß dem Justizminister geschehen, wegen solcher unbefugten Maßregel?! — Künftig! —

Generallieutenant von Scharnhorst als General der Infanterie pensionirt. Er hatte Verdruß mit dem Prinzen von Preußen.

Die Reaktion ist wieder voll Besorgniß wegen Unruhen in Berlin, sie wünscht sie und fürchtet sie; sie wünscht sie als zufällige, von ihr zu benutzende, sie fürchtet sie als wohlvorbereitete, deren Opfer sie werden könnte. In und um Berlin sind über dreißigtausend Mann Truppen, aber ein vornehmer Herr klagte neulich, daß es keinen einzigen fähigen General gebe, der sie zweckmäßig befehligen könne, außer Wrangel, der doch leider auch nicht viel sei, und sich während des Belagerungszustandes gar oft als — benommen habe. — „Mein herrliches Kriegsheer."

Der Kaplan von Berg hielt heute eine meisterhafte Ver-

theidigungsrede. Der ganze Steuerverweigerer-Prozeß erscheint als die größte Dummheit der Regierung. Und wenn auch Verurtheilungen erfolgen, die Wirkung der Verhandlungen ist nicht auszulöschen: die Nationalversammlung im Kleinen wieder aufgelebt, die schlechte Stellung der Regierung bloßgelegt, ihre Gewaltsamkeit, ihr Unrecht; die ganze Bedeutung des Steuerverweigerungsbeschlusses erklärt und dargethan. Gränzenlos dumm, diesen Prozeß anzufangen, und nach so langem Zaudern!

In Ungarn wird die Verheimlichung der Kossuth-Noten mit dem Tode bestraft. Man weiß, daß über zweihundert Millionen verfertigt worden, nur etwa fünfzig sind abgeliefert.

Sonntag, den 17. Februar 1850.

Gute Nachricht! Die in Wiesbaden vor Gericht gestellten Volksmänner sämmtlich freigesprochen. — Unsre Vereine werden nun bald aufhören, es wird eine andre Einrichtung an die Stelle treten, mit etwas mehr Gefahr vielleicht, aber auch mit unendlich mehr Vortheil und Wirksamkeit. Bei den kommenden Vereinen wird keine beaufsichtigende Polizei lästig sein, und der Gehorsam und die Einigkeit größer als jetzt. Schönes Beispiel: Mazzini verbietet aus der Verbannung den Römern dieses Jahr die Betheiligung am Karneval, und kein Römer betheiligt sich!

Geschrieben; die Verfassung in ihrer Blöße, die Kammern in ihrer Verworfenheit! — Der Rittmeister von Canitz wollte neulich gern seine Haare sämmtlich ergrauen sehen, wenn er nur dafür dürfte etwa fünfzig Leute hängen lassen; so haben auch Andre ihre Liebhaberei des Hängens, und diese möchten mit fünfzig nicht zufrieden sein.

Besuch von Herrn Dr. Leisler aus Wiesbaden. Erzählung vom Klubbisten Hofmann, der vorigen Sommer im achtund-

neunzigſten Jahre ſanft geſtorben; ſeine Bücher und Papiere ordnet Duller in Darmſtadt. — Heinrich Koenig hat ſehr gekränkelt, iſt jetzt aber etwas beſſer. Leiſeler iſt ein Freund von Ixſtein. Vergnügen, mit ſolchem Mann vom Rhein her über die Lage des Vaterlandes zu ſprechen! Freie, friſche Meinung, richtige Würdigung der Franzoſen. Ich ſagte: „In Paris iſt der Feuerheerd, da wird für uns Alle gekocht; wir können uns allenfalls ein klein Frühſtück, einen Kaffee, ſelber kochen, aber das eigentliche Mahl wird dort zubereitet, müſſen wir von dort erwarten.“

Geſchichtliche Betrachtungen. Und wenn es auch nur ein Wechſel wäre, von einer Tyrannei zur andern, von Stock zu Stock, von Hinz zu Kunz, ſo wären Revolutionen doch unvermeidlich, und in gewiſſem Sinn eine Wohlthat. Ein goldnes Zeitalter wird nicht eintreten, wenn auch Europa eine Republik ſein wird, aber daß der Beſitzſtand ſich erneuert, ein neues Geſchlecht zu Vermögen und Anſehn gelangt, vielleicht auch ein andres Volk, das iſt der Geſchichte ſchon ein genügendes Ergebniß. Salluſtius wußte das: »Semper imperium ad optumum quemque a minus bono transfertur,« ſagt er, wobei das optumum quemque im weiteſten Sinne genommen werden muß.

Im vorigen Jahrhundert wechſelten ſo die Deſerteure einen Kriegsdienſt nach dem andern; der Gefahr des Erſchoſſenwerdens, des Spießruthenlaufens zum Trotz, riſſen ſie aus, jenſeits der Gränzen mußten ſie wieder Soldaten werden, das wußten ſie, hart gehalten, geprügelt, geplagt wurden ſie überall, aber ſie liefen dennoch davon, und der Wechſel war ſchon eine Erleichterung.

Montag, den 18. Februar 1850.

Geſchrieben. Eine Pairskammer wäre noch im Jahr 1847 möglich und nützlich geweſen, im Jahr 1850 iſt ſie eine Ver-

kehrtheit, eine Albernheit. Jedes politische und besonders jedes erbliche Vorrecht ist jetzt empörend. Die Fürsten selber haben den Grundsatz der Gleichheit einmal anerkannt, ihre Reue kann das nicht ändern, so wenig wie ihre Macht es kann. Und besonders in Preußen! Die Verhandlung über die Pairie in den Kammern hat bloß dazu gedient, daß der Adel in seiner ganzen Blöße hingestellt wurde. „Aber der König hat die Ueberzeugung, daß Gerechtigkeit und Wohlfahrt eine Pairie fordern!" Dem König ist nicht zu helfen, hat er im März 1848 seine Ueberzeugungen aufgegeben oder verläugnet, so kann er sich auch jetzt nicht auf sie berufen.

Der Minister von Manteuffel hat in der Kammer gesagt, er fürchte geheime Gesellschaften nicht, denn in denen gäb' es immer Verräther, auf die verlasse er sich. Dabei führt er an, daß er wisse, er solle ermordet werden, zu bestimmter Zeit! (Am 6. April, und zugleich Ausbrüche in Breslau und Magdeburg.) Sind das neue Enthüllungen von den Schandbuben Ohm, Goedsche, Piersig? Der Minister macht sich lächerlich, und ist oft ein altes Waschweib!

Besuch von Weiber. Die Polizei will den Handwerkern sogar ihre Krankenkassen-Vereine stören, ihr Geld und ihre Leitung in die Hand nehmen! — Die Bauern um Berlin herum, in Teltow, in der Zauche ꝛc. fangen an klug zu werden.

Die „Kreuzzeitung" wüthet wieder gegen Radowitz und Gagern.

Der ehmalige Abgeordnete in Frankfurt, Levysohn aus Grünberg, wegen Forttagens angeklagt, durch die Geschwornen freigesprochen. Die Reaktion darüber in Wuth.

Bericht aus Elbing in der „Nationalzeitung". Kaufleute aus den Ostseehäfen hatten eine Audienz beim Grafen von Brandenburg, und fragten nach dem Stande der dänischen Sachen, ob sie es wagen dürfen, Schiffe auszurüsten in Hoffnung, daß der Krieg nicht wieder ausbräche? Er sagte, er

würde es thun. Er dankte ihnen, daß sie nicht den Weg der Interpellation genommen, sondern sich vertraulich an ihn gewendet, die Oeffentlichkeit sei hier ungemein schädlich. Zum Schlusse sagte er ihnen: „es möchte von Nutzen sein, wenn die Kaufleute in den preußischen Seestädten ihre Handelsfreunde in London zu Verwendungen bei dem englischen Gouvernement für diesen Zweck ermuntern wollten." Der Berichter setzt hinzu: „Wahrlich, wir würden vor Scham vergehen, daß wir die Ehre des Vaterlandes den Fremden gegenüber solchen Händen anvertraut sehen müssen, wenn nicht die Hoffnung uns aufrecht erhielte, daß die Größe der Schmach zugleich die Verkündigerin nahen Endes ist." O Brandenburg, welch eine Dummheit! Würdig des: „Niemals! niemals! niemals!" —

Aber Manteuffel streitet mit ihm um den Preis! Der Schluder-Mann, der Mann der Häzel'schen Granaten, der entdeckten Verschwörungen, der ihm zugesagten Ermordung auf den 6. April! Solche schamlose Albernheit wirkt aber auf die Lumpenkammern. — Die zweite Kammer macht doch noch Häckeleien wegen des Preßgesetzes, und Graf von Schwerin greift die „Kreuzzeitung" an, die von Bismarck-Schönhausen vertheidigt wird, — er schreibt nämlich für sie. —

„Vom Kampf um Völkerfreiheit." Von Rudolph Dulon, Pastor in Bremen, 1850. 8. Zweites Bändchen: Demokratische, pathetische Reden, gegen Gagern, Bassermann, Camphausen und ihr Gelichter. —

Dienstag, den 19. Februar 1850.

Geschrieben. Ueber die Gemeinsamkeit der öffentlichen Zustände, in Frankreich wie bei uns, bei uns wie in Oesterreich, Baiern ꝛc. Die größte Aehnlichkeit unsrer Verhältnisse mit denen der Restauration in Frankreich, unsre Minister wie

Decazes, Villele, nur hundertmal geiſtloſer, aber völlig ſo gemein, ſo geſinnungs- und gewiſſenlos, rohe Handlanger der Umſtände; der König vereinigt die Anſprüche Ludwigs des Achtzehnten auf Geiſt mit denen Karls des Zehnten auf kirchliche Frömmigkeit.

Herr von Meuſebach wird Generalkonſul in Bukareſt. Es ſcheint, man will ihn los ſein, die Art wie er im Waldeck'ſchen Prozeß vorgekommen — als prahleriſcher Ausplauderer der Staatsgeheimniſſe, — hat mißfallen; er gilt für naſeweis und unzuverläſſig. Da er nicht Franzöſiſch kann, ſo nimmt er Herrn Leon Theremin als Konſul mit. Erbärmliche Wirthſchaft! —

Mittwoch, den 20. Februar 1850.

Geſchrieben. Ungeſetzliche Gewalt und ſchändliche Willkür in den Ausweiſungen; die Polizei mit ſolcher Macht bekleidet, und keine Freiheit iſt möglich; der empörendſte Mißbrauch, den aber die Regierung nicht miſſen kann, weil ſie vor jedem Handwerksburſchen, Litteraten u. ſ. w. zittert. Neue Unſinnigkeiten und Rohheiten des Wachtmeiſters Kaiſer, unter den nichtigſten Vorwänden, ja unter ganz erlogenen verübt, mit pöbelhaften Schimpfwörtern, — alles ad majorem gloriam unſrer Regierung, in der alles aus Einem Stück iſt, von oben bis unten. Sie *wollen* weitere Revolution, dieſe Leute, ſie wollen ſie, und werden ſie bekommen! —

Großer Lärm wegen der Sache des Präſidenten von Kirchmann; das Ober-Tribunal hat nicht nur ihn, ſondern auch die Räthe des Appellationsgerichts in Ratibor vom Amte ſuspendirt und zur Verantwortung gezogen, auch dem Kreisgericht in Oppeln befohlen, den Grafen von Reichenbach wieder zu verhaften, dies gehorcht aber nicht, weil es ſich an das Geſetz hält; das Geſetz wird in ſeinen ausdrücklichſten

Vorſchriften vom Ober-Tribunal verletzt, offen in's Geſicht geſchlagen.

Der Präſident von Caprivi verweigert den Steuerverweigerern das letzte Vertheidigungswort, obſchon die Gerechtigkeit und das rheiniſche Geſetz ſogar ausdrücklich es ihnen zugeſteht, und ſogar die Geſchwornen ſie zu hören wünſchen, die aus reaktionairen Liſten reaktionair von Hinckeldey ausgewählten Geſchwornen! Die Parteilichkeit, die Tücke und Schlechtigkeit gegen die Angeklagten erfüllen jedes redliche Herz mit Abſcheu. Verachtung, Haß gegen die Gerichte, iſt die nothwendige Folge ſolches niedrigen Verfahrens.

Die Alterthümer Berlins vorgenommen, mit Hülfe des Schmettau'ſchen Planes, Nicolai's trefflichem Buch ꝛc.

Donnerstag, den 21. Februar 1850.

Herr Prof. Kopiſch ſendet mir im Auftrage des Goethevereins zu Frankfurt a. M. ein Blatt, auf das ich mich einſchreiben ſoll für das Album, welches der Verein dem Geburtsorte des Dichters widmet.

Die „Urwählerzeitung" liefert ausführliche Zeugenausſagen über die blutigen, in Düſſeldorf von den Soldaten verübten Gräuel; die amtlichen Bekanntmachungen der Behörden ſtellen ſich als ſchamloſe Lügen heraus, als ein Gewebe falſcher Angaben, von denen kein Wort wahr iſt. Schande, unauslöſchliche Schande! —

Heute kommt der Steuerverweigerer-Prozeß zum Schluß. Man erwartet in größter Spannung das Urtheil der Geſchwornen, der Staatsanwalt ſucht ſie noch zuletzt einzuſchüchtern, zu ſchrecken, den Abgeordneten von Berg, Bucher und Schulze (Delitzſch) wird vom Gerichtshof das letzte Wort der Vertheidigung entſchieden verweigert! Eine offenbare Schändlichkeit, beſonders da der Staatsanwalt immer darauf

hingewieſen, daß er die Hauptpunkte der Anklage für ſeinen Schlußbericht aufſpare! —

Vergebens hofft' ich noch den Ausgang des Prozeſſes zu erfahren! Ich legte mich in großer Unruhe zum Schlaf nieder. —

Die Lumpenkammern bewilligen alle Millionen, opfern die Preßfreiheit und das Vereinsrecht verrätheriſch auf. Und die Halunken wollen Ehre und Anſehn bei ihren Mitbürgern! Verachtung und Haß gebührt ihnen.

Der Graf von Schwerin heftig in der „Kreuzzeitung" angegriffen, ſie bringt ein Spottlied gegen ihn. Die Frechheit nimmt wieder zu. Die Zwietracht iſt groß unter den Schlechten, das iſt noch ein Troſt. —

In das Goethe-Album von Frankfurt a. M.

Die Zeit iſt nicht fern, wo die Deutſchen in Goethe nicht den Dichter allein, ſondern auch vorzugsweiſe den Lehrer dankbar erkennen und ehren werden. Wie er die Natur und das Leben geſchaut, ſie zu Genuß und That ergriffen, den Sinn immer ſich klar und den Geiſt frei erhalten, überall das Urſprüngliche, das Menſchliche beachtet und gepflegt, mit dem Schönen ſtets das Gute und das Wahre erſtrebt, wie er Zeit und Kräfte zweckmäßig angewendet, das Kleinſte nicht verwahrloſt und dabei das Größte vor Augen gehabt, ſeinen Aufgaben eifrige Pflichttreue, ſeinen Mitmenſchen Antheil und Hülfe gewidmet, — das alles bildet einen Zuſammenhang thätiger Tugend, muſterhaften Lebens, in welchem die Gabe der Dichtung nur Ausdruck und Glanz höchſter Weisheit iſt. —

Varnhagen von Enſe.

Berlin, 21. Februar 1850.

Freitag, den 22. Februar 1850.

Unruhige Nacht. Ich träumte von dem Prozeß. Sobald es hell war, ging ich mir die Zeitungen zu holen. Sie melden daß die Geschwornen gestern Nacht um halb 12 Uhr über sechsunddreißig Angeklagte das Nichtschuldig ausgesprochen, über den Assessor Bucher allein das Schuldig. Gottlob, und leider! Und grade Bucher, der tapfre, geistvolle Kämpfer! Doch freut sich mein Herz der größern Freisprechung! — Jetzt wird das Schimpfen losgehen, mit solchen Geschwornengerichten könne man nicht regieren, sie seien abzuschaffen. Der König ist in solchen Gelegenheiten mit am heftigsten, man erwartet die ernigsten Ausbrüche. Er hat sich am Schienbein verletzt, und muß noch das Zimmer hüten.

Besuch von Weber: Mittheilungen aus der Hofwelt, — Rohheit und Gemeinheit, früher übertüncht, jetzt ist die Tünche abgefallen, nichts Edles, kaum noch Adliches, ist zu sehen. Ueber das Militair: für mich ist es ein Unbekanntes, auf das nicht zu rechnen ist, es kann eben so der Reaktion wie der Freiheit dienen, alles kommt auf die Umstände an, die grade walten, und die niemand vorher weiß. So viel ist gewiß, ein großer Theil der Soldaten ist demokratisch gesinnt, und sehr viele Offiziere, die Gelegenheit dies zu zeigen ist aber jetzt gar nicht vorhanden. Ein aus Baden zurückgekehrter Soldat hat hier gesagt, er und viele seiner Kammeraden wären für die Volkssache gewesen, und herzlich gern zu ihr übergegangen, aber dazu hätten sie zuerst eine Niederlage erleiden müssen, und die sei ausgeblieben. Er hat sehr Recht, man gesellt sich nur den Siegern! —

Der König ist in der schlimmsten Laune, flucht und schimpft. Die Minister sind ihm ganz zuwider, besonders Strotha und Manteuffel, er drückt sich über beide mit Verachtung aus, besonders macht er sich lustig darüber, daß der letztere sich für so wichtig hält, für nothwendig, er sei doch

nur so mitgelaufen, und was er gethan, habe er unter Brandenburg's Vortritt und nach der Anleitung des Königs gethan.

Neue willkürliche und rohe Auflösung von Vereinen, selbst von Unterhaltungsgesellschaften, durch den Wachtmeister Kaiser! Eine Regierung der Bosheit, der Frechheit, des Hasses, der Lüge, der Gewalt! —

Sonnabend, den 23. Februar 1850.

Geschrieben. Ueber die Verwilderung, die Unsittlichkeit, in welche der preußische Staat mehr und mehr verfällt; sollte das keine Folgen haben, nicht zum Untergang führen? Nicht nur die Willkür herrscht, die Selbstsucht, es ist die rohe Wuth, die niedre Gemeinheit, welche maßlos ihr Wesen treibt, scheinbar in den alten Regierungsformen, aber nur scheinbar, denn in diesen war noch eine Art von Zucht und Ehrbarkeit, die jetzt verschwunden ist unter Lüge, Frechheit, Hohn. Und dabei der Anspruch auf Geist und Bildung, von denen nichts vorhanden ist als die verächtlichste Ziererei! Diese Leute hassen Kunst und Wissenschaft. —

Herrliche Neuigkeit! Der Präsident von Hassenpflug, bei uns des Unterschlagens öffentlicher Gelder angeschuldigt, ist vom Kurfürsten von Hessen wieder als Minister angestellt! Möchte er uns doch alle Spitzbuben in solcher Weise abnehmen! Aber das arme Hessen! Daß der Minister Eberhard fortgejagt worden, freut mich; er war ein Abtrünniger, durch Hoflust Bethörter; solche Bursche müssen erfahren, was sie denen gelten, denen sie dienen. Sie bekommen Fußtritte. —

Der verurtheilte Assessor Bucher soll sich der Strafe durch Entfernung entzogen haben. Er wird gepriesen und geehrt. Sein Vertheidiger Dorn sagte schon den Richtern öffentlich: „Wenn solche Männer die Nationalkokarde nicht mehr tragen dürfen, so hört sie auf ein Ehrenzeichen zu sein."

„Kladderadatsch" verabschiedet die Kammern nach Gebühr mit Schimpf und Schande. —

Die erste Kammer hat die Einkommensteuer der zweiten verworfen, die zweite die neue Klassensteuer der ersten, — oder umgekehrt, es kommt alles auf Eins hinaus, und ich mag nicht erst nachsehen.

Sonntag, den 24. Februar 1850.

Geschrieben. — Betrachtungen über den Zustand der Welt. Was als That erscheint, ist immer nur die Spitze unendlicher Thätigkeiten, die im Stillen durch Einzelne vollbracht werden, und in denen keine Macht sie hindern kann. Was der schwachen, mittellosen Jugend eingepflanzt wird, das gewinnt unfehlbar künftig die Oberhand, denn diese Jugend kommt unfehlbar zu Macht und Ansehn, verfügt über das breite Gebiet des Lebens.

Schwierigkeiten, sich durch die jetzige Welt durchzubringen. — Reichthum genug, aber es haben ihn nur die Reichen! die seiner oft am wenigsten froh sind. — Erkünstelter Genuß unsittlich. —

Hassenpflug's Berufung nach Kassel macht großes Aufsehn und Vergnügen. Daß er dort sehr schädlich sein werde, glaubt man nicht. Er wird eine gute Beize sein, die Hessen aufzureizen, die noch allzu vertrauend sind.

Herr Hauptmann Zabeler aus Dessau hier, um den Anschluß der dessauischen Truppen an die preußischen zu unterhandeln. Anhalter, Braunschweiger, Strelitzer, Badener, Hamburger, — das bringt eine ganz neue Mischung in das preußische Heer, deren Wirkung noch gar nicht zu berechnen ist! Die Thoren meinen, wenn sie nur recht viele und mannigfache Soldaten haben, so ist alles gut. Sie werden schon sehen! —

Der Prinz von Preußen war in Frankfurt a. M. wirklich

in Gefahr zu verbrennen; außer der sehr beschädigten Hand hat er auch das Gesicht stark verbrannt, die Haare des Kopfs und des Backenbartes. Radowitz hat die Zimmer durch einen Architekten aufnehmen und ein Protokoll über den Hergang niederschreiben lassen und eingesandt, damit man sehe, daß kein böser Anschlag stattgefunden. „Wer sollte wohl dem Herrn was thun wollen?“ sagt ein dummer Höfling!

Die Prinzessin von Preußen ist von Weimar zurück. Sie erzählt, auf dem Heimwege sei sie zugleich mit Radowitz gereist, habe ihn in ihren Wagen entboten, und ihm den ganzen Weg mit Entzücken zugehört. Darauf soll er sich nichts einbilden! — Sie hört auch Raumer, Raupach und Kölle mit Entzücken.

Die Stellung von Radowitz erfüllt den Herrn von Blittersdorff mit wüthigem Neid! Er hat der Reaktion mit rasendem Eifer gedient, ihr so viel er konnte den Weg gebahnt; er bietet sich als das brauchbarste Werkzeug, und man verschmäht ihn! und Radowitz läßt es ihn empfinden. Sie standen schon in Karlsruhe nicht gut, obschon sie ganz zusammengehören, als katholische und politische Fanatiker. Darf ein Jesuit den andern hassen? —

In Kant gelesen. Er giebt mir die eigensten Eindrücke. So geistvoll, so beweglich, so erwärmt von seinen Gedanken, und doch so trocken! Ich sehe in ihm während des Lesens die Welt, aus der er hervorging, und die, in welche er überging. Er hat ein glückliches Leben geführt. Die traurige Abschwächung im Alter fühlte er selbst weniger, als Andre sie sahen.

Montag, den 25. Februar 1850.

Geschrieben, mit Unlust. Der Tag bringt doch zu wenig, und fast gar keine Freude; die Gedanken müssen alles leisten, das ist doch zu viel gefordert! Die Jugend schafft sich bald Rath, aber das Alter ist schlimm daran. Ich denke

nur zum Trost an das Jahr 1848 und seine frischen Bilder. Schon zwei Jahre seitdem! —

Besuch von Herrn von Weiber. Nachrichten aus der Stadt: keine von Bucher, nicht ob er Geld hat, ob er in Sicherheit ist! Grüße von Waldeck. Der Hof und die Minister leben in größter Angst, sie fühlen sich unsicher, und wissen doch nicht wie und gegen wen sie sich schützen sollen! Sie möchten gern jeden Tag eine Verschwörung entdecken, um nur jedesmal sich sagen zu können, jetzt sei die Gefahr vorüber. Das Schweigen, die Ruhe und der Muth der Demokratie ist ihnen unbegreiflich, fürchterlich.

Beide Kammern haben heute ihre Sitzungen geschlossen. Fest!

Die „Abendpost" vom 16. ist wieder freigegeben worden, sie trägt heute, daß ihr die Polizei statt 21 nur 14 Abdrücke zurückgegeben. — Die neuste „Reichsvremse" mit Beschlag belegt.

Die sogenannten konservativen (das heißt grundschlechten) Vereine sind durch das neue Vereinsgesetz am meisten geschlagen und lösen sich großentheils schon auf. Die Demokratie läßt ihre Vereine eingehen und lacht dazu; ihr ist die Sache ganz recht; für ihre Anliegen ist anderweitig gesorgt, und sie kann ruhig zusehen. Ihre Stellung ist vortrefflich, wenn sie sich nur nicht herauslocken läßt! Auch die Preßfreiheit mag immerhin fallen, für die Demokratie wird Aushülfe sein.

Schon steht der „Abendpost" eine Gerichtsverhandlung bevor; sie ist angeklagt wegen Beleidigung der Truppen und der Polizei, aus den nichtigsten Verwänden, um der gewöhnlichsten Ausdrücke willen; eine wahre Lächerlichkeit, wenn nicht die Bosheit und Tücke dabei so offenbar wären! —

Die Steuerverweigerer waren viel beim, und gestern zu einem Abschiedsmahle dort. Kosaken standen vor der Hausthüre, ja drangen zuletzt in das Haus, und lauschten auf der Treppe! — Der verrückte Kaiser soll gleich beim Eintritt

einen Verein auf, der erst anheben sollte, unter dem lächerlichen Vorgeben, es habe ihn jemand höhnisch angesehen!

Geschichte des freigesprochenen, aber seines Amtes entsetzten Predigers Schmidt aus Hasselbach in Schlesien; der Minister Graf zu Stolberg (der fromme Peter) hat ihn angegeben, früher aber ihm dreihundert Thaler angeboten, damit er für die Wahl des jüngern Grafen arbeiten sollte! Truppen in das Dorf gelegt, die den Prediger höhnen, mit Steinen werfen! Freie Gemeinde, das einzige Hülfsmittel, und sie ergreifen es einstimmig.

In Kant gelesen. „Der Krieg um den Wald. Von Moritz Hartmann. Frankfurt a. M. 1850." —

Dienstag, den 26. Februar 1850.

Glückliche Nachricht durch den Telegraphen, daß Rösler (von Oels) aus dem Gefängnisse auf dem Asperg glücklich entkommen! Man hielt ihn schändlicherweise in Haft und wollte ihn sogar an Preußen ausliefern. Pfui Würtemberg! — Der Landmann Schneider aus Ober-Ingelheim, angeschuldigt auf den vorbeifahrenden Prinzen von Preußen geschossen zu haben, von den Geschwornen (Mainz) freigesprochen. — Bucher scheint glücklich entkommen; er wußte, daß man ihn verhaften wollte noch ehe der Urtheilsspruch in der Appellation bestätigt würde, auch war verlautet, man würde ihn nach Verbüßung seiner Strafe (achtzehn Monate Festungshaft) nicht loslassen, weil er ja noch die Prozeßkosten werde zu bezahlen haben, für die seine Habe nicht ausreiche. So hat er ganz Recht gethan, sich der ungerechten Gewalt zu entziehen. Mit Reisegeld war er hinlänglich versehen.

Geschrieben, doch nicht lange, das Wetter war zu schön. Mit Ludmilla zu Kranzler, dann in den Thiergarten gegangen, den Hofjägerweg; schöne warme Sonne, kein Wind; nicht

zu viele Spaziergänger, ein paar Prinzessinnen, Schauspielerinnen, Stabsoffiziere, einige Bekannte.

Herr von Wildenbruch aus der Schweiz abberufen; die Verhältnisse spannen sich. In Paris will man die preußischen Anforderungen an die Schweiz doch nicht gutheißen. Es heißt, der Kriegsminister General von Strotha gehe auf Urlaub nach Paris. — Die Sozialisten gewinnen dort Boden, und hier auch.

In Württemberg Uebergewicht der Demokraten im Erfolg der Wahlen. Das kommt von Preußens Königlicher Botschaft. Aber für Württemberg wird es wenig helfen! Man wird die Versammlung auflösen und neue Wahlen fordern.

Bodelschwingh wird vom Verwaltungsrath in Erfurt abtreten, Radowitz als preußischer Kommissär auftreten. Radowitz beklagt sich bitter über die Anfälle der „Kreuzzeitung" gegen ihn.

Die alte Frau Sara Levy ist aufgebracht über die Veröffentlichung der Denkblätter ihrer verstorbenen Freundin Herz! So geht es immer, aber niemand kümmert sich drum. —

Mein Witz macht Glück, Christus habe gesagt, willst du beten, so gehe in dein Kämmerlein, aber nicht: in die Kammer.

Mittwoch, den 27. Februar 1850.

Geschrieben. Rückblick auf die Hoffahrt von 1848, Schwindel mit der deutschen Flotte, den die treulose Pfiffigkeit von Radowitz auf die Spitze der Bethörung trieb, Freude an Radetzky's Siegen über die Italiäner, Preisgebung der Polen, Hohn gegen die Tschechen, Verachtung gegen die Italiäner, Dünkel gegen die Dänen! Aufbietung größerer Kriegsmacht, durch die Nationalversammlung betrieben! Alles zum eignen Untergang! Gagern der eitle Narr, Radowitz und Schmerling die Verräther, Camphausen, Beckerath, Georg Bincke,

die theils bewußten, theils dummen Helfershelfer! Warnung für die Zukunft! Arme, beklagenswerthe Deutſche!

Mehrere Volks- und Bezirksvereine löſen ſich auf, wegen des durch das neue Geſetz und die rohe Polizeiwillkür geübten Unrechts, und ſie erklären dies öffentlich. Das iſt ſehr gut. Für die Sache der Demokratie iſt anderweitig geſorgt. — Auch die Nichtbetheiligung bei den neuen Wahlen für die erſte Kammer, die der Magiſtrat ſchon anordnet, iſt eine wohlberechnete Maßregel. Beharren wir dabei!

Der Kriegsminiſter von Strotha iſt ſchon entlaſſen und Generallieutenant geworden. Stockhauſen iſt zum Kriegsminiſter ernannt, zum Unterſtaatsſekretair — nicht Griesheim.

Preußen hat an der Verwicklung mit Dänemark noch nicht genug, ſucht noch Händel mit der Schweiz! Am Ende kommt es noch zum Kriege gegen Frankreich. Dann iſt der Sturz nahe. Hoffahrt und Dünkel, Schelme und Lumpen!

Die Abgeordneten der Lumpenkammern, die falſchen, eingeſchwärzten Volksvertreter, kehren von der Regierung belobt mit Schimpf und Schande heim; die Steuerverweigerer, angeklagt aber freigeſprochen zum Verdruß der Regierung, haben ſich nochmals die ächten Volksvertreter bewieſen, die Würde und Kraft der Nationalverſammlung nochmals dargeſtellt, ſie kehren mit Ruhm und Ehre heim.

Der Präſident des Ober-Tribunals, Mühler, ein frecher Rechtsverdreher, Augendiener der Gewalt. Pfui! —

Donnerstag, den 28. Februar 1850.

Bisher hab' ich dem Alter unerſchrocken entgegengeſehn; im ſechsundſechzigſten Lebensjahre beginnt es mir doch etwas bedenklich zu werden, und ich fühle daß neue Stimmungen eintreten, neue Erfahrungen zu machen ſind. Das Weggehen wäre ſo übel nicht, es iſt doch dieſelbe Welt nicht mehr, in

der ich lebe; sie wird immer ärmer, kälter. Hab' ich doch als Hochpunkt die Freiheitsbewegung des ruhmvollen Jahres 1848 erlebt, was will ich mehr? Das Weitere, was ich noch wünschen kann, wird — Dank dem Verrath und der Dummheit der im Jahre 1848 großmüthig vom Volke Begnadigten — nur unter Bedingungen möglich, vor denen ich erschaudere! Die Thoren, sie wollen's nicht anders! Die Geschichte hat für sie keine Lehren.

Mich wundert, wie leichtfertig die meisten Menschen mit ihrer Vergangenheit sich abfinden. Wer ihnen lieb war, wer ihnen wohlthätig, förderlich war, wer ihre tägliche Gesellschaft ausmachte, gleichviel! sie vergessen es lästerlich, und leben nur in der neuesten Tageszerstreuung. Eltern, Geschwister, Freunde, alle werden vergessen, mißachtet, ihre Namen werden nicht mehr genannt! M. R., M. und E. R., L. R., — im ganzen Kreise ihrer Nächsten und ihres Umganges verschollen, nie erwähnt, wenn ich es nicht zuweilen thue! Eine schlechte Seite an den Menschen! Wie anders war dagegen Rahel! Alle Menschen, die sie je gekannt, wie weit entfernt, oder wie lange schon verstorben, lebten mit ihr fort, wurden von ihr genannt, angerufen, ihre Eigenheiten erwähnt, ihre Sprüche und Bemerkungen wiederholt, das Wesen von ihnen geehrt, ihre Verdienste anerkannt, kurz es war, als dürfe ihr niemand fehlen, als lebe jeder Gestorbene noch, als genösse er noch derselben Tagessonne, als umschließe den Entfernten noch derselbe Gesellschaftskreis. Das war schön, traulich zugleich und edel.

Ausgegangen mit Ludmilla, es wäre Sünde, das schöne Wetter nicht zu benutzen. Wieder bei Josty. Dann in der innern Stadt, Nachforschungen, Besichtigungen. Seit den Barrikaden vom März ist mir das gute Berlin noch jedesmal lieber! — Die Straßen bieten die größte Mannigfaltigkeit des Anblicks, der Vorgänge.

Besuch von Herrn von Weiher. Strotha's Abgang; der König hatte ihm mehrere Beförderungen im Heer durch bloße Kabinetsschreiben aufgetragen, ohne Vortrag, ohne Beweggründe, der Minister, der sich darüber mit seinen Kollegen berathen hatte, ließ die Schreiben unberücksichtigt liegen; endlich kam es zur Sprache, und in Folge dessen trat er ab.

Die „Neue Preußische Zeitung" trompetet gegen Erfurt.

Hassenpflug in Kassel durch die Ständeversammlung mit Mißtrauenserklärung empfangen. „Er wird es noch dahin bringen, daß man ihn todt schlägt! Verdient hat er's."

Die diplomatische Sprache Oesterreichs gegen Preußen ist herbe genug, und unsre möglichst milde. Erbärmliche Politik. Und noch heute die schwerfällige Weitläufigkeit der nichtsnutzigen Depeschen und amtlichen Schriftstücke!

Das Ministerium hat sogleich nach dem Schlusse der Kammern neue Wahlen für die erste Kammer angeordnet, und dafür ein neues Wahlreglement oktroyirt, die Stimmen sollen nun auch hier öffentlich abgegeben werden, was eine politische Inquisition ist. Elende Kniffe! Haß und Verachtung.

Freitag, den 1. März 1850.

Geschrieben. Die Oesterreicher haben über fünfzigtausend Honveds im Heere, das preußische nimmt gegen dreißigtausend Mann fremde Truppen in sich auf; ob das im Fall eines Revolutionskrieges, bei einer Schlappe, nicht sehr gefährlich ist? Diese rohen Regierungen, aller Sittlichkeit baar, allem Volksthum feind, sehen die Stärke nur in der Zahl, nur ganz im Aeußerlichen. Sie werden ihre Belehrung schon bekommen!

Der neugewählte Vorstand der Volkspartei hier besteht aus Berends, Paalzow, Meyen, Bergenroth, Dr. J. Waldeck.

Abends zu Hause geblieben. Ernste Betrachtungen an-

gestellt, über den Zusammenhang des einzelnen Lebens mit dem allgemeinen; ist dieser richtig, so ergiebt sich ein freies Bürgerleben, ein Leben im und mit dem Staat; wird er verkümmert, so entstehen Einsiedler, Mönche, aus dem Staate Zurückgetretene. Die ganze Demokratie hat gegenwärtig diese Stellung, nur ist die Gemeinschaft im Innern deste stärker. Eben jetzt aber droht eine Spaltung. Dr. Bernstein will, daß die Demokraten wählen sollen, zur ersten Kammer wählen! Mangel an Einsicht, an Ueberblick. Zur ersten Kammer, zur Großeigenthumsvertretung, wie Bernstein sie immer nannte, zu der die Demokraten fast gar nicht gerufen sind, die selber nicht lange bestehen, sondern einer Pairskammer weichen soll, von der sie ausgeschlossen sind, die wie der ganze Verfassungsplunder noch der Erfurter Revision unterliegt, zu der eine neue Wahlordnung eben oktroyirt werden! Die Gründe für das Wählen sind nur scheinbare, die Gründe dawider sehr triftige. Doch bringt das Wählen an sich keinen andern Nachtheil, als daß es die Volkspartei spaltet, die Aufgabe wird sein, dies zu hindern. Wer sich dazu überwinden kann, möge wählen, ich unterwerfe mich der Schmach *nicht*.

Die „Neue Preußische Zeitung" fährt in ihren Schimpfreden gegen Radowitz fort. — Die „Abendpost" sehr tapfer.

Der ehmalige Redakteur der „Zeitungshalle", Dr. J. Julius, abwesend verurtheilt, wegen eines alten Artikels, der von einer Abordnung des hiesigen Magistrates nach Potsdam sagte, sie habe dort „die blutige Mörderhand" geküßt. Ob diese Auffrischung dem Könige nützlich ist?!

Hassenpflug ist gut in Hessen-Kassel, er wühlt dort auf! — Wird Stüve noch lange bleiben? — Beseler ist Minister in Mecklenburg-Schwerin geworden; er ist gut genug um verbraucht zu werden.

Die Schweiz immer ernstlicher bedroht. Louis Bonaparte ein dummer Junge. Palmerston noch brav genug. —

Verfassungsentwürfe für Deutschland, von Oesterreich, Baiern, denen Hannover, Sachsen und Würtemberg sich anzuschließen geneigt sind. Preußen zeigt seine Gelüste, blamirt sich aber.

Sonnabend, den 2. März 1850.

Welche Aussichten haben die Deutschen! Allgemeine Zwietracht der Großen und Kleinen, wetteifernde Habsucht, Zerrüttung aller Verhältnisse, Kriegsheere, Schulden, Abgaben, kein Bund, kein Reich, Krieg im Innern drohend und nach außen, — alles weil die Fürsten walten, und nicht die Volksvertretung, jene müssen Zwietracht bringen, diese brächte schon Einheit. Die Bosheit und Unfähigkeit haben große Macht, o ja, aber keine zum Guten, keine, sich selber in das Gegentheil zu verwandeln! Wie die Geschichtsbahn gehe, wir müssen ihr folgen; ihr Weg ist sicher, aber nicht schön.

Nachrichten aus der Gesellschaft, die äußerlich viel prunkt, lärmt, tanzt, mussirt, und innerlich ganz leer und freudlos ist. Ein beständiges Abthun, wie das des reisenden Engländers, der seine Kirchen und andre Merkwürdigkeiten täglich abarbeitet. Und die eitle Nichtigkeit der meisten Frauenzimmer! —

Besuch von Weiber. Nachrichten aus mancherlei Kreisen. Bergrath B.: „Sie wissen, ich kann den König persönlich sehr gut leiden, aber ich find' es ein Unglück, daß er regiert; es ist mit ihm nichts anzufangen, er verdirbt alles!"

Die „Kreuzzeitung" schimpft auf Erfurt, auf Radowitz, auf den alten Bundestag und auf die Regierungen, die ihn nicht reformirten zu rechter Zeit, und es auch noch nicht thun. — Die „Urwählerzeitung", welche zum Wählen räth, derb zurechtgewiesen von der „Abendpost". — Spottlieder in der „Kreuzzeitung".

Alle demokratischen Blätter geben den trefflichen Aufsatz des Präsidenten von Kirchmann über die Gewaltschritte des Obertribunals ganz oder im Auszuge wieder.

Zwei eifrige Altpreußen, denen der Staat Preußen, das Preußen Friedrichs des Großen, der Befreiungskriege, und selbst noch das von 1840, über alles theuer war, die Gut und Leben diesem Gemeinwesen willig geopfert hätten, gestanden einander neulich, daß diese Liebe erloschen sei, daß sie das jetzige Preußen für ein durchaus verderbtes, nichtsnutziges hielten, und daß sie sogar den Namen ohne großes Herzeleid würden verschwinden sehen. Die Franzosen würden sie mit Freuden bewillkommnen, die Russen oder Oesterreicher für nicht schlimmer halten als unsre eignen Truppen. Im Ergebniß, in der Gleichgültigkeit, stimmen viele Aristokraten ganz wie die Demokraten.

Ich warne, man soll wegen des Wählens, die Volkspartei in keinen Zwiespalt gerathen lassen: man soll um des Wählens willen niemanden verdammen. Die beschränkte Einsicht wird sich belehren durch Erfahrung, die Gesinnung sich dadurch nur stärken. Bernstein entbehrt des politischen Ueberblicks.

Bestimmte Nachricht, daß Hannover sich von dem preußischen Bündnisse losgesagt, und daß Baiern, Würtemberg und Sachsen, unter Oesterreichs Billigung, einen Bund geschlossen haben, dem wahrscheinlich Hannover beitritt. Auch die Hansestädte werden unruhig, und wollen von Preußen abfallen. Jeder freigesinnte Preuße freut sich der Niederlage dieser schlechten Regierung! —

Sonntag, den 3. März 1850.

Geschrieben. — Artige Vorstellung, sich neben die Vorsehung auf den Thron setzen und mitregieren, da hat man

ganz andern Willen, als wenn man für ſich allein ſteht, da hat man andren Ueberblick. Wie zuwider mir Manteuffel, Hinckeldey, Haſſenpflug, und ſolches Gelichter allezeit iſt, von jenem Platze aus kann ich mir denken, daß ich ſie angeſtellt, daß ich ſie geſandt habe, um die ſchlechte Knechtsarbeit zu thun, die für die Freiheit gethan ſein muß. Der Fehler iſt, daß wir die Zwecke immer zu nah, zu beſchränkt ſtellen, da wollen ſie nicht eintreffen, und vielleicht muß gerade das Haus — der Staat, das Land — wo wir uns herrlich einrichten wollten, einer größern und herrlichern Einrichtung zum Opfer fallen; ſo die franzöſiſche Freiheit eine Zeit lang unter Napoleon dem größern Freiheitszwecke für Europa; die jetzige allgemeine Bewegung wäre nicht möglich geweſen, ohne die Erſchütterungen, welche durch Napoleons Siege bewirkt worden. Ja, ja, ich habe Haſſenpflug nach Kaſſel geſandt, ich beſtelle in Erfurt recht kräftige Schnitte in unſer jetziges Verfaſſungsgebäck, und beim Interim zu Frankfurt eine Aetzlauge für das Erfurter Gebräu, ich reize hier die Eitelkeit des Königs wegen Neuchatel, damit man mit der Schweiz anbinde, ich helfe den Laffen Louis Napoleon verblenden, damit den Franzoſen die Augen aufgehen, ich ſende die beſten Leute — Bucher jetzt eben — in die Verbannung, damit ſie uns als künftige Vertrauensmänner und Führer im voraus bezeichnet ſeien. Alles das thue ich, aber — ich läugne es nicht — oft mit blutendem Herzen!

Abends Beſuch von Herrn Dr. *, der morgen nach Wiesbaden zurückreiſt. Was er für Geſpräche hier gehört, von Offizieren, Edelleuten, Geheimräthen, — Prahlereien und Dummheiten wie vor der Schlacht von Jena, Unwiſſenheit und Dünkel im Wetteifer! Dagegen weiß er, wie das Volk über die Regierungen denkt, beſonders über die preußiſche! Unſre Beſetzungen fremder Gebiete ſind Saaten des Haſſes.

Verhandlungen des Verwaltungsrathes für das (nicht

mehr) Dreikönigsbündniß: Vorbehalte von Strelitz, von den Hansestädten. Nichts von Belang, lauter dummes Zeug!

Erfurt wird seine Verdienste haben in Knechtung der Presse, der Versammlungen, Einschränkung der Verfassungen, Anschluß der Militairkräfte, Hochstellung der Ministergewalt und Polizeiwillkür, aber sonst nichts! —

Der „Staatsanzeiger" bringt die Namen der zwanzig vom König ernannten Mitglieder des Staatenhauses zu Erfurt. Man sieht keine Regel darin, nur willkürliche Laune. Der Fürst von Solms-Lich ist darunter, Graf von Arnim Boytzenburg, auch der bis jetzt vergessen gebliebene Ehre Eichhorn ist wieder an's Licht gezogen. Rumpelkammer, Bedientenkammer.

Montag, den 4. März 1850.

Geschrieben. Ueber die Standpunkte in der Politik, Gesichtskreis, Thätigkeitskreis; dieser mag noch so enge sein, jener muß sich in's weiteste ausdehnen.

— Zu Hause fand ich die Karte des „Großherzoglich Badischen Geheimerathes Dr. C. Welcker". Daß er wegen eines Herzübels hier Schönlein zu Rathe ziehen will, stimmt mich gegen ihn milder, als ich es sonst sein könnte.

Besuch von Weiber. Ueber den Unterschied unsrer Zustände von denen in England unter Jakob dem Zweiten. Die englischen hatten einen festen Halt im eignen Boden, in schon gültiger Gesetzlichkeit, das war ein Vortheil; aber ein weit größerer Vortheil ist, daß unsre Zustände nicht national beschränkte, sondern allgemeine sind, an denen ganz Europa mitarbeitet. Wir sind weiter, und gehen weiter. — Macaulay's Geschichtsbuch belobt.

Der König, als Manteuffel neulich beim Vortrage sich des Wortes bediente, „unsre Konstitution", fiel mit höhnischem,

spitzen Ton ein: „So? haben wir eine Konstitution? Ei! was Sie sagen!“ Und lachte unmäßig.

In Hegel gelesen. — Französische Flugschriften.

Frankreich sammelt Truppen an den Ostgränzen. Wenn Oesterreich und Preußen in die Schweiz einrücken, droht Frankreich Genf und Waadt zu besetzen! Das heißt: „haust du meine Juden, so hau' ich deine,“ nämlich die Schweiz wird, anstatt beschützt, doppelt angegriffen! —

Dienstag, den 5. März 1850.

Ausgegangen. Bei *, wo ** seinen Besuch machte; der Sohn des Prinzen ***, wie sehr ist er aus der Art geschlagen! ein gemeiner Hofdiener und Diplomat, und nicht einmal ein feiner und kluger, wobei er noch immer gemein sein könnte! Auch seine Frau, einst ein feines und verständiges Mädchen, ist eine gemeine Offiziersfrau geworden. Schade, daß die Leute alt werden, bei den meisten ist das gleichbedeutend mit schlecht.

Die „Urwählerzeitung“ giebt sich, und erkennt den Ausspruch der Volkspartei, daß nicht gewählt werde, völlig an. — Vortrefflicher Aufsatz über das Militairwesen in den „Demokratischen Blättern“ von Kirchmann. — Nachrichten aus Frankreich, die Republik fest bestehend, die Monarchie todt und begraben! Man muß Herrn Rothomb an seine Versicherungen im Sommer 1848 erinnern, die Republik werde nicht sechs Monate dauern, sie werde den Herbst nicht erleben, mit denen er den andern Diplomaten schmeichelte, sich den Ruhm eines politischen Weisen erwarb!

Zur historischen Kritik! Hänlein, der alte Diplomat, erzählte mir, Sachsen sei *unserem* Bunde wieder beigetreten, er wisse es von einem vornehmen Sachsen. Er hatte schlecht gehört, dem baierischen Bunde ist Sachsen beigetreten! —

Major * sagte heute, das Johanniterkreuz sei nicht mehr weiß, sondern schwarz, der König habe dies kürzlich so geändert. Ich zweifelte. Er sagte, er habe das schwarze Kreuz bei Griesheim, der eben den Orden empfangen, gesehen. Ich zweifelte dennoch, und er besann sich endlich, nein, das Kreuz sei nach wie vor weiß, aber die Adler in den Ecken seien aus goldnen in schwarze verändert. Das laß' ich gelten! Augenzeugen!

Mittwoch, den 6. März 1850.

Mir räumte ein ganzer Artikel — ich las ihn laut her, und staunte über seine kräftige Sprache —, wegen dessen die gestrige „Abendpost" von der Polizei weggenommen worden! — Geschrieben. Des Königs Wort: „So? Haben wir eine Konstitution?" auf demokratischer Seite gebraucht. Das Land ist befleckt durch diesen Schein einer Konstitution, aber auch die Krone. Die alte Monarchie besteht nicht mehr, sie ist gebeugt, ärger als unter Napoleon! — Die gestrige „Abendpost" ist mir nachgeliefert worden, den Boten hatte ein Unfall betroffen; die vorgestrige ist beschlagen worden von der Polizei, war aber hier schon ausgetragen.

Besuch von Herrn Dr. Goldstücker und Herrn Morier aus Oxford, Neffen des bekannten Morier, der in Persien war! Ueber unsre deutschen Angelegenheiten, die ein Fremder nicht zu entwirren vermag. Ueber Carlyle, Milnes ꝛc.

An der Spitze des Verwaltungsrathes des Dreikönigsbundes ist nun schon der dritte Präsident; Bodelschwingh ist abgegangen, Radowitz ersetzt ihn. In Frankfurt versieht Pencker die Stelle von Radowitz unterdessen. Welche verbrauchte, armselige Leute! Kein Staatsmann weit und breit! —

Im Verwaltungsrath ist gegen den König von Hannover der Vorwurf ausgesprochen, daß er früher gegen Fug und

Recht die hannöversche Verfassung umgestoßen und durch eine willkürlich octroyirte ersetzt habe! — Der hessen-darmstädtische Gesandte von Lepel sagte es.

Die Drohungen gegen die Schweiz lassen etwas nach, die Absichten aber sind dieselben. Man ist nur in diesem Augenblicke nicht einig genug mit Oesterreich, und Frankreichs Einspruch schüchtert ein, obschon Louis Napoleon lieber zustimmte. Unser Kabinet hat denn doch wenig Muth! Wo sollt' er auch herkommen, da man die eigne Nation zum Feinde hat? Sie werden noch mit Schande enden, diese Hämlinge der Politik!

Der König ist noch immer beinwund, und von übelster Mißlaune. Die Scherze des „Kladderadatsch", über die er sonst lacht, machen ihn ganz wüthend. Wenn er erst die „Reichsbremse" sähe! — Die Königin ist auch sehr herunter.

Den Grafen von Brandenburg nennt man mittelalterlich den Bastard von Preußen, und stellt ihn neben den Prinzen von Preußen, was dieser sehr übelnimmt.

In Riesewetter's Reise gelesen, mit herzlichem Andenken an meinen einst geliebten Lehrer, dessen vorzügliche Eigenschaften ich späterhin immer mehr einsehen gelernt.

Donnerstag, den 7. März 1850.

Siebzehn Jahr! (Zelt Rahel's Tod.) Welch lange Zeit, und wie schnell ist sie vergangen! Und wie viel Ereignisse seitdem, und persönliche Wandlungen, während ich in derselben Umgebung und Wohnung doch nur stillgesessen! —

An diesem traurigen Tage wurde mir unerwartet doch eine ernste Freude zu Theil. Ich bekam aus England von Herrn Grote zwei neue Bände seiner Geschichte Griechenlands geschickt, den siebenten und achten, und las gleich, außer der Ordnung, im achten einige Abschnitte, auf die ich besonders

gespannt war, und in denen Grote sich auch besonders trefflich erzeigt, die Abschnitte über die Sophisten und über die Verurtheilung des Sokrates. Grote hat aus scharfer Einsicht in den Zusammenhang der Dinge und aus glücklicher Prüfung der erhaltenen Nachrichten hier ganz neue, durchaus klare, gesunde und überzeugende Urtheile zu Tage gestellt.

Unser Gesandter in München Herr von Bockelberg ist wegen Krankheit ganz geschäftsunfähig, man sendet ihm den Hrn. von Chambrier zum Sekretair, der kein Wort Deutsch kann.

Die gestrige „Abendpost" auch wieder mit Beschlag belegt! Die „Nationalzeitung" und „Urwählerzeitung" eröffnen ein starkes Feuer gegen die zwar gewaltsame, aber doch jämmerliche Regierung, die von allen Seiten in's Gedränge geräth. Sie verwickelt nur sich und die Sachen, lösen, schaffen, beenden kann sie nichts! — Wegen Neuenburg scheint ihr bange geworden, sie mißtraut auch Oesterreich.

Laute Klagen aus den Ostseehäfen wegen des dänischen Krieges.

Die Schrift „Rechtliche Bedenken über den Waldeck'schen Prozeß" erfährt die schärfste, fliegendste Kritik, ihr ganzer nichtswürdiger Sinn wird an das Licht gezogen, die „Königliche Partei" — wie diese schändliche Klike sich nennt, — wird auf ihre wahre Bedeutung zurückgeführt. Die Schrift ist so teuflisch und dumm, so listig und so plump, daß die Gerlach's, Goedsche, Ohm und noch ein Dutzend solcher Burschc sich zu dieser gemeinsamen Leistung wohl zusammen gethan haben mögen. — „Einige Böswichter" haben nicht die Revolution gemacht, aber sind die Reaktion!

Freitag, den 8. März 1850.

Geschrieben: einen angefangenen Brief nach Landsberg a. d. W. für Dr. Boas geschlossen und abgeschickt. Ueber unsre Gerichtshöfe, Wirkung der drohenden Willkürgewalt, der Ein-

ſchüchterung, Läſterung; zunehmende Feigheit der Gerichtsleute, der Rechtsunſicherheit; die „Kreuzzeitung“ predigt es laut, daß die Gerichte partheiiſch ſein ſollen, und das Miniſterium fordert es ungeſtüm. Das wird ſeine Früchte tragen, und die allerſchlimmſten.

Nachmittags kam Geheimrath Karl Welcker mit ſeinem Sohne. Mit ſeiner Geſundheit geht es ſchon beſſer, er iſt falſch behandelt worden. Langes Geſpräch, in welchem ich den Kranken und in der Gegenwart des Sohnes den Vater ſchonte; es kamen aber doch harte Sachen vor, über Gagern, Schmerling, Radowitz und die vielen Andern dieſer Art, daß Welcker ſich nothwendig ſein Theil nehmen mußte. Er vertheidigte ſich herrlich ſchlecht, hoffte noch alles von Erfurt, von Preußens Feſthalten, — — und hielt ſolche Reden, daß ich begriff, wieſo die Stände in Karlsruhe und die Nationalverſammlung in Frankfurt ihn ſo langweilig fanden. Eine kläglichere Ausführung habe ich lange nicht gehört, als die ſeinige über die Volksſouverainetät und Fürſtenmacht und die Vereinbarung beider; — er hält noch an dieſer abgenutzten Vorſtellung von Vereinbarung! Er ſieht nicht, daß wir in fortdauernder Revolution ſind, im vollen Kriege. Der Mann iſt abgethan, und zu nichts mehr zu brauchen. Ueber ſein Baden kommt er auch nicht hinaus, kleiner Geſichtskreis.

Herr von Weiher kam noch ehe Welcker ging, doch war das Geſpräch ſchon zu Ende. Ich empfahl ihm noch, den Dr. Meyen zu beſuchen, der vor Jahren ihm hier ein Hoch gebracht und deßhalb beſtraft worden, jetzt aber Redakteur unſres ſchärfſten Blattes ſei, der „Abendpoſt“. — Er wird's bleiben laſſen! —

Nachrichten aus den Bezirksvereinen, von den Vorſchußkaſſen. Das neue Vereinsgeſetz verbietet Gliederung und Zuſammenhang von Vereinen; ſchadet nichts! Man wird ſchon Mittel finden, oder hat ſie ſchon gefunden.

Der „Staatsanzeiger“ bringt die neuen Ablösungs- und Gemeinheitstheilungs-Gesetze, Rentenbanken ꝛc. wie sie durch die Lumpenkammern zurecht gemacht worden sind. Die Straßenkehrer werden das Zeug mit wegfegen! —

Zu Hause geblieben. In Grote gelesen, mit größter Erregung und Befriedigung. — Mit Ludmilla Schach.

General von Rauch nach Schleswig gesandt, um zu verhindern, daß die Schleswig-Holsteiner nicht toschlagen gegen die Dänen. Schlechte, faule Geschichte, schändlich für uns! —

Sonnabend, den 9. März 1850.

Geschrieben; was der Tag erfordert, ein Schärflein! — Besuch von Dr. Zunz, Wohlthätigkeitssachen; Erzählung von dem Hergange bei Alix, wo die Konstabler sich erfrechten, eine Privatgesellschaft von sieben Personen zum Auseinandergehen zu zwingen; andre Schändlichkeiten durch diese Polizei verübt. — Zunz spricht die entschiedenste Gesinnung aus, er hat den freiesten Ueberblick, und weiß, daß ein Aeußerstes nöthig ist. Wir sind darin einig, daß uns die jetzige todte Gelehrsamkeit und abgeschmackte Kunst, die doch nichts ist als ein Luxus für üppige Vornehme, völlig zu Grunde gehen kann, ohne daß wir nur einen Seufzer drum verlören. Wo das Menschliche zertreten wird, der Mensch nicht sein Recht hat, wo Aristokraten und Pfaffen das Volk in Knechtschaft und Dummheit halten, da bedarf es keiner Wissenschaft und Kunst; unser Theater mag zum Teufel gehen, die ganze hiesige Universität mit ihrer Uebersahl von Schlechten, —, wir achten dieser Zierrathen nicht mehr, wenn das fehlt, was durch sie verziert werden soll, der edle freie Mensch.

Nachmittags kam Herr Bürgermeister Smidt, Abschied zu nehmen wegen Erfurt. Er sagt mir, daß Senator Iken in Bremen gestorben ist, mit dem ich noch kürzlich Briefe ge-

wechſelt; er war im Jahre 1785 geboren, — Smidt im Jahre 1773. Ueber die letzten Sitzungen des Verwaltungsrathes. Gar keine Hoffnung auf dem eingeſchlagenen Wege, alles iſt falſch, unfruchtbar. Baieriſcher Entwurf deutſcher Verfaſſung, beſſer als der preußiſche, aber auch nichts Haltbares, die Höfe können nichts! Deutſche Nationalverſammlung aus Urwahlen, kein andres Heil! Muß ſie erzwungen werden, dann freilich erſcheint ſie fürerſt in andrer Geſtalt, als Diktatur, als Schrecken.

Abends bei *, ein ganz leidliches Geſpräch, doch ſeh' ich mit Unmuth, wie oberflächlich die Leute meiſtens leben, vom Tage wie die Fliegen, gar nicht wie Menſchen, die eine Geſchichte haben, ohne andern Zuſammenhang als den des Putzes, der Eitelkeit, der erkünſtelten Geſellſchaft. Jammervolle Geſchöpfe, und haben Anſpruch nach dem Tode fortzuleben! —

Meyen hat in der „Abendpoſt" gegen die „Kreuzzeitung", die immer thut als wäre der preußiſche Staat eine Gründung von oben, von Gottes Gnaden, auf ein Pfandgeſchäftchen von 400,000 Goldgulden angelegt, die Grundlage der Erwerbung der Mark, der Dynaſtie Hohenzollern; die „Kreuzzeitung" hat es nicht verſtanden!

Sonntag, den 10. März 1850.

Sendung von Herrn Stargardt, der „Leuchtthurm" und die „Reichsbremſe", worin die ſtärkſten Sachen ſtehen! Aus den Raſtatter Kaſematten herzzerreißende Schilderungen. Der Prinz von Preußen hatte die größte Milde verſprochen, ſonſt wäre die Uebergabe nicht erfolgt. Jetzt häuft das Volk auf ihn die Vorwürfe der Argliſt, des Wortbruchs, und erinnert ihn an ſeine Flucht von Berlin nach England. Traurig, traurig!

Alle Leute erzählen von der wüthigen Predigt, die der Fuchs Krummacher heute in der Dreifaltigkeitskirche gehalten

hat. Diesmal hat er weniger auf die Demokraten als auf die Vornehmen geschimpft, von ihrem Fressen und Saufen, ihrem Prahlen, ihrem liederlichen Wandel, dann auch hat er vom Könige sehr anzüglich gesprochen, ihn des Schwankens, der Charakterlosigkeit, des feigen Nachgebens angeschuldigt, und andres dergleichen, was keinem Andern so hingehen würde! — Er verglich den König mit Pilatus.

Der schändliche P. A. Huber hat als Professor der Universität den Eid auf die Verfassung leisten sollen, ihn aber verweigert. Er wird belohnt werden durch Entlassung mit einer Pension, die seiner Besoldung gleich kommt.

Gestern war bei Krell im Thiergarten ein großer demokratischer Ball, ein schönes glänzendes Fest, von dreitausend Personen besucht, das ohne Störung hinging. Die schönsten, feinsten Damen, der beste Ton, die eleganteste Haltung; selbst nichtdemokratische Vornehme hatten sich angeschlossen. Hinckeldey hatte das Fest durch niedrige Chikanen hindern wollen, der Fräulein Krell Abstandsgeld zugesagt, aber vergebens. Der Konstablerwachtmeister Kaiser war auch dort, aber unter dem Befehl eines Polizeikommissars, und durfte nicht mucken. Was der Polizei am bittersten war, die Einnahme, wußte sie, war zum Besten der Flüchtlinge.

Montag, den 11. März 1850.

Erwägung unsres politischen Zustandes. Ob ich unsre Sache noch nicht verloren gebe? Gewiß nicht; obschon ich bekenne, daß sie schlecht steht. Wäre sie eine deutsche allein, so würden wir vielleicht auf lange Zeit, wie bei der protestantischen Reformation, in trauriger Halbheit ausdauern, aber unsre Sache ist eine europäische, eine allgemein menschliche, die ganze Bildung der neuern Zeit strebt zur Freiheit, die Franzosen arbeiten für uns mit, die Italiäner, Polen,

Magyaren, und ſelbſt ſchon die Engländer und Ruſſen! Den nationalen Dünkel, daß wir Deutſche grade das Volk ſeien, das alles leiſte, müſſen wir freilich fahren laſſen! Zudem wächſt die Demokratie zuſehends; daß wir konſtitutionell heißen, dieſe Niederlage des alten Königsdünkels, iſt ein Sieg, den die Demokraten durch ihre Knechte, die Konſtitutionellen, erfochten haben, die letztern, ohne das friedliche Drängen der Demokraten, hätten nichts erlangt, nicht einmal den Namen. Doch iſt es nicht viel, ich gewiß gebe nichts drauf. Uno wie ſind die Scheingrößen, auf die wir vertrauten, die uns getäuſcht und verrathen, alle in ihrer Nichtigkeit hingeſtellt! Dieſe Lumpen und Schufte betrügen uns nicht ein zweitesmal.

Beſuch von Weiber, von Hänlein. Merkwürdige Erzählungen aus der Hofwelt. Die Gardeoffiziere ſprechen ohne Scheu nach wie vor ihren Haß, ihre Verachtung gegen den König aus, immerfort Majeſtätsbeleidigungen, ungerügt, ungeſtraft! Nur der gemeine Mann ſoll die Majeſtät anbeten und ſich keinen Tadel erlauben. — Der General von Bonin in Schleswig wüthet über die widerſprechenden Befehle, die er von hier empfängt, er will abberufen ſein; die Sendung Rauch's wird ihn ſehr verſchnupfen. Wildenbruch hat es offen mit den Dänen gehalten. — Zur Sendung Rauch's hat auch der ruſſiſche Geſandte von Meyendorff ſein Wort gegeben, und den armſeligen franzöſiſchen Geſandten Perſigny hat man ſchmeichleriſch verſtändigt; niedrige gemeine Politik! Meyendorff hat ſchon früher geſagt, die Spitzbuben, die ſchleswig-holſteiniſchen Rebellen, ſolle man ihrem Schickſal überlaſſen, die Kanaillen ſeien nicht werth, daß ein guter preußiſcher Soldat noch ſein Leben für ſie einſetze! —

In Kolatſchek's Monatsſchrift geleſen; in Goethe's vermiſchten Briefen, wo ich neue Entdeckungen gemacht! Dergleichen Gehaltvolles erſchöpft ſich nicht ſo leicht, in andern

BIBLIOTECA REGIA

Zeiten und Stimmungen nimmt man immer auch anderes Merkwürdige darin wahr.

Dienstag, den 12. März 1850.

Geschrieben; für englische Blätter, Empfehlung unserer politischen Männer, der verfolgten, Vergleichung ihrer Notatten mit denen der Verfolger: Großmuth, Edelsinn, Reinheit der Triebfedern, Geistesgaben auf der einen Seite, Rohheit, Gemeinheit, Selbstsucht, Dummheit auf der andern.

Spottgedicht in der gestrigen „Kreuzzeitung" auf Radowitz: „Witz, Ratz, Radowitz", wird immer wiederholt. Die Unverschämtheit dieser Partei ist nicht zu überbieten, sie wühlet im eigenen Fleisch, einen preußischen Generallieutenant so frech anzugreifen, streitet mit ihrem eigenen Glauben. Und des Königs Liebling erleidet das! Freilich liebt ihn sonst niemand! sogar Leopold Gerlach nicht mehr, und Gamz nicht mehr.

Am 9. wurde Graf von Zugger, bairischer Artillerielieutenant, in Landau kriegsrechtlich erschossen.

Unsre Gefängnisse sind gefüllt, unsre Festungen, und viele tausend Menschen hofft man noch verurtheilt zu sehen! Bei uns denkt niemand an Amnestie, nur an Rache! Es ist die verhärtetste Bosheit in den obern Kreisen!

Mittwoch, den 13. März 1850.

Die Mehrheit der deutschen Nationalversammlung wollte nicht demokratisch deutsch sein, sondern aristokratisch, privilegirt, auf andre Völker herabsehend, sie beherrschend: die Deutschthümler waren doch nur wieder Franzosenaffen, ihnen spukte die grande nation im Kopfe, sie meinten das Stück einmal deutsch zu geben. Die Armen! Sie sind unter die

Polen und Italiäner hinabgesunken. Gagern, Welcker, unsre Berliner Jämmerlinge, Georg von Vincke, der alte Arndt, der lächerliche Jahn, alle diese tragen die Schuld dieses Dünkels; sie wurden dafür tüchtig an der Nase geführt, von Schmerling, von Radowitz, vom Flunkerer Lichnowsky, vom Reichsverweser, von jedem, der lieber Schelm sein wollte als Narr! Und hat die Lehre irgend angeschlagen? Gar nicht; die alten Narren sind wie die alten Schelme unverbesserlich. Nur die Jugend lernt an dem abschreckenden Beispiele, wie schlecht es den Lumpen geht!

Der zerkrümelte Dreikönigsbund heißt nun amtlich die deutsche Union, die Erfurter Versammlung das deutsche Parlament. Hilft nichts, der Name mag sein wie er will, die Sache taugt nichts!

Donnerstag, den 14. März 1850.

Geschrieben, mit Unlust und Eifer zugleich. Die Lage von Deutschland; Vergleichung dessen, was die Nationalversammlung vermochte, mit dem was die Fürsten können: Unfähigkeit und Ohnmacht dieser letztern, ja Ohnmacht in allem, was Gründen oder Schaffen betrifft, — da sind sie alle nur Schwächlinge, Hämlinge! Die Zwietracht wächst, die Zerrissenheit wird ärger. Das Jahr 1850 zeigt die volle Schande der Höfe, der Kabinette, und das Jahr 1848 wird glänzender, leuchtender. — Die Volkspartei hat Recht, den 18. März diesmal nicht zu feiern, sie muß der rohen Gewalt, der laurenden Polizei — deren Gesinnung und Trieb aus den höchsten Regionen stammt — keine Gelegenheit bieten. Der Tag feiert sich genug durch sich selbst, und durch die Schlechtigkeit der heutigen Zustände der Roheit und Bosheit.

Professor Benary kam. Schlimme Lage aller Angestellten hier, Verfolgungen und Quälereien abseiten der Behörden,

Bosheit und Zwietracht über das ganze Land hin! Der Lehrer Oken, wider alles Recht und Gesetz entlassen, ausgewiesen, in jeder Thätigkeit gehindert, muß in Amerika seine Zuflucht suchen.

Voltaire schreibt an Thiriot unter dem 5. Mai 1759: »Il me semble qu'on veut vous ôter, à vous autres Parisiens, la liberté de penser; mais il est beaucoup plus aisé de tenir une nation dans la stupidité pendant mille ans, comme nous avons l'honneur d'y être, que de nous y replonger quand une fois nous en sommes sortis.« Das lassen sich unsre rohen, gewaltthätigen, dummpfiffigen Regierungen doch gesagt sein! —

Freitag, den 15. März 1850.

Unruhige Nacht. Unser hiesiger Jammer und der Jammer, mit dem Voltaire so schwer zu ringen hatte, mischten sich in meinen Schlaf, und brachten die seltsamsten Traumbilder zu Stande. Früh wach, las ich die unerfreulichen Zeitungen, und die Wirklichkeit war wie die Fortsetzung meiner Träume!

Auf das bayerische Verfassungsbündniß giebt man nicht mehr als auf das preußische; lauter Eigensucht und verrätherische Blendung, unredliches Spiel, treulose Arglist! Und Oesterreich? steht unbetheiligt im Hintergrunde, dessen Baiern zu täuschen, wie es Preußen zu berücken versucht. Die Fürsten wollen nichts als den Polizeistaat, den rohen Absolutismus, der jetzt nicht einmal mehr ein milder sein kann, sondern ein strenger sein muß, ein rachevoller. — Verwilderung der Truppen, Vergehen wider die Obern folgen denen gegen die Bürger. Neulich zehn preußische Husaren nach Metz ausgerissen! Das Beispiel der französischen Soldaten wirkt gewaltig ein, diese stimmen trotz aller Einflüsterungen überall für die republikanischen, sozialistischen Kandi-

daten. — In Paris sind Hippolyte Carnot, Vidal und de Flotte gewählt.

In Baden die Stände versammelt; Lumperei, nichts davon zu sagen! Kurhessen zeigt große Lust, vom preußischen Bündniß abzufallen.

Besuch von Herrn Dr. Bettziech, der sich lieber Beta nennt. Er ist Mitarbeiter am „Leuchtthurm", der in Leipzig erscheint. Den Herausgeber schildert er als einen gelassenen, stillen Mann, der sich leicht dem Trübsinne hingiebt, aber sonst voll Muth und Kraft ist. Gegen Beta lagen vier, fünf Anklagen hier vor, der Staatsanwalt hat ihm unerwartet angezeigt, daß die Akten sämmtlich zurückgelegt worden sind; er weiß nicht, wem er dies verdankt. Jetzt aber schwebt eine Untersuchung gegen ihn, die das Kriegsministerium eifrig betreibt; er soll sagen, wer der Offizier sei, der ihm, wie er im „Leuchtthurm" erzählt, über die Stimmung der Truppen so schlimm berichtet hat! — Ueber die Zukunft. „Jede neue Revolution, an der nicht auch England und Rußland Theil haben, ist eine unvollständige." — „Unter welchen Gestalten die nächsten Ereignisse auftreten werden, wer kann es wissen? Man kann darüber sich mancherlei Vorstellungen machen, aber zum voraus keine Beschlüsse fassen, man muß erst sehen, was und wie es kommt, und mit dem Winde gehen, der eben weht." —

Besuch von Herrn Savile Morton, er nahm Abschied, am Sonntag reist er von hier nach Paris. — Nachrichten aus Athen.

Sonnabend, den 16. März 1850.

Die elenden Wahlen zur elenden Kammer, die künftig die Pairskammer werden soll, geschehen heute! Ein Narr, wer hingeht. Futter für Auflösung! Bedienten, die den Platz für die Herrschaft wahren sollen, und die man heimschickt, wenn das Stück angeht! —

Die „Urwählerzeitung" warnt eindringlich, die Regierung solle sich besinnen, volksfreundlich werden, die Volksrechte herstellen. Die „Nationalzeitung" scharf und trotzig. Die rothen Wahlen in Frankreich wirken hier ein. Man sieht gleich, daß frischer Wind weht! —

Der Litterat Herf und auch der Buchdrucker von den Geschwornen verurtheilt, sehr ungerechter Weise. Wirkung von oben! Eingriffe des Obertribunals auch in Posen vom Kriegsgericht abgewiesen.

Die „Neue Preußische Zeitung" wehklagt, die demokratische „Abendpost" frohlockt über die Wahlen in Frankreich.

Der Polizeipräsident von Hinckeldey hat Herrn Alex auf seine Klage, daß Konstabler sieben Freunde, die bei ihm zu Besuch waren, als einen politischen Verein betrachtet und zum Nachhausegehen genöthigt haben, endlich geantwortet, die Konstabler hätten Recht gehabt und die Gesellschaft sei allerdings ein politischer Verein gewesen. Machtspruch, so frech als dumm! — Derselbe Hinckeldey hat den Besuch des Friedrichshains am 18. März und den nächstfolgenden Tagen verboten!

Sonntag, den 17. März 1850.

Der Bürgermeister Zimmermann von Spandau vom Schwurgericht zu Brandenburg wegen Theilnahme an dem deutschen Parlament in Stuttgart zu zweijähriger Zuchthausstrafe verurtheilt! Diese grausame Ungerechtigkeit schreit zum Himmel!

Die Prinzessin von Preußen hat ihren Wunsch erreicht, sie reist an den Rhein. Bei der Reaktion wird sie roth gescholten, weil sie ein bischen rothgoldschwarz ist, sich mit Friedrich von Raumer, mit Beseler und Andern dieser Art ein bischen abgiebt! Wie sieht es bei uns aus, wenn das

als roth geſcholten wird! — Die Zeit wird kommen, wo ihr erfahren werdet, was roth heißt.

Beſuch von Herrn Dr. Hermann Franck; über die Lage der Deutſchen, ihre Fähigkeiten, Fehler, Schickſale, ſehr verſtändig, überſichtlich, klar, aber wenig ermuthigend: ich bemühe mich, eine beſſere Anſicht aufzuſtellen, jede unbegründete Forderung abzuwenden, das billige Maß zu halten. Wahrhaftig, wie ſchlecht es uns geht, unſer heutiges Volk braucht ſich vor keinem andern zu ſchämen, wir ſind nicht ſchuld, daß wir keine andere Vorzeit gehabt, daß wir ſo wenig beiſammen ſind, aber Muth und Talent haben wir doch in Fülle gezeigt. Der Himmel wird ſchon weiter helfen, der Feind arbeitet wacker für uns. Wir ſehen den Ausgang noch nicht, aber iſt es denkbar, daß ſolch gedankenloſe, boshafte, niedrige und rohe Wirthſchaft ſich befeſtige, daure? Nein, es iſt nicht denkbar!

General von Rauch iſt aus Schleswig zurück; er hat dort bewirkt, daß die ſchleswig-holſteiniſchen Truppen ruhig bleiben, ihr Befehlshaber Bonin empfängt ja ſeine Weiſungen von hier! Rauch iſt geſtern unter den Linden bemerkt worden, wie er in einiger Entfernung vom ruſſiſchen Geſandtſchaftshauſe ſeinen Wagen halten ließ, ausſtieg, und zu Fuß in das Haus ging, mit Papieren unter dem Mantel. Kleinliche Vorſicht, und unnütze!

Montag, den 18. März 1850.

Ausnahmsweiſe, dem 18. zu Ehren, erſcheinen heute die „Urwähler-Zeitung“ und die „National-Zeitung“, mit Trauerrändern, in Verſen und Proſa die gefallenen Freiheitskämpfer feiernd. Die „National-Zeitung“ rechnet der Regierung ihr Benehmen ſeit zwei Jahren vor. Die „Urwähler-Zeitung“ ſtraft den Polizeipräſidenten Lügen, wegen der angeblichen

Unordnungen vor dem Jahre, die sein jetziges Verbot, den Friedrichshain heute und nächste Tage zu besuchen, rechtfertigen sollen, das er übrigens schon gestern ausführen ließ gegen Leute, die Blumen und Kränze auf den Gräbern niederlegen wollten. — Bekanntmachung des Ausschusses der Volkspartei, Berends, Meyen, J. Waldeck und Paalzow, welche zur Ruhe mahnen, und öffentlich als Leiter auftreten.

Unsere Vernehmen sind ganz außer sich über die Stimmung des Heers in Frankreich, wo fast alle Soldaten republikanisch-sozialistisch wählen. Daß sie hier der Truppen nicht mehr recht versichert sind, merkt man an ihrer Furcht, ihren Besorgnissen, die sich gern in Gewaltthaten umsetzen möchten. Ihre Strenge wendet sich nun schon gegen das Heer: alles wird nachgesehen, nur kein Anflug volksfreundlicher Gesinnung, gegen diese wird mit unerbittlicher Härte losgefahren; wie häufig sie sich zeigt, diese Volksfreundlichkeit, sieht man an dem wieder überhand nehmenden Schimpfen und Treiben der Offiziere, lange Strafpredigten werden den Unteroffizieren gehalten, Soldaten bekommen mitunter Stöße, Hiebe, man will die alte Autorität herstellen. Aber auch die Offiziere werden hart beaufsichtigt, viele nehmen den Abschied, oder werden aus dem Dienst entfernt, das nennt man die Regimenter reinigen; die Ehrengerichte arbeiten was sie können. Wohin das führt, — die blödsinnigen Lumpen ahnden es nicht, sie werfen der Volkspartei die tüchtigsten Männer zu, solche, die der Krone am treusten gedient hätten, denn die Gardegesinnten sind nur bedingt dem Könige treu, insofern er noch ihr besonderer König sein will.

Besuch von Herrn Prof. * aus Leipzig. Dritthalb Stunden stürmisches Gespräch. Hätten doch Stenographen es aufgefangen. Ich sagte in der Erregung mein Bestes, und gewiß sehr Gutes, und doch eigentlich als Verschwendung. Der Leipziger Philosoph konnt' es nicht fassen, er war als

Hiſtoriker und Philoſoph ganz verquer, als Politiker null. Wir gingen bis an's Ende der Menſchheit, er hielt es für nahe genug! Er glaubt an den Untergang der europäiſchen Zwiliſation, ein abermaliger Niebuhr! Als ob an dem Flitter was gelegen wäre; da hab' ich ein anderes Vertrauen zur Menſchheit, die wird die ihr eingepflanzten göttlichen Keime ſtets auf's neue ausbrechen laſſen, und immer ſchöner! Und an Gottvertrauen fehlt es ſolchen Frommen am meiſten. So fürchtet Rio die Rückkehr des Bas-Empire. Ihr und eure Wirthſchaft, das iſt das Bas-Empire; die neue Bildung bricht über euch Philiſter und Pedanten herein. Ueber die Proletarier: England iſt vernichtet, wenn es ſie nicht hat, ſein Reichthum und ſeine Macht gründen ſich auf ſie, die ſein unerträgliches Uebel ſind. Herrſcht Chriſtenthum und Menſchenliebe, oder Selbſtſucht und Ungerechtigkeit? Das iſt die ganze Frage!

Herr von O. iſt ganz für das Kaiſerthum des Louis Bonaparte: „Es iſt doch das Einzige, was wieder Ordnung bringen kann, nur die Republik fort, das iſt die Hauptſache.“ Er ſpricht nicht ſeinen Gedanken aus, ſondern den des Hofes. Aber die Höfe ſind nur für Louis Bonaparte, ſo lange die Republik noch da iſt, nachher werden ſie ſchon gegen ihn ſein!

Neuſtes Blatt des „Leuchtthurms“ von Ernſt Keil in Leipzig; über Haſſenpflug's Greifswalder Schandgeſchichte ausführlich; Lebensart unſres Königs, er wird als gebrochener Mann in den Händen der Kamarilla geſchildert.

Dienstag, den 19. März 1850.

Schnee bedeckt Straßen und Dächer. Etwas Sonnenſchein, dann Hagel.

Geſchrieben. Napoleon Bonaparte fiel dadurch, daß er Frankreich untreu wurde und mit den auswärtigen Mächten buhlte, Louis Philippe ebendadurch; wenn dies dem Helden

widerfuhr, dem Meister der Betrugskünste, kann der Pinsel, der jetzt an der Spitze von Frankreich steht, ein bessres Schicksal hoffen? Er ist ganz in den Netzen der Höfe, mit denen das Heer französischer Intriganten im Augenblick einig ist. Und ob die Höfe dabei gewinnen? Der Stutz Leute Philippe's hat sie mitgetroffen, und nur die Großmuth des Volks ihr Dasein gefristet.

Heute früh ist nur die „Tyroner'sche Zeitung" erschienen; sie ängstet sich mit den Gefahren des Sozialismus, von dem sie nichts versteht, nichts weiß. Sie meint, die Demokratie habe in der letzten Zeit an Boden verloren, und giebt doch selber Thatsachen bei Gelegenheit der französischen Wahlen an, woraus das Gegentheil erhellt.

Frau von T. bringt mir Herrn und Frau von Bury — ein Franzose, noch sehr jung, der eine Schottin geheirathet hat, er hat den Faust übersetzt, sie spricht vollkommen deutsch, — sie kommen von Venedig, wo sie den Grafen von Chambord besucht haben, und kehren über Berlin nach Paris zurück. Angenehmes und lebhaftes Gespräch, doch bald etwas bitterlich, sie hassen die Republik, das allgemeine Wahlrecht ꝛc. Ich bin so aufrichtig, und sage ihnen, daß ich kein Legitimist bin, daß ich Frankreich gern als Republik sehe, daß ich das allgemeine Wahlrecht behaupte u. s. w. Sie wollen mir einbilden, Chambord sei ein Mann ohne Gleichen, ein Held und Staatsmann! Wie die Leute gleich schwach werden, wenn sie die Wahrheit hinter den Vortheil, hinter die Absicht stellen. Sie hören und sehen nicht mehr, sie stellen ihre Wünsche als Thatsachen auf, sie bethören sich mit Einbildungen! Zum eignen Schaden. Aber wie komm' ich dazu, mit all' dem Volk zu verkehren! Wahre Plage! —

„Hinckeldey muß abgesetzt werden! warum verbietet er nicht das weiße Leichentuch, das heute Nacht auf den Friedrichshain gelegt worden?"

Thronrede des Königs von Würtemberg bei Eröffnung der Stände, gegen die Revolution, der deutsche Einheitsstaat ein Traumbild, gegen das allgemeine Wahlrecht, gegen den Dreikönigsbund — die Geschichte wird richten über die Absichten und Leidenschaften, die ihn gegründet, — gegen Oesterreich und Preußen, von höhern Rechten und Pflichten als den konstitutionellen, von deutschen Volksstämmen, vom Bunde, der zu beleben ꝛc. Ein unhaltbares Gewäsch, aus dem wir nur die Ausfälle gegen Preußen hervorziehen; die herrlichen Regierungen, wie einig sind sie, was sagen sie sich für Schmeicheleien! und vor allem Volk! wie die gegen einander arbeiten! Man kann nur sagen: „Frisch zu! kein Schlag ist unverdient, haut und schimpft euch!“ Plectuntur Achivi? vielleicht noch eine Zeitlang, nicht immer.

Der Kaiser von Oesterreich hat die Befehle der Hyäne Haynau, wonach alle ungarischen Nationalgarden in das Heer eingestellt werden sollen, annullirt; am 18. ist dies in Pest bekannt gemacht!

Bruno Bauer kündigt eine volksverständliche Bearbeitung seiner Kritik der Evangelien an.

Ein Gedicht auf den 18. März „Rückblick und Hoffnung“ hier bei Z. Löwenberg erschienen, ist von den Konstablern, als es aus der Druckerei kam, weggenommen worden; Abends dennoch tausende von Abdrücken in Umlauf!

Die „Ewige Lampe“ bringt Auszüge aus der Vossischen und Spener'schen Zeitung vom März 1848, das „Extrablatt der Freude“, die Schilderung des Leichenzuges am 22. — Der König grüßt die Särge ehrerbietig vom Balkon, die Königin besucht die in den Schloßsälen liegenden Verwundeten, pflegt sie ꝛc.

In Grote gelesen, mit wunderbarer Stimmung!

Mittwoch, den 20. März 1850.

Die Reaktion, in Frankreich die Legitimisten prahlen, auch der luftige, weniger feste und starke Theil der Demokratie prahlt, das verräth immer Schwäche, — die wahrhafte, feste Demokratie ist möglichst ruhig und schreit nicht, aber wirkt und arbeitet unablässig. Ihr wird und muß der Sieg bleiben. Sie besteht jetzt die Feuerprobe der Verlockungen und Verfolgungen.

Die „Urwählerzeitung" beleuchtet die Thronrede des Königs von Würtemberg mit Schlaglichtern, die nicht ihn allein treffen. Die „Nationalzeitung" sehr gut über denselben Gegenstand.

Besuch von Weiber: mancherlei Mittheilungen. Schändliches Verfahren des Maschinenbauers Borsig, der beinahe zweihundert seiner Arbeiter, die den 18. gefeiert, deßhalb entlassen hat.

Ausgegangen. Herrn und Mad. Blaze de Bury (sie ist eine geborne Stuart) traf ich, und blieb über eine Stunde, das Gespräch war gut, wir sahen die Geschichtsbewegung im Großen, die Fortschritte der Menschheit auf stets neuen Wegen, ich drehte mit der Entwicklung der Russen, freier Russen, was doch dem Franzosen nicht recht in den Kopf wollte. Von Tieck, von Novalis war die Rede, und von vielem andern.

Bedrohliche Nachricht, an Bakunin und Röckel solle das Todesurtheil vollzogen werden; so spät noch, und in Sachsen, wo die Abschaffung der Todesstrafe schon ausgesprochen ist!

Neue Verfassungsbeschränkung in Dessau. — Vertagung der kurhessischen Stände. — Schlechtes Benehmen der Minderheit in Bremen, bei der Wahl für Erfurt. Dr. Smidt, Dr. Smidt! —

Donnerstag, den 21. März 1850.

Die „Urwählerzeitung" verarbeitet den Umritt des Königs in Berlin vor zwei Jahren, wiederholt seine Aussprüche, den Ehrendank des Magistrats für die gefallenen Bürger. Die „Nationalzeitung" thut auch das Ihrige. Das Volk ist tief erbittert, und hat die größte Lust loszuschlagen; am 18. konnten nicht alle Ausfälle und Reibungen verhindert werden. Die Reaktion ist über diese Verwegenheit erschrocken; sie ist um so eifriger in ihren Maßregeln der Verfolgung, der Polizeiwillkür. — Neue Verurtheilungen sind erfolgt, aber auch Freisprechungen, das genügt den Rachsüchtigen freilich nicht, sie eifern gegen die Geschwornengerichte, wollen auch in Rechtssachen Ministermacht ꝛc.

Geschrieben. Lage der deutschen Sache; sinnlose und freche Angaben des Königs von Würtemberg in seiner Thronrede; er hat nur darin Recht, daß er die lumpige Politik Preußens angreift; die Zwietracht der elenden Fürsten muß an den Tag! Das Volk muß sie erkennen! —

Besuch von H. Klagen über Klagen, er thut als müßt' er verhungern bei 2500 Thaler Pension, und doch auch eignem Vermögen. Die Minister laden ihn nicht mehr ein, die Gesandten bemerken ihn nicht. War ihm der Weltlauf bis jetzt unbekannt? hat er selbst es anders gemacht? Schreckliche Brut, diese Diplomaten, sie thun, als sei die Welt nur ihretwegen da!

Das deutsche Parlament in Erfurt ist gestern eröffnet worden, ich hatte nicht gedacht, daß es so weit kommen würde. Wie weit aber ist es von dem, was angekündigt war, entfernt! Sachsen und Hannover fehlen, und Kurhessen sinnt auf Abfall! — Das Ganze ist nur ein Werk der Arglist und des Dünkels von einer, und der Dummheit von der andern Seite. Man braucht ein Werkzeug, um die freisinnigen Gesetzgebungen der unirten Staaten mit Einem Ruck

umzuändern, auch für die preußische Gesetzgebung, sofern in der noch etwas zu Freisinniges zu finden ist. Lug und Verrath, Heuchelei und Bosheit sind am Ruder, was hilft's, daß einige ehrliche Schiffsleute mit an Bord sind, besonders da die ehrlichen auch dumm sind! Wenn wider alles Erwarten die ganze Posse doch irgend Folgen und gute Folgen hat, so ist es gewiß ohne die Absicht und das Zuthun der Urheber.

Die „Abendpost" erörtert die württembergische Thronrede sehr munter; sie meint, die Fürsten müßten fort. — Ueber das Wegnehmen der Blumenkränze auf den Gräbern im Friedrichshain — sie wurden in der Nacht gestohlen —, erklärt sich dieselbe Zeitung mit herausfordernder Bitterkeit, sie nennt es ein infamirendes Verbrechen.

Eine Kompanie Soldaten, die am 18. durch die Landsberger Straße zog, sang das Lied vom Friedrichshain. Die Reaktion ist außer sich darüber und bietet alles auf, um die Thatsache zu läugnen, für die doch mehr als hundert Zeugen da sind. Die Offiziere hatten sich schon entfernt, sagt man, und den Unteroffizieren überlassen, die Truppen in die Kaserne zurückzuführen. Insgeheim wird eine strenge Untersuchung angestellt. Ja, ja, verlaßt euch nur auf die Bajonette!

Freitag, den 22. März 1850.

Geschrieben; was die preußische Politik mit Erfurt will? Nichts Allgemeines, nur preußischen Gewinnst, und zwar solchen, dessen Werth noch sehr zweifelhaft ist; alles ist auf's übelste angelegt.

Der „Staatsanzeiger" bringt die neue Gemeindeverfassung, lauter Aristokratie und Bureaukratie, keine Spur von Freiheit ist übrig gelassen. Zum Glück ist dergleichen noch leichter abgeschafft als eingeführt. Wir erkennen nichts von dieser Gesetzgebung für gültig an.

Der Graf von Dyhrn hat in Schlesien eine öffentliche Aufforderung zu Beiträgen für die politischen Flüchtlinge erlassen. Welch ein Abstand von Borsig, der gegen zweihundert seiner Arbeiter entläßt, und sie der Barbarei der Ausweisung preisgiebt, weil sie ohne seine Erlaubniß den 18. März gefeiert haben!

Die heutige „Abendpost" ist weggenommen, doch in wenigen Abdrücken, ich habe meinen. Ein grimmiger Aufsatz über die würtembergische Thronrede ist wahrscheinlich die Ursache.

In Grote gelesen, in Goethe. — Englische Blätter, französische.

Wegen der Soldaten wird man täglich bedenklicher. Man weiß nicht, soll man Güte und Nachsicht oder Strenge anwenden, und wendet beides an, ohne rechten Erfolg. Hundert kleine Züge lassen erkennen, daß die demokratische Gesinnung in den Soldaten sich verbreitet und gährt. Die Reaktion fühlt, daß wie in allen schlechten Stellungen auch hier die Ruhe gar nicht zu ertragen ist; man bedarf immer neuer Thätigkeit im Schlechten, neuer Versicherungen, man möchte alle Tage die Truppen gegen das Volk in den Kampf führen, alle Tage Blut sehen; wenn nichts vorfällt, denkt man gleich, die Truppen seien nicht mehr sicher.

Sonnabend, den 23. März 1850.

Der „Staatsanzeiger" bringt die neue Kreis-, Bezirk- und Provinz-Ordnung, dann das Polizeiverwaltungsgesetz; lauter freiheitsfeindlicher Plunder! bei dem ersten Umschwung muß er fort. Wie lange er auch gelten möge, immer wird er nur aus Zwang gelten.

Unsre Zeitungen bearbeiten die von der „deutschen Reform" ausführlich mitgetheilte politische Rede von Donoso Cortes Marquez de Valdegamas. Unter einem Schwall sogenannter

geistreichen und hohen Redensarten kramt Donoso Cortes die dümmsten Vorurtheile und größten Widersprüche aus; gegen seinen Willen fügt er der Monarchie ihr Sterbelied und begrüßt die Demokratie. Die „Nationalzeitung" sehr gut über ihn.

Unser Gesandter in Stuttgart abberufen. Sehr gleichgültig, aber doch hübsch als Zeichen unsrer Vereinbarung! Auch in Hannover haben wir keinen Gesandten mehr.

In Grote gelesen, und in Hegel's Geschichte der Philosophie die Hauptsachen über Sokrates, Platon, Aristoteles.

Die „Urwählerzeitung" bringt die „Eichhorn'sche" Denkschrift vom Jahre 1822 wieder in Erinnerung, die von Rombst veröffentlichte; die Falschheit und Arglist von damals paßt heute vollkommen. Die Denkschrift ist aber nicht von Eichhorn, sondern von Küpfer.

Mittwoch, den 27. März 1850.

Die Gräfin von Hahn wird katholisch; ich habe nichts dagegen. — Bisky nimmt in Tegel Abschied von seinen Freunden, weil er Berlin nicht besuchen darf. Er reist nach Nordamerika. — Unsre Regierung verfolgt und vertreibt die besten Bürger; eine das eigne Volk hassende Regierung, ein wahrer Gräuel! — Soldatenunfug, Kasernenwillkür, immerfort, überall! Der „Abendpost" schreibt ein Stabsoffizier, die angestellte Untersuchung (!) ergebe, daß die Geschichte von den Soldaten, die im Marschiren ein Lied auf den Friedrichshain gesungen, nicht wahr sei. Die niederträchtige „Kreuzzeitung" giebt der „Abendpost", die Soldaten würden in Masse auf ihr Bureau kommen, sie hetzt also geradezu die Soldaten zur Gewaltthat auf.

In Frankreich geht es gegen die Preßfreiheit los, gegen die Klubs und selbst gegen die Wahlversammlungen. Recht

ſo, immer die alte Dummheit, die ſchon oft Früchte gebracht! — Thiers benimmt ſich als nichtswürdiger Schuft.

Vortreffliches zweites Heft der vortrefflichen Deutſchen Monatsſchrift von Kolatſchek. — Leuchtthurm, Kladderadatſch, Reichsbremſe, Demokratiſche Blätter von Kirchmann, Bruno Bauer's Kritik der Evangelien ꝛc. Während meines Zubettliegens iſt mir aber die größte Unterhaltung das Leſen im Macaulay, ich bin endlich da, wo der ſchändliche, betrügeriſche, grauſame, alberne Jakob der Zweite den Lohn ſeiner Verbrechen empfängt. Wahrer Troſt, wahre Seelenerquickung, daß die Böſen nicht immer ſiegen! —

Denkmal des 18. März 1848: „Das ſprechendſte Denkmal für den Volksſieg ſind die Schloßgitter und die Gitter der Wachthäuſer, die man ſeitdem nöthig befunden hat.“ Dieſes mein Wort ſoll neulich dem König hinterbracht worden ſein, und er die Schärfe tief gefühlt haben. Warum läßt er ſie nicht ausreißen, dieſe Schmachgitter. Zwar — jetzt wäre es längſt zu ſpät! *Νήπιοι!* Sie erkennen gar nicht, wie ſehr dieſe Gitter die Kriegsmacht beſchimpfen!

Donnerstag, den 28. März 1850.

In Erfurt große Rede des Herrn von Radowitz, die den größten Beifall erhält, wie immer ſolches Geſabber; ſie hat gar keinen beſtimmten Inhalt, als nur preußiſch-deutſches Prahlen, und kann den allerſchändlichſten Beſchlüſſen zum Vorworte dienen. Von dergleichen laſſen ſich die Deutſchen noch immer berücken! Freilich, welche Deutſche? Die Erfurter Verſammlung, das heißt die Auswahl deutſcher Lumpen, Feiglinge und Knechte; trotz ihrer Bildung, Namen und Titel ſind ſie nichts weiter. Und der Teufel hole ſie alle!

Vor Kurzem, nach gehaltener Miniſterſitzung, nahm der Graf von Brandenburg den Kriegsminiſter von Stockhauſen

bei Seite, um ihn noch besonders zu sprechen; er zog ihn in ein Nebenzimmer, und machte aus Vorsicht sogar die Thüre zu. Nichtsdestoweniger stand am andern Tage das Geheimniß, das besprochen werden, in der Vossischen Zeitung! Stockhausen sagt selbst, er und Brandenburg hätten sich die Köpfe zerbrochen, wie das wohl ausgekommen sei, aber sie hätten es nicht ergründet. Nachfragen bei Leising wollten sie nicht.

In der neusten Zeit mehren sich in erschreckender Weise die Aeußerungen des Hasses und der Geringschätzung unsrer Gardeoffiziere und Aristokraten gegen den König, alle seine früheren Worte aus den Märztagen werden mit Groll aufgefrischt und erläutert, immerfort hört man, er richte den Staat zu Grunde, er könne nicht regieren, er könnte nichts Besseres thun als abdanken; man setzt hinzu, er würde ja dann ganz dem Kunsttuisel leben können, auch katholisch werden ꝛc. — Ich kann mir nicht verhehlen, daß mir der König in Gefahr scheint; bei dem geringsten Unfall, Scheitern der Erfurter Geschichte, schimpflichen Frieden mit Dänemark, Schlappe durch Oesterreich, oder gar wenn Krieg würde und eine Niederlage folgte, würde das Gewitter furchtbar ausbrechen!

Dem „herrlichen Kriegsheer" traut man alle Tage weniger. Es fällt sehr auf, daß so viele Unteroffiziere den Abschied nehmen. Stockhausen will, um dies zu verhindern, die Regimenter möglichst in ihre alten Standorte zurückführen, aus denen man sie bisher absichtlich fortgenommen hatte.

Besuch Nachmittags von Herrn Prof. Weiße. Feiner Kopf, aber politisch ohne alle Sachkunde, daher auch ohne Einsicht. Frau Bertha von Marenholtz kam (geb. von Bülow) und trug mir in hochgebildeter, fließender, sich bisweilen überstürzender Sprache die Erziehungsanschläge von Frobel vor.

Charfreitag, den 29. März 1850.

Die „Nationalzeitung“ sehr gut wider die preußische Politik und die Rede von Radowitz, deren Nichtigkeit und Falschheit auch die „Urwählerzeitung“ aufdeckt. Gute Dienste der guten Presse! —

Der König hat sich nach Potsdam begeben, die Osterzeit dort in Andacht hinzubringen. Das Volk will an dergleichen nicht mehr recht glauben. „Der mag ja Religion haben!“ hört man sagen. „Weder Glauben noch Werke, nur Schein und Schauspielerei.“ Doch besucht das Volk hier die Kirchen noch sehr.

Gestern jubelten die Hofleute und Diplomaten, weil in Paris Larochejacquelin den Vorschlag gemacht, das französische Volk solle am 1. Juni in Urversammlungen entscheiden, ob es republikanische oder monarchische Regierungsform vorziehe? Heute jedoch bringt der Telegraph die Nachricht, daß die Nationalversammlung den Vorschlag fast einstimmig abgewiesen habe. Gruß an Meyendorff, Rothomb ꝛc.

Am Hofe hat man wirklich den tollen Gedanken, Sachsen und Hannover durch die Waffen zu zwingen, bei dem Dreikönigsbunde zu verharren, und die preußische Prahlerei vergißt, daß ihrer Ansicht die Sache, zu der man jene zwingen will, gar nicht entspricht! Aber Oesterreich und Rußland und selbst England würden uns bald lehren, daß wir schwach und erbärmlich sind, möge „mein herrliches Kriegsheer“ noch so herrlich sein! Für mein altpreußisches Gefühl ist es ein großer Schmerz und Jammer, uns auf Wegen zu sehen, denen ich, wenn ich ehrlich sein will, schlechten Erfolg nicht nur voraussagen, sondern sogar wünschen mag! — Auch nach Würtemberg wollte der König seine Truppen vorrücken lassen, und war sehr unwillig, als man ihm sagte, das ginge nicht. Diese Anfälle von Wollen ohne Sinn und Kraft, denen als Ergebniß nur das sichtbare Unvermögen folgt, tragen nicht zur Erhöhung des Königlichen Ansehens bei.

Sonnabend, den 30. März 1850.

Trotz des Rheuma's in Kopf und Brust aufgestanden, und über den Zustand von Deutschland einiges geschrieben. Die Sache des Volks und der Freiheit ist im Grunde schon jetzt vollkommen siegreich, die brutale Macht brüllt und schlägt um sich, manches Opfer ist ihr gefallen und fällt ihr noch, aber sie hat selber tödtliche Wunden. Die Fahne der Barrikaden ist die der preußischen Truppen und Beamten, der Prinzen und des Königs, die Macht der Revolution ist anerkannt, die rohe Herrschgewalt beugt sich den konstitutionellen Formen, die Reaktion selber muß in Wahlbestrebungen, Debatten, freier Presse arbeiten, alles ihr gründlich verhaßt. Und wie gut, wie besonnen, muthvoll und ehrlich benimmt sich das Volk, dies edle Volk, das ich von Herzen verehren und lieben muß, das mehr sittliche und mitunter sogar mehr geistige Bildung hat, als die begünstigten obern Klassen! Daß es nicht roh und dumm losschlägt, wenn der Feind es grade wünscht, dies schilt der zwar als Feigheit, aber in Wahrheit zeigt es nur höheren Muth, den der Ausdauer, des Ertragens. Und sind denn die Truppen nicht eben auch ein Theil unsres Volkes? — Im Jahr 1848 gab es keinen Pöbel, keine Gewaltthaten, keine Diebereien, — erst mit der Reaktion ist alles das zurückgekehrt. Sogar die Feuersbrünste waren im Sommer 1848 selten!

Besuch von Herrn Haberere und Baron Szirmay aus Ungarn; Herr von Weiher kam dazu; großes Gespräch über Ungarn, seine Leiden und Hoffnungen, seine Litteratur und Sprache. Reguly soll gestorben sein, Szarvasy am Waffenkampfe thätig Theil genommen haben. Mit den Magyaren ist es nicht aus!

Später kam Frau von Marenholtz, die mir wieder einen Stoß Fröbel'scher Sachen zugesandt hatte. Sie blieb über zwei Stunden, sagte viel Gutes, las mir manches Eigne

vor, fragte viel nach Rahel, und hat das Buch mit gutem Sinn aufgenommen.

Sendung von Brockhaus aus Leipzig. Neuigkeiten durchgesehen. — Der Tag war ein sehr anstrengender; etwas Schach mit Ludmilla zur Erholung.

Radowitz hier. Verwirrung, Dummheit, Rathlosigkeit! Der König bereut die Annahme der deutschen Farben, den dänischen Krieg, die deutsche Union und das Erfurter Parlamentchen, er möchte all die Scheererei los sein, und seine Minister „die Staatsretter" dazu. Ich glaub's ihm! —

Die badischen, würtembergischen, kurhessischen Stände vertagt.

Das Vereinsgesetz, vom 11. März, jetzt endlich veröffentlicht. Unwürdige Quängelei, erbärmliches Zeug. Pfui! —

Ostersonntag, den 31. März 1850.

Die Vossische Zeitung bringt eine klägliche Entschuldigung und Erklärung in Betreff des russischen Verhältnisses, der Kaiser habe den Gedanken eines Krieges wider Preußen mit Schaudern ausgesprochen, dabei geweint, es würde der Tod der Kaiserin sein, und dergleichen Gewäsch mehr. Die elende Zeitung ist das Blatt Manteuffel's!

Die letzten Eröffnungen von Radowitz haben viele lange Gesichter hervorgerufen. Solche Sprache, solche neue Beschränkungen erwartete die Parthei Gagern nicht, sie wird aber schon dafür stimmen, die Lumpen können schon nicht anders.

Preußen lebt in Widersprüchen, es will herrschen, und möchte die Fürsten gewinnen, indem es sie gegen das Volk unterstützt, die Völker, indem es ihnen Schein von Freiheit und Einheit vorhält. Ich sagte heute: „Wir werden die Sachsen und Hannover anreizen, sich gegen ihre Könige zu

empören und diese zu zwingen, der Union sich anzuschließen, und wenn sie's gethan haben, so rücken wir ein und unterdrücken und bestrafen die Empörer."

Die Nachrichten von Drohungen Rußlands verbreitet die Regierung absichtlich, um den Leuten Furcht einzujagen, damit, wenn sie schimpflich nachgiebt, die Philister ihr Recht geben, und sie selbst sagen können, sie habe die Volksstimme beachtet! Ein Gewirr von Erbärmlichkeiten!

Man sieht dem Abfall Kurhessens von der Union entgegen.

Wenn Preußen einen großen Unfall erleidet, eine unsägbare, sittliche Schande, die Union gänzlich zerfällt, ein Krieg mit den Russen ernstlich bevorsteht, so ist der König in Gefahr; dann wird man sagen, mit ihm könne Preußen nicht gedeihen, er müsse abdanken. Das Heer ist dann entschieden gegen ihn, und die Demokratie läßt ihn fallen. — „Mein herrliches Kriegsheer" wird täglich schwieriger, und sagt nicht „mein herrlicher König". Die Artillerie insgesammt ist freisinnig, und gegen den aristokratischen Gardegeist.

Ostermontag, den 1. April 1850.

Geschrieben. Das neue Gesetz über Vereins- und Versammlungsrecht unterwirft diese Freiheit so vielen und plumpen Schikanen, daß sie so gut wie aufgehoben ist. Die bisherige demokratische Organisation, die Verbindung der Vereine und ihre obere Leitung, ist damit zerstört, wird sich aber herstellen in solchen Formen, die das Gesetz nicht trifft. Das Gesetz ist daher so nutzlos als schändlich; es zeigt wieder nur die Bosheit einer schwachen Regierung, für die das Volk der Feind ist, den sie doch nicht vernichten kann! Und zugleich mit der Demokratie schlägt das Biest seinen Liebling, den infamen Treubund, das Gezücht der Angeber, der Spürhunde! —

Nachmittags kam Frau von Marenholtz. Sie brachte vielen Fröbel'schen Apparat mit, und erklärte ferner, mit bewundernswerther Sachkunde und Fertigkeit die Anwendung und Bedeutung der Sachen. Wahrhaft lehrreich. Dabei sprach sie über den Inhalt unsrer Zeit, über Revolution, Reaktion ꝛc. mit solchem Freisinn, zugleich mit solcher Einsicht und Klarheit, daß wir erstaunen mußten.

Dienstag, den 2. April 1850.

Geschrieben. Man sollte die Reden von Radowitz gesammelt drucken lassen, da würde man die Hohlheit gleich sehen, das Phrasengewebe des frechen Charlatans, des Blenders!

Die Drohungen Rußlands in Betreff des dänischen Krieges werden immer schärfer, gebietender. Die Bessern unter unsern höheren Offizieren zeigen sich schon sehr empfindlich, und meinen, daß die Ehre Preußens fordere, dergleichen nachdrücklich abzuweisen. Aber die Reaktion als solche, die Gardeoffiziere, der gesammte Hofpöbel, sind jetzt ganz russisch, sehen Preußens Ehre nur im Zusammenhalten mit Rußland, und meinen, man müsse sich diesem fügen, in keinem Fall es zum Bruch kommen lassen. Dabei geht die Sage, der König habe den Kaiser gebeten, ihm nur um jeden Preis aus dem verfluchten dänischen Handel herauszuhelfen, mit möglichster Schonung der Ehre, sonst aber gebe er dem Kaiser freie Hand, und die preußischen Minister brauche dieser nicht zu schonen, die hätten die Sache falsch behandelt und verpfuscht! Dies wird dem Könige nun sehr verdacht und allgemein mißbilligt, ja man hört von „unwürdig" reden, von „verrätherisch" gegen den eignen Staat und dessen treue Diener. Soviel ist gewiß, daß der König auf seine Minister tüchtig schimpft, ihre Gesichter ihm ganz zuwider sind, besonders Manteuffel's. Er würde sie gleich fortschicken, aber

theils braucht er sie noch, theils weiß er nicht, wen er an ihrer Statt nehmen soll. Die auswärtigen Angelegenheiten und die Militairsachen will der König ausschließlich allein in der Hand haben, die gebührten ihm persönlich, und in der That steht sein Kabinet in beiden Fächern noch immer über den Ministerien, giebt diesen Befehle, als wäre keine Verfassung! In den andern Fächern läßt sich der König die konstitutionelle Form so ziemlich gefallen. — Ist das eine Regierung?? —

In Baden-Baden starb am 27. März der ehmalige Gesandte von Otterstedt, achtzig Jahr alt. Ueber den alten Kauz finden sich Angaben genug in meinen Blättern. Seine jugendliche Freiheitsgesinnung — er schämte sich preußischer Offizier zu sein und ging in das republikanische Frankreich, wo er Bandfabrikant wurde — hatte später der vollständigsten Augendienerei und Knechtsgesinnung Platz gemacht. Er schämte sich nie mehr.

Das mecklenburg-schwerin'sche Ministerium entlassen!

Hassenpflug treibt sein Unwesen in Kassel!

Unsre Behörden haben die Schändlichkeit gehabt, den Arzt Dr. Zimmer, der früher Abgeordneter aus Böhmen zur deutschen Nationalversammlung und mit nach Stuttgart gegangen war, hier aber seinen Studien lebte, nach Oesterreich auszuliefern. Die Verträge zwangen dazu nicht.

Mittwoch, den 3. April 1850.

Das schändliche Verfahren Preußens gegen das deutsche Volk wird immer klarer. In Erfurt werden die von Preußen selbst aufgestellten, schon verkümmerten Grundrechte auf sein Verlangen völlig niederrevidirt! Im Volkshause hat Radowitz aber eine Niederlage erlitten; ein bischen Freiheitssinn oder Scham ist doch sogar in den Gothaer Jämmerlingen! Preußen

will gar keine Freiheit, nur Macht, Macht für die Regierungen, und dieſe ihm unterworfen, das iſt der kurze Sinn von allem.

Ueber Baden in ſeiner letzten Kriſis, ein dickes Buch vom ehmaligen Miniſter Bekk. Will ſich weißbrennen.

Bei Kranzler wieder einmal die Augsb. Allg. Zeitung durchgeſehen; ganz armſeliges Blatt geworden, ohne Farbe noch Geiſt! —

Wahre Volksfreiheit in ihrer Macht und Herrlichkeit erſcheint nur ſelten, und nie auf lange Dauer, — das zeigt die Geſchichte leider, die alte wie die neue; allein ſie erſcheint doch immer wieder von Zeit zu Zeit, und dann gewaltig, unwiderſtehlich. In Athens demokratiſcher Zeit — faſt ein Jahrhundert —, in Frankreichs Revolution von 1789 — doch ein Jahrzehnt —, und dann 1830 und 1848 wieder, hab' ich im Geiſte den herrlichſten Frühling miterlebt, und 1848 endlich auch im eignen Volke, mit einer Freude, einer Genugthuung, einer Bewunderung des Volks, die mich fortan auf meinem noch übrigen Wege begleiten, als Lebenstroſt, als Blüthe und Glanz des Menſchendaſeins! Schwindet die Sache auch allzu raſch, ſo bleibt doch das Gefühl. Auch das Liebesentzücken dauert nicht das ganze Leben hindurch, aber iſt doch das ſeligſte Ereigniß in jedem Leben.

Die ſeit dem erſten Oſtertag eröffnete Kunſtausſtellung iſt noch ſehr leer, an Kunſtwerken und an Beſuchern. Dieſes unſer ſchwächliches Kunſtweſen erſcheint in ſeiner Dürftigkeit. Einbildung, Ziererei, Mode, war das Meiſte ſchon immer. Ganiz hat ganz Recht, es den „Kunſtdufel" zu nennen.

Gegen Abend kam Frau von Marenholtz, und blieb bis nach 10 Uhr. Dieſe edle Frau wird mir täglich lieber, ſie ſagt die beſten Sachen, auch in politiſcher Hinſicht, mit einer Freiheit des Geiſtes, einer Klarheit und Entſchiedenheit, wie ſie kaum noch gefunden werden. Durch und durch für das

Volk und für die Freiheit, mit völligster Kenntniß der vornehmen Welt. Sie spricht mit schmerzlicher Trauer von Dortu, von den andern Hingerichteten, sie hört mit Theilnahme, was ich von Bakunin sage.

* erzählte mir, daß er mit dem Grafen von Brandenburg eine ernste Unterredung gehabt, in der auch von Schleswig-Holstein die Rede war: er bekannte, daß man sich nur mit Ehren aus dem Handel ziehen wolle, daß man mit Rußland ganz freund und einig sei, die Drehungen gern sehe und sich daraus eine Hülfe mache ꝛc. Auf * 's Bemerkung, wenn man die Preußen abrufe und die preußischen Offiziere, — wie man thun will, — so könnten die Schleswig-Holsteiner wohl mit eigenen Kräften den Krieg gegen die Dänen ausfechten, erwiederte Brandenburg mit schadenfroher Zuversicht: „Ja, wenn sie einen Anführer hätten! Aber sie haben keinen!“ —

Donnerstag, den 4. April 1850.

Der Graf von Brandenburg sprach auch ganz zufrieden von Erfurt, die Sachen gingen dort sehr gut, man sehe schon, daß dort kein revolutionairer Geist walte, daß man dort alles thue, um die Regierungen zu stärken; freilich hätten auch beide Hessen und selbst Baden Lust abzugeben, aber sie blieben doch, und man werde schon alle dem größern Bund unterordnen. Also ist man auch mit Oesterreich einig! Und die Sachen gehen sehr gut, weil alles Vorgespiegelte dort vernichtet wird! Aber sie mögen sich in Acht nehmen! Aus dem Spiel wird oft wider Willen Ernst, und die im Verrath einigen, zu ihm einverstandenen Höfe trauen einander doch nicht. Hat es je ein schwärzeres, arglistigeres Verfahren in der Welt gegeben? Nur kleiner und niedriger an Geist und Sinn, an Schlechtigkeit sind diese Böswichter den berühmtesten gleich!

Die „Abendpost" hat den Titel „demokratische Zeitung" fallen lassen; auf meinen schon längst gegebenen Rath! — Heute hat sie einen meisterhaften Artikel über das Vereinsgesetz, und spottet der ganzen Polizeiwirthschaft, die ihre dummen Paragraphen ganz nutz- und wirkungslos auf einander baut, und dem demokratischen Streben alle Freiheit läßt.

Graf Hans von Bülow, mecklenburg-schwerin'scher Minister! Herr von Schrötter (in Parchim, früher in Jena) Justizminister! —

Freitag, den 5. April 1850.

Geschrieben. Was will Preußen in Erfurt? Möglichst viele Stimmen, die mit ihm sich dem Willen Oesterreichs und Rußlands unterwerfen, oder vielmehr der Reaktion unterwerfen, von der es selbst ein thätiger Theil ist. Auch wenn es zur offenen Feindschaft, zum Kriege käme, besteht jene Antwort in voller Gültigkeit, der Krieg selber wäre kein aufrichtiger, höchstens ein unerwünschter Zufall, wie wenn man aus der Fechtübung ohne Absicht in den Zweikampf geräth. Preußen selber will nicht, daß aus Erfurt mehr werde, als ein vortheilhafter Schein mit etwas wirklichem Vortheil, den die andern Mächte ihm für seine Rolle als Lohn gönnen werden. Und doch ist Letzteres noch die Frage!

Die „Kreuzzeitung" ist noch mehr der Ausdruck der russischen Einflüsse, als der altpreußischen. Bei ihren politischen Artikeln hat sie die Unterstützung des russischen Gesandten von Meyendorff, der sich jetzt ganz anders benimmt als früher; er ist voll gehässiger Bitterkeit und Verfolgungssucht.

Der ehemalige Minister von Ganiz ist krank, und sieht sich selber als verloren an. Ein edler Mann und ein tapfrer Mann, aber durch die Diplomatie und Hofluft abgeschwächt.

Die „Demokratischen Blätter" von Kirchmann, No. 13,

von der Polizei in Ratibor weggenommen, erhalt' ich eben; freilich möchte man dergleichen unterdrücken! Es steht ein gediegener, merkwürdiger Aufsatz in dieser Nummer, über das gegenwärtige Verhalten der Volkspartei in Preußen.

Besuch von Weiber, Nachrichten von Biely, der sich in Hamburg einschifft.

Sonnabend, den 6. April 1850.

Heute bricht die von Manteuffel vorhergesagte Revolution in Breslau und Magdeburg aus, aber er wird die Leute vorher beim Kopf nehmen! Welch hasenfüßige Aengstlichkeit, welch abgeschmackte prahlerische Bangemacherei! Welch ein Staatsmann!?! —

Die Zeitungen leer, außer einigem Jammer aus Erfurt, und den nie fehlenden Polizeithaten, von hier G. C. Hoffmann (aus Frankfurt a. d. Oder) ausgewiesen, Uhlich in Sachsen nicht zugelassen. Die Frechheit und Rohheit dieser Polizeiwillkür übersteigt alles Maß! Gute Prüfung der Geduld und Stachelung des Mißvergnügens! — Unsere Ober-Vereine, leitenden Ausschüsse u. s. w. lösen sich dem Gesetze gemäß auf. Eine andere Organisation ist schon eingeleitet. Die „Abend-Post" sagt der Polizei, sie irre sich kläglich, die Volkspartei bedürfe der Vereine gar nicht, und darin hat sie ganz Recht.

Ein Kammerdiener der Königin, Namens *, aus *, durch ** angebracht, erzählt Wunderdinge, was alles er und andre Hofdiener in der Königlichen Abendgesellschaft beim Thee zu hören bekommen. Der König spricht über Sachen und Personen mit rücksichtsloser Freiheit, in den schneidendsten Ausdrücken. Man erlaubt sich die bittersten Urtheile, die rohsten Schimpfworte. Niemand wird geschont, die fremden Fürsten nicht, die Minister nicht, die Brüder des Königs nicht, am

wenigſten der Prinz, und am allerwenigſten die Prinzeſſin von Preußen. Die Hofdiener ſelber finden, daß man ſie für nichts achtet, als wenn ſie Thiere wären, die nichts verſtehen!

Sonntag, den 7. April 1850.

Geſchrieben. Das Jahr 1848 unzerſtörbar in unſerer Geſchichte, nicht bloß als Andenken, ſondern auch durch ſeine Wirkungen. Wir geben noch in demſelben Strome vorwärts, wenn auch die Fluthen durch Blut und Schlamm getrübt ſind. Das alte Preußen, das alte Deutſchland, iſt nirgends mehr zu finden.

Die „Urwähler-Zeitung" verſpottet die Manteuffel'ſche Revolution, die am 6. April in Magdeburg und Breslau zum Ausbruch kommen ſollte, und erinnert an den 6. April 1848, ſeine geſetzlichen Verheißungen, vom König ertheilt, vom Vereinigten Landtag beſtätigt. Von dieſen ſind freilich unſere jetzigen Zuſtände weit entfernt.

Der „Staatsanzeiger" bringt die Verträge mit beiden Mecklenburg über den Anſchluß ihrer Truppen an die preußiſchen.

Ich blieb zu Hauſe. Las in Grote; Franzöſiſches, Deutſches. Ludmilla kam von der Gräfin von Ablefeldt. Zuletzt las ich in den Kriegsdenkwürdigkeiten des Generals Danilefſki-Michailoffski; Hofſchriftſteller, ſpricht vom Kaiſer Alexander nur im Tone der Anbetung.

Baden ſoll an Preußen für die Truppenhülfe 3 Millionen Gulden zahlen, außer den Koſten für die dauernde Beſitzung und außer denen, die für dieſe unmittelbar vom Lande getragen werden.

Herr von Radowitz hat in Erfurt erklärt, Baden habe von Preußen Hülfe erlangt, ohne daß ihm die Bedingung auferlegt worden ſei, in den Dreikönigsbund zu treten.

Unverschämte Lüge! Der ehmalige badische Minister Bekk theilt in seinem Buche amtlich mit, Preußen habe die Hülfe, als von Seiten der Zentralgewalt geleistet, geradezu verweigert, und erklärt, nur einem Mitgliede des engern Bundes werde es zu Hülfe kommen, und so trat denn Baden gezwungen in diesen Bund. Aber was soll man zu jener Frechheit sagen?!

Montag, den 8. April 1850.

Victor Hugo's Rede gegen das Deportationsgesetz. — Republikanischer Geist in den Truppen.

Ein Hauptmann von Zedlitz vom K. Alex. Regiment (auch ein Lieutenant mit ihm), dessen Kompagnie beim Zurückmarschiren vom Exerziren freisinnige Lieder sang, ist zu einem Linienregiment versetzt. Die Sache ist zuverlässig, den Namen wollte man mir erst nicht sagen.

Auf die Jämmerlichkeit in Erfurt kann ich keine Aufmerksamkeit richten. Ekel und Abscheu gegen solches freches, nichtswürdiges Betrugsspiel! Sie möchten gern, daß Erfurt sich selber umbrächte, sie legen ihm alles zum Selbstmord hin, und nur im äußersten Fall werden sie selber Hand anlegen. — Nach der preußischen oktroyirten Verfassung hieß es: Erst annehmen, dann revidiren! Jetzt heißt es: Erst revidiren, dann annehmen! Und dreimal ist Bedeschwingh der Wortführer! „Preußen in seiner tiefsten Erniedrigung: ein Privatmann, der so handelte, entginge dem Pranger nicht, dem Zuchthaus nicht."

Herrliche Nachricht aus Münster! Temme freigesprochen! Gottlieb! Und nun die langwierige Untersuchungshaft? wie ist die gerechtfertigt? Schändliche Halunken, die daran schuld sind, die den Mann aus reiner Bosheit so gequält haben! Rintelen, Simons, Manteuffel, und wer weiß was noch für Leute, die man dessen beschuldigt! —

Die „Neue Preußiſche Zeitung“ (Kreuzzeitung) ſteht unter dem hohen Schutze des Prinzen von Preußen. Daher geht ihr alles durch, daher darf ſie ſich bis zum Tadel des Königs verſteigen.

Das heutige Blatt giebt ein Beiſpiel ohne Gleichen von ſchändlicher, ganz widriger Bosheit, von völlig unedler, gemeiner Frechheit, indem eine Anekdote von Kinkel's Gefangennehmung erzählt wird, wobei er in verächtlicher und lächerlicher Art erſcheinen ſoll. Den Wehrloſen, in der Sträflingsjacke Arbeitenden, ungerecht Verurtheilten, ſchimpflich zur lebenswierigen Zuchthausſtrafe Begnadigten, ſo zu verhöhnen, kann nur eine Schinderknechtsſeele fähig ſein! Er kann ſich nicht vertheidigen, er erfährt nicht einmal den Hohn!

Dienstag, den 9. April 1850.

Geſchrieben. — Sendung aus London. »Household words«, ein Wochenblatt von Dickens. Heft 1 und 2. — Der Leuchtthurm, von Ernſt Keil, bringt ſehr glücklich eben jetzt das Bildniß Temme's. — Demokratiſche Blätter, von Kirchmann, No. 14. — Reichliche Gaben der Preſſe. Gottlob! —

Sendung aus Halle von Prof. Leo, die zweite Auflage des ſechsten Bandes ſeiner Univerſalgeſchichte; wunderbar daß er mir das Buch ſchickt, noch wunderbarer, daß er meine Schriften als Quellen häufig anführt, ja S. 235 geradezu ſagt: „In der Darſtellung des Wiener Kongreſſes folgen wir Varnhagen's meiſterhafter Kompoſition“. Und das Buch iſt vom dunkelſten Roth der Reaktion, und dem lieben Freunde Hengſtenberg zugeeignet! —

Sendung aus Paris von der Gräfin d'Agoult: »Histoire de la révolution de 1849 par Daniel Stern«.

Beſuch vom Grafen von Kleiſt-Loß, der in langer Zeit

nicht hier war. Er ſchimpft und tobt wie immer, kann aber den Druck nicht verläugnen, unter dem er ſeufzt, die revolutionaire Bewegung fühlt er deutlich genug, und das bischen Reaktion tröſtet ihn nicht, weil es doch zumeiſt für die Großen iſt, die er haßt, und gedemüthigt ſehen möchte. Er betheuert, daß er keinen Funken von Vaterlandsliebe habe, daß ihm Preußen, Sachſen, Polen oder Rußland gleich recht ſei, daß er für den König und das Königliche Haus nicht die geringſte Anhänglichkeit habe, „Mit Gott für König und Vaterland" kann nie ſein Wahlſpruch ſein. Ueber das Jagdgeſetz, die Ablöſungsgeſetze, die Beſteurung der Prediger und Schullehrer, — er hat ſeine Jagd preisgegeben, und leiſtet nach wie vor den Kirchen und Schulen, was er nicht mehr verpflichtet iſt zu leiſten. Er iſt im Handeln brav, und gar nicht, wie ſein böſes Reden erwarten läßt. — Er verſichert, Meyendorff habe einen wahren Haß gegen den König.

Die Freiſprechung Temme's hat in Münſter den größten Jubel erregt, und iſt öffentlich vielfach gefeiert worden; auch hier zeigt ſich die freudigſte Theilnahme, die in den innern Stadtbezirken ſo laut wurde, daß die Konſtabler unruhig wurden.

Die „Kreuzzeitung" ſagt, der General von Radowitz arbeite an Preußens Untergang, an ſeiner Mediatiſirung, ſie vergleicht ihn dem Grafen von Schwarzenberg, der den Kurfürſten von Brandenburg zu Gunſten Oeſterreichs umſtrickt hielt, und das Land zu Grunde gerichtet hätte, wäre nicht der große Kurfürſt zu rechter Zeit auf den Thron geſtiegen. Ein Wink auf den Prinzen von Preußen hin! Merkſt du was?

Sammlung für den Geſchirsdreher Rinow in Charlottenburg, der aus der Königlichen Geſundheitsgeſchirrfabrik, in der er vierundzwanzig Jahre gearbeitet, auf Befehl des Miniſters entlaſſen worden iſt, weil er demokratiſch geſinnt iſt! Iſt dieſer niederträchtige Miniſter der Elberfelder von der Heydt?

Mittwoch, den 10. April 1850.

Geschrieben. Unterstützungen abgesandt. — Besuch von Weiher. Herr Bisky hat aus Kuxhaven geschrieben, im Begriff nach Nordamerika abzusegeln. Einer der besten, der edelsten Söhne des Vaterlandes, den die nichtswürdige Polizei von Berlin ausgewiesen, in seinem segensreichen Wirken für die Handwerker gehemmt und überdies verläumdet hat! — Besuch von Hänlein; Jammerklagen, bis zum höchsten Komischen durch Uebertreibung, man sieht, was ihm sein Posten war, alles und alles, er fühlt sich zu nichts geworden, wenn er ohne Anstellung ist. Die Großherzogin Alexandrine von Mecklenburg-Schwerin, des Königs Schwester, hat zu Hänlein gesagt: „Wenn Ihnen mein Bruder was verspricht, müssen Sie ihm nicht glauben, er hält nie Wort, das ist schon Regel bei ihm, und wenn er es noch so sehr betheuert, er vergißt oder läugnet nachher Alles.“ Der König nannte diese Schwester nur immer „das Bauermensch“. Sie macht den König vortrefflich nach, mit besondrer Lust aber ihre Schwägerin, die Prinzessin von Preußen, in Ton und Geberde. Ueberhaupt, wie sieht es in der Königlichen Familie aus! Haß und Neid und Eifersucht und Hohn auf allen Seiten!

Herr von Stillfried, preußischer Kommissair in Hohenzollern.

Der Großherzog von Schwerin, der wortbrüchig die eben vereinbarte Verfassung aufgegeben hat, wird von seinen Unterthanen nicht mehr gegrüßt. Auf die Mahnung vom Interim hat er mehr gethan als sie verlangte, in der Sache auch ganz den preußischen Wünschen gemäß, in der Form aber ihnen entgegen, er hätte sich an den Dreikönigsbund, an Erfurt halten sollen.

Der General von Rauch liegt hoffnungslos darnieder; der König hat ihn besucht. — Leopold von Gerlach ist Generallieutenant geworden; leider bleibt er Generaladjutant des

Königs. Er gehört zu den nachtheiligsten Gesellschaftern desselben.

Der „Leuchtthurm" No. 13 sagt: „Was im Waldeck'schen Preuß Gödsche, Ohm und Hinckelden, sind im Temme'schen die hohe erste Kammer, ein hohes Ministerium und ein hohes Gericht zu Münster." Das Verfahren zeigt allerdings eine scheußliche, durch elf Monate fortgesetzte, himmelschreiende Bosheit, so vieler einstimmiger Bösewichter und Feiglinge! —

Donnerstag, den 11. April 1850.

Heute steht in den Zeitungen, daß Willisen zum schleswig-holsteinischen Oberbefehlshaber ernannt und Bonin entlassen werden, mit dem noch über zwanzig preußische Offiziere abgehen. Hat also doch die Statthalterschaft endlich durchgegriffen! Wir wollen sehen, was die Höfe nun thun.

Das Obertribunal hat die Nichtigkeitsbeschwerde Ziegler's begründet gefunden und den Spruch des Schwurgerichts zu Brandenburg kassirt; aber die neue Verhandlung demselben Gericht aufgetragen! Die Reaktion würdet, von dem feigen knechtischen Obertribunal hat sie diese Gehorsamkeit nicht erwartet, von ihm verlangt sie ferneren Knechtsgehorsam. Die Reaktion ist von allen Seiten beunruhigt!

Die „Nationalzeitung" setzt heute vortrefflich auseinander, wie die Höfe unter sich in den Hauptsachen einig sind, und ihre großen Kriegsrüstungen nur gegen die eignen Völker und demnächst gegen Frankreich gerichtet sind, das sie mit Uebermacht zu überfallen hoffen.

Und Erfurt? Nachdem man dieses Parlamentchen benutzt hat, um die preußische Verfassung noch mehr zu verengen und deren Maß auch den andern Theilnehmern aufgezwungen, wird man die Abgeordneten zum Teufel jagen, und den jämmerlichen Sonderbund in den Bundestag einschmelzen. Bleiben

ein paar kleine Staaten mediatisirt an Preußen kleben, so ist das noch ein Vortheil mehr.

Der „Staatsanzeiger" bringt ein paar böse Zeilen gegen Willisen, der „ohne eingeholte Zustimmung der preußischen Regierung" ꝛc. und meint, „sein Verhalten würde die Anordnung einer gerichtlichen Untersuchung und eventuellen Abndung von Seiten dieser Regierung zur Folge haben."

Freitag, den 12. April 1850.

Wie richtig hab' ich die Sache Willisen's beurtheilt! Wäre das Geheimniß nicht so sorgfältig bewahrt geblieben, hätte er sich nicht gleich selber nach Kiel aufgemacht und sich der preußischen Hand dadurch entzogen, er würde ihren Griff schwer gefühlt haben. Sie hätten ihn zuverlässig verhaftet. Der Lärm ist außerordentlich, besonders unter den Diplomaten, Meyendorff hat bei der Nachricht, sagt man, Krämpfe bekommen. Und die Gardeoffiziere schimpfen! Laß sie schimpfen! —

Die „Nationalzeitung" und die „Abend-Post" brav! — Der „Staatsanzeiger" bringt Willisen's Proklamation, ohne Bemerkungen hinzuzufügen.

Sonnabend, den 13. April 1850.

Billet von Herrn Bernstein, er verlangt nun, daß ich schriftlich für ihn zeuge, was ich denn auch thun werde. — Besuch von Weiber. Mittheilungen mancher Art. Das Vereinswesen gedrängter und tüchtiger; je weniger Schein, desto besser! laß den Lumpen der Spener'schen Zeitung uns für geschwächt, für verloren halten, desto besser! wir wissen, daß wir leben, und sie — werden's erfahren!

Zu dem Advokat-Anwalt, Herrn Dorn, gegangen, aber ihn nicht gefunden. Nachmittags den Versuch wiederholt,

mit Erfolg. Ein trefflicher junger Mann, hell und frisch, von einfachem ruhigen Wesen, und doch nicht ohne Feuer. Ueber die Bernstein'sche Sache; der angeschuldigte Artikel ist unbedingt freizusprechen, wenn noch irgend Gerechtigkeit walter. Hundert solcher Artikel sind gedruckt, hundert weit stärkere, und diese sind nicht angeklagt! Daß Bernstein gar kein Radikaler ist. Ueber Bucher's vortreffliche Eigenschaften. Ueber die nächste, die entferntere Zukunft. Ich war sehr zufrieden mit meinem Besuch. (Dem ist der Vertheidiger Waldeck's.)

Radowitz hat sich in Erfurt auf's Maul geschlagen, er erklärt, der neuliche Antrag wegen Krieg und Frieden sei mißverstanden worden, er habe es nicht so gemeint! Welche Blamage, und was kann der Mensch alles ertragen! — Georg Vincke hat gestern in Erfurt gut losgeschlagen gegen Stahl.

Abends mit Lucinilla zu Dirichlet's. Angenehme Unterhaltung, muntres Gespräch, viel Scherz und guter Scherz.

General von Bonin ist zum Kommandanten von Berlin ernannt. — Das Schimpfen auf Willisen dauert fort.

Der österreichische Offizier, der in Magdeburg beim Zeichnen eines Festungsthores verhaftet wurde, war ein Prinz von Würtemberg, und ist schon nach Oesterreich entlassen. Die ganze Geschichte läuft auf dummes Zeug hinaus.

Sonntag, den 14. April 1850.

Die „Urwähler-Zeitung" kritisirt die Königliche Ansprache an die Hechinger und Sigmaringer, denen der König gebietet, ihm und seinen Nachfolgern gehorsam zu sein, und der Ausdruck Unterthanen wird getadelt, es gäbe keine des Königs mehr, sondern nur des Gesetzes. Das ist kühn, auch wohl richtig, aber unnütz!

Besuch von Häulein. Er ha. nur seine Sache im Kopf, und beurtheilt den Staat, den König, den Hof, die Mini-

sterien, alles was politisch oder geschäftlich geschieht, einzig aus dem Gesichtspunkt, ob man ihn wieder anstellen wird; bei Ja findet er alles herrlich, vortrefflich, bei Nein wird alles verwerflich, schlecht, verkehrt und unhaltbar; das nenn' ich eine Gesinnung! Aber hat nur Hänlein solche? nicht auch Andre, die man für durchaus edel und hochgebildet ausgiebt? Ich kenne meine Leute, die Fürsten, Grafen u. s. w.

Radowitz und Manteuffel haben im Volkshause zu Erfurt hohle Reden gehalten, deren Phrasen — Hamlet's words, words, words — zwar den dummen Beifall der Zuhörer, aber nicht deren Stimmenmehrheit erlangten. Das Volkshaus hat mit 125 gegen 89 Stimmen die Annahme der Verfassung beschlossen. In Manteuffel's Rede war viel Wort-Ehrlichkeit, aber in der Sache der Verrath der Volksrechte. Ueberhaupt darin sind die Erfurter Lumpen alle einig, daß die oktroyirte Reichsverfassung, von Manteuffel nach der Frankfurter zugeschnitten, noch viel zu viel Freiheit enthalte, und er selbst schreit das am stärksten aus! — Wenn die Lumpen nicht besser gehorchen, so wird man sie bald auseinanderjagen. Doch ist nicht zu läugnen, daß Erfurt, schon durch die bloße Debatte, jetzt etwas mehr bedeutet, als man früher glauben konnte, und als man will. Zur Beschränkung der Freiheit sollte das Ganze dienen, zur Wegschaffung der Revolutionsgewinne, dann ein bischen, das heißt soviel als möglich, zur Stärkung Preußens. Deutschlands Einheit und Freiheit war nur der Köder am Angelhaken.

Herr von Meusebach, der als Generalkonsul nach Bukarest geht, wird jetzt von der „Kreuzzeitung", seiner früheren Vertrauten, bitter angefeindet. Spottlied auf „Meusele". Vielleicht noch vom Waldeck'schen Prozeß her, wo an den Tag kam, daß Meusebach das Hauptaktenstück an Bettina von Arnim gezeigt; es war Prahlerei, er wollte zeigen, wie eingeweiht er sei, jetzt mag man es ihm als Verrath auslegen.

Montag, den 15. April 1850.

In Kolatschek's drittem Heft merkwürdige Erzählungen von Marcaux über Berlin und das Schloß am 18. März 1848.

Die preußischen Offiziere sind aus dem schleswig-holsteinischen Heer noch nicht abgerufen. Die übereilten Zornworte des „Staatsanzeigers" sind noch am selbigen Abend wieder gestrichen worden, die späteren Abdrücke haben den Artikel nicht, so auch die zuletzt mit der Post versendeten nicht.

Dienstag, den 16. April 1850.

Die „Urwählerzeitung" beleuchtet die Niederlage, welche Preußen sich selber in Erfurt beigebracht hat. Wie lange wird der Zeitlänzer Radowitz noch auf dem Seil sich halten?

Kinkel ist aus dem Zuchthause durch Kensdabler nach Köln abgeführt worden, um dort in einem Prozeß Auskunft zu geben. Die Sträflingskleider sind ihm abgenommen. Aber von Begnadigung ist nicht die Rede, es bleibt bei dem widergesetzlichen Urtheil. O Schande, Schande, so lange Menschen diese Sachen in der Erinnerung tragen! Kein Strom der Zeit wasche diese Flecken aus! Das ungerechte Urtheil und die Sträflingsjacke, das heißt hier Königliche Gnade!

Dr. Eichler hier vom Schwurgericht wegen Majestätsbeleidigung freigesprochen, wegen versuchten Aufruhrs zu neunmonatlicher Festungsstrafe verurtheilt. Ein offenbar ungerechtes Urtheil. Aber er ist einer der tapfersten Märzkämpfer gewesen, mit wahrem Heldenmuth hat er die Barrikaden auf dem Dönhofsplatz vertheidigt. Er war im Ausland, und kehrte leichtsinnig hieher zurück.

Die „Abendpost" sagt den Gothaern in Erfurt voraus, wie sie ihren Mehrheitssieg benutzen werden, zum feigen Nachgeben, zum knechtischen Unterducken. Diese Maulhelden Gagern, Camphausen, Beckerath, Auerswald ꝛc., die es nie zur

That bringen; was auch aus Erfurt hervorgehen möge, nie kann es gut machen, was diese Lumpen in Frankfurt verdorben haben. Die Demokratie muß sie und ihr Werk unbedingt verwerfen, und auf neue Ereignisse rechnen, sich gefaßt halten.

„Der König ein Romantiker?" Das ist wohl richtig, insofern dies die eine Seite der geistigen Eindrücke ist, unter denen seine Jugend heranwuchs; allein er hat nicht nur diese Seite der damaligen Litteratur, die Schlegel-Tieck'sche, sondern auch die entgegengesetzte in sich, und diese noch stärker als jene! Seht einmal recht zu, ob er nicht mehr noch von Kotzebue hat, als von den Romantikern! Kotzebue's Rührung, Kotzebue's Schwung, Kotzebue's gemeinen Spaß! Ist nicht die „weinende Königin" in der Proklamation „an meine lieben Berliner" eine helle, lichte Kotzebueiade?"

Der König hat so wenig klaren Begriff von den Verhältnissen und Rechten, daß er im ersten Augenblick, als er Willisen's Oberbefehlshaberschaft erfuhr, ihn mit Steckbriefen wollte verfolgen lassen! Er möchte nur immer seine Macht zeigen, und meint, wer ihm einmal angehört habe, müsse dies immer; er aber will die Leute nach Belieben wegwerfen.

Mittwoch, den 17. April 1850.

Die preußische Regierung fühlt sich in Erfurt wie im eignen Netz gefangen, und bereut, daß sie es aufgestellt hat, daß sie es nicht gleich zerrissen, als sie gesehen, es erfülle den Zweck doch nicht. Sie wollte ganz Deutschland, mit Ausnahme nur Oesterreichs, hineinziehen, die schmerzlich ersehnte Kaiserwürde dadurch an sich bringen, zuletzt wenigstens Norddeutschland, allerlezt einige kleine Länder mit Preußen eng verknüpfen, aber alles schlägt ihr fehl, denn sogar die schon abgeschlossenen Militairkonventionen greift Oester-

reich an, und erklärt ſie für bundeswidrig; was es nicht wollte, einige — wenn auch kümmerliche und ungenügende Freiheit bleibt übrig. Das pfiffige Preußen, die ſtaatsrettenden Miniſter, der ſtolze König! — Die Reaktion iſt ſo verblüfft als erbittert, und bei aller Macht unvermögend.

Der Frühling erweckt mir eine düſtre Sehnſucht, ein ſchmerzliches Verlangen, das angſtvoll ſeinen Gegenſtand ſucht und nicht findet. Niemand weiß wie mir zu Muth iſt, und ich kann und will es auch nicht ſagen. Heute bin ich der tiefſten Schwermuth verfallen, die beſonders auch dadurch läſtig iſt, daß ſie mich ganz unfähig zur Arbeit macht, und der Gedanke, nichts mehr thun und wirken zu können, erdrückt mich vollends. Ich ſehnte mich in's Freie, wußte aber keinen Ort, der mir genehm geweſen wäre, jeder hatte ſeine zu ſchmerzlichen Erinnerungen. In der Vorſtellung reizte mich am meiſten der Garten von Rainville an der Elbe bei Altona, die Heidelberger Schloßgarten-Terraſſe, die Baſteien von Wien, alle dieſe Orte freilich im Schimmer einer unerreichbaren Vergangenheit, im friſchen Tagesleben mit geliebten Menſchen! — Nachmittags fuhr ich mit Ludmilla zu Bouché in der Blumenſtraße, die grünen Büſche und die Fülle der Blumen, in und außer den Treibhäuſern, freuten mich unſäglich, beſonders aber dacht' ich an Rahel, und an ihren Ausruf voll ſüßer Leidenſchaft einſt im Hochberg'ſchen Garten zu Karlsruhe: „Ach, man möchte ſo zwiſchen den Blüthen hinſterben!“ Ich war ſehr angegriffen, unwohl, und wir fuhren früh nach Hauſe.

Bernſtein iſt freigeſprochen worden, aber nach hartem Kampf. Der Vorſitzende, Herr Haraſſowitz, benahm ſich höchſt partheiſch, das Gericht ſchwach, der Staatsanwalt Meyer gradezu ſchändlich. Bernſtein wurde zweimal unwohl. Mein Zeugniß durfte nicht verleſen werden. Dorn vortrefflich.

Ich blieb zu Hauſe. Schach mit Ludmilla. In der histoire de la révolution de 1848 von Mad. d'Agoult mit

großer Befriedigung gelesen. — Bruno Bauer's Kritik des Evangeliums Johannis.

Die „Kreuzzeitung" jammert über Erfurt. Zum erstenmal heute hat sie einen Ausfall gegen Willisen, doch einen schwachen. — Aus den schleswig-holstein'schen Truppen scheiden nun doch die preußischen Offiziere aus, dreiunddreißig an der Zahl. — Die Zeitungen sagen, die Regierung habe beschlossen, keine Untersuchung gegen Willisen zu verhängen; es ist aber auch kein Stoff dazu vorhanden.

Witz Heinrichs von Arnim-Strick: Preußen sei in der Lage des ci-devant jeune homme, der in dem Stücke dieses Namens seinem Schneider sagt, er solle ihm ein Paar eng anschließende Beinkleider machen, aber recht eng anschließende, und hinzufügt: »si j'y entre je ne les prends pas!« Preußen hat die Verfassung gegeben, und wenn die Andern sie annehmen, so soll's nicht gelten! —

Donnerstag, den 18. April 1850.

Etwas bessere Stimmung als gestern, doch keine gute, freudige; mich drücken die politischen Tageserscheinungen, ich weiß, sie gehen vorüber und bereiten den Weg für andre, erwünschte, aber einstweilen sind sie da, und immer kann man nicht über sie hinaus blicken. Die Gemeindeverfassung kommt jetzt zur Ausführung, welch schofles unwürdiges Werk! Die Herrschsucht kleinlich unter Lügen und Heuchelei versteckt! Sie können nichts, diese Behörden, als placken und scheeren.

Nach Paris an die Gräfin d'Agoult geschrieben. Dank für ihre Geschichte der Revolution von 1848, und aufrichtiges Lob dieses vortrefflichen Buches, in welchem die Verfasserin ihr wahres Feld gefunden, das der Geschichtschreibung. Ihre Auffassung der Dinge beschämt viele Männer, die zu so hohem und reinem Standpunkte nicht gelangen!

Besuch vom Kollegienrath von Liezmann. Er reist nach Dresden. Er war in seiner schärfsten Laune, voll beißenden Witzes, geistvoller Bemerkungen: alles ging aus den größten und menschenfreundlichsten Forderungen hervor. Ich glaubte bisweilen den alten Schlabrendorf zu hören.

Besuch von Frau von *. Ueber den Werth der Konstitutionellen, ihre Feigheit, ihren Verrath, ihre Unterwürfigkeit, mit Mangel an Erkenntniß und gutem Willen kann man höchstens ihren Beginn entschuldigen, aber nicht den fortgesetzten Gang, da wußten sie schon was sie thaten, da wollten sie aus Eitelkeit und Wichtigthun nur den Schein retten, den Namen. Sie wollen beim Spiele bleiben, um jeden Preis: so werden aus Poeten, wenn sie alles verloren haben, elende Croupiers! Ich verwünsche sie mit sammt ihrem Erfurt, wenn schon sie jetzt wieder einige Dienste leisten, und die Reaktion auf manchen Punkten schlagen; die Hauptpunkte haben sie längst aufgegeben, diese Gagern, Mathy, Bassermann, Zenon, Schwerin, Auerswald, Camphausen, Beseler ꝛc.

Der Pabst ist in Rom angekommen. Also doch! Man glaubte, er würde den Franzosen den Streich spielen, zu den Oesterreichern zu gehen. Aber freilich die Franzosen werden alles thun, ihm die Oesterreicher zu ersetzen, sie werden die Reaktionsgelüste eifrig bedienen.

Freitag, den 19. April 1850.

Geschrieben, über die Versammlung in Erfurt: eine Regierung, die böse wird, wenn man ihre Vorschläge annimmt, sie gesteht ein, daß diese nicht aufrichtig waren! Die Minister gebrandmarkt als Lügner! — Neue Verfolgungsprozesse! Jemand sagte bitter: „Wenn der König vor ein Kriegsgericht gezogen würde wegen seines Benehmens am 18. und 19. März, wie bestünde er da?“ —

Nachmittags Besuch von Herrn Dr. Meyen und Herrn Prince Smith: über Zeitungswesen, Preßgesetz, Preßprozesse; über die Verhältnisse der „Abendpost", die im letzten Vierteljahre dreihundert Abnehmer mehr bekommen hat. Herr Moneke in Stettin Herausgeber eines kleinen demokratischen Blattes.

Hier gieng das Gerücht, die preußischen Abgeordneten seien schon von Erfurt zurückgerufen! Man sieht, wie man von der Regierung denkt, was man ihr zutraut!

Der ehmalige Landrath und Major Bauer (von Krotoschin) ist wegen Majestätsbeleidigung und Aufruhr angeklagt gewesen, aber durch das Schwurgericht in Ostrowo freigesprochen worden; eben so der Abgeordnete Lisiński. — Dagegen sind hier die in erster Instanz freigesprochenen Bürger, die von dem Schergen Kaiser roh mißhandelt und dann wegen Widersetzlichkeit angeklagt waren, in zweiter Instanz höchst ungerecht verurtheilt worden, bis zu zehn Wochen Gefängnißstrafe. Und die Regierung, die solche Willkürgewalt ausüben läßt, befiehlt — der Kaiser empfängt seinen Schutz und Anreiz aus den höchsten Regionen — will noch auf Achtung Anspruch haben!

Geschrieben; aus dem Französischen übersetzt. — Im Quarterly Review ausführliche, lobende Anzeigen von Grote's Geschichte Griechenlands und Ticknor's spanischer Litterargeschichte.

In Paris große Spannung. Der Präsident mit der Mehrheit der Nationalversammlung in Zwiespalt; Drohungen gegen sie. Der Minister Baroche läßt die Zeitungsblätter wegnehmen, die von Staatsstreichen reden! Man will die Sache, nicht das Wort.

Pabst Pio Nono in Rom mit Petardenknall begrüßt! Ob er sein weltliches Herrscherthum je wieder völlig herstellen wird? Ganz Rom ist unpäbstlich geworden.

Sonnabend, den 20. April 1850.

Sendung aus Paris von Elihu Burrit, Feuille d'olivier pour le peuple.

Listen wegen der Gemeindewahlen und der vom Magistrat beabsichtigten Einkommensteuer. Der Magistrat hat kein Recht die Angabe des Einkommens zu verlangen, und die meisten Bürger werden sie verweigern. Ich habe das meinige angegeben, weil ich keinen besondern Grund hatte, es nicht zu thun.

Die Polizei macht Uebergriffe ohne Maß und Zahl. Sie hat sich erfrecht einen hiesigen Bürger Referendar Rasch auszuweisen, der außerdem hier vor Gericht erscheinen muß, wegen einer Anklage des Aufruhrs. Er hat den Staatsanwalt ersucht, ihn hier zu behalten, wegen der Gerichtsverhandlung! Seltsames Zeug, aber gehäuft und empörend, daß solchem Unwesen niemand steuert! Eine schwere Verantwortung der Minister, und derer, die solche Dinge verlangen, anstiften, dazu reizen!

Der Bürgermeister von Schönebeck, Herr Ludwig Schneider, ist vom Schwurgericht freigesprochen; er war der Majestätsbeleidigung und des versuchten Aufruhrs beschuldigt.

Temme ist in sein Amt noch nicht wieder eingesetzt, der Justizminister Simons will besonders über ihn verfügen: als ob das gesetzlich erlaubt wäre! Der niederträchtige Rintelen in Münster und der edle Temme, — die taugen freilich nicht zusammen! Der preußische Staat hat sich ganz und gar der Kleinlichkeit ergeben, der kleinlichsten Plackerei!

Die „Kreuzzeitung" spritzt heute zweimal ihr Gift auf mich, weil ich dem Dr. Bernstein ein gutes Zeugniß gegeben! Sie meint, da das Gericht es nicht habe hören wollen, solle er's doch drucken lassen, damit man wieder einmal was von Varnhagen lese! Die Schufte sollen das lieber nicht wünschen, sie könnten von mir manches zu lesen bekommen, daß

ihnen die Augen übergingen! Aber ich rege keinen Finger um das Pack.

Wegen des Eides der katholischen Geistlichen hat der König eine seltsame, abenteuerliche Auskunft getroffen, die allgemein mißfällt, für jesuitisch, für unwürdig erklärt wird. Der Vorbehalt soll in keinem Fall gelten, aber der Eid mit Vorbehalt doch angenommen werden, wenn der Geistliche sagt, daß nicht sein eignes Gewissen, sondern nur der Befehl der Obern ihn zu dem Vorbehalte zwingt; sagt er aber, der Vorbehalt sei ihm durch das eigne Gewissen auferlegt, dann soll er nicht im Dienste bleiben! Kleinlich, erbärmlich, und unter dem Anschein der Großmuth doch nur hart und ungerecht. „Recht aus des Königs eignem Gehirn, unverkennbar."

Sonntag, den 21. April 1850.

Bisweilen scheint es, als wären die Völker wirklich bezwungen und auf weithinaus, angefangen mit den Franzosen, denn jeder Gewinn, den sie erfochten haben, ist immer sogleich wie er sich gestalten soll, in Druck verwandelt; die Regierung, die sie sich geben, wird immer sogleich ihr Herr; so ist es bei uns mit der Regierung, die wir uns gelassen haben, und die sich jetzt recht im Handhaben der wieder erlisteten Gewalt gefällt. Eine Macht, die wir ihr entgegenstellen könnten, ist freilich nirgends, das Volk ist nicht beisammen, und der Einzelne ist ganz wehrlos. Aber dennoch ist der Boden unsicher, auf dem die Regierungen stehen, und riesengroß stehen die unerfüllten Forderungen da, neben den Zwergen, die ihnen widersprechen. Die Einheit Deutschlands und eine freie Nationalversammlung, diese beiden Vorstellungen wachsen und wuchern! Und in Berlin? Ist hier das alte Preußen noch? Kann Berlin je seinen 18. März vergessen, und daß der König dies nur aus „Volkes Gnaden" noch geblieben ist?

Sogar die Reaktion bringt die Thatsache in Rechnung, und macht bei Gelegenheit sie ihm zum bittern Vorwurf. Allem Scheine zum Trotz, ist die Revolutionssache noch immer im Gang, und die Volkssache hat mehr Aussichten als im März 1848.

Graf von Dyhrn sprach in Erfurt einige Worte für das allgemeine, in Preußen wieder verkümmerte allgemeine Wahlrecht. Es fallen dort harte Schläge, doch für uns ohne Gewinn, außer dem, daß die Gegner sie fühlen. Für uns wird nur der Ausgang Gewinn sein, daß der Lug und Trug offenbar wird, und die Unfähigkeit dieser Leute etwas zu schaffen.

Montag, den 22. April 1850.

Schreiben des Fürstbischofs von Breslau (Diepenbrock) an den Minister von Ladenberg, die spitzfindige Vorschrift wegen des Eides der katholischen Geistlichen als unwürdig und elend schnöde verwerfend. Des Königs eigne Erfindung! Und wie muß er sich um den Eid bemühen, der ihm selber doch ein Gräuel ist!

Nachmittags unerwartet Bettina von Arnim, die vom Lande hereingekommen ist. Sie sieht wohl aus. Willisen's neues Auftreten beschäftigt sie ungemein. — Ueber ihr Buch, das noch gar nicht fertig ist, sie weiß die Form nicht zu treffen, ist darüber sehr unruhig, will meinen Rath, sie fürchtet das Buch möchte schlecht ausfallen.

Vor einigen Tagen soll der König mit der Königin einen sehr ernsten Zank gehabt und sie dabei eine dumme Lise genannt haben. Majestätsbeleidigung zwischen Majestäten!

In der „Vossischen Zeitung" stand vorgestern ein Artikel über die gegenwärtige Kunstausstellung, der das neue Bild der Prinzessin von Preußen, durch Eduard Magnus gemahlt,

bitter tadelt. Der Tadel iſt aber von der Art, daß er mehr die Perſon der Prinzeſſin als die Mahlerei ſcheint treffen zu ſollen, und dies wird um ſo auffallender, weil gleich darauf ſein Bildniß der Großherzogin von Mellenburg-Schwerin im Gegenſatze ſehr gelobt wird. Am Königlichen Hofe hat man die größte Luſtbarkeit an dieſem verrätherischen Doppelſinn, ja man ſagt ſchon, der Artikel ſei von hohen Perſonen eingegeben, veranlaßt worden. Wenigſtens kann die „Voſſiſche Zeitung" ihn nicht aus Dummheit aufgenommen haben. Die Prinzeſſin wird ſich bitter ärgern!

Unangenehmes Geſpräch des Prinzen von Preußen in Trier mit dem dortigen Biſchof wegen der Rechte der katholiſchen Kirche. Der Prinz verweiſt den Biſchof auf die Verfaſſung, dieſer antwortet ihm ſcharf, und der Prinz kann nur abbrechen und gehen!

Der Prinz meidet ſeit einiger Zeit Karlsruhe; es iſt, als ob auch dort Verdruß ſtattgefunden.

Thereſe Glßler zur Frau von Barnim erhoben, und mit dem Prinzen Adalbert verheirathet.

Dienstag, den 23. April 1850.

Herrn von Arnim-Kriewen geſprochen, ein langweiliger und ariſtokratiſcher Stock von jeher, jetzt ein Licht der Reaktion, nur eine andre Art von Stock!

Der Kriegsminiſter von Stockhauſen klagt, es ſei gar nicht auszuhalten, die Geſchäfte drängten ohn' Unterlaß, die langwierigen Miniſterſitzungen raubten alle Zeit, nirgends ſei ein feſter Willen, jeden Augenblick fehle das Geld für die nothwendigſten Dinge, am ſchwerſten aber ſei es mit dem König fertig zu werden, der wolle immer Sachen, die nicht thunlich wären, auf die Verfaſſung nehme er keine Rückſicht. „Was geht mich die Verfaſſung an! Thun Sie, was ich befehle!"

habe er ihm oft auf seine Vorstellungen erwiedert. — Stockhausen will sich baldmöglichst zurückziehen.

Der General von Bonin sagt, er habe es wohl empfunden, wie kalt und spitz der König ihn bei der Rückkehr von Holstein empfangen; das bloße Wort Holstein sei dem Könige wie eine Beleidigung, er könne seinen Haß gar nicht verbergen; und doch habe ja der König ihn hingeschickt, hätte er gemeint, seine Offiziere sollten dort schlecht dienen, die Sachen zu Grunde richten? „Ich habe alles gethan, was meine Schuldigkeit war, und die schleswig-holstein'schen Truppen, die zu verlassen mir schmerzlich war, können sich neben die besten preußischen stellen."

Der russische Gesandte von Meyendorff bezeigt seine Freude, daß General von Rauch genest; derselbe sei, sagt er, der wahre Schutzengel des Königs; des Hospodars von Preußen, wie ihn ein andrer Russe höhnisch genannt! —

Der schändliche Kürser macht den diplomatischen Zuträger bei Meyendorff und auch bei Profesch und ein solcher Mensch wird in der Gesellschaft geduldet! „Die Gesellschaft? was duldet die nicht? Sie ist ja die Senkgrube aller Unreinigkeiten." Uebertünchte Gemeinheit.

Im „Staatsanzeiger" steht ein Artikel, der ankündigt, daß allen Beamten die Theilnahme an Vereinen, die von der Regierung nicht gebilligt, ihr feindlich und abgeneigt sind, durchaus verboten ist, und daß Beamte, welche hierwider handeln, ohne weitere abgesetzt oder sonst bestraft werden. Das wird gute Folgen haben! Bei allen Wahlen wird man möglichst wenige Beamten wählen. Eine schändliche Gewaltwillkür bleibt es jedenfalls.

Besuch von Herrn von Weiher. Handwerkervereine, Vorschußkassen, Gewerbewahlen. — Hofdummheiten, Beamtendünkel! Wrangel's Militairanstalten, um Berlin zu beherrschen und Barrikaden unmöglich zu machen, die Tröpfe!

Als wenn die Umſtände des 18. März 1848 grade ſo wiederkehren müßten, als wenn nicht bei andern Umſtänden, die jetzt niemand vorher weiß, noch ganz andres möglich wäre!

Der Pfaff bei der Dreifaltigkeitskirche, Krummacher, hielt am Sonntag eine durchaus weltliche, politiſche Predigt, ſchalt Berlin ein Sodoma und Gomorrha, und lobte den König als den erſten Fürſten der Welt, das Muſter eines frommen, gottbegabten, ſtaatsweiſen Regenten. Der Küſter ſogar ſchüttelte den Kopf über dieſe plumpe Schmeichelei, über die unerbauliche, ärgernißvolle Predigt. Dergleichen wirbt für die freien Gemeinden.

Mittwoch, den 24. April 1850.

Heute iſt Bußtag, veraltete Feier einer veralteten Vorſtellung! Die Buße, die ſie ausüben, beſteht in Erſchießenlaſſen, in Verurtheilung zur Sträflingsjacke, in boshaften Verfolgungen, in Härten und Ungerechtigkeiten: die Buße, die ſie einſt leiden, wird beſtehen in — Gott weiß was! Die kirchliche Buße, auf die ſie ſo ſehr halten, iſt nur Spott.

Geſchrieben. Ueber den geſtrigen Artikel des „Staatsanzeigers“ in Betreff der Theilnahme von Beamten an Vereinen. Wird dadurch das Geringſte in den Geſinnungen geändert? Die Mittel werden andre. Und das Volk gewöhnt ſich, in allen Beamten ſeine Feinde zu ſehen. Säet nur, ſäet! Die Saat geht auf.

In Rahel's Papieren gearbeitet. Mit großem Eifer und Schmerz. Welch ein Lebensinhalt! Wenn ich in ihn mich verſenke, iſt mir als lebt' ich in einem andern Klima, unter dem Einfluß einer andern Sonne, in ganzer Fülle der üppigſten Natur, die auch den Menſchen ſchöner, fruchtbarer, reiner zeigt!

Die Königin iſt nach Dresden abgereiſt, der König hat ſie zum Bahnhof begleitet. Hier hat es Verdruß gegeben,

die meisten Leute behielten Hut oder Mütze auf dem Kopf, der König äußerte laut sein Mißvergnügen, worauf ein Gelächter entstand, die Konstabler verhafteten einige Leute, die aber bald wieder freigelassen wurden. Die Sache soll vertuscht werden!

Allerlei Vorschläge und Entwürfe wegen Schleswig-Holstein, worunter auch der, daß Preußen nun gegen die Rebellen auftreten soll, was der König in seiner Erbitterung am liebsten möchte, nur fehlen die geschickten Wendungen, um diese Umkehr vor der Welt scheinbar zu begründen, man hätte gern tadellose Ausbrüche der schleswig-holstein'schen Truppen gehabt, — dabei dankt man es dem General von Bonin gar nicht, so gute Ordnung gehalten zu haben, — erzdemokratische Bewegungen im Lande, rohe Schmähungen gegen die Fürsten, — daß alles dies fehlt, wird sehr beklagt. Der König meint, der Minister von Schleinitz müsse die Sachen so einzufädeln wissen, daß die Umkehr Preußens nicht nur gerechtfertigt, sondern nothwendig erscheine, „aber — setzte der König hinzu, — meine Minister, die können einmal nichts." Einige hoffen, Willisen werde sich verlocken lassen, dem preußischen Interesse zu dienen, man müsse ihm nur schöne Aussichten im preußischen Heer eröffnen, der Unwille des Heeres gegen ihn werde schon dafür sorgen, daß man ihn nachher doch abweisen könne. Herrliche Treulosigkeit!

Guter Witz, das statistische Amt lege Listen an, wie viele Majestätsbeleidigungen im Jahre vorkommen, nach den Provinzen, Ständen! Da die aristokratischen niemals oder doch nur höchst selten zur Anzeige kommen, weil die gute Erziehung ihnen zum Schutze dient, so bleiben freilich die allermeisten außer Rechnung. Aber man hofft dennoch zu hohen Ziffern aufzusteigen.

Donnerstag, den 25. April 1850.

Geschrieben. Um seinen Beamtenstand gänzlich herabzubringen, kann Preußen nichts bessres thun, als ihn unter recht strenge Polizeizucht zu stellen. So bewirkt das dumme Ministerium Brandenburg-Manteuffel, was der Revolution und Demokratie sehr schwer würde! Unter den Ministern sind Rabe, Heydt, Ladenberg und Simons bloße Lakaien, sie führen dienstbeflissen aus, was die andern befehlen; Stockhausen und Schleinitz wehren sich ein wenig gegen die andern, aber dafür müssen sie dem König unbedingt gehorchen. Solch lumpige Wirthschaft besteht, auf Geld und Truppen gestützt; warum nicht? seit Friedrichs des Großen Tod war es nie anders, die kurze Frist von Stein und Hardenberg ausgenommen! Und den 18. März und die nächstfolgende Zeit ausgenommen, wo wenigstens der Schein besser war.

Besuch von Dr. Sachs; er bringt mir ein Manuskript poetischer Bearbeitungen aus dem Talmud. Ueber die jetzige Stellung der Juden im Staate, die Regierung thut als wäre alles beim Alten! Sachs möchte hier an der Universität lehren, die Behörde ist ihm entgegen, wie früher dem Dr. Zunz.

Herr von Liepmann, aus Dresden zurückgekehrt, beruhigt mich wegen Bakunin's, die Todesurtheile werden nicht vollzogen, sagt er.

Der Prediger Uhlich in Magdeburg, wegen Majestätsbeleidigung angeklagt, mit ungeheurem Jubel der Einwohner freigesprochen. Auch ein Zeitungsredakteur in Liegnitz.

Ein Hauptmann in Brandenburg, wegen Umgangs mit Ziegler vom Ehrengerichte seiner Kameraden streng getadelt, hat den Abschied nehmen müssen!

Der ehemalige Minister von Ganiz ist gestern gestorben. Sein Tod geht mir sehr nahe; er war ein Ehrenmann, und unter den altpreußisch Gesinnten einer der freisinnigsten. — Der Prinz von Preußen ist nun wieder in Karlsruhe eingetroffen.

Freitag, den 26. April 1850.

Die Kabinette arbeiten was ſie können, das unſre iſt eines der vielthuerischen, bringt aber am wenigſten zu Stande, nicht den däniſchen Frieden, nicht die badiſchen Sachen, nicht die Zollvereinsſache, nicht die Bundesſache mit Oeſterreich, nicht den Frieden mit der katholiſchen Geiſtlichkeit, über das bischen in Erfurt zu Stande gekommene iſt es erſchrocken und verlegen. Ein Fürſtenkongreß in Gotha! Lange Bank, auf die man die Sachen ſchiebt, klägliche Hoffnung einer kläglichen Aushülfe!

So viele Menſchen meinen, was ſie jetzt erleben, ſei noch nie dageweſen, ſie beſchuldigen unſre Zeit, unſer Volk, das franzöſiſche, als wären nicht alle Zeiten unruhig, alle Völker bald ſo bald ſo geweſen; und grade die Unterrichteten, die Gelehrten fallen in dieſen groben Fehler, ich muß den Lesern immer den Spruch des Seneca vorhalten: »Iniquus est qui commune vitium singulis objecit.« Der geringſte Rückblick genügt, um einzuſehen, wie die Menſchen immerfort unter Stürmen und Gräueln ſich fortbewegen; dieſe zu vermeiden iſt weder einem Volke noch einem Einzelnen möglich, es iſt nur die Aufgabe, möglichſt viel Gutes unter allen Umſtänden zu wahren und zu bezwecken; ſoll es denn Revolutionen geben, ſo ſeien ſie zur Freiheit, zur Verbeſſerung, zum allgemeinen Wohl, — und eigentlich erfolgt dies auch aus jeder, die wirklich aus dem Volk hervorging, gleich oder ſpäter.

Beſuch von Weiber. Ob uns ruſſiſcher Einmarſch drohe? Nur wenn der König ihn wünſcht, ſeiner zu bedürfen glaubt! Der Hof iſt mit Rußland einig. Bricht in Frankreich ein neuer Sturm aus, dann iſt alles in Frage. Wie die Dinge jetzt ſtehen, wird man Frankreich noch nicht angreifen, der Präſident leiſtet ja gute Dienſte, und Erfurt wird ſich nicht allzu mauſig machen! Ich glaube nicht an die großen ruſſiſchen

saur

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR 3-598-53028-5
VARNHAGEN VON ENSE,K.A. FN. 12208/033

Truppenanſammlungen an unſern Gränzen! Die Ruſſen haben mehr den Süden im Auge als den Weſten. Ein Andres, wenn Sturm ſie ruft!

Die „Kreuzzeitung“ thut, als ob Preußen in Erfurt ſeine Selbſtſtändigkeit verloren hätte, und hofft rettende Thaten!

Die Beiträge für den Geſchirrdreher Rinow kommen an die „Urwählerzeitung“ meiſt mit beißenden Sinnſprüchen, die den König, den Prinzen von Preußen, die Miniſter ꝛc. an frühere Ereigniſſe und Worte erinnern. Eine ganze Saat demokratiſcher Pfeile!

Sonnabend, den 27. April 1850.

Geſchrieben. Die ſchleswig-holſteiniſche Sache iſt keine reine Freiheitsſache, nur eine nationale, gleich der polniſchen, es handelt ſich um Rechte, urkundliche Rechte, aber auch in dieſen ſteckt den Höfen ſchon zu viel Freiheit!

Immer neue politiſche Prozeſſe, in Schleſien, in Weſtphalen, mit ſechzig, achtzig Angeklagten! Außer der Nichtswürdigkeit, dieſe alten, durch die Regierung ſelbſt doch am meiſten verſchuldeten Geſchichten jetzt noch vor Gericht zu ziehen, iſt auch die Dummheit arg, mit der die Regierung immer wieder ihre eignen Schwächen aufdeckt, und ſich die Gemüther abwendet! —

„Erinnerungsblätter aus Raſtatt“ im „Morgenblatt“ No. 58—67. 70—73. 82 ff. In den letztern Blättern wird ausführlich erzählt, wie die Beſatzung durch falſche Verſprechungen und trügeriſche Freundlichkeit verlockt und betrogen worden, wozu der General Graf von der Gröben das Werkzeug war. Die Beſatzung ergab ſich dem Großherzog, nicht den Preußen, aber dieſe übten ihr Gewaltrecht! Der Prinz wollte Blutopfer!

Der König hat an den Orden für die ſogenannten Rettungsminiſter gekünſtelt, und ihre Sterne mit Zepter und

Krone verziert, kleinlich, dem Spotte zur Nahrung! Dieser Tage sagte einer meiner Bekannten zu einem der Minister: „Lassen Sie doch mal sehen, wie ist denn der neue Ehrenschmuck?“ Der Minister antwortete: „Ach, diese Kindereien!“ Er meinte, mit solchem Spielzeug wolle der König sich abfinden, wenn er dankbar sein wolle, möge er ihnen das Leben nicht so sauer machen, nicht schimpfen und unartig sein.

Sonntag, den 28. April 1850.

In Hanau durch das Schwurgericht von den angeblichen Mördern Lichnowsky's und Auerswald's der eine zu lebenslänglicher Zuchthausstrafe, der andre zu zwanzigjähriger verurtheilt. Ganz klar ist die Sache nicht geworden. Aber man wollte Schuldige haben, die Reaktion wollte Strafen ausgesprochen sehen, obwohl ihr diese nicht genügen.

Die „Urwählerzeitung“ ist heute ausgeblieben, sie sei weggenommen, heißt es, der Herausgeber sogar verhaftet.

Begräbniß des Generallieutenants von Canitz. Ich hörte zu Hause die Geschütz- und Gewehrsalven. Er thut mir sehr leid. Ich wußte ihn gern unter den Lebenden. Seit 1813 kannt' ich ihn. Unter bessern Zuständen wäre er ein ächter Volksfreund geworden, bei allen aristokratischen Härten, die er hatte!

Der König sucht den Ministern immer zu entschlüpfen, immer Streiche zu spielen, etwas ohne sie zu thun, oder hinter ihrem Rücken. Diese Leute lassen sich alles gefallen, diese Staatsretter! Der König scheint den Erfurter Gang mit allem Nachdruck behaupten zu wollen, mehr als den Ministern recht ist, und insgeheim unterhandelt er mit Oesterreich, den ganzen Plunder aufzugeben, auseinander zu werfen. Er möchte gern in Erstaunen setzen, überraschen, das ist ihm die Hauptsache, nur weiß er nicht recht, wie er's anfangen

soll. Er möchte im Sommer an den Rhein reisen, noch einmal das Spiel mit „Alaaf Kölle!“ versuchen, nur ärgert's ihn seinen Bruder dort zu finden, der ihm überall im Wege steht.

Die Parthei Gerlach bietet alles auf, um Radowitz zu stürzen, allein der König sieht in ihm denjenigen, der es mit seiner Person gut meint, während er recht wohl weiß, daß dies nicht bei jener Parthei der Fall ist, und kaum bei den Ministern, die recht gern den Prinzen von Preußen auf dem Thron sehen würden. Der Prinz kann Radowitz'en nicht leiden; aber wen kann er leiden? Die Frömmler nicht, die Gerlach's nicht, die Konstitutionellen nicht, Pfuel'n nicht, Willisen's nicht, den verstorbenen Canitz nicht! Hier am Hofe sind vier Partheien, die des Königs, die des Prinzen, die der Minister, die der Ultra's (Gerlach-Stahl), die sich verbinden und trennen nach den einzelnen Fragen und Umständen, oft nach sehr kleinen. Die Konstitutionellen sind nur geduldet und gebraucht, die Demokraten ganz ausgeschlossen; das ist unsre Lage. Die Parthei der Minister ist keine der Gesinnung, sondern der Stellung, sie wird sich immer aus den Leuten zusammensetzen, die den Geschäften vorstehen.

Vor vierzehn Tagen wurde den Soldaten eingeschärft, die deutsche Kokarde neben der preußischen auch an der Mütze zu tragen, heute ist befohlen worden, an der Mütze nur die preußische zu tragen, am Helm aber vor wie nach beide. Jämmerliches Possenspiel, das die Volkspartei nicht mitmacht!

Der „Staatsanzeiger“ bringt die Statuten einer Privatbank des hiesigen Kassenvereins.

Beide Hessen rühren sich zum Abfall von Erfurt. — Die badischen Truppen kommen noch nicht, sie haben nicht Lust, der Großherzog ebenfalls nicht, und Oesterreich protestirt.

Montag, den 29. April 1850.

Geschrieben. Ueber die Bedeutung und Zusammensetzung der hiesigen politischen Parteien. Die Trennung zwischen Regierung und Volk ist ganz entschieden, alles wechselseitige Vertrauen hat aufgehört, für beide Theile ist der Feind im Lande.

Schlägerei in Spandau zwischen Soldaten und Bürgern, wobei die letztern die Oberhand behalten. Ein Offizier wurde von den Soldaten verhöhnt, und mußte Schutz bei den Bürgern suchen.

Unsere Zeitungen verkünden jetzt, die russischen Truppen zögen sich von den Gränzen zurück, die österreichischen desgleichen, und bringen dies in Verbindung mit der Versicherung Preußens, daß es der Erfurter Geschichte keine Folge geben werde! Schimpf und Schande im Uebermaß! Die Regierung ganz einig mit Rußland und Oesterreich, es war ihr nie Ernst mit der Reichsverfassung, sie dachte nur Erfurt zur weitern Zurückbringung der preußischen Verfassung zu benutzen, da dies an der Zähigkeit, an der Verzweiflung der Gothaer Jammerleute scheiterte, so hat sie nun weiter nichts an Erfurt, und läßt es fallen.

Noch zuletzt der elende Streit des Präsidenten Simson und des Herrn von Bismarck-Schönhausen gegen die Zeitungsberichter, und deren öffentliche Erklärung! Jene beiden Herren haben nicht nur völlig Unrecht, sondern ihr Benehmen ist albern und lächerlich. Die Herren Oelsner-Monmerqué (für das Journal des Débats) und Frensdorff (für die Indépendance belge) sind mitunterzeichnet. Kläglicher als dieser Handel kann nichts sein!

Die „Urwählerzeitung" ist wieder freigegeben; doch fehlt noch eine Nummer. — Der „Kladderadatsch" ist auch weggenommen worden, wegen der Späße über die Heirath des Prinzen Adalbert. Die Behörden werden wieder besonders empfindlich über die Berührungen der Königlichen Familie.

Man wirft immer den Revolutionairs vor, all ihr Thun sei nur negativ, sie könnten nur wegräumen, abreißen, aber nichts bauen, nichts Positives aufstellen; das ist ganz wahr, aber auch ganz richtig, die Aufgabe ist nur diese, die falschen, die abgenutzten Dinge müssen fort, die Hindernisse müssen fallen, dann wächst das Positive von selber auf, das Wahre, das Lebendige, durch die göttliche Kraft alltreibender Natur; das Positive fehlt nie, ist immer da, man braucht es nicht zu machen, ja man kann es nicht.

Dienstag, den 30. April 1850.

Nur mit Mühe schreiben können, doch einiges aufgesetzt.

Die Erfurter Versammlung aufgelöst und heimgeschickt, im Namen des Verwaltungsrathes durch Radowitz und Carlowitz, Dank für geleistete Beihülfe! Die Verfassung wäre fertig, aber nun berathen die Regierungen, und es bleibt alles hängen! — Der russische Gesandte hier betrachtet das ganze Ding als abgethan, der König werde nichts genehmigen.

Wie Preußen hat auch Hannover den Truppen die deutsche Kokarde genommen; doch tragen die preußischen sie noch am Helm, damit nur nichts ganz und entschieden sei! Die Volkspartei hat ein Hohngelächter über diese Maßregel erhoben, die mit dem Schluß des Erfurter Handels zusammentrifft, deren Gegentheil noch vor kurzem streng anbefohlen wurde. Einzelne Truppentheile, die Offiziere voran, haben die deutschen Kokarden mit Jubel von den Mützen gerissen und auf die Erde geworfen, dieselbe, die sie am Helm doch noch tragen! Es ist des Unsinns kein Ende! Die Demokratie freut sich, daß sie das Zeichen schon längst abgelegt hat; sie wird zu rechter Zeit dieses, oder ein andres, wieder aufstecken.

Den Soldaten und Droschkenkutschern ist jetzt auch das Rauchen auf der Straße verboten worden. Man hofft auch

die Soldaten bald wieder ganz in die alte Ordnung und Zucht zu bringen. Nur Gewaltsamkeiten gegen Demokraten bleiben verstattet, werden gern gesehen, und höchstens zum Schein — gelinde — bestraft.

Graf Oskar von Reichenbach endlich durch das Stadtgericht zu Breslau, das sich bisher geweigert hatte dem ungesetzlichen Befehl des Obertribunals zu gehorchen, doch wieder verhaftet! Das Verfahren gereicht zur Schande der preußischen Justiz, der staatsrettenden Ministerklique.

Beabsichtigter Fürstenkongreß in Gotha, jämmerlich! — Der Kaiser von Rußland kommt nach Warschau.

Bedenklicher Zustand in Belgien; Rothomb fürchtet dort eine sozialistische Revolution, die sogleich in Frankreich zünden werde. Ei, Herr Rothomb! Im Mai und Juni 1848 sagten Sie mit Gewißheit vorher, die Republik in Frankreich werde nicht drei Monate mehr dauern! —

Graf von Gneisenau, der aus Italien zurückgekehrt, hält den Pabst und alle Geistlichen in Rom für verloren, sobald die Franzosen abziehen; höchstens würden als Volksfreunde die Kapuziner verschont werden.

Mittwoch, den 1. Mai 1850.

Die große Freiheit und Selbstständigkeit, welche der katholischen Kirche zugestanden wird, und für diese eine weit größere Bedeutung hat, als die gleiche Gewährung für die protestantische Kirche je haben kann, regt große Unzufriedenheit unter den Protestanten und altpreußisch gesinnten Beamten an. Der Prediger Krummacher, der Prof. Twesten sind in diesem Stücke Gegner des Hofes, wobei sie freilich den Vortheil haben, jene Zugeständnisse als eine Folge des verhaßten konstitutionellen Systems verwerfen zu können; wegen des Verfassungseides hofft die Regierung noch eine

Auskunft zu finden, aber wegen Besetzung der Kirchenämter, Leitung des Schulwesens ꝛc. stehen große Kämpfe bevor.

Die Offiziere, besonders der Garde, sind aufgebracht über die Heirath des Prinzen Adalbert; „Wenn einer von uns, sagen sie, eine Tänzerin heirathete, so müßte er den Abschied nehmen," und die Adlichen klagen, daß eine Tänzerin zur Frau von Barnim erhoben worden. Diese Art bleibt sich gleich, unter allen Umständen.

Großer Hohn über den Schluß des Erfurter Parlaments; die Annahme der oktroyirten Verfassung macht diese rechtsgültig, aber die Regierung erwähnt davon nichts, und läßt alles hängen. Die Gothaer Lumpen abermals gefoppt und getreten!

In Dresden verläugnen die Minister die von Sachsen anerkannten Grundrechte. Große Aufregung deßhalb.

Kinkel vor dem Schwurgericht in Köln. Große Theilnahme.

Pestvertrag zwischen Oesterreich und Preußen; leidlich genug.

Die Königin von Spanien ließ ihren Gemahl-König ein paar Stunden hindurch in seinen Zimmern unter Haft, bis er nachgab, und sich mit Narvaez versöhnte. Hübsches Hofstück! —

Abends zu * gefahren. Munter genug, aber auch weiter nichts; die Leute leben in den Vergnügungen und Langweilen des Tages hin, als ob es keine gemeinsamen Zustände gäbe, als ob nicht täglich Gräuel und Abscheulichkeiten vorfielen! Wo haben sie ihre Gefühle, ihre Gedanken? —

In Goethe gelesen, und zwar in Wilhelm Meister's Lehrjahren, mit unendlichem Genuß!

Neue Anläufe, den alten Bundestag herzustellen, aber mit neuen Maßen der Stimmen, zu Gunsten Oesterreichs und Preußens; Baiern will diesen gleichberechtigt sein, dann

giebt es die andern preis, aber Hannover, Sachsen, Würtemberg ꝛc. wollen auch nicht nachstehen. Gute Verwirrung!! —

Alle die politischen Absichten müssen unter falscher Sprache geführt werden, unter andern Benennungen und Redensarten, die jedoch der Gegner genau versteht und auch gebraucht! Welche Anhäufung von Lügenwust, welche durchgreifende Entsittlichung! Sonst waren die Diplomaten allein die Träger dieses Unwesens, jetzt sind es die gesammten Regierungen, Höfe, Behörden, alle treiben das schamlose Handwerk, alle! —

Die Brüder Bank waren aus Dresden hiebergekommen, junge Litteraten, nur nebenher politisch, aber sehr ruhig. Sie lebten hier unangefochten, bis die Kreuzzeitung sie verdächtigte. Da wies die Polizei sie aus. Nach allerlei Verhandlungen, in denen auch der Präsident Bonsert ihnen ein gutes Zeugniß gab, blieb es dabei, daß sie wegsollten. Man wollte ihnen einen Zwangspaß nach Dresden geben, der nur drei Tage gelten sollte. Sie sprachen dagegen ein, wollten über Magdeburg, Halle und Leipzig reisen, und stellten das dem Präsidenten von Hinckeldey vor; dieser war sehr artig, sagte, es walte ein Mißverständniß, er wolle ihnen einen Paß auf zehn Tage geben. Sie gingen zu dem Konstabler-Wachtmeister, sagten, was der Präsident gesagt: „Geht mich nichts an! Zwangspaß.“ Sie klagten bei Hinckeldey, der ließ den Wachtmeister rufen, sprach ihn allein, sie hörten, daß es ein heftiger Wortwechsel war; den Präsidenten sahen sie nicht wieder, der Wachtmeister hatte Recht behalten, und es blieb beim Zwangspaß. Eine Verwendung Bonsert's bewirkte, daß die zwei Brüder nochmals zu Hinckeldey berufen wurden, zu seiner Tischzeit; er kam mit der Serviette in der Hand, und schrieb nun eigenhändig den bessern Paß, ohne Dazwischenkunft und wahrscheinlich auch ohne Wissen seines Untergebenen. Was sind das für elende Zustände!

Donnerstag, den 2. Mai 1850.

Geſchrieben. Ueber den Ausgang des Erfurter Poſſenſpiels; das deutſche Volk auf's neue betrogen, genarrt, auf ſich ſelbſt verwieſen, auf künftige Kraftäußerung und Rache und Grauſamkeit. Mit den Provinzialſtänden ließ ſich nicht regieren, mit dem Vereinigten Landtag nicht, mit den Vereinigten Ausſchüſſen nicht, mit der Nationalverſammlung nicht, mit der oktroyirten zweiten Kammer nicht, mit den Minoritätskammern nicht, mit Frankfurt nicht, mit Erfurt nicht; und mit was dann? Mit dem Abſolutismus ging's doch auch nicht! Mit nichts! Völlige Unfähigkeit! Dieſe Geſellen und Burſche können nie regieren, die können nur gewaltthätig ſein mit Soldaten und Konſtablern, die Kraft der Nation brechen und vergeuden, und neue Revolution anſtiften! Lug und Trug iſt ihr Element, Schamloſigkeit, Wortbruch.

Nachmittags Beſuch von Bettina von Arnim; ſie bringt mir ihre neuſten ſechs Druckbogen, will meinen Rath, ob ſie was taugen! Sie klagt mir ihre Noth mit den Buchhändlern, wie man ſie überliſtet, verlockt, nachher nicht Wort hält. — Ich weiß ihr keinen Rath; kein Schriftſteller weiß da für ſich ſelber einen, als dem Buchhändler ſeinen Gewinn zu gönnen. Sie dauert mich ungemein, und hat Verdruß und Aerger ohne Maß. Die Ballen ihres engliſchen Buches liegen nun aus England zurückgekommen in Hamburg, und ſie ſoll Fracht und Lagerkoſten bezahlen! Der Gedanke, dieſes Buch zum Beſten der Ungarn um einen ganz niedrigen Preis zu verkaufen, läßt ſich eben auch nicht ausführen, als durch einen Buchhändler, der ohne Vortheil für ſich allen Nachtheilen einer ſolchen politiſchen Demonſtration trotzen will.

Abends noch eifrig geleſen, in Bettinens Druckbogen, in Goethe. Bettina hat auch hier, wie immer, ſchöne Gedankenblitze, aber leider keinen Gedankengang, und ich war zuletzt

durch das Lesen in eine verwilderte, trostlose Stimmung gerathen.

Fürstenkongresse und Fürstenkongresse! Nach Frankfurt am Main berufen, nach Berlin, nach Gotha! Zur Abwechslung!

Eugen Sue in Paris zum Abgeordneten gewählt. Sieg der Volkspartei. — Carlier, der dortige Hinckelden, in vollem Wüthen! gegen die Tagblätter ꝛc.

Der Ausdruck, der König habe die Fürstenthümer Hohenzollern mit ihren Seelen gekauft, ist dem Könige so zuwider, daß er ihn wollte verbieten lassen, und er soll so zerstreut gewesen sein, daß er von „Befehl an die Zensoren" sprach, vergessend, daß es deren keine mehr giebt. Er kann sie aber ja wieder bestellen! Thu' er's doch!

Verurtheilung eines Barbiers wegen Majestätsbeleidigung; er hat gesagt: „Der König ist kein reeller Mann."

Freitag, den 2. Mai 1850.

Geschrieben. Feigheit der Regierung, welche nicht wagt, die in Erfurt angenommene Verfassung für rechtskräftig zu erklären, wie sie es in der That ist, und eben so wenig sie zu verwerfen wagt, sondern völlig hängen läßt! Solch verächtliches Benehmen in solcher Sache ist noch nicht vorgekommen. Die öffentliche Meinung beschuldigt die Minister der gemeinen Dienstfertigkeit, den König selbst aber der ganzen Leitung. Wirklich hat er sich in der letztern Zeit dem Ministeransehn wieder sehr entwunden; er gewöhnt die Minister an Launen, kleine Abweichungen, die immer größer werden, macht sie müd und mürbe, und tritt dann, wenn sie dies gehörig geworden sind, als entschiedener Gebieter auf.

Besuch vom Grafen von Kleist. Er war in Hamburg und Kiel, hat Harbou kennen gelernt, den er mir bringen wollte, findet die schleswig-holsteinische Sache in bester

Haltung, die Truppen vortrefflich, räth der Statthalterschaft die russische Vermittlung anzurufen, als welche dann aus einer feindlichen eine freundliche Macht werden würde. An Preußen ist ihm nichts gelegen, er verachtet und haßt die Regierung, er hält den Staat für gebrochen, das Schicksal Polens für Preußen dünkt ihm nur gerecht!

Mittags Besuch von Bettine von Arnim.

Nachricht, daß Kinkel und seine Mitangeklagten in Betreff des Siegburger Landwehr-Zeughaus-Sturms freigesprochen worden. Dem armen Kinkel hilft das nichts, er bleibt Zuchthaussträfling! Seine Sache ist ein wahres Ungeheuer von Rechtsfälschung; die gegen ihn ausgesprochene Strafe war gelinder als die, zu der er begnadigt worden. Das Verfahren des Königs in dieser Sache ist unerhört! Die Briefe an Bettina zeugen schrecklich wider ihn! Empfindsame Härte, die grausamste Sorte, die schlechteste!

Auch die ministerielle „Deutsche Reform" predigt Härte und Strenge, ja sie will das richterliche Gewissen stärken, selbst Rechtsbeugungen zu Gunsten der guten Sache nicht zu scheuen.

In Göethe gelesen, im Martialis.

Der König hat dem Prof. Simson, Präsidenten des Erfurter Volkshauses, in Charlottenburg den Rothen Adlerorden dritter Klasse verliehen! Solche Jämmerlichkeit!

Es heißt, die vier Fürsten Reuß und die zwei Fürsten von Schwarzburg werden sich noch unter Preußen mediatisiren, wie die beiden Fürsten von Hohenzollern schon gethan. Für höheren Rang und baares Geld! Immerzu! Zuletzt ein Gewinn für die Volkssache, wiewohl diese im Augenblicke schwer verletzt wird.

Sonnabend, den 4. Mai 1850.

Umwölkt und kalt. Wir rennen in den Mai hinein, und finden kaum Märzwärme! Grün und Blüthen rennen mit.

Ein rechtes Anliegen, ein wahrer Eifer, tödten alle Selbstsucht. Früher mocht' ich mir ungern einen Gedanken, ein Witzwort, einen gelungenen Ausdruck stehlen lassen; jetzt leg' ich sie herrenlos hin, daß jeder sie nehme und gebrauche, und freue mich, so oft ich sie wiederfinde von Andern aufgenommen! Meine besten Einfälle und schärfsten Worte sind' ich im Gespräch verbraucht, in Zeitungsartikeln, in Parlamentsreden, in politischen Schriften, und ich denke nicht daran, mir die Ehre davon in Anspruch zu nehmen. »Que nos noms périssent!« Wie wahr sprach Danton das! — So dachte Schlabrendorf auch, so Erhard, so Rahel! Nicht viele so.

Mit Frau von Marenholtz, die Nachmittags ein paar Stunden bei mir, diesen Gegenstand besprochen, die Nichtigkeit des sogenannten Ruhms, der äußern Ehre, — sie giebt gar nichts darauf. Wo es Ernst ist, fragt kein redlicher Mensch darnach; wo man bloß den Reiz und Genuß des Lebens beachtet, mag man den Schmuck wünschenswerth und angenehm finden; er ist wie ein edlerer Reichthum, ist eine große Erleichterung des Daseins.

Spaltung in dem preußischen Ministerium, oder vielmehr zwischen diesem und dem Kabinet. Radowitz möchte in den Lieblingsvorstellungen des Königs weitergehend diesen vermittelst der deutschen Sache zu höherem Ansehn führen, ein Theil der Minister die Sache ganz aufgeben und sich in Oesterreichs Forderungen fügen, ein Theil hingegen es bis zum Kriege kommen lassen; doch darin stimmen sie alle überein, daß ihre Willensregungen nur schwach, daß sie zaghaft und unentschlossen sind, wenn sie auch noch so entschlossen sich anstellen. In großmäuligem Geschrei sind sie stark, und einig in Lug und Verrath.

Tapfrer Artikel in der „Nationalzeitung“ über Kinkel in Bonn, von Adolf Stahr unterschrieben.

Die von den Minoritätskammern für Kriegsrüstungen bewilligten achtzehn Millionen Thaler werden jetzt durch Anleihe aufgebracht. Ganz nutzlos, für die elendesten Zwecke, wird dies Geld vergeudet; um Oesterreich zu drohen, um dem Volke zu drohen, — zu weiterem kommt es doch nicht.

Sonntag, den 5. Mai 1850.

Oesterreich will den Bundestag herstellen, auf der alten Grundlage, mit neuen Bedingungen. In seiner Weise hat es vollkommen Recht, und Preußen keine Befugniß zu widersprechen; sein treuloser Eigennutz zwingt es, sich auf die Seite der Revolution zu stellen, wo es doch keinen Boden findet, weil es ihn selber zerstört hat. Ja, wenn es die Volks- und Freiheitssache hinter sich hätte, wenn die Hoffahrt und Feigheit nicht die Reichsverfassung und den Kaisertitel zurückgewiesen hätten! — Jetzt ist die lumpigste Wirthschaft; ein englisches Blatt sagt: «Confusion is the very policy of the prussian Cabinet. To bewilder, to mislead, to prevent action, to hinder every thing but retrogression, is ewerywhere, whether at Frankfort, or Erfurt, in Posen, Germany, or Denmark, the very aim to which prussian diplomacy is bent.» Auch die österreichischen und süddeutschen Blätter sagen uns die harte Wahrheit offen heraus.

Dr. Kolatschek hat von Stuttgart flüchten müssen; Oesterreich forderte seine Auslieferung. Gegen Naumerck (in der Schweiz) erläßt Preußen jetzt Steckbriefe.

Sendung vom Goetheverein, und Einladung zum 7. — O nein! Sat prata biberunt. Die Sachen werden immer trostloser!

Der „Staatsanzeiger“ bringt die österreichische Einladungsdepesche zu den Berathungen, in Frankfurt am Main, sie

sagt, Preußen habe zwar abgelehnt, aber die Rechtsbeständigkeit der Verträge von 1815 nie geläugnet. Wenn Preußen sieht, daß ihm seine Gelüste nichts helfen, wird es sich vollends zum Bundestag bequemen, den österreichischen Vorsitz anerkennen, und was man will.

Würtembergische Verfassungsvorschläge, eine Oberkammer für die großen Grundbesitzer, ein beschränktes Wahlrecht ꝛc. Natürlich, König Wilhelm und Minister von Schlayer!

Man ist sehr gespannt, ob der Kurfürst von Hessen zum Fürstenkongreß hieher kommen wird; allein schwerlich, nur wenn auch der Großherzog von Hessen-Darmstadt kommt.

Der Großherzog von Baden hat sich entschuldigt, er habe kein Geld zum Reisen, und könne nicht gut von Hause fort. Das findet man über die Maßen undankbar und trotzig, man meint, diesem Schwächling muß man befehlen zu kommen; ihn seinem Schicksal überlassen, darf man nicht, denn zöge man die preußischen Truppen aus Baden, so würden unverzüglich österreichische einrücken.

In den Abendgesellschaften bei Meyendorff wird viel gespottet, über Erfurt, über den Mediatisirten-Kongreß, — so nennt man ihn, — auf Radowitz wird geschimpft, auf den König manches Anzügliche gesagt. Prokesch will den Feinen spielen, plumpt aber oft gröblich heraus.

Die Soldaten müssen, wenn sie ihren vorgesetzten Offizieren begegnen, wieder Front machen und stehen bleiben, was ihnen seit dem März 1848 erlassen war. Wartet nur! Helft weiter die Demokraten niederhalten, und es kommt wieder dazu, daß ihr Stockprügel kriegt und Er und Du heißt!

Montag, den 6. Mai 1850.

Geschrieben; über unser niedliches Kongreßchen, nur die kleinen Kläffer kommen, der König wird sich schämen mit diesen Schächern zu berathen!

In Dresden hat das Oberappellationsgericht die Todesurtheile gegen Bakunin, Röckel und Heubner bestätigt. „Wenn ihr Blut vergossen wird, kommt es auf das Haupt des Königs von Preußen, der allein Schuld hat an der Zerrüttung der deutschen Sache; erst trat er anmaßlich als deren Verfechter auf, dann verrieth er sie feig und treulos.“ Dergleichen wird in Leipzig gedruckt.

Kinkel's Vertheidigungsrede in Bonn hat alle Herzen erschüttert. Er klagte die Regierung bitter an, und stellte sein Schicksal dar.

Heute Abend kommt der Großherzog von Weimar hier an, die thüringischen Herzoge, vielleicht der Kurfürst von Hessen, der Prinz von Preußen. Der König läßt zweiundzwanzig neue Sessel durch den Tapezier Hiltl für die Fürsten anfertigen! Das ist eine Hauptsache! bunte Bilder, geschmacklose Pracht, unnützer Aufwand, das gefällt der zeichnenden Phantasie! —

Radowitz hat in Erfurt eine von ihm sehr geliebte Tochter verloren. Er ist sehr niedergeschlagen.

Ungeachtet alles Schimpfens gegeneinander in den Zeitungen sind Oesterreich und Preußen doch in der Hauptsache ganz einig; das Volk wollen sie unterdrücken, die Freiheit beseitigen. Ueber die Vortheile, die man sich anzueignen hat, ist man im Streit, aber man wird sich verständigen. Aber ein schöner Zustand! Wortbruch und Verrath überall offenbar, Recht und Wahrheit mit Füßen getreten, alle Regierungen als treulos erkannt, als niedrig, und als erbärmlich!

Lächerliche Geschichten aus Erfurt von Eichhorn, der sich ganz unpraktisch benahm, durch nutzlose Vorträge langweilte, und gar nicht beachtet wurde. Als Alterspräsident im Staatenhause dankte er für das Vertrauen, das man ihm durch die Wahl zum Alterspräsidenten bezeigt habe! Recht für den „Kladderadatsch“ gemacht! — Die Gothaer waren gedrückt und verzagt.

Das Wichtigste geht jetzt in Frankreich vor. Der verrätherische Präsident beantragt die Aenderung des Wahlrechts, die Mehrheit der Nationalversammlung ist willfährig. Werden die Franzosen dies ertragen? auch dies noch? Das ist eine harte Prüfung! Und dann kann noch die härtere kommen, daß die Fremden einrücken! Louis Bonaparte ist nicht nur ein Verräther des Volks, sondern auch des Landes, er ist einig mit den Höfen, er stützt sich auf sie; er sucht sogar das eigne Heer zu schwächen, aufzulösen!

In Rheinbaiern das Heckerlied auf's neue scharf verboten.

Dienstag, den 7. Mai 1850.

Geschrieben. Blick auf die deutschen Angelegenheiten; die Art, wie die Höfe, die Regierungen sie behandeln, läßt keine auch noch so dürftige Befriedigung der Volksforderungen zu, und es bleibt nichts übrig, als daß diese, wenn sie je wieder zur Sprache kommen und zur That werden, den jetzigen Zustand gänzlich umwerfen, und dem politischen Dasein eine neue Grundlage geben. Erwachen aber müssen diese Forderungen, oder vielmehr sie können gar nicht einschlafen, denn sie sind im täglichen Leben fest begründet, sind nicht willkürlich gemachte, durch Gewalt zu beseitigende.

Mit Ludmilla in das Zeughaus gegangen, den Tieck'schen Löwen angesehen; er macht mir keinen Eindruck, als den der geformten Erzmasse, keinen geistigen. Wie er sich auf der Treppenwange (des Schauspielhauses) ausnehmen wird, ist noch die Frage! Der Volksredner Karbe nahm sich jedenfalls auf ihr besser aus.

In der „Gegenwart" (Brockhaus) steht ein Aufsatz über die preußische Nationalversammlung, sehr zu deren Rechtfertigung, aber bei weitem nicht scharf genug, mitunter sogar unrichtig in den Thatsachen, alle Volksbewegungen werden zu

wichtig genommen, alle Straßenerscheinungen, die theils absichtlich hervorgerufen, theils absichtlich in der Erzählung vergrößert wurden. Die Bedrohungen der rechten Seite waren meist nur Geschwätz, die vernagelten Thüren bedeuteten nichts als einen rohen Spaß, dem die herbeigerufene Bürgerwehr sogleich ein Ende machte, die angeblichen Stricke zum Hängen hat kein Mensch gesehen, nur hatte jeder gehört, sie wären gezeigt worden! Das Volk war nur allzu zahm, sein Instinkt sagte ihm, es werde verrathen, aber es wußte sich nicht zu helfen, und wollte nicht blind wüthen. Die Minister aber spielten vom ersten Augenblick ein falsches Spiel, und der Hof sann nur Verrath und Gewaltstreiche, zum Dank für die Schonung und Gnade, mit der das Volk ihn behandelt hatte. Das arme, großmüthige Volk! —

Griechenland, von Rußland nicht nach Erwartung unterstützt, hat den harten englischen Forderungen endlich sich gefügt. — Rußland fordert von Oesterreich über sechs Millionen Silbergulden Kriegskosten. Es heißt auf's neue, Oesterreich werde mit einem Stück von Galizien bezahlen. Die Verhältnisse zwischen St. Petersburg und Wien sind nicht sehr freundlich, die Russen geben dem österreichischen Kabinet schuld, in Konstantinopel gegen sie zu intriguiren.

Wegen des Verfassungseides der katholischen Geistlichkeit haben sich die Bischöfe und die Regierung einigermaßen verständigt; die Regierung hat sehr nachgegeben, wie zu erwarten stand.

Kinkel's Vertheidigungsrede steht vollständig in der heutigen „Abendpost", die — wahrscheinlich deßhalb — weggenommen worden; doch waren die Berliner Abdrücke schon ausgetheilt.

Die Gewerbewahlen sind heute größtentheils im Sinne des Freihandels und der Demokratie ausgefallen; Klix und Berends sind unter den Gewählten. Die „Kreuzzeitung"

weinte ſchon darüber und ſchrie über die gute Organiſation der Demokratie.

Plathner in Göttingen geſtorben, ſechszig Jahr alt; er war des Verbleibens in der deutſchen Nationalverſammlung angeklagt.

Jemme hier, um nach Tilſit zu reiſen und ſeine Kinder zu holen. Seine Wiedereinſetzung iſt noch nicht erfolgt! Geſetzwidrige Willkür des Juſtizminiſters Simons, des würdigen Nachfolgers des elenden Rintelen! —

Mittwoch, den 8. Mai 1850.

Geſchrieben über die von Preußen beabſichtigten Mediatiſirungen; die Fürſten zeigen ihre Schwäche, ihren Wortbruch aufs neue, die Sache iſt jedenfalls der Freiheit günſtig; ein Zuwachs neuen Gebietes, neuer Truppen iſt ein neuer Gährungsſtoff; wie gewaltig haben nicht die Rheinlande auf das alte Preußen eingewirkt!

Der König iſt mit ſeinem neuen Vorleſer, dem geweſenen Schauſpieler Louis Schneider, außerordentlich zufrieden, Ludwig Tieck war ihm ſchon ganz langweilig geworden. Auch hat er kürzlich ſeinen Mißmuth nicht zurückgehalten und ſich beklagt, daß es ihm mit ſeinen Berufenen ſchlecht ginge, Tieck ſei ſo gut wie todt, Rückert ganz bedeutungslos, Schelling leſe und ſchreibe nicht. Daß er die Abgeſtandenen berufen, daß er die jungkräftigen Geiſter nicht ertragen, ja nicht einmal würdigend erkennen kann, das fällt ihm nicht ein. Er hat, was er haben kann, die Abgeſtandenen. —

Die Regierung ſieht ein, was ſie für einen dummen Streich gemacht, den gefangenen Kinkel nochmals vor Gericht zu ſtellen; ſeine Freiſprechung nicht nur, ſondern auch hauptſächlich ſeine Rede waren Ohrfeigen für ſie, der Wehrloſe trat nochmals im Kampfe und als Sieger auf. Er iſt wieder in

Naugardt angekommen, und wird mit aller Strenge behandelt. Der Justizminister Simons hat Vorwürfe erleiden müssen, daß er die Sachen nicht besser beurtheilt habe. Aber wer urtheilt denn in der Regierung richtig?

In der heutigen „Abendpost" ein Artikel „Wo steckt die Revolution?" ist mit Geist und Feuer geschrieben: es heißt darin sehr treffend: „Die Revolution ist der durch die Straßen forrollende Omnibus, nicht der umgeworfene Omnibus an der Straßenecke." Zum Schluß wird der arme zerschlagene Donoso Cortes verlacht.

Die Polizei will die freien Religionsgemeinden als Klubs ansehen und überwachen; diese wehren sich und berufen sich auf ihr Recht; freilich schiert sich die Behörde darum nicht, aber es wachsen die Klagen und Berufungen doch so furchtbar an, daß selbst die gewaltsüchtige Willkür davor erschrickt. Ungerügt geht keine Verletzung der Gesetze hin. Eine eigne Erscheinung, daß eine Regierung unaufhörlich der Ungesetzlichkeit bezüchtigt wird, und ihr Ansehen, indem sie es stützen will, recht eigentlich untergräbt! —

Die Feier der Republik ist in Paris sehr ruhig abgelaufen, die schändliche Regierung hoffte Unruhen! —

Was die nächste Zeit bringen wird? fragt man immer; die nächste Zeit ist eine sehr eigensüchtige Bezeichnung; die entlegnere ist weit mehr von Bedeutung! Ueberschaut man, was in Europa vor zwei Jahren geschehen ist, und was noch geschieht, so ist es unmöglich, an einen dauernden Sieg der Reaktion zu denken, selbst wenn es ihr gelänge, in Frankreich das Königthum herzustellen. Die Denkart und die Lebensbewegung gehen auf Freiheit und Volksrecht. — Die Besiegung Frankreichs durch äußern und innern Feind — der Schandbube Louis Bonaparte ist der innere — muß als möglich anerkannt werden, allein Goethe sagt, daß auch so manches Mögliche unmöglich sei! —

Man denkt hier an Verwirklichung der großen Anleihe, zu der die Minoritätskammern ihre Bewilligung ertheilt haben. Man schwelgt im Gelde, man schleudert es nach allen Seiten, für Lappalien, für nichtsnutzige Hoffahrt!

Donnerstag, den 9. Mai 1850.

Ich erwachte früh, war von 4 bis 6 Uhr oft am Fenster, sah in die todtenstillen Straßen, und den herrlichsten Sonnenaufgang! Die frische Morgenluft, das goldne Licht wiederstrahlend vom Gendarmenthurm, von Dächern und Fenstern, die Spitzen der Pappeln und Kastanienbäume in zauberischem Schimmer, der blaue Himmel, die Stimmen der Vögel, alles war entzückend; die schönste Gegend war verbanden! — Bald nachher wurde es wieder trüb, die Sonne verhüllte sich.

Geschrieben, an einem Aufsatz, der mich seit langer Zeit drückt.

Der König machte gestern in der Behrenstraße einen Besuch, bei einem Prinzen ich weiß nicht welchem. Beim Weggehen stieß er auf Leute, die ihn trotzig ansahen und die Mützen nicht zogen, er fragte einen Burschen, ob er den König nicht kenne? Der antwortete kurz „Nein", und rauchte seine Zigarre; die andern Leute lachten, und obschon Konstabler zur Hand waren, so machte der König, daß er in seinen Wagen kam und fuhr ab. Die Ehrerbietung ist fort, und läßt sich durch Gewalt nicht herstellen, sie ließe sich leicht herstellen durch aufrichtiges Handeln, durch eignes Wohlwollen, — aber wie zeigen sich die Fürsten?! —

Der Kurfürst von Hessen und der Großherzog von Baden sind hier eingetroffen. Dem erstern war besondre Aufmerksamkeit gewidmet, ihn vor Andern möchte man gewinnen. Er hat schon erklärt, mediatisiren lasse er sich nicht.

Die alte Frau von Waldow, ganz reaktionair im stärksten Sinn, sagte neulich, als die Hofwagen in allem Prunk vor

ihre Wohnung vorbeifuhren, und der Lärm und Staub sie belästigte: „Sehn Sie mal, wie die hohen Herrschaften so stolz herumfahren, und thun, als wenn sie keine Püffe gekriegt hätten!“ Zeichen der Zeit! — (Sie sagte auch: „Das vornehme Gesindel.“)

Freitag, den 10. Mai 1850.

Geschrieben, ein paar Worte über den Fürstenkongreß. — Besuch von Herrn von Hänlein, der mir allerlei kleine Thatsachen zubringt, und hofft, ich soll ihm einen Vers draus machen! Diplomatische Erbärmlichkeiten. Nur Eins ist in allem sichtbar, die unentwirrbarste Verwirrung, im Großen und im Kleinen. Die Hofbeamten sind in Verzweiflung, Befehl und Gegenbefehl hinter einander, Etikette streng anbefohlen und doch nicht beachtet, bald geschieht zu wenig, bald zu viel.

Die Jahresfeier des Kampfes in Dresden am 9. hat gestern der König durch Belobung und Belohnung der Soldaten in der Kaserne des Kaiser Alexander Regiments geehrt. Die Ansprache an die Gemeinen war derb, sie hätten den Haß jedes Schurken und die Liebe jedes Redlichen an jenem Tag erworben; sie möchten bei neuer Gelegenheit sich eben so benehmen, und dafür, daß sie immer für die gute Sache fechten, möchten sie ihn nur sorgen lassen! Diese Anrede macht keinen guten Eindruck, und wird auch von der Reaktion verspottet, sie fragt, ob denn der dänische Krieg eine gute Sache sei? Der König, sagen die Militairpersonen, solle sein Lob nur für sich behalten, er habe alles gethan, um das Militair zu beschimpfen, herunterzubringen, die Schmach vom 19. März 1848 wasche nichts ab — Zur Vervollständigung des Eindrucks hat der König auch eine Bürgerdeputation empfangen und mit strengen Worten ausgescholten wegen der blutigen Schlägereien zwischen Soldaten und Bürgern, die

von letztern verschuldet sein sollen! (Man sagt, die Soldaten suchten durch diese Schlägereien zu bewirken, daß sie wieder nach Berlin zurückverlegt würden.)

In Elberfeld vierzehn Verurtheilungen (von 123 Angeklagten) in der Maisache; fünfjährige Zwangsarbeit die stärkste Bestrafung.

Mittags kam Bettina von Arnim und aß mit uns. Sie theilte Nachrichten aus Paris mit. Erwartung von Unruhen. Ich erwiederte, es sei möglich, daß Unruhen aus der jetzigen Spannung entstünden und große Folgen sich daran knüpften, eben so möglich aber sei es, daß alle Erwartungen getäuscht würden, und gerade dann, wenn niemand es erwarte, der Blitz aus heitrer Luft herniederführe, die Nachricht, daß alles in Flammen stünde. — Bettina war unzufrieden mit ihrem neusten Buch, und gestand, sie sei dem Stoffe nicht gewachsen, eigentlich politische Gedanken könne sie nicht verfolgen oder verarbeiten.

Gegen die Arbeiter, Handwerker, kleinen Leute ꝛc. erlaubt sich die Polizei alle nur erdenklichen Schindereien, die Menschen werden auf's Blut gedrückt und gezerrt, ausgewiesen, verhaftet, geschlagen, wider alles Gesetz, aber das Recht hat aufgehört! Und doch müssen sie Proletarier und Dürftige haben, sie können ihrer nicht entbehren, ohne deren Arbeit und wohlfeile Arbeit ist kein Landbau, keine Fabrik, keine Kapitalanlage möglich.

Gräßliche Unthaten von Unteroffizieren in Trier!

Die Prinzessin von Preußen kommt nun doch! Hassenpflug ist hier; warum verhaften die Gerichte den Verbrecher nicht?

Sonnabend, den 11. Mai 1850.

Die „Urwählerzeitung" wird schlecht, sie läßt sich auf höhere Politik ein, da ist Bernstein nicht in seinem Fach; er

muß bei dem bleiben, was er selbst als seine Sache angab. Recht und Sittlichkeit.

Geschrieben. Ob die Kluft zwischen Regierung und Volk je wieder sich ausgleichen kann? Durch wahrhafte Fürsten, durch edle, gerechte, tapfre, wär' es noch möglich, aber nicht durch solche, die das Volk als Feind behandeln, hassen, quälen, drücken! Alles jetzige verruchte und tolle Wesen ist Vorschule zur Republik.

Bernstein heute vom Schwurgericht verurtheilt, vier Monate Gefängniß und Geldstrafe. Völlig ungerecht. Der Staatsanwalt ungebührlich und leidenschaftlich, der Vorsitzende feindlich.

Ein hiesiger Arzt, seit drei Jahren ansäßig und in seinem Fach wirksam, ist plötzlich ausgewiesen worden; er ist kein Wühler, nicht einmal ein Demokrat, er ist überzeugt, daß ein Irrthum walte, aber es giebt kein Mittel ihn aufzudecken, die Polizei schaltet willkürlich und darf kein Unrecht haben! Türkisch, nicht christlich-germanisch, ist dieser Staat. Unsre Minister sollten Pascha's heißen, aber wie Hinckelden? —

Wir machten eine schöne Ausfahrt Nachmittags, durch das Potsdamer Thor und längst des Kanals zum Kreuzberg. Das Denkmal besehen. Der Ueberblick der Stadt. Die Feuersbrunst in der Holzmarktstraße. Die frischen Blätter und Blüthen überall. Das Grün herrlich glänzend. Wir besahen auch Tivoli, das verödet und traurig dasteht. Dann fuhren wir durch die Hasenheide, und kamen zum Turnplatz. Freudige Ueberraschung, gegen tausend Knaben in kräftiger Uebung und Lustigkeit, ganz große und ganz kleine: alle scheinbar wild, und schreiend und tobend, aber dennoch völlig gezüchtigt und gehorsam den Vorturnern und Aufsehern, Freiheit und Ordnung in schönstem Verein. Neckereien, Balgereien, aber kein Zank und Streit, kein Aerger und Verdruß;

während einer ganzen Stunde sahen wir zu. Die Rückfahrt durch das Dresdner Thor war auch sehr schön.

Zu Hause muß ich in der „Abendpost" die Anrede des Königs an die Spandauer Bürgerdeputation lesen! Schauderhaft. Welch unglückliche Rathgeber hört er! Welche Blindheit in der Gegenwart und für die Zukunft! — *)

Aber die „Kreuzzeitung" bringt Gutes, einen Angriff gegen Bunsen, der als Lügner bezeichnet wird, der in London nicht tauge, aber in Rom noch weniger; er solle den Abschied nehmen, will sie. Merkwürdig, wie dies Blatt dem Könige weh thut, seine Hauptgünstlinge angreift, Radowitz und Bunsen! Das dürfte nicht gewagt werden, ohne mächtigen

*) In der „Abend-Post", Berlin 1850, No. 108, 12. Mai, befindet sich der nachfolgende Artikel: „Spandau, 10. Mai. Ich bin im Stande über die von Sr. Majestät gestern abgehaltene Parade Ihnen Folgendes zu berichten. Schon bei der Ankunft auf dem Exerzierplatz hatte sich der Vorreiter eine starke Rüge dadurch zugezogen, daß derselbe den König hinter die Front geführt hatte. Nach Abhaltung der Parade begab sich der König nach der Festung, woselbst er eine aus den Herren Assessor Sprengel (interimistischen Bürgermeister), Domainenrath Bethge und Kreisgerichtsdirektor Holzapfel bestehende Deputation empfing, und etwa Folgendes auf eine kurze Ansprache erwiederte:

„Zum erstenmale bin ich veranlaßt, Ihnen Worte des höchsten Unwillens zu sagen. Die neuerdings hier vorgekommenen Reibungen zwischen meinen braven Truppen und Ihren Bürgern, wovon mir Mittheilungen gemacht worden, sind nur lediglich durch das zänkische Benehmen einzelner Leute Ihrer Bevölkerung entstanden und von diesen, Böses im Herzen tragend, absichtlich hervorgerufen worden. Sie, meine Herren, tragen einen großen Theil der Schuld; denn ein wohlweiser Magistrat muß und soll die Mittel kennen, und sie auch anzuwenden wissen, um diesen Uebelständen hemmend entgegen zu treten, und ein angenehmes Einverständniß zwischen Militair und Zivil, wo es noch nicht stattfinden sollte, wiederherzustellen sich bemühen.

Sie haben das verabsäumt, und deßhalb meinen ganzen Unwillen auf sich geladen.

Rückhalt; man hält den Prinzen von Preußen dafür. Der König wird noch manche Erfahrung machen!

Generallieutenant von Willisen ist aus der Pensionsliste gestrichen, meldet das Militairwochenblatt.

Sonntag, den 12. Mai 1850.

Geschrieben. Ueber die Soldatenraufereien. An Herrn Professor Wagner in Darmstadt. — Besuch von Herrn R., von Herrn Bürgermeister Smidt aus Bremen, der bald wieder ging, weil er vor einem Dritten nicht reden wollte. Smidt hat, wie die Bürgermeister von Hamburg und Lübeck, die vom Könige ihnen angebotene Wohnung auf dem Schlosse abgelehnt; der König ist darüber sehr unwillig, was er anbietet, soll man annehmen. — Besuch von Herrn Ludwig

---

So oft ich früher Spandau betrat, *) um Berlin zu verlassen, athmete ich Balsam ein: denn es gab hier nur gute Menschen, den**) früheren Bürgermeister ausgenommen, der für sein hochverrätherisches Benehmen auch seine Strafe erhalten hat. Jetzt leider ist es anders.

Ich habe daher dem Kommandeur dieses Bataillons, Grafen von Redern, den strengsten Befehl ertheilt, auch nicht die geringste Nachgiebigkeit zu zeigen; über jeden Blutstropfen oder blauen Fleck fordere ich von Ihnen, meine Herren, die strengste Rechenschaft. Das sagen Sie Ihren Bürgern. Ich gebe Ihnen hiermit mein königliches Wort, daß ich das, was man meine Gnade nennt, Ihnen ganz entziehen werde, wenn ich nicht bessere Nachrichten aus Spandau erhalte!"

Die Deputation war über diese Behandlung so ergriffen, daß sie auch nicht wagte, ein Wort zu erwiedern. Ueber die Ansicht Sr. Majestät in Bezug auf die Militairexzesse herrscht jetzt kein Zweifel mehr. Die Wahrheit verbürge ich Ihnen.

Spandau, den 10. Mai 1850. G. G. K."

---

*) Anmerkung von Varnhagen. Der König sagte wirklich: „um das verruchte Berlin zu verlassen". Der Herausgeber unterdrückte dies Beiwort, weil er fürchtete, es möchte zu viel Lärm verursachen.

**) Anmerkung von Varnhagen. „Den früheren schandbaren B. — seine verdienten Prügel bekommen hat."

Wagner, einem reifen, kräftigen jungen Manne, der mir sehr wohl gefällt, ich konnte dem Vater noch schreiben, daß ich ihn nun gesehen.

Nachmittags wieder geschrieben. Ueber allgemeines Stimmrecht. — Man wirft dem Volke vor, daß es Eigenthum und Bildung gefährden würde, wenn man ihm zu viel Macht ließe, während es doch die Reichen und Vornehmen sind, die jeden Tag fremdes Gut genießen und an sich reißen, in Dummheit und Schwäche versinken, und die Kräfte des Volks mißbrauchen, sich selber gegen dasselbe in Macht und Ansehen zu erhalten.

Beispielsweise, wie man hier die geringern Leute mißhandelt, folgendes beglaubigte Geschichtchen. Ein Bürgersmann steht am Opernhaus und liest den dort angeschlagenen Theaterzettel. Nach einiger Zeit tritt ein Konstabler heran, und schreit ihn mit barscher Stimme an: „Na, werden Sie bald genug gelesen haben?" Der Mann erwiedert: „Ich werde doch hier wohl stehen dürfen und lesen, was gerade deßwegen von der Behörde angeschlagen worden?" Der Konstabler ganz wüthig, versetzt: „Raisonniren Sie nicht, sonst geht's in's Loch!" Der Mann erklärt hierauf, seit vielen Jahren lese er hier fast täglich die Theaterzettel, und er glaube nicht, daß jemand das Recht habe ihn zu verhindern. Der Konstabler heißt den Bürger ihm folgen, er sei verhaftet. Der Bürger geht mit, besinnt sich aber, daß er doch wissen müsse, welche Nummer der Konstabler führe, sieht auf dessen Hut, nimmt seine Schreibtafel heraus und zeichnet mit dem Bleistift das Nöthige ein. Dies hat ein Konstabler-Wachtmeister gesehen, tritt heran, und fragt gebieterisch: „Was haben Sie da aufgeschrieben?" Der Mann erwiedert: „Das brauch' ich Ihnen doch wohl nicht zu sagen!" Der Wachtmeister schäumt: „Den Augenblick heraus damit!" Nun sagte es der Mann, er habe sich die Nummer bemerkt, weil er klagen werde. „Fort

mit dem Hund in die Wache!" schrie der Wachtmeister, und er und der Konstabler schleppten den Mann fort. Auf der Wache stieß und schlug man ihn noch, und hieß ihn nach drei Stunden sich fortscheeren. Auf die eingereichte Klage antwortete Hinckeldey, der Konstabler, dem der Mann sich widersetzt habe, sei in seinem Rechte gewesen, die Zeugen, auf die jener sich berufe, seien als Bürger der Partheilichkeit verdächtig, und ihre Aussage daher ohne Werth. — Es scheint die Konstabler sind angewiesen, sich gleich anfangs in Wuth zu setzen. An Leuten höherer Klassen vergreifen sie sich nicht, sie wissen wohl, daß dies Folgen haben könnte. Aber was ist das für ein Zustand! Das Volk ist ganz rechtslos, jeder Rohheit der Soldaten, jeder Willkür der Konstabler völlig preisgegeben! —

In Goethe gelesen, Englisches. Die Briefe von Goethe an Frau von Stein sind ein Schatz von Kleinodien, aber sie machen mich traurig. Ganz begreiflich ist es mir, daß Goethe nach Italien fliehen, und sich dort erfrischen mußte.

Montag, den 13. Mai 1850.

Die Rede des Königs in Spandau macht einen gewaltigen Eindruck, besonders im untern Volk, die Leute meinen, das sei deutlich und sie wollten sich's merken, da sei kein Minister dahinter, das komme aus dem Könige selbst, er zeige wie falsch und boshaft er sei, er möchte sein Volk mit Füßen treten und schmeichle deßhalb den Soldaten, denen er einbilde, daß sie ihm lieb wären, da er doch ihnen auch nicht traue, sondern sie hasse und verachte. So redet das Volk, auf der Straße, in Wirthshäusern; wird dergleichen erlauscht, so giebt es Prozesse wegen Majestätsbeleidigung!

Unter den Linden große Parade dem Fürstenkongreß zu Ehren. — Als der König kam, ertönte nur schwacher Zuruf,

der ihn nicht zu vergnügen, aber zu erbittern schien; die meisten Leute behielten Hut oder Mütze auf dem Kopf. Alles war kalt und mißliebig, obschon die Truppen schön aussahen.

Die „Demokratischen Blätter" No. 18. von Kirchmann in Rastibor enthalten die Schilderung eines Dorflebens in Oberschlesien, die mir das Herz im Leibe zusammenschnürt. Welche Noth, welche Ungerechtigkeit und Bedrückung, von Seiten der Gutsherrschaft und des Staates! Man muß es selber lesen, welch ein Zustand das ist. Und keine Hülfe! Man sollte sich nicht wundern, wenn diese Leute lieber stürben, als so zu leben. Von der Revolution hatten sie nur wenig gehört, und gar keinen Theil an ihr genommen.

Merkwürdiges Verfahren des Schwurgerichts zu Breslau! Den ihm zugewiesenen Prozeß gegen den Grafen Oskar von Reichenbach verhandelt es aus Disziplinar-Gehorsam gegen das Obertribunal, und findet den Grafen schuldig, erklärt auf Grund der Verfassung aber, daß der Graf seinem natürlichen Richter nicht zu entziehen sei, erklärt sich für unzuständig, und verweist den Prozeß nach Oppeln. Seine Ohrfeige hat Herr Justizminister Simons, seine Ohrfeige hat das Obertribunal, wohl bekomm's! — Aber die That ist doch nur eine halbe, der Muth hat einiges gethan, nicht alles.

Der Referendarius Rasch ist vom Schwurgericht hier zu fünfzehnmonatlichem Gefängniß verurtheilt, wegen Ausbebung der Schloßgitter; mit offenbarer Ungerechtigkeit, denn ihm konnte nichts bewiesen werden; aber die Schloßgitter, — das berührte den König zu nah, dafür mußte Rache sein, wenn auch an einem Unschuldigen verübt, ein Demokrat ist er ja doch, und daher — wie die „Kreuzzeitung" beim Waldeck'schen Prozeß frech aussprach — immer schuldig genug! —

In Darmstadt sind Heldmann, Beyen und von Rosenberg vom Schwurgericht freigesprochen worden, mit großem

Volksjubel. Sie waren angeklagt, den badischen Aufstand begünstigt, Rosenberg insbesondre an ihm thätigen Antheil genommen zu haben.

Kinkel ist nicht nach Naugard, sondern nach Spandau in's Zuchthaus gebracht worden, wo er härter gehalten werden soll. Man muß ja Rache haben für seine in Bonn gehaltene Vertheidigungsrede! Und Zuchthausstrafe für den bloß zur Festungsstrafe Verurtheilten! O das schreit zum Himmel! —

Goethe's Briefwechsel mit Reinhard ist bei Cotta erschienen. — In Goethe gelesen, preußische Geschichtssachen, Englisches.

Im Bewußtsein der Noth und Bedrängniß, die überall herrschen, des harten Druckes, der überall zunimmt, macht mir der Anblick der hiesigen Verschwendung, des eitlen Prunkes und der frechen Ueppigkeit den größten Ekel. Elende Prahlsucht und kindische Einfälle zehren den Schweiß und das Blut des Volkes auf, und dazu gesellt sich noch der freche Hohn und die bübische Lust! Es ist, als ob alles Böse hier in der Blüthe stünde. Unter den schändlichsten Cäsarn war schwerlich mehr Bosheit und Niedertracht, wenn auch mehr Grausamkeit.

Dienstag, den 14. Mai 1850.

Der Zustand der Dinge hier ließ mich nicht schlafen. Das arme Volk wird gequält und zertreten mit frechem Hohn; die Dummheit und Bosheit sind obenauf. Ich bin persönlich von dem Unwesen noch nicht betroffen, aber ich habe ein Gefühl als lebt' ich in der Türkei, wo jeden Augenblick das Entsetzlichste geschehen kann. Ich dachte an die armen Oberschlesier, an die Gefangnen, an die Flüchtigen, an die schändlich Verurtheilten, Hingerichteten! —

Die „Urwählerzeitung" spielt mit zürnendem Tadel auf die Worte an, die der König in Spandau gesprochen, nennt

ihn aber nicht. Diese Worte schaden dem Könige unendlich, stellen ihn schlechter zum Volk, als er je gestanden! Der Bürgersmann ist tief empört, alle Welt stimmt in den Tadel ein, jederman fühlt das Unwürdige, das Ungerechte dieser Ansprache. Auf den ehmaligen Bürgermeister, den verurtheilten geächteten Zimmermann, bei dieser Gelegenheit zu schimpfen — ist wenig Königlich. Und von blauen Flecken der Soldaten zu reden, wie erbärmlich und gemein! Solcherlei Urtheile hörte man gestern bei der Parade, während die Truppen unter dem Gewehr, die Konstabler auf der Lauer standen, der König im Prunk und Glanz mit seiner Fürstengesellschaft vorbeiritt. Natürlich erscholl bei solcher Stimmung kein Hurrah. Der Trotz und die Kühnheit des Volkes sind sehr groß, und nur die unerhörten Anstrengungen seiner Vertrauensmänner halten es vom Ausbruch ab, der gegen die verruchte Polizeiwirthschaft droht. Die Häupter wissen zu gut, daß ein Aufstand wohl einen Augenblick siegen, aber den Sieg nicht behaupten könnte. Sonderbar, ganz gleiches Verhalten der Pariser!

Die „Nationalzeitung" heute sehr gut über Oesterreich und Preußen, ihre Sucht zu unterdrücken, ihre Unfähigkeit irgend etwas zu schaffen.

Brief aus Breslau von Herrn Dr. Klose, Anfragen wegen der Hardenberg'schen Arbeit. — Brief und Bücher von Herrn Professor Dünzer in Köln, seine mir zugeeignete Schrift über Goethe's Prometheus und Pandora, nebst einer andern über Cagliostro und Goethe's Großkophta.

Besuch von Dr. Michael Sachs; über seine Blumenlese aus dem Talmud; über die politische Lage der Dinge; er meint, seit zwei Jahren hätten wir nichts als Täuschungen, ich widerspreche, und sage: lauter Wirklichkeiten, die fruchtbarsten Thatsachen! Die Welt ist eine andre geworden; die Erfahrung, daß die Fürsten zu Nichts werden, das Volk sich

erheben kann, haben nun auch wir gemacht, das macht kein Gott ungeschehen. Uebrigens legt keine Geschichtsentwicklung ihre Ergebnisse als abgezählte Summe zu unsern Füßen nieder, sie liefert keinen bleibenden Schatz, den wir nach Belieben bewahren oder gebrauchen können, sie läßt alles in stetem Flusse.

Besuch von Herrn Richard Zeune; wegen Lessing's Handschrift.

Ich ging aus; nach langer Zeit wieder einmal beim Fürsten von Wittgenstein angefragt; er ist sehr schwach, aber ohne Schmerzen, sein Kopf ist ganz frei, er gab mir über einige Fragen über Hardenberg genaue Auskunft. Ich sah bei ihm den zweiten Band von Stein's Leben durch Pertz. Oberhofmeister von Schilden kam, und der ehemalige Minister von Werther, ich ließ sie eine Weile warten, und ging dann. Werther sieht erbärmlich aus.

Nachmittags Besuch von Dr. Meyen und Hermann Lessing, ersterer bringt mir Autographen, letzterer sein Buch „Vor und nach dem März", dann kam Weiher, auch dieser brachte mir ein Autograph und das Bild von Bisky. Herr Dr. Meyen sagt mir, er habe in der von ihm zuerst mitgetheilten Rede des Königs an die Spandauer Bürger einige harte Ausdrücke gestrichen, z. B. das Beiwort „verrucht", das der Stadt Berlin gegeben worden! —

Der Oberst von Griesheim ist Kommandant von Koblenz geworden; eine gute Stelle, aber aus dem Kriegsministerium ist er heraus, und über die unbegehrte Beförderung sehr erschrocken. Er spekulirte, Kriegsminister zu werden!

Mittwoch, den 15. Mai 1850.

In Leipzig ist Dr. Danzel an einer Lungenkrankheit gestorben. Schade um ihn. Sein angefangenes Werk über Lessing wird schwerlich jemand fortsetzen; es war freilich übel

angelegt, aber doch eine schätzbare Arbeit. Er hätte noch viel leisten können. — In politischen Sachen stand er auf einer untern Stufe.

Lotz erzählte sehr lustig den Besuch, den der Großherzog von Weimar bei ihr gemacht: er kam in Gefahr, in einer Droschke wegfahren zu müssen, sie fuhr vor, er sah sie vom Fenster in einer Art von Entsetzen an, als stünde der Galgen vor ihm! —

Der König ist sehr ärgerlich, daß die Fürsten keinen seiner Vorschläge vollständig angenommen haben; lauter Bedenken und Ausweichungen; und er muß ihnen nachgeben, um wenigstens den Schein zu retten, und nicht alles aufzulösen. Er ist offenbar im eignen Netz gefangen. Als das was es geworden hat er das Erfurt'sche Zeug nie gewollt; durch Zweifel und Mißtrauen der öffentlichen Meinung und um dieser nicht Recht zu geben, ist er mit Widerwillen vorwärts gegangen, und nun schließt sich hinter ihm der Weg. Daß wir unaufhörlich gerufen, aus Erfurt werde nichts, hat sehr dazu beigetragen, daß wenigstens die Versammlung zustandegekommen ist. Die Union ist aber noch nicht fertig, hat weder staatsrechtliche Geltung noch völkerrechtliche Anerkennung. Keiner der Fürsten will sich schlucken lassen, keiner so artig sein, wie es die Shakespeare'sche Köchin von den Krebsen verlangt (»down, wantons, down«), sich ruhig kochen zu lassen. Nun muß man sich mit Oesterreich benehmen. Es heißt, der preußische Gesandte in Karlsruhe, Karl von Savigny, jetzt hier, soll nach Frankfurt am Main gesandt werden.

Die „Urwählerzeitung" ist weggenommen worden.

Die „Neue Preußische Zeitung" enthält einen scharfen Ausfall gegen die Konstitutionellen, die Gothaer; sie sagt, wenn ihre Parthei je die Macht bekäme, würde sie nicht daran denken, an Bernstein oder Meyen ꝛc. Rache zu nehmen, wohl aber würde sie jene Halben und Feigen strafen.

Die Zeitungen melden aus Koblenz, der Soldat Wahl, der vor den Geschworenen über Kinkel und Konsorten nichts Belastendes auszusagen wußte, sei in Koblenz von seinem Obersten mit sieben Tagen strenger Haft bestraft worden, weil er „die Ehre des Soldaten geschändet habe." Welche Schändlichkeit! Welche Moral! „Du sollst falsch Zeugniß ablegen, wenn es deine Obern verlangen!" — Wie heißt wohl der Oberst?

Der Großherzog von Weimar beklagte sich bitter, daß bei den Fürstensitzungen immerfort Zigarren geraucht würden; da er nicht rauche, müsse er davon viel leiden.

Donnerstag, den 16. Mai 1850.

Unsere adlichen Weiber sind ganz des Teufels, wahre Furien, die ihre Bosheit mit größtem Unverstand treiben! Die alte Bettel Gräfin *, die bittergiftige Gräfin von Münster, die einst leichtfertige Hofdame jetzt alte Klatsche Gräfin von *, die ganz gemein gewordene Frau von * ꝛc. sind wahre Megären, voll Blutdurst und Frevelmuth, und dieses Geschmeiß nennt sich christlich, läuft in die Kirchen und hört die feigen Prediger toben, die durch ihren Eifer vergessen machen möchten, daß sie einen schwachen Augenblick gebadt und an das Volk geglaubt.

Besuch von Herrn Dr. Klein. Er bringt mir sein neuestes Drama, ein Trauerspiel in Prosa, „Kavalier und Arbeiter". Klare Ansicht über die Lage der Dinge, scharfes Urtheil über Personen.

Der Schein und der Augenblick gehören noch der alten Macht, das Wesen und die Dauer schon ganz der neuen. Wir sind ein siegendes Heer, wir haben Todte und Verwundete die Menge, aber wir siegen! Ist noch eine Spur der alten Regierung da? Die hatte den Bürger in willigem Gehorsam,

den Soldaten in strenger Zucht, die that dem Volke manches Gute; die jetzige schmeichelt dem verwilderten Soldaten, schlägt sich mit dem Bürger, verabscheut und tritt das Volk, sie hat den Feind im Lande, und kämpft jeden Tag um ihr Bestehen! Und welche Zugeständnisse hat sie machen müssen, Konstitution, Kammern, Preßfreiheit, Religionsfreiheit, freie Formen überall; sie hat die Fahne des Aufruhrs zu der ihrigen gemacht, sie hat den Aufruhr in Schleswig unterstützt, sie hat den Bundestag aufgehoben, geschmäht. Genug für's erste! Wir hätten 1847 uns nicht träumen lassen, daß wir 1850 so weit sein würden! Die Zufälligkeiten von Hinckeldey, Manteuffel, Gödsche, Gerlach ꝛc. sind nur Beigaben, die im Grunde mehr nutzen als schaden.

Man erfährt jetzt, daß Kinkel auf der Rückkehr von Bonn einen Fluchtversuch gemacht, zwischen Arolsen und Kassel. Daher also seine Versetzung nach Spandau, wo das Zuchthaus in einer Festung liegt!

Freitag, den 17. Mai 1850.

Der Fürstenkongreß ist vorbei, die „Nationalzeitung" zieht die Summe seines Leistens, nichts, oder blutwenig, die Beschickung des österreichischen Kongresses in Frankfurt am Main; die pomphaften Versprechungen vom Mai vorigen Jahres werden in Erinnerung gebracht. Auch an die Kosten dieses Puppenspiels wird erinnert, da die Reaktion doch stets von den Kosten der Kammern spricht. — Ekelhafte Vorstellung der Berliner Magistrats-Deputation bei den auf dem Schlosse versammelten Fürsten; leere kriechende Schmeichelrede Raumyn's, leere Antwort des Großherzogs von Baden. Zum Speien, so gemein und platt! Der König hat entschieden verlangt, daß die Sache geschehen sollte.

Die Fürsten hier sind demüthig und unterwürfig in Worten und Verbeugungen für den König im Uebermaße,

so daß es ihm sogar zu viel wird, er ließ den Großherzog von Baden neulich mitten in seinem Schwall dummer Huldigungen stehen. Die Fürsten finden aber doch, daß es zu viel gewesen, sie zusammenkommen zu lassen um die Magistratsdeputation zu empfangen, diese hätte recht gut zu jedem einzelnen sich verfügen können. Der König hat nur nicht dran gedacht, daß das Gepränge dadurch um so viel größer geworden wäre, sonst hätte er es so befohlen!

Albo von Katte, Eiferer im Treubunde, hat dem Minister von der Heydt mit der Hetzpeitsche gedroht! — Herr von Katte ist nicht mehr hier, sondern in's Bad gereist.

Der Kriegsminister General von Stockhausen hat den Herrn von Griesheim entfernt, weil er zu anmaßend war; der König trug ihm die verletzende Aeußerung nach, die in der Schrift über die Zentralgewalt gegen des Königs deutschen Ritt vorkam.

In Frankfurt an der Oder eine Freisprechung. Aber sonst auch manche Verurtheilung. Die Geschwornen werden ja von der Regierung ausgesucht, und immer sorgfältiger gewählt!

Alle Tage große Ausschweifungen von Soldaten, alle Tage gewaltsame Eingriffe der Polizei! Alle Zeitungen bringen solche Geschichten beinah täglich, aber eine Menge Fälle werden verschwiegen, weil die Beschädigten neue Weiterungen fürchten. Neben der rohen Gewalt und Willkür zeigt die Polizei auch die größte Dummheit.

Die Polizei hat den Buchhändlern verboten, an ihren Schaufenstern Bücher auszustellen, die aufgeschlagen sind! Sie ist dazu nicht befugt. Scheererei und — Dummheit! —

Die Soldaten werden wieder mit Du angeredet. Ganz recht! Bringt nur das Alte recht vollständig zurück! —

Der „Staatsanzeiger" giebt einen vortheilhaften Bericht über den hiesigen Fürstenkongreß; hochtönende Worte, erbärmliche Sachen! Neues Provisorium, „Nach und nach",

Hinweisung auf die Zukunft, unverschämtes Selbstlob ꝛc. — Wer recht zu lesen versteht, liest nur dasselbe heraus, was die „Nationalzeitung“ schon sagte. — Die Fürsten haben sich bereits entfernt, andre kommen zur Vermählungsfeier der Prinzessin eben an.

Sonnabend, den 18. Mai 1850.

Die vergangne Nacht hört' ich Rahel viel zu mir sprechen, und ich erinnere mich zum Theil noch ihrer Worte, voll Geist und Wahrheit, und ganz in ihrem eigensten Sinn und Ausdruck. Morgen ist ihr Geburtstag, wieder wie im Jahr 1771 fällt Pfingstsonntag auf den 19. Mai. Gestern las ich Pandora's Wiederkunft von Goethe, kein Wunder, daß ich von Rahel träumte. Meine Gedanken, meine Einbildungskraft, meine Wünsche wissen nichts Höheres hier zu fassen, als ihr Wesen, das größte Glück, das ich mir erbitten könnte, ist in dem Einen Namen ausgesprochen.

Der Tag ergreift mich gleich mit seinen rohen Klauen! Immer neue Schändlichkeiten, Rechtsverletzungen, Polizeiwillkür, Soldatenunfug und Regierungshohn bringt jeder Tag. Die Sache des Grafen Oskar von Reichenbach ist so arg, daß billig das ganze Obertribunal und der Justizminister als Verbrecher behandelt werden müßten. Oder will man Beispiele für ein künftiges Revolutionstribunal aufstellen, daß man sich an die Gesetze nicht kehrt? Fast scheint es so. Die Früchte werden kommen.

Besuch von Herrn Ulrich von Hochwächter, Sohn des im Jahr 1843 zu Düsseldorf gestorbenen Oberst von Hochwächter, meines Kriegsgefährten in den Jahren 1813 und 1814. Er will nach Schleswig-Holstein, und wünscht eine Empfehlung an Willisen. Der wie sein Vater riesenhafte junge Mann macht mir den besten Eindruck, und hat die besten Zeugnisse.

Nachmittags Besuch von Herrn von Liepmann. Ueber den Fürstenkongreß und sein ergebnißloses Auseinandergehen, über die Fürsten persönlich; der Großherzog von Baden hat seine Antwort an Naunyn von einem Zettel abgelesen, sich in den Zeilen geirrt, von neuem angefangen ꝛc. Ueber den Einfluß von Frankreich in Deutschland; der litterarische war für die Deutschen immer anregend und bildend, der politische verderblich, bis auf die Revolution von 1789, die hat uns alles Gute gebracht. Lob Voltaire's, Racine's, Corneille's, — ein deutscher Gelehrter hat neulich drucken lassen, Corneille sei kein Franzose gewesen, sondern ein — Normann, weil er in der Normandie geboren ist! Kindisch.

Die heutige „Abendpost" ist weggenommen worden; ich habe sie jedoch bekommen. Sie ist sehr kühn.

Was fangen wir mit der Erfurter Union an? — „Wir legen sie zum Bisthum Jerusalem." — Aha, zum Schwanenorden, und so manchen andern Raritäten! —

Herr von Liepmann stimmte mit mir ganz überein, daß die Biographie Stein's von Pertz ein schlechtes Machwerk sei, nicht besser als Hormayr's historische Arbeiten, bloß durch die Aktenstücke werthvoll. — Mangel an Abfassung, Uebersicht, Zusammenhang.

Die „Reichsbremse" hat drei vortreffliche Bilder. Auf einem scheert der König von Preußen Schafe, viele warten, zwei sind erbärmlich kahl geschoren. Die Schafe haben Menschengesichter, in den geschornen will man die beiden Fürsten von Hohenzollern erkennen. Auf dem zweiten Bilde treibt der König als Hirt das kleine Vieh nach Erfurt, auf dem dritten der Kaiser das große Vieh nach Frankfurt am Main.

Drei Offiziere in Halle, denen man Vorwürfe machte, daß sie mit demokratischen Personen umgingen, haben ihren Abschied genommen, zwei davon sind Adliche.

Pfingstsonntag, den 19. Mai 1850.

Nachricht, daß der österreichische Feldzeugmeister d'Aspre in Padua am 3. Mai gestorben. *) Ein frecher Bluthund weniger! Ich kannte ihn im Jahr 1809 in Ungarn, und später in Wien. Sein dreister Fürwitz, sein eitles Prahlen und rohes Reden hatten ihm wenig Freunde machen können; doch galt er in der aristokratischen Gesellschaft, bei Gentz, Metternich, Gräfin Fuchs ꝛc.

Nachmittags Besuch von Herrn Richard Zeune, Durchsicht von Autographen, Facsimile, litterarische Notizen ꝛc. Schicksale solcher Blätter unberechenbar! — Dazwischen kam Herr von Hochwächter, dem ich den Brief an Willisen und guten Rath gab.

Die Vermählungsfeste beschäftigen den Hof, und die Philister haben viel zu reden, was und wie alles geschieht. Die alten Weiber und dummen Mädchen sprechen von der Ausstattung, den Diamanten, ächten Schals u. s. w. Außer dem herkömmlichen Klatschkreis kümmert die Stadt sich nicht darum. Die Leute haben von ihren Gewerberäthen, von Zoll- und Handelssachen, von den Gemeindewahlen, zu reden. Die Volkspartei ist sehr thätig.

Auf die Schaufenster der Buchladen wendet die Polizei das Plakatgesetz an, Schaufenster und Straßenecke sei einerlei! Albern und frech, und zu keinem Gewinn! — Warum beruft sich die Polizei noch auf Gesetze? sie hat es ja nicht nöthig, und unterläßt es auch oft genug!

Prinz Albrecht ist bei der Vermählung seiner Tochter nicht zugegen; er giebt vor, sich am Bein beschädigt zu haben. Er steht mit dem König auf schlechtem Fuß.

Vom Prinzen Karl hört man doch gar nichts, gar nichts!

---

*) Anmerkung von Varnhagen. Noch nicht. Erst am 22. Mai.

Der König hat mit verſchwenderiſchem Luxus den Pagen neue prächtige Kleider machen laſſen, im Geſchmack Ludwigs des Vierzehnten. Die Königin hatte einiges daran auszuſetzen, er aber beſtand darauf, es müſſe ſo bleiben, das ſei mittelalterlich. Die Sache war ihm wichtiger als die deutſche Union, der däniſche Frieden!

Louis Bonaparte findet, daß England in der griechiſchen Sache die Vermittlung Frankreichs nicht genug geehrt hat, und ruft den Geſandten Drouyn de Lhuys von London ab. Das Vieh thut, als wenn ihm die Ehre Frankreichs am Herzen läge! Die hat der Schuft ſelber am ärgſten geſchändet! Er iſt Rußland gefällig und dienſteifrig, und meint die Nation durch ſolches Gaukelſpiel für ſeine verrätheriſchen Abſichten zu gewinnen, oder über ſie zu zerſtreuen.

Montag, den 20. Mai 1850.

Nachmittags kam Herr Ceroni. Ein Mann von vierundvierzig Jahren, unterſetzt, hellen Geſichts, nicht eben gewinnenden Weſens, aber klug, verſtändig, lebhaft. Er ſprach Franzöſiſch, recht geläufig; dann Deutſch ebenſo, denn er hat in dem öſterreichiſchen Heere gedient; aus einigen Redensarten, die er anführte, konnt' ich ſehen, daß er Engliſch ganz vollkommen ſprach, auch war er mehrere Monate in England. Erſt gegen Ende ſeines Beſuches kam er dazu, einiges in italiäniſcher Sprache herzuſagen, politiſche Reden, Gedichte, — was trat da plötzlich für eine Veränderung ein! Odyſſeus, der ſich der Lumpen entledigt und den Bogen ergreift. Lauter Leben und Geiſt, bezaubernde Muſik der Sprache, feuriger Ausdruck der edelſten Geſinnung! Wahrlich eine merkwürdige Erſcheinung, ein ganz andrer Menſch! — Er iſt hier mit dem piemonteſiſchen General Solaroli — deſſen abentheuerliche Geſchichte er mir erzählt, von Oſtindien ꝛc. — wegen Eiſen-

bahnsachen, hat schon mit dem Minister von der Heydt gesprochen ꝛc. An der Revolution in Mailand hat er großen Antheil genommen, einen hohen Posten dort bekleidet. Lebt jetzt in Turin auf Halbsold. Hat Goethe's Götz in's Italiänische übersetzt, und manches Andre. Arconati's sind mit Berchet in Florenz, Graf Annoni flüchtig, von Gar wußte er nichts, der Aufenthalt seines bewunderten Freundes Mazzini ist ihm unbekannt. Mazzuchelli'n lobte er, den Grafen Casoti weniger, gar nicht liebt er Gioberti'n. Von Pasini nichts. — Drittbalb Stunden blieb er bei mir; Vergangenheit und Zukunft Italiens, Deutschlands, Europa's wurden besprochen, voll Muth und Zuversicht, wobei der Druck der Gegenwart nicht verhehlt wurde. Die Revolution von 1848 war la prova d'un opera seria! — Was den Italiänern fehlt: Kriegskunde, Kenntniß des eigenen Landes in militairischer Hinsicht; Unkunde des piemontesischen Generalstabes. Ueber Radetzky, Haynau ꝛc. —

Der „Staatsanzeiger" bringt heute die ausführliche Beschreibung der widrigen Hofgepränge bei der Vermählung. Alles alte dumme Zeug ist recht mit Absicht hervorgehoben, geltend gemacht! — Nur Eines fehlt! Die sogenannte Prinzessinsteuer ist weder ausgeschrieben noch erlassen; die ist in den Brunnen gefallen; es wäre so lächerlich sie zu fordern als es lächerlich wäre sie zu erlassen.

Dienstag, den 21. Mai 1850.

Auf der Straße eine gute halbe Stunde mit dem Generallieutenant von Scharnhorst gesprochen; er hat den Abschied genommen und freut sich seiner Freiheit; er ist treuherzig, bieder, brav in jeder Hinsicht, aber in den albernsten Vorurtheilen befangen, schimpft auf unsre Revolution, die von den Franzosen gemacht worden sei, mit Branntwein und

Geld, sogar mit französischen Geldsorten! Der vernageltste Reaktionair! Das Merkwürdigste ist, daß er die englischen Revolutionen und die französischen als berechtigt anerkennt, sogar beinahe die österreichische! nur in Berlin war alles unbefugt und unrecht. „Ruhe und Ordnung", ist ihm ein Hauptstichwort; ich versicherte ihn, daß Ruhe und Ordnung im Sommer 1848 hier weit größer gewesen, als jetzt, wo Konstabler, Soldaten und Behörden sie unablässig störten, und von oben Haß und Gewaltthat ausströmten. Wir schieden dennoch als gute Freunde.

Briefchen von Herrn Riccardo Ceroni, Danksagung in deutscher Sprache, mit deutschen Lettern. — Nachmittags kam er selbst, und blieb anderthalb Stunden. Ergiebige Erzählungen über die Lage der Dinge in Italien, die vorhergegangenen Ereignisse; warum die Revolution fehlgeschlagen sei? aus denselben Gründen wie in Deutschland, Großmuth der Völker, Versäumniß des Kriegswesens. Beispiele der Stimmung, die jetzt herrscht; der Pabst wird nie wieder sein weltliches Regieren auf sichrer Grundlage sehen, es ist aus damit; die Oesterreicher werden zu keiner Versöhnung gelangen, sie wollen sie auch nicht; in Mailand werden ehrbare Frauen wegen sogenannter politischer Vergehen mit Stockstreichen bestraft! Nothwendigkeit der Republik für Italien. Arconati's sind nicht in Florenz (nur Berchet ist dort), sondern in Turin; Arconati ist Deputirter daselbst, er hat große Besitzungen in Florenz. — Ueber italiänische Poesie und Litteratur; die Dichter Prati, Giusti ꝛc. — Der belgische Gesandte Rothomb hat den General Solaroli versichert, es denke niemand daran, Frankreich anzugreifen! Er ist zu klug, um es nicht besser zu wissen, er will daher betrügen. Er ist falsch, dieser Rothomb, ein Augendiener Meyendorff's, und auch gegen diesen falsch. O Diplomatengezücht! —

Zwei wichtige Nachrichten. Das Appellationsgericht zu

Ratibor hat die fünf Oppelner Richter, die im Disziplinarweg abgesetzt werden sollten, freigesprochen; das schändliche Verfahren des Obertribunals ist damit zu Schanden geworden! In Frankfurt am Main hat die neue Bundesversammlung sich als Plenum aufgestellt, und die nicht vertretenen Regierungen aufgefordert, ihre Bevollmächtigten zu schicken.

Gestern war furchtbare Schlägerei in Moabit zwischen Soldaten und Konstablern, die Bürger schlugen mit auf diese zu. Aus der nahen Kaserne kamen Truppen, fanden alles ruhig, zogen ab, und die Schlägerei begann auf's neue. Die Soldaten schrieen: „Robert Blum soll leben!"

Mittwoch, den 22. Mai 1850.

Ich bin darauf gefaßt, daß die nächste Freiheitserhebung des französischen Volkes mißlingt, daß eine blutige Vertilgung erfolgt, daß eine eiserne Gewaltherrschaft eingesetzt wird. Möglich ist doch alles. Doch wahrscheinlich keineswegs, und ich erwart' es nicht eigentlich. Wenn es aber geschieht, so geschieht auch das zum Vorteil der Freiheitssache. Darum werden nicht weniger in Zukunft nur Republiken sein, „Vereinigte Staaten von Europa". Im Jahr 1848 konnte es noch bei der konstitutionellen Monarchie sein Bewenden haben, die Völker wollten sie, wenn auch die Fürsten sie aufrichtig wollten. Da die Fürsten es *nicht* aufrichtig gewollt, da sie alle wortbrüchig geworden, da sie die Feinde und Schlächter der Völker geworden, so haben sie selbst ihr unwiderrufliches Urtheil ausgesprochen.

Mein Hauswirth Herr K. kam herauf, mich etwas zu fragen. Er klagt über den Stillstand des Geschäfts, über die schlimme Lage der Hauseigenthümer, über die schweren Steuern und drohenden neuen; „Der ganze Staat ist ja nichts mehr, als Militair!" Aha, Herr K., wie freuten Sie sich über den Belagerungszustand! —

Gegen halb 2 Uhr kam Ganzmann zu mir herein: „Herr von Varnhagen, ganz was Neues! Der König ist durch den Arm geschossen, auf dem Bahnhof, (um 12 Uhr Mittags) durch einen Artilleristen, einen Lieutenant, sagen die Leute." Ich schickte ihn auf Erkundigung, er kam wieder mit der vollen Bestätigung, er hatte Augenzeugen gesprochen, er selbst hatte eben den König mit der Königin nach Charlottenburg abfahren sehen, der hatte die Binde um den Arm, muß aber doch nur leicht verwundet sein. Das wird Lärm geben! Maßregeln gegen die Presse, die Vereine, die Demokraten überhaupt.

Nachmittags kam Bettina von Arnim; sie war sehr erschüttert, und bekannte, daß der Schreck sie im ersten Augenblicke wie gelähmt habe. Sie erzählte mir in der Eile alles Unsinnige und Gehässige, was bei S.'s über den Vorfall war gesprochen worden, das herkömmliche Geträtsch, das bei allen solchen Gelegenheiten bei dem vornehmen Pöbel sich wiederholt, von Verschwörung, gedungenen Mördern, zu viel Freiheit, noch nicht genugsamer Strenge u. s. w. Dann ärgerte sie mich durch ihre alten Vorstellungen, der König sollte den Thäter begnadigen, auf der Stelle freilassen, dann könne er plötzlich die ganze Liebe des Volkes wiedergewinnen, sie wolle dazu rathen, dem Könige schreiben! Ich erklärte dies für Tollheit, und sie möchte dergleichen unterlassen, das Mittel sei gar nicht anwendbar und würde seinen Zweck gar nicht erfüllen. Ich machte ihr Vorwürfe, sich immer wieder mit S's einzulassen, deren Meinungen und Urtheile zu bestreiten, da sie seit vielen Jahren wisse, daß sie dort nur Widriges erfahren könne, daß jedes weitere Wort verschwendet sei, ja sogar schade. Sie sah das auch etwas ein, sprang aber bald ab.

Ich war so erhitzt und ermüdet, daß ich nicht mehr ausfahren konnte. — Nach dem Thee mit Ludmilla Schach gespielt.

In Goethe's Briefen an Reinhard geleſen, in Rahels Papieren. —

Der „Staatsanzeiger" bringt nähere Angaben; der Thäter heißt Sefeloge und war Feuerwerker in der Garde-Artillerie.

Zum 22. Mai 1850.

Als Sefeloge den Schuß auf den König gethan hatte, war alles einen Augenblick von Schrecken wie gelähmt, dann aber ſtürzten die Nächſtſtehenden mit Wuth auf Sefeloge ein, ſchlugen ihn auf den Kopf, würgten ihn, warfen ihn zu Boden. Aus vielen Wunden blutend, mit zerſchlagenem Hirnſchädel, lag er betäubt und regungslos; da machte ſich Markus Niebuhr nochmals über ihn her, und würgte ihn unter Stößen und Schimpfworten. Beſonnenere Leute hinderten ihn endlich, und ſagten, der Thäter müſſe erhalten werden ſchon um des Verhörs und Gerichts willen. Markus Niebuhr aber zeigte fortwährend die größte Wuth. Er verſicherte auch, Sefeloge habe noch zuletzt „die Freiheit" ausgerufen; bei dem ſpätern Verhör, das Markus Niebuhr als Zeuge zu beſtehen hatte, erwies ſich dieſe Angabe falſch, und ſchrumpfte zuletzt darauf ein, daß Sefeloge bei dem wiederholten Würgen die Hand bewegt und dabei geächzt habe, man ſolle ihn frei laſſen am Halſe! Bei dem Verhör benahm ſich Markus Niebuhr albern und frech, es war ihm nur darum zu thun, den brennendſten Eifer für den König an den Tag zu legen und in das Protokoll zu bringen! —

Donnerstag, den 23. Mai 1850.

Unruhige Nacht, ich ſchlief erſt gegen Morgen ein. — Heute bringen die Zeitungen nähere Berichte von dem geſtrigen Vorfall, zugleich die Angaben, daß Bernſtein, Meyen und Berends verhaftet worden ſind! Die ganze Verkehrtheit der

Polizei zeigt ſich in dieſer Maßregel, aber auch die verſtockte Bosheit der herrſchenden Parthei, ſie benutzt das Vorgefallene um gehäſſige Vermuthungen auszuſtreuen und zu nähren, ſie thut als wenn dies nothwendig ein demokratiſcher Anſchlag ſein müſſe, und welche Freude, wenn ſie das geringſte Fädchen findet, das ſich dahin beziehen läßt! — Der Thäter iſt ein Halbwahnſinniger, der ſchon lange an verkehrten Einbildungen litt, das hat ſich ſchon feſtgeſtellt. Die Reaktion iſt am meiſten darüber ärgerlich, daß der Mann wirklich vom Militair iſt und in der Garde gedient hat; wäre es doch ſchön, wenn herauszubringen wäre, daß er demokratiſche Vereine beſucht und demokratiſche Blätter geleſen habe! —

Herr Profeſſor Dr. Deycks aus Münſter beſuchte mich. Angenehmes Geſpräch, zumeiſt über Goethe, Friedrich Heinrich Jacobi, Reinhard. Ueber Pfuel, Schnitzer ꝛc. — Herr von Häulein kommt aus Charlottenburg, bringt Nachrichten vom König, der gut geſchlafen hat und ohne Fieber iſt; der Thäter hat zum Grafen von Brandenburg geſagt, er bereue nichts, als daß es ihm nicht gelungen ſei, Millionen Thränen würden dann getrocknet worden ſein! Berends verhaftet: „Man hat geſtern Morgen ſolches Gelichter zahlreich auf dem Bahnhof geſehen, Berends war zweimal dort, ohne eine Karte zu nehmen.“ O du Diplomatenvieh, was läßt du dir alles aufbinden, was glaubſt du gern, und verbreiteſt du mit Eifer, auch ohne es zu glauben! Gar nicht reden muß man mit dieſem „Gelichter“. —

Der Miniſter von der Heydt will den von Elbing gewählten Vertreter Prince-Smith bei den Zollberathungen nicht zulaſſen, weil er kein Elbinger iſt! Ganz unberechtigtes Verfahren. Die Schutzzöllnerei des Elberfelders von der Heydt erweckt großen Unwillen auf Seiten der Freihandelsparthei, mit welcher die Volksparthei in dieſem Betreff zuſammenſtimmt.

Der Präsident von Hinckeldey hat mit schamloser Frechheit geradezu erklärt, er wolle die geselligen Vereine der Volkspartei hindern wie die politischen! Auch die deutsch-katholischen und freien Gemeinden sollen jetzt die Verzeichnisse ihrer Mitglieder und ihre Statuten einreichen, was das Gesetz nur von politischen Vereinen verlangt.

Preußens Vertreter bei dem Frankfurter Plenum der Bundesversammlung — der Geheime Rath Mathis! —

Heute Nachmittag sind Meyen, Bernstein, Berends und Streckfuß, die ohne schriftlichen Befehl gestern verhaftet wurden, ohne Verhör wieder freigelassen worden. Die bei ihnen weggenommenen Papiere werden indeß noch durchsucht. Nur Kunowsky ist noch verhaftet; wahrscheinlich aus einer dummen Verwechslung. —

Ueber zwanzig Personen sind wegen ihrer Aeußerungen bei Gelegenheit des Mordversuches verhaftet. Majestätsbeleidigung die Hülle und Fülle! Wenn sie erst alle wüßten!

Die „Neue Preuß. Zeitung" sprüht maßlos ihr schmutziges Gift aus, die schamlosesten Lügen, die unsinnigsten Verdächtigungen! Wahrhaft niederträchtig und infam.

Freitag, den 24. Mai 1850.

Geschrieben. Ueber die Wirkung der Rechtsverletzungen, welche die Regierungen begehen; sie ist keine, die man sonderlich fürchtet, weil sie nicht sogleich merkbar ist, aber sie folgt unfehlbar und je später desto furchtbarer. Die Regierungen handeln wie gewöhnliche andre Verbrecher, im leichtsinnigen Wahn, die Strafe werde sie nicht treffen, oder noch lange nicht.

Besuch von Herrn Dr. Hermann Franck. Ueber das vorgestrige Ereigniß, und dessen Ausbeutung durch die Reaktion. Aehnliches geschah bei der That von Sand, Louvel, und bei allen Versuchen gegen Louis Philippe. — Herr Geroni kam, und Franck blieb noch eine Weile, dann war ich mit Geroni

lange allein. Von dem Tagesereigniß war wenig die Rede, desto mehr von italiänischer Poesie. Ueber Bettina, ihr Buch „Dies Buch gehört dem König".

Ausgegangen; beim Fürsten von Wittgenstein angefragt, er war nicht allein, ich ging daher wieder weg. Auf der Straße sagte ein Herr in schlechtem Französisch zu seinem Begleiter: »On a touché le roi au bras; c'est pourtant la tête qui a péché.« Ein fremder Diplomat, allem Anschein nach.

Hinckeldey hat seit längerer Zeit wöchentlich zweimal Vortrag beim König, empfängt unmittelbare Befehle, von denen sein vorgesetzter Minister nichts weiß; und Manteuffel läßt sich das gefallen! — Großer Lärm, daß Manteuffel vor acht Tagen aus London Anzeige bekommen, daß Mordanfälle geschehen würden. Manteuffel'sche Enthüllungen, die Handgranaten, der 6. April, man kennt das schon.

Seit gestern sind über hundert Personen verhaftet worden wegen königsfeindlicher Aeußerungen, höhnischen Lachens ꝛc. —

Die „Abendpost" antwortet heute mit großer Würde und Kühnheit auf die schändlichen Verdächtigungen der infamen „Kreuzzeitung", sie verachtet die Dummheit der Reaktion, die da meine, daß die Demokratie das Leben der Monarchen antasten wolle, und sagt dabei ohne Scheu, daß sie nur die Monarchie für verloren halte. Die „Kreuzzeitung" wüthet heute wieder auf die schamloseste Weise, mit den frechsten Lügen, den albernsten Behauptungen, die sie selber nicht glaubt, die aber bei dem hirnlosen Hof- und Staatsvolk gar gern Glauben findet.

Kaffeegesellschaft bei Fräulein von G. * war heute die Haupt-Megäre, ganz verwandelt, aus der freisinnigen Dame zur wüthigen Reaktionairin; „Alles das demokratische Gelichter muß todtgeschlagen werden, die halbe Nation muß todtgeschlagen werden, man darf keine Schonung haben, keine Gnade üben." Palmerston sogar soll hängen! Nun, sie

sprechen sich selber das Gericht! Sie verüben schon Gewaltthaten die Fülle, es wird auch noch zum blinden Morden kommen; — die Rollen sind vertauscht. Und werden sich nochmals vertauschen!

In Voltaire gelesen, in Goethe, im Horatius. — Canti popolari di Francesco dall' Ongaro. Capolago, Ottobre 1849.

Herr Dr. Franck bemerkt, bei der That von Tschech habe die Regierung alles aufgeboten, sie als keine politische erscheinen zu lassen, indeß bei dem geheimen Verfahren habe das Volk immer glauben können, es sei doch eine solche gewesen. Unerwartet habe dann der König sie als solche anerkannt, in seiner Thronrede 1847, wo er sagte, der Liberalismus habe bis zum Königsmorde geführt. Jetzt will man um jeden Preis eine politische That haben, so gern man auf der andern Seite verneinen möchte, daß ein Unteroffizier, ein Zögling des Militairwaisenhauses demokratisch gesinnt sein könne. —

Sonnabend, den 25. Mai 1850.

Die Zeitungen sind heute brav, die „Nationalzeitung" weist die Niederträchtigkeit der „Deutschen Reform" nach (Manteuffel und Keller), die „Urwählerzeitung" spricht von der thörichten Verhaftung — auch Herr von Kunowsky ist wieder frei, — die Polizei habe den Kopf verloren und daher Andre beim Kopf genommen ꝛc. Auch die „Spener'sche Zeitung" hat einen besonnenen ernsten Artikel, der vor boshafter Parteibeschuldigung warnt.

Ich lese in Voltaire's Brief an seinen Freund Cideville vom 22. September 1760: »Vous verriez à Ferney qu'à soixante et sept ans, avec une faible santé, on peut être mille fois plus heureux qu'à trente.« Das will ich mir gesagt sein lassen. Denn Ferney ist auch in der Mauerstraße 36. — Die Thätigkeit, die ich in der Welt sehe, er-

ſetzt mir zum Theil, daß ich ſelber meine wahre Thätigkeit nicht mehr ausüben kann. Daß ich dieſe Zeiten des Umſchwungs noch erlebe, die Erfriſchung des Jahres 1848 genoſſen habe, iſt mehr als ich zu hoffen gewagt. Aller ſtillen Ruhe des Alters, die auch ihr Glück hat wie ich wohl weiß, zieh' ich doch dieſe kriegeriſche Unruhe vor, aus der Großes und Herrliches ſchon jetzt hervorgeht. —

Nachmittags eine ſchöne Fahrt. Hafenhaide, Turnplatz, Treptow. Schöne Beleuchtung. Friſches herrliches Grün. Flieder in unbeſchreiblicher Menge, die ganze Luft davon durchwürzt.

Die „Kreuzzeitung" ſetzt ihr giftiges Gewerbe in Verdächtigungen fort. Die „Abendpoſt" hat den Muth, darauf hinzuweiſen, daß die Reaktion den König haßt, ſeine Abdankung wünſcht, von ſeinem Tode den größten Vortheil hofft, daß Sefeloge ein Gardeunteroffizier, ein Treubündler geweſen ꝛc. Die ſchärfſte Dialektik wird ausgeübt, und von der Reaktion ſchwer empfunden. — Doch wird unfehlbar eine Beſchränkung der Preſſe und andres Gehäſſige erfolgen, der Vorwand iſt zu günſtig. — Mögen ſie. —

Ich ſollte über Bettinens von Arnim eigenſtes Weſen Auskunft geben. Ich ſagte endlich: „Häufen Sie Widerſprüche auf Widerſprüche, bergehoch, überſchütten Sie alles mit Blumen, laſſen Sie Funken und Blitze herausleuchten, und nennen Sie's Bettina."

Sonntag, den 28. Mai 1850.

Man hat nicht unbemerkt laſſen können, daß in den obern Klaſſen während des vergangenen Winters hier ein übertriebener, ein frecher Prunk geherrſcht hat, in Feſten, Bällen, Gaſtmählern, in Kleidern, Wagen und Pferden, Livreen; überall wurde getanzt, geſchmauſt, geprahlt, recht als wenn

sie zeigen wollten „Wir sind's wieder!" In der ganzen Art lag für das Volk eine beleidigende Herausforderung, seine Noth und Armuth, und Bedrängniß durch die brutale Polizei, bildete recht den Gegensatz dazu. Auch das Volk hat dies Benehmen so gefühlt, und obschon einzelne Kaufleute und Handwerker davon einigen Gewinn hatten, so hat doch die sorglose Frechheit, die oft nur affektirt war, den Haß gegen die obern Klassen außerordentlich vermehrt. — Diesen Ertrag haben sie reichlichst geerntet.

Besuch von Herrn Geremi. — Ueber das italiänische Theater. Ueber Italiens Aussichten. Die Italiäner werden noch viel dulden, aber nie sich unterwerfen, ihr Widerstreben gegen die Herrschaft der Fremden ist allgemein und geht bis in die kleinsten Dinge hinab. Mazzini, der Mann voll Geist und Eifer, voll glühender, unauslöschlicher Vaterlandsliebe; Garibaldi, ein tapfrer Soldat.

Ludmilla kam von der Gräfin von Ahlefeldt, wo Gottschall seine Tragödie „Lambertine von Mericourt" vorgelesen hat. Gottschall, vorgestern hier angekommen, wurde sogleich ausgewiesen. Er ging auf die Polizei, fragte wessen man ihn beschuldige? Ihm wurde geantwortet, darnach habe er nicht zu fragen, die Polizei bediene sich ihrer Macht, und weise jeden aus, der ihr mißfalle, aus was immer für einem Grunde. Da er nachwies, daß er Geschäfte hier habe, Geldgeschäfte sogar — die man immer am meisten berücksichtigt — und Hinckeldey grade nicht zu sprechen war, so vergönnte man ihm aus Gnaden noch zwei Tage Aufenthalt, in denen es sich dann entscheiden wird, ob Hinckeldey längeren gestattet.

Der Pfaffe Büchsel hat heute in der Matthäuskirche eine teuflische Predigt gehalten. Er schob den Mordversuch auf die Demokraten, die Presse, die Vereine, auf den Geist der Zeit, auf Paris und London. Aber er predigte auch geradezu Rache, der unchristliche Mann! Er sagte auch, Königsblut sei

nicht wie andres Blut, das sei edler und heiliger, jeder Tropfen davon wiege Ströme andern Blutes auf, er deutete an, daß die Rache nur befriedigt werde, wenn das andre Blut reichlich fließe. — Christus, Christus, wie wird deine Lehre von deinen angeblichen Dienern gelästert, in den Koth getreten! —

Montag, den 27. Mai 1850.

Geschrieben. Ueber die Benutzung des Mordversuchs zur Beschränkung der Presse und andern Polizeimaßregeln; sie werden nicht ausbleiben, und — sind mir gleichgültig! Unterschied der Zeiten: wenn sonst in Frankreich etwas gegen die Presse und die persönliche Freiheit geschah, so that es mir im Herzen weh; jetzt steht uns dergleichen bevor, und ich fühle dabei fast nichts. Wie geht das zu? Ganz einfach, meine Ueberzeugung ist, daß auch solche Maßregeln zur großen Entwicklung helfen. Unsre Presse, unser freies Reden, unsre Litteratur überhaupt, nährt zwar den Freiheitsgeist, aber schwächt ihn auch; der tägliche Genuß mehrt unsre Weichlichkeit, und wir verschwenden und versplittern im Lesen und Schreiben und Schwatzen die besten Kräfte. Die Revolution ist mächtiger, säher, tiefer, in Ländern, wo keine freie Presse, keine Tageblätter sind, in Rußland, Polen, Ungarn, Italien, überall ging die Revolution der freien Presse voran. Die Unterdrückung der Presse schadet der Regierung mehr als der Demokratie: überhaupt was schadet der? was kann man einer Parthei thun, deren unfehlbarer Sieg im Warten besteht? Kann man das Warten verbieten? —

Besuch vom Bürgermeister Smidt aus Bremen. Er wird nächstens nach Frankfurt am Main abreisen. Ueber den hiesigen jammervollen Fürstenkongreß, den Verfall der Union.

Besuch von Herrn Ludwig Wagner aus Darmstadt. Nachricht von seinem Vater. Darmstadt wankt, und will von der

Union zum Bundestage zurückkehren. Manche Verstockte wollen noch einige Hoffnung auf die Union setzen, weil sie thöricht glauben, es könne den Fürsten mit solcher Verfassung Ernst sein! Nein, auch diese verschnittene Freiheit wollen sie dem Volke nicht zugestehen, gar keine; sie wollen das Volk nur hinhalten und betrügen. Und das deutsche Volk ist noch immer nicht gewitzigt, es hofft und vertraut noch! Allein es kommt eine Zeit, wo das Schaf zum Wolf und Tiger wird.

Die „Kreuzzeitung" setzt ihre frechen Lügen, verläumderischen Andeutungen, schändlichen Verdrehungen mit wüthigem Eifer fort. Der Mörder hat nicht gerufen „Es lebe die Freiheit!", sondern nach der That keinen Laut von sich gegeben, so sagten die ersten unbefangenen Berichte, die jetzt durch Zeugen dem Gericht bestätigt werden. „Abendpost" und „Nationalzeitung" kämpfen tapfer gegen die Lügenbrut, die sich in höheren Kreisen so schamlos zeigt, wie in der „Kreuzzeitung", sie kämpfen mit Geschick und Würde. Die „Abendpost" weiß schon, daß man sie polizeilich unterdrücken wird. Und lacht dazu.

Zahlreiche Haussuchungen — schon über fünfzig, — noch einige Verhaftungen, die von der Polizei seit dem Mordversuch Ausgewiesenen sollen schon über hundert sein. Alles grundlos, alles nutzlos, nur Zeichen des Unverstandes, der Tollheit. —

Dienstag, den 28. Mai 1850.

Merkwürdig ist es, wie schnell und tief die Meinung sich verbreitet, daß der Mordversuch von der Reaktion, von der Kreuzzeitungspartei ausgegangen sei. Allerdings war am meisten dieser der König im Wege, allerdings weiß man längst, daß sie ihn am meisten haßt, indem sie thut als bete sie ihn an. Daß ein Konstabler es war, der den Thäter mit dem Säbel in den Kopf hieb, so gefährlich, daß man schon

glaubte er sei tödtlich getroffen, stimmt damit bestens; auch daß die „Kreuz[illegible]ung" mit hitzigstem Eifer alles aufbietet um die Schuld auf [illegible]e Volksparthei zu schieben. Manche Leute sind völlig übe[illegible]gt, daß der Streich von der Reaktion herkomme. „Wenn [illegible]em König ein Unheil kommt, kommt es gewiß nicht von [illegible]r Volksseite," das sagte man schon im Herbst 1848. —

Etwas Neues in der Oberwallstraße: „Christliche Lesebibliothek", das heißt lauter Erbauungsschriften, Bibeln ꝛc.

Tracts on christian socialism von dem Reverend F. D. Maurice gelesen, mit großer Theilnahme, der Verfasser meint es ehrlich und ist ein heller Kopf, der die Verwirrung bekämpft. Von seinem Standpunkt aus kann viel gewirkt werden.

Der Feldzeugmeister d'Aspre ist nun wirklich, am 22. Mai, in Padua gestorben. Daß die Schlechten auch sterben, ist doch gut.

Heftige Verhandlung in Paris über das allgemeine Wahlrecht. Victor Hugo's Rede, Flotte's, Grevy's ꝛc. alles umsonst. Thiers als betrügerischer Schuft hingestellt; seine ganze Parthei, die Regierungsmaschinisten, verrätherisch.

In Stuttgart verwerfen die Stände den Verfassungsentwurf der Regierung, sie wollen nur Eine Kammer, allgemeines Wahlrecht, die Grundrechte ꝛc. Octroyirung steht ihnen bevor. Schadet nichts; der Kampf ist die Hauptsache, nicht der Sieg.

In der letzten Versammlung des Treubundes (Fest in Tivoli) kam folgender Auftritt vor, den mir ein Augenzeuge mitgetheilt. Nach allerlei schwülstigen Reden wollte auch ein Handwerksmeister sich hören lassen, und die Verkehrtheit der Demokratie schildern; seine Stimme war schlecht, er wurde nur von den Nächsten verstanden, und auch von diesen kaum. Als er nun im Laufe des Redens sagte: „Gesetzt, ich bin Demokrat--," wurde das erste Wort überhört, und da er

die Frechheit hatte, sich als Demokraten zu erklären, so packte ihn gleich ein Schutzmann (Konstabler) und rief: „Dann gehören Sie nicht hieher! Fort hinaus!“ Und unter allseitigem Schreien und Stoßen, wobei kein Protestiren half, wurde er hinausgeworfen, der gute Treubündler! —

Wieso wird grade jetzt von dem Gutachten so viel geredet, das der Leibarzt Dr. Hufeland einst über den körperlichen Zustand des Kronprinzen dem Könige auf dessen Befehl erstattet hat? Der Kronprinz sollte grade heirathen. Hufeland sprach ihm alle Männlichkeit ab, und auch alle Eigenschaften, die mit der zusammenhängen, Standhaftigkeit, Muth ꝛc. Dieses Aktenstück war seinem Wesen nach als tiefstes Geheimniß anzusehen. Wer kann Kenntniß davon haben, als Männer in den höchsten Vertrauensämtern, von der Reaktion? Man sagt, es gingen Abschriften der Hauptstellen umher: dieselben Leute, die den König anzubeten vorgeben, die über jede Majestätsbeleidigung Gericht halten, suchen ihm auf's eifrigste zu schaden. —

Mittwoch, den 29. Mai 1850.

Welch ein türkischer Zustand jetzt im christlich-germanischen, im konstitutionellen Preußen. Die Minister-Pascha's und die Polizei-Pascha's üben die frechste, willkürlichste Gewalt, sie wälzen sich vor Freuden im Schmutz ihrer Leidenschaften. Hole der Teufel alle Konstitution, alles Recht und Gesetz, wenn diese widergesetzlichen Ausweisungen, Verhaftungen, Beschlagnahmen, Haussuchungen und sonstigen Schindereien der Polizei, der Minister- und Hofwillkür geschehen können, wenn kein Gesetzesschutz dagegen möglich ist! Die elenden Minoritätskammern ließen alles geschehen, die elenden Staatsanwälte lassen alles geschehen. Eine recht barbarische Wirthschaft! Aber die Wirkung ist ganz revolutionair; Er-

bitterung, Verachtung, Losſagung; man verliert alles Vertrauen zu dieſen Behörden, zu dieſen Geſetzen, man ſinnt auf neue Dinge, auf Rache! —

Beſuch von Hänlein; Klagen; den Geſandten Schoultz von Aſcheraden hat man nach ſeiner Abberufung von Kopenhagen zur Exzellenz gemacht, obſchon der Miniſter von Canitz ihn längſt für ein Rindvieh erklärt hatte, das er zuerſt aus unſrer Diplomatie ausmerzen wollte. Nun, hat Herr von Schoultz dies Zeugniß von Canitz, der gute Hänlein hat ſeines von Bernſtorff! — Uebrigens erzählt er mir merkwürdige Sachen, ältere und ganz neue.

Der König hat nicht gewollt, daß der Prinz von Preußen ſeinen Sohn mit nach Warſchau nähme; er meinte, es könnte leicht etwas vorfallen, und da dürften nicht zwei Thronerben anweſend und demſelben Zufall ausgeſetzt ſein. — Da dürften ſie auch nicht beide zugleich am Rhein ſich aufhalten. —

Herr Feodor Wehl beſucht mich und bringt mir Grüße von Gottſchall, der wirklich heute früh nach Hamburg hat abreiſen müſſen, und von einem Konſtabler bis auf den Bahnhof begleitet worden iſt. Ein Wunder, daß man ihm noch erlaubt, nach Hamburg und ſpäter, wie ſein Paß lautet, nach Paris zu reiſen! —

Beſuch von Herrn Geroni, er iſt ſchon aus Potsdam zurück, und reiſt noch heute Abend fort. Der General Solareli eilt. Ueber dieſen dummen ungeſchliffenen Abenteurer nähere Aufſchlüſſe. —

Merkwürdigkeit: Das Gelüſte nach der Wiedererlangung von Neuchatel bringt heute der „Staatsanzeiger" zum erſtenmal zur Sprache, durch die Nachricht, die Regierung habe der Schweiz erklärt, der ausgeführte Verkauf von Domainen und Kirchengut durch die revolutionairen Machthaber von Neuchatel werde die geſetzlich erforderliche Genehmigung der Fürſtlichen Regierung dereinſt *nicht* erhalten. *Dereinſt*! Darin

liegt ein Bekenntniß, das für jetzt nicht glänzend iſt. Der König in derſelben Lage wie die Demokratie, die kürzlich erklärte, ſie werde die von den Minoritätskammern bewilligten Anleihen dereinſt nicht anerkennen! —

Die „Abendpoſt" zählt alle Tagblätter her, die unterdrückt werden ſollen, ſich ſelbſt nennt ſie an der Spitze, und giebt ironiſch die Urſachen an, weßhalb das Miniſterium bei ſolchen Blättern nicht ruhig regieren könne.

Die Wunde des Königs heilt. Daß er fortwährend ſich luſtig beweiſt und Scherze und Poſſen macht, zum Theil ſehr grobe, macht keinen guten Eindruck; und beſonders tadeln ihn die Pietiſten, die da meinen, er ſolle Buße thun, abdanken. —

Donnerstag, den 30. Mai 1850.

Geſchrieben. Politiſche Morde, der größte Schrecken für die Gewalthaber, daher das entſetzliche Geſchrei. Diesmal hat die Reaktion noch einen beſondern Grund zum Lärmen, den Verdacht, der auf ſie fällt; denn, wenn eine Parthei ſich bei dem Attentat betheiligt findet, ſo kann es nur die reaktionaire ſein, ſie haßt den König, ſie möchte den Thron erledigt ſehen, ſie hofft auf den Prinzen von Preußen, nicht die Demokraten, die gegen den König perſönlich nichts haben, als was allen Fürſten vorzuwerfen iſt, daß ſie ihre Verheißungen nicht erfüllt, ihr Wort gebrochen haben.

Das hieſige Appellationsgericht hat ſeinen alten Namen Kammergericht wieder, bloß den Namen, als geſchichtliches Andenken. — Temme nach Münſter gereiſt; Disziplinaruntersuchung!

In Frankreich iſt es ruhig. Die Nationalverſammlung nimmt, Einen Artikel nach dem andern, das verfaſſungswidrige neue Wahlgeſetz mit großer Mehrheit an. Cavaignac iſt dagegen, und verbindet ſich mehr mit der Linken. In

unterdrückt, so haben sie, wiewohl theilweise selbst Unterdrückte, doch theilweise das Recht, auch Unterdrücker zu sein. Doch kommen sie jetzt der Regierung sehr ungelegen. Die Würtemberger wollen das allgemeine Wahlrecht behaupten, sie werden es nicht können. Schadet nicht! Das allgemeine Wahlrecht, einmal da gewesen, wird nun immerfort als das feste Ziel dasteben, das jeder künftige Anlauf im Sprung erreicht. — In Baden wird das Heckerlied gesungen, und das Singen mit Stockprügeln bestraft. —

Nachmittags ausgefahren, mit Ludmilla. Durch den Thiergarten nach Moabit, und von da nach Charlottenburg, auf der neuen Straße. Gärten, Fabrikhäuser, Landsitze, Wirthshäuser, überall neue Anlagen, aus dem trostlosen Sandfleck ist eine belebte Gegend geworden; es ist eine Freude zu sehen wie der Fleiß sich regt und Nützliches und Schönes schafft! Flieder in Ueberfülle, schöne Bäume. Lustige Kinder. Der Himmel heiterte sich auf, die Sonne stand aber hinter Wolken, es war das günstigste Wetter zum Spazierenfahren. In Charlottenburg gingen wir in den Schloßgarten, der in voller Pracht seines üppigen Wachsthums, seiner reichen Blumensträucher stand. Flieder in größter Herrlichkeit. Außer den zahlreichen Schildwachen, war alles wie sonst, es zeigten sich viele Spaziergänger. Ich dachte an den König, der im Schlosse hier an seiner Wunde darniederliegt, die Schmach und den Schmerz leidet. Hätte mein Wunsch die Kraft gehabt, der König wäre augenblicklich genesen, gesund und heiter und mild auf die Terrasse hervorgetreten. Ich bedauerte ihn aufrichtig, bei so vielen ausgezeichneten Eigenschaften nur in den unvortheilhaften vor der Welt zu erscheinen; welch glückliche Regierung könnte er geführt haben! Nun waltet Haß und Geringschätzung, er liebt das Volk nicht mehr, und das Volk ist ihm abgewendet. Und ich sehe nicht, wie dies unglückliche Verhältniß sich ändern soll.

Sonnabend, den 1. Juni 1850.

Unſre Rüſtungen werden drohend gegen Oeſterreich, die Feſtungen in Schleſien, an der Elbe, Erfurt ꝛc. werden in Stand geſetzt, die Artillerie kauft Pferde ꝛc. Es iſt alles kein Ernſt, und man macht den Aufwand vergebens. Meint man, daß Oeſterreich einen Schreck bekommen werde? Oeſterreich kennt uns beſſer! Wäre irgend ein Ernſt dabei, ſo müßte er Frankreich gelten, aber dazu ſind die Umſtände auch noch lange nicht reif! Noch thut ja Louis Bonaparte alles was man will.

Geſchrieben. Ob die Einheit Deutſchlands verloren, ein Traum ſei? Gewiß nicht! Nachdem der Wunſch zum Verſuch geworden — der wenigſtens im Anfang über alle Erwartung glänzend war, — iſt das Gelingen mehr als je in Ausſicht. Ganz Deutſchland hatte Eine Nationalverſammlung, der Wien und Berlin gehorchten. Dergleichen kann nicht ſpurlos verſchwinden. Wir werden ſie wiederhaben, und wenn auch erſt in fünfzig Jahren: ſo lange dauerte es, ehe die Franzoſen ihre Republik wiederbekamen. Freilich können wir auf unſrem Wege noch durch manche Reſtauration, Diktatur, Verwirrung gehen müſſen. —

Die „Neue Preußiſche Zeitung" voll Gift und Bosheit. Sie ſchändet das Chriſtenthum, das Königthum, das Vaterland. Sie will Blut und Rache und Gewaltherrſchaft, — und wird alles bekommen; nicht zu ihrem Heil! —

Das Wahlgeſetz in Paris iſt mit großer Stimmenmehrheit angenommen. — Es iſt doch hübſch, daß Louis Napoleon die Wahlart, durch die er zur Gewalt gelangt iſt, verwerfen muß! Was weiter kommen wird, — qui vivra verra! —

Sonntag, den 2. Juni 1850.

Geſchrieben. Ermunterung zum muthigen Ausharren; Rückblick auf die Schickſale andrer Völker, und was ſie alles

ausgehalten; die Freiheit kann verdunkelt werden, aber sie geht nicht unter, leuchtet uns doch heute noch die des Frühjahrs 1848, und selbst die Wuth und Schändlichkeit der Gegner giebt von ihr Zeugniß. Laß sie die Preßfreiheit jetzt unterdrücken, die schon zehnmal Wortbrüchigen, Meineidigen, die Presse hat seit zwei Jahren in Berlin mehr gethan, als sie in hundert Jahren ungeschehen machen können! Aber sie können die Presse nicht einmal mehr völlig knechten, sie konnten's mit der Zensur nicht.

Vormittag blieb ich zu Hause, bemüht zu arbeiten.

Der Staatsrath von Grimm aus St. Petersburg hier. —

Die sächsischen Stände sind aufgelöst worden!

Montag, den 3. Juni 1850.

Geschrieben. Irrthümer in Betreff der Preßfreiheit; für gesetzliche Zustände ist sie eine Hülfe, für Revolution keineswegs, diese wird durch Preßfreiheit gehindert, fast unmöglich; die Preßfreiheit sammelt keine Unzufriedenheit, zerstreut sie vielmehr, läßt sie im Kleinen täglich verpuffen. Die Volks- und Freiheitssache hat nur bessere Aussichten ohne Vereine und Presse.

Lärm von preußischen Kriegsrüstungen; der Lärm wird beabsichtigt. Ist es Ernst damit, so kann dieser nur gegen Frankreich gerichtet sein; man möchte es aber noch nicht merken lassen.

Gerücht von Radetzky's Abschied aus dem Kriegsdienst. Die österreichische Kriegsmacht in Italien verlöre in ihm einen unersetzlichen Zusammenhalt.

Die „Kreuzzeitung" ist heute wieder auf dem Gipfel ihrer ekelhaften, niederträchtigen Gemeinheit. Stallknechte nur können so schreiben. Sie droht dem Herrn Bernstein mit Prügeln, deßgleichen dem Dr. Meyen, sie fordert geradezu

die Soldaten zu Gewaltthätigkeiten auf! — Und lügt, und lügt, und lügt! mit der frechſten Schamloſigkeit, im Größten wie im Kleinſten; ihr genügt, daß die Lüge heute gedruckt daſteht, wenn ſie auch morgen als ſolche erkannt wird. Eine ehr- und gewiſſenloſe Parthei, teufliſch boshaft und gemein.

Fortdauerde Rechtsverwirrung in Betreff des Grafen von Reichenbach, der ſich ohne Gerichtsbefugniß noch in Haft befindet. Das Obertribunal ärntet die Früchte ſeiner elenden Dienſtbefliſſenheit für ein gewaltthätiges, rachſüchtiges Miniſterium. Sein einſt hohes Anſehn liegt im Kothe. Den Gerichtsräthen in Oppeln ſoll ihre Beſoldung vorenthalten werden! Was hilft's? Neue Schmach zu der alten! —

Dienstag, den 4. Juni 1850.

Schreiben des Vorſtandes des Goethevereins an mich, das meinen Austritt bedauert, aber meine fernere Theilnahme dennoch hofft.

In Dresden Oktroyirungen, gegen die Preſſe, gegen die Vereine, Berufung der alten Ständeverſammlung. Sie ruhen nicht, ſie zieben Einen Nagel nach dem andern aus dem noch ſtehenden Brettergerüſt, das ſie den Staat nennen, ſie ruhen nicht, bis der ganze Plunder auseinanderfällt. Wie ſie der Revolution vorarbeiten, der künftigen, größern! Die von 1848 war doch groß genug, ſie hätten's dabei ſollen bewenden laſſen! Aber ſie ruhen nicht, dieſe gottverlaſſenen, heuchleriſchen Regierungen; ſie weit mehr als das Volk bringen es dahin, daß alles Republik wird.

Bei uns verfolgt man die Arbeitervereine, ſie ſollen ganz aufgehoben werden. Gegen dieſe Vereine zu wüthen iſt Wahnſinn, ſie ſind nicht politiſch, wenn auch ihrem Weſen nach demokratiſch, ſie erſtreben Bildung, Sittlichkeit, nützliche Kenntniſſe, ſie ſammeln Erſparniſſe zur Hülfe der Nothleiden-

den, für gemeinnützige Zwecke. Alle Beschuldigungen der niederträchtigen „Kreuzzeitung“ sind freche Verläumdungen.

Daß der Gardeunteroffizier Sefelage dem Treubund angehört hat, ist nun ausgemacht. Littera und Nummer seiner Einzeichnung werden angegeben, auch daß der Treubund ihn bei seinen Bittschreiben mit Empfehlung unterstützt hat. Und die niederträchtige „Kreuzzeitung“! —

Mittwoch, den 5. Juni 1850.

Geschrieben. Ueber die Unmenschlichkeit der herrschenden Ansichten in Betreff des eigentlichen Volkes, der Arbeiter, Handwerker, Bauern, auch der Soldaten, wenn man dieser nicht gerade sehr bedarf. Unsre hohen Christen lästern und schmähen Christus durch ihr Thun, indem sie mit Worten sich zu ihm bekennen; er weiß nichts von ihnen! —

Nachmittags kam Bettina von Arnim; sie war niedergedrückt und unruhig, sie wußte sich aus den Störungen, in denen sie lebt, nicht herauszufinden, viele der alten Bekannten machen ihr das Leben sauer. Dazu kommt, daß es auch mit ihrem Schreiben an dem zweiten Theile des Königsbuches, an den Gesprächen mit Dämonen, nicht recht fort will; sie denkt dabei immer an den König, was der dazu sagen, was es bei ihm wirken wird, und da verändert sich jeden Tag der Standpunkt; was der Welt nun schwach und längst überboten ist, ist für den König schon viel zu stark; die Zeiten sind vorüber, wo man einige freie Wahrheit in Fülle von Schmeicheleі und Bewunderung mit Erfolg und Beifall vortragen konnte! Bettina klagt über Trockenheit, Versiegung aller Quellen.

In Sachsen ist der Belagerungszustand aufgehoben, die Oktroyirungen sind die frechsten, die noch irgend vorgekommen! Die Todesstrafe wieder eingeführt. — Warum

zögert denn Würtemberg noch? Der edle König Wilhelm, der edle Minister Schlayer? Eilt, eilt, es geht alles viel zu langsam! —

Donnerstag, den 6. Juni 1850.

Es ist merkwürdig zu beobachten, wie die Fluth der Reaktion höher und höher steigt, da hilft kein Wehren und Vertheidigen, Schritt für Schritt verdrängt sie den Gegner, in seiner letzten Zuflucht läßt sie ihn nicht, er kann nirgends Stand halten, als nur allein in seiner Gesinnung. Die aber ist eine nicht einnehmbare Burg; öffnen sich nicht von innen die Thore, keine Gewalt bricht sie von außen. Die Sache der Freiheit ist im offnen Kampfe jetzt völlig machtlos, die der Reaktion im Vollbesitz. Aber ein Ziel ist dennoch gesetzt, eine Gränze gesetzt! Und wie wenig all diese Macht wirklich ist, haben wir gesehen, als sie im März 1848 plötzlich zusammenfiel. Waren damals weniger Soldaten, weniger Beamten, weniger Geld und Ansehn zu Gebot? Die Macht hatte sogar den Flecken noch nicht, den ihr der März unauslöschlich eingebrannt hat, den Flecken der Ueberwindbarkeit, des Unterliegens, der fortan immer vor Augen bleibt! Damals war die Reaktion nicht beisammen, das Königthum erschrocken und rathlos, dies wird wiederkommen, und eben so wenig, wie jetzt die Reaktion, wird dann die Revolution zu hemmen sein! Die Demokratie, jetzt nicht beisammen, aber keineswegs erschrocken und rathlos, wird durch begünstigte Umstände plötzlich wieder vereint werden, und recht gut wissen, daß nun an ihr die Reihe ist zu gebieten, zu bestrafen. Es giebt Ein Mittel, das Auf- und Niederwogen zu stillen, — Versöhnung, Gerechtigkeit, Schaffen des Nothwendigen, des Richtigen, — aber dazu gehören edle Menschen, hellsichtige Staatsmänner, Schufte und Dummköpfe wollen das nicht,

können das nicht. — Warten wir also unsre Reihe ab, das Warten ist verdrießlich, aber nützlich, es stärkt.

Der Graf Oskar von Reichenbach ist nun endlich vom Stadtgericht in Breslau der Haft entlassen.

Schändliches Verfahren gegen den Oberbürgermeister Ziegler von Brandenburg; er war nicht auf der Flucht, er hatte Bürgschaft geleistet, er reiste mit Wissen des Gerichts und der Polizei seinen Geschäften nach, die Steckbriefe wurden verrätherisch erlassen; nur Bosheit und Haß! —

Soldaten von Frankfurt am Main und von Preußen am hellen Tag in mehrstündiger blutigen Schlägerei! — „Mein herrliches Kriegsheer.“ —

Freitag, den 7. Juni 1850.

Unruhige Nacht. Mir träumte viel von Goethe, von seiner Jugend, seinem ersten Auftreten und Wirken, auch der Herzog von Weimar war dabei. — Einiges geschrieben. Mein Schreiben kommt mir vor, wie die Uebungen der Truppen, für den Augenblick ist nichts damit ausgerichtet, aber die Zukunft hat ihren Nutzen davon. Die Gedanken wach und die Gefühle rege zu erhalten, das ist die Aufgabe; den Faden nicht abreißen zu lassen, sondern fortzuspinnen, heute dünn wie Zwirn dreht er sich einst wieder zum festen Seil empor.

Man versichert, das Verfahren gegen Temme, sei durch des Königs unbedingten Befehl veranlaßt, diesen Mann um jeden Preis außer Wirksamkeit zu setzen und irgendwie zur Strafe zu ziehen; die Minister hätten also keine Wahl, und müßten die unsinnigsten haltlosesten Mittel versuchen, jenen Zweck zu erreichen. Ehrenmänner würden lieber ihre Entlassung nehmen, oder noch besser, im Amte bleibend widersprechen.

Die Hofleute sprechen über das Benehmen des Königs

während und nach der Mordgeſchichte nicht ſo günſtig wie die unterthänigen Zeitungsſchreiber; ſie ſprechen von faſſungsloſem Zuſammenſinken, verzagter Angſt, dann bittrem Grimm, zornigem Befehlen und böſem Schimpfen. Im untern Volk iſt die Ueberzeugung, daß der König gar keinen Muth habe, allgemein verbreitet, und in dem „herrlichen Kriegsheer" nicht minder.

Beſuch von Herrn Dr. Holzapfel, der mich zu bereden ſucht, an der Goetheſtiftung ferner Theil zu nehmen. Ich ſchenke ihm klaren Wein ein, und ſage ihm, wie mir weder die Zeit die rechte ſcheint, noch die Leute, die ſich der Sache annehmen. Er iſt im Grunde ganz einverſtanden mit mir, und giebt mir nicht Unrecht. Und nun ſteht nicht einmal mehr Direktor Auguſt an der Spitze! —

Der „Staatsanzeiger" bringt endlich die neuen Preßvorſchriften, ſie ſind ſo ſtreng und ſchikanös als möglich: Geldbürgſchaften (5000 Thaler), Polizei ſtatt Gericht, Poſtwillkür; die Oberpräſidenten, Polizeibehörden, Poſtdirektoren, üben Zenſur im Großen, ſie verbieten nicht Artikel, ſondern die ganze Zeitung, weigern deren Beförderung. Schändlich iſt die gleißneriſche, Wort für Wort unwahre, ſcheinheilige Einleitung, die als Bericht des Staatsminiſteriums an den König dieſe Vorſchriften rechtfertigen ſoll; ſie ſpricht ſogar von Verfaſſung, von Genehmigung durch die Kammern. Die Minoritätskammern, als ob dieſe Auswahl von Lakaien nicht alles genehmigen würden! Das Ganze iſt eine neue Treuloſigkeit, Wortbrüchigkeit, ein neues Verbrechen gegen die Freiheit, der früheren rettenden Thaten würdig.

Was werden unſre freien Zeitungen thun? Sie werden aufhören, denn man will ſie nicht beſtehen laſſen! Warum noch erſt die Bürgſchaft erlegen, um erſt noch das Geld zu verlieren, und dann doch das Verbot zu erleiden? Denn dies erfolgt unter jeder Bedingung. Ich würde als Heraus-

geber der „Abendpost" gleich heute erklären, daß kein Blatt mehr erscheinen werde, da die gesetzliche Freiheit gewaltsam unterdrückt sei. Thäten das alle freien Blätter, es wäre recht gut.

Im März 1848 hatten Wien und Berlin kein einziges freies Blatt. Man sieht, die Preßfreiheit ist nicht nothwendig in einer Revolution, sie folgt ihr nur.

Ueber im Ausland gedruckte Blätter und Schriften hat sich das Ministerium eine schrankenlose Willkür angemaßt.

Die „Kreuzzeitung" wimmert gestern und heute über die Beschränkung der Preßfreiheit, sie findet die Behördenwillkür ungesetzlich, ungerecht; ihr auch ist bange!

Sonnabend, den 8. Juni 1850.

Ich wachte tief in die Nacht hinein, schlief erst gegen Morgen. Ich mußte über die Geschichtsentwicklung nachdenken, in der wir befangen sind. Sie verweigert jedes einzelne Gedeihen, jede einzelne Rettung, sie arbeitet auf Allgemeines hin; das ist eine für uns harte Schule, doch werden die Folgen um so größer sein. Die Vorsehung handelt wie ein Feldherr, er achtet nicht der Verluste, er giebt einzelne Truppenkörper willig preis, wenn er nur zum Siege gelangt. Die Hand, welche für Europa, für die Welt die politische Freiheit, die höhere Volksbildung erstrebt, die kann nicht darauf sehen, daß das liebe Deutschland, das liebe Berlin, wir armen Jetztlinge, gleich die süße Frucht für uns allein genießen; sie läßt uns nicht verweichlichen, sie stählt uns; wer diese Leiden nicht erträgt, ist ihrer werth. Und liegt die Reaktion etwa auf Rosen? Trotz ihres scheinbaren Hohns und Uebermuthes ist ihr hundsübel, und sie lebt in Angst und Sorge.

Besuch von Herrn Adolph Goldsmith aus Kopenhagen;

er reist nach Paris. Schon im Jahr 1847 besuchte er mich. Er ist durch und durch Freiheitsfreund, und meint, Schleswig-Holstein würde bei Dänemark weit größere Freiheit genießen, als bei Deutschland; in Dänemark sei alles demokratisch. Ganz recht, aber wie lange? Freilich ist das in den Herzogthümern das Unvollkommene, Faule, daß sie bloß das alte Recht wollen, nicht die neue Freiheit! Er verwünscht die Hülfe der Russen, die ihnen noch schädlich genug werden kann.

Die „Neue Preußische Zeitung" ist heute wieder merkwürdig; sie verwirft die neue Preßverordnung, die Geldbürgschaften, die Postverbote, die Polizeiwillkür, sie will Gesetze, Gerichte. Sie spricht von vormärzlichem Jammer, von Barbaren der Büreaukratie; sie sagt, gegen diese sei eigentlich die Revolution gewesen, und leider sei diese fruchtlos gewesen, sie will künftig sogar die konstitutionelle Verfassung vertheidigen, beruft sich schon heute auf sie! — Chateaubriand und Labourdonnaye gegen Villèle! — Die Zeitung sagt noch, die wildeste Demokratie sei ihr lieber, als dieser alles unterdrückende Mechanismus des Beamtenstaates! —

Ich bemerke seit einiger Zeit, daß der Widerspruch und Widerwillen gegen den König bei der Reaktion in starkem Steigen ist; nun lenkt auch der sonstige Unmuth sich wieder persönlich auf den König, die Minister schonen ihn nicht, sondern geben zu verstehen, dieser habe noch schärfere Dinge verlangt, auf die nur die Minister — konstitutionell gesinnt — nicht eingegangen seien!

Sonntag, den 9. Juni 1850.

Seit 4 Uhr wach, der Schlaf ist kurz und unruhig; in den Gedanken muthig und frisch, bin ich im Gefühl tief verletzt, die Maßregeln gegen die Presse schmerzen mich mehr als ich dachte, nicht einmal die Maßregeln selbst so sehr, als

die kalte Gleißnerei, die jene begleitet, die ſchamloſe Lüge, mit der man ſich bei dem ſcheußlichſten, offenſten Verfaſſungsbruche noch erfrecht von Verfaſſung zu reden. Polizeiwillkür in ſchnödeſter Geſtalt. Ich weiß, für die Sache der Freiheit iſt es gut, iſt es zu wünſchen geweſen; aber ich fühl' es anders. Wenn eine Mutter die geliebte Tochter glücklich verheirathet, will ſie es auch, aber die Trennung ſchmerzt darum nicht minder. Die Zeitungen ſind geſchlagen: ſie ſollten nur gleich zu erſcheinen aufhören, plötzlich; eine Proteſtation durch die That gegen dieſe Verrathszuſtände! —

Die „Abendpoſt" und die „Nationalzeitung" ſind geſtern von der Polizei weggenommen worden, die „Nationalzeitung" zum erſtenmal. Sie lieferten noch tapfre Artikel, die „Urwählerzeitung" auch.

Montag, den 10. Juni 1850

um halb acht Uhr von Berlin abgefahren, Nachmittags um 4 Uhr in Hamburg. In der St. Petersburg abgetreten, auf dem alten (aber neugebauten) Jungfernſtieg. Der Wirth, Herr Reuter, ehmals in Halle Wirth zum Kronprinzen, Schwiegervater des kürzlich verſtorbenen Prof. von Madai in Gießen. — Eindruck der Stadt, prächtig, entzückend, Wallſpaziergänge, neue Straßen, ſtolze Gebäude, Alſterbecken. Nachdem wir uns etwas erholt, war unſer erſter Gang zu meiner Nichte Ottilie, die wir auch glücklich antrafen. — Wir fuhren noch über den Wall zum Steintſang, und genoſſen der herrlichen Ausſicht, dann kehrten wir durch die Stadt zurück.

Hamburg, Dienstag, den 11. Juni 1850.

Um halb 10 Uhr in den Wagen; über den Wall zum Altonaer Thor, durch die Vorſtadt St. Pauli, durch Altona, über Ottenſen, wo wir Klopſtock's Grabmal beſahen, zum

Garten von Booth; wunderbare Pflanzen, zahlloſe Treibhäuſer! Die Elbe hinab nach Blankeneſe, im Fährhaus eingekehrt, gefrühſtückt und gemittagt. Der Ausſicht auf die weite Elbe konnten wir uns nicht erſättigen; Schiffe mit vollen Segeln, Ewer in Menge. — Zum Süllberg gefahren, und den Thurm dort erſtiegen, mit zu großer Anſtrengung für mich und mit Schwindel. — Flottbeck, Nienſteden. — Bei Rainville eingekehrt. — Herr Heine, Bruder des verſtorbenen Salomon Heine. Traurige Nachricht von Heinrich Heine in Paris; er ſtirbt langſam hin! — Schöne Zurückfahrt. Am ſpäten Abend im Jungfernſtieg beim Alſterpavillon. Muſik auf der Alſter zu Ehren des Kronprinzen von Schweden. Waſſerfahrt zwei Stunden, bis bald 12 Uhr. Herrliche Luft. Ueber hundert Gondeln und Boote.

Hamburg, Mittwoch, den 12. Juni 1850.

Die Steinſtraße, das Kattrepel beſucht, wo ich ehmals gewohnt; dürftiger Anblick, bedrückende Erinnerungen! — Zur Börſenzeit die Börſe beſucht; großer Eindruck, Meeresbrauſen, ferner Kanonendonner. — Nachmittags nach Eimsbüttel, Beſuch bei Herrn Eberhard Wolff und ſeinen Söhnen, Haus und Garten beſehen, die gute Line kennen gelernt. — Blick in das Eimsbüttler Holz, Fahrt nach Eppendorf, über Harvſtehude längſt der Alſter zurück. — Thee zu Hauſe, dann beim Alſterpavillon; Waſſerfahrt, wieder zwei Stunden, die Liedertafel in einer beleuchteten Gondel, zahlreiche Begleitung, unter der großen Brücke durch und zurück. Anregender Vorgang: nach einem deutſchen Liede näherte ſich in einem kleinen Boot ein Mann und hielt eine vaterländiſche Anſprache, die ebenſo erwiedert wurde; das Boot entfernte ſich, und der Mann rief noch: „Jetzt begrüßen wir vaterländiſche Freiheitsfreunde uns nur im Dunkeln, die Zeit wird kommen,

wo wir es auch am hellen Tage können. Gute Nacht, Brüder!" Wunderbarer Eindruck dieser nächtlichen Scene.

Hamburg, Donnerstag, den 13. Juni 1850.

Ich war unwohl und mußte ruhen. — Abends im Stadttheater „das lebende Bild" und „das getheilte Herz"; Herr Röckert, Fräulein Fuhr, und Herr Marr spielten nicht schlecht.

Hamburg, Freitag, den 14. Juni 1850.

Besuch mit Ludmilla bei Frau Paulsen, dann bei Herrn Haller in der Deichstraße; Herrn Dr. Bersmann nicht getroffen. In Sturm und Regen den weiten Weg zu Amalia Schoppe auf dem Deich. Bei ihr gute Aufnahme und fruchtbares Gespräch. Nach einer Stunde den Rückweg angetreten. — Zu Hause Herr Liman, Herr Adolf Wolff. — Im Bazar, Läden, Fuhr's Panoramen ꝛc. — Besuch von Dr. Julius, dem wir am 12. Mittags in den Arkaden unvermuthet begegnet waren. Besuch von Rabel de Castro, von Ottilien. — Nachmittags zum Baumhaus gefahren; alles verändert! Der innere Hafen leer, keine Spur der Regsamkeit und des Gedränges, das ich in den Jahren 1795 bis 1800 hier gesehen. Wir gingen zu Fuß über die Vorsetzen, in ergötzlicher Anschauung des Schiffs- und Matrosenwesens. Wasserfahrt im Hafen, zwischen den Schiffen hin, Spanier angerufen; schwedische Schiffe, russische; in die Elbe hinaus, nach Steinwärder hinüber, herrliche Aussicht. Wieder zu Fuß über die Vorsetzen, neapolitanischer Matrose, Schiffsachen, Auswandererſachen, viel ausgefragt und besehen. In einer Droschke die alte Stadt durchfahren, die alte Börse ein Jammeranblick.

Hamburg, Sonnabend, den 15. Juni 1850.

Die preußischen Truppen in Hamburg stören mich nicht, sie sind freundlich und wohlgelitten, die Einquartirung den Leuten der Vergütung wegen erwünscht. Die Offiziere machen sich gar nicht bemerklich. Hanseaten und Bürgergarden neben den Preußen. — Buchladen von Besser und Mauke. — Wir besuchen die Stadtbibliothek; Dr. Isler, Professor Petersen, Dr. Klose, Professor Ullrich. Bildnisse von Goeze, Jungius, J. A. Reimarus, Klopstock, Villers, J. A. Chr. Wolff. Handschriften von Edelmann, Herm. Sam. Reimarus, die Wolfenbüttelschen Fragmente in seiner eigenhändigen Urschrift, gebunden durch einen bibliopegus initiatus steht eingeschrieben, — hamburgische Deisten-Gesellschaft, worin Lessing, Alberti, Bode, Reimarus, Campe ꝛc. Spuren davon in Campe's Briefen an Lessing. — Nachmittags nach Wandsbeck gefahren, beim Schlosse Kaffee, Erkundigungen nach Mooner, Schädtler, Cappadoce, Claudius; des letztern Wohnung nicht erkannt, wohl aber die Gegend, und die Reihe Häuser. — Abends im Thalia-Theater „Berlin bei Nacht" und „ein Stündchen in der Schule". Gar nicht schlecht, einiges sehr gut.

Hamburg, Sonntag, den 16. Juni 1850.

Lärm im Hause, Lärm auf der Straße. — Wassersprengen in den Straßen. Füttern der Schwäne auf der kleinen Alster. — Besuch von Dr. Klose. Herr Professor Ullrich, freundliche Einladungen; er ist einer der freisinnigsten und wackersten Männer, die ich hier gesprochen, nicht geblendet von dem Anschein; Gagern zeigte sich hier nur armselig, bemitleidenswerth, er vermochte nicht gegen Heckscher aufzukommen! — Nachmittags nach Blankenese gefahren, den Bauer'schen Garten besehen. Dr. Lappenberg's reizendes Gartenhaus, ein feiner artiger Sohn begleitet uns, wir durchstreifen den ganzen

Garten mit wechſelndem Entzücken. Beſuch bei Bauer's, der alte Konferenzrath bildet ſich ein, ich hätte einmal bei ihm auf einige Zeit als Gaſt gewohnt!

Hamburg, Montag, den 17. Juni 1850.

Beſuch bei Herrn Koſter und Frau, geb. von Reinhold. Bildniſſe Reinhold's, der Familie, von Ingres in Rom gezeichnet; feine, ächte Bildung. — Beſuch bei Herrn Haller in der Deichſtraße; er iſt in wenig Tagen achtzig Jahr alt! Sein Sohn iſt Senator; der Sohn eines ehmaligen Juden, immer viel in Hamburg! — Mittags in der London Tavern gegeſſen; im Freien die Ausſicht über die Elbe hin. — Ueber den Hamburger Berg gegangen, Matroſenſchenken, Freudenmädchen im gräßlichſten Putz, ein ſcheuſeliger Anblick! Treiben in der Vorſtadt, Schauſpiele, Tanzſäle, Spiele, ein unendliches Gewirre; es war grade Altonaer Markt. Mit dem Omnibus fuhren wir nach Haus. — Abends bei Profeſſor Ullrich. — Lebhafte Unterhaltung, der Wirth aufmerkſam, munter, durchaus geſcheidt und brav.

Hamburg, Dienstag, den 18. Juni 1850.

Betrachtungen über das alte und neue Hamburg, die enge deutſche Reichsſtadt iſt zur Weltſtadt erweitert, der neue Anbau erſcheint durchaus prächtig und zweckmäßig. Veränderungen auch in Sitten. Manche Trachten und Gewerbe ſind ganz verſchwunden, ja die Erinnerung davon. Auch das Plattdeutſche weicht, jederman kann hochdeutſch, das Volk iſt nicht mehr grob, ſondern artig und gefällig.

Die Damen werden am nächſten Tage nach Helgoland abfahren, am Montage wieder hier ſein; ich in der Zwiſchenzeit nach Kiel. — Nach dem Eſſen fuhr ich nach Altona,

bald nach 5 Uhr fährt der Eisenbahnzug nach Kiel. — In Bramſtedt erkennt mich Herr Ulrich von Hochwächter, und ſagt mir in kurzem ſein Ergehen; fürerſt Unteroffizier, aber mit beſter Ausſicht. — Nach 8 Uhr in Kiel angekommen. Um halb 9 Uhr bei Williſen auf dem Schloſſe, wo ich bei ihm wohne. Eilige, heiße Geſpräche; ſeine Stellung, ſeine Wirkſamkeit, ſein Anſehn. Schwierigkeiten in den erſten Tagen, bedenkliche Stimmung; aber jetzt iſt alles überwunden, und Williſen kann allen Gegnern Trotz bieten.

Kiel, Mittwoch, den 19. Juni 1850.

Frühſtück mit Williſen. Erwägung ſeiner Lage. Seine Thätigkeit. Erweiterte Befeſtigung von Rendsburg, verbeſſerte Anlage der Küſtenbatterieen. Neue Eintheilung der Truppen, vereinfachte Uebungen. Dienſtvorſchriften vor dem Feind, letztere noch zurückbehalten, damit keine Veruntreuung geſchieht. — Sein Generalſtabshaupt, Major Wyneken, ein Hannoveraner, wie es ſcheint ein gewandter vielwiſſender Offizier, der ſchon die Feldzüge unter Wrangel und Bonin mitgemacht, in politiſcher Denkart ganz rechts, ganz reaktionair. Ich trau' ihm nicht, und wünſchte, daß Williſen ihm nicht zu ſehr traute. — Die nach Helgoland Reiſenden ſchwimmen nun, glückliche Fahrt und glückliches Wiederſehen! — Spazierfahrt durch den Wald an dem Meerufer hin. Düſtern Brook. Ausgeſtiegen, durch ein Fernrohr das däniſche Linienſchiff geſehen, das etwa zwei Meilen von Kiel in See vor Anker liegt. — Beſuch beim ehmaligen General der römiſchen Republik Herrn Ernſt Haug, im Hotel Brandt. Sein Vater war Arzt in Schleſien (Glatz), zog ſich nach Oeſterreich; der Sohn diente dort, nachher in manchen Ländern; ein kriegskundiger Mann, mit ſchriftſtelleriſchen Arbeiten beſchäftigt. Er findet hier keine Anſtellung, und iſt darüber nicht ungehalten. —

Nach einem zweiten Frühstück mit W. gehen wir zum Hafen, der Statthalter Graf von Reventlow mit uns, besteigen ein Boot und rudern an das Kanonenboot (Schraubenschiff) No. 1, wo wir an Bord gehen. Weiter hinaus in die Bucht, Scheibenschießen mit unsern Sechszigpfündern. Wieder in das Boot, und an das große Kriegsdampfschiff Bonin gefahren, an Bord gegangen, und mit Vierundachtzigpfündern geschossen. Neue Kriegsschiffe in Thätigkeit, verschiedene Bewegungen, Segel, Signale, wiederholtes Scheibenschießen. — Auf dem Bonin weitergefahren und bei Friedrichsort geankert, während das Kriegsdampfschiff der Löwe in die offne See geht, das dänische Linienschiff näher zu beobachten. Willisen fuhr im Boot nach der Festung, ich blieb auf dem Schiff, sprach mit den Seeleuten, sah mir alles an. Als Willisen an Bord zurück war, dachten wir auch noch weiter in die See hinaus, aber es war zu spät geworden, und wir eilten nach Kiel zurück, mit ganzer Kraft. Dieses Herumschwimmen hatte fünf Stunden gedauert, und gehört zu dem Anmuthigsten, Erfrischendsten, was ich jemals erlebt. Herrliches Wetter, die Luft belebend, das Seewasser von zauberischem Reiz, tiefes Blau, smaragdenes Grün, beständiger Wechsel des Ansehens, der Bewegung, Farben und Lichter aller Art. — Mittagstafel gegen 5 Uhr. Der Statthalter Graf von Reventlow war anderweitig versagt, aber der Statthalter Dr. Beseler kam, ein starkes Gesicht, verständig, nicht eben geisthell, aber willensfest. Major Wyneken, Prinz von Augustenburg und andre Offiziere, Herr Dr. Lorentzen. — Nachmittags besuchte mich Herr Haug, und wir sprachen lange, besonders über die italiänischen Sachen. Willisen kam dazu, und die Unterhaltung dauerte noch lange fort.

Kiel, Donnerstag, den 20. Juni 1850.

Von 5 Uhr an wach. — Schöner sonniger Tag, durch Seeluft gekühlt. — Mit Willisen gefrühstückt. Seine Thätig-

keit ist außerordentlich, umfaßt das Große und das Kleine, die Nebendinge wie die Hauptsachen, und scheint so fruchtbar als anerkannt. — Ich fahre in die Stadt, Besuch bei Herrn Dr. Schleiden, Gespräch über die schleswig-holsteinische Sache, über Paris, Berlin. — Mittags der Statthalter Graf von Reventlow, Prinz von Augustenburg, Etatsrath Dr. Hegewisch, ein Bürgermeister von Apenrade, Major Wyneken und andere Offiziere. Reventlow und Hegewisch ersannen größere politische Gebilde, Verbindung der Hansestädte mit Holstein, Mecklenburg's, Oldenburg's, Hannovers, oder Anschluß an dieses letztere, genug einen starken nordwestlichen Staat, Wyneken bestritt allen Anschluß an Preußen. Nordalbingien. Die Sache ist keine revolutionaire, ist eine des urkundlichen Rechts, die kann über ihre Gränzen hinaus nur wenn sie revolutionair wird. — Friedenspartei in Kopenhagen; Oberst Tscherning, man leiht ihm Aeußerungen, die er nicht gemacht hat. — Nachmittags mit Willisen herrliche Spazierfahrt nach Knoop, beim Schleswig-Holsteinischen Kanal ausgestiegen, in den Wald gegangen. Welche Bäume, besonders Buchen und Eichen, welche Kraft und Ueppigkeit alles Pflanzenwuchses! Tiefe Schatten, Einsamkeit, liebliche Friedensstille. Wir sprachen von Rahel, von Emilien von Willisen, Willisen tief bewegt, allen Ehrgeiz vergessend, nur die Reize höheren Lebens fühlend. Wir saßen am Ausgange des Waldes lange schweigend, sahen in das reiche Feld hinein, auf das vorliegende Schloß, seinen dunkeln Park, es war entzückend schön! — Auf der Rückfahrt kehrten wir bei Hegewisch ein. —

Kiel, Freitag, den 21. Juni 1850.

Musikprüfungen auf dem Schloßhofe, jedes Bataillon soll seine Musik haben. — Fahrt mit W. zum Seebad; am Ufer spaziren gegangen, in vielen Betrachtungen, meiner

Schickſale und fremder. — Beſuch von Dr. Schleiden, der mir ſeine franzöſiſche, eben in Paris herausgekommene Schrift übergiebt. — Wiederausgefahren mit W. zum Herzog von Auguſtenburg, den wir nicht trafen, dann zur Felſenhalle auf der Höhe, ſchöner Blick auf den Hafen und das Meer. — Der Kieler Hafen einer der ſchönſten und ſicherſten, auch für eine Kriegsflotte, aber Friedrichsort gehört mit zu ſeiner Befeſtigung und darf nicht in fremden Händen ſein. — Mittags der Herzog von Auguſtenburg, ſein Sohn der Prinz, Schleiden, Wyneken und andre Offiziere. Ich hatte Verſchiedenes aus dem Feldzuge in Schleswig-Holſtein von 1814 zu erzählen, der in fabelhafter Ferne lag, von dem niemand etwas Zuverläſſiges noch wußte! Vor ſechsundreißig Jahren! Wer hätte mir damals geſagt, daß ich nach ſo langer Zeit wieder hier ſein würde, und unter ſolchen Umſtänden! — Der Herzog, obſchon der geſetzlich Erbberechtigte in den Herzogthümern wenn der König von Dänemark ohne Kinder ſtirbt, dient als General unter Williſen. — Nachmittags, das heißt gegen Abend, Fahrt auf der rechten Seite der Hafenbucht, Mündung der Swentine, Küſtenbatterie, abgelenkt nach Raisdorf gegen Preetz hin, wunderſchöne Bäume, wohlbeſtelltes Feld, anmuthige Schlucht mit einer Papiermühle. Dr. Schleiden fuhr mit uns. Wir legten über drei Meilen zurück. — Ich hatte W. ſchon geſagt, daß ich nicht länger bleiben könne, er wollte mich noch feſthalten.

Kiel, Sonnabend, den 22. Juni 18[illegible].

Früh aufgeſtanden, und mit Williſen gefrühſtückt. Beſuch von Dr. Lorenzen. — Um 7 Uhr von Kiel abgereiſt, nach 10 Uhr in Altona, gegen halb 11 Uhr in Hamburg im Hotel St. Petersburg.

Hamburg.

In größter Schwüle doch ausgegangen um 3 Uhr, auf die preußische Post; über die Neue Straße, wo Reinhold 1804, ich 1794 gewohnt, und den Großen Neuen Markt zum Neuen Steinweg. — Mit großer Anstrengung in der Hitze erstieg ich die Höhe des Walles beim Stintfang, ruhte eine Weile im Elbpavillon, wo man ein großes Abendfest vorbereitete, fuhr dann nach Hause, und ruhte ziemlich lange. Dann wieder ausgegangen, im alten und neuen Jungfernstieg, geruht und der Alsteransicht genossen. Ueber die Lombardsbrücke, das Denkmal von Büsch besehen und zweien jungen preußischen Unteroffizieren erklärt. Durch die Allee des Alsterdammes zurück.

Hamburg, Sonntag, den 23. Juni 1850.

Fahrt zu Rainville, dort viertehalb Stunden, oben, unten, mit tausend Erinnerungen! Von 1799 bis 1837, wo ich zuletzt mit Assing's dort war! Ich habe den Ort gekannt, als er noch von seinem letzten Besitzer, dem dänischen General Köller Banner, mit diesem Namen bezeichnet wurde. Die herrliche Aussicht genossen, die Schiffahrt, die Inseln. Viele Leute, Musik. —

Hamburg, Montag, den 24. Juni 1850.

Ich eile um halb 3 Uhr zum Landungsplatz der Helgolander Dampfschiffe. Es dauert keine halbe Stunde, so ist das Schiff da! Willkommen! Alle wohlbehalten und vergnügt, und gebräunt! — Nach einiger Erholung ausgefahren, an die Alster, übergesetzt nach Uhlenhorst; herrliche Aussicht bis zum Jungfernstieg, die Große Alster voll Gondeln, mit Segeln, mit Rudern. Zurück auf das rechte Alsterufer; jede Wasserfahrt meine Lust! Wieder in den Wagen und nach

Pöseldorf gefahren, weiter nach Harvestehude, wo wir Hagedorn's berühmte Linde und die dabei stehenden schöneren Eichen besuchten.

Hamburg, Dienstag, den 25. Juni 1850.

Mit Ludmilla durch einige Straßen gewandelt. Nachmittags über Lockstädt nach Eimsbüttel zu Ludmilla's Onkel Wolff; die Vettern Otto und Adolph, die gute Line. — Abends bei Herrn Professor Ullrich.

Hamburg, Mittwoch, den 26. Juni 1850.

Einige Laden besehen. Frau Amalia Scheppe traf uns schon auf der Straße und ging mit. Laden auf dem Neuenwall, von Oppenheimer. — Amalia Scheppe blieb dann noch lange bei uns, sprach anziehend und tüchtig, und machte den besten Eindruck. — Nachmittags in die Vorstadt St. Georg gefahren. Theater im Freien, Tivoli. Ich erkenne Haus und Garten von Alters her, der Garten war das sogenannte Rosenholz, ein Dickicht von reizender Schattenkühle, ich war vor fünfzig Jahren mit Mutter und Schwester zum letztenmale dort! — Es wurde ganz gut gespielt. Die Rutschbahn über den Logen. — Ottilie den Abend mit uns. Herzlicher Abschied von ihr. —

Donnerstag, den 27. Juni 1850.

Zur Eisenbahn gefahren, dem Alsterbecken Lebewohl gesagt! —

Wir verließen Hamburg Morgens um halb 8 Uhr.

Auf dem Berliner Bahnhof wurden wir von Konstablern und aufmarschirten Soldaten empfangen, niemand durfte aus dem Wagen, bis der Paß durchgesehen und gutgeheißen war. Dann bekam man einen Zettel, ohne den man nicht zum

Thore hineingelaſſen wurde. Nutzloſe Scheererei, denn eine Stunde ſpäter kann man ohne Zettel zu dem nächſten oder jedem andern Thor als Spaziergänger eingehen. Die Beamten ſelbſt, ja der Thorſchreiber, lachten über die ſtrenge Vorſchrift.

Der Anblick Berlins konnte nach dem noch friſchen Eindruck Hamburgs kein günſtiger ſein, Armuth und Oede fielen ſogleich auf, kümmerliche Verhältniſſe, künſtliche Größe; aber doch wirklich Größe, und ſchöne alte Gebäude und edle Spaziergänge, friſches Grün von allen Seiten; genug, wir freuten uns der Stadt, auch beſonders als unſrer, in der wir einen größten Theil unſrer Tage verlebt. Auch wehte uns gleich eine ſchärfere politiſche Luft an, wir fühlten an den kleinſten Aeußerungen das Daſein eines großen Kampfplatzes, auf dem ein muthiges Volk gegen eine treuloſe Regierung fortwährend kämpfte; die Leute auf der Straße ſahen ganz anders aus, als in Hamburg, trotziger, mißtrauiſcher.

Zu Hauſe ſtand alles wohl. Zeitungen, Schriften, Bücher, Briefe, füllten meinen Tiſch.

Berlin, Freitag, den 28. Juni 1850.

Sehr heiß bei Wolkenhimmel, keine friſche Waſſerluft wie in Hamburg.

Ich eilte zur Seehandlung, mich bei dem Direktor derſelben, Herrn Bloch, des Auftrages von * zu entledigen. Alles war bald in Ordnung. Herr Bloch äußerte ſich über die Rath- und Troſtloſigkeit der Regierung ſehr frei, ſie benutze ihre wiedergewonnene Macht nur ſchlimm und verkehrt, arbeite einer neuen Revolution in die Hände, und habe dann keine Schonung zu hoffen, da die Völker geſehen hätten, wie ihnen die im Jahr 1848 geübte vergolten worden. Das ſagt ein Verſtandesmenſch, ein Geſchäftsmann, der keine Einbildungen oder Partheiliebhabereien hegt.

Im Opernhause Fest zur Wiedergenesung des Königs. Prächtig, aber die Freude nur gemacht, kalt und trocken.

Unsre Minister sind schon ängstlich wegen ihrer Preßmaßregeln, sie lassen von ihrer Strenge sehr nach, und fürchten ihre eigne Gewalt, hinterher auch die Kammern, obschon es die Lumpenkammern sind! Die „Kreuzzeitung" droht, sie werde nach der ersten Verurtheilung eingehen, und dann nie wieder erstehen, sie weist darauf hin, daß sie einst die Rettung war, und es wieder werden sollte, wenn die Zustände sich verschlimmern.

Der russische Kaiser hat in Warschau wiederholt seinen Groll wegen der Hinrichtungen in Arad ausgesprochen, auch dem Prinzen von Preußen harte Worte gesagt; das Benehmen des Königs erlitt vielen Tadel, auch die Minister wegen der Preßverordnung, die der Kaiser mißbilligt. Er sagte, wohl habe der König zu viel versprochen, aber was er einmal versprochen, müsse er halten; die hiesige Reaktion fügt hinzu: oder abtreten. Auf eine Abdankung scheint es immerfort abgesehen, wenn auch der Augenblick der Ausführung bisweilen in weite Ferne rückt. Dem Könige persönlich droht von dieser Seite stets Gefahr. —

Daß der Prinz von Preußen immer mehr Ansehn erlangt, Thätigkeit ausübt, Einfluß versucht, soll den König mit bittrem Schmerz erfüllen. Grade das alles wünscht er für sich, für sich allein zu haben. „Er weiß nicht, wie wenig dahinter ist, wie schwach und dürftig der Prinz in der Meinung eigentlich steht, sonst würde er ihn nicht beneiden." —

Herr von Meyendorff soll nach Wien versetzt werden, wo der Graf von Medem zu nachgiebig für das österreichische Kabinet war. Meyendorff war aber hier schon ganz österreichisch; vielleicht wird er's in Wien nicht sein; vielleicht ist es der russischen Politik eben recht, in Wien einen Gesandten zu haben, der mehr preußisch ist, in Berlin einen, der mehr

österreichisch. Wie ihr wollt, ihr Weltherrscher, die ihr euch mächtig dünkt, und doch nur die Ohnmacht selbst seid!

Sonnabend, den 29. Juni 1850.

Die „Demokratischen Blätter" von Kirchmann in Ratibor gehen ein, weil der Drucker fürchtet seine Konzession zu verlieren. Diese Aufsätze können eben so gut als Buch erscheinen. — Eine Menge von kleinen örtlichen Blättern gehen ein, und die Presse der Volkspartei drängt sich mehr zusammen, die neue Aufregung thut der Sache nur gut, und setzt das Ministerium schon in Verlegenheit; dieses muß außer den Demokraten nun auch die Konstitutionellen und sogar die „Kreuzzeitung" in Opposition gegen die neuen Maßregeln sehen. Die Polizei-Quälereien mehren sich mit jedem Tag und werden mit jedem Tag unverschämter, niederträchtiger. Die Geschichte, daß ein Konstabler von einem Herrn verlangte, er solle das Blatt der „Nationalzeitung", das er eben aus der Tasche gezogen und wieder eingesteckt, ihm vorzeigen, ob es nicht eine mit Beschlag belegte Nummer sei, las ich zuerst in einem englischen Blatt, jetzt aber auch in der „Augs. Allgemeinen Zeitung", wo Dr. Häring es berichtet, der in thatsächlichen Angaben glaubwürdig ist. Doch die meisten Vorfälle, in denen die untern Klassen geneckt, gepeinigt und mißhandelt werden, kommen gar nicht öffentlich zur Sprache, weil die Leute weitere Verfolgung auf sich zu ziehen fürchten. Aber der Haß kocht in allen Herzen, und kommt es je zu Gewaltthaten des Volkes, dann Gnade Gott den Konstablern und der Polizei! —

Sonntag, den 30. Juni 1850.

Ich hatte lange Stunden des Nachdenkens, über die Menschen überhaupt, ihre Geschichte, ihre Fortschritte, über

die franzöſiſche Revolution und ihre Wirkungen, über Völkerſchickſale, Vergangenheit und Zukunft der Deutſchen. Ich freute mich des Jahres 1848, und wäre es auch nur der Schluß unſrer Volksgeſchichte, es hat uns doch gezeigt, was wir ſein konnten; wir hatten eine ſouveraine aus allgemeiner Volkswahl hervorgegangene Nationalverſammlung, und die Fürſten geberchten ihr, der Kaiſer von Oeſterreich und der König von Preußen beugten ſich dem deutſchen Volkswillen; die Thatſache ſteht feſt! —

Ich dachte an mein eignes Leben, und obſchon ich mit ihm zufrieden bin, hielt ich es doch nicht beſonders werth. Ich fühlte, daß ich willig abtreten könnte, auf welche Art es ſei. Mein körperlicher Zuſtand hat mich von den Wegen abgehalten, auf denen man in Gefahr gerieth erſchoſſen zu werden; mich dünkte das nicht grade ſo fürchterlich. —

Montag, den 1. Juli 1850.

In Leſſing's Schriften geleſen, mit Luſt und Gewinn. Er iſt ein Vorläufer von Goethe; um nicht von ihm verdunkelt zu werden, mußte er den Platz räumen, jetzt glänzt er neben ihm. Sein Trotz und ſeine Schärfe ſind recht deutſch, übrigens hat er die Tugenden eines deutſchen Gelehrten ohne deſſen Untugenden. Er iſt dem beſten Franzoſen näher verwandt, als er ſelber weiß. —

Beſuch von Herrn Dr. Hermann Franck. Ueber die hieſige Lage der Dinge, den bevorſtehenden ſchimpflichen Frieden mit Dänemark, die Folgen (wenn auch ſpäten) des geſunkenen Anſehens von Preußen ꝛc. — Dr. Meyen verreiſt (aus Geſundheitsrückſichten!) und tritt für jetzt von der Redaktion der „Abendpoſt" zurück, ſein Freund Faucher übernimmt ſie. So lautet die heutige Erklärung. Was will das bedeuten? —

Die däniſchen Abgeordneten, Herr von Reetz und Herr

von Pechlin, ſcheinen die Grundlagen des Friedens mit Herrn von Schleinitz abgeſchloſſen zu haben. Generalauditeur Scheel iſt eigentlich die Hauptperſon, er verfaßt die Schriftſtücke, aber nur däniſch, die beiden Andern müſſen ſie, je nach dem Bedarf, in's Deutſche oder Franzöſiſche überſetzen. —

Der König hat Herrn von Griesheim, als er ſich wegen ſeiner Abreiſe nach Koblenz meldete, mit ſchnöder Kälte behandelt, ſo daß dieſer ganz beleidigt iſt; er meint, er habe geholfen den Staat zu retten, und verdiene den größten Dank. Der König hat ihm ein paar unbedeutende Worte hingeworfen und ſich dann abgewendet. Er vergißt ihm den Tadel nicht, den die Flugſchrift vom Sommer 1848 enthält.

Dienstag, den 2. Juli 1865.

Graf von * ſchimpft auf die Miniſter, das ganze Land wolle daß ſie abtreten, man wolle ihnen die Ehre viel gethan zu haben nicht ſchmälern, aber jetzt könnten ſie nichts mehr, machten nur ſchlechte Dinge; auch der König würde am beſten abdanken, nachdem er die Verfaſſung beſchworen, bleibe ihm nichts andres übrig. Der märkiſche Adel iſt in großer Gährung und Verbitterung, er ſagt, das Land ſei es, aber ſofern das Land gährt, iſt es nicht für den Adel! —

Brief von Humboldt, über Froloff's Ueberſetzung und Erläuterung des Kosmos; „Das Hibride glückt nie in der Litteratur"; wo Pferd und Eſel zuſammen arbeiten, entſteht ein Mauleſel. —

Sonſt waren alle preußiſchen Prinzen tapfer, jetzt weiß man von keinem. Im Stillen wiſſen und geſtehen die Offiziere es wohl, wie ſie von den hohen Perſonen denken. Noch vor wenig Tagen erzählte bei Kranzler ein Stabsoffizier, der vor der Thüre ſaß und Gefrornes verzehrte, einem andern Offizier alle Umſtände der Flucht des Prinzen von Preußen

mit einer Art von Wohlgefallen, nicht ahndend, daß man jedes seiner Worte durch's halboffne Fenster innen hörte. — Wie es sonst mit der Eigenwilligkeit unsrer Offiziere steht, zeigt Folgendes. Im Bade zu Homburg war kürzlich eine große Schaar preußischer Offiziere auf Besuch, auch der General von Pencker war dort; als dieser, den sie verachten, sich zeigte, kümmerte sich keiner um ihn, doch kaum erschien der österreichische General von Schönhals, so machten ihm alle eifrigst die Aufwartung. Ist das die alte Zucht und Ordnung? —

Unser Bevollmächtigter in Frankfurt am Main, Geheimrath Mathis, wird dort geringschätzig von den Diplomaten behandelt, sie sagen, man rieche die Polizei in ihm, der Polizeirock sei ihm angewachsen. Als ob die Lumpen was bessers wären! Lauter Mathisse sind sie. — Der König von Sachsen in Potsdam.

Man erwartet mit Bestimmtheit, daß der König den österreichischen Forderungen nachgeben werde. Die nichtsnutzige Union wird verfaulen. Anstatt Sachsen und Hannover zu zwingen bei ihr zu verbleiben, wird er selbst von ihr abgehen. Er hat sie ja nie gewollt, nie. Sie sollte nur ein Brett sein, um über einen Graben zu kommen, und einige kleine Gewinne einzustreichen. — Unser Gesandter in Wien, Graf von Bernstorff, (jetzt hier), ist durch und durch auf österreichischer Seite. Man tadelt es, thut aber gleich dasselbe.

Wieder sehr viel ist im Hof- und Staatskreise, besonders aber im märkischen Adel, die Rede von der Abdankung des Königs. Man sagt, er selber sei nicht ganz abgeneigt, aber die Königin werde es nimmermehr zugeben. Aber auch er selbst wird es nie freiwillig thun, nur durch Gewalt gezwungen. Den Prinzen und die Prinzessin von Preußen auf dem Thron zu sehen, das wäre für ihn und die Königin Höllenpein. —

Mittwoch, den 3. Juli 1850.

Der Hof und die Reaktion ſind des Generals von Wrangel längſt überdrüſſig, man möchte ihn los werden, er tauge nichts, heißt es jetzt, er ſei ein alter Narr ohne Kourage, was er gethan ſei nicht der Rede werth, er ſolle ſich zurückziehen; „aber das wird der alte Narr nicht thun, er hängt an ſeinem Poſten und am Gelde". Man will Prittwitz an ſeine Stelle.

Der Ingenieurlieutenant Rüſtow, ſeiner Schrift wegen ſeit langer Zeit im Gefängniß ohne Urtheil und Recht, iſt von der Hauptwache auf dem Markte zu Poſen entkommen.

Marie von Bruiningk, geb. Lieven, aus Liefland iſt hier durch nach Badenweiler gereiſt, und hat die Frau Kinkel aufgefordert, den Sommer dort mit ihren Kindern zuzubringen. Frau Kinkel hat ihren Mann in Spandau nicht ſprechen dürfen.

Der Redakteur Zabel zum erſtenmal wegen Preßvergehen verurtheilt, 50 Thaler Strafe, noch milde genug! —

In Leſſing geleſen. Seine Schriften müſſen vor der Hand noch beiſammen bleiben, aber die nächſten Geſchlechtfolgen werden viel abſondern und ausſcheiden, zu ſeinem Heile, denn es iſt gar vieles, was dem Tage genügt, nicht der Folgezeit. Man darf nur jetzt der künftigen Sichtung nicht vorgreifen, ihr müſſen die Vorräthe vollſtändig zu Gebot ſein.

Dr. Meyen ſcheint nach England gereiſt zu ſein; iſt das eine Flucht, ein Aufgeben des hieſigen Bodens? Es heißt, Herr Berends werde ebenfalls Preußen verlaſſen! Wehe, wehe dem Lande, das ſolcherlei erleidet, der Regierung, die ſolcherlei bewirkt! —

Donnerstag, den 4. Juli 1850.

Das Wetter wie geſtern. Der Blick auf die Straßen betrübend, alles ruppig, öde, freudelos, überall die Zeichen kümmerlichen Daſeins, oder aufgeſpannter Ueppigkeit.

Unſer preußiſches Weſen zeigt vor allem jetzt in allen Beziehungen Grauſamkeit und Härte, Liebloſigkeit, Schonungsloſigkeit, die Regierung ſchlägt auf Freund und Feind, es gilt ihr gleich, kein Eifer, keine Fähigkeit, keine geleiſteten Dienſte ſchützen gegen Zurückſetzung, Mißhandlung, ſobald man des Mannes nicht grade bedarf. Das erfahren Alle, nach Zeit und Gelegenheit, die Leute der Reaktion um ſo bittrer, je mehr ſie des Lohnes wegen gedient. Das Heer wird bei allen Anläſſen geprieſen, in den Himmel erhoben, aber die Soldaten ſind geplagt wie ſonſt, die Offiziere gedrückter als je, der Einzelne darf nicht mucken, gleich wird ihm übel mitgeſpielt: Bonin, Griesheim, Scharnhorſt ſind redende Beiſpiele. — Iſt es der König (und die ganze Königliche Familie), oder das Beamtenthum für ſich allein, oder beides vereint, was dieſe erſchreckende Herbheit in unſern innern Verhältniſſen verurſacht? —

Der König richtet ein Ober-Konſiſtorium für die evangeliſche Kirche ein, ohne Mitwirkung der Kammern, und ſelbſt der Miniſter. Dazu hält er ſich befugt. Faſſ er nur wieder kirchliche Dinge an, da wird ſich bald wieder zeigen, daß er keine glückliche Hand hat! — Evangeliſcher Ober-Kirchenrath wird die Behörde heißen.

Der Frieden Preußens mit Dänemark iſt abgeſchloſſen, die Herzogthümer ſind preisgegeben, und auf blutigen Kampf angewieſen! Sie werden ihn hoffentlich führen; daß es aber dahin gekommen, das verſchuldet Preußen, das prahleriſch als Retter auftrat, dann verrätheriſch zurückwich, und nun feig abſcheidet.

Freitag, den 5. Juli 1850.

Geſchrieben. Brief aus Rußland von Gräfin *, durch die Poſt; merkwürdig klingt in ihm wieder, was ſchon von Warſchau her verlautete! Sie ſchreibt: »Quant à ce qui se

passe chez vous, que vous dire si ce n'est que c'est horriblement triste, de voir le parti populaire avoir de nouveau recours à l'assassinat, et le parti du gouvernement avoir recours à des lois comme celle de la presse, pour se dépopulariser encore plus, après avoir tant sacrifié à la popularité. Ce n'est pas que je crois une liberté *complette* de la presse un grand bonheur, mais quand on a promis une chose, il faut la tenir, et une parole royale devrait être sacrée comme la vie d'un roi; mais chacun semble à l'envi courir à sa propre perte, et rendre toute espèce de parti politique un objet de dégoût pour les honnêtes gens.« Sie würde nicht offen durch die Poſt ſo ſchreiben, wenn der Kaiſer nicht offen ſo geſprochen hätte! Was aber der Kaiſer meint, iſt mir völlig klar; ihm iſt den Teufel viel an der Preßfreiheit gelegen, am Wortbalten des Königs, er ſieht in dem Geſetz gegen die Preſſe nur den Schlag gegen die ihm genehme, gegen die geliebte Kreuzzeitung, und darin hat er nicht Unrecht, denn gegen ſie iſt die Maßregel wenigſtens eben ſo gerichtet wie gegen die Volkspartbei, die man ſchon weniger fürchtet. Die Beſchlagnahme eines Blattes der „Neuen Preußiſchen Zeitung" fühlt der Kaiſer als eine ihm mitangetbane Kränkung; in dieſem Sinne allein iſt der Tadel gemeint, in dieſem Sinn ſpricht er für die Freibeit! —

Jabrestag der Schlacht von Wagram und meiner Verwundung. Ein und vierzig Jabr! Das nenn' ich ein gutes Bündel; ſo viel dacht' ich damals nicht einzuſchnüren. Doch lebt' ich in großen Hoffnungen: das Vaterland und Rabel, waren meine Zielpunkte. Jetzt, — nur das Vaterland, und keine Rabel! —

Die Schändlichkeiten in dem Verfabren gegen den Bürgermeiſter Ziegler in Brandenburg ſind doch in ſo weit glücklich aufgedeckt worden, daß der Gerichtsbof neue Geſchworne ber-

anziehen mußte, die denn auch den Angeklagten in zweien Punkten freisprachen, nur bei der dritten Frage das Schuldig erkannten, so daß er nur zu viermonatlicher Gefängnißstrafe ꝛc. verurtheilt werden konnte.

Der Justizgräuel in Schlesien wegen des Grafen von Reichenbach, der jetzt in England ist, dauert fort. Das Obertribunal ist das willfährige Werkzeug für alle Gewaltthaten des Justizministers Simons, und und dieser weiß nichts von Recht und Gesetz, nur von Willkür und Leidenschaft. „Ein Justizminister, der das Recht beugt, ist wie ein Finanzminister, der stiehlt." —

Sonnabend, den 6. Juli 1850.

Die lächerliche Union wird täglich kleiner und lockerer: nachdem beide Hessen sich von ihr getrennt, will nun auch Nassau fort, und Baden fühlt seufzend die Rettungsklauen, die es noch festhalten wider seinen Willen! Im Grunde kann für Preußen, da es doch nichts Rechtes will noch durchsetzen darf, nichts Erwünschteres geschehen, nur ist es ihm ärgerlich, die vorgenommene Maske überhaupt vorgenommen zu haben, und sie wieder ablegen zu müssen, ohne einigen Vortheil von dem Spiele zu behalten. Denn die kleinen Militairverträge, falls sie bestehen sollten, verschwinden in der großen Schande des Aufgebens und Verzichtens. Ob die politische Reaktion es noch dahin bringt, daß Preußen seine im Jahr 1848 zu Deutschland einverleibten Provinzen wieder hinausschieben muß? Es wäre nur folgerichtig: der alte deutsche Bund hat sie nicht.

Die Zeitungen enthalten gar wenig, selbst die „Neue Preußische" ist arm. Der „Kladderadatsch" lustig genug.

In Würtemberg Ministeranklage, Auflösung der Landesversammlung, neues Ministerium. Das läuft nur so mit,

hat im großen Gange der Dinge keine weitre Bedeutung. So auch der alberne Verſuch in Dresden mit den alten Landſtänden.

Wenn man alles, was in Deutſchland geſchieht, aus dem Geſichtspunkt betrachtet, daß die Fürſten ganz und gar als Wortbrüchige, und nicht als einmalige, ſondern als zehnmalige, als Lügner und Verräther kund werden ſollen, daß ſie unrettbar zu Grunde gehen und das durch eigne Müh und Arbeit bewirken ſollen, ſo ſtimmt alles vortrefflich zuſammen, und die Arbeit geht gut. — Auch nicht ein deutſcher Fürſt iſt dem Volke treu geblieben, hat Wort gehalten, hat ſeine Ehre bewahrt! Die kleinſten, wenn ſie redlich waren, konnten der Revolution, der Republik, die ſtärkſten Riegel vorſchieben, den Völkern wenigſtens das Beiſpiel guter Fürſten bewahren; aber ſie thun es nicht, ſie wetteifern in Treuloſigkeit mit den großen. Was ſie dem Volk entziehen, legen ſie als Opfer zu den Füßen der großen Mächte hin; ſie ſelber gewinnen nichts, im Gegentheil ſie werden jedenfalls geknechtet, aber ſie ziehen vor, als Knechte über Knechte zu gebieten, nicht ſelbſtſtändig mit freiem Volke dazuſtehen! — Wohlan, das Schickſal erfülle ſich! Sie werden es büßen.

In Leſſing geleſen, im Tacitus.

Die franzöſiſchen Sachen! Der Lump Louis Bonaparte treibt ſein ohnmächtiges Weſen weiter. Ich will nicht von ihm reden.

Sir Robert Peel in London geſtorben, in Folge ſeines Sturzes mit dem Pferde. Wäre es Palmerſton, ſo würden die Höfe jubeln! —

Sonntag, den 7. Juli 1850.

Mich ergreift jetzt öfters eine Unruhe, ganz ähnlich derjenigen, die mich einſt als Knaben in Straßburg überfiel; ich kann nicht dauern im Zimmer, alles iſt wüſt und leer,

mir iſt als müßt' ich irgendwohin gehen, das Leben aufſuchen, das mir abhanden gekommen, und ich weiß doch nicht, wo es zu finden wäre! Alles erſcheint mir, als wäre es nicht das Rechte, als wäre es nur ein Hinhalten, ein Abwarten. Meine Bücher, meine Arbeiten, meine ganze Umgebung und Verhältniſſe werden mir dann ſo jämmerlich! Seltſam, ein Marktplatz mit Spaziergängern und Muſik, mit Aufzügen und Feſtlichkeiten, im Elemente voller Freiheit und Gleichheit, gewährt mir dann das einzige befriedigende Bild. — Mir war geſtern Abend und iſt heute früh ſo.

Hoffnungen auf eine große politiſche Amneſtie! Nicht daran zu denken! Die Fürſten ſinnen nur auf ſtrengere Strafen, Verfolgungen, Quälereien, ſie haben viel zu rächen, als ihre eigne Feigheit, Wortbrüchigkeit, Unfähigkeit muß dem Volke zum Verbrechen gemacht werden, ſie bleiben unverſöhnlich, ſo lange ſie das Bewußtſein davon haben.

Und was wird einſt das Volk zu rächen haben! Schon im dritten Jahre häuft ſich der Stoff, und täglich kommt neuer hinzu!

Im Tacitus geleſen.

Montag, den 8. Juli 1850.

Ueber die Volkspartei in Preußen; ſie hat einen feſten, ſichern Kern, der fürerſt nichts anderes ſein will. Die Volkspartei ſieht ein, daß ſie nur Geſinnungen zuſammenhalten und nähren ſoll, nicht beſtimmte Zwecke aufſtellen, nicht zu einzelnen Handlungen rathen darf. Sie iſt klug genug, dem Volksgeiſt in ſeinem dunkeln Drange alle Freiheit zu laſſen, dem Erfindungsſinn und der Gelegenheit ihr Recht vorzubehalten, das Unbekannte und Unerwartete in ſeiner Unbeſtimmtheit anzuerkennen, um die künftigen Bewegungen lieber aus höherer Hand anzunehmen, als ſie mit eigner Hand ab-

ſichtlich zu machen. Mehr Einheit, mehr Verabredung, als jetzt grade beſteht, würde ſchädlich ſein, brächte eine zu üppige Thätigkeit hervor, die ſich bald ohne Gegenſtand ſähe. Die Regierungen kommen der Demokratie darin ſehr zu Hülfe, die Maßregeln gegen die Preſſe kommen ganz gerufen, wie die früheren gegen die Vereine. Ein andres iſt, den Zuſammenhang in der Nation überhaupt mehren, das Verſtändniß, den Verkehr zwiſchen den durch Staats- oder Provinzgränzen getrennten Landsleuten zu fördern, darin kann nicht genug gethan werden, mit Bewußtſein und Abſicht.

Sendung aus England, Flugſchriften, Tagblätter! — Sendung aus Leipzig. Von den Briefen Wilhelms von Humboldt die vierte Auflage! Habent sua fata libelli; dies Buch verdankt ſein Gedeihen vorzüglich den Haken, an denen ſich die Frömmler anklammern können. —

Die ſo oft verkündete Verlegung der badiſchen Truppen nach Preußen, die endlich in Ausführung kommen ſollte, iſt abermals eingeſtellt, es heißt auf entſchiednes Verlangen Oeſterreichs. Ohrfeigen im Norden, Ohrfeigen im Süden. Preußens Macht, wo iſt ſie, in ſolchen Händen? Preußens Anſehn liegt im Kothe! —

Im Tacitus geleſen, im Seneca. — Layard über Ninive. —

Dienstag, den 9. Juli 1850.

Beſuch von Herrn Dr. Zunz. Ueber Hamburg, Schleswig-Holſtein, Preußens Ehre! Daß der Kurfürſt von Heſſen den Spitzbuben Haſſenpflug behält, iſt der größte Dienſt, den er der künftigen Revolution leiſten kann, — er macht ſich zum Spießgeſellen des Spitzbuben. — Beſuch bei Herrn Dr. Hermann Franck, auch ſeinen Bruder ſprach ich, den Muſiker. Ueber Rußlands Einfluß; er ſcheint für das Innere nothwendig, um das Volk ſtets unterworfen zu halten, man po-

faunt ihn auf die unverſchämteſte Weiſe aus, wie Napoleon zu gleichem Zweck ſeine Siege. Preußens Ehre! Lage und Bewußtſein der preußiſchen Offiziere; ſie ſehen ſich unter die Polizei erniedrigt. Vor Rußland fürchtet ſich Preußen, gegen Oeſterreich iſt es nachgiebig, mit den Dänen macht es ſchimpflich Frieden, den deutſchen Fürſten ſieht es den Abfall nach, den Franzoſen bietet es ſchmeichelnd die Hand, — wo bleibt da ein Funken von Kriegsehre? —

Im Juniheft der „Deutſchen Monatsſchrift" von Kolatſchek iſt ein leſenswerther Aufſatz von Karl Hagen über die Schrift von Karl Jürgens: „Zur Geſchichte des deutſchen Verfaſſungswerkes." Dieſer Haldmann und ſein ganzes Gelichter, die verrätheriſche, dünkelhafte und dumme Mehrheit des Frankfurter Parlaments wird nach Verdienſt gezüchtigt! Eines wird doch überſehen, nämlich der Einfluß der Ereigniſſe von Paris; ohne Cavaignac's Sieg wären die Reaktionen in Deutſchland nicht ſo bald mächtig geworden. Windiſchgrätz ſelbſt war nur ein Nachahmer.

Kleine Angriffe auf die Königin Viktoria, auf den Präſidenten von Frankreich, durch Halbverrückte! Unſer dummer Hof glaubt noch an Mordkomplotte einer leitenden Geſellſchaft, es iſt eben der dumme Hof. Die Miniſter glauben mit, oder müſſen ſich doch ſo ſtellen.

Die Hyäne Haynau des Oberbefehls entſetzt? Wegen Nichtbefolgung der Befehle des Kaiſers? In allem Früheren hat er ſie alſo befolgt?! Haynau iſt allgemein verhaßt, auch von ſeinen Truppen.

Proklamation der ſchleswig-holſteiniſchen Statthalterſchaft.

Im Tacitus geleſen, in Layard's Ninive.

Mittwoch, den 10. Juli 1850.

Gefleckſtes farbiges Bild für einen halben Silbergroſchen, Sefeloge darſtellend wie er auf den König ſchießt, ein ganz geringes Volksblatt, das nur den Augenblick darſtellen will, aber einen eignen Eindruck macht, der keineswegs dem Könige günſtig iſt. Erlaubt die Polizei das Bild auszuhängen, oder überſieht ſie es?

Der König wüthet bei jeder Gelegenheit gegen die Volkspartei, gegen die Demokraten und ihre Führer. Die ärgſten Schimpfworte ſchont er nicht. Er will alles vergeſſen machen, was er ſelbſt gethan, wie er der Revolution gehuldigt durch Annahme ihrer Farben, wie er dem Volke geſchmeichelt, dasſelbe belobt, und belohnt, durch die Einlöſung der kleinen Pfandſcheine ꝛc. So lange er lebt, wird er dieſe Stimmung behalten, er kann das, was er erlitten und leidend mitgethan, nie vergeben! —

Die „Konſtitutionelle Zeitung“ erhebt ſich ſeit kurzem zu einer ernſten und ziemlich ſcharfen Oppoſition; wir wollen ſehen! — Unſre hieſigen Zeitungen tadeln den däniſchen Frieden mit verhaltenem Unwillen, die fremden thun ſich um ſo weniger Zwang an, und halten der preußiſchen Regierung ihre Treuloſigkeit, ihre Lüge und Prahlerei vor.

Man glaubt, die Wiederankunft des Prinzen von Preußen werde hier manche Dinge zur Entſcheidung bringen, wogegen der König alles zu verſchieben wünſcht, bis der Prinz wieder abgereiſt ſein wird. Der Graf von Brandenburg, heißt es, wird aus dem Miniſterium treten, Manteuffel aber bleiben, denn dieſer angeblich gemäßigte oder gar konſtitutionelle Miniſter ſei der fügſamſte, und werde mit der äußerſten Reaktion gehen, ſobald nur ſein perſönlicher Ehrgeiz dabei eine Befriedigung findet. Uebrigens iſt das alles einerlei, Hinz oder Kunz gilt hier gleich. —

Zu Hauſe im Tacitus geleſen, im Seneca.

Donnerstag, den 11. Juli 1850.

Beſuch von Herrn von Hänlein; bittre Klagen; Scheulz von Aſcheraden, bisher preußiſcher Geſandter in Kopenhagen, hat ihn beſucht. „Den hat man doch bei ſeinem Abſchied zum Wirklichen Geheimen Rath gemacht! Und der Miniſter von Canitz nannte ihn nicht anders als: das Rindvieh! Vielleicht aber ſpricht man hinter meinem Rücken auch ſo von mir; nun Rindvieh für Rindvieh, da hätte man mich doch auch zur Exzellenz machen können!“ Merkwürdige Mittheilung: der vorvorige Kurfürſt von Heſſen hatte den preußiſchen Miniſtern Haugwitz, Hardenberg und Wittgenſtein große Geldſummen geliehen; Haugwitz hat einiges zurückzahlen müſſen, aber lange nicht alles; Hardenberg hat einige hunderttauſend Thaler geſchenkt erhalten, Wittgenſtein aber fünfmal hunderttauſend Thaler, Hänlein ſelber hat die Unterhandlung geführt, deren Ergebniß die Streichung der Schuld war; dieſes Erlaſſen geſchah unter dem vorigen Kurfürſten, dem man leicht einredete, er gewinne dabei! —

Die Reaktion will endlich an die Gräber der Märzgefallenen im Friedrichshain! Das hab' ich lange erwartet. Sie können dieſe Todten nicht ruhen laſſen. Indeß braucht man noch Umwege; es heißt, der Kirchhof ſei in dem Luſthain nicht wohlangebracht, man müſſe ihn verlegen, ohnehin ſei der Platz für bauliche Anlagen dringend nöthig. Noch ſagt man ſo; bald aber wird es heißen: „Auf den Schindanger mit den Rebellenknochen!“

Die Hyäne Haynau hat noch kurz vor ihrer Erniedrigung aus Rührung geweint über den Dank der von ihr Annectirten! Der Böſewicht iſt penſionirt, alſo ganz außer Dienſt. Noch lange nicht genug! Die Menſchlichkeit fordert ſtrengere Sühne. —

Ich blieb Abends zu Hauſe. — Im Tacitus geleſen, in Voltaire.

Ich fürchte große Schändlichkeiten, die ſich nächſtens enthüllen werden in Betreff der ſchleswig-holſtein'ſchen Angelegenheiten! England ſieht nicht auf die Sache, Rußland nur auf ſeinen Vortheil, Preußen willigt in jeden Verrath! —

Die Stille und Oede Berlins — wenigſtens in dieſem Theile der Stadt — wirkt ganz widerwärtig auf meine Stimmung. So ein Nachmittag auf den Straßen ſieht ganz verzweifelt aus! Sogar die Knabenſpiele ſind ſeltener, dürftiger. Nichts als Ringen und Kämpfen gegen Elend und gegen Knechtſchaft ſieht man, ein Ringen und Kämpfen, das keine Waffen hat, ohne irgend einen Vortheil der Stellung und Umſtände! Keine friſche Luft, von keiner Seite! — Und doch iſt der Muth unerſchüttert, das Vertrauen auf die Zukunft ungeſchwächt; die kleinen Bürger und die Arbeiter halten zuſammen. — Ehmals tröſtete ſich das arme Volk mit einer Zukunft jenſeits, nun aber harrt es noch dieſſeits auf den Sieg des Rechtes und der Wahrheit. —

Freitag, den 12. Juli 1850.

Beſuch von Herrn Dr. Schleiden; er kommt von Hannover, Gotha, Weimar, und kehrt morgen nach Kiel zurück; er will noch einiges Vertrauen auf das preußiſche Kabinet ſetzen, noch glauben, daß Preußen die Sache der Herzogthümer nicht gänzlich aufgiebt! Dazu gehört ein ſtarker Glaube! Schande und Schmach? Die ſehen gewiſſe Leute nur darin, daß man den Schleswig-Holſteinern ſo lange beigeſtanden, dieſen „Spitzbuben und Straßenräubern, dieſem frechen Rebellengeſindel", wie Herr von Meyendorff und (Canitz'ens Rindvieh) Herr Schoultz von Aſcheraden ſie benennen! Ueber den bevorſtehenden Krieg, und wie er zu führen ſei; Holſtein überall zu vertheidigen, iſt unmöglich, das hieße ſeine Kräfte vertheilen, und nirgends genügende haben; man muß die Angriffe geſchehen laſſen, etwas Land preisgeben, und dann

über den vordringenden Feind herfallen. Ob ſie denn nicht einen Weg haben, an den ruſſiſchen Kaiſer zu gelangen? Keinen! Der einzige Mann, der bei ihm Gehör finden könnte, Graf Otto von Rantzau, will keine Sendung übernehmen. Meyendorff iſt ein Hasenfuß, der nur immer ängſtlich horcht, von welcher Seite der Wind bläſt, ſelbſt aber nichts angiebt, nichts leitet.

Nachmittags Beſuch von Herrn P. L. Möller aus Kopenhagen; Autographen; Beſprechung der däniſchen Sache. Die Dänen ſehen in dem preußiſchen Friedensvertrag eine politiſche Argliſt, Preußen freut ſich, meinen ſie, des Kampfes zwiſchen Dänen und Holſteinern, weil dadurch die Erbitterung ſteigen und der Zuſammenhang zwiſchen Dänemark und den Herzogthümern auf die Dauer erſt recht unmöglich wird. Die Dänen thun unſerm Kabinet Unrecht; Preußen verräth wohl die Herzogthümer, aber mit Dänemark iſt es aufrichtig. — Die Thronfolge wird in Dänemark geändert, zu Gunſten Oldenburg's.

Die badiſchen Truppen ſollen nun doch hierherkommen.

In Potsdam hat eine Deputation aus allen Berliner Stadtbezirken dem Könige eine Huldigungs- und Glückwunſch-Adreſſe überreicht, auf die der König mit einer Rede geantwortet, die ein Gemiſch bunter Phraſen und kleinlicher wie prahleriſcher Bemerkungen über ſein Wegbleiben aus Berlin geweſen ſein ſoll. Das Ganze wird als eine ſervile Erbärmlichkeit geſchildert, wie wir deren ſo viele ſehen. —

In öffentlichen Blättern wird ſchon von einer Abſicht des ruſſiſchen Kaiſers geſprochen, die Thronfolge auf ſeinen zweiten Sohn Konſtantin überzuführen, weil dieſer mehr Kraft beſitze, als der älteſte. Unter den Ruſſen iſt davon die Rede, dies müſſe durch eine Palaſtrevolution geſchehen. Schön, rüttelt und lockert nur an euren Gebäuden, ſie werden unfehlbar ſtürzen!

Sonnabend, den 13. Juli 1850.

Mit größtem Vergnügen lese ich die einsichtsvolle, gerechte Würdigung Voltaire's, welche Leigh Hunt von dem vielverkannten und vielgeschmähten Mann in seiner Autobiographie giebt, eine Würdigung, deren selbst die besten unter den neuern Franzosen sich nicht fähig erwiesen haben, — z. B. Louis Blanc, der bei großer Anerkennung doch die grundlosesten Vorwürfe gegen Voltaire ausspricht. Leigh Hunt hat ihn vortrefflich gefaßt.

Die „Kreuzzeitung" hat vor kurzem den früheren hiesigen Kammergerichtsrath, jetzigen lippischen Minister von Lauer in Versen verspottet, weil er antipreußisch geworden und von der Union abgefallen ist. „Aber die „Kreuzzeitung" ist selber wider die Union, sie widerspricht sich und hält nicht Farbe." Die „Kreuzzeitung" thut was ihr beliebt, sie hält nichts! —

Der König sagt in seiner Antwort an die Berliner Abgeordneten: „Es ist noch eine böse Rotte in Ihrer Stadt", und zeigt dabei seinen verletzten Arm. Was hat der Potsdamer Gardeartillerist Sefeloge mit den Berlinern gemein?! Und überhaupt welche Rede! Die Berliner kennten ihm antworten, warum, wenn du das weißt und sie kennst, ergreifst du diese Rottenleute nicht, warum stellst du sie nicht vor Gericht? Ist es nicht deine Schuldigkeit uns von ihnen zu befreien? Wozu hast du dein herrliches Kriegsheer, dein treues Beamtenheer, deinen Hinckeldey, deine Konstabler? — „Der König ist unglücklich in seinen Reden, er legt nur seinen trüben Geist, sein erstarrtes Herz bloß." — Welche kleinliche Ansicht, wie ungerecht, wie rachsüchtig, wie boshaft sind dergleichen Aeußerungen! Wie schädlich dem Könige selbst, dem sich die Meinung immer stärker abwendet! —

Ich wurde gefragt, was ich als Sieger thun würde, wenn eine neue Revolution die Demokratie zur Macht geführt haben würde? Ich erwiederte, nach meinem Gefühl würde ich alle

Rache verbieten, alles Vergangene durch Amnestie decken, es auf alle Gefahr neuerdings mit Großmuth versuchen; aber freilich — nicht Alle würden so denken und handeln, und wenn ein Andersgesinnter die Gründe für Rache und Verfolgung aufzählte, würde ich nicht verstummen müssen? — Traurig genug, daß es so ist, daß ihr es dazu gebracht! — Der König denkt noch immer nicht an Amnestie, der König begnadigt niemanden, als höchstens solche, die gegen das Volk etwas verbrochen. Und immer noch leidet Kinkel eine härtere Strafe als zu der er verurtheilt ist! Schreit diese schmachvolle Ungerechtigkeit nicht zum Himmel? —

Im Tacitus gelesen, Englisches, Französisches.

In Schleswig-Holstein alles kriegsmuthig; die Preußen ziehen ab. — Russische Kriegsschiffe an der Küste.

Vereine in Deutschland — auch in Berlin — zur Unterstützung der schleswig-holsteinischen Sache. Recht gut! Aber es ist viel Wahn und Dünkel dabei, Gagern-Gotha'sche Hoffahrt und Unverstand. —

Sonntag, den 14. Juli 1850.

Besuch von Herrn Geh. Rath Waldeck; er wird nach Westphalen verreisen, und bringt mir ein Buch zurück. Gespräch über den Zustand der Dinge, lachend und munter; die Hoffnungen der Freiheitsfreunde sind ungeschwächt, die Gesinnungen fest, die Welt muß vorwärts, unser ist der Sieg! Ob wir persönlich zu den siegreich Einziehenden gehören, oder zu den Verwundeten, Gebliebenen, thut der Sache nicht das Geringste. Wir lachen über die Unterdrückung der Vereine, der Presse, alles gereicht uns zum entschiedenen Vortheil.

Des Königs Antwort an die Abgeordneten aus Berlin erregt Spott und Haß in allen Klassen, jederman macht seine

Bemerkungen darüber, im bittern Ernst, in höhnischem Scherz, man stellt Erwiederungen auf ꝛc. Besonders noch wird das am Schlusse Hinzugefügte, daß man den Freudenjubel bei der Wiederkehr des Königs nach Berlin nicht gar zu arg machen möge, auf die schnödeste Weise durchgenommen. Dies geschieht an öffentlichen Orten, an Wirthstafeln, in Kneipen, die Konstabler wollen diesmal nicht hören, wie es scheint. Da der König nun doch bald wieder in Berlin wohnen wird — er brennt darauf, nur die Königin hielt ihn bisher ab — so wollen die Treubündler und der Magistrat alles aufbieten, um eine Anzahl Beifallklatscher und Rufer sicher zu haben, was denn auch nicht fehlen kann. Wenn der Großsultan einzöge, würde es immer Leute geben, die ihm zuklatschten und mit Tüchern wehten! —

Der Konsistorialrath August Neander ist heute früh um 1 Uhr gestorben. Der „Staatsanzeiger" sagt, im einundsechzigsten Jahr; ich dachte er wäre ein paar Jahre älter. Die arme Schwester ist sehr zu bedauern; eine andre ist seit vielen Jahren im Irrenhause auf dem Sonnenstein, für die er sehr gut sorgte.

Es heißt, der Minister von der Heydt wird abtreten; die Stimmen gegen ihn mehren sich mit jedem Tage, die „Kreuzzeitung" wirft ihm sogar sein Prügeln der Postillone in Schlesien vor, und verspricht ihm, daß in Pommern die Postillone auch ihre Fäuste brauchen werden. — Man spricht ebenfalls von Ladenberg's und Schleinitz'ens Entlassung. — Ist alles sehr gleichgültig. —

Montag, den 15. Juli 1850.

Der „Leuchtthurm" von Keil erscheint in Leipzig nach wie vor, und sein in Preußen so streng verbotenes Beiblatt die „Reichsbremse" führt nun den Namen „die Laterne". In diesem Blatt und im „Kladderadatsch" wird Hassenpflug fort-

während als Dieb und Betrüger verarbeitet. Wie lang' es der Schuft aushält! —

Besuch vom Kammergerichtsrath Schnitger. Besprechung der Lage der Sachen; Schleswig-Holstein, Hassenpflug ꝛc. Er vertraut mir, in hohen Hofkreisen sei mißfällig davon gesprochen worden, daß ich sehr schlimme Artikel über die hiesigen Sachen in die englischen Zeitungen schicke, die Thatsache sei bestimmt als wahr angenommen; — und ist doch buchstäblich falsch, eben jetzt und seit langer Zeit falsch! —

Die „Abendpost" hat ihre vollständige Kaution noch nicht aufbringen können, und erklärt daher, vorläufig nur dreimal die Woche zu erscheinen, wozu nur eine halb so große Kaution erfordert wird. — Ein Blatt der „Konstitutionellen Zeitung" ist mit Beschlag belegt worden. — Die Minister denken an ein neues Gesetz zur Beschränkung der Presse. In Paris geht man ihnen mit dem herrlichsten Beispiele vor! So weit ist der Wahnwitz noch nie gegangen, er scheint alles erschöpfen zu wollen, was von Unsinn zu erdenken ist. Unsre gesammte Reaktion kann doch gar nichts, als nur den Franzosen nachahmen, und sie wirft der Demokratie dies vor! Eine geschichtliche Thatsache, die nicht zu bestreiten und so schnell nicht zu ändern ist; die Franzosen sind einmal das „Vorvolk", wie Rahel sagt. —

Im Tacitus gelesen, in Layard.

Soll ich anmerken, daß die Königin von Spanien einen todten Knaben zur Welt gebracht hat? —

Man will wissen, die schleswig-holsteinischen Truppen hätten Schleswig besetzt. — Neue russische Kriegsschiffe an der Küste, wie es scheint ohne Landtruppen, also nur um zu schrecken.

Die „Neue Preußische Zeitung" hat Spottlieder gegen Hannover und Sachsen. Gerlach, Bismarck, Pierfig, Huber, Goedsche, Leo, — wer ist der Poet unter diesen Gesellen? —

Dienstag, den 16. Juli 1850.

Die „Nationalzeitung“ bringt einen guten Aufsatz über Preußens Verhältniß zur deutschen Frage, die nur zu lösen sei, wenn Preußen wieder für das Volk auftrete und mit dem Volke. Wie weit entfernt liegt das! Wie ganz unmöglich ist das bei der herrschenden Hofstimmung und diesen Ministern! Wie man es meint, giebt das verruchte Wahlgesetz zu erkennen, dessen Entwurf erst eben dem Fürstenkollegium der Union vorgelegt worden, eine Schandarbeit, dumm und bös! —

Haynau's heftige Erklärung gegen das österreichische Ministerium, das er als revolutionair bezeichnet. — Die „Neue Preußische Zeitung“ ist so niederträchtig, sich des Schandbuben anzunehmen. —

Hannover will die badischen Truppen, die nun endlich doch nach Preußen abmarschiren, nicht durchlassen, und sie müssen einen andern Weg nehmen. — Saubre Geschichten das! —

Willisen's Hauptquartier ist in Schleswig, der Freiherr von der Tann ist Vorstand des Generalstabs. —

Man sagt Wellington todt. Er war schon längst nichts mehr als ein Name, der aber noch mächtig wirkte. —

Der Haß gegen den König ist in letzter Zeit wieder sehr gesteigert worden, im Volk und in der Aristokratie, aber am meisten in der letztern. Edelleute, Offiziere, höhere Beamte, sogar solche des Hofes, nennen seinen Namen fast gar nicht, oder, wenn es geschehen muß, mit auffallender Kälte; man fragt, ob es wahr sei, daß er abdanken wolle, man findet, daß es für ihn das beste wäre, und für das Land auch, man rühmt den Prinzen von Preußen, der seinen Vater fortsezen werde ꝛc. ꝛc. —

Im Tacitus gelesen, in Layard. — „Die Erlebnisse der Schweizerkompagnie in Venedig von Joh. Debrunner. Zürich und Frauenfeld, 1849“, 8. —

Beim Fortschreiten der Zeit, ohne daß ein neuer Um-

schwung erfolgt, sondern vielmehr die alten Regierungen immer stärker werden, die Völker sich knechten und ihre Freiheit fallen lassen, werden viele bisher noch Hoffende gänzlich irr, geben ihre Hoffnungen und Wünsche als Täuschungen auf, und meinen sehr klug und verständig zu sein, wenn sie den gegenwärtigen Zuständen sich anschließen, und keine andern erstreben. Das ist ein gutes Zeichen! Alle Matten und Halben müssen erst abgefallen sein, damit neue Thatkraft sich herausbilde. — Die neue Revolution kommt nicht nach eitlen Wünschen, der Ungeduld zur Befriedigung, nicht der Reaktion zur gelegenen Zeit, wo sie gerüstet dasteht den Ankömmling tödtlich zu empfangen; sie kommt, gleich dem Evangelium, wie ein Dieb in der Nacht, wenn man sie gar nicht erwartet, nicht fürchtet. —

Mittwoch, den 17. Juli 1850.

Ueber politische Gesinnung und Denkart; sie kann nicht unabhängig von den Umständen sein. Ein innerer Anhänger der Republik mag unter gewissen Bedingungen als ein aufrichtiger Royalist handeln, und umgekehrt. Die strengen Legitimisten sind am schlimmsten dran, ihnen kann der Stoff ausgehen, wie den englischen Jakobiten, — den Bourbonisten in Frankreich steht dasselbe Schicksal vor Augen, — dann fallen sie von selbst auf die Seite ihrer bisherigen Gegner. Wie mancher, der noch im Sommer 1848 von Herzen Royalist war, kann es im Sommer 1850 nicht mehr sein! Zum Könige gehört mehr, als ein Mann mit der Krone; zum Könige gehört Großmuth, Freisinn, Würde und Willenskraft, vor allem aber Gerechtigkeit und Treue, wo dies alles fehlt, da hilft kein Bemühen der Gutgesinnten und Wohlgemeinten. —

Dr. Meyen in Hamburg; hier heißt es, er sei nach England.

Neue Arbeiten überdacht; sie reizen mich nicht, und doch

drängt und treibt es mich zu ihnen, als müßt' ich sogleich die Hand an's Werk legen! Dem Ekel und Ueberdruße muß ich durch frische Thätigkeit wehren; auch dünkt es mich eine Pflicht, meinen Landsleuten manches von mir Erlebte nach meinem Sinn zu überliefern. Ich schwanke zwischen zwei verschiedenen Abschnitten, die ich zu bearbeiten habe, und weiß noch nicht, welchen ich wählen soll! —

Nachrichten aus Schleswig über Willisen's und seiner Truppen Einzug. — Aller Orten in Deutschland Sammlungen für Schleswig-Holstein, nur in Leipzig sind sie verboten! —

Die badischen Truppen, schon marschfertig wieder durch Gegenbefehl zurückgehalten! Jämmerliche Abschiedsrede des Großherzogs an sie. — Und wenn die Truppen erst hier sind, was dann? Wird Oesterreich, ja wird Frankreich auf die Dauer leiden, daß Baden von preußischen Truppen besetzt bleibe? —

Thörichte Meinungen und Ansichten in Deutschland, alles einseitig, unklar, absonderlich; der Zusammenhang ergiebt sich fast nur für das abenteuerlich, phantastisch Täuschende, zum Beispiel für die deutsche Flotte! Auch die Art, wie die Meinung jetzt sich für Schleswig-Holstein entzündet, hat etwas Närrisches; thun die Leute doch, als müßten sie das deutsche Land gegen die Dänen schützen, während ganz Deutschland von den eignen Fürsten unterjocht und von russischem Einfluß geleitet wird! Ich wünsche den Schleswig-Holsteinern alles Heil, ich lobe jeden, der dort in Dienst tritt, aber die deutsche Sache hat schlimmere Feinde als die Dänen, und der Haß und Kampf sollte nicht jene Ableitung nehmen! Behalten wir unsere Brandenburg-Manteuffel, Pfordten, Hassenpflug ꝛc. so ist wenig dran gelegen, ob in Schleswig Preußen oder Dänen das Volk in Knechtschaft halten; werden wir jene Leute los, dann folgt alles Andre von selbst. —

Im Tacitus gelesen; in dem steht doch gar viel! Zu Layard. —

Ein Blitz — der Donner folgte in demselben Augenblicke — schlug in der Kanonierstraße ein, zwanzig Schritt davon stand ein Mann, der sich plötzlich das ganze Gesicht wie versengt fühlte.

Donnerstag, den 18. Juli 1850.

In der Bibliothèque universelle de Genève, 1849, Tome XII, steht ein Aufsatz von Gaullieur: »Une demi-reine. Lettres de la comtesse Dönhoff, femme de Frédéric Guillaume II, et de Mad. de Charrière 1792 — 1802«. Neues Aergerniß! Die Mutter des Grafen von Brandenburg! Friedrich Wilhelm der Zweite wird vom Autor mit größter Verachtung beurtheilt. —

Sendung aus England: litterarische Neuigkeiten.

Die badischen Truppen sind nun doch abmarschirt, und der erste Zug schon in Mainz angelangt. Sie werden nicht durch's Hannöver'sche gehn.

Seitdem die Vereine gebunden, die Zeitungen gefährdet sind, hat sich die Volkspartei mehr in's Enge und Geheime gezogen, und während die Menge sich ausruht, steht eine kleine Schaar um so eifriger auf Wache, und arbeitet im Stillen. So wird versichert. Die Organisation der Demokratie soll ganz vortrefflich und durch keine Polizei- und Regierungsmaßregeln zu erreichen sein. Das Einzige, was man zu fürchten hätte, wäre Verrath, aber den hält man nicht für möglich. Zum erstenmal, heißt es, denn bisher sei das noch nicht geschehen, habe die deutsche Demokratie sich mit der französischen in nahe Verbindung gesetzt. Absichtlich bestärken liberale Blätter die Meinung, die Demokratie löse sich auf, liege darnieder ꝛc. während sie nie hoffnungsvoller und

stärker gewesen sei. Ist dies Prahlerei, ist es Wahrheit? — Der Hamburger, der dies sagte, ließ mich im Zweifel.

Im Tacitus gelesen; er sagt alles was uns zu hören nöthig! —

In den baierischen Kammern hat eine Stimme laut werden dürfen, die da meinte, Baiern brauche sich weder an Oesterreich anzuschließen, noch an Preußen, Baiern habe seinen alten Bundesgenossen an Frankreich, dorthin müsse es sich wenden. — So weit haben es die deutschen Fürsten gebracht, daß dergleichen gesagt werden darf im Jahr 1850, zwei Jahre nach der wahren großen deutschen Nationalversammlung! — „Die deutschen Fürsten Landesväter? Landesverräther!“ —

Wrangel bei einem Offizier-Gastmahl in Koblenz prahlte, Champagner müsse man in der Champagne trinken, dort holen! — „Hat der Alte — — denn was ist er weiter? — schon vergessen, was die Preußen sich schon in der Champagne geholt? Hat er vergessen, daß er der Königin versprochen, ihr dänische Handschuhe aus dem dänischen Kriege mitzubringen, und daß er keine gebracht, als die er etwa hier bei Gerson gekauft?“ —

Freitag, den 19. Juli 1850.

Anliegen des Herrn *, sein Drama betreffend; ich kann ihm so wenig zu Willen sein, als dem * * in Betreff des seinigen; es ist ganz seltsam, diese Dichter stellen sich hoch über alles hinaus, und bücken sich doch ganz demüthig zu der Bitte, man möge sie auf die Höhe heben und oben befestigen; und wenn man das ablehnt, so sagen sie, man habe kein Urtheil, oder ein befangenes, grade wie sie wünschen daß man es hätte um sie zu loben. —

Die Gagernleute meinen, sie seien noch berufen das Heil von Deutschland zu begründen! Nur der zäheste Dünkel kann

ſich das noch einbilden. Sie ſollen abtreten, das iſt der einzige Beruf, den dieſe Böhnhaſen noch haben können! — Was will Gervinus in Kiel? Seinen Lappen von Deutſchheit dort noch anknüpfen? Wenn nicht die Dänen ihn herunter reißen, ſo thun's die Ruſſen. Das Deutſchland, dem Schleswig-Holſtein jetzt angehören kann, iſt keinen Heller werth. Schafft das Rechte, helft es zu Stande bringen, mit Schreckenskraft des Volkes, und Schleswig-Holſtein wird ihm zufallen, auch wenn es däniſch wäre; ja in ſolchem Falle ſtehe ich weder für den Elſaß noch für Kur- und Liefland. Aber jetzt? Pfui Teufel! — Dahin iſt es gekommen von 1848 zu 1850!

Der König von Dänemark hat ein Manifeſt an die Herzogthümer erlaſſen, welches gut klingt und viel verſpricht, aber vor allem Niederlegung der Waffen fordert. — Dänen auf Fehmern gelandet, holſteiniſche Schiffe weggenommen ꝛc. —

Der König von Preußen erläßt nun eine feierliche Erklärung in Betreff Neuenburg's; im „Staatsanzeiger" zu leſen! —

Die „Abendpoſt" erſcheint vorläufig nicht, bis „die Parthei ihre Schuldigkeit thut", das heißt Geld zur Kaution aufbringt. —

In der „Neuen Preußiſchen Zeitung" wird Haynau förmlich in Schutz genommen und der Miniſter Bach heftig angegriffen. Iſt das nicht ſcharmant revolutionair? Eben ſo wird Radowitz heute in den ſtärkſten Ausdrücken heruntergemacht. Man merkt die Nähe des Prinzen von Preußen, die Zeitung iſt kühner als je. Dem Prinzen iſt nichts wohlgefälliger, als die Lieblinge ſeines Bruders herabgeſetzt zu ſehen. — [illegible] weiß die Geſchichte ganz genau, wie der jetzige Graf von Brandenburg ſeinem Vater dem Könige Friedrich Wilhelm dem Zweiten von der Gräfin Dönhoff gleichſam vor die Füße geworfen worden, wobei ſie rief: „Da haſt du dein Kind, und mich ſiehſt du nie wieder!" Sie hatte den König überfallen, wie er eine Art Feſtlichkeit mit der Schulzki hielt,

ihn zu rühren gesucht, aber nur aufgebracht, so daß er zu Ritz im Zorn rief, man solle ihm die Gräfin fortschaffen, „Hinaus! hinaus! fort mit ihr!“ Darauf erfolgte jener Auftritt. —

Sonnabend, den 20. Juli 1850.

Wie wir aus dem herrlichen Aufschwung von 1848 wieder in diese Knechtung von 1850 gerathen sind, kommt den Meisten als ein Traum vor, der das Unbegreiflichste darstellt, die größten Widersprüche eng zusammenfaßt. Doch ist alles in der Wirklichkeit langsam genug Schritt für Schrit gegangen, und immer war es nur eine kleine Stufe, die man uns hinabdrängte. Die Mehrheit derer, die einmal als unsre Vertreter dastanden, wollte nicht sehen, ließ sich blindlings von der verrätherischen Minderheit leiten. Die zertheilte, auseinander gesprengte Nation hatte weder Mittelpunkt noch Führer, sie konnte nichts ausrichten, besonders da sie noch immer vertraute, hoffte, und zu spat einsah, was ihr bevorstand. So war die Steuerverweigerung unsrer beldenmüthigen Nationalversammlung, die Bewegung in Sachsen, in Elberfeld, am Rhein, in der Pfalz und in Baden umsonst, umsenst der Kampf in Italien, die Ausdauer Venedigs, die Riesenanstrengung der Ungarn! Dieser ganze Verlauf erschiene wie eine schmachvolle Fopperei der Deutschen, sähen wir nicht an dem Beispiele Frankreichs, daß das Geschick auch einer anders und günstiger gestellten Nation solche Demüthigung auflegt. Die Völker haben eine große Lehre nöthig gehabt, sie haben sie erhalten, und die Frucht wird nicht ausbleiben. Unsre nächste deutsche Nationalversammlung wird nicht im Nationaldünkel die Freiheit vergessen, wird nicht die Polen mißachten, nicht die Italiäner und Tschechen unterdrückt halten wollen, wird ihre wahren Feinde erkennen, wird sie

treffen, nicht schonen. — Europa's Geschichte bereitet sich ernstlich, einmal wieder ein Ganzes zu werden. —

Schleswig-Holstein ist jetzt in ganz Europa das einzige Land, wo noch die Waffen für eine Volkssache geführt werden, wo die Freiheit noch ein Kriegsheer, eine Regierung hat. Aber wie unvollkommen ist hier die Volks- und Freiheitssache, sie fürchtet sich revolutionair zu sein! Ich kann nicht anders glauben, als daß sie nächstens erlöschen wird. —

Bald wird die Reaktion jubeln, die Revolution sehe nirgends mehr, überall habe sie das Feld geräumt. Aber das ist ein großer Irrthum, sie soll nur einmal recht zusehen, was bei ihr selber schon durch und durch revolutionair ist; was ihr bisher gegenüberstand, ist nicht zu ihr, aber in sie übergegangen. Sie führt das Werk mit aller Kraft weiter. —

Nachmittags Besuch von Bettina von Arnim, sie wollte besonders von Willisen hören; ich las ihr dessen zweiten Kriegsbericht, worin er bekennt, daß um der Friedensverhandlungen willen schon ein großer militairischer Vortheil geopfert worden! Ich sehe die Sache nun schon als verloren an! —

Die „Kreuzzeitung" sagt es gradezu, sie möchte gegen die Minister- und Regierungsgewalt einen Widerstand organisiren. — Daß der österreichische Gouverneur von Mainz ein Schiff mit badischen Truppen angehalten und ihm die Weiterfahrt verwehrt hat, erzählt nun selbst die „Kreuzzeitung". —

Im Tacitus gelesen; in Layard. —

Nordischer Telegraph. Leipzig, 1850. No. 91 v. 28. Juni. Letztes Blatt, denn die Wochenschrift geht ein. Darin: „Rabbek und das Hügelhaus. Ein Beitrag zur dänischen Wissenschaftskunde. Von P. L. Möller."

Sonntag, den 21. Juli 1850.

Die „Nationalzeitung" bringt einen trefflichen Artikel über Preußens Verhalten in der deutschen Sache, eine klare Uebersicht, in mäßigen Worten die Aufdeckung alles Verraths und aller Schwäche.

Wie die Deutschen sich wieder foppen lassen durch die schleswig-holsteinische Sache! Diesmal nicht einmal durch die Regierungen, sondern durch eigne Dämelei. Ich wünsche jener Sache wahrlich alles Heil, aber die Bedeutung, die man ihr geben will, hat sie nicht. Die Begeisterung für Deutschheit hat in unsern schmachvollen Zuständen etwas Lächerliches; wir könnten die Ehre, uns anzugehören, denen, die ohne uns Freiheit erlangen, eher erlassen, als daß wir sie in unsern Jammer ziehen; im Augenblicke bietet wirklich Dänemark mehr Freiheit, als Preußen. Selbst Dr. Meyen glaubt, man könne an der schleswig-holsteinischen Sache noch etwas Allgemeines entzünden, möchte darin wirken und schüren! Eitler Wahn! Die Statthalterschaft will keine Volksbewegung, sie ist geneigt, jeden Wühler verhaften zu lassen und allenfalls auszuliefern, froh der Gelegenheit, den Höfen zu zeigen, daß sie nicht revolutionair sei! Ihr Benehmen jetzt ist wieder ganz thöricht. Ich habe zwar selbst gerathen, man solle in Kopenhagen sich zu verständigen suchen, so schnell und gut als möglich, aber wie man noch unterhandelte, nicht mitten im Anmarsche zum Kampf, nicht um diesen nachtheilig aufzuschieben! Und zum Kampfe wird es doch kommen, nur dann zu spät, und sogar der Sieg wird dann nichts mehr helfen, denn diesen erlauben die Mächte nicht, werden ihn bestrafen. Kein Sinn und Verstand im Ganzen! —

Montag, den 22. Juli 1850.

Erwägung unſrer Lage; nach aller Staatsretterei iſt Preußen gedemüthigt, verwirrt und rathlos, der Staat hat ſeinen innern Halt verloren, ſchwankt hiehin und dorthin, iſt in ſeiner Hoffahrt mehr von Auflöſung bedroht, als im Sommer 1848. Anſehn fehlt überall, dem Könige zumeiſt, den Miniſtern, den Geſetzen, allen Behörden. Das Vertrauen iſt gründlich erſchüttert. Die Majeſtätsbeleidigungsproceſſe hören nicht auf, auf den König wird mehr geſchimpft als je, und am ſchmählichſten von denen, die ein Prozeß nicht wohl erreichen kann. Ein erbärmlicher Zuſtand; es braucht nur noch Geldnoth und Soldatenungehorſam hinzuzukommen, dann iſt es aus. Und das übrige Deutſchland?!! — Die Saat der Revolution wächſt luſtig auf, und verſpricht eine reiche Erndte. Fruchtbares Wetter, und fleißige Wirthſchafter! —

Der Gouverneur von Mainz hat den badiſchen Truppenbooten nun die Vorbeifahrt geſtattet, nachdem er die Militairbundeskommiſſion zu Frankfurt am Main darüber befragt. —

In der „Kreuzzeitung" ſteht, daß Dr. Meyen in Hamburg mit andern preußiſchen Demokraten, und ſelbſt mit aus London gekommenen, Zuſammenkünfte habe. —

Uebler Eindruck des Parlamentirens in Schleswig. —

Gute Aufſätze im „Leuchtthurm" von Ernſt Keil. Dafür hat die ſächſiſche Regierung — in Ständ- und Preßſachen jetzt reaktionairer als die preußiſche — auch das Blatt ſchon mit Beſchlag belegt! Es erſcheint aber noch. — Ich mache mir nichts daraus, wenn die Preſſe ganz unterdrückt wird. Sie hat in den zwei letzten Jahren ſoviel geleiſtet, daß Jahrhunderte davon zehren können. Uebrigens, wenn es völlig dunkel geworden, erſcheint das kommende Licht um ſo wohlthätiger und mächtiger. Die Preſſe gleicht einer Waffe, die

etwas ſtumpf geworden. Die Regierungen ſorgen dafür, daß ſie neu geſchliffen werde. —

Die Hyäne Haynau in der „Laterne" (Reichs-Bremſe) bildlich vorgeſtellt. Radetzky's Tagesbefehl zeigt auch Unzufriedenheit. Gut, gut; nur weiter ſo! —

Franzöſiſche Flugſchriften und Tagblätter; immer gut geſchrieben. Aber wir haben deutſche politiſche Aufſätze von gleichem Werth, wir lernen, wir ſchreiten. —

Dienstag, den 23. Juli 1850.

Die Sachen ſtellen ſich wieder etwas beſſer für Williſen, er ſagt den Truppen, daß es zum Kampfe geht, daß es mit den Unterhandlungen nichts iſt. Ein Schrauben-Kanonenboot, genannt von der Tann, iſt durch ſeinen Befehlshaber Lieutenant Lange in die Luft geſprengt, weil es auf den Grund gerathen war und der verfolgenden däniſchen Uebermacht nur ſo entgehen konnte. —

Schmutzerei des preußiſchen Mitgliedes der Landesverwaltung von Schleswig: der Graf von Eulenburg ließ ſich aus der Landeskaſſe von den Dänen monatlich zweitauſend Thaler zahlen, und da dies ruchbar wurde, erklärte das engliſche Mitglied, Herr Hodges, öffentlich, daß er keinen Heller genommen habe, daß er von ſeiner Regierung bezahlt werde.

Preußiſche Sparſamkeit: man hat zuſammengerechnet, daß der Graf von Brandenburg von ſeinen mehreren Aemtern jährlich fünfunddreißigtauſend Thaler bezieht; freie Wohnung hat er obenein. General von Wrangel hat nebſt freier Wohnung jährlich vierundzwanzigtauſend Thaler. Er wird ſie aber nicht lange mehr haben, man macht ihm die härteſten Vorwürfe, daß er im November 1848 nicht wie Haynau verfahren, daß er Stadt und Bürger verſchont habe! Ebenſo wie man Manteuffel ſchilt, daß er uns die oktroyirte und

revidirte Verfassung aufgehalst, daß er nicht lieber gleich die Provinzialstände berufen hat! Die Reaktion hat ihre Furcht und Feigheit schon vergessen, vergißt, wie sie noch jetzt voll Angst und Entsetzen ist, wenn sie nicht eine Masse blauer Röcke vor Augen hat! —

Besuch von Herrn Professor Dirichlet. Warum ich nichts für die schleswig-holsteinische Sache gebe? Aus demselben Grunde, aus dem ich nichts zur deutschen Flotte beigetragen. Es ist eine gute Sache, aber noch lange nicht die beste, es ist viel Gemachtes und Falsches dabei, und ich habe nöthigere Ausgaben, für unsre leidenden Volksmänner, für die verbannten, verfolgten. Die schleswig-holsteinische Sache ist der Strohhalm, nach welchem bei uns die Verzweifelten greifen, dorthin verlegen sie die deutsche Sache; am 21. März 1848 that es der König, jetzt thun es die Gothaer, die mit großem Geschrei dort die Ehre und das Heil der Deutschen sehen, das sie in Frankfurt, Berlin und Wien so dumm oder verrätherisch aufgaben. Die Gothaer verführen auch jetzt wieder eine Menge Menschen; indeß mag es sein, der Wahn schadet so viel nicht, außer insofern er ein Wahn ist, — der taugt nie. —

Voltaire an den Grafen d'Argental, vom 17. Sept. 1760, über seine Zueignung des Trauerspiels Tankred an die Marquise von Pompadour, rühmt sich der Klugheit, Gewandtheit, Würde und Zweckmäßigkeit dieser Widmung. Ich las sie nach. Sie ist wirklich ein Meisterstück in aller Hinsicht, ein ungeheurer Schachzug in dem damals so wichtigen Spiele gegen die Finsterlinge und Dümmlinge.

Mittwoch, den 24. Juli 1850.

Geschrieben. Versuch einen Gedanken auszudrücken, für den ich die richtigen Worte, die ihn anschaulich machen könnten,

noch nicht gefunden; er bezieht sich auf die Werthschätzung, in der einzelne Menschen zu halten sind, — gehalten werden von mir. —

Der Kriegsminister von Stockhausen wiederholt öfters, daß ihn die Verfassung nichts angehe. Dagegen will er sich aus dem Kabinet des Königs keine Willkür gefallen lassen. — Der König will von Berufung der Kammern nichts hören, und was noch vor kurzem der Gegenstand seines höchsten Eifers war, die Bildung einer Pairskammer, ist ihm schon ganz widerlich geworden. Er ist mit seinen staatsrettenden Ministern sehr unzufrieden, meint, sie hätten gar nicht nöthig gehabt, der Revolution so ungeheure Zugeständnisse zu machen, der Teufel habe sie geritten uns die Verfassung auf den Nacken zu legen, sie durch ihn beschwören zu lassen; es sei zum Rasend werden, daß man das verfluchte Zeugs auf dem Leibe habe; nun sollten sie sorgen, daß man es wieder los werde ꝛc. — Radowitz erhält sich in der Gunst dadurch, daß er dem König in allem zustimmt, nie widerspricht. —

Im Tacitus gelesen, in Friedrich dem Großen ꝛc. —

Meine Karlsruher Geschichten vom Jahre 1816 wieder vorgenommen. Unendliche Schwierigkeit der Abfassung.

Zweierlei ist dem Menschen ganz unmöglich zu erlangen, und nur annähernd aus ungewissen Zügen, mit Gefahr völligen Irrens, zu errathen: wie er selber den Andern vorkommt, und wie die Andern im tiefsten Innern sich fühlen. Hiemit ist die weite Kluft, welche die Menschen trennt, genugsam ausgesprochen! —

Ein Justizkommissarius und Gutsbesitzer Bolzenthal hat sich im Gefängniß erhängt, er war des Betrugs angeklagt und in Gemeinschaft einer Fräulein von Unruh eines Vergiftungsversuchs.

Der Magistrat hat für sämmtliche Einwohner Berlins nun eine Einkommensteuer von zwei Prozent beschlossen. —

Der Magistrat läßt das häufig in den Straßen üppig aufsprießende Gras sorgsam ausraufen; Wrangel's Gras!! — (Es wächst aber doch immer lustig fort.)

Donnerstag, den 25. Juli 1850.

Ein Preßgesetz wie das jetzige in Frankreich hat es noch nie gegeben, so streng, so boshaft, so verrückt! Aber dieser Wahn geht durch ganz Europa, sogar Spanien und Griechenland bekommen ihre strengen Preßgesetze. Der Wahn der Regierungen, die Presse sei's, die ihnen Gefahr bringe, ist dem Wahne des Volkes gleich, die Presse werde ihm helfen. Die unterdrückte Presse ziemt einem unterdrückten Volk, und ist wirksamer und mächtiger als die freie; ganz unterdrücken aber kann man die Presse nicht, in Deutschland gewiß nicht, bei seinen vielen Staaten und seiner Schulbildung. Aber die Regierung ist so unklug als unehrlich, die Presse zu knechten unter die Polizei; sie wird keine guten Früchte davon haben.

Nachrichten aus Schleswig von einem Gefecht; man sieht ungeduldig einer Schlacht entgegen, sie zögert allzu lange. Willisen muß schlagen, schlagen und siegen, noch kann er es, wer weiß wie lange? Zaudert er, so läuft er Gefahr, von einem russischen Veto überholt zu werden. —

Fleißig geschrieben bis zum Abend.

Die Entlassung der Minister Rabe und Heydt ist entschieden, man wartet nur noch, ob nicht eine größere Statt finden könne, die Entlassung Brandenburg's und Manteuffel's, mit denen auch Wrangel dann abziehen müßte. —

Freitag, den 26. Juli 1850.

Ich las die telegraphischen Nachrichten aus Schleswig und Rendsburg. Der Anfang lautete ziemlich gut, aber noch

lange nicht gut genug! Dann kam unerwartet das Schlimme. Gestern war eine Schlacht bei Schleswig, die Deutschen drängten den Feind, aber um 2½ Uhr bekam dieser die Oberhand, Willisen ist geschlagen und auf Sehestedt zurückgegangen, Schleswig und Eckernförde wieder in der Hand der Dänen. Siedendheiß überlief es mich. — —

Ich habe nicht gewußt, wie sehr mir die schleswig-holsteinische Sache, wie sehr mir besonders auch Willisen's Sache am Herzen liegt; ich bin ganz verstört durch seinen Unfall, und fühle die größte Unruhe, das Nähere genau zu erfahren. Noch kann ich die Bedeutung der Sache nicht ermessen; ist es eine Niederlage, oder nur eine Schlappe? Wird nun Schlag auf Schlag nachfolgen, oder kann es am nächsten Tag anders sein? Ist der Muth gesunken, das Vertrauen verloren? Hat der Feind Geschütz genommen? Ich wälze diese Fragen tausendmal im Kopfe hin und her, und passe ihnen alle möglichen Antworten an! Ganz unnöthig und vergeblich, wie dieses Aufschreiben, — und doch thu' ich es! Morgen wird man mehr wissen. —

In ganz Europa ist jetzt kein Krieg als dieser, ganz Europa hat die Augen auf Willisen gerichtet. Wird er es ertragen, das Freudengeschrei der Höflinge und Diplomaten, die Schadenfreude seiner vielen Feinde? —

Oesterreich hat nun sämmtliche deutsche Regierungen zur Beschickung des Bundestages aufgefordert. Wie will Preußen die von ihm selbst gelähmte, halbaufgegebne Union noch halten? Wie die Militairkonventionen? Wie die Besetzung Badens? —

Es heißt Preußen werde Neuenburg wieder an sich nehmen, Oesterreich stimme dazu, Frankreich werde nicht ernstlich dawider sein. Das giebt dann eine Wiederherstellung der früheren Schweiz. Kaum aus der dänischen Verwicklung erlöst, sucht der König eine andre! — Uebrigens ist es ganz

richtig, die Schweiz muß neuer Revolutionsboden werden, ſie war das im Jahr 1848 nicht, ſo wenig wie Belgien, das war ein Mangel; die Fürſten ſtellen die ſchönſte Allgemeinheit her! —

Sonnabend, den 27. Juli 1850.

Unruhige Nacht, fieberhafte Kriſen! — Geſchrieben. —

Die „Spener'ſche und die „Voſſiſche Zeitung" enthalten ziemlich gleiche Artikel, worin von einer hieſigen ruſſiſch-öſterreichiſchen Parthei geſprochen wird, die den König über ſein und Preußens Heil irreleitet, ihn die deutſche Sache aufgeben und ſich den Oeſterreichern fügen läßt, von einer Parthei, die den Prinzen von Preußen anzugreifen wage, ihn zu wenig fromm und zu kriegeriſch finde; doch werde der König wohl an der deutſchen Sache feſthalten und ſein entſcheidendes Wort ſprechen. Armer Mann! Der König wird mit Oeſterreich Hand in Hand gehen, und überall zurückziehen, wo er ſich zu weit hervorgewagt! — Der Artikel muß aber aus einer Quelle kommen, die den beiden Zeitungen imponirt. Man nennt Radowitz. Mir nicht ſehr glaublich. Bei den Stimmen, die hier laut werden, darf man nur nie vergeſſen, daß alles in größter Verwirrung iſt, und daß dieſelben Leute heute ſo und morgen ſo reden.

Die Berichte aus Holſtein lauten etwas günſtiger, der Rückzug geſchah in guter Ordnung, unverfolgt. Gegen Willisen erheben ſich nur leiſe Andeutungen von Tadel, aus allen Anzeichen geht hervor, daß er nicht Schuld an dem Unfall iſt, daß er tapfer gefochten und beſonnen angeordnet hat. —

Preußen beruft ſeine Kommiſſarien zum Interim aus Frankfurt am Main zurück. Das iſt alles nur dummes Zeug, es kommt doch zum Bundestag; denn wie ſollte Preußen gegen Oeſterreich Krieg führen? — Möchte der König ſeinen

Bruder an der Spitze des Heeres ſehen? Dürfte er den Oberbefehl einem Andern übertragen? Könnte er ihn ſelbſt führen? Auf alles Nein.

Was muß der König bei den Nachrichten aus Schleswig empfinden? — Zuerſt Schadenfreude, daß die von ihm Verlaſſenen nichts ausrichten, daß Willisen, der ſich ſeiner Mißhandlung entzogen, nicht geſiegt. Dann aber Beſchämung und Gewiſſensbiſſe; die Schleswig-Holſteiner ſtehen durch ihn unter Waffen, er hatte verſprochen ihre Sache zu führen, er läßt ſeine Truppen abziehen, ſie hören noch den Kanonendonner, und ihre bisherigen Waffengefährten erliegen der feindlichen Uebermacht. Für Preußens Herabwürdigung konnte nichts wirkſamer ſein, als die Niederlage der Schleswig-Holſteiner; Preußen erleidet davon einen furchtbaren Stoß in ganz Deutſchland, und Oeſterreich wird ſchon Vortheil davon ziehen. —

Sonntag, den 28. Juli 1850.

Aus Schleswig-Holſtein nichts Neues, die ausführlichen Berichte fehlen noch; die einzelnen Angaben, wie Hamburger Blätter ſie bringen, lauten für Willisen günſtig, ſie ſprechen von ſeiner Tapferkeit, ſeinem Ausharren, ſeiner ruhigen Beſonnenheit. Es ſcheint, die Dänen müſſen innehalten und ſich erſt wieder herſtellen, ehe ſie Weiteres unternehmen. — Hier iſt eine ziemliche Aufregung. —

Iſt es nicht närriſch, daß der alte Arndt jetzt ein Hauptanliegen bei der Regierung daraus macht, den Namen Neu-Vorpommern zu ändern, da das Land nun doch ſchon lange preußiſch ſei?! Nach den großen Anſtrengungen und Schickſalen einer deutſchen Nationalverſammlung dieſe Bitte an den Miniſter von Manteuffel! Welcher Abfall! — Kindereien. —

Der oldenburgiſche Oberſt von Mosle, Bevollmächtiger im proviſoriſchen Fürſtenrath, beſuchte mich. Vor einigen

Jahren war er ſchon einmal bei mir. Ein verſtändiger, kenntnißreicher und feiner Mann, er erinnert mich etwas an meinen verſtorbenen Freund Friederich. Die Holſteiner bekümmern ihn ſehr, doch ſieht er Preußens Benehmen nicht ſo ſchlimm, er glaubt, man habe noch guten Willen für die Herzogthümer. Daß die Union auf ſchwachen Füßen ſteht, daß hier alles ſchwankt, ſieht er wohl ein und läugnet es nicht, aber das Heer, die Finanzen, die Verwaltung hier imponiren ihm, er meint, der König werde endlich zornig werden, ſeine Macht gegen Oeſterreich gebrauchen, der Prinz von Preußen werde die militairiſche Ehre Preußens nicht beflecken laſſen. Die militairiſche Ehre? Nach dem Abzug im März 1848 von Berlin? nach den Feldzügen von Wrangel und Prittwitz gegen die Dänen, und dem Zurückgeben aus Jütland? Ferner glaubt Herr von Meyle, daß wir in der größten Kriſis ſtehen, daß ein Zuſammenſtoß der preußiſchen und öſterreichiſchen Truppen ganz nahe, daß der Krieg unvermeidlich ſei, die Beſatzung von Mainz und die von Frankfurt würden blutige Auftritte liefern ꝛc. Ich behaupte, daß es nicht zum Kriege kommen, daß Preußen nachgeben werde, nicht plötzlich, ſondern allmählich, ſo daß nach einem Jahr doch alles dem Willen Oeſterreichs gemäß eingerichtet ſein werde. Unſer Verrath der Volksſache, unſre Falſchheit und Zweizüngigkeit führt uns von Niederlage zu Niederlage, und wir verdienen ſie. An unſrer Regierung iſt kein gutes Haar.

Der däniſche Frieden wird von den meiſten deutſchen Regierungen nicht beſtätigt, Naſſau, Lippe-Detmold widerſprechen! —

Der Staatsminiſter von Wangenheim iſt in Koburg geſtorben! Die beſte Zeit des Bundestags knüpft ſich an ſeinen Namen, als er abging hörte alles Leben auf. Ich war längſt außer Verkehr mit ihm, wußte ihn aber gern unter den Lebenden. —

Montag, den 29. Juli 1850.

Daß Montag Morgens keine Zeitungen kommen, iſt mir heute beſonders ärgerlich. Die Spannung auf weitere Nachrichten und Ereigniſſe läßt keinen Augenblick nach, ſogar durch den nächtlichen Schlaf zieht ſie durch. Es giebt hier noch alberne Leute, und zwar in höheren Stellen und Lebenskreiſen, die darauf beſtehen, Willisen ſei vom Könige nach Schleswig geſchickt mit dem Auftrage, die Sache zu Grunde gehen zu laſſen! —

Hier iſt es jetzt guter Ton unter den Hofoffizieren und Diplomaten, die öſterreichiſche Macht herabzuſetzen, die Truppenzahl zu verkleinern, den Staat als halbaufgelöſt zu ſchildern, in Böhmen ſind nur achtzehntauſend Mann im ſchlechteſten Zuſtande, Haynau war ihr einziger General, und ſolche Dummheiten mehr; giebt es Krieg, ſo wird Oeſterreich gänzlich geſchlagen ꝛc. Aber es giebt ſchwerlich Krieg; der König ſelbſt giebt innerlich den Oeſterreichern Recht, und im Grunde will er daſſelbe, nur möchte er aus der Revolution einige Nebenvortheile retten. Läßt auch Oeſterreich ſie, wird die erneuerte Revolution ſie retten? Troſtloſe Kurzſichtigkeit! — „Preußen hat allen Halt verloren durch Abwendung von der Volksſache.“ — Wahr, aber im Drange der Noth wird es ſich ihr wieder zuwenden. — „Und das Volk wieder vertrauen, und neuem Verrath ſich übergeben?“ — Ganz gewiß. —

Zuſendung von Herrn Elihu Burrit, der in Berlin ſein muß. —

Hier wird eine Adreſſe an Haynau zur Unterſchrift herumgegeben, preußiſche Reaktionaire, Wütheriche und Schlächter wollen den öſterreichiſchen General dafür tröſten und entſchädigen, daß ſein Kaiſer ihn entlaſſen hat. Sich in ein Schandbuch einzuſchreiben, dazu gehört Dummheit oder Frechheit in ungeheurem Maße. Der märkiſche Adel hat beides. Ver-

gönne man ihm den Götzendienſt der Hyäne; es ſind Thieranbeter dieſe Thiere, die Hyäne iſt ihrer würdig. —

Die Nachrichten aus Holſtein lauten ziemlich beruhigend. Der Verluſt an Menſchen iſt nicht ſo groß, der Muth ungebrochen. Die Dänen boten viertägige Waffenruhe an, die von Willisen abgeſchlagen wurde.

Das Bedenklichſte iſt die ruſſiſche ſtarke Flotte vor Kiel.

Die geſtrige Voſſiſche Zeitung gab einen ſchändlichen Artikel gegen Willisen, gegen ihn wird abſichtlich Tann hervorgehoben. Der Artikel hat einen hohen Urſprung, wenigſtens hohe Billigung, ſonſt hätte das Blatt ihn nicht aufgenommen.

Fräulein Rachel aus Paris ſoll morgen hier ankommen; am 1. Auguſt tritt ſie in »Les Horaces«, von Corneille auf. Ich werde ſie wohl nicht ſehen, ich kann das Gedräng und die Hitze nicht eine Viertelſtunde aushalten.

Dienstag, den 30. Juli 1850.

Geſchrieben. Ueber die ſchleswig-holſteiniſche Sache; die allgemeine Aufregung zu ihren Gunſten iſt nur ein trauriges Zeichen unſres Bedürfniſſes, uns an etwas zu halten, etwas zu haben, womit wir uns ſchmeicheln; es ſteckt aber auch eine Kleinlichkeit dahinter und eine Feigheit; wir wagen nicht, unſer Ganzes zu fordern, ſo fordern wir ein Theilchen, als ob es das Ganze wäre. Eine Nation, die eine allgemeine freigewählte Nationalverſammlung gehabt, und daneben Nationalverſammlungen in Wien und Berlin, wie kann die an etwas Andres denken!? Und wenn nun erſt Schleswig-Holſtein entſchieden zu uns gehörte, was wär' es? Zu unſrem Elend, zu unſrer Knechtſchaft und Schmach gehörte es! Daß ſich die deutſche Sache grade an dieſer wiederentzünden könnte, iſt ein Wahn. Uns wird unſer Recht nur auf dem Wege der Revolution, der Rache, der Entſchädigung; jene

Sache iſt keine revolutionaire. Heil und Gedeihen wünſch' ich ihr von Herzen, aber für die allgemeine deutſche kann ſie mir nicht gelten.

Im Cicero geleſen, in Voltaire. — Chodowieckiſche Kupferſtiche durchgeſehen. —

„Der Prinz von Preußen ſoll ganz andre Anſichten haben als der König!" — Andre gewiß, aber darum doch keine eignen. — „Wie ſo?" — Nun, immer die entgegengeſetzten, das iſt wie beim Schachſpiel, Einer hat die weißen, der Andre die ſchwarzen Steine, und wenn gewechſelt wird, ſo bleibt das unverändert, dieſelben Steine haben beide niemals. —

In Heſſen iſt es ſchon laut geworden, daß die Demokratie für Schleswig-Holſtein nicht recht beiſteuern will, weil die Sache ſo ſtark von den Gothaern geprieſen wird, und ſelber ſo gothaiſch, ſo legitim und unterwürfig thut. —

Humboldt iſt auch eifrig für die Schleswig-Holſteiner. —

Der Prinz von Preußen iſt geſtern in Potsdam beim Exerziren mit dem Pferde geſtürzt. Der hat Unglück!

Mittwoch, den 31. Juli 1850.

Willisen's Bericht über die Schlacht von Idſtedt iſt endlich erſchienen, unſre Zeitungen geben ihn; er iſt matt, farblos. — — Aber merkwürdig iſt es, wie die Theilnahme für die Sache ſteigt; von hier ſind ſechs Gemeine vom Königsregiment ohne Urlaub fortgegangen, auch zwei Konſtabler; Geld wird viel aufgebracht; auch hamburgiſche und oldenburgiſche Offiziere, denen man Urlaub und Abſchied verweigerte, ſind eigenmächtig fortgegangen. Das alles iſt recht gut, aber nicht entſcheidend, nicht ausreichend, und ich kann mir den glücklichen Ausgang ſchwer vorſtellen. Ja mich dünkt, es wäre unrichtig, wenn es gut ginge. —

Das Obertribunal hat geſtern den Handlungsdiener Ohm

seiner Haft entlassen, die fünfzehn Monate gedauert hat. Das Gericht hat die Anklage auf Verläumdung, Fälschung, falsche Anschuldigung, nicht begründet gefunden. Ein neues Brandmal, das dieser knechtische Gerichtshof sich aufdrückt! Die „Kreuzzeitung" hat ihren Liebling gut beschützt, sie hat ihre Macht gezeigt. —

Die Begeisterung für Schleswig-Holstein arbeitet besonders unter Bürgern und Handwerkern, und lockt deren Ersparnisse hervor. Sehr brav und rührend, aber — die deutsche Flotte that das auch! —

Der Prinz von Preußen ist wüthend über das was er den Verrath Oesterreichs nennt. Er behauptet, der Fürst von Schwarzenberg habe in Warschau beim Kaiser ganz andre Dinge gesagt als jetzt. Auch der König ist in größter Erbitterung, klagt, daß ihm niemand Wort halte, nicht Sachsen und Hannover, nicht Oesterreich. (Aber mit dem eignen Worthalten, wie steht es da? He? Oder ist ein Wort dem Volke gegeben nicht bindend?) Er ist ganz unglücklich, elend und krank, die politischen Geschichten zehren an ihm. Dabei sucht die Königin alles hervor um ihn zu ermuthigen, damit er nur ja nicht abdanke. (Hat vor der Hand noch keine Noth!) Sie arbeitet eifrig daran, ihm die Union zu verleiden, die deutsche Sache ist ihr ein Gräuel, ganz wie der Kreuzzeitung, die an ihr eine starke Beschützerin hat. —

Die Gothaer thun schrecklich angstvoll und beiseit' für Schleswig-Holstein. Es heißt, Heinrich von Gagern sei hier, habe den König gesprochen, wolle selbst unter die schleswig-holsteinischen Truppen gehen. — Inzwischen verbietet Hinckeldey die Musikaufführungen, die für Schleswig-Holstein gegeben werden sollten! — (Nicht die Aufführungen, nur die öffentlichen Anzeigen davon!!)

Donnerstag, den 1. Auguſt 1850.

Goedſche hat die Frechheit in der „Neuen Preußiſchen Zeitung" „ſeine Partheigenoſſen" zu einer Geldſammlung für ſeinen Freund Ohm aufzufordern! Der Schuft trotzt auf die ſogenannte Unſchuld des Schuftes. Eine Fälſchung von Papieren hat ſtattgefunden, Ohm hat dieſe Papiere geliefert, wenn er ſie nicht gefälſcht, wer denn? Warum unterſucht das Gericht dieſes nicht?! Freilich, Obertribunal, Goedſche, Ohm, ſie ſind alle daſſelbe Lumpenpack, und noch viele ſonſt! —

In Sachſen geht es herrlich! Die alten Stände, die Unterdrückung der Preſſe, die Abſchaffung der Todesſtrafe abgeſchafft, die Grundrechte aufgehoben, jetzt ſollen auch die Schwurgerichte zurückgenommen werden. Der König verſtärkt ſeinen Wortbruch und Verrath, er ſteckt immer mehr Lichter an, daß er beſſer zu ſehen ſei. Das gelingt ihm vollkommen.

Heute Abend ſpielte Fräulein Rachel die Camilla in Corneille's Horaziern. Das Opernhaus gefüllt, das Publikum entzückt, der größte Beifall, Blumenkränze ꝛc. — Die Hyäne von Brescia, hier auf der Durchreiſe nach Kaſſel, war bei Prokeſch in der Loge. —

Fortwährend Prozeſſe wegen Majeſtätsbeleidigung gegen geringe Leute, die bei Gelegenheit von Sefeloge ihre Meinung geäußert haben. Daß die dem König ſo ſehr ungünſtig iſt, kommt freilich auffallend an den Tag. Schlimm genug. Ich ließe mich lieber in der Stille ſchimpfen, als daß ich davon ſolch Aufheben machen ließe! —

Haſſenpflug hat in dem Greifswalder Gerichtsverfahren eine neue Friſt verlangt, und erhalten! Er wird noch, wie Ohm, als unſchuldig freigeſprochen! — Unſre Gerichte ſind gräßlich verdorben, ganz beſonders ſeit einem Jahr! Die Geſchichte wird unſre Rintelen — ſo heißt er ja wohl? — Simons und ſo weiter, zu rühmen haben! —

Vor Haynau's Fenſtern (im Gaſthofe) ſammelte ſich eine

Menge Volks, und als er sich am Fenster zeigte, erscholl Pfeifen und Zischen, man schimpfte ihn, ballte ihm die Faust, und aus dem Gedräng erscholl eine laute Stimme: „Ich biete Ihnen ein paar Ohrfeigen an!“ worauf ein stürmisches Bravo und jubelndes Gelächter folgte. Preußische Offiziere haben dem Vorgange mit Ingrimm beigewohnt. —

Freitag, den 2. August 1850.

Schlechte Nacht. Unbezwingliche Gedanken über die schwierigsten Gegenstände: Verhältniß des Einzellebens zur Welt, unermeßliche Aufgaben! Goethe hat hierüber die weisesten Sprüche: er hat Recht, der Mensch muß sich beschränken, je allgemeiner sein Sinn, je höher sein Standpunkt, um so mehr hat er Ursache, seine Kraft auf das Nächste zu richten, sie nicht zu versplittern, sondern zusammen zu halten. —

Von hier sind einige hundert Mann gestern und vorgestern nach Holstein abgegangen. — Geld kommt von vielen Orten, aber die Regierungen stellen gemeine Hindernisse. Nur Hannover nicht, und Nassau. —

Oesterreich will den engern Rath der Bundesversammlung einsetzen. Der Geheime Rath Mathis und die andern Abgeordneten der zusammengeschmolzenen Union haben Frankfurt am Main verlassen. — Preußen sammelt Truppen bei Wetzlar und Kreuznach, und hat seine Besatzung in Mainz auf gleiche Höhe mit der österreichischen gebracht. —

Oesterreich erklärt den Marsch der Badener nach Preußen für Bundesbruch.

„Baden in seiner Stellung zur deutschen Frage. Von Dr. Friedrich Nebenius. Karlsruhe, 1850.“ 56 S. in 8. — Arm und dürftig! Der gute Nebenius kann auch nicht mehr fort! —

Sonnabend, den 3. Auguſt 1850.

Die „Urwählerzeitung“ wiederholt den Aufruf Goedſche's für Ohm, worin es heißt: „Aus meinen eigenen Mitteln allein habe ich durch fünfzehn Monate Ohm's Unterhalt im Gefängniß beſtritten.“ Am 29. Nov. aber nöthigte Goedſche die „Urwählerzeitung“ zur Aufnahme der Erklärung, es ſei „eine unverſchämte Lüge, daß er zur Unterhaltung Ohm's Geld gegeben.“ Die unverſchämte Lüge iſt da! Recht gut, freut euch, ihr Gerlach's, Bismarck's, und wie ihr alle heißt, des würdigen Partheigenoſſen! —

Geſchrieben; in meinen Papieren gearbeitet; die Augen waren mir angegriffen und ich mußte aufhören.

Spaziergang im Thiergarten. Frau von Arnim nicht gefunden; von den Zelten mit Umwegen zum Floraplatz, zum Goldfiſchteich, dann wieder mit Umwegen zum Denkmal des vorigen Königs, das reich mit Blumen ausgeſchmückt iſt. Konſtabler dabei, die horchen, ob Majeſtätsbeleidigungen vorfallen! — Im Thiergarten war es leer, der Sonnabend ſehr zu merken. Das Grün noch ſehr ſchön und erquickend. Gedanken an alte Zeiten! —

Wie ich nach Hauſe kam, um 8 Uhr, hört' ich, daß Bettina von Arnim bei mir geweſen war. —

Aus Schleswig-Holſtein nichts Neues, als daß Offiziere und Unteroffiziere ankommen, und daß man ſehr vorſichtig iſt in ihrer Annahme. Warum das kleine Heer nicht aus ſich ſelbſt ſich ergänzt, darüber ſagt niemand was! Die Truppen ſind ſchon zwei Jahr im Felde, da muß man unter den Gemeinen Unteroffiziere, unter dieſen Offiziere finden. Man iſt aber etwas militairiſch-ariſtokratiſch in Schleswig-Holſtein! —

Der infame Haynau wird hier gefeiert! Der König hat ihn einen Abend in Charlottenburg bei ſich gehabt, und einen Mittag in Sansſouci! — Prokeſch und Brandenburg waren mit ihm in Potsdam. „Kladderadatſch“ ſagt ſehr gut,

er werde den zoologiſchen Garten auch beſuchen, die Hyänen freuten ſich ſchon! —

Radowitz iſt immer bereit, die Lieblingsvorſtellungen, oder auch nur die Einfälle, des Königs aufzunehmen, zu billigen, auszuſchmücken; dabei wird man denn freilich Generallieutenant! Aber, den Staat ganz außer Acht gelaſſen, dient er dem Könige damit? Er beſtärkt ihn in Falſchem, das doch nie zur Ausführung kommt, und der König hat allen Schimpf davon. Der König braucht Diener, die ihm widerſprechen, die ſeine Einfälle ſcheitern laſſen, ehe ſie öffentlich geworden. —

Im Tacitus geleſen, in Lavard, in Voltaire. —

Alvo von Katte, der Verſtand des Preußenvereins ꝛc. hat ſich heute Nacht erſchoſſen; man fand ihn heute früh in ſeinem Bette, eine abgeſchoſſene Piſtole neben ihm, eine geladene auf dem Tiſche; er hatte ſich eine Kugel in die Schläfe geſchoſſen. — Tags vorher war er noch luſtig, oder wollte ſo ſcheinen. Kurz vorher war er beim Prinzen von Preußen, vorher dreimal in Sansſouci, er wollte vom Könige zwölftauſend Thaler. Gläubiger plagten ihn, er lebte verſchwenderiſch, der Miniſter von der Heydt wollte ihn wegen zwölfhundert Thalern auspfänden laſſen, er war in großer Verlegenheit. Aber das alles reicht nicht aus, ſeinen Selbſtmord zu erklären. Man ſagt, er habe Gelder des Preußenvereins angegriffen und nicht erſetzen können; auch ſeine politiſche Ehre war nicht zu retten. —

Sonntag, den 4. Auguſt 1850.

Zu Mittag kam Bettina von Arnim, und ſprach mit Abſcheu von dem Spiel der Rachel; aber alles was ſie tadelte, traf die ganze franzöſiſche tragiſche Kunſt, traf Talma'n, die Rancourt, die Georges ꝛc. —

Zu Hause nach 10 Uhr Wilhelm von Humboldt über die französische Bühne gelesen, Goethe, August Wilhelm von Schlegel; — aus Voltaire's Vorreden, Anmerkungen, Briefen ꝛc. könnte man eine merkwürdige Dramaturgie zusammenstellen; etwas ganz Anderes, als man gewöhnlich glaubt. —

Heute früh waren Extra-Züge auf der Eisenbahn nach Neustadt-Eberswalde wegen des dortigen Sängerfestes angeordnet. Mehrere tausend Bürger und Arbeiter, zum Theil mit Frauen und Kindern, wollten daran Theil nehmen; dies war genug für die volksfeindliche Behörde, Polizei genannt, sich mit ihrer Willkürgewalt einzumischen, nicht um die Sache zu verbieten, sondern um sie zu verderben. Die Konstabler litten nicht, daß ein Mann den Wagen bestiege, er habe denn seine Legitimation bei sich, Paß oder Paßkarte; Bürgerbrief, Arbeitsschein und dergleichen durfte nicht gelten! Wenige, die dies vorher erfahren hatten, waren mit dem geforderten Papier versehen, Andre, die schon das Geld für die Eisenbahn gezahlt hatten, deren Frauen schon ohne Einspruch abgefahren waren, wurden zurückgewiesen, mußten den weiten Weg zurück in ihr Viertel zum Polizeikommissarius, der wies sie an das Polizeipräsidium; genug, die niederträchtigsten, nichtswürdigsten Quälereien und Schindereien des armen Volks, die frechste Willkür, die brutalste Eigenmacht, recht eigentlich alles ersonnen, um dem Volke zu zeigen, es sei gleich einer Heerde Vieh, unter dem Stock und der Peitsche! Das ganze Verfahren ist so niedrig und so empörend, daß es niemanden wundern durfte, wenn einmal das Volk die ganze Wirthschaft zusammenschlüge, die Konstabler, Hinckeldey, Manteuffel, die ganze Staatsrotterschaft und Reaktion. — Ist es doch grade, als wenn man fürchtete, das Volk möchte erschlaffen, sein erlittenes Unrecht vergessen, man will es wach erhalten, aufreizen zur Erbitterung! Als ob die Revolutionairs es bestellten! —

Der König glaubt alle noch ſo plumpen Mährchen und Dummheiten, welche die Polizei für ihn einſammelt, die „Kreuzzeitung“ ihm auftiſcht! Er glaubt noch, daß ſein Gardeartilleriſt, ſein Unteroffizier Sefeloge ein Werkzeug der Demokraten war, daß er in Folge eines von London bei in Berlin angezettelten Komplotts gehandelt! —

Montag, den 5. Auguſt 1850.

Sehr gelitten von Gedanken, an die Verbannten, Verfolgten, an die im Gefängniß Schmachtenden, die unter tauſend Entbehrungen ſeufzen, die mit Hohn und Härte, mit ausgedachter Grauſamkeit behandelt werden! Die Schergen und Henker hat man gut ausgewählt, das Quälen iſt ihr Vergnügen! Aller Edelſinn ſcheint erloſchen, an Höfen, in Miniſterien, nichts als gemeine, niedrige Bosheit und Wuth herrſcht in den Gewaltbabern. Und die denken, das wird ſo bleiben, das wird nicht vergolten werden? —

Sendung aus Leipzig. Grade heute bekomm' ich No. 29 des verbotenen „Leuchtthurms“ von Ernſt Keil, worin eine ſchreckliche Schilderung des Zuſtandes der Gefangenen auf der Berliner Stadtvoigtei unter dem Zuchtmeiſter von Boſſe! Ich konnte mich lange nicht von dem ſcheuslichen Bild erholen. —

Oeſterreich ſetzt ſeine Reibungen gegen Preußen ſehr geſchickt fort, es thut immer genug, um uns zu reizen, aber läßt uns dann immer Friſt, in der wir ermattet nachgeben. Der König iſt innerlich ſelbſt der Meinung, daß er gegen Oeſterreich Unrecht hat, und dann — wie möchte er ſeinem Bruder die ganze Heeresmacht übergeben, die Bahn des Ruhms eröffnen! Einen andern Oberbefehlsbaber zu ernennen, dazu bat er nicht den Muth, und es ginge auch wohl nicht. Oeſterreich rechnet auf dieſe Umſtände. Daß

man hier Oeſterreich durch die Ehren, die man der Hyäne erweiſt, ärgern will, iſt kleinlich. — Für die Hyäne haben hier die Truppen ausrücken und exerziren müſſen. —

Nachmittags und Abends fleißig gearbeitet. Nicht ausgegangen. Große Fülle des Stoffes, kaum zu bewältigen für meine jetzigen Kräfte, beſonders für meine Augen. —

Ganze Stöße alter Zeitungen durchſucht. —

„Geſchichte der Frauen, von G. Jung (dem geweſenen Berliner Abgeordneten). Frankfurt am Main, 1850.“ Erſter Theil. 242 S. 8°.

„Mittheilungen über die badiſche Revolution, von Franz Raveaux. Frankfurt am Main 1850.“ 134 S. 8°.

Dienstag, den 6. Auguſt 1850.

Ein Gefecht bei Friedrichsſtadt, ſonſt nichts Neues. —

In Voltaire geleſen, in Racine. — Deutſche Tagesſchriften. —

Die Art, wie ſich in Deutſchland die Bewegung fortſetzt, erregt meine Verwunderung. Nie iſt es ein Ganzes, Einſtimmiges, Abgerundetes, immer zerſtückelt, abſatzweiſe, nach einander: und immer miſcht ſich etwas Narrheit ein. — Seit Jahrhunderten gab es in Deutſchland nichts ſo Gemeinſames, Gleichzeitiges, Vollwirkendes, als die Revolution von 1848 und das Entſtehen der deutſchen Nationalverſammlung, — aber mit dem Entſtehen war es auch ſchon vorbei, was folgt, iſt wieder nur Zerſplitterung. Sollte jedoch jene große, merkwürdige Erſcheinung ſo abgeſchnitten bleiben, ſo für ſich daſtehen in der deutſchen Geſchichte? Unmöglich! Doch wie es auch ſei, jener Lichtblick iſt auch an ſich etwas werth, und es freut mich ihn geſehen zu haben! Die Nachlebenden werden Weiteres ſehen; für den Fortgang der Geſchichte iſt mir nicht bange, wenn ſie auch nicht grade die Zwecke unſrer Kurzſichtigkeit hat. —

Vergleichung verſchiedener Zeiten; Deutſchland und Preußen 1816, 1830, 1840, 1848. —

Mittwoch, den 7. Auguſt 1850.

Der König iſt in einer grimmigen Laune, die Königin weint, die Lage des Hofs iſt in der That erbärmlich, und in einzelnen Augenblicken drängt ſich alles zuſammen, was drückt, peinigt, beugt und niederwirft. Mit ſeinem Volke fühlt ſich der König zerfallen (weß iſt die Schuld!), nie giebt das wieder ein gutes Verhältniß, von ſeinen Truppen mißachtet, von ſeinem Adel gehaßt, ſeine Verbündeten verlaſſen ihn, mit Oeſterreich iſt er entzweit, alle Träume von Ruhm und Glanz ſind vernichtet, er kann nichts, und er will nichts; dabei der Bruder ihm zur Seite, und ſtets im Wege, hemmend oder vorwegnehmend: die größte Kränkung für den König wäre, wenn er ihn zum Oberbefehlshaber im Kriege machen müßte, lieber macht er keinen Krieg, wäre der Anlaß auch noch ſo dringend.

Unſre Offiziere und Edelleute ſchimpfen entſetzlich auf die Regierung, auf alle Miniſter und auf den König ſelbſt, — von dieſen Majeſtätsbeleidigungen kommt keine vor Gericht, — auf Wrangel und Peucker (die jetzt ganz gleich gelten), auf Manteuffel und Brandenburg; ſie ſchreien, es gehe nicht mehr ſo, es ſeien andre nötig! Sie ſeufzen nach Aufruhr, nach Gelegenheit zum Dreinſchlagen, und wenn ſie keine Revolution zu bekämpfen finden, ſo machen ſie ſelber eine. —

Der König hat die Erneuerung des Luiſenordens durch ein Patent ausgeſprochen vom 15. Juli 1850, für die Jahre 1848 und 1849. —

Der Herzog von Bordeaux in Sansſouci. Meinetwegen! — Herr Lieutenant R. erzählt von dem großen Schleich-

Riedel

handel an der ruſſiſchen Gränze, den die Regierung begünſtigt; ernſte Gefechte fallen vor, die Bauern ſind militairiſch eingerichtet, haben alle gedient; Krotinus wird von den ruſſiſchen Truppen geſchont, ſie helfen ihm durch, ein ruſſiſcher Offizier hat von ihm innerhalb eines Monats über achthundert Thaler bekommen. Stimmung in Oſtpreußen ꝛc. —

Kleine Sachen von Voltaire geleſen, Nanine, l'Ecoſſaiſe ꝛc. Im Tacitus geleſen. —

In Wilhelm von Schlegel's Vorleſungen über dramatiſche Dichtkunſt geleſen. Man ſagt, es ſei ſein vorzüglichſtes Werk, er ſelbſt hielt es dafür. Allerdings gehörten große Mittel dazu, eine ſolche Zuſammenſtellung zu geben, die Kenntniß der Alten und der Neuern, das Verſtändniß vieler Sprachen, die Anſchauung vieler Völker. Allein dem heutigen Leſer, der außerhalb der romantiſchen Schule ſteht und ihre Dogmen nicht unbedingt annimmt, werden doch die ſtörendſten Vorurtheile ſichtbar, die eigenſinnigſten Meinungen, vor allem die Luſt als Kritiker abzuſprechen, und keinen andern Richter anzuerkennen. Wirklich hat er keine Liebe zu den Dichtern und Künſtlern, ſelbſt die zu Shakeſpeare iſt eine geheuchelte, und wird nicht warm. Namentlich iſt er in Betreff der Franzoſen ungerecht, und bei Molière und Voltaire oft gradezu dumm. Dies Schlegel'ſche Meiſterwerk iſt in vielen Stücken ein abſchreckendes Gemiſch von Beſchränktheit, Anmaßung und Seichtigkeit. —

Donnerstag, den 8. Auguſt 1850.

Geſchrieben. — Ein ſchlechtes Vergnügen durch Gewalt zu herrſchen, durch Gewalt über Feinde, haßerfüllte Feinde! In der Türkei, in Rußland, herrſcht die Gewalt über Knechte, die aber dem Herrſcher ſich beugen; hier iſt es anders, man anerkennt ihn nur als Feind, man hat ihn ſchwach geſehen,

man ehrt ihn nicht mehr. Was soll aus diesem Zustande Gutes kommen? Die Welt hat dergleichen noch nicht gesehen, über dreißig Fürsten alle wortbrüchig, eidbrüchig, Verräther am Volke, nachdem sie zu Boden gelegen, und großmüthig verschont worden; alle gebrandmarkt! —

In Rendsburg eine Explosion des Laboratoriums. — Vorpostengefechte. —

Die Sammlungen für Schleswig-Holstein haben noch immer guten Fortgang. Flüchtlinge aus London, Deutsche, die ihre Dienste anzubieten kamen, sind nicht nur nicht angenommen, sondern aus Kiel weggewiesen worden. Wird das nicht der Demokratie die Augen öffnen? Und den Kabinetten bringt man ganz umsonst die Huldigung; man möchte die Höfe und Fürsten rühren, durch Beweise sogenannter guter Gesinnung, aber sie bleiben ungerührt, sie kennen nur Eine gute Gesinnung, nämlich die sich ihnen unbedingt unterwirft, die knechtische. —

Der Prinz von Preußen hat den General von Radowitz über die Unionssache gehörig — wie man hier sagt — gerüffelt. Der König muß zusehn, wie ihm sein Günstling und Vertrauter zu Grunde gerichtet wird, genommen wird. —

Niemand zweifelt mehr, daß Preußen in allen Stücken nachgeben, Oesterreich die Oberhand behalten wird.

Der Schauspieler Trezial hat sich hier selbst angeklagt, in Baden gegen Preußen gefochten zu haben, und ist vom Kriminalgericht ohne Geschworne zum Beil verurtheilt worden, als des Hochverraths gegen den deutschen Bund. Die Regierung läugnet dessen Bestehen, der Gerichtshof erkennt ihn an! Wer könnte da nicht alles zum Beil verurtheilt werden! — Der Schauspieler hat sich albern und schwach benommen. Die Strafe wird nicht vollzogen. —

Freitag, den 9. Auguſt 1850.

Zuſchrift von den Vorſtehern des Friedens-Kongreſſes, der in Frankfurt am Main gehalten werden ſoll. Heinrich Richard und Elihu Burrit. (Dr. Carové dabei, Victor Hugo, Cobden ꝛc.)

Man ſpricht von Manteuffel's und Stockhauſen's Entlaſſung. Der König iſt des erſtern längſt überdrüſſig, und des letztern, ſeitdem er im Amte ſteht. — Alle ſolche Veränderungen ſind von keiner Bedeutung, als inſofern, daß jeder Wechſel innerhalb des gegebenen Kreiſes eine Schwächung des Anſehns, ein Nachtheil der Regierung iſt. Ja, wenn ſie aus dem gegebnen Kreiſe einmal herausginge! Aber daran iſt nicht zu denken. — Der König will Miniſter, die ihn von der verfluchten Konſtitution befreien; daß dieſe eine Pairskammer bekomme, genügt ihm nicht mehr, die ganze Teufelei ſoll fort! Alſo wird der König gegen Volk und Freiheit nur eifriger, der Bruch immer tiefer, eine Umkehr täglich weniger möglich. —

„Die Pflanze und ihr Leben. Von M. J. Schleiden.“ — Im Tacitus geleſen, Luſtſpiele von Voltaire.

Sonnabend, den 10. Auguſt 1850.

Beſuch von Weiber. Wie ſteht's mit dem Vereinsweſen der Volkspartei? Noch lebt es friſch und kräftig, doch nur in der Mitte, nicht auf dem Umkreis. Die Regierung kann nichts dagegen, ſie kann keine Verſammlungen überraſchen, weil dieſe nur im kleinſten Maßſtabe ſtattfinden, ſie kann keine Papiere wegnehmen, weil es keine giebt. Verrath allein könnte Gefahr bringen, aber das Zeugniß eines Einzelnen, auf keine Beweisſtücke geſtützt, würde wenig gelten. Dieſe Angaben lieferte neulich ein engliſches Blatt, mit dem Zuſatz, ein Demokrat habe ſie mitgetheilt, weil ihre Veröffentlichung ſeiner Parthei gar nichts ſchaden, eher nutzen könne.

Der „Kladderadatsch“ ist heute mehr scharf als witzig, gegen Haynau, gegen Hassenpflug ꝛc. —

Aus Schleswig-Holstein nichts Neues. Willisen, Willisen! —

Glauben Sie an die Minister-Krisis? — „An die Krisis gewiß, wir leben seit der Aufhebung des Belagerungszustandes — das heißt, seitdem man nicht mehr das Ministerium als absolut nothwendig ansah — in immerwährender. Aber an den Wechsel der Minister glaub' ich erst wenn er vollzogen ist.“ Unsre Politik wird in englischen Blättern als die lumpigste, ehrlosteste bezeichnet, der König gradezu des Verraths und der Feigheit beschuldigt. —

Bunsen kommt von London auf Urlaub hieher. Die Verwirrung ist noch nicht groß genug! —

Sonntag, den 11. August 1850.

Heute bringt die Spener'sche Zeitung einen Artikel, der die fortwährende Unzufriedenheit schildert, die Unehrlichkeit und Rechtslosigkeit in den öffentlichen Zuständen, der mit neuer Revolution droht; nur am Schlusse die Dummheit hat, von der preußischen Union irgend ein Heil zu hoffen! —

Radowitz erklärt nun selbst, die Union sei nicht zu halten, und er selber spreche nur noch dafür, sofern es ihm befohlen sei. Er sieht wohl, daß die Spannung mit Oesterreich für ihn zu nachtheilig ist, und daß der König keinen Krieg will. Aber der König möchte aus der Krisis der letzten Jahre einige Vortheile für Preußen geärntet haben, möchte sagen können, wenn auch nur für den Anschein, Preußen habe etwas gewonnen durch ihn. Die schwäbischen Fürstenthümer sind zu wenig, sind noch kein Ersatz für Neuenburg, und sogar ihr Besitz ist noch nicht sicher! —

Der Prediger Krummacher ist wöchentlich einmal beim

König eingeladen, der dann mit ihm über kirchliche, theologische Gegenstände spricht. Die Mahlzeiten, die er dort genießt, verwandeln sich nachher, außer was dem Leibe an Chylus zu gute kommt, in frommen Geifer, den der Schwarzrock sonntäglich ausspritzt, als ächter Reaktionair. „Se. Majestät sind in theologicis gut beschlagen", sagt er mit listigem Ausdruck, als wollte er hinzufügen, „Nun ja, mir soll er nur kommen, ich werde schon mit ihm fertig."

Montag, den 12. August 1850.

Besuch von Weiber; fernere Mittheilungen aus Oesterreich, wo Volk und Regierung wirklich in gewissem Sinne fortschreiten, während Preußen in allem Betracht, soweit die Regierung und der Hof es nur irgend [illegible] werkstelligen können, zurückschreitet. Einige unsrer elenden Pfaffen haben gestern in ihren Predigten auf Krieg gegen Oesterreich angespielt und den Eifer dafür anzuregen gesucht; das sind dieselben halunkischen Schwarzröcke, die nach dem 18. März den Prinzen von Preußen aus dem Kirchengebet wegließen!

Besuch von Herrn R. Er hat bei Prokesch die Hyäne Hayнau gesehen und gesprochen, das Thier ist roh und plump, geistlos, macht gemeine Späße, schimpft auf die österreichischen Minister, und ganz besonders auf die Russen. —

Keine Vorgänge auf dem Kriegsschauplatz, außer daß Willisen nun doch über neunzig Subalterne zu höheren Stellen vorgerückt hat, bis zu Unterlieutenants! Gerüchte von Unterhandlungen. —

Brief aus Würzburg von Professor Franz Hoffmann. Besorgnisse wegen der Pfaffen in München und Rom hinsichtlich der Baader'schen Schriften; die Briefe Baader's können deßhalb noch nicht gedruckt werden.

Die „Neue Preußische Zeitung" legt wieder tüchtig gegen Radowitz los. Indeß wird sie ihn doch nicht los. Alle Minister und Günstlinge bleiben, wenn auch der König die meisten herzlich satt ist. Vor allem bleibt Brandenburg, Manteuffel's täglicher Aerger und Verdruß. —

Nachträglicher Steuerverweigerer-Prozeß gegen die Abgeordneten zur Nationalversammlung Born und Teske. Das Schwurgericht hat beide heute freigesprochen. Der Dritte, Mäge, war nicht erschienen. — Dagegen werden die Vorstände der freien Gemeinden überall, selbst durch Richterspruch, der Polizei unterworfen, und die zugesicherte Religionsfreiheit ist Lug und Trug! —

Diesterweg ist jetzt endlich, nachdem er lange außer Thätigkeit war, förmlich in Ruhestand versetzt worden, wodurch er einen großen Theil seines Einkommens verliert. —

Manteuffel verbietet Bücher und Zeitschriften, selbst französische Bücher; sie sind aber dennoch überall zu haben! — Besonders eifrig war man, die „Schilderung des Stadtvoigtei-Gefängnisses unter dem Aufseher von Bosse" (Leipzig bei Ernst Keil) zu verbieten. Die Schrift geht um so besser. —

Dienstag, den 13. August 1850.

Besuch von Weiher. Ueber die Kamarilla, das gouvernement occulte, das immer in Zuständen wie die unsrigen sich findet; es sind gewöhnlich die unbedeutendsten Personen dabei, Höflinge, deren Stellung ihnen Einfluß sichert, Kammerfrauen, Prinzen, Sekretaire, Pfaffen, selten Aerzte. Der Hofschauspieler Louis Schneider ist Vorleser des Königs und ein guter Freund des Assessors Wagner, und solcher Verbindungen giebt es mehrere. Die „Kreuzzeitung" ist indeß nicht eigentlich das Blatt des Königs, sondern vielmehr des Prinzen von Preußen, vornehmlich aber der Aristokratie und des

Militairs, wobei der märkiſche Adel am meiſten in Betracht kommt. —

Beſuch von Hänlein. Der Kriegsminiſter von Stockhauſen hat geſagt: „Noch ſtehen die Preußen in Baden, aber wie lange ſie dort ſtehen werden, ob morgen noch, das weiß ich nicht.“ —

Der in Brandenburg noch verhaftete ehmalige Abgeordnete Dr. Zimmermann, Bürgermeiſter von Spandau, iſt aus ſeiner Haft entflohen. — Die Verfolgungen dieſer Art von Männer iſt die größte Schande der preußiſchen Regierung. —

Der eilfte Band der Werke Franz von Baader's iſt erſchienen, ſeine Tagebücher von 1786 bis 1793 enthaltend. Ein reicher und überaus merkwürdiger Inhalt! —

Im Kabinette des Königs iſt beſonders Markus Niebuhr angenehm und thätig; ein ausgemachter Andächtler und Beter. Auf ſeinen Karten ſteht: »Marc Niebuhr, Conseiller de régence et secrétaire des commandements de S. M. le Roi«, worüber man ſehr ſpottet. Wenn eines ſeiner Kinder unartig iſt, ſo geht er mit ihm in ein Gebetzimmer, fällt mit ihm auf die Knie, und betet zu Gott um Beſſerung. So erzieht man Heuchler oder Freigeiſter! Seine Frau, geb. von Wolzogen, hat er ſchon eben ſo gedrillt. —

Hänlein erzählt und betheuert es mit ſeiner Ehre, daß Frau von W. bei ihm in Hamburg geſagt, der König verdiene einen Strick um den Hals, und daß Herr von W. vom Könige geſagt, er ſei des Namens Hohenzollern unwerth! Dieſe Majeſtätsbeleidigungen bleiben ungerügt. —

Mittwoch, den 14. Auguſt 1850.

Mit großem Fleiß und Genuß in Baader's Tagebüchern geleſen, ja mit Schauern der Verehrung und der Liebe! Wahrhaft liebens- und ehrwürdig erſcheint Baader in dieſem Um-

gange mit ſich ſelbſt, ein edler und tugendhafter Menſch, und es gehört eine beſondre Ungunſt ſeiner perſönlichen Geſchichte, des Bodens auf den er geſtellt, der Umgebung, auf die er angewieſen war, zu der Verkümmerung, die ihn während ſeiner beſſen Lebenszeit gedrückt. Denn die Schattenſeite, die er für die Welt und das Leben hatte, als ich ihn kennen lernte, und die ich in ſeiner Schilderung nicht verſchweigen durfte, bleibt auch jetzt noch völlig wahr; Aberglauben und Klatſcherei befleckten ihn. Sein heitres, hohes Innere, ſein warmes Gefühl und ſein heller Geiſt ſind nie zur vollen Lebenserſcheinung gekommen. Jetzt, lange nach ſeinem Tode, wird man allmählig erkennen, wie groß und frei ſein Geiſt war. — Ich kann mich ſeiner Denkweiſe ſehr anſchließen, ſie widerſpricht mir nie im Weſen, höchſtens in der Form. Und Voltaire und Baader ſtehen mir friedlich beiſammen, als meine Helden! Würde Baader ſich das verbitten? Keineswegs; hat doch Saint-Martin den hohen Werth Voltaire's bereitwillig anerkannt! —

Nicht ohne Gemüthsbewegung las ich von mir zwei Artikel im „Deutſchen Beobachter" vom Juli 1816, Schreiben aus Frankfurt vom 5. Juli und ebendaher vom 8. Juli, der Inhalt paßt ganz auf den heutigen Tag; damals war der Bundestag in Ausſicht, jetzt wieder! Nach vierunddreißig Jahren!

Heute in dieſer brennenden Hitze wurde bei mir ein Haufen Holz klein gemacht; fünf Männer und drei Frauen arbeiteten rüſtig, waren guter Dinge, machten Scherz und Witz. Ich ließ ihnen, wie immer bei ſolchen Arbeiten, die hart ſind und nicht genug bezahlt werden, Bier und Butterbrot geben und Nachmittags Kaffee. Die Leute waren außer ſich vor Freude und Dankbarkeit, und bezeigten dies auf die beſte Weiſe, brav und derb, ohne alles Knechtiſche. Da ſah ich wieder recht, wie tüchtig und ehrenhaft das eigentliche Volk iſt. Das Volk der Arbeit und des Fleißes; wenn man nur nicht

gradezu ſchlecht mit ihm iſt, wenn man ihm das Geringſte zu gute thut, ſo hat man es ganz gewonnen. Ich habe wahre Ehrerbietung vor dieſen Leuten. Sie ſollen hochleben, ſie verdienen es! —

Nichts aus Schleswig-Holſtein! —

Unſer Lumpengeſindel von Miniſtern und Günſtlingen hat ſich wieder vertragen und vereinigt in Schmutz und Erbärmlichkeit! Nun heißt es, es ſei gar keine Kriſe geweſen! Jammerzuſtand, aus Unfähigkeit, Dünkel, Bosheit und Feigheit zuſammengeſetzt! Und Schande vollauf! Freßt ſie, ihr, denen ſie gebührt! —

Donnerstag, den 15. Auguſt 1850.

Einen politiſchen Artikel und einen litterariſchen geſchrieben.

Beſuch von Herrn Herman Grimm. Ich geb' ihm reinen Wein zu koſten über Schleswig-Holſtein, über die Gagern- und Gotha-Leute, zu denen ſein Vater und Oheim leider auch gehören; wegen hunderttauſend Deutſcher, die an dem ſtamm- und ſprachverwandten Dänemark hängen bleiben können, machen ſie das tobendſte Geſchrei, aber fünf Millionen Deutſche in Oeſterreich wollten ſie ausſtoßen, den Slawen überlaſſen! Sagen ſie, damals waren wir gezwungen, wir konnten nicht anders — was übrigens nicht wahr iſt —, nun ſo wird ihnen auch hier der Zwang gezeigt werden, daß Schleswig aufzugeben ſei! —

Der Schuhmacher Häßel nebſt ſeinen drei Mitangeklagten vor dem Schwurgericht! Die berühmten Handgranaten, der berühmte Todtenbund, Manteuffel's Wichtigthun vor der zweiten Kammer, anderthalb Jahre ſaß Häßel in Haft! Heute ſprachen die Geſchwornen alle vier Angeklagten frei!

Wie es bei den Truppen ausſieht, davon kommen hin und wieder merkwürdige Beiſpiele an den Tag. Ein Garde-Artillerie Unteroffizier Schmidt iſt wegen Majeſtätsbeleidigung

verurtheilt, die er bei Sefeloge's Mordanfall auf den König ausgesprochen. Ein Oberfeuerwerker der Garde-Artillerie iſt aus gleichem Grunde verhaftet. —

Herrn Oberſten von Mosle geſprochen. —

Die Zeitungen ſind luſtig anzuſehen, wie ſie die Miniſterſachen behandeln: die Voſſiſche iſt Manteuffelisch, die Spenerſche Ladenbergisch, aber die Miniſter müſſen es verläugnen.

Es heißt jetzt wieder, daß die badiſchen Truppen nicht weiter ausmarſchiren. Preußens Ehre! —

Man hat öffentlich die Reihe der preußiſchen Könige aufgeſtellt, und dargethan, daß keine frühere Regierung der jetzigen an Schwäche, Unglück und Demüthigung gleichkommt. Das der Ruhm des vielgeſchmeichelten, lobſüchtigen Königs! Er wird von vielen Leuten aufrichtig bedauert, ſie ſagen, in ihm ſeien die vortrefflichſten Anlagen zu Grunde gegangen. Aber das Hofmilitair und der märkiſche Adel bedauern ihn nicht, die haſſen ihn unverſöhnlich! —

Notenwechſel zwiſchen Preußen und Oeſterreich, über den Bundestag, die Unien, die Militairkonventionen, Dänemark, Raſtatt, badiſche Truppen! — Wir haben ſchon nachgegeben, und werden ferner nachgeben. Preußen iſt trotz ſeines herrlichen Kriegsheers, ſeiner Finanzen und ſeines Beamtenheeres ganz herunter. Was hilft eine Waffe ohne die Hand, die ſie führt! —

Der Oberfeuerwerker der Garde-Artillerie R. iſt wieder frei; er war durch einen Konſtabler falſch angeklagt. Auch hübſch! —

Freitag, den 16. Auguſt 1850.

Geſchrieben: über Deutſchlands Zukunft, die von den Regierungen ganz und gar auf neue Revolution geſtellt wird, mit aller Gewalt bringen Sie es dahin! — Julibeft von Kolatſchek's deutſcher Monatsſchrift. Sendung aus Leipzig.

Beſuch von Herrn von Weiher, Nachrichten aus der Stadt, über Bürger, Handwerker, Tagelöhner; ſeitdem die Vereine wegen Polizeiſcheererei aufgegeben ſind, hat ein neues ſogenanntes Wühlen angefangen, die Erbitterung und der Trotz ſteigen mit jedem Tage, beſonders werden die Konſtabler gehaßt, und wo das Volk einen Augenblick die Oberhand hat, arg zerſchlagen; ihre Rohheit und Gewaltſamkeit wird nicht nur geſtattet von den Obern, ſondern anbefohlen, mit den gemeinen Leuten ſollen ſie keine Umſtände machen, nur gleich drauf los ſchlagen, damit Furcht unter das Volk komme.

Die Freiſprechung Häzel's macht ungemeines Aufſehn. Eine große Niederlage Manteuffel's, der ganzen Regierung und Reaktion. Aber dieſe Eiſenſtirnen ſchämen ſich nicht! Die Geſchwornen hatten große Luſt zum Verurtheilen, es ging nicht.

Nichts Neues aus Schleswig-Holſtein. Der Eifer ermattet.

Der Schuhmacher Häzel iſt nach ſeiner Freiſprechung noch in Zwangshaft gehalten und heute mit einem Zwangspaſſe nach Breslau in ſeine Heimath gewieſen worden. Verfluchte Willkürgewalt der Polizei, ſchandvolle Ungerechtigkeit! Und mit ſolchen Mitteln will der Staat gedeihen? Mit Ungerechtigkeit, Willkür, Bosheit und — Dummheit? Der germaniſch-chriſtliche!! vielmehr der undeutſch-unchriſtliche! — Ruhmvolle Regierung! —

Sonnabend, den 17. Auguſt 1850.

Geſchrieben; Beſuch von Weiher; Nachrichten von Bieky und ſeinem Schwager aus Columbus in Ohio, Nachrichten aus dem Berliner Bürgerleben. —

Streit in der Stadtverordnetenverſammlung, die Mehrheit, ſich dem Magiſtrat anſchließend, handelt offenbar geſetzwidrig, verletzt frech die Vorſchriften (Seidel!), und iſt dann

empört, wenn die Minderheit dazu die Hand nicht bietet! Ein Reſt von niederträchtigen, feigen, knechtiſchen Lumpen! —

Wie die jetzige preußiſche Regierung geſchickt ihre Ehre rettet: die preußiſche Beſatzung in Mainz erhält den Befehl, wenn die Oeſterreicher die Durchfahrt badiſcher Truppen nicht leiden wollen, dieſe mit den Waffen zu erzwingen; zugleich bekömmt der badiſche Hof die Anzeige aus Berlin, er ſolle keine Truppen mehr ſchicken!! Solche Harlekinade! Im Puppenſpiel zum Lachen für die Menge zu brauchen. —

Bei Friedrichsort kleines Seegefecht zwiſchen däniſchen und ſchleswig-holſteiniſchen Kanonenſchiffen. Die Dänen weichen. —

Die Ausweiſung der beiden freigeſprochenen Hägel'ſchen Genoſſen iſt eine rohe Gewalt, die ſehr erbittert. Die Regierung achtet ihre Gerichtshöfe nicht mehr, ihr bleibt auch der, den ſie freiſprechen, ein Verbrecher. —

Die Gothaer geſpenſtern in allen Blättern. —

Sonntag, den 18. Auguſt 1850.

Geſchrieben; über die Manteuffel'ſche Wahlordnung, das ſchändlichſte Machwerk, betrügeriſch und dumm, ohne die dahinter ſtehende Gewalt würde es der Regierung nicht einmal helfen. —

Die Rettung der Ehre Preußens, durch großmäulige Drohungen und verſichtige Abwendung des Falles, wo die Drohung eintreten müßte, läuft durch alle Zeitungen! Preußens Ehre hat heute ungefähr das Ausſehen, wie im November und Dezember 1806. Die Soldaten waren auch damals brav, aber die Offiziere, die Generale, die Staatsleiter! —

Daß die ſchleswig-holſteiniſche Regierung die Flüchtlinge aus England nicht zum Waffendienſte zugelaſſen, daß ſie alle

entſchiednen Demokraten zurückweiſt, das bricht ihr den Stab. Laß die Thoren, die Dünkler denn untergehen, oder ſich von dem Gelichter der Gothaer vertheidigen laſſen! Ich gebe keinen Pfennig für die Sache mehr! —

Graf von York hat in Schleſien durch den letzten Sturmwind großen Schaden, man ſagt für zehntauſend Thaler. Da wird er wo möglich noch reaktionairer werden.

Die Konſtablerwachtmeiſter Kaiſer und Fiſcher haben ſich ſolche freche Willkür und rohe, blutige Gewaltthaten erlaubt, daß es endlich zur ernſten Unterſuchung kommen ſoll. Dieſe Erzhalunken ſpielen in Berlin Herr und Meiſter, die ganze Bevölkerung iſt ihnen preisgegeben, ſie wirthſchaften wie türkiſche Paſcha's. Und Hinckeldey, Manteuffel, Brandenburg ꝛc. lächeln dazu, und thun als wäre nichts. Eine landesväterliche Regierung! Der König hat Recht: „Eine böſe Rotte in Berlin.“ —

„Ach, ſagte jemand neulich, man ſoll dieſe Leute, wie Kaiſer und ſeinesgleichen, nur ja gut aufbewahren und nicht zu ſehr verſchüchtern! wir werden ſie einſt nöthig haben, denn wer wird künftig die jetzigen Gewalthaber ſo gut faſſen und ſo ſchmählich und hart behandeln, wie ſie es verdienen, als grade dieſe bündiſchen Knechte?“ —

Montag, den 19. Auguſt 1850.

Geſchrieben. — Herr Ragazzoni, Profeſſor der Chemie an der Turiner Univerſität, beſucht mich, und bringt mir Grüße, Briefe, Autographen und Bücher von Herrn Riccardo Geroni, aus Turin. Ein ganzer Schatz liegt vor mir ausgebreitet, Autographen von Garibaldi, von Ugo Foscolo — ein köſtlicher Brief an ſeine Geliebte, von drei Folioſeiten! Geroni ſchreibt ſchmerzlich und beſorgt, eine öſterreichiſche Amneſtie ſogar würde ihm den Aufenthalt in Mailand nicht

gestatten, wohl aber seine Stellung in Turin nehmen! Er sendet mir seine Uebersetzungen des Götz von Berlichingen, des Ugolino, des Wallenstein'schen Lagers, und vieles andre Willkommene! — Herr Ragazzoni berichtet günstig über die Stimmung des piemontesischen Volkes, sie ist gegen die Pfaffen. —

Ausgegangen; bei Herrn Hartmann vorgesprochen, wegen der bevorstehenden Gemeindewahlen. Meine Wahlkarte bekam ich heute; erste Abtheilung. Alles willkürlich eingerichtet, ohne Prüfung und Rechenschaft. —

Alles heute strömt in's Opernhaus, Fräulein Rachel als Phädra zu sehen. Die Versuchung ist auch für mich groß, allein ich finde doch, daß ich es nicht wagen darf.

Wieder ein nutzloses Seegefecht vor der Kieler Bucht; die dänischen Dampfboote mußten weichen. —

Wenn die Schleswig-Holsteiner in ihre Reihen Polen, Magyaren, Italiäner, oder deutsche Demokraten aufnehmen, dann treten Russen und Preußen gegen sie auf, — so heißt es, und darum ist die Statthalterschaft so vorsichtig. Ganz gut, der Grund läßt sich hören, aber die Dänen können das thun, was jenen verboten ist! Was ist das für ein Kampf, in welchem die Waffen, ja der Sieg untersagt ist? —

In dem Alten Testament einiges nachgelesen; in Voltaire, in Stahr. Die italiänischen Sachen durchblättert. —

Der Gödsche-Freund Ohm wurde im Friedrich-Wilhelmstädtischen Theater entdeckt, ein Herr zeigte auf ihn, und sagte: „Ich habe gelogen!" Auf der Stelle wurde großes Geschrei: „Hinaus mit ihm! hinaus! Wir wollen mit keinem Ohm zusammen sein!" Der Schuft entwich eiligst. —

Die „Neue Preußische Zeitung" enthält Folgendes: „Wir haben es schon öfters ausgesprochen, „daß die Demokratie in Freud' und Leid zusammenhält und niemals ihre Opfer im Stich läßt." Den Hunderten von derartigen Beispielen

kann leider die Gegenpartei, — welche bei gefahrvollen Zeiten höchstens nur das bekannte Manoeuvre des Vogels „Strauß" vollführt — auch nicht ein einziges entgegenhalten. Zu der aus Brandenburg über Genthin mit Kourierpferden bewirkten faſt fabelhaften Flucht des wegen Hochverraths zu 12 Jahren verurtheilten Spandauer Bürgermeiſters Dr. jur. Zimmermann und zu den Bedürfniſſen ſeines nächſten Lebensunterhalts ſoll ſeine Partei wiederum eine Summe von 1200 Thalern aufgebracht haben. Die Relais ſollen ſo gelegt geweſen ſein, daß der in der Nacht ausgebrochene Flüchtling ſchon Morgens 8 Uhr in Hamburg eintraf; wo er ſich ſofort nach Helgoland eingeſchifft haben und dort noch jetzt — alſo unter engliſchem Schutz — ſich befinden ſoll." —

Dienstag, den 20. Auguſt 1850.

Nachricht über die geſtrige Phädra von Rachel: das Opernhaus war gefüllt wie in keiner der andern Vorſtellungen; der Ausdruck der Leidenſchaft gewaltſam und furchtbar; die Berliner haben Mühe, ſich auf den Standpunkt dieſer fremden Kunſtart zu verſetzen, ſelbſt die bewundernden Berichterſtatter, Rellſtab ꝛc. ſchwatzen in's Blaue hinein, der alte Gubitz kann nicht Franzöſiſch genug, und thut als ob er's verſtände. Uebrigens wird Rachel hier ſchnell vergeſſen ſein, wie die Bethmann, die Schröder, die Gläßler, und auch ſchon die Lind, nichts hält mehr vor, alles lebt vom Tage.

Veranſtaltete, beſtellte Angriffe in allen unſern ſchlechten Zeitungen gegen die braven Stadtverordneten, welche die ungeſetzliche Anmaßung des Vorſtehers Seidel und die knechtiſche Unterwürfigkeit der feigen Mehrheit nicht dulden wollten; ſie werden als Ruheſtörer ausgeſchrieen, und man ruft die öffentliche Mißbilligung gegen ſie auf. Frech und ſchändlich von dieſer Mehrheit und dem elenden Magiſtrat!

Nachmittags Beſuch von Herrn Ragazzoni. Humboldt wird er heute oder morgen aufſuchen. Nachrichten über Italien, Mailand, Piemont, über die Stimmungen und Hoffnungen, Ragazzoni denkt wie Cereni, wie Car, wie Paſini, wie Tauſende von Deutſchen. Die Verhaftung des Erzbiſchofs Franzoni hat weniger kirchliche als politiſche Urſachen, er wurde von Oeſterreich mehr noch als von Rom geleitet und aufgereizt; das Volk iſt gegen die Pfaffen. —

Abends bei *. Von der Rachel war viel die Rede, ich ſah wieder, wie ſchwach es mit dem Kunſtgeſchmack in Berlin beſtellt iſt! Es iſt wenig dahinter! Falſcher Enthuſiasmus, etwas techniſche Kenntniß, gar kein Verſtehen. Und dabei iſt ihnen immer bange, als müßte Kunſt und Wiſſenſchaft zu Grunde gehen! Das heißt doch nur ihre Zierereі und ihr Wichtigthun, die den Teufel nichts tangen! —

Mittwoch, den 21. Auguſt 1850.

Die „Urwählerzeitung“ enthält einen ſehr guten Artikel, der nachweiſt, daß es Preußen mit der Reichsverfaſſung (Unien) nie Ernſt geweſen! Allmählich ſieht man aus dem Verlauf der Sachen, was ich gleich anfangs mit Beſtimmtheit geſagt. In der Politik gilt es nur Vorherwiſſen, oft um einige Tage, ſogar um Stunden, — ſpäterhin iſt alles Gemeingut. —

Der Konſtablerwachtmeiſter Fiſcher iſt wirklich abgeſetzt, aber den geliebten Konſtablerwachtmeiſter Kaiſer will man höchſten Ortes gern behalten, der hat ſo wüthend auf die Volkspartei losgeſchlagen, den Vereinen mit frecher Gewalt den Garaus gemacht! Hinckeldey ſoll ihn doch gern los werden wollen; der Kerl hat öfters auch dem Präſidenten getrotzt. Eine ſchöne Wirthſchaft! Polizeiräthe wollen abdanken, weil ſie die ſchändliche Genoſſenſchaft nicht mehr ertragen.

Die „Kreuzzeitung“ wehklagt, daß in Potsdam die Gemeindewahlen ganz demokratiſch ausgefallen ſind, und beſchuldigt die eigne Parthei der Gleichgültigkeit, die Regierung der Verabſäumniß, ſie ſollte die gutgeſinnten Vereine ſtärker anregen und begünſtigen. Sie geſteht ein, daß die Regierung Gerechtigkeit und Geſetz nach ihren Zwecken partheiiſch anwenden ſoll, daß nicht dem einen Recht iſt was dem andern. —

In Schleswig einige Truppenbewegung. Fabius cunctator. —

Protokolle der Plenarſitzungen der Bundesverſammlung in Frankfurt am Main, ohne Preußen! Aber Mecklenburg-Schwerin will nun auch beitreten! Bald iſt die Union ganz kahl abgezehrt und Preußen ſteckt allein hinter dem Namen, nackt und bloß. Doch iſt es im Grunde, was man will. Nur da man es mit Lügen und Verſtellung erlangt, ſo ſieht es wie Schande aus, und iſt es auch. Radowitz bekommt ſtarke Püffe. —

Louis Bonaparte hat kein Glück auf ſeiner Rundreiſe. Man ſchreit ihm: Vive la république! Aber der Oberpräſident der Rheinprovinz Herr von Eichmann reiſt an die Gränze, ihm Glück zu wünſchen im Namen des Königs! —

In J. J. Rouſſeau geleſen, Diderot ꝛc. —

Baader ſpricht von Voltaire als von einem „Böſewicht“, weil er Chriſtus nicht erkannt hat; aber iſt denn Baader nun grade ein Böſewicht, weil er Voltaire nicht erkannt hat? Und für Baader war es leichter, Voltaire'n zu erkennen, als für Voltaire'n in der Verderbniß des katholiſchen Chriſtenthums in Frankreich den wahren Chriſtus. Dieſer findet zuverläſſig, daß Voltaire *wenigſtens* eben ſo ſehr ſein Jünger iſt, als Baader. —

Donnerstag, den 22. August 1850.

Geschrieben. Die frühere preußische Geschichte — bis 1840 — kommt mir wie ein abgeschlossenes Ganze vor, das in die spätere Zeit nicht hineinreicht. Mit dem genannten Jahre fängt eine neue Zeitrechnung an, aber nicht zur Ehre dessen, der den Namen dazu giebt; das alte Preußen hört auf, der Verstand, die Strenge, die Klugheit, ja selbst der Muth hört auf, und Phantasterei, Schlaffheit, Albernheit und Feigheit treten an die Stelle; wir waren so thöricht, dies alles, das freilich unter glänzender Hülle nahte, als vielversprechende Herrlichkeit zu begrüßen und aufzunehmen! —

Nachrichten aus Baden; alles ist dort, wie die Reaktion sagt, ganz unterwühlt, ganz preußenfeindlich, eben so in Darmstadt, Würtemberg, Thüringen; wie kann es auch anders sein? Haben die Regierungen seit zwei Jahren, daß sie mit voller Gewalt herrschen, auch nur das Geringste gethan, was zum Wohl der Völker, zu Gunsten der Freiheit wäre? Gar nichts, gar nichts! Zwei Fürsten haben sogar ihr Land und Volk nebst ihrer Fürstenwürde an Preußen verkauft; warum können nicht alle Völker auch von ihren Fürsten sich scheiden? Der Gedanke kommt den Leuten! —

Der hiesige Schwurgerichtshof hat die Brüder Wittenburg wegen Theilnahme am Aufstande in Baden — Hochverrath gegen den Deutschen Bund — zum Beil verurtheilt! Der Bund wird als bestehend angenommen, doch nicht der Bundestag! —

Freitag, den 23. August 1850.

Geschrieben. Ob die Völker noch zu versöhnen, wieder zu bethören sind durch die Regierungen? Die Deutschen, ja! Doch nicht mehr alle wie früherhin; die Italiäner, Magyaren und Polen schwerlich. — Besuch von Weiber; über die Gemeindewahlen, in der ersten Klasse hat die Volkspartei gar

keine Aussicht, in der zweiten einige, sichre nur in der dritten. Schändliche Scheinfreiheit, gefälschtes Wahlgesetz! —

Stimmungen längstvergangener Tage kommen mir zurück, Stimmungen, in denen ich ganz glücklich war, und noch glücklich sein kann, wenn mir nur nicht einfällt, daß sie unwiederbringlich vergangen sind; bisweilen fällt mir dies nicht ein, ich lebe ganz in alten Szenen, (Wetter, Luft, Bäume, sind eine Hauptsache dabei,) doch dann plötzlich fällt es mir ein, wie ein Erwachen, und der schöne Traum ist fort. Heute steht mir Rahel vor der Seele, im Hochberg'schen Garten, in Heidelberg, und so gedenk' ich auch Tettenborn's, Bentheim's, und der ganzen Umgebung! Für solche Schwermuth und Sehnsucht find' ich nirgends einen so hinreißenden Ausdruck wie bei Goethe. —

Ich war oft in dem Fall, entscheidend für mein Leben zu wählen, ich weiß keinen einzigen, wo ich nicht das Rechte gewählt hätte, das für mich einzig Angemessene, das ich nie bereuen durfte. Wie gut, daß ich im Frühjahr 1809 nicht in gesicherter Bahn als Arzt in Hamburg bleiben wollte, sondern nach Oesterreich in den Krieg ging, wie gut, daß ich allen andern Lockungen widerstehend die geliebte Rahel mir verband, wie gut, daß ich im Jahr 1817 nicht in württembergische Dienste trat, so glänzend auch sie mir sich anboten! Was würde wohl aus mir geworden sein?!

Der König soll außer sich sein vor Grimm darüber, daß in deutschen Blättern gedruckt steht, er sei der schlechteste von allen Königen, die Preußen noch gehabt habe, er sei kein Mann, habe weder Muth noch Verstand noch Bildung, und sei der Abscheu seiner Unterthanen. Es ist nur auffallend, daß ihm dergleichen was macht; bei seinem Verfahren, bei seinen Aeußerungen, muß er ja längst auf allen Beifall verzichtet haben; nach und nach hat er alle Klassen beleidigt, nachdem er vorher ihnen geschmeichelt hat, das Heer, die

Bürger, die Beamten, den Adel ꝛc. Mit den meisten großen Städten des Landes ist er in Hader, mit Berlin, Königsberg, Breslau, Düsseldorf, Köln, und ist voll Zorn, daß die Leute sich aus seiner Ungnade nicht mehr machen; denn daß die Bezeigungen der Magistrate, die er feig und niedrig weiß, nichts bedeuten, das weiß er recht gut. Die Königin soll auch sehr verstört und erbittert sein, und auf den König übel wirken. —

Das Ministerium hier hat eiligst dem Magistrat Recht gegeben gegen die Oppositionder Stadtverordnetenversammlung. Magistrat und Ministerium sind einander würdig! —

Die Cholera greift um sich, und tödtet schnell!

Sonnabend, den 24. August 1850.

Keine Lust zum Schreiben, keine dringende Anregung. König und Königin haben die größte Furcht vor der Cholera, deren diesmaliges heftiges Auftreten die Gemüther ungewöhnlich beängstigt. Es sollte mich nicht wundern, wenn der ganze Hof plötzlich reißaus nähme, es braucht' nur ein Hoflakai an der Cholera zu sterben! Der Minister von Manteuffel ist auch ein rechter Hase, der liefe dann mit fort; möchten sie alle laufen! —

Todesfälle von allen Seiten, in Paris Balzac, in Nordernen Prondschinski, in Wien der Dichter Lenau. —

Ich habe doch noch einiges geschrieben, aus der Unlust entstand die Lust, facit indignatio versus! Ich mußte mir einige Genugthuung geben, und gab sie mir. Ueberliefern will ich wenigstens die Gesinnungen und Stimmungen unsrer Zeit, wenn ich schon verhindert bin, sie in lebendiger That unmittelbar wirken zu machen! —

Der Präsident von Frankreich erntet auf seiner Rundreise wenig Ehre; vive la république, hört er überall. —

In Goethe gelesen, in Layard, in Geroni's Uebersetzung des „Götz von Berlichingen". —

Sonntag, den 25. August 1850.

Brief aus Breslau von Herrn Professor Gubrauer (v. 11.) nebst seiner Monographie „Die Weissagung von Lehnin". Er schreibt mir, daß er nicht nur die Herausgabe der Briefe Goethe's an Knebel übernommen, sondern auch die Fortsetzung des Danzel'schen Leben Lessings. Und so fehlt es ihm fürerst an angemessener Arbeit nicht. —

Schon ein paarmal traf ich mit dem General von Wrangel auf der Straße zusammen, der grade zur Parade ging, von seinen Adjutanten begleitet. Er sah ziemlich kassirt aus, und befliß sich einer übergroßen Leutseligkeit, grüßte jeden Straßenjungen verbindlichst, und war im Ganzen eine lächerliche Erscheinung; an sein Heldenthum beißt nur der dümmste Philister noch an, die Reaktion hat längst diese Täuschung fahren lassen, und spottet und schimpft auf ihn; seine eignen Adjutanten schämen sich etwas seiner kläglichen Erscheinung. —

Zu Hause noch die Gubrauer'sche Schrift durchgelesen; sie hat viel Gutes, für mich aber war sie nicht nöthig. Daß die Weissagung nicht alt, sondern aus dem Ende des siebzehnten Jahrhunderts sei, steht fest. Gubrauer stellt die Vermuthung auf, der Jesuit Wolf, der einflußreiche Vertraute (nicht Beichtvater) des Kaisers Leopold, könne sie verfaßt oder veranlaßt haben; sie ist entschieden gegen die Hohenzollern und für die katholische Kirche. Der Prediger Meinhold wird mit seinen ungründlichen Vermuthungen und Fuchsschwänzereien von Gubrauer derb abgeführt. (Meinhold, der Verfasser der Bernsteinhexe, die dem Könige so sehr gefallen hat!) —

Die demokratische Parthei macht jetzt gar kein Aufsehen, wirkt nur im Stillen; das ängstigt die Regierung, und diese

iſt mißtrauiſcher als je. Wie wird es erſt ſein, wenn die Preſſe ganz unterdrückt iſt! —

Montag, den 26. Auguſt 1850.

Geſchrieben. Eine gewöhnliche Rede ſagt, unſre Völker ſeien zur Republik nicht reif, ſeien zu verderbt, die Selbſtſucht laſſe keine Tugend beſtehen, die doch in der Republik am ſtärkſten ſein müſſe. Ein ſchwaches Folgern, das ſchon vorausſetzt, die Monarchie ſei nichts an ſich Gutes, ſei nur ein Nothbehelf. Ich aber läugne jene Verderbniß, inſofern die Völker damit belegt werden: ſie iſt vorhanden, aber nur in den obern Regionen, in den Klaſſen, die ſich bisher vorzugsweiſe als regierende benehmen, innerhalb deren jede Regierung bis jetzt ihre Werkzeuge findet; im untern Volk iſt dieſe Verderbniß gar nicht, ſondern nur Rohheit, aus der ſich aber alles machen läßt. Wenn alſo Republiken entſtehen ſollen, ſo muß freilich jener Schaum von Bildung abgeworfen werden, es müſſen die obern Klaſſen aus der Regierung ausſcheiden, und da ſie das nicht gutwillig thun, verfolgt, verdrängt, theilweiſe ausgerottet werden; der Reſt des Volkes wird ſchon für die Republik taugen, und Talent und Tugend genug darbieten.

Beſuch von Weiber. Anekdoten. Wittgenſtein hat den Freiherrn von Stillfried gefragt: „Wie ſind Sie doch hier ſo ſchnell in Gunſt gekommen? Haben ſie nicht ſo ein paar alte Tanten hier am Hof, die Ihnen fortgeholfen?“ — Die Liebhabereien des Königs waren Stillfried's alte Tanten. —

Der König will eine Erklärung erlaſſen, daß er ſein Wort gehalten habe, wenn aber die Fürſten einer nach dem andern die Union verließen, ſo könne er ſie nur aufgeben, und ſage ſich daher von ihr los. — „Mit dem Wortbalten aber iſt es nicht richtig; ſonſt müßte die octroyirte Verfaſſung ja gleich nach ihrer Annahme durch das Erfurter Parlament in Wirk-

ſamkeit getreten ſein. Dem Volke iſt nicht Wort gehalten, nicht dem preußiſchen, nicht dem deutſchen. Von Anfang nur Lug und Trug und Verrath." —

Die Schlechtigkeit der ſchleswig-holſteiniſchen Regierung kommt täglich mehr an's Licht! Reventlow und Beſeler huldigen den Kabinetten, ſchmeicheln ihnen, ſind ariſtokratiſch-reaktionair, und es hindert nichts, als die Zufälligkeit ihrer beſondern Lage, daß ſie recht gut mit Brandenburg-Manteuffel gehen könnten; ihre Verbindung mit den Gothaern würden ſie gleich aufgeben, wenn es nöthig wäre, ſie ſind bereit, die Gothaer zu verläugnen, wie dieſe die Volksſache verläugnet haben.

Italiäniſches geleſen, von Riccardo Geroni ꝛc. —

Frau von Goethe und Mrs. Jameſon ſind hier angekommen. —

Dienstag, den 27. Auguſt 1850.

Das herrliche Jahr 1848 hat doch mehr Kraft entwickelt, als die zwei folgenden der Reaktion, dieſe hat binnen zwei Jahren nicht zerſtören können, was jenes hervorgerufen; die geiſtige Wirkung kann in hundert Jahren, kann nie zerſtört werden, aber auch die rein äußerliche ſteht nicht nur, ſondern befeſtigt ſich. Mir thut es leid, daß die Reaktion ſo langſam iſt, denn ſie muß erſt überall tabula rasa gemacht haben, ehe der Boden neue revolutionaire Frucht bringen kann; ſolcher Frucht aber bedürfen wir jetzt, die Treuloſigkeit und Wortbrüchigkeit der Regierungen hat keinen andern Ausweg übrig gelaſſen! Wie glücklich könnten die Fürſten ſein, wenn ſie es redlich gemeint hätten, die Völker wären ihnen auf Jahrhunderte verbunden geblieben! Jetzt iſt es ein Krieg auf Tod und Leben, Feind ſteht dem Feind gegenüber. —

Es heißt, nächſtens werde Deſſau einen preußiſchen Miniſter bekommen und ſeine Verfaſſung verlieren. O noch viele

Länder müssen ihre Verfassungen verlieren, vor allem Preußen die seinige! Es ist noch sehr viel zu thun. Fleißig! —

Guter Artikel der „Urwählerzeitung“ „Friedensträume“. — Ueber Wahlsachen verhandelt.

Ich ging nicht mehr den Abend aus, und arbeitete so ziemlich. Unter andern hab' ich die Briefe des Gesandten von Küster an mich aus dem Jahre 1817 durchlaufen, und seltsame Betrachtungen darüber anzustellen gehabt. Er war ein schlaffer, pedantischer Mann, dabei im Ganzen gutmüthig, nur wo seine Kleinlichkeiten in's Spiel kamen, wurde er widrig und bitter; wir waren immer in bestem Vernehmen, ich meinte es redlich gut mit ihm, und er mit mir nicht schlecht, ich hatte mich seiner nur zu loben; aber als ich den großen Orden bekam, nach welchem er getrachtet hatte, da war er außer Fassung, wie umgewandelt, voll Neid und Mißlichkeit. Von dieser Zeit an hat er mir auch geschadet, so viel er konnte. Ich hatte ihm nichts weggenommen; daß meine untergeordnete Stellung eine ansehnliche und einflußreiche geworden, das lag in meinen persönlichen Verhältnissen, in meiner Thätigkeit; er konnte doch nicht verlangen, daß ich um seinetwillen meine Eigenschaften unterdrücken, mich unbedeutend halten sollte! Schon früher, im Herbste 1817, verschnupfte ihn meine Aufnahme am Stuttgarter Hofe, daß man mich immer allein ohne ihn einlud, aber dafür konnt' ich doch ebenfalls nichts. Seine Frau und Tochter bestärkten ihn sehr in kleinlichem Ehrgeiz und kleiner Eifersucht. Nun, er konnte sich trösten, in weltlichen Ehren bracht' er es ja viel weiter als ich! —

Nachrichten aus Schleswig-Holstein, man traut der Statthalterschaft nicht recht mehr, man versichert, sie unterhandle heimlich, obschon sie dies abläugnet, ihr aristokratisches, ihr gothaisches Wesen schreckt alle Volksfreunde ab.

Italiänisches gelesen, Geroni, Manzoni ꝛc. —

Mittwoch, den 28. August 1850.

Goethe's Geburtstag. Ich wollte sie ließen ihn ungefeiert, in solcher düstern Zeit muß man schweigen, trotzen, harren! Und die Nichtswürdigen, die sich zu solcher Feier mit herandrängen, die bei ihr vorherrschen! Mich reut meine vorjährige Theilnahme an den Philisterberathungen, an den Betteleien bei Theatern und Fürsten. Und wie jämmerlich fällt alles aus! Natürlich, eine zerrissene, geknechtete Nation! Er sagt es selbst: „Weisheit im Sklaven verstummt". —

Besuch von Weiber; Neuigkeiten aus der Stadt; Militairsachen; Brief aus Stettin von Dr. Eichholz, dessen Zeitung nur unter der Bedingung noch den Postvertrieb hat, daß sie keine politischen Leitartikel mehr giebt! Ein schändliches Markten von der Behörde! —

Die Mehrheit der Stadtverordneten hat gestern in geheimer Sitzung achtzehn ihrer Mitglieder, die nicht zugezogen worden, für immer ausgeschlossen. Diese achtzehn gehörten zu den vierundzwanzig, welche neulich nicht leiden wollten, daß der Vorstand Seidel die Geschäftsordnung willkürlich verletzte. Diese Ausschließung ist eine wichtige Thatsache, man wird sie künftig als Beispiel benutzen, gegen die Schlechten, welche jetzt die Mehrheit bilden.

Krackrügge in Erfurt wegen Preßvergehen zu drei Monat Gefängniß verurtheilt! Armer Krackrügge! —

Die Konservativen jammern laut über die Gleichgültigkeit ihrer Partheigenossen, und reizen auf alle Weise zur Betheiligung an den Gemeindewahlen auf. Die Demokraten arbeiten im Stillen, obschon ihre Aussicht auf Erfolg gering ist. —

Wenig geschrieben. Sehr viel im Petrarca gelesen, Sonette und Canzonen. Ich hatte seit vielen Jahren die Schlegel'schen Uebersetzungen nicht angesehen, holte sie hervor, und verglich einige, sehr verwundert, sie so hart und ungelenk zu finden.

Die Canzone Italia mia nimmt ſich unter den weichen Liebesgedichten wie ein Eiſenſtab aus.

Der Friedenskongreß in Frankfurt am Main beendigt. — Der Legitimiſtenkongreß in Wiesbaden ebenfalls. Der Herzog von Fitz-James, der dort einem Deutſchen den Hut vom Kopfe ſchlug, hat dafür einen Fauſtſchlag in's Geſicht bekommen, und damit zugleich die Anweiſung, daß jeder Deutſche dem Lumpenkerl einen Tritt geben darf. — Die alten Koblenzer! Wartet, Kanaillen! —

Der Fürſt von Metternich treibt in Brüſſel vornehm Allotria, ſpricht mit Eifer von Kleinigkeiten, iſt dabei ſehr taub und auch ſonſt herunter. Die Fürſtin ſehr krank, iſt gereizt und wild; ſie ſieht alles ſehr düſter: »Croyez-moi, rief ſie mehrmals einem Beſuche zu, nous finirons tous par la guillotine! c'est le sort qui nous est réservé à nous tous!« Sie könnte Recht haben. —

Donnerstag, den 29. Auguſt 1850.

Einen Major vom Generalſtabe geſprochen, der ſich als alter Bekannter benimmt, deſſen ich mich aber gar nicht erinnere. Er ſagte, ſeine ſchwarzrothgoldne Kokarde verwahre er ſorgfältig, es werde doch noch die Zeit kommen ſie zu tragen. Ich erwiederte, das müſſe ich bezweifeln, wenn die Zeit komme, die er meine, ſo würde es wohl die rothe Kokarde ſein, die uns geboten würde! —

Eine wahre Wuth hat den Leichenkommiſſarius Seidel und ſeinen Anhang von Stadtverordneten befallen, Ungeſetzlichkeit, Verläumdung, Lüge, Gewalt, alles iſt ihnen recht gegen die verfolgte Minderheit. Die „Kreuzzeitung“ ſchürt dieſes Wuthfeuer, und bringt all ihr Gift zu Tage. — Sie nennt die achtzehn ausgeſtoßenen Stadtverordneten, um ſie dem Haß und der Verachtung bloßzuſtellen, mir thut ſie einen Gefallen damit, weil ich die Namen wiſſen wollte um ſie zu

ehren; möchte ſie nur auch die Namen der Ausſchließer nennen, die Liſte muß im öffentlichen Gedächtniß gut aufbewahrt werden. Man muß die Hundsfötter, unter denen man lebt, wenigſtens kennen. —

Der Geſandte Bunſen kehrt vom Rhein nach England zurück. Er durfte nicht nach Berlin kommen, ſo ſehr es der König wünſchte, der Prinz von Preußen hat es nicht erlaubt. —

Beſuch vom Kreisgerichterath M. aus Poſen. Ueber Schulze-Delitſch, der aus Ungnade mit ſechshundert Thalern Gehalt als Hülfsrichter nach Wreſchen verſetzt worden; er lebt aber da das vergnügteſte Leben mit den vornehmen Polen, geht mit Poninski auf die Jagd ꝛc. Einer der tüchtigſten Männer, und der noch wieder auftreten wird! —

Nachricht, daß Louis Philippe am 26. zu Claremont Morgens geſtorben ſei. Siebenundſiebzig Jahr iſt der Intrigant und Betrüger alt geworden. Sein Tod iſt nicht wichtig. —

Der Präſident Bonaparte kehrt von ſeiner Rundreiſe mit Schimpf und Schande heim. Zuletzt in Metz und Nanci hat er noch die ſchlimmſten Dinge zu verſchlucken gehabt. —

Ich blieb den Abend zu Hauſe und konnte ziemlich arbeiten. In Petrarca geleſen, und andres Italiäniſche. —

Das Blut wallt mir in den Adern aus Empörung über die Schändlichkeit unſrer Polizeiregierung, ich ſage nicht Hinckeldey oder Kayſer oder Manteuffel, denn es iſt die ganze Regierung, die hier zu beſchuldigen iſt! Ein Arzt Dr. Dulk, ſeit zehn Jahren hier anſäſſig, wird ausgewieſen, und da er dem Befehl nicht Folge leiſtet, in Haft geſetzt. Er ſoll auf der Straße den Bürgermeiſter Naunyn angeſehen und geſagt haben „Fürſtenknecht!“ Deßhalb wird er ausgewieſen. Er läugnet die Sache, er verlangt gerichtliches Verfahren, nein, er wird ausgewieſen! Und hätte er es geſagt, nun ſo giebt es ja Geſetze und Gerichte, mög' er die Strafe leiden, welche dieſe ausſprechen, aber nicht eine willkürliche, unverhältniß-

mäßige. Da hört alles Recht und Geſetz auf, da kann die Polizei ebenſo gut das kleinſte Vergehen, und ein unerwieſenes, mit Auspeitſchung, mit Zuchthaus beſtrafen. Das iſt eine Paſcha-Regierung, eine türkiſche, wenn auch dieſe Gewaltmenſchen ſich germaniſch-chriſtlich nennen! — Ein andrer Fall! Berends, Streckfuß und Andre ſind von dem Scheigen Kaiſer geſchlagen worden, nun zieht man ſie noch vor Gericht, unter der Anklage, ſie hätten ſich widerſetzt. Im beſten Falle werden ſie freigeſprochen, aber der Hund Kaiſer nicht beſtraft. Man ſagt, daß dieſer unter dem beſondern Schutz des Königs ſtehe. — So darf auch die Fälſchung und Lüge Ohm's nicht weiter verfolgt werden. — Alles recht teufliſch boshaft und niederträchtig! Wie können die Urheber und Billiger ſolcher Wirthſchaft je Gnade hoffen! Und die Bethrüder der „Kreuzzeitung" ſind mit dabei. —

Freitag, den 30. Auguſt 1850.

Mir träumte, ich ſei im Gefängniß, auf Stroh gelagert, aber mit Büchern, Schreibzeug und Papier verſehen, auch durch heimlichen Beſuch erfreut; ein Freund brachte mir eine Sammlung noch ungedruckter Briefe Voltaire's, in die ich mich ſo vertiefte, daß der Aufſeher mich erinnern mußte, es ſei alles zu meiner Flucht bereit; ich wollte aber nicht fliehen, und indem ich die Sache noch überlegte, erwacht' ich. Die Bilder blieben lange.

Die „Urwählerzeitung" zeigt heute ſehr witzig, wie die Kabinette für das ſtreiten, was ſie ſelber gar nicht wollen, Preußen für die Union, Oeſterreich für den Bundestag. Ihre Ohnmacht, ihre Unfähigkeit, ihre Verwirrung, ihre Treuloſigkeit, ſtehen hell am Tageslicht; aus Schimpf und Schande kommen ſie nicht heraus! —

Italiäniſches geleſen, Sonette von Petrarca, den Text von Cimarosa's Oper »il matrimonio segreto«.

Die „Augsb. Allgemeine Zeitung“ vom 25. August No. 237 enthält von Häring einen Artikel „ — Berlin, 21. August“, der eine gut geschriebene, schwungvolle Verachtung der elenden Lage Preußens giebt; für den König wird er sogar beleidigend, und die „Kreuzzeitung“ ermangelt nicht, gebässig darauf aufmerksam zu machen! Politisch unreif, ist der Artikel schriftstellerisch sogar sehr gut. —

Die demokratischen Wahlversammlungen werden von der Polizei aufgelöst, wenn auch gar nichts anderes vorkommt, als Stimmenprobe für die vorgeschlagenen Kandidaten. Die Reaktionspartei hat volle Freiheit, ja sogar in den sogenannten neutralen Gesammtversammlungen wird der Volkspartei Schweigen auferlegt — Nicht erst jetzt, zu den Wahlen, schon lange vorher waren die Reaktionairs in ihren Vereinen organisirt, gegliedert, in hierarchischer Abstufung. —

Sonnabend, den 31. August 1850.

Die Gemeinderathswahlen beschäftigen die Bürgerschaft lebhaft, die Volkspartei hat wenig Aussicht für ihre Kandidaten, über zwölftausend früher Wahlberechtigte haben ihr Wahlrecht verloren, die konservative Parthei wird von oben mit allem Eifer begünstigt, ihr erlaubt die Polizei Vereine mit Gliederungen und Verzweigungen zu bilden. Man schämt sich nicht, für die neue Bürgermeisterwahl neben Herrn von Patow die alten — Krausnick und Naunyn als Kandidaten zu empfehlen! Und das Manteuffel'sche Lügen-Wahlgesetz wird einen der letztern durchbringen. Pfui! —

Dr. Dulk ist der Haft entlassen, auf die Bedingung vorläufig aus Berlin zu gehen; seine Sache giebt er darum nicht auf; aber die Polizei will fürerst Recht haben, selbst wenn es ihr später abgesprochen werden sollte. Diese Behörde ist kindisch eigensinnig, eben so sehr wie bosshaft und gemein. —

Der General von Radowitz — dieser Kroat, wie ihn die „Kreuzzeitung“ nennt, — schwitzt und brütet über neuen Vorlagen für einen Zusammenhalt Deutschlands, Verfassung kann es nicht heißen. Der Teufel, sein guter Freund, helf ihm! —

Man erzählt von ausgelassener Lustigkeit des Königs und von großer Niedergeschlagenheit desselben; jene sei gemacht, sagt man, diese natürlich; er fühlt seine Ruhmlosigkeit, und das macht ihn unglücklich; das Jahr 1848 wollen ihm die Leute nicht vergessen, die damaligen Versprechungen verzeiht ihm die Reaktion nicht, weil er sie gemacht, das Volk nicht, weil er sie nicht erfüllt hat. Die Erwerbung der schwäbischen Fürstenthümer giebt ihm nicht die Befriedigung, die er sich davon versprach. „Gekauft, sagt man, für Pensionen, ein ächter Hohenzollern, hat doch sein Ahnherr die Mark durch ein Pfandgeschäft erlangt! Von Gottes Gnaden!! Und ein schönes Beispiel giebt er, wie man mit Souveränetät umspringt! Könnte der Kaiser von Rußland nicht von ihm eben so Preußen zu kaufen verlangen? Waare, nichts als Waare!“ —

Im Petrarca gelesen. Seine Wehklagen nach Laura's Tod sind doch ächt, kommen vom Herzen und gehen zum Herzen. —

Die sechste Lieferung der „Berliner Revolutions-Chronik“ (Berlin, bei Gustav Hempel) giebt die umständlichsten Einzelheiten aus den Märztagen des Jahres 1848, und unter diesen ist sehr pikant, daß zu einer Kollekte für die Erbauer und Vertheidiger der Barrikaden an den Ecken der Kommandantenstraße der Geh. Kabinetsrath Illaire 10 Thaler, die Frau Minister von Mühler 25 Thaler beigesteuert haben! —

Die „Kreuzzeitung“ in ihrer Rundschau preist und wünscht Bürgerkrieg! Er wird kommen, *nicht zu ihrem Heil*. Gerlach! Gerlach! —

Sonntag, den 1. September 1850.

Unruhiger Schlaf, Traum von Oeſterreich, das ſich weit über Preußen erhob, Preußens Fürſten der Reihe nach vorbeigezogen in trauriger Geſtalt; nur Friedrich der Große und der große Kurfürſt leuchteten. — In Verſtimmung aufgewacht, die Zeitungen geleſen, ziemlich leer. — Geſchrieben. —

Ausgegangen; bei Kranzler ein ſchleswig-holſteiniſcher Offizier in Uniform; über die Linden durch den Luſtgarten nach der Spandauerbrücke gegangen. — Ein paar konſervative (das heißt reaktionaire) Herren hatten mich ſprechen wollen wegen der Gemeindewahlen; mir lieb, daß ich den Beſuch verſäumt habe. —

„Wie lange wird unſer Zuſtand noch dauern, wie weit iſt es noch bis zur neuen Revolution?“ Wünſcht ſie nicht zu eilig herbei! Sie wird von Gräueln begleitet ſein, eine harte Prüfung, eine furchtbare Verſuchung! Das Rachegefühl wird in jeder Bruſt größer ſein, als das Freiheitsgefühl. Dies danken wir der blutigen Reaktion, der gottvergeſſenen Wortbrüchigkeit derer, die ſich von Gottes Gnaden nennen. Die Zeiten weiß der Menſch nicht, die Looſe ruhen im Schoße der Götter. Aber bis die Zeiten kommen, muß noch viel geſchehen; an der Arbeit, die vorliegt, können wir abmeſſen, daß wir noch nicht ſo nahe ſind. Wir haben noch öffentliches Gerichtsverfahren und Geſchworne, noch einen Reſt Preßfreiheit, Auswanderungsrecht, den Schein aller Freiheitsrechte, Wahlen, Kammern, eine ſogenannte Konſtitution, einen vereideten König! Erſt müſſen die Kammern geſprengt, die Konſtitution für abgeſchafft erklärt werden, ja, ehe die Kammern eingeriſſen, müſſen ſie erſt neu gebaut werden, das heißt eine Pairskammer, gebaut zum Einreißen. (Wie im Nürnberger Armenſünder-Strickzeug, damit ein Ring abfalle, erſt viele hinaufgeſpielt werden müſſen.) Denn eine Pairs-

kammer will der König nur, um die jetzige erste umzureißen, keineswegs um ihrer selbst willen, schon weil sie auch ein Unterhaus, eine Deputirtenkammer voraussetzt. — „Gut, alles das ist menschliche Rechnung, da muß noch viel geschehen, da kann's noch lange dauern; aber Sie selbst berufen sich auf die Götter, auf die Vorsehung, deren Mittel und Rechnung nicht unsre sind, da kann ja plötzlich eintreten, wodurch der Gang abgekürzt wird, alles mit Sturmeseile heranfliegt, was sich langsam nähern sollte, wo die aufgezählte Arbeit erlassen wird?" O diese Möglichkeit steht als solche mit in meiner Rechnung, und in Rücksicht ihrer muß ich zugeben, daß morgen geschehen kann, was Jahre zu erfordern schien. — Es ist alles anders, sagte Rahel. Nichts Erlangtes ist völlig dem Gewünschten gleich. — Immer kommt Unerwartetes. —

Im Petrarca gelesen, im Silvio Pellico.

Montag, den 2. September 1850.

Besuch von Herrn von Weiher; über den Zustand von Schlesien, die Regierungsmacht herrscht unbestritten, aber nur durch Gewalt, über gährende Unzufriedenheit, drohende Noth; kommt es zu Ausbrüchen, so werden die Gutsbesitzer, die Edelleute einen schweren Stand haben; sie werden todtgeschlagen oder verjagt, nach dem Beispiel im nahen Galizien. So berichten Männer, die keiner politischen Parthei angehören, aber die Augen offen haben.

Nachricht von den Gemeindewahlen; die reaktionaire Parthei, Regierung, Magistrat, Stadtverordnete (die jetzigen!), Beamte, Privilegirte aller Art, üben die schamloseste Ungerechtigkeit, fälschen die Kandidatenlisten, machen gesetzwidrige Umtriebe, schüchtern ein, verlocken, alles in frechster Weise, und es giebt gar keine Kontrolle über die Redlichkeit der

Stimmenzählung! Die heute und geſtern ſtattgehabten Wahlen der dritten Klaſſe, der einzigen, in welcher die Demokratie einige Hoffnung hatte, ſind gänzlich terroriſirt worden. —

Die ſechs Stadtverordneten, welche von der infamen Mehrheit dieſer beſudelten Verſammlung noch verſchont und nicht ausgeſchloſſen worden, Bote, Burau, F. R. Elsholz, Höhne, Kirchheim und Klix, haben ihr Amt niedergelegt, und dies der Verſammlung in einem ſcharfen Schreiben angezeigt. Ehre den braven Männern! —

Im Petrarca geleſen, in Geroni's Aufſätzen, Franzöſiſche Blätter durchgeſehen. — „Römiſche Studien, von Keſtner, Berlin, 1850." Schwerfälliges, wichtigthuendes Kunſtgeſchwätz; ekelhaft in dieſen Tagen, trotz ſeiner anſtändigen Haltung! Großentheils gegen Goethe und für die von ihm getadelte ſchwächlich-chriſtliche Richtung. —

Jemehr ich mir die Sachen überlege, jemehr ich zurückblicke in die Vergangenheit, deſto mehr überzeuge ich mich, daß wir den ungeheuerſten Weltveränderungen entgegengehen. Nichts Einzelnes gilt, nichts Einzelnes iſt Zweck, ſondern ein großes Ganzes. Die Welt iſt in Verbindung wie noch nie; das achtzehnte Jahrhundert iſt klein gegen das neunzehnte, die Gebiete der Bewegung ſind übergroß geworden. In Frankreich das Wohl des untern Volks, in Deutſchland die Einheit, in den katholiſchen Ländern das Pfaffenthum, in England die Kämpfe gegen die beengte Denkart, in Rußland die Verſchwörungen, alles ſind Zeichen eines gemeinſamen Ringens. Wir werden nicht nur neue Staaten, wir werden eine neue Denkart (Religion) bekommen. —

Die Wahlberathungen der Volkspartei ſind nicht geduldet, ſondern gleich im Beginn polizeilich aufgelöſt worden, die der Reaktion durften ſogar gegen das Geſetz in organiſcher Gliederung ſich verbinden. Niederträchtig, ehrlos iſt dies Verfahren, niederträchtig, ehrlos iſt die Regierung, die

ſo verfährt! Warum ernennt ſie nicht lieber die Gemeinderäthe, da ſie doch nur ihre Knechte duldet?

Dienstag, den 3. September 1850.

Eines iſt merkwürdig bei den jetzigen Wahlen, daß die Reaktion ſich überhaupt noch dieſer Form unterwirft, daß ſie nicht lieber durch Gewalt regiert, offen erklärt ſo und ſo will ich es! Iſt es Ungeſchicklichkeit oder Feigheit? Beides zuſammen! —

Ein hoher preußiſcher Offizier iſt über die Zerrüttung, das Unkenntlichgewordenſein des alten Preußens, über die verworrne, unſittliche, feige Wirthſchaft, wie er den jetzigen Zuſtand nennt, ſo unwillig, daß er neulich meinte, er werde dazu lachen, wenn Preußen ein neues Jena finde, das jetzige verdiene nichts Beſſeres, und die tapfern Truppen dienten zu nichts, wenn — die Feigheit, die Unmannhaftigkeit an der Spitze ſtehe. Dies wurde bei Kranzler erzählt. —

Warum bleibt die Polizei dabei ſtehen, nur ſolche Perſonen auszuweiſen, die nicht hier geboren, nicht Bürger und Grundbeſitzer ſind? Ich weiß es nicht; niemand hindert ſie, auch Bürger auszuweiſen, und ſie wird es ſchon thun; ſie wird lachen über jeden Einſpruch. Die Gerechtigkeit iſt abgeſchafft bei uns.

Buchhändler Stargardt beim Kriminalgericht verklagt wegen Verbreitung der bei Keil in Leipzig gedruckten Schrift über die Gefängniſſe der hieſigen Stadtvoigtei. — In Leipzig Hausſuchung bei Keil. —

Die Wahlen für den Gemeinderath ſind auch in der dritten Klaſſe ganz konſervativ K. h. reaktionair ausgefallen, unter einigen dreißig iſt höchſtens Ein Demokrat. Die Reaktion durfte ſich gegliedert organiſiren, die Volkspartei nicht. Unwürdigkeiten und Fälſchungen ſind in Menge vor-

gekommen. Thut nichts! Habet nur einen elenden Gemeinderath, je elender er iſt, deſto beſſer zum Wegwerfen!

Preußen regt ſich wegen Neuenburgs; Rußland und Oeſterreich ſtimmen ihm bei, Frankreich ohne Zweifel auch, und England wahrſcheinlich. Wie wird die Schweiz ſich verhalten? So oder ſo, ſie muß auch in den allgemeinen Schmelztiegel, ſie muß unterdrückt werden, ſo gut wie Schleswig-Holſtein. Wenn erſt alle Nationen wie die Polen ſind, wie die Magyaren und Italiäner, wie die jetzigen, noch vor kurzem ſo dünkelhaften Deutſchen, dann, — — —

Mittwoch, den 4. September 1850.

Die kurheſſiſche Ständeverſammlung, welche die Steuern verweigert hatte, iſt aufgelöſt und dafür die Reſerve der Truppen einberufen. Ganz recht! Haſſenpflug! —

In Frankfurt am Main durch Oeſterreich der Bundestag reaktivirt, — das iſt der Ausdruck, — Preußen proteſtirt, und die noch in der Union verbliebenen Kleinſtaaten auch. —

Starker Artikel der „Urwählerzeitung", wenn deutſche Fürſten den Wahnſinnslehren der „Kreuzzeitung" (Gerlach's) folgten, ſo würden ſie wie Louis Philippe aus dem Lande laufen müſſen. —

Ziemlich gearbeitet. Der Unwillen und Zorn befeuert mich! Wenn an dem irdiſchen Plunder überhaupt etwas gelegen iſt, ſo iſt es durch die Gerechtigkeit und Wahrheit, die darin ſteckt, und die herauszuarbeiten eines jeden Pflicht iſt. Ein Narr ſoll verabſcheut werden, ein Trajanus geehrt. Die Schwächlinge, die Heuchler und Schranzen, die gemeinen Seelen, und wenn ſie Kronen tragen, ſollen in ihrer Elendigkeit daſtehen, des falſchen Schmuckes entkleidet, in nackter Scheuſeligkeit! — Wahrheit iſt gleichwohl kein leicht Ding, und Gerechtigkeit auch nicht, das fühl' ich wohl! —

In Petrarca geleſen, in Manzoni's Gedichten, in der Schrift Ignazio Cantù's über die Tage in Mailand. —

„Gedichte von Otto Heubner. Zum Beſten ſeiner Familie herausgegeben von ſeinen Brüdern. Zwickau, 1850." 12. Es ſchlägt ein edles Herz in dieſen Liedern! —

Die in Baden erſchienene Lebſchrift auf Radowitz hat den Ruſſen Stuteffku zum Verfaſſer, wie ich erſt heute herausbrachte; die Adreſſe des Umſchlags iſt in ſeiner unverſtellten Handſchrift, ich begreife nicht, daß ich ſie nicht gleich erkannt. Durch den Autor, der weder über Menſchen ein Urtheil noch über politiſche Sachen eine Stimme hat, wird die Schrift ganz undedeutend. —

Donnerstag, den 5. September 1850.

Zeitungsnachricht, daß am 30. Auguſt in Iſchl die Frau Regina Frohberg, geb. Saling geſtorben. —

Beſuch von Weiber; über die Wahlumtriebe des Magiſtrats, der Polizei, der begünſtigten Parthei, — man hat alle Verführungen, alle Drohungen angewendet, den Handwerkern mit Entziehung der Kundſchaft gedroht, kein Wunder, wenn die armen Leute, die alle Macht auf der Gegenſeite und ſich ohne Rückhalt ſehen, dem Strome folgen! Aber es beweiſt nichts in Betreff der Denkart, der Geſinnung. Folgen ſie aus Schwäche dem, was ihnen zuwider iſt, um ſo leichter folgen ſie einſt dem, was ihnen lieb iſt, ſobald dies die Macht hat. Auch ſind unter dem Namen Konſervative doch viele brave Liberale oder Halbliberale begriffen, die wenigſtens der Kreuzzeitungspartei nicht angehören, wenn auch eben ſo wenig der Volkspartei, z. B. Reimer und ſelbſt Moritz Veit. —

Beſuch vom Grafen von Kleiſt; er kommt aus Karlsbad, war vorher in Aachen, Belgien, Frankreich, erzählt von dort vieles, die franzöſiſche Republik hat ihm doch imponirt. Er ſchimpft auf den König, auf die Prinzen, die Miniſter, auf

alles. Er droht mit den Russen, und fürchtet sie doch grade am meisten, er wünscht, daß man ihm widerspreche. Ich thue ihm den Gefallen nicht. Er scheint mir etwas stumpf, und in einer Art Verlegenheit, was er von den Dingen denken soll und sagen.

In der Depesche des Ministers von Schleinitz an den Grafen von Bernstorff in Wien, vom 25. August, wird von den Versprechungen, die man der Nation gegeben, eine neue Bundesverfassung anstatt des Bundestages zu geben, gradezu gesagt, „diese Verheißungen gehörten nicht zu denen, die nur unter den Gesichtspunkt einer augenblicklichen, durch vorübergegangene Zeitumstände bedingten Nützlichkeit gehörten, Preußen habe dieses Zugeständniß nicht dem Andrang der Revolution gemacht, um es später zurückzunehmen." Also die andern Versprechungen waren von dieser Art?! Die Lüge und Arglist sind also eingestanden! —

Ferner heißt es eben da: „Wir sagen offen, daß wir das unveränderte Alte nicht wollen, es unter keinen Umständen und keiner Bedingung wollen." Die Alfanze! Sie können es nicht herstellen, das Alte wäre doch nicht mehr das Alte! Lumpenwirthschaft durch und durch! —

Dem König ist eine Denkschrift eingereicht worden, in der die Ausweisung, Uebersiedelung jenseits des Meeres, für alle Demokraten beantragt wird! —

Radowitz ist beständig beim König in Sanssouci. —

Freitag, den 6. September 1850.

Nach einer üblen Nacht doch gleich gearbeitet, mühsam und fleißig. — Die „Urwählerzeitung" hält vielen der gewählten Gemeinderathsglieder ironisch vor, sie seien doch Demokraten, und führt deren Aeußerungen und Handlungen in und nach den Märztagen von 1848 an; eine hübsche

Blumenleſe! Dieſe Lumpen würden ſchnell wieder Demokraten ſein, kämen dieſe zur Macht, und der Speichellecker Raunyn und der — Seidel an der Spitze! —

Beſuch von einigen Gemeindewählern, ſie klagen über Unterſchleif bei den Wahlen, Abgabe von Stimmzetteln, deren Eigner nicht perſönlich zugegen waren. Was ſie thun ſollen? Nichts. — Alles im Herzen behalten für künftig. —

Ob der Ausfall der Wahlen für eine Niederlage der Demokratie zu achten? Gar nicht. Ein Wellenſchlag, nichts weiter; die Senkung wechſelt mit der Hebung, und ſteht mit ihr in Verhältniß. Die Demokratie iſt übrigens nicht das ſchwankende, willenloſe Volk, ſondern der bewußte Theil desſelben, dem jenes gleich zufällt, ſo wie er wieder im Vortheil iſt. —

Der König hat erklärt, er werde keine Truppen nach Kurheſſen ſchicken: „So? Das weiß er nicht! Er wird ſie ſchicken, oder vielmehr die Reaktion.“ Seltſam lächerlich ſagt die „Deutſche Reform“, die Zeit der Staatsſtreiche, der Oktroyirungen ſei vorbei, man müſſe geſetzlich, konſervativ regieren ꝛc. Es liege nichts vor, was in Kurheſſen eine Staatsrettung rechtfertigen könne! Die Steuerverweigerung, und es liegt nichts vor! —

Frau Betty Beer, geb. Meyer iſt geſtern geſtorben; Enkelin von Moſes Mendelsſohn. —

Die Prinzeſſin Friedrich von Preußen, geb. Prinzeſſin von Anhalt-Bernburg, iſt ganz toll; zwei Diakoniſſinnen ſind beſtändig bei ihr, ſonſt niemand ſieht ſie. —

Graf von * iſt zum zweitenmal im Offizier-Examen durchgefallen! Großer Jammer in der Familie. Schade, daß das Examen keine Märzerrungenſchaft iſt, da könnte man doch auf ſeine Abſchaffung antragen! —

Heinrich von Arnim (Arnim Strick) hat nach ſeiner Entlaſſung als Märzminiſter im Sommer 1848 vom Könige eilf eigenhändige Briefe bekommen, und auf keinen geantwortet.

Der König hat es selbst erzählt, mit schmerzlicher Klage. „Der versteht's, wie man den König zu behandeln hat!“ —

General von Stockhausen, der sich zur Kreuzzeitungspartei hält (ohne eignes Urtheil, aus Instinkt), ist auf den König übel zu sprechen, weil dieser ihm stets in's Amt „pfuscht“, das sei keine Manier, das sei gegen die Ordnung; um die Verfassung kümmre er, der Kriegsminister, sich nicht, aber der Dienst sei ihm heilig. Und das ist doch nur altpreußisches Geschwätz, es ist nicht wahr, er ist doch nur ein Knecht, sonst blieb er nicht auf diesem Posten, wo ihm jeden Tag eine Kränkung, ein Verdruß von oben kommt. —

Sonnabend, den 7. September 1850.

Geschrieben. Besuch von Weiher; über die nächsten Ereignisse, — Kurhessen, Darmstadt, die Schweiz, müssen getroffen werden, der noch übrigen Freiheit beraubt, nur so werden sie den andern bedrückten Ländern gleich gemacht, gereift für die Revolution! Denn dahin zielt doch alles! Dahin arbeiten, nicht wir, die Regierungen! Eben deßhalb muß auch Schleswig-Holstein fallen, das kleine Land muß nicht bei neuer Bewegung sagen können: was geht es mich an? mir ist noch leidlich wohl, ich will dabei bleiben! — Ich bin ein Feind des Pessimismus, mein Werk soll er nie sein, aber mein Trost darf er sein, die Andern machen ihn dazu. —

Ausgegangen. Besuch bei Frau von Schmeling, wo ich auch Frau von Goethe, Mrs. Jameson, Frl. Frommann und Frl. von Pogwisch treffe. Angenehme Unterhaltung.

Auch heute hat die „Urwählerzeitung“ wieder einen vortrefflichen Artikel, gründliche Wahrheiten mit bittrer Ironie! Ich möchte bisweilen glauben, der Urwähler belausche meine Selbstgespräche, bearbeite meine Gedanken und Einfälle. Daß diese zugleich in andern Köpfen entstehen, ist eine gute Probe ihrer Richtigkeit. —

Besuch von Hrn. Lederhändler *: über die Wahlen, die Verführungen, Gewaltthätigkeiten, Unterschleife; über die Stimmung des Volks, seine Muthlosigkeit, Noth, Unterwerfung, die doch keine willige ist. Gleichgültigkeit, Hohn; erweckte Eigensucht, jeder denkt, ach was soll ich für Allgemeines sorgen, das gedeiht ja doch nicht, für mich will ich sorgen! Entsittlichung, die von oben methodisch bereitet wird, und der man ein heuchlerisches, fanatisches Christenthum zur Seite stellt. Der Feind ist im Lande, der Feind! Er möchte das Volk vernichten, wenn er es nicht doch brauchte.

Telegraphische Depesche, daß Harnan — die Hyäne — in London bei seiner Ankunft fürchterlich vom Volke mißhandelt worden. Große Freude darüber. —

Im Petrarca gelesen, in den canti popolari di F. Dall' Ongaro. Englische Blätter durchgesehen. —

— —

Sonntag, den 8. September 1850.

Ueber den Ausfall der Wahlen; die Leute fragen, wie ist das möglich, wer hätte das denken können, wie soll man sich's erklären? was hat diese Umwandlung bewirkt? Dieselben Leute, die acht demokratische Abgeordnete zur zweiten Kammer gewählt, sind jetzt konservativ? Die Erklärung liegt vor- und rückwärts, man kann fragen, wie konnten dieselben Leute im vorigen Jahre so demokratisch sein? und wird künftig fragen, wie konnten sie so reaktionair sein? Wind und Wetter! — Und wenn der Großtürk in Berlin einzöge als Sieger, es würde immer Leute geben, die ihn mit Lederuf empfingen, germanisch-christliche Leute, und sie schrieben, wie jetzt für die „Kreuzzeitung", dann für die Halbmondzeitung. —

Brief aus Weinsberg von Justinus Kerner, durch Frau von Suckow überbracht; er wehklagt, versichert, daß er sich nicht aus meinem Herzen vertreiben lasse, daß er nicht in der

Politik, ſondern in der Natur lebe, die Politik ſei Teufelswerk rechts und links. - Alter Freund, daß du nicht in der Politik lebeſt, iſt nicht wahr! Haſt du nicht Radetzky beſungen, haſt du nicht den Großen geſchmeichelt, das Volk geſchimpft? Deine Politik iſt Teufelswerk, meine nicht, meine weiß nichts von frecher Hoffahrt, von Wortbruch, Verrath und niedriger Gewaltthat. — Frau von Zuckow iſt die Frau eines würtembergiſchen Oberſten. Sie iſt noch ſchön und ſehr verſtändig. Sie heißt als Schriftſtellerin Emma von Niendorf. —

Beſuch von *. Nachrichten über Würtemberg. Der König iſt in den Händen der Gräfin von Reipperg (ſeiner Tochter) und der Schauſpielerin Stubenrauch (einer Baierin und Katholikin), beide drängen ihn der öſterreichiſch-baieriſchen Seite hin. Bei dem Aufſtand in Baden hing es an einem Haar, ſo brach er in Würtemberg, Franken, und Thüringen aus; daß die Würtemberger, nach großem Geſchrei und Verſprechen, plötzlich verzagten und die Badener im Stich ließen, hat die ganze Sache geſtürzt. —

Nachmittags fleißig geſchrieben, und mit Erfolg. —

Montag, den 9. September 1850.

An Juſtinus Kerner nach Weinsberg geſchrieben. Ausgegangen; Dümmler'ſche Buchhandlung, Kanzler; Frau von Zuckow nicht gefunden, die Gräfin von Ableſeldt auch nicht.

Man ſagt, der König könne es kaum erwarten, die demüthige Bittſchrift des neuen Gemeinderathes zu bekommen, daß er doch wieder in Berlin wohnen möchte; ein Volksjubel hat ihm ſeit drei Jahren gefehlt, er ſchmachte darnach; und es iſt alle Ausſicht, daß der Jubel für den Schein groß genug ausfallen wird. Die Militararistokratie iſt ſchon etwas ärgerlich darüber; der König ſoll zwar gefeiert werden, aber durch ſie, nicht ihm zu Ehren, ſondern dem Volke zum Trotz; wird er durch das Volk gefeiert, ſo iſt das ein Vergehen gegen die

Militairaristokratie, und diese findet dann, daß der König solcher Beseigungen nicht werth sei, daß er durch sie überdies auf die Volksseite gezogen wird. Was ist der ganze Treubund mit aller seiner Heuchelei und Anmaßung, wenn der König mit dem Volke versöhnt erscheint? Sie können indeß ruhig sein, der Schein der Versöhnung mag stattfinden, das Wesen nicht! Die demokratische Parthei läßt sich jetzt nicht mehr versöhnen; während alles Unrecht, aller Verrath noch fortdauert. —

Nähere Nachrichten über die dem Schlächter Haynau in London widerfahrene Behandlung. Er ist arg zerschlagen und zerzaust kaum mit dem Leben davon gekommen. Die „Kreuzzeitung" ist außer sich über das Schicksal ihres Helden, den sie nur immer den Feldherrn, den siegreichen Feldherrn nennt, und mit gewohnter Niederträchtigkeit beschuldigt sie die politischen Flüchtlinge, die Sache angestellt zu haben, und fordert, England solle das Lumpengesindel nicht mehr bei sich dulden. Diese nichtswürdige Zeitung jubelte, als Bauer in Charlottenburg unter den Augen der Polizei von einer Rotte auf den Tod zerschlagen wurde, und zeigt noch immer die Demokraten den Soldaten an, damit diese loschlagen sollen! Hier ist noch der Unterschied, daß Bauer nichts gethan hatte, Haynau aber alles, was das menschliche Gefühl empört. Als Beispiel ist der Vorgang jedenfalls heilsam. — Das Volk freut sich, einmal wieder zu sehen, daß auch auf seiner Seite noch Machtübung ist. Die Aristokraten, die Militairs, thun wie unsinnig, — ein Feldzeugmeister, vielleicht schon Feldmarschall! Sie hatten Latour und Lamberg schon vergessen, und des Prinzen von Preußen Flucht, und Rochow's und Königsmarck's empfangne Prügel! —

In Kassel ist das ganze Land in Kriegszustand erklärt, die Polizeibehörde weigert die Bekanntmachung! Auch andre Behörden treten dagegen auf, und Offiziere rufen dem Hassenpflug ein Pereat. Nur weiter, es gehört zum Ganzen! —

Gegen die „Nationalzeitung" werden viele Ränke angelegt, man fordert die Leute auf, sie nicht mehr zu halten, und die Regierung bedient sich dabei der List, den Leuten einzuflüstern, die Zeitung sei nicht mehr frei genug, sei zaghaft geworden. Das nächste Vierteljahr wird zeigen, daß dergleichen mit Erfolg versucht wird! — Schadet nichts! —

In Kassel ist das Ministerium angeklagt, und auf die sofortige Verhaftung der Minister angetragen! —

Die „Kreuzzeitung" greift heute den General von Radowitz und auch den Geh. Rath Mathis (das vormärzliche Faktotum im Ministerium des Innern) an, wegen der revolutionairen Einwürfe, die sie gegen den Bundestag machen! — Prosit! —

Dienstag, den 10. September 1850.

Besuch von Herrn Hirschfeld; die Börse kümmert sich um den Stand der Dinge zwischen Preußen und Oesterreich gar nicht. —

Der König will am liebsten den abgetragenen Krausnick als Oberbürgermeister von Berlin sehen, der kommt ihm so recht vormärzlich vor! Er möchte auch gern seine damaligen Minister wieder haben, nur lassen sich die jetzigen nicht gut abschaffen. „Merkwürdig, ein so guter Romantiker hat doch gewiß Tieck's „Zerbine" gelesen, und vergißt, daß es mit dem Zurückschrauben des Stückes nicht geht?"

Die „Reichsbremse" in Leipzig erscheint jetzt ohne Titel, ist daher nicht das hier verbotene Blatt, das jenen Titel führt, und kommt in hunderten von Abdrücken hieher. No. 34 enthält wieder scharfe Zerrbilder des Königs. —

Gegen Abend Besuch von Weiher. Ueber Berends, Paalzow, Kunowsky, Kliz u. s. w. Militairnachrichten. Zwistigkeit zwischen dem König und dem Prinzen Karl. Beim letzten Manöver die Truppen schwierig, Mißstimmung gegen die

Offiziere, Ungehorsam; das Manöver brach früher ab, als es anfangs bestimmt war. Der König froh, daß der Prinz von Preußen nicht hier ist; „er ist in seinem Paschalik Baden.“ In Baden der Prinz Friedrich sehr gegen Preußen, der Adel im Breisgau und in der Pfalz ebenso; der Großherzog herabgewürdigt. —

Trotz aller Erbitterung am Hof hier gegen Hassenpflug, will man den Fälscher doch nicht in zweiter Instanz verurtheilen lassen; der Staatsanwalt Friedberg von Greifswald war hier um Verhaftungsbefehle zu holen!! Der König will, daß auf Nichtschuldig angetragen werde. — (Wird geläugnet, ist aber doch wahr.) —

Mittwoch, den 11. September 1850.

Ausgegangen. Im Buchladen bei Stargardt die Neuigkeiten angesehen. Volkskalender von der Redaktion der „Neuen Preußischen Zeitung“ herausgegeben; der König ist darin ganz unbeachtet, sogar das Lied „Heil dir im Siegerkranz“ vom Könige weg und auf den Prinzen von Preußen gezogen! Diese Leute werden immer bitterer und hassen den König von Herzen, sie verzeihen ihm nie, daß er sie im März 1848 preisgegeben, verläugnet hat. Der Gedanke, daß man Berlin illuminiren wird, wenn der König wieder auf's Schloß zieht, macht sie wüthend, obgleich sie auch wüthen würden, wenn die Beleuchtung unterbliebe, dann hätten sie das doppelte Vergnügen, dem Könige die Schmach angethan zu sehen, und auf die schlechte Gesinnung zu schimpfen. Die schlechteste Gesinnung aber haben sie selbst, sie vereinigen alle schlechte Leidenschaften, Herrschsucht, Heuchelei, Blutdurst, Haß und Neid. Wo ein schlechter Kerl ist, der gehört ihnen an, Haynau wie Goedsche, Kaiser wie Hassenpflug, Ohm wie Hinckeldey ꝛc. —

Große Verwirrung in Kassel und große Verlegenheit in Berlin. Man möchte Truppen einrücken lassen und auch nicht,

man möchte den Kurfürsten zappeln sehen und auch ihm helfen; am wenigsten aber soll Baiern oder Hannover ihm helfen. Aus den Widersprüchen kommt man nicht heraus!

Die „Kreuzzeitung" sagt heute plump heraus, Preußens Ehre figurire nur noch in den Leitartikeln der Tante Voß, sonst nirgends sei sie zu finden! Sie schimpft auf Radowitz und Mathis. —

Daß Manteuffel's ganzer Ehrgeiz darauf gestellt ist, Minister-Präsident zu werden, daß Brandenburg aber nicht weichen will, wird auch schon grade heraus gesagt. Ich sagt' es längst. — Ein jämmerlicher Ehrgeiz, ein Ehrgeiz kleiner Leute! —

In Manzoni's »promessi sposi« gelesen, im Petrarca ꝛc. —

Der Major Wynecken aus Hannover, bisher ein Vertrauensmann Willisen's, soll seinen Abschied genommen haben; mitten im Kriege, da muß eine besondre Ursache sein! Ich traute ihm nicht viel Gutes zu, Willisen aber war sehr von ihm eingenommen. —

Die Hyäne von Brescia ist aus London in Hannover angekommen. Dem Unthier scheint nicht viel geschehen zu sein.

Der Minister General von Stockhausen sieht ganz elend aus, und sagt selber, dieses Teufelsleben halte er nicht lange mehr aus. Um halb 5 Uhr steht er auf, liest die eingegangenen Sachen, gegen 8 kommen seine Räthe mit ihren Geschäften; dann — fast täglich — Ministerrath, vier bis fünf Stunden der tödtlichsten Langenweile, so daß er oft aufstehe und um seinen Stuhl herumgehe um nicht einzuschlafen; dann Audienzen, oder nach Potsdam zum König mit einer großen Last von Vortragsarbeiten, da heiße es gewöhnlich, der König sei nicht zu finden, zwei bis drei Stunden müsse man peinlichst warten, endlich kommt der König, die Arbeit geschieht eiligst, vieles bleibt unerledigt, oder wird nur in Verwirrung gebracht; Abends spät in Berlin zurück, fünf- bis sechshundert Sachen

warten auf Unterschrift; bis nach Mitternacht, oft bis 2 Uhr eigne Arbeiten, Vorschläge, Gutachten, Prüfung von Eingaben; ob das nicht ein Hundeleben sei? Und keinen Dank, wenig Erfolg, persönliche Mißstellung, Angefahren werden ꝛc. — Da hat's Brandenburg besser, der giebt zu allem nur den Namen. —

Donnerstag, den 12. September 1850.

Geschrieben. Besuch von Weiher. Nachrichten von Hof und Stadt. Jetzt wird die Täuschung aufgeführt, als versöhnten sich Hof und Stadt; es ist aber nur Täuschung, der Hof behält seinen Haß, und die Bürgerschaft ihre Fähigkeit — wieder gegen ihn aufzustehen. Militair und Adel vergessen und vergeben nicht! Schon Joh. Benj. Erhard behauptete, die Adlichen hätten stärkeres Gedächtniß als die Bürgerlichen. —

Berathungen unsrer Minister über Hessen-Kassel; sie beschließen, daß — ein Beschluß dringend nöthig sei! — Die Wiener Blätter sagen, der Fall in Kassel sei derselbe wie früher der in Berlin, Steuerverweigerung — Kriegszustand; unsre Minister wollen das nicht zugeben, sie meinen hier sei Nothwehr der Regierung gewesen, in Kassel Verfassungsbruch. Aber das ist Wortklauberei, der Fall ist derselbe, Gewaltthat gegen Recht und Zusage, und wenn sie folgerichtig verfahren, müssen diese Minister Truppen nach Kassel schicken, wenn sie's aber thun, unterstützen sie den Feind, denn der Kurfürst und sein Hassenpflug sind jetzt Preußens Feinde. Unsre Schächer von Ministern, in dieser Klemme stecken sie, die Staatsretter! Sie möchten jetzt gern konstitutionell scheinen. —

Der König soll in den Berathungen ein paarmal ganz wüthig geworden sein, und besonders dem Manteuffel über's Maul gefahren haben, daß der blaß und roth geworden. — Der König hat über Haynau's, seines hochgeehrten Gastes, erlittene Behandlung mit den Zähnen geknirscht. —

Nähere Umstände von Haynau's Strafe; er hat sich zuerst in einem Kehrichtbehälter versteckt, am meisten hat man ihm mit Unflath zugesetzt, aber auch Peitschenhiebe hat er in ungezählter Menge bekommen, und gräßliche Faustschläge. Ein englisches Strafgedicht auf ihn. Seitdem ist er auch in Köln auf dem Bahnhof und in Hannover vor dem Gasthof beschimpft und bedroht worden. Er mag nach Oesterreich zurückgehen!

Nun steht in allen Zeitungen, daß Meyendorff Botschafter in Wien werden soll, vielmehr schon ist. Graf von Kleist-Loß, der sich anstellt als sei er in alle russischen Sachen eingeweiht, widersprach noch kürzlich ganz entschieden; da sieht man's! —

In Manzoni gelesen, in Voltaire; Zeitschriften ꝛc. —

Nach den Zeitungen ist Justinus Kerner's Sohn, Dr. Theobald Kerner, wegen einer in Heilbronn gehaltenen Rede zu mehrjähriger Gefängnißstrafe verurtheilt; doch vermittelst Bürgschaft noch auf freien Füßen. —

Freitag, den 13. September 1850.

Geschrieben und recht fleißig. Besuch von Weiber; über die Sachen in Kassel, in Stuttgart, in Schleswig-Holstein; ich kann nicht anders sagen, als die Geschichte arbeitet gut, sie kennt ihre Zielpunkte, und wir wundern uns mit Unrecht, daß sie nicht unsre kleinen nächsten hat, z. B. in Deutschland die Erbfürsten mit konstitutionellen Formen und dadurch Frieden und Wohlergehen und Macht und Ehre auf weithinaus den Fürsten und Völkern zu sichern. Wir sehen jetzt, das sind die Zwecke der Geschichte *nicht*! — Wehe denen aber, die schuld sind, daß dies die Zwecke nicht sein *können*! —

Ausgegangen. Ich treffe Herrn Dr. Lebfeldt, der mich anspricht und mir ein Blatt giebt, worauf die telegraphische Meldung gedruckt steht, daß der Kurfürst mit seinen Ministern

von Kassel geflohen ist! Die Stadt ist ruhig. Der General Bauer fand keine Helfer und legte sein Amt nieder. Was nun? —

Generallieutenant von Scharnhorst redete mich freundlichst an und ging eine Weile mit mir. —

Englisches Volkslied gegen Haynau, in der „Nationalzeitung". Neue schimpfliche Umstände der Haynau'schen Mißhandlung, aus englischen Blättern, Peitschenhiebe! Er ist doch hart mitgenommen worden! — Die hiesige „Buddelmeyer-Zeitung" liefert auch ein Spottgedicht, die „Neue Preußische" ist darüber wüthend. Letztere sagt heute, der Kurfürst und sein Hassenpflug seien im Unrecht, sie durften die Verfassung nicht verletzen, und thaten unrecht und unklug. Aber Brandenburg und Wrangel durften?! Man sieht den Dünkel, und sieht die Angst! —

In Manzoni gelesen, englische Reiseberichte ꝛc. — In Mirabeau's Leben, von Pipitz; Anzeige für »Daily News«. —

Das Unions-Schiedsgericht, das in Freienwalde sitzt, hat den Ausspruch gethan, die Klage der schwerinischen Ritterschaft sei begründet, die neue Verfassung sei ungültig, die alte bestehe zu Recht. Da könnte mit gleichem Recht ein Spruch erfolgen, die preußische Verfassung gelte nicht, es seien die Provinzialstände zu berufen! — Goetze!! — von Schele!! von Langenn! —

Sonnabend, den 14. September 1850.

Besuch von Weiber. Die Kassel'sche Sache; unsre Regierung weiß nicht aus noch ein, völlig rathlos! Käme hier ein neuer Sturm, sie wäre ganz ebenso wie im März 1848, ohne Einheit, unentschlossen, feige. Sie mag in der Kassel'schen Sache jetzt thun was sie will, immer wird es falsch, wird es nachtheilig sein. —

Willisen hat gestern einen Angriff versucht, ihn aber nicht fortgesetzt, oder vielmehr ist zurückgeschlagen worden. Die früheren Gefechte waren alle unbedeutend und erfolglos. —

Armseligkeit unsrer Kunsturtheile, und unsrer Künstler! Neue Proben davon. Die sogenannten Kenner sind trostlose Pedanten, die Enthusiasten gezierte Modegecken, die Gebildeten — die dafür gelten — meist gemeine Nachsprecher, das Volk ist gleichgültig dabei und achtet des Zeuges nicht. Wer hier in Berlin ächten Geschmack hat und behauptet, der muß ein Held sein an Selbstständigkeit, denn er hat alle Leute gegen sich. Wie sehr hatte Goethe Recht in Betreff Hensel's, und sein Wort trifft noch hundert Andre, die nicht Hensel heißen. — Der König hat Lust am Zeichnen, das ist sein ganzer Kunstgeschmack, die Königin ist null in diesem Betracht wie in jedem andern, bei dem Prinzen von Preußen an Kunstsinn zu denken, fällt keinem Menschen ein. — Und Olfers, Waagen, Stillfried, — Hu! —

Besuch der Gräfin von Ahlefeldt, sie fragt nach Ludmilla. Gespräch über Schleswig-Holstein, das Ende muß unglücklich ausfallen; Rebellen ohne Revolution, daraus wird nichts! —

Im Petrarca gelesen, in Schlosser's Weltgeschichte ꝛc. —

Die „Kreuzzeitung" ist heute merkwürdig. Sie meldet, der Kurfürst und seine Minister seien lebendig aus Kassel fortgekommen, und meint, sie hätten wenigstens bis zum Tode kämpfen sollen, übrigens aber seien sie im Unrecht, und hätten andre Mittel anwenden sollen, das Unrecht auf die Volksseite zu bringen. Sie sagt ferner, der Muth der deutschen Fürsten habe es immer nur bis zur Flucht gebracht. Damit greift sie nicht nur den Kurfürsten, sondern auch den König von Sachsen, den Großherzog von Baden an, den König von Preußen, der in der Nacht zum 19. März 1848 zehnmal im Begriff war zu fliehen, und sogar ihren Patron den Prinzen von Preußen, der wirklich geflohen ist, und

dessen Flucht von besonders demüthigenden Umständen begleitet war. Die Zeitung ist bis zum Wahnwitz dreist, sie dachte nicht daran, daß sie sich selber in's Fleisch schnitt! —

Sonntag, den 15. September 1850.

Geschrieben. In meinen Papieren gearbeitet. Mein Gott, was steht in meinen vor mehr als dreißig Jahren geschriebenen Briefen und Aufsätzen nicht alles schon, was heute ganz vortrefflich paßt! Und in Rahel's Briefen! — Dergleichen jetzt drucken zu lassen, wäre lehrreich. —

Unbestimmte Nachrichten über die Zustände in Kassel. Steigende Verlegenheit unsrer erbärmlichen Regierung; wenn nur der ständische Ausschuß sich an Preußen wenden wollte! aber der thut's nicht, und der Kurfürst auch nicht; ungerufen wagt man nicht einzuschreiten, man fürchtet Oesterreich, dann Rußland, und daß man, wie aus Jütland, schimpflich wieder heraus müßte. Radowitz, sonst gut Freund mit Hassenpflug, muß jetzt gegen ihn sein. — Unser Minister der auswärtigen Angelegenheiten von Schleinitz ist eine Null, er hat keine Ansicht, keine Meinung. Und die Andern?! Manteuffel ist ein gemeiner Ehrgeiziger, Brandenburg die Bornirtheit selbst, Heydt und Rabe sind Lumpen, Ladenberg ein Fetzen von Eichhorn, ein bloßer Fetzen von ihm. —

* stellte neulich auf, wie er sein Schlafzimmer weit entfernt von dem seiner Frau haben wolle, heute, daß er auch nicht mit ihr zu essen wünsche! Also von Tisch und Bett geschieden! Was soll gemeinschaftlich sein? Das Geld. Auch das nicht, das will er allein haben! Eine gute Wirthschaft! —

Vor 10 Uhr zu Hause. In Leo's Weltgeschichte gelesen. Im Petrarca, in Goethe's Faust, zweitem Theile. —

Der Kurfürst, als ächter Lump, hat noch auf der Flucht einen Theil der Gewaltmaßregeln zurückgenommen. Es hilft

ihm nichts mehr, sie waren schon ohne ihn aufgehoben! Nach Bockenheim wollt' er die Regierung verlegen! Weil dort Preußen stehen; diese haben inzwischen Befehl erhalten, das kurhessische Gebiet zu verlassen. —

Die hiesige Regierung hat beschlossen, sich in Kurhessen nicht einzumischen, aber auch nicht zu dulden, daß andre Truppen dort einrücken. Wollen sehen! Unsern Hasenfüßen von Ministern traut niemand mehr; heute so, morgen so. Sie geben sich das Ansehen, als ob sie nicht eben so gehandelt hätten, wie Hassenpflug! Die Umstände etwas anders, das Wesen ganz dasselbe. Sie könnten ihm brüderlich die Hände geben! —

General von Stockhausen hat gesagt: „Wir werden doch, hoff' ich, nicht die Thorheit begehen, unsre Truppen in Hessen einrücken zu lassen!" Ich fänd' es keine Thorheit, grade im Sinn der Reaktion nicht! —

Der König war gestern in Bellevue bei Wittgenstein, weil der die hessischen Sachen so gut kennt, — er haßt den Kurfürsten. —

Montag, den 16. September 1850.

Geschrieben; über Hessen-Kassel, verglichen mit Schleswig-Holstein. Besuch von Weiher, von Hänlein; Nachrichten, Erzählungen, die Kasseler Sachen kennt Hänlein gründlichst! — Ausgegangen; Besuch beim General der Infanterie von Scharnhorst, Geheimrath Beuth kam dazu; Beuth hat Nachrichten, zufolge deren in Schleswig-Holstein die gemeine Mannschaft ganz brav sei, aber noch nicht genug soldatisch ausgebildet, die Offiziere aber großentheils schlecht, ein zusammengelaufener Haufe, der in sich uneins, voll Neid und Ränken ist, und zu dem die Truppe wenig Vertrauen hat. — Viele Erzählungen und Bemerkungen, über Westphalen, Pommern ꝛc. —

General von Müffling ſchreibt Denkwürdigkeiten; Scharnhorſt ſagt, was er davon geſehen, ſei das ſchwächſte, ruhmredigſte, lockerſte Zeug, oft ganz falſch. Altersſchwäche. Scharnhorſt und Beuth machen ſich ſehr über Müffling luſtig; und meinen, er ſei immer ein konfuſer Narr geweſen. Das kann ich nicht zugeben; aber ich habe andern Tadel gegen ihn. —

Die Konſtabler fahren fort in roher Eigenmacht beſonders auf die Leute der untern Klaſſen loszufahren, zu ſchlagen, zu verhaften, zu ſchimpfen, und alles geht ihnen ungeſtraft hin. Gegen dieſe ſogenannten Schutzmänner iſt jederman ſchutz- und rechtlos. Doch ſcheinen ſie gemeſſenen Befehl zu haben, gegen Perſonen höheren Standes ehrerbietig zu ſein, mit denen nicht ohne dringende Noth Händel zu haben. Eine Menge der rohſten Bummler und Wühler hat man unter die Konſtabler aufgenommen, das ſind grade die ärgſten Wütheriche; das Dreinſchlagen iſt ihre Luſt, als Konſtabler dürfen ſie's. Verdorbene Schneider, Schuſter und andre Handwerker ſind unter ihnen zahlreich, man bemerkt, daß nicht leicht ein Zimmergeſell oder Schloſſer unter dieſe Bande geht. Die Behörde ſieht ſich aber doch genöthigt, viele dieſer Burſchen, die auch ihr nicht paſſen, wieder abzudanken, und dieſe werden dann gleich wieder wüthend revolutionair. Man hat von Anfang geſagt, dieſe Konſtableranſtalt ſei eine ſchändliche, unſittliche, einer guten Regierung unwürdige, das Zeichen einer ſchlechten. Wie ſehr beſtätigt ſich das! — Sie nehmen auch einmal ein ſchlechtes Ende; der Haß gegen dieſe Bande iſt allgemein.

Wie die Fremden hier mit Paß- und Aufenthalts-Schwierigkeiten geſchoren und geplagt werden, iſt bekannt; man muß Zeit, Geduld und Geld opfern, jedem Unſinn ſich fügen. Aber man braucht nur einem Konſtabler den Auftrag zu geben, und einen — nach Umſtänden zwei — Thaler, ſo beſorgt der alles, und blindlinge! Die Polizeiüberwachung mit allen

ihren Quängeleien dient also nur dazu, dieser Rotte ein Nebeneinkommen zu verschaffen.

Die Gesellschaft des dix décembre in Paris agitirt für den elenden Louis Bonaparte mit Faustschlägen, und andern Gewaltthaten, zwingt die Leute Vive Napoléon zu rufen ꝛc. alles unter den Augen der Polizei, der Truppen, ja unter ihrem Schutz. Gerichtliche Klagen. — Tout comme chez nous. Treubund, Hinckeldey, Kaiser, oben drüber Manteuffel ꝛc.

Dienstag, den 17. September 1850.

Die „Urwählerzeitung" setzt heute auseinander, daß die Staatsretterei nur auf Willkürherrschaft ausgehe, daß kein Unterschied zwischen der preußischen und hessischen sei, die preußische aber nur solche wolle, die zugleich preußische Farbe trage. —

Die Zeitungen enthalten nun ausführlich die Wechselreden des enthusiastischen Professors Hensel und des Königs, die des letztern sind aber nüchtern genug, einigermaßen trivial, wie aus einer Abspannung, die vergebens als Schwung figuriren möchte. Der Eindruck ist kein guter, man glossirt und spottet. Dabei verlautet, daß der König in Berlin feierlich einziehen will; recht wie er! Prunk, Aeußerlichkeit! Bezeigungen, wenn auch erlogen. Man vergleicht ihn schon dem Präsidenten Louis Bonaparte. —

Nachmittags in den Zimmern auf- und abgegangen. Einen Demokraten, der nach Schleswig-Holstein gehen wollte, belehrt, was er da finden würde, und überhaupt belehrt, was jetzt zu thun sei: nichts Politisches im Augenblick, sondern Ausbildung seiner selbst, körperlich und geistig, — wie die Soldaten im Frieden immerfort Kriegsübungen machen; zwar haben wir nicht Frieden, sondern Krieg, aber die meisten sind

doch durch Waffenstillstand gebunden. Stärkt euch, und helft einander! Das muß jetzt Wahlspruch sein! —

Abends zu Hause geblieben. Noch spät kam ein Brief vom russischen Geschäftsträger in Weimar, Apollonius von Maltitz, nebst einem Miniaturbilde Goethe's, das er mir schenkt; es hat gelitten, ist aber noch sehr gut. Goethe hatte es im Frühjahr 1827 dem Bergrath Dr. Wahl zum Dank für ärztliche Bemühungen geschenkt, von ihm empfing es Karl Große, von diesem bekam es Maltitz. Er sendet mir zugleich eine Elegie „Das Scheiden Goethe's von Rom". —

Die „Neue Preußische Zeitung" greift heute die Kriegsführung Willisen's an, seine Tagesbefehle ꝛc. Sie nennt ihn einen Gothaer, einen Gothaer in Waffen! —

Bewegung in Australien zur Losreißung von England. Dr. Lang. Noch unbedeutend, aber ein Anfang, ein früher und für England schlimmer! — Alle die heutigen Mächte werden vergehen, und nicht in allzu weiter Zukunft! —

Rohheiten, Possen, Vorspiegelungen und Listen, durch die Louis Bonaparte sich zu befestigen hofft. —

Der König erfährt auf seiner Reise nach Münchenberg eifrige Bezeigungen, Freudenzuruf ꝛc. Er ist ganz entzückt davon, jetzt glaubt er erst wieder König zu sein! Das Manna fällt wieder vom Himmel! — Und dieser Eifer und Jubel ist nichts als eine schwächliche Pflanze, gezogen im Treibhause der Beamten, — des Gehorsams, — und der Reaktion, — der Heuchelei. —

Die niederträchtige „Kreuzzeitung" erzählt heute mit Wonne, daß zu Arensdorf, an der Frankfurt-Berliner Straße, Musketiere des zweiten Infanterieregiments einen demokratischen Bauer mißhandelt und einen demokratischen Schulmeister bedroht haben; die verthierte Soldateska bessere auf diese Weise in aller Liebe und Freundschaft die Gesinnungen. Und dies schamlos niederträchtige Blatt will über

Haynau's Behandlung in London schreien? Diese Halunken, hohe und niedre, die das Blatt schreiben, sprechen sich ihr eignes Urtheil, und der Tag des Gerichts wird kommen. —

Mittwoch, den 18. September 1850.

Vortrefflich zeigt heute die „Urwählerzeitung", wie unsrer Regierung und der „Kreuzzeitung" an dem Kasseler Staatsstreich eigentlich nur die Ungeschicklichkeit und das Mißlingen mißfällt, wie unsre Minister im Grunde dasselbe gethan was die hessischen.

Besuch von Weiher. Ich behaupte, daß man von hier doch Truppen nach Kassel schicken wird! — Berliner konservative Gesellschaftsvereine werden nicht aufgelöst, nicht überwacht, Beamte nehmen Theil, ein Geh. Finanzrath Hesse steht an der Spitze, — der unschuldigste Verein dieser Art im Volke wird durch Konstabler überwacht, ohne Grund aufgelöst, gewaltsam auseinander gejagt. Das ist die jetzige Gerechtigkeit, die verfassungsmäßige Freiheit! Beamtenherrschaft, dieses Unkraut wächst auf dem verwüsteten Acker der Volksfreiheit! Aber — das Unkraut bleibt Unkraut. Wartet! —

Nachmittags kam Herr Bernhard von Uexküll. Von dem Zustande der Dinge in Rußland, Slaventhum gilt, nichts als Slaventhum, und schon darin liegt eine Aufwiegelung! Der Kaiser ist gegen den Adel für die Bauern, in den Ostseeprovinzen ist der Adel widerspenstig. Januarii Neweroff ist nicht mehr in Riga, sondern Direktor eines Gymnasiums in Tschernigoff. —

Der Kaiser von Rußland spricht unverholen seine Verachtung unsres Königs immer auf's neue aus, er ist aber auch mit Oesterreich wenig zufrieden; — er selbst handelt auch oft ohne Ziel und ohne Folge, von Grundsätzen weiß er nichts. —

Donnerstag, den 19. September 1850.

Hier wird eine wahrscheinlich in Leipzig gedruckte Kritik der letzten Rede des Königs an die Berliner Deputation heimlich verkauft, worin es von Ausdrücken, wie „Prahlerei, Unverschämtheit, Frechheit, Lüge, Aber- und Aber-Lüge" wimmelt. Außer diesen harten Worten ist aber viel Dialektik und scharfe Folgerung darin. Der Polizei gelingt es bei aller Anstrengung nicht, dergleichen zu unterdrücken, bevor es sich verbreitet. —

Das Schiedsgericht, das am 11. in Freienwalde so niederträchtig und schuftig die Ungültigkeit der mecklenburg-schwerin'schen Verfassung aussprach, bestand aus Götze, von Schele, und — ich hätte es nicht geglaubt — von Langenn! Sprächen sie doch erst über die preußische Verfassung, diese Mißgeburt der Minoritätskammern, diesen Unflath, in welchem Hinckeldey, Kaiser und Manteuffel herumpatschen! —

Alle andern Zeitungen berichten, ein Handwerker Sorge habe am Abend des Sefelge'schen Anfalls in einem Bierkeller gerufen, Schade, daß die Kugel ihn nicht in den Kopf getroffen! Nur die „Kreuzzeitung" sagt es vollständig heraus, „den Hund nicht in den Kopf getroffen!" So was kitzelt die „Kreuzzeitung"! Das thut ihr innerlich so recht wohl! —

Freitag, den 20. September 1850.

Geschrieben. Ich würde in unsern politischen Zuständen mit dem Geringsten, das aufrichtig gegeben und ehrlich gehalten würde, mit jedem ächten Keime der Freiheit zufrieden sein, mir sollte man kein Uebermaß der Ansprüche vorwerfen! Aber ich sehe nirgends auch nur eine Spur solcher Aufrichtigkeit und Ehrlichkeit, nur Lug und Trug, Arglist und Verrath, ich *kann* daher mit nichts zufrieden sein, ich sehe es handelt sich vom Ganzen zum Ganzen, wir haben entweder alles oder

nichts, ich muß mich daher auf die Seite des Ganzen ſtellen, und alles fordern. —

Die „Kreuzzeitung" lenkt ſchon ein wegen Haſſenpflug's, er gefällt ihr ſchon wieder! Denn er iſt hartnäckig und trotzig.

Im Petrarca geleſen, in Eugene Sue ꝛc. — Manuſkript über die Revolution zu Berlin 1848. —

Sonnabend, den 21. September 1850.

Geſchrieben. Kommentar zur Rede des Königs, durch bloße Aufzählung von Thatſachen. Eine Bemerkung fällt mir ein: der König entſchlüpfte der Volkspartei, der er ſich doch anzuſchließen geſchienen; er entſchlüpft aber eben ſo der Reaktion, denn wie ſehr er ihren Grundſätzen huldigt, ſo will er doch ſie nicht immer befolgen, und wer ſeiner Willkür Schranken ſetzt, iſt ihm verhaßt. Das wird noch Enttäuſchungen und Kämpfe geben! —

Beſuch von Weiber. Vorſchuß- und Hülfskaſſen, Krankenvereine ꝛc. Wie es mit unſrem Militair ausſieht; Offiziere und Soldaten wie zwei verſchiedene Völkerſchaften. Die Vornehmen und Reichen durch ganz Europa bilden ein eignes, allen Ländern gemeinſames Volk, herrſchend über jedes andre.

Sendung aus England. Haynau's Geſchichte wird noch viel beſprochen, viele Stimmen gegen ihn, die vornehme Welt für ihn; ganz richtig, er gehört dieſem Pöbel an! —

In den „Blättern für litterariſche Unterhaltung" eine „Bitte an Varnhagen von Enſe", ich ſoll das Leben des Generals von Steuben, eines Kämpfers für die amerikaniſche Freiheit ſchreiben. Eine Erklärung darüber an Brockhaus geſchickt. —

Im Petrarca geleſen. — Histoire des Montagnards, par Alphonse Esquiros, mit Holzſchnitten. —

In Neuenburg wird eine Gegenrevolution bereitet; der

König will durchaus Neuenburg wiederhaben, er iſt empfindlich verletzt durch dieſen Verluſt. Er kann das Ländchen wiederbekommen; o ja! Aber er kann auch noch mehr verlieren, als das Ländchen! —

In Kaſſel zieht ſich alles traurig hin. Der Kurfürſt behält doch den Sieg, mit ſeinem Haſſenpflug oder ohne ihn! In Braunſchweig konnte der Adel den verhaßten Herzog Karl wegjagen, und es blieb dabei; in Heſſen ſind Adel und Beamte und Volk einverſtanden, aber ſie können nichts, weil das Volk dabei iſt; wo das mit iſt, da kann das Recht nicht ſein, ſo urtheilt die Reaktion, der Hof und Militairpöbel! —

Humboldt ſoll dem Könige kürzlich in Betreff der Naturforſchung ſehr gründlich und ſcharf die Wahrheit geſagt haben; der König meinte, die Naturforſcher dürften nichts behaupten, nichts finden, was der Bibel widerſpräche!!

Die Miniſter wollen den König abhalten, nach Warſchau zu reiſen, ſie ſagen, die Zuſammenkunft mit dem Kaiſer ſei jetzt unnütz, könne den Gang der Sachen nur ſtören; ſie wollen auch nicht, daß er nach Schleſien gehe, weil das ſchon den Anlaß gebe, weiter zu gehen und den Kaiſer zu begrüßen. Wird der König den Miniſtern nachgeben? — Sie führen einen Grund an, der ihn beſtimmen könnte, die Furcht ſchlechter Behandlung von Seiten des Kaiſers, der in der letzten Zeit ſeine Geringſchätzung des Königs in ſchneidenden Worten ſoll ausgeſprochen haben. —

Sonntag, den 22. September 1850.

Die „Urwählerzeitung" giebt eine treffliche Ueberſicht der neuſten mecklenburgiſchen Geſchichten; da müſſen auch dem Dümmſten die Augen aufgehen! Lüge, Verrath, Meineid in ausgeſprochenſter Form; daran kann man ſehen, was der

Verfaſſungseid eines Fürſten gilt. Die Anwendung auf unſre Zuſtände überläßt die Zeitung dem Nachdenken des Leſers. —

Geſchrieben. Mit Wehmuth betracht' ich den guten Willen und Eifer, die ſich noch immer für Schleswig-Holſtein zeigen, für die von Preußen verrathene, verlorne und dabei doch nur traurige Sonderſache! Es iſt eine Verblendung, und doch darf man ſie nicht ſtören; man kann das Rechte nicht ſagen, man müßte zu viel ſagen. Die Leute wollen mit der eignen Naſe auf die Lüge und Gewaltſamkeit der Kabinette geſtoßen ſein, eher glauben ſie nicht daran! —

Der Fürſt von Waldburg-Zeil-Trauchburg, den ich in Kiſſingen als Erzprinzen (Graf) gekannt, iſt in Tübingen wegen Majeſtätsbeleidigung zu Feſtungshaft verurtheilt worden. Er ſaß in der Frankfurter Nationalverſammlung auf der linken Seite, aber aus nicht ganz guten Beweggründen. Früher agitirte er im katholiſchen Sinn; er haßt Preußen. —

Bei Reimer hier erſchien eben: „Die jetzige Kriſis in der Unionspolitik. September 1850". 22 S. Nicht von Radowitz, ſondern von Egidi, einem Söldling des Miniſteriums aus dem Gothaer Schlag! — Nichts Brauchbares! —

Montag, den 23. September 1850.

Herrn von Uexküll getroffen, der mit mir ging, und lange bei mir blieb. Merkwürdige Nachrichten aus Rußland. Bakunin wird dort von vielen Leuten als ein Held verehrt.

Beſuch von Herrn Zeune; litterariſche Angelegenheiten; er will eine Auswahl von ſeines Onkels Gedichten herausgeben. —

Beſuch von Weiher. Grabow hat Ausſichten hier zum Oberbürgermeiſter gewählt zu werden; die „Kreuzzeitung" will — Naunyn, aber der König vergißt ihm ſeine Anwandlungen freiſinniger Nachgiebigkeit nicht. Mir iſt es ganz

gleichgültig. Das ganze Pack muß fort, Magiſtrat und Gemeinderath. —

Sendung von Büchern aus Halle, darunter Schulprogramme meines theuren Lehrers Dr. Johann Gurlitt in Hamburg, die mich in eine glückliche Zeit verſetzen! Ich ſegnete das Andenken des trefflichen Mannes, und das meiner Mitſchüler, Wilhelm Neumann's, Karl Siereking's, Roedr's, Neander's, obwohl die drei letztern im Verlaufe des Lebens mir durch ihre beſchränkte Geiſtesart ſehr fremd geworden ſind. —

Dienstag, den 24. September 1850.

Geſchrieben. — Ueber die Unfähigkeit der Fürſten, die Angelegenheiten Deutſchlands zu ordnen, und die Unmöglichkeit, auf deren Ordnung zu verzichten. Sie können *nichts* erzeugen, als Flickwerk, Schmuz, Jämmerlichkeit, einen alten Bundestag, ja den können ſie machen, und auch den nicht einmal ſo wie er war, ſondern nur einen verſtümmelten, noch mehr gelähmten. Sie laden neuen Fluch auf ihre Häupter, er wird ſie treffen! Das Volk geht nicht unter, *ſie* aber! —

Berlin iſt leer, ſtill, traurig. Im Winter werden Hof, Adel, Vornehme und Reiche wieder prunken, verſchwenden, mit ihren Feſten und Schauſpielen Lärm machen, recht zum Hohne der Armen, Gedrückten, Darbenden, — und die Stadt wird dennoch leer, ſtill und traurig ſein. Es iſt keine Freude, keine Munterkeit unter den Menſchen, unter den Vornehmen noch weniger als unter den Geringen, denn jene haben nur Neid, Hoffahrt, Sorge und Gier, nicht Freude, ſie betäuben ſich in frechem Luxus nur, wie der Arme in Branntwein. —

Niemals wurde in Berlin ſoviel geſtohlen, wie jezt, ſoviel Betrug und Meineid verübt, wie jezt. Natürlich, mit der Regierung und durch ſie ſind auch die Geſetze verachtet, die

Großen geben das Beispiel von Betrug und Arglist, man lebt im Schlamm, man tritt ihn und greift ihn; die Noth kommt hinzu, und die Einsicht, daß man in einer Spitzbubenwelt lebt, was soll man sich da viel sperren auch ein Spitzbube zu sein? Die Redlichsten, Bravsten, Muthigsten hat man ausgewiesen! Im Sommer 1848 hörte man von keinem Diebstahl, keinem Meineid und Betrug, wenn dergleichen vorkam, so war es doch höchst selten. Und wir hatten kein Militair, keine Polizei, keinen Hinckelden, keinen Manteuffel, keinen Kaiser und Wrangel! Jetzt häuft Verbrechen sich auf Verbrechen! —

Keine politische Nachricht von einiger Erheblichkeit! Alles stockt, wartet, schwebt. Die Arbeit geht aber im Stillen lustig fort, von beiden Seiten, der revolutionairen und der reaktionairen. —

Ich habe den ganzen Tag in Biographieen von Philologen gelesen, Hemsterhuis von Ruhnken, Ruhnken von Wottenbach, Joh. Albert Fabricius von Herm. Sam. Reimarus, und dazu einige Schriften Gurlitt's. Das Hineinschauen in diese Arbeiten, Lebensgeschicke, Ansichten, Kräfte, hat einen unendlichen Reiz! Ich kann mich ganz in diese Sphäre versenken, ich fühle zu den Männern, die in ihr hervorragen, eine wahre Liebe. Daß dieses Gebiet mit der schönsten, lebendigsten Thätigkeit, mit dem Jugendunterricht, eng verbunden ist, dann aber auch wieder eine klösterliche Einsamkeit, eine mönchische Abgeschiedenheit von der Welt gestattet, ist auch kein geringer Vortheil. In diesen jetzigen Tagen darf die letztere Seite, die stille Zuflucht, sehr gelten! —

Mittwoch, den 25. September 1850.

Der Bundestag — der sogenannte, von Preußen nicht beschickte, der Klub der Bevollmächtigten einiger deutschen

Regierungen, — hat die kurhessischen Gewaltmaßregeln durch die bundeswidrige Steuerverweigerung für gerechtfertigt erklärt, und nöthigenfalls hannöversche und würtembergische Truppen zur Unterstützung Hassenpflug's in Aussicht gestellt. —

Hassenpflug ist in Greifswald gestern in zweiter Instanz von der Schuld der Fälschung freigesprochen, doch sein Verfahren wiederholt als ein unwürdiges bezeichnet worden, auch steht eine neue Untersuchung gegen ihn wegen Erpressung bevor.

Zwei wichtige Nachrichten, ganz in der Ordnung unsrer rechtslosen, verfälschten, auf Lüge und Verrath gegründeten Zustände! Gesetz und Recht sind spitzbübisch geworden. Die großen Diebe hängt man nicht! Was Hassenpflug's Schuld erhöht, seine Stellung, seine Bildung, das wird zu seinen Gunsten angewandt, bei solchem Manne, heißt es, läßt sich eine gewinnsüchtige Absicht nicht voraussetzen, und die Thatsache gilt nicht! Künftig wird sie doch die Strafe treffen! —

Besuch von Weiber; Magistrat und Gemeinderath; Einkommensteuer. Bei ihrer Geldnoth, neuen Steuer und schlechten Wirthschaft wollen die feigen Gesellen fünfzigtausend Thaler zur Einholung des Königs am 15. Oktober anweisen! „Die große, unheimliche Thorheit! Still und demüthig in der Dunkelheit sollte der König einziehen.“ Und was ist es denn für ein Einzug? er ist ja schon hundertmal hier gewesen seit dem März 1848! —

Es heißt, der Minister von Schleinitz werde seine Stelle verlieren; da er keine eigne Meinung hat, und jede gebotene fügsam annimmt, so hat das keinen politischen Grund, nur einen persönlichen. — Es ist ganz einerlei, wer hier Minister ist, jeder muß dasselbe Werk thun. —

Donnerstag, den 26. September 1850.

Der „Staatsanzeiger" bringt die Nachricht, daß Herr von Schleinitz seines Amtes (nicht „auf sein Ansuchen") entbunden und der General von Radowitz zum Minister der auswärtigen Angelegenheiten ernannt ist. Also, wie vermuthet, eine persönliche Intrigue, nichts weiter! Und ein bischen Eigenwille des Königs dabei, der seine Minister zwingt den Günstling aufzunehmen, und sich um die Kreuzzeitungspartbei weniger kümmert. Die „Kreuzzeitung" wußte diesmal offenbar nichts! —

Manteuffel ist von seiner Reise zurück; die Ernennung von Radowitz ist eine Ohrfeige für ihn; wenn es jetzt auch gelänge, den Ministerpräsidenten Brandenburg zu wippen, so stände Radowitz diesem Posten näher als Manteuffel. Solcher kleinliche Ehrgeiz waltet in den kleinen Leuten!

Dr. Theobald Kerner soll acht Monate Festungshaft auf dem Asperg erstehen. —

Freitag, den 27. September 1850.

Ich kann wohl sagen dieser Tag sei der schönste meines Lebens, doch leider nur in der Erinnerung, ganz in der Vergangenheit! — Das sonst unsichre, so zweifelhafte Band der Ehe, für Rahel und mich ein unnöthiges, war doch für mich beglückend, weil es einen Schutz und eine Rechtfertigung vor der Welt dem Glücke gab.

Besuch von Weiber; Lachen und Freude über die Ernennung von Radowitz, der wie ein Knüppel nach allen Seiten trifft, und nur unsre Seite nicht treffen kann: Radowitz trifft die russischen, die österreichischen Diplomaten, trifft unsre Minister, unsre Generale, die Kreuzzeitung, und die Schläge, die er wieder kriegt, sind auch nicht verloren. Der König selber hat sich eine Ruthe aufgebunden, und wird's schon erfahren! —

Ausgegangen mit Ludmilla. In die Münzstraße No. 10 gefahren, wo das Denkmal Friedrichs des Großen aufgestellt und zu sehen ist. Groß genug ist es, und die Masse Erz erdrückt den nahen Beschauer; aber die Kunst, ist die auch so groß? Ich fürchte, nein! Das Pferd ist jedenfalls besser als der Reiter, der Ausdruck des Königs ist ohne Kraft und Geist, den Gewaltigen sieht man nicht in ihm, er läßt kalt, ohne Schauer der Ehrfurcht, der Bewunderung. Die Umgebung des Kolossalbildes, Reiter und Fußgänger in Lebensgröße, sind schon besser, dieses Maß ist dem Bildhauer geläufiger, seinen Kräften mehr genehm. Ach! unsre Kunst und unsre Kunsturtheile stehen auf schwachen Füßen! Viel Technik, wenig Geist, noch weniger Geschmack, — Dünkel und Aufputz sollen alles ersetzen. Rauch hat offenbar das Nebenwerk als Hauptsache behandelt und zur Hauptsache gemacht, der König geht in den Kauf! —

In der Münzstraße No. 20 besahen wir den Garten; vom Jahre 1803, wo ich dort wohnte, bis jetzt sind siebenundvierzig Jahre! die Bäume stehen noch, die Wege sind noch dieselben, aber die Menschen sind fort! —

Die „Neue Preußische Zeitung" fängt schon an, ihren Groll über die Ernennung Radowitz'ens auszugeifern! —

Die Nachricht, der Magistrat bestimme 50,000 Thaler zu der feierlichen Einholung des Königs am 15. Oktober hat in der Bürgerschaft einen so üblen Eindruck gemacht und ist in den Abschätzungskommissionen für die neue Einkommensteuer so bedenklich zur Sprache gekommen — man bestritt die Gesetzlichkeit dieser Steuer und drohte sie zu verweigern, wenn der Magistrat das Geld so verschwenden wolle — daß nun versichert wird, jene Absicht habe gar nicht bestanden, und man führt auch an, daß der Magistrat ja in kurzem neu gewählt werde, und daher mit Dingen, die über sein Dasein hinausliegen, sich nicht beschäftige. Seichter und falscher

Grund! Der Magistrat, den erbärmlichen Naunyn an der Spitze, hofft in den neuen Bestand hinüberzugehen, und wollte sich durch obiges Vorhaben nach oben empfehlen, von wo die Wahlen mächtig geleitet werden! Die Nachricht, der man widerspricht, ist in ganzem Umfange wahr. „Was kostet Marinelli'n eine Lüge?“ —

Sonnabend, den 28. September 1850.

Geschrieben, unter andern ein Wort über das Leben Mirabeau's von Pipitz, das ich mit Fug und Recht anpreise. —

Schon um 11 Uhr ausgefahren, nach dem Gesundbrunnen, die Kürbisse besehen, den Garten von Gropius; dann durch die Stadt und zum Landsberger Thor hinaus in den Friedrichshain, ausgestiegen, die Gräber der Freiheitskämpfer besehen, die merkwürdigen Inschriften gelesen, und viele ernste Betrachtungen angestellt. Mir fielen die Zeilen ein von Hölderlin: „Möchte gern im engen Hause ruhen, Mit den Seligen von Marathon!“ Wirklich erschien mir das Loos dieser im Kampfe Gefallenen beneidenswerth; ihnen hatte das hellste und reinste Licht der Freiheit geleuchtet, sie waren erfüllt vom herrlichsten Gefühl der Begeisterung, sie wußten ihren Sieg im voraus, sie sahen ihn, und sahen nicht seine nachherige schmachvolle Verdunkelung. — Der Friedrichshain gedeiht nicht, der Wind läßt die Pflanzen nicht aufkommen. — Ob man die Gräber mit ihren tapfern Inschriften noch lange wird bestehen lassen? Die Reaktion kann es nicht, es gebührt ihr, Gräberschändung zu verüben! —

Zwei junge Männer, an ihren Märzwunden gestorben, liegen nicht dort mit den Kampfbrüdern begraben. Dr. Gottbold Heine und der junge von Bojanowski, Sohn des Generals. — Zwei Edelleute, von Lenski und von Holtzendorff liegen im Friedrichshain. Auch Frauen sind unter den Getödteten. —

Die „Neue Preußische Zeitung" greift den neuen Minister Radowitz an; sie spricht von seinem Gedächtniß, seiner Eitelkeit, und daß seine Zuversichtlichkeit in Angaben von Dingen größer sei als seine Genauigkeit ꝛc. —

Die hessendarmstädtischen Stände haben die Steuern und eine Anleihe verweigert, und sind aufgelöst. Recht so! Deutschlands Einheit muß vollständig erlangt werden, durch Unterdrückung, Verrath und Schmach, alle noch bestehenden Vorzüge des einen Landes vor dem andern müssen aufhören, sie müssen erkennen, daß allen gemeinsam dieselbe Schändlichkeit waltet. —

Sonntag, den 29. September 1850.

Brief und Buch von Dr. Alexander Jung in Königsberg; die mir zugeeignete Novelle „Der Bettler von James Park". — Jung setzt seine litterarischen Arbeiten mit frischem Geist und warmem Herzen fort, wie eine Art Tempeldienst, mit heiligem Ernst, unfähig sein Talent gleich so vielen Andern zum bloßen Erwerb herabzustimmen.

Besuch von Herrn Monckton Milnes, der gestern aus Dresden hier angekommen ist; er ist älter und ernsthafter als früher und macht einen noch bessern Eindruck; spricht das Deutsche geläufiger. Uebrigens ganz Engländer, strebt in das Vornehme, nach allen Höhen des Lebens, auch des geistigen; Humboldt, Schelling, Tieck, Bettina von Arnim ꝛc. sind seine Zielpunkte. Den König rechnet er nicht mehr, den hat er ausgestrichen. — Von Oesterreich — er war in Marienbad, in Prag — hat er einen hohen Begriff, er findet das Kriegsheer das erste der Welt, in ihm sei die Einheit aller mannigfachen Völker des Staats vollkommen erreicht, „schade, fügt er mit guter Laune hinzu, daß nicht das ganze Volk in's Heer eintreten kann," denn freilich sei das Heer von dem übrigen Volke ganz getrennt, etwas Eignes und Fremdes,

ja Feindliches; ob dieſer Gegenſatz auch bei uns Preußen ſtattfinde? Was läßt ſich darauf antworten? Das Heer iſt eine Geſellſchaft, wo jeder die vorgeſchriebene Maske trägt, wer kann ſagen, was dahinter ſteckt? Man muß auf's Demaskiren warten! —

Preußen erläßt eine Erklärung, daß es keiner Macht eine Waffeneinmiſchung in die kurheſſiſche Sache erlauben werde, aber auch ſelber keine vornehmen wolle. Das ſoll als Muth und Bravheit gelten! Und wenn man in Heſſen gezwungen iſt, durch die Bosheit des Kurfürſten, eine proviſoriſche Regierung einzuſetzen, wird Preußen auch dann ruhig zuſehen? Gewiß nicht! Es wird die Verfaſſung nicht beſchützen, es wird ſie zerſtören helfen, indem es ſie für überſchritten erklärt! Aber nach dem Ueberſchreiten des Kurfürſten iſt das des Volks eine Nothwendigkeit, und man wird nicht gegen ihn, den Urheber, losgeben, wohl aber gegen die, welche er abſichtlich in Anarchie ſtürzt. Der Schlingel muß des Thrones verluſtig erklärt werden, ſonſt iſt alles nichts! —

Montag, den 30. September 1850.

Buch und Brief aus Köln von Düntzer, erſter Band ſeiner Erklärung des Goethiſchen „Fauſt". — Beſuch von Weiher; hieſige Angelegenheiten, Soldatengeſchichten; über Kurheſſen und Schleswig-Holſtein.

Eben kommt die telegraphiſche Meldung, daß Williſen den rechten Flügel der Dänen geſchlagen und Friedrichsſtadt genommen hat. Das iſt noch nicht viel, aber es kann die Einleitung zu weiteren Erfolgen ſein. Wir wollen ſehen, ob er ſich behauptet, ob er die Dänen aus ihrer Hauptſtellung hinauswirft. Wir wünſchen ihm alles Heil! —

Beſuch von Herrn Profeſſor Ulrich aus Hamburg; er hat heute der erſten Sitzung der Philologenverſammlung bei-

gewohnt. — Die Versammlung ist gar nicht zahlreich, wenig Besuch aus dem Auslande, von Leipzig, von Göttingen niemand, aus Widerwillen gegen Preußen. Den König wird diese Geringschatzung entsetzlich ärgern!

Zwei badische Offiziere: Haß und Wuth gegen Preußen, alles in Baden haßt uns; die Vornehmen und Gebildeten ganz besonders. Das geringe Volk, das Militair, alles ist wider uns; nur der feige Großherzog und thörichterweise die Großherzogin Stephanie, sind preußisch gesinnt, letztere doch nur, weil sie den König mit ihrem albernen Vetter Louis Napoleon befreundet wähnt! — „Von Ehre der Preußen ist nirgends mehr die Rede, nur von ihrer Schande, das sollt ihr wenigstens wissen. Ihr, preußische Truppen, verachtet euren König, die Welt verachtet ihn und euch zusammen, und verwünscht und verflucht euch wie ihn!“ —

Nachmittags kam Herr Milnes; er sprach sehr ernst und gut über die politischen Zustände, über die Elendigkeit der deutschen Fürsten, ihre Feigheit, ihren Verrath. Ueber Schleswig-Holstein sagte er, man sehe in England die Sache als eine sehr kleine an, und wenn sechs Millionen Italiäner sich unter Oesterreich beugen müßten, so könne man nicht viel Aufhebens davon machen, daß ein paarmal hunderttausend Deutsche zu Dänemark gehören sollen. — Er schenkte mir Tennyson's Gedichte. —

Mit Ludmilla Schach gespielt. — Im Petrarca gelesen, in Dünzer's Buch, in Alexander Jung's. — Dachte sehr viel an Rahel.

Das achte (Schluß-) Heft der „Latter-day pamphlets“ von Carlyle über Jesuitismus. —

Die Nachrichten aus Schleswig-Holstein melden noch nichts Entscheidendes. Friedrichstadt genommen, ist noch nicht viel. —

Drei Noten in der kurhessischen Sache, Machwerk von Radowitz, die bekannten Lügenphrasen! Preußen will nicht,

daß ein Andrer einſchreite, Preußen will ſelber einſchreiten, und ſichtbar für die Regierung, gegen das Volk; von der Verfaſſung und vom Recht keine Rede! — Man will das Recht der Einmiſchung und Unterdrückung als ein preußiſches Vorrecht behaupten! —

Die „Neue Preußiſche Zeitung" ſagt: „Wir lieben nicht die Kinder, die nach der Mutter heißen." Graf von Brandenburg? Wenn auch nicht gemeint, doch getroffen! —

Heute vor fünfzig Jahren kam ich in Berlin Vormittags an; mit dem Poſtwagen, von Hamburg, wir waren drei Tage und Nächte gefahren, am vierten Tage trafen wir ein. Es war Regenwetter, klärte ſich aber auf, ungefähr wie heute. — Welch ein Abſtand von fünfzig Jahren, welch ein Rückblick! Wie viel hofft' ich damals, und wie viel mehr iſt mir geworden, als ich damals hoffen konnte! Unermeßlich mehr, in allem Betracht! Ich gewann hier Lehrer, Freunde, die geliebte Rahel, wieder Freunde, die erſten und beſten meiner Zeit. Und damit nichts fehlte, hab' ich auch die Jahre 1813 und 1848 hier erlebt, die hohe Erregung alles Muthes und Geiſtes. Das Jahr 1848, wenn ich noch hundert Jahre lebte, würde mir durch kein andres übertroffen werden! Einmal doch Freiheitsluft geathmet, ächt und rein! —

Dienſtag, den 1. Oktober 1850.

Die „Urwählerzeitung" vom 29. September macht Aufſehen durch Wiederabdruck der Rede des Königs vom 15. Oktober 1840, wo er ſagt, er wolle die Empfangsfeierlichkeiten der Stadt, obgleich er noch nichts gethan habe, annehmen, mit dem Abkommen, daß, wenn er künftig einmal viel gethan habe, er dann in der Stille einziehen werde. Man wollte das Blatt wegnehmen, allein die Abdrücke waren ſchon in den Händen der Menge; dafür wird man den Herrn Bernſtein es bei andrer Gelegenheit entgelten laſſen! —

Die niederträchtigen Gewaltstreiche des Kurfürsten und Hassenpflug's in Kurhessen häufen sich; sie thun alles um den Staat absichtlich zu zerrütten, zu verderben! Und dazu schweigt Preußen, den Verbrechen des Fürsten sieht es ruhig zu, es wartet nur darauf, daß das Volk im geringsten sich dawider rege, um dieses niederzuwerfen! Unsre Regierung ist durch und durch entsittlicht, in Dünkel, Neid und Ränke versunken, dabei feige bis in's Herz hinein. —

Die „Nationalzeitung" vom 1. Oktober No. 454 sagt: „Die Bewegung des Jahres 1848 ist jetzt geschmäht von dem Hasse, der sie richtig erkennt, verhöhnt von der Mittelmäßigkeit, die sich einbildet, ihre Früchte ernoten zu können, verläugnet von der Charakterlosigkeit, die ihr keine Opfer bringen wollte. Aber sie bleibt, was sie war — ein Lichtpunkt, wie die Geschichte der Menschheit einen zweiten nicht aufzuweisen hat, der Silberblick des Läuterungsprozesses. Wochenlang ist das Erz dem Feuer ausgesetzt, ohne eine sichtliche Veränderung zu zeigen; endlich kommt der Augenblick, wo das Metall die letzten Schlacken von sich stößt — und dieser Augenblick ist verherrlicht durch alle Farben des Lichts. So war der Moment, der die starren Massen in Fluß setzte, verklärt von der Begeisterung für Alles, was schön, edel, menschlich ist. Vielleicht wird die Geschichte jene Zeit damit karakterisiren, daß die Menschen zu viel an Andere, zu wenig an sich selbst gedacht haben. Hüten wir uns jetzt vor dem andern Extreme!" —

Mittwoch, den 2. Oktober 1850.

Besuch von Hänlein, anderthalb Stunden! Besuch vom Grafen von Kleist, anderthalb Stunden! Letzterem fängt an bange zu werden, er fürchtet Krieg zwischen Preußen und Oesterreich: „Und wenn die Truppen aus dem Innern an die Gränze rücken, so stehen die Rothen auf und schneiden

uns die Hälfe ab." Ja, das kann kommen. Auch fürchtet er die Einführung der Grundsteuer. „Der preußische Staat beruht jetzt einzig auf den Konstablern, der Polizeigewalt, denn selbst die Armee ist nicht mehr sicher, wird täglich demokratischer."

General von Wrangel hat zu Hänlein gesagt: „Den Steuerverweigerern in Kassel können wir doch nicht zu Hülfe kommen?" Er hat ganz Recht; er denkt noch an die hiesige Steuerverweigerung, die er hat unterdrücken helfen. —

Die Philologenversammlung geht unter in Langweiligkeit! —

Man schlägt sich noch bei Friedrichstadt, die Schleswig-Holsteiner haben den Ort noch nicht. —

Donnerstag, den 3. Oktober 1850.

Geschrieben: Preußens elende, kraftlose Politik nach außen entspricht ganz der verrätherischen Wortbrüchigkeit nach innen, keine Treue, keine Ehre. Dürftigkeit, kein Karakter, kein Talent, die Minister arme Wichte, Radowitz an der Spitze, der begabteste und muthigste ist Manteuffel, und welch armer Schlucker ist der! —

Besuch von Herrn Milnes. — Die Engländer hätten Sonntags, führt er als ein Sprichwort an, nur zwei Vergnügen, den Branntwein und die Kirche. Ueber Lord Palmerston, über den Amerikaner Bancroft. Anekdoten. Ueber Gibbon.

Die „Kreuzzeitung" zaust wieder den Minister von Radowitz, nennt ihn den Zögling des Königs von Westphalen, bei Leipzig habe er noch gegen uns gefochten, niemand habe Vertrauen zu ihm, er sei dem Lande fremd, ein hergelaufener Abentheurer, — dies Wort steht nicht gedruckt, ist aber mündlich gesagt worden, und ist noch zwischen den Zeilen zu lesen.

Im Petrarca gelesen, in Oersted. —

In Turin ist der Erzbischof Franzoni durch das Gericht zur ewigen Landesverweisung verurtheilt, seine Habe eingezogen ꝛc. Auch der Erzbischof von Cagliari zur Haft gebracht. — In Kassel hält sich die Bürgerwehr noch. —

Louis Bonaparte lenkt ein, will keinen Staatsstreich ausüben, nur die zehnjährige Präsidentschaft anstreben. Die Gesellschaft vom Dix Decembre — der französische Freubund — kommt vor Gericht in's Gedränge. —

Bei Friedrichstadt noch immer kein Sieg, nur Verlust auf beiden Seiten. —

Freitag, den 4. Oktober 1850.

Besuch von Weiber. Nachrichten aus der Stadt. Diesterweg's Pestalozzi-Stiftung, Autographen. —

Der Minister von Radowitz, auf's empfindlichste beleidigt und heftig empört durch die auf ihn gerichteten Zeitungsangriffe, wollte gegen seine Feinde unterdrückende Maßregeln anordnen, seine Kollegen aber widersetzten sich, und meinten, er müsse dasselbe tragen, was sie alle so lange getragen, der Zeitpunkt der Unterdrückung sei noch nicht da, und um Radowitz'ens wegen wollten sie ihn nicht übereilen. Wenn sie nicht geschmäht würden, blieben sie ja ganz ungenannt; es ist ihr ganzes Dasein! —

Der „Konstitutionellen Zeitung" ist plötzlich der Postdebit entzogen worden. Doch scheint es den Ministern schon am ersten Tage wieder leid geworden, die Post verschickt die bestellten Abdrücke! Versuchen es die Feiglinge einmal gegen die „Neue Preußische Zeitung"! Sie werden sich hüten! —

Unsre Minister, selbst Hassenpflüge, wie können sie gegen Hassenpflug sein? Die „Neue Preußische Zeitung" erinnert sie daran, daß sie dasselbe gethan haben, was dieser. —

Die Philologenversammlung zu Potsdam. Der König

war beim Scheibenſchießen, und ſah die Philologen nicht; Verachtung! Wenn's nur Theologen geweſen wären! —

In Darmſtadt alle Vereine und Verſammlungen verboten. In Kaſſel noch ſtarker Widerſtand, der doch ſchwerlich ſiegen kann! — Der alte General von Haynau — Bruder der Hyäne und Vater des Kriegsminiſters Major von Haynau — iſt freilich nur ein alter Tropf, aber wenn die Soldaten gehorchen, kann er doch jeden Frevel ausführen. — Von Friedrichſtadt nichts Neues. —

Intriguen und Anſchläge wegen der Bürgermeiſterwahl in Berlin! —

Schreckliche Geſchichte mit zwölf Tſcherkeſſen bei Inowraclaw! Sie werden niedergemacht! — Schändlich iſt der Vertrag mit Rußland, der Preußen zur Auslieferung militairiſcher Flüchtlinge verpflichtet! —

Sonnabend, den 5. Oktober 1850.

Guter Artikel der „Nationalzeitung" über das Gerücht, Preußen wolle die Union feſthalten ohne parlamentariſche Zugabe; ſie führt die Worte des Königs aus ſeiner öffentlichen Verkündigung an, die Worte der Verfaſſung ſelbſt, die wiederholten Zuſagen ꝛc. Aber „Keine Macht der Erde" u. ſ. w. *dieſe* Worte haben uns durch ihre Hinfälligkeit gezeigt, daß all dergleichen nur Prahlerei oder Lüge iſt. Die „Nationalzeitung" fügt hinzu, daß *uns* an dem ganzen Plunder nichts gelegen, das Ja wie das Nein gleich iſt. —

Nachmittags Beſuch von Dr. P. L. Möller, er brachte mir ein paar Autographen, das eine vom Präſidenten von Gerlach, welches den Beweis giebt, daß er der Verfaſſer der ſogenannten „Rundſchau" in der „Neuen Preußiſchen Zeitung" iſt. — Ueber die däniſche Sache. —

Die Zeitungen melden ein Schutz- und Trutzbündniß

zwischen Oesterreich, Baiern, Sachsen und Würtemberg. — Neue Gewaltstreiche durch den hessischen Hanau. — Der Angriff gegen Friedrichstadt dauert fort. —

„Kladderadatsch" enthält ein vortreffliches Bild; Leichenzug aller getödteten Verfassungen in Deutschland, mit treffenden Zügen und guter Laune. —

Im Petrarca gelesen, in Weikard's Lebensgeschichte. —

„Kaiser Joseph war schon dem Tode nahe, als die Revolution in Frankreich ausbrach. Mit innigstem Vergnügen, wie ich es von zuverlässigen Zeugen weiß, las er die kühnen Schritte der französischen Reformatoren. „Es ist so ganz, sagte er, nach meinen Grundsätzen." Die Franzosen fingen damit an, die Usurpationen des Adels und der Geistlichkeit wegzuräumen, und dem Volke seine Rechte zuzusprechen. Das zuverlässigste Zeichen eines Schwachkopfes oder Böswichtes von Regenten ist es, wenn er glaubt, bloß für Adel, Pfaffen oder Soldaten auf dem Throne zu sitzen."

Denkwürdigkeiten aus der Lebensgeschichte des Kais. Russ. Statsrath M. A. Weikard. Nach seinem Tode zu lesen. Frankf. u. Leipzig, 1802. 8. S. 35.

Einem hiesigen Musikdirektor verweigert der Polizeipräsident, und dann der Minister die Erlaubniß zu einem gewöhnlichen Konzert in der Gesellschaftsballe, kurzweg, ohne Gründe. Der gute Mann hat früher in demokratischen Vereinen Musik aufgeführt. Was soll man zu solchen Behörden sagen? —

Sonntag, den 6. Oktober 1850.

Geschrieben. Es giebt wirklich einige Preußen, die einen Krieg wider Oesterreich wünschen, sie erschrecken aber sogleich, wenn es heißt, das könne auch zum Kriege wider Rußland führen. Am Hof und bei den Ministern herrscht die größte Fetgheit, schon weil jederman fühlt, daß doch nichts durch-

gesetzt werden würde. Auch ist die Furcht vor den Demokraten übergroß, und die Generale von Stockhausen und Wrangel haben schon erklärt, Berlin müsse nothwendig eine Besatzung von zwölftausend, im Fall größerer Bewegungen in Norddeutschland sogar von sechzehntausend Mann haben; sie sind nicht sicher, ob nicht schon jetzt plötzlich ein Aufstand ausbrechen könne. Man ist schon besorgt für den König bei seinem Einzug am 15. und will eine besondre Leibwache von fünfzig bis sechzig Unteroffizieren für ihn einrichten! Die werden ein Gegenstück zu den Schloß- und Wachthausgittern bilden, — Denkmale des Volkssieges am 18. März, Denkmale der Furcht! —

Ich las in Weikard's Lebensgeschichte die Schilderung seiner unglücklichen Schwindelanfälle; sie haben viele Aehnlichkeit mit meinen, auch waren sie ihm in gleicher Weise hinderlich; die meinen stiegen indeß nicht zu solcher Höhe, auch ließen sie nicht durch starken Wein sich beseitigen; das macht doch einen großen Unterschied. — Sein „philosophischer Arzt" war ein Lieblingsbuch meines Vaters, auch ich las als Knabe viel darin, es war in damaliger Zeit ein Durchbruch. — In welchem Zustand war Deutschland vor hundert, vor achtzig Jahren! Wie haben wir Voltaire zu segnen, und Friedrich den Großen und Joseph den Zweiten, und die französische Revolution mit all ihren reichen Segnungen! Vieles, was in der Gegenwart nicht dafür zu erkennen war, hat sich wirklich als Segen dargethan.

Ich habe den Menschen im Allgemeinen und Einzelnen immer zu viel Gutes zugetraut, besonders den Fürsten; ich habe immer die unzweifelhaften Beweise, daß sie nichts taugen, abgewartet, ehe ich das glaubte. Darin bab' ich sehr gefehlt. Bei meinen günstigen Urtheilen über Fürsten ist dies nicht zu übersehen! —

Montag, den 7. Oktober 1850.

Geschrieben. Lüge der Staatsretterei, Hassenpflug ist unsrer Minister liebes Kind, nur etwas unartig jetzt und österreichisch. Radowitz dreht und wendet sich, und macht hundertelei Verspiegelung, am Ende folgt doch die Unterdrückung der Hessen.

Die Schleswig-Holsteiner sind vor Friedrichstadt mit großem Verluste zurückgeschlagen worden. Armer Willisen! Er hatte sich wieder mit größter Unerschrockenheit im stärksten Kugelregen befunden. Was hilft's? ihm will nichts gelingen.

In Kassel weigern sich die Offiziere. Der alte Hahnau ist vor Gericht geladen und so gut wie in Haft, der Zeitungsschreiber Oetker wieder frei. Offiziere mit Vorstellungen zum Kurfürsten. Hier bei uns wechseln Bestürzung und Erbitterung, dies militairische Beispiel findet man gefährlich; man prahlte noch eben, die hessischen Truppen seien so fest und sicher, wie die preußischen. Man zittert bei dem Gedanken, daß auch in diesen sich Freiheitsregungen zeigen könnten, dann ist keine Hülfe mehr, denn nur Soldaten und Konstables halten die Regierung, dann muß man auf die Russen sich stützen. Aber man wird in Hessen einschreiten, gegen das Volk und Militair, gegen die Verfassung, für den Kurfürsten! Man wird's. —

Die „Neue Preußische Zeitung" erklärt heute, sie halte plötzlich inne mit ihren Angriffen auf die Minister, um der Regierung nicht ihre schwierige Rolle noch mehr zu erschweren! Aus patriotischem Eifer! Das hätte sie schon lange thun können, warum erst jetzt? Die Parthei hat sich mit Radowitz abgefunden, die Schufte haben sich vertragen, und werden ihre Bubenstücke gemeinsam verüben.

Im Petrarca gelesen. — Achte Lieferung der Berliner Revolutionsgeschichte, bei Gustav Hempel; merkwürdige Thatsachen sind hier aufbewahrt! —

Der Sonnenuntergang war herrlich! Leuchtendes Gold floß auf Dächer und Fensterscheiben, große Taubenflüchte schienen aus hohen Lüften wie Goldregen niederzusinken, ein Regenbogen, — der helle goldgelbe Schein war zauberisch, ein Wunderanblick! —

Das Ministerium theilt unter der Hand die Warnung mit, der Gemeinderath solle nicht den Herrn von Patow zum Oberbürgermeister wählen, denn dieser werde die Königliche Bestätigung nicht erlangen! —

Dienstag, den 8. Oktober 1850.

Geschrieben, aber nicht lange; um halb 11 Uhr ausgegangen mit Ludmilla. Wir fuhren zum Oranienburger Thor, den neuen Bau dort anzusehen. Dicht vor dem Thore, draußen, fiel uns die weitläufige Anstalt der Borsig'schen Maschinenwerkstatt in die Augen, wir gingen hinein, und nach erhaltener Erlaubniß sahen wir uns die Sachen näher an. Eine ungeheure Anstalt, die Werkstatt des Vulkans, der Kyklopen! Achthundert Arbeiter, in ungeheure Säle, die sich mannigfach verzweigen, vertheilt, hämmern, drehen, schmieden, schmelzen, die ungeheuersten Maschinen dienen zur Bereitung eben solcher und andrer Ungeheuer, Dampfkessel, Lokomotiven ꝛc. Betäubender Lärm! Wir sprachen mit einigen Arbeitern, alle waren gefällig, sahen gut aus, voll Kraft und Entschlossenheit, die meisten haben das Jahr 1848 mitgemacht, und einige Winke deuteten darauf hin. Merkwürdige Bildung und großes Ehrgefühl dieser rüstigen Männer, nur ein paar nahmen eine dargebotene Gabe an! Wir blieben über anderthalb Stunden. — Dann gingen wir, an mehreren andern Maschinenfabriken vorüber, zur Königlichen Eisengießerei, die aber grade verschlossen war, darauf in den Garten des Invalidenhauses, und auf den Invalidenkirchhof. Grabstätten von

Scharnhorst, Witzleben, Boyen, Rauch, beiden Pirch's, Friesen ꝛc. alle schön mit Blumen bepflanzt, mit Epheu, sehr sinnig und anmuthig. Am äußersten Ende liegen die Soldaten, die im Märzkampfe 1848 gefallen sind, sehr einfach, weniger besorgt als die Leichen der Märzkämpfer im Friedrichshain; sonderbar, hier wie dort rauscht eine nahe Windmühle dicht bei den Gräbern. Es war halb 2 geworden, wir setzten uns in eine Droschke, und fuhren nach Hause, reich an großen Eindrücken und mannigfach anregenden Gedanken! —

Große Sendung aus Gießen von Prof. Carriere, Brief, sein neustes Buch „Religiöse Reden und Betrachtungen für das deutsche Volk, von einem deutschen Philosophen.“ — „Die preußische Revolution, von Adolf Stahr“, viertes Heft.

Der „Kreuzzeitung“ war gedroht, ihr den Postdebit zu entziehen; darum hielt sie plötzlich inne!! Auch hier Feigheit, auch hier Unterducken, — bis auf weiteres! Denn rächen wird sich das giftige Thier bei erster Gelegenheit. Und thut es schon jetzt! Die Kreuzzeitung mißgönnt dem Könige alles, was wie ein Triumph aussieht, sie dringt daher darauf, unter den heuchlerischsten Versicherungen der Liebe und Verehrung, den 15. Oktober dadurch zu feiern, daß man anstatt einer nutzlosen Beleuchtung der Stadt lieber den Armen Holz für den Winter schaffe, und fordert dafür reichliche Beiträge.—

Aber der König hält sich zurück, wird noch nicht nach Berlin, sondern fürerst nach Charlottenburg ziehen; und will sich, wenn er kommt, allen feierlichen Empfang verbitten. —

Verworrener Gang der Dinge in Kassel. Der Kurfürst wird seine Truppen auflösen. Zweites Beispiel dieser Art, Baden ging voran, das kann so weiter gehen! — Jämmerliche Dinge! Auf die Verbrechen des Kurfürsten steht Wegjagen wenigstens, da das nicht geschieht, so ist alles nutzlos. —

Mittwoch, den 9. Oktober 1850.

Geſchrieben; über die ſchleswig-holſteiniſche Sache, die den Deutſchen jetzt eine große Lügenblendung iſt, den Gothaern zur Lügenzuflucht dient, beſchuldigen ſie doch jetzt das Volk, daß es die deutſche Sache im Stich laſſe, da *ſie* doch zuerſt das Volk und ſein Recht im Stich gelaſſen, und noch heute die Volkshülfe abweiſen, keinen Demokraten zulaſſen; und die Regierungen, die eigentlichen Verräther, die auch gegen Schleswig-Holſtein ſich niederträchtig benommen und benehmen, die werden ſanft von ihnen behandelt, nur nebenher getadelt! —

In Kaſſel geht es drunter und drüber. Aber die Gewalt des Militairs iſt nicht gewichen, und der Kurfürſt beharrt, ſicher wie er ſich weiß und unterſtützt von Oeſterreich und Baiern. Preußens ſpottet er nur, und er kann's mit allem Fug. —

Willisen's Tagesbefehl wegen der neuſten Schlappe. Mit den Waffenthaten wird es nun wohl vorüber ſein, denn bis Froſt eintritt, hat die Diplomatik alles aufgeräumt; es müßten denn die Dänen angreifen und in Holſtein vordringen. Kann geſchehen, zum Heyl für den König von Preußen, der „an die Spitze der deutſchen Sache tritt und ſie beſchützt"! —

Die „Urwählerzeitung" iſt heute wegenommen. — Radowitz will die Preſſe noch mehr knebeln; aus Grimm gegen die „Kreuzzeitung", der nichts geſchieht, wüthet man gegen die andern. —

Donnerstag, den 10. Oktober 1850.

Geſchrieben. Rückſchritte nehmen immer einiges von dem mit, was ſie vermeiden wollen, der neuverſuchte alte Preßzwang wird ein Stück Preßfreiheit nicht los! Nie kann man vergeſſen machen, was 1848 hier geſchehen iſt, die Beſiegung

der Militairgewalt durch Volkskraft, die Fortdauer des Königthums durch Volkes Gnade, die Abwesenheit der Polizei, die Nationalversammlung durch Urwahlen. Die Reaktion nennt das Jahr 1848 das Fluchjahr, wir nennen es das Jahr des Heils und der Verheißung, das Jahr der Erhebung, der Freiheit! —

Früh ausgegangen mit Ludmilla. — Wir gingen beim Museum auf und ab bis 12 Uhr, dann in das Neue Museum, das wir bis halb 2 Uhr besichtigten. Viel Schönes, Säulen, Wände, Fußböden, prachtvolle Treppe. Kaulbach'sche Arbeiten. Besonders die ägyptischen Hallen sehr zweckmäßig und eindringlich. Im Allgemeinen herrscht die Pracht zu sehr, Buntheit und Vergoldung, aber dergleichen Ueberladung mit Schmuck liebt der König, die edle Einfachheit ist nicht nach seinem Sinn. Die Kunstwerke werden sich schämen! Die Künstler huldigen dem schlechten Geschmack, der sie bezahlt und belohnt. Aufwand genug, Prahlerei! —

In Petrarca gelesen, in Stahr's viertem Heft. —

In Kassel nehmen fast alle Offiziere den Abschied. Ein ganz einziger Zustand! Leider sind die großen Opfer, welche dem Gesetz und Recht gebracht werden, ganz umsonst! Wo die Bosheit Gewalt hat und bei ihr gelassen wird, kann das Gute nicht gedeihen. Der Kurfürst müßte längst des Throns für verlustig erklärt sein und auf seine Person gefahndet werden. Steckbriefe hinter ihm her ausgesandt! Im Fall des Ergriffenwerdens kurzer Prozeß! — Das würde zwar von den Nachbarn nicht gelitten werden, aber inzwischen wäre doch was geschehen! —

Diese ganze hessische Geschichte wird in den Ereignissen der Zukunft kein verlornes Glied sein! Sind nicht alle Fürsten mitschuldig, die solchen Unthaten ruhig zusehen, ja sie unterstützen, bloß weil einer ihresgleichen sie begeht! Ja wohl ihresgleichen! —

In Heſſen-Darmſtadt oktroyirte Verfaſſung, Wahlgeſetz mit Zenſus ꝛc. Nur weiter! —

Es iſt ganz entſchieden, daß die Union auf ein bloßes Bündniß zuſammenſchrumpft, und das Erfurter Parlament nebſt ſeiner Verfaſſung aufgegeben wird. Die Proklamationen des Königs, die Reden von Radowitz! —

Freitag, den 11. Oktober 1850.

Geſchrieben. Warum die Revolution von 1848 noch nicht den vollen Erfolg gehabt? Unſre Fürſten ſchienen großmüthig im Gewähren, das Volk war es. Unſre Mittelklaſſe, Gelehrte, Beamte, Edelleute, Kaufleute, waren eitel und dumm, viele verrätheriſch; das Volk, welches den Verrath merkte und dagegen aufſtand, war in ſeinen Bewegungen ohne Führer, war nicht beiſammen, hatte ſchon zu viel verſäumt; Verrath, Argliſt, Lüge und Betrug thaten das Uebrige. Aber die republikaniſchen drei Verſuche in Baden werden nicht verloren ſein, und das Blut der ſtandrechtlich Gemordeten ſchreit! —

Beſuch von Weiber. Schändliche Polizeiaufſicht auch bei nichtpolitiſchen Vereinen! Parteilichkeit der Behörden, Bosheit. — Ueber Mirabeau und ſeine berühmten Worte: »Allez dire à votre maitre« ꝛc. Was wir in Kaſſel thun werden? Den Kurfürſten wieder einſetzen, wenn es Andre nicht früher thun! — Das Beiſpiel der heſſiſchen Offiziere macht hier den fürchterlichſten Eindruck, der König ſieht ſchon die ſeinen wanken. Daß ſie nicht auf die Verfaſſung vereidet ſind, wie es doch verſprochen war, macht wenig Unterſchied; es iſt nicht der Eid, der bei den Heſſen es macht; daß ein Eid wenig thut, ſehen wir ja an dem vielfachen Meineid deutſcher Fürſten, zuletzt noch des Großherzogs von Schwerin, des Herzogs von Deſſau, der Könige von Sachſen und Würtemberg ꝛc. ꝛc. —

Konstabler, die mit gewohnter Willkür und Rohheit gegen Bürger losfuhren, sind auf dem Alexanderplatz derb ausgeprügelt worden; als ihnen Hülfe kam, war alles schon vorbei, das Volk ging auseinander, und man fand zwei Konstabler am Boden liegen. —

Die „Kreuzzeitung" ist fortwährend zahm, und wühlet nur noch gegen die Verfassungstreue in Kassel mit den schamlosesten Verdrehungen und frechsten Schimpfworten.

Sonnabend, den 12. Oktober 1850.

Geschrieben. Daß die Thorheit mit der deutschen Flotte noch heute spielt, daß man auffordert, den Geburtstag des Königs durch Beiträge zur Anschaffung eines Kriegsschiffes zu feiern, ist doch zu arg! als gute Meinung zu dumm, als neue Arglist zu frech! Aber die Leute wollen ihre Narrheit haben! —

Nachrichten aus Frankreich. Der sonderbare Mittelzustand der Dinge, diese Schwebe zwischen den Partheien, kann noch eine Weile dauern, inzwischen befestigt sich die Republik, die nun schon bald drei Jahr alt ist, — Hr. Rothomb verhieß ihre keine Dauer von drei Monaten! Das Kriegsheer ist größtentheils republikanisch. Das allgemeine Wahlrecht wird schon von Bonapartisten zurückgewünscht. Die Franzosen tragen, es ist wahr, unleidlichen Druck, ärgern fast als je, doch tragen sie ihn als ihren eigenen Irrthum, ihre Gewählten haben ihn verhängt, gebilligt, er erscheint wie eine Zufälligkeit, die sich abwerfen läßt, und ihr Ende von selbst finden wird. —

Heute Mittag hat der Präsident von Hinckeldey die „Neue Preußische Zeitung" verwarnen lassen, ihr werde der Postdebit entzogen werden. Der Assessor Wagner zeigt dies an, und erwiedert, die Drohung werde auf die Redaktion des

Blattes keine Einwirkung haben, für das laufende Vierteljahr könne die Maßregel doch nicht eintreten — welche Dummheit! warum nicht? weil die Empfänger sie bezahlt haben? was schiert das einen Hinkelden? — und im künftigen seien die Kammern da, welche die Ministerwillkür hinsichtlich der Presse nicht dulden würden! Die „Kreuzzeitung" vertraut auf die Kammern, stützt sich auf die Verfassung, will Preßfreiheit! —

Die „Urwählerzeitung" liefert Tag für Tag ihr scharfes Treffen. Die neulich weggenommene Nummer (No. 236) hat der Staatsanwalt wieder frei gegeben, doch hält die Polizei sie noch zurück. Die „Nationalzeitung" ist sehr ungleich, hebt bisweilen das Preußische zu sehr hervor, da doch das Preußische jetzt nichts gelten darf, als insofern es freisinnig, redlich, fortschreitend ist. Die „Konstitutionelle Zeitung" kämpft. — Schon im dritten Jahre Preßfreiheit! Nun, das ist doch etwas! —

Schaumann über den Karlsbader Kongreß, ein recht guter Aufsatz; der Mißbrauch, den Preußen und Oesterreich vom Bundestage gemacht, ist hell herausgestellt. —

Sonntag, den 13. Oktober 1850.

Geschrieben. Deutschlands Hoffnungen sind auch die Frankreichs, Italiens, Ungarns, Polens, ja Rußlands und Englands; der einseitige Vaterlandsgeist wird ausgetrieben, macht dem allgemeinen Freiheitsgeiste Platz. Von dieser Wahrheit müssen die Völker durchdrungen sein, dann gedeiht ihre Sache. — Der Revolutionsgeist hat sich für den Augenblick auf eine kleinere Schaar zusammengedrängt, ist hier aber um so thätiger und kräftiger. Die „Aeußersten" fragen gar nicht mehr nach Freiheit, Verfassung, Grundrechten, sondern sie wollen vor allem Rache, Rache an den verbrecherischen Gewalthabern und verrätherischen Abgeordneten, Rache für die gefallenen

Opfer, ja sogar nur Rache, unbekümmert, was nachher kommen wird, möge neue andre Knechtung kommen, wenn nur vorher der Rachedurst vollständig gelöscht worden. Ich theile diese Gefühle nicht, aber ich begreife sie; es ist ein Kampf auf Tod und Leben, und da kümmert man sich um Folgen nicht! —

Ob ein früher Winter den Schleswig-Holsteinern helfen wird? Ich glaube daran nicht. Bis das Eis Kanonen trägt und Reiterei, kann es lange frieren! Und dann — der Frost ist für die Kriegskunst immer nur Nebensache; wie ist's denn, wenn der Krieg im Süden geführt werden muß? —

Montag, den 14. Oktober 1850.

Brief aus — von *, sehr gemäßigt, und doch nicht praktisch: er hofft vergeblich durch einleuchtende Gedanken den dürren Boden der Machthaber zu befruchten; es giebt mit dieser fanatischen Reaktion keinen Frieden, es besteht Krieg, wilder, unerbittlicher Krieg, da gilt es Kampf und nur Kampf. Doch versuche jeder was er kann! * wird nichts Schlechtes thun, höchstens Nutzloses. — ** wünscht uns einen Cromwell! Gott bewahre! Einen Cromwell kann man als eine unselige Zwischenhülfe ertragen, doch nie wünschen. — Es scheint, die Leute alle können nicht warten! Ich habe weniger Zeit, als diese Jüngern, und kann warten! Man muß nicht auf den nahen Hügel, man muß auf hohe Berge steigen; der kleinste Wurf von so hoch her wirkt kräftiger, als vieles Schleudern im ebnen Felde. —

Der König kommt morgen nicht nach Berlin; er grollt noch, sagen die Einen, er fürchtet sich, die Andern. Selbst der General von Wrangel sagt letzteres. Die Kreuzzeitungspartei, die recht wohl weiß, daß die neuliche Bedrohung ihres Blattes vom Könige selbst ausging, ist ergrimmter als

je wider ihn, heuchelt aber, weil der Schein von Liebe und Ehrfurcht für den König einmal in ihren Kram gehört. —

Aus Kassel nichts, aus Rendsburg nichts. Die Gothaer rühren sich hin und wieder, für Schleswig-Holstein, für Erfurt!

In Sachsen Theodor Oelckers zu lebenslänglicher, Robert Binder zu zehnjähriger Zuchthausstrafe verurtheilt! Ich hoffe, sie sind beide in Sicherheit. — Nirgends Amnestie! nirgends! Merkt euch das, Männer des Volks! — Wie wäre es in Berlin wohl geworden, hätte das Volk am 18. März nicht gesiegt! Schaarenweise wären die Unglücklichen dem Henker überliefert worden. Das Volk als Sieger hat kein Blut vergossen, hat gnädig verziehen! —

Heute ist der Jahrestag der Schlacht bei Jena, das war eine gute Lehrstunde! Leider bedürfen wir neuen Unterrichts! Er wird uns werden. —

Die Kasseler „Hornisse" liefert einen offenen Brief an den Kurfürsten voll brennender Pfefferschärfe, Königliche Hoheit kommt hundertmal vor, und auf jede Königliche Hoheit folgt eine derbe Maulschelle. Wohl bekomm's! Die „Hornisse" kommt fast gar nicht hierher, aber die „Kreuzzeitung" ist so dumm und läßt den Artikel abdrucken; sie will erzürnen, aber sie erfreut! —

Dienstag, den 15. Oktober 1850.

Besuch von Hrn. von Häulein: der neue Minister Radowitz hat ihm nun den Bescheid ertheilt, der König werde ihm keine neue Anstellung geben. Ein Freund hat ihn gefragt, ob er nicht Abgeordneter werden möchte? er fragte sogleich, ob in der ersten oder zweiten Kammer? — In der ersten. — „Nein, da dank' ich! In der zweiten bekomm' ich doch täglich drei Thaler, da weiß ich doch, wofür ich Abgeordneter bin." Schamlose Naivetät, die er für Klugheit hält! Nun

möcht' er drucken lassen, um Geld, Ruhm und Rache zu erlangen! Keins von allen dreien wird ihm, die Verleger lehnen seine Sachen ab. —

Kanonenschüsse zur Feier des Geburtstages des Königs. Das Volk verhält sich ganz gleichgültig. Die Offiziere auf der Parade schämen sich, daß sie zu diesem Tage gezupft erscheinen müssen, und es werden im Vertrauen bittre Reden gewechselt, die recht gut zu Prozessen wegen Majestätsbeleidigung führen könnten. Besonders zeichnet sich der märkische Adel im Hasse gegen diesen König aus. Sie verzeihen ihm niemals, niemals, niemals! Diese dünkelhaften Junker. —

Der Prinzessin von Preußen ist bedeutet worden, sie möge nur noch am Rhein bleiben. Sie sei dort weniger schädlich als hier, heißt es, wiewohl auch dort noch immer schädlich genug. — Sie soll besonders nicht hier sein während der Kammersitzung, damit sie nicht mit den Abgeordneten „intriguire". —

Der ehemalige Redakteur der „Ostseezeitung", Herr Thiessen in Stettin, angeklagt das Ministerium beleidigt und den Finanzminister Rabe verläumdet zu haben, ist von den Geschworenen nichtschuldig befunden worden, und daher freigesprochen.

Abends wurde theilweise illuminirt! ich mußte auch einige Lichter an die Fenster stellen, da alle Hausgenossen es thaten. Nachher sah ich wohl, daß ich es hätte unterlassen können, da kaum ein Drittheil der Häuser beleuchtet waren, ganze Reihen waren dunkel, sogar unter den Linden viele Wohnungen. Volksmenge war genug auf den Straßen, aber ohne Freudigkeit, stumm oder spöttisch flüsternd, immer hörte man Ausfälle wie: „Ach wie poplich, wie schofel! Is dat eine Illumination? Dat haben wohl die Konstabler angesteckt? Drum brennt et och so duster," ꝛc. Konstabler sah man genug, zu Fuß und zu Pferd, sie munterten das Volk auf, aber das Volk hohnlachte. —

Ich war zu Fuß unter den Linden, nahm hier eine Droschke. — Die Beleuchtung war schon vor 10 Uhr aus. — Im Petrarca gelesen, in Goethe's Gedanken und Maximen.

Mittwoch, den 16. Oktober 1850.

Geschrieben. Die schleswig-holsteinische, die kurhessische Sache, sind an sich von geringer Bedeutung, aber sie sind Uebungsstücke für das Volk, eben so die sächsischen, mecklenburgischen, hamburgischen, darmstädtischen, würtembergischen Verrätherein; die Einheit der Deutschen wird in Jammer und Schmach veranschaulicht! Die Wortbrüchigkeit der Fürsten kommt hinter ihrer Feigheit schön zu Tage; sie haben nur Muth, wo sie hinter Soldaten und Polizei stehen. Die Deutschen haben ihre Lernzeit, die früher theoretischen Lehrstunden sind jetzt in praktische verwandelt.

Bemühungen für Schleswig-Holstein. Das Herz blutet einem bei Betrachtung dieser Dinge, man wünscht ihnen alles Heil, und sieht doch nur eine Duperie in ihnen, der gute Willen wird in Täuschung nutzlos verbraucht. Es ist noch die Frage, ob es die Statthalterschaft mit dem Volke besser meint, oder ob es die Dänen thun! Die Statthalterschaft ist eine Regierung, und den andern jetzigen Regierungen nur zu ähnlich! Sie hält es mit den Gothaern, das heißt alles gesagt. —

Der Assessor Wagner theilt in der „Kreuzzeitung" seine Beschwerde an Manteuffel gegen Hinckeldey ausführlich mit. Man könnte die Dreistigkeit für Muth erklären, wenn man nicht wüßte, daß der Mensch aus sichrem Hinterhalte schreibt, und persönlich nichts zu besorgen hat, daß Hinckeldey und Manteuffel in den Ohm-Goedsche'schen Fälschereien seine Freunde sein mußten. Immer ist es gut, daß diese Partei dahin gebracht ist, der Behörde Trotz bieten zu müssen. Wie

die Sache ausfällt, uns kann es recht sein; wenn Wagner und Hinckeldey einander prügeln, darf jeder Hieb uns freuen. —

In Paris erfahren die Marketender-Wirthschaften des tölpelhaften Louis Bonaparte ernste Mißbilligung. —

Gerücht von einem Bündnisse Preußens mit England, Frankreich und Sardinien! Das einmals richtige Bündniß, das aber nie angestrebt wurde, mit Frankreich und England, wäre jetzt unzeitig, und zu den lumpigsten Zwecken geschlossen, und was Frankreich betrifft mit der lumpigsten Regierung. —

Donnerstag, den 17. Oktober 1850.

Noch immer Hochverraths-Prozesse und harte Verurtheilungen in den meisten deutschen Ländern, auch namhafte Freisprechungen, aber keine Amnestie! Die Fürsten verzeihen nicht, keiner! —

In Oesterreich ist der Major von Babarczy, der für die absolute und militairische Herrschaft gegen die Verfassung geschrieben hatte, denn doch vom Kaiserlichen Hoflager in Innsbruck entfernt worden. Ein starkes Zugeständniß! —

Der Gemeinderath hier verweigert den vom Magistrat vorgeschlagenen Zuschuß von tausend Thalern zum Untersatz des Denkmals für die militairischen Märzkämpfer. —

Neue Züge des Hasses, der am Hofe gegen die Prinzessin von Preußen herrscht, werden erzählt; unter diesem Hasse versteckt sich auch der, den man gegen den Prinzen hegt. Der König soll diesen Bruder als sich zum Unglück geboren ansehen, sich immerfort mit dessen Handlungen und Reden eifersüchtig beschäftigen ꝛc. —

Freitag, den 18. Oktober 1850.

Besuch von Herrn *; Nachrichten vom Treubund, er zählt wirklich neuntausend Mitglieder, von denen aber die meisten unzuverlässig sind. Die Generale von *, — derselbe, den ich schon 1813 in Breslau als den bezahlten Liebhaber einer jüdischen Banquierfrau gekannt, — von Dufurth ꝛc. leiten die Sache, aber schlecht, ohne Vertrauen, ohne Einverständniß, sie fühlen sich unsicher und haben große Furcht; sie fürchten einen plötzlichen Volksausbruch, die Narren! für jetzt steht der gar nicht bevor, dazu ist die Demokratie zu gut organisirt und geführt; manche Mitglieder sinnen schon auf Ausflüchte, wie sie künftig ihre Betheiligung am Treubunde beschönigen können, weigern sich daher Aemter anzunehmen, halten sich von öffentlichem Auftreten fern.

Oesterreich und Preußen reichen sich über Kurhessen schon die Hände und werden gemeinschaftlich dort handeln. In dieser Nachgiebigkeit bleibt aber für Oesterreich ein Sieg, für Preußen eine Niederlage. Haugwitz 1805, Jena 1806. —

Puschkin's Sonette gelesen, dann im Petrarca Englische Neuigkeiten, deutsche. —

Sonnabend, den 19. Oktober 1850.

Geschrieben. Was ich eigentlich meine und treibe? Was man im Gefängniß meint und treibt, in der Sklaverei, man will vor allen Dingen hinaus, man will die Fesseln brechen, die Unterdrücker überwältigen, das Gefängniß zerstören; nebenher spricht man mit den Unglücksgefährten, plaudert auch wohl mit den Wächtern und ihren Angehörigen, freut sich der Blumen, des Grüns, liest ein angenehmes Buch; les' ich doch eben jetzt den Petrarca so, den Ovidius! Aber Ein Hauptgedanke steht fest die Tage und Nächte hindurch: Befreiung und zu ihrem Zweck Waffen und Kampf! Wenn ich sie auch nicht

führen kann, ich denke sie doch, und kann nichts andres denken! Wie soll ich im voraus auf Bedingungen des künftigen Friedens sinnen, der von dem verbärteten Gegner gar nicht gewollt wird, den ich nicht wollen kann ohne meinen vollständigen Sieg? Für meine Gedanken ist nur der Kampf das Nächste, sei er auch noch so fern in der Wirklichkeit, die Vergeltung. Und der Augenblick wird kommen, er wird's! Alles Andre unterdeß ist Nebensache, ein Derweilen so oder so auszufüllen, allerdings auch mit Scharmützeln, Streifzügen, Kriegslisten und Kriegslustbarkeiten, denn man muß sich üben und stählen auf jede Weise. Alle derweiligen Kammerdebatten, Konstitutions-Abänderungen und Aufhebungen sind mir nur in diesem Sinn etwas, sonst ziemlich gleichgültig. Das Rechte kann doch jetzt und so nicht entstehen, das Rechte kann nur aus dem Aeußersten kommen!

Stimmungen jetzt hier, wie ich sie in Wien und Prag 1809 und 1810 gehabt; Niederlage der Deutschen, die Macht Napoleons größer als je, die Heirath von Marie Louise, Reise sogar nach Paris, Antheil an den Festen, und doch nur an neuen Krieg gedacht, an endlichen Sieg! Und er kam! Und Napoleons Macht, indem sie noch zu steigen schien, sank schon wirklich! Die österreichische Heirath trennte ihn von seinem eignen Volk! —

Die „Neue Preußische Zeitung" beginnt heut' auf's neue ihren auf kurze Zeit eingestellten Angriff gegen das Ministerium, und besonders gegen Radowitz, dem sie seine früheren Aeußerungen als Sünden vorhält, von denen er sich nicht losſage; sie kündigt ihm für immer das Vertrauen auf. —

In Kassel ist nichts verändert, in Schleswig-Holstein alles still. — „Kladderadatsch" heute wieder vortrefflich! —

Ich blieb zu Hause. Mit Ludmilla Schach gespielt. Vorher im Petrarca gelesen, in Goethe, und noch einiges in Puschkin. Mit den Sonetten des Petrarca sind keine andern

zu vergleichen; in ihnen bewegt sich alles frisch und frei, wie eine Quelle in ihrem Lauf, die andern sind dagegen nur wie künstliche Springbrunnen. Man muß den Petrarca stets als ein zusammengehöriges Ganze ansehen, nicht vereinzelt. —

Sonntag, den 20. Oktober 1850.

Geschrieben. Ob in der preußischen Staatsleitung jetzt etwas Tüchtiges zu leisten ist? Nein, nur Flickwerk ist jetzt möglich, Fortschreiten auf dem alten Wege. Der König selbst, wenn er auch wollte, kann nicht umkehren; aber er ist fern davon, es auch nur zu wollen, er hält den falschen Weg für den rechten. Wir leben in Verhältnissen, ähnlich den französischen von 1816—1830.

Besuch von Herrn Dr. Wolffohn. Er preist den Heldenmuth und Seelenadel Bakunin's, liebt Moritz Hartmann, war mit Messenhauser befreundet. Ueber den Schwulst der neuern Dichter, besonders der österreichischen, die sehr dem Hoffmannswaldau gleichen, ohne seine Vorzüge zu haben. — Bakunin hat durch sein hohes Benehmen, seine Aufrichtigkeit und Gradheit die Achtung seiner Richter, der Offiziere, mit denen er zu thun hatte, der gegen ihn politisch feindlichsten Personen gewonnen; alle Schuld nahm er in den Verhören willig auf sich, keinen Menschen hat er belastet, keinen Namen genannt. —

Montag, den 21. Oktober 1850.

Unruhiger Schlaf; Traum von neuen Berliner Barrikaden, die alten Führer sind fern, aber neue in Menge erstehn. Dann verwandelte sich das Bild, und Säulenhallen, Schloßzimmer thaten sich auf, hohe edle Gestalten wandelten hier, unter ihnen Charlotte Wynn. —

Geschrieben. Ob die preußischen Kammern zusammenkommen? und was von ihnen zu erwarten sei? Die Regierung will eine Pairskammer, und will sie im Grunde doch ganz und gar nicht! Dergleichen Flitterkram schmeichelt dem König, wird ihn aber mehr beschränken und hindern, als er sich vorstellt. In einem Lande, wo einmal von der Nationalversammlung erklärt worden, der Adel ist abgeschafft, ist dergleichen Prachtplunder nicht gefährlich. Ein Volkssturm, und alles fällt über den Haufen. —

Der Legationsrath von Neumont hat aus Italien geschrieben. Er wehklagt über den Zustand des gesammten Landes; Piemont sei das einzige Land, wo noch einiger Halt und einige Hoffnung bestehe, Toskana, Neapel, Rom seien in der fürchterlichsten Zerrüttung, die Revolution nur durch fremde Kriegsmacht niedergehalten, sie werde auf's neue und weit schrecklicher ausbrechen, und keine Hand dann für die Regierungen sich regen. Ist er liberal geworden, fürchtet er und will solche Aeußerungen geschrieben haben, um sich einmal darauf berufen zu können? Schreibt er auch seine Depeschen so? —

Der fortgesetzte Verrath und die unversiegbare Treulosigkeit der deutschen Regierungen — Preußen an der Spitze — wird immer mehr in deutschen Blättern aufgedeckt, und geht, wie er soll, in das Bewußtsein der Nation über. Aber die Lehre und Warung muß noch weit stärker eingeprägt werden, und die Regierungen sorgen dafür. — Die Demokratie hält sich ruhig und gefaßt; sie weiß was sie will, und wartet ab, daß ihre Zeit komme; sie weiß, daß vor allem in Frankreich ein Umschwung geschehen muß, daß in Deutschland nirgends eine Handhabe zum Beginnen großer Bewegung ist. —

Dienstag, den 22. Oktober 1850.

Das hergestellte alte Landtagswesen in Schwerin erweist sich sogleich der Regierung feindlich und gegen die preußische Union, es hängt nach Oesterreich hinüber. Ganz richtige Folge und Strafe! Wie in Lippe und Kassel; Preußen schickt seine unwürdigsten Staatsdiener hin, die den Abfall von ihm bewirken! Wir sind in den schändlichsten Händen, in den lumpigsten. Solche Wirthschaft! Und welche heillose Geldverschwendung in allem. —

Preußen giebt nach, Oesterreich tritt vor, und der Bundestag kommt zu Stande; nach Preußens eignen Aeußerungen ist seine politische Ehre dahin, Schimpf und Schande sein Lohn. —

Auf der Königlichen Bank, wo früher ein Bataillon, dann eine Kompagnie Soldaten lag, zuletzt nur ein ganz kleines Kommando, ist nun gar keine Wache mehr. — Auch viele Eckhäuser haben ihre Besatzung verloren. —

Berlin hatte einige Tage weniger Truppen als gewöhnlich, doch ist der Abgang bereits ersetzt. Wenn es aber wirklich zum Kriege käme und die Truppen im Felde nöthig wären, so könnte es leicht dahin kommen, daß der König die Bürger flehentlich bäte, wieder die Bürgerwehr aufzustellen, und für die Ruhe und Sicherheit der Hauptstadt zu sorgen! —

Mittwoch, den 23. Oktober 1850.

Zwiespalt im Ministerium. Der König sieht Radowitz'en als *seinen* Minister an, die andern als die der Umstände, er vertheidigt ihn gegen alle Angriffe, hat den Minister von Manteuffel, der etwas gegen jenen vorbrachte, hart angelassen, und die „Neue Preußische Zeitung" ein „verfluchtes Luder" genannt. Diese Zeitung fährt fort, den Kroaten zu bekämpfen, verdoppelt aber ihre heuchlerischen Huldigungen für den König! —

Der ſchändliche Naunyn ſoll verſprochen haben, wenn er Bürgermeiſter werde, wolle er dafür ſorgen, die Gräber im Friedrichshain fortzuſchaffen; das habe ihm, ſagt man, den Beifall der Kreuzzeitungsparthei und des Königs gewonnen. Doch ſoll ſeine Ernennung noch zweifelhaft ſein, der knechtiſche Gemeinderath iſt noch nicht knechtiſch genug. —

Reaktion und Miniſterium arbeiten aus allen Kräften daran, die „Urwählerzeitung“ zu Grunde zu richten, man will andre Blätter beim Volk einſchmuggeln ꝛc. Armſeliges Beginnen! Das Volk iſt nicht ſo dumm, und entbehrt lieber die Zeitung, als daß es ſich eine falſche aufſchmeicheln ließe. Das Blatt iſt ſehr wirkſam, aber ſeine Vernichtung wäre auch wirkſam. —

Die Konſtitutionellen ſchmeicheln den Demokraten jetzt, ſuchen deren Stimmen zu gewinnen. Die Demokratie weiſt ſie ab, oder, wo ſie eine Verbindung eingeht, nimmt ſie die Führung. —

Nichts aus Kaſſel, nichts aus Schleswig-Holſtein. —

Karl Rauwerk, in Kolatſchek's Septemberheft, ſagt alles Tüchtige und Nöthige in ſtarken, ſchlichten Worten. Sein Aufſatz heißt: „Die Gegenwart im Lichte der menſchlichen Entwickelungsgeſetze.“ Alle Blätter ſollten ihn nachdrucken, der Titel aber ſollte volksmäßiger ſein. —

Ich ging nicht aus. Las im Petrarca, Ballanche, allerlei Tagesſachen. Im Homer hundert Verſe ꝛc. —

Der Dichter Freiligrath, der in Bilk bei Düſſeldorf ruhig lebte, iſt aus Preußen ausgewieſen worden. Dieſe Schändlichkeit geht immerfort ihren Gang! Freiligrath iſt noch jung genug, er wird wiederkommen! Die Regierung ſorgt dafür, daß künftig die Erbitterten, die Rachedurſtigen nicht fehlen! —

Gerücht, daß baieriſche Truppen in Kurheſſen eingerückt ſeien. — König von Würtemberg in Bregenz, beim Kaiſer von Oeſterreich, hat wirklich ausgerufen: „Wenn der Kaiſer

befiehlt, marſchir' ich!" Dieſer König, aus Stolz gegen Preußen ganz unterwürfig gegen Oeſterreich! Wie iſt der herabgekommen, mit ſeinen einſt liberalen Gelüſten! —

Donnerstag, den 24. Oktober 1850.

Die preußiſchen Rathgeber thun ſich was darauf zu gute, daß nun wirklich an die Generale der gegen Heſſen vorgerückten Truppen der Befehl ertheilt worden, wenn Baiern einmarſchiren, ſie hinauszuſchlagen. Aber ſie ſollten ſich deß nicht rühmen, es iſt keine Ehre dabei, ſie gehen ſicher, und wiſſen ſchon, daß Oeſterreich dafür, daß Preußen die Union aufgiebt und Baden räumen wird, die Bundesbeſchlüſſe nicht ausführen läßt und die Baiern zurückhält! Freilich werden ſie das Maul vollnehmen, und thun, als ob ſie mit größtem Trotz aufgetreten wären! —

Beſuch von Weiher und Dr. Zabel, über zwei Stunden, die mir allzu ſchnell vergingen! Dr. Zabel erzählte mir ſehr angenehm von ſeinem früheren Leben.

Freitag, den 25. Oktober 1850.

Geſchrieben. Was die preußiſchen Kammern ſollen? Sie werden einige Abwechslung bringen, einige politiſche Bewegung, aber kein Heil, dazu ſind ſie nicht angethan. Sind die Konſtitutionellen brav, ſo bringen ſie's zur Auflöſung. Sie werden aber nur ſchreien, und dann unterducken, wie ſie bisher gethan, ſie werden Geld und Pairie bewilligen und alles.

Die Oeſterreicher und Baiern rücken nicht vor, die Preußen machen ihre Drohungen in die Luft, und haben im voraus nachgegeben, indem ſie die Union fallen ließen; eigentlich laſſen ſie ſie noch ſchweben, des Scheines wegen, und um zu ſehen, ob ſich die kleinen Fürſten weiter unterwerfen. —

In Kassel weitere Auflösung der Behörden und der Truppen. Der Kurfürst als Anarchist seines eignen Landes! Welch' ein Beispiel! Können die ärgsten Revolutionairs ein besseres wünschen? Solche Fürsten sind deren beste Verbündete, und es fehlt nirgends an solchen! Selbst die früher noch was taugten, sind grundschlecht geworden, ihre Feigheit, ihr Verrath, ihre Unfähigkeit sind vor aller Augen bloßgelegt. —

In der „Nationalzeitung" von gestern Abend einige Nachrichten über Heine, von Alfred Meißner, Heine leidet sehr, sein Zustand ist überaus jammervoll, aber sein Geist ist fest und frisch; er diktirt Verse und Prosa. Seine religiösen Stimmungen, von denen so viel Geschwätz gemacht werden, sind keine der Art, wie die Frömmler sie wünschen möchten. Ich dacht' es wohl. —

„Der Erbförster. Trauerspiel in fünf Aufzügen. Von Otto Ludwig." Dresden, 1850. — Von Dr. Wolfsohn mir lebhaft empfohlen. Unläugbares Talent für dramatische Behandlung und Sprache, doch noch sehr unreif, und mir in Betreff der künftigen Entwicklung zweifelhaft; es kann aufwärts gehen, aber auch abwärts. —

Die „Kreuzzeitung" erklärt es für eine schändliche Lüge, für eine hämische Ausstreuung, daß man die Absicht habe, die Gräber im Friedrichshain zu stören. Die Sache kam ihr zu früh unter die Leute. Die Absicht ist wahr. —

Sonnabend, den 26. Oktober 1850.

Geschrieben. Kennte ich nicht die hiesige Wirthschaft so genau, so gäbe ich allenfalls der Vermuthung Raum, es stecke irgend ein Gedanke in unsrer Politik; aber so weiß ich, daß nur plumpe Selbstsucht und unbegränzter Dünkel dahinter steckt, die Sophisterei und der Verrath spielen die Hauptrolle, und dabei verspielen die Thorheit und Feigheit doch jeden Gewinn. —

Das jetzige Preußen ist das alte nicht mehr, kann es nicht sein, das jetzige Preußen ist ein zerfressenes Ding, ein Ungeheuer aus roher Gewalt und Verfassungsschein zusammengesetzt, eine Mißgeburt zweier Richtungen, die beide verfehlt sind. Das alte Preußen könnte man selbst im Freiheitssinne prächtig loben, das jetzige nicht einmal im Knechtssinn. Ein alter preußischer Stabsoffizier sagte neulich zu einem Zeitungsredakteur: „Lieber Freund, werden Sie in ihrer Zeitung englisch, französisch, sogar russisch, nur um Gotteswillen nicht preußisch! was jetzt so preußisch heißt!" Russisch ist unsre ganze Aristokratie, das Hofmilitair, die ganze Reaktion, da ist der altpreußische Geist am völligsten erloschen. Russisch ist vor allem die „Kreuzzeitung". —

Der »Leader« vom 12. Oktober giebt ein sehr schönes Manifest an die Völker, auffordernd zur Organisation der Demokratie, unterzeichnet London den 22. Juli 1850 von dem Europäischen demokratischen Zentral-Ausschuß: Ledru-Rollin, Joseph Mazzini, Albert Darasz, Arnold Ruge. Der »Leader« vom 19. Oktober giebt ein solches Manifest des Italiänischen National-Ausschusses London den 8. September 1850: Joseph Mazzini, Aurelio Saffi, A. Saliceti, G. Sirtori, Mattia Montecchi, und Sekretair Cesare Agostini. Wunderschön, schmerzvoll, ermuthigend! Ich habe diese beiden Aktenstücke noch in keinem Blatte sonst gelesen. Hier würde die Polizei darauf fahnden! —

Der preußische General von Hahn ist nach Kiel an die Statthalterschaft gesandt worden. Preußen wird von Rußland und Frankreich — von Louis Bonaparte! — bedrängt und bedroht, es soll der schleswig-holstein'schen Sache ein Ende machen! In Paris redet man offen davon, daß Frankreich, um Preußen zu zwingen, die Rheinprovinz, Rußland Schlesien besetzen würde. — Hier wartet die Regierung voll Angst auf die Entscheidung aus Warschau, Preußen liegt zu den

Füßen des Zar. Und da prahlen die Höflinge und Lohnschreiber von Preußens Ehre, Preußens Macht! —

Herr von Patow hat im Gemeinderath für die Bürgermeisterwahl die meisten Stimmen; aber der König will ihn nicht, will Naunyn oder Selchow; dies wurde dem Gemeinderath vertraulich mitgetheilt. Diese feigen Knechte bedürfen nur eines Winkes! —

Sonntag, den 27. Oktober 1850.

Der Kaiser von Rußland, in seiner hohen Stellung, behält die große Hauptsache im Auge, und läßt sich durch die kleinen Nebendinge nicht irren; die Nebenbuhlerei zwischen Oesterreich und Preußen ist ihm nur eine untergeordnete Sache; er will nicht, daß sie sich dabei aufhalten, er will, daß sie sich vertragen, und ihr Augenmerk mit ihm auf die Schweiz, auf Frankreich richten, um dort die Revolution vollends abzuthun, die Bourbons herzustellen ꝛc. Denn eine Republik in Europa, wie Frankreich eine ist, bedroht alle Königsthrone immerfort. Ohne Preußens eigenwillige Gelüste in Deutschland, ohne den dummen Zwist, den es hervorgerufen hat, könnte man schon so weit sein, daß die Heere gegen Frankreich anrückten, durch das traurige Spiel mit der Union ist ein ganzes Jahr verloren worden. Der König war auch im Ganzen mit Rußland einverstanden, machte mit Dänemark Frieden, brummte schon mit der Schweiz, aber die Beschämung, überall zurücktreten, alles aufgeben zu müssen, hielt ihn in Verwicklungen und Gelüsten fest, die zwar auch nur Trug und Selbsttäuschung hinter sich hatten, darum aber nicht weniger Spannungen verursachten und Kräfte verzehrten, die dem großen Zweck gewidmet sein konnten. Natürlich ist der Kaiser mehr auf Seiten Oesterreichs, das die Reaktionen stärker und reiner will, als Preußen. —

Die Wiener Blätter ſagen es grade heraus, wie es mit Preußen ſteht, in den diplomatiſchen Noten ſpreche man nur zum Schein, nur von ſolchen Dingen, die den Kern nicht berührten; dieſer ſei, daß Preußen voll Ehrgeiz und Gewinnſucht aus der Revolution eigenſüchtige Vortheile ziehen, in Deutſchland ſteigen, die Nachbarn unter ſeinen Einfluß bringen wolle; dieſe frechen Gelüſte müſſe man ihm legen ꝛc. Alles in Oeſterreich iſt wider Preußen, die Freigeſinnten, das Heer, die Ariſtokratie, die Kirche, die Ungarn; letztere würden mit Eifer gegen uns fechten. —

Große Noth der Hausbeſitzer in Berlin, Subhaſtirungen, bei denen ein großer Theil des Werthes verloren geht, Schwierigkeiten des Hypothekenweſens. Die Herzogin von Sagan ſoll über zwei Millionen Thaler auf hieſigen Häuſern ſtehen haben, und hat alle dieſe Gelder gekündigt. —

Zum 27. Oktober 1850.

Der Kaiſer Nikolai feiert in Warſchau das Dienſtjubiläum von Paskewitſch mit unerhörter Pracht. Er macht dadurch die Anweſenheit des Kaiſers von Oeſterreich und der preußiſchen Abgeſandten ganz unſcheinbar. Zugleich will er in Paskewitſch die ſtrenge Kriegszucht aufrecht halten, die gegen denſelben mehrmals verletzt worden iſt. Paskewitſch iſt ſchwach geworden, ſeine Offiziere haben ihm oft in's Geſicht gelacht, ein angeſehener General hat ihn im ungariſchen Feldzug an der Bruſt gepackt, alles ungeſtraft! Die größten Ehren ſollen das alles zudecken, der Kaiſer will ihn nicht fallen laſſen. — In Ungarn hatte auch Berg gegen ihn Ränke geſchmiedet, mit Haynau verabredet, daß dieſer ihm einen Brief ſchreiben ſollte mit den heftigſten Vorwürfen gegen Paskewitſch, und Berg ſchickte dieſen Brief an den Kaiſer. Aber dieſer mißbilligte dies, Berg fiel in Ungnade, bekam ſtarke Verweiſe,

daß er nicht den Brief dienstmäßig an Paskewitsch gesandt. Indeß ist Berg doch wieder obenauf, man hält ihn für unentbehrlich.

Montag, den 28. Oktober 1850.

Geschrieben. Die große Thatsache, daß die beiden Hauptfürsten Deutschlands in Warschau jetzt zu den Füßen des russischen Kaisers liegen, und ihr Schicksal von seinem Ausspruch erwarten! Diese Thatsache wird in unsern Blättern ausgesprochen, aber auch unausgesprochen wirkt sie auf das ganze Volk, das einen Fürsten, der einen mächtigern über sich erkennt, nicht mehr achtet. —

Anklagen des deutschen Volkes, des Volkes in Berlin. Man sei nicht ungerecht! Dies Volk ist so redlich und brav wie jedes, so begeisterungsfähig, so tapfer, — aber auch so zerstreuungsfähig, so wechselvoll, so eigensüchtig wie jedes! Es kommt alles auf die Umstände an, die Eindrücke, die Stimmungen! Die hiesige Volksstimmung ist ungeachtet alles lastenden Druckes, aller Verfolgungen und Verführungen, noch immer eine tüchtige, freiheitsliebende, trotzige; und heute würden sich, wenn neue Barrikaden aufkämen, mehr Freiheitskämpfer finden, als am 18. März 1848. Aber das Volk weiß, daß heute Barrikadensiege nutzlos wären, es versucht sie daher nicht, und die Regierung hat ihre Anstalten umsonst gemacht, ihre Schloßgitter, Wachthausgitter, ihre militairische Besetzung der wichtigsten Eckhäuser ꝛc. Sie erscheint etwas albern in ihren Maßregeln, und errichtet Denkmale dem 18. März! —

Schändlichkeit des neulichen Urtheilsspruches, daß die Mitglieder einer Versammlung, welche von der Polizei aufgelöst worden, in größter Eile auseinander gehen müssen, ohne sich nur Zeit zu nehmen, ihre abgelegten Mäntel, Ueberröcke,

Regenschirme ꝛc. sich geben zu lassen, sie müssen Alles im Stich lassen, und sich drängen und übereilen, wie Soldaten auf den Wink des Korporals! Niederträchtiges Gericht! —

„Lexikon aller Anstößigkeiten und Prahlereien, welche in denen zu Berlin in fünfzehn Bänden erschienenen sogenannten Schriften Friedrichs des Zweiten vorkommen. Leipzigermesse 1790, in der von Schönfeld'schen Handlung." 8.

Man glaubt es nicht, was hier für Verläumdungen, Lügen, Entstellungen und Mißdeutungen aufgehäuft sind! Die „Kreuzzeitung" leistet darin kaum Größeres. Vor sechzig Jahren gab es auch schon Wagner, Gerlach, Goedsche, Huber, Leo, Stahl, Ohm, und wie die Spießgesellen alle heißen! —

Eine russische Note ist hier angekommen, und keinem Minister, sondern unmittelbar dem Könige übergeben worden. (Ohrfeige für die Konstitution!) — (Der Kaiser Nikolai soll erklären, wenn Preußen die in Hessen einrückenden Bundestruppen feindlich behandle, so sei das eine Feindseligkeit gegen Rußland.)

Preußen ist ganz vereinsamt, ganz Europa ihm entgegen, und sinkt von Schmach in immer tiefere Schmach. Was hilft nun das „herrliche Kriegsheer", die „Staatsretter", die Hoffahrt! — Der König, die Minister, die Reaktion, sie haben ihr Werk! —

Unendliche Verwirrung und Streitigkeit wegen der Anlage und Erhebung der Einkommensteuer. Willkürliche Schätzung, unberechtigte Ausschreibungen, Irrungen aller Art; Einspruch der Beamten, der Offiziere, der Körperschaften; Zweifel am Rechte; undeglaubigte Quittungen ꝛc. Das Ganze giebt eine herrliche Probe von der Unfähigkeit und Fahrlässigkeit des Magistrats! —

Am 25. in Köln der Redakteur der „Westdeutschen Zeitung" Hr. Dr. Hermann Becker durch die Geschwornen freigesprochen. Furchtbare Vertheidigungsrede, die alles sagt, was zu sagen

ist! Herrlicher Muth, und Erfolg. Sie muß für's Volk gedruckt werden, und es wird geschehen! —

Dienstag, den 29. Oktober 1850.

Geschrieben. Ueber die Manifeste der Demokratie; sie erhalten Muth und Hoffnung aufrecht. Geheime Oberе sind weit furchtbarer und wirksamer. —

Nachricht aus Kassel, daß Oetker frei sei. — Das Ministerium Klüber in Karlsruhe, das Ministerium Stüve in Hannover entlassen. Statt Klüber's ist Hr. von Rüdt eingetreten, ein österreichisch gesinnter Bursch. Stüve wird durch Hrn. von Münchhausen ersetzt, der wenigstens nicht preußisch ist. Stüve hat viele Schuld auf sich geladen, ihm folgen die Verwünschungen der Freiheitsfreunde nach. —

Die Prinzessin von Preußen wollte zum Geburtstage der Königin hieher kommen, diese hat ihr aber geschrieben, sie möchte in dieser Jahreszeit nicht reisen, der Haß birgt sich unter zärtlicher Besorgniß; die Prinzessin wird aber doch kommen. Der Prinz soll in diesem Augenblicke ganz null sein, er war für Erfurt gewonnen, aber die „Kreuzzeitung" tadelte dies, und da nun Erfurt fehlt, weiß er nicht aus noch ein, sondern wartet auf die Entscheidungen aus Warschau. —

Die „Kreuzzeitung" macht die Herren und Damen des Hofes verantwortlich für das Schreien nach Krieg, der gegen Oesterreich drohende würde kein gerechter sein, und nur der Revolution dienen. —

Mittwoch, den 30. Oktober 1850.

Geschrieben. Ueber das Possenspiel der Union; ob es jemals Ernst gewesen? Dem Könige keinen Augenblick. Das Dreikönigsbündniß war ihm ein Versuch, deutsche Fürsten seiner Hoheit unterzuordnen, da das Stüve aber nicht gelang,

ſo mußte auch die Lockſpeiſe des Volkes, das Parlament, zum Teufel fahren; Radowitz iſt nicht Miniſter geworden, weil er die Union gewollt, ſondern zum Lohn dafür, daß er ſie ſo gut genarrt hat. Es iſt kein Zug von Redlichkeit in dieſen Dingen, nur Falſchheit, Dünkel, Argliſt und Verrath. —

Hr. Robert Giſeke aus Breslau bringt mir einen Brief von Prof. Guhrauer und deſſen Buch über Joachim Jungius. Der junge Mann erleidet auch ſchon politiſche Verfolgung! —

Die „Urwählerzeitung" hat heute einen furchtbaren Artikel; ſie ſagt, nicht koſakiſch *oder* republikaniſch, wie Napoleon ſagte, ſondern koſakiſch *und* republikaniſch ſei der Spruch für Preußen, da Franzoſen den Rhein und Ruſſen die Oder bedrohen. — Daß dieſe Bedrohung in amtlichen Noten ausdrücklich geſchehen ſei, wird geläugnet, aber nicht, daß ſie in Konferenzen geäußert, in Depeſchen angedeutet worden; genug, ſie beſteht. —

Der König iſt in der übelſten Laune, er ſcheint die Demüthigung, die er von Rußland und Oeſterreich erfährt, tief zu fühlen; alle Anſtrengung, ſich ſelbſt und Andern darüber noch eine Täuſchung vorzuſpiegeln, iſt vergeblich. Es iſt auch wahrlich arg genug, erſt vor dem Volke, jetzt vor den Kaiſern. Wie oft mag er ſchon bedauert haben, die ihm dargebotene Kaiſerwürde nicht angenommen zu haben! —

Aus Kaſſel marſchiren die heſſiſchen Truppen ab; ſie ſollen nach Baiern verlegt werden! Wie die badiſchen nach Preußen! Herrliche Erziehungsmaßregel! Bei den Univerſitäten liebte man ehmals das Gegentheil, man mußte auf den inländiſchen ſtudiren. Die Beſchämung und Erbitterung der Truppen iſt die ſichre Folge, und die völlige Verachtung ihres eignen Fürſten! Nur zu, nur zu! —

In Paris wird der Boden immer ungünſtiger für Staatsſtreiche. Der Jämmerling Louis Bonaparte kriecht zuſammen, und ſein Anhang wird kleinlaut. —

Geschichte des preußischen Krieges 1806 und 1807 vom Obersten von Höpfner in zwei Bänden.

Die Verwaltung der Stadt Berlin war bisher eine der schlechtesten von der Welt, das kommt immer mehr an den Tag. Magistrat und Stadtverordnete haben sich als wahre Lumpen erwiesen, das Geld unverantwortlich verschwendet, feige, augendienerisch, bald gegen das Volk, bald gegen den Hof, gewissenlos gegen die Einwohner. Schon heißt es, daß nicht bloße Dummheit schuld sei an der schlechten Wirthschaft, sondern auch Eigennutz dahinter stecke, Unterschleife und Betrügereien, zu deren völliger Aufdeckung nur einige äußere Beweisstücke fehlten. Und unter der neuen Gemeindeverfassung wird es nicht besser. Dieselben Burschen sind immer wieder dabei. Nun wird gar ein Bürgermeister nach dem Winke des Königs gewählt! Durch solche Dienstfertigkeit hofft die Betrügerei sich zu schützen. —

Der ehmalige Justizminister von Savigny hat einen Schlaganfall gehabt. —

Zum 30. Oktober 1850.

In vollem Ministerrath hat der König in größtem Zorn zu Manteuffel gesagt: „Sie sind ein infamer Heuchler, Sie wollen sich beim Publikum beliebt machen und arbeiten gegen Radowitz! „Manteuffel saß still und lächelte. Er war des russischen Beistandes, der Gerlach's, der Königin gewiß, und konnte den Sieg als sein betrachten. Der König sagte auch noch: „Sie sind ein Schleicher!"

Was die Kerls alles vertragen können! Alles an ihnen ist lumpig, aber die Stirn — eisern.

Donnerstag, den 31. Oktober 1850.

Herr * kam; außer den literariſchen Anliegen hatte er auch ein politiſches, das traurige Schickſal Kinkel's möchte er lindern helfen, durch Humboldt's Vermittlung; ganz vergebliches Bemühen! Humboldt iſt ſo menſchenfreundlich, daß er gewiß alles ſchon gethan hat, was möglich iſt; aber es iſt nichts möglich, der Bosheit und Rachſucht gegenüber, die gegen Kinkel entzündet ſind. Man *will* ihn quälen, zur Reue zwingen, ihn erniedrigen, — hernach *vielleicht* ihn milder behandlen. —

Abends Beſuch von Hrn. Dr. Lappenberg, der aus Hamburg gekommen iſt, um ſeinen Lehrer Savigny zu deſſen fünfzigjährigem Doktor-Jubiläum zu begrüßen. Guter, ehrlicher Mann, von Verſtand und Kenntniſſen, — ein Mann des urkundlichen Rechts! Wir beſprachen vieles, er ſtimmte mir in dem meiſten bei, doch nicht aus meinen Gründen. — Den Verluſt der Schlacht von Idſtedt mißt man der Schuld des Majors Wyneken bei, der auch deßhalb, mittelſt einer goldnen Brücke entfernt worden; die Dänen hielten ſich ſchon für geſchlagen. —

Der preußiſche Befehl, die Baiern in Kurheſſen nicht zu leiden, iſt zurückgenommen worden. Jämmerliches Spiel der Feigheit und Rathloſigkeit, bei dem das „herrliche Kriegsheer" eine beſchämende Rolle ſpielt! —

Der Graf von Brandenburg iſt heute früh von Warſchau zurückgekommen, er hat für Preußen demüthigende Entſcheidungen mitgebracht, die man für erzielte Verſtändigungen ausgeben möchte. Der ruſſiſche Kaiſer will von Radowitz nichts wiſſen; dieſer wollte noch vorgeſtern das ganze Heer auf den Kriegsfuß bringen! — Preußen ſteht ganz allein, hat keinerlei Volksſtimmung für ſich, Höfe und Völker gegen ſich, kann höchſtens die Gothaer noch gewinnen, die aber ſelber ſchon verachtet ſind. Bückt euch, bückt euch, ihr Hoffährtigen, ihr müßt in die Schande beißen!

Der Kaiſer von Rußland verlangt gebieteriſch, daß der König die an der Gränze Holſteins zur Beobachtung aufgeſtellten Truppen ſogleich zurückziehe; er droht mit Einrücken in Oſtpreußen! —

Der König ließ neulich die beſtellte Jagd abſagen, um Miniſterrath zu halten; er ſagte dabei: „Ich kann ja hier Böcke genug ſchießen!“ Dieſe Witzelei in ſo ſchmachvollem Augenblicke mißfällt allgemein. —

Prinz Karl von Preußen mußte in Oberſchleſien auf die Erlaubniß aus Warſchau warten, ob er dahin kommen dürfe! — Der Kaiſer von Oeſterreich wartete ein paar Stunden an der Gränze, in der Meinung, der Kaiſer von Rußland werde ihm bis dahin entgegen kommen; da das nicht geſchah, ſo ſetzte er ſeine Reiſe nach Warſchau fort. —

Die „Neue Preußiſche Zeitung“ preiſt heute die hohe Geſinnung und Stärke des ruſſiſchen Kaiſers (der den König unter die Füße tritt) und verdächtigt die höheren Kreiſe bei uns, als verbunden mit revolutionairen Betreibungen. —

Freitag, den 1. November 1850.

Geſchrieben; über das traurigſte Thema von der Welt, über die jetzige preußiſche Politik! Aus dem Ueberblicke der preußiſchen Geſchichte ſeit dem Tode Friedrichs des Großen ergiebt ſich mir als Thatſache, daß Preußen ohne einen kraftvollen, kriegskundigen König nicht vermag, ſich als Macht erſten Ranges zu behaupten. Daraus erklärt ſich alle diplomatiſche Jämmerlichkeit, in der ſich Preußen ſeit jener Zeit ſo oft hat zeigen müſſen. Im Revolutionskriege, bei der Theilung Polens, ging es noch eben mit, doch nicht lange. Im Jahr 1805 ſiegte das Gefühl der Ohnmacht, im Jahr 1806, beim erſten Verſuch, als Großmacht für ſich allein aufzutreten, wurde die wirkliche Ohnmacht offenbar. Nach dem

Koalitionssiege über Napoleon hielt sich der vorige König weislich in seinen Schranken, wobei er den Schein noch rettete; der jetzige König scheint ausersehen, die Wahrheit an den Tag zu bringen, daß Preußen viel will und wenig kann; die Prahlerei gegen Dänemark hat jämmerlich geendet, die gegen Oesterreich erleidet Schimpf auf Schimpf. Große Worte, viel Truppen, und wenn's zu was kommen soll, kein Muth, kein Nachhalt. — Die jetzigen Leute sind gemacht, den Staat zu Grunde zu richten, diese Tölpel von Staatsrettern, diese Volksverräther!

Die „Kreuzzeitung" ist heute wieder ganz russisch, und greift den König selbst an, der seines Vaters Mahnungen nicht eingedenk sei, die ihm jede Zwietracht mit Rußland und Oesterreich widerrathen. —

Ueber den Schimpf, den der König sich gefallen läßt, daß sein Minister Radowitz vom Kaiser von Rußland nicht anerkannt, sondern umgangen wird, indem der hiesige russische Geschäftsträger ausdrücklich angewiesen worden, die Depeschen dem Könige unmittelbar einzuhändigen. Kleinigkeit, es wird noch besser kommen. —

„Die Berliner Märztage. Vom militairischen Standpunkte aus geschildert. Berlin, 1850." 8°. Die beigefügte Karte ist falsch; die Truppen waren nicht im Besitz des bezeichneten Straßengebiets, von der Friedrichsstraße bis zur Mauerstraße und diese Straße von Einem Ende zum andern waren die Aufständischen Meister, dies ist Thatsache; noch am Vormittage des 19. wehten auf der Barrikade der Kanonierstraße die Fähnlein der deutschen Freiheit. Und so war es in andern Gegenden auch, die hier fälschlich als von den Truppen besetzt angegeben sind. Unter meinen Fenstern erlag eine Truppenabtheilung. —

„Bemerkungen des Grafen Arnim-Boytzenburg" gegen obige Schrift; er stellt den General von Prittwitz in arger Blöße dar. —

Zum 1. November 1850.

Der König hatte bei der Ernennung des Herrn von Radowitz zum Minister, demselben das förmlichste Versprechen gegeben, die Gerlach's von sich zu entfernen, die frühern Freunde und Genossen von Radowitz! Am andern Morgen aber sagte er ihm schon: „Sie müssen mir schon mein Wort zurückgeben, lieber Radowitz! Ich würde es gern halten, aber ich kann es nicht, mein häuslicher Frieden ist dabei gestört, die Königin hat die ganze Nacht geweint." Und die Gerlach's blieben. — Die Königin weiß nicht, wen sie lieben oder hassen soll, und wechselt darin nach zufälligen Eindrücken! — Man sagt laut von ihr, daß sie nicht preußisch, sondern baierisch gesinnt, auch noch heimliche Katholikin sei. —

Zum 1. November 1850.

Preußen war zu feig und zu hoffährtig, man kann hinzufügen, zu verrätherisch gegen die Volkssache, um Deutschland als Kaiserthum anzunehmen, aber hinterher wollte es mit List und Ränken in Deutschland das Uebergewicht gewinnen, und um geringer Vortheile willen muß es nun gegen dieselben Mächte auftreten, aus Furcht vor denen es die größten verschmäht hatte. Doch es wird diesen Kampf nicht führen, oder in ihm unterliegen. Preußen ist größer und stärker, als unter Friedrich dem Großen, aber es fehlt ihm ein Haupt. Und die andern Mächte sind nicht mehr die des siebenjährigen Krieges; im Gegentheil, ihre Truppen sind kriegerischer, ihre Generale erprobter als die preußischen. Mit Prahlereien ist es nicht gethan!

Preußen kann 400,000 Mann in's Feld stellen, aber unter Xerxes war eine Million zu wenig, und außerdem erschöpft der Staat durch solche Gestellung sein sonstiges Leben, die

Arbeit ſtockt, das Vermögen leidet, das übrige Volk vermag den Krieg und das Heer nicht zu tragen.

Ueberall Gränzen, überall verletzbar, nirgends ein tiefes Gebiet, nicht einmal Zuſammenhang deſſelben, zwei getrennte Ländermaſſen.

Es iſt eine verkannte Wahrheit, Preußen iſt keine Großmacht, iſt es nur geweſen unter Friedrich dem Großen, hat ſeitdem nur den Schein davon gehabt, ſeit fünfundſechzig Jahren! Im Revolutionskrieg hielt es nicht aus! Im Gefühl ſeiner Schwäche griff es 1805 nach ungerechter Vergrößerung, und wollte gegen den Mächtigen mit Klugheit auskommen. Aber gleich im folgenden Jahr, als es allein ſtehen wollte, bewies ihm Jena ſeine Ohnmacht. Gegen den Kaiſer Napoleon ging es mit den andern Mächten, das gelang, Preußen that und leiſtete unendlich viel, der Schein eine Großmacht zu ſein, ſtellte ſich zu ſeinem Vortheil wieder her.

Aber dreiunddreißig Friedensjahre zeigten auf's neue ſeine Ohnmacht; man ſchob ſeine Untheilnahme an den großen Fragen auf den Karakter des Königs, doch der wahre Grund lag in dem Sachverhältniß.

Preußen ließ die belgiſche Revolution geſchehen, und Antwerpen durch die Franzoſen erobern. Das ſagt genug.

Die neueſten Gelüſte haben das Sachverhältniß nicht verändert. So lange der Schein beſtand, war alles gut, ſobald es mit dem Imponiren nicht mehr geht, iſt alles vorbei. Preußen hat ſeine wirkliche Macht durch die neueſten Unternehmungen nicht geſtärkt, im Gegentheil es hat nur Blößen gezeigt. Nun es zu Thaten ſchreiten ſoll, iſt alles verwirrt, rathlos, zaghaft, man fühlt, daß die Wirklichkeit dem Scheine nicht entſpricht. Daher die Verlegenheit, die Hülfloſigkeit aller unſrer Miniſter, der alten und neuen, der Haugwiz und Lucheſini, der Hardenberg und Bernſtorff, der Bülow und

Ganiz, der Brandenburg und Manteuffel. Und so wird es bleiben, bis wir herabsteigen auf unser wirkliches Maß, oder hinauf zu einem neuen. —

Sonnabend, den 2. November 1850.

Geschrieben. Preußen ein russischer Vasallenstaat! Vollkommene Demüthigung! —

Der Graf von * hat gesagt, er könne mich nicht mehr besuchen, ich sei ein rother Republikaner. Als er Geld von mir borgte, wußte er meine Denkart schon, kam aber doch; er hat jetzt wohl andre Hülfsquellen! Ihm hilft es nichts, ein rother Reaktionair zu sein, Graf von Brandenburg und der König lassen ihn doch in seiner Erniedrigung stecken, und selbst der Prinz von Preußen sieht ihn nicht mehr an. —

Nachmittags tritt ein alter Stabsoffizier bei mir ein, mit den Worten finis Borussiae! Er hatte eben die Schläge erfahren, die der preußische Stolz in Warschau erlitten! —

Man sagt, Radowitz habe schon seinen Abschied begehrt; er kann mit Ehren nicht bleiben, auch wird Rußland ihn nicht lange dulden. Ich glaube, der Gesandte in St. Petersburg, Theodor von Rochow, wird Minister der auswärtigen Angelegenheiten werden. „Dumm genug ist er dazu." —

Baiern und Oesterreicher sind in Hanau eingerückt, und nach Gelnhausen weitergezogen. Die Preußen, trotz aller Prahlereien, hindern es nicht, werden aber ihre Militairstraßen besetzen, also auch Kassel; kindisches Mitspielen zum bloßen Schein! Aber der Kaiser von Rußland hat es erlaubt! —

Es sind schon Truppen von der holstein'schen Gränze hier eingetroffen, also der Abzug beginnt, wie es der Kaiser von Rußland befohlen hat. Sie spielten bei der Ankunft hier „Schleswig-Holstein meerumschlungen". Sich selber zum Hohn! —

Abends Beſuch von Herrn von Weiher. Betrachtung der Zuſtände; recht gut, recht gut! Die Polizei wird immer ſchamloſer, drückender; den Volksfreunden wird keine Verſammlung mehr geſtattet, ſogar den Vorſchußvereinen — bisweilen nur zehn, acht, fünf Perſonen — werden Konſtabler zugeſchickt, kein Muſikfeſt wird geduldet; den ariſtokratiſchen, treubündleriſchen Vereinen wird kein Hinderniß in den Weg gelegt, ſie werden oft gar nicht überwacht. Genug, die Regierung iſt der Feind im Lande, der Feind des Volkes, und der Haß mehrt ſich. —

Herr P. L. Möller kam und brachte mir ſeine Schrift „Schleswig-Holſtein vor dem Friedenskongreß. Berlin, 1850." Gegen Biedermann, Gervinus ꝛc. — Die Machtſprüche Rußlands, obſchon zu Gunſten Dänemarks jetzt, ſind ihm bedenklich, er ſieht voraus, daß ſie nächſtens die Freiheit in Dänemark gefährden werden. Der Schimpf, der auf Preußen fällt, erweckt Schadenfreude. Natürlich.

Leute vom Hofe verſichern, der König habe mit Radowitz eine lange lebhafte Unterredung gehabt, an deren Schluſſe ſie beide geweint. Man folgert daraus, daß Radowitz abtreten müſſe. Von allen Seiten hört man Verwünſchungen gegen ihn. —

Miniſterrath unter des Königs Vorſitz bis in die Nacht. Heftige Auftritte. Radowitz und Ladenberg den Abſchied eingereicht. Graf von Brandenburg ſehr erkrankt; Galle. —

Zum 2. November 1850.

Graf von Brandenburg in Warſchau wollte dem Kaiſer Nikolaus die preußiſche Anſicht vortragen, daß der Kurfürſt von Heſſen und ſein Haſſenpflug im Unrecht, das Volk durchaus im Rechte ſei. Der Kaiſer gerieth ſogleich in Wuth: „Daß mein Schwager, Ihr König, ein Eſel iſt, wußt' ich

längst, aber noch nicht, daß er von Banditten umgeben ist, die seine Minister sind." Brandenburg stand auf, und sagte, solche Aeußerungen des Kaisers machten jede weitere Verhandlung unmöglich. Begütigt, setzte er sich wieder und fing seine Darlegung an, mit dem Bemerken, was er sage, sei des Königs und des ganzen Staatsministeriums Ansicht; der Kaiser hörte mit Ungeduld zu, sprang bald wieder auf, und rief: „Also doch Banditten von Ministern! Das sind eure Begriffe von Staatsrecht? Ich kenne kein andres, als daß der Fürst zu befehlen hat, und die Unterthanen zu gehorchen haben. Die Hessen sind Aufrührer, sie müssen zusammengehauen werden, und soweit meine Macht reicht, werde ich sie dazu anwenden, daß es geschieht." Alles im höchsten Zorn.

Zum 2. November 1850.

Im Ministerrath ging es stürmisch her. Der Graf von Brandenburg mußte bekennen, daß er die ihm gegebene Instruktion nicht ganz befolgt hatte. Er fand den Boden in Warschau so rauh, den Kaiser so aufgebracht und drohend, daß er die Forderungen Preußens zum Theil fallen ließ, und nur froh war, die freien Konferenzen zur Herstellung des deutschen Bundes zu erlangen, die Einmischung in Kurhessen gleichsam aufgab. Radowitz stand ihm trotzig entgegen, der Prinz von Preußen wüthete gegen ihn, zerbrach alles was er in die Hände bekam, schleuderte einen Stuhl fort, und war so außer sich, daß er das Wort „Landesverräther" aussprach; früher hatte er den Grafen, indem er heftig zu ihm redete, bei den Uniformknöpfen angefaßt und einigermaßen geschüttelt! —

Natürlich hatten durch solches Beispiel Radenberg und Heydt auch großen Muth, und forderten als Zeichen desselben ihre Entlassung. Mit dem Prinzen zu gehen, war ihnen sicher genug! —

In der Nacht schickte der König den Geh. Rath Markus Niebuhr zum Kriegsminister mit einem Befehl, der an Gröben telegraphirt werden sollte — zum Innehalten —, aber der Kriegsminister verwies ihn an den Ministerpräsidenten. Wie er zu diesem kam, war derselbe schon in einem Zustande, daß man ihn verrückt glaubte. —

Der Prinz von Preußen war noch insbesondere erbittert, weil der König nicht ihn nach Warschau hatte gehen lassen. Man wollte zwar andeuten, der Kaiser habe ihn nicht gewollt, aber das ist eine Fabel, die der Prinz nicht glauben konnte. Das Wahre ist, daß der König die Sachen nicht seinem Bruder in die Hand geben mochte, daß er fürchtete, der möchte mit dem Kaiser manches verabreden ꝛc. —

Der König kam erst gegen Ende des Ministerrathes in denselben; vielleicht war er auch schon früher da, und entfernte sich nur zeitweise, um die Berathung freier zu machen. — Der König gab sein gutes Theil zu dem Schimpfen gegen Brandenburg. —

Der Prinz sagte zu Brandenburg auch: „Du bist eine feige Memme, du bist kein preußischer General mehr!" Das Wort hat den armen Staatsretter getödtet! Und dafür die großen Ehren, die Leiche in der Königlichen Gruft! —

Der Befehl, den der Geh. Rath Niebuhr nachts an Stockhausen brachte, lautete dahin, daß Gröben die Truppen aus Hessen zurückziehen sollte. Stockhausen ergrimmte gegen den Ueberbringer und behandelte ihn sehr hart: „Ob man den Aufruhr der Armee wolle?" fuhr er ihn an. Da Brandenburg

schon raste, so war bei diesem auch nichts zu machen. Und der Befehl ist wahrscheinlich unbefördert geblieben. — (Niebuhr's Erklärung ist ungenau, hat falsche Angaben.)

Der Prinz von Preußen hielt dem Kriegsminister die geballte Faust unter die Nase. —

Sonntag, den 3. November 1850.

Finis Borussiae! Wer macht uns ein Lied: „Noch ist Preußen nicht verloren"? Die Polen erleben große Freude, sie gehören zum Theil mit zu den Russen, vor denen wir uns beugen! —

Die Preußen haben Kassel besetzt; was will das sagen! Es ist eine Kinderei. Oesterreich und sein Bundestag entscheiden das politische Loos Hessens; die Verfassung wird abgeschafft; und das sieht auch Preußen herzlich gerne. —

Nächstens kann nun alle Kriegsmacht Deutschlands unter russischer Obhut sich gegen Frankreich wenden, wo man nun doch anfängt einige Gefahr zu ahnden. Der Krieg steht bevor. Indeß kann er durch neue Zwischenereignisse abermals aufgeschoben werden. In ihm liegt die große Krisis für Europa. Wenn aber auch Frankreich überwunden, das Bourbonische Königthum ihm aufgedrungen wird, Rußland überall zu herrschen scheint, — die Revolution geht doch vorwärts. —

Graf von Brandenburg ist schon wieder in der Besserung. Radenberg hat aus dummer Klugheit seinen Abschied eingereicht, in der Meinung, Radowitz werde siegen, und darin eben besteht seine Dummheit. Radowitz kann nur bleiben, wenn er ganz zu Füßen des Kaisers Nikolai sich legt, und dann wird er selbst dem Könige verächtlich, und muß dessen Fußtritte hinnehmen. Er kann also nicht bleiben. Wie unedel, niedrig,

verworfen ist das ganze Treiben, seitdem die Volks- und Freiheitssache nicht mehr darin liegt! —

Einige nennen den Grafen von Bernstorff, Andre den Grafen von Arnim — der es schon einmal war — als nächsten Minister der auswärtigen Angelegenheiten. Es ist alles einerlei. —

Italiänisches gelesen, Englisches. — Ueber die Märztage 1848. —

Hier bildet sich ein konstitutioneller Verein. Diese Unschuld wird wohl von Hinckeldey und Kaiser geduldet werden, besonders jetzt, wo die Regierung gern wieder die Meinung für sich haben möchte. —

Der General der Infanterie von Krauseneck ist gestorben. —

Montag, den 4. November 1850.

Geschrieben. Was hat die preußische Regierung nun erlangt? Schimpf und Schande vollauf, alles Vertrauen fort, die Völker zu Feinden und die Fürsten: von den kleinern Bundesgenossen verlassen, von den großen bedroht, verachtet und gehaßt. Dahin haben es die Staatsretter, die Oktroyirer gebracht! Und die künftige Revolution in Aussicht! Denn nichts ist beruhigt, versöhnt, befestigt, alles ist im alten Elend, nur schlimmer! —

Ausgefahren, in der Kopnicker Straße No. 11 die Festungsmodelle besehen; die meisten und besten stammen aus Paris, wo ich auf den Böden des Invalidenhauses im Jahre 1815 die ganze Sammlung gesehen; die Preußen nahmen die Modelle der nach deutschen Gränzen gelegenen Festungen im genannten Jahr als Kriegsbeute mit. Straßburg und Paris zogen uns besonders an. Wir besahen dann auch noch die preußischen Festungen Ehrenbreitstein, Kolberg, Magdeburg, Neiße ꝛc. —

Brandenburg ist fortwährend sehr krank. Er unterliegt

seiner Aufgabe, der er in keiner Art gewachsen war. Der Fürst von Wittgenstein hat es ihm vorhergesagt; er sagte ihm: „Bleiben Sie davon, Sie haben für die Sachen kein Talent, Sie haben auch nichts gelernt, und werden sich nicht zu helfen wissen! Verdruß und Scham werden Sie umbringen." —

Gegen Rochow's Berufung war der Prinz von Preußen, ich weiß nicht warum. Der Prinz ist in einer verzweiflungsvollen Lage; er ist innerlich ganz mit dem Kaiser von Rußland und auch Oesterreichs Anträgen eigentlich nicht abgeneigt; aber er stimmte mit Radowitz, weil dieser doch die Vergrößerung Preußens durch die Union in Aussicht stellte, und die Militairsache Preußens zu vertreten schien. —

Die Kreuzzeitungspartei ist hocherfreut, doch etwas beschämt; um den Dünkel zu beruhigen, der Hoffahrt zu schmeicheln, nimmt sie nun auch den prahlerischen Ton, und sagt, bis hieher nachzugeben sei richtig gewesen, denn Oesterreich habe Recht gehabt, aber nun solle es nur mit ungerechten Ansprüchen kommen, dann solle es mal sehen! Die Ehre Preußens scheint ihr in gutem Stande! —

Im Publikum herrscht große Aufregung. Die Demokraten lachen, daß ihre Feinde so zu Tvott geworden. Die Konstitutionellen jammern, und schreien über feige Nachgiebigkeit. Viele Konservative wollen Adressen, Deputationen ꝛc. veranlassen. Alles das ist nichts und dient zu nichts. — Wenn Preußen von der Volkssache getrennt ist, hat es keine Kraft; das ist klar, das fühlt auch die Regierung; sie will aber lieber schwach sein gegen die Mächte, als wieder die Volkssache aufnehmen. Sie wollte letzteres wohl zum Schein, aber der war nicht lange zu behaupten, besonders da auch den Mächten der Schein schon zu viel war! Nun haben wir's, was uns gebührt! Wir sind keine Großmacht, wir sind Vasallen. —

Der König hat die Potsdamer Abgeordneten, die er an seinem Geburtstage nicht sehen wollte, nachträglich ausgefilzt

daß sie so schlechte, ihm mißfällige Gemeindewahlen getroffen, wenn sie sich nicht besserten, würde er gar nicht mehr in Potsdam wohnen wollen! — In Berlin auch nicht, in Breslau und Königsberg gar nicht, — am Ende muß er das ganze Land aufgeben! Großartig, und konstitutionell nebenher! —

Dienstag, den 5. November 1850.

Ich mußte zu Bette bleiben; großes Unbehagen, nervöse Aufregung und Müdigkeit. Mir liegt das Geschick Preußens drückender auf, als ich dachte. Ich war einigemal dem Weinen nah, daß alles so lumpig, so nichtswürdig ist. Aber ich besann mich bald, und mußte mir sagen, daß ich mich dieser Hergänge eigentlich zu freuen habe. Wer ist denn geschlagen? Die Feinde der Freiheit, die Wortbrüchigen, die Hoffährtigen, unsre Dränger und Quäler! Und daß es von ihren Gleichgesinnten kommt, ist um so besser.

Ladenberg und Herdt sind nicht entlassen; die Heuchler, es war ihnen gar nicht Ernst. Sie dachten Radowitz, der ja sogar den Prinzen von Preußen für sich hatte, würde siegen, da wollten sie das Verdienst haben, mit ihm ihre Entlassung verlangt zu haben. Was geht diese Kerls die Politik an? —

Die Kammern zum 21. November berufen. Aus Angst. Und sind sie da, wird die Angst noch größer werden. —

Alle nur im geringsten freisinnigen Beamten, die Mitglieder der Kammern sind, nehmen ihren Austritt, weil sie den Widerstreit meiden wollen zwischen ihrer Ueberzeugung und der Fügsamkeit, welche die Regierung von ihnen verlangt. Die Regierung ist so gehässig und verfolgungssüchtig, und hat so große Mittel ihre Ungunst fühlbar zu machen, daß jeder abgeschreckt wird ihr gegenüber zu stehen. An die Stelle der Austretenden kommen fast nur Reaktionairs. Diese sind auch oft gegen die Regierung, aber sie haben leichteres Spiel,

denn heimlich giebt die Regierung ihnen Recht, und wagt auch gegen sie so leicht keinen Angriff. Die Volkspartei sieht ruhig zu, für sie ist nichts zu thun, sie läßt die Lumpen untereinander streiten, sie weiß, daß all das Zeug über kurz oder lang zum Teufel fährt, mit all seinen Machereien. Die Demokraten sorgen indeß doch, daß ihr Zusammenhang fortbestehe, und der Kampf ihrerseits geschürt werde. —

Abends kam Herr von Weiher; wir sprachen den Gang der Sachen durch. Die uns regieren, sind es werth, daß sie gedemüthigt werden; die Freiheits- und Volkssache ist gar nicht dabei betheiligt, die war schon völlig von den Wortbrüchigen unterdrückt, die ist nur bei neuer Revolution betheiligt. Und wenn erst Russen hier wären, was schadet's? Sind sie denn schlimmer, als die Preußen, welche schon immer hier wie Russen waren, immer deren Ankunft wünschten? Unsre Russen sind die Minister, der Hof ꝛc. —

Der Kaiser Nikolai kaufte von der Gräfin Orloff große Gestüte, um hohen Preis. Als die Gräfin den Kaiser zu sprechen bekam, nannte sie die Summe, welche sie bekommen, eine viel geringere, als er bezahlt hatte, der Betrug war offenbar. Der Kaiser war wüthend, aber that nichts. Als er zu seinem Sohne kam, sagte er: „Konstantin, ich glaube du und ich wir sind in Rußland die einzigen, die nicht stehlen!" Gränzen seiner Macht, Redlichkeit k a n n er nicht schaffen! —

Mittwoch, den 6. November 1850.

Mir träumte ein langes Zusammensein mit Radowitz, er sah bleich und verwirrt aus, hatte alle Fassung verloren, seine Familie suchte ihn zu trösten, die Gräfin von Voß versicherte, daß er noch viele Stimmen für sich habe und berief sich auf mich, aber ich schwieg und wandte mich ab; der Charlatan flößte mir Mitleid ein, aber das Mitleid der Verachtung. —

Krausnick ist heute vom Gemeinderath durch Mehrheit Einer Stimme, zum Bürgermeister gewählt. Der vormärzliche, geprügelte, schimpflich abgedankte, also auf's neue! Doch wird diese Wahl als eine Niederlage der Minister angesehen, denn diese, und besonders auch der König, wollten Herrn von Selchow gewählt sehen. —

Graf von Brandenburg ist heute früh gestorben. Er hat gerast und ist nicht wieder zur Besinnung gekommen. Die Gräfin, durch den Telegraphen hergerufen von Warschau, wo sie noch bei der Kaiserin geblieben war, ist noch vor dem Scheiden ihres Mannes eingetroffen, hat ihn aber nicht sprechen können. —

Nun ist doch die Mobilmachung des ganzen preußischen Heeres beschlossen, welche Radowitz verlangt hatte, zwei Tage nach seinem Austritt; nun könnte er wieder eintreten! Nichts zeigt mehr die Haltungslosigkeit und das Schwanken der preußischen Politik! „Urwählerzeitung" und „Nationalzeitung" sehr gut! —

Die „Kreuzzeitung" schnaubt kriegerische Drohungen, aber sie thut es nur, um die militairischen Sympathieen nicht zu verlieren, und den Schein des Eifers für Preußens Ehre zu behaupten. Sie wünscht nur, daß Oesterreich nicht trotzig, sondern sanft seine Ansprüche durchsetzen möge, damit Preußen im Schein der Ehre nachgeben könne. — Im Grunde denkt sie, wie Graf Königsmarck mir einmal sagte, lieber die Mark Brandenburg mit Adels- und Militairherrschaft, als ein deutsches Kaiserthum mit Volksvertretung! Das war der Sinn, die Worte lauteten freilich anders. Sie sähen ihren König ganz gern zu einem Großherzoge von Mecklenburg erniedrigt, wenn er ihnen nur gehorsam bliebe. —

Die Preußen erklären nun selbst, sie seien in Kurhessen nur eingerückt, um ihre Militairstraßen zu besetzen. Der Kurfürst protestirt. Der österreichische Graf von Rechberg ist bei

den Baiern als Kommissair des Deutschen Bundes. Die Baiern sind bis Schlüchtern vorgerückt, der Graf von der Gröben hat Befehl, sie nicht zurückzuwerfen. Ob dieser General den Umständen gewachsen sein, nicht Verstöße und Dummheiten machen wird?

Ich blieb Abends zu Hause, spielte Schach mit Ludmilla. Bulwer (Caxtons) kommt mir ziemlich fade vor. Ich las in Baader's Tagebüchern und in Saint-Martin's, durch den Brief und die Sendung Franz Hoffmann's angeregt. —

Freiligrath's Ausweisung aus Düsseldorf ist noch nicht vollzogen. Er wehrt sich noch. — Walesrode in Königsberg wegen Majestätsbeleidigung zu neun Monaten Gefängniß verurtheilt. —

Gustav Schwab ist am 4. in Stuttgart gestorben, so meldet eine telegraphische Depesche. — (Am Schlagfluß, 58 Jahr alt.) —

Alle preußischen Truppen von Hamburg fort! Auf Befehl Rußland's, aber im Scheine, daß Preußen selbst nun ihrer bedürfe! — Armer Hamburger Senat, arme Perücken, was fangt ihr ohne solchen Schutz an! —

Geh. Rath Le Coq Unterstaatssekretair im auswärtigen Ministerium. Jämmerlich! — —

Donnerstag, den 7. November 1850.

Wie ähnlich ist doch die heutige Lage der Dinge hier den Zuständen, die ich im Jahre 1805 hier erlebt! Dieselbe Verwirrung, Unentschlossenheit, Schwäche, dieselben Prahlereien und Machtgelüste. Damals streckte Preußen die Hand nach Hannover aus, wie heute über die Unionsgebiete. Haugwiz glaubte auch ein großer Staatsmann zu sein, wie unsre heutigen armen Schächer. Damals schlug uns Napoleon, heute schlägt uns Nikolai und der österreichische Knabe. —

Die „Urwählerzeitung“ spricht über den Grafen von Brandenburg scharf und wahr. Die „Spener'sche“ wehklagt, die „Neue Preußische“ legt Trauer an und will ein Denkmal errichten! „Niemals, niemals, niemals!“ ist Denkmal genug. — Berliner Witz: Warum wird denn das ganze Heer mobil gemacht? Für das Begräbniß des Grafen von Brandenburg! —

Viele Leute sehen den Untergang Preußens vor Augen, in manchen zuckt schwarzweißer Krampf, aber Krampf ist nicht Stärke; die Tage von Jena kehren wieder! Die Staatspapiere an der Börse fallen. —

Der König war mehr erschrocken als betrübt über Brandenburg's Tod; er hat die Familie besucht. Es giebt Leute, die behaupten, er sei im Grunde recht froh, den Staatsretter los zu sein, der ihn in der größten Verzagtheit gesehen habe und dadurch immer drückend für ihn gewesen sei; daß man von gewissen Seiten so thut, als habe der Staat eine Hauptstütze verloren, ärgert den König; er ist auf alles Lob eifersüchtig. —

Die Preußen und Baiern stehen in Kurhessen einander nahe gegenüber, allein beide Theile haben Befehl einen Zusammenstoß zu meiden, und die Generale unterhandeln. —

Wichtige, erfreuliche Nachricht! Kinkel ist gestern Abend aus seinem Gefängniß in Spandau glücklich entkommen! —

Autographen von Mitarbeitern der „Kreuzzeitung“, General von Gerlach, Grafen von Krassow, Goedsche. —

Die Prinzessin von Preußen ist heftig für Krieg gegen Oesterreich! —

„Die Offiziere, die Armee, sind unbedingt für Krieg, das ist natürlich, sie fragen nicht nach Ursache und Zweck.“ Nun, wenn sie nur ein blindes Bedürfniß nach Krieg fühlen, um jeden Preis sich schlagen wollen, so brauchen sie sich ja nur in zwei Theile zu sondern, und die eine Hälfte die andre bekämpfen, so haben sie was sie wollen!

Changarnier bietet in Paris dem Louis Napoleon immer ſtärker Trotz. — Die katholiſche Kirche ſetzt England in Unruhe. —

November 1850.

Bei der plötzlich anbefohlenen Mobilmachung des preußiſchen Heeres war die Verlegenheit und Beſorgniß in den höchſten Behörden allgemein, und viele der ſtolzeſten Generale geſtanden ihre Unfähigkeit kleinlaut ein. Der General von Grabow, — in Stettin kommandirender General, — fing an zu weinen und zu jammern; „Herr Gott! rief er, was ſoll ich denn nun anfangen! Ich weiß ja gar nicht wo mir der Kopf ſteht! Nun werd' ich ein Armeekorps kommandiren ſollen, und das kann ich doch nicht!" Andre waren nicht ganz ſo aufrichtig, aber eben ſo rathlos. Als es nun doch Frieden blieb, waren ſie froh, und änderten auch ihren Ton wieder.

Freitag, den 8. November 1850.

Die Zeitungen ſtrömen über von Kriegseifer, von Vaterland und Ehre des Staats, auch die demokratiſchen Blätter wagen nicht dieſen Ton zu verläugnen, doch weiſen ſie auf den Zuſammenhang der Dinge hin, auf die Thaten der Regierung, ihre noch neulichen Erklärungen, und die „Nationalzeitung" ſpricht ſich mit beſondrer Schärfe und Würde aus. — Das ganze Feuer iſt aber nur künſtlich und gar nicht ſo verbreitet, die Börſe iſt erſchüttert, dem Bürger iſt bange, die Beamten fürchten Stockungen der Gehalte, und die Reaktion iſt im Herzen einem Kriege gegen Oeſterreich ganz entgegen, nun gar einem Kriege gegen Rußland! Sie wollen die Ehre retten, das iſt nicht anders als eine Hure die Keuſchheit. Die Ehre iſt in Malmoe, in Berlin, in Frankfurt hundertmal verloren worden, und jetzt wieder in Kurheſſen! —

Unsre Schwarzweißen verkünden prahlend, in Sachsen hätten die Offiziere dem Könige durch eine Deputation erklärt, sie würden sehr gern mit den Preußen, aber nicht gegen sie fechten. Die Thoren! Solch Beispiel loben sie, und denken nicht, daß es in Preußen Nachfolge finden kann, wenn es gegen die Russen gehen soll! Die Soldaten können auch Aufrührer sein. —

Besuch von Herrn Richard Zeune; hiesige Stimmung, Andrang zu den Sparkassen um die Einlagen zurückzunehmen. Die Börse fast ohne Geschäft, alles wird angeboten, aber nichts genommen. —

Besuch von Dr. Hermann Franck; er hält es für unmöglich, daß die Preußen aus Kurhessen zurückgehen, ich nicht; er meint, dann komme es unter lauter Nachgeben zu irgend einem innern Bruch, Aufstand, Wechsel der Regierung; dagegen kann es im Kriege zum Verlust von Provinzen kommen! Genug, es ist Gefahr von allen Seiten. Wehe denen, die es in Dünkel und Unbesonnenheit dahin gebracht haben! Die Staatsretter!! —

Steckbrief auf Kinkel schon in den Zeitungen! — Oberst von der Tann aus Holstein hier angekommen; er muß nach Baiern zurück. — Starke Rüstungen Oesterreichs, Radetzky zum Generalissimus ernannt. — Note Oesterreichs durch Prokesch hier eingereicht, es giebt nicht nach, es fordert, die Preußen sollen aus Kurhessen. Der Kurfürst fordert dasselbe, ruft seinen hiesigen Gesandten ab. —

Die Landesversammlung in Stuttgart verweigert die geforderte Summe zu würtembergischen Rüstungen, und wird unmittelbar aufgelöst. Oesterreicher rücken ein. Auch die Verfassung muß untergehen. —

Aus Brandenburg soll ein Held gemacht werden! Man lügt alles Mögliche zu seinen Ehren, man leiht seinem Irrereden erhabene Gesinnungen, Wrangel erzählt's mit Eifer! —

Graf von Bernstorff soll heute Abend aus Wien eintreffen, und wird mit Ungeduld erwartet. Es heißt aber, er sei krank und werde noch nicht kommen. —

Die „Kreuzzeitung" macht plötzlich die Demokraten außerordentlich reich, sie sollen, versichert sie, für die Befreiung Kinkel's dreißigtausend Thaler zusammengebracht haben! — Daß die Organisation fortbesteht, ist gewiß. —

Das sogenannte Fürstenkollegium der verstorbenen Unionen hält noch bisweilen Sitzungen, in denen man thut, als wäre die Sache noch, in denen man geringe Mittheilungen annimmt, und alle Stimmen einig sind. Die Mitglieder selbst erkennen es als ein lächerliches Possenspiel, ein jämmerliches Rechthaben, ein verächtliches Scheinen. —

Sonnabend, den 9. November 1850.

Die ganze Nacht furchtbarer Sturm, die Windstöße drohten die Fensterscheiben einzudrücken, die Thüren klapperten, und so geht es heute Morgen fort, zwischen Sonnenschein und Regen. —

Leichenbegängniß des Grafen von Brandenburg, großes Gepränge. Die Leiche wird auf Befehl des Königs im Dom in der Gruft des Königlichen Hauses beigesetzt; Sieg über das Vorurtheil, der Unächte wird geehrt als wäre er ein Aechter. Das Volk ist theilnahmlos, gafft. —

Der Graf von Bernstorff in Wien hat nicht nur sich krank gemeldet, sondern auch das ihm angetragene Ministerium abgelehnt. Vielleicht behält nun Manteuffel die Leitung. Nicht besser, nicht schlechter. Ein tüchtiger Minister *kann nicht* berufen werden, die untüchtigen sind einander gleich; Rochow, Bernstorff, Manteuffel, Radowitz — es ist nur ein andrer Name. —

Besuch von Weiber. Stimmungen in der Stadt. Es

giebt einfältige Leute, die von der Begeisterung des Jahres 1813 träumen, aber sie werden unangenehm erwachen! — Die „Kreuzzeitung" thut, als solle der Krieg nur gegen Baiern und Würtemberg sein, nicht gegen Oesterreich oder gar Rußland. — Dieselbe Zeitung fordert zu Geldsammlungen auf, für den Staat, für ein Denkmal des Grafen von Brandenburg, noch kürzlich auch für Ohm den Fälscher! Man prahlt mit einem Anerbieten von 10 Millionen Thalern, das von Berliner Geldmännern dem Könige gemacht worden wäre; Lüge, nichts als Lüge! Man nennt keine Namen. Im Gegentheil, die Geldmänner sind in größter Bestürzung, und jederman hält mit seinem Gelde möglichst zurück, weil man das Aergste fürchtet. —

Eine Zeitung brachte die Nachricht, der Prinz von Preußen werde den Oberbefehl über die im Felde stehenden Truppen erhalten, der König las das, und warf dann das Blatt mit Unwillen von sich. Solch ein Gedanke mahnt ihn stärker vom Krieg ab, als jede andre Erwägung, und nun gar die Möglichkeit, daß sein Bruder Kriegsruhm ärnten könnte! —

Ich sehe nicht, wie Preußen seiner fortgesetzten Demüthigung entgehen kann. Das einzige Mittel, die Volksfreiheit in Preußen und Deutschland anzuerkennen, ist bei diesen Persönlichkeiten unmöglich, und das Volk wäre auch wohl nicht so dumm, neuen Verheißungen zu trauen. Tragt also, Staatsretter, Hof und Reaktion, eure Schande und euer Unglück, wir Volksfreunde tragen wohl das Unglück mit — und für uns beginnt es mit eurem scheinbaren Glück —, aber nicht die Schande, die gehört euch allein! —

Keine neuen Nachrichten aus Hessen. Blut soll schon geflossen sein, die preußische Vorhut bei Fulda sich etwas zurückgezogen haben. Jede Zögerung preußischerseits ist jetzt ein Nachtheil, und wie zögert man! O Lumpengesindel ist diese hohe Staatswelt! — Wie sie sich abängstigen mit Vor-

wänden, Beschönigungen, Verdrehungen, Schmeicheleien und Prahlereien, die jämmerlichen Wichte! —

Abends waren in der inneren Stadt hin und wieder einige Fenster festlich beleuchtet, und Leute auf der Straße riefen: „Kinkel lebe hoch!“ —

Das Einziehen der Landwehr verursacht ungeheure Stockungen im bürgerlichen Leben. Man sieht, daß das Land solchen Kraftaufwand ohne größten Nachtheil nicht leisten und in keinem Fall dauernd leisten kann. Und ein bloßer Krieg des Kabinets, der Dummheit, der Prahlerei, bei dem das Volk auch gar nichts zu gewinnen hat, selbst durch die größten Siege nicht! —

Der General von Tietzen hat einen scharfen Verweis bekommen, daß er Kassel besetzt hat, es war gar nicht die Absicht die Hauptstadt zu besetzen. Da haben wir eine Probe von der hiesigen Entschlossenheit! —

Zum 9. November 1850.

Beim Begräbniß des Grafen von Brandenburg war der König ganz wie verwirrt und verstört; er nahm unter andern ein Kissen, das für die Orden des Verstorbenen bestimmt war, schrieb mit dem Finger einige Buchstaben darauf in die Luft hin, und hob es dann mit beiden Händen zum Himmel unter heftigen Andachtsseufzern; zweimal that er das. Ein Zettel an den lieben Gott? eine Anmeldung? eine Empfehlung? Gewissensbisse, oder zur Schau? Alles das zusammen. Dann wollte er plötzlich fort, aber die Königin hemmte ihn, und sagte: „Du hast ja der Gräfin noch kein Wort gesagt!“ Er rief: „Ach ja! es ist ja wahr!“ und stürzte darauf wie irr' auf diese hin. —

(Augenzeuge General von Aster.)

Sonntag, den 10. November 1850.

Ich stelle mein Schreiben etwas ein, das Rechte läßt sich doch nur Wenigen anvertrauen, und die jetzige Krisis muß sich aus sich selbst erledigen, ohne daß wir uns in ihr verfangen.

Besuch von Herrn Ruß aus Dessau; mancherlei über das magyarische Leben, über die Stimmung in Ungarn, in Wien. Besuch von Herrn von Hänlein; Jammer über Preußen, wo es zu finden sei? Verwirrung in allen Geschäften, unsre schöne Friedensorganisation des Heeres taugt nicht, schon sind alle Divisionen und Brigaden durcheinander geworfen, die großen Befehlshaber — nach Gunst oder Alter angestellt — sind meist untauglich, man muß sie zurücklassen und andre nehmen. Der Kriegsminister von Stockhausen erliegt fast der Arbeit, bis in die Nacht hinein ist er beschäftigt. In den untern Regionen, wo nicht Gunst und Alter die Anstellung bedingen, geht alles rasch und gut, vom Gemeinen bis zum Feldwebel ist alles tüchtig. Unter den Offizieren führen die Prahlhänse das Wort, unter den Generalen herrscht Verlegenheit und Sorge. Noch weiß niemand, wohin die Hauptstärke zu richten sei, was man vornehmen, wo angreifen, wo Stand halten soll. Die Truppen in Baden sind noch eiligst von dort zurückgezogen, ob schon alle? — Besuch von Herrn Dr. Goldstücker, der Abschied nimmt, er reist nach London, mit H. H. Wilson zusammen ein Sanskrit-Lexikon herauszugeben; er wird Herrn Bucher sehen, Herrn Zedner ꝛc. —

Besuch von Weiber; allerlei Nachrichten, die tollsten Gerüchte jagen einander, die Baiern seien auf die ersten Schüsse davongelaufen, die sächsischen Truppen stünden im Aufruhr ꝛc. „Wenn Letzteres wäre, so liehe der König von Preußen dem von Sachsen preußische Truppen den Aufruhr zu stillen, und nachher könnte dann Sachsen recht nach Belieben sich wieder

den Oesterreichern anschließen!" So war und ist es ja schon wirklich. —

Jetzt heißt es, Herr Graf von Seckendorff soll auswärtiger Minister werden. Es ist alles einerlei. Talleyrand vermöchte hier nichts!

Die Prinzessin von Preußen kommt richtig nicht nach Berlin zum Geburtstage der Königin, diese hat es sich gleichsam verbeten.

Wie es in dem „herrlichen Kriegsheer" aussieht, davon ein Pröbchen. Der Hauptmann von M., bei den Gröben'schen Truppen, bekam Kunde, daß in seiner Kompanie solche Reden geführt wurden: „Auf die Baiern schießen wir nicht, wir nehmen lieber unsere Offiziers auf's Korn" ꝛc. Er fand nicht gerathen, die Sache ernsthaft zu nehmen, besprach sich aber mit einem und dem andern Soldaten, machte Spaß mit ihnen, hielt ihnen lachend vor, daß solche Gerede gingen, was denn verneint wurde ꝛc. Sensenträger aus Posen und Berliner sollen zahlreich in der Kompanie sein.

In Manzoni gelesen, in Fichte, Englisches. —

„Den Grafen von Brandenburg haben Worte getödtet; er ist durch hohe Hand hingerichtet, nicht besser aber, als wär' es durch Henkershand! Graf Brandenburg gehängt! Graf Brandenburg — nicht durch Volkswuth — am Galgen!"

Man denkt an den Fürsten von Solms-Lich für die Stelle des Minister-Präsidenten. Das ist wie Graf York im Frühjahr 1848 als Oberpräsident von Schlesien. Für acht Tage. —

Montag, den 11. November 1850.

Unsre jetzige Krisis erhält keine vollständige Lösung, sondern wie sie auch sei, eine unvollständige, auf die eine lange Reihe andrer folgt. Wir gehen aus einem Unheil in's andre. —

Manche Reaktionaire sind verwegen genug, ein rasches Verständniß zwischen Preußen und Oesterreich für möglich zu halten, worauf beider Heeresmacht vereint plötzlich gegen Frankreich schwenkt, und die russische nachrückte. Ja, so wäre es wohl gegangen, so wäre es auch beabsichtigt worden, hätte die Dummheit sich nicht zu weit verstiegen, wäre der Dünkel und die Schwäche nicht zu einer Macht geworden, die sich jenen Absichten entgegenstellt. Jetzt ist die Erbitterung zu groß, und die Verachtung! —

Die Anmeldungen zum Kriegsdienste sind hier willig und zahlreich erfolgt, und es ist nicht Rathlosigkeit und Unmuth allein, was die Leute dazu treibt, es ist in diesem Volke kriegerische Lust in Fülle vorhanden, dieselbe, welche sich auf den Barrikaden zeigte, sucht jetzt im Heer ihre Befriedigung. Aber nicht überall ist es, wie hier, nicht auf dem Lande, nicht in den neuen Provinzen. Auch sind hier, eben aus dieser Lust am Streite, schon sehr schlimme und bedenkliche Widersetzlichkeiten vorgefallen. Bei der Anrede eines Offiziers an einberufene Reservisten, schlug einer von diesen mit der Faust auf den Tisch, und sagte seine Meinung in trotzigster Art. Der Offizier war so klug, in der Stille fortzugehen.

Die „Kölnische Zeitung" wüthet gegen die Minister, gegen die ganze Regierung in den derbsten Worten, drohend, höhnend. (Der Artikel ist von Camphausen). — Die „Neue Preußische Zeitung" fließt über von Schwarzweiß, oft ganz dumm und albern, und ist ganz nichtswürdig und schändlich in pöbelhaften Ausfällen gegen die „Nationalzeitung", der mit Rache und Gewaltthat gedroht wird, die verläumdet wird von Oesterreich gewonnen zu sein! Die „Neue Preußische Zeitung" zeigt nur, wie es recht sein wird, sie einst zu behandeln.

Zwischen Preußen und den baierisch-österreichischen Bundestruppen sind die ersten Schüsse gewechselt worden. Jenseits

Fulda stürmten die letztern das Dorf Brennzell, und die Preußen zogen sich zurück. Von Neuhof hatten sie sich auf Fulda zurückgezogen, um daselbst eine starke Stellung einzunehmen, jetzt verlassen sie die starke Stellung und ziehen sich auf Hersfeld zurück! Der Graf von der Gröben hat dem baierischen General angezeigt, daß er Befehl habe Fulda zu räumen und auf Hersfeld zurückzugehen, er bewirkte dadurch, daß nicht fernere Angriffe ihn drängten. Wie stimmt das zu den Prahlereien mit Waffenehre ꝛc.? Mit den Prahlereien stimmt es recht gut! —

Das Vaterland! Als ob wir ein Vaterland hätten! Wo ist es zu finden? Sonst war es für Preußen im Königthum und in der Staatsorganisation, die noch nicht im neuern Sinn Verfassung war; aber seit jenes erschüttert, befleckt und der Staat umgekehrt worden, seit eine Scheinverfassung besteht, das Volk zertreten, die Regierung der Feind im Lande ist, — wo ist da das Vaterland! Sind Leute so dumm, einen Krieg der Kabinette, einen dynastischen für einen vaterländischen, das alte Preußen noch für bestehend zu halten, so mögen sie dafür sich ereifern. Wir aber sehen den Krieg als einen unvaterländischen, als einen freiheitsmörderischen an, wie den Frieden eben auch! Wir haben mit diesem verruchten Zustande der Dinge nichts zu schaffen, als daß wir ihn verfluchen. —

Die Gesellschaft des Dix Décembre in Paris, der Louis Bonaparte'sche Treubund, hat aufgelöst werden müssen. Die Parlamentskommission und General Changarnier haben den Präsidenten Louis dazu gezwungen. Dieser Lump wird auch sein Ende finden! —

Dienstag, den 12. November 1850.

Wenn man doch nur von unsrer Regierung nichts für die deutsche Sache erwarten wollte! Sie nicht weniger, als Oesterreich, will das deutsche Volk unterdrücken, nur ist Oesterreich aufrichtig und bekennt das, Preußen aber heuchlerisch und arglistig dabei. Daß es genug Narren giebt, bei denen das verfängt, zeigen Stimmen aus beiden Hessen, aus Würtemberg, selbst aus Oesterreich; Preußen soll noch immer den Fortschritt bedeuten, die Intelligenz, die protestantische Freiheit! Diese Regierung aber ist davon weit entfernt, sie bedeutet die Willkür, die Gewaltsamkeit, den Zwang, die Gesetzlosigkeit, den Wortbruch und Verrath, gegen Fürsten und Völker, anfangs that sie, als wenn die Fürsten ihr heilig wären, aber es ist alles Lüge; die beiden Hohenzollern hat sie zum Verkauf ihres Souverainenrechtes gedrängt, die Anhaltiner und andre sucht sie in Abhängigkeit zu halten. Diese Regierung ist der Feind des preußischen Volkes wie jedes andern Deutschen. —

Der Rückmarsch der Preußen nach Hersfeld, das Aufgeben Fulda's, wo die Baiern mit klingendem Spiel eingezogen sind, hat hier großen Eindruck gemacht, die „Kreuzzeitung" selbst sagt, „einen eigenthümlichen", dann setzt sie hinzu, das Einschreiten Preußens in Kurhessen sei von den Ansprüchen Preußens der wenigst berechtigte, der schwächste Punkt in seinen Forderungen! — Man wird die feige Politik möglichst bemänteln, und sagen, Preußen werde mit Oesterreich gemeinsam in Kurhessen maßregeln; allein daraus entsteht eine neue Schmach, Oesterreich hat den Kurfürsten und den Reichskommissair, und wird den erstern in seine Machtwillkür einsetzen. Preußen wird dabei zusehen, und seine Truppen werden als Diener des Bundestags erscheinen, sie werden die Unterwürfigkeit erst recht sichtbar machen!

Wie es hier ſteht, kann man aus den kleinſten Zeichen erkennen. In Kaſſel ſind 4000 Gewehre, der Kurfürſt will ſie abholen laſſen, die Preußen verweigern ſie. Dann kommt Befehl von Berlin, ſie verabfolgen zu laſſen, man ſei mit dem Kurfürſten nicht im Krieg. Gleich darauf ein andrer Befehl, man ſoll ſie doch zurückhalten! —

Nach und nach wird es auch den Dummen klar, daß die Mobilmachung kein Ernſt iſt, nur geldverſchwendende Großſprecherei. Aber die Zeitungen ſind noch immer voll von Anzeigen und Aufrufen, als ſei der Krieg gewiß, als ſei die Mobilmachung ein Ausdruck des Volksgefühls. Schwarzweißer Dunſt, nichts weiter! —

In Manzoni geleſen. In Schubert's Geſchichte der Seele, vierte Auflage, zwei dicke Bände. Engliſches.

Preußen giebt nach, die Truppen ziehen ſich zurück, es wird kein Krieg — für jetzt. Die Mobilmachung war eine prahleriſche Drohung, die nichts ausgerichtet hat. Das Geld iſt verſchwendet, die Menſchen aufgeſtört, die Verhältniſſe verwirrt. — Nun beginnt erſt recht der diplomatiſche Kampf, nun folgt neue Demüthigung, für Preußen in unabſehbarer Entwickelung! Aber auch neue Unterdrückung der Völker. Unſre lumpige Verfaſſung wird auf's neue zerfetzt werden. —

Der König hat doch nicht, obſchon er ſo that, den Herrn von Selchow als Bürgermeiſter von Berlin haben wollen, ſondern am liebſten den Knecht Krausnick. Zu dieſem hat er auch geſagt: „Ich habe mich *ganz unbändig*, ich habe mich *über alle* Maßen gefreut, Sie in Ihr altes Amt wiedereingeſetzt zu ſehen!“

Mittwoch, den 13. November 1850.

Traumreiche Nacht! Erſt war ich in der Gegend von Paderborn, und freute mich, die mir unbekannte Stadt, wo

Voreltern von mir gewohnt, endlich kennen zu lernen, ich ſah ſie vor mir, eine vorher nie geſehene; ſpät erſt fiel mir ein, daß ich ja mehrmals in Paderborn geweſen, und die wirkliche Stadt ganz anders und weit beſſer ausſehe, als die geträumte. Dann war ich in St. Petersburg auf Einen Tag, ſah die Truppen, die Kaiſerlichen Wohnzimmer, den Thronfolger, ſtieg auf den Kreml, und ſah alles genau. Der Kreml war in St. Petersburg! Die Newa, die Kai's, die Iſaakskirche ꝛc. ſah ich nicht, wohl aber die Moskwa am Fuße des Kreml! —

Man glaubt, daß die Baiern heute in Kaſſel einrücken; die Preußen haben den Weg völlig freigegeben. — Graf von der Gröben hat ſeine Entlaſſung gefordert, aber nicht bekommen. Er hat geäußert, unter ſolchem Wechſel und Gewirr von Befehl und Gegenbefehl die Sachen nicht führen, zu können, nicht mit Ehren. —

Die Regierung war anfangs durch den Volkseifer zum Krieg erfreut, jetzt iſt ſie ſchon mehr davon erſchreckt, ſie iſt bange geworden, dieſer muthige Geiſt könne ihr gefährlich werden, ſie findet darin einen Grund mehr ſich zu beugen vor Oeſterreich und Rußland. — Jetzt ſind erſt die gebieteriſchen Forderungen des Kaiſers Nikolai näher bekannt geworden. Freilich iſt Preußen nicht im Stande, ohne die Sympathieen der Völker gegen jene Macht etwas durchzuſetzen. Daß es dieſe Sympathieen nicht wolle, ſagen die Miniſterblätter, daß es ſie nicht wollen dürfe, ſie fürchten müſſe, ſagt die „Kreuzzeitung".

Radowitz ſoll nach England reiſen, in techniſchem Auftrag. Er darf nicht in der Nähe des Königs bleiben. Früher mußte er Willisen fortſchicken, vielleicht bald auch den Gerlach. —

Ein wichtiges Ereigniß, noch eine Folge der Warſchauer Zuſammenkunft, der Fürſt Gortſchakoff iſt als ruſſiſcher Geſandter beim Bundestage förmlich aufgetreten.

Mein Droschkenkutscher sagte mir gestern, er werde als Landwehrmann eintreten, das Fahren höre bald auf; als ich ihm sagte, „es werde nicht Krieg", wollte er es erst nicht glauben, dann aber sagte er bedenklich: „Das ist aber ja schlimm, Herr Geheimrath!" Der Mann aus dem Volke hat mehr Ehrgefühl, als unsre Minister, unsre Hofschranzen. —

Und das „herrliche Kriegsheer", was sagt es zu den neuen Ohrfeigen? hat es genug Demüthigung erlitten? „O nein, sie bleiben noch eben so hoffährtig und übermüthig wie vorher, die Junkeroffiziere, die Militairaristokraten, sie haben den Rückzug aus Jütland, das Verlassen Holsteins ertragen, warum nicht das Verlassen Kurhessens? Sie reden sich die Schande aus mit Prahlen und Schreien." Sich, aber nicht Andern. —

Donnerstag, den 14. November 1850.

Geschrieben. Die preußischen Angelegenheiten, von genialen Männern geführt, wären kaum zu retten aus Schmach und Schande, aber nun stehen offenbar unfähige, geistlose und feige Lumpen an der Spitze! Macht haben hilft nichts, man muß sie auch zu gebrauchen wissen. „In den Kämpfen, die Hinckeldey und Kaiser für euch bestanden, da hattet ihr Muth, und gegen die Demokraten thatet ihr trotzig, aber gegen Oesterreich und Rußland seid ihr Memmen! —

Der Oberstlieutenant von R.! Wieso ist er noch so freundlich gegen mich? Hört er so wenig, daß er nicht weiß, wie ich denke? Und welch ein Aristokrat ist er? Wie sie vor vierzig Jahren waren, so hoffährtig, ungebildet, gemein! Sein adlicher Stolz hinderte ihn nicht, eine reiche Kaufmannstochter zu heirathen! Die guten Aristokraten vor vierzig Jahren waren nicht so, nicht Schack, nicht Rostitz, nicht Quast, nicht Sandreczky ꝛc. Die waren ein Schlag, den man jetzt nicht mehr findet. —

Beſuch von Weiher; Stimmung, Vorfälle. Die große Menge iſt noch leicht zu täuſchen, ſie iſt ſo willig, ſich täuſchen zu laſſen. Im Einzelnen pflegen die Menſchen mißtrauiſch zu ſein, leicht das Böſe vorauszuſetzen, wo es das Allgemeine gilt, meinen ſie das Gute vorausſetzen zu müſſen, jedem Gewalthaber zu vertrauen. Unter den Philiſtern herrſcht am längſten das Veraltete; z. B. hier die Erinnerung aus den Jahren 1813—1815, die doch gar nicht anwendbar iſt.

Keine Nachricht aus Kaſſel. Die Preußen haben auf dem Rückmarſche von Fulda ſehr gelitten, Unmuth und Beſtürzung herrſchen unter den Truppen. —

Hier ſezt man die Rüſtungen nur aus Scham noch fort, ſie ſind ſchon ganz als unnüz erkannt; man ſchickt auch ſchon Landwehrmänner zurück — hier ſind aus Wuſterhauſen viele eingetroffen, aber der Ankauf von Pferden dauert noch. —

Ein zärtlicher Abſchiedsbrief des Königs an Radowitz geht in Abſchriften um. Natürlich hat der aufgegebene Günſtling ein großes Bedürfniß, ihn bekannt werden zu laſſen. —

Freitag, den 15. November 1850.

Geſchrieben. Die Schande wird immer größer, ſie bleibe denen, welchen ſie gebührt! — Zu den Widerſprüchen, die hier herrſchen, gehört auch, daß dem Manne, zu dem der Prinz von Preußen geſagt hat: „Du biſt eine feige Memme, du biſt kein preußiſcher General!“, der gegen die Mobilmachung war, der in Warſchau den ruſſiſchen Geboten nachgab, ein Denkmal errichtet werden ſoll, für welches die „Kreuzzeitung“ ſammelt. —

Keine Nachrichten aus Kaſſel. Rüſtungen und Zurückgeben, das iſt Preußens Treiben! Noch immer glauben viele unſrer Nachbardeutſchen an den Beruf Preußens für Deutſchland! Eines andern Preußens, als des jetzigen, o ja! Aber

in der jetzigen Regierung ist keine Spur davon zu finden. Die jetzige Regierung ängstigt sich bei solcher Zumuthung; sie hat die Haltung eines Besoffenen, der indem er Schläge bekommt, sie nicht fühlt und mit seinem Muthe prahlt.

Die „Neue Preußische Zeitung" spielt jetzt eine erbärmliche Rolle, sie prahlt und lärmt mit schwarzweißer Kriegslust und räth und hofft Frieden. Jämmerliche Verdrehungen, um den Schein zu retten, als sei Preußens Ehre gewahrt! Pöbelhafte Ausfälle gegen Baiern und Würtemberg, gemein und albern! gegen Oesterreich wagt sie nicht aufzutreten. Sie ist kurzathmig vom Lügen und Schimpfen, sie ist ganz herunter. —

Freiligrath behauptet sich noch in Bilk. —

Die schleswig-holsteinische Statthalterschaft hat dem Ansinnen des Bundestags mit entschiedener Abweisung fest und würdig geantwortet. Doch ist ihre Sache verloren und muß es sein. Den Kurhessen und Holsteinern darf nicht anders angerichtet werden, „als wie uns Andern allen!"

Radowitz verzichtet darauf, in den Kammern seine Rechtfertigung zu führen, weil er dann zu starke Opposition gegen die Regierung machen müßte. Auch eine Druckschrift, die er schon begonnen hatte, unterdrückt er. Wird wie ein Hund fortgejagt mit Schimpf und Schande, und wagt nicht aufzutreten für seine Ehre! So sind sie Alle, ein bischen Rest von Gunst und von — Besoldung hält sie fest, und lieber verzichten sie auf Ehre und Achtung!

Sonnabend, den 16. November 1850.

Besuch bei Frau von Dewitz; hernach Herr von Dewitz, der Arzt Geheimrath Busch; letzterer begann gleich allerlei auszuplaudern: „Wir haben es in unsier konservativen Versammlung nicht hindern können, daß eine Adresse an den

König gerichtet wird, die ihn zur Kraft auffordert, eine kriegerische Adresse." — Eine Adresse? das ist ja revolutionair! Sie wird mißfallen. Der König wird sagen, was habt ihr mir zu rathen? ich werde schon wissen was ich zu thun habe! — „Ja, wir sind aber seine Parthei, die konservative! Wo wär' er ohne die Parthei? die Parthei hat ihn gerettet." — Das wird er noch weniger hören wollen. — „Wenn er uns nicht hören will, dann ist er verloren." Herr von Dewitz erklärte sich ganz für Manteuffel, der habe mit bewundernswerther Geschicklichkeit den Streit auf dem deutschen Boden fallen lassen, und die Sache Preußens als solche hervorgehoben. Nun solle man ihm nur Zeit lassen, ihn nicht mit dem Ruf nach Krieg stören, der Krieg gegen Oesterreich sei ohnehin als ein Unglück anzusehen. „Aber die Kammern werden Lärm machen, entsetzliches Geschrei erheben!" — Wie so? — „Nach Krieg, für Preußens Ehre, für die Ehre der Armee." — O, sagte Herr von Dewitz, die Armee werden wir schon beruhigen, und die Kammern, wenn sie's zu arg machen, muß man — „Auflösen", meinte Busch. Nein, sagte Dewitz, das gäbe ihnen ein neues Gewicht, schwatzen lassen und sich gar nicht um sie kümmern, regieren ohne sie, dazu ist Manteuffel auch entschlossen! — Ihre konservativen, servilen Kammern verachtet also die Parthei! Ganz recht! Wir thun's auch. Auf Radowitz wurde heftig geschimpft. —

In Potsdam wird die „Urwählerzeitung" durch die Behörde unterdrückt, indem ihre Austheilung als unbefugtes Gewerbe mit Strafe belegt wird. Die Gemeinderäthe und der Magistrat erklären, es liege kein Bedürfniß vor, in Potsdam die „Urwählerzeitung" zu halten! Welche Begriffe von Rechten haben diese Lumpen! Sollte man sie nicht alle von ihren Plätzen jagen? Kosacken sind besser, die sind in ihrer Gewaltübung ehrlicher! —

Die Rüstungen dauern fort, aber Krieg soll nicht werden.

Die „Kreuzzeitung" jetzt das Blatt der Minister, weiß in ihrer Verlegenheit nichts Rechtes vorzubringen, es ist ganz erbärmlich! — Die „Urwählerzeitung" ist ungemein tapfer. —

„Des Republikaners Schwertfart. Kartons von Ernst Haug, General der römischen Republik. Bremen, 1851." 8. Das Buch ist an Giuseppe Mazzini gerichtet.

Sonntag, den 17. November 1850.

Die „Urwählerzeitung" ist heute ganz vortrefflich, sie zeigt wie alle bisherigen Verheißungen und verkündeten Absichten immer *nichts* gewesen; ein arges Sündenregister! —

Der König meinte anfangs, er selbst könne den Oberbefehl über die preußischen Truppen führen, allein er sah mit Betroffenheit, daß niemand das gutheißen wollte, und Manteuffel erklärte ihm, die Armee erwarte mit Zuversicht, daß der Prinz von Preußen sie führen werde, worauf der König verlauten ließ, derselbe solle die Garden und drei Armeekorps zwischen Oder und Elbe befehligen, aber die Truppen in Schlesien, Westphalen und am Rhein werden nicht unter ihm stehen. Da es nicht zum Kriege kommt, so hat die ganze Sache keine Bedeutung als die, auf's neue die Eifersucht des Königs auf seinen Bruder zu zeigen. Alle Anstrengung geht jetzt dahin, gute Scheingründe und schöne Ausdrücke für das Nachgeben zu finden. Mit Lügen denken sie alles zu zwingen, die frommen, christlichen, germanisch-christlichen, dünkelvollen Lumpen! —

Besuch von armen Nachbarkindern; Liste derselben, über 40. —

Besuch von der Gräfin Josephine von Königsmarck; sie ist hier um ihrer Tante Brandenburg einen Trauerbesuch zu machen. Sie sieht sehr wohl aus, und spricht sehr milde, unter andern sagt sie, daß die Ideen von Freiheit, Republik ꝛc.

mehr oder minder jedem edlen Menſchen angehörten, und Erfahrung und Menſchenkenntniß nöthig ſeien, um von jenen zurückzuführen; doch bleibt der ſchwarzweiße, ariſtokratiſche Standpunkt vorherrſchend; auch der König wird milder beurtheilt, der Prinz von Preußen gar nicht genannt; das preußiſche Volk wird geprieſen und gerühmt über alle Maßen, weil es ſo freudig zu den Waffen eilt, doch wird naiv hinzugefügt, die Leute fänden ihre Zuſtände ſo ſchlecht, daß jeder Wechſel ihnen willkommen ſei, die Bauern ſagten: „So kann et nich bliewen“, und hofften Abhülfe vom Kriege, indem die dummen Leute nicht wüßten, daß er nur neue Laſten und Störungen bringe. (Das herrliche, anbetungswürdige Volk ſinkt plötzlich wieder in dumme Leute hinab!) Sie lobt ihr einſames Leben in Berlitt, die ländliche Häuslichkeit, ein ganz ideales Daſein, — warum aber denn wollten ſie alle nach Paris? Die arme Gräfin lebt in großen Widerſprüchen, ihr Sinn iſt edel und gut, aber die ariſtokratiſchen Verhältniſſe umnebeln ihn. Sie iſt entzückt über das Benehmen Rüchel's, das ich ihr erzähle, — er trat vor den König 1806 und ſagte trotzig: „Ich bringe Ew. Majeſtät die Unzufriedenheit der Armee!“ Dieſer Bruch der Disziplin gefällt, er iſt ja zu Ehren der Armee, die Armee iſt alles bei dieſen Leuten! — Die Gräfin blieb anderthalb Stunden. —

Im Petrarca geleſen, Engliſches: Franz Xaver Bronner's Leben, von ihm ſelbſt geſchrieben, 3 Bde. —

Wegen Kinkel weiß man noch nichts ganz Sicheres. Die Polizei iſt wüthend, und ſucht die Fluchthelfer mit Eifer herauszufinden. Der König und ſeine Frommen haben einen beſondern Haß auf Kinkel. Die Königin, als ſie ſeine Flucht vernahm, rief mit Schrecken aus: „O nun macht der Böſewicht, ehe er ganz entflieht, gewiß erſt noch einen Mordverſuch gegen den König!“ Solche Vorſtellungen herrſchen am Hof! Wer kann gegen ſolche rieſengroße — ankämpfen?

Spricht in solchen verkehrten Urtheilen sich das eigne Bewußtsein aus? — Traurig und erbärmlich! —

November 1850.

Zur Zeit der preußischen Kriegerüstung, die so schmachvoll endete, nahm der sächsische Hof einzig Parthei gegen Preußen, und schmeichelte sich schon mit großen Hoffnungen. Da man den eignen Truppen nicht traute, so wollte man sie ganz den Oesterreichern überliefern, sie sollten nach zwei Richtungen — Leipzig und Görlitz — jenen als Vorhut dienen. Bei Besprechung dieses Planes wurde gefragt, ob ein gewisses Dorf preußisch oder sächsisch sei? Die Antwort war: preußisch. Da rief der Prinz Johann mit stolzer Sicherheit: „In ein paar Wochen wird's schon wieder sächsisch sein!" Dummer Uebermuth auf allen Seiten!

Montag, den 18. November 1850.

Geschrieben. Ueber das Verhalten und die Aussichten der Demokratie; ihr gehört die Zukunft unabänderlich, sie braucht nur auszudauern, und das wird sie, trotz ihrer Mitglieder sogar! —

Man versichert mich, der Graf von R., der so thut als sei ihm seine Ernennung unerwartet gekommen, habe de- und wehmüthig den König um diese Gnade gebeten, als einen kleinen Trost in seiner langen und harten Zurücksetzung. Diese Vornehmen haben in der That ihre besondern Maximen und Gebräuche, ihre Verhältnisse haben eine eigne Regel; dem persönlichen Vortheil wird alles untergeordnet; die größte Erniedrigung, wenn nur Gunst damit verbunden ist, wird für nichts geachtet, sie können Bewunderung und Hingebung ausdrücken, wo sie Zorn und Haß im Herzen tragen, und sie wechseln

Urtheil und Benehmen ohne Scham nach den Umſtänden, das koſtet ſie gar nichts. Die Familien wachſen in ſolcher Denkart auf. —

Lächerliche ungeſchickte zwei Briefe Gröben's an Thurn und Taxis, er hofft zu Gott, er denkt mit Gottes Hülfe, er gehorcht, obſchon es ihm ſchwer fällt ꝛc. Uebrigens bekennt er unumwunden, daß die Preußen in der Schlacht von Bronnzell die erſten Schüſſe gethan. Gröben bildet ſich ein, ſehr ſchön und ſchwungvoll zu ſchreiben! — Die Münchener Zeitung veröffentlicht die Briefe. —

Die Aufrufe und Herzensergießungen in den öffentlichen Blättern zur Waffenrüſtung, zum Kriege, für Preußens Ehre, für Deutſchlands Selbſtſtändigkeit ꝛc. ſind zum Theil ganz ekelhaft. Man ſieht ihnen die Lüge, das Gemachte, Erkünſtelte, auf den erſten Blick an. — Die Regierung und die Kreuzzeitungspartei wiſſen ihre Sache beſſer; ſie wiſſen, daß es mit den Rüſtungen nur Schein iſt, daß ſie andre Feinde haben als Oeſterreich, es wäre nur wider ihren Willen, wenn der Schein zur Wirklichkeit würde; ſie machen ſich aus Ehre und Schande nichts, ihre Ehre iſt Machtwillkür und ungerechte Gewalt im Innern, nebenher möchten ſie freilich auch Vergrößerung auf Koſten der Nachbarn, ſie möchten wenigſtens dieſe Frucht der Revolution haben! —

Endlich merken die Franzoſen, daß die großen Kriegsheere, anſtatt gegeneinander zu kämpfen, leicht zu einer Schwenkung gegen Frankreich ſich vereinigen könnten; es ſollen bei Straßburg 50,000 Mann ſich verſammeln. —

Der General Graf von Noſtitz iſt zum Geſandten in Hannover ernannt; man glaubt, der werde was ausrichten, weil der König von Hannover Gefallen an ihm fand, nämlich ſeine Schnurren und Zoten an ihn abſetzte. —

Während die Polizei keine demokratiſchen Vereine und Verſammlungen geſtattet, auch die harmloſeſten nicht, ſondern

ganz frech ohne Gründe die Erlaubniß versagt, dürfen die sogenannten konservativen Vereine ganz offen sogar ihre Organisation, die gesetzlich verbotene Gliederung und Oberleitung verschiedener Vereine bekennen, und werden nicht im geringsten gestört. Dieses niederträchtige Verfahren lehrt die Demokraten, daß sie künftig ohne Ungerechtigkeit gleiche Unterdrückung zu üben haben! Natürlich zieht sich die Demokratie mehr und mehr in das Geheimniß zurück.

In Sachsen, in Hessen, in Baden giebt es noch immer Tröpfe, die da meinen, Preußen werde für die deutsche Volkssache, für Recht und Freiheit in's Feld rücken! O die Tröpfe! Preußen wird sie eines Andern belehren! —

Im Petrarca gelesen, in Kant, in Bronner. —

Markus Niebuhr in seiner Erklärung über seine Aufträge bei Brandenburg ist nicht nur ungenau, sondern geradezu lügnerisch, er macht falsche Angaben. Ein Lump durch und durch! —

Denkschrift von Radowitz! sie schließt wieder mit „den Einen, den Andern, den Meisten." Quacksalberische Phrasen, zur Versteckung der Geistesarmuth. —

Dienstag, den 19. November 1850.

Brief aus London von Milnes, ganz politischen Inhalts. —

Besuch von Weiher. Gutes Wort: „Auf die Rüstung wird die Entrüstung folgen." Das Preußenthum steckt den Leuten doch noch tief in den Gliedern, wirkt aber verhängnißvoll schon gegen sich selbst. Vor 1848 war es als Nothbehelf gut genug, dies Heldenjahr hat uns Besseres gebracht, und das alte Preußenthum ist verloren, ohne daß ein neues sich herausstellt. Wir schweben im Unbestimmten, denn auch die Reaktion ist nichts Schließliches. Die Regierung aber, die mit der Reaktion geht, ist der Feind im Lande. Diese

Ueberzeugung wächst; der jetzige Waffenruf wird sie in jede Bauerhütte bringen, wenn die Leute ohne Thaten und Ruhm wieder heimkehren. —

Nachmittags Besuch von Dr. Hermann Franck. Er kennt den Grafen von der Gröben als einen eitlen, empfindsamen und kleinlich boshaften Menschen; seine lächerlichen Briefe geben Zeugniß. Franck ist etwas irr an den politischen Erscheinungen, ein österreichisches Uebergewicht beunruhigt ihn; aber ist ein preußisches etwa besser? Er ist unzufrieden mit dem Volke, mit der Demokratie, sie solle Lebenszeichen geben. Ich sage nein, sie soll ganz ruhig sein, bis ihre Zeit kommt; sie hat mit dem, was jetzt vorgeht, gar nichts zu schaffen; sie hat nicht die Presse mehr frei, hat keine Wahlen mehr, keine Versammlungen, sie kann also nur durch Aufstände wirken, aber diese sind nur verderblich, wenn sie nicht unmittelbar zum Siege führen; die Demokratie darf keine Demonstrationen machen, nur wahre Sturmangriffe; zu diesen aber ist es *nicht* Zeit. —

„Was hat die Schweiz von einem Angriffe der Heiligen Allianz zu fürchten? Von Wilhelm Rüstow. Zürich, 1850." Schon die zweite Auflage. Eine furchtbare Schrift! Der König wird der Feigheit, der Bosheit bezüchtigt, ihm wird Verderben geweissagt; daß die Vorsehung ihn auf den Thron gesetzt, zeige recht, daß die Republik von ihr beabsichtigt werde! —

„Offener Brief an den König, von Fischer", durch die Polizei in wenigen Abdrücken weggenommen, während 3000 im Publikum sind. Auch soll die Schrift gar nicht so schlimm sein. Von der Rüstow'schen weiß die Polizei dagegen noch nichts! —

In Manzoni gelesen, in Kant ꝛc. —

„Aus der Junkerwelt. Hamburg, Campe, 1851." 2 Theile. Von Max Waldau oder eigentlich Herrn von Hauenschild. —

Die „Kreuzzeitung“ nennt jetzt Manteuffel'n ihren Novembermann (von 1848), und bekennt, daß sie ihn lange Zeit verkannt habe. Also Ein Herz und Eine Seele jetzt! Und diesen Manteuffel haben unsre dummen Konstitutionellen lange Zeit für ihren Mann halten wollen, wollen's noch! —

In Hessen Stillstand der Truppen. Gegen Schleswig-Holstein Drohungen. — Die „Mainzer Zeitung“ durch die dortige Militairbehörde unterdrückt. —

Der österreichische Graf von Rechberg, von dem einst Rahel Gutes sagte, erweist sich als Kommissair des Bundestages in Kurhessen wie ein gemeiner Fürstenknecht. —

Mittwoch, den 20. November 1850.

Geschrieben. Ueber die bevorstehenden neuen Preßbeschränkungen; die „Kreuzzeitung“ selber sagt, die Bürcaukratie wolle man zur Vorderthür hinausweisen, um sie zur Hinterthür wieder einzulassen. Die Beschränkungen werden im Endergebniß mehr der Regierung als uns schaden. Für die Demokratie ist die Presse längst nicht mehr frei, sie wird wenig dabei verlieren. —

Nachmittags kam unerwartet Herr Dr. Schleiden aus Kiel, er will morgen schon wieder weg. In Hannover war er nicht angenommen worden. Noch jetzt hat er Glauben an Preußen, hofft auf Frost, und daß Willisen die Dänen dann schlagen werde. Ueber Willisen sagt er nicht viel. Ich lege ihm meine Ansicht der hiesigen Verhältnisse vor, sage ihm, daß die Sache, die er vertritt, nichts zu hoffen habe, daß sie verloren sei, daß die Statthalterschaft ihren Vergleich mit Dänemark abschließen möge, bevor die Bundestruppen kommen. Das ginge nicht mehr, meint er. Meine Aeußerungen waren ihm hart anzuhören, er ging bald. — Nachher kam Herr Rev. J. Edward Carlyle mit einem aufgeschossenen Knaben

Namens Keith-Falconer; sie wollten mich als den Verfasser des Lebens von Keith kennen lernen, mir danken ꝛc. Der Jüngling ist schon zwei Jahre in Deutschland und Italien, geht morgen nach Rom, und wird künftig seine Laufbahn in Ostindien machen; die Vornehmen und die Geringen gehen dorthin, die Armen und die Reichen! —

Gottschalls's Trauerspiel „Schill" wird heute zum erstenmal im Friedrich-Wilhelmstädtischen Theater aufgeführt. —

„Schill" ist mit großem Beifall aufgeführt worden, die Leute beklatschten stürmisch jede Anspielung; als es hieß: „Der König weiß nicht was er will" entstand ein wahrer Jubel, auch daß ein Stadtverordneter Ohrfeigen bekommt, wurde freudig aufgenommen. Man fürchtete noch während der Vorstellung ein Verbot. —

In den Zeitungen nichts Neues, der alte Kram! Die Schattenspiele von Frieden und Krieg, die Versunkenheit in der Lüge, der Selbstsucht, dem Schein. O diese Fürsten! Alle Gnade Gottes ist von ihnen gewichen, sie arbeiten sich im Lügenschlamm ab, und meinen, wir sollen uns durch den Glanz des Kothes täuschen lassen! —

Des niedrigen Bürgermeisters Krausnick schamlose Pensionsbedingungen, ohne die er sein Amt nicht annehmen will, bewilligt der niedrige Gemeinderath! — —

„Wundert euch nicht, daß ich Schimpfwörter gebrauche! Wie soll ich denn all das Unmündige, Niederträchtige, Schamlose, Verbrecherische, das sich hier unter meinen Augen immerfort aufthut und spreizt, anders bezeichnen? Das Schimpfliche gedeiht hier in Ueppigkeit, in allen Gestalten, in allen Kreisen, wie kaum jemals!"

Donnerstag, den 21. November 1850.

Besuch vom Domprediger und Professor Blanc aus Halle; alte redliche Gesinnung, keine eitlen Wahnbilder, guter Preuße, aber mit heller Einsicht; er beurtheilt den König sehr richtig, ebenso unsre Zustände. —

Der Magistrat verkündet den Berlinern eine neue Last, Einquartirung von Truppen, an der die Miether gleich den Hausbesitzern betheiligt sein sollen; wirkliche Verpflegung steht bevor, und Geldabgabe, nach Umständen beides. —

Es scheint, Preußen solle jetzt die Erfahrung machen, daß sein Kriegszustand eine Uebertreibung ist, die der Staat nicht aushalten kann, wenigstens nicht lange, nicht ohne Krieg selbst, nicht ohne raschen Sieg. Dem Landbau, den Gewerben, dem Handel, ja selbst dem Staatsdienste, der bei uns ein Hauptgewerbe ist, werden die besten Kräfte entzogen, die zurückbleibende Bevölkerung soll diese Kräfte nicht nur erhalten, sondern auch ersetzen, soll zugleich für die Dürftigen unter den Zurückgebliebenen sorgen, und sich selber ernähren, neue Steuern tragen, und das alles unter Umständen, wo das Vermögen wankt und sinkt, wo der Erwerb stockt, der Kredit fehlt! Im Revolutionskriege war Friedrichs des Großen Staatsschatz in zwei Feldzügen erschöpft, jetzt würde der Schatz von gutem Willen und Eifer des Volkes binnen einem Jahr erschöpft sein. Preußen kann seine ganze Heeresmacht nur aufbieten und verwenden, wenn ein Volkskrieg zu führen ist, und der Entschluß den Angriffskrieg gleich in's Werk setzt, sonst aber nicht; nicht für eitle hohle Regierungszwecke, und zur bloßen Schaudrohung. —

Der Prinz von Preußen hat wirklich einen Oberbefehl erhalten. Nach und nach fangen die Leute doch an zu überlegen, was wir denn für Generale haben? Keine bedeutenden, keine mit Vertrauen der Truppen und des Volkes geschmückten, keine die den Sieg verbürgen. Man erkennt an,

daß Oesterreich jetzt hierin uns weit überlegen ist, und daß die Preußen sehr gut können geschlagen werden. Was dann? Und selbst wenn sie siegen, was dann? — Unsre lumpige Regierung von Staatsrettern wird wohl Frieden halten, und den Staat auf diese Weise in Schimpf und Schande nochmals retten! — Was ist denn Neues dabei? Hat nicht Wrangel schon aus Jütland zurückgeben müssen auf Befehl Rußlands? Ist nicht Gröben aus Fulda zurück? Und wie viele sonstige Beispiele noch! Das Mädchen hat schon viele Kinder gehabt, was ziert es sich, als wär' es noch Jungfer! Die vermeinte Ehre ist längst zum Teufel. —

Eröffnung der Kammern heute, auf dem Schloß, durch den König. Er las die Thronrede stockend und mühsam ab. Sie ist kalt und unbedeutend, doch sind ein paar häßliche Züge darin, z. B. die unwahre Angabe bei Sefelege, als habe die Umsturzpartei dessen That verschuldet. Als der König wegfuhr, fiel gleich eine Majestätsbeleidigung vor: „Fritze, du jammerst mir!" rief ein Mann aus dem Volke. —

Die Zeitungen geben den Abschiedsbrief des Königs an Radowitz in aller Ausführlichkeit. Ekelhafte Selbstlobhudelei!*) Auch sagen sie, Radowitz sei wieder in Berlin. —

---

*) Der Brief lautete: „S. S. 5. November 50, nach 6 Abends. So eben geben Sie zur Thür hinaus, mein treuer und theuerster Freund, und schon nehme ich die Feder, um Ihnen ein Wort der Trauer, der Treue und der Hoffnung nachzurufen. Ich habe Ihre Entlassung aus dem auswärtigen Amte gezeichnet, Gott weiß es, mit schwerem Herzen. Aber ich habe ja in Freundestreue noch mehr thun müssen. Ich habe Sie vor meinem versammelten Rathe um Ihres Entlassungsbegehrens willen gelobt. Das sagt Alles und bezeichnet meine Lage schärfer, als es Bücher vermöchten. Ich danke Ihnen aus meinem tiefsten Herzen für Ihre Amtsführung. Sie war die meisterhafte und geistreiche Ausführung meiner Gedanken und meines Willens. Und beide kräftigten und hoben sich an Ihrem Willen und Ihrem Gedanken, denn wir hatten dieselben. Es war trotz aller Tribulationen eine schöne Zeit, ein schöner

Die „Kreuzzeitung" lobt ihren Novembermann Manteuffel, und ist bange um ihn! Lumpengesindel! —

Der Bundestag hat den von Gröben mit Taxis verabredeten Stillstand nicht gebilligt, die Bundestruppen sollen vorrücken. —

Im Petrarca gelesen, in Goethe, Französisches. —

„Ideen zu einem Versuch, die Gränzen der Wirksamkeit des Staats zu bestimmen. Von Wilhelm von Humboldt. Breslau, 1851." 8. Die Handschrift dieser Jugendarbeit Wilhelms von Humboldt hat sich in Ottmachau gefunden, Dr. Eduard Beas sie herausgegeben. Eine fade, wenig ansprechende Gedankenentwicklung, dem Buch über Hermann und Dorothea zur Seite zu stellen.

Freitag, den 22. November 1850.

Die „Nationalzeitung" liefert eine würdige und scharfe Kritik der Thronrede, und rügt gebührend auch die schändliche Stelle gegen die Presse und das Volk in Bezug auf Sefeloge. —

Alles was jetzt hier geschieht, hat nur untergeordnete Bedeutung, ich kann diesen kleinen Vorgängen nur wie einem schlechten Schauspiel zusehen, von den schlechtesten Schauspielern aufgeführt, die man verachtet oder bemitleidet. Herz und Eifer sind nicht dabei. Ich kann den preußischen Standpunkt nicht mehr behalten, nicht einmal den deutschen, ich muß den europäischen nehmen, die Sache Europa's gilt es!

Moment meines Lebens, und ich werde dem Herrn (den wir beide bekennen und auf den wir beide hoffen) so lang ich athme, dankbar dafür sein. — Gott der Herr geleite Sie und führe in Gnaden bald unsre Wege wieder zusammen. Sein Frieden bewahre, umlagere und beselige Sie bis auf Wiedersehen. Dies zum Abschied von Ihrem ewig treuen Freunde Friedrich Wilhelm.

Die Völker sind einig, nur die Fürsten sind den Völkern feind und untereinander, sie allein sind das Hinderniß des Friedens, des Wohlstandes, der Freiheit! Seit drei Jahren sind mehrere hundert Millionen Thaler für nichtsnutzige, für schändliche Zwecke von den Regierungen vergeudet worden, zu gar keinem Erfolg! Was hätte sich mit diesen Summen Gutes thun lassen! Aller Noth wäre abzuhelfen gewesen, tausendfaches Heil zu erzielen! Aber gewissenlos werfen diese Häupter der Völker die besten Kräfte derselben jahraus jahrein in den Abgrund! Die Rache wird sie schon treffen. Ich sag' es wiederholt, dies alles endet in Republik, in Vereinigte Staaten von Europa, wie die von Nordamerika sind. Die Fürsten selbst wollen es nicht anders. —

Hannover will den Bundestruppen den Durchzug nach Holstein gestatten. Man sagt ironisch (nicht ironisch! wahr) das habe der von Preußen nach Hannover gesandte Graf von Rostitz erwirkt; denn da Preußen die Weigerung Braunschweigs, jene Truppen durchzulassen, unter seinen Schutz genommen, so war ihm ängstlich daran gelegen, für sie ein andres Loch offen zu wissen, damit sie nicht in Braunschweig und gegen uns Gewalt brauchen! Im Grunde verhält es sich wirklich so. Das nennt man Ehre retten.

In dieser großen Krisis haben wir weder Minister der auswärtigen Angelegenheiten, noch Minister-Präsidenten! Will man zeigen, wie überflüssig diese hochbezahlten Bedienten sind? Der Dienst geht fort, auch durch minder hochbezahlte. —

Nachmittags trat unerwartet der General von * bei mir ein, und blieb drei Stunden. Wir sprachen alles durch! Wir sind in den meisten Sachen gleicher Ansicht. Die Zerrüttung Preußens, seine Erniedrigung, seine Rathlosigkeit, liegen offen da. — * erzählt mir Vorgänge aus den Gegenden woher er kommt. In Burg waren drei Kompanieen Landwehr ein-

gekleidet worden, die meisten der Landwehrleute, aus der Umgegend, wollten in der Uniform nochmals nach Hause, der Urlaub wurde versagt, sie gingen aber doch, fanden sich indeß am andern Morgen richtig wieder ein; man sagt ihnen, sie würden bestraft werden, „O nein, riefen sie, wir sind zu viele, und dann gingen wir vollends weg, und kämen nicht wieder!“ Und ihnen geschah wirklich nichts. In Aschersleben ließ man die Eingezogenen stundenlang im Regen stehen, sie murrten und wurden endlich drohend, da trat der Major auf, ließ antreten, und wollte die Kriegsartikel vorlesen lassen. „Weg mit den Kriegsartikeln, rief die ungestüme Mannschaft, die gelten noch nichts, wir haben die blaue Jacke noch nicht an! Fort, fort!“ Und der Major schlich in der Stille fort.

Sonnabend, den 23. November 1850.

Geschrieben. Besuch von Hänlein, dazu kamen Dr. Franck und Hr. Hodgskin, dann Weiber; Besprechung der Tageslage. — Es wird bemerkt, daß der König in der Thronrede des Grafen von Brandenburg nicht erwähnt hat, es fällt auf, daß er in derselben das Heer und die Landwehr nicht als eine Einheit bezeichnet, sondern jede besonders erwähnt. —

Gutes Wort vom General von Bonin: „Laßt mich dreifache Uebermacht vor mir haben, ich will gutes Muthes sein, aber einen Telegraphen hinter mir, das halte der Teufel aus!“ Sie sind alle außer sich über die Befehle, die ihnen Schlag auf Schlag zugefertigt werden, Befehle, Gegenbefehle, widersprechende, unausführbare, zu späte, mißliche! —

Die verwittwete Gräfin von Brandenburg soll Oberhofmeisterin werden, darüber ist am Hofe groß Geschrei.

„Werden die Kammern das Ministerium, den Minister von Manteuffel stürzen?“ Die Kammern als solche gewiß nicht, es sind die Minoritätskammern, nach dem falschen

Wahlgesetz gewählt, größtentheils Beamte, feige Konstitutionelle, offene Reaktionairs, ohne Rückhalt im Volke, ohne Achtung und Zutrauen; geschieht es aber doch, daß die Minister weichen müssen, so ist es nicht durch die Kraft der Kammern, sondern durch den dahinter stehenden Trieb des Prinzen von Preußen, dem sie in gehorsamer Knechtsgesinnung dienen, ohne [illegible] Ansehn bleiben sie feige Lakaien der Minister. Denn so stehen die Sachen jetzt, der Prinz mit der Armee steht dem König und seinen Ministern entgegen, es fragt sich nur wie weit er gehen und wie weit er sich der auch von ihm verachteten Lumpenkammern bedienen will. Vielleicht besänftigen ihn auch die Minister, und die Gebote aus St. Petersburg. —

Die Prinzessin von Preußen hat Befehl erhalten, jetzt nach Berlin zu kommen, man hält sie für zu gefährlich am Rhein, man will sie unter Augen haben. —

Die „Neue Preußische Zeitung" greift die Minister von Ladenberg und von der Heydt mit Bitterkeit an, noch ohne Namen, aber sehr kenntlich; sie seien gegen Manteuffel, den Novembermann, Ladenberg habe den Ehrgeiz ein Ministerium bilden zu wollen ꝛc. Das Wahre an der Sache ist, daß beide Minister nur dem Prinzen von Preußen dienen, und auf ihn gestützt zu siegen hoffen; denn Lakaien sind beide. —

Die Kreuzzeitungspartei ist wüthend über das Schreiben des Königs an Radowitz, und es wird in hohen und höchsten Kreisen fürchterlich auf den König geschimpft, aber fürchterlich! Die Partei sieht den Brief als einen Schimpf an, der gegen sie gerichtet ist, und also nun auch gegen ihren Manteuffel. Der Brief erleidet aber von allen Seiten harten Tadel; seine Süßlichkeit, seine Uebertreibung, sein Gottgeprahle mißfallen jedem Menschen von Verstand und Geschmack. — „Was ist denn viel Besseres an dieser Schriftstellerei als an der verhöhnten des Königs Ludwig von Baiern?" —

Die „Konſtitutionelle Zeitung“ enthält in den letzten Nummern die kühnſten Angriffe: man erwartet deren Verbot. — Die weitere Aufführung des „Schill“ iſt wirklich unterſagt. —

Der König fragte neulich Pitt-Arnim nach ſeiner Schwägerin Bettina. Pitt ſagte, ſie ſei nicht hier, und er habe ſie lange nicht geſehen, auch ſeit der Revolution nicht gern ſehen mögen! Früher habe er ſtets Arago und Oppenheim dort gefunden, ſpäter andre mißfällige Menſchen. Der König ſagte: „Mir hat ſie ſchon lange gekündigt.“ Von Pitt-Arnim iſt es ſehr treulos und ſchlecht, ſolche Reden zu führen. —

Sonntag, den 24. November 1850.

Ausgegangen; unter den Linden und ein wenig im Thiergarten; am Brandenburger Thore kam ein Bataillon Landwehr von Spandau an, der Prinz von Preußen ritt ihm entgegen und begrüßte es; daſſelbe geht Abends wieder fort, auf der Anhalt'ſchen Eiſenbahn. —

Zum Miniſter-Präſidenten iſt der General Graf von Dohna-Schlobitten aus Königsberg beſtimmt; ein unbedeutender, ziemlich roher Mann, ſchon 67 Jahre alt. (Seine Frau war eine Schweſter des Generals von Scharnhorſt.) — Der ſoll dem Staat aufhelfen?! —

Beim Könige in Potsdam ſind die alten Miniſter Stolberg und Thile; endlich! er hat ſie lange genug verläugnet, die alten Freunde! — Wir können nächſtens dem Vereinigten Landtag wieder entgegenſehen! Bodelſchwingh wartet auch ſchon! —

Die Königin weint und jammert den ganzen Tag. Der Krieg trifft überall ihre Verwandten, in Baiern, Oeſterreich, Sachſen; ſie fleht um Erhaltung des Friedens. Aber nicht wegen ihres Flehens wird er erhalten, ſondern wegen des ruſſiſchen Gebotes. —

Der österreichische Gesandte hat hier eine schließliche Entscheidung gefordert, entweder unverzügliche, vollständige Räumung Kurhessens oder — seine Pässe! — Wir werden Hessen räumen. —

Vortrefflicher „Kladderadatsch"! Lied im Tone von Herder's Cid-Romanzen, auf Don Gröben und seinen Kampf mit Don Taxis. „Rückwärts, rückwärts, Don von Gröben! Preußens Ehre ist verloren." Auch ein Briefwechsel zwischen Blücher und Macdonald, worin jener die Schlacht an der Katzbach für ein Mißverständniß erklärt, dieser den liebenswürdigen York grüßen läßt, — nach dem Muster der albernen Gröben'schen Briefe. Um sich vor Scham zu verkriechen! —

Montag, den 25. November 1850.

Geschrieben. Ueber die Anarchie, die Richtungslosig- und Rathlosigkeit, die hier herrschen. Ihr Jammerlinge, schreit über die angebliche Anarchie, die 1848 in Preußen, in Berlin gewesen sein soll, — damals regierte das Recht, die gute Gesinnung und Sitte, die Ehre des Volks, — seht nur eure wirkliche Anarchie an! Ihr wißt und könnt nichts, ihr richtet den Staat und das Land zu Grunde, und die rohe Willkür und Gewalt Hinckelden's heißt auch Ordnung! Wir stehen in der furchtbarsten Krisis, die ganze Bevölkerung ist in unruhvoller Besorgniß, Millionen werden vergeudet, das Unheil droht über den Häuptern, und noch immer wird nichts gethan zur wahren Hülfe, zur Besserung! Sie treiben ihr Flickwerk. —

Abends langer Besuch von Dr. M.; nochmals die dänische Sache durchsprochen. Er klagt, daß ohne die unberufene Einmischung des Königs von Preußen der Zwist längst geschlichtet, oder doch nie so arg geworden wäre, wie er jetzt

ist; dieser Einmischung verdanke Dänemark leider auch, daß es sich mit Rußland tiefer habe einlassen müssen, als den Dänen lieb sei; wenn der König meine, daß man ihm in Dänemark für den Frieden danke, so irre er sich, man wisse recht gut, daß er beim Frieden wie beim Kriege nur die Absicht gehabt, seinen persönlichen Verlegenheiten zu entgehen. —

„Deutsche Monatsschrift von Kolatschek, zweite Hälfte des Oktobers." „Die Wartburg" (Fortsetzung des Leuchtthurms), „Spitzkugeln" (Fortsetzung der Reichsbremse), lauter verbotene Schriften, die nur um so begieriger gelesen werden. „Das Verbot ist die Empfehlung, welche die dumme Polizei den Schriften giebt, die ihr entgegen sind."

„Neue Deutsche Zeitung", Frankfurt am Main, redigirt von Dr. Lüning, jetzt das beste Blatt der Demokratie, sagt man; ich habe nur einzelne Blätter gesehn. —

Der Redakteur der „Konstitutionellen Zeitung" Dr. Haym, ächter Gothaer, ist von Hinckeldey ausgewiesen worden, binnen 24 Stunden soll er fort. Ursache ist der neuliche drohende Artikel: „Hohenzollern, wehre dich!"

Manteuffel soll über die Umkehr der „Neuen Preußischen Zeitung", die ihn plötzlich preist und erbebt, ihren Novembermann nennt, gar nicht erfreut sein. Das Lob aus dem giftigen schmutzigen Munde nützt ihm wenig, und schadet viel. Er sucht die wirksamere Stütze, die des Prinzen von Preußen, wieder zu gewinnen.

Das schändliche Blatt sagte es heute Abend klar heraus, was es so lange vertuscht hat, daß Krieg gegen Oesterreich auch Krieg gegen Rußland sein werde. —

Es geht mit der Mobilmachung wie mit der Union und dem Erfurter Parlament, man betreibt was man eigentlich **nicht** will, man fordert Zustimmung und ist ärgerlich daß sie erfolgt. Eine lumpigere, verderbtere Wirthschaft dürfte nicht leicht aufzuweisen sein! —

Der Befehl zur Räumung Kurheſſens ſoll in vergangener Nacht an Gröben abgegangen ſein. — Wie die Gunſt des Königs auf ſeinen Lieblingen laſtet! Aus Gunſt bekam Gröben eine Befehlführung in Baden, aus Gunſt die in Kurheſſen, jene ſtellte ſeine Unfähigkeit bloß, dieſe macht ihn zum erſten Träger der Schmach, welche die preußiſche Waffenehre erleidet! — So ſtellte die Pompadour ihren Günſtling Soubiſe an die Spitze des Heers und brachte ihm den Tag von Roßbach! —

Dienstag, den 26. November 1850.

Sehr oft iſt mir begegnet, daß die Bemerkungen, die ich hier aufſchrieb, erſt nach längerer Zeit, und wenn der eigentliche Lebensreiz derſelben ſchon vorüber war, alſo viel zu ſpät, im öffentlichen Bewußtſein klar wurden, daß die Einſicht weit hinter den Thatſachen nachhinkte, und daher wenig mehr fruchten konnte. Seit einiger Zeit finde ich hierin eine erfreuliche Anerkennung, in öffentlichen Blättern ſteht jetzt oft gleichzeitig ganz daſſelbe, was ich hier aufſchreibe, ſogar mein eigener Ausdruck begegnet mir oft. Bei hieſigen Blättern kann es bisweilen der Wiederklang meiner mündlichen Aeußerungen ſein, aber bei auswärtigen nicht, vielmehr ſind es da die Thatſachen, die auf Andere eben ſo gewirkt haben, wie auf mich. Ein erfreuliches Zeichen! Ich möchte ja gern, daß alle Welt die Sachen wüßte und ſähe, wie ich; dann könnt' ich mir dies Aufſchreiben größtentheils erſparen. —

Die „Urwählerzeitung" iſt heute durch die Polizei weggenommen. Die „Nationalzeitung" geſtern und heute ſehr brav, auch die „Konſtitutionelle" wieder ziemlich ſcharf. Warum entledigt ſich das Miniſterium nicht der verhaßten Preßfreiheit? Iſt denn Manteuffel ſo feige? Der Staatsretter, der Novembermann? — Der andre freilich iſt als „feige Memme" als „nicht preußiſcher General" in's Grab geſunken! —

Besuch vom General von Scharnhorst. Angenehme Erzählungen aus seinem Kriegsleben in Spanien, in Portugal, Lob der Mauren, der ächten Ritter, der Kastilianer, der Königin Isabella und Ferdinands, besonders aber der Peruaner ꝛc. Uebergang zu den Fragen des Tages; er ist überzeugt, daß es zum Kriege kommt, das heißt, er will überzeugt sein! Schon zu viel haben wir nachgegeben, geduldet, wir müssen den Anmaßungen Oesterreichs entgegen treten, das wie Baiern nur überall den Absolutismus einführen will. — „Aber will unser Hof, unsre Regierung das nicht auch?" Wohl möglich. — Wir müssen unsre Ehre retten, und wenn wir zu Grunde gehen! Er hasse den Krieg, er werde auch diesen nicht loben, aber er sei nothwendig, er werde gewiß stattfinden, er müsse es! Und wir können ihn führen, auch gegen Rußland! Es ist möglich, daß wir geschlagen werden, gedemüthigt, daß wir Provinzen verlieren, daß wir zehn Jahre unter hartem Drucke schmachten, aber das Wiedererstehen werde nicht ausbleiben, unser Jahr 1813 werde nicht fehlen, u. s. w. Die „zehn Jahre" zeigen schon den Abgrund der Verzweiflung, die Art der Hoffnung, aus der diese Gesinnung spricht! Und im Grunde, dünkt mich, glaubt er noch nicht an den Krieg. — Er verwirft die „Kreuzzeitung" ganz und gar, sie habe nur Lüge, Haß und Hohn, sie sei verachtungswerth, und wenn wir zu spät in's Feld kämen, so sei es die Schuld dieser Parthei, die immer auf Oesterreichs Seite stehe, mit dem Feinde einig sei, erst seit der König etwas von „Verrätherei" habe fallen lassen, lenke sie etwas ein, und werde aus Feigheit kriegslustig; diese Parthei habe furchtbare Schuld auf sich geladen. —

Die „Konstitutionelle Zeitung" heute Abend wurde von der Polizei verfolgt, doch selten erwischt!

„Taschenbuch der neuesten Geschichte, von Robert Prutz. Das Jahr 1849. Dessau, 1851." —

Einquartirung, vier Mann, aus Spremberg, gute wackre Leute; sehr zufrieden und dankbar. —

Mittwoch, den 27. November 1850.

Besuch von Weiher; schlimme Besorgnisse unter den Kaufleuten und Bürgern, daß die Bank aufhören werde zu zahlen, daß die Zinsen der Staatspapiere würden herabgesetzt werden ꝛc. —

Wie dem Alter die Erinnerungen der Kindheit zu Hülfe kommen! Sie umgeben mich im Wachen wie im Traum oft in schmeichelnder Lieblichkeit, die bisweilen freilich nur darin besteht, daß ich auf das, was mich beengte und schmerzte, als auf unschädlich Vergangenes zurückblicken kann, und ganz mit demselben frischen Gefühl wie damals. Vorgänge in Düsseldorf, Straßburg, Hamburg stehen mir lebhaft vor der Seele, deßgleichen Berlin vor fünfzig Jahren, dann Halle, Prag und Wien. —

Manteuffel ist nach Olmütz gereist um sich mit Schwarzenberg zu berathen; im Kleinen die Wiederholung der Sendung Brandenburg's nach Warschau; daraus kommt nur neues Nachgeben, ferneres Hinhalten.

Die Kammern sollen auf einen Monat vertagt werden. Man berief sie zur Stütze, sie wollen dies sein, man beseitigt sie! Sie können, diese Staatsretter, die kriegseifrige Volksvertretung nicht brauchen, so wenig sie das „herrliche Kriegsheer" brauchen können. Wird es zu lebhaft, so schicken sie auch das nach Hause.

Der König will bei dem Hauptheer sein, das zweite Heer soll der Prinz von Preußen befehligen; die Bestimmung, welche Generale, Adjutanten ꝛc. bei dem einen und dem andern sein sollen, ist schon vorläufig angeordnet, aber nur vorläufig, Ränke und Einflüsterungen arbeiten schon sehr

thätig auf manche Aenderung hin, nicht nur im Partheisinne, sondern auch im ganz persönlichen. Hr. von Griesheim, der zum Prinzen von Preußen kommen soll, hat starke Widersacher. —

Radowitz wird arg heruntergerissen, weil er das Schreiben des Königs nicht verheimlicht habe; er sei kein Mann von Ehre, sagt der Oberst außer Diensten von Bülow in seinen herkömmlichen Ausfällen in der „Vossischen Zeitung". Die Gegner thun nämlich so, als sei das Schreiben des Königs für diesen eine Schande, die der Freund und Diener hätte verdecken sollen. Sie beschimpfen auf diese Weise den König selbst, den jeder Reaktionair, jeder Offizier gleichsam in Aufsicht hält und bewacht. Das ist die Errungenschaft der Reaktion!

Die „Kreuzzeitung" windet und dreht sich, um nicht das Ansehn, gut schwarzweiß zu sein, aufzugeben, indem sie doch schwarzgeld ist. Sie erinnert an das unheilvolle „Aufgehen Preußens in Deutschland", der Hauptvorwurf gegen den König in den Märztagen; sie erinnert, daß das Heer noch jetzt die deutsche Kokarde am Helm trägt ꝛc. —

Dr. Haym ist heute früh durch Konstabler zur Abreise gezwungen worden, wohin stand ihm frei, er ging nach Hamburg. — Diese Gothaer, solange die Ausweisungen Demokraten trafen, hatten sie nichts dagegen, jetzt schreien sie über Gewaltthat. Wir schreien gegen jede, können aber nicht läugnen, daß den Gothaern Recht *geschieht*, wenn auch Hinckeldey, Manteuffel und Kaiser Unrecht *thun*. —

Radowitz ist nun nach England abgereist. Der König hat geweint, nicht aus Rührung, sondern aus Wuth, daß er ihn fortlassen mußte; man sagte ihm, der Kaiser von Rußland würde es als eine Feindseligkeit ansehn, wenn Radowitz in der Nähe des Königs bliebe. —

saur

BIBLIOTHEK DER DISCH. LITERATUR
VARNHAGEN VON ENSE, K.A.

3-598-53028-5
FN. I2269/034

Zum 27. November 1850.

Man ſagt, der König ſei plötzlich von dem Gefühl der Mißlichkeit und Gefahr ſeiner Lage übernommen worden, habe Manteuffel rufen laſſen, und ihn mit Thränen gebeten, ihm herauszuhelfen, nach Olmütz und nöthigenfalls nach Wien zu reiſen, und die Sache mit Oeſterreich um jeden Preis friedlich zu ſchlichten. Er habe ihn dabei wiederholt umarmt, ſeinen Freund und Retter genannt, und ihm die ſüßeſten Schmeichelreden zugeſprochen. Es ſei dem König unerträglich geweſen, eine Rolle fortzuſetzen, die zum Kriege führen könnte, in welchem für ihn kein Feldherrnruhm zu ernten war; er dachte nicht an Niederlagen, aber peinlicher als dieſe wären ihm Siege geweſen, die ſeine Generale oder gar ſein Bruder erfochten hätten. So urtheilt man vom Könige, ſo ſprechen die Hofleute!

1850.

Als der Miniſter von Manteuffel, auf dringendes, weinendes Andringen des Königs, um jeden Preis den Frieden mit Oeſterreich bewirken und deßwegen nach Olmütz reiſen ſollte, gab er dem Fürſten von Schwarzenberg durch den Telegraphen von ſeiner Abſicht, dort einzutreffen, vorläufige Nachricht, in der Hoffnung, der Fürſt werde auch kommen. Schwarzenberg aber warf die Depeſche, die ihm dies meldete, gleichgültig hin, und ſagte verächtlich: „Meinetwegen mag er nach Olmütz kommen und dort auf mich warten, er kann lang warten, ich bleibe hier.“ Er fand es nicht einmal der Mühe werth, die Sache dem Kaiſer mitzutheilen. Zufällig aber kam ein Geſandter zu ihm, dem er die Sache vertraulich mittheilte, und der ihn aufmerkſam machte, daß die Sache doch zu wichtig ſei, um ſie ſo gleichgültig zu behandeln. Schwarzenberg beſann ſich, ſagte: „Sie haben Recht!“ ging zum Kaiſer, und die Folge war, daß er nach Olmütz reiſte. Zwar hätte die Unterlaſſung nichts geändert,

Manteuffel hätte die Demüthigung bis auf die Hefen geſchluckt, und ihn auch in Wien aufgeſucht!

Donnerstag, den 28. November 1850.

Die „Urwählerzeitung" zeigt ſehr gut, daß der kriegseifrige Ladenberg nicht den Krieg, der friedenseifrige Manteuffel nicht den Frieden machen könne, die volks- und freiheitfeindlichen Miniſter können nichts als das eigne Volk maßregeln und ſcheeren, das iſt ihr Fach. In der That, ein Wechſel der Miniſter ſcheint dringend nöthig, wenn Preußen noch mit geringem Schaden aus dieſer Kriſe herauskommen ſoll, doch würde der auch nicht viel helfen. Unſre Sachen ſind nach allen Seiten verpfuſcht. —

Erbärmliches Vorgeben, Manteuffel komme mit Schwarzenberg in Oderberg zuſammen, und werde nur, wenn dieſer noch nicht angekommen ſei, ihm weiter entgegenreiſen! Die Reiſe geht gradezu nach Olmütz! Dies iſt eine Probe der Retterei von Preußens Ehre! Dieſe kleinen Ränke und Lügen! —

In Heſſen tritt plötzlich eine Wandlung der Szene ein; der Kurfürſt will keine Hülfe mehr, bittet die Bundestruppen zurückzugehen, die Preußen ebenfalls, er will mit ſeinen Ständen allein fertig werden, und ſiehe da! die Oeſterreicher und Baiern einerſeits, die Preußen andrerſeits, werden zurückgehen, und dieſer Kampf iſt erledigt, ohne daß die Ehre leidet!! Schade um das Blut bei Bronnzell! (Unwahr. Von der Regierung ausgeſprengt!)

Der Juſtizrath Crelinger wird in der „Kreuzzeitung" angeſchnauzt, daß er in Paris mit Mieroslawski Arm in Arm öffentlich ſpaziren gegangen ſei! — (War nicht in Paris.)

Bincke arbeitet in der Adreſſe-Kommiſſion tüchtig gegen

die Minister. Aber Vincke kann nichts mehr, er hat eine falsche Stellung, die Volksstimme ist nicht mit ihm. Die Schande von Frankfurt am Main haftet zu sehr an seinem Namen. Der war gut im Vereinigten Landtag. —

Die Kammern sind unruhig und aus Furcht etwas muthig, aber es ist nicht viel dahinter; Maulhelden. Doch werden mitunter arge Reden geführt. So sagte gestern ein Abgeordneter, der es nicht aus sich hat, sondern es Andern nachspricht, uns könne nur eine Palastrevolution retten; auf die Bemerkung, dergleichen habe es in Preußen noch nie gegeben, erwiederte er, es habe in Preußen auch nie einen König gegeben, der so schlecht regiert habe, so alles Regierens unfähig sei. Und der Abgeordnete war von der rechten Seite, ein Landrath. —

In dem Buch „Aus der Junkerwelt" gelesen ꝛc. — Der Autor ist ein umsichtiger, vielkundiger Mann, kein Dichter. —

(Späterer Zusatz: Manteuffel hatte auf Befehl des Königs den Fürsten von Schwarzenberg auf das dringendste gebeten, mit ihm in Olmütz zusammenzukommen, und war abgereist bevor er noch wußte, daß Schwarzenberg darein willige!)

Freitag, den 29. November 1850.

Manteuffel in Olmütz angekommen, Meyendorff nimmt die Miene seines Beschützers an! — Schamlose, rohe Vertheidigung der Ausweisung des Dr. Haym, in der zweiten Kammer durch den Vorstand des Ministeriums des Innern, Hrn. von Puttkammer. Die Abgeordneten, die jetzt reden möchten, haben selbst, durch ihre Revision der oktroyirten Verfassung, dafür gesorgt, daß sie nicht antworten dürfen. Man läßt aus dem Aufsatze Haym's den Schluß weg, und bürdet ihm die Meinung, die er bekämpft, als die seine auf! Kann man die Frechheit weiter treiben? — Aber den Kon-

ſtitutionellen geſchieht Recht, ſie müſſen ſpeiſen, was ſie gekocht haben. —

Sonnabend, den 30. November 1850.

Manteuffel aus Olmütz wieder hier, genarrt, gedemüthigt, aber wohlzufrieden! Er hat die feigſten Zugeſtändniſſe gemacht, und nur leere Hoffnungen erhalten. Man hat ihn ſogar auf Baiern und Würtemberg verwieſen.

Sonntag, den 1. Dezember 1850.

Regierungsrath Niebuhr vom Könige — ohne die Miniſter — nach Kaſſel geſandt, ſoll den Heſſen zu niedrigen Schritten rathen, ſie möchten den Kurfürſten bitten zurückzukehren! —

Montag, den 2. Dezember 1850.

Das Miniſterium bietet hier alle Mittel auf, um Stimmen in den Kammern für ſich zu gewinnen, alle Mittel, und es hat deren viele. —

Dienstag, den 3. Dezember 1850.

Herr Giſeke bringt mir ſeine „Moderne Titanen".

Debatten der zweiten Kammer über die Adreſſe. Vincke: „Weg mit dieſen Miniſtern!" Riedel, Urlichs, Beſeler ꝛc. decken die Schande der Regierung auf, aber es hilft nichts, ſie ſelber haben früher dieſe Staatsretter unterſtützt, geprieſen, ſie ſind Verräther am Volk, an der Freiheit, ſie haben keine Macht mehr. —

„Jüdiſches Athenäum", Lexikon namhafter Juden der neuern Zeit: Caſper fehlt darin, Dehn, Koreff, Nik. Heinr.

Julius. — „Leben Alexanders von Humboldt", von Prof. Klencke. —

Langweiliges zu Bette liegen! Doch tröstliche Gedanken, und im Schlaf anregende, gute Träume. —

Heute überlegt' ich mir auf's neue gründlich mein Verhältniß zu den politischen Zuständen. Unbedingt gehör' ich zur Parthei der Volks- und Freiheitsfreunde, die jedoch nicht ganz dasselbe ist mit der Parthei, die sich die demokratische nennt. Auf den Adel halt' ich nichts, er muß abgeschafft werden als Staatssache; aber ein gutes Stück Aristokratie lass' ich mir gern gefallen, wüßt' ich sie nur zu finden! In der verderbten, verarmten, ununterrichteten, geknechteten Menge kann ich das freie Volk nicht erkennen, nur den Stoff, der gebildet werden muß, dem Lehrer und Leiter nöthig sind. Wie wird diese Menge fortwährend mißleitet, mißbraucht! Auf ihre Häupter kommt noch zur Zeit alles an. Am allerwenigsten entspricht unser heutiger Adel einer würdigen Aristokratie, und sofern er diese bedeuten soll, muß sie bis zur Vernichtung niedergekämpft werden, die Proletarier sind tausendmal besser, tüchtiger, ehrenhafter, edler, als jenes vornehme Gesindel, das in Selbstsucht und Dünkel ganz verhärtet ist. — Ich war früher auch für das Königthum, aber in neuster Zeit hat es sich selbst gerichtet; meine Schuld ist es nicht, wenn es sich falsch, tückisch, wortbrüchig, unnütz, gefährlich erwiesen hat; soll es gerettet werden, so müssen es die Könige retten, es kommt drauf an, was für welche sich zeigen! Für mich ist es eine offne Frage. —

Ich las die Vertheidigungsrede des Fürsten von Waldburg-Zeil: „Meine Grundsätze. Von Fürst Waldburg-Zeil. Schaffhausen, November 1850." Viel Wasser auf meine Mühle. Ein Volksfreund, aber — ein katholisch-gläubiger! Vorgesehen! —

Mittwoch, den 4. Dezember 1850.

Die „Nationalzeitung" hält der jetzigen Opposition sehr treffend ihre früheren Knechtsdienste vor. — Der Ruf Vincke's: „Weg mit diesen Ministern!", hat seine Antwort erhalten, die Kammern sind heute zum 3. Januar vertagt. Manteuffel hatte schon versteckt die Abschaffung der Verfassung angedroht, die „Kreuzzeitung" thut es ganz offen und hofft durch Anleihen auf den persönlichen Kredit des Königs alle Geldbewilligungen der Kammern überflüssig gemacht. — Die neulichen schamlosen Ausreden Puttkammer's in Betreff Haym's waren auch noch, wie letzterer heute öffentlich ausspricht, in den thatsächlichen Angaben falsch und erlogen. — Ob Ladenberg den Abschied hat? Gleichgültig! —

Donnerstag, den 5. Dezember 1850.

Die Vertagung der Kammern macht großen Lärm; den Ministern wird sie als Schwäche ausgelegt, nicht als Stärke, aber es kommt auch an den Tag, daß diese Kammern nichts hinter sich haben, daß sie aus Minoritätswahlen entstanden, daß sie die Lumpenkammern sind, die lange Zeit den Minister-Staatsrettern knechtisch gedient haben; noch heute rühmen sich die Hauptsprecher bei jeder Gelegenheit, daß sie gegen die Demokratie gedient! Jetzt fehlt ihnen diese, die nicht so thöricht ist, diese Feinde und Verräther für Bundesgenossen zu halten. Vincke ist jetzt um nichts besser als Manteuffel. Daß die Lumpen sich unter einander in den Haaren liegen, ist uns nur ein Schauspiel, wir haben für uns kein Ergebniß dabei zu finden. —

Die „Kreuzzeitung" ist gemein und pöbelhaft, und in ihrer gränzenlosen Hoffahrt eben so niederträchtig. Leopold von Gerlach, Bismarck-Schönhausen, Graf von Krassow und Andre dieser Art sind fleißige Mitarbeiter nebst Goedsche,

Huber, Stahl. Eine kleine Parthei, die aber am Hofe mächtig ist, die den König haßt und ihn einschüchtert und beschmeichelt. —

Auch die Freisinnigen (!) der ersten Kammer haben ihren Adreßentwurf zu Stande gebracht und veröffentlicht. Als stärkster Ausdruck ihres Muthes wird bezeichnet, daß sie die That Sefeloge's die eines Wahnsinnigen nennen, und die Freiheit der Presse sichern wollen! Armselige Feiglinge! Baumstark, Heinrich von Arnim-Strick, und andre solche! —

Die Ergebnisse von Olmütz enthüllen sich immer schlechter; Preußen hat ganz und gar nachgegeben, ist genarrt und gedemüthigt, muß thun was Oesterreich und Rußland wollen. —

Abends besuchte mich General von Pfuel anderthalb Stunden. Es kam vieles zur Sprache, er ist sehr mittheilend.

Am Königlichen Hof ist man wüthend über die Veröffentlichung eines Briefes, den die Prinzessin von Preußen im März 1849 geschrieben, und worin sie von ihrem Sohn als künftigem Könige spricht. Der König bereut, daß er befohlen, die Prinzessin solle vom Rhein hieher zurückkehren, aber am Rhein erregt sie ihm auch Sorge. — „Wie verhält sich der Prinz zu den jetzigen politischen Fragen, wie steht er mit dem Könige?" Wie ein Schachspieler zum andern, hat der eine die Schwarzen, so hat der andre die Weißen, und umgekehrt! Der Prinz hat keine eigne Meinung, aber *jedesmal* die entgegengesetzte von der des Königs. In einem gewissen Jargon nur, von Preußenruhm, Waffenehre, herrlichem Kriegsheer u. s. w. stimmen sie überein. —

Freitag, den 6. Dezember 1850.

Brief aus Breslau von Klose, und aus Weimar von Apollonius von Maltitz mit schönen Beilagen von Goethe, Gedichten ꝛc. —

Guter Aufsatz der „Nationalzeitung“, der ihre Stellung zu den sogenannten Konstitutionellen in das klarste Licht setzt. —

Nun hat Gröben den bestimmten Befehl, den Bundestruppen, die nach Kassel marschiren, den Weg frei zu lassen. „Rückwärts, rückwärts, Friedrich Wilhelm!“

Der Prinz von Preußen grollt; er ist unzufrieden mit dem Gang der Dinge, sagt aber nicht, daß er Krieg machen würde. Ladenberg hat ihm zu sehr vertraut, er dachte schon gewiß Minister-Präsident zu werden, und hat nur in dieser Aussicht seine Entlassung gefordert, doch grade die Wendung, auf die er rechnete, ist ausgeblieben, der Prinz läßt sich und ihn im Stich, das heißt, der Prinz bleibt der Prinz, und Ladenberg wird pensionirt! Nun wird Manteuffel wohl sein langersehntes Ziel erreichen und Minister-Präsident werden. Was für ein elender Ehrgeiz nach solchem Titel! —

Die „Kreuzzeitung“ verkündet wiederholt die Abschaffung der Verfassung, die „deutsche Reform“ verneint eine solche Absicht in den stärksten Ausdrücken. Doch niemand traut solchen Worten mehr, nachdem das, was der König für Wahnsinn oder freche Lüge erklärt hat, nun doch und durch ihn eingetreten ist. —

In Goethe gelesen, in Ballanche. — In Preuß Leben Friedrichs des Großen. —

Die Zeitungen liefern eine Stelle aus einem Briefe Heine's an einen Wiener Schriftsteller, worin eine arge Bosheit gegen Moritz Hartmann vorkommt. Sie zu veröffentlichen war eine schändliche Treulosigkeit gegen Heine und eine niedrige Rache gegen Hartmann, den Verbannten, den Flüchtling.

Sonnabend, den 7. Dezember 1850.

Schlechte Nacht, großentheils schlaflos. Ich überdachte viel, des Lebens Fülle, Zweck und Ende; dankbar für das

Meiſte, was mir begegnet iſt, bedauernd in Betreff mancher Dinge, die mir zur Laſt fallen, obſchon ich kaum wüßte wie ich ſie hätte ändern ſollen, ohne mich ſelbſt zu zerſtören. Giebt es doch ſelbſt heute noch Verlegenheiten für mich, in denen ich ſchlechterdings nicht das Rechte zu thun weiß, mit aller Ueberlegung nicht! Ich muß da wählen, was mir das mindre Uebel ſcheint, und wo iſt die Sicherheit, daß ich nicht irre? Ich geſtehe willig meine Fehler ein, aber wer mir nicht zeigen kann, wie ich ſie hätte vermeiden können, der darf ſie mir nicht als Verbrechen anrechnen. Wie oft möcht' ich des ganzen irdiſchen Plunders ledig ſein! Und doch, wo das Geiſtige, das Herzliche ungehindert waltet, wie ſchön iſt das Leben! —

Geſchrieben. — Brief aus Hamburg von Herrn Dr. W. Kloſe, der mir den Anfang ſeiner Herausgabe der berühmten Wolfenbüttel'ſchen Fragmente, „Des Hermann Samuel Reimarus Schutzſchrift für die vernünftigen Verehrer Gottes" überſchickt. —

Ungleiches Geſchick: Brandenburg leidet Beſchimpfung und Tod für daſſelbe Benehmen, für das ein paar Wochen ſpäter Manteuffel Ehren und Macht überkommt! —

Die Frage, wer hier regiert, iſt nur durch Abſtrakta zu beantworten: der Zufall, die Laune, der Dünkel, die Feigheit, in jedem Fall die Unfähigkeit. Der König hat zweifellos alle Macht, aber wem er im Augenblicke ſie überläßt, wer ſie ihm entreißt, und wie er ſelbſt ſie verwendet, das iſt nicht zu berechnen. Wir haben hier völlige Anarchie im höchſten Stil.

Ladenberg nun wirklich entlaſſen, Manteuffel interimiſtiſcher Miniſter-Präſident, endlich! Doch erſt interimiſtiſcher! Was doch ein ſolcher elender Ehrgeiz für Noth hat! Man macht's ihm ſchwer. Aber in die Miniſteräpfel beißen die eitlen Burſche gierig, und wenn's auch nur Roßäpfel ſind. —

Elende Kniffe Manteuffel's, die „deutsche Reform" muß ausbreiten, die Verabredung von Olmütz habe in München und Stuttgart Bestürzung, in Frankfurt am Main Mißvergnügen erweckt! Durch den Tadel der Gegner wünscht sich der Minister zu heben. Aber die Geschichte wird ihn unter die Füße treten, wenn auch die Schande in der Gunst der heutigen Macht schimmert und gleißt; auch der Koth glänzt im Sonnenschein. —

Die Bundestruppen rücken gegen Kassel vor; „Rückwärts, rückwärts, Friedrich Wilhelm!"

Ich blieb zu Hause, las in Hermann Samuel Reimarus, Ballanche, etwas im Horatius. —

Sonntag, den 8. Dezember 1850.

Literarische Sendung aus Paris, aus London. Im „Leader" vom 30. November (No. 36) steht ein heftiger Artikel gegen den König von Preußen, er wird a spasmodic man genannt, den das Volk hasse, verachte, der für Preußen nichts geleistet, keinem Bedürfnisse genügt habe ꝛc. Zuletzt heißt es: »Who shall predict his end? A flight some day out of Prussia in a flunkey's dress, or a niche in history beside Charles I and Louis XVI? The issue is yet partly in his own hands, but his antecedents are against him, and such men seldom change.«

Briefe von Humboldt und Graf von Gneisenau an eine Gesellschaft für deutsche Auswanderung, der erstere anerkennend, der letztere abweisend, weil er deutschen Volksgeist in den letzten Jahren so schlecht gefunden, daß er ihn lieber nicht fördern und gewiß kein Geld für ihn geben will! „Aristokratische Nullität", so bezeichnete Pückler diesen Sohn Gneisenau's, der nichts von seinem Vater hat, öffentlich. — Unterzeichnungen bei Jakob Grimm für die eidestreuen hessischen Offiziere. —

Merkwürdig iſt es, daß die „Neue Preußiſche Zeitung“ geſtern mit einer Art Achtung von der beſchwornen Verfaſſung ſprach, und erklärte, daß ſie nie zu einem Bruch derſelben rathen werde. Heute hör' ich, daß dies in Folge einer ihr vom Hofe zugegangenen Weiſung geſchehen iſt; man hat Furcht, und bei allem Haß gegen die Verfaſſung glaubt man ſolchen Scheinbildes doch noch nicht entbehren zu können, man heuchelt alſo. Doch thun dies nicht alle. Frau von Puttkammer ſagte neulich, das werde doch jederman jetzt einſehen, daß die Verfaſſung eine Nichtswürdigkeit ſei? Auf die Warnung, bei der Stellung ihres Mannes müſſe ſie doch Scheu tragen, dergleichen auszuſprechen, erwiederte ſie — grade bei der Stellung ihres Mannes ſei ſie dazu verpflichtet. Puttkammer, der ſich neulich über die Ausweiſung Haym's ſo ſchamlos, lügenhaft und albern in der Kammer geäußert, hat all ſein Vermögen in thörichten Wagniſſen verloren, bedarf einer großen Beſoldung, iſt vermittelſt dieſer der Knecht der Miniſter und ihnen zu jedem Dienſt erbötig. Das meinte die Frau wohl nicht zu ſagen, das aber iſt es. —

Heute ſeit zwölf Tagen zum erſtenmal wieder ausgegangen; zu Herrn Hodgskin, zu Herrn Jullien, dann in die Heiligegeiſtſtraße, bei Herrn Klix Pfefferkuchen für meine Nachbarskinder gekauft.

Gegen Abend Beſuch von Weiher; über Ladenberg's dummen Ehrgeiz und blinde Selbſtüberſchätzung, dieſe Beamtenſeelen denken nur daran, durch reaktionairen Wetteifer einander auszuſtechen, höhere Titel zu erwerben! Die wahren Staatslakaien! Heute ſoll die Nachricht vom Einrücken der Baiern in Kaſſel hier angekommen ſein. —

Herr Graf Cieszkowski hatte mich beſuchen wollen, er kam nach 10 Uhr wieder, er wollte mich vor ſeiner Abreiſe noch ſprechen. Ob er zum 3. Januar wieder hier ſein wird? was die Kammern dann thun werden? Wir beſprachen die

ganze Lage der Dinge; bis gegen Mitternacht blieb er. Zum Abschied rief ich ihm; „Noch ist Polen nicht verloren!“ —

Montag, den 9. Dezember 1850.

Zur neuen Präsidenten-Wahl in Frankreich werden alle, auch die durch das verrätherische Gesetz ausgeschlossenen Wähler sich einfinden und ihr Wahlrecht behaupten, die Truppen werden nicht gegen sie zu brauchen sein. Bonaparte selbst wird die Bewegung gern gestatten, weil in ihr noch die einzige Hoffnung für ihn ist. In solche Widersprüche hat der thörichte Narr sich freiwillig gestellt! —

Der „Kladderadatsch“ vom Sonnabend ist von der Polizei mit Beschlag belegt und soll gerichtlich verfolgt werden; man sagt, wegen einer Anspielung als habe Manteuffel von Rußland Geld bekommen. —

Die Baiern sind in Hersfeld eingerückt. Man läßt den Preußen alle Zeit, ihren Rückzug langsam zu bewerkstelligen, da sie sich einbilden, dadurch die Schmach desselben weniger auffallend zu machen. Trauriger Trost! —

Wichtige Nachricht aus Schleswig-Holstein! Willisen hat seine Entlassung genommen, weil er andre Ansichten hatte als die Statthalterschaft, der General von der Horst ist an seine Stelle getreten. — Willisen ist in Altona eingetroffen.

Die politischen Sachen kehren immer deutlicher zum alten Unwesen zurück, zu dem Bundestage, den Karlsbader Beschlüssen, sogar die Heilige Allianz wird wieder genannt!

Hier geht alles auf strenge Sonntagsfeier aus, der alberne Minister von der Heydt sucht darin eine Stütze beim Könige, bei den Pietisten. Nichts erbittert das Volk heftiger, als diese Heuchler-Frömmigkeit, diese Kirchenlüge. Es ist aber richtig, daß die Schelme ihr Handwerk treiben, daß sie es da wieder anfangen, wo sie es gelassen. — Die Zukunft! —

Die Prinzessin von Preußen soll nun doch in Koblenz bleiben, man fürchtet wieder mehr hier ihren Einfluß als dort!

Der jetzige Präsident in *, ehmalige Kammergerichtsrath von * hier, wird in hiesigen Blättern seiner Schulden wegen angegriffen, und auch davon gesprochen, daß er von ihnen durch eine reiche Heirath sich zu befreien hoffe! Reaktionair, Schuldenmacher, Trunkenbold, schöne Dreiheit! —

Dienstag, den 10. Dezember 1850.

Die Punktation von Olmütz steht in den Zeitungen; sie ist in allen Punkten eine Niederlage Preußens. Außerdem ist sie so ungeschickt, daß man aus ihrer Fassung auf das Vorhandensein geheimer Artikel schließen muß. Von allen Seiten Unzufriedenheit, Mißmuth, Widerspruch, aber natürlich ganz vergeblich; doch nicht wirkungslos, alles vergrößert die Zahl des künftigen Revolutionsheeres. —

Königliche Verordnung die Rüstungen einzustellen und das Heer allmählig auf den vorigen Stand zurückzuführen. Warum allmählig? Damit noch einige Millionen mehr ausgegeben werden? Damit es den Schein habe, als sei die Mobilmachung so nöthig gewesen, daß auch jetzt noch etwas davon beizubehalten sei? Lauter dumme Flausen. —

Stahr hat in der „Weserzeitung" ein paar Briefe von Kinkel veröffentlicht, aus denen sich ergiebt, daß dieser noch nicht in Sicherheit sein könne, da jede Ortsangabe vermieden wird. Als sein Befreier wird Karl Schurz genannt. Die Polizei setzt ihre Nachforschungen mit brennendem Eifer fort. Der König und die Kamarilla haben einen unauslöschlichen, wüthigen Haß gegen Kinkel.

Ueber Willisen viel bittres Gerede. Die „Kreuzzeitung" ist am schnödesten, sie nennt ihn den General des Rückzugs,

ſie läßt den König von Dänemark ausrufen: „Auch dieſer Freund verläßt mich!“ —

Die Konſtitutionellen ſind in Verzweiflung. Geſchlagen und gehöhnt von den Miniſtern, denen ſie durch Verrath der Volksſache gedient, abgewieſen von der Demokratie, die ſie verrathen haben, wenden ſie ſich in der Angſt wieder gegen dieſe, bieten ſich den Miniſtern wieder als Gehülfen an. Man braucht ſie aber nicht und weiſt ſie höhnend ab, wie ſie es verdienen.

Als neue Miniſter werden genannt: Präſident von Raumer für den Kultus, Witzleben für das Innere. Lauter unfähige Leute, ſchmiegſam, unterwürfig; die geringſte Selbſtſtändigkeit verträgt man nicht, das geringſte Talent würde ſich doch etwas geltend machen, daher verzichtet man darauf. Selbſt Manteuffel hat nur Unverſchämtheit und Verſchmitztheit, die kann man brauchen, beſonders wenn ſonſt keine Tüchtigkeit damit verbunden iſt. Warum macht man nicht den Wachtmeiſter Kaiſer zum Miniſter? Den Kammern gegenüber wäre er vortrefflich, und am Hofe würde er ſich auch recht gut ausnehmen! Hinckeldey hat ſchon Hoffnung, warum nicht auch Kaiſer?

Am Morgen der Vertagung war Ladenberg beim Prinzen von Preußen, mit dem er eine lange Unterredung hatte. Er war ſchon im Weggehen, da kam jemand und brachte die Nachricht von der Vertagung, die Ladenberg gar nicht glauben wollte; der Prinz ließ ihn zurückrufen, und erging ſich in Ausrufungen des Unwillens darüber, daß man auch ihn den Prinzen damit überraſcht habe! — Und die Kreuzzeitungsritter verbreiten die Lüge, der Prinz ſei ganz einverſtanden mit Manteuffel! —

Mittwoch, den 11. Dezember 1850.

Wenn alt sein heißt, zum Abschlusse gekommen sein, einen festen Zielpunkt erreicht zu haben, so darf ich mich noch nicht für alt erklären; Geist und Seele sind noch in voller Arbeit, die Fragen, welche mich früher beschäftigten, beschäftigen mich noch jetzt, immerfort streb' ich Welt, Natur und Leben zu verstehen, und wenn meine Aufgaben nicht mehr praktische sein können, so sind sie doch Aufgaben der Einsicht, des Verständnisses. Ich mache täglich neue Entdeckungen in mir und in den Dingen. Was gestern auf dem Ambos lag, muß auch heute wieder drauf; die Schmiedearbeit darf nicht ruhen. —

Kinkel soll in Edinburg sein, und die Geschichte seiner Flucht wie deren Weg nur deßhalb verschweigen, um die Personen, die ihm durchgeholfen haben, nicht bloszustellen; er findet die größte Theilnahme und Unterstützung; in London hat Bucher ihn gesprochen, dies ist gewiß, und er daher jedenfalls in Sicherheit.

Die Niederlage Preußens wird täglich deutlicher. Unser lappiges, hinterlistiges und dabei feiges Wesen tritt hell an den Tag. Dünkel und Schwäche. Manteuffel, der eigentliche Vertreter dieser Nichtswürdigkeiten, nun endlich wirklicher Minister-Präsident! So lange er im Amt ist, halten ihn die Dummen für etwas, aber man soll einmal sehen, wenn er entlassen sein wird! —

Anfangs Dezember 1850.

Der besonnenen Klugheit des österreichischen Feldmarschalllieutenants von Legeditsch verdankt es Preußen, daß es nicht augenblicklich zu Feindseligkeiten kam, die von den furchtbarsten Folgen sein konnten. Der Fürst Felix von Schwarzenberg, gegen Preußen von glühendem Haß erfüllt, hatte den unbedingten Befehl ertheilt, vorzurücken und anzugreifen, gar

keine Vorschläge mehr anzuhören, sondern den Krieg mit allem Nachdruck zu beginnen und fortzuführen. Da bedachte jedoch Legeditsch den gesammten Zustand der Dinge, die Unzuverlässigkeit eines Theiles seiner Truppen, die unsichre Stimmung in Böhmen, das nicht entblößt werden durfte, und schrieb seine Bedenken unmittelbar an den Kaiser, indem er sich versichern wollte, daß die Weisungen Schwarzenberg's auch ganz dem Willen des Kaisers genehm seien? In der Nähe des Kaisers gab es schon manche stille Gegenwirkung gegen Schwarzenberg's überwiegenden Einfluß, und es war nicht schwer den Kaiser zu bewegen in seiner Antwort an Legeditsch diesem Klugheit und Vorsicht zu empfehlen und ihn vor Uebereilung zu warnen. So wurde Zeit zu den Unterhandlungen gewonnen, die zu Olmütz ein für Preußen so schmachvolles Ergebniß lieferten! — Schmachvoller, als selbst der unglücklichste Krieg es liefern konnte! —

Donnerstag, den 12. Dezember 1850.

Kürzlich war hier eine Gesellschaft beisammen, wo die Angelegenheiten der Demokratie besprochen wurden. Herr von Kunowsky, Streckfuß, J. Waldeck ꝛc. Es sollen kräftige, muthige Gesinnungen sich gezeigt haben, aber weniger politischer Ueberblick, und immer noch zu viel gutmüthiges Zutrauen; doch wurde beschlossen, mit den Konstitutionellen keine Gemeinschaft einzugehen. Man versichert, die demokratische Parthei als solche sei vortrefflich organisirt, nicht nur in der Stadt Berlin, sondern in ganz Preußen, und im übrigen Deutschland schreite sie gut vor. Allein sie will ihre Kraft nicht in vereinzelten Wagnissen versuchen, sie hält sich für kommende Gelegenheit fertig, diese ist jetzt nicht da. Die Regierungen müssen erst vollständig das Ihrige thun, und die sind allerdings fleißig, man lasse sie gewähren! —

In den Armeesachen herrscht die größte Verwirrung. Die Behörde weiß oft nicht ihre Truppen zu finden, weiß nicht wie stark sie sind, hat keine Uebersicht, keinen Plan. Wenn es zum Kriege käme, das gäbe schöne Schweinereien! Nur Ein Beispiel! Der Kriegsminister befiehlt, 20,000 Thaler nach Baden zu schicken, inzwischen ziehen die Preußen dort ab, der beauftragte Beamte zögert mit der Sendung und fragt ob sie noch geschehen solle? Freilich soll sie geschehen, das Geld geht ab, indeß hat die Kasse, der es bestimmt war, sich aufgelöst, das Geld kommt zurück; wo es gefehlt hat, wie man sich da geholfen hat, das weiß die Behörde noch nicht. —

Lieferungen der Gutsbesitzer für Heerbedürfnisse werden von den Behörden gefordert und eingetrieben, und mit Scheinen bezahlt, die vier Prozent Zinsen tragen. Ganz unberechtigt verfährt hierin die Regierung. Die Scheine werden mit großem Verlust ausgeboten. —

Was aus den Kammern werden wird? Mir und meinen Gleichgesinnten ist das ganz einerlei! Diese Kammern! Diese Minister!

In Petrarca gelesen, in Goethe. — Robert Giseke's Roman ꝛc.

Es geht die Rede, daß Radowitz dem Könige bei seiner letzten Anwesenheit in Potsdam zu Füßen gefallen sei, um ihm zu betheuern, daß nicht er es gewesen, der das Schreiben des Königs an ihn zum Druck befördert. —

* wie gewöhnlich albern-oberflächlich, in ihm wächst eine der Diplomatenfiguren auf, die im Alter vollkommen lächerlich werden, und von denen man sich nicht vorstellen kann, wie sie in der Jugend gewesen sein mögen; dieser giebt davon die Anschauung. —

Freitag, den 13. Dezember 1850.

Man fragt mich, ob ich denn mit wirklich stets erneutem Genuß in Goethe lese, mit stets neuer Frucht? Ich kann hierauf unbedenklich Ja sagen. Aber es ist noch ganz anders, Goethe gehört zu mir wie ich zu ihm, wir waren beinahe fünfzig Jahre zusammen auf der Erde, haben das Wichtigste zugleich erlebt; an ihm werden noch nach tausend Jahren liebevolle Seelen hängen, wie sollt' ich, sein so naher Jünger von ihm lassen? von ihm, dem Geistesfreunde, dem Lehrer und Vertrauten Rahels!

Die freien Konferenzen in Dresden sind auf den 23. Dezember verschoben, und werden wohl, wie vor vierunddreißig Jahren der Bundestag, mit Ferien anfangen!

Oesterreich fängt auch seine Entwaffnungen an. Die Baiern rücken in Hessen vor. —

Sonnabend, den 14. Dezember 1850.

Ausgegangen mit Ludmilla. — Wem alles sind wir begegnet, den trefflichsten Reaktionairs! Dem General Leopold von Gerlach, dem Oberst von Griesheim, dem gewesenen Landtagsmarschall von Rochow, dem Herrn von Röder-Bomsdorf ꝛc. „Vorüber, ihr Schafe, vorüber!" —

Die ekelhaften Verhandlungen jetzt in der deutschen Sache können mich in ihren Einzelheiten nicht beschäftigen, dieses Gezänk, diese Eifersüchtelei, dieser Wetteifer in Verrath und Treulosigkeit, mögen unter dem Pack der Diplomaten durchspielen — „Pack schlägt sich, Pack verträgt sich", sagt das Sprichwort —; wenn irgend ein Ergebniß für die gute Sache daraus erwächst, werd' ich schon aufmerken. Der Bundestag protestirt gegen die Olmützer Geschichte, das Unions-Fürstenkollegium ist auch mißvergnügt, Hannover denkt an eine nordische Union ꝛc.

Briefe Kinkel's aus dem Kerker, — in deutschen Zeitungen.

Unſer Miniſterium iſt noch immer nicht ergänzt. Unfähige Regierung, ohne Halt und Richtung! Eigenſucht, Ränke, Grillen, Haß und Rachſucht, alles mit Schwächlichkeit verſetzt, ſind ſeine Beſtandtheile. —

Wie langſam geht alles! Sie können mit nichts fertig werden! Die Preußen räumen Kaſſel, aber zögernd, ſie meinen, es könne etwas kommen, wonach ſie noch blieben! Wie ſchnell räumten ſie Hamburg und die holſteiniſche Gränze, als Rußland dies befahl! —

Der König ſieht es gern, wenn die Miniſter, die er beruft, ihm reaktionaire Bedingungen ſtellen, aber es verdrießt ihn, wenn ſie dabei verharren. Wißleben hat das Innere abgelehnt, weil man ihm die Gemeindeordnung nicht preisgeben wollte; er konnte als Miniſter ja am beſten dahin wirken ſie abzuſchaffen! Daß Puttkammer auch das Miniſterium nicht angenommen habe, iſt nicht wahr, der nimmt alles an, wobei Geld und Titel ſind. —

Im Petrarca geleſen, in Goethe. — „Georg Volker, ein Roman aus dem Jahre 1848, von Otto Müller. Bremen, 1851. 3 Thle." — Macaulay über Machiavelli; ungerecht gegen Montesquieu.

Sonntag, den 15. Dezember 1850.

Es kommt mir die Warnung zu, die Regierung, welche feſt glaube, daß die Demokratie geheime Oberleiter habe, die auch mit dem Ausland in Verbindung ſtehn, vermuthe einen ſolchen auch in mir, und könne nächſtens einmal einen Griff nach meinen Papieren machen. Sie wird nichts finden, als den Ausdruck von Geſinnungen, die ſie täglich in den öffentlichen Blättern findet, und hier nicht zu beſtrafen vermag, ſo gern ſie's auch thäte! Uhland's Sonett an die Bundſchmecker!

Hinckeldey hatte dem Könige Hoffnung gemacht, die Polizei werde Kinkel's wieder habhaft werden, da dieser noch nicht in England angelangt sein könne. Als nun die Nachricht kam, derselbe sei mit seinen Gefährten glücklich in Edinburg eingetroffen, gerieth der König gegen Hinckeldey in Wuth und schnalzte ihm mit den Fingern unter die Nase, mit solchen Schimpfwörtern, daß der Polizeipräsident, der doch sonst viel vertragen kann, um seine Entlassung bat. Es ist aber alles wieder ausgeglichen. Auf Kinkel hat der König einen besondern Grimm. Begangenes Unrecht verzeiht man schwerer, als erlittenes, der König beides nicht.

Zu Hause mit meiner guten Ludmilla, die von der Gräfin von Ablefeldt kam. — Im Petrarca gelesen, in Goethe.

Montag, den 16. Dezember 1850.

Seltsamer Traum, ich sprach mit dem Fürsten von Wittgenstein und mit dem Könige Friedrich Wilhelm dem Zweiten; letzterer sagte mir mit liebenswürdiger Güte und wirklich freundlichem Lächeln: „Jetzt halten Sie mich also nicht mehr für den schlechtesten König, den Preußen gehabt hat?“ —

Geschrieben, über die Rückkehr der Deutschen zum Bundestag. In keinem Fall kann er derselbe sein, der er vor 1848 war; er war abgeschafft, von den Fürsten selbst geschmäht, der Schrecken lag auf ihm; der Lächerlichkeit giebt nichts Ansehn wieder! —

Sendung aus England. — Sendung aus München von David Friedrich Strauß, Brief und Buch: „Christian Märklin, ein Lebens- und Karakterbild aus der Gegenwart.“ Ich sah Märklin im Jahre 1846 in Weinsberg bei Justinus Kerner, er war damals entschieden genug, und gefiel mir sehr, — später aber blieb er hinter den Erfordernissen der Zeit zurück, begriff sie nicht. Solche Leute mußten sich ab-

ſpinnen, und dieſer Mann hatte wenigſtens den Vorzug, daß er nicht gleich den Gothaern noch etwas mit Gewalt ſein wollte, als er ſchon nichts mehr war! —

Beſuch von Hrn. Jullien. Sonderbare Verhältniſſe bei der Zeitung »le Siècle«; die Eigenthümer ſind reaktionair, aber das Blatt muß freiſinnig ſein, damit es nicht ſeine Abnehmer verliere; die Schriftſteller ſind erzfreiſinnig, müſſen aber gemäßigt ſein, damit ſie das Blatt nicht verlieren. — Autographen, Nachrichten aus Frankreich.

Die Zeitungen enthalten nichts Neues. Die langſame Quängelei mit Heſſen-Kaſſel zieht ſich in geringen widrigen Vorgängen hin. Die Kleinmeiſter der Scheinehre Preußens wollen viel daraus machen, daß Rechberg nicht mehr als Kommiſſair des Bundes in Heſſen auftritt, ſondern Leiningen als Kommiſſair Oeſterreichs; doch iſt ſelbſt die Thatſache dieſes Wechſels noch nicht feſt. Oeſterreich ſieht die Einſprache von Seiten des Bundestages gerne, es erweckt ihn, und narrt die Preußen. —

Das Sinken Preußens wird überall verkündigt, es ſei eine Macht von der Art Baierns, heißt es, es ſei keine Großmacht mehr; und war es ſchon nicht mehr ſeit Friedrich dem Großen, ſep' ich hinzu; der Schein, in dem wir befangen waren, hat uns bisweilen genützt, öfter und mehr geſchadet. —

Die „Neue deutſche Zeitung", das demokratiſche Blatt in Frankfurt am Main, hat aufgehört, weil ſeine drei Redakteure gleichzeitig ausgewieſen worden.

„Die Wartburg" nebſt den „Spitzkugeln" aus Leipzig kommen noch regelmäßig hier an (der ehemalige „Leuchtthurm", die ehemalige „Reichsbremſe"). Dort ſagt man in ſchlichter, wenig geſuchter Sprache die derbſten Wahrheiten. —

Wenn es wahr iſt, wie man erzählt, daß der König geſagt habe, ſeit Ancillon habe kein Miniſter hier ſo ſehr wie

Manteuffel das Vertrauen der auswärtigen Mächte gehabt, so ist dabei ein grober Irrthum, denn Ancillon wurde vom russischen Kaiser auffallend geringgeschätzt und von Metternich wie ein Schuljunge behandelt. —

Dienstag, den 17. Dezember 1850.

Besuch von Hänlein, der mir mancherlei erzählt. Er bestätigt mir die Verwirrung im Kriegsministerium, der Kriegsminister von Stockhausen ist selber ganz außer sich darüber; manche Regimenter waren eine Zeitlang wie verloren, man wußte nicht wo sie sich befanden; an der Ausrüstung fehlte es überall, an Schuhen, Röcken, Hosen, Tornistern, das heißt Vorräthe waren genug, aber nicht zur Hand, aber keine Verfügung über sie. Diese Mobilmachung kann zur Lehre und Warnung dienen, aber sie wird es nicht! — Schlimme Aussichten für Preußen in Dresden! Der König scheint denn doch zu ahnden, daß es übel steht, er sieht elend aus, ist mager geworden; was hat er auch in der letzten Zeit für Stöße bekommen, für Demüthigungen erlitten! Und die Hauptsachen stehen noch bevor, nichts wird ihm ungestraft hingehen; sogar die deutsche Kokarde nicht! Man hilft sich so viel man kann mit Lügen und neuen Prahlereien, aber es verschlägt nichts. —

Vor einigen Jahren stand Hänlein beim Prinzen von Preußen mit diesem am Fenster, der Prinz zeigte ihm einen Vorübergehenden und sagte ihm: „Sehen Sie, da geht einer unsrer größten Heuchler und Pietisten, von der Heydt! Ja, solche Leute gelten jetzt, zu denen muß man gehören, sonst wird man nichts, nur solche werden angestellt." —

Das Ober-Tribunal hat in der Graf Reichenbach'schen Sache gegen Kirchmann ꝛc. leichte Strafen ausgesprochen, leichte, aber doch Strafen! Ein horrendes Verfahren, voll

Willkür und Gewalt, gegen alles Recht und Geſetz, eine Vernichtung aller Gerechtigkeit in Preußen! Das Ober-Tribunal iſt Ankläger, Parthei und Richter zugleich, ſpricht Urtheile zu Gunſten ſeiner eignen Rechtsverletzungen! Pfui, tauſendmal Pfui über dieſe ſchändlichen Buben, die feigen niederträchtigen Verderber und Verräther des Rechts! Waldeck hat Gottlob mit der Sache nichts zu thun; aber die Andern alle! Angeſehene Männer bisher, große Rechtsgelehrte, Leute von reifen Jahren! —

Der Prinz von Preußen hat den Miniſter von Ladenberg ſehr beſtärkt in dem Vorhaben ſeinen Abſchied zu nehmen, und ihn neulich ſehr gelobt, es werde immer eine Ehre für ihn ſein, daß unter ſo Vielen doch er der Eine geweſen, der ſeine Ueberzeugung ſeinem Poſten vorgezogen habe; da konnte denn freilich Ladenberg nicht gut anders! Er hat ſeinen Abſchied aus Höflingsgründen genommen, nicht aus Ueberzeugung. —

Mittwoch, den 18. Dezember 1850.

Manteuffel wünſcht die Kammern am 3. Januar aufzulöſen, der König hat keine Luſt dazu; er verabſcheut die Kammern eben ſo ſehr wie ſeine Miniſter, aber dieſem, der ſich ihm aufgedrungen hat, mag er keineswegs den Kampf erſparen, der ihm von den Kammern droht. Der König verwünſcht Manteuffel'n ſchon wie er ſeine früheren Miniſter verwünſchte; er fühlt, daß Manteuffel in Rußland und Oeſterreich Stützen hat, die er, der König, achten muß. „Fort mit dieſen Miniſtern!“ möchte auch er ſagen.

Verruchte Wirthſchaft in Kurheſſen. Die Preußen verlaſſen Kaſſel, die Bundestruppen werden erwartet. Die verfaſſungstreuen Beamten werden mit Truppenlaſt fürchterlich heimgeſucht, das ganze Land erfährt Mißhandlung und

Bedrückung; man will den Gehorsam mit roher Gewalt erzwingen, man giebt Unterricht in der Revolution! Nach den Schandthaten des Kurfürsten und seiner Helfer kommen gleich die Niederträchtigkeiten, mit denen unsre Reaktion, die „Kreuzzeitung" an der Spitze, diese Greuel bespottet und belacht. Der helle lichte Teufel sitzt in diesen Leuten! — Wenn Preußen zu Grunde geht, so hat diese Kreuzzeitungspartei den größten Antheil dabei. — Und Graf von Rechberg, den Rabel einst lobte, welch ein gemeiner Scherge ist der geworden! —

Donnerstag, den 19. Dezember 1850.

Die „Nationalzeitung" rechtfertigt ihr Verhalten gegen die Konstitutionellen recht gründlich; diese Leute fordern unsern Beistand, und rühmen sich *noch*, unsern Gegnern — die jetzt erst die ihrigen geworden, — gegen uns geholfen zu haben! *sie* haben die Staatsretterei begünstigt, sie die Verfassung zu Schanden revidirt, was ihnen jetzt heimkommt! — Sie sollen ihre Hoffahrt aufgeben und sich schuldig bekennen, dann kann ihnen verziehen werden; jetzt sind sie noch die Feinde des Volks. Sie werden es einst noch besser büßen! —

General von Peucker in Kassel als preußischer Kommissair erklärt, man habe sich den Hassenpflug'schen Verfügungen zu unterwerfen, oder die schärfste Exekution durch die Bundestruppen zu gewärtigen. Vor wenigen Wochen sprach Preußen noch anders. Und grade jetzt erklärt der Kurfürst, er komme nicht nach Kassel, solange noch ein Preuße dort sei! Die blauen Röcke der preußischen Truppen sollten alle roth werden aus Scham über diese Niederträchtigkeit, in die sie herabgewürdigt werden. — Neue gräßliche Nachrichten aus Kurhessen, es sind nicht die Soldaten, es sind die Generale, die Minister, die Kommissaire. — Die Holsteiner können

ſehen, was ihrer wartet! Und aller Deutſchen, denn es wird allen nicht beſſer gehen, bis ſie ſich ermannen, auf's neue ſiegen, und dann den Sieg ſo benutzen, wie die Reaktion ſie's gelehrt hat.

Die Frage, ob Preußen mit allen ſeinen Ländern im deutſchen Bunde bleiben ſoll, oder nur mit den früher beſtimmten, wird jetzt ſehr ſchwierig. Willigt Oeſterreich ein, daß erſteres geſchehe, ſo kann es daſſelbe thun, und dann iſt Preußen wieder nur in zweiter Stelle. Gewinnt Preußen im Bunde ſoviel als es aufgiebt? Hört es auf, eine europäiſche Macht zu ſein? Auf allen Seiten Verlegenheit, Nachtheile! —

Die Oeſterreicher werden nun Raſtadt mitbeſetzen, mit Badnern, dieſe Nachricht macht hier einen großen Eindruck, dieſe Thatſache ſchreit laut und verſtändlich, das ſieht doch zu offenbar wie ein Weichen der Preußen aus! —

Aber auch der Zollverein iſt ernſtlich bedroht, Oeſterreich wird den ſeinigen vorſchlagen und durchſetzen, womit der preußiſche von ſelbſt fällt. —

Dem Könige mißlingt alles! Seine Abſchaffung der Bordelle ſogar! Er muß ſie wieder einführen, einige ſind ſchon eröffnet, viele noch werden es am 1. Januar, unter der Autorität Friedrich Wilhelms des Vierten! —

Der Prozeß in Greifswald gegen Haſſenpflug wird wieder aufgenommen, weil man den feindlichen heſſiſchen Miniſter angreifen will. Was iſt das für eine niederträchtige Rechtspflege, die auf den Wink von oben zögert, fallen läßt, freiſpricht, wieder angreift. Was ſind das für Miniſter, welche ſolchen Mißbrauch der Gerichte zu ihren Hülfsmitteln zählen! —

Im Cicero geleſen, im Horatius. —

Freitag, den 20. Dezember 1850.

Die „Nationalzeitung" ſchließt heute einen Artikel mit dieſen ſtarken Worten: „Die Drohungen mit gänzlicher Abſchaffung der konſtitutionellen Staatsform ſind ungefährlich. Mögen die Regierungen ſie abſchaffen, — es wird die Zeit kommen, wo den Regierungen der Gedanke an eine konſtitutionelle Steuerverweigerung wie die Erinnerung an ein goldenes Zeitalter ſein wird; wo ſie nach dem aufrichtigſten konſtitutionellen Syſteme, nach der ehrlichſten Repräſentativ-Verfaſſung auf der brettesten Grundlage ſchmachten werden, wie der reiche Mann im hölliſchen Feuer nach einem Trunk Waſſer." —

Der ehmalige Abgeordnete Berends hatte ſich zur Landwehr einſtellen müſſen; als er nach Magdeburg kam, wo das Bataillon ſtand, empfingen ihn ſeine Kameraden mit lautem Hurrah, was dem Major ſehr bedenklich ſchien. Es fehlte dort an allem, Berends ſelber gelangte zu keiner Uniform, ſondern diente in Blouſe oder Frack; als die Entlaſſung eintrat, hatten viele noch keine Militairbekleidung! —

Zwei vortreffliche Aufſätze in Kolatſchek's zweitem Novemberheft: „Ueber die Demokratie" (Schluß) von einem Ungenannten, und: „Der Bundestag, die Union und die Parteien" von Heinrich Deinhardt. Die kräftigſten Wahrheiten, die geſundeſten Anſichten werden hier ausgeſprochen. Der Name Deinhardt war mir bisher unbekannt, ich begrüße ihn! —

Im Cicero geleſen, Italiäniſches. —

Sonnabend, den 21. Dezember 1850.

In Hamm ſind die zahlreichen Angeklagten des ſogenannten Münſter'ſchen Kongreſſes durch die Geſchwornen freigeſprochen worden. Gottlob, eine Juſtizſchande weniger, aber

das Ministerium, das die Verfolgung befahl und betrieb, ist nicht freigesprochen! Auf ihm lastet der Urtheilsspruch der Schande! —

Geschrieben. Aus den Dresdener Berathungen kann nichts hervorgehen, als neue Freiheitsbeschränkung, neue Knechtung, im besten Fall auch einiger kleinen Fürsten. Ja, es scheint Oesterreich werde dort freisinniger sein als Preußen! Die Schamlosigkeit Manteuffel's übertrifft noch seinen Verrath. —

Präsident von Raumer ist Kultusminister, von Westphalen Minister des Innern; nichtsbedeutende Namen, gleichgültig! —

Brief aus London von Frau Therese Pulszky, in der sich zu meinem freudigen Erstaunen Therese Walter aus Wien zu erkennen giebt, die ich 1834 in Wien und 1841 in Kissingen gekannt habe. Sie lebt mit ihrem Gatten in der Verbannung in England, und sendet mir ihr hier erschienenes Buch über ungarische Volkssagen. —

Im Cicero gelesen, im Horatius. —

Die beiden Reaktionskommissaire — denn das sind sie — in Kurhessen, Leiningen und Peucker, gefragt, ob sie im Namen aller deutschen Regierungen beauftragt seien, wußten das selber nicht, und fragten deßhalb in Frankfurt am Main und in Berlin an, wo man es auch nicht weiß! Uebrigens geht aus allen Angaben hervor, daß der preußische Kommissair Peucker dem österreichischen Leiningen untergeordnet ist, und sich demselben nicht widersetzen darf. Die Preußen haben die einst so geliebte, beißumklammerte Etappen-Straße jetzt vollständig geräumt! Die Ehre, die Ehre! —

Die Oesterreicher wollen nun wirklich nach Holstein marschiren; sie können dem Kaiser von Rußland diesen Dienst nicht versagen, und Preußen — wird ihn mit leisten! —

Sonntag, den 22. Dezember 1850.

Ich genieße der Gunſt, lebhafte, anregende, in ihrer Art gehaltvolle Träume zu haben, welche zur Proſa des Tages gleichſam die Poeſie geben, und wirklich mein Wachen unterſtützen. So träumte mir die vergangene Nacht angenehm und bedeutend vom Großherzog Karl Auguſt von Weimar, in ganz vertraulichem Geſpräch ſagte er mir manches Merkwürdige, über Goethe, die Stadt Weimar ꝛc. —

Die „Urwählerzeitung“ wurde heute von der Polizei weggenommen. Ein reines Glücksſpiel! Niemand kann vorherwiſſen, was der Behörde unzuläſſig oder ſtrafbar erſcheint, ſie handelt ganz nach Laune. —

An Thereſe Pulſzky, geb. Walter, nach London geſchrieben.

Während man von ruſſiſcher, und zum Theil auch von öſterreichiſcher Seite, auf Abſchaffung aller konſtitutionellen Verfaſſungen dringt, wird dem Könige von andrer Seite Furcht gemacht, mit dieſer Abſchaffung möchte eine Revolution losbrechen, der man nicht ſo ſchnell Meiſter werden würde. Sogar Bunſen ſoll in dieſem Sinn an ihn geſchrieben haben. Bunſen ein Konſtitutioneller! Doch er wird bald den Abſchied haben, die Reaktion arbeitet daran. So iſt der König in beſtändigem Schwanken, er fürchtet das abzuſchaffen was er haßt, und wagt auch nicht ſich darauf zu ſtützen! —

Die Kreuzzeitungspartei iſt ſchon weniger mit Manteuffel zufrieden, er hat nicht aus ihr das Miniſterium ergänzt. —

Zu Hauſe geblieben. — In Humboldt geleſen ꝛc. —

Montag, den 23. Dezember 1850.

Nachricht, daß geſtern Vormittag die Baiern und Oeſterreicher in Kaſſel eingerückt ſind; eine wahre Niederlage Preußens, das ſich unterdeſſen in Dresden narren läßt, freilich in der Abſicht auch die andern Regierungen zu narren. Sie

ſind ſich alle gleich, es fragt ſich nur, wer der dümmere und klügere, und letzteres iſt Preußen nicht.

Dienstag, den 24. Dezember 1850.

Achtzig Nachbarkindern bei mir zu Weihnachten beſcheert. Wie dieſe zum Theil ganz armen Kinder ſittig und frei ſich benehmen, reinlich gehalten ſind, und überhaupt gute Art zeigen! Sie hatten ſich ausgedacht, mir zum Dank ein geiſtliches Lied zu ſingen, und führten das vor dem Weggehen aus. Wie viel Gutes liegt in dieſen Klaſſen! Mehr feines Gefühl als in den höheren, mehr Tüchtigkeit und Bravheit. Schon am Vormittage hatte ich ein Holzhauermädchen von zwölf Jahren bewundert wegen ihrer Leiſtungen, ihres Benehmens, ihres Ausſehens! Grafen- und Baronentöchter müſſen ſich verkriechen, mit ihrer gezierten Bildung, angelernten Feinheit ſind ſie nur plump und roh gegen dieſe natürliche, freie Anmuth. —

Nichts von Kurheſſen! Schändlich, ſchändlich benimmt ſich Preußen dort! Die andern Kommiſſaire ſind doch Scharfrichter ſelbſt, der preußiſche aber — General von Peucker nur der Knecht! — Das Ober-Appellations-Gericht in Kaſſel hat ſich der Gewalt unterworfen. Was ſollen die Leute thun! Wäre es wenigſtens ein offener Waffenkampf; er würde kaum das Schickſal der Leute verſchlimmern, Tod, Gefängniß und Verbannung werden auch jetzt nicht fehlen. —

Mittwoch, den 25. Dezember 1850.

Heute wieder ſehr unwohl. —

Als die Preußen von Kaſſel abzogen, ſpielte die Muſik: „Ich bin ein Preuße!“ Die Soldaten fanden den Abzug aber ſo ſchimpflich, daß ſie riefen: „Muſik weg!“ und ſie ſchwieg. —

Donnerstag, den 26. Dezember 1850.

Die Nacht war sehr arg; ich glaubte mehrmals zu ersticken! Krampfhafter Husten, Kopf und Brust voll Rheuma. Der ganze Tag verging in großer Unseligkeit. Ich konnte niemand sehen, nicht sprechen. —

Die gestrige „Nationalzeitung" weggenommen, ohne andern Anlaß, als den man täglich hat! —

Freitag, den 27. Dezember 1850.

Nur wenig Erleichterung. Außer Ludmilla niemand gesehen. —

In Dresden hat der Petteltanz begonnen; mit größtem Gepränge, eitler Prahlerei und Hoffahrt! Der baierische Minister von der Pfordten will Volksvertretung beim Bundestag. Jämmerlichkeit, die abgewiesen wird! — General von Peucker in Kassel fühlt seine Schmach, wird von Manteuffel belehrt, seine Auffassung von preußischer Ehre sei nicht die richtige; er wird von dem österreichischen Kommissair, der wider die Abrede als Bundeskommissair handelt, verhöhnt und zurückgewiesen. Dann bekommt er von hier Befehl scharf aufzutreten, die preußischen Truppen wieder nach Kassel zu rufen, aber einige Baiern marschiren wie aus Nachgiebigkeit aus, alles unterbleibt, und in der Nacht sind die abmarschirten Baiern doch wieder in den kaum verlassenen Quartieren. Eine wahre Sauwirthschaft! Blutige Schlägereien zwischen Preußen und Baiern, die einzigen Unruhen im friedlichen Land! —

Sonnabend, den 28. Dezember 1850.

Schlaflose Nacht. — Niemand gesehen, außer Ludmilla, die mich durch ihr Gespräch unterhielt und erheiterte. —

Der Kurfürſt iſt in Kaſſel eingezogen. Wie das arme Land gequält, alles Recht und Geſetz mit Füßen getreten wird, unter den gräulichſten Lügen und Verläumdungen! — Die „Kreuzzeitung“ überbietet ſich in niederträchtiger Gemeinheit, in Ehr- und Gewiſſenloſigkeit! — Manteuffel und Schwarzenberg aus Dresden hier zum Beſuch, der König geſchmeichelt!

1850.

Als der König nach dem kurzen Anſchein von Kriegsrotz kleinmüthig unter Oeſterreich ſich gebeugt und die Olmützer Zuſammenkunft als einen Sieg geprieſen hatte, der mehr werth ſei als zehn gewonnene Schlachten, ſo ſchwärmte er nun auch in überſchwänglicher Empfindſamkeit für Oeſterreich, that ganz zärtlich für die öſterreichiſchen Soldaten, und wollte, daß man ſie mit größter Sorgfalt und Ehre bei ihrem Durchmarſche durch Preußen behandeln ſollte. Er war unzufrieden mit dem General von Hedemann, der ſelber zwar alles Schickliche gethan, aber ſeine Offiziere nicht vermocht hatte, den öſterreichiſchen einen Ehrenbeſuch abzuſtatten. Humboldt entſchuldigte ihn, und meinte, es ſei unmöglich geweſen, die Gefühle der verſtimmten Offiziere plötzlich umzuwandeln. „Ich weiß gar nicht was Sie wollen, rief der König, was reden Sie mir von Verſtimmung? Die Offiziere wie die ganze Armee haben nur zu gehorchen, ſie ſind ein Werkzeug, das ich gebrauchen kann wie ich will, Stimmung und Verſtimmung haben da gar keinen Platz.“

(Von Humboldt mir erzählt.)

Sonntag, den 29. Dezember 1850.

Ich hatte eine ſchlafloſe Nacht, große Nervenunruhe, mußte vieles durchdenken, die Gedanken ſchweiften in's Allgemeine und hefteten ſich an das Perſönlichſte, meiſt ergiebig in beiderlei

Richtung, doch im Ganzen nicht eben heiter. Gespräche mit Verstorbenen. —

In der heutigen „Nationalzeitung" wird der nichtswürdige Guizot mit gerechter Würdigung abgefertigt. —

Die „Urwählerzeitung" behandelt heute eine Oktroyirung vom 12. November, durch welche die Gemeinden und Kreise verpflichtet werden, vom Tage der Mobilmachung an, für Kriegszwecke Leistungen zu thun, und dafür Scheine zu empfangen, die mit 4 Prozent verzinst werden. Dies geschah acht Tage vor Zusammentritt der Kammern, wurde ihnen gar nicht mitgetheilt, blieb auch von ihnen unbeachtet! Gewaltsame, ungleiche Leistung, Anleihe, Steuer, alles Mögliche. Und die Kammern ohne Aug' und Ohr! Der Kriegseifer war zu groß; aber nun wird kein Krieg, und doch bleibt Rüstung, Druck, Verschwendung — es ist der heillosesse Zustand, den man sich denken kann! Unter wachsender Schande und Niederlage wird man täglich eitler und verstockter. — Der König soll in der letzten Zeit verwirrter gewesen sein als gewöhnlich; man soll ihm ansehen, daß ihm die Selbsttäuschung schwer wird, daß er fühlt, wie er vor der Welt gedemüthigt dastebt. — Fichte.

Abends kam Fürst von X. aus Dresden. Von den Dresdener Konferenzen wußte er nur Lächerliches; der hoch aufgefahrne Sand unter den Fenstern des Sitzungszimmers soll eine sonderbare Wirkung machen; „Es wird noch zu viel und zu laut in Deutschland gesprochen, das wird die Herren stören." Manteuffel wird trunken gemacht mit Ehren, und jedes Lächeln Schwarzenberg's hält er für eine; er glaubt, weil vor ihm die Wachen in's Gewehr geben, habe Preußen alles erlangt! Zu solchem berauschten Zustand ist er nun hier. X. meint, wenn es Krieg gegeben hätte, wären wir jämmerlich geschlagen worden. Verwirrung der Märsche bei Kottbus, keine Verpflegungsanstalten, Zuchtlosigkeit und Verwilderung der Sol-

daten, die pommersche Landwehr habe in Kottbus tüchtig gestohlen und geraubt, die Offiziere und Behörden haben ihre Noth. Landwehrmänner, die sich als Hetzhunde gegen Demokraten gebrauchen lassen, andre, die selber demokratisch, den Reaktionairen alle Plagen anthun. Das folgt aus dem Verhätscheln und Liebeln, das herrliche Kriegsheer und die verthierte Soldateska sind eins und dasselbe. In Sagan hat sich ein dort im Quartier liegender Anführer eines Landwehrregiments, Oberstlieutenant Leinweber, erschossen, aus Verzweiflung über den Ungehorsam und die Verwilderung seines Regiments, mit dem er gar nicht fertig werden konnte. —

Montag, den 30. Dezember 1850.

Wieder wenig Schlaf, große Nervenunruhe, Verlangen nach Thätigkeit.

„Der König hat Schadenfreude, daß Peucker in so großer Noth steckt, und ist neidisch auf die Ehren, die Manteuffel erfährt. Er haßt beide Männer; wen haßt er nicht? außer seinen Günstlingen, und auch die mag er oft nicht leiden.“— In Sachsen hat man vom Staat Preußen eine noch ziemlich gute, von unsrem Könige die allerschlimmste Meinung, er sei von Herzen böse, grundfalsch, dabei ganz ohne Muth — — u. s. w. — Traurig, traurig! —

In Schiller's und Goethe's Briefwechsel gelesen; immer Neues darin, Fruchtbares! —

Die Oesterreicher unter Legeditsch rücken wirklich nach Holstein vor, Preußen gestattet ihnen den Durchmarsch! Es ist noch Gnade, daß man ihm nicht Mitwirkung auferlegt! — Graf von Reventlow-Farve war in Dresden, aber Schwarzenberg bestand auf Unterwerfung, er kann nicht anders, seine Strenge gegen Holstein ist die Bedingung der Gunst Rußlands. —

General Gerhardt aus schleswig-holsteinischen Diensten entlassen. —

Dienstag, den 31. Dezember 1850.

Hr. Holdheim wegen eines Artikels der „Urwählerzeitung" angeklagt, wurde von den Geschwornen freigesprochen.

Herr Dr. Tappert und Andre, wegen einer Versammlung angeklagt — vom Januar her! — wurden gleichfalls freigesprochen. Die Polizeileute hatten falsche Angaben gemacht. Der Halunke Kaiser bekam vom Präsidenten einen scharfen Verweis. —

Der neue französische Gesandte Herr Armand Lefebvre hier hatte seine Audienz beim Könige. —

General von Thümen mit dem österreichischen General Grafen von Mensdorff-Pouilly nach Holstein abgereist; gemeinschaftliche Kommissaire. Preußen soll die Ehre haben mitzuwirken, sogar durch Truppen, wo es gilt, seinem bisherigen Verhalten auf das Maul zu schlagen! Ob dem Könige nicht die Schamröthe zu Gesichte steigt? —

Fremde Blätter, und aus ihnen die unsrigen, theilen eine Depesche vom 7. Dezember des Fürsten von Schwarzenberg an die großen österreichischen Gesandtschaften mit, worin für Preußen demüthigende Dinge gesagt werden, z. B. Manteuffel habe ihn im Auftrage des Königs auf's dringendste gebeten ihn aufsuchen zu dürfen, Preußen habe schon Anfangs Novembers versprochen, dem Verfahren gegen Kurhessen und Holstein nicht entgegen zu sein u. s. w. Aeußerst beschämend! —

Schwarzenberg hat auch gesagt, er habe den Stier Preußen bei den Hörnern gepackt, und werde ihn nicht wieder loslassen. Ach, er hat den Ochsen am Schwanze! —

Größte Stille beim Jahreswechsel; ein einziger Leierkasten ließ ein paar Töne hören; das Volk ist freudelos und ernst,

in dumpfem Mißmuth; die Polizei duldet keinen Ruf, keinen Gesang. —

Die „Augsb. Allg. Ztg." vom 27. Dezember — Nro. 361. Beilage — enthält unter dem Titel „Vor- und Rückblicke" und mit dem Zeichen —l— einen scharfen Artikel gegen Preußen, dessen Schwanken, Unzuverlässigkeit, Lügen und Zagen durch Anführung der Thatsachen in's hellste Licht gesetzt, seine Rechte, Ansprüche, Ehre erörtert werden. Was wollte es in Hessen? Die Etappenstraßen? Erbärmlicher Vorwand! Mitwirthschaften, weiter nichts! —

Tagebücher

von

K. A. Varnhagen von Ense.

Achter Band.

1180

Aus dem Nachlaß Varnhagen's von Enſe.

Tagebücher

von

K. A. Varnhagen von Enſe.

Achter Band.

Zürich:
Meyer und Zeller.
1865.

Das Recht der Ueberſetzung ins Engliſche, Franzöſiſche und andere fremde Sprachen iſt vorbehalten.

Trauriger Stoff wird gebessert durch heitre, ermuthigende Auffassung; zu verzweifeln ist nie, zu hoffen immer! und Sklav ist nur wer einwilligt es zu sein.

Varnhagen von Ense.
(Den 15. März 1851.)

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MUENCHEN

1851.

Mittwoch, den 1. Januar 1851.

Was ich mir wünsche? Meine persönlichen Begehren sind n[ur] groß: Gesundheit um täglich arbeiten zu können, Sonne[n]schein und freie Natur! Dann freilich noch viel Anderes, re[gen] Gedankenumgang, gute, edle Menschen, neue große Geisteesführer! Volksfreiheit, Volksgedeihen! —

Unsre öffentlichen Zustände sind jämmerlicher als je, der König erleidet die furchtbarste Demüthigung, und die kommt so leicht und glatt, als wenn es sich von selbst so verstände! Alles was er hindern wollte, muß er mitthun, und was er heimlich zu thun meinte, wird öffentlich. Alles Unheil, das er erfährt, kommt vom Lügen; was er zu wollen vorgab, wollte er nicht; er hält sich für klüger, als alle andern Menschen, und meint, er könne ihnen was weiß machen; er sollte doch längst gesehen haben, daß er das nicht kann, nicht mehr kann. Neulich sagte jemand: „Der nennt sich einen Christen? frevelhafter Mißbrauch des Namens! Er ist ein Götzendiener, ein Heide im schlechten Sinne des Worts, ein Gotteslängner in Worten und Werken." Freilich, die Sonntagsfeier ist nur eine Art Götzendienst, der Gott, dem man mit ihr schmeicheln will, nur ein Götze. Man fragte auch nach dem Bisthum

Jeruſalem, nach dem Schwanenorden, dem Aufgeben in Deutſchland. Ach, man braucht nicht ſo weit zurückzugreifen! —

Beſuch von Herrn Dr. Hermann Franck. Austauſch des Unmuths, der trüben Erwartungen. Und wenn die jetzt geſäete Saat der Bosheit, des Haſſes, der Ungerechtigkeit, des frechen Hohnes aufgeht, werden wir auch trauern! Dann werden wir im Vergangenen Troſt ſuchen müſſen, wie jetzt in der Zukunft. Kommen aber müſſen die Tage der Vergeltung, das iſt richtig, iſt nothwendig. —

Die Frömmelei greift ungemein um ſich, beſonders auf dem Lande, wo viele Geiſtliche dem Gebote der Kreuzzeitungspartei folgen, den Einwirkungen der Edelleute und Beamten, um die Bauern für die Reaktion zu gewinnen. Der Erfolg bei den Bauern iſt aber noch ſehr gering, ſie folgen aus Furcht wohl einmal für den Augenblick, z. B. bei einer Wahl, aber ſie ſchlagen auch leicht um, wenn dieſe Furcht etwas nachläßt, und im Ganzen hegen ſie Erbitterung gegen Gutsherren und Beamte, und die Regierung hat ihr Vertrauen in aller Art eingebüßt. Man vergißt nicht, daß man ſie ſchwach geſehen. In Berlin iſt das fromme Thun gradezu giftiges Partheiweſen. Alle unſere fanatiſchen Eiferer, Geßner, Büchſel, Krummacher, Hengſtenberg, und wie ſie alle heißen, wüthen und donnern gegen die Demokraten, die freien Gemeinden, den Zeitgeiſt, den Fortſchritt, gegen die Andersgläubigen unter ihren Kollegen, gegen Sydow, Jonas, u. ſ. w. Aber ſie haſſen ſich unter einander ſelbſt wie die Peſt, jeder ſucht dem andern zu ſchaden, in der Hofgunſt auszuſtechen. Krummacher ſpottet über Büchſel's geiſtloſen Eifer, Büchſel nennt Krummacher'n einen Hanswurſt! Der mildeſte von ihnen iſt der Hofprediger Strauß. —

Die Soldaten verwildern und werden immer ungehorſamer. Viele Beiſpiele. Die Offiziere haben außer dem Dienſte faſt gar kein Anſehn mehr, und vermeiden es den

Soldaten ſich zu zeigen außer mit Degen und Schärpe. Man hört die auffallendſten Reden, zwar nicht freiſinnige, aber rohe und zuchtloſe, daher doch auflöſende. —

Schwarzenberg hat hier die Beſchwerde geführt, Preußen bleibe noch zu ſtark gerüſtet, darauf iſt ſogleich beſchloſſen worden, zwei Armeekorps auf den Friedensfuß zu ſetzen. O, Preußen verſteht ſchon zu gehorchen, wie den Ruſſen ſo den Oeſterreichern! —

Donnerstag, den 2. Januar 1851.

Aufgeſtanden um zu ſchreiben. — Beſuch von Hänlein. Er hat den Fürſten von Schwarzenberg hier geſprochen, den Miniſter von Manteuffel, — der ihn gefragt, wie man mit ſeinem Werke zufrieden ſei? — den Kriegsminiſter von Stockhauſen; letzterer bekennt, es ſei hart, daß Preußen jetzt mit gegen die Holſteiner ziehen müßten, für die ſie noch kürzlich gekämpft, aber — es ſeien in den Herzogthümern an zehntauſend Demokraten, von denen müſſe man ſie und Europa befreien, das ſei der Zweck des Zuges! Welch rohe Dummheit, welche anatiſche, lügenhafte Albernheit! —

Der König nahm geſtern in Charlottenburg die Neujahrsglückwünſche an; er klagte über ſeine Geſundheit, hinkte auch etwas, riß aber in gewohnter Weiſe einige ſchlechte Witze, über die das Hofgeſinde lachte, und wollte luſtig thun. —

Herr von H., neulich vom Rhein zurückgekehrt, wurde vom Könige gefragt, ob er in Koblenz auch die Prinzeſſin von Preußen geſehen. O ja, war die Antwort, er habe einen Abend bei ihr zugebracht. „Nun, haben Sie ſich amüſirt?“ — Recht ſehr, es war ungemein intereſſant. — „Ach, ſagen Sie doch nur die Wahrheit, dort hat ſich ja noch nie ein Menſch amüſirt, dort iſt ja die ſchrecklichſte Langeweile.“

Der König nahm es ſehr übel, daß Schwarzenberg gar keinen

Dank aussprach für die außerordentliche Ehre auf dem Schloß zu wohnen, daß er des hohen Glückes gar nicht erwähnte. Bei der Tafel fragte er ihn daher überlaut, wo er denn in Berlin wohne? Schwarzenberg sagte verwundert, auf dem Schlosse. „So?" versetzte der König gleichgültig, „das hab' ich nicht gewußt!" — Man findet das äußerst kleinlich vom Könige, und obendrein ungeschickt, denn er bekennt gleichsam, daß Andre ohne sein Wissen dergleichen anordnen können. Wie muß ihn erst die bekanntgewordene Depesche Schwarzenberg's ärgern, die so furchtbare Demüthigungen für ihn bringt, dem geringsten seiner Unterthanen offenbart! —

Geh. Rath Dr. Link ist Vormittags am 1. sanft gestorben, im 85sten Lebensjahre. Eine Art Polyhister. —

Die kurhessischen Soldaten, die mit dem Kurfürsten nach Kassel gekommen sind, schlagen mit Wuth auf die Baiern los. Der Graf von Leiningen wollte sie schon von Kassel fortwegen, und sagte dem Kurfürsten, der dies nicht zugeben wollte, als Bundeskommissair thue er was er wolle. Der Kurfürst wollte vor Aerger unsinnig werden, daß ihm das im eignen Lande geboten werde. Erste kleine Strafe für den großen Bösewicht! —

Zum 2. Januar 1851.

Eine zuverlässige Angabe giebt das Gespräch des Königs an der Tafel mit Schwarzenberg über des letztern Wohnung genau so wieder.

König. Wo wohnen Sie denn eigentlich in Berlin?

Schwarzenberg. Ew. Majestät haben die Gnade gehabt, mir die Wohnung im Schloß anweisen zu lassen.

König. (Sich vor den Kopf schlagend.) Ach, ich Esel! Das hatt' ich vergessen! —

Das sieht dem Könige sehr ähnlich! Und „der Esel",

der es vergessen hat, soll doch eben der Fürst von Schwarzenberg sein! —

Freitag, den 3. Januar 1851.

Die „Deutsche Zeitung", lange das Hauptorgan der Gothaer, hat aufgehört in Frankfurt am Main zu erscheinen. Sie taugte schon lange nichts, und hatte nichts Frisches, Muthiges. —

Herr Savile Morton hat in Paris bei Lola Montez einen Herrn Campbell die Treppe hinunter geworfen, ein Zweikampf erfolgte darauf, ein zweiter sollte den ersten ergänzen, Morton mußte nach England, um sich dort einen Sekundanten zu holen, Verdrießlichkeiten aller Art. Seine Arbeiten an »Daily News« sind dadurch unterbrochen. — Besuch von Herrn Christoph Schwab, Nekrolog seines Vaters, der von Niembsch von Strehlenau, die letzte Arbeit Gustav Schwab's. Traurige Eindrücke. —

Der Bürgermeister Winter in Heidelberg ist von der Anklage des Hochverraths freigesprochen und verdachtlos erklärt worden. Die Reaktion haßt den alten Ehrenmann heftig.

Hier hat die Polizei mit dem neuen Jahre gegen vierzig Bierwirthen die Gewerbserlaubniß entzogen, vorzugsweise solchen, bei denen Demokraten einsprachen. Und solcher Ungerechtigkeit rühmt man sich noch! —

Man will die deutschen Kokarden nun auch vom Helm der Soldaten entfernen, wie schon längere Zeit von der Mütze. Aber man will es unter dem Vorwande thun, daß kein Geld zu deren Erneuerung angewiesen sei! Solches Vorgeben ist denn doch der Gipfel von Feigheit, Schamlosigkeit und Erbärmlichkeit! Der König möchte freilich das verhaßte Zeichen, das er eingeführt hat, jetzt los sein, da es ihn immerfort an seine Schmach erinnert, und nichts mehr

anderes bedeutet. Man sagt, früher habe die Prinzessin von Preußen schon einmal die Abschaffung verhindert, natürlich durch den Prinzen, dem sie vorgestellt, seine Lorbeern in Baden seien unter diesem Zeichen erfochten! Damals hieß es, die Kokarde passe nicht an den Helm, an die Stelle, wo sie säßen, gehörten eigentlich Löwenköpfe, die auch schon angefertigt waren, aber dann — den Kanonieren gegeben wurden. —

In den heutigen Kammern fiel nichts Erhebliches vor, außer daß der Präsident der ersten, Graf von Rittberg, sein Bedauern über die Ungerechtigkeit in Kurhessen aussprach, wo die Exekution dem Spruch vorangiuge, und daß die Minister Gesetzentwürfe zu neuen Steuern und Geldbewilligungen vorlegten. —

Freiligrath scheint gegen seine Ausweisung mit Erfolg eingesprochen zu haben. Noch lebt er bei Düsseldorf.

Die Schwarzenbergische Depesche macht fortwährend den größten Lärm, sie stellt Preußens Schmach und Schande in das hellste Licht, und für ganz Europa. Die Zeitungen sind voll von Erörterungen, auch die „Neue Preußische Zeitung" muß heute das Aktenstück vollständig liefern, das sie zuerst als ein unzuverlässiges nur im Auszuge obenhin behandelt hatte. Alle demokratischen Federn vereint hatten unsrer Regierung nichts so Bittres zufügen können, als dieser Fürst es getan. Hier hilft kein Vertuschen, keine kleinen Lügen, kein elender Kunstgriff, wie sie von unsren Behörden immer versucht werden. Die Schande ist offenbar, die Wunde blutet. —

Man vergleicht die Straf-Einquartirung in Hessen — Straf-Baiern — sehr richtig mit Ludwigs des Vierzehnten scheußlichen Dragonaden. —

1851.

Als gefragt wurde, weßhalb einige preußische Truppentheile nicht mehr die deutsche Kokarde trugen? schämte man

sich nicht der miserablen Ausflucht, es sei kein Fond vorhanden, sie wieder zu erneuern! Aber auch diese jämmerliche Lüge war nur den Franzosen nachgeahmt! Als Mirabeau darauf drang, die dreifarbige Flagge bei der Flotte zu führen, da das Landheer längst die weiße Kokarde mit der dreifarbigen vertauscht hatte, fehlte es auch nicht an der feigen Unverschämtheit, die vorgab, es fehle dazu das nöthige Geld! —

Sonnabend, den 4. Januar 1851.

Die „Urwählerzeitung" ist gestern, heute die „Konstitutionelle" von der Polizei weggenommen, ganz der Vorschrift gemäß, man müsse dergleichen auch ohne Grund thun. Diese schändliche Vorschrift hatte die „Urwählerzeitung" neulich wieder in Erinnerung gebracht, und das desfallsige Umlaufschreiben des Ober-Staatsanwalts abgedruckt. Heute bringt sie die Aufforderung des Ober-Staatsanwalts Zethe ihm denjenigen zu nennen, der ihr das Aktenstück mitgetheilt hat, und sie antwortet: vor vierzehn Tagen habe schon die „Konstitutionelle" und dann die „Vossische Zeitung" es gegeben.

Prof. * hat allerlei Schwenkungen gemacht, gilt für wenig zuverlässig, treibt allerlei Eitelkeit, süßlich, oberflächlich! wieder einer auszustreichen! Bettina von Arnim traute ihm schon lange nicht mehr; ich aber kann keinen Menschen aufgeben, bis er mich dazu zwingt. Und sie lassen's am Zwingen nicht fehlen! —

Der König leidet an Gicht, ist sehr verstimmt, schimpft auf alles, auch auf den Fürsten von Schwarzenberg, den er einen gefälligen Knecht des verfluchten Nikolaus nennt. — Daß der alte Wittgenstein noch nicht sterben will, wird ihm sehr übelgenommen. — Geheimrath von Massow sehr in Gunst. —

Das Kriminalgericht hier hat eben den Grundsatz ausgesprochen, daß jedermann der Obrigkeit, also jedem Konstabler, Gendarm, unbedingt gehorchen müsse, sich der ungerechtesten Anordnung fügen, der Verhaftung, auch der grundlosesten, unterwerfen müsse, — man könne nachher den Beamten ja verklagen! Wo der Grundsatz gilt, da giebt es nicht Gerechtigkeit mehr. Unsre Justiz ist schändlich zu Grunde gerichtet, die Justizbeamten sind zitternde Knechte der Verwaltung geworden, in dem einst auf seinen Richterstand so stolzen Preußen! —

Sonntag, den 5. Januar 1851.

Besuch aus der Nachbarschaft; Bezirkskassen, Sammlungen, alles geht träg und schwach, weil der Druck von oben alles niederhält. — Die „Urwählerzeitung“ und „Nationalzeitung“ gut.

Der Prinz von Preußen hat zu X. gesagt, er habe sich in die neue Wendung der Dinge jetzt ziemlich ergeben, der Krieg würde allerdings ein großes Unheil gewesen sein, wir wären gar nicht im Stande gewesen uns mit den Oesterreichern zu messen, unsre Anstalten hätten sich ungenügend, unsre Einrichtungen sehr mangelhaft erwiesen, wir würden im Anfange sicher geschlagen worden, der Feind nach Berlin vorgedrungen sein. Ganz ähnliches hat Prinz Karl zu Pitt-Arnim gesagt, wir wären verloren gewesen mit unsrer Unordnung und Planlosigkeit, während die Oesterreicher völlig schlagfertig dastanden und in größter Stärke! — Welche Bekenntnisse! und daneben stets die alte Prahlerei!

Schwarzenberg hat sich gegen X. beklagt, daß der König ihm einen Mahler auf den Hals geschickt, und er sich in aller Eile hier habe müssen mahlen lassen! —

Aeußerung Wrangel's, er würde mit Vergnügen die Befehlführung der Truppen gegen die Schleswig-Holsteiner

übernehmen! Er, der mit ihnen verbunden gefochten, der ihre Sache in Proklamationen herausgestrichen! Da hat der Lieutenant von B. mehr Ehre im Leibe, der in Verzweiflung ist zu jenen Truppen zu gehören! Er hatte die Feldzüge gegen die Dänen mitgemacht.

Montag, den 6. Januar 1851.

Geschrieben. Preußen in zunehmender Schwächung; es hat den Feind draußen und drinnen, besonders gegen letztern vermögen die Soldaten nichts, im Gegentheil sie dienen ihm, wie auch das Geld ihm dient. Alles ist verderbt, der Hof von jeher, das herrliche Kriegsheer ist zum Schergendienst herabgewürdigt, der Beamtenstand, die Gerichtspflege, die Gelehrten, alles trägt den Makel feiger Knechtschaft, ist entartet. Im alten Preußen war dies Schlechte doch zum Theil gebunden, versteckt, mißbilligt, im neuen herrscht es offenbar und schamlos. Es gehört der beschränkte Unterthanenverstand dazu, jetzt ein guter Preuße zu sein. Ich weiß viele ehmalige Erzpreußen, die unsre Schande richtig finden, die dazu lachen, nachdem sie früher geknirscht. Auf den König hält kein Mensch mehr was: die ihn zum Schein noch loben, hassen ihn am meisten. —

Großer Lärm wird davon gemacht, daß bei einer Parade in Kassel Peucker den Ehrenplatz vor Leiningen gehabt, das heißt dieser hatte ihn jenem aus Artigkeit zugestanden! Von solchen Erbärmlichkeiten macht man viel Wesen, daran kann man recht sehen, wie es steht! Mit solchem Tand tröstet sich die schwächliche Eitelkeit! Manteuffel steckt ganz darin, eben so der König! —

Verlegenheit wegen der Kammern. Aber sie werden sich zum Ziele legen! Sie sind ja die Minoritätskammern, sie sind's, welche die Verfassung so schändlich revidirt haben!

Das Volk weiß nichts von ihnen, verachtet sie, sieht sie als Feinde an; jetzt möchten sie die Demokratie für sich gewinnen, aber nichts da! Laß sie sehen wie sie fertig werden. Sie waren feindlich gegen uns mit den Staatsrettern, sie können es jeden Augenblick wieder werden, wenn diese ihnen lächeln. —

Was wird aus dem preußischen Zollverein? Wichtige Frage, die unsern Finanzen an's Leben geht! Ein österreichisch-deutscher? Für das Allgemeine gewiß vortrefflich, für den preußischen Staat aber schädlich! „Ei, wenn wir nur freien Verkehr, freies bürgerliches Leben haben, was ist uns an diesem oder jenem Staat gelegen?“ —

Die „Kreuzzeitung“ klagt bitter, daß die einquartirten Soldaten bei ihren Wirthen meist die „Urwählerzeitung“ lesen. Sie fordert zur Stiftung eines reaktionairen Volksblattes auf.

Das Leben Kotzebue's von Dr. Friedrich Cramer (Leipzig bei Brockhaus 1820) eifrigst durchgelesen. Ein Buch merkwürdigen Inhalts, das Leben eines Schuftes, mit großer Haltung geschrieben. Die ästhetische Nichtswürdigkeit des schlechten Kerls wird nicht gehörig dargelegt, man setzt sie als bekannt voraus. Die Geschichte Babrdt's mit der eisernen Stirn ist einzig, die sollte immer auf's neue wieder abgedruckt werden!

Die Kriegseifrigen hatten gedroht, die willig eingetretene Landwehr würde nicht willig auseinandergehen. Die „Kreuzzeitung“ muß nun rühmen, daß eben ein ganzes Bataillon mit Jubel auseinandergegangen ist! Sonst würde sie diesen Jubel als schlechte Gesinnung gedeutet haben! —

Der König hat gesagt, wer nicht mit Manteuffel's Olmützer Pfuscherei zufrieden sei, den müsse er für einen Demokraten halten! —

Schimpfen auf Märkten und Straßen, Majestätsbeleidi-

gungen ohne Ende! „Dem König kann man nicht mehr treu sein, der ist es ja selber nicht!“ hört vor wenig Tagen jemand sagen. „Zweimal ist er schon gefehlt worden, das nächstemal wird er todtgeschossen.“

Sefelege wird nicht vor Gericht gestellt; er wird in aller Stille nach Schlesien in die Irrenanstalt zu Leuthen gebracht werden. Und die „Kreuzzeitung“?! hat ihre Verläumdungen angebracht, jetzt schweigt sie. —

Dienstag, den 7. Januar 1851.

Geschrieben, eigentlich gegen meinen Vorsatz, es giebt jetzt nichts Rechtes zu sagen. Schwarzenberg thut das Nöthige, der versteht's! —

Brief und Sendung der Zeitschrift „Germania“ von Seiten der Buchhändler Avenarius und Mendelssohn in Leipzig; an der Spitze steht der alte Arndt, unter den Mitarbeitern bin auch ich ohne mein Vorwissen genannt. —

Der Pfaffe Büchsel am Sarge Link's; ihn ärgerten schon die Freimaurerzeichen, er hielt eine wahre Pfaffenrede, die Anwesenden fühlten sich verletzt, erbittert. Warum beriefen die Angehörigen den Pfaffen? —

Die zweite Kammer hat heute, mit sechs Stimmen Mehrheit, die Adreßdebatte fallen lassen durch die einfache Tagesordnung. Die Konstitutionellen sind geschlagen und sehr bestürzt über diese Niederlage. Ihnen geschieht recht: sie ließen sich von den Minoritäten wählen, sie wütheten gegen die Volkspartei, sie waren die Stütze der oktroyirenden, staatsrettenden Minister, sie revidirten die Verfassung zur Ohnmacht. —

Frau von Radowitz und Gräfin von Voß werden von dem Hofgesindel — nicht Hofgesinde, das ist weit ehrbarer und edler — gar nicht mehr gegrüßt, nicht mehr angesehen.

Diese vornehmen Herren und Damen, — morgen kriechen sie wieder vor Radowitz! —

Die Studenten haben einen Weihnachtsbaum für Schleswig-Holstein angeordnet, allerlei Gaben wurden versteigert. Das erstemal erlaubte es die Polizei, gestern verbot sie es kurz vor dem Anfang. —

Herr von Mirbach, beim Elberfelder Aufstand betheiligt, ist in der Neujahrsnacht aus dem Gefängniß zu Hamm glücklich entkommen.

Mittwoch, den 8. Januar 1851.

Die erste Kammer hat nun auch auf die Adresse verzichtet, mit großer Stimmenmehrheit. Sie ist noch schlechter als die zweite. Camphausen hat kräftig gesprochen, Manteuffel erbärmlich geantwortet. Dieser Minister ist ohne Scham, die Unfähigkeit zeigt sich in voller Frechheit: er kommt auch schon wieder mit Enthüllungen, nach Art seines Freundes Ohm, er sagt Klapka und Ruge seien in Holstein; er weiß, daß es nicht wahr ist, daß die Kammer es nicht glaubt, aber das thut nichts! hohe Schafsköpfe glauben es, und das ist sein Zweck. Für solche hohe Schafsköpfe auch nur ist es, daß die „Kreuzzeitung" versichert, im Fall des Krieges würden der Oberrhein (Baden, Elsaß) und die Schweiz ein republikanisches Heer von vierzig tausend Mann aufgestellt haben, und in Genf seien schon Sendlinge mit französischem Geld angekommen! —

Da die Kammern so fügsam sind, so will der König nun auch sein Hoflager nach Berlin verlegen. Was hat das miteinander gemein? Was kann Berlin für die Kammern? Die Bürger, das Volk, verwünschen diesen Auswurf der Minoritätswahlen, und um so mehr, je zufriedener der König mit ihnen ist. „Wenn aber der König seine Abwesenheit für eine

Strafe hält, so müßte er nicht Berlin, sondern das ganze Land strafen, das heißt aus dem Lande gehen." —

Welch ein Preßgesetz legen die Minister vor! Schamlose Frechheit. Und doch ganz unnütz, die drei Jahre ganzer und halber Preßfreiheit haben für ein Jahrhundert Vorrath geliefert. Die Spitzbuben mußten früher einbrechen, ehe solche Waffen in jedermans Händen waren, jetzt richten sie nichts aus. —

Das Ordensfest soll diesmal besonders glänzend werden. Den Rittern, die landständische Uniform haben, wird diese besonders anempfohlen. —

Die „Kreuzzeitung" spricht oft von beschworner Verfassung, will aber, daß diese nochmals revidirt werde, als noch zu revolutionair, zu französisch. Sie klagt immer, daß wir den Franzosen nachahmten, das thut aber vor allem die Regierung, die Reaktion, die Polizei, sie leben alle von Nachahmung Louis Philippe's, Louis Bonaparte's, Guizot's, Carlier's. Unsre Regierung folgt seit drei Jahren Schritt für Schritt sklavisch dem französischen Beispiel, sie wagt nichts, worin dieses nicht vorangegangen. —

„Manteuffel nimmt kein gutes Ende, der legt noch einmal Hand an sich selber!" Brandenburg ist freilich ein schlimmes Vorbild!

Prahlerisch hieß es: die Oesterreicher werden das preußische Gebiet nicht betreten! Nun werden sie es doch. Eben so hieß es: die Preußen werden wieder Hamburg besetzen. Und nun zeigt sich, daß es nicht geschieht! — Mit solchen elenden Listen sucht man die Meinung hinzuhalten, irr zu machen! —

„Und Stockhausen! Wie hat der jämmerlich gesprochen! Preußen habe in Hessen alles erreicht, was es gewollt, seine Etappenstraßen! Als ob die je bedroht gewesen wären, als ob es nicht ganz andres gewollt habe! Das wollen Staats-

männer sein? Freche Dummköpfe sind's, die Schande der Nation!" —

Donnerstag, den 9. Januar 1851.

Der Minister von Manteuffel wird arg herumgenommen wegen seiner Enthüllung, Klapka und Ruge seien in Holstein. Die „Urwählerzeitung" spottet über den Preßgesetzentwurf; das Volk wisse schon alles, was es wissen solle, die Presse sei überflüssig. Manteuffel, der erst jetzt mit der Revolution gebrochen zu haben vorgiebt, spricht von einer stillen, gefährlicheren Revolution, als der der Barrikaden, — wo man doch wenigstens persönlich tapfer sei, — von Beamten-Revolution, von Revolution in Schlafrock und Pantoffeln, — dieser Schlafrock und Pantoffeln werden ihm nun gut nachgetragen, sie passen zum Bier bei Schluder. — Camphausen sagte in seiner Rede das gute Wort, das Unrecht habe in dieser Zeit alle Scham verloren.

Im Kreise des Volkes gehen wunderliche Reden, man erzählt sich, die Soldaten sagten laut, der König tauge nichts, ginge es mal wieder los, so wollten sie zum Volke halten ꝛc. Daß Soldaten so gesprochen haben, ist ganz bestimmt wahr.

Abends Besuch vom Fürsten von X. Er war vorgestern in Charlottenburg beim König, und dieser hat mit freudigem Stolze zu ihm gesagt: „Nicht wahr, es ist doch eine schöne Sache, wenn man so ein viermalhunderttausendfünfzigtausend Mann unter Waffen stellen kann, um an ihrer Spitze der ganzen Welt zu imponiren?" Du lieber Gott! Dergleichen kann der geringste Mann, das kleinste Kind sich einbilden oder träumen. Das Rufen ist richtig, aber das Imponiren? Auerstädt und Jena sollten ihm doch einfallen! —

„Die Konstitutionellen. Berlin, bei L. Schneider u. Komp. 1851." Die giftige Flugschrift will beweisen, de. Konstitu-

tionellen Prinzip ſei der Widerſpruch, ihre Praxis die Lüge, ihr Ende der Bankrott. Rohe Reaktion. —

„Vier Wochen auswärtiger Politik. Berlin, bei Veit u. Komp. 1851." Gegen die Miniſter. —

Freitag, den 10. Januar 1851.

Die „Urwählerzeitung" bearbeitet heute vortrefflich Manteuffel's Revolution in Schlafrock und Pantoffeln, dankt ihm, daß er dem Camphauſen gegenüber, der im Mai 1848 die Revolution nicht anerkennen wollte, dieſe anerkannt und ſogar geehrt habe, als Barrikaden-Revolution, bei der man doch die Perſon einſetze, wirft ihm aber vor, daß er die „Urwählerzeitung" nicht fleißiger leſe, in der wäre ſchon vorm Jahr daſſelbe geſagt worden. Auch die „Nationalzeitung" ſehr gut. Wie lange wird man ſie noch gewähren laſſen? —

Beſuch von Weiber. Schändliche Gewerbsentziehung gegen Wirthe ausgeübt! Der konſtitutionell-konſervative Verein, der bisher aller Gunſt genoß und die verbotene Gliederung offen bekennen durfte, wird den Miniſtern nun auch ſchon unangenehm. Sie können nichts dulden, was im geringſten ſelbſtſtändig ſein will, nur Niederträchtiges, Knechtiſches.

Herr von W. nennt die Kammer, deren Mitglied er iſt, den Schweineſtall! —

In Prag Verurtheilung vieler jungen Studenten, zum Tode, zu lebenslänglicher, zu vieljähriger Kerkerhaft, — ſie wollten nicht um Gnade bitten, haben aber dennoch Milderung ihrer Strafſätze erlangt, und keiner iſt hingerichtet worden. —

In Prag iſt Hawliczek mit Andern verhaftet, weil ſie die Befreiung Bakunin's betrieben. —

In Köln der Redakteur der „Kölner Zeitung" freigesprochen. —

General von Legeditsch beim Einzug in Göttingen von den Studenten mit lautem Gesang empfangen: „Schleswig-Holstein meerumschlungen." Sehr ungehalten darüber.

In Paris sieht es unruhig aus; der Präsident Bonaparte streitet mit der Nationalversammlung, er will den General Changarnier los sein. Wenn der Lump durch den andern fällt, dem er gedient, so geschieht ihm nur Recht; wenn der Präsident an seinem Knechte zu Schanden wird, auch gut. — Die Franzosen kämpfen und arbeiten sich schon durch, für sie ist mir nicht bange, aber wir armen Deutschen! wir sind auf jene angewiesen, das müssen wir erkennen und fest im Auge halten! Die Franzosen sind eine Nation, wir sollen's werden, eine politische. —

General Bem soll am 14. December in Aleppo gestorben sein. Die dortigen Ungarn wollen nach England. —

Aus Dresden wird berichtet, daß es mit dem Einverständniß der Fürsten schwach steht, Preußen spielt die kläglichste Rolle dort! So niedrig stand es noch nie! Umgarnt, verwickelt, beschämt, verhöhnt, und doch noch tückisch und frech — gegen das Volk! —

In der Zeitung steht folgendes Eingesandt: „Sonst und Jetzt. In der Gedächtnißrede auf Buttmann sagte Schleiermacher, nachdem er seiner Verdienste gedacht: „Ich sollte nun auch von seinen Fehlern reden, aber die Thräne der Wehmuth hat die Erinnerung daran verwischt."

An Link's Sarge äußerte Herr Büchsel: „Wozu ihn loben, da es mir doch nicht verstattet sein würde, ihn zu tadeln."

Diese Anschauungsweise ist allerdings verschieden, wer wird aber auch Herrn Büchsel mit Schleiermacher vergleichen." —

Der König vertheidigt den Pfaffen, derselbe habe ganz Recht; ein Prediger rede nur eine Stunde, da müsse er sagen was er wolle ꝛc. Welches Maß!

Sonnabend, den 11. Januar 1851.

Wenn Preußen so vollständig mit der Revolution brechen soll, als es verlangt wird, so muß es dahin kommen, daß es Schlesien wieder herausgiebt, die ehmals geistlichen Länder, Köln, Trier, Münster, Magdeburg, Halberstadt, und wieder katholisch wird!

Die Schleswig-Holsteiner tragen noch die deutsche Kokarde, die Preußen auch; der König möchte sie gern abschaffen, aber er schämt sich zu sehr, und der schwarzweiße Jubel darüber, die Schmach los zu sein, wäre ihm, der sie eingeführt, ein Schimpf. Die Oesterreicher, die nach Schleswig-Holstein ziehen, sind größtentheils Ungarn und Italiäner. —

Sendschreiben Mazzini's an Louis Bonaparte, dem er vorhält, was er in Italien verübt hat, was dort jetzt unter französischem Schutz alles geschieht.

Der König kam neulich an seine Schloßwache heran, die in's Gewehr getreten war, Landwehr-Uhlanen, die aber zur Garde gehören, und daher rothe Vorstöße an den Röthen haben sollten. „Warum habt ihr keine Passepoils?" rief der König in heftigem Zorn, weil er glaubte, es sei diese Nachlässigkeit ein Mangel an Ehrerbietung für ihn! Der Offizier antwortete, es seien derartige Röcke nicht vorräthig gewesen, und der Kriegsminister habe einstweilen diese zu tragen befohlen. Da gerieth der König erst recht in Wuth: „Und ich befehle, daß mir keine Wache mehr hier aufzieht, die nicht Passepoils hat! Sie lassen auf der Stelle welche machen, ich befehl' es, ich!" Und Fluch- und Schimpfworte hinterdrein eine ganze Fluth. Die Mannschaft war ganz bestürzt, der

Offizier machte seine Meldung und sprach nach der Ablösung von der Wache mit dem Kriegsminister selbst. Stockhausen eilte zum König, und trug ihm vor, welche Schwierigkeiten entgegenstünden, denen indeß abgeholfen werden solle. Der König mußte nachgeben, und die Soldaten ziehen nach wie vor ohne Passepoils auf die Schloßwache: sie haben die Wuth gesehen, den Befehl gehört, und erkennen, wie des Königs Befehl in manchen Fällen denn doch nichts gilt, und spotten über ihn. —

Herzog Gustav von Mecklenburg-Schwerin starb am 9. Er war Custine's Freund und Regina Frohberg's. —

Der alte Gesandte von Struve in Hamburg, Vater Theresens von Lützow (Bacheracht), starb daselbst ebenfalls am 9. Am 10. hätte er seinen achtzigsten Geburtstag erlebt. —

Simon von Trier ist abwesend zum Tode verurtheilt worden. — Karl von Rotteck in Freiburg zu zwanzig Jahren Zuchthaus. — Welcker's Antrag in Karlsruhe auf milderes Verfahren gegen die Revolutionsbetheiligten, die oft ganz unschuldig dabei gewesen.

Der Appellationsgerichtsrath von Ammon weist den rohen Mißverstand und die plumpen Aeußerungen des Kriegsministers von Stockhausen in der ersten Kammer durch eine ausführliche Erklärung in der „Konstitutionellen Zeitung" nachdrücklich zurück. Es geht wirklich im Militair wie im Zivil, je höher hinauf, desto ungeschliffener und dümmer, ein gemeiner Soldat hat mehr Bildung als solch ein General. —

Sonntag, den 12. Januar 1851.

Die schleswig-holsteinische Sache scheint unerwartet eine leidliche Wendung zu nehmen, falls nicht Verrätherei der Regierungen dabei im Hintergrunde steckt! Die schleswig-

holsteinischen Truppen sollen, heißt es, Rendsburg und Friedrichsort besetzt halten, die Oesterreicher nicht in Holstein einrücken ꝛc. Beseler ist aus der Statthalterschaft ausgetreten. Ist dem Aristokraten Grafen von Reventlow-Farve zu trauen? Ist Oesterreich zu trauen? —

Petitionen gegen die Vorschrift, daß die Familien der einberufenen Landwehrmänner von den Gemeinden erhalten werden müssen, und gegen den Ansatz des Betrags im Allgemeinen, ohne Rücksicht auf die örtlichen Verhältnisse. Es trifft sich, daß diejenigen, welche dazu beitragen sollen, oft weniger haben, als was jene bekommen sollen. Wieder ein Zeichen der Unhaltbarkeit unsrer Militaireinrichtung! —

Die „Urwählerzeitung" vortrefflich über die Durchsichtigkeit der Manteuffel'schen Politik, „im schwachen Maße, etwa wie trübes Glas, wie geöltes Papier, oder wie eine Regenschicht, oder wie Hornblättchen, oder auch wie ein hohler Kürbiß." Und dann zeigt er, was alles durchgeschienen durch all diese Dinge, nämlich das Bodelschwingh'sche Licht, das Camphausen'sche, die Charte Waldeck sogar, dann Radowitz, endlich Schwarzenberg! Er führt Worte von Manteuffel an, deren sich dieser jetzt entsetzlich schämen müßte, wenn er Scham hätte!

Der Schauspieler Trzeciak, wegen Theilnahme am badischen Aufstande hier früher zum Tode verurtheilt, ist nun durch die Geschwornen freigesprochen. Ein Hochverrath gegen den Bundestag, den die preußische Regierung öffentlich als nicht mehr zu Recht bestehend erklärt, schien denn doch für preußische Richter zu unsinnig. Zum Glück war der Regierung auch der Mann zu unbedeutend und gleichgültig, kein persönlicher Haß des Königs gegen ihn wirksam, sonst — wer weiß was geschehen wäre! Man versichert, in dem Könige sei keine Spur von Milde und Gnade mehr sichtbar, er athme nur Strenge, Haß und Rachsucht, es gäbe keinen

Menſchen in ſeiner Umgebung, auf den er nicht eine Pike habe, den er nicht ſeine Mißſtimmung hart fühlen laſſe. —

Von der Vertheidigungsrede des Dr. Hermann Becker am 25. Okt. 1850 zu Köln iſt ſchon die achte Auflage erſchienen! Das iſt ganz unerhört! „Monarchie oder Republik in Deutſchland“ iſt der Titel, und die Republik wird offen als das Heil und die Rettung hingeſtellt. —

Die Minoritätskammern könnten ſich immer noch ein Verdienſt erwerben, wenn ſie das infame Disziplinargeſetz abſchafften, die Polizeimacht in Betreff der ſchändlichen Ausweiſungen beſeitigten, und die Preſſe frei erhielten. Werden ſie eines davon thun?! —

Montag, den 13. Januar 1851.

Beſuch beim Kriegsrath Karl Mückler, der in ſeinem ſiebenundachtzigſten Jahre noch unglaublich friſch und munter iſt; man hat von ihm nie viel gehalten, er galt für zänkiſch und falſch, für gar nicht gutmüthig, aber in ſeinem Alter beweiſt er große Seelenſtärke, der Tod ſchreckt ihn im geringſten nicht, und er erträgt Schmerzen mit größter Standhaftigkeit. —

Die Landesverſammlung und Statthalterſchaft in Schleswig-Holſtein haben ſich der Bundeskommiſſion unterworfen; die Oeſterreicher werden aber doch einrücken. —

Die „Neue Preußiſche Zeitung“ verlangt die Einberufung unſrer alten Provinzialſtände! Warum nicht? Warum aber noch überhaupt Stände? Manteuffel und Hinckeldey ſind beſſer als alle Stände! — Dieſelbe Zeitung ſagt, ich — mit vollem Titel und Namen — liefere der „Urwählerzeitung“ die Schablonen zu ihren täglichen Leitartikeln. So ſei ihr berichtet. Keine Zeile von mir hat je dort geſtanden. Doch laß' ich die Kerle reden, ſie ſind keiner Entgegnung werth.

In Baden ist der Assessor Lindau von Berlin verhaftet worden, und man will wichtige Papiere bei ihm gefunden haben. Gegen Dr. Oppenheim österreichischer Steckbrief, er ist beschuldigt ein Agent des Londoner demokratischen Ausschusses zu sein. —

Die großen Fürsten wollen in Dresden zusammenkommen. Beranger: Vite, un congrès! —

In Paris die Mehrheit der Nationalversammlung gegen die Maßregeln des Präsidenten der Republik, für Changarnier, doch stimmt die Montagne nicht für ihn. Larochejaquelin trägt auf Herstellung des allgemeinen Wahlrechts an; das ist die wichtigste Neuigkeit! —

In den untern Klassen der Handwerker, Arbeiter, kleinen Bürger, rechnet man mit Zuversicht auf neuen Ausbruch der Revolution, und bereitet sich auf ihn vor. Man rechnet, daß in Berlin dreißigtausend Schießgewehre jetzt in Volkshänden sind, im Stillen werden stets neue angefertigt, angekauft, und um billigen Preis abgelassen. Die Leute meinen, wenn ein neuer Sturm komme, müsse gänzlich aufgeräumt, voller Ernst gemacht werden. Gegen die obern Stände herrscht Mißtrauen. — Das Volk hat Listen derer, die seine Feinde sind.

Dienstag, den 14. Januar 1851.

Den Schleswig-Holsteinern ist versprochen worden, es sollten keine Oesterreicher einrücken, wenn das Land ruhig bliebe. Kein Mensch glaubt an das Halten des Versprechens; der Verrath lauert dahinter, und wird schon Vorwände finden. Nöthigenfalls macht man Unruhe. Die Rolle Preußens dabei ist die schändlichste, schamloseste.

Die preußische Regierung kann das Heucheln nicht lassen, sie thut schon wieder, als ob sie in Dresden doch noch an

das deutsche Volk dächte, ihm Verfassung und parlamentarische Vertretung wünsche! Es ist aber eitel Lug und Trug, sie will Unterjochung der Völker, Militairherrschaft, Hofaristokratie, Beamtenmacht, Glaubenszwang; das will sie! —

In Paris große Gährung, doch nicht im Volke.

Unsre Kammern benehmen sich wieder feig und erbärmlich in Betreff des Preßgesetzes; sie wagen nicht ihr Recht zu üben, und das ostroyirte ganz kurz zu verwerfen, sie bitten um Vorlegung desselben. —

In Dresden! Spott und Jammer! Freie Konferenzen, Sophistereien und Quälereien, Umwege in das Geleise des alten Bundestages! Preußen in verdienter Demüthigung. —

Mittwoch, den 15. Januar 1851.

Die „Urwählerzeitung" bringt eine Erklärung des Redakteurs Herrn Bernstein gegen die „Neue Preußische Zeitung", und versichert, daß ich mit jener Zeitung niemals in Verbindung gewesen; unaufgefordert, recht brav! Denn allerdings ist die Angabe, so sehr sie mir, wäre sie wahr, zur Ehre gereichen könnte, von der „Kreuzzeitung" in verläumderischem Sinn gemeint, und soll mir schaden. —

Herrn von Hänlein gesprochen. Herr von Bismarck-Schönhausen hat ihm gesagt, der Minister müsse die Kammern auflösen, sie seien gar zu widerspenstig! Diese gefügigen Lumpenkammern, deren Opposition aus Betrübniß weint, daß sie Opposition ist! Diese Beamtenkammern, diese Schweinställe, wie Herr von * — selbst einer der Schweine — sie zu nennen pflegt! Erst heute hat die Mehrheit der zweiten Kammer abgelehnt, die Vorlegung der Preßsachen vom Ministerium zu erbitten, und dies an seine Schuldigkeit zu erinnern. Herr Simson hat einiges Gute gesagt, von Ideologen, Genies, Doktrinairen und — Ignoranten.

Auch ist der Geh. Regierungsrath Scheerer, ehmals im Vorparlament zu Frankfurt am Main, jetzt feiler Regierungsknecht, gut abgefertigt worden. —

Die „Kreuzzeitung“ bringt die Erklärung Bernstein's, sagt aber, sie wolle warten, was ich selbst nun etwa sagen werde; da kann sie lange warten. —

Man geht ernstlich damit um, für ganz Deutschland neue Zwangsmaßregeln aufzustellen, gegen die Presse, die Universitäten, die Vereine, die Ständeversammlungen; um diesen Preis unterwirft sich die preußische Regierung der Oberleitung der Sachen durch Oesterreich! — Nebenher bereitet man hier die Schleichwege, um aus der Konstitution in das alte Ständethum zurückzukehren; neues Wahlgesetz, nach welchem die Vertreter aus den Provinzvertretern hervorgehen sollen, Umwandlung der ersten Kammer in eine Pairie ꝛc. Es bedarf keines Staatsstreiches, die Mehrheit der Lumpenkammern ist dem Ministerium sicher. — Thut nichts! Wenn das Aufräumen kommt, ist es einerlei, ob man Pairs aufräumt oder Ministerien oder — noch mehr! —

Donnerstag, den 16. Januar 1851.

Am Hofe hier ist man äußerst ungeduldig und beeilt die Abschaffung der Verfassung; aber man will dies nicht selbst ausführen, sondern die Kammern selbst sollen es thun, die deßhalb auf alle Weise bearbeitet werden; wer nicht zu gewinnen ist, noch zu schrecken, den wird man ermüden, überdrüssig machen. Die ganze Reaktion ist in thätigster Bewegung, die „Kreuzzeitung“ öffnet alle ihre Hinterthüren, um dem Eid einen Ausweg, den Sophismen den Eingang zu gewähren. Auf diese Weise wird bei uns das ganze Staatswesen unehrlich und niederträchtig gemacht, und Verrath und Feigheit treten schamlos auf. —

Neue Schrift des alten Bülow-Kummerow. —

Große Anstalten zum Ordensfest. Kindisches Vergnügen am Firlefanz! Als wenn Orden noch was wären! —

Die Minister hier wollen durch Gepränge und Luxus imponiren; die Zeitungen müssen ihre Gastmähler und Assemblees herausstreichen. Auch in Dresden sind die Fressereien und Prunkgesellschaften die Hauptsache. Und der Militair-Aufwand, der alle Gränzen übersteigt! Daneben die Noth des Volkes, die Last der Besteurung, die Verfolgung der Demokraten bis in das Gewerbe hinein! —

Denkmünze auf den Grafen von Brandenburg, von Cornelius angefertigt; ohne alle Erfindung, Staatsruder und Säule, Anarchie am Boden. Jämmerlich. Der Kunstdusel zeigt sich in seiner Armuth. Herr von Olfers hat die Zeichnung dem Könige überreicht, Cornelius selbst durfte es nicht. —

General von Schreckenstein glaubte nach dem in Baden geführten Oberbefehl große Ansprüche zu haben; er ist aber zur Disposition gestellt, d. h. für den Augenblick beseitigt. Die gegen Schleswig-Holstein bestimmten Truppen anzuführen, hat er abgelehnt. —

Freitag, den 17. Januar 1851.

Ich muß wieder einmal alle Kräfte zusammennehmen, um der Außenwelt gehörig Stand zu halten. Es ist unglaublich, was alles auf mich einstürmt, gerade jetzt wieder, aus der Nähe und Ferne! Jeder legt die Hand auf mich, pflückt und zerrt an mir, will Geld, Arbeitshülfe, Auskunft, Verwendung, Rath, meine Gesellschaft, meine Zeit; jeder drängt mir seine kleinen Anliegen auf und möchte sie mir zu Hauptsachen machen. Daß ich selber Noth genug habe, Trost, Erheiterung bedarf, daran denkt niemand, kaum Stim-

mungen will man mir erlauben. Das wächst wie ein Dickicht um einen her und beengt und erdrückt, man muß Axt und Hacke und Scheere nehmen und sich freien Raum schaffen. Es gehört freilich Härte dazu. —

Der Minister von Manteuffel findet es doch sehr beschwerlich, mit aller seiner Ministermacht sich fortwährend unter die Kreuzzeitungsparthei, unter die Gerlachs ꝛc. zu beugen, und versucht hin und wieder, sich unabhängig zu stellen; aber sie bewacht ihn eifersüchtig, und läßt ihn genau merken, ob sie ihn noch hält wie früher oder ihn etwas sinken läßt; so lange sie den Hof hat, ist sie ihm unentbehrlich; die beste Art sie zu tödten wäre, sie in das Ministerium aufzunehmen; wenn sie im Amte wäre, hätte sie den Hof nicht mehr und müßte die praktischen Aufgaben lösen. Sie strebt mit brennendem Eifer zur Ministerschaft, weil sie ehrgeiziger als klug ist. —

„Der König ist ganz verloren in der Ordensspielerei. Dieses Schaugepränge ist sein Element; da giebt es bunte Farben, Alterthümelei, Frömmelei, Eitelkeiten, Gnaden ꝛc."

Man hört im Volke furchtbare Aeußerungen über den vorgeschriebenen Festtag morgen! Die Leute sagen, was gehen uns seine —orden an? Die neue Geldverschwendung, die fällt auf uns! Und noch viel Andres, was ich nicht schreibe. —

In Prescott gelesen, in Rühle von Lilienstern's Bericht eines Augenzeugen ꝛc. — Ueber Dünzer einiges aufgeschrieben. —

Weil er morgen, des Ordensfestes wegen, nicht sein darf, war heute Markttag. —

Sonnabend, den 18. Januar 1851.

Das Ordensfest, mit 101 Kanonenschuß! Auf dem Schloßplatze die berittenen Konstabler sehr brutal. Warum drängt sich das Volk noch zu dergleichen! —

„Vivat Sefeloge!" rief ein Betrunkener auf der Straße, ein Konstabler wollte ihn verhaften, mußte aber die Flucht nehmen, weil das Volk zusammenlief und auf ihn losschlug wie er auf den Betrunkenen. Das Volk lachte nur über den letztern, der auch bald bei Seite geschafft war.

Nachrichten aus Kassel von dortigen Verhaftungen, des Bürgermeisters Henkel ꝛc. Der Spitzbube Hassenpflug aber ist dort Minister! — „Das Unrecht hat alle Scham verloren." — Es ist nun erwiesen, und selbst eingestanden, daß Hassenpflug im vertrauten Verein mit unsern Gerlach's die Aufgabe übernommen hatte, die kurhessische Verfassung abzuschaffen, das heißt fürerst zu brechen. Einen Augenblick war die Parthei hier erschrocken und verläugnete ihn, weil er zu sehr nach Oesterreich hinüber hing, doch bald war er wieder liebes Kind, und sie selbst hing nach Oesterreich hinüber. —

Markus Niebuhr hat sich mausig gemacht, und an Bincke geschrieben, wie so dieser ihn ausgeschlossen habe, als er dessen Vater und Großvater gerühmt, und wie er dessen Reise nach Kassel habe anrüchig machen können? Bincke hat scharf und bitter geantwortet, unter andern daß Manteuffel in der Kammerkommission erklärt habe, von Niebuhr's Reise nach Kassel, ja von dessen Existenz, wisse er nichts. Ein erbärmliches Söhnchen und Männchen, dieser Niebuhr! Aber ein Günstling des Königs. —

In Kopenhagen macht man Schwierigkeiten gegen die Anordnungen des Deutschen Bundes in Schleswig-Holstein; das ist erwünscht für Oesterreich, desto länger läßt es seine Truppen im Norden und hat Vorwände sie zu verstärken.

Dies ist wichtig, so lange die Dresdener Verhandlungen dauern, um die kleinen Fürsten zu bedrohen, die etwa gegen Oesterreich sein wollten. Von einer eigentlichen Festsetzung der Oesterreicher im Norden kann nicht die Rede sein, wir haben das Beispiel an den Preußen im Süden, sie hatten dort die Festung Rastatt, und wie schnell waren sie heraus! —

Vortrefflicher Artikel aus Preußen in der „Konstitutionellen Zeitung" heute Abend, über die Bedeutung des Namens Preußen und die Königskrone. Mit tiefem Ernst und erregtem Gemüth geschrieben, freilich aus beschränktem Standpunkt, der nicht mehr zu halten ist, aber doch einstweilen noch für viele Leute gilt.

In Prescott gelesen, einige Szenen in Sophokles „König Oedipus", im Cicero. — Bemerkungen zu Dünzer. —

Als der Bischof Neander beim Ordensfest das Altargebet anhob, fiel der König auf die Kniee nieder, die Königin auch, der ganze Hof, die ganze Versammlung mußte dem Beispiel folgen. In Preußen bis jetzt nicht dagewesen! Die Sache mißfällt, als eine Neuerung, in der nichts ist als Eitelkeit und Hoffahrt, die mit Demuth prahlen. Dergleichen können wir, in dergleichen sind wir stark. —

Zum 18. Januar 1851.

Der Lärm beim Ordensfest auf dem Schloßplatz, die Rauferei zwischen Konstablern und Volk hat den König in die größte Wuth versetzt. „Was! rief er aus, sie machen mir schon wieder Spektakel? Und die Kanaillen bitten, daß ich hier wohnen soll? Ich will ihnen den Teufel thun! Zusammenhauen muß man das Pack! In Berlin sind viermalhunderttausend Spitzbuben, nur ein paar tausend ordentliche Leute. Ich will die strengste Untersuchung, die Ruhestörer sollen hart bestraft werden, das Pack soll zur Ordnung

gebracht werden.“ So schrie er heftig gegen Hinckeldey los, mit einer Fluth von Schimpfworten, mit der blindesten Wuth. Hinckeldey ist krank davon geworden. Seine Konstabler haben niemanden was gethan, im Gegentheil, sie hätten wüthen sollen! —

(Prinz von Solms war zugegen, und hat es erzählt.)

Sonntag, den 19. Januar 1851.

Vom gestrigen Ordensfest Nachträgliches. Der bunte Plunder, sowohl der Kapelle als der Kleidungen, kam doch vielen Leuten abgeschmackt vor, und mancher ernste Mann schämte sich die Geschichten mitzumachen. Der König selbst war mißvergnügt und ärgerlich, er konnte es nicht ganz verbergen. —

Die jetzige Schamlosigkeit im Unrecht, die Wuth des Gewaltherrschens, der Rache, die Angst zur Vervielfältigung der Sicherheitsmaßregeln, alles das hat nicht herrscherliche Kraft, sondern Furcht und Feigheit hinter sich; dieses sich Stützen auf das bloß Aeußerliche ist pure Schwäche, ist ganz dasselbe, was im März 1848 als maßlose Nachgiebigkeit erschien; gegen die äußere Thatsache, daß man in der Gewalt des Volkes war, hatte man keine Spur von sittlicher Kraft in sich, die pure Feigheit wußte nichts als sich zu unterwerfen, und allenfalls auf Tücken zu sinnen, um wieder zu entschlüpfen. Letzteres ist gelungen, aber die Brandmahle trägt man für immer. —

Heftige Klagen im Volk über die Vezier-Mobilmachung, die zu gar nichts genutzt und so viel gekostet habe, und noch koste, jede Familie leide davon, durch das Fehlen der Eingezogenen, durch das Stocken des Gewerbes, durch den Druck der Abgaben und Steuern; wenn der König mit seinen Truppen prahlen wolle, möge er sie auch auf seine Kosten

unterhalten. So wird gesprochen. Wenn die Kammern vertagt oder aufgelöst werden, wenn die Minister wechseln, das macht dem Volke nichts, besonders wenn diese Kammern, diese Minister in Frage stehen; aber der Ruf zu den Waffen dringt in's Volk ein, erschüttert jede Hütte.

In Breslau hat sich am 15. der Lutherische Diakonus Hilse zu St. Elisabeth erschossen. Er war ein Frömmler, und deßhalb hatte das Konsistorium ihm die Trunksucht schon immer mehr als billig nachgesehen! Ein schönes Aergerniß! —

Narvaez, der Herzog von Valencia, plötzlich aus seiner Macht in Madrid herausgefallen, kommt in Paris an, fast als Geflüchteter! Er schien dort so sicher und fest! —

Montag, den 20. Januar 1851.

Bei dem Unfug am Ordensfeste will die Polizei wieder unschuldig sein, als der angegriffene Theil erscheinen, Hinckeldey sagt's in allen Blättern, und beruft sich darauf, daß gar keine Beschwerde gegen die Polizei bei ihm eingegangen sei! Bei ihm soll man sich beklagen? Als ob das je zu was führte, als zu Verdrießlichkeiten der Kläger! Unbefangene glaubwürdige Zeugen berichten von scheußlichem Benehmen der Konstabler, besonders derer zu Pferde, einige waren sogar betrunken. Natürlich setzte das Volk sich zur Wehre, wollte sich nicht zertreten und schlagen lassen. —

Die „Konstitutionelle Zeitung" sehr gut und stark über das Ordensfest, wie es ein bloßes Hof- und Beamtenfest, ohne alle Theilnahme des Volks. —

Aus Paris meldet man allerlei Schwankungen, in denen aber die Republik nur Gewinn findet, sie befestigt sich im Lande, sie erscheint als das einzig Sichere. —

Die „Kreuzzeitung“ warnt vor Absolutismus, der unfehlbar eintreten werde, wenn unsre Verfassung sich nicht umwandle in eine ständische! Gut, wir wollen es darauf ankommen lassen! Uns ist euer Ständekram, die jetzigen Kammern, Absolutismus, Hinckeldey, Goedsche, Kaiser und Manteuffel, und noch viel Andres dazu — ein und derselbe Quark! — Recht, Gesetzlichkeit, Freiheit und Gleichheit, bringt ihr uns nimmer! —

Goethe's Wort: „Am Ende hängen wir doch ab, Von Kreaturen die wir machten“, und was Eckermann darüber mittheilt, (bei Düntzer II. 123), sehr bedacht! —

Die „Kreuzzeitung“ mahnt, die Regierung solle ihre Beamten scharf mustern, und die nicht streng monarchischen ausstoßen, ohne Rücksicht, ohne Schonung; auch die höchsten sollen gesperrt werden. Einschüchterung der in den Kammern sitzenden Beamten, für die neue Revision der Verfassung! —

Der Major von Bincke (Oltendorf) hat eine scharfe Rede gehalten, und den Ministern vorgeworfen, daß die Gemeindeverfassung nicht ausgeführt würde, und überhaupt den Mißbrauch gerügt, daß wir Gesetze hätten, die ignorirt würden, z. B. das Gendarmerieedikt, das noch unter Hardenberg erlassen wurde, und eine Gemeindeordnung in sich begriff, die aber damals den Junkern mißfiel, und daher als gar nicht existirend behandelt wurde. Nur der Präsident von Wißmann in Frankfurt an der Oder führte einiges davon aus; dafür galt er aber auch als ein Uebelgesinnter. —

Dienstag, den 21. Januar 1851.

Nachrichten aus Holstein. Die Versprechungen der Bundeskommissaire fangen schon an unwahr zu werden; es ist bezeichnend, daß man bei voller Macht und Gewalt immer

mit Hinterliſt und Trug verfährt; die Schwäche der Furcht haftet den Leuten an, und wenn ſie eine Million Soldaten haben! —

Der Soldaten ſelbſt fühlen ſie ſich nie ſicher genug! Jetzt iſt hier davon die Rede, in den Kaſernen Gottesdienſt zu halten, Morgenandachten einzuführen. — Will man Puritaner, Cromwell'ſche Truppen haben? —

Bittſchriften, die deutſche Kokarde vom Helm abnehmen zu dürfen. Man will ſie, ſolche Bittſchriften, und will ſie auch wieder nicht! Sogar für das was man am eifrigſten wünſcht, will man keine ſtarke Volksſtimme. —

Abends Beſuch von Wether; Nachrichten aus der Stadt; Mißſtimmung der Bürger, der Handwerker; kleinere Kluds und Geſellſchaften; der Eifer wird auf ſolche Weiſe warm erhalten, und es wird keine Bloße gegeben, weil alles im engſten Kreiſe bleibt. —

Der verhaftet hier eingebrachte Aſſeſſor Lindau iſt kein Demokrat, ſondern in die Wedeke'ſchen Geſchichten, in die des Prinzen Karl verflochten. —

Ueber das Knieen des Königs ſagte jemand aus dem Volke: „Wenn er nur immer auf den Knieen läge, wenn er nur nie wieder aufſtünde!" Ein Anderer ſagte: „Der will uns wohl Alle katholiſch machen?"

Die Demüthigung Preußens unter Oeſterreich wirkt tief ein, ſchwächt das Königliche Anſehn ungeheuer. — In Kolatſchek's deutſcher Monatsſchrift ſteht ein merkwürdiger Aufſatz über Oeſterreichs Zukunft, von H. Deinhardt. Unter dem Titel: „Die ungariſche und deutſche Revolution" ebendaſelbſt eine praktiſche Revolutionslehre von Wilhelm Schulz. Eine von Dr. Joh. Jacoby mitgetheilte Inſtruktion Hardenberg's an die Oberpräſidenten wegen Handhabung der Zenſur vom 8. Januar 1820 iſt eine Verläugnung des Freiſinns, der in Hardenberg urſprünglich war, er hat das Machwerk

Schell's oder eines ähnlichen Schreibers blindlings unterschrieben, er stand unter dem Zwange der Reaktion.

Mittwoch, den 22. Januar 1851.

Die „Urwählerzeitung" heute vortrefflich: „Was dahinter steckt?" Nämlich hinter der Warnung der „Kreuzzeitung", daß Absolutismus eintreten könnte. Die Antwort ist, nach Bezwingung der Konstitutionellen die der Konservativen, eine Königliche Botschaft wegen Abänderung der Verfassung, die Kammern sollen fügsam in alles willigen, damit sie sich retten, sollen sie sich aufgeben.

Der König ist in der That höchst ungeduldig und treibt immerfort die Minister an, den Schlag zu wagen. Dabei ist man doch nicht ohne Furcht, sehr mit Absicht ist Berlin jetzt ungewöhnlich stark von Truppen besetzt. Wie schwach und einsichtslos! In Berlin regt sich für diese Verfassung und diese Kammern keine Hand. —

Durch die geschickten Züge Oesterreichs ist Preußen jetzt in Dresden so gestellt, daß es nur ein Unglück für dasselbe ist, wenn es nicht eiligst in den alten Bundestag hineinläuft. Der von ihm geläugnete, abgewehrte, ist jetzt noch seine beste Zuflucht. Bei allen andern Vorschlägen sinkt es nur tiefer an Macht und Ansehen. Aus den Widersprüchen ist kein Ausweg, als der der Demüthigung. Eine Umkehr zur Volkssache ist nicht einmal mehr möglich, Rußland und Oesterreich würden sie nicht leiden, und ihre Macht unsern Reaktionairs geben. Aber es denkt auch niemand hier an Umkehr! —

Auch Potsdam ist mit ziemlich starker Einquartirung belastet, und soll es lange bleiben, so wie Berlin. Die Staatsretter werden Staatsverderber! Sie wollen diese Hauptstädte herunter bringen, sie freuen sich des Drucks, den sie den Bürgern auflegen, jemehr von diesen zu Grunde gehen, desto

beſſer. Die Bosheit iſt obenauf; zu Neronen, Caligula's fehlt dieſen Cäſaren nur die Kraft, der Muth; die Schlechtigkeit haben ſie vollauf.

Herr von Radowitz iſt aus England zurück, und gleich heute in Charlottenburg beim König. Ob er nicht ausgewieſen werden wird? Herr von Manteuffel möcht' es gewiß gern thun! Schade, ſein Freund Kaiſer, der Konſtablerwachtmeiſter, iſt grade jetzt nicht recht brauchbar, iſt in Unterſuchung wegen Ueberſchreitung der Amtsgewalt, natürlich nicht gegen arme Bürger, die waren ihm preisgegeben, aber er wagte den Behörden zu trotzen! —

In Paris ein Sieg der Republik gegen das Miniſterium und gegen den Präſidenten Bonaparte! Alle Partheien erkennen die Republik an. Thiers hielt eine glänzende Rede, bleibt aber ein Lump! — Unſre Leute hier ſind ſchon ganz unruhig, vor Paris fürchten ſie ſich entſetzlich. —

„Was wollen Sie denn ſchließlich? welche Staatsform, welche Einrichtungen? was iſt Ihr Programm?“ Ich habe kein andres, als welches durch den Zuſtand vorgeſchrieben iſt, in welchem wir uns befinden: wir ſind im Krieg, da gilt es zu kämpfen und zu ſiegen, alſo vor allen Dingen den Feind zu ſchlagen, iſt dies geſchehen — dann wird ſich das Weitere finden, und wäre auch ſonſt kein Gewinn, als daß wir den Feind geſchlagen hätten, wir müßten nicht minder trachten ihn zu ſchlagen. In der Schlacht fragt man nicht, was kommen ſoll, außer ihr ſiegreicher Ausgang. Wir haben aber gute Ausſichten, denn der Feind arbeitet für uns mit. —

Donnerstag, den 23. Januar 1851.

Beſuch von Herrn Dr. Hermann Franck; er bringt mir eine Druckſchrift von Herrn Savile Morton über ſeinen Zweikampf mit Forbes Campbell, worin der letztere feig und

hinterlistig erscheint, die Zeugnisse von Milnes, Thackeray, Venables, Spring Rice ꝛc. dagegen für Morton auf das vortheilhafteste sich aussprechen. Mancherlei lebhaftes und anstehendes Gespräch, das die Politik nur berührt. —

Nachrichten aus Dresden. Preußen wird immer mehr von Oesterreich eingefangen. Vorschlag zu einer von beiden gleichmäßig zu führenden Zentralgewalt, die besonders auch auf Frankreich zu achten und daher eine starke Truppenmacht zur Verfügung haben soll, also fürerst eine österreichische Truppenstärke am Rhein auf Bundeskosten! — Baden protestirt entschieden gegen die neue Stimmeneintheilung. Beide Hessen auch. Zurück, zurück zum alten Bundestag! Sie können nichts neues gründen: der Eigennutz, die Selbstsucht, die Ohnmacht!

Was hilft ein Heer von einer halben Million Soldaten? Wenn sie nicht fechten, sind sie durch ihre Zahl gar nichts. Zum Entlassenwerden, zum Zurückgehen, sind es viel zu viele! — Die Demobilisirung geht fort. —

Wahnsinnige Lehren der „Kreuzzeitung" über Juden, die in ihrem Amte von Gottes Gnaden sind, als Menschen sündig — „wir haben es erfahren", sagt sie, „daß sie auch im Amte nicht unfehlbar sind, aber dann sind sie eine Strafe Gottes." Mit Gott kann alles gerechtfertigt werden, auch die Revolution, die Republik ꝛc. — In dergleichen Lehrversuchen zeigt diese Parthei ihre völlige Geistesarmuth, ihre Verständnißlosigkeit: klug und einsichtig ist sie nur in Wahrnehmung des eignen Vortheils, das heißt des augenblicklichen, denn ob er dauern könne, das wird die Zukunft zeigen. —

Die „Kreuzzeitung" macht es Herrn von Radowitz zur Pflicht, baldigst zu seiner kranken Frau nach Erfurt zu gehen. Plump und roh! — Es heißt er werde eine Sendung nach Spanien bekommen. Für solche unnütze und kostbare Possen hat man immer Geld genug. —

Freitag, den 24. Januar 1851.

Frau Johanna Kinkel iſt mit ihren Kindern von Köln abgereiſt, unter Hurrah und Böllerſchüſſen und tauſend Segenswünſchen. Die Regierung iſt außer ſich, daß dergleichen noch geſchieht, daß man ſie nicht beſſer fürchtet! Der Mann Kinkel iſt ihnen wie ein Zauberſpruch, bei dem ſie ohnmächtig werden; der König beſonders haßt ihn.

In Manteuffel's Aſſembleen war noch kein Prinz, keine Prinzeſſin. Sie ſchimpfen arg auf ihn. Dagegen gratulirte ihm Wilhelm Henſel zum Orden! was Manteuffel ziemlich ſchlecht aufnahm, es iſt ja nicht der ſchwarze! —

Beſuch von Herrn von Häntein. Der Hamburger Bürgermeiſter hat ſich unter der Hand an ihn gewandt mit der Bitte, dem Miniſter von Manteuffel vorzuſtellen, daß Hamburg keine Oeſterreicher wünſche. Manteuffel hat geantwortet, er wolle ſehen was ſich thun laſſe! (Nichts!) Aber dabei läßt er den Senat wiſſen, die dortige Polizei ſei ganz erbärmlich, die ſolle man ändern! —

Oberſt von Griesheim — noch hier — ſchimpft entſetzlich auf den König, in allen Richtungen, beſonders aber auch auf das Knieen beim Ordensfeſt, macht ihn lächerlich ꝛc. So ein Mitglied des herrlichen Kriegsheeres darf ſich was erlauben. —

Verkehr der Prinzeſſin von Preußen mit dem Grafen von Schwerin, Verabredungen, Billette, alles im konſtitutionellen Sinn, und ohne daß der König etwas davon weiß.

Einquartirung; Herr Referendar und Lieutenant Heinſius auf acht Tage. Mittelzimmer eingeräumt.

Sonnabend, den 25. Januar 1851.

Scharfer Artikel in der „Konſtitutionellen Zeitung" gegen Manteuffel, ganz perſönlich angreifend. —

In Dresden verläßt man schon die Verfassungsarbeit, und sucht nur eine provisorische ausübende Macht zu gründen. Oesterreich hat uns weit überflügelt, Preußen ist in einer bedrängten ärmlichen Lage! Um den Schein zu retten, als wären wir was, bleiben wir fortwährend gerüstet, und verschwenden für diesen Schein ein ungeheures Geld, das uns in Wirklichkeit später fehlen wird. Doch dem König ist das einerlei, das Volk muß den Bedarf schaffen, gut oder übel, er sieht das Volk wie einen Feind an, dessen Noth ihm Freude macht, so hört man vielfältig sagen, und niemand raunt ihm in's Ohr, daß er den Grund seiner Macht, seiner Hoffahrt zertrümmern hilft! —

Die „Kreuzzeitung" wird toll in ihrer theologischen Politik! Sie greift jetzt versteckterweise die Königsmacht an, ihr Werkzeug die Beamtenschaft, sie will Junkerthum, Aristokratie, und dieser zu Diensten einen gehorsamen verblendeten König. Sie stellt unsinnige Widersprüche auf.

Die Konstitutionellen haben gestern den Jahrestag Friedrichs des Großen gefeiert, und einige gute Reden kamen vor; aber sie verläugnen noch jetzt die Volkssache, die Revolution, und so haben sie keine Kraft; denn, die sie haben könnten, hat die Reaktion schon stärker an sich genommen. —

Sonntag, den 26. Januar 1851.

Die „Urwählerzeitung" zieht mit furchtbaren Schlägen gegen die „Kreuzzeitung" los, die in der That eben so verrückt als matt wird; Bernstein folgt ihr diesmal auf das biblische Feld und zeigt seine Ueberlegenheit, er macht sie zu Schanden und lächerlich; wegen Bibelstellen solle sie sich bei ihm Raths erholen. —

Die „Kreuzzeitung" greift auch wieder die Minister mit drohenden Gebärden an, wegen des Grundsteuergesetz-Entwurfs ꝛc.

Herrn Dr. Zunz bei Ludmilla gesprochen.

Abends Besuch vom Fürsten von K. Spott über das Knieen beim Ordensfest; einige Herren in K.'s Nähe schimpften laut darüber, einige Alte hatten Mühe auf die Kniee zu fallen. Ueber die christliche Frömmelei, die gar nicht christlich sei; Rahel habe Recht, es müsse eine neue Religion kommen, die heutige sei in ihren Mißbräuchen untergegangen, sei gar nicht mehr aus ihnen herauszubringen. Ueber den König, er werde der offenbaren Macht immer nachgeben, das sei sein Karakter, er schmeichle sich jede Niederlage weg, sei bei äußerem Vergnügtscheinen innerlich stets unbefriedigt; selten habe ein König so schlecht beim Volke gestanden und bei seinem Hofe zugleich.

Louis Bonaparte hat neue Minister ernannt, und erklärt, daß er nur der Stimme des Volkes gemäß handeln werde. In den hiesigen obern Kreisen freut man sich, daß er sich hält, daß er sich befestigt. Man sagt, er habe gesiegt in diesem Kampfe. Sie loben ihren Freund und Diener, das ist sein Verdammungsurtheil! Er soll ihnen nur trauen, das wird ihm genug Strafe sein! —

Montag, den 27. Januar 1851.

Nicht nur im Militair, sondern in der Verwaltung, in der Rechtspflege, in den bürgerlichen und Handwerksbehörden, will man die unbedingteste Servilität, und erlangt sie, durch fortgesetzte Anwendung aller Gewalts- und Verführungsmittel; die Geistlichkeit, die Gelehrten bringen die Unterwürfigkeit schon entgegen. Alles Rechtsgefühl wird erstickt, alle Ehrfurcht vor dem Gesetz vernichtet, Eigensucht und Heuchelei werden gepflegt. Die unsittliche Regierung entsittlicht nach und nach das Volk; sie giebt das Beispiel der Unredlichkeit, des Wortbruchs, des Verrathes und jeder Art

von Spitzbüberei, ihre Anhänger müssen Spitzbuben werden, alle braven Leute ihre Widersacher. Was soll daraus entstehen?! —

Gelderpressungen der einquartierten Soldaten. Merkwürdiges Beispiel, das dem Obersten von L. begegnet ist; Gardesoldaten, die bei ihm eingelegt sind, verlangen jeder 15 Sgr. täglich, dafür wollen sie sich selbst versorgen; er schickt zum Hauptmann, der aber zuckt die Achseln, er könne nichts machen, und räth freundschaftlich, den Leuten das Geld zu geben! Noch andre Weiterungen folgen daraus. Ungehorsam und Widersetzlichkeit nehmen zu. Ein Offizier, zu den gegen Holstein rückenden Truppen gehörig, unterwegs von seinen Leuten erschossen, der Thäter nicht zu ermitteln, man spricht von Decimirung der Leute. Die Einquartierung drückt den Bürger, aber die blinde Regierung schadet dem Militair noch mehr damit, und verdirbt das einzige Werkzeug, auf das sie sich bisher verließ! Die Potsdamer beklagten sich über die schwere Last beim Kriegsminister von Stockhausen, der ihnen antwortet, die Sache könne nicht geändert werden, übrigens hätten die Potsdamer keine Schonung verdient! Die Preußen werden im eignen Lande spöttisch Strafbaiern genannt, wie die Baiern in Kurhessen. —

Nachmittags ausgegangen. Ueber die Linden, durch das Brandenburger Thor, über den Exerzirplatz, den Niederbaum, Schiffbauerdamm, Friedrichsstraße ꝛc. Zwei Knaben in den Zirkus von Dejean geschickt. —

Radowitz war drei Tage beim Könige; seine Erzählung von den Ansichten der Komtain Victoria, des Prinzen Albert und der englischen Minister, soll beim König Eindruck gemacht haben, sie warnen vor Hingebung an Oesterreich und vor Gewalt gegen die Konstitution. Wird nichts helfen! —

Die „Neue Preußische Zeitung" fängt schon gegen Dänemark Feindseligkeiten an, die alten Rechte der Herzogthümer

müßten geschützt, die Provinzialstände hergestellt, in Kopenhagen die Konstitution abgeschafft werden, letztere sei dem alten Königsgesetz entgegen. —

Die Reaktion schreit über Kopfzahl-Vertretung, über Stimmenmehrheit, und alle solche Zahlgewichte; jetzt in Dresden weiß sie doch nichts Anderes vorzuschlagen, die Stimmen am Bundestage sollen nach der Seelenzahl jedes Staates bestimmt werden, Stimmenmehrheit soll entscheiden, wo sonst Stimmeneinhelligkeit erforderlich war ꝛc.

Dienstag, den 28. Januar 1851.

Geschrieben, aber mit Unlust; die öffentlichen Angelegenheiten lassen sich nicht mehr mit Verstand und Gleichmuth behandeln, sondern nur mit Leidenschaft, mit Empörung, mit Ekel. Dreinschlagen möchte man in die verruchte Wirthschaft. Es ist merkwürdig, wie Unredlichkeit, Lüge und Tücke jetzt in allen Regierungen Europa's herrschen, es kann keine einzelne ehrlich bleiben, ein paar mächtige schlechte machen alle schlecht, es ist als hätte der Schinder sie alle berührt, und es kann lange dauern, ehe wieder die Fahne über sie geschwenkt wird. Es zieht in Wahrheit alles zur Republik, und die Fürsten sind die Chaussee-Arbeiter, sie machen ihr den Weg. Fünfzig Jahre weiter, — eine kurze Spanne! —

Die Revolution von 1848 war nicht groß genug, nicht allgemein genug, sie ließ ganze Länder unergriffen, Rußland und England, dann auch die Niederlande, Spanien, Schweden, selbst Griechenland fehlte. Doch war sie der furchtbarste Ansatz und Vorbote einer allgemeinen, und die wird kommen. Sie wird weiter gehen, als man denkt! Die Leute sagten auch, die Februarbewegung in Frankreich sei nur zufällig so weit gegangen, ihre Absicht sei es gar nicht gewesen, ein Ministerwechsel würde sie befriedigt haben; o ja, ein Mini-

sterwechsel zu rechter Zeit, aber hat man ihn erst erzwingen müssen, dann bleibt es nicht bei ihm stehen, dann geben die Menschen gleich bis an die Gränze ihrer Denkart. Auf den Anlaß kommt wenig an: der kann sein, daß ein Soldat einmal weißes Brot fordert anstatt des schwarzen. Auf den Funken kommt es nur insofern an, daß er wirklich zündet; woher er stammt und wer ihn wirft ist einerlei, die Hauptsache ist der Vorrath, in den er fällt, wie groß und wie gehäuft der sei. Nun, seit 1848 sind die Magazine artig gefüllt worden, und die Fürsten häufen mit Eifer immer mehr Zündstoff an. —

»The Leader« aus London, Kolatschek's deutsche „Monatsschrift", erstes Januarheft, Aufsatz über Rußland.

Geheimrath Mätzke, vom Ministerium des Innern, ist seiner Amtsverrichtungen enthoben, weil er in der ersten Kammer als Abgeordneter eine andre Ansicht als die der Minister vorbrachte.

„Mich, sagte ein Geheimrath neulich, hat die Regierung schon wo sie mich haben will: ich habe mich vom Staat zurückgezogen, ich lebe in Preußen, als wär' es in der Türkei, ich schlage mich durch so gut ich kann, ob es den Türken gut geht, ob die Einrichtungen schlecht oder zweckmäßig sind, ob der Sultan ermordet wird, der Mufti abgesetzt, was geht das alles mich an? Mit Patriotismus soll mir keiner kommen! Anhänglichkeit an das Königliche Haus? Nun ja, das kostet nichts, als höchstens einmal einige Lichter, dazu kann man sich bekennen." —

Die Rundschau der „Neuen Preußischen Zeitung" spricht von Metternich's feiger und schimpflicher Flucht im März 1848 und nennt die Wiener Ereignisse gering gegen die Berliner. Wie falsch und dumm! Und sind die Gerlach's nicht auch geflohen im März? Der Präsident von Magdeburg in Todesängsten hieher? Der General in Zivilkleidern

heimlich aus seiner Wohnung? Die Kreuzzeitungshelden, die Kammerherren, die Adjutanten, die Günstlinge, wo waren sie? Und der Prinz von Preußen!! und Königsmarck! —

Mittwoch, den 29. Januar 1851.

Geschrieben. Kurhessische Zustände, die schärfste, die grausamste Lehre, die dem deutschen Volke gegeben werden kann! Der Kurfürst ein Bösewicht, ein Scheusal, und die andern Fürsten — stehen ihm bei! Der Großherzog von Oldenburg macht eine Ausnahme, der verhehlt seinen Unwillen nicht, und hat ihn auch in einem Privatschreiben an den König ausgesprochen; ganz umsonst! „Der beneidet den Kurfürsten um seinen Hassenpflug!" sagte man neulich. Manteuffel hat sich schlecht empfohlen dadurch, daß er sagte, ein Hassenpflug werde er nie werden. (Ist auch nicht nöthig, er ist längst einer, in Schlafrock und Pantoffeln.)

In Dresden sind die größten Gewaltgelüste thätig; Oesterreich und Preußen möchten Deutschland unterjochen, die Fürsten wie die Völker, möchten die mittlern Staaten zur Abhängigkeit zwingen, die kleinen ganz einziehen. Aber sie können sich über die Beute nicht vereinigen, jeder mißgönnt dem andern sein Theil. Auch sind die russischen und englischen Verwandtschaften ein Hinderniß. Ränke genug sind im Gange, Anschläge der verschiedensten Art. Einstweilen genießt Oesterreich seinen Triumph, Preußen gedemüthigt zu haben, und stößt uns immer tiefer hinab. Auf redliche Zwecke gedeihlicher Wohlfahrt ist es nicht abgesehen, an die Rechte, Bedürfnisse des Volkes wird nicht gedacht. Spitzbuben berathen sich, wie sie die Welt, und sinnen, wie sie einander betrügen können. Das sind die Dresdener Konferenzen.

Die „Kreuzzeitung" setzt in der Rundschau die Gottesprablereien fort, sie spricht vom lebendigen Gott, als ob er

ihr gehörte. Dieſe theologiſchen frömmelnden Anmaßungen, die nur eine kleine fanatiſche Sekte verſtellen, keine große Glaubensgemeinſchaft hinter ſich haben, werden albern und langweilig. Roher Götzendienſt, verſchrobene Köpfe, heilloſer Dünkel. —

Bei Manteuffel waren diesmal (geſtern) Prinzen und Prinzeſſinnen; der König hat es befehlen müſſen! Was wollen die denn auch? Was haben die für Gründe nicht mit Manteuffel Ein Herz und Eine Seele zu ſein? —

Der neue Preßgeſetzentwurf der Miniſter iſt das ſcheuslichſte, infamſte Machwerk; das ſchamloſeſte Vergeſſen aller gegebenen Verſprechen, ein Brandmal für ſeine Urheber. Ich frage nur, warum ſo ſpät? ſie hätten längſt die Preſſe knebeln ſollen! Die „Konſtitutionelle Zeitung“ ſpricht gut darüber. —

Die naſſauiſchen Soldaten haben auf Befehl, aber ungern, die deutſche Kokarde abgelegt; ich wußte nicht, daß ſie ſie noch hatten! —

Die Oeſterreicher rücken, trotz der Ablehnung des Großherzogs von Mecklenburg-Schwerin, in deſſen Land. —

Donnerstag, den 30. Januar 1851.

Geſchrieben. Beſuch von Weiber; Brief des Fürſten von Wallerſtein an ihn, mit Grüßen für mich; Aufſätze des Fürſten im „Nürnberger Kourier“, 1850, 12. Nov. ff. „Von der Donau“; ſie ſprechen Wahrheiten aus, die immer bekannter, immer allgemeiner werden; das wird ſchon Folgen haben! —

Rendsburg ſoll ſchon von Oeſterreichern und Preußen gemeinſchaftlich beſetzt ſein. Oeſterreich ſchleppt die Preußen richtig in ihre Schande hinein! Die noch ſehr ſchwierigen Verhandlungen mit Dänemark ſoll Preußen führen, Oeſterreich

wird indeß die Ausführungen leiten. Alle der Statthalterschaft gegebenen Versprechen sind schon gebrochen und vernichtet. Wieder ein großes Beispiel der Untreue der Fürsten und Regierungen. —

Während Kurhessen und Schleswig-Holstein auf das nichtswürdigste geopfert sind, das Volk zertreten und geschunden wird, Berlin unter der Last der Einquartierung und Gewerbsverluste erliegt, schmaust und tanzt und lacht man in den höhern Kreisen, als wäre alles auf's beste!

Koppe's knechtischer und dummer Antrag in der ersten Kammer, dem Grafen von Brandenburg ein Denkmal zu setzen, findet doch großen Widerspruch. Indeß wird die Albernheit dennoch wohl durchgesetzt. Als Inschrift könnten die Worte des Prinzen von Preußen dienen: „Du bist eine feige Memme, bist kein preußischer General mehr!"

Freitag, den 31. Januar 1851.

Selbst eine alte Polizeiseele wie Geh. Rath Mathis untersteht sich als Abgeordneter nicht in allen Dingen mit den Ministern gleicher Meinung zu sein! Freilich, wer noch weiter rechts geht, als sie, der ist gesichert, der hat ihren stillen Beifall! —

Die Verwicklung mit Dänemark ist noch gar nicht gelöst, und Preußen übernimmt darin alles Gehässige und Nachtheilige! Oesterreich bricht alle den Herzogthümern gemachten Zusagen, und gestattet den Dänen die Mitbesetzung von Rendsburg. Hier bildet man sich noch viel darauf ein, daß man die Hand mit im Spiele, das heißt hier mit im Schmutz hat! —

Blutige Schlägerei der österreichischen und preußischen Pioniere beim Bau der Brücke über die Elbe. Die Preußen

fragten, ob die Oesterreicher deutsch könnten? wenn nicht, dürften sie nicht herüber. —

In Lippstadt hat ein Husar seinen Rittmeister überfallen und schwer durch einen Schuß verwundet, darauf sich selbst erschossen.

Im vorigen Jahre sind in Berlin für anderthalb Millionen Thaler Hypotheken beim Verkauf von Grundstücken ausgefallen. Die Stadteinnahme ist für dieses Jahr um beinahe viermalhunderttausend Thaler gegen die Ausgabe zurück. —

Der Kriegsminister fordert von den Kammern außer den schon früher bewilligten 15 Millionen Thalern noch achtzehn Millionen. Die Kammern werden nichts dagegen haben. —

In Neiße ist ein Hauptmann in der Kaserne von seinen betrunkenen Soldaten geprügelt worden: fünf der Thäter sind zum Tode verurtheilt, das Urtheil aber ist noch nicht vollzogen. —

Den Roman von Max Ring angefangen, das Buch ist anziehend und zeigt entschiedenes Talent. —

Sonnabend, den 1. Februar 1851.

Unsre Einquartierung verläßt uns. Herr Lieutenant Heinsius hat sich diese acht Tage fortwährend überaus fein und rücksichtsvoll bezeigt, er kam spät nach Hause, aber man hörte ihn kaum; zuletzt hat er noch die Leute beschenkt. —

Der Kultusminister von Raumer wandelt ganz in den Fußstapfen Eichhorn's. Alle Ordensvorschläge seines Vorgängers Ladenberg hat er ausfallen lassen, er wollte vorher selbst die frommen Gesinnungen der Leute prüfen. — Jetzt hat er den Prof. Rees von Esenbeck in Breslau suspendirt. —

Ewige Schande dem hiesigen Geheimen Ober-Tribunal, das in seiner eignen Sache gegen Kirchmann ꝛc. das ungerechteste Urtheil gesprochen hat! Um sein eignes, gesetzwidriges,

übereiltes Verfahren zu rechtfertigen, verurtheilt es das gesetzmäßige, richtige der Andern, doch nur wegen „fahrlässiger Renitenz", ein Unsinn mehr! Schande den Mühler, Goetze, und wie sie alle heißen! Die preußische Justiz liegt im Koth. —

Heute Mittag kam bei Kroll Feuer aus, und das ganze große Gebäude brannte bis auf die Mauern ab. Alle Menschen strömten in den Thiergarten. Auch das Mississippi-Gemählde von Gassidy ist verbrannt. Die Spritzen blieben lange aus. —

Sonntag, den 2. Februar 1851.

Geschrieben, über die Verwandlung unsrer Kammern in Landstände mittelst einer Königlichen Botschaft, der die Kammern sich unfehlbar fügen werden. Die Kammern taugen nichts, die Landstände werden ein jämmerliches Flickwerk! Denn es ist nicht wahr, daß nur das Alte herzustellen ist, man setzt ein Ganzes voraus, das nie dagewesen ist, und dessen Einzelstoffe nicht mehr zu brauchen sind. Der Versuch wird indeß gemacht werden. Kaiser Julianus Apostata, abtrünnig von Vernunft und Licht! und vom eignen Wort! —

Herr Dr. Zunz bringt mir Autographen von Lazarus Bendavid, und zur Ansicht eine ungedruckte Schrift desselben, das Leben von Joachim Jungius. Den ganzen Tag war ich mit dieser anziehenden Arbeit beschäftigt. Sie kann sich mit dem Buche von Guhrauer nicht messen, der ganz andre Hülfsmittel hatte, als Bendavid, und einen weit günstigern Standpunkt einnimmt. Aber Schade ist es, daß sie nicht früher gedruckt worden ist, sie wäre für Guhrauer's Arbeit eine vortreffliche Vorläuferin gewesen. Auch jetzt noch dürfte sie Theilnahme finden, denn Guhrauer's Buch ist nur für solche, die es studieren, Bendavid's Schilderung aber würde alle die Leser haben, die jenes nicht hat. —

Mit den freien Konferenzen in Dresden geht es schlecht. Sie bringen nichts zu Stande. Mit dem Antrag Oesterreichs, ganz in den Bund einzutreten, wird Preußen dahin gebracht, Ost- und Westpreußen wieder ausscheiden zu lassen. Der König muß alles zurücktun! Seine Reaktion und Staatsretterei bringt ihm nicht weniger bittre Kelche, als die Revolution ihm brachte. Jeder Tag bringt ihm neue Demüthigung. Man sagt, er äußre Schadenfreude über den Druck, der auf Berlin liegt, aber Berlin giebt's ihm reichlich wieder, und freut sich der Schmach, die ihn trifft. Der König vergißt, daß es sein Volk, das Volk, daß es sein König ist, der leidet. —

Die Prinzessin von Preußen ist obgleich unwohl nach Weimar abgereist. Sie sagt, sie könne es hier nicht aushalten unter all der Erbärmlichkeit, mit der sie leben müsse. Der Prinz von Preußen ist niedergeschlagen und verdrießlich, er sieht Preußen sinken, und weiß es nicht zu hindern. Das Preußen seines Bruders ist nicht das alte, und ein neues will nicht entstehen. Er weiß nicht aus noch ein. —

Montag, den 3. Februar 1851.

Geschrieben: Abschiedsruf an Schleswig-Holstein, dessen Statthalterschaft nun abgetreten ist, der neuen Regierung das Heft übergeben hat; meine Sache war die schleswig-holsteinische nie, aber die Treulosigkeit, mit der sie von Preußen anfangs mißbraucht und dann verrathen worden, empört mich im Innersten.

Besuch von Hrn. Dr. Max Ring. Ein kluger, gewandter Mann, der mich im besten Sinn bisweilen an Koreff erinnert. In Gleiwitz war er während des Hunger-Typhus; er lobt die dortigen Einwohner sehr, die sogenannten Wasser-Polacken,

ſie ſeien ein gutmüthiger und auch begabter Menſchenſchlag, nur völlig unterdrückt und gränzenlos elend. —

Beſuch von Herrn von Hänlein; er war zugegen, als der König durch den Grafen von Zieten zuerſt Nachricht von dem damaligen Hunger-Typhus in Oberſchleſien erhielt, kein Miniſter hatte ihm etwas davon geſagt, man war ja fröhlich in Berlin, guter Dinge und in Fülle von allem! —

Fernere Durchſicht des Manuſkripts von Lazarus Bendavid über Joachim Jungius, und Vergleichung mit dem Buche von Gubrauer. Das reiche Leben der Wiſſenſchaft, das in letzterem ausgebreitet liegt, erweckt mir eine wehmüthige Freude, ſo viel Gutes und Tüchtiges, das im Andenken verloſchen iſt, nur in ſolchen Büchern, die ſelber nur eine Art Grabſtein ſind, fortlebt! —

Gegen Nees von Eſenbeck wird auch Disziplinar-Unterſuchung angeſtellt; er iſt ſechsundſiebzig Jahr alt! —

Der Stadtverordnete, der gegen Malmène's Anſtalt geſprochen hatte, und von dieſem wegen Verläumdung angeklagt war, iſt freigeſprochen worden. Malmène iſt Manteuffel's guter Freund. —

Dienstag, den 4. Februar 1851.

Der König wollte ſchon nach Berlin ziehen, aber die Königin wußte es noch zu hindern, ſie hat einen unüberwindlichen Widerwillen gegen die „lieben Berliner", denen ſie in der Königlichen Proklamation (Nacht vom 18. zum 19. März 1848) als in Thränen Bittende war vorgeführt worden. —

Die fliegenden Buchhändler dürfen wieder auftreten, aber nur mit pietiſtiſchen Blättern, im Dienſte der innern Miſſion, und jeder Knabe muß polizeiliche Erlaubniß haben! —

Wenn ich die Wirthschaft sehe, in der wir leben, frag' ich mich doch bisweilen, ob ich den Rest meiner Tage nicht lieber anderswo verleben sollte? Aber ich glaube, ich würde den Wechsel nicht lange ertragen. Mein ganzes Herz hängt an Berlin; schon um Rahels willen! Hier hat mein bewegtes Leben doch eigentlich Wurzel geschlagen. Die Prüfung indessen ist hart. —

Die Kammerdebatten über das Minister-Verantwortlichkeitsgesetz sind so langweilig als nutzlos; der Graf von Arnim-Boytzenburg erscheint als ein alberner, treuloser Gesell, die Reden von Simson und Beckerath sind Schläge in's Wasser, am elendesten benehmen sich die jammervollen Minister, die ihre Lüge und ihre Arglist offen zur Schau tragen wie ihre völlige Talentlosigkeit. —

Der Kriegsminister hat bekanntlich erklärt, die deutschen Kokarden an den Helmen könnten nicht erneuert werden wegen Mangels dazu ausgesetzter Gelder. Jetzt kommt eine Rechnung vor, die eine Mehrausgabe von 1½ Millionen Thaler und darunter 600 Thaler für deutsche Kokarden in Anschlag bringt. —

„Dem König thut der Kroll'sche Brand sehr leid, er sah die Anstalt als seine Schöpfung an. Seinetwegen hätten lieber hundert Bürgerhäuser in Berlin aufbrennen können, da hätte er doch Gottes Strafgericht zu preisen gehabt." Auf dem Exerzirplatz gesprochen von stattlichen Bürgern. Man sieht, von beiden Seiten hat man keine sonderliche Zuneigung für einander. Dieser Riß kann nur größer werden. —

Die „Kreuzzeitung" wird ungemein matt, um sich zu stärken, mißbraucht sie alle Tage den Namen Gottes mehr und mehr. Goedsche hat sich von ihr abgewendet, die Gerlach's können ihn nicht ersetzen, und Piersig und Ohm fehlen auch. Man sagt, sie belohne ihre obern Spitzbuben zu gut,

ihre untern zu schlecht, und in letztern bestünde doch ihre beste Kraft. —

In Hegel gelesen, in Hobbes. — Deutsche Blätter. — Hobbes ein trauriger, enger Kopf! Daß auch ein solcher zum Philosophiren eingerichtet sein kann, zeigen uns auch heutige Beispiele genug. —

Mittwoch, den 5. Februar 1851.

Einige Bemerkungen über die preußische Kriegsgeschichte niedergeschrieben; nur zwei Kriege hat sie, die volle Geltung haben, den siebenjährigen Krieg und den Befreiungskrieg, in jenem schaarte sich das Volk zu seinem König, in diesem ging der König mit seinem Volke. —

Spontini am 24. Januar im Kirchenstaat gestorben. —

Die „Kreuzzeitung" liefert einen unverständigen, plumpen Artikel über Höpfner's Krieg von 1806, ein elendes Machwerk vom elenden Huber. Die „Konstitutionelle Zeitung" spricht bei Gelegenheit von Müffling's Tod über altpreußische Thatkraft, und preist Müffling's Verdienste, die doch mit denen von Yorck und Gneisenau nicht auf gleiche Linie zu stellen sind. —

Die Schrift gegen den Kriegsminister, die mit an seiner Krankheit schuld ist, wird Herrn von Griesheim zugeschrieben. Dazu stimmt, daß grade heute der Zuschauer der „Kreuzzeitung" den „Herrn Griesheim" angreift, und ihm eine frühere Empfehlung des nachher beim Zeughaussturm übel mitspielenden Techow zum General der Bürgerwehr vorwirft. So ist's Recht! Schlagt euch untereinander! —

Stockhausen hat auch mit seinem Vorgänger einen wüthenden Wortwechsel gehabt. Verdruß und Verdruß. —

„Otto Theodor Freiherr von Manteuffel. Ein preußisches Lebensbild von George Hesekiel. Berlin, 1851. 8." Eine ekelhafte Lobhudelei, im Leichenpredigtstil.

„Zehn Jahre aus der Geſchichte der Ahnherren des Preußiſchen Königshauſes. Von Adolph Friedrich Riedel. Berlin, 1851." 8. Der Geh. Archivrath Riedel, konſtitutionell und ſervil, will wegurkunden und wegerklären, daß die Hohenzollern die Mark Brandenburg durch Geld erlangt haben! Wenn die Hohenzollern einmal nicht mehr regieren, wird man die Mühe ſparen, die Geſchichte ihretwegen zu verdrehen und zu verſtümmeln. —

Heute Roben-Kour und Konzert am Hofe. Damit ſoll nun fortgefahren werden. „Der König denkt's mit Pomp durchzuſetzen, das wird ihm aber nicht gelingen."

Donnerstag, den 6. Februar 1851.

„Möchte gern in deutſcher Sprache Paradieſesworte ſtammeln" ſagt Goethe. Wie gut verſtehe ich dieſe Worte! Der Menſch will das Alte, Liebgewordene nicht gern aufgeben, ſelbſt im beſſern Zuſtande noch die Gebilde des früheren bewahren. So geht es mir mit Preußen. Ich möchte mir dieſen Staat, ſo lieb und werth aus früherer Zeit, der ſo viel geleiſtet und gebildet, wo möglich hinübergerettet ſehen in die künftigen Zuſtände, ich möchte ſein Daſein, ſein Andenken wenigſtens, nicht im Widerſpruche denken mit dem Beſſern, dem er weichen ſoll! Iſt dazu Hoffnung? bisweilen ſchimmert mir einige, oft aber nicht!

Merkwürdig, wie die Kabinette ſogar in der Sache von Schleswig-Holſtein zu keinem Ende kommen. Nur mit der Volksſache werden ſie ſchnell fertig; aber zum Ordnen und Einrichten erweiſen ſie ſich ganz unfähig. — Wenn ihnen in Dänemark erſt ein wahrer König entgegenſtünde! —

Zu der Roben-Kour — dieſer albernen Abgeſchmacktheit — ſind von den Kammer-Abgeordneten nur diejenigen eingeladen worden, die ohnedin hoffähig ſind. Bravo! Zeigt,

wie ihr es meint! — Der König hat seine Freude an der neuen Pagen-Kleidung, die bunt und geschmacklos genug ist.

Alle Bosheit und Falschheit, alle Nichtswürdigkeit unsrer heutigen Regierung ist in dem Preßgesetz-Entwurf versammelt, den sie die Frechheit gehabt, den Kammern vorzulegen. Da kann man sie erkennen, wie sie ist. —

In Wien will man eine Verschwörung entdeckt haben, die einen neuen Ausbruch beabsichtigt, und zum Theil sich auf das Militair gestützt haben soll. Wenn dies wahr ist, so möge man sich's zur Warnung dienen lassen! Ein neuer Ausbruch ist jetzt, ohne Frankreich, gewiß eine Thorheit, aber die Menschen sind einmal thöricht, und manche Thorheit gelingt. Uebrigens soll in Baden, Würtemberg, Baiern und in beiden Hessen viel vorgearbeitet sein, und in den untern Klassen eine starke Verbindung wirken. Die Demokraten sind thätig. —

Der König soll dem Erzherzog — wie heißt er doch? — von Oesterreich, der eben hier ist, auf der Parade so schmeichelhafte Sachen gesagt haben, ihm so demüthige Aeußerungen gemacht haben, daß die Adjutanten und Generale, die es mit anhörten, sich beschämt fühlten. Die Parade war heute, unter den Linden, und nur wenig Volk dabei; die Leute grüßten den König nicht, einige lachten und schimpften, und die herrlichen Konstabler nahmen Verhaftungen vor. Ohne Majestätsbeleidigung geht's nicht ab! Ein schöner Zustand! —

Freitag, den 7. Februar 1851.

Man sagt, der König habe schon daran gedacht, sein Ministerium zu wechseln, aber er finde keine Leute, die ihm lieb seien; er haßt alle die Staatsmänner, mit denen er schon zu thun gehabt, mit Ausnahme von Radowitz und Bunsen, die er aber auch fallen läßt bei erster Gelegenheit.

Reaktionair ſoll das Miniſterium ſein, exreaktionair, wie er ſelbſt, aber ohne andre Farbe, als die der perſönlichen Ergebenheit, die findet er in der Kreuzzeitungsparthei am wenigſten, die Herren von Gerlach, Goedſche, Bismarck-Schönhauſen, Wagener, Kleiſt-Retzow ꝛc. haben ſich ſtarker Angriffe auf den König ſchuldig gemacht, und er weiß es, denn ſelbſt Manteuffel und Hinckeldey, die früher ihrer jetzigen Freunde nicht ſicher waren, haben ihn davon in Kenntniß geſetzt. Ein liberales, aufrichtig konſtitutionelles Miniſterium will der König nicht, leidet Rußland nicht. Alſo behalten wir Manteuffel, — in Gottesnamen! — Merkwürdig iſt es, daß ſeit drei Jahren kein Menſch mehr den König lobt, Gutes von ihm ſagt, Vertrauen zu ihm zeigt; — ich weiß ſeit dem Herbſt 1848 kein Beiſpiel, kein einziges! — Aber der Tadel!? — „wüſtenſandmalmeeresſand" ſagt Ariſtophanes, unzählige Beiſpiele, von Alt und Jung, Mann und Weib, Vornehm und Gering! Es iſt zum Erbarmen.

Die Regierungszeitungen ſpielen immerfort darauf an, die Verfaſſung müſſe umgeändert, das Gemeindegeſetz nicht ausgeführt werden, ſie regen Petitionen an, und rufen den Schein eines Volkswillens um ſo leichter hervor, als dieſem wirklich an ſolchen verſtümmelten, abgeſchwächten, hinterliſtigen und verworrenen Einrichtungen nichts gelegen iſt. Die Regierung arbeitet ſich immer tiefer in die Lüge hinein, und wird am Ende in ihr ſitzen bleiben. —

Sonnabend, den 8. Februar 1851.

Daß die Reaktion keine Gränze kennt, iſt ſehr natürlich, der vormärzliche Staat war unſern Ultra's ja nicht weniger ein Gräuel, als der nachmärzliche; ſie erklärten jenen auch ſchon für einen revolutionairen; jetzt müſſen ſie alles Beamtenthum unfrei machen, bis es ihnen blindlings dient;

der Jesuitenstaat in Paraguay ist ihr Ideal; ohne Pabst, ohne katholische Kirche, ohne Jesuiten, — wird das gehen? Denn jesuitisch sind sie wohl, unsre Gerlach's, Goedsche's, Huber's, Bismarck's, Kaiser ꝛc., aber Jesuiten nicht, so wenig wie Affen Menschen.

Nach und nach geben den Menschen die Augen auf, nach und nach! Das ist eine große, langwierige Arbeit, ich selber wußte früher nicht, was alles dazu gehört; die Demokraten vermochten es nicht zu bewirken, sie waren zu schwach, die Fürsten und ihre Helfer mußten mit allen ihren ungeheuern Kräften dahin arbeiten. Das thun sie denn auch, man störe sie nicht! Diese Arbeit verstehen sie selbst am besten. —

Die armen Konstitutionellen mühen sich jämmerlich ab und spielen die traurigste Rolle. Von den Ministern werden sie mit Hohn behandelt, mit Schweigen abgefertigt, oder mit kurzen schnöden Worten. Jemehr jene sich auf die Verfassung berufen, desto mehr wird diese von den Ministern mißachtet, getadelt, der Nichtausführung, der Veränderung das Wort geredet. Die Worte der Konstitutionellen sind zwar scharf genug, auch gegen Manteuffel persönlich, allein zum Handeln haben sie keinen Muth, sie fürchten einen Staatsstreich, dessen Zweck sie lieber durch Nachgiebigkeit erfüllen. Aber diese Leute waren früher mit diesen Ministern verbunden gegen die Volks- und Freiheitssache, trieben mit ihnen Staatsverretterei und halfen die Demokraten verfolgen, jetzt entbehren sie dieser Stütze, die ihnen so nöthig wäre; auch die Verfassung, um die sie sich jetzt ängstigen, haben sie zu dieser Schwäche revidirt. Ihnen ist nicht zu helfen, sie müssen in ihrem selbstgeschaffenen Elend zu Grunde gehen, oder Demokraten werden. —

Frechheit des Kultusministers von Raumer in der Kammer, bezüglich der protestantischen Kirche, der Artikel der Verfassung, der von deren künftiger Einrichtung spricht,

brauche nicht ausgeführt zu werden. — Auch der Juſtizminiſter Simons und der Miniſter des Innern Weſtphalen ſind ſo unverſchämt als ſie gering und unbedeutend ſind. —

Sonntag, den 9. Februar 1851.

Abends Einquartierung, vier Gemeine, gute muntre junge Burſchen, die ſich gern behelfen und dankbar ſind für den guten Willen. Verpflegt werden ſie beſtens. —

Vom Könige wird erzählt, daß er Poſſen und Schwänke mache, von nicht eben feiner Art, daß zwar die Höflinge lachen, aber die meiſten davon verletzt ſind, und daß die Lakaien ihr Mißfallen äußern. Mit jener krampfhaften Luſtigkeit geht ein eben ſo krampfhaftes Auffahren und Schimpfen Hand in Hand. Er ſoll das öſterreichiſche Weſen des Erzherzogs poſſenhaft nachahmen — nach den Warſchauer, Olmützer und Dresdener Niederlagen hat das keine Art. —

Montag, den 10. Februar 1851.

Beſuch von Weiber. — Beſuch von Hänlein; er bekennt mir, daß er aus einigen Brocken, die ich vor einiger Zeit fallen ließ, eine politiſche Denkſchrift verfaßt und an den Miniſter von Manteuffel geſandt hat, der ihm ſeitdem Hoffnung zu einer Wiederanſtellung macht. Er beſpricht die Poſten und die Diplomaten ganz aus dem Standpunkt eines Lakaien, der ſeinem Herrn für Lohn, Koſt und Livrée dient. Früher fand er es richtig, daß die Kammern die Gehalte der Geſandten mindern und manche Poſten einziehen wollen, jetzt fürchtet er, es könne der Poſten getroffen werden, der ihm beſtimmt wäre! Man kann ſich nichts Erbärmlicheres denken. Und er iſt nicht Herr von Hänlein, er iſt Herr von A bis Z, es ſind Alle ſo. —

Der Prinz von Preußen und Prinz Albrecht sind noch wider Manteuffel, der Prinz Karl aber stimmt ihm zu. Zwiespalt überall. Im Tadel des Königs sind alle seine Brüder einig.

Die Dänen sind in Friedrichsort und in das Rendsburger Kronenwerk einmarschirt. Rendsburg hat jetzt Preußen, Oesterreicher und Dänen zur Besatzung. —

In Wien ist ein Verein „zur Wiedererlangung der Volksrechte" von der Polizei entdeckt worden, viele Personen sind verhaftet ꝛc. Die Regierungen wuchern mit solchem Schatz! —

Hier in Berlin weigern sich ganze Bezirke, die vom Magistrat ausgeschriebene Einquartirungssteuer zu bezahlen, man will es auf Exekution ankommen lassen. —

Man behauptet, die von der Polizei aufgehobene Arbeiter-Verbrüderung bestehe noch kräftig fort, und habe ihre Verzweigung durch ganz Deutschland. Ueberhaupt seien hier jetzt geheime Vereine sehr zahlreich, und so eingerichtet, daß die Polizei weder Versammlungen noch Papiere finden könne. Ob das alles wahr ist? Die Reaktion liebt solche Schreckbilder und erfindet sie! — Mehr als alle Vereine wirkt die allgemeine Stimme, und die ist freilich revolutionairer als je; niemand hat mehr Vertrauen zur Regierung; alles ist locker und los. —

Dienstag, den 11. Februar 1851.

Die Zeitungen besprechen die schamlosen Aeußerungen des Kultusministers von Raumer in der Kammer über die Selbstständigkeit der protestantischen Kirche, d. h. über ihre gänzliche Abhängigkeit. Es kommt nichts dabei heraus, als daß sich sonnenklar ergiebt, wie gleißnerisch, treulos und nichtswürdig die Regierung ist, unter der wir leben. —

Die „Kreuzzeitung" denunzirt, daß selbst Abgeordnete, die der König bei seiner Thronbesteigung in den Adelstand

erboden hat, gegen die Minister stimmen. (Von Sybel, von Simpson, von Kries, Mitglieder der ersten Kammer.) Was folgt daraus? Daß es übel stehen muß, wenn sogar dergleichen Leute nicht mehr mit diesen Ministern gehen können! Und wer fällt vom König ab, stimmt gegen ihn und seine Regierung? Die Kreuzzeitungsleute!

Meine Einquartirten klagen bitterlich, daß man sie heute gezwungen, einen Beitrag zu Brandenburg's Denkmal (!!) zu bewilligen. Sie hätten sich anfangs geweigert, sie konnten auch von ihren täglichen fünf Dreiern nichts missen, aber es hätte nichts geholfen, sie wären gezwungen worden der Mann einen Dreier zu geben. Sie haben übrigens nur das Verlangen bald entlassen zu werden, und gehen mit Verachtung und Haß in ihre Heimath zurück. — Ich selbst habe sie nicht so reden hören, sie würden nicht das Vertrauen gehabt haben. Andre Soldaten waren auch zum Besuch da.

Man behauptet, der nördliche Theil von Rendsburg soll den Dänen von den Oesterreichern ohne Zustimmung der Preußen eingeräumt worden sein. Eine Grobheit weiter nichts! gefehlt würde die Zustimmung nicht haben.

Die Krankenkasse der Gesellen gedeiht unter deren Selbstverwaltung vortrefflich; unter dem Magistrat leistete sie wenig und hatte große Ausfälle, jetzt leistet sie viel und hat starke Ueberschüsse. Der nichtswürdige Magistrat wendet alle Kniffe und Ränke an, um die Verwaltung wiederzubekommen. So ein Magistrat hat gar keine Scham. —

Man forscht mit einer Art von Wuth nach dem Verfasser der Schrift gegen den Kriegsminister. Der Verdacht gegen Griesheim ist weitverbreitet.

Riedel hat sein Buch dem Könige zugeschickt, dieser es nicht angenommen, sondern zurücksenden lassen. Ganz recht! Jener glaubte mit seiner Geschichtszurechtmachung — daß die Hollenzollern die Mark nicht durch Geld erlangt hätten, zu

ſchmeicheln, und muß erfahren, daß man ihn zurückweiſt; dieſer muß den Inhalt der Schmeichelei, der ihm doch köſtlich iſt, von ſich weiſen. Riedel's Oppoſition in der Kammer, wie gering immer, iſt für einen Hofſchmeichler doch zuviel!

Mittwoch, den 12. Februar 1851.

Vortrefflich ruft die „Urwählerzeitung" zurück, was heute vor dem Jahr geſchah, wo der Kriegsminiſter von Stretha den Kammern fünfzehn Millionen abforderte, was da geſagt und verheißen wurde ꝛc. Vortrefflich! —

Die mecklenburgiſchen Junker (Rothſtacks) ſind außer ſich, daß ſie öſterreichiſche Einquartirung haben und verpflegen müſſen. Aber ihre Klagen helfen nichts. Die Militairgewalt kennt nicht Feind noch Freund im Zuſtande, zu dem jene Junker denn ſchon einmal gehören. Die Oeſterreicher dehnen ſich nach Belieben aus, und laſſen die Preußen in Holſtein nur wie aus Gnaden mit zu; die Truppen betragen ſich aber gut. —

In der geſtrigen Aſſemblee bei Manteuffel erſchien der König, auch der Prinz von Preußen mußte ſich dort zeigen, zum erſtenmal.

Bucke's Antrag auf Unterſuchung der Lage des Landes iſt ſchon gefallen, auch Arnim-Strick's Antrag wegen Schleswig-Holſtein. Dieſe Minoritätskammern, dieſe traurigen Abgeordneten, ſie wiſſen es ſelbſt, daß ſie verachtet ſind, und nicht das Volk hinter ſich haben! —

Sogar die „Neue Preußiſche Zeitung" tadelt, daß das Kronwerk von Rendsburg von Dänen beſetzt worden, ſtatt von Bundestruppen. Die „Nationalzeitung" ſtellt die Thatſachen zuſammen, wie die Bundeskommiſſaire erſt verſprochen hatten, Holſtein ſolle, da es ſich unterwerfe, mit dem Einrücken der Bundestruppen verſchont werden, wie lauter falſche

Versprechungen gemacht worden, die sich insgesammt als treulose Täuschungen erweisen. Wie konnte man anders erwarten? Sehen wir denn seit dem November 1848 irgend eine ehrliche Handlung irgend einer Regierung? —

Den Spott und Hohn, den die Regierung mit den Kammern treibt, übertrifft nur der, den die Kammern mit sich selber treiben. Die Mehrheit dieser Minoritätskammern ist die Erbärmlichkeit selbst, der Verrath gegen die eigne Stellung. Was so ein Lump wie Stahl, so ein Bösewicht wie Gerlach, sich zu sagen erfrechen! Die Minister, dasselbe Gelichter, schweigen dazu, und die Linke — o was für eine Linke! —

Die Soldaten unterhalten sich mit Lust von der That ihrer Kameraden, die ihren Offizier erschossen haben, und besprechen eifrig jeden Verweis, jede Strafe, die einer von ihnen bekommen, indem sie genau prüfen, ob nicht Unrecht geschehen sei. Für ein Gähnen in Reih und Glied vierundzwanzigstündige Haft erschien ihnen zu hart, und sie meinten ihre Rache dafür zu nehmen bei Gelegenheit.

Donnerstag, den 13. Februar 1851.

Geschrieben. Die Regierung behandelt das Volk wie die Kinder, immer neue Versprechungen, die sich nie erfüllen, und das Volk — wie die Kinder — glaubt immer wieder. Nicht aber das ganze Volk, nur ein Theil; eine große Zahl glaubt nichts mehr, erkennt in der Regierung den Feind, und haßt sie als solchen. Wie weit hofft man mit dem fortgesetzten Lug und Trug zu kommen? — Und wunderbar! In all diesen Jammerzuständen, in dieser Gewaltherrschaft, Wortbrüchigkeit, Bosheit, lebt doch noch immer die Freiheitsbewegung von 1848 mit, und kein Demokrat wünscht, wir möchten noch in den vormärzlichen Zuständen leben! —

Der Oberst von Griesheim erklärt die Angabe, er sei Verfasser der Schrift gegen den Kriegsminister, für eine Lüge.

Die geforderte Geldbewilligung für den Präsidenten Louis Napoleon ist von der Nationalversammlung verworfen worden. Der arme Mann soll mit anderthalb Millionen auskommen!

Für uns hier ist wieder ein neues Wahlgesetz in Arbeit, ein ständisch-gegliedertes. — Die „Neue Preußische Zeitung" bezeichnet unsre Verfassungsurkunde als ein nichtsnutziges Gemisch von Undeutlichkeiten, Widersprüchen ꝛc.

Die erste Kammer hat den Preßgesetz-Entwurf durch ihre Kommission nicht nur gebilligt, sondern sogar verschärft! Wir werden sehen, daß auch die zweite Kammer, wo es gilt muthig ihr Recht durch die That geltend zu machen, feig und fügsam sein wird. Die Konstitutionellen kämpfen zwar gegen die Minister, aber nicht für das Volk, im Gegentheil, das Volk preiszugeben, ist ihnen Parade vor den Ministern. — Uns kann es nur recht sein, wenn dieses Pack von den Ministern getreten wird. —

Oesterreich strebt nicht nur nach der Oberstelle in Deutschland, die es bisher hatte, sondern nach einer höheren, nach dem Kaiserthum Deutschlands. Oesterreich bedarf des Ansehns der deutschen Kaiserwürde, um seine vielfachen Länder zusammenzuhalten, die stets drohen auseinanderzufallen; selbst Italien wird sich einer in Deutschland wohlgegründeten Macht eher fügen, als einer bloß österreichischen. Preußen muß dann freilich immer weiter in's Enge zusammengedrängt werden. —

Freitag, den 14. Februar 1851.

Geschrieben. Die Noth des Vaterlandes, die Unterdrückung des Volks; Aussichten und Hoffnungen. —

„Zwei unſrer Einquartirungsſoldaten ſind entlaſſen und nehmen Abſchied von mir. Gute, noch unerfahrne Leute! —

Die zweite Kammer bewilligt Einkommen- und Klaſſenſteuer. Bismarck-Schönhauſen ſagt ihr dabei in's Geſicht, ſie vertrete nichts. Der Präſident weiſt ihn zur Ordnung, die Verfaſſung ſagt, die Abgeordneten ſeien Vertreter des ganzen Volks. Ja, wenn ſie das wären! Nach ihrem Benehmen ſind ſie die Vertreter der Furcht, der Lüge, der Selbſtſucht. An dieſen Kammern kann uns nichts liegen. —

Viele unſrer Polizeibeamten zeigen eine auffallende Nachſicht bei demokratiſchen Sachen; es iſt, als ob ſie nicht recht trauten und einen Umſchlag fürchteten, für welchen Fall ſie ſich Freunde ſichern möchten. Das hat die Regierung davon! Wenn nur die Gewalt gilt, ſo darf die Klugheit auch eine künftige berückſichtigen. —

Ein demokratiſcher Muſikmeiſter Meyer wird von der Manteuffel-Hinckeldey'ſchen Polizei auf die ſchändlichſte Art verfolgt und gequält. Eine Bürgergeſellſchaft wollte Konzert und Ball haben, die Polizei gab die Erlaubniß, nahm dieſe aber gleich zurück, als ſie hörte, Meyer würde die Muſik leiten. Man mußte andre Muſiker nehmen! Eine geringe Sache, aber bezeichnend für die Niederträchtigkeit dieſer Willkürherrſchaft! —

„Komorn im Jahre 1849. Von Szillanyi, ehemaligem Chef des Generalſtabs Klapka's. Leipzig, 1851."

Man weiß jetzt, daß Rußland geboten hat, den Dänen das Kronwerk von Rendsburg zu übergeben, ſo wie auch Friedrichsort; Oeſterreich und Preußen haben nur gehorſam das Befohlene gethan; Kaiſer Franz Joſeph und König Friedrich Wilhelm der Vierte. —

Sonnabend, den 15. Februar 1851.

Geſchrieben, das gewöhnliche Tagewerk, man darf nicht müde werden, das tauſendmal Geſagte muß noch tauſendmal geſagt werden; erſt die Wiederholung giebt ihm die nöthige Kraft. —

Altersbetrachtungen. Bis in die ſpäteſten Jahre, ſo weit ich ſie ſchon kenne, ſchleppt man ein Stück Kindheit, ein Stück Unbefangenheit und Unwiſſenheit mit, das eigentlich den Reiz des Lebens macht. So lange man noch unſchuldige Fragen ſtellt, ſich verwundert, ſich überraſchen läßt, iſt es doch nicht aus. Wenn auch die äußre Thätigkeit ſtockt, die innre kann dabei freudig fortdauern, und thut ſie das, ſo findet ſich auch immer wieder ein Punkt, wo ſie äußre wird und ergiebige. Voltaire und Goethe, zwei hohe Muſter! —

Abends Beſuch von Herrn von Weiher; Mittheilungen aus alter und neuer Zeit, aus dem Jahre 1848, und aus dem frühern Beamtenweſen; wie ſehr der Staatsdienſt für gewiſſe Beamte zur Bereicherungsanſtalt wurde, große Vermögen, die aus ihm herſtammen, manchmal auch nicht Vermögen, ſondern nur Verſchwendung, wie beim Finanzminiſter Grafen von Bülow, Stägemann, Jordan ꝛc. —

Die „Kreuzzeitung“ erklärt ſich ganz entſchieden heute gegen den Preßgeſetzentwurf, und mit ganz guten Gründen, die aber in dem Munde dieſer lügneriſchen und verätheriſchen Parthei nur geheuchelt ſein können; es iſt ihr bange, daß die Schlinge auch ihr um den Hals gelegt werde.

Dieſelbe Zeitung ſagt, aus Dresden ſei nicht viel mitzutheilen, noch zu verheimlichen, es ſei eben noch nicht viel zum Abſchluß gekommen. — Preußen wird ſich immer mehr beugen müſſen, immer mehr ſinken. —

Manteuffel hat in der Kammer wieder eine ſeiner ungewaſchenen Reden gehalten, gegen Arnim-Strick, über die ſchleswig-holſteiniſche Sache; ein ſophiſtiſcher Querſchwätzer,

ohne alles Talent. Aber die Kammer duckt unter, wenn ein Miniſter ſpricht, ſelbſt die gegen ſie gerichteten Beleidigungen nimmt ſie mit Entzücken auf. —

Der Prinz von Preußen hat zu Hänlein geſagt, er habe früher Manteuffel für einen tüchtigen Mann gehalten, er möchte auch manches gut verſtehen, aber zum Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten tauge er nicht, da führe er uns nur in's Unglück; das Fach müſſe man gelernt haben, darin müſſe man Erfahrung haben u. ſ. w. Er ſehe einer trüben Zukunft entgegen. Er könne es hier nicht aushalten, er müſſe fort, auch wolle man ihn hier nicht, er gehe mit zerknirſchtem Herzen. —

Die Zeitungen der Regierung haben Befehl, der Audienz die der Prinz von Preußen einigen zwanzig bis dreißig Abgeordneten ertheilt hat alle Bedeutung abzuſprechen, ſo wie ſeinen Aeußerungen. — Der König hat ſich ſchwer geärgert. —

Sonntag, den 16. Februar 1851.

Der Prinz von Preußen iſt nach Weimar abgereiſt; vorher hat er noch einer Anzahl von Junkern, die Mitglieder der Kammern ſind und ihn zu ſprechen verlangt haben, einige gute Lehren gegeben, ſie ſollten das Gemeindegeſetz anders einrichten, das neue Wahlgeſetz für die zweite Kammer ſtändiſch anordnen, die Preſſe gut zügeln; obgleich dies nun alles reaktionair, und — eine ſeltne Ausnahme — ganz übereinſtimmend mit des Königs Meinung iſt, ſo kann doch dieſer ſich nicht zufrieden geben, daß ſein Bruder ſich ſo viel herausnimmt, und ſo ſpricht, als wenn er zum wenigſten Mitregent wäre. —

Nachmittags nahm der letzte von den vier Einquartierungs-Soldaten von mir Abſchied. Auch dieſer ein Rhein-

länder; gute, dankbare Leute, in ihrer Art ſogar gebildet zu nennen. —

Dummfreche Antwort des Kultusminiſters von Raumer: „Die höhern Stände ſind im Beſitz aller Bildungsmittel, die untern ſollen ſie gar nicht haben, das Volk darf nicht weiter unterrichtet werden, als es zu ſeiner Arbeit paßt.“ —

Man erzählt, Manteuffel habe wieder eine große Verſchwörung entdeckt — Häzel'ſche fünf Handgranaten! — Mazzini und Ledru-Rollin mit hieſigen Arbeitern in Verbindung! Dergleichen ſcheint ihm nothwendig um den König in Schrecken zu halten, um die Kammern einzuſchüchtern, die Macht der Reaktion durch Furcht anzufeuern, die Volksmänner zu ängſtigen, und in dieſer Stimmung dann hofft er die neuen Gewalt- und Rückſchritte ruhig durchzubringen. „Ach, laſſen wir das dumme Zeug, wir brauchen's nicht mehr!“ ſagte ihm ein Kreuzzeitungsmann. — „Wohl brauchen wir's noch, war die Antwort, daß verſteh' ich beſſer. Wir müſſen das Volk bei ſeiner Dummheit faſſen.“ —

Manteuffel hat ſich mit ſeinem Gleichniß von der Ziege neuen Ruhm erworben. Der „Kladderadatſch“ wird den Strahlenſchein dazu geben! —

Montag, den 17. Februar 1851.

Nach wirren Träumen unluſtig aufgeſtanden. Geſchrieben, weil ich's nicht laſſen konnte! Doch vermocht' ich nicht ganz ſo zu ſchreiben wie ich wollte, es fiel dunkler aus. Ich komme mir bisweilen vor, wie die Jünger Jeſu, die ſeine Wiederkehr ganz nahe glaubten, ſie noch zu ſehen hofften, bis ſie in unbeſtimmte Ferne, dann an das Ende aller Tage hinausgeſchoben werden mußte. Aber das Dageweſenſein bleibt der wahre Beſitz, den kann nichts mehr rauben. Ich habe ſie

geathmet, die Freiheitsluft, ſechs Monate lang! Für das kurze Leben ein langes Glück! — Und daß das Einmal Geſchehene immer fortdauert in ſeiner Wirkung, fühl' ich auch. Wir ſind auch jetzt, in Schmach und Druck, doch freier und höher, als vorher, wo Schmach und Druck uns weniger fühlbar waren. — Das Jahr 1848 hat darin Aehnlichkeit mit dem Jahr 1806, daß in beiden eine Maskerade aufhörte, an der wir uns ergötzten, die uns aber doch keine wahre Befriedigung gewährte. Viel Elend und Häßlichkeit war glänzend verlarvt, manches Gute und Schöne ging häßlich vermummt einher. Das Tageslicht ſelbſt war ausgeſchloſſen, der Lampenſchimmer mußte die Täuſchung erleichtern. — Ich habe mich wieder munter und muthig geſchrieben. —

Es iſt nun an den Tag gekommen, daß Preußen die Beſetzung des Kronwerks von Rendsburg durch die Dänen abgelehnt hatte, der Graf von Sponeck reiſte aber nochmals nach Wien und erwirkte die Beſetzung, ſie erfolgte ohne daß Preußen weiter darum gefragt wurde! —

Herr von Arnim (Strick) ſagte in der Kammer, der Rückzug der Preußen im Jahr 1848 aus Jütland ſei nicht auf Rußlands Geheiß erfolgt. Es iſt aber doch wahr. Ich weiß nicht, hinter welches diplomatiſche Blendwerk er ſich bei dieſer Verneinung ſteckt, um ſie mit einer Art von Schein behaupten zu können. Vielleicht weiß er's auch nur nicht. —

In Aegypten dämmert eine neue politiſche Verwicklung. Die Pforte will den Paſcha herabdrücken, England unterſtützt ihn. —

Daß man gegen die Schweiz und Sardinien drohend vorgehen will, wird immer klarer; ſo auch gegen Frankreich, doch gegen letzteres nur, wenn der alberne Louis Napoleon ſich nicht mehr hält, oder ungehorſam wird. —

Erſt jetzt, nachdem zehn Auflagen erſchienen und Abdrücke oder Auszüge in Zeitungen erfolgt ſind, verbietet der ſturide

Minister des Innern, Herr von Westphalen, den Verkauf der Becker'schen Vertheidigungsrede! —

Harkort — der frühere Ministerknecht gegen die Demokraten — sagte in der letzten Debatte: „Die Zeit ist vielleicht nicht fern, wo der Name Steuerbewilliger so furchtbar klingen wird, wie vor kurzem der Name Steuerverweigerer."

Zum 17. Februar 1851.

Der König hatte befohlen, die Abgeordneten, welche ständische Uniform hätten, sollten in dieser bei Hof erscheinen. Der Präsident der zweiten Kammer, Graf von Schwerin, erklärte, er halte sich nicht für berechtigt, die Uniform der abgeschafften Landstände noch zu tragen, und blieb weg. Der Präsident der ersten Kammer, Graf von Rittberg, erschien in der landständischen Uniform. Der König fuhr auf ihn zu: „Ah, Graf Rittberg, es ist mir lieb, daß ich Sie sehe! Bis jetzt bin ich Herr in Preußen, und habe zu befehlen! Der Graf Schwerin aber glaubt, ein Präsident der Kammer brauche meine Befehle nicht zu beachten. Sagen Sie ihm, daß ich solchen Ungehorsam nicht dulde." Darauf wurde dem Grafen vorgestellt, er möchte sich doch fügen, allein Schwerin wollte nicht, und das Ende mehrfacher Unterhandlung war, daß ihm erlaubt wurde, statt in der landständischen, in der landräthlichen Uniform zu erscheinen. So kam er denn zum nächsten Hoffest. Aber er vermied den König, und der König ihn. — Nach späterer Angabe, Graf von Yorck verbürgte sie mir, hatte man dem Grafen von Schwerin gesagt, die Landrathsuniform dürfe gar nicht getragen werden, als von wirklichen Landräthen, in der könne er gar nicht erscheinen. Hinterher ließ ihm der König unter der Hand sagen, er möchte immerhin in der Landrathsuniform kommen, es werde ungerügt bleiben. Daß er käme, war die Hauptsache. —

Dienstag, den 18. Februar 1851.

Geschrieben. Wie die Revolution unvollständig war, weil so viele Länder nicht daran Theil nahmen, so ist es auch die Reaktion, durch deren Vervollständigung erst die Revolution vollständig werden muß. Darum, glaub' ich, muß die Schweiz, muß Sardinien unterliegen, — wie Kurhessen und Schleswig-Holstein, — vielleicht auch Frankreich selbst? Ich möchte nicht drauf schwören, daß ihm nicht nochmals die Bourbons aufgelegt werden. Wahrscheinlicher ist freilich, daß an ihm die Reaktion sich zerbricht, und der Wendepunkt der neuen Freiheitsbewegung erreicht wird. Das eine wie das andre soll mich nicht irren! —

Hannover protestirt gegen das Verbleiben der Oesterreicher und Baiern in Kurhessen, in Schleswig-Holstein. Nicht viel dahinter! —

Manteuffel in Dresden, Schwarzenberg auch. Sie bringen nichts zu Stande, außer eine schlechte Exekutivgewalt, und diese auch nur eine einstweilige, die bei erster Gelegenheit bestritten wird. —

Manteuffel ist schon wieder hier, um neue Verhaltungsvorschriften zu holen, denn die Oesterreicher wollen in nichts nachgeben, und den Preußen auch nicht die Ehre des Scheins lassen. Er geht morgen auf's neue nach Dresden, sagt man. Es soll ihm doch anfangen etwas schwül zu werden, dem großen Staatsmann, dem Novembermann! Der alte Bundestag mit österreichischem Vorsitz wird die einzige Zuflucht bleiben. Und dann — Oesterreich mit allen Provinzen (jetzt nennt man auch Venedig und Lombardei) im Bund, oder Preußen mit Altpreußen und Posen wieder hinaus! —

In Zunz über die gottesdienstlichen Vorträge der Juden gelesen, über die Kabbala. In Voltaire über die Juden. — Englisches. —

Der König war neulich — bei der Aufführung der Oper Armida — zum erstenmal seit er König ist, hinter den Koulissen auf dem Theater, worüber man sich sehr wundert. „Was ist da zu wundern? Kann er doch nächstens auch die Szene selbst betreten, Nero hat das auch gethan." —

Die „Kreuzzeitung" sagt, wenn Manteuffel wirklich mit der Revolution ganz brechen wolle, müsse er seine Sympathieen in Oesterreich nicht bei den jetzigen Ministern dort suchen! —

Mittwoch, den 19. Februar 1851.

Das Volk ist vergeßlich und fügsam, und in daurende Uebel pflegt sich jederman zu bequemen; Arbeit und Lustbarkeit füllen den Tag, und der Einzelne sucht seinen Weg durch die Menge ohne sich um diese zu bekümmern. So ist der allgemeine Gang. Die Franzosen beugten sich unter das Joch Napoleons, ließen sich die weiße Fahne und die Bourbons gefallen, die Rheinländer wurden Preußen, und hundert ähnliche Erscheinungen lassen sich aufzählen. Eine besondre Ausnahme machen die Polen, eine besondre Ausnahme machen auch die Berliner. Das eigentliche Volk, die Volksparthei, ist von außerordentlicher Zähigkeit, leidet allen Druck, aber unterwirft sich nicht, versöhnt sich nicht mit seinen Feinden. Der Geist von 1848 ist in den untersten Kreisen ganz lebendig und wirksam, die Leute halten fest an den damaligen Grundsätzen und Ansprüchen, sie lassen sich durch nichts irre machen, obschon die Hoffnungen immer weiter in die Ferne hingewiesen werden. Daß nicht mehr Thätlichkeiten vorkommen, kleine Aufstände und dergleichen, dankt man bloß den unablässigen eifrigen Bemühungen der einsichtigeren Leiter, die den Unsinn einzelner Versuche darlegen, die zum Abwarten ermahnen. Nachdem die Regierung mit brutaler Gewalt, wider alles Recht und Gesetz, die demokratischen Vereine und

Zusammenkünfte unmöglich gemacht, während die reaktionairen selbst über das Gesetz hinaus geduldet werden, hilft man sich durch Geheimniß und List. Berlin wimmelt von kleinen Vereinen und Klubs, die in lebhafter Verbindung stehen, sowohl unter einander, als auch mit andern deutschen Orten. Man bestärkt sich in Ansichten, theilt Nachrichten mit, liest Zeitungen und andre Drucksachen, und bringt Hülfsgelder auf. Einige Vereine sollen auch darauf ausgehen, Waffen und Pulvervorrath anzukaufen; die Gedanken sind ohnehin auf Kampf gerichtet, und Militairisches ist hier keinem Menschen ganz fremd. Vielleicht kommt alles das nie zur thätigen Anwendung, vielleicht nehmen die Ereignisse eine Wendung, die dies alles zur Seite liegen läßt; aber Eine Wirkung ist unfehlbar, und dauert entschieden fort: die Abneigung der Gemüther von der Regierung, vom Könige und vom Königlichen Hause! Die Hohenzollern werden dem Lande Fremdlinge, die ganze Regierung und alle Behörden werden mit Mißtrauen, mit Haß angesehen. Und mit solchen Verhältnissen und Gesinnungen geht man in die Zukunft! Adel und Militair wollen zwar Anhänglichkeit an den König heucheln, aber sie hassen ihn am meisten! —

Dem Magistrat werden nun öffentlich in den Zeitungen die Befugnisse bestritten, Steuern auszuschreiben und einzuziehen, für Zahlungen die er zu machen hat Ausschlußfristen anzusetzen. In der That übt er gesetzlose Willkür, und die Regierung schweigt dazu, wie auch die Kammern. —

Besuch von Hänlein. Allerlei Mittheilungen. Schrecken über Manteuffel's unerwartete Ankunft, man glaubt schon, er werde nicht Minister bleiben können; Oesterreich sei gar zu übermüthig, wolle Preußen ganz unterdrücken, führe eine gebieterische Sprache. Jammer über die trostlose Lage. Was beginnen? Nochmals mit Krieg drohen? Das wäre jetzt nur eine Lächerlichkeit! Also Nachgeben, immerfort! —

Manteuffel hat zu Frau von Hänlein gesagt: „Dieser Profesch ist mir in der Seele zuwider, wenn ich den Kerl nur erst los wäre!“ Zu Frau von Hänlein! —

Der Mathematiker Jacobi starb hier gestern Abend an den schwarzen Pocken.

(19. Februar 1851.)

Von einem Herrn, der in diesem Betreff als vollkommen unterrichtet und eingeweiht gelten kann, vernehm' ich als ganz unzweifelhafte Wahrheit, daß Sefeloge deßwegen für verrückt erklärt worden sei, weil man unter keiner Bedingung die Thatsache wollte bestehen lassen, daß jemand vom Militair, von der Garde nun gar, wissentlich und zurechnungsfähig dem Könige sollte nach dem Leben getrachtet haben. Diese Rücksicht war die höchste, der alle andern sich unterordnen mußten. Der Gedanke, daß aus dem Kriegsheer ein solcher Mordanschlag hervorgehen könnte ohne Verrücktheit, sollte um jeden Preis entfernt werden. Nur gar zu gern hätte man den Sefeloge hingerichtet. —

Donnerstag, den 20. Februar 1851.

Wie gestern, Regen und Dunst. —

In den höheren Kreisen ist große Aufregung und Unruhe wegen des Standes der Dresdener Sachen. Manteuffel ist schon wieder nach Dresden abgegangen. Man träumt von neuer Mobilmachung, ja man hat wirklich in Berlin und Potsdam die Entlassung der Mannschaften plötzlich eingestellt! Wenn man auf's neue rüstet, so wird nur der Schaden, nur die Lächerlichkeit größer! Preußen *kann* jetzt keinen Krieg führen, es kann nur fortfahren sich zu demüthigen. Am wenigsten können diese Minister den Krieg machen, und der König will ihn nicht. —

Immer noch hör' ich unser Volk beschuldigen, es habe keinen Sinn für Einigung, für gemeinsame Erhebung: freilich ist es schwer in Deutschland Gemeinsames zu bewirken, die Thatsache steht fest, aber nicht dadurch auch die Schuld des gegenwärtigen Geschlechts. Der jetzige Zustand ist das Ergebniß von Jahrhunderten, unsre Zersplitterung ist die Folge der Ueberfülle deutschen Lebens, das in eine Einheit gefaßt diese reiche Mannigfaltigkeit der Entwickelung nicht hätte darbieten können. Die Bewegung vom Jahr 1848 war ein Wunder und hat Fruchtbares geleistet, das dürfen wir nicht verkennen. Das Trennende sind unsre Regierungen, das lernt man einsehen. Die demokratische Parthei hat sich zurückgezogen, nimmt an den Wahlen nicht Theil, hat nur noch einige Zeitungen, in denen sie sich ausspricht, die Konstitutionellen thaten immer als sei sie ganz darnieder: indeß erklärt Heinrich von Arnim-Strick, daß sie es sei, die einst die Konstitutionellen rächen, die mit andern Waffen die Dinge ordnen werde. Welche Macht erkennt er in der Demokratie an! —

Einige aus Holstein zurückgekehrte preußische Offiziere geben Willisen das Zeugniß des größten Muthes im Gefecht, ja sie meinen, er habe den Tod gesucht, besonders vor Friedrichstadt.

Die „Neue Preußische Zeitung" ist heute matt und schweigsam. Die Dresdener Krise liegt schwer auf ihr, und die neue Blamirung, vielleicht der nahe Sturz, ihres Novembermannes. — Daß in Dresden sogar ein Wort gefallen vom deutschen Kaiserthum Oesterreichs, steht nun in allen Zeitungen. —

Abends zu Hause mit Ludmilla Schach gespielt. — In Goethe gelesen, in Voltaire, und einige Abschnitte in Tauler; diese drei Autoren, wie verschieden an Sinn und Ausdrucksweise, doch in der Wirkung wohl zusammenstimmend! —

Der Geh. Regierungsrath Scherer hat heute in der ersten Kammer die Frechheit gehabt, das schändliche Preßgesetz zu vertheidigen, als Regierungskommissair. Als Assessor war er ein Mitglied des Vorparlaments in Frankfurt am Main, 1848. Seine schnelle Beförderung zeigt schon welchem Gelichter er angehört! —

Temme, vom Gericht längst freigesprochen, durch Disciplinarverfahren aus dem Staatsdienst entlassen, nach dreiunddreißigjährigem Dienst! Das Obertribunal giebt sich zu solchen Niederträchtigkeiten bestissen her; es brandmarkt sich wiederholt. Diese ehrlosen Bursche!

Freitag, den 21. Februar 1851.

Also sechsundsechszig Jahre! Wer hätte das gedacht! Aber sie sind einmal da, nun gilt es mit ihnen fertig zu werden. — Sie haben mir viel gebracht, sehr viel, für das ich dankbar bin!

Die „Neue Preußische Zeitung" hat einen bitterbösen Artikel gegen Oesterreich, das heißt gegen das Ministerium, welches ein noch halbrevolutionaires sei! Fruchtloses Geschrei, vergebliches Winden! Der Gewaltherrscher unterdrückt die Völker, aber auch andre Fürsten, und der König von Preußen ist den Oesterreichern erst recht ein revolutionairer König, der wieder unter „Kaiser und Reich" zu bringen ist. — Die „Urwählerzeitung", die „Nationalzeitung" sehr brav.

Die Regierung zu Königsberg hat die dortigen Gemeinderathswahlen — demokratische — wegen angeblicher Formfehler für ungültig erklärt. Die neuen Wahlen wird man schon besser zu lenken wissen! Arglist und Bosheit aller Orten, und jeden Tag, im Großen und Kleinen. Ein Reich der Lüge, das sich mit Christus Namen schmückt! —

Harte Prüfung des preußischen Dünkels! Aber im Grunde

ist den Junkern an Preußen wenig gelegen; möge es immer zu einer Art Mecklenburg herunterkommen, wenn nur die rothbrackige Ritterschaft, wie dort, ihre Uebermacht behauptet! Freilich fühlen sie, daß mit der Macht des Staates auch ihr Schutz abnimmt. Wenn doch Rußland sich ihrer annehmen wollte! Das wär' ihnen recht. —

Das schändliche Preßgesetz in der schändlichen ersten Kammer! Gerlach dafür, Scheerer dafür, Brüggemann dafür! —

Schamlose Dreistigkeit der Minister in Auslegung der Verfassungsurkunde, gegen die freien Gemeinden ꝛc. —

Die würtembergischen Truppen legen die deutschen Farben ab; ich dachte sie hätten's längst gethan. Unsre tragen das Zeichen noch, jetzt nur noch das des Verrathes, des Wortbruches, des Hohns! —

Sonnabend, den 22. Februar 1851.

Ueber die preußische Aristokratie: sie ist meistens kleine, daher zahlreich, und nicht verweichlicht; so lange sie mit der großen zusammensteht, macht sie deren hauptsächliche Kraft; gelingt es, sie von dieser zu trennen, sie mit ihr zu entzweien, so fließt sie leicht mit dem Bürgerstande, mit dem Volk zusammen. Eine Pairie wird hierin viel leisten. In Summa, was die Reaktion auch thun mag, es schlägt alles zum Vortheil der Geschichtsentwicklung aus, alles ad majorem Dei gloriam, würden die Jesuiten sagen. —

Der konstitutionelle Abgeordnete Harkort wollte eine Schrift an das Volk drucken lassen, die Regierung erfuhr es, ließ den Drucker kommen, und erklärte ihm, er würde seine Gewerbserlaubniß verlieren, wenn er die Schrift druckte, sie einem Andern zuwiese, ja wenn sie überhaupt erschiene. Dieser Fall wurde heute bei der Preßdebatte vorgebracht; der Minister des Innern fand, hier sei nicht der Ort, einzelne

Fälle zu erörtern! Schamlos! aber Harkort geschieht ganz recht; er war einer der thätigsten Unterstützer der Staatsretter, half die Verfassung zerpflücken, agitirte bei den Wahlen heftig gegen die Demokraten. Nun hat er's. —

Die „Neue Preußische Zeitung" wieder heftig gegen Oesterreich, aber bloß in's Blaue, ohne festen Grund und bestimmtes Ziel. Die „Deutsche Reform" bringt den lächerlichsten Unsinn. Und wenn es gelingt, einfach zum Bundestag zurückzukehren, muß das schon als ein Triumph Preußens gelten!! Es giebt noch Leute genug, die nicht sehen, weil sie nicht sehen wollen, sie läugnen sich die Ohrfeigen ab, die sie vor hundert Zeugen eben bekommen haben. —

Der König treibt seinen „Kunstdusel", wie Ganiz sagte, und seinen „Wissenschaftsschwindel", wie Kalisch sagt. —

Der „Aladderadatsch" hat Manteuffel's Ziege schön benutzt. —

Der Magistrat wird heftig angegriffen wegen seiner Finanzmaßregeln, man klagt seine Eigenmächtigkeit an, seine willkürlichen, unbefugten Festsetzungen. Die Sache kommt zur gerichtlichen Entscheidung. —

In Ductos gelesen, in Merian's Topographie der Mark Brandenburg ꝛc.

Mobilisirung und Demobilisirung wetteifern miteinander, einige Maßregeln gehören noch jener, andre schon dieser, andre auf's neue jener. Sie wissen nicht was sie wollen. Auf Kasperle's Berlicko kommt der Teufel, auf Berlocko geht er; allein Kasperle sagt Ber —, da weiß der Teufel nicht was er machen soll. —

Der König macht mögliche Dinge zu unmöglichen, indem er sie in Widerspruch setzt und verbinden will. Er sagt, geh! Das ist leicht; er sagt, komm! Das ist auch nicht schwer; aber wenn er sagt, gehkomm! da kann nicht das eine noch das andre geschehen. —

Sonntag, den 23. Februar 1851.

Geschrieben; über die Rückkehr zum Bundestag, über das deutsche Kaiserthum für Oesterreich; dies jetzige Steigen Oesterreichs hat gewiß gute Folgen für die deutsche Volkssache, wenn es auch nicht gleich gelingt, diese guten Folgen schon bestimmt herauszusondern. —

Unruhe der Schwarzweißen. Sie fürchten, Manteuffel möchte denn doch der rechte Mann nicht sein, und könnte nächstens zerbrechen wie ein zu schwaches Werkzeug, abgedankt werden wie Radowitz, denn daß er sich's zu Herzen nähme wie Brandenburg, dazu habe er, bemerkte ein General, nicht Ehrgefühl genug, sei er zu dickfällig und roh! Die Kreuzzeitungspartei bedauert schon, sich mit ihm zu sehr eingelassen, ihn für ihren Mann erklärt zu haben; sie weiß auch nur zu gut, daß er für sie nicht zuverlässig ist, daß er ihren Beistand nur annimmt, weil er ihn grade nöthig hat, aber seinen Beistand ihr nicht unbedingt gewährt, ja beim Könige schon gesucht hat ihr zu schaden, und um keinen Preis einen Kollegen aus ihrer Mitte haben will. Recht so! Haßt und bekämpft euch einander! —

In Duclos gelesen. Was sind da für Jammerzustände bloßgelegt! In welchen Wirrnissen und Gemeinheiten schiebt die Welt sich weiter!

Montag, den 24. Februar 1851.

Die Frechheit ist wahrlich gränzenlos! In der vorigen Kammersitzung erklärte der Minister von Westphalen unwillig, dies sei nicht der Ort, einzelne Fälle zu erörtern, — das Schreiben des Buchhändlers an Harkort, — heute geht sein Untergebener Herr von Puttkammer ausführlich auf den einzelnen Fall ein, weil er Verwände zu haben meint, die angeführten Thatsachen in Zweifel zu setzen; aber nur Ver-

wände, und ſo dumme, daß ſie den Zweck gar nicht erfüllen können; freche Beamtenpfiffigkeit von ehmals. Er ſagt, der Buchhändler ſei nicht auf das Polizeibureau zitirt worden, ſondern er (Puttkammer) habe freundſchaftlich mit ihm geſprochen, um ihn zu warnen! Das Vieh geſteht alſo das Weſentliche völlig ein! Herr von Weſtphalen will von der Sache nichts gewußt haben; der Abgeordnete Herrmann erhärtet die Richtigkeit der Thatſachen. Elende Kniffe verrotteter Bureaukerls! —

Der Abgeordnete Simſon bringt einen Antrag wegen der verſäumten Pflichten des Miniſteriums in Betreff der Finanzen; ſehr gut und eindringlich, aber was hilft's? —

Die „Neue Preußiſche Zeitung" ſchreit gegen Oeſterreich. — Sie bringt die Nachricht, daß das engliſche Miniſterium (Lord John Ruſſell, Lord Palmerſton ꝛc.) abgeht, und Stanley berufen ſei. Auch dort nur Zwiſchenſpiele. —

Der Graf von Chambord erläßt einen Brief an Berryer, worin er, wenn die Franzoſen ihn zum erblichen König annehmen, ihnen Freiheit und Gleichheit verſpricht, — nicht mit dieſen Worten, aber eben ſo gut. Man ſollte glauben, die goldne Zeit werde mit ihm kommen! Fürſtliche Verſprechungen, — wer hat deren mehr aufzuweiſen, als das deutſche, das preußiſche Volk? Und wie ſieht es bei uns aus! —

Streit zwiſchen Wrangel und Prittwitz; die Aufſtellung eines Regiments der Garde betreffend; jener als Oberbefehlshaber in den Marken behauptet, er habe zu befehlen auch über die Garden, dieſer als Befehlshaber der Garde will dies nicht zugeben. Recht ſo, Staatsretter! —

Dienstag, den 25. Februar 1851.

Besuch von Weiber. Große Sammlung für Temme; sie wird, glaubt man, nicht nöthig sein, es sind ihm österreichische Dienste angeboten, wird versichert. —

Februarheft von Kolatschek's „deutscher Monatsschrift". Ich empfange diese Hefte mit derselben Empfindung, wie vor vierunddreißig Jahren die Hefte der «Minerve française», es war jedesmal eine Art Fest, ein kleiner Trost, bei den Rückschritten in Deutschland und Frankreich, unsre Freunde in Paris sagten alles, was wir auf dem Herzen hatten.

Baden fürchtet in den aus Schleswig-Holstein zurückkehrenden Soldaten künftige neue Freischärler, und trifft Maßregeln gegen sie. An Furcht fehlt's auch hier nicht! —

Als ich heute bei der Universität vorbeiging, kam der König gefahren; ein Offizier machte Front und grüßte, ein andrer drehte sich um und that als ob er eifrig nach etwas im Universitätshofe sähe. Wir sahen es Alle, daß er nicht grüßen wollte. Also dergleichen kommt vor! —

„Wir wollen uns nicht wieder überraschen lassen, wenn's los geht, sagen die Demokraten, wir wollen vorbereitet sein, wollen wissen, was wir zu thun, wem wir zu vertrauen haben." Darauf lauter die Antwort: „Zu vertrauen haben wir den dann Muthigen und Kühnen, und unsre Losung ist: Aufräumen! Fort mit allem Feindlichen, unbarmherzig fort! Nur nichts Gesetzliches, nein, Belagerungszustand, Diktaturgewalt, Truppenmacht, und Aufräumen!" Das kann arg genug werden! —

In der zweiten Kammer ist Simson's Antrag mit Mehrheit einiger Stimmen beseitigt worden; doch hat der Finanzminister von Rabe einige Erklärungen gegeben, die einigermaßen das Recht zu dem Antrag anerkennen. Alles so elend als möglich. —

Manteuffel ist von Dresden zurück. Was hat er ausgerichtet? Nichts. Neue Nachgiebigkeit — Eintritt Oesterreichs in den Bund, Bevorzugung Baierns, — übrigens vierzehn Tage Aufschub!

Die Rundschau der „Kreuzzeitung" wünscht einiges demokratische Element in den Kammern, um die Aristokraten, die ihr zu lau sind, zu stacheln. Sie jammert sehr über Oesterreich, und dieselben Leute, die vor längerer Zeit scharf und treffend schrieben, bringen jetzt nur dummes Zeug zu Markte. Gerlach, Bismarck-Schönhausen, Stahl, Huber, — Goedsche nicht zu vergessen! — Bei Herrn Piersig, auch einem Kreuzzeitungsritter, ist durch die Polizei eine Haussuchung geschehen; man traut dem Lumpen nicht, und meint, er könne sich auch gegen seine Brodherren gebrauchen lassen. Und wo ist Freund Ohm? Nach dem sollte man doch eifriger fragen! —

Die Polizei braucht neue Handgranaten. An alle Behörden, sogar an die Hofschulzen der Umgegend von Berlin, ist die Weisung ergangen, auf italiänische und französische Sendlinge zu fahnden, die vom Londoner Ausschuß abgeschickt worden, um hier Aufstände zu erregen! Italiänische und französische! O der albernen Dummheit. Aber man hat solche Nachrichten nach oben hin nöthig, um dort zu stärken, zu befeuern, und dort ist das Dümmste gut genug. —

Die „Kreuzzeitung" sagt: „Man droht, wenn die Kammern aufgelöst würden, mit der Theilnahme der Demokraten an den Wahlen. Wahrlich! so lange wir so matt sind, so unfähig der Handhabung eines energischen und schöpferischen Regiments, so lange ist vielleicht eine tüchtige Dosis Demokratie in den Kammern als Arzenei uns nöthig, um unser gesunkenes Nervensystem wieder zu heben und zu erfrischen. Auf dem Ruhebette einer gesicherten Majorität möchten wir am Ende einschlafen bis die Trommel uns weckte, die von

der rothen Fahne herwirbelt." Die Minister in Schlafrock und Pantoffeln!

Mittwoch, den 26. Februar 1851.

Fabel von einem Briefe, den die Princessin von Preußen an ihren Gemahl geschrieben haben soll wegen seiner Aeußerungen über das zu verändernde Wahlgesetz; er möchte doch seinem Sohne die Möglichkeit einer guten Regierung nicht verderben u. dgl. m. Die Leute tragen sich mit dieser Neuigkeit! —

Herr von Weiher kam, brachte Nachrichten aus der Stadt, besprach die nächsten und entfernteren Möglichkeiten, die Aussichten der Freiheitssache. „Wer den Druck nicht ertragen, wer nicht mit kräftiger Entschlossenheit warten und ausdauern kann, der ist nicht unser Mann." — „Wir haben uns zuerst gegen die offenbaren Feinde zu wahren, dann gegen die Verräther in unsern Reihen, endlich gegen die Schwachen, Ungeduldigen, Vorschnellen. Die Gerichte thun uns einen Gefallen, wenn sie die Unbesonnenen, Leichtsinnigen, Unreifen, in Gewahrsam nehmen und unschädlich machen." — Solche Aeußerungen sind merkwürdig genug. —

Die Konstitutionellen in den Kammern fangen doch an, mir leid zu thun. Sie mühen sich redlich ab, und kämpfen gegen das Unrecht und den Unsinn mit Beharrlichkeit, Simson, Riedel, Schwerin, Saucken-Tarputschen, Auerswald, Vincke ꝛc. Aber wenn's zum Stimmen kommt, läßt ihr eigner Anhang sie im Stich. Außerhalb der Kammern sind sie gar nichts, das Volk erkennt sie nicht an, die Demokratie kann nicht mit ihnen sein. —

In Dresden völliger Bankrott. Preußen muß überall zurück. Dafür hält Manteuffel in Berlin glänzende Assembleen, in denen der Herr Hofbuchhändler Alexander Duncker

mit ihm wetteifert! Die „Kreuzzeitung“ spricht auch von den letztern rühmlichst, wie sie von den erstern ganz entzückt ist!

Lord Russell bleibt noch Minister.

Donnerstag, den 27. Februar 1851.

Besuch von Weiber; Nachrichten vom Fürsten von Wallerstein, der in den bairischen Reichsständen seine freisinnigen Grundsätze tapfer vertritt. Bezirksvereine, ärztliche ꝛc.

Stockhausen ist wüthend, daß der Verfasser der gegen ihn gerichteten Schrift nicht zu entdecken ist. Er hat doch noch den Obersten von Griesheim in Verdacht, wenigstens daß er um die Sache wisse. Von den Kammern hat er Verdruß, vom Könige nicht minder. —

Festlichkeiten in Fülle hier! Der König, die Prinzen, die Minister, die Hofchranzen, die Banquiers, der Hofbuchhändler Alexander Duncker, der Hofbuchdrucker Decker ꝛc. alles wetteifert in Prunk und Aufwand, die ganze Reaktion zeigt recht mit Absicht, wie gut es ihr geht, und jammert daneben über die neuen Abgaben und Lasten; ein recht schlechtes Zeichen, dieser gespannte Luxus! Er sagt deutlich, daß Viele zu viel haben, während Hunderttausende das Nothwendige nicht haben.

Auch für die Mittelklasse häufen sich die Theater, die Konzerte, die Sehenswürdigkeiten, die Vergnügungen. Berlin ist überschwemmt mit Musik, mit Glanz und Ueppigkeit, es lebt wie im Rausch, aber nicht vergnügt. Und die Armuth seufzt und grollt. —

Der König macht wieder bunte Kleider; die Knaben des Domchors bekommen rothe Röcke (wie die Waffenröcke) und schwarze Sammthosen dazu. Solche Tracht hat er in England gesehen. —

Spiritual philosopher heißt eine Zeitschrift, die in Boston erscheint, und die sich mit Geisterspuk und Gespensterwesen

beschäftigt, in der allerrohesten Gläubigkeit, wie Justinus Kerner sie hat, oder zu haben uns einreden möchte! Nun, in den Vereinigten Staaten findet alles Platz, auch diese Verwirrung, und alles hat seine „Zeitschrift!“ —

Die „Nationalzeitung“ schildert sehr gut die Forderungen der Demokratie, was sie erstrebt, ihren sittlichen, friedlichen Karakter. Der Aufsatz ist von Dr. Jabel. Recht gut! Aber es handelt sich jetzt nicht um Streben und Entwicklung, es handelt sich um freies Athmen, um Kampf und Krieg für das Leben. Der Feind ist mitten im Lande, der muß hinaus. —

Freitag, den 28. Februar 1851.

Die „Urwählerzeitung“ sehr gut, die „Nationalzeitung“ ebenfalls. Wenn sie bald nicht mehr erscheinen können, nun so haben sie doch das Ihre redlich gethan. Drei Jahre Preßfreiheit in Deutschland, die haben für ein Jahrhundert gewirkt. Daß das verruchte Preßgesetz wie in der ersten so auch in der zweiten Kammer durchgeht, ist unbezweifelt; Bincke selbst glaubt es, die Mehrheit ist feig und fügsam. —

Nun sollen gar die Regierungen selbst revolutioniren, und ganz im Großen! Die Bourgeoisie soll angegriffen, geschwächt, beschränkt werden, alle großen Erwerbszweige und Verkehrsmittel soll der Staat sich aneignen, die Arbeiter militairisch ordnen und versorgen ꝛc. Dieser Plan soll von der Reaktion hier und in Wien, in St. Petersburg und Paris gebilligt, und auch schon in Dresden zur Sprache gekommen sein. Wissen denn die Leute was sie thun? Fichte's geschlossener Handelsstaat käme da zu Ehren, und die Organisation der Arbeit der Saint-Simonisten. Ich wäre damit sehr zufrieden. Aber die unfähigen Thoren, die jetzt regieren, diese aufgeblasenen, haßerfüllten Selbstsüchtler, was können die wollen und ausführen, außer ihre Verfolgungen

und Schmähungen? Ein Paraguay'scher Jesuitenstaat in Europa, — dazu müßte erst alles katholisch werden! —

Die Konferenzen in Dresden gewähren auch nicht die geringste Aussicht zu einem ersprießlichen Ergebniß. Und die Kosten! Diese diplomatischen Abgeordneten, Reisen, Gastmähler ꝛc.! Dieselben Leute, welche immer von der Fruchtlosigkeit der Arbeiten der Paulskirche, von den Taggeldern der Volksvertreter so viel Lärm machen, mögen doch von jenen Konferenzen einmal reden! Und die Nationalversammlung hatte doch ein Werk zu Stande gebracht, wurde durch die rohe Gewalt der Fürsten gehindert es fortzuführen; die Dresdener Misere erliegt ihrer eignen Schlechtigkeit, ihr droht keine demokratische Truppenmacht. —

Der kürzlich hier verhaftete demokratische Kaufmann in der Friedrichsstraße ist wieder freigelassen; der Lärm von wichtigen Papieren, die gefunden sein sollten, löst sich wieder in Nichts auf. Häzel'sche Handgranaten, Schlafrock und Pantoffeln! Die Ziege obenein! —

In Manzoni gelesen. — In den Bruchstücken aus Kneseбeck's hinterlassenen Papieren; ich kannte das Meiste schon aus seiner eigenen Erzählung. —

In England eine Art Krisis; Stanley zum zweitenmal berufen ein Ministerium zu bilden. Man glaubt an Auflösung des Unterhauses, neue Wahlen zu Gunsten des Volkes. —

Sonnabend, den 1. März 1851.

Harkort hat für seinen Bürger- und Bauernbrief denn doch einen Drucker hier gefunden, wie sehr auch das Ministerium dies zu hindern suchte; dafür ist aber nun die ganze Auflage in der Druckerei, noch ehe ein Blatt ausgegeben werden konnte, von der Polizei weggenommen worden. Dergleichen ist lange nicht vorgekommen. Und ob die Polizei es durchsetzt, ist noch die Frage. —

Der ehmalige Polizeipräsident von Minutoli hat heute in der Singakademie einen Vortrag über Berlin zur Zeit der ersten Hohenzollern'schen Kurfürsten gehalten, und besonders das Jahr 1448 mit dem Jahr 1848 in Vergleich gestellt, offenbar in der Absicht, dem König und der Reaktion zu schmeicheln. Ob es ihm was helfen wird? Seine Anstellung als Generalkonsul nach Mexiko hat der König bisher immer nicht unterschreiben wollen. Minutoli hat es nach allen Seiten hin verdorben, er wollte so sehr klug sein! —

Die „Leipziger Zeitung" liefert den Brief des Königs von Würtemberg an den Fürsten von Schwarzenberg. Der König will Volksvertretung am Bundestage, läugnet, daß Waffen und Polizei für die Dauer die Ruhe sichere, will geordnete Gesetzzustände ꝛc. Sehr brav, weit mehr als ich ihm zugetraut hätte! Doch im eignen Lande ist er reaktionair.

Die Gräfin von Schwerin klagt, sie müsse sich ganz zurückhalten, in der großen Welt feinde man sie an, meide sie, suche sie zu kränken, bloß aus politischem Haß gegen ihren Mann, den Präsidenten der zweiten Kammer. —

Der Kriegsminister von Stockhausen hat eine Schrift zu seiner Rechtfertigung drucken lassen; hilft ihm nichts! Seine einzige Rechtfertigung könnte in der Anklage seiner Kollegen bestehen, und des Königs selbst, der die auswärtige Politik allein bestimmt und geleitet hat, und deren Falschheit auch die Maßregeln des Kriegsministers bedingen mußte. — Unsre Haltung wird täglich jämmerlicher. —

Sonntag, den 2. März 1851.

Der König ist im Herzen ganz österreichisch gesinnt, giebt den österreichischen Forderungen im Stillen Recht, und möchte sie gern erfüllt sehen, ja zu erfüllen beitragen, wenn dies nur geschehen könnte ohne die Meinung zu verletzen, welche

Friedrich der Große geweckt und hinterlassen hat, daß Oesterreich Preußens Feind sei und Preußen trotz Oesterreich steigen müsse. Seine Begier nach der Kaiserkrone war auf das Verscheiden Oesterreichs gegründet, dem erstarkten gegenüber hat er solchen Anspruch nicht. Wir können jetzt auf weitere Demüthigungen gefaßt sein; wir werden sie mit saurem Gesicht aber ohne Widerstand hinnehmen.

Besuch vom Bremer Bürgermeister Smidt, er ist von Dresden auf einen Tag hier, und erzählt mir von der Wirthschaft dorten. Nichts ist festgesetzt, nichts angeordnet, alles sind Vorschläge, die in der Luft schweben, ohne Grundlagen, und es ist kein Ergebniß abzusehen. Die Konferenzen können plötzlich enden, oder noch sechs Monate so hinschweben. Er erinnert mich, daß ich vor neun Monaten hier auf meiner Stube gesagt, wir würden dahin kommen es für ein Glück anzusehen, uns in den alten Bundestag retten zu können; das ist nun der Fall, aber Oesterreich will den alten Bundestag nicht, — der doch eigentlich in Frankfurt am Main unter Oesterreichs Obhut schon wieder besteht! Die Regierungen sind eifersüchtig auf einander, will die eine reaktionair sein, gleich will es die andre noch mehr, um Rußland zu gefallen, will dagegen die eine liberal sein, um die Meinung zu gewinnen, so möchte auch hierin die andre den Vorrang haben! Jetzt wollen Baiern und Würtemberg eine Volksvertretung am Bunde, und Preußen widerstreitet mit Aerger, daß es diesen früher von ihm gewollten — aber nur scheinbar und treulos gewollten — Vorschlag aufgegeben hat! — Abwesenheit alles Geistes, aller Wahrheit, aller Redlichkeit. —

Besuch vom Grafen Gieszkowski, der auch von Dresden kommt, wo er ein paar Tage war. Traurige Nachrichten bringt auch er: Manteuffel wird völlig genannt und merkt es nicht; mais c'est une bête, une véritable bête, après avoir été battu, il est tout rayonnant! Und er kümmert sich

um den Ausgang nicht, er läßt den König sorgen, und thut was der befiehlt, da trifft ihn weiter keine Verantwortung. —

Den König hält man mit Neuenburg hin, mit Anschlägen gegen die Schweiz, da ist sein wunder Fleck, da will er Genugthuung haben, es schimmert ihm ein kleiner Ruhm dabei. Mit den Anschlägen gegen die Schweiz ist es Oesterreich Ernst, aber es benutzt sie dennoch als Reizmittel für den König. —

Neue Verwicklungen durch die Minister-Krisis in England. Die Mächte wünschen ein Torryministerium, aber wird auf dasselbe zu rechnen sein, wird es nicht gegen sie sein müssen? Sonst waren die Partheien allein auf dem Platz, jetzt ist das ganze Volk da, und legt sein Gewicht in die Streithändel. —

In Prescott und im Horatius gelesen. —

Montag, den 3. März 1851.

Für Temme wird in Münster eine Geldsammlung unternommen und öffentlich angekündigt. Die Minister sind in Wuth darüber, noch mehr der König, die Sache wird verboten, die Theilnehmer zur Rechenschaft gezogen werden.

Traurige Verhandlungen der Kammern. Georg von Vincke's Antrag fällt, der Major von Vincke wird auch überstimmt. Die Rechte ist voll Uebermuth, läßt die Andern ihr Gewicht fühlen mit Hohn und Spott, lärmt, stört die Redner, verlacht ihre Vorträge, spottet des Präsidenten ꝛc. Die Minister trauen ihr aber nicht. —

Der alte Bülow-Kummerow arbeitet was er kann gegen Grundsteuer und Einkommensteuer, sucht die Minister zu schrecken, erstrebt Zutritt zu dem König ꝛc. —

Der König ist ungeduldig Berlin wieder zu verlassen, nur die neue Kälte hält ihn noch ab, nach Charlottenburg zu ziehen, da das dortige Schloß schwer zu heizen ist. Er findet

die Luft hier unbehaglich, er wird nicht beachtet, die Leute auf der Straße grüßen ihn nicht, er hört kein Schmeichelwort, keine Bewunderung, als höchstens von solchen, deren Bemühen ihm keinen Werth mehr hat, wie Pitt-Arnim, Olfers ꝛc. —

In Dresden weiß man gar nichts mehr anzufangen. Es geht alles auf den alten Bundestag, der für Preußen nur Demüthigung und Gefahr bringt, und doch die einzige Rettung ist. Oesterreich hat ihn schon für sich, verweigert ihn aber noch für Preußen! —

Hier geht und in höheren Kreisen das Gerücht, Manteuffel sei von Rußland und Oesterreich bestochen, man nennt baare Summen; das ist dummes Zeug, es bedarf solchen Erklärungsgrundes gar nicht. Manteuffel folgt seiner natürlichen Richtung, er ist der Diener des Königs und thut nur was ihm befohlen ist, er hat nicht die geringste eigne Ansicht; wenn er auch Reaktionair ist, so kann er doch ebenfalls Revolutionair sein, wie er ja meint, erst kürzlich mit der Revolution gebrochen zu haben. Im Dienste keine Scham kennen, das ist der ächte Lakai. —

Stanley bringt in England kein Ministerium zu Stande. —

Der Major Bleſſen, schimpflichen Andenkens, hat eine Schrift zur Vertheidigung des Kriegsministers drucken lassen. Gäbe er doch seine eigne Vertheidigung über sein verrätherisches Verhalten beim Zeughaussturm, wo er als Befehlshaber der Bürgerwehr alles that, diese als unbrauchbar und schlecht erscheinen zu lassen! —

Wrangel ist in's Bad abgereist, unzufrieden, daß der König und der Kriegsminister in dem Streite mit Prittwitz diesem Recht gegeben. Wie klein ist diese aufgestutzte Größe schon geworden! —

Manteuffel schimpft auf die Kammern; man sagt ihm, so gute und willfährige würde man nicht ein zweitesmal bekommen, die Minister hätten doch immer die Mehrheit; er

antwortete: „Ach dieſe Mehrheit! ob wir ſie haben oder nicht, das iſt alles Eins!“ —

Dienstag, den 4. März 1851.

Erſter Band des Lebens des Feldmarſchalls Yorck, von Droyſen; weitläufig, ſchwerfällig, kein Leſebuch! Er leitet die Familie von den engliſchen York's ab; der Kaſſube Jork, wie Herr von Schön ſagt, wird da hoch hinauf gehoben! Seine uneheliche Geburt wird — einſtweilen — verſchwiegen, doch geſagt, daß die Mutter eine Handwerkerstochter, Pflugin aus Potsdam, geweſen. Zwei dicke Bände, zuviel! —

Die „Neue Preußiſche Zeitung“, bisher gut öſterreichiſch, räth jetzt, Preußen ſolle ſich auf ſich ſelbſt zurückziehen. Als ob es das könnte! Mitten in Deutſchland hingeſtreckt und von ihm unterbrochen, muß es wohl um Deutſchland ſich bekümmern. Seine untergeordnete Rolle iſt ihm noch auf lange Zeit geſichert. Das jetzige Jammerweſen, und das auf dem Schloß am 18. und 19. März, iſt eins und daſſelbe, hat dieſelbe Quelle. —

Leute vom Hofe ſagen, der König reibe ſich auf durch die immerwährende Anſtrengung, luſtig und guter Dinge zu ſcheinen, er wolle durchaus nicht, daß man ſagen könne, er ſei niedergeſchlagen, aber ſie, die in der Nähe wären, ſähen es durch, wie ſehr er ſich Gewalt anthue, bei ſeinen Poſſen ſei ihm ſchlecht zu Muthe, und die Königin weine ſehr viel. —

Haſſenpflug, zum 19. März in Greifswald auf's neue vorgeladen, führt unterdeſſen in Kaſſel ſeine Miniſterſchaft mit gaſſenbübiſcher Gemeinheit fort. —

Die tonangebenden Offiziere ſind jetzt unzufrieden mit dem General von Prittwitz, ſie meinen, er habe ſich doch am 19. März 1848 übel benommen, habe nie im Felde was gethan, da ſei Wrangel doch noch beſſer. —

In vielen Regimentern — nicht eben in der Garde — haben die Offiziere ſich gegenſeitig verpflichtet, das Haus von Manteuffel nicht zu beſuchen. Ein junger Graf und Lieutenant wurde gefragt, ob er nicht mitgehen wolle in die Aſſemblee bei Manteuffel; er antwortete: „Das darf ich nicht, da' dürft' ich mich beim Regiment nicht mehr ſehen laſſen.“ Manteuffel bewirbt ſich ſehr um die Gunſt der Offiziere. —

Mittwoch, den 5. März 1851.

Beſuch von Herrn von Weiber. Ueber die Sache Kinkel's, ſeine Begnadigung durch den König, die wie zum Spotte des Wortes Gnade das Strafurtheil grauſam ſchärft; die Angabe, daß Kinkel nicht wegen Hochverrath, ſondern nur wegen Kriegsverrath — unſrem Landrecht unbekannt, — verurtheilt worden, alſo die Strafe des Schwertes, die dem Durchhelfen eines Hochverräthers angedroht iſt, auf die Durchhelfer Kinkel's keine Anwendung findet, dürfte leicht eine Falle ſein, die Mitwiſſenden geſchwätzig zu machen, da jene furchtbare Strafe nicht mehr ſchreckt: daß die „Kreuzzeitung“ dieſen Unterſchied gefliſſentlich vorſchiebt, mehrt nur das Mißtrauen. Nur Ein Gefängnißwärter iſt noch in Haft wegen Kinkel's Flucht, bis jetzt geſteht er nichts. Man vermuthet noch einen zweiten als Mitwiſſenden, und den hofft man reden zu machen. Die Demokratie hält ſich ruhig, und ſorgt nur für unſchuldig Nothleidende durch Geldhülfe. —

Die Flugſchrift „Von Warſchau bis Olmütz“ iſt von Herrn Zelig Gaſſel, dem der Miniſter von Manteuffel dazu Mittheilungen gemacht hat. Sie preiſt als großen Gewinn die Einigkeit mit Oeſterreich, erſcheint aber in einem Zeitpunkt, wo dieſe als vollkommen verloren erkannt iſt! — Die „Kreuzzeitung“ ſpielt den Fuchs in der Fabel, das Mitrecht zum Beſitz, das Preußen nicht erlangen kann, beißt ihr eine

Sache der Eitelkeit. — Die Ministerblätter sind schon dahin gekommen, die Stellung Schwarzenberg's in Wien als schwankend zu bezeichnen, und Metternich warnend mahnen zu lassen, man möge Preußen gehörig berücksichtigen!

Die Kommission der ersten Kammer für das Preßgesetz hat sich endlich bewogen gesehen, Sachverständige beizuziehen, diese sind Spiker, Partdey und Georg Reimer. —

Schreckliche Zerrüttung des Berliner Stadthaushalts! Der gesammte Magistrat müßte zur Verantwortung gezogen werden. Die Gasanstalt ist ein großer Betrug, gespielt zum Vortheil der Unternehmer und Ausführer. Die Regierung, sonst so eifersüchtig und eingreifend, sah der Sache gelassen zu. — Die Gemeindeordnung, verstümmelt und verpfuscht wie sie ist, richtet die größte Verwirrung im Lande an, sie ist großentheils noch nicht eingeführt, und wird überall nach Gutdünken der Behörde abgeändert. Mit den Gewerbeeinrichtungen geht es nicht besser. Die Lasten und Steuern häufen sich, das Leben wird bedrängter, schwerer. Mein altes Wort: „Wir haben den Feind im Lande!“ Die Regierung wirkt aus allen Kräften zu einer neuen Revolution hin, sie kann die alte nicht bezwingen, alle ihre Soldaten helfen ihr nicht dazu, einsichtsvoll und wohlwollend zu werden, im Gegentheil verharrt sie auf jene gestützt in der dummen Bosheit. —

Wrangel ist noch hier, und war gestern bei dem Hoffeste, der König umarmte ihn mehrmals. Eine spätere Entscheidung des Königs in dem Streite zwischen Wrangel und Prittwitz ist doch zu Gunsten Wrangel's ausgefallen. Prittwitz will nun, heißt es, den Abschied nehmen. —

Herr von Manteuffel sagte gestern: „Jeden Richter will man zum Gott machen, uns Minister aber in den Schmutz treten.“

Der König war ausgelassen lustig, und sagte mehrmals, recht daß man's hören sollte: „Ich amüsire mich Königlich,

wenn ich ſo das Tanzen mitanſehe, Königlich!" — Herr von Prokeſch trat auf den König zu, redete ihn an, und hielt ihn lange im Geſpräch feſt; man wollte das ſehr unverſchämt finden. —

Donnerstag, den 6. März 1851.

Wellington hat der Königin Victoria gerathen, das jetzige Miniſterium zu behalten, alſo Lord John Ruſſell und Lord Palmerſton bleiben, zum größten Aerger der Freiheitsfreunde. —

Beſuch von Herrn Hodgskin. Er war in Dresden, erzählt von der dortigen Rathloſigkeit, erwartet die Auflöſung der Konferenzen. „Preußen will nichts mehr, es muß alles." Oeſterreichs Uebermuth. Karakter des Königs, weiß nicht was er will, unterwirft ſich indem er herrſchen möchte, erkennt Oeſterreichs Berechtigung an, und möchte ſie nicht anerkennen, hält die Rechte der von Gottes Gnaden Fürſten heilig, und kauft ihnen ihre Gottes Gnade ab, — dergleichen ſoll in engliſchen Blättern geſtanden haben. Herr Hodgskin erzählt mir lachend, ich werde für einen furchtbaren Demokraten und für den Verfaſſer der Artikel über Preußen in den »Daily News« ausgegeben, er wiſſe am beſten, daß dem nicht ſo ſei, da die Artikel nothwendig durch ſeine Hände gehen müßten; »Daily News« habe übrigens bis vor nicht langer Zeit die Parthei Preußens gehalten, ſo ſchlecht unterrichtet ſeien die Leute, die ſo ſchwatzen! —

„Fordern Sie alles von uns, nur keine Konſequenz, die haben wir nicht, können wir nicht haben!" ſagte neulich ein vormaliger Miniſter. (Radowitz? Heinrich von Arnim?)

Henkel und Hornſtein in Kaſſel aus der Haft entlaſſen. Dagegen Rektor Gräfe, Mitglied des ſtändiſchen Ausſchuſſes und Autor der Schrift: „Der Verfaſſungskampf in Kurheſſen" verhaftet und in's Kaſtell gebracht. Der Schuft

Hassenpflug österreichischer Freiherr geworden? Warum nicht? Die Hyäne Haynau ist's auch. —

Herr von Minutoli hat den Preis seiner Schmeicheleien in der Singakademie sogleich erhalten: der König hat seine Ernennung zum Generalkonsul nach Madrid endlich unterzeichnet. —

Die Mehrheit der ersten Kammer hat sich vereinigt, auf Verbesserung der Gemeindeordnung anzutragen, sie soll ständisch eingerichtet werden; dann kommt's zu dem Antrag, die zweite Kammer ständisch einzurichten, und sie selber soll dazu beitragen, ihr Todesurtheil zu fällen! Die „Konstitutionelle Zeitung" fordert die Demokraten auf, ihren Unmuth fahren zu lassen, und das konstitutionelle System retten zu helfen. Als ob wir was an dieser Lumperei hätten! Diese nichtswürdige Gaukelei mag zum Teufel fahren. Die Demokraten warten auf andre Dinge, die nicht ausbleiben werden. —

Der König ist „fuchswild" über diejenigen Abgeordneten, die bei Hof nicht in der ritterschaftlichen (ständischen) Uniform erscheinen, sondern die Johanniter-, Landraths- oder Landwehruniform vorziehen. Es sollen neue bestimmte Vorschriften darüber zu erwarten sein. Warum bleiben die Leute nicht lieber von den abgeschmackten Festen weg? —

W. L. Schlesinger, in Charlottenburg, Neue Berlinerstraße Nr. 27. b, fordert die Volkspartei daselbst öffentlich auf, zur Unterstützung der Familie Temme's Beiträge zu geben. —

Freitag, den 7. März 1851.

Achtzehn Jahr! Ich staune bei dem Rückblick, daß ich es allein noch so lange ausgehalten. Allein bin ich, sehr allein. — Wer weiß noch mit mir von der guten Zeit? Nicht nur sie selbst, auch ihre Zeugen sind dahin, todt oder

zerstreut. — Und grade an diesem schweren Tage hab' ich mir auf's neue frischen Muth gefaßt, und den Sinn dem Leben zugewendet! Das Schauspiel der Welt, wenn man es nur recht im Großen betrachtet, ist doch unerschöpflich an Reiz und nie ganz ohne Befriedigung. Es wechselt Gutes und Böses, aber der Wechsel schon ist ein Gewinn, und beim Ueberschlag erkennt man doch stets ein Vorwalten des Guten, es wächst immer neu hervor. —

Nachrichten aus Ost- und Westpreußen schildern die dortige Stimmung als sehr mißvergnügt und bedenklich, die Regierung möge sich nicht täuschen, es können Anläße kommen, wo ihre Macht plötzlich aufhört. So theilt auch der Prediger Krummacher Nachrichten vom Rhein und aus Westphalen mit, die ihm, wie er sagt, ernste Besorgnisse geben, die Volkspartei erhebt hin und wieder das Haupt mit ungebeugtem Trotz, und was ihn noch mehr ängstigt, die katholische Geistlichkeit wird immer kühner, und wirkt in einem der preußischen Regierung durchaus feindlichen Sinn, sie gewinnt das Volk mehr und mehr für Oesterreich. —

Die „Urwählerzeitung" bringt einen Brief von Dr. Adolf Stahr an den Prediger Duloń in Bremen, über Kinkel, und einen Brief von Johanna Kinkel selbst. —

Es ist ein unermeßlicher Vortheil der Späterlebenden, die Streitigkeiten der Vorfahren, welchen im Leben keine Ausgleichung zu finden war, in ruhiger Betrachtung lösen oder beseitigen zu können, und durch nichts gehindert zu sein, die heftigsten Widersacher mit gleicher Liebe zu umfassen; so Voltaire'n und Rousseau, Friedrich den Großen und Voltaire, Friedrich August Wolf und Johann Heinrich Voß, Fichte'n und Hegel. Nur wer Goethe's Widersacher wäre, bliebe noch ausgeschlossen, ein solcher wäre heutiges Tages noch nicht zu ertragen; aber er hat auch keinen ihm ebenbürtigen je gehabt, nur kleine und beschränkte Geister waren

wider ihn, und Herder, Jacobi, Richter, und einige Andre dieſer Geltung, nur da, wo ſie eben ſelber klein und beſchränkt waren. —

Sonnabend, den 8. März 1851.

Nachricht aus Kaſſel, daß dort die Obergerichtsanwalte Henkel und Schwarzenberg, Mitglieder des bleibenden Ständeausſchuſſes, verhaftet worden. Geſetz und Gerechtigkeit ſind unter der Obhut der neuen Bundestagsgewalt völlig ausgelöſcht. Soll ſich damit der neue Bundestag beſſer empfehlen, als der geſchmähte alte? —

Oeſterreichiſche Depeſche an die Geſandten bei den mittlern und kleinen deutſchen Regierungen wegen der Opfer, die ſie der deutſchen Sache bringen ſollen! Welche bringt denn Oeſterreich? —

Graf von Alvensleben iſt aus Dresden hier angekommen. Ein Wunder, daß er ſeiner Aufträge nicht ſchon überdrüſſig iſt! Die Sachen ſtehen dort erbärmlich für Preußen, dieſem wird der Rücktritt in den alten Bundestag beſtritten, während dieſer doch ſchon anerkannt als öſterreichiſches Werkzeug thätig iſt! Preußen kann nicht leben, nicht ſterben. Engbrüſtigkeit! —

Bincke's Rede hat nur eine geringe Minderheit gehabt. Er wollte kräftigſt auftreten, aber ſein Gothaer Standpunkt hinderte ihn. Dieſe Leute ſind zum Untergange beſtimmt, was ſie auch thun, nichts hilft! Der Einzelne kann ſein Urtheil und ſeine Ehre retten, wenn er ſeine Irrthümer geſteht und ſich aufrichtig der Volkspartei zugeſellt, die Parthei aber iſt unrettbar verloren. —

Hinckeldey iſt Regierungspräſident in Liegnitz geworden, ſetzt aber ſein Polizeiamt noch eine Weile fort. —

Manteuffel kauft in Posen eine Herrschaft. Er besaß vor den rettenden Thaten nur ein kleines Gut in der Lausitz. — (Nur ein Gut kauft er, heißt es später.)

Prokesch soll als Internuncius nach Konstantinopel, das ist richtig; auch wünscht er sehr diesen Posten. Aber der russische Kaiser sieht ihn dort nicht gern, daher die Sache noch schwierig ist. —

Sonntag, den 9. März 1851.

Sendung und Brief aus Landsberg an der Warthe, von Herrn Dr. Boas, sein Buch „Schiller und Goethe im Xenienkampf. Von Eduard Boas. Stuttgart und Tübingen, Cotta," 2 Bde. 8. —

In dem Xenienkampf von Boas gelesen, mit Nachschlagen, Prüfen; eine ganze Welt von Gestalten und Beziehungen! —

Am 8. hatten die Maschinenbauer bei Oest vor dem Schönhauser Thor ein Ballfest veranstaltet, Berends war eingeladen, ein paar Aerzte und manche ehrbare Bürger. Mitten im Tanzen wurden die Theilnehmer gestört durch den Hauptmann Patzke, der mit einer Schaar Konstabler eindrang, die Weiber in ein besonderes Zimmer wies, die Männer sämmtlich verhaftete und mitten in der Nacht auf das Polizeiamt schleppte, wo sie namentlich aufgeschrieben, und Morgens zwischen 3 und 4 Uhr entlassen wurden, über hundert und achtzig Personen! Diese scheusliche Rohheit und feindselige Gewalt, durch keinen Vorwand zu beschönigen, zeigt wieder die tiefe Entsittlichung unsrer Regierung; was kann daraus folgen! Eine Regierung, die in Lüge und Haß und Dünkel lebt, die keine Achtung will, kein Vertrauen, die sich wie ein wüthiges Thier benimmt! Wer giebt zu solchen Schändlichkeiten den Befehl? wer gestattet sie nur? —

Montag, den 10. März 1851.

Brief aus London. Ueber die Ministerkrisis. Man wünscht ein radikales Ministerium, weil diesem wieder eine feste, einige Opposition entgegenstehen würde: Wellington rieth der Königin, den Kampf gegen den Pabst fallen zu lassen, das wollte sie nicht, da meinte er, sie möge sie dann den Lord Russell behalten, und bernach Anhänger Peel's nehmen. Ueberall, nicht dieselbe Rathlosigkeit wie bei uns, aber doch große! »Altogether, it is a bad prospect; and this stupid Exhibition increases the difficulty as no Minister could venture on a dissolution of Parliament with the certainty that it would entirely spoil the Prince's pet show.« —

Ausgegangen mit Ludmilla eine Stunde lang. — Kaum war ich wieder zu Hause, so trat Bettina von Arnim ein, die seit einem halben Jahre nicht in Berlin war. Sie erzählt von der Noth der Einquartirung in Wiersdorf, 3500 Mann, 800 Pferde, Offiziere in großer Zahl. Die Soldaten zum Theil sehr gebieterisch und wild, die meisten aber brav und gutmüthig. Ihr Buch „Gespräche mit Dämonen" ist fertig geschrieben, behauptet sie. — Sie hat wieder mit dem König angeknüpft und ihm geschrieben, er aber ihr noch nicht wieder geantwortet. — Bettina gesteht mir, daß sie bei ihrem Buche den Gegenständen, welche sie zu verarbeiten hatte, sich oft nicht gewachsen gefühlt, daß sie solche in's praktische Gebiet nicht zu verfolgen gewußt, daß sie oft in's freie Feld gelaufen, um ihre Gedanken zu sammeln und neue zu bekommen. Ich aber zweifle, daß ihr Buch fertig geschrieben sei. —

Um 7 Uhr Abends Feuerlärm, grade in unser Gesichtslinie, die Französische Straße hinauf, schlagen helle Flammen hoch zum Himmel auf, die ganze Stadtgegend ist schrecklich beleuchtet. Das Gebäude der Ersten Kammer brannte rettungslos ab. —

Die „Neue Preußische Zeitung" erzählt die Schändlichkeit des Ueberfalles der Maschinenbauer bei ihrem Ballfest am 8. durch die Polizei mit der niederträchtigen Lüge, die Polizei sei leider zu früh gekommen, ehe die Vorträge im Hinterzimmer begonnen hatten! — Die „Konstitutionelle Zeitung" spricht eine gerechte Empörung über die Schandthat aus. —

„Die Regierung giebt uns Lehre und Beispiel, wie künftig einmal Hof- und Ministerbälle zu behandeln sind."

Bettina klagt, auf dem Gute Wiepersdorf seien nur die Soldaten aus Berlin ungeberdig und anspruchsvoll gewesen, hätten Verdruß und Schaden verursacht. Ich glaub' es! Unterdrückte Demokraten benutzten den Kriegsrock, um einmal den Aristokraten etwas zu thun. Sie wußten, sie seien auf einem Edelhof, von Bettinen wußten sie natürlich nichts. Ein Stabsoffizier Zamezky gefiel ihr sehr, ein Lieutenant Graf von der Schulenburg sagte naserümpfend: „Sein Vater war Koch." Gut, der Graf steht unter dem Kochsohn, militairisch und sittlich. —

Dienstag, den 11. März 1851.

Die Leute lachen über das Verbrennen der Ersten Kammer! Andre sagen, der König wird sich ärgern, daß es nicht die zweite war! oder nicht alle beide! „Künftig müssen beide in demselben Gebäude sein." Jemand sagte, der König werde lachen und spotten über die verbrannte Kammer. „Worüber lacht und spottet d e r nicht! sogar über die eigne Schande!" war die Antwort. —

Geschrieben; mein kleines Tagewerk, dem Gewissen zur Befriedigung, denn besondre Wirkung ist leider nicht abzusehen. —

Erwägung der politischen Lage Preußens. Ich glaube noch nicht, daß der Staat bald stirbt, aber gefährlich krank ist er, kränker als vor Jena und nach Tilsit. Ich weiß

durchaus keinen zweckmäßigen Rath für ihn, wie er sich diplomatisch heraushelfen soll, es ist alles zu sehr verpfuscht, Preußen muß sein verschuldetes Geschick hinnehmen und tragen. Der wahre Rath wäre, sich innerlich zu bessern, den Partheigeist zu zügeln, wahr und gerecht zu sein, aber der ist unanwendbar. Dazu gehörte ein edler Geist und starker Karakter, wie Friedrich der Große war. —

Daß die Konstitutionellen jetzt großentheils die Sprache der Demokraten reden, ist nicht ihr Verdienst, sondern ihre Noth; hörte diese auf, so würde auch ihre Sprache wieder anders. —

Bei der Abstimmung über die 80,000 Thaler Geheimgelder, die das Ministerium bekommt, hat sich der ehmalige Minister von Bodelschwingh gründlich blamirt, indem er sein Nein eine Viertelstunde später in Ja umsetzte, und dies mit Frechheit gegen die Linke vertrat. — Der kleine Landrath von Röder (mit dem Spitznamen Konsistorialrath) hat auf seine Landwehruniform gepocht, worauf ihm Bodelschwingh vorhielt, zuletzt habe er ihn in der Kammerherrnuniform gesehen. Reibungen unter dem Gelichter! —

Der Narr Louis Bonaparte sieht ein, wie er seinem Vortheil durch Beschränkung des allgemeinen Wahlrechts entgegen gearbeitet; er wollte dasselbe für die Wahlen der Nationalgarde wiederherstellen, allein die reaktionaire Mehrheit der Nationalversammlung war heftig dawider, und er hat ihr nachgegeben. —

Das Schreiben Schwarzenberg's an die Mittel- und Kleinstaaten, die bisher mit Preußen verbündet waren, wirkt schon. Eine stärkere Ohrfeige als diese hat unsre Regierung kaum schon erhalten, und sie hat doch schon viele hingenommen. —

Mittwoch, den 12. März 1851.

Die „Konstitutionelle Zeitung" enthält heute eine nicht gehaltene Rede Heinrichs von Arnim (Strick) von ungemeiner Schärfe, und ist deßwegen von der Polizei weggenommen worden. Ich habe sie noch bekommen. —

Besuch vom General von Pfuel. Ueber die Rede Heinrichs von Arnim, über den Bürger- und Bauernbrief Harkort's. Der allgemeine Zustand der Dinge ist durchaus revolutionair, am meisten durch die Regierung selbst. Empörung aller Redlichen und Billigen über den Einbruch der Polizei bei Oest und die Behandlung der dortigen Ballgesellschaft. Das ist ein schlimmeres Beispiel, als wenn das Volk sich stürmisch benimmt, eben weil es die Obrigkeit ist, die so handelt. Welche brutale Rohheit in dieser, welche sittliche Selbstbeherrschung in den Mißhandelten! Diese sind kraftvolle junge Männer, denen es eine Lust wäre, sich mit den Konstablern zu messen; sie unterließen es aus Selbstbeherrschung, aus edler Fassung. —

Die Landräthe und Regierungen hemmen und unterdrücken die Petitionen um Durchführung der Gemeindeverfassung, befördern dagegen die um Aufhebung derselben. Wer das gegebene Gesetz will und ehrt, ist ein Revolutionair, wer es verwirft oder mißachtet, ein Gutgesinnter. Welch ein verrückter Zustand! —

„Drei Tage aus dem Leben Goedsche's", so heißt eine eben erschienene Flugschrift. Der Schuft erklärt heute in der „Kreuzzeitung", sie enthalte Verläumdung, indeß erachte er es für seine Pflicht, bis zur richterlichen Entscheidung seine persönliche Sache von der Sache der Zeitung zu trennen, und seine Wirksamkeit an dieser einzustellen. Die Herren scheinen sich endlich der Gemeinschaft zu schämen, aber zu spät! Die Namen Gerlach, Bismarck, Ohm, Krassow, Huber,

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MUENCHEN

Goedsche, Stahl ꝛc. sind fest verbunden! Sie wußten's schon lange, daß sie Schufte unter sich hatten. —

Bayrhofer nun auch in Kassel zur Haft gebracht! Das Volk begrüßte ihn, als er von Marburg ankam, mit lautem Zuruf. —

Hessen und Schleswig-Holstein sind wie den wilden Thieren vorgeworfen, und nicht die Soldaten sind diese Thiere, sondern die Kommissaire der Mächte, die Generale, die verrätherischen Minister. —

Donnerstag, den 13. März 1851.

Geschrieben: Preußen und Oesterreich haben ihre frühere Bedeutung nicht mehr, wie auch Protestantismus und Katholizismus die ihre nicht mehr; jetzt heißt es: Freistaat und Freiglauben, darauf kommt es an! —

Die Schrift des Kaufmanns Engel gegen Goedsche hab' ich nun bekommen. Sie ist wie ein Stück des Zuschauers, gegen ihn selbst angewandt. Niedrige Spürerei im niedrigsten Schmutze; er wird mit seiner eignen Münze bezahlt. Es sind eben Kumpane, die sich entzweit haben. Wir wollen dabei nicht vergessen, daß ihrer noch mehrere sind, Gerlach, Stahl, Hinckeldey, Huber, Kaiser, Manteuffel ꝛc.

Wie die „Nationalzeitung" zu der preußischen Denkschrift gekommen ist, die sie zuerst veröffentlicht hat, weiß man sich nicht zu erklären. Der König ist wüthend darüber, der Minister von Manteuffel sehr betroffen. Doch hat man nicht den Muth, sie für unächt zu erklären. —

Die Sammler für Temme's Familie wiederholen ihre Anzeige, die in den gegenwärtigen Zuständen eine Handlung des Muthes und der Rechtschaffenheit ist. Aller Unterdrückung zum Trotz, erheben sich immer wieder freie Stimmen, und die Regierung sieht mit Schrecken, wie wenig Boden sie

gewonnen hat. Bricht einmal etwas an ihr, dann wird man ſehen, wie wenig Stützen ſie hat. —

Freitag, den 14. März 1851.

Seltſamer Traum! Der Xenienkampf erſchien mir in lebenden Geſtalten als eine Reihe in Berlin vorfallender Ereigniſſe, ganz im Karakter der damaligen Perſonen und Verhältniſſe, ohne Einmiſchung von Zügen aus ſpäterer Zeit, aber wahre Stürme, durch Redner und Krieger ausgeführt. Das Ganze ließ mir im Erwachen eine heitre Stimmung. Gewiſſe Gegenden, die ich nur aus Träumen kenne, ſah ich auch diesmal wieder.

Nachmittags Beſuch von Herrn Paul Heyſe, in Auftrag ſeines Vaters. Ein ſehr hübſcher, feiner und kluger junger Mann, der den beſten Eindruck macht. —

Oeſterreichiſche Truppen ſind aus Holſtein nach Böhmen über Magdeburg und Halle zurückgekehrt. Ein preußiſcher General hat ſie begrüßend empfangen. Ein ganz neues Ereigniß, ſeit zweihundert Jahren nicht dageweſen! —

Die „Preußiſche Zeitung“ („Deutſche Reform“) bringt jetzt eine ſpäte Verneinung der Aechtheit der vielbeſprochenen Denkſchrift, aber auf Schrauben geſtellt, nicht klar. Die Verneinung wird zur Bejahung. Die Dummheit bleibt, die Lüge kommt hinzu. Jämmerliche Miniſter und Lohnſchreiber!

Bettina von Arnim ſah das Miniaturbild meines Vaters auf meinem Schreibtiſch, und hatte großes Wohlgefallen daran; ſie rühmte den Ausdruck des klaren Verſtandes, der heitern Klugheit, die Augen lobte ſie beſonders, und meinte, ich hätte dieſelben. Sie hielt meinem Vater, dem Bilde gemäß, eine herrliche Lobrede, und gewährte mir damit eine tiefe innre Befriedigung. Es war ein Wunder, daß von dieſer Seite

mir in Betreff meines Vaters so was Rührendes und Beglückendes widerfuhr! —

Sonnabend, den 15. März 1851.

Geschrieben; trauriger Stoff wird gebessert durch heitre, ermuthigende Auffassung; zu verzweifeln ist nie, zu hoffen immer! und Sklav ist nur wer einwilligt es zu sein. —

Grimmige Aeußerungen preußischer Offiziere gegen Manteuffel, sie geniren sich nicht in Betreff der Beiwörter, die sie ihm geben; nebenher fällt auch für den König manches ab, wiewohl sie wollen, daß das Volk vor dem Namen in Ehrfurcht zittre. Aber das Volk ist so frei in seinen Urtheilen wie die Vornehmen, und zittert nicht, sondern schimpft mit ihnen in die Wette. —

Vierzehn Tage Ferien sollten in Dresden sein; aber es sind schon drei Wochen draus geworden, es ist eine schimpfliche Stockung, die Unredlichkeit und Dummheit können nicht weiter! Daß Preußen aber zu jeder Unterordnung, die Oesterreich von ihm verlangt, geneigt ist, ergiebt sich aus folgender merkwürdigen Stelle der „Kreuzzeitung" von heute Abend: „Keinen Falls aber wird Deutschland so leicht vergessen, daß Oesterreichs Herrscher schon die deutsche Kaiserkrone trugen, als Preußens Fürsten noch ihre Herrschaft auf dem Markte zu Krakau zu Lehn empfingen." Hat man Unrecht, die Kreuzzeitungsleute „die Wiener in Berlin" zu nennen? Sind das preußische Patrioten? —

Die vier Könige in Deutschland haben erklärt, ein Volkshaus müsse dem Bundestage zur Seite stehen; Schwarzenberg antwortete, das ginge nicht, Rußland gebe seine Einwilligung zum Eintritt Gesammtösterreichs in den Bund nur unter der Bedingung, daß kein Volkshaus, Parlament ꝛc. stattfinde. —

In Weimar hat der Abgeordnete Enders mit neun andern beim Landtage förmlich erklärt, die deutschen Diplomaten in Dresden hätten vom deutschen Volke nicht Vollmacht und Auftrag, über Leben und Sein dieses Volkes Beschlüsse zu fassen; diese „Missethat" werde nie einen rechtsgültigen Zustand begründen. Wie rechtschaffen und kühn! Sie werden der Deutschen doch nicht mächtig, der Widerspruch kommt an hundert Stellen hervor, klein oder groß, und am Ende bildet er eine furchtbare Masse! —

Wieder ist ein österreichisches Bataillon durch Magdeburg marschirt, und Geschütz und Fuhrwerk! Es geht dem preußischen Militair doch stark in die Nase! Wo ist der Gardestolz?! —

Preußen muß jetzt sogar gegen Frankreich und England, welche den Eintritt Gesammtösterreichs in den deutschen Bund nicht ohne Frage zugeben wollen, für Oesterreich auftreten, und jenen sagen, das ginge sie nichts an! Man bildet ihm ein, es vertrete damit *sein* Recht! — Uebrigens habe ich nichts gegen jenen Eintritt, im Gegentheil ich finde ihn wünschenswerth, und ganz zum Vortheil der Freiheit, weit mehr als Oesterreichs. —

Professor Michelet in Paris auf dem Disziplinarwege seines Amtes suspendirt. *Unsre* Schändlichkeiten sind nur Nachahmung, von den Franzosen haben die Völker nicht so viel gelernt, als die Regierungen; *die* leben ganz und gar vom Beispiel, das Paris ihnen giebt. —

Sonntag, den 16. März 1851.

Die „Nationalzeitung" weist nach, wie unsre Finanzrechnungen falsch und trügerisch geführt werden, die Summen nicht oder anders verwendet werden als es angegeben steht,

daß ihre Berechnung an falscher Stelle geschieht. Namentlich weist sie nach, wie das Revolutionsjahr 1848, um es gehässig zu machen, absichtlich und fälschlich mit Lasten belegt werden, die entweder in's vorhergehende oder in's nachfolgende Jahr, das Reaktions-, das Staatsretter-Jahr, fallen, und wie seitdem verschwendet und gewirthschaftet wird, das weiß man zur Genüge, aus dem Wachsen der Abgaben, der Staatsschulden. Lug und Betrug überall.

Mich dünkt, es kommt ein neuer frischer Geist unter die Menschen, die Bestürzung über die Wendung der Dinge in Kurhessen und Schleswig-Holstein macht dem Unwillen und der Erbitterung Platz, die Unfähigkeit der Dresdener Pfuscher, die Feigheit und Schmach Preußens, die augenscheinliche Verrätherei gegen die deutsche Sache, bis zur deutschen Flotte herab, die Erbärmlichkeit der preußischen Kammern, alles trägt bei, die Unzufriedenheit zu steigern und den Muth. Von Frankreich und England her weht auch ein frischer Wind, und die Reaktion, indem sie neue Angriffe nach außen und nach innen berath, kann unerwartet selber deren zu bestehen haben, die ihr sehr gefährlich werden können. —

Man sagt, in Leipzig sei eine Berathung von Verbrüderten aus Thüringen, Hessen, Baden und Würtemberg, Berlin, Halle, Stettin ꝛc. gehalten worden, und eine andre finde jetzt in Hamburg Statt. Die Volkspartei soll sehr gut organisirt sein. Von allen Seiten wird sie gewarnt, nichts zu früh ausführen zu wollen. Unsre freien Blätter warnen dringend gegen jeden Versuch einer Feier des 18. März, nur Leichtsinnige oder Betrüger könnten dazu rathen. —

Ein junger Graf von Pourtales hat einen andern Schweizer wegen politischen Zwiespalts auf der Straße meuchlerisch gestochen. Was werden die Gerichte thun? Ihn durchschlüpfen lassen! Pourtales gehört ja zur günstig gestellten Minderheit, wie Hassenpflug, Kaiser, noch zur Zeit Goedsche ꝛc.

Man fragt hier, ob wir nicht bald öſterreichiſche Truppen hier in Beſatzung haben werden? —

„Was wir wünſchen, Rede von Robert Brauner, deutſch-katholiſchem Prediger in Berlin. Am Neujahrstage 1851.“ 8. Kühn genug, aber trocken und mittelmäßig. Nicht geiſtgewinnend, nicht herzerwärmend. —

Montag, den 17. März 1851.

In England bewegt ſich die Revolution langſam, aber ernſt und ſtark, und alles was dort geſchieht, iſt von großem Einfluß auf die übrige Welt, wenn auch das Geſchehende im Augenblick nicht ſehr auffällt. Eben ſo wichtig iſt auch Rußland; was dort geſchieht, darnach fragt niemand, das weiß niemand, und doch gehen dort im Stillen große Verwandlungen vor. Die Zeit wird ſie an den Tag bringen. Einſtweilen demüthigt der Machthaber Rußlands unſre ſtolzeſten, übermüthigſten Fürſten; auch ein Beruf, dem ſein Verdienſt nicht abzuſprechen iſt! —

Die Erſte Kammer hat denn doch in der neuen Berathung des ſchändlichen Preßgeſetzentwurfs den Paragraphen, der die Entziehung des Poſtdebits der Zeitungen in die Willkür der Behörde ſtellt, fallen laſſen. Dagegen nimmt ſie es ruhig hin, daß der ſtupide Miniſter von Weſtphalen die Frechheit hat, und die Dummheit, zu erklären, jene Entziehung ſei eine Verwaltungsmaßregel, und er werde ſie anwenden, wie und wann es ihm beliebe! Und doch hatten die Miniſter dieſe Befugniß in den Geſetzentwurf aufgenommen, um ſie zu erlangen, alſo eingeſtanden, daß ſie dieſelbe noch nicht haben! Solche Miniſter! ſolche Kammern! Hole ſie alle der Teufel!

Es heißt, die Konſtitutionellen fingen an, ſich mit den Demokraten zu vereinigen; Vincke habe mit Rodbertus einen beſondern Vertrag abgeſchloſſen ꝛc. Das mag ſein, aber die

Volkspartei in ihrem Kerne macht nicht gemeine Sache mit den Konstitutionellen! —

Schwarzenberg hat dem Könige von Würtemberg geantwortet, heißt es jetzt, es sei gar nicht wider ein deutsches Parlament, aber es sei noch zu früh, davon zu reden, erst müßten die Fürsten einig sein. —

Dienstag, den 18. März 1851.

Die „Urwählerzeitung" bringt ein Bild und ein Gedicht, die „Nationalzeitung" einen vortrefflichen Aufsatz zur Feier des 18. März; die Revolution sei die erste Großmacht in Europa, wird hier gesagt, während einige sogenannte Großmächte vor ihr eingeschrumpft sind, und der russische Kaiser sie anerkennt. —

Die „Urwählerzeitung" ist von der Polizei gleich weggenommen worden, die Konstabler suchten sie sogar in manchen Häusern. Um so mehr freut sich das Volk der geretteten Abdrücke, fast alle Abonnenten haben sie bekommen. —

Herrn Streckfuß macht die Polizei wegen des Selbstverlags seiner Bücher viele Scherereien. Davon leben unsre Behörden! —

Heute, das Datum ist bemerkenswerth, haben die Soldaten auch am Helm die deutsche Kokarde zu tragen aufgehört. Drei Jahre lang trugen sie die Farben der Fahnen, die auf den Barrikaden wehten! —

Abends Besuch von Weiber. Nachrichten vom Friedrichshain. Seit Sonntag strömten die Leute hin, und brachten Blumen und Kränze zum Schmuck der Gräber. Erst heute Nachmittags um 4 Uhr besetzten Konstabler die Zugänge, und niemand durfte mehr hinein. Es fiel keinerlei Reibung vor, alles verzog sich in tiefer Stille. —

Am hellen Mittag in der Franzöſiſchen Straße riefen ein paar junge Leute, als ſie an mir vorübergingen, aus vollem Halſe: „Es leben die Freiheitsmänner, hoch! hoch!“ Das Volk leidet viel, iſt aber trotzig und ungebeugt. —

In Kaſſel ſchwere Verurtheilungen. Eine Paſcha-Regierung. Und in Schleswig-Holſtein? Ruhe und Ordnung? Der ſchändlichſte Zuſtand von Gewaltſamkeit und Ungewißheit! Druck der Truppen und Steuern. Keine Spur von Geſetz und Recht. Und der König ſieht dieſem Gräuel ruhig zu, nach allem was er früher verſprochen und gethan! —

Mittwoch, den 19. März 1851.

Es waren geſtern über zwanzigtauſend Menſchen im Friedrichshain, und gegen Abend fielen dennoch Unruhen vor, obſchon das Volk durchaus nichts that, was dazu Anlaß geben konnte, ſein Verbrechen war ſeine Menge! Die Konſtabler, welche in ganzen Maſſen zuſammenſtanden, wollten nicht umſonſt dageweſen ſein, ihr Hauptmann Paſche befahl die Räumung des Begräbnißplatzes, das Volk verſog ſich, aber die Konſtabler drangen heftig ein, die berittenen mit blankem Säbel, da gab es Gedränge, Geſchrei, auch Steinwürfe, über fünfzig Perſonen wurden verhaftet, aber bis auf drei nachher wieder freigelaſſen. Starke Militairabtheilungen ſtanden bereit, ſchritten aber nicht ein. Alle Zuſchauer ſind einig darüber, daß die Polizei die Unruhen gemacht, durch ihr plötzliches Einmiſchen gewaltſam hervorgerufen! —

Eine zweite Abtheilung der Schrift gegen Goedſche iſt erſchienen und enthält arge Dinge, z. B. daß der Oberſtaatsanwalt ein Aktenſtück in Händen habe, welches einen Meineid Goedſche's beweiſe, falſche Quittungen, Ausſagen Ohm's, Schändlichkeiten vom Aſſeſſor Wagener ꝛc. Was ſagen die

andern Freunde Goedsche's, die Herren von Gerlach, Stahl, Huber, von Bismarck, Graf von Krasow ꝛc. dazu?

Der Zuschauer der „Kreuzzeitung“ ist seit Goedsche's Abgang auffallend gering und dürftig; dieser Kerl war also die Hauptversion in dieser Rothpfütze! —

General Haug hat in London bei einer Versammlung der Ausgewanderten zu Ehren der Revolutionstage von 1848 den Vorsitz geführt und eine Rede gehalten; Mazzini, Ruge, Kinkel ꝛc. sprachen ebenfalls.

Dem König wurde die „Urwählerzeitung“ vom 18. vorgelegt, die das Bild hat, wie die Märzleichen bestattet werden, die Prediger dabei, der Magistrat, Fahnen, — er soll das Blatt zerrissen, zur Erde geworfen, und darauf gespieen haben. Er gedachte der Schmach, selber vor diesen Leichen die Mütze abgenommen zu haben. —

Die Furcht vor der Revolution ist eine Schwäche, sagen die Kreuzzeitungsritter. Unsre „starke“ Regierung verbietet die zu Sonnabend angekündigte italiänische Aufführung der „Stummen von Portici“. Wahrscheinlich aus Stärke!! —

Donnerstag, den 20. März 1851.

Geschrieben. Unwürdige, fruchtlose Versuche in Dresden, die Deutschen vollends zu knechten. Doppelte Rolle der Großmächte, jede will knechten, damit aber die andre es nicht könne, sollen Freiheit und Selbstständigkeit der Fürsten beachtet werden. Von den Völkern ist keine Rede. —

Nachrichten aus Schleswig, bejammernswerther Zustand! Ueber achtzig Prediger abgesetzt, vertrieben, in größter Noth! Dänische Gewaltthaten ohne Maß! Und in Holstein nicht viel besser, was die Dänen dort noch nicht thun können, thun die Oesterreicher und Preußen. Druck, Quälerei, Verfolgung ꝛc.

Wo die „Ruhe und Ordnung" der Fürsten hinkommt, da ist nicht etwa der Tod, sondern Verwirrung und Elend. —

Das Gebahren unsrer Kammern wird immer erbärmlicher. Selbst in den Finanzsachen geben sie feige nach, haben nicht den geringsten Muth. Sie möchten gern was von der Verfassung retten, klagen die Gleichgültigkeit des Volkes an, — diese Minoritätskammern, die mit dem Volke nichts gemein haben! Und die Mehrheit will nicht einmal die Verfassung! Darin stimmen wir ihnen zu, der Teufel hole das Possenspiel! —

Dem Könige brach heute Nachmittag der Wagen, als er von Charlottenburg durch's Brandenburger Thor kam. Er ging, einen andern Wagen abzuwarten, in das Gebäude des Ministeriums der auswärtigen Angelegenheiten. Auf dem Wege begegnete er vielen Leuten, die ihn nicht grüßten. Darüber ließ er sich in herben Schimpfreden aus. Diese Empfindlichkeit dient den Leuten zur Belustigung; besser, er zeigte sie nicht, am besten, er hätte sie nicht! —

Freitag, den 21. März 1851.

In meinen Papieren gearbeitet. Ueberlegung, was zu bewahren, was zu verbrennen sei. Sprechen, Schreiben, Drucken, nur Stufen der Mittheilung; es ist nicht wahr, daß das Gesprochene verfliegt, daß das Geschriebene bleibt, daß das Gedruckte gelesen wird! —

Das unerwartete Verbot der italiänischen Aufführung der „Stummen von Portici", nachdem das Königstädter Theater sie neu einzustudiren viele Zeit und große Kosten aufgewendet, erregt um so mehr Mißvergnügen, als nun jene Bühne alle italiänische Opernaufführungen eingestellt hat. In den vornehmen Kreisen spricht man verächtlich von dieser kleinlichen

Revolutionsfurcht. Das Verbot, wird versichert, ging unmittelbar vom König aus. —

Der Ministerpräsident hat in der Preßgesetzverhandlung der ersten Kammer gesagt: „Ein bekannter Führer der Demokratie, Herr Bubl, hat z. B. öffentlich ausgesprochen, mit dem deutschen Volke sei nichts anzufangen, bis ihm die Moral genommen und die Unzucht öffentlich in den Straßen getrieben werde. In Folge dessen hat derselbe sich auch an die Uebersetzung der Memoiren des Casanova gemacht." Wer erkennt hier nicht die bekannte Manier? „Häzel'sche Handgranaten, Verschwörung in Magdeburg, Auge und Mazzini in Holstein, die Ziege" und andre freche Dummheiten? Heute weist Herr Bubl in einer kurzen Anzeige den Minister derb zurecht; schade nur, daß er sie zuletzt mit einem unklugen und unbegründeten Ausfall gegen den guten Bernstein entstellt, der ihm nicht radikal genug ist! — Die Anzeige ist sonst tapfer und würdig. —

Bakunin ist von Prag nach Olmütz gebracht worden. —

Die „Neue Preußische Zeitung" bekennt, aus den Dresdener Konferenzen komme nichts heraus! Zum Bundestag, zum Bundestag! Den sie noch vor kurzem schrecklich schlechtgemacht hat. — Sie wird lahm und wankend, und ihr Zuschauer hat den Kläffer Goedsche nicht mehr. —

Die Finanzwirthschaft wird hier immer unverschämter und toller. Bedrückung und Verschwendung geben Hand in Hand. Kann das gut enden? —

In Greifswald ist die Verhandlung gegen Haffenpflug wieder ausgesetzt worden! Der Justizminister (Simons!) hat sich die Akten eingefordert und noch nicht zurückgeschickt! Man will den Spitzbuben wieder schonen. —

Sonnabend, den 29 März 1851.

Geschrieben, Unerfreuliches, Widriges, aber „Verdruß ist auch ein Theil des Lebens“. —

Hof und Reaktion leben in beständiger Furcht; die Strenge und der Hohn ihrer Maßregeln kommen größtentheils aus dem Bedürfniß, sich Muth zu machen, die Gefahr zu läugnen, aber ihnen ist übel zu Sinn und bang um's Herz; der König fährt fort, Geld in England anzulegen, die Prinzen deßgleichen, auch viele Große, Minister, Generale ꝛc. legen sich was sie nennen einen Nothpfennig zurück; die Grundbesitzer, am meisten geängstet, dringen auf rasche Ablösungsgesetze der Grundlasten, weil sie fürchten, die Zeit könne schnell eintreten, wo die Lasten ohne Entgelt abgelöst werden. Die Prinzessin von Preußen jammert, daß ihrem Sohne seine Regierungsaussichten verdunkelt sind, daß die stupide jetzige Regierung sie stets mehr verderbe, ja daß eine neue Revolution sie ganz verschließen könne!

Die „Konstitutionelle Zeitung“ liefert seit einiger Zeit muthige, taxfreie Artikel. Die Polizei ist ihr aufsässig, sie hat die heutige Abendnummer weggenommen. Bald wird es mit der Presse völlig vorbei sein; wir werden wieder über Preußen ganz an auswärtige Blätter gewiesen sein. —

Unsre Prediger fangen nun auch an, gegen unsre Staatskirchenwirthschaft aufzutreten. Das Komité des Unionsvereins, die Prediger Jonas, Sydow, Pischon, Schweder, Eltester, Krause, Lisco, Bellermann ꝛc. hat eine Schrift in Druck gegeben wider die neuernannte Behörde, „Evangelischer Kirchenrath“, welcher die Kirche ohne Rücksicht auf Verfassung bloß nach des Königs Willkür regieren soll. —

Die freien Gemeinden werden willkürlich gedrückt und gequält, ihre Prediger am Predigen verhindert, wegen Taufen und Trauungen in Strafe genommen. —

Das Konsistorium für die Provinz Preußen erklärt, die

freien Gemeinden seien keine christlichen, ihre Anhänger nicht als Mitchristen ansusehen.' —

Sonntag, den 23. März 1851.

Daß das Würdige und Große lange verkannt und auf zu geringe Stufe gesetzt wird, kommt häufig vor; aber das Geringe und Mittelmäßige hält sich nie lange auf der unberechtigten höchsten Stufe, zu der es durch Umstände und Gunst gelangt ist; wenn diese Umstände und diese Gunst vergangen sind, tritt unerbittliche Gerechtigkeit ein.

Besuch vom Grafen von *, anderthalb Stunden. Er rückt immer weiter linkshin, und spricht von der Regierung und den Ministern mit tiefster Verachtung; er meint, solche erbärmliche, talentlose, ganz dumme Menschen seien noch nie Minister gewesen. Ich bewies ihm, daß wir keine andre haben können. Auch der König ging nicht leer aus: „Er tödtet den Grafen von Brandenburg und belohnt Manteuffel, der dasselbe, was Brandenburg, in viel stärkerem Maße gethan." Das ist ein Irrthum, Manteuffel hat auf Befehl, auf Bitten des Königs gehandelt, jener nicht, das macht den Unterschied. Die Kammern sind matte, trostlose Körper, eine Art Mollusken. Der ganze Zustand kann nicht halten, er muß zusammenbrechen, wann und wie, das weiß Gott. An der Kreuzzeitungspartei ist gar nichts, auch hier stehen die talentlosen, die bloß dreisten und übermüthigen Mitglieder voran, die Bismarck-Schönhausen, die Kleist-Retzow, nun gar ein Buddenbrock! Er sieht die Erniedrigung Preußens immer größer werden, die Schmach, die Schande; Oesterreich ist unser bitterster Feind, und wir — wir wissen nicht was wir wollen, sind rathlos, entschließungsunfähig. Wir gehen einer neuen Erschütterung entgegen, der jetzige Zustand wird weggeschwemmt. Krieg? wir können keinen führen, wir würden

nur Niederlagen zu gewärtigen haben. So urtheilt *. Ich wollte gar nicht über Politik mit ihm reden, er zwang mich. Gelegen iſt ihm nur an der Ariſtokratie, an weiter nichts, das geſtand er; in ihr ſieht er das Heil des Staates. —

Montag, den 24. März 1851.

Der Friedrichshain durfte geſtern und vorgeſtern nicht betreten werden. Konſtabler hielten ihn beſetzt. —

Der Miniſter von Weſtphalen erläßt ſcharfe Vorſchriften gegen das Vereinsweſen; er merkt etwas davon, daß die politiſchen fortbeſtehen, auch miteinander Verbindung haben, daß in Berlin, Leipzig, München ꝛc. gemeinſame Vorſtände wirken. Gewiß! Aber er wird's nicht hindern!

In Hannover die Märztage von Volksverein und Bürgerwehr feſtlich gefeiert, zum großen Schrecken unſrer Jammerleute! — Freiſprechungen in Hannover. —

In Dresden hat die Regierung die über die Konferenzen hier erſchienene Druckſchrift verboten, weil darin Aktenſtücke mitgetheilt worden, deren Veröffentlichung nicht geſchehen ſollte. Sie hat dieſe Aktenſtücke damit als ächt anerkannt! Sie müſſen ſich blamiren, dieſe Regierungen! Recht wie zum Hohn bringt die „Augsburger Allgemeine Zeitung" eben ein neues wichtiges Aktenſtück der Konferenzen, betreffend die Handels- und Zollverhältniſſe; für Preußen bedenklich genug, für Oeſterreich verſprechend! —

Graf von Alvensleben aus Dresden hier; Vortrag beim König, Berathung der Miniſter ꝛc. „Man iſt noch immer ſehr entſchieden", die Phraſe der Regierung; das heißt, die Ochſen ſtehen noch immer am Berge! —

Die „Neue Preußiſche Zeitung" ſchlägt alle möglichen Tonarten an, für die Preßfreiheit, für Oeſterreichs altererbtes Vorrecht, für das Slaventhum als Grundlage Preußens wie

Oeſterreichs, für die Deutſchheit des deutſchen Bundestages, jetzt ſogar für unſre Verfaſſung, die nicht durch fremden, d. h. Bundeseinfluß ſoll verändert werden dürfen! Von dem herrlichen Kriegsheer iſt ſie ſeit einiger Zeit ganz ſtill. —

Am 22. März ſollten die preußiſchen Truppen zur Feier des Geburtstags des Prinzen von Preußen ausrücken, aber plötzlich wurde es abbeſtellt, man weiß nicht auf weſſen Befehl. Dem Könige ſind dergleichen Huldigungen für ſeinen Bruder unerträglich, und er glaubt ſie werden von der ihm feindlichen Parthei gefliſſentlich ihm zum Verdruß angeregt! —

Dienstag, den 25. März 1851.

Die Kreuzzeitungs-Parthei geräth in große Verlegenheit, ſie hatte für Preßfreiheit geſprochen, hilft aber in den Kammern zur Unterdrückung der freien Preſſe, ſie hilft auch zur Unterdrückung der Kammern ſelbſt; wenn aber Preſſe und Kammern aufhören, wo und wie will ſie wirken? ſie vernichtet ihre Werkzeuge, ihre Waffen, ihre ganzen Hülfsmittel, ſie hört auf eine Macht zu ſein; durch Hofränke allein kann ſie ſich nicht erhalten, da ſtehen ihr andre entgegen und die ganze Bureaukratie; ſie fühlt den Nachtheil tief, nicht in's Miniſterium gelangt zu ſein, denn ſäße ſie am Ruder, ſo hätte ſie den Gewinn von jenen Unterdrückungen, die jetzt ſie ſelber treffen. Daher ſtrengt ſie ſich an, jetzt in's Miniſterium zu bringen, — ſie arbeitet heimlich an Manteuffel's Sturz, indem ſie ihn öffentlich preiſt, — und dringt auch auf Herſtellung landſtändiſcher Einrichtungen, um neuen Boden unter den Füßen zu haben; die Pairskammer iſt ihr ſchon bedenklich, die dient zur Befeſtigung der Verfaſſung, mit der iſt eine zweite Kammer aus dem Volke ganz unauflöslich verbunden. Die ganze Parthei ſteht einzig auf dem Boden der Revolution! Welch ein Zeugniß für die Macht der letztern! —

Vortrefflicher Artikel der heutigen „Urwählerzeitung“ über Manteuffel. Es wird gezeigt, wie dieser erst ein Bodelschwingh sein wollte, dann ein Waldeck, dann ein Gagern, dann ein Radowitz, dann ein Gerlach, immer aber etwas geringer als sein Vorbild war, nun ersucht man ihn, doch ein wenig ein Schwarzenberg zu sein!

Palacky hat den Muth gehabt, in Prag der Verleihung des Ehrenbürgerrechts an Schwarzenberg im dortigen Gemeinderathe zu widersprechen. Er sprach von Servilität, was die Serviten gewaltig aufregte; sie verliehen das Ehrenbürgerrecht. —

Die „Urwählerzeitung“ ist weggenommen. — Der Staatsanwalt findet in der Druckschrift, welche die Reden Heinrichs von Arnim enthält, keinen Anlaß zur Verfolgung, er darf sie aber noch nicht freigeben. — Gegen Goedsche liegt ein Aktenstück in den Händen des Staatsanwalts, das einen von jenem gethanen Meineid bekundet; es wird aber nichts gegen ihn eingeleitet. — Das heißt eine Rechtspflege!

Mittwoch, den 26. März 1851.

In den vornehmen Kreisen, in der Hof- und Staatswelt, ist große Bewegung, es wird stark auf Manteuffel's Sturz hin gearbeitet, und man glaubt, er werde bald fallen. Die Kreuzzeitungspartei findet es hohe Zeit, sich selbst an's Ruder zu bringen, ehe die Verfassung geändert oder abgeschafft wird; versäumt sie diesen Augenblick, so bleibt ihr wenig zu hoffen; selbst als Opposition gilt sie nichts mehr, wenn diese wie das ganze parlamentarische Wesen auf die geringste Bedeutung herabgebracht ist. Aber mit dieser Bewegung verbindet sich eine andre: der König soll abdanken! Mehr als je werden die schnödesten Aeußerungen gegen ihn herumgetragen, von seiner Unfähigkeit gesprochen, von seinem Unglück, und daß

er Preußen zu Gnade nähme, keinen Krieg führen könne, keinen Muth habe. Dagegen wird der Prinz von Preußen in den Himmel erhoben, über alles Maß gepriesen und gefeiert, die untergehende Sonne und die aufgehende! Aber so leicht geht das noch nicht ab! —

Fürst von Wittgenstein ist nun wirklich altersschwach, faselt mitunter, kennt die Personen nicht mehr, muß sich besinnen; hat aber doch ein gereistes Gefühl dafür, daß Herr von Massow ihm in den Geschäften zur Seite gegeben werden. Der Fürst, einst der einflußreichste Mann im preußischen Staat, jetzt so herabgekommen, daß sich niemand um ihn kümmert! —

Großes Aufsehen macht die Ernennung des Premierlieutenants von Hülsen zum Intendanten der Königlichen Schauspiele. Von 400 Thalern zu 4000! Kammerherr ist er auch geworden. Zuerst reist er nach Paris, London, Wien ꝛc. sich die dortigen Theater anzusehen. Graf von Redern und Pitt Annim sind voll bittren Unmuths. Der König hatte besonders den ersteren die Stelle hoffen lassen. —

Der Kurfürst war es, der die am 22. zur Geburtstagfeier des Prinzen von Preußen in Kassel beabsichtigte preußische Truppenparade verbunden: er verbot seinen Offizieren und Soldaten dabei zu erscheinen ꝛc. —

Der Staatsanwalt erklärt dem Herrn Berends, der sich über die von der Polizei bei dem Ball in Teil's Lokal verübte Ungebühr und Gewaltthat beklagt hatte, er finde keinen Anlaß die Sache zu verfolgen, da hier kein Zweck des allgemeinen Besten vorliege! Solche Rechtspflege! Solche feige Schurkerei! — Alles ist bei uns jetzt spitzbübisch eingeschult. — Bisweilen aber entweichen sich die Spitzbuben. Goedsche soll angeben, welche Polizeibeamten ihm Mittheilungen für die „Kreuzzeitung" gemacht, damit man sie bestrafen könne; er will nicht, und wird in Strafe genommen; darauf erklärt

die Redaktion der „Kreuzzeitung", ſie ſei zur Angabe bereit, und bringt beiſpielsweiſe eine ſolche Mittheilung, die ihr vom Polizeipräſidenten ſelber zugegangen, und zwar eine gehäſſige Anſchuldigung der Staatsanwalte! Bravo, zankt euch! —

Donnerstag, den 27. März 1851.

Beſuch von Herrn Dr. Hermann Franck. Erwartungen und Ausſichten. Trübe Finanzwirthſchaft, die elenden Kammern bringen ſie zu keiner Klarheit, alle Angaben der Behörden ſind unzuverläſſig, ſind großentheils erdichtet, die Wirklichkeit dahinter iſt ganz anders. Wo bleiben die großen Summen? Das Militairweſen verſchlingt viel, doch nicht alles, doch dient es neben dem Eiſenbahnweſen allem zum Vorwand und Deckmantel. —

Der alte Prinz Wilhelm iſt erkrankt, und wird wohl ſterben. —

Vom Könige ſagt man, er ſei oft tief in ſich verſunken, und ſei bisweilen wie geiſtesabweſend; in andern Zeiten wieder zeige er die heftigſte Unruhe, die ausgelaſſenſte Munterkeit. Die Hofleute paſſen ihm gut auf, und durch ſie kommen die nachtheiligſten Gerede über ihn in's Publikum. —

Die Schrift „Dresdener Konferenzen" enthält Aktenſtücke, deren Veröffentlichung unſre Miniſterleute in wahre Wuth ſetzt. Es heißt, daß der mecklenburg-ſchwerin'ſche Miniſter Graf von Bülow, Schwiegerſohn Bülow-Kummerow's und früherer Unterſtaatsſekretair, an der Veröffentlichung ſchuld iſt. —

Der König haßt, mit wahrem Haſſe, die Franzoſen, aber eben ſo ſtark die Ruſſen. Warum die letztern, iſt nicht ſo leicht erklärlich, als bei jenen. Man ſagt, es gäbe dazu ganz perſönliche Gründe; dem Könige ſeien bei ſeinem Beſuch in St. Petersburg unglaubliche Widrigkeiten begegnet, über die ſein Gefolge zu ſchweigen ſich das Wort gegeben.

Prescott's „Ferdinand und Isabella" angefangen. „Die Genfer", von Dr. Max Ring. —

„Die Mark Brandenburg, Berlin und Köln im Jahre 1851. Vortrag gehalten am 1. März 1851 im wissenschaftlichen Verein von Dr. Julius von Minutoli. Berlin, 1851." 8.

Schmeichler selbst, widerlegt er doch den Schmeichler Riedel, und gründlich. Die 400,000 Geldgülden gelten nach wie vor, und sind die Grundlage unsres „von Gottes Gnaden".

Freitag, den 28. März 1851.

Geschrieben. Wie Sinn und Verstand in unsre Staatssachen zu bringen wäre? Nur durch gänzliche Umschaffung, nicht durch einzelne Veränderungen. Wir gehen den schlechten Weg unaufhaltsam fort! Obschon diese Staaten alle schon in gewissem Sinne aufgegeben sind, ihr Eingehen oder ihre Zertrümmerung von vielen Menschen als kein Unglück mehr angesehen wird, kann man sich doch einer gewissen Bekümmerniß nicht erwehren, man hat so lange in und mit ihnen gelebt, so viele Gefühle mit ihrem Bestehen und Gedeihen verknüpft, daß man dies gesichert, sie erhalten sehen möchte. Freilich dem Verhängniß gegenüber sind alle Wünsche und Bestrebungen des Einzelnen nichts. —

Zum erstenmal, seit den vielen Ausweisungen, in welchen die Polizeiwillkür sich erlabt hat, ist die zweite Kammer so gütig gewesen, eine desfallsige Petition des Dr. Haym zu berücksichtigen und an die Minister „zur weiteren Erwägung" zu befördern! —

Dagegen hat der Oberstaatsanwalt Seebe von der zweiten Kammer die Erlaubniß verlangt, gegen ihr Mitglied, den alten Harkort, wegen seines Bürger- und Bauernbriefes ein-

zuschreiten! Ihm geschieht schon Recht; aber Sethe, der ihn schuldig finden soll, und gehorchend auch will! —

Für Goedsche ist es auch nur die richtige Strafe seiner Nichtswürdigkeiten, daß ihm von Gerichtswegen die schreiendste Gewalt angethan wird. Noch wehrt er sich, sieht aber seiner Verhaftung entgegen. —

Die Rundschau der „Kreuzzeitung" ist diesmal mehr als je fanatisch, frech sophistisch, gräuelhaft albern. Sie beleidigt auch den König, indem sie sagt, die deutsche Kokarde sei die größte Schmach gewesen, die drei Jahre den Gehorsam des Heeres schwer geprüft habe. Die Parthei begünstigt auch offen das römischkatholische Treiben. —

Sonnabend, den 29. März 1851.

Die Schrift über die Dresdener Konferenzen erregt überall den Zorn der Regierungen, sie sehen sich entlarvt mitten in ihren Bubenstücken; Berlin schreit, Dresden, Wien, auch Stuttgart sogar; späte Verbote folgen, ganz nutzlos! Anarchie, Unfähigkeit, und Bosheit dazu, was braucht's mehr? Wir werden mit Gewalt auf neue Revolution hingedrängt. Unser Exerzitium von 1848 ist als schlecht zerrissen worden, aber die Aufgabe bleibt, wir müssen ein neues machen, der Lehrer ist streng, er fordert größere Anstrengung. —

Wie unwichtig sind jetzt die einzelnen Vorgänge! Früher hielt man jeden Fußbreit, den man der Finsterniß abgewann, den man dem Lichte, der Wahrheit öffnete, für einen schönen Ertrag der Tagesarbeit, jetzt gilt alles nur massenweise, man sieht auf die großen Ergebnisse, die kleinen Gefechte sind nur ein Spiel. Das Jahr 1852 erscheint wegen der neuen Präsidentenwahl in Frankreich als ein kritisches; vielleicht aber bleibt diese Krisis noch eine unvollkommene. —

Preußens nach Wien gegangenes „Ultimatum“ wird allgemein verſpottet. Es heißt, falls Oeſterreich die Vorſchläge nicht annimmt, mit Ernennung eines preußiſchen Geſandten zum alten Bundestag! Grade was Oeſterreich ſeit einem Jahre will, und nun doch vielleicht nicht ohne weiteres geſtattet. —

Der König hat den Miniſter von Manteuffel ſehr ſchnöde angelaſſen und ihm in Gegenwart ſeiner Kollegen ſeine Unfähigkeit vorgeworfen. Herr von der Heydt lachte heimlich, Manteuffel ſah es aber, und ſchoß ihm wüthende Blicke zu. Der Miniſter von Raumer, durch Manteuffel berufen, arbeitet ſchon mit gegen ihn. —

Beſuch von Bettina von Arnim; ſie verlangte meinen Rath wegen des Briefes einer Dame aus Schleſien, die für Nees von Eſenbeck eifriges Auftreten verlangte, und deſſen Bedrängniſſe beweglich vortrug. Die Regierung handelt mit ſchändlicher Bosheit gegen dieſen Greis, mit entſchiednem Haß, aber — es iſt nichts gegen ſie auszurichten. Ihn mit Geld unterſtützen iſt das Einzige, was die Demokraten noch können, doch haben ſie wenig Geld. — Von der Dame iſt es jedenfalls brav und freiſinnig. —

Sonntag, den 30. Mai 1851.

Traum von Rahel, ich höre ihre Stimme, ſie antwortete mir auf meinen Jubel über das Jahr 1848, ich mußte mich im Traum beſinnen, daß ſie ja dieſes Jahr nicht erlebt hat!

Daß die abgebrannte erſte Kammer jetzt in dem Konzertſaale des Schauſpielhauſes (mit den Stühlen und Geräthen des Erfurter Parlamentes) tagt, wo die Nationalverſammlung 1848 ihm das von Gottes Gnaden abſprach, iſt dem Könige ſehr unangenehm. Wegen eines beſondern Parlamentshauſes iſt er überhaupt in Verlegenheit; der todte Bau reizt ihn,

er möchte ihn gern groß und prächtig anordnen, aber das Leben der Sache ärgert und erbittert ihn, das möchte er nicht durch einen Prachtbau befeſtigen, „dazu wäre ihm jeder Schweinestall recht!“ —

Goedſche hat vom Kammergericht erlangt, daß das Verfahren der Polizei gegen ihn vorläufig eingeſtellt werden. Dem Schuft iſt der Schutz der Geſetze zu Theil geworden, wie vielen Ehrenmännern aber nicht! wie noch jüngſt dem braven Berends nicht! —

Graf von Königsmarck, von Paris hier eingetroffen, iſt gleich in vollem Staat beim Könige geweſen. Man glaubt, er habe Aufträge für den Präſidenten Bonaparte gehabt, ihm Anerbietungen eröffnet ꝛc. Alſo die Reiſe auf Staatskoſten! Warum nicht! Geld haben wir ja genug! —

Iſt Bakunin noch in Olmütz oder Brünn? Iſt er an Rußland ausgeliefert? Niemand weiß es! Wie will ich den Tag ſegnen, der ihm die Freiheit wiedergiebt! Noch hoff' ich es, daß der kommt! Ein ſo edles Gemüth, ein ſo eiſerner Muth, kann nicht in nutzloſem Märtyrerthum untergehen ſollen! —

Montag, den 31. März 1851.

Gegen Abend Beſuch von der Gräfin von K. Die Gräfin macht mir die wunderlichſte Schilderung von Paris, alles Pracht und Herrlichkeit, dann wieder alles in Verfall und Jammer, die feinſte Geſellſchaft, die ſchrecklichſten Geſtalten, die Nation voll herrlicher Eigenſchaften, und in der tiefſten Verderbniß, ſittenlos, käuflich; es mag etwas Wahres an dieſen Gegenſätzen ſein, aber in der Gräfin Munde ſollte nur alles Schlechte die Republik verſchulden, alles Gute für die Monarchie ſprechen. Solchen Ausdruck von Unverſtand, Dünkel, Selbſtſucht — die gute Gräfin iſt nur das Sprach-

rohr — habe ich lange nicht gehört. Der arme Präsident Bonaparte wird mit zärtlicher Theilnahme bedauert, man quält ihn, verweigert ihm das nöthige Geld, er opfert sich dem Volke! Leider ist er nicht streng genug, ergreift nicht die Mittel, sich zu befestigen, vergebens stachelt seine Freundin Howard ihn an, er ist ganz Fatalist wie ein Türke, sei ihm der Ihron bestimmt, wie er fest glaubt, so wird er ihm nicht entgehen, er thut daher nichts dazu. (Zu seiner Wahl als Präsident hat er doch genug gethan!) Er würde gern die Kunst befördern, aber man giebt ihm ja die Mittel nicht! Der Graf von K. war mehrmals bei ihm, hat bei ihm gespeist, ihn auch besonders gesprochen. Uebrigens sind die Legitimisten nicht zahlreich und stark genug in Frankreich. Die Mehrzahl der Franzosen ist gleichgültig, und wird jedem gehorchen, der den Muth hat zu gebieten, wer den Säbel schwingt und Geld auswirft — denn käuflich sind Alle —, der hat Frankreich. Dabei hat die Gräfin, trotz dem Halunken Bassermann, Gestalten gesehen, Gestalten, daß ihr die Haut schaudert! Die Montagne ist ein Haufen von Lumpenhunden, die Sozialisten sind Räuber und Spitzbuben, sozialistisch heißt was sonst jakobinisch hieß: doch sind große Namen darunter, Victor Hugo, den die Gräfin mit Vergnügen könnte hängen sehen, Lamartine, der sich vom Präsidenten hat bestechen lassen, — (warum aber ist die Montagne nicht käuflich?) — und doch sind diese Leute die üppigsten Wohlleber, Victor Hugo wie ein Fürst, wie ein Nabob eingerichtet, (das verdrießt die Aristokraten am meisten,) und der Luxus in Paris ist gränzenlos. Die Gräfin selber stellte ihn dar, in reichstem, prächtigsten und geschmackvollsten Anzug, man sieht, sie und ihre Töchter sind den republikanischen Modehändlern tüchtig zinsbar geworden! Ich erkenne aus diesen Berichten, daß die Reaktion mit Bonaparte sehr zufrieden ist, weil er Frankreich verräth, daß die Mächte mehr auf ihn rechnen,

als auf die Bourbons, daß ſie die Ariſtokratie noch höher ſtellen als die Legitimität; ſind nur die Adelsvorzüge, die Adelseinflüſſe, die Privilegien und Reichthümer gerettet, ſo mag ſelbſt ein Bonaparte den Thron füllen! — Die Gräfin wollte gern Guſtine kennen lernen, warum den? der Ultra überwiegt den Ruſſenfeind, — er reiſte jedoch zu früh ab. — Als die Gräfin Anna kam, ſah ſie die „Kreuzzeitung“ liegen, deren die Mutter nicht geachtet hatte: „Was?“ rief ſie aus, indem ſie den Finger auf das Blatt ſetzte, „die Kreuzzeitung? bei Ihnen, Herr von Varnhagen, die Kreuzzeitung? Iſt das möglich? in Ihrem Hauſe die Kreuzzeitung?“ Ich lachte. — Ich ſah mit Befriedigung daraus, daß ſie doch wiſſen, mit wem ſie ſprechen. —

Dienstag, den 1. April 1851.

Der Miniſter von Manteuffel hat die Unwürdigkeit gehabt, in der Kammer den dickleibigen Grafen von Dyhrn als den Redner zu bezeichnen, der eben die Tribüne ausgefüllt habe, worauf ihm dieſer gedient mit der Antwort, er wünſche, daß jeder ſeinen Poſten ausfülle, wie es dieſer fordere. Dann hat Manteuffel den Verhaßten d'Eſter bei den Haaren herbeizitirt, und auf die Gegner die Worte Goethe's angewendet: „Jeder ſolcher Lumpenhunde wird vom andern abgethan.“ Der elende Menſch verliert alles Maß, und ſeine Unfähigkeit bringt ihn von einer Dummheit in die andre. Er ſelber übrigens wird bald abgethan ſein. Die „Konſtitutionelle Zeitung“ prophezeiht es ihm heute wiederholt. —

Auf das preußiſche ſogenannte Ultimatum, das ſelbſt in der Form keines iſt, noch keine Antwort aus Wien. Unſre Drohung, den Bundestag zu beſchicken, wird immer lächerlicher.

Die Meinung, der Graf von Arnim-Boitzenburg werde Manteuffel'n erſetzen, verliert ſich wieder. Etwas klüger und talentvoller iſt er, aber was will das ſagen! —

Betrachtungen. Leibnitz war nach ſeinem Tode völlig vergeſſen, niemand nannte ihn nur, ſein Name war mit ihm begraben, aber gegen Ende des Jahrhunderts, wie ſtand er wieder in vollem Ruhmesglanze! Doch in Betreff Goethe's iſt das Verhältniß doch anders; ſeine Schriften ſind in allen Händen, werden immerfort geleſen, erleben neuen Abdruck. Nur gegen die Briefwechſel iſt man gleichgültig, man iſt überſättigt von den zu vielen, oft ſehr ungeſchickten Herausgaben. Und dann die Zeitumſtände! Abgaben, Verluſte, Beſorgniſſe, Noth und Elend überall! Die Vornehmen ſchwelgen in Luxus, aber frech und roh, ſie haben die Maske abgeworfen, Bildung iſt revolutionair, und wenn ſollen ſie Bücher kaufen! —

Mittwoch, den 2. April 1851.

Geſchrieben. Nutzt es nicht, ſo ſchadt's auch nicht.

Die Hoffnungen und Arbeiten der Reaktion treten immer dreiſter auf; um die weltliche Knechtung zu ſichern, wird die geiſtliche angeſtrebt. Die „Neue Preußiſche Zeitung" ſpricht öfters ganz katholiſch; es giebt Leute, welche ſich ſchmeicheln, eines Tages werde die Welt die Ueberraſchung haben, daß der König und ſein Haus und natürlich der größte Theil des Hofes zur katholiſchen Kirche übergehen, dem Pabſte dienen. Den Jeſuiten verſtattet unſre abſolute Regierung ſchon jetzt das freiſte Treiben. Die Thoren! ſie bauen ihr Verderben! —

Dem Kaufmann Engel iſt verboten worden, ſeine Druckſchriften gegen Goedſche fortzuſetzen; verboten nämlich der Selbſtverlag, und die drohendſten Warnungen ausgeſprochen, falls er ſie auswärts drucken ließe. Die Polizei will zwar ſelber dem Goedſche was am Zeuge flicken, aber ein Anderer ſoll es nicht, ihr liebes Kind bleibt der ungerathene Sohn doch immer, und wenn alle ſeine Schändlichkeiten enthüllt werden, kommt ja auch die Polizei ſchlecht weg. Indeß be-

findet sich ein Theil des Niedergeschriebenen schon in guten Händen. —

In Frankreich haben wir schon eine weit stärkere Reaktion, Willkür und Gewalt gesehen, Billèle am Ruder, Jesuiten und Emigranten, und wie zerstob alles! Louis Philippe, durch Sturm gehoben, wandte seine ganze Macht und Klugheit an, sich zu sichern, daß nicht ein neuer Sturm ihn stürze, er hatte Macht, Geld, Soldaten, die Forts um Paris, und nichts half, er fiel und floh schmählicher als sein Vorgänger!

Donnerstag, den 3. April 1851.

„Vier Monate auswärtiger Politik" heißt eine neue Flugschrift, die so eben bei Veit erscheint. Manteuffel und Stockhausen werden hier gründlich verarbeitet, ihre Unfähigkeit, Dummheit und Frechheit erbarmungslos bloßgestellt, auch Ubden wird verächtlich behandelt. Stockhausen's Widerwille gegen Griesheim dient zum Vorwurf gegen jenen, Griesheim wird der einzige fähige Kopf des Kriegsministeriums genannt. Haugwitz gilt als ein großer Mann gegen diese Tröpfe. Hier ist ernster, politischer Haß, der den Gegner wüthig trifft. Aber die Volks- und Freiheitssache spricht hier nicht, es ist das konstitutionelle Halbwesen, mit dem sie nichts zu thun hat; sie steht mit untergeschlagenen Armen und sieht zu. —

Es ist nicht großmüthig, das weiß ich wohl, aber nützlich und nöthig, jetzt unsre deutsche Wirthschaft, die Anarchie, diese Pfütze von Nichtswürdigkeit, Pfuscherei und Verrath, den Hoffährtigen, den Dünklern und Verrätbern — denn sie waren auch dies — vor Augen zu halten, die im Sommer 1848 so vornehm auf Polen, Tschechen, Magyaren und Italiäner herabsahen, die Deutschen für berechtigt hielten, jene aber nicht, und sich dabei auf die Geschichte beriefen, und daß es jenen noch nicht gelungen sei, frei zu sein, sie also

auch nicht dazu berechtigt seien! Diese Buben, wenn man sie jetzt nicht züchtigt, werden ihre Frevel bei nächster Gelegenheit auf's neue begehen. Ich höre, daß in Paris eine eigne Schrift gegen sie im Werke ist, zu der ein Pole, ein Italiäner und ein Deutscher sich verbunden haben. Ich gebe meine volle Zustimmung und meinen Segen dazu! —

Die Fortsetzung des Aufsatzes über Rußland von Jocander in der ersten Hälfte des März der „Monatschrift" von Rotatschek, ist auch eine Schrift, die an Gehalt und Kraft, an Sachfülle und Leidenschaft, ein ganzer Aufstand ist. Dergleichen ist nie vergebens in der Welt! —

Große Verwirrung in der Stadt wegen der neuen Polizei-Eintheilungen, die Behörden selbst wissen nicht aus noch ein. Man glaubt überdies, daß der Grund dieser Veränderungen in Geldvortheilen liege, die beim Wechsel abfallen!

Der Konstabler, der vor einiger Zeit einen Menschen tödtete, ist vom Gericht freigesprochen worden. Alle seine Kameraden zeugten für ihn, nur Einer nicht. Auf jene fällt der Verdacht des Meineids, aber dem Staatsanwalt fällt nicht ein, gegen sie zu verfahren, trotz der dringenden Anzeigen.

Herr Dr. Moritz Veit, der Buchhändler, ist Mitglied der Ersten Kammer, aber Hinckeldey läßt ihn vorladen; er beruft sich auf sein Vorrecht als Abgeordneter, man sagt ihm, er werde nicht angeklagt, sondern solle nur Auskunft geben, wer ihm die Schrift „Dresdener Konferenzen" gegeben habe; er weigert diese, man erklärt ihm, die Aktenstücke könnten nur durch Diebstahl in die Presse gekommen sein; er will dem Untersuchungsrichter antworten, aber nicht der Polizei, man sagt ihm gradezu, daß man ihm die Konzession entziehen werde, und weigert ihm die Abschrift des Protokolls!

In Rotatschek's „Monatschrift" steht ein Aufsatz über das Erfurter Parlament, der zu dem Besten gehört was ich seit

langer Zeit geleſen habe. Eine herrliche Feder, wie von Börne, Jaſſoy und Görres zuſammen.

„Zum Bundestag! zum Bundestag!“ Ein Spottlied auf die rathloſen deutſchen Fürſten, zunächſt auf den König von Preußen. Die Schimpfreden auf den Bundestag abſeiten der Fürſten und Regierungen werden zum Andenken in ein eignes Buch geſammelt.

Das Gemählde der Dresdener Konferenzen, von Vogel, iſt beinahe fertig, und ſoll nächſtens in Dresden ausgeſtellt werden. —

Freitag, den 4. April 1851.

Die Schrift „Vier Monate auswärtiger Politik“ iſt ſchon mit Beſchlag belegt. — Edle Scham der Polizei! Sie giebt jetzt an, nur wegen feuerpolizeilicher Gründe ſei die Aufführung der „Stummen von Portici“ im Königſtädter Theater einſtweilen unterſagt worden! Man weiß ſehr gut, daß dieſe zarte Beſorgniß erſt hinterher gefunden worden. —

Beſuch vom Prinzen von *. Er bringt mir ſein Büchlein, als Manuſkript gedruckt bei Decker 1851. Proſa, Verſe. — Profeſſor Gubraner kam; der Prinz ſagte uns mehrere Gedichte her, darunter die allerbedenklichſten. —

In der zweiten Kammer wurde eine Petition des ausgewieſenen Dr. Haym berathen. Die Angaben des früheren Regierungskommiſſairs zur Rechtfertigung der Maßregel wurden als frivole bezeichnet. Was heute der Miniſter von Weſtphalen vorbrachte, war nicht minder abgeſchmackt und erbärmlich, er gab das Unrecht gewiſſermaßen zu, wurde ausgelacht. Die Kammer verwies die Petition an den Miniſter „zur Berückſichtigung“, nicht „zur Erwägung“, wie die Kommiſſion wollte. Seltener Muth!! —

Die Direktion des Königſtädter Theaters erklärt die Angabe der „Preußiſchen Zeitung“ (des Miniſterblattes), die

„Stumme von Portici“ habe wegen Feuersgefahr nicht gegeben werden dürfen, für eine Unwahrheit und Verläumdung; die Flammen des Vesuv seien nur gemahlte, die bekanntlich nicht zünden. Unsre Behörden stehen immerfort als dumme Jungen da, und werden nicht müde, sich immer auf's neue so hinzustellen. Wo ist die preußische Klugheit, die Intelligenz, wo sind die „Pfiffe?“ —

In Kassel Verurtheilungen! In Rottweil wird Rau und seine Genossen zu vieljähriger Haft verurtheilt! —

In Paris hat der Kassationshof entschieden, die Entziehung des Gewerbrechts sei bei Buchhändlern wegen Preßvergehen, ungesetzlich. Eine Pariser Entscheidung hat immer Einfluß auf unsre Behörden; ob auch diese? — Unsre Regierungen leben von französischen Beispielen, auch von den revolutionairen. —

In meinen Papieren gearbeitet. — Preußische Geschichte, Berliner Alterthümer. — Wie lieb ist mir doch Berlin! —

April 1851.

Allein, sehr allein! Und wenn allein, dann noch am besten! Dann bin ich, wenn auch traurig, doch meist ruhig, betrachtungsvoll, und bisweilen ganz behaglich, ja stillvergnügt! —

Die Menschen gefallen mir jetzt schwer. Mein Geschmack ist ernster und strenger geworden; mich beleidigt vieles, was ich sonst nicht beachtete, und der endliche Ueberdruß des wiederholten Schlimmen ist weit schärfer als der des wiederholten Guten. Die Andern haben meist keine Ahndung davon, wie tief sie mich beleidigen, abstoßen, welchen Ekel sie mir erregen, aber ich fühl' es, und fühle dazu, wie ungerecht ich wäre, wollt' ich sie es entgelten lassen, auf sie zurückwirken. Ich muß es also ertragen, und noch obenein thun,

als ob alles ganz hübsch so wäre. Da kann nur Zurückziehung helfen, Einsamkeit; oder völlig gleichgültige Menschen, zu denen ich kein Verhältniß habe. „Alt zu werden, sagt Goethe, ist keine Kunst; eine Kunst ist es, das Altwerden zu ertragen."

Daß man abgerufen wird, ist recht gut, sonst wär' es nicht zu ertragen. Wir müssen annehmen, daß es immer, wann es geschieht, zu rechter Zeit geschieht, also ganz ergeben sein. —

Sonnabend, den 5. April 1851.

Hansemann ist nicht mehr Bankchef, sondern mit zweitausend Thalern Wartegeld abgesetzt. Endlich erreicht ihn sein verdienter Lohn; noch viel zu gnädig! Er hat nach Kräften dazu beigetragen, uns dahin zu bringen wo wir sind. Warum die Regierung so lange gezögert, ihn fortzujagen, ist noch nicht erklärt; soviel ist gewiß, jetzt fürchtet sie seine Enthüllungen nicht mehr.

Harkort wird vor Gericht gezogen, Heinrich von Arnim (Strick) ebenfalls. — Beckerath jammert und winselt. —

Jetzt, nach einem Jahre, benachrichtigt der Polizeipräsident von Hinckeldey den ausgewiesenen Hoffmann, der nach Breslau verwiesen auch dort nicht geduldet wurde, daß seine Ortsangehörigkeit in Berlin feststehe, und er daher hieher zurückkommen könne! Um dies zu ermitteln, brauchte Hinckeldey ein Jahr! Eine mehr als türkische Wirthschaft, heißt aber christlich-germanisch, von Gottes Gnaden ꝛc.

Des Präsidenten von Gerlach unsinnig frecher Vorschlag, jede Kammersitzung mit Gebet anzufangen, ist durchgefallen. Diese gotteslästerliche Frömmelei, dieser scheußliche Götzendienst! —

Nach 10 Uhr kam noch der Graf Cieszkowski und blieb bis Mitternacht. Ueber die Kammern. Ob sie den Kredit

von 14 Millionen votiren werden? Ich erwarte keinen Augenblick. Auch das Preßgesetz wird noch fertig. Die Minister wollen sie am 17. schließen, da die meisten Abgeordneten nach Ostern nicht mehr tagen wollen. —

Französische Denkschrift gegen den Eintritt von Gesammt-Oesterreich in den deutschen Bund. Ist es rechter Ernst damit?! —

„Maddersdarsch" wirft dem Minister seine Lumpenbande herum! —

Die „Neue Preußische Zeitung" dringt heftig auf naturwüchsige Obrigkeiten, die auch von Gottes Gnaden seien, so gut wie der König, die kraft eignen Rechts bestünden, nicht als Bureaukratie, dann könne man mit sehr wenigen Beamten auskommen. Die Kreuzzeitungspartei wird aber der Bureaukratie erliegen, von der kann nur die Revolution befreien, die auch die Kreuzritter fortschwemmen wird.

Sonntag, den 6. April 1851.

Eine Universität in Posen mit vorzüglicher Rücksicht auf die Polen wird nicht zu Stande kommen; der Kaiser von Rußland hat sich dawider erklärt. —

Der König nähme gar zu gern Radowitz wieder in's Ministerium, aber wegen Rußlands ist es unmöglich. Auf Oesterreich nähme er schon weniger Rücksicht. Aber Rußland!

Die heutige „Nationalzeitung" (No. 163) hat einen vortrefflichen Aufsatz über die Wirksamkeit des Kriegsministeriums, das sie ein „Muster-Menüre-Phalanstère" nennt, und als eine sozialistische Einrichtung bis in's Kleinste schildert. —

Montag, den 7. April 1851.

Der König soll dieser Tage sehr nach Radowitz geseufzt haben, und dann eine Fluth von Schimpfworten ausgestoßen haben, über Manteuffel, über Arnim-Boytzenburg, über Alvensleben, über Heinrich von Arnim, sie taugten alle nicht, auf keinen könne er sich verlassen, keiner verstünde ihn, so schlecht wie er sei noch kein König von Preußen bedient worden. Da liegt es eben, bedient will er sein, nicht berathen, seinen Willen des Augenblicks will er ausgeführt sehen, jeden Augenblick einen andern Willen, und wenn die Widersprüche nichts zu Stande bringen, soll es an der Ausführung liegen. Man versichert, wenn nur jemand da wäre, der eintreten könnte, ohne daß Rußland und Oesterreich vor den Kopf gestoßen würden, so wäre Herr von Manteuffel schon fortgejagt. Ganz richtig! Er selbst ja sagt: „Jeder solchen Lumpenbande wird vom andern abgethan." —

Der König vergnügt und zerstreut sich mit der neuen Bekleidung des Domchors, die rothen Waffenröcke wurden bisher nur gemahlt und gezeichnet, jetzt ist es bereits zu Schneiderproben gediehen, mit denen man noch nicht ganz zufrieden ist, das Roth giebt noch Zweifel ꝛc. Der Domchor „eine verfeinerte Kurrende, weiter nichts." Diese war für's untere Volk, sie ist abgeschafft, jene für die Vornehmen wird mit größter Sorgfalt und Verschwendung eingerichtet und ausgestattet. —

Sternberg schildert Wien als prächtig, üppig, überaus reich, die Gesellschaft strenger ausschließlich als sonst, aber nicht heiter, nicht spaßhaft. Von der Revolution spricht man gar nicht, nicht von Ungarn, nicht von Italien, man thut als sei gar nichts vorgefallen, gewisse Namen werden nicht ausgesprochen, einige ungarische Familien kommen nicht an den Hof, das ist alles. Der russische Botschafter von Meyendorff sagte gradezu: „Wir haben uns Alle das Wort gegeben, den Schein

der größten Ruhe anzunehmen." Aber man steht in steten Sorgen wegen Italien, wegen Ungarn, wegen Böhmen sogar, der Haß ist furchtbar gegen die Regierung! Noch herrscht Belagerungsstand, man fürchtet die Verstädte! Gegen Preußen ist man sehr erbittert, man bedauert, daß es nicht zum Kriege gekommen, man hätte gern „Brandenburg" den Garaus gemacht: die Theater vertreten uns, und das Publikum freut sich. Die Theater sind immer gefüllt, die Reichen ungeheuer reich, von den Armen ist nicht die Rede! —

Die „Konstitutionelle Zeitung" bringt heute Abend eine furchtbare Anklage gegen Manteuffel, er habe den preußischen Kommissarien in Hessen und Holstein falsche Vollmachten gegeben, im Namen Preußens „und seiner Verbündeten", so daß die Hessen und Holsteiner glauben mußten, durch die österreichischen und preußischen Kommissarien sei die Gesammtheit der deutschen Regierungen vertreten, welches sich aber in Ansehung Preußens als falsch erwies, die früheren Verbündeten waren dies schon nicht mehr und vernahmen, daß sie Preußen beauftragt hätten. Die Betrugsspiele kommen an den Tag! — (Von der Polizei weggenommen.)

Dienstag, den 8. April 1851.

Das gestrige Abendblatt der „Konstitutionellen Zeitung" bringt die Antwort Hinckeldey's an Dr. Haym, auf welche neulich in der Kammerdebatte der Minister von Westphalen vertröstet, indem er sagte, die Angelegenheit sei jetzt eine ganz andre. Der Minister hat gelogen und der Kammer leere Ausflüchte gegeben, es ist ganz der alte Quark, ein volles Zeugniß der niederträchtigen Wirthschaft, in der diese ganze Staatsverwaltung steckt, der gleißnerische, tückische Bureaukratismus!

Die „Urwählerzeitung“ erinnert in einem beißenden Artikel an die Geſetze vom 8. und 9. April 1848, als die Grundlagen alles Rechts in Preußen, und wie man ſie ſchamlos gebrochen.

Die „Nationalzeitung“ fährt fort, unſre Militairausgaben mit grellem Lichte zu beleuchten. Die vorgelegten Rechenſchaften der Regierung ſind alle falſch, unzuverläſſig, wenigſtens unvollſtändig. Der General von Stockhauſen iſt wie unſinnig über dieſe Veröffentlichungen; er hat vor Wuth geweint: „So was ſoll man in Preußen erleben!“ hat er ausgerufen. Auf den Oberſten von Griesheim hat er tödtlichen Haß, — dieſer auch auf ihn. —

Zu Hauſe Beſuch von General Adolph von Willisen. Was aus Preußen werden könne? Einige ſagen, die Rheinprovinz ſei unſer ganzes Unglück, wir hätten auch kein Recht auf ſie, wir ſollten ſie fahren laſſen! „Wie iſt es denn mit Schleſien?“ Schleſien ebenfalls ſollten wir nicht haben. „Nun ſo löſet denn, ihr Revolutionsbrecher, den ganzen Staat Preußen auf, und arbeitet die ganze Geſchichte um!“ Wer an Manteuffel's Stelle zu ſetzen wäre? Graf von Alvensleben? wenn er es annimmt, iſt er wenig beſſer. Es giebt keine Hülfe, die Dinge müſſen fürerſt ſo fortgehen und bleiben. Da ein edler, großmüthiger Entſchluß, an die Stelle dieſer jetzigen Tauwirthſchaft ein Reich des Verſtandes, des Wohlwollens und der geſetzlichen Freiheit zu bringen, unter den vorhandenen Umſtänden nicht denkbar iſt, ſo müſſen wir den Eintritt zwingender Nothwendigkeit abwarten; die wird ſchon kommen.

Die kleine Selbſtbiographie Schleiermacher's in der „Zeitſchrift für die hiſtoriſche Theologie“ von Niedner (Januar) iſt mir von großem Reiz geweſen, jedoch tief unter meiner Erwartung geblieben. Er ſchrieb ſie am 10. April 1794 zu Berlin, alſo vor ſeiner Bekanntſchaft mit Friedrich Schlegel. Inhalt, Vortrag und Ton ſind die eines gewöhnlichen Predigers.

Auch die angehängte Nachricht von Schleiermacher's letzten Tagen und Stunden, von seiner Frau niedergeschrieben, machte mir keinen guten Eindruck. — Der arme, treffliche Mann, er hat im Leben und im Sterben viel gelitten! er ist schwer geprüft worden! —

Mittwoch, den 9. April 1851.

Geschrieben. Die Zukunft Europa's: Vereinigte Staaten, vom Taunus bis zur Wolga, Frieden und Freundschaft unter den freien Völkern! Freiheit steht höher als Volksthum, beschützt aber dieses, unterdrückt es nicht. Fortsetzung der Reformation, der Revolution. —

Rede des Ministers von Manteuffel in der zweiten Kammer, voll giftiger Redensarten, leer an sachlichem Gehalt. Wegen seiner persönlichen Angriffe auf die Gegner in der Kammer wird er vom Präsidenten Grafen von Schwerin zur Ordnung gerufen. Stahl spricht als Bube, Graf von Arnim-Boytzenburg als Lump.

Nach den pöbelhaften Angriffen des Ministerblattes „Preußische Zeitung" darf man erwarten, daß ohne Preßgesetz neue scharfe Maßregeln gegen die Presse erfolgen werden. Und gegen die Verfassung auch! Manteuffel wiederholt heute seinen früheren albernen Ausspruch, mit einer Verfassung wie die kurhessische lasse sich nicht regieren! Warum sollt' er's nicht von der preußischen sagen?

In den kirchlichen Sachen fängt der alte Betteltanz erst recht wieder an! Die Pfaffen möchten gern alle Gewalt haben, doch sind sie unter sich uneinig. Die Verwirrung wird heilloß, und lockert den Boden wie nichts andres für neue Revolutionssaat. Die Oberkirchenbehörde ist das Verrückteste von der Welt.

Gerücht von einer in Italien obſeiten Oeſterreichs ertheilten Amneſtie, nur Manin, Tommaſeo und wenige Andre blieben ausgenommen. Auch darin alſo käme Oeſterreich uns zuvor! Hier denkt kein Menſch an Amneſtie, hier iſt Alles voll Bosheit und Rachſucht, kleinlich und erbärmlich! —

Die preußiſchen Militairperſonen nehmen in Kaſſel jetzt an den ſchändlichen Kriegsgerichten Theil; dieſe Schmach müſſen ſie ſich zur Ehre rechnen! —

Wie die Sachen in Schleswig-Holſtein gehen, das iſt für Oeſterreich und Preußen gleich ſchimpflich. Solch jammervolle, lumpige und büdiſche Diplomatie hat es kaum je gegeben. Die Dänen ſpielen in allen Stücken die Meiſter. —

Graf von Thun, der öſterreichiſche Bundespräſidialgeſandte, iſt von Frankfurt am Main nach Wien berufen, der Bundestag inzwiſchen vertagt. Ein hieſiges Blatt ſagt ſehr richtig, Preußen kündigt ſeinen Beſuch an, da geht der Wirth ſchnell aus, und die ſonſtigen Hausgenoſſen laſſen ſich verläugnen!

Donnerstag, den 10. April 1851.

Den Kammerverhandlungen zu folgen iſt ekelhaft und nutzlos. Gewiſſenlos und feig iſt die Mehrheit dieſer Abgeordneten, beim Stimmen verläugnen ſie ihre noch eben ausgeſprochenen Ueberzeugungen, ſo Bodelſchwingh, Geppert ꝛc. Natürlich, ſie ſind das Ergebniß der Minoritätswahlen, der Augendienerei. Die Regierung iſt dieſer Abgeordneten würdig, auch ſie handelt gegen ihre Ueberzeugung, indem ſie noch den Schein der Konſtitution retten und beachten will; ſie verachtet dieſe Abgeordneten, gebraucht ſie aber. —

Die „Kreuzzeitung“ berichtet heute, als der Graf von Schwerin den Miniſter von Manteuffel zur Ordnung gerufen, ſei die Rechte in ein ungeheures Gelächter ausgebrochen, das

den Grafen ſogar gehindert habe weiter zu ſprechen. Das iſt die Ordnungspartei, die ſtets über die Linke klagt.

Vincke hat das Gleichniß Manteuffel's vom Zerbrechen und Heilen der Glieder wieder vorgebracht, und dabei aufmerkſam gemacht, daß er aus Zartheit die Krücke fortgelaſſen. Ein Kloppfechter, das iſt Vincke; aber es kommt nichts dabei heraus, weil ihm der rechte Boden fehlt, die Volks- und Freiheitsſache. Sein Benehmen in Frankfurt am Main ihm zu vergeſſen und zu vergeben, müßte man ganz andre Reden von ihm hören, als die jetzigen, die nur die Miniſter angreifen, aber nicht die gute Sache vertheidigen. —

Bakunin ſei noch in Olmütz, wird verſichert.

Das Miniſterium hat ausgeſpürt, daß Heinrich von Arnim's verbotene und weggenommene Schrift in Braunſchweig nochmals gedruckt werden ſoll, und hat dieſen neuen Druck im voraus für ganz Preußen mit Verbot belegt. —

Eine frühere Schrift, ebenfalls mit Beſchlag belegt, und wegen deren dem Buchdrucker Gerhard friſchweg die Gewerbserlaubniß entzogen worden, hat der Staatsanwalt freigegeben. Aber die Gewerbserlaubniß bleibt entzogen! Iſt das Gerechtigkeit? Iſt das nicht gradezu ſpitzbübiſch verfahren? O ihr Manteuffel, Weſtphalen, Hinckeldey, Raumer, Goedſche, Krethi und Plethi durcheinander, welche Namen habt ihr euch gemacht! —

Freitag, den 11. April 1851.

Die Miniſter fangen an zu fühlen, daß ihnen Männer von Rang und Anſehn entgegentreten, nicht bloß Talente und Geſinnungen, aus denen ſie ſich nichts machen, ſondern Leute, die ihresgleichen ſind oder geweſen ſind. Deßhalb ſind ihnen Radowitz, der geweſene Miniſter und noch Generallieutenant, und Heinrich von Arnim, ebenfalls geweſener

Minister und noch Exzellenz, weit fürchterlicher als Vincke, Simson ꝛc. Daher die wilde Wuth, die endlosen Schmähungen gegen diese. Von Radowitz heißt es nämlich, er wirke politisch wieder stark ein. Dafür wird er als Cagliostro hingestellt; der Name, den ich ihm gegeben, haftet an ihm.

Heute Abend starb der Fürst von Wittgenstein, im einundachtzigsten Lebensjahr. Erst die ganz letzte Zeit hatte sein Geist abgenommen, obschon er viele Leute absichtlich glauben machte, dies sei schon länger der Fall. Er war ein eigner Kauz, voll Erfahrung und Klugheit, schlau, wo es seine Zwecke galt, rücksichtslos, ja grausam in deren Verfolgung, sonst gutmüthig und hülfreich, ja sogar großmüthig. Ein rechtes Weltkind, in Religionssachen ganz aufgeklärt, dagegen erfüllt von Standesvorurtheilen, die ihn jedoch über die Personen niemals täuschten. Wie verachtete er die regierenden Häupter! die dünkelvollen Adlichen, die er tief unter sich sah! Dabei ein Spaßmacher, der schneidende Anekdoten erzählte, der seinen Einfluß gern verbarg, und gar gern hörte, wenn man sagte, der alte Wittgenstein, der närrische Kerl! Unter dem vorigen König aber ging sein Verhältniß über den Spaß, er hatte entscheidenden Einfluß, alles fürchtete ihn.

Die „Preußische Zeitung" („Adlerzeitung") hat einen wahrhaft niederträchtigen Ausfall gegen Vincke, Simson und Genossen, nennt sie Landesverräther, giebt sie der Verachtung von ganz Deutschland preis ꝛc. Man sieht die kochende Wuth der schuldbewußten Minister, die kein andres Mittel mehr wissen sich zu vertheidigen, als das unsinnigste Schimpfen, die Raserei der Bosheit. „Der Verachtung von ganz Deutschland!" Deutschland fängt vielmehr an, jenen Männern ihre Irrthümer zu verzeihen, weil sie jetzt ehrenwerth kämpfen. Zwar trauen kann ich für mein Theil ihnen auch heute nicht; gäben sie uns, wenn sie Minister würden, das allgemeine Wahlrecht wieder? ich zweifle! —

Zu Hause geblieben, sehr leidend! —

Noch vorgestern soll Wittgenstein, im Vorgefühl, daß es mit ihm bald aus sein werde, die seltsamsten Dinge gesprochen haben, theils zu Herrn von Massow, den er als den ihm gestellten Substituten nicht leiden konnte, theils zu Herrn Geh. Rath Georg von Raumer, theils zu seinem Kammerdiener. Herrn von Massow gab er Lehren in Betreff unsrer Prinzen, die er insgesammt als eine Race ungezogener, nichtsnutziger, zu allen Dingen unfähiger Jungen bezeichnete, die dem Staate nur eine Last seien und nie was leisten könnten. Man müßte, um mit ihnen auszukommen, ihnen nur tüchtig auftrumpfen, und ihnen zeigen, daß man sich aus ihnen gar nichts mache. Dem Kammerdiener soll er noch andre Dinge gesagt haben; die Welt liege im Argen, aber im geringen Stande möge noch manches Gute bestehen, noch manches Glück zu finden sein, da oben hingegen sei alles im Aergsten, da habe der Teufel sein Reich aufgeschlagen, da sei alles Fäulniß und Gestank, und das christliche Räucherwerk selber ja nur eine Art Teufelsdreck. Vom Könige persönlich hat er nicht ein Wort gesagt. —

Sonnabend, den 12. April 1851.

Warum gab es im Sommer 1848, ohne alle Polizeimacht, ohne Truppen, ohne wirksame Gerichtshöfe, fast gar keine Diebereien, keinen einzigen Einbruch, keine Beraubung oder Plünderung, da die Volksmassen oft übermächtig zusammen und die Geld- und Juwelenladen, die Wechslertische offen standen? Die Thatsache ist über jeden Zweifel erhoben, sie steht fest, und erregte schon damals die größte Verwunderung. Erst mit der neuen Polizei, mit den Konstablern, kamen dergleichen Verbrechen wieder auf, Diebereien, Anfälle im Thiergarten, Einbrüche. Die Ursache ist mir klar. Damals

glaubte das Volk in erhöhter Sittlichkeit an Recht, an Freiheit, auch der Unredliche wollte dem neuen Zustand gemäß leben, ihn ehren durch gutes Betragen, überdies hielt das Volk selber strenge Aufsicht, duldete kein Verbrechen gegen Eigenthum und Sitte. Jetzt ist aller Glauben an Recht und Gesetz geschwunden, die rohere Natur fühlt sich zu jeder List und Gewalt berechtigt, sie sieht das Beispiel der Regierung vor Augen. Dazu kommt die wirkliche Noth, die mit der gepriesenen Ruhe und Ordnung, mit dem Luxus und der Ueppigkeit der Vornehmen, wiedergekehrt ist, und der von oben *nicht* abgeholfen wird, — unten hat man die Mittel nicht. Die Furcht vor Strafe hat nie von Verbrechen zurückgeschreckt, der sittliche Glauben ist eine viel kräftigere Abwehr, dieser fehlt jetzt. Man fühlt sich außerhalb des Kreises, wo Gesetz und Gerechtigkeit gelten. Daß diese Ansicht auch bei Gebildeten Eingang finden kann, dafür spricht das merkwürdige Beispiel von Steffens, der mir im Jahre 1810 in Halle gründlich auseinandersetzte, wie die baltischen Professoren, von Preußen und Westphalen völlig rechtelos behandelt, auch ihrerseits nun gegen Staat und Gesellschaft aller Verpflichtung enthoben wären, daß sie Räuber werden und stehlen und plündern dürften ꝛc ꝛc.

Sonntag, den 13. April 1851.

Sehr gelitten, sehr matt. —

Die „Urwählerzeitung" weggenommen, die „Neue Preußische Zeitung" gestern Abend auch, zum erstenmal, aber nach ein paar Stunden schon zurückgegeben. Wahrscheinlich gab den Anlaß ein Aufruf an die Deutschen, aus London vom 13. März, unterschrieben von Ruge, Struve, Haug, Ronge und Kinkel, den sie vollständig mittheilt. Diese Mittheilung ist allerdings eine Dummheit, der Aufruf wird dadurch

verbreitet, und von vielen Menſchen nicht im Sinn der „Kreuzzeitung“ aufgefaßt. —

Montag, den 14. April 1851.

Ich um nichts beſſer, alles Schlucken ſehr ſchmerzhaft.

Ich lag Vormittags in Betten auf dem Sopha, litt viel, und ſchlief öfters ermattet ſanft ein. Wäre mir der Tod in ſolchem Schlafe gekommen, ich hätte nichts dawider gehabt. Ich überlegte mir alles, hielt mir alles vor Augen, das Leben dieſſeits und jenſeits, ich empfand keinerlei Unruhe, war heiter gefaßt. Ich glaube, das Alter bringt das ſchon mit ſich. Der Rückblick auf mein Leben war befriedigend in Betreff ſeines Inhalts, ſeiner Schickſale; für das Unvollkommene, Fehlerhafte darin fand ich höheren Troſt. — Heftige Körperleiden können mich allerdings ſchrecken, doch giebt es ja auch ſanfte Ausgänge! — Meine Theilnahme für die weltlichen Dinge iſt durch dieſe Betrachtungen in nichts geſchwächt; ſie ruht nicht auf meinem perſönlichen Daſein, ſondern auf allgemeinen Gedanken. —

Man glaubt, Manteuffel werde ſich nicht mehr lange halten. Gewiß iſt es, daß der König ihn nicht mag, er iſt ihm zu nüchtern, zu trocken, und die Unfähigkeit iſt doch auch am Tage, der König *muß* ſie erkennen. Aber die Reaktion hält ihn, Rußland hält ihn, wenigſtens gegen den König, gegen die Konſtitutionellen; abſchaffen will die Reaktion ihn *auch* ſchon, aber zu *ihrem* Vortheil, wann und wie es *ihr* beliebt. So kann er denn immer noch eine Weile ſchalten und walten, zum unerſetzlichen Schaden Preußens, das immer tiefer ſinkt! —

Der ehmalige Juſtizminiſter Uhden zeigt ſich in Kaſſel als preußiſcher Kommiſſair Arm in Arm mit dem Diebe

Haſſenpflug! Der liberale Klient des einſt liberalen Stägemann, was iſt aus dem geworden! —

Dienstag, den 15. April 1851.

Prächtiges Leichenbegängniß Wittgenſtein's, auf Befehl des Königs, Beiſetzung im Dom, alle Miniſter zu Fuß gefolgt, dreitägige Hoftrauer, Gardebegleitung. Der König hat ihn nie leiden können, hat ihn ſtets gehaßt, ſogar verachtet. Nun dieſe Prahlerei! Aber es war ein Fürſt, und der König will zeigen, daß er den Stand ehrt. Er will ſich loben laſſen für die Aufmerkſamkeit, die er dem todten Diener ſeines Vaters erweiſt. Im Leben hat er ihn geärgert und gekränkt wo er nur konnte, ihn das „laſterhafte Schwein“ oder die alte „Bettel“ genannt. —

Alle Arnim's haben ſich verbunden, den Heinrich von Arnim nicht mehr zu grüßen! Bitt-Arnim aber ſagt leiſe: Ich grüß' ihn doch. Der mag's nach keiner Seite verderben; man kann nicht wiſſen! —

Die erſte Kammer hat heute den Geſetzentwurf über die Verantwortlichkeit der Miniſter mit großer Stimmenmehrheit verworfen. Sie will kein ſolches Geſetz, gar keins. Deſto beſſer. Es wird künftig das rechte den offnen Platz finden.

Rupp in Königsberg wieder einmal freigeſprochen. —

Das geſtrige Abendblatt der „Konſtitutionellen Zeitung“ von der Polizei weggenommen: Manteuffel wüthet, Hinckeldey und all das Gefolge von Schergen. Was ſind das für Leute, die ihre Feder dieſen Miniſtern verkaufen! Ich hätte nie gedacht, daß unter Litteraten ſo viele nichtswürdige Lumpen ſein könnten! Freilich, wer Geld nöthig hat, der kann's nur von den Machthabern bekommen. Eine Schande iſt's und bleibt's aber. —

Mittwoch, den 16. April 1851.

Seit 3 Uhr Morgens furchtbar gehuſtet! Meſſer im Halſe! —

Die „Urwählerzeitung“ fehlte geſtern und fehlt heute wieder. Die Polizei will das Blatt zu Grunde richten. Auch iſt dem Redakteur Bernſtein die Erlaubniß, ſeine Strafe mit Zwiſchenräumen des Freiſeins abzuſitzen, wieder entzogen worden. —

In dem Feuilleton der „Konſtitutionellen Zeitung“ ſtand ein muntrer Artikel (von Koſſak?) über die Aufführung der „Stummen von Portici“ in London, man habe mit Angſt hier die Nachricht von dem Erfolg dieſes Wageſtücks — nur in ſo ſtarken Staaten wie Rußland ſei es keines — erwartet, von dem Ausbruch einer Revolution, von plötzlicher Ankunft des Prinzen Albert in einer geheimen Miſſion u. ſ. w. Das letztere iſt ein blutgſcharfer Streich, die höhniſchſte Anſpielung auf die Flucht des Prinzen von Preußen.

Wie unſre Zuſtände ſind, giebt unter andern folgender Zug brennend zu erkennen. Die Feſtungshaft des ehmaligen Oberbürgermeiſters Ziegler von Brandenburg iſt dem Ablaufe nah, da beeifert ſich die Potsdamer Regierung (die Polizei, Manteuffel ꝛc.) ihn im voraus zu benachrichtigen, daß ſeine Wiederniederlaſſung in Brandenburg nicht geſtattet ſei. Der Mann wurde beſtraft, weil er brav und rechtſchaffen geweſen, er hat die ungerechte Strafe erduldet, nun kommt erſt die Scheererei der wüthigen, brutalen Regierung! (Ich meine zunächſt nicht die in Potsdam.)

Gründonnerstag, den 17. April 1851.

Nun bin ich ſchon wieder zehn Tage krank, meiſt im Bette, in täglichen furchtbaren Schweißkriſen, in gräßlicher Huſtenqual. Wie lange noch?

Ich habe in meinen älteren Tagebüchern einiges nachgesehen. Ich bin verwundert, wie wenig im Grunde meine Ansichten in langem Jahreslaufe sich verändert haben, abgesehen von den Zufälligkeiten einzelner Verhältnisse, von den Färbungen des aufdringlichen Tagelebens. Ich bin immer so demokratisch gewesen, wie jetzt, eben so aristokratisch, eben so monarchisch. Die Freiheit war eine Geliebte, von der die Umstände mich oft ganz getrennt hielten, die ich dann sehr bedingterweise bald offner, bald versteckter wiedergesehen, die ich aber nie vergessen und verläugnet habe; unsre innigste Verbindung geschah im Jahr 1848, wir mußten uns bald wieder trennen, aber das Band bleibt für ewig fest und geheiligt, hat seitdem erst wahre priesterliche und bürgerliche Geltung erlangt. Vorher konnte ich, ohne mir etwas zu vergeben, mit Hof und großer Welt verkehren, die Staatsehren und Staatstitel anerkennen, hätte Kammerherr sein können wie Humboldt, Regierungskommissair bei den Ständen ꝛc. Jetzt wär' alles das nicht möglich, wäre ein Verrath an dem inniger gewordenen Verhältnisse zur Freiheit. Eigentlich ist sie mir seit 1848 nicht wieder ganz entrückt worden, ich sehe sie noch stets vor Augen, sehe ihre stolzen großartigen Bewegungen, ihr stilles Wachsthum, ihre Gewißheit der Zukunft.

Der Assessor Wagener, Redakteur der „Kreuzzeitung", ist wegen Verläumdung des Seehandlungs-Präsidenten Bloch zu fünfmonatlicher Gefängnißstrafe verurtheilt worden. Der Staatsanwalt schien ordentlich froh, einmal diese Kreuzzeitungspartei, vor der so lange jeder Beamte sich fürchten mußte, recht fassen zu können durch die Zange des Gerichtswesens. Die „Kreuzzeitung" sprüht Wuth und Gift, und droht nun erst recht mit neuer Anklage gegen Bloch. —

Den neuen Abdruck des Romans von Streckfuß „die Demokraten" hat die Polizei nun mit Beschlag belegt. Der

erſte Abdruck blieb ſeit Jahren unangefochten, den zweiten ſuchte man durch Schikanen zu erſchweren, und da das nicht gelang, ſo brauchte man offenbare Gewalt! Man will den Verfaſſer vor allem den Geldgewinn nicht beziehen laſſen, es ſoll dergleichen nicht gedeihen, er ſoll in Noth und Bedrängniß leben. — Dergleichen wird ohne Hehl ausgeſprochen. — Es iſt ein Kriegszuſtand; gut denn, aber die Mittel, die auf der einen Seite gebraucht werden, ſind dadurch auch der andern erlaubt. —

Die Formel in Betreff Ziegler's lautet, ihm ſei fürerſt auf ein Jahr der Aufenthalt in Brandenburg unterſagt.

In „David Copperfield" von Dickens geleſen; in Goethe.

Stiller Freitag, den 18. April 1851.

Schlechte Nacht, heftiges Huſten. — Mir ſchwebt immerfort die Möglichkeit vor Augen, es könne diesmal nicht beſſer werden, indeß empfind' ich davon nicht die geringſte Verdüſterung, und bin in meiner Lebensheilnahme gar nicht gehemmt. Aber die Hemmung der gewohnten, der mir nothwendigen Thätigkeit iſt mir ſchmerzlich. —

Goethe gebraucht einmal den gediegenen Ausdruck „Verdunkelung des Urtheils und der Meinung am hellen Mittag"; das gilt vortrefflich von unſern obern Klaſſen, der helle Mittag der heißen Thatſachen liegt vor ihnen, ſie wollen aber dieſe nicht ſehen, ſchließen die Augen, und ſehen ſie wirklich nicht. Sie läugnen auch den Zuſammenhang der Dinge, Urſachen und Folgen giebt es nicht, eine Strafe, die nicht unmittelbar auf den Frevel folgt, iſt ihnen keine. So freilich läßt die ungeheure Vernachläſſigung aller Gebote der Pflicht und Ehre ſich begreifen, deren unſre Regierungen ſich ſchuldig machen; nicht nur ihre Verheißungen, ſogar ihre Prahlereien vergeſſen ſie, verſuchen dafür neue.

Der König hat befohlen, das dem Grafen von Brandenburg bestimmte Denkmal soll ein Standbild in Erz sein. „Denkt er in dies Erz sein Gewissen mit einzuschmelzen? Ein Gewissen ist unschmelzbar", sagte ein preußischer General; — denn daß Brandenburg an den unverdienten Vorwürfen, die ihm vom Könige und vom Prinzen von Preußen gemacht worden, gestorben ist, steht außer allem Zweifel, und die Familie ist tief davon durchdrungen, so daß sie bei allen Begünstigungen und Wohlthaten, die sie vom Könige erfährt, fortwährend zwischen Unwillen und Dankbarkeit sich in übler Klemme findet. —

In Goethe gelesen, Italiänisches; in Moritz Hartmann's „Schatten"; die schönen Zueignungsstanzen sollen einer jungen Sängerin Lagrua gelten. —

Der Gesandtschaftsposten beim Bundestage ist unter der Hand dem Herrn von Bismarck-Schönhausen angetragen worden; er hat geantwortet, so lange Manteuffel Minister sei, nein! So wird erzählt. Ganz so wird es wohl nicht sein. —

Dem König sollen Aeußerungen des Kaisers von Rußland über ihn hinterbracht worden sein, die ihn sehr geärgert, aber auch erschreckt haben, so sehr erschreckt, daß er ernstlich daran denken soll, die Regierung niederzulegen, der er sich nicht mehr gewachsen fühlt. Angst, Unschlüssigkeit, Zweifel, sollen ihn quälen wie in den Märztagen 1848. Er hält vor keiner Kraft, die ihm als solche entschieden entgegentritt, lange Stand, er hat nur da Stärke, wo er sich schon sicher fühlt, wo er weiß, daß die Andern nicht vergessen wer er ist. Er wirft sich seinen Nächsten, Adjutant, Minister, Liebling, wer es sei, weinend in die Arme, bittet man soll ihm helfen. Wer ihm zu solcher Zeit entschiedenen Rath giebt, der hat gewonnen. — Was aber soll's werden? Einfache Abdankung? Schwerlich. So was Jämmerliches von Mitregentschaft, wie

wir in Sachsen und Kurhessen gesehen haben? — Armes Preußen! —

Sonnabend, den 19. April 1851.

Große Hustenqual, Hinfälligkeit. Mir ist sehr elend, und ich habe manchen Zweifel, ob ich genesen könne. —

In Wien der Reichsrath eingesetzt; an und für sich nicht viel, aber doch ein entschiedenes Zeichen neuer Zeit. — Fürst von Metternich will nach Wien zurückkehren, hier sieht man schon durch ihn den Fürsten von Schwarzenberg gestürzt. Ich glaube nicht, daß er eine neue Rolle für sich findet. —

Der französische Legationssekretär Gintrat, der in Diensten der Republik sie verräth, und den guten Grenier verläumdet und weggebissen hat, ist zum Lohn seiner Schlechtigkeit zum Minister bei den Hansestädten ernannt, und sogar fürerst nach Frankfurt am Main geschickt worden, um dort die neuen Bundesverhältnisse zu beobachten. Solche verrätherische Diplomaten will der verrätherische Präsident, nur weiß er nicht, daß Gintrat auch ihn verräth! —

Der Prinz von Preußen hatte dem Treubund in Magdeburg für eine Beglückwünschung gedankt, und sehr taktlos hinzugefügt, wenige Städte der Monarchie hätten so schlechten Geist wie Magdeburg in letzter Zeit bewiesen, der Treubund solle möglichst einwirken, die Gesinnungen zu verbessern. Nun ist der Treubund aber ganz verachtet, und vermag gar nicht zu wirken, auch hat der Prinz kein Recht, den Freisinn der Magdeburger, der über ihre Befugnisse gar nicht hinausgeht, als einen schlechten Geist zu bezeichnen. — Zum Ueberfluß ist nun eine satirische Adresse der Magdeburger erschienen, in der sie den Prinzen bitten, doch selber ihre Bekehrung zu unternehmen, vor seinem hohen Geiste, vor seiner Beredsamkeit werde gleich alles sich beugen. Auch ein Zerrbild ist

erſchienen, das Wirken des Treubundes, — ein Freß- und Saufgelag vorſtellend. Beides wird heimlich gehalten. —

Die Gräfin von Brandenburg iſt zur Oberhofmeiſterin der Königin endlich ernannt worden. Die Königin hätte ſo gern eine Fürſtin gehabt, es wollte nicht glücken. —

Oſterſonntag, den 20. April 1851.

Ein ſtiller Tag, wenigſtens kam von außen nichts zu mir herein, ich konnte die Stunden in ruhiger Betrachtung zubringen, wozu der Stoff reichlich vorlag. Abends waren meine Nerven aufgeregt. —

Daß in unſern Zuſtänden bald eine weſentliche Aenderung vorgehen könnte, glaub' ich nicht; es iſt gar zu viel Vorrath angehäuft, der muß erſt aufgezehrt werden; in dem Zuſchnitt, in welchem die Dinge jetzt ſind, können ſie lange fortgehen. Ein Thronwechſel wäre meines Erachtens ohne große Bedeutung. Ueberhaupt iſt die Zeit vorbei, wo Preußen durch ein preußiſches Ereigniß wieder gehoben werden könnte, nur allgemeine Bewegungen können jetzt etwas ausrichten, und was dieſe Preußiſches übrig laſſen, das eben iſt ſehr die Frage. —

Der König iſt in voller Arbeit mit ſeiner künftigen Pairskammer. Daß durch eine ſolche die verhaßte Konſtitution nur befeſtigt wird, ſcheint er nicht zu wiſſen, daß Stände und Feudalſtände ihn mehr beſchränken, enger halten werden, als jemals eine Volksvertretung thun würde, ahndet er nicht. Er arbeitet alſo friſchweg gegen ſich ſelbſt. Die vorläufigen Beſtimmungen über die künftige Zuſammenſetzung der erſten Kammer genügen ihm natürlich nicht. Er will nur Edelleute, nur Herren, als Mitglieder, daneben aber auch Geiſtliche, katholiſche und proteſtantiſche Biſchöfe, hiemit kann er aber gar nicht auf's reine kommen, nichts will recht paſſen, er

wünſcht, daß alles katholiſch wäre! Auch die Rektoren der Univerſitäten ſollen herangezogen werden, die alten Pedanten und Philiſter, damit es nur recht bunt ausſehe. —

Gerüchte und Beunruhigungen, daß in London bei der großen Ausſtellung ein revolutionairer Schlag zu beſorgen ſei. Das Neue, Unbekannte macht die alten Faſelhänſe von Fürſten und Diplomaten gleich erſchrecken. Sie wiſſen die Bedeutung keines Dinges, ſie kennen nicht Volk, nicht Geſinnung, nicht Geiſt, daher fühlen ſie ſich niemals ſicher, mitten unter ihren Truppen, Polizeien nicht. Ihnen iſt nicht zu helfen. Sie ſind ihrem Schickſale verfallen. —

Zwiſchen dem König und dem Prinzen von Preußen heftige Erbitterung. Der König hat unerwartet dem Prinzen und der Prinzeſſin die Reiſe nach England verboten, nachdem er ſie früher erlaubt hatte. Sehr gereizte Aeußerungen von beiden Seiten. Dem König und der Königin iſt es der herbſte Aerger, jenes Paar inmitten ſo großem Glanz und ſo großer Herrlichkeit zu denken, als Gegenſtand ſo großer Aufmerkſamkeit ſeitens der Königin Victoria, des engliſchen Adels ꝛc. Genug, man gönnt es ihnen nicht. Zum Vorwande dient die Beſorgniß perſönlicher Gefahr, Ausbruch einer Revolution ꝛc. Man bezweifelt nicht, daß die Reiſe doch ſtattfindet; man weiß ſchon, daß der König nach erſchöpftem Zorn vollſtändig nachgiebt. — In Potsdam iſt die Sache allbekannt. —

Oſtermontag, den 21. April 1851.

Es geht mir noch immer ſchlecht. —

Die Kreuzzeitungspartei iſt mit dem Miniſterium ſchon wieder ganz zerfallen, und es wird nicht lange dauern, ſo bricht der Zwieſpalt offen aus. Sie will Antheil an der Regierung, ſie will Miniſterſtellen, die ihr auch verſprochen

sind, aber es wird immer nichts. Manteuffel traut diesen Leuten doch nicht, der König ebenfalls nicht, — er giebt ihnen nur nach, wenn er nicht anders kann; er fühlt wohl, daß sie ihn beherrschen wollen, und mit den Mitteln, denen er am wenigsten widersteht, mit den Sätzen und dem Gepränge der kirchlichen Frömmigkeit, mit den Phantastereien mittelalterlicher Gebilde. —

Dienstag, den 22. April 1851.

Schreiben des Direktors Haraſſowitz, Präſidenten des Königlichen Schwurgerichtshofes bieſelbſt, das mir anzeigt, ich ſei für den Monat Mai zum Geſchwornen berufen. Ich antworte ſogleich, mich durch meinen Geſundheitszuſtand und mein Lebensalter entſchuldigend. Ich hätte wahrlich ſehr gern dieſe Bürgerpflicht ausgeübt. —

„Erfahrungen aus den drei letzten Jahren. Ein Beitrag zur Kritik der politiſchen Mittelpartheien. Von H. B. von Unruh. Magdeburg, 1851." Eine der wichtigſten Erſcheinungen, ein Ehrenmal dem Verfaſſer und der Demokratie, deren Daſein, Macht und Zukunft ſich durch dieſe Schrift in herrlichem Glanze zeigen. Wo eine Parthei ſich durch ſolche Thatſache, wie dieſe Schrift eine iſt, bewährt, da kann es um die Parthei nicht ſchlimm ſtehen! —

Temme iſt Redakteur der „Neuen Oder-Zeitung" in Breslau. Wie ſo leidet das die Polizei? Sie ſcheuet doch ſonſt Willkür nicht. — Wer weiß auch, wie lange ſie es leidet! —

Die „Neue Preußiſche Zeitung" empfiehlt fortwährend auf das nachdrücklichſte ihren Mann für den Poſten eines Bundesgeſandten. Daß ſie den Herrn von Bismarck-Schönhauſen meint, iſt nun wohl ausgemacht, und alle früheren Angaben ſind hiernach zu berichtigen. —

Robert Schleban, politiſcher Gefangener, von Silberberg entſprungen, iſt wieder ergriffen worden, noch in der Nähe der Feſtung.

Der Student Mohnecke, wegen politiſcher Vergehen 1849 verurtheilt, hat ſeine Strafe in Stettin verbüßt, und iſt nach deren Ablauf von dort ausgewieſen worden. —

Der zweideutige Florencourt iſt endlich katholiſch geworden. Da gehört er hin, unter die würdigen Pfaffen. —

Die nichtswürdige Polizei hat ſich eine neue Büberei ausgedacht. Bei ihren Beſchlagnahmen von Zeitungen nimmt ſie nun auch immer die Typen und Formen mit. Da ſie die vom Staatsanwalt freigegebenen Blätter niemals in der geſetzlichen Friſt zurückgiebt, ſondern lange nachher, oft erſt nach Monaten, ſo muß die Druckerei inzwiſchen neue Typen anſchaffen ꝛc. Mit ſolch unwürdigen Schikanen wird regiert! —

Auch die Beſchlagnahmen der Bücher von Streckfuß ſind nur auf deſſen perſönliches Verderben abgeſehen. Die Bücher waren längſt da, blieben unangefochten, nur den Vortheil der neuen populairen Ausgabe gönnt ihm die Behörde nicht. —

Herr von Manteuffel, von mehreren Seiten gedrängt, die Leitung der äußern Angelegenheiten wieder an einen beſondern Miniſter abzugeben, hat ſich endlich bewogen geſehen, dieſem Verlangen nachzugeben, und hat den Unterſtaatsſekretair Lecoq dazu vorgeſchlagen, der König aber den Vorſchlag ſogleich zerriſſen. Manteuffel hatte ihn eben deßhalb gemacht, weil er den Mann nicht gut angeſchrieben wußte. —

Herr Abeken iſt nicht mehr ſo gut bei Manteuffel wie früher angeſchrieben, der Graf von Schleſſen iſt jetzt der Liebling. —

Mittwoch, den 23. April 1851.

Ich befinde mich nicht im geringſten beſſer, obgleich ich es geſtern glaubte. —

Einiges Nothwendige geſchrieben, mit Unluſt und Mühe.

So eifrig, ſo gewaltthätig unſre Reaktion auch vorſchreitet, und gleichzeitig nach allen Seiten ihren Haß, ihre Willkür ausübt, ſo wird ſie doch mit den Gegnern nicht fertig. Die freien Gemeinden überleben alle Schikanen, alle Unterdrückungen, die Volksbelehrung dauert fort, demokratiſche Vereine ſind überall thätig, Stadtobrigkeiten, Prediger, Ritterſchaften, Handelskörper, alles regt ſich, und überfluthet die Behörden mit Eingaben, mit Vorſtellungen, mit Klagen. Genug, die Oppoſition iſt im ganzen Lande. —

Prinz und Prinzeſſin von Preußen reiſen richtig nach London. Der König hat nachgeben müſſen. —

Die Leute ſagen, der König leide an einer Gehirnerweichung, und werde es nicht mehr lange machen. —

Donnerstag, den 24. April 1851.

Der König hat ſich durch die Ernennung der Gräfin von Brandenburg eine ſchwere Laſt aufgeladen. Er meinte das ihrem Manne zugefügte Unrecht zu ſühnen, nun ruft ihre Gegenwart es ihm täglich zurück! Er ſoll ſie gar nicht leiden können, weder ihr Geſicht, noch ihre Sprache, noch ihr Benehmen, er ſoll ſchon oft ſeine Ungeduld heftig geäußert, und halblaut ihr gar nicht ſchmeichelhafte Namen gegeben haben. Ihm glückt einmal nichts; alles was er thut, ſchlägt ihm übel aus. —

Alle Mittwoch verſammeln ſich beim General Grafen von Finckenſtein eine Anzahl von Perſonen zum Thee, ſie nennen ſich ſelber den reaktionairen Thee. Gerlach's, Stahl, Adolph

von Kleiſt, Bismarck-Schönhauſen ꝛc. finden ſich dort regelmäßig ein; auch Hr. Goedſche hatte ein paarmal die Ehre! —

Geſtern haben hier viele Offiziere, auch Prinz Karl ſeinerſeits, den Jahrestag des erſten Gefechts gegen die Dänen gefeiert. Welche Auflöſung aller Gedankenordnung, welche Verwirrung, jetzt dies zu feiern! Sie meinen, wo preußiſche Offiziere gefochten, da ſei Ruhm, und den dürfe man nicht aufgeben. Sie machen den Gegenſatz von damals zu jetzt nur um ſo ſchneidender. —

Daß Herr Bernſtein heimlich durchgegangen ſei, iſt eine ausgeſprengte Lüge. Sie wurde gleich widerrufen. —

Die Rundſchau in der „Kreuzzeitung" iſt diesmal giftiger und dreiſter als je. Sie ſagt es grade heraus, daß ſie Feudalſtände will, daß ſie nicht hinter den März 1848, ſondern hinter die letzten vierzig Jahre in Preußen zurückgehen will, daß ſchon ſo lange Preußen revolutionair war. Warum nicht bis hinter 1740? bis 1640? Man ſieht keinen Grund. — Auch fällt ſie ſchon über das Buch von Unruh her, und giebt Auszüge. Sie ſagt vom Verfaſſer „dieſer Demokrat".

Das Buch von Unruh iſt bereits durch die Polizei beſchlagen. —

Einladungskarte zur morgenden Vorſtellung des „Hippolytos" von Euripides, im Schauſpielhauſe, auf Befehl und Koſten des Königs. Ich wäre auf keinen Fall hingegangen, auch geſund nicht. Man verſpricht ſich blutwenig von dem Bemühen, doch wird's an Lobrednern nicht fehlen. Der König hat befohlen, die Aufführung mit größter Pracht auszuſtatten; Madame Crelinger muß als Phädra das ſchwerſte Seidenzeug tragen, in dem ſie ſich kaum bewegen, geſchweige denn ſchöne Falten zeigen kann. —

Freitag, den 25. April 1851.

In Kassel hat sich die merkwürdige Thatsache ergeben, daß selbst das Generalauditoriat — die Oberinstanz des Hassenpflug'schen Kriegsgerichts — den Bürgermeister Henkel und den Polizeikommissair Hornstein von aller Schuld freigesprochen hat. Mittelbar wird damit die Ungesetzlichkeit der Hassenpflug'schen Verordnungen ausgesprochen. —

Antrag des Grafen von Itzenplitz und seiner Genossen auf Streichung des Artikels der Verfassung, der die Majorate und Fideikommisse verbietet. —

Von allen Seiten hört man reaktionaires Angstgeschrei. Die Aristokraten fühlen sich in aller ihrer Macht keinen Augenblick sicher, sie zeigen neue Gefahren an, Verschwörungen, Ausbrüche; sie müssen jeden Tag ihre Opfer haben, Verhaftungen, Prozesse, Verurtheilungen, sonst glauben sie ihre Sache verloren. Am liebsten möchten sie täglich Volksmassen niederschießen, zertreten sehen. Ich höre solche Aeußerungen. —

Erneuerte Behauptung, der König habe dem Prinzen und der Prinzessin von Preußen die Reise nach England verboten; sie würden nur bis Brüssel reisen. Auch das Staatsministerium hat sich gegen die Reise erklärt. —

Sonnabend, den 26. April 1851.

Markus Niebuhr ist im Kabinette des Königs überaus thätig; er bekommt vor allem die persönlichen Aufträge, wo der König ohne seine Minister etwas thut, oder auf diese selber besonders einwirken will, und benimmt sich dabei als gemeiner Augendiener, als Schmeichler und Knecht. Er übt durch seine Servilität den verderblichsten Einfluß, trägt den Ministern allerlei zu, dann wieder dem König, und läßt sich dafür liebhaben und preisen. Alle, die ihn

näher kennen, stimmen übrigens darin überein, er sei ein überaus beschränkter, ja dummer Mensch. —

Bei Manteuffel ist auch solch ein persönliches Dienstfaktotum, der ehmalige Predigtamts-Kandidat, Herr Rino Quehl; er war in früheren Zeiten einigemal bei mir, und ich kenne ihn daher näher. Er ist ein unruhiger, ziemlich gewandter Bursch, hat den Vortheil durch die Schule gelaufen zu sein, und schafft für den Minister allerlei zusammen, schreibt für ihn, schlägt für ihn nach, liest für ihn, horcht für ihn ꝛc. In früheren Zeiten hielten sich große Herren solche Kammerdiener, die dann auch wie solche behandelt wurden. Außerdem aber hat Manteuffel noch eine ganze Schaar schlechten Gesindels an sich hängen, Zuträger, Spione, Aetlo, die gewisse Meinungen oder Angaben verbreiten helfen; diese werden aus den geheimen Fonds bezahlt. Hinckeldey's Leute sind mit diesen schon öfters zusammengerathen, und haben stets den kürzern gezogen; er ist sehr eifersüchtig auf diese Nebenpolizei, muß sie aber dulden. — Das ist nun die herrliche Stinkblüthe unsrer faulen Regierungswissenschaft! —

Besuch von Herrn Gsecke, mir sehr angenehm. Besuch von Herrn von Weiher, Armen- und Wohlthätigkeitssachen. Nachrichten aus Baiern, aus dem Großherzogthum Posen. —

Bürgermeister Giabow war zum Bürgermeister von Magdeburg gewählt; der König hat ihn nicht bestätigt. Es gab eine Zeit, wo der König diesen Mann als eine seiner Stützen ansah, ihm schmeichelte ꝛc.

Es heißt, Herr von Rochow sei zum Bundesgesandten ernannt. Ich sagte das schon vor vier Monaten. Er ist auch der rechte Mann; beschränkt, gefügig, durch sein Leben in Rußland eingeschult, und etwas mit Oesterreich verwandt! —

Sonntag, den 27. April 1851.

Der Oberſtlieutenant von Kaltenborn iſt in Kaſſel der Mitgliedſchaft des Generalauditoriats enthoben worden; Folge der Freiſprechung Henkel's. Doch war Kaltenborn eher ein Anhänger als Gegner Haſſenpflug's. Nur weiter! —

Die Herren Kühne und Pochhammer haben ihre Stellen als Mitglieder der Staatsſchulden-Kommiſſion niedergelegt, ſie fanden ihre Verpflichtungen mit dem, was man von ihnen forderte, unvereinbar. Selbſt die Junker waren von Kühne's Tüchtigkeit überzeugt, und wünſchten ihn beizubehalten. —

Der Prinz von Preußen hat den Kölnern am 24. wieder eine ſchöne Rede gehalten! So ſchroff als möglich! Sie ſteht in den Zeitungen. — —

Die neuliche Königlich Sächſiſche Warnung gegen ein deutſches revolutionaires Anlehen (nach Art der italiäniſchen von Mazzini) ſcheint auf eine leere Erfindung begründet. Man hat die Behörde zum Beſten gehabt. Sie gab ſogar ein Schema der vorläufigen Scheine, und die „Neue Preußiſche Zeitung" hat alles getreulich nachgeliefert! Die nichtswürdige Parthei bedarf mitten in ihrer Macht von Zeit zu Zeit ſolcher Schreckſchüſſe; ſie lebt von Furcht und Gewaltthaten. —

Die geſtrige Aufführung des „Hippolytos" von Euripides, in Gegenwart und auf Koſten des Königs vor eingeladenen Zuſchauern, war gänzlich verfehlt; gräuelhaft langweilig, dürftig; die Schauſpieler ganz ſchlecht; der üble Eindruck ſo entſchieden und allgemein, daß die Schmeichler ſelbſt nicht loben konnten. Herr von Küſtner läugnet, daß der König die Koſten trage, ſie flöſſen wie immer aus der Theaterkaſſe. —

Die Hof- und Junkerparthei iſt ſo wüthend und zugleich ſo erſchrocken über die Unruh'ſche Schrift, daß ſie ſchon an ihre beſten Klopffechter, Stahl und Leo, die Zumuthung geſtellt hat, die Widerlegung des Schandbuchs zu unternehmen,

beide haben ſich indeß bedankt. Die Parthei muß ſich auf Bürgerliche ſtützen, wenn ſie etwas leiſten will! Warum ſchreiben nicht die Herren von Gerlach, die doch ſo ſchöne Rundſchauen machen, warum nicht Herr von Bismarck-Schönhauſen, Herr von Kleiſt-Rezow? Schade, daß ſie grade jetzt mit Goedſche nicht ganz gut ſtehen! Der könnte ſonſt den Gegner wenigſtens mit Koth bewerfen! —

Abends Beſuch von Frau von Marenholtz. Eine brave, tapfre Frau. —

In dem Manuſkript der Frau Johanna Kinkel geleſen, das mir Bettina brachte. „Erinnerungsblätter aus dem Jahr 1849.“ Was hat die arme Frau gelitten, und wie tapfer, wie unermüdlich hat ſie gekämpft! In der Schilderung iſt mir etwas zu viel dichteriſcher Aufwand, doch das iſt nur Nebenſache; der Eindruck des Ganzen iſt ein kräftiger, edler; wie elend erſcheint die Gegenſeite! Die preußiſchen Offiziere und Soldaten ſpielen eine ſchändliche Rolle, mit wenigen Ausnahmen. Die Begnadigung zu einer härtern Strafe wird am Schluß als eine Schlechtigkeit gerügt, für welche der Fluch der Geſchichte nicht fehlen wird. —

Geſtern ſtarb Herr von Bülow-Kummerow, ſiebenundſiebzig Jahr alt. Er hatte ſich längſt überlebt. —

Montag, den 28. April 1851.

Die Kreuzzeitungsparthei iſt wüthend über den König, daß er keinen der Ihrigen zum Bundesgeſandten ernannt hat. Sie will um jeden Preis in der Bureaukratie Fuß faſſen, aber es gelingt ihr nicht. Doch iſt Theodor von Rochow faſt ſchon ein Ihriger, nur noch nicht genug. Leopold von Gerlach verfolgt ihn nun mit ſeinen ſpitzen Reden, macht ihn lächerlich, mutzt ihm ſeine Dummheiten auf. Rochow

hat auch noch alte Verbindungen mit General von Pfuel, mit Heinrich von Arnim.

Der Gemeinderath in Köln hat die ſchmachvolle Anrede des Oberbürgermeiſters Schenk an den Prinzen von Preußen, welche dieſem Gelegenheit zu ſeiner berühmten Antwort gab, nicht gebilligt, die Sache zur Sprache gebracht, und obwohl Schenk dies zu unterdrücken geſucht, ſo geht es doch nun weiter. So reißt denn der Faden der Aufregung niemals ab! —

Hinckeldey hat erklärt, die „Urwählerzeitung" müſſe zu Grunde gerichtet werden, es komme gar nicht darauf an, geſetzliche Vorwände zu finden, man werde das Blatt von Zeit zu Zeit blindlings wegnehmen, die Leſer würden deſſen bald überdrüſſig werden. Wirklich ſind die Leitartikel der Zeitung ſeit dieſen Drohungen ganz kühl geworden, und es iſt möglich, daß ſie bald ganz aufhören muß. Aber Hinckeldey kennt die Demokraten nicht; ſie bedürfen ſolcher Blätter nicht mehr! —

Dienstag, den 29. April 1851.

Vortrefflicher Artikel der „Nationalzeitung" über Verheißungen und Eid; die Lehre der „Neuen Preußiſchen Zeitung", daß man Verheißungen nicht zu halten brauche, wird benutzt, dem Volke zu zeigen, daß es ſich künftig mit ſolchen nicht begnügen dürfe! Die Halunken werden im eignen Netz gefangen. —

Der König hat denn doch an dem bunten Buche des Archivraths Riedel ſo viel Gefallen gefunden, um demſelben die freie Wohnung, die er inne hatte aber räumen ſollte, noch ferner zu laſſen, zum größten Aerger der Kreuzzeitungspartei, die ihm ſpinnefeind iſt. —

(April 1851.)

Der König sieht bekanntlich die schwarzen Halsbinden sehr ungern, und hält darauf, daß man vor ihm nur in weißer erscheine. Darin hat er sich eigentlich verbissen, und geräth in Wuth, wenn seine Vorschrift vernachlässigt wird. Neulich führte der Stern'sche Musikverein den „Faust" von Radzwill in der Singakademie auf; der König hatte wissen lassen, er werde sich einfinden, und wurde gehörig empfangen. Allein er entdeckte, daß der Musikdirektor eine schwarze Halsbinde trug; da gerieth er in Zorn, schimpfte, machte heftige Gebärden, und wollte augenblicklich den Saal verlassen. Mit Mühe wurde er beschwichtigt und zurückgehalten, doch blieb der König mürrisch und ärgerlich den ganzen Abend. Dies wurde denn auch Anlaß der Verordnung, daß alle Musiker im Orchester, so oft es bekannt wäre, daß der König in's Theater kommen werde, weiße Halsbinden haben sollten! —

Das Publikum wird durch solche Dinge höchlich amüsirt; die Ehrfurcht aber gewinnt dabei nicht. —

Mittwoch, den 30. April 1851.

Besuch von Herrn Dr. Zunz. Wir sprachen viel über das Judenthum, und ich erhielt von ihm in kurzen Worten die reichsten Aufschlüsse. Seine Kenntnisse sind tief und umfassend, alle Gelehrten seines Faches beugen sich vor ihm. Und sein Scharfsinn, seine Klarheit sind bewundernswerth. Philologische und antiquarische Ausbeutung des Talmud noch nie versucht, und die reichsten Schätze sind da zu heben; Du Cange, Montfaucon, Silvestre de Sacy, Jakob Grimm ꝛc. könnten ihre Freude daran haben. Ueber die Zerfließung der Stämme der Juden, unter sich, und unter fremde Völker, sehr treffend und lehrreich; die Priester durch Rabbinen ersetzt.

In Leipzig sind die drei Professoren Haupt, Mommsen

und Jahn, obſchon vom Gerichte freigeſprochen, vom Miniſterium willkürlich und widerrechtlich abgeſetzt worden. —

Unſre Kammerverhandlungen ſind zu ekelhaft, und ihre Ergebniſſe zu ſchmachvoll, um von ihnen viel zu reden. —

Herr von Bismarck-Schönhauſen wird dem Herrn von Rochow beigegeben in Frankfurt am Main, man weiß nicht, ob als Lehrling oder als Aufpaſſer. Der Miniſter iſt alſo ſo weit, daß er ſeine Feinde anſtellen muß! —

Gegen Abend kam Bettina von Arnim, brachte mir homöopathiſche Mittel. Sie hatte das Gerücht, in Paris ſei großer Aufſtand, der Präſident Bonaparte verhaftet ꝛc. Es war nicht herauszubringen, wo und von wem ſie dergleichen gehört haben wollte. Ausführliche Mittheilungen über ihr in Druck befindliches Buch. Sie möchte noch immer auf den König wirken!

Dieſen Abend fühlt' ich mich ſehr allein, nicht auf meinem Zimmer, in der Welt. Stimmungen, als wäre es Zeit von dannen zu gehen, Gefühle, als ob die Seele die Flügel wie zur Probe ſchwänge! —

In Grote geleſen, in Gibbon. —

Der König äußert die größte Zufriedenheit über die Art wie ſich Oeſterreich mit ihm benimmt, er preiſt die Schicklichkeit, die Freundlichkeit, den ſtrengen Rechtsſinn, mit denen Oeſterreich ſeine Anſprüche geltend macht, ohne den preußiſchen zu nahe zu treten. Kurz, lauter Entzücken und Freude, zum Erſtaunen derer, die es anhören, und den Grund der Sachen anders wiſſen. —

Der Miniſter von Weſtphalen hat erklärt, die „Urwählerzeitung" müſſe aufhören: er werde ſie einmal vierzehn Tage hintereinander wegnehmen laſſen, und man habe auch noch andre Mittel. O ja, der Mittel giebt es viele! —

Donnerstag, den 1. Mai 1851.

Unter Kranksein und Leiden richtig den 1. Mai erreicht! Die Tage schreiten fort, gleichsam hinter meinem Rücken. —

Der „Urwählerzeitung" hat die Druckerei den Dienst versagt, weil die Polizei mit Entziehung der Konzession gedroht! Das Blatt ist heute demnach nicht erschienen. Man will es zu Grunde richten, das ist beschlossen. Nachher kommt's an die „Konstitutionelle", und so weiter! Sie können die Presse nicht frei lassen, und da die Schikanen nicht ausreichen, so brauchen sie Gewalt. —

Der Staatsanwalt hat den Wiederabdruck des Romans von Streckfuß „die Demokraten" wieder freigegeben. Lauter Schikanen und Widersprüche!

Besuch von Weiber, von Hänlein; späterhin von Gieseke. Gegen Mittag kam Bettina von Arnim, mit homöopathischer Arzenei; ich schlucke diese ihr zu Gefallen, es kann keinesfalls schaden. —

Die Druckerei von Harth und Schultze wollte die „Urwählerzeitung" nicht weiter drucken, weil das Ministerium ihr die Gewerbserlaubniß zu entziehen drohte. Das läßt sich hinnehmen, ein Gewerbe will leben. Daß aber die Druckerei sich dazu hergab, ein andres, äußerlich jener Zeitung ganz ähnliches Blatt sogleich zu drucken und fertig zu halten, und den Austrägern in die Hände zu schieben, das ist eine hübische Niederträchtigkeit, die sie mit den höheren Personen theilt, welche das Bubenstück erfunden und die Hand und das Geld dazu gegeben haben; denn das neue Blatt (der „Opponent") sollte fürerst gratis ausgegeben werden. Die Austräger waren edler und vornehmer, als die Anstifter der Schändlichkeit, sie wiesen das neue Blatt zurück. Bebänderte, besternte Exzellenzen aber! . . .

Die Nachrichten aus Frankreich halten unsre Regierung in steter Unruhe. Die Sachen stehen so, daß man fürerst

eine Befestigung der Präsidentschaft Louis Bonaparte's wünscht, weil die Franzosen für den Wiedereintritt der alten Bourbons nicht reif, und die Mächte mit ihren Einrichtungen, die einem Kriege gegen Frankreich vorangeben müssen, nicht fertig sind. Die alten Bourbons sind übrigens von der Art, daß man ihnen auch nicht traut, sie wären im Stande dem Volk mehr als die alte Charte zu bewilligen. England ist ihnen aus andern Gründen abgeneigt. —

In Grote gelesen, in Herder. —

Freitag, den 2. Mai 1851.

Der König nach Mecklenburg-Schwerin, zu den dortigen Hoffesten. —

Besuch von Bettina von Arnim. Mißvergnügen über das Fehlschlagen der homöopathischen Arzneien. Sie bringt mir die Handschrift Heinrichs von Arnim (Strick), Worte politischen Inhalts. Er wird nach Holland reisen; ist denn sein Prozeß niedergeschlagen? —

Der Stadtsyndikus Flottwell in Elbing (Sohn des gewesenen Ministers) ist zur Disziplinaruntersuchung gezogen wegen angeblicher Aeußerungen im Jahr 1848! Es steht nichts fest, ob und wie er sie gethan, und doch! Das Gesetz soll rückwirken! —

In der ganzen Rheinprovinz ist großer Unwillen gegen den Justizrath Schenk in Köln wegen seiner Worte an den Prinzen von Preußen. Der Bursche hat wenigstens viel Verdruß deßhalb, so viel, daß er sein Amt niederlegen will.

Die „Urwählerzeitung", in einer neuen Druckerei gedruckt, ist heute früh weggenommen worden, ehe noch die Behörde das Geringste vom Inhalt wissen konnte. Die Konstabler umlauerten schon in der Nacht die Druckerei. —

Der Abgeordnete Bürgers hat in der zweiten Kammer die Gründe, mit denen die Minister in der ersten Kammer die Ausweisung Harm's zu rechtfertigen gesucht, als zu schlecht für den elendesten Winkelkonsulenten bezeichnet. Der Minister Simons erhob sich dagegen, der Präsident, Graf von Schwerin, erinnerte, daß er hier Ordnung zu halten habe, nicht der Minister, der sich allerdings einen zurechtweisenden Ton angemaßt hatte. Die „Kreuzzeitung" ist wüthend darüber. —

Aussichten für Frankreich: Zeinville Präsident, aber lebenslänglich; er wird keinen Staatsstreich ausüben, und das Lebenslängliche hat etwas Beruhigendes. Die Hauptsache ist, daß die Form der Republik erhalten bleibe. Ich bin hiemit nicht einverstanden; es kann besser kommen. Die Rechnung ist für uns gestellt, aber die Geschichte kehrt sich daran nicht. In Aussicht steht die rothe Republik, neuer Aufstand in ganz Europa, großer Krieg. Dabei können wir, die wir jetzt leben und hoffen, sehr übel fahren; aber was thut's? —

In Grote gelesen, im Heratius. —

Le spectre rouge de 1852. Par M. A. Romieu. Wahnsinniges Gewäsch für Louis Bonaparte! Der Hasenfuß soll ein Retterheld sein! Unsre Reaktionairs geben was auf den Wisch. —

Sonnabend, den 3. Mai 1851.

Das Werk des Präsidenten von Goguet, de l'origine des loix, des arts, et des sciences et de leurs progrès chez les anciens peuples (Paris. 1758. 3 vols. 8°), habe ich mit großem Vergnügen wieder vorgenommen. Im Jahr 1806 in Halle wurde es uns von Fried. Aug. Wolf empfohlen, seitdem war es mir so gut wie verschollen. Ein Zufall führte mich darauf zurück. Große Gelehrsamkeit, Ein- und Umsicht, guter Sinn. Die Bibel freilich durft' er nicht anzweifeln! —

Herr Dr. Zunz bringt mir sein Buch: „Zur Geschichte und Litteratur. Von Dr. Zunz. Erster Band. Berlin, 1845."

Die „Urwählerzeitung" ist heute als einzelnes Quartblatt erschienen, und kündigt an, daß sie weitererscheinen werde. — Die frühere Druckerei von Harth und Schultze sucht ihr neues Blatt „Der Opponent" zu empfehlen. Pfui!

In der ersten Kammer hat Heinrich von Arnim wieder sehr tapfer gegen die preußische Politik gesprochen, die früheren Angaben wiederholt und das Ministerium aufgefordert sie zu widerlegen, was aber der jämmerliche Unterstaatssekretair Lecoq weder konnte noch durfte. Die Mehrheit der zweiten Kammer hat in die schändlichsten Satzungen des neuen Preßgesetzes feig und knechtisch gewilligt.

Die Gewerbausstellung in London glänzend eröffnet! Keine Unruhen, keine Vorfälle! Die fremden Polizeien — die preußische sehr zahlreiche unter dem „Polizeirath" Dr. Stieber, — stehen als müssige Maulaffen dabei, werden sich aber noch genug zu thun machen! — Hof und Ministerium sind hier in großen Aengsten, man fürchtet jeden Augenblick von irgend einer Seite einen Ausbruch. —

Großen Eindruck macht es in den obern Kreisen, daß in Mainz jetzt eben sechs preußische Soldaten in die Strafabtheilung versetzt werden mußten, wegen Schimpfens auf den König u. s. w. Wenn die Soldaten anfangen, dann ist alles verloren! —

In Zunz gelesen, mit vielen Betrachtungen über das merkwürdige Volk der Juden, das eine Geschichte hat wie kein anderes. Welche Kette von Leiden, von Martern, von Jammer aller Art! — In Goguet gelesen. —

Arnim sagte unter andern: „Die deutsche Einheit ist so gewiß aufgehoben, daß, wenn nach der Proklamation vom 15. Mai 1849 nur „Wahnsinn oder Lüge" dies behaupten konnten, heute nur Wahnsinn oder Lüge daran zweifeln

könnten." Dieſer Ausdruck des König wird ihm jezt oft vorgehalten. —

Sonntag, den 4. Mai 1851.

Abends Beſuch von Bettina von Arnim, homöopathiſche Mittel. Sie will mir den Arzt bringen, was ich aber ernſtlich verbitte. — Bettinens Eifer iſt läſtig, kommt aber aus beſter Quelle, ſie will gern helfen, und ſcheut keine Mühe dabei, kein Wetter, keine Wege. Sie ging doch etwas mißvergnügt fort, weil mein Körper ſich ihren Mitteln nicht gleich fügen will. —

Mir kamen heute einige Zeichen unſrer politiſchen Stimmung zu. Altpreußiſch Geſinnte, die gegen Revolution und Demokratie losgezogen, ſind jezt ganz ſtill geworden, ſchämen ſich in verbiſſener Wuth über die Unehre Preußens, die Feigheit, die Unfähigkeit ſeiner Führer. Generale und Stabsoffiziere ſtellen ſich zur Oppoſition, Landräthe, Juſtizbeamte in großer Zahl. Dieſe Leute unternehmen nichts, tragen alles, aber wenn einmal eine Kriſis eintritt, werden ſie den Fallenden keine Hand bieten. —

Mit Dänemark iſt auch noch nichts in's Reine gebracht. Oeſterreich und Preußen haben freie Hand, das Land iſt von ihnen beſezt, und gehorcht ihnen, die Statthalterſchaft iſt fort, die Heereskraft geſprengt; aber die Höfe bringen nichts zu Stande, ihre Unfähigkeit und Schande wird in Erfurt, in Dresden, in Berlin und Wien, in Frankfurt am Main und in Kopenhagen offenbar.

Der König ſoll in Warſchau dem Kaiſer von Rußland einen Beſuch machen, das iſt ihm wie Gift und Galle, er weiß im voraus, daß der Kaiſer ihn hart anlaſſen und ſtarke Forderungen an ihn machen wird. Weit lieber ging er nach England, und ließe ſich dort die Ehren erweiſen, die jezt ſein Bruder empfängt. —

Der König soll neulich gegen Manteuffel bittre Bemerkungen gemacht haben über die Kurzsichtigkeit und Schwäche der Rathgeber, die ihn die Verfassung beschwören ließen; wahre Staatsmänner würden ihn davon abgehalten haben. Tag und Nacht soll man auf Mittel und Wege sinnen, die Verfassung abzuschaffen; man sieht sie als einen Schandfleck an, den man aus dem Jahre 1848 übrig behalten hat, alle andern Regierungen haben sich wieder gereinigt, nur Preußen, das zuerst wieder stark aufgetreten, ist mit dem dummen Zeuge noch behaftet. —

Wenn ich jetzt bald abgerufen werde, ich kann nicht sagen, daß es zu früh ist, und eben so wenig zu spät. Denn bis hieher gelebt zu haben, ist mir viel werth; die letzten Jahre haben meine Weltanschauung erhellt und vervollständigt, ich verdanke ihnen die rechte, scharfe Einsicht in das Wesen der Menschen, ihre Geschicke, ihre Bildung. Freilich wußt' ich das meiste vorher, aber nicht in solchem Zusammenhange. Das Ergebniß aller Betrachtung ist, es giebt Größeres und Höheres als die Menschheit, aber sie ist der Weg dazu, und wir müssen, trotz alles Erkennens ihrer Schwächen und Härten, sie achten und lieben, als das Höchste und Beste, was uns bis jetzt in Wirklichkeit verliehen ist. —

Dienstag, den 6. Mai 1851.

Die „Urwählerzeitung" ist wieder weggenommen worden. Der Minister von Manteuffel will das Blatt um jeden Preis zu Grunde gerichtet wissen, man behauptet der König treibe ihn noch besonders dazu, weil man das Blatt ein undristliches, ein jüdisches zu sein beschuldigt. —

Das Schwurgericht in Magdeburg hat den abwesenden Dr. Löwe aus Kalbe, des Hochverraths beschuldigt wegen Theilnahme am Stuttgarter Parlament, völlig freigesprochen,

ebenſo einen Kaufmann, den zwei Soldaten einer Majeſtätsbeleidigung beſchuldigt hatten. Man wundert ſich, daß ſolche Freiſprechungen noch erfolgen, aber der Rechtsſinn iſt groß unter den Menſchen, und neben den vielen feigen Knechten giebt es noch immer freie, kraftvolle Männer. Grade in dieſem Kampfe der frechen Ungeſetzlichkeit und des zähen Widerſtandes wird die Regierung auf die Dauer nicht ſiegen. Wenn die Deutſchen geſchlagen ſind, dann wehren ſie ſich erſt recht; wie war's nach den Karlsbader Beſchlüſſen? Ueberhaupt von 1819 bis 1848? —

Simſon's Wort, die Verwerfung des Miniſterverantwortlichkeits-Geſetzes durch die erſte Kammer habe auf ihn den Eindruck politiſchen Wahnſinns gemacht, wird ihm von den Junkern dieſer Kammer entſetzlich übel genommen; ſie ſprechen davon, man müſſe ihn durchprügeln, ihn zum Widerruf und zur Abbitte zwingen ꝛc.

Der Zuſchauer der „Kreuzzeitung" wird wieder recht gemein und frech. Die Partei zeigt ſich in ihrer ganzen Rohheit. Sie freut ſich der Anſtellung des Herrn von Bismarck-Schönhauſen. Sie vergißt nur dabei, daß dieſer durch ſeine Anſtellung ein Untergebener, ein abhängiger Diener des Miniſters geworden iſt, dem er bisher als Gegner die Spitze bot. —

Mittwoch, den 7. Mai 1851.

Die „Urwählerzeitung" erſcheint heute ohne Leitartikel. Natürlich wird der Redakteur endlich mürbe, und wo ſollen die Kräfte am Ende herkommen? Die „Konſtitutionelle Zeitung" kämpft noch muthig, doch ſteht auch ihr der Tod nahe bevor. — Die Preßprozeſſe häufen ſich; gegen Heinrich von Arnim, gegen Dr. Veit, Friedrich Harkort, Dr. Haym; in allen dieſen Fällen wollte der Staatsanwalt nicht einſchreiten, das Miniſterium aber zwang ihn. Viele unſrer Beamten

ſeufzen über die Rolle, zu der man ſie nöthigt und mißbraucht, ſie müſſen im Augenblicke wohl gehorchen, ſind aber im Herzen den Miniſtern feind. Dies Mißverhältniß wächſt in dem Maße, als die Kreuzzeitungspartei ſich in die Regierung eindrängt. —

Hier am Hofe ſchimpft man laut auf die Königin Victoria, daß ſie nicht dem Prinzen von Preußen die Oberſtelle vor ihrem Gemahl eingeräumt. „Das hat er nun von ſeinem Beſuch, dieſe Zurückſetzung!“ Elendes Hofgeſchmeiß! —

Der König iſt aus Mecklenburg zurück und mit dem achtzigjährigen König von Hannover in Charlottenburg angekommen. Der General Graf von Noſtitz hat dieſe Wiederannäherung hervorgebracht, ſie iſt aber von keinem Werthe. Jeder macht ſich über den andern luſtig. —

Freiligrath iſt endlich, nach vielen Zögerungen und Quälereien, als heimathberechtigt in Düſſeldorf anerkannt. Die Ausweiſung des Dr. Haym aus Berlin iſt aber aufrecht erhalten, die nochmalige Anregung der Sache in der zweiten Kammer durch Vincke iſt vom Miniſter von Weſtphalen mürriſch zurückgewieſen worden. Einige heftige Anzüglichkeiten in der erſten Kammer zwiſchen Gerlach, Ammon ꝛc. — Die Linke der zweiten Kammer hat gegen das Preßgeſetz proteſtirt, weil es wider die Verfaſſung ſei. Nutzlos, doch brav. —

Leben und Sterben betrachtet, mit größter Ruhe. Bisweilen erſcheint mir letzteres leichter als erſteres. Daß das Leben ſein Ziel habe, iſt jedenfalls eine Wohlthat, es ſteigt ſogar im Preiſe dadurch. —

Donnerstag, den 8. Mai 1851.

Die „Urwählerzeitung“ wieder ohne Leitartikel. Iſt es kluge Enthaltſamkeit des Redakteurs, oder gebieteriſches

Verlangen der Polizei? In beiden Fällen kommt das Blatt herunter. —

Der achtzigjährige König von Hannover führt noch immer Redensarten wie früher. Unsre Königin und ihre Damen erröthen oder wenden sich unwillig ab, unser König lacht aus vollem Halse. Der christlich-germanische Hof liegt sehr im Argen, die Höflinge sind ohne Ehrfurcht und Treue, nur Gleißnerei und Lüge herrschen, falsche Kunstliebe, falsche Frömmigkeit, nur äußerliche Prahlerei mit allem, kein Anstand, keine Feinheit; Rohheit in Gesinnung und Ausdruck ganz offen. —

Starker Artikel der „Nationalzeitung" über die drohenden Absichten gegen die Schweiz und Frankreich, und über die Leitung aller Regierungen durch Rußland.

Der Bauernverein im Jauch-Belzig'schen Kreise war vor einem Jahre durch die Polizei geschlossen, vom Kreisgericht zu Brandenburg diese Schließung als nicht gerechtfertigt erklärt, einige Bauern aber doch zu großer Geldstrafe verurtheilt worden. Das Kammergericht hat das freisprechende Urtheil bestätigt, die Geldstrafen niedergeschlagen, aber den Verein für geschlossen erklärt. Verwirrung, anstatt Selbstständigkeit!

Die heutige „Konstitutionelle Zeitung" (Morgenausgabe) ist von der Polizei sammt den Typen weggenommen worden.

Durch ganz Preußen, und auf Anstiften Preußens und Oesterreichs auch in den andern deutschen Ländern, werden grundsätzlich die freien religiösen Gemeinden verfolgt, geschoren, gehindert, bestraft. — In Kurhessen wird ein ganzes Gericht vor das Kriegsgericht gezogen! Eine unerhörte Monstrosität! Und alles das, denken sie, soll ohne Folgen bleiben, keine Rache und Vergeltung hervorrufen! —

Herr von Stillfried, der Hofmann, der Günstling, der mit dem Hausarchiv-Betraute, klagt bitter über die Miß-

verhältniſſe, in denen er ſich hier befindet; der König iſt unbeſtändig, bisweilen übergnädig, dann barſch und beleidigend, die andern Höflinge haben ihre Schadenfreude, daß auch der Günſtling das allgemeine Schickſal erfährt. Einige thun ſo, als wäre Stillfried wegen ſeiner öſterreichiſchen Frau nicht recht preußiſch geſinnt; er möchte in der That lieber in Oeſterreich leben. —

Freitag, den 9. Mai 1851.

Geſchrieben. Ueber die Lage der Tagesſachen. Eine große breite Heerſtraße, auf der alle Regierungen Europa's in blinder Leidenſchaft taumelnd munter fortſchreiten, in angſtvoller und auch wieder ſorgloſer Haſt. Die Völker ſchreiten auch, aber nicht auf jener Heerſtraße, ſie haben andre Wege, die nur zuletzt in jene einmünden.

Unerwarteter Beſuch vom Bürgermeiſter Smidt aus Bremen; er kommt aus Dresden, wo die „freien" (!) Konferenzen am 15. ſollen geſchloſſen werden. Er und Graf von Alvensleben ſind auf einen Tag hiebergekommen, um zu hören, was denn am 15. ſoll erklärt und gethan werden. Auch Alvensleben weiß das nicht? Aber das könnte er doch wiſſen, daß niemand hier das weiß! Nicht der König, nicht Manteuffel, noch irgend ſonſt wer, hat hier beſtimmte Anſichten, Zwecke, Willensrichtungen. Man möchte die verwünſchte Geſchichte los ſein, das iſt alles. Hat man dazu alle Mächt und alles Anſehn, um dem Zwange ſolcher Verwicklungen zu unterliegen? Sie möchten regieren ohne zu regieren, ſie möchten, Faullenzen wäre Arbeiten. — Der alte Smidt wunderbar rüſtig. —

Manteuffel weiß noch nicht, ob Schwarzenberg nach Dresden kommen wird, um die Konferenzen zu ſchließen; dieſer läßt ihn ganz ohne Nachricht, und er dreht und wendet ſich

sehr ungeschickt, um seine Unkunde zu verdecken. Kommt Schwarzenberg, so will Manteuffel nicht fehlen, damit es nicht scheine, als handle Oesterreich allein, kommt jener nicht, so will dieser auch nicht kommen, damit es nicht scheine, Preußen sei nur wie die andern Mittelstaaten. Erbärmlichkeit! Die Thatsache ist offenbar, Preußen muß sich nach Oesterreich richten, und wird von diesem schlecht behandelt. —

Ich bespreche mit Smidt den Eintritt von Gesammtoesterreich in den deutschen Bund, und sage ihm, warum ich dafür bin. Den Hauptgrund aber verschweig' ich ihm doch. — Ihm ist besonders um sein Bremen bang, ich kann's ihm nicht verdenken. —

Der König von Hannover ist heute Mittag wieder nach Hause gereist. Er und unser König sind wenig mit einander zufrieden. Dieser vergißt nicht, daß jener einmal gesagt: „Ich muß den Fritz ein wenig traimiren, er versteht's Regieren noch nicht."

In Goguet gelesen. — Daniel de Foe's „Robinson Crusoe" angefangen, Vergleichung dieser Urschrift mit dem Campe'schen Nachbilde, von dem die Jugend meiner Zeitgenossen so starke Eindrücke bekam. —

Sonnabend, den 10. Mai 1851.

Herr von Kleist-Retzow wird Regierungspräsident. Er wie Bismarck duckt unter in die Bureaukratie! —

Herr von Manteuffel spricht vom Herrn von Prokesch nur immer wie von dem „Kerl", aber auch Schwarzenberg, Buol ꝛc. sind ihm „die Kerls", ein eigner diplomatischer Ton! In den „Dresdener Konferenzen" war aufgedeckt, daß Manteuffel mit den Oesterreichern konferirt, ohne seinen Mitbevollmächtigten Alvensleben beizuziehen; um diese Treulosigkeit gegen Alvensleben zu beschönigen, erzählte Manteuffel kürzlich mit

Abſicht vor mehreren Perſonen, die „Kerls“ Schwarzenberg, Buol ꝛc. ſeien ihm unvermuthet auf's Zimmer gerückt, und hätten ihm bis Nachts halb 1 Uhr auf dem Halſe geſeſſen, ſo daß er gar nicht einmal Alvensleben habe herzurufen können! Aber Alvensleben läßt ſich nicht narren, er ſchwört, in dieſer Wirthſchaft nehme er weder Amt noch Auftrag mehr an. —

Neue Herrlichkeit im Theater! Die Thürſteher und Logenſchließer müſſen ſchwarzgekleidet ſein, und weiße Halsbinden tragen; die letztern waren ſchon für die Orcheſter-Muſiker vorgeſchrieben. Warum nicht Waffenrock und Helm? Die Kleiderſucht geht weit! Das Spielen der Mädchen mit Puppen iſt dieſer Narrheit ſehr verwandt. Ach, wenn wir doch alle Mönchstrachten noch hätten, und die rothen, die violetten Strümpfe! Könnten nicht die Kammerherren gelbe tragen, die Hofdamen blaue? —

In Stuttgart hat die Mehrheit der Kammer der Abgeordneten den albernen Vorſchlag des blödſinnigen Prälaten Kapff angenommen, jede Sitzung mit Gebet zu eröffnen. In derſelben erſten Sitzung, erſchrocken über ihre Albernheit, haben ſie dann beſtimmt, alle Monat ſolle gebetet werden! Die Dummheit ſteht in aller Nacktheit da. Schwabenſtreich!

Die Schrift von Unruh iſt wieder freigegeben worden. Das Miniſterium legt Ehre ein mit ſeinen Beſchlagnahmen.

Sonntag, den 11. Mai 1851.

Serviles und brutales Verfahren des Juſtizminiſters Simons; er gilt unter den ſchlechten Miniſtern für den ſchlechteſten, ſowohl was die Geſinnung als was die Fähigkeit betrifft; nach ihm kommt Weſtphalen, doch ringen alle nach demſelben Preis, und es mag oft ſchwer ſein, ihn richtig zuzuerkennen. —

Daß unser Minister der auswärtigen Angelegenheiten nicht Französisch kann, ist ein eigner Umstand; er bedient sich gewöhnlich eines Dollmetschers; doch kam auch schon vor, daß fremde Diplomaten sich in Gegenwart eines Dritten ihrer geheimen Aufträge nicht entledigen wollten. Es ist wie ein General, der nicht reiten kann. Wäre das Hinderniß nicht wirklich ein so großes für die Sachen, so konnte man über das persönliche allenfalls hinwegsehen. —

Kopfschmerz, Husten, Fieberbewegung. — Solang ich lesen konnte, las ich in Müffling's „Aus meinem Leben" und in De Foe. — Müffling erzählt wie ein Sachwalter, er hat nur *seine* Sache im Auge, und verstellt auch manches in dieser Absicht. —

Montag, den 12. Mai 1851.

Die Polizei fordert von allen Schenk- und Speisewirthen, Kenditoren u. s. w. die Angabe, welche Zeitungen sie halten und auflegen; aber noch mehr, sie drückt den *Wunsch* aus, daß das ministerielle Winkelblatt „die Zeit" gehalten und aufgelegt werde! In der Druckerei der „Urwählerzeitung" hat sie die Namen aller Setzer aufgezeichnet, um den einen und andern, oder auch alle, gelegentlich auszuweisen! — Das heißt doch eine Polizeiregierung! —

Jenes Winkelblatt enthält einen lächerlichen Bericht über einen Spaziergang, den Besuch mehrerer Bierhäuser und auch des Judenkirchhofs, durch den Minister von Manteuffel und seinen Freund Malmene. Da dieser Bericht nur mit Zustimmung Manteuffel's gedruckt sein kann, in der Absicht, das Ansehn und den Namen eines Volksmannes für ihn zu gewinnen, so muß man billig an dem Verstande des Mannes zweifeln, der in seiner Stellung solchen Zweck haben und solche Mittel wählen kann! —

Dienstag, den 13. Mai 1851.

Besuch von Bettina von Arnim. Sie klagt mir ihre große Noth mit ihrem Buch, mit ihren Büchern überhaupt. Nun kommt gar das neue Preßgesetz, und macht Drucker und Buchhändler scheu. Den Schutz, den es noch hin und wieder gewähren soll, wird die freche gesetzlose Polizei nicht achten, die Erschwerungen, die es verhängt, mit aller Strenge ausführen. Ich weiß Bettinen keinen Rath! —

Luftfahrt der Herren Gorwell und Risley, gegen 1 Uhr.

Lächerlicher Artikel des ministeriellen Winkelblattes „Die Zeit", über Manteuffel's Bierhäuser-Besuche, vom Zuschauer der „Neuen Preußischen Zeitung" bespöttelt! Diese Zeitung wird überhaupt wieder etwas boshaft gegen die Minister. Das Abschiedsgesuch des Ministers von Rabe ist Folge der Unzufriedenheit der Junker mit seinem Ernste, das neue Grundsteuergesetz auszuführen. Auch die Einkommensteuer ist den reichen Junkern sehr bitter, sie möchten es fallen lassen. Warum haben sie es bewilligt, und ohne Fristbestimmung seiner Gültigkeit? Diejenigen von ihnen, die in Aemter kommen, werden schnell die ärgsten Bureaukraten, und lassen die Andern im Stich. Das haben wir schon an Gustav von Rochow gesehen. —

In De Foe gelesen, in Müffling, in Froissart. —

Mittwoch, den 14. Mai 1851.

Gestern wurde hier ein Schuhmacher Lehmann, der es im Aufstande in Baden bis zum Hauptmann gebracht und bei Waghäusel ꝛc. als Führer großer Truppenkörper gegen die Preußen tapfer gekämpft hatte, und später durch Unglücksfälle zu Hamburg in Haft gerathen und hieher ausgeliefert worden war, nach zehnmonatlichem Verhör und sonstiger Quälerei, durch das Geschwornengericht des Landesverrathes

ſchuldig erklärt und zum Strange verurtheilt. Dieſe Strafe gilt nur für Einen beſtimmten Fall, und iſt hier ganz unerhört. Der Mann behielt ſeine gute Faſſung, und zeigte ſich überhaupt als einen gewandten, guten Kopf, den höhere Bildung mannigfach berührt hat. Man hält es für unmöglich, daß das Urtheil vollſtreckt werde. Aber was iſt bei den verſtockten haßerfüllten Menſchen unmöglich? Sogar Begnadigung zu ſchärferer Strafe, als das Urtheil verhängte, haben wir ja ſchon erlebt. —

„Die Wartburg", der ehmalige „Leuchtthurm", bringt das Bildniß und die Lebenszüge des Dr. Hermann Becker in Köln. Ein wohlthuender, kräftiger, entſchloſſener, jugendlicher Kopf. Eine Art Bakunin. Ein paar ſolche Leute müſſen die ganze Reaktion zittern machen. Und ihrer giebt es nicht wenige!

Die „Monatsſchrift" von Kolatſchek giebt eine kritiſche Anzeige von Macaulay's »critical and historical essays«. von J. Z. Dieſer Kritiker fürchtet, Macaulay werde mich mit meiner bisher anerkannten Meiſterſchaft in Schatten ſtellen, ich ſei der porzellanene Biographeur, ſchildere alles in derſelben Weiſe, eine Schlacht wie den Triller einer Sängerin. Aber ich gehöre, meint er, zu den wenigen Männern, die dem Geiſte der „Zeit nicht untreu geworden, ich würde ſelbſt über mich lächeln müſſen, wenn ich manche Stelle in meinem Wiener Kongreſſe wiederläſe, z. B. die über Nordamerika. „Das ganze Land war uns durch den langen Seekrieg fremd geworden, noch fremder die Vorſtellung eines ſolchen Freiſtaats, deſſen Entwicklung das fabelhafte, ja ſchreckbare Beiſpiel zeigte, daß gemeine Bürger eine Macht und Größe aufzuſtellen vermögen, die wir in Europa immer nur mit Adel und Königen zu verknüpfen pflegen." Sollte man es für möglich halten, daß ein deutſcher Kritiker dieſe Stelle wirklich ſo mißverſtehen könne? —

Donnerstag, den 15. Mai 1851.

Besuch von Bettina von Arnim. Ueber die Londoner Ausstellung, den Luxus, die Prahlerei, die damit verbunden sind; die Prächtigkeiten und Künsteleien sind nur Tand, das eigentlich Gute liegt nebenbei, als bescheidener Keim, dessen man kaum achtet. — Ueber die Hungersnoth im Posen'schen, in Oberschlesien, über das Leben der Vornehmen, der Mächtigen, mitten in dieser Noth.

In Elberfeld etwas Aufregung, Versuch einer Volksversammlung in der Nähe, der zwar gleich verhindert wird, und fast lächerlich erscheint, aber die Behörden doch erschreckt, indem sie sehen, daß es noch Leute giebt, die im Ernst an so was denken. —

In Liegnitz ist der Prediger Schmidt, (er ist in Amerika), angeklagt des Hochverrathes wegen Theilnahme am Stuttgarter Parlament, vom Geschwornengericht freigesprochen worden. Ebenso der dortige Buchhändler Appun, der ein Majestätsbeleidiger sein sollte. —

In Nürnberg ist H. Lang, Enkel des Memoirenverfassers Ritters von Lang, ausgewiesen worden. Achtzehn Monate war er in Verhaft und wurde dann ohne Prozeß entlassen! Einer der charaktervollsten, ausdauerndsten Demokraten. —

Der Bundestag in Frankfurt am Main hat eine Sitzung gehalten, zu der sich der preußische Gesandte eingefunden. Endlich! Preußen ist Mitglied des „Klubs in der Eschenheimer Gasse", und wird hier noch gut zugerichtet werden!

Der König ist heute nach Warschau abgereist. —

Die „freien" Dresdener Konferenzen werden heute geschlossen. Manteuffel hat bis zum letzten Augenblicke gefürchtet, Schwarzenberg werde trotz seiner Zusage ausbleiben, wo denn aber Manteuffel nur sich allein gar nicht gewußt hätte, was er thun sollte. „Der Kerl", so heißt bei ihm

wie Prokesch auch Schwarzenberg, war aber diesmal aufrichtig und kam. —

Für mich ist die wichtigste Sache des Tages nicht, ob „die Kette" reisen oder wegbleiben, sondern die, daß der Senat von Bremen die „Tageschronik" des Predigers Dulon unterdrückt und seine Papiere mit Beschlag belegt hat, alles weil Oesterreich gedroht hatte, wenn es nicht geschähe, österreichische Truppen nach Bremen zu legen! Sie werden sehr übermüthig, diese Burschen! —

In Froissart gelesen, in Goguet, Tagesachen. —

Am 13. gegen Mitternacht starb Friedrich Tieck.

Freitag, den 16. Mai 1851.

Es scheint, das Wetter will sich bessern, und mein Husten auch? Ich rechnete darauf nicht. —

Daß ich gestern spät am Abend noch viel in Müffling's Zankbuche gelesen, brachte mich heute dahin, seine mißlungene Kriegslist aufschreibend zu erzählen, mit der er eine derbe Antwort Blücher's von sich abzulenken und in andren Ort und Zeit zu versetzen gestrebt hat, wo sich denn ein ähnlicher Versuch Friedrich Nölle's gleich anschloß. Müffling's Schlauheiten fallen öfters etwas dumm aus. Die ganze Schlacht an der Katzbach will er auf ein geringes Gefecht zurückbringen, aber völlig seinen Haß gegen Gneisenau spielen zu lassen, hat er doch den Muth nicht. Knesebeck und Müffling kommen nach dreißig Jahren mit Ansprüchen auf den Ruhm, den Andre so lange Zeit mit allgemeiner Zustimmung getragen: sie haben ganz gewiß große Verdienste, gegen die man nicht ungerecht sein darf, aber Vorwärts-Leute, wie Blücher, Gneisenau, Grolman, Pfuel, Clausewitz ꝛc. waren sie nicht. —

Beſuch von Herrn von Hänlein. Der Graf von Bernſtorff aus Wien hieher zurückgerufen, führt die heftigſten Reden gegen unſre Miniſter und deren Politik. —

Abends Beſuch von Frau von Treskow, die ich lange nicht geſehen; wie immer lebhaft, geſprächig, zum Scherz wie zum Ernſt aufgelegt, voll muntrer Neuigkeiten und launiger Bemerkungen. Ueber Macaulay's Geſchichtswerk. —

Die Zeitungen bringen die telegraphiſche Depeſche aus Paris, daß Dr. Koreff am 15. dort geſtorben iſt. Es iſt mir leid, ihn nicht mehr unter den Lebenden zu wiſſen, aber ihm war längeres Leben kaum zu wünſchen. Er hatte eine glanzvolle Jugend, ein reiches, wirkſames, man kann ſagen ruhmvolles Mannesalter, dann verſank er in immer ſchlechtere Verhältniſſe, verlor Anſehn und Geltung, verlor ſeine mediziniſche Praxis, hatte ein trauriges Alter voll Mißvergnügen und ſogar Noth. Es war nicht denkbar, daß er ſich noch wieder hätte erheben können. Von meinen Freunden aus der Zeit unſres grünen Almanachs iſt er der letzte aus der Welt geſchieden. Ich habe ihn, trotz vieler früheren häßlichen Entzweiungen, heiß geliebt, und ſeine großen Eigenſchaften geehrt und geprieſen. —

Der ehmalige Miniſter, Generallieutenant Graf zu Stolberg iſt Oberkammerherr und Miniſter des Königlichen Hauſes geworden; er war ſchon früher einmal dem Fürſten von Wittgenſtein beigeordnet, der ihn ſo geſchäftsunkundig, ſo überaus dumm fand, daß er meinte, außer zum Zwirnenrennen ſei er gar nicht zu gebrauchen. —

Sonnabend, den 17. Mai 1851.

Ludmilla rühmte das Wetter, ich ließ mich verlocken, und ging mit ihr unter den Linden; ich fand es nicht ſo gut, mitunter ganz kühl, während die Sonne heiß brannte.

Die Bildsäule des alten Fritz kam eben von der Schloßbrücke an der Ecke des Zeughauses an, ich ging bis dahin, sah wie sie langsam fortbewegt wurde. Die ganze Sache nahm sich nicht besonders bedeutend aus, die Winde, die Bohlenbahn, die Rollen, nichts machte einen großen Eindruck, wenige Arbeiter, vielleicht zwanzig, leiteten das ganze Werk. Nach den Beschreibungen in den Zeitungen sollte man Wunder was denken. Auf dem großen Platz und zwischen den mächtigen Gebäuden erschien auch die Masse nicht groß. Ich konnte auch diesmal Luft, Grün und Blüthen nicht recht genießen, fand mich wie verschlossen gegen sie, doch bin ich zufrieden ausgewesen zu sein, es hat mir wohlgethan.

Abends noch spät kam Bettina von Arnim, erfreut mich etwas besser zu finden. Sie brachte mir die vierzehn gedruckten Bogen ihres neuen Buches, ich soll sie lesen, und ihr dann mein Urtheil sagen, das soll entscheiden, ob sie das Buch fertig schreibt, oder gänzlich aufgiebt. Sie ist unsicher und zweifelhaft, wie nie vorher, ihrer sonstigen Natur völlig entgegen. Das ist freilich kein gutes Zeichen! Sie hatte, wie es scheint, diesmal zu viel Absicht und Zweck bei der Sache, Antriebe, die sehr gut und schön sind, aber nicht in dem Buche ihre Befriedigung finden, sondern darüber hinaus liegen. Ein Hauptübelstand ist auch, daß in der langen Zeit, seit sie das Buch angefangen hat, ihr der König mehr und mehr abhanden gekommen ist, das Lob und die Zuneigung, die sie ihm darbringt, nicht mehr verträgt, daß die Rathschläge, die sie ihm ertheilt, mittlerweile lächerlich oder vorwurfsartig geworden sind. „Seit drei Jahren, unter so vielem was man täglich vom Könige hört, keine einzige großmüthige, keine milde Aeußerung!" Dieses alles ist für das Buch sehr schlimm. —

Der König soll mit größtem Widerwillen nach Warschau gereist sein; er mag fühlen, wie diese Reise aussieht vor der

ganzen Welt: ein Unterkönig, der dem Oberherrscher huldigt, seine Folgsamkeit bezeigt, Rath, Vorschrift, Befehl annimmt! Er soll vor der Abreise mit derben Ausdrücken und heftigen Gebärdungen seine Unlust gezeigt haben. Natürlich mußte er sich später um so mehr zusammennehmen, und unbefangen und vergnügt scheinen! Welch traurige Aufgabe!

Die österreichischen Soldaten, die den Redakteur eines Hamburger Blattes, Herrn Marr, überfallen und halbtodt geschlagen haben, sind entdeckt und mit zweistündiger Haft bestraft worden! Schön, Herr General von Legeditsch! — Man sagt noch, es sei ein Irrthum gewesen, daß sie gegen Marr sich gewendet, sie seien auf einen Andern gehetzt worden! —

Sonntag, den 18. Mai 1851.

Bettina's fünfzehn Druckbogen setzen mich in große Verlegenheit: ich habe sie, die ersten, zum zweitenmale gelesen, aber mir ist schwer ein Urtheil darüber aufzustellen. Im Ganzen ist Bettina darin, mit einer Fülle von Bildern, Anschauungen, Ahndungen, Gedanken; ein Freund ihres Genius findet alles wieder, was er früher an ihr geliebt. Nur ist sie diesmal absichtlicher, als früher, und in dem realsten Gegenstande, der Politik, auf phantastische Gebilde beschränkt. Der Zauber idealer Wirklichkeit, reizender Jugendgeschichten, fehlt, der ernste Stoff scheint strengere Gedankenfolge zu fordern, und schwebt doch darüber hin, mit Schwingen, die dafür zu wenig befiedert sind. Ich kann mir wohl denken, daß diese Behandlung vielen Lesern angenehm und ergötzlich sein kann; mir ist sie es nicht, mich ermüdet die fortdauernde Prophetensprache, die als solche zu langgedehnt, und für diese Dehnung zu wenig logisch ist. Nun kommt aber auch dazu, daß alle früheren Sachen Bettinens mir nie einen befriedigenden Eindruck gaben, auch die ersten nicht, so sehr ich den Reiz

einzelner Schilderungen empfinden und anerkennen mußte. Die Hauptfrage ist, was wird das Buch den Andern sein und gelten, werden sie es verstehen, es bewundern? Das kann ich nun in der That nicht voraussagen! Mir macht es keinen guten Eindruck, obschon es große Schönheit und Kraft an vielen Stellen erkennen läßt. Mir ist der Zusammenhang zu locker, die gedehnte Dichtung des Gespräches zwischen dem Dämon und dem schlafenden König viel zu eintönig. Was soll ich ihr nun sagen? Wäre das Buch noch Handschrift, so ließe sich vieles umstellen, auch könnte man es liegen lassen, nun ist es schon so weit gedruckt, die Kosten darauf verwendet! Vorher wollte sie sich nicht rathen lassen! —

Nach 10 Uhr kam noch Graf Gieskiewski; er geht übermorgen wieder nach Posen. Ueber die Zusammenkunft in Warschau. Ueber die Ereignisse in Portugal. Angst der Regierungen. Louis Napoleon bildet sich schon ein, auch ein Fürst zu sein, will keine neue Republik in Europa. —

Alles was sie machen, in Warschau, in Frankfurt am Main, oder wo es sonst sei, ist wackeliges Zeug, nicht niet- und nagelfest! Sie arbeiten sich zu Grund und zu Schanden. —

In Müffling gelesen; er nimmt Rache für allen Unmuth und Mangel, die seine Eitelkeit, sein Ehrgeiz, seine Anmaßlichkeit im Leben ausgestanden. Das ganze Buch zeigt die Schmerzen, die ihm Blücher's, Gneisenau's Ruhm gemacht; er bietet alles auf, ihn zu zerpflücken, sich mit den zerrissenen Blättern zu bekränzen. Arme Mittelmäßigkeit, die sich zur Schau stellt, indem sie sich verbergen will! — Wie richtig erscheint mir jetzt alles, was mir einst Gneisenau über ihn sagte! —

Montag, den 19. Mai 1851.

Bettina von Arnim kam. Wir sprachen lange über ihr Buch; ich tadelte einiges, gab einigen Rath. Wunder über Wunder! Sie nahm alles an, war mit allem zufrieden, dankte mir wiederholt, und versprach meine Ausstellungen bestens zu berücksichtigen. Noch ehe sie wegging, nahm sie doch wieder einiges zurück! —

Der ehmalige Stadtrath Nobiling, Major im 20. Landwehrregiment, besuchte mich, um für Holland Nachrichten von mir einzuziehen. Er blieb lange. Sehr wichtige Mittheilungen über die Märztage 1848, Herr Nobiling war auf dem Schloße, mit den Ministern, Generalen, mit Minutoli; unter allen war nicht einer, der nicht den Kopf verloren gehabt. Durch ihn erfuhr ich die erste Nachricht von der heute durch die Geschworenen erfolgten Freisprechung des Herrn Dr. Haym. Er selbst hatte sehr gut, ebenso sein Vertheidiger Dorn gesprochen.

Die Zeitungen bringen die Nachricht, daß Bakunin zum Strange verurtheilt, diese Strafe aber aus Gnade in lebenswierigen schweren Kerker verwandelt werden. Das ginge noch, denn was ist jetzt lebenswierig? Und es giebt Befreiungen aller Art. Aber es folgt der Zusatz, er sei nun doch an Rußland ausgeliefert worden! Kreuzweis geschlossen, körperlich elend, aber ungebeugten, edlen Geistes! —

Falsches Manifest Mazzini's, durch das »Journal des débats« verbreitet. Die Regierungen werden belogen und betrogen, indem sie selber lügen und betrügen. —

In Müffling gelesen. Indem er sich geltend zu machen sucht, will er zugleich höchst bescheiden sein. Allein nicht der Leser, sondern er ist dabei der Narr im Spiel; niemanden bleibt verborgen, daß er von maßloser Eitelkeit beherrscht und gar nicht bescheiden ist. Dagegen stellt er die heftige, freisinnige Kraft Gneisenau's, seines verhaßten Gegners, wider Willen in das hellste Licht; nach seiner Schilderung

hatte Gneisenau nicht die Gunst der Monarchen, und wollte sie nicht; Müffling erstrebte sie, und erlangte sie nur halb.

Die fanatische Rohheit Gneisenau's, Blücher's, Grolman's und Andrer gegen Napoleon Bonaparte war im Feuer der Partheiung so weit erglüht; der Franzosenhaß war der Boden, auf dem sie stehen durften, wie den Girondisten der Haß des Königthums. Ohne die einlenkenden, friedenssüchtigen, mattherzigen Gegner würden Gneisenau und seine Freunde sich nicht so wüthig in das Aeußerste jenes Hasses gestürzt haben. —

Dienstag, den 20. Mai 1851.

Nicht nur mir fiel es auf bei meinem neulichen Sonntagsausgang, wie düster und mißvergnügt die Leute im Allgemeinen aussahen, wie ganz ohne Munterkeit und Lust, sondern auch andre Personen empfangen denselben Eindruck. Das Volk leidet, hat Sorgen, fühlt das Joch der Regierung, die schnöde Quälerei der Polizei, den Verlust der Freiheit, seiner Hoffnungen. Aber das Volk ist dabei voll Trotz, es beugt sich der Gewalt nur mit Rachegedanken, und weiß, daß der Tag kommen will. So tilgt die Reaktion in dem Volke die edlen Eigenschaften der Großmuth, der Mäßigung, so erzieht sie die wilden Triebe, denen sie einst Opfer werden muß! —

Bremen hat sich den Drohungen Oesterreichs und Preußens gefügt, seine Preßfreiheit beschränkt und sein Vereinsrecht auf ein Jahr eingestellt! Nun wird auch die Zeitschrift von Kolatschek wieder auswandern müssen! Und Dulon wird abgesetzt. —

Die „Kreuzzeitung" giebt folgende bemerkenswerthe Worte: „Würde der Engländer überall von den „blauen Genieen der Freiheit" umschwebt, wie mancher freie Deutsche, dürfte derselbe nicht eher den Fuß aus seinem Eisenbahn-Coupé

seßen, als bis eine nach der Tarputschener Grammatik gebildete Autorität das „Thue dich auf" gesprochen, wir glauben schwerlich, daß John Bull noch lange den Respekt vor einem polizeilichen Chikanir-Mechanismus bewahren würde." Also gegen die Willkür und Scheererei des Polizeiwesens! Aber wie kommt die „Kreuzzeitung" zu diesem Ton, sie, die bisher alle schändlichen Gewaltthaten der Polizei und des Militairs schändlich gebilligt, schändlich aufgefordert hat? Auch mit dem Rechten und Wahren treibt diese Parthei nur Mißbrauch. — Was der Ausfall gegen Tarputschen hier soll? —

Zänkereien zwischen den Handwerker-Innungen und dem Magistrat, auch wegen der Feierlichkeit am 31. Mai. Die Seidenwirker-Innung will gar nicht Theil nehmen. Sie sollten sich alle weigern. Man gebraucht sie zum Prunk, und läßt sie eine schlechte Rolle spielen. Aber die Mehrheit wird aus Eitelkeit dabei sein wollen. Fahnen von 1848 dürfen nicht getragen werden, jeder Meister soll am linken Arm eine schwarzweiße Binde haben, so befiehlt der Magistrat! —

Empörende Gräuel in Schleswig von der dänischen Regierung verübt, an Kindern, an Greisen. —

Fortwährende Verurtheilungen durch Kriegsgerichte in Hessen-Kassel. —

Mittwoch, den 21. Mai 1851.

Nachmittags besuchte mich Herr Dr. Garové, aus Heidelberg eben hier angekommen. Ueber die Stimmung in Süddeutschland, am Rhein, alles ist wider Preußen, die Regierung ist in die tiefste Verachtung gefallen, die Demokratie gewinnt täglich mehr Anhänger, die Konservativen und Konstitutionellen sind besonders durch die Mißhandlung Schleswig-Holsteins und Kurhessens erschüttert und bekehrt worden.

Künftig wird alles die rothe Farbe tragen. Die Volkssache wird siegen. —

Heftige Schmähungen der englischen Blätter „Times" und „Examiner" gegen Preußen. Auch französische Blätter stimmen tüchtig ein.

Unsre Minister scheinen toll geworden. Nun hat auch der Minister des Innern, Herr von Westphalen, die Albernheit Manteuffel's nachgeahmt, und ist mit dem elenden Malmene zu Handwerkern in's Haus gegangen, hat sich nach ihren Umständen erkundigt, und zuletzt sich erkennen lassen! Aber die Tollheit steigt! Von dieser Albernheit hat man den dümmsten Bericht an alle Zeitungen zum Einrücken gesandt! Wird nun nicht der Kultusminister von Raumer einige Kandidaten und Küster mit Malmene besuchen? Der Kriegsminister einige Knapphanse der Kasernen, einige Soldatenweiber? Lächerlich machen sie sich, nicht volksthümlich! —

Die „Kreuzzeitung" fährt fort in ihrer konstitutionellen Schwenkung. Sie will die Stimmenmehrheit nicht mehr so ganz verwerfen. Sie greift auch heute die Polizei wieder an. Sie macht dem Ministerium den Vorwurf, daß es die Stimmenmehrheit in den Kammern zwar habe, aber nicht beachte, nicht leite, nicht in Einverständniß mit ihr trete. Die Stimmenmehrheit in diesen Lumpenkammern ist ja heute die Kreuzzeitungspartei! In einem andern Artikel mahnt und hofmeistert sie den König, und spricht unter dem Schleier etwas gegen Friedrich den Großen; die Todten, meint sie, können uns nicht regieren! —

Der Gesandte von Rochow hat während seiner Abwesenheit von Frankfurt am Main die preußische Stimme beim Bundestage dem österreichischen Gesandten Grafen von Thun übertragen. Gleichgültig. Denn der Bundestag ruht einstweilen, bis in Warschau neue Beschlüsse gefaßt werden. —

Die Schrift von Dr. Stern, „Metternich und Louis

Philippe", der als zweites Stück „Pius der Neunte und Friedrich Wilhelm der Vierte" folgen sollte, ist vor dem Ausgeben in Beschlag genommen. — Wird wohl freigegeben werden müssen, so gut wie die „Revolution" und die „Demokraten" von Streckfuß. Aber die Polizei will ihre Schikanen haben. —

Donnerstag, den 22. Mai 1851.

Die „Urwählerzeitung" spricht wieder in stärkerem Ton. Die „Konstitutionelle Zeitung" verhöhnt den Harun-al-Raschid-Gang des Ministers von Westphalen mit dem berüchtigten Malmene, und daß man auch ihr den abgeschmackten Bericht darüber zugestellt. —

Besuch von *. Vom Prinzen von Preußen, wie der König ihn schlecht behandelt, ihm nichts mittheilt, ihn durch solche Obliegenheiten, wie die Befehlführung über die Truppen am nächsten 31. Mai mehr narrt und beschämt als ehrt. — Solange der Prinz in Baden den Oberbefehl führte, galt er etwas, die Furcht verlieh ihm Ansehn und Einfluß, und der Kaiser von Rußland unterstützte ihn. Jetzt ist das alles anders. Die Umstände heben den Prinzen nicht. —

Der Demokrat Schlehan ist zum zweitenmal aus der Festung Silberberg in Gesellschaft eines andern Gefangenen entkommen. —

Unsre Minister sind brave Kerle! Sie oktroyirten ein Wahlgesetz mit einer Dreiklassenwahl, wobei die Grundlage, der Steuerbetrag, in vielen Fällen gänzlich fehlte, und durch einen andern, willkürlich angenommenen Maßstab ersetzt werden mußte. Jetzt haben sie mit den Lumpenkammern eine Einkommensteuer zu Stande gebracht, für welche die bezeichneten Behörden, die dabei zunächst einwirken sollen, gar nicht vorhanden sind! Man muß ein Surrogat oktroyiren.

Die „Neue Preußische Zeitung" selber sagt, daß die alten Kreis- und Provinzialstände nicht befugt sind, für jene nicht vorhandenen Behörden einzutreten. —

Wunderbar ist die Gleichgültigkeit, mit der man hier auf die Ergebnisse der Warschauer Zusammenkunft blickt. Niemand fragt darnach, niemand ist beeifert, in die Geheimnisse einzudringen. Es ist als wäre man völlig überzeugt, daß nur neue Demüthigungen, neue Dummheiten zu erwarten stehen. Der König soll dort eine klägliche Rolle spielen, vom Kaiser die bärtesten Sachen zu hören bekommen, und die gewaltsame Munterkeit, durch die er alles zu verdecken sucht, kaum noch durchführen können. So sagen Briefe aus Warschau, die nicht von Preußen geschrieben sind. Manteuffel wird von den Russen in Warschau verlacht und verhöhnt; seine französischen Schnitzer werden mit Gelächter herumerzählt, und absichtlich zur Belustigung hervorgelockt. —

In Herbert Edwardes „Punjab" gelesen; die ganze Eigenthümlichkeit der englischen Verfahrungsart, der Nerv, welcher gleichsam ihre Erfolge bewirkt, ist in dem Buche bloßgelegt; eine Mischung von strenger Gewalt, kluger Billigkeit, religiösem und humanem Wesen, und äußerster Entschlossenheit. — Im Petrarca einige Sonette wiederholt. —

Gestern Abend fand in Moabit eine blutige Schlägerei zwischen Soldaten und Bürgern Statt; erstere zogen ihre Säbel, wurden aber überwältigt, entwaffnet, und dann furchtbar durchgeprügelt. Man will es gern vertuschen, aber es sind Verhaftungen vorgefallen und die Sache muß vor Gericht kommen. Unser Volk, das mit den Waffen vertraut ist und im Kriegsdienst gestanden hat, fühlt vor den Soldaten gar keine Furcht, sobald es Mann gegen Mann gilt. —

Freitag, den 23. Mai 1851.

Im Königreich Sachsen und in Baden werden jetzt erst die von der deutschen Nationalversammlung verkündigten Grundrechte für aufgehoben erklärt! Unnütze Mühe! —

In Froissart und dann in Marmontel's Memoiren gelesen, im dritten und vierten Theile. Wie Recht hatte Rahel das Buch zu verachten, als die eitle Darlegung der eignen Geringheit und Mittelmäßigkeit! Diese Memoiren sind durchaus in der schwächlichen Selbstgefälligkeit geschrieben, die in ihrer Bescheidenheit fast stolz darauf ist, nichts Größeres zu sein; die Souvenirs des alten Formey sind in demselben Sinne; und viel davon haben auch die Müffling'schen Denkwürdigkeiten. —

In Warschau muß guter Rath theuer sein! Manteuffel genügt den Erfordernissen nicht mehr. Der König hat durch den Telegraphen seinen Vorleser Hofrath Schneider hinberufen, den eifrigen Lakaien der Reaktion, den ehmaligen Schauspieler und Lustigmacher. —

Sonnabend, den 24. Mai 1851.

Besuch vom Prinzen von S. Er erzählt mancherlei von Manteuffel, von der Heydt, Stahl, über die er sich lustig macht. Ich entnehme aus einigen Aeußerungen, daß man am 31. Mai bei dem Weihefest einen Anfall auf den König erwartet, ihn als Opfer bezeichnet glaubt, und zwar durch sozialistische Verschworene! Nicht Demokraten, heißt es ausdrücklich, denn die seien eine vergangene Größe! Dieser Aberwitz wird geglaubt, verbreitet, ausgebeutet! Und wenn nichts vorfällt, so giebt sich die Polizei die Ehre, sie habe durch ihre Anstalten es verhindert! —

Der ehmalige Oberbürgermeister Franke in Magdeburg ist daselbst am 23. Mai gestorben. —

Sonntag, den 25. Mai 1851.

Der Demokrat Schleban ist in Liegnitz wieder ergriffen worden. Der entkommt auch wohl zum drittenmale! —

Haussuchung beim Buchhändler Stargardt, während er in Leipzig ist. Man hat seine Schränke, sein Schreibepult durch den Schlosser geöffnet, und zwar verbotene Schriften gefunden, aber noch in Paketen wie sie eingesandt worden, so daß man sieht, es ist noch alles beisammen und nichts davon verkauft. — Bei Mitgliedern des ehmaligen Arbeitervereins hat man verbotene Schriften sogar in den Betten gesucht! —

Montag, den 26. Mai 1851.

Die gestrige „Urwählerzeitung" ist wegen des Artikels „Friedrich der Große und die Berliner am 31. Mai 1851" von der Polizei weggenommen worden; es waren die meisten Abdrücke schon ausgegeben. Nutzlose Quälereien! —

Die albernen Kleidervorschriften, wegen deren sich viele Gewerke bei der Feier am 31. nicht betheiligen wollten, sind theilweise zurückgenommen. So ist alles was geschieht, es hat nicht Hand noch Fuß. Die Regierung macht sich lächerlich.

In Dresden ist der Litterat Heinrich Bürgers aus Köln, dort mit seinem Freunde Hermann Becker des Hochverrathes angeklagt, auf preußisches Verlangen verhaftet worden. —

Opposition gegen den Minister von Westphalen, der eigenmächtig die Oberpräsidenten beauftragt hat, zum Behuf der Einkommensteuer die alten Kreisstände zu berufen. Ungesetzlich, wider die alte Ordnung sogar, nach der die Kreisstände zu solcher Verrichtung nicht befugt sind, liederlich, dumm. Aber dabei verbleiben wird es. —

Untersuchungen gegen die Mitglieder des Vorstandes des ehmaligen Arbeitervereins. Die Polizei hat Papiere gefunden,

die auf eine (gesetzlich verbotene) Verbindung mit andern Vereinen hinweisen. Die Leute sind ohne Umsicht und Klugheit. Einige werden der Verurtheilung schwerlich entgehen. —

Die Vorgänge in Portugal machen den Reaktionsleuten große Sorgen; die großen Höfe wollen ernstlich einschreiten, und hoffen der Taps Louis Bonaparte werde sich ein Verdienst daraus machen, die Hände dazu zu bieten. Die Einwirkung auf Spanien von Portugal her soll schon sehr merklich sein, eine neue starke Bewegung oder gar eine Republik in Spanien würde für Frankreich unberechenbare Folgen haben. Die Höfe sind sehr vorsichtig in die Ferne; die Nähe glauben sie hinreichend zu kennen. Allein sie irren sich! Hier sieht es doch noch ganz anders aus, als sie denken. Alle Achtung, alles Zutrauen ist hin, die Gemüther sind erbittert oder abwendig, man wird die Regierungen fallen sehen und keine Hand für sie rühren. Sie selbst haben den Boden völlig unterhöhlt, durch Wortbruch, durch Mißbrauch der Gewalt, durch Ungesetzlichkeit, und besonders durch die jeden Tag sich neu bestätigende gänzliche Unfähigkeit. Ihr Schicksal ist vorgezeichnet, es ist nur eine Frage der Zeit, wann es sich erfüllen wird. —

Der Minister von Manteuffel muß heute von Warschau hier eingetroffen sein. Er hat von dem russischen Kaiser viel Hartes anhören und eine geringschätzige Behandlung erdulden müssen, so sagen Briefe aus Warschau. —

Dienstag, den 27. Mai 1851.

Besuch von Herrn von Hänlein; Nachrichten aus den diplomatischen Kreisen; Graf von Bernstorff, höchst unzufrieden, schimpft auf Manteuffel als den unfähigsten Minister, den Preußen je gehabt. (Das will viel sagen! denn die Zahl ist groß!) —

Die Geiſtlichkeit iſt bei der Friedrichsfeier nicht betheiligt. Was ſollten auch dabei die Schwarzröcke? — Einige dieſer Pfaffen haben aber ſchon am Sonntag in ihren Predigten auf den großen König nicht undeutlich geſtichelt, Krummacher von dem falſchen Maßſtabe der Weltleute geſprochen, mit dem ſie das Große meſſen wollen, die wahre Größe ſei nur mit Frömmigkeit verbunden, mit Demuth vor Gott, wo dieſe fehlen, ſei die Größe nur Wahn und Trug. Die Schwarzröcke haben den Maßſtab gepachtet, ſie allein können ihn anlegen, das ſieht man! —

Herr Burmeiſter kam zu mir, im Auftrag Bettinens von Arnim, wegen der Anzeige einer neuen Ausgabe von Achim von Arnim's ſämmtlichen Werken mit mir zu ſprechen. Ich gab ihm meine ſchon aufgeſchriebenen Aenderungsvorſchläge. — Er war grade in Stargardt's Buchladen, als dort der brutale Polizeigriff geſchah; Autographen haben ſie weggenommen, weil d'Eſter und andre Demokraten dabei waren, ſeine Sammlung von Plakaten aus dem Jahr 1848, alle vorgefundenen Briefſchaften. Stargardt kündigt heute an, daß er nur noch antiquariſche Geſchäfte machen wird. —

In Erfurt iſt den Soldaten befohlen worden, nicht ohne Seitengewehr auszugehen, in dieſem Fall aber dürfen ſie, da dieſer ein dienſtliches Anſehen hat, nicht Taback rauchen. So iſt es alſo mit der Rauchfreiheit auf der Straße für ſie vorbei! Ja, ja, die Zeit der Schmeichelei iſt nun auch vorbei, man braucht ſie nicht mehr ſo nöthig, man fühlt ſich nun ſicher, ſie können von Glück ſagen, daß die Prügel noch nicht wieder eingeführt ſind. Aber welch ein Zuſtand der Dinge! Man hält auch dieſen Rettern nicht Wort, auch nicht der Reaktion! Die Herrſchaft des Beamtenthums, der Polizei waltet allein, und wäre der König nicht, wie er iſt, er wäre allmächtig. Noch hält ihn wohl die Reaktion im Schach, aber hauptſächlich mit Hülfe der fremden Mächte, Rußlands

und Oeſterreichs, nicht durch eigne Stärke. Die Reaktion jammert ſchon ſehr. —

Was in unſern Regierungsmaßregeln noch verderblicher iſt, als ihr Inhalt, das iſt die Form, in der ſie auftreten; alles erſcheint in Geſtalt der Verdrehung, der Untreue, der ſchlechten Vorwände, der ſowohl dreiſteſten als jämmerlichſten Sophiſtik. Die Beamten, von denen das ausgeht, die das aufnehmen und verarbeiten müſſen, verderben ſich die Köpfe, werden Heuchler und Verächter ihres eignen Treibens, Pfaffen des Staatsdienſtes, die keinen Glauben mehr haben. Die Regierung zieht auf dieſe Weiſe alles Böſe und Schlechte in ſich, ſchwillt von ihm auf, und wird im eignen Gift verderben! —

Dem Magiſtrat war bisher die goldne Kette noch nicht wiedergegeben, nur der Titel Magiſtrat, Stadtrath ꝛc. Die Kette war noch vorbehalten, jetzt iſt auch ſie durch Kabinetsordre verliehen. Wie kleinlich! Nichts ganz, nichts frank und frei, immer ein bischen Gnade und ein bischen Mißvergnügen. —

Mittwoch, den 28. Mai 1851.

Wegen der Arbeiterverbrüderung und deren Zweigvereine ſind der ehmalige Abgeordnete Berends, Prof. Röder, Lehrer Kuhlmey, Lehrer Gehrke, Dr. Langerhans, Geſanglehrer Mücke, Zeichnenlehrer Engel, Bäckermeiſter Hamann, Dr. Rieß, Litterat von Schomberg-Gerwaſi, und noch vierzehn Andre, in Anklageſtand verſetzt. Dieſe Arbeiterverbrüderung war eine treffliche Anordnung, aus dem Volke hervorgegangen, die Bildung, den Wohlſtand und die Eintracht aller Arbeiter fördernd, — dergleichen darf eine Regierung, wie die jetzigen ſind, nicht leiden! Wenn aber die Edelleute aller Länder

sich für eigensüchtige Zwecke verbünden, dagegen hat sie nichts einzuwenden! —

Das schändliche Preßgesetz ist nun endlich in der Gesetzsammlung erschienen. Es ist, auch abgesehen von seiner despotischen Richtung, ein erbärmliches Machwerk, und wird seine Zwecke nicht erfüllen, daher selber bald ungenügend werden. —

In Bonn ist ein Jude, Herr Maximilian Samter, Doktor beider Rechte geworden, nach zahlreichen Schwierigkeiten und Hinzögerungen. Dort das erste Beispiel, das aber auch das letzte sein soll. Die Fakultät will es nicht mehr thun. Die Frömmler sind außer sich, daß ein Jude Doktor auch des kanonischen Rechtes sein kann. Wenn er's aber doch weiß, so weiß er's! —

Jetzt sprechen auch unsre Zeitungen von der vor acht Tagen in Moabit vorgefallenen Schlägerei. —

In Frankreich wird es immer lebhafter; die Republik hat gewaltige Kräfte, und wird so leicht nicht abzuschaffen sein. Uebrigens, wenn es auch gelänge, sie augenblicklich zu verdrängen, die Wiederkehr bleibt ihr stets offen und sicher. Wenn gar die fremden Mächte gegen sie aufträten, was würde sie für Macht und Anhang dadurch erhalten!

Die Leute wundern sich, daß zwanzigtausend Besucher im Glaspallast zu London ohne Störung und Unfug beisammen sind; haben sie denn unsre Beispiele schon vergessen? Im Sommer des Jahres 1848 war Berlin ohne Polizei, Hunderttausende zogen nach dem Friedrichshain, ohne daß die geringste Unordnung vorfiel; große Volksversammlungen gingen ruhig auseinander, die dichtesten Volksgruppen konnte jeder unangefochten durchschreiten, kein Frauenzimmer wurde beleidigt, Diebstahl und Einbruch war eine Seltenheit. Da herrschte der Pöbel, heißt es, jetzt herrschen die Vornehmen, die Polizei, die Willkürmacht, und es wim-

melt von Verbrechen gegen das Eigenthum, gegen die öffentliche Sicherheit! —

In Edwardes „Punjab" gelesen; der Lieutenant gewinnt eine Schlacht! Vortrefflich. Strenge Pflichterfüllung, größte Tapferkeit, und dabei wacher Sinn für das Recht, menschenfreundliche Gesinnung. Ein prächtiges Buch! —

Donnerstag, den 29. Mai 1851.

In meinen Papieren gearbeitet, Anekdoten von Friedrich dem Großen für Hamburg aufgeschrieben, mein kleiner Beitrag zur Feier übermorgen, der manchen Leuten scharf in die Nase geben wird. —

Die schändlichen Befehle, daß in Schleswig jederman beim Begegnen mit einem dänischen Soldaten diesen ausführlich grüßen soll — Hut oder Kappe bis auf die Lenden abgenommen, — sind aus der Willkür eines dänischen Obersten Tu Plat hervorgegangen. Ich kenne den, er war in früheren Jahren einmal hier. Diese Befehle, wegen deren Greise und Kinder auf's grausamste mißhandelt worden, waren in Kopenhagen unbekannt. Der Scherge Du Plat soll abgerufen sein. Er soll nach London in Barclay's Bierbrauerei gehen, da weiß man solches Gethier gebührend zu verehren! —

Abends Besuch von Herrn von Weiher. Der Magistrat hat ihm seine Entlassung aus der Armenkommission gegeben, dem Herrn Professer Kalisch ebenfalls; es scheint dies eine durchgehende Maßregel gegen die Demokraten zu sein. Die Demokraten ihrerseits werden nun ihre Armensachen, Unterstützungen, Beihülfen ꝛc. auch ausschließlicher einrichten, und ihre Gaben keiner Verwaltung anvertrauen, deren sie nicht sicher sind; wo Behörden, Vornehme, Geistliche an der Spitze

stehen, darf man an der Gerechtigkeit und Billigkeit der Vertheilung zweifeln. —

Trotz aller Arbeiter und Schildwachen, die Tag und Nacht bei dem Denkmal waren, fand sich doch heute eine Schmähschrift angeheftet, die in Reimen sagte, der alte Fritz möchte wieder regieren, der jetzige König sich auf das Pferd setzen und davonreiten. —

Der Prinz von Preußen hat in London den Gesandten Bunsen sehr kalt und schnöde behandelt, ihn nicht besucht, an öffentlichen Orten nicht mit ihm gesprochen, seine Einladung an die Tafel der Königin verbundert. Er konnte ihn niemals leiden, machte ihm hier Verdrießlichkeiten, aber als Flüchtling im Jahr 1848 wohnte er bei ihm, und schien in bester Freundschaft mit ihm. Jetzt ist es wieder beim Alten.

Freitag, den 30. Mai 1851.

Besuch von Dr. Zunz; über die Lage der Dinge, die Haltung des Volkes, sein Ehrgefühl, seine Bildung. Die Tapferkeit ist ihm eingeboren hier, wo alles Soldat war oder ist; aber freilich ist dies nur die von Mann gegen Mann, nicht die der organisirten Kriegeschaaren. Das Volk hat alle Tage Lust, sich zu schlagen, man muß alles aufbieten, ihr zu wehren. Ueber die Geschichte der Juden; zwischen ihren zahllosen Leiden und Qualen muß das tägliche Leben doch günstige Verhältnisse dargeboten haben, sonst wäre es nicht zu begreifen, daß sie sich immer wieder einfanden, erhielten. —

Nachmittags kam Bettina von Arnim; sie hatte wieder ein Anliegen bei Humboldt, und beauftragte mich damit. Dem Seminarlehrer E. soll Humboldt vom König Unterstützung für seine musikalischen gelehrten Arbeiten verschaffen.

Später kam Herr Hermann Grimm; wir sprachen über die morgende Feier, den Ungeschmack und die Sinnlosigkeit des Gepränges, das dabei veranstaltet ist, über die Gegensätze, die beißenden Bemerkungen, die sich dabei aufdrängen, die Lehren, die das ganze Land aus dieser gewaltigen Erinnerung an den Demokratenkönig zieht. Zufällig waren mir heute alte Blätter durch die Hände gegangen, aus denen sich ergiebt, daß der jetzige König als Kronprinz wiederholt den entschiedensten Haß gegen Friedrich den Großen ausgesprochen hat. — Der Fürst von Pückler, eben aus Dresden angekommen, besuchte mich. Von dem Denkmal sagte er manches Gute, besonders von dem Pferd; aber die Ueberladung, die Mannigfaltigkeit, die gesuchte äußere Größe, mißfallen ihm, auch der Platz, und besonders die Richtung des Gesichts nach dem Schloß. —

Durch ein bloßes Ministerreskript des Ministers des Innern sind zum Behuf der Anordnungen wegen der Klassen- und Einkommensteuer die Provinziallandtage interimistisch wiederhergestellt, und dabei ihre fernere Wirksamkeit vorbehalten! Dieser elende Staatsstreich — elend durch seine Verwände und seine zaghafte Halbheit — wird die Verwirrung nur mehren und die Anarchie! Schon jetzt wissen die Behörden nicht aus noch ein, und alles wird ärgerlich und schief. — Die „Kreuzzeitung" klagt heute einen Erlaß der Regierung in Potsdam an, daß er den Ministerabsichten entgegen sei. — Die „Kreuzzeitung" behauptete längst, die Provinzialstände bestünden noch zu Recht; dann bestehen aber die neuen Steuern, zu denen jene hätten ihre Zustimmung geben müssen, nicht zu Recht. — Ein Staat hat ein zähes Leben, aber heruntergebracht ist er schon genug! —

In Düsseldorf sechsstündige Haussuchung bei Herrn Lassalle. Die bei Bürgers gefundenen Papiere sollen darauf geführt haben. —

Merkwürdige Angaben über die Stimmung unſrer Soldaten, was ſie für Reden führen, gegen die Offiziere, gegen den König. Von dieſer Seite droht noch einmal furchtbarer Ausbruch. —

„Der Neffe des Onkels", bekannter Ausdruck, um die Kleinheit Louis Bonaparte's in Vergleichung mit Napoleon Bonaparte's Größe zu ſtellen. Witzwort: „Morgen wird auch in Berlin der Neffe des Onkels ſich darſtellen." —

Sonnabend, den 31. Mai 1851.

Die „Urwählerzeitung" hat ein derbes Gedicht auf Friedrich den Großen; „Du alter Fritz, der Du der Einz'ge biſt;" die „Nationalzeitung" giebt vortreffliche Betrachtungen in Proſa. Die Anſpielungen auf den Unterſchied des großen Königs und andrer Könige finden ſich ungeſucht von ſelber ein. Jedes Wort iſt ein Stich, ein Geißelhieb, eine Ohrfeige, man hört es ordentlich klatſchen auf den dicken Backen. Den heutigen Tag auszuhalten, dazu gehört wahrlich für gewiſſe Leute eine Stirn von Eiſen. Und dabei der Grimm im Herzen! Denn aufrichtig iſt die Verehrung für Friedrich bei gewiſſen Leuten nun einmal nicht; ſie geht aus Eitelkeit und Heuchelei hervor. —

Der Miniſter von der Heydt empfiehlt wieder in einem Umlaufſchreiben an die Behörden größere Sorgfalt für die Feier des Sonntags. Natürlich, der Heuchelei muß mehr werden! Und Heydt iſt der rechte Schäfer! —

Mitten im Schreiben — Kanonendonner und Glockengeläute hallten noch, alſo war die Enthüllung des Denkmals ſchon geſchehen — kamen Profeſſor Dirichlet und Frau, und blieben eine ganze Weile; Rebecca ſah leidend aber ſehr lieblich aus, und ſprach gut und munter. Ueber die heutige Feier, das Denkmal, Friedrich den Großen, waren wir ſehr

einig. — Das Mendelssohn'sche Haus in der Leipziger Straße ist für hunderttausend Thaler an die Regierung verkauft, die erste Kammer soll dort untergebracht werden. Der schöne Garten, und die tausend Erinnerungen, die seit fünfundzwanzig Jahren sich für mich daran knüpfen! Aber das Leben geht mit diesen noch grausamer um, als der Tod! —

Die Festlichkeit ist ruhig abgelaufen. Doch ist es eine Schande, was für Polizeimaßregeln getroffen waren. Der Friedrichshain war bewacht; kein Pulver durfte verkauft werden seit vierzehn Tagen, die Soldaten hatten scharfe Patronen empfangen. Letztere beiden Dinge hat man aus Scham verläugnen wollen, aber sie sind bestimmt wahr, Offiziere und Polizeibeamte haben es eingestanden. — Der „Kladderadatsch" ist vortrefflich heute, er zeigt das wahre Wesen der Sache, die Hohlheit und Verkehrtheit. Die „Kreuzzeitung" schärft auch heute wieder ein, daß die Größe Friedrichs nicht blenden dürfe, und macht hämische Bemerkungen, die den jetzigen König empfindlich treffen. Daneben ist sie fanatisch schwarzweiß. —

Es giebt doch noch brave Leute unter unsern Vornehmen! Die „Neue Preußische Zeitung" berichtet, daß am 30. Mai in der Sitzung des Lebuser Kreistages eine Protestation des Kreisstandes Oberburggrafen von Brünneck eingegangen sei, welche die von Minister Westphalen erlassene Bestimmung, die Kreistage sollten als interimistische Organe der Kreisvertretung gelten, für ungesetzlich und ungültig erklärt. Der Kreistag hat zwar keine Rücksicht darauf genommen, aber das Beispiel Brünneck's ist doch sehr lobenswerth. —

Es scheint, daß in Dresden wenigstens beschlossen worden, daß alle deutschen Regierungen, die es noch nicht gethan haben, die Grundrechte abschaffen, und die Preßgesetzgebung schärfen sollen. Die Schwachsinnigen, versuchen immer nur wieder die alten Quacksalbereien. —

Die Beleuchtung Abends in unſrer Gegend iſt nur dürftig. Die Bürger und beſonders die Handwerker ſind unzufrieden.

Selbſt unter den Linden waren viele Häuſer dunkel, und das Denkmal ſelbſt nicht hell genug. Einige Paläſte waren glänzend. „Vorüber, wie ſo vieles Andre!“

In Edwardes geleſen, in Gognet. Friedrich'ſche Anekdoten und Sprüche. —

Sonntag, den 1. Juni 1851.

Die „Nationalzeitung“ hat ein beißendes Feuilleton über die Friedrichsfeier. — Alle Leute klagen mit Unwillen über die entſetzlichen Polizeimaßregeln von geſtern, die unnöthigen ſtrengen Abſperrungen; die meiſten Straßen, die nach den Linden, nach dem Schloſſe, nach dem Luſtgarten führen, waren mit Konſtablern beſetzt, die niemanden durchließen. Das wenige Volk, das zum Zuſehen gelangte, hatte ſich ſchon am frühſten Morgen einfinden müſſen. Allgemein heißt die Feier eine Hof- und Militairfeier, das Volk ſei ausgeſchloſſen geweſen. Die Bürger ſind mißmuthig, die Redensarten des Königs machten auch keinen guten Eindruck. Dabei zeigte ſich doch einige öffentliche Meinung, der Treubund, den man ſchimpflicherweiſe zugelaſſen hatte, wurde als er vorüber zog, ausgeziſcht und verhöhnt, die Konſtabler ſelbſt erwieſen ſich ihm feindlich, er zeigte die gemeinſten, verworfenſten Geſichter, es hatte ſich nur der Schund eingefunden. —

Nachrichten aus Italien. Die Spannung iſt dort heftiger als in irgend einem andern Lande und droht die frühſten Ausbrüche, die von außen nicht unterſtützt, unreif, nur örtlich, nur traurige Folgen erwarten laſſen. Vergebens warnen die Führer, die Partheigenoſſen von Paris und London her, vergebens mahnen ſie zu warten, bis Frankreich

ſich in Bewegung ſetzt. Die Erbitterung iſt zu groß, die Leute halten es nicht aus, ſie werden Schläge verſuchen, auf die Gefahr nur ſchlimmer zu unterliegen, der Augenblick des Kampfes iſt ihnen ſchon Freiheit, Erholung, und machen Feind, meinen ſie, werden ſie doch erliegen. In Rom wie in Mailand und Neapel iſt die brennendſte Ungeduld, in Rom iſt die Volkspartei am mächtigſten und kühnſten, die Anweſenheit der Franzoſen, der Gehülfen der Unterdrückung, macht dort die Freiheitsſache zur Nationalſache. —

Merkwürdig iſt es, daß während das Joch der Unterdrückung nun in ganz Europa wieder aufgelegt iſt, am äußerſten Weſtende doch ſchon wieder ein Revolutiönchen aufſteigt! Die Bewegung in Portugal erweckt den Regierungen Sorge, dem Volk Freude. —

Die Sonntagsfeier wird hier bei der Poſt ſchon ſtrenger gehalten. Während des Gottesdienſtes iſt alles geſchloſſen. Die Anſtalten, die man gegen die Revolution trifft, ſind ungeheuer, und doch meiſt nur kindiſch. — Gitter, Gebet, Uniformen, Treubund ꝛc. —

Rauch hat nur den Stern zur zweiten Klaſſe des rothen Adlerordens erhalten, nicht das große Band, wie man erwartet hatte. —

Montag, den 2. Juni 1851.

Mittags, da es wärmer geworden war, ging ich mit Ludmilla unter die Linden, das Friedrichsdenkmal zu beſehen. Die Erzmaſſe, die Höhe, der allgemeine Umriß, machen ſchon aus der Ferne eine mächtige Wirkung: wie es auch ſei, Berlin hat eine große Zierde mehr. Im Uebrigen iſt mein Urtheil nicht geändert; das Pferd iſt beſſer gelungen, als der Reiter, deſſen Hermelinmantel eine Geſchmackloſigkeit iſt und in der Hauptanſicht — von der Univerſität her —

einen Wulst macht, der den König ruckisch aussehen läßt; dann ist das Gewühl am Fußgestell zu bunt, und zieht in seiner Mannigfaltigkeit die Augen mehr an, als der König; das Fußgestell ist schön, das Einzelne vortrefflich gearbeitet, das Ganze überladen. Von den vier Säulenheiligen, die hinter dem Denkmal höher als dieses emporragen, will ich gar nicht reden, sie sind nur von Gyps und die Säulen von Latten und Pappe; sie sollen wieder fortgenommen werden, und werden hoffentlich nicht ausgeführt. Doch wer weiß? Der Ungeschmack und der Dünkel sind groß. —

Rauwerck hier wegen der Theilnahme am Stuttgarter Parlament zum Beil verurtheilt! Er ist in London. —

Die „Neue Preußische Zeitung" greift die Oberpräsidenten an, weil sie den Ministern in der Einkommensteuersache, das heißt in der Sache der Wiederherstellung der Provinzialstände, nicht unbedingt beipflichten. Sie wüthet, man soll sie absetzen, diese schlechten Beamten ꝛc. —

Was ich schon lange vorausgesagt, schon lange mit Herrn P. L. Möller besprochen, tritt endlich ein! Der Kaiser von Rußland verwirft die dänische Verfassung, will die jetzigen dänischen Minister nicht. Da habt ihr's! —

Dienstag, den 3. Juni 1851.

Ausgegangen mit Ludmilla. Das Friedrichsdenkmal. Der Strom der Beschauer kommt auf das Denkmal in natürlichem Wege von dem Schloß oder vom Brandenburger Thor, also gradezu von vorn oder von hinten, nun sieht aber nichts unvortheilhafter aus als ein Reiter in seiner Schmalheit, er muß von der Seite gesehen werden, um sich gut auszunehmen. Von der Seite kommen aber nur die wenigen Leute, die von der Bibliothek her oder von der Universitätsstraße hier ein-

lenken, was gar nicht in Vergleich zu stellen ist mit jenen weiten, menschenerfüllten Bahnen der erstern Strömung. Wie schlecht ist daher der Platz gewählt und die Stellung! Wie klug hat der große Schlüter seinen Kurfürsten auf die Brücke gestellt, wo ihn von hinten niemand sieht, von vorn nur derjenige, der es ausdrücklich will und deßhalb auf der Brücke still steht; der ganze Menschenstrom aber, sowohl von der Königsstraße als vom Schloßplatze her, sieht ihn auf die vortheilhafteste Weise von der Seite, und, was auch ein Vortheil ist, nicht schon aus der größten Ferne, sondern in solcher, die gleich alles erkennen läßt. —

Bei Josty eingesprochen. Beim Buchhändler Stargardt. Er erzählt die Rohheit und Willkür des Verfahrens bei seiner Haussuchung. Autographen und gesammelte Plakate hat man fortgenommen, und noch nicht wiedergegeben, Hecker's medizinische Schriften, weil die rohen Konstabler doch den Namen Hecker als eines Republikaners kannten; alle Schlösser hat man aufgebrochen und verdorben. —

Die „Kreuzzeitung" setzt ihre Angriffe gegen die höheren Beamten fort, und hat es heute besonders auf Flottwell gemünzt. —

In Portugal siegt das demokratische Element. —

Abends mit Ludmilla Schach gespielt. — In Froissart gelesen, in Friedrichs des Großen Schriften. —

Mittwoch, den 4. Juni 1851.

Ausgegangen mit Ludmilla. — Unterdessen war zu Hause bei mir Bettina von Arnim gewesen, sie kam ein zweitesmal wieder. Sie ist ungeduldig, daß sie noch keine Antwort von Humboldt hat, aber der kann schwerlich schon mit dem Könige gesprochen haben, in diesen Tagen der Feste, der

Gäste, der Zerstreuungen. Sie erzählte mir, sie sei gestern mit ihren Töchtern in der Oper gewesen, der König sei im Zwischenakt mit dem Großfürsten in die große Loge gegangen, an Bettinens Loge vorbei, in der große Loge müsse er von Hofdamen gehört haben, nicht weit ab wären Arnim's, da habe der König auf dem Rückwege in seine Prosceniumsloge zur offnen Thüre hereingeblickt, sie aber (Bettina) sich hinter einen Pfeiler zurückgezogen, worüber ihre Kinder sie nachher gezankt, allein sie habe nicht gewollt, daß der König hier vor allen Leuten eine große Geschichte mit ihr mache u. s. w. Sie trug es mir äußerst lustig vor, sie sagte nicht bestimmt, daß der König in die Loge habe kommen, mit ihr habe sprechen wollen — was kaum zu denken ist —, sie schob nur immer ihre Befürchtungen vor, ihren Widerwillen gegen öffentliche Schaustellung, und beobachtete scharf, was die Sache für einen Eindruck auf mich mache. Der König reizt ihren Ehrgeiz auf's ungeheuerste, sie lebt in einem Kreise, wo der Namen alles gilt, und sie möchte mit diesem alles um sich her schlagen und beugen. Arme Bettina! Sie weiß recht gut, daß hinter all dem nichts ist, und daß dem Könige nur die Schmeicheleien, nicht aber die Wahrheiten, die sie ihm sagen will, gefallen. —

Der neue Theater-Intendant von Hülsen hat durch seine Bekanntmachung sich schon arge Händel zugezogen. Er hat nur den Zeitungen seiner Parthei und den gleichgültigen Blättern freie Plätze für ihre Berichterstatter zugestanden, die „Konstitutionelle Zeitung" ist die letzte zugelassene. Diese jedoch hat, weil er die „Nationalzeitung" ausgeschlossen, auch ihrerseits den Freiplatz nicht angenommen. Im Feuilleton bearbeitet Herr Kossak ihn schon auf das derbste. Dafür hat er befohlen, daß die Logenschließer und Billeteinnehmer im Amte eine Schleife auf der Achsel tragen sollen, von schwarz- und silbernem Band! — Der wird noch was erleben! —

Herr von Vincke in Olbendorf hat die Kreisstände bewogen, ihre Einberufung nicht anzuerkennen. In andern Kreisen ging es eben so. — Dagegen hat Kyritz (Graf von Königsmarck dabei) eine Dankadresse an die Minister gerichtet. — Das ganze Land wird in Bewegung gesetzt. —

Am 28. Mai kam Frau Temme mit ihren Kindern aus Münster hier an, um andern Tages nach Breslau zu ihrem Manne weiter zu reisen. Gleich fand sich ein Polizeikommissarius von Stülpnagel — der Name verdient genannt zu sein — mit der Weisung bei ihr ein, daß sie noch vor Abend weiterreisen müsse. Vergebens stellte sie vor, daß sie mit ihren Kindern eine Nacht ruhen müsse, Herr von Stülpnagel drohte mit Gewalt, mit Handanlegen und Fortschleppen zum Bahnhof. Da sagte die entschlossene Frau, darauf wolle sie es ankommen lassen. Herr von Stülpnagel ging zu seinem Oberschergen, und von dem kam der Bescheid, da Frau Temme und eines ihrer Kinder krank seien — was übrigens nicht wahr ist — so dürfe sie bis zum andern Morgen bleiben! — Und solche scheusliche, schändliche Wirthschaft dauert ungestraft fort! —

Donnerstag, den 5. Juni 1851.

Die „Urwählerzeitung" trifft einmal wieder den Nagel auf den Kopf! Sie sagt, die Frage stünde nicht so: Was sagen die Kammern von den Provinzialständen? sondern so: Was sagen die Provinzialstände von den Kammern? — Diese würden für ungültig erklärt werden. Preußen gelangt fürerst zu keinem festen Bestand, es geht von Verwirrung zu Verwirrung, politisch herabgewürdigt, militairisch entehrt, im Innern zerrissen. —

Die deutschen Regierungen, welche noch bedeutende Ergebnisse aus dem Jahre 1848 beibehalten haben, müssen sie

abschaffen, z. B. Weimar, Braunschweig, Dessau, Bremen ꝛc. Und doch hat Preußen noch Kammern, noch etwas Preßfreiheit! Doch auch dafür ist die Abhülfe schon unterwegs. So lange jedoch die Reaktion nur verneint, ist die Revolution in voller Kraft! —

Louis Bonaparte hat in Dijon eine Rede gehalten, die er zum Theil wieder verläugnen muß! Doppelte Schande. Und die Behauptung der Minister, die im „Moniteur" abgedruckte Rede sei die ächte wie sie gehalten worden, wird von niemanden geglaubt. Schöne, eindringende, rührende Worte Cormenin's, in seiner neusten Flugschrift, an den Präsidenten Bonaparte gerichtet; er zeigt ihm, wie grade er keine Veränderung in der Verfassung zugeben dürfe, nach Ablauf der vier Jahre ruhig abtreten müsse ꝛc. Cormenin vergißt nur, daß der Lump kein Geld hat, sondern Schulden, und daß, wenn er nicht Kaiser wird oder wenigstens Präsident bleibt, er zu Grunde geht. —

Der Prinz von Preußen ist mit seinem Sohne nach Warschau gereist. Dem Kaiser von Rußland wird der künftige Thronerbe Preußens vorgestellt. Lehren braucht er nicht zu empfangen, deren hat er schon genug hier erhalten. —

Die Verfolgungen gegen die freien Gemeinden werden immer härter, gewaltsamer, unsinniger. Die zu Dresden hat sich aufgelöst. —

Paßangelegenheiten an der belgischen Gränze. Ein Engländer zurückgewiesen, der grade den von England zurückkehrenden Prinzen von Preußen trifft, von diesem in seinem Zuge mitgenommen, und nun von denselben Polizeibeamten, die ihn früher roh zurückgewiesen, mit kriechender Unterthänigkeit behandelt wird! —

Preußens erste am Bundestag empfangene Ohrfeige: die Sitzungen werden nicht von dem Tage des Wiedereintritts von Preußen, sondern von früher gezählt, als der Bundestag

für Preußen nur der Klub in der Eschenheimer Gasse war! Weitere werden folgen! —

Durch alle möglichen Schikanen sucht man die wenigen noch freien Zeitungen zu beschränken. Man droht den Gastwirthen und Konditoren, man fordert Listen der Blätter, die von ihnen gehalten werden. In Königsberg hat man einem Wirthe gedroht, wenn er ferner die „Nationalzeitung" hielte, würde man ihm das Gewerbe schließen ꝛc. —

Freitag, den 6. Juni 1851.

An Rosenkranz nach Königsberg geschrieben und den Brief an Dr. Jung eingelegt. Ueber das Friedrichsdenkmal. Die garstigen Säulenheiligen können nur den Zweck haben, Friedrich zu „ent-Einzige'n." Unser schlechter Geschmack, nichts Großes, nichts Einfaches, bunte Mannigfaltigkeit, Ueberladung. —

In Kassel neue Verhaftungen, Verurtheilungen, — dafür auch vermehrte Predigten und Betereien. — Hassenpflug! —

Wie in Portugal rührt sich auch wieder in Neapel der Widerspruch gegen die schändliche Regierung. Die Truppen, die Schweizertruppen sind es, die ihr Mißvergnügen zeigen.

In Oesterreich will man auf die Provinziallandtage zurückgehen, wie hier. Als ob damit für die Regierung etwas gebessert wäre! Sie können nur mit Gewalt und Willkür regieren, nicht mit Gesetz und Recht, und mit den Waffen allein reichen sie doch niemals aus. — Die Revolution schreitet, und ihren guten Gang, die Reaktion ist nur ein Theil von jener, das dürfen wir nie vergessen! — Unsre Kreisstände kommen zusammen, und ihr Verfahren spaltet sich in dreierlei Wege: sie folgen lediglich dem Ministerium, oder sie gehen weiter als dieses, oder sie widersprechen und versagen ihre Thätigkeit. —

Herr Dr. Bettziech (Beta) hat sich in Bremen, um den hiesigen Verfolgungen zu entgehen, auf einem Auswandererschiff eingeschifft. — Herr Oberbürgermeister Ziegler aus Brandenburg, seiner Festungshaft in Magdeburg ledig, darf nicht nach Brandenburg zurückkehren. —

Ein altes Buch: „Gedichte von Gabriele Batsányi, geb. Baumberg. Nebst einer Abhandlung über die Dichtkunst von F. W. M. Wien, 1805." Sie war mit Johann von Müller bekannt, eine Freundin Friedrich Wilhelm Mevern's, von dem auch die vorgedruckte Abhandlung ist. Ich habe vergebens versucht, diese Schrift des alten Freundes durchzulesen; sie ist ungenießbar; er ist in beständiger Gedankenarbeit, die aber nur für ihn, niemand sonst kann sie gebrauchen, er hat mühsame Wege, und gelangt nie auf die ebne große Bahn des allgemeinen Fortschreitens; er klettert, wo ein Andrer spränge, er kriecht, wo ein Andrer lustig liefe. Es ist als waren für ihn die großen Anstalten noch nicht erfunden, er rechnet logarithmische Aufgaben ohne Logarithmen! —

Sonnabend, den 7. Juni 1851.

Briefwechsel zwischen Herrn von Hülsen und dem Theaterberichter Fl. Gever in der Spener'schen Zeitung, letzterer weist das ihm angebotene, mit schmählichen Bedingungen verknüpfte Freibillet zurück. Auch der Berichter der „Kreuzzeitung" will die Bedingung, sich in der Vorstellung aller Zeichen des Beifalls oder Tadels zu enthalten, nicht eingehen. — Es sollte niemand mehr die Bude besuchen, sie möchte dann dem Hof allein verbleiben, das wäre das Beste! —

Die Bewegung wegen der Kreis- und Provinzialstände wächst. Der Minister von Westphalen erfährt die stärksten Angriffe; man weist ihm nach, daß er kein Recht hat, daß in seiner Verfügung nicht Sinn noch Verstand ist. Die Ver-

achtung ist schon größer als der Haß, man schämt sich solcher Tröpfe! —

Nachdem Preußen einmal herabgestiegen und aus der Reihe der Großmächte zurückgetreten ist, fragt man wenig mehr nach den ferneren Verhältnissen, die aus dem Bundestag hervorgehen, nach den weitern Verabredungen, die in Warschau stattgefunden haben oder in Frankfurt am Main stattfinden werden. Wen es nicht unmittelbar angeht, der zuckt die Achseln und blickt weg. Der Offizierdünkel tröstet sich mit der Obergewalt im Lande selbst, mit den Uniformen, Orden, Paraden, und besonders mit seiner Bornirtheit. —

Lächerliche Anordnung wegen der Begräbnisse der Deutschkatholischen ꝛc. Der Todtengräber soll mit Gewandtheit, ohne Gewalt, verhindern, daß Geistliche dieser freien Gemeinden am Grabe Reden halten, nöthigenfalls sollen aber doch Konstabler zugezogen werden. Mit solcher Willkür und Dummheit wird regiert! Die ganze preußische Wirthschaft hatte von jeher viel Lumpiges anhängen, aber so lumpig war sie nie! —

Pfingstsonntag, den 8. Juni 1851.

Bettina von Arnim kam, brachte einen Brief von Humboldt, ich half ihn entziffern, mußte dann Rath geben, Formeln aufsetzen, für den Musiker Ludwig Erk, ꝛc. —

Im elften Heft des „Deutschen Museums" steht ein denkwürdiger Aufsatz von A. Springer, über Augustin Smetana, den aus der katholischen Kirche ausgetretenen Priester und Kreuzherrn mit dem rothen Stern; er wurde zu Prag am 23. April 1850 feierlich in den Bann gethan, und starb am 30. Januar 1851 im siebenunddreißigsten Jahr. Eine seiner Schriften „Die Bestimmung unseres Vaterlandes Böhmen" erschien 1848, und suchte Deutsche und Tschechen für die

Freiheit zu verbinden. Seine Selbstbiographie soll künftig erscheinen. —

Die katholische Geistlichkeit hier will Prozessionen halten, die protestantischen Frömmler wollen ebendergleichen versuchen. Die Jesuiten treiben am Rhein, in Westphalen, in Schlesien ihr Wesen ganz offen, die Regierung schweigt dazu. Die freien Gemeinden werden auf's äußerste verfolgt und gereinigt, die Behörden machen sich bei der katholischen Geistlichkeit ein Verdienst daraus. Doch indem der Fanatismus einigen Boden gewinnt, verliert der Glauben an die Kirche ihn in viel größerem Maße. Immer gleichgültiger wird die Menge, immer freier und kühner die Jugend. Viele Leute aus dem Volke bekennen offen, daß sie nur an Gott glauben, an sonst nichts. —

Pfingstmontag, den 9. Juni 1851.

Nachrichten aus Italien. Immer zitternder wird der Zorn, immer brausender die Gährung, man meint der Sturm könne jeden Augenblick ausbrechen, besonders in Rom. Die Italiäner haben allerdings eine bessre geographische Lage, als die Deutschen, überall das Meer, größere Ferne der Drohmächte, der südlichste Theil ihnen fast ganz entrückt; ein vereinzelter Aufstand kann dort gelingen, sich eine Zeitlang halten, große Folgen haben, in Deutschland nicht. Dennoch wäre jeder solcher Ausbruch sehr zu beklagen, nur das Allgemeine, in großer Ausdehnung Verbreitete, Europäische möcht' ich sagen, ist jetzt von Bedeutung. —

Dienstag, den 10. Juni 1851.

Vorgestern am 8. waren zu Hamburg in der Vorstadt St. Pauli zufällige Schlägereien zwischen Oesterreichern und

Volk, der General von Legeditsch sah hierin Aufruhr, ließ Allarm schlagen, die Thore besetzen, in einen Tanzsaal hinein schießen — 5 Todte, 17 Verwundete —, hinterher klagt er noch bei dem Senat und will die Einquartierung verstärken als Strafe; der Senat wehrt sich dagegen. Die Erbitterung ist ungeheuer.

In Hamburg hielt die Polizei Haussuchung bei Herrn von Bruining und bei dessen Gemahlin geb. Fürstin Lieven; man fand Briefe von Frau Kinkel, aber nichts Beschwerendes darin. Daß beide Frauen in Briefwechsel stehen, ist öffentlich bekannt. — Auch in Elberfeld beim Mahler Oelckers Haussuchung. Das ist heute bei der Polizei Lieblingsgriff.

»Daily News« in London bringt gegen unsern Geschäftsträger in Florenz, Herrn von Reumont, harte Anklagen, daß er, anstatt die Sache der dortigen Protestanten als Preuße zu vertreten, ihr entgegenwirke, untreue Berichte abgestattet, Eingaben unterschlagen habe ꝛc. Ein eifriger Katholik ist er, und ein Fuchsschwänzer dazu. Wird wohl so sein!

Eine der wichtigsten Nachrichten ist die vom Scheitern der Verfassungs-Revision in Frankreich. Die Stimmenmehrheit dafür ist nicht vorhanden. Die Legitimisten haben es eingesehen und eingestanden, die Bonapartisten können nur noch auf Staatsstreiche hoffen. Die Republikaner jubeln. Nun soll auch das allgemeine Stimmrecht hergestellt werden. —

Die Bewegung gegen die Herstellung der alten Kreis- und Provinziallandtage dauert fort. Die Minister wollen den Widerspruch kräftig niederschlagen, ein paar Oberpräsidenten absetzen ꝛc. Die Thoren! Sie vertreten die Willkür und Frechheit gegen Gesetz und Recht, sie brechen ihren Eid, sie stellen das Königliche Ansehn bloß, sie mehren die Zahl ihrer Gegner aus der ihrer bisherigen Anhänger, — was wollen sie daraus für Früchte erwarten? —

Einer der schändlichsten Kniffe ist, daß die alten Kreis-

stände gültig sind, auch wenn sie in der geringsten Zahl vertreten sind, daß also ein Rittergutsbesitzer die alten Kreisstände vorstellen kann, wenn er sich dafür erklärt, und zwanzig Protestirende nichts gelten. — Wie bei den Minoritätswahlen. — Das ist wahres Gift, das sie dem Staat eingeben; es wirkt nicht plötzlich, aber nach einer Reihe von Jahren wird man schon die bösen Folgen sehen. —

Mittwoch, den 11. Juni 1851.

Besuch von Bettina von Arnim; sie kam als wir uns zu Tische setzten und aß mit. Geschäfte, Briefe an Humboldt und an Johannes Schulze, wegen Eik und Ratti. Berathung wegen des Bildhauers Steinhäuser, der aus Rom hier angekommen ist und den König sprechen will, — das Denkmal Goethe's nach Bettinens Modell hat er beinahe fertig —, Bettinen ist daran gelegen, daß weder Olfers noch Rauch dabei vermitteln, daß Steinhäuser mit dem Könige allein zu thun habe. —

Trotz alles Widerspruches kommen die meisten Kreistage und demnächst auch wohl Provinziallandtage doch zu Stande, mit Hülfe des Unsinns, daß nicht nur jede Minderheit genügt, sondern auch die Mitglieder, deren Vollmacht schon erloschen ist, dennoch gelten. Der Minister von Westphalen hat aber diese prächtige Erfindung nicht gemacht, die großen sächsischen Minister in Dresden sind bei Berufung der alten Stände mit dem Beispiel vorgegangen. Wie ist es aber mit dem Eide des Ministers und aller andern Beamten auf die Verfassung? Da dient wieder Hassenpflug zum Vorbilde. Unsre Zustände kommen den kurhessischen immer näher. Wer wird uns aber Strafbatern schicken? Uebernehmen unsre eignen Truppen diese Rolle? —

Als Verfaſſer der Schrift „Vier Wochen auswärtiger Politik“ ſoll der Prof. Max Duncker in Halle ſich genannt haben. Er ſieht nun einem Gerichtsverfahren und einem Disziplinarverfahren entgegen. —

Langes Schreiben von Beckerath als Einſpruch gegen die ungeſetzliche Berufung der alten Kreisſtände. Auch Alfred von Auerswald, Herr von Saucken-Tarputſchen ꝛc. proteſtiren. Aber es hilft nichts, der Unſinn hat die Macht der Polizei, und ſäet ſeinen Unheilsſamen ruhig fort. Man iſt außerordentlich gleichgültig dabei im Volke, das Volk weiß, daß im Augenblicke nichts zu thun iſt, in Zukunft aber alles anders werden muß. —

Die Republik in Frankreich hat alle Ausſichten des Fortbeſtandes, die Legitimiſten haben ihre Schwäche eingeſtanden, die Bonapartiſten ſind in Verzweiflung. Doch jemehr die Republikaner ſiegen und die Republik ſich befeſtigt, deſto mehr nähert ſich der Angriff von außen. In Warſchau iſt der alte Bund der Großmächte Rußland und Oeſterreich mit Preußen gegen Frankreich erneuert worden. Bald werden am Rhein kriegeriſche Vorbereitungen ſtattfinden. —

Donnerstag, den 12. Juni 1851.

Die Polizei hat eine neue ſchändliche Scheererei erdacht, und die Poſt giebt ſich zum Schergen dafür her. Die Poſt nimmt nämlich Briefe an verfolgte Flüchtlinge nicht an, außer wenn der Aufgeber des Briefes ihr ſeinen Namen und ſeine Wohnung angiebt! Eine bloße Scheererei iſt es, weil man ſeine Briefe ja durch Einlage an eine andre Adreſſe befördern kann, was ohnehin wohl meiſt aus Klugheit geſchieht. Wie will aber die Poſt alle kennen, die verfolgte Flüchtlinge ſind? ſie muß alſo Liſten haben, und die Anſtalt der Gemeinnützigkeit ſinkt zur gemeinen Polizei hinab! Als eine ſolche Hülfs-

genossin betrachten die Minister sie schon immer, wider Vernunft und Recht! —

Die an so vielen Orten in Deutschland zugleich vorgenommenen Haussuchungen, welche oft gar kein Ergebniß liefern und meist nur ein geringes, lassen vermuthen, daß irgend ein arglistiger Spürhund den dummen Behörden ein starkes Mährchen aufgebunden hat. —

Daß die polnischen Edelleute in Posen sich über die Provinzialstände freuen, und diese Einrichtung für polnische Zwecke benutzen, lag nicht in der Absicht der Regierung. In den Kammern verloren sich die Polen, in den Provinzialständen haben sie als Polen die Oberhand. Eine dumme Regierung handelt immer blindlings, sie greift was sie meint, und hat unversehens mitgegriffen was sie nicht meint. —

Der Geh. Regierungsrath von Sybel hat gegen die Kreistage ꝛc. protestirt. Die Zeitungen sagen, die ganze Potsdam'sche Regierung habe ihre Mitwirkung versagt, weil es gegen die Verfassung sei. — Jetzt fragt sich die Reaktion, warum sie denn den Verfassungseid zugelassen habe? er sei ja nicht nöthig gewesen! Aus Feigheit und Arglist, damals hatte sie noch nicht Muth genug. Woher sonst die ganze Verfassung? Auch dachte man damals noch Deutschland zu ködern und Oesterreich zu überflügeln. —

Die Vorstellungen der Balletmeisterin Weiß im Königstädter Theater sind plötzlich untersagt worden. Der Polizei ist plötzlich eingefallen, daß ein altes Polizeigesetz verbietet, Kinder unter vierzehn Jahren auf die Bühne zu bringen. Die Frau Weiß hatte in Breslau eine Folge von Vorstellungen gegeben, hier hatten auch schon mehrere stattgehabt. Die Polizei hatte ruhig zugesehen. Auch bei den wiederholten, vom König veranstalteten, vom ganzen Hofe gesehenen Vorstellungen des „Sommernachtstraumes" war der Polizei nichts eingefallen, sie hatte ihr Gesetz vergessen! Warum wird

nun nicht die Polizei gestraft? Sie hat freilich an Schimpf und Schande reichlichen Ersatz für die Strafe, die ihr nicht zu Theil wird. —

In den Beilagen zu der „Augsb. Allgemeinen Zeitung" vom 5. und 6. Juni findet sich eine gute Anzeige des vierten Bandes von Stenzel's „Geschichte des preußischen Staates". Die Betrachtung Friedrichs des Großen ist eine ungesuchte Kritik seiner Nachfolger.

Freitag, den 13. Juni 1851.

Geschrieben, über die wachsende Verwirrung; anstatt den Boden, auf dem die Regierungen stehen, festzustampfen, lockern sie ihn nur auf, unterhöhlen ihn. —

Die Säulenheiligen werden nun abgetragen, Leinwand und Latten nehmen sich erbärmlich aus neben den Erzgebilden; einem der Ahnen, Friedrich Wilhelm dem Ersten, war schon ein Arm durch den Regen weggespült! —

Herr von Hülsen hat sich bisher hauptsächlich vom alten Raupach berathen lassen, aber schon ein Haar darin gefunden. Von Raupach, der nie was war, als ein hölzerner Kotzebue, und jetzt nichts mehr ist, als alt und schäbig! —

Ausg gangen. Mittlerweile war Bettina von Arnim mit dem Bildhauer Steinhäuser bei mir. — Sie kamen gegen Abend wieder. Bettina schien mir ungewöhnlich aufgeregt, eifrig, unruhig, fast verstört. Steinhäuser ist in der Ausarbeitung ihres Goethedenkmals weit vorgeschritten, will aber nun ein bestimmtes Abkommen mit dem Könige treffen, mit dem Könige selbst. Nun fragt es sich, wie gelangt er zum König, was sagt er ihm, welches sind seine Forderungen? letztere sind höchst bescheiden und alles auf das mäßigste angesetzt. Aber ich fürchte für Bettinen kommt jetzt eine andre höchst verdrießliche Frage zur Lösung. Der König hat

wohl einmal gesagt, er wolle das Denkmal ausführen lassen, aber hat er es damit bestellt, hat er etwas versprochen? Bettina scheint aber Steinhäuser'n zur Arbeit angereizt zu haben, in der Voraussetzung, der König sei dabei mit im Spiel. Dies behauptet sie auch noch, will aber nicht, daß Steinhäuser sich darauf berufe, und wirft ihm die glänzendsten Hoffnungen hin, daß Weimar, daß Paris, daß Nordamerika das Denkmal mit Freuden nehmen würden, wenn der König abspränge. (Er ist aber schon abgesprungen, auf Anfragen Steinhäuser's von Rom aus, hat er durch Olfers im letzten Dezember antworten lassen, in diesen Zeitumständen könne er nichts thun.) Nun ist Steinhäuser aber nicht verlegen um einen künftigen Abnehmer, sondern um einen jetzigen Unterstützer. — Wie sich das entwickeln wird, weiß der Himmel! —

Haussuchungen, Verhaftungen, in ganz Deutschland an der Tagesordnung; man hat eine wahre Wuth, Verschwörungspapiere zu finden, und findet keine. Die Ausweisungen geschehen auf die lächerlichsten Vorwände hin. Herr Adler z. B. sollte nicht hier bleiben, weil er mit seinem Landsmann Heinr. Bernh. Oppenheim befreundet sei! Doch darf er nun bleiben, der Polizeikommissarius von Stülpnagel lachte selber bei den Fragen, die er ihm stellte! —

Sonnabend, den 14. Juni 1851.

Die vielen Haussuchungen sollen durch Bürgers aus Köln veranlaßt sein, der eine Reise machte, um überall die demokratischen Freunde zu besuchen, die Einheit und Verständigung zu fördern; aber Verrath oder Unvorsichtigkeit brachte die Polizeihunde auf die Spur, einer folgte ihm auf dem Fuß, und merkte sich die Leute, die er besuchte, und die darauf

genau beaufsichtigt wurden. Man hat aber nirgends was Erhebliches gefunden. —

Schon heute steht die Wiedererlaubniß der Kinderballette mit großen Lettern in der Zeitung. Welche Schande für die Polizei! Gestern war unsittlich, was heute plötzlich wieder sittlich ist! Und welches ist der Grund der Umwandlung? Der englische Gesandte, Graf Westmorland, den die Sache gar nichts angeht, hat auf Bitten der Frau Weiß mit dem Ministerpräsidenten von Manteuffel gesprochen! Aus persönlicher Gefälligkeit, man kann sogar sagen aus nichtswürdiger Augendienerei, wird also die angebliche Sittlichkeit geopfert, und wenn es nur eine angebliche war, ist es eben so schlimm. Und wie schnell solche Gunstsachen gehen! dagegen Rechtssachen, — da nehmen die Behörden sich Zeit! Die ganze Geschichte ist einer der größten Schandflecke unsrer heutigen Regierung. —

Die Potsdamer Regierung erklärt in der „Konstitutionellen Zeitung", es sei nicht wahr, daß sie die Berufung der Provinzialstände für ungesetzlich erklärt und die Mitwirkung dazu versagt habe. Gut, die Worte mögen nicht richtig sein! Aber die „Neue Preußische Zeitung" hat schon früher die Anklage erhoben, die Regierung habe ein Zirkular an die Landräthe erlassen, das den Absichten des Ministers gradezu entgegen sei. Das ist denn doch wahr! Und wer weiß, was noch vor drei Tagen wahr war, was seitdem unwahr geworden? Die Regierung, erschrocken über ihre große Kühnheit, und vom Minister gescholten, hat sich unterthänigst gefügt! Behördenart jetzt; nicht sonst! —

Im Horatius gelesen; er quält mich mitunter, doch kann ich von ihm nicht lassen, es vereinigen sich in ihm der Reize gar viele. So manches erinnert mich an die Lehrstunden, die mein Vater mir gab. —

Der heutige „Kladderadatsch" macht sich über Herrn von

Hülsen lustig. — Unsre Zeitungen haben aufgehört, über das Königliche Theater zu berichten. — Auch die „Kreuzzeitung" und die „Vossische" haben ihre Freibillets zurückgeschickt. —

Sonntag, den 15. Juni 1851.

Herrn von Hänlein gesprochen,' er ist unwillig über die Hamburger Verfälle, und über Hof und Minister, die ganz zufrieden sind, daß irgendwo wieder das Volk zusammengeschossen worden, die kein andres Augenmerk haben als das gute Vernehmen mit Oesterreich, und daher eigenwillig das Geschehene nur so auffassen, wie es die Oesterreicher wollen. Herr von Kamptz ist belebt worden, daß er sich so ganz unscheinbar macht und still hält! —

Besuch bei Herrn Dr. Hermann Franck, anderthalb Stunden. Ueber die Ansichten der Flüchtlinge; Emigranten sind ungeduldig, und verblenden sich leicht; sie denken auch, die Dinge sollen so wiederkommen wie das erstemal, — gleich der Reaktion, — das geschieht selten. Die Schloßgitter dienen als Beispiel, die Reaktion meint, sie hat was an ihnen, die Revolution sieht sie als ein Hinderniß an. Laßt die Schloßgitter, sie sind das geschichtliche Denkmal des 18. März 1848! Ueber Karakter, Beruf, Brauchbarkeit jedes Einzelnen, eine Frage, die täglich neu zu machen ist, denn gestern war derselbe Mensch noch ein andrer, als er heute ist. —

Montag, den 16. Juni 1851.

Besuch von Herrn Dr. Zunz; Ansicht unsrer Zustände: daß wir den Fortschritt sehen, erleichtert uns den Anblick der Widrigkeiten; Harren ist auch kämpfen; inzwischen wächst der Stoff und die Fähigkeit. Das deutsche Volk ist schwerer

zu behandeln, als jedes andre; die lange Zerrissenheit, die Gewöhnung zur Dienstbarkeit, sind noch nicht überwunden. —

Ausgegangen mit Ludmilla. Unter den Linden bei Fuchs. Im russischen Gesandtschaftshaus großes Gepränge; der Feldmarschall Paskewitsch, Fürst von Warschau, ist angekommen, sich beim Könige zu bedanken für die Ernennung zum preußischen Feldmarschall; alle Generale und Offiziere von Berlin machen ihm einen Ehrenbesuch, wir sahen Hunderte anströmen; auf manchem Gesicht lag düstrer Widerwillen. — Wir gingen noch bis zum Zeughaus, dann im Regen zurück. —

Eine Gesellschaft von etwa fünfzig Personen machte gestern eine Landparthie zwei Meilen weit; da sie für demokratisch galt, so folgten ihr acht berittene Konstabler, und überwachten die Vergnügungen! Und die niederträchtige „Kreuzzeitung" rühmt das hohnlachend! —

In Warschau war die Rede davon, den kleinen Republiken in Deutschland ein Ende zu machen, Lübeck an Mecklenburg, Hamburg an Hannover, Bremen an Oldenburg, Frankfurt an Baiern zu geben; der Kaiser Nikolai ging nicht darauf ein, Manteuffel war bereit, in diese neue große Schwächung Preußens einzuwilligen! — Daß Schwarzenberg sie wünschte, ist kein Wunder; er meinte außerdem Rußland zu schmeicheln. — Und England? Und Frankreich? —

Ich habe den Dr. Stieber — jetzigen Polizeirath —, nach seinem ersten Auftreten in Schlesien gegen Schlöffel, für einen — gehalten, und seiner Bekehrung im Jahre 1848 nicht getraut, — seine Ernennung zum Polizeirath und seine Sendung nach London zeigt, daß seine freisinnige Rolle nur Windbeutelei war, daß die Polizei ihn besser kannte. Er soll jetzt darauf ausgehen, sich Kinkel's, Ruge's, oder andrer demokratischen Flüchtlinge in London zu bemächtigen, und sie nach Preußen zu liefern! Schwer, doch nicht unmöglich,

sogar in England. Besonders Kinkel wieder zu haben, ist die Rachsucht der Reaktion höchst erpicht. —

Eine Nummer der „Deutschen Allgemeinen Zeitung“ in Leipzig ist dort mit Beschlag belegt worden, wegen einer kurzen von Berlin her datirten Anzeige des Buches von Streckfuß über die französische Revolution. Dies fällt um so mehr auf, als die Anzeige ganz harmlos ist. Das Buch war hier von der Polizei weggenommen, vom Staatsanwalt freigegeben, aber die Polizei hält es widerrechtlich dennoch fest. — Gehört zum Uebrigen! —

Dienstag, den 17. Juni 1851.

Jetzt erst, so spät, will Hinckeldey die Nachrichten über die Behandlung der Frau Temme hier auf ihrer Durchreise nach Breslau in Abrede stellen; das was man aus Scham dem tapfern Trotz der Frau zuletzt nachgegeben, soll als anfänglich Behandlung gelten! Die gewöhnliche Lügenfrechheit, der alte gemeine Kniff! Frau Temme soll die Nachrichten Lügenstrafen, dann — könnten wir vielleicht glauben, vorausgesetzt nämlich, daß sie unbedroht spräche. —

Junkerthum, nirgends so giftig und betriebsam wie in der Mark! Es ist noch der alte hoffährtige, gewaltthätige, eigensüchtige Geist wie vor vierhundert Jahren, nur daß die armen rohen Schlucker jetzt großentheils reich und zum Theil auch gebildet sind, — was man so gebildet nennt! Diese Leute sind gar keine guten Royalisten, sie hassen den König, und jede Macht, die nicht sie selbst sind; die Ritterschaft soll herrschen, Mecklenburg ist ihr Ideal. Sie zeigen jetzt, daß kein Auskommen mit ihnen ist, kein Frieden möglich. Sie begeben sich in große Gefahr, denn sie, die keine Schonung üben, können sie auch nicht erwarten. —

Man will schon im nächsten Monat den Versuch machen

und die Provinzialstände der Mark Brandenburg berufen. Diese sollen dann über den Kammern stehen, welche, wo nicht abgeschafft, doch beschränkt und von jenen abhängig gemacht werden sollen. Von den Märkern erwartet die Regierung jede Willfährigkeit. Eines nur wird dabei vergessen, wenn die Provinzialstände sich ganz dem Königlichen oder Regierungswillen unterwerfen, so sind sie selber nichts, wollen sie etwas sein, so müssen sie Macht an sich ziehen und ausüben, und dann erträgt die Regierung sie nicht. Unterdessen wächst in jedem Fall die Verwirrung, besonders die innere, der Begriffe, des Rechtes. — Düstre Gegenwart und Zukunft! —

Herr von Hülsen will nun dem ganzen Publikum verbieten, im Theater Zeichen des Beifalls oder Tadels zu geben. —

In's Friedrich-Wilhelmsstädtische Theater gefahren. „Der Doktor und der Apotheker", eine muntre, lustige Vorstellung, für mich Jugenderinnerung aus meinem sechsten Jahr! Ich dachte unaufhörlich an meinen Vater und meine Mutter, die sich einst an diesen Scherzen ergötzt haben, besonders mein Vater, der diese Lieder oft sang oder zitirte. Wie hübsch die Musik sei, hatte ich vergessen, sie gefiel allgemein. Dittersdorf erinnerte mich an Cimarosa, das ganze Stück hat italiänischen Zuschnitt, das Groteske nimmt alle Schwierigkeiten weg. Die Schauspieler waren sehr gut. —

Zu Hause mit Ludmilla Thee getrunken und geplaudert. — Im Suetonius gelesen, Englisches, in August Wilhelm Schlegel's Gedichten, die mir veralteter schienen, als Dittersdorf's komische Oper. —

Graf Bocarmé in Belgien zum Tode verurtheilt. Wirkung dieses Prozesses. Die Verdorbenheit der obern Klassen wieder einmal aufgedeckt! —

Der Geh. Rath Riedel, zum Mitgliede der hiesigen Akademie der Wissenschaften ernannt, hat vom Könige die Be-

stätigung erhalten. Seine Schmeicheleien haben seine Opposition überflügelt! Wohl bekomm's ihm! —

Gräßlich wird in Neapel gehaust; der König stellt sich in die Reihe der größten Scheusale, von denen die Geschichte Meldung thut. Todesurtheile in Menge, Folterqualen, lebenswierige Einkerkerungen, grausame Unmenschlichkeit gegen die Gefangenen. Und dazu schweigen alle Herrscher! Wie zu dem Wüthen in Hessen, in Schleswig! Die Fürsten wollen eine Gesammtheit bilden, sie erlangen diese. Einer wie der andre, wird es einst heißen. Denn daß sie sich durch Unrecht und Verrath, durch Härte und Dummheit rettungslos zu Grunde richten, das steht doch hell am Tage! —

Mittwoch, den 18. Juni 1851.

Der Prediger Hildenhagen, im Steuerverweigerungsprozesse freigesprochen, ist nun durch geistliches Disziplinarverfahren seines Predigtamtes entsetzt worden! Schreiendes Unrecht, das einst vergolten werden wird! —

Der österreichische General von Signorini, Kommandant von Rendsburg, wurde von einer dänischen Schildwache nicht in das Kronwerk eingelassen! — Recht so! Uebermuth muß Uebermuth leiden! —

In Paris lauter Verlegenheiten. Aber was ist der dortige Zustand gegen den hiesigen!! —

Der Kaiser Nikolaus sehr zufrieden mit Olmütz, sehr eingenommen vom Kaiser von Oesterreich. Ueber den König von Preußen äußert er sich ganz von oben herab. —

Die Parade zu Ehren des Fürsten von Warschau ist nicht gehalten worden. Dennoch sagt heute Abend die „Preußische Zeitung" (Adlerzeitung): „Ein Zufall fügte es, daß grade heute am Schlachttage von Belleallianee die hiesigen Truppen vor dem Statthalter Fürsten Paskewitsch ein Manöver in

Feuer ausführten. Es hatte sich dazu ein großes Zuschauer-Publikum eingefunden. Die militairischen Uebungen begannen um 11 Uhr Vormittags auf dem Exerzierplatze bei der Hasenhaide gleich nach Ankunft Sr. Maj. des Königs, der Königl. Prinzen und des Fürsten Paskewitsch." —

Donnerstag, den 19. Juni 1851.

Um 5 Uhr aufgestanden. Ludmilla um 7 Uhr nach Hamburg abgereist; es war mir schwer um's Herz! Ich werde sie jeden Tag schmerzlich vermissen. Doch will sie diesmal nicht lange wegbleiben. —

Vortrefflicher Artikel in der „Nationalzeitung": „Wann und wo machen wir Halt?" Auch die „Konstitutionelle Zeitung" sehr gut über Besteurung; die Städte überlastet, die Ritter ungerecht begünstigt; drohende Worte über die Folgen.

Daß die Berichtigung, welche Hinckeldey in Betreff der Behandlung der Frau Temme hier durch seine Polizei neulich den Zeitungen zugehen ließ, eine baare Lüge ist, wird jetzt von Breslau her umständlich erhärtet. Eiserne Stirn, ohne alle Scham. Das will Obrigkeit sein! und Ansehn haben! —

In Schlesien hat der Graf von York, in Pommern der Graf von Schwerin, kräftig gegen die Kreistage protestirt. Aber die Regierung macht was sie will, sie läßt die gefällige Minderheit gelten, die mißfällige Mehrheit dagegen nicht, die erloschenen Vollmachten werden nicht berücksichtigt, wenn die Einberufenen bejahen, verneinen sie aber, dann erklärt man jene für ungültig; Verneinung, soll nur gelten, wenn Stimmeneinhelligkeit stattfindet; warum selbst dann? muß man fragen; warum nicht reine Willkür? —

Strenge Haussuchung bei Herrn Z. Levy und seinen beiden Brüdern, wie auch in dem Geschäftslokal in der Alexanderstraße, wo früher Bisky die Arbeitervereine leitete. Man hat nichts gefunden. —

Jetzt kommt es mehr und mehr an Dänemark. Die Demokratie in Kopenhagen soll fallen, Rußland droht mit seiner Flotte, Oesterreich mit Einrücken in Jütland. Das würde aus andrem Tone geben, als die machtlosen Prahlereien Wrangel's und Bonin's. Die Dänen verdienen eine solche Züchtigung; ihre Demokratie war die schlechte, die man auch in Frankfurt am Main versucht hat, welche nur das eine Volk im Auge hat, selbstsüchtig und herrschsüchtig, andre Völker sollen minder berechtigt sein. Ueberall, wo die Freiheit und Gleichheit nicht rein gemeint ist, darf kein Erfolg sein. Das ist die große Erfahrung, die wir machen, und die den wahrhaft Hochgesinnten nicht, aber den Halb- und Niedriggesinnten zu machen nöthig ist! —

Die Mißgriffslüge der „Preußischen Zeitung", die von einer Parade umständlich berichtet, welche gar nicht stattgehabt, wird heute von den andern Zeitungen bitter gerügt, besonders von der „Neuen Preußischen". Es ist auch arg; das amtliche Ministerblatt so liederlich redigirt! —

Freitag, den 20. Juni 1851.

Merkwürdiger Erlaß des Konsistorialpräsidenten Grafen von Voß — er unterschreibt aber nur von Voß, ohne den ihm vom Könige verliehenen Grafentitel — an den Vorstand der Klosterkirche hier, daß diese nicht mehr den Deutschkatholiken zum Gottesdienst herzugeben sei, und warum nicht! Ein Aktenstück, das man nicht vergessen darf! Es ist der finstre Ultra, mit dem ich in Halle studirt habe. Die Deutschkatholiken haben übrigens die Kirche durch Vertrag und auf vierteljährige Kündigung; sie kündigen zum Sonntag ihren Gottesdienst und die Predigt des Dr. Brauner, gegen den hauptsächlich der Erlaß gerichtet ist, offen an. —

Verhaftungen und Haussuchungen ohne Zahl und aller Orten! Hinckeldey betreibt sie, auch die im deutschen Auslande, aber mit schlechtem Erfolg, er macht sich lächerlich. Daß man hin und wieder doch ein Blatt findet, durch welches viele Leute bloßgestellt werden, ist bei der Unvorsichtigkeit der Demokraten nicht zu verwundern. Indeß was sie sucht, eine wahre Verschwörung, findet die Polizei nicht. Die Sachen liegen anders; es ist wie mit den Schloßgittern, sie dienen zu nichts als zu einem Denkmal. —

Ich vermisse Ludmilla'n sehr. Es ist alles so still und öde. — Im Suetonius gelesen, — Englisches. —

Die politischen Festungsgefangenen zu Magdeburg, Gustav Rasch, Th. Held, di Simoni, Kaufhold, Rabe, G. Ravald, haben unter dem 3. Juni förmlich protestirt gegen ihre Versetzung nach andern entlegnen Festungen. Sie behaupten, ohne ihre und des Gerichts Einwilligung dürfe die Verwaltung dergleichen nicht verfügen. Sie sind vom Jahr 1848 her in Haft, bis zu 9 Jahren verurtheilt, weil sie für „die ewigen und unveräußerlichen Rechte des Volks" eingetreten sind. Der Protest ist gedruckt. Es ist muthig von diesen Männern; ihre Lage wird dadurch nicht gebessert werden! —

Sonnabend, den 21. Juni 1851.

Besuch bei Herrn Dr. Hermann Franck. Unsre Paßquälereien, gemeine Pässe mit Personbeschreibung, Ministerial- oder Kabinetspässe ohne solche; letztere werden nur Königlichen Räthen und Edelleuten — auch wenn diese sonst nichts sind — ertheilt! Solcher Unterschied der Stände noch heute, nicht vorgeschrieben, aber feststehend gebräuchlich! —

Franck will nicht glauben, daß die Mächte einen Krieg wider Frankreich ernstlich beabsichtigen, sie würden sich dadurch in die größte Gefahr begeben, besonders da sie zuver-

lässig England nicht für sich haben würden. Ich aber behaupte, dieser Krieg ist durch die Februarrevolution geboten, und wird, wie lange auch schon verzögert und fernerhin noch verschoben, endlich ausbrechen. Auch will ihn der Kaiser von Rußland ganz entschieden, Oesterreich will ihn, die gesammte Reaktion will ihn, alle Aristokraten drängen dazu, alle Junker und Junkeroffiziere, besonders auch die bessährigen fanatischen Weiber, an denen in der obersten Klasse kein Mangel ist. Diejenigen, die am meisten hetzen, stehen außerhalb aller Verantwortung, haben nichts mit den Schwierigkeiten der Ausführung zu thun. An den Krieg wider Frankreich dachte man schon im Jahr 1848, man wollte sogar in der Frankfurter Nationalversammlung dahin wirken, man suchte die Eitelkeit aufzuregen, der alte Arndt, Jahn und andre solche Verbrauchte gingen schon darauf ein. Gegen die Schweiz wollte man entschieden vorgehen schon 1849, als die Preußen in Baden waren. Das Possenspiel der Union, und der Zwiespalt, der daraus zwischen Oesterreich und Preußen erfolgte, hinderte damals noch, und jetzt hindern noch die Schwierigkeiten, mit den deutschen Anordnungen auf's Reine zu kommen. Auch war die Langmuth Frankreichs über alle Berechnung groß, der Präsident und die Nationalversammlung wetteiferten, die Republik unscheinbar zu machen, zu verkümmern; dafür mußte man schon etwas dankbar sein; Louis Bonaparte arbeitete so gut, daß die Mächte ihn für ihren Beauftragten ansehen konnten; wird er das nicht mehr thun wollen oder können, wird die Republik wahrhaft Republik sein, so muß die Feindschaft ausbrechen. Wann dieser Zeitpunkt eintritt, weiß niemand vorher, eintreten aber wird er.

Die Regierung, einstimmig mit der Kreuzzeitungspartei, will mit aller Gewalt ihre ständischen Maßregeln durchsetzen; und wenn sie es will, mit Hintansetzung alles Rechts und aller Gesetzlichkeit, so kann nichts sie darin hindern. Die

ultima ratio ist hier die Polizeigewalt, zuletzt der Konstabler und der Soldat. Aber die Regierung thut alles auf eigne Gefahr! Sie wird schon sehen, was sie dabei gewinnt! —

Im Suetonius gelesen. — »Le château des désertes, par George Sand.« — Englisches. —

In dem Büchlein der Frau von Dudevant erinnert eine geschilderte Aufführung des Mozart'schen „Don Juan" lebhaft an die des „Hamlet" im „Wilhelm Meister". —

Die „Kreuzzeitung" hat Wind davon bekommen, daß in einer Februarnacht dieses Jahres der Polizeipräsident von Hinckeldey den Dr. Stieber schon beauftragt hatte, die Redaktion der „Kreuzzeitung" zu überfallen und ihre Papiere zu durchsuchen, was denn doch aus irgend welchen Gründen unterblieben ist. Jetzt stichelt sie darüber, und stellt Hinckeldey gleichsam zur Rede. Er wird es still hinnehmen! —

Sonntag, den 22. Juni 1851.

Ausgegangen. Im Thiergarten umhergestrichen. Camera obscura. Denkmal Friedrich Wilhelms des Dritten. Luiseninsel. Ich fand mich fast so einsam wie vor fünfzig Jahren, wo ich diese Gänge und Büsche sehnsuchtsvoll durchstrich, noch ohne Freunde und Bekannte, ohne Kunde und Genuß der Welt, nach der mein Sinn heftig verlangte. — In einer Droschke nach Hause gefahren. —

Besuch von Herrn Joseph Neuberg, den mir Carlyle empfohlen. —

In Polen muß alles Silber an die Regierung abgeliefert werden, gegen Scheine, die vielleicht einmal bezahlt werden! Eine gewaltsame, kaum durchzuführende, in allen Klassen das größte Mißvergnügen verbreitende Maßregel. — Dergleichen wirkt mit in's Ganze. Nur zu! —

(Diese Maßregel ist zum Behuf einer Silbersteuer, das Silber soll geprüft und gestempelt werden, um darnach die Steuer zu bemessen. Die Ausfuhr ist verboten. Einstweilen ist alles Silber in den Händen der Regierung, und Viele fürchten, nicht alles werde zurückkehren in die Hände der Eigenthümer.)

Montag, den 23. Juni 1851.

Sendung aus London; neue Einladung zur Versammlung der Freunde des allgemeinen Friedens, von Victor Hugo, Cobden, Elihu Burritt. Nein, so kann ich nicht abschneiden, jetzt nicht auf neuen Krieg verzichten! Nach gelungenem Freiheitskriege, ja, dann mag allgemeiner Friede bestehen! Bis dahin heißt es: „Waffen! Waffen!" — „Nur Waffen schafft, geschaffen habt ihr alles dann." Die löbliche Gesinnung der Leute verkenn' ich nicht. —

Der Minister von Manteuffel hat das Großkreuz des Stephansordens bekommen; nun wird Herr von Prokesch wohl nicht mehr „der Kerl" heißen! — Der König soll täglich mehr Widerwillen gegen Manteuffel zeigen, und kürzlich in dessen Gegenwart mit großer Zärtlichkeit von Radowitz gesprochen haben. —

Der Minister des Innern hat befohlen, die Landräthe sollen die Kreisstände da, wo sie die Wahl der Schätzungskommissionen verweigert haben, nochmals einberufen, verwarnen, und wenn das nicht hilft, selber nach Gutdünken die Kommission ernennen. Solch ein Verfahren hat gar keinen Namen, die Ungesetzlichkeit verschwindet hinter der liederlichen Dummheit! Man häuft die Widersprüche, die Verwirrung. In einigen Kreisen haben die Landräthe schon durch die provisorischen Gemeinderäthe die Schätzungskommissionen wählen lassen. —

Hugo von Hasencamp ist von hier ausgewiesen worden, obgleich er sehr still und ruhig hier lebte. — Der Konditor Karbe hat seine Strafe in Kolberg verbüßt, und ist hieher entlassen worden. Wird man den Alten hier dulden? —

Das Disziplinarverfahren gegen den Prediger Hildenhagen wird jetzt in seiner ganzen Scheuslichkeit bekannt! Er hat sich als Ehrenmann erwiesen, und jeden Widerruf verweigert. —

Eine Munoz-Tochter der Königin Christina von Spanien ist mit einem Koch davongelaufen. Die Königin Isabella soll eine tolle Lustigkeit über dieses Benehmen ihrer Halbschwester und den Verdruß ihrer Mutter bezeigen. Diese Halbprinzessin war dem Louis Bonaparte angeboten mit zehn Millionen Mitgift; das Geld hätte er gern genommen, aber doch das Mädchen nicht! —

„Neuere politische und soziale Gedichte von Ferdinand Freiligrath. Zweites Heft. Düsseldorf 1851. Selbstverlag des Verfassers." — Da muß die Polizei wieder nachlaufen, zum Zuvorkommen hatte sie nicht Mittel oder Aufmerksamkeit genug. — Ferner erschien: „März-Blüthen. Zweite Auflage, Großenhain, 1851." Volksthümliche Aufsätze aus der „Frauenzeitung", besonders von Louise Otto. —

Dienstag, den 24. Juni 1851.

Geschrieben. Wer uns regiert? Eine verneinende Macht; die Furcht vor der Revolution, die Wuth und Reue, dieser Furcht nachgegeben zu haben; nirgends eine klare, feste Bejahung, kein Gesetz und Recht; sie halten das von ihnen ausgehende nicht, sie selber sind die frevelhaften Revolutionairs, sie tödten die Ordnung, sie schänden sich durch Lug und Verrath. Kann das bestehen, kann das anders wirken als zu ihrem eignen Verderben? Sie werden es erlangen!

Es heißt jetzt, die Aufstellung der vier Vorfahren- (nicht Ahnen-) Bilder hinter dem Friedrichsdenkmal werde nicht mehr beabsichtigt; das allgemeine Mißfallen hat sich zu laut ausgesprochen. Ob der König sie nicht doch wieder einmal irgendwie vorbringt? Er giebt seine Einfälle leicht von selbst auf, indem er sie vergißt und Andres an die Stelle tritt; aber es reizt ihn zum Aerger und Zorn, sie von Andern verworfen zu sehen.

Thätigkeit der Polizei; am Sonntage wurde die Versammlung der Irvingianer hier geschlossen, in Naumburg ist die deutschkatholische Gemeinde gänzlich verboten worden, soll wohl heißen die freie Gemeinde; in Leipzig Verfolgungen gegen Schriftsteller, Verleger, der Buchhändler Ernst Keil zu sechsmonatlicher Haft verurtheilt. —

Heute begann hier der Proceß gegen die Arbeitervereine, namentlich gegen vierundzwanzig dabei beschuldigte Personen. Aufsehn erregte die Erklärung des Lehrers Dr. Gebicke, daß er in derselben Zeit, während welcher die Anklage ihn einem Verein vorsitzen läßt, seine einjährige Haft auf der Hausvogtei abgebüßt! Und so kam noch viel Falsches vor!

Der Advokat-Anwalt Dorn hatte in seiner Vertheidigung Bucher's gesagt, wenn solchen Männern die Nationalkokarde aberkannt werde, so werde es bald keine Ehre mehr sein sie zu tragen. Dorn ist auch Landwehroffizier, deßhalb Untersuchung, ob ein Offizier solche Aeußerung thun dürfe? Nach anderthalb Jahren jetzt die Antwort: Nein! Dorn ist demnach als Offizier entlassen worden. —

Im Suetonius gelesen, traurige Nutzanwendungen! —

Heute Nachmittag bei den Wettrennen war Schlägerei zwischen Soldaten und Konstablern, letztere wurden stark mitgenommen, berittene und unberittene. Das Volk ist raufluftig, trotzt der Gefahr, und würde mit Freuden in ernsten Kampf gehen. —

Mittwoch, den 25. Juni 1851.

Der Prozeß gegen die Arbeitervereine bringt Verbindungen an's Licht, von denen die Regierung allerdings nichts hätte erfahren sollen, aber zugleich Thatsachen, über welche sie erschrecken muß und die Volkspartei nur jubeln kann; man sieht, wie tief der neue Geist im Volke wurzelt, wie weit er verbreitet ist. Die Verbrüderung wird durch den Gerichtshandel nicht zerstört, nur gewarnt, sich in tieferes Geheimniß zu hüllen und vorsichtiger zu sein. Ich selber hätte nicht geglaubt, daß ihre Organisation so stark sei und so weit gehe! —

Dem Könige sind von angesehenen Männern — man nennt den Grafen von Schwerin, Flottwell und Andre — in vertraulichen Schreiben dringende Vorstellungen gegen das Verfahren des Ministers von Westphalen gemacht worden, es sei ohne Beispiel in Preußen, daß ein Minister so weit griffe, das Ansehen der andern Minister und selbst das des Königs beseitige, Verordnungen erlasse, die den ganzen Gesetzesstand des Staates umwerfen ꝛc. Die guten Leute sollten doch wissen, daß Herr von Westphalen ganz im Sinn und nach den Wünschen des Königs handelt! auch soll dieser die an ihn gerichteten, in rührender Liebe und Treue sich ausdrückenden Zuschriften mit höhnischem Zorn weggeworfen und nicht darauf geantwortet haben. — Die Minister sind natürlich einverstanden. —

Der Bundestag! Er ist hergestellt, — aber wie! Kläglicher, elender, verächtlicher als je! So lange er noch zu kämpfen hatte gegen Preußen, schien er etwas, jetzt, nach dem Beitritt Preußens, als der Ausdruck aller Regierungen, ist er lumpiger als je vorher. Mit der schleswig-holsteinischen, mit der kurhessischen Frage weiß er nichts anzufangen, alles stockt, — und kommt es einmal zu Beschlüssen, allgemeinen oder besondern, so wird die Schande erst recht offenbar.

Freilich, die Verfassungen zu schwächen oder abzuschaffen, die Presse zu knechten, die Kleinen zu unterdrücken, dazu werden Oesterreich und Preußen das schlechte Werkzeug wohl gebrauchen! —

Donnerstag, den 26. Juni 1851.

Wie unglücklich jetzt die Lage der nicht ganz knechtischen oder fanatischen Beamten ist, wie sie geschoren, verdächtigt, zurückgesetzt werden, davon hört man täglich die abschreckendsten Beispiele. Ein Geheimrath sagte dieser Tage: „Ich bin alt und habe Frau und Kinder, ich kann meine Lage nicht ändern, ich muß aushalten, aber meine vier Söhne will ich vor diesem Elend bewahren! Sie sollten studiren und die Bahn des Staatsdienstes verfolgen, aber nun sollen sie das nicht mehr! Ich habe sie vom Gymnasium weggenommen und bei Handwerkern untergebracht, da können sie doch einmal mit Ehren ihr Brot haben, und einige Freiheit dazu.“ Einige wenige freilich nur, aber doch mehr, als unter selbstgeknechteten Vorgesetzten! —

Im Tacitus gelesen, zuletzt im Pindaros; ich wollte mich in seinem lyrischen Schwung berauschen! Ich vergaß wirklich eine Zeitlang all der Erbärmlichkeiten des Tages, des öffentlichen wie des privaten Lebens. —

Mehrere Blätter hier sind mit Beschlag belegt worden, weil sie die Anklageschrift gegen die Vereins-Angeklagten mitgetheilt hatten, dies darf jetzt erst nach der Verhandlung und der Entscheidung der Sache geschehen, früher war es gestattet. — (Das Gesetz erlaubt es noch.)

Der Rektor und Prediger Jorn zu Festenberg in Schlesien, Abgeordneter zur preußischen Nationalversammlung, und im Steuerverweigerungsprozeß hier von den Geschwornen freigesprochen, ist nun im Disciplinarwege vom Konsistorium Schlesiens für anstellungsunfähig erklärt worden. —

Der Referendar Schramm aus Striegau, Abgeordneter zur preußischen Nationalversammlung, wegen der Steuerverweigerung vom hiesigen Gericht zu sechs Monaten Festungshaft verurtheilt, abwesend, also in contumaciam. Der Staatsanwalt Priem erwarb sich bei dieser Gelegenheit durch eine so gewaltsame als sophistische Ausdehnung des Begriffs Aufruhr erhebliche Ansprüche auf künftige Berücksichtigung. Priem heißt er, Priem. —

Der Prinz von Preußen hat am Johannistage in der Freimaurerloge zu den drei Weltkugeln oder in der Landesloge, eine Rede gehalten, in der manches Herbe gegen die „Kreuzzeitung" und den Treubund vorkam; diese Parthei habe einige Dienste geleistet, überschreite jetzt aber alle Schranken; man solle nicht glauben, daß der König und die Regierung sich von ihr leiten lassen ꝛc. Damit er mit dieser Erklärung doch keinen Eindruck mache, fügte er den Tadel aller Opposition hinzu, und beschuldigte die Freimaurer, daß auch sie sich deren schuldig gemacht! Man fand die Rede durchaus nicht geschickt, knurrig, gedankenlos, und dabei sehr anmaßend. Die Kreuzzeitungsparthei ist wüthend, muß aber kuschen, gradezu gegen den Prinzen kann sie nicht auftreten. —

Freitag, den 27. Juni 1851.

Die „Konstitutionelle Zeitung" verkündigt uns das Versinken in russische Knechtung, in eine Jammerzeit wie die der römischen Cäsaren, — das ist konstitutionelle Schwäche! Ist der Geist denn nicht der Geist mehr? Und wann war er lebendiger? An die römischen Cäsaren zu denken ist ganz verkehrt! Gab es damals ein England und Frankreich, ein Nordamerika? Und, auch ohne diese, Deutschland, Italien, Polen — sind noch nicht verloren, wennschon Rußland noch

nicht gewonnen! Daß Rußland einst an der Volksfreiheit Theil nimmt, ist unfehlbar! — Weg mit solch entmuthigenden Betrachtungen der Gothaer! —

Im Suetonius gelesen, im Horatius. —

Heute Abend ist der Prozeß wider die Vereine entschieden worden. Acht Angeklagte — worunter Gebrüder — freigesprochen, sechszehn — worunter Berends, von Schomberg-Gervasi ꝛc. — als Vorsteher zu 10 Thaler Geldstrafe und in die Kosten verurtheilt, die Vereine geschlossen. — Nur mit äußerster Rechtsverdrehung war dieser Spruch möglich. Man erklärte die Handwerkervereine für politische, ganz willkürlich, wie man auch die freien Gemeinden für politische Vereine erklärt hat, wie man auch die Pferderennen, die Kunstausstellungen für politische Dinge erklären könnte, denn mit dem Staate hat jetzt freilich jedermann zu thun, zu kämpfen! —

Die „Neue Preußische Zeitung" hat gestern mit Beschlag belegt werden sollen. Sie hat es erfahren, und höhnt nun die Polizei, wiese sie nicht den Muth gehabt es auszuführen! — Schmachvolle, geifernde Rundschau, voll schändlicher Sophismen! —

Sonnabend, den 28. Juni 1851.

Die gestern weggenommene „Urwählerzeitung" ist mir heute doch geliefert worden. Die gestrige Nummer des „Publizisten" ist weggenommen worden, wegen ihres Prozeßberichtes. Man geht sehr darauf aus, den Druck der Vertheidigungsreden bei politischen Prozessen zu verbieten. Ueber die Oeffentlichkeit der Gerichtsverhandlungen selbst! Warum nicht? —

Starke Angriffe gegen die Bankverwaltung. Sie wird beschuldigt, nichts von der Sache zu verstehen, in engen Vorurtheilen befangen zu sein, die Anstalt leiste nicht was sie solle, und sei veraltet und einseitig. —

Herr von Kunowsky, von London hier eintreffend, wurde

sogleich auf dem Bahnhofe verhaftet. Man suchte Papiere bei ihm, fand aber keine. Auf der Wache blieb er nur eine Stunde, dann entließ man ihn. (Folge Stieber'scher Polizeiberichte? —)

Haussuchungen überall in Deutschland! Lächerlich fruchtlos! — In Baden hat man einige Schriften und Waffen gefunden, und die Leute verhaftet. Bei dem dort herrschenden Belagerungszustande, sind vielleicht ein paar Verurtheilungen möglich! — In Freiburg hat der Magistrat die Büste Karls von Rotteck von dessen Denkmal abnehmen lassen, und will aus diesem einen Brunnen machen! Ist das ein Fingerzeig, wie es künftig die Demokraten mit gewissen Denkmalen halten sollen? —

Besuch von dem Friedensrichter und Rittergutsbesitzer A. Fabne aus Düsseldorf. Er bringt mir Proben seines großen Werkes über niederrheinische, besonders kölnische Alterthümer, und verlangt Nachrichten über die Familie Varnhagen, besonders aus der neuern Zeit, denn die alte kennt er besser als ich. Er sagt mir, die Familie gehöre zu den ältesten und angesehensten am Rhein, und habe die größten Verbindungen gehabt. Ich will ihm gern mittheilen, was ich weiß, sage ihm dabei jedoch unverholen, daß es nicht aus Adelsliebe geschehe, denn mir gelte noch der Beschluß der preußischen Nationalversammlung: „Der Adel ist abgeschafft." —

Nachmittags kam Bettina von Arnim. Sie rief schon draußen sehr lebhaft nach mir, stürmte dann herein, schien aber plötzlich in ihrem Eifer abgekühlt, sprach wie zerstreut allerlei hin, und sah mich dazwischen mißtrauisch an. Sie hatte mir etwas zu sagen, und zweifelte doch, ob sie es thun sollte; beides war offenbar, sie konnte beides nicht verbergen. Ich wollte ihr schon zu Hülfe kommen, da besann sie sich plötzlich und rief: „Jetzt weiß ich's, Varnhagen, was ich Ihnen

eigentlich ſagen will!" Sie will nämlich um ihr Goethedenkmal her Grabſteine mit den Namen ſeiner Freunde legen oder ſtellen, ich ſoll die Namen ausſuchen, und für jeden einen paſſenden Spruch. Sie will auch Achim von Arnim darunter haben, aber das wird nicht gehen, ohne die größte Ausdehnung der Geſellſchaft. Corona Schröter iſt ihr recht, beſonders aber ihre eigne Großmutter Sophie von La Roche.

(Herr von Kunowsky wurde noch auf dem Wege zum Gefängniß von einem reitenden Konſtabler eingeholt, der ſeine Wiederfreilaſſung brachte!)

Sonntag, den 29. Juni 1851.

Die „Nationalzeitung" und die Urwählerzeitung" haben heute Leitartikel, die ich geſchrieben haben könnte, was den Inhalt betrifft; die darin ausgeſprochenen Gedanken habe ich nicht aufgehört nach allen Seiten mitzutheilen, und ſo ſehr ſie ſchon Gemeingut geworden ſind und völlig werden müſſen, gehören ſie mir doch, in dieſem Kreiſe wenigſtens, ganz beſonders an. —

Beſuch von K. Er kommt von Hannover, wo er längere Zeit beim alten Könige war, und denſelben ſehr gnädig und freundlich fand! Er ſah dort auch den öſterreichiſchen General von Legeditſch, der ſchon vor dem erſten Pfingſttage dort offen ſagte: „Wenn mir doch nur die Hamburger die kleinſte Gelegenheit gäben, ich wollte ſie! — Möchten ſie doch den kleinſten Aufſtand machen, ich erklärte ſogleich alles unter Kriegsgeſetz, und dann erſt würden ſie erfahren, wer ich bin!" Solche niederträchtige Geſinnung durfte ſich mit Behagen äußern, und wurde mit Vergnügen angehört! K. meinte, es ſei aus mit der Kirche, mit dem Adel, mit dem Königthum, und war verwundert, daß ich zwar alles dieſes zugab, indeß doch nicht in ſeine Schlußfolgerung einſtimmen wollte,

daß es mit allem vorbei ſei, daß Europa veralte und zu Grunde gehe, daß Barbarei, Schwäche und Elend über uns kommen müſſe. Ich lachte ſeiner Beſorgniſſe, und ſagte, mein Vertrauen ſei in die geiſtigen Kräfte geſetzt, die ſtürben niemals.

Abends zu Hauſe geblieben. Thatſachen und Stimmungen des Jahres 1848 zur Anſchauung hervorgerufen; „Ich genoß es doch einmal, was ſo köſtlich iſt!“ Doch einmal in meinem Leben ächte Freiheitsluft in vollen Zügen geathmet! Was ſchadet's, daß es nur Monate gedauert? Monate ſind ein Stück Leben, was dauert denn durch das ganze Leben fort? Und alles in der Geſchichte, was das Herz erfreut, woran die Seele ſich erfriſcht, hat es denn lange gedauert? Das Gedeihen, der Glanz und Ruhm des freien demokratiſchen Athens, der Monarchie Friedrich's, es ſind nur kurze Zeiträume, die aber im Gedächtniß und in der Zuneigung ewig ſind! Heil dem großen, dem herrlichen Jahr 1848, dem Ehrenjahr der deutſchen Freiheit, der deutſchen — wenn auch ſchwer beſtraften — Großmuth, denn von ihr nur hat die Unterdrückung, die auf uns laſtet, ihr Leben, ihre Macht, und das Leiden aus ſolcher Urſache iſt ein ſchönes Leiden! —

F. war ſehr aufgebracht über die läſterlichen Reden, die am Königlichen Hofe gegen den Prinzen und die Prinzeſſin von Preußen geführt werden, die man Demokraten ſchimpft ꝛc. —

Im Suetonius geleſen, den Cäſaren zur Schmach und zum Haß! Ein ſehr angemeſſenes Buch für unſre Zeit! —

Montag, den 30. Juni 1851.

In Leipzig iſt eine Art Biographie des Prinzen von Preußen erſchienen, die aber ſogleich unterdrückt worden. Er ſoll im Ganzen glimpflich behandelt, aber ſeine Flucht im März 1848 von Berlin nach London mit genauer Angabe

von ſolchen Einzelheiten erzählt ſein, die man heute nicht mehr wiſſen will, z. B. das Abſchneiden des Schnurrbarts, die Verkleidung, das Flüchten aus dem Eiſenbahnwagen zu Fuß auerfeldein, der nächtliche Schrecken in Hamburg bei Oswald ꝛc. Auch die klägliche Miſſionsdichtung ſoll in dieſer Biographie mit mißfälliger Naivetät berichtet ſein. —

In einer hieſigen Lehrerverſammlung zog ein Lehrer ein ſchwarzrothgoldnes Schnupftuch hervor, um ſich den Schweiß abzutrocknen. Der überwachende Konſtabler trat ſogleich an ihn heran, und verbot ihm den Gebrauch eines ſolchen Schnupftuches, der Lehrer ſteckte es auch ſogleich ein. Späterhin, abſichtslos, gebrauchte er es doch wieder, worauf ihn der Konſtabler verhaftete und auf die Wache brachte. Der Lehrer gehörte keineswegs der Demokratie an. —

Der Prediger Dulon in Bremen wehrt ſich noch gegen die Maßregeln, die der Senat gegen ihn angeordnet. —

In Stuttgart kräftige Oppoſition in der Ständeverſammlung gegen die Aufhebung der deutſchen Grundrechte. —

Die Bürgerſchaft in Hamburg verwirft das vom Senat vorgeſchlagene ſchändliche Preßgeſetz. —

In Kaſſel eine ſchlechte Amneſtie, dann Haſſenpflug'ſche Verordnungen; auf „Veranlaſſung" der Bundeskommiſſaire, des öſterreichiſchen und preußiſchen, wird die Beeidigung der kurheſſiſchen Truppen auf die Verfaſſung abgeſchafft und ein neuer Eid eingeführt! Nicht der Schatten einer Geſetzlichkeit mehr! —

Im Sueton geleſen, einiges Griechiſche, Ruſſiſche.

Graf Rudolph von Mülinen in Thun in Folge eines Sturzes geſtorben; ſein Wagen wurde von den Pferden fortgeriſſen und in einen Graben geworfen. —

Thiers hat in der franzöſiſchen Nationalverſammlung vier Stunden gegen den Freihandel geſprochen. —

Dienstag, den 1. Juli 1851.

Besuch von dem Züricher Staatsarchivar Gerold von Meyer von Knonau, der vor fünfundzwanzig Jahren hier war. Gutmüthig, gelehrt, herzlich, dankbar für die guten Stunden, die er bei uns verlebt hat. Er gehört zu den Menschen, denen das Alter besser steht als die Jugend! — Er fordert mich dringend auf, Lavater's Leben zu schreiben, und bietet mir alle Hülfsmittel dazu an, die Tochter Lavater's lebt 71 Jahr alt noch in Zürich, und hat seinen Schriftnachlaß. —

Ausgegangen. Bei Fuchs. Im Kastanienwäldchen, im Freimaurer-Garten der Loge Royal York, vor hundert Jahren dem Kaufmann Gottskowsky gehörig; gegenüber der Schiffbauerdamm, wo Rahel so gern spazieren ging! Damals standen noch Bäume dort. Ich gedachte besonders eines Spazierganges im Herbst 1808, von dem mir Rahel nach Tübingen schrieb in einfachen rührenden Worten; ich war vollkommen versetzt in jene ferne Zeit, Herz und Sinn waren mir wie verjüngt! — Im Frühjahr 1848 war ich wegen der Urwahlen in diesem Garten. Welche Erinnerungen auch diese! —

Damit der Richterstand ganz herunterkommt, reist der Oberpräsident von Posen, Herr von Bonin, jetzt im Lande herum, und läßt sich überall die richterlichen Behörden vorstellen, er will sie kennen lernen, d. h. sie sollen erfahren, daß sie von der Verwaltungsbehörde mitabhängen, sich nach deren Sinn zu richten haben! Bisher war dergleichen in Preußen unerhört! —

In Kassel wird fortoktroyirt, einzelne Artikel der Verfassung werden außer Kraft gesetzt. — Hingegen hat in Stuttgart die zweite Kammer ausgesprochen, daß die Grundrechte gelten. —

Nachmittags kam Graf von *. Er klagte bitter über den Zustand unsrer öffentlichen Angelegenheiten, er sieht die Lage Preußens als eine sehr schlimme, und die nur stets schlimmer werden müsse. Auf dem Lande sei es fast nicht mehr zu ertragen für die Gutsbesitzer (Edelleute), so schrecklich würden sie gedrückt und geschoren von der Bureaukratie! Ich verwundere mich, und frage, wer denn alle Macht in Händen habe? doch die Aristokratie? jeder Präsident zittre ja vor jedem Landjunker! * fragt dagegen, was sie denn wirklich gewonnen oder nur wieder hätten? Nichts! nur neue Lasten und Schwierigkeiten seien ihnen geworden, dazu die Einkommensteuer, die verhaßteste, drückendste aller Auflagen! Er sehe niemand, der den Staat herstellen könne, er könne nur die größten Verwirrungen und Zerrüttungen erwarten, alles löse sich auf! Von Leopold von Gerlach sagte er wegwerfend, er sei ein rother Reaktionair! mir sehr auffallend, ich dachte, den müsse er preisen. Von dem Buche Müffling's und von Müffling selbst sprach er geringschätzig. —

Mittwoch, den 2. Juli 1851.

Die „Urwählerzeitung" weist die Widersprüche und frechen Sophistereien des Rundschauers der „Kreuzzeitung" (Präsidenten von Gerlach) in scharfen Worten nach. Die „Nationalzeitung" zeigt, wie die Unterdrückung der Arbeitervereine, gleich andern Reaktionsmaßregeln, nur das bewirkt, was die Regierung verhindern möchte. Beide Zeitungen sind gar nicht düster, so ermuthigend, kräftig. —

Auch die braunschweigischen Stände wollen die deutschen Grundrechte nicht unbedingt aufgeben, besonders die Preßfreiheit nicht. Mit der Opposition in Deutschland ist es wunderbar, für das Allgemeine hat sie wenig Kraft, weil wenig Zusammenhang, so wie aber die Hauptschlacht ver-

loren iſt und kleine örtliche Gefechte ſtattfinden, erſtarkt ſie dermaßen, daß ſie auch wieder im Allgemeinen fühlbar wird.

Die Tyrannei wird mit uns nicht fertig. —

Der Miniſter des Innern, im Widerſpruch mit den Kammern und gegen das Geſetz, unterſteht ſich, der neuen „Trierer Zeitung" und auch einer ſchleſiſchen den Vertrieb durch die Poſt zu verweigern. Dawider keine Hülfe jetzt! Aber anmerken, gedenken! —

Die „polniſche Zeitung" in Poſen darf durch die Poſt nicht vertrieben werden. Auf ergangene Beſchwerde antwortet der Oberpräſident, das von den Kammern angenommene Preßgeſetz erlaube zwar die Entziehung des Poſtvertriebs nicht, aber eine alte Poſtordnung erlaube ſie! Rechts- und Geſetz-Zuſtand! Ordentlich Hohn wird damit getrieben. —

Ungeachtet aller Verfolgungen, denen die freien Gemeinden ausgeſetzt ſind, haben dieſer Tage doch wieder zwölf Perſonen in Halle ihren Austritt aus der evangeliſchen Landeskirche angezeigt. Natürlich nur geringe Leute; die erſten Anhänger des Chriſtenthums waren auch keine Fürſten und Grafen. —

In Mailand hatte der Oberarzt Dr. Vandoni ſeinen Untergebenen Dr. Ciceri als Beſitzer Mazzini'ſcher Anleiheſcheine den Behörden angegeben, worauf Ciceri zu zehn Jahren ſchweren Kerkers verurtheilt wurde. Als Vandoni Abends nach Hauſe kam, wurde er mit zwei Dolchſtichen ermordet, ſo daß er lautlos niederſank. —

Es ſoll beſchloſſen ſein, die Oberpräſidenten von Auerswald (Rudolph) und von Bonin — am Rhein und in Poſen — durch den Herrn von Kleiſt-Retzow und den Herrn von Puttkammer zu erſetzen. „Kreuzzeitung" und Bureaukratie! — Die Kreuzzeitungspartei ruht nicht, bis ſie ganz in die Bureaukratie eingedrungen iſt, Gerlach ſpart ſich zum Miniſterpräſidenten auf, und haßt jetzt Manteuffel'n eben ſo, wie dieſer den Grafen Brandenburg haßte. —

Donnerstag, den 3. Juli 1851.

Die „Urwählerzeitung" theilt nun auch den Proteſt der Magdeburger politiſchen Gefangenen gegen ihre Verſetzung nach andern Feſtungen mit; die Namen ſind wenig bekannt.

Beſuch von Bettina von Arnim. Nachrichten über Steinhäuſer's Arbeit. Das Modell des Goethedenkmals wird in vierzehn Tagen fertig ſein, die Schwierigkeit iſt dann, es an den König zu bringen, der unſtät hin und her ſchweift, immer zerſtreut iſt, nach der Weichſel und nach Schwaben reiſen wird ꝛc. —

Geſtern kamen zwiſchen zwanzig und dreißig Dragoner vom Exerziren zurück durch das Halliſche Thor. Sie waren ſehr luſtig, zum Theil betrunken; ſchon unterwegs lärmten und ſangen ſie; das hätte nichts geſchadet; aber ſie ſangen Freiheitslieder, — das durfte nicht ſo hingehen; ein Conſtabler, der ſie eine Zeitlang beobachtet, machte Anzeige bei der Thorwache; da ſie hier fortlärmten, ſo wurden ein paar von ihnen verhaftet; darauf zogen die Andern die Säbel und wollten ihre Kameraden befreien, was aber nicht gelang; der wachthabende Unteroffizier ließ ſcharf laden, dann zerſtreuten ſich die Dragoner, und auch das Volk, das ſich ſchon zahlreich verſammelt hatte und den Dragonern zuſtimmte. — Freiheitslieder, von preußiſchen Soldaten geſungen! — (Den Dragonern iſt ſo gut wie nichts geſchehen. Man hat die Sache gering nehmen wollen.)

Bei Inſterburg mußten Dragoner auf Arbeiter einhauen, die ſich gegen die Arbeitgeber empört hatten. Dem die Schwadron befehligenden Offizier hieb ein Arbeiter mit dem Spaten über den Kopf. —

Ein hier ausgewieſener Schloſſergeſell — verheirathet, ſeit zehn Jahren hier in Arbeit — kehrte in ſeine Heimath bei Spandau zurück, da ſagte man ihm, er gehöre nach Berlin, Berlin wies ihn wieder aus, der Heimathsort auch ſo.

Der Polizeipräsident fand das kürzeste Auskunftsmittel, ihn vorläufig in Haft zu setzen! Herrliche Wirthschaft! — (Der Mann heißt Beuther.)

Disziplinaruntersuchung gegen Gäfar von Lengerke in Königsberg. —

In Dänemark Ministerwechsel. Die Demokraten (die falschen, ächte würden nicht so schändlich gegen die Deutschen gewüthet haben) treten aus. Längst vorhergesehen. —

„Neue Gespräche aus der Gegenwart über Staat und Kirche. Erfurt und Leipzig, 1851." 8. Zwei Theile. Das neue Buch des Herrn von Radowitz ist keines für mich, so wenig wie das alte für mich war. Dies Hinunterreden mit etwas Geist und Kenntniß, — nur etwas, nicht viel! — mochte in Friedenszeiten die denkunfähigen sogenannten Gebildeten unterhalten, in jetziger Kriegszeit ist es nutzlose Faselei. Merkwürdig ist doch, daß Radowitz (den will man in dem Mitsprecher Waldheim erkennen) alles Ständewesen für unwiederbringlich verloren ansieht. —

Freitag, den 4. Juli 1851.

Im Kriegsministerium wird eifrigst, aber auch geheimst, an Umgestaltung der Landwehr gearbeitet: die Landwehr soll mit den Linienregimentern enger verknüpft, ihnen untergeordnet werden, keine eignen Offiziere mehr haben ꝛc. „Die Kerls, heißt es, müssen schärfer zusammengenommen und gehörig gedrillt und geschoren werden, bis sie allen Eigenwillen vergessen." Man hört wieder Offiziere wie 1806 reden! —

Der Bundestag! Er kann doch gar nichts, als die alten, schmutzigen Wege wieder einschlagen, die zu keinem Ziel führen! Beschränkung und Verderbung der Landesverfassungen, Unterdrückung aller Freiheit, Quälereien gegen die Presse,

gegen die Universitäten; Polizei, Kirchlichkeit, Zucht, alles gegen das Volk, Gewalt anstatt Recht, Willkür! So treibt er sein altes Jammerwesen ekelhaft fort! Und es hilft ihm gar nichts, im Gegentheil! —

Die „Nationalzeitung" greift den Rundschauer der „Kreuzzeitung" muthig und geschickt an, zeigt seine freche Sophistik, seine Mißachtung der Gesetze, des Eides. — Die „Urwählerzeitung" weist nach, daß Halbheit seit fünfzig Jahren der Karakter des preußischen Staates ist, daß auch die Reaktion es noch nicht weiter gebracht hat als zur Halbheit. —

In der Abendkühle Spazirgang unter den Linden bis zum Lustgarten. — Mir strömten viele Gedanken zu, beruhigende, erheiternde, für diese Zeit, in der wir grade stehen, für das Leben überhaupt, für das ganze Dasein, dann wieder insbesondre für mein persönliches Leben; mir ist klar geworden, daß manche meiner tröstlichsten, heitersten Anschauungen erst aus den letzten Jahren stammen, daß ich daher nicht unnütz so alt geworden; — ein befriedigendes Gefühl ruhiger Fassung und reicher Betrachtung zog sich über den ganzen Tag. —

Die Apostel und ersten Christen erwarteten die Wiederkehr des Herrn in der allernächsten Zeit, während ihres Lebens; mit ihm sollte das tausendjährige Reich kommen. Die Christen warten schon achtzehnhundert Jahre, und sind darauf gefaßt, noch viel länger zu warten. Was die Demokratie erwartet, kann morgen eintreten, und muß binnen einem Menschenalter eintreten; sollten die Demokraten das nicht ruhig abwarten können? —

Ich war vor dem Jahr 1848 wohl ein Volksfreund und Freiheitsfreund, aber kein eigentlicher Demokrat; ich wäre zufrieden gewesen, alles politische und bürgerliche Heil von oben kommen zu sehen, es nur von daher zu erwarten, zu begehren. Aber das Jahr 1848 hat alles geändert; das

Volk hat sich edel und groß, die Fürsten und obern Klassen haben sich niedrig, feig und verrätherisch erwiesen. Seitdem ist keine Hoffnung mehr, daß aus der Rohheit und Schlechtigkeit Bildung erwachsen könne. Seitdem ist gewüthet worden, mit brutaler Gewalt, mit schimpflicher Arglist, seitdem besteht Krieg, der ausgefochten werden muß. —

Neue Plackereien gegen die freien Gemeinden! Die Regierungen haben sich das Wort gegeben, sie auf alle erdenkliche Weise zu bedrängen, ihnen Boden, Dach und Fach und jedes Unterkommen zu entziehen, wider alles Recht, wider alle Verheißungen, wider die ausdrückliche Gewähr der Verfassungen. Die freien Gemeinden werden verschwinden, zu sehen werden sie nicht mehr sein, aber der Geist, der sie vereinte, wird nur um so mächtiger in's Innre dringen, und dem alten Kirchenthum am Herzen nagen, statt auf der Haut ihm zu jucken. Elende Quacksalber, diese Regierungen, Behörden, Kirchengewalthaber! —

Sonnabend, den 5. Juli 1851.

Nach einer von öfterem Erwachen und widrigen Träumen gestörten Nacht war mir der Ekel des Zeitungeinhaltes fast unerträglich. Zu sehen, wie unsre Regierung verlumpt, wie die leidenschaftlichste Gehässigkeit mit der größten Erwärmlichkeit, mit Lüge und Feigheit vereinigt alles Recht und alle Sittlichkeit verderben, zu sehen, wie alle Regierungen in Deutschland denselben Weg einschlagen, und die edle gute Nation diesen Schimpf und Jammer aushalten muß, kann wirklich nur Ekel erzeugen! Ich weiß wohl, was dahinter steckt; was hervorbrechen, und die niederträchtigen, unfähigen Buben treffen wird, — aber der Augenblick ist gräßlich, und schwer ist es ihn zu ertragen, zu überwinden! —

Die Fortsetzung der Artikel der „Nationalzeitung“ gegen den Rundschauer der „Neuen Preußischen“ ist auch heute wieder vortrefflich.

Die „Neue Preußische Zeitung“ ist über die Aussprüche von Radowitz in seinem neuen Buche doch so betroffen, daß sie ihm fast weinerlich vorhält, wie er seinen Königlichen Freund so betrüben könne, und ihm sagen, daß es mit ständischen Einrichtungen nichts sei? Sie fürchtet, der König dürfte durch den ehmaligen Günstling umgestimmt werden ꝛc.

Auf die beiden Angriffsworte des Prinzen von Preußen in der Freimaurerloge wagt die Parthei keine Erwiederung. Gedenken aber wird sie's ihm. —

Sonntag, den 6. Juli 1851.

Geschrieben. Wie die Lage der Könige sich verschlimmert hat; sie sind Feinde des Volks geworden, und das Volk erkennt sie dafür.

Heute ist die strengere Sonntagsfeier bemerklich, die Polizei ist scharf angewiesen darauf zu sehen; eine Hökerin, die in der Zeit, wo gepredigt wird, ein paar Aepfel einem Jungen verkauft hat, wird um 5 Thaler gestraft! Ein Handwerker sagt mir: „Sie denken die Leute zur Kirche zu zwingen, und sie fromm zu machen, aber pro& die Mahlzeit! Die Leute schimpfen und fluchen, anstatt zur Kirche zu gehen, und gehn sie, dann ist's erst recht schlimm, dann denken sie: wartet, wir wollen euch was vormachen!“ — Scheinheiligkeit und Gottlosigkeit obenauf! Nicht Gott, den Teufel beten sie an!

In Goethe's Briefen an Zelter gelesen, aus gegebenen Anlässen. Ich bin wieder inne geworden, welche Schätze wir haben, und in den Schatzkammern liegen lassen! Ganz allein aus Goethe läßt sich schon ein Leben führen, eine Litteratur, ein Zeitalter aufbauen; und was haben wir nicht

alles außer ihm! ja hätten wir ihn noch nicht, wir hätten ihn doch ſchon, denn er iſt vorbereitet durch alles Frühere, das in ihm zur Blüthe wird, zur Frucht. —

Nächſtens wird das Rauchen auf der Straße verboten; man zaudert nur noch, weil man es auch den Soldaten mitverbieten muß; dieſen zwar verbietet man es am liebſten, denn die Zuchthalter ſollen vor allem ſelber in ſtrenger Zucht ſtehen, aber man will damit ſachte zu Werk geben, man fürchtet ihr Mißvergnügen. — Der König, der ſich immer furchtbar ärgert, wenn die Leute in ſeiner Nähe den Hut nicht vor ihm abziehen, ärgert ſich noch heftiger, wenn ſie noch überdies rauchen. Auf den Pabuhöfen ſind ihm die Raucher am läſtigſten, er geht ſchimpfend weiter, hat aber ſeinen Zorn bis jetzt noch nie gegen Einzelne ausbrechen laſſen. Die Landedelleute mit den großen Bärten und trotzigen Geſichtern ſind die allerſchlimmſten, ſie grade grüßen den König nicht, und ſtoßen den Tabaksrauch gegen ihn aus, geſchimpft aber werden die Demokraten, die Bummler! —

Montag, den 7. Juli 1851.

Es iſt nun entſchieden, daß Herr von Zelchow Polizeipräſident von Berlin wird. Hinkelden wird Präſident in Liegnitz. —

Der König iſt mit ſeinen ruſſiſchen Gäſten vollauf beſchäftigt. Seine Zerſtreutheit und ſeine Petulanz ſollen ungemein zunehmen. Nur in Betreff deſſen, was ihm perſönlich widerfährt, iſt er nicht zerſtreut; er merkt ſcharf an, ob ihm die gehörige Ehrerbietung erwieſen, oder — ſei es aus Abſicht oder Läſſigkeit — verenthalten wird. Da es an großen und kleinen Verſtößen, — aus Abſicht und aus Läſſigkeit, — nicht mangelt, ſo verſiegt die Quelle der Erbitterung, des Zorns, niemals. Die Umgebungen haben davon ſehr

zu leiden. Der König fühlt, daß er nicht geliebt, nicht geachtet iſt im Volk, und das muß ihn allerdings tief ſchmerzen, aber durch die Zeichen ſeines Mißfallens wird das nicht beſſer, im Gegentheil. — Wir können es noch erleben, daß polizeilich befohlen wird, in einer gewiſſen Nähe des Königs den Hut abzunehmen, und daß die Konſtabler dafür zu ſorgen haben, daß es geſchehe, — „bis auf die Lende", wie in Schleswig für jeden däniſchen Kriegsknecht. O wir haben noch ſchönen Raum vor uns, wir ſind noch lange nicht an der Gränze! — —

Das Verfahren in Kurheſſen von Seiten der Bundeskommiſſaire und des Kurfürſten iſt ſo wider alles Geſetz und Recht, ſo wider die Bundesverfaſſung ſelbſt, daß ſich kaum ein Beiſpiel ähnlicher Art auffinden läßt. Es iſt, als ob rohe Hausknechte und freche Mägde im Hauſe der Herrſchaft nach Belieben wirthſchafteten! Und die Oeſterreicher in Hamburg, mit welchem Schein eines Rechtes halten ſie die Stadt beſetzt? — Der Schloſſergeſelle Benther, der hier ausgewieſen und in ſeiner Heimath bei Spandau nicht angenommen wurde, iſt jetzt hier in's Arbeitshaus geſteckt worden. So hilft ſich die Polizei! Der Mann lebte hier ſeit zehn Jahren mit Frau und Kindern, und hatte ſein gutes Brod. Jetzt darben ſeine Angehörigen, und er iſt ein Gefangner! „Ach was, ein Schloſſergeſelle!" denken die Leute. Verruchte Schändlichkeit! —

Das Geheime Ober-Tribunal hat wieder zu ſeinen Thaten eine neue hinzugefügt; es hat entſchieden, daß ein Gutsherr auf dem Lande ein Züchtigungsrecht gegen ſein Geſinde habe, daſſelbe einſperren, prügeln dürfe. Schon lange vor der Revolution war dies geſetzlich abgeſchafft, und in dieſem Sinn hatten auch andre Gerichte ſich ausgeſprochen. —

Der Miniſter des Innern hat die Wahlen zu den Provinziallandtagen ausgeſchrieben. Nur ſo weiter! —

Dienstag, den 8. Juli 1851.

Geſchrieben. Ueber die freche Schrift „Unſre Verfaſſung“.

Die Berufung der Provinziallandtage iſt zum September anberaumt. Die Reaktion ſchwebt in großen Aengſten, daß man den König noch umſtimmen, daß irgend ein Einfluß die Sache hintertreiben möchte! Dabei darf nicht unbeachtet bleiben, daß die Reaktion wieder nach etwas ſtrebt, was ihr ſelber noch gar nicht genügt. Die Junkerparthei will vor allem Macht, und nicht Macht in Freiheitsformen, ſondern ohne dieſe; Freiheit will ſie für ſich nur ſo lange ſie die Macht nicht hat, und Freiheit für Andre niemals! —

Ryno Quehl, der Knecht, im Sommer 1848 aber Freiheitsſänger, ſteht als Redakteur des kleinen Miniſterblattes „die Zeit“ mit der „Kreuzzeitung“ in bittrem Kampfe. Recht ſo, die mögen ſich unter einander ſchlagen. —

Dr. Zinkeiſen, bisher Redakteur der „Staatszeitung“, wird auf eine Profeſſur der Geſchichte vertröſtet! Einſtweilen behält er noch ſeine Beſoldung. — Er iſt ſehr unglücklich über ſeine Abſetzung. —

Im Tacitus geleſen, wegen Herman Grimm's „Arminius“; ſehr belohnt für die Mühe des Nachſehens! Aber neben dieſen Geſchichtsbilde von Tacitus wird das Trauerſpiel überflüſſig; es bringt kein neues Leben in dieſen Stoff. —

Noch immer Hausſuchungen und Verhaftungen überall in Deutſchland! Auch bei Freiligrath in Bilk, während ſeiner Abweſenheit; die Polizei ſucht ſeine neuen Gedichte und kann ſie nicht finden! Sie ſind längſt durch alle Buchläden frei in die Welt gegangen! —

Mittwoch, den 9. Juli 1851.

Geſchrieben. Gegen die Geſpräche von Radowitz. Er vertheidigt einige Seiten unſrer Sache; das mag er thun,

aber wir müssen uns nichts destoweniger entschieden gegen ihn erklären, denn er ist unser Feind gewesen und ist's auch jetzt noch; ist er seine Feinde los, so steht er wieder als der unsre da. Fort mit den Halben! —

Ein Mitglied der Junkerpartei, keines der klügsten, vertraut mir voll Angst, es sei nicht alles in so guter Ordnung, als man wolle glauben machen, der Erfolg sei noch immer zweifelhaft, und man müsse fortwährend hart um ihn kämpfen; alles könne plötzlich umschlagen, man schwebe zwischen den mannigfachsten Gefahren: die leichteste sei, daß der König plötzlich auf andre Gedanken kommen könne, dadurch würde viel gewonnener Boden wieder verloren gehen, neue Zeit aufzuwenden sein; die schwerste Gefahr aber sei die einer neuen Revolution, eines neuen Volkssturmes; in Berlin seien ganze Straßen mit Demokraten angefüllt, die alle ihre Waffen haben, die organisirt seien, und jeden Augenblick in Reih und Glied treten können, ganze Bataillone können plötzlich dastehen, und leider gäbe es unter den Truppen so manche Zeichen von übler Stimmung, man dürfe sich nicht unbedingt auf sie verlassen! Ich erwiedere darauf nur, daß eine neue Revolution auch ohne Straßenkampf erfolgen könne, daß ein solcher vielleicht nicht mehr Statt findet, aber ganz anderes ꝛc.

Ein Handwerker spricht zufällig von Tangermünde, und sagt: „O dort ist alles, alles demokratisch!" Er wollte dies nicht loben, nur die Thatsache aussprechen. —

Unter den mittlern Behörden sind viele ganz und gar demokratisch, und die obern drücken gern ein Auge zu, damit die höchsten es nicht erfahren! Die Beamten sind in der Regel sehr unzufrieden, und dem Junkerwesen entgegen. Einstweilen jedoch folgt noch alles dem Federdrucke der eingerichteten Maschine, die eben die Einrichtung und alle deren Vortheile für sich hat, die Soldaten, die Polizei, das Geld, die Form des Gebietens. Wenn aber einmal etwas in der

Maschine bricht, das Räderwerk stockt, dann wird man sehen! —

Abends zu Hause. In meinen Papieren gearbeitet. Lebhafte Gedanken an Vater, Mutter, Großmutter, Schwester, ich hätte ihnen alles Liebe und Gute anthun mögen. — Wie früh stand ich allein, wie mußte ich mich durcharbeiten, und wie hat mich das Leben gepackt und fortgerissen! — Ich fand Gedichte, die ich im zwölften und dreizehnten Jahr gemacht; das war damals so großer Ernst und jetzt nur noch ein kleiner Spaß! —

Im Tacitus gelesen; Englisches. —

Franz Raveaux in contumaciam zu Köln zum Tode verurtheilt. Wegen Theilnahme am Stuttgarter Parlament und am badischen Aufstand. — Heute Nachmittag haben die Konstabler in der Mauerstraße den Barbier Kühne in's Gefängniß abgeführt, zugleich eine Kiste aus seinem Hause mit fortgenommen. Er ist als eifriger Demokrat bekannt. —

(Aus einem Gedicht an die Freiheit.)

Schlußvers:

Rache unsre Menschenrechte,
Rache, räche sie mit Blut!
Fülle uns im Schlachtgefechte
Mit der schwarzen Rache Gluth!
Nieder mit den Königsthronen!
Nieder mit der Tyrannei!
Nieder stürzen ihre Kronen!
Unser Losungswort ist: Frei!

Hamburg, 1798.

Dreizehn Jahr alt!

Donnerstag, den 10. Juli 1851.

Die „Nationalzeitung" bringt den Schluß der Aufsätze über die Gewerbeausstellung aller Völker, und zeigt alles

saur

BIBLIOTHEK DER DISCH. LITERATUR
VARNHAGEN VON ENSE, K. A.

3-598-53028-5
FN. I2210/035

Schmachvolle von Deutſchland noch zuletzt in einer Art Feuerwerk. Vortrefflich! —

Im Rheinland iſt man über die Ernennung des pommerſchen Landraths von Kleiſt-Retzow zum Oberpräſidenten ganz erſchrocken, aber auch erbittert, und rüſtet ſich ſchon zum Kampfe wider ihn. Man nennt ihn einen Proconſul. Man konnte in der That nichts beſſeres erfinden, um die Rheinländer, die ſchon ſehr matt geworden waren, revolutionair aufzureizen!

Herr von Kleiſt-Retzow hat zunächſt eine Feindin an der Prinzeſſin von Preußen. Mit dieſer wird er doch nicht umſpringen wie mit einem Demokraten? Sie kann plötzlich Königin ſein! Ein Mitarbeiter an der „Kreuzzeitung" wünſcht ihr, daß ſie vorher noch etwas nach Spandau geſetzt werden möge! Welche Ausartung, welche Verwirrung! Die Revolution iſt fortwährend in vollem Gange. —

Freitag, den 11. Juli 1851.

Beſuch vom Grafen von Kleiſt-Loß, von 12 Uhr bis 2. Er ſpricht die größte Unzufriedenheit aus, mit dem König, mit dem Prinzen von Preußen, dem geſammten Hofe, den Miniſtern, den Beamten, aber auch mit den Landjunkern und Pietiſten; den Herrn von Kleiſt-Retzow erklärt er für den völligſten Fanatiker. Er bekennt, daß ihm alle Staaten, als ſolche gleichgültig ſind, beſonders aber Preußen. Er erwartet die völlige Oberherrſchaft Rußlands, und nicht ungern, denn die Demokratie iſt ihm auch verhaßt, und vor allem möchte er die jetzigen Gewalthaber, die er tief verachtet, abgethan ſehen. Er war in Pommern während der Mobilmachung, und meldete ſich doch wieder zum Dienſt, — in Widerſpruch mit ſeinem Vorgeben, daß ihm Preußen gleichgültig ſei, — aber er war froh, daß es nicht zum Kriege kam, denn unſre Kriegsmacht, verſichert er, ſei in ſchrecklichem

Zuſtand geweſen, überhaupt meint er mit dem preußiſchen Heer ſei es zu Ende, das ſei nur noch eine Erinnerung von ehmals! Ueber ſeine Söhne, ſeine Güter, — er möchte Tſchernowitz verkaufen. Ueber Schelling, Humboldt, das Friedrichsdenkmal. Er reiſt morgen wieder ab, nach Karlsbad.

Der Kreisrichter Martiny in Görlitz, Abgeordneter zur deutſchen Nationalverſammlung, ſeit anderthalb Jahren in Unterſuchungshaft, iſt jetzt wegen Hochverrath vor Gericht geſtellt worden. Schreit das nicht zum Himmel? Wehe denen, die das verſchulden! Anderthalb Jahre vorläufige Haft, und jetzt vor Gericht, jetzt wo man keine Freiſprechung mehr fürchten zu müſſen glaubt! —

Graf von Kleiſt ſprach mit größter Verachtung von der Feigheit, die nicht wagt die Provinzialſtände gradezu herzuſtellen, ſondern ſie lieber durch Hinterthüren mit allerlei Ränken und Kniffen wieder einführt, um durch ſie den Anlaß zu bekommen, die Kammern abzuſchaffen. Und auch dazu wird man noch immer neue Schleichwege und Tücken brauchen. „Unwürdig, niedrig, und im höchſten Grade dumm, weil es die offenbare Schwäche und Feigheit erkennen läßt! —

Hausſuchungen, Verhaftungen! Der Wachtmeiſter Kaiſer wohnt in der Mauerſtraße, iſt die Plage ſeiner Untergebenen und Alle haſſen ihn. — Sonntagsfeier! —

Sonnabend, den 12. Juli 1851.

Tocqueville's Berichterſtattung über die Reviſion der franzöſiſchen Verfaſſung; wider ſeinen Willen iſt das Ergebniß zu Gunſten der Republik; Legitimiſten, Orleaniſten und beſonders Louis Bonaparte ſehen ihre Wünſche nicht gefördert.

Der Polizeipräſident hat jetzt, auf Verlangen des Konſiſtoriums der Provinz Brandenburg, dem Vorſtande der hieſigen chriſtkatholiſchen Gemeinde befohlen, ſich der Mit-

benutzung der Kloſterkirche von jetzt an zu enthalten. Der Vorſtand zeigt dies mit dem Bemerken an, daß alſo morgen kein Gottesdienſt gehalten werden kann. Dieſe Verfolgung, ganz ungeſetzlich ohnehin, wird täglich frecher und ſchändlicher. —

Gerichtshandel eines Hauptmanns außer Dienſten Namens Rothe und des ſchon ſeines Adels entſetzten ehmaligen Grafen von Pfeil, wegen Schwindeleien. Merkwürdig durch die Behauptung Pfeil's, der Titel Graf ſei ihm nicht abgeſprochen.

Preußen geht mit immer ſtärkeren Schritten abwärts; nach außen hat es Ehre und Anſehen verloren, im Innern frißt der Krebs der Reaktion immer weiter, löſt alle Bande des Staates auf, erregt Feindſchaft aller Art. Die fanatiſche Minderheit, die jetzt hier herrſcht, iſt wie vom Teufel beſeſſen, ſie wüthet wie im Wahnwitz, man kann ſie mit den Münſter'ſchen Wiedertäufern vergleichen. —

Die „Neue Preußiſche Zeitung" liefert den Schluß des kritiſchen Aufſatzes gegen Radowitz, unterzeichnet mit H. Leo. Der Schäker will für Deutſchlands Einheit vor allem die der Kirche! Aha, dahinaus! Den Kaiſer Friedrich den Zweiten wagt er zu ſchimpfen! — Die Partei fühlt wohl, daß Radowitz ihr Gefahr bringt; eine Laune des Königs, und jener iſt obenauf, und das ganze Poſſenſpiel Gerlach iſt zu Ende, das heißt wieder auf Ränke und Schleichwege zurückgebracht. Der König iſt, wenn er *will*, noch allmächtig und im Augenblicke jedes Gehorſams ſicher, die ganze Kunſt beſteht darin, ihm das Wollen ſchwer, unmöglich zu machen. —

In den obern Klaſſen findet ſich die Denkart, gleichgültig für den Staat zu ſein und nur den perſönlichen Vortheil zu ſuchen, ſchon ſehr häufig. Den Junkern als ſolchen iſt an Preußen wenig gelegen; ihre Vorrechte, ihre Ausſichten am Hof, im Staats- und Heerdienſt, hätten ſie auch unter Oeſterreich und Rußland. Viele ſehen mit Hohn und Schadenfreude die Schwächung Preußens, beſonders in Schleſien iſt

dies bemerkbar, die preußische Gesinnung steht bei den großen Familien dort auf schwachen Füßen. —

In Stern's Biographieen der Zeitgenossen und im zehnten Bande von Thiers gelesen. Auch als Schriftsteller ist Thiers ein völliger Lump geworden, ein gleißnerischer, dummdreister, und doch verzagter Schreiber, der es zu vielen Leuten recht machen möchte. —

Fast jeden Tag hält der König in Bellevue Ministerrath; es kommt aber nichts zu Stande. — Ränke, Zwietracht. —

Zweikampf in Erfurt zwischen den beiden Referendarien Lichtenstein und Becherer, ersterer durch den Kinnbacken geschossen. Kein politischer Anlaß. Aber Lichtenstein ist Demokrat, wie seine Schwester und Mutter, während der Vater, der Geh. Rath und Professor, ein wüthiger Reaktionair ist. — (Lichtenstein war Assessor, er starb nach kurzer Zeit an seiner Wunde.) —

Krackrügge frei; will in Erfurt sogleich eine demokratische Zeitung gründen; die Kaution giebt ein dortiger reicher Handwerker. —

Sonntag, den 13. Juli 1851.

Der Rechtsanwalt Otto Lewald hat sich des verhafteten Barbiers Kühne angenommen; dieser war noch gar nicht verhört worden, es haftet keinerlei Schuld auf ihm, denn wenn auch der Koffer, den ein Andrer ihm in Verwahrung gegeben hat, etwas Strafbares enthielte, — wie doch nicht der Fall, — so träfe den Verwahrer dies nicht, allein er ist ein Demokrat und ein Mann geringen Standes, den will man eine Weile brummen lassen, so hat selbst ein Konstablerlieutenant höhnisch gesagt.

Freiligrath, „der berüchtigte Litterat", wie ihn die schamlosen Regierungserlasse nennen, soll verhaftet werden. Seine

neuſten Gedichte ſind in ganz Deutſchland frei verkauft worden, ehe die blödſinnigen Behörden es wußten, und die noch vorhandnen Abdrücke hat man noch nicht aufgefunden. —

Merkwürdige Erſcheinung in England, ein Geiſtlicher der Hochkirche, Rev. Kingsley (Verf. von Alton Locke ꝛc.), hält ſozialiſtiſche Predigten. Die Altgläubigen ſind ſehr darüber beunruhigt, ſelbſt bei uns. Dieſe falſchen Chriſten, dieſe Götzen-Chriſten, fürchten nichts ſo ſehr, als das wahre Chriſtenthum, wie es Jeſus wirklich gepredigt hat. —

Schärfere Beaufſichtigung der Volksſchullehrer; ſie ſollen gehorſame und brauchbare Unterthanen erziehen, nicht freie Bürger, nicht ſelbſtſtändige Menſchen! Es hilft nichts! Sie lehren doch, und auch wenn ſie heucheln, die Wege der Freiheit, und ihre Aufſeher, die nächſten, halten es meiſt mit ihnen. —

Der Miniſter von Raumer war auf ein paar Tage in Hamburg, hat ſich dort mit den Frömmlern gelabt, und die Anſtalten des Rauhen Hauſes beſehen! Er hat ſich damit das völligſte Armuthszeugniß geſchrieben! —

Der König hat ſich bitter über Radowitz geäußert, und es unverzeihlich gefunden, daß dieſer die ſtändiſche Monarchie für unmöglich erklärt. Er hält ſie für das höchſte Ziel politiſchen Trachtens, weiß aber ſelbſt nicht recht, was er damit meint; er hat nur ein Bild vor Augen, Leute verſchiedener Klaſſen und Kleidungen, die ihn der Volksliebe verſichern, ſeinen Wünſchen entgegenkommen, ihn rühmen und preiſen; von Rechten und Pflichten ſolcher Stände, von ihren tiefgreifenden Aufgaben, hat ihm niemand einen Begriff gegeben. —

Der Miniſter von Manteuffel hat die Ernennung des Herrn von Kleiſt-Retzow nicht verſagen können, hat ſie aber ſehr ungern zugegeben, und bietet alles auf, daß nicht noch mehr Leute dieſer Parthei zu hohen Stellen kommen. Die

Parthei weiß es recht gut, und ſucht ihn zu untergraben, indem ſie ihn doch noch benutzt; ſie rechnet ganz auf die Miniſter von Raumer und von Weſtphalen. — Die Demokratie ſieht mit untergeſchlagenen Armen zu. —

Nach einer Nachricht, die ſich für eine ſehr zuverläſſige giebt, wäre Bakunin noch nicht den Ruſſen ausgeliefert, ſondern nach wie vor in öſterreichiſcher Haft. —

Manteuffel hat aus den bei der Frau von Bruiningk, geb. Fürſtin Lieven, in Hamburg gefundenen Papieren diejenigen, welche für Ruſſen bloßſtellend ſind, der ruſſiſchen Behörde zuſtellen laſſen. In Folge dieſer Mittheilung iſt der Profeſſor Oſenbrüggen in Dorpat von einem ruſſiſchen Gendarm abgeholt und nach St. Petersburg geſchleppt worden. Oſenbrüggen war ein Eiferer für das Recht der Schleswig-Holſteiner, und hatte in dieſem Sinn an Frau von Bruiningk geſchrieben! Der Arme iſt verloren! —

Montag, den 14. Juli 1851.

Eine Miniſterkriſis, die im Innern der herrſchenden Parthei jetzt vorgeht, hat für uns nicht die geringſte Bedeutung; was gehen uns ihre perſönlichen Liſten und Ränke an! Die „Neue Preußiſche Zeitung“ und die „Preußiſche Zeitung“ fechten dieſen Kampf ſeit mehreren Tagen, bald offener, bald verdeckter, die erſtere mit Bitterkeit und Drohungen. Daß das Pack ſich untereinander zerrt und zauſt, kann uns ein wenig nebenher beluſtigen, aber ſonſt iſt es vollkommen gleichgültig, wer von dieſen Leuten den Karren führt; ein tüchtiger Mann, ein Staatsmann, iſt doch jetzt für Preußen unmöglich. Außerhalb der Parthei nimmt auch kein Menſch irgend einen Theil an der Sache, es herrſcht keine Spannung, kein Wunſch — Berlin iſt gelangweilt und überdrüſſig. —

Der erſte Preßprozeß ohne Geſchworne! Der Herausgeber des „Publiziſten“, Thiele, wegen Mittheilung der An-

klageschrift gegen die Arbeiterverbrüderung zu einer Woche Gefängniß verurtheilt. Offenbar ungerecht; das Gesetz verbietet die Mittheilung vor der Verhandlung, die Auslegung will den Schluß des Prozesses nicht damit gemeint wissen, gegen den Wortlaut und gegen den Zweck des Gesetzes. Dazu kommt, daß man mehrere andre Blätter, die ganz dasselbe gethan haben, nicht angeklagt hat, sondern nur das eine, dessen Redakteur man schikaniren will. Unsre heutige Rechtspflege! —

Der Barbier Kühne wird noch immer in Haft gehalten. —

Einweihung der neuen katholischen Kirche auf dem Köpniker Feld. Der König war auch dabei, hatte aber nichts dabei zu reden. — Und Herr von Olfers plötzlich ein guter Katholik! —

Es wird eifrig daran gearbeitet, den Bundestag zur gemeinsten, niedrigsten Polizeianstalt zu machen, für die Regierungen und in gewissen Fällen auch gegen sie. Recht gemein, keine Spur von Edlem und Würdigem, schamlos gemein, wie jetzt alles ist, was oben steht! — „Das feige Herz, das falsche Herz", singt Freiligrath. — Sie haben das „schätzbare Material", wie sie ihre Unterdrückungsvorschläge nennen, von Dresden glücklich nach Frankfurt hinübergeschleppt! —

Eben ist hier erschienen: „Sonst! — Jetzt! Dem Volke zur Erinnerung. Drei Proklamationen Sr. Majestät Friedrich Wilhelm IV. König von Preußen über das Verhältniß Preußens zu Deutschland 1848. 1849." Preis nur 1 Silbergroschen. Es ist wunderbar, daß dergleichen noch erscheinen kann. Die bitterste Schmähschrift kann nicht ärger sein, als diese Zusammenstellung! Aber Scham giebt's nicht mehr, die Frechheit ist obenauf. —

Die Konstitutionellen bekennen jetzt ihre Fehler, daß sie von der Volkspartei sich getrennt, sie bestritten und gehöhnt,

der Regierung vertraut haben; sie sind jetzt durch Haß mit den Demokraten vereint. Fürerst aber theilen sie nur deren Unmacht. Die Macht der Demokratie liegt in ihrem Bewußtsein, in der zukünftigen Entwicklung. — Jetzt kommt die Bekehrung an eine andre Schichte, an die altpreußisch Gesinnten, das heißt an die freisinnigen aufgeklärten Beamten, die Männer des alten Rechtes, der alten Kriegsehre. Das Werk ist schon in gutem Fortgange. —

Dienstag, den 15. Juli 1851.

Geschrieben, aber mit Unlust, über widrige Gegenstände. — Ausgegangen; bei Kranzler die Zeitungen angesehen; die Wiener Blätter, bisher wenig beachtet, fangen an bei uns Eingang zu gewinnen. —

In Thiers weitergelesen, die Schlacht von Wagram. Die Thatsachen selbst kann er nicht ganz falsch angeben, aber er giebt ihnen stets eine partheiische Färbung, hebt hervor oder schiebt zurück nach Gutdünken. Indem ich alles das lese, glaube ich das Jahr 1809 auf's neue zu erleben, die damaligen Zeiten sind mir warme Gegenwart. Aber dann überfällt es mich kalt und schauerlich, wenn ich gewahr werde, wie mir die Zeugen fehlen, die alles mit mir erlebt haben, mit denen ich alles besprochen und wiederholt habe: Bentheim, Marais, der Erzherzog Karl, Nostitz, Rühle, Philipp von Hessen-Homburg, Tettenborn, Neipperg, Louis und Moritz Liechtenstein, und Hunderte noch, sind todt und stumm! Ich sehe mich vergebens nach Menschen um, denen diese Ereignisse dasselbe wären, was sie mir sind. Doch leben noch Wallmoden, Reuß LXIV, Radetzky und Andre, aber sie sind fern, und ich möchte sie jetzt nicht nahe haben! —

Die „Neue Preußische Zeitung" druckt einen gegen sie gerichteten Artikel der Preußischen ab, und nimmt ihn als

eine völlige Kriegserklärung. Spaßhaft. Wir ſagen, wie jener türkiſche Großſultan, als man ihm von dem Kriege zweier europäiſchen Mächte ſprach: „Ob der Hund das Schwein frißt, oder das Schwein den Hund frißt, was macht das mir?“ Unrein ſind ihm beide Thiere. —

Einige Ehrenbezeigungen am Rhein für den abgehenden Oberpräſidenten Rudolf von Auerswald. Auch iſt er in Düſſeldorf beinah einſtimmig zum Mitglied der erſten Kammer gewählt worden. Du lieber Gott! für die erſte Kammer! —

Die Sonntagsfeier wird mit äußerſter Strenge gehandhabt. Im Meinhardt'ſchen Gaſthofe wollten am letzten Sonntage der Wirth und ſeine Gäſte ſich um 3 Uhr zum Mittageſſen niederſetzen, da trat ein Lieutenant der Konſtabler ein, und vertagte das Eſſen bis nach 4 Uhr, weil bis dahin der Nachmittagsgottesdienſt dauerte. Könnte der Konſtabler, wenn er heimlich Demokrat wäre, ſchimpflicher und nachtheiliger für die Regierung wirken? — Man will die Kirchen füllen? Verbrüderungen entſtehen zum Vermeiden der Kirchen! Ein ſolcher Gottesdienſt iſt gottlos, iſt ein Götzendienſt, von der Polizei geſchaffen und ihrer würdig. —

Bei Einweihung der neuen katholiſchen Michaelskirche haben auch die katholiſchen Pfaffen ſich heuchleriſch und pflichtvergeſſen benommen, ſie haben dem Ketzer-König das Kreuz vorgetragen und ſeine Frömmigkeit gerühmt, eine Frömmigkeit, für die er — nach katholiſcher Lehre — ewig in der Hölle braten wird! —

Erklärung der Frau Luiſe Gabe de Maſſarellos, geb. Lauezzari, aus Paris 10. Juli 1851, wodurch ſie die Angaben des von ihrem Neffen Dr. Adolph Ebeling verfaßten Buches: „Eine Mutter im Irrenhauſe“ beſtätigt. Pedro Gabe de Maſſarellos ſtarb 1831 in Paris, er war der Sohn des hamburgiſchen Senators Gabe.

Mittwoch, den 16. Juli 1851.

Die „Urwählerzeitung“ beweiſt, daß die polizeiliche Entziehung der Erneuerung von Gewerbserlaubniß in den Geſetzen nicht begründet iſt, daß nur Gerichte darüber zu ſprechen haben. Aber was fragt man in Preußen nach Geſetzen! —

Die „Kreuzzeitung“ verſichert, der Angriff gegen ſie in miniſteriellen Blättern rühre von untergeordneten Leuten her; das Miniſterium ſei mit ihr und mit ſich ſelbſt einig. — Aber es iſt ganz gewiß, daß ſie alles anwandte, um den Miniſter von Manteuffel zu ſtürzen, und daß dieſer alles aufbot, um die Kreuzzeitungspartei zu ſchlagen! Alles aber heimlich, hinterrucks, verſuchsweiſe, ohne den Schein davon haben zu wollen!

Während der Reiſen des Königs, nach Preußen, nach Schwaben ꝛc. wo eine Art Stillſtand in den Regierungsgeſchäften eintreten wird, erwartet man um ſo größere Thätigkeit in Ränken und Liſten, neue Kriſen ꝛc. —

Donnerstag, den 17. Juli 1851.

Traum von meinem Vater und von Rahel, inniges Liebegefühl und darin ein ſchmerzlicher Schauer von Ahndung, daß dem Traumbilde die Wirklichkeit fehle! aber doch angenehm und tröſtlich, die Nähe meines Vaters und Rahels!

Die Polizei widerſpricht den Angaben der „Nationalzeitung“ über das wegen der Predigt vertagte Mittageſſen, das Verbot eines deutſchfarbigen Schnupftuchs, aber die Sachen ſind wahr, durchaus wahr; man denke an die Angaben über Frau Temme! Hinckeldey nahm auch das Maul voll, und drauf geſchlagen verſtummt er!

Der Schandpfahl, an welchen der Name von Raveaux in Köln geſchlagen wurde, iſt zwar nicht ſtehen geblieben, aber die Stätte war über Nacht ganz mit Blumen überſchüttet.

Der Gefährte von Raveaux, Becher, hat ſich in Stuttgart wider Vermuthen dem gerichtlichen Verfahren geſtellt; auch er war Mitglied der vom deutſchen Parlament in Stuttgart ernannten Reichsregentſchaft. —

Falſche, hinterliſtig geſchmiedete Umlaufſchreiben angeblich von Bamberger und andern Demokraten in London, von der miniſteriellen Preſſe veröffentlicht. Niederträchtige Lügen der „Preußiſchen Zeitung" über das Demokratenfeſt bei Frankfurt am Main, wo nicht die kleinſte Unordnung vorfiel. —

Jetzt werden Neuwahlen für die Provinziallandtage ausgeſchrieben, und dieſe nicht mehr als Ausbülfsmittel für die Einkommenſteuer, ſondern um ihrer ſelbſt willen als ſelbſtſtändige Körper einberufen. Vor kurzem ſtellte die Regierung dies noch entſchieden in Abrede!

Jetzt ſtellt ſie eben ſo noch in Abrede, daß man den Provinziallandtagen ein neues, ſtändiſch gegliedertes Wahlgeſetz vorlegen wolle. — Feige Zaghaftigkeit und ſchamloſe Frechheit geben Hand in Hand. —

Der Herausgeber der ehmaligen „Dorfzeitung" in Königsberg, Herr Sommerfeld, zu vierjährigem Gefängniß wegen Preßvergehen verurtheilt. Er iſt aber flüchtig. —

Freitag, den 18. Juli 1851.

Neue Polizeiverordnungen. Für die Theater iſt die Zenſur wieder eingeführt, alle Luſtbarkeiten in Wirthshäuſern bedürfen polizeilicher Erlaubniß ꝛc.

In Rußland iſt das Reiſen in's Ausland neuerdings erſchwert. Ein Edelmann erhält nur auf zwei Jahr Erlaubniß, bisher auf fünf, ein Bürgerlicher auf ein Jahr, ſonſt auf drei, und jeder Paß auf ſechs Monate koſtet 250 Rubel Silber. —

In Heidelberg iſt der Lederhändler Stoll verhaftet wor-

den; man will bei ihm Mazzini'sche Looſe gefunden haben! — In Braunſchweig Hausſuchung in der Joh. Heinr. Meyer'ſchen Buchdruckerei, wegen Freiligrath's Gedichten, Wartburg ꝛc.

Neue Gewaltſchritte in Kurheſſen. Im Königreich Sachſen, in Baden, Baiern, Würtemberg, Heſſen-Darmſtadt, vor allem aber in Preußen die verruchteſte Polizeiwillkür, gehäſſige Verfolgung der freien Gemeinden, der Lehrer, Schriftſteller, es iſt die heilloſeſte Wirthſchaft! —

Der Sohn des Geh. Rathes Lichtenſtein iſt in Erfurt an den Folgen ſeiner Wunden geſtorben. —

Der Barbier Kühne iſt fortwährend in Haft. Man will eine Ledertaſche mit Papieren von ihm, die er nicht hat, von der er nichts weiß. Man hofft ihn mürbe zu machen durch dieſe Art von Tortur. Und wenn er nun wirklich nichts hat? I nun, denkt man, was ſchadt's? Ein geringer Mann! — O preußiſche Rechtspflege von ehmals! —

Hebbels's „Judith" geleſen; ein graunvolles aber großartiges Trauerſpiel, ächt dichteriſchen Gepräges. — In Plinius geleſen, Engliſches, »Leader« ꝛc. —

Sonnabend, den 19. Juli 1851.

Als ich eben ausgehen wollte, kam Herr Dr. Friedrich Hebbel. Weißhaarig, blauäugig, norddeutſch, ſchwungvoll und nachdrücklich redend, mit bezeichnenden Gebärden, — eine merkwürdige Erſcheinung! Der Mann gefiel mir auf den erſten Blick, und mit jedem Worte, das er ſagte, gefiel er mir mehr. Wir ſprachen zuvörderſt über die öffentliche Lage der Dinge, über Oeſterreich, Preußen, — und ſtimmten außerordentlich überein. Es that mir wohl, beſonders nach den geſtrigen Geſprächen, einen Mann ſo freien Geiſtes, ſo muthigen Herzens, ſo weiten Ueberblicks zu hören! Bedauern,

daß Ludmilla nicht hier ist. Ueber Amalia Schoppe, mit inniger Theilnahme und Achtung. Vorzüge von Wien, von Oesterreich, wieso die Aufnahme von ganz Oesterreich in den deutschen Bund wünschenswerth. Ueber den Fürsten Friedrich von Schwarzenberg, der richtig sieht aber falsch fühlt. — Ueber Hebbel's „Judith", die nach einer neuen Bearbeitung aufgeführt wird, nicht wie ich sie gestern gedruckt gelesen. —

In Paris glänzende Verhandlung wegen Revision der Verfassung. Reden Cavaignac's, Michel's (von Bourges) und besonders Victor Hugo's, für die Republik. Alles schlägt zu Ehren der Republik aus. — „Vereinigte Staaten von Europa", der Ausdruck wird gebraucht. Wie lange schon sag' ich das! — Die Krisis wird klarer, aber steht bevor! —

Auf einer Anhöhe bei Gießen wuchs eine Robert Blum-Linde, bald nach seinem Märtyrertode feierlich gepflanzt, kräftig heran. Neulich fand man sie Morgens ganz durchgesägt. Ein Frevel, der seine Rache fordern wird. —

Freiligrath, der sich in London befindet, durch Steckbriefe verfolgt wegen seiner neuesten Gedichte, die sämmtlich verkauft sind. Er ist gar nicht flüchtig, nur vereist. —

Streckfuß, wegen seiner Geschichte der französischen Revolution, die der Staatsanwalt schon freigegeben hatte, des Hochverraths angeklagt! Schändlich! —

Sonntag, den 20. Juli 1851.

Von schlimmen Träumen — Raub- und Polizeiträumen — erwacht, empfing ich den Besuch des Prinzen von *, der sich vor mein Bette setzte, und mich wenigstens zwei Stunden belagerte, den Barbier, Briefe und Botschaften überdauerte, und erst ging, als ich entschieden sagte, jetzt müsse ich aufstehen. — Ich hörte von ihm, daß die Junkerpartei mit Manteuffel sehr unzufrieden ist, ihm nicht traut, ihn nicht

für fähig hält, ihn abschaffen will. Kleist-Retzow, von Ehrgeiz verzehrt, wünscht ihn zu ersetzen. Bismarck-Schönhausen arbeitet auch aus allen Kräften gegen Manteuffel, dem er doch fürerst gehorchen muß. Es sei mit unsern Dynastieen nichts mehr, meint *, es könne höchstens noch eine Monarchie der Person bestehen, aber dazu gehöre eben eine Person, wenn auch nur ein Louis Philippe, wenn die fehle, dann gehe alles drunter und drüber wie bei uns, in Oesterreich, in allen deutschen Ländern. „Auch mit uns, dem Adel, meinen es die Monarchen nicht ehrlich, sie wollen uns nur gebrauchen, aber nicht stützen, und so meinen wir's auch mit ihnen nicht aufrichtig." —

Ausgegangen. Zu Herrn Dr. Hebbel, der gleich seine Frau rief. Eine schöne, kluge Frau, eine herrliche Judith! Wir sprachen über Wien, über dortige Bekannte, Frau von Goethe, Frau Auguste Brede, Grillparzer. — Dann von Hamburg, von Ludmilla, von Rosa Maria und Affing. —

Verfolgungen. Der Redakteur der „Trierer Zeitung" verhaftet, Herr Walther, auch der Demokrat W. Seelhoff und Andre in Trier. — In Kassel auf Herrn Heise gefahndet, Verfasser der eingegangenen „Hornisse". Der österreichische Dichter Hermann Rollet aus Meiningen ausgewiesen, aus Nürnberg, er sollte sogar mit Zwangspaß nach Wien genöthigt werden, ist aber wie es heißt in die Schweiz entkommen. —

Der Polizeipräsident Hinckeldey ist ausgescholten worden von Manteuffel, Andre sagen Manteuffel vom König, die Polizei solle doch nicht so dumm und plump verfahren in Betreff der Sonntagsfeier, daß die Regierung und der Hof dadurch lächerlich und vor Europa zum Gespötte würde, und daß der Zweck gänzlich verfehlt bliebe; sie solle mit Maß und Schonung verfahren ꝛc. Nun gingen heute die Konstabler eiligst umher und sagten in den Läden an, es sei

nicht ſo ſtreng gemeint, man brauche die Thüren nur anzulehnen, man möge immerhin in der Stille verkaufen ꝛc. Das heißt eine Regierung! In acht oder vierzehn Tagen kommt nun wieder ein entgegengeſetzter Befehl, dann ſoll der Teufel die Konſtabler holen, die nicht ſtreng auf die Heiligung des Sonntags ſehen! —

Vortrefflicher Artikel der „Nationalzeitung“ gegen Leo's Kritik der Geſpräche von Radowitz. Leo nach Gebühr abgethan. —

Montag, den 21. Juli 1851.

Muth, friſchen Muth! Die Prüfungen drängen ſich, und die meiſten, die bitterſten, ſind noch zurück. Wenn ich das Nächſte anſehe, den Tag mit ſeinen elenden Darbietungen, wird mir weh genug, allein der Blick in's Allgemeine ſtärkt und heitert mich gleich wieder auf. Der Feind dringt auf allen Seiten vor, er läßt uns kein Recht, keine Zuflucht, er möchte uns vernichten, und thut es ſtückweiſe, ſo gut er es kann. Aber unſre wahre Feſtung erreicht er nicht, die Geſinnung! So lang ich feſthalte an meiner Sache, ſo lang ich nichts aufgebe von meinem Rechte, ſo lang ich meine Gedanken hege, meine Liebe und meinen Haß: ſo lange bin ich nicht überwunden, hat der Feind nichts gewonnen, mit allen ſeinen Bajonetten, Gewaltthaten und Tücken. Sie werden ihm heimkommen, und ich erlebe meinen Sieg auch wenn ich ſterbe. —

Preußen und Oeſterreich haben es gut vor mit dem Bundestag, er ſoll die ſtrengſte Polizeianſtalt werden. Armſelige Geiſter, ſie haben und kennen nichts als die alten Lumpen, die ſchon früher nicht gehalten, und nur noch lumpiger geworden ſind. Nur zu! Doch iſt ihnen ſchon jetzt die Furcht hinderlich, die ihre Falſchheit und Tücke den

mittlern deutſchen Staaten eingeflößt haben. Mit der Preſſe wird's ihnen aber nicht gelingen.

In Mecklenburg-Schwerin iſt das Beſtehen aller Zeitungen in das Belieben der Miniſter geſtellt. Alle ſozialen und kommuniſtiſchen Blätter ſollen aufhören. Die Narren, als wenn ſie und ihre Schergen das unterſcheiden könnten! Die Verordnung iſt von dem Grafen von Bülow, von Schröter, von Brock unterſchrieben. Die beiden erſten kenn' ich.

In Bernſtädt in Schleſien ſah der Oberpräſident von Schleinitz — auch ein Edler, den man im Geſicht behalten muß — das Bildniß des ehmaligen Rektors Mätze in der Schulſtube hängen, tadelte dies bitter, und verlangte deſſen Abnahme. Der Gemeinderath des kleinen Ortes — Ehre ihm! — hat erklärt, das Bild ſei auf Beſchluß der Stadtverordneten aufgehängt worden, zum Dank für die ſegensreiche Wirkſamkeit des trefflichen Schulmanns, und ſoll bleiben. —

In „Alton Locke", von Kingsley geleſen. Ein merkwürdiges, ganz ſozialiſtiſches, radikales Buch! Tapfer, eindringlich. Schauderhafter Blick in die engliſchen Zuſtände. Von einem Geiſtlichen alles Mögliche! —

In Heidelberg neue Verhaftungen. Hier in Berlin neue Ausweiſungen; alle Handwerksgeſellen, die nicht ganz fügſam auch in ihren Gewerbsſachen ſind, müſſen fort. Doch darf der Schloſſer Beuther wieder bleiben, der Miniſter hat ſich bei dem Lärm der Preſſe doch geſchämt! —

Das Miniſterium hat die Bürger- und Bauernzeitung „der Hahn" angekauft, die freiſinnigen Redakteurs und Mitarbeiter plötzlich entlaſſen. Das Blatt iſt damit todt. —

In Königsberg ſtrenges Verbot an alle Behörden, irgend eine Bekanntmachung den freiſinnigen Zeitungen zum Einrücken zu geben. Fanatiſche Wuth des elenden Oberpräſidenten von Eichmann! —

Die Verfassungsrevision in Paris bei der Abstimmung durchgefallen. Vive la république! rief sogar Peter Bonaparte. — Für unsre Ultra's ein großer Aerger. —

Herr W. besuchte mich; er kommt aus St. Petersburg, und erzählt mir wunderbare Dinge. Nach ihm ist die ganze Welt, wie so lange über den Kaiser Franz, so jetzt über den Kaiser Nikolaus im Irrthum. Er spielt den Starken, wobei Gestalt und Ansehn ihn unterstützen, er ist aber in Wahrheit der feigste Mensch auf der Welt. Er zittert vor jeder persönlichen Gefahr, er ängstigt sich immerfort, und scheut jedes Wagniß. Als die preußische Heeresmacht mobil gemacht wurde, schäumte er vor Wuth, gab aber sogleich Befehl, alle Kriegsrüstungen einzustellen, und die Truppen sogar einige Märsche zurückzuziehen. Angst und Entsetzen ergriffen ihn, weil er Preußen entschlossen und streitfertig sah; er sah sich angegriffen, geschlagen, die Polen in Aufstand, Liefland unsicher, seine eignen Generale und Truppen ihm gefährlich. Die Feigheit und Schwäche Preußens ließen ihn wieder aufathmen, nun führte er wieder das große Wort, befahl, drohte, sah sich gehorcht. Aber sein Zorn, sein Haß, sind nicht beschwichtigt. Er fürchtet alles, er sieht in allem die Revolution. Alles was Wissenschaft, Litteratur, Geistesbildung heißt, ist ihm verdächtig, verhaßt. Kein fremdes Buch darf mehr nach Rußland, Zensur und Polizei ersticken alle eigne russische Litteratur. Den Professoren der Universitäten ist das Recht, fremde Bücher zu beziehen, genommen, auch dürfen sie ihren Rektor nicht mehr wählen, der Kaiser setzt ihnen solchen für immer. Im Heere besteht die schärfste Aufsicht, die arglistigste Späterei, jede freie Aeußerung eines Offiziers ist sein Verderben. Man darf nichts mehr erzählen, nicht mehr zuhören. Alles seufzt unter dem unerträglichen Druck, alles beugt sich dem Joche nur mit Unwillen. Die Verbote der Ausfuhr des Silbers, der Wiedereinfuhr des

Papiergeldes, die neuste ungeheure Erschwerung des Reisens in's Ausland erregen die größte Erbitterung. Bald ist das Maß voll, es fehlt wenig mehr, und Kaiser Nikolaus ist Kaiser Paul! —

Dienstag, den 22. Juli 1851.

Schon um 5 Uhr wach, gelesen, geschrieben. — Besuch von einem Handwerker, der Rath und Hülfe begehrt; Arbeit, Ausdauer, kein Wanken! —

Am Hofe hier herrscht die größte Erbitterung, der wüthigste Haß, gegen alles und jedes! Sie möchten ihre erlittene Demüthigung, ihre Feigheit und Schande an dem ganzen Volke rächen, jedes Gehirn zerschlagen, das eine Erinnerung davon hat; sie hassen sich aber auch untereinander, und die dürftigen Mittel, die sie haben, sind Gegenstand des Neides, der Eifersucht, jeder sucht die des andern herabzuwürdigen, zu verkleinern. Alle bösen Leidenschaften sind losgelassen, alle Grazie des Lebens ist verschwunden, es ist der Pöbel — den es sonst nicht mehr giebt — in Festkleidern und Prachtzimmern. Ein am Hofe lebender Mann sagt: „Glauben Sie mir, der Beste von Allen ist noch der König selbst, der hat doch Anwandlungen von Güte, doch aufkommen lassen sie keine gute Bewegungen, Alle sind vereint bemüht, sie gleich wieder zu ersticken.“ Eine andre Meinung hält den König für den Schlimmsten, er hasse das Volk am meisten, und sehe in jedem Unterthan einen Rebellen; er hasse aber auch seine Höflinge, und besonders seine Mitfürsten, die seinem Ansehn sich nicht haben beugen wollen. —

Der weimarische Minister von Gersdorff ist hier, und spricht heftig gegen die Absichten Oesterreichs und Preußens, in den deutschen Ländern alle Einrichtungen wieder abzuschaffen, und überhaupt das Maß ihrer Willkür als Regel

deſſen feſtzuſetzen, was beſtehen ſoll und was nicht. Sie werden es aber doch thun, und keine Gränze kennen, bis zur neuen Revolution!

Der Prediger Ublich in Frankfurt am Main thätig; die „Kreuzzeitung" wüthet darüber, ihr Ton iſt ſo pöbelhaft wie je. —

Die Sachen am Bundestag gehen mühſam, die unſrer Provinzialſtände mühſam, die unſrer Miniſterernennung mühſam! Noch kein Finanzminiſter! Noch nichts Beſtimmtes wegen der Stände und Kammern! Lauter Anfänge, Widerſprüche, Verwirrungen! Trauriges Staatsweſen! —

Das Abendblatt der „Nationalzeitung" von der Polizei weggenommen.

Mittwoch, den 23. Juli 1851.

Probeblätter des „Schwarzen Adlers", vom Aſſeſſor Wagener herausgegeben, ſechs Blätter die Woche für einen Silbergroſchen! Es wird mit Gewalt für das Blatt geworben, um die „Urwählerzeitung" todtzumachen; aber ohne große Geldopfer kann das Blatt nicht beſtehen. Es iſt grundgemein. Wird die Parthei das Geld dafür aufbringen?

Donnerstag, den 24. Juli 1851.

Hundebeſuch; die prächtige Dogge Trimm; gewaltige Kraft und große Sanftmuth und ſogar Schüchternheit. Ich denke mir viel bei ſolchem Thier, immer neues Erſtaunen! Unſre nahen Mitgeſchöpfe, ſie wie die Pferde ſtehen in tiefem Bezuge zu den Menſchen, wir müſſen ihnen dankbar ſein und ſie gut halten. —

Der ehmalige Abgeordnete zur deutſchen Nationalverſammlung, Kreisrichter Martiny, vom Schwurgerichte zu

Konitz freigesprochen. Er war des Hochverraths angeklagt. — Auch in Zweibrücken einige des Hochverraths Angeklagte freigesprochen. — Dergleichen Beispiele bedrohen schon die Einrichtung der Schwurgerichte in ganz Deutschland; es heißt, der Bundestag solle sie durch eine allgemeine Verfügung abschaffen. —

In Dessau wird nun auch oktroyirt! Der Herzog hat eine Ansprache an sein Volk erlassen, die reich an Enthüllungen ist; er bekennt, daß es ihm nie Ernst gewesen mit den Zugeständnissen, daß die deutschen Regierungen sich gegen die Anordnungen aus dem Revolutionsjahr verbunden haben ꝛc. Unter den Erlassen des Herzogs stehen die Namen der Herren von Goßler, von Plötz — — —

In Thüringen wehren sich die Herzoge noch gegen das Oktroyiren; man wird ihnen bald Lehrmeister schicken. Die Fürsten halten nichts auf das Gewährte, aber sie fürchten sich, vor den Mächten, und vor dem Volk. —

Wie lange dieser Zustand der Erniedrigung und Knechtschaft noch dauern wird?! Es geht alles sehr langsam, und ist noch viel zu thun; es sind vor allem die Kammern noch abzuschaffen, die Zensur wieder einzuführen, Kirchenzwang ꝛc. Und das alles ist von der Revolution bestellte Arbeit; sie läßt alles fertig machen, bis auf's kleinste Stück, man sieht nicht, was es werden soll; ist aber alles fertig, dann kann das Zusammensetzen im Nu geschehen sein. —

Alton Locke las ich zu Ende; in dem Buche sind zwei Richtungen unvereint nebeneinander, die Volkssache giebt die eine, das Kirchenthum die zweite, zuletzt soll die erste in der zweiten aufgehen, aber sie thut es nicht, wenn auch der Autor es bewirkt zu haben meint. Der Pfaff tritt als Pfaff hervor, als schwacher elender Pfaff, seine Vertheidigung des Wunderglaubens ist von kindischer Erbärmlichkeit und lächerlicher Sophistik. Aber seine Schilderung der Zustände in

England iſt ſchrecklich, und die kann er ſelber nicht mehr verwiſchen. —

Neuer Finanzminiſter: der bisherige Präſident v. Bodelſchwingh; neuer Unterſtaatsſekretair im Miniſterium des Innern: der bisherige Präſident von Manteuffel, Bruder des Miniſterpräſidenten. In den obern Regionen tadelt man die Beförderung der Verwandten; was liegt daran? Dem Volk iſt alles das Ein Teufel! —

General Sebaſtiani in Paris achtzigjährig geſtorben. —

Freitag, den 25. Juli 1851.

Die „Nationalzeitung" ſpricht heute von den Berechtigungen der deutſchen Nationalität, nicht ſo unverſchämt wie Radowitz 1848 zu Frankfurt am Main, aber doch noch viel zu anmaßend und abſprechend. Wenn die Slaven unter uns nicht ſelbſtſtändig ſein können, ſo iſt es ihre Sache, den Verſuch zu machen und das Ergebniß auszuſprechen, nicht unſre, im voraus ihnen zu ſagen, wie es mit ihnen ſteht. Ich bin überzeugt, viel Slaviſches wird ſich dem Deutſchen willig anſchließen, deſto mehr, je weniger wir es fordern; aber es iſt ganz unnütz, dergleichen jetzt zur Sprache zu bringen, wo die Freiheitsfrage, und ſie allein, ſo brennend vorliegt. —

Beſuch von Herrn Dr. Junz. Ernſtes Geſpräch über das Judenthum.

Der König nach Preußen abgereiſt, die Königin nach Iſchl, wo ſie mit ihren drei Schweſtern zuſammenkommt.

In Livorno ſind die drei Söhne des verſtorbenen Lord Aldborough, die Herren Stratford, verhaftet und ihre Papiere weggenommen worden. Hunderte von Italiänern ſollen dadurch bloßgeſtellt und in die äußerſte Gefahr gebracht ſein.

Oesterreichische Kriegsgerichte werden über die Angeklagten sprechen, man fürchtet viele Todesurtheile. Noch immer mehr Verhaftungen finden Statt. Die englische Regierung ist sehr still. —

Der jüdische Alderman Salomons, für das Unterhaus gewählt, will seinen Sitz annehmen, muß aber der Gewalt weichen. — Hier will man den Juden, der Verfassung entgegen, bei den Provinzialständen das Wahlrecht absprechen. Ganz recht! sprecht nur ab! ihr habt freie Hand. Aber —!

Die Konstabler sollen nun in allen größern Städten eingeführt werden. Auch gut! nur zu! —

Rundschreiben des Grafen von Arnim-Blumberg, des Grafen von Krassow und des Grafen Ernst von Schlippenbach (ist das Männchen auch dabei?) an ihre Partbei, zum Behuf des Verderbens der „Urwählerzeitung" mittelst unentgeltlich und späterhin sehr wohlfeil ausgetheilter Blätter. Der Erfolg des schändlichen Stückchens ist schon da, „der schwarze Adler", aber dessen Erfolg ist noch sehr zweifelhaft. Sie werden aber andre Mittel finden, die „Urwählerzeitung" zu unterdrücken: es wird schade sein, aber nicht schaden. Die Demokratie bedarf ihrer Blätter nicht mehr, sie haben binnen drei Jahren das Ihrige gethan. —

In Goethe's und Zelter's Briefen gelesen; der letztere hat doch keinen guten Einfluß auf Goethe gehabt; ohne eignes sichres Urtheil horchte er schlau die Meinung und Neigung Goethe's aus, und schmeichelte dann dieser, brachte seine Mißstimmungen gegen Personen, die doch über ihm standen, die er aber als seinesgleichen nahm, sehr unbillig bei Goethe'n zur Geltung, z. B. über Friedr. Aug. Wolf, Spontini ꝛc. und suchte den Kreis Goethischer Anerkennung möglichst enge zu halten, auf solche Personen, die auch Zelter'n schmeichelten, Staatsrath Schultz, Förster, Henning, Schubarth ꝛc. Das ganze Verhältniß ist für Goethe'n ein Mißverhältniß.

Im Juvenalis geleſen. Dieſe Römer! Dieſe Sitten, und dabei dieſe Strenge des Urtheils, dieſe Bildung, in denen, die ſie ſchildern! —

Sonnabend, den 26. Juli 1851.

Geſchrieben. Hoffnungen der Demokratie, ihre Aufgaben, ihre Pflichten. Der Demokrat muß arbeiten, erwerben, unabhängig werden, er muß alles leiden können, aber nichts gegen ſeine Grundſätze thun, Bildung, Ausdauer, Tapferkeit ſind ſeine Waffen. So wird die Demokratie eine Schule der Sittlichkeit, wird unüberwindlich, des endlichen Sieges gewiß! Die Gelegenheit zum Handeln wird er finden, er ſuche ſie nicht unklugen Eifers, er wolle ſie nicht verfrühen! — Das ſind die beſten. Sie paſſen heute, morgen, in zehn Jahren, in zwanzig. —

Daß die Legitimiſten in Frankreich das göttliche Recht der Könige aufgegeben, es wenigſtens dem Volkswillen untergeordnet haben, verſchnupft unſre Ultra's gar ſehr. Sie ſchimpfen auf Larochejacquelin, Berryer ꝛc. —

Im Juvenalis geleſen. Lamartine's »histoire de la Restauration« angefangen; geiſtvoll, unterhaltend.

Der Barbier Kühne iſt endlich heut Abend aus der Haft entlaſſen worden; man hat keine Schuld auf ihn bringen können, aber drei Wochen war er der Freiheit beraubt, von Frau und Kind getrennt, ſeinem Geſchäft entzogen! —

Kläglicher Gang der Sachen am Bundestage. Ganz die alte Geſchichte. Natürlich. Nichts bringen ſie zu Stande, nicht einmal die gemeinſame Polizei! Ihre eignen Regeln verletzen ſie ſchon! Eiferſüchtelei, Falſchheit, Kleinigkeitsgeiſt, Pedanterei im Dienſte der Sophiſtik, das iſt ihr Treiben.

Die Meinung, welche bisher der Perſönlichkeit des Kaiſers überaus günſtig war, und die auch ich lange feſthielt, bricht

mehr und mehr zusammen. Es werden Aeußerungen laut, die das günstige Vorurtheil ganz zerstören. Der Graf von Orloff hat einigen Vertrauten erklärt, er sei der feigste Mann unter der Sonne, er verberge seine Furcht hinter der Strenge, er scheine nur entschlossen, wenn aber zwischen ihm und der Gefahr nicht Andre stünden, wenn sie ihm auf den Leib rücke, zittre und zage er. Wenn es so fortgehe, werde der Kaiser Paul bald fertig sein! — Unterschied zwischen Alexander und Nikolaus: jener habe mit dem großen Napoleon, dieser mit dem kleinen Bonaparte zu thun. —

Sonntag, den 27. Juli 1851.

Geschrieben. Die preußische Sache schwindet in die deutsche, die deutsche in die europäische, in die Sache der Freiheit; wo diese thront, da wird das Vaterland sein, des Deutschen wie des Franzosen, des Italiäners wie des Polen, des Russen ꝛc. —

Unverhofft, wiewohl längst erwartet, Herr Staatsrath von Blum aus Dorpat! Sehr wohlauf, sehr munter, höchst erfreut in Deutschland zu sein. Erzählung von seiner Abreise, Grüße von der würdigen Geheimräthin von Uexkull, von der Gräfin von Sievers ꝛc. Die Universitäten in Rußland neuerdings sehr beschränkt, den Professoren die Bücherfreiheit genommen, die Wahl ihres Rektors. Der Kaiser mißtrauisch, erbittert gegen alles Fremde, das er sorgfältig von Rußland abzuhalten sucht. Dabei läßt man doch französische Schauspieler zu! —

Unerfreuliche Nachrichten von der Reise des Königs. In Stargard soll ein großer Zornausbruch stattgefunden haben, ein sehr roher, unveranlaßter, in der Wirkung ganz verfehlter. Alles wie auf Befehl des Revolutionsgeistes! —

Zu Hause in Lamartine fortgefahren. Er iſt voll Redegeklingel, Prahlerei, Unrichtigkeiten, beſonders in allem, was die Fremden betrifft, Schönfärberei für franzöſiſche Verhältniſſe und Franzoſen; allein er hat auch ſehr richtige Bemerkungen, bezeichnende wahre Züge und Ausdrücke, giebt im Ganzen Stimmung und Haltung der Zeit richtig an. Ein Vergnügen gewährt es jedenfalls, den Fall Napoleons von dieſer Hand gezeichnet zu leſen. Man ſieht, daß auch der gewaltige Kriegsheld ohne die Anerkennung der Freiheit nichts vermochte, daß er auf der falſchen Bahn ſtürzen mußte, daß er ohne das Volk nichts war. Was wollen da die kläglichen Unheiden dieſer Zeit ausrichten, die Feigen, die Schwächlinge! Hoffen wir! —

Der König hat in Stargard die unterthänige Anrede des Magiſtrats und Gemeinderaths mit kaum zurückgehaltener Wuth angehört, dann derſelben mit den Worten freien Lauf gegeben: „Worte, Worte! Das Schellengeklingel iſt mir längſt verhaßt. Ich will Thaten, Thaten.“ In heftigſtem Zorn geſprochen. Ja wohl, „Worte, Worte.“ —

General von Bonin erzählt, der König habe vor kurzem — ich glaube, es war bei der Mittagstafel — zu ihm geſagt: „Ja, ja, lieber Bonin, die armen Holſteiner!“ Welches Bonin für eine große Ungehörigkeit erklärt, es ſei in dieſen Worten entweder eine Heuchelei oder eine eben ſo tadelnswerthe Gedankenloſigkeit, und jedenfalls ein Bekenntniß der Unmacht.

Auch General von Reyher ſpricht über den Gang der Dinge ſehr mißbilligend, und tadelt den König in ſtarken Worten. —

Montag, den 28. Juli 1851.

Geschrieben. Unsre Staatsbeamten, kleine, hoffährtige, zaghafte, geistlose Menschen, keines höheren Gedankens fähig! Recht und Unrecht gleichgültig, Wahrheit verschüchtert, Lüge frech gehegt, was kann dabei gedeihen? Auch geht alles abwärts! Nie war Mirabeau's Ausspruch gültiger als jetzt, les peuples — man kann auch sagen les états — existent malgré les gouvernements!

Wie einig die Minister sind, sieht man aus folgendem Beispiel. Der neuernannte Unterstaatssekretär im Ministerium des Innern, Herr von Manteuffel, sagte zu einem Freunde: „Ich habe die Stelle bekommen, weil mein Bruder, da er sich einmal in Herrn von Westphalen so völlig getäuscht hat, die Nothwendigkeit eingesehen, wenigstens eine sichre Hand im Ministerium des Innern zu haben."

Der Minister von Manteuffel hält sich einen Anhang von Leuten, die für ihn horchen, kundschaften und zu allen geheimen Diensten verpflichtet sind. Ezechel und Ruyo Quehl sind noch die ausgezeichnetsten, es sind bestrafte Verbrecher dabei, das verwerflichste Gesindel. —

Manteuffel's Besuch bei Schluder ist als Bild erschienen; darauf hat Westphalen veranlaßt, daß auch sein Besuch bei einem Weber als Bild erschienen ist, hat dazu eigends gesessen, und auch die Kosten dafür bezahlt. Nun ist Manteuffel sehr ungehalten, daß sein Bild nicht so schön ausgefallen ist als das Westphalen's, das außerdem auch verbreiteter ist. Diese Leute möchten populair sein! Lächerlich!

Der Landrath in Luckau sollte zu einer bessern Stelle befördert werden, und war schon davon amtlich benachrichtigt. Ein Untergebener desselben setzte eine Dankadresse an Manteuffel in Umlauf, und auch der Landrath sollte sie unterschreiben, doch dieser lehnte dies ab. Die Adresse kam an, mit der Bemerkung des „Vertrauensmannes", der Landrath

habe seine Unterschrift verweigert. Die Beförderung des Landraths erfolgt nicht, dieser geht endlich selbst nach Berlin, und fragt bei Manteuffel an. Nach einigen Ausweichungen gesteht dieser, weil jener die Adresse nicht unterschrieben, sei er unsicher über ihn geworden. Der Landrath versichert seine unveränderten Gesinnungen, die Adresse habe er nicht unterschrieben, weil er es unschicklich gefunden, daß ein Untergebner ihn dazu aufforderte. Er scheidet mit freundlichen Versprechungen. Nach einiger Zeit wird er allerdings versetzt, aber auf eine geringere Stelle. — (Vielleicht ist Luckau doch nicht der richtige Ortsname.) —

Einer der Dragoner, die von dem Unfug bei der Wacht am Hallischen Thore her noch in Untersuchung und Haft sind, hat sich vorgestern erhängt. Der gewaltsamste und heftigste hat sich als gutgesinnt erwiesen und ist freigelassen; bestraft sollen die werden, welche freie Lieder gesungen haben.

Dienstag, den 29. Juli 1851.

Geschrieben. Gegen den Mißbrauch der Polizeigewalt, der diese zuletzt zerstört; was war die Guizot'sche, die Metternich'sche, die Bodelschwingh'sche im Jahr 1848? Matt und haltlos, unsicher und zaghaft! Auch die jetzige bringt sich durch ihre vervielfachten Mißgriffe und Dummheiten um alle Kraft. —

Vortrefflicher Artikel der „Urwählerzeitung", der die Demokraten zur Sittenstrenge, zur Klugheit und Ausdauer mahnt. In diesem Sinne hab' ich oft gesprochen. —

In Rudolstadt ist der Regierungsrath Höniger, gewesenes Mitglied der deutschen Nationalversammlung, wegen Theilnahme an hochverrätherischen Unternehmungen zu ein Jahr Gefängniß und zu den Prozeßkosten verurtheilt worden; ungesetzlich weil nicht durch ein Schwurgericht. —

In Paris Emile Deschanel abgesetzt, weil er von Sozialismus sprach, Michelet, weil er die Monarchie tadelte, A. Jacques suspendirt, weil er ein Tagblatt herausgab, nun auch Vacherot abgesetzt, Direktor der Normalschule, weil er griechische Philosophie im Christenthum fand. Entsetzlich; aber Frankreich ist dennoch Republik, und das eine Wort vergütet alle zufällige Nichtswürdigkeit, die ihrem Wesen nach keinen Bestand haben kann! —

Der junge Prinz von Preußen sagte kürzlich in Potsdam zu einigen Kameraden, er und seine Mutter müßten sich jetzt sehr in Acht nehmen in ihren Briefen, es werde ihnen schrecklich aufgepaßt und jede freie Aeußerung zum Verbrechen gemacht. Der Prinz soll einmal König von Preußen werden; wenn er die jetzigen Dinge nicht wieder vergißt, so können sie ihm eine gute Lehre sein. Aber — *θεῶν ἐν γουνασι κεῖται!* —

Der nach dritthalbwöchentlicher Haft wieder entlassene Barbier Kühne ist gar nicht vom Richter verhört worden! Offenbare Gesetzübertretung. Die Polizei darf alles! — Auch bei der Schwiegermutter und Schwägerin Kühne's in Potsdam hat die Polizei hausgesucht, auch dort ganz vergeblich. Die Briefschaften des Schneidergesellen Rothjung haben sich nirgends gefunden. Er selbst, in Leipzig verhaftet, soll hierher zur Untersuchung ausgeliefert werden. —

Ich blieb zu Hause bis zum Abend. Spazirgang unter den Linden; bei Kranzler vor der Thüre gesessen. Neben mir saßen die Lieutenants von Prudelwitz und von Strudelwitz aus dem „Kladderadatsch"; nichtige Prahlereien, alberne Hoffahrt, jammervolle Leerheit! —

In Lamartine gelesen, im Juvenalis. —

„Memoirs of Samuel Pepys. his Diary from 1659 to 1669. Ed. by Richard Lord Braybrooke. London, 1828. 5 Vols. 8°." —

Der Minister von Manteuffel zeigt starke Neigung, den Herrn von Bismarck-Schönhausen in seiner jetzigen untergeordneten Stellung am Bundestage zu lassen, so daß entweder Rochow noch längere Zeit in Frankfurt am Main bliebe, oder der ehmalige Justizminister Uhden, — den die Königin so gern hat, — Bundesgesandter würde. Die Parthei ist sehr aufgebracht, und speit Feuer und Flammen. —

Der Minister von Manteuffel soll überaus furchtsam und schreckhaft sein, daher für jede Zuträgerei sehr empfänglich. Besondere Furcht, und eben deßhalb auch Haß, soll er vor Schwarzenberg und Prokesch haben. Von politischen Gedanken und Plänen — keine Spur! Ein Tagelöhner, der von der Hand in den Mund lebt. —

Mittwoch, den 30. Juli 1851.

Die „Nationalzeitung" vortrefflich über den Wortbruch des Herzogs von Dessau und über die Beschönigung des Verraths durch die dumme Ansprache an sein Volk. Die Minister von Goßler und von Plötz erscheinen als Pinsel. — Die „Urwählerzeitung" setzt die Konstitutionellen zurecht, die noch glauben, über die gesetzwidrige Gewaltsamkeit der Behörden gegen die „Trierer Zeitung" erstaunen zu müssen, dergleichen ist auch hier schon vorgekommen und nicht abgestellt worden. Auch der „Publizist" weist der „Trierer Zeitung" nach, daß gegen diese Ungesetzlichkeiten der Polizei keine gesetzliche Hülfe ist. Die Regierung legt die Gesetze aus wie sie will, erklärt nach ihrem Belieben, was gelten soll, was nicht, und verbietet den Gerichten, die Klagen der Gekränkten anzunehmen! — In der Türkei kann es nicht ärger hergehen. —

Die „Kreuzzeitung" in ihrer Juli-Rundschau befleißigt sich eines milden Tones, sie möchte gern überreden, die

Reaktion meine es nicht so schlimm, wolle nicht alles Alte wiederherstellen u. s. w. Die Parthei fühlt sich etwas in Verlegenheit ihre Sache weiter zu führen, die Regierung soll voran ꝛc.

In Lamartine gelesen, in Pepys, im Plinius. —

Graf von Gneisenau zeigt in der „Neuen Preußischen Zeitung" an, daß er, veranlaßt durch Müffling's Memoiren, nun endlich das Leben seines Vaters wird schreiben lassen, durch einen „in diesem Fach anerkannt gediegenen Gelehrten". Die Anzeige ist verdrießlich und ungeschickt, wie alles, was von dieser „aristokratischen Nullität" — wie ihn Pückler genannt hat, — herstammt. —

Von des Königs Reise gehen schlechte Nachrichten ein; die amtlichen lauten freilich nur schön und günstig, in den Zeitungen sieht alles rosenfarbig und freudig aus, die Behörden sind in Kriecherei geschäftig; die ganze Provinz aber ist unzufrieden, und das Volk jubelt ihm nicht entgegen; er macht durch sein Benehmen keinen vortheilhaften Eindruck, man vermißt die Würde, man bemerkt das kleinliche Aufpassen auf die Grade der Unterthänigkeit, welche ihm bezeigt wird, die Gereiztheit, das Gefallenwollen. Außer einigen Junkern, die mit dem Königthum gern etwas ausrichten möchten, bezeigen sich die Edelleute besonders lau, ja kalt, und die Offiziere — haben ihre Meinung für sich. —

Daß der Prinz von Preußen nicht der Einweihung des Standbildes seines Vaters beiwohnt, fällt sehr auf, und macht den Zwist, der zwischen ihm und dem König waltet, offenkundig. —

Donnerstag, den 31. Juli 1851.

Der Barbier Kühne war bei mir, und erzählte mir seine ganze Haftgeschichte, sehr beredt und naiv, mit allen kleinen

Nebenumständen; im unverkennbaren Karakter der Wahrheit und Ehrlichkeit. Nichtswürdig ist diese Polizei, ihre Einrichtungen, ihre Gebote, recht um die Menschen zu quälen! Viermalige Beschwerden beim Inspektor, binnen acht Tagen, konnten kein Verhör bewirken, der Inspektor selbst war ganz aufgebracht darüber, und wollte eine Beschwerde an den Justizminister richten. Keine Anklage, kein Verhör; eben so geschah die Entlassung ohne alle Form, ohne jede Erklärung. Sogar die Züchtlingskleidung hatte man ihm widergesetzlich angelegt, einem unbescholtenen, nicht angeklagten Berliner Bürger! Völlige Willkür, die jeder Unterbeamte sogar ausübt! Und welche Haft! Diejenigen, welche sie anordnen, sollen sie einmal selbst probiren; das wäre nur gerecht! —

Der Schneidergesell Mohr ist auch wieder freigelassen. Der Schneidergesell Nothjung aber ist als Gefangener aus Leipzig hier eingebracht. In seinem Koffer hat sich gar nichts gefunden, als alte Kleider, Maße ꝛc. Er hat früher im ersten Regiment Garde in Potsdam gedient. —

Wie man mit dem untern Volke seitens der Behörden verfährt, ist himmelschreiend; ein Arbeiter, ein Handwerker, ein Dienstbote, ist völlig rechts- und schutzlos; man fordert ihn vor, schnauzt ihn an, höhnt und schimpft ihn, setzt ihn in Haft, ganz nach Belieben, und wenn er nicht ganz höflich ist, nicht jedes seiner Worte sorgfältig abwägt, so wird er gestoßen, geschlagen, als Beleidiger der Obrigkeit bestraft ꝛc. Weggenommene Papiere, Bücher, giebt man ihnen nicht wieder, auch Uhren, Ringe und andre kleine Sachen — die Verhafteten müssen alles ablegen, — verschwinden nicht selten, und die armen Leute, wenn sie nur wieder los sind, wagen nicht zu klagen. —

In Lamartine gelesen, in Goethe, im Plinius. Ueberall Beziehungen auf unsre Zeitumstände, Lehren für sie. Merkwürdig ist Lamartine; seine Girondins haben unbestritten

der Februarrevolution mächtig vorgearbeitet; seine Geschichte der Restauration wirkt auf die Entscheidungen ein, welche das Jahr 1852 für Frankreich bringen wird, seine gründliche, wahrhafte Zeichnung Napoleons hilft die Ansprüche des jämmerlichen Neffen desselben untergraben, die genaue Schilderung der Bourbons schwächt den Eifer für den Herzog von Bordeaux, der Anhang des Hauses Orleans gewinnt auch nicht dabei. So wird dies Geschichtsbuch ganz zum politischen! —

Der König erfuhr, daß in Elbing die Abgeordneten, die ihn bei der Durchreise begrüßen sollten, aus zehn Mitgliedern des Gemeinderaths bestehen würden, an ihrer Spitze der Gemeinderaths-Vorsteher Jakob von Riesen; darauf ließ der König den Magistrat durch den Präsidenten von Blumenthal wissen, eine solche Deputation werde er nicht empfangen. Hiernach unterblieb jede Begrüßung, der König sah nur eine Reiterschwadron an und fuhr würdend weiter. Herr von Riesen ist ein sehr gemäßigter Mann, freisinnig, wie man es vor dem März 1848 war; es ist derselbe, der dem einstigen Minister von Rochow Gelegenheit gab, sich durch Erfindung des beschränkten Unterthanenverstandes berühmt zu machen! Beschränkter Minister- und Fürstenverstand ist jedenfalls von schlimmerer Art. —

In der neuen Quartier- und Rangliste ist zum erstenmal die Bezeichnung eingeführt: „Chef der ganzen Armee Se. Maj. der König.“ Wozu das? Damit man es ihm nicht abstreite? Dieses ausdrückliche Angeben weckt nur den Gedanken, daß es ja wohl anders sein könnte! Ungeschickt, prahlerisch, und gegen die eigne Absicht. —

Lauter Tropfen, aber einer kommt zum andern, und sie wirken alle zusammen. —

Freitag, den 1. August 1851.

Das Benehmen des Königs ist wie bestellt zu dem Zweck, ihm die Herzen des Volkes zu entziehen, den Sinn von ihm abzuwenden, das Königthum verhaßt zu machen. Wie viel könnte er noch thun, wieder Liebe und Vertrauen zu gewinnen, die monarchischen Gesinnungen zu befestigen! Diese haben noch große Wurzeln in unsrem Boden, aber allmählig schwindet ihnen die Nahrung, lockert sich das Erdreich, und die Gedanken an Republik wachsen. Grade die Provinz, die er jetzt bereist, die von Rußland erstickt und bedroht wird, ist darin eine höchst gefährdete, daß sie zu der Frage gedrängt wird, ob sie nicht jetzt schon unter russischem Einfluß regiert wird, ob es viel schlimmer wäre, ganz russisch zu sein, und ob nicht das Allerbeste, gar keinen Fürsten zu haben? — Russische Generale haben schon in scherzender, für uns bittrer Laune, den König von Preußen den Hospodar, den Generalgouverneur des Landes genannt. — Die Zeitungen melden nur Jubel und Herzlichkeit, und Worte, Worte! —

Bericht von einer Zusammenkunft der Gothaer bei Herrn von Gagern auf seinem Gut in Hessen-Darmstadt; sie sollen übereingekommen sein, sich den Demokraten anzuschließen. Ein später und zweideutiger Zuzug! Wie oft waren diese Leute schon wortbrüchig! Die Verzweiflung bringt sie zu uns, die geringste Hoffnung wird sie wieder entfernen. Wir bieten ihnen nicht die Hand. Mögen sie der guten Sache dienen wenn sie können, wir wollen es gelten lassen, aber von uns dürfen sie dafür keinen Lohn, nicht einmal Freude darüber erwarten. Leute wie Bassermann, Jucho ꝛc. können wir nur mit Mißtrauen ansehen. —

In Dresden neue Haussuchungen, Verhaftungen, Ausweisungen. — Zwei zu vieljährigem Gefängniß verurtheilte Litteraten aus der Haft entkommen. —

Wiederholte Plackereien und Gewaltsamkeiten gegen die

freien Gemeinden in Preußen. Man will ihnen den Garaus machen. Es scheint feste Verabredung. —

Der König hat eine neue Vorschrift erlassen, daß in der ganzen Charwoche keine Bälle stattfinden sollen. Man will die Religion mit Gewalt von außen in die Menschen eintreiben!

Die Seidenwirkergesellen will der Magistrat mit Gewalt von dem Gesundheitspflege-Verein abbringen, sie sollen dem vom Gewerberath eingerichteten Verein beitreten, der viel theurer ist, die Gesellen sollen nicht selbstständig sein. Man droht mit Ausweisung, Haft, Gewaltsamkeit. Es ist das nichtswürdigste, ehrloseste Verfahren. —

In Lamartine weiter gelesen, die Geschichte des Herzogs von Enghien. In Goethe, im Plinius. Die römische Kaiserzeit giebt mir viel zu denken; selbst die bessern Kaiser versöhnen nicht mit dieser Form der Herrschaft, mit der Möglichkeit, Ungethüme, Wütheriche und Wahnsinnige als Herren der Welt zu sehen. Wir begreifen nicht, daß eine Nothwendigkeit, sich ihnen zu unterwerfen, so lange bestehen konnte, daß Männer wie Seneca, Plinius, Tacitus, in solchem Staate noch möglich waren. —

Man meint, es werde mancherlei versucht werden, den König während seiner Reise von der Kreuzzeitungspartei abzuziehen und auf die konstitutionelle Seite zu lenken. Daß die Königin abwesend ist, will man benutzen, sie gilt als eine Hauptstütze der Gerlach's. Ich halte nichts davon. —

Sonnabend, den 2. August 1851.

Geschrieben, über den alten und neuen Bundestag, der neue ist weit elender als der alte, furchtsamer, frecher und schamloser, und hat, was der alte noch nicht haben konnte, sein Schicksal vor Augen.

In Potsdam Wahl eines Abgeordneten zum Provinzial landtage; der Stadtverordnete Geh. Ober-Rechnungsrath Borrmann thut gegen die Gesetzlichkeit dieser Wahl Einspruch, dies macht großes Aufsehn; ihm treten noch fünfzehn Stadtverordnete bei; von sechszig Stadtverordneten wählten nur dreißig. Die Wahl ist gültig, und wenn auch nur Ein Wähler sie vollzieht, sagt bekanntlich das Ministerium! —

Bei Kranzler; die „Augsb. Allg. Zeitg." enthält einen Nekrolog des Grafen Rudolph von Mülinen, der als das Gegentheil alles dessen was er war, geschildert wird!

„Die armen Hessen! die armen Schleswig-Holsteiner!" so rufen die Gothaer nur immer; aber die armen Polen, Czechen, Magyaren, Lombarden, Badener, Sachsen, Preußen und Oesterreicher, gelten ihnen nichts! Sie tragen freilich mit jenen Eine Schuld, die, zu sehr vertraut, zu viel geglaubt zu haben; sie sind alle dafür bestraft, jene aber noch besonders dafür, daß sie mit einer scheinbaren Gesetzlichkeit, mit Ruhe und Ordnung groß thaten. Die Demokratie hat bei allem Druck, unter dem sie gegenwärtig leidet, wenigstens die Aussicht auf ihre eigne Wiedererhebung, die Gothaer können nur auf die der Demokratie hoffen, — um sie wieder um deren Frucht zu betrügen vielleicht! —

Warum dauert in Berlin nicht ebenso wie in Wien, in Baden, der Belagerungsstand noch fort? — so wurde heute gefragt. Niemand wußte dafür einen guten Grund anzugeben; der einzige annehmliche blieb, daß er aus Furcht und Schwäche aufgehoben worden, weil man einen Aufstand fürchtete, in den die Soldaten mithineingezogen werden könnten, und weil man den Generalen die große Machtstellung nicht lassen wollte. Man fand, daß man mit Polizei und Bureaukratie dasselbe leisten konnte. Und in der That ist zwischen Belagerungsstand und unsrem jetzigen Wesen kein erheblicher Unterschied. —

In Lamartine gelesen, im Plinius, und auch wieder einmal in Puschkin, ausgewählte lyrische Stücke und einige Stellen aus Onegin, den Schluß des zweiten Gesanges. Herrliche Sprache, die russische! —

Graf Kleist von Nollendorf, Sohn des Feldmarschalls, erklärt sich heftig gegen die Provinzialstände, sie seien ungesetzlich, das Tragen der ritterschaftlichen Uniform sei nicht mehr statthaft; „da der König uns nur in der sehen will, wir sie aber nicht anziehen, so sehen wir ihn also nicht." Er war früher Landrath. —

Daß der König auf seiner Reise den Fürsten Sulkowski mit ein paar (aufgeschnappten) polnischen Worten angeredet, dann aber französisch weitergesprochen hat, sieht man auch als ein schlechtes Späßchen an, und zuckt die Achseln darüber. Die Zeiten, wo man die Polen mit dergleichen gewinnen konnte, sind vorbei. —

Sonntag, den 3. August 1851.

In der schlimmsten römischen Kaiserzeit, welche Bildung! Das Geistige, das Menschliche, die Lust an Wissenschaft und Dichtung, gewinnen mehr und mehr Boden, vom rohen Staat abgestoßen, wenden sich die Bessern dem innern Leben zu, bereiten sich und Andre auf das noch unbekannte oder völlig verkannte Christenthum vor. Beim Seneca, beim Plinius, glaubt man bisweilen ganz in unsrer Zeit zu sein. — Der Brief des Plinius an den Maximus (VIII, 24.), den er ermahnt, die ihm untergebene Provinz Achaia mit Güte und Freundlichkeit zu verwalten, hat mich zu Thränen gerührt. Wie unsre Generale und Minister dagegen im eignen Vaterlande hausen! »Reliquam umbram et residuum libertatis nomen eripere, durum, ferum, barbarumque est.«

Der Bundestag und seine Gewalthaber in Hessen, Holstein ꝛc. empfangen ihre verdienten Beiwörter! —

Angelegenheiten der freien Gemeinden; sie haben noch zu viel Dogma, zu viel Form, als daß ein wirklicher Freidenker ihnen ohne Rückschritt beitreten könnte. Sie sind Stufen, und insofern dankenswerth wie nothwendig. Aber wenn ich mich ihnen anschlösse, wär' es ein Opfer, und ein allzu großes. „Ich hab' es ja so viel besser!" sagte jener.

Der heutige Tag ist von vielen Leuten gefeiert worden, theils aus wirklicher Anhänglichkeit für den vorigen König, theils aus Widerspruch gegen den jetzigen. Dieser macht auf seiner Reise schlechte Geschäfte, verzürnt sich mit einer Stadt nach der andern, theilt unnütze, herbe Reden aus, muß auch manche wieder einnehmen. Man erzählt, daß er namentlich in Stargard auf entschiedenen Trotz gestoßen sei und recht eigentlich den Kürzern gezogen habe. Die Reise thut ihm großen Schaden. —

Ob die Reise nach Schwaben und die Huldigung in den Fürstenthümern Hohenzollern von besserer Wirkung sein werden? Hier ist ein Spottgedicht heimlich ausgetheilt worden, das den König als einen Souverainitätshändler schildert, der fremde kauft, eigne verkauft, — nämlich an Rußland, dessen Satrap er nur noch sei. —

In Lamartine gelesen, in Puschkin. —

Montag, den 4. August 1851.

Der Obergerichtsassessor Martiny, nach anderthalbjähriger Untersuchungshaft wegen seiner Theilnahme am deutschen Parlament vom Schwurgericht freigesprochen, ist, wie zu erwarten war, sogleich zur Disziplinaruntersuchung gezogen worden. Wider alles Erwarten jedoch hat das Gericht zu Marienwerder dies als unbegründet zurückgewiesen und den

Angeſchuldigten wieder in den eignen Schoß aufgenommen. Da wird's Ungnade regnen!

In Schleſien Hochverrathsprozeß gegen die Abweſenden: Heinrich Simon, Oskar Graf von Reichenbach, Rösler (von Oels).

In Kurheſſen! Alle Verfaſſungsgeſetze umgeworfen! In Holſtein, Hamburg! Die Oeſterreicher wollen, ſelbſt wenn ſie Holſtein räumen, die Hanſeſtädte beſetzt halten, auch Bremen alſo heimſuchen. Und Preußen? ſchweigt und duldet!

Die „Neue Preußiſche Zeitung" wehklagt, daß die Konſtitutionellen ſich der Demokratie anſchließen, daß dieſe wach und thätig iſt, während die Konſervativen — ſie meint aber die Reaktion — lau, ſorglos und wenig einig ſeien. —

In Paris beſteht die Ueberwachungskommiſſion, welche während der Ferien der Nationalverſammlung beiſammen bleibt, faſt ganz aus Bonapartiſten und Legitimiſten, nur ein paar Andre ſind dabei, unter ihnen Changarnier; allein das ſchadet wenig, die beiden Partheien werden ſich zu keiner Zeit vereinigen können, und ihre Gemeinſchaft ſchwächt beide, beſonders die Legitimiſten, die ihre Sache halb aufgeben durch die Annäherung an Bonaparte. —

Der König hat in einer ſeiner Reiſereden geſagt: „Im Jahr 1848 haben wir Alle den Kopf etwas verloren." Dies Bekenntniß wird ſchlimm erörtert. Wie kann er beſtrafen laſſen, ſagt man, was er ſelbſt verſchuldet! Seine Schuld zog erſt die der Andern nach ſich, er iſt der Rädelsführer! Und vieles dergleichen. „Er ſollte ſchweigen, ſein Reden bringt ihn nur immer tiefer in die Tinte."

Dienstag, den 5. August 1851.

Was einem zu lesen zugemuthet wird! „Die letzten hundert Jahre der vaterländischen Litteratur, von Dr. Traugott Ferdinand Scholl", in Schwäbisch-Hall gedruckt. Ein beschränkter, anmaßlicher Kopf, ein Nachtreter von Gervinus, ohne dessen Belesenheit und Schärfe, ein rechthaberischer Philister ohne alles Zeug zum Urtheil. Fort, fort! —

In Heidelberg erhebt sich die protestantische Geistlichkeit mannhaft gegen die angekündigten Jesuiten, alle Prediger eifern wider sie von der Kanzel, Druckschriften werden ausgetheilt ꝛc. —

Sendung aus Leipzig; Carové schickt mir seine Schrift: „Römischer Katholizismus in der Pabststadt und andern Metropolen Italiens." Bloß Aktenstücke, Zeugnisse der verruchtesten Abgötterei, der schändlichsten Gottlosigkeit, des tollsten Wahnsinns. Hier erscheint selbst Pio Nono als ein Verrückter, Herz- und Sinnloser. —

In Bamberg starb am 1. August im sechsundsiebzigsten Jahr der ehemalige erste Bürgermeister zu Würzburg, Hofrath Behr, einer der tapfern Freiheitsmänner in Baiern, der von seinem gewesenen Freunde König Ludwig sehr verrätherisch behandelt worden ist. Wie er das Jahr 1848 angesehen hat, weiß ich nicht. —

In Küstrin ist der Buchdrucker Siebert aus Soldin wegen Beleidigung des Königs und der Minister — in sieben Artikeln seines „Regierungsbeobachter" — vom Schwurgericht zu vierjähriger Gefängnißstrafe verurtheilt worden. —

Das Abendblatt der „Neuen Oderzeitung" in Breslau vom 1. August ist daselbst von der Polizei weggenommen worden, wegen eines kurzen Artikels über die Wegschaffung des Mätze'schen Bildnisses; der Artikel war wörtlich und ohne Zusatz aus der „Kreuzzeitung" entlehnt, und dies dabei angemerkt. —

Die Tischlergesellenschaft hier hat einen Kassier Hennies, dem sie nicht mehr traut, und deßhalb kündigt; der Magistrat giebt es nicht zu, weil ein Formfehler dabei vorgefallen, diesen zu verbessern gestattet er hinwieder nicht. Was soll solche nichtswürdige Tücke für Früchte tragen? Eine Obrigkeit, die falsch und spitzbübisch ist! — Eine andere Behörde giebt 200 Thaler, die der freien Gemeinde gehören, nicht heraus, weil kein Einzelner zur Annahme berechtigt ist, die Gemeinde aber kein Korporationsrecht hat. — Also Wortverdreher, Betrüger, Lumpen führen das Heft! —

Dr. Kellner, Mitglied des landständischen Ausschusses in Kassel und früher Herausgeber der „Hornisse", nebst seinem Genossen Dr. Heise schon längst verfolgt, hat sich von der preußischen Polizei nahe der hessischen Gränze fangen lassen, und wird ausgeliefert. —

Nach allen diesen elenden Nachrichten kümmert eine kleine Freude in der Versicherung, der König von Hannover habe seine Ritterschaft, die gleich der preußischen die alten landständischen Sachen betrieb, mit ihren Begehren abgewiesen. (?) Das wäre ein erster Rückschlag, der diese Dinge träfe! Die „Neue Preußische Zeitung" jammert auch heute wieder über Mangel an Kraft und Gesinnung. —

Der König hat in Königsberg dem Bürgermeister Sperling geantwortet: „Die Dankbarkeit gegen den Vater drücke man am besten dadurch aus, daß man dem Sohn keinen Kummer bereite." Man findet diese Antwort albern und jämmerlich, es sei eine hohle Phrase, ohne Sinn und Wahrheit. —

Mittwoch, den 6. August 1851.

Man giebt sich der Hoffnung hin, daß uns ein kleiner Rückschlag bevorstehe, die Regierung sich wieder von der

Kreuzpartei trennen werde — ganz einig seien sie ja nie gewesen, daß die Verfassung fortbestehen solle, daß man lieber die zwei Kammern als acht Provinziallandtage habe, der König werde auf seiner Reise in diesem Sinne bearbeitet. Ich glaube von all dem nichts, und würde mich dessen auch gar nicht freuen. Die Sachen sind bei uns zu weit gediehen, es ist zu viel Schändliches verübt, zu viel Unheil verbreitet worden, als daß eine leise Wendung, ein kleiner zweideutiger Anfang des Bessern jetzt was helfen könnte. Der schwächlichen Gutmüthigkeit neue Täuschungen bereiten, wäre doch gar zu kläglich. Jetzt möge nur die eingeschlagene Bahn beibehalten werden, jetzt heiße es Durch! Und wie wäre an eine große feste Sinnesänderung zu denken! Die Fürsten haben sich gesetzt wie sie sind, möge niemand ihnen neue schimmernde Umhüllungen leihen! —

Die „Konstitutionelle Zeitung" vergleicht heute die Frankfurter Nationalversammlung und den Bundestag, wie jene stand, wie dieser steht. Die „Nationalzeitung" spricht offen von dem Wortbruch der oktroyirenden Regierungen. —

In Stettin sind Kaufleute vor die Polizei gefordert worden, und befragt, warum sie vor dem Könige die Hüte nicht abgenommen, seinen Gruß nicht erwiedert hätten?

Einem Fabrikanten wurde befohlen, die auf seinem Hause wehende deutsche Fahne abzunehmen. — In Stargard giebt es nachträglich heftige Reden, man habe dem Könige zwar aufgetrumpft, aber nicht genug; was er sich einbilde, daß man sich aus seiner Gnade oder Ungnade viel mache? er könne fortbleiben, wenn es ihm in Stargard nicht gefalle; wenn er alle Orte der Art meiden wolle, so könne er bald nicht mehr im Lande bleiben ꝛc. Dergleichen Aeußerungen werden hier mit größtem Gaudium wiederholt. —

Vertrauliches Schreiben des Kardinals Antonelli an den Fürsten von Schwarzenberg. — Der Pabst erbietet sich, dem

Präsidenten Louis Bonaparte für seine Wiederwahl den Einfluß der katholischen Geistlichkeit zuzusichern, falls die französischen Truppen aus Rom abzögen, oder wenigstens im Sinne der päbstlichen Regierung dort wirkten. Die größte Herabwürdigung des Pabstes und der Kirche! Daß die Sache bekannt geworden, macht sie zum Theil unschädlich. —

„Polizeiliche Erlaubniß", das ist jetzt das Schlag- und Stichwort aller Lebensregung! Um ein möblirtes Zimmer zu vermiethen, um ein paar Strohdecken zu verkaufen, um zu tanzen, zu singen, Musik zu hören, um mit seinen Freunden zusammenzukommen, zu reisen, — zu allem bedarf es „polizeilicher Erlaubniß".

Donnerstag, den 7. August 1851.

Geschrieben. Unsre Zustände. Alles ist ärger als vor dem März 1848, Abgaben und Steuern, Polizeidruck, Unsicherheit, Willkür, Bosheit — und dennoch ist alles unendlich besser, durch Geist und Bewußtsein! Durch Aussicht und Hoffnung! Das Jahr 1848 ist ein fruchtbares, gesegnetes, wir leben noch lange von ihm! Wie eine ehrne Mauer dient es dem Volke zum festen Anhalt, und sichern Grunde; seine Schöpfungen sind nicht zu vernichten. Die Zukunft wird es lehren, die Nachlebenden werden es dankbar preisen. —

Viele unsrer Landedelleute fangen an mißtrauisch zu werden gegen die Führer der aristokratischen Parthei, wenigstens ist die pietistische Beimischung ihnen zuwider und in Betreff der weitern Zielpunkte verdächtig; sie fügen sich weit lieber unter das Joch der Bureaukratie, in der ihnen doch auch ein guter Antheil gesichert ist. Präsident von Gerlach hat auch viele persönliche Feinde, schon aus alter Zeit, so wie sein Bruder Leopold, der obgleich Generallieutenant, doch

unter den Kriegsmännern weder Ansehen noch Achtung genießt. —

In Königsberg sind unter dem angeblichen Volksjubel, der von den Behörden und Preußenvereinen mühsam veranstaltet und in den Zeitungen dann mit größter Uebertreibung ausposaunt worden, auch viele Schimpfreden erklungen, und einige scharfe Ausdrücke haben sogar das Ohr des Königs erreicht. Abends wurde auf der Straße und in Kneipen das Lied vom „größten Schweinehund" gesungen ꝛc.—

In Halle haben von dreißig Stadtverordneten nur zehn die Wahl eines Abgeordneten zu den Provinzialständen vorgenommen. Die andern zwanzig haben protestirt. An andern Orten ist die Wahl einstimmig versagt worden. Man will gegen die Wahlverweigerer Strafen fordern. —

Der Bundestag hat die Klage Hamburgs gegen die österreichischen Gewaltschritte so gut wie abgewiesen. „Strategische Rücksichten" heißt die Maske, unter welcher die Willkür geübt und gerechtfertigt wird.

Herr Milde in Breslau hat die auf ihn gefallene Wahl zum Abgeordneten zur zweiten Kammer angenommen; die Gründe, welche er dafür öffentlich angiebt, sind für die Regierung nicht schmeichelhaft. —

Geheime Befehlsmacht in Italien, die Volkssache ist dort ungeschwächt in allen Gemüthern. In Deutschland muß die Reaktion, der Verrath und Wortbruch, noch vieles leisten, wir sind noch weit zurück; aber die Regierungen sind so eifrig und stark, ihnen kann es doch noch gelingen, den Rachegeist unter den Deutschen allgemein zu entflammen! — *Εσεται ἡμαρ.*

Kandidaten zur Präsidentschaft in Frankreich: Carnot, Joinville, ein Arbeiter, der Erzbischof von Paris, Cavaignac ꝛc. —

Freitag, den 8. August 1851.

Die „Urwählerzeitung" weist nach, daß jetzt alle Vereine so gut wie unmöglich sind, daß aus jedem gesellschaftlichen Zusammenkommen ein Verbrechen gemacht werden kann, sobald es der Polizei beliebt. — Ob die Regierung denn wirklich glauben mag, dadurch alle Verabredung und alles Gesammtwirken zu verhindern? Wo die Regierung treulos und unredlich verfährt, da scheut auch das Volk das Ungesetzliche nicht, und die Strafbarkeit schreckt die Muthigen niemals. Ich bin überzeugt, daß eine Menge geheimer Vereine jetzt entstehen, und ihren Zusammenhang leicht finden! —

Der Prediger Krummacher will es beschwören, daß der jetzige Handelsminister von der Heydt im Jahr 1848 zu Elberfeld das Volk zum Aufstand ermuntert und namentlich ausgerufen habe, dieser König müsse herunter, eher könne es nicht gut werden! — Royalisten! —

Oberst von Prittwitz (Ingenieur) ist ganz erstaunt und tief gekränkt, daß er, der die Erwerbung von Hohenzollern vermittelt, die Herstellung der Burg geleitet hat, jetzt vom König nicht dorthin mitgenommen wird. Da er stets als eifriger Königs- und Militairgesinnter sich erwiesen hat, so meint er, nur irgend eine tückische Anschwärzung könne diese Art von Ungnade über ihn bringen. Er hält sein Mißvergnügen nicht zurück. —

Nachdem man sich lange besonnen, will man nun die Zeitungen, welche die Rechtswidrigkeit der Provinzialstände-Berufung behauptet, und zur Nichttheilnahme an den Wahlen aufgefordert haben, vielleicht auch die Wähler, welche Proteste eingelegt haben, vor Gericht ziehen wegen Erregung von Mißvergnügen! Lächerlicher Mißbrauch einer lächerlichen, mit allem öffentlichen Leben ganz unverträglichen, abgeschmackten Formel! —

Sonnabend, den 9. August 1851.

Geschrieben. Ueber Beamten und Junker, Regierung und König. Ueber konstitutionelle Formen, sie sind nicht das Ende der Dinge, aber — gut oder übel — sie drängen sich auf; das hat Preußen, hat Oesterreich erfahren, das wird Rußland erfahren. Eben so ist es mit Republik! Warum richten die Fürsten das konstitutionelle System, das sie noch duldet, freventlich zu Grunde! —

Die Provinzialstände, durch die Willkürgewalt der Regierung aus bloßen Parthei-Minoritäten zusammengeflickt, werden zuvörderst über die Gemeindeordnung berathen, d. h. über ein bestehendes, von den Kammern beschlossenes, von dem Könige genehmigtes, an vielen Orten ausgeführtes, an andern Orten zurückgehaltenes Gesetz! Will man die Verwirrung alles Rechtes noch größer? Die Regierung wird einige unbequeme Bestimmungen der Provinzialstände-Ordnung willkürlich abändern. Minoritäts-Kammern, Minoritäts-Provinzialstände. Die Lumpen werden alles thun was die Minister wollen, in der Voraussetzung, daß die Minister auch alles thun werden, was die Parthei will. Darin könnten sie sich denn doch irren. —

Der Litterat Dr. Streckfuß ist heute verhaftet worden, des Hochverrathes angeklagt wegen seiner „Geschichte der französischen Revolution", wiewohl der Staatsanwalt das Buch wieder freigegeben hatte. —

In Halle der Prediger Sachse, der freien Gemeinde in Magdeburg, vom Polizeirichter freigesprochen. —

In Halberstadt der Redner der freien Gemeinde zu Aschersleben, Karl Hermann Dörffer, noch wegen der Steuerverweigerung von 1848 angeklagt, durch das Schwurgericht freigesprochen. —

In Mainz der Redakteur der „Mainzer Zeitung", Johann

Kilian Suder, des Hochverraths und der Majestätsbeleidigung angeklagt, durch die Geschwornen freigesprochen. —

„Kladderadatsch" beschäftigt sich munter mit der Ohrfeige, die der Prinz von Wales im Glaspalast von seiner Mutter bekommen hat. —

Frl. Rachel wird am 18., 19. und 20. hier spielen. —

Werthvolle Schrift aus Baiern: „Der erneuerte Bundestag und die Rechte des deutschen Volks." Von Gotthelf in München, dem Redakteur des „Baierischen Eilboten". Die „Nationalzeitung" giebt eine kernhafte Anzeige. —

Sonntag, den 10. August 1851.

In Mailand stehen die Einwohner und die Oesterreicher in furchtbarster Spannung einander schlagfertig gegenüber. Jeden Tag kann ein Ausbruch erfolgen. Die Volksleiter wenden allen ihren Einfluß zur Beruhigung an, weil in diesem Augenblick ein Ausbruch nur die schrecklichste Niederlage der Italiäner zur Folge haben würde. Warten, Geduld! Die Ungeduld und Eile bleibe der Regierung! —

In Preußen werden wir immer reicher; wir haben zwei Kammern, dazu Provinzialstände, bald wird auch der Staatsrath wieder auftreten; wir haben alte und neue Gesetzgebung, dazu Ministerialbefehle, die über den Gesetzen stehen, einen „Staatsanzeiger", ein amtliches Ministerblatt, eines das den Ministern ihre Rolle sagt; und alles das zum Gerüst und Gestell der absoluten Herrscherwillkür! Als ob das nicht alles kürzer abzuthun wäre! Mir fällt dabei Herr von Delpont ein, der in die Goldstücke, welche er und seine Genossen einem armen Schlachtopfer erst abgewinnen wollten, einen kühnen Griff that, und als die Andern ausschrieen: „Aber Delpont!" ruhig darauf antwortete: „Wozu der lange Aufenthalt?" —

Brief und Sendung aus Breslau von Herrn Dr. Kloſe, das mir zugeeignete Leben Hardenberg's.

Beſuch von Bettina von Arnim. Sie geht morgen auf's Land. Steinhäuſer's ſind nach Bremen abgereiſt. Was wird nun mit dem Modell des Denkmals? Bettina giebt keine rechte Auskunft darüber; wenn der König kommt und es ſehen könnte, iſt niemand hier; ſie thut aber, als wenn kaum noch etwas daran gelegen wäre, daß der König es ſähe, Steinhäuſer habe ſchon andre Abnehmer dafür. Die Sache iſt nicht recht klar. —

Aus Preußen Nachrichten von Dr. Johann Jacoby; er hat geſagt, ſeine Denkart und Geſinnung ſeien feſt, ſein Muth ungebrochen, aber für jetzt ſei er ſtill, und jeder Gleichgeſinnte müſſe es ſein, der Sturm werde ſchon kommen und wecken, und vielleicht andre zuerſt, die es jetzt gar nicht ahnden, daß ſie die Erſten ſein werden. Die ganze Provinz iſt demokratiſch, mit Ausnahme von Danzig, wo die Reaktion in Blüthe ſteht, aber keineswegs republikaniſch, ſie denken es geht noch mit dem Königthum. Dagegen iſt am Rhein, in Baden, Würtemberg und tief in Baiern hinein die Mehrheit des Volkes ſchon für Republik, und in allen Städten hat ſie Anhänger. —

Im Plinius geleſen, in Johann von Müller's Briefwechſel. —

Die Biographie Hardenberg's von Kloſe kommt ſehr gelegen, es iſt ein Gegengift gegen die Biographie Stein's von Pertz, und eine ganze Batterie gegen die verfluchte Kreuzzeitungspartei. —

Fortſchritte der demokratiſchen Denkart. Von einigen unſrer Generale hört man merkwürdige Aeußerungen, auch von höheren Verwaltungsbeamten. Dergleichen wirkt im Stillen, und die Regierung erfährt davon nichts, als bis alles umſchlägt. Manche hohe Staatsbeamte finden ſchon,

wenn auch mit Seufzen, daß der nächste Sturm einen Versuch mit der Republik herbeiführen wird. —

Der Minister des Innern ist mit Ernennung der Landtagsmarschälle der Provinziallandtage beauftragt. Warum ernennt sie nicht der König? Die Leute sagen, er fürchte sich, wenn es schief ginge, die Hand zu offen dabei im Spiel gehabt zu haben! —

Montag, den 11. August 1851.

Nach Breslau an Herrn Dr. Klose geschrieben. In seinem Buche viel gelesen; er hat alles gethan, was bei seinen Hülfsmitteln, auf seinem Standpunkt, und unter diesen Umständen, möglich war. Fleiß, Ehrlichkeit, geistiger Ueberblick, Würde.

Nachmittags Besuch von Bettina von Arnim; sie reist erst morgen. Das Modell des Goethe Denkmals ist in Gyps fertig, soll aber dem König erst im September zum Besehen angeboten werden. Bis dahin ist Bettina wieder hier. —

Im Plinius gelesen, in den Johannes Müller'schen und andern Briefen; in denen der untergeordneten Leute, wie Perthes, Nicolai ꝛc. wimmelt es von schiefen Urtheilen, anmaßlichen Eitelkeiten; die Briefe der achten Geister, wie Goethe, Wolf, Georg Forster ꝛc. sind auch in ihren Irrthümern noch werthvoll. — Wessen kann man sich von der Menge versehen, was kann man für Werth auf ihr Urtheil legen, wenn man sieht wie Goethe von seinen Zeitgenossen in der Stille wie öffentlich ist mißhandelt worden? —

Als Graf von Königsmarck neulich von Berlitt hier ankam und schon vom Bahnhof abfahren wollte, fragte ihn ein Konstabler nach seinem Namen und Stand. Da er keine Beweisstücke bei sich führte, mußte er nach der Wache und von da zum Polizeiamt. Hier machte man ihm zwar einige Entschuldigungen, erklärte aber den Konstabler in seinem

Rechte. Königsmarck war voll Grimm und Zorn, konnte jedoch nichts gegen die Allmacht der Polizei. Solange ſie nur Handwerksburſchen und andre gemeine Leute plagt und ſcheert, lächelten die Vornehmen, meinten es ſei ganz richtig, Ruhe und Ordnung forderten ſolche Schärfe ꝛc. —

Dienſtag, den 12. Auguſt 1851.

Spazirgang im Thiergarten. Die Werkſtatt des Bildhauers Drake beſucht, ihn ſelbſt geſprochen, ſchöne Sachen. Bis zum Hofjäger gegangen; dann Teichmann's Blumengarten beſehen, wo jetzt Theater im Freien iſt; bei der Luiſeninſel in eine Droſchke geſtiegen und nach Hauſe gefahren. —

Unter den jetzt entſchieden demokratiſch geſinnten Beamten nennt man mehrere Landräthe. —

Noch nie gab es ein Beiſpiel ſolcher Verwirrung wie die iſt, in welche jetzt Preußen durch ſeine Regierung gebracht wird! Kammern und Provinzialſtände neben einander! Alſo doppelte Volksvertretung. Wohl weiß man, daß die letztere gegen die erſtere errichtet werden, daß die Kammern aufhören und die Kammern erlöſchen ſollen, aber warum erklärt man das nicht frank und frei, man hat alle Macht dazu; warum erſt einen matten, verwirrenden Kampf anregen, der jedenfalls eine Schande der Regierung iſt? In Frankreich ſchaffte die elende Regierung des jämmerlichen Königs Ludwig des Fünfzehnten das Parlament ab, und ſetzte eine neugeſchaffene Behörde an deſſen Stelle, aber man ſchaffte doch jenes einſtweilen ab! Hier ſtehen wir noch tief unter Ludwig dem Fünfzehnten. Feigheit und Wohlgefallen an gleißneriſchen Ränken, man will gezwungen ſcheinen, durch Sophismen bethören; armſelige Argliſt, jederman erkennt ſie als ſolche!

Donnerstag, den 14. Auguſt 1851.

Der Geh. Kirchenrath Paulus am 10. in Heidelberg, neunzig Jahr alt geſtorben. Der freien Gemeinde hat er 5000 Gulden vermacht. Die freien Gemeinden werden bald nirgends mehr eine Stätte haben. Im Königreich Sachſen ſind ſie eben jetzt ganz und gar aufgehoben und verboten. —

In Kolberg ſollten die Stadtverordneten am 11. einen Abgeordneten und deſſen Stellvertreter zu den Provinzialſtänden wählen, kein einziger aber wollte wählen. —

Die hannöverſchen Ritterſchaften haben ſich nun gegen ihren König an den Bundestag gewendet. Gut, gut! —

Durch die neue Bundesmilitair-Organiſation hören die preußiſchen Sonderverträge von ſelbſt auf. Es iſt ganz richtig, daß dieſer unlautre Vortheil, zu deſſen Erlangung man die Täuſchung der deutſchen Union benutzte, uns wieder entzogen wird, und zwar ſchimpflich. Eine der weiteren Ohrfeigen von Olmütz her, durch Herrn von Manteuffel uns erworben. Die Regierung nimmt dergleichen hin, als wär' es Zuckerbrot. —

Ich las die Briefe Heyne's an Johann von Müller, die zu vielen Empfindungen und Betrachtungen Anlaß geben. Wie treu und eifrig mühte der alte Mann ſich für die geliebte Georgia Auguſta ab, wie feig und elend fügten Andre ſich dem Unweſen das damals herrſchte! Es war eine bedrängte Zeit, der auswärtige Feind waltete nach Belieben, unverſtändig, und leichtſinnig, das Land ging ihn nichts an. Wir haben den einheimiſchen Feind im Lande, der voll Bosheit und Tücke iſt! —

Die „Nationalzeitung" bringt Nachricht, daß der katholiſche Prieſter Thomas Juranek, 40 Jahr alt, in Zeletz in Böhmen an die Kirchthüre ſeinen Austritt aus der römiſchen Kirche — aus der Chriſtus gewichen — und ſeinen Eintritt

in die proteſtantiſche hat anſchlagen laſſen. Die geiſtlichen Obern hatten ſeinen tchechiſchen Eifer nicht leiden wollen. —

Freitag, den 15. Auguſt 1851.

Beſuch von Hänlein: Klagen über den König und die Königin, den Miniſter von Manteuffel, die ſämmtlichen Miniſter; ſie richten den Staat zu Grunde, die Ehre iſt verloren, das Anſehn, bald wird auch kein Geld mehr da ſein, die Unfähigkeit und Verwahrloſung wird hervorgehoben ꝛc. Das Eine nur läßt ſich ihm entgegnen, daß er ſelber jeden Augenblick bereit wäre, dieſer in ſeinen Augen ſchlechteſten Regierung mit allen Kräften zu dienen, wenn ſie ihn nur wieder anſtellen wollte! Er meint es ganz ehrlich und gutmüthig, er ſteckt im alten Beamtenthume feſt; hätte er Arg, ſo würde er nicht ſo reden. —

Die „Spen.r'ſche Zeitung" bringt ſchon heute eine Anzeige des Klofe'ſchen Werkes, wobei ſie meiner ehrenvoll gedenkt.

Ein wichtiges Schreiben des Grafen von Dohna an den Fürſten von Hohenlohe in der „Konſtitutionellen Zeitung" erklärt rund heraus, daß er die Provinzialſtände für ungeſetzlich hält, ſich als keinen Majoratsherrn und Mitglied der Herrenkurie des Vereinigten Landtags anſieht ꝛc. Wenn die Miniſter noch einen Funken von Verſtand und Ehre hätten, müßten ſie erbleichen bei dieſem Einſpruch. Der Widerſtand kann zwar im Augenblicke nichts ausrichten, aber er zeigt ſich von allen Seiten, mit einem Muthe, der Bewunderung erregt. Sie ſollen nur kommen mit ihren gerichtlichen Anklagen, die Miniſter! Die Verurtheilungen ſelbſt werden ihnen nur neue Feinde wecken. —

Jakob Gotthelf hat ſeinen Gerichtshandel vor dem Münchener Gericht in Druck gegeben. Der Bundestag läuft

Spießruthen in dieſer Schrift, ſein Blut fließt in Strömen von den guten Hieben. —

Unſre Berliner Gemeinderathsverſammlung hat ſich nichtswürdig feige betragen durch Bewilligung der 900 Thaler, die der Magiſtrat zur Ausſchmückung ſeines Sitzungsſaales eigenmächtig verwendet und mit Ungebühr ertrotzt hat. Ein braves Mitglied hat ſeine Stelle niedergelegt. — Derſelbe Gemeinderath hat auch beſchloſſen, einen Abgeordneten zu den Provinzialſtänden zu wählen. —

Ein Bürger verklagt die Polizei wegen eines ihm zugefügten Unrechts. Das Stadtgericht erklärt, er müſſe vor dem Wege des Rechts den der Beſchwerde erheben. Er thut's, und wird abgewieſen. Alſo wieder an's Gericht, aber die Polizei thut Einſpruch. Nun kommt's an's höhere Gericht, und dies erklärt die Klage nicht annehmen zu können, weil die Sache auf dem Wege der Beſchwerde ſchon erledigt ſei. Kompetenz-Konflikte, wie wir ſie jetzt zu Hunderten haben.

Sonnabend, den 16. Auguſt 1851.

An einem Aufſatz gearbeitet über die unerhörte Widerſinnigkeit in demſelben Staate zwei Parlamente nebeneinander nicht nur zu haben, nein, gefliſſentlich hervorzurufen, Provinzialſtände und Kammern; es iſt als ob der Wahnſinn unſre Sachen führte, — Pabſt und Gegenpabſt von denſelben Kardinälen zugleich erwählt! Die Schwierigkeit iſt nur, für den Aberwitz und die gewiſſenloſe Bosheit noch Ausdrücke zu finden, die den äußern Anſtand nicht verletzen. Die Sachen ſind ſo arg, daß ſie faſt nur Schimpfworte vertragen. —

Hannover beabſichtigt nun im Ernſte für ſich eine kleine Union von Nachbarſtaaten zuſammenzubringen, und hat gute Ausſichten dazu. Das iſt gegen Oeſterreich und Preußen und ihren Bundestag. Am Bundestag fangen ſchon vielfache

Ränke, Schleichwege und Liſten wieder an; die beiden Großmächte haben das Beiſpiel dazu gegeben, ſie treiben wieder das alte faule Spiel, alles im Stillen unter einander vorzubereiten und an den einzelnen Höfen durchzuſetzen, bevor ſie die Sachen an den Bund bringen, damit hier nur ſtets ihr Uebergewicht, nie aber eine offne freie Verhandlung walte; wo ſie nicht einig ſind, da bleibt alles gehemmt, alſo in den meiſten Fällen. Gegen ſolche Waffen gebraucht man eben ſolche, man trifft geheime Verabredungen gegen die Mächte, und wie zaghaft man auch, beſonders im Anfang, verfahre, der Widerſtand iſt da, und wächſt und wächſt. Sie ſollen ſich nicht einbilden, die Stellung der Dinge im Jahr 1851 ſei eine feſtſtehende Norm für eine lange Reihe von Jahren, vielleicht iſt ſie's ſchon für das nächſte Jahr nicht mehr! —

Die Zeitſchrift „der Publiziſt" bringt nähere Nachrichten aus Stargard über den Verdruß, den der König dort gehabt und gemacht. Er hat dort wirklich ſelbſt den Konſtabler geſpielt, die Leute angefahren, warum ſie ihn nicht grüßten ꝛc. Ich dachte an Hermann Franck, der noch vor wenig Monaten als das Uebermaß von Uebertreibung aufſtellte, die Konſtabler würden jederman zwingen, in gewiſſer Ferne vor dem Könige den Hut abzuziehen! Der verrückte Paul von Rußland ging noch weiter, und befahl, in der Nähe ſeiner Paläſte den Hut abzunehmen, den dreieckigen, denn runde waren verboten. Der Berliner hält ſich ſchon dafür ſchadlos und ſagt: „J wat, er hat vor unſe Leichen die Mütze abziehen müſſen, davor können wir ſchon mal danken."

General von Bonin ſagte neulich: „Der König haßt mich und uns Alle, die wir auf ſeinen Befehl in Schleswig-Holſtein waren. Was können wir dafür, daß er ſich der Sache zu ſchämen hat!" — Ein andrer General (von Prittwitz?) ſagte: „Wir haben dem Könige *verziehen*, das iſt wahr, aber wir *trauen* ihm nicht." Darauf wurde bemerkt,

dem alles Eigne nur untergeordnet, als mir nicht oder doch nur zufällig eigen, die große Sache steht hoch darüber, und gilt mir mehr als alles. In sie hab' ich alle Kräfte geworfen, mit denen ich seit drei Jahren manches Buch hätte liefern können, und mir dafür Lob und Preis erwerben. Und wenn ich auf Manches von mir Geschriebene noch Werth lege, es zu erhalten besorgt bin, so ist es nur, weil ich denke, daß es der großen Sache dienen kann und wird. Dies Drüberhinausein macht mich innerlich frei, heiter und stolz, und läßt mich lachen, wo Andre sich betrübt fänden. Der lebendige Antheil am Allgemeinen reinigt die Seele; ihn zu haben, muß aber Allgemeines greiflich da sein, nicht bloß gedacht oder geträumt; daher sei mir das herrliche Jahr 1848 immerdar gepriesen! —

Laurenz Oken am 11. August in Zürich gestorben. —

Während der König und die Minister reisen und der Prunk die Geschäfte völlig zu verschlingen scheint, geht das Kleingetriebe des Staates in seinen schmachvollsten Richtungen ununterbrochen seinen Gang. Der Kreisrichter Martiny, vom Schwurgericht und vom Disziplinargericht völlig freigesprochen, wird durch den schändlichen Justizminister Simons vor das Obertribunal geschleppt. Der gewählte Bürgermeister von Eicken in Mühlheim an der Ruhr wird nicht bestätigt. Der Landrath von Zychlinski bedroht den Redakteur und Drucker des „Neuen Elbinger Anzeigers". Die noch übrige polnische Zeitung in Posen muß aufhören. In Raumburg wird die freie Gemeinde, aus nichtswürdigen, verdrehten und erfundenen Gründen, gänzlich geschlossen. Der Litterat Hopf darf nicht in Berlin, muß in Charlottenburg wohnen, und sein freigesprochenes Buch wird nicht freigegeben. Der arme Streckfuß sitzt in ungesetzlicher harter Haft ohne Verhör. Der Kammergerichtsassessor von Zitzewitz, wegen der Reichenbach'schen Sache dem Justizminister verhaßt,

wird von seiner Behörde hieher einberufen, von der Polizei dagegen ausgewiesen! Wahrlich, ein mehr als türkisches Pascha-Regiment, voll Unsinn und Verrücktheit. Die wahre Anarchie, wo kein Gesetz gilt, und die Behörden selber einander in den Haaren liegen. (Auch Polizei und Theaterintendanz im Streit!) —

Nachmittags gegen halb 5 Uhr kam Ludmilla von Hamburg glücklich wieder an, zu meiner herzlichen Freude. Ich holte sie vom Bahnhof ab. Die Polizeianstalten lächerlich und leicht! —

Zu Hause noch bis Mitternacht geplaudert; Persönliches, Litterarisches. — Im Juvenalis gelesen. —

Montag, den 18. August 1851.

Protest aus Königsberg gegen die Provinzialstände, desgleichen aus Danzig durch den Rechtsanwalt Martens. Der König hat schon früher gesagt, die Minister sollten dergleichen Wische als Wische behandeln. —

In Bernburg ist die christkatholische Gemeinde aufgehoben worden, zugleich hat die Regierung erklärt, sie erkenne die Mitglieder nicht als Christen an! Was diese Regierung sich anmaßt! sie will wissen, die heidnische, türkische, was christlich sei! Otterngezücht würde unser Herr Christus sie nennen! —

In Mailand, in Neapel, Verhaftungen, Todesurtheile! Da sind die sogenannten Christen als rothe Blutbunde, da blüht das Evangelium! —

Eine scheußliche Polizeilist! Man läßt an die Redaktionen freier Zeitungen falsche, die Regierung anklagende Angaben gelangen, damit man, wenn sie sie aufnehmen, gerichtlich gegen sie einschreiten könne, indem die Unwahrheit

derſelben dann als abſichtliche Verläumdung erſcheint! — Thatſächliche Beiſpiele hievon.

Dienstag, den 19. Auguſt 1851.

Der allgemeine Zuſtand im deutſchen Vaterlande ſchnürt mir das Herz zuſammen. Der Muth iſt ungebrochen, die Ausſicht in die Zukunft frei, ich weiß, daß dieſer Gräuel nicht dauern kann; aber ich geſtehe es, die Gegenwart iſt ſchwer zu ertragen! Faſt gefällt mir der blutdürſtige Wütherich von Neapel beſſer, als dies ekelhafte, langſame, giftgeſchwollene, feige Unthier, das ſich über unſre Lande erſtickend hinwälzt, ſo langſam, feige, tückiſch, niederträchtig und ekelhaft! Jeden Tag und aller Orten neue Bosheiten und Frevel, neue Schlingen gelegt, die alten angezogen, bis alles Leben erſtickt, jeder Mund verſtummt, jede Hand gebunden iſt. Die Zeitungen können faſt nichts mehr, als nur alle dieſe Bübereien einregiſtriren, — daneben die Schand- und Lügengepränge der Götzendienerei für meineidige Fürſten und Miniſter! Gleichwohl begreift man den Wahnſinn der Reaktion nicht, die noch Blätter wie unſre „Urwählerzeitung", „Nationalzeitung", „Neue Oderzeitung" ꝛc. beſtehen läßt, da ſie ſolche mit Einem Schlag unterdrücken kann! —

Beſuch von Herrn N., der aus Swinemünde wiedergekehrt iſt. Klagen über Paßquälereien, über die militairiſchen Anſtalten auf dem Bahnhof, ſo ärgerlich als nutzlos und lächerlich. Er hat den König zweimal geſehen, in Stettin und in Swinemünde, und den üblen Eindruck, den derſelbe durch ſein Betragen auf die Leute gemacht; er zerſtöre gewaltſam jede Anhänglichkeit im Volke, die vornehme Klaſſe ſei ihm ohnehin völlig abgeneigt und denke übel von ihm. Die konſervativſten Landedelleute in Pommern äußern laut ihr Mißvergnügen über den Gang der Regierung; die Provinzial-

ſtände wiederkehren zu ſehen, macht ſie verdrießlich, der Vereinigte Landtag ſcheint ihnen nicht wünſchenswerth; unterdeſſen klagen ſie über Abgaben und Beamtendruck, den ſie um ſo ſchwerer empfinden, als unter den Beamten viele Demokratiſchgeſinnte gern die Gelegenheit wahrnehmen, den Adel ihren Haß fühlen zu laſſen. —

Weitere Nachrichten über die Reiſe des Königs und ſein Benehmen. Ueberall Gepränge, Huldigung, Feſtlichkeit — und alles nur Schein und Lüge. Man macht die Anſtalten, weil er's ſo haben will, befriedigt aber zeigt er ſich nirgends. Ueberall will er warnen, ermahnen, ſtrafen, das große Wort führen, beſonders ſeine Würde recht eindringlich machen, und überall bewirkt er nur Achſelzucken, Lachen, Mißbilligung. Man hat vor ſeinem ſogenannten Geiſt, vor ſeinem Witz und vor ſeinem angeblichen Verſtand und Ernſt nicht die geringſte Achtung mehr, die Meinung iſt ganz wider ihn, der geringſte Arbeiter hält ſich für klüger, beſſer. —

Mittwoch, den 20. Auguſt 1851.

Die Polizeimacht wird immer unverſchämter, eindringlicher. Sie fragt nicht nur bei Gaſtwirthen und Kaffeeſchenkern, ſondern auch bei einzelnen Bürgern an, was ſie für Zeitungen halten. Die Vorſchußkaſſen, dieſe wohlthätigen Anſtalten, die in jedem Bezirk aus freiem Zuſammentreten der Wohlhabenden zur Unterſtützung der Bedürftigen entſtanden ſind, ſollen der Polizei angeben, über welche Kapitalien ſie zu verfügen haben. Bald wird die Polizei ſie auch verwalten wollen. Von Rechtswegen müßte man antworten: „Was habt ihr darnach zu fragen, ſcheert euch fort!" Aber weder Perſon noch Eigenthum iſt durch Geſetz geſchützt, man kann nur der rechtloſen Gewalt ſich fügen und warten,

bis ſie einmal im Ganzen geſchlagen und für ihre zahlloſen Frevel gezüchtigt wird. Einzelne Hülfe giebt es nicht. —

Benehmen des hieſigen Magiſtrats. Indem er dem Gewerberath gewiſſe Akten abzuliefern hat, giebt er aus Verſehen auch ſolche mit, die geheim bleiben ſollten, unter andern eine von Aſch ausgearbeitete, von Naunyn durchbeſſerte Denkſchrift, in der die hieſigen Gewerbe als widerſpenſtig und ſchlechtgeſinnt gröblich verunglimpft werden, und der Vorſchlag gemacht wird, ſie durch die äußerſten Mittel zu bezwingen. Der Gewerberath hat nun eine Anklage erhoben und die Denkſchrift als eine verläumderiſche, nichtswürdige bezeichnet. Das Aergerniß erregt die größte Bitterkeit, und wird den Schuldigen jetzt oder künftig keine guten Früchte bringen. —

Urtheil des Generals von Grabow über den König: „Nein, es geht nicht! Er kann wohl liebenswürdig ſein, aber es hilft ihm nichts! Er löſcht jeden guten Eindruck ſchnell wieder aus, vergißt alles, was er nicht vergeſſen ſollte, und folgt einzig der Laune des Augenblicks. Es geht nicht, es geht nicht!“ —

Die Kreuzzeitungspartei iſt ſehr beſtürzt über den Mangel an Eifer unter ihren Genoſſen, ſchilt und ermahnt ſie, aber mit geringem Erfolg. Ja ſie fürchtet den Abfall vieler ihrer Leute, und iſt ſchon jetzt mit dem neuen Oberpräſidenten von Kleiſt-Retzow nicht ganz zufrieden.

Man zerbricht ſich hier in vielen Kreiſen den Kopf, um zu ermitteln, ob der König in Koblenz die Prinzeſſin von Preußen geſehen, geſprochen, und was er zu ihr geſagt habe. Für die Demokraten iſt die Sache gleichgültig. —

Donnerstag, den 21. August 1851.

Der Gemeinderath in Tangermünde hat keinen Abgeordneten zu den Provinzialständen gewählt. — Die schärfste Weigerung hat der Abgeordnete zur zweiten Kammer, Dr. H. Claessen in Erkelenz, ausgesprochen und veröffentlicht.

Aus Pommern kommen Proteste gegen die vom Oberkirchenrath in Berlin erlassene neue Kirchengemeindeordnung. Ein schönes Staatsleben in Preußen, alles in Zwiespalt und Hader, Körperschaft gegen Körperschaft, am stärksten ist aber die Feindschaft gegen Regierung und Volk! „Wir haben den Feind im Lande, wie werden wir ihn los?" —

In Stuttgart sprechen die Geschwornen neun des Hochverraths angeklagte Männer von dieser Anklage frei. Die Reaktion dort und hier ist sehr bestürzt und ergrimmt. —

Die vom König in Köln gesprochenen Worte und die Berufung auf die früheren seines Bruders Wilhelm werden auf eine nicht angenehme Weise glossirt und bespöttelt. Daß er die Bemerkung des neuen Oberpräsidenten von Kleist-Retzow, es seien nicht dieselben Personen mehr, ungünstig abgewiesen, macht den Leuten großen Spaß. —

Ich höre, daß die Polizei mit großem Eifer an einer neuen großen Verschwörung arbeitet, und den Staat retten will, nicht den preußischen allein, sondern den Staat überhaupt, sogar den französischen, den republikanischen, der ihr durch seine Schandseite, den Präsidenten Louis Bonaparte, doch lieb ist. Zahllose Spürhunde sind in Thätigkeit, ungeheure Summen werden aufgewendet, in London und Paris wird preußisches Geld mit vollen Händen ausgestreut. Wir werden das Erzeugniß ja sehen! — Dagegen heißt es, wird die Polizei daheim etwas in ihrer albernen Scheererei nachlassen müssen, besonders in der Beaufsichtigung der Bahnhöfe und Belästigung der Ankömmlinge, denn einige vornehme Personen sind in der letzten Zeit arg geplagt worden,

und haben bittre Beſchwerden geführt; da läßt ſich Abhülfe hoffen! Ach, wenn es doch nur Mittel gäbe, die Vornehmen, beſonders die gutangeſchriebenen, gleich auf den erſten Blick zu erkennen, und von den Pöbelmenſchen zu unterſcheiden, die letztern möchten dann geſchoren und getreten werden, das würde die hohen Behörden nicht ſtören!

Am 20. haben die Oeſterreicher endlich die hamburgiſche Vorſtadt St. Pauli geräumt.

Freitag, den 22. Auguſt 1851.

Früh um halb 8 Uhr von Berlin über Deſſau, Wittenberg und Körben nach Halle. Das Wetter ſchön und hell, die Fahrt glücklich und angenehm, die öde Gegend zwiſchen Berlin und Wittenberg kümmerte uns wenig, wir verließen ſie ja, doch iſt ſie mir nicht ſo widrig wie Andern, ich habe dabei meine beſondern Gedanken über Land und Volk, die Gaben der Natur und der Kunſt; der Reichthum iſt auch in dieſem Fall nicht unbedingt ein Gutes, der erworbene jedenfalls dem angeborenen vorzuziehen. Wir kamen um 3 Uhr in Halle an und ſtiegen im Kronprinzen ab. Alle meine Bekannten waren wegen der Ferien verreiſt, auch Blanc, den ich am liebſten geſehen hätte. Nach dem Eſſen fuhren wir aus, die Stadt zu beſehen. Die Moritzburg, der Jägerberg, die Univerſität, die Schwarze Schürze, Gibichenſtein, das Bad Wittekind, welches uns ausführlich gezeigt wurde. — Den Rückweg nahmen wir über Kröllwitz, ſahen die Irrenanſtalt liegen, wo Sefelege bewahrt und noch ſtets mit lächerlichen Polizeimaßregeln bewacht wird, fuhren über die Saalbrücke an den Pulverweiden vorbei und durch die Stadt in die Vorſtadt Glaucha, beſahen das Waiſenhaus und die Bildſäule Francke's. Ich hatte viel zu erklären und zu erzählen, ich mußte mich ſtets verwundern, wie weit die

Zeit hinter uns liegt, aus der meine Erinnerungen ſtammen. Die Univerſität hat kein friſches Leben, Studenten und Lehrer ſind nicht, was ſie zu meiner Zeit waren, übrigens ſah man der Ferien wegen nur hie und da einen Studenten; der Konditorladen von Schelling beſteht noch auf dem Markte. Mit welchen Empfindungen gedacht' ich meiner Jugendfreunde, meiner Lehrer! —

Sonnabend, den 23. Auguſt 1851

fuhren wir Morgens halb 9 Uhr von Halle, dann über Merſeburg, Weißenfels, Naumburg, Kösen, Sulza, Apolda, Weimar und Erfurt nach Gotha, wo wir im Mohren einkehrten. Profeſſor Max Duncker von Halle reiſte mit ſeinem Vater, dem Buchhändler, denſelben Weg, wir ſprachen mehrmals mit einander. Angenehm war die Entdeckung, daß in Weißenfels auch der General Adolph von Willisen die Reiſe mitmachte. Er ſetzte ſich mit uns in denſelben Wagen. Wir hatten bedeutende, merkwürdige Geſpräche. Den Gang unſrer Politik, die Leitung durch Manteuffel, findet er ſchrecklich, unheilvoll, er klagt auch die Schwäche des Königs bitter an. Das Heer, die einzige Stütze des zerrütteten Staats, wird jetzt, meint er, zurückgeſetzt und verwahrloſt, das Aufſteigen iſt geringer als vor 1848, die Ausſicht für jeden Offizier eine traurige. Der Miniſter von Stockhauſen will keineswegs abtreten, er thut nur ſo; der Verfaſſer der Schrift gegen ihn iſt nicht entdeckt, es hat ſie niemand geſchrieben, doch ruht auf Griesheim der Verdacht, dazu beigetragen zu haben. Das Heer unzufrieden, das war mir merkwürdig! Die Unterwerfung unter Rußland und Oeſterreich wird hart getadelt, als ein Schimpf, ein Herabſteigen, die „Kreuzzeitung" wird als ein Lügen- und Bosheitsſumpf bezeichnet.

In Gotha fuhren wir durch Stadt und Gegend, den Schießplatz, die Anlagen, beſahen auf dem Schloſſe die reiche Sammlung chineſiſcher Sachen.

Sonntag, den 24. Auguſt 1851.

Um halb 10 Uhr nach Eiſenach abgefahren, um halb 11 angelangt. Gaſthof zum halben Mond. Vor dem Eſſen auf die Wartburg gefahren und alles beſehen. Zum Eſſen wieder unten; an der Wirthstafel, Herr von Groß, der ſich ſehr gefällig erweiſt. Nachmittags ſchöne Spazierfahrt nach Phantaſie, Durchwanderung des wunderbaren Annathals, das für einen Starkbeleibten zu eng iſt, Fahrt in's Marienthal, Beſuch der Karthauſe. Ludmilla machte mit Herrn von Groß noch einige mühſame Berggänge. — Die Herzogin von Orleans war abweſend, wurde aber bald erwartet. —

Montag, den 25. Auguſt 1851.

Morgens um 8 Uhr durch das Marienthal nach der hohen Sonne gefahren, dann auf den Drachenſtein, wo wir ausſtiegen, und die herrlichſten Ausſichten rückwärts nach der Wartburg und vorwärts in das Land hatten. Dann zurück zur hohen Sonne, zum Hirſchſtein, wo wir unten Wilhelmsthal liegen ſahen. Ludmilla, von Ganzmann begleitet, zu Fuß nach der Hochwaldsgrotte und dann nach Wilhelmsthal, wo wir um 10 Uhr eintrafen. Gaſthof zum Auerhahn; gute Hunde. Spazirgänge im Schloßgarten, durch Strichregen unterbrochen, Anſprache mit verſchiedenen Leuten. Düſtres, ernſtes Anſehn des Parks und der Gegend, himmelhohe dunkle Tannen. Ludmilla beſuchte noch das Schwalbenneſt auf dem Karthäuſerberg.

Dienstag, den 26. August 1851.

Bei Sonnenschein auf den Altenstein hinaufgefahren und den Park besehen, doch nur den bequemen Theil. Der Herzog von Meiningen stand vor dem Schloß und besprach sich mit einem seiner Beamten. Am Fuße des Berges die Altensteiner Höhle, in welche die Andern eindrangen. Schöne, mächtige Felsen über ihr. Wir kamen Vormittags in Liebenstein an und fanden gutes Unterkommen im Kurhause. — Ausflug nach der Quelle, nach dem hellen Blick. Dann Frau von Marenholtz aufgesucht, die fortwährend krank aber unausgesetzt thätig und eifrig ist. Sie aß mit uns an der Wirthstafel, und sagte uns, daß die Herzogin Ida von Sachsen-Weimar uns zu Morgen einlade. Unsre Einwendungen wurden alle beseitigt. — Bekanntschaft mit dem Diakonus August Wilhelm Müller aus Meiningen, dem Landeskundigen, dem Dichter, dem Freimaurer; vielfache Thätigkeit, ganz in den heimischen Kreisen aufgehend, politisch unsicher, aber sonst gefällig und unterhaltend. — Nachmittags Fahrt nach Marienthal zu Friedrich Fröbel. Die lernenden Kindergärtnerinnen vor dem Hause; Gesang: „Wollt Ihr wissen, wie der Bauer seinen Hafer aussät? Säet so so, säet so so, sä't der Bauer seinen Hafer wohl aus." Fröbel, siebzigjährig, voll Geist und Feuer, setzt sich mit uns hin, und erklärt seine Erziehungsweise. Das Auffallende darin wird durch die Eigenart des Mannes gemäßigt, die Sache ist gut und verständlich, und wird gedeihen, mit oder ohne seinen Namen. Er war sehr aufgeregt durch das eben erschienene Verbot seiner Kindergärten in Preußen, das auf bloßer Verwechslung seines Namens mit dem seines Neffen beruht, und nur die rohe Dummheit des Kultusministers von Raumer offenkundig macht. Ich tröste ihn damit, daß die Verfolgung seine Sachen heben werde, besonders so dumme, grundlose. Frau von Marenholtz spricht in gleichem Sinn. Der Mann ist

eine Art Peſtalozzi, lebt und webt in ſeiner Sache. — Abends im Kurſaal mit Frau von Marenholtz, ihrem Sohn, der uns Allen ſehr wohlgefällt, mit dem Diakonus unter vielem Scherz und muntern Geſprächen. —

Liebenſtein, Mittwoch, den 27. Auguſt 1851.

Beſuch bei der Hofdame Frln. von Wizleben, die uns der Herzogin anmeldet und vorſtellt. Wir blieben allein mit der Herzogin und ihren beiden Töchtern, den Prinzeſſinnen Anna und Amely, und hatten gemiſchte, lebhafte Geſpräche. Die Herzogin eine gute antheilvolle Frau, die gern hört und ſpricht, von geſundem Urtheil, nichts Geniales. Bedauern, daß ihre Schwiegertochter, geb. Prinzeſſin Auguſte von Würtemberg, abweſend iſt, da die mich von früher her kennt. —

Ludmilla war Morgens ſchon vorher auf die Burg Liebenſtein und nach dem Felſentheater gegangen. — Mittags an der Wirthstafel. Nachmittags kleine Spaziergänge. Abends um 8 Uhr zur Herzogin. Vortrefflicher Thee, — ſie lebte lange in Holland. Geſpräch über Fröbel, über Carolath's, Blankenſee's und andre Berliner Leute, über Thereſe von Lützow, der jetzt in Java der Herzog Bernhard von Sachſen-Weimar, wo er die holländiſchen Truppen befehligt, etwas den Hof macht; die Herzogin gönnt es ihm! Ludmilla ſpricht mit den Prinzeſſinnen, von denen die eine für ungemein freiſinnig gilt. Wir verabſchiedeten uns, da wir morgen reiſen wollten. —

Liebenſtein, Donnerstag, den 28. Auguſt 1851

gab es aber nur Regen und Sturm, ein mächtiger Baumaſt wurde mit einem Theil des Stammes nahe bei dem Kurhauſe

durch den Wind niedergerissen. Wir blieben daher, und brachten den Tag im guten Kurhause gesellig mit großer Annehmlichkeit hin. Der Diakonus erzählte, gab mir Handschriften, ertheilte Auskunft, Frau von Marenholtz war liebenswürdig, ihr Sohn verständig. Abends kam Fröbel, und hielt uns nochmals seine merkwürdigen Vorträge. Er schenkte mir eine seiner Schriften. —

Liebenstein, Freitag, den 29. August 1851.

Dieser Tag war zur Abreise bestimmt; wir machten aber noch einige Spaziergänge, dann einen Ritt auf Eseln zur Burg Liebenstein hinauf, und besuchten sodann den Kindergarten im Orte, der durch den Eifer der Frau von Marenholtz und die Unterstützung der Herzogin Ida hier gegründet worden. Wir sahen über eine Stunde den Spielen und Uebungen der Bauerkinder zu. Der Geist und Sinn müssen sich durch roben Stoff durcharbeiten, das findet sich im Kindergarten und in den Völkerschicksalen. Das frühe Vorspringen der Eigenart machte sich auffallend wahrnehmbar, ein vierjähriges sonst dummes Mädchen drängte sich als ausgemachte Kokette vor, sie hatte gemerkt was man wollte, hatte das schnell gefaßt, und wußte den Beifall wie ein Recht anzufordern; die andern Kinder und selbst die Lehrerin erkannten ihr Recht auch unwillkürlich an, und schoben sie vor. Ich lobte die Lehrerin wegen ihres Fleißes und machte ihr ein kleines Geschenk durch Frau von Marenholtz. — Der Schein der Abreise hatte uns gegen eine wiederholte Einladung zur Herzogin gesichert. * hatte für mich gefürchtet, der Verkehr mit diesem Hofe könnte mir vielleicht bei meinen politischen Freunden schaden, ich mußte dazu lachen, wünschte aber aus andern Gründen nicht nochmals hinzugehen. Nachmittags machten wir noch eine schöne Fahrt nach Steinbach und

gingen das ſchöne Thal, den Schleifergrund genannt, aufwärts. Viele Schleifmühlen folgen hier aufeinander längſt eines rauſchenden Forellenbaches, Hunderte von Meſſerſchleifern nähren ſich kümmerlich von der harten Arbeit. Wir hatten bisher überall in Thüringen einen freundlichen gutmüthigen Menſchenſchlag gefunden, hier fanden wir die Dorfleute ſogar ungewöhnlich gebildet, ſie hatten eine Liedertafel gegründet und zählten die trefflichſten Sänger in ihrer Mitte. Der Diakonus war uns nachgefolgt. Wir waren Abends im Kurhauſe fröhlich beiſammen. Der junge Marenholtz will in öſterreichiſche Dienſte treten, und war begierig mit mir über dieſe Verhältniſſe ſo wie auch über Kriegsſachen im Allgemeinen zu ſprechen. —

Sonnabend, den 30. Auguſt 1851

verließen wir Liebenſtein, nachdem wir uns von den Freunden verabſchiedet hatten. Der ganze Aufenthalt hatte mir beſonders wohlgefallen, am beſten von allen Orten, die wir bisher beſucht. Der Reiz der Bekanntſchaft Fröbel's wirkte dabei ſehr mit; aber auch die Lage des Hauſes, die nahen Spaziergänge, die bequeme Vereinigung der Menſchen. — Wir fuhren gegen Mittag durch das herrliche Druſenthal, zwiſchen zuſammengeſtürzten Felſen und längs eines brauſenden Baches nach dem häßlichen kurheſſiſchen Flecken Brotteroda, einem Schmugglerneſte, und dann auf den Inſelberg, wo wir bei hellem Wetter die herrliche weite Rundſchau genoſſen. Ludmilla, von Ganzmann und einem Führer begleitet, ging einen Fußweg, neue, aber beſchwerliche Naturſchönheiten zu ſehen. Bei Tabarz kamen wir, die Wandernden und die Fahrenden, faſt gleichzeitig an. Wir waren entzückt von den Bergen und Thälern, den Bäumen, der Luft, den Fernſichten, wir gelangten auf den ſchönſten Wegen unver-

merkt nach Reinhartsbrunn, wo wir ſogleich das Schloß und den ſchönen wohlgepflegten Schloßgarten in Augenſchein nahmen. Der Herzog von Gotha war anweſend, darum verzichteten wir auf das Innere des Schloſſes. Abends um 7 kehrten wir in den Gaſthof zurück, unter Regenträufeln, das bald in ſtarken Regen überging.

Reinhartsbrunn, Sonntag, den 31. Auguſt 1851.

Ein völliger Regentag. Mittags am Wirthstiſche den Kommerzienrath * aus Halle wiedererkannt, er war vier Wochen in Reinhartsbrunn, ſeiner Geſundheit wegen, wollte aber am andern Tag abreiſen. Zwei Damen begleiteten ihn. Graf und Gräfin von L. im Speiſeſaal ſehr ungezwungen und laut, die Gräfin rauchte Zigaretten, zum großen Aergerniß der balliſchen Frauen, die auf ihre kleinſtädtiſche Schicklichkeit ſich nicht wenig einbildeten; die Gräfin war ſonſt artig, und ſchien klug und fein. Als der Regen etwas nachließ, fuhren wir durch Friedrichsroda zur Tanzbuche, einem ſchöngelegenen Jagdhauſe, wo wir Kaffee tranken. Nach der Rückkehr verſuchten wir uns im Dominoſpiel, Ludmilla und ich ſpäter im Schach, wobei doch die grotesken zinnernen Schachfiguren uns ſtörten. Schnepfenthal und das Marienglas zu beſehen, hatten wir aufgegeben. —

Montag, den 1. September 1851.

Alles naß, der Regen dauerte mit einigen Unterbrechungen fort. Nach Oberhof hatte man uns nicht fahren wollen, wir nahmen daher den Weg über Ohrdruf, wo wir im Laufe des Vormittags ankamen und guten Kaffee frühſtückten. Der Poſtmeiſter kannte mich von früher, und gab mir einen guten Wagen und gute Pferde zur Weiterfahrt, die noch öfters

durch Regen gestört wurde. Die sich wieder eröffnende schöne Gebirgslandschaft machte uns Freude. Wir kamen bei guter Zeit über das herrlich gelegene Elgersburg nach Ilmenau, wo wir im sächsischen Hof einkehrten, einem Gasthof am Markte, doch ohne alle erfreuliche Aussicht, kein Grün, keine Menschen, von Brunnengästen keine Spur, dabei immerfort sich erneuernder Regen, Abends eine von der Weide brüllend heimkehrende Rinderheerde, dazu ein Kellner, der nicht die geringste Auskunft geben konnte, weil er selbst erst vor kurzem hieher gekommen war. Im schönen Wetter, im hohen Sommer mag es hier schön sein, im Regen, in der späten Jahrszeit, ist es abscheulich, auch waren die meisten Kurgäste schon fort.

Mittwoch, den 3. September 1851.

Wir verließen Ilmenau früh um 8 Uhr, in einem vortrefflichen Wagen des gefälligen Postmeisters. Der Regen hörte selten ganz auf, die Gegend war oft schön trotz des Regens. — Ueber Königssee gelangten wir gegen Mittag nach Paulinzelle; der Anblick der herrlichen Trümmer, die sogar durch einen Sonnenblick erhellt wurden, erregte Bewunderung und Entzücken. — Ueber Blankenburg und Schwarza fuhren wir nach Rudolstadt, wo wir im Ritter abstiegen. Nach einem raschen Mittagessen stiegen wir zum Schloß hinauf, besahen die Gärten, genossen der Aussicht, der Regen aber störte uns mehrmals. Vor der Wohnung der achtzigjährigen Fürstin Mutter, gebornen Prinzessin von Hessen-Homburg, sahen wir viele, zum Theil künstlich und schön gewundene, Kränze aufgehängt, sie waren von Armen, die sie unterstützte, ihr aus Dankbarkeit gewidmet, bei Gelegenheit ihrer neulichen Geburtstagsfeier. Die übrige Fürstliche Familie war in Schwarzburg. — Abend im Wirthshause. Der Wirth, ein

trüber und ſcheuer Mann, der Oberkellner ganz neu und ſelbſt des Hauſes unkundig; Ludmilla meinte, der neue und nichtswiſſende Kellner ſei unſer Reiſebegleiter, reiſe uns nach! —

Rudolſtadt, Donnerstag, den 4. September 1851.

Das Wetter hellte ſich etwas; nach dem Frühſtück fuhren wir jenſeits der Saale zum Fürſtlichen Orangeriehaus, ſtiegen den Garten hinan, und freuten uns der ſchönen Ausſichten, der Pflanzen, der Anlagen. Geſpräch mit Gärtnersleuten. Dann fuhren wir zur Schillershöhe, einem hohen, dem Dorfe Volkſtedt gegenüber liegenden, durch buſchige Fußwege leicht erreichbaren Felſenplatze, wo die Büſte Schiller's in Erz aufgeſtellt und eine eherne Tafel mit Schiller'ſchen Verſen — aus dem „Spaziergang", der hier gedichtet ſein ſoll — eingefügt iſt; — das kleine Denkmal iſt von guter Wirkung, der Blick in das Saalthal ſchön. Wir waren ſehr vergnügt, und kamen befriedigt nach Hauſe. Schöner Baumgang länge der Saale und ſchönes Wieſengrün. — Nachmittags gingen Ludmilla und ich zu Fuß nach Volkſtedt, und tranken im Gemeindewirthshaus leidlichen Kaffee. Blumengärtchen; durſtiger Hund. — Das erſte Haus rechts, wenn man von Rudolſtadt kommt, ſoll das Haus ſein, wo Schiller ſeiner Zeit gewohnt. Wir waren ganz vergnügt, und Müdigkeit und Regen konnten uns den Heimweg nicht verderben. — Ueber die Demokratie in Rudolſtadt hört' ich mancherlei, ſie zeigt wenig hervorragende Häupter, lebt aber im ganzen Volk. Als Anführer der Truppen iſt ein Hauptmann von Boſſe aus Preußen hier, der in ihnen den demokratiſchen Geiſt austilgen ſoll. Der Fürſt iſt entmuthigt und gleichgültig, läßt alles liegen und abſterben, nur ſeine geretteten vierhundert Hirſche nicht! Die Stadt iſt öd' und ſtill; welch

Leben könnte hier aufblühen, wenn der Fürſt es wollte, wenn er Sinn und Kraft hätte! Die Leute ſind überaus gutmüthig und freundlich. — Emilie von Schiller, die uns einſt in Berlin beſuchte, lebt hier als Frau von Gleichen; ich ſchwankte, ob ich ſie beſuchen ſollte, ihr Haus und Garten lagen vor Augen. —

Freitag, den 5. September 1851.

Der Himmel war mit Wolken bedeckt, die ſich aber oft in Bläue öffneten und Sonnenſchein durchließen. Wir fuhren durch Volkſtedt und Schwarza in das Schwarzathal. Die Schwarza war durch die letzten Regen ſehr angeſchwollen, und verdeckte die Steine zu ſehr, über die ſie hinrauſchte, doch war der Eindruck bezaubernd. Das enge Thal, die hohen Felswände, die prächtigen Bäume, der ſchäumende Fluß, alles wirkte mächtig auf den ſtaunenden Sinn. Unaufhörliche Ausrufe des Entzückens. Ein plötzlicher ſtarker Regen, der einfiel, konnte die Begeiſterung nicht dämpfen, auch hörte er bald auf, und wir fuhren fröhlich weiter. Als wir im Gaſthof anlangten und im obern Saal aus den Fenſtern ſahen, war das Staunen und Bewundern auf dem Gipfel. Man konnte ſich nicht ſatt ſehen, an der Schwarzburg, den bewaldeten Höhen, den tiefen Wieſenflächen, der ſich unten ſchlängelnden Schwarza. Der Himmel gab die mannigfachſten Scheine dazu, das Wetter wechſelte unaufhörlich. Wir gingen in den Hof des Schloſſes, in den Garten, das Innere reizte nicht ſehr. Der Fürſt und eine Tochter der Prinzeſſin Albert, gebornen Prinzeſſin von Solms-Braunfels, die ich früher gut gekannt, kehrten von einem Spazierritte zurück. Wir waren kaum im Gaſthofe wieder angelangt, ſo fiel ein Hagelſturm ein. Auch da ſah die Gegend entzückend aus. Nach dem guten Mittagsmahl

nöthigte uns der freundliche kluge Wirth höher hinauf nach dem Trippstein zu fahren, den ſich Ludmilla ohnehin nicht gern wollte nehmen laſſen. Herrliche Fahrt, auf guten Wegen, zwiſchen himmelhohen Tannen, in üppigem, eigenthümlichen Pflanzenwuchs, der unaufhörlich unſre Aufmerkſamkeit anzog. Oben prächtige ſchwindelnde Ausſicht, die Schwarzburg ganz in der Tiefe. Leider kam auch wieder Regen. Ueber den Fuchstiſch fuhren wir auf gutgeführten Schlangenwegen allmählig in's Schwarzathal hinab, mit wiederholten Ausblicken in die Tiefe, bei denen das Entzücken ſich in Freudenrufen Luft machte, mir aber auch die Sinne ſchwindelten. Ganzmann ſammelte ſchöne Mooſe, auch hatte er Molche geſehen. Ein weidender Hirſch in unſrer Nähe ließ ſich nicht ſtören. Wir kamen wohlbehalten im Thal an, und fuhren nun zurück, derſelben Eindrücke nochmals genießend, in veränderter Richtung und Beleuchtung. Wir wären gern nach der Schwarzburg gefahren, um dort einige Tage zu bleiben, wir faßten den Gedanken, am nächſten Tage nochmals hinzufahren, und auch Paulinzelle wiederzuſehen, aber die Witterung war zu ungünſtig, das Verlangen nach Hauſe insgeheim auch ſchon zu ſehr erregt, und wir ſtimmten Alle zuletzt für die morgende Abreiſe. —

Sonnabend, den 6. September 1851.

Um 9 Uhr Morgens fuhren wir mit des Wirthes gutem Geſchirr und Kutſcher von Rudolſtadt ab, und über Orlamünde und Kahla gegen Jena. — Wir kamen dort gegen 1 Uhr an, ſtiegen in der „Sonne“ am Markt ab, ſetzten uns gleich an der Wirthstafel zu Tiſch, und fragten den Wirth nach unſern Bekannten. Fanny Lewald war abgereiſt; ein artiger Herr, der uns gegenüber ſaß, verſicherte, Frl. Lewald werde am nächſten Tage zurückkommen. Der

Wirth ſandte einen Boten zu Frommann's, zwei Häuſer davon, ob Alwina Frommann in Jena ſei. Nach dem Eſſen machten wir uns auf, Ludmilla zu Fortlage's, ich zu Profeſſor Siebert, der aber nach Weimar gefahren war; dann zu Frommann's; Ludmilla kam auch. Ich machte mich dann auf und ging zu Profeſſor Hettner, dem ich mich vorſtellte, nach Fanny Lewald fragte, und herzliche Aufnahme fand. Nach einer Weile trat der Herr, der uns bei Tiſch gegenüber geſeſſen, herein, und wurde mir als der Dichter Palleske vorgeſtellt. Mannigfaches Geſpräch, die Briefe Goethe's an Frau von Stein lagen auf dem Tiſch. — Nachmittags fuhren wir mit Frl. Frommann durch die Stadt, in die Umgegend, wieder durch die Stadt, beſahen den botaniſchen Garten, die Stadtkirche, deren Inneres nicht ſehenswerth. — Wir hatten unſre Bekannten Abends zum Thee geladen.

Jena, Sonntag, den 7. September 1851.

Wir wünſchten die Bibliothek zu ſehen, der Bibliothekar war aber verreiſt. Nach vielen Berathungen und Mühen ſchaffte Profeſſor Hettner uns Eingang durch den Unterbibliothekar Dr. Lorenz. Viele Büſten und Gemählde, viele mir ſehr erwünſchte, beziehungsvolle. Alte Handſchriften und deren Mahlereien, mit denen Alwina Frommann ſehr vertraut war. Der Codex der Minnelieder mit dem Wartburgſtreit. Andre Seltenheiten. — Nachmittags ſchlug ich eine Fahrt auf's Land vor, nach Drakendorf zu Frau Clara von Helldorf, geb. von Ziegeſar. — Abends beleuchtete der Mond herrlich den Markt. — Ich war auf die Gegend ſehr aufmerkſam geweſen in Betreff der Schlacht, die Napoleon hier 1806 gewonnen: wenn man das Erdreich betrachtet, hätte er ſie nicht gewinnen ſollen, die Vortheile waren alle auf Seiten der Preußen, allein ſie wußten es nicht, oder hielten

ſie nicht feſt, und ſie hatten es mit Napoleon zu thun. Ich hatte die genaue Schilderung der Schlacht durch Thiers erſt kurz vor der Abreiſe wiedergeleſen. — Jena hat jetzt nur dreihundert Studenten, wie fern von der ehmaligen Blüthe! Hettner hat die meiſten Zuhörer, in Vorleſungen, die nicht zum Brotſtudium gehören.

Montag, den 8. September 1851.

Ludmilla kennt Weimar noch nicht, ich hätte ſie gern an dieſen heiligen Ort gebracht, der zwar jetzt in Trümmern liegt, aber auch in dieſen noch wirkt, etwa wie ein geiſtiges Paulinzelle. Doch da die Großherzogin ſchon dort aus dem Bade zurück war, konnte ich Weimar nicht beſuchen, ohne mich bei ihr anzumelden, es wäre unverzeihliche Grobheit geweſen, dies zu unterlaſſen. Ihre Taubheit aber hat ſo zugenommen, daß es mir unmöglich iſt, mit ihr zu ſprechen, und eine wahre Pein, immer den fruchtloſen Verſuch zu wiederholen. — Wir fuhren daher Morgens um 8 Uhr, nachdem noch Fanny Lewald ſich zum Abſchied eingefunden, von Jena fort, und über Dornburg und Kamburg nach Naumburg. Das Saalthal behauptete ſich als ſchön, auch nach allem, was wir bisher geſehen hatten, die Lage des Schloſſes Dornburg mußten wir preiſen, die Berge waren noch ganz anſehnlich, und mit Burgtrümmern verziert. — Um halb 12 Uhr kamen wir in Naumburg an, und nahmen Zimmer im „Blauen Stern" vor dem Thor. Nach eingenommener Mahlzeit fuhren wir nach Schulpforta. Der Direktor Kirchner ſchlief, ich ging alſo zum Profeſſor Koberſtein, der nebſt Frau und Tochter uns Alle auf's zuvorkommendſte aufnahm. Koberſtein führte uns in der weitläufigen Anſtalt umher. Die Schüler ſehen friſch und luſtig aus, und ſcheinen mit den Lehrern gut zu ſtehen; doch

herrscht im ganzen Zuschnitt noch viel alte Pedanterei, gegen welche die Lehrer nichts vermögen; das pflichtmäßige Kirchengehen und Beten wird ohnedin unter einer Regierung wie die jetzige nicht abzuschaffen sein. Mit Koberstein hatte ich gleich Anfangs eine kleine politische Erklärung, er hatte mich fälschlich beurtheilt; dafür mußt' ich erfahren, daß ich auch ihn etwas unrichtig angesehen. Umsichtig und klug ließ Koberstein alle Streitpunkte fallen, und rief andre Gegenstände hervor, bei denen wir übereinstimmen konnten. Zuletzt erklärte er sich als meinen Gesinnungsgenossen, der über die Lage des Vaterlandes seufzte, die ganze Regierungswirthschaft bejammerte. Er sprach mir von dem Einspruch des Grafen von Fürstenberg-Stammheim gegen die Provinziallandtage und von dem großen Aufsehn deßhalb, ich hatte davon noch nichts gehört. Wunderliche Geschichten von dem vormaligen Rektor Dr. Ilgen, Nachahmung seiner Stentorstimme, seiner derben Manieren. Wir sahen Frau und Tochter noch beim Abschied wieder, und empfahlen uns mit vieler Danksagung. Kirchner war inzwischen wach geworden, aber ich sah ihn nicht, und konnte es nicht bedauern, ich würde ihn in traurigem Zustande gesehen haben. — Wir fuhren nach Kösen, konnten uns aber nicht weiter viel umthun, da der Boden naß, die Luft unangenehm kalt war, auch der Abend schon hereinbrach. Die Kurgäste waren meist schon fort, die wenigen noch vorhandenen nicht zu sehen. Nichts trauriger als ein verödeter Badort! Erst Menschen, dann Gegend; wer ganz allein sein will, dem kommt es zuletzt auch auf die Gegend nicht mehr an, wer diese dann noch schön will, der *denkt* wenigstens an Menschen, an Mittheilung, Mitgenuß. —

Dienstag, den 9. September 1851.

Um 3 Uhr aufgestanden. Um 5 Uhr im Bahnhof, der Zug kam bald an, wir nahmen unsre Plätze, und fort ging's nach Berlin. Der Sonnenaufgang war prächtig, die goldnen Strahlen machten die Rauchwolken zu leuchtenden Wogen, alles erschien in ungewöhnlichem oft zauberhaftem Licht. Wir waren gut gestimmt und freuten uns auf Berlin, das wir ohne Zufall oder Abentheuer Nachmittags um halb 3 Uhr glücklich erreichten. Die Stadt machte diesmal nicht den unvortheilhaften Eindruck wie voriges Jahr, wir hatten keine hellen Vergleichungspunkte wie damals von Hamburg, wir sahen die Pracht und Größe der Stadt, ihr Behagen, ihre angehäuften Hülfsmittel, und nur die Menschenleere fiel uns unangenehm auf, das Wrangel'sche Gras in den Straßen, das ich sonst mit Vergnügen sehe. Daß der Kutscher meine kleine Belohnung als eine Glücksgabe pries, die ihn, wie er sagte, rettete, war der gute Schluß meiner Reiseergebnisse. —

Auf dem Bahnhofe wurden wir bei der Ankunft durch keine Konstabler belästigt. Großes Erstaunen! Erst seit gestern ist die Polizeiquälerei — diese fürerst — aufgehoben. Wozu diente denn diese Nichtswürdigkeit, wenn sie jetzt nicht nöthig erscheint? Verändert hat sich nichts. Aber Vornehme hatten sich bitter beklagt, auf die nimmt man Rücksicht! —

Berlin sehr leer, aber die Stimmung erregt.

Ich will nicht niederschreiben, was alles ich im ersten Anlauf über den König höre! Selten mag ein Fürst so allgemein mißachtet, verlacht, verhöhnt gewesen sein; Vornehm und Gering sieht ihn als einen Possenreißer an, der zwar gefährlich genug in seinen Streichen ist, an dem man aber seine Lustbarkeit hat. Er ist eben jetzt aus Schlesien angelangt und gleich nach Potsdam gefahren, wo man ihm,

wie er es liebt und verlangt, von Seiten der Behörden einen feierlichen Einzug bereitet hat. Auch darüber lacht man nur. —

Mittwoch, den 10. September 1851.

Vom 22. August bis 9. September hab' ich keine Zeitungen gelesen, nur selten hat eine politische Nachricht mich berührt, bloß einige der wichtigeren Thatsachen, die in diese zwanzig Tage fielen, drangen durch Waldgrün und Bergesluft zu mir durch, und ich that mein Möglichstes, nicht an jene zu denken, sondern nur mit diesen mich zu erfrischen. Nun aber, wieder zu Hause, mitten im städtischen Staub und Gewirr, muß ich schon zurückblicken auf die Widrigkeiten unsres unseligen Entwicklungsganges, der doch zuletzt wohl ein richtiger, und — ich hoff' es voll Zuversicht — ein segenvoller sein wird! — Geduld, ausharrende, muthige! —

Die Reise des Königs hat überall nur schlechte Eindrücke ausgesäet, im Inlande Verdruß, Widerwillen, Lachen, im Auslande Verachtung, Schmähungen. Sein Zusammenkommen mit dem jungen Kaiser von Oesterreich wird allgemein als eine Demüthigung angesehen, die nur Nachgiebigkeiten zur Folge haben werde. Die Oesterreicher haben seine Schwäche ganz eingesehen, benutzt, mit ihm gespielt. Im Volke gehen die schlimmsten Urtheile herum, es nennt den König mit den höhnendsten Spignamen. — Die in dieser Zeit bekannt gewordene Begnadigung der Missethäter in Charlottenburg, die im Jahre 1848 dort unerhörte Mißhandlungen an Demokraten begingen und deßhalb gestraft werden mußten, hat die Gemüther auf's neue empört. Diese Begnadigung ist so dumm als schändlich, sagen preußische Rechtsgelehrte. —

Der Bundestag dämmert in seiner schlechten tückischen Weise fort, offenbart seine Erbärmlichkeit, hält seine Ver-

handlungen geheim. Seine reaktionairen Absichten gehen in's Weite, seine Unfähigkeit hält ihn beschränkt. Die Grundrechte, wo sie noch bestehen, sollen aufgehoben, die Verfassungen zurückgearbeitet, die Presse gefesselt, die Handlungen des Bundestages nicht getadelt werden, — die Beschlüsse sind aber noch nicht fertig. Lassen wir das geschwollene Giftthier in seiner schmuzigen Höhle! —

In Hamburg, in Kassel, in Holstein, das gewohnte Treiben; nirgends ein Ansatz zum Bessern, überall Rohheit, Hohn, Niederträchtigkeit. Die Dänen fangen an zu klagen, daß man Holstein so lange besetzt halte! —

Unsre Provinziallandtage treten auf die Bühne; der märkische ist hier seit dem 1. September versammelt und arbeitet geheim. Eine Denkschrift des Ministers des Innern, den Landtagen vorzulegen, ist das verrätherischeste, rechtswidrigste, lumpigste Machwerk von der Welt, und wird durch die freien Zeitungen lebhaft angegriffen. Daß der reiche und angesehene Graf von Fürstenberg-Stammheim, ein Aristokrat vom reinsten Wasser, sich öffentlich gegen die Gesetzlichkeit der Landtage erklärt hat, macht den größten Eindruck; der Oberpräsident von Kleist-Retzow hat sich vergebens bemüht, den Grafen umzustimmen. Die Landtage sind aus lächerlichen Minderheiten hervorgegangen, aus den dürftigsten Regierungs- und Partheiknechten zusammengesetzt, verächtliche Körperschaften, die nicht das geringste Vertrauen einflößen. Auf diese stützt sich die Regierung, die ganz sinnlos in der Irre geht und verlumpt! —

Daß Oesterreich durch die fünf Handbillets des Kaisers vom 20. August allen Verfassungsschein abwirft, der Kaiser seine Minister nur ihm allein verantwortlich erklärt, und als absoluter Herrscher auftritt, diese Freimüthigkeit hat doch eine ungeheure Aufregung verursacht, wie man sie nicht vermuthete. Ein großer Schritt, er legt den großen neuen

Wortbruch aller Augen offen dar, er hebt manchen noch vorhandenen Zweifel. Recht so! Das gebührt sich! Für den König ist dieser Schritt ein übler Rückschlag; er hat geschworen, er hat den Schaden, und steht dem absoluten Herrscher als ein beschränkter, „aus dummer Uebereilung und Feigheit konstitutioneller" — wie der Präsident von Gerlach gesagt haben soll — gegenüber. —

Es versteht sich von selbst, daß die freien Gemeinden überall verfolgt, bestraft, geschoren, verboten werden. Alles besonders in Preußen mit merkwürdiger Ungleichheit, Willkür, Abwechselung von Zagheit und Frechheit. —

Die europäische Verschwörung, durch preußische Polizei in London und Paris entdeckt, hat in letzterm Orte zahlreiche Verhaftungen veranlaßt. Louis Bonaparte ist ein bereitwilliger Scherge der Mächte; doch sind es bisher nur Enthüllungen à la Manteuffel und Ohm gewesen, die an den Tag gekommen. Deutsche Schneidergesellen, arme Zeitungsberichter, mittellose Flüchtlinge. Aber auch Siegmund Engländer, der indeß hoffentlich nicht ausgeliefert wird. —

Hannover und Preußen haben einen Handelsvertrag geschlossen, der vor der Hand noch geheim ist, aber den Beitritt Hannovers zum Zollverein bewirkt. Hannover wird dadurch von Oesterreich nicht abgelenkt, Oesterreich wird schon sorgen! Man besorgt sogar, daß der Vertrag für Preußen eine Falle sei, daß er den Zollverein nicht erweitern, sondern sprengen werde. Die Hannoveraner hassen uns nach wie vor.

Die Ereignisse in Cuba sind noch zweifelhaft, sie regen die Nordamerikaner heftig auf, die Engländer ebenfalls, sie können wichtig werden. —

Die neue österreichische Anleihe wurde hier von manchen Seiten warm empfohlen; man sagt, der Gesandte von Prokesch habe einige Zeitungsschreiber dafür durch vortheilhafte Anerbietungen gewonnen. Die „Nationalzeitung" hat kräftig

vor der Anleihe gewarnt, als einem Fallstrick für die Mittelstandsleute. —

Dies ungefähr ist der Hauptinhalt der während der letzten zwanzig Tage zu bemerkenden Vorgänge auf der politischen Bühne. Noch viele Einzelnheiten aber bleiben aufzuzeichnen, die den Stand der Dinge angeben. Ich beschränke mich, der folgenden zu erwähnen.

Der Abgeordnete Hönniger in Rudolstadt ist vom Jenaer Ober-Appellationsgericht zu einjährigem Gefängniß verurtheilt worden, und freiwillig, rechts und links grüßend, in die Haft gegangen. Er gehörte zur Linken der deutschen Nationalversammlung. —

Freiligrath erklärt in der „Nationalzeitung", aus London, der gegen ihn erlassene Steckbrief enthalte lügnerische Angaben. —

Herr von Bismarck-Schönhausen ist am 23. August als wirklicher Bundesgesandter aufgetreten. Rochow geht ab. Ein Dummer für den andern. Aber es geht recht gut! —

Der stupide Minister von Raumer hat einen Befehl gegen die Kindergärten erlassen, sich auf ein Buch von Karl Fröbel berufend. Er verwechselt Friedrich und Karl Fröbel. Man deckt den Irrthum auf, allein vergeblich; das Vieh von Minister will nicht geirrt haben, es bleibt bei dem Verbote. Diesterweg und die „Nationalzeitung" sprechen mit kräftigem Ernste, „Kladderadatsch" mit scharfem Hohn, aber es bleibt dabei — daß Raumer ein Vieh ist! Die „Neue Preußische Zeitung", in gewohnter Niederträchtigkeit, klatscht Beifall. — In Sachsen und Baiern beeifert man sich, es dem stupiden preußischen Minister nachzuthun. —

Die Regierung zu Breslau entzieht dem verdienten Arzte Dr. Louis Borchardt willkürlich und ungesetzlich das Recht der medizinischen Praxis. — Er lebt in Glatz. —

Am 24. August, beim Stralauer Fischzug, ist ein Polizei-

lieutenant tüchtig durchgeprügelt worden. Das Volk hat noch Kraft und Entschlossenheit genug!

So ist auch dem Regierungspräsidenten von Byern aus Gumbinnen, der sich in Tilsit frech und ungebührlich aufzuführen versuchte, von einem Kaufmann scharf geantwortet und dann vom Volk eine Katzenmusik gebracht worden. Sein grimmiger Zorn wurde verlacht. —

In Breslau ist Heinrich Simon vom Schwurgericht des Hochverrathes schuldig erklärt und zu lebenslänglichem Zuchthaus verurtheilt worden! Der edle Mann lebt in der Schweiz, wird aber nun wohl nach Amerika auswandern. Wehe den feilen, niedriggesinnten Anklägern und Richtern!

Am 1. September der Redakteur Holdheim („Urwählerzeitung") hier freigesprochen. Am 2. Rösler aus Oels zu 8 Jahr Zuchthaus, Rektor Mäze zu 9 Monat Gefängniß verurtheilt, beide abwesend. — Am 8. der Schauspieler Trezziak, anfangs zum Tode verurtheilt, in der Appellation freigesprochen, vom Obertribunal nochmals zum Beile verurtheilt, aber nach der Freisprechung war er gleich nach Amerika ausgewandert. —

Ueber die Erweiterung des Weichbildes von Berlin großer Streit zwischen den Betheiligten, den Behörden ꝛc. Magistrat und Gewerberath im Streit. Die Verwirrung ist ungeheuer.

Der Polizeischerge Heitz hatte sich erlaubt, den Assessor von Zitzewitz auf der Straße zu verhaften. Der Polizeipräsident ließ ihn sogleich frei, da weder Grund noch Befehl zur Haft sich vorfand. Allein ausgewiesen wurde Zitzewitz doch, und Heitz blieb ohne Strafe! —

Im Thiergarten ist es Abends sehr unsicher, mehrere gewaltsame Anfälle und Beraubungen haben stattgefunden. Das Heer von Polizei hat andre Dinge zu thun, als für die öffentliche Sicherheit zu sorgen. Im Sommer 1848 fiel nichts der Art vor, da gab es keine Polizei und keine Spitzbuben.

Das Militair in Würtemberg iſt des Eides auf die Verfaſſung entledigt worden. Spielt nur weiter ſo mit Eid und Verſprechen! Man weiß jetzt, wie ihr's meint! Dieſer König von Würtemberg, wie iſt er heruntergekommen!

Daß nur Adliche künftig Rittergüter kaufen ſollen, iſt zwar noch nicht geſetzlich ausgeſprochen, wird es aber noch werden, und ſchon beſteht ein Verein, der dahin wirkt. —

Die Frauen, die mit ihren Männern nach der Weiſe der freien Gemeinden getraut ſind, dürfen ſich den Namen ihres Mannes nicht beilegen, und werden wenn ſie es thun in Geldſtrafe genommen, weil die Regierung ihre Ehe nicht anerkennt. Gegen dieſe bübiſche Schikane hat man den Ausweg genommen, daß man ſchreibt, die Frau des Kaufmanns A., des Doktors B. woraus ſehr leicht Frau von A., Frau von B. entſtehen kann. Welche Elendigkeiten! —

Stämpfli, geweſener Regierungspräſident in Bern, iſt zu einem Monat Gefängniß verurtheilt, wegen Preßvergehen; einige alte Junker in Bern haben dieſen Sieg erlangt. —

Herr von Zitzewitz iſt nun in's Arbeitshaus gebracht. Das Kammergericht ſchweigt dazu, die Oberbehörden alleſammt!

Auch die beiden Handwerker, die wegen der Rothjung'ſchen Sache verhaftet, aber dann freigelaſſen worden, ſind nun im Arbeitshauſe. Türkiſches Verfahren! —

Der Gipfel alles Aergerniſſes und aller Schändlichkeit erſcheint in einer Geſchichte aus Frankfurt am Main. Der General von Rochow hatte dort bei ſeiner Abreiſe im Gaſthofe werthloſe Papiere liegen laſſen, die daher in fremde Hände kamen. Darunter waren Briefe des bekannten Zirndorfer, der lange Zeit ſchon als Spion der preußiſchen Diplomatie gedient, niedrige Angebereien und Erbietungen, aus denen man ſchließen muß, daß auch der König von den Dienſtleiſtungen des Buben gewußt. Ferner fand ſich ein

Brief von Wolfgang Menzel in Stuttgart! „Ich gehe nach Hohenzollern zur Huldigung", schreibt dieser Mensch, „ich lege Ew. Exzellenz die dringende Bitte an's Herz, mir bei Herrn von Manteuffel ein gnädiges Zeugniß auszustellen." Er beruft sich auf die gewohnte Güte des Herrn von Rochow, die er sich erlaubt anzurufen, und unterschreibt sich mit Anwünschung göttlichen Segens als Seiner Exzellenz unterthänigen W. Menzel. Das wird ihm endlich den Garaus machen, vielleicht in einer preußischen Anstellung! —

Diese Blumenlese von Einzelheiten, wobei die näheren, oft himmelschreienden Umstände übergangen sind, und zu denen noch zehnmal so viele hinzuzufügen wären, mag für jetzt genug sein, um die traurige Ueberzeugung zu geben, daß in unsern Zuständen sich nichts gebessert hat, daß sich überall in Fülle die Gewaltthat, die Bosheit, die Lüge und Tücke, nirgends aber von obenher oder amtlich eine Spur von Edlem und Gutem zeigt. —

Muth, Muth, und freudige Zuversicht erhalten sich dennoch. Das Volk ist tüchtig, und tausend wackre Männer bewähren sich in der schweren Prüfung.

Die „Nationalzeitung" hat vortreffliche Artikel in dieser Zeit geliefert, z. B. No. 393. Restauration und Demokratie, No. 399. und 401. Ehrengerichte, No. 403. Vier Kaiserliche Handbillets, No. 405. Wie die Restauration baut, No. 411. Verbot der Fröbel'schen Kindergärten. Die „Urwählerzeitung" war auch sehr brav, und hat redlich das Ihrige gethan. Weiter, weiter! —

Die „Neue Preußische Zeitung" ist nach wie vor die schmutzige Kloak reaktionairen Unraths geblieben. Bei der empörendsten Ungerechtigkeit wipelt und hohnlacht das Scheusal. —

Die Regierung will jetzt die Vorschußkassen aufheben, sie sagt, es seien politische Vereine. Dr. Tappert, als Vor-

steher, und Andre, in gleicher Eigenschaft, wurden vor Gericht gezogen, aber freigesprochen. Die Behörde will auch kein Wohlthun dulden, als das von ihr ausgeht, überwacht wird. Der Vorwand, etwas sei politisch, ist um so nichtiger, als freilich alles, was lebt, jetzt von Politik berührt wird, und die Vorschußkassen freie Einrichtungen sind. In ihrer Verwaltung ist aber kein Partheigeist, verarmte Treubundsmitglieder, also gewiß Feinde der Freiheit, sind daraus unterstützt worden. Ich klage vielmehr, daß die Demokraten als Unterdrückte viel partheiischer zusammenhalten sollten, als sie thun. —

Es wird gesagt, die Regierung wolle alle Sänger- und Turnvereine aufheben. Die Regierungsblätter läugnen es, sie meinen, nur eine strenge Beaufsichtigung sei vorgeschrieben. Das kommt auf dasselbe heraus. Kein freier Athemzug soll stattfinden; auch die Musik, auch die Leibesübungen sind politisch, was wäre dies nicht?! —

Hassenpflug hat das Großkreuz des kurhessischen Löwenordens erhalten, dann auch das des österreichischen Leopoldordens. Die Ehrenzeichen sind längst werthlos; auf diese Art werden sie Schandzeichen. Der Betrüger, der Schuft, der Dienstknecht des Bösen, der Vaterlandsverräther, kann nicht genug gebrandmarkt werden, her mit dem schwarzen Adlerorden für ihn! —

Die Befreiung Kossuth's und seiner Genossen scheint von Palmerston gegen Rußland und Oesterreich bei der Pforte durchgesetzt. Ein amerikanisches Kriegsschiff soll sie von Konstantinopel abholen. —

Am späten Abend wird mir noch die Freude zu hören, daß Streckfuß freigesprochen worden, heute. Der Staatsanwalt hatte die Anklage nicht begründet gefunden, das Gericht sie schon zurückgewiesen, aber der Justizminister Simons, dieser gemeine Knecht der Reaktion, hatte sie dennoch

anbefohlen. Welch niedrige, boshafte Gesinnung gehörte dazu! Der Vertheidiger Dorn hat große Ehre eingelegt. Dank ihm. Streckfuß war seit Anfang Auguste in Haft, und ist körperlich sehr geschwächt.

In Goethe's Gedichten gelesen, Ilmenau ꝛc. —

Donnerstag, den 11. September 1851.

In der „Spener'schen Zeitung" wird an Gans erinnert; und daß ich seine nachgelassenen Schriften herausgeben wollte, was falsch ist. In der „Vossischen" steht aus Thüringen, die Herzogin Ida von Sachsen-Weimar habe sich beeifert, mich („den gefeierten Gast") mehrmals in ihre Abendgesellschaften zu ziehen; ungenau und nicht ganz angenehm, was soll dergleichen? —

Steckbrief in den Zeitungen gegen Dr. Bettziech. — Der deutsch-katholische Prediger Dr. Robert Brauner von hier ausgewiesen. — Der zur Ordnung seiner Angelegenheiten nach Hirschberg zurückgekehrte Lehrer Wander wurde dort nicht geduldet, ein Ehrenmann im höchsten Sinn. —

Auch Herr von Bethmann-Hollweg hat die Provinziallandtage für ungesetzlich erklärt! Dieser Pietist und Ultra! Die Parthei ist erschrocken darüber.

In Hamburg Dr. Versmann zum Vizepräsidenten des Handelsgerichts gewählt. Sehr gut! —

Goethe's Briefe an Frau von Stein, dritter Theil, endlich hier angekommen. Frohes Abendlesen! —

Freitag, den 12. September 1851.

Die Zeitungen berichten das Benehmen des König gegen die Hirschberger, die ihm Ehrenpforten gebaut, Abgeordnete entgegengeschickt hatten, er beachtete jene nicht, nahm diese nicht

an, wollte die Stadt seine volle Ungnade empfinden lassen; er schrie und schimpfte dabei. Hier auf der Straße wurde heute ein Mann verhaftet, der so laut, daß ein Konstabler es hörte, gesagt hatte, der König habe sich brutal, lächerlich und dumm benommen, er habe nicht Ursache so hoffährtig zu sein. Dergleichen Urtheile hört man aber zu Tausenden! —

Die aus dem Gefängniß zu Adorf entkommenen sächsischen Maigefangenen, Landwirth Rödiger und Advokat Blankmeister sind glücklich in der Schweiz der eine, der andre in Belgien angelangt, und die Steckbriefe gegen sie wirkungslos. —

Gegen Mittag langer Besuch vom Grafen von *, und merkwürdige Unterredung. Er versichert, seine Genossen im hiesigen Provinziallandtage seien nüchterne, hausbackne Männer, die sich einfach an ihre Aufgabe halten, die Vorlagen berathen würden, aber nicht Gesetze geben wollten, nicht die Kammern abschaffen oder beeinträchtigen; im Gegentheil sie wollten die Konstitution aufrecht erhalten, sie in's Leben einführen, ausbilden; sie würden nie die Hand dazu bieten, die Kammern zu beseitigen, auch die Minister wollten das nicht, Manteuffel und Westphalen gewiß nicht, sie brauchten die Kammern schon deßhalb, um den König im Zaum zu halten. Die Abgeordneten seien sehr einverstanden untereinander, die Kreuzzeitungspartei sei nur schwach vertreten und schon zum Schweigen gebracht, nur der Präsident von Gerlach sei ihnen sehr unbequem und mache bisweilen arge Sprünge, die aber nichts ausrichteten. In ähnlicher Weise wie die märkischen seien die andern Provinziallandtage gesinnt, nur am Rhein sehe es übel aus. Er meint, die Nation würde sich die Verfassung nicht gutwillig wieder nehmen lassen, auch die Ritterschaften hielten an ihr fest. Er will den König jetzt nur als konstitutionellen gelten lassen, er müsse beschränkt werden, denn er richte sonst das Königthum zu Grunde, er

sei ein Gaukler, ein Phantast; die Minister hätten ihre Noth mit ihm. * rühmt sich, mit Manteuffel ganz vertraut zu sein, und steht für dessen gute Gesinnung ein! Schließlich betheuert er nochmals, die Provinzialstände wollten nur ihr beschieden Theil wahren, nicht über ihre Gränzen hinausgehen, den Kammern keine Schwierigkeit bereiten, freilich, wollten diese sie nicht gelten lassen, dann würden sie auch auftreten ꝛc. — Also doch Krieg, und unvermeidlich Krieg! — * hat gar keinen Ueberblick, sieht nicht die allgemeine, große Bewegung, sieht nur Preußen, und auch das nur durch den trüben Nebel seiner Vorurtheile; — der Sturm weiß wenig von euren Einbildungen, er zerbricht, was er in seinem Wege findet. * schimpft über die Polizei, über die Einkommensteuer, die er schon zahlt. —

Von den Reden des Königs kommt nach und nach allerlei Wunderliches und Abentheuerliches in die Zeitungen. Im Ganzen ist es eine schreckliche Phrasenreiterei, ohne Gehalt und Zusammenhang, das angebliche Feuer darin ein verflackerndes Stroh. Er stellt sich als Märtyrer dar, dem man schlimme Absichten lügenhaft zugeschrieben habe, er betheuert, daß er sie nie gehabt, führt aber Dinge an, die er bestimmt gewollt und angestrebt. Hat er das alles nur vergessen, oder meint er, es sei ein Königliches Vorrecht, bald so bald so zu reden? —

Sonnabend, den 13. September 1851.

Goethe spricht herrlich über Voltaire, doch thut er ihm Unrecht, indem er sagt: „Kein menschlicher Blutstropfe, kein Funke Mitgefühl und Honettetät.“ Goethe konnte damals den wunderbaren Mann, dessen Briefe noch nicht gedruckt waren, nicht vollständig einsehen und beurtheilen. Aber auch jene Schrift, den »commentaire historique«, denn der ist

ohne Zweifel hier gemeint, trifft der ausgesprochene Tadel nicht, sie ist eine Vertheidigungsschrift inmitten des Kampfes mit unzähligen Feinden abgefaßt, und als solche zu beurtheilen. In das glänzende Lob stimm' ich von Herzen ein: „Es ist so vornehm und mit einem so köstlichen Humor geschrieben, als irgend etwas von ihm, er schreibt vom König in Preußen wie Sueton die Skandale der Weltherrscher, und wenn der Welt über Könige und Fürsten die Augen aufgehen könnten und sollten, so wären diese Blätter wieder eine köstliche Salbe." Ferner: „Es ist als wenn ein Gott (etwa Momus), aber eine Kanaille von einem Gotte, über einen König und über das Hohe der Welt schriebe. — Eine Leichtigkeit, Höhe des Geistes, Sicherheit, die entzücken." Das reichfühlende, liebevolle Gemüth, das alles Menschliche warm ergreifende Herz Voltaire's, war gewaffnet mit seinen großen Geistesgaben. Die Gegner hätten es freilich lieber nackt unter ihren Stichen verbluten sehen. —

Nicht nur finden Verlosungen der freiwilligen Anleihe vom Jahre 1848 statt, sondern auch die Zinsen sind von 5 auf 4½ herabgesetzt. Natürlich sind die Verschreibungen plötzlich gefallen, und die Leute schreien sehr. —

Aufforderung zu Beiträgen für den Bau einer Gemeindehalle der christkatholischen Gemeinde. Nichts, nichts! Die Regierung nimmt entweder das gesammelte Geld weg, oder untersagt den Bau, oder nachher seinen Gebrauch! Man muß wissen, mit wem man es zu thun hat, mit Wortbrüchigen, Wortverdrehern, mit schamloser Gewalt und Willkür. Sucht andre Hülfe. —

Sonntag, den 14. September 1851.

Eifrig geschrieben, und zur Erholung gelesen. In Goethe's Briefen fand ich mit großer Freude meinen alten Darbes wieder, dessen Namen mich wie mit einem Zauberschlag in

eine frühere Welt versetzte, um ein halbes Jahrhundert zurück. Die Billete Goethe's sind meist zarte Sinngedichte, denen nur Maß oder Reim fehlt, fast in jedem ist ein dichterischer Lichtpunkt. —

Dr. Kühne in Leipzig vor Gericht gezogen, wegen eines Artikels in seiner „Europa" über Neapel, den er aus englischen Blättern gezogen. Sachsen so empfindlich für Neapel? das ist neu, das zeigt, wohin wir schon gekommen.

Der Vertrag mit Hannover wird als eine Maßregel angesehen, die mittelbar gegen Oesterreichs Umgriffe gerichtet ist. Indem man im Großen alles nachgiebt und sich tief erniedrigt, möchte man im Kleinen doch allerlei ablisten. Eine Drohung aus Wien, und Preußen sendet wieder mit Thränen seinen Manteuffel nach Olmütz, und der Vertrag mit Hannover, der ganze Zollverein fällt! Niemand hier will glauben, daß Hof oder Minister einen wahrhaft politischen, fruchtbaren Gedanken haben können. —

Die Worte des Königs an die Hirschberger sind nun sogar durch die Behörde authentisch veröffentlicht, und machen allgemein den schlimmsten Eindruck. Sie geben allerdings starke Blößen. Man fragt, ob der König, grade er, das Recht habe zu solchen Vorwürfen, ob jemand im ganzen Lande mehr Schwäche und Wortbrüchigkeit, Treulosigkeit gegen sich selbst gezeigt habe, als grade er? Man findet die Drohung: „Ich drehe Ihnen den Rücken zu und komme nie wieder!" einen bedenklichen Spruch, der auf andre Weise wahr werden könnte, als er diesmal gemeint ist. An öffentlichen Orten hier sind die Worte des Königs mit Hohn und Spott vorgelesen worden. Man hat sogar gehört: „Ach, wieder was von unsrem Harlekin, laßt hören! der macht uns doch immer Spaß!" Ob der König, wenn er diese Wirkung wüßte, sich wohl der Reden enthielte? Schwerlich! Er thut nichts lieber. —

Ich höre erſt jetzt, was für Verdruß hier beim letzten Pferderennen vorgekommen. Der Verein iſt ein ganz privater, der ſeinen Vorſtand wählt. Als der gewöhnliche Rennbericht gedruckt werden ſollte, verlangten die andern Zeitungen die Einrückungsgebühren, die „Konſtitutionelle Zeitung“ wollt' ihn umſonſt nehmen, der Schreiber gab ihn daher dieſer letztern. Das erfuhr Manteuffel, gerieth außer ſich, ſandte Boten über Boten, das dürfe nicht geſchehen, zuletzt hatte er ſelbſt und der Prinz Karl und andre vornehme Herren die heftigſten Auftritte mit dem Vorſteher Herrn Falkmann, der von der ganzen Sache nichts wußte, und gleichwohl von ihnen pöbelhaft angeſchrieen wurde. —

Montag, den 15. September 1851.

Der Prozeß gegen Oskar Graf von Reichenbach in Breslau diesmal zum Spruch gebracht. Das Gericht, das auf Befehl des Juſtizminiſters entſcheiden mußte, hat den Grafen zu zehn Jahren Zuchthaus verurtheilt. Er iſt Gottlob in England.

Franz Raveaux, einer der edelſten und tüchtigſten Männer des Jahres 1848, iſt am 13. bei Laeken in Belgien geſtorben. Er hatte dort ein kleines Gut gekauft. Ehre ſeinem Andenken! —

Der Präſident von Gerlach hat im hieſigen Provinziallandtage ärgerliche Auftritte gehabt, und iſt zur Ruhe verwieſen worden. Er iſt wüthend, daß der Landtag ihm nicht folgen will. Die Provinziallandtage in Sachſen und Schleſien laſſen ſich auch ſehr gemäßigt an, was Andre lau und zaghaft nennen; es iſt kein politiſches Leben in dieſen Formen, das fühlt jeder, und den Theilnehmern iſt etwas bange.

Die Konſtabler wollen als Zeugen vor Gericht ihre Helme nicht abnehmen, das Gericht ſie als Behelmte nicht hören. Großer Streit deßhalb in den Behörden, wichtige

Frage, welche durch das Staatsministerium entschieden werden muß! —

Dienstag, den 16. September 1851.

Die „Kreuzzeitung" zieht wider Bethmann-Hollweg zu Felde, Herr von Gerlach nennt sich einen der vertrautesten Freunde desselben, beklagt seinen Abfall, sagt aber dabei, Bethmann-Hollweg, Radowitz und Bunsen seien keine geborenen Preußen, ein dreifacher Stich, der recht wehe thun soll! Ist Stahl einer? Leo? Manteuffel? und so viele Andre! — Die „Kreuzzeitung" jammert auch, daß die Provinziallage sich ganz bureaukratisch verhalten, nicht selbstständig auftreten, sie verzweifelt fast an allem Gelingen ihrer schändlichen Anschläge. —

Der Prinz von Preußen hat schon wieder ein Unglück. Bei Koblenz ist er mit dem Pferde gestürzt, hat sich am Knie und an der Hand — doch nur leicht — verletzt. — Bei der Truppenübung geschah's. Man rechnet ihm über zehn solche Unfälle nach, der verschiedensten Art. —

Hier sind sieben Referendarien, die wegen demokratischer Betheiligung schon lange suspendirt waren, nun schließlich ganz aus dem Staatsdienst entlassen worden. —

Der ehmalige Abgeordnete und entlassene Prediger Töbe in Ramslau hielt eine kleine Schule, die Regierung hat diese geschlossen, und die Eltern der acht Kinder, die er unterrichtete, verwarnt. Er soll Hungers sterben! —

Der Redakteur der „Konstitutionellen Zeitung", Herr von Rochau, ist von der Polizei ausgewiesen; wie früher Haym. Er ist aus Braunschweig. Er wird lernen fortan ein Demokrat zu sein, wie schon so mancher! —

Dem Verleger des polnischen Blattes „Goniec Polski" in Posen ist die Gewerbeerlaubniß entzogen worden. Ganz

gesetzwidrig. Aber giebt es in der Türkei Gesetzlichkeit? Der Pascha verachtet und höhnt sie. —

Das Entkommen Stechan's aus dem Gefängniß in Hannover ärgert die dortige und die hiesige Polizei nicht wenig. — Die Haussuchungen werden überall fortgesetzt; besonders auf Schneidergesellen ist es abgesehen. — Der Kammerdiener des Königs von Hannover als Träger demokratischer Gelder und Briefschaften entdeckt! —

Die Mitglieder des Provinziallandtages waren heute beim König zu Gast. Er hat unbedeutende Sachen zu ihnen gesprochen, wollte spaßhaft sein, was den meisten sehr mißfallen hat. Er haßt die Provinzialstände nicht minder als er die Kammern haßt; als er nur diese hatte, sehnte er sich freilich nach jenen. —

Mittwoch, den 17. September 1851.

Gestern las ich mit großer Gemüthsbewegung den Schluß der Goethischen Briefe an Frau von Stein. Die schlichten Worte, mit denen der Herausgeber ihren Tod erwähnt — im fünfundachtzigsten Lebensjahr — erschütterten mich wahrhaft. Ich gedachte an Rahel, die einst — vor beinahe dreißig Jahren — Morgens in schmerzlicher Aufregung zu mir kam, und ausrief: „August, sie ist todt!" und dabei weinte. Sie sprach von der Sévigné, deren Briefe seit Monaten ihr Lust und Freude gewesen, und an deren unerwarteten Schluß sie eben gekommen war. Sie hatte mit dieser Geistesverwandten gelebt, sie empfand ihren Tod als einen jetzt eben erfolgten. Das Lesen der Goethischen Briefe hat mir unendliche Gedanken erweckt; das Tiefste, Verhängnißvollste des Menschenschicksals knüpft sich an sie an; ein so tragisches als edles Bild menschlichen Verhältnisses, ich finde alles darin richtig, sehe den nothwendigen Gang vollkommen

ein; grade das aber ist schmerzlich! — Von den Betrachtungen, die sich mir aufdrängten, stehe eine hier. Die Sinnlichkeit ist nicht das höchste Glück in der Liebe, dies ist keusch, bedarf aber wieder der Sinnlichkeit als einer Beruhigung, eines Abschlusses. Sie scheint hier verweigert geblieben zu sein, daher das Ungenügen, die Abwendung in ein wesentlich sinnliches Verhältniß. —

Graf von Oriola hat sich sehr stark darüber ausgesprochen, daß der König sich auf seiner Reise erniedrigt und herabgesetzt, die Königliche Würde tief verletzt habe, durch sein Benehmen gegen den König von Würtemberg und gegen den Kaiser von Oesterreich, welche beide mit schlechten Beiwörtern belegt werden. Andre Offiziere stimmten ein. Der König steht in seinem „herrlichen Kriegsheer" noch nicht sonderlich gut angeschrieben.

Die „Kreuzzeitung" fährt fort, über den schlechten Gang des Provinziallandtags zu winseln. Sie fordert die Ritter auf, Landräthe zu werden, und sich nicht bureaukratisiren zu lassen. Die Erklärungen des Grafen von Fürstenberg-Stammheim und des Herrn von Bethmann-Hollweg thun ihr sehr wehe. —

Donnerstag, den 18. September 1851.

In Hamm sind die Angeklagten Referendarius Rohling und Assessor Raue beschuldigt, dem demokratischen westphälischen Kongreß im Jahr 1848 beigewohnt zu haben, von den Geschwornen freigesprochen worden. —

Moritz Wiggers in Rostock lehnt die Syndikusstelle ab, wegen Ungesetzlichkeit der politischen Verhältnisse der Stadt.

Der Fürst von Solms-Lich hat die Ernennung zum Landtagsmarschall des rheinischen Provinziallandtags abgelehnt, eben so der hiesige Syndikus Möwes die Wahl zum Abgeordneten für den märkischen.

In Hagen ist der Rechtsanwalt Rauschenbusch aus Altena, beschuldigt bei Vertheidigung westphälischer Demokraten strafbare Aeußerungen gethan zu haben, vom Schwurgericht freigesprochen worden. Er bewies die Wahrheit seiner Aeußerungen, die Regierung bekam daher das Unangenehme nochmals zu hören, und zwar mit gerichtlicher Anerkennung desselben. —

In Frankfurt am Main sind, auf Anfordern des Bundestags, die Grundrechte aufgehoben und ein strenges Preßgesetz in Vorschlag gebracht. —

Freitag, den 19. September 1851.

Die „Urwählerzeitung" scharf gegen den Handelsvertrag mit Hannover. Sonst haben die Zeitungen wenig; die „Kreuzzeitung" fährt in ihrem Jammern fort; Herr von Gerlach, der sich in der Kammer so wichtig machte, ist im Landtage wie vernichtet. — Die Verfolgungen gegen die freien Gemeinden, gegen die Juden und Demokraten dauern in allen Theilen des Landes eifrig fort, alle Tage werden neue Fälle mitgetheilt, aber wie viele gehen im Stillen hin, weil die Betroffenen durch Oeffentlichkeit noch mehr Schaden für sich fürchten! Schändlich ist der Druck, der auf den Predigern, den Lehrern lastet; aber grade die werden es einst den Drängern zu vergelten wissen!

Der Direktor des Kreisgerichts zu Tilsit, Herr Reuter, ist von seinem Amt abberufen wegen demokratischer Gesinnung. In Westphalen sind mehrere Referendarien plötzlich verabschiedet worden. Die Juden, welche seit 1848 Lehrstellen an Schulen erlangt haben, sollen wieder entfernt werden. —

Der plumpe Minister von der Heydt ist nach London gereist. Der Minister von Manteuffel giebt dem vom Assessor

Wagener angegriffenen Generalkonsul Oswald in Hamburg eine Ehrenerklärung in Betreff der Seehandlungsgeschäfte. —

Fürst von Metternich ist vom Johannisberg nach Wien abgereist. —

Sonnabend, den 20. September 1851.

Verfolgungen der freien Gemeinden, Ausweisungen, lästige Ueberwachung mißliebiger Personen, Warnungen und Mahnungen, Anhalten zum Kirchenbesuch, — schwerlich giebt es auf Erden jetzt ein gedrückteres Volk, ein gequälteres gemaßregelteres Volk als die Preußen, die Deutschen, sogar die Chinesen stehen darin zurück, weil die Werkzeuge der Regierungsmacht bei uns vollkommen sind, als welcher alle Vortheile der Bildung zu Gebote stehen, Eisenbahnen, Telegraphen, Shrapnells, Spitzkugeln, Organisation des Geldverkehrs, der Behörden. Und dennoch, diese Gegenwart ist der Freiheit günstiger, näher und verwandter als alle früheren Zustände, ist mir lieber als die angebliche Freiheit vor den Märzstürmen! Dieses Gefühl drängt sich mir wiederholt empor, und ich muß es wiederholt aussprechen. —

In Bezug auf das Jahr 1848 hab' ich eine Stelle im Seneca gefunden. Sie lautet: »Nostrum est quod praeteriit tempus nec quicquam est loco tutiore quam quod fuit.« Epist. XVI. 4. Sie können es nicht vernichten; und indem sie heute die von der Nationalversammlung ausgesprochenen Grundrechte des Volkes wieder aufheben, geben sie ihnen in höherem Sinn grade neue Bestätigung. —

Der Kaiser von Oesterreich reist nach Italien und will sich dort in aller Herrlichkeit unumschränkter Gewalt zeigen. Die Italiäner sollen durch alle Gewaltsmittel zu äußern Huldigungen gezwungen werden, sollen bei schweren Strafen illuminiren, die Häuser ausschmücken, Vivat rufen ꝛc. Sie

werden das alles thun, aber wochenlang vorher steht in allen Zeitungen, daß es erzwungen sein wird, daß es nicht Anhänglichkeit oder Ehrfurcht bedeutet, sondern Haß und Verachtung, daß ein jämmerliches Possenspiel diese nicht mehr verdeckt, sondern erst recht offenbart. Die Italiäner werden frei werden, die Polen werden es, die Deutschen, aber nicht einzeln, sondern alle zusammen, die Russen mit ihnen zugleich, die Engländer sogar, denn daß auch sie mehr scheinfrei als wirklichfrei, ist längst kein Geheimniß mehr; doch haben sie im Augenblicke vieles voraus. —

Im Seneca gelesen, im Plinius. Das römische Leben dieser späteren Zeit hat edle Geister aufzuweisen, aber ihm fehlt im Ganzen alles Hohe und Schöne. Die Beschäftigung mit Litteratur, Philosophie, Dichtkunst erscheint recht als ein Nothbehelf bei ihnen. —

Der demokratische Rentier und Wehrreiter Schlesinger in Charlottenburg stand vor Gericht; er sollte die verschiedenen Klassen der Staatsbürger gegen einander zu Haß und Verachtung aufgereizt haben durch einen Zeitungsartikel. Das Gericht sprach ihn frei, verurtheilte ihn aber wegen seiner Mißachtung des Gerichts zu dreitägiger Haft. —

Sonntag, den 21. September 1851.

Die „Konstitutionelle Zeitung" spricht nun förmlich aus, daß ihre Parthei sich geirrt habe und gescheitert sei. Daß die kräftigeren Mitglieder alle zu den Demokraten übergehen, versteht sich von selbst. Auf die verstümmelte, zertretene Verfassung giebt niemand mehr was. —

Bettina von Arnim besuchte mich; sie war entmuthigt durch die Ränke, die gegen Steinhäuser betrieben werden, sie zweifelte sogar, ob der König das Modell des Denkmals

würde sehen wollen, sie sprach mit Mißtrauen und Ueberdruß von ihrem im Druck befindlichen Buch, an dem sie nun schon drittehalb Jahre sich abmüht. Bald aber wurde sie munter, und fing an mancherlei zu erzählen. Der österreichische Reichsrath und frühere Oberrichter in Mailand, der berüchtigte Salvotti, ist jetzt hier; er hat als junger Mensch in Landshut studirt, als Savigny dort Professor war, und ist jetzt gekommen, diesen zu besuchen. Bettina schilderte mir ihn, ohne den Namen noch zu nennen, ich rief ihn gleich aus, ich kannte ihn ja längst aus seinen Handlungen! Sie war etwas erschrocken, stimmte aber gleich mit ein, als diese näher zur Sprache kamen. Er selbst erzählt seine Thaten, bekennt, daß die von ihm Verurtheilten die edelsten, vortrefflichsten Menschen waren, vor Allen Gonfalonieri, Silvio Pellico, und selbst Mazzini gilt ihm als solcher. Aber ihm, dem Beamten des Kaisers, meinte er, war es dienstmäßige Pflicht so zu verfahren. (Rechtsverdrehung, Willkür, unmenschliche Drohungen, niederträchtige Kniffe, scheußliche Quälereien, können nie Pflicht eines honetten Beamten sein; Spitzendienste hat er geleistet!)

Im Plinius gelesen, im Seneca. Viel in Andreane geblättert wegen Salvotti. —

Montag, den 22. September 1851.

Ich sagte gestern zu Bettina, wie von amtlicher Pflicht und Schuldigkeit die Rede war, das seien eben unsre schlechten Einrichtungen, die einem Manne zur Pflicht machten, Handlungen zu begehen, die er im Stillen verachte, Menschen zu verurtheilen, die er für edel und groß erkläre; diejenigen, welche sich solcher Pflichterfüllung rühmten, durch sie gerechtfertigt sein wollten, griffen mehr oder minder in das Hand-

werk des Henkers oder Scharfrichters ein, dem es auch Pflicht sei, unprüfend dem, der ihm überliefert werde, den Kopf abzuschlagen, dem Weisen wie dem Bösewicht, dem Bettler wie dem Könige. Doch schaudere jederman vor dieser Pflichterfüllung. Und was wollen endlich Christen sagen, die täglich an die scheusliche Pflichterfüllung des Pilatus und des Hohenpriesters zu denken haben, an den Gerichtsspruch, durch den Jesus zum Kreuzestode verurtheilt wurde! Wie mancher Pflichtverletzung jauchzt die ganze Welt Beifall! — Unsre Einrichtungen sind falsch. —

Im Seneca gelesen, im Plinius. Ueber Saint-Martin gearbeitet. —

Auf dem posenschen Provinziallandtag gab am 17. der Fürst Sulkowski eine starke Erklärung gegen den Oberpräsidenten von Puttkammer, der gesagt hatte, daß die Einwohner des Großherzogthums von jetzt an Preußen sein sollen. Sie aber seien Polen und wollten es bleiben, ihre Nationalität sei feierlich gewährleistet; Puttkammer könne keinenfalls den Sinn des Königs ausgesprochen haben. Niemojewski und Bredowski traten bei. Die Polen wollen auch einen Landtagsmarschall, der ihrer Sprache kundig ist. Alles ist dort in Aufregung, an dergleichen Vorgänge hatte man nicht gedacht! Die Provinziallandtage leisten wenig und belästigen sehr. Die Eunuchen, die uns regieren, wissen nicht, was sie thun, ihre Griffe sind lauter Mißgriffe. Was soll auch so ein Puttkammer! —

Der Graf von Fürstenberg-Stammheim war in seiner Wahlverweigerung durch das Gutachten von Rechtsgelehrten und durch ein Schreiben des Kardinals Diepenbrock, Fürstbischofs von Breslau, bestärkt worden. Letzteres Schreiben hat er dem König eingeschickt. —

Heute hat das hiesige Kriminalgericht den Abgeordneten zur zweiten Kammer, Friedrich Harkort, freigesprochen. Er

war wegen des schon vergessenen Bürger- und Bauernkrieges angeklagt. Er hielt eine kräftige Rede, dann vertheidigte ihn der Justizrath Ulfert sehr gründlich. Der Staatsanwalt Meyer hatte wenigstens auf Verdammung der weggenommenen Abdrücke angetragen, allein das Gericht gab auch diese frei und schlug die Kosten nieder. Die Reaktion ist wüthend. —

Wie dem Dr. Borchardt in Glatz ist auch einem demokratischen Arzt in Zehdenick die Praxis untersagt worden. —

In Köln sollen die vier Mitglieder des Gemeinderathes, Claessen, Hospelt, Klein, Schemmer, wegen ihrer in den Verhandlungen über die Adresse an den König gethanen Aeußerungen vor Gericht gestellt werden. Es heißt, sie hätten gesagt, die Stadt habe sich um die Ungnade oder Gnade des Königs nicht zu kümmern, wenn dem Mann es nicht bei ihnen gefiele, könne er wegbleiben u. s. w. Neues Ergeben auf falschen Wegen! —

In Trier der Oberförster Emmermann wegen Hochverraths in contumaciam zum Tode verurtheilt. —

Dienstag, den 23. September 1851.

Eine Schrift von A. Hopf, einem armen lustigen Schriftsteller, der hier aus- und nach Charlottenburg gewiesen, dort nicht aufgenommen und mehr als zehnmal hin- und hergeschleppt worden, stellt unsre Polizeiwirthschaft an den Pranger, und in ihr die Hinckeldey, Lilienström (in Charlottenburg) und Manteuffel. Und solche Teufelswirthschaft dauert immerfort! —

In Halle am 16. Haussuchung bei Wislicenus und dem Schriftführer der freien Gemeinde Edner. Nichts gefunden! In Weißenfels beim Bürgermeister, in Nordhausen bei Balzer; in Hannover bei einigen Schneidern. Nichts. —

Auch die große Verschwörung in Paris zerfließt in Nichts, sie ist das Werk der Polizei und Diplomaten, Schufterei. —

In Königsberg haben Stadtrath Hensche und Geh. Kommerzienrath Bittrich die auf sie gefallene Wahl zum Provinziallandtag abgelehnt, die alten Abgeordneten Professor Dulk und Kaufmann Heinrich dagegen haben ihr Mandat niedergelegt. —

In Thüringen geschehen Rückschritte, aber mäßige, die Fürsten geben in der Reaktion nur so weit, als der Bundestag sie zwingt. Klug, aber vergeblich. —

Man erzählt mir, der Behördenstil sei jetzt nach zwiefacher Richtung verschieden, ungeheuer befehlshaberisch und grob, und grauenvoll demüthig und unterwürfig; in letzterer Art zeichnen sich Reument's Anschreiben aus, er trägt seine „ehrerbietigste Ansicht" vor! Das Wort, auf das alles hinausläuft, mit dem sich alles bewirken und rechtfertigen läßt, ist das „Brechen mit der Revolution." —

In Tilsit Haussuchung bei der freien Gemeinde, diese vorläufig geschlossen, Bücher aus der Bibliothek mitgenommen. —

Kanonikus Lensing in Emmerich weist die auf ihn gefallene Wahl zum Provinziallandtage zurück mit Berufung auf seinen Verfassungseid. —

Endlich die gewisse Nachricht, daß Kossuth mit etwa siebzig bis achtzig Genossen auf dem nordamerikanischen Kriegsschiff „Mississipi" die Türkei verlassen hat! —

Herr von Gerlach hat den Einspruch nun wirklich im Provinziallandtag eingebracht, daß dieser nicht vorläufig und nach Belieben gelte, sondern durchaus in seinem alten Rechte bestehe. Aber seine Ritter haben nicht dieselbe Ansicht, oder nicht den Muth und die Kraft, darauf zu bestehen. —

Mittwoch, den 24. September 1851.

Der König ist wüthend, aber wüthend, über die Freisprechung Harkort's, besonders auch darüber, daß derselbe als Zeugniß für sich das Dankschreiben des Königs an Brünneck verlesen ließ, das für Harkort mitgelten soll. Der König läßt übrigens bei jeder solchen politischen Freisprechung seinen Groll gegen den Justizminister aus, und macht diesem bittre Vorwürfe über seine schlechten Anstalten, den schlechten Geist der Richter. —

Die Spener'sche Zeitung bringt heute einen schlichten Artikel über die Ständefrage, weist nach, daß die alten Landstände ganz was andres waren, als die Provinzialstände, daß sie völlig erloschen waren vor diesen, daß diese es jetzt sind. — (Von Dr. Gumbinner.)

Langer Besuch vom Grafen von *; mancherlei Mittheilungen aus seinem Kreise, von den Provinzialständen, die stolz auf ihre Zahmheit sind, vom Hofe, vom Lande. Sehr unzufrieden mit Manteuffel, sehr feindlich gegen Gerlach. Auch vom Könige war die Rede, von der Prinzessin von Preußen.

Der Provinziallandtag der Mark ist heute hier geschlossen worden, er war den vielen Lärm nicht werth, und bleibt eine Niederlage der Gerlach'schen Parthei. —

Claessen tritt in der „Kölner Zeitung" kräftig auf, er selbst veröffentlicht nun erst recht seinen Vortrag, wegen dessen man ihn gerichtlich verfolgen wollte; dieser enthält keine Majestätsbeleidigung, aber ernste, trotzige Wahrheiten, statt deren man lieber eine Majestätsbeleidigung hörte. —

Der Litterat Jäde in Weimar, wegen Beleidigung des Königs von Preußen angeklagt und freigesprochen, dann wegen Nichtigkeitsantrag wieder vor Gericht gestellt, ist von den Geschwornen wieder freigesprochen worden. —

Heſſen-Homburg hebt die Grundrechte auf! Heſſen-Homburg! Aber die frechen Ausdrücke dabei ſind bemerkenswerth.

Mit der öſterreichiſchen Anleihe geht es noch kläglich. —

Der Anſchlag gegen Cuba nun ganz geſcheitert. Der Anführer Lopez gefangen und erdroſſelt. Er ſtarb heldenmüthig. —

In Saint-Martin geleſen, im Seneca. —

Der ſchöne und reiche Graf Annoni aus Mailand, der vor zwanzig Jahren hier war und mir die »Promessi Sposi« aus Mailand ſchickte, wird als öſterreichiſcher Deſerteur in den Zeitungen bezeichnet; er hat alſo für die Sache Italiens gearbeitet, für die Sache der Freiheit. —

Donnerstag, den 25. September 1851.

Die „Konſtitutionelle Zeitung" von geſtern Abend iſt von der Polizei weggenommen worden (wie immer, zu ſpät!), da ſie keinen Leitartikel hatte, ſo kann nur die Glaeſſen'ſche Erklärung der Grund ſein, die aber ſchon in der „Kölner Zeitung" ſtand. —

In Oeſterreich wird die Freilaſſung Koſſuth's durch ſein und ſeiner Genoſſen ausgeſprochenes Todesurtheil gefeiert, das in Peſt bildlich vom Henker vollzogen wird, zugleich lügt die amtliche Preſſe, daß Koſſuth den Türken verſprochen habe, unmittelbar nach Amerika zu ſegeln, man will ihn nachher des Wortbruchs beſchuldigen, da man ſchon weiß, daß er England beſuchen wird. — Schöner Empfang auf dem Miſſiſſipi, das Schiff ſelbſt und 15,000 Dollars ihm zur Verfügung geſtellt, ungariſche Flaggen und Fahnen.

Erklärung Bethmann-Hollweg's gegen den Rundſchauer Gerlach, er ſei mit ſeiner früheren Denkart nicht in Widerſpruch, und ſeinem ehmaligen „intimſten Freunde" wünſche er mehr konkrete Wahrheitsliebe. Die „Neue Preußiſche Zeitung" hat dieſe Erklärung denn doch aufgenommen. —

Dr. Claeſſen und ſeine drei Genoſſen ſind ſchon gerichtlich verhört worden. Die Unterſuchung darf nicht unterlaſſen werden, der König iſt allzu wütend, hält ſich für arg beleidigt, und will, daß die Gerichte ihn rächen. Ihm vorzuſtellen, daß jene Männer nichts gethan oder geſagt, was ſtrafbar ſei, wenn auch noch ſo Mißfälliges, verſchlägt nichts, er wird nur grob gegen die, welche ihm dergleichen vorſtellen; daher unterbleibt es, und jederman läßt ihn in alles hineinrennen, was er klüglich vermeiden ſollte. —

Nach Briefen der Frau von G. war der neuliche Sturz des Prinzen von Preußen einer der gefährlichſten, das Pferd hatte ihn zwölf Schritt fortgeworfen, alle ſeine Kleider waren in Fetzen, und eigentlich hätte er den Hals brechen müſſen.

Karl Müchler hat ſein neunundachtzigſtes Jahr angetreten.

Freitag, den 26. September 1851.

Die „Neue Preußiſche Zeitung" theilt nun im Auftrag ausführlich und vollſtändig die Anſprache des Königs an die Treubundsleute in Potsdam mit. Dieſe unglaublichen Worte, die man im Intereſſe des Königs verhehlen und vertuſchen ſollte, mit Befliſſenheit wiederholt und verbreitet! Zwei früher nicht mitgetheilte Punkte ſind jetzt hinzugekommen, die das Aergerniß aufs höchſte ſteigern, die Stelle, wo der König von ſeinem Trinken ſpricht, und der Schluß, wo er ſagt, die Lüge, daß er und die Königin katholiſch werden wollten, werde nach einem förmlichen Beſchluß der Demokratie in London überall verbreitet. Welche Blößen, welche Ungeſchicklichkeit, welch gränzenloſe Bethörung! Die Leute fragen, ob der König nicht nächſtens auch von ſeiner Impotenz, von ſeinem Wortbruch als von Lügen ſprechen werde, die von der Demokratie in London ausgehen? Welche Gloſſen hört man, welchen Spott! —

Am 23. iſt der Fürſt von Metternich in Wien eingetroffen. —

Der Landtag in Preußen hat nicht die vorſchriftsmäßige Mitgliederzahl erlangt. Die Abgeordneten Brämer, Siegfried, Rieſen, beide Saucken, Roy, Lefevre, Langenſtraßen, Zenthöfer und Reimer haben einen kräftigen Proteſt erlaſſen, und ſind dann abgereiſt. Niedergelegt haben ſie ihr Mandat nicht, man kann alſo auch nicht neue Wahlen ausſchreiben. — Brünneck war gar nicht erſchienen. — Der König hat ſich bei der Nachricht mit Schimpfworten Luft gemacht. „Mein theurer Brünneck!“ ſchrieb er ſonſt. —

Stedmann in Beſſelich hat dem Oberpräſidenten von Kleiſt-Retzow eine Erklärung geſchickt, daß er den Provinziallandtag für ungeſetzlich halte, und daher zurückbleiben werde.

Sonnabend, den 27. September 1851.

Machen wir uns bereit, einen großen Ekel zu überwinden! Nächſtens geht es an die Neugeſtaltung der Erſten Kammer, die eine Art Pairs- und Stände- und Regierungskammer werden ſoll, eine Mißgeburt von ſcheuslicher Häßlichkeit! Eine Menge Mitglieder ſollen von oben ernannt werden; was für Namen werden wir da wieder hören!

Die „Nationalzeitung“ hat einen ſcharfen Artikel über den Handelsvertrag mit Hannover, und zeigt, daß demſelben hauptſächlich Kabinetsvortheile, nicht volkswirthſchaftliche, zum Grunde liegen, daß man Hannover unverantwortlich begünſtigt hat. — Der Handelsminiſter von der Heydt wird im Volk mit ſchlimmen Namen bezeichnet. Seine rohe Frömmigkeit täuſcht kaum den — Hof. —

Der Bundestag iſt träg' und unbeholfen; er bringt nichts zu Stande; er iſt noch erbärmlicher als der frühere. Die Unfähigkeit der Regierungen erſcheint in vollem Glanze. Die Sachen von Kurheſſen, von Schleswig-Holſtein, bleiben in

troſtloſeſter Zerrüttung unerledigt. — Preußen und Oeſterreich ſtreiten jetzt mit Dänemark ſich herum, und kommen zu keinem Ergebniß. Alle frühere feige Schonung, Erniedrigung, aller Verrath, den die Mächte begangen, ſind umſonſt geweſen; ſie ſtehen ſich um kein Haar beſſer darum. Tiefe Verachtung! —

Der 27. September! Vor ſiebenunddreißig Jahren mein Hochzeitstag! —

Vorfall in Potsdam. Ein Soldat wollte trinken, ein Eiſenbahnarbeiter bringt ihm Waſſer, der Offizier verbietet das Trinken und ſchimpft den Arbeiter, dieſer ſchleudert ihm das Glas an den Kopf, trifft aber einen andern Offizier, der zieht und haut, die Leute riſſen ihn halb vom Pferde, viele Verwundungen ꝛc. Ja, ja, die Leute haben alle gedient, ſind trotzig und kampfluſtig! Wartet nur! —

Sonntag, den 28. September 1851.

Geſchrieben, über Karakterarten. Im Menſchen iſt das Urſprüngliche meiſt von Gegebenem überdeckt, ſogar völlig erſtickt. Wenn man mehrere Geſchlechtreihen erlebt, ſo erſtaunt man, was alles von den Eltern, Großeltern, Ureltern ererbt iſt, und zwar ſind dieſe Eigenheiten im alternden Menſchen deutlicher zu ſehen, als im jüngeren. Die Aufgabe wahrer Bildung iſt, dieſe Ueberkommniſſe zu bezwingen, zu verarbeiten. und dafür aus dem Urſprünglichen andre freiere Eigenheiten zu Tage zu fördern. Ganz wird dies nie gelingen, naturam expellas furca...

In England fangen die Reichen und Vornehmen an zu bejammern, daß durch die ſtarken Auswanderungen die Arbeitskräfte im Lande ſeltener und theurer würden, ſie bekennen gradezu, daß ihr Reichthum und Vornehmſein einer zahlreichen, armen und elenden Proletarierſchaar bedarf! —

Palmerston's treffliche Rede an seine Wähler in England, in Frankreich Faucher's hochverrätherische, niederträchtige! — In Baader und in Voltaire gelesen; da hilft nichts, bei mir müssen sie sich vertragen! —

„Der Einfluß der herrschenden Ideen des neunzehnten Jahrhunderts auf den Staat. Von Joseph Freiherrn von Eötvös. Wien, 1851. 8." Der Verfasser dieses mit großer Haltung geschriebenen Werkes ist ein heller Kopf. Er vertheidigt das allgemeine Wahlrecht, wie wir es verstehen; zeigt den Widersinn des jetzigen preußischen Wahlgesetzes. Die Hauptsache ist, daß jetzt in Oesterreich ein solches Buch erscheinen darf, daß man dort jetzt so untersucht und darstellt. —

Montag, den 29. September 1851.

Der Prinz Wilhelm von Preußen, Oheim des Königs, gestern Abend am Schlagfluß gestorben, im neunundsechzigsten Jahr. Man nannte ihn bisweilen freisinnig; der verstorbene König war mißtrauisch gegen ihn, in den Jahren 1808 bis 1812 traute er ihm Krongelüste zu. Schon viele Jahre träumte er nur so hin. Er gedachte nächstens nach Italien abzureisen. —

Die österreichische Anleihe ist noch lange nicht vollständig, und schon unter den Kurs gesunken, zu welchem sie ausgegeben wurde. Daß man kurz vorher die Konstitutionszusagen zurückgenommen, hat doch nachtheilig gewirkt, obschon diese nur ein Schatten, ein Wahnbild waren. —

Haussuchungen, Verhaftungen, Ausweisungen, immerfort! Schneidergesellen, Lehrer, Handlungsdiener, werden am meisten davon getroffen. Ehmals waren es Studenten, von solchen hört man jetzt kaum. „Die Blindheit der Polizei greift falsch, sie spielt sich selber die Unrechten in die Hände,

während die Rechten ungefährdet ihre Sache fortſetzen.“ Schändliches Verfahren der hieſigen Polizei gegen den polniſchen Oberſten Niegolewski, der als Landtagsabgeordneter aus dem Bade nach Poſen reiſt, um dem Provinziallandtage beizuwohnen, und hier bei ſeinem kranken Sohn, der beim Gericht arbeitet, keinen Tag verweilen darf, ſondern durch Konſtabler zum Bahnhof geführt wird. Und Hinckeldey hat ſchon ſeine Schmeichler in den Zeitungen! Nicht nur in der „Neuen Preußiſchen“! — die ihn zwar anfeindet, aber doch lobhudelt. —

Die „Neue Preußiſche Zeitung“ berichtet, Fröbel's Geſuch um Berichtigung des Irrthums, daß das Kultusminiſterium ihn und ſeinen Neffen für dieſelbe Perſon gehalten, ſei unberückſichtigt geblieben, und hat die Schamloſigkeit hinzuzufügen: „Und das mit Recht!“ Ob es wohl je ein niederträchtigeres, ein ſchmutzigeres Blatt gegeben hat? —

Preußen hat die Schande, beim Bundestage ſelbſt nun auf den Austritt ſeiner im Jahr 1848 in den Bund eingetretenen Provinzen antragen zu müſſen. Der Antrag iſt geſchehen, und wird einſtimmig angenommen werden. Preußen tritt nun auch im Bunde wieder unter Oeſterreich zurück; dieſes triumphirt. Ohrfeigen und Ohrfeigen! Wie wir es vorausgeſagt! —

Der König muß alles, was er gethan, zurückthun! Ob er ein Gefühl davon hat? Bismarck-Schönhauſen, Werkzeug der Schande Preußens! — Was die Provinzen dazu ſagen werden? Sagen nichts. Aber die Zukunft!

Dienstag, den 30. September 1851.

Die heutige „Urwählerzeitung“ iſt weggenommen, aber die meiſten Abdrücke waren ſchon ausgegeben. Sie deckt allerdings eine der vielen Tücken, Argliſten und Bosheiten

auf, in denen die Regierung mehr noch als in der Gewaltübung sich gefällt; sie kann bei aller äußern Macht sich der eingewurzelten Feigheit nicht entschlagen, daher ihre Vorliebe für Verrath und Falschheit. Die Sache ist diesmal diese. Der König sagte, als er die Verfassung beschwor, zu den Kammern: „Sie, meine Herren, müssen mir helfen, und nach Ihnen die Landtage." Jetzt sagt der märkische Landtag dem Könige seinen Dank, daß er durch die Berufung der Stände die am 6. Februar 1850 ertheilte Zusage erfüllt habe. Inzwischen aber hat der König die Gemeinde- und Provinzialordnung am 11. März 1850 bestätigt, in der es heißt: „Alle Gesetze über die Kreis- und Provinzialstände sind aufgehoben." Was bedeutet das alles? Der provisorisch-interimistische Landtag, jene Zusage, deren Erfüllung? Ist hier nicht wieder eine der von fern angelegten Schlingen, um die Dummehrlichen zu fangen? um mit List und Gaukelei zu dem zu kommen, was man auf gradem Weg um so viel leichter erreichen konnte? —

Ausstellung des Kunstvereins; das Bild von Menzel, Friedrich der Große und seine Tischgenossen, gefällt mir am besten, obschon diese Personen nie gleichzeitig beisammen waren, und Voltaire und La Mettrie viel zu alt dargestellt sind. — Schöne Landschaften ꝛc. —

Die Konstitutionellen rechnen jetzt den Ultra's vor, wer alles die Wahl zu den Landtagen verweigert, die Gesetzlichkeit derselben verläugnet habe, und zeigen die Minorität, welche sich beneumt hat; sie sind also genau jetzt auf demselben Standpunkt, den sie einst der Demokratie vorwarfen! Jetzt stimmen auch sie für Widerstand, drohen mit dem Volkswillen, mit der Zukunft! —

Der Gothaer Reb in der hessendarmstädtischen Ständeversammlung thut Einspruch gegen die von der Regierung auf Antrieb des Bundestages verfügte Aufhebung der deut-

schen Grundrechte, der Bundestag selbst sei eine noch nicht feststehende Behörde ꝛc. Man wird sich daran nicht kehren, und auflösen, oktroyiren ꝛc. Aber es ist doch eine Stimme!

Mittwoch, den 1. Oktober 1851.

Die „Nationalzeitung" bringt einen trefflichen politischen Artikel. Die Mehrzahl der liberalen Blätter zeigt erhöhte Thätigkeit. Man wird ihnen bald das Handwerk legen, ein Bundestagsbeschluß gegen die Presse steht nahe bevor. —

Errichtung eines gemischten Truppenkorps von 12,000 Mann in der Gegend von Frankfurt am Main zum Schutz des Bundestages. General von Bonin Befehlshaber. Diese Maßregel ist wie die Eisengitter am Schloß und um die Wachthäuser. Neue Revolution wird ganz anders eintreten, als die alte, und man denkt eben bloß an die Wiederkehr der alten! Wie, wenn diese Truppen selbst revolutioniren, oder auseinanderlaufen, oder keine Befehle bekommen? oder den Befehl, sich zu unterwerfen? Wie die sämmtlichen Bundesgesandten im Frühjahr 1848? Es ist lauter Dummheit in solchen Maßregeln. Gewalt, und immer nur Gewalt! Nie Recht und Freiheit! —

Herr von Zitzewitz wandert nach Frankreich aus, und zeigt seiner Behörde dem Kammergericht an, er könne dessen Aufträge nicht erfüllen, weil ihn die Polizei ausweist. Schönes Kammergericht! Feige Richter! —

Der König ist über den plötzlichen Tod seines Oheims sehr erschrocken. Er selbst ist nun der Aelteste in der Familie. Er soll sich außerordentlich vor dem Tode fürchten, nicht an den seinen erinnert sein wollen; die angebliche Frömmigkeit bannt diesen Schrecken nicht! Die rechte thut es, die sowohl Voltaire's als Fenelon's.

Donnerstag, den 2. Oktober 1851.

Die „Konstitutionelle Zeitung" fordert zur politischen Beeiferung auf, die Demokraten möchten ihren Groll fahren lassen, trotz des oktroyirten Wahlgesetzes dennoch wählen, Petitionen aufsetzen ꝛc. um nur die Verfassung zu retten! „Diese Verfassung? die ihr so schändlich heruntergebracht? Wir speien darauf! Wir lassen es auf die Entwicklung ankommen, die ihr fürchtet, wir aber nicht fürchten." —

Der Rektor und Prediger Zorn zu Festenberg in Schlesien, Abgeordneter zur preußischen Nationalversammlung, wegen des Steuerverweigerungsbeschlusses angeklagt und freigesprochen, darauf durch Disziplinarverfahren als Prediger abgesetzt, soll nun auf eben dem Wege auch als Rektor abgesetzt werden.

Die Provinziallandtage führen ihr trübes Leben in der Stille hin; niemand fragt nach ihnen, selbst die giftige Kreuzzeitungspartei ist matt auf ihnen, und ihre Opposition machtlos. —

Prinz und Prinzessin von Preußen hier angekommen. Die bösen Reden am Königlichen Hofe gegen die Prinzessin sind wieder in vollem Gange. Man schimpft und spät. —

Die Höflinge sprechen mit heimlicher Lustigkeit von der Furcht des Königs vor dem Tode; die Schreckbilder verfolgen ihn: „die Königsgrabstätte, die er bauen läßt, soll prächtig ausgestattet werden, aber für Andre, für sich selber will er lieber in Sanssouci bleiben." Gespräch: Er hat ja lange keine Rede gehalten? — „Nun, wir haben an den alten genug."

Ueberall Begeisterung für Kossuth, in Genua, Marseille, besonders aber in England, wo er festlich empfangen werden soll. Für Oesterreich ein grimmiges Aergerniß! —

In Frankreich ist ein merkwürdiger Zustand! Ein gewählter Präsident, der offenbar nach ungesetzlicher Macht

ſtrebt, und dabei ein ausgemachter Lump iſt; eine Nationalverſammlung, die der Nation feind, ihr alle Rechte zu ſchmälern ſucht, ſie verräth; ein Miniſterium, das die ſchändlichſte Gewaltherrſchaft übt; aber Republik, Republik! dieſes Zauberwort feſſelt ſie Alle, ſie können nicht heraus! Republik ſchon über drei Jahre. — Die einzelnen Partheiſchwingungen, Ränke und Anſchläge kümmern mich wenig; wer mitten drin lebt, mag davon gereizt ſein, ich verfolge das Gewirre nicht. Auch bei uns läßt mich die eigentliche Tagesſtellung meiſt gleichgültig; manches iſt nur als Zeichen zu beachten, als Beiſpiel, wie die Dinge ſich machen, mit welchen Geſinnungen und Abſichten. —

Die Polizei will großen revolutionairen Anſchlägen auf der Spur ſein, beſonders im Arbeiterſtande; was iſt da zu entdecken? jederman weiß, wie die Geſinnungen ſind: was entdeckt wird, das ſind bloß die Fehler der Sache, die Unvorſichtigkeiten und Thorheiten, der Kern der Sache wird nicht berührt; nicht entdeckt, inſofern er offen daliegt. —

Gegen die infame „Kreuzzeitung" geſchrieben. Sie lügt, verdreht, fälſcht alles nach Belieben. Der Präſident von Gerlach, dieſer Frommtuer, iſt der ſchändlichſte, lügenhafteſte Pfaff, ein Heuchler, von dem Chriſtus nichts weiß, wohl aber Satan!

Freitag, den 3. Oktober 1851.

Geſchrieben. Deutſche Zukunft keine andre, als die allgemeine europäiſche! Für den Eintritt Geſammtöſterreichs in den deutſchen Bund; je größer die Räume für künftige Bewegung werden, deſto beſſer! Was die Staaten jetzt ſind, wie die Völker jetzt ſtehen, iſt gleichgültig, es haben alle nur auf das Werden zu ſehen, und das wird gemeinſam ſein. Es iſt kein Vorzug mehr, ein Preuße zu heißen, kein Nach-

theil mehr, ein Oesterreicher zu sein, geschlagen und gedrückt ist der eine und der andre, und wer sich schneller und kräftiger aufrichten wird, das wissen wir noch nicht. Die Russen können vorangehen! —

Hier gebt seit dem Siege der Reaktion das Bestreben der Volksfreunde dahin, Waffen zu haben und sich im Schießen zu üben. Man rechnete, daß zwanzigtausend, ja fünfundzwanzigtausend Mann hier bereit seien, bewaffnet plötzlich aufzutreten. Die Sache wurde zwar im Stillen betrieben, aber nicht im Geheimen, im Gegentheil ließen manche Arbeiter, wenn sie zu den Uebungen auf den Schießplatz gingen, mit Vergnügen ihre Gewehre blinken, und auch Wortprahlereien fanden viele Statt. Natürlich bildeten sich aber auch Vereine, Zusammenkünfte, auswärtige Verbindungen, und diesen ist nun die Polizei auf die Spur gekommen. Sie wird nun zugreifen. Für viele Einzelne großes Unglück, wirkungslos auf das Ganze. —

Sonnabend, den 4. Oktober 1851.

In vergangener Nacht hat die Polizei hier an mehr als dreißig Stellen Haussuchung gehalten und viele Waffen, Papiere, Listen, Plane und Briefschaften weggenommen, viele Handwerksgesellen verhaftet. Natürlich wird das nun immer weiter gehen, und besonders viel geschrieen werden. Die Ausbeute soll doch weit geringer sein, als man gehofft; das Rechte soll nicht aufgefunden sein, und kann nicht gefunden werden, weil es da liegt, wo man niemals sucht. —

In Mannheim, in Baden-Baden, in Mainz, in Augsburg, überall Haussuchungen, in Idstein bei vier Frauen, überall nichts gefunden. — Verfolgungen gegen Personen, in Menge. —

In Hamburg der Lehrer Hielscher, auf preußische Anforderung verhaftet, ist zwar freigelassen, muß aber nach Amerika auswandern. Deßgleichen Eckermann in Wandsbeck. Ersterer war gegen die Pietisten (das Rauhe Haus) in Hamburg aufgetreten, letzterer gegen Regierungsmißbräuche.

Man heckt ein neues Kontinentalsystem gegen England aus. Weil es sich weigert, das Gastrecht gegen politische Flüchtlinge aufzugeben, droht man ihm mit allgemeinen Maßregeln aller Mächte des Festlandes. Es kommt darauf an, Frankreich dafür zu gewinnen, der Präsident wäre willig genug. Ob man den Engländern Schwierigkeiten machen wird, wenn sie das Festland als Reisende besuchen?? —

Die Regierung macht Lärm wegen des entdeckten Komplotts. Sie schreit ihre eigne Schande aus; ein paar Handwerker machen ihr Angst, und trotz Heer, Polizei, Bureaukratie, Geld, fühlt sie sich unsicher, hier in Berlin, bei Konstablern und Schloßgittern! Wie muß Preußen dem Ausland erscheinen! Aber die Reaktionspartei, trotz ihrer Macht feige, bedarf neuer Entdeckungen, Verbrechen, Gefahren, um Vorwände für ihre ferneren Schritte zu haben, die sie ohne solche Vorwände nicht zu thun wagt! Wer weiß, was alles an die Verschwörungen der Schneidergesellen angeknüpft wird! vielleicht die Aufhebung der Verfassung, die Abschaffung des öffentlichen Gerichtsverfahrens! — Daß hiesige Bürger und Arbeiter sich Waffen anschafften, auf dem Schützenplatz im Schießen sich übten, daß Anstalt getroffen war, die Anschaffung einer Büchse durch allmähliges Abzahlen zu erleichtern, das alles ist seit langer Zeit offenkundig, war seiner Zeit, besonders zum Behuf der Bürgerwehr, öffentlich angeschlagen. Waffen zu besitzen, ist bisher noch jedem erlaubt.

Schlägereien in Rendsburg zwischen Preußen und Oestereichern; viele Verwundete, einige Todte. —

Sonntag, den 5. Oktober 1851.

Die „Nationalzeitung" bringt einen vortrefflichen zweiten Artikel über die Arbeiterbewegung, die Verhältnisse der Arbeiter. Sie spricht mild und einsichtig, jeder gute Sinn müßte davon gerührt werden; aber die rohe Niedertracht, die freche Hoffahrt, die hören nicht, als bis Faustschläge ihnen die Ohren treffen. —

Preußen und Posen, so meldet der Telegraph, sind am 4. zu Frankfurt am Main mit einstimmiger Bewilligung aller Bundesglieder aus dem Bund wieder ausgeschieden. Lebt wohl! Ihr verliert nichts, ihr Preußen und Polen, die Freiheit führte euch hinein, die Knechtschaft führt euch hinaus. Aber jetzt ist außen und innen einerlei, es giebt nur Unterdrückte überall. —

Besuch von Herrn Bauernfeld aus Wien und Herrn Dr. Boas aus Landsberg. Ueber Grillparzer; mißmuthig zurückgezogen, strengster Monarchist, aber zerknirscht durch die Rolle die man ihn hat spielen lassen, völlig erstorben. — Der Volkssinn muthig und stark in Wien. —

In Mignet gelesen, im Horatius. —

In der christkatholischen Gemeinde hier sollten heute eine große Anzahl Kinder eingesegnet werden, der Saal war gedrängt voll. Der Prediger Erdmann sagte in seiner Rede unter andern, es sei traurig, daß diese Kinder nicht von demselben Geistlichen eingesegnet werden könnten, der sie bis dahin unterrichtet habe. Bei dieser Anspielung auf den ausgewiesenen Brauner stürzten sogleich sechs Konstabler vor, der eine rief: „Sie sind vom Text abgewichen, ich löse die Versammlung auf!" Der Prediger stieg von der Kanzel, die Gemeinde ging auseinander, die Kinder weinten und jammerten. Die sich in die Friedrichsstraße ergießende aufgeregte Menge erweckte kein geringes Aufsehn, das am hellen Sonntagmittag gegebne Aergerniß den allgemeinen Unwillen, das

Volk ſchimpfte auf Polizei und Regierung, und fragte, ob das den Sonntag heiligen heiße? Die Konſtabler verkrochen ſich. (Von einem Augenzeugen.) Die Konſtabler hatten Befehl, die Einſegnung nicht geſchehen zu laſſen, ſie würden auch ohne jene Anſpielung die Verſammlung aufgelöſt haben.

Montag, den 6. Oktober 1851.

Herr Prof. Leo ſendet mir in dritter Auflage den zweiten Band ſeiner Univerſalgeſchichte. Das iſt eine große Beharrlichkeit! Will er nicht wiſſen, wer ich bin? ſoll ich ihn nicht für den halten, der er doch deutlich genug erſcheint? — Immer doch viel von ihm! —

Verhaftungen und Hausſuchungen, ſogar geſtern am Sonntage; die Polizei und Reaktion erheben großes Geſchrei, es ſcheint nichts dahinter zu ſein! Einige Büchſen, einige Papiere und Schriften aus dem Jahr 1848. Man denkt an die Häzel'ſchen fünf Handgranaten, an die übrigen vielen Seifenblaſen, mit denen Hof und Polizei ſich lächerlich gemacht. Kleiderhändler Kramer, Gaſtwirth Simon, Kommiſſionnair Schultze, Kaufmann Steinberg, Lieutenant a. D. von Zariges, Graveur Liefeld, Maurermeiſter Sabath und andre Leute ſolcher Klaſſe ſind die Angeklagten dieſer großen Verſchwörung, von der ſogar die „Spener'ſche Zeitung" auf Befehl ſagen mußte, es ſei keine Kleinigkeit! Eine Kleinigkeit iſt es nicht für die armen Menſchen, die ihrem Erwerb entzogen in Haft gehalten und mit Verhören und Bedrohungen gepeinigt werden, wer weiß wie lange! Die „Kreuzzeitung" hatte die Niederträchtigkeit vor einiger Zeit anzurathen, man möge doch die Angeſchuldigten, deren gerichtliche Freiſprechung zu befürchten ſei, deſto länger in der Unterſuchungshaft büßen laſſen. Ein Abgrund von Nichtswürdigkeit! — Daß Liſten und Plane gefunden worden ſeien, wird entſchieden verneint. —

Die Polizei möchte das Offenbare für Geheimes ausgeben, weil das Geheime zu finden ihr nicht gelingt! Daß Unzufriedenheit und Unwillen im höchsten Grade vorhanden und verbreitet iſt, ſagt man ihr alle Tage, aber ſie möcht' es in Geſtalt von Verſchwörung haben, die giebt es nicht, und wenn es ſie gäbe, ſo wäre ſie nur ein Auswuchs der Stimmung, ein wilder Zweig, der weggeſchnitten werden kann, ohne dieſe letztere zu ändern. —

Preußen hat ſeine Oſtſeeprovinzen mit ſchimpflicher Haſt und wie in drängender Noth aus dem Bund herausgezogen, der Geſandte von Bismarck hat erklärt, Preußen werde ſich an die Abſtimmung der Bundesglieder nicht kehren, ſondern die Sache thun. Wirklich, ein elendes Ausſcheiden, wie in Angſt und Noth, es möchte einem ſonſt übel gehen! —

Koſſuth's Abſchiedsworte an die franzöſiſche Demokratie zu Marſeille, ſchlagendes Wort gegen den Lumpen Louis Bonaparte, der vergeſſen hat, daß er auch einſt verbannt und gefangen war. Aber nicht, wie Koſſuth, für die Freiheit ſeines Volkes, ſondern für eigenſüchtige, bübiſche Unternehmung. —

Dienstag, den 7. Oktober 1851.

Ich habe viel in Leo geleſen, und bin weniger empört als früher durch ſeine Abenteuerlichkeiten und Bosheiten, vieles iſt lehrreich, manches beluſtigend, er quält ſich mit ſeinen Sachen, und man fühlt, daß er unter einem Zwange ſchreibt, den er nicht geſtehen will. Seine Ausfälle treffen jetzt häufig auch Andre, als er meint, und das iſt wieder ergötzlich. In dieſen Eindrücken hab' ich ihm ein Dankwort geſchrieben, das ihm paſſen mag und mir nichts vergiebt. An Freiſinn ſoll er mich doch nicht übertreffen!

Beſuch von Weiher; mancherlei Mittheilungen, gute Nachrichten aus Oeſterreich. — In der Stadt große Auf-

regung, weniger wegen der Verhaftungen ſelbſt, als wegen der Lügen, die damit verknüpft werden. Alle Dummheiten der vornehmen Welt, des Aberglaubens und Wahnes, ſind in vollem Gange! —

Herr von Jariges iſt aus der Haft ſchon wieder entlaſſen worden.

In Waldheim iſt ein Verſuch, den Dr. Otto Heubner zu befreien, mißlungen. Zwei Schützen aus den Truppen, die das Zuchthaus bewachen, hatten das Unternehmen gewagt. — Verhaftung des Arztes Dr. Schultz in Dresden. — Hausſuchung bei allen franzöſiſchen Handſchuhmachern in Sachſen.

Im Seneca geleſen, in Leo, in Mignet. Franzöſiſche Zeitſchriften angeſehen. —

Kleiſt-Retzow's „Rheinzeitung" ſagt: „Unſre Krankheit iſt, daß die beſchworne Verfaſſung gleichwohl unmöglich iſt." Bravo, ſagt es wenigſtens heraus. Doch wieder eine neue Verdrehung, unmöglich nicht an ſich, aber mit ſolchen Spitzbuben unmöglich, wie ihr ſeid! Der Spieler Czechtitzky ſagte ſeinen Freunden: Spielt nicht gegen mich, ihr *könnt* nicht gewinnen, denn ich *mache* euch!" —

Preußens Militair-Konventionen mit den kleinen Nachbarſtaaten, ſein einziger Gewinn von den falſchen Vorſpiegelungen deutſcher Union, ſteben in Frage. Wird ihm auch hier der gewohnte Backenſtreich zu Theil werden? Alle Tage neue Ohrfeigen, das gehört ſchon zur Ordnung. —

Der König ſoll über die neuen Entdeckungen der Polizei ſehr erſchrocken ſein, und geäußert haben, ſo lange noch ſo viele Waffen in den Händen ſeiner Feinde ſeien, wolle er nicht nach Berlin kommen. Das iſt der Reaktion doch zu viel, das hat ſie nicht gewollt. Sie muß den König, nachdem ſie ihn zu ſehr aufgewiegelt, nun wieder abwiegeln — wie der demokratiſche Kunſtausdruck iſt. —

Mittwoch, den 8. Oktober 1851.

Gutes Wort: Der Lump Bonaparte hat nicht erlaubt, daß Koſſuth durch Frankreich nach England reiſt, aber nun reiſt der Aufruf deſſelben durch ganz Frankreich, und Bonaparte hat unermeßlichen Schaden davon. —

Der Bundestag — auch ein Lump, der wahre Ausſchuß aller Lumpen — hat ſich ſchon für die klagende hannöverſche Ritterſchaft gegen den König von Hannover und ſeine Miniſter erklärt. Kann dem König von Preußen auch noch widerfahren! —

Der Kirchenſtaat — „welchen meinen Sie, den römiſchen in Italien, oder den preußiſchen in Deutſchland?“ — In der That, warum ſollte nicht künftig ein Oberpräſident ein Geiſtlicher ſein müſſen, ein General auch ein Soldatenprediger? — St! St! nicht zu laut! wenn ſie's hören, ſo haben wir den Scheuel! Sie führen den Gedanken aus! — „Friedrich der Große, reite davon, oder zieh die Kutte an!“ — Oder werde öſterreichiſch! —

In Zweibrücken hat das Schwurgericht gegen ſechsundſiebzig Flüchtige die Todesſtrafe ausgeſprochen; darunter ſind Friedrich Schlöffel, Friedrich Schüler, Franz Schmidt von Löwenberg, Heinrich Looſe, Kinkel, A. Grün (Baldur genannt), d'Eſter, Dr. K. Schramm, Guſtav Struve, A. G. Reichard aus Sachſen ꝛc. ꝛc.

Profeſſor Wippermann in Gießen, wegen einer Schrift über die darmſtädtiſchen Steuern ſeines Amtes entſetzt, iſt nun auch zu dreimonatlicher Feſtungsſtrafe verurtheilt. —

Der Befreiungsverſuch in Waldheim war für Binder, Röckel, Oelkers, Hainz ſchon halb gelungen, Heubner hatte nicht darauf eingehen wollen. Die Sache war von Leipzig aus mit vielem Gelde betrieben worden. Scharfe Unterſuchung. — Die Rothjung'ſche Unterſuchung iſt in nichts

aufgegangen! Nur ein Schneidergeſell ſitzt noch in Leipzig! aber in Berlin mehrere! —

Der Kammerdiener Feiſe in Hannover iſt auch ſchon wieder entlaſſen, und die Verſchwörung auch hier zerplatzt.

Die „Kreuzzeitung" enthält wieder einen der merkwürdigen Artikel voll Unzufriedenheit und Angriffen gegen die Bureaukratie und gegen den König ſelbſt. Sie ſagt, vor 1848 ſei es noch ſchlechter geweſen als jetzt, und ihre Anſtrengungen mache ſie nicht dazu, daß wieder der Gendarm als höchſte Gewalt daſtehe. Das ließe ſich hören, wenn man nicht täglich ſähe, daß ſie der rohen und frechen Willkür, der gewaltthätigen Geſetzwidrigkeit ſchamlos Beifall klatſcht, ja tückiſch dazu auffordert! —

Die chriſtkatholiſche Gemeinde läßt in den Zeitungen die falſchen Angaben über ihre Auflöſung am letzten Sonntage der Wahrheit gemäß berichtigen. Auch die „Kreuzzeitung" nimmt den Artikel auf. Die Sache verhält ſich wie ſie mir erzählt worden war. —

Bericht über Fröbel und Anerkennung ſeiner Verdienſte durch eine Verſammlung von Pädagogen, die ſeine Sache unterſucht haben. In der „Nationalzeitung", mit allen Namensunterſchriften. Ohrfeige für den Miniſter von Raumer; ſeine Dummheit muß der Fröbel'ſchen Sache noch Nutzen bringen. —

Der Büchſenverein und die Schneidergeſellen ſind zum Vorwand auserſehen, eine Bundespolizei zu errichten. Viel Ehre! —

Donnerstag, den 9. Oktober 1851.

Eine der merkwürdigſten Erſcheinungen unſrer Zeit iſt der Wechſel in den Verhältniſſen Oeſterreichs und Preußens; beide, von der Revolution getroffen im großen Jahr 1848, ſchienen als knechtiſche Staaten vernichtet, als freie neu-

geboren; aber Preußen erlangte ein entschiednes Uebergewicht, das Kaiserthum wurde ihm angetragen, seine Kriegsherrschaft erstreckte sich über ganz Deutschland. Weil aber Dünkel und Dummheit ihm seine Vortheile nutzlos machten und aller Muth sie zu behaupten fehlte, so stieg Oesterreich plötzlich empor, überflügelte den anmaßlichen Schwächling, drängte ihn aus allen seinen Stellungen. Dies Umschlagen erfolgte in so kurzer Zeit, daß man es kaum begreift, außer durch die Kenntniß der Menschen, die den Staat in Händen haben. Jetzt hat denn Oesterreich ein ungeheures Uebergewicht, und wird es verstärken und ausdehnen. Aber dasselbe ruht auf keinem bessern Grunde, als das vorübergeflogene preußische. Ueber Nacht kann es dahin sein. Bleibt es aber, oder schwindet es, in jedem Fall ist Preußen jämmerlich heruntergekommen, und das jetzige Preußen erliegt entweder neuer Revolution, oder der Knechtschaft unter Oesterreich. Diese Wahrheit wird auch im Heere mehr und mehr eingesehen und gefühlt, und erregt viel Verstimmung.

Man sagt, der Kaiser von Oesterreich habe sich in der Lombardei nicht sicher gefühlt, unter den mit Strenge anbefohlenen Huldigungen nur Anschläge auf sein Leben gefürchtet, daher seinen Aufenthalt schnell abgekürzt, und sei eigentlich aus Italien *geflohen*. Daß er seine Offiziere versammelt und angeredet und ihnen gesagt, bei künftigem Kriege werde er selbst ihr Anführer sein, gilt für eitle Prahlerei. —

In Spandau der Redakteur des „Wochenblattes" Herr Sander zu fünfzig Thaler Strafe vom Kreisschwurgericht verurtheilt, weil er geschrieben, daß zwölf Unteroffiziere den am 24. April vorigen Jahres sinnlos betrunken durch die Straßen getobt und Frauen schändlich mißhandelt haben, die Thatsachen wurden erwiesen, und das Gericht erkannte nicht auf Verläumdung, wohl aber auf Störung des Friedens

durch den Redakteur. Unteroffiziere dürfen nicht durch — wenn auch gerechte — Vorwürfe aufgereizt werden! Welch ein Richterspruch! Und wie verspätet! —

Brief aus Halle von Professor Lee; merkwürdig mild, einsichtig, versöhnlich! Ja, ja, wenn's immer, wenn's immer so wär'! Wenn nicht unter den oft wackern Artikeln der „Kreuzzeitung" der Troß im Zuschauer stände, die queue de canaille, von der Lee spricht!

Abermals ein scharfer Artikel der „Neuen Preußischen Zeitung" gegen die Bureaukratie: die Parthei scheint in vollem Streite gegen das Ministerium, das diesmal nicht sehr geneigt ist nachzugeben! Der König wird dabei unter scheinbar demüthigen Bücklingen sehr scheel angesehen! —

Haussuchungen, Verhaftungen, bei Tage, bei Nacht! Die Polizei erklärt ausdrücklich, daß sie thun kann, was sie will, daß keine Spur von Habeas Corpus gesetzlich vorhanden! —

Im Seneca gelesen, in Voltaire. —

Wunder über Wunder! Das Polizeipräsidium erklärt, die Auflösung der christkatholischen Gemeinde am Sonntage sei nicht gerechtfertigt! Was geschieht nun? Wird der Konstabler bestraft, zurechtgewiesen? Wird die Gemeinde billiger behandelt? Nichts von allem! Der Befehl bleibt dennoch, sie soll gestört, gehindert, durch Auflösungen mürbe gemacht werden! — Die Polizei hat nur dem außerordentlichen Unwillen einen Augenblick nachgegeben. —

Freitag, den 10. Oktober 1851.

Die „Urwählerzeitung" setzt das Verhältniß der „Kreuzzeitung" zur Regierung völlig in's Klare. — Die „Nationalzeitung" bespricht den Austritt Preußens und Posens aus dem Deutschen Bund, und zeigt die verwickelten Folgen. — Die „Konstitutionelle Zeitung" bespricht den Streit Hannover's

mit ſeinen vom Bundestage begünſtigten Junkern. — Der „Publiziſt“ weiſt nach, daß in Preußen gegenüber der Polizei jedermann rechtlos iſt. — Das iſt ein gutes Bündel, nur von Einem Tage, nur aus Berlin! —

Beſuch von *, mit dem ich, wie noch nie vorher, in heftigen Streit gerieth, über den Karakter der Deutſchen, was ſie thun ſollen, was ſie ſein ſollen. Was nicht einmal die Franzoſen leiſten können, verlangt er von den Deutſchen, verlangt, daß ſie eine andre Geſchichte haben ſollen! Wirft ihnen Philoſophiren und Reflexionen vor, und thut dies ſelber! Ich zeige ihm, daß der eigentlich handelnde Theil der Nation dieſen Fehler nicht hat, und nicht von ihm gehemmt wird, nur die Mönche von Gelehrten, die ſonſt nichts thun, ſind damit behaftet. Die Maſſe iſt frei davon, Bürger, Bauer, Soldat, — aber auch die Vornehmen, die Fürſten und hohen Beamten, die wiſſen insgeſammt nichts von Nachdenken und Grübeln! Er verlangt, wir ſollen uns nicht tröſten; ich im Gegentheil freue mich alle Tage des reichen Troſtes, den die allgemeine Betrachtung der Menſchengeſchicke mir gewährt! —

Herr von Zarizes, kaum der Haft entlaſſen, iſt wiederverhaftet worden. Mit ihm ſind noch die Mitglieder des Büchſenvereins: Gaſtwirth Simon, Kleiderhändler Kramer, Tiſchler Boy, Graveur Liefeldt, Zimmermann Hereld, Tiſchler Sydow, Kaufmann Steinberg, Zimmermann Möbricke und Kommiſſionair Schulz, von der Polizei jetzt dem Gericht übergeben worden. Große Geſchichte! „Der Staat in Gefahr! —

Der gerechteſte Mann iſt der dramatiſche Dichter. Ausſpruch, der ſich mir als Schluß vieler weitgreifenden geſchichtlichen Betrachtungen ergab.

Sonnabend, den 11. Oktober 1851.

Geschrieben, über den neuen Bundestag und seine Folgen. Der frühere konnte noch vieles Heilsame bewirken, der jetzige kann nur Unheil und Verderben bereiten, und thut es schon nach Kräften. Die armseligen, geistlosen Tröpfe, welche dort befehlen und gehorchen, wissen nichts anderes, als ihre früheren dummen Streiche zu wiederholen. Jämmerliche Häupter! —

Der vormals meiningensche Minister von Speßhard hat den Muth gehabt, auf dem kohurgischen Landtage zu sagen, kein Staat habe das Recht, die Grundrechte einseitig aufzuheben, auch der Bundestag habe es nicht. Er ist gar kein demokratisch Gesinnter. —

In der Ständeversammlung zu Darmstadt hat es auch heftige Worte gegeben. — Sogar die bremische Bürgerschaft wehrt sich noch, ein wenig auch die frankfurtische. Das wird alles vergeblich sein, aber der Kampf wird doch fortgesetzt, und wird als Guerillakampf noch lange den Machthabern zu schaffen machen. —

Ausgegangen mit Ludmilla. Vor dem Oranienburger Thor erst in Hennig's Garten, dann auf dem Dorotheenstädtischen Kirchhof. Gräber besehen, Fichte's, Hegel's, Bernhardi's, Schadow's, der Familie von Helvig, Ilgen's und seines Sohnes und seiner Frau, Schinkel's, Hufeland's, Olfers's, Eduards Gans, Langbein's, Biester's, Eunicke's, Hitzig's, unvermuthet auch das des englischen Arztes Dr. Frost, des lächerlichen, halbverrückten brasilianischen Großkreuzes, mit dem ich im Herbst 1839 hier bekannt geworden war. Hitzig hat eine Leier und Fasces auf seinem Grabstein. Was aber soll auf Biester's der Pflug bedeuten? — Nach zweistündigem Gehen fuhren wir nach Hause. —

In meinen Papieren gearbeitet, Nachträge, Vorbereitungen, Anlagen. — Gelesen im Seneca. Gedichte von Opitz, und

anderes Aeltere. In Leo gelesen, wieder mit großem Unwillen! Er behandelt die Geschichte nach Liebhabereien, mit vorgefaßter Meinung und blindem Eifer. —

Der Hof- und Theaterfriseur Johann Warnick (Warnicke) ist am 9. d. im 85. Jahr gestorben. Er war eine Stadtfigur; auf der Krüger'schen Parade ist er abgebildet; noch vor fünf Jahren schnitt er mir bisweilen das Haar. —

Auch der Friedensfürst Don Manuel Godoi, Herzog von Alcudia, ist in Paris als hoher Achtziger gestorben. Er soll zuletzt fast kindisch und auch sehr arm gewesen sein. Was bei solchen Leuten arm heißt! —

In den Herzog von Augustenburg wird von allen Seiten gedrungen, seinem Erbrecht auf Schleswig-Holstein grade jetzt zu entsagen, wo dasselbe jeden Augenblick in Kraft treten kann! Man bietet ihm ein großes Jahrgehalt als Entschädigung. Rußland, Oesterreich, Preußen fordern, daß er entsage und das Geld nehme. Geheiligte Erbansprüche für Geld aufzugeben, und auf Drohungen, das ist ein gutes Beispiel! Denken die Machthaber wohl daran, was es bedeutet? wie es ihr eignes Ansehn schwächt, ihr eignes Recht herabsetzt? Ist die Souveränetät von Hechingen, von Sigmaringen, von Schleswig-Holstein mit Geld abzuthun, warum nicht auch die von Preußen ꝛc.! —

Wie es in Hannover aussieht, ist noch nicht ganz klar. Siegt der Bundestag, und in ihm Preußens Reaction mit, so fällt in dem jetzigen hannöverschen Ministerium auch gewiß der preußische Handelsvertrag mit Hannover. Widersetzt sich Hannover und muß bezwungen werden, so kommen noch mehr Oesterreicher nach Norddeutschland! —

Kinkel in Nordamerika; Gottschall nach Paris. —

Sonntag, den 12. Oktober 1851.

Erſte Sitzung bei Ludmilla, die mein Bild mahlt. —

Die „Urwählerzeitung" widerlegt die jämmerliche, keinen Augenblick ſtichhaltige Ausflucht der „Kreuzzeitung", ihre letzten Artikel ſeien nicht gegen die Miniſter, ſondern gegen die Konſtitutionellen gerichtet; ſie beweiſt aus dem Wortlaut, daß die Regierung, die Miniſter und ſogar noch das über ihnen Stehende giftig angegriffen werden. Die Leute ſind ſchon ſo weit, daß ſie ihren Schüſſen eine falſche Richtung anlügen müſſen! —

Die Miniſter beabſichtigen eine neue Beſchränkung des Schwurgerichts, dem Stadtgericht in Breslau iſt dies zur Beruhigung geſagt worden, die Ueberfüllung, über die es klage, werde dadurch bald aufhören. —

Neue Verhaftungen, Hausſuchungen, Anklagen. Ein paar Freiſprechungen wegen Majeſtätsbeleidigung. — In Baiern niederträchtige höhniſche Mißhandlung der freien Gemeinden! wenn ſie keine Prediger haben, werden ſie unterdrückt, die Regierung aber verweigert jedem gewählten Prediger die Beſtätigung! Feige Nichtswürdigkeit! —

Die Predigt und Einſegnung iſt bei den Chriſtkatholiſchen heute ſehr feierlich und ohne politiſche Störung, unter großem Zulauf von Beſuchenden, gehalten worden. —

In der Dreifaltigkeitskirche hat der Prediger Krummacher heute eine auffallende Predigt gehalten; ſie beſtand in lauter Erzählungen, von ſeiner Reiſe nach England, wie er es dort gefunden, von Elberfeld, doch von den Elberfeldern, die ſehr gegen uns wären, wolle er das nächſtemal reden. Er ſprach vom nahen Geburtstage des Königs, von den Gefühlen dabei, — der König brauche ſeine Feinde nicht zu fürchten, aber deſto mehr ſeine Freunde, die Heuchler und Schmeichler, die ihn umgeben ꝛc. Dann ſprach er auch von den hieſigen Predigern, nicht jeder Eifer ſei fromm und ächt, es gäbe

manche Geiſtliche, die nur Titel und Orden damit erſtreben wollten ꝛc. Das hätte ein Prediger der freien Gemeinden ſagen ſollen! Der Konſtabler hätte gleich die Verſammlung aufgelöſt! —

In Leo geleſen, mit Mißvergnügen; er geht eigenmächtig mit der Geſchichte um, urtheilt nach Willkür ꝛc. Dabei iſt er voll Gelehrſamkeit, die er aber auch willkürlich anwendet, bald übermäßig, bald karg. Die Vorliebe für die katholiſche Kirche iſt offenbar. —

Spontini's Wittwe iſt hier angekommen, um die Wiederaufführung der „Olimpia" zu hören. (Gräfin von San Andrea.) —

Der Phyſiker Paul Erman ſtarb geſtern in hohem Alter. Sein Name fehlt in dem „Gelehrten Berlin" von Hitzig, und in dem von Koner. —

Montag, den 13. Oktober 1851.

Preußiſche Anſtrengungen wegen Neuchatel, diplomatiſche Denkſchrift an die Großmächte. Dieſe ſtimmen wohl bei, weil ſie die Schweiz gern drängen und drücken, aber Preußen ſehen ſie doch gern beraubt. Oeſterreich kennt die Schwächen, und wird für ſeinen Beiſtand, der fürerſt noch kein thätlicher zu ſein braucht, alle mögliche Nachgiebigkeit Preußens in andern Dingen fordern und eintauſchen. —

Die hannöverſche Sache ſteht prächtig! Entweder dem Anſehn des Bundestages oder dem des Königs wird eine Ohrfeige gegeben! Den Demokraten iſt eins wie das andre recht. —

In Mainz hat die Verſammlung der katholiſchen Pius-Vereine großes Unglück erfahren; Feuerlärm, ungeheurer Schrecken, Flucht, Gedränge, ſechs Frauen todtgedrückt, zahlloſe Beſchädigungen. —

Hinckelden verbietet alles öffentliche Kollektiven; die Anzeigen in der Zeitung ꝛc. Für Temme's Familie dürfte jetzt nicht mehr gesammelt werden! Die Polizei kann aber alles erlauben, ihre Sammlungen, ihre Treubunde ꝛc. —

In Königsberg hat die Regierung die meist im demokratischen Sinn ausgefallenen Gemeinderathwahlen auf die Bittschreiben einiger Reaktionaire hin annullirt. —

Die Gemeinderäthe sollen, heißt es, den Namen Stadtverordnete wiederbekommen, das klingt weniger revolutionair.

Die „Neue Preußische Zeitung" macht das Dreiklassen-Wahlgesetz lächerlich, besonders auch das Alphabet bei den Abstimmungen. Ihr Hohn giebt den demokratischen Einsprüchen gegen dieses gesetzbrechende Ungesetz Recht. —

Die Büchsenvereinsgeschichte nimmt schon jetzt die Wendung der Häzel'schen Handgranatensache! Einige der Verhafteten sind bereits entlassen. Die starken Anschuldigungen und bedenklichen Angaben, welche zuerst in der „Vossischen" und in der „Spener'schen Zeitung" standen, und schon als Lügen aufgedeckt sind, kamen von Hinckelden'schen Beamten her!

Die „Neue Preußische Zeitung" spricht von der Abschaffung der deutschen Grundrechte mit den schamlosen Worten: „Sich das Ungeziefer vom Halse schaffen." Zu merken, Herr Wagener, Gerlach, Goedsche und Konsorten! —

In Zeitz die freie Gemeinde, welche beschuldigt war, ein politischer Verein zu sein, freigesprochen. Bald so, bald so. Im Ganzen aber siegt die Quälerei, die Unterdrückung. —

Sehr vergnügt zu Hause geblieben. Mit Ludmilla geplaudert und Schach gespielt. —

In Lee gelesen, in Goethe, Englisches, Französisches. —

Oesterreichische Wuth gegen Palmerston. — Begeisterung in England für Kossuth. —

Ministerkrisis in Paris, in Kopenhagen, sogar in Hannover! Alles nur Lumperei! —

Die Gewerbausſtellung in London geſchloſſen. In den letzten Tagen täglich über hunderttauſend Beſucher! —

Es hieß, der Kultusminiſter von Raumer, der ſchlechteſte freilich, den Preußen je gehabt, ſolle den Abſchied bekommen; allein er bleibt. Nur der Aſſeſſor Bindewald, der ſeine rechte Hand war und der Spürhund und Agent der „Kreuzzeitung", iſt verſetzt worden. Man ſieht, wie mißtrauiſch die Miniſter gegen ihre Herrſchaft die „Kreuzzeitung" ſind, und ſieht auch, wie die Herrſchaft über ihr Geſinde ſchimpft!

Dienstag, den 14. Oktober 1851.

Geſchrieben, über das allgemeine Wahlrecht: die Forderung ſoll und muß beſtehen; die Unreife und Unmündigkeit, die man als Hinderniß geltend macht, müſſen eben weggeſchafft werden. In Frankreich wird man das allgemeine Wahlrecht herſtellen zum Dienſte der Herrſchgelüſte des ſchuftigen Bonaparte, doch wird das Volk es anders zu gebrauchen wiſſen. —

Vorſchlag des Miniſters Murillo zu Madrid in den Cortes, die Inſeln Cuba und Portorico an England für hundert und fünfzig Millionen zu verkaufen! Später würde Spanien ſie doch verlieren und keinen Pfennig dafür bekommen! —

Referendarius Raſch, wegen Ausbebung der Schloßgitter zu fünfzehn Monaten Feſtungshaft verurtheilt, hat dieſe Strafe verbüßt, anfangs in Magdeburg, dann in Silberberg. Er iſt jetzt frei, und hier angekommen. Er iſt auf ſeine Ausweiſung gefaßt. —

Der „Staatsanzeiger" bringt die Stiftungsurkunde eines neuen Hohenzoller'ſchen Hausordens, in zwei Klaſſen und drei Stufen. Prahleriſche Redensarten und elende Kleinlichkeiten! Dabei auf das Jahr 1848 geſchimpft! Allerdings

ein Jahr der Schande, aber der Schande für wen? — Mit ſolchen Geringheiten, mit ſolchen Kinderſpielen beſchäftigt ſich der König! in ſolcher Zeit! Neue Ritter will er machen! Ein neuer Sturm weht alle dieſe Kindereien fruchtlos hinweg! —

Die „Kreuzzeitung“ jammert über die Schrift Bethmann-Hollweg's und greift dieſen wüthig an; ſie hält ihm vor, daß er zur Reaktion tüchtig mitgewirkt. Er will eine neue Zeitung gründen. Die Parthei erfährt eine Spaltung. —

Der Prediger Dulon aus Bremen iſt bei einer Reiſe im Hannöverſchen verhaftet und nach Hoya gebracht worden, wo er wegen Hochverraths angeklagt werden ſoll. —

In Bremen hat der Rath mit dem Bundestag gedroht, der wird denn dort einſchreiten. Bundestag heißt jetzt nichts als der gemeinſame Wille des vorherrſchenden Oeſterreichs und des nachgiebigen Preußens. —

Nun iſt Herr von Zariges zum zweitenmal entlaſſen, auch ſchon mehrere andre wegen des Büchſenvereins Verhaftete. Die Regierung ſchämt ſich ſchon des Polizeilärms. Der heutige „Publiziſt“ iſt weggenommen, wegen eines Artikels, in welchem er andeutet, daß die erdichteten Angaben über gefundne rothe Fahnen, Ziffernſchrift, Liſten ꝛc. aus dem Polizeibureau in die „Voſſiſche“ und in die „Spener'ſche Zeitung“ gelangt ſeien. — Man ſtrengt alle Kräfte an, um Strafurtheile gegen Zeitungsredakteure zu erlangen, und die Einſchüchterungen haben nur zu oft Erfolg. Der „Publiziſt“ wird diesmal nicht frei ausgehen. Bei dem Herausgeber Thiele war eine genaue Hausſuchung, die aber nichts lieferte. —

In Hamburg neue Verhaftung von Handwerkern ꝛc. In Baiern freche Polizeigewalt in größter Thätigkeit! —

Mittwoch, den 15. Oktober 1851.

Des Königs Geburtsburg! Elende Gedichte, amtliche Beeiferung, aber alles matt und gering. Entschiedene Reaktionairs sagen, es sei mit den Freudenbezeigungen lauter Heuchelei, kein Mensch liebe diesen König! Am stärksten sprechen sich Offiziersfrauen gegen ihn aus. Grade jetzt ist auch die Einkommensteuer im Gange, das verstimmt die Leute sehr. An Illuminiren wird nicht gedacht. —

Den neuen Orden haben Manteuffel, Leopold von Gerlach, aber auch Radowitz erhalten. Mit dem Ritterkreuz sind Hinckeldey, Leo, Sägert, Markus Niebuhr bedacht worden, mit einer geringern Stufe Leop. Ranke und Stahl. — Alfanzereien! —

Louis Bonaparte ist von hieraus dringend zu Staatsstreichen ermuntert worden, man hat ihm allen Beistand angeboten. Was kann man ihm hier für Beistand anbieten? So dumm wird er doch nicht sein, auf solchen zu rechnen! Gelingt ihm sein Vorhaben, die Oberstelle zu behaupten, so wird man sich hier erst recht hinter den Ohren kratzen! Wir haben keine Politik, sie ist in Polizei aufgelöst. Wir haben nur Widersprüche. —

Schreiben des Königs über die vom Fürsten Sulkowski geschehene Aeußerung, die er als unerheblich fallen lassen will, dabei jedoch sagt, der Fürst möge sich nicht auf die Seite der Opposition drängen lassen, wo er, der König, seine Freunde nicht gern sehe! Man spottet über diese zarten Warnungen, man sagt, er selbst habe ja der Opposition im Arme gelegen, überhaupt möge er nicht so thun, als wenn sein Ansehn noch so jüngferlich sei, er solle an die Leichenschau zurückdenken, wo es geheißen habe: „Die Mütze ab!“ Dergleichen Vorwürfe und Bemerkungen hört man von vornehmen Leuten, nicht von geringen! —

In Goethe, im Seneca gelesen. —

Die „Neue Preußische Zeitung“ greift zur Veränderung einmal den Königlichen Intendanten der Schauspiele, Herrn von Hülsen an. —

Was die zur Verfügung des Bundestages bei Frankfurt am Main zusammenzuziehenden Truppen eigentlich bedeuten sollen, weiß niemand. Der Einfall ist einmal da, niemand aber will ihn gehabt haben. Eifersucht und Mißtrauen haben die Sache schon auf das geringe Maß von 10,000 Mann heruntergebracht, nun sollen aber auch diese nicht einmal zusammengezogen werden, sondern nur angewiesen, so daß z. B. einige der preußischen Beiträge in Koblenz, sogar in Trier, stehen bleiben sollen! — Sie sind Eunuchen, diese Staatsrufscher, sie haben Gelüste genug, aber keine Kraft!

Donnerstag, den 16. Oktober 1851.

Die Feier des Geburtstags gestern war sehr schal und matt, auch das Militair zeigte nur den befohlenen Eifer, keinen freiwilligen. Die Konstabler sollen gestern an die fünfzig Majestätsbeleidigungen auf den Straßen erhorcht und eingefangen, der Präsident von Hinckeldey die meisten gleich heute früh in der Stille wieder losgelassen haben; ihm mochte bedünken, daß dies überwürzte Geburtstagsgeschenk nicht ganz angenehm sein würde! — Spottgedichte und Zerrbilder aus Leipzig. —

Nachmittags Besuch vom General Adolph von Willisen. Er war diesmal gekommen, den König zu beglückwünschen. Er fand ihn ziemlich gut aussehend, und eben so fand er die Königin, — doch hat der König, wie Andre sagen, einen Ausdruck von Tücke, man soll ihm ansehen, daß er mit Dingen umgeht, die sich zu Ueberraschungen entladen sollen, mit schadenfrohen Streichen! Willisen hat eben von Manteuffel gehört, daß Bonaparte sein ganzes Mini-

ſterium abgeſchafft und Lamartine'n berufen hat. Beleuchtung der Folgen, die dies haben kann. Hier will man noch nicht glauben, daß die Herſtellung des allgemeinen Wahlrechts dort gelingen werde. — Was hier geſchehen wird? Man will die Kammern ſo lange beſtehen laſſen als möglich, aber ſich nicht an ſie kehren, in keinem Fall werden die Miniſter abtreten, wenn ſie auch die Stimmenmehrheit der Kammern gegen ſich haben, ſie werden trotz dem im Amt bleiben. Neues Wahlgeſetz. Neue Steuern, mehrere Millionen für das Heer. Da ſchon wegen der Einkommenſteuer große Klagen vorkommen werden, ſo läßt ſich für neue Militairbewilligungen wenig Neigung erwarten. Sind die Kammern widerſpenſtig; — dann, werden wir ſehen!

Der Gymnaſiallehrer Dr. Elsner in Breslau vom Disziplinarhof ſeines Amtes entſetzt. Einſpruch — wird nichts helfen!

Die Junkerpartei in Hannover regt ſich immer ſtärker, aber ſie iſt der hieſigen keineswegs freund; ſie iſt auch dem preußiſchen Handelsvertrag entgegen. —

Die „Kreuzzeitung" ſchimpft wieder auf Bethmann-Hollweg, und nimmt ihm beſonders übel, daß er das Wort „Reaktion" gebraucht, „dieſes Wort — der Popanz von 1848 — im Jahr 1851, in dieſem Munde!" —

Freitag, den 17. Oktober 1851.

Beſuch von Weiber. Unwillen der Leute über die Einkommenſteuer; wozu das viele Geld für die Verſchwendungen, die wir ſehen? Und warum zahlt der König die Steuer nicht? von ſeinem ſo großen Einkommen, das ohnehin durch die Arbeit des Volks aufgebracht wird? Man ſieht, beim Gelde fangen die Leute ſchon an Republikaner zu werden! —

Georg Fein aus Baſel hatte auf einer Reiſe auch in Magdeburg ſeine Bekannten beſuchen wollen, kaum ange-

kommen aber wurde er als Revolutionair verhaftet, indeß auf schweizerische Anforderung wieder losgelassen und mit einem Zwangspaß nach Basel abgefertigt. — Haussuchung in der Mauerstraße beim Eisenhändler Krüger, Schwiegersohn von Hartmann; nichts gefunden. — Haussuchungen bei Studenten, hier, in Breslau, in Halle, — zwei verbotene Schriften gefunden. —

Geh. Ober-Rechnungsrath Borrmann in Potsdam zur Disziplinaruntersuchung gezogen, wegen seines Protestes gegen die Landtagswahl. „Ungehorsam gegen die Anordnungen der Regierung". — Schändliches Verfahren gegen Schultze (Delitsch) im Posenschen, dem man bei sichtbarer schwerer Krankheit jeden Urlaub hartherzig verweigerte und ihn durch Bosheit und Nichtswürdigkeit dahin brachte, seinen Abschied zu nehmen!

Frau von Beck (Schröder-Devrient) war kaum in Dresden angekommen, so wurde sie auf die Polizei gerufen und dort wegen ihrer Betheiligung am Dresdener Aufstand verhört. Mit großer Beflissenheit hatte man alle Zeugenaussagen und sonstige Beweisstücke gegen sie bereit gehalten. Herr von Beck erwirkte mit Mühe, daß man eine Bürgschaft von fünfhundert Thaler annahm und seine Frau vorläufig entließ, worauf er mit ihr sogleich abreiste. Sie sind wieder hier. Die russische Gesandschaft in Dresden hat sich sehr gut bei der Sache benommen, die hiesige jeden Schutz zugesagt. Auch der König von Sachsen soll über das allzu dienstfertige Verfahren der niedern Behörde sehr unwillig gewesen sein, und insgeheim die Abreise der Frau von Beck begünstigt und angerathen haben. —

Die neue Staatsdruckerei, für die ein großes Gebäude errichtet werden soll, wird wenigstens 200,000 Thaler kosten. Und die neuen Beamten dazu! Man schreit über diese Verschwendung. Der Geh. Ober-Hofbuchdrucker Decker thut

Einſpruch mit ſeinem Privilegium. Er war ſo eifrig reaktionair, er dachte, ihn würde man gewiß nicht beeinträchtigen. Ja, ja! —

Merkwürdiger Vorfall in der Kaſerne des Kaiſer-Franz-Grenadierregiments! Am 15. ſollte dort nach der feſtlichen Mahlzeit eine Art Schauſpiel auf dem Hof aufgeführt werden. Offiziere, Soldaten und allerlei Volk waren zahlreich verſammelt. Da trat der Lieutenant von Stein-Kaminsky (Sohn des Generals a. D.) an einen Tambour heran, und befahl ihm Generalmarſch zu ſchlagen, und als dieſer verwundert zauderte, drohte jener ihn zu erſtechen. Der Tambour trommelte, aber Appell. Alles lief ſogleich herbei und fragte nach dem Zweck. Da zog der Lieutenant den Degen, rief, es ſei nun Zeit die Republik auszurufen, die Offiziere, die das nicht wollten, ſeien entlaſſen, die Unteroffiziere rückten an ihre Stelle u. ſ. w. Der Hauptmann von Witzleben ſchrie ihn an, ob er toll ſei? Stein ſtach mit dem Degen nach ihm, worauf Witzleben ihn am Kopfe verwundete, daß er niederſank und nun leicht überwältigt wurde. Toll oder nicht, die Sache hat ihre ſehr ſchlimme Seite. Man ſieht, was alles in der Uniform ſtecken kann! Toll iſt nur die Wahl des Augenblicks, der Mangel an Anlaß und Gelegenheit; wäre das Unternehmen in andrer Zeit verſucht worden, wo irgend ein Gelingen damit verbunden ſein konnte, ſo würde man die Vernunft darin nicht vermißt haben. Die Behörde iſt unſchlüſſig, was ſie thun ſoll; den Empörer erſchießen laſſen als ſolchen, oder den Tollen einſperren laſſen? — Ein Offizier, ein Edelmann, ein Gardeoffizier! Sefeloge in höherer Stufe! —

Sonnabend, den 18. Oktober 1851.

Beſuch vom Prinzen von *, zwei Stunden, aber nicht unangenehm. Er ſprach ausführlich über die Schande Preußens; er ſagte, Krieg bekommen wir nicht mehr, wie ſollten wir Krieg bekommen? Verlangt Frankreich die Rheinlande, wir geben ſie; will Rußland die Weichſel zur Gränze, warum nicht? recht gern! Preußen hat aufgehört ein Staat zu ſein! Verſchwendung der Gelder; wenn es einmal dringend nothig ſein wird, dann wird alles Geld fehlen, alles erſchöpft ſein. Was für miſerable Miniſter haben wir! Mittelmäßigkeiten, Intriganten, um nicht mehr zu ſagen! —

Neue Ediktalladung des Kreisgerichts zu Greifswald gegen Haſſenpflug wegen Fälſchung. Kommt das aus dem Schlendrian des Gerichtsganges, oder auf höheren Befehl? Iſt man hier mit Haſſenpflug unzufrieden und will ihn zwiebeln? Es klingt hübſch, der jetzige kurheſſiſche Miniſterpräſident wegen Fälſchung vorgeladen. Aber was ſchadet's ihm? Wie viele, nicht vorgeladen, ſind um nichts beſſer!

Der öſterreichiſche Geſandte von Prokeſch macht ſich hier ungemein verhaßt. Er ſchimpft und lacht über alle preußiſchen Anordnungen, und über den Vertrag mit Hannover hat er ſich in den ſchärfſten Worten ausgeſprochen. Es ſteckt etwas Liberales in Prokeſch, und aus dem heraus haßt er das jetzige Preußen um ſo mehr; was er in Oeſterreich nicht tadeln will und darf, das kann er in Preußen ohne Scheu herunterreißen. Der König haßt ihn, — aber fürchtet ihn.

Hinckeldey erklärt nun öffentlich, die Polizei auf den Bahnhöfen habe die Ankommenden vor wie nach zu beaufſichtigen, es ſei bloß eine milde Gefälligkeit, daß er die überläſtige Strenge beſchränkt habe, die er aber jeden Augenblick herſtellen könne. So recht, nur immer Willkür, Gnade! Er hofft, die Berliner werden es ihm durch genaue Befolgung der Meldevorſchriften möglich machen, ſo milde zu verfahren.

Wie der König, der hofft, die Kammern werden es ihm möglich machen, mit der beſchwornen Verfaſſung zu regieren!

Der Prinz von * ſpottet über die künftige Pairie, wo die Großen des Reiches mit gewählten Bürgersleuten und Beamten und mit Günſtlingen des Königs ein kunterbuntes Durcheinander bilden werden. „Der Baron von Rehbergen, der Marquis von Moabit“ ꝛc. —

Die Geſchichte des Lieutenants von Stein-Kaminsky ſoll erſt in ſpäter Stunde Abends vorgefallen ſein, im Beiſein nicht ſo vieler Zeugen, doch einiger Hundert. Auf den Lärm ſahen aus allen Fenſtern der Kaſerne Soldaten heraus, denen der Hauptmann von Witzleben zurief: „Es iſt nichts, Kinder! Das Feuer iſt ſchon wieder aus!“ Damit wollte er größeren Zuſammenlauf hindern. Aber die Sache ging wie ein Laufſeuer ſchnell durch die ganze Kaſerne, und die Soldaten ſtaunten gewaltig. Als der Lieutenant ein Hoch der Republik ausbrachte, riefen einige Soldaten dies nach, vielleicht ganz abſichtslos, bloß weil es ein Jubel war. — (Die Soldaten haben laut jubelnd mitgerufen.)

Sonntag, den 19. Oktober 1851.

Die Geſchichte des Lieutenants von Stein-Kaminsky; tiefer Eindruck derſelben, das Militair wird den Leuten unſicher, die Polizei darf da nicht eindringen, ſie muß ſich mit den Schneidergeſellen begnügen; wer ſoll die Lieutenants bewachen, und höher hinauf? — Unruhe des Königs und der Königin. Vorſchläge zu neuen Sicherheitsmaßregeln. Die Leute ſagen, einen ſchußfeſten Panzer trage der König ſchon.

Wegen der Nachrichten aus Frankreich iſt man am Hof in der größten Beſorgniß. Wie beiß ſieht man den Himmel an, um Fortſetzung der elenden Wirthſchaft Louis Bonaparte's! Alles Heil ſieht man in der Erbärmlichkeit dieſes Menſchen.

Und wenn nun Frankreich ſich rüſtet, ernſter, drohender wird? Seit drei Jahren hat man nichts Erſprießliches gethan, nichts geordnet, nichts befeſtigt. Alle Zeit hat man verſäumt, man glaubte nun mit nichts eilen zu dürfen, den Bund hat man nicht in Ordnung gebracht, die däniſche Frage nicht, die eigne Verfaſſung nicht, ſie weder gekräftigt noch beſeitigt, alles Geld hat man vertban, das Volk mit Wortbruch, Verfolgung, Steuern bedacht, kleinliche Polizei und feigen Hader hat man betrieben. O des Geſindels! —

Die „Kreuzzeitung“ fährt fort gegen Bethmann-Hollweg zu ſchreien: ſie kann dieſen Abfall nicht verwinden. —

Ueber die Entſittlichung der Beamten, beſonders der Richter. In allen Appellationsgerichten hat ſich die Regierung durch willkürliche Beförderungen die Mehrheit geſichert, ſo iſt die ganze Rechtspflege ein Werkzeug in der Hand der Parthei! Die elendeſten Burſche, die unwiſſendſten, unfähigſten, ſind vielen verdienten Männern, oft Hunderten, vorgezogen, und zu Appellationsgerichtsräthen befördert worden. Solche Beamte will die Regierung; nun wartet nur, ſie werden ihr gut dienen! —

Das Regiment Kaiſer Franz Grenadiere iſt durch den Vorfall am 15. verdächtig geworden, der Kriegsminiſter hat eine Kommiſſion niedergeſetzt, die den Zuſtand des Regiments, beſonders die Geſinnung des Offizierkorps unterſuchen ſoll. Mißtrauen in „mein herrliches Kriegsheer“, ei! ei!

Geheime Nachricht, daß in St. Petersburg eine neue, weitverzweigte Verſchwörung entdeckt worden, und viele Verhaftungen ſtattfinden. Ruſſiſche Große und angeſehene Generale ſollen darin verwickelt ſein. Man ſagt, viele Generale und Oberſten ſeien wider Willen und zu ihrem Leid noch von ihrer Lieutenantszeit in geheimen Verbindungen, die ſie nicht los werden können, denn ſelbſt wenn ſie ſolche jetzt verrathen, entgehen ſie der Strafe nicht, und das Verrathen ſelber iſt

mit Todesgefahr verbunden. — Es soll durch das russische Heer eine Brüderschaft verbreitet sein, deren Mitglieder sich „die Freunde Bakunin's" nennen. — Bakunin! Lebt er noch? Oesterreichische Offiziere behaupten, er sei an die russische Gränze gebracht, dort von einer Abtheilung russischer Kürassiere in Empfang genommen, von den Befehlshabern scheuslich geschlagen, in's Gesicht getreten und sonst mißhandelt, gleich an demselben Tage dann auch gehängt worden. Bakunin, einer der edelsten, der hochherzigsten, der tapfersten Menschen! —

Montag, den 20. Oktober 1851.

Der König ladet sich wieder starken Tadel auf, und giebt die stärksten Blößen, durch sein Schreiben an den Fürsten Radziwill, in Betreff des Fürsten Sulkowski, dieser letztere soll auf die richtige Bahn einlenken, sich nicht verführen lassen, oder der König werde ihm seine Gnade entziehen. „Der König thut so kostbar mit seiner Gnade, als wenn die noch im alten Werth stünde; er soll sich nur erkundigen, er wird sich wundern wie niedrig der Kurs ist!" —

Herr von Arnim-Kriewen ist Präsident des jetzigen märkischen Kommunallandtages! Welche Zeit, in der ein solcher platter Bursch etwas sein oder bedeuten darf! —

Herren-Kaffee bei uns auf dem Hof! Acht im Hause beschäftigte Maurergesellen, die uns nichts angehen, aber durch großen Fleiß und gutes Benehmen unsre Aufmerksamkeit erweckt hatten, wurden mit Kaffee und Kuchen bewirthet. Das war ganz allerliebst, die Handwerker freuten sich, benahmen sich äußerst gesittet, freundlich untereinander, ließen es sich wohlschmecken, dankten herzlich, ohne Demuth oder Verlegenheit. Das ganze Haus hatte seine Freude daran, ich ganz besonders, mit innigen Gedanken an Rahel! —

Unsre Zeitungen fangen schon wieder an, wie ehemals, von Frankreich zu sprechen, indem sie Deutschland, Preußen oder Oesterreich meinen. Sie werden bald noch weitere Listen und Verhüllungen wählen müssen, denn eine neue Beschränkung der Presse durch den Bundestag steht nahe bevor, und wäre längst da, wenn die albernen Kerle schneller und geschickter wären. Doch gelingt ihnen dergleichen Arbeit noch am ehsten; mit andrer können sie gar nicht fertig werden. —

Alle Zeitungen wiederholen mit Eifer die gerichtliche Ladung des kurhessischen Ministerpräsidenten Hassenpflug wegen Fälschung. Der Verbrecher hat zwar längst keine Scham mehr, aber daß er keine Macht aufbieten kann, diese Oeffentlichkeit zu hindern, setzt ihn in Wuth. Er hat einen Brief bieher geschrieben, die preußische Regierung verdiene Züchtigung dafür, daß sie dies Aergerniß nicht niederschlage, und sie werde ihr auch noch zu Theil werden. —

In Kopenhagen unerwartet ein demokratisches Ministerium! Hier schimpft man darüber, und hofft, der Kaiser von Rußland werde es nicht dulden.

In Hannover wartet man auf den Tod des Königs; alles schwebt in Ungewißheit. — Ausweisung J. Frese's. —

In Leipzig der Buchhändler Mathes verhaftet, in Bezug auf das Waldheimer Fluchtunternehmen. Auch sonstige Verhaftungen und Ausweisungen. —

Hier die Buchdruckerei von Karl Schultze durch die Polizei geschlossen; wegen des Thiele'schen „Publizisten", der dort gedruckt wird. —

Auch in Würtemberg läßt der König fleißig verhaften, ausweisen, die Presse unterdrücken, belästigen. Alle wie Einer und Einer wie Alle! —

Dienstag, den 21. Oktober 1851.

Herr von Hänlein aus Böhmen zurück. Anekdoten vom Kaiser Ferdinand; er iſt in ſeiner Abſetzung ganz glücklich; ſein großer Reichthum, der ſeiner Gemahlin, — die noch heute kein Wort Deutſch kann; er läßt den Hradſchin auf eigne Koſten neu ausſtatten, für eine Million Gulden. Der jetzige Kaiſer läßt ihn doch ſcharf bewachen, damit ihm nicht einmal der Einfall komme, wieder Kaiſer ſein zu wollen, was auch Andre geneigt ſein könnten ihm einzureden, um ihn als Werkzeug zu benutzen. Wie man in Oeſterreich von unſerm König redet, von unſern Miniſter und Generalen —!! Ueber Wrangel hat man ſich luſtig gemacht, ihn mit Geringſchätzung behandelt. —

Beſuch von Mrs. Robinſon mit ihrer Tochter bei Ludmilla. Ich ging hinüber. Verſtändige, feſte Frau. —

Vortreffliches Schreiben Lord Palmerſton's an den neapolitaniſchen Geſandten, deſſen Beſchönigungen der Gräuel von Neapel er zurückweiſt, während er die Gladſtone'ſchen Anklagen durch die engliſchen Geſandten austheilen läßt. Die diplomatiſche Sprache endlich die Sprache der Wahrheit, des Edelmuths, der Gerechtigkeit! Ehre und Ruhm dem edlen Lord! —

„Schief-Levinche mit ſeiner Kalle.“ Der von Heine gelobte Roman aus dem Leben der polniſchen Juden, von Bernays. Toll genug, ernſt und ſpaßhaft, ein gut gefaßter Stoff, aber nicht von Künſtlerhand gefaßt, nur von kundiger, und auch nicht ungeſchickter. —

Ludwig Carolath erzählte neulich, daß ein alter Hofmarſchall über die Gräuelhaftigkeit ſeiner Handſchrift ganz zerknirſcht in furchtſamem Tone geſagt habe: „Wenn ich mit meinen Buchſtaben im Zimmer allein bin, ſo fang' ich an mich zu fürchten.“

Mittwoch, den 22. Oktober 1851.

Die „Nationalzeitung“ hat einen sehr guten Artikel über die Schmähreden auf das Jahr 1848, mit denen neulich in Berlin eine Kirche geweiht worden ist; — die schlechten Worte wurden in den Grundstein mit eingelegt! Sie sind die Schande derer, die sie geschrieben haben, und die Namen stehen dabei. —

Die Zeitungen liefern heute Abend den Gerichtshandel wegen Kinkel's Entweichung von Spandau. Der Gefangenwärter Brune zu drei Jahren Zuchthaus verurtheilt, der Gastwirth Krüger von den Geschwornen ungenügend schuldig erklärt, von den Richtern freigesprochen. In der Verhandlung kam vor, der Gastwirth Krüger sei verdächtig, sowohl den Freund Kinkel's Herrn Schurz als auch Kinkeln selbst beherbergt zu haben ohne davon polizeiliche Anzeige zu machen. Der Gastwirth gestand, daß er solche Anzeige auch früher schon unterlassen habe, dafür aber belobt worden sei; aufgefordert, sich hierüber deutlicher zu erklären, sagte er, daß am 19. März 1848 ein Wagen bei ihm vorgefahren sei, worin angeblich die Familie von Schleinitz gewesen sein sollte, er habe jedoch den Prinzen von Preußen erkannt; eben so habe der aus Berlin geflüchtete Major von Preuß damals bei ihm übernachtet; hätte er diese Personen angezeigt, so würden sie in Lebensgefahr gerathen sein, denn — der Gerichtsvorsitzende brach die weitere Erörterung ab. Die „Kreuzzeitung“ läßt diese unangenehmen Angaben weg, die „Nationalzeitung“ giebt das Wesentliche davon. Die Flucht des Prinzen von Preußen ist einmal nicht wegzuschaffen, sie kommt immer wieder vor! —

Die „Urwählerzeitung“ von der Polizei weggenommen.

Der Gefangenwärter Brune soll fünftausend Thaler in Sicherheit haben. —

Die „Kreuzzeitung“ hat im Kabinet des Königs den

elenden Markus Niebuhr zum getreuen Vertreter und Anwalt. Durch ihn erfährt ſie, was ſie wiſſen will, durch ihn bringt ſie an, was ſie für nützlich hält. Niebuhr muß dem Könige ſagen, was ihr taugt, der wüthet dann gegen Hinckeldey, — der noch immer dreimal die Woche dem Könige Vortrag hält, — und Hinckeldey, vom Könige geſtachelt und geſcholten, wüthet dann rückſichtslos mit allerbrutalſter Dienſtbefliſſenheit, oft gegen ſeine eigne Meinung und Anſicht, aber grade dann nur um ſo brutaler. —

Donnerstag, den 23. Oktober 1851.

Hinckeldey zeigt heute mit kurzen Worten an, daß die geſtrige „Urwählerzeitung" weggenommen worden; ſolche Anzeige iſt früher nie geſchehen; was iſt damit gemeint? —

In der würtembergiſchen Ständeverſammlung bringt Moritz Mohl mit fünfzehn Genoſſen einen Proteſt gegen die von der Regierung ausgeſprochene Aufhebung der Deutſchen Grundrechte. Auch die Bremer Bürgerſchaft widerſteht noch. Ruhig genießen können die Regierungen ihre rohe Gewalt doch nicht! Sie bekommen Stiche und Quetſchungen immerfort! —

In Düſſeldorf hat der Provinziallandtag ſich nicht Provinzialſtände nennen wollen, ſondern Provinzialverſammlung genannt. Auch ein kleiner Aerger für die Kreuzzeitungspartei! —

Die Polizei richtet ihre Scheereien jetzt mit Vorliebe auf die Leihbibliotheken; es ſind mehrere unterſucht, und hin und wieder Bücher und Briefſchaften weggenommen worden. Ob es die Schneidergeſellen darum nun beſſer haben? — Hinckeldey leiſtet ſchwere Arbeit!

Frl. von Kalb hat mir einen Abdruck des als Manuſkript gedruckten Buches „Charlotte" zugeben laſſen, es ſind die

Aufsätze ihrer verstorbenen Mutter. — Der Inhalt ist sehr schätzenswerth, meist wunderlich, aber oft anmuthig, oft tief. Ich freue mich der Gabe. —

Buchhändler Heinrichshofen in Magdeburg schickt mir ein Blatt des „Magdeburger Korrespondenten" von gestern, worin nochmals meines Aufenthalts in Liebenstein gedacht ist. —

Die Kreuzzeitungspartei hat wieder eine Niederlage dadurch erlitten, daß die Regierung keine Landtagsabschiede ergehen lassen will. —

Einem Arzt in Zehdenik ist die Erlaubniß zum Praktisiren entzogen worden, weil er wegen eines politischen Vergehens verurtheilt, und also beschelten sei. —

In Naumburg schändliche Ränke und nichtswürdiges Verfahren gegen eine Gesellschaft von zehn Personen, die einen Verein von Deutschkatholischen vorstellen sollte. Sie wurden doch sämmtlich als unschuldig freigelassen, die Bosheiten zur Schande der Regierung aufgedeckt. —

In Königsberg der Oberlehrer Witt aus Hohenstein, Abgeordneter zur preußischen Nationalversammlung, im Disziplinarwege anfangs auf eine schlechtere Lehrstelle versetzt, nunmehr völlig entlassen.

In Halle der beliebte Prediger Diakonus Hasemann, von Pietisten und Reaktionairs verfolgt, durch das Konsistorium vom Amte suspendirt, und unfehlbar nächstens entlassen. —

Der Vater des berühmten Raveaux starb nun auch, am 17. in Köln, im sechsundsiebzigsten Jahre.

Rees von Esenbeck ist hier angekommen aus Breslau. —

Freitag, den 24. Oktober 1851.

Erzählungen von Frl. v. K. aus Ober-Italien; unauslöschlicher Haß der Italiäner gegen Oesterreich, allgemeine

Trauer über das unterdrückte Vaterland, Aeußerungen italiäniſcher, zum öſterreichiſchen Dienſte gezwungener Italiäner.

Die „Urwählerzeitung“ theilt heute das demokratiſche Glaubensbekenntniß Hardenberg's mit, und nennt mich als den, der es durch Herrn Dr. Kloſe zur öffentlichen Kenntniß gebracht hat. —

Beſuch von Weiber. — Beim Eiſenhändler Krüger in der Mauerſtraße wurde die ſtrengſte Hausſuchung gehalten; Konſtabler überfielen ihn, hielten ihn feſt, und verlangten einen Brief, den er geſtern aus London erhalten habe, und der auch ſogleich aus der Bruſttaſche gezogen wurde. Darin war von allerlei Eiſenwaaren die Rede! Falſche Anzeige nichtswürdiger Kundſchafter, vielleicht ſchon aus London! —

Die drei am meiſten beſchwerten Mitglieder des Büchſenvereins ſind aus der Haft entlaſſen worden. Daneben aber doch wieder ein Geſell verhaftet. Die Polizei hofft, irgend eine zufällige Entdeckung ſoll ihr helfen! —

Man hält die vier freien Städte Deutſchlands für ernſtlich bedroht durch den Bundestag.

Den Offizieren insgeſammt iſt bei der Parole bei ihrer Ehre zur Pflicht gemacht, über den Vorfall in der Kaſerne des Kaiſer Franz Regiments am 15. gar nicht zu ſprechen. Ein ſtarkes Stück, ſolches Interdikt! Und hat nur die Folge, daß insgeheim nur um ſo mehr davon geſprochen wird. —

Im Hofkreis iſt man außer ſich, daß in der Gerichtsverhandlung des Kinkel'ſchen Gefangenwärters ſo ſchmachvoll die Flucht des Prinzen von Preußen zur Sprache gekommen, man will die Oeffentlichkeit wieder abſchaffen ꝛc. „Der König ſoll ſchadenfroh gelächelt haben: wenn aber ſein Müzabnehmen vor den Leichen erwähnt wird, geräth er in grimmige Wuth.“ —

Der Kaiſer von Rußland, erzählen durchreiſende Ruſſen, ſoll mehrmals ſein bittres Mißvergnügen darüber geäußert

haben, daß die Feier ſeiner funfundzwanzigjährigen Regierung nicht mehr Aufſehn gemacht hat, in Deutſchland gar nicht beachtet worden iſt. Er hatte gemeint, die Mehrzahl der deutſchen Fürſten würden ihn beglückwünſchen, in Perſon oder durch feierliche Botſchaften. Sie beugten ſich vor Napoleon, warum nicht auch vor Nikolai? Er hat ganz Recht, von ihnen kann er alles verlangen. —

Tiſchlergeſelle Kienaſt, kaum verhaftet, wieder entlaſſen! — In Sachſen, in Darmſtadt, in Hannover, neue Hausſuchungen, Verhaftungen. Ob man meint, daß die Leute kein Gedächtniß haben, daß ſie alles vergeſſen werden? —

Sonnabend, den 25. Oktober 1851.

Die „Kreuzzeitung", ſonſt matt und kläglich, giebt der Regierung mit wüthiger Frechheit den Rath, die Kammern abzuſchaffen, und mit reiner Gewalt zu regieren! Der Rath kann die Rathgeber treffen, die kleine ſchofle Parthei, die für den Augenblick ſich alle Schändlichkeit erlauben darf. —

Koſſuth am 23. in England angelangt und glänzend aufgenommen. —

General von Schreckenſtein iſt nun endlich auserſehen, die bei Frankfurt am Main in der Einbildung zuſammenzuziehenden Bundestruppen zu befehligen. Dieſe Erbärmlichkeit wird nur Verwirrung und Verdruß geben. — Stumpfſinn, Kleinlichkeit, Feigheit! —

Sonntag, den 26. Oktober 1851.

Die „Nationalzeitung" antwortet der „Neuen Preußiſchen Zeitung" vortrefflich, und zeigt, daß ebenſo wie Bethmann-Hollweg und Fürſtenberg-Stammheim aus Gewiſſenhaftigkeit ſich der Wahl zu den Provinziallandtagen enthalten, die Demo-

kraten, noch ſtrengeren Gewiſſens, ſich der Wahl zu den Kammern enthalten, nachdem ein ungeſetzliches Wahlgeſetz oktroyirt worden. —

Zwei Austräger der „Urwählerzeitung“ ſind auf der Straße von Konſtablern ohne Urſach aus reiner Willkür — an verſchiedenen Orten — verhaftet und ihrer Blätter beraubt worden; am andern Tage wurden die Leute freigelaſſen, die Blätter aber blieben geraubt. Zu gedenken, nach Zeit und Gelegenheit! —

In Luckau ſind drei Lehrer am Gymnaſium, Direktor Krevenberg, Oberlehrer Dr. Töpfer, Oberlehrer Dr. Jungbann, weil ſie im Jahre 1848 demokratiſche Geſinnungen an den Tag gelegt, durch Disziplinarverfahren abgeſetzt worden. Sie ſind alle drei Familienväter. Sie ſollen in Noth verderben! Wann werden dieſe Geſinnungen, die heute ſo ſchändlich verfahren, ihre Strafe leiden? Der Tag wird kommen! —

Der alte Karbe, Vater Karbe genannt, erſt vor kurzem aus der Feſtungshaft frei, iſt am 24. auf's neue verhaftet worden. Die Vornehmen haben einen beſondern Haß auf ihn, weil er zum Volke gegen den Adel geſprochen hat. —

Die Konſtabler dürfen nun vor Gericht ihren Helm auf dem Kopf behalten. Harraſſowitz hat Unrecht bekommen. — Unter den Konſtablern iſt das verruchteſte Geſindel, ſelbſt unter den Wachtmeiſtern und Lieutenants, Heitz und Goldſtein werden als zu den ſchlimmſten gehörend bezeichnet. Ich hörte heute unter den Linden zwei Leute in großer Aufregung dies ausſprechen, ſie merkten, daß ich es gehört hatte, ich aber beruhigte ſie ſtillſchweigend durch einen Blick, der ihnen ſagte, daß ich kein Angeber ſei. —

Ein Höfling, gefragt, ob wohl der König im Ernſte glaube, daß alles wahr ſei, was ihm ſeine Polizei berichte, antwortete mit wegwerfender Gebärde: „Ach was! dem kann

man alles weiß machen, schon weil er alles fürchtet!" Nirgends ist die Stimmung dem Könige feindlicher, als am Hof und im Militair, Bürger und Bauern sind bei weitem nicht so erbittert, unzufrieden aber auch. —

Der Schuft Louis Napoleon ein zwiefacher Verräther Frankreichs, das er sich unterwerfen will und den ausländischen Mächten zu Füßen legt. Er ist wie der Satrap des Kaisers von Rußland und der Unterkönig desselben, er hat und vollzieht den Auftrag, das Volk zu katten! — Sieht er nicht das Schicksal aller seiner Vorgänger, sogar des Kaisers Napoleon? —

Jammerliche Kirchenstrenge in Schweden, Glaubenszwang gegen die Bekenner der lutherischen Landeskirche, gegen Andersgläubige. Schmähliche dumme Verordnungen der Regierung, der abgeschmackten Reichsstände!

Der Pariser »National« will wissen, Bakunin sei erst kürzlich, auf der Festung Schlüsselburg, nach vielen Leiden und Qualen gestorben. Ein Märtyrer! —

Louis Bonaparte ist unserm Hofe so werth und theuer, man hält ihn für so nothwendig, daß man sogar, falls es zu seiner Aufrechthaltung unentbehrlich dünkt, die Herstellung des allgemeinen Wahlrechts gern sehen will! —

Es giebt Leute hier, die behaupten, der König habe bei einem katholischen Geistlichen neulich versuchsweise gebeichtet, sich den katholischen Glauben gleichsam anprobirt, und ihn ganz himmlisch gefunden: er brenne vor Begier katholisch zu werden, wisse aber noch nicht, wie er es machen solle.

Montag, den 27. Oktober 1851.

Jubel in England wegen Kossuth's Ankunft, Reden; Pereat dem Haus Oesterreich. Die „Kreuzzeitung" hat die

Niederträchtigkeit, zu den einfachen rührenden Worten Koſſuth's die Bemerkung hinzuzuſetzen: „Sehr geiſtreich!“ Sie geifert vor Wuth, diesmal ganz ohnmächtiger. —

Aber auch in andrer Weiſe zeigt ſie heute ihre Schwäche. Ihr Hauptartikel ſchimpft die Regierung und droht ihr mit dem Volke; ſie ruft gleichſam die Demokratie zu Hülfe! — Die Demokratie wird ſich *nicht* mit ihr verbünden, ſo wenig wie mit den Konſtitutionellen. Beide haben ſie verrathen.

Zwei wichtige Ereigniſſe wirft England dieſes Jahr als Samen unermeßlicher Entwicklung in den Boden der Zeit, die Gewerbausſtellung und die Aufnahme Koſſuth's; die Folgen ſind unberechenbar. Die Begeiſterung für Koſſuth iſt ein Hagelſchauer von Ohrfeigen für ſonſt nicht leicht erreichbare Köpfe, ein thatſächlich eröffneter Krieg gegen die rohe Gewalt, Willkür, Unterdrückung. Ein Lärmruf, der ermuthigend durch alle Völker ſchmettert! —

Die Oelblätter des Friedens von Elihu Burrit und ſeinen Genoſſen ſtehen in allen Zeitungen, und bleiben, weil ſie in allen ſtehen und immer nur das Geſagte wiederholen, meiſt ungeleſen. Unerwartet fällt eines, das in der „Kölniſchen Zeitung“ ſteht, den Polizeileuten auf; es ſtellt den Tand und Prunk des Militairweſens bloß, das greift den Machthabern an die Seele, und die „Kölniſche Zeitung“ wird angeklagt. So dumm iſt die Regierung, ſie richtet die allgemeine Aufmerkſamkeit auf den Artikel hin, den ſie zwar in der „Kölniſchen Zeitung“ unterdrückt zu haben meint, in allen übrigen aber überſehen hat, und der daher überall zu leſen iſt. Jetzt ſoll auch die Klage als unſtatthaft fallen, noch obenein! O Dummheit! —

Dienstag, den 28. Oktober 1851.

Hinckeldey hat hier seine Schergen angewiesen, sorgsam zu wachen, daß nicht Vereine unter dem Vorwande von Konzerten, Gastereien und andern Lustbarkeiten zusammenkommen! In Königsberg ist den Gastwirthen verboten, mehr als zehn Mitglieder der freien Gemeinden gleichzeitig bei sich aufzunehmen; die Polizei schämt sich und erklärt, der Befehl sei nicht ergangen, man antwortet ihr mit bejahender Berufung auf die Thatsachen: die Polizei steht demnach als brutal, feigeverschämt, lügnerisch da! —

Besuch von Hänlein; bittre Klagen über Manteuffel, über den König; General von Stockhausen schimpft über seine Kollegen die andern Minister, sie seien faul, ließen alles gehen wie es welle, hätten kein Herz für Preußen. —

Herr Menckten Milnes war kürzlich mit seiner jungen Frau in Wien und wollte auch Ungarn besuchen, wurde jedoch, kaum über die Gränze gelangt, wieder zurückgewiesen.

Sendung aus London von Carlyle: The life of John Sterling, by Thomas Carlyle. Sehr willkommen! —

„Kulturhistorische Skizzen aus der Industrieausstellung aller Völker. Von L. Bucher. Frankfurt a. M. 1851." Es ist auch mir auf meine Aufforderung, daß die ursprünglich in der „Nationalzeitung" erschienenen Aufsätze nun auch als Buch an's Licht treten. Einige Worte darüber aufgesetzt. —

Besuch vom General Adolph von Willisen. Gesteigerte Unzufriedenheit; er hält fest an dem König, und ist daher um so mehr gegen diejenigen empört, die jenem so schlecht dienen, ihn so schlecht berathen; er sieht nur Schmach, Schwäche, Entsittlichung in diesem Regierungswesen, das seine eigne Feigheit und Gesetzlosigkeit der ganzen Nation einflößt. „Das Jammervollste ist, daß dieser ganze Wust nicht einst weggethan und vergessen werden kann, sondern daß man denken muß, das wird einmal Geschichte, wird untersucht, erforscht, dargestellt werden!" —

Der ehmalige Oberbürgermeiſter von Brandenburg, Herr Ziegler, hat ſeine Strafe abgebüßt. Die Polizei wird ihn ſchon weiter beläſtigen! —

Heckſcher in Hamburg zu dreimonatlicher Haft verurtheilt, wegen eines Artikels, der einen Polizeimann beleidigt haben ſoll. —

Dr. Hermann Schiff in Altona verhaftet, Hausſuchungen ꝛc. —

„Manteuffel iſt Haugwitz, dem es gelingt, Haugwitz war ein Manteuffel, der ſcheiterte.“ Es ändert in dem Verhältniß nichts, wenn auch Haugwitz nicht im eignen, ſondern im Sinne des Königs gehandelt hat, wie ganz erwieſen iſt.

Die „Kreuzzeitung“ ſetzt ihren Hülferuf an die Demokratie fort, ſie ſpricht aufwühleriſch von den Millionen, die darben und arbeiten, die den größten Theil des Staatseinkommens herbeiſchaffen, auch den Luxus der Reichen, und für die der Staat nichts thut ꝛc. —

Mittwoch, den 29. Oktober 1851.

Aus Würtemberg und Baden mancherlei Nachrichten. Die Fürſten können auf ihre Truppen dort nicht mehr rechnen; in Preußen iſt die Geſinnung der Soldaten noch verhüllt, doch ſchon zweifelhaft, dort aber ohne Hehl demokratiſch. —

Stellung der Kreuzzeitungspartei. Der Abfall Bethmann-Hollweg's und ſeiner Genoſſen erſcheint uns ein geringes Ereigniß, für die Kreuzzeitungspartei iſt es von beunruhigender Wichtigkeit. Denn dieſe Partei ſteht auf einer Lüge. Sie iſt im Kern außerordentlich klein, dieſer Kern iſt gegen die preußiſche Königsmacht, iſt feudaliſtiſch, und würde die freie Luft nicht aushalten, daher ſteckt er ſich unter die ſtarke dicke Schale des monarchiſchen Preußen-

thums, und hat unter dieser Hülle seine Geltung und Macht erlangt; sondern nun die wahren Bekenner des ächten alten Preußenthums von jener Partei sich ab, so zerbricht die schützende Schale, und der elende Kern erscheint in seiner Kleinheit und Blöße. Daher die Angst und Wuth, daher der Versuch eine neue Schale durch die Lüge der Bekümmerniß für das Volk, durch die dadurch dem Hof einzuflößende Furcht auf's neue zu gewinnen! —

Wieder Entlassungen von Predigern und Lehrern im Disziplinarwege! Unter andern der Lehrer Quidde, Redakteur des „Boten für Stadt und Land" in Herford. —

Es ist schwer, ministeriell zu sein, nicht nur weil das Ministerium selbst jeden Augenblick die Farbe ändert, sondern ganz besonders noch wegen der Uneinigkeit der Minister untereinander. Sie hassen sich gegenseitig, und der König sie alle. Prächtige Wirthschaft, dabei muß der Staat gedeihen! — Wir haben unser Auerstädt und Jena wieder, diesmal ohne Kanonendonner, und ohne Napoleon! Um so schmachvoller. —

In Landsberg an der Warthe sollten 36 Stadtverordnete einen Abgeordneten zum Provinziallandtage wählen, 24 erschienen, 20 gingen mit der Erklärung fort, nicht wählen zu wollen, 4 nahmen ihre Stimmzettel, 3 ließen sie unbeschrieben, 1 nannte den Stadtsyndikus Johm als Abgeordneten und den Kaufmann Reiche als Stellvertreter. Diese Wahl gilt der Regierung. Im August wählten die Stadtverordneten, mit Ausnahme von zweien, fast einstimmig einen achtbaren Bürger zum unbesoldeten Rathsherrn; dieser Wahl verweigerte die Regierung die Gültigkeit! —

Rundschau der „Kreuzzeitung"; heftige Angriffe gegen Bethmann-Hollweg, weichere aber darum nicht minder tückische gegen die Minister. Preußens Zustand seit dem 18. März 1848 als ein noch heute erbärmlicher geschildert. „Das arme

Preußen, wie es ſich hin und her wälzt auf ſeinem Krankenlager, wie es heute fiebernd, morgen todtmatt, von einer Arznei zur andern, von einem Arzte zum andern ſich wendet. Sehr tief hat der Krankheitsſtoff ſich eingefreſſen in ſeine edelſten Organe. Selbſt die geſchickteſten, die ſorgfältigſten Aerzte, ſelbſt die Aerzte, die dem Patienten das Leben gerettet, ſind bis heute weder alle unter ſich, noch jeder mit ſich ſelbſt völlig einig weder in der Diagnoſe, noch in den Mitteln." Welch ein Bekenntniß! — Die Kerle haben ſeit 3 Jahren den Staat ganz in ihrer Gewalt, mit ſeinen Truppen, Beamten, Millionen von Thalern, mit einem reaktionairen König und Hof, mit fügſamen Kammern und willkürlichen Oktroyirungen, und was haben ſie mit ihm gemacht? Die Eunuchen! —

Donnerstag, den 30. Oktober 1851.

„Die ſittlichen Eindrücke" iſt ein vortrefflicher Aufſatz der heutigen „Nationalzeitung" überſchrieben, der die „Kreuzzeitungspartei" in ihrer ganzen Schlechtigkeit bloßſtellt; Geiſt und Muth ſind in dieſem Aufſatze gleiches Lobes werth. —

Die franzöſiſche reformirte Gemeinde zu Königsberg hatte ſchon vor Jahren eine freie Richtung angenommen, und ihr Prediger Detroit deßhalb viele Anfechtungen erfahren. Das knechtiſch feige Konſiſtorium forderte vor einiger Zeit von Detroit, er ſolle ſich binnen acht Tagen über ſeinen Widerruf und ſeine Rückkehr zur altkirchlichen Ordnung entſcheiden. Er hat darauf geantwortet, das Konſiſtorium habe ſchon 1846 und 1847 dieſelben Forderungen geſtellt, und ſie ſeien durch ein Miniſterialreskript vom 27. Mai 1848 und durch die eigne Verfügung des Konſiſteriums vom 31. Mai 1848 — durch welche die verurtheilende Entſchließung gegen Detroit aufgehoben und er in ſein Amt wiedereingeſetzt worden, vollkommen erledigt; das Konſiſtorium könne nicht erwarten,

daß er ſich über eine völlig beendigte Angelegenheit nochmals und neuerdings ausſpreche. Gut abgefertigt! wird ihm aber ſchwerlich helfen gegen die ſchändliche Behörde! —

In Carlyle geleſen, in Goethe, im Seneca. —

Der Konditor Karbe wieder aus der Haft entlaſſen. Es war bloß freche Willkür, daß man ihn verhaftete. Auch wieder ein paar Schneidergeſellen ſind freigelaſſen, der Büchſenverein vergeht in nichts, wie die Hözel'ſchen Handgranaten. Aber einige Wochen Haft und ſchlechte Behandlung, die bleiben, und den armen Handwerkern rechnet man dergleichen nicht an; man hätte ſie ja Monate, halbe und ganze Jahre gefangen halten können, wie dies oft genug geſchieht! —

Das Schwurgericht hatte den Dr. Löwe aus Kalbe wegen ſeiner Betheiligung am Stuttgarter Parlament freigeſprochen; das Obertribunal hier verurtheilt ihn zu lebenslänglicher Zuchthausſtrafe. — Was für Strafe verdient das Obertribunal, dieſer Schandfleck preußiſcher Rechtspflege? — Dr. Löwe iſt in der Schweiz, und vielleicht auf dem Wege nach Nordamerika. —

In Piemont hält ſich der Freiſinn gut. Piemont, Schweiz, Belgien, dann England, und Nordamerika, — unſre Zukunft iſt noch nicht verloren! —

Der Bundestag hält faſt gar keine Sitzungen mehr, es wird alles vertraulich abgemacht; aber es kommt nichts zu Stande. So zeugungsunfähig wie vorher! Schimpf und Schande über die Diplomaten, draußen und daheim! —

Freitag, den 31. Oktober 1851.

In der „Spener'ſchen Zeitung" macht ein Aufſatz verrätheriſch aufmerkſam auf den Eifer und Antheil mit denen das unterſte Volk die demokratiſchen Blätter lieſt, und will daſſelbe der politiſchen Unreife, des Mangels an Bildung und Urtheil beſchuldigen. Seine eignen Angaben beweiſen

das Gegentheil. Wem in Berlin die politiſche Reife, Bildung und Urtheil fehlt, das ſind die obern Klaſſen, die hohen und höchſten, und dieſe gleißneriſchen Lohnſchreiber, die ſich ihnen zu Füßen legen. In dieſen, grade in dieſen Kreiſen iſt Unfähigkeit und Rohheit zu Hauſe, verbunden mit Dünkel und Haß. Nehme man nur dem Volke ſeine Blätter, — denn dahin geht offenbar die Abſicht, — man wird ſchon erfahren, daß ihm dieſe nicht nothwendig, daß deren Entziehung ihm aber die gefürchtete Geſinnung nur ſtärken kann. —

Die „Nationalzeitung" überſchaut den geringen Ertrag, den der Verſuch mit den Provinziallandtagen geliefert hat. —

Gegen Mittag ein Herrenkaffee, diesmal zehn Mann; die acht Maurer zogen aus eignem Antriebe noch den Dachdecker und einen andern Arbeiter herzu, ſie wollten lieber eine Taſſe weniger haben, als die Kammeraden zurücklaſſen. Vortreffliche Leute; beſcheiden, wohlmeinend, einträchtig, und überaus fleißig. Die Ritterſchaften könnten ſich ein Muſter an ihnen nehmen. —

Beſuch von Hermann Franck. Der „Romanzero" von Heine war eben angekommen, er lag auf meinem Tiſch, Franck zog ihn aus der Taſche; wir laſen darin, beſprachen den Dichter und die Gedichte. Dann gingen wir auf das Judenthum über, und erörterten ſeine ſtaunenswerthen Eigenheiten. Das auserwählte Volk Gottes in Wahrheit, ein Phänomen in der Weltgeſchichte! Zwei Religionen, die eine für ſich ſelber, die andre für die ganze Welt! Ihre Geſchichte und Litteratur heilig für Chriſten und Mahometaner, überſetzt in alle Sprachen der Welt: die Chriſten, Dränger und Peiniger der Juden, beten deren Pſalmen, verehren deren Urväter, haben einen ihrer Verurtheilten zum Gott erhoben. Reiche Begabung des Volks. Franck hatte vieles einzuwenden, ich aber ſetzte meine Lobrede mit Eifer fort. —

Im „Bromberger Wochenblatt" war das Verfahren des Königs gerügt worden, der den zum Festungsarrest verurtheilten Kinkel zum Zuchthaus begnadigt hatte. Der Staatsanwalt klagte auf Majestätsbeleidigung, das Kreisgericht wies die Klage zurück, aber das Appellationsgericht nahm sie an. Am 29 war die Verhandlung, die Geschwornen sprachen den Verfasser des Artikels, Herrn Dr. Adler, nach kurzer Berathung frei. —

In Königsberg werden kleine Versammlungen von Mitgliedern der freien Gemeinde durch Soldaten auseinandergetrieben.

Entlassungen von Lehrern, Schließung der freien Gemeinden, Entziehung der Gewerbserlaubniß zu Gastwirthschaft, Druckerei ꝛc. geben durch's ganze Land. —

Sonnabend, den 1. November 1851.

Geschrieben, über das Verhältniß des Kriegswesens zur Verfassung, die eitle Furcht vor der Vertheidigung des Heeres; die Demokraten müssen diese fordern, so lange die Fürsten und Aristokraten sie verweigern. Das Beispiel Kurhessens.

Besuch von Weiher. Berliner Nachrichten. — Unsre Polizei hat viel zu thun! Konstabler dringen in die Schulstunden ein und sehen nach den Bilderumschlägen, welche an den Schreibbüchern der Kinder zu sein pflegen, und nehmen die mißfälligen fort. Solche Deckelverfolgung ist vom Minister von Raumer anbefohlen.

Die Wahl der Bürgermeister und andrer Vorstände, bei denen die Regierung sich die Bestätigung vorbehalten hat, ist zur leeren Form herabgesunken, denn die Regierung bestätigt keine, die nicht von ihr vorherbestimmt worden. —

Treffliche Reden Kossuth's in England; die Reaktion ist in größter Wuth, das Volk nimmt sie als einen Labetrunk.

Den Verdruß Oesterreichs gönnen ihm hier selbst die Minister, und ihre Zeitung schimpft gegen Kossuth fast gar nicht mit. „Urwähler" und „Nationalzeitung" frohlocken. —

Der König hat in der letzten Staatsministersitzung in Bellevue die Minister wieder hart angefahren, von Dummheiten und Albernheiten gesprochen, und besondere seinen Staatsretter Manteuffel bitter gekränkt. Aber — hartes Fell!

Die dreiwöchentliche Trauer für die Herzogin von Angoulême macht dem König ein besondres Vergnügen. Er meint damit der Legitimität eine große Huldigung zu erweisen. Hätte er doch die seiner Hohenzollern'schen Vettern nicht mit Pensionen abgefunden! Suchte er nur nicht die des Herzogs von Augustenburg eben so abzufinden! — In den dänischen Verhandlungen große Stockung, weil man das dänische Ministerium zu demokratisch findet. — „Diese Stockung ist die Fortsetzung der Schande Preußens und Oesterreichs." Man erwartet, daß England jetzt stärker auftreten werde. Früh oder spät muß England doch etwas thun.

Der Herzog von Cambridge treibt sich in Norddeutschland herum; er wartet auf den Tod des Königs von Hannover.

Ein Major vom zweiten Garderegiment hatte sein Bataillon zum Exerzieren vor's Thor geführt und über alle Gebühr dort angestrengt. Erst um 2 Uhr kamen die Leute tief erschöpft zurück. Die Zeit der Wachtablösung war schon vorüber, daher sollten nun eiligst die zum Beziehen der Wache bestimmten Leute, — etwa 150 — zu diesem Dienst abrücken. „Was? riefen die Leute, ohne zu ruhen, ohne vorher zu essen? das ist nicht Manier, das thun wir nicht!" Sie liefen auseinander. Durch die Trommel wieder zusammengerufen, bekamen sie ernste Ermahnung und zwölf Mann wurden in Haft gesetzt. Doch geschah die Wachtablösung erst um fünf Uhr. Das ganze Bataillon ist in Gährung. —

In Frankfurt am Main bei dem Litteraten German Mäurer auf preußisches Anfordern polizeiliche Hausſuchung. Man hat nichts gefunden! —

Sonntag, den 2. November 1851.

Um von andrer Leſerei mich zu erholen, nahm ich ein Bändchen Goethe, und ſtärkte und erheiterte mich an ſeinem Daſein. Eine Sonne der Deutſchen! Alles Leben gedeiht; Helle ſtrömt aus und Wärme. Und auch, wo ſie nicht ſcheint, wirkt ſie hinter Nebel und Wolken hervor. —

Nachgedacht über Geſtalt und Inhalt der ſogenannten Hochachtung, des Reſpekts, der Ehrerbietung unter den Menſchen. Bloß äußerlich angeſehen, ſind dies leere Formen, die bei ſtarker Berührung ſogleich in Stücke fallen; von innen her betrachtet, erfüllen ſie ſich mit Weſenheit, und jeder Menſch darf die größte Hochachtung für den andern hegen, jeder des andern gehorſamſter Diener ſein, alſo auch heißen. —

Heine's Hohngedicht gegen die Polen, ſein Ausfall gegen Amerika, und noch einiges der Art, iſt Folge eines heimlichen ſchlechten Gelüſtes, auch auf der Seite der Gegner Beifall zu finden. Dies kleidet ihn ſchlecht, und er hat nicht einmal richtig berechnet, ob jener elende Beifall das gerechte Mißfallen aufwiegt, das auf der andern Seite, auf der eignen nämlich, erweckt wird. —

Hinckeldey ſchrieb neulich an den Beamten, der das Zeitungsweſen zu überwachen hat, mit höhniſchem Zorn: „Sie ſind wohl Mitarbeiter an der „Nationalzeitung", daß Sie gar keine Beſchlagnahmen dieſes Blattes verfügen?" Hinckeldey kam eben vom Vortrage beim König, und ſprützte den dort eingenommenen Geifer wieder aus. Die Beſchlag-

nahmen ſollen geſchehen auch ohne Grund, bloß um die Zeitungen zu ängſtigen, zu ſchikaniren. —

Montag, den 3. November 1851.

Ich verſenkte mich in die weimariſchen Lebenskreiſe, in die Bilder von Goethe's Dichten und Wirken, ſeine Verhältniſſe aller Art, zum Herzog, zu Wieland und Herder, zu Knebel, Frau von Stein. Die ganze Beſchäftigung ein Feſt!

Koſſuth's herrlicher Empfang in London. Die „Kreuzzeitung" will vor Aerger berſten, ſie nennt den Gefeierten ſtets den Rebellen. Die Oeſterreicher ſind außer ſich vor Wuth. Die Wiener Blätter lügen eine Entſchuldigungsnote Palmerſton's. Hier verhehlen Hof und Miniſter ihre Schadenfreude nicht, obwohl ſie auch den Magyarenhelden grimmig haſſen, und den Engländern fluchen. —

Das Miniſterialblatt „Preußiſche Zeitung" widerſpricht dem Gerücht, der Prinz von Preußen habe mit Manteuffel einen heftigen Auftritt gehabt, ihm bittre Vorwürfe wegen ſeiner unpreußiſchen Politik gemacht, ihm die Verantwortung alles Unheils auferlegt ꝛc. Das Gerücht gewinnt durch die Zeitung erſt rechte Oeffentlichkeit und Beſtand und Glauben. Ich und meine Freunde haben nichts davon gehört. Vielleicht iſt es nur der halbverſtandene Nachklang des Auftritts, den der König ſelbſt mit den Miniſtern gehabt haben ſoll. An und für ſich ganz gleichgültig. —

In Weimar die Grundrechte als ſolche aufgehoben. Was von ihnen in die Landtagsgeſetzgebung übergegangen, ſoll bleiben. —

Die Wahlen zum Nationalrath der Schweiz ſind in großer Mehrheit demokratiſch ausgefallen, zum größten Aerger unſrer Reaktionairs, auch in Genf und Neuchatel. —

In deutſchen Stadtgemeinden bemerkt man eine auffallende

Vermehrung demokratiſcher Wahlen, was immer ein beachtenswerthes Zeichen iſt. Auch die freiſinnigen Zeitungen haben vermehrten Abſatz. Zähigkeit des deutſchen Karakters: alle im Großen gemachten Einbußen ſucht er im Kleinen wiederzugewinnen, zu retten. Ich gebe darauf nicht viel, doch muß es in Rechnung kommen. —

In Kurheſſen die Schwurgerichte abgeſchafft. Ob ich es noch erleben werde, den — Kurfürſten mit ſeinem — Haſſenpflug — — zu ſehen? —

Heute war hier die Gerichtsverhandlung gegen Dr. Zabel, Redakteur der „Nationalzeitung", Dr. Holdheim, Redakteur der „Urwählerzeitung", und Dr. Gumbinner. Die „Nationalzeitung" hatte erzählt, im Hotel du Nord habe ein Konſtabler im Eifer für die Sonntagsfeier das Mittageſſen um 1 Uhr verboten und auf 4 Uhr (nach der Nachmittagspredigt) verlegt. Die „Urwählerzeitung" hatte dies nur wiederholt. Hinckeldey klagte, die Sache ſei nicht wahr und bloß zu dem Zweck erfunden, die Polizei verhaßt und lächerlich zu machen. Der Advokat-Anwalt Dorn wies nach, daß die Polizei dergleichen jeden Augenblick hätte befehlen können, und daß es keine Verläumdung ſei, von ihr zu ſagen, daß ſie etwas gethan habe, wozu ſie befugt ſei. Das Gericht ſprach die Angeklagten frei, und ſchlug die Koſten nieder. — Die „Nationalzeitung" hatte jene Angabe von Herrn Dr. Gumbinner, dieſer ſie von Herrn Profeſſor Gneiſt empfangen. Es wird behauptet, die Sache ſei doch wahr, aber man habe den Gaſthofsbeſitzer bewogen, ſie zu läugnen. Andre meinen, man habe die falſche Nachricht den Zeitungen abſichtlich zugeſchanzt, um ſie in die Falle zu locken. Niemand glaubt an irgend eine Redlichkeit der Polizei, man traut ihr alle Schelmereien zu. —

Dienstag, den 4. November 1851.

Koſſuth in London, das iſt ein Weltereigniß. Was alles bei der Gelegenheit an den Tag kommt, dieſen Umfang und dieſe Stärke der Bewegung hat niemand vorausgeſehen. Die Höfe und Ariſtokraten ſind ganz außer Faſſung darüber. Und nun kommt noch der Präſident der Vereinigten Staaten von Nordamerika, und befiehlt öffentliche Ehrenbezeigungen für Koſſuth! Schande für Louis Bonaparte, der ſich ſo ſchlecht benommen! Wirkung nach allen Seiten, und die beſte, kräftigſte! —

Neun Unteroffiziere der Gardekürraſſiere ſind zur Feſtungshaft abgeführt worden, weil ſie die Schimpfreden und Rohheiten ihres Wachtmeiſters nicht länger ertragen wollten; da ſie zu ihrem Widerſtande ſich verabredet hatten, ſo galt dies als Komplott. Der Wachtmeiſter iſt aber auch ſchuldig befunden. —

Herr von Arnim-Kriewen und ein paar andre Rittergutsbeſitzer, unter denen auch ein bürgerlicher haben mit naiver Frechheit die Forderungen aufgeſtellt, zu denen ſie die Ritterſchaft berechtigt glauben. Die ungeheuerſten Adelsprivilegien, Unterdrückung der Bürger und Bauern, ohne allen andern Grund, als weil es ſo den dummen Junkern lieb wäre! Solche Dummheit und Frechheit iſt noch nicht dageweſen. Sie iſt beſtrafenswerth. Die Klügern der Parthei ärgern ſich über dieſes dummdreiſte Auftreten. —

Der Buchhändler Heinrich Matthes in Leipzig, der wegen des Waldheim'ſchen Fluchtverſuchs angeklagt und verhaftet war, iſt als unſchuldig erkannt und der Haft ohne weiteres entlaſſen worden. Sechzehn Tage war er im Gefängniß, und die Polizei, die ſo ohne Grund zugriff, bleibt ſtraflos!

Wegen des Büchſenvereins befinden ſich hier doch noch drei Perſonen in Haft; man kann zwar nichts auf ſie bringen,

hofft aber gelegentlich andres durch sie zu erfahren, und will vor allen Dingen sie mürbe machen und anälen. —

Das Appellationsgericht in Königsberg hat die Frechheit gehabt, eine Damengesellschaft, die bei einem Mitgliede der freien Gemeinde sich über Krankenpflege verabredete, als eine polizeilich nicht angemeldete Versammlung zu einer Geldstrafe zu verurtheilen. Krankenpflege wurde als Einwirkung auf öffentliche Angelegenheiten angesehen! Solche Gerichte, Obergerichte hat Preußen jetzt! —

In Baiern dürfen Lutherische Geistliche nicht ohne Polizeiaufsicht zusammenkommen. In München und Wien schikanirt man reisende Engländer, als Repressalie für die begeisterte Aufnahme, die Kossuth in England findet. —

In Deutschland wieder Voltaire an das Licht gestellt! Ein merkwürdiges, ein gutes Zeichen! Wir bedürfen seiner! Kleine Schrift: „Voltaire als politischer Dichter. Von Adolph Ellissen, Leipzig 1852." Fürerst guter Wille; aber es fehlt noch viel, daß der Autor mit seinem Helden ganz vertraut wäre, ihn nach Gebühr würdigte, einsähe, liebte! —

Mittwoch, den 5. November 1851.

Ein paar merkwürdige Fälle von Soldatenfrechheit, merkwürdig wegen der Personen, die sie trifft. Am 22. Oktober wurde bei Florenz vor dem Thor die verwittwete Großherzogin von Toscana durch betrunkene österreichische Soldaten aus ihrem Wagen verjagt, weil sie einen ihrer Kameraden hineinsetzen wollten, sie sprach — als geborne Prinzessin von Sachsen — deutsch mit ihnen, aber sie hörten nicht darauf, verfolgten die Damen in ein nahes Haus, wohin sie sich flüchteten und wollten dort die Thüren einschlagen, hinter denen sich jene eiligst verschlossen hatten. Da kam endlich Hülfe der Nachbarn und die Soldaten wurden ver-

trieben. — In Düsseldorf ging der Oberst von Lottner am 1. November vor dem Thore spazieren, sah zwei Leute vorüberlaufen, die ein Soldat mit bloßem Säbel verfolgte; als der Oberst ihm auswich, drehte der Soldat sich um, und hieb ihn über das Gesicht, daß die Nase und Oberlippe gespalten wurden. Höher noch, viel höher muß dergleichen treffen, sonst erfolgt keine Abhülfe! Wenn geringe Personen die Opfer sind, so jubelt die „Kreuzzeitung", es seien Demokraten bestraft worden, diese Geschichten verschweigt das niederträchtige Blatt. —

In Kassel gerichtliche Verfolgung zweier Theilnehmer am Stuttgarter Parlament. Sie sind geflohen. Der Hünefelder Bürgermeister Förster und der Marburger Professor Bruno Hildebrand. —

Die von Wien her gemeldete Entschuldigungsnote Palmerston's wegen des „Kossuthschwindels" wird nun als Lüge offenbar. —

Die „Kreuzzeitung" schimpft auf Oesterreich, weil die handelspolitische Berathung Preußens und Oesterreichs in Frankfurt a. M. ohne Ergebniß auseinandergegangen, der Geh. Rath Delbrück dabei gleichsam der Narr im Spiele gewesen ist. —

In Hamburg haben vier österreichische Unteroffiziere in einem Wirthshause zum Schrecken der Anwesenden ein Eljen Kossuth ausgebracht. Ermittelte man sie, sie würden erschossen werden. Auch hier haben Soldaten ihre Freude an Kossuth lebhaft ausgesprochen; das Volk ist ganz für ihn. —

Die Königin von England hat auf die Nachricht von Kossuth's Unwohlsein ihm ihren Leibarzt geschickt. Am Hofe hier wollen sie bersten vor Aerger. —

Die „Urwählerzeitung" hatte am 18. März ein Gedicht gebracht, worin gegen Junker und Pfaffen losgezogen war; der Staatsanwalt hatte geklagt, das Gericht aber den

Redakteur freigesprochen. Jetzt hat das Kammergericht ihn zu 50 Thaler Strafe verurtheilt, denn es findet, daß ein Theil des Adels und ein Theil der Geistlichkeit allerdings von jener Bezeichnung getroffen, also Junker und Pfaffen sind! Das herrliche Kammergericht! So dumm als knechtisch! Die Rechtspflege und das Ansehn der Richter in Preußen durchaus zu verderben, herabzuwürdigen, das ist der Regierung vollständig gelungen. Dorn hielt eine kräftige Vertheidigungsrede der „Urwählerzeitung". —

Die Nationalversammlung in Paris hat die Botschaft des Präsidenten Louis Bonaparte empfangen, welche auf Herstellung des allgemeinen Wahlrechts dringt; allein sie hat fürerst die Dringlichkeit nicht anerkannt, sondern die Berathung auf dem gewöhnlichen Weg eingeleitet. Die Mehrheit ist also noch gegen den Antrag Bonaparte's.

Vor kurzem war unsre „Nationalzeitung" nahe daran unterdrückt zu werden. Ein schändlicher Aufhetzer hatte dem Polizeipräsidenten von Hinckeldey eingeredet, ein Artikel, der den Präsidenten der französischen Republik angriff, sei eigentlich gegen ihn gemeint; der dumme Kerl glaubte es, und nun sollte nicht nur das Blatt eingezogen, sondern die ganze Zeitung verboten werden. Zum Glück ließ er es sich wieder ausreden. —

Donnerstag, den 6. November 1851.

Gegen die Freisprechung des Gastwirths und Rathsherrn Krüger in Spandau hat der Staatsanwalt Appellation erhoben. Auch soll der Rathsherr durch Disziplinarspruch abgesetzt, dem Gastwirth die Gewerbserlaubniß entzogen werden. Alles aus Rache dafür, daß er den Prinzen von Preußen in der öffentlichen Verhandlung bloßgestellt!

Man schreibt aus Bremen, bei der Abfahrt Dulon's sei der Oberprokurator Smidt, Sohn des Bürgermeisters, auf

dem Bahnhofe geweſen, und habe gleich nach dem Abgange des Zuges eine telegraphiſche Nachricht nach Hannover abgeſchickt, Madame Meyer befinde ſich in dem bezeichneten Wagen. Darauf erfolgte im Hannöverſchen die Verhaftung Dulon's. Auch ſei der alte Smidt bemüht, in Heidelberg ein Gutachten der theologiſchen Fakultät zu erlangen, das die Rechtgläubigkeit Dulon's angriffe, und mit dem der unbequeme Mann leicht zu beſeitigen wäre. Alles ſehr zu glauben! Der alte Smidt ſoll, ſo ſcheint es, wie ſo mancher Andre, traurig enden. Und die Söhne! —

Geſchrieben. Hoffnungen, nicht der Deutſchen, aller Freigeſinnten. Keine nationalen Zwecke, ſondern allgemeine, geiſtige, religiöſe. Die politiſche Geſinnung iſt jetzt Religion; und was ſonſt Religion heißt, iſt nur noch abgeſtandener Kram oder Heuchelei. —

Die Kammern ſind zum 27. hier einberufen. —

Der Miniſter des Innern hat allen Gemeindekörpern unterſagt, den freien Gemeinden, Deutſchkatholiſchen u. ſ. w. ferner Unterſtützungen zu gewähren, und ſelbſt wo ſie auf weiter hinaus verſprochen ſind, müſſen ſie aufhören, denn die freien Gemeinden ſind nicht religiöſe, ſondern politiſche Vereine, die am Umſturze des Beſtehenden arbeiten ꝛc. Der Miniſter des Innern, hat er hierin ein Urtheil, darf er verläumden? Seine eignen Genoſſen erklären ihn für einen Pinſel! —

Freitag, den 7. November 1851.

Fernerer Koſſuthjubel in England, der Reaktion zum peinlichſten Aerger! Koſſuth benimmt ſich meiſterhaft und ſpricht vortrefflich. Die „Times", deren Schandtreiben vollſtändig aufgedeckt worden, verliert nicht nur an Geltung, ſondern auch an Abſatz, das feile Blatt! —

Die armen ſchleswig-holſteiniſchen Truppen ſollen nun wirklich däniſche Offiziere bekommen. Der Kaiſer von Oeſterreich und der König von Preußen geben es zu! —

Man geht von Haus zu Haus und läßt eine Dankadreſſe für — Manteuffel unterſchreiben! Auch bei mir war der Wiſch, den ich anſpie. Sogar die Maſchinenbauer hat man zum Unterzeichnen aufgefordert; ſie haben geantwortet, ſie dürften ja über ſolche Dinge ſich gar nicht beſprechen. O darum möchten ſie nicht ſorgen, ſagte man ihnen, die Polizei würde ihnen nicht hinderlich ſein, im Gegentheil. Erbärmliches Getreibe! Populair möchten ſie wenigſtens ſcheinen, da ſie es nicht ſein können. Sie ſind mit der Lüge zufrieden. —

Beſuch vom Prinzen von * und von Herrn von Häntein. Letzterer iſt im höchſten Grad erſtaunt über die dreiſten Reden des erſtern, die Sarkasmen gegen die Miniſter, gegen die ganze Regierung. Unzufriedenheit und Haß! „Wenn der König, wie die andern Hohenzollern ihre Souverainetät ihm, ſeine Souverainetät gegen ein Jahrgeld dem Kaiſer von Oeſterreich abträte, ich hätte nichts dagegen! Meine Vorfahren haben lange unter Oeſterreich gelebt.“ Vom Spionairweſen Manteuffel's, ſeiner Gemeinheit; Hyno Quehl ſein Hauptſpürhund, ſein Faktotum, dieſer eröffnet alle Depeſchen, lieſt ſie zuerſt, die Räthe des Miniſteriums bekommen den Bodenſatz. Hyno Quehl ſtreifte früher als Guitarrenſänger mit fahrenden Mamſells in den Bädern herum, nach dem März 1848 war er rother Demokrat, Manteuffel aber traut ihm ganz, weil er ihn ſich vollſtändig ergeben glaubt. Man wird ja ſehen, ob das aushält! —

Abends langer Beſuch vom Grafen von *. Ueber die Lage der Sachen. Der Präſident Louis Bonaparte wird hier wegen ſeiner Botſchaft belobt, die Junker und Pfaffen ſehen in ihm eine Stütze! Er ſoll nur ferner dienen, zur rechten Zeit wird man ihn ſchon laufen laſſen! * iſt nicht

für die „Kreuzzeitungsfahne“, auf der da ſteht: „Geſunder Abſolutismus, Jeſuitenmiſſionen, Ruſſenhülfe“, im Gegentheil, er findet, daß wenn irgend ein König beſchränkt ſein müſſe, ſo iſt es Friedrich Wilhelm der Vierte. Aber die Schranken möcht' er doch nicht ſo ſtark, daß ſie wirkliche Schranken wären, es genügt, wenn der König ſie dafür hält — wie die Gans mit dem Kreideſtrich über dem Schnabel — die Kammern ſollen bleiben, aber ſtets nachgeben, ſelbſt in den Vorſchlägen, durch welche ſie ſelber abgeſchafft und in andre Geſtalten verwandelt werden ſollen! Die Leute kommen aus ihren Widerſprüchen nicht heraus, und ſehen nichts im Großen. Fürchterliche Erbitterung gegen die Einkommenſteuer. * iſt mit 300 Thalern angeſetzt, will aber nichts in Berlin zahlen, weil er hier nicht wohne. —

Im neunten Bande von Thiers geleſen, in Goethe. —

Dr Karl Bölſche, Redakteur eines Volksblattes, aus Wiesbaden ausgewieſen. — In München die freien Gemeinden als politiſche Vereine gänzlich der Polizei überwieſen. — In Elbing förmliche Anklagen gegen die willkürliche, gewaltſame, jämmerliche Polizei, Polizeiinſpekter Neumann, Polizeidirektor von Zychlinski. — prächtige Leute!

Sonnabend, den 8. November 1851.

Die Zeitungen beſtätigen die Nachricht, daß Bakunin als Gefangener in Schlüſſelburg geſtorben ſei; ſie fügen hinzu, er habe den Wunſch ausgeſprochen, daß ſeine Leiche nach Frankreich gebracht würde. Er thut mir ſchrecklich leid! —

In Bremen regt ſich die Bürgerſchaft für Dulon; es wird zwar nichts helfen, iſt aber doch ſchön. Dulon's „Becker“ erſcheint nach wie vor, und die bannéreſche Polizei iſt milder gegen ihn, als dem verderbten, verrätheriſchen Bremer Senate lieb iſt. Der Bürgermeiſter Smidt ſpielt

eine ſchlechte Rolle dabei; der „Franklin von Bremen!“ —

Die Bundespolizeibehörde kommt zu Stande, jedoch nicht unter dieſem Namen, und auch nicht mit durchgreifenden Befugniſſen, das Mißtrauen der Regierungen gegen einander iſt zu groß. Sie möchten etwas Kräftiges, aber wo ſich dergleichen bilden ſoll, erſchrecken ſie gleich. Jammerleute!

In der Lindenſtraße Herrn Julius Berends beſuchen wollen, nicht gefunden. Beſuch bei Herrn Dr. Zabel; dem Ehrenmanne herzlich gedankt für ſeine Ausdauer, ſeinen Muth, ſeine Geſchicklichkeit, die täglich zweimal mich erfreuen! Schwierigkeit ſeiner Lage; Drängen derer, die nicht voran ſtehen, nicht die Hand am Werke haben; Unbeſonnenheit der Flüchtlinge in London, die durch ihre nutzloſen unvorſichtigen Briefe ſo viele Verhaftungen und Hausſuchungen veranlaßt haben. —

In Frankreich können die jetzigen Kriſen ſehr gut eine friedliche Wendung nehmen. Die Demokraten zeigen die beſte Haltung. Michel (de Bourges) unterſtützt die Sache des allgemeinen Wahlrechts, unbekümmert darum, daß diejenigen, die es vorſchlagen, der Präſident und ſeine Miniſter Schufte ſind. Die Hauptſache iſt, die Republik zu erhalten, und kann dazu Louis Bonaparte nützlich ſein, ſo behält man ihn. Aber es iſt auch eine andre Wendung möglich, daß er nämlich vom Präſidentenſtuhl in's Gefängniß wandert. —

Der Bundestag wird mit der Abſchaffung der deutſchen Grundrechte, wie ſie in Weimar geſchehen iſt, nicht zufrieden ſein, ſondern ſtärkere Rückſchritte verlangen, wozu die Ritterſchaft den Anlaß ſchon darbietet, in Folge der Zuſammenkunft in Jena zu Anfang Septembers, wobei auch Herr von Helldorf thätig war. Nur zu! Sie werden in der Folge ſchon ſehen, ob ſie ſich genutzt oder geſchadet haben. — Der Bundestag iſt wieder wie früher der ſcheuslichſte Ausdruck alles politiſchen Jammerweſens; man fürchtet ihn, wie eh-

mals, aber indem man ihn auf's tiefſte verachtet und verabſcheut. —

Die Dankadreſſe für Manteuffel ſchleicht im Stillen hin, ohne Eifer und Wärme. Doch ein Stückchen Revolution! Sie möchten wenigſtens den Schein der Volksſtimme. Warum prahlen mit etwas, das man haßt und unterdrückt? —

Der Empfang Koſſuth's in England iſt in unſern Bilderläden zur Schau an den Fenſtern ausgehängt. Die Leute drängen ſich dazu es zu ſehen. — In Mailand im Theater iſt Vivat Koſſuth und Vivat Mazzini gerufen worden. —

Der Kaiſer von Rußland mit Louis Bonaparte zufrieden, und mit Faucher und Carlier! Er drückt ihnen das Brandmal ſeiner Gunſt auf die Verbrecherſchultern! Wolowski, der Schwiegerſohn Faucher's, bekommt den Betrag ſeiner in Polen eingezogenen Güter zurückgezahlt. —

Abends mit Ludmilla bei *. Fräulein von * ſagt: wenn ein Mädchen heirathe, ſei es nicht anders, als wenn eine Republik einen Monarchen bekomme, mit der Freiheit ſei es aus. Sie erzählt ferner, daß am 15. Oktober in Baſel eine Gouſine ihr bei Tiſche geſagt: »Pauvre créature, vous aimeriez peut-être de boire la santé de votre roi! mais ne le faites pas, cela provoquerait des insultes pour lui.« Ungeheures Gelächter! »Pauvre créature!« —

Zu Hauſe noch geplaudert. — In Thiers geleſen, wie Soult das König werden wollen: ſehr denkwürdig! Dann die Schlacht von Talavera. —

Sonntag, den 9. November 1851.

Geſchrieben. Was Preußen noch bedeutet, in Deutſchland, in der Welt? Schleiermacher meinte ſchon 1821, binnen kurzer Zeit werde von Preußen keine Rede mehr ſein. In der Zeit hat er ſich ſehr geirrt, in der Sache vielleicht

weniger. Damale gab es ſpaniſche Revolution, heute haben wir deutſche, preußiſche, denn die Bewegung vom März 1848 dauert noch fort, ungebrochen; fragt nur die Leute auf den Thronen, ihre Angſt und Sorgen bejahen es nur allzu ſehr.

Manteuffel heuchelt die größte Verehrung und Zuneigung für den verſtorbenen Grafen von Brandenburg, er nennt ihn ſeinen Freund, — aber man weiß, daß er ihn tödtlich haßte, ihn beneidete, an ſeiner Statt Miniſterpräſident ſein wollte, daß noch heute der Vorzug, mit dem der König jedesmal den Namen Brandenburg nennt, ihm ein Stich in's Herz iſt.

Die Keſſuthreden gehen tief in's Volk, die Demokraten freuen und erlaben ſich daran. Die Regierungsblätter kommen gegen dieſen Drang nicht auf. Jeder Tag bringt neue Nachrichten von der allgemeinen Beiferung in England, neue Verſicherungen künftigen Siege. —

Ein junger Engländer, der kürzlich in London war, berichtet, daß die Demokratie in England den größten Aufſchwung nimmt, daß die heutige Bewegung für allgemeines Wahlrecht ſtärker und ſtärker wird, daß die Sympathieen für die Demokraten des Feſtlandes ſich thätig äußern. —

Kinkel reiſt in Nordamerika als demokratiſcher Geſandter, findet große Theilnahme, ſammelt Gelder ꝛc. —

Die Reaktion geht immer weiter, die Polizeigewalten und der Bundestag arbeiten luſtig drauf los, es ſoll keine Spur von Freiheit übrig bleiben, jede Bewegung, jeder Athemzug ſoll der Ueberwachung unterliegen! Sind ſie denn ſo raſend, daß ſie denken, ſie können es durchſetzen, ſie können etwas damit ausrichten? Sie unterdrücken jetzt alle Vereine, beſonders ſoll der Verſuch einer Verbindung von Vereinen hart beſtraft werden, keine Volksverſammlung Statt finden, und am wenigſten eine unter freiem Himmel. Die Narren! Im Jahr 1848 waren ſie ja auch längſt verboten, und vor den Augen des Bundestages verſammelte ſich das

Vorparlament und der Fünfzigerausschuß, dem der Bundestag in feiger Nichtswürdigkeit auf den Wink gehorchte! —

Die Bundespolizei als solche findet nun doch Schwierigkeiten, und zwar von Seiten solcher Mitglieder des Bundes, die jetzt gar nicht mitreden sollten, von den Niederlanden und von Dänemark. — Auch Hannover und Baiern wirken entgegen. —

Gegen die Presse sinnt man hier neue Schläge. Man will neue große Stempelabgaben von jedem Zeitungsblatt fordern. Die kleinliche, nichtswürdige Maßregel, den demokratischen, den nicht ganz unterwürfigen Blättern jede Anzeige und Bekanntmachung abseiten der Behörden zu entziehen, wird mit elender schimpflicher Beflissenheit von den Ministern anbefohlen und von den Unterbehörden sorgfältig ausgeführt.

Montag, den 10. November 1851.

Ich schrieb den Tag über fleißig, theils an ältern Arbeiten, theils Tagessachen. Solange das frisch von Statten ging, war ich in bester Stimmung, nachher aber nicht; die gräuelhaften Ungerechtigkeiten und Gewaltthaten, die nicht aufhören, lagen mir schwer auf. Sonst, bei leidenschaftlicher Wallung, tröstet wohl der Gedanke, der nicht ausbleibenden Vergeltung, aber diese war mir auch in der tiefsten Seele zuwider, ich will sie nicht, ich will, daß sie nicht nöthig sei. Andre werden sie schon üben, das hat keine Noth! Und darf man ihnen abrathen?! —

Die Verfassungen von Dessau und Köthen sind nun auch durch einen Machtspruch, mit Berufung auf den Bundestag, aufgehoben, und die „Neue Preußische Zeitung" jubelt, — daß wieder ein Fürst meineidig geworden! Der große Gewinn! —

Das Schwurgericht in Zweibrücken hat über hundert Flüchtlinge zum Tode verurtheilt. *Exoriare aliquis.* —

Das Possenspiel der Adresse an Manteuffel hat Statt gehabt. Armselige Gwiederungsrede Manteuffels; die verbrauchten, alltäglichen Ausdrücke! Unter andern sagt er, daß er zu keiner Parthei gehöre, nichts sei und sein wolle, als der Diener, der des Königs Befehle befolgt. Er bekennt sich schamlos als Knecht, dem auch die Fußtritte des Herrn ganz recht sind, — und nicht fehlen. —

Das Kammergericht! — Vor längerer Zeit hatte ein Lieutenant von D. hier öffentlich Streit mit einem ehrlichen Bürger, und benahm sich so ungeschliffen und albern, daß ein andrer Offizier herumsprang und rief: „Ach lassen sie doch die Dummheiten!“ D. verklagt den Bürger, er habe dies Wort gesagt und ihn geschimpft, der Bürger verneint dies und erhärtet durch Zeugen, ein Offizier habe das Wort gesagt. Das Kriminalgericht kümmert sich um die Thatsachen und Zeugen nicht, hält sich daran, daß das Wort Dummheiten unter Offizieren ehrenrührig sei, daß folglich ein Offizier es gegen den andern nicht gesagt haben könne, daß folglich der Bürger es gesagt haben müsse, und verurtheilt den Bürger zu mehrwöchentlicher Gefängnißstrafe. Jetzt, in der Appellation urtheilt das Kammergericht eben so, will den Erweis der Thatsachen und die Vernehmung der Zeugen für unerheblich halten, findet aber mildernde Umstände, und setzt die Gefängnißstrafe auf zehntägige herab! Das ist das ehmals wegen seiner unbestechlichen Gerechtigkeit berühmte Kammergericht! Solche Menschenfurcht, solche Augendienerei, solche Frechheit! — (Der Bürger ist der Tabackshändler S.; D. hatte ihn auf dem Kasernenhofe des Kaiser Franz Regiments albernerweise nach seinem Hausirschein gefragt, und ihm dabei die Degenspitze auf die Brust gesetzt.)

Dienstag, den 11. November 1851.

Schlecht geschlafen; ich konnte die schändlichen Ungerechtigkeiten, die jetzt hier geschehen, mir nicht aus dem Sinn bringen! —

Nachmittags kam Bettina von Arnim; stürmisch, mißtrauisch, anfordernd, mir hundert verworrene, sich einander widersprechende Angaben vorwerfend. Wieder hat ihr Beauftragter, der ihre buchhändlerischen Geschäfte besorgen soll, sie betrogen, sich Gelder angeeignet, die ihrigen nicht abgeliefert; wieder hat sie einen neuen Helfer gefunden, der ihr alles bestens ordnen wird, den sie aber nicht nennt; wieder ist ihr Buch fertig und hat den herrlichsten Schluß; wieder soll es aber nicht ausgegeben werden, sondern gleich eine zweite Auflage gedruckt werden! Alles ohne Sinn und Verstand. Ich lasse alles ruhig abfließen, wie das Wasser aus der Dachröhre. Ich soll Sprüche aus Goethe aussuchen, für ihr Denkmal, von dem sie sonst aber nicht spricht. —

Louis Bonaparte ist wieder irre geworden, die Abschaffung der Beschränkung des Wahlrechts ist ihm schon wieder leid, er denkt an militairische Staatsstreiche, worüber die hiesige Reaktion einstweilen erfreut ist. —

Beschreibung des Manteuffel'schen Festes in der „Spener'schen Zeitung". Absichtslos die beißendste Satire! Manteuffel macht sich mit dem ausgezeichnetsten Gesindel gemein, giebt sich zu den abgeschmacktesten Possen her! Herr Nyno Quehl als Redner!! —

Mittwoch, den 12. November 1851.

Am 9. wurde hier, in Magdeburg, Halle, in Leipzig und Dresden der Todestag Robert Blum's in vielen kleinen Gesellschaften gefeiert, da eine größere Versammlung nicht hätte stattfinden können. In Dresden fand man Morgens an den

Straßenecken schwarzgeränderte Zettel angeschlagen mit der Inschrift: „Robert Blum lebt!“ Sie wurden abgerissen, einige Personen verhaftet; auch hier forscht die Polizei ärgerlich nach. Man sieht, Robert Blum lebt wirklich! Seinen Mördern ist angst und bange. —

In Seehausen in der Altmark ist der ganze Gemeinderath von der Regierung kassirt und eilf Gemeinderäthe für nicht wieder wählbar erklärt worden. In der Altmark! —

Roher Gewaltverlaß des Tribunalspräsidenten Mühler an das Gericht in Greifswald, das eine Zwangtrauung vornehmen wollte. In der Sache wohl richtig, in der Form aber nicht zu rechtfertigen. Das Obertribunal! Jetzt vollkommen würdig des Kammergerichts! —

In Braunschweig ist die Blumfeier ganz offen begangen worden, durch den Volksverein, mit öffentlicher Ankündigung. In Hannover ebenfalls, doch weniger herausfordernd.

In Bremen ist der Lehrer Hebelmann, Redakteur des demokratischen „Volksblattes“, dann des „Frühlingsboten“, verhaftet worden und das Blatt unterdrückt. —

Das Appellationsgericht in Königsberg — man weiß, wie jetzt ein solches zusammengesetzt ist — hat einen Mann, der in einer Schenke etwas aus einem alten Blatte der später verbotenen „Leuchtkugeln“ vorlas, und der vom ersten Richter freigesprochen war, zu 10 Thaler Strafe verurtheilt. Nach diesem Gerichte wäre, falls die „Spener'sche Zeitung“ verboten würde, auch der älteste Jahrgang derselben mitverboten. —

Im blinden Eifer hat der berüchtigte Polizeiminister von Auerswald in Elbing ein Blatt des „Neuen Elbinger Anzeigers“ wegnehmen lassen, weil dasselbe einen Artikel der „Kreuzzeitung“ wiedergegeben, und zwar ohne Bemerkungen wiedergegeben hatte. In Elbing stehen die Parteien einander schroff gegenüber; die demokratische ungeschwächt in

offner Redlichkeit, die reaktionaire verſchanzt hinter Lügen und Verläumdungen. —

Die „Liga Polska“ in Poſen polizeilich geſchloſſen. Die Polen werden ſich nicht hindern laſſen, ihre Beſprechungen und Verabredungen zu haben. — Der König fühlt ſich tief gekränkt, daß der Fürſt Sulkowski nun gar nicht nach Berlin kommen, ſondern den Winter in Warſchau zubringen wird.

Die „Kreuzzeitung“ findet die Machtſprüche in Deſſau und Köthen bedenklich und beunruhigend; mit Verfaſſungen ſoll man ſo nicht umſpringen, die Gründe ſeien unhaltbar, unwahr, Herr von Goßler wird bei der Gelegenheit geſchimpft.

Die „Kreuzzeitung“ ſagt auch: „Wollte Gott, daß es uns gelänge, der Demokratie alle ihre berechtigten Klagen und Wünſche zu nehmen, und dieſelben in der rechten Weiſe zu realiſiren.“ Welch ein Zugeſtändniß! —

Die „Kreuzzeitung“ macht ferner bei Gelegenheit des Dankes von Temme für 2678 Thaler geſammelter Gelder die Bemerkung, daß es unter den Demokraten nicht an Energie fehlt. —

Donnerstag, den 13. November 1851

Meine Tageblätter arten in eine Aufzählung von Schändlichkeiten und Dummheiten aus, die täglich von oben her begangen werden; es iſt mir leid genug, wie gern ſchrieb' ich anders nieder! Das Schlimmſte aber iſt, daß alles was ich ſchreibe, noch nicht der hundertſte Theil deſſen iſt, was täglich begangen wird. Ein künftiger Geſchichtſchreiber wird Mühe haben, die Fülle zu bewältigen. Der Regierungsſchaum, der jetzt über Europa ſchwimmt, iſt wie ein gepeitſchter Quark, zu dem alle Zucht- und Narrenhäuſer ihren Unrath hergegeben. Ich ſoll nicht ſchimpfen! Aber iſt denn ein Pfaff ein Geiſtlicher, ein Junker ein Edelmann? Wenn ich unmittelbar mit ihnen zu thun habe, muß ich

freilich die üblichen Titel gebrauchen, Ew. Exzellenz, Ew. Durchlaucht, Ew. Königliche Hoheit, Ew. Majestät, und ich bin freigebig damit, vergeude sie im Ueberfluß, grade weil sie mir gar nichts werth sind, — aber wenn ich allein bin?

Auch in Frankfurt am Main, in Mainz, Koblenz, Aachen, Köln und Düsseldorf ist der Todestag Robert Blum's gefeiert, in Breslau dagegen die Feier, welche öffentlich angekündigt war, durch die Polizei verhindert worden. Wie fest und zäh und kühn die demokratischen Gesinnungen doch sind, setzt mich oft in Erstaunen. Wären sie nur eben so im Verein wirksam, als sie im Einzelnen tapfer sind, wären sie zusammenzufassen in Ein Bündel mit dem Beil in der Mitte, da sollte man sehen! Aber die Deutschen sind noch nicht zu vereinigen! —

Die „Nationalzeitung" sehr gut über „die konservative Feier des 9. November". Sie zeigt die Widersprüche, die Abwege. —

Die „Kreuzzeitung" beeifert sich jetzt, auf die Mängel unsrer Militairorganisation hinzuweisen, besonders auf die Mängel der Landwehr. Vor nicht langer Zeit wurde jeder mit Hohn abgewiesen, der unsre Militairverfassung nicht als die vollkommenste anerkannte. Der König selbst setzte einen Trumpf darauf, daß an ihr nichts verändert werden dürfe. Jetzt ist die Einrichtung nicht kräftig genug, zu volksmäßig, dem Regierungssinne nicht mehr entsprechend. —

In Baader gelesen. Seine Schriften machen einen seltsamen Eindruck, er erscheint als ein Mann des Vorurtheils, der Glaubensautorität, der Hierarchie und des Absolutismus, allein indem er sich diesen anschließt, zerdrückt er sie, und es bleibt von allen so gut wie nichts übrig, er selbst aber wird unversehens der Mann des Lichts und der Freiheit. Ein tiefer Denker in der Schale eines Altbaiers, denn letzteres ist er durch und durch. —

In Halle hatte das Kreisgericht den Redakteur der „Neuen Hallischen Zeitung", Herrn Novalis Jäger, wegen Beleidigung eines Religionsdieners, des Diakonus Hasemann, zu 20 Thaler Strafe verurtheilt; das Appellationsgericht hat ihn freigesprochen, — Hasemann ist den Pietisten verhaßt, Jäger in ihrem Dienst! —

Erst am 10. haben die badischen Truppen die deutsche Kokarde abgelegt. Ich glaubte, es wäre längst geschehen.

Herr German Mäurer in Frankfurt am Main, bei dem vor kurzem Haussuchung war, ist nun auch verhaftet worden. Da er französischer Bürger ist, so hat er den französischen Gesandten angerufen. Ja, wenn er ein Engländer wäre! —

Freitag, den 14. November 1851.

Die „Nationalzeitung" sehr gut über die Machtsprüche in Dessau und Köthen; besser als die „Kreuzzeitung". —

Robe und lächerliche Petition des Grafen von Saurma in Schlesien auf Abänderung der Verfassung. Dergleichen werden viele kommen, die Regierung rechnet darauf. Man wird in der That verlangen, die Kammern sollen sich selber umbringen, und sie werden's ja wohl thun! Man räth zu Gegenpetitionen, zur Aufbietung aller Kräfte, um die Kammern zu retten. Warum? Uns ist an den Kammern gar nichts gelegen; als es noch Zeit war, haben sie nichts gethan, sich feig und verrätherisch erwiesen, was haben wir an ihnen und an der ganzen Verfassung? Wir wollen tabula rasa, das ist uns ganz recht, der nackte Polizeistaat, das ist jetzt unser Mann. Vorwärts, vorwärts! —

Das Stadtgericht hier hat jetzt die weggenommenen Abdrücke von Ludwig Buhl's Uebersetzung des „Casanova" endlich freigegeben. — Die Geschichte der Revolution von

Adolph Streckfuß bleibt unterdrückt, und dieser hat ein Tabaksgeschäft unternommen. —

Fürst von Waldburg-Zeil erklärt, das Gerücht, er wolle nach Amerika auswandern, sei unwahr; „wenn er sich auch lieber bei den Hottentotten oder Botokuden häuslich niederlassen möchte, als in Würtemberg leben", so stünden doch Hindernisse entgegen, so lange „die Aristokratie in Würtemberg sich glücklich fühle in dem Vasallenverhältnisse zum Thron und in der bureaukratischen Bevormundung ihrer fideikommissarischen Vermögensverhältnisse".

Der Staatsanwalt Werner in Elbing schreitet gegen die Uebergriffe der Polizei mit lobenswerthem Muth ein, und hat gegen die Polizeihäupter von Zychlinski und Neumann die Anklage erhoben. Wird nichts helfen, aber brav! —

Der Segen des Bundestages verspätet sich, aber wird nicht ausbleiben! Junkerherrschaft, Pfaffenherrschaft, Preßzwang, Unterdrückung jeder Freiheit, Preußens Erniedrigung unter Oesterreich und Rußland, — lauter Vorbereitung zu künftigen Ausbrüchen! —

Die französische Nationalversammlung hat mit einer Mehrheit von wenig Stimmen (sieben) die zweite Lesung der Abänderung des Wahlgesetzes vom 31. Mai verworfen. Was wird Louis Bonaparte thun? Demokrat werden oder sich fügen? Er wird unterhandeln. —

Sonnabend, den 15. November 1851.

Der Präsident von Gerlach war in Dessau, bot dort seinen Rath und seine Hülfe zur Beseitigung der Verfassung an, wollte vor allem seine Leute als Minister anstellen, fand aber beim Herzog kein Gehör und wurde abgewiesen. Darauf hob der Herzog und die jetzigen Minister, dem Andringen des Bundestages folgend, die Verfassung auf. Die rohe

Weiſe, wie das geſchah, fand nun in der „Kreuzzeitung“ den wüthigſten Tadel, Gerlach übte perſönliche Rache, die ſo weit ging, daß er Herrn von Goßler immer nur Herrn Goßler nannte, gleichſam den Beſchluß der Nationalverſammlung, der Adel ſei aufgehoben, für dieſen Fall annehmend! — Die Gerlach's ſind in Deſſau altbekannt. —

Die Polizei verbietet dem Herrn Streckfuß, auf dem Schilde ſeines Tabackgeſchäftes ſeinen Namen zu führen. „Darf ſie denn das?“ — Sie darf alles. — „Ihre Gewalt hat keine Gränzen?“ — Keine, wenn es Willkür und Gewalt nach unten gilt. — (Sein Laden iſt Leipzigerſtraße 25.) —

Sendung aus Hamburg, „Jean Baptiſte Baiſon. Ein Lebensbild.“ Offenbar von Ottilien verfaßt, ſehr geſchickt, mit gewandter Hand und guter Haltung! — In Goethe geleſen, in Brantome's »Hommes illustres«. — Sehr ernſte Gedanken über Leben, Welt und Menſchen, tröſtlich, erweckend, zu Muth und Ergebung.

Montag, den 17. November 1851.

Hausſuchungen in Breslau bei Temme, Stein, Elsner, Linderer, Stahlſchmidt, Kaſch, Fantini, Falkenhain. Man hat nichts Beſchwerendes gefunden, aber die gewaltthätige Polizei nimmt bei ſolcher Gelegenheit Briefſchaften, Tagebücher, mißfällige Druckſchriften und Bilder mit fort, wozu ſie gar nicht berechtigt iſt. Ehe nicht jeder Bürger berechtigt iſt, ſolche freche Eindringlinge aus dem Hauſe zu werfen und dabei von der ganzen Nachbarſchaft unterſtützt wird, auch die Gerichte die Frevler verfolgen, kann von Freiheit bei uns die Rede nicht ſein. —

Hausſuchungen in Nürnberg, München, Frankfurt am Main. Sie ſuchen ſo dumm, an ſo falſchen Orten, daß ſie

nirgends was finden. Sie sollten bei den Fürsten und Ministern suchen, da liegt das Revolutionaire in Fülle! Sie meinen aber, bei den Schneidergesellen sei es! —

Hier sieht man in den letzten Vorgängen zu Dessau den Einfluß Oesterreichs, deßhalb ist man so wüthend. Der König selber soll an den Herzog mißbilligend geschrieben haben. Hilft alles nicht, Oesterreich steht hoch oben und wir tief unten. „Und wird denn der König nicht bald selber thun, was er jetzt dem Herzog vorwirft?“ Oktroyirungen oder Handbillets, es ist alles derselbe Bruch! —

In Paris geht es lebhaft her. Die Ränke und Schliche mühen sich vergebens ab, alles enthüllt sich als feig und schuftig, und die Demokraten stehen würdig und ehrenwerth unter all dem Gesindel, das sich die Ordnungspartei nennt, und dem, das als Bonapartisten gilt. —

Wenn ich Abends allein bin und mir meinen Zustand, mein Leben, meinen Tag überdenke, so kann ich mich, trotz des Krankseins und so mancher andern Mängel, die ich erleide, nicht unglücklich fühlen. Das Leben strömt mir noch frisch aus hundert Quellen, ich habe einen reichen Rückblick auf die Vergangenheit und einen genügenden Ertrag derselben thatsächlich als Gewinn. Gute Menschen zeigen mir Wohlwollen und bringen mir vielfachen Trost. Ich kann auch noch wirken, und daß mein Name dabei selten vorkommt, ist mir jetzt so lieb, als es mir ehmals unlieb hätte sein können. Daß ich mein Leben gleichsam ein zweitesmal lebe in den vielen Denkschriften, Biographieen, Briefwechseln, die jetzt herauskommen, rechne ich zu den nicht geringsten Gewinnen meines Alters. Genug, ich darf Gott danken für ein Leben, das sich so gestaltet und gewendet, dem er so große Vortheile gewährt hat. —

Ich dachte heute viel über die Alten nach, die Griechen und Römer, über den Zusammenhang, den sie mit uns haben,

durch ihre Geſchichte, durch ihre Litteratur. Dabei fuhr mir plötzlich durch den Sinn, daß viele für uns jetzt verlorene Schätze ihrer Geiſtes- und Kunſtbildung doch noch bewahrt ſein und in Zukunft noch wieder an's Tageslicht kommen können. Welche Prüfung wird das geben für unſre Anſichten, für unſre Philologie! Doch in der Hauptſache wird letztere, denk' ich, die Prüfung gut beſtehen. —

Dienstag, den 18. November 1851.

Die „Urwählerzeitung" vortrefflich über Deſſau; warum ſie ſchweigt, die „Kreuzzeitung" aber ſchreit. Sie deckt alle Liſten und Hinterhalte der ſchlechten Parthei trefflich auf.

Ernſt Auguſt, König von Hannover, der alte Sünder, iſt heute früh in Hannover geſtorben; er taugte nach keiner Seite was, ein gemeiner Kerl durch und durch, kein Menſch war ihm anhänglich, eine Stinkpflanze aus dem Miſte der Legitimität herausgewachſen. —

In Köln waren drei Knaben wegen politiſchen Verdachts eine Nacht im Gefängniß, dann wurden ſie freigelaſſen. Hausſuchungen in Köln, in Königsberg, in Stettin und hier in Berlin. Erbärmlichkeiten! Daß man aber immer nichts findet, iſt wahrlich ein Wunder. — In Pillau gewaltſames Verfahren des Bürgermeiſters gegen den Kapitain und Kondukteur des Elbinger Dampfſchiffes. —

In Leipzig hat die Polizei ſogar den unſchuldigen Schillerverein nicht unangefochten gelaſſen! Sie wittert in ihm einen Robert-Blumverein. — In Naſſau die freien Gemeinden unterdrückt. — Die Polizei will ihre Schikanen gegen Streckfuß noch beſchönigen, er dürfe noch kein Schild haben, weil er noch keine Gewerbeerlaubniß habe, — und die wird man ihm wohl aus böſer Willkür verſagen! Merkt er denn noch nicht, daß er hier nicht gedeihen, daß er zu

Grunde gehen soll? — Wegen Buhl's „Casanova", der vom Untergericht freigegeben war, hat der Staatsanwalt schon Appellation eingelegt. — In Hamburg sind die „Wöchentlichen Nachrichten" und der „Freischütz", die das österreichische Militair beleidigt haben sollten, freigesprochen worden. —

Die schleswig-holsteinischen Truppen bekommen jetzt, mit Zustimmung Preußens, dänische Befehlshaber! —

In Paris große Spannung, und wieder ein neues Ministerium. Odilon-Barrot ꝛc. Alles Eine Teufelei! Neue Revolution, das ist die Losung. —

Das preußische Heer wird um 800 Offiziere und 1200 Unteroffiziere vermehrt. Sie wollen die Landwehr besser züchten, ihr lauter Offiziere aus der Linie geben. Sie bedenken nicht, daß diese Offiziere für die Landwehr nur fremder sein werden, als die früheren. —

Die „Kreuzzeitung" muß was gegen Reumont haben; sie bemerkt, er sei nicht als Geschäftsträger nach Florenz, sondern als Legationssekretair zur Gesandtschaft nach Rom abgegangen. —

Unsre Polizei, erfinderisch in Schikanen und Quälereien, wirft sich jetzt auf die Austräger der Zeitungen, auf die Vermittler der Bestellungen. Sehr würdig — und erfolglos! Sie häuft nur Schuld und Haß. —

Polizeiliche Verfolgung der Vorschußkassen, Quälereien gegen die Vorsteher, sie sollen Rechnung legen, ihre Kassenbestände angeben ꝛc. Man läßt sie noch bestehen, weil man fürchtet, die Noth der Armen würde zu sehr auf die Behörden fallen. —

Mittwoch, den 19. November 1851.

Einige Scham wird wieder in unsern Behörden wach! Die Regierung erklärt, der Polizeidirektor von Zychlinski in Elbing sei nur beauftragt gewesen die Schreibebücherdeckel

bei den Händlern nachzusehen, nicht aber in den Schulen selbst; doch ist es immer nur erst eine untere Behörde, die sich schämt, in den Ministerien ist es soweit noch nicht. —

Preußen hat nun wirklich den Zollverein gekündigt, zwar nur der Form wegen, sagt man, um freie Hand zu haben wegen der mit Hannover eingegangenen Bestimmungen, aber die bloße Form hat etwas Bedenkliches, und soviel ist gewiß, daß der Vertrag mit Hannover es ist, der den ganzen Zollverein in Frage stellt, der schlechte nachtheilige Vertrag.

Der neue König von Hannover, der blinde, der sich Georg den Fünften nennt, als wenn die früheren Kurfürsten schon Könige gewesen wären, verspricht die unverbrüchliche Aufrechthaltung der Landesverfassung. Als wenn das noch was verbürgte, ein Fürstenwort; wir kennen deren keine, als gebrochene, mit Füßen getretene oder zu tretende. —

In Braunschweig, gemäß den Vorschriften des Bundestages, ein neues Wahlgesetz angenommen. Wird zum Andern geschrieben, die Rechnung wächst, — für künftiges Abrechnen wird schon gesorgt werden. Das Volk ist noch nicht todt. —

Der Antrag der Quästoren der französischen Legislativen, daß diese berechtigt sein sollte allen Truppen zu gebieten, ist mit hundert Stimmen Mehrheit zurückgewiesen, die Linke stimmte gegen ihn, weil die frechen Burggraven, die sich die Ordnungspartei nennen, ihre Partheisache damit durchsetzen wollten. Michel (de Bourges) war tapfer voran, sprach und leitete gut. Die Sachen schweben in Frankreich, was fallen oder steigen wird, läßt sich noch nicht voraussehen. Nur das weiß ich, die Republik ist nicht mehr fortzuschaffen, sollte sie auch eine Zeitlang unter einem Diktator seufzen. —

Der König hatte dem Generallieutenant von Gerlach versprochen, dem Herzog von Dessau mißbilligend über die Art seiner Verfassungsaufhebung zu schreiben, es ist daraus aber nur ein gleichgültiger Brief geworden. Der Präsident

von Gerlach hatte gehofft in Anhalt die Rolle zu spielen, die der Graf Hans von Bülow in Schwerin gespielt hat; daß Herr von Goßler lieber selbst diese Rolle genommen, anstatt abzutreten, erregt die großen Wuthausbrüche der „Kreuzzeitung". —

Der Graf von * spricht ohne Scheu sein Mißfallen darüber aus, daß der General Graf von der Gröben den armen Kinkel nicht gleich hat erschießen lassen! Gehässige Wuth und Unkunde, das Kriegsgericht hatte ihn nur zu lebenslänglicher Festungshaft verurtheilt, die der König — aus Gnade — in die härtere Zuchthausstrafe verwandelt hat! * zeigt sich wieder einmal recht als der Adjutant des Prinzen von —, als vormärzlicher, der zum März nach Kräften half, durch thörichte Reden, falsche Vorstellungen, blinde grausame Gesinnungen. —

Haynau, die Hyäne von Brescia, soll in Grafenberg nicht nur krank, sondern auch tief schwermüthig sein. Seine kürzlich verstorbene Frau hatte wegen seiner Unthaten die heftigsten Beängstigungen, sah bald göttliche Strafe bald menschliche Rache gegen ihn verhängt, und verfiel zuletzt in Geisteszerrüttung. Der Bösewicht ist alt, krank, hat nichts zu thun, nun fühlt er die Lasten, die sein Gewissen drücken! Auch der Herzog von Alba fühlte am Ende seines langen Lebens Angst und Reue, die Gemordeten aber blieben gemordet. —

Donnerstag, den 20. November 1851.

Unsre Minister sind uneinig über den Gang, den sie in Betreff der Kammern zu nehmen haben. Sie werden sich schon vertragen! Keiner von ihnen hat bestimmte Grundsätze, Ansichten oder Willensmeinungen, jeder ist bereit die ihm gebotenen anzunehmen. Die Schwierigkeit ist nur, die

wirklich gebotenen zu erkennen. Der König hüllt seinen Willen in nebelhafte Aeußerungen, die sich wechselseitig widersprechen, aufheben, und wenn man auch recht gut zu wissen glaubt, was er im Allgemeinen will, so weiß man doch nicht, was er am jedesmaligen Tage will. Früher war der russische Gesandte eine große Hülfe, den Willen seines Hofes konnte man stets mit Erfolg vorschieben, diese Hülfe fehlt seit Meyendorff's Abgang.

Der Kriegsminister General von Stockhausen sagt, der König halte die Minister in Potsdam oft über alle Gebühr auf, die Königin erinnere dann wohl, daß der Eisenbahnzug abgeht, aber der König hört nicht darauf; kommen sie dann zu spät auf den Bahnhof, und finden den Zug schon abgefahren, so findet der König das spaßhaft und lacht über ihre Verlegenheit. Früher trieb er solche Späße mit den Hofdamen, müssigen Junkern, — die Minister meinen, für dergleichen weder Stimmung noch Muße zu haben! Hilft nichts, sie müssen dran! und müssen wohl gar hören, sie hätten nichts in der Welt zu thun. Oft genug sieht es freilich so aus, denn sie finden Zeit zu den erbärmlichsten Dingen, elenden Ceremonien, Bällen, Festessen, Assembleen. —

Der österreichische Gesandte von Prokesch beklagt sich bitter, daß man hier ohne Unterlaß kleine und große Feindlichkeiten gegen Oesterreich ausübt, diesem auf alle Weise zu schaden sucht, Preußen sei undankbar, Oesterreich habe ihm in den Bundestag glücklich hineingeholfen, ihm die Verlegenheit der Besetzung Holsteins, Hamburgs und Baden abgenommen, in Kurhessen Gleichberechtigung zugestanden, gebe ihm fortwährend das Beispiel von Kraft und Entschlossenheit und dafür dieser Undank! — Als Ironie vortrefflich! — Prokesch äußert sich über Personen mit Vorsicht, sagt nichts gegen Manteuffel, wogegen dieser oft über Prokesch in den stärksten Ausdrücken sich vernehmen läßt; man sagt, er thue

es nur zum Schein, um bei manchen Personen das Ansehn eines guten Preußen zu gewinnen! —

Die „Kreuzzeitung" ist jetzt sehr besorgt um Frankreich. Sie wirft dem Grafen von Chambord Mangel an Muth vor, er soll in Frankreich an der Spitze der Seinen auftreten, seine Krone mit Gewalt nehmen, wenigstens den Bürgerkrieg entzünden! Die „Kreuzzeitung" ist in mancher Beziehung ein völlig revolutionaires Blatt, schimpft die Fürsten, bestreitet ihnen Rechte, so z. B. jetzt dem Hause Hessen-Darmstadt das Recht den Titel Erlaucht zu verleihen, in welchem Betreff auch Kurhessen wegen des Titels Gräfin von Schaumburg und selbst Oesterreich wegen des Titels Grafen von Meran bekrittelt wird. —

Haussuchungen, Verhaftungen, schamlose Willkür und freche Gewaltsamkeit sind in Preußen immerfort im Schwange, wer kann alles aufzeichnen! Temme in Breslau hat Klage erhoben wegen völlig ungesetzlichen, ja ungebührlichen Verfahrens der Polizei. Alles Rechtsbewußtsein, aller Rechtssinn im Staate muß untergehen, im Volk erwacht das Rechtsgefühl um so stärker, aber außerhalb des Staates und gegen ihn. Das ist unausbleibliche Folge. —

Freitag, den 21. November 1851.

Die „Urwählerzeitung" beweist heute, daß die „Kreuzzeitung" lügt, wenn sie dem Bundestag das Recht abspricht, auf die preußische Verfassung einzuwirken, sie weist auch den Grund der Lüge sehr gut nach. Die „Kreuzzeitung" hat jenes Recht oftmals anerkannt, sich darauf berufen, wenn es ihr taugte; sie fürchtet aber, der Bundestag stellt nur die Behördenmacht, nicht die Junkerherrschaft her; ihr kommt es nur auf diese an. —

Die Polizei in Breslau hat nicht nur alle Familienbriefe Temme's gewaltsam durchgelesen, sondern ihm auch das Manuskript eines Roman's fortgenommen. Das schönste Stück aber liefert der Magistrat in Liegnitz: „Wir eröffnen Ihnen auf Ihr Gesuch vom 12. d. Mts., daß die Rückgabe der bei der am 26. Mai c. bei Ihnen abgehaltenen Haussuchung konfiszirten Druckſachen nicht erfolgen kann und wir auch nicht verpflichtet sind, Ihnen die Gründe anzugeben, aus denen wir die Rückgabe jener Druckschriften verweigern. Liegnitz den 13. November 1851. Der Magistrat. (Polizeiverwaltung.) Teichmann. An den Predigtamts-Kandidaten Otto Becker hier."

Streit des Gemeinderathes von Bremen gegen die Regierung, weil diese der Stadt auferlegen wollte für die Polizei die erforderlichen Wohngelasse herzugeben. —

Schikanen gegen die freie Gemeinde hier; daß ihre Gesangbücher im Versammlungssaale für Geld zu haben sind, soll gegen die Gewerbeordnung sein. —

In Dresden der Kindergarten, die Schule, der Frauenverein der Deutschkatholischen polizeilich aufgehoben. —

In Luckau fielen die Wahlen zum Gemeinderath demokratisch aus, der Landrath Graf vom Solms erklärte sie sofort für ungültig. Die „Kreuzzeitung" droht der Stadt, man werde ihr, wenn sie so gesinnt ist, kein Gymnasium zugestehen, und keine Königliche Behörde hinsetzen. Solch offenbare Korruption!

Wie sicher die Regierung auf die Appellationsgerichte rechnet! In Duisburg hatte die Polizei den Zigarren-Arbeiter-Verein geschlossen, das Kreisgericht die Schließung wieder aufgehoben, das Appellationsgericht zu Hamm sie dagegen bestätigt. — Ein Landrath von Fabeck, der Beleidigungen gegen einen Klub ausgestoßen und deßhalb von zehn Militairpersonen verklagt worden war, welche diesem

Klub angehört hatten, wurde vom Unterrichter wenigstens in die Kosten verurtheilt, das Appellationsgericht in Königsberg hat ihn freigesprochen, und den Klägern die Kosten auferlegt. —

Sonnabend, den 22. November 1851.

Die „Konstitutionelle Zeitung" spricht von der Korruption in Frankreich, die Louis Philippe dort geschaffen habe, und schildert dabei unsre hiesigen Zustände, ohne sie zu nennen, sie giebt ein Bild unsrer gränzenlosen Staats- und Regierungsverderbtheit, und deutet die Folgen an, welche daraus entstehen müssen. —

Das hannöver'sche Ministerium weist den Bundestag ab, und erklärt die Klagen der Ritterschaft für strafbaren Ungehorsam.

Die Magdeburger Elbschifffahrtskommission ist ohne allen Erfolg auseinandergegangen, weil Mecklenburg durchaus keine Herabsetzung seiner Zölle zugestehen wollte. Nichts bringen sie zu Stande! Ueberall brauchen sie die frevelhafteste Gewalt, — Kurhessen, Schleswig-Holstein, Hamburg, die sprechendsten Denkmäler — nur nicht am rechten Orte, nicht zum Gemeinbesten. Und es giebt Narren, die noch die Aufhebung des Sundzolles bald erwirkt zu sehen hoffen! —

Oesterreichs brutale Versuche an der Wiener Börse den Geldwerth zu regeln, die Bedrohung der Geschäftsleute, deren Zurücktreten ꝛc. machen wenigstens in England das rechte Aufsehn, und werden selbst von den „Times" gegeißelt. —

Wackre bremische Bürger schicken zu dem Denkmale Washington's in Amerika einen tüchtigen Stein als Denkmal. Förmlich in der Bürgerschaft angenommen! —

Der Redakteur der „Kreuzzeitung" und Herr von Quast wegen Beleidigung des Magistrats von Ruppin vom Appel-

lationsgericht freigesprochen! Ganz natürlich, sie klagten den Magistrat an, der Demokratie Vorschub zu thun! —

In Goethe's und Knebel's Briefen, in Moritz Hartmann's tapfern Gedichten gelesen. Lateinische Briefe deutscher Gelehrten aus dem siebzehnten Jahrhundert. —

Der Verräther Thiers ist mit seinen Künsten und Ränken, durch die er die Linke der Nationalversammlung zu gewinnen dachte, schmählich gescheitert. Wohlverdiente Strafe!

Die „Vossische Zeitung" giebt einen Artikel aus den »Daily News« über den König von Hannover, ohne es zu merken, daß jedes Wort darin ein schrecklicher Rückschlag auf den König von Preußen ist! Die „Konstitutionelle Zeitung" sagt vorsichtig, sie könne die Ausdrücke nicht wiederholen! —

Der Prinz von Preußen reist nach Koblenz ab, er soll nicht hier sein, während die Kammern versammelt sind. Manteuffel hat noch eine große Unterredung mit ihm gehabt. —

Heine's „Romanzero" ist in Oesterreich verboten, und nun auch hier. Grade zu rechter Zeit, damit die letzten Abdrücke noch eifrig gekauft werden! Auch der Scherzkalender von Glaßbrenner ist verboten, und dieser früh genug, daß in Leipzig noch 10,000 Abdrücke wegzunehmen waren; der Kalender des „Kladderadatsch — von Kalisch und Scholz — ist noch frei. —

In Paris wirkt der Erzbischof Sibour, zum großen Aerger der Reaktion und der Pfaffen, ganz demokratisch, spricht mit den Arbeitern im sozialistischen Sinn ꝛc.

Sonntag, den 23. November 1851.

Sitzung zum Gemahltwerden bei Ludmilla. — Besuch von Herrn Palleske, der hier Shakespeare'sche Stücke und über Shakespeare lesen will. — Mein Bildniß ist fertig geworden, und vortrefflich gelungen. —